ARISTOTELIA

von

Dr. Adolf Stahr,
ordentlichem Lehrer am Königl. Pädagogium
zu Halle.

Erſter Theil.

I. Das Leben des Ariſtoteles von Stagira.
II. Ueber die verlornen Briefe des Ariſtoteles.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes.
1830.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Sr. Hochwürden

dem

Herrn

Dr. Johann Andreas Matthias,

Königl. Preuſsiſchem Conſiſtorial- und Schul-Rathe,
Rector des Dom-Gymnaſii zu Magdeburg,
Ritter des rothen Adlerordens,

und

ſeinem theuren Vater

Johann Ad. Stahr,

Prediger zu Wallmow in der Uckermark,

widmet

diese Blätter

mit den Gefühlen

aufrichtiger Verehrung und kindlicher Liebe

der Verfasser.

Vorrede.

Es ist in unsern Tagen bei der endlos zu nennenden Fluth von Schriften, die das lesende Publikum zu überschwemmen droht, fast einem jeden, der dieselbe auch nur durch einen Tropfen zu vermehren sich anschickt, eine Art von Pflicht geworden, sein Hervortreten, zumal sein erstes, zu entschuldigen oder vielmehr zu rechtfertigen. Dabei ergiebt sich jedoch auf den ersten Blick hin die Unmöglichkeit oder doch Unzulänglichkeit einer solchen Selbstrechtfertigung, die doch nur durch den Nachweis des Berechtigtseins zum öffentlichen Auftreten genügend gegeben werden könnte. Niemand aber kann noch darf in eigner Sache Richter sein.

So unwahr und widerlich nun stets derjenigen Weise erscheint, die, den schützenden Mantel

einer, nur zu oft erheuchelten Bescheidenheit überhängend, die ersten Erzeugnisse ihres Geistes als solche einzuführen pflegen, die, wollte man ihre eignen Worte ernstlich nehmen, nichts weniger als dem Urtheile des Publikums übergeben zu werden verdienten: eben so tadelnswerth und verwerflich ist gewifs auch das Verfahren derer, welche nur durch keckes und bis zur Anmafsung dreistes Auftreten gleich von vorn herein festen Fufs in der litterarischen Welt fassen zu können meinen. In keine von beiden Klassen möchte der Verfasser dieser Blätter gestellt werden. So innig überzeugt er auch ist von der Mangelhaftigkeit dieses Versuchs, welchen er den Freunden des Stagiriten zu bieten wagt, und so gefafst er sich auch hält, Ausstellungen gemacht, Mängel aufgedeckt, und hier und da wohl selbst scharfen Tadel begründet zu sehn; so ist er doch zugleich der festen Meinung, dafs, besonders heutzutage, jeder, der die Früchte seiner Studien der Oeffentlichkeit zu übergeben wagt, dadurch zugleich die Ueberzeugung ausspreche, dafs er mit denselben wenigstens in irgend einer Hinsicht der Wissenschaft einen Dienst, sei dieser so gering wie er wolle, zu erzeigen meine. So nun ermuthigte auch mich, bei einem eben so aufrichtigen, als meinen Freunden bekannten Mifstrauen meiner Kräfte und der daraus hervorgehenden Scheu vor einem öffent-

lichen Auftreten, zur Herausgabe dieſer Verſuche der Gedanke, daſs bei dem Wiedererwachen des Eifers für den lange genug, und in einem, für die Philologie ſo blühend zu nennenden Zeitalter, mit auffallendem Unrechte unberückſichtigten Ariſtoteles auch der kleinſte Beitrag für denſelben nicht unwillkommen ſein dürfte. Durch die Bearbeitung einer, von der philoſophiſchen Fakultät der Univerſität zu Halle geſtellten Preisaufgabe über die Definition der Tragödie in der Poëtik des Ariſtoteles wurde der Verfaſſer zuerſt zum Studium der Werke des Stagiriten hingeleitet; und dieſer Umſtand, und die Ermunterungen des, der Welt in der Blüthe des Mannesalters entriſſenen Profeſſor Jacobs, deſſen dankbares Andenken nie aus meiner Seele ſchwinden wird, lieſsen jene Zeit, in vieler Hinſicht die ſchönſte meines Lebens, für die Richtung meines Strebens und meiner Kräfte entſcheidend werden.

Bei der unendlich-reichen Fülle der trefflichſten Leiſtungen, welche, faſt für jeden, nur einigermaſsen wichtigen Schriftſteller des Alterthums, vornehmlich des helleniſchen, ſich zur Förderung und Unterſtützung des Studiums demjenigen, der mit ihm näher bekannt und vertraut werden will, darbieten, iſt in derſelben Hinſicht für den Ariſtote-

les so gut wie nichts vorhanden. Während dafs, um mit Uebergehung der Dichter und Geschichtschreiber nur des Platon allein zu gedenken, der Eintritt in das Heiligthum der Werke dieses Geistes durch Abhandlungen über Leben und Schriften desselben von Schleiermacher, Ast, Socher, Stallbaum, u. a., wie durch zahlreiche Ausgaben und treffliche Sach- und Sprachkommentare zu fast allen einzelnen Dialogen, dem angehenden Philologen wie jedem studierenden Jünglinge überhaupt aufgeschlossen ist, sucht ein solcher vergebens für den Aristoteles nach etwas Aehnlichem. Oft genug hört man freilich die Klage über die arge Vernachlässigung des Studiums der Schriftwerke des Stagiriten; und doch kann diesem Uebelstande nur dadurch abgeholfen werden, dafs man anfange die Werke des Aristoteles, oder vorerst nur den sich vorzüglich dazu eignenden Theil derselben der studierenden Jugend zugänglicher zu machen, von der jetzt mancher kaum eins und das andere Werk etwas mehr als nur dem Namen nach kennt. Die Anregungen, welche zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts durch die Leistungen zweier Heroen unserer philologischen Litteratur, Hermann und Schneider, gegeben wurden, blieben lange erfolglos; und auch jetzt noch stehen die Bearbeitungen einzelner Werke, von Zell, Koraës, Göttling,

vereinzelt da. In Hinsicht auf den zuvor angedeuteten Zweck ist bis jetzt für die Poëtik noch das Meiste geschehen: für die ethischen Schriften ist die Zell'sche Ausgabe der Nikomachischen Ethik unter den neueren fast die einzige, welche mehr als den Text bietet, und über Sprachen und Sachen in einem schätzbaren Kommentare dankenswerthe Belehrung giebt; denn der von Herrn Prof. Michelet versprochene zweite Theil seiner Ausgabe ist sowie der der Cardvell'schen noch nicht erschienen. Die übrigen ethischen Schriften dagegen liegen, seit des unsterblichen Sylburg Gesammtausgabe der Werke des Aristoteles, ganz verlassen da. Fast ebenso ist es mit den rhetorischen Schriften. Und doch würde eine tüchtige Ausgabe der grösseren Rhetorik, von einem der vielen Heroen der Philologie unserer Tage, belebender und anfeuernder auf das Studium des Aristoteles einwirken, als alle andern sonstigen Anmahnungen und Aufforderungen *); sowie die Vollendung der, von

*) So möchte wohl schwerlich jemand bestreiten wollen, dass sich z. B. die beiden Bücher über die Freundschaft (das VIIIte und IXte der Nikomachischen Ethik) gewiss eben so gut, wo nicht besser zur Lectüre in der ersten Klasse einer gelehrten Schule eignen, als manche der daselbst gelesenen schwierigeren Dialoge des Platon. Hätte die Stimme des Schreibers dieser Zeilen auch nur einiges Gewicht in einer solchen Sache, so würde er vielleicht schon früher sich mit

dem hochverdienten Herausgeber des Platon verſprochenen, gewiſs von allen Freunden des Stagiriten ſehnlich erwarteten Geſammtausgabe der Werke deſſelben von unberechenbarem Einfluſſe ſein wird.

Doch ich verlaſſe hier einen Stoff, deſſen weitere Beſprechung, ſo nahe liegend, doch eben ſo leicht zu weit abführen, als dem Verfaſſer das Anſehn eines übelanſtehenden Lehrtones in einer Sache erwecken könnte, in welcher ein gewichtiges und fruchtbares Wort zu reden hundert Andere vor ihm befähigter und berechtigter ſind. Der Gedanke, welcher mir bei der Abfaſſung dieſer Blätter vorſchwebte, war der, in einer Reihe einzelner, nur durch den gemeinſamen Bezug auf einen Hauptgegenſtand verbundener Abhandlungen von verſchiedenem Umfange theils ſelbſtſtändige Beiträge zur Aufhellung der Lebensumſtände und Schriftwerke

---

einer, für dieſen Zweck berechneten Einzelausgabe jener beiden überaus trefflichen Bücher hervorgewagt haben, da ſeit mehreren Jahren die Leſung des genannten ethiſchen Werks des Stagiriten ſeine Lieblingsbeſchäftigung iſt. Aber einem ſolchen Unternehmen kann erſt die Stimme bewährter Männer Eingang und Aufnahme bereiten, die ſonſt gewiſſe Vorurtheile, ſo unbegründet ſie an ſich auch ſein mögen, doch ſehr erſchweren dürften. Vielleicht wird mir durch irgend einen Beurtheiler dieſer Blätter Rath und Aufmunterung zu Theil.

des Aristoteles zu liefern, theils die Leistungen Anderer, durch Zusammenstellung der Resultate ihrer Forschungen über verschiedene den Aristoteles betreffende Gegenstände, auch solchen Lesern zugänglich zu machen, welche bei dem Beginne ihrer philologischen Studien auch den Stagiriten näher kennen lernen möchten. Die Abhandlungen von Buhle, Schleiermacher, Titze, Jourdain, Brandis, Kopp enthalten Resultate, deren übersichtliche Darstellung, je nach den einzelnen Gegenständen, welche sie betreffen, dem studierenden Jünglinge von wesentlichem Nutzen sein, und ihm gleichsam als eine Einleitung in das Studium der Schriftwerke des Stagiriten dienen könnte.

Die beiden hier gegebenen Aufsätze sind also als der Anfang einer Reihe ähnlicher zu betrachten, welche, falls diese ersten Versuche Aufmunterung und Belehrung veranlassen, und dem Verfasser selbst Wiederkehr fester Gesundheit und mehr Musse als gegenwärtig zu Theil werden sollten, über mehrere einzelne, nicht uninteressante Punkte sich verbreiten werden. Dahin gehören namentlich: die kritische Behandlung der unter dem Namen des Aristoteles auf uns gekommenen Briefe; über das, noch immer räthselhafte, Verhältniss der Eudemischen Ethik zu der anerkannt-ächten Ethik an

den Nikomachus; über die Abweichungen der, von Stobäus mitgetheilten Lehrſätze der Moral des Ariſtoteles von den in den ethiſchen Schriften des Letzteren enthaltenen; über die unmittelbaren Schüler des Ariſtoteles. Auch dürften vielleicht eine gedrängte Ueberſicht ſämmtlicher Eintheilungs- und Anordnungsverſuche der Ariſtoteliſchen Schriften, verbunden mit einer kurzen Geſchichte der Ausgaben derſelben; ſowie eine Sammlung der Zeugniſſe der Alten über den Stil des Ariſtoteles, für die etwaige Fortſetzung dieſer Beiträge nicht unpaſſende Vorwürfe ſein.

Was nun den erſten der in dieſem Theile enthaltenen Aufſätze ſelbſt betrifft, ſo ſei es mir erlaubt, um wenigſtens einigermaſsen den Standpunkt einer etwaigen Beurtheilung zu beſtimmen, hier noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Zuvörderſt iſt das Material, ſoviel uns deſſen das Alterthum noch bietet, aus eigner Leſung der Quellen geſammelt worden; und, eine und die andere Stelle eines mir vielleicht nicht zugänglichen Werkes ausgenommen, dürfte wohl keine nicht aus eigner Sammlung gewonnen ſein. Es iſt dieſs ſo wenig ein Verdienſt, als vielmehr eine unerlaſsliche Pflicht für den, der ſelbſt prüfen, und ſein Urtheil

nicht fremdem Einfluſſe unterordnen will. — Für die Charakteriſtik des Menſchen im Philoſophen fand ich die trefflichſte Quelle, die von Euſebius in ſeiner Praeparatio Evangelica aufbehaltenen Fragmente des Peripatetikers Ariſtokles Meſſenius, entweder gar nicht, oder, wie von Patritius, verkehrt benutzt *). Doch was etwa überhaupt durch meine Arbeit für genauere Beſtimmung und Aufhellung der Lebensverhältniſſe des Ariſtoteles, wenigſtens in einigen Partieen, gewonnen ſein dürfte, überlaſſe ich geziemender Weiſe dem Urtheile Anderer; ſowie auch, ob und in wie weit mein Hauptzweck: Vollſtändigkeit in der Zuſammenſtellung ſämmtlicher dahingehöriger Notizen, und gründliche und erſchöpfende Vertheidigung des Stagiriten gegen mehrere unwürdige Anſchuldigungen, erreicht worden ſei.

Sainte Croix's klaſſiſches, von Buhle gar nicht benutztes Werk: Examen critique des anciens hiſtoriens d'Alexandre le Grand, gelangte erſt in

*) Eine rühmliche Ausnahme macht Brucker in ſeiner Hiſtoria critica Philoſoph. T. I. p. 776 — 798. Leider ſehe ich dieſs eben jetzt erſt, da meine Arbeit gedruckt vor mir liegt; ſowie auch überhaupt, daſs dasjenige, was er über das Leben des Stagiriten ſagt, die Zuſammenſtellungen aller andern mir bekannten Biographen des Ariſtoteles an Sorgfalt und Gelehrſamkeit übertrifft.

meine Hände, als der vorliegende Aufſatz ſchon vollſtändig für den Druck ausgearbeitet war. Dennoch iſt es von mir, ſo weit es noch möglich war, gewiſſenhaft benutzt, und ſelbſt da citirt worden, wo es ſich ergab, daſs meine Unterſuchungen mich zu einem gleichen Reſultate geführt hatten; da ich vor allen Dingen, ſei es auch mit Aufopferung der Freude an eigenthümlichen Bemerkungen, ſelbſt den Schein der Anmaſsung fremden Geiſteseigenthums vermeiden wollte. Darum ſei denn auch hier gleich noch bemerkt, daſs der Verfaſſer die Auseinanderſetzung der chronologiſchen Beſtimmungen über das Leben des Demoſthenes (vergl. Leben des Ariſtot. Seite 30 — 32) den Vorträgen ſeines um ihn ſo vielverdienten, und von ihm wie von allen Schülern des Dahingeſchiednen tief betrauerten Lehrers Reiſig über die Midiana des Demoſthenes verdankt.

Was den zweiten Aufſatz: **Ueber die verlornen Briefe des Ariſtoteles und ihre Sammlungen im Alterthume**, anbelangt, ſo hätte ich mit demſelben gern die kritiſche Behandlung der, uns noch übrigen ſogenannten Briefe des Ariſtoteles, welche ich, höchſtens mit Ausſchluſs des bei Gellius befindlichen, ſämmtlich für unächt und einer ganz ſpäten Zeit angehörig halten

zu

zu müſſen glaube, verbunden. Aber es war mir bisher weder möglich, zu dieſem Behufe die älteſte Ausgabe derſelben (bei Aldus Manutius Vened. 1499) zur Begründung des Textes benutzen, noch auch überhaupt nähere Kunde über die handſchriftlichen Quellen, aus welchen jene Briefe gefloſſen, erhalten zu können. Bis dahin muſs alſo dieſe Vervollſtändigung der genannten vorliegenden Abhandlung hinausgeſchoben bleiben. Jede mir hierüber zukommende belehrende Bemerkung würde ich gewiſs mit aufrichtigem Danke benutzen.

Auf Reinheit des Druckes von ſinnſtörenden Druckfehlern iſt die möglichſte Sorgfalt verwendet worden, ſo daſs vielleicht, auſser den zwei angezeigten, kaum noch ein ähnlicher ſich finden dürfte. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, meinem Freunde Herrn Dr. C. W. F. Büchner auch öffentlich für die Güte zu danken, mit welcher er ſich der Durchſicht eines Theiles dieſer Bogen unterzog. Inconſequenzen hinſichtlich der Schreibart, beſonders der Namen, welche ſich in den erſten beiden Bogen im Verhältniſſe zu den übrigen finden, bitte ich gütigſt zu verzeihen. Sie hätten freilich vermieden werden können, wenn der Verfaſſer ſich, wie er ſpäterhin zu thun nicht unterlaſſen wird, dabei den von Wachler in ſeinem

Handbuche der Litteratur befolgten Grundſätzen angeſchloſſen hätte.

Ich ſchlieſse dieſe Zeilen, indem ich meine Beurtheiler um eine gerechte, aber belehrende und zu neuer Anſtrengung belebende, humane Kritik bitte. Mögen ſie bedenken, daſs es ein Verſuch iſt, den ſie beurtheilen, und ſich dabei der Worte des Stagiriten erinnern: *Ἃ γὰρ δεῖ μαθόντας ποιεῖν, ταῦτα ποιοῦντες μανθάνομεν.*

Halle, den 18ten October 1830.

Adolf Stahr.

I.

Das

Leben des Ariftoteles.

Einleitung.

Erſtaunenswürdig iſt die Zahl der für uns verlornen Werke der Alten, welche das Leben des Stagiriten, entweder allein, oder in Verbindung mit dem Leben anderer Philoſophen behandelten, oder doch wichtige einzelne Nachrichten über ſeine Schickſale enthielten. Schon die Anzahl derjenigen, von welchen es durch Zeugniſſe der Alten ſelbſt ausgemacht iſt, daſs ſie über das Leben des Ariſtoteles handelten, iſt nicht unbeträchtlich. Aber bedeutender um vieles iſt die Menge derjenigen, von denen es, wenn nicht gewiſs, doch höchſt wahrſcheinlich iſt, daſs zugleich mit ihnen wichtige Quellen über das Leben des Stagiriten untergegangen ſind. Bedenkt man nur die Menge von Schriften der genannten Art, die allein Diogenes von Laerte noch kannte, und, wie wir aus ſeinen Anführungen zum Theil erſehn, noch benutzen konnte [1]), und vergleicht man hiermit, was ein Jonſius [2]), Fabricius,

1) Franc. Patritius (discuſſ. peripatet. I. 3. p. 19) zählt aus ihm vierzig Schriftſteller über Leben und Lehrmeinungen der Philoſophen auf, und giebt die Anzahl der überhaupt von ihm citirten auf 211 an.

2) Joannis Jonſii de ſcriptoribus hiſtoriae philoſophicae libri IV. fortgeſetzt von Joh. Chriſtoph Dorn, Jena. 1716. 4. — Nach dieſer Ausgabe wird citirt werden.

und andere nach ihnen über die Litteratur der Geſchichte der Philoſophie, von der bei den Alten die Biographie einen Haupttheil ausmachte, geſammelt haben; ſo wird man die Gröſse des Verluſtes, der uns betroffen, ermeſſen, und zugleich des Unmuthes ſich kaum erwehren können, dafs ein Diogenes Laertius, dem noch ſo viel des Trefflichen zu Gebote ſtand, ſo wenig geleiſtet hat. Hätte er von dem, was ihm überhaupt nach den Umſtänden zu leiſten möglich war, auch nur das Mittelmäſsige geſchafft, ſo würde er die Unſterblichkeit, die ihm, wie andern ſeines gleichen, vor tauſend beſſeren Männern ſo unverdient zu Theil geworden iſt, wenigſtens einigermafsen verdient haben.

Zu den Werken, von denen es ihrem Hauptinhalte nach wahrſcheinlich iſt, dafs ſie Nachrichten über das Leben des Ariſtoteles enthielten, gehört nun namentlich auch die bedeutende Menge derer, die das Leben und die Thaten ſeines groſsen Zöglings behandelten [8]), und die nothwendig, je nach ihrem ſonſtigen Gehalte und Umfange, auch über den Stagiriten mehr oder minder wichtige Nachrichten enthalten mufsten. Exiſtirten doch ſelbſt eigne Werke über die Erziehung des makedoniſchen Eroberers, deren eins wir, wenigſtens dem Namen nach, noch kennen, und deſſen Verluſt ſchon allein für das Leben des Ariſtoteles unerſetzlich genannt werden kann.

Hierher gehören ferner die von den Alten, wie z. B. von Plutarch, häufig erwähnten Briefe Alexanders

---

8) Vergl. den Catalogus ſcriptorum de Alexandro Magno, in Fabricii Biblioth. graeca Lib. III, cp. 8, und vor allen das treffliche Werk von St. Croix, Examen critique des anciens hiſtoriens d'Alexandre le Grand. Seconde édition conſidérablement augmentée. Paris. 1804. 4.

ſelbſt, ſowie der eigne Briefwechſel des Ariſtoteles mit einem Philipp, Antipater, Alexander, und andern, wovon ſpäter ausführlicher gehandelt werden ſoll.

§ Sieben Schriftſteller werden nun von Diogenes Laertius als Quellen ſeiner Nachrichten über das Leben des Ariſtoteles namhaft gemacht; ſie ſind: Hermippus, Timotheus der Athener, Demetrius Magnes, Ariſtippus, Eumelus, Apollodorus, Phavorinus, und Ambryon. Zu ihnen mag man noch einige Schriftſteller hinzurechnen, von denen es ebenfalls entweder gewiſs, oder doch höchſt wahrſcheinlich iſt, daſs ſie ſich über das Leben des Ariſtoteles, nach ihrem Hauptzwecke, mit mehr oder minderer Ausführlichkeit verbreiteten. Dahin gehören namentlich: Ariſtoxenus, mit dem Zunamen Muſikus, Apellikon von Teos, Ariſtokles der Meſſenier, Sotion und ſein Epitomator Heraklides Lembus, und endlich Damascius. Von dieſen allen dürften einige Bemerkungen ſowohl über ihre Perſonen, als über ihre hierher gehörigen Schriften nicht unwillkommen ſein.

Hermippus aus Smyrna, als Anhänger des Grammatikers Kallimachus zubenamt *Καλλιμαχίος*, lebend um die 125ſte Olympiade, ſchrieb ein treffliches Werk, *περὶ τῶν ἑπτὰ σοφῶν* (Athenaeus X, 12, p. 344 a.), in mehreren, wenigſtens vier, Büchern, welches Diogenes gewöhnlich kurzweg *περὶ τῶν σοφῶν* citirt. (Vergl. Proclus ad Heſiod. Opp. et D. I, v. 41.) Auſserdem aber ſchrieb er Biographien ausgezeichneter Philoſophen und Redner in einem umfaſſenden Werke, und handelte namentlich über das Leben des Ariſtoteles in mehr als einem Buche, wie dies aus Athenäus erhellt, welcher *ἐν τῷ πρώτῳ περὶ Ἀριστοτέλους* citirt (vergl. L. XIII, p. 589. c. XV, p. 696 f. Patrit. discuſſ. peripatet. III, 20). Die Alten rühmten ſeine Treue und

Genauigkeit als Forſcher, und bei Joſephus, in deſſen Schrift gegen den Apion, wird er der ausgezeichnetſte aller Biographen des Pythagoras, und *ἀνὴρ περὶ πᾶσαν ἱστορίαν ἐπιμελής* genannt (vergl. Menage ad Diog. Laert. Th. II, p. 347). Diogenes beruft ſich ſehr häufig auf ſein Zeugniſs (vergl. Menage a. a. O. p. 205), welches für uns allemal von nicht unbedeutendem Gewichte ſein muſs, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daſs auch er nicht immer mit gehöriger Kritik das Richtige überliefert hat. Man vergl. über ihn Bentley's Urtheil, in d. Diſſert. de Epiſt. Phalaridis p. 50 — 52. — Jonſius de ſcriptorib. hiſt. phil. II, cp. IX, p. 190 — 195. — Weit weniger bekannt als Hermippus iſt

Timotheus der Athener, deſſen Werk *περὶ βίων* von Diogenes Laert. auſser im Leben des Ariſtoteles (V, 1) nur noch im Leben des Platon, Speuſippus, und Zeno Cittieus citirt wird. Sonſt gedenkt ſeiner überhaupt Niemand von den Alten (m. ſ. Menage ad Diog. L. Th. II, p. 138). Ueber einen andern Timotheus von Pergamus und deſſen Werk *περὶ τῆς τῶν φιλοσόφων ἀνδρείας* vergl. man Dorn, in den Nachträgen zu Jonſius mehrerwähntem Werke, IV, n. 52. — Dagegen wiſſen wir etwas mehr über den

Demetrius von Magneſia (*ὁ Μάγνης*), welchen Diogenes V, 3 erwähnt. Er war Zeitgenoſs des Cicero und Atticus (ad Attic. IV, 11. VIII, 11); doch hüte man ſich, ihn mit dem gleichzeitigen Rhetor Demetrius Syrius (Cicer. Brut. cp. 91. und daſelbſt Orelli) zu verwechſeln [4]). Der vollſtändige Titel ſeines hierher ge-

4) Dies begegnete nicht nur dem genauen Jonſius, II, 17, p. 249, ſondern auch dem groſsen Bentley, Opusc. p. 372. „fuit is (Demetr. Magnef.) praeceptor rhetoricae, familiaris P. Attici, et ſummus criticus atque hiſtoricus." — Ernеſti in der Clavis Cic. ſcheidet beide.

hörigen Werkes iſt nach Diogenes von Laerte a. a. O.: *Περὶ ὁμωνύμων ποιητῶν τε καὶ συγγραφέων* (vergl. Diog. L. I, vit. Epimenid. 112); jedoch citirt derſelbe öfters abgekürzt *περὶ ὁμωνύμων* (I, 38), oder auch wohl *ἐν τοῖς ὁμωνύμοις*. Demetrius handelte in dieſem Werke über Leben und Schriften gleichnamiger berühmter Männer um die im Alterthume ſo leicht möglichen Verwechſelungen zu verhüten, wobei er zugleich Gelegenheit nahm, manche einzelne Punkte mit gehöriger Kritik zu berichtigen (vergl. Brandis im Rhein. Muſ. III, 1, S. 110). Aufser Diogenes, der ihn ſehr häufig als Zeugen anführt, gedenkt auch Dionys von Halikarnaſs ſeiner zum öftern, eben ſo auch Athenäus und Plutarch. Aehnlich dem eben erwähnten Werke ſchrieb er ein anderes über gleichnamige Städte (Harpocration ſ. v. *Μεθώνη*). Mehr über ihn geben Menage und Caſaubonus zum Diogenes v. Laerte (Th. I, p. 23 Meib.; Th. II, p. 22 p. 64.), und Jonſius a. a. O. II, cp. 17, p. 249... — Der von Diogenes ebenfalls (V, 3) im Leben des Ariſtoteles als Zeuge aufgeführte

Ariſtippus gab in ſeinem Werke *περὶ παλαιᾶς τρυφῆς* eine Sammlung von Beiſpielen aus dem Leben berühmter Alten, die den Freuden ſinnlicher Genüſſe gehuldigt hätten. Ein ſolches Werk war für den anekdotenſüchtigen Diogenes Laertius ſehr gelegen, und wahrſcheinlich hat er es mit ausnehmender Vorliebe benutzt. Obgleich es ſich nun nicht unter den von Diogenes aufgezählten Schriften des Ariſtippus von Kyrene findet, ſo trägt Menage doch kein Bedenken, es mit Gerh. Joh. Voſſius gegen Geſsner für ein Werk dieſes Philoſophen zu halten (vergl. Menage ad Diog. Laert. Th. II, p. 38). Mindeſtens ſieht die Abfaſſung eines ſolchen, vielleicht zu eigner Entſchuldigung, dem genuſsliebenden Ariſtippus nicht unähnlich. Die über ihn handelnde Monographie: Ariſtippus philoſophus

Socraticus, von Frd. Mentz, Halle 1719, iſt mir nicht zu Geſicht gekommen.

Apollodorus der Athener [5]) (angef. bei Diog. L. V, 9), ein Schüler des Ariſtarchus und Panätius, ſchrieb ein Werk: *Περὶ τῶν φιλοσόφων αἱρέσεων*, deſſen Kunde uns Diogenes Laert. im Leben des Solon erhalten hat. Wichtiger aber und empfindlicher iſt der Verluſt des von demſelben Diogenes häufig als Quelle angeführten Werks: *Χρονικά*, von andern, weniger richtig, *Χρονικὴ σύνταξις* genannt. Hierauf werden wir weiter unten bei der Beſtimmung einiger chronologiſchen Verhältniſſe im Leben des Ariſtoteles zurückzukommen Gelegenheit haben. Hier erwähnen wir nur noch der von Brandis im Rheiniſchen Muſ. Bd. III, Heft 1, S. 110 mitgetheilten Anſicht, daſs Apollodor ſeine chronologiſchen Beſtimmungen wahrſcheinlich nach Eratoſthenes Vorgange zuſammengeſtellt habe.

Das Werk des

Eumelus [6]) findet ſich überhaupt nur einmal bei Diog. Laert. (V, 6) erwähnt, der aus dem fünften Buche ſeiner Geſchichten (*ἱστοριῶν*) die Notiz ſich excerpirt hatte, daſs Ariſtoteles, als er zu Platon gekommen, dreiſsig Jahr alt geweſen ſei, und im ſiebzigſten Lebensjahre den Giftbecher getrunken habe. Jonſius übergeht ihn ganz.

Ueberaus häufig aber erwähnt Diogenes in ſeinen Büchern zweier Werke des

Phavorinus (Diog. L. V, 5), eines gebornen Galliers, Zeitgenoſſen der Kaiſer Trajan und Hadrian. Es ſind dies nämlich: 1) die *ἀπομνημονεύματα* und 2) die

---

5) Ueber ihn vergl. man Jonſius II, 15, p. 231...

6) Die falſche Lesart *Κύμολος* in Stephanus und anderer Ausgaben verbeſſerte ſchon H. Caſaubonus.

παντοδαπὴ ἱστορία, oder auch παντοδαπῆς ὕλης ἱστορικῆς, beide in mehreren Büchern. Am häufigſten citirt Diogenes das erſtere Werk. Uebrigens wiſſen wir von dem näheren Inhalte ſeiner Schriften, ſowie über Plan und Anordnung derſelben nichts genaueres. Vergl. Aldobrandin. z. Diog. L. VIII, 53, Th. I, p. 528 Meib. Jonſius III, cp. VII, p. 35.

Eines auf den Stagiriten verfaſsten Epigrammes wegen gedenkt ferner Diogenes noch (V, 11) des

Theokritus von Chios, und ſeines, ſonſt unbekannten, Biographen Ambryon. S. Menage z. Diog. L. Th. II, p. 190. Jonſ. IV, 3, p. 237. Nach jenem Epigramme zu urtheilen, war er eine von den vielen kleinen dem Ariſtoteles feindſelig geſinnten Seelen, welche Ariſtokles Meſſenius bei Euſebius (Praeparat. Evangel. XV, 2) ſo treffend charakteriſirt. Ebenſo wird wegen eines Spottverſes auf den Stagiriten noch bei Diogenes (V, 11) der giftige Sillograph Timon angeführt, der, ein eifriger Anhänger des Pyrrhon, lebend um 270, ſich ganz vorzüglich in beiſsenden Schmähungen gegen den Charakter hochberühmter Philoſophen gefiel. S. Menage z. Diogen. Laert. Th. II, p. 440. Schöll Geſch. d. griech. Litterat. Th. II, p. 105 der deutſch. Ueb.

Dies ſind die ſämmtlichen, von Diogenes Laertius in ſeiner Lebensbeſchreibung des Philoſophen namhaft gemachten Quellen. Wir wenden uns jetzt zu denen, die wir oben, auſser jenen, vorläufig genannt haben. Hier bietet ſich nun ſchon der Zeit nach als der erſte dar:

Ariſtoxenus von Tarent, zugenamt Muſikus, anfangs Schüler des Pythagoräers Xenophilos, ſpäter des Ariſtoteles Zuhörer (Suidas ſ. v. Ἀριστόξενος); er ſcheint zwar unter ſeinen vielen Schriften nicht in einem eignen Werke das Leben ſeines groſsen Lehrers

behandelt zu haben, doch konnte es nicht fehlen, dafs er in ſeinem Leben des Sokrates und Platon nicht auch häufig des Ariſtoteles hätte gedenken ſollen und müſſen; und dies meldet uns denn auch ein gewichtiger Zeuge, der ſchon erwähnte Ariſtokles Meſſenius (bei Euſebius in deſſen Praeparat. Evangel. XV, 2), mit dem Bemerken, dafs dies ſtets auf eine für den Ariſtoteles ſehr ehrenvolle Weiſe geſchehen ſei. Dieſe namhafte Angabe eines Gewährsmannes wie Ariſtokles iſt nun auch der Grund, weswegen es, wie wir weiter unten ausführlicher bemerken werden, wahrſcheinlich ſein dürfte, dafs die Nachricht, welche wir bei Suidas vorfinden, als habe Ariſtoxenus den Stagiriten nach deſſen Tode mit Schmähungen verfolgt, auf einem Irrthume beruhe; und dieſer Meinung iſt denn auch, wie ich eben ſehe, Wilh. Leonhard Mahne, in ſeiner Diatribe de Ariſtoxeno philoſopho, Amſterdam 1793, 8. (wieder abgedruckt in dem von Schäfer beſorgten Theſaurus criticus novus T. I. p. 1 — 172). Aufserdem kann man über ihn vergl. Menage a. a. O. Th. II, p. 81 und p. 847. Voſſius de hiſt. Graecis I, 9. Jonſius a. a. O. I, p. 85. u. a. m.

In jedem Falle mehr zu bedauern iſt indeſſen der Verluſt eines Werkes des peripatetiſchen Philoſophen und jüngern Zeitgenoſſen Apollodor's des Atheners

Apellikon von Teos; er ſchilderte, wie wir vom Ariſtokles Meſſenius in einem Fragmente aus dem VIIten Buche ſeines Werks *Περὶ φιλοσοφίας* (bei Euſebius a. a. O. XV, cp. 1) erfahren, einen von den Alten in ihren Schriften über das Leben des Weiſen von Stagira vielfältig beſprochenen Gegenſtand, das Verhältnifs deſſelben zu ſeinem Freunde Hermias von Atarneus, und das ehrende Zeugnifs der Gründlichkeit und Sorgfalt, welches ihm der edle Peripatetiker Ariſtokles ertheilt, reicht hin uns den Verluſt ſeines Werks als

einen für die Entwicklung der Lebensumſtände des Ariſtoteles unerſetzlichen anſehn zu laſſen. — Uebrigens vergl. man über ihn Jonſius II, cp. 15, p. 282. Menage a. a. O. p. 188.

Sotion, welcher unter Ptolemäus Epiphanes zu Alexandria lebte, handelte in einem umfaſſenden Werke (es wird von Diogenes Laert. das XXIIIſte Buch citirt), betitelt: *Διαδοχή* oder *Διαδοχαὶ τῶν φιλοσόφων*, über die Reihenfolge der verſchiedenen Philoſophen und die Lebensumſtände derſelben, wobei er namentlich mehrere derſelben gegen Timon's boshafte Nachreden zu vertheidigen bemüht war. Sowohl ſein Werk ſelbſt, als der von Heraklides Lembus (Menage ad Diog. Laert. Th. II, p. 4) davon verfaſste Auszug ſind indeſs verloren gegangen. Jonſius II, cp. 10, p. 196... und cp. 11, p. 202.

Koſtbare Bruchſtücke ſind uns dagegen durch den alten Kirchenvater Euſebius im vierzehnten und funfzehnten Buche ſeiner Praeparatio Evangelica erhalten von einem Werke des Peripatetikers

Ariſtokles aus Meſſene. Dieſer treffliche Mann, Lehrer des berühmten Auslegers der Ariſtoteliſchen Schriften Alexander von Aphrodiſias (Simplic. ad Ariſt. de Coelo z. Anf.), ſchrieb ein überaus ſchätzbares Werk, unter dem Titel: *Περὶ φιλοσοφίας*, in zehn Büchern, in welchem er, wie Suidas (ſ. v. *Ἀριστοκλῆς*) berichtet, *πάντας φιλοσόφους καὶ τ. δόξας αὐτῶν καταλέγει*. Da weiter unten ſehr oft auf die uns von ihm erhaltenen Angaben Bezug genommen werden wird, ſo iſt hier über ihn nur noch auf Jonſius (IV, 8, p. 250 De a.) und Fabric. Bibl. gr. (Lib. III, cp. XI) zu verweiſen. — Endlich ſcheint auch

Damascius der Syrer, lebend unter Juſtinian, in ſeiner *φιλοσόφος ἱστορία* das Leben des Ariſtoteles mit erzählt zu haben.

Noch andere, welche muthmafslich Beiträge zur Lebensbefchreibung des Weifen von Stagira geliefert haben, hier aufzuzählen würde leicht zu weit führen; das Obige mag daher genügen. Im Verfolg unferer Darftellung felbft, wird fich Gelegenheit finden, auch diejenigen von den Alten namhaft zu machen, welche in ihren Schriften vorzüglich die Verunglimpfung des fittlichen Charakters des Stagiriten, durch Verdrehungen und hämifche Entftellungen mancher Umftände in feinem Leben, beabfichtigten. Nur das fei hier noch bemerkt, dafs auch der bekannte

Andronikus von Rhodus, und, zufolge einer Notiz des neuerlich erft zu Paris durch Neumann ans Licht gezogenen Armeniers David[7]), auch Ptolemäus Philadelphus über das Leben des Ariftoteles handelten.

Nur wenige traurige Ueberrefte haben fich von allen jenen reichen Schätzen der Litteratur zu uns herübergerettet; was wir von andern noch an Quellen über das Leben des Philofophen befitzen, ift aus fehr fpäter oder gar nicht zu beftimmender Zeit. Die meiften Nachrichten verdanken wir nun natürlich dem

Diogenes von Laerte, einem Zeitgenoffen des Kaifers Severus, obgleich auch feine Lebensbefchreibung des Ariftoteles, im fünften Buche feiner φιλόσοφος ἱστορία (denn diefer von Suidas erhaltene Titel, der im Alterthume für Werke ähnlichen Inhalts fehr gebräuchlich war, fcheint der richtige zu fein), nichts ift, als eine Zufammenftoppelung der verfchiedenartigften, oft fich widerftreitenden Notizen, ohne Kritik und geord-

---

7) Vergl. unten zu Ende der Abhandlung.

neten Zuſammenhang. Vergebens bemühte ſich Franz Patritius (discuſſion. peripatet. I, 8, p. 19) aus der groſsen Zahl und Wichtigkeit der von ihm citirten alten Schriftſteller ſeine Genauigkeit und Glaubwürdigkeit zu folgern und zu beloben. Er excerpirte, vorzüglich aus den vielen älteren Sammlungen über die Lebensumſtände (*περὶ βίων*) und den Werken über die Aufeinanderfolge, Sekten und Lehrmeinungen der Philoſophen, wie überhaupt aus den verſchiedenartigſten Quellen, die ihm noch zu Gebote ſtanden, ohne alle Auswahl und Plan, was ihm nur aus irgend einem Grunde auffallend oder für den Geſchmack ſeiner Leſer pikant erſcheinen mochte. Mit Recht ſagte daher ein gelehrter Zeitgenoſs des genannten Patritius, gegen welchen ſich dieſer, ohne ihn zu nennen (discuſſion. peripatet. I, 8, p. 19), vergebens heftig ereifert, Diogenes ſcheine ſein Werk nicht etwa geſchrieben zu haben, um Aufklärungen über Leben und Meinungen der alten Philoſophen ſeinen Zeitgenoſſen und Nachkommen mitzutheilen, ſondern nur um Gelegenheit zu haben ſeine eignen und anderer Epigramme und Grabſchriften auf dieſelben anzubringen. Das Beſte von dem im Leben des Ariſtoteles Mitgetheilten dürften, aufser dem Verzeichniſſe der Schriften, welches jedoch nach Titze's Anſicht [8]) bloſs den Katalog der in irgend einer Bibliothek befindlichen Werke des Stagiriten darſtellt, noch die aus Apollodor entnommenen chronologiſchen Beſtimmungen und das Teſtament des Stagiriten ſein, wenn anders dies für ächt gehalten werden darf. Von demjenigen aber, was er über des Philoſophen Syſtem zu ſagen wagt, urtheilte ſchon If. Caſaubonus eben ſo ſtreng als

8) Franc. Nicol. Titze de Ariſtotelis operum ſerie et diſtinctione liber ſingularis. 1826. 8.

richtig: apparet Laertium in canonibus Epicuri magis quam in doctrina Ariſtotelica fuiſſe verſatum. Nae ille prudentius feciſſet et prudentius, ſi hanc partem, quae eſt de dogmate Ariſtotelico, omnino non attigiſſet.

Was den Dionyſius von Halikarnaſſus betrifft, deſſen kurzen Abriſs des Lebens des Ariſtoteles man, ſowie alle übrigen uns erhaltenen Lebensbeſchreibungen des Stagiriten, dem erſten Bande der Buhle'ſchen Ausgabe der Werke deſſelben vorgedruckt findet, ſo iſt er nur für gewiſſe chronologiſche Beſtimmungen von Wichtigkeit.

Erhalten iſt uns ferner eine ſogenannte Lebensbeſchreibung des Ariſtoteles unter dem Namen des Ammonius, von der es indeſſen ſeit Patritius (vergl. discuſſ. perip. I, 1, p. 7 und Jonſius III, 19, p. 105) heut zu Tage zur Genüge erwieſen iſt, daſs ſie keineswegs jenen gelehrten Alexandriner, Hermias Sohn, und ebenſowenig den Damascius aus Syrien, Juſtinian's Zeitgenoſſen (vergl. Voſſius de hiſt. gr. II, cp. 22), ſondern nur einen ganz unwiſſenden, der Sprache wie der Sachen unkundigen Menſchen zum Verfaſſer haben könne (vergl. Buhle Ar. Op. T. I, p. 51..). Der Spanier Pet. Joh. Nunnez, der ſie mit einem weitläufigen Commentare begleitet herausgab, meinte ſie zuerſt ans Licht gezogen zu haben. Jedoch war ſie, wie Jonſius a. a. O. bemerkt, ſchon viel früher in der Ausgabe der Ariſtoteliſchen Werke, welche zu Venedig in den Jahren 1496 bis 98 erſchien, bekannt gemacht worden; wobei jedoch auch nicht zu überſehen iſt, daſs, nach einer Behauptung des genannten Nunneſius zum Phrynichus (p. 311 ed. Lob.), Aldus die griechiſche Lebensbeſchreibung, welche er dem Commentare des Ammonius zu den Kategorien des Ariſtoteles vorſetzte, nur durch eigne Ueberſetzung der alten handſchriftlichen lateiniſchen „vita Ariſtotelis ex vetere translatione"

gewonnen habe. Ein Geiſtesverwandter dieſes, von uns der Kürze wegen Pſeudo-Ammonius genannten Biographen lieferte wahrſcheinlich von jenem elenden Machwerke die erwähnte Ueberſetzung, in barbariſchem Latein, mit mehreren albernen Zuſätzen, Auslaſſungen und lächerlichen Irrthümern [9]). Beide haben zugleich, bei ſpäter folgender Angabe des Richtigen über den Aufenthaltsort des Stagiriten, nach Entfernung des Alexander aus Europa, die ganz unſinnige Sage, daſs Ariſtoteles ſeinen Zögling auf ſeinem Eroberungszuge begleitet habe [10]). Doch iſt nicht zu leugnen, daſs ſich ſelbſt aus dieſer verächtlichen Spreu einige, wenn auch wenige Goldkörner auffinden laſſen, und es iſt nicht unmöglich, daſs jenes Produkt für ein Excerpt aus der ächten, von Ammonius Sakkas verfaſsten Lebensbeſchreibung des Ariſtoteles, welche Hierokles bei Photius (Ecl. CCLI) ſo ausnehmend rühmt, zu halten ſei. Man ſ. Jonſius III, cp. 13, 3, p. 86... Die lateiniſche Ueberſetzung wird ſpäter durch Vet. translat. bezeichnet werden.

Der Anonymus, deſſen griechiſch geſchriebene Nachrichten über Leben und Schriften des Ariſtoteles zuerſt Menage bekannt machte, ſtimmt, was die Lebensnachrichten betrifft, wörtlich mit demjenigen überein, was uns Suidas davon aufbehalten hat. Eigenthümlich iſt beiden die falſche Angabe über die Todeszeit der Pythias, Tochter des Ariſtoteles, und dem erſteren allein ein, mehrfach von dem bei Diogenes L.

9) So werden z. B. die Worte: *ὁ δέ γε Ἀριστοτέλης ἔφηστας ἐν Μακεδονίᾳ*, ganz in demſelben Zuſammenhange überſetzt: Ariſtoteles autem nutritus eſt (*τράφηστας*?) in Macedonia.

10) Das Nähere hierüber findet man bei Jonſius, a. a. O. I, cp. 18.

befindlichen abweichendes Verzeichniſs der Schriften des Philoſophen. Heſychius Mileſius verdient kaum der Erwähnung, und Schöll [11]) hätte daher lieber ihn, als den Dionyſius von Halikarnaſs unter den Biographen des Ariſtoteles unerwähnt laſſen ſollen.

Mehrere griechiſche Biographien des Stagiriten warten übrigens, nach Buhle's Angabe, noch ihrer Erweckung aus dem Staube der Bibliotheken. Auszüge eines Werkes: „Bibliotheca philoſophorum Arabica", deſſen MS. in der Bibliothek des Eskurial befindlich, und worin eine, in arabiſcher Sprache abgefaſste, Lebensbeſchreibung des Ariſtoteles enthalten iſt, gab Caſiri heraus in: Bibliotheca Arab. Hispan. T. I, p. 301 [12]).

---

11) Geſchichte der griech. Litt. II, p. 160 der d. Ueberſ.

12) Vergl. Buhle Ariſt. Opp. I, p. 81.

Neuere

Neuere Beiträge
für
Leben und Charakterſchilderung des Ariſtoteles.

Unter denen, welche um die Zeit der wiederaufleben-den philologiſchen Studien ſich mit dem Ariſtoteles be-ſchäftigten, findet ſich als der erſte Verfaſſer einer Bio-graphie des Stagiriten genannt

Leonard Bruni, von ſeiner Vaterſtadt Arezzo zubenamt Aretinus († 1444), ein Schüler des Manuel Chryſoloras. Von ihm beſitzt, dem Jonſius (III, 21, p. 114) zufolge, die Pariſer Bibliothek ein handſchrift-liches „Leben des Cicero und Ariſtoteles". Sein etwas jüngerer Zeitgenoſs

Guarinus der ältere († 1460), von andern auch Varinus genannt, geboren zu Verona, lehrend zu Ferrara, ſchrieb gleichfalls mit Fleiſs und Sorgfalt eine vita Ariſtotelis, welche zugleich mit ſeiner vita Platonis, Euagorae et Homeri, in ſeiner Ueberſetzung der Plu-tarchiſchen Lebensbeſchreibungen (herausgegeben von Gazaeius zu Leyden, vergl. Jonſius III, 21, 7) abge-druckt iſt.

Als gegen die Mitte des XVten Jahrhunderts zwi-ſchen den italiäniſchen Philoſophen der bekannte heſ-tige Kampf entſtand, in welchem eine Partei dem Pla-ton, die andere dem Ariſtoteles den erſten Rang in den philoſophiſchen Hörſälen und Schulen zu vindiciren

bemüht war [13]), benutzte die auf einen unglaublichen Grad gesteigerte Erbitterung jeden Umstand, um den von der Gegenpartei hochgehaltenen Philosophen zu erniedrigen. Zu diesem Endzwecke suchte man nicht allein den philosophischen Gehalt der Lehren, sondern auch das Leben und den Charakter beider anzugreifen, wobei das Unglück wollte, dass die Feinde des Aristoteles scheinbar mehr Stoff als ihre Gegner vorfanden. Ganz in diesem Geiste schrieb nun einige Zeit später der, auch durch seine bewegten Lebensschicksale [14]) merkwürdige

Franciscus Patritius (lebend von 1529 bis 1597) seine bekannten discussiones peripateticae, in vier Abtheilungen (Basel, 1581, Fol.). In der ersten, welche uns hier vorzüglich angeht, handelt er: de Aristotelis vita, moribus, libris, auditoribus, sectatoribus, expositoribus, interpretibus, sectis, philosophandi ratione, in dreizehn Büchern. — Alle Welt kennt den Patritius als einen der heftigsten, erbittertsten Gegner des Weisen von Stagira; doch hat er unstreitig mehr Aufsehn gemacht als er verdiente. Man erblickt an ihm ein in seiner Art merkwürdiges Beispiel von der Verirrung, zu welcher blinde Vorliebe und Partheienhass den Untersucher verleiten können. Bei einer unbestreitbaren nicht unbedeutenden Belesenheit, welche sich in dem genannten Werke beurkundet, ist doch gerade dasjenige, was er als Lebensbeschreibung und Charakteristik des Stagiriten

---

13) Hauptwerk ist hier: Joh. Launoy de varia Aristotelis fortuna, in Academia praecertim Parisiensi, Paris, 1653 und 1662, 8., Haag, 1653 und 1656, 4., zuletzt Jena, 1717, und Wittenberg, 1720, 8.

14) Man sehe darüber die, den discuss. peripat. vorausgeschickte Epistola dedicator. an einen gewissen Zacharias Mocenicus.

angefehn wiſſen will, faſt nur ein Gemengſel von Widerſinnigkeiten und Abgeſchmacktheiten, ohne alle Kritik den vorhandenen dürftigen Biographen des Ariſtoteles nacherzählt. Seinen Zweck, die Verdrängung der Ariſtoteliſchen Philoſophie und die Erhebung Platon's im Auge, häuft er, gleichſam in blinder perſönlicher Erbitterung, alle Schmähungen, die er aus alten, auch noch ſo anerkannt unglaubwürdigen Zeugniſſen nur irgend auftreiben kann, auf den moraliſchen Charakter des Ariſtoteles, um den, wie er ſelbſt ſagt (Tom. II, p. 13), von ſeinen Zeitgenoſſen ſo hoch Verehrten herabzuwürdigen und in den Staub zu ziehn. Es iſt für uns faſt ergötzlich zu leſen, wie er in ſeinem blinden Eifer ſogar ſo weit ging, daſs er in der Dedikation eines andern Werks (nova de univerſis philoſophia, Ferrariae, 1591 — 93, Fol.) den Papſt Gregor XIV. dringend anging, die Ariſtoteliſche Philoſophie auf allen Lehranſtalten zu verbieten, und dafür die Platoniſche geſetzlich anzuordnen. Sein ungetreues und unredlich zu nennendes Verfahren in ſeiner obenerwähnten Schrift zeigt genügend an mehreren Beiſpielen Is. Caſaubonus zum Diog. Laertius V, 16 (Th. I, p. 277. Meibom.), der ſich auch ſonſt (z. B. ad Diog. L. V, 3, p. 270) über ihn und ſein Treiben mit gerechter Erbitterung ausſpricht. Eine andere Schrift, Ariſtoteles exotericus betitelt, (erſchienen Vened. 1591, Fol.) war in gleichem Geiſte verfaſst. Vergl. Jonſius III, cp. 25, p. 137... Brucker hiſt. crit. phil. T. IV, P. 1, p. 422..

In Deutſchland vertheidigte den Stagiriten gegen Patritius Anfechtungen

Melchior Weinrich, in einer Oratio apologetica pro Ariſtotelis perſona adverſus criminationes Patritii, Lipſ. 1614, 4. Dagegen liefs es

Pierre de la Ramée (Petr. Ramus), einer der heftigſten Gegner des Ariſtotelismus in Frankreich, ebenfalls nicht an eingeſtreuten Vorwürfen gegen die Perſönlichkeit des Stagiriten fehlen. Ueber den Streit zwiſchen ſeinen Gegnern und Anhängern, der ſich in Paris ähnlich wie in Italien erhob, geben Launoy und Jonſius (III, 23, p. 130) Auskunft.

Der Vollſtändigkeit wegen führen wir hier noch einige Schriften auf, welche ſich, zum Theil veranlaſst durch jene obenerwähnten Streitigkeiten, über Ariſtoteles Leben und Charakter, meiſt vertheidigend, verbreiteten, von denen mir jedoch nur die wenigſten durch eigne Anſicht bekannt ſind.

Dahin gehören:

Joh. Jacob Beurer Prooemium peripateticum, ſive de vita Ariſtotelis. Baſel. 1589. 8.

Jacob. Carpentarius Platonis cum Ariſtotele comparatio. Paris. 1573.

Mazonius de comparatione Ariſtotelis cum Platone. Vened. 1547. Fol.

Philipp Scherbius, Profeſſor in Altorf, ſchrieb eine Apologia pro Ariſtotele et Euclide (vergl. Jonſius III, cp. 25). — Eine Comparatio Ariſtotelis cum Platone lieferte

Andreas Rivinus (Bachmann), Lehrer des J. G. Grävius. Unvergleichbar werthvoller und wichtiger ſind jedoch die Leiſtungen des Holländers Schott und des ſchon erwähnten Spaniers Nunneſius. Der letztere von dieſen († 1600), bekannt als Verfaſſer mehrerer Schriften über den Ariſtoteles, handelte, in den Anmerkungen zu dem von ihm herausgegebenen Pſeudo-Ammonius, ausführlich über Leben, Charakter, Schriften, Zuhörer, Nachfolger, und Philoſophie des Stagiriten. Dieſer Commentar wurde ſammt einigen andern Abhandlungen des Nunneſius zu Leiden,

1621, von Lucas Holſtenius neu herausgegeben, und erſchien ſpäter auch zu Helmſtädt, 1667, 4. Doch iſt ſein Werk de claris Peripateticis, auf welches er in jenen Bemerkungen ſelbſt verweiſet, niemals erſchienen.

Andreas Schottus (geb. 1552), ein grundgelehrter Jeſuit, ſelbſt nach Scaliger's Urtheile, verglich das Leben des Ariſtoteles und Demoſthenes. Sein Werk: Vitae comparatae Ariſtotelis et Demoſthenis Olympiadibus ac praeturis Athenienſium digeſtae, Aug. Vindelicor. 1603, 4. [15]), iſt auch der Frankfurter Ausgabe des Demoſthenes (1604, Fol.) vorgedruckt. Ihn erwählten vornehmlich zu ihrem Führer die drei franzöſiſchen Gelehrten, Renat. Rapin († 1687) in ſeiner Comparaiſon de Platon et d'Ariſtote, Paris, 1671, 8., ein eifriger Verehrer des Stagiriten; Pierre Bayle (Dict. critique, Artic. Ariſtote), der den Rapin hin und wieder berichtigte; und A. G. Camus, in ſeiner Einleitung zur franzöſiſchen Ueberſetzung von Ariſtoteles Thiergeſchichte, Paris, 1783, 2 B. 4.

Gegen die Mitte des XVIIten Jahrhunderts warf ſich der Genueſer Fortunius Licetus, lehrend zu Padua, zum Vertheidiger des ſittlichen Werthes unſeres Philoſophen auf, dem er in einer beſondern Schrift: de pietate Ariſtotelis adverſus Deum et hominem, Utini, 1645, 4., ſogar die ewige Seligkeit zu vindiciren ſich bemühte. Was es indeſs mit einer andern Schrift deſſelben Licetus, de Allegoria peripatetica, in welcher er von dem angeblich in Venedig vorhandenen Grabe und Bildniſſe des Philoſophen gehandelt, für eine

15) Krug Geſch. der Philoſoph. alter Zeit S. 259 giebt unrichtig das Jahr 1663 an.

Bewandtniſs habe, weiſs ich nicht anzugeben. Sein Gegner, der Mailänder Valerianus Magnus, ſoll ſich indeſs durch ſeine Schrift de Atheiſmo Ariſtotelis, 1647, Gefängniſsſtrafe zugezogen haben.

Schlieſslich bemerken wir aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch auſser einem Aufſatze von Victor Friedr. Lebr. Pleſſing über den Ariſtoteles in: Cäſar's Denkwürdigkeiten aus der philoſophiſchen Welt Bd. 3, auch ein zu Meiningen 1786 erſchienenes Programm von Joh. Ad. Emmerich de ingrato Ariſtotelis erga Platonem animo, und endlich als die neueſte und vollſtändigſte Lebensbeſchreibung des Stagiriten die, welche Buhle dem Iſten Bande ſeiner Geſammtausgabe der Werke des Ariſtoteles von p. 80 — 104 einverleibt hat. Von eben demſelben iſt auch der Aufſatz in der: Allgemeinen Encyclop. der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber, Th. V, S. 273 — 278.

Leben
des Ariſtoteles von Stagira.

I.
Vaterſtadt des Ariſtoteles.

Von einem groſsen Manne iſt jeder, ſelbſt der ſcheinbar geringfügigſte Umſtand, der mit ſeinem Leben in Beziehung ſteht, von hohem Intereſſe. Bedenkt man nun, wie ungemein dürftig und ſpärlich die Nachrichten ſind, die heutiges Tages über das Leben eines der gröſsten Geiſter, ſelbſt bei der fleiſsigſten Forſchung, aus den verſchiedenartigſten Quellen gewonnen werden können, ſo darf es vielleicht Entſchuldigung finden, wenn in einer Lebensbeſchreibung des Ariſtoteles auch dasjenige weitläufiger behandelt wird, was, wären anderweitige Nachrichten in reicherer Fülle vorhanden, vielleicht mit wenigen Worten abgemacht werden dürfte.

Dies gilt nun vornehmlich von dem, was ſofort über Ariſtoteles Vaterſtadt geſagt werden ſoll. Als dieſe wird übereinſtimmend von den Alten genannt:

Stagira, eine Stadt in der Landſchaft Chalcidice. Ihr Name findet ſich bei den Alten verſchieden geſchrieben. Herodot [1]), Thucydides [2]), und Strabo [3])

1) VII. 115.
2) IV. 88 u. a. a. O.
3) VII. p. 510. Almel.

ſchreiben *Στάγειρος. Στάγειρα, -ων* als Plural, nach Mannert der ſpätere Name, findet ſich bei Dionyſ. v. Hal. [1]), Pauſanias [2]), Tzetzes [3]), Steph. Byz., Suidas, Pſeudo-Ammonius, und d. Anonymus des Menage. *Σταγείρα* als Singular iſt keineswegs, wie Buhle (T. I, p. 82) meint, durch Diog. Laert. und Euſebius geſichert, ſondern offenbar zu verwerfen. Denn der erſtere gebraucht ſonſt ſtets die Pluralform, ſo daſs alſo die einzige Stelle in dem Teſtamente des Ariſtoteles [4]) *ἐν Σταγείρῃ* um ſo eher in *ἐν Σταγείροις* zu ändern iſt, da dieſe Form in demſelben Teſtamente [5]) kurz zuvor, und von Ariſtoteles ſelbſt in einer aus Demetrius (Tiber.) de Elocutione ſpäter anzuführenden Stelle zweimal gebraucht iſt. Bei Euſebius aber in der von Buhle citirten Stelle [6]) iſt für *Στάγειραν* die Lesart *Στάγειρα* vorhanden. Auch die Lateiner haben die Pluralform Stagira, -orum aufgenommen [7]), und Stagira, -ae findet ſich, ſoviel mir bekannt, nur bei dem unwiſſenden Verfaſſer der lateiniſchen Vita Ariſtotelis ex vetere translat.

Heut zu Tage heiſst der an der Stelle des alten Stagira befindliche Ort nach Sophianus Libanova, nach Nicetus und Fabricius, die, wie Buhle ſagt, dieſe Gegenden bereiſt haben, Macre [8]), nach andern Nicalis. Das meiſte hat die Meinung von Reichard für

---

1) Epiſt. ad Amaeum T. II, p. 121. Sylb.
2) Eliac. p. 462. Kuhn.
3) Chiliad. VII, 441.
4) Diog. L. V, 16.
5) V, 14.
6) Praeparat. Ev. XV, p. 792 a. ed. Viger.
7) Plin. IV, 10. XVI, 52.
8) Carol. Steph. Dictionar. hiſtor. p. 1087.

ſich, der das heutige Stavro dem alten Stagira entſprechen läſst.

Stagira, in der früheſten Zeit von Barbaren bewohnt (Ammian. Marcell. XXVII, p. 363 ed. Lindenbrog.), war, wie mehrere Städte jener Gegend, eine alte Kolonie der Andrier [1]); überhaupt waren faſt alle Städte in Chalcidice griechiſchen Urſprungs [2]), und griechiſches Leben und griechiſche Sitte blühten hier faſt nicht minder als im eigentlichen Hellas. Später ſchickten die Chalcidenſer eine Colonie nach Stagira [3]), von welcher, wie wir ſpäter ſehen werden, das Geſchlecht des Ariſtoteles von mütterlicher Seite abſtammte.

Die ganze Landſchaft Chalcidice war in ihrer blühenden Zeit vor Philipp von Macedonien mit Städten wie bedeckt; denn als dieſer ſeine habgierigen Hände auch nach ihr ausſtreckte, zerſtörte er, vermuthlich durch Widerſtand gereizt, über 32 Städte [4]), unter dieſen auch Stagira.

Die Lage von Stagira läſst ſich ziemlich genau ermitteln [5]). Es lag an der Küſte des Strymoniſchen Meerbuſens beim Anfange der ſüdlichen Beugung deſſelben, wie Ptolemäus ſagt. Von hier beginnt die Landzunge, an deren äuſſerſter Spitze der Athos liegt. Oberhalb von ihr nördlich, geſchieden durch das Syliſche Feld (Campus Syleus), lag Argilos, ebenfalls eine

1) Thucyd. IV, 88.

2) Herod. VII, 115.

3) Dionyſ. Hal. T. II, p. 121. Sylb., aber Juſtin. VIII, 3, den Buhle anführt, ſagt davon nichts.

4) Demoſth. Philipp. III, p. 117. Reisk.

5) Aus Vergleichung v. Thucyd. V, 6 und 18. Hdt. VII. 115. Strabo VII, p. 510. Alm.

Gründung der Andrier. Unterhalb, südöſtlich, 400 Stadien entfernt [1]), Acanthus. Auf dieſem Wege über Argilos, Stagira, und Acanthus war einſt Xerxes mit ſeinen Schaaren gezogen um Hellas zu vernichten, und noch zu ſeiner Zeit, ſagt Herodot [2]), waren die Spuren jener Heerſtraſse erhalten, weil die Bewohner jener Gegenden ſie weder zuſchütten noch beſäen mochten.

Stagira beſaſs auch einen Hafen mit einer kleinen vorliegenden Inſel, beide Kapros genannt.

Nur des Auffallenden wegen ſei hier eines unbegreiflichen Irrthums gedacht, der ſich in die Allgemeine Encyclopädie von Erſch und Gruber [3]) eingeſchlichen hat, indem daſelbſt Buhle im Leben des Ariſt. die Lage von Stagira „an die Mündung des Fluſſes Strymon“ verſetzt. Einer Widerlegung bedarf dies nicht.

Nicht ganz ohne alle denkwürdigen geſchichtlichen Erinnerungen war der Ort, wo Ariſtoteles ſeine Knabenjahre verlebte. Als Xerxes, wie erwähnt, jene Gegenden durchzog, muſste auch Stagira wie die benachbarten Küſtenſtädte ein entſprechendes Contingent zur See ſtellen [4]). Als ſpäter der Schauplatz des Krieges, der Hellas Mark verzehrte, auch in jene Gegenden verlegt wurde, und Spartaner und Athener mit Liſt und Gewalt um die Behauptung der dortigen Städte kämpften, ſchloſs ſich Stagira im 8ten Jahre des pelop. Krieges Ol. 89, 1 an Sparta an, wie kurz zuvor Acanthus und bald darauf Argilos thaten [5]). Vergebens

1) Nach Strabo.
2) VII, 115.
3) Theil V, S. 273.
4) Herodot l. l.
5) Thuc. IV, 88. IV. 103.

verſuchte der wilde Kleon 2 Jahre darauf es wieder zu gewinnen, ſein Ueberfall ward zurückgeſchlagen [1]). Bei Abſchluſs des Friedens in demſelben Jahre, Ol. 89, 3, 422 v. C., finden wir es mit unter den Städten inbegriffen, die, da ſie früher den Tribut des Ariſtides an Athen gezahlt, jetzt frei und autonom erklärt wurden, ohne Bundesgenoſſen einer der beiden kriegführenden Hauptmächte Griechenlands ſein zu dürfen [2]).

Als Philipp von Macedonien, ehe er ſich an den Kern und das Herz von Hellas wagte, deſſen äuſsere Glieder abzureiſsen ſtrebte, und, ſeine Blicke auf die blühende Chalcidice wendend, Olynth, Methone, Apollonia nach einander eroberte [3]), muſs er harten Widerſtand gefunden haben, denn ſonſt iſt es nicht leicht begreiflich, wie er 32 Städte mit ſo barbariſcher Grauſamkeit zerſtören mochte, daſs, wie mit empörtem Herzen Demoſthenes zu ſeinen leichtſinnigen Mitbürgern ſprach [4]), der Wanderer kaum ihre Stätten noch finden konnte. Das harte Schickſal ihrer Nachbarſtädte theilte in vollem Maaſse auch Stagira, was Mannert wohl hätte anführen können [5]). Die Stadt ſelbſt ward (Ol. 108, 1, 348 v. C.) eingeäſchert, die Bewohner, welche nicht getödtet oder entflohen waren, als Sklaven verkauft [6]). Von ihrem durch Ariſtoteles

1) Thuc. V, 6.

2) Thuc. V, 18.

3) Diodor. Sic. XVI, 52, 53..

4) Philipp. a. a. O.

5) Stagira ſtand (Dio Chryſoſt. Or. II, p. 36) im Verhältniſs der Abhängigkeit zu Olynth, und war deshalb gezwungen für daſſelbe die Waffen zu ergreifen. St. Croix Exam. crit. p. 196..

6) Plut. Tom. IV, ep. 7, vit. Alex. p. 17. Rsk.

bei Philipp oder nach andern bei Alexander ausgewirktem Wiederaufbau soll weiter unten ausführlicher geredet werden.

Nach dieser Restitution mag Stagira in den nach Alexanders Tode erfolgenden unruhvollen Zeiten wieder sehr herabgesunken sein, denn Scymnus in seiner Beschreibung der dortigen Küste thut ihrer gar nicht Erwähnung, doch muss sie ihr Dasein erhalten haben, denn nach Mannert kennen sie alle spätern Geographen, von denen jedoch Pompon. Mela auszunehmen ist, denn Lib. II, cp. 2, wo er von der dortigen Gegend redet, erwähnt er ihrer nicht, wohl aber *Κάπρου λιμήν*. Lindenbrog zum Ammian. Marcellin. verweiset also mit Unrecht auf ihn. Nur Hierocles, der um 450 nach C. lebte, kennt sie nicht mehr.

Der „grosse Streit", der, wie Buhle [1]) sagt, darüber entstanden sei, ob Stagira zu Macedonien oder Thracien zu rechnen, ward veranlasst durch die Angaben der Alten, die es bald eine macedonische bald eine thracische Stadt nennen. Die Entscheidung ist leicht. Alle Schriftsteller, die der Stadt vor Philipp v. M. Erwähnung thun, nennen sie eine Stadt in Thracien, und mit Recht, denn erst durch Philipp kam sie mit allen andern in Chalcidice an Macedonien. Spätere nennen sie daher, wie Plinius und Ptolemäus, macedonisch oder auch wohl noch, wie Pausanias [2]), thracisch, zurückfehlend auf die Zeit vor Philipp [3]).

---

1) Arist. Opp. T. I, p. 82.

2) VI, cp. 4.

3) Ueber jenen Streit handelt Joannes Nunnesius in notis ad Aristot. Vitam ex vet. translat., und andere, die Buhle anführt. Arist. Opp. T. I, p. 82.

II.

Ariſtoteles Geburtsjahr, Aeltern und Pflegeältern; erſte Erziehung.

Alle Angaben der Alten ſetzen die Geburt des Ariſtoteles einſtimmig in Ol. 99. Aber auch das Geburtsjahr des Philoſophen iſt uns dadurch erhalten, daſs es Diogenes für gut fand, aus dem äuſserſt genauen und zuverläſſigen Apollodor, der in ſeinen *Χρονικοῖς* dem vortrefflichen Werke des Hermippus *περὶ βίων*, oder wie es Diog. auch ſonſt citirt *περὶ σοφῶν*, folgte [1]), die chronologiſchen Beſtimmungen über das Leben des Ariſtoteles auszuziehen. Apollodor [2]), den das ganze Alterthum [3]) als einen ſichern und glaubwürdigen Gewährsmann anerkannte, gab in ſeinem, in jambiſchen Verſen [4]) geſchriebenen chronologiſchen Werke als das Geburtsjahr des Ariſtoteles Ol. 99, 1, und ſowohl dieſe, als alle ſeine anderen von Diogenes uns erhaltenen Zeitbeſtimmungen für das Leben des Ariſtoteles ergeben ſich ſo evident als richtig, daſs ſich faſt alle anderweitigen Nachrichten, die auf einiges Gewicht Anſpruch machen dürfen, damit vereinigen laſſen. Er ſagt nämlich [5]) ferner, daſs Ariſtoteles 17 Jahr alt (alſo Ol. 103, 2) zu Platon gekommen, und bei dieſem 20 Jahre verweilet ſei (d. h. bis 108, 2). Darauf ſei er Ol. 108, 4 unter dem Archon Eubulus nach Mitylene gegangen, nachdem er vorher die zwiſchen Ol. 108, 2 bis Ol. 108, 4 liegende Zeit von 3 Jahren zu Atarneus bei

1) Cfr. Menag. ad Diog. L. T. II, p. 135.

2) Der Athenienſer, Sohn des Asclepiades, Zögling des Grammatikers Ariſtarch und des Philoſophen Panätius.

3) Vergl. Menage a. a. O.

4) Valeſius bei Menage ad D. L. Tom. II, p. 21.

5) Diog. Laert. V, 9.

Hermias gelebt, wohin er im erſten Jahre nach Platon's Tode unter d. Archon Theophilus ſich hinbegeben [1]). Von hier ſei er unter d. Archon Pythodotus Ol. 109, 2 zum Philipp nach Macedonien gegangen, um die Erziehung des damals ſchon volle 15 Jahre zählenden Alexander zu übernehmen [2]). Darauf ſei er Ol. 111, 2 nach Athen zurückgekehrt, wo er 13 Jahre dem Lykeion vorgeſtanden, bis er im 3ten Jahr d. 114 Olymp. nach Chalcis gegangen, und daſelbſt, etwa 63 Jahr alt, zugleich mit Demoſthenes geſtorben ſei. — Soweit Apollodor. Was etwa ſonſt noch von Zeugniſſen des Alterthums mit dieſen einzelnen Angaben übereinſtimmt oder widerſtreitet, wird im Verfolge des Lebens des Ariſtoteles ſeine Stelle finden. Hier nur von einer der wichtigſten Abweichungen, die für die Beſtimmung des Lebensalters des Ariſtot. von Wichtigkeit, und ſoviel ich weiſs von den Neueren gänzlich überſehen iſt. Es ſagt nämlich Dionyſius von Halikarnaſs: Ariſtoteles ſei geboren in der 99 Ol., 3 Jahre vor dem Demoſthenes; aber dieſe Angabe iſt falſch, und entſprang nur aus einem unrichtigen Raiſonnement des Dionyſius, nach welchem dieſer das Geburtsjahr des Demoſthenes falſch beſtimmte. Dionyſius ſetzt nämlich die Rede des Demoſthenes gegen Meidias, bewogen vielleicht durch gewiſſe geſchichtliche, in derſelben berührte Umſtände, auf Ol. 107, 4 unter dem Archon Kallimachus. In jener Rede ſagt nun aber Demoſthenes: er ſei jetzt gerade volle 32 Jahre alt [3]). Sonach erhielt Dionyſius für

1) Diog. a. a. O. ſtellt hier d. Spätere vor das Frühere.

2) In dieſer Angabe von Alexanders Alter liegt, wie ſpäter gezeigt werden ſoll, der einzige Fehler in der ganzen chronologiſchen Angabe des Apollodor, und ſelbſt dieſes kommt wahrſcheinlich nicht auf ſeine, ſondern des Abſchreibers Rechnung.

3) Orat. in Mid. §. 42 ed. Buttm.

den Demoſthenes als Geburtsjahr Ol. 99, 4, und konnte alſo mit ſcheinbarem Rechte ſagen, daſs Ariſtoteles 3 Jahre vor Demoſthenes geboren ſei.

Nun aber iſt erwieſen, daſs die Abfaſſungszeit jener Rede nicht in Ol. 107, 4, ſondern vielmehr in Ol. 106, 4 zu ſetzen ſei. Schon Corſini [1]) und Wolf [2]) nahmen dies an, und Böckh [3]) erwies, daſs die Erwähnung des Olynthiſchen und Euböiſchen Feldzuges in jener Rede auf Vorfälle gehe, die noch vor Ol. 106, 4 geſchehen ſind.

Demoſthenes war aber, als er jene Rede ſchrieb, wirklich volle 32 Jahr, und ſomit fällt die Abfaſſungszeit in die letzten Monate von Ol. 106, 4. Es ſagt nämlich der Redner irgendwo, er habe die δοκιμασία, die im 18ten Lebensjahre geſchah, beſtanden nach Verheirathung ſeiner Schweſter unter demſelben Archon im Monat Skirophorion. Die Beleidigung nun durch Meidias geſchah im letzten Wintermonate an den groſsen Dionyſien. Im darauf folgenden Monate geſchah die προβολή im M. Elaphebolion, und im 3ten Monate von da ab ward die Anklage beabſichtigt, alſo im Skirophorion, in welchem Demoſthenes geboren war. Mithin fällt das Geburtsjahr des Demoſthenes richtig auf Ol. 98, 4 Ende, oder Ol. 99, 1 zu Anfang, wie es zuerſt Petitus [4]) annahm, und Corſini ausführlicher bewies. Als Demoſthenes ſtarb, den XVII. des Pyanepſion Ol. 114, 3 (d. XIV. Octbr. 322 v. C.), war er 63 Jahr alt.

---

1) Fa. Att. II. p. 139.

2) Prolegg. ad Leptin. p. 108.

3) Communtat. d. Chronologia Orat. Mel. in d. Abh. d. Berl. Acad. 1818 — 19. p. 81 — 84.

4) De Legg. Attic. p. 267. Weſſ.

Es trifft demnach fowohl fein Todes- als Geburtsjahr mit dem des Ariftoteles zufammen.

Ariftoteles ward alfo im 1ften Jahr d. 99ften Ol. zu Stagira geboren. Sein Vater Nikomachus, Leibarzt und Freund des Königs Amyntas II. [1]) von Macedonien, leitete, nach Diogenes von Laerte, fein Gefchlecht von Asklepios ab, und diefer Angabe, welche auch von Dionyfius v. H. und Suidas Beftätigung erhält, treten auch Nunnefius und Menage bei; Tzetzes [2]) dagegen, dem Buhle folgen zu müffen glaubte, ftellte die Meinung auf, dafs Nikomachus, weil er wie Nikomachus und Machaon fein Vater und Grofsvater die Heilkunde geübt, nach der Sitte der Zeit ein Sprofs des Asklepios genannt worden fei [3]). Diefer Meinung gegen das Anfehn eines Hermippus und der andern genannten Gewährsmänner zu folgen ift gar kein Grund vorhanden. Wäre uns nicht das Werk des Polyanthes v. Cyrene: *Περὶ τῶν Ἀσκληπιαδῶν γενέσεως*, verloren, fo würden wir über die Vorfahren des Ariftoteles genaueres wiffen.

Der Name der Mutter des Ariftoteles war Phäftis (*Φαιστίς*), nicht Phäftias [4]). Dies erhellet unter anderm aus einem von Pfeudo-Ammonius mitgetheilten Epigramme.

Φαιστίδος ἦν μητρὸς καὶ Νικομάχου γενετῆρος
Τῶν Ἀσκληπιαδῶν, δῖος Ἀριστοτέλης.

Sie ftammte aus einem der Chalcidenfifchen Gefchlechter, welche eine Kolonie nach Stagira geführt hat-

1) Buhle nennt Amyntas III. in d. Hall. Encyclop.
2) Chiliad. X, 727. XII, 638.
3) Vergl. z. B. Aelian. fragm. Tom. II, p. 823 ed. Kühn.
4) So entfcheidet nach einem Epigramme bei Pfeudo-Amm. und Dionyf. Hal. Menage ad D. Laert. *Φεστίς* bei Menage ad D. L. T. II. p. 186 ift Druckfehler.

hatten [1]). Gegen dieſe wohlbegründete Nachricht bewährter Schriftſteller kann das Zeugniſs des unkritiſchen Pſeudo-Ammonius, dem Patritius folgt (disc. per. Tom. I, Lib. I in.), wohl keinen Glauben verdienen, der ſie ebenfalls von dem Geſchlechte der Asklepiaden ſtammen läſst; wenn auch das oben angeführte von ihm überlieferte Epigramm keineswegs, wie Buhle meint, dieſer Nachricht widerſpricht; denn mit dieſem *τῶν Ἀσκληπιαδῶν* auf den Nikomachus allein zu beziehen ſcheint ſehr gezwungen. Wann Ariſtoteles ſie durch den Tod verlor, iſt unbeſtimmt. Sehr frühe, noch vor dem 17ten Lebensjahre deſſelben, muſs es, wie ſpäter gezeigt werden ſoll, geſchehen ſein. Uebrigens iſt uns von ihr weiter keine Notiz erhalten, als daſs Ariſtoteles durch ſeinen Freund, den berühmten Maler Protogenes, denſelben, welchen er aufmunterte, ſeine Kunſt durch Darſtellung der Thaten Alexander's zu verewigen, ihr Bildniſs, wahrſcheinlich nach einem ſchon vorhandenen Bilde derſelben, verfertigen lieſs, welches er nach ſeinem Tode der Demeter aufzuſtellen anordnete [2]).

Nicht viel reichhaltiger ſind die Nachrichten, die uns über den Vater des Philoſophen erhalten ſind. Sein Herr und Freund Amyntas II. war ein kräftiger Fürſt, der erſt nach dreijährigem harten Kampfe mit einem zweiten Kronprätendenten, Argäus, (393 bis 390) zur Herrſchaft über Makedonien gelangte, die er bis 369 behauptete.

Sein jüngſter Sohn Philipp, Vater Alexander's des Groſsen, war ohngefähr mit Ariſtoteles in gleichem

1) So Dionyſ. Hal. u. a. bei Buhle T. I, p. 82.

2) Plinius XXXV, 10. Teſtamentum Ariſtot. ap. Diog. Laert., wo ich die Conjectur d. Caſaubonus *τῇ Δήμητρι ἀναθεῖναι* für die richtige halte.

Alter. Möglich alſo, daſs beide ſchon früh durch das Verhältniſs der Väter einander bekannt wurden, in jedem Falle iſt das Verhältniſs des Nikomachus zu der Herrſcherfamilie von Makedonien wohl zu beachten, wenn man erklären will, wie Philipp bei der Wahl eines Erziehers für Alexander, der das leiſten ſollte, was keinem der andern zu leiſten möglich geweſen war, gerade auf den Ariſtoteles gefallen ſei, der doch offenbar ſeine hohe Berühmtheit erſt ſpäter erlangte. Indeſs muſs es natürlich unbeſtimmt bleiben, ob Ariſtoteles zum öftern und auf längere Zeit in ſeiner Jugend am königlichen Hofe in Pella geweſen ſei; wahrſcheinlich ſcheint es in jedem Falle.

Nikomachus war auch Schriftſteller in ſeiner Wiſſenſchaft. Nach Suidas Zeugniſſe ſchrieb er 6 Bücher Ἰατρικῶν und 1 Buch Φυσικῶν. Ob das von Galen (de compoſ. med. ſec. gen.) genannte emplaſtrum Nicomachi nach ihm genannt ſei, bleibt dahin geſtellt. — Wenn nun gleich als ausgemacht gelten darf, daſs Ariſtoteles ſeine Aeltern in einem ſehr frühen Alter verlor, ſo muſs man dennoch annehmen, daſs er ſeinem Vater viel verdanke, und daſs eine gewiſſe Richtung ſeines Geiſtes zur Naturkunde, die dem Geſchlechte eigenthümlich geweſen zu ſein ſcheint, dem Einfluſſe deſſelben zuzuſchreiben ſei. Des Vaters Stellung am Hofe des Amyntas, die auch dem Sohne die Bekanntſchaft der Königsfamilie verſchaffte, und die, wie ſchon angedeutet, vielleicht mit zu ſeiner ſpätern Berufung an Philipp's Hof Urſache war, und ein, wie es ſcheint, nicht unbeträchtliches Vermögen, welches ſeine Selbſtſtändigkeit bei ſeinem Eintreten in die Welt ſicherte, dies alles waren nicht verächtliche äuſsere Gaben, womit das Geſchick ihn bedacht hatte. Ariſtoteles, in deſſen Charakter die Dankbarkeit einen der ſchönſten Züge ausmacht, und der keinen von denen, die um ihn ver-

dient waren, vergafs, wie das von ihm erhaltene Teſtament bezeugt, lieſs ohne Zweifel auch dem Vater eine Bildſäule ſetzen, wenn gleich in jenem Teſtamente dieſs nicht ausdrücklich geſagt iſt. Es würde dieſs hier kaum eine Erwähnung verdienen, wenn nicht eben jener Umſtand, daſs eine Bildſäule des Vaters nicht namentlich angeführt wird, zu falſchen Folgerungen über Ariſtoteles Geſinnung gegen ſeinen Vater verleiten könnte.

Nirgends findet ſich, ſoviel ich weiſs, eine Angabe über die Zeit, wann Ariſtoteles ſeine Aeltern verloren habe. Es ſcheint daher eine bloſse, durch nichts begründete Vermuthung zu ſein, wenn Andreas Schott [1]) das dritte Lebensjahr des Ariſtoteles als das Todesjahr ſeiner Aeltern angiebt. Die allgemeinſte Beſtimmung wäre die vor Ariſtoteles 17tem Jahre; denn Dionyſ. Halic. ſagt ausdrücklich, daſs, als ſich Ariſtoteles nach Athen begeben, ſein Vater nicht mehr gelebt habe. Aber es läſst ſich noch etwas Genaueres hierüber ausfindig machen, wenn gleich die Angabe irgend einer beſtimmten Zeit unmöglich ſein dürfte.

Es wird uns nämlich in einer Nachricht bei dem Pſeudo-Ammonius gemeldet, daſs Ariſtoteles nach dem Tode ſeiner Aeltern der Sorge eines gewiſſen Proxenus aus der myſiſchen Stadt Atarneus, damals aber in Stagira anſäſſig [2]), übergeben worden ſei. Wenn nun auch der

1) Vit. Ariſtot. et Demoſth. p. 7.

2) Buhle, Tennemann, u. a. ſtellen es ſo dar, als ſei der junge Ariſtoteles nach Atarneus ſelbſt zum Proxenus gebracht worden, aber dieſs ſcheint mir höchſt unwahrſcheinlich. In der Nachricht von der ganzen Sache heiſst es bloſs: ἀνάγεται παρά τινα Προξένῳ Ἀταρνεῖ (ducitur ad quendam Proxenum Atarnenſem); von einer Reiſe von Stagira nach dem myſiſchen Atarneus ſagt Niemand ein Wort. Auch ſcheint es kaum

genannte Pseudo-Ammon. nicht ausdrücklich sagte, dass Proxenus sich des jungen Aristoteles erste Erziehung und Bildung ganz vorzüglich habe angelegen sein lassen, so würden wir dies doch schliessen können aus den Beweisen von dankbarer Erkenntlichkeit, die uns Diogenes von Laerte in dem Testamente des Aristoteles aufbehalten hat. Nicht nur dem Proxenus, sondern auch seiner Gattin, die wahrscheinlich die Stelle der früh verlornen Mutter bei dem Knaben vertreten hatte, verordnete er gleich seinen leiblichen Aeltern Bildsäulen zu errichten. Noch glänzender aber leuchtet sein dankbares Gemüth aus der Art und Weise hervor, wie er durch die That seinen Wohlthätern vergalt. Denn als später beide mit Hinterlassung eines Sohnes Nikanor gestorben waren, nahm Aristoteles diesen an Kindesstatt an, sorgte für seine Ausbildung gewissenhaft, und genoss ohne Zweifel die schönsten Früchte dieser edlen Handlung. Denn dass Nikanor dieser Liebe seines grossen Wohlthäters würdig gewesen sein müsse, zeigt das unbedingte Vertrauen, welches der letztere in ihn setzte, als er ihm seine Tochter Pythias zur Gattin bestimmte, und ihm vornehmlich die Sorge für sie und für alle die Seinen auf eine rührend dringende Weise in seinem Testamente ans Herz legte, in welchem er auch ihm eine Bildsäule bestimmte.

Wenn nun kein Grund vorhanden ist, an diesen Angaben über das Verhältniss des Aristoteles zu der

---

glaublich, dass ein so angesehener Mann wie Nikomachus in Stagira selbst nicht hätte einen Freund haben sollen, der sich des verwaiseten Sohnes angenommen hätte. Dazu kommt ferner noch, dass der Sohn jenes Atarneuser Proxenus, der von Aristoteles an Kindesstatt angenommene Nikanor, ausdrücklich Σταγειρίτης genannt wird bei Sext. Empir. adv. Math. ep. XII.

Familie des Proxenus zu zweifeln, ſo läſst ſich, da die bewährteſten Zeugniſſe die Zeit, in der Ariſtoteles Stagira verliefs um ſich nach Athen zu Platon zu begeben, auf das vollendete XVIIte Lebensjahr des Ariſtoteles ſetzen, — es läſst ſich, ſage ich, mit groſser Wahrſcheinlichkeit annehmen, dafs Ariſtoteles ſeine Aeltern ſchon in den frühen Knabenjahren verloren habe.

III.

Des Ariſtoteles Jünglingsjahre. — Erſter Aufenthalt zu Athen. — Verhältniſs zu Platon und Iſokrates.

Mehrere Nachrichten über die Art und Weiſe, wie Ariſtoteles ſeine Jugendjahre angewendet habe, ſind allerdings nicht geeignet, auf dieſe Periode ſeines Lebens ein günſtiges Licht zu werfen. So heiſst es denn bei Athenäus [1]), Aelian [2]), und Euſebius [3]), dafs er ſein väterliches Vermögen durch ein ausſchweifendes Leben vergeudet, darauf Kriegsdienſte (wo? wird nicht geſagt) genommen, und endlich, unbefriedigt durch ein ſolches wüſtes Treiben, ſich nach Athen gewendet habe, um die verlorne Ruhe in der Philoſophie wiederzufinden. — Alle dieſe Nachrichten ſind aus

---

1) Deipnoſophiſt. VIII, 18, p. 354. Caſaub. *Πολλὰ δ' ἔχων ἔτι λέγειν περὶ ὧν ἐλήρησεν ὁ φαρμακοπώλης παύομαι· καίτοι εἰδὼς, καὶ Ἐπίκουρον τὸν φιλαληθέστατον (!) ταῦτ' αὐτὰ περὶ αὐτοῦ ἐν τῇ περὶ ἐπιτηδευμάτων ἐπιστολῇ, ὅτι καταφαγὼν τὸ πατρῷον ἐπὶ στρατείαν ὥρμησε, καὶ ὅτι ἐν ταύτῃ κακῶς πράττων ἐπὶ τὸ φαρμακοπωλεῖν ἦλθεν· εἶτα ἀναπεπταμένου τοῦ Πλάτωνος περίπατον παραβαλὼν ἑαυτὸν προσεκάθισε τοῖς λόγοις, οὐκ ὢν ἀγυιᾶς· καὶ κατὰ μικρὸν εἰς τὴν θεωρουμένην ἐξῆλθεν.*

2) Var. hiſtor. V, cp. 9.

3) Praeparat. Evangel. XV, cp. 2.

einer und derſelben Quelle gefloſſen, und ſtimmen ſogar bei den verſchiedenen Schriftſtellern in den Ausdrücken faſt wörtlich überein. Epikur nämlich, der befangen in lächerlich-eiteler Selbſtzufriedenheit, und ſtrebend nach Originalität mit dergleichen Schmähungen, wie Diogenes von Laerte meldet [1]), ſowohl gegen frühere als gleichzeitige Philoſophen ausnehmend freigebig war, bedachte auch den Ariſtoteles reichlich mit ſolchen Verleumdungen, denen ſchon der treffliche Ariſtokles Meſſenius [2]) ihre gerechte Würdigung angedeihen liefs. Ja, ſelbſt Athenäus, der bekanntlich dem Ariſtoteles nicht hold iſt, fühlt ſich doch gedrungen, bei Gelegenheit der Erwähnung jener Angaben des Epikur die Bemerkung hinzuzufügen, dafs er allerdings wohl wiſſe, dafs Epikur allein das Angeführte berichte, und wie ſelbſt Kephiſodorus und Eubulides, die erbitterten Gegner des Ariſtoteles, doch dergleichen Beſchuldigungen in ihre Schriften aufzunehmen nicht gewagt hätten. Ebenderſelbe Ariſtokles ſtellt ſolchen lügenhaften Anſchuldigungen eines Epikur und Timäus von Tauromenium auch die Nachricht an die Seite, dafs Ariſtoteles, nachdem er ohne Erfolg das Kriegsleben verſucht, ſich darauf in Athen durch Bereitung von Arzeneimitteln ſeinen Unterhalt zu erwerben geſucht habe. Ohne Zweifel hielt er alſo auch dies für ein in ähnlich boshafter Abſicht erfundenes Mährchen; und wahrſcheinlich mochten es jene ſo dargeſtellt haben, dafs Ariſtoteles dabei in dem Lichte eines Gauklers und Quackſalbers erſchien; denn ſonſt dürfte man ſich billig wundern, wie Ariſtokles eine anſcheinend ſo gleichgültige, und für den Charakter des Stagiriten

1) B. X, ep. 8.

2) Bei Euſebius Praep. Evang. XV, 2.

keineswegs nachtheilig ſcheinende Nachricht unter die boshaften Verleumdungen anderer Art ſtellen mochte. Wahrſcheinlich ſetzte Ariſtoteles die phyſikaliſchen und chemiſchen Studien, zu denen ihn das Beiſpiel und die Anleitung ſeines Vaters nicht minder als ſeine eigne angeborne Neigung hingezogen haben mochten, und die während ſeines ganzen Lebens Lieblingsgegenſtand für ihn blieben, auch in Athen fort, und hatte hier vielleicht ſelbſt Gelegenheit, durch ſeine Kenntniſſe dieſer Art manchem Kranken einen Dienſt zu erweiſen; was denn ſeinen Feinden zu boshafter Verdrehung Gelegenheit gab. Ueberhaupt hat, wie die meiſten groſsen Geiſter, welche das Glück auch äuſserlich hoch begünſtigte, ſo vornehmlich Ariſtoteles das Schickſal erfahren, daſs nicht nur ſeine kleinſten Schwächen von böswilligen Feinden und kleinlichen Neidern auf das genaueſte beobachtet, vergröſsert, und entſtellt, ſondern auch die edelſten Züge ſeines Charakters auf das ſchmählichſte verdreht und in ein höchſt gehäſſiges Licht geſtellt worden ſind. „Groſse Männer“, ſagt Göthe irgendwo, „haben es überhaupt ſchlimm; da man ſich mit ihnen nicht vergleichen kann, paſst man ihnen auf.“ Wir werden ſpäter, bei andern Lebensereigniſſen und bei der Charakteriſtik des Stagiriten, Gelegenheit haben, die Beweiſe für das hier nur Angedeutete zu liefern.

Ariſtoteles hatte aber ohne Zweifel gar nicht nöthig zu einem ſolchen Erwerbs- und Unterhaltsmittel ſeine Zuflucht zu nehmen. Buhle, der in dem ſeiner Ausgabe der Werke des Ariſt. vorgeſetzten Leben des Stagiriten (p. 85) anderer Meinung war, hat dieſe mit Recht ſpäter zurückgenommen [1]). Nirgends finden

1) Vergl. Allgem. Encyclopädie von Erſch und Gruber, Artikel Ariſtoteles, im Vten Theile S. 273.

wir erwähnt, dafs Ariſtoteles jemals arm geweſen. Hier alſo hat eine begründete Muthmafsung freien Raum; und darnach läfst ſich annehmen, dafs der Leibarzt und Freund des Königs von Makedonien ſeinem Sohne ein hinlängliches Erbe hinterlaſſen habe. Auch konnte wohl Ariſtoteles, ohne im Beſitz eines beträchtlichen Vermögens zu ſein, weder den ihm ſogar, wie wir bald ſehen werden, von Platon zum Vorwurf gemachten Aufwand im Aeufsern beſtreiten, noch weniger eine Bibliothek ſich anlegen, was zu damaliger Zeit eine ſo überaus koſtſpielige Sache war.

Als Ariſtoteles bereits das ſiebzehnte Jahr erreicht hatte, war es bei einem, von ſo brennendem Durſte nach Wiſſen getriebenen Geiſte ſehr natürlich, dafs er ſich nach dem Orte hinſehnte, wo er allein Befriedigung ſeines innern Dranges finden zu können hoffen durfte, nach dem Sitze aller griechiſchen Bildung, nach Athen. Ohne Zweifel war der Ruf von dem gröfsеſten aller damals lebenden Philoſophen, der Ruf von Platon, dem grofsen Schüler eines grofsen Lehrers, auch nach Stagira gedrungen, und es bedurfte wahrlich nicht erſt, wie Pſeudo-Ammonius, ähnlich der Sage von Pythagoras, erzählt, einer Aufforderung des delphiſchen Gottes, um ihn zu vermögen, ſich nach Athen hin-, und der Philoſophie zuzuwenden. Eben ſo wenig brauchen wir uns hier auf mehr als die Andeutung einer eben ſo verkehrten Angabe deſſelben Pſeudo-Ammonius und des Olympiodorus [1]) einzulaſſen, derzufolge Ariſtoteles bei ſeiner Ankunft zu Athen noch drei Jahre den Unterricht des (fünfzehn Jahr vor der Geburt des Stagiriten geſtorbenen) Sokrates genoſſen habe. — Eine an-

1) Ad Platonis Gorg. prax. 42. — Den Unſinn dieſer Angabe bemerkte ſchon Patritius, discuſſ. perip. I, p. 3.

dere irrige Meinung des übrigens ganz unbekannten Eumelus bei Diogenes von Laerte, dafs nämlich Ariſtoteles erſt in ſeinem dreifsigſten Lebensjahre zu Platon gekommen ſei, und die ſchon Diogenes ſelbſt berichtigte, kann vielleicht, wie Nunnefius [1]) vermuthete, dadurch entſtanden ſein, dafs jener Eumelus ſich der Bemerkung des Platon erinnerte, nach welcher es nicht räthlich ſey, vor dem dreifsigſten Jahre das Studium der Dialektik zu beginnen. Vielleicht aber floſs ſie auch aus jener trüben Quelle Epikur's, zufolge welcher Ariſtoteles erſt nach einer vergeudeten Jugend, alſo im Männeralter Platon's Schule beſucht haben ſollte [2]). — Dafs aber Ariſtoteles nach zurückgelegtem ſiebzehnten Lebensjahre nach Athen und zum Platon kam, alſo im zweiten Jahre der 103ten Olympiade [3]) (367 v. Chr.), dafür ſprechen alle andern vorhandenen Zeugniſſe [4]).

Zwanzig Jahre währte, nach der Berechnung des Apollodor, welcher alle andern folgen, des Ariſtoteles erſter Aufenthalt zu Athen; alſo bis zum 2ten Jahre der 108ten Olympiade (347 vor Chriſto). Gleichwie nun der Philoſoph während ſeines zweiten Aufenthaltes zu Athen den gröfsesten Theil der Werke ſchrieb, welche ewig die Bewunderung der Nachwelt bleiben, und ſeinen Namen unſterblich machen ſollten: ſo war

---

1) Zu der Biographie des Pſeudo-Ammon. p. 41.

2) Vergl. Athenäus und Euſebius a. d. a. O.

3) Ungenau ſagt Tennemann Bd. III, S. 21: „zu Anfang der 103ten Olympiade".

4) Apollodor bei Diog. Laert. — Dionyſ. v. Halic. *ὀκτωκαιδέκατον ἔτος ἔχων ἐπὶ Πολυξήλου ἄρχοντος.* — Ebenſo Euſeb. in Chronic. — Vet. translat. tempore Nauſigenis, ſeptemdecim annorum factus. — Cyrillus contra Julianum I. p. 13 B. ed. Spanh. nennt bloſs Olymp. 108.

es auch Athen, wo er bei seinem ersten Aufenthalte den Grund zu jenen Werken durch den Beginn der eignen Ausbildung legte. — Aber auch hier sind die Nachrichten sparsam und dürftig, und selbst die wenigen erhaltenen oft noch unzuverlässig, oder auch wohl ganz ungereimt. Sicher scheint soviel angenommen werden zu dürfen, dass Platon's Unterricht ein hauptsächliches von denjenigen Momenten war, welche ihn sich nach Athen zu begeben bestimmten, und dass eben auch Platon es war, der ihn hier, wenigstens für eine geraume Zeit, unwiderstehlich an sich zog, und seine Neigung fesselte.

Aber hier begegnet uns ein, soviel ich weiss, von keinem Biographen beider Männer erwähnter und gehörig beachteter Umstand. Das zweite Jahr der 103ten Olympiade nämlich, in welches wir nothwendig die Ankunft des Aristoteles in Athen setzen müssen, ist gerade dasjenige, in welchem, nach Corsini's Berechnung (vergl. de die natali Platonis p. 112), Platon seine zweite Reise nach Syrakus unternahm, von welcher er erst Olymp. 103, 4, oder wohl gar noch später zurückkehrte [1]). Für die Zeit seiner Abwesenheit hatte er, wie die Alten berichten, dem Heraklides von Pontus das Lehramt in der Akademie übertragen. Haben wir nun keinen Grund, jene Angabe über diese zweite Reise des Platon, und die Zeit, in welcher sie unternommen wurde, zu bezweifeln, so scheint dies mit dem oben Angedeuteten, dass es nämlich Platon's Ruf vor allem gewesen, der den Aristoteles nach Athen gezogen, in offenbarem Widerspruche zu stehen. Aber hier bietet sich wohl von selbst ein Ausweg durch die Annahme dar, dass ja dem Aristoteles die Reise selbst, wenn Pla-

1) Ast Platon's Leben und Schriften, S. 29.

ton ſie etwa ſchon vor ſeiner Ankunft angetreten hatte, und noch viel eher Platon's Vorhaben, wenn dieſer erſt nach Ariſtoteles Ankunft zu Athen abreiſete, unbekannt geblieben ſein dürfte. Ueberhaupt darf angenommen werden, daſs Athen bei der damaligen Lage der Dinge in Griechenland, ſelbſt ohne Platon, noch immer als Hauptbildungsort für ganz Hellas angeſehen werden konnte. Soviel indeſſen ſcheint aus den oben angedeuteten Umſtänden klar hervorzugehen, daſs Ariſtoteles mindeſtens erſt drei Jahre nach ſeiner Ankunft in Athen dem Platon bekannt werden und ſeinen Unterricht genieſsen konnte. Und wenn es erlaubt iſt, eine wenigſtens nicht ganz leere und unbegründete Vermuthung auszuſprechen, ſo erklärt ſich, meine ich, eben aus jenem Umſtande, daſs Ariſtoteles erſt drei Jahre nach ſeiner Ankunft zu Athen den Platon wirklich hörte und hören konnte, jene an ſich offenbar abgeſchmackte Nachricht bei Pſeudo-Ammonius, dem latein. Biogr. (Vet. translat.), und Olympiodorus (in der früher angeführten Stelle: ad Plat. Gorg. prax. 42): „daſs nämlich Ariſtoteles, als er nach Athen gekommen, bevor er zum Platon ſich gewendet, noch drei Jahre lang den Unterricht des Sokrates genoſſen habe". Jener einfältige Notizenſammler fand vielleicht irgendwo die Nachricht, daſs Ariſtoteles drei Jahre in Athen zugebracht, ohne den Platon zu hören, und etwa während dieſer Zeit ſich an andere Sokratiker angeſchloſſen habe. Und nun iſt es ſo unnatürlich gar nicht, daſs einer jener Scribler, in gänzlicher Unkunde der Zeitverhältniſſe befangen, jene Nachricht in der angegebenen Weiſe zu vervollſtändigen ſich beeilte. Ganz bodenlos und aus der Luft gegriffen ſchien mir, ſo oft ich ſie las, jene Nachricht von Anfang herein nicht, und das Zuſammentreffen der Zeit in der beſtimmten Angabe von drei Jahren ſchien mir ebenfalls für meine

ſo eben angedeutete Vermuthung zu ſprechen [1]). — Uebrigens beſchäftigte die Frage: ob Ariſtoteles den Unterricht Alexander's genoſſen, ſogar mehrere Gelehrte des XVIten und XVIIten Jahrhunderts, und unter dieſen handelte darüber namentlich der bekannte Leo Allatius in ſeiner dialogiſch verfaſsten Schrift: De ſcriptis Socratis, Paris, 1637, 4.

Als ziemlich ſicher darf ſonach die Annahme hingeſtellt werden, daſs erſt nach Platon's zweiter ſiciliſcher Reiſe Ariſtoteles ſich an ihn anſchloſs. — Um Olymp. 103, 4 kehrte Platon zurück nach Athen, aber ſchon Olymp. 104, 4, alſo kaum vier Jahre darauf, unternahm er die letzte Reiſe zum Dionyſius, und erſt das folgende Jahr und wahrſcheinlich deſſen Ende, Ol. 105, 1, fand ihn wieder in der Akademie zu Athen [2]).

Schwerlich gelang es nun wohl in der erſten Zeit dem damals etwa zwanzigjährigen Ariſtoteles, ſich in dem Maaſse dem Platon zu nähern und ſeine Aufmerkſamkeit ſo vorzugsweiſe auf ſich zu ziehen, als es ſpäter der Fall geweſen ſein muſs. Damit ſoll jedoch der ausdrücklichen Angabe der Alten, die ſich ſogar bei dem Kirchenvater Cyrillus [3]) findet, daſs Ariſtoteles nämlich noch ſehr jung, Ol. 103, ſchon Zuhörer des Platon geweſen ſei, nicht widerſtritten werden. Sehr wohl denkbar iſt es indeſſen, daſs Ariſto-

1) Raſcher weiſs freilich Dorn (in der Fortſetzung von Jonſius De ſcriptor. hiſt. philoſ. III, 29, p. 168) den Knoten dadurch zu zerhauen, daſs er — zwei Sokrates annimmt, von denen der eine Platon's Mitſchüler und Ariſtoteles Lehrer geweſen ſei, — wobei er ſich auf Platon's Politicus beruft.

2) Aſt a. a. O. S. 30..

3) Contra Julian. Lib. I, p. 13 B. Spanh. ἑκατόστῃ τρίτῃ Ὀλυμπιάδι Ἀριστοτέλην φασὶν ἀκροᾶσθαι Πλάτωνος, βραχεῖαν ἄγοντα κομιδῇ τὴν ἡλικίαν.

teles während jener dreijährigen Abweſenheit des Platon, und auch wohl noch in der Zeit bis zu deſſen Rückkehr von ſeiner letzten ſiciliſchen Reiſe, durch eifriges Studium der Schriften früherer und gleichzeitiger Philoſophen, und vornehmlich, wie zu erwarten ſteht, der damals ſchon bekannten Platoniſchen ſich zur Benutzung des Unterrichts des groſsen Lehrers trefflich vorbereitet habe. Mit wie glühendem Eifer überhaupt ſein Geiſt, der die Geſammtheit der menſchlichen Erkenntniſs zu umfaſſen ſtrebte, ſchon in den Jünglingsjahren alle Theile des menſchlichen Wiſſens ergriffen haben müſſe, davon geben ſeine Schriften das leuchtendſte Zeugniſs. — Natürlich dafs ein ſolcher Geiſt einem Platon nicht lange unter ſeinen Schülern verborgen bleiben konnte. Bald zeichnete er ihn vor allen aus, und anerkannte ſein unermüdliches raſtloſes Forſchen nach Wahrheit und Klarheit, ſeinen gewaltigen durchdringenden Verſtand, und die Schärfe ſeines Urtheils. Nicht für ein Mährchen möchten wir es daher halten, dafs er ihn, wie Philoponus erzählt [1]), den Philoſophen der Wahrheit und die Seele ſeiner Schule (νοῦς τῆς διατριβῆς) genannt, und dafs er, wie Pſeudo-Ammonius meldet, ſein Haus das Haus des Leſers (οἶκος ἀναγνώστου) genannt habe, welchen letzteren Namen ihm ſein unermüdetes Studium aller vorhandenen philoſophiſchen Schriftwerke verſchaffte.

Das gute Verhältniſs zwiſchen beiden ſo ausgezeichneten Geiſtern ſcheint jedoch nicht immer daſſelbe geblieben, ſondern im Laufe der Zeit merklich verändert worden zu ſein. Wenigſtens mufs eine gewiſſe

1) De aeternitate mundi adverſus Proclum VI, 27... ed. Venet. 1535, Fol.

Spannung, veranlaſst durch verſchiedenartige Umſtände, eingetreten ſein; aber welcher Art dieſe Veranlaſſungen, und welches eigentlich die Veränderung in dem freundſchaftlichen Verhältniſſe beider Männer waren, das iſt es, worauf wir jetzt unſer Augenmerk richten wollen.

Es ſind uns nämlich, wie über ähnliche Verhältniſſe anderer Männer der alten Zeit, ſo auch über die angebliche Feindſchaft, welche zwiſchen Platon und Ariſtoteles Statt gefunden haben ſoll, eine Menge Notizen und Anekdoten überliefert worden. Charakteriſtiſch iſt nun aber an allen dieſen Ueberlieferungen einestheils ſchon der Umſtand, daſs ſie, bis auf eine und die andere, ſämmtlich nicht von gleichzeitigen, ſondern von weit ſpäter lebenden Gewährsmännern aufgeführt werden; anderntheils daſs in allen Ariſtoteles als der ſchuldige Theil erſcheint, und dieſem, in mehr oder weniger harter Weiſe, Undankbarkeit, Ehrgeiz, Gefühlloſigkeit, und Anmaaſsung dabei zur Laſt gelegt werden.

So heiſst es denn alſo bei dem Hauptanekdotenſammler Aelian [1]): daſs die erſte [2]) Abneigung und Miſshelligkeit zwiſchen beiden ihren Grund in dem äuſserlichen Leben des Ariſtoteles gehabt habe. Denn deſſen Sorgfalt, die er auf ſeinen Körper, wie auf ſchöne Kleidung und Schmuck verwendet, habe das Miſsfallen des atheniſchen Weltweiſen erregt. Aelian geht dabei ſogar in die Einzelnheiten jenes Aufwan-

1) Var. hiſtor. III, cp. 19.

2) Denn ſo verſtehe ich in der angezogenen Stelle des Aelian die Worte τὴν πρώτην, als geſagt von der erſten Zeit des Umgangs beider, im Gegenſatze zu dem ſpäteren, in demſelben Cap. erzählten Hauptfactum, welches in die letzte Lebenszeit des Platon geſetzt wird. Anders freilich Perizonius z. d. Stelle.

des ein, welcho Perizonius, deſſen Anmerkungen nachzuſehen ſind, zur Genüge erläutert. Derſelbe Aelian berichtet ferner, wie ſelbſt in dem Geſichte des Ariſtoteles ein ſpöttiſcher Zug bemerklich, ihm ſelbſt aber eine mit dem Ernſte eines Philoſophen unverträgliche Redſeligkeit eigen geweſen; Dinge, die ebenfalls den Platon wider ihn eingenommen hätten. Ja, derſelbe Aelian ſcheint ſogar gemeint zu haben, daſs Platon den Ariſtoteles überhaupt gar nicht zu ſeinen Vorträgen zugelaſſen habe [1]).

Ein andermal ſoll Platon, nach Aelian's und anderer Berichte, ihn πῶλος (*πωλάριον*, *ἵππος*) genannt haben, weil er, wie das geſättigte Füllen wohl nach der eignen Mutter ausſchlage, ebenſo undankbar ſich gegen ihn ſelbſt, ſeinen Lehrer, betragen habe [2]).

Bei weitem ärger aber, und ganz herabwürdigend für den Charakter des Ariſtoteles iſt ein anderes Hiſtörchen bei demſelben Aelian [3]). Als nämlich einſt, ſo erzählt er, Xenokrates durch eine Reiſe nach Chalkedon von Athen entfernt, Speuſippus aber, die zweite Hauptſtütze des ſchon hoch bejahrten Platon, durch Krankheit gefeſſelt geweſen, habe Ariſtoteles, dieſe Umſtände benutzend, den achtzigjährigen ſchon gedächtniſsſchwachen Greis Platon mit rückſichtloſen Einwürfen gegen die von ihm vorgetragenen Lehrſätze und Behauptungen boshaft angegriffen, und ihn

---

1) Wenigſtens ſcheinen dies die Worte anzudeuten: *Ἅπερ οὖν ὁρῶν ὁ Πλάτων οὐ προσῆτο τὸν ἄνδρα· προετίμα δὲ αὐτοῦ Ξενοκράτην, καὶ Σπεύσιππον, καὶ Ἀμύκλαν, καὶ ἄλλους, τῇ τε λοιπῇ δεξιούμενος αὐτούς, καὶ οὐκ καὶ τῇ κοινωνίᾳ τῶν λόγων.*

2) Aelian. Var. hiſtor. IV, 9. — Hellad. Bezantinous apud Phot. in Biblioth. Cod. 279, pag. 1589. Hierocles ap. Phot. p. 382.

3) Var. hiſt. III, cp. 19.

genöthigt, mit ſeinen Schülern aus den ſchattigen Gängen, die ſeinen Aufenthaltsort umgaben [1]), ſich in das Innere deſſelben zurückzuziehen, und dort ſeine Vorträge fortzuſetzen, welche er aus Furcht vor dem Ariſtoteles nicht mehr öffentlich zu halten gewagt habe. Darauf habe denn dieſer mit ſeinem Anhange von jenem Orte Beſitz genommen. Erſt drei Monate nachher ſei Xenokrates zurückgekehrt und habe ihn (faſt ſollte man, nach Aelian's ausführlicher Erzählung, meinen, gewaltſamer Weiſe [2])) durch einen heftigen Angriff gezwungen, das Feld zu räumen.

Wenn nun auch Erzählungen wie die letztere wohl bei einem Patritius und andern ihm ähnlichen Beurtheilern des Stagiriten trotz ihrer offenbaren Abgeſchmacktheit Glauben finden konnten, ſo iſt es doch kaum zu begreifen, wie ſelbſt in der neueſten Zeit Buhle, der früher [3]) dieſes Mährchen ſo richtig würdigte, ſpäter [4]) dazu gekommen ſein mag, es für nicht unwahrſcheinlich anzuſehen, zumal da, wie wir bald ſehen werden, aus anderweitiger guter Quelle das Entſtehen deſſelben nachweisbar iſt. Es kann aber überhaupt über Erzählungen dieſer Art aus dem Alterthume kaum Treffenderes geſagt werden, als was von Aſt darüber bei ähnlicher Gelegenheit bemerkt iſt, daher ich mich nicht enthalten kann, die ganze Stelle hier wörtlich mitzutheilen. „Wir wiſſen," (ſagt er in: Platon's Leben und Schriften S. 27..) „wie erfinderiſch die Alten in dergleichen Gerüchten waren, wie ihre leb-

1) Vergl. Perizon. z. Aelian a. a. O.

2) *συναγωγὴν τοῖς ἑταίροις.*

3) Opp. Ariſt. T. I. p. 88.

4) In der: Allgem. Encyclop. von Erſch und Gruber Th. IV. S. 274.

lebhafte Einbildungskraft jede Lücke auszufüllen wufs-te, und wie fchnell ihre Redfeligkeit jede Sage verbrei-tete; und jemehr die Erzählungen der Alten in das Einzelne gehen, um fo mehr verrathen fie fich felbft als blofse Erdichtungen, oder Ausfchmückungen einer Thatfache, von der man nur im Allgemeinen Kenntnifs haben konnte. Am meiften aber wird der kritifche Hi-ftoriker bei Erzählungen, die grofse Männer betreffen, fkeptifch fein müffen, weil hier der berühmte Name, und die Wichtigkeit des Gegenftandes die dichtende Einbildungskraft um fo lebendiger anregte, und zu Vermuthungen oder Erdichtungen reizte, die dann in Sagen übergingen. Und unter den grofsen Männern find wiederum diejenigen, die mehr geiftig lebten und wirkten, und nicht durch äufsere Thaten ihre Hoheit beurkundeten, ganz vorzüglich der fpielenden Dich-tung Preis gegeben, denn je weniger man von ihrem äufsern Leben wiffen kann, weil fie eigentlich nur ein inneres und wiffenfchaftliches führten," (auch dies pafst wenigftens für eine Zeit feines Lebens auf den Stagiri-ten) — „einen um fo freieren Spielraum hat die Einbil-dungskraft, und um fo mehr wird fie fich beftreben, den Mangel des äufsern anfchaulichen Lebens, durch erdichtete Begebenheiten zu erfetzen. Daher die Fülle von Mährchen, welche man bei den Alten über Pytha-goras z. B. findet, daher die verfchiedenen Gerüchte und Angaben über die Lebensumftände des Sokrates, u. a."

Faft alles hier bemerkte pafst auf Ariftoteles, und vornehmlich auf diefen Abfchnitt feines Lebens in Athen, und fein Verhältnifs zu Platon, welches wir jetzt etwas fchärfer ins Auge faffen wollen.

Die Meinung von der Abneigung, ja fogar Feind-fchaft, welche zwifchen beiden Männern geherrfcht habe, und befonders von Ariftoteles Undankbarkeit

gegen ſeinen groſsen Lehrer, iſt weit verbreitet im ſpäteren Alterthume. Schon der giftige Sokratiker Eubulides, Euklides Schüler, welchen Ariſtokles Peripateticus einen offenbaren Lügner nennt, erdreiſtete ſich, in eignem Werke über den Ariſtoteles die Beſchuldigung gegen denſelben auszuſprechen, daſs er ſich gegen Platon höchſt undankbar betragen, und deſſen Schriften verderbt habe [1]). Auſser Aelian und Diogenes Laert. im Leben des Ariſtoteles nennt Buhle als Gewährsmänner dieſer Anſicht noch den Kirchenvater Auguſtin [2]), den öfters genannten Peripatetiker Ariſtokles [3]), der aus den Schriften des mit Ariſtoteles gleichzeitigen Ariſtoxenus ſchöpfte, und endlich den Theodoretus [4]) (lebend um 400 nach Chriſto). Der Zahl der eben genannten laſſen ſich noch hinzufügen Origenes, welcher im 2ten Buche ſeiner Schrift gegen den Celſus erwähnt, daſs Ariſtoteles von Platon abgefallen ſei, und deſſen Ideentheorie heftig angegriffen habe, ein Umſtand, der ſich bei vielen Späteren angeführt findet [5]). So erzählt der in der Note genannte Cyrillus, in ſeiner Schrift gegen den Julian, mit einer Art von Triumph, daſs Platon, den Julian über Alles ſetze, gerade von den vorzüglichſten und ausgezeichnetſten ſeiner Schüler verlaſſen worden ſei [6]); und Theodore-

---

1) Vergl. Euſebii Pr. Ev. XV, cp. 2, p. 791 und dazu Viger's Note. — Diog. Laert. II, cp. 109 und daſ. Menag.

2) De civitate Dei VIII, 12.

3) Bei Euſebius an der oft genannten Stelle, XV, 2.

4) De Graecor. affect. curat. Lib. V. Opp. T. IV, p. 412 ed. Sirmondi, Paris, 1684.

5) Vergl. Cyrillus contra Julian. II, p. 66 B. — Caelius Rhodiginus lect. antiq. XVI, p. 612 ed. Baſil. 1542.

6) Contra Julian. lib. IV, p. 115 B. Ἀλαζονεύεται δὲ (Julian nämlich) μέγα, καὶ παῤῥήσιαν, καὶ προσομιλεῖται μόναις

tus [1]) erzählt es mit beſonderer Gehäſſigkeit, daſs Ariſtoteles ſich gegen ſeinen noch lebenden Lehrer aufzulehnen gewagt habe. — Ja, ſelbſt der treffliche Ariſtokles Meſſenius, der, wie wir ſpäter ſehen werden, den Ungrund und die Abgeſchmacktheit ſo vieler verleumderiſch gegen den Stagiriten erhobener Beſchuldigungen, nebſt den Quellen, woher ſie floſſen, angiebt, nennt unter den zwei Vorwürfen, welche wohl auf den erſten Anblick einigermaſsen gegründet erſcheinen könnten, auch den des undankbaren Betragens (*ἀχαριστία*) gegen Platon. *Τὰ μὲν οὖν ἄλλα*, ſagt er, *προδήλως πέπλασται, δύο δὲ ταῦτα δοκεῖ πιστεύεσθαι, δι' ἃ ψέγουσί τινες αὐτὸν, ἓν μέν, ὅτι τὴν Ἑρμείου γήμειε, — — — — ἕτερον δὲ, ὅτι ἠχαρίστησε Πλάτωνι.* Doch ſchon aus der Art und Weiſe, wie er den erſten jener Vorwürfe abfertigt, ſcheint zur Genüge hervorzugehn, in welchem Sinne überhaupt Ariſtokles jenes *δοκεῖ πιστεύεσθαι* auch von der zweiten Anſchuldigung genommen wiſſen wollte, obgleich er dieſe, — wenigſtens in dem von Euſebius mitgetheilten Fragmente, welches leider an dieſer Stelle abbricht, — nicht weiter berührt. Wohl aber erfahren wir von

ταῖς φωναῖς τοῦ Πλάτωνος, καὶ τοῦ γεγονότος τῶν ἄλλων ἀσχάτου, καὶ οὐκ ἀγεννῆ παρὰ τῶν συγγεγονότων αὐτῷ λαβόντος τὴν ἀντίστασιν· εἰς γὰρ ἴστι (fährt er fort) καὶ ὑπέροφρυς καὶ σοβαρὸς ἀγάν, καὶ ἐπ' ἀκριβείᾳ δογματικῇ τε καὶ λογικῇ πλείστην ἔχων τὴν δείνωσιν ὁ αὐτοῦ φοιτήτης Ἀριστοτέλης.

1) Opp. T. IV, p. 832... ed. Schulze: *Ὁ δὲ Ἀριστοτέλης, ὅτε ζῶντι Πλάτωνι προφανῶς ἀντιτάξατο, καὶ τὸν κατὰ τῆς Ἀκαδημίας ἀντῆιξατο πόλεμον· καὶ οὔτε τὴν διδασκαλίαν ἐτίμησεν, ἧς φιλοτίμως ἀπῆλαυσεν, οὔτε τοῦ πολυθρυλλήτου ἀνδρὸς ᾐδέσθη τὸ κλέος, οὔτε τὸ ἐν τοῖς λόγοις κράτος ἐδεισεν, ἀλλ' ἀναίδην πρὸς αὐτὸν παρετάξατο, οὐκ ἀμείνοσιν ἐαυτὸν ἀλλὰ πολλῷ γε χείροσι χρησάμενος δόγμασιν.* cet.

ebendemſelben, woher jenes oben angeführte Hiſtörchen des Aelianus von der Vertreibung aus den περιπάτοις ſeiner Akademie durch den Ariſtoteles entſtanden ſei. Ariſtoxenus nämlich, mit dem Beinamen Muſikus, ein Freund und Schüler des Ariſtoteles, alſo die älteſte und nach Gellius [1]) Urtheile ſehr glaubwürdige Quelle, hatte in ſeinem Leben des Platon erzählt, wie während des Umherreiſens und der Abweſenheit deſſelben von Athen gewiſſe Leute, und noch dazu Fremdlinge, Nichtathener, ſich gegen ihn erhoben, und gegen ihn einen Peripatos errichtet hätten [2]). „Dies haben einige", ſetzt Ariſtokles hinzu, „auf den Ariſtoteles gedeutet, ohne zu bedenken, daſs Ariſtoxenus ſeiner durchaus nur in der ehrenvollſten Art Erwähnung thut [3])." Er hätte auch noch hinzu-

---

1) Gellius Noct. Att. IV, cp. 11 nennt ihn virum litterarum veterum diligentiſſimum.

2) Ariſtocl. Meſſen. ap. Euſeb. XV, 2. Ich ſetze die eignen Worte deſſelben her, weil mehreres daraus in einigen der erhaltenen Biographien des Ariſtoteles wörtlich entnommen ſcheint. Τὸ δ' ἂν πεισθεὶη τοῖς ὑπ' Ἀριστοξένου τοῦ Μουσικοῦ λεγομένοις ἐν τῷ βίῳ τοῦ Πλάτωνος; ἐν γὰρ τῇ πλάνῃ καὶ τῇ ἀποδημίᾳ, φησὶν ἐπανίστασθαι καὶ ἀντοικοδομεῖν αὐτῷ τινὰς περίπατον, ξένους ὄντας.

3) Hiernach ſcheint nun ſelbſt die Angabe bei Suidas, v. Ἀριστόξενος, bezweifelt werden zu müſſen, daſs nämlich derſelbe aus einem eifrigen Schüler und Anhänger des Ariſtoteles ſpäter, da dieſer den Theophraſt und nicht ihn zum Fortſetzer ſeiner Schule beſtimmt, ein erbitterter Feind und Verleumder ſeines Lehrers geworden ſei, wenigſtens, meine ich, würde Ariſtokles, hier, wo es recht darauf ankam, dieſen Umſtand, hätte er ihn für wahr gehalten, oder überhaupt gekannt, gewiſs nicht unerwähnt gelaſſen haben. Es ſcheint vielmehr dies Gerücht über den Ariſtoxenus erſt ſpäter, und vielleicht durch eine Verwechſelung deſſelben mit einem Gegner des Stagiriten gleiches Namens entſtanden zu ſein.

fügen können, dafs die Worte des Ariſtoxenus ſchon der Zeit wegen gar nicht auf den Ariſtoteles gedeutet werden könnten; denn die Ausdrücke: *ἐν γὰρ τῇ πλέυῃ καὶ τῇ ἀποδημίᾳ*, welche in der unten in der Note ausgehobenen Stelle Ariſtokles aus dem Werke des Ariſtoxenus ſelbſt anzuführen ſcheint, ſcheinen doch wohl kaum anders als auf die bedeutenden Reiſen bezogen werden zu können, welche Platon gröſstentheils noch vor Ariſtoteles Ankunft in Athen unternommen haben ſoll, für deren hiſtoriſche Wahrheit im Allgemeinen übrigens dies, wiewohl kurze Zeugnifs eines Zeitgenoſſen von den neueren Lebensbeſchreibern des Platon Beachtung verdient hätte. — Aus dieſer Nachricht nun, ſcheint uns, wie wir oben andeuteten, auf dem gewöhnlichen Wege der Verdrehung und Entſtellung ſolcher Notizen, je nach der Individualität der Ueberlieferer, das Mährchen bei Aelian entſtanden zu ſein.

Faſſen wir nun die eben beleuchteten hiſtoriſchen Angaben über die Feindſchaft zwiſchen Ariſtoteles und Platon zuſammen, ſo erſcheinen ſie ſchon an ſich betrachtet ſämmtlich als keinen Glauben verdienend. Aber es liegt ihnen, wie dies bei dergleichen Erzählungen und Meinungen gewöhnlich der Fall zu ſein pflegt, immer wenigſtens etwas Wahres zum Grunde, wenn auch dies Fundament von dem luſtigen, ſpäter darauf errichteten Gebäude weſentlich verſchieden iſt. Dies führt uns zu der Aufſtellung und Beantwortung der Frage: „Von welcher Art war denn das Verhältnifs, welches ſich zwiſchen Platon und Ariſtoteles im Leben geſtaltete, und nach Mafsgabe ihrer beiderſeitigen Individualität geſtalten mufste?“

Leider verbreitet ſich die Abhandlung Malme's über den Ariſtoxenus, woraus ich vielleicht näheres zu entnehmen hoffte, nicht weiter über dieſen intereſſanten Gegenſtand.

Eine Darſtellung deſſen, worin die Anſichten beider Männer in philoſophiſcher Hinſicht von einander abwichen [1]), und ſich gegenüber traten, gehört natürlich nicht hierher. Sie gäbe Stoff zu einem eignen Werke; auch bedarf es derſelben für unſern Zweck keineswegs.

Platon's innerſte Eigenthümlichkeit, zu deren vollkommener Anſchauung uns ſeine Werke gelangen laſſen, ſteht in einem ſcharfen Contraſte zu der des Ariſtoteles; es iſt der Gegenſatz nüchterner, beſonnen klarer Proſa zur begeiſterten ſich über die endlichen Schranken erhebenden Poëſie. Während die Werke des einen das Gepräge der höchſten mit der Vernunft vereinten Phantaſie an ſich tragen, findet ſich bei dem andern weder in dem Gange ſeiner Betrachtung, noch in der Form der Darſtellung von jenem Elemente die geringſte Spur. Ueberall begegnen wir dem ruhigen, ſcharfen, durchdringenden, auf die Realität der Dinge zurückgehenden und dieſe nie aus dem Geſichte verlierenden Verſtande. Während der eine keine Gelegenheit unbenutzt läſst, ſich vom Endlichen zum Unendlichen, vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen zu erheben, und die den menſchlichen Geiſt feſſelnd umgebenden Schranken zu durchbrechen, hält ſich der andere meiſtens innerhalb dieſer Schranken, mit einer faſt ängſtlich zu nennenden Scheu. Sehen wir Platon überall nach Aufſtellung eines Ideals für das Leben ringen,

---

1) Es ſcheint dieſe Unterſuchung zu einer gewiſſen Zeit ein Lieblingsgegenſtand der Gelehrten geweſen zu ſein, denn die Litteraturgeſchichte des XVIten und XVIIten Jahrhunderts allein weiſt an 15 Schriften über dieſen Gegenſtand auf, die man in Krug's Handbuch der Geſchichte der Philoſophie alter Zeit S. 245 aufgeführt finden kann.

und darüber zuweilen wohl ſelbſt das wirkliche Leben vergeſſen, oder mindeſtens in den Hintergrund ſtellen; ſo erblicken wir dagegen in Ariſtoteles den Geiſt, der gerade im Gegenſatze dieſes Strebens immer nur das Leben, wie es ſich in der Wirklichkeit darbietet, zu erkennen, darzuſtellen, und zu regeln ſtrebt. „Ariſtoteles“ (ſagt Tennemann, Geſch. der Philoſ. Bd. III, S. 25..) „hatte ſchon als Schüler andere Grundſätze als Platon, erſtens, weil er eine beſtimmte Neigung zum Naturforſchen mitbrachte, zweitens, weil er nie Platon's Ideenlehre richtig gefaſst hat; und dies vermochte er darum nicht, weil er, von einem entgegengeſetzten Geſichtspunkte erfüllt, nicht in den Geiſt dieſer Speculation eindringen konnte, und ſich daher unter Ideen nicht regulative, ſondern conſtitutive Principien dachte.“

Dieſer Gegenſatz der beiderſeitigen innern Eigenthümlichkeit muſste wohl mit der Zeit nothwendig auch in dem äuſsern Verhältniſſe beider eine gewiſſe abſtoſsende Kraft bewähren, die jedoch freilich auch noch in manchem andern beachtungswerthen Umſtande Nahrung fand. Wenn dem Stagiriten einestheils Manches in den philoſophiſchen Anſichten ſeines Lehrers nicht genügte, Manches ihm gänzlich widerſprach, ſo mochte, falls wir aus Ariſtoteles eigner Darſtellungsweiſe einen Schluſs wagen dürfen, ſelbſt die Form, in welcher Platon mündlich wie ſchriftlich ſeine Lehren vortrug, den Ariſtoteles wenig anſprechen, oder doch mindeſtens gewiſs den Beifall nicht bei ihm finden, den eine zahlreiche Menge von Anhängern dem gröſseſten Philoſophen der Zeit enthuſiaſtiſch ſpendete. Möglich, daſs ſelbſt dieſer zuweilen einſeitige, blindvergötternde Enthuſiasmus, mit welchem wohl eine groſse Zahl ſeiner Zeitgenoſſen dem von ihnen für unerreichbar, vollkommen gehaltenen Platonismus huldigten, eine Art

Bitterkeit in dem Aristoteles erregte, und ihn gerade zur schärferen und genaueren Aufsuchung der Mängel und Irrthümer desselben anreizte, deren Entdeckung er denn doch auch wohl nicht immer blofs für sich bewahrte. Ueberhaupt trugen wohl die Anhänger beider, und zwar, wie wir sehen, fast ausschliefslich die Sokratiker und Platoniker, auch später viel zur Verbreitung der Meinung von persönlicher Feindschaft zwischen beiden Männern bei [1]).

Ferner aber war des Stagiriten hochstrebender ehrbegieriger Sinn überhaupt wenig dazu geeignet, sich irgend einem Geiste unterzuordnen, und schmiegsam sich in alle Formen eines solchen fügend seine Ueberlegenheit anzuerkennen. Er war lebendig durchdrungen von dem Gefühle eigner gewaltiger Kraft, und, mochte er auch vor einem Platon die höchste Achtung hegen, dennoch achtete er es zu gering, blofs die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Möglich auch, dafs dem alternden Platon das Verstandesübergewicht des noch in der ersten Blüthe der Jugendkraft stehenden Schülers zuweilen, und wie nicht zu läugnen auch durch des letztern Schuld, unbehaglich fühlbar, die Schärfe und das Durchdringende seines Urtheils, verbunden mit den, aus tief eindringenden Forschungen gewonnenen Kenntnissen der Natur in ihren verschiedenartigsten Gestaltungen, nicht selten gefährlich für den eignen Ruhm erscheinen mochte. Aber alles dieſs, was immer nur Vermuthung, wenn gleich nicht ganz unbegründete bleiben wird und mufs, alles dieſs als unumstöfslich wahr und ausgemacht angenommen, sind wir dennoch weit entfernt, eine Spannung und Feindschaft beider als historisch glaubwürdig gelten zu lassen,

---

1) Vergl. Caelius Rhodigin. a. a. O. S. 36.

wie ſie nur ein Patritius und ihm Aehnliche aus den Erzählungen eines Aelian folgern konnten.

Aber was war es denn, was überhaupt im Alterthume jene Meinung von einer ſolchen veranlaſste? Die Antwort auf dieſe Frage liegt ſo gar fern nicht, ja, wir möchten ſagen, es wäre eher zu verwundern, wenn unter den Händen ſpäterer Notizenſammler jene Meinung nicht erwachſen wäre, als man ſich wundern darf, daſs ſie entſtanden iſt.

Einmal nämlich läſst ſich den Nachrichten von der in dieſer früheren Zeit ſeines Lebens dem Ariſtoteles beigelegten etwas zu groſsen Aufmerkſamkeit auf ſein Aeuſseres nicht wohl aller Glaube unbedingt abſprechen [1]), und ebenſowenig iſt es unwahrſcheinlich, daſs Platon dieſe ihm widerwärtige Schwäche ſeines ausgezeichneten Schülers hin und wieder mit einem gewiſſen feinen Spotte gerügt habe [2]). Ariſtoteles tritt uns überall als ein Mann entgegen, der keineswegs, in ſich ſelbſt zurückgezogen und der ihn umgebenden Welt entfremdet, nur allein den Wiſſenſchaften lebte, ſondern der vielmehr das Leben durch eigne Erfahrung in ſeinen verſchiedenſten Seiten und Geſtaltungen ſelbſt durchlebt hat. Ein Blick auf ſeine ſo vielfältig bewegten Lebensſchickſale, und auf die unermeſslich reichen Schätze von Lebenserfahrung und Menſchenkenntniſs, die vornehmlich in ſeinen ethiſchen Schriften noch heute unſere Bewunderung erregen, und deren Gültigkeit zum Theil eine ewige iſt, müſſen einen jeden hiervon überzeugen. Bedenkt man aber ferner,

1) Wird ja doch von ſeinem Freunde und Lieblingsſchüler Theophraſt ganz Aehnliches von dem bekannten Hermippus erzählt, bei Athenäus I. p. 21.

2) Caelius Rhodig. XVII, p. 667.

dafs Platon, sei es Absicht oder Zufall, seines gröfsesten Schülers in seinen Werken nirgends erwähnt, dafs er den Speusippus und nicht den Aristoteles zu seinem Nachfolger in der Akademie bestimmte, dafs ferner die Meinung von dem Zwiespalte in den philosophischen Ansichten beider, und die Kunde von des Stagiriten öfterem polemischen Verfahren gegen Platon aus seinen Schriften allgemein verbreitet war, und dafs daneben die bald näher zu besprechende zarte und schonende Art und Weise, in welcher diefs von Aristoteles geschah, die Notizenkrämer und Anekdotensammler, sowie überhaupt das Heer derjenigen [1]) wenig kümmerte, welchen als erbitterten Neidern und Feinden, oder auch nur philosophischen Gegnern [2]) des Stagiriten jedes Mittel zur Verunglimpfung und Herabwürdigung des gehafsten Gegenstandes nach Art gemeiner Seelen willkommen war, — bedenkt man, sage ich, diefs alles, so dürfte man sich wohl vielmehr wundern, dafs die Menge gehäfsiger Anekdoten von Aristoteles Undankbarkeit gegen seinen Lehrer nicht noch weit gröfser ist, als wir sie gegenwärtig finden, und zweifelsohne mag bei den grofsen Verlusten in der Litteratur aus dieser Zeit mit manchem Herrlichen auch wohl manches Derartige der verdienten Vergessenheit und Vernichtung anheim gefallen sein. Doch auf diesen Gegenstand werden wir weiter unten noch einmal zurückkommen.

---

1) Themistius orat. IV. sagt, es seien ihrer ein Heer, τῶν ἐπιδεδημίνων Ἀριστοτέλει τῷ Σταγειρίτῃ.

2) Sehr bezeichnend sagt Cicero (de finib. II, cp. 25): Sit ista in Graecorum levitate perversitas, qui maledictis insectantur eos, a quibus de veritate dissentiunt. Beherzigungswerthe Worte!

Aber das ſchönſte und ſicherſte Zeugniſs für die hohe Achtung nicht nur, ſondern auch für die Zuneigung und Freundſchaft des Ariſtoteles, welche er für ſeinen groſsen Lehrer hegte, giebt uns unſtreitig Ariſtoteles ſelbſt in ſeinen Schriften da, wo er gegen die Anſichten deſſelben polemiſch auftreten zu müſſen glaubt. Eine Hauptſtelle iſt hier die Widerlegung der Platoniſchen Ideentheorie in der Nikomachiiſchen Ethik [1]). Schon die Art, in welcher ſich Ariſtoteles bei dieſer Gelegenheit ausdrückt, iſt bezeichnend für ſein Gefühl, daher ich die ganze Stelle herſetze: *Τὸ δὲ καθόλου* (ſagt er) *βέλτιον ἴσως ἐπισκέψασθαι καὶ διαπορῆσαι, πῶς λέγεται, καίπερ προσάντους τῆς τοιαύτης γενομένης ζητήσεως, διὰ τὸ φίλους ἄνδρας εἰσαγαγεῖν τὰ εἴδη· δόξειε δ' ἴσως ἂν βέλτιον εἶναι, καὶ δεῖν ἐπὶ σωτηρίᾳ γε τῆς ἀληθείας καὶ τὰ οἰκεῖα ἀναιρεῖν, ἄλλως τε καὶ φιλοσόφους ὄντας· ἀμφοῖν γὰρ ὄντοιν φίλοιν ὅσιον προτιμᾶν τὴν ἀλήθειαν* [2]).

---

1) Ethic. Nic. I, cp. 6 (nicht cp. 4, wie Buhle angiebt), wo Zell in ſeinem Commentare S. 25. auſser andern vergleicht: Magn. Moral. I, 1, p. 193. Eth. ad Eudem. I, 8, p. 265.

2) Vielleicht verdankt dieſer Stelle jene Aeuſserung ihren Urſprung, welche Pſeudo-Ammonius und andere dem Ariſtoteles in den Mund legen, und die noch heute ſprüchwörtliche Kraft hat: Amicus Plato, amicus Socrates, ſed magis amica veritas. Hiebei darf vielleicht noch das erwähnt werden, daſs in der bunt zuſammengewürfelten Vita von Pſeudo-Ammonius jene Aeuſserung, und zwar natürlich um Platon's Namen verkürzt, dieſem ſelbſt beigelegt wird, denn dort (p. 45. Buhle) werden die Worte: *Φιλὸς μὲν Σωκράτης ἀλλὰ φιλτάτη ἡ ἀλήθεια*, und *Σωκράτους μὲν ἐπ' ὀλίγον φροντιστέον, τῆς δὲ ἀληθείας ἐπὶ πολύ*, ausdrücklich als Worte des Platon erwähnt, und dieſe letztern werden auch, erinnere ich mich recht, in irgend einem Platoniſchen Dialoge dem Sokrates in den Mund gelegt; obwohl ich die Stelle ſelbſt nicht anzugeben weiſs. „Auch

Es ſpricht ſich in dieſen wenigen Worten ein Gefühl von ehrerbietiger Achtung und Anerkennung, neben dem aufrichtigſten und reinſten Streben nach Wahrheit aus, welches nur perſönliche Feindſchaft verkennen könnte, und der Ariſtoteles, der ſo ſchreiben, der den dahingeſchiedenen Platon einen ihm lieben und werthen Mann nennen konnte, der ſollte auf eine ſo undankbare und unwürdige Weiſe den lebenden gekränkt haben, wie es ihm die böſen Zungen ſpäterer Scribenten ſchuld geben? Faſt ſcheint es, als habe der Stagirit, als er jene Worte niederſchrieb, entweder ſpätere gehäſſige Auslegung ſeines polemiſchen Verfahrens geahnt, oder auch wohl bei Lebzeiten ſchon Stimmen einſeitiger Beurtheiler zu vernehmen Gelegenheit gehabt, denen ſelbſt ſein Auflehnen gegen ſeines Lehrers Anſichten und Lehrſätze wider Dankbarkeit und Pietät zu verſtoſsen ſchien. — Ja, dergleichen iſt doch auch jetzt nichts Unerhörtes. — Gewiſs, Ariſtoteles war fern von Undankbarkeit gegen ſeinen groſsen Lehrer, ſo wahr es iſt, was der greiſe Göthe ſagt [1]: „Undank iſt immer eine Art von Schwäche; ich habe nicht geſehn, daſs tüchtige Menſchen undankbar geweſen wären".

Aber auch bei allen andern Gelegenheiten, wo Ariſtoteles polemiſirend gegen Platon auftritt, und dergleichen Stellen ſind nicht eben wenige in ſeinen Werken, — nirgends geſchieht es mit Bitterkeit, und noch viel weniger zeigt ſich irgend eine Spur perſönlicher Animoſität, die begierig die Gelegenheit ergreift um

---

hierin alſo", ſetzt Pſeudo-Ammonius hinzu, „befolgte Ariſtoteles, wenn er gegen Platon diſputirte, nur ſeines Lehrers eigne Anſicht (*φρονεῖ τὰ τοῦ Πλάτωνος*)."

1) Für Kunſt und Alterth. Bd. III, Heft I.

ſich Luft zu machen. Wer dergleichen in einer gewiſſen Art des Ausdrucks, die ganz beſonders da, wo es ſich um die Platoniſche, von Ariſtoteles vorzüglich verfolgte Ideentheorie handelt, der Sache zuweilen einen etwas lächerlichen Anſtrich giebt, wer, ſage ich, darin ein Anzeichen perſönlicher Erbitterung finden will, würde ſich, meinen wir, an dem Genius des Stagiriten wie an der Wahrheit ſelbſt gleichſchwer verſündigen. Wo es Meinungsverſchiedenheiten galt, haben wohl die gröſsesten Geiſter aller Zeiten, der gegenſeitigen perſönlichen Freundſchaft und Achtung unbeſchadet, bei ihren Widerlegungsverſuchen ſich nie ganz eines gewiſſen Beſtrebens enthalten, aus des Gegners Anſichten und Behauptungen lächerlich erſcheinende Folgerungen zu ziehen; natürlich wenn dies ohne der Wahrheit zu nahe zu treten geſchehen konnte; und gewiſs kann des Ariſtoteles polemiſche Verfahrungsweiſe manchen Neueren als würdiges Muſter dienen.

In dem Machwerke des Pſeudo-Ammonius, welcher vor allen gerade bei dieſem Punkte, der das Verhältniſs des Ariſtoteles zum Platon betrifft, länger verweilt, ſcheinen die in dieſer Stelle enthaltenen Nachrichten und Raiſonnements aus irgend einem uns verlornen Werke über das Leben des Ariſtoteles, vielleicht aus Ariſtokles Meſſenius, entnommen zu ſein. Eigenes Produkt jenes einfältigen Zuſammenſtellers ſind ſie gewiſs nicht [1]). In dieſen Bruchſtücken wird Ariſtote-

1) Man ſehe nur auf das ἀντιχοδόμησε, was auch Ariſtokles hat; ferner auf das: ὥς τινες ὑπολαμβάνουσι, und auf das: πειρῶνται γάρ τινες λέγειν, u. a. m. — In der latein. vita (Vet. translat.), in welcher das Hiehergehörige wörtlich überſetzt iſt, findet ſich nur (p. 57. Buhle) der unverſtändige Zuſatz, daſs namentlich Ariſtoxenus und ſpäter Ariſtokles Vertreter

les durchweg gegen den Vorwurf der gegen Platon bewiesenen Undankbarkeit in Schutz genommen. So wird angeführt, dafs er demselben sogar einen Altar geweihet habe, mit der Aufschrift:

Βωμὸν Ἀριστοτέλης ἐνιδρύσατο τόνδε Πλάτωνος
Ἀνδρὸς, ὃν οὐδ' αἰνεῖν τοῖσι κακοῖσι θέμις.

Ist nun auch auf die Richtigkeit der Inschrift nicht allzuviel zu geben, da selbige, wie Buhle (p. 53 Opp. Arist. T. I) zeigt, aus einem Fragmente der Elegien an den Eudemus, welches man nicht einmal mit Sicherheit dem Aristoteles zuschreiben darf, zusammengesetzt zu sein scheint [1]; so kann dabei doch das Factum selbst vollkommen wahr sein, da es an sich nicht unwahrscheinlich ist. — Aber mehr Beachtung verdient jedenfalls das darauf folgende Raisonnement, mit welchem der von Pseudo-Ammonius benutzte Verfasser darzuthun sich bemüht, dafs Aristoteles bei Lebzeiten des Platon gar keine eigne und zwar, was wohl zu beachten, keine feindlich gegen Platon gerichtete Schule im *Lykeion* eröffnet habe. Es sei dies schon deshalb unthunlich gewesen, weil Platon selbst in politischer Hinsicht durch seine mächtigen Verwandten, die athenischen Feldherren Chabrias und Timotheus, (wir setzen hinzu: auch überhaupt als athenischer Bürger gegen den Fremdling von Stagira) ein entscheidendes Uebergewicht zu Athen gehabt habe; ein Raisonnement, welches, wenn man die damalige Jugend und Unberühmt-

---

der Meinung seien, dafs Aristoteles bei Platon's Lebzeiten lehrend mit ihm rivalisirt habe!

1) N. Bach (in einem Aufsatze über Ursprung und Behandlung der elegischen Poësie bei den Griechen in d. Allgem. Schul-Zeitung, 1829, Abth. II, No. 134) erwähnt desselben jedoch, ohne einen Zweifel gegen die Aechtheit beizufügen.

heit des Ariſtoteles noch mit in Anſchlag bringt, als nicht unhaltbar ſich kund giebt. — Damit darf und ſoll jedoch keineswegs behauptet werden, daſs Ariſtoteles in dieſer ganzen Zeit ſeines erſten Aufenthalts zu Athen überhaupt gar nicht lehrend aufgetreten ſei. Ohne Zweifel hatte auch er in der letzteren Zeit ſchon einen, wenn gleich kleineren Kreis von Jünglingen und Männern um ſich verſammelt, denen er ſeine Anſichten lehrend mittheilte. Darauf führt die hiſtoriſche Nachricht, daſs ſein Freund Hermias, Beherrſcher von Atarneus und Aſſos, bei ſeinem Aufenthalte zu Athen, wo er den Stagiriten kennen lernte, auch dieſen neben Platon gehört habe. Aber es kommt hiezu noch ein Umſtand, der die Sache in ein helleres Licht ſetzen wird.

Es wird nämlich durch eine Menge alter Zeugniſſe auſser Zweifel geſetzt, daſs zu irgend einer Zeit zwiſchen Ariſtoteles und Iſokrates, als Häuptern einer Schule, eine Art Wettſtreit und Eiferſucht Statt gefunden habe. Durch den Beifall, welchen dem Iſokrates ſeine Vorträge über die Kunſt der Beredtſamkeit erwarben, und die Menge der Zuhörer, welche von denſelben angezogen wurden, ſcheint Ariſtoteles, trotz ſeiner bekannten geringen Meinung von dem Werthe der Redekunſt, veranlaſst worden zu ſein, über denſelben Gegenſtand Vorträge zu halten und damit förmliche Redeübungen zu verbinden. Iſokrates, mehr die panegyriſche als die praktiſche Beredtſamkeit berückſichtigend [1]), lieſs ſich auch in ſeiner Theorie, welche einer umfaſſenden Rückſicht auf gerichtliche Beweiſe ebenſoſehr ermangelte als in ſei-

1) Auditoriis enim ſe, non judiciis comparavit. Quintil. X, 1, 79. und daſelbſt Frotſcher's Note, p. 70. Cic. orat. §. 42.

nen Grundſätzen rein - empiriſche Betrachtung vorherrſchte, Mängel zu Schulden kommen, die Ariſtoteles, von polemiſchem Wetteifer mit jenem geleitet, wahrnahm, um reichhaltige Theorien von gröſserer Gründlichkeit einzuführen [1]).

Seinen Unwillen über den nach ſeiner Meinung unverdienten Beifall und Zulauf, welchen ſeines Gegners Vorträge fanden, bezeichnet hinlänglich der angeblich Euripideiſche Vers, deſſen er ſich bei jener Gelegenheit mit Anwendung auf den Iſokrates bedient haben ſoll:

Λίσχρὸν σιωπᾶν, Ἰσοκράτη δ' ἐᾶν λέγειν [2]).

Die Hauptſtelle über dieſen ganzen Gegenſtand findet ſich bei Cicero [3]), der ſich darüber folgendermaſsen verlauten läſst: Itaque ipſe Ariſtoteles, quum florere Iſocratem nobilitate diſcipulorum [4]) videret, quod ipſe ſuas disputationes a cauſſis forenſibus et civilibus ad inanem fermonis elegantiam transtuliſſet, mutavit repente totam formam prope diſciplinae ſuae, verſumque

1) Vergl. Leonhard Spengel *Συναγωγὴ τεχνῶν*, ſ. artium ſcriptores ab initiis usque ad editos Ariſtotelis de Rhetorica libros, p. 165...

2) Das Fragment (ſ. Beck Euripid. T. II, p. 406, vergl. Plutarch. adverſ. Colot. p. 1108 B. Tom. V, p. 528 ed. Wyttenb.) lautet vollſtändig:

Ὑπὲρ γε μέντοι παντὸς Ἑλλήνων στράτου
Λίσχρὸν σιωπᾶν, βαρβάρους δ' ἐᾶν λέγειν.

Schütz (zu Cic. ad Attic. VI, 8, epiſt. 281 ed. Sch.) hält ſie für Worte des Ulyſſes im Philoktet des Euripides, doch iſt man überhaupt über den Verf. zweifelhaft. Vergl. Müller ad Cic. de Oratore III, cp. 35, S. 514.

3) De Oratore III, cp. 35.

4) So war unter andern der berühmte Timotheus, Konons Sohn, ſein Schüler, Cic. a. a. O. cp. 34.

que quendam de Philocteta paullo fecus dixit. Ille enim, turpe sibi, ait, esse tacere quum barbaros, hic autem, quum Isocratem pateretur dicere. Itaque ornavit et illustravit doctrinam illam omnem, rerumque cognitionem cum orationis exercitatione conjunxit [1]). Aber wichtiger noch sind die folgenden Worte, aus welchen etwas für die Zeitbestimmung der Rivalität beider Männer hervorgeht. Cicero läfst nämlich in der angezogenen Stelle den Crassus so fortfahren: neque vero hoc fugit sapientissimum regem Philippum, qui hunc Alexandro filio doctorem accierit, a quo eodem ille et agendi acciperet praecepta et eloquendi [2]). Augenscheinlich setzt er also das öffentliche Bestreben des Aristoteles für die Ausbildung der Theorie der Beredsamkeit in die Zeit seines ersten Aufenthaltes zu Athen, lange vor seiner Berufung an den Hof des makedonischen Philipp, und dies ist das Einzig-richtige. Isokrates, der im Jahre 338 vor Christo in einem Alter von 98 Jahren starb, mufs bei jener Rivalität des Aristoteles schon sehr bejahrt, und mindestens an 80 und einige Jahre alt gewesen sein; und dies ist es eben, was Quin-

1) Denselben Gegenstand berührt Cicero öfters; so im Orator cp. XIII, wo Brutus die Rolle des Aristoteles übernimmt; aus der bald darauf folgenden Stelle (Orator. cp. XIV, §. 46) geht zugleich augenscheinlich hervor, dafs Cicero den Bericht des Hermippus vor Augen hatte, und wir lernen aus ihr, was das: *πρὸς ὄθνον ἐγύμναζεν τοὺς μαθητάς* bei Diogenes Laertius sagen wolle; desgl. cp. XIX, §. 62. cp. II, §. 172. de Offic. I, 1, §. 4. Tuscul. I, cp. 4. Aufserdem sind noch nachzusehn: Quintilian Instit. orat. III, cp. 1, 14, p. 124. Burm. Dionys. Halic. T. II, p. 104, l. 14. Sylb. und die Ausleger zu Cic. und Quintil. a. a. O.

2) Diese Stelle hatte Quintilian vor Augen, Instit. orat. I, cp. 1, p. 11. Obrecht (§. 23, p. 12. Gernhard).

tilian durch fein: eoque jam paullo feniore, andeutet. Ganz unbegreiflich aber, und ein ausgezeichnetes Beifpiel von Flüchtigkeit und Ungenauigkeit bleibt es, dafs Buhle [1]) diefen ganzen Umftand in diejenige Lebensperiode des Ariftoteles hinaufrücken konnte, in welcher fich derfelbe nach feiner Rückkehr aus Makedonien zuletzt in Athen aufhielt. Es war doch wahrlich nicht fchwer, zu bemerken, dafs das Jahr der Rückkehr des Stagiriten nach Athen fchon das vierte nach dem Tode des Ifokrates gewefen fei. Der Mangel an richtiger Einficht in diefe Zeitbeftimmungen bewog einen früheren Herausgeber der Ciceronifchen Schrift: de Oratore, Wetzel, jene ganze Erzählung bei Cicero für unwahrfcheinlich zu halten. Aber fie hat ihre ganz vollkommene Richtigkeit, und es kommt nur darauf an, ihr die gehörige Zeit anzuweifen; und diefe ift eben keine andere, als, wie fchon angedeutet, die Zeit gegen das Ende von Ariftoteles erftem Aufenthalte zu Athen. Diefe Zeit beftätigt nun fogar auch, vielleicht ohne feinen Willen, Diogenes Laertius durch dasjenige, was er aus Hermippus über den ganzen Umftand, freilich verwirrt genug, excerpirte. Bei ihm ficht nämlich in dem angeführten Verfe ftatt des Ifokrates — Ξενοκράτης, und diefs ift keineswegs mit Menage in jenes zu corrigiren, denn die nähere Betrachtung ergiebt, dafs es kein Fehler der Abfchreiber, fondern des Diogenes felber ift. Diogenes nämlich hatte, als er jene Worte niederfchrieb, wahrfcheinlich das Werk des fehr genauen und forgfältigen Hermippus nicht mehr vor Augen, daher die Verwirrung, mit der er, deffen Sache Ge-

1) Ariftot. Opp. T. I. p. 95.

nauigkeit und Ordnung überhaupt nicht war, dasjenige, was er vom Iſokrates geleſen zu haben ſich erinnerte, auf den Xenokrates übertrug, und nun zweierlei, nämlich die Rivalität des Ariſtoteles gegen Iſokrates, und das, etwa 15 bis 20 Jahre ſpätere, Zuſammenleben und Wirken des Ariſtoteles und Xenokrates zu Athen vermiſchte und durch einander warf, während er eigentlich das erſte allein hätte berichten ſollen. Aber die disjecta membra Hermippi laſſen ſich noch recht wohl aus dem Spreuhaufen der Erzählung des Laertiers zuſammenfinden. Dahin gehören nun: 1) „Die Zeit, in welche die Rivalität des Ariſtoteles gegen den angeblichen Xenokrates geſetzt wird, nämlich die Rückkehr des Ariſtoteles von einer, in Angelegenheiten der Athener zum Philipp unternommenen, Geſandtſchaft, welche nothwendig in die Zeit zwiſchen 359 bis 349 fallen muſs.“ Damals aber lehrte Xenokrates überhaupt noch gar nicht; vielweniger war er σχολάρχης der Akademie; als ſolchen finden wir ihn erſt im zweiten Jahre der 110ten Olympiade (d. i. 339 vor Chriſto). Ja, er war auch ein ſo guter Freund und ſelbſt Anhänger des ihm weit überlegnen Ariſtoteles, daſs er dieſen ſogar, als er im Jahr 349 Athen verlieſs, zu ihrem beiderſeitigen Freunde Hermias nach Aſien begleitete. 2) „Der Vers mit dem Namen des Iſokrates, welchen Diogenes zwar in Xenokrates zu verwandeln ſich bewogen fand, von welcher Vertauſchung aber das ganze Alterthum keine Notiz genommen hat.“ Hierüber brauchen wir wohl, wenn man nur Cicero's, der dritthalbhundert Jahre früher lebte, und Quintilian's Autorität gegen Diogenes in Anſchlag bringt, kein Wort weiter zu verlieren. 3) „Endlich der Zuſatz: καὶ πρὸς φύσιν συνεγύμναζε τοὺς μαθητάς, und, was wohl zu merken, ἅμα καὶ ῥητορικῶς ἐπασκῶν.“

Auf dieſe Weiſe ſcheint uns die Sache als klar, und hiſtoriſch-ſicher, wie auch als übereinſtimmend von den Alten erzählt, erwieſen zu ſein.

Was nun aber den Ariſtoteles betrifft, ſo ſcheint er ſich allerdings bei dieſer Rivalität nicht immer in den Schranken der Mäſsigung und Leidenſchaftsloſigkeit, die ihm ſpäter eigen war, gehalten zu haben. Dionyſius von Halikarnaſs bezeichnet wenigſtens ſeine Ausfälle auf den Iſokrates als äuſserſt heftig und bitter, und zuweilen ungerecht [1]); und die Worte Cicero's [2]): „quorum uterque (Ariſt. und Iſokrates) ſuo ſtudio delectatus, contemſit alterum", enthalten, genau betrachtet, auch eine Andeutung eines gewiſſen feindſelig-heftigen Verhältniſſes. Ja, ein Schüler des Iſokrates, Kephiſodorus (oder Kephiſodotus), fühlte ſich ſogar veranlaſst, eine Vertheidigungsſchrift ſeines Lehrers gegen den Ariſtoteles in 4 Büchern zu verfaſſen [3]), in welcher er nicht nur heftig gegen des Stagiriten moraliſchen Charakter loszog, ſondern ihm unter anderm auch die Abfaſſung eines eignen Werks über Sprüchwörter als etwas eines Philoſophen unwürdiges vorwarf [4]); ein Umſtand, der freilich, zumal

---

1) Man vergl. die Aeuſserungen des Ariſtoteles in der Rhetorik I, 9, §. 38, und dazu Buhle, Comment. p. 432.. III, 17, §. 10, 11, und 17; ferner den bittern Scherz des Ariſtoteles über die Maſſe der von den Buchhändlern damaliger Zeit feil gebotenen gerichtlichen Reden des Iſokrates, bei Dionyſ. Hal. II, p. 79. 34 — 44. ed. Sylb.

2) De Officiis I, 1. §. 4.

3) Athenäus Deipn. II, p. 60 E.

4) Athen. II, p. 60 D.. (T. I. p. 232.. Schwgh.) *Κηφισόδωρος ὁ Ἰσοκράτους μαθητὴς ἐν τοῖς κατὰ Ἀριστοτέλους (τέσσαρα δ' ἐστὶ ταῦτα βιβλία) ἐπιτιμᾷ τῷ γεγονότι; ὡς οὐ ποιήσαντι λόγου ἄξιον, τὸ παροιμίας ἀθροῖσαι.* Falſch überſetzt

wenn wir uns dazu des Urtheiles des Ariſtokles Meſſenius [1]) und des Numenius (bei Euſeb. a. a. O. XIV, 6, p. 732) erinnern, eben kein günſtiges Vorurtheil für die ganze Schrift des Kephiſodorus und deren Verfaſſer erweckt, obſchon Athenäus ſie hoch zu halten ſcheint [2]) und Dionyſius von Halikarnaſs ſie *πάνυ θαυμαστήν* nennt.

Ehe wir uns von dieſem Punkte im Leben des Ariſtoteles hinwegwenden, faſſen wir das Gewonnene kurz zuſammen. Es iſt dies einmal der Beweis für die öffentliche Lehrwirkſamkeit des Ariſtoteles ſchon während ſeines erſten Aufenthaltes in Athen, über welche ſich Zell in ſeinen Ferienſchriften (Th. I, S. 157) mit Unrecht verneinend äuſsert; zweitens die Beſtimmung der Abfaſſungszeit ſeines leider verlornen Werkes über Sprüchwörter (*παροιμίαι*, wie es Diogenes betitelt), über welche Buhle ganz falſch urtheilte, und urtheilen muſste; drittens endlich, was vielleicht das Wichtigſte iſt, der Beweis dafür, daſs Ariſtoteles überhaupt ſchon damals Schriften dem atheniſchen Publikum übergeben habe. Von dem genannten Werke über Sprüchwörter ſcheint es ohne weiteres nach dem Vorherigen einleuchtend zu ſein. Aber auch auf die Bekanntmachung anderer Werke läſst uns der ganze Umſtand mit dem Kephiſodorus und ſeiner Vertheidigung des Iſokrates ſchlieſsen. Es ſcheint mir durchaus

---

Schweighäuſer: „quod adagia colligere (Ariſtot.) operae pretium non duxerit". Ganz richtig verſtand die Stelle ſchon Menage ad Diog. Laert. V, 26 (p. 197, Tom. II). Diog. v. Laerte führt ſelbſt die Schrift des Ariſtoteles über Sprüchwörter noch mit auf (vergl. V, 26).

1) Bei Euſebius pr. ev. XV. 2. p. 792 A.

2) Deipnoſ. III, cp. 84. p. 122 A. B., vergl. Themiſt. Soph. p. 285

aller innern Wahrſcheinlichkeit zu ermangeln, dafs der genannte Kephiſodor blofs auf den Grund mündlicher Angriffe von Seiten des Ariſtoteles in ſeinen Vorträgen ein ganzes Werk in 4 Büchern gegen jene Angriffe geſchrieben habe. Es iſt alſo, wie ich meine, der Vermuthung Raum geſtattet, dafs der Stagirit ſchon damals einzelne rhetoriſche Abhandlungen, zum Theil mit ſpeciellem polemiſchen Bezuge auf Iſokrates, herausgegeben habe [1]). Ein von Athenäus an der ſchon erwähnten Stelle [2]) mitgetheiltes Fragment der Kephiſodoriſchen Schrift, in welchem dieſer durch Beiſpiele aus den bekannteſten und berühmteſten Dichtern das: bonus interdum dormitat Homerus, als allgemeinen Entſchuldigungsgrund für Mifsgriffe in Wendungen

---

1) Mit gewichtigen Gründen hat ſich neuerlich auch Hr. Prof. Kopp in Erlangen (vergl. Rhein. Muſeum J. III, Hft. 1, p. 93...) für die bei Lebzeiten des Ariſtoteles Statt gefundene Herausgabe der rhetoriſchen Schriften des Ariſtoteles erklärt, und die Glaubwürdigkeit der bekannten Sage von dem τάφος, welcher die ſämmtlichen Schriften des Ariſtoteles aufgenommen habe, ſehr verringert. Möge der Verfaſſer des eben genannten Aufſatzes das oben Geſagte als einen kleinen Beitrag zur Beſtätigung ſeiner Anſicht annehmen, und mir erlauben, noch einen, vielleicht wichtigeren, in Bezug auf die meteorologiſchen Schriften des Ariſtoteles hier kurz hinzuzufügen. Philochorus nämlich, in einer bei Athenäus (Deipnoſoph. XIV, p. 656 B.) erhaltenen Stelle, beruft ſich bei einer phyſikaliſchen Behauptung auf das Zeugnifs des Ariſtoteles. Ob mit Unrecht, wie Caſaubonus zum Athenäus (Bd. VII, p. 634. Schweigh.) behauptet, der auf Ariſtoteles Meteorolog. IV, cp. 3 (pag. 92, lin. 29 ed. Bekk.) verweiſet, gilt für jetzt gleich. Genug, dafs die Thatſache reſultirt, dafs Philochorus, der um die Mitte des 3ten Jahrh. vor Chriſto ſtarb, die meteorologiſchen Schriften des Ariſtoteles benutzen konnte und benutzte.

2) Deipn. III, p. 122 A. B.

und Sentenzen geltend macht, läßt mich ſchließen, daſs an dieſer Stelle Iſokrates gegen ähnliche ihm vom Ariſtoteles gemachte Beſchuldigungen in Schutz genommen werde. Leſer, genauer mit dem Geiſte des Iſokrates vertraut, werden dieſe Andeutung für ſich weiter und beſſer verfolgen können.

Schließlich ſei mir hier noch eine Bemerkung zu machen erlaubt; ich meine nämlich, daſs das geſpannte Verhältniſs zwiſchen Iſokrates und Ariſtoteles vielleicht von beachtungswerthem Einfluſſe auf die feindſelige Stimmung des Theopompus, eines Lieblingsſchülers des erſtern, gegen Philipp von Makedonien, den Freund und Beſchützer des letztern, geweſen ſein dürfte; ſowie eine feindſelige Stellung der Anhänger beider Männer als hiſtoriſch - gewiſs und ſicher gelten kann. St. Croix findet ſelbſt in einem Briefe des Iſokrates (Ep. V. Opp. T. I, p. 454. Auger), in welchem dieſer den Alexander für das Studium der Beredſamkeit auf Koſten des Werthes der Dialektik zu gewinnen ſucht, einen Ausfall auf den dem Redner verhaſsten Stagiriten [1]).

Was nun die übrigen Nachrichten von des Ariſtoteles Leben zu Athen in den Jahren von 368 bis 348 vor Chriſto betrifft, ſo iſt nur noch von einer einzigen zu reden, die ſich in der kurz zuvor behandelten Stelle des Diogenes von Laerte [2]) angedeutet findet. In dem verſtümmelten Berichte des Hermippus wird nämlich einer Geſandtſchaft erwähnt, in welcher Ariſtoteles zu irgend einer Zeit in Sachen der Athener an den Philipp abgeſendet worden ſei.

---

1) St. Croix Exam. critiq. p. 200.

2) V, 2.

Iſt nun unſere oben gegebne Anſicht die richtige, daſs Hermippus, wie zu erwarten ſteht, von der Rivalität des Ariſtoteles mit Iſokrates geredet habe, ſo beſtimmt ſich die Zeit dieſer Geſandtſchaft von ſelbſt. Weiter, glaube ich, läſst ſich ſchwerlich über dieſe Sache etwas beſtimmen; und ganz unbegreiflich iſt es, was Buhle im Diogenes Laertius geſehn und geleſen haben muſs, wenn er angiebt [1]: wie dort aus Hermippus erzählt werde, „daſs der Stagirit Ol. 108, 4, 348 vor Chriſto, zur Zeit, als Hermias ermordet, und Ariſtoteles, wie wir ſpäter ſehen werden, nach Mitylene entflohen war, von den Athenern als Geſandter zum Könige Philipp von Makedonien geſendet ſei, um dieſen von ferneren Verſuchen zur Unterdrückung Griechenlands zurückzuhalten. Zum Danke für ſeine von glücklichem Erfolge begleiteten Bemühungen hätten ihm die Athener auf der Akropolis eine Statue geſetzt“. Von dieſem allen meldet Hermippus ſo gut wie nichts. Selbſt die Zeit dieſer Geſandtſchaft, wenn ſie irgend aus jener Stelle zu entnehmen iſt, muſs, wie ſchon geſagt, eine andere ſein. Vom Inhalte und Erfolge der Geſandtſchaft aber ſteht keine Sylbe im Diogenes. Was indeſſen die erwähnte Statue betrifft, ſo wiſſen wir weder ob ſie mit jener Geſandtſchaft zuſammengehangen habe, noch ob ſie vom Volke dem Ariſtoteles geſetzt worden, noch ob es überhaupt eine dergleichen je gegeben hat. Denn die einzige Quelle iſt die alte lateiniſche Vita (Vet. transl.) des Ariſtoteles [2]. Pauſanias [3], den Buhle

1) A. a. O. p. 92.

2) In multis autem et Athenienſibus benefecit, ut declarant tractatus, qui ſunt ad Philippum. Itaque Athenienſes ſtatuam ei conſtruxerunt.

3) VI, 4.

anführt, ſagt nur, er habe zu Olympia (nicht auf der Akropolis zu Athen) eine Statue ohne Inſchrift geſehen, welche nach Angabe ſeines Führers den Ariſtoteles dargeſtellt habe. „Vielleicht", ſetzt er hinzu, „errichtete ſie ihm einer ſeiner Schüler oder ein Kriegsmann, weil er (Ariſtoteles) erſt bei dem Alexander und ſpäter bei dem Antipater in hohem Anſehn ſtand." Gegen das Ende des Lebens des Ariſtoteles werden wir auf dieſe Stelle noch einmal zurückzukommen Gelegenheit haben.

IV.

Ariſtoteles verläſst Athen. Reiſe nach Atarneus. Aufenthalt daſelbſt beim Hermias. — Flucht nach Mitylene.

Jetzt aber ſind wir auch mit allen unſern Nachrichten über Ariſtoteles erſten zwanzigjährigen Aufenthalt und Wirken in Athen zu Ende, da ſich auſser den bisher behandelten auch nicht die geringſte Notiz aus dem Alterthume zu uns herübergerettet hat. Nach Apollodor's Berechnung verlieſs er es Ol. 108, 1, oder 348 vor Chriſto. In dieſes Jahr fällt auch der Tod des Platon. Ob und wie dieſer mit der Abreiſe des Stagiriten in Verbindung geſtanden habe, iſt dunkel und ungewiſs; und ſelbſt Vermuthungen führen hier nicht weit. Diejenigen von den Alten, die ihn, aus Verdruſs darüber, daſs Speuſippus den Platon zum Nachfolger in der Akademie beſtimmt habe, ſich von Athen entfernen laſſen, geben wenigſtens dadurch zu, daſs durchaus kein, irgend bedeutendes Miſsverhältniſs bei Lebzeiten des Platon zwiſchen beiden Statt gefunden habe; denn wie hätte ſonſt Ariſtoteles denkbarer Weiſe hoffen können, daſs ihn Platon bei Beſtimmung eines Nachfolgers berückſichtigen werde? Ich will nicht läugnen, daſs ſich für die Meinung, als habe Ariſto-

teles wirklich im Unmuthe über unverdiente Zurückſetzung Athen verlaſſen, einiges ſagen lieſse; indeſſen dergleichen kann ein jeder nach eignem Belieben verfolgen, der, bei dem Mangel aller gewiſſen Zeugniſſe, in hiſtoriſchen Möglichkeiten ſich zu ergehen liebt. So iſt es ſchon an ſich nicht unwahrſcheinlich, daſs Ariſtoteles, nach ſo langem Aufenthalte an einem und demſelben Orte, auch Reiſen zur Vervollſtändigung ſeiner Ausbildung zu unternehmen für nöthig fand, und leicht möglich iſt es, daſs ein ſolcher lang' gehegter Plan durch Platon's Tod ſeiner Ausführung näher gebracht wurde, da ihn jetzt der, gewiſs von ihm hochverehrte Greis nicht mehr an Athen feſſelte. Dazu kommt auch noch ein anderes Moment, welches ſich, dünkt mich, aus der Zeitgeſchichte entnehmen läſst. Ariſtoteles Abreiſe von Athen trifft gerade in die Zeit, in welcher ein Hauptſchlag Philipps, mit glücklichem Erfolge auf das mächtige Olynth ausgeführt, die Athener mit Unruhe und Beſorgniſs, aber auch mit Erbitterung gegen den Makedonier erfüllte [1]). Vielleicht mochte der, gut makedoniſch geſinnte, dem Philipp, wie es ſcheint, ſelbſt ſchon perſönlich befreundete Stagirit es für rathſam halten, den Ausbruch des nahenden Ungewitters, deſſen Unvermeidlichkeit wie deſſen Folgen er gewiſs am richtigſten durchſchaute, nicht in Athen abzuwarten; genug, er folgte der Einladung ſeines Freundes Hermias, Beherrſchers der myſiſchen Stadt Atarneus, und begab ſich dahin, oder, wie Strabo will, nach dem nahe dabei gelegenen Aſſos [2]), in Begleitung ſeines Freundes Xenokrates.

---

1) Vergl. Diodor. XVI, cp. 53 und 54, T. II, p. 123 — 124. Weſſ.

2) Strabo XIII, 57 (Th. V, p. 391. Siebenk.). Aſſos iſt Geburtsort des Stoikers Kleanth. — Atarneus heiſst bei Herodot (I, 160.

Dieſer Hermias [1]) ſpielt eine ſo wichtige Rolle in dem Leben des Stagiriten, daſs es ſich wohl der Mühe verlohnt, der Zuſammenſtellung der über ihn erhaltenen Nachrichten hier ein Plätzchen zu gönnen. Strabo und Demetrius von Magneſia, welchen Diogenes von Laerte anführt, nennen ihn einen Bithynier, Eunuchen und Sklaven des Bithyniers Eubulus, welcher Atarneus und die umliegenden Orte beherrſchte. Daſs er kein Eunuch im eigentlichen Sinne des Wortes geweſen, ſondern nur einem Epigramme des Theokrit von Chios dieſen Titel verdanke, hat zwar Ilgen wahrſcheinlich gefunden [2]); doch ſtreitet dawider die Autorität des

---

VIII, 106), Dionyſ. von Halikarnaſs, Strabo, Diodor (XVI, p. 122, vergl. T. I, p. 593. Weſſ.), u. a., wie Himerius und dem Verf. des Werks: περὶ Ἑρμηνείας (vergl. Fiſcher p. 156), Ἀταρνεύς (und ſo hat denn auch Ariſtoteles ſelbſt in dem bekannten Gedichte auf Hermias den Genit. Ἀταρνέος); welche Form dagegen andere ſtatt Ἀταρνίτης zur Bezeichnung eines Einwohners gebrauchen (Menag. ad Diog. L. T. II, p. 47). Nach Strabo lag die Stadt am Meere. Herodot ſetzt ſie an den Berg Kane in Myſien, Lesbos gegenüber. Zu Plinius d. ä. Zeit (N. H. V, 30) war es untergegangen. Neuere finden es wieder in dem heutigen Dickelik, ſo Kruſe; — Choiſeul nennt Dikeli Köi; Stieler auf ſeinem Atlas: Pikeli.

1) Ueber die Richtigkeit der Schreibart Ἑρμείας gegen Ἑρμίας vergl. Buhle Ariſt. Opp. T. I, p. 31.. Auslegg. zu Strabo XIII, T. V, p. 391. Siebenk. Weſſel. ad Diod. II, p. 122. Ueber das Leben des Hermias ſind nachzuſehn: Larcher Mémoires ſur Hermias, in den Mém. d. l'Acad. des Inſcript. et d. b. lettr. Vol. CXLVIII. Brucker hiſtoria critica phil. T. I, p. 782... Weſſeling ad Diodor. XVI, 52. Die Stellen der Alten hat auch geſammelt Orelli, ad Heſychii Mileſ. Opusc. p. 98., und Camerar und Göttling ad Ariſtot. Oeconom. p. 131. Göttl.

2) Scol. Graecor. p. 162.

trefflichen Verfaſſers jenes Werks: περὶ Ἑρμηνείας, welcher als eine Schwäche des ſonſt ausgezeichnet milden und nachſichtsvollen Fürſten bemerkt, daſs er die Nennung der Wörter: μαχαίριον, τομή, und ἐκτομή, aus eben den Gründen nicht habe ertragen können, aus denen es dem einäugigen Philipp unangenehm geweſen ſei, in ſeiner Gegenwart von Kyklopen, oder auch nur von Augen überhaupt ſprechen zu hören. Seinen Herrn, den genannten Eubulus, beehrt Suidas ſogar mit dem Namen eines Philoſophen [1]). Das Zuſammenhängendſte und Verſtändigſte über den Hermias berichtet uns Strabo in dem angeführten XIIIten Buche ſeines Werks [2]).

Hermias war kein gewöhnlicher Sklave, ſondern wohl mehr ein Freund ſeines Herrn. Dieſer, durch Reichthum angeſehen bei ſeinen Mitbürgern, (Strabo nennt ihn einen τραπεζίτης) ſcheint ſelbſt zur Zeit, als Ariſtoteles noch in Athen war, eine Zeit lang dort gelebt, und den Umgang der Philoſophen genoſſen zu haben; wenigſtens deutet hierauf der Name des Philoſophen, welchen wir ihm von Suidas beigelegt finden. Sicherer aber iſt es, durch Strabo's Zeugniſs, daſs Hermias längere Zeit in Athen verweilte; und daſs er dort nicht allein die Geldgeſchäfte ſeines Herrn betrie-

1) Δοῦλος γενόμενος Εὐβούλου Βιθυνοῦ, δυνάστου καὶ φιλοσόφου.

2) T. V, p. 391. Sieb. Dort redet er von der Lage des feſten Ortes Aſſos, und erzählt dabei, daſs auch Ariſtoteles wegen Verwandtſchaft mit dem Hermias hier gelebt. Von dieſem ſagt er: Ἦν δὲ καὶ Ἑρμείας, εὐνοῦχος, τραπεζίτου τινὸς οἰκέτης, γενόμενος δ' Ἀθήνησιν ἠφοάσατο καὶ Πλάτωνος καὶ Ἀριστοτέλους· ἐπανελθὼν δὲ τῷ δεσπότῃ συνεγράνησεν, πρῶτον ἐπιθυμήσῃ τοὺς περὶ Ἀταρνέα καὶ Ἄσσον χωρίους. Ἔπειτα διεδέξατο ἐκεῖνον, καὶ μετεπέμψατο τόν τε Ἀριστοτέλην καὶ Ξενοκράτην· κ. τ. λ.

ben, ſondern auch den Zuhörern des Plato [1]) und Ariſtoteles ſich beigeſellt habe, würden wir auch wohl ohne des Geographen ausdrückliches Zeugniſs annehmen dürfen, weil ſonſt ſeine genaue Bekanntſchaft, oder vielmehr ſeine innige Freundſchaft mit dem Ariſtoteles, und der Umſtand, daſs ſich Ariſtoteles nach Platon's Tode gerade zu ihm hingewendet habe, unerklärlich ſein würden. Wenn irgend Umſtände zu ſicheren Folgerungen berechtigen können, ſo muſs dieſer Hermias ein Mann geweſen ſein, der, an Geiſt und Gemüth gleichhoch begabt, ein beſſeres Schickſal verdient hätte. Dafür bürgt auch das Intereſſe, welches ſeine Perſönlichkeit und ſein Schickſal im Alterthume fanden, welche jedem Gebildeteren bekannt geweſen zu ſein ſcheinen. Wann er Athen verlaſſen und nach Aſien zum Eubulus zurückgekehrt ſei, iſt ebenſowenig beſtimmt, als ſich die Zeit ſeines Aufenthalts genauer ermitteln läſst. Jedenfalls ſcheint das erſtere einige Jahre vor Platon's Tode geſchehen zu ſein. Wie dem indeſſen auch ſei, genug, bei ſeiner Rückkehr nach Aſſos oder Atarneus fand er den Eubulus damit beſchäftigt, jene Städte und ihre Umgegend von dem perſiſchen Joche loszureiſsen, und ſich zum Beherrſcher derſelben zu machen, welches ihm auch gelang; und zwar, wie es, nach Strabo, ſcheint, unter ſorgfältiger Mitwirkung des Hermias. Es war dieſs dieſelbe Zeit, in welcher die Völker von Syrien, Kleinaſien und Aegypten faſt zugleich ſich der ſchmachvollen Tyrannei des grauſamen und verächtlichen Ochus zu entziehn verſuchten, und, wunderbar genug, waren es grie-

1) Einer von den angeblich Platoniſchen Briefen (ep. VI) iſt mit an den Hermias gerichtet, und deſſen darin ſchon als eines mächtigen Mannes gedacht.

chiſche Söldlinge, und ihr geſchickter Anführer Memnon von Rhodus, welche die Sache perſiſcher Tyrannei gegen den aufſtrebenden Freiheitsſinn mit Glück verfochten. Nach dem gewaltſamen Ende des Eubulus [1]) wuſste ſich Hermias an ſeine Stelle zu ſetzen, und mit Geſchick und Kraft zu behaupten, bis ihn endlich die von Diodor von Sicilien [2]) ausführlich erzählte Verrätherei des perſiſchen Feldherrn Mentor und ſeine eigne vertrauende Redlichkeit in eine Schlinge lockten. Er ward dem Könige Artaxerxes ausgeliefert, der ihn durch den Strang hinrichten liefs [3]). Dafs Tertullian's [4]), des einſeitig-harten Eiferers, Zeugniſs keinen Glauben verdiene, nach welchem Ariſtoteles ſelbſt ſeinen Freund verrathen habe, braucht, wenn man dagegen die Autorität eines Apellikon und Ariſtokles Meſſenius betrachtet, wohl kaum mehr als angedeutet zu werden.

Dieſes Hermias Einladung nun war es, die, wie Strabo erzählt, den Ariſtoteles nach Aſſos [5]) führte. Ihn begleitete auf dieſer Reiſe der ebenfalls von Hermias dazu aufgeforderte Xenokrates; dieſer Umſtand

---

1) Die Art deſſelben wird verſchieden angegeben. Am glaublichſten iſt es, dafs ſein Tod durch perſiſchen Einfluſs erfolgte. Ganz zu verwerfen aber iſt die Nachricht, welche Diogenes von Laerte aus Demetrius von Magneſia mittheilt, dafs Hermias ſelbſt ihn aus dem Wege geräumt habe.

2) Diodor. XVI, cp. 52.

3) Die hierhergehörigen Nachweiſungen der Stellen ſ. b. Buhle a. a. O. S. 91.

4) In der ſehr verderbten Stelle: Apologet. adverſ. gentes Cp. XLVI. Vergl. Buhle a. a. O.

5) Nach Strabo war nämlich Aſſos, ein von Natur ſehr befeſtigter Ort, und nicht das unfern davon gelegne Atarneus, Reſidenz des Hermias.

iſt beachtungswerth als Beweis für das vertraute Verhältniſs des letztern mit dem Stagiriten.

Faſt kein Umſtand im Leben des Ariſtoteles hat ſeinen Feinden und Verläſterern ſoviel Stoff zu Entſtellungen und Verdrehungen herleihen müſſen, als ſein Freundſchaftsverhältniſs zum Hermias; und lächerlich und ärgerlich zugleich iſt die Maſſe der erdichteten Hiſtörchen und Notizen, welche ſich darüber noch heute beim Diogenes von Laerte, Athenäus, Suidas, u. a. finden. Bald ſoll er mit Hermias einen unnatürlichen Umgang gepflogen [1]), bald ihn durch niedrige Schmeichelei bewogen haben, ihm die Pythias, ſeine Schweſter, oder nach andern ſeine Tochter (die er, obſchon Verſchnittener, gezeugt habe), nach andern gar ſein Kebsweib, zur Ehe zu geben; wofür ihn Ariſtoteles zum Dank vergöttert, und in einem Päan beſungen habe. Aber jenes Gedicht, welches Diogenes von Laerte und Athenäus noch aufbehalten haben, und deſſen Aechtheit unbeſtreitbar ſcheint, iſt nichts anderes als der Erguſs des tiefſten Gefühls der Wehmuth, die in der Verherrlichung des grauſam entriſſenen Freundes Troſt und Beruhigung ſucht. Der Leſer überzeuge ſich ſelbſt; hier iſt es in einer möglichſt wort- und ſinngetreuen Ueberſetzung, in welcher, was das Versmaaſs betrifft, genau ſich dem von Herrn Prof. Wilh. Dindorf in der Ausgabe des Athenäus gegebenen anzuſchmiegen verſucht worden iſt [2]).

---

1) Vergl. darüber: Wernsdorf ad Himer. Orat. VI, §. 6. p. 505. — So ſoll auch noch ein gewiſſer Palaphatos von Abydos Liebling (παιδικά) des Ariſtoteles geweſen ſein. Vergl. Suidas v. *Παλαίφατος*; Menag. ad Diog. Laert. T. II, p. 202.

2) Die zahlreichen Bearbeitungen dieſes Gedichtes kann man genannt finden bei Mehlhorn: Anthologia lyrica, Lipſ. 1827,

O Tugend, mühvoll dem Staubgebornen [1]),
Der Jagd des Lebens ſchönſter Preis,
Für deine Schönheit, o Jungfrau,
Iſt ſelbſt Sterben, in Hellas, beneidet Schickſal,
Und der Arbeit Müh unermüdet ertragen.
Alſo herrlicher Frucht zu
Lenkſt du den Sinn, die unſterblich, beſiegt des Goldes
Werth, und edlen Geſchlechts und ſüſser Ruhe. —
Deinethalb hat der Leda Geſchlecht und Herakles, Zeus
Sproſs,
Vieles geduldet; durch Thaten
Jagen[d] deiner Herrlichkeit nach.
Sehnend nach dir ging Achilleus,
Aias auch, hinab zu des Hades
Wohnung. Liebliche deine Geſtalt
Entrückt' auch den, den Atarneus erzog, des Helios Strahlen-
blicken.
Drum ihn, berühmt durch Thaten,
Soll unſterblich erheben der Sang der Muſen,
Die Mnemoſyne gebar,
Wenn rühmet ihr Lied Zeus Xenios Glanz und der dauernden
Freundſchaft Ehre.

Es

---

p. 65. — Von dem über gegenwärtigen Verſuch zu erwartenden Urtheile ſoll es abhängen, ob der Verfaſſer, bei Fortſetzung dieſer kleinen Beiträge für den Ariſtoteles, auch eine Bearbeitung dieſes Gedichtes mit Berückſichtigung und Zuſammenſtellung ſämmtlicher Leiſtungen der Gelehrten für Kritik und Erklärung, in dieſelben aufnehmen dürfe.

1) Eine einzige Bemerkung ſei mir hier erlaubt, nämlich die, daſs dieſer Vers vielleicht der ſchlechteſte der ganzen Ueberſetzung iſt, denn ἀρετή iſt hier nicht unſer: „Tugend", und der Mangel eines dem Sinn und Metrum entſprechenden Worts iſt nirgends in dem ganzen Gedichte fühlbarer als hier. — Doch vielleicht weiſt uns ein Beurtheiler ein ſolches nach.

Es iſt wohl unnöthig, dieſem Ausdrucke des innigſten Freundſchafts- und Achtungsgefühls noch ein Wort über das ſchöne Verhältniſs, welches zwiſchen beiden Männern obgewaltet haben muſs, hinzuzufügen. Hier bemerken wir alſo nur noch, daſs Ariſtoteles ſeinem Freunde auſser jenem dichteriſchen auch noch ein anderes Denkmal, eine Statue zu Delphi errichtete, deren Inſchrift, die uns Diogenes Laertius aufbehalten hat, ſein unglückliches Ende angab [1]).

Dieſen hat einſt, der Unſterblichen Recht das heil'ge verletzend,
Hingemordet des Volks ſtreitbarer Perſer Tyrann.
Oeffentlich nicht, mit dem Speer in blutigen Kämpfen beſiegend,
Nein, mifsbrauchend dazu tückiſcher Männer Verrath.

Schon im Alterthume ſelbſt hat es nicht an Verehrern des Stagiriten gefehlt, welche in eignen Schriften, oder ſonſt bei vorkommender Gelegenheit das Verhältniſs deſſelben zum Hermias in das rechte Licht zu ſetzen, und die Nichtigkeit und Grundloſigkeit aller jener hämiſchen Verleumdungen aufzudecken bemüht waren. „Ueber den Hermias und des Ariſtoteles Freundſchaft für ihn", ſagt Ariſtokles der Peripatetiker [2]), „haben Viele geſchrieben, vornehmlich Apellikon, deſſen Schrift allein hinreichend iſt, allen Ver-

---

1) Diogenes Laertius ſpricht von einer Bildſäule, andere von einem Kenotaph, welches dem Hermias errichtet ſei. Vergl. Diog. L. V, 6. — Auch über dieſen Beweis inniger Freundſchaft ſpotteten die giftigen Zungen eines Theokrit von Chios (ſiehe deſſen Biographen Ambryon bei Diog. L.) und des Sillographen Timon. Vergl. Plutarch de Exil. Opp. II. p. 608. Euſeb. P. E. XV, p. 793 A., wo ſchon Viger die Stelle aus Plutarch anführt.

2) Bei Euſeb. a. a. O.

leumdern Stillſchweigen zu gebieten.“ — Aber mehr noch als die innige Freundſchaft für einen Barbaren mag vielleicht, ſelbſt den Freunden des Stagiriten, die Kunde von der Verſchwägerung deſſelben mit dem Hermias auffallend geweſen ſein. Wenigſtens fühlte ſich ſpäter Ariſtoteles ſelbſt bewogen, in den Briefen an einen ſeiner vertrauteſten Freunde, den Antipater, welche Briefe Ariſtokles noch kannte, darüber den gehörigen Aufſchluſs zu ertheilen. Hieraus ſchöpfend meldet uns Ariſtokles den wahren Hergang der Sache folgendergeſtalt. Nach dem plötzlichen unglücklichen Ende des Hermias, als der verrätheriſche Mentor ſofort Anſtalten traf, die dem Hermias unterworfen geweſenen Städte mit perſiſchen Truppen zu beſetzen, ſah Ariſtoteles, der ſich ſammt ſeinem Freunde Xenokrates nur durch ſchleunige Flucht, auſser dem Bereiche der Perſer, retten konnte, die Pythias, die einzige Schweſter und zugleich, wie es ſcheint, Adoptivtochter ſeines gemordeten Freundes, dem höchſten Elende und der Gefahr des Todes preisgegeben, wenn ſie, zurückbleibend, in die Hände der Perſer fiele. Bewogen daher nicht nur durch ſeine Freundſchaft für Hermias und den Drang der Umſtände, ſondern auch wohl durch die Achtung, welche ihm der Charakter der Pythias eingeflöſst hatte [1]), nahm er ſie zum Weibe, und entzog ſie mit ſich durch ſchnelle Flucht den Händen ihrer Feinde.

Sehen wir nun dieſe aus den edelſten Beweggründen entſprungene Handlung, ebenſo wie das ganze Verhältniſs des Ariſtoteles zum Hermias, durch die Läſterzungen mit- und ſpäterlebender Feinde des Stagiriten aufs boshafteſte entſtellt, ſo darf es uns denn

1) *ἄλλως μὲν σώφρονα καὶ ἀγαθὴν οὖσαν*, ſagt Ariſtokles.

auch nicht befremden, wenn wir auch im Verfolg ſeines Lebens dieſe Verleumdungen hinſichtlich ſeiner Verbindung mit der Pythias fortgeſetzt ſehen. So leſen wir bei Diogenes, daſs Ariſtoteles, als er dieſelbe von Hermias zur Gattin erhalten, nicht nur dieſen in einem Päan wie einen Gott beſungen, ſondern auch in ſeiner übergroſsen Freude der letztern zu Ehren Opfer, ähnlich den von den Athenern der Eleuſiniſchen Demeter dargebrachten, veranſtaltet habe. Der ſeinwollende Pythagoräer, Lykon [1]), der nach dem Berichte des Ariſtokles alle Verleumder des Ariſtoteles an Unſinnigkeit und Abgeſchmacktheit übertraf, ſcheint die Quelle jener Angaben bei Diogenes von Laerte zu ſein, nur daſs er doch den Stagiriten die erwähnten Opfer erſt nach dem Tode der Pythias anſtellen lieſs.

Ohne Zweifel lebte Ariſtoteles mit ihr ſehr glücklich; dafür bürgt uns nicht nur die kurze Bezeichnung ihres Charakters, welche Ariſtokles, und zwar, wie der Zuſammenhang zu lehren ſcheint, wahrſcheinlich aus Ariſtoteles eignen Briefen an den Antipater entnahm, ſondern auch der Umſtand, daſs ſich nirgends eine Spur vom Gegentheile findet, welches doch, wenn es Statt gefunden hätte, von den Feinden des Stagiriten begierig aufgefaſst worden ſein würde. Dafür bürgen ferner ſelbſt jene übertreibenden und entſtellenden Nachrichten von der ihr erwieſenen Vergötterung, welche für nichts weiter anzuſehen ſind, als für eine

1) Der höchſt unkritiſche Patritius nennt ſtatt dieſes Lykon den gleichnamigen Peripatetiker als Gegner des Ariſtoteles und Quelle dieſer Nachrichten, wofür ihn ſchon Caſaubonus züchtigte, vergl. ad Diog. Laert. V, 16, T. I, p. 277. Meib., doch verfuhr ſchon der Biſchof von Kyros, Theodoretus, der die ganze Sache ausführlich mittheilt (de Graecor. aff. curandis, Opp. T. IV, p. 911), nicht um ein Haar beſſer als Patritius.

ſpottende Entſtellung der tiefen Betrübniſs, in welche den Stagiriten ihr Tod und die dadurch erfolgte Störung ſeines glücklichen häuslichen Verhältniſſes verſetzte. Nichts aber ſpricht die Liebe, mit welcher Ariſtoteles der Pythias bis an ſein Ende gedachte, ſchöner und wahrhaft rührender aus, als die Beſtimmung in ſeinem Teſtamente, ſeine Gebeine mit denen der Pythias, wie dieſe es einſt ſelbſt gewünſcht, im Grabe zu vereinen.

Doch wir kehren zum Verfolge der Lebensgeſchichte des Ariſtoteles zurück. Er floh nach Hermias Tode, drei Jahre nach ſeiner Ankunft in Aſſos, Ol. 108, 4, 345 vor Chriſto, nach Mitylene. Ob ihn, wie Buhle meint, Xenokrates dorthin begleitet habe, iſt ungewiſs. Strabo wenigſtens, auf den ſich Buhle beruft, ſagt davon kein Wort: ſondern bei ihm heifst es ausdrücklich nur: die Philoſophen retteten ſich durch Flucht aus den den Perſern unterworfenen Landen.

Auch finden wir nirgends angegeben, warum ſich Ariſtoteles gerade nach Mitylene gewendet habe; aber wahrſcheinlich dürfte die Vermuthung ſein, dafs Hermias dort Gaſtfreunde hatte, bei denen Ariſtoteles wenigſtens zunächſt Aufnahme und Schutz zu finden hoffen durfte. Ueberhaupt aber iſt es ungewiſs, ob er die ganze Zeit bis zu ſeiner Berufung nach Makedonien, alſo von Ol. 108, 4 bis 109, 2, in Mitylene zugebracht habe. Apollodor bei Diogenes Laertius iſt, meines Wiſſens, der einzige Alte, der dieſes Aufenthaltes überhaupt Erwähnung thut, und nach deſſen Worten zu urtheilen ſcheint es allerdings der Fall geweſen zu

fein [1]). Patritius und andere übergehen den ganzen Umſtand mit Stillſchweigen.

V.

Ariſtoteles in Makedonien als Lehrer Alexander's [2]).

Nach Apollodor's Berechnung war es im zweiten Jahre der 109ten Olympiade, in welchem Ariſtoteles von Philipp nach Makedonien berufen ward, um die Erziehung Alexander's zu übernehmen. Vor allen Dingen iſt hier eines chronologiſchen Umſtandes zu gedenken, der von allen neueren wie älteren Biographen des Stagiriten überſehn zu ſein ſcheint [3]). Er betrifft das Alter, in welchem Alexander bei jener Berufung des Ariſtoteles ſtand. Apollodor bei Diogenes giebt das

---

1) Diogenes Laertius V, 9. Hier verdient übrigens bemerkt zu werden, daſs in dieſer Stelle ein Verſehen des Abſchreibers Statt gefunden haben muſs; wenn wir es nämlich nicht der Flüchtigkeit des excerpirenden Diogenes ſelbſt zur Laſt legen wollen, daſs die Erwähnung der Aufenthaltszeit des Ariſtoteles in Mitylene in der Berechnung des Apollodor an unrechter Stelle ſteht. Die Ordnung müſste dort nämlich dieſe ſein: — *παραβαλεῖν δὲ Πλάτωνι καὶ διατρίψαι παρ' αὐτῷ εἴκοσιν ἔτη, ἐπτακαιδεκέτη σταδέντα. Πλάτωνος δὲ τελευτήσαντος, τῷ πρώτῳ ἔτει ἐπὶ Θεοφίλου, πρὸς Ἑρμείαν ἀπᾶραι, καὶ μεῖναι ἔτη τρία. καὶ εἰς τὰ Μιτυλήνην ἐλθεῖν ἐπὶ ἄρχοντος Εὐβούλου, τῷ τετάρτῳ ἔτει τῆς ὀγδόης καὶ ἑκατοστῆς Ὀλυμπιάδος* u. ſ. w.

2) „Ariſtoteles als Lehrer Alexander's", in Hrn. Prof. C. Zell's Ferienſchriften, Th. I, S. 156 — 178, leider von den vielen trefflichen Aufſätzen, welche dieſe ſo angenehme als lehrreiche Sammlung darbietet, gerade der ſchwächſte.

3) Nur St. Croix in ſeinem anerkannt trefflichen Werke: Examen critique des anciens hiſtoriens d'Alexandre le Grand, (Paris, 1804) Seite 603, macht eine Ausnahme.

funfzehnte Lebensjahr an, und Buhle [1]) ſchreibt dieſs unbedenklich ſeinen Vorgängern nach. Aber dieſe Angabe muſs falſch, und das, ſchon von Freinsheim in den Supplementen zum Curtius (cp. 5) angegebene, 13te Lebensjahr nachweisbar das richtige ſein. Alexander ward geboren Olymp. 106, 1, 356 vor Chriſti Geb. [2]), und ſtarb Olymp. 114, 1, oder 323 vor Chriſti Geb., in einem Alter von 32 Jahren und 8 Monaten [3]). Mithin fällt ſein funfzehntes Lebensjahr nicht auf Olymp. 109, 2, wo er erſt dreizehn Jahr alt war, ſondern in Olymp. 109, 4 (341 vor Chriſto); und dieſs ſtimmt genau mit dem Berichte Plutarch's [4]), nach welchem er bei ſeinem Regierungsantritte, im Jahre 336 vor Chriſto, zwanzig Jahre alt war. Wäre alſo wirklich Alexander bei Ariſtoteles Ankunft, wie Apollodor ſagt, 15 Jahre alt geweſen, ſo müſste dieſe auch nicht in Olymp. 109, 2, ſondern vielmehr in Olymp. 109, 4 geſetzt werden ſein. Aber in einer ſo augenſcheinlich klaren Sache darf einem Apollodor kein Irrthum oder vielmehr Widerſpruch aufgebürdet werden. Eher iſt anzunehmen, dafs ſich Diogenes oder ſeine Abſchreiber verſchrieben haben, und τρειςκαίδεκα ſtatt πεντεκαίδεκα bei Diogenes zu leſen ſei [5]). Die Annahme des

1) Ariſt. Opp. I, p. 83; Allgem. Encykl. a. a. O. So auch Zell a. a. O. S. 158.

2) Am 6ten des Hekatombäon (maked. Loos) Plut. Alex. cp. 3, d. h. den 11ten oder 13ten October.

3) D. h. am 28ſten oder 30ſten des makedoniſchen Monats Düſios (entſprechend dem Thargelion), den 11ten oder 13ten Junius. Vergl. Ideler Handbuch der Chronolog. S. 406 ff. Arrhian. Exped. Alex. VII, 28.

4) Plutarch. V. Alex. cp. 11.

5) Leicht konnte, bei angenommener Zahlenbezeichnung im Diogen. Laert., ΔΙΙΙ (13) in ΔΙ (15) oder ιγ' in ιε in den Handſchriften verſchrieben werden.

fünfzehnten Lebensjahres ist schon darum undenkbar, weil schon Olymp. 110, 1 Alexander von dem gegen Byzanz ziehenden Philipp zum Reichsverweser während seiner Abwesenheit bestellt wurde [1]). Zu dieser Zeit aber hörte, wie später gezeigt werden soll, der Unterricht durch Aristoteles gänzlich auf.

Es ist mir ganz undenkbar, dass Philipp von Makedonien nur durch den Ruf von Aristoteles ausserordentlicher Gelehrsamkeit sich bewogen gefühlt haben sollte, ihn zum Lehrer seines Sohnes zu berufen, und zwar als einen solchen, der die bereits in der Erziehung des ausgezeichneten Knaben geschehenen vielfachen Missgriffe verbessern sollte. Schon oben wurde angedeutet, dass das enge Verhältniss des Nikomachus zu dem Vater Philipp's hierbei in etwas zur Erklärung dienen könne; auch dürfte vielleicht der Umstand, dass gerade das Todesjahr des Amyntas (369 vor Christo) mit der Zeit der Entfernung des Aristoteles aus Makedonien zusammentrifft, vermuthen lassen, dass die durch diesen Todesfall veranlassten Veränderungen der Verhältnisse, verbunden mit den gleich darauf über Makedonien hereinbrechenden Stürmen und Parteienkämpfen, die erst 9 Jahre später Philipp zu beschwören vermochte, mit zu den Gründen zu zählen seien, warum der Jüngling Aristoteles sein Vaterland verliess.

Aber auch späterhin, als Philipp sich schon auf dem Throne seines Vaters befestigt hatte, scheint Aristoteles, der damals in Athen lebte, in einem befreundeten Verhältniss zu ihm gestanden zu haben. Darauf führt uns jene, höchst wahrscheinlich aus Hermippus entnommene, schon erwähnte Nachricht des lateini-

1) Vergl. Diodor. Sic. XVI, 77. Plutarch. cp. 9 a. a. O.

ſchen Biographen, daſs Ariſtoteles, wie ſeine brieflichen Verhandlungen bewieſen, den Athenern beim Philipp von Makedonien viele Dienſte geleiſtet. Darauf führt uns ferner auch die, von Hermippus erwähnte, ſchon oben beſprochene Sendung des Ariſtoteles an den Philipp, welche in die Zeit nach 360 bis 356 vor Chriſto zu fallen ſcheint. Ja, ſelbſt der von Gellius [1]) und Dio Chryſoſtomus [2]) uns aufbehaltene Brief des Philipp an den Ariſtoteles gehört hierher. Nur haben ihn die meiſten Biographen aus Miſsverſtändniſs in eine falſche Zeit geſetzt. Man ſah ihn nämlich faſt allgemein als denjenigen an, durch welchen der Stagirit Olymp. 109, 2 nach Makedonien **berufen** worden ſei, ohne zu bedenken, daſs Gellius, der Ueberlieferer, von **dieſer** Beſtimmung des Briefes kein Wort ſagt, ſondern, wie dieſs auch die Worte des Briefes ſelbſt hinlänglich zeigen, ausdrücklich berichtet, daſs Philipp ihm hierin die Geburt ſeines Sohnes gemeldet habe, wobei die Andeutung: er hoffe ihn durch Ariſtoteles einſt zu ſeinem würdigen Nachfolger gebildet zu ſehen, nur als ein für die Zukunft ausgeſprochner Wunſch zu betrachten iſt. — Der ganze Umſtand konnte darum nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, weil in der andern Meinung von der Beſtimmung jenes Briefes, meinem Gefühle nach, eine Abgeſchmacktheit liegt. Erſt dreizehn Jahre nach Alexander's Geburt, da dieſe dem Ariſtoteles zweifelsohne, ſelbſt wenn dieſer **nicht** geborner Makedonier, und **nicht** dem Königshauſe befreundet geweſen wäre, längſt bekannt ſein muſste, ſollte Philipp ihm dieſs Ereigniſs mit den Worten:

---

1) Noct. Att. IX, 3.

2) Orat. XLIX. — St. Croix Ex. crit. p. 201, 202. bezweifelt jedoch die Aechtheit dieſes Briefs wie aller übrigen.

ἴσθι, μοι γεγονότα υἱόν, gemeldet haben! Aber jener Brief liefert auch zugleich mit den Beweis dafür, dafs Philipp ſchon vor Alexander's Geburt Gelegenheit gehabt habe, den Ariſtoteles als den Mann zu erkennen, deſſen Geiſte er eine ſo unbegrenzte Hochachtung erweiſen zu müſſen glaubte, als ſich in den wenigen Worten jenes Briefes ausſpricht. Denn unmöglich konnte er, ohne perſönlich den Ariſtoteles zu kennen, die Worte ſchreiben: „Ich fühle mich den Göttern zum Danke verbunden, und zwar nicht ſo wohl über des Knaben Geburt, als vielmehr darüber, dafs ſie ihn zu deiner Zeit geboren werden liefsen. Denn von dir erzogen und gebildet ſoll er, hoffe ich, meiner und der Nachfolge auf meinem Throne würdig werden.“ Durch des Philoſophen Entfernung von Athen nach Aſien ſcheint Philipp ſeinen frühern Vorſatz, ihn zum Erzieher ſeines Sohnes zu erwählen, für eine Zeit lang aus dem Geſichte verloren zu haben. Aber, je ſichtbarer ſich die Unzulänglichkeit der beiden dem Alexander beigegebnen Erzieher von Tage zu Tage zeigte, um ſo mehr mufste Philipp an den Mann erinnert werden, den er einſt in ſo hohem Grade für fähig hielt, einen Fürſten zu bilden. Unter der grofsen Menge von Lehrmeiſtern nämlich, denen, wie Plutarch ſagt [1]), die Bildung und Erziehung des königlichen Knaben anvertrauet war, behaupteten den erſten Platz Leonidas und Lyſimachus. Beide das Gegentheil von einander, und, dem angemeſſen, ganz verſchiedene Wege verfolgend. Leonidas, naher Verwandter der Olympias, ein Mann, durch finſtern Ernſt des Sinnes und Strenge der Sitten an ſpartaniſche Weiſe erinnernd, hatte trotz ſeines hohen Ranges dennoch

1) Vergl. Plutarch. V. Alex. cp. 5 — 8.

ſich nicht gefcheut, die Mühen, welche die Erziehung eines Geiſtes wie Alexander nothwendig mit ſich bringen mufste, zu übernehmen. Lyſimachus nahm die zweite Stelle ein, blofs weil er die Gabe ſeiner Schmeichelei in hohem Grade befafs. Des Erſteren Strenge ſcheint in Rauhheit und Härte ausgeartet zu ſein; und ſein Mangel an gründlicher Bildung, bei einer hohen Meinung von ſich, liefs ihn in der Erziehung Alexander's, hinſichtlich des Charakters, Fehlgriffe thun, deren Folgen, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe eines Alten, nie verwiſcht wurden [1]).

Aber weder Leonidas finſtere Strenge noch Lyſimachus nachgebende Gefchmeidigkeit waren geeignet ein Gemüth zu lenken, welches, blind und unzugänglich gegen Strenge und Befehl, nur den ruhig-ernſten Vorſtellungen eines überlegnen Geiſtes willig Folge leiſten zu wollen ſchien.

In Ariſtoteles glaubte Philipp den Mann gefunden zu haben, der fähig wäre, durch hohen Ernſt wie durch freundliche Milde das Gemüth des dreizehnjährigen, früh zum Jünglinge reifenden Knaben zu lenken, durch Geiſtesüberlegenheit ihm Hochachtung einzuflöſsen, und durch allſeitige Gelehrſamkeit und glückliche Gabe der Mittheilung ſeinen Geiſt wahrhaft königlich zu bilden.

Und wer ſollte behaupten, dafs ſich Philipp in ſeiner Wahl getäuſcht hätte! wer dürfte zu läugnen

---

1) Man leſe nach, was Quintilian Inſtit. orator. I, cp. 1, §. 8, 9 nach Diogenes von Babylon hierüber berichtet. Daſſelbe was Quintilian meldet von Leonidas auch Hieronymus Ep. 57, T. IV Opp. p. 592. doch beſchuldigt St. Croix, Exam. crit. p. 194, beide einer Verwechſelung des Leonidas mit dem Lyſimachus.

wagen, dafs Alexander nur durch Ariſtoteles Alexander geworden ſei [1])! Mit unbegränzter Anhänglichkeit und Hochachtung ſchloſs dieſer ſich an den Stagiriten an, den er bald über den eignen Vater ſetzte; und ſelbſt Philipp lieſs es an Beweiſen nicht mangeln, wie ſehr er des Philoſophen Werth und Verdienſte zu ſchätzen wuſste. Ueberhaupt iſt die Auszeichnung, mit welcher der ſo verrufene Philipp den Ariſtoteles behandelte, einer der ſchönſten Lichtpunkte im Leben und Charakter des Mannes, deſſen Bild, „von Parteienhaſs verwirrt", ſo viele dunkle Stellen bedecken. Möge derjenige, der ruhiger und tiefer eindringend wie Mitford eine Geſchichte und Charakteriſtik Philipp's zu ſchreiben einſt unternimmt, auch dieſe Stelle ſeines Lebens der Beachtung würdigen, und ſich dabei der Worte Cicero's erinnern: Philippum quidem, Macedonum regem, rebus geſtis et gloria ſuperatum a filio, facilitate et humanitate video ſuperiorem fuiſſe. Itaque alter ſemper magnus, alter ſaepe turpiſſimus. Wir dürfen annehmen, dafs der nur wenige Jahrhunderte ſpäter lebende Römer andere Quellen hatte, aus denen ihm dieſe Einſicht floſs, als die unſrigen nach faſt eben ſo vielen Jahrtauſenden ſein können. —

---

1) Sehr treffend ſagt der zuweilen claſſiſch zu nennende Epigrammatiſt Joh. Owen:

Maximus hic regum, doctiſſimus ille Sophorum;
Magnus Alexander, Major Ariſtoteles;
Doctus Alexandrum meliorem reddidit ille,
Non hic majorem, magnus Ariſtotelem.

Dafs übrigens Alexander's lebhafter Geiſt ſelbſt dem Ariſtoteles nicht immer durchgehends Folge geleiſtet habe, meldet Themiſtius VIII Orat. p. 106. Vergl. St. Croix a. a. O. p. 196.

Die Biographen des Ariſtoteles erwähnen öfter, daſs ſich derſelbe ſeines Einfluſſes und Anſehens beim Philipp wie ſpäterhin beim Alexander oft zum Wohle anderer, beſonders der Athener, bedient habe. Aber einer der ſchönſten Züge dieſer Art iſt ſeine ſo erfolgreiche Verwendung für ſeine unglückliche von Philipp gänzlich zerſtörte Vaterſtadt Stagira; und hier mag was wir davon ſchon früher erwähnten, etwas genauer erörtert werden. Ihre Wiederherſtellung erlangte er nämlich, nach einigen, von Alexander [1]); Buhle dagegen, und zwar ohne die genannte Abweichung der Ueberlieferungen nur zu erwähnen, folgt dem Plutarch [2]), der die Wiederherſtellung durch Philipp geſchehen läſst. Die Stelle des Plutarch iſt die einzige, welche ausführlich über dieſen Gegenſtand handelt, und die Reſtauration ausdrücklich dem Philipp zuſchreibt. Nach der dort herrſchenden Vorſtellung ſollte man faſt auf den Gedanken kommen, als habe Ariſtoteles ſich die Wiederherſtellung ſeiner unglücklichen Vaterſtadt ausdrücklich zuvor von Philipp als einen Lohn ſeiner auf Alexander's Erziehung zu verwendenden Mühe ausbedungen [3]). Ihre Zerſtörung trifft ohngefähr mit des

---

1) So erzählen Aelian III, 17. XII, 54. — Diogenes Laert. V, 4. Vet. translat. (ap. Buhle p. 56). Pſeudo-Ammonius p. 47. — Plinius VII, 29. Das Abweichende der Nachrichten bemerkt ſchon Perizonius z. Aelian III. 17.

2) Vit. Alex. cp. 7. (T. IV, p. 17. Reisk.).

3) Es heiſst bei Plutarch: *Μετεπέμψατο (ὁ Φίλιππος) τῶν φιλοσόφων τὸν ἐνδοξότατον καὶ λογιώτατον Ἀριστοτέλην, καλὰ καὶ πρέποντα διδασκάλια τελέως αὐτῷ· τὴν γὰρ Σταγειρέων πόλιν, ἐξ ἧς ἦν ὁ Ἀριστοτέλης, ἀνάστατον ὑπ' αὐτοῦ γεγενημένην ἐνῴκισε πάλιν, καὶ τοὺς διαφεύγοντας ἢ δουλεύοντας τῶν πολιτῶν ἀποκατέστησεν·* Ueber die hierauf bei Plutarch folgenden Worte: *Σχολὴν μὲν οὖν αὐτοῖς καὶ διά-*

Stagiriten Entfernung von Athen zuſammen; und wohl mochte ſie mindeſtens ein Gefühl des Unmuths in ihm erwecken, das ihn in ſeinem Plane, Europa für eine Zeit lang zu verlaſſen, beſtärkte.

Was nun das Abweichende der Nachrichten hinſichtlich des Urhebers der Reſtauration von Stagira betrifft, ſo laſſen ſich dieſe vielleicht dahin vereinigen, daſs Ariſtoteles durch ſeines Zöglings Alexander Vermittelung den Philipp zu jenem Entſchluſſe beſtimmt habe. In jedem Falle indeſs verdient Plutarch den meiſten Glauben.

Dagegen iſt von Buhle und faſt allen ſeinen Vorgängern eine andere Angabe über dieſen Gegenſtand ganz auſser Acht gelaſſen worden, die von allen übrigen gänzlich abweicht. Valerius Maximus [1]) nämlich, der eben dieſes Verdienſtes des Ariſtoteles um ſeine Vaterſtand Erwähnung thut, rückt die Zeit in eine weit ſpätere Lebensperiode des Philoſophen hinauf. „Ariſtoteles vero“ (heiſst es bei ihm) „ſupremae vitae reliquias ſenilibus ac rugoſis membris in ſummo litterarum otio vix cuſtodiens adeo valenter pro ſalute patriae incubuit, ut eam hoſtilibus armis ſolo aequatam, in lectulo Athenienſi jacens, Macedonum de manibus, quibus objecta erat, eriperet. Ita non tam urbs Stagira everſa Alexandri quam reſtituta Ariſtotelis notum eſt

---

τειχῆν τὸ περὶ Μίεζαν (ſo auch Stephanus Byzant. und Plin. N. H. IV, 10, — andere Μίεζαν) νυμφαῖον ἀπέδειξεν, ὅπου μέχρι νῦν Ἀριστοτέλους ἕδρας τε λιθίνας καὶ ὑποσκίους περιπάτους δεικνύουσιν. — wird weiter unten geredet werden. Der hier genannte Lehrort von Stagira iſt es wahrſcheinlich, welchen Plinius (N. H. XVI, cp. 23) mit dem Namen Museum bezeichnet.

1) V, cp. 6.

opus. — Valerius ſchreibt alſo nicht nur den Wiederaufbau, ſondern auch die Zerſtörung von Stagira dem Alexander zu, und dieſer letztere Umſtand macht es vorzüglich wahrſcheinlich, daſs der überhaupt ungenaue Schriftſteller [1]) ſich hier doppelt irrte, und dem Alexander beilegte, was er von Philipp geleſen hatte. Eine zweite in dieſe ſpätere Zeit fallende Verwendung des Stagiriten für ſeine Vaterſtadt anzunehmen, berechtigt nichts; eher eine Verwechslung mit Ereſſus, deſſen Zerſtörung Ariſtoteles ſpäter gleichfalls abgewendet haben ſoll [2]).

Ob es ferner wahr ſei, daſs, wie Plutarch [3]) und andere erzählten, Ariſtoteles ſeiner wiederhergeſtellten Vaterſtadt Geſetze gegeben, bleibe dahingeſtellt, wir wiſſen an Platon's und anderer Beiſpiele, wie gern das ſpätere Alterthum die alten Philoſophen zu Geſetzgebern machte. Gegründeter mag die Nachricht ſein [4]), daſs er eine Schule daſelbſt einrichtete, und daſs die dankbaren Stagiriten zu Ehren ihres groſsen Mitbürgers und Erretters ein Feſt geſtiftet, und dieſem ſowie einem Monate (vielleicht dem ſeiner Geburt) ſeinen Namen beigelegt haben. Doch hievon im Verfolg unſerer Darſtellung ein Mehreres.

Jetzt zurück von dieſem, wenn gleich nothwendigen, doch weniger intereſſirenden Abſchweife zum Ariſtoteles ſelbſt.

---

1) Vergl. St. Croix Ex. critiq. p. 127. Vielleicht jedoch trifft der Vorwurf der Ungenauigkeit mehr den Epitomator des eigentlichen Valerius Maximus, als dieſen ſelbſt.

2) Vet. translat. p. 56.

3) Plutarch. adverſ. Colot. extr.

4) Vergl. Diogenes Laertius und Pſeudo-Ammonius.

Was nur ein Geiſt wie Ariſtoteles, unterſtützt von den günſtigſten Umſtänden, bei einem durch geiſtige Kraft ausgezeichneten, ſeinem Lehrer mit inniger Verehrung und Liebe anhangenden Zögling e bewirken konnte, das wirkte der Stagirit in reichem Maaſse. Hauptgegenſtände des Unterrichts bei dem früh zum Jünglinge gereiften Knaben waren Ethik und Politik [1]). Doch waren gewiſs auch Naturkunde in ihrem damaligen weiteſten Umfange, die Lieblingswiſſenſchaft des Ariſtoteles, ſowie vornehmlich Rhetorik, Geſchichte und Dialektik von dem Unterrichte keineswegs ausgeſchloſſen. Selbſt in das, dem Ungeweiheten verſchloſſene Gebiet der Wiſſenſchaft, welche den Inhalt der eſoteriſchen oder akroamatiſchen Vorträge ausmachte, in die Tiefen der Metaphyſik und Theologie führte er den Jüngling ein. Allbekannt iſt es aus Gellius [2]) und Plutarch, daſs Alexander ſpäterhin, als er ſchon in Aſien mit Eroberung des Perſerreiches beſchäftigt war, dem Ariſtoteles in einem Briefe, wovon die bezügliche Stelle noch erhalten iſt, Vorwürfe darüber gemacht haben ſoll, daſs er durch die Herausgabe ſeiner früheren eſoteriſchen Vorträge jene Wiſſenſchaft des Höchſten zum Gemeingute aller gemacht habe; ſowie die Art, wie Ariſtoteles ſeinen ehrgeizigen Zögling darüber zu beruhigen ſuchte, indem er jene Werke „herausgegeben und nichtherausgegeben“ nannte, weil ſie doch nur denen, die ſeinen vollkommnen Unterricht genoſſen, völlig zugänglich und verſtändlich ſein würden [3]). Es ſcheint nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit

---

1) Vergl. Plutarch a. a. O. cp. 7 Vit. Alex.

2) Gell. N. A. cp. 5. B. XX, der aus Andronikus ſchöpfte.

3) Ueber den Inhalt der in Rede ſtehenden Werke vergl. Titze's ſcharfſinnige Anſicht de Ariſtotelis opp. ſerie et diſtinctione,

angenommen werden zu können, dafs ein Theil der philoſophiſchen, desgleichen der rhetoriſchen, ethiſchen, und politiſchen Werke des Ariſtoteles, insbeſondere aber die auf Erziehung im engern Sinne ſich beziehenden in dieſer Periode ſeines Lebens bei Alexander entſtanden ſeien. Nur möge man dies nicht von vollſtändiger Ausführung und Vollendung jener Werke verſtehen. Denn dieſe ſcheint er ihnen erſt in der Muſse ſeines letzten Aufenthaltes zu Athen, als Alexander ſchon den perſiſchen Staatenkoloſs in Aſien bekämpfte, gegeben zu haben. Wohl aber mochte ihn die Verſchiedenartigkeit der Gegenſtände des Unterrichts bei ſeinem fürſtlichen Zöglinge auf Abfaſſung von Compendien verſchiedener Wiſſenſchaften leiten, die ſeinen Vorträgen zur Grundlage dienten. Andere mag er ganz für den Selbſtgebrauch Alexander's geſchrieben haben, wie dieſs z. B. Diogenes Laertius und Pſeudo-Ammonius ausdrücklich von der Schrift: περὶ βασιλείας, melden. Auch können wohl als dahin gehörig noch manche, theils nur noch durch den Katalog des Diogenes uns bekannte, theils einige kürzere der erhaltenen Schriften betrachtet werden. Indeſs dieſer Gegenſtand wird paſſender an einem andern Orte und

zu

S. 77 u. 87 ff. Nach Abweiſung einiger andern Meinungen ſagt er: Reſtat igitur ut Alexandro ipſi fidem habeamus, ſcribenti verſata illa acroamatice, περὶ τὰ ἄρρητα, ab Ariſtotele magiſtro ſibi ante prodita atque propoſita. Ea autem, mea quidem opinione, praeter phyſica quaedam vix alia fuerint, quam quae „de philoſophia remotiore ſubtiliore-que" Alexandro juveni ab Ariſtotele tradita, exinde, ut e philoſophi reſponſoria percipimus ἐν ἀποῤῥήτοις aſſervabantur, nec niſi cum delectis et exploratis diſcipulis communicabantur, utque nunc verbo dicamus, erant libri περὶ φιλοσοφίας, ut eos primitus Ariſtoteles compoſuerat. — Vergl. Kopp im Rhein. Muſ. Jahrg. III, Heft 1, S. 98..

zu einer andern Zeit abgehandelt werden, wenn es mir vergönnt ſein wird, über die Werke des Stagiriten und ihre Geſchichte etwas zuſammenhangendes zu liefern.

Daſs Ariſtoteles ſeines Zöglings Geiſt auch in die Meiſterwerke griechiſcher Dichtkunſt eingeführt, würden wir, ſelbſt wenn keine ausdrückliche Angabe der Alten darüber vorhanden wäre, dennoch ohne allen Zweifel anzunehmen berechtigt ſein [1]). War doch dieſe Weiſe der Bildung im Alterthume unerläſslich, und in tiefem innigen Zuſammenhange mit helleniſcher Denk- und Sinnesweiſe. Alexander, der bei der allgemeinen wilden Zerſtörung Theben's das Haus des Pindar zu verſchonen gebot, hatte gewiſs die begeiſternde Macht des Sängers der Siege und des Ruhms gefühlt, und war von Verehrung für ihn durchdrungen. Bekannt genug iſt es ferner, daſs ihn auf allen ſeinen Zügen Homer's Ilias, die ihn oft als Knaben und Jüngling begeiſtert hatte [2]), in einem von Ariſtoteles eigends für ihn durchgeſehenen Exemplare begleitete.

---

1) So lieſs ſich Alexander (wie Plutarch V. Alex. cp. VIII nach Oneſikritus berichtet) nach Aſien vom Harpalus nicht nur die Werke des Hiſtorikers Philiſtus, ſondern auch die Tragödien des Euripides, Sophokles, und Aeſchylus, und die Dithyramben des Teleſtes und Philoxenus zuſenden. Sollte es vielleicht mehr als Zufall ſein, daſs Plutarch in der Aufzählung der Tragödiendichter den Euripides oben an, und überhaupt alle drei ſo folgen läſst, wie ſie Ariſtoteles hinſichtlich ihrer Vortrefflichkeit zu einander ſtellte? Daſs Alexander von den Tragikern dem Euripides den Vorzug gab, meldet ausdrücklich Nikobulus bei Athenäus, Deipnoſ. XII, p. 537.

2) Ueber dieſe von Ariſtoteles veranſtaltete Recenſion der Ilias (ἡ ἐκ τοῦ νάρθηκος) vergl. Wolf Prolegg. p. CLXXXIII. Die Beweisſtellen über Alexander's Vorliebe für die Ilias findet man geſammelt bei St. Croix, Exam. critiq. p. 205.

Auch die Tonkunſt wandte Ariſtoteles ohne Zweifel als Bildungsmittel bei ſeinem Zöglinge an, jedoch, ſeinen Grundſätzen zufolge, mit weiſer Mäſsigung. Die letzteren findet man im ſechsten Kapitel des achten Buchs ſeiner Politik. Im Ganzen bezeigte Alexander, als er ſich noch unter Ariſtoteles Leitung befand, wenig Neigung für Muſik. Später indeſs gewährten ihm Kunſtleiſtungen anderer in derſelben hohen Genuſs, ſo daſs er ſelbſt muſikaliſche Wettkämpfe veranſtaltete [1]). Die Art und Weiſe, wie Ariſtoteles die körperliche Ausbildung des königlichen Jünglings leitete, iſt allbekannt.

Nicht zu gewagt dürfte die Behauptung erſcheinen, daſs Ariſtoteles, wäre auch keins ſeiner Werke, ſondern nur der Ruf von ihnen und ſeiner Gelehrſamkeit auf uns gekommen, ſchon allein als Erzieher Alexander's deſſen Unſterblichkeit fort und fort theilen würde, wie ja unendlich geringerer Namen Gedächtniſs dadurch verewigt worden iſt. Jetzt aber, da er ſelbſt vor uns ſteht in ſeinen Werken, ein koloſſales Denkmal der Bildungshöhe des Menſchengeiſtes alter Zeit, Welteroberer im Reiche des Geiſtigen, der Erkenntniſs und Wiſſenſchaft, das geſammte Gebiet des Wiſſens der alten Welt nicht nur ihm unterworfen und gleichſam gehorſamend, ſondern auch erweitert durch ihn nach allen Richtungen hinaus, zuerſt geordnet und begränzt durch ihn für Jahrtauſende, während das Weltreich ſeines Zöglings, hiemit verglichen, nach einem kaum mehr als ephemeren Daſein ſpurlos unterging, — jetzt darf man, was einſt der makedoniſche Philipp ahnend ausſprach, mit Ueberzeugung wiederholen, daſs Alexander es war, dem ein günſtiges Walten des

1) Die Nachweiſungen findet man bei St. Croix, a. a. O. p. 214.

Weltgeiſtes den Ariſtoteles zum Erzieher und Lehrer beſtimmt hatte. Ohne irgend einen direkten Einfluſs des Ariſtoteles auf Alexander's ſpätere Welteroberungsplane annehmen zu wollen [1]) darf man dennoch behaupten, daſs ein Welteroberer aus der Schule deſſen hervorgehn muſste, der, auf dem Throne geboren, ſelbſt ein Alexander geworden ſein dürfte; und nicht zu weit geht Buhle, wenn er von Alexander ſagt: daſs alles, was in den Planen und Unternehmungen des nachmaligen Welteroberers, ungeachtet ſeiner Jugend, ſich Weiſes, Kühnes, Groſses ausſpreche, was die Geſchichte an Zügen liberaler Humanität, der Hoheit der Geſinnung, einer huldigenden Verehrung der Kunſt und Wiſſenſchaft von ihm aufbewahrt habe, bevor er durch ein zu günſtiges Glück ausartete, und in Thorheit und Laſter v[illegible]ſank, — daſs alles dieſes, ja, wir ſetzen hinzu, ſelbſt die Sicherheit und Weisheit der Maaſsregeln, mit welcher er die Einrichtung und Verwaltung des überwältigten Länderkoloſſes bewerkſtelligte [2]),

1) Plutarch in der Schrift: de fortuna Alexandri, Opp. T. II. p. 327, behauptet, daſs Alexander in der Schule des Stagiriten mehr Mittel zu ſeinen Eroberungskriegen gefunden habe, als in der ganzen, ihm von ſeinem Vater hinterlaſſenen Macht. Die richtige Würdigung der Anſichten Plutarch's über dieſen Gegenſtand findet man bei St. Croix, Ex. crit. p. 84...

2) Ueber den Einfluſs des Ariſtoteles auf Alexander's politiſche Anſichten ſagt Joh. v. Müller, Allg. Geſch. Bd. I, S. 160: „Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſs Alexander alle unterworfenen Völker durch Vermiſchung der Geſchlechter und Sitten und durch Colonien in ein griechiſches Reich vereinigen, und auf eine Stufe der Humanität erheben, daſs er durch gemeinſchaftlichen Gottesdienſt und Handlungsverbindungen Europäer und Aſiaten gewöhnen wollte, ſich als Mitbürger zu betrachten. Als Schüler des generaliſirenden Ariſtoteles hatte Alexander vor andern Eroberern die Neigung und das Ge-

und der Scharfblick der Menſchenkenntniſs, der ihn, wie einſt den Kriegesfürſten unſeres Jahrhunderts, die verſchiedenſten Kräfte und Anlagen in den verſchiedenſten Individuen erkennen und benutzen, und aus ſeiner Schule jene Schaar von Feldherren und Königen hervorgehen lieſs, — unſtreitig auch ſeiner Erziehung durch den Ariſtoteles beizumeſſen ſein dürften.

Selbſt Einzelnes iſt uns von Plutarch aufbehalten, worin ſich der unverkennbare Einfluſs der Individualität des Lehrers auf den Zögling abſpiegelt. Dahin gehört die Vorliebe für phyſikaliſche und mediciniſche Unterſuchungen, die ſo weit ging, daſs ihm ſelbſt die Ausübung der Arzneiwiſſenſchaft Vergnügen gewährte [1]); dahin gehört ferner ſeine Neigung zur Philoſophie, ſeine Vorliebe für den Umgang mit Philoſophen, und das, was Plutarch τὸ φιλολόγον καὶ φιλομαθῆ καὶ φιλαναγνώστην εἶναι nennt. — Daſs Ariſtoteles, der ſelbſt den Ruhm und die Ehre für etwas Hohes und Wünſchenswerthes anſah, ſich auch dieſes Hebels bei ſeinem, dafür nur allzu empfänglichen Zöglinge

---

ſchick, allgemeine Geſetze vorzuſchreiben." Dazu aber bemerkt Zell a. a. O. S. 164: „Die erſte Bemerkung mag ſich auf ein Zeugniſs des Plutarch gründen (de Alexandri virtute I, 6. Tom. IX, p. 38, 42. Hutten.), allein die zweite ſcheint mindeſtens im Sinne des Geſchichtſchreibers ungegründet, da Plutarch (a. a. O. p. 38) ausdrücklich berichtet, Alexander habe das eben Geſagte wider die Meinung des Ariſtoteles gethan, welcher ihm gerathen habe, die Griechen als oberſter Anführer (ἡγεμονικῶς) zu behandeln, die Barbaren aber als unumſchränkter Herr (δεσποτικῶς)." — Daſs dieſs wirklich den Grundſätzen des Ariſtoteles angemeſſen ſei, lehrt ſeine Politik. Man leſe nur B. III, cp. 9. und I, cp. 1, §. 6. VII, cp. 6. u. a. St.

1) Plutarch. V. Alex. cp. VIII. p. 668.

bedient, und dabei vielleicht zu wenig gegen die mögliche Ausartung deſſelben vorgekehrt habe, darf ebenfalls nicht unbemerkt bleiben.

Was aber den unberechenbaren Einfluſs des Ariſtoteles auf Alexander, und die glänzenden Erfolge ſeiner Erziehung in noch höherem Grade bewundernswerth erſcheinen läſst, iſt die Kürze der Zeit, in welcher alles dieſes geleiſtet wurde.

So verſchieden nämlich die Dauer ſeines Aufenthaltes bei Alexander in Makedonien angegeben wird, ſo läſst es ſich dennoch mit groſser Wahrſcheinlichkeit nachweiſen, daſs der letztere keineswegs während der ganzen, ſondern kaum während der kleineren Hälfte der Zeit, von des Stagiriten Ankunft in Makedonien bis zu ſeiner Rückkehr nach Athen, deſſen Unterricht genoſs. Auch ſagt jenes eigentlich kein alter Schriftſteller; und mit Unrecht legt Buhle dem Apollodor und Dionyſius von Halikarnaſs die eben von uns verworfene Anſicht unter [1]). Beide geben nur die Zeitſumme an, welche Ariſtoteles überhaupt in Makedonien zubrachte; und dieſe beträgt allerdings volle acht Jahre; d. h. von Olymp. 109, 2 (343 vor Chriſto) bis Olymp. 111, 2 (335 vor Chriſto); und dieſe Angabe iſt gewiſs ſtreng-richtig, und kann durchaus nicht angezweifelt werden. Nothwendig aber muſs davon die Unterſuchung über die Zeit geſchieden werden, während welcher Alexander des Ariſtoteles Unterricht genoſs. Hier kommt nun Trogus der Wahrheit am

1) Arist. Opp. T. I, p. 94...: „secundum Dionysium Halicarnassensem et Apollodorum apud Diogenem Laert. Alexandrum per octo annos erudivit usque ad expeditionem ejus in Asiam.“

nächſten, der dieſelbe auf fünf Jahre angiebt [1]). Aber ſelbſt dieſs iſt noch zu viel. Der fortdauernde Unterricht und das ununterbrochene Beiſammenleben beider kann höchſtens vier Jahre gewährt haben [2]); d. h. von Olymp. 109, 2 zu Anfange (343 vor Chriſto) bis Olymp. 110, 1. In dieſem Jahre nämlich beſtellte Philipp, gegen Byzanz ziehend, den damals ſechzehnjährigen Alexander zum Verweſer des Reichs während der ganzen Zeit ſeiner Abweſenheit [3]). Jetzt, während er ein abtrünniges Volk mit Waffengewalt wieder zum Gehorſam brachte, und eine eigne Stadt ſeines Namens gründete, während er ferner alle Geſchäfte eines Regenten verſah, konnte von Unterricht wohl nicht mehr die Rede ſein. Möglich, daſs Alexander vielleicht noch öfters in kurzen Zwiſchenzeiten, die ihm übrig blieben, des Weltweiſen Umgang und Belehrung genoſs; aber der eigentliche Unterricht hatte aufgehört

---

1) Juſtin. Hiſtor. XII, cp. 7: „exacta pueritia per quinquennium ſub Ariſtotele doctore inclyto omnium philoſophorum.“ — Buhle (a. a. O.) ſagt, ohne die Stelle genauer anzugeben, daſs Diodor von Sicilien ſechs Jahre beſtimme. Aber Buhle ſcheint hier etwas flüchtig dem Patritius nachgeſchrieben zu haben, der ebenfalls ohne genauere Citat etwas Aehnliches von Diodor meldet. Ich habe im Diodor keine beſtimmte Angabe hierüber, ja nicht einmal den Ariſtoteles als Lehrer Alexander's überhaupt erwähnt gefunden. Patritius ſelbſt bleibt ſich nicht gleich, bald ſechs Jahre nennend (vergl. I, 1, p. 5), bald ſieben (vergl. I, 1, p. 6 und 7). Wer von den Alten die „alii“ ſeien, die, wie Buhle ſagt, Ariſtoteles Aufenthalt bei Alexander auf ſieben Jahre ſetzen, weiſs ich nicht; und Schott's Werk, auf welches er verweiſt, iſt mir nicht zur Hand; doch möchte die ganze Sache zu bezweifeln ſein.

2) Freinsheim (Supplem. ad Curt. cp. VI) läſst gar die Zeit des Unterrichts an zehn Jahre währen.

3) Plutarch. Vit. Alex. p. 668 ext. cp. IX. vergl. mit Diodor. Sic. XVI, 77.

für immer. Auch ſehen wir, daſs Alexander wunderbar früh gereift, und im Jünglingsalter Mann geworden war. Bald darauf erblicken wir ihn, als ſein Vater ſich zu Griechenland's Verderben rüſtete, und die Todesſtunde griechiſcher Freiheit bei Chäronea ſchlug, unter den Erſten mitkämpfend; und kaum zwei Jahre darauf den Thron ſeines Vaters beſteigend (336 vor Chriſto, Olymp. 111, 1) [1]. Wie konnte in ſo bewegter Zeit an Unterricht und philoſophiſche Ruhe zu denken ſein?

Nach Apollodor und Dionyſius von Halikarnaſs hielt ſich nun Ariſtoteles noch faſt ein Jahr nach Alexander's Thronbeſteigung in Makedonien auf. Jedoch ſcheint er es noch bevor Alexander ſeinen Zug gegen Aſien antrat, welches im Frühlinge des Jahres 334 vor Chriſto, oder zu Anfange des zweiten Jahres der 111ten Olympiade geſchah [2], verlaſſen zu haben.

Doch bevor wir dem Stagiriten aus Makedonien nach Athen folgen, noch einige Worte über ſeinen eigentlichen Aufenthaltsort, ſowohl während der Zeit ſeines Aufenthaltes bei Alexander, als auch hernach. Es läſst ſich nämlich derſelbe nicht ſo gar leicht mit Sicherheit ermitteln, da durchaus kein alter Schriftſteller darüber ein beſtimmtes Zeugniſs giebt. Beachtungswerth iſt hier eine Vermuthung, welche Buhle, freilich ohne ſie weiter zu begründen, hinſtellt, daſs nämlich Ariſtoteles vielleicht in dem neuerbauten Stagira ſelbſt, und

1) Diodor. Sic. XVI, 86, 95; vergl. St. Croix Exam. critiq. p. 603.

2) Arrhian Exp. Alex. I, cp. 11. — Ohnſtreitig irrt dagegen St. Croix a. a. O. p. 198, wenn er den Ariſtoteles ſchon gleich nach der Schlacht bei Chäronea, als Alexander mit Antipater nach Athen ging, um dieſer Stadt ein Bundniſs mit Philipp anzubieten, dorthin zurückgekehrt ſein läſst.

zwar in jenem Nymphäum, den Alexander und einige andere Genoſſen, namentlich den Kalliſthenes und zum Theil auch wohl den Theophraſt, unterrichtet habe, und daſs dieſes Gymnaſion recht eigentlich zu dieſem Zwecke von Philipp errichtet worden ſei. Dieſe Vermuthung iſt einestheils zu beſchränken, anderntheils zu erweiſen. Erſteres, inſofern bei Ariſtoteles Ankunft in Makedonien aller Wahrſcheinlichkeit nach Stagira noch in Trümmern lag, und alſo der Philoſoph die erſte Zeit wohl in Pella ſelbſt am Königshofe zuzubringen genöthigt war. Darauf führt denn auch das ſchon erwähnte Epigramm des verleumderiſchen Theokrit von Chios, anſpielend auf Ariſtoteles Aufenthalt am makedoniſchen Hofe. Hier iſt es, wie es Plutarch und Euſebius aufbehalten haben [1]:

Ἑρμείου τυνούχου ὃδ' Εὐβούλου ἅμα δούλου
Σῆμα κενὸν κενόφρων τεύξεν Ἀριστοτέλης·
Ὃς διὰ τὴν ὑπαρὰ γαστρὸς φίσιν εἵλετο ναίειν
Ἀντ' Ἀκαδημείας Βορβόρου ἐν προχοαῖς.

Mit der „Mündung des Borborus“ wird eben Pella bezeichnet, bei welchem der von den Makedoniern ſo benamte Fluſs ſtrömte. — Als aber Stagira, ganz, oder doch zum Theil, wiederhergeſtellt war, ſcheint allerdings Ariſtoteles dort ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen, und ſelbſt den Alexander noch einige Zeit dort unterrichtet zu haben. Dafür ſpricht nicht ſo wohl der Zuſammenhang der Worte bei Diogenes Laertius [2], als vornehmlich die oben ausgehobene Plutarchiſche

1) Euſebius Pr. Ev. XV, p. 793 A, wozu Viger in den Noten p. 48 die Stelle aus Plutarch de Exilio p. 603 citirt. Vergl. auch Caſaub. ad Diog. Laert. V, cp. 37, T. I, p. 274. Men. Jacobs Anthol. T. I, p. 184.

2) V, 4.

Stelle, aus welcher offenbar hervorzugehen ſcheint, daſs Philipp bei der mit dem Wiederaufbau von Stagira verbundenen Gründung des Nymphäums zunächſt den Ariſtoteles mit ſeinem fürſtlichen Zöglinge und deſſen Genoſſen im Auge hatte [1]). Auch mochte wohl der erſtere ſelbſt die Stille und Abgeſchiedenheit des ihm wohl durch Jugenderinnerungen lieben Stagira geeigneter für ſeinen Erziehungsplan finden, als das geräuſchvolle ſtörende Treiben am Königshofe zu Pella [2]).

---

1) Bei Plutarch cp. V Vit. Alexandri heiſst es, nachdem von dem Wiederaufbau von Stagira geredet worden: *σχολὴν μέν οὖν αὐτοῖς τὸ περὶ Μίεζαν Νυμφαῖον ἀπέδειξεν, ὅπου μέχρι νῦν Ἀριστοτέλους ἕδρας τε λιθίνας καὶ ὑπαύλους περιπάτους δεικνύουσιν.* Mir ſcheint aus den auf etwas früheres verweiſenden Partikeln, und noch mehr aus den gleich an dieſen Satz ſich anſchlieſsenden Worten: *Ἔοικε δ' Ἀλέξανδρος οὐ μόνον τὸν ἠθικὸν καὶ πολιτικὸν λόγον παραλαβεῖν, κ. τ. λ.*, hervorzugehn, daſs unter den αὐτοῖς nicht ſo wohl die Bewohner von Stagira, als vielmehr Ariſtoteles und ſein Zögling Alexander zu verſtehen ſeien. Hiefür ſpricht auch die Erwähnung der „noch vorhandenen ſteinernen Sitze und ſchattigen Gänge (περίπατοι) des Ariſtoteles". — Die Einrichtung einer Schule für die Bewohner des wiedererbauten Stagira wäre kaum der beſondern Erwähnung werth geweſen, und bliebe in dieſem Zuſammenhange unerklärlich.

2) Für die Meinung, daſs Ariſtoteles während ſeines Aufenthaltes bei Alexander in Stagira gelebt habe, dürfte endlich noch das eigne, freilich dunkle Zeugniſs des Philoſophen ſelbſt zu berückſichtigen ſein, welches uns eine Stelle des Tiberius (Demetrius) de Elocutione §. 29. p. 22 und §. 155. p. 90 ed. Fiſch. erhalten hat. Dort werden nämlich aus Ariſtoteles (vielleicht aus einem Briefe deſſelben an Antipater oder einen andern Freund) die Worte angeführt: *Ἐγὼ εἰς μὲν Ἀθηνῶν εἰς Σταγίραν ἦλθον, διὰ τὸν βασιλέα τὸν μέγαν, ἐκ δὲ Σταγίρων εἰς Ἀθήνας διὰ τὸν χειμῶνα τὸν μέγαν.* So dunkel dieſe Worte auch ſonſt ſind, ſo ſcheinen ſie doch den

Bekannt iſt es, daſs Theophraſt und Kalliſthenes zugleich mit Alexander des Ariſtoteles Unterricht genoſſen haben. Von dem letzteren melden es unter andern ausdrücklich Plutarch und Arrhian [1]); von dem erſteren erhellt es aus einer Stelle des Diogenes von Laerte (im Leben des Theophraſt), wo erzählt wird, daſs Ariſtoteles den Ausſpruch des Platon über ihn ſelbſt und den Xenokrates, daſs nämlich Xenokrates des Sporns, Ariſtoteles des Zaums bedürfe, in gleicher Weiſe von Kalliſthenes und Theophraſt gebraucht habe. Theophraſt war ſelbſt dem Philipp perſönlich bekannt, und genoſs ſeine Achtung [2]). Nach Diogenes Laertius [3]) beſaſs er ſelbſt ein Grundſtück zu Stagira. Kalliſthenes, dem Ariſtoteles nahe verwandt, begleitete den Alexander auf ſeinem Zuge; von ihm, und wie er ſpäter ohne es zu wollen die Miſsverſtändniſſe veranlaſste, welche das ſchöne Verhältniſs zwiſchen Alexander und Ariſtoteles trübten, wird unten mehr geredet werden. Ein anderer Mitſchüler des Alexander war Marſyas aus Pella, Bruder des nachmaligen Königs Antigonus; Krieger und Schriftſteller zugleich, verfaſste er ſpäterhin ein Werk über die Erziehung Alexander's, deſſen Verluſt, einer der empfindlichſten

---

Beweis für die eben ausgeſprochene Anſicht zu enthalten, und vielleicht ſelbſt zu der Annahme zu berechtigen, daſs Ariſtoteles gleich nach Hermias Tode vielleicht auf kurze Zeit nach Athen zurückgekehrt ſei. Schade daſs Tiberius nicht einiges zur Erläuterung des ihm freilich ganz verſtändlichen Ausſpruches, oder doch mindeſtens, woher er ihn entnommen, hinzugefügt hat. S. die Abhandl. über die verlornen Briefe des Ariſtoteles.

1) Arrh. Exp. Al. IV, 10.

2) Aelian. V. H. IV, 19. und daſ. Perizonius p. 287.

3) V, 52.

für die Lebensgeſchichte des Ariſtoteles, nicht genug zu beklagen iſt [1]).

Noch vor dem Tode Philipp's, als ſchon Alexander den Ariſtoteles verlaſſen hatte, und Familienzwiſtigkeiten das königliche Haus zerrütteten, ſcheint Ariſtoteles gar nicht mehr Stagira verlaſſen zu haben, um den Königshof zu beſuchen. Als aber Philipp ermordet war, und Alexander ſich zu dem Zuge nach Aſien rüſtete, und auch Kalliſthenes den Stagiriten verließ, um mit ſeinem ehemaligen Mitſchüler die Gefahren ſeines Eroberungszuges, deſſen Geſchichte er ſchreiben wollte, zu theilen, auch wohl um ihm als warnender Freund und Rathgeber im Sinne ſeines Lehrers zur Seite zu bleiben, ſehnte ſich Ariſtoteles zurück nach Athen, wohin man ihn vielleicht ſchon einige Zeit vorher eingeladen hatte. Auf eine ſolche Einladung ſcheinen ſich zwei Nachrichten zu beziehen, nämlich das oben angeführte Epigramm Theokrit's, und zweitens einige Worte des Pſeudo-Ammonius. Letzterer nämlich erwähnt ausdrücklich einer ſolchen Berufung des Philoſophen nach Speuſippus Tode (Olymp. 110, 2) zur Uebernahme des Lehramtes in der Akademie [2]). Sei dieſer Nachricht wie ihr wolle, ſo mochten doch die Athener ihre guten und nicht ſchwer zu enträth-

---

1) Vergl. St. Croix Exam. critique p. 41 ff.

2) Dieſe freilich keineswegs hinlänglich geſicherte Nachricht verliert indeſſen dadurch von ihrer Glaubwürdigkeit noch nichts, daſs Pſeudo-Ammonius ſie gleich darauf mit etwas Erweislich-Falſchem verbindet, wenn er die Sache ſo darſtellt, als habe Ariſtoteles ſofort den Antrag der Athener an-, und mit Xenokrates das Lehramt des Speuſippus gemeinſchaftlich übernommen. Diogenes Laertius bemerkt ausdrücklich (IV, 3), daſs Speuſippus vor ſeinem Tode den Xenokrates zu ſeinem Nachfolger berufen habe.

fehlenden Gründe haben, warum ſie damals den Lehrer Alexander's gern in ihren Mauern ſehen wollten. — Gewiſs iſt es, daſs dieſer Olymp. 111, 2 Makedonien verlieſs, und ſich nach Athen begab. Woher Schöll (Geſch. d. griech. Litt. Bd. II, S. 156) die Nachricht habe: „daſs, nach Angabe Einiger, Ariſtoteles den Alexander nach Aegypten begleitet, und von dort erſt im Jahre 331, mit einem reichen Vorrathe von Materialien zu ſeiner Thiergeſchichte verſehen, zurückgekommen ſei", hätte er wohl angeben können.

VI.

Ariſtoteles zweiter Aufenthalt zu Athen.

Hier in Athen war, wie geſagt, ſeit dem zweiten Jahre der 110ten Olympiade Xenokrates dem Speuſippus im Lehramte der Akademie gefolgt. Ariſtoteles erwählte zu ſeinem Wohn- und Lehrſitze das Lykeion, ſo genannt von einem benachbarten Tempel des Apollon Lykeios [1]); und hier in dieſem Gymnaſion, und den Baumgängen (περιπάτους), welche daſſelbe umgaben, hielt er den bald um ihn her ſich ſammelnden Zuhörern ſeine Vorträge [2]).

Jedoch darf man nicht meinen, daſs von dem Orte der Lehrvorträge den Schülern des Stagiriten der Name Peripatetiker beigefügt worden ſei, wie nach Jonſius Vorgange Menage [3]) fälſchlich behauptete;

---

1) Man ſehe Suidas und Harpokration ſ. v. *Λύκειον*. Scholiaſt. ad Ariſtophan. Pac. v. 355, p. 345. Küſt. (nicht p. 646, wie Buhle citirt). Nach Theopomp war es ſchon von Piſiſtratus, nach Philochorus erſt von Perikles angelegt.

2) Ob wohl die bekannte Stelle Rhetor. II, 7, §. 3.. auf den Ariſtoteles ſelbſt, und zwar auf dieſe Zeit ſeiner Ankunft in Athen zu beziehen ſein dürfte?

3) Zu Diog. Laert. T. II, p. 10. p. 187.

denn ſolche Gänge waren auch in der Akademie, und überhaupt lehrten die alten Philoſophen gern in Gebäuden, die mit Anlagen zum Luſtwandeln umgeben waren [1]). Vielmehr verdankt der Name ſeinen Urſprung der Eigenthümlichkeit des Ariſtoteles, auf und ab wandelnd in dem περίπατος, welcher das Lykeion umgab, ſeine Vorträge zu halten. So erklären es faſt einſtimmig die Alten, namentlich ſagt Cicero [2]): „qui erant cum Ariſtotele Peripatetici dicti ſunt, quia diſputabant inambulantes in Lycio“, und damit übereinſtimmend lauten die Erklärungen des Diogenes Laertius, Hermippus, Ammonius, Simplicius, Pſeudo-Galenus [3]). Hermippus, der gewichtigſte Zeuge von dieſen, bezeichnet ausdrücklich das Eigenthümliche des Ausdrucks περιπατεῖν durch ἀναλαμπτειν, d. h. nicht ſpazierengehen, ſondern in einem Gange auf und ab wandeln, wie Plutarch nach Dikäarchos die Bedeutung angiebt [4]).

Mit der von uns angenommenen Ableitung des Namens Peripatetiker von der hervorſtechenden Eigenthümlichkeit des Stagiriten, auf und ab wandelnd in den Gängen zu lehren, während die meiſten andern ſitzend ihre Vorträge zu halten pflegten [4]), ſtimmt

---

1) Vom Polemon ſagt es z. B. Diog. L. IV, 19. Auch Platon's Schule heißt περίπατος bei Athen. Deipnoſ. VIII, 13, p. 354 B.

2) Academicor. I, 4, 17.

3) Die Stellen findet man bei Menage a. a. O. p. 10..

4) Dies ſehen wir aus einer Stelle des Diogenes Laertius (IV, 19), wo vom Polemon als etwas dem Gewöhnlichen Zuwiderlaufendes erzählt wird, daſs er περιπατῶν gelehrt habe. — Eine treffliche, mit Scherz und Laune gewürzte Beſchreibung, wie Protagoras auf und ab wandelnd lehrte, giebt Platon in der Einleitung zum Protagoras.

auch Gellius [1]) überein, von dem wir zugleich noch erfahren, dafs Ariſtoteles ſelbſt ſeine Morgen- und Abendvorleſungen mit den Namen ἑωθινὸς und δειλινὸς περίπατος bezeichnet habe.

Ganz vereinzelt ſteht die Angabe, welche Diógenes, Gott weifs woher, entnommen haben mag, dafs Ariſtoteles ſelbſt darum Peripatetiker genannt worden ſei, weil er einſt dem von einer Krankheit geneſenden und deshalb aus diätetiſchen Gründen viel herumſpazierenden Alexander unter dem Spazierengehen Unterricht ertheilt habe.

Was nun die innere Einrichtung der Schule des Stagiriten betrifft, ſo berichtet uns davon Diogenes Laertius [2]) nur, dafs er dabei ein gewiſſes Verfahren des Xenokrates nachgeahmt, und von zehn zu zehn Tagen einen Archonten erwählt habe. Ob hiebei, wie Menage will, an das von Quintilian [3]) empfohlene ſogenannte Certiren der Schüler in den alten Declamatorenſchulen zu denken ſei, bleibt zweifelhaft. Geſtattete übrigens der Zuſammenhang, in welchem Diogenes dieſe Nachricht mittheilt, irgend eine Folgerung, ſo würde dadurch die Exiſtenz einer geordneten Schule zu Stagira unter Ariſtoteles Leitung entſchieden ausgemacht ſein. So aber darf man ſich bei dieſes Schriftſtellers bekannter Verworrenheit, in Folge deren er die verſchiedenartigſten Notizen zuweilen bunt durch einander wirft, ſelten und nur mit der gröſsſeſten Vorſicht aus dem Orte, wo man eine ſolche eingeſtreut findet, etwas weiteres zu folgern erlauben.

---

1) N. A. XX, cp. 5.

2) V, 4.

3) Quint. Inſt. or. I, cp. 2, 23.

In dem früheren Kreiſe von Schülern, welchen er ſich noch zu Platon's Lebzeiten gebildet hatte, pflegte er ſeine Vorträge bis zu der Stunde, wo man ſich ſalbte, auszudehnen [1]).

Ariſtoteles machte ferner, wie dieſs die Natur der Sache mit ſich brachte, einen gewiſſen Unterſchied zwiſchen ſeinen Schülern und Zuhörern, welcher zugleich auch mit einer gewiſſen vielbeſprochnen Eintheilung ſeiner Schriften im Zuſammenhange ſteht. Auch darf man keineswegs jene Scheidung ſeiner Zuhörer als etwas dem Ariſtoteles ganz Eigenthümliches anſehen. Alle alten Philoſophen, inſofern ihr Lehren und Wirken ein öffentliches war, ſahen ſich gewiſſermaſsen dazu gezwungen. Die Gründe ſind ſo einleuchtend, daſs wir einer weiteren Auseinanderſetzung derſelben uns füglich überheben können [2]). Die Hauptſtelle über jene Scheidung, inſofern ſie die Zuhörer des Philoſophen betrifft, finden wir bei Gellius in der ſchon erwähnten Stelle des zwanzigſten Buchs ſeiner Attiſchen Nächte. Er erzählt nämlich, ungewiſs aus welcher Quelle ſchöpfend, daſs Ariſtoteles in den Frühſtunden im Lykeion Gegenſtände der ſogenannten akroamatiſchen Diſciplin, und dahin rechnet er tiefere philoſophiſche (theologiſche), phyſikaliſche, dialektiſche Unterſuchungen, einer erwählten Anzahl gehörig vorbereiteter Schüler vorgetragen, und dieſe Stunden mit dem Namen ἑωθινὸς περίπατος bezeichnet habe. — Dagegen habe er in dem ſogenannten δειλινὸς περίπατος ſeine exoteriſchen Vorträge (und darunter werden von Gellius Rhetorik, Sophiſtik, und Politik begriffen)

---

1) Hermippus bei Diog. Laert. V, 2.

2) Man vergl. Buhle: Diſſert. de Ariſtotelis libris exoter. et eſot. in Aristt. Opp. T. I, p. 107...

vor einer gemiſchten Verſammlung, an welcher jeder ohne vorhergegangene Auswahl Theil nehmen konnte, gehalten.

Indem wir, uns hiermit einſtweilen begnügend, die weitere Auseinanderſetzung des Gegenſtandes, inſofern er die Schriften des Philoſophen betrifft, einer ſpäteren Zeit vorbehalten, wenden wir uns zu einer andern, äuſserlichen, Einrichtung, welche in der Schule des Stagiriten Statt gefunden zu haben ſcheint.

Der engere Kreis der Schüler und Anhänger des Ariſtoteles ſcheint ſich nämlich von Zeit zu Zeit zu gewiſſen Gaſtmählern verſammelt zu haben, welche ebenſowohl der heiteren Luſt geſelligen Umgangs, als dem Austauſch philoſophiſcher Anſichten geweiht waren. Sowohl Xenokrates als auch der Stagirit hatten für dieſe Zuſammenkünfte förmliche ſchriftliche Anordnungen (*νόμοι συμποτικοί*) in Geſetzesform verfaſst [1]), welche, wie uns eine derſelben, von Athenäus [2]) aufbehalten, lehrt, bis in das kleinſte Detail eingingen. — Auch hier erblicken wir einen Zug des antiken Geiſtes, der überall das Schöne und Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinen verſtand. Freilich verſpottete ein Lykophron der Chalkidenſer, in ſeinem ſatiriſchen Gedichte Menedemos, den Theophraſt, der ſogar in ſeinem Teſtamente eine gewiſſe Summe zur Unterhaltung dieſer Zuſammenkünfte beſtimmte [3]); dennoch dauerte die Sitte fort, und erhielt ſich zu Athen

1) Athenäus Deipnoſ. V, 2, p. 186 A. (Th. II, p. 200. Schwgh.).

2) A. a. O. p. 186 E. (Th. II, p. 203): *Ἀριστοτέλης δὲ ἄλοντον καὶ κοτυρτοῦ ἥκειν πλίξη τινὰ ἐπὶ τὸ συμπόσιον ἀπρεπὲς εἶναι φησίν.*

3) Vergl. Jonſius II, 2, 6, S. 148.

Athen ſelbſt noch bis auf die Zeit des Athenäus [1]), doch, wie es ſcheint, ausgeartet in Ueppigkeit und Schwelgerei, und abgewichen von ihrer eigentlichen Beſtimmung, die innige Verbindung der Anhänger eines Philoſophen im Leben durch ein heiteres Zuſammenleben zu fördern.

Daſs Ariſtoteles, wie Neuere meinen, ganz von der durch die Sophiſten und Sokratiker gewöhnlich gewordenen erotematiſch - dialektiſchen Methode abgewichen ſei, und den zuſammenhangenden Vortrag ἐξ οἰκείου προσώπου, oder nach unſerer Art zu reden „ex cathedra“ eingeführt habe, iſt zwar an ſich nicht unwahrſcheinlich; doch fehlt darüber, meines Wiſſens, jedes glaubwürdige direkte Zeugniſs: und obgleich Buhle die Anwendung dieſer Art des Vortrags nur auf den ἐωθινὸς περίπατος beſchränkt wiſſen will, ſo läſst doch die Beweglichkeit des griechiſchen Geiſtes, der an eine ſo ganz andere weit anziehendere Methode der Belehrung gewöhnt war, die den zu Belehrenden ſelbſtthätig mitwirken lieſs zur Auffindung der geſuchten Wahrheit, — es läſst dieſs, ſage ich, vermuthen, daſs Ariſtoteles auch dieſe erotematiſche Weiſe ſelbſt bei ſeinen reiferen Zuhörern zuweilen nicht verſchmäht haben werde. Ueberhaupt aber müſſen wir uns wohl hüten, bei Ariſtoteles Lehrvorträgen an einen vom Katheder herab auf eine ſtumme Verſammlung ein-

1) A. a. O. p. 186 A. ſagt er: *Πολλῶν γοῦν τῶν φιλοσόφων ἐν ἄστει σύνοδοι, τῶν μὲν Διογενιστῶν, τῶν δὲ Ἀντισθενιστῶν λεγομένων, τῶν δὲ Πανατιανστῶν. κατέλιπε δὲ καὶ Θαύφραστος τὶς τὴν τοιαύτην σύνοδον χρήματα· μὰ Δί', οὐχ ἵνα ἀκολασταίνωσι συνιόντες, ἀλλ' ἵνα τοῖς κατὰ τὸ συμπόσιον λόγοις σωφρόνως καὶ πεπαιδευμένως διεξάγωσιν.*

ſprechenden oder gar dictirenden Docenten unſerer Tage zu denken [1]).

Wenn nun Buhle, deſſen Anſicht wir eben zu beſeitigen verſuchten, annimmt, daſs dagegen in dem δειλινὸς περίπατος, wo die Verſammlung der Hörenden eine gemiſchte, und der Zutritt jedem verſtattet war, die populärere Methode der geſprächsweiſen Belehrung von Ariſtoteles angewendet worden ſei; ſo läſst ſich dabei wieder zweierlei erinnern: einmal nämlich der gänzliche Mangel an beſtimmten Zeugniſſen; und zweitens die ſich unwillkührlich aufdrängende Bemerkung, daſs gerade eine ſolche gemiſchte Verſammlung eine Belehrung in zuſammenhängender Rede erfordert, und die

1) Buhle thut dieſs, wenn er ſagt (Allgem. Encyclop. a. a. O. S. 275): „Mehrere ſeiner noch übrigen philoſophiſchen Schriften, z. B. die jetzt im Organon begriffenen, ſcheinen Hefte darzuſtellen, welche er vorlas. Er redet darin die Zuhörer an, und empfiehlt ſich am Schluſſe ihrer Nachſicht. Lib. de Sophiſtar. elenchis extr. Ar. Opp. T. III. ed. Bip." — Das heiſst wahrhaftig den, nach des Alterthums einhelligem Zeugniſſe ſo gern und ſo wohl redenden Stagiriten darſtellen als einen Kathedermann moderner Zeit, der, bei gänzlichem Mangel der Gabe mündlicher Rede (eine bei den alten helleniſchen Weiſen unerhörte Sache), ſich ſogar die bei den Zuhörern anzubringenden Worte des Danks und der Bitte um Nachſicht wörtlich aufzeichnen und ableſen muſs! Aber die angeführte Stelle, zu Ende der Schrift „de Sophiſt. elenchis", zeigt ſelbſt, daſs unter den ἡμεῖς, die dort angeredet werden, (wenn anders der Schluſs ächt iſt) die Leſer und nicht die Zuhörer zu verſtehen ſind, denn dieſe werden den erſteren geradezu entgegengeſetzt. Eher alſo laſſen ſich die Schlusworte jener Schrift ſo faſſen, daſs daraus hervorgeht, wie Ariſtoteles bei ihrer Abfaſſung zunächſt ſeine Schüler im Auge hatte, denen er die mündlich öfters über dieſe Gegenſtände gehaltenen Vorträge jetzt auch im Zuſammenhange aufgezeichnet geben wollte. Doch hiervon bei anderer Gelegenheit ausführlicher.

Anwendung der ſokratiſchen, erotematiſchen Methode erſchwert haben müſſe. Uebrigens war es wohl, wie auch Buhle annimmt, dieſe populäre öffentliche Unterweiſung, welche Ariſtoteles mit den Namen λόγοι ἐξωτερικοί, ἐγκύκλιοι λόγοι, λόγοι ἐν κοινῷ bezeichnete, auf welche er ſich hier und da in ſeinen noch vorhandenen Werken beruft.

Was nun endlich jene oben erwähnte Einrichtung betrifft, zufolge deren Ariſtoteles von Zeit zu Zeit unter ſeinen Schülern einen Archonten beſtimmte oder beſtimmen liefs, ſo kann dieſe natürlich nur auf den engeren Verein ſeiner Schüler im ἐωθινὸς περίπατος bezogen werden, doch dürfte ſelbſt hierin ein Beweis dafür zu finden ſein, dafs Ariſtoteles ſich nicht fortwährend des zuſammenhangenden Vortrags bediente. Indeſſen kann freilich jene Einrichtung auch nur für die von Ariſtoteles in der früheren Zeit gehaltenen rhetoriſchen Uebungen und Vorträge gegolten haben, durch welche er einſt dem Zulaufe des Iſokrates Abbruch zu thun beſtrebt war.

Es iſt ſchon einmal von uns die Meinung ausgeſprochen worden, dafs Ariſtoteles, während ſeines letzten, dreizehnjährigen Aufenthalts zu Athen den gröſsten Theil ſeiner Werke verfaſst oder doch ausgeführt habe. Hierin unterſtützte ihn, neben den Vortheilen, welche ſchon allein der Aufenthalt in Athen darbot, die wahrhaft-königliche, im Alterthum ſprüchwörtlich gewordene [1]) Freigebigkeit ſeines groſsen Zöglings, der ihm nicht nur durch beträchtliche Geldgeſchenke

1) St. Croix Exam. crit. p. 208.

(und Ariſtoteles ſelbſt war, wie wir geſehen haben, nicht arm) die Mittel zur Anſchaffung einer für ſeine Zeit einzigen Bücherſammlung in die Hände gab, ſondern ihn auch aufserdem bei ſeinen phyſikaliſchen und naturhiſtoriſchen Studien auf eine Weiſe unterſtützte, wie es allein nur einem Gewaltigen der Erde möglich iſt. So berichtet Athenäus [1]), dafs Ariſtoteles vom Alexander die Summe von achthundert Talenten zum Geſchenk erhalten habe; und ſo übertrieben auch dieſe Angabe erſcheinen könnte, ſo verliert ſich doch das Unglaubliche, wenn man die wahrhaft-unermeſslichen Schätze bedenkt, über welche Alexander nach Eroberung des Perſerreiches zu gebieten hatte. Auch bedurfte es allerdings in jenen Zeiten, wo die Anſchaffung eines litterariſchen Apparats, wie ihn Ariſtoteles bedurfte, mit ſo ungeheuren Koſten verbunden war [2]), einer ſolchen Unterſtützung, um das Entſtehen ſolcher Werke, wie wir ſie von Ariſtoteles beſitzen, möglich zu machen. Nur auf dieſe Weiſe vermochte er es, wenn man bloſs ſeine politiſchen Schriften ins Auge faſst, ſich von den nächſten wie von den fernſten Gegenden her die nöthigen Materialien und Notizen zu verſchaffen, deren er da, wo er nicht als Augenzeuge auftreten konnte, bedurfte. Nichts aber iſt in ſeiner Art groſsartiger als die Unterſtützung, welche der Eifer ſeines königlichen Zöglings dem Stagiriten bei ſeinen phyſikaliſchen und naturhiſtoriſchen Unterſuchungen

---

1) Deipnoſ. IX, p. 398 E.

2) Man vergleiche darüber die Erzählung bei Gellius Noct. Att. III, cp. 17. So ſoll Platon die Schriften des Philolaus allein mit 100 Minen (gegen 2250 Rthlr.) oder gar mit 5 attiſchen Talenten (gegen 4050 Rthlr.) bezahlt haben. Vergl. Diog. Laert. III, 9. VIII, 15, 85, und dazu Menage Th. II, p. 389..; Aſt Leb. und Schr. Plat. S. 367.

angedeihen liefs. Wir ſetzen die Hauptſtelle, welche ſich hierüber bei dem älteren Plinius [1]) findet, her: „Alexandro magno rege inflammato cupidine animalium naturas noſcendi, delegataque commentatione Ariſtoteli, ſummo in omni ſcientia viro, aliquot millia hominum in totius Aſiae Graeciaeque tractu parere juſſa, omnium, quos venatus, aucupia piſcatusque alebant, quibusque vivaria, armenta, alvearia, piſcinae, aviaria in cura erant, ne quid usquam gentium ignoraretur ab eo, quos percontando quinquaginta ferme voluminibus illa praeclara de animalibus condidit.“ — Bedenkt man, wie Buhle ſehr treffend bemerkt, die unendlichen Schwierigkeiten, welche die Befolgung dieſes Befehls ſchon allein bei dem gänzlichen Mangel aller ſichern öffentlichen Kommunikation ſo entfernter Gegenden mit Athen nothwendig haben mufste; ſo ſetzt uns wieder die ſtrenge Ausführung deſſelben, wovon die betreffenden Schriftwerke des Ariſtoteles ein ſprechendes Zeugnifs geben, in Erſtaunen: und ſehen wir von der andern Seite wieder auf die ungeheure Maſſe des Stoffes, den unter ſo vielen anderweitigen Beſchäftigungen ein einziger Geiſt in nicht eben bedeutend langer Zeit zu ordnen und zu verarbeiten wufste; ſo bleibt dieſs nur durch den eifrigen Beiſtand gelehrter Freunde und Schüler wie Theophraſt u. a. erklärbar, aber darum nicht minder erſtaunenswürdig.

Indeſſen giebt eine, uns von Aelian [2]) erhaltene Nachricht der Vermuthung Raum, dafs Ariſtoteles, ſchon bevor er ſich aus Makedonien nach Athen be-

1) Nat. hiſt. VIII, 17. vergl. Athen. a. a. O. p. 398 E. Caſ.

2) Var. hiſtor. V, cp. 19.

gab, jenes Werk, von der Geſchichte der Thiere [1]), durch bedeutende naturhiſtoriſche Studien vorbereitet habe. Denn ſo, glaube ich, müſſen die Worte Aelian's gefaſst werden, wenn er, um Philipp's Sinn für die Wiſſenſchaften zu beweiſen, erzählt, daſs er den Ariſtoteles mit beträchtlichen Geldſummen unterſtützt, und dadurch ſein in Rede ſtehendes groſses Werk über die Thiere gefördert habe. Dem Aelian hier eine Verwechſelung Philipp's mit Alexander zur Laſt zu legen, iſt man um ſo weniger berechtigt, als Philipp's Freundſchaft und Hochachtung gegen den Lehrer ſeines Sohnes dergleichen Beweiſe bei dem ſonſt nicht eben freigebigen Herrſcher eben ſo denkbar macht, als es ſich erwarten läſst, daſs Ariſtoteles dieſe Geſinnung ſeines königlichen Freundes auch zur Förderung ſeines Lieblingsſtudiums benutzt haben werde, wie er ſie zum Beſten ſeiner unglücklichen Vaterſtadt benutzte. Die Zeit, in welche dieſe Unterſtützung gehört, dürfte leicht keine andere ſein, als diejenige, welche Ariſtoteles, nachdem ihn ſein Zögling verlaſſen hatte, in der Beſchäftigung mit ſeinen noch übrigen Schülern und den Wiſſenſchaften bis zu Alexander's Zuge nach Perſien in Stagira verlebte [2]). — Doch jetzt zurück nach Athen.

---

1) *Ἱστορία τῶν ζώων*, oder richtiger *Ἱστορία περὶ ζώων*. Vergl. Perizon. z. Aelian a. a. O. und die von ihm citirten Prolegomena Mauſſac's zu deſſen Ausgabe jenes Werks, Touloufe, 1619, Fol.

2) Ueber das bisher Geſagte vergleiche man die 2te Abhandlung Schneider's in ſeiner Ausgabe der Hiſtor. de animalibus, T. I: „De ſubſidiis litterariis et pecuniariis, quibus Ariſtoteles in conquirenda et conſcribenda hiſtoria de animalibus uſus eſſe videtur aut traditur".

Ariſtoteles ſtand, wenn wir ihn in der erſten Hälfte ſeines letzten Aufenthaltes zu Athen betrachten, auf dem höchſten Gipfel menſchlichen Glückes wie kein Philoſoph vor ihm, keiner nach ihm. In ſich tragend das erhebende Bewuſstſein höchſter geiſtig-ſchöpferiſcher Kraft, und unerreichter allſeitiger Gelehrſamkeit, wie im Beſitze aller nur wünſchenswerthen Mittel zur Erweiterung derſelben, ſein Ruhm verbreitet über die geſammte gebildete Welt, ſein Zögling der Eroberer eines Welttheiles, der, während Alles ſich vor ſeiner Macht beugte, ſeinem Lehrer die glänzendſten Beweiſe ſeiner Hochachtung und Zuneigung gab; geſichert durch ihn und hocherhoben über der Niedrigkeit kleinlicher Neider; umgeben von ausgezeichneten Schülern, die ihm zum Theil ſelbſt Freunde, theils mit inniger Zuneigung, ja Verehrung ergeben waren; lebend in einer Stadt, die noch immer Mittelpunkt des geſammten helleniſchen Lebens, und Sitz aller vorhandenen geiſtigen Bildung überhaupt war; — dieſs alles in einen Blick gefaſst, nöthigt uns zu dem Bekenntniſs, daſs ſein Loos geeignet war, den Neid der Schickſals-Mächte zu reizen. Selbſt in ſeinen häuslichen Verhältniſſen ſcheint er auch damals wenigſtens nicht unglücklich geweſen zu ſein. Denn obgleich ſeine von ihm ſo ſehr geliebte Gattin Pythias noch in Makedonien (vielleicht kurz zuvor als er es verliefs) mit Zurücklaſſung einer Tochter gleiches Namens geſtorben zu ſein ſcheint, ſo fand er doch ſowohl in der Erziehung dieſer Tochter, als auch im Umgange mit ſeinem Pflegeſohne Nikanor, und einer Sklavin ſeiner erſten Frau, der Herpyllis [1]),

1) Ueber die Schreibung des Namens Ἑρπυλλὶς mit λλ ſ. Menag. ad Diog. Laert. T. II, p. 186. Buhle Ar. Opp. T. I, p. 31. Den

mit welcher er den Nikomachus zeugte, einen Erſatz für ſeinen Verluſt.

Aber auch er ſollte die Unbeſtändigkeit menſchlichen Glücks erfahren, und die ſchauerliche Wahrheit des alten herodotiſchen Spruches: *φθονερὸν πᾶν τὸ θεῖον*, ſchien ſich gerade an dem Leben des vom Schickſal ſo überaus hoch Begünſtigten aufs neue bewähren zu wollen, der ſie in ſeinen Schriften ſo heftig und ſiegreich bekämpft hatte [1]).

VII.

Letzte Lebensjahre des Ariſtoteles: Störung des Verhältniſſes zwiſchen ihm und Alexander, und Tod des Letzteren.

Gerade dasjenige Verhältniſs, welchem Ariſtoteles, zum Theile wenigſtens, ſein äuſseres Glück und ſeine hohe Stellung verdankte, trug auch den Keim zu deſſen Zerſtörung in ſich, ſein Verhältniſs zum Alexander. Fürſtengunſt war zu allen Zeiten ein unbeſtändig Ding. Zwar, wäre Ariſtoteles ſelbſt ſtets in der Nähe des Alexander geblieben, ſo dürfte man annehmen, daſs, wenn auch die enthuſiaſtiſche Verehrung des Jünglings nicht bleibend ſein konnte, doch die perſönliche ruhige Hochachtung und das Gefühl der Dankbarkeit durch die Gegenwärtigkeit der Perſonen ſtets

---

Erzählungen der Alten zu Folge ſoll er ſie nicht förmlich geheirathet, ſondern nur mit ihr bis an ſeinen Tod zuſammengelebt haben. Die Stellen aus Athenäus, Proclus, u. a. ſ. b. Menage a. a. O. Daſs Ariſtoteles ſie mit der Pythias von Hermias erhalten habe, ſagen Suidas und der Anonymus. Wie hoch Ariſtoteles ihre ihm bewieſene Zuneigung zu würdigen wuſste, ſehen wir aus der Art, wie er ſie in ſeinem Teſtamente bedachte. Vergl. Athenaeus XIII, 6, p. 589 C.

1) Vergl. Ariſt. Metaphyſ. I, p. 8, lin. 20..; ed. Brand.

friſch und lebendig erhalten, und ein Erkalten aller Zuneigung weit ſchwerer, ja faſt unmöglich geweſen wäre. — So aber bewahrheitete ſich in Ariſtoteles eignem Leben auf eine leuchtende Weiſe das, was er ſelbſt früher über dieſen Gegenſtand in ſeiner Ethik an den Nikomachus niedergeſchrieben hatte [1]), daſs lange Trennung und weite örtliche Entfernung ſelbſt wahre Freundſchaften aufzulöſen vermögend ſeien.

Es iſt ſchon oben erwähnt worden, daſs Kalliſthenes, der Sohn des Demotimus aus Olynth [2]), Neffe und Zögling des Ariſtoteles und jüngerer Freund des Theophraſt [3]), wahrſcheinlich nicht ohne Mitwirkung des

---

1) Eth. Nicom. lib. VIII, cp. 4. Ich kann nicht unterlaſſen, aus dieſer herrlichen Fundgrube tiefſter Menſchenkenntniſs einiges Hierhergehörige mitzutheilen. Zunächſt wird in dem VIIIten und IXten Buche (die ausſchlieſslich von der Freundſchaft handeln) überall das Zuſammenleben (*τὸ συζῆν, συνδιημερεύειν, συνημερεύειν, συνδιάγειν μετ' ἀλλήλων, ἡ ὁμιλία*) als ein Haupterforderniſs der Freundſchaft dargeſtellt. Vergl. VIII, 3, 2. VIII, 5, 3. VIII, 6, 1. IX, 9. In der zu Anfang angezogenen Stelle aber ſagt er: *Οἱ μὲν γὰρ συζῶντες χαίρουσιν ἀλλήλοις καὶ πορίζουσι τἀγαθά. Οἱ δὲ καθεύδοντες ἢ χωριζόμενοι τοῖς τόποις οὐκ ἐνεργοῦσί μὲν, οὕτω δ' ἔχουσιν ὥστε ἐνεργεῖν φιλικῶς· οἱ γὰρ τόποι οὐ διαλύουσι τὴν φιλίαν ἁπλῶς, ἀλλὰ τὴν ἐνέργειαν. ἐὰν δὲ χρόνιος ἡ ἀπουσία γίνηται, καὶ τῆς φιλίας δοκεῖ λήθην ποιεῖν. ὅθεν εἴρηται:*

πολλὰς δὴ φιλίας ἀπροσηγορία διέλυσεν.

Doch das ganze Kapitel verdient ſeines Inhaltes wegen nachgeleſen zu werden, und ſo ſei denn überhaupt denen, die den Philoſophen als Menſchenkenner ſelbſt kennen zu lernen wünſchen, die Leſung dieſer beiden Bücher dringend empfohlen.

2) Vergl. Suid. v. *Καλλισθένης*, angef. bei Menage Th. II, p. 188.

3) Daher zählt ihn Diogenes (Vit. Theophr. V, 53) zu deſſen Schülern, wenn dort nicht etwa an einen andern Kalliſthenes zu denken iſt, was jedoch unſtatthaft ſcheint.

Ariſtoteles, ſeinen ehemaligen Mitſchüler auf ſeinem Zuge nach Aſien begleitet habe. Da dieſer Mann die Hauptveranlaſſung zur Auflöſung des früheren guten Verhältniſſes zwiſchen Alexander und ſeinem Lehrer gab, ſo darf wohl eine nähere Betrachtung ſeines Charakters und Schickſals hier ihren Platz und ihre Ausführlichkeit Entſchuldigung finden [1]).

Kalliſthenes war trotz ſeiner Jugend (er ſcheint nur wenig älter als Alexander geweſen zu ſein, obſchon ihn Seneca [2]) „Lehrer Alexander's“ nennt) ein Mann hohen Ernſtes und ſtrenger Sitten, unfähig zu aller Verſtellung und Schmeichelei [3]), und ebendeſshalb wenig geſchickt, in der unmittelbaren Nähe und dem Umgange eines Fürſten mit Glück zu verweilen, der, je mehr ihn der unerhörte glänzende Erfolg ſeiner Thaten beraufchte, immer williger ſeinen zahlreichen Schmeichlern Gehör verlieh. Anfangs ſcheint eine gewiſſe Hochachtung, die des Philoſophen Charakter dem Alexander abnöthigte, verbunden mit der Erinnerung und Gewohnheit früheren Zuſammenlebens, eine Art von Freundſchaft zwiſchen beiden geſtiftet und unterhalten zu haben. Aber Kalliſthenes verſtand nicht die Kunſt, die Wahrheiten, welche er dem Alexander zu ſagen ſich öfters befugt und verpflichtet hielt, in ein milderndes Gewand zu kleiden, oder verachtete es, bei ſeiner geraden ſtrengen Sinnesweiſe auch vielleicht da auf Umwegen zum Ziele zu gelangen, wo ihm ein gerader, wenn auch gefährlicher Weg offen ſtand. Daher kam es denn, daſs Alexan-

1) Ueber ihn verweiſet Buhle p. 97 auf Meurſius ad Chalcidium p. 84, den ich jedoch nicht habe ſelbſt nachſehn können.

2) Suaſor. I, p. 5 ed. Schott.

3) Haudquaquam aulae et aſſentantium accommodatus ingenio. Curt. VIII, 8.

Univ. Bibl. München

der bald eine gewiſſe Abneigung gegen ihn empfand [1]), welche durch mancherlei Umſtände noch beträchtlich vermehrt wurde. Denn nicht nur den Alexander ſelbſt, ſondern noch weit mehr deſſen Schmeichler beleidigte Kalliſthenes durch ſeinen oft bittern Freimuth, durch treffenden Spott, und durch ſein zurückgezogenes, ſchweigſames, verſchloſſenes Weſen [2]). Ganz natürlich, daſs jene hinwiederum nicht leicht eine Gelegenheit unbenutzt lieſsen, ihn beim Könige anzuſchwärzen, und ſogar ſeine Geſinnung und Ergebenheit verdächtig zu machen; wobei er ihnen ſelbſt durch ſeinen, allerdings etwas zu rückſichtsloſen, Niemandes ſchonenden Freimuth einen erwünſchten Vorſchub leiſtete.

Ariſtoteles war Menſchenkenner genug, um zu ahnen, daſs Kalliſthenes Eigenthümlichkeit früher oder ſpäter irgend ein Miſsverhältniſs zwiſchen ihm und dem Könige herbeiführen werde. Er hatte ihn daher, als er ſich zur Begleitung Alexander's anſchickte, dringend ermahnt [3]), bei allem Freimuthe, auch der Klugheit eingedenk zu ſein. Sein eignes Leben in der Nähe der Gewaltigen und Mächtigen hatte ihn zur Genüge gelehrt, wie ſchwierig es ſei, ſich auf die Dauer in der Achtung und Gunſt derſelben zu erhalten, und wie nöthig es zu dieſem Ende oft werde, einer Ermahnung und einem Tadel durch Aenderung der Form das Bittere und Aufreizende zu benehmen,

1) Plutarch. Vit. Alex. cp. 52.

2) Man vergl. die Schilderung bei Plut. a. a. O. cp. 53.

3) Valer. Maxim. VII, 2: — ut cum Rege aut rariſſime aut quam jucundiſſime loqueretur. Vergl. Ammian. Marcellin. XVIII, p. 119 und daſ. Valeſius. Cicero Tuſcul. III, cp. 10; pro Rab. Poſth. cp. 9.

um des Erfolgs deſto ſicherer zu ſein [1]). Als ihm daher, wie Plutarch nach Hermippus erzählt, der Vorleſer des Kalliſthenes, Ströbus, deſſen Benehmensweiſe ſchilderte, ſprach er über ihn die merkwürdigen Worte: ὅτι Καλλισθένης λόγῳ μὲν ἦν δυνατὸς καὶ μέγας, νοῦν δ' οὐκ εἶχεν [2]), ja, er prophezeiete ihm ſogar ſein trauriges Schickſal mit den Worten Homer's [3]):

Ὠκύμορος δή μοι τέκος ἔσσεαι, οἷ' ἀγορεύεις.

Aber auch Kalliſthenes verkannte keineswegs das Gefährliche ſeiner Stellung, und das mögliche Ende, welches ſein Freimuth über ihn bringen konnte. Als er einſt bei einem Gaſtmahle von Alexander ſelbſt aufgefordert, eine Anklagerede gegen die Makedonier zu halten, dieſs mit der ſtrengſten Wahrheit und Bitterkeit gethan, und vor allem die Uneinigkeit der Hellenen als einzige Urſache der Erhebung Makedoniens dargeſtellt, ſowie Philipp's ſchlaue Benutzung dieſes günſtigen Umſtandes mit dem homeriſchen Verſe:

Ἐν δὲ διχοστασίῃ καὶ ὁ πάγκακος ἔλλαχε τιμῆς,

bezeichnet hatte, und nun Alexander's kaum noch von Thätlichkeiten zurückgehaltene Erbitterung bemerkte, verlieſs er die Verſammlung mit den auf ſein eignes Schickſal deutenden Worten deſſelben Dichters:

Κάτθανε καὶ Πάτροκλος ὅσπερ σέο πολλὸν ἀμείνων.

Ohne Zweifel empfand auch Niemand tiefer und ſchmerzlicher die Veränderung und Verſchlimmerung von Alexander's Sinne und Lebensweiſe als eben Kalliſthenes, der daher auch alles mögliche that, um der-

---

1) Charakteriſtiſch für dieſe Manier iſt die Anekdote bei Coel. Rhodigin. XXI, p. 841; nach Aelian. V. hiſt. XII, 54.

2) Plutarch. cp. 54.

3) Diog. Laert. V, 5, und daſ. Menage.

ſelben entgegenzuarbeiten. Und als er das Vergebliche ſeines Beſtrebens einſah, war es ein edler, wahrhaft-rührender Stolz, den freilich der ſonſt wackere Arrhian [1]) nicht zu würdigen verſteht, mit welchem der griechiſche Philoſoph, ſein eignes Wohl vergeſſend, ſich entſchloſs, ſelbſt wenigſtens ſein Betragen auch nicht einmal ſcheinbar zu ändern, ſondern als freier Mann zu reden und zu handeln, wo er faſt alles um ſich her den Launen und dem Ehrgeize des jungen Fürſten ſich beugen ſah, und wenn es ſein müſste, auch ſein Leben für ſeine Freiheit zu opfern. Das Selbſtbewuſstſein, mit welchem er handelte, macht ſein Betragen groſs und ehrenwerth, und weiſet ſeinem Namen einen Platz an unter den wenigen von Schwärmerei freien Märtyrern der Wahrheit, des Freimuths, und edler Ueberzeugung. Die Fragmente ſeiner Werke, und die Urtheile alter Kritiker über den in denſelben herrſchenden Geiſt, widerſprechen zwar dem edeln Bilde, welches wir uns aus Plutarch und Arrhian von ihm entwerfen müſſen, und laſſen ihn ſchwülſtig, abergläubiſch, eitel, und ſchmeichelnd gegen Alexander erſcheinen. Aber hier erinnert ſcharfſinnig St. Croix, daſs wahrſcheinlich erſt nach ſeinem Tode ſeine Feinde dieſe Werke bekannt machten, daſs es der Umgebung Alexander's daran lag, ihn in dieſer Geſtalt, gleichſam im Widerſpruch mit ſich ſelbſt erſcheinen zu laſſen, daſs alſo eine Verfälſchung und Entſtellung ſeiner Werke ſehr wahrſcheinlich ſei. Man erinnere ſich nur des ähnlich ſchändlichen Verfahrens, deſſen Anaximenes von Lampſakus zur Verunglimpfung Theopomp's ſich bediente [2]). — Oeffentlich

1) Arrhian. IV, 10 — 12.

2) St. Croix Exam. critique cet. p. 37...: Peut-être ne le publia-t-on (ſon ouvrage) après ſa mort, qu'avec peu de fidé-

und ohne Hehl tadelte er bitter den an Klitus verübten ſcheuſslichen Freundesmord [1]), und die Eitelkeit des Alexander, ſeinen Urſprung von den Göttern herleiten zu wollen; nicht er wollte dem Alexander eine Erhebung verdanken, ſondern er als Geſchichtſchreiber [2]) ſeiner Thaten wollte ſeinen Ruhm unter den Menſchen verbreiten, und durch unwandelbare Freimüthigkeit in Rath und That ſeines Helden Namen vor Flecken bewahren. So widerſetzte er ſich mit

---

lité. Ses ennemis, les flatteurs d'Alexandre, avoient intérêt, d'y trouver quelque chose qui servit de prétexte à leur justification, ou qui le décriât aux yeux de ses propres partisans, en le mettant en contradiction avec lui-même. Peut-être encore auroit-il changé de langage, si après avoir survécu à Alexandre il se fut retiré auprès du sage Théophraste, son ami et son condisciple, qui eut le courage de prendre sa défense. — Dagegen urtheilt ebendenſelbe an einer andern Stelle, gleichſam im Widerſpruch mit dieſen Anſichten, offenbar zu hart, wenn er in den dem Kalliſthenes beſonders von Arrhian gemachten Vorwurf der Eitelkeit ſo ganz mit einſtimmt. Einen in ſo lächerlich-hohem Grade eiteln Menſchen hätte ein Ariſtoteles nicht dem Alexander als Begleiter empfohlen, ein Theophraſt nicht durch ſo innige Freundſchaft, und die Würdigſten im makedoniſchen Heere nicht durch ihre Hochachtung ausgezeichnet. Ein trennender Zeitraum von mehr als zweitauſend Jahren läſst uns den Sohn Philipp's in einem andern Lichte erſcheinen, als dem täglichen Zeugen ſeiner ſtufenweiſen Entartung, ſeines unerträglichen tyranniſchen Hochmuths, und ſeiner, zuweilen an das Kindiſche gränzenden Eitelkeit.

1) Arrh. IV, cp. 10.

2) Das von Kalliſthenes im Alterthume bekannte wahrſcheinlich unvollendete Geſchichtswerk von 10 Büchern, anhebend mit dem Frieden zwiſchen den Griechen und dem Artaxerxes, endigte mit Philomelus dem Phokier, Diodor. Sic. XVI, 14. XIV, 117 ext. Fragmente findet man bei Seneca, Strabo, Athenäus, Stobäus, u. a. Vergl. St. Croix Ex. crit. p. 84..

Ernſt und Feſtigkeit denen, die den Alexander zur Annahme des perſiſchen Hofceremoniells, des Niederfallens, und ſelbſt der göttlichen Verehrung bewegen wollten [1]).

Diejenigen Schmeichler und Hauptgünſtlinge des Eroberers, denen er hierin und in andern Dingen in den Weg trat, ein Anaxarchus, der oft von Kalliſthenes perſönlich beleidigte, ein Hephäſtion, Hagnon, Lyſimachus, Agis, u. a., verſäumten dafür keine Gelegenheit, dem Alexander freie Reden des Kalliſthenes, die ſie als hochverrätheriſch deuteten, zu hinterbringen; wie er z. B. dem Philotas auf deſſen Frage: wer die Berühmteſten bei den Athenern ſeien, geantwortet: „Die, welche die Tyrannei vernichtet, Harmodius und Ariſtogeiton; und wie die Athener noch immer das Volk ſeien, das einem Tyrannenmörder Schutz gewähren würde“ [2]). Die Achtung, welche Kalliſthenes vorzüglich bei den Makedoniern im Heere genoſs, ſtellten ſie als gefährlich für Alexander's Sicherheit, ſeine freimüthigen Reden als hochverrätheriſch dar.

Endlich bot ſich ihnen, als Alexander ſich in Bactra befand, die längſterwünſchte Gelegenheit zum gänzlichen Sturze des Verhaſsten dar. Die Entdeckung einer unter den makedoniſchen Edelknaben des Königs

---

1) Arrhian und Plutarch a. d. aa. OO.

2) Was indeſſen Arrhian aus unbekannten Quellen von auffallend unvorſichtigen Reden des Philoſophen berichtet, darf man nicht aufs Wort als hiſtoriſch annehmen. St. Croix (Ex. critiq. p. 335) hält mit Recht dergleichen für ſpätere Erfindungen ſeiner Feinde, die, hätten ſie irgend eine ſolche Begründung gehabt, gewiſs den Alexander weit früher zu einem thätlichen Verfahren gegen den Kalliſthenes bewogen haben würden.

angeſponnenen Verſchwörung gegen deſſen Leben, deren Haupt einer derſelben, Hermolaus, von Alexander ſelbſt auf niedrige Weiſe beſchimpft worden war, gab Veranlaſſung, auch den Kalliſthenes, deſſen Auszeichnung und vertrauten Umgang jener Hermolaus genoſſen hatte, gefangen zu nehmen. Zwar konnte von keinem der mitverſchwornen Jünglinge, ſelbſt nicht durch die härteſten Martern, das gewünſchte Geſtändniſs der Theilnahme des Kalliſthenes an jenem Plane ausgepreſst werden [1]), doch war dem Alexander, bei dem Haſs und Argwohn gegen den Philoſophen ſchon zu tiefe Wurzeln geſchlagen hatten, und noch mehr ſeinen genannten Schmeichlern die Gelegenheit zum Verderben des Feindes zu willkommen, als daſs man ihn, trotz des Mangels aller Beweiſe gegen ihn, hätte freiſprechen ſollen: und ſo fiel er denn als ein Opfer ſeines Freimuthes, und mit ihm der letzte, der dem Glückstrunkenen noch unumwunden die Wahrheit zu ſagen gewagt hatte. Sein Ende iſt und bleibt ein unauslöſchlicher Makel im Leben Alexander's, und ein leuchtender Beweis dafür, daſs damals in ihm faſt keine Spur der früheren Groſsmuth und Sinneshoheit mehr vorhanden war [2]). — Ueber die Todesart des Kalliſthenes waren ſchon im gleichzeitigen Alterthume die

1) Plut. cp. 55. „Nur das Streben, Alexander's Ehre vor der Nachwelt zu retten, konnte den Ariſtobul und Ptolemäus zur Erdichtung der Angabe bewegen, (Arrh. IV, 14) daſs alle Mitverſchwornen den Kalliſthenes als Hauptanſtifter des Mordplans angegeben hätten."

2) Man vergl. die bittern Aeuſserungen Seneca's. Nat. Quaeſt. IX, 6, 23. Themiſt. Orat. VII, p. 94. Harduin. *Πρὸς Ἀλέξανδρον ἢ ὑπὲρ Καλλισθένους ὅτι καὶ νῦν ἀγανακτοῦμεν.*

die verſchiedenſten Gerüchte verbreitet [1]). Am glaublichſten ſcheint mir die von Plutarch aus Chares von Mitylene aufgenommene Nachricht, mit welcher zum Theil auch Ariſtobulus bei Arrhian [2]) übereinſtimmt, daſs er nicht öffentlich hingerichtet, ſondern noch einige Monate lebend mit dem Heere herumgeführt worden ſei, entweder um durch Martern ihm Geſtändniſſe ſeiner Schuld zu entlocken, oder auch, wie Chares ausdrücklich meldet, um ihn in Gegenwart des Ariſtoteles ſelbſt zu richten, deſſen Herbeiholung Alexander in der erſten Aufwallung beſchloſſen, in Folge des erwachenden Bewuſstſeins aber wieder aufgegeben zu haben ſcheint. Indeſſen ſtarb Kalliſthenes, einige Zeit nach Hinrichtung der Verſchwornen, an den Folgen der Martern und der Vernachläſſigung in ſeiner Haft, denn dafür, daſs er nicht öffentlich hingerichtet worden, ſpricht ſchon die Abweichung in den Berichten zweier glaubwürdiger, gleichzeitiger, ſelbſt perſönlich anweſender Zeugen, des Ariſtobulus und Ptolemäus. Man wählte dieſen Ausweg, weil man ihm nichts Todeswürdiges zu beweiſen vermochte [3]). Daſs er aber ſpäter als die Ver-

---

1) Wer Luſt hat, dieſelben kennen zu lernen, vergl. außer Arrh. IV, 14 noch Diog. Laert. im Leben des Ariſt. Suidas ſ. v. *Καλλισθένης*. Juſtin. XII, 7; XV, 3. Seneca Suaſor. I, p. 3. Schott. Curt. VIII, 8. Ovid. Ib. 519. — (Buhle p. 97.) Plut. Sylla cp. 36. T. II, p. 315. Teubner.

2) IV, 14.

3) Sein ſchreckliches Ende ſcheint ſelbſt der Titel eines von Theophraſt verfaſsten Werkes: *Καλλισθένης ἢ περὶ πένθους*, anzudeuten. Vergl. Diog. Laert. V, 44. Daſiſ. ad Cic. Tuſcul. III, 10. Daſs Alexander ſelbſt ſein Verfahren bereuet, und daſs ihn keine That in den Augen der Hellenen ſowie dieſe geſchändet, berichtet Curtius VIII, cp. 8 ext.

ſchwornen geſtorben ſei, geht unläugbar hervor aus dem Fragmente eines Briefes des Alexander an den Antipater bei Plutarch, in welchem er ſagt: daſs die verſchwornen Edelknaben bereits durch die Makedonier gerichtet (d. i. geſteinigt) ſeien, die Beſtrafung aber des Kalliſthenes, und derer, die ihn ausgeſendet hätten, und derer, die ſeinen Feinden Schutz verliehen, wolle er ſich vorbehalten. Aus dieſem Briefe ergiebt ſich aber auch unzweifelbar, daſs Alexander's Argwohn ſich auch auf den Ariſtoteles ausgedehnt hatte, von welchem ihm Kalliſthenes vornehmlich zum Begleiter empfohlen worden war. Daſs die Worte jenes Briefes auf den Stagiriten deuteten, bemerkte ſchon Plutarch. Auch iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daſs die Feinde und Neider des Ariſtoteles, deren doch der Philoſoph gewiſs auch im Heere des Königs wie zu Athen hatte, verbunden mit den Anklägern ſeines Neffen, ſchon ihrer eignen Sicherheit wegen, auch ihn verdächtig zu machen beſtrebt geweſen ſein werden, ſowie es unbedenklich anzunehmen iſt, daſs ihnen der zum Theil getäuſchte Alexander anfänglich ein geneigtes Ohr lieh. Aber weiter läſst ſich mit Grund auch durchaus nichts aus dieſem Briefe folgern. Denn vor den erſten Ausbrüchen von Alexander's aufgereizter Leidenſchaft ſchützte den Stagiriten die Entfernung des Orts, und den Plan, ihn ſelbſt herbeikommen zu laſſen, ſcheint, wie geſagt, Alexander nur in der Hitze gefaſst, bei zurückkehrender Beſonnenheit aber aus Achtung gegen ſeinen groſsen Lehrer bald wieder aufgegeben zu haben. Doch hatte man ihm ſogar, wenn anders Chryſoſtomus [1]) Zeugniſs Glauben ver-

1) Orat. LXIV, p. 598.

dient, den Antrag gemacht, auch den Ariſtoteles hinrichten zu laſſen.

Gänzlich unbegründet und falſch iſt aber die folgende Meinung, welche ſich, veranlaſst durch eine Angabe des Diogenes von Laerte, in alle mir bekannte Biographien des Stagiriten von Patritius bis auf Buhle eingeſchlichen hat. Man erlaube mir, den letzteren mit ſeinen eignen Worten reden zu laſſen [1]): „Alexander", ſagt er, „fügte zugleich (zu jener verdächtigen Andeutung in ſeinem Briefe an den Antipater) eine boshafte Kränkung hinzu, von der er wuſste, wie tief ſie ihn ſchmerzen würde, indem er den Xenokrates beſchenkte und dem Anaxarchus aus Abdera ſchmeichelte. Durch eine ſolche Aeuſserung des Haſſes" (fährt er fort) „ward das Band völlig zerriſſen, welches ihn bisher mit ſeinem Lehrer verknüpft hatte, und dieſer ward in die peinliche Lage verſetzt, täglich mitten in Athen, gleich ſeinem Verwandten, das Aergſte erwarten zu müſſen."

Demjenigen, der den Ariſtoteles von einem bald näher zu beſprechenden ſchmählichen Verdachte der Theilnahme an Alexander's Tode bis auf den kleinſten Flecken reinigen will, kann natürlich eine Darſtellung nicht gleichgültig ſein, welche wie die obige, wenn ſie anders hiſtoriſch-richtig iſt, jener Anſchuldigung einen nicht geringen Grad von innerer Wahrſcheinlichkeit verſchafft; und ſo ſehen wir denn auch, daſs vorzüglich dieſer Umſtand es war, der Buhle'n zu ſeinem ſchwankenden, faſt wie Beiſtimmung klingenden Urtheile über die Wahrheit jener Anſchuldigung des Stagiriten bewog.

1) Allgem. Encyclop. S. 277.

An dieſem ganzen Unheil iſt nun aber wieder einmal Niemand anders Schuld als Diogenes Laertius, dem ein Patritius und ſelbſt Neuere, wie Buhle, ohne weitere Kritik zu folgen für gut fanden; ja, Buhle verſchlimmerte den ganzen Handel noch um ein beträchtliches durch eine Verſchlimmbeſſerung, die er in die Worte des Diogenes hineintrug. Dieſe letzteren lauten nämlich ſo [1]): *Λέγεται δὲ διὰ τὴν Καλλισθένους πρὸς Ἀλέξανδρον αἴσθασιν προσκροῦσαι (τὸν Ἀριστοτέλην) τῷ βασιλεῖ· κἀκεῖνον ἐπὶ τῷ τοῦτον λυπῆσαι Ἀναξιμένη, μὲν αἰξῆσαι, πέμψαι δὲ καὶ Ξενοκράτει δῶρα.* Dieſe, übrigens ohne allen Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden und Folgenden von Diogenes hingeworfene Notiz paraphraſirte Buhle in der oben angegebenen Weiſe, indem er noch dazu ſtatt *Ἀναξιμένη* nach dem Vorgange des Thomas Aldobrandinus *Ἀνάξαρχον* verbeſſerte, weil er damals keinen andern als den joniſchen Philoſophen Anaximenes von Milet, der freilich beinahe zweihundert Jahre früher lebte, kannte [2]); und ſich erſt volle acht Jahre ſpäter an den gleichnamigen und mit Alexander gleichzeitigen Geſchichtſchreiber und Rhetoren Anaximenes von Lampſakus erinnerte [3]).

---

1) V, 10.

2) Ariſt. Opp. T. I, p. 35. Bip.

3) Praef. ad Ariſtot. Opp. V, pag. IX, not. — Ueber den letztgenannten Anaximenes von Lampſakus, der dem Alexander perſönlich bekannt geweſen und ſogar ſeine und ſeines Vaters Geſchichte geſchrieben haben ſoll, vergl. Pauſan. Eliac. II, cp. 18. Suid. v. *Ἀναξιμένης*, der ihn Alexander's Lehrer nennt. St. Croix Ex. crit. des anc. hiſt. d'Al. p. 33. Diog. Laert. II, 2, und daſ. Menag. Th. II, p. 71.

Der ganze Umſtand erhält aber allein ſein volles Licht durch eine Stelle Plutarch's im Leben des Alexander [1]), welche gewiſs Buhle'n, wenn er ſie berückſichtigt oder überhaupt geleſen hätte, vor jener unrichtigen Darſtellung bewahrt haben würde. Da dieſe Stelle die einzige iſt, welche, in dem Munde eines glaubwürdigen und genauen Schriftſtellers, die Verdrehung des Diogenes deutlich machen, und das ganze ſpätere Verhältniſs des Alexander zu Ariſtoteles in das gehörige Licht ſetzen kann; ſo ſei es mir erlaubt, ſie hier wörtlich herzuſetzen. — Es heiſst dort nämlich, nachdem von Alexander's Liebe zu den Wiſſenſchaften, welche Ariſtoteles Unterricht in ihm erweckt und genährt, die Rede geweſen: „Er war gegen den Ariſtoteles, den er zu Anfang bewunderte, und, wie er ſelbſt ſagte, nicht weniger als ſeinen Vater verehrte, ſpäterhin etwas miſstrauiſcher, doch keineswegs in dem Grade, daſs er ihm etwas Böſes zugefügt hätte, ſondern es galt nur der Umſtand, daſs die wohlwollenden Geſinnungen das Excentriſche und Unbedingt-ſich-hingebende (τὸ στοργικὸν bezeichnet die Kindesliebe) nicht mehr hatten, für ein Zeichen der Entfremdung." Und darauf fügt er hinzu: „Der Eifer und die Vorliebe für Philoſophie, der ihm eingeboren, und von Anfang an gepflegt worden war, ſchwand jedoch nie aus ſeiner Seele, wovon die Ehre, welche er dem Anaxarchus bezeigte, und die Geſchenke, welche er dem Xenokrates ſchickte, und die Achtung, welcher ſich Dandamis und Kalanus von ihm erfreuten, beweiſen."

Es liegt, meinen wir, am Tage, wie unter der Hand eines Anekdoten- und Excerptenſammlers dieſe

1) Plut. Vit. Alex. cp. 8. T. III, p. 117. Teubner.

Nachricht zu der bei Diogenes befindlichen umgewandelt werden konnte; und um das Falſche und Unſtatthafte jener von Buhle nach Diogenes geformten Anſicht noch offenbarer zu machen, bedarf es nach dem ſo ſprechenden Zeugniſſe Plutarch's kaum noch der Erwähnung, daſs bei einem Philoſophen wie Ariſtoteles eine ſeinem Freunde [1]) Xenokrates von Alexander bewieſene Aufmerkſamkeit wohl eben ſo wenig „das Band enger Zuneigung und Freundſchaft zu zerreiſsen“ vermögend ſein, als es dem Alexander in den Sinn kommen konnte, den in Athen lebenden Stagiriten da-

1) Xenokrates hatte ſeit der Zeit, wo er mit Ariſtoteles vereint Platon's Unterricht genoſs, in fortwährendem vertrauten Verhältniſſe mit ihm gelebt. Wir ſahen, daſs ihr gemeinſamer Freund Hermias ſie beide zu ſich berief. Nach deſſen Tode trennten ſich zwar ihre Wege, doch fanden ſie ſich acht Jahre ſpäter in Athen wieder zuſammen, als Häupter der erſten Schulen. Von einem Zwiſte beider in dieſer letzteren Zeit wie überhaupt ſonſt meldet kein Alter etwas, wohl aber darf es als ein Beweis für beider fortgeſetzte Freundſchaft gelten, daſs Antipater, der engverbundene Freund des Ariſtoteles, auch den Xenokrates durch ein Geſchenk ehren wollte (vergl. Myronianus bei Diog. Laert. IV, 8), und ihn, da er im Lamiſchen Kriege als Geſandter zu ihm geſchickt wurde, ſehr achtungsvoll behandelte (Diog. L. IV, 9). — Von Alexander's Geldgeſchenke nahm er nur einen kleinen Theil zu deſſen groſser Verwunderung (vergl. Menage ad Diog. Laert. T. II, p. 169). Daſs ihn übrigens Alexander hochſchätzte, erzählt auch Plutarch adv. Colot. T. II, p. 112. Wir haben geſehn, auf welcher Autorität die Angabe beruht, daſs der Grund von Alexander's Freigebigkeit gegen Xenokrates ſein Haſs gegen Ariſtoteles geweſen ſei, und doch theilte dieſe Anſicht der groſse Bentley (de Epiſt. Eurip. XI. Opusc. p. 71), aber freilich iſt ſie bei aller hiſtoriſchen Unſicherheit doch noch immer weit wahrſcheinlicher, als dasjenige, was Buhle daraus von der Wirkung auf Ariſtoteles Geſinnung zu erzählen beliebte; — vergl. auch St. Croix Exam. crit. p. 563.

durch, dafs er den bei ihm in Aſien befindlichen Anaxarchus oder Anaximenes auszeichnete, oder ihm, wie Buhle ſich ausdrückt, „ſchmeichelte“, kränken zu wollen. Doch genug von dieſer Abgeſchmacktheit.

Aber wenn nun auch Alexander's nach und nach eintretende Kälte gegen den Stagiriten nach des wohlunterrichteten Plutarch ausdrücklichem Zeugniſſe nie ſo weit ging, dafs er ſie ihn irgend durch die That hätte empfinden laſſen; ſo iſt doch wenigſtens ſoviel gewiſs, dafs ſeine Zuneigung für ſeinen Lehrer in dem Maaſse an Gehalt verlor, als ſeine Sitten ſich nach und nach verſchlimmerten. Zwar wiſſen wir über Art und Umfang der ſchriftlichen Mittheilung zwiſchen beiden durchaus nichts gewiſſes; wenn aber eine ſolche, wie es wahrſcheinlich iſt, Statt fand, ſo dürften, je mehr der Stolz und die Eitelkeit des einen wuchſen, und durch ſeine nächſten Umgebungen genährt wurden, ſelbſt die leiſeſten und feinſten Ermahnungen und Zurechtweiſungen des andern, verbunden mit dem doch zuweilen erwachenden Bewufstſein der Schuld in der Seele des Alexander, ein unbehagliches und drückendes Gefühl erzeugt haben, welches auf ſeine Stimmung gegen Ariſtoteles wenigſtens nicht günſtig einwirken konnte. Die an ſich durchaus ungerechte, tyranniſch - grauſame Behandlung des Kalliſthenes, und deſſen trauriges Ende, und die Entartung ſeines ſoviel verſprechenden Zöglings, welche ſich in dieſen und ähnlichen Fällen ſo offen beurkundete, mufsten auf der andern Seite allerdings auch den Stagiriten mit Betrübnifs und Indignation gegen denſelben erfüllen. Aber keineswegs erwuchs daraus ein ſo bitterer und tödtlicher Haſs gegen den Mörder ſeines Verwandten und Zöglings, als man mit Buhle und andern auf den erſten Blick hin zu glauben geneigt ſein möchte. Wir haben geſehn, wie der durch Welt- und Hofleben gewitzigte Ariſtoteles dem

Kalliſthenes einen Rath ertheilte, der allerdings zwar ſich mit der Weltklugheit und ſelbſtiſchen Vorſicht eines ächten Hofmannes, aber ſchlecht mit der Würde eines freien helleniſchen Mannes und Philoſophen vertrug. Ueberhaupt ſcheint hier in dieſem Punkte die moraliſche verwundbare Ferſe des Achilleus zu liegen. Wir ſahen ferner, wie er das Verfahren des Kalliſthenes im Umgange mit dem Könige durchaus mifsbilligte, und, in gleicher Weiſe wie Arrhian, als aller geziemenden, das eigne Wohl berückſichtigenden Vorſicht und Klugheit ermangelnd, beurtheilte, und ihm ſogar ſein Schickſal prophezeite. Somit konnte ihm denn auch die Nachricht davon nicht ſo unerwartet kommen, und nur die ungerechte Veranlaſſung, deren ſchuldloſes Opfer Kalliſthenes geweſen war, ſeinen heftigen Unwillen erregen. Ob ihm aber die auf ihn bezügliche, von Alexander in dem Briefe an den Antipater ausgeſprochene Drohung überhaupt nur bekannt geworden ſei, darüber iſt kein Zeugniſs vorhanden, obwohl es aus dem Umſtande, dafs Ariſtoteles mit Antipater in ſehr befreundetem Verhältniſſe und vertraulichem Briefwechſel ſtand, nicht gerade unwahrſcheinlich iſt.

Soviel indeſs, glaube ich, wird ſchon aus unſerer Darſtellung dem prüfenden Leſer einleuchtend ſein, dafs dieſer ganze Vorfall an ſich wie in ſeinen Folgen durchaus nicht geeignet war, denjenigen Grad von Erbitterung und Furcht in Ariſtoteles zu erzeugen, deſſen es bedarf, um darin mit Buhle und andern triftige Beweggründe für die ihm Schuld gegebene Theilnahme an dem durch Gift bewirkten Tode Alexander's zu finden.

Demjenigen, der es wagt, ſeine Hand an die Zuſammenſtellung der Lebensumſtände eines Mannes wie Ariſtoteles zu legen, mufs es heilige Pflicht ſein,

vornehmlich über dieſen ſo höchſt wichtigen Gegenſtand durch die ſtrengſte und gewiſſenhafteſte Prüfung aller äuſsern Zeugniſſe wie durch ſcharfe Zergliederung aller innern Gründe zu einem ſichern und entſcheidenden Urtheile zu gelangen. Denn ſchöner als wahr iſt es, wenn Zell ſagt: „Dafs Ariſtoteles an Alexander's Tode Antheil gehabt, iſt eine ſo ungegründete hiſtoriſche Sage, und das natürliche Hinſcheiden deſſelben ſo gewifs, dafs man, um den Ruhm des groſsen Mannes nicht zu beflecken, dieſe Notiz eher vergeſſen als widerlegen ſollte.“ Umgekehrt! widerlegt muſs dergleichen werden, ſo dafs ſelbſt der Eigenſinnigſte den Ungrund und die Abgeſchmacktheit der Erdichtung einſieht, damit nicht eine den Philoſophen entehrende Anſicht ſelbſt in einem ſo verbreiteten Werke wie die oft erwähnte Allgemeine Encyclopädie noch einen Anhalt finde, wie es gegenwärtig durch die Leichtigkeit, mit welcher Buhle dieſen Punkt behandelt hat, geſchieht.

Es läſst ſich aber ſowohl erweiſen, dafs Alexander nach den Zeugniſſen der glaubwürdigſten Schriftſteller gar nicht an Vergiftung geſtorben iſt, als auch, dafs, wenn man ſelbſt dem Verdachte einer ſolchen Todesart Raum gewährte, dennoch Ariſtoteles von aller Theilnahme unbedingt freizuſprechen, und ſeine Einmiſchung als durch müſsige Combinationen weit ſpäter lebender Anekdotenkrämer bewirkt anzuſehen ſei. Hören wir hier unter den alten Zeugen zunächſt Plutarch, ſo ſagt dieſer ausdrücklich, dafs zur Zeit des Todes des Alexander Niemand auch nur einen Verdacht der Vergiftung gehegt habe. Erſt ſechs Jahre ſpäter ſolle auf geſchehene Anzeige eines ſolchen die grauſame Olympias gegen die angeblichen Thäter und ihre Angehörigen gewüthet, ja ſelbſt die Gebeine des Iollas, eines Sohnes des Antipater, der als Mundſchenk

Alexander's ihm das Gift gereicht, aus dem Grabe geriffen haben. „Diejenigen," fährt Plutarch fort, „welche den Ariſtoteles als Theilnehmer des Mordes und Gehülfen des Antipater bei Bereitung des Giftes [1]) bezeichnen, berufen ſich auf einen gewiſſen Hagnothemis, der dieſe Ausſage in Gegenwart des Königs Antigonus gethan haben ſolle." Darauf, nachdem er das Gift beſchrieben, ſetzt er hinzu: „Die meiſten halten das ganze Gerücht von der Vergiftung für eine Erdichtung, und für dieſe ſpricht als ein gewichtiger Beweis der Umſtand, daſs, als bei den Zwiſtigkeiten der Feldherren die Leiche ſoviele Tage hindurch in einer ſo heiſsen und ungeſunden Gegend unbeachtet liegen blieb, ſich dennoch nicht die mindeſten Spuren eines ſolchen gewaltſamen Todes zeigten."

Plutarch verwirft alſo, wie wir ſehen, nach ſeinem Urtheile die Nachricht ganz und gar; und eben ſo Arrhianus, der gerade über die Todesart des Alexander ſehr genau geforſcht haben muſs. Ihm wie dem Plutarch waren noch die genauen täglichen Bekanntmachungen der Aerzte über den Zuſtand des Königs in ſeiner tödtlichen Krankheit [2]) vor Augen, und ihnen folgt Arrhian ganz genau. Nur um, wie er ſelbſt ſagt [3]), zu zeigen, wie fleiſsig er über ſeinen Gegenſtand die Schriften anderer nachgeleſen und durchforſcht habe, führt er mit andern Erdichtungen auch die von der auf Ariſtoteles Rath durch Antipater bewerkſtelligten Vergiftung des Königs an, welche er

---

1) Ueber die Beſchaffenheit deſſelben hat Buhle (Arist. Opp. T. I, p. 99) die Stellen der Alten geſammelt.

2) *αἱ ἐφημερίδες βασιλικαὶ.* Arrh. VII, 25. Plut. V. Alexand. cp. 76.

3) VII, 27.

selbst als gänzlich unglaubwürdig verwirft; nur ein gänzlich unkritischer Patritius konnte es sich daher in den Sinn kommen lassen, sich zur Bestätigung des von ihm alles Ernstes als wahr angenommenen Mährchens noch obendrein auf das beistimmende Zeugniss des Arrhian und Plutarch zu berufen [1].

Mehr der Vollständigkeit als eines andern Grundes wegen verfolgen wir jene Nachricht und die Ansichten darüber auch noch durch spätere Zeiten. So galt es z. B. Plinius dem älteren als ausgemachte Wahrheit, dass Aristoteles durch Theilnahme an der Vergiftung Alexander's seinen Ruhm unauslöschlich befleckt habe [2].

Pausanias [3], der die Beschaffenheit des giftigen Wassers zu Nonakris in Arkadien sehr genau beschreibt, erwähnt zwar des Gerüchts, dass Alexander durch dieses Gift getödtet sei, doch ohne des Aristoteles zu erwähnen, und ohne für oder wider die Wahrheit der Sache sich zu entscheiden. Aehnlich verhalten sich Diodor von Sicilien [4], Vitruvius [5], und Curtius [6], letzterer mehr beifällig sich äussernd für die Wahrscheinlichkeit einer Vergiftung durch Antipater überhaupt.

Justinus, stets bestrebt, Pikantes und Interessantes seinen Lesern vorzusetzen, ist nächst Plinius der einzige, der, was Curtius nur wahrscheinlich findet, als

---

1) Vergl. Discuss. peripat. p. 6; und doch mochte ihn Buhle einen „virum doctissimum et acutissimum" nennen.

2) Nat. hist. XXX, 16.

3) Arcad. cp. 18.

4) XVII, cp. 117. T. II, p. 253. Wess.

5) De Architect. VIII, 3.

6) X extr.

hiſtoriſch-gewiſs ohne Anführung anderer Nachrichten hinſtellt, jedoch auch er nennt den Ariſtoteles nicht. Andere endlich, wie z. B. Seneca [1]), Athenäus [2]) (folgend dem Werke des Ephippus über Hephäſtion's und Alexander's Begräbniſs), Oroſius [3]), Cedrenus [4]), ſtimmen mit Plutarch für die Annahme eines natürlichen, durch unmäſsiges Trinken herbeigeführten Todes.

Im Ganzen ſehen wir nun, daſs die Meinung von Alexander's durch Gift bewirktem Tode von keinem bewährten alten Schriftſteller als ſeine eigne Meinung hingeſtellt, vielmehr von ſolchen entſchieden und mit Gründen verworfen, von vielen bloſs als Gerücht angeführt wird. Im Gleichen ſehen wir aus Plutarch, daſs kein mit Alexander gleichzeitiger, oder doch bald nach ihm lebender Schriftſteller der Urheber dieſes Gerüchts iſt. Rechnen wir dazu das Abweichende der Erzählungen ſelbſt, nach denen bald einer, bald zwei, bald alle drei Söhne Antipater's das Gift überreicht haben, Antipater bald auf eigne, bald auf Ariſtoteles Anreizung jenen Entſchluſs gefaſst haben ſoll; die Verſchiedenheit des genannten Giftes, und was weiſs ich ſonſt noch: ſo bleibt uns auch nicht der geringſte Zweifel an der Falſchheit jener Anſicht übrig.

Dennoch iſt es, dünkt mich, nicht ohne Intereſſe, wenn man, die Meinung von Alexander's Tode durch Vergiftung einſtweilen als wahr angenommen, den Beweis für die Unſchuld des Stagiriten ſelbſt in dieſem Falle zu führen verſucht.

---

1) Epp. 83.
2) Athen. X, p. 434.
3) Hiſt. III, 8.
4) T. I, p. 153 — 154.

Was soll ihn also bewogen haben, den Antipater bei seinem angeblichen Vorhaben zu unterstützen? Verlangen nach Rache wegen Kallisthenes Tod. Hier verweisen wir auf das, was von uns über den Eindruck, welchen die Nachricht von dem Schicksale des Kallisthenes auf den Aristoteles machen mufste, bereits gesagt worden ist. — Oder Furcht vor dem Verdachte des Alexander, und dessen Folgen für sein eignes Wohl? Aber hiervon findet sich aufser den wenigen schon besprochenen Worten des dem Alexander beigelegten Briefes auch nicht die geringste Spur, und es streitet dagegen die ausdrückliche Behauptung Plutarch's: dafs die Abnahme von Alexander's Zuneigung für seinen Lehrer diesem nie durch die That fühlbar geworden sei. Endlich aber, bedachten denn alle diejenigen, die den Aristoteles bei jenem Vergiftungsplane, unter Anführung der beiden eben widerlegten Gründe, mit ins Spiel brachten, so ganz und gar nicht, dafs zwischen Kallisthenes und Alexander's Tode mehr als sechs volle Jahre liegen, dafs in dieser Zeit Alexander, seinem Charakter gemäfs, längst über seine gegen Kallisthenes bewiesene Grausamkeit zur Besinnung gekommen war, und dafs endlich während dieser ganzen Zeit Alexander's Verdacht gegen Aristoteles auch nicht von den mindesten Folgen begleitet gewesen war, die den letzteren hätten zu so aufserordentlichen Befürchtungen, und zu einem so gräfslichem Mittel um sie abzuwenden bewegen können! Wie sich dieses letztere überhaupt mit des Stagiriten sonstigem Charakter vertrage, bedarf wohl kaum mehr als eben dieser Andeutung. Auch das Wunderbare, was die Alten von den furchtbaren Wirkungen des Giftes erzählen, weiset auf das Fabelhafte der ganzen Sache hin. Es kam gewifs weniger auf eine so aufserordentlich

ſchnelle Wirkung als auf Verheimlichung aller Spuren der Vergiftung an, die aber bei einer ſolchen Beſchaffenheit des Mittels unmöglich ſein mufste. Aber Ariſtoteles, ein ſo ausgezeichneter Naturkundiger, mufste ſich auch eines ganz beſondern Mittels bedient haben; und lieber wollte man etwas Albernes berichten, als den Ariſtoteles zu einem gewöhnlichen Gifte ſeine Zuflucht nehmen laſſen. Wäre endlich an dem Ganzen auch nur etwas Wahres, ja, wäre auch der Verdacht zur Zeit des Ariſtoteles ſelbſt, oder doch bald nachher vorhanden geweſen; iſt es wohl denkbar, dafs die Menge der Feinde des Stagiriten in ihren Schmähſchriften eines Umſtandes würden vergeſſen haben, der mehr als alle übrigen zur Verläſterung des von ihnen Gehafsten geeignet war? Lieſse es ſich ferner denken, dafs ſich, wie es doch, wie wir bald ſehen werden, geſchah, der ganze Hafs der antimakedoniſchen Partei in Athen gleich nach Alexander's Tode gegen den gewendet haben würde, der ihren bitterſten Feind aus dem Wege zu räumen behülflich geweſen wäre?

Aus dieſem allen mag man abnehmen, welchen Glauben der Verfaſſer des Lebens der zehn Redner [1]) (Buhle citirt geradeweg Plutarch!) verdiene, wenn er erzählt, dafs Hyperides, der den Alexander kaum um ein Jahr überlebte, in einer Rede bei den Athenern auf die Belohnung des Iollas, der die Welt von Alexander durch Beibringung des Giftes befreit, angetragen habe. Das Horn, in welchem das Gift enthalten geweſen, wollten Spätere ſogar aufbewahrt im Tempel zu Delphi geſehen haben, und ein darauf bezügliches Epigramm findet ſich in Brunck's Ana-

1) Pſeudoplut. Vit. X Orat. II, p. 849. Fr. (T. IV, p. 407. Wyttenb.). Vergl. Phot. Biblioth. p. 808.

lekten"[1]). Fünfhundert Jahr ſpäter vertrieb der unſinnige Brudermörder Antoninus Baſſianus Caracalla, der Nachäffer Alexander's, auf den Grund jenes Mährchens alle Peripatiker aus Alexandrien, und lieſs ihre Schriften verbrennen [2]). Und Buhle vermochte es über ſich, hinzuzuſetzen: „man könne nicht beweiſen, daſs er dem Ahnherrn der Peripatetiker ſchlechthin Unrecht gethan habe" [3])!

VIII.

Tod des Ariſtoteles.

Nicht lange ſollte Ariſtoteles ſeinen groſsen Zögling überleben. Mit der Nachricht von dem Tode des letzteren zu Babylon (am 11ten oder 13ten Junius 323 vor Chriſto) flammte noch einmal der Funke des Freiheitsgefühls in den unterdrückten Nachkommen der Sieger von Marathon und Salamis auf, und in Athen war es vorzüglich die demokratiſche Partei, und an ihrer Spitze Demoſthenes und Hyperides, welche den Haſs gegen makedoniſche Zwingherrſchaft, den ſie ſeit dem blutigen Tage von Chäronea genährt hatten, jetzt, da der makedoniſche Machtkoloſs, wie Demades ſagte, nach Alexander's Tode nicht furchtbarer war als der geblendete Kyklop, in dem ſogenannten Lamiſchen Kriege zum Ausbruche brachten. Ein Opfer dieſer Stimmung des atheniſchen Volkes wurde gleich anfangs Ariſtoteles. Solange ſein mächtiger Beſchützer lebte, hatte es keiner der zahlreichen Feinde des Stagiriten gewagt, öffentlich gegen ihn aufzutreten. Jetzt aber,

---

1) T. III. p. 182.

2) Xiphilinus Vit. Caracallae p. 329.

3) Allgem. Encyclop. S. 277.

da die Furcht vor deſſen weitreichendem Arme ſie nicht mehr ſchreckte, war der längſt erwartete [1]) Zeitpunkt gekommen, wo ſich der Haſs der ganzen antimakedoniſchen Partei, vereint mit des Philoſophen Privatfeinden, gegen ihn, den von Alexander und Antipater ſo hoch begünſtigten Makedonierfreund, wandte [2]). Da aber ſein befreundetes Verhältniſs zu jenen beiden Männern, wenn man anders einen Schein Rechtens bewahren wollte, keinen Grund zu einer öffentlichen Anklage gegen ihn abgeben konnte, ſo griff man zu dem in Athen gegen Philoſophen nahe liegenden Mittel, religiöſe Dinge mit in das Spiel zu ziehn. Als Werkzeug bediente man ſich des Hierophanten Eurymedon, der, um ſeiner Anklage mehr Gewicht zu verleihen, einen angeſehenen Mann in Athen, den Demophilus [3]), bewog, ſeinen Namen dazu herzugeben [4]), weshalb auch Phavorinus bei Diogenes Laertius dieſen als Ankläger nennt.

Gegenſtand der Anklage war, daſs er ſeinem Freunde Hermias durch das von uns oben mitgetheilte Loblied, welches man deshalb mit dem Namen eines Päan's bezeichnete, ſowie durch die ihm zu Delphi mit einer Inſchrift geſetzte Bildſäule, ja, auch durch förm-

1) Vergl. Perizon. zu Aelian's V. H. III, cp. 36.

2) Hieher gehört die gehäſſige Anſchuldigung des Democharis, deren Ariſtokles (bei Euſeb. P. E. XV, p. 791..) erwähnt, daſs man Briefe des Ariſtoteles aufgefangen, in welchen derſelbe verrätheriſche Mittheilungen über Athen nach Makedonien geſendet habe.

3) Demophilus war jedoch keineswegs, wie Buhle meint, ſelbſt Hierophant.

4) Athenaeus Deipn. XV, 16, p. 696 und daſ. Caſaub. und Schweighäuſer. — Vergl. auch Caſaub. zu Diog. L. T. I, p. 270. Meib.

förmliche Opfer, ungebührende göttliche Verehrung erwieſen habe [1]). Vergebens ereifert ſich Athenäus, um zu zeigen, daſs jenes Gedicht eben kein Päan ſei. Denn darauf kommt nicht das mindeſte an; die Ankläger bedienten ſich dieſes Namens nur, um dadurch die Beſchuldigung ſelbſt, daſs er nämlich einen Menſchen wie einen Gott feiere, zu bezeichnen, und zu dieſem Behufe hätten ſie es eben ſo gut auch ὕμνος oder ἐγκώμιον bezeichnen können [2]). Auch ſagt der Verfaſſer der Apologie des Ariſtoteles, aus welcher Athenäus ein Fragment aufbehalten hat, von dem Namen des Gedichtes kein Wort, ſondern zeigt nur mit energiſcher Kürze auf die Abgeſchmacktheit und den innern Widerſpruch der ſämmtlichen Anklagepunkte hin [3]).

So abgeſchmackt nun auch Beſchuldigungen dieſer Art, zu denen noch die von der göttlichen Verehrung der Pythias hinzuzurechnen iſt, klingen mögen, ſo weiſs man doch, daſs Anklagen ſolcher Art in Athen ſelten ihres Zweckes verfehlten. Auch benutzten die Anklä-

---

1) Diog. Laertius, Heſych. Mileſ., Suidas, Anonymus Menagii, u. a. — Potter (Archäol. II, p. 704. Ramb.) miſsverſtand den Athenäus und Diogenes Laertius gänzlich, meinend, daſs Ariſtoteles, weil er bei Gaſtmählern Lobgeſänge zu Ehren der Götter geſungen, von Eurymedon der Gottloſigkeit angeklagt ſei; wie dieſs ſchon Ilgen rügte in: Disquiſit. de ſcol. poeſi, pag. LXIX, wo er über den ganzen Gegenſtand ausführlich handelt.

2) Vergl. die Auslegg. zu Platon's Sympoſ. p. 177 A.

3) A. a. O. p. 697 A. *Ἀλλὰ μὴν καὶ αὐτὸς Ἀριστοτέλης ἐν τῇ Ἀπολογίᾳ ἀσεβείας. (εἰ μὴ κατέψευσται ὁ λόγος.) φησίν· „Οὐ γὰρ ἂν ποτε Ἑρμείᾳ θεὸν ὡς ἀθανάτῳ προαιρούμενος, ὡς θνητῷ μνῆμα κατεσκεύαζον, καὶ ἀθανατίζειν τὴν φύσιν βουλόμενος ἐπιταφίους ἂν τιμαῖς ἐκόμησα.“*

ger wahrſcheinlich einige in Schriften oder Vorträgen dem ſonſt ſo vorſichtigen Philoſophen entſchlüpfte Aeuſſerungen, um daraus die Klage ἀσεβείας zu vervollſtändigen und zu verſtärken. Hierauf deutet Origenes, in ſeiner Schrift gegen den Celſus [1]), ausdrücklich hin; und ausreichend war dazu ſchon allein, wenn ſie bekannt war, die von demſelben Origenes als der peripatetiſchen Schule eigen erwähnte Anſicht von der Nutzloſigkeit der Opfer und Gebete [2]).

Ariſtoteles fand zum Glücke Gelegenheit, durch ungehinderte Entfernung von Athen dem über ihn einbrechenden Sturme zu entgehen, indem er ſich, nach der allgemein bekannten Annahme, nach Chalkis in Euböa, vielleicht zu mütterlichen Verwandten, begab [3]). Dieſs geſchah nach Apollodor Olymp. 114, 3, d. i. 322 nach Chriſto zu Anfange. Euböa ſtand ſeit Philipp faſt ganz unter makedoniſchem Einfluſſe, und ſcheint auch an einigen Orten ſogar makedoniſche Beſatzung gehabt zu haben. Es war alſo für den Stagiriten der nächſte Ort, welcher ihm perſönliche Sicherheit gewähren konnte.

---

1) Orig. c. Celſ. L. I. angef. bei Menag. T. II. p. 189: Οὗτος γὰρ (Ariſtot.) ἰδὼν συγκροτεῖσθαι μᾶλλον καὶ αὐτοῦ δικαστήριον ὡς κατὰ ἀσεβοῦς διά τινα δόγματα τῆς φιλοσοφίας αὐτοῦ, ἃ ἐνόμισαν εἶναι ἀσεβῆ οἱ Ἀθηναῖοι, ἐν Χαλκίδι τὰς διατριβὰς ἐποιήσατο ἀπολογησάμενος τοῖς γνωρίμοις καὶ λέγων· Ἀπιῶμεν ἀπὸ τῶν Ἀθηνῶν, ἵνα μὴ πρόφασιν δῶμεν Ἀθηναίοις τοῦ δεύτερον ἄγος ἀναλαβεῖν παραπλήσιον τῷ κατὰ Σωκράτους, καὶ ἵνα μὴ δεύτερον εἰς φιλοσοφίαν ἀσεβήσωσιν.

2) Contra Celſ. L. II. Ἀλλὰ καὶ τοὺς ἀπὸ τοῦ περιπάτου μηδὲν φάσκοντας ἀνύειν αἰτεῖν καὶ τὰς ὡς πρὸς τὸ θεῖον θυσίας.

3) Vergl. Cael. Rhodigin. a. a. O. p. 36; XVII, p. 667.

Die genauere Betrachtung einer in der Note angeführten Stelle des Strabo [1]) indeſſen erweckt bei mir die Vermuthung, daſs vielleicht ſchon früher das höchſt angenehme geräuſchloſe Chalkis den Ariſtoteles, ſich hin und wieder dort aufzuhalten, vermocht, ja, daſs er vielleicht in der Zeit kurz vor Alexander's Tode, durch triftige Gründe bewogen, für immer ſeinen Wohnſitz daſelbſt genommen habe. Dieſe Vermuthung erhält einen nicht unbedeutenden Grad von Wahrſcheinlichkeit durch eine Angabe des Heraklides Lembus, Epitomator des Sotion [2]), welcher uns berichtet, daſs, als Epikur im achtzehnten Jahre ſeines Alters von Samos nach Athen zurückgekehrt ſei, Xenokrates in der Akademie zu Athen, Ariſtoteles aber zu Chalkis gelehrt habe. Einige Zeit darauf aber, als Athen, nach dem Tode Alexander's von Makedonien, in eine bedrängte Lage gerieth, habe Epikur es verlaſſen, und ſich zu ſeinem Vater zurück nach Kolophon gewendet. — Hiernach ſcheint ſich mir klar zu ergeben, daſs Ariſtoteles noch vor dem Tode Alexander's Athen verlaſſen, und ſich nach Chalkis begeben haben müſſe; und wenn ich auch nicht läugnen kann, daſs Dionyſius von Halikarnaſs ſeine Flucht ſpäter ſetzt, ſo ſcheint mir jene obige Meinung doch bei weitem mehr für ſich zu haben. — Ein Mann von Ariſtoteles Klugheit und

1) X. §. 11, p. 448 B. Caſ. (T. IV, p. 83. Tzſchucke). Strabo ſagt dort: „Chalkis hatte groſsen Ruhm im Kriege nicht nur, ſondern auch im Frieden, ὥστε", fährt er fort, „καὶ φιλοσόφοις ἀνδράσιν παρασχεῖν διαγωγὴν ἡδεῖαν καὶ ἀθόρυβον. Μαρτυρεῖ δ' ἥτε τῶν Ἐρετριακῶν φιλοσόφων σχολὴ τῶν περὶ Μενέδημον ἐν τῇ Ἐρετρίᾳ γενομένη καὶ ἔτι πρότερον ἡ Ἀριστοτέλους ἐν τῇ Χαλκίδι διατριβή, οὗ γε καὶ κατέλιπεν τὸν βίον.

2) Bei Diog. Laert. im Leben des Epikur zu Anfange (X. 1. und daſ. Caſaub.).

Erfahrung mufste, seine Lage in Athen, und ihre Bedingtheit durch Alexander's Leben durchschauen, und einsehen, dafs, falls er einen öffentlichen Angriff abwartete, ihm zugleich der Weg der Rettung durch die Flucht sehr erschwert, ja unmöglich gemacht werden dürfte. Es scheint auch, als habe ihm sein Freund Antipater in einem Briefe seine Verwunderung über diese Aufenthaltsveränderung zu erkennen gegeben, denn der Stagirit schrieb diesem, wie von Pseudo-Ammonius und andern erzählt wird: „Athen sei zwar eine schöne Stadt, aber von ihr lasse sich füglich auch mit Homer's Worten sagen:

ὄγχνη ἐπ' ὄγχνῃ γηράσκει, οὖκον δ' ἐπ' οὔκῳ·

auch sei er keineswegs gesonnen den Athenern Gelegenheit zu geben, sich zum zweiten Male an der Philosophie zu versündigen." [1])

Von Chalkis aus mag er sich gegen die Anklage seiner Feinde schriftlich gerechtfertigt haben; wenigstens kannte Diogenes aus Phavorinus das Dasein eines

---

1) Hom. Odyss. II. 120. Eustathius zu dieser Stelle (p. 1578, 12. Rom. 275, 20. Bas.) erklärt diese Worte zur Genüge: *Τὸ δὲ οἶκον ἐπ' οὔκῳ ἀπίχησέ ποτε τῷ Σταγειρίθῃ σοφῷ εἰς σκῶμμα τῶν Ἀθηναίων, ὡς χαιρόντων συκοφαντείᾳ, ὅτε Σωκράτην ἐπεξήγαγον ποινὴν τοῦ βίου. μελετήσας γὰρ ὑπογυμνάσαι τότε ὁ Σταγειρίτης εἶπεν ἐξ Ὁμήρου τραγῳδῆσαι τὴν ὀπώραν τῆς ἐν λόγῳ χάριτος, ὡς οἷα ἂν μοῦσα παρὰ τοιαύτῃ πόλει, ἐν ᾗ γηράσκει οἶκον ἐπὶ οὔκῳ, τοιοῦτον, ὅταν τὰ τῆς συκοφαντίας διγνικῆ, καὶ ἀδιάδοχα καὶ τῷ μακρῷ τοῦ χρόνου συμπαρεκτεινόμενα.* Vergl. über den ganzen Gegenstand Diog. Laert. T. I, p. 273; Aelian V. H. III, cp. 36 (nicht cp. 26, wie Menage citirt), und dort die reichhaltige Bemerkung Perizon's; Origenes contra Celf. in der Seite 146 Note 1 angeführten Stelle; Menage zum Diog. Laert. T. II, p. 189. Lesenswerth ist ein ähnliches Urtheil des Isokrates über Athen und den Aufenthalt daselbst bei Aelian V. H. XII, cp. 52.

von Ariſtoteles verfaſsten λόγος δικανικός, und auch Athenäus hatte, wie wir oben geſehn haben [1]), eine ſolche, angeblich von Ariſtoteles verfaſste Vertheidigungsſchrift noch zur Hand, obſchon er ſelbſt an deren Aechtheit zweifelte.

Doch, wie dem auch ſein mag, gewiſs iſt es, daſs ſie erfolglos blieb, und Ariſtoteles der an ihn ergangenen Vorladung vor den Areopag, wie natürlich, nicht Folge leiſtete.

Da man alſo in Athen ſeiner ſelbſt nicht habhaft werden konnte, ſo ſcheint man wenigſtens bemüht geweſen zu ſein, ihn auf irgend andere Weiſe empfindlich zu kränken. Ich glaube hierher das ziehen zu dürfen, was Aelian zu Anfange des vierzehnten Buchs ſeiner Hiſtörchenſammlung von gewiſſen Ehrenbezeigungen (τιμαῖς) erzählt, welche ihm früher zu Delphi bewilligt, jetzt aber genommen worden wären, und worüber ſich Ariſtoteles in einem von demſelben Aelian erhaltenen Bruchſtücke eines Briefes an den Antipater folgendermaſsen ausläſst: „Was das mir in Delphi nach Volksbefchluſs Beſtimmte, eben jetzt mir Entzogene betrifft, ſo ſteht es mit mir ſo, daſs ich mich weder zu ſehr darum kümmere, noch auch gar nicht.“ Aelian begleitet dieſe Worte des Stagiriten mit ſeinem eignen Raiſonnement, daſs er, wie überhaupt beim Ariſtoteles, ſo auch in dieſem einzelnen Zuge durchaus keine eitle Ruhmſucht finde, ſondern nur ein ganz

1) S. oben Seite 145, Note 3. Ein Irrthum iſt es übrigens, wenn St. Croix, Examen critique, p. 207, meint, daſs nach dem Berichte des Anonymus Alexander eine Vertheidigungsſchrift für den Ariſtoteles verfaſst habe; denn dort wird nur einer dem Ariſtoteles untergeſchobenen Apologie gegen ſeinen Anhänger Eurymedon gedacht. (Vergl. Buhle Ar. Opp. I, p. 67. Bip.)

natürliches und richtiges Gefühl. Denn allerdings könne man dergleichen Beweise der Ehre, wenn man sie überhaupt nicht erhielte, eben so leicht entbehren, als es jedenfalls kränkend sein müsse, sich die einmal erhaltenen wieder entzogen zu sehn. Dieſs ganz verſtändige Urtheil Aelian's ſtimmt auch recht gut zu des Stagiriten Anſichten von Ehre und Ehrenbezeigungen, die er keineswegs für zu verachtende Dinge, ſondern vielmehr in gewiſſen Fällen für die einzigen Ausgleichungsmittel der Verdienſte der Menſchen gegeneinander anſieht [1]), wenn gleich ſie für einen wahrhaft-groſsherzigen Menſchen (*μεγαλόψυχος*) bei weitem nicht das Höchſte ſeien [2]). — Was es nun mit dieſen dem Ariſtoteles zu Delphi erwieſenen und entzogenen Ehren für eine Bewandniſs gehabt, iſt allerdings nicht näher angedeutet, doch vermuthete ſchon Kühn, daſs das Ganze auf die Wegnahme einer Statue gehe, welche früher dem Ariſtoteles für manche den Athenern bei Philipp erwieſene Dienſte geſetzt worden ſei. Einer ſolchen iſt von uns ſchon oben aus Pauſanias gedacht worden; auch erwähnt die lateiniſche Biographie einer Statue, welche Philipp zugleich mit ſeinem eignen und

---

1) Ethic. Nic. IV, 3, §. 16. Zell: *Τῆς ἀρετῆς γὰρ ἆθλον ἡ τιμὴ καὶ ἀπονέμεται τοῖς ἀγαθοῖς.* Ebendaſ. VIII, 14, 3. *Τῆς μὲν γὰρ ἀρετῆς καὶ εὐεργεσίας ἡ τιμὴ γέρας· οὕτω δ' ἔχειν τοῦτο καὶ ἐν ταῖς πολιτείαις φαίνεται, οὐ γάρ τιμᾶται ὁ μηδὲν ἀγαθὸν τῷ κοινῷ πορίζων· τὸ κοινὸν γὰρ δίδοται τῷ τὸ κοινὸν εὐεργετοῦντι, ἡ τιμὴ δὲ κοινόν.*

2) Eth. Nic. IV, 3, 18. *Μάλιστα μὲν οὖν ἐστιν, ὥσπερ εἴρηται, ὁ μεγαλόψυχος περὶ τιμάς· — — — οὐδὲ γὰρ περὶ τιμὴν οὕτως ἔχει, ὡς μέγιστον ὄν· αἱ γὰρ δυνατοῖς καὶ ὁ πλοῦτος διὰ τὴν τιμήν ἐστιν αἱρετά· οἱ γοῦν ἔχοντες αὐτὰ τιμᾶσθαι δι' αὐτῶν βούλονται· ᾧ δὴ καὶ ἡ τιμὴ μικρόν ἐστι, τοῦτῳ καὶ τἆλλα· διὸ καὶ ὑπερόπται δοκοῦσιν εἶναι.*

der Olympias Standbilde ſeinem Freunde habe errichten laſſen, doch ohne das Wo näher anzugeben.

Nachdem Ariſtoteles für immer Athen verlaſſen und ſich nach Chalkis zurückgezogen hatte, übernahm Theophraſtus ſein Lehramt im Lykeion [1]), ſowie er denn nach dem Tode des erſteren das Haupt der geſammten peripatetiſchen Schule wurde. Dieſer erfolgte nun in Chalkis im dritten Jahre der 114ten Olympiade im 63ſten Jahre ſeines Lebens, ein Jahr nach dem Tode Alexander's, und faſt zu gleicher Zeit, als ſein berühmter Zeitgenoſſe Demoſthenes zu Kalauria ſich durch Gift ſeinen Verfolgern entzog. Dieſe vergleichende Angabe Apollodor's wird noch genauer durch Gellius beſtimmt, daſs Demoſthenes Tod kurz nach dem des Ariſtoteles erfolgt ſei [2]). Der Todestag des erſteren aber war, wie wir aus Plutarch [3]) wiſſen, der 16te des Monats Pyanepſion (d. i. der 14te October des Jahres 322). Sonach dürfte der des Ariſtoteles in

---

1) Vergl. Suid. ſ. v. *Θεόφραστος*. — Diog. Laert. Vit. Theophr. V, 36 ſagt: *Αὐτὸς δὲ διεδέξατο τὴν σχολὴν Ὀλυμπιάδι τετάρτῃ καὶ ἑκατοστῇ*. Menage, der (T. II, p. 204), weil im Leben des Ariſtoteles bei Diogenes deſſen Entfernung nach Chalkis auf Olymp. 114, 3 geſetzt wird, meint, eine von beiden Stellen müſſe corrupt ſein, irrt: denn 1) hatte Diog. Laert. im Leb. d. Theophr. nicht nöthig, noch das Jahr der Olympiade 114 genauer anzugeben, weil es eben ſchon durch den Zuſatz: *ἐκεῖνον εἰς Χαλκίδα ἐκχωρήσαντος*, genauer beſtimmt wurde; und 2) iſt es möglich, daſs Diogenes, wie oben dem Apollodor, ſchier einem andern Gewährsmanne folgte, der die Entfernung des Ariſtoteles von Athen noch vor die Todeszeit Alexander's ſetzte, und ſomit überhaupt nur die 114te Olympiade dafür angab.

2) Noct. Att. XVII, 21.

3) Vit. Demoſth. cp. XXX, p. 860. Taylor prolegg. ad Demoſth in Reisk. Oratt. Gr. Vol. VIII, p. 734 u. 763.

die Monate Auguſt oder September deſſelben Jahres fallen.

Kaum Erwähnung verdient eine Angabe des Suidas und des unglaubwürdigen Eumelus bei Diogenes Laertius [1], nach welcher der Stagirit im ſiebzigſten Jahre ſeines Alters geſtorben ſein ſoll. — Sein Tod, für die Nachwelt viel zu früh, entnahm ihn dem Kummer, die Verwirrungen und das unſelige Verhängniſs zu erleben, welches nicht nur die gewaltige Schöpfung ſeines Zöglings in blutigen Kämpfen auseinanderriſs, ſondern auch das ganze Geſchlecht Philipp's dem Untergange zuführte.

Ueber die Todesart des Ariſtoteles herrſchten ſchon im Alterthume verſchiedene Gerüchte [2]. Auch hier finden wir Bahle'n wieder als den Vertreter und Verbreiter einer eben ſo unrichtigen als des Stagiriten unwürdigen Anſicht, daſs Ariſtoteles, „da ſeine an den Areopag eingeſandte (?) Vertheidigungsſchrift erfolglos geblieben, und er ſelbſt dennoch zur Verantwortung vor denſelben vorgefordert ſei, ſich dem ſeiner ſicher wartenden Todesurtheile, nachdem er ſich vorher vergeblich an den Antipater um Beiſtand gewendet (?), durch Gift entzogen habe.“

Es muſs gerechten Unwillen erregen, wenn der Biograph eines ſolchen Heroën ſo ganz ohne Kritik leichten Fuſses über einen Punkt von ſo hohem Intereſſe und ſo entſcheidender Wichtigkeit hinweggleitet, als handele es ſich um die Todesart des erſten beſten Eintagsmenſchen, daſs ein ſolcher nicht einmal einen Verſuch wagt, den erſten Denker des Alterthums von

1) V. cp. 6.

2) Cael. Rhodigin. XXIX, p. 1115.

einer ſolchen Makel zu reinigen, wozu doch die wenigen erhaltenen hiſtoriſchen Notizen bei genauerer Prüfung, verbunden mit den Werken des Stagiriten ſelbſt, die Mittel an die Hand geben. Denn betrachtet man jene Anſicht genauer, ſo ergeben ſich verſchiedene Momente, welche uns zu ihrer entſchiedenen Abweiſung beſtimmen.

Zuerſt nämlich ſehen wir, daſs die beiden unbedenklich wichtigſten Gewährsmänner, Apollodor und Dionys von Halikarnaſs, eine Krankheit als Urſache ſeines Todes angeben, ohne einer Selbſtvergiftung auch nur mit einem Worte zu gedenken; und dieſs ſind Zeugen, gegen welche ein Suidas, Heſychius Mileſius, und der Anonymus des Menage, bei welchen ſich die Nachricht davon, aber verbunden mit der richtigen findet, in gar keinen Betracht kommen [1]). — Es läſst ſich aber ferner auch nicht einmal einſehen, was den Ariſtoteles zu dem von ihm ſelbſt für verächtlich gehaltenen Selbſtmorde hätte bewegen können [2]). Der Auf-

1) Heſych. Mileſ. ſtellt gar die Sache ſo dar, als habe Ariſtot. den Schierlingsbecher auf vorhergegangenes Erkenntniſs des Gerichts, wie einſt Sokrates, getrunken.

2) Hören wir ihn ſelbſt darüber Eth. Nic. III. cp. 7 ext. *Τὸ δ' ἀποθνήσκειν φεύγοντα πενίαν, ἢ ἔρωτα, ἢ τι λυπηρὸν οὐκ ἀνδρεῖον ἀλλὰ μᾶλλον δειλοῦ. Μαλακία γὰρ τὸ φεύγειν τὰ ἐπίπονα.* (Vergl. zu dieſer Stelle die lehrreichen Commentare des Giphanius und Muretus.) — Ferner beweiſet er ſelbſt Eth. Nic. V, 9, 11, §. 1 — 4, daſs Niemand das Recht habe, ſich das Leben zu nehmen, welches er für ein höchſt werthvolles Geſchenk der Gottheit für die Guten anſah, und zu deſſen Wegwerfung nur Laſterhafte und Frevler die Reue und der Lebensüberdruſs bewegen könne; ſowie auch, daſs den Selbſtmörder mit Recht nach menſchlichen Satzungen eine gewiſſe Atimie treffe. Vergl. Eth. Nic. IX, cp. 4. §. 8. *Οἳ δὲ πολλὰ καὶ δεινὰ πέπραχασι, καὶ διὰ τὴν μοχθηρίαν μισοῦνται, φεύγουσι τὸ ζῆν, καὶ ἀναιροῦσιν ἑαυτούς.*

enthalt in dem gröſstentheils unter makedoniſcher Botmäſsigkeit ſtehenden Euböa gewährte ihm vollkommene Sicherheit, und die Vorladungen der Athener konnte er ruhig mit anſehn. Im ſchlimmſten Fall ſtand ihm die Flucht nach Makedonien zu Antipater offen. Daſs er dieſen, wie Buhle erzählt, um Beiſtand gebeten, ſeine Verwendung aber bei den Athenern zu ſpät gekommen ſei, davon habe ich nirgends bei den Alten auch nur eine Andeutung gefunden. Buhle muſs hier ſeine eignen Grillen gefangen haben.

Bedenkt man nun ferner, daſs ſich auſser bei den Genannten nirgends im Alterthume eine Erwähnung dieſes freiwilligen Todes des Stagiriten findet, eine, wenn die Sache wahr geweſen wäre, ganz unbegreifliche Erſcheinung bei einem ſo ausgezeichneten Manne wie Ariſtoteles; ſo fühlt man ſich immer mehr und mehr gedrungen, jene Angabe für das Hirngeſpinnſt irgend eines ſpäteren Scribenten, wie etwa jenes, von Diogenes Laertius angeführten ſonſt ganz unbekannten Eumelus, zu halten, der vielleicht die Anklage mit dem bald darauf erfolgten Tode des Philoſophen auch urſächlich verbinden wollte.

Zu der Autorität des Apollodor und Dionyſius von Halikarnaſs geſellt ſich endlich auch noch ein anderer, wenn gleich ſpäterer Zeuge, welcher ſogar die Art der Todeskrankheit des Philoſophen genauer angiebt. Dieſs iſt Cenſorinus, in ſeiner Schrift: De die natali [1]). Von ihm erfahren wir, daſs es vorzüglich ein chroniſches erbliches Magenübel geweſen, an welchem Ar. gelitten: „Ariſtotelem ferunt“ (ſagt er) „naturalem ſtomachi infirmitatem crebrasque morbidi corporis of-

1) Angeführt v. Menage z. Diog. Laert. T. II. p. 191.

ſenſiones adeo virtute animi ſuſtentaſſe, ut magis mirum ſit, ad annos LXIII eum vitam protuliſſe, quam ultra non pertuliſſe.“ Dieſes Unterleibsübel alſo, bei der, wie überhaupt, ſo beſonders in den letzten Jahren [1]) höchſt ſchwächlichen Körperbeſchaffenheit des Philoſophen, vermehrt durch Uebermaaſs geiſtiger Anſtrengungen, ſcheint ſeinem Leben ein Ende gemacht zu haben, und auf eine ſolche Art von Krankheit deutet auch die Nachricht bei Diogenes Laertius [2]), daſs er ſich gegen ſein Unterleibsübel der Bähungen durch warmes Oehl (ein im Alterthume in ſolchen Fällen gebräuchliches Mittel [3])), bedient habe; ein Umſtand, der, wie viele andere, von Leuten wie Lykon verdreht, und als ein Beweis für die weichliche Ueppigkeit des Ariſtoteles gebraucht worden iſt [4]).

Eine höchſt abentheuerliche Meinung über die Todesart des Stagiriten findet ſich endlich hie und da erwähnt bei Kirchenvätern und andern Schriftſtellern aus einer ſpäteren wunderſüchtigen Zeit, nämlich, daſs er ſich aus Verdruſs, die Urſachen der Ebbe und Fluth im Euripus nicht auffinden zu können, ſelbſt hineingeſtürzt habe [5]). Vielleicht verdankt dieſe Fabel,

---

1) Gell. N. A. XIII, 5.

2) V, 16.

3) Vergl. Cornel. Celſus II, 17. angef. b. Caſaub. ad Diogen. Laert.

4) Vergl. Diog. Laert. a. a. O. Ariſtokl. Meſſen. ap. Euſeb. P. E. XV. Menag. z. Diog. Laert. T. II, p. 191.

5) Juſtinus Mart. Paraenet. ad Gent. p. 34. Gregor. Nazianz. III, T. I, p. 79 B. ed. Col. — Vergl. Elias Cretenſis Tom. II, p. 507 D. Procop. hiſt. p. 579. Schow. Schon Tanaq. Faber, Epiſt. crit. I, 14, verwarf die Sache, und ſelbſt Patritius (p. 11 Diſcuſſ. perip.) geſteht, er wiſſe nicht, woher ſie ſein Gewährsmann Joannes Vallenſis habe.

wie Perizonius [1]) vermuthet, die wirklich bis zum Naiven dadurch gesteigert wird, dafs einer der Erzähler sogar die letzten Worte des Aristoteles vor seinem Hineinspringen mit erzählt, blofs dem Umstande ihren Ursprung, dafs Aristoteles vor seinem Tode sich von Athen nach Euböa begab und dort starb, doch ist es wohl meistens eine brodlose Mühe, den Quellen von dergleichen Albernheiten nachzuforschen.

Charakteristisch für den Aristoteles ist eine Anekdote über seine Krankheit, von der es leider dem Cälius Rhodiginus nicht beliebt hat, die Quelle, aus welcher er sie entnommen, anzugeben. Als ihn nämlich in seiner schweren Krankheit sein Arzt besuchte, und ihm, ohne Angabe der Gründe warum, mehrere Verhaltungsregeln ertheilte, soll er geantwortet haben: Behandle mich nicht wie du einen Viehtreiber oder Tagelöhner behandelst, sondern belehre mich vorher, wenn du willst, dafs ich dir Folge zu leisten bereit sein soll, dafs du von allen diesen Dingen nichts ohne Grund vorbringst [2]).

Unter manchem andern der Art verdient noch die artige Anekdote von der Art und Weise, wie Aristoteles kurz vor seinem Tode den Theophrast zu seinem Nachfolger wählte, nachgelesen zu werden [3]).

Sein Leichnam soll nach einer Nachricht in der alten lateinischen Biographie (p. 56 bei Buhle) von den

---

1) Ad Aelian. V. H. III. 36.

2) Rhodigin. Lect. XXI. p. 839. *Μήτε ὡς βοηλάτην με θεράπευε, μήτε ὡς σκαπανέα, ἀλλὰ διδάξας πρότερον, οὕτως ἕξεις ἕτοιμον πρὸς τὸ πείθεσθαι, διδάσκων ἐν τούτων μηδὲν χωρὶς αἰτίας προφέρειν.*

3) Gellius XIII. 5. wo indessen statt Eudemus, Menedemus gelesen werden mufs. S. Jonsius I. cp. 15. sect. 2.

Stagiriten aus Chalkis nach Stagira geſchafft, dort begraben, und ihm ein Monument und ein Altar errichtet, der Ort ſelbſt aber zum Verſammlungsorte der Stadt gemacht und Ariſtoteleion genannt worden ſein. Da ſonſt kein einziger alter Zeuge weder dieſes Umſtandes allein, noch auch des Begräbniſsortes des Ariſtoteles überhaupt gedenkt, ſo muſs die Wahrheit jener Notiz dahingeſtellt bleiben.

Der Umſtand endlich, daſs das Jahr des Todes des gröſseſten Philoſophen auch den gröſseſten Redner aller Zeit, den Demoſthenes, enden ſah, iſt ſchon von mehreren Alten vergleichend bemerkt worden. So höchſt intereſſant nun eine Betrachtung beider Männer hinſichtlich ihres Verhältniſſes zu einander ſein müſste, ſo ſind wir doch von allen direkten Nachrichten, die irgend einen zwiſchen beiden ſtatt gefundenen Bezug meldeten, ſo gut wie gänzlich verlaſſen. Denn wenn ich es auch wage, einem Manne wie Niebuhr [1]) gegenüber, die Nachricht des Hermippus, daſs Demoſthenes Zuhörer des Platon geweſen ſei, wenn auch nicht Schüler, ſchon an ſich für keineswegs unwahrſcheinlich zu halten, ja, der Meinung zu ſein, daſs eher das Gegentheil für unglaublich anzuſehn ſein dürfte; ſo ergiebt ſich doch dadurch noch kein ſicherer Anknüpfungspunkt für die Beſtimmung eines perſönlichen Verhältniſſes zwiſchen Demoſthenes und dem Weiſen von Stagira, und doch lebten und wirkten beide lange Zeit, wenn gleich in verſchiedener Weiſe, in derſelben Stadt, beide waren ſich ohne Zweifel perſönlich bekannt, beide ſtanden ſich hinſichtlich ihrer politiſchen Anſichten feindlich gegenüber; mindeſtens konnte des Demoſthenes heiliges Vaterlandsgefühl und

1) Kleine hiſtoriſch-philologiſche Schriften, Th. I, S. 482.

glühender Hafs gegen alles, was Makedonisch hiefs, wohl schwerlich sich zu dem Freunde eines Philipp, Antipater, und Alexander hingezogen fühlen. Aristoteles erwähnt in allen seinen Schriften nur einmal beiläufig seines grofsen Zeitgenossen in einer Stelle der Rhetorik [1]), wo er beispielsweise einen eben so unwürdigen als unverständigen und sinnlosen Angriff des Demades auf ihn lächerlich macht. Die genannte Stelle scheint mit Bezug auf eine allgemein bekannte Rede des Demades, als er für Demosthenes und die mit ihm entflohenen letzten Patrioten das Todesurtheil vom Volke bewirkte [2]), gesagt zu sein. Dafs Demosthenes der Rhetorik des Aristoteles seine Beredsamkeit verdanke, ist, um mich der Worte Niebuhr's zu bedienen, eine Thorheit, deren Widerlegung zu den unnöthigen Mühen gehört, welche Dionysius von Halikarnafs sich auferlegt hat.

Ein Teſtament, welches Aristoteles zu Chalkis, wie es scheint, gemacht haben soll, oder doch einen Auszug daraus, hat uns Diogenes Laertius [3]) aufbehalten. Eines solchen erwähnt auch Athenäus [4]) nach Hermippus, und die alte lateinische Biographie

---

1) II, 24, 8.

2) Plut. Vit. Demosth. cp. 28.

3) V, 11.

4) Deipnosoph. XIII, p. 589 C. *Ἀριστοτέλης δὲ ὁ Σταγειρίτης οὐκ ἐξ Ἑρπυλλίδος τῆς ἑταίρας ἐπαιδοποίησε Νικόμαχον, καὶ αὐτὴν ταύτην μέχρι θανάτου; ὅς φησιν Ἕρμιππος ἐν τῷ περὶ Ἀριστοτέλους πρώτῳ, ἐπιμελείας φάσκων τῆς θείσης τετυχηκέναι ἐν τοῖς τοῦ φιλοσόφου διαθήκαις.* — Und Hermippus, der nur etwa funfzig Jahre nach Aristoteles schrieb, ist ein gewichtiger Zeuge.

als enthalten in den Schriften des Ptolemäus und Andronicus Rhodius [1]). Mehrerer in dieſem Teſtamente enthaltener Beſtimmungen iſt ſchon im Verlaufe unſerer Darſtellung gedacht worden. Daſs aber das Ganze, wenn gleich kein Grund dafür da iſt es für unächt zu halten, doch nur ein, vielleicht durch Diogenes Schuld unvollſtändiger Auszug ſei, dafür ſcheint mir beſonders der Umſtand zu ſprechen, daſs darin der Bibliothek und der eignen Schriften des Stagiriten auch nicht mit einem Worte Erwähnung geſchieht; und doch iſt es gewiſs nicht glaublich, daſs der Philoſoph, wenn er überhaupt ſeinen letzten Willen ſchriftlich aufſetzte, dieſes für ihn ſo hochwichtigen Gegenſtandes nicht ſollte gedacht haben. Sehen wir doch, daſs andere Philoſophen, wie z. B. ſelbſt des Stagiriten Nachfolger [2]), ferner Straton [3]), Lykon [4]), u. a., in ihren uns von Diogenes Laertius aufbehaltenen Teſtamenten beſtimmte Verfügungen darüber feſtſetzten, indem ſie ſie meiſtens ganz, Straton jedoch mit Aus-

1) Wer erſterer hier ſein ſoll, weiſs ich nicht, da es der Schriftſteller dieſes Namens viele giebt. David der Armenier, in ſeinem ungedruckten Commentar zu den Kategorien, macht ihn zum Könige Ptolemäus Philadelphus: *Τῶν Ἀριστοτελικῶν συγγραμμάτων πολλῶν ὄντων χιλίων τὸν ἀριθμὸν, ὡς φησι Πτολεμαῖος ὁ Φιλάδελφος, ἀναζωγὴν αὐτῶν ποιησάμενος καὶ τὸν βίον αὐτοῦ καὶ τὴν διάθεσιν, κ. τ. λ.* (Brandis im Rhein. Muſ. I, 3. S. 249 . . . Not.) Andronicus Rhod. iſt der bekannte Ordner und Eintheiler der Ariſtotel. Schriften, aus deſſen Werken Gellius (XX, 5) die Briefchen des Alexander und Ariſtot., oder vielmehr die Stellen aus den Briefen, die er zu ſeinem Zwecke brauchte, entnahm. Man ſehe über ihn Fabric. Bibl. Gr. Vol. III, p. 263 u. p. 464. Harl.

2) Diog. Laert. V, 52.

3) Diog. Laert. V, 62, p. 800. Meib.

4) Ebenderſ. V, cp. 73, p. 815. M.

nahme ſeiner eignen Schriften ihren Nachfolgern und Lieblingsſchülern vermachten.

Dafs übrigens Ariſtoteles wirklich ein Teſtament hinterlaſſen habe, bezeugt, wie mich dünkt, ſchon ſeine Anſicht über dieſen Gebrauch ſelbſt, welche uns Stobäus aus einer für uns verlornen Schrift des Stagiriten erhalten hat [1]).

IX.

Das Aeufsere des Ariſtoteles.

Wer möchte nicht gerne, wie von jedem grofsen Manne überhaupt, ſo auch insbeſondere von Ariſtoteles ſelbſt das äufsere Bild erhalten ſehn? doch ſind der Angaben darüber ſo wenige; und ſelbſt wenn dieſe wenigen ſicherer wären als ſie es ſind, ſo würde es doch keinem Künſtler zu rathen ſein, nach dieſen die Darſtellung der Geſtalt des Stagiriten zu unternehmen. Sollte man es glauben, dafs Hafs und Erbitterung gegen ihn ſo weit gegangen ſeien, dafs ſie ſelbſt die Fehler ſeiner körperlichen Bildung aufſuchten, und hämiſch beſpöttelten, oder vielleicht gar erdichteten? und doch iſt dieſs der Fall in einem, von Menage zum Diogenes Laertius [2]) mitgetheilten Epigramme, welches folgendermafsen lautet:

Σμικρὸς, φαλακρὸς, τραυλὸς ὁ Σταγειρίτης,
Λάγνος, προγάστωρ, παλλακαῖς ξυνημμένος.

Ihm antwortet ein anderes, widerlegendes:

Ἀλκ-

---

1) Stob. Eclog. Eth. II, 7. (P. II, T. I, p. 250. Heeren). *Ἀπὸ ταύτης γοῦν τῆς φιλοτοργίας καὶ διαθήκας τελευτῶν μέλλοντας τίθεσθαι, καὶ τῶν ἔτι νηφοντων φροντίζειν, ἐπιτρόποις ἀπολιπόντας καὶ κηδεμόνας, καὶ τοῖς φίλοις παρατιθεμένους, καὶ παρακαλοῦντας ἐπιμοιρεῖν αὐτοῖς*, cet.

2) T. II, p. 186. in Jacobs Antholog. Th. III, p. 167. Adesp. DLII.

Ἀναλφάβητος οὗτοσὶ στιχόγραφος,
Ἄνους, ἄφρων, ἄγροικος, αὐθάδης, λάλος.

Dafs er von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit geweſen, meldet Cenſorinus in der früher genannten Stelle. Auſserdem vermochte er wegen eines organiſchen Fehlers das L und R nicht deutlich auszuſprechen, denn dieſs ſcheint das *τραυλὸς τὴν φωνὴν* bei Plutarch [1]) und andern [2]) zu bedeuten, nicht aber, dafs ſeine Ausſprache überhaupt flotternd geweſen ſei. Unverſtändige Anbeter ahmten auch dieſen Fehler nach, wie Plutarch uns erzählt.

Die Magerkeit ſeiner Figur ſcheint aus dem Prädikate: *ἰσχνοσκελής*, welches ihm der ſchon erwähnte Timotheus der Athener (bei Diog. Laert.) gab, zu erhellen. Nach ebendemſelben hatte er auch kleine Augen; durch letzteres, meint Patritius, habe ſich eine gewiſſe *μικροψυχία* ausgeſprochen. Man denke!

Nach Sidonius Apollinaris war er in Abbildungen dargeſtellt mit entblöſstem Arme [3]) (exferto bracchio); und in dem Gedichte des Chriſtodorus Koptites [4]) (lebend um den Anfang des ſechsten Jahrhunderts nach Chriſto), welches die in dem Zeuxippus, einem öffentlichen Bade zu Konſtantinopel, befindlichen Statuen beſchreibt, wird auch des Bildniſſes des Ariſtoteles, als geſtellt zwiſchen Aeſchines und Demoſthenes, mit folgenden Worten gedacht:

---

1) De aud. poet. Opp. T. II, p. 26 B.

2) Timotheus d. Athener bei Diog. Laert. Pſeudo-Ammon. Anonym. Suid. Vergl. Cael. Rhodigin. VII, p. 225.

3) IV, ep. 9. S. Heyne in den Commentatt. Soc. reg. Gött. T. XI. p. 19.

4) In Jacobs Anthol. Gr. T. II, p. 457. . . ed. I.

— — — — ἄγχι δ' ἐκείνου
ἦεν Ἀριστοτέλης, σοφίης πρόμος· ἱστάμενος δὲ
χεῖρα περιπλέγδην συνέεργαθεν, οὐδ' ἐνὶ χαλκῷ
ἀμφόγγῳ φρένας εἶχεν ἀείρειας, ἀλλ' ἔτι βουλὴν
σκεπτομένῳ μὲν ἔικτο· συνισταμένας δὲ παρειὰς
ἀείρων ἀμφιέλισσον, ἐμαντεύοντο μενοινὴν
καὶ τροχαλαὶ σήμαινον ἀολλέα μῆτιν ὀπωπαί.

Von der aufserordentlichen Sorgfalt, welche er auf Kleidung und überhaupt auf sein Aeufseres, wohl nur in früheren Jahren, verwendet haben soll, ist schon oben das Nöthige gesagt worden. Hier nur noch dieses, dafs übereinstimmend mit der Erzählung des Timotheus und Aelian, dafs er nämlich die Barthaare sorgfältig abscheeren lassen, sein in der Wetstein'schen Ausgabe des Diogenes Laertius aus Fulv. Orsini's antiquarischem Schatze mitgetheiltes Bildnifs den Philosophen bartlos darstellt [1]). In ebendemselben findet man auch einen gewissen Zug des Spottes um den Mund, der nach Aelian's Erzählung [2]) dem Platon mifsfällig gewesen sein soll.

X.

Hinterlassne Familie des Aristoteles.

Beide Geschwister des Aristoteles scheinen ihm im Tode vorangegangen zu sein. Gewifs ist dies wenig-

1) Dasselbe Bildnifs ist in Jacob Gronov's Thesaur. Ant. Graecar. Vol. II, N. 90 enthalten. Ein anderes, ebendaselbst befindliches, welches den Stagiriten mit einer Kopfbedeckung und langem Barte darstellt, hielten schon frühere Alterthumsforscher für unächt, während sie die Aechtheit des andern annahmen. S. Gronov. a. a. O., der zugleich bemerkt, dafs jenes μιτρόμματος in keinem von beiden Bildnissen ausgedrückt sei.

2) Var. Hist. III, 19.

ſtens von ſeinem Bruder Arimneſtus, dem er, da er kinderlos geſtorben war, wie das Teſtament beſagt, eine Bildſäule von Gryllion verfertigen liefs. Arimneſte ſcheint eine Schweſter des Philoſophen geweſen zu ſein; ſo wenigſtens lautet die Angabe der Vet. translat. Andere haben einen zweiten Bruder, Arimneſtes, in dem Namen gefunden: doch nach Suidas und des Anonymus Worten: ἀδελφοὺς μὲν ἔσχε Ἀρίμνηστον καὶ Ἀριμνήστην, konnte es immerhin auch eine Schweſter geweſen ſein; der entſcheidende Nominativ findet ſich nirgends, und auſser dem genannten Arimneſtus wird überhaupt in allen Nachrichten über den Stagiriten keines zweiten Bruders oder Schweſter mehr erwähnt. Von den Seinen überlebten den Ariſtoteles folgende Perſonen:

1) Seine oben erwähnte Freundin oder Gattin, Herpyllis.

2) Der mit dieſer erzeugte Sohn Nikomachus. Er muſs, als Ariſtoteles ſtarb, noch ſehr jung geweſen ſein, da in dem Teſtamente des Ariſtoteles der Pythias, des Philoſophen Tochter aus der erſten Ehe, als noch nicht mannbar gedacht wird. Theophraſt nahm ſich des verwaiſeten Knaben ſorgfältig an, und erzog ihn, daher, wie gewöhnlich, die Sage entſtand, dafs er ſein Liebling (παιδικά) geweſen ſei [1]). Zufolge einer aus Ariſtokles bei Euſebius [2]) erhaltenen Nachricht ſoll er in der Blüthe der Jugend im Kriege gefallen ſein. Zu der Zeit als Theophraſt ihm in ſeinem Teſtamente eine Bildſäule beſtimmte, ſcheint er nicht mehr gelebt zu haben. Ob und inwieweit er Schriftſteller gewe-

1) Suidas ſ. v. Θεοφρ. — Hermippus ap. Diog. Laert. V, 39.
2) Praep. evang. XV, 2, p. 793.

ſen ſei, wie Cicero. Diogenes L., Suidas, u. a. berichten, wird an einem andern Orte beſtimmt werden.

3) Die Pythias (nicht Pythais, wie ſie Pseudo-Ammonius nennt [1]), die Tochter des Ariſtoteles aus ſeiner erſten Ehe, überlebte den Ariſtoteles gleichfalls. Suidas und der Anonymus, welche ſie früher ſterben laſſen, ſcheinen ſie mit ihrer Mutter zu verwechſeln. Sie ſoll dreimal verheirathet geweſen ſein [2]), nämlich zuerſt mit dem, ihr von dem Ariſtoteles beſtimmten, Nikanor; ſodann mit dem Proklus, einem Nachkommen des ſpartaniſchen Königs Demaratus, aus welcher Ehe zwei Söhne, Proklus und Demaratus, Schüler des Theophraſt genannt werden; und zuletzt mit dem Arzte Metrodor [3]), welcher mit ihr den Ariſtoteles zeugte. Die Antwort, die ſie einſtmals gab: daſs die Farbe der Schaam die ſchönſte ſei, hat Stobäus (Serm. CXXII, p. 382) uns aufbehalten.

4) Nikanor [4]), deſſen als Pflegeſohnes des Ariſtoteles und erſten Gatten ſeiner Tochter ſchon gedacht worden iſt. Als Ariſtoteles ſein Teſtament verfaſste, ſcheint er, wie Caſaubonus in einer Bemerkung zum Diogenes Laert. wahrſcheinlich macht, entweder auf einer bedeutenden Reiſe begriffen, oder ſchwer er-

---

1) Vergl. Menag. ad Diog. Laert. T. II, p. 191.

2) Sext. Empir. adv. Mathemat. I, cp. 12, p. 271. (bei Menage ad Diog. Laert. T. II, p. 290). Buhle citirt über ſie die Schrift des Petr. Alcyonius de Exilio, lib. II, p. 205.

3) Statt Metrodorus wird bei Diog. Laert. V, 58. Meidias genannt (vergl. Menage T. II, p. 215), welches Menage jedoch mit Nunneſius und Schott in Metrodorus verändert wiſſen wollte.

4) Suid. und Harpokrat. erwähnen drei Nikanores, vergl. Buhle a. a. O. S. 103.

krankt gewesen zu sein. Er war es, dem Aristoteles ganz vorzüglich die Sorge für die Seinen anempfahl, und er scheint das Vertrauen seines Pflegevaters gerechtfertigt zu haben.

Endlich gedenkt das Testament des Stagiriten noch eines gewissen Myrmex, als eines zweiten Pflegesohnes. Von ihm ist jedoch nichts weiter bekannt, und die Auslegg. zum Diogenes von Laerte bemerken blofs: dafs derselbe Name als der eines dialektischen Philosophen im Leben des Stilpon, sowie anderwärts, erwähnt werde.

XI.

Schüler des Aristoteles.

Da wir eine eigene Abhandlung über die Schüler, und zwar zunächst über die unmittelbaren Schüler des Stagiriten in der Reihe dieser kleinen Aufsätze später folgen zu lassen gedenken, so begnügen wir uns hier mit der Nachweisung einiger litterarischer Notizen über diesen Gegenstand.

Nach Suidas [1]) verfafste schon im Alterthume der Alexandriner Nikander ein eignes Werk: *Περὶ τῶν Ἀριστοτέλους μαθητῶν*, welches wir nicht mehr besitzen. — Verzeichnisse lieferten, mit mehr oder minderer Ausführlichkeit und Kritik: F. Patritius (Discuss. perip. I, X, p. 127), Fabricius (Bibl. Gr. III, X, Vol. II, p. 271), Brucker (Histor. crit. philos. Vol. I, p. 841), und Jonsius (De scriptt. histor. philos. IV). Nunnesius Werk: De claris Peripateticis, ist nie erschienen, obschon er selbst öfters darauf verweiset.

---

1) Voc. *Λιοχείων*, bei Menag. ad Diog. Laert. T. II. p. 200.

XII.

Charakter des Ariſtoteles.

Es pflegt als durchgehende Wahrheit aufgeſtellt zu werden, daſs aus dem Leben eines Menſchen ſich auch das Bild ſeines Charakters entwickeln laſſe; und allerdings gilt dieſer Satz in ſeinem ganzen Umfange da, wo alle Lebensumſtände, oder doch die wichtigeren, ausführlich und in ungetrübter Klarheit vor unſern Blicken ausgebreitet liegen. Da bedarf es der direkten Andeutungen nicht, um auf die Sitten, auf die Geiſtes- und Gemüthseigenthümlichkeiten eines ausgezeichneten Mannes nach den verſchiedenſten Richtungen hin das gehörige Licht fallen zu laſſen. Denn ſein Leben ſelbſt, ſein Thun und Laſſen, Leiden und Handeln redet laut zu uns; und, gleichwie der Menſch, um mit den Worten des Stagiriten zu reden, nur iſt durch Thätigkeit: ſo hat er auch nur einen Charakter, indem er handelnd und wirkend auftritt; und ſo iſt das Leben der Stoff allein, in welchem ſich das ſittliche Bild eines Menſchen gleichſam abdrückt und ausprägt. — Kennen wir alſo das Leben des zu ſchildernden Geiſtes genau, ſo bedürfen wir kaum der direkten Bemerkungen und Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen, um die einzelnen Züge ſeines Charakters entwickeln zu können, denn auch jene konnten ja weiter nichts, als aus dem erſteren auf den letzteren ſchlieſsen.

Anders freilich iſt es, wenn, wie hier, von dem reichen Lebensbilde eines Ariſtoteles kaum die nothdürftigſten Umriſſe mehr ſichtbar, und ſelbſt dieſe hie und da verwiſcht bis zur Unkenntlichkeit, kaum ein ungefähres Bild des Ganzen zu entwerfen verſtatten. Noch ſchlimmer, wenn die ſchönſten Theile, wie an einem in vandaliſcher Weiſe verunſtalteten und ge-

ſchändeten Werke der bildenden Kunſt, theils durch abſichtliche Bosheit, theils durch gedankenloſe Einfalt und ſtumpfe Unempfänglichkeit entſtellt auf uns gekommen ſind. — Aber ſowie ſelbſt ein Torſo dem Michael Angelo Jahre lang Gegenſtand des tiefſten und belohnendſten Studiums ſein konnte: ſo verläugnet auch das Leben jenes alten Heroen, durch welchen der Weltgeiſt die göttliche Thatkraft und Hoheit des menſchlichen Verſtandes gezeigt hat, obgleich ſelbſt nur als Torſo vor unſern Blicken liegend, nicht ſeine urſprüngliche Herrlichkeit; und ſcharfer unermüdet-treuer Betrachtung muſs es gelingen, nach Abſonderung aller ſpäteren, meiſt entſtellenden Ergänzungen das wahrhafte alte Bild zu erkennen. Und kann der Künſtler auch nimmer ſagen, wie der Kopf gebildet geweſen, der dem Torſo angehörte, ſo wird er doch in Unwillen entbrennen, wenn er ſieht, wie Barbarei und Unverſtand des Therſites Haupt auf die Schultern eines Agamemnon gefügt haben.

Es iſt ſchon früher bemerkt worden, wie der Stagirit, in eben dem Maafse, in welchem ihn das Glück begünſtigte und erhob, auch ein Gegenſtand des bitterſten Neides und des feindſeligſten Haſſes wurde [1]); wie ſchon bei ſeinen Lebzeiten verleumderiſche Bosheit ſeinen Ruhm durch Herabſetzung ſeines ſittlichen Werthes zu verkleinern, ſeine Schwächen aufzuſpüren und zu Laſtern zu entſtellen, neue, gar nicht vorhandene, zu erdichten und wahrſcheinlich zu machen bemüht; wie ſein Thun und Treiben

1) Ariſtokles Meſſen. ap. Euſeb. P. E. XV, 2, p. 792 D. *Φανερὸν οὖν, ὅτι καθάπερ πολλοῖς καὶ ἄλλοις οὕτω καὶ Ἀριστοτέλει συνέβη διά τε τὰς πρὸς τοὺς Βασιλεῖς φιλίας, καὶ διὰ τὴν ἐν τοῖς λόγοις ὑπεροχήν, ὑπὸ τῶν τότε συφιστῶν φθονεῖσθαι.*

bis hinab in ſein Familienleben belauſcht, ſeine edelſten Handlungen und ſchönſten Verhältniſſe (man denke an Hermias und die Pythias) durch Verdrehung in ein gehäſſiges Licht geſtellt wurden; wie hierbei ſelbſt die ſchönſten und heiligſten menſchlichen Gefühle der Freundſchaft und der Liebe nicht von dem Gifte ſeiner Feinde verſchont blieben.

Bedenkt man nun vollends die Erbitterung zahlloſer Anhänger philoſophiſcher Parteien, welche ſich Ariſtoteles durch ſeine ſtrenge zerſtörende Kritik der Anſichten ſeiner Vorgänger zu Feinden machte, um welcher willen ihn Baco von Verulam mit einem Ottomanen-Sultane verglich, der, um ſelbſt ſicher zu regieren, alle Glieder ſeiner Familie aus dem Wege räumt [1]); ſo läſst ſich begreifen, wie ſolche den als Philoſophen Unerreichbar-Fernen und Ueberlegenen, durch Gunſt der Mächtigen vor gewaltſamen Angriffen lange Geſchützten, von einer andern Seite anzugreifen ſuchten, die kein Sterblicher, ſelbſt durch das fleckenloſeſte Leben, vor Angriffen ſicher zu ſtellen vermag; und nach dem alten Spruche: „Verleumde nur recht frech und dreiſt, es bleibt immer etwas hangen", waren auch die Bemühungen jener Menſchen, wie wir bald ſehen werden, nicht ganz erfolglos. Es kann und darf keineswegs unſere Abſicht ſein, den Stagiriten als fleckenlos, und auf der höchſten dem Menſchen erreichbaren Stufe moraliſcher Vollkommenheit befindlich darzuſtellen; vielmehr ſol-

1) Ariſtoteles regnare ſe haud tuto poſſe putavit, niſi, more Ottomanorum, fratres ſuos omnes contrucidaſſet, (Baco Verul. De augm. diſcipl. III, cp. 4, p. 88. Opp. om. ed. Francof. 1665, fol.); eine Vergleichung, in welcher ſich Bacon ſo gefällt, daſs er ſie öfters, auch in andern Werken, wiederholt.

len auch ſeine Schwächen, inſofern ſie uns bekannt, und hiſtoriſch-ſicher ſind, in dieſer kurzen Charakteriſtik ihre gebührende Stelle finden, wie ſie denn auch ſchon im Verfolge des Früheren hie und da zur Sprache gekommen ſind. Aber Pflicht iſt es auch, zu zeigen, daſs jene Verleumdungen, die ein Patritius, und manche nach ihm mehr oder weniger, als hiſtoriſch-wahr darzuſtellen ſich nicht entblödeten, ſchon im Alterthume von edeln, vorurtheilsfreien Männern mit gerechtem Unwillen betrachtet, und als lügenhaft verworfen worden ſind. Wo die Quellen von der Art ſind, daſs eine entſcheidende Kritik über den Charakter eines Mannes wie Ariſtoteles noch möglich iſt, da iſt es, milde geſprochen, gleichgültige Bequemlichkeit, ſich, wie Buhle, mit dem eben ſo wohlfeilen als nichtsſagenden Ausdrucke zu begnügen, „daſs man darüber ebenſowenig der Verleumdung und Schmähung ſeiner Widerſacher, als den Lobreden ſeiner Bewunderer trauen dürfe“; zumal da von letzteren, meines Wiſſens, nicht eben viel in Vergleich zu den erſteren auf uns gekommen iſt.

Von den Vertheidigern des moraliſchen Charakters des Stagiriten im Alterthume iſt uns allein übrig geblieben das oft erwähnte Bruchſtück aus dem Werke des trefflichen Peripatetikers Ariſtokles über die Philoſophie. Wir verdanken dieſe Gabe dem alten Kirchenvater Euſebius, der, obgleich wahrlich kein Freund des Ariſtoteles als Philoſophen, dennoch ſich zu ſeiner Herabſetzung der Anſchuldigungen ſeiner Feinde zu bedienen verſchmähte, ſondern, wie er ſelbſt ſagt, ihm dafür als Menſchen lieber von ſeinen Freunden vertheidigen laſſen wollte [1]).

1) Euſeb. Pr. Ev. XV, 1, p. 790 D. ext.

Nach Ariſtokles nun ſind die Urheber der Anſchuldigungen gegen des Ariſtoteles moraliſchen Charakter theils ſolche, die ſeine Zeitgenoſſen waren, oder doch nur um weniges nach ihm lebten, theils weit ſpäter lebende, die entweder das von jenen Vorgebrachte wiederhohlten, oder ſelbſt, ohne einmal die Schriften jener zu leſen, auf eigne Hand neue Schmähungen erſannen. Von den erſteren werden die hauptſächlichſten, mit kurzer Charakteriſtik jedes einzelnen, namhaft gemacht, nämlich Epikurus, Timäus von Tauromenium, Alexinus der Eriſtiker, Eubulides, Demochares, Kephiſodorus (oder Kephiſodotus), der Schüler des Iſokrates, und endlich der ſeinwollende Pythagoräer Lykon; und ſämmtlich durch die Prädikate: *σοφισταί, ῥήτορες, καὶ ἐριστικοί*, bezeichnet [1]). In der kurzen Darſtellung des Ariſtokles [2]) herrſcht bei einem heftigen, aber gerechten und edeln Unwillen eine ſolche Ueberzeugung und Klarheit, und es verräth ſich eine ſo tiefe und ausgebreitete Kenntniſs der geſammten Litteratur des Gegenſtandes ſelbſt, daſs man ſich unwillkührlich zur Beiſtimmung bewogen fühlt. Gewiſs iſt der Verluſt ſeiner zehn Bücher *Περὶ Φιλοσοφίας* (das in Rede ſtehende Fragment iſt aus dem ſiebenten) für die Litteratur um ſo mehr zu bedauern, da er un-

1) Sehr bemerkenswerth iſt auch über dieſe Leute das Urtheil des Themiſtius Orat. IV. *Κηφισοδώρους δὲ καὶ Εὐβουλίδας καὶ Τιμαίους καὶ Δικαιάρχους, καὶ σαθρόν τινα ὕλην τῶν ἐπιθεμένων Ἀριστοτέλει τῷ Σταγειρίτῃ ποτ' ἂν καταλέξαιμι εὐκαίρως, ὧν καὶ λόγοι ἐξικνοῦνται εἰς τόνδε τὸν χρόνον, διατηροῦντες τὴν ἀπέχθειαν καὶ φιλονεικίαν.* Man vergl. damit das Urtheil, welches St. Croix, Exam. crit. p. 197. ff. über ſämmtliche Verleumder des Stagiriten, und beſonders über Timäus ausſpricht.

2) Vergl. darüber Jonſ. I. cp. XX.

ſtreitig einem Diogenes Laertius an Geiſt, Geſchmack, Scharfſinn, und Gelehrſamkeit ohne Vergleich überlegen war.

Was nun die einzelnen Anſchuldigungen ſelbſt betrifft, ſo iſt über einige derſelben, wie über des Ariſtoteles angebliche Undankbarkeit gegen Platon, über ſein Verhältniſs zu Hermias und der Pythias, ſowie über ſeinen Antheil an Alexander's Tode bereits genügend geredet worden. Auſserdem werden ihm aber von den oben Genannten Hang zur Wolluſt und Schwelgerei, Geld- und Ehrgeiz, Kriecherei, undankbares Betragen gegen Philipp, Vaterlandsverrätherei, und dergl. mehr, Schuld gegeben. Wer Luſt hat, kann die einzelnen dafür gelieferten Beläge beim Ariſtokles in der oft erwähnten Stelle des Euſebius nachleſen. Einzelnes davon findet ſich auch noch bei Athenäus, Diogenes Laertius, Plinius dem älteren und andern wieder, die es jenen nacherzählten, ſo z. B., daſs er aus Geiz das Oehl, worin er ſich zu baden gepflegt, nachher habe verkaufen laſſen [1]), u. a. m.

Doch genug von dieſen Abgeſchmacktheiten und Verleumdungen, die ſich, wie Ariſtokles treffend be-

---

1) Diog. Laert. V, 16. Plin. N. H. XXV, 12. Theodoretus, angef. v. Caſaub. z. Diog. Laert.; welche alle den Lykon als Quelle haben. Theodoretus iſt ſogar ſo unkritiſch, daſs er in ſeinem Eifer gegen den Stagiriten, der das Angenehme des ſinnlichen Wohlbefindens nicht ganz verwarf, ſondern einen Theil menſchlichen Glückes darin ſetzte, ſich auf Ariſtokles Zeugniſs beruft, als billige dieſer die Abgeſchmacktheiten eines Lykon. Doch nennt er auch noch einen andern Zeugen, Aticus Platonicus, der ein Werk gegen den Ariſtoteles geſchrieben, und dieſs beſtätigt habe. Vergl. Theodoret. De Graecor. aff. curand. in Theodoreti Opp. omn. T. IV, p. 1026, 1027 ed. Schulze.

merkt, nicht nur wenn man auf die Zeitverhältniſſe und die Urheber ſelbſt zurückgeht, als ſolche charakteriſiren, ſondern mehr noch durch den Mangel an Uebereinſtimmung ihre Ungegründetheit darthun. Denn wäre, um den Ariſtokles mit ſeinen eignen Worten ſprechen zu laſſen, auch nur eine von manchen jener Anſchuldigungen wahr geweſen, ſo hätte Ariſtoteles von ſeinen Zeitgenoſſen nicht einmal, ſondern tauſendmal den Tod erleiden müſſen. „Es muſs aber", fährt derſelbe fort, „ein wohlgeſinnter Beurtheiler nicht bloſs auf die Verleumder des Mannes achten, ſondern auch auf diejenigen, welche ihn loben, und als Muſter zur Nacheiferung betrachteten; und ſolche dürften nicht nur in weit gröſserer Anzahl, ſondern auch von überwiegendem Werthe erfunden werden, während dagegen Namen und Schriften ſeiner Feinde, beſonders der ſpäteren, einer verdienten Vergeſſenheit anheimgefallen ſind"[1]). Uns ſind nun freilich leider auch die der erſteren verloren, und unter dieſen entbehrten Quellen iſt Ariſtoteles eigner Briefwechſel, beſonders der mit ſeinem Freunde Antipater, ein überaus bedauernswerther Verluſt, weil dieſer, wenn er vorhanden wäre, uns, nach den wenigen Ueberreſten zu urtheilen, wichtige Beiträge zur Charakteriſtik des Stagiriten liefern, und tiefe Blicke in ſein Inneres zu thun geſtatten würde.

Vor allen Dingen konnte es nun faſt keine Partei dem Ariſtoteles und ſeiner Schule vergeben, daſs er in ſeinen moraliſchen Schriften bei Beſtimmung der menſchlichen Glückſeligkeit, wie ſie in dieſer Welt, für Weſen, die nur zum Theil geiſtig ſind, möglich,

---

1) Wörtlich: *ὧν καὶ τὰ ὀνόματα καὶ τὰ βιβλία τέθνηκε τῶν σωμάτων μᾶλλον.*

auch äuſserliche Erforderniſſe verlangt, daſs er ein behagliches Gefühl des Daſeins, Schmerzloſigkeit, überhaupt Freiheit von äuſsern drückenden Laſten und Leiden als Bedingungen menſchlicher und möglicher Glückſeligkeit poſtulirt habe. „Da ſieht mans,“ riefen die Epikuräer, „er gehört auch zu uns, er mag von Tugend und ihrer beſeligenden Kraft reden was er will, er will es nur nicht eingeſtehen.“ „Verächtlich faſt iſt er uns,“ ſprachen die rigoriſtiſchen Stoiker, „mit ſeinem Mittelwege, auf dem er keinem zu nahe treten will, und Heuchler obenein. Bei allem Preiſe der Tugend hängt er am Schein, und am Sinnlichen.“— Und vollends gar chriſtliche Schriftſteller mit ihrer frommeifernden Unduldſamkeit! Man höre nur den einzigen Theodoretus (Opp. omn. T. IV, p. 1026, Graec. affect. curat.), der noch dazu ganz falſch ihn durch einen ſeiner Anhänger, den Peripatetiker Ariſtokles, dieſerhalb anklagen läſst; deſſen Werk jedoch, ſowenig wie die des Stagiriten, der fromme Biſchof mit Bedacht geleſen haben kann, weil er ſonſt ſchwerlich die Worte niedergeſchrieben haben würde (a. a. O.): *Καὶ οἱ Περιπατητικοὶ δὲ, λόγῳ μὲν εὐφήμουν τὴν ἀρετὴν, ἐνύδαιτον δὲ ἔργῳ τὴν ἡδονὴν, καὶ ταῦτα αὐτῶν οὐκ ἄλλοι κατηγοροῦσι, ἀλλ' αὐτοὶ περὶ τοῦ σοφῶν διδασκάλου ξυγγράφουσιν. Ἀριστοκλῆς γάρ που, ὁ Περιπατητικὸς, Λύκωνα ἐφη τὸν Πυθαγόρειον περὶ Ἀριστοτέλους φάναι, ὅτι ἐν ἐλαίῳ θερμῷ λουόμενος τοῦτο ὕστερον ἀπεδίδοτο*, κ. τ. λ. — Doch zurück zur Schilderung einzelner Charakterzüge des Stagiriten.

Man hat den Ehrgeiz für die Hauptleidenſchaft des Ariſtoteles gehalten, und Buhle ſetzt hinzu, daſs zum Glücke für die Menſchheit dieſer ſich nur litterariſch geäuſsert habe; daſs ſich jedoch damit der von einigen ihm vorgeworfene Hang zur Wolluſt und Schwelgerei ſo wenig vertrage, daſs man ihn davon

freifprechen könne. Beide Raifonnements find feicht und unrichtig, vor allen das letztere, welches in der Gefchichte aller Zeiten feine Widerlegung findet; und ob Ariftoteles Ehrgeiz bei einer, durch andere Verhältniffe bewirkten veränderten Richtung der Menfchheit gerade zum Unheil gereicht haben würde, ift eine von Buhle zu vorfchnell bejahete Frage. Man denke doch nur an den Zögling des Stagiriten, bei welchem wir zum Theil jenen Fall verwirklicht fehen.

Man darf aber kühnlich behaupten, dafs jene Ehrbegierde des Stagiriten an fich keineswegs eine falfche und fehlerhafte, fondern vielmehr eine nothwendige war, um einen Ariftoteles zu bilden. Die wahre Ehrbegierde hat, mehr als die Mitwelt, die Nachwelt im Auge. Ihr Ziel ift Unfterblichkeit im Andenken kommender Gefchlechter, und diefe Ehrbegierde war das Eigenthum aller gröfsefien Geifter, die einzig in ihren Jahrhunderten daftehen. Menfchlich ift es, dabei auch nicht gleichgültig und gefühllos zu fein gegen die Anerkennung der Mitwelt, gegen alles dasjenige, wodurch fie diefe an den Tag legt, gegen äufsere Beweife der Ehre; und fo erfchien uns auch Ariftoteles in dem obenerwähnten Briefe an den Antipater, fo erfcheint er uns in feinen ethifchen Schriften, und darum mag ich denn auch die Wahrheit des Gefchichtchens bei Valerius Maximus [1]), wenn auch nicht unterfchreiben, doch nicht geradezu verwerfen: dafs Ariftoteles feinem Schüler Theodektes gewiffe Bücher über die Redekunft zur Bekanntmachung gefchenkt, fpäter aber, als er es bereuete, einem Andern (vielleicht Undankbaren) einen Theil feines fchriftftellerifchen Ruhms dadurch überlaffen zu haben, in einem eigenen Werke, bei vorkom-

1) VIII, cp. 14.

mender Gelegenheit, auf jenes Werk als auf das ſeine verwieſen habe [1]). Dergleichen iſt ja auch unſern Tagen nicht fremd.

Unläugbar aber iſt der entſchiedene Einfluſs der Ariſtoteliſchen Anſichten über den Werth der Ehre und des Ruhmes, auf die Bildung Alexander's; und dabei ſoll, wie ſchon geſagt, keineswegs in Abrede geſtellt werden, daſs Ariſtoteles ſich des Ehrtriebes bei ſeinem Zöglinge vielleicht in zu hohem Maaſse bediente, ja daſs vielleicht ſelbſt die Art der Benutzung deſſelben, um ſeines Zöglings Feuergeiſt von heftigen Ausbrüchen der Leidenſchaften, wie z. B. des Zorns, zurückzuhalten, nicht ganz die richtige war, und daſs es allerdings faſt wie Schmeichelei klingt, wenn er ihm, wie erzählt wird [2]), ſchrieb: „Leidenſchaftlichkeit und Zorn paſſen nur gegen Höhere, nicht gegen Gleiche; dir aber iſt keiner gleich. Der groſse Brite, Franz Bacon [3]), nimmt, vielleicht nicht ohne Grund, auch eine Rückwirkung der Eigenthümlichkeit des Zöglings in ſpäterer Zeit auf den Lehrer an, die ſich beſonders in dem zuletzt bei Ariſtoteles hervortretenden

---

1) Proprio volumine quibusdam rebus inſiſtens, planius ſibi de his in Theodectis libris dictum eſſe adjecit. Vielleicht geht dieſs auf Rhetoric. III, cp. 9, §. 9, (T. IV. p. 345. Bip.), wo es heiſst: *αἱ δὲ ἀρχαὶ τῶν πραξέων ἐγγὺς ἐν τοῖς Θεοδεκτείοις ἐξηρίθμηνται.*

2) Aelian. V. H. XII, 54.

3) De dignitate et augmentis ſcientiarum, L. III, cp. 4, (pag. 79 ed. Francof.): Caeterum de viro tam eximio certe, et ob acumen ingenii mirabilis, Ariſtotele, crediderim facile, hanc ambitionem eum a diſcipulo ſuo accepiſſe, quem fortaſſe aemulatus eſt, ut, ſi ille omnes nationes, hic omnes opiniones ſubigeret et monarchiam quandam in contemplationibus ſibi conderet.

Streben nach unumſchränkter Alleinherrſchaft auf dem Gebiete der Erkenntniſs und des Wiſſens ausgeprägt finde.

Die Gunſt der Groſsen und Mächtigen, welche er in ſo vollem Maaſse genoſs, benutzte er weniger für ſich als für andere. Was er für ſeine Vaterſtadt gethan, haben wir oben geſehn. Seine Verdienſte um Athen, ſeine zweite Vaterſtadt, ſowie um einzelne Perſonen, laſſen ſich wenigſtens aus Andeutungen ſchlieſsen. Daſs er aber ſelbſt dabei nicht vergeſſen wurde, darf ihm ſo wenig zum Vorwurfe gereichen, daſs vielmehr, wenn es der Fall geweſen wäre, der gerechte Unwille der Nachwelt, die ja auch dabei am meiſten verloren hätte, die Undankbarkeit eines Philipp und Alexander treffen würde. Von Schmeichelei, deren ihn Lucian (De paraſit. p. 36) gegen ſeine mächtigen Beſchützer anſchuldigt, war er fern. Wie wenig ſich ein ſolcher Vorwurf auf dem Fragmente einer Lobrede auf Alexander (bei Rutil. Lupus De figur. ſententiarum I, ſect. 18, p. 62. Ruhnk.) begründen läſst, hat ſchon St. Croix (Ex. crit. p. 203 — 204) genügend dargethan.

Jedoch darf der Stagirit keineswegs von einem, ſtark hervortretenden, Egoismus freigeſprochen werden, der ihn, in gewiſſen Beziehungen, ganz als das Gegentheil des Platon und des Sokrates erſcheinen läſst. Die Pflichten gegen ſich ſelbſt, und die Sorge um Selbſterhaltung und Wohlbefinden lieſsen ihn das rückſichtslos offne und freimüthige Benehmen des Kalliſthenes nicht nur als unzweckmäſsig, ſondern ſogar als thöricht und unklug anſehen; und ſchwerlich würde er wie Sokrates das Abwarten der Verurtheilung ungerechter Richter ſeines Vaterlandes einer möglichen Flucht vorgezogen haben. Dieſe ſtrenge und gegen ſich ſelbſt rückſichtsloſe Conſequenz in der praktiſchen Durchführung

rung einer höchſten philoſophiſchen Moral ſcheint ihm gemangelt zu haben. Die Eindrücke, welche ſeine früheſte Jugend durch das Verhältniſs ſeiner Familie zum makedoniſchen Königshofe erhielt, ſo wie ſein eignes Verhältniſs zu einem Hermias, Philipp, und Alexander, erklären dieſs hinlänglich, und können wenigſtens, wenn auch nicht immer zur Rechtfertigung, doch zur Entſchuldigung des Philoſophen dienen, der eben in dieſem Punkte, nach den Anſichten ſeiner Zeit, kein Philoſoph war. Sein Leben an Höfen, ſein Umgang mit Fürſten und ihren Umgebungen, und die daraus nothwendig hervorgehenden öfteren verwickelten Verhältniſſe lieſsen ihn eine gewiſſe Politik, oder egoiſtiſche Lebensklugheit als ſichere und nothwendige Führerin im Leben anſehen, welcher die Theorie der Moral zuweilen nachſtehen müſſe. Ja, ſelbſt in ſeinem vortrefflichen Werke, der Nikomachiſchen Ethik, ſchimmert dieſe Anſicht und dieſe Richtung ſeines Charakters bemerklich hindurch.

Auf der andern Seite aber war es ihm auch wiederum nur durch dieſe Verhältniſſe in ſeinem Leben möglich, alle die Schätze der Menſchenkenntniſs und Lebensweisheit zu ſammeln, und jene Erfahrungen in der Politik zu machen, deren Reſultate, ſeine ethiſchen Schriften, und vorzüglich ſein Werk über Politik, allein hinreichend ſein würden, ſeines Namens Unſterblichkeit zu ſichern. Ich kann mich nicht enthalten, hier die inhaltſchweren Worte herzuſetzen, welche Ruhnken in einer Rede über dieſen Gegenſtand ausgeſprochen hat. „Ariſtoteles," ſagt er, „ſi nullum aliud ingenii monumentum [1]) condidiſſet, — — — — ſolis zureis de

1) Ruhnkenii Opuscula (Leiden, 1807) p. 99.

optimae reipublicae inſtitutione libris nomen ſuum ad immortalitatis memoriam conſecraſſet. Sed cavete hic vobis doctorem umbraticum animo fingatis, abdentem ſe litterarum latebris, et gravi cum ſupercilio regibus principibusque viris, quos numquam frequentarit, leges ſcribere auſum. Etenim politiſſimi vir ingenii in aulae luce et ſplendore vixit, maximis omnis memoriae regibus, Philippo et Alexandro, ſumma familiaritate conjunctus, multumque verſatus cum miniſtris et adjutoribus conſiliorum. Ecquem igitur putetis vaferrimas aulicorum artes arcanasque, quibus regna adminiſtrarentur, rationes vel indagaſſe ſagacius, vel tenuiſſe rectius, vel litteris prodidiſſe accuratius."

Sein Ehrgeiz zeigte ſich unter anderm auch in jenem obenerwähnten Rivaliſiren mit Iſokrates. Platon ſelbſt bei ſeinen Lebzeiten überflügeln zu wollen, konnte ihm unmöglich in den Sinn kommen. Später bei ſeinem zweiten Aufenthalte zu Athen kam ihm an Ruf und Gelehrſamkeit keiner gleich.

Auch ein gewiſſer Grad von Eitelkeit, die ſich ſelbſt in der vielfach gerügten Sorgfalt für ſein Aeuſseres zeigte, ſoll, beſonders in Bezug auf die Zeit ſeines erſten Aufenthalts zu Athen, nicht geläugnet werden. Die Beiſpiele anderer groſser Männer beweiſen, daſs ſich dergleichen Schwächen mit einem hohen Geiſte nicht ſelten gepaart finden. Eine freilich ſehr unglücklich gerathene Anſpielung auf dieſe Eigenthümlichkeit findet ſich in dem angeblich von Ariſtoteles herrührenden, aber zweifelsohne unächten Briefe an den Alexander, welcher der kleinen Rhetorik vorangeſtellt iſt. Aber von dem Vorwurfe eines ausſchweifenden Hanges zur Schwelgerei und Ueppig-

keit [1]) würde ſchon die einfache und nüchterne Lebensweiſe, zu welcher er den Alexander erzog, und welche dieſer erſt ſpät verliefs, ihn freizuſprechen im Stande ſein. In ſeinen Schriften offenbart es ſich, daſs er im Betreff der Würdigung äuſsern Wohlbefindens ebenſoweit von einem materiellen Epikuräismus, als von einem ſpäteren, die menſchliche Natur verläugnenden Stoizismus entfernt war; und mit Recht ſagte irgend ein Alter, den Pſeudo-Ammonius ausſchrieb, von ihm: *μέτριος δὲ γέγονεν ὁ ἀνὴρ οὗτος εἰς ὑπερβολήν.* Was aber vornehmlich die böſen Nachreden hinſichtlich der Ueppigkeit und Schwelgerei veranlaſste, war wohl der Neid kleiner Seelen über die auch äuſserlich glückliche Lage des Ariſtoteles, der ſich durch Alexander's beiſpielloſe Freigebigkeit in Stand geſetzt ſah, keins der äuſsern Dinge, die das Daſein verſchönern, entbehren zu dürfen; und daſs der Stagirit dergleichen mitnichten verſchmäht und als verächtlich angeſehn habe, lehren ja ſeine ethiſchen Schriften deutlich genug [2]).

1) Cael. Rhodigin. p. 466 bemerkt, daſs er deswegen von Späteren den Spottnamen Battus erhalten habe.

2) Man vergl. die von Stobäus entweder aus einer verlornen Schrift des Ariſtoteles oder doch aus Theophraſt's Werke *Περὶ Εὐτυχίας* aufbehaltene Stelle (Stob. Ecl. Eth. II, 7. P. I. T. II. p. 310.. Heeren), in welcher ſich die gemäſsigte Lebensanſicht des Stagiriten abſpiegelt, und die ich daher, da nicht alle meine Leſer den Stobäus ſogleich zur Hand haben, herzuſetzen mir erlaube. *Βίον δ' αἱρήσεσθαι τὸν σπουδαῖον τὸν μετ' ἀρετῆς, εἰ' ἐφ' ἡμονίας ποιεῖ γένεσιν, τῶν κατ' αὐτὸν προαγόντων, εἴτ' ἐπεὶ βασκεῖ θεὸς συμβιοῦν εἴτε καὶ νομοθετεῖν ἢ ἄλλως πολιτεύεσθαι. Τούτων δὲ μὴ τυγχάνοντα πρὸς τὸ δημοτικὸν τραπήσεσθαι σχῆμα διαγωγῆς ἢ τὸ θεωρητικόν, ἧ μέσον παιδευτικόν. Προαιρήσεσθαι μὲν γὰρ καὶ πράττειν καὶ θεωρεῖν τὰ καλὰ. κωλύσαντος δὲ*

Indem wir hier des Mannes geringe Schattenſeite verlaſſen, um zur Betrachtung ſeiner Lichtſeite überzugehn, bemerken wir, daſs hier, nächſt den hiſtoriſchen Nachrichten über ſein Leben, zum Theil auch ſeine Schriften als Quellen dienen müſſen. Zwar könnte man ſagen, daſs, um Werke über die Moral zu ſchreiben, nicht immer auch ein moraliſch-erhabener Charakter, und um Tugend zu empfehlen, nicht immer Reinheit der Sitten nöthig ſei, — daſs alſo auch in Ariſtoteles moraliſchen Schriften vieles heuchelnd, vieles im Widerſpruche mit dem eignen Leben dar- und hingeſtellt ſein könne; aber, — ſo leicht es iſt in Grundſätzen breit, und ein Lobredner uns fremder Tugend zu ſein: ſo unmöglich iſt es doch für einen, nicht wirklich ſelbſt edeln Menſchen, die unfehlbare Wirkung tugendhafter edler Geſinnung in Lebensverhältniſſen ergreifend und überzeugend darzuſtellen. Nur eigne innere Erfahrung vermag dieſs zu leiſten, die keinem zu Theil wird, der ſolche Geſinnung nicht wirklich ſelbſt erprobte; und nie erreicht der bloſs reflectirende und dann nachbildende Verſtand den Stempel und das Gepräge der Wahrheit und innern Ueberzeugung, welches den Schriften des Weiſen von Stagira aufgedrückt iſt [1]).

περὶ ἅπαφω γίγνεσθαι διὰ καιροὺς θατέρῳ χρήσεσθαι; προτιμῶντα μὲν τὸν διωρχτικὸν βίον, διὰ δὲ τὸ κοινωνικὸν ἐπὶ τὰς πολιτικὰς ἐρμῶντα πράξεις. Διὸ καὶ γαμήσειν, καὶ παιδοποιήσεσθαι, καὶ πολιτεύσεσθαι, καὶ ἐρασθήσεσθαι τὲν αὐφρονα ἔρωτα, καὶ μισθοδήσεσθαι κατὰ συμπεφυκυῖαν, κἂν εἰ μὴ προηγουμένως, κ.τ.λ.

1) Eine höchſt geiſtvolle, nur allzukurze Skizze der Ethik des Ariſtoteles findet ſich in F. H. Jacobi's Woldemar, Th. I, S. 88 —93. Th. II, S. 224 — 249. zweite Ausg. 1796.

Ariſtoteles war, wie Johannes von Müller ſich ausdrückt [1]), der hellſte Kopf, der je die Welt erleuchtet. Er beſaſs die Beredſamkeit des ſcharfen durchdringenden Verſtandes, geſtützt auf unmittelbare anſchauende Erfahrung. Dieſe Gabe der überzeugenden Verſtandesberedſamkeit (mit welcher ſich die Angabe, daſs er gern geredet, nur in anderm Sinne als ſie Aelian nimmt, verſtanden, recht wohl vereinigt) iſt es, welche Antipater, in dem von Plutarch erhaltenen Fragmente eines Briefes über den Tod ſeines Freundes, vorzüglich heraushebt [2]). — Sein gänzlicher Mangel an politiſchem Ehrgeize, der ihn jede öffentliche Stellung in einem Staate verſchmähen lieſs, trug gewiſs nicht wenig dazu bei, ihm die Freundſchaft und das Wohlwollen eines Herrſchers wie Philipp zu erhalten, der, obgleich ſelbſt entfernt von den Eigenſchaften eines ſittlich-reinen und erhabenen Charakters, dennoch denſelben an Ariſtoteles hochzuachten ſich gedrungen fühlen muſste, da er ihm die Erziehung ſeines Sohnes anvertraute.

Daſs Dankbarkeit einer der ſchönſten Züge in Ariſtoteles Charakter geweſen, haben wir ſchon oben zu bemerken Gelegenheit gefunden. Sie erſtreckte ſich ſelbſt auf diejenigen ſeiner Sklaven, die

---

1) In einem Briefe an Gleim. S. Gleim's Briefe, herausgeg. v. Körte, Bd. II, S. 326.

2) *Μέγα γὰρ καὶ Ἀριστοτέλει τῷ φιλοσόφῳ τοῦτο προσεμαρτύρησεν Ἀντίπατρος, γράφων περὶ αὐτοῦ μετὰ τὴν τελευτήν, ὅτι πρὸς τοῖς ἄλλοις ὁ ἀνὴρ καὶ τὸ πιθανὸν εἶχε.* Plut. Cat. Maj. I, p. 354 A. Ebenderſ. Vit. Coriolani p. 234 D. *Ἀντίπατρος μὲν οὖν ἐν ἐπιστολῇ τινι γράφων περὶ τῆς Ἀριστοτέλους τοῦ φιλοσόφου τελευτῆς· Ἦρώς τοῖς ἄλλοις, φησὶν, ὁ ἀνὴρ καὶ τὸ πείθειν εἶχεν.*

ſich ihm durch ihre Dienſte empfohlen hatten, und die er, wie wir aus ſeinem Teſtamente ſehen, theils mit Freilaſſung, theils durch Vermächtniſſe an Geld belohnte [1]), und dennoch hatte er wohl in ſeinem vielbewegten Leben nur zu oft den Undank der Menſchen erfahren, der ihm den bekannten Ausſpruch abnöthigte, „daſs nichts ſchneller altere als das Dankgefühl". Wahrhaft-hochachtungswürdig erſcheint er in der dankbaren Liebe zu ſeinen Eltern und Pflegeeltern, und liebenswürdig in ſeinen häuslichen Verhältniſſen als zärtlicher Gatte und Vater, als treuer aufopfernder Freund [2]); wie er denn überhaupt der Freundſchaft einen hohen Rang unter den Gütern des Glückes und den Mitteln zu wahrer Glückſeligkeit anwies. Hier bedarf es bloſs der Verweiſung auf das, was er ſelbſt darüber im achten und neunten Buche ſeiner Ethik an den Nikomachus aus dem reichen Schatze eigner Erfahrung niedergelegt hat, womit mehrere der angeblich von ihm herrührenden Ausſprüche, welche Diogenes Laertius mittheilt, übereinſtimmen, weil ſie wahrſcheinlich aus jenen Büchern ſelbſt ausgezogen ſind.

Das wahre Element des geiſtigen Lebens waren ihm Wiſſenſchaft und Forſchung. Er pflegte gern zu ſeinen Schülern zu ſagen, daſs, wie die Luſt der Sehkraft, ſo die Wiſſenſchaft der Seele das Licht

---

1) Dieſer Zug erläutert beſſer als der weitläufigſte Commentar die ſcheinbar-harte Anſicht des Stagiriten von dem Verhältniſſe des Sklaven zum Herrn, und beweiſet, wie er die Worte: *ἡ μὲν οὖν δοῦλος οὐκ ἔστι φιλία πρὸς αὐτὸν, ἡ δὲ ἀνθρωπος.* (Ethic. Nicom. VIII, cp. 11) verſtanden wiſſen wollte.

2) Ich kann nicht umhin, hier, der kurzen, aber trefflichen Charakteriſtik des Ariſtoteles zu gedenken, welche der wackere Gegner des Paracelſus, der Arzt Bernard Deſſenius Cro-

ertheile [1]). Höchſte Vielſeitigkeit bei tief eindringender Schärfe und Genauigkeit der Betrachtung war das Eigenthümliche des Ariſtoteles und ſeiner Schule, und einer der Koryphäen unſerer Zeit, ihm geiſtesverwandt in nicht wenigen Beziehungen, entwirft hierin ſein Bild mit den wenigen Worten: „Für den Meiſter der Gelehrten war das Kriminalrecht in dem oskiſch gewordenen Kuma und eine mythiſche Sage von der Gründung einer Stadt nicht weniger anziehend, als Spekulationen über die erſten Urſachen und höchſten Zwecke, als Betrachtungen über das animaliſche Leben oder die Poeſie.“

Wahrhaft-unbegreiflich und rieſenhaft erſcheint uns dieſer Geiſt, den deshalb ſelbſt der chriſtlich-ſtrenge Hieronymus ein Wunder der Welt nannte, in ſeiner Thätigkeit, und unſere Bewunderung muſs ſich ſteigern, wenn wir bedenken, wie bewegt ſein Leben, wie mannichfach ſein Wirken war, wie er beſonders in ſpäteren Jahren ſelbſt mit einem kränkelnden Körper zu kämpfen hatte [2]). Allein ſeine litterariſche Wirkſamkeit und die unermeſs-

---

nenburg († 1574) in der Epiſtola dedicatoria vor ſeiner „Defenſio medicinae veteris etc.“ entworfen hat. Ariſtoteli (ſagt er) jucunda ſuavisque compoſitio, non aliter quam muſica harmonia, ſuis numeris figuraque abſoluta, (fuit enim in dicendo facilis, in componendo promptus, in elocutione ſplendidus, in loquendo affabilis, in victu magnificus, in veſtitu exquiſitus, amicis fidus, inimicis infenſus, philoſophiae diſciplinae obſervantiſſimus.

1) Diog. Laert. V, 17.

2) Wie wenig er dieſen bei ſeinen Arbeiten ſchonte, ſoll wohl die Erzählung bei Diog. Laert. V, 16 andeuten, daſs er ſich, wenn ihn der Schlaf übermannt, durch das Geräuſch einer aus ſeinen Händen in ein Becken fallenden metallenen Kugel wieder ermuntert habe.

liche Beleſenheit, die ſich in ſeinen Werken offenbart, übertreffen, wenn wir die Zeiten und die äuſsern Umſtände in Erwägung ziehen, vielleicht alles, was vor und nach ihm andere in dieſer Hinſicht geleiſtet haben. Nur die Beihülfe eifriger Freunde, aber mehr noch die unberechenbar-wichtige, materielle Unterſtützung, welche dem Ariſtoteles und andern Alten bei ihren litterariſchen Arbeiten durch die Dienſtleiſtungen gebildeter, zuweilen gelehrt zu nennender Sklaven zur Hand geweſen ſein muſs, können einigermaſsen das ſonſt Unbegreifliche erklären. Uebrigens verdiente dieſer Gegenſtand wohl einmal eine eigene gründliche Behandlung, aus welcher ſicherlich hervorgehn würde, dafs ein Ariſtoteles, ein Cicero ähnliche dienende Geiſter beſaſsen, wie D'Orville an dem unglücklichen Reiske hatte.

Eine Menge von Anekdoten und Ausſprüchen, welche uns Diogenes Laertius unter ſeinem Namen aufbehalten hat, ſind, wenn gleich Niemand ihre hiſtoriſche Wahrheit verbürgen möchte, doch wenigſtens in ſeinem Geiſte erdacht, und ſcheinen, da ſie ſämmtlich für die Anſicht ſprechen, welche der beſſere Theil des Alterthums von ſeinem Charakter hatte, aus älteren Werken ſeiner Biographen und Apologeten entnommen zu ſein. So bezeichnet ſeinen mitleidigen menſchenfreundlichen Sinn die Antwort, die er auf den Vorwurf, dafs er an einen Unwürdigen ſeine Unterſtützung verſchwende, gab, die aber wegen des Wortſpiels unüberſetzlich iſt [1]); ſo ſeinen Gleichmuth

1) *Οὐ τὸν τρόπον ἀλλὰ τὸν ἄνθρωπον ἐλέησα.* Nachgeahmt von Cicero in ſeiner an dergleichen Zierathen reichen Jugendrede pro Quintio, und von andern. Vergl. Caſaub. z. Diog. Laert. V. 17.

gegen Schmähungen die Antwort, die er einem Hinterbringer von dergleichen gab: „Mag er mich doch auch ſchlagen, wenn ich nur nicht dabei bin.“ Doch dieſs und ähnliches kann man beſſer bei Diogenes ſelbſt nachleſen.

Fälſchlich hat man ihm, nach dem Vorgange eines Alexander Aphrodiſienſis und Juſtinus, Martyr, (ſelbſt neuere Ausleger ſeiner Werke, wie Giphanius [1]) Schuld gegeben, die Unſterblichkeit der Seele verworfen zu haben. So wenig als den höchſten göttlichen Beruf des Menſchen, die in Erreichung der möglichſt höchſten, ſittlichen und geiſtigen Vollkommenheit beſtehende Glückſeligkeit, verkannte er die unſterbliche göttliche Natur des denkenden Geiſtes in der ſterblichen Hülle, wie ſeine Bücher de Anima unwiderſprechlich beweiſen [2]). Jene unrichtige Anſicht ward beſonders veranlaſst durch miſsverſtandene Aeuſserungen des Stagiriten über den hohen Werth des Lebens, welches nur die Schlechten haſſen und verachten, und über das Furchtbare des Todes; welche freilich hoch über manchen einſeitigen Anſichten einer modernen Lebensverachtung ſtehen, die meiſtentheils aus Ueberſättigung und eigner Leerheit herſtammt [3]).

---

1) Ad Ethica Nicom. III, cp. 2. Vergl. Zell's Commentar zu der genannten Stelle, pag. 89. Auch der mehrerwähnte Theodoretus, der überhaupt dem Ariſtoteles wenig hold iſt, beſchuldigt ihn, gegen Plato die Unſterblichkeit der Seele geläugnet zu haben. (Vergl. Opp. T. IV, p. 832..)

2) In dieſen giebt er ihm die Prädikate: *ἀίδιον, ἄφθαρτον, ἀπαθῆ, καὶ ἀθάνατον*, vergl. d. Anim. I, p. 14. Bekk.; nur darf man den bei Ariſtoteles obwaltenden Unterſchied zwiſchen *Νοῦς* und *Ψυχή* nicht aus den Augen verlieren.

3) Hieher gehörige Hauptſtellen ſind Ethic. Nic. III, 2, 7; III, 6, 6; III, 9, 4; IX, 4. 30. vergl. Stob. Eclog. Eth. II, cp. 7.

Seine erhabenen Anſichten von dem göttlichen Weſen und deſſen Eigenſchaften [1]) erwerben ihm, dem Heiden, unwillkührlich unſere Hochachtung und Verehrung, und mit Recht mochte ihn Jonſius „omnium gentilium maxime pium“ nennen. Ja, gegen das Ende des XVIten Jahrhunderts wurde Ariſtoteles ſogar in einer anonymen Schrift, für deren Verfaſſer man die Kölner Theologen hielt, heilig geſprochen, wie denn dieſer Gegenſtand überhaupt mehrere Schriften veranlaſste, welche man bei Jonſius genannt finden kann [2]).

Am ſchwierigſten dürfte es vielleicht ſein, über Ariſtoteles als Staatsbürger ein richtiges Urtheil zu fällen; auch ſollen die jetzt folgenden Worte nur als Anregung einer Seite der Betrachtung des Philoſophen dienen, welche ſpäterhin weiter zu verfolgen die Winke wohlwollender und einſichtsvoller Beurtheiler mich veranlaſſen dürften. — Der Philoſoph erſcheint uns hier nämlich in einer ſonderbaren Gedoppeltheit: als Makedonier, durch ſeine genaue Verbindung mit der makedoniſchen Herrſcherfamilie; als atheniſcher Bürger, durch ſeinen mehr als dreiſsigjährigen Aufenthalt in Athen. Wenn wir nun dabei von ſeiner mehrerwähnten Anhänglichkeit und Liebe für ſeine Vaterſtadt

---

p. 292, wo nach der Anſicht des Ariſtoteles und der Peripatetiker die Unſterblichkeit zu den unverlierbaren Gütern gezählt wird. Ausführlich handelt über den ganzen Gegenſtand Wyttenbach in der Abhandlung: De immortalitate animi, in ſeinen Opuscul. II, p. 601—609, wo auch die Geſchichte des Streites der ſpäteren Philoſophen über die Anſicht des Ariſtoteles von p. 601 — 604 entwickelt wird.

1) Vergl. Jonſius I, cp. 1, p. 9, und die dort angezogenen Stellen aus den Ariſtoteliſchen Schriften.

2) III, cp. 24, p. 135. Dorn. vergl. mit III, 29, p. 165.

Stagira abſehen, ſo kann es befremden, daſs ſich in ſeinen Schriften eigentlich nirgends Liebe und Begeiſterung für irgend ein Vaterland, nirgends Vorliebe für helleniſche Volksthümlichkeit, inſofern ſie ſich im Republikanismus ausſpricht, findet. Nie entfährt ihm auch nur ein klagendes Wort über den Untergang der griechiſchen Freiheit, deren letzten blutigen Tag er ſcheiden ſah; nirgends ein Wort des Unmuthes über den eben ſo liſtigen als glücklichen Bekämpfer und Unterdrücker [1]). Hier, dünkt mich, ſieht man deutlich den mächtigen Einfluſs der Perſönlichkeit Philipp's und Alexander's auf die politiſche Denkweiſe des Philoſophen. Aber es kommt dabei noch ein anderer Umſtand in Betracht. Ariſtoteles kannte aus eigner Anſchauung zu genau die Ausartung, beſonders des atheniſchen Volks oder vielmehr ſeiner Verfaſſung. Wer ſich die belohnende Mühe geben will, die verſchiedenen Einzelnheiten zuſammenzuſtellen, wird, was wir hier nur im Umriſſe andeuten, deutlich erkennen, wie der Stagirit bei Abfaſſung ſeiner Politik und bei Schilde-

---

1) Nur Eine Stelle kenne ich, die auf etwas Aehnliches hinzudeuten ſcheint. Der Verf. d. Werkchens: *Περὶ Ἑρμηνείας* (§. 28, p. 20. Fiſch.), erwähnt nämlich eines verfehlten Ausdrucks in dem Werke des Ariſtoteles über die Gerechtigkeit, in welchem derjenige, der über den Fall Athens klage, (das Buch ſcheint alſo in dialogiſcher Form abgefaſst geweſen zu ſein) den Eindruck ſeiner Rede durch ein verfehltes, oder vielmehr übel angebrachtes Wortſpiel ſchwäche. Es heiſst dort: *Ἐν γοῦν τοῖς Ἀριστοτέλους περὶ δικαιοσύνης ὁ τὴν Ἀθηναίων πόλιν ὀδυρόμενος, εἰ μὲν οὕτως εἶπεν· ὅτι, „ποίαν τοιαύτην πόλιν εἶδον τῶν ἐχθρῶν, οἵαν τὴν ἰδίαν πόλιν ἀπώλεσαν“, ἐμπαθῶς ἂν εἰρηκὼς εἴη καὶ ὀθνείως, εἰ δὲ παρόμοιον αὐτὸ ποιήσει, ποίαν γὰρ πόλιν τῶν ἐχθρῶν τοιαύτην εἶλαβον, οἵαν τὴν ἰδίαν ἀπέβαλον, οὐ μὰ τὸν Δία πάθος κινήσει, ἀλλὰ τὸν καλούμενον κλαυσιγέλωτα*, cet.

rung der Demokratie, nach ihren vier geſchichtlich geſonderten Arten (vergl. Polit. IV, cp. 5 und daſelbſt Göttling), den Staat der Athener ſo ganz beſtimmt vor Augen hatte, und wie er in ſeinem Unwillen über den entarteten Zuſtand ſeiner Verfaſſung (welcher eben kein anderer als die von Ariſtoteles ſogenannte vierte Art der Demokratie war [1]) hin und wieder ſcharfe Hiebe austheilt. Dieſe Denkweiſe bewahrte ihn aber auch vor jenem republikaniſchen Enthuſiasmus, der ſich, wie St. Croix über Plutarch bemerkt, eines Philoſophen ſo leicht bemeiſtert und ihn auf Abwege führt [2]). Aus allem dieſem erklärt ſich auch ſeine unbedingte Vorliebe für eine gemäſsigte monarchiſche Verfaſſung, welche er überall unverhohlen ausſpricht; und es iſt faſt mehr als wahrſcheinlich, daſs dieſe ſeine politiſchen Anſichten zu ſeiner Verfeindung bei den Athenern und den atheniſchen Demagogen nicht wenig beigetragen haben mögen. Uns aber erſcheint Ariſtoteles auch hier in gewiſſem Betrachte groſsartig, und mit gröſserem Rechte, als einſt der Cyniker ſich ſelbſt, dürfte man den Stagiriten einen Weltbürger nennen.

---

1) Vergl. Polit. IV, 5, p. 125, l. 21..; cp. 11, p. 141, l. 27..; p. 146, l. 18.. Göttling.

2) St. Croix Exam. critiq. p. 75.

II.

Ueber die verlornen

Briefe des Ariftoteles.

„Zu künſtleriſch gearbeiteten Briefen", ſagt Wachler in ſeiner Geſchichte der Litteratur (Theil I, S. 119), redend von der Zeit des Platon und Ariſtoteles, „konnten die damaligen öffentlichen Lebensverhältniſſe faſt gar keine Anregung geben." So wahr und richtig dieſer Satz an ſich iſt, ſo muſs man ſich dennoch wohl hüten, damit zugleich auch über die Ueblichkeit des Briefwechſels zu jener Zeit überhaupt ein verneinendes Urtheil begründen zu wollen. Denn für eine ſolche ſpricht ſchon die Natur der Sache ſelbſt, und alte Zeugniſſe ſetzen ſogar das auſser Zweifel, daſs Briefe ausgezeichneter Männer aus jener Zeit erhalten, geſammelt, und den Späteren bekannt geweſen ſind [1]). Und ſollten denn alle jene, von Diogenes Laertius und andern, doch unbeſtreitbar aus viel älteren Quellen uns erhaltenen Nachrichten von Briefen eines Platon, Speuſippus, Arkeſilaus, Bion, Karneades, Theophraſtus, Demetrius Phalereus, Heraklides Pontikus, anderer zu geſchweigen, unbegründet oder erdichtet, oder durch ſpäter untergeſchobene Machwerke veranlaſst ſein?

Ueberblicken wir nun aber die geſammten, ſo auſserordentlich mannichfaltigen und bewegten Lebens-

1) Stellen aus den Alten anzuführen unterlaſſe ich hier, weil in ſolchen Fällen nur die gröſseſte Ausführlichkeit, die aus einer Beleſenheit gröſser um vieles als die meinige hervorgeht, von Nutzen ſein dürfte. Im Allgemeinen erwähne ich hier nur Diogenes von Laerte, Plutarchus, Athenäus, und Cicero. Man ſehe Jonſius I, cp. 13, pag. 80. Ueber die Briefe Alexander's vergl. St. Croix Ex. critiq. p. 46.

verhältniſſe des Ariſtoteles, ſo läſst ſich, meine ich, der Gedanke nicht abweiſen, daſs gerade dieſe am meiſten geeignet geweſen ſein müſſen, die vielfältige Anwendung brieflicher Mittheilung höchſt wahrſcheinlich finden zu laſſen, auch ſelbſt wenn es uns darüber an allen beſtimmten Nachrichten und Zeugniſſen gänzlich mangelte. Jetzt aber, da uns ſolche in genügender Anzahl aufbehalten ſind, können wir die Thatſache um ſo weniger in Zweifel ziehen. Zwar bemerkt Aſt [1]) bei Gelegenheit ſeiner Unterſuchung über die Unächtheit der Platoniſchen Briefe, daſs damals, wo die Briefe nur dem Bedürfniſſe gegenſeitiger Mittheilung dienten, ihre Form aber keineswegs ein Zweig der ſchönen Litteratur war, man wohl nicht daran dachte, ſie ſo aufzuſetzen, daſs man ſie hätte aufbewahren und bekannt machen können, und in dieſer Abſicht ſie aufzubewahren und zu ſammeln. Aber auch dieſs iſt durchaus kein genügender Grund, um ſofort allen Nachrichten über das Vorhandengeweſenſein von wirklichen Briefen aus jener Zeit, hinſichtlich der Aechtheit derſelben, zu widerſprechen. Vornehmlich aber ſcheint, wie geſagt, gerade bei dem Stagiriten eine gegründete Ausnahme gemacht werden zu können: und giebt man zu, daſs eben ein Mann wie Ariſtoteles, in einem ſo hochgebildeten Zeitalter, und bei den ſo engen Beziehungen, in denen er mit den ausgezeichnetſten und bedeutendſten Männern ſeiner Zeit ſtand, bei Unmöglichkeit der ſteten mündlichen, ſehr häufig zu ſchriftlicher Mittheilung ſich veranlaſst ſehen muſste; ſo iſt es nur noch die Frage, wie ſolche Briefe, die doch urſprünglich eben keineswegs der Oeffentlichkeit beſtimmt ſein mochten, dennoch aufbehalten, und ſpäter geſammelt herausgegeben

1) Platon's Leben und Schriften, S. 504.

geben werden konnten; und dieſe, dünkt mich, iſt nicht allzu ſchwer zu beantworten. Zuvörderſt fehlt es ja nicht an ganz analogen Beiſpielen, aus den neueren und neueſten Zeiten, daſs briefliche Mittheilungen, die weder nach Form noch Inhalt von den Verfaſſern je der Oeffentlichkeit, ja wohl öfters eher der ewigen Verborgenheit und Vernichtung beſtimmt waren, dennoch aufbehalten und bekannt gemacht worden ſind; und dieſs läſst ſich auf die alte Welt, ohne ſie moderniſiren zu wollen, gewiſs mit gleichem Rechte anwenden. Ferner aber darf man gewiſs nicht ohne Wahrſcheinlichkeit annehmen, daſs, ſelbſt wenn ſämmtliche Empfänger (was doch nicht glaublich iſt) die vom Ariſtoteles erhaltenen Briefe *nicht* des Aufbewahrens gewürdigt hätten, doch wohl der in allen Dingen ſo höchſt genaue und ſorgfältige Stagirit Abſchriften ſeiner wichtigeren, zumal an politiſch-hoch ſtehende Perſonen, wie Philipp, Antipater, Alexander, u. a., gerichteten Briefe für ſich behalten habe, welche alsdann das Schickſal ſeines übrigen litterariſchen Nachlaſſes theilten, und mit dieſen zugleich ſpäter hervorgezogen, geſammelt, und herausgegeben wurden. Ja, faſt möchten wir behaupten, daſs man eher Urſache haben könne ſich zu verwundern und es unerklärlich zu finden, wenn ſich von bekannten Briefen des Philoſophen nicht die geringſte Spur erhalten hätte, als daſs man eben die Nachrichten über ihre Erhaltung für unglaubwürdig anſehen ſollte. — Was nun aber Aſt's Bedenken über die Form der Abfaſſung ſolcher, vom Verfaſſer nicht der Oeffentlichkeit beſtimmter, Briefe anbetrifft, ſo darf man auf dieſelbe nicht etwa von der Nachläſſigkeit neueſter Zeit einen Schluſs machen. Wenn Ariſtoteles überhaupt an jene Perſonen dergleichen Briefe richtete, wie dieſs mir unzweifelbar wahrſcheinlich erſcheint, ſo verwandte er gewiſs, was die Form betrifft, auf ihre Abfaſſung nicht

weniger Fleifs, als wenn er fie bekannt machen wollte, und Form und Inhalt folcher wirklichen ächten Briefe waren es ja auch, wie bald gezeigt werden foll, aus denen fpätere Rhetoriker ihre Theorien über Epiftolographie entnahmen.

Im Ganzen alfo dürfte fich aus der Sache felbft kein begründeter aprioriſcher Schluſs gegen das Vorhandenſeinkönnen und die Aechtheit Ariſtoteliſcher Briefe machen laſſen. Ob aber die jetzt noch erhaltenen wirklich ächt ſind, iſt eine andere Frage, welche wir ſpäter genauer zu beantworten verſuchen werden.

Ich komme jetzt auf die vorhandenen alten Zeugniſſe über die Briefe des Stagiriten. Diogenes von Laerte, in ſeinem wahrhaft-räthſelhaften Kataloge der Ariſtoteliſchen Schriften, den ich, je öfter ich ihn betrachte, immer weniger umhin kann für ein Verzeichniſs der eignen Schriften des Stagiriten, wie ſie ſich in ſeinem Nachlaſſe befanden, und aus dem vielbeſprochenen Graben herausgezogen wurden, anzuſehn; eine Anſicht, welche, um dieſs beiläufig zu ſagen, manche Sonderbarkeiten in jenem Kataloge zu erklären geeignet ſein möchte — Diogenes alſo giebt folgendes Verzeichniſs der Briefe des Ariſtoteles:

1) Briefe an den Philippus, ohne Angabe der Zahl.
2) Briefe der Selymbrier.
3) Vier Briefe an den Alexander.
4) Neun Briefe an den Antipater.
5) Ein Brief an den Mentor.
6) Ein Brief an den Ariſton.
7) Ein Brief an die Olympias.
8) Ein Brief an den Hephäſtion.

9) Ein Brief an den Themiſtagoras.
10) Ein Brief an den Philoxenus.
11) Ein Brief an den Demokritus.

Was nun die unter Nr. 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 genannten Briefe betrifft, ſo iſt, meines Wiſſens, darüber nirgends etwas weiteres aufbehalten, ja, wir kennen zum Theil nicht einmal die Perſonen, welche als Empfänger genannt werden. Titze, in ſeinem öfters erwähnten Werke über die Eintheilung und Anordnung der Ariſtoteliſchen Schriften [1]), hält Nr. 2 für den von Diogenes angegebenen Haupttitel, unter welchem die folgenden von Nr. 3 bis Nr. 11 begriffen geweſen ſeien. Doch ſieht man nicht ein, was ihn dazu berechtigt haben könne. Es bleibt jener unter Nr. 2 angeführte Titel allerdings dunkel, und es iſt wohl überflüſſige Mühe, ſich in Vermuthungen über den Inhalt dieſer angeblichen Briefe, und über die Bedeutung der (wer weiſs ob nicht durch Verſchreibung entſtandenen) Benennung, „Briefe der Selymbrier", zu verſuchen, wie Titze dieſs thut, der am a. O. die Meinung äufsert, dafs in dieſen Briefen Ariſtoteles nur die Form, kunſtmäſsig, gewählt habe, um ſich in der Unterhaltung mit Abgeſchiedenen mit deſto gröſserer Freimüthigkeit über die politiſche Lage und das Verhältniſs Griechenlands und Makedoniens ausſprechen zu können. Meiner Ueberzeugung nach waren die Briefe, welche das Alterthum von Ariſtoteles, theils einzeln, theils ſpäter in förmlichen Sammlungen befafs, wirkliche Briefe, veranlaſst durch das Bedürfniſs der perſönlichen Mittheilung, nicht Produkte der Kunſt, d. h. Abhandlungen in Briefform; und dieſe Meinung ſtützt ſich auf das entſchiedene Zeugniſs des eben ſo gelehrten als ſcharfſinnigen und

1) De Ariſtotelis operum ſerie et diſtinct. p. 45 vergl. mit p. 51.

geſchmackvollen Verfaſſers des Büchleins: *Περὶ Ἑρμηνείας* [1]).

Zu der Zeit nämlich, als Briefe eine künſtleriſche Form ſowohl für Publizirung der verſchiedenartigſten Gegenſtände als auch nur Gegenſtand der ſchöngeiſtigen Litteratur und rhetoriſcher Uebungen wurden, zufolge deren man ſich bemühte, dergleichen Schreiben unter irgend eines berühmten Mannes Namen zu verfaſſen, in deſſen Lage, Verhältniſſe, Geiſt, Manier, und Sprache man ſich möglichſt dabei zu verſetzen beſtrebt war, fehlte es auch bald nicht an Aeſthetikern, welche Theorien einer ſolchen Epiſtolographie aufzuſtellen ſich beſtrebten: denn das gelehrte Hellas war faſt eben ſo theorienſüchtig wie die moderne Welt, für die Jean Paul ſeine „Theorie der Appendixe“ verfaſste.

Wie man dabei zu Werke ging, lehrt uns der Verfaſſer des trefflichen Büchleins: *Περὶ Ἑρμηνείας* [2]). Man nahm die vorhandenen ächten, oder mindeſtens für ächt gehaltenen, wirklichen Briefe ausgezeichneter Männer zur Hand, und abſtrahirte aus dieſen die nöthigen Regeln und Grundſätze nicht nur für die Form, ſondern auch für den Inhalt eines Briefes, den man im Geiſte eines andern ſelbſt verfaſſen oder vielmehr andern dazu Anleitung geben wollte. Dieſs thut der mehrerwähnte Tiberius, da, wo er über den Briefſtil (*ἐπιστολικὸς χαρακτὴρ*) handelt [3]). Eben ſo begleitete wahrſcheinlich der bald näher zu behandelnde Grammatiker Artemon ſeine Sammlung der Briefe des Ariſtoteles mit einer Abhandlung über die briefliche

1) p. 126. §. 229. Fiſch.

2) Der Kürze halber wollen wir ihn ſpäter Tiberius nennen.

3) *Περὶ Ἑρμηνείας* §. 231—244 ext. p. 124... Fiſch.

Kunſtform, wie ſie zu ſeiner Zeit geltend war. Wenigſtens geht dieſs aus dem Umſtande hervor, daſs Tiberius eine ſeiner Anſichten, nämlich die der Einheit des dialogiſchen und des Briefſtils, widerlegt [1]). — Andere, die über denſelben Gegenſtand Theorien entwickelten, nennt Fiſcher in einer Bemerkung zu dem Werke des Tiberius [2]), nämlich Philoſtratus (τίνος ἐπιστολικοί) und Gregorius Nazianzenus.

Daſs man nun dabei die Nachahmung wirklicher Briefe, inſofern ſie aus dem Bedürfniſſe gegenſeitiger Mittheilung über Gegenſtände des innern wie des äuſsern Lebens entſpringen, vor Augen hatte, zeigen deutlich die von Tiberius über den Inhalt eines Briefes aufgeſtellten Grundſätze [3]), bei denen er ſich wiederum auf die Muſter Platon und Ariſtoteles beruft. Doch wir kehren für jetzt zurück zur Aufzählung der Zeugniſſe des Alterthums über die einzelnen Briefe des Stagiriten.

Ueber den Briefwechſel mit Philipp von Makedonien ſind aufser denen des Diogenes Laertius noch einige Nachrichten erhalten. Nach dem, was von uns im Leben des Ariſtoteles bei Gelegenheit ſeiner Berufung an den Hof von Makedonien über ſein Verhältniſs zum Philipp geſagt worden iſt, muſs es uns wahrſcheinlich ſein, daſs Ariſtoteles, ſowohl von Athen aus, als auch ſpäter bei ſeinem Aufenthalte in Stagira, mit dem Vater ſeines Zöglings Briefe gewechſelt habe. Die Andeutungen bei Pſeudo-Ammonius und dem lat. Biographen (Vet. translat.) laſſen an Empfehlungsbriefe aller Art denken; denn der erſtere ſagt

1) A. a. O. §. 231, 232.

2) Ad Demetr. Π. Ἑρμ. p. 124.

3) Vergl. §. 239.

ausdrücklich (p. 47. Buhle): *Καὶ ὅτι μὲν πολλοὺς ἰδίᾳ τῶν ἐποίησε, δηλοῖσιν αἱ φερόμεναι αὐτοῦ συστατικαὶ ἐπιστολαὶ περὶ τινων πρὸς τὸν βασιλέα*: woraus zugleich erhellt, dafs derjenige, welchem diese Worte angehören, solche Briefe noch vor Augen haben mufste. Später gab wohl Alexander's Erziehung Stoff und Veranlaffung in Fülle zu brieflichen Mittheilungen an den, meift abwefenden Vater.

Am reichften aber und beftimmteften find die Nachrichten über den Briefwechfel des Stagiriten mit Antipater und Alexander.

Mit Antipater mufs der Stagirit in einem ganz befonders vertrauten Verhältniffe gelebt haben. Dafür bürgt nicht fo wohl der Umftand des Briefwechfels felbft, als der Inhalt deffelben, nach den wenigen Ueberreften zu urtheilen, welche wir zum Theil im Verlaufe der Darftellung des Lebens des Ariftoteles mitgetheilt haben. Auch war es ebenderfelbe Antipater, dem vor allen andern Ariftoteles in feinem Teftamente die Sorge für die genaue Vollziehung deffelben aufzutragen fich bewogen fühlte. Es fcheint derfelbe im vollen und edelften Sinne des Wortes Freund des Philofophen gewefen zu fein, und fchon diefer Umftand würde uns über den moralifchen Werth des alten makedonifchen Feldherrn und Staatsmannes ein günftiges Urtheil fällen laffen, wenn wir auch fonft nicht wüfsten, dafs er felbft von feinem Könige Philipp in fo hohem Grade geachtet wurde, dafs diefe Achtung felbft dem Gefühle ehrerbietiger Scheu nahe kam, wie diefs eine von Athenäus aus Antigonus Karyftius mitgetheilte Anekdote bezeichnet [1]).

1) Athen. Deipnof. XII. p. 435 D. p. 548 E. F.

Der Briefe des Ariſtoteles an den Antipatèr erwähnt der Peripatetiker Ariſtokles [1]), wie es ſcheint als noch zu ſeiner Zeit vorhanden, mit den Worten: *Περὶ δὲ τοῦ γάμου τοῦ Πυθιάδος ἀποχρώντως αὐτὸς* (d. h. *Ἀριστοτέλης*) *ἐν ταῖς πρὸς Ἀντίπατρον ἐπιστολαῖς ἀπολελόγηται*: und zwar ſehen wir hieraus, daſs dieſe brieflichen Mittheilungen auch die eigenſten und nächſten Familienangelegenheiten des Stagiriten betrafen. So enthielt denn jener Briefwechſel wohl auch die näheren Umſtände, welche Ariſtoteles Entfernung von Athen nach Chalkis veranlaſsten und begleiteten, ſowie überhaupt eine Schilderung des Betragens der Athener gegen ihn nach Alexander's Tode [2]). Eine Aeuſserung des Ariſtoteles über den Alexander, wie ſie wohl nur ein Freund gegen den ſichern Freund wagen konnte, findet ſich endlich erwähnt aus ſeinen Briefen an den Antipater bei Plutarch an zwei Orten, einmal in dem Schriftchen: „über die Ruhe der Seele", und: „über das Wahrnehmen des Fortſchreitens in der Tugend", nämlich die, daſs derjenige, welcher eine richtige Erkenntniſs von der Gottheit habe, eben ſo gut, wie Alexander, der Eroberer Aſiens, ſich der Ueberlegenheit und Herrſchaft über Viele rühmen dürfe. Derſelbe Plutarch hat uns auch, wie wir oben geſehn haben, ein Fragment aus einem Briefe des Antipater, ungewiſs, an wen [3]), aufbehalten, in welchem derſelbe über den Tod ſeines Freundes berichtete.

Noch ein beſtimmtes Zeugniſs giebt uns endlich über dieſen Briefwechſel des Stagiriten mit dem An-

1) Bei Euſebius Praep. Evang. XV, 2.

2) Vergl. Leben des Ariſtot. S. 149 ff.

3) Vergl. Leben des Ariſtot. S. 181... Not. — vielleicht an den Xenokrates, oder Theophraſt?

tipater der Grammatiker **Tiberius**, da, wo er die genannte falſche Anſicht des **Artemon**, als ſei der Briefſtil eins mit dem des Dialogs, beſtreitet, wobei er zugleich auch eine Stelle aus einem Briefe an den Antipater als ein Beiſpiel der gedrungenen kurzen und gedankenſchweren Sprache in den Briefen des Ariſtoteles heraushebt [1]). *Τίς οὖν* (heißt es dort) *οὕτως ἂν διαλεχθῇ πρὸς φίλον, ὥσπερ ὁ Ἀριστοτέλης πρὸς Ἀντίπατρον, ὑπὲρ τοῦ φυγάδος γράφων τοῦ γέροντος, φησίν· Εἰ δὲ πρὸς ἁπάσας οἴχεται τὰς φυγάς* [2]) *οὗτος, ὥστε μὴ κατάγειν, ὅλον ὡς τοῖς γε εἰς ᾅδου κατελθεῖν βουλομένοις, οὐδεὶς φθόνος* [3]).

Ich will hier gleich noch einige andere von demſelben Tiberius aufbehaltene Fragmente des Ariſtoteles herſetzen, von denen ich meine, daſs er ſie etwa aus Briefen deſſelben an den Antipater entnommen haben könnte. Dahin gehört z. B. die ſchon im Leben des Ariſtoteles erwähnte Stelle, in welcher er ſelbſt über die Urſachen, welche ihn nach Makedonien zu gehn, und ſpäter daſſelbe zu verlaſſen bewogen hätten, ſich ſo ausdrückt [4]): *Ἐγὼ ἐκ μὲν Ἀθηνῶν εἰς Σταγειρα ἦλθον διὰ τὸν βασιλέα τὸν Μέγαν, ἐκ δὲ Σταγείρων εἰς Ἀθήνας διὰ*

---

1) *Περὶ Ἑρμην.* §. 231, p. 124. Fiſch. — Vergl. Menage zu Diog. Laert. T. II, p. 197, der jedoch die Stelle nur verſtümmelt mittheilt. — Jonſ. I, cp. 13, p. 80.

2) Vergl. Valken. ad Herodot. IV, 198.

3) *Ὁ γὰρ οὕτω διαλεγόμενος* (ſetzt Tiberius hinzu) *ἐπιδεικνυμένῳ δοκεῖ μᾶλλον, οὐ λαλοῦντι.* und Fiſcher bemerkt, daſs ſich auch in dieſer Stelle das von Simplicius ſogenannte *συστοιχειωμένον* des Ariſtoteliſchen Stiles wiederfinde.

4) §. 29, pag. 22 ed. Fiſch. verglichen mit §. 155, p. 90. An der letzteren Stelle ſind die Worte ſo umgeſtellt: *ἐκ μὲν Ἀθηνῶν ἐγώ.* Man ſieht, die Alten waren in dergleichen weit weniger ängſtlich als wir.

τὸν χειμῶνα τὸν μέγαν. Wie geſagt ſcheinen mir dieſe Worte aus einem Briefe des Philoſophen entnommen; und iſt dieſs der Fall, ſo müſste derſelbe gegen das Lebensende des Ariſtoteles, als von Athen oder Chalkis aus geſchrieben anzunehmen ſein. Der Sinn der Worte iſt übrigens dunkel, das Treffende und Gewichtige, um deſſen willen er die Stelle anführt, fand Tiberius in dem ὁμοιοτέλευτον. Das διὰ τὸν βασιλέα τὸν Μέγαν kann eben ſo gut wie auf den Philipp und Alexander, auch auf den Perſerkönig gehen, deſſen Verrätherei gegen den Hermias den Stagiriten zwang, Atarneus zu verlaſſen, und, wie es nach dieſen Worten den Anſchein haben dürfte, über Mitylene auf kurze Zeit nach Athen zurückzugehn. Weiter mag ich mich auf Vermuthungen nicht einlaſſen.

Gleichfalls aus einem Briefe (jedoch wage ich hier nicht zu beſtimmen, an wen) ſcheinen ferner die Worte entnommen zu ſein, welche Tiberius anführt, um zu beweiſen, daſs: καὶ ἀπὸ λέξεως χάριτας γίνονται, ἤγουν ἐκ μεταφορᾶς, und zwar ſowohl ἐξ ἰδιωτικοῦ ὀνόματος, als auch ἐκ πεποιημένου. Zum Belege führt er aus Ariſtoteles die Worte an: Ὅσῳ γὰρ μονώτης εἰμὶ, φιλομυθότερος γέγονα: und: Ὅσῳ γὰρ αὐτίτης καὶ μονώτης εἰμὶ φιλομυθότερος γέγονα [1]).

Auch dieſe Worte ſcheinen von Ariſtoteles in ſeinen letzten Lebensjahren, vielleicht in ſeinem einſamen Aufenthalte zu Chalkis niedergeſchrieben zu ſein, und charakteriſiren, wenn ſie ächt ſind, trefflich dieſe

---

1) *Μονώτης* iſt ein Wort, welches Ariſtoteles auch in der Ethik an den Nikomachus öfters gebraucht; über *αὐτίτης* vergl. Schneider bei Fiſcher in der Varietas lectionis ad Demetr. Ibr. *Περὶ Ἑρμην.* p. 240.

gemüthliche Seite des Stagiriten, und seine früher von uns erwähnte Neigung zum Reden und Lehren.

Als entnommen aus den Briefen des Aristoteles führt ferner Tiberius noch zwei Stellen an: die eine, um zu beweisen, dafs gewisse bestimmte Grundsätze auch über den Inhalt eines Briefes sich aus denen des Aristoteles entwickeln liefsen: *Εἰδέναι δὲ χρὴ, ὅτι οὐχ ἑρμηνία μόνον, ἀλλὰ καὶ πράγματά τινα ἐπιστολικά ἐστιν. „Ἀριστοτέλης γοῦν ὡς μάλιστα ἐπιτετευχέναι δοκεῖ τοῦ τύπου ἐπιστολικοῦ, Τοῦτο δὲ οὐ γράφω σοι, φησίν· οὐ γὰρ ἦν ἐπιστολικόν*“ [1]).

Die andere, vielleicht aus einem Briefe an Philipps oder Alexander entnommene, Stelle soll darthun, dafs Aristoteles in seinen Briefen sich auch der streng-beweisenden Form (*ἀποδείξεις*) bedient habe, aber an rechter Stelle [2]). *„Ἀριστοτέλης μέντοι καὶ ἀποδείξεσί που χρῆται ἐπιστολικαῖς. οἷον διδάξαι βουλόμενος, ὅτι ὁμοίως χρὴ εὐεργετεῖν τὰς μεγάλας πόλεις καὶ τὰς μικράς, φησίν, οἱ γὰρ θεοὶ ἀμφοτέραις ἴσοι. ὥστ' ἐπεὶ αἱ Χάριτες θεαὶ, ἴσαι ἀποκείσονταί σοι παρ' ἀμφοτέραις.* „Hier iſt sowohl“, setzt Tiberius hinzu, „das, was bewiesen wird, als die Art, wie es bewiesen wird, passend für die briefliche Form (*τὸ ἐπιστολικόν*).“

Was endlich den Briefwechsel des Philosophen mit seinem Zöglinge Alexander betrifft, — wovon das allbekannte Fragment, in welchem sich der letztere über die Bekanntmachung gewisser Schriften seines Lehrers beschwert, von Gellius [3]), und Themistius Euphrades, (Zeitgenossen des Kaisers

---

1) Vergl. *Περὶ Ἑρμηνείας* §. 239. p. 126.

2) Vergl. *Περὶ Ἑρμην.* §. 242. p. 128.

3) Noctt. A. XX. 4.

Julian,) in ſeinem Commentare zu des Stagiriten *Ἀκρόασις φυσική* [1]) erhalten iſt — ſo iſt es, auch ohne alle direkte Zeugniſſe, wenn man beider Verhältniſs zu einander betrachtet, nur zu wahrſcheinlich, daſs zwiſchen dem Denker von Stagira und dem Eroberer Aſiens, wenigſtens für eine gewiſſe Zeit, ein höchſt inhaltreicher Briefwechſel Statt gefunden habe. Briefe Alexander's an andere Perſonen, wie z. B. an Antipater, werden von Plutarch und andern mehrfach erwähnt; doch die des Ariſtoteles an den Alexander auſser den oben genannten nur noch von Tiberius, der ſie als Muſter für Briefe weitläufigeren Umfangs (was ſie allerdings der Natur der Sache nach ſein muſsten) darſtellt; die jedoch, wie derſelbe ausdrücklich bemerkt, noch weit davon entfernt wären, ganze Bücher (*συγγράμματα*) zu ſein [2]). — Doch iſt von dieſem Briefwechſel des Ariſtoteles mit ſeinem Zöglinge, wenn man das von Gellius erhaltene Fragment etwa ausnimmt, durchaus nichts weiter auf uns gekommen; denn die künftig näher zu betrachtenden fünf Briefe des Ariſtoteles ſind ein ganz elendes Machwerk, und das in der Bibliothek des Oxforder Collegii Corporis Chriſti befindliche Manuſcript eines Briefes an Alexander über die Wunder Indiens iſt, wie ähnliche andere Produkte, längſt für unächt erklärt worden [3]).

---

1) Erſch. Vened. 1480 und 1500 fol., mir nicht zu Geſicht gekommen.

2) *Ἐπεὶ δὲ καὶ πόλεσί ποτε καὶ βασιλεῦσι γράφομεν, ἔστωσαν τοιαῦται αἱ ἐπιστολαί, μικρὸν ἐξῃρμέναι πως· στοχαστέον γὰρ καὶ τοῦ προσώπου ᾧ γράφεται. ἐξῃρμέναι μέντοι καὶ οὐχ ὥστε σύγγραμμα εἶναι ἀντ' ἐπιστολῆς, ὥσπερ αἱ Ἀριστοτέλους πρὸς Ἀλέξανδρον, καὶ πρὸς τοὺς Λίνου αἰτίους ἢ Πλάτωνος.* De Elocut. §. 223, p. 128.

3) Vergl. Junius I, cp. 13, p. 81. — Ueber die verlornen Briefe des Ariſtoteles handeln auſser Junius noch Caſaub. ad Athen.

Schickſale der Ariſtoteliſchen Briefe.

Die Briefe des Ariſtoteles ſcheinen vereinzelt von einzelnen Schriftſtellern, welche über Leben und Schriften, vorzüglich über den Charakter des Philoſophen, bald nach ſeinem Tode in eignen Schriften ſich verbreiteten, ſoviel ihrer jedem entweder zu Gebote ſtanden, oder für den Zweck und Plan ihrer Schriften erforderlich ſchienen, bekannt gemacht worden zu ſein. — Hieraus entſtanden die Sammlungen, deren, wie es ſcheint, das Alterthum mehrere kannte.

Dürfen wir nämlich dem Verfaſſer des Verzeichniſſes Ariſtoteliſcher Schriften in der Bibliotheca Philoſophorum Arabica, welches Werk als Manuſcript in der Eskorialbibliothek befindlich, und in Auszügen durch M. Caſiri in ſeinem Catalog. Biblioth. Arab. Hispan. (1760, 2 Fol.) bekannt geworden iſt, Glauben ſchenken; ſo veranſtaltete der bekannte Andronikus Rhodius zu Ende des erſten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, und nach ihm ein gewiſſer Aretas, eine geordnete Sammlung der in den hinterlaſſenen Handſchriften des Stagiriten in groſser Anzahl vorgefundenen Briefe [1]). Ueber die Sammlung des Aretas ſowie über deſſen Perſon überhaupt iſt meines Wiſſens auſser eben dieſer Angabe nichts bekannt, und faſt könnte man auf den Gedanken kommen, daſs er ſelber vielleicht gar nicht exiſtirt habe, ſondern der Name nur durch eine Verſchreibung aus dem bald zu nennenden Artemon entſtanden ſei.

Was aber den Andronikus betrifft, ſo erhält dieſe Nachricht noch dadurch ein nicht unbedeutendes

---

XIV, cp. 22. Fabricius Bibl. Gr. II, cp. 10. Menage zu Diog. Laert. T. II, p. 197..

1) Vergl. Buhle in Erſch und Gruber's Encyclop. Th. V, S. 286.

Gewicht, dafs Gellius [1]); bei Gelegenheit der Anführung jener Briefe des Ariſtoteles und Alexander, ſelbſt ausdrücklich bemerkt, dafs er ſie aus dem Werke des Philoſophen Andronikus entnommen habe. Titze, in ſeiner mehrerwähnten Schrift Seite 77.., meint [2]), dafs in jenem Werke Andronikus über Leben und Schriften des Ariſtoteles gehandelt habe, und allerdings iſt es nicht unwahrſcheinlich, dafs derſelbe, wenn er eine Sammlung der Briefe des Stagiriten veranſtaltete, dieſe mit genaueren, erklärenden Nachrichten über deſſen Lebensumſtände begleitet haben werde. Darauf deutet denn auch die Angabe hin, welche ſich in der alten lateiniſchen Biographie vorfindet, dafs das Teſtament des Ariſtoteles von Andronikus aufbewahrt worden ſei.

Die zuverläſſigſte Angabe aber über eine Sammlung der Briefe des Ariſtoteles finden wir, wie ſchon oben erwähnt wurde, bei dem Verfaſſer des Schriftchens: *Περὶ Ἑρμηνείας* [3]), nach deſſen Berichte ein gewiſſer Artemon eine ſolche verfaſste und mit einer Abhandlung über die briefliche Kunſtform begleitet herausgab. Die ſchon von Menage zum Diogenes Laertius [4]) mitgetheilte Stelle des Tiberius lautet wörtlich ſo: *Ἀρτέμων μὲν οὖν, ὁ τὰς Ἀριστοτέλους ἀναγράψας ἐπιστολὰς, φησὶν, ὅτι δεῖ ἐν τῷ αὐτῷ τρόπῳ, διάλογόν τε γράφειν καὶ ἐπιστολὰς· εἶναι γὰρ τὴν ἐπιστολὴν οἷον τὸ ἕτερον μέρος τοῦ διαλόγου.*

---

1) N. A. XX, 5.

2) Vergl. Menage zu Diog. Laert. T. II, p. 213.

3) §. 231. p. 125. Fiſcher.

4) T. II, p. 198. Derſelbe Menage mifsverſtand jedoch dieſe Stelle an einem andern Orte (zu Diog. Laert. T. II, p. 157), wie ſchon Fabricius in der Biblioth. Gr. II, X, 14 bemerkte.

Welcher aber von den fünf bis ſechs Männern dieſes Namens, die die Litteraturgeſchichte kennt [1]), dieſer hier erwähnte Artemon geweſen ſei, möchte ſchwer zu entſcheiden ſein. Es kommt dabei viel auf die Beſtimmung der Zeit an, in welcher der Verfaſſer des Büchleins, dem wir dieſe Nachricht verdanken, ſelbſt lebte, worüber man, wie es ſcheint, noch zu keinem ganz feſten Reſultate gelangt iſt. Vielleicht war es derſelbe Artemon, welcher, wie Athenäus [2]) berichtet, ein Werk: *Περὶ συναγωγῆς βιβλίων*, geſchrieben haben ſoll [3]).

Lange ſtand dieſe Nachricht über den Artemon als Sammler der Ariſtoteliſchen Briefe vereinzelt da, und einzig und allein auf die Autorität jenes Tiberius geſtützt. Erſt in der neueſten Zeit iſt eine andere dazugekommen, welche dieſelbe beſtätigt und zugleich erweitert.

Durch die überaus dankenswerthen Bemühungen des Herrn Prof. Carl Friedrich Neumann haben wir nämlich von einem, früher kaum dem Namen nach bekannten armeniſchen Schriftſteller David, Ueberſetzer und Erklärer der Ariſtoteliſchen Schriften, nähere Kunde erhalten [4]). Dieſer gelehrte Armenier, geboren zu Nerken, Verwandter und Schüler des armeniſchen Geſchichtſchreibers Moſe von Khorene, ſtudierte griechiſche Sprache und Philoſophie zu Athen, unter Sy-

1) Vergl. Jonſius IV, cp. 9. Dorn.

2) XII, cp. 3, p. 515 E.

3) Dieſer Meinung iſt, wie ich ſehe, auch Schöll, Geſch. d. gr. Literat. Th. II, S. 185 d. deutſch. Ueberſetzung.

4) Mémoires ſur la vie et les ouvrages de David, philoſophe Arménien du Vieme ſiècle, et principalement ſur ſes traductions de quelques écrits d'Ariſtote, par C. F. Neumann. Paris, 1829.

rianus, dem Lehrer des Proklus. Seine Blüthe fällt in das Ende des fünften, sein Tod muthmaſslich in den Anfang des ſechsten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung. Von zweien ſeiner, griechiſch geſchriebenen Werke, **Analyſis der Iſagoge des Porphyrius, und Prolegomena zu den Kategorien des Ariſtoteles**, theilt Herr **Neumann** in der gedachten Schrift intereſſante Einzelnheiten mit, und unter dieſen befindet ſich, glücklicher Weiſe für uns, auch die Angabe, (p. 54) „daſs des Ariſtoteles Briefe von einem gewiſſen **Artemon**“ (der Recenſent des Neumanniſchen Buches, in den Berliner Jahrbb. für wiſſenſchaftliche Kritik, Novemberheft 1829 S. 797..., ſchreibt freilich **Aetemon**, vielleicht durch ein Verſehn Neumann's) „geſammelt, und zwar **in acht Büchern** herausgegeben worden ſeien. Nach dieſer Nachricht zu urtheilen, muſs die Anzahl der Briefe nicht ganz unbeträchtlich geweſen ſein. Leider habe ich bis auf dieſen Augenblick die Neumann'ſche Schrift ſelbſt nicht erhalten können, und bin daher unvermögend, anzugeben, ob in derſelben nähere Mittheilungen des Armeniers über dieſen Gegenſtand gegeben worden ſind.

Vielleicht war es dieſe Sammlung, welche **Gregorius**, Biſchof von Nazianz, lebend in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts, ſeinem Freunde Olympianus überſchickte. Die ſich hierauf beziehenden Worte des 165ſten Briefes führt ſchon Menage an: *Τὸ πιττάκιον*, heiſst es, *ὅπερ εἴληφας παῤ ἡμῶν, τὰς Ἀριστοτέλους ἐπιστολὰς, ἐδυνάμην μὲν μὴ ἀνακομίσασθαι, ἀλλὰ παρά σοι μένειν ἐάσαι. λογίῳ δὲ δῶρον οἰκεῖον, καὶ φιλίας ἐπώνυμα δεξιόν.* Auch der gelehrteſte und ſcharfſinnigſte unſerer Erklärer des Ariſtoteles, **Simplicius**, der mit dem genannten **David** etwa gleichzeitig lebte, ſcheint eine Sammlung Ariſtoteliſcher Briefe (vergl.

Prolegom. ad Ariſtot. Categor. fol. 2) noch gekannt zu haben.

Die jüngſte Nachricht über die Briefe des Ariſtoteles findet ſich, ſoviel ich weiſs, in einem von Menage an der ſchon genannten Stelle angeführten Briefe des Photius, Patriarchen von Konſtantinopel, lebend um die Mitte des neunten Jahrhunderts nach Chriſto, an den Amphilochus, Metropolitan von Kyzikus, worin es von denſelben heiſst, ſie ſeien zwar *τῶν μὲν ἄλλων αὐτοῦ γραμμάτων λογοειδέστεραι, πλὴν οὐδὲ ταῖς Πλατωνικαῖς ἐξισάζουσιν.* Gewiſs hatte Photius, als er dieſes Urtheil niederſchrieb, noch andere Briefe des Stagiriten vor Augen, als die, welche heutiges Tages dieſen Namen führen; und wahrſcheinlich ging die vollſtändige Sammlung derſelben mit ſo vielem andern Herrlichen erſt in den Stürmen unter, in welchen, ſeit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, die Stadt Conſtantin's, die ſeit Photius Zeit Hauptſitz und Stütze der claſſiſchen Litteratur geweſen war, chriſtlicher Barbarei und fanatiſcher Glaubenswuth zum Raube wurde.

Berich-

Berichtigungen und Zusätze.

Zwei sinnstörende Druckfehler, welche sich trotz aller auf die Richtigkeit des Drucks verwendeten Sorgfalt dennoch eingeschlichen haben, wird der geneigte Leser vor der Lesung zu verbessern gebeten, nämlich:

Seite 29. Zeile 13. von oben fehlt an, nach Olymp. 99, 1.

S. 44. Z. 3. v. o. lies: Unterricht des Sokrates, statt: Unterricht Alexander's.

Zu S. 17 ff. Brucker, Histor. crit. Philos. I, p. 777, nennt noch andere Beiträge für die Biographie des Stagiriten, z. B. Hieronymi Gerusaei De vita Aristotelis ejusque operum censura.

Zu S. 67. Z. 10. v. u. Der eben so gelehrte als sorgfältige Brucker glaubte so fest an die vermeintliche Feindschaft und Rivalität des Aristoteles mit Xenokrates, dass er deshalb sogar behaupten zu müssen glaubte, nicht der berühmte Philosoph Xenokrates, sondern ein uns Unbekannter gleiches Namens (Xenocratem quendam) habe den Stagiriten zum Hermias begleitet. S. Hist. crit. Philos. I, p. 783, not. m. Ueberhaupt ist dieser Punkt fast der einzige, der in Brucker's Lebensbeschreibung des Arist. fast aller Kritik ermangelt. Vergl. besonders a. a. O. p. 787 mit p. 796, not. y. und p. 733.

Zu S. 67. Xenokrates war sowohl der Freund des Aristoteles als er es zu sein verdiente. Alle Nachrichten, welche wir über ihn besitzen, stellen ihn dar als ein Muster von Enthaltsamkeit und Redlichkeit, mässig in allem Thun, unzugänglich bis zur Starrheit allen Reizen des Sinnengenusses, Verächter des Goldes und der Fürstengunst; ein wahrhaft-freier und rechtschaffener Mann, selbst nach Philipp's des Mak. Urtheile, der an solche Eigenschaften nicht eben leicht glaubte, weil er sie selten gefunden. Auch Antipater wusste ihn zu schätzen. Vergl. Diog. Laert. IV, 9. IV, 11.

Zu S. 107. Z. 2. v. o. Nach Diog. Laert. (VI, 84) schrieb auch Onesikritus ein Werk: *Πῶς Ἀλέξανδρος ἤχθη.*

Zu S. 109. Z. 6. v. u. Die Ansichten anderer Gelehrten, wie z. B. des Joh. Fr. Gronovius und Heumann, findet man bei Brucker a. a. O. p. 788.

Zu S. 112. Z. 13. v. u. Die Hauptſtelle über die philoſophiſchen Gaſtmahle bei den Alten iſt die Beſchreibung derjenigen, welche das Haupt der Eretriſchen Schule, Menedemus, einrichtete, bei Athenius X, p. 419 E — p. 420 C (T. IV, p. 53 — 56. Schweigh.); wozu Brucker (I, p. 625. not. d.) noch anführt: Diog. Laert. Vit. Menedemi lect. 139. Jonſ. II, 2. p. 124. Eſchenbach: Diſſertatio academ. V. de Sympoſ. Sapient. p. 257 ſeqq.

Schließlich füge ich dem Seite 70. Anm. 1. Geſagten hier nur in der Kürze noch folgende Bemerkung bei, deren weitere Ausführung einer folgenden Zeit vorbehalten bleiben muß. Es iſt allbekannt, daß der werthvollere Theil der Scholien zum Ariſtophanes keineswegs auf dem eignen Grunde und Boden eines Thomas Magiſter und Joannes Tzetzes gewachſen iſt. Vielmehr repräſentiren dieſe Scholien Excerpte aus den trefflichen, für uns verlornen Kommentaren der gelehrteſten Alexandriniſchen Grammatiker, eines Kallimachus, Eratoſthenes, Ariſtophanes, Ariſtarchus, Apollonius, Didymus, Symmachus, (vergl. Kuſteri praefat. ad Ariſt. fol. 2.) u. a., die in den Scholien namentlich erwähnt werden. Nun aber finden wir in dieſen den Ariſtoteles nicht nur überhaupt häufig, ohne Nennung des betreffenden Werks, ſondern auch ſeine wichtigſten Werke namentlich citirt, und Stellen daraus angeführt. Dahin gehören 1) die Didaskalien; 2) die Politieen; 3) die Politik; 4) die (Nikom.) Ethik; 5) die Probleme; 6) die Thiergeſchichte. Iſt es nun wohl glaublich, daß ſämmtliche Scholien, in denen ſich dergleichen Anführungen finden, der Zeit nach Sulla und Andronikus Rhodius angehören; oder liegt nicht vielmehr die Anſicht weit näher, welche in dieſem Umſtande einen unwiderſprechlichen Beweis dafür findet: daß die Hauptwerke des Stagiriten, lange vorher, ehe Apellikon die Urhandſchriften der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Bibliothek aus jenem verrufenen τάφρος zu Tage förderte, in Alexandria vorhanden, und jenen alten Gelehrten zur Hand geweſen ſeien?

Halle, gedruckt in der Buchdruckerei des Waiſenhauſes.

Leben Schriften und Schüler

des

Ariſtoteles.

Von

Dr. Adolf Stahr.

Zweiter Theil.

Mit

Zuſätzen und Regiſtern

zum erſten und zweiten Theile.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes.

1832.

ARISTOTELIA

von

Dr. Adolf Stahr.

Zweiter Theil.

Mit

Zuſätzen und Regiſtern

zum erſten und zweiten Theile.

I. Die Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften von Ariſtoteles bis auf Andronikos von Rhodos.
II. Die vorhandenen angeblichen Briefe des Ariſtoteles.
III. Ueber den Unterſchied exoteriſcher und eſoteriſcher Schriften des Ariſtoteles.
IV. Sach- und Namenregiſter zum erſten und zweiten Theile.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes.

1832.

Universitäts-
München
Bibliothek

Sr. Hochwohlgeboren und Hochwürden

dem

Herrn

Johannes Schulze

Doctor der Philoſophie und Theologie,
Königl. Preuſsiſchem Geheimen Ober-Regierungsrathe
und vortragendem Rathe in dem hohen Miniſterium
der Geiſtlichen, Unterrichts-, und Medicinal-Angelegen-
heiten, Ritter des rothen Adlerordens,
u. ſ. w.

ehrfurchtsvoll

gewidmet.

Vorrede.

Mit allem dankbaren Vertrauen, wie es die wohlwollende Aufnahme, deren ſich die erſten Verſuche zu erfreuen hatten, nur zu erwecken vermag, übergebe ich dieſe Fortſetzung der Beiträge für **Lebensverhältniſſe, Schüler, und Schriften des Denkers von Stagira** den Freunden deſſelben. Ueber die einzelnen hier gebotenen Abhandlungen viel vorauszuſchicken dürfte kaum nöthig ſein, da faſt zu Anfange jeder einzelnen der Standpunkt und das Ziel derſelben bezeichnet worden ſind. Hinſichtlich der erſten Abhandlung habe ich mich ſchon an einem andern Orte ausgeſprochen, daſs man ſie nämlich als den erſten Theil einer **Geſchichte der Ariſtoteliſchen Schriften** zu betrachten habe, deren Verfolg in einem zweiten **Buche von Andronikos dem Rhodier** an durch die acht erſten Jahrhunderte chriſtlicher Zeit-

rechnung hindurch bis auf den Punkt geführt werden ſoll, wo Jourdain's verdienſtvolle Forſchungen beginnen *). Ueber die Wichtigkeit der in dem vorliegenden erſten Buche behandelten Aufgabe mag nicht wohl ein Zweifel obwalten. Ihre vollſtändige Löſung kann freilich nur aus einer durchgreifenden und erſchöpfenden Durchforſchung eines umfangreichen Kreiſes von Schriftdenkmalen des Alterthums gewonnen werden. Wie dies zu verſtehen, davon wird man im VIIten Kapitel genügende Andeutungen finden. In dieſer Beziehung nun konnte das Ziel in gegenwärtiger Arbeit nur annäherungsweiſe erreicht werden, und ſo bin ich mir denn auch deſſen, was da fehlt, wohl und treu bewuſst; wie denn jeder redliche Forſcher auf ähnlichem Felde der Alterthumskunde zu der Ueberzeugung gelangen muſs, daſs ſeine Studien, je mehr ſie ſich auf einen beſtimmten Gegenſtand concentriren, mit der wachſenden Ueberſicht und Einſicht des Gewonnenen und Entdeckten, ihm auch zugleich den Blick auf das noch unerforſchte und ungründete Gebiet ſchärfen und erweitern. „Es geht mit der Wiſſenſchaft wie mit dem Leben, je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie.“ Indeſs

*) Geſchichte der Ariſtoteliſchen Schriften im Mittelalter; oder: Forſchungen über Alter und Urſprung der lateiniſchen Ueberſetzungen des Ariſtoteles, und über griechiſche und lateiniſche von den Scholaſtikern benutzte Commentare. Paris 1819. Aus dem Franzöſiſchen mit Zuſätzen und Berichtigungen von A. Stahr. Halle 1831. Vorrede S. XII.

auch durch die hier gegebenen Umriſſe der Geſchichte jener Schriften, in denen ich bemüht war, alles bereits durch die Beſtrebungen Anderer zu Tage Geförderte mit den Ergebniſſen und Reſultaten eigner Studien in ein leicht überſichtliches, vollſtändiges Ganzes zu vereinen, möchte für die Geſchichte der Philoſophie alter Zeit ſo überhaupt, als der Ariſtoteliſchen insbeſondere, wie nicht minder auch für die Textesbeurtheilung der erhaltenen Schriften ihrer beiden Begründer Einiges gewonnen ſein. Zunächſt ſcheint dadurch das Fundament der älteſten Geſchichte des Peripatetismus ſicherer begründet, und der Beweis geführt, daſs es nicht an äuſsern Hinderniſſen lag, wenn das groſse Gebäude des Stagiriten nach ſeinem und ſeines Nachfolgers Tode nicht erheblich weiter geführt, und ſeine Werke weniger allgemein und eifrig ſtudirt und benutzt wurden. Es liegt im Laufe der ewigen Weltordnung, daſs nur von Jahrhunderten zu Jahrhunderten, ja, von Jahrtauſenden zu Jahrtauſenden Heroen im Reiche des Geiſtigen erſtehen. Eine Reihe von ſolchen, auf einander folgend und in ganz gleichem Geiſte wirkend, bietet die geſammte Weltgeſchichte nie und nirgends. Faſt ſollte es den Anſchein gewinnen, als folge auch in der geiſtigen Welt Erſchlaffung auf Anſpannung; auf gewaltige Erhebung eine Zeit der Ruhe, des Stillſtandes, ja, Rückſchrittes. Davor aber, daſs uns die Menſchheit nicht das traurige Verhängniſs jenes alten Siſyphus zu theilen, und raſtlos wie er den Grenzſtein des Wiſſens vorwärts zu wälzen ſcheine, bloſs um ihn in dem Augenblicke, wo er durch die Macht eines einzelnen Rie-

ſengeiſtes ſchon dem Gipfel genähert ſchien, wieder herabrollen zu ſehen, und das mühſame Beginnen von Neuem anzufangen, — vor ſo verkehrter, troſtloſer, ſelbſt frevelhafter Anſicht bewahrt das tiefere Eindringen in die Urſachen und das wahre Weſen dieſes ſcheinbaren „Kreislaufes der menſchlichen Dinge“. Ein ſolches läſst uns zugleich auch erkennen, wie nichtig und einſeitig es iſt, zu klagen, wie ſo häufig von Beſchränkten und Kurzſichtigen geſchehen iſt, daſs ein Ariſtoteles keine würdigen Nachfolger gefunden, oder daſs von den Alexandriniſchen Forſchern Keiner in ſeinem Geiſte fortgebaut habe. Tiedemann glaubt dieſe Erſcheinung durch Alexandreia's „heiſses Klima“ und die dadurch bewirkte „Indolenz“ erklärt zu haben. Aber Alexandreia war ja anerkannt der Sitz des mühſeligſten, des unermeſslichſten Fleiſses, der ſcharfſinnigſten, genaueſten Forſchung, und Indolenz überall eher als dort zu Hauſe. Solche Erklärungsverſuche ſind Erzeugniſſe einer kleinlichen und beſchränkten Weltanſicht, ſowie der vernachläſſigten Erforſchung der einzelnen Ringe jener Kette von hiſtoriſchen Momenten, welche den Entwickelungsgang des geiſtigen Lebens begründend und fördernd bezeichnen.

Der Gewinn, welcher für die Textesbeurtheilung der vorhandenen Werke des Philoſophen aus hiſtoriſchen Unterſuchungen wie die vorliegenden ſich ergeben muſs, iſt gleichfalls nicht unbedeutend. Alle Verderbniſſe, welche man vielfältig auf jene Ueberlie-

ferung von den älteſten Schickſalen dieſer Schriften, als auf ihre letzte Quelle, zurückgeführt hat, verlieren dadurch gleichſam ihren Grund und Boden; und wir werden zu der Ueberzeugung uns bequemen müſſen, daſs im Ganzen die Schriften des Ariſtoteles die Urſachen ihrer Verderbniſs und Lückenhaftigkeit mit allen andern Ueberreſten des Alterthums gemein, und nichts vor dieſen voraus haben, daſs alſo an ihrer Herſtellung, ſoweit ſolche überhaupt bei den alten Schriftdenkmalen möglich, nicht mehr und nicht weniger als bei andern zu verzweifeln ſei. Faſt ergötzlich iſt es, wenn man bemerkt, wie jene alte Ueberlieferung von dem Geheimhalten und der langen Verborgenheit der Ariſtoteliſchen Schriftwerke die daran haltenden wie ein trügeriſcher Kobold geneckt und zu den ſonderbarſten Widerſprüchen verleitet hat. So beklagte z. B. Buhle ganz ernſthaft und unbefangen *) den Verluſt der „geordneten Schriftverzeichniſſe des Ariſtoteles“, welche zugleich mit den biographiſchen und hiſtoriſchen Werken der gelehrten Alexandriner Hermippos von Smyrna, Apollodoros, Timotheos, u. A. m. untergegangen ſeien,

*) Praefat. ad Ariſtot. Opp. T. III, p. VII. Series illa, qua Ariſtotelis libros Diogenes Laertius et Anonymus apud Menagium — — enumerarunt, re vera confuſio eſt; vitae autem et recenſus litterarii ab Hermippo Smyrnaeo, Timotheo Athenienſi, Demetrio Magnete, Ariſtippo, Eumelo, Apollodoro, Phavorino et Ambryone (?) confecti, unde Diogenes et Anonymus farraginem ſuam congeſſerint, ad nos non pervenere.

ohne zu bedenken, dafs dadurch seine ganze Darstellung der Schicksale jener Schriften während der ersten zwei Jahrhunderte nach dem Tode ihres Verfassers über den Haufen geworfen werde. Denn wie konnten jene Gelehrten in ihren Biographien geordnete Verzeichnisse der Schriften des Aristoteles mittheilen, wenn diese überhaupt weder jemals vollständig bekannt gewesen, noch zu ihrer Zeit selbst nur aus dem Keller von Skepsis zu Tage gefördert waren?

Die zweite Abhandlung: über die vorhandenen angeblichen Briefe des Aristoteles, schliefst sich der im ersten Bande mitgetheilten über die alten Sammlungen jener Briefe ergänzend an. Meines Wissens ist über den Briefwechsel jener Zeit noch nirgends etwas Zusammenhängendes gesagt worden; was in dem gegenwärtigen Versuche geleistet, und ob dadurch eine und die andere herrschende Ansicht berichtigt worden, werden Kundige beurtheilen. Das Gesammturtheil über die Unächtheit der mitgetheilten Briefe selbst sehe ich auch durch die Auslassung derselben in der neuen Ausgabe der Werke des Aristoteles bestätigt; auch möchte darüber wohl kaum ein Zweifel erhoben werden können. Die Vergleichung der Aldinischen Ausgabe verdanke ich der zuvorkommenden Güte meines Freundes, Herrn Carl Dryander. Höchst unangenehm ist es mir dagegen gewesen, dafs ich trotz vielfacher Bemühungen die Neumannische Schrift über den alten Erklärer des Aristoteles, David den Armenier, bis auf diesen Augenblick nicht erhalten,

und ſomit die in derſelben enthaltenen Nachrichten über die Briefe des Ariſtoteles und ihre älteſten Sammlungen nicht habe benutzen können; denn durch ein faſt ſpaſshaftes Qui pro quo erhielt ich auf buchhändleriſchem Wege ſtatt der genannten Schrift über den alten armeniſchen Philoſophen David ein „Mémoire ſur David, premier peintre de Napoleon“ zugeſandt, und auf nochmalige Anfrage die Antwort aus Paris, daſs dort eine Schrift, wie die abgegebene, von Neumann nicht erſchienen ſei. Andere Bemühungen, ſie zu erhalten, blieben gleichfalls erfolglos. Die Bekkerſche Geſammtausgabe gelangte erſt in meine Hände, als die Bogen, welche den Text der Briefe enthalten, ſchon abgedruckt waren, für den zweiten Brief an Alexander konnte ich die Lesarten derſelben alſo nur bei der Correctur benutzen. Ebenſo iſt es mir mit Heinrich Ritter's Geſchichte der Philoſophie ergangen, deren dritter Theil mir erſt ſeit einigen Tagen zu Geſichte gekommen iſt. Indeſs haben diejenigen Erörterungen und Bemerkungen, zu welchen die Leſung dieſes Werkes veranlaſste, in den „Zuſätzen und Berichtigungen“ ihre Stelle gefunden. Daſs dergleichen Zugaben, die immer ein Buch verunſtalten, überhaupt gegeben worden ſind, mag die Natur ſolcher hiſtoriſchen Unterſuchungen verantworten, von denen der Kundige weiſs, daſs ſie nie zum gänzlichen Abſchluſs gelangen, ſolange das Forſchen ſelbſt nicht aufgegeben wird. Ein ausführliches Sach- und Namenregiſter über beide Theile dient zur Bequemlichkeit

derjenigen Leſer, die um eines einzelnen Punktes willen nicht Luſt und Zeit haben, eine ganze Abhandlung durchzuleſen. Der zweite Titel iſt im Intereſſe der Buchhandlung beigefügt worden, um den geneigten Leſern gleich von vorn herein anzukündigen, was ſie als Hauptinhalt dieſer Blätter anzuſehen haben.

Ehe ich dieſe Vorerinnerungen ſchlieſse, ſei es mir erlaubt, der Freude über die ſeit einem Jahre hervorgetretenen mannigfachen fördernden Beſtrebungen für die Werke des Weiſen von Stagira, deren letzte und groſsartigſte, die Geſammtausgabe der Ariſtoteliſchen Werke, ich kurz vorher erwähnte, einige Worte zu gönnen. Während der neueren Philoſophie der Ruhm gebührt, die Aufmerkſamkeit unſerer Zeit zuerſt wieder auf die Werke des Fürſten der Denker hingelenkt zu haben, iſt nun auch von Seiten der Philologie dieſer Aufforderung auf würdige Weiſe nachgekommen. Wir haben endlich eine Geſammtausgabe dieſer Werke, wie ſie vielleicht keine Zeit beſeſſen hat, baſirt auf die Grundlage von mehr als hundert Handſchriften, von einem Manne, deſſen Name billig allein hinreichend erſcheinen muſs, nicht nur die Art und Weiſe der Ausführung, ſondern auch ſelbſt das Gelingen eines ſo gewaltigen Unternehmens zu bezeichnen und zu verbürgen; und bald, wir hoffen es wenigſtens, wird auch der jetzt freilich noch ſehr behinderte kritiſche Gebrauch dieſer neuen Recenſion durch Dar-

legung des Werthes und der Art und Weiſe der Benutzung der einzelnen Handſchriften zur Begründung des neuen Textes möglich gemacht werden. Auch die wichtigen, ja, unentbehrlichen Schätze der alten griechiſchen Ausleger, zu denen bis jetzt nur wenigen Begünſtigten der Zutritt offen ſtand, dürfen wir hoffen bald vereint und neu geſichtet in aller Händen zu ſehen. Dann iſt die Bahn für kritiſche und erklärende Behandlung der einzelnen Werke gebrochen, und nach dem alten Spruche des Stagiriten ſelbſt: *Παντὸς προσθῆναι τὸ ἐλλεῖπον*, wird an ſolchen Bearbeitern dann auch bald nicht mehr Mangel ſein: und wenn es wahr iſt, was Göthe in ſeinem Leben geſagt hat, daſs immer diejenige Epoche der Litteratur eine glückliche zu nennen ſei, wenn groſse Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen und an die Tagesordnung kommen, weil ſie alsdann eine vollkommen friſche Wirkung hervorbringen; ſo ſtehen wir, aller Ausſicht nach, am Beginne einer ſolchen Epoche des friſchen Genuſſes der Werke eines der gröſseſten Geiſter. Denn wie in jenen Tagen, von denen Göthe redet, das „Homeriſche Licht“ der Welt neu aufging: ſo beleuchten auch jetzt wieder die erſten Strahlen eines neuen Tages das kimmeriſche Dunkel, welches noch über ſo vielen Werken des erleuchteteſten Kopfes verbreitet iſt, und wir können uns eines um ſo helleren Tages für dieſelben im voraus erfreuen, je höher die Stufe iſt, zu welcher gegenwärtig die geſammte Alterthumswiſſenſchaft ſich erhoben hat.

Dieſen Ausdruck freudiger Stimmung, in welchem wohl nur der Uebelwollende eine anſpruchsvolle Beziehung auf ganz anſpruchsloſe eigne Leiſtungen finden möchte, ſoll denn auch die, mir wenigſtens nicht ganz gerecht erſcheinende, Beurtheilung nicht trüben, welche der Genius des Stagiriten von dem neueſten, ſonſt wohlverdienten Bearbeiter, der Geſchichte ſeiner Philoſophie erfahren hat.

Geſchrieben Halle im Januar 1832.

Adolf Stahr.

I.

Die

Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften

von

Ariſtoteles bis auf Andronikos von Rhodos.

Il n'y a guéres de fait plus universellement reçûs que la suppreſſion des Livres d'Ariſtote rapportée par Strabon.

Journal des Sçavans pour l'an. de Juin 1717. *T. LXI. p.* 655.

Litteratur

der Beiträge Neuerer zur Geſchichte der älteſten Schickſale der Schriften des Ariſtoteles.

Franciſcus Patritius, Diſcuſſiones Peripateticae, T. I. Lib. IV.

Renat. Rapin, Comparaiſon de Platon et d'Ariſtote. ed. 2. 1686.

Pierre Bayle, Dictionnaire hiſtor. et crit., art. Tyrannion, T. IV, p. 379—381, (ed. 4. 1730); art. Andronique, T. I, p. 236—237.

J. A. Fabricius, Bibliotheca graeca, Vol. III, Lib. III, cp. 5, p. 292.. u. 373...

Jac. Brucker, 1) Otium Vindelic. p. 80 ff.
2) Hiſtoria crit. philoſ. Vol. I, p. 799.

C. d'A. d. Villoiſon, Anecdota graeca, Vol. II, p. 136, n. 1.

Moſes du Soul, ad Plutarchi Syllam, Tom. III, ed. Lond. p. 548.
S. Bibliothéque raiſonnée, T. VIII, p. 331.

C. G. Heyne, Opuscula academ. V. I, p. 126 ff.

J. G. Buhle, 1) Praefat. ad edit. Opp. Ariſt. Vol. I, p. XVII, XVIII.
2) Allgem. Encyclop. v. Erſch u. Gruber, Th. V, Art. Ariſtoteles.

F. N. Titze, De Ariſtotelis Operum ſerie et diſtinctione liber ſingularis, p. 5 ff.

J. G. Schneider, Epimetr. II. et III. vor ſeiner Ausgabe der Ariſtoteliſchen Hiſtoria de animalibus, Vol. I.

Chr. A. Brandis, Ueber die Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften und einige Kriterien ihrer Aechtheit; im Rhein. Muſ. I, 2, S. 236—254; I, 4, S. 259—286.

Kopp, Nachtrag zu der vorgenannten Unterſuchung; im Rhein. Muſ. III, 1, S. 95 — S. 104.

Beiträge
zur
Geſchichte der Ariſtoteliſchen Schriften.

Erſtes Buch.

Die Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften von Ariſtoteles bis auf Andronikos von Rhodos.

Erſtes Kapitel.

Zu den unterſcheidenden Zügen, welche das geiſtige Leben des Alterthums charakteriſiren, und mit der modernen Welt in ſcharf entſchiedener Weiſe in Gegenſatz treten laſſen, gehört unſtreitig die Art und Weiſe des litterariſchen Verkehrs und der Verbreitung ſchriftſtelleriſcher Erzeugniſſe bei den Alten. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt, und das daran geknüpfte Entſtehen des Buchhandels, von ſo unberechenbaren Folgen für den Bildungsgang der geſammten Menſchheit, haben auch hierin ſo gänzliche Veränderungen hervorgebracht, daſs es ſchwierig wird, bei dem empfindlichen Mangel an aufklärenden Nachrichten ein anſchauliches Bild von dem Weſen und Treiben in dieſer Seite des wiſſenſchaftlichen Lebens der Alten zu gewinnen; um ſo ſchwieriger, je höher man die Zeit hinaufrückt. Denn wenn uns auch aus der Blüthezeit römiſcher Litteratur manche Nachrich-

ten erhalten, manche Winke und Andeutungen gegeben ſind, ſo fehlen doch dieſe faſt gänzlich für die frühere Zeit des hellenifchen Lebens, für die Zeit eines Platon und Ariſtoteles.

Eng verbunden aber mit dieſer unbekannten, oder doch für die bezeichnete Zeit nur durch Vermuthungen zu beſtimmende Art und Weiſe des litterariſch-merkantiliſchen Verkehrs iſt eine andere, gleichfalls dem Alterthume eigenthümliche, Erſcheinung. Während nämlich in unſeren Tagen die gleichmäſsige, ſchnelle, und weite Verbreitung der Schriftwerke durch weitverzweigten, über die ganze Erde verbreiteten, Buchhandel, ſowie die Sicherſtellung derſelben vor Aenderungen, Verderbniſſen, und Verfälſchungen durch die Buchdruckerkunſt, allen zu Gute kommt, und eine Auszeichnung des einen Werkes vor dem andern nicht eben Statt findet; ſo läſst ſich dagegen von jedem Schriftwerke der alten Zeit eine eigne Geſchichte ſeiner äuſsern Schickſale annehmen, wenn auch nur von wenigen der auf uns gelangten genauer verfolgen, nach welcher ſich die Art und Weiſe, ſowie die Ausdehnung ihrer Verbreitung, der Einfluſs auf die verſchiedenen Zeitalter und deren Richtungen und Beſtrebungen, ſowie der Zuſtand von Vollſtändigkeit oder Unvollſtändigkeit, Reinheit oder Verderbniſs der Werke ſelbſt beſtimmen und ergeben müſſen. Es muſs für jeden Freund des Alterthums ein Gegenſtand des Wunſches, wenn auch oft eines vergeblichen, ſein, die eigenthümliche Weiſe des litterariſchen Lebens der blühenden Periode Athen's verfolgen und zur Anſchauung bringen, ſomit erforſchen zu können, wie die Werke der Dichter, der Hiſtoriker und Geographen, der Redner, der Philoſophen, in welcher Zeit und in welchem Umfange ſie in die Hände der Zeitgenoſſen kamen; zu erkunden, wie und in welcher Weiſe ſich die Theilnahme, der

Eindruck eines Dichterwerks, oder eines Platonischen Dialogs, einer Rede des Demosthenes, oder eines Werks wie die Politik des Aristoteles, bei dem lesenden Publikum äußerte, und insbesondere wie die Polemik, und ob diese sofort schriftlich auftrat, und welche Mittel sie zu ihrer schnelleren Verbreitung vorfand. Denn obgleich die Polemik der Alten, besonders der Philosophen und Rhetoren, zumal bei deren Redelust und Redefertigkeit, im Ganzen mehr eine mündliche im Kreise der Schüler sein mochte; so liefert doch die Lebensgeschichte des Aristoteles selbst auch Beispiele einer schriftlichen Polemik Gleichzeitiger im Gebiete der Wissenschaft. Ich erinnere hier nur, mit Uebergehung der Polemik des Stagiriten gegen Platon und dessen Schüler, wie Xenokrates, an Kephisodoros Vertheidigungsschrift seines Lehrers Isokrates [1]); an Demochares [2]) u. A. Schmähschriften gegen den Aristoteles; an die gegenseitigen Angriffe der Historiker, wie des Timaios, weiterhin näher zu betrachtenden leidenschaftlichen Ausfälle gegen die historischen Werke des Weisen von Stagira [3]); und an die Polemik des Epikuros gegen seinen Zeitgenossen Theophrastos [4]). Bei Philosophen und Rednern aber, sofern sie sich meist einen bedeutenden Kreis von zum Theil begeisterten, ihnen ganz ergebenen Schülern gebildet hatten, ist die Hülfe und Mitwirkung dieser, sowie gut unterrichteter, zuweilen selbst wissenschaftlich gebildeter Sklaven als ein Hauptbeförderungsmittel der Verbreitung der Schriftwerke ihrer Meister und Herren anzusehen.

---

1) Aristotelia, Th. I. S. 68. S. unten Kap. IV.

2) Aristotel. Th. I. S. 170.

3) Aristotel. Th. I. S. 170. S. unten Kap. IX, 5.

4) S. unten Kap. VIII, 4.

Mit dem Untergange der zahlreichen und trefflichen litteraturgeſchichtlichen Werke der alexandriniſchen Gelehrten, — denn faſt jedes biographiſche Werk war der Natur der Sache nach zugleich eine Specialgeſchichte irgend eines Zweiges der Litteratur oder doch ein wichtiger Beitrag zu einer ſolchen, — ſind uns aber die Quellen verloren gegangen, aus denen ſich eine genügende Kenntniſs dieſer Verhältniſſe ſchöpfen und ein anſchauliches Bild des litterariſchen Verkehrs in jener alten Zeit entwerfen laſſen würde. Für dieſe ſehen wir uns alſo auf geringe Ueberreſte jener Schriften, und auf die Werke der Alten ſelbſt beſchränkt, welche dem Forſcher nach Andeutungen der bezeichneten Art nur ſpärliche Ausbeute gewähren.

Die folgenden Blätter machen keine Anſprüche darauf, in dieſem, ziemlich unbetretenen, Felde etwas ausgerichtet, und Aufſchlüſſe über Erſcheinungen und Eigenthümlichkeiten des Alterthums gegeben zu haben, deren wahres Weſen und Geſtaltung nicht mehr zu erforſchen iſt; ſondern inſofern in denſelben eine Tradition über die Schickſale der Werke eines einzelnen Weiſen, nach allen Seiten hin betrachtet, und die Geſchichte der Verbreitung dieſer Schriften nach poſitiven Nachrichten und, wo dieſe fehlen, nach Folgerungen aprioriſcher Betrachtung verfolgt wird, dient das hier Gegebene vielleicht einem andern Berufneren, der es unternehmen möchte, den geſammten Ueberreſten aus der helleniſchen Zeit bis auf Eratoſthenes oder noch weiter herab eine geſchichtliche Behandlung angedeihen zu laſſen, als eine kleine Beihülfe. Dagegen haben die folgenden Forſchungen, für ſich betrachtet, ihren eignen Zweck, ihre eigne Beſtimmung, und in Bezug auf dieſe erſcheinen ſie als ſelbſtſtändig, als ein Ganzes. Sie bezwecken nicht blofs, den Freund und Leſer des Stagiriten über die älteſten

Schickſale ſeiner Werke aufzuklären, ſondern auch eine ebenſo uralte hergebrachte als abgeſchmackte Anſicht über die Schickſale dieſer Werke aus allen ſie jetzt noch herbergenden litterariſchen Werken, und ſomit aus den Köpfen aller Gebildeten zu vertreiben; ſo daſs, was wohl jetzt noch mancher mit ernſthaftem Geſichte davon ſchreibt und lieſt, nicht ohne Lachen zu erregen vorgebracht werden könne. Daſs dieſe Blätter, bei aller ihrer Mangelhaftigkeit, dies Ziel erreichen *können*, bin ich anmaſsend genug mir einzubilden, da ihnen die Sache ſelbſt zu Hülfe kommt; ob ſie es aber erreichen *werden*, möchte ich trotz dem, was man von der ſiegenden Kraft der Wahrheit zu reden pflegt, bezweifeln. Denn die Fluth der Litteratur, welche das Auslaufen kleiner Productionen begünſtigt, verbirgt ſie auch eben ſo ſchnell den Augen des Publikums, und Schreiber dieſes weiſs ſehr wohl, daſs weder äuſsere Verhältniſſe noch innere Anlagen ihn zu der Hoffnung berechtigen dürfen, daſs ſeine Worte in dem Umfange werden vernommen und beachtet werden, als er ſich in manchen Stunden, welche er dieſer Arbeit widmete, vorzuſpiegeln nicht unterlaſſen mochte.

Die älteſte *Geſchichte der äuſsern Schickſale der Ariſtoteliſchen Werke*, von welcher wir eine kurze Ueberſicht in dieſen Blättern zu geben verſuchen wollen, iſt eigentlich erſt ſeit den letzten Jahrzehenden ein Gegenſtand genauerer Betrachtung geworden. Die im *Alterthume* darüber vorhandenen ausführlichen Berichte ſind verloren; was übrig iſt, ſind einzelne gelegentliche Bemerkungen dreier Schriftſteller, welche die Dunkelheit nicht ſo wohl zerſtreut, als vermehrt, ja man kann ſagen, in Nacht verwandelt haben. Das *Mittelalter* hat ſich um die-

ſelbe gar nicht bekümmert. Seit der Wiederbelebung der Wiſſenſchaften war Franz Patritius der erſte, welcher dem Gegenſtande in ſeinen, genugſam bekannten Discuſſionibus peripateticis einige Aufmerkſamkeit ſchenkte, und die Frage, welches das Schickſal der Schriften des Stagiriten nach deſſen Tode geweſen, mit Zuziehung der wenigen, darüber aus dem Alterthume vorhandenen direkten Nachrichten, zu beantworten verſuchte; und ſeine Darſtellung, wiewohl aller gehörigen Kritik ermangelnd, blieb mehr als zweihundert Jahre lang, mit unbedeutenden Modifikationen, die aller derjenigen, welche entweder als Darſteller der Philoſophie, oder als Herausgeber der Werke des Philoſophen, die Schickſale der letzteren zu erwähnen ſich veranlaſst ſahen [1]).

Selbſt in der neueſten Zeit begnügten ſich Viele mit dem Hergebrachten, ſo ſchwankend und in ſich widerſprechend, ſo unwahrſcheinlich bei näherer Betrachtung es auch immer ſein mochte. Das Alter hatte den Irrthum geheiligt, ihn wie ſo manches gleichſam zu unantaſtbarer Tradition erhoben. Denn wie der Menſch oft an Grundſätzen, die er durch Erziehung und frühere Verhältniſſe gleichſam ihm unbewuſst überkommen hat, mit einer Feſtigkeit hängt, und im ungeſtörten Vertrauen auf die Gültigkeit und Richtigkeit ſolcher traditionellen Wahrheiten, welche die Art, wie ſie ſein eigen geworden ſind, gleichſam ehrwürdig macht, mit einer Anhänglichkeit ruhet, die ſelbſt den Gedanken an Prüfung nicht aufkommen läſst: ſo ſehen wir ähnliche Erſcheinungen auch im Gebiete des hiſtoriſchen Wiſſens. Der Irrthum ſchlägt hier, je äl-

1) Vergl. über Patritius das treffende Urtheil Jourdain's in Recherches ſur l'âge et l'origine des traductions latines d'Ariſtote, Abtheilung II, S. 228 der deutſch. Ueberſ.

ter und verbreiteter, und je weniger er jemals der Prüfung unterworfen gewesen ist, desto tiefere Wurzeln nicht nur im Kopfe, sondern auch im Gemüthe der Menschen; er wird ihnen lieb und werth, und wer ihnen denselben zu enthüllen versucht, tritt ihnen gleichsam in doppelter Hinsicht zu nahe, daher er auch anfangs bei Wenigen auf Dank, bei Vielen auf Anfeindung zu rechnen hat.

Erst dem vernünftigen kritischen Skepticismus unserer Tage, dem Zerstörer so vieles Althergebrachten, war es aufbehalten, auch der Geschichte der ältesten Schicksale der Werke des Aristoteles ihr Recht widerfahren zu lassen, und die gänzliche Unhaltbarkeit, und zum Theil offenbare Absurdität der von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzten Ansicht über diesen Gegenstand darzulegen. Brandis und Kopp sind hier als diejenigen zu nennen, welche in Deutschland zuerst öffentlich aussprachen, und mit Gründen belegten, was vielleicht schon Mancher vor ihnen gedacht hatte, und beide Männer haben sich dadurch ein Verdienst erworben, welches jeder Freund des Stagiriten dankbar anerkennen muss [1]). Doch darf dabei nicht vergessen

1) Schneider, in seinen Untersuchungen über diesen Gegenstand, liess die eigentliche Hauptsache in Strabon's Berichte dahingestellt sein. Ihm genügte es, zu erweisen, dass die Bücher der Historia de animalibus nicht mit in der Zahl der von Aristoteles nicht bekannt gemachten, sogenannten esoterischen Werke hätten begriffen sein können. Epimetr. II. p. LXXIX. „Reprimenda igitur narratio Strabonis videtur intra „numerum librorum esotericorum, quos Aristotelem intra „ferinia continuisse, nec in publicum exire passum fuisse, „Strabo videtur et ipse credidisse, et nobis persuadere voluisse. „Quae quidem opinio quam firma et vera sit, no„lim equidem statuere. Mihi enim satis est, lectorem ad„monuisse, narrationem Strabonis de vitiatis per Apellicones

werden, dafs in Frankreich ſchon vor mehr als hundert Jahren die gäng und gäbe Darſtellungsweiſe der Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften, und der ihr zum Grunde liegende Bericht Strabon's an dem ungenannten Verfaſſer eines von uns im Anhange beſprochenen Werks einen eben ſo gründlichen als ſcharfſinnigen Kritiker fand, obſchon wunderbarer Weiſe keiner von denen, welche ſeit dieſer Zeit den Ariſtoteles bearbeiteten, die von ihm gegebenen Winke benutzte und weiter verfolgte.

Jene frühere Anſicht von den älteſten Schickſalen der Ariſtoteliſchen Schriften gewannen Patritius, und ſeine Nachfolger bis auf Buhle, auf folgende Weiſe. Man nahm die darüber aus dem Alterthume auf uns gekommenen zwei Hauptſtellen des Strabon und Plutarchos als Grundlage, erzählte, nicht nur was ſie von den Schickſalen der Ariſtoteliſchen Schriften als hiſtoriſche Nachricht überliefern, getreulich nach, ſondern nahm auch das Raiſonnement, welches ſie der ihnen bekannten Thatſache als ihr eignes beigegeben haben, als wahr und richtig auf und an, und verband damit, ſo gut es gehen wollte, zwei Stellen des Athenaios über ebendenſelben Gegenſtand. Ueber dieſe vier direkten Zeugniſſe aber ging man nicht hinaus, und das aus ihnen gewonnene Endergebniſs ward keineswegs einer weiteren Prüfung dadurch unterworfen, dafs man damit dasjenige, was ſich aus apriorifcher Betrachtung der Sache ſelbſt, ſowie aus anderweitigen, in den Denkmälern des Alterthums hier und da zerſtreuten, indirekten hiſtoriſchen Zeugniſſen ergeben mufste, verglichen hätte.

„librorum Ariſtotelicorum exemplaribus non pertinere ad vo„lumina de animalibus ſcripta.“

Doch es ſcheint, der genaueren Ueberſicht der Sache wegen, ſowie für den leichteren Fortſchritt dieſer Unterſuchungen, zweckmäſsig, jene frühere Anſicht ſelbſt darzuſtellen. Ich thue dies mit den eignen Worten Buhle's, weil derſelbe, ungeachtet er als nach Kräften wohlverdienter Bearbeiter der Werke des Stagiriten, wie als Geſchichtſchreiber der Philoſophie, vielfache Veranlaſſung zu einer genaueren Prüfung der, ſeit Patritius gäng und gäben Anſicht von den Schickſalen der Werke des Ariſtoteles hatte, dennoch dieſelbe, der Hauptſache nach, unverändert beibehalten hat [1]), weshalb er denn hier als Repräſentant jener älteren Anſicht und Darſtellungsweiſe gelten mag, wie wir ſie ſonſt noch in unzähligen andern Werken wiederholt finden.

Die älteſten Schickſale der Schriften des Ariſtoteles,

nach Buhle's Aufſatze in der Allgem. Encyclop. der Wiſſenſch. und Künſte v. Erſch und Gruber. Th. V. S. 278—279.

„Hätte Ariſtoteles ſelbſt, während er lebte, ſeine „Schriften herausgegeben, ſo würde er als Urheber einer „ſyſtematiſchen Anordnung der Wiſſenſchaften, und

---

1) Weit entfernt, Buhle's Verdienſte um Ariſtoteles ſchmälern zu wollen, zumal da er, wie ſeine Abhandlung De libris Ariſtotelis exotericis et acroamaticis an mehreren Stellen bezeugt, ſich wirklich mehrmals auf dem richtigen Wege der Kritik der Straboniſchen Erzählung befand, ſtelle ich vielmehr darum ſeine Darſtellung als die zu beſtreitende und zu berichtigende hin, weil in derſelben, ſo wie ſie in einem wichtigen vielverbreiteten Werke befindlich iſt, ſelbſt nicht einmal ihres Verfaſſers eigne richtigere Anſichten benutzt worden ſind.

„der diejenigen Schriften, welche zu uns gelangt sind,
„gröfstentheils nach einem encyklopädischen Entwurf
„ausgeführt hat, — — — gewifs jedes seiner Werke
„nach dem eigenthümlichen Inhalt und Zwecke gehörig
„abgesondert, und die gegenseitige Verbindung aller
„bestimmt haben. Es geschah aber, aus was immer
„für Ursache, nicht. Nach dem Tode des Aristote-
„les erbte Theophrastos dessen litterarischen Nachlafs
„und gesammelte Bibliothek. Vielleicht hinderten ihn
„die Zeitumstände und das letzte Schicksal seines Leh-
„rers, jenen ganz, oder etwas davon, dem Publikum
„mitzutheilen; und es blieb in seinen Händen.
„Von ihm erbte [ihn] einer seiner Schüler, Neleus
„aus Skepsis, der zwar die Aristotelische Bi-
„bliothek dem Könige Ptolemäos Philadelphos
„von Aegypten für die Bibliothek zu Alexandria ver-
„kaufte, aber die Schriften des Aristoteles selbst aus un-
„bekannten Beweggründen zurückbehielt, und sie un-
„wissenden Erben hinterliefs. Da diese von dem Erb-
„lasser her eine dunkle Kenntnifs des hohen Werthes
„derselben haben mochten; so fanden sie es für gut,
„um nicht durch den König von Pergamus, unter des-
„sen Botmäfsigkeit die Skepsier standen, bei dem Wett-
„eifer der Attaler mit den Ptolemäern in Anle-
„gung einer grofsen Bibliothek, zur unentgeltlichen
„Herausgabe, oder für eine zu geringe Summe, ge-
„zwungen zu werden, jene unter der Erde in einem
„Keller zu verbergen, wo sie durch Näfse und Würmer
„litten und verderbt wurden. Hier entdeckte zufällig
„ein reicher Bücherliebhaber, Apellikon von Teos,
„ihr Dasein, kaufte sie um einen ansehnlichen Preis,
„liefs sie nach Athen bringen, dort neu abschreiben,
„und was von Fäulnifs und Würmern zernagt oder
„unleserlich geworden war, willkührlich ergänzen, so
„gut es sich thun lassen wollte. Durch die Eroberung

„Athen's von den Römern, Ol. 173, 4, gerieth die Bi-
„bliothek des Apellikon in die Gewalt des Sulla,
„und ward auf deſſen Befehl nach Rom verſetzt. Ein
„gelehrter Grieche, Tyrannion, Freigelaſſener des
„Murena, erhielt die Erlaubniſs, die Ariſtoteliſchen
„Schriften zu benutzen; und durch ihn kamen Ab-
„ſchriften von einzelnen in die Hände des Cicero,
„Lucullus, u. A. Auch war er es, der dem An-
„dronikos aus Rhodos Gelegenheit verſchaffte,
„damit bekannt zu werden. Dieſer trug hauptſächlich
„zu ihrer allgemeineren Verbreitung bei; er ordnete ſie
„dem Hauptinhalte nach in *Πραγματειας*; ſie wurden
„mehrere Male abgeſchrieben, doch, wie es aus der
„heutigen Beſchaffenheit des Textes nicht unwahr-
„ſcheinlich iſt, nachläſſig und fehlerhaft“ [1]).

„So ſonderbar das Loos war, welches die Ariſto-
„teliſchen Originalhandſchriften traf, ſo war es gleich-
„wohl der Erhaltung der Mehrheit derſelben bis auf
„die heutige Nachwelt günſtig; denn es iſt merkwürdig,
„daſs gerade von denjenigen exoteriſchen Schrif-
„ten, die Ariſtoteles bei ſeinem Leben herausgege-
„ben haben ſoll, keine jetzt mehr übrig iſt. Nach der
„Analogie hätte dieſes nicht minder in Hinſicht auf die
„andern, vorzüglich die eigentlich wiſſenſchaftlichen,
„der Fall ſein können, wenn nicht die erzählte Fü-
„gung äuſserer Ereigniſſe ſie dem Untergang entriſſen
„hätte.“

„Was für uns indeſs am wichtigſten iſt, es
„läſst ſich der Zuſtand, in welchem die Nachwelt die
„Ariſtoteliſchen Schriften empfangen hat, auf das be-
„friedigendſte aus jenem Looſe derſelben nach dem Tode
„ihres Urhebers erklären. Der ganze Haufen von

1) S. Opp. Arist. T. I, p. 17 ed. Bipont.

„Handſchriften; welcher den litterariſchen Nachlaſs „des Ariſtoteles ausgemacht hatte, und auf deſſen Erben „übergegangen war, kam durch den Apellikon von „Teos ungeordnet an das Tageslicht. Es konnte nicht „fehlen, daſs von einem Werke mehr Abſchriften, und „zwar weſentlich verſchiedene, ſchon bei Ariſtoteles „Lebzeiten exiſtirten; daſs Theile einzelner Werke, Ab„ſchnitte von Theilen, untereinander geworfen waren; „daſs Theile, die zu einem Ganzen gehörten, als für „ſich beſtehende Werke angeſehen wurden, weil ſie äu„ſserlich von dem Ganzen getrennt waren; daſs man „umgekehrt Schriften heterogenen Inhalts zu einem „Ganzen rechnete, weil ſie zufällig nebeneinander la„gen, ohne durch charakteriſtiſche Ueberſchriften be„zeichnet und abgeſondert zu ſein; daſs man endlich „bloſse Materialienſammlungen, Notizen, Auszüge, „rohe Entwürfe, gar nicht in ſchriftſtelleriſcher Ab„ſicht verfaſste Aufſätze, z. B. Probleme, als Ge„genſtände künftiger Forſchung und Erkundigung, eben„ſowohl für das Publikum geſchrieben als wie die übri„gen betrachtete. In den Abſchriften, welche in Rom „von der Apellikoniſchen Copie der Ariſtoteliſchen „Werke — genommen wurden, mag abermals, was „die Titel und Abtheilung der Bücher anbelangt, oft „nach Willkühr und individueller Einſicht geändert ſein, „geſetzt auch, daſs die von Andronikos Rhodios „beliebte Claſſifikation in *Πραγματειας* überhaupt be„folgt wurde. Die Verwirrung ward noch vermehrt durch „einige, von den älteren griech. Auslegern des Ari„ſtoteles erwähnte Umſtände. (S. Ammon. Herm. ad „Ariſt. Categ. III, a. Heyne Opusc. acad. Vol. I, p. „129. Simplic. ad Categ. fol. 4, b. Philopon. ad „Ar. Analyt. prior. fol. 2, a.) Es gab mehrere Schrift„ſteller des Namens Ariſtoteles, die man mit dem „Stagiriten verwechſelte, und deren Werke fälſchlich

„die-

„diesem zugeschrieben wurden. Ferner verfaßten eini-
„ge Schüler des Aristoteles, z. B. Eudemos von
„Rhodos, Phanias, Theophrastos, u. A., aus Nach-
„eiferung ihres Lehrers Werke ähnlichen Inhalts mit
„den seinigen, oder Commentare unter gleichen Titeln
„mit den commentirten Werken, wie Bücher von den
„Kategorien, De interpretatione, Analytica, u. a. Da-
„bei wurden diese öfter dem Lehrer selbst beigemessen,
„zumal so lange man dessen Originalhandschriften ver-
„misste. Endlich reitzte die Bücherliebhaberei der Pto-
„lemäer und Attaler die Gewinnsucht, und veranlaßte,
„daß Betrüger ihre oder Anderer Geistesgeburten für
„Aristotelische verkauften. Aus allem diesem konnte
„wohl nichts anderes, als die Unordnung und der Wi-
„derstreit entstehen, die in den uns übrigen, alten Ver-
„zeichnissen der Aristotelischen Werke so auffallen;
„nicht weniger die dem Inhalte oft unangemessene Art,
„wie die Aristotelischen Werke in den neueren Aus-
„gaben gedruckt sind.“

Soweit Buhle. Fassen wir jetzt die Stellen der Alten selbst genauer ins Auge, aus denen diese Darstellung zum Theil abgeleitet, und auf deren Grunde sie basiert ist. Schon die alleinige genaue Prüfung dieser wird zeigen, daß in jener Darstellung Zusätze enthalten sind, für welche in den Stellen des Strabon und Plutarchos keine Begründung gefunden wird.

Zweites Kapitel.

Die Berichte der Alten, Strabon, Plutarchos, Athenaios, Suidas.

Einzelne Bemerkungen über dieſelben.

Beide Berichte, ſowohl Strabon's als Plutarch's, ſind gelegentlich eingewobene Bemerkungen. Den Geographen führt ſeine Beſchreibung der Vaterſtadt des Peripatetikers Neleus, eines Schülers des Theophraſtos, auf die Erwähnung der Schickſale der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Bibliothek; den Hiſtoriker die Eroberung Athen's durch Sulla, und die Plünderung der Bücherſammlung Apellikon's durch den römiſchen Feldherrn. Hören wir Beider Ausſage über denſelben Gegenſtand.

Strabon's Bericht [1]).

„Neleus aus Skepſis in Troas, — — Sohn des „Sokratikers Koriskos, welcher ſowohl den Ariſtoteles

---

1) Strab. Lib. XIII. p. 608 (p. 905—907 Almel.); Vol. V. §. 54, p. 384—387 Siebenk. *Ἐκ δὲ τῆς Σκήψεως οἵ τε Σωκρατικοὶ γεγόνασιν Ἕρμιππος καὶ Κορίσκος, καὶ ὁ τοῦ Κορίσκου υἱὸς Νηλεύς, ἀνὴρ καὶ Ἀριστοτέλους ἠκροαμένος, καὶ Θεοφράστου, διαδεχθεὶς δὲ τὴν βιβλιοθήκην τοῦ Θεοφράστου, ἣν ἦν καὶ ἡ τοῦ Ἀριστοτέλους· ὁ γὰρ Ἀριστοτέλης τὴν ἑαυτοῦ Θεοφράστῳ παρέδωκεν· ὥπερ καὶ τὴν σχολὴν ἀπέλιπε, πρῶτος, ὧν ἴσμεν, συναγαγὼν βιβλία, καὶ διδάξας τοὺς ἐν Αἰγύπτῳ βασιλέας βιβλιοθήκης σύνταξιν· Θεόφραστος δὲ Νηλεῖ παρέδωκεν· ὁ δ' εἰς Σκῆψιν κομίσας τοῖς μετ' αὐτὸν παρέδωκεν ἰδιώταις ἀνδράσιν, οἱ κατάκλειστα εἶχον τὰ βιβλία, οὐδ' ἐπιμελῶς πεπυσμένοι· ἐπεὶδὴ δὲ ᾐσθάνοντο τὴν σπουδὴν τῶν Ἀττάλικῶν βασιλέων, ὑφ' οἷς ἦν ἡ πόλις, ζητούντων βιβλία εἰς τὴν κατασκευὴν τῆς ἐν Περγάμῳ βιβλιοθήκης, κατὰ γῆς ἔκρυψαν ἐν δυώρυγί τινι· ὑπὸρ δὲ νοτίας καὶ σηπεδόνα κακωθέντα, ὀψέ ποτε ἀπέδοντο οἱ ἀπὸ τοῦ γένους Ἀπελλικῶντι τῷ Τηΐῳ πολλῶν ἀργυρίων τά τε Ἀριστοτέλους καὶ τὰ τοῦ Θεοφράστου βιβλία·*

„ſelbſt als den Theophraſtos gehört hatte, überkam „durch Erbſchaft die Bibliothek des Theophraſtos, in „welcher ſich auch die des Ariſtoteles befand; denn die„ſer hatte die ſeinige dem Theophraſtos übergeben, „(welchem er auch ſeine Schule hinterliefs) indem *er*, „ſoviel wir wiſſen, zuerſt Bücher geſammelt, und den „Königen von Aegypten ein Muſter zur Anlegung „einer Bibliothek gegeben hat. Theophraſtos aber über„gab die Bibliothek dem Neleus; dieſer brachte ſie „nach Skepſis, und hinterliefs ſie ſeinen Nachkommen, „unwiſſenden Menſchen, welche die Bücher unter „Schloſs und Riegel hielten, ohne ſich um ihre ſorg„fältige Aufſtellung an einem paſſenden Orte zu küm„mern. Darauf aber, als ſie den Eifer der attaliſchen „Könige, unter deren Botmäſsigkeit Skepſis ſtand, be„merkten, welche Behufs der Errichtung der Biblio„thek zu Pergamus Bücher zu erlangen trachteten, ver-

---

ἦν δὲ ὁ Ἀπελλίκων φιλόβιβλος μᾶλλον ἢ φιλόσοφος· διὸ καὶ ζητῶν ἐπανόρθωσιν τῶν διαβεβλημένων, εἰς ἀντίγραφα καινὰ μετήνεγκε τὴν γραφὴν ἀναπλήρων οὐκ εὖ, καὶ ἐξέδωκεν ἁμαρτάδων πλήρη τὰ βιβλία. Συνέβη δὲ τοῖς ἐκ τῶν Περικλέους, τοῖς μὲν πάλαι τοῖς μετὰ Θεόφραστον, ὅλως οὐκ ἔχουσι τὰ βιβλία, πλὴν ὀλίγων, καὶ μάλιστα τῶν ἐξωτερικῶν, μηδὲν ἔχειν φιλοσοφεῖν πραγματικῶς, ἀλλὰ θέσεις λημυθίζειν· τοῖς δ' ὕστερον, ἀφ' οὗ τὰ βιβλία ταῦτα προῆλθεν, ἁμεινον μὲν ἐκείνων φιλοσοφεῖν καὶ ἀριστοτελίζειν, ἀναγκάζεσθαι μέντοι τὰ πολλὰ εἰκότα λέγειν, διὰ τὸ πλῆθος τῶν ἁμαρτιῶν· Πολὺ δὲ εἰς τοῦτο καὶ ἡ Ῥώμη προσελάβετο (al. προσεβάλετο). Ἐπὸις γὰρ μετὰ τὴν Ἀπελλίκοντος τελευτὴν, Σύλλας εἶλε τὴν Ἀπελλίκοντος βιβλιοθήκην (ὃ) τὰς Ἀθήνας εἰλών· ἐνῆρε δὲ κομιοθεῖσαν Τυραννίων τε ὁ γραμματικὸς διεχειρίσατο (al. ἐνεχειρίσατο), φιλαριστοτέλης ὤν, θεραπεύσας τὸν ἐπὶ τῆς βιβλιοθήκης· καὶ βιβλιοπῶλαί τινες γραφεῖσι φαύλοις χρώμενοι, καὶ οὐκ ἀντιβάλλοντες, ὅπερ καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων συμβαίνει τῶν εἰς πρᾶσιν γραφομένων βιβλίων καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ.

„bargen sie dieselben unter der Erde in einem Keller. „Erst lange Zeit darauf, nachdem sie hier durch Feuchtigkeit und Motten übel zugerichtet worden waren, „überliefsen die Nachkommen aus der Familie dem „Teïer Apellikon für einen hohen Preis die Bücher „des Aristoteles und die des Theophrastos. „Dieser Apellikon aber war mehr Bücherliebhaber als „Philosoph; daher kam es denn auch, dafs er, indem „er eine Wiederherstellung des Verdorbenen versuchte, „von denselben neue Abschriften nehmen liefs, wobei „er die Texte nicht eben glücklich ausfüllte, und so die „Bücher voller Fehler herausgab. Es traf also die An„hänger der Peripatetischen Sekte, und zwar zunächst „die älteren, unmittelbaren Nachfolger des Theophra„stos, da sie die Bücher ganz und gar nicht hatten, bis „auf wenige, und zwar hauptsächlich nur die exote„rischen [1]), das Loos, dafs sie gar nicht πραγματι„κῶς philosophiren, sondern nur θέσεις λεκυθίζειν konn„ten. Die Späteren aber, seitdem die genannten „Bücher wieder zum Vorschein gekommen waren, „konnten nun zwar besser als jene philosophiren und „aristotelisiren, doch befanden sie sich in der Nothwen„digkeit, wegen der Masse von Fehlern in den Aus„gaben der Werke, sehr Vieles nur als muthmafslich „auszusprechen (τὰ πολλὰ εἰκότα λέγειν). Viel zur Ver„mehrung der Fehler trug auch Rom noch bei. Bald „nach dem Tode des Apellikon nämlich nahm Sulla, „welcher Rom eroberte, Apellikon's Bibliothek weg. „Nachdem sie aber hierher [nach Rom] gebracht wor-

1) Man hüte sich, die Worte καὶ μάλιστα τῶν ἐξωτερικῶν, auf ὀλίγων zu beziehen. Strabon will sagen: Die älteren Peripatetiker befafsen überhaupt wenig Schriften des Aristoteles, und was sie davon befafsen, waren eigentlich nur die exoterischen.

„den war, gerieth sie in die Hände des Grammatikers „Tyrannion, eines eifrigen Aristotelikers, der sich die „Erlaubniſs, sie benutzen zu dürfen, von dem Auf„seher der Bibliothek zu verschaffen wuſste. Dazu „auch trugen zum Vermehren der Fehler bei einige „Buchhändler, indem sie sich ungeschickter Abschrei„ber bedienten, und die Abschriften nicht verglichen; „wie das auch mit andern, für den Verkauf abge„schriebenen Büchern sowohl dort [in Rom] als in „Alexandria zu geschehen pflegt."

Bericht des Plutarchos[1]).

„Sylla, — — nachdem er sich hatte in die My„sterien einweihen lassen, nahm für sich die Bibliothek „des Apellikon von Teos in Beschlag, in welcher „sich der gröſste Theil der Bücher des Aristote„les und Theophrastos befand, der damals noch „nicht allgemein genau bekannt war. Es heiſst aber, „dafs, als dieselbe nach Rom gebracht worden war,

---

1) Plut. Vit. Sullae, cp. XXVI, p. 468. A. Francof. (Th. II, p. 504 Teubner.).

Ἀναχθεὶς δὲ — — ἐξ Ἐφέσου τριταῖος ἐν Πειραιεῖ κατῳκίσθη· καὶ μυηθεὶς ἐξεῖλεν ἑαυτῷ τὴν Ἀπελλίκωνος τοῦ Τηΐου βιβλιοθήκην, ἐν ᾗ τὰ πλεῖστα τῶν Ἀριστοτέλους καὶ Θεοφράστου βιβλίων ἦν, οὕτω τότε οὐφῶς γνωριζόμενα τοῖς πολλοῖς. Λέγεται δὲ, κομισθείσης αὐτῆς εἰς Ῥώμην, Τυραννίωνα τὸν γραμματικὸν ἐνοκτνάσασθαι τὰ πολλὰ, καὶ παρ' αὐτοῦ τὸν Ῥόδιον Ἀνδρόνικον, εὐπορήσαντα τῶν ἀντιγράφων εἰς μέσον θεῖναι· καὶ ἀναγράψαι τοὺς τὸν φερομένους πίνακας. Οἱ δὲ πρισβύτεροι Περιπατητικοὶ φαίνονται μὲν καθ' ἑαυτοὺς γενόμενοι χαρίεντες καὶ φιλόλογοι, τῶν δ' Ἀριστοτέλους καὶ Θεοφράστου γραμμάτων οὔτε πολλοῖς οὔτ' ἀκριβῶς ἐντετυχηκότες, διὰ τὸ τὸν Νηλέως τοῦ Σκηψίου κλῆρον (al. τὴν... κληρονομίαν), ᾧ τὰ βιβλία κατέλιπε Θεόφραστος, εἰς ἀφιλοτίμους καὶ ἰδιώτας ἀνθρώπους παραγενέσθαι.

„Tyrannion der Grammatiker sehr vieles hergestellt „(ἐσκευάσασθαι τὰ πολλά) habe, und dass durch ihn „der Rhodier Andronikos in den Besitz hinreichen„der Abschriften gekommen, sie herausgegeben, und „die jetzt im Umlaufe befindlichen Verzeichnisse aus„gearbeitet habe. Die älteren Peripatetiker aber er„scheinen zwar, an sich betrachtet, wissenschaftlich „gebildet und gelehrt, doch ohne, weder ausgebreitete „noch genaue, Kenntnis der Schriften des Aristo„teles und Theophrastos: hieran war der Umstand „Schuld, dass die Verlassenschaft des Neleus von „Skepsis, welchem Theophrastos die [erwähnten] Bü„cher hinterlassen hatte, in die Hände gleichgültiger „und unwissender Menschen übergegangen war."

Ein Auszug aus dieser Plutarchischen Stelle findet sich bei Suidas unter dem Worte Σύλλας [1]). Derselbe lautet also: *Ὅτι Σύλλας ὁ ὕπατος, ἁπάσας ἐξ Ἐφέσου, προσχών τε τοῖς Ἀθήναις ἐνδιέτριψε τῇ πόλει χρόνον τινά, καὶ τὴν Ἀπελλικῶντος, τὴν τοῦ Τηΐου, καταλαβὼν ἐνταῦθα βιβλιοθήκην, ἀνείλετο· ἐν ᾗ πλεῖστα τῶν Ἀριστοτέλους καὶ Θεοφράστου βιβλίων ἦν, οὔπω τοῖς πολλοῖς, ὡς φησι Πλούταρχος, γνωριζόμενα, ἀλλ' ἐντεῦθεν εἰς τὴν τῶν ἀνθρώπων ἐκπεσόντα γνῶσιν.* Ueber diesen Artikel des Suidas habe ich meine eignen Gedanken. Ein Dummkopf war es sicher nicht, der ihn excerpirte, denn das Leben des Sylla bietet des Auffallenden genug, welches ein gewöhnlicher Lexikograph mit dem Namen des Römers hätte verbinden können. Warum also gerade diese Notiz? Sehen wir ferner auf das „*ὡς φησι Πλούταρχος*". Die Stelle, an welcher es steht, ist gerade die wichtigste, und Suidas, oder wer sonst diese Worte niederschrieb, scheint dadurch haben bezeichnen zu

1) Suid. Vol. III, p. 393 Küst. Vergl. Vol. I, p. 258.

wollen, dafs das dort Gefagte eignes Raiſonnement des Plutarchos ſei. Die Verſchiedenheit ferner in Ausdrücken bei allgemeiner Gleichförmigkeit ſcheint endlich anzudeuten, dafs der Excerpent bei ſeiner Notiz nicht nur den Plutarchos, ſondern auch deſſen Quelle, (Strabon's hiſtoriſches Werk, wie wir bald ſehen werden,) vor Augen hatte.

Betrachten wir nun zunächſt, mit einſtweiliger Uebergehung der zwei noch übrigen, bei Athenaios befindlichen Zeugniſſe über die Schickſale der Bibliothek und der Schriften des Ariſtoteles, die obigen Berichte jener beiden Alten etwas genauer. Zunächſt ergiebt ſich ſchon aus der Art und Weiſe der Erzählung bei Beiden, dafs Strabon die Quelle war, aus welcher Plutarch ſchöpfte. Schon Schneider machte hierauf aufmerkſam [1]), und der von ihm gleichfalls zuerſt bemerkte Umſtand, dafs ſich Plutarch in derſelben Stelle, etwa zwei Zeilen weiterhin, bei Gelegenheit des Namens einer Krankheit des Sylla, ſogar ausdrücklich auf Strabon's Zeugnifs beruft [2]), erhebt die Vermuthung, dafs er bei Niederſchreibung jener Worte über das Schickſal der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften des Geographen Bericht vor Augen gehabt habe, zur Gewifsheit. Doch bezieht ſich dieſe Anführung Strabon's nicht auf deſſen geographiſches Werk,

---

1) Epimetr. II. Ariſt. Hiſt. d. an. Vol. I, p. LXXX...
Auch Kopp, Rhein. Muſ. III, 1, S. 93, iſt derſelben Anſicht: „Plutarch ſcheint aus Strabon geſchöpft zu haben, und zählt „alſo nicht beſonders."

2) Plutarch a. a. O. *Σύλλᾳ δὲ διατρίβοντι περὶ τὰς Ἀθήνας ἄλγημα ἐγκαθῆκε μετὰ βάρους εἰς τοὺς πόδας ἐνέπεσον, ὅ φησιν ὁ Στράβων ποδάγρας ψελλισμὸν εἶναι.*

sondern vielmehr auf seine historischen Denkwürdigkeiten (*Υπομνήματα ἱστορικά*), in welchen er den Polybios fortgesetzt hatte. Hieraus erklärt sich nun auch das Abweichende, was sich in Plutarch's Berichte, verglichen mit Strabon's Erzählung, findet. Die Zusätze wird er aus jenem historischen Werke des Geographen entnommen haben, während die Auslassung verschiedener Umstände ihm selbst angehört.

Allerdings tragen beide Berichte den Charakter des Schwankenden und Unbestimmten in mehr als einer Hinsicht, aber soviel ergiebt sich auf den ersten Blick hin, dafs Strabon's Erzählung bei weitem die vollständigere, geordnetere und zusammenhängendere sei. Strabon, sieht man, wollte etwas Genaueres über einen ihn interessirenden Gegenstand schreiben. Dem Plutarchos merkt man es an, dafs er nur durch seinen Gegenstand gezwungen sich auf Mittheilung eines dazu gehörigen Umstandes einläfst. Wenn Strabon nachweisbar nicht Alles mitgetheilt hat, was er über die Sache wissen konnte, ja, ich wage es, zu sagen, wissen mufste, so giebt Plutarch auch das nicht einmal vollständig, was ihm Strabon bot, sondern wirft nur zerstreute Brocken hin, um doch etwas von einer Sache zu sagen, die er nicht wohl übergehen konnte. Eigne Forschung hat er gar nicht angewendet, um sich über eine Sache Licht zu verschaffen, die ihm nothwendig selbst dunkel sein mufste. Da wir es nun somit nur allein mit Strabon zu thun haben, so wollen wir sehen, was seine Erzählung denn eigentlich Faktisches, Historisches enthält, und was als des Berichterstatters eignes Raisonnement angesehen, und von dem ersteren abgesondert werden mufs. Hier ergeben sich nun folgende Sätze:

1) Aristoteles hat zuerst eine Bibliothek gesammelt.

Strabon beſchränkt dieſes zuerſt durch ein „ſoviel wir wiſſen“, und er thut Recht daran; denn wenn auch die Bücherſammlung des Ariſtoteles alle ähnliche, frühere und gleichzeitige, Sammlungen an Umfang übertroffen haben mag, ſo bedarf es doch kaum einer Erinnerung, daſs dergleichen Sammlungen ſchon vor ihm exiſtirten [1]).

2) Die Bibliothek des Ariſtoteles erbte Theophraſtos.

3) Theophraſtos vermachte ſeine geſammte Bibliothek (in welcher auch die des Ariſtoteles enthalten war) ſeinem Schüler Neleus von Skepſis.

Bis hierher iſt immer nur von den Bibliotheken beider Philoſophen, in denen ſich ohne Zweifel auch die eignen Schriften derſelben befanden, die Rede. Von jetzt an aber bezieht ſich die Erzählung, ſo ungenau auch immer die Worte gewählt ſind, nur auf die eignen Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtos; denn nur dieſe erhielt Apellikon von jenen Erben des Neleus. Was aus der übrigen groſsen Bibliothek des Ariſtoteles und Theophraſtos geworden, davon ſchweigt Strabon ganz, ſowie natürlich auch Plutarchos [2]). Wir werden aber weiterhin ſehen, daſs dieſelbe nicht in die Hände der einfältigen Erben des Neleus gelangte, ſondern daſs dieſer ſie dem Könige Ptolemaios Philadelphos von Aegypten käuflich überlieſs. Jetzt zu Strabon zurück. Ich ſagte vorher, daſs von Erwähnung der Erben des Neleus an Strabon's

1) Vergl. Nitzſch De hiſtoria Homeri maximeque de ſcriptoram carminum aetate meletemata. cp. XXII u. ff.

2) S. Schneider a. a. O. Epimetron II. p. LXXVIII.

ganze Erzählung bis zu Ende nur noch die eignen Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtos, oder vielmehr die Urhandſchriften derſelben betreffe. Daſs dem alſo ſei, davon kann ſich jeder durch Nachleſen ſeiner oben angeführten Worte überzeugen. Der Umſtand ſelbſt iſt aber beſonders deshalb im Auge zu behalten, weil dadurch die gewöhnliche Anſicht, daſs Athenaios dem Berichte Strabon's widerſpreche, beſeitigt und widerlegt wird. An dieſes traurige Schickſal der Urhandſchriften des Ariſtoteles und Theophraſtos knüpft nun aber Strabon ſein eignes Raiſonnement des dadurch bewirkten Sinkens und Verfallens der Peripatetiſchen Schule. Von Theophraſtos bis auf Apellikon, alſo etwa zwei Jahrhunderte lang, fehlte es den älteren Peripatetikern an den Hauptwerken der beiden Koryphäen der Peripatetiſchen Philoſophie: und als dieſelben durch Apellikon an das Tageslicht gezogen worden waren, fruchtete auch dies ihr Bekanntwerden nur wenig, da der verderbte Zuſtand der Handſchriften, und die Verſchlimmbeſſerungen, welche ſie durch Apellikon, und ſpäter zu Rom erfuhren, eine Ausſcheidung der reinen Ariſtoteliſchen Anſichten unmöglich machten. Und wir — faſt zwei Jahrtauſende ſpäter — wären ſomit gewiſs um kein Haar breit eher im Stande, uns das Syſtem des Denkers von Stagira aus ſeinen Schriften zu entwickeln.

Doch hören wir, wie ſich Strabon über die Kenntniſs, welche die älteren Peripatetiker von den Werken des Ariſtoteles und Theophraſtos beſaſsen, ausdrückt. „Sie hatten“, ſagt er, „nicht viele jener Schriften, und dieſe waren zum gröſsten Theile exoteriſche.“ Alſo auſser den ſogenannten exoteriſchen Schriften muſsten beide Philoſophen doch einige andere, eſoteriſche, herausgegeben haben, welche

ſonach dem verhängnisvollen κάγχος entgingen. Leider belehrt uns Strabon durchaus nicht weiter darüber, was er unter exoteriſchen Schriften und den ihnen entgegengeſetzten eſoteriſchen verſtand; wahrſcheinlich, weil er ſelbſt eben ſo wenig Genaueres darüber wuſste, als die andern Alten, welche dieſes Unterſchiedes gedenken [1]). „Die älteren Peripatetiker", fährt Strabon fort, „waren, da ſie aus Mangel an Schriften ihrer beiden Häupter nicht πραγματικῶς philoſophiren, d. h. nicht ſyſtematiſch ihre Doktrin vortragen konnten, gezwungen, ſich mit rhetoriſchen Disputationen über einzelne Sätze zu begnügen (θέσεις λημαΐζειν)" [2]).

Noch weit verwirrter und unklarer aber drückt ſich Plutarchos über denſelben Gegenſtand aus. Zwar lobt er die älteren Peripatetiker, an ſich (d. h. eben nicht als Peripatetiker) betrachtet, wegen ihres wiſſenſchaftlichen Strebens, „doch von den Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtos", ſagt er, „haben ſie weder viele, noch (dieſe) genau ſtudiert, wovon das Schickſal jener Schriften unter den Erben des Neleus die Schuld trägt." Ich brauche kaum auf die Verwirrung, ja auf die Abſurdität, welche in dieſen Worten enthalten iſt, aufmerkſam zu machen. Denn wenn dies Verfahren der Erben des Neleus auch von Plutarch als Urſache angeſehen werden konnte, warum den älteren Peripatetikern überhaupt nur wenige Werke des Ariſtoteles und Theophraſtos zu Gebote

1) Brandis R. M. I, 3. S. 253.

2) Ueber die Erklärung beider Ausdrücke ſehe man Schneider a. a. O. p. LXXVIII. Buhle De Ariſtot. lib. exot. et eſot., Ariſt. Opp. Vol. I. p. 117. Ueber λημαΐζειν noch Heigl: Ueber Soph. Electra und Antigone. S. 196—199.

geſtanden hätten, ſo konnte doch darin durchaus kein Grund für das nicht ſorgfältige Studieren der ihnen zugänglichen Schriften enthalten ſein: geſetzt auch, ich wollte nicht erwähnen, daſs, wie jetzt die Plutarchiſche Stelle lautet, das οὔτ' ἀκριβῶς nur ſehr gezwungen auf die, jenen Peripatetikern bekannten, (οὐ πολλοὶ) wenigen Bücher des Ariſtoteles und Theophraſtos bezogen werden kann [1]). Auffallend iſt ferner in des Plutarchos Erzählung, daſs er die Art und Weiſe, wie Apellikon zu den Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtos gekommen ſein ſoll, ganz übergeht. Er ſagt blofs: „In der von Sulla weggeführten Bibliothek des Apellikon von Teos befanden ſich die meiſten der Werke des Ariſtoteles und Theophraſtos, welche bis dahin noch nicht genau dem gröſseren Publikum bekannt geworden waren“ [2]). Dieſer Umſtand iſt keineswegs zu überſehen; denn geſetzt, wir beſäſsen Strabon's Bericht nicht mehr, ſchwerlich würde ein

---

1) In der That weiſs ich hier den Plutarch kaum anders zu vertheidigen, und uns zu helfen, als daſs ich die Worte von διὰ τὸ τὸν Νηλέως bis παραγενέσθαι für einen ſpäteren Zuſatz erkläre. Je weniger ich ſonſt geneigt bin, durch Verderbterklärungen der Hauptſtellen für unſern Gegenſtand, und Annehmen von Lücken in denſelben die darin herrſchende Dunkelheit und Ungenauigkeit erklären zu wollen, ſo werde ich doch hinſichtlich der bezeichneten letzten Worte der Plutarchiſchen Stelle ſo lange bei meiner Annahme bleiben, als mir nicht die Abgeſchmacktheit des Sinnes, welchen ſie verurſachen, hinwegerklärt werden wird.

2) Man bemerke die Stellung der Worte: ἐν ᾗ τὰ πλεῖστα τῶν Ἀριστοτέλους καὶ Θεοφράστου βιβλίων ἦν οὕπω τότε σαφῶς γνωριζόμενα (nicht γνωριζομένων) τοῖς πολλοῖς. Hier iſt Alles eben ſo unbeſtimmt und ſchwankend, wie in den letzten Worten über die, den älteren Peripatetikern vor Apellikon bekannten Schriften.

Kritiker kühn genug sein, aus Plutarch's Wörten allein folgern zu wollen, dafs Apellikon, so viele Generationen nach Neleus, von dessen Erben fast zwei Jahrhunderte nach seinem Tode jene Bücher erstanden habe.

Noch bleiben in den Stellen beider Alten mehrere Ausdrücke zu erläutern übrig; doch da sich dieselben auf das spätere Schicksal der Aristotelischen und Theophrastischen Schriften seit Apellikon's Ankaufe derselben beziehen, so übergehen wir sie hier einstweilen, und versparen ihre Erklärung, bis wir in unserer Darstellung zu jener späteren Zeit gelangt sein werden [1]).

Ueberblicken wir nun unbefangen dasjenige, was wir aus der Entwickelung beider Erzählungen für die ältesten Schicksale der Aristotelischen Schriften bis auf Apellikon gewonnen haben, so müssen wir eingestehen, 1) dafs beide Berichte sich einzig und allein auf die Schicksale der Urhandschriften, welche sich mit in den Büchersammlungen beider Philosophen befanden, beziehen; 2) dafs Alles, was von der Unbekanntheit jener Schriften in der Zeit von Aristoteles bis auf Apellikon berichtet wird, nichts ist, als eine Folgerung, welche Strabon aus jenem, ihm historisch bekannten Schicksale dieser Urhandschriften ziehen zu können vermeinte [2]). Die Glaubwürdigkeit Strabon's für das Erstere in Zweifel stellen zu wollen, ist durchaus kein Grund vorhanden. Was er hier giebt, mag und wird historische Thatsache gewesen sein, die er aus älteren Ueberlieferungen zu entnehmen Gelegenheit hatte. Aber für sein eignes Raisonnement, welches gerade den wichtigsten Theil seines Berichtes bildet, bleibt er der Kritik ver-

1) S. unten Kap. XII.

2) Vergl. Brandis Rh. Mus. I, S. S. 251..

antwortlich, und zwar ebenſowohl für das, was er ſelbſt aus den Thatſachen zu folgern ſich erlaubte, als für die Thatſachen, welche man wiederum, als von ihm angenommen, aus ſeinem Raiſonnement folgern kann und muſs. Bevor wir indeſs eine ſolche Prüfung beginnen, iſt es zweckmäſsig, vorerſt durch Mittheilung der ſchon erwähnten Stellen des Athenaios den Straboniſchen Bericht zu ergänzen, und zugleich dadurch dem Leſer einen Ueberblick alles deſſen zu gewähren, was aus dem Alterthume an direkten Nachrichten über das älteſte Schickſal der Bibliothek und der Schriften des Stagiriten und ſeines Nachfolgers auf uns gekommen iſt.

Bericht des Athenaios

über

die Schickſale der Bibliothek des Ariſtoteles und Theophraſtos.

Athenaios, oder vielmehr ſein Epitomator, beginnt das erſte Buch ſeiner Deipnoſophiſten [1]) mit Verherrlichung des Gaſtgebers, Laurentius, eines ebenſo reichen als vielſeitig gebildeten Abkömmlings des berühmten Alterthumsforſchers M. Terentius Varro. Unter anderm wird von ihm gerühmt, daſs er eine gröſsere Sammlung griechiſcher Schriftwerke beſeſſen habe, als alle vor Alters durch ihre Bücherſammlungen berühmte Männer, wie Polykrates von Samos, Peiſiſtratos, Eukleides der Athener, Nikokrates der Kyprier, die Könige von Pergamus, der Dichter Euripides, Ariſtoteles, und Neleus. Die ganze Stelle lautet wörtlich alſo: *Ἦν δέ, φησί, καὶ βιβλίων κτῆσις αὐτῷ ἀρχαίων Ἑλληνικῶν τοσαύτη, ὡς ὑπερ-*

1) Deipnoſoph. I, cp. 2. p. 3. C.

βάλλειν πάντας τοὺς ἐπὶ συναγωγῇ τεθαυμασμένους, Πολυκράτην τὸν Σάμιον, καὶ Πεισίστρατον τὸν Ἀθηναίων τυραννήσαντα, Εὐκλείδην τε —, καὶ Νικοκράτην τὸν Κύπριον, ἔτι δὲ τοὺς Περγάμου βασιλέας, Εὐριπίδην τε τὸν ποιητήν, Ἀριστοτέλην τε τὸν φιλόσοφον, [καὶ Θεόφραστον,] welche Worte Einige wegen des folgenden τὰ τούτων eingeſchaltet wiſſen wollen] καὶ τὸν τὰ τούτων [Caſaub. τούτου] διατηρήσαντα βιβλία Νηλέα. Παρ' οὗ πάντα, φησί, πριάμενος ὁ ἡμέδαπὸς βασιλεὺς Πτολεμαῖος, Φιλάδελφος δὲ ἐπίκλην, μετὰ τῶν Ἀθήνηθεν καὶ τῶν ἀπὸ Ῥόδου εἰς τὴν καλὴν Ἀλεξάνδρειαν μετήγαγε. Die Darſtellung des Athenaios ſelbſt war hier offenbar ausführlicher. Schon die ſo eben angeführten Worte des Epitomators, welchem wahrſcheinlich auch die Auslaſſung der Worte καὶ Θεοφράστου zuzuſchreiben ſein dürfte, beweiſen dies zur Genüge. Was indeſs der gelehrte Kenner des Alterthums gerade über Ariſtoteles und Theophraſt's Schriften, und ihre Aufbewahrung durch Neleus noch geſagt haben möge, ja, ob er dieſer Schickſale auch nur erwähnt habe, läſst ſich unmöglich beſtimmen. Aber auch ſo, wie die Worte jetzt lauten, iſt auch nicht der geringſte Grund vorhanden, in denſelben einen Widerſtreit gegen Strabon's Bericht anzunehmen. Wir ſahen, daſs dieſer das Schickſal der Bibliotheken des Ariſtoteles und Theophraſtos ſeit Neleus übergeht; daſs er nur noch von den eignen Schriften beider Philoſophen, als in den Händen der Erben des Neleus zurückgeblieben, redet. Hier hingegen iſt wiederum von den letzteren gar nicht, ſondern nur von den Bücherſammlungen Beider die Rede; und wenn uns von dieſen Athenaios meldet, daſs ſie Ptolemaios Philadelphos vom Neleus erſtanden habe, ſo haben wir dies Faktum für ebenſo hiſtoriſch ſicher und unantaſtbar zu halten, als eben dadurch nicht im Geringſten jenes andere, daſs die

Urhandſchriften der eignen Werke des Ariſtoteles und Theophraſtos in Neleus Händen blieben, und in die ſeiner Erben übergingen, beſtritten und wankend gemacht wird [1]).

Wir ſchlieſsen dieſes Kapitel mit der Beibringung des letzten Zeugniſſes des Athenaios über die Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften, deſſen weitere Verfolgung und Prüfung ihre Stelle gleichfalls weiter unten, im Verfolge dieſer Darſtellung, finden werden. Daſſelbe betrifft den Bücherkauf des Teiers Apellikon. Athenaios [2]) nennt dieſen Genoſſen des bekannten Philoſophen und Demagogen Athenion einen Menſchen: ποικιλώτατόν τινα καὶ ἀφίκορον ζήσαντα βίον· ὃς μὲν γὰρ (heiſst es weiter) ἐφιλοσόφει, καὶ τὰ περιπατητικὰ καὶ τὴν Ἀριστοτέλους βιβλιοθήκην καὶ ἄλλας συνηγόραζε συχνάς· ἦν γὰρ πολιχρήματος· τὰ τ' ἐκ τοῦ Μητρώου τῶν παλαιῶν αὐτό-

1) Mit Unrecht findet Schneider alſo in der Stelle des Athenaios einen Widerſpruch gegen Strabon: Pugnant (ſagt er) haec (Athenaei) aperte cum narratione Strabonis. Dicitur enim ipſe Neleus Ptolemaeo Philadelpho, bibliothecae Alexandrinae conditori, libros omnes ſibi a Theophraſto relictos vendidiſſe. Nemo tamen facile credet, Neleum magiſtri ſui voluntatem extremam et benevolentiam tam parum aeſtimaſſe, ſed potius contemſiſſe, et lucro tantopere inhiaſſe, ut ipſe ſponte nec coactus Ptolemaeo bibliothecam hereditate acceptam venderet. Praeterea teſtimonium Strabonis diſertum contraria docet. Certe de bibliotheca Apelliconis Romam a Sulla translata certum et verum teſtimonium is perhibuiſſe videtur; potuit enim rem a magiſtro Tyrannione reſciſcere. In Apellicone vero, bibliothecae Ariſtoteliceae aliarumque emtore et poſſeſſore, alibi conſentit cum Strabone Athenaeus. Supereſt igitur, ut ſuſpicemur, auctorem Epitomae, — — dum in brevius verba ſcriptoris contrahebat, a ſenſu eorum aberraſſe. Epimetr. II, De fatis libror. Ariſtot., Tom. I Hiſt. de Animal. p. LXXXVI..

2) Deipnoſophiſt. V. cp. 53, p. 214, D. E.

τόγραφα ψηφίσματα ὑφαιρούμενος ἐκτᾶτο καὶ ἐκ τῶν ἄλλων πόλεων εἴ τι παλαιὸν εἴη καὶ ἀπόθετον. So kurz und unbefriedigend die, in diesen Worten enthaltene, nur beiläufige, Angabe auch abgefafst sein mag, so liegt doch in den zunächst damit verbundenen Umständen etwas, was derselben, wie wir später sehen werden, eine bedeutende Wichtigkeit verleihet. Das Einzige, was in derselben Schwierigkeit verursachen könnte, ist der offenbar ungenaue Ausdruck „βιβλιοθήκη". Doch davon weiterhin [1]).

Drittes Kapitel.

Folgerungen, welche man aus den Berichten der Alten gezogen hat.

Erinnern wir uns nun der seit Jahrhunderten gäng und gäben Ansicht von den ältesten Schicksalen der Aristotelischen Schriften, wie wir sie in der oben mitgetheilten Darstellung Buhle's ausgesprochen finden, so sehen wir, dafs man aus den Berichten der Alten, und zwar hauptsächlich Strabon's, folgende Hauptsätze zu folgern sich erlaubte:

I. „Aristoteles selbst hat bei seinen Lebzeiten keine seiner, für das Peripatetische System irgend wichtigeren (Buhle sagt geradezu gar keine) Schriften herausgegeben. Von den Schriften, die er selbst bekannt gemacht hat, ist keine mehr übrig."

Wir fügen zu diesem Satze hinzu: dafs Aristoteles dies mit Absicht und durch gewichtige Gründe bewogen gethan haben müsse, da Zufall in einer so

1) S. unten Kap. XI.

wichtigen und auffallenden Erſcheinung annehmen zu wollen unzuläſſig iſt.

II. „Auch Theophraſtos blieb im Alleinbeſitze der Werke ſeines Lehrers, und gab dieſelben ebenſowenig öffentlich heraus.“

III. „Straton, der Freund, Lieblingsſchüler, und Nachfolger des Theophraſt im Lehramte des Lykeion, entbehrte alſo, und mit ihm die ganze Peripatetiſche Sekte, in den Schriften ſeiner beiden Vorgänger und Lehrer der Hauptſtützen und gleichſam des Fundaments ihrer Schule und ihres Syſtems.“

IV. „Mit Straton hat weder Chryſippos, der Stoiker, noch überhaupt ſonſt ein Philoſoph, Hiſtoriker, oder Grammatiker, von Ariſtoteles bis auf Apellikon den Teier oder gar bis auf Andronikos von Rhodos und Tyrannion, die Werke des Forſchers von Stagira benutzen können.“

V. „So wie die, von Strabon erzählte, Fügung wunderbarer Ereigniſſe wahrſcheinlich Grund zur Erhaltung der uns übrigen Schriften des Ariſtoteles geweſen: ſo erklärt dieſelbe auch „auf das befriedigendſte“ den Zuſtand, in welchem die Nachwelt die Ariſtoteliſchen Schriften empfangen hat.“

Gelingt es nun, bei näherer Prüfung dieſer Sätze, durch überzeugende Beweisgründe darzuthun, daſs ſie nicht nur ſämmtlich Unrichtigkeiten enthalten, ſondern daſs auch ſogar jeder einzelne faſt geradehin umzukehren ſei, wenn er auf hiſtoriſche Wahrheit und Gültigkeit Anſpruch machen wolle; ſo wird und muſs dadurch auch zugleich ſich ergeben: welches denn eigentlich bis gegen die Zeit hin, in wel-

cher Strabon ſchrieb, das Schickſal der Schriften des Stagiriten geweſen ſei, und wie viel oder wie wenig wir überhaupt davon wiſſen oder nicht wiſſen können.

Viertes Kapitel.

Ariſtoteles als Herausgeber ſeiner Schriften.

Betrachten wir zunächſt den Satz: daſs Ariſtoteles ſelbſt keine ſeiner, irgend wichtigeren, Schriften bei ſeinen Lebzeiten herausgegeben habe. Fänden wir dieſes als hiſtoriſche Nachricht, und zwar ohne die, dazu gehörige, Angabe triftiger Gründe und Urſachen, bei irgend einem Alten direkt ausgeſprochen, während uns jetzt dieſer Satz nur als eine, ſcheinbar nothwendige, Folgerung aus einer andern Nachricht entgegentritt; ſo würde, glaub' ich, ſchon Mancher eher daran gerechten Anſtoſs genommen, und durch ſolches Befremden zur Prüfung einer ſo auffallenden Erſcheinung veranlaſst worden ſein.

Will man nun nicht, aller gefunden Kritik zum Trotz, in einer ſo wichtigen Sache den Zufall als den freilich wohlfeilſten Erklärer zu Hülfe rufen, ſo drängt ſich gleichſam von ſelbſt unabweislich die Frage auf: welche Gründe denn nur den Stagiriten während eines ſo langen ſchriftſtellériſchen Lebens möglicherweiſe bewogen haben, ſeinen Zeitgenoſſen die ſchönſten Früchte ſeiner Studien in faſt allen Theilen des menſchlichen Wiſſens vorzuenthalten. War es die Beſorgniſs, durch manche Aeuſserungen, in Sachen der Religion, den Athenern Anſtoſs zu geben, ſich

ſelbſt aber gefährlichen Verfolgungen auszuſetzen? Unmöglich: denn abgeſehen davon, daſs Ariſtoteles durch ſeine Verhältniſſe, mehr als irgend ein anderer Philoſoph vor ihm und mit ihm, bis faſt an das Ende ſeines Lebens vor dergleichen Angriffen geſichert war; daſs dann Platon ganz dieſelben, wo nicht noch mehr Gründe gehabt hätte, keine von ſeinen Schriften der Oeffentlichkeit zu übergeben; daſs ferner Ariſtoteles doch wohl ohne Zweifel ähnliche Grundſätze und Lehren ſeinen Schülern mündlich vortrug, unter denen ihn doch keine Abſonderung der vertrauteren Anhänger von dem groſsen Haufen der Zuhörer in dem δειλινὸς περίπατος vor einem Verräther hätte bewahren können; abgeſehen ferner davon, daſs Sokrates, auch ohne etwas geſchrieben zu haben, den Schierlingsbecher trinken muſste, ja, Ariſtoteles ſelbſt — trotz aller ſeiner vermeintlich angewendeten Vorſicht — der Anklage der Gotteslästerung keineswegs, und dem Schickſale des Sokrates nur durch die Flucht entging; — abgeſehen von dieſem Allen, was machen wir mit der groſsen Menge ſeiner logiſchen, rhetoriſchen, ethiſchen, und politiſchen Schriften, für deren Geheimhaltung ein Beweggrund, wie der angegebene, auch nicht die entfernteſte Anwendung leidet?

Vielleicht aber war der Stagirit ſo gleichgültig und unempfindlich gegen ſchriftſtelleriſchen Ruhm, daſs er, unbekümmert um die Verbreitung ſeiner Anſichten, vielleicht auch von Natur zu ſchüchtern, um dieſelben mit ſeinen Werken der Oeffentlichkeit zu übergeben, und abgeneigt allen dadurch entſtehenden litterariſchen Fehden und philoſophiſchen Zwiſtigkeiten [1]), ſich damit begnügte, nur für ſich und ſeine

1) Etwas Aehnliches giebt der Pater Rapin an. (Comparaiſ. de

eigne Ausbildung, und allenfalls für vertraute Freunde und Schüler in ſeinen unſterblichen Werken die Reſultate ſeiner Studien niederzulegen, deren Bekanntmachung er nach ſeinem Tode andern überlaſſen wollte? Oder ging er in kleinlicher Selbſtſucht gar ſo weit, daſs er die Schätze ſeiner Beobachtungen und Forſchungen andern als höchſtens ſeinen nächſten Schülern und Freunden miſsgönnte? Doch dergleichen maſsloſe Ungereimtheiten konnte nur das Gehirn eines ſo albernen Kopfes zu Tage fördern, als derjenige geweſen ſein muſs, deſſen Fingern der bekannte Brief an den Alexander, vor der Rhetorik gleiches Namens, angehört, und der ſich nicht entblödete, dieſem Wechſelbalge eigner Albernheit den Namen des Stagiriten vorzuſetzen [1]). Ein, ſelbſt flüchtiger, Blick auf die Lebensverhältniſſe und den Charakter des Philoſophen lehrt uns zur Genüge, daſs von dieſem Allen bei ihm gerade das Gegentheil Statt fand; und obwohl wir uns mit dieſen Worten faſt jeder weiteren Auseinanderſetzung entheben könnten, ſo wollen wir doch einigen Bemerkungen hierüber eine Stelle gönnen.

Ariſtoteles war ein praktiſcher Geiſt. Dieſe Richtung ſeines ganzen Weſens offenbart ſich klar in ſeinem Leben, wie aus ſeiner Philoſophie. Forſchen,

---

Plat. et d'Ariſt. p. 371 ed. 1686) welcher meinte: Ariſtoteles habe eingeſehen, daſs ſeine Zeit viel zu ſehr für Platon eingenommen geweſen, als daſs er ſelbſt eine gerechte Würdigung ſeiner Schriften habe erwarten können. Er habe ſie deshalb dem Theophraſtos mit dem ausdrücklichen Verbote übergeben, Nichts davon bekannt zu machen. Somit hätten alſo ſämmtliche ältere Peripatetiker (Straton, Lykon, Demetrios Phalereus (?), Herakleides (?)) die Peripatetiſche Philoſophie nur nach Tradition gelehrt.

1) Vergl Ariſtot. Opp. Vol. V. p. 20 ed. Bipont.

Erfinden, Schaffen war ſeine Freude, Wirken durch Wort und Schrift bis an ſeinen Tod ihm unentbehrliches Lebenselement. Den Kampf mit Gegnern ſcheute er ſo wenig, daſs vielmehr ſeines Geiſtes überwiegende Neigung zur Polemik uns in ſeinem Leben wie in ſeinen Schriften unwiderſprechlich entgegentritt. Und weſſen Polemik hätte der fürchten ſollen, dem keiner ſeiner Zeitgenoſſen, ſelbſt Platon nicht, an Schärfe eines durchdringenden Verſtandes, an Umfang und Gründlichkeit des Wiſſens, an Gewandtheit in der Dialektik, ſich vergleichen mochte? Vergegenwärtigt man ſich dabei das, in der innerſten Eigenthümlichkeit des Stagiriten begründete, raſtloſe Streben nach Ehre und Ruhm, ſein Verhältniſs zu Alexander, für welchen er nicht nur, nach der Ueberlieferung alter Zeugniſſe, gewiſſe Werke eigends verfaſste, ſondern auch andere zu ſchreiben, durch ſeine Stellung zu ihm wenigſtens mittelbar veranlaſst wurde [1]); bedenkt man

---

1) Vergl. Ariſtotelia, Th. I, S. 95 — 97. Die Verzeichniſſe bei Diogenes Laertios und dem Anonymos des Menage liefern mehrere Schriften, deren Titel vermuthen läſst, daſs ſie für Alexander, oder auf deſſen Veranlaſſung geſchrieben waren. Dahin gehören bei dem Letzteren: 1) *Ἀλέξανδρος, ἢ ὑπὲρ ἀποικιῶν, ά*; 2) *Περὶ βασιλείας*; 3) *Περὶ* (?) *Ἀλεξάνδρου, ἢ περὶ ῥήτορος ἢ πολιτικοῦ*; bei Diogenes Laertios: *Ἀλέξανδρος, ἢ ὑπὲρ ἀποίκων*; u. a. m., z. B. die Aufſätze über Homer, über die Tragödien; und bei dem Anonymos die Unterſuchungen über Euripides, Heſiodos, Archilochos, Choerilos, und Aehnliches. Vergl. Ariſtot. Opp. Vol. I, p. 65 Bipont. Auch Ammonios Hermeiu (in Ariſt. Categor. p. 7 ed. Ald. 1546) in ſeiner, weiter unten genauer anzuführenden Eintheilung der Ariſtoteliſchen Schriften, rechnet zu den *Μεικτοῖς (ὅσα πρός τινα ἰδίᾳ γέγραπται)* die Briefe v. Ariſt., *ἢ ὅσα ἐρωτηθεὶς ὑπὸ Ἀλεξάνδρου τοῦ Μακέδονος, Περὶ τῆ βασιλείας, καὶ ὅπως δεῖ τὰς ἀποικίας ποιεῖσθαι, γεγράφηκεν.*

die noch erhaltenen Andeutungen, dafs Alexander sich selbst nach Asien gewisse Bücher seines Lehrers schicken liefs, dafs also jedenfalls Alexander, und mit ihm doch wohl auch seine zum Theil sehr gebildete Umgebung die Schriften des Aristoteles kannten; und betrachtet dann recht genau die Meinung, nach welcher der Letztere als ein finsterer, melancholischer Stubengelehrter die Schätze seiner Studien zwar durch seinen Schreibgriffel zu Tage förderte, aber sie dennoch während seines ganzen Lebens ängstlich zu Hause unter Schlofs und Riegel hielt, vielleicht kaum einigen Freunden mittheilte: so mufs man sich schon hierdurch von der offenbaren Abgeschmacktheit einer solchen Annahme überzeugen. Und gewifs, mit so inniger Ueberzeugung ich diese Worte niederschreibe: so aufrichtig gestehe ich auch, dafs mir Jahre hindurch an der Richtigkeit der Buhle'schen Darstellung ernstlich zu zweifeln nicht eingefallen ist. Aber wir können lange Ungereimtheiten historischer Art für Wahrheiten halten, und brauchen uns darum noch nicht zu schämen, dafs wir es gethan, wenn uns in der Stunde genauer und prüfender Betrachtung dieselben in ihrem wahren Lichte entgegentreten. Hätten wir Strabon's dreizehntes Buch nicht mehr, oder hätte auch nur irgend eines Barbaren Hand das betreffende Blatt aus einem Urcodex gerissen; wer weifs, ob man nicht den für Bedlam reif gehalten haben würde, der es sich hätte in den Kopf kommen lassen wollen, von dem ältesten Schicksale der Aristotelischen Schriften eine Meinung auszusprechen, wie sie gegenwärtig in der neuesten allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und schönen Künste zu lesen ist.

Andere, wahrscheinlichere Beweggründe als die obigen für des Stagiriten angebliches Verfahren mit seinen Schriften aufzufinden, reicht unsere Einbil-

dungskraft nicht hin, auch möchten schwerlich Andere darin glücklicher sein.

Bei der Betrachtung der Sache an sich, abgesehen von allen historischen Zeugnissen, erscheint also jene obige Annahme, dass Aristoteles keine seiner Schriften, oder nur unwichtigere herausgegeben habe, als jedes vernünftigen Grundes entbehrend, und, wir setzen hinzu, als beispiellos für alle Zeiten und Verhältnisse ähnlicher Art. Gelänge es uns nun aber, auch nur von einem und dem andern Werke historische Spuren zu entdecken, dass es schon bei Lebzeiten des Stagiriten bekannt und verbreitet gewesen, und so das a priori als ungereimt Erscheinende auch mit apostériorischen Beweisen als unhaltbar darzustellen, so wäre die Sache fast als abgethan anzusehen. Hier aber verlässt uns gleichsam Alles. Platon erwähnt in allen seinen Schriften nicht einmal namentlich seines grössesten Schülers, geschweige denn, dass er ein Werk desselben citirte. Auch indirekte Spuren finden sich von einer solchen Bezugnahme bei ihm nicht. Denn, um nur eins anzuführen, so unzweifelbar und augenfällig es auch ist, dass Platon's Laches, und der über die Tapferkeit handelnde Theil des dritten Buches von des Stagiriten Ethik an den Nikomachos[1]) in einem genauen Bezuge auf einander geschrieben sind; so zwingt uns doch schon die Berücksichtigung der Zeitverhältnisse zu der Annahme, dass Aristoteles es war, der hier den Platonischen

1) Ethicor. Nicomach. l. III, cp. VI — cp. IX. Vielleicht trägt diese Bemerkung, falls ihre Richtigkeit anerkannt werden muss, etwas dazu bei, Herrn Prof. Aft's hartes Urtheil über Platon's Laches (Platon's Leben und Schriften, S. 453—457) zu mildern.

Dialog vor Augen hatte; und eben dieſe Rückſicht gilt, glaube ich, allgemein für Platon's Schriften. Xenophon ſtarb, ehe noch Ariſtoteles möglicherweiſe als Schriftſteller aufgetreten war. In des Theophraſtos und Ariſtoxenos wenigen, uns aufbehaltenen Schriften findet ſich ebenfalls, eine von dem Letzteren dem Ariſtoteles — ob aus ſchriftlicher oder mündlicher Ueberlieferung, ſieht man nicht, — nacherzählte Anekdote ausgenommen [1]), keine direkte Verweiſung auf irgend ein Werk ihres Lehrers. Die zahlreichen Schriften anderer, gleichzeitiger und ſpäter lebender Philoſophen aber ſind entweder gänzlich, oder doch bis auf unbedeutende Reſte verloren gegangen, ſo daſs der Zeitraum von faſt dreihundert Jahren, welcher zwiſchen Ariſtoteles und Theophraſtos und Auguſtus liegt, jetzt, wie Niebuhr irgendwo ſagt, unſern Augen nur den Anblick einer litterariſchen Wüſtenei gewährt, während es vielleicht im ganzen Alterthume keine Zeit gab, welche an ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen reicher geweſen wäre, als eben dieſe. Schwerlich möchten wir daher, falls wir des Ariſtoteles Werke auch nicht mehr beſäſsen, ſelbſt für Platon's Schriften ähnliche Zeugniſſe, daſs ſie in jener Zeit öffentlich bekannt geweſen, auftreiben können.

Somit ſcheint es alſo faſt, als müſſe man die Hoffnung aufgeben, irgend eine direkte hiſtoriſche Angabe aufzufinden, welche uns für irgend ein Werk des Ariſtoteles die Gewiſsheit gäbe, daſs es ſchon zu des Verfaſſers Lebzeiten der Oeffentlichkeit übergeben worden ſei; indeſs iſt die Sache ſo hoffnungslos nicht; und wenn das von uns Gefundene auch nur einen ſchwachen Lichtſchim-

1) Ariſtox. Harmoniar. lib. II, princip. p. 30 ſqq. ed. Meibom., mitgetheilt von Kopp im Rhein. Muſ. III, 1, S. 93.

mer in dieſer Dunkelheit gewährt, ſo kann dieſer doch wenigſtens einigermaſsen dazu beitragen, den weiter zu verfolgenden Weg zu erhellen und, mit andern Spuren verbunden, bedeutender werden.

Wir haben im erſten Theile dieſer Beiträge zu zeigen verſucht, daſs diejenige Periode im Leben des Stagiriten, in welcher er, aller Wahrſcheinlichkeit nach, zuerſt öffentlich lehrend aufgetreten iſt, durch ſeine Rivalität mit ſeinem Zeitgenoſſen Iſokrates bezeichnet werde [1]). Die näheren Umſtände dieſer Rivalität, welche etwa in die letzten zehn Jahre vor Platon's Tode gehört, bedürfen, da ſie an dem genannten Orte ausführlich geſchildert ſind, keiner weiteren Auseinanderſetzung. Nur ein Moment aus derſelben rufen wir uns hier ins Gedächtniſs zurück, weil es zugleich auch dafür Zeugniſs zu geben ſcheint, daſs der Streit zwiſchen beiden Männern und ihren Anhängern ſehr lebhaft, ſelbſt öffentlich in Schriften geführt wurde. Kephiſodoros nämlich, der Schüler des Iſokrates, vertheidigte ſeinen Lehrer gegen die Angriffe des Stagiriten in einem eignen Werke von vier Büchern, und zwar, ſoviel die wenigen, daraus erhaltenen, Bruchſtücke, verbunden mit den darauf bezüglichen Andeutungen der Alten, ſchlieſsen laſſen, mit eben ſo heftiger als blinder Parteilichkeit [2]). Schon dieſe ſchriftliche Vertheidigung an ſich könnte zu der Vermuthung berechtigen, daſs die Angriffe des Ariſtoteles auf Iſokrates nicht allein mündlich, in ſeinen Vorträgen und im Kreiſe ſeiner Schüler Statt gefunden haben möchten. Denn wenn Ariſtoteles, wie es höchſt wahrſcheinlich erſcheint, angeſpornt durch den Wetteifer mit jenem berühmten

1) Ariſtotelia, Th. I, S. 63—71.

2) Vergl. Ariſtotelia, Th. I, S. 68.

Lehrer der Beredtſamkeit, ſelbſt eine Schule für rhetoriſche Vorträge und Uebungen in der bezeichneten Zeit eröffnete; ſo war die ſchriftliche Bekanntmachung ſeiner Theorie der Beredtſamkeit, und, inſofern ſeine Beſtrebungen feindlich gegen Iſokrates gerichtet waren, die Herausgabe einzelner polemiſcher Abhandlungen über einzelne Theile der von ihm angefochtenen Theorie, faſt nothwendiges Erforderniſs, auch ſchon um ſich ein Publikum zu bilden [1]). Ohne Zweifel würde uns das Werk Kephiſodor's, vollſtändig erhalten, hierüber beſtimmtere Aufſchlüſſe geben, während jetzt das eben Geſagte immer nur Vermuthung bleiben muſs. Indeſs — ein Beweis kann doch, durch Erhaltung eines Fragments derſelben, unwiderſprechlich gewiſs und klar geführt werden, der nämlich, daſs die Schrift des Ariſtoteles „über Sprüchwörter", welche auch Diogenes Laertios in ſeinem Kataloge unter den Ariſtoteliſchen Schriften aufführt [2]), zu der Zeit jenes Kephiſodor herausgegeben war. Es wirft dieſer nämlich in ſeiner gegen den Ariſtoteles gerichteten Schmähſchrift demſelben, als etwas eines Philoſophen unwür-

1) Hierbei bedenke man die Menge ſolcher einzelnen rhetoriſchen Abhandlungen, welche ſich bei Diogenes Laertios und dem Anonymos des Menage in deren Verzeichniſſen finden, und welche Titze, freilich willkührlich genug, zuſammengeſtellt hat. (S. De Ariſtotelis operum ſerie et diſtinctione, p. 34...) — Die Annahme, daſs Ariſtoteles in einem ſo langen und ſo thätigen ſchriftſtelleriſchen Leben vieles Einzelne herausgegeben habe, was er in ſpäteren Jahren in den vollſtändigen und umfaſſenden Hauptwerken der betreffenden Disciplinen vereinte, giebt einen Umſtand ab, der bei Erklärung der vorhandenen Ariſtoteliſchen Schriftverzeichniſſe wohl beachtet zu werden verdient.

2) *Παροιμίαι*, ἀ. Diogen. Laert. V, 26.

diges, vor, dafs er eine eigne Sammlung von Sprüchwörtern verfafst habe [1]). Hiermit glaubte der befchränkte Rhetor vielleicht einen Vorwurf des Stagiriten gegen Ifokrates, wegen Ungehörigkeiten, deren fich der Letztere in feinen Beftrebungen für die Theorie der Rhetorik nach Ariftoteles Urtheile zu Schulden kommen laffen, auf den Angreifer zurückzuwerfen. Jedenfalls war jedoch das Mittel fehr unfchicklich gewählt. Jeder, der mit den ethifchen und politifchen Werken des Ariftoteles nur einigermafsen vertraut ift, weifs, mit welcher Vorliebe derfelbe fich bei feinen Behauptungen der Sprüchwörter des gemeinen Lebens bedient, wie wichtig und hoch er die oft in ihnen enthaltenen Wahrheiten der unbefangenen Anfchauung des gefunden Menfchenverftandes, diefe ächte „vox populi", achtete. Aber ftatt auf den Rhetor zu zürnen, der den Philofophen hier fo ganz und gar nicht zu faffen vermochte, wollen wir ihm lieber Dank dafür fagen, dafs er dem Stagiriten, wenn

---

1) Athen. Deipnof. II, p. 60. D.. (T. I, p. 292.. Schwgh.). Wie die Worte des Athenaios, oder vielmehr feines Epitomators, zu erklären feien, ift früher (Ariftotelia, Th. I, S. 68, 4) bemerkt worden. Zu bedauern bleibt es immer, dafs wir hier den Athenaios felbft nicht mehr vor uns haben. Wenn ich übrigens früher (Ariftotelia, I, S. 69) aus diefem Fragmente etwas für die genauere Beftimmung der Abfaffungszeit der Ariftotelifchen Schrift Παροιμίαι zu folgern mir erlaubte, fo war dies in fo fern zu voreilig, als die Zeit, in welcher Kephifodoros fchrieb, felbft nicht genau zu ermitteln ift. Denn dafs dafür die Zeit der Rivalität zwifchen Ifokrates und Ariftoteles, oder vielmehr die Periode von des Letzteren Aufenthalte in Afien und Makedonien angenommen wurde, bleibt natürlich nur Vermuthung. Buhle's Irrthum indefs (Arift. Opp. Vol. I, p. 95) bleibt darum immer noch derfelbe, und zwar ein doppelter.

auch ohne es zu wiſſen und zu wollen, für die Nachwelt gewiſſermaſsen einen Dienſt geleiſtet hat.

Ein Fragment eben jener Schrift des Kephiſodoros gegen den Ariſtoteles, aus dem dritten Buche derſelben von Athenaios aufbewahrt, macht es ferner im hohen Grade glaublich, daſs rhetoriſche Schriften des Stagiriten, polemiſchen Inhalts gegen den Iſokrates, zur Zeit Kephiſodor's herausgegeben waren [1]). Wir erſehen nämlich aus jenem Bruchſtücke, daſs in dem erwähnten dritten Buche ſeiner Schrift Kephiſodoros unter anderm ſich bemühte, ſeinen Lehrer gegen ihm wahrſcheinlich zum Vorwurf gemachte Miſsgriffe in Wendungen und Sentenzen (*πονηρῶς εἰρημένα*), die er entweder ſelbſt begangen, oder zu denen er doch durch ſeine Vorträge über die Theorie der Beredtſamkeit andere verleitet haben mochte, dadurch zu rechtfertigen, daſs er dergleichen *πονηρῶς εἰρημένα* auch bei andern berühmten Dichtern wie Philoſophen nachwies, und mit Beiſpielen belegte [2]). In dem Maſse nun, wie es aller Wahr-

1) S. Ariſtotelis, Th. I, S. 70.

2) Hier iſt die Stelle, wie ſie Athenaios l. III, p. 122. A, B (Vol. I, p. 471, 472 Schwgh.) mittheilt: *Οὐδὲ γὰρ ἐπίστασαι, ὅτι καὶ παρὰ τοῖς ἀρίστοις τῶν ποιητῶν καὶ συγγραφέων εἰρῆσθαί τινα καὶ φαῦλα. Κηφισόδωρος γοῦν ὁ Ἰσοκράτους τοῦ ῥήτορος μαθητὴς ἐν τῷ τρίτῳ τῶν πρὸς Ἀριστοτέλην λέγει, ὅτι εὕροι τις ἂν ἐκ τῶν ἄλλων ποιητῶν ἢ καὶ σοφιστῶν ἴσν ἢ δέο γοῦν πονηρῶς εἰρημένα· οἷα παρὰ μὲν Ἀρχιλόχῳ τὸ „πάντ' ἀνδρ' ἀποσκολύπτειν" (Arch. frgm. 26, p. 302)· Θεοδώρῳ δὲ τὸ „πελλέων μὲν πλέον ἔχειν, ἐπαινεῖν δὲ τὸ ἴσον"· Εὐριπίδῃ τε τὸ „κὴν γλῶσταν ὁμομοκλαν" φάναι, καὶ Σοφοκλεῖ τὸ ἐν Λιθίοψιν εἰρημένον·*

Τοιαῦτα τοί σοι πρὸς χέριν τι καὶ βίᾳ
λέγω, σὺ δ' αὖτὸς ὥστερ οἱ σοφοὶ τὰ μὲν
δίκαι' ἐπαίνει, τοῦ δὲ κερδαίνειν ἔχον.

ſcheinlichkeit ermangelt, daſs hier Kephiſodor ſich nur auf mündliche Aeuſserungen des Ariſtoteles bezogen habe, wird uns die Vermuthung faſt bis zur Ueberzeugung nahe gerückt, daſs dem Sophiſten und ſeinen Zeitgenoſſen überhaupt rhetoriſche Schriften des Ariſtoteles bekannt und zugänglich geweſen ſeien. Und da für die Geheimhaltung dieſer Klaſſe von Schriften, zu denen wir auch die auf die Theorie der Dichtkunſt bezüglichen mit hinzurechnen, auch nicht ein, nur irgend haltbarer, aprioriſcher Grund aufgeſtellt werden kann; ſo tragen wir kein Bedenken, anzunehmen, daſs Ariſtoteles ſchon bei ſeinen Lebzeiten ſie öffentlich bekannt gemacht habe.

Gehen wir jetzt zur Betrachtung eines andern Umſtandes über, welcher, geſetzt auch, man wollte ihm alle weitere beweiſende Kraft mittelſt eines wohlfeilen Machtwortes abſprechen, doch jedenfalls unwiderſprechlich ſoviel darthut: daſs Plutarch keineswegs die aus Strabon's Erzählung reſultirende Anſicht, daſs Ariſtoteles ſelbſt keines ſeiner irgend wichtigeren Werke herausgegeben habe, theilte; ja, ich ſetze hinzu, von einer ſolchen, als einer allgemein verbreiteten und anerkannten gar nichts wuſste. Unmöglich hätte er ſonſt ſo unbedenklich als hiſtoriſche Wahrheit den Unwillen des Alexander über die von ſeinem Lehrer ſelbſt veranſtaltete Herausgabe gewiſſer eſoteriſchen Bücher berichten, und die Stellen aus Briefen des Alexander und Ariſtoteles dafür als Beläge anführen können; mindeſtens hätte er ſeinen Zweifel an der Wahrheit dieſes Umſtan-

---

Καὶ ἄλλοις δ' ὁ αὐτὸς ἔφη μηδὲν εἶναι ῥῆμα σὸν ἀφθὲς κακόν· Ὁμήρῳ δὲ τὸ τὴν Ἥραν ἐπιβουλεύσασαν τῷ Διΐ, καὶ τὸν Ἄρη μοιχεύειν· ἐφ οἷς πάντες κατηγοροῦσιν αὐτῶν.

des, wenn auch nur mit einigen Worten, beifügen müſſen. Die betreffenden Briefe ſelbſt aber, d. h. der des Alexander [1]), und die aus dem Antwortſchreiben des Ariſtoteles entnommenen Worte ſind, ſelbſt abgeſehen von ihrer Aechtheit oder Unächtheit, jedenfalls älter als Strabon. Denn Gellius [2]) entnahm ſie aus dem Werke des Andronikos von Rhodos über die Schriften des Ariſtoteles, welche damals noch ſehr bekannt ſein mußten, da Gellius jede nähere Bezeichnung des Titels überflüſſig fand. Angenommen alſo auch, die Briefe wären nicht ächt, ſo beweiſen ſie nichts deſto weniger,

1) daſs Andronikos von Rhodos, indem er dieſe Briefe als ächte aufführte, keineswegs die Straboniſche Anſicht von den älteſten Schickſalen

---

1) Der ſogenannte Brief des Alexander kann uns in den wenigen Worten unverkürzt erhalten ſein. Denn für einen ſo vielbeſchäftigten Eroberer iſt er lang genug, wenn man nämlich eigenhändige Zeilen darunter verſteht. Anderes und Ausführlicheres konnte er ſeinem Lehrer durch Schreiber, in ſeinem Namen, berichten laſſen. Ein anderes iſt es mit dem Briefe des Stagiriten.

2) Noct. Att. XX, 5. Ich ſetze die Briefe ſelbſt her, wie ſie Gellius giebt, ſumta, wie derſelbe ſagt, ex Andronici philoſophi libro:

Ἀλέξανδρος Ἀριστοτέλει εὖ πράττειν.

Οὐκ ὀρθῶς ἐποίησας ἐκδοὺς τοὺς ἀκροατικοὺς [Plut. ἀκροαματικοὺς] *τῶν λόγων· Τίνα γὰρ ἔτι* [Plut. δή] *διοίσομεν ἡμεῖς τῶν ἄλλων, εἰ καθ' οὓς ἐπαιδεύθημεν λόγους οὗτοι πάντων ἔσονται κοινοί; Ἐγὼ δὲ βουλοίμην ἂν ταῖς περὶ τὰ ἄριστα ἐμπειρίαις ἢ ταῖς δυνάμεσι διαφέρειν. Ἔρρωσο.*

Ἀριστοτέλης βασιλεῖ Ἀλεξάνδρῳ εὖ πράττειν.

Ἔγραψάς μοι περὶ τῶν ἀκροατικῶν λόγων, οἰόμενος δεῖν αὐτοὺς φιλάττειν ἐν ἀπορρήτοις· ἴσθι οὖν αὐτοὺς καὶ ἐκδεδομένους καὶ μὴ ἐκδεδομένους· ξυνετοὶ γὰρ τοῖς μόνοις τοῖς ἡμῶν ἀκούσουσι. — Ἔρρωσο.

der gesammten Aristotelischen Schriften theilte; und

2) dass ebenderselbe, sowie der unbekannte Verfasser jener Briefe, vielmehr eine Bekanntmachung durch Aristoteles selbst, auch von solchen Werken des Stagiriten glaublich fand, zu deren Geheimhaltung die meisten und wichtigsten Beweggründe hätten vorhanden sein müssen [1]); woraus denn wieder folgt:

3) dass Andronikos, und noch weniger jener etwaige Briefsteller, von einem gänzlichen geflissentlichen Geheimhalten aller philosophischen Schriften des Stagiriten durch ihren Verfasser und seinen Nachfolger und Erben nicht das Geringste wusste.

Wenn nun Plutarch [2]) diese Briefe und die damit in Verbindung stehende Erzählung von der Herausgabe der Aristotelischen Schriften über die höchsten Gegenstände philosophischer Erkenntnis zu Alexander's Lebzeiten nur allein bei Andronikos von Rhodos gelesen [3]), dessen Werke er als Historiker, und

1) Auch Brandis (Rhein. Mus. I, 3, S. 241) ist der Meinung, dass sich nicht nur in des Andronikos, sondern auch in seiner Nachfolger und Benutzer Commentaren und Schriften über die Werke des Aristoteles die Straboniſche Erzählung, oder wenigstens das, was in ihr die Hauptsache ist, nicht gefunden haben könne. Doch hat er das eben von uns angeführte Moment zur Unterstützung seiner Ansicht nicht benutzt.

2) Plut. vit. Alex. M. cp. VII.

3) Plutarch nennt in der angegebenen Stelle seine Quelle nicht. Ueberhaupt beruft er sich in der ganzen Schilderung der Bildungsgeschichte und der Neigung des Alexander zu den Wissenschaften nur einmal auf einen Vorgänger, nämlich (cp. VIII) auf Onesikritos, der bekanntlich den Alexander auf seinem Zuge begleitete, und eine im Alterthume übel berüchtigte Geschichte dieses Zuges verfasste. Aber aus

cp.

und zumal für die Geſchichte der Jugendbildung Alexander's, gewiſs am wenigſten ſtudiert haben mag; wenn er dagegen bei allen ſeinen andern Quellen, oder doch bei den wichtigſten und glaubwürdigſten dieſes Umſtandes nicht erwähnt gefunden hätte; iſt es wohl wahrſcheinlich, daſs er ihn ſo ohne alle weitere Bemerkung, ja, daſs er ihn überhaupt nur in ſeine Lebensbeſchreibung des makedoniſchen Fürſten aufgenommen hätte? Und wenn wir nun gar in dieſen Briefen wirklich ächte Bruchſtücke der Correſpondenz des Stagiriten mit ſeinem groſsen Zöglinge beſäſsen [1]), wenn die Unächtheit derſelben nicht ſicher und ſchlagend dargethan werden kann, — und ein ſolcher Beweis iſt bis jetzt unſeres Wiſſens noch von Niemanden geführt worden; — ſo dürften wir dieſen Abſchnitt mit der Behauptung ſchlieſsen: daſs der Satz, welchen wir an die Spitze dieſes Kapitels ſtellten, und deſſen Beſtreitung wir in demſelben verſuchten, durch das Zeugniſs des Stagiriten ſelbſt widerlegt werde [2]).

Fünftes Kapitel.

Weiterer Verfolg der Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften nach dem Tode des Ariſtoteles.

Der zweite Hauptſatz, welchen man, wie wir oben (Kap. III.) angedeutet haben, aus den Berichten

cp. 54 (Vol. IV, p. 122 Reisk.) ſehen wir, daſs Plutarch das Werk des Hermippos zur Hand hatte.

1) Selbſt Niebuhr nennt den Brief des Alexander „vielleicht ächt"; Röm. Geſch. Th. I, S. 20. N. 30. Ebenſo Schäfer; Animadv. ad Plutarch. IV, p. 245.

2) Ich kann mich nicht enthalten, die Worte des Herrn Profeſ-

der Alten zu folgern ſich erlaubte, lautete folgendermaſsen:

ſors Kopp über die aus jenen Briefen zu ziehenden Folgerungen aus ſeinem trefflichen Aufſatze im Rhein. Muſeum, Jahrg. III, Heft I, S. 98—99, hier auszuheben: „Sind pfundge„wichtige Beweiſe und Zeugniſſe nicht aufzufinden, ſo „muſs man an Lothgewichten ſoviel aufzubringen ſuchen, „bis ſie ein Pfund ausmachen. So trage ich denn auch kein „Bedenken, dafür, daſs die *ἀκροάσεις φυσικαί* herausgegeben, „und nicht bloſs *ἀπὸ φωνῆς Ἀριστοτέλους*, ſondern von ihm „ſelbſt bekannt gemacht waren, die kleinen Briefſein des Ale„xander und Ariſtoteles anzuführen; die, wenn ſie auch „nicht ächt ſein ſollten, doch ein Gerücht zur Veranlaſſung „gehabt haben können, und die uns von Plutarch im Le„ben Alexander's, im 7ten Kapitel, von A. Gellius (XX, „5), und von Simplicius in ſeiner Erläuterungsſchrift der „Phyſik des Ariſtoteles, Bl. 2. erhalten worden ſind. Ob dieſe „angeblichen Billets durch die Herausgabe der Grundle„gung zur Naturwiſſenſchaft, wie Simplicius dafür „hält, oder der Metaphyſik, (gewiſs richtiger der 3 Bücher „*Περὶ φιλοσοφίας*, über welche ſ. Brandis Diatribe acade„mica de perditis Ariſt. libris de ideis et de bono,) wie Plu„tarch zu ſagen ſcheint, veranlaſst worden, darf hier als un„weſentlich angeſehen werden. — — Was hier allein Be„deutung hat, iſt dieſes, daſs auch eſoteriſche Schriften „im Umlauf waren, und von einigen, wenn ſchon wenigen, „wie Poſidonius, geleſen wurden.“ Derſelben Anſicht, hinſichtlich der in den Briefen gemeinten Schriften, iſt auch Titze, De Ariſt. operum ſerie et diſſinct. p. 77 u. 87. Vgl. Ariſtotelia, Th. I, S. 95, 96. Gellius, der ſein ganzes Kapitel über dieſen Gegenſtand aus Andronikos entnommen zu haben ſcheint, drückt ſich ſo aus, daſs nach ihm eher an eine Herausgabe der ſogenannten akroamatiſchen Bücher überhaupt, als an die irgend eines einzelnen Werkes zu denken ſein dürfte. „Acroamaticos (nicht acroamaticos quosdam) quum in vulgus ab eo editos rex Alexander cognoviſſet,“ cett. — Plutarch dagegen ſcheint zwar an irgend ein beſtimmtes Werk gedacht zu haben, während hinwiederum die Worte des als Beweis angeführten Briefes von den akroamatiſchen Schriften überhaupt reden.

„Auch Theophraſtos blieb im Alleinbeſitze der Werke ſeines Lehrers, und gab dieſelben ebenſowenig öffentlich heraus.“

Sehen wir für einen Augenblick ab von Allem, was wir etwa im Vorigen begründet und erwieſen, oder doch mindeſtens wahrſcheinlich gemacht haben mögen, und gehen wir auf jene Anſicht ein, daſs Ariſtoteles ſelbſt wirklich keine ſeiner Schriften herausgegeben, ſondern alle dem Theophraſtos, zugleich mit ſeiner geſammelten Bibliothek hinterlaſſen habe; ſo fragen wir zunächſt wieder: zu welchem Zwecke und in welcher Abſicht dies geſchehen ſei. Doch wohl nicht allein für den Privatgebrauch ſeines Nachfolgers, der doch gewiſs, wenigſtens von einem groſsen Theile derſelben, (dem von Ariſtoteles vollendeten) ſchon früher Abſchriften beſeſſen haben wird, ſondern ſicherlich, damit dieſer, der für eines Verſtorbenen Werke durchaus keine der obigen, den Verfaſſer ſelbſt hindernden, Rückſichten zu nehmen hatte, ſie der Welt bekannt machen ſollte. Was that aber Theophraſtos? Er entſprach dieſer Abſicht ſeines Lehrers, während der langen Zeit von nicht weniger als fünf und dreiſsig Jahren, um welche er ihn überlebte, nicht nur nicht, ſondern handelte (aus welchen Gründen, ſieht man wieder nicht ein) ſogar ſo gewiſſenlos, daſs er, indem er ſämmtliche Handſchriften der Werke ſeines Lehrers wie ſeiner eignen nicht etwa ſeinem Nachfolger, dem trefflichen Straton, ſondern einem ziemlich unbekannten Schüler, jenem Neleus aus Skepſis, vermachte, dadurch nicht nur ſeiner Schule und deren Vorſteher gleichſam das Fundament und die Stützen ihres Syſtems entzog, ſondern auch zugleich für die letzteren faſt den gänzlichen Untergang muthwillig herbeiführte. Denn Neleus, der jene Werke,

von denen er doch offenbar wiſſen muſste, daſs er ſie allein beſaſs, (weshalb und wozu ſie ihm übergeben wurden, ſieht man wieder nicht) ſo unbekümmert um ihren Untergang Leuten, wie ſeine Erben geweſen ſein ſollen, (ἄνθρωπος ἀφιλότιμος καὶ ἰδιώτας) hinterlaſſen konnte, war entweder ſelbſt ein vollendeter Tropf oder ein leichtſinniger und gewiſſenloſer Menſch. Und Demetrios Phalereus, der würdige Kenner und eifrige Beförderer aller Litteratur, der perſönliche Freund des Theophraſtos, er, unter deſſen Einfluſſe und ſchützender Theilnahme die Peripatetiſche Schule im Lykeion blühete und gedieh, er ſollte ſich nicht in den Beſitz der Schriften des Stagiriten geſetzt, ſollte ſich überhaupt um das Schickſal derſelben ſo gar nicht bekümmert haben? [1])

Doch alle dieſe und ähnliche Betrachtungen, ſo nothwendig ſie auch ſein und ſo unabweislich ſie ſich uns auch aufdrängen mögen, immer fehlt ihnen die überzeugende Kraft eigentlich hiſtoriſcher Nachweiſungen und materieller Zeugniſſe. Wir ſind daher genöthigt, auf hiſtoriſchem Wege, mittelſt direkter oder indirekter Andeutungen und Ueberlieferungen des Alterthums, das Unhaltbare und Unglaubwürdige der gewöhnlichen Anſicht über das Schickſal der Ariſtoteliſchen Schriften unter Theophraſtos ans Licht zu ziehen.

Betrachten wir zuvörderſt die ſogenannte Nachricht, daſs Ariſtoteles ſeine Schriften, d. h. die eignen Handſchriften derſelben, unedirt dem Theophraſtos übergeben habe, ſo meldet dies eigentlich Niemand; auch Strabon nicht; denn dieſer berichtet direkt nur: „daſs Ariſtoteles dem Theophraſtos ſeine Biblio-

1) Vergl. Brandis im Rhein. Muſ. I, 3, S. 244. Des Demetrios Phal. politiſche Schriften ſtanden im genauen Zuſammenhange mit denen des Ariſtoteles und Theophraſtos. M. ſ. Cic. de Legg. III, 6, 13.

thek hinterlaſſen habe". Daſs dabei auch die eignen Werke deſſelben ſich befunden haben, erfahren wir erſt durch den darauf folgenden Zuſatz: „daſs die Erben des Neleus, an welche die vereinten Bücherſammlungen des Ariſtoteles und Theophraſtos übergegangen waren, die Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtos (nicht deren Bücherſammlungen, βιβλιοθήκας, was wohl zu merken iſt) dem Apellikon von Teos käuflich überlaſſen hätten." Was Strabon darauf von den Schickſalen der eignen Werke des Ariſtoteles berichtet, erſcheint, ſeiner eignen Darſtellung zufolge, durchaus nur als ſein eignes Raiſonnement und als eigne Folgerung, nicht als hiſtoriſche, aus anderweitigen älteren Quellen entnommene, und zu ſeiner Zeit bekannte, Nachricht und Thatſache.

Ueber die groſse, vereinte Bibliothek des Ariſtoteles und Theophraſtos geht des griechiſchen Geographen Bericht nicht über den Punkt hinaus, daſs ſie Neleus durch Erbſchaft von Theophraſtos erhalten habe. Was weiter aus dieſer geworden, davon ſchweigt er, ſowie Plutarchos, gänzlich. Nur ſoviel gewinnen wir aus ihm, daſs ſie Apellikon nicht mitkaufte, als er von den Erben des Neleus die Handſchriften der Werke des Ariſtoteles und Theophraſtos erſtand; ein Umſtand, welcher für die Berichtigung eines ungenauen, oder wenigſtens ungenau ſcheinenden Ausdrucks in des Athenaios Erzählung von Wichtigkeit iſt.

Dieſe tritt nämlich hinſichtlich der Geſchichte jener groſsen vereinten Bücherſammlung ergänzend ein. Denn Athenaios erzählt, wie wir oben ſahen, daſs Ptolemaios Philadelphos (regierend von 284 bis 246) die ganze, in Neleus Händen befindliche, Bibliothek gekauft und in die ſchöne Alexandreia verſetzt habe. Ich

sage: die ganze Bibliothek, denn nur von Bibliotheken handelt überhaupt die Stelle des Athenaios, und in Bezug auf Aristoteles und Theophrastos auch wieder nur von deren Bücherſammlungen; nicht von ihren eignen Werken, geſchweige denn von einzig vorhandenen Urhandſchriften derſelben [1]). Aus dem Berichte des Athenaios nun ziehe ich folgende Sätze als ſichere hiſtoriſche Folgerungen:

1) Es iſt unzweifelhafte und unbeſtrittene Thatſache, daſs Ptolemaios Philadelphos jene groſse vereinte Bibliothek von Neleus erſtanden hat.

2) Was die, ebenfalls in Neleus Händen befindlichen Handſchriften der eignen Werke des Ariſtoteles und Theophraſtos betrifft, ſo

a) kaufte ſie entweder Ptolemaios nicht mit, weil ſie ſich ſchon in der Bibliothek zu Alexandreia befanden, oder weil er von Neleus weder die Originale noch Kopien erhalten konnte; oder

b) wenn er ſie mitkaufte, ſo erhielt er von Neleus wenigſtens nicht die (dieſem aus begreiflichem Grunde ſehr werthen) Urhandſchriften, ſondern nur Abſchriften, aller oder einiger derſelben, welche ihm fehlten; denn jene Urhandſchriften blieben, nach Strabon's, Plutarch's, und Athenaios einſtimmigem Zeugniſſe, in den Händen der Erben des Neleus, und dieſe waren es, welche endlich Apellikon aufſpürte,

---

1) Brandis, a. a. O. I, 3, S. 250, thut Unrecht, wenn er in jener Stelle des Athenaios einen unmittelbaren Beweis und Bericht dafür findet, daſs Ptolemaios Philadelphos die eignen Werke des Ariſtoteles nach Alexandreia gebracht habe. Auch iſt Athenaios, wie ſich bald zeigen wird, durchaus nicht mit ſich im Widerſpruche.

und von den Nachkommen jener Erben durch seinen Reichthum sich zu verschaffen wußte.

3) Alles, was sonach von den Schicksalen Aristotelischer und Theophrastischer Bücher in dem Τύπος der Nachkommen des Neleus erzählt wird, bezieht sich nicht mehr auf die Bücherſammlungen beider Philosophen, welche schon Neleus verkauft hatte, sondern wirklich nur auf die in seinen Händen verbliebenen Urhandschriften des Stagiriten und seines Nachfolgers [1]).

Sechstes Kapitel.

Die Schriften des Aristoteles in der Bibliothek zu Alexandreia.

Wenn nun aber, wie wir eben sahen, die Stelle des Athenaios nicht ausdrücklich besagt, dass die Werke des Stagiriten sich in der Bibliothek zu Alexandreia befanden; wenn ferner die übrigen Nachrichten der Annahme, dass mit den Bücherſammlungen des Aristoteles und Theophrastos auch die, gleichfalls im Besitze des Neleus befindlichen Urhandschriften von Ptolemaios Philadelphos in die Alexandrinische Bibliothek verpflanzt worden seien, geradezu

1) Diese Bemerkung machte schon vor fast zweihundert Jahren der grosse G. J. Vossius, (De sectis Philosophorum, cp. XV, p. 89) welcher die Stelle des Athenaios von dem Bücherkaufe des Ptolemaios Philadelphos so erklärt, dass er darunter die Bibliotheken des Aristoteles und Theophrastos, *mit Ausschluss* der Handschriften ihrer Werke, verstanden wissen will. Was Buhle (Arist. Opp. Vol. I, praef. p. XIX, Not.) über den Gegenstand vorbringt, ist ziemlich verworren und schwankend.

widerſtreiten, (obwohl die Möglichkeit des Verkaufs der Werke in Abſchriften nicht ausgeſchloſſen bleibt): welche Gründe ſprechen denn dafür, daſs die Werke des Ariſtoteles ſich dennoch in der ſchönen Alexandreia vorfanden? und wie will man, worauf doch bei unſerer Unterſuchung ſo viel ankommt, beweiſen, daſs die alten Alexandriniſchen Gelehrten mehr als namentliche Kenntniſs jener Werke, daſs ſie dieſelben ſogar ſelbſt zu Händen gehabt und benutzt haben? Ich denke, es läſst ſich Einiges dafür mit Grunde vorbringen. Zwar bin ich weit entfernt, aus den Worten des Strabon: καὶ διδάξας (ὁ Ἀριστοτέλης) τοὺς ἐν Αἰγύπτῳ βασιλέας βιβλιοθήκης σύνταξιν, mit Franz Nicolaus Titze [1]) auch ſelbſt nur vermuthen zu wollen, daſs Ariſtoteles wohl gar noch bei Lebzeiten Abſchriften ſeiner Werke nach Alexandreia (wo damals wahrlich noch Niemand

1) De Ariſtotelis Operum ſerie et diſtinct., p. 9: „Refert qui„dem initio hujus narrationis Strabo, Ariſtotelem primum „fuiſſe, qui coeperit ſibi inſtruere bibliothecam, regesque „Aegypti bibliothecae conſtructionem edocuerit; unde con„jicias, eum fortaſſe et ſuorum operum apo„grapha Alexandriam miſiſſe, atque ita verum eſſe „non poſſe, quod deinde dicitur, poſt mortem Theophraſti in„opes adeo fuiſſe Peripateticos librorum Ariſtotelicorum, ut „qui ſuppeditari illis ex Alexandrina biblio„theca potuerint. Sed valde inſtabilis [mehr „nicht?] eſt haec tota conjectatio, ſicut quae ex Athe„naei Deipnoſophiſt. I. petitur, ubi Neleus narratur omnem „librorum ſupellectilem vendidiſſe regi Ptolemaeo Philadelpho, „tenendumque videtur, quod Strabo de penuria „librorum Ariſtotelis acroamaticorum profert.“ Dieſe Stelle enthält zugleich des Verfaſſers vollſtändiges Glaubensbekenntniſs über die Geſchichte der älteſten Schickſale der Schriften des Ariſtoteles. Wie die Worte des Strabon zu verſtehen, und welches der Irrthum des Geographen ſei, zeigt Bayle, Dictionn. critiq. T. IV, p. 880, Not. E, art. Tyrannion.

an die Anlegung jener grofsen Bibliothek dachte) geschickt habe, oder gar zu meinen, Strabon selbst habe von einer persönlichen Unterweisung der „Könige" Aegyptens durch Aristoteles sprechen wollen, was der genannte Gelehrte doch als möglich angenommen haben mufs, weil er sonst seine „conjectationem instabilem" nicht vorgebracht haben würde. Vielmehr denke ich mir die Sache folgendermafsen.

Als sich Ptolemaios Lagu, wahrscheinlich erst, nachdem durch die Schlacht bei Ipsos (im Jahre 301 v. Chr.) die vielen Kriegsunruhen, welche den neuerrichteten ägyptischen Thron bis dahin bedrohet hatten, zum gröfsten Theile glücklich beendet worden waren, mit mehr Sicherheit und dauernderer Mufse seiner Vorliebe und seinem Eifer für die Förderung der Wissenschaften in seiner Hauptstadt hingeben konnte, gründete er, wie bekannt, eine Art gelehrter Akademie, Mufeion [1]), und für diese die Bibliothek im Brucheion [2]), dem prächtigsten Viertheile der Königsstadt, in welchem sich auch die königliche Residenz befand [3]). Der erste Bibliothekar dieser nachmals weltberühmten Büchersammlung war der bekannte Zenodotos, welchem Ptolemaios zugleich die Sorge für die Erziehung seiner Kinder übertragen hatte [4]). Dafs sich aber Ptole-

1) Vergl. die von Heumann, Conspect. reip. litt. cp. IV, §. 10, p. 77, angeführten Schriften.

2) Perizonius ad Aeliani Var. Hist. III, cp. 17, p. 176 ed. Kühn.

3) Vergl. Heeren Geschichte der class. Litteratur im M. A. Th. I, S. 82 ff. Sprengel Gesch. d. Arzneikunde, Th. I, S. 371—374.

4) Suidas (Vol. II, p. 7 Kust.) *Ζηνόδοτος Ἐφέσιος..... ἐπὶ Πτολεμαίου γεγονὼς τοῦ πρώτου, ὅς καὶ πρῶτος τοῦ Ὁμήρου διορθώτης ἐγένετο καὶ τῶν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ βιβλιοθηκῶν προϊστην, καὶ τοὺς παῖδας Πτολεμαίου ἐπαίδευσεν.*

maios bei Anlegung dieſer Sammlung unter andern auch der Hülfe und Anleitung des Demetrios Phalereus bedient habe, welcher, aus der Stadt, die unter ihm ihre letzte Blüthe genoſſen hatte [1]), vertrieben, (Ol. 118, 2., i. J. 306) und abweſend zum Tode verurtheilt [2]), ſich ſchon Ol. 120, 4. (i. J. 296) zu ihm geflüchtet hatte [3]), iſt, ſelbſt wenn kein direktes Zeugniſs irgend eines Alten es meldete, für denjenigen höchſt wahrſcheinlich [4]), der die gute Aufnahme, welche jener gefunden, und das vertraute Verhältniſs, in welchem er zum Ptolemaios geſtanden haben ſoll, in Erwägung zieht. Der König, hocherfreut, einen ſolchen Mann gewonnen zu haben, überhäufte ihn, wie Plutarchos erzählt, mit Beweiſen ſeiner Gunſt, und erfreuete ſich ſeines belehrenden Umganges [5]). Ohne Zweifel rührt die Angabe, welche

---

1) Schon das Alterthum urtheilte ſo. S. Strabo Lib. IX, p. 609. C, D, p. 610 Almel.

2) Phavorin. ap. Diogen. Laert. V, 77.

3) Ueber dieſe Zeitbeſtimmungen (aus Strabo, Plutarch, Diodor, und Diog. Laert.) ſ. Weſſel. ad Diod. Sic. XX, 45. Valkenaer Ariſtobul. Jud. p. 52.

4) M. vergl. des geiſtvollen Perizonius treffliche Anmerkung zu der genannten Stelle des Aelian.

5) Plutarch. de Exilio, T. VIII, p. 374 Reisk. *Οὗτος (ὁ Δημήτριος) μὲν γὰρ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ μετὰ τὴν φυγὴν πρῶτος ὧν τῶν Πτολεμαίου φίλων οὐ μόνον αὐτὸς ἐν ἀφθόνοις διῆγεν, ἀλλὰ καὶ τοῖς Ἀθηναίοις δωρεὰς ἔπεμπεν.* — Nach einer andern Erzählung bei demſelben Plutarch (Apophthegm. Reg.) ſoll er dem Könige den Rath ertheilt haben: „die Bücher der Philoſophen über die Regierung und Staatsverfaſſung zu leſen". Mag es ſich mit dieſem Rathe verhalten wie es will, immer finden wir darin eine deutliche Spur von dem Einfluſſe des Demetr. Phalereus auf den Ptolemaios hinſichtlich der für die Bibliothek anzuſchaffenden Werke. Vergl. Aelian. III, 17. Brucker Hiſt. crit. philoſ. T. I, p. 856. Sotion bei Diogen. Laert. L. V, cp. 79.

ſich bei vielen, chriſtlichen und jüdiſchen, alten Schriftſtellern findet, daſs nämlich Demetrios Phalereus Aufſeher der Alexandriniſchen Bibliothek unter den beiden erſten Ptolemäern geweſen ſei, von der Theilnahme deſſelben an ihrer Gründung und Anordnung her [1]). Iſt es nun wohl glaublich, oder überhaupt nur gedenkbar, daſs Demetrios, der ſeinem königlichen Freunde vor Allem „die Leſung der politiſchen Werke der Philoſophen“ empfahl, daſs er, der Freund der Ariſtoteliſchen Philoſophie und des Theophraſtos, die Schriften der beiden gröſseſten Peripatetiker ſollte unberückſichtigt gelaſſen haben, und nicht vielmehr dieſe vor allen andern für die neu zu gründende Alexandriniſche Bibliothek zu erhalten bemüht geweſen ſein, wenn er ſie nicht etwa dem gröſseren Theile nach bei ſeiner Ankunft in Aegypten ſchon mitbrachte? Wir wiſſen ferner aus Diogenes Laertios, daſs Ptolemaios eine Geſandtſchaft an den Theophraſtos nach Athen ſchickte [2]); freilich erfahren wir von ihm weder über das Wann noch über das Weshalb eine Sylbe, denn ihm genügte es, durch Anführung eines, wie es ſcheint genugſam bekannten [3]), Faktums, den Beweis dafür zu führen, daſs Theophraſtos ſelbſt von Fürſten und Groſsen hochgeachtet geweſen. Darf ich mir eine

---

1) S. Ger. Joh. Voſſius De Hiſtoricis graec. Lib. I, cp. XII, p. 73.. (ed. 1651), wo beſonders über dieſen Gegenſtand gehandelt wird. Menage ad Diog. Laert. T. II, p. 221. Plutarch. Apophthegm. Reg. — Bonamy: Vie de Démétrius de Phalère (in Mém. de l'Acad. des Inſcript. T. XI, p. 246—270).

2) Diog. Laert. V, 37. *Κάσανδρος γοῦν αὐτὸν* (τ. *Θεόφραστον*) *ἀπεδίξετο καὶ Πτολεμαῖος ἔπεμψεν ἐπ' αὐτόν.*

3) Dies ſchlieſse ich daraus, daſs Diogenes die Nachricht nicht durch ein *ὡς φασι*, *ὡς φασί τινες*, oder *λέγεται* einführt.

Vermuthung erlauben, so meine ich, dafs wohl weniger an eine Aufforderung, an den Hof nach Alexandreia zu kommen [1]), als an Unterhandlungen über Bücher für die dortige Bibliothek zu denken, und Demetrios Phalereus, der engverbundene Freund des athenischen Philosophen, als Veranlasser dieser Sendung anzunehmen sei. Und wenn sich Ptolemaios Lagu wirklich wegen Erlangung von Abschriften der Werke des Aristoteles und Theophrastos an den Letzteren wandte, ist wohl ein Grund abzusehen, der den Theophrastos zur Verweigerung bewogen haben könnte? Dafs aber für Ptolemaios Lagu die Schriften des Stagiriten ein besonderes Interesse haben mufsten, dafür spricht noch der Umstand, dafs er nicht nur selbst als König trefflicher Schriftsteller [2]), sondern auch geborner Makedonier, und als solcher sowohl, wie auch durch sein Verhältnifs zum Alexander, mit Aristoteles aller Wahrscheinlichkeit nach selbst persönlich bekannt gewesen war [3]).

Sein Sohn und Nachfolger Ptolemaios II., Philadelphos, schon bei Lebzeiten des Vaters Mitregent

---

1) Freilich besagen so etwas die Worte des Diogenes Laert. (ἔπεμψεν ἐπ' αὐτόν, welche Marcus Meibomius übersetzt: „et Ptolemaeus misit ad eum arcessendum"); aber die Worte gehören dem als ungeschicktem und ungenauem Epitomator bekannten Diogenes, die Thatsache nicht.

2) Vossius De Hist. graec. Lib. I, cp. X, p. 60, 61. St.-Croix Exam. crit. des anc. Hist. d'Alex. l. Gr. p. 44.

3) Ptolemaios Lagu war zu Eordaea, einer kleinen Stadt in Makedonien, geboren. Seine Herkunft ist dunkel; nach Einigen war er ein natürlicher Sohn Philipp's. Da er im Jahre 284, im 84sten Jahre seines Alters, starb, (Lucian in Macrob.) so fällt sein Geburtsjahr auf 376. Er war also, als Aristoteles nach Makedonien zurückkam, (Ol. 109, 2; 343 v. Chr.) ein Dreifsiger.

deſſelben, ſetzte, was der Vater rühmlich begonnen hatte, ganz in deſſen Geiſte mit noch gröſserem Aufwande von Mitteln [1]) fort. Er liefs nicht nur, wie uns Athenaios in der oft genannten Stelle berichtet, in Athen [2]) und Rhodos beträchtliche Bücheraufkäufe veranſtalten, ſondern erfand auch von Neleus von Skepſis die vereinten Bibliotheken des Ariſtoteles und Theophraſtos. Da er nun mit denſelben die Urhandſchriften der eignen Werke beider Philoſophen, aus was immer für einem Grunde, nicht erhielt, von Abſchriften derſelben aber, die er nachgeſucht oder erhalten, nichts bei den Alten verlautet; ſo bleibt, falls wir nicht eben jenes Letztere als höchſt wahrſcheinliche Vermuthung gelten laſſen wollen, nur noch die Annahme übrig, dafs er ſie darum nicht verlangte, weil ſie ſich ſchon in Alexandreia befanden.

Ptolemaios Philadelphos war aber nicht nur überhaupt Freund und Beförderer aller Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern auch ſelbſt der Philoſophie, und insbeſondere, was für uns das Wichtigſte iſt, der Peripatetiſchen Philoſophie, keineswegs fremd.

---

1) Ueber den ungeheuren Reichthum des Ptolemaios Philadelphos vergl. Kallixenos Rhod. ap. Athen. Lib. V, p. 196 ſf. bis 204. *Πολλῶν δὲ* (ſagt Athenaios ſelbſt pag. 203. C) *ὁ Φιλάδελφος βασιλέων πλούτῳ διήνεγκε, καὶ περὶ πάντα ἐσπουδάκει κατασκευάσματα φιλοτίμως.... περὶ δὲ βιβλίων πλήθους καὶ βιβλιοθηκῶν κατασκευῆς καὶ τῆς εἰς τὸ Μουσεῖον συναγωγῆς τί δεῖ καὶ λέγειν πᾶσι τούτων ὄντων κατὰ μνήμην.*

2) Wie ſehr Ptolemaios Philadelphos Athen auszeichnete, geht ſchon daraus hervor, dafs er dort auf ſeine Koſten das aus Cicero (de Fin. V, 1) bekannte Ptolemaeum erbauen liefs. Vergl. Leake Topogr. v. Ath. S. 20 u. 21 d. deutſch. Ueberſ.

Wir wiſſen aus einer glaubwürdigen Quelle [1]), daſs Straton, der Koryphäe [2]) der alten Peripatetiſchen Schule nach Ariſtoteles und Theophraſtos, auf ſeinen Reiſen auch Aegypten beſucht, und daſs dort Ptolemaios Philadelphos ſeinen Umgang und Unterricht genoſſen, und ihn überaus hoch und werth gehalten habe. Gewiſs iſt dies kein geringer Grund, um anzunehmen, daſs dem Ptolemaios Philadelphos der Beſitz der Schriften des Gründers der Peripatetiſchen Schule keineswegs gleichgültig geweſen ſein wird. Und ſo meldet denn auch ein glaubwürdiger Zeuge, Ammonios, der gelehrte Ausleger des Ariſtoteles, als eine im Alterthume allgemein bekannte Sache, daſs Ptolemaios Philadelphos ſich die Herbeiſchaffung der Werke des Ariſtoteles ganz beſonders angelegen ſein laſſen, und groſse Summen darauf verwendet habe [3]). Ja, es hat ſich zum Glück ſogar noch eine Nachricht er-

---

1) Wahrſcheinlich Apollodor bei Diogen. Laert. Vit. Straton. V, 58. *Ἀλλὰ καὶ καθηγήσατο (ὁ Στράτων) τοῦ Πτολεμαίου τοῦ Φιλαδέλφου, καὶ Παῤῥ, φασί, παῤ' αὐτοῦ τάλαντα ἐγδοήκοντα.* Darauf deuten denn auch die von Diogenes unter Straton's Schriften angeführten Briefe an die Arſinoë, Gemalinn des Philadelphos, hin, die, ächt oder unächt, immer doch wenigſtens jene Nachrichten von Straton's Verhältniſſe zum Philadelphos zum Grunde gehabt haben müſſen. (Diogen. a. a. O. V, 60. *Ἐπιστολαὶ, ἂν ἀρχὴ, Στράτων Ἀρσινόῃ εὖ πράττειν.*) Vergl. Suidas ſ. v. *Στράτων.*

2) *Τῶν ἄλλων Περιπατητικῶν ὁ κορυφαιότατος Στράτων.* — Plutarch. adv. Colot., T. X, p. 587 Reisk. Simplic. ad Ariſt. *Φυσ. ἀκροάσ.* Lib. I. comm. 23.

3) Ammon. Herm. ad Ariſtot. Categ. fol. 3, a. *Πτολεμαῖον τὸν Φιλάδελφον πάνυ ἐσπουδακέναι φασὶ περὶ τὰ Ἀριστοτελικὰ συγγράμματα, ὡς καὶ περὶ τὰ λοιπὰ, καὶ χρήματα διδόναι τοῖς προσφέρουσιν αὐτῷ βίβλους τοῦ φιλοσόφου.* Wir werden weiterhin dieſe ganze Stelle im Zuſammenhange anzuführen Gelegenheit haben.

halten, dafs Philadelphos selbst Schriftsteller gewesen, und sowohl über das Leben als über die Schriften desselben, von welchen er zahlreiche Exemplare besessen, in einem eignen Werke gehandelt habe [1]). Der Zeuge für diesen Umstand, David der Armenier, ein erst neuerdings bekannt gewordener Ausleger des Aristoteles, gehört freilich einer spätern Zeit an, denn er blühete gegen das Ende des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung; doch war er, obgleich selbst kein Grieche, zu Athen unter Syrianos und Proklos gebildet [2]). Und was ist es denn, was dieser Nachricht widerstreitet? Etwa jene, alles historischen Grundes und Bodens ermangelnde, und gegen alle Vernunft streitende Tradition, die man aus Strabon entwickelt hat? Oder ist es etwa so unwahrscheinlich und unglaublich, dafs Philadelphos Schriftsteller im Felde der Geschichte der Philosophie und Litteratur gewesen sei, wie sein Vater als Historiker sich ausgezeichnet hatte? Ich glaube nicht. Vielmehr finde ich den von David angegebenen Gegenstand der schriftstellerischen Wirksamkeit des Sohnes dem Geiste, den Neigungen, und den Verhältnissen desselben eben so unpassend, als bei dem Vater [3]). Auch von den spätern Ptolemäern sind

1) David der Armenier, in seinem ungedruckten Commentare zu den Kategorien des Aristoteles, (von welchem Neumann Proben mitgetheilt hat, s. Aristotelia, Th. I, S. 206—207) sagt nämlich: *Τῶν Ἀριστοτελικῶν συγγραμμάτων πολλῶν ὄντων χιλίων τὸν ἀριθμόν, ὥς φησι Πτολεμαῖος ὁ Φιλάδελφος, ἀναγραφὴν αὐτῶν ποιησάμενος καὶ τὸν βίον αὐτοῦ καὶ τὴν διάθεσιν, κ. τ. λ.* — Vergl. Aristotelia, Th. I, S. 159.

2) Aristotelia, Th. I, S. 206.

3) Mit jener Nachricht über Ptolemaios Philadelphos ist auch die

mehrere als Schriftſteller bekannt, (z. B. Phyſkon und Euergetes,) welches um ſo weniger zu verwundern iſt, da faſt alle eine, eigentlich gelehrte Bildung erhalten hatten.

Alles, was wir nun bisher über die Gelangung der Ariſtoteliſchen Schriften nach Alexandreia dargelegt haben, bezog ſich zumeiſt auf das Wie, und den Weg, auf welchem ſie eben dahin verſetzt worden ſein mochten. Je mehr wir uns aber hier durch das Entbehren faſt aller direkten hiſtoriſchen Zeugniſſe (das zuletzt angeführte abgerechnet) zu Vermuthungen und Kombinationen gezwungen ſahen, um ſo eifriger wollen wir uns beſtreben, einen mehr ſicheren hiſtoriſchen Erweis wenigſtens dafür zu führen: daſs ſich jene Schriften, während der Zeit, in welcher ſie nach Strabon im Keller der Erben des Neleus nur Motten und Würmern zugänglich waren, in der That in Alexandreia befunden, und außerdem allen griechiſchen Philoſophen und Schriftſtellern jener Zeit zugänglich geweſen ſein müſſen.

Angabe zu combiniren, welche ſich in der alten lateiniſchen Vita des Ariſtoteles (bei Buhle Ar. Opp. I, p. 59) vorfindet, daſs nämlich ein Ptolemaios über das Leben des Ariſtoteles geſchrieben habe. Es heißt dort: Et mortuus eſt (Ariſtoteles) in Chalcide, demittens teſtamentum, quod fertur *ab Andronico* et *Ptolemaeo* cum voluminibus ſuorum tractatuum.

Sie-

Siebentes Kapitel.

Andere Anzeigen für das Vorhandengewesenfein der Ariſtoteliſchen Schriften in der Bibliothek zu Alexandreia.

Allbekannt und vielbeſprochen iſt der gewaltige unberechenbare Einfluſs der Beſtrebungen der alexandriniſchen Gelehrten nicht ſo wohl für ihre Zeit als ſelbſt für alle folgenden Jahrhunderte, ſchon allein durch den Entwurf eines Kanons [1]) für die muſtergültigen Schriftſteller in allen Zweigen der Litteratur. Die Begründer deſſelben ſind nach der gewöhnlichen Meinung [2]) der Grammatiker Ariſtophanes von Byzanz, ein Schüler jenes, obenerwähnten erſten Vorſtehers der Alexandriniſchen Bibliothek, und ſein Zögling Ariſtarchos von Samothrake. Dieſer Kanon umfaſste von den Philoſophen Platon, Xenophon, Aeſchines, Ariſtoteles, und Theophraſtos [3]). Mag man nun auch behaupten, daſs derſelbe überhaupt durch die folgenden alexandriniſchen Gelehrten manche Zuſätze erhalten habe, was ohnehin im Betreff der aufgenommenen Philoſophen noch erſt des Beweiſes bedarf, jedenfalls iſt es nicht wahrſcheinlich, daſs ſolche

---

1) Man vergl. über dieſen Kanon der Alexandriner: Ruhnken. Hiſt. crit. Oratt. graecor. in Reiske's Oratt. graec. Vol. VIII, p. 168, wo jedoch nur die aufgenommenen Redner, Dichter, und Hiſtoriker genannt, die Philoſophen aber nicht berückſichtigt werden. F. A. Wolf Prolegg. ad Hom. p. CXC. Villoiſon Prolegg. ad Iliad. Spalding ad Quinctil. X, 1, §. 54. Wyttenbach in der Vita Ruhnkenii (Opuscul. I, p. 556... N. 53). u. A. m.

2) Quinctil. X, I, §. 54.

3) Herr Prof. Kopp nennt auſser jenen fünf noch den Demokritos, (Rhein. Muſ. III, 1, S. 100) deſſen Wyttenbach u. A. nicht gedenken.

Zuſätze nach der Zeit gemacht worden ſeien, in welcher, nach Strabon, des Ariſtoteles Werke, beſonders die philoſophiſchen, zuerſt und zumeiſt an das Tageslicht gekommen ſein ſollen: noch unwahrſcheinlicher aber, daſs jene alten Gelehrten den Ariſtoteles und Theophraſtos, ohne den Gehalt ihrer philoſophiſchen Werke durch eignes Studium erkannt zu haben, ihnen dieſe Ehre ertheilt haben ſollten [1]). Auch ſind ſämmtliche, in den Kanon aufgenommene Philoſophen älter, als Ariſtophanes von Byzanz, der mit Ariſtarchos den Grundſatz befolgte, keinen gleichzeitigen Schriftſteller aufzunehmen.

An dieſes wichtige Zeugniſs für das Vorhandengeweſenſein der Ariſtoteliſchen Schriften, und zwar, was wohl zu merken iſt, der eigentlich philoſophiſchen unter denſelben, ſchlieſsen ſich noch folgende andere, genauerer Erwägung würdige Umſtände an.

Hermippos, der treffliche Schüler des Kallimachos, blühend zur Zeit des Ptolemaios Epiphanes, beſchrieb, wie bekannt [2]), in einem Werke von mehreren Büchern das Leben des Ariſtoteles. Schon Brandis [3]) vermuthet, daſs er in demſelben aller Wahrſcheinlichkeit nach auch von den Schriften des Stagiriten gehandelt haben werde. Dieſe Vermuthung hat

---

1) Vergl. Kopp, a. a. O. S. 100. — Dafür, daſs ſchon Ariſtophanes v. Byz. auch für die Philoſophen einen Kanon beſtimmt habe, ſprechen die Nachrichten, welche uns von ſeinen Beſtrebungen über Platon, deſſen Dialogen er in Trilogien theilte, (Diogen. Laert. Vit. Platon. Lib. III, ſect. 61) und über Epikuros, deſſen Stil er tadelte, (Diogen. Laert. Vit. Epicuri, Lib. X, ſect. 13) aufbehalten ſind.

2) Vergl. über ihn Ariſtotelia, Th. I, S. 5, wo ſtatt Olymp. 125 zu leſen iſt Olymp. 135.

3) Rhein. Muſ. I, 3. S. 249.

Vieles für ſich; und wenn es uns auch zu gewagt erſcheint, ihn, wie dies Franciscus Patritius thut [1]), mit Andronikos von Rhodos und Adraſtos von Aphrodiſias als die drei Haupteintheiler und Anordner der Werke des Ariſtoteles aufzuführen, ſo kann ich doch nicht umhin, folgendes Raiſonnement hier hinzuſtellen: Diogenes von Laerte (wie auch Athenaios) kannte noch das in Rede ſtehende, ſo wie das gröſsere Werk des Hermippos, und benutzte es als Hauptquelle ſeiner Excerptenſammlung, namentlich im Leben des Ariſtoteles. Wenn ich mich nun auch wohl hüte, daraus ſogleich den ſichern Schluſs ziehen zu wollen, daſs das Verzeichniſs Ariſtoteliſcher Schriften bei *Diogenes* aus dem Werke des *Hermippos* entnommen ſei, ſo darf ich doch ſo viel mir zu folgern erlauben, daſs die vier Bücher des *Hermippos* wenigſtens Nichts von jenen abenteuerlichen Schickſalen der Werke des Stagiriten gemeldet haben werden. Denn ſchwerlich würde Diogenes einen Umſtand zu bemerken vergeſſen haben, der ſeinem Zwecke ſowie ſeinem Geiſte ſo ganz entſprechen muſste. Dieſe Bemerkung dehnen wir auch auf andere, von Diogenes für das Leben des Ariſtoteles benutzte Quellen aus, und namentlich auf die *Χρονικά* des Apollodoros und das Werk des Demetrios von Magneſia: *Περὶ ὁμωνύμων* [2]). Wir werden alſo die

1) Discuſſion. Peripatet. I, 2, p. 13. Vergl. Brucker Hiſtor. crit. philoſoph. T. I. p. 798.

2) Ueber beide vergl. man das, Ariſtotelia, Th. I, S. 6 u. 8, Geſagte. Daſs Demetrios v. Magneſia in jenem Werke auch über die Schriften berühmter Männer kritiſch handelte, lehrt Diogenes Laert. II, 57, von welchem wir erfahren, daſs er die Schrift *Λακεδαιμονίων πολιτεία* dem Xenophon ab-

Meinung: dafs *Hermippos* über die Schriften des Ariſtoteles gehandelt, ohne jener Schickſale zu gedenken, und dafs *Diogenes Laertios* ſeine Verzeichniſſe dieſer, und der Schriften anderer Philoſophen, aus ihm entnommen habe, als wahrſcheinliche Vermuthung ſo lange hinſtellen, bis ein Anderer eine näher liegende, begründetere auffindet, oder die ſo eben ausgeſprochene als unhaltbar erweiſet [1]).

Wir ſahen im Vorigen, dafs Ptolemaios Philadelphos bei dem Armenier David von Nerken

---

ſprach. Dafs aber die Schriften des Ariſtoteles in der That wegen der *Ὁμωνυμία* Stoff zu kritiſchen Unterſuchungen boten, erfahren wir aus der bekannten Stelle des Ammonios (ad Ariſtot. Categor. fol. 3, a): *Τρεῖς γὰρ ἀφορμαὶ γεγόνασι τοῦ τοδεῖσθαι τὰ συγγράμματα τοῦ Ἀριστοτέλους· μία μὲν, ἡ ὁμωνυμία, γεγόνασι γὰρ καὶ ἕτεροι Ἀριστοτέλεις, ὧν τὰ συγγράμματα διὰ τὴν ὁμωνυμίαν τινὲς ἐνόμισαν Ἀριστοτέλους· δευτέρα δὲ ἡ τῶν συγγραμμάτων ὁμωνυμία· οἱ γὰρ μαθηταὶ αὐτοῦ* (τ. Ἀριστ.) *Εὔδημος καὶ Φάνιας καὶ Θεόφραστος κατὰ ζῆλον τοῦ διδασκάλου γεγραφήκασιν Κατηγορίας καὶ Περὶ Ἑρμηνείας, καὶ Ἀναλυτικήν.* Hinſichtlich des Apollodoros vergl. man Diog. Laert. IV, 23. — Ueber das Stillſchweigen aller übrigen Alten, auſser Strabon, von jenen Schickſalen der Ariſtoteliſchen Schriften, ſelbſt derer, die davon faſt nothwendig reden muſsten, wie Cicero, wird ſpäter das Nöthige geſagt werden.

1) Eben dieſer Anſicht iſt auch Brandis, im Rhein. Muſ. I, 3, S. 249. „Auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, dafs die Ver„zeichniſſe Ariſtoteliſcher Bücher bei Diogenes Laertios „und dem Anonymus des Menagius, wenigſtens ihrem we„ſentlichen Inhalte nach, da ſie von dem, was wir über die „Anordnung des Andronikos wiſſen, ſo durchaus abweichen, „aus alexandriniſchen Schriftſtellern, welche „Diogenes Laertius im Leben des Ariſtoteles erweislich „benutzte, entlehnt, wenn gleich durch die entlehnenden „Schriftſteller entſtellt, waren."

von mehreren Tauſenden Ariſtoteliſcher Schriften (τῶν Ἀριστοτελικῶν συγγραμμάτων πολλῶν ὄντων χιλίων τὸν ἀριθμόν) redete. Unmöglich kann dieſe Zahlbeſtimmung von Werken, ſelbſt wenn wir jede kleinſte Abtheilung derſelben, alſo jedes einzelne Buch, ſelbſt jeden Brief als ein Σύγγραμμα rechnen wollten, verſtanden, ſie wird vielmehr ſo gefaſst werden müſſen, daſs dabei an die groſse Anzahl der verſchiedenen Exemplare von einzelnen Werken des Ariſtoteles, welche ſich in der Bibliothek zu Alexandreia nachweisbar befanden, und nebenbei auch an die darunter befindlichen unächten oder zweifelhaften Schriften zu denken ſei. Dieſe Anſicht nun erhält eine treffliche Begründung durch dasjenige, was alte Ausleger des Ariſtoteles von den Schickſalen der Werke deſſelben zu Alexandreia uns aufbehalten haben.

Die Angelegentlichkeit, mit welcher die erſten Ptolemäer, und namentlich Ptolemaios Philadelphos, die Herbeiſchaffung von Schriften überhaupt, und ſo auch insbeſondere der des Ariſtoteles betrieben, die königliche, an Verſchwendung gränzende Freigebigkeit, mit welcher ſie die Ueberbringer litterariſcher Schätze, gleichviel ob ſchon in ihrem Beſitze befindlicher und noch unbekannter, belohnten, muſsten, ſelbſt abgeſehen von den Betrügereien Einzelner, welche daraus ihren Vortheil zu ziehen ſuchten, jedenfalls eine Menge ganz oder doch theilweiſe unächter Schriften, ſowie von den ächten wenigſtens eine beträchtliche Anzahl verſchiedener Exemplare, oder, wenn man lieber will, Ausgaben, die öfters in mehr als einzelnen Ausdrükken und Sätzen von einander abweichen mochten, zuſammenführen. Es wird dieſer, durch hiſtoriſche Zeugniſſe zum Theil als Faktum geſicherte, Umſtand um ſo wahrſcheinlicher, wenn man bedenkt, daſs Ariſtoteles zu Athen einen Kreis von Schülern aus allen Gegenden

der, von Hellenen bewohnten Welt um ſich verſammelt hatte, die, wenn ſie auch nicht Alle, und nicht ſämmtliche Schriften ihres Lehrers in Abſchriften beſaſsen, und in ihr Vaterland zurücknahmen, doch gewifs aus und nach ſeinen mündlichen Vorträgen Werke in ſeinem Geiſte, auch wohl gar unter ſeinem Namen, entweder zum Privatgebrauche, z. B. für ihre eignen Lehrvorträge, oder ſelbſt für die Oeffentlichkeit, verfaſsten, ohne dafs dabei noch auf die Abſicht einer Fälſchung bei ihnen geſchloſſen werden dürfte. Gewifs iſt dieſer Umſtand wichtig, um, beiläufig geſagt, die ungeheure Maſſe der, freilich für uns verlornen, philoſophiſchen Litteratur, von welcher die Verzeichniſſe bei Diogenes Laertios, Suidas, u. A. die Beläge liefern, zu erklären [1]).

Alle dieſe Umſtände trafen, wie geſagt, zuſammen, um zwar in Alexandreia die gröfsеſten litterariſchen Schätze aufzuhäufen, aber auch zu deren Sichtung und Sonderung die Kritik unumgänglich nothwendig zu machen. Was nun die Ariſtoteliſchen Schriften betrifft, ſo berichtet Ammonios an der ſchon erwähnten Stelle zu den Kategorien, wo er über die drei Haupturſachen der Fälſchung (τοῦ νοθεύεσθαι) Ariſtoteliſcher Schriften handelt, um ein Beiſpiel anzuführen, „dafs ſich, nach dem Berichte Aelterer, in der Alexandriniſchen Bibliothek allein vierzig verſchiedene, angeblich Ariſtoteliſche Werke (*Βίβλοι*) unter dem Titel Analytica, und vier desgleichen über die Ka-

1) Ja, was noch wichtiger ſein dürfte, der Katalog der Ariſtoteliſchen Schriften bei Diogenes Laertios trägt alle Spuren dieſer Umſtände an ſich, welche von jenen Schriften eine ſolche groſse Menge, und ſo verſchiedene in Alexandreia zuſammenführten. Ich halte ihn daher für alexandriniſch, und nehme meine frühere Anſicht (Ariſtot. I, S. 194) zurück.

tegorien vorgefunden, und dafs die Kritiker von den erfteren nur vier Exemplare, (oder nur ein aus vier Büchern beftehendes Werk,) von den letzteren dagegen nur das eine von dem Berichterftatter felbft kommentirte Werk als ächt anerkannt hätten“ [1]). Die

---

1) Der leichteren Ueberficht wegen ftehe hier die Stelle des Ammonios Hermeiu im Zufammenhange, (ad Arift. Categor. fol. 8, a): *Τριῶν γὰρ ὁμοῦ γεγόναοι τοῦ νοθεύεσθαι τὰ συγγράμματα τοῦ Ἀριστοτέλους· μία μὲν, ἡ ὁμωνυμία [τῶν ὀνομάτων?], γεγόναοι γὰρ καὶ ἕτεροι Ἀριστοτέλεις, ὧν τὰ συγγράμματα διὰ τὴν ὁμωνυμίαν τινὲς ἀνήκεσαν Ἀριστοτέλους· δευτέρα δὲ ἡ τῶν συγγραμμάτων ὁμωνυμία· οἱ γὰρ μαθηταὶ αὐτοῦ Εὔδημος καὶ Φάνιας καὶ Θεόφραστος κατὰ ζῆλον τοῦ διδασκάλου γεγραφήκασι Κατηγορίας καὶ Περὶ Ἑρμηνείας καὶ Ἀναλυτικήν. Ἡ δὲ τρίτη τοιαύτη ἐστὶν· Πτολεμαῖον, τὸν Φιλάδελφον, πάνυ ἐσπουδακέναι φασὶ περὶ τὰ Ἀριστοτελικὰ συγγράμματα, ὡς καὶ περὶ τὰ λοιπά, καὶ χρήματα διδόναι τοῖς προσφέρουσιν αὐτῷ βίβλους* (man merke den Ausdruck) *τοῦ φιλοσόφου. Ὅθεν τινὲς χρηματίσασθαι βουλόμενοι, ἐπιγράφοντες συγγράμματα, τῷ τοῦ φιλοσόφου ὀνόματι, προσῆγον. Ἀμέλει, φασὶν, ἐν τῇ μεγάλῃ βιβλιοθήκῃ εὑρῆσθαι, Ἀναλυτικῶν μὲν, τετρακόσια βίβλους, Κατηγοριῶν δὲ δύο. Ἐκρίθη δὲ ὑπὸ τῶν ἐξηγητῶν, Κατηγοριῶν μὲν, τοῦτο εἶναι γνήσιον τοῦ Ἀριστοτέλους, Ἀναλυτικῶν δὲ τέσσαρα. Ἐκρίθη δὲ ἐν τε τῶν νοημάτων, καὶ τῇ φράσει, καὶ τῷ [τοῦ?] δεῖ ἐν ταῖς ἄλλαις πραγματείαις μεμνῆσθαι τούτου τοῦ βιβλίου τὸν φιλόσοφον.* Vergl. Ammon. ad Porphyr. Ifagog. fol. 10, b. (Heyne Opusc. acad. I, p. 129).

Eine andere Hauptftelle über die durch den Wetteifer der Attaler und Ptolemäer veranlafsten Bücherfälfchungen finden wir bei Galen. Commentat. II de aut. hum. p. 128 (coll. Praef. p. 127). *Ἐν τῷ κατὰ τοὺς Ἀτταλικοὺς τε καὶ Πτολεμαϊκοὺς βασιλέας χρόνῳ, πρὸς ἀλλήλους ἀντιφιλοτιμουμένους περὶ πλήθους βιβλίων, ἢ περὶ τὰς ἐπιγραφὰς τε καὶ διασκευὰς αὐτῶν ἤρξατο γίγνεσθαι φαυλουργία, τοῖς ἔτεσιν τοῦ λαβεῖν ἀρχήσιον ἀναφέροισιν ὡς τοὺς βασιλέας ἀνθρώπων ἀνδρῶν συγγράμματα.*

Nachricht von zwei verſchiedenen, den Namen des Ariſtoteles tragenden Werken über die Kategorien wiederholt derſelbe Ammonios, ſie auch auf andere Bibliotheken aufser der Alexandriniſchen beziehend [1]). Der Armenier David ſtützt ſich bei dem Berichte derſelben Thatſache auf das Zeugniſs des Andronikos von Rhodos [2]), (lebend um das Jahr 70 vor Chr.) und Simplikios fand bei Adraſtos, (lebend um das Jahr 120 nach Chr.) in deſſen Werke über die Anordnung der Ariſtoteliſchen Schriften, ebenfalls die Nachricht von einer (wo befindlich, wird nicht geſagt) zwiefachen Schrift des Ariſtoteles über die Kategorien [3]).

Aus dieſen vereinten Angaben, deren Sicherheit und Glaubwürdigkeit durch nichts beſtritten wird, bieten ſich gleichſam von ſelbſt nachſtehende Folgerungen dar:

1) daſs die Werke des Ariſtoteles ſich lange Zeit *vor* Andronikos von Rhodos in Alexandreia befanden;

2) daſs man die Urſchriften dieſer Werke, ja, wie es ſcheint, ſelbſt die Kopien der Urſchriften

---

1) Ad Categor. fol. 4, b. S. Buhle Ariſt. Opp. Vol. I, p. 434, II, p. 84, der auch noch den Joann. Philoponos ad Analyt. pr. I, fol. 2, a, b, anführt. Fabric. B. g. III, 5, p. 208.

2) Brandis a. a. O. S. 250, Not. 45.

3) *Ἱστορεῖ δὲ ὁ Ἀδραστος ἐν τῷ περὶ τῆς τάξεως τῶν Ἀριστοτέλους συγγραμμάτων, ὅτι φέρεται καὶ ἄλλο τῶν κατηγοριῶν βιβλίον ὡς Ἀριστοτέλους, καὶ αὐτὸ ὂν βραχὺ καὶ σύντομον κατὰ τὴν λέξιν, καὶ διαιρέσεσιν ὀλίγαις διαφερόμενον.* Simplic. in Prooem. ad Categor. fol. 4, b, lin. 4. — *Φασὶ γάρ, ὡς τεσσαράκοντα εὑρέθη τῶν Ἀναλυτικῶν βιβλία ἐν ταῖς παλαιαῖς βιβλιοθήκαις, καὶ τὰ τέσσαρα μόνα ταῦτα ἐπιγέγραπται εἶναι Ἀριστοτέλους, καὶ πρὸς τοῦτο οὐδὲν ἀμφιβάλλειν.* Philopon. ad Anal. pr. I, p. 4 (bei Fabr. B. g. III, p. 214 Harl.).

dort nicht befafs, weil ſonſt jeder Zweifel über die Aechtheit oder Unächtheit irgend einer Ariſtoteliſchen Schrift ja augenblicklich hätte beſeitigt werden können [1]);

3) dafs man unter den beiden erſten Ptolemäern die Werke des Stagiriten in Alexandreia noch nicht vollſtändig befafs, (denn damals war Fälſchung weit weniger möglich) ſondern auch ſpäter noch immer andere zu dem Vorhandenen hinzukaufte; und hier konnten Fälſchungen weit eher möglich ſein, da nach Straton's Tode die Peripatetiſche Schule, und mit ihr die genaue Kenntnifs und das eifrige Studium der Schriften des Ariſtoteles, allgemach in Verfall zu gerathen anfingen, mindeſtens der von dem grofsen Meiſter bezeichnete Weg nicht verfolgt ward, weil es den kommenden Zeitaltern an Luſt und Kraft, an eigner grofsartiger Produktivität, wie an treuem und emſigem Fleifse gebrach [2]).

---

1) Darauf, dafs auch weder Andronikos von Rhodos noch ſonſt irgend ein alter Ausleger die Urhandſchriften ſelbſt oder Kopien derſelben benutzt, ſowie, dafs bei keinem derſelben das angebliche, älteſte Schickſal der Ariſtoteliſchen Werke erwähnt worden ſei, werden wir weiter unten zurückkommen.

2) Dennoch finde ich es zu hart, wenn Brandis die ſpäteren Peripatetiker ſämmtlich „entartet und ohne Sinn für den Kern der Ariſtoteliſchen Philoſophie“ nennt. Der Ausdruck Cicero's (De fin. bon. et mal. Lib. V, cp. 5, §. 5): namque horum (Ariſt. et Theophraſti) poſteri — — ita *degenerarunt*, ut ipſi ex ſe nati eſſe videantur, — darf nicht eigentlich gefafst werden. Begreift er doch unter dieſen degeneratis auch den anerkannt trefflichen Straton; auch ſetzt er in derſelben Stelle hinzu, dafs die ſpätere Ariſtoteliſche Schule immer noch ehrenwerther ſei, als alle andern

Um nun aber dem Beweiſe, daſs die Ariſtoteliſchen Schriften ſich vor Apellikon's und Sulla's Zeit in Alexandreia befanden, die Krone aufzuſetzen, müſste aus den Werken der alexandriniſchen Grammatiker jener blühenden Zeit der Philologie ermittelt werden, in welchem Umfange ſie, beſonders in ihren Kommentaren, die Schriften des Stagiriten benutzt haben. Aber jene Kommentare, die reichſten Schätze der Gelehrſamkeit und Beleſenheit, ſind verloren, und was uns davon in Scholiaſten, Lexikographen, und Grammatikern erhalten worden iſt, iſt durch ſo viele Hände gegangen, durch Auslaſſungen, Umſtellungen, und alle Arten von Irrthümern ſo vieler ſpäterer, aus Auszügen wiederum excerpirender Sammler, deren Namen und Zeit wir oft nicht einmal mehr wiſſen, entſtellt worden, daſs die Mühe, alles von der Art Uebrige zu jenem Zwecke zu durchforſchen, von vorn herein ein wenig belohnendes Reſultat zeigen dürfte. Aber unternommen muſs dieſe Arbeit doch einmal werden, wäre es auch nur für die ſpätere nachchriſtliche Geſchichte der Ariſtoteliſchen Schriften. Für jetzt freilich können wir uns nur auf den wichtigſten Theil jener Ueberreſte, **die Scholien zum Ariſtophanes**, beſchränken, denn nur dieſe, nebſt Suidas und einem Theile der zu den Tragikern vorhandenen, habe ich bisher etwas genauer zu durchmuſtern Zeit und Muſse gehabt. Was übrig iſt, ſoll, falls Gott Geſundheit und Geiſtesheiterkeit verleihet

---

philoſophiſchen Sekten, (meliores illi quidem, mea ſententia, quam reliquarum philoſophi diſciplinarum). Das **degenerarunt** bezieht ſich bei Cicero vielmehr auf einen ſpeciellen Theil der Ariſtoteliſchen Philoſophie, nämlich auf die Behandlung der Ethik.

und dieſer Verſuch aufmunternder Theilnahme würdig erachtet wird, ſpäter, bei einer weitläufigeren Bearbeitung, gewiſſenhaft nachgeholt werden.

Daſs die Scholien zum Ariſtophanes nicht das Eigenthum derer ſeien, aus deren Händen wir ſie in ihrer jetzigen Geſtalt erhalten haben, ſondern daſs der eigentliche Kern derſelben einer viel früheren Zeit, der Blüthezeit alexandriniſcher Gelehrſamkeit und Beleſenheit, angehöre, lehrt die Betrachtung derſelben augenſcheinlich. Wahrhaft ſtaunenerregend iſt die Fülle der Litteratur, deren Trümmer uns in dieſen Scholien erhalten ſind; denn wir finden in denſelben nach einer nur ungefähren, auf ſtrenge Genauigkeit keinen Anſpruch machenden Ueberſicht, mit mehr oder minderer Ausführlichkeit erwähnt und benutzt die Werke von mehr als funfzig dramatiſchen Dichtern, faſt ebenſoviel Epikern, Lyrikern, und Iambographen, zehn Rednern, einigen vierzig Hiſtorikern und Geographen, mehr als zwanzig Philoſophen, Phyſikern, u. A., und mehr als ſechzig Rhetoren und Grammatikern, ohne die Anonymi und Kommentare von ungewiſſen Verfaſſern in Anſchlag zu bringen. Von den bekannteren alten alexandriniſchen Gelehrten finden ſich genannt: Apollonios, Ariſtarchos, Ariſtophanes, Artemidoros (zugenannt Ariſtophanius [1]), Didymos, Demetrios Phalereus, Eratoſthenes, Kallimachos, Krates, Symmachos. Dieſe, ſowie überhaupt die vorchriſtlichen alexandriniſchen Grammatiker, halte ich für die eigentlichen Grundquellen jener Scholien in Allem, was die aus Klaſſikern vor ihrer Zeit, und namentlich den für uns untergegangenen

1) Vergl. Voſſius De Hiſtor. gr. Lib. I. cp. 20. p. 129.

Werken derſelben, entnommenen Erklärungen und Anführungen betrifft. Ihre Werke waren die reichen Fundgruben, aus denen Spätere vollauf zu ſchöpfen vorfanden. Die in der chriſtlichen Zeit lebenden werden zu den Bemerkungen jener alten Grammatiker, hinſichtlich der, aus alten Schriftſtellern der voralexandriniſchen Zeit beizubringenden Zeugniſſe, Belege, und Erläuterungen, ſchwerlich irgend Bedeutendes hinzugefügt haben. Denn Jene hatten nicht nur in dieſer Hinſicht Alles erſchöpft, ſondern durch die Bibliotheken der ägyptiſchen Königsſtadt waren ihnen auch Mittel zur Hand geweſen, von deren ungeheurem Umfange uns, wenn wir darüber auch aller hiſtoriſchen Zeugniſſe entbehrten, ſchon allein dieſe Scholien, ſowie die Sammlungen eines Diogenes Laertios und Athenaios einen Begriff geben könnten. Jene Schätze der Litteratur aber fanden zum gröſsten Theile ſchon etwa 30 Jahre nach Sulla unter Cäſar (im Jahre 48 vor Chr.) ihren Untergang, und nur ein dürftiger Reſt war es, welchen chriſtlicher Vandalismus im vierten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung gänzlich vernichtete. Was wir alſo den ſpäteren Sammlern und Verkürzern, aus deren Händen wir die heutigen Scholien erhalten haben, verdanken, wird ſich auf Anführungen kurz vor oder gleichzeitig mit ihnen lebender Grammatiker beſchränken; und auch hier glaube ich annehmen zu dürfen, daſs wieder, je nach den Abſtufungen der Zeit, einer den andern, beſonders hinſichtlich der Citate, ausſchrieb, eigne, umfaſſende Lektüre der alten Klaſſiker ſchwerlich jener Leute Sache war. Ganz ſpäte Zuſätze aber ſind Berufungen auf Suidas, Euſtathios, und Thomas Magiſter [1]).

1) Ueber die Scholien ſelbſt und die Geſchichte ihrer Geſtaltung

Indeſs dürfen wir uns ſelbſt nicht verhehlen, daſs ein ſolches Raiſonnement keineswegs genugſam hiſtoriſchen Grund und Boden hat, um darauf allein, auch nur mit einiger Sicherheit das begründen zu können, was für unſere Unterſuchung von Wichtigkeit iſt: daſs nämlich jene alten alexandriniſchen Grammatiker aus der Zeit vor Apellikon und Sulla die Werke des Ariſtoteles kannten und benutzten, welche wir in den Scholien zum Ariſtophanes angeführt finden. Wir müſſen alſo nothwendig die betreffenden Stellen der letzteren ſelbſt betrachten, und zu ermitteln verſuchen, in wie weit, und bei welchen es als wahrſcheinlich erſcheint, daſs ſie nicht ſpäteren Grammatikern, ſondern eben jenen älteren, und welchen angehören. Demzufolge ziehen wir von den neun und dreiſsig Stellen der Scholien, in welchen Ariſtoteles, bald mit [1]), bald ohne Anführung des betreffenden Werks erwähnt wird, nur diejenigen in nähere Betrachtung, bei welchen ſich etwas der Art auffinden laſſen dürfte [2]). Wenn nun auch eingeſtanden werden muſs, daſs von

---

vergleiche man Küſter Praefat. ad Ariſtoph. edit. fol. 2. Erneſti Praefat. ad Ariſt. Nubes (T. XII Dindorf. p. 274).

1) Die Werke des Ariſtoteles, welche namentlich angeführt werden, ſind Ariſtotelia, Th. I, S. 210, genannt.

2) Der Index Auctorum in Scholiis veteribus laudatorum in der Küſter'ſchen Ausgabe des Ariſtophanes weiſet 35 Citate des Ariſtoteles nach, zu denen Dindorf noch drei andere (Schol. zu Aves, V. 1463, Nub. V. 944, Veſp. V. 682) hinzugefügt hat. Ueberſehen von Beiden iſt Schol. zu Acharn. V. 92, wo eine Stelle aus *Ἀριστοτ. Πολιτικῶν γ'* wörtlich angeführt iſt. Ob die neuen, von Imman. Bekker bekanntgemachten Scholien dies Verzeichniſs vermehren, kann ich nicht angeben, da ſie mir nicht zur Hand ſind.

den ſämmtlichen in dieſen Scholien vorkommenden Citaten manche in die Klaſſe derer zu rechnen ſeien, von denen ſchon Erneſti [1]) urtheilte, daſs ſie nicht einmal den ſpäteſten Scholienſchreibern oder, richtiger, Excerpirern, wie Demetrios Triklinios und Thomas Magiſter, ſondern vielmehr ſpäteren Beſitzern von ſolchen, mit Scholien verſehenen, Handſchriften des Ariſtophanes zuzuſchreiben ſeien. Doch, meine ich, ſind dieſer Stellen wenige, höchſtens möchte dahin das Citat aus dem zweiten Buche der Ariſtoteliſchen Ethik [2]), und aus dem dritten Buche der Politik [3]) zu ziehen ſein. Dagegen ſind die Citate aus den Didaskalien, den Problemen, der Thiergeſchichte, und namentlich aus den Politien, welche ſehr oft zu verſtehen ſind, wo bloſs der Name des Ariſtoteles genannt iſt, unſtreitig ſehr alt, jedenfalls keines jünger als Suidas, wo man dieſe Bücher zum Theil nicht mehr beſaſs, überhaupt aber der Mangel an Handſchriften der Klaſſiker ſehr groſs war.

Doch wir gehen zu den einzelnen Stellen über, in welchen uns Ariſtoteles nach alten Grammatikern citirt ſcheint.

So ſcheint alſo in dem Scholion zu Ariſtophanes Aves V. 805 (803) die Anführung des Ariſtoteles nach Kallimachos zu geſchehen. Zu V. 1284 (1283) iſt die Erwähnung der Ariſtoteliſchen Politie der Ithakeſier zweifelsohne aus Dioskorides Werke über die ſpartaniſche Verfaſſung [4]), ſowie die Anführung der Didaskalien, (Schol. zu Aves V. 1386 (1379) und 284

1) Praefat. ad Ariſtoph. Nubb. p. 277. Vol. XII Dind.

2) Schol. zu Nub. V. 907.

3) Schol. zu Acharn. V. 92.

4) Athen. IV, p. 140. b, f der Schol. zu Av. a. a. O. citirt *Περὶ νομίμων*. Ueber Dioscorides ſ. Voſſius De Hiſt. gr. Lib. III, p. 359.

(282) aus Symmachos und Didymos entnommen. Zu Vesp. V. 157 werden die Politien des Aristoteles wahrscheinlich nach Kallistratos angeführt. Das Citat des Aristoteles zu Equitt. V. 1147 scheint aus den *Λέξεις* des Epaphroditos, oder aus Herodianos zu stammen. Die Quelle des Scholions zu Acharn. V. 108, wo ebenfalls Aristoteles, ohne Nennung des Werks, (Polit. Athen.) als Zeuge angeführt wird, ist zwar durchaus unbekannt, doch scheint für die Zurückführung auf einen alexandrinischen Grammatiker der Umstand zu sprechen, dass das dort zu erklärende persische Maass mit einem ägyptischen verglichen wird [1]).

Wenn in dem Scholion zu Nub. V. 447 Aristoteles nach Plutarchos [2]) angeführt wird, so scheint dennoch nicht dieser, sondern die in demselben Scholion erwähnten Grammatiker Apollodoros und Eratosthenes die ursprünglichen Quellen jener Anführung auch für Plutarchos gewesen zu sein, zumal da von diesen Beiden weiter unten nachgewiesen werden wird, dass sie bei ihren Schriften historische Werke des Aristoteles benutzten. Die Berufung ferner auf die Aristotelische Politie der Tegeaten (Scholion zu Nub. V. 397) bei Gelegenheit der Erklärung des Wortes *βεκκεσέληνε* ist gewiss aus einem nicht minder alten Kommentator hergenommen; ich schliesse dies aus der überaus reichen Litteratur, welche dieses Scholion enthält, da in demselben ausser Aristoteles nicht weniger als sie-

1) *Ἀχανὴ μέτρον ἐστὶ Περσικόν, ὅπερ ἡ ἀρταβὴ παρ' Αἰγυπτίοις· ἐχώρει δὲ μεδίμνους Ἀττικοὺς μέ', ὡς μαρτυρεῖ Ἀριστοτέλης· ἄλλοι δέ φασι κ. τ. λ.* Schon dies *ἄλλοι* spricht für ein hohes Alter des Scholions.

2) Vit. Solon. cp. 25.

ben Schriftſteller angeführt werden [1]). Noch ſchlagender iſt eine andere Stelle, (Scholion zu Aves V. 1354) wo des Ariſtoteles *Ἀθηναίων πολιτεία* offenbar nach Apollodoros und Theopompos citirt wird.

Soviel von den Scholien zum Ariſtophanes. Was die Scholien zu den Tragikern betrifft, ſo bemerke ich nur, daſs in den trefflichen Römiſchen Scholien zum Oedipos auf Kolonos des Sophokles (V. 693 Reisk.) die Anführung des Ariſtoteles aus Iſtros [2]), dem Schüler des Kallimachos, und zwar aus deſſen *Συναγωγὴ Ἀσθίδων*, entnommen zu ſein ſcheint.

Achtes Kapitel.

Spuren der Benutzung der Ariſtoteliſchen Schriften von den älteſten Peripatetikern und den Anhängern anderer philoſophiſchen Sekten.

I.

Peripatetiker.

Theophraſtos, Eudemos, Phanias, u. A.

Wir wiſſen, daſs die älteſten Peripatetiker, ein Theophraſtos, Eudemos, Phanias, ſich in ihren Werken, der eine mehr, der andere weniger, doch im Ganzen genau an die Anſichten ihres Meiſters anſchloſſen, und ſelbſt die dürftigen Nachrichten und Bruchſtücke, welche uns von ihren Beſtrebungen zuge-

1) Auſser dem Apollonios und ſeinen Scholiaſten Lukillos Tarrhaios, Sophokleios, und Theon, noch Eudoxos, Theodoros, Ariſtias Chios, Dionyſios v. Chalkis, Mnaſeas, Duris, Xenagoras.

2) S. Voſſius De Hiſtor. graec. L. IV, p. 468..

gekommen ſind, beweiſen unzweifelbar, daſs ſie in ihren Schriften genauen Bezug auf Ariſtoteliſche nahmen, dieſe berichtigten, fortſetzten, erweiterten, und vervollſtändigten. Dieſer Umſtand, in welchem, wie wir oben ſahen, die alten Kritiker ſehr richtig eine Veranlaſſung zu Verwechſelungen Ariſtoteliſcher Schriften mit denen anderer Verfaſſer fanden, giebt nicht nur, wie Patritius [1]) zuerſt, und unabhängig von ihm auch Brandis erkannte, eine Hauptnorm für die Kritik der Aechtheit oder Unächtheit Ariſtoteliſcher Schriften, ſondern iſt auch zugleich unverkennbar ein redender Beweis für das Bekanntgeweſenſein der betreffenden Werke des Ariſtoteles. So ſchrieben nun nicht nur Theophraſtos, ſondern auch Eudemos, und, wie Ammonios Hermeiu berichtet, auch Phanias [2]), Schlufslehren, Analytiken, in denen ſie ſich im Ganzen zwar eng an die Anordnung des Werkes ihres Lehrers gehalten zu haben ſcheinen, jedoch hier und da dieſelbe veränderten, Anderes erweiterten, beſtätigten, umſtellten, wie wir dies ſelbſt aus den von den Kommentatoren des Ariſtoteles erhaltenen Bruchſtücken noch ſehen können [3]). Die Nachrichten über die von den genannten drei Peripatetikern verfaſsten, gleichnamigen Bücher der

1) Discuſſ. Peripat. I, 4, 38.

2) Phanias iſt auſserdem merkwürdig als einer der erſten Bearbeiter der Geſchichte der Philoſophie. Er ſchrieb nämlich ein Werk über die alten Sokratiker. S. Brucker Hiſtor. crit. philoſ. Vol. I, p. 837.

3) S. Brandis im Rhein. Muſ. I. 4. S. 267. In dieſer trefflichen Abhandlung findet man die vollſtändigen Nachweiſungen und Ausführungen des, von uns nur ſummariſch Gegebenen, daher ich mich denn, auf dieſelbe verweiſend, des Abſchreibens aller Citate enthalte.

Kategorien sind zwar sehr ungewiss [1]), doch folgt aus dem Umstande, dass Simplikios für die Aechtheit des Aristotelischen Werks der Kategorien sich auf das Urtheil seiner „ächtesten Schüler" beruft, dass diesen die genannte Schrift bekannt, und in gewissen Werken von ihnen benutzt gewesen sein muss [2]).

Des Theophrastos Schrift Von der Bejahung (*Περὶ Καταφάσεως*) stand in gewissem Bezuge zu dem Werke des Aristoteles Ueber die Auslegung (*Περὶ Ἑρμηνείας* [3]). Noch Genaueres wissen wir in dieser Beziehung von dem Theophrastischen Werke, der Topik (*Τοπικά*) [4]). Selbst von Schriften des Eudemos und Theophrastos, welche dem Aristotelischen Werke Von den Trugschlüssen (*Περὶ σοφιστικῶν ἐλέγχων*) entsprochen zu haben scheinen, findet sich eine Spur [5]).

Dem Werke des Aristoteles: *Ἀκρόασις φυσική* (richtiger wohl *Φυσικά*), entsprechen ebenfalls gleichnamige Werke des Theophrastos und Eudemos. Wie genau besonders das Werk des Letzteren auf das des Aristoteles sich bezog, bezeugt schon der Umstand, dass spätere Kommentatoren des Stagiriten dasselbe sogar für Wortkritik und Worterklärung benutzten [6]). Ueberhaupt schloss sich Eudēmos so ganz eng an das System des Aristoteles an, dass es am

---

1) Brandis a. a. O. S. 270..

2) Brandis a. a. O. S. 271.

3) Brandis a. a. O. S. 272—274.

4) Brandis S. 274 u. 281. Simplic. in Categ. fol. 105, b Bas.

5) Brandis S. 274.. S. 281.

6) Brandis S. 281.. Ueber das Verhältniss der *Φυσικά* des Theophrast zu denen des Aristoteles s. Brandis S. 282—283.

gerathenſten ſein dürfte, Schriften, welche man dem Ariſtoteles abſprechen zu müſſen und doch als im Geiſte der Peripatetiſchen Philoſophie geſchrieben anzuerkennen ſich gezwungen ſehen ſollte, auf ihn zurückzuführen [1]). Weiter unten werden wir ſogar ſehen, daſs Eudemos Handſchriften von der Metaphyſik des Ariſtoteles beſaſs.

Auch Straton, († Ol. 127) der trefflichſte Zögling der Theophraſtiſch-Peripatetiſchen Schule, obgleich in der metaphyſiſchen Grundanſicht von Ariſtoteles abweichend, und die Ethik faſt ganz vernachläſſigend, hatte doch ebenſoviel Veranlaſſung zur Benutzung der philoſophiſchen Werke des Ariſtoteles, als es durch die Zeugniſſe der alten Kommentatoren des Letzteren ausgemacht iſt, daſs er dergleichen benutzte [2]). Von Lykon's und Ariſton. Julietes [3]) Schriften iſt nichts bekannt, was zu einer ſolchen Vermuthung berechtigte. Kritolaos, welcher, ſelbſt beredt, dennoch wie Ariſtoteles auf die Beredtſamkeit wenig hielt, entfernte ſich, ſoviel wir wiſſen, nur wenig von dem Syſteme deſſelben [4]). Dikaiarchos, als Philoſoph und Hiſtoriker ausgezeichnet achtungswerth, vernachläſſigte ſchwerlich bei ſeinen vielen Schriften die Ariſtoteliſchen Werke. Herakleides Pontikos, als Philoſoph, Eklektiker, durch ſein Streben nach Vielſeitigkeit ſich aber mehr dem Ariſtoteles anſchlieſsend, (Luzac Lect. Att. p. 138) ſchrieb,

---

285. Simplic. in Categor. p. 141 med. Baſil. Alexander Aphrodiſ. in Meteorol. p. 100.

1) Brandis S. 283—284.

2) Siehe Brandis im Rh. Muſ. I, 3, S. 243—244.

3) Der Erſtere ſtand von Ol. 127 bis 138 der Schule im Lykeion vor.

4) S. unten Kap. XIII.

wenigſtens wie der Katalog ſeiner Schriften bei Diogenes Laertios [1]) beweiſet, eine Menge ethiſcher, phyſiſcher, dialektiſcher, grammatiſcher, hiſtoriſcher, und rhetoriſcher, zum Theil mit Ariſtoteliſchen gleichbetitelter Werke [2]), in deren Fragmenten ſich Spuren von Uebereinſtimmung und Benutzung jener vorfinden [3]).

II.
Akademiker.

Wir laſſen Speuſippos unberückſichtigt, obgleich ſich unter den ihm beigelegten Schriften eine und die andere mit Ariſtoteliſchen gleichbetitelte findet. Er ſtarb zu früh, (Olymp. 110, 2) als daſs ein Bezug auf die Werke des Ariſtoteles bei ihm anzunehmen wäre. Ganz anders hingegen verhält es ſich mit Xenokrates, welcher von Olymp. 110, 2 bis 117, 1 der Akademie vorſtand. Schon ſein eng befreundetes Verhältniſs zum Ariſtoteles [4]) macht es wahrſcheinlich, daſs Gemeinſchaft wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen zwiſchen ihnen beſtanden haben werde. Dazu kommt, daſs in dem Verzeichniſſe ſeiner Schriften bei Diogenes von Laerte [5]) ſich eine ſehr groſse Menge, zum Theil mit Ariſtoteliſchen ganz gleichbetitelter, vorfindet, ſo daſs es ſchwer denkbar ſein dürfte, daſs Xenokrates nie und nirgends ſeines groſsen Zeitgenoſſen Schriften vor Augen gehabt und berückſichtigt haben ſollte, da dieſer

---

1) V, cp. 87—89.

2) Vergl. E. Deswert Commentat. de Heraclide Pontico. (Lovanii, 1830) P. II, p. 81 ff.

3) Deswert a. a. O. p. 101, p. 109—110, p. 121.

4) S. Ariſtotelis, Th. I, S. 67 u. 209.

5) Lib. IV, cp. 11—15.

doch in mehreren Stellen selbst mit Anführung seines Namens ihn berücksichtigt [1]). Auch lassen sich aus den wenigen, von Xenokrates Werken erhaltenen, Trümmern wenigstens noch Spuren seiner Uebereinstimmung mit Aristoteles nachweisen [2]), mit welchem er vorzüglich die praktische Richtung theilte, sowie auch Plutarch ihn fast den Peripatetikern beizuzählen scheint, wenn er von ihm sagt, dass er so gut wie Aristoteles und Theophrastos in vielen Stücken von Platon abgewichen sei [3]). Auf diese Zeit der Akademie scheinen mir Cicero's Worte sich zu beziehen, wenn er sagt, dass Akademiker und Peripatetiker einstmals eins gewesen seien [4]).

Von besonderer Wichtigkeit aber für den Erweis der gegenseitigen Bezugnahme des Aristoteles und Xenokrates auf ihre philosophischen Schriften sind einige darauf hinleitende Nachrichten, welche sich aus den Kommentaren alter Ausleger erhalten haben. Platon, und noch mehr seine Schüler, hatten sich nämlich in ebenso weitläufige als spitzfindige Untersuchungen über das Wie der Entstehung der Ideen aus den Monaden eingelassen [5]). Alle diese Grübeleien schlug Ari-

1) Aristot. Topicor. VII, cp. 1, §. 4, §. 5; Lib. II, cp. 6, §. 2.

2) S. Brucker Hist. crit. philosoph. I, p. 739—741. Tennemann Gesch. d. Philos. Bd. III, S. 10...

3) Plutarch. Adverss. Colot., T. X, p. 586 Reisk.

4) Cic. De Offic. Lib. III, cp. 4, §. 20. — quamquam a veteribus Academicis, et a Peripateticis nostris, qui quondam iidem erant, quae honesta sunt, anteponuntur iis, quae videntur utilia. Mehr hierüber wird unten Kap. XIII gesagt werden.

5) Vergl. darüber die treffliche Abhandlung von Brandis: Diatribe acad. de perditis Aristot. libris de Ideis et de Bono, p. 38—41.

ſtoteles mit der einzigen Bemerkung nieder, daſs bei den Ideen, als ewigen Dingen, überhaupt gar nicht von Entſtehung geredet werden könne, und daſs ſonach alle dieſe Fragen und Unterſuchungen lächerlich und unſtatthaft ſeien [1]). Dieſer und ähnliche Angriffe auf Platon's Ideentheorie müſſen öffentlich geſchehen ſein, denn Xenokrates vertheidigte, wie uns die alten Kommentatoren des Stagiriten erzählen, ſeinen Lehrer gegen dieſelben dadurch, daſs er behauptete, derſelbe habe von einer Entſtehung, einem Werden der Ideen nicht eigentlich, ſondern nur hypothetiſch, und nur deshalb geredet, um dem Verſtändniſſe ſeiner Theorie zu Hülfe zu kommen [2]). Aber auch dieſe Auslegungsmethode findet vor Ariſtoteles keine Gnade, welcher ſie ohne weiteres als unſtatthaft verwirft, und dies in einer Weiſe, die eine wörtliche Berückſichtigung der betreffenden Xenokratiſchen Schrift kaum zu bezweifeln verſtattet [3]).

---

1) Metaphyſicor. XIV, 3. p. 300 ed. Brand. *Ἄτοπον δὲ καὶ γένεσιν ποιεῖν ἀϊδίων ὄντων, μᾶλλον δ' ἴσ τι τῶν ἀδυνάτων.*

2) Zu den Worten des Ariſtoteles Metaphyſ. XIV, 4, p. 300, 22: *ὥστε φανερὸν ὅτι οὐ τοῦ θεωρῆσαι ἕνεκεν ποιοῦσι τὴν γένεσιν τῶν ἀριθμῶν*, bemerkt Pſeudo-Alexander: *Ἐπεὶ δὲ ὁ Ξενοκράτης, ὑπεραπολογούμενος τοῦ Πλάτωνος, (ὡς καὶ ἐν τῷ α τῆς περὶ οὐρανοῦ εἴρηται,) Ἔλεγεν, ὅτι διδασκαλίας χάριν, καὶ τοῦ γνῶναι, Πῶς, εἰ γεγόνασιν αἱ ἰδέαι, δυνατὸν ἦν αὐτὰς γενέσθαι, ὑπετίθετό τε καὶ Ἔλεγεν, ὡς ἐκ τοῦ μεγάλου καὶ μικροῦ ὑπὸ τοῦ ἑνὸς ἰσασθέντων ἐγένοντο ἂν, εἰ δυνατὸν αὐτὰς ἦν γενέσθαι· ἐκτιθὴ οὖν τοῦτ' ὁ Ξενοκράτης κ. τ. λ.*

3) Ariſtotel. De Coelo, I, cp. 10. p. 27, 2 Sylb. *Ἦν δέ τινες βοηθείαν ἐκζητοῦσιν ἐκφέρειν ἑαυτοῖς..... οὐκ ἔστ' ἀληθὴς· ὁμοίως γάρ φασι τοῖς τὰ διαγράμματα γράφουσι, καὶ σφᾶς εἰρηκέναι περὶ τῆς γενέσεως, οὐχ ὡς γενομένου ποτέ, ἀλλὰ διδασκαλίας χάριν ὡς μᾶλλον γνωριζόντων ὥσπερ τὸ*

Aufser dieſer finden ſich noch andere polemiſche Bezugnahmen auf Anſichten des Xenokrates rückſichtlich der Platoniſchen Lehre von den Zahlen in der Ariſtoteliſchen Metaphyſik zerſtreut, auf welche die Ausleger Syrianus und Pſeudo-Alexander, aus Alexander von Aphrodiſias ſchöpfend, aufmerkſam machen [1]). Auch laſſen ſich aus dem Verzeichniſſe der Schriften des Xenokrates bei Diogenes Laertios mehrere als hierher bezüglich anführen; z. B. das Buch *Περὶ Ἰδεῶν*, die *Ἀριθμῶν θεωρία*, anderer zu geſchweigen [2]).

Von Polemon beſitzen wir kein Schriftenverzeichniſs, wohl aber ſind uns einige ſeiner Lehrſätze aufbehalten, und von dieſen ſind einige ethiſche ächt Ariſtoteliſch [3]). Ueberhaupt können wir das jedenfalls als ausgemacht annehmen, daſs, wie ſchon Cicero, der doch bloſs den Antiochos von Aſkalon repräſentirt, zu bemerken Gelegenheit nimmt [4]), die alte Akademiſche von der alten Peripatetiſchen Schule in der Ethik wenig mehr als in Worten abwich,

---

διάγραμμα γεγνόμενον θεασαμένους; zu welcher Stelle Simplikios bemerkt: *δοκεῖ μὲν πρὸς Ξενοκράτην καὶ τοὺς Πλατωνικοὺς ὁ λόγος εἶναι.*

1) Beiſpiele findet man in der genannten Abhandlung von Brandis S. 45 u. 46.

2) Daſs Xenokrates z. B. auch in den Büchern *Περὶ Φύσεως*, und De Numeris Pythagoricis über die Pythagoreiſch-Platoniſche Zahlentheorie gehandelt, ſieht man aus Stellen des Themiſtius und der Theologumena arithmetica bei Brandis a. a. O. S. 58 u. 59.

3) Brucker Hiſt. crit. phil. I, p. 742... Tennemann Bd. III, S. 14... Cicero De Fin. V, §. 13, 14.

4) De Fin. L. IV u. V. S. unten Kap. XIII.

und dafs diese Annäherung schon Xenokrates und Polemon ihrerseits bewirkt hatten [1]).

Von Krates und Krantor's Schriften wissen wir gleichfalls wenig. Der Letztere schrieb unter andern ein, mit einem Theophrastischen gleichbetiteltes, im Alterthume überaus geschätztes, Werk: *Περὶ Πένθους* [2]). Diese, an sich unbedeutende, Notiz erhält aber durch eine andere eine hohe Wichtigkeit. Diogenes Laertios erzählt nämlich vom Krantor, dafs er *δεινὸς ὀνοματοποιῆσαι* gewesen, und führt unter andern Beispielen auch ein Urtheil desselben über die Schreibart des Theophrastos an: *τὰς Θεοφράστου Θέσεις ὑστερίῳ γεγράφθαι* [3]). Ohne Zweifel also kannte er Schriften des Theophrastos, und vielleicht war jene Schrift *Περὶ Πένθους* eine glückliche Nachbildung des bekannten Theophrastischen Werks [4]), welches durch Kallisthenes unglückliches Ende veranlafst worden war.

III.
Stoiker.

Der Hauptvorwurf, welchen Cicero den Stoikern, (Chrysippos) hinsichtlich des ethischen Theiles ihres Systems, macht, reducirt sich auf das,

---

1) S. Görens Introduct. ad Ciceron. Libb. De Finib. bon. et malor. p. XXV.

2) Diog. Laert. IV, 27.

3) Diogen. Laert. a. a. O. Ueber die Schrift des Krantor *Περὶ Πένθους*, welche dem Cicero zum Vorbilde diente, s. m. Casaub. und Menage ad Diog. L. Was die *Θέσεις* des Theophrastos seien, erklärt Menage ad Diog. Laert. V, 47. (Vol. II, p. 207).

4) Vergl. über dasselbe Aristotelia, Th. I, S. 129, N. 3.

was ſchon früher Philon dem Zenon vorgeworfen habe, daſs nämlich ihre ganze ethiſche Doktrin aus der Ariſtoteliſchen, oder vielmehr Peripatetiſchen, entlehnt ſei, und daſs die Stoiker eigentlich gar keinen vernünftigen Grund gehabt hätten, ihr ethiſches Syſtem für ein eignes auszugeben, ſondern daſs ſie vielmehr, der Wahrheit zur Ehre, hätten bekennen ſollen, es ſei durchaus das der Peripatetiker [1]). Wo die Stoiker (und unter dieſen verſteht Cicero faſt immer Chryſippos, welchen er durch den, ihm befreundeten, Stoiker Diodotos genauer kannte [2])) in Ausdrücken oder im Gange der Darſtellung und Entwickelung abgewichen ſeien, hätten ſie nur verſchlimmbeſſert.

Wie aber konnte Cicero dem Chryſippos dieſen Vorwurf machen, wenn die wichtigſten philoſophiſchen Schriften der beiden Häupter der Peripatetiſchen Schule zur Zeit des Chryſippos im Keller zu Skepſis moderten, und in Ermangelung derſelben ſelbſt die Anhänger der Peripatetiſchen Sekten „nicht *πραγματικῶς* zu philoſophiren, ſondern nur *θέσεις λημνθίζειν*“ im Stande waren?

Wenn, wie Diogenes Laertios erzählt [3]), Zenon ſchon ſehr jung die Werke der Sokratiker geleſen haben ſoll, ſo denke ich neben Platoniſchen auch an Ariſtoteliſche und Theophraſtiſche. Daſs ferner die Stoiker in ihren grammatiſchen [4]) und rheto-

---

1) Cicero De Fin. bon. et mal. IV, cp. 5, §. 11 bis cp. 7, §. 23. Vergl. unten Kap. XIII.

2) Vergl. Görenz Introd. p. XXVIII.

3) Lib. VII, cp. 31.

4) Vergl. Quintilian. Inſtitution. orat. Lib. I, cp. IV, §. 18, 19.

rifchen, wie in ihren logifchen und dialektifchen Beftrebungen auf Ariftotelifchem Grunde fortbaueten, fcheint Dionyfios von Halikarnaffos anzudeuten [1]: und wenn man den, aus Diokles Magnefios gegebenen, Abfchnitt des VIIten Buchs des Diogenes Laertios vom 89ften bis 83ften Kapitel nebft den Bemerkungen der Ausleger, Thomas Aldobrandinus [2] und Menage, genau durchlieft; fo leuchtet es ein, dafs die Stoiker Ariftotelifche Werke, in der von Cicero bezeichneten Weife, wirklich benutzten, das Ariftotelifche nur in Worten und Nebendingen verändernd.

In ihren ethifchen Lehrfätzen, welche in dem genannten Abfchnitte bei Diogenes Laertios [3] angegeben werden, fchimmert gleichfalls diefe Benutzung Ariftotelifcher Schriften durch, und wo fie hier abwichen und änderten, befferten fie nicht [4]. Ueberall läfst fich die Nikomachifche Ethik vergleichen, und die Quelle der Stoifchen Moralphilofophie Schritt für Schritt verfolgen. Die einzigen Hauptfätze, welche fie gegen das Ariftotelifche Syftem der Moral vertheidigte, find:

1) das Verwerfen eines Medium zwifchen Tugend und Lafter [5];
2) die Behauptung, dafs die Tugend ganz allein zur vollkommenen Glückfeligkeit ausreichend fei.

Aber fchon Pofeidonios und befonders Panätios kehrten zu der Ariftotelifchen Anficht zurück, und nahmen auch äufsere Güter (Gefundheit u. a. m.) als dazu ge-

---

1) De Compoſit. verbor. I.
2) Befonders Note 252.
3) Lib. VII, cp. 84... S. Aldobrandin's Bemerkung 824.
4) Vergl. Aldobrandin. ad Diog. L. VII, 92, Note 875.
5) Vergl. Diogen. Laert. VII, 127, u. daſ. Menage.

hörige Nebenerforderniſſe auf [1]). Beſonders fleiſsig ſtudierte der Letztere nach Cicero's ausdrücklichem Zeugniſſe die Schriften des Ariſtoteles ſowie der ſämmtlichen alten Peripatetiker.

Ein ähnliches Reſultat ergiebt ſich für die phyſiſchen Beſtrebungen der Stoiker [2]). Ja, wir wiſſen ſogar aus Galenos, daſs dieſe dem Ariſtoteles in Lehrſätzen folgten, in welchen ſie, um ihren ſonſtigen Behauptungen konſequent zu bleiben, ihn hatten beſtreiten müſſen [3]).

IV.
Megariker und Epikuräer.

Wir wiſſen, daſs Eubulides in Schriften gegen den Ariſtoteles ankämpfte, daſs Stilpon, einer der ausgezeichnetſten Glieder dieſer Sekte, nicht nur dem Theophraſtos Schüler entzog [4]), ſondern auch einen Dialog: *Ἀριστοτέλης*, ſchrieb [5]). Ebenſo meldet uns Diogenes Laertios [6]), daſs Hermachos von Mi-

---

1) Diog. Laert. a. a. O. 128. Ueber Panaitios ſ. Cic. De Fin. IV, 28.

2) Vergl. Aldobrandin. ad Diog. L. VII, Note 479.

3) Galenus giebt hierfür in mehreren Schriften Belege. Unter anderm ſagt er, *Περὶ Δυνάμεων ψυχικ.* Lib. I, Vol. II, p. 8 ed. Kühn.: *Καὶ πρῶτός γε ὁ Ἀριστοτέλης τὰς τῶν κατὰ μέρος ἁπάντων αἰτίας εἰς ταύτας ἀνάγειν πειρᾶται τὰς ἀρχάς· ἠκολούθησε δ' ὕστερον αὐτῷ καὶ ὁ ἀπὸ τῆς στοᾶς χορός· καίτοι τούτοις μὲν, ὡς ἂν καὶ αὐτῶν τῶν στοιχείων τὴν εἰς ἄλληλα μεταβολὴν χύσεσί τισι καὶ πυκνώσεσιν ἀναφέρουσιν, εὔλογον ἦν, ἀρχὰς δυναστικὰς ποιῆσαι τὸ θερμὸν καὶ ψυχρόν.*

4) Diog. Laert. (nach Philippos Megarikos) Lib. II, cp. 113.

5) Diog. Laert. Lib. II, cp. 120.

6) Vit. Epicuri, X, cp. 25.

tylenae, der Sohn des Agemarchos, Lieblingsſchüler und Nachfolger des Epikuros, deſſen Schriften er auch erbte, ein Werk gegen den Ariſtoteles verfaſste [1]). Iſt es nun wohl überhaupt denkbar, daſs alle dieſe Gegner des Ariſtoteles, zu denen ſich noch eine Schaar anderer geſellen läſst [2]), allein und immer nur den perſönlichen Charakter des Stagiriten angegriffen haben werden? Und wenn ſie auch ſeine Philoſophie beſtritten, konnten ſie dies, ohne von ſeinen Schriften Kenntniſs zu haben? [3])

Neuntes Kapitel.

Ueberſicht der *einzelnen* Werke des Ariſtoteles, von welchen es durch direkte Zeugniſſe geſichert iſt, daſs ſie in der Zeit vom Jahre 300 bis 100 vor Chriſto bekannt waren.

Bevor wir nun, die Erzählungen des Strabon und Athenaios wieder aufnehmend, die Geſchichte der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Urhandſchriften bis auf Apellikon und Sulla verfolgen, wollen wir hier die

1) Der Titel lautet bei Diog. Laert. a. a. O.: *Περὶ Μαθημάτων, πρὸς Πλάτωνα, πρὸς Ἀριστοτέλην*, wenn anders dieſe Worte eine Schrift bezeichnen.

2) So ſchrieb Epikuros ſelbſt mehrere Bücher gegen den Theophraſtos, in welchen er unter anderm gewiſſe naturwiſſenſchaftliche Anſichten deſſelben beſtritt. Plutarch. Adv. Colot. p. 147, cp. 7 ed. Hutten.: *Ἐπίκουρος ἐν τῷ δευτέρῳ τῶν πρὸς Θεόφραστον οὐκ εἶναι λέγων τὰ χρώματα συμφυῆ τοῖς σώμασιν, ἀλλὰ γεννᾶσθαι κατὰ ποιάς τινας τάξεις καὶ θέσεις πρὸς τὴν ὄψιν, οὐ μᾶλλον, φησί, κατὰ τοῦτον τὸν λόγον ἀχρωμάτιστον σῶμα εἶναι ἢ χρῶμα ἔχον.*

3) Vergl. Kopp im Rh. Muſ. Jahrg. III, H. 1, S. 99 ff.

im Obigen etwa gewonnenen Reſultate, mit andern Bemerkungen vermehrt, ſo zuſammenſtellen, daſs wir je für die einzelnen Schriftwerke des Stagiriten die direkten Zeugniſſe und Beläge ihres Bekanntgeweſenſeins der Reihe nach dem Leſer vorführen. Wir beginnen mit den

1.
Logiſchen Schriften.

Für ihre Geheimhaltung ſpricht kein einziger aprioriſcher Grund; für ihre Bekanntmachung ſchon zu Ariſtoteles Lebzeiten Alles. Wir haben oben [1]) geſehen, daſs nicht nur die Schüler des Ariſtoteles, Theophraſtos, Eudemos, Phanias, logiſche Schriften unter gleichen Titeln (*Κατηγορίαι, Περὶ Ἑρμηνείας, Ἀναλυτικά*) und in ganz gleicher Weiſe verfaſsten, ſondern daſs ſich auch in der Alexandriniſchen Bibliothek zwei Exemplare der Kategorien, welche nur wenig von einander verſchieden waren [2]), befanden, von denen jedoch das eine, von Ammonios anerkannt, von allen alten Exegeten einſtimmig für das ächte anerkannt ward, aus Gründen, welche theils aus der Sprache (*φράσις*), theils aus den Gedanken (*νοήματα*), theils aus Berufungen des Ariſtoteles in andern Werken hergenommen waren [3]). Die Stelle des Ammonios iſt aber doppelt wichtig; denn da er erſtlich ſelbſt das, was er von dieſer Sache, unſtreitig nach alten Quellen, berichtet, auf die Zeit des Ptolemaios Philadelphos bezieht, ſo folgt aus ſeinen eignen Worten zwei-

---

1) S. Seite 81 u. 82.

2) *Σχεδὸν παραλλήλοις κατὰ πάντα, καὶ κατὰ τὸ προοίμιον.* Ammon. ad Categ. fol. 13, b.

3) Ammon. a. a. O. fol. 10, a, fol. 13, b. S. oben Seite 71.

tens auch noch dies, dafs man damals, oder doch nicht viel ſpäter, die andern Werke des Stagiriten beſaſs, da man aus dieſen Beweisgründe für die Aechtheit jenes Werkes entnahm [1]). Von den vierzig verſchiedenen Exemplaren der Analytik, welche ſich in der Bibliothek zu Alexandreia befanden, iſt gleichfalls ſchon oben geredet worden [2]).

2.

Rhetoriſche Schriften.

Ueber dieſe drückt ſich Herr Profeſſor Kopp in der oft genannten Abhandlung folgendermaſsen aus [3]):

„Dafs die rhetoriſchen (und logiſchen) „Schriften herausgegeben waren, und nicht im Keller „moderten, verbürgt die Beſchaffenheit des Textes ſo„wohl, als es ſich aus demjenigen ſchlieſsen läſst, was „Plutarch aus Chyſippus in der Schrift De Repugnant. „Stoicor. im XVIten, XXIVſten Kapitel und ſonſt hin „und wieder beibringt. Insbeſondere läſst uns das „erſte Sendſchreiben des Dionyſius von Halicarnaſs an „Ammäus, worin er den Streitpunkt entſcheidet: ob „Demoſthenes in der Beredtſamkeit ſich „nach der Theorie des Ariſtoteles gebildet „habe, oder nicht, an der Bekanntheit der Rhe„torik nicht zweifeln. Wie, hätte ein Streit der Art „nicht gleich mit der einfachen Erwiederung geendigt „werden können, dafs die Rhetorik erſt von geſtern „und ehegeſtern bekannt ſei? Ohnehin haben dieſe „Schriften nichts, was einen Grund zu ihrer Geheim-

---

1) *Ἐφίδῃ δὲ ἐν..... τοῦ αὐτὸν ἐν ταῖς ἄλλαις πραγματείαις ῥήτησθαι τοίνυν τοῦ βιβλίου τὸν φιλόσοφον.*

2) S. Seite 70, 71.

3) Rhein. Muſ. III, 1, S. 160 u. 161.

„haltung abgeben könnte.“ Wir fügen zu diesen Bemerkungen noch folgende hinzu. Wenn auch hartnäckige Vertheidiger des Straboniſchen Berichtes jenen Punkt hinſichtlich des Demoſthenes auf mündlichen Unterricht durch den Stagiriten, ſeinen Zeitgenoſſen, beziehen könnten; ſo ſprachen doch für die Herausgabe der rhetoriſchen Schriften die Umſtände, welche wir oben [1]) über das Verhältniſs des Ariſtoteles zum Iſokrates und deſſen Schülern zuſammengeſtellt haben, und welche hier zu wiederholen unnöthig ſein würde; es ſpricht endlich dafür jenes von Valerius Maximus aus unbekannter Quelle entnommene Geſchichtchen, daſs Ariſtoteles ſeinem Schüler Theodektes gewiſſe Bücher über die Redekunſt zur Bekanntmachung geſchenkt, ſpäter aber in einem andern Werke die verſchenkte Schrift als die ſeinige angeführt habe [2]). Endlich liefert Cicero, wie wir weiterhin [3]) ſehen werden, den vollſtändigen Beweis dafür, daſs die rhetoriſchen Schriften zu keiner Zeit für die Späteren unzugänglich geweſen ſind.

Die Bekanntheit der Schrift *Περὶ Παροιμιῶν* iſt im Früheren genügend erwieſen worden [4]).

3.

Naturwiſſenſchaftliche Schriften.

Schon Kopp bemerkte in ſeinem „Nachtrage“ zu den Unterſuchungen über das Schickſal der Ariſtoteli-

1) S. Seite 42..

2) S. Ariſtotelia, Th. I, S. 174, 175. Die Wahrheit der Anekdote an ſich thut begreiflicherweiſe wenig zur Sache; aber gewiſs iſt es, daſs Valerius dieſelbe aus älteren, und zwar aus griechiſchen Quellen entnahm, deren Alter leicht weit über Sulla hinaufreichen möchte.

3) S. unten Kap. XIII.

4) S. Seite 42..

ſchen Schriften von Brandis, daſs die beiden Συναγωγαὶ θαυμασίων (oder παραδόξων) ἀκουσμάτων, deren eine dem Antigonos Karyſtios, (lebend zwiſchen 250 und 200 vor Chriſti Geburt) die andere fälſchlich dem Ariſtoteles zugeſchrieben wird [1]), da ihre Abfaſſungszeit ſchwerlich über 100 Jahre nach Ariſtoteles zu ſetzen ſei, daſs, ſage ich, dieſe beiden Schriften den Beweis enthielten, daſs die Βάρβαρα νόμιμα, ſowie die Zoologiſchen Schriften des Stagiriten zu jener Zeit im Umlaufe geweſen ſeien [2]). Noch beſtimmter wiſſen wir, wie ich im erſten Theile dieſer Schrift angedeutet habe, von den Meteorologiſchen Schriften, daſs ſie Philochoros, welcher etwa ſiebzig bis achtzig Jahre nach Ariſtoteles ſchrieb [3]), in ſeiner Atthis benutzte [4]). Ja, Strabon ſelbſt liefert uns den Beweis, daſs Kalliſthenes dieſe Schrift des Stagiriten vor Augen hatte, und aus ihr die Urſache der Anſchwellung des Nils entnahm [5]). Daſs Poſeidonios

1) M. ſ. die: Judicia Viror. doct., vor der Beckmanniſchen Ausg. p. XVII—XXII, Fabric. Bibl. gr. Vol. III, p. 246 Harl.

2) Rhein. Muſ. III, 1, S. 95 u. 96.

3) S. G. J. Voſſ. De Hiſtor. gr. L. I, cp. 18. p. 115..

4) Athen. Deipnoſ. XIV, pag. 656 A, B. S. Ariſtotelia, Th. I, S. 70, Anmerk.

5) Strabo Lib. XVII, p. 1139, A Almeloven. (T. VI, p. 489 Siebenk.): Εἰ γὰρ ἅμα τοῦτ' ἐχρῆν ζητεῖν..... τὸ δ' ὅτι ἐξ ὄμβρων αἱ ἀναβάσεις, μὴ ζητῶν, μηδὲ τοιούτων δώσοθας μαρτύρων, οἷόν τε Ποσειδώνιος εἰρηκεν. Φησὶ γάρ, Καλλισθένη (Xylandr. translat. Eratoſthenem) λέγειν τὴν ἐκ τῶν ὄμβρων αἰτίαν τῶν θερινῶν, παρὰ Ἀριστοτέλους λαβόντα, ἐκεῖνον δὲ παρὰ Θρασυάλκου τοῦ Θασίου. S. Kopp ad Ariſtotel. De Mundo, p. 407. Andere Stellen, welche für die Bekanntheit des Ariſtoteliſchen Werks Zeugniſs geben, ſind Strabon. Lib. I, p. 51. Apollodor. ap. Strabon. VII, p. 459 Almel. Vergl. Kopp im Rhein. Muſ. a. a. O. S. 98.

nios nicht nur die Naturwiſſenſchaftlichen Schriften des Ariſtoteles überhaupt kannte, ſondern auch fleiſsig und mit Vorliebe benutzte, bezeugt Strabon, wenn er τὸ Ἀριστοτέλιζον als eine Eigenthümlichkeit des Poſeidonios angiebt [1]), jedoch an einer andern Stelle ſelbſt bemerkt, dafs er ſeinem Vorbilde keineswegs beſtändig in ſeinen Naturbeobachtungen Recht gab [2]). Die

Hiſtoria de Animalibus nahm ſchon Schneider von dem angeblichen Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften aus [3]). Sie gehörte, ſagt er, zu den exoteriſchen Schriften, und war ſchon lange vor der Zeit des Apellikon bekannt und benutzt [4]). Ja, dafs das Werk ſchon von Ariſtoteles ſelbſt, ſowie alle übrigen in dieſen Kreis gehörigen herausgegeben worden, folgert er aus dem Umſtande: „dafs ja kein denkbarer Grund aufzufinden ſei, der ihn, ſie zurückzuhalten, habe bewegen können.“ So richtig dieſes Urtheil an ſich iſt, und auf ſoviele andere Schriften des Stagiriten es mit gleichem, ja gröſserem Rechte angewendet werden kann, ſo iſt doch das betreffende Hauptwerk gerade ein ſolches, von dem, falls nicht direkte Zeugniſſe dagegen ſprechen, vielmehr anzuneh-

---

1) Strabon. Lib. II, p. 162, C, p. 163, A Almel.

2) Strabon. Lib. III, p. 229, A.. Almel.

3) Arist. De Animal. hist. Vol. I, Epimetron II, p. LXXIX.

4) Statim apparet (ſagt er) ex ipſa Strabonis narratione, libros Ariſtotelis exotericos, ad quorum numerum volumina de animalibus ſcripta omnia pertinere nemo dubitabit, jam ante illud Apelliconis ſtudium curioſorum uſibus publicata patuiſſe. Quid enim fuiſſe impedimenti dicamus, quominus vivus Ariſtoteles ſcripta de animalibus in publicum emitteret, in tanta nominis ſui fama et diſcipulorum frequentia.

men ſein dürfte, daſs Ariſtoteles daſſelbe, ſowie er es erſt im höheren Mannesalter begann, wohl am erſten möchte bis an ſein Lebensende zu weiterer Vervollſtändigung aufbewahrt haben. Daſs es aber nach ſeinem Tode bekannt geweſen, iſt hiſtoriſch zu erweiſen, und dieſe Beläge liefert zum Theil ſchon Schneider an dem angeführten Orte.

Wir wiſſen nämlich aus Hierokles [1]), daſs der Grammatiker Ariſtophanes von Byzanz (lebend um 250 bis 240 vor Chriſto) einen Auszug aus dem groſsen Naturhiſtoriſchen Werke des Ariſtoteles verfaſste, aus welchem wiederum Hierokles ſelbſt ſeine Berufungen und Anführungen des Ariſtoteles entnommen zu haben ſcheint [2]). Desgleichen ſchöpften aus der Hiſtoria de Animalibus, ſo wie aus andern Naturwiſſenſchaftlichen Schriften des Ariſtoteles, Leute wie Antigonos Karyſtios, Apollonios, u. A. ihre Auszüge von Erzählungen und Sentenzen; und dieſe Epitomatoren waren denn wiederum diejenigen, welche Späteren ihre Citate des Ariſtoteles an die Hand gaben. So ſchöpfte Plinius aus des Fabianus Papirius (unter Kaiſer Tiberius) und aus des Galliers Pompejus Trogus (unter Auguſt) Büchern De Animalibus, denen die Ariſtoteliſchen Werke zur Grundlage dienten, höchſt wahrſcheinlich Alles, was er als Behauptungen des Stagiriten vorbringt [3]).

---

1) In Praefat. Hippiatricor. p. 4. *Ἀριστοφάνης οὖν ὁ Βυζάντιος τὰ περὶ φύσεως ζώων ἐπιτεμόμενος ἐκ τῶν Ἀριστοτέλους τοῦ φιλοσόφου, φησὶν, ἔτη ζῆν δύνασθαι ἵππον πεντήκοντα ἢ πρός.* Schneid. Vol. I, Praef. p. XVII..

2) Schneider a. a. O. p. XVIII.

3) Schneider a. a. O. Itaque, ubi Ariſtoteles appellatur a ſerioribus ſcriptoribus, meminiſſe debemus, notitias ſaepe ex rivulis ſatis lutulentis, quam ex ipſo fonte hauſtas tradi.

Ebenderſelbe Ariſtophanes Byzantios ſchrieb, wie Artemidoros[1]) berichtet, Kommentarien, Ὑπομνήματα εἰς Ἀριστοτέλην, welche ſich gleichfalls auf die Naturwiſſenſchaftlichen Schriften des Ariſtoteles bezogen.

Endlich lieferte auch der ſo bekannte und berühmte Alexandriniſche Grammatiker Kallimachos einen Auszug der Ariſtoteliſchen Thiergeſchichte [2]). Andere ſpätere Schriftſteller, welche in ihren Naturhiſtoriſchen Werken den Ariſtoteles benutzten, ohne Eignes hinzuzuthun, hat Schneider in der Hiſtoria litteraria Piſcium namhaft gemacht. Wie fleiſsig überhaupt aber die Naturwiſſenſchaftlichen Werke des Ariſtoteles von ſpäteren Alexandrinern benutzt wurden, kann man ſchon allein aus aufmerkſamer Lektüre des Athenaios zur Genüge erſehen, in deſſen ſiebentem Buche z. B. faſt Seite für Seite Dorion neben Ariſtoteles genannt wird; den Erſteren denke ich als Mittelsperſon da, wo Athenaios ſelbſt Citate aus dem Letzteren beibringt. So widerſprach Mnaſeas Patrenſis, ein Zeitgenoſſe des Ptolemaios VII., Phyſkon, (Euergetes II., regierend v. 145 bis 117 v. Chr.)

Quod vel in Plinii hiſtoria naturali locum habet; qui raro aut numquam Ariſtotelis libros inſpexiſſe et interpretatus eſſe, ſed quaecunque Ariſtotelem anteſtatus refert, ex Fabiani Papirii, — — — vel Pompeji Trogi — — — libris de animalibus, ex Ariſtotelicis converſis, transtuliſſe videtur. In jener ſpäteren Zeit gingen Citate, beſonders aus älteren, feltegen, oder auch wohl ganz verlornen Schriftſtellern gleichſam aus einer Hand in die andere, wie z. B. Athenaios den Timaios aus Polybios citirt.

1) Oneirocrit. II, cp. 14. (Schneider a. a. O. p. XIX.)

2) Schneider a. a. O. p. XX.

in seinem *Περίπλους* einer Behauptung des Aristoteles [1]). Ganz Aehnliches gilt für die Naturwissenschaftlichen Schriften des Theophrastos, dessen Angaben Klearchos von Soli vervollständigte [2]). Dafs sich ferner

Die Physik in den Händen der Schüler des Aristoteles befunden habe, hat Brandis durch ein Zeugnifs des Symplikios schlagend dargethan [3]). Dieser gelehrte Kommentator des Aristoteles berichtet nämlich, bei Gelegenheit einer Erörterung über den Titel dieses Werkes, dafs sich Eudemos, der bekannte Schüler des Aristoteles, wegen einer richtigen Abschrift des fünften Buches dieses Werkes, welches in seiner eignen Handschrift fehlerhaft war, an den Theophrastos brieflich gewendet habe [4]). Dafs ebendasselbe Werk dem Poseidonios von Apamea, Schüler des Panätios, bekannt gewesen, hat Kopp genügend erwiesen [5]). Ebenderselbe Gelehrte bezog auch, wie wir oben gese-

---

1) Athen. Deipnof. VIII, p. 331, D. *Μνασέας δ' ὁ Πατρεὺς ἐν τῷ Περίπλῳ τοὺς ἐν τῷ Κλείτορι ποταμῷ φησιν ἰχθῦς φθίγγεσθαι, καίτοι μόνους ἱεροὺς Ἀριστοτέλους φθέγγεσθαι σκάρον καὶ τὸν ποτάμιον χοῖρον.*

2) Athen. Deipnof. VII, p. 314, C.

3) Rhein. Muf. I, 3, S. 245.

4) Simplic. in Phyfic. Auscultat. fol. 216, a, lin. 7. *Εἴρηται δὲ καὶ πρότερον, ὅτι τὰ μὲν πέντε βιβλία τὰ πρὸ τούτου (τοῦ ἕκτου) Φυσικὰ καλοῦσι, τὰ δ' ἑπτὰ ἑξῆς τρία Περὶ Κινήσεως· οὕτω γὰρ Ἀνδρόνικος ἐν τῷ τρίτῳ βιβλίῳ τῶν Ἀριστοτέλους Περὶ Κινήσεως διατάττεται, μαρτυροῦντος περὶ τῶν πρώτων καὶ Θεοφράστου, γράψαντος Εὐδήμου* (Codd. 2 Pariff. *γράφοντος Εὐδήμῳ*) *περί τινος αὐτῷ τῶν διημαρτημένων ἀντιγράφων κατὰ τὸ πέμπτον βιβλίον· „Τοῦ ὧν", φησίν, „ἐπίστειλας κελεύων με γράψαι καὶ ἀποστεῖλαι ἐκ τῶν Φυσικῶν."*

5) Rhein. Muf. III, 1, S. 98.

hen haben [1]), die kleinen Briefe des Alexander und Ariſtoteles auf die, von dem Letzteren ſelbſt veranſtaltete Herausgabe der *Ἀκροάσεις φυσικαί*. Endlich verdient auch die von Suidas (v. *Νικόμαχος*) aufbehaltene Nachricht Beachtung, daſs Nikomachos, der Sohn des Ariſtoteles, „*περὶ τῆς φυσικῆς ἀκροάσεως τοῦ πατρὸς αὐτοῦ*" geſchrieben habe. Was die Naturwiſſenſchaftlichen Schriften des Theophraſtos anbelangt, ſo haben wir oben [2]) bereits zu bemerken Gelegenheit gehabt, daſs Epikuros dieſelben kannte, und hin und wieder bekämpfte.

4.
Die Metaphyſik.

Die Metaphyſik gehört unſtreitig zu denjenigen Werken des Ariſtoteles, von welchen die Annahme einer Geheimhaltung noch am erſten glaublich ſcheinen könnte. Indeſs auch für ſie hat ſich ein Zeugniſs erhalten, welches dafür ſpricht, daſs Abſchriften derſelben nach Ariſtoteles Tode zu haben waren. Es iſt dies die Nachricht, welche ſich in dem ungedruckten Kommentare des Biſchofs Asklepios von Tralles [3]) (lebend um den Anfang des 6ten Jahrh.) vorfindet: „daſs nämlich Ariſtoteles die Handſchrift dieſes Werkes ſeinem öfters erwähnten Schüler Eudemos von Rhodos übergeben, dieſer aber ihre Herausgabe unterlaſſen habe; daſs ſich bei Ariſtoteles Tode ſchon einige Bücher verloren hatten; und daſs endlich die Nachkommen des Eudemos die Ueberreſte des Wer-

1) S. 47.

2) S. 7 u. 91.

3) Vergl. Notice des ouvrages manuſcrits d'Asclepius de Tralles von Sainte-Croix, in dem Magazin encyclopédique, Jahrg. V, Bd. 3, S. 363.

kes gesammelt, und die Lücken, so gut es aus den übrigen Schriften des Aristoteles thunlich war, ausgefüllt hätten“ [1]). Nun ist jener Asklepios zwar ein durchaus unbedeutender Ausleger, doch folgt daraus, wie Brandis sehr richtig bemerkt, noch nicht, dass er dergleichen historische Notizen aus der Luft gegriffen habe. Sicher entnahm er solche aus älteren Schriften, vielleicht, wie derselbe Gelehrte muthmasst, aus Alexander von Aphrodisias, da dieser sonst auch die Quelle alles dessen ist, was sich in seinem Kommentare irgend Bemerkenswerthes vorfindet.

In engem Zusammenhange mit dieser Angabe steht endlich noch eine andere des Joannes Philoponos, der zufolge das ganze zweite Buch der Metaphysik auf den Pasikrates von Rhodos, den Bruder jenes Eudemos und Schüler des Aristoteles, zurückgeführt wird [2]). Dass Syrianos [3]) und Alexander von Aphrodisias [4]) dieser Ansicht widerstreiten, und das Buch für ein ächt Aristotelisches erklären, bleibt für die aus jenen Angaben zu ziehende Folgerung für das Bekanntgewesensein des Werkes gleichgültig.

5.
Historische Schriften.

Die Politien.

Kaum giebt es für den Alterthumsforscher einen Verlust, welcher dem der Aristotelischen Politien

---

1) S. Brandis a. a. O. S. 242. Schöll Gesch. der gr. Litt. Bd. II, S. 163 (d. deutsch. Ueb.).

2) Fabricius Bibl. gr. Vol. III, p. 256 Harl.

3) Ad Arist. Metaphys. B, p. 17.

4) Alex. Aphrodis. p. 55, p. 82; ad Soph. Elench. II, p. 69 ed. graec. Venet. 1529.

auch nur einigermaſsen gleichzuſetzen wäre. Und dennoch trägt der verrufene διώρυξ zu Skepſis auch für dieſes Werk keineswegs die Schuld des Unterganges, und des Neleus lange genug ſchmählich beſchuldigte Nachkommen können um ſo zuverſichtlicher von dem Vorwurfe, ihn veranlaſst zu haben, freigeſprochen werden, als es unbeſtreitbar erwieſen werden kann, daſs die *Politien* ſchon zur Zeit des Theophraſtos ſelbſt bekannt geweſen ſind.

Timaios von Tauromenion nämlich, der noch faſt mit Theophraſtos gleichzeitig in Athen lebte [1]), und deſſen gewiſſenloſe boshafte Schmähſucht Polybios in ſeinem zwölften Buche ſo ausführlich als nachdrücklich gewürdigt hat [2]), verläſterte nicht nur als würdiger Genoſſe eines Eubulides, Democharos, Kephiſodoros, Lykon, u. A. des Stagiriten ſittlichen Charakter [3]), ſondern griff auch die hiſtoriſche Treue und Glaubwürdigkeit in deſſen Werken an. So berichtet denn Polybios im fünften Kapitel des genannten Buchs ſeiner Geſchichte einen Fall der Art, welcher die Epizephyriſchen Lokrer in Unteritalien betrifft, und welchen Polybios aus dem Grunde ausführlicher erörtert, weil er, wie er ſagt, den Lokrern ſelbſt perſönlich verbunden war. Ariſtoteles hatte in ſeiner Politie der Lokrer [4]) über den Urſprung

1) Ueber ſein Zeitalter ſ. G. J. Voſſ. De Hiſtor. graec. p. 82.

2) Vergl. über ihn die von Sainte-Croix, Exam. crit. des anc. hiſt. d'Alex. le Gr. p. 15, 16.., geſammelten Stellen.

3) S. Ariſtotelia, Th. I, S. 38 und 170, woſelbſt hinſichtlich des Timaios noch folgende Stellen hinzuzufügen ſind: Polyb. XII, 9; XII, 24, 2. (Vol. III, p. 400 und p. 429 Schweigh.). Athen. Deipnoſ. VIII, p. 342. C. Suidas v. Ἀριστοτέλης.

4) Derſelben gedenkt noch namentlich Clem. Alexandrinus, Stromat. I, p. 258 ed. D. Heinſ.

derſelben berichtet, τὴν ἀποικίαν αὐτῶν εἶναι δραπετῶν, οἰκετῶν, μοιχῶν, ἀνδραποδιστῶν [1]); und dieſe Angabe, ſagt Polybios, müſſe er, ſo lieb ihm auch die jetzigen Lokrer ſeien, als wahrhaft beſtätigen, denn er habe von dieſen ſelbſt erkundet, daſs nach den bei ihnen vorhandenen geſchichtlichen Ueberlieferungen der Bericht des Ariſtoteles mit den Traditionen ihrer Väter übereinſtimme, und in jeder Beziehung dem des Timaios vorzuziehen ſei [2]). Dieſen aber hatte des Stagiriten argloſe Erzählung zu einer ſolchen Wuth aufgeregt, daſs er unter den niedrigſten Schmähungen gegen den ſittlichen Charakter deſſelben ſie für falſch und lügenhaft erklärte [3]).

Hier liegt uns alſo der Beweis vor, daſs nicht nur Polybios ſelbſt noch die Politien des Ariſtoteles kannte, ſondern daſs auch Timaios ſelbſt ſie zu Athen vorfand und benutzte [4]).

Aber Timaios kannte auch unbeſtreitbar noch andere Werke des Ariſtoteles auſser den Politien, und zwar ſolche, die für uns verloren gegangen ſind. Dies ſchlieſse ich aus einem Ausfalle des Tauromeniten gegen den Ariſtoteles, welchen uns gleichfalls Po-

---

1) Tim. ap. Polyb. XII, cp. 9, §. 2. Schweigh. Adnotatt. ad Polyb. Vol. VII, p. 80, 81.

2) Polyb. XII, 5, §. 4.

3) Polyb. XII, 9.

4) Timaios ſchöpfte überhaupt ſeine ganze Weisheit, wie Polybios ſagt, aus Büchern. Statt ſich durch Reiſen, Forſchungen, und eigne Anſchauungen und Beobachtungen ſeinen Stoff zu ſammeln, zog er den „angenehmeren und mühelöſeren Weg“ vor, ἐκ τῶν βιβλίων πολυπραγμονεῖσθαι. Polyb. XII, cp. 27, (Tom. III, p. 435 — 437 Schwgh.). Für die hiſtoriſche Genauigkeit des Ariſtoteles in ſeinen Politien giebt es dagegen kein ſchlagenderes Zeugniſs als eben dieſes.

lybios [1]) aufbehalten hat. „Dichter und Schriftſteller“, ſagt dort Timaios, „verriethen oft ihre Lieblingsneigungen durch öftere Wiederholungen der dahin gehörigen Gegenſtände. So zeige die mit Vorliebe wiederholte Schilderung von Schmauſereien bei Homer deſſen Hang zur *γαστριμαργία*, wie auf ähnliche Weiſe Ariſtoteles ſich in ſeinen Schriften als ein den Genüſſen des Gaumens Ergebener verrathe. Sollten hier nicht vielleicht ſogenannte exoteriſche, dialogiſche Schriften gemeint ſein, in denen die Unterredung während eines Mahles geführt wurde?

Den zuerſt aus Polybios mitgetheilten Fall berichtet nun auch Athenaios, welcher den Polybios, aus dem er ſchöpfte, da er deſſen Werk noch vollſtändig vor Augen hatte, gewiſſermaſsen ergänzt [2]). Wir erfahren nämlich von ihm, daſs Timaios jenen Ausfall gegen die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit des Stagiriten im neunten Buche ſeiner *Ἱστοριῶν* gethan, und hinſichtlich ſeiner Beurtheilung des Ariſtoteles ſich auf die Zuſtimmung Anderer berufen habe [3]).

---

1) Polyb. XII, 24, 2. *Οὐ διαπορεῖν ἐστι περὶ τῆς αἱρέσεως Τιμαίου. Φησὶ γὰρ, τοὺς ποιητὰς καὶ συγγραφέας διὰ τῶν ὑπερβάλλοντα πλεονασμῶν ἐν τοῖς ὑπομνήμασι διαφαίνειν τὰς ἑαυτῶν φύσεις· λέγων, τὸν μὲν ποιητὴν ἐκ τοῦ διατρίβειν πολλαχοῦ τῆς ποιήσεως ὡσανεὶ γαστρίμαργον παρεμφαίνειν· τὸν δ' Ἀριστοτέλην, ὑφαρτάζοντα πλεονάκις ἐν τοῖς συγγράμμασιν, ὀψοφάγον εἶναι καὶ λίχνον.*

2) Athen. Deipnoſ. VI, p. 264, C, und weiter unten p. 272, B, wo zugleich Polybios als Widerleger des ſchmähſüchtigen Timaios genannt wird. In derſelben Stelle wird auch die *Αἰγινητῶν Πολιτεία* des Ariſtoteles, wahrſcheinlich nach des Kteſikles *Χρονικά*, oder nach Agatharchides von Knidos (Zeitgenoſſe des Ptolemaios VI., Philometor) angeführt.

3) Athen. Deipnoſ. VI., p. 264, C. *Τίμαιος δ' ὁ Ταυρομενίτης ἐν τῇ ἑνάτῃ τῶν ἱστοριῶν· „Οὐκ ἦν (φησὶ) πάτριον τοῖς Ἕλλησιν „ὑπὸ ἀργυρωνήτων τὸ παλαιὸν διακονεῖσθαι“, γρά-

Aber auch des Theophraſtos hiſtoriſche Schriften kannte Timaios, denn er griff bei jenem Falle in der Geſchichte der Epizephyriſchen Lokrer, gleich zu Anfange ſeiner Darſtellung, dieſen nicht minder als den Ariſtoteles an. Leider iſt gerade die dafür zeugende Stelle des Polybios lückenhaft; indeſs iſt die Thatſache ſelbſt, wie es ſcheint, dennoch vollkommen geſichert [1]). Dafs auch Klearchos von Soli, der Schüler des Ariſtoteles, in ſeiner Schrift *Περὶ Παροιμιῶν* auf die Politien des Ariſtoteles Bezug genommen habe, folgere ich aus einer andern Stelle des Athenaios [2]).

Die Ὀλυμπιονῖκαι.

Die einzige wichtige Notiz, welche ich aus wiederholt zu dieſem Zwecke angeſtellter Leſung des Diogenes Laertios gewonnen habe, iſt die, dafs Eratoſthenes Beta und Apollodoros von Athen hiſtoriſche Schriften des Ariſtoteles, und zwar, wie es ſcheint, das oben genannte Werk, welches auch *Ἀναγραφὴ Ὀλυμπιονικῶν* betitelt wird, benutzt haben. In der Stelle des Diogenes ſelbſt iſt das betreffende Ariſtoteliſche Werk zwar nicht namhaft gemacht, indeſſen hat die Vermuthung des Caſaubonus, dafs die *Ὀλυμπιονῖκαι* gemeint ſeien, viel für ſich [3]).

ϕων οὕτως· „Καθόλου δὲ ἡτιῶντο τὸν Ἀριστοτέλη διημαρτηκέναι τῶν Δωριακῶν ἐθῶν“ u. ſ. f.

1) Polyb. XII, cp. 12, §. 5. *Μεταβὰς (ὁ Τιμαῖος) ἐπὶ τοὺς ἐν Ἰταλίᾳ Λοκροὺς πρῶτον μὲν (φησι) τὴν τε πολιτείαν καὶ τὰ λοιπὰ φιλάνθρωπα τοῖς Λοκροῖς, ἁμαρτάνοις * * Ἀριστοτέλη καὶ Θεόφραστον κατηγορῆσθαι τῆς πόλεως.*

2) Athen. Deipnoſ. VIII, p. 347 ext., p. 348, A, B.

3) Diog. Laert. Vit. Empedocl. Lib. VIII, cp. 51, 52. *Λέγει δὲ καὶ Ἐρατοσθένης ἐν τοῖς Ὀλυμπιονίκαις, τὴν πρώτην καὶ*

Eratoſthenes, blühend um das ſiebente Regierungsjahr des Ptolemaios Philopator, (d. i. i. J. 214 v. Chr.) Zeitgenoſſe und Freund des Archimedes, Philochoros, und Zenon [1]), ein dem Ariſtoteles in vielen Beziehungen verwandter Geiſt [2]), lebte ſelbſt eine Zeit lang zu Athen, wo er ſich an Arkeſilaos und Ariſto Chios anſchloſs, und auch den gröſsten der älteren Peripatetiker, Straton, kennen lernte [3]). Sein chronologiſches Werk: *Περὶ Χρονογραφῶν*, war von einem Anhange: *Περὶ Ὀλυμπιονικῶν*, begleitet, und enthielt in chronologiſcher Ordnung die Hauptmomente der griechiſchen und ägyptiſchen Geſchichte, ſowie zugleich auch die Schickſale ausgezeichneter Philoſophen und Gelehrten [4]). Von Apollodoros hatten wir ſchon früher Gelegenheit zu bemerken, daſs derſelbe ſowohl den Ariſtoteles als auch den Eratoſthenes für ſein chronologiſches Werk benutzt habe [5]). Wenn nun Plutarchos [6]) den Ariſtoteles, und zwar eine Stelle ſeiner Politik

---

ἑβδομηκοστὴν Ὀλυμπιάδα νενικηκέναι τὸν τοῦ Μέτωνος πατέρα· μάρτυρι χρώμενος Ἀριστοτέλει. — Ἀπολλόδωρος δὲ ὁ γραμματικὸς ἐν τοῖς Χρονικοῖς φησὶν, ὡς ἦν Μέτωνος μὲν υἱὸς (ὁ Ἐμπεδοκλ.) „εἰς δὲ Θουρίους αὐτὸν νεωστὶ παντελῶς ἐκτισμένους Γλαῦκος ἐλθεῖν φησί·“ εἶθ' ὑποβὰς, „Οἱ δ' ἱστοροῦντες ὡς οἴκοθεν πεφευγὼς εἰς τὰς Συρακούσας, μετ' ἐκείνων ἐπολέμει πρὸς τοὺς Ἀθηναίους, τελέως ἀγνοεῖν μοι δοκοῦσιν· ἦ γὰρ οὐκ ἦν, ἦ παντελῶς ὑπεργεγηρακὼς· ὅπερ οὐ φαίνεται· Ἀριστοτέλης γὰρ αὐτὸν.... ἑξήκοντα ἐτῶν φησὶ τετελευτηκέναι,“ κ. τ. λ., ὥσθ' ἅμα καὶ τὸν χρόνον ὑπὸ τοῦ Ἀπολλοδώρου ἁμαίνεσθαι.

1) S. G. Bernhardy Eratoſthenica, Praef. p. XI.

2) Bernhardy a. a. O. Praef. p. XV.

3) Bernhardy p. 193 u. p. 186.

4) Bernhardy p. 277 u. p. 238.

5) Ariſtotelia, Th. I, S. 8.

6) Vit. Lycurgi, cp. 1.

(Lib. II, cp. 12) neben Eratoſthenes und Apollodoros citirt, ſo läſst ſich nach der früher beſprochenen Weiſe der Citatenbenutzung der Alten mit Grund annehmen, daſs einer der beiden zuletztgenannten Alexandriner dem Hiſtoriker als Quelle für ſeine Anführung des Ariſtoteles gedient habe.

6.
Ethiſche Schriften.

Zu dieſen zählen wir unter andern auch die verlorne Schrift *Περὶ Εὐγενείας* [1]). Dieſe benutzten, wie Athenaios berichtet, Kalliſthenes, Demetrios Phalereus, der Peripatetiker Satyros, und Ariſtoxenos [2]). Der Zweifel Plutarch's [3]), an der Aechtheit der, zu ſeiner Zeit unter dem Namen des Ariſtoteles curſirenden Schrift *Περὶ Εὐγενείας* kümmert uns hier nicht.

Eine andere Schrift des Ariſtoteles: *Ἐρωτικός* [4]), aus welcher wahrſcheinlich die im dreizehnten Buche des Athenaios [5]) aufbehaltenen Worte: *Καὶ ὁ Ἀριστοτέλης δὲ ἔφη, τοὺς ἐρᾶστας εἰς οὐδὲν ἄλλο τοῦ σώματος τῶν ἐρωμένων ἀποβλέπειν ἢ τοὺς ὀφθαλμούς, ἐν οἷς τὴν αἰδὼ κατοικεῖν* [6]), entnommen ſind, dieſe Schrift

1) Diog. Laert. V, 22. Fabric. Bibl. gr. III, p. 394.

2) Von dieſen Schriftſtellern ſagt Athenaios, (Deipnoſoph. XIII, p. 556, A.) daſs ſie dem Sokrates zwei Frauen beilegten, und fügt hinzu: *οἷς τὸ ἐνδόσιμον Ἀριστοτέλης ἱστορῶν τοῦτο ἐν τῷ Περὶ Εὐγενείας.*

3) Vit. Ariſtid. cp. XXVII.

4) Diog. Laert. V, 22. Bei dem Anonymos des Menage heiſst ſie *Ἐρωτικῶν* libri VI. Diogenes nennt auch *Θέσεις ἐρωτικαί.*

5) p. 564, B.

6) Vergl. Ethic. Nicomach. L. VIII, cp. 4; L. IX, cp. 5, §. 3.

alſo kannte und benutzte allem Vermuthen nach der Peripatetiker Ariſton Keios. Denn wie Athenaios meldet, ſagte er, in dem zweiten Buche ſeiner Schrift *Περὶ Ἐρωτικῶν ὁμοίων* über den Urſprung der Sitte, Kränze bei Gelagen aufzuſetzen, ganz daſſelbe, was Ariſtoteles in dem zweiten Buche ſeiner *Ἐρωτικά* beigebracht hatte [1]). Die Theophraſtiſche Schrift *Περὶ Γελοίου* benutzte, nach ebendemſelben Athenaios, Klearchos v. Soli in ſeinem Werke *Περὶ Παροιμιῶν* [2]). Von zwei andern hierher gehörigen Werken deſſelben Philoſophen, nämlich von ſeinem „Kalliſthenes“ und der Schrift vom glückſeligen Leben (de vita beata), iſt es aus Cicero zum Ueberfluſſe erwieſen, daſs ſie allgemein bekannt, und zum Theil Gegenſtand des Angriffs faſt aller philoſophiſchen Sekten geweſen waren [3]). Doch alle dieſe Schriften ſind verloren; es wäre alſo für die vorhandene wichtigſte aller ethiſchen Schriften des Ariſtoteles, die Ethik an den Nikomachos, der Beweis zu führen, daſs ſie während der nächſten Jahrhunderte nach Ariſtoteles Tode bekannt geweſen ſei. Wer kennt nicht den durch eine leicht hingeworfene Aeuſserung Cicero's [4]) angeregten Zweifel an dem Verfaſſer dieſes herrlichen Werks. Man lieſs ſich durch jene Aeuſserung, zu welcher ſich noch die Nachricht bei Suidas,

---

1) Athen. Deipnoſ. XV, cp. 16, p. 674, B.

2) Athen. Deipnoſ. VIII, p. 347 ext., p. 348, A.

3) Vergl. Cic. Tuſcul. V, cp. 9, §. 25, u. cp. 8. Acadd. I, 10, 35; I, 9, 33; II, §. 134. De Fin. V, 5, 12.

4) Cicero, (De Finib. V, 5, §. 12) nachdem er über die Behandlungsweiſe der Ethik von Seiten der ſpäteren Peripatetiker miſsfällig geurtheilt hat, ſchlieſst ſein Urtheil mit den Worten: „Quare teneamus Ariſtotelem et ejus filium Nicomachum: cuius accurate ſcripti de moribus libri dicuntur illi quidem eſſe Ariſtotelis, ſed non video, cur non potuerit patri ſimilis eſſe filius.“ S. Görenz zu dieſer Stelle.

dafs Nikomachos, der Sohn des Ariſtoteles, ein ethiſches Werk in ſechs Büchern geſchrieben habe, ſowie der Umſtand gefellte, dafs Diogenes Laertios aus der Nikomachiſchen Ethik eine Stelle als aus dem Werke des Nikomachos entnommen anführt [1]), zu der Vermuthung verleiten, dafs dieſer Letztere, und nicht Ariſtoteles für den Verfaſſer der uns erhaltenen zehn Bücher der Ethik gehalten werden müſſe. So gänzlich unbegründet und unhaltbar dieſe Vermuthung auch iſt, ſo wollen wir uns doch einige Augenblicke mit der Zurückweiſung derſelben aufhalten, da die betreffende Stelle bei Cicero für unſern Gegenſtand ein nicht unbedeutendes Moment bildet.

Dafs das ethiſche Werk an den Nikomachos, wenn irgend ein anderes, von Ariſtoteles herrühre, erkannte ſchon der gelehrte Erklärer deſſelben, Obertus Giphanius [2]). Dafür ſprechen aufser Form und Inhalt im Allgemeinen, die genaue Verbindung des Werks mit der Politik, in welcher, wie in andern Schriften, Ariſtoteles ſelbſt auf dieſes Werk verweiſet [3]); die Stellung, welche der Verfaſſer im fünften Kapitel des erſten Buches zum Platon einnimmt [4]); das einſtimmige Zeugnifs ſämmtlicher alten Kommentatoren, ſowie die Anführungen, z. B. bei Stobaios und in den Ariſtophaniſchen Scholien. Ferner ſelbſt der Titel des Werks; denn wenn wir auch zugeben, dafs die Alten, wie z. B. Alexander von Aphrodiſias, *Εὐδήμεια ἀναλυτικά* für *τὰ τοῦ Εὐδήμου ἀναλυτικά* ge-

1) Diog. Laert. VIII, 88. *Φησὶ δ' αὐτὸν (τὸν Εὔδοξον) Νικόμαχος ὁ Ἀριστοτέλους τὴν ἡδονὴν λέγειν τὸ ἀγαθόν.* Vergl. Ariſt. Ethic. Nicom. L. X, cp. 2.

2) Ad Ethic. Nicom. I, cp. 1. (ap. Cardvell. T. II, p. 1).

3) Die Stellen findet man in der Bemerk. des Giphanius.

4) S. Ariſtoteles, Th. I, S. 59.

ſagt, ſo geſchah dies doch nur bei Citationen von Büchertiteln, gewiſs aber nie in Aufſchriften der Bücher ſelbſt [1]). Das Zeugniſs des Diogenes würde ſelbſt dann nicht die geringſte beweiſende Kraft haben, wenn er ausdrücklich das Werk dem Nikomachos zuſpräche, während die, jetzt bei ihm als aus der Ethik des Nikomachos angeführte Stelle des Ariſtoteliſchen Werkes aufs höchſte nur beweiſet, daſs eine Notiz aus dem Werke des Vaters in das des Sohnes übergegangen war. Aber es iſt mir viel wahrſcheinlicher, anzunehmen, daſs ſich der gute Diogenes mit ſeinem Citate verſehen habe [2]), denn Stobaios berichtet dieſelbe Notiz aus der Nikomachiſchen Ethik des Ariſtoteles [3]); und Stobaios war ohne Zweifel mehr und gründlicher als Diogenes in der philoſophiſchen Litteratur bewandert. Endlich widerſpricht das Zeugniſs des Suidas jener Meinung, welche die Nikomachiſche Ethik auf den Nikomachos zurückführen will, geradezu; denn nicht zehn, ſondern ſechs Bücher der Ethik ſchrieb nach ihm der Sohn des Stagiriten [4]).

1) S. Menage ad Diog. Laert. Vol. II, p. 391. Ueber die Nikomachiſche Ethik ſchrieb, wie wir aus Athenaios wiſſen, ein gelehrter Zeitgenoſſe dieſes Schriftſtellers, Adrantos, ein eignes Buch: *Περὶ τῶν ἐν τοῖς 'ΗΘΙΚΟΙΣ ΝΙΚΟΜΑΧΕΙΟΙΣ 'ΑΡΙΣΤΟΤΕΛΟΥΣ καθ' ἱστορίαν καὶ λέξιν ζητουμένους*; eine Nachricht, welche für das Alter des Titels von Wichtigkeit iſt. Athenaios Lib. XV, p. 673. E, F. Ebenderſelbe Adrantos ſchrieb auch in gleicher Weiſe ſechs Bücher über das ethiſche Werk des Theophraſtos. S. Athen. a. a. O.

2) Vielleicht entnahm er es aus Hermippos, welchen er einige Zeilen weiterhin anführt.

3) Stobaios Eclog. Eth. II, 7, (Vol. II, p. 1, p. 74 Heeren). *'Αριστοτέλης ἐν τῷ δεκάτῳ τῶν Νικομαχικῶν* (ſic) *Εὔδοξον τὸν ἀστρόλογον οἴεται, τέλος δογματίζειν τὴν ἡδονήν.*

4) Suid. ſ. v. *Νικόμαχος*: *Νικόμαχος, Σταγειρίτης φιλόσοφος, υἱὸς μὲν 'Αριστοτέλους τοῦ φιλοσόφου, μαθητὴς δὲ Θεοφράστου·*

Was besagen denn nun aber eigentlich die Worte Piso's bei Cicero, so wie sie da sind, ohne alle Gründe bis auf das fast scherzhaft klingende: „Non video, cur non potuerit patri similis esse filius", hingeworfen? Wörtlich nur soviel: Zu Cicero's Zeit gab es neben dem ethischen Werke des Stagiriten noch ein anderes unter dem Namen des Nikomachos, welches in Form und Inhalt dem ersteren nahe genug kam, um von vielen Kritikern gleichfalls für eine Schrift des Aristoteles erklärt zu werden. Die Nachricht, dass Nikomachos überhaupt geschrieben, lässt sich nicht so unbedingt durch die Angabe seines frühen Todes über den Haufen werfen, da beider Notizen Autorität mindestens gleich ist. Liefert nun nicht der Umstand, dass der Sohn des Aristoteles und Schüler des Theophrastos ein Werk über die Ethik schrieb, welches in so ächt Aristotelischem Geiste abgefasst war, dass man es später sogar dem Aristoteles selbst zuschreiben, und Cicero durch seine gelegentliche Aeusserung solchen Kritikern widersprechen zu müssen glaubte, liefert, sage ich, nicht dieser Umstand einen augenscheinlichen Beweis dafür, dass das schriftstellerische Wirken der ältesten Peripatetiker ein öffentliches war? Da nun aber, nach Cicero's Worten, zu seiner Zeit jene Schrift des Nikomachos, und zwar, wohl zu merken, neben einer andern ethischen Schrift des Aristoteles [1]), noch existirte; wie konn-

---

οἱ δέ τινες καὶ παιδικά· ἔγραψεν Ἠθικῶν βιβλία ξ', καὶ Περὶ τῆς φυσικῆς ἀκροάσεως τοῦ πατρὸς αὐτοῦ. Ich halte diese Nachricht für eine aus sehr alter und specieller Quelle entnommene.

1) Dies besagen nicht nur Cicero's Worte an der genannten Stelle, sondern noch viel deutlicher und schlagender eine andere: Ad Quint. Fratr. Lib. III, ep. 5, §. 1, in welcher er sei-

konnte man ſie dem Letzteren zuſchreiben, da die Werke deſſelben, Strabon's Erzählung zufolge, ja vor kaum dreiſsig Jahren erſt aus Athen nach Rom gebracht worden waren? Wie konnte Cicero hier, wie ſonſt überall in ſeinen Schriften, dieſen, nach Strabon unermeſslich wichtigen Umſtand ſo ganz mit Stillſchweigen übergehen?

Sicher ſtand das Werk des Nikomachos in einem gewiſſen Bezuge zu dem Ariſtoteliſchen [1]). Nun widmete aber der Stagirit ſein groſses ethiſches Werk ſeinem Sohne, und hatte, wie dies aus mehreren Stellen deutlich zu ſein ſcheint, bei Abfaſſung deſſelben neben dem umfaſſenden allgemeinen, auch einen ſpeciellen pädagogiſchen Zweck. Möglich alſo, dafs der Sohn ſpäter ſeine ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen ebendeshalb gerade auf dieſen Punkt richtete, und dafs ſein Werk Ausführungen und Beiſpiele zu dem ſeines Vaters erhielt, ſowie er, nach Suidas, auch deſſen Phyſik mit einer erklärenden Schrift verſah.

Für die Politik habe ich kein direktes Zeugnifs ihrer Benutzung auffinden können. Kopp's Vermuthung [2]), dafs Polybios dieſelbe ſowie die Ethik bei ſeinem ſechsten Buche vor Augen gehabt, iſt eben nur Vermuthung. Aber ihr Schickſal iſt von dem der Ethik nicht zu trennen, da beide Werke zwei eng-

---

ſeinem Bruder meldet, dafs Salluſtius ihn aufgefordert habe, „dafs er in ſeinen Büchern De Republica ſelbſt ſprechen ſolle", und unter mehreren auch den Grund vorgebracht habe: Ariſtotelem denique, quae de republica et praeſtante viro ſcribat, ipſum loqui.

1) Wenn Kopp (Rhein. Muſ. III, 1, S. 103) meint, dafs Nikomachos wahrſcheinlich von der ächten Ethik ſeines Vaters eine neue Ausgabe veranſtaltet habe, ſo iſt das eine Vermuthung, welche der Gründe bedarf.

2) Rhein. Muſ. III, 1, S. 95.

verbundene Theile eines Ganzen bilden. Ariſtoteles ſchrieb dieſes Werk im reifſten Mannesalter während ſeines zweiten Aufenthaltes zu Athen [1]), offenbar für Leſer. Die Beſchaffenheit des Textes beider Werke iſt aber von der Art, daſs ſie die Zuläſſigkeit der Anwendung der Straboniſchen Erzählung ſchlechterdings unmöglich macht. Beſonders gehört die Ethik zu den Werken, welche wir vielleicht am reinſten und unentſtelltſten überkommen haben, und auch hinſichtlich der Politik iſt es durch Göttling [2]) erwieſen, daſs die Lücken und Umſtellungen, welche man ſeit Antonius Scainus in dieſem Werke wahrzunehmen glaubte, vielmehr in den Köpfen der Herausgeber ihren Urſprung hatten.

Zehntes Kapitel.

Rückkehr zu Strabon's Berichte. — Neleus der Skepſier. — Apellikon der Teier.

Fragen wir nun, was von der Straboniſchen Darſtellung der Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften bis auf Apellikon als hiſtoriſche Thatſache übrig bleibt, ſo ergiebt ſich als Antwort gleichſam von ſelbſt Folgendes:

Strabon wuſste als hiſtoriſche Notiz: daſs die Bibliothek des Ariſtoteles an den Theophraſtos, und von dieſem, mit deſſen eigner vereint, an Ne-

---

1) Das Letztere folgt aus Politicor. V, cp. 9 (p. 192, l. 14 Göttl.). Spuren der Abfaſſungszeit habe ich folgende bemerkt: 1) Die Erwähnung des Todes Philipp's von Makedonien, (Lib. V, cp. 8, p. 182, l. 4); 2) die durch τὸν μὲν eingeführte Vertreibung des Dionyſios aus Syrakus durch Dion, (Lib. V, cp. 8, p. 183, l. 10).

2) Praefat. ad Ariſtot. Politic.

leus von Skepsis übergegangen sei. Er hatte, entweder in Athen oder in Skepsis selbst, erfahren, dass die Erben des Neleus die in jenen Bibliotheken befindlichen Handschriften der eignen Werke beider Philosophen behalten, und vor den Nachstellungen der Attaler verborgen hatten, dass dadurch die, endlich von Apellikon dem Teïer an sich gebrachten Exemplare sehr verderbt, jedoch unter denselben manche bis dahin noch unbekannte Schrift des Einen wie des Andern befindlich gewesen, dass Apellikon dieselben in verbesserter Gestalt herausgegeben habe. Er wusste endlich, dass die späteren Peripatetiker bis auf die Zeit des Apellikon die philosophischen Werke ihres Meisters nicht gehörig berücksichtigt hatten, und dass die Peripatetische Philosophie vielleicht eben durch Apellikon's Verdienst um die Aristotelischen Schriften damals wieder einen neuen Aufschwung genommen hatte. Diese verschiedenen Punkte nun verband er so mit einander, dass er das Letztere aus dem Ersteren erklärte, und diese Gruppirung und Zusammenstellung der Thatsachen als Ursache und Wirkung gehört ihm allein an, während die Geschichte Nichts davon weiss.

So streng wir nun aber auch den Bericht des Strabon kritisiren mögen, und so wenig sich läugnen lassen wird, dass die Mehrzahl der Aristotelischen Schriften, ja, eigentlich alle wichtigeren, nach seinem Tode bekannt und im Umlaufe gewesen sind; so bleibt es doch darum nicht weniger wahr, dass die streng-philosophischen unter denselben, besonders in der Zeit nach Straton, in weit geringerem Maasse als sie es verdienten studiert und benutzt worden sind [1]). Sieht man

1) Vergl. Kopp im Rhein. Mus. a. a. O. S. 101 bis S. 103.

auf das Hauptziel der Beſtrebungen der ſpäteren Peripatetiker, ſo möchten die ethiſchen Schriften diejenigen ſein, welche noch am meiſten geleſen wurden. Ein Hauptreizmittel für die ſpätere Zeit, Fülle und Schönheit der Sprache, und Schmuck des Beiwerks vermiſste dieſelbe in der nüchternen, obwohl ruhig-klaren und ſtreng-bezeichnenden Darſtellung des Ariſtoteles [1]). Dazu kam es, dafs dieſe ſtreng-philoſophiſchen (eſoteriſchen) Schriften, von Ariſtoteles gleichſam als Hand- und Lehrbücher entweder als Grundlage für ſeine Vorleſungen, oder zum Gebrauche für ſeine unmittelbaren Schüler verfaſst, Schwierigkeiten im Verſtändniſſe boten, zu deren Löſung durch eigne Kraftanſtrengung es vielen ſpäteren Anhängern philoſophiſcher Schulen an ernſtem und ausdauerndem Fleiſse gebrach. Endlich geſellte ſich zu dieſen beiden noch der Umſtand, dafs die Schüler des Ariſtoteles von ſeinen Werken fleiſsig Auszüge lieferten, (man denke nur an die Magna Moralia [2]) aus denen ſich die Kenntnifs der Peripatetiſchen Philoſophie ja weit leichter und bequemer ſchöpfen lieſs. So wurden die ſchwierigen, langen, und trockenen Originalwerke in den Hintergrund geſtellt; denn, wie Kopp ſehr treffend bemerkt: für Philoſophen und Dichter iſt der Aftergeiſt der Zeit δωφυξ genug, und es iſt kein eigentlicher vonnöthen, um ihre Werke in Vergeſſenheit zu bringen.

Dafs Theophraſtos ſeine Bibliothek dem Neleus vermachte, mag weniger in dem Umſtande, dafs er einer ſeiner Schüler war, als in rechtlichen Verhältniſſen der Erbſchaft ſeinen Grund gehabt haben, denn

1) Cic. Topic. cp. 1.

2) Kopp, a. a. O., rechnet auch die Ethica Eudemia in dieſe Klaſſe. Doch dieſe tragen keineswegs den Charakter eines Auszugs an ſich.

in dem bei Diogenes Laertios aufbehaltenen Teſtamente des Theophraſtos erſcheint Neleus nicht nur als einer der Teſtamentsvollzieher, ſondern auch, neben dem Melantes und Pankreon [1]), als Haupterbe. Vielleicht war er dem Theophraſtos nahe verwandt, und erhielt deſſen Bibliothek als einen werthvollen Theil der Verlaſſenſchaft ſeines Verwandten, da das übrige Vermögen deſſelben unter die nächſten Erben vertheilt ward.

Doch wir kommen jetzt auf den oftgenannten Apellikon ſelbſt, um ſchlieſslich das über ihn von Athenaios Berichtete etwas genauer zu betrachten. Apellikon [2]), von Geburt ein Teïer, ſpäter aber atheniſcher Bürger, war der Freund und Genoſſe des berüchtigten ſogenannten Peripatetikers Athenion [3]), eines politiſchen Schwärmers, welcher durch ſeinen Einfluſs das Atheniſche Volk zu einer Verbindung mit dem Mithridates Behufs der Abſchüttelung des römiſchen Jochs verleitete, und dadurch das Unheil, welches Sulla über das unglückliche Athen brachte, gewaltſam herbeiführte [4]). Vor dem Beginne ſeiner un-

---

1) Melantes und Pankreon, die Söhne des Leon, ſcheinen jüngere Brüder des Theophraſtos geweſen zu ſein, vielleicht aus verſchiedenen Ehen. Ich ſchlieſse dies ebenſowohl aus dem Umſtande, daſs beide als Haupterben in jenem Teſtamente erſcheinen, als auch daraus, daſs des Theophraſtos Vater, nach Athenodoros bei Diogen. Laert., Leon, nach einer Nachricht bei Suidas aber Melantes hieſs.

2) Ueber die Schreibung ſeines Namens ſ. Schneider Epimetr. II, p. LXXXVII.

3) So nennt ihn Athenaios nach Poſeidonios von Apamea. Andere (Plutarchos, Strabon, Appianus, Pauſanias, Dio Caſſius) nennen ſtatt ſeiner den Ariſtion.

4) Ausführlicheres über deſſen Athenion geben: Dio Caſſ. Fragm. Peireſc. CXXIV, Vol I. p. 114 Sturz; Reimar. ad

heilvollen politiſchen Laufbahn hatte Apellikon ſich mit dem unbeſtändigen Eifer eines Dilettanten mit den Wiſſenſchaften, beſonders mit der Peripatetiſchen Philoſophie, beſchäftigt, und durch den Beſitz eines groſsen Vermögens unterſtützt, mehr aus Liebhaberei als aus wahrer Liebe zur Wiſſenſchaft, mit groſsem Aufwande von Mühe und Koſten ſich eine Bibliothek angeſchafft, wobei beſonders der Umſtand als wichtig und ſeinen Charakter bezeichnend bemerkt zu werden verdient, daſs er, wie heutzutage ein Liebhaber die Incunabeln, ſo ſich möglichſt alte Handſchriften (αὐτόγραφα) zu verſchaffen ſuchte [1]). Bei dieſen ſeinen antiquariſchen Beſtrebungen kümmerte ihn die Rechtlichkeit der Mittel ſo wenig, daſs er ſogar der gefänglichen Haft und ſelbſt der Todesſtrafe wegen ſeiner Betriebſamkeit in dieſer Art des Erwerbes kaum entging. Da er nämlich ſelbſt die Heiligkeit des als Staatsarchiv dienenden Tempels der Mutter der Götter zu Athen (*Μητρῷον*) [2]) verletzt hatte, zwang ihn die Entdeckung ſeines Frevels, Athen zu verlaſſen, wohin er jedoch ſpäter durch den Einfluſs ſeiner Freunde, begünſtigt durch die politiſchen Unruhen, zurückkehrte, um ſich an jenen Athenion anzuſchlieſsen. Von dieſem wurde er mit einer Truppenabtheilung nach Delos geſchickt, bei welcher Unterneh-

---

D. C. Vol. V, p. 58. 59 Sturz; Athenaios Deipnoſ. V, p. 211 ... aus Poſeidonios von Apamea, welcher ſein Leben ausführlich beſchrieb. Damit iſt zu vergleichen Appian. De Bello Mithridat. p. 322 bis 332 Toll.

1) Athen. a. a. O. (V, p. 214, E). Τά τ' ἀπὸ τοῦ *Μητρῴου* τῶν παλαιῶν αὐτόγραφα γραμματα ὑφαιρούμενος ἐκτῆτο, καὶ ἓν τῶν ἄλλων πάντων εἴ τι παλαιὸν ἦν καὶ ἀπόρρητον.

2) Ueber das Metroon ſ. Leake Topograph. v. Athen, S. 96, A. 5, S. 401 d. deutſch. Ueberſ.

mung jedoch ſeine Ungeſchicklichkeit und Fahrläſſigkeit die gänzliche Vernichtung der ihm anvertrauten Schaar durch den römiſchen Feldherrn Orbius herbeiführten. Er ſelbſt entkam zwar mit wenigen Begleitern, doch fand er bald darauf, noch ehe Athen in Sulla's Hände fiel, ſeinen Tod [1]). Soweit die Nachrichten von ſeinem Leben, wie ſie Athenaios giebt.

Was nun aber den für uns wichtigſten Umſtand, den Kauf der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Handſchriften von den Erben des Skepſiers Neleus, anbetrifft, ſo iſt des Athenaios flüchtig und gelegentlich hingeworfene Erwähnung offenbar ungenau [2]). Die Worte: „er kaufte die Bibliothek des Ariſtoteles und viele andere, denn er war ſehr reich", können durchaus nicht als Abweichung von Strabon's Berichte betrachtet werden. Sie ſind vielmehr nur eine verkürzte und ungenaue Bezeichnung einer und ebenderſelben Thatſache. Apellikon ſpürte bei ſeinen antiquariſchen Streifzügen die in Skepſis vorhandenen Urhandſchriften Ariſtoteliſcher und Theophraſtiſcher Schriften auf, ſetzte ſich um hohen Preis in den Beſitz alles deſſen,

---

1) So beſtimmt die Zeit ſeines Todes Tennemann in Erſch und Gruber Allg. Encyclop. Th. IV, S. 390. Andere, wie Heutler, (Disputat. inaugur.: De Athenarum fatis ſtatu politico et litterario ſub Romanis, Gotting. 1829, p. 58.) ſetzt ſeinen Tod auf d. J. 83. Aber dies iſt unrichtig, denn Strabon (Lib. XIII, p. 907, A) ſagt ausdrücklich, daſs er kurz vor der Eroberung Athen's durch Sulla geſtorben ſei.

2) Man ſehe die oben im 2ten Kapitel vollſtändig mitgetheilte Stelle. Die Ungenauigkeit liegt beſonders in den Worten: τὴν Ἀριστοτέλους βιβλιοθήκην, denn nicht die Bibliothek, ſondern nur die Werke des Ariſtoteles kaufte Apellikon; die Theophraſtiſchen Schriften ſcheinen durch τά Θεοφράστειά mit bezeichnet zu ſein.

was sich daselbst noch vorfand, in wie schlechtem äussern Zustande es sich auch befinden mochte, und schaffte die erworbenen Schätze nach Athen.

Jetzt aber kommen wir zu dem Hauptpunkte der Straboniſchen Erzählung, soweit sie den Apellikon betrifft, nämlich zu dessen Behandlung oder vielmehr Benutzung der so erworbenen Handschriften. Diese waren und mussten übel zugerichtet sein; und wenn sie Strabon von Motten und Würmern zerfressen nennt, so lässt sich von Handschriften, welche zweihundert Jahre lang an einem ganz unpassenden dumpfigen Orte unbenutzt und unberührt gelegen, voraus annehmen, dass nicht allzu viel davon mehr lesbar gewesen sein wird. Wenn nun Strabon weiter erzählt, „dass Apellikon nach diesen Urhandschriften neue Abschriften nehmen lassen, und die durch jene Beschädigungen entstandenen Lücken in den neuen Exemplaren auszufüllen und herzustellen versucht habe; so wollen wir ihm zwar gern glauben, dass dabei manches Unrichtige und Verfehlte mit untergelaufen sein werde, halten es aber dennoch für rein undenkbar, dass er diese Ausfüllungen so verdorbener und unleserlicher Exemplare, als jene Urhandschriften nothwendig gewesen sein müssen, anders als durch Zuziehung und Vergleichung mit andern, schon im Umlaufe befindlichen, Handschriften habe bewerkstelligen können. Auszunehmen möchten hiervon wohl allein nur solche Schriften sein, welche durch diesen Kauf Apellikon's zuerst an das Tageslicht gezogen wurden, etwa Entwürfe, Materialiensammlungen, u. dgl. mehr. Doch wird deren Zahl nicht eben bedeutend gewesen sein, wiewohl von den jetzt vorhandenen Aristoteliſchen Schriften doch wohl eine und die andere, z. B. die Poetik,

und manche der kleineren ſehr verderbten Theophraſtiſchen [1]) dahin gerechnet werden dürften.

Die Beſtrebungen Apellikon's fallen übrigens, wie ſchon bemerkt wurde, in die Zeit vor dem, durch ſeinen Genoſſen Athenion bewirkten Aufſtande Athen's, etwa in die Jahre 94 bis 89 vor Chr. Geburt. Dafs ſich übrigens Apellikon für den Stagiriten lebhafter intereſſirte, als es Strabon und Athenaios anzugeben und nachzuſprechen für gut befanden, erſehen wir vornehmlich auch noch aus dem Umſtande, dafs er über das Verhältnifs des Ariſtoteles zum Hermias ein Werk verfaſste, deſſen Ariſtokles der Meſſenier in Ehren gedenkt, und es vielen andern Schriften über denſelben Gegenſtand vorzieht [2]).

Welches aber war das Schickſal der Handſchriften, die Apellikon aus Skepſis erhalten hatte? Blieben ſie in deſſen Bibliothek, und gelangten ſie ſomit nach Rom? Schwerlich, meine ich. Nachdem neue verbeſſerte Abſchriften genommen worden waren, vernachläſſigte man die Originale, wie bei den erſten Drucken die Codices, nach denen dieſelben veranſtaltet waren, oft gänzlich verſchwanden. Sicherlich kamen ſie nicht nach Rom, und in den alten Auslegern findet ſich nirgends eine Spur, dafs ſie zu irgend einer Zeit für die Texteskritik der Werke des Ariſtoteles benutzt worden ſeien [3]).

---

1) S. Brandis im Rhein. Muſ. I, 3, S. 252.

2) S. Ariſtotelia, Th. I, S. 81. Vielleicht war dieſe von Ariſtokles erwähnte Schrift kein unabhängiges Werk, ſondern nur ein Theil eines andern, in welchem Apellikon über Leben und Schriften des Ariſtoteles handelte.

3) Brandis a. a. O. S. 251.

Elftes Kapitel.

Gelangung der Ariſtoteliſchen Werke nach Rom. Tyrannion. — Andronikos von Rhodos.

Als Sulla durch die Eroberung Athen's dem politiſchen Gaukelſpiele des fanatiſchen Athenion ein blutiges Ende machte, traf ſeine Rache vor Allen ſchwer diejenigen, welche ihm als Helfershelfer des Athenion und Begünſtiger des Aufſtandes bekannt waren, und daher iſt es wohl auch zu erklären, warum wir von weggeführten litterariſchen Schätzen außer eben der Bibliothek des Apellikon Nichts weiter erwähnt finden [1]). Sulla ließs dieſelbe nach Rom bringen, und in ſeinem Hauſe aufſtellen, woſelbſt ſie bis zu ſeinem Tode, im Jahre 78 vor Chr., unter der Aufſicht eines Bibliothekars unbenutzt und dem leſenden Publikum unzugänglich blieb.

Es lebte aber damals zu Rom der, vorzüglich durch ſeine Verflechtung in die Geſchichte der Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften bekannte Grammatiker Tyrannion von Amiſus, der Aeltere genannt, um ihn von ſeinem jüngeren Zeitgenoſſen und Schüler Tyrannion (ὁ νεώτερος) [2]) zu ſcheiden. Eine Mit-

---

1) Ueber Sulla's Verfahren in Athen findet man die Stellen aus den Alten geſammelt in: Leake's Topographie von Athen, S. 82, A. 2, u. S. 83 (d. deutſch. Ueberſ.). Vornehmlich iſt nachzuleſen Appian. De Bello Mithridat. p. 351 ed. Toll.

2) Dieſes jüngeren Tyrannion gedenkt Suidas ſ. v. *Τυραννίων ὁ νεώτερος*, (T. III, p. 518 Küſter). Er war ein Sohn des Artemidoros, gefangen in dem Kriege zwiſchen Antonius und Octavianus, ward er der Sklave des Dymas, eines Freigelaſſenen des Octavianus. Später erhielt ihn Terentia, die Gattinn des Cicero, zum Geſchenk, welche ihn freiließs. Er lebte hierauf als Lehrer der Grammatik zu Rom, und verfaſste mehrere, (nach Suidas 58) den Titeln nach ſehr intereſſante gram-

Univ.-Bibl. München

theilung der uns von Suidas [1]) und Andern aufbehaltenen Lebensumſtände dieſes Mannes dürfte hier um ſo eher an ihrem Platze ſein, als einige derſelben noch nicht mit gehöriger Kritik behandelt worden ſind.

Tyrannion, Sohn des Korymbos [2]), Zeitgenoſs und Lehrer des Strabon [3]), war ein Schüler des Grammatikers Heſtiaios von Amiſus, welcher ihm, der Sage nach, da er früher Theophraſtos hieſs, den Namen Tyrannion beilegte, um ihn dadurch als den ausgezeichnetſten ſeiner Schüler zu bezeichnen. Von Amiſus begab er ſich nach einem der damaligen Hauptſitze gelehrter Bildung, der Inſel Rhodos, woſelbſt er den Unterricht des Grammatikers Dionyſios Thrax genoſs [4]), und mit dem Sophiſten Demetrios Erythraios in ein Verhältniſs feindſeligen Wetteifers gerieth. Später muſs er jedoch wieder in ſeine Vaterſtadt Amiſus zurückgekehrt ſein; denn als Lucullus dieſelbe im Mithridatiſchen Kriege (im Jahre 71 vor Chriſto) eroberte, und ſeine Soldaten die unglückliche Stadt, in welcher ſich viele, wegen der durch Athenion angezettelten Unruhen entflohene,

---

matiſche Werke, z. B. über den Urſprung der römiſchen Sprache. Ein anderer Tyrannion, der Meſſenier genannt, war ein Philoſoph von unbeſtimmtem Zeitalter, und Verfaſſer eines Werks: De Augurüs. S. Suidas a. a. O. Der jüngere Tyrannion, welcher früher Diokles hieſs, erhielt ſeinen Namen nach Suidas, weil er Schüler des Aelteren war.

1) Suid. ſ. v. *Τυραννίων*, (T. III, p. 517—518).

2) Nach Andern des Epikratides und einer Alexandrinerinn Lindia. S. Suid.

3) Strabon Lib. XII, p. 824. C Almelov. Sonach muſs Strabon ſowohl als Tyrannion ein hohes Alter erreicht haben.

4) Suid. ſ. v. *Τυραννίων* u. ſ. v. *Διονύσιος Θρᾷξ*., wo dieſer Dionyſios in das Zeitalter des Pompejus Magnus geſetzt, und Rom als ſein Aufenthaltsort angegeben wird.

Athener aufhielten, gegen den Willen ihres Feldherrn aufs Grauſamſte behandelten, befand ſich auch Tyrannion mit unter den Gefangenen [1]). Zwar behandelte ihn hier Lucullus wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines groſsen Rufes mit vieler Achtung und Auszeichnung; doch konnte er es nicht verhindern, daſs der eben ſo eitle als habſüchtige Murena ſich dieſen Gefangenen unedel genug aneignete, um ihn zu ſeinem Freigelaſſenen zu machen [2]). Mit Lucullus kehrte er indeſs im Jahre 67 vor Chriſto nach Rom zurück [3]), wo er bald durch ſeine Gelehrſamkeit Ruhm und Reichthümer in ſo hohem Maaſse erwarb, daſs er ſich eine Bibliothek anlegen konnte, welche nach Suidas über dreiſsigtauſend Bände betragen haben ſoll [4]). Hier gelang es ihm auch, ſich die Bekanntſchaft und Freundſchaft der ausgezeichnetſten und vornehmſten Männer, namentlich des Atticus und Cicero, zu erwerben. So finden wir ihn im Jahre 55 vor Chriſto (698 n. R. Erb.) im Hauſe des Letzteren als Lehrer des jungen Quintus Cicero [5]). Ja, daſs ihn Cicero ſelbſt ſchon im Jahre 59

1) Plutarch. Vit. Luculli, T. I, p. 504 Frcf. cp. XIX, Vol. II, p. 364 Schäf.

2) Plutarch. a. a. O. *Τότε καὶ Τυραννίων ὁ γραμματικὸς ἁλὼν. Μουρήνας δ' αὐτὸν ἐξητήσατο καὶ λαβὼν ἀπελυθέρωσεν ἀνελευθέρως τῇ δωρεᾷ χρησάμενος· οὐ γὰρ ἦξιον Λεύκολλος ἀνδρὶ διὰ παιδείαν ἐσπουδασμένον δοῦλον γενέσθαι πρότερον, εἶτα ἀπελεύθερον· ἀφαίρεσις γὰρ ἦν τῆς ὑπαρχούσης ἡ τῆς δοκούσης ἐλευθερίας δόσις. Ἀλλὰ Μουρήνας μὲν οὐκ ἐνταῦθα μόνον ὕφθη πολὺ τῆς τοῦ στρατηγοῦ καλοκαγαθίας ἀποδέων.*

3) Fälſchlich ſagt Kühner, (De Ciceronis in philoſoph. meritis, p. 13) daſs ihn Sulla nach Rom gebracht, und ſeiner Bibliothek vorgeſetzt habe.

4) Suidas a. a. O. *Διατρίψας δὲ γενόμενος ἐν Ῥώμῃ καὶ πλοίοις ἐκτήσατο καὶ βιβλία ὑπὲρ τρεῖς μυριάδας.*

5) Cic. Epiſt. ad Q. Fratr. Lib. II, ep. 4. Quintus tuus, puer optimus, eruditur egregie. Hoc nunc magis animadverto, quod Tyrannio docet apud me.

vor Chriſto (694 n. R. Erb.) kannte, beweiſet ein in dieſem Jahre an ſeinen Freund Atticus geſchriebener Brief, in welchem des Tyrannion auch hinſichtlich ſeiner ausgebreiteten geographiſchen Kenntniſſe in Ehren gedacht wird [1]). Aus Gefälligkeit gegen Cicero übernahm er es im Jahre 56 vor Chriſto, deſſen Bibliothek zu ordnen, zu welchem Behufe ihm Cicero zwei in dergleichen Geſchäften geſchickte Griechen, Dionyſios und Menophylos, als Gehülfen von Atticus kommen lieſs [2]); denn daſs Tyrannion keineswegs in einem Abhängigkeitsverhältniſſe zu ſeinen vornehmen römiſchen Freunden ſtand, lehrt die vorſichtige und achtungsvolle Weiſe, in welcher Cicero drei Jahre ſpäter, in zwei Briefen an ſeinen Bruder, kaum wagt, ihn mit litterariſchen Aufträgen zu behelligen, obſchon er ſelbſt geſteht, daſs er ſonſt faſt Niemanden habe, an den er ſich in dieſen Angelegenheiten wenden könne [3]).

---

1) Cic. Epiſt. ad Att. II, 6. A ſcribendo prorſus abhorret animus. Etenim γεωγραφικά, quae conſtitueram, magnum opus eſt: ita valde Eratoſthenes, quem mihi propoſueram, a Serapione et ab Hipparcho reprehenditur. Quid cenſes, ſi Tyrannio acceſſerit?

2) Ad Attic. IV, 4. Perbelle feceris, ſi ad nos veneris. Offendes deſignationem Tyrannionis mirificam librorum meorum, quorum reliquiae multo meliores ſunt, quam putaram; etiam velim, mihi mittas de tuis librariolis duos aliquos, quibus Tyrannio utatur glutinatoribus ad cetera adminiſtris. Ibid. ep. 8. Poſtea vero, quam Tyrannio mihi libros diſpoſuit, mens addita videtur meis aedibus. Qua quidem in re mirifica opera Dionyſii et Menophili tui fuit.

3) Ad Quint. Fratr. Lib. III, ep. 4. De bibliotheca tua graeca ſupplenda, libris commutandis, latinis comparandis; valde velim iſta confici, praeſertim quum ad meum quoque uſum ſpectent. Sed ego mihi ipſi iſta per quem agam non habeo. Neque enim venalia ſunt, quae quidem placeant, et confici niſi per hominem, et peritum et diligentem, non poſſunt;

Am ſchönſten bezeichnet ſein genaues und befreundetes Verhältniſs zu Cicero und Atticus ein Brief des Erſteren an den Letzteren, in welchem er ſich darüber beklagt, daſs Atticus ſich, ohne ſeine Gegenwart abzuwarten, von Tyrannion ein Werk, wahrſcheinlich grammatiſchen Inhalts, habe vorleſen laſſen [1]). Dieſer Brief, welcher im zweiten Jahre der 184ſten Olympiade geſchrieben iſt, giebt zugleich den ſpäteſten Zeitpunkt an, in welchem ſich Tyrannion bei Cicero erwähnt findet. Er ſtarb in hohem Alter zu Rom; ſein Todesjahr läſst ſich nicht ermitteln [2]).

Dieſer Tyrannion nun war es, welcher ſich von dem Aufſeher der von Sulla († im Jahre 78 vor Chriſto) hinterlaſſenen Bücherſammlung durch Geſchenke und Dienſtleiſtungen [3]) die Erlaubniſs zur

---

Chryſippo tamen imperabo, et cum Tyrannione loquar. Ibid. ep. 5. De libris, Tyrannio eſt ceſſator: Chryſippo dicam; ſed res operoſa eſt et hominis perdiligentis. etc.

1) Ad Attic. L. XII, ep. 6 u. ep. 2. Suidas nennt kein Werk des älteren Tyrannion, dagegen mehrere grammatiſche des jüngeren, z. B. *Περὶ τῆς Ὁμηρικῆς προσῳδίας*; *Περὶ τῶν μέρων τοῦ λόγου*; *Περὶ τῆς Ῥωμαϊκῆς διαλέκτου*; *Διόρθωσις Ὁμηρική*; *Ὀρθογραφία*. Vielleicht trug hier Suidas die Werke des Einen auf den Andern über. Noch iſt zu bemerken, daſs unter den Schriften des jüngeren Tyrannion Suidas eine betitelt: *Ἐξήγησις τοῦ Τυραννίωνος μερισμοῦ*, welches auf eine Schrift des älteren Tyrannion zu deuten ſcheint. Eine Schrift deſſelben: *Περὶ τοῦ σκολιοῦ μέτρου*, erwähnt der Schol. zu Ariſt. Ran. V. 1337.

2) Die offenbar falſche Angabe des Suidas: *Ἐτελεύτησε δὲ γεραιὸς, ὑπὸ ποδάγρας παραληθείς. Ὀλυμπιάδι ρπ', ἐν τῷ γ' ἔτει τῆς Ὀλυμπιάδος*, verbeſſerte Küſter nach Patritius Vorgange (Discuſſ. Peripat. T. I, L. IV, p. 36) in *Ὀλ. ρπ'*. Doch, wie wir ſehen, reicht auch dieſe Veränderung noch nicht aus. Vergl. Bayle Dict. hiſtorique et crit. T. IV, p. 379, Not. B.

3) Dies bezeichnet das: *θεραπεύσας τὸν ἐπὶ τῆς βιβλιοθήκης*, bei Strabon. Ebenſo heiſst es von Apellikon bei

Benutzung der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften auswirkte, wahrſcheinlich um für ſich Abſchriften davon zu nehmen oder nehmen zu laſſen. Was er ſonſt irgend für Berichtigung des Textes und Ausfüllung etwaniger Lücken in dieſen Schriften gethan, läſst ſich bei der Unbeſtimmtheit und Unſicherheit, welche in den Ausdrücken des Strabon wie des Plutarchos herrſcht, nicht mit Beſtimmtheit ermitteln, wenn gleich etwas der Art zu vermuthen nahe liegt [1]).

Athenaios, dafs er ſich *θεραπείας πολλοῖς* die Erlaubniſs zur Rückkehr nach Athen ausgewirkt habe. Athen. Lib. V, p. 214, E.

1) Hier ſtoſsen wir nämlich auf den Ausdruck *ἐνεχειρίσαντο* bei Strabon, ſtatt deſſen ſich die Variante *διεχειρίσαντο* findet. Schäfer (Animadverſion. ad Plutarch. T. V, p. 184) hält *ἐνεχειρίσαντο* für das Richtige, und erklärt die Sache ſelbſt ſo: „Scilicet Tyrannio, connivente praefecto bibliothecae, quod Sylla vetiturus erat, libros domum abstulit, ut a librariis transcribendos curaret.“ Hierbei bemerke ich nur, dafs an ein mögliches Verbot Sulla's nicht gedacht werden kann, da dieſer ſelbſt ſchon lange todt war. Ausgemacht iſt ſoviel: Strabon will beweiſen, dafs auch Rom die Schuld des Verderbniſſes der Ariſtoteliſchen Grundtexte theile, und zu dieſem Behufe erwähnt er zweier Umſtände: 1) dafs ſich Tyrannion die Exemplare aus der Sullaniſchen Bibliothek zu verſchaffen gewuſst; 2) dafs römiſche ſpekulirende Buchhändler dies gleichfalls gethan, und Abſchriften ohne die gehörige Sorgfalt, öfters durch ungeſchickte und unwiſſende Subjekte nehmen laſſen. Beide Umſtände ſind genau verbunden. (Man merke auf das τε — καὶ und auf das fehlende Verbum finit. zu καὶ βιβλιοπῶλαί τινες.) In welcher Art alſo auch Tyrannion die Werke des Ariſtoteles behandelt haben mag, ſoviel ſcheint wenigſtens deutlich, dafs ſein Verfahren von Strabon als der Richtigkeit des Textes derſelben nicht unbedingt förderlich angeſehen wurde, wenn man nicht lieber annehmen will, dafs der Geograph eigentlich nur den letzteren Umſtand, die von Buchhändlern veranſtalteten ſchlechten Abſchriften, als Urſache der Textesverderbniſs bezeichnen wollte,

Iſt es geſchehen, ſo berechtigt uns die Gelehrſamkeit des Tyrannion zu der Annahme, daſs ſeine Beſtrebungen für die kritiſche Berichtigung der Ariſtoteliſchen Schriften denſelben keineswegs nachtheilig, ſondern gewiſs ſehr erſprieſslich geweſen ſein werden. Leider iſt nun aber, wie ſchon Schneider in ſeinem zweiten Epimetron ſehr ſcharfſinnig bemerkte, gerade die hierher gehörige Stelle des Straboniſchen Berichtes nicht nur ſehr kurz, ſondern auch ſichtbar lückenhaft; denn es fehlt in derſelben namentlich die, faſt nothwendige Erwähnung des Andronikos von Rhodos, welchen Peripatetiker der Geograph, wie wir aus einer andern Stelle ſeines Werks ſehen, recht gut kann-

---

und den erſteren Umſtand nicht erwähnte, um auf ſeinen gelehrten und berühmten Lehrer (Strab. Lib. XII, p. 824. C Almel.) einen Tadel zu bringen, ſondern vielmehr, um den Weg zu erklären, auf welchem die Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften aus Sulla's Bibliothek in die Hände des römiſchen Publikums gelangten. Dies Letztere ſcheint mir das Wahrſcheinlichſte. Denn Alles, was wir von Tyrannion wiſſen, ſpricht vielmehr dafür, daſs in ſeinen Händen die Handſchriften nur Verbeſſerungen erfahren konnten. Dieſer Meinung war auch ſchon Moſes Du Soul in ſeinen Bemerkungen zum Plutarch. Ausführlich, mit Berückſichtigung der Erklärungsverſuche Anderer, behandelt die hierher gehörigen Stellen und Ausdrücke Strabon's und Plutarch's Schneider. (Epimetr. II. ad edit. Ariſt. De Animal. Hiſt. Vol. I, p. LXXIX bis p. LXXXVI) welcher ſich für die Lesart *διεχειρίσατο* (p. LXXXV) erklärt, jedoch die Stelle des Strabon für offenbar lückenhaft hält, und die Worte: *θεραπεύσας τὸν ἐπὶ τῆς βιβλιοθήκης*, nicht auf Tyrannion, ſondern vielmehr auf Andronikos Rhodios, (deſſen Erwähnung bei Strabon ausgefallen ſei,) bezogen wiſſen will, „cui Tyrannio precibus et gratia a bibliothecae praefecto impetrarit uſum librorum Ariſtotelicorum, in nova exemplaria a libraris transſcribendorum, quae deinde a bibliopolis venderentur.“ Schneider a. a. O. p. LXXXVI.

kannte [1]). Nun findet ſich aber die Notiz über den Andronikos bei Plutarchos, welcher nicht nur, wie wir oben geſehen haben [2]), ſeinen Bericht aus Strabon entnahm, ſondern auch, wie mir es ſcheint, ſich groſsentheils deſſen eigner Worte, nur verkürzt und in veränderter Konſtruktion, bedient. Somit gewinnt alſo die genannte Vermuthung Schneider's eine nicht geringe Wahrſcheinlichkeit.

Andronikos von Rhodos. [3])

Durch Tyrannion's nicht genauer zu beſtimmende Vermittelung ward es nun, wie Plutarchos weiter erzählt, dem Andronikos von Rhodos möglich, im Beſitze einer Menge von Handſchriften die Werke des Ariſtoteles *εἰς μέσον θεῖναι, καὶ ἀναγράψαι τοὺς νῦν φερομένους πινάκας* [4]). Von den Lebensumſtänden dieſes Andronikos iſt wenig bekannt. Strabon gedenkt ſeiner bei Aufzählung der, durch ihre wiſſenſchaftlichen Leiſtungen berühmten Rhodier in der ſchon genannten Stelle ſeines vierzehnten Buchs [5]). Er war der Lehrer jenes Boëthos von Sidon, mit welchem Strabon gemeinſam die Peripatetiſche Philoſophie ſtudiert hatte [6]). Ob Strabon auch ſeinen Unterricht

1) Vergl. Strab. Lib. XIV, p. 968, B Almelov.

2) S. oben Seite 23.

3) Vergl. Fabric. Bibl. gr. Vol. III, p. 464 Harl.

4) Schneider a. a. O. (Epimetr. III, p. XCIV) ſetzt keine Interpunktion nach *θεῖναι*, und zieht die Worte: *εἰς μέσον θεῖναι*, zu dem Folgenden. Mir ſcheinen ſie auf das Vorhergehende bezogen werden zu müſſen, und die Veranſtaltung einer Geſammtausgabe der Werke anzudeuten.

5) Pag. 610 Siebenk. (p. 968, B Almelov.).

6) Strab. Lib. XVI, p. 1096, D Almel. *Καθ' ἡμᾶς δὲ ἐκ Σιδόνος μὲν ἔνδοξοι φιλόσοφοι γεγόνασι Βοηθός τε, ᾧ συνησκ-*

genoſſen, wie Schneider wahrſcheinlich findet, iſt nicht zu ermitteln, da der Geograph ſelbſt dieſes Umſtandes nicht erwähnt. Doch ſtreitet die Zeit nicht geradezu dagegen. Denn Strabon, welcher nach G. J. Voſſius Berechnung in ſehr hohem Alter, im vierten Regierungsjahre des Tiberius ſchrieb, hatte nichtsdeſtoweniger den Tyrannion, wahrſcheinlich zu Rom, gehört, mit welchem, wie aus Plutarchos Worten erhellt, Andronikos gleichzeitig daſelbſt lebte. Ammonios nennt ihn den elften Nachfolger des Ariſtoteles im Lehramte [1]). Sein Todesjahr iſt unbekannt, doch wiſſen wir, daſs er ein hohes Alter erreichte [2]).

Was nun ſeine Leiſtungen für die Werke des Ariſtoteles und Theophraſtos betrifft [3]), ſo ergiebt ſich aus der Darſtellung des Plutarchos, verglichen mit einer Stelle des Boëthius [4]) und einer andern

---

λοσοφήσαμεν ἡμεῖς τὰ Ἀριστοτέλια καὶ Διόδοτος ἀδελφὸς αὐτοῦ. Mit Unrecht ſagt Schneider, (a. a. O. p. XCV) daſs Strabon ſelbſt an dieſer Stelle den Boëthos von Sidon einen Schüler des Andronikos Rhodios nenne. Dieſe Nachricht haben wir vielmehr aus Ammonios Herm. Comment. in Ariſt. Categ. p. 8, (ed. Ald. 1546) wo es heiſst, daſs Boëthos die Anſicht gehegt, man müſſe die Leſung der Werke des Ariſtoteles ἀπὸ τῆς φυσικῆς beginnen; Andronikos aber, der Lehrer deſſelben, welcher dieſen Gegenſtand genauer behandelt habe, ſei dafür geweſen, ἀπὸ τῆς λογικῆς, ἥτις περὶ τὴν ἀπόδειξιν γίνεται, zu beginnen.

1) Fabric. B. gr. a. a. O.

2) Boëth. De Diviſ. init. p. 638 nennt ihn: ſenem diligentiſſimum.

3) Brandis a. a. O. Rhein. Muſ. I, 3. S. 262.

4) Severin. Boëthius in Ariſtot. Lib. De Interpretat. ed. 2, Prooem. p. 292 ed. Baſil. 1570, wo von Andronikos von Rhodos geſagt wird: „Quem exactum diligentemque Ariſtotelis librorum et judicem et repertorem judicarit antiquitas“.

des Porphyrios im Leben des Plotinos [1]), dafs er zuerſt in Rom eine Geſammtausgabe der Werke des Stagiriten veranſtaltete, und dieſelben nach ihrem Inhalte (εἰς πραγματείας) in eine beſtimmte Ordnung und Eintheilung brachte.

So wenig wir auch von dieſer Eintheilung und Anordnung der Ariſtoteliſchen Schriften durch Andronikos wiſſen, ſo ſcheint doch ſoviel klar, dafs er, ganz abweichend von der ungeordneten Aufzählung bei Diogenes Laertios und dem Anonymos des Menage, ein gewiſſes Princip, das der Zuſammengehörigkeit des Inhaltes, dabei befolgte, und vielleicht einzelne Bücher zuerſt zu einem abgeſchloſſenen Ganzen verband [2]). Sehr wahrſcheinlich iſt mir Brandis Vermuthung, dafs dieſe ſeine Eintheilung unſern älteſten Ausgaben zum Grunde liege, wie wir denn überhaupt annehmen dürfen, dafs wir ſeinen Beſtrebungen die Erhaltung eines nicht geringen Theiles der Werke des Stagiriten verdanken. In einem eignen Werke über den Ariſtoteles, deſſen fünftes Buch ein Verzeichniſs der Schriften des Philoſophen enthielt [3]), ſcheint er nicht nur über deſſen Lebensum-

---

1) Porphyr. Vit. Plotin. cp. XXIV, (vor der Ausgabe der Opp. omn. des Plotinos, ſ. Fabr. B. gr. V, p. 729): *Μιμησάμενος δ' Ἀπολλόδωρον τὸν Ἀθηναῖον καὶ Ἀνδρόνικον τὸν Περιπατητικὸν, ὧν ὁ μὲν Ἐπίγραμον τὸν κωμῳδόγραφον εἰς δέκα τόμους φέρων συνήγαγε, ὁ δὲ Ἀριστοτέλους καὶ Θεοφράστου βιβλία εἰς πραγματείας διεῖλε, τὰς οἰκείας ὑποθέσεις εἰς ταὐτὸ συναγαγών, οὕτω δὶ καὶ ἐγώ.* Porphyrios ſtellte die 54 Abhandlungen des Plotinos nach ihrem Inhalte in ſechs Enneaden zuſammen.

2) Brandis im Rhein. Muſ. I, 4, S. 265.

3) Caſiri Bibl. arab.-hisp. I, p. 306. Brandis im Rhein. Muſ. I, 4, S. 262.

ſtände gehandelt [1]), ſondern auch die Grundſätze der von ihm gegebenen Schrifteneintheilung entwickelt, und das Verhältniſs derſelben zu einander dargeſtellt zu haben [2]).

Hinſichtlich ſeiner Leiſtungen für Kritik und Erklärung einzelner Schriften des Ariſtoteles wiſſen wir, daſs er die Phyſik [3]), ſowie die Ethik und die Kategorien [4]) kommentirte. In dem Kommentare zu dem letzteren Werke ſoll er nach Fabricius [5]), der ſich auf Boëthius beruft, den letzteren Theil deſſelben für unächt erklärt haben. Doch ſcheint dies ein Verſehen des Fabricius zu ſein. Denn Boëthius gedenkt in ſeiner Vorrede zu den Kategorien [6]), wo er die Aechtheit des Werks vertheidigt, nicht des Andronikos, ſondern des Jamblichos als des Vertreters der entgegengeſetzten Anſicht. Dagegen wiſſen wir aus Boëthius, daſs Andronikos das Ariſtoteliſche Werk *Περὶ Ἑρμηνείας* für unächt erklärte, und daſs dieſe Meinung von dem gelehrten Alexander von Aphrodiſias ſcharf und bündig zurückgewieſen wurde [7]). Von ſeinen übrigen Werken kennen wir

---

1) S. Ariſtotelia, Th. I, S. 159.

2) Ammon. in Categor. p. 8.

3) Simplic. in Auſcult. phyſ. fol. 103. b, 216. a. Patrit. Diſcuſſ. Peripat. IV, p. 41.

4) Simplic. ad Categ. fol. 6. b, 15. b.

5) Bibl. gr. Vol. III, p. 464.

6) Opp. p. 113 und 114.

7) Boëth. a. a. O. in Ariſtot. Libr. De Interpretatione, ed. 2. Procem. p. 292. Andronicus enim hunc librum Ariſtotelis eſſe non putat, quem Alexander vere fortiterque redarguit. Quem cum exactum diligentemque Ariſtotelis librorum et judicem et repertorem judicaverit antiquitas, cur in hujus libri judicio ſit falſus, eſt magna admiratione digniſſimum, et q. ſ..... Quare non eſt audiendus

nur die Schrift De Divifione, welche Porphyrios in ſeinen Kommentar zu Platon's Sophiſtes aufnahm [1]). Die noch vorhandene, ihm zugeſchriebene Paraphraſis der Ethik an den Nikomachos iſt unächt [2]). Der Umſtand aber, dafs Andronikos, „exactus diligensque Ariſtotelis librorum judex et repertor", der Kritik bedurfte, und dieſelbe wirklich anwendete, um unter den im Umlaufe befindlichen Werken des Ariſtoteles Aechtes von Unächtem zu ſcheiden, beweiſet ſonnenklar, dafs die ſogenannten Urhandſchriften der Werke, welche Apellikon an ſich gebracht hatte, nicht mit nach Rom kamen, ſowie ferner, dafs die von Apellikon neu beſorgten Exemplare der Schriften des Stagiriten nicht alle und nicht einzig aus dieſer Quelle ſtammten, mit einem Worte, dafs ſchon jener Athener keineswegs die vollſtändigen Werke des Ariſtoteles von den Erben des Neleus erhielt; denn ſonſt würde Andronikos ein Kriterium der Aechtheit zur Hand gehabt haben, welchem kein Späterer zu widerſprechen hätte wagen dürfen. Auch bezeichnet jenes von Boëthius dem Andronikos beigelegte Prädikat: diligens Ariſtotelis librorum *repertor*, dafs derſelbe ſich auch die Aufſuchung und

---

Andronicus, qui propter paſſionum nomen hunc librum ab Ariſtotelis operibus ſeparat. Vergl. Alexandr. Aphrodiſ. in Ariſt. Analyt. prior. Lib. I. Ammon. ad Ariſt. Lib. De Interpretat.

1) Boëth. De Diviſ. init. p. 638. Quam magnos ſtudioſis afferat fructus ſcientia dividendi quamque apud Peripateticam diſciplinam ſemper haec fuerit in honore notitia, docet et Andronici, diligentiſſimi ſenis, de diviſione liber editus, et hic idem a Plotino, graviſſimo philoſopho, comprobatur, et in libri Platonis, qui Sophiſtes inſcribitur, commentariis a Porphyrio repetitur.

2) Genaueres über dieſelbe ſpäter bei Gelegenheit der Unterſuchung über die exoter. und eſoter. Schrr. des Ariſtoteles.

Sammlung der, in vielen Privatbibliotheken zerſtreuten, Bücher des Ariſtoteles hatte angelegen ſein laſſen, und daſs, was er in Sulla's Bibliothek vorfand, nicht das Einzige war. Auch Lucullus hatte eine umfaſſende Bücherſammlung angelegt, deren Benutzung er mit der gröſseſten Liberalität den in Rom lebenden Philoſophen und Philologen verſtattete [1]). Im dritten Buche De Finibus bonorum et malorum finden wir den Cicero in der Bibliothek des jüngeren Lucullus mit Aufſuchung Ariſtoteliſcher Schriften beſchäftigt [2]). Doch von dieſen Dingen im nächſten Kapitel. Hier nur noch ſchlieſslich, daſs in dem erwähnten Werke des Andronikos ſicher Nichts von dem Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften, wie es Strabon darſtellt, zu leſen war; wie hätten ſonſt ſpätere Ausleger des Ariſtoteles, wie z. B. namentlich Alexander von Aphrodiſias, einen ſo überaus bemerkenswerthen, und für die Kritik des Textes ſo ungemein wichtigen Gegenſtand ſo gänzlich mit Stillſchweigen übergehen können?

Zwölftes Kapitel.

Cicero und ſeine Kenntniſs der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften.

So wären wir denn mit Tyrannion und Andronikos von Rhodos bei einem beſtimmten Zeitpunkte angelangt, wo wir etwas freier aufathmen, und von wo aus wir uns behaglicher und weiter nach unſerm Gegenſtande umſchauen können. Cicero iſt

1) Plutarch. Vit. Luculli, cp. 42.
2) Cic. De Fin. bon. et mal. III, cp. 3.

es, deſſen umfaſſende Werke uns jetzt die Möglichkeit gewähren, ein ziemlich vollſtändiges Bild von der Bekanntheit der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften nicht nur in der römiſchen, ſondern auch in der geſammten übrigen gebildeten Welt, der gleichzeitigen wie der vorzeitigen, zu entwerfen. Bevor wir jedoch an die Sache ſelbſt gehen, und die Fragen, ob und welche Schriften der beiden älteſten Peripatetiker der römiſche Philoſoph gekannt, und ob und wie er dieſelben benutzt habe, beantworten, ſei es erlaubt, einige Bemerkungen zur Geſchichte der Philoſophie bei den Römern vor Cicero's Zeit voranzuſchicken.

Den Anfangspunkt philoſophiſcher Studien bei den Römern bildet, wenn man nicht etwa auf den Pythagoräismus des Ennius zurückgehen will, das Erſcheinen jener vielberühmten Philoſophengeſandtſchaft [1]) in der Curie des römiſchen Senats im Jahre der Stadt 598. Es waren die damaligen Häupter der drei bedeutendſten philoſophiſchen Schulen, Karneades der Akademiker, Diogenes der Stoiker, und Kritolaos der Peripatetiker, welche die Athener, um Milderung einer unerſchwinglichen Geldſtrafe auszuwirken, an ihre Herren abgeſendet hatten. Nicht nur die römiſche Jugend, gelockt durch die Neuheit des Gegenſtandes, ſondern auch die angeſehenſten und gebildetſten Männer, ein P. Africanus, Lälius, Furius, und Andere fanden ſich ein, ihre Vorträge zu hören, welche ſie neben ihren Geſchäften zu halten Veranlaſſung und Gelegenheit ſuchten und fanden, und lange noch erhielt ſich, wie man aus Cicero ſehen kann, in der Erinnerung ſpäterer Zeiten das Andenken an die be-

1) Die hierhergehörigen Hauptſtellen findet man geſammelt in Kühner's Schrift: Ciceronis in philoſophiam ejusque partes merita, p. 9, n. 6.

geiſterte Aufregung, zu welcher beſonders der Zauber der Redegewalt des Karneades die Hörer fortgeriſſen hatte. Zwar verwies bald ein Befehl des Senats, durch den ſtrengen Eiferer Cato und im Sinne der herrſchenden Anſicht über griechiſche Philoſophie bewirkt, die der römiſchen Jugend gefährlichen Geſandten in ihre Heimath zurück, und nicht lange darauf ein Senatusconſult ſämmtliche griechiſche Philoſophen ſowie alle Rhetoren aus Rom; indeſs, der erſte Anreiz war doch einmal gegeben, und der ausgeſtreute Same trug, wenn auch nicht gerade hundertfältige, doch einige Frucht. Vorzüglich gewannen der Epikuräismus und Stoicismus, und neben ihnen die Grundſätze der Akademie in ihrer Umgeſtaltung durch Arkeſilaos, Karneades, und Antiochos bei den Römern feſteren Boden, aus Gründen, deren weitere Entwickelung uns hier zu fern liegt. Man ſtudierte jetzt die Schriften der griechiſchen Philoſophen; und wenn ſchon der jüngere Scipio Africanus den Xenophon las [1]), ſo ging zu Cicero's Zeit, in welcher nicht nur die Anhänger der Akademie, ſondern aller Sekten ohne Unterſchied die Werke Platon's und der übrigen Sokratiker mit dem gröſsſeſten Intereſſe laſen [2]), die Vorliebe für die Lektüre griechiſcher Schriften philoſophiſchen Inhalts ſoweit, dafs derſelbe ſich nicht enthalten kann, über dieſen Mangel an Theilnahme für vaterländiſche Geiſteserzeugniſſe ſich um ſo heftiger zu ereifern, da er zum Theil auch auf ſeine eignen Leiſtungen ſich erſtreckte; wiewohl er von der andern

1) Tuſculan. Disputt. II, cp. 26.

2) Tuſculan. II, cp. 3, §. 8. Nam ut Platonem reliquosque Socraticos, et deinceps eos, qui ab his profecti ſunt, legunt omnes, etiam qui illa aut non approbant aut non ſtudioſiſſime conſectantur, etc.

Seite auch wiederum ſelbſt eingeſteht, daſs die vorhandene lateiniſche philoſophiſche Litteratur, ſeine Schriften natürlich ausgenommen, allerdings kaum der Rede werth zu achten ſei [1]).

Unter allen bedeutenden philoſophiſchen Sekten war nun aber gerade die Peripatetiſche diejenige, welche in Rom am wenigſten Glück machte, ja, eigentlich nie recht Wurzel geſchlagen hat. Nirgends leſen wir, daſs Kritolaos den Beifall des Karneades und Diogenes getheilt habe. Der Philoſophie und Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt und der Freude und Schönheit der Erkenntniſs willen ſich hinzugeben, eine Hauptforderung des Stagiriten, war nicht die Sache des auf das praktiſche Leben gerichteten Römergeiſtes. Ihm war Philoſophie entweder Förderungsmittel für die Staatswiſſenſchaften der Geſetzgebung und Beredtſamkeit, oder ein anmuthiger und anſtändiger Zeitvertreib, wenn Zeitverhältniſſe ihn wichtigere Dinge zu betreiben verhinderten. Ebenſowenig genoſs daher auch, wie zu Athen, die Philoſophie den Schutz und die Pflege des Staats; ſie war und blieb Privatliebhaberei einiger Groſsen, welche ſich aus eigner Neigung und geweckt durch den Umgang mit griechiſchen Philoſophen dafür intereſſirten. Was nun die Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtos anbelangt, ſo iſt in allen Werken des Cicero auch nicht eine einzige Stelle aufzufinden, aus welcher ſich mit Sicherheit nachweiſen lieſse, daſs irgend ein durch philoſophiſche Bildung ausgezeichneter Römer dieſelben zum Gegenſtande tieferen Studiums gemacht [2]) oder bei eignen ſchriftſtelle-

1) Tuſculan. II, cp. 2, §. 6; vergl. IV, cp. 1 bis cp. 4.

2) Lucullus könnte hier etwa zu nennen ſein, vergl. De Finib. III, cp. 3, und für die Rhetorik der berühmte und gelehrte M. Antonius, ſ. Cic. De Orat. II, cp. 36, §. 152.

rischen Produktionen benutzt hätte; wogegen für das Studium derselben bei früheren griechischen Philosophen sich bei ebendemselben Cicero eine überraschende Menge indirekter Andeutungen vorfinden. Wäre jene Erscheinung nun auch weniger befremdend in der Zeit, in welcher Exemplare jener Werke zweifelsohne zu den gröfsesten Seltenheiten in Rom gehören mochten; so ist es doch nichtsdestoweniger eine Thatsache, dafs selbst nach Beseitigung eines solchen Hindernisses durch Sulla's Plünderung der Bücherschätze Athen's und nach den Bestrebungen des Tyrannion und Andronikos von Rhodos, und als schon namhafte Peripatetiker, wie Demetrios [1]), Alexander von Antiochien [2]), Stafeas von Neapolis, Xenarchos von Seleucia [3]), die Ehre des Umgangs mit römischen Grofsen genossen, und der erste Philosoph seiner Zeit, der Vorsteher des Lykeions, Kratippos, die angesehensten römischen Jünglinge (z. B. Cicero's eignen Sohn) zu seinen Zuhörern zählte [4]), nur sehr wenige Philosophen von Profession, geschweige denn gewöhnliche Rhetoren und Schöngeister eine mehr als namentliche Kenntnifs von den Werken des Stagiriten und seines Nachfolgers befafsen; ein Umstand, dessen Cicero nicht erwähnen konnte, ohne dabei dem Gefühle seines Unwillens Luft zu machen [5]). Zu den wenigen, welche

1) Plutarch. Cato Min. cp. 65 (T. IV, p. 485 Reisk.).

2) Plutarch. vit. Crassi. Vergl. Vit. M. Anton. cp. 46.

3) Strabo XIV, p. 987, B Alm.

4) Cicero De Offic. III, 2, §. 5 bis 6, und daselbst die Auslegg. De Offic. I, cp. 1; II, cp. 2, §. 8. Epist. ad Diverf. XVI, 21, 6. Bayle Dict. hist. T. II, not. G, p. 223.

5) Cicero Topicor. I, init. Der Wichtigkeit wegen setze ich die Stelle selbst unverkürzt her: Cum mecum in Tusculano esses (redet er den Trebatius an) et in bibliotheca seposatim uterque nostrum ad suum studium libellos, quos vellet, evol-

mit Neigung und Vorliebe zum Peripatetismus ſich hinwendeten, gehörte vornehmlich Cicero's etwa zehn Jahre älterer Zeitgenoſs: Marcus Pupius Piſo, ein gründlich gebildeter Mann und ſcharfſinniger Denker [1]), in deſſen Hauſe der vorhererwähnte Peripatetiker Staſeas von Neapolis [2]) lange Zeit hindurch lebte. Erklärte Peripatetiker wüſsten wir auſser dieſem nicht anzuführen, ja, auch ſein Antheil an jener Philoſophie ſowie ſeine Kenntniſs der Werke ihrer Begründer wird ſich weniger auf den ſpekulativen und metaphyſiſchen, als auf den logiſchen, rhetoriſchen, ethiſchen, und phyſiſchen Theil derſelben erſtreckt ha-

---

veret, incidiſti in Ariſtotelis Topica quaedam, quae ſunt ab illo pluribus libris explicata. Qua inſcriptione commotus continuo a me illorum librorum ſententiam requiſiſti. Quam tibi quum expoſuiſſem, diſciplinam inveniendorum argumentorum — libris illis contineri: verecunde tu quidem, ut omnia, ſed tamen facile ut viderem te ardere ſtudio, mecum, ut tibi illa traderem, egiſti. Quum autem ego te, non tantum vitandi laboris mei cauſa, quam quod id tua intereſſe arbitrarer, vel ut eos per te ipſe legeres, vel ut totam rationem a doctiſſimo quodam rhetore acciperes, hortatus eſſem: utrumque, ut ex te audiebam, ex expertus. Sed a libris te obſcuritas rejecit. Rhetor autem ille magnus, ut opinor, Ariſtotelica ſe ignorare reſpondit. Quod quidem minime ſum admiratus, eum philoſophum rhetori non eſſe cognitum, qui ab ipſis philoſophis, praeter admodum paucos, ignoretur. Quibus eo minus ignoſcendum eſt, quod non modo rebus iis, quae ab illo dictae et inventae ſunt, allici debuerunt, ſed dicendi quoque incredibili quadam quum copia tum etiam ſuavitate.

1) Cic. Brut. cp. 67. §. 256.

2) Cic. Brut. 64, 66. De Finib. V, cp. 3, §. 8; cp. 25. §. 75. De Natura Deor. I, cp. 7, §. 16. De Oratore, I, cp. 22 u. 23, und die Auslegg. zu dieſen Stellen. Görenz Introductio ad Cic. De Finib. p. XIX.

ben. Was andere römiſche Liebhaber der Philoſophie von der Doktrin des Stagiriten wuſsten, entnahmen ſie zu leicht und bequem aus mündlicher Unterweiſung griechiſcher Philoſophen und aus deren Schriften als aus dem mit ſo vielen Schwierigkeiten verbundenen Studium der Originalwerke des Ariſtoteles. Zudem gab es damals Abriſſe und Auszüge von philoſophiſchen Syſtemen, kurz, neuere philoſophiſche Schriften, leichter in Form und Gehalt und anſprechender durch blumenreiche Sprache und Redekünſtelei in ſo ungeheurer Menge, daſs ihre Fluth jene älteren immer mehr den Blicken entzog, ja, ſie wohl gar in den Augen ſolcher Leute wie jener „doctiſſimus rhetor“ bei Cicero als antiquirt erſcheinen lieſs. Denn die Griechen damaliger Zeit verſtanden ſo gut wie viele Buchfabrikanten unſerer Tage aus zehn Büchern das elfte zu machen [1]).

Der einzige Römer, welchem nachweisbar eine genauere Kenntniſs der Philoſophie und der Schriften unſeres Philoſophen zu Gebote ſtand, iſt Cicero, der alleinige Repräſentant der philoſophiſchen Beſtrebungen ſeiner Nation aus der Anfangs- und zugleich Blüthezeit der vergeblich bei derſelben aufſtrebenden Philoſophie. Cicero's Verdienſte um die Philoſophie ſowie ſeine Studien griechiſcher Philoſophen und ihrer Werke haben die beiden Extreme der Beurtheilung er-

---

1) Höchſt intereſſant iſt in dieſer Hinſicht eine Bemerkung Cicero's im zweiten Kapitel des zweiten Buchs ſeiner Tuſculanen. (§. 6) wo er von dem Verdienſte der Bearbeitung der Philoſophie in römiſcher Sprache redet: Quodſi haec ſtudia (heiſst es) traducta erunt ad noſtros, ut bibliothecis quidem graecis egebimus, in quibus multitudo infinita librorum propter eorum eſt multitudinem, qui ſcripſerunt; eadem enim dicuntur a multis, ex quo libris omnia referſerunt.

fahren: unmäfsige und unverſtändige Lobpreifung von Seiten der philologiſchen Bewunderer ſeiner Geiſteserzeugniſſe, und vornehm-verächtliche Geringſchätzung von andern, welche über dem Mangel der ihm von der Natur verſagten Gabe der Spekulation nicht ſelten die Anerkennung ſeines unermüdlichen und höchſt achtungswerthen Fleifses und den Dank vergafsen, auf welchen er ſich ſchon durch die Erhaltung eines beträchtlichen Theils der wichtigſten Materialien für die Geſchichte der alten Philoſophie bei allen Zeitaltern die gerechteſten Anſprüche erworben hat. Freilich war auch für ihn das Studium der Philoſophie nur Neben-, nicht Hauptbeſchäftigung; aber er hatte ihm doch von ſeinen Jünglingsjahren an aus freier Vorliebe, mit wahrhafter Neigung und mit dem unverdroſſenſten Eifer einen groſsen Theil ſeiner Zeit und ſeiner Kraft geweihet [1]). Er hatte den perſönlichen Umgang und Unterricht der gleichzeitigen ausgezeichnetſten griechiſchen Philoſophen faſt aller Schulen, eines Diodotos, Philon, Antiochos, Poſeidonios, genoſſen. Seine für die damaligen Zeiten überhaupt wie für ſeine ſpeciellen Verhältniſſe wahrhaft ſtaunenswerthe Belesenheit umfafste nicht nur, alles Andern zu geſchweigen, die ſämmtlichen Werke dieſer ſeiner Lehrer und Zeitgenoſſen,

1) De Natura Deor. I, cp. 3, §. 6. Nos autem nec ſubito coepimus philoſophari, nec mediocrem a primo tempore aetatis in eo ſtudio operam curamque conſumpſimus, et, quum minime videbamur, tum maxime philoſophabamur, quod et orationes declarant, refertae philoſophorum ſententiis, et doctiſſimorum hominum familiaritates, quibus ſemper domus noſtra floruit, et principes illi, Diodotus, Philo, Antiochus, Poſidonius, a quibus inſtituti ſumus. Et ſi omnia philoſophiae praecepta referuntur ad vitam, arbitramur, nos et publicis et privatis in rebus ea praeſtitiſſe, quae ratio et doctrina praeſcripſerit.

ſondern ſie erſtreckte ſich auch faſt über das geſammte Gebiet der älteren griechiſchen, und namentlich der philoſophiſchen Litteratur [1]): und wenn nun auch angenommen werden muſs, daſs er manche Anführungen älterer Philoſophen in ſeinen Schriften weniger der eignen Lektüre ihrer Werke als der jener ſpäteren ihm gleichzeitigen verdankt; ſo bleibt doch die Zahl derjenigen, welche er, wie die flüchtigſte Leſung ſeiner Schriften lehren muſs, aus eignem Studium kannte, groſs genug, um ſeinem Streben unſere Anerkennung und Bewunderung zu ſichern. Dabei unterſtützte ihn der Beſitz einer für jene Zeiten ausgezeichneten umfaſſenden Bücherſammlung, bei deren Anlegung und Vermehrung den vielvermögenden römiſchen Conſularen alle Umſtände begünſtigen muſsten.

Doch es iſt Zeit, hier einen Gegenſtand zu verlaſſen, deſſen ausführlichere Beſprechung uns leicht weiter als dem Leſer lieb von unſerm Gegenſtande abſchweifen laſſen könnte. Ueber ſeinen Zweck bei Abfaſſung ſeiner philoſophiſchen Schriften ſpricht ſich Cicero ſelbſt an vielen Stellen deutlich genug aus [2]). Er wollte ſeine Landsleute mit den bedeutendſten philoſophiſchen Syſtemen Griechenland's nach ihren Grundzügen gleichſam in einer enkyklopädiſchen Ueberſicht bekannt, und die ausgezeichnetſten Produktionen derſelben auch der Einſicht derer zugänglich machen, für welche die griechiſche Sprache eines-, und die Dunkelheit und Schwierigkeit der Darſtellung wie des Gegenſtandes ſelbſt anderntheils ſchwer zu beſeiti-

1) Man vergleiche, um von ſo vielen nur eine Stelle anzuführen, das De Finib. I, cp. 2 über die Litteratur der Stoa Geſagte.

2) Man vergl. unter a. De Divinat. II, cp. 1 und 2.

gende Hinderniſſe waren. Bereicherung der vaterländiſchen Litteratur und Sprache und Befriedigung der eignen Neigung zu ſchriftſtelleriſcher Produktion waren Nebenabſichten, auf welche er freilich auch ein nicht minderes Gewicht legte. Gleichwohl ſehen wir aus ſeinen nur zu häufig wiederkehrenden Vertheidigungen dieſer ſeiner Abſicht und der Nützlichkeit und Verdienſtlichkeit ſeiner Beſtrebungen, daſs dieſelben keineswegs bei ſeinen Zeitgenoſſen diejenige allgemeine Anerkennung fanden, welche ihnen nach ſeiner Meinung mit Fug und Recht gebührt hätte.

Ebenſo bekannt iſt die Methode, welche er bei ſeinen Werken hinſichtlich der Benutzung griechiſcher Philoſophen befolgte. Er wählte bei jeder einzelnen Schrift einen, beſonders von den ihm der Zeit nach näher ſtehenden, an welchen er ſich hinſichtlich der Behandlung des Stoffes, wie im Gange der Unterſuchung vorzugsweiſe, mehr oder weniger eng anſchloſs. Wenn er nun auch hierin faſt immer fremden Wegen zu folgen [1]) eingeſteht, ſo nimmt er dafür um deſto eifriger das Verdienſt der Eigenthümlichkeit hinſichtlich der Darſtellung und Anordnung einzelner Partieen für ſich in Anſpruch, und verwahrt ſich gegen den Vorwurf gewöhnlicher Ueberſetzung [2]) ſo oft und ſo dringend, daſs man ſich des Gedankens nicht erwehren kann, als habe er dergleichen Aeuſserungen doch zuweilen von böswilligen Zeitgenoſſen hören müſſen. Auſserdem that er zu demjenigen, was ihm in dem betreffenden Werke ſeines jedesmaligen Vorbildes gegeben war, aus eignem Urtheil ſowie aus dem Schatze einer reichen Beleſenheit in andern

1) Er ſelbſt nennt dies: ſequi.

2) Interpretari, interpretatio, interpres. Vergl. De Finib. I, cp. 2, §. 6. De Offic. I, 2, 6; II, 17, 60; und anderwärts.

philoſophiſchen Werken, namentlich der Koryphäen, wie Platon, Xenokrates, Ariſtoteles, Theophraſtos, und Anderer [1]), hinzu, was ihm paſſend und nöthig ſchien, wobei es jedoch Beachtung verdient, daſs er ſolche ſekundäre Quellen nicht ſelten verſchweigt, oder nur da namentlich anführt, wo er entweder widerlegend aufzutreten und das Licht eignen Urtheils leuchten zu laſſen, oder ſich hinter eine gewichtige Auktorität zurückzuziehen beabſichtigt.

Doch wir verlaſſen hier dieſen Bereich vorbereitender Bemerkungen, und gehen zu unſerm eigentlichen Vorwurfe über. Zuvörderſt bemerken wir, daſs Cicero häufig im Allgemeinen der Schriften des Stagiriten und ſeines Nachfolgers, und zwar in einer Weiſe erwähnt, daſs ſchon dieſe Andeutungen allein genommen es offenbar bekunden würden, daſs er dieſelben aus eigner Leſung gekannt haben müſſe. So erſcheint ihm Theophraſtos ganz richtig als Ausführer und Vervollſtändiger vieler Theile der Doktrin ſeines Lehrers [2]), während er zugleich Abweichungen deſſelben in andern, z. B. in Hauptſätzen der Ethik, ſehr genau kennt. So ſtellt er an einem andern Orte der Dreizahl der gröſsten dramatiſchen Dichter, Aeſchylos, Sophokles, und Euripides, den Platon, Ariſtoteles, und Theophraſtos gleichſam als Hauptrepräſentanten der geſammten griechiſchen Philoſophie zur Seite, inſofern die Schriftwerke derſelben wie jene dichteriſchen den Römern als Vorbilder bei Be-

1) Vergl. de Finib. I, cp. 3 zu Anf.

2) De Finibus bon. et mal. I, cp. 2. §. 6. Quid? Theophraſtus mediocriterne delectat, quum tractat loços ab Ariſtotele ante tractatos?

Bereicherung ihrer Litteratur durch römiſche Bearbeitungen dienen könnten [1]). An derſelben und einer andern Stelle ſagt er es auch, wie es ſcheint, geradezu, daſs ihm die Werke aller drei genannten Philoſophen zu Händen geweſen [2]). Für ſeine vertrautere Bekanntſchaft mit denſelben ſprechen ferner auch die häufig eingeſtreuten allgemeinen Bemerkungen über den Geiſt der beiden Peripatetiker, ſowie die Urtheile über die Eigenthümlichkeit ihres Stils, welchem er die gröſsten Lobeserhebungen macht [3]). Auſserdem finden wir bei Cicero eine ſehr genaue Kenntniſs nicht nur des für die Geſtaltung der Peripatetiſchen Schule keineswegs un-

1) Academicor. poſt. I, cp. 3, §. 10. Quid enim cauſae eſt, cur poëtas latinos graecis litteris eruditi legant, philoſophos non legant. An quia delectat Ennius, Pacuvius, Accius, multi alii, qui non verba, ſed vim graecorum expreſſerunt poëtarum? — quanto magis philoſophi delectabunt, ſi, ut illi Aeſchylum, Sophoclem, Euripidem, sic hi Platonem imitentur, Ariſtotelem, Theophraſtum?

2) Acad. poſt. I, c. 3, §. 11, vergl. mit der bemerkenswerthen Aeuſserung De Finib. I, cp. 3, §. 7. Quamquam ſi plane ſic verterem Platonem aut Ariſtotelem, ut verterunt noſtrae poëtae fabulas, male credo mererer de meis civibus, ſi ad eorum cognitionem divina illa ingenia transferrem, Sed id neque feci adhuc, nec mihi tamen, ne faciam interdictum, puto. Locos quidem quosdam, ſi videbitur, transferam, et maxime ab iis, quos modo nominavi, quum inciderit, ut id apte fieri poſſit.

3) Hier ſind ſie geſammelt: Academ. I, cp. 4, §. 18. Nihil enim inter Peripateticos et illam veterem Academiam differebat; abundantia quadam ingenii praeſtabat Ariſtoteles. Acad. II, cp. 43, §. 132. Omitto, per Ariſtotelem in philoſophia plane ſingularem. An andern Orten heiſst es bald: ſingulari vir ingenio et plane divino; bald: Ariſtotele nihil acutius nihil politius; bald: vir ſummo ingenio, ſcientia, copia; oder gar: excepto Platone princeps philoſophorum. Man vergl. De Divinat. I, 25. Tuſculan. I, 4, 7;

wichtigen Verhältniſſes von Rivalität zwiſchen Ariſtoteles und ſeinem Zeitgenoſſen Iſokrates [1]), und der dadurch den Lehrvorträgen des Erſteren gegebenen dialektiſch-rhetoriſchen Richtung, ſondern auch des Verhältniſſes deſſelben zu Platon, ſowie anderer Schulen zu dem Syſteme der älteren Peripatetiker. Er theilt mit groſser Vorliebe die Anſicht, welche Antiochos, und ſchon lange vor ihm Karneades von der Uebereinſtimmung der älteren Akademiker Xenokrates und Polemon mit ihren Zeitgenoſſen im Lykeion geltend gemacht hatten [2]). Aber dieſes Alles genügt noch nicht.

I, 10, 22; V, 3, 7. De Oratore III, 19, 71. — Ueber den Stil des Ariſtoteles heiſst es unter anderm: Veniet Ariſtoteles flumen orationis aureum fundens, im Gegenſatze zu den „ſyllabatim“ redenden Stoikern, Acadd. II, §. 119, cp. 38; mit welchem Urtheile die herrliche, von Cicero aus einem verlornen Werke des Stagiriten überſetzte Stelle De Natura Deor. II, cp. 49 verglichen zu werden verdient. De Finib. I, 5, 14 heiſst es von Epikur, daſs er die Platonis, Ariſtotelis, Theophraſti orationis ornamenta vernachläſſigt habe. De Orat. I, 11, 49 nennt er den Ariſtoteles und Theophraſtos eloquentes et in dicendo ſuaves. Und De Inventione Lib. II, cp. 2, §. 7 wird die dicendi brevitas und ſuavitas des Ariſtoteles hervorgehoben. Ueber den anmuthigen liebenswürdigen Charakter der Schreibart des Letzteren (ſuavitas) vergleiche man noch De Offic. I, cp. 1, §. 3 und Academic. I, cp. 9, §. 33. Theophraſtus autem, vir et oratione ſuavis et ita moratus, ut praeſe probitatem quandam et ingenuitatem ferat. Ueber ſein Buch De Conſulatu ſagt er ad Att. II, cp. 1, §. 1: totum Iſocratis προθήκιον — — ac nonnihil etiam Ariſtotelia pigmenta conſumpſit.

1) Vergl. Ariſtotelia, Th. I, S. 65. Zu den in der Note bemerkten Stellen füge man hinzu: Tuſculan. II, cp. 3, §. 9. De Invent. cp. 2 und cp. 3. De Offic. I, init. Ad Att. II, ep. 1, §. 1.

2) Cicero verſäumt keine Gelegenheit, dieſe Anſicht mit einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit vorzutragen. Man vergleiche nur

Es läfst ſich aus den Schriften des Arpinaten auch der Beweis führen, dafs er nicht nur faſt alle auf uns gekommenen Werke des Stagiriten, ſondern auch noch manche heutzutage verlorne gekannt und zur Hand gehabt hat. Ja, was noch mehr ſagen will, es läfst ſich aus denſelben bis zur Evidenz darthun, dafs ſolche nach ſeiner Anſicht zu keiner Zeit den griechiſchen Philoſophen unbekannt und unzugänglich geweſen, ſondern vielmehr von denſelben geleſen und benutzt worden, und dafs endlich die Thatſache der Verſetzung der Apellikontiſchen Bücherſammlung nach Rom den Römern keineswegs zuerſt die Kunde von jenen Schriften und die Möglichkeit ihres Studiums verſchaffte, und ſomit überhaupt für die Zeitgenoſſen nicht von der Wichtigkeit war, welche von allen Neueren nach Strabon's Vorgange ihr beizulegen beliebt worden iſt.

Eine Thatſache der Art und Wichtigkeit wie die Straboniſche Erzählung der Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften bis auf Apellikon mufste dem Cicero bekannt ſein. Dieſer Behauptung wird hoffentlich Niemand verneinend entgegnen wollen, der nur einigermafsen von der genauen Kenntnifs der Geſchichte der Litteratur und Philoſophie, welche der römiſche Philoſoph beſafs, einen Begriff hat. Die Sache

Academ. I, cp. 4, §. 17 u. 18, qui rebus congruentes, nominibus differebant, §. 18. Acad. II, cp. 6, §. 18. Xenocratem et Ariſtotelem quaſi eosdem eſſe vultis. Acad. II, §. 136. Görenz ad Cic. De Legg. I, cp. 13, pag. 57. De Finib. V, cp. 3, §. 7; V, cp. 5, §. 12 u. 21. Von Antiochos ſ. De Nat. Deor. I, cp. 7, init. Gleiche Anſichten des Ariſtoteles, Xenokrates, Polemon (und Speuſippos) in der Ethik De Legg. I, p. 87 — 89 ed. Görenz. Tuſcul. V, cp. 30. De Finib. II, cp. 11, §. 34; III, cp. 18, §. 49; IV, cp. 2, §. 3 — 5.

ist zu augenfällig, um sich dabei auch nur einen Augenblick länger zu verweilen. Nun aber gedenkt er dieser Schicksale nie und nirgends; nicht einmal von etwas dem Aehnlichen findet sich auch nur die allerentfernteste Andeutung an Orten, wo dies sonst nothwendig hätte geschehen müssen [1]). Dagegen spricht er, wie wir vorher bemerkten, an unzähligen Stellen davon [2]), dass sich die älteren Akademiker an die Aristotelische Philosophie eng angeschlossen; dass auch die Stoiker in vielen Theilen ihrer Doktrin nur Ausdruck und Form geändert, den Kern der Peripatetischen Philosophie aber beibehalten hätten, ohne sich jedoch um Erreichung der schönen Darstellung ihrer Vorgänger zu bemühen; dass ferner die Stoiker und namentlich Panaitios (lebend um das Jahr 124 v. Chr.) neben Platon und Xenokrates auch den Aristoteles und Theophrastos eifrig und mit unverkennbarem Einflusse auf seine von den übrigen Stoikern abweichende Bildung studiert [3]); und dass endlich der Letztere we-

---

1) Z. B. wenn es im Orator, cp. 1, §. 5, heisst: Nec vero Aristotelem in philosophia deterruit a scribendo amplitudo Platonis; nec ipse Aristoteles admirabili quadam scientia et copia ceterorum studia restinxit. Vieler andern Stellen zu geschweigen.

2) S. oben S. 146, N. 2.

3) Quam illorum (Stoicorum) tristitiam atque asperitatem fugiens Panaetius, nec acerbitatem sententiarum nec disserendi spinas probavit; fuitque in altero genere mitior, in altero illustrior: semperque habuit in ore Platonem, Aristotelem, Xenocratem, Theophrastum, Dicaearchum, ut ipsius scripta declarant. Damit vergleiche man eine andere Stelle desselben Buchs, (cp. 6, §. 15, p. 440 Görenz): Sed hoc summum bonum, quod tertia significatione intelligitur, eaque vita, quae ex summo bono degitur, quia conjuncta ei virtus est, in sapientem solum cadit: isque

gen gewiſſer Schriften von allen Philoſophenſchulen viel Anfechtung erfahren habe [1]).

Welchen Einfluſs aber und welch eine unzuberechnende Wichtigkeit muſste eine Erſcheinung wie die der bisher zu Rom ſo gut wie ganz unbekannten Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften, wie für alle gebildeten Römer, ſo vornehmlich für Cicero, haben, unter deſſen Augen ſie ſich faſt zugetragen hatte! Welchen eifrigen Antheil muſste er nicht an den Beſtrebungen des ihm ſo nahe befreundeten Tyrannion nehmen! Was die Wichtigkeit und den Einfluſs dieſer Thatſache betrifft, ſo hat man allerdings darüber viel geredet, leider aber allzu viel. Die ganze Sache machte damals gar kein Aufſehen, denn Cicero hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihrer auch nur beiläufig irgendwo in ſeinen zahlreichen Schriften Erwähnung zu thun, ſelbſt da nicht, wo es unter den gewöhnlichen Vorausſetzungen die unverzeihlichſte Nachläſſigkeit geweſen wäre, ein ſo wichtiges Faktum unberührt zu laſſen. Aber die philoſophiſch-gebildeten Römer ſeiner Zeit kannten ſo gut wie er ſelbſt, ſchon lange vorher, ehe Tyrannion, der Freund Ariſtoteliſcher Philoſophie, wahrſcheinlich zu ſeinem Privatgebrauche, vielleicht auch aus pecuniärem Intereſſe, ſich die Sullaniſchen Exemplare, um Abſchriften zu nehmen, zu verſchaffen wuſste, die Schriften der beiden älteſten Peripatetiker;

---

finis bonorum, ut ab ipſis Stoicis ſcriptum videmus, a Xenocrate atque ab Ariſtotele conſtitutus eſt. In der Ethik behauptete Karneades, daſs die Stoiker nur den Worten, nicht der Sache nach ſich von den Peripatetikern entfernten, was mit Erfolg zu beſtreiten Cato der Mann nicht iſt. Cic. De Finib. III, cp. 12; vergl. Tuſcul. V, cp. 41, §. 120.

1) Tuſc. V, c. 9. S. oben Kapitel IX, Seite 109.

und Cicero läfst, wie wir weiterhin bald sehen werden, seinen Freund, den Peripatetiker Piso, über die ethischen Schriften des Aristoteles und seines Sohnes Nikomachos zu einer Zeit reden, in welcher dem Strabon zufolge die Chartae Aristoteliae noch ungestört in Sulla's Bibliothek ruheten. Wenn nun also die von Strabon berichtete Thatsache der Versetzung der Apellikontischen Bibliothek nach Rom dadurch ebensowenig in ihrer historischen Wahrheit bestritten werden, als derselben ein Einfluss auf das spätere Schicksal und selbst die Erhaltung der in Rede stehenden Werke für die kommenden Zeiten abgesprochen werden soll und darf; so scheint doch soviel als gewonnen angesehen werden zu müssen, dass sie das nicht ist, wozu sie Strabon macht, und dass sie weder das Aufsehen erregt noch die Wichtigkeit gehabt hat und haben konnte, welche ihr der gute Geograph, sei es aus Unkunde der Verhältnisse und der Geschichte der Philosophie oder aus Pietät gegen seinen Freund und Lehrer, beizulegen für gut gefunden hat. Jedenfalls liefert uns Strabon einen Beweis dafür, dass die genaueste Kenntnis gewisser Einzelnheiten ohne richtige Einsicht in das Ganze dazu dienen kann, die gröfsten Irrthümer und Verkehrtheiten zu veranlassen.

Indem wir nun versuchen wollen, die verschiedenen Schriften des Aristoteles und Theophrastos selbst im Einzelnen nachzuweisen, die wir in den Schriften Cicero's benutzt oder doch in einer Art erwähnt finden, welche auf eigne Bekanntschaft des römischen Philosophen mit denselben schliessen läfst, müssen wir zugleich bevorworten, dass eine Beschränkung auf das Nothwendigste und Augenfälligste uns das genauere Durchgehen ganzer Schriften, um dadurch die in ihnen ent-

haltenen Elemente der Peripatetiſchen Philoſophie zu entwickeln, als für unſern Zweck unnöthig, von der Hand weiſen läſst. Denn die Frage, in welchem Umfange Cicero dieſe Philoſophie in den Kreis ſeines eklektiſchen Syſtems aufzunehmen für gut befunden hat, erfordert eine gröſsere Ausführlichkeit, als ihr billigerweiſe hier gewährt werden könnte.

Daſs Cicero die logiſchen Schriften des Ariſtoteles kannte und zum Theil ſelbſt beſaſs, haben wir oben bei Gelegenheit der Anführung jener merkwürdigen Stelle ſeiner Topica geſehen. Wenn Cato bei Cicero den Peripatetikern Mangel an Dialektik vorzuwerfen wagt [1]), ſo können wir das der einſeitigen Beſchränktheit des Stoikers zu Gute halten, der bei ihnen das vermiſste, was ſie am rechten Orte zu verſchmähen für gut fanden, die Sucht, allenthalben und Alles aufs ſtrengſte und kleinſte in das Fachwerk von Eintheilungen und Definitionen einzupreſſen [2]). Keineswegs aber werden wir ein ſolches Urtheil dem Cicero ſelbſt beimeſſen, der von dem Ungrunde deſſelben ſo gut wie wir überzeugt war.

---

1) His igitur poſitis, inquit, (Cato) ſequitur magna contentio: quam tractatam a Peripateticis mollius (eſt enim eorum conſuetudo dicendi non ſatis acute, propter ignorationem dialecticae) Carneades tuus egregia quadam exercitatione in dialecticis ſummaque eloquentia rem in ſummum discrimen adduxit. De Finib. III, cp. 12. §. 41.

2) Vergl. Görenz zu der genannten Stelle und Tuſcul. IV. cp. 5. §. 9. Quia Chryſippus et Stoici, quum de animi perturbationibus diſputant, magnam partem in iis partiendis et definiendis occupati ſunt, illa eorum pereregua oratio eſt, qua medeantur animis, nec eos turbulentos eſſe patiantur: Peripatetici autem ad placandos animos multa afferunt, ſpinas partiendi et definiendi praetermittunt.

Bei der Aufzählung seiner bis dahin herausgegebenen Werke zu Anfange des zweiten Buches der Schrift De Divinatione spricht Cicero seine Bekanntschaft mit den rhetorischen Schriften des Aristoteles und Theophrastos im Allgemeinen deutlich aus [1]). Dafs er aber die uns noch vorhandenen drei Bücher der Rhetorik des Aristoteles sorgfältig studiert hatte, ergiebt sich auf den ersten Blick bei der Lesung seiner eignen Schriften De Oratore und Orator. Ja, er legt die Kenntnifs derselben sogar dem Antonius bei [2]), welcher, da er seine gründlichen Studien der griechischen Litteratur eher verbarg als zur Schau trug, von vielen Zeitgenossen für ungebildet gehalten wurde. Antonius aber starb, ehe noch Sulla die Aristotelischen Schriften nach Rom brachte. Noch wichtiger aber für uns ist der Umstand, dafs zur Zeit des Cicero und Antonius jenes grofse historisch - rhetorische Werk des Aristoteles, gleichsam eine Geschichte der Beredsamkeit, noch vorhanden war [3]), in welchem derselbe alle

1) De Divinat. II, cp. 1, §. 4. Quumque Aristoteles, itemque Theophrastus, excellentes viri tum subtilitate tum copia, cum philosophia dicendi etiam praecepta conjunxerint; nostri quoque oratorii libri in eundem numerum referendi sunt. Vergl. De Finib. V, cp. 4, §. 10. disserendique ab eisdem (Aristotele et Theophrasto) non dialectice solum, sed etiam oratorie praecepta sunt tradita, etc. De Inventione, I, cp. 5, §. 7; cp. 7, §. 9; II, cp. 51, §. 156. De Oratore, II, c. 10, §. 43; cp. 38, §. 160.

2) De Oratore, II, cp. 86, §. 152; cp. 38, §. 160.

3) De Invent. II, cp. 2, §. 5. 6. Nobis omnium, quicunque fuerunt ab ultimo principio hujus praeceptionis (rhetoricae) usque ad hoc tempus, expositis copiis, quodcunque placeret, eligendi potestas fuit. Ac veteres quidem scriptores artis usque a principe illo inventore Tisia repetitos unum in locum conduxit Aristoteles, et nominatim cujusque

früheren Theorien der Beredſamkeit von Tiſias und Korax an in einer ſo genauen und umfaſſenden Ueberſicht zuſammengeſtellt hatte, daſs dadurch die Schriften jener älteren Redekünſtler vollkommen in Vergeſſenheit gerathen waren, da jeder es vorzog, ſich über ihre Anſichten aus dem an Klarheit, Kürze, und Anmuth der Darſtellung jene alten ſo weit übertreffenden Ariſtoteliſchen Werke zu belehren [1]). An derſelben Stelle ſeiner Schrift De Inventione ſowie an andern Orten berichtet uns Cicero ferner, daſs die rhe-

---

praecepta, magna conquiſita cura, perſpicue conſcripſit, atque enodata diligenter expoſuit: ac tantum inventoribus ipſis ſuavitate et brevitate dicendi praeſtitit, ut nemo illorum praecepta ex ipſorum libris cognoſcat, ſed omnes, qui, quod illi praecipiant, velint intelligere, ad hunc, quaſi ad quendam multo commodiorem explicatorem, revertantur. Atque hic quidem ipſe et ſeſe ipſum nobis, et eos, qui ante ſe fuerant, in medio poſuit, ut et ceteros et ſe ipſum per ſe cognoſceremus. Nach dem Vorgange der Theorien des Ariſtoteles und Iſokrates bildete ſich eine Schule rhetoriſcher Eklektiker. Vergl. De Invent. a. a. O. cp. 3, §. 8. Daſs ſchon Antonius jene rhetoriſchen Werke des Ariſtoteles geleſen, ſagt er ſelbſt De Orat. II, cp. 38, §. 160. Critolaum — — puto plus huic ſtudio noſtro prodeſſe potuiſſe. Erat enim ab iſto Ariſtotele, a cujus inventis tibi ego videor non longe aberrare. Atque inter hunc Ariſtotelem (cujus et illum legi librum, in quo expoſuit dicendi artes omnium ſuperiorum, et illos, in quibus ipſe ſua quaedam de eadem arte dixit) et hoc germanos hujus artis magiſtros hoc mihi viſum eſt intereſſe, cett. Es folgt eine ſchöne Charakteriſtik und Würdigung der rhetoriſchen Leiſtungen des Ariſtoteles.

1) Der Titel jenes Ariſtotel. Werkes war vermuthlich Τεχνῶν Συναγωγή. Vergl. Menag. ad Diog. Laert. V. 24, (T. II, p. 194). Ungenau iſt Titze, De Ariſtot. Opp. ſerie et diſtinctione, p. 34. 35.

torifchen und anderweitigen Schriften des Ariftoteles den Späteren ununterbrochen bekannt gewefen und von ihnen benutzt worden find [1]). Für die Theophraftifchen Schriften liefert der Orator des Cicero häufige Beifpiele ihrer Benutzung [2]). Ja, auch das rhetorifche Werk des Theodektes, eines Schülers des Ariftoteles, war ihm nicht unbekannt [3]).

Von der Ariftotelifchen Poetik habe ich bei Cicero keine Spur gefunden; wohl aber fcheint mir die bekannte vielbefprochene Aeufserung, dafs Ariftoteles die Exiftenz des Dichters Orpheus beftritten habe, entweder aus des Stagiriten Werke *Περὶ Ποιητῶν* in drei Büchern, oder aus der Schrift *Περὶ Φιλοσοφίας* entnommen zu feiu [4]). Zwar findet fich eine ähnliche Aeufserung in zwei noch vorhandenen Schriften des Ariftoteles [5]), aber jedes Mal zu kurz hingeworfen,

---

1) De Invent. II, cp. 3, §. 8. De Orat. I, cp. 10, §. 43. Peripatetici autem haec ipfa, quae propria oratorum putas effe adjumenta dicendi, ab fe peti vincerent oportere; ac non folum meliora, fed etiam multo plura Ariftotelem Theophraftumque de his rebus, quam omnes dicendi magiftros fcripfiffe contenderent.

2) Man f. Orat. XIII, 39; LXIV, 218; XXIV, 79 LI, 172.; Ueber die rhetor. Schriften des Theophraftos vergl. man Quinctilian III, 1, 15, und daſelbſt Colomefius (ed. Burm. p. 225). Menage ad Diog. Laert. L. V, 48, (T. II, p. 212).

3) Orator, cp. 64, §. 218; cp. 51, §. 172; und a. a. O.

4) Ueber dieſes Ariſtotel. Werk vergl. man nächſt Menage ad Diog. Laert. Vit. Socrat. II, cp. 46. (T. II, p. 98), und Vit. Ariſt. V, cp. 22, (T. II, p. 192); Brandis de perd. Ariſt. libris de Ideis et de Bono f. de Philoſophia, (Bonn 1823). Die Worte des Cicero De Natura Deor. I, cp. 38, §. 107, lauten: Orpheum poëtam docet Ariſtoteles numquam fuiſſe.

5) De Anima, I, cp. 5, p. 18, 25 Bekker. *Τοῦτο δὲ κινοῦσι καὶ ὁ ἐν τοῖς Ὀρφικοῖς ἔπεσι καλουμένοις λόγος.*

um den Cicero zu dem Ausdrucke „docet“ berechtigen zu können, welcher auf eine weitläufigere und genauere Erörterung des Gegenſtandes ſchlieſsen läſst.

Für die Bekanntſchaft des Cicero mit den ethiſchen Schriften [1]) des Stagiriten liefert das letzte der Bücher De Finibus bonorum et malorum ſo augenfällige Beweiſe, daſs es überflüſſig ſein würde, dabei auch nur einen Augenblick länger zu verweilen, wenn nicht ein chronologiſcher Umſtand herausgehoben zu werden verdiente, welcher auf überzeugende Weiſe darthut, daſs jene Schriften den gebildeten Römern ſchon vor der angeblichen Bekanntmachung der Ariſtoteliſchen Werke durch Tyrannion zugänglich waren. Die Zeit des in jenem fünften Buche gehaltenen Geſprächs fällt nämlich in die Jugendjahre des Cicero und in deſſen Aufenthalt zu Athen zugleich mit Piſo im Jahre der Stadt 674 (80 v. Chr.) [2]). Sulla aber kehrte erſt fünf Jahre nach Eroberung Athen's, d. i. im Jahre 82 v. Chr., nach Rom zurück, und erſt nach ſeinem Tode (im Jahre 78 v. Chr.) gelang es dem Tyrannion, ſich die von jenem mitgebrachten Handſchriften zu verſchaffen.

De Generat. Animal. II, cp. I. (T. II, p. 613. C) *Ἡ γάρ τοι ἅμα πάντα γίγνεται μόρια — — — ἢ ἐφεξῆς, ὥσπερ ἐν τοῖς καλουμένοις Ὀρφέως ἔπεσιν.* In der erſteren Stelle erklärt Joannes Philoponos den Ausdruck *καλουμένοις* durch: *ὅτι μὴ δοκεῖ Ὀρφέως τὰ ἔπη, ὡς καὶ αὐτὸς (Ἀριστοτ.) ἐν τῷ περὶ φιλοσοφίας λέγει.* Vergl. Harles in Fabric. Bibl. gr. Vol. I, p. 143. N. e.

1) Victorius (ad Arist. Eth. Nic. VII, 3) behauptete freilich, „Ciceronem in lectione librorum Ariſtotelis Ethicorum non valde verſatum eſſe“.

2) Görenz Introduct. ad Libros De Finib. p. XIX.

Zum Ueberfluſſe ſagt uns ſogar auch Cicero ſelbſt noch, daſs der Stoiker Herillos von Karthago, der Schüler Zeno's, ſeine Grundanſicht von dem höchſten Gute oder dem höchſten Zwecke des Menſchen, welchen er in die Erkenntniſs ſetzte, aus dem Studium der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften entnehme [1]), ſowie auch, daſs Kritolaos der Peripatetiker ſich in der Ethik ſowohl hinſichtlich der Materie als der Darſtellungsform eng an die beiden Meiſter der Schule anſchloſs [2]); und wenn die Erwähnung der Schickſale des Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriftennachlaſſes irgendwo bei Cicero eine Stelle verdient hätte, ſo wäre es bei der geſchichtlichen Entwickelung des Peripatetiſchen Moralſyſtems [3]) geweſen, um die Abweichungen und Aenderungen der Späteren in der genügendſten Weiſe zu erklären [4]).

Der Laelius iſt eine von denjenigen Schriften des Cicero, in welchen derſelbe nicht wie in den andern einem beſtimmten Vorgänger ſich anſchloſs, ſondern aus eignen Mitteln und durch Beleſenheit in den Alten unterſtützt ein gewiſſermaſsen ſelbſtſtändiges Kunſtwerk aufſtellte. Daſs indeſs gerade bei dieſer Schrift eifrige Lectüre der beiden Ariſtoteliſchen Bücher von der Freundſchaft (Ethicor. Nicom. VIII und IX)

---

1) Cicero De Finib. V, cp. 25, §. 73.

2) Cicero De Finib. V, cp. 5, §. 14.

3) Cicero a. a. O.

4) Der Kürze halber geben wir hier eine Ueberſicht der übrigen Stellen, in welchen ſich Cicero offenbar auf die Ethik des Ariſtoteles bezieht. Academ. II, §. 131, §. 136, §. 137. De Legg. I, cp. 21, §. 51. Tuſcul. V, 30. De Finib. II, cp. 11, §. 34; III, cp. 18, §. 49.; IV, cp. 2, §. 3 — 5 und §. 73. Tuſc. IV, cp. 21; III, cp. 10, §. 22; IV, cp. 17.

ſich bekundet [1]), iſt zu augenfällig, als daſs wir der Meinung Zell's beitreten könnten, welcher ſich wiederholentlich, wiewohl ohne hinreichende Gründe, dagegen erklärt [2]). Ja, wir glauben ſogar in einigen Stellen im Laelius eine verſteckte Polemik gegen Ariſtoteliſche Sätze zu bemerken, welche freilich durchgängig aus ſchiefer Auffaſſung der letzteren entſprang [3]). Auch die Theophraſtiſche Schrift über die Freundſchaft hat Cicero keineswegs unberückſichtigt gelaſſen, wie aus der Vergleichung der noch übrigen Fragmente genügend hervorgeht [4]).

Schwieriger als für die ethiſchen iſt es für die politiſchen Schriften den Nachweis ihrer Benutzung im Einzelnen zu liefern. Doch iſt es im Allgemeinen unzweifelbar gewiſs, daſs Cicero ſie kannte [5]), und auch wohl hin und wieder benutzte [6]), wenn

---

1) Vergl. Gernhard Prolegom. ad Laelium, p. L, LI, und in den Bemerkungen zum Laelius an verſchiedenen Stellen.

2) Zell ad Eth. Nicom. IX, cp. 8, §. 5; Commentar. p. 391; VIII, cp. 13, p. 370, 371; VIII, cp. 4, §. 2; p. 344.

3) Ein Beiſpiel dieſer Art liefert die von Zell ad Eth. Nicom. VIII, cp. 13, p. 371 angezogene Stelle.

4) Vergl. Görenz ad Cic. De Legg. Introduct. XXX.

5) Cic. De Divinat. II, cp. 1, §. 3. Atque his libris annumerandi ſunt ſex libri de Republica. — — — Magnus locus, philoſophiaeque proprius a Platone, Ariſtotele, Theophraſto, totaque Peripateticorum familia tractatus uberrime. Ueber die politiſchen Schriften des Theophraſt vergl. man Creuzer und Moſer zu dieſer Stelle p. 296, und die von ihnen angeführten Werke Anderer. Ueber die Politien des Ariſtoteles und ihre Vervollſtändigung durch Theophraſtos und die gleichzeitigen Peripatetiker redet Cicero De Finib. V, cp. 4, §. 11; De Legg. III, cp. 5, §. 14; cp. 6; II, cp. 6, §. 15.

6) Vergl. De Divinat. I, cp. 49 mit Ariſtot. Politic. I, cp. 11. Urſin. ad Cic. De Nat. Deor. II, 51, extr.

gleich v[illegible] nicht ſo beſtimmt wie von Platon's Politie behaupten können, daſs ſie ſich in der Bibliothek des Cicero befanden, und wie dieſe von den ſcharfen Zähnen vierfüſsiger Kritiker angenagt wurden [1]).

Die Naturwiſſenſchaftlichen Schriften finden ſich bei Cicero ſo häufig berückſichtigt, daſs wir uns hier kürzer faſſen und nur für die einzelnen Werke die Nachweiſungen anzumerken nöthig haben. So wird von der Krone aller Werke des Ariſtoteliſchen Forſcherfleiſses, der Thiergeſchichte, nicht nur der Inhalt angegeben und des ergänzenden Theophraſtiſchen Werkes gedacht [2]), ſondern dieſelbe auch ſonſt häufig berückſichtigt [3]). Selbſt die Probleme lieferten dem Cicero zum öftern Stoff zu einzelnen Bemerkungen [4]). Die Phyſik ſcheint er gleichfalls gekannt zu haben [5]), wenn gleich ſich direkter Bezüge auf dieſes Werk wenige ermitteln laſſen. In einigen Stellen führt er natur-

---

1) De Divinat. II, cp. 27.

2) De Finib. V, cp. 4, §. 10. Perſecutus eſt Ariſtoteles animantium omnium ortus, victus, figuras. Theophraſtus autem ſtirpium naturas, omniumque fere rerum, quae e terra gignerentur, cauſas atque rationes; qua ex cognitione facilior facta eſt inveſtigatio rerum occultiſſimarum. In anderm Bezug auf naturwiſſenſchaftliche Schriften des Theophraſt iſt Acad. II, §. 123.

3) Tuſcul. I, cp. 39, §. 94, (vergl. Ariſt. H. An. V, 19.); De Natura Deor. II, cp. 49, §. 124, 125, u. ff., woſelbſt die Bemerkungen der Ausleger bei Moſer p. 415, N. 79 nachzuſehen ſind.

4) Vergl. Cic. De Divinat. I, cp. 38, (Ariſtot. Problem. ſect. 30, p. 471; De Divin. p. somn. cp. 2); De Divin. II, cp. 63, (Ariſt. Problem. ſect. 30; *Περὶ Ἐναντίων*, cp. 3); Tuſcul. I, cp. 38, §. 80, und daſelbſt Davis.

5) Acad. II, §. 119 — 120. De Nat. Deor. II, 16.

wiſſenſchaftliche Anſichten des Ariſtoteles an, welche ſich in den noch vorhandenen Werken des Philoſophen nicht mehr, mindeſtens nicht in der bezeichneten Form und Ausdrucksweiſe auffinden laſſen. Dahin gehört z. B. die dreifache Eintheilung der Bewegung, welche aus Ariſtoteles angeführt wird [1]); ferner die Annahme, daſs auch die Himmelskörper Wohnſtätten beſeelter Weſen ſeien [2]). Höchſt intereſſant aber iſt die wörtliche Uebertragung einer überaus ſchönen Stelle aus einem nicht näher bezeichneten, uns aber verloren gegangenen Werke des Ariſtoteles, in welcher das Daſein Gottes aus der unendlichen Schönheit der „Werke der Natur“ gefolgert wird. „Praeclare ergo Ariſtoteles,“

---

1) Cic. De Natura Deor. II, cp. 16. §. 44. Nec vero Ariſtoteles non laudandus in eo, quod omnia, quae moventur, aut natura moveri cenſuit, aut vi, aut voluntate. Moveri autem et ſolem et lunam et ſidera omnia; quae autem natura moverentur, haec aut pondere deorſum aut levitate ſublime ferri, cett. Die Ausleger zu dieſer Stelle meinen, daſs Cicero dieſe Stelle aus einem verlornen Werke des Ariſtoteles entnommen habe, verweiſen jedoch auf Ariſt. De Coelo, II, 8; III, 2. Man ſehe aber beſonders Phyſ. V, 3, 9.

2) De Nat. Deor. II, 15. Auch hier iſt das betreffende Werk des Ariſtoteles nach den Auslegg. zu dieſer Stelle verloren. Doch verweiſen dieſelben auf Ariſtoteles De Coelo, II, 12; Plutarch. De Placitis philoſ. II, 20; und Andere. (Vergl. Moſer p. 267.) Man hat indeſs wohl zu beachten, daſs Cicero ſolche Anführungen nur zu häufig bey Abfaſſung ſeiner Schriften ſelbſt nicht unmittelbar aus den Ariſtotel. Werken ſelbſt, die er doch nicht alle, und nicht immer zur Hand hatte, entnommen hat, und daſs es ſonach nicht immer rathſam iſt, eine verlorne Schrift des Ariſtoteles als Quelle für einen und den andern Satz anzunehmen, der uns, wenn auch in bedeutend veränderter Faſſung, doch noch in den vorhandenen Werken aufbehalten iſt. So möchte ich faſt annehmen, daſs in dieſer Stelle Cicero vielmehr aus Kleanthes Werken geſchöpft habe, deſſen Anſicht er dort entwickelt.

heifst es bei Cicero im IIten Buche De Natura Deorum [1]), „Si eſſent, qui ſub terra ſemper habitaviſſent „bonis et illuſtribus domiciliis, quae eſſent ornata ſignis „atque picturis, inſtructaque rebus iis omnibus, quibus „abundant ii, qui beati putantur, nec tamen exiſtent „unquam ſupra terram, accepiſſent autem fama et „auditione, eſſe quoddam numen ac vim Deorum; de„inde aliquo tempore, patefactis terrae faucibus, ex illis „abditis ſedibus evadere in haec loca, quae nos incoli„mus, atque exire potuiſſent: quum repente terram et „maria coelumque vidiſſent, nubium magnitudinem „ventorumque vim cognoviſſent, adſpexiſſentque ſolem, „ejusque tum magnitudinem pulchritudinemque tum „etiam efficientiam cognoviſſent, quod is diem efficeret, „toto coelo luce diffuſa: quum autem terras nox opa„caſſet, tum coelum totum cernerent aſtris diſtinctum „et ornatum, lunaeque luminum varietatem tum cre„ſcentis tum feneſcentis, eorumque omnium ortus et „occaſus, atque in omni aeternitate ratos immutabiles„que curſus: quae quum viderent, profecto et eſſe „Deos et haec tanta opera Deorum eſſe arbitrarentur.“ Wen würde nicht ſchon dieſe einzige Stelle zu dem Bekenntniſſe vermögen, daſs Cicero doch wohl Grund gehabt, wenn er von dem „goldenen Strome der Ariſtoteliſchen Rede“ ſpricht? Es weht in ihr ein faſt dem Platoniſchen Genius ſich nähernder dichteriſcher Geiſt, und eine begeiſternde Kraft, welche immer mehr entzückt, je länger man ſie betrachtet.

Die Metaphyſik finden wir bei Cicero nirgends namentlich erwähnt, wohl aber die abweichende

1) De Nat. Deor. II, cp. 37, §. 95. Vergl. Sext. Empir. adv. Mathemat. p. 311, 312.

den Anſicht des Stagiriten von ſeinem Lehrer hinſichtlich der Ideentheorie [1]), ſowie ſeiner Aufſtellung einer Natura quinta [2]). Selbſt die drei verlornen Bücher *Περὶ Φιλοσοφίας* oder *Περὶ ἀγαθοῦ* kannte Cicero noch, wie ſich aus einer namentlichen Anführung des dritten Buches ergiebt [3]). Ueberhaupt ſtand dem Cicero noch eine reiche Litteratur metaphyſiſcher Werke der älteren Akademiker und Peripatetiker zu Gebote, was wir aus dem Umſtande abnehmen mögen, daſs an derſelben Stelle zugleich mit jenem Ariſtoteliſchen Werke auch noch die Schriften ähnlichen Inhalts von Speuſippos, Xenokrates, Herakleides Pontikos, Theophraſtos, und Straton die Muſterung paſſiren.

Zum Schluſſe ſei es noch erlaubt, einiger Anführungen des Ariſtoteles bei Cicero zu gedenken, von denen es unbeſtimmt iſt, aus welchem Werke des Stagiriten ſie entnommen ſind. Hierher gehören die merkwürdige Aeuſserung des Ariſtoteles über die Vollendung der Philoſophie [4]); der Ausſpruch über die

---

1) Ariſtoteles primus ſpecies, quas paulo ante dixi, labefactavit: quas mirifice Plato erat amplexatus, ut in his quiddam divinum eſſe (*θείας οὐσίας*) diceret. Cicero Academ. I, cp. 9, §. 33, vergl. §. 30.

2) Tuſc. I, cp. 10, §. 22; I, cp. 26, §. 65; vergl. Ariſtoteles De Anima, II, cp. 1.

3) De Nat. Deor. I, cp. 13. Vergl. Brandis Diatribe acad. de perditis Ariſtotelis libris de ideis et de bono, pag. 8 .. p. 10.

4) Cicero Tuſcul. III, cp. 28, §. 69. Itaque Ariſtoteles veteres philoſophos accuſans, qui exiſtimaviſſent, philoſophiam ſuis ingeniis eſſe perfectam, ait, eos aut ſtultiſſimos aut glorioſiſſimos fuiſſe; ſed ſe videre, quod paucis annis magna acceſſio facta eſſet, brevi tempore philoſophiam plane abſolutam fore.

doppelte Beſtimmung des Menſchen [1]); die Verſpottung der Grabſchrift des ſyriſchen Sardanapal [2]); die gleichfalls aus einer Ariſtoteliſchen Schrift entnommene Erzählung eines Traumes des Peripatetikers Eudemos [3]); und endlich die Ariſtoteliſche Anſicht über das Fatum [4]). Wichtiger aber als dieſes Alles ſind die, bei Cicero ſich vorfindenden Andeutungen über die Art und Weiſe, in welcher die Ariſtoteliſchen Werke zum Theil ihm ſelbſt für die Form ſeiner eignen Darſtellung in mehreren Schriften Muſter wurden. Es hängt dieſer Gegenſtand mit andern Unterſuchungen, über die dialogiſchen Schriften des Ariſtoteles, über den Unterſchied exoteriſcher und eſoteriſcher Werke, ſo genau zuſammen, und Cicero iſt ein ſo gewichtiger Zeuge bei dieſen Verhandlungen, daſs ſchon deshalb jene Stellen die genaueſte Prüfung in Anſpruch nehmen.

Doch das iſt nicht ſo kurz zu faſſen,
Und wir beſprechen das zunächſt.

---

1) Cicero De Finib. II, cp. 13, §. 40. — Hominem ad duas res, ut ait Ariſtoteles, ad intelligendum et ad agendum, eſſe natum, quaſi mortalem Deum.

2) Tuſcul. V, cp. 35, vergl. mit De Finib. II, cp. 32, §. 106. Die einzige ähnliche, von den Auslegern überſehene, Stelle findet ſich Ethic. Nicom. I, cp. 5, §. 4, vergl. mit Ethic. Eudem. I, cp. 5, p. 82, l. 18 Sylburg.

3) De Divinat. I, cp. 25, §. 53. Vielleicht aus dem *Εὔδημος* betitelten Dialoge des Ariſtoteles. S. Plutarch. Vit. Dion. c. 22, T. V, p. 290 Reisk.

4) Cicero De Fato, cp. 17, §. 39. Zum Schluſſe machen wir endlich noch auf die Erwähnung einer Schrift des Ariſtoteles in Cicero's Briefen ad Atticum (XII, 40, vergl. XIII, 28) aufmerkſam, deren Titel durch *Ἀριστοτέλους πρὸς Ἀλέξανδρον συμβουλευτικός* bezeichnet wird.

Anhang.

Anſicht des unbekannten Verfaſſers des Werks: Les Amenitéz de la Critique, ou Diſſertations et Remarques nouvelles ſur divers points de l'Antiquité Eccléſiaſtique et Profane, (*Paris, chez Florentin Delaulne*, 1717, *in* 12.) *über die Straboniſche Darſtellung der älteſten Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften.*

Durch eine litterariſche Notiz in Fabricii Bibliotheca graeca, Vol. III, p. 378, ward ich auf das obige Werk, als das erſte, in welchem unter anderm Strabon's Erzählung kritiſch beleuchtet werde, aufmerkſam gemacht. Da es mir zu meinem groſsen Bedauern trotz mannichfacher Bemühungen nicht gelungen iſt, daſſelbe zu Geſicht zu bekommen, ſo theile ich um ſo lieber den, im Journal des Sçavans pour le mois de Juin 1717, T. LXI, p. 655 bis 659, von der betreffenden Abhandlung gegebenen Auszug in deutſcher Ueberſetzung mit, als dadurch vielleicht Jemand veranlaſst werden könnte, mir zur Benutzung des Buches ſelbſt behülflich zu ſein.

„Kaum giebt es", ſagt der Berichterſtatter a. a. O., „irgend ein ſo allgemein als gültig aufgenommenes Faktum, als die, von Strabon in ſeinem „XIIIten Buche berichtete Verborgenheit der Ariſtoteliſchen Schriften. Unſer Verfaſſer unternimmt es, in „der letzten Abhandlung ſeines zweiten Buches dieſe „allgemein gäng und gäbe Anſicht zu bekämpfen. In „dieſer Abſicht erzählt er zuerſt die Thatſache, ſo„wie Strabon ſie auseinanderſetzt; ſodann beleuchtet

„er, was der Pater Rapin über diesen Gegenstand „geschrieben hat, und giebt zuletzt selbst die Ge„schichte der Aristotelischen Schriften nach seiner „Ansicht.“

„Jedermann weifs, was Strabon erzählt, dafs „Neleus, Schüler des Theophrastos, der die Biblio„thek des Letzteren, in welcher sich die Bücher des „Letzteren befanden, geerbt hatte, dieselbe nach „Skepfis, seiner Vaterstadt, versetzte; dafs die unwis„senden Erben des Neleus diese Bücher unter „Schlofs und Riegel hielten, und endlich in einem „feuchten Keller verschlossen, um sie vor den Nach„stellungen der büchersuchenden Könige von Perga„mus zu schützen; dafs endlich Apellikon sie von „den Nachkommen dieser Erben erstand, das Ver„dorbene herstellte, und neue Abschriften nehmen „liefs. Zu diesem Berichte des Strabon hat der Pater „Rapin mehrere Umstände hinzugefügt; unser Ver„fasser beleuchtet in seinem dreizehnten Abschnitte „die Voraussetzungen, welche Beide angenommen „haben.“

„Nach ihm vermachte Theophrastos dem „Neleus seine Bücherfammlung, welche die „Autographa seiner Schriften und der des Aristote„les enthielt. Das bei Diogenes Laertios aufbe„haltene Testament des Theophrastos zeigt, dafs „er keineswegs die Geheimhaltung dieser Bücher ver„ordnete, wie Strabon will, und dafs sonach auch „Aristoteles, als er seine Bücher dem Theophra„stos vermachte, diesem ebensowenig eine ähnliche „Bedingung gestellt hatte. Neleus, der Besitzer dieser „Bibliothek, welche in jenen Zeiten ein kostbarer „Schatz war, liefs sie nach Skepfis, seiner Vaterstadt, „bringen; hier liefs er Abschriften von allen Werken „des Aristoteles anfertigen, welche er dem Könige

„Ptolemaios von Aegypten für die Bibliothek zu „Alexandria verkaufte. Die Urhandſchriften aber verkauften die Nachkommen des Neleus dem Apellikon. Als deſſen Bibliothek nach Rom gebracht worden war, entnahm der Grammatiker Tyrannion mehrere Bände aus derſelben; worauf der Peripatetiker Andronikos, nachdem er Alles zuſammengeſucht hatte, was er bei Tyrannion, in Sulla's Bibliothek, und in denen anderer Privatperſonen von Schriften des Ariſtoteles hatte auftreiben können, dieſelben in verſchiedene Abtheilungen brachte, und eine ſehr geſchätzte Geſammtausgabe veranſtaltete. Dies iſt die Summe deſſen, was unſer Verf. aus Athenaios, Plutarchos, Porphyrios, und mehreren andern alten Schriftſtellern (?) über die Werke des Ariſtoteles zuſammengeſtellt hat.“

„In der Erzählung des Strabon aber finden „ſich, wie unſer Verfaſſer bemerkt, eine ziemliche „Anzahl ſehr verdächtiger Umſtände. Wer möchte „es z. B. ſo ſchlechthin glauben, daſs vor Ariſtoteles Niemand eine Bibliothek angelegt habe? „Sollten auſser den dem Theophraſtos vermachten Urhandſchriften des Ariſtoteles gar keine „Abſchriften in den Händen ſeiner Schüler geweſen „ſein? Strabon widerſpricht ſich ferner ſelbſt, wenn „er an einer Stelle behauptet, daſs alle Ariſtoteliſche Schriften in dem Keller zu Skepſis befindlich „waren, und an einer andern ſagt, daſs einige in „den Händen der Peripatetiker waren. Wenn die „Nachkommen des Neleus ſo unwiſſende Menſchen „waren, warum lag ihnen ſo viel daran, dieſe Bücher in „ihrer Familie zu erhalten? Wenn Apellikon nicht die „Wiſſenſchaft, ſondern nur Bücher zuſammenzutreiben liebte, wie Strabon gegen das Zeugniſs des „Athenaios behauptet; warum gab er ſich ſo ſehr viel

„Mühe um die Herſtellung deſſen, was in jenem Keller „verderbt worden war? Wie hat er ohne Zuzie„hung anderer Exemplare jene Lücken aus„füllen können? Und ferner, wie konnte man, „wie doch Strabon andeutet, die ſchlecht „ausgefüllten Stellen in der von Apellikon „beſorgten Ausgabe verbeſſern, wenn es kei„ne andern Handſchriften gab, als diejeni„gen, deren ſich dieſer bedient hatte?"

„Was hat aber die Darſtellung Strabon's veran„laſst? Dieſe Frage iſt nur durch Vermuthung zu beant„worten, und die des Verf. iſt hier folgende: Da die „Platoniſche, Stoiſche, und Epikuräiſche Sekte lange „Zeit diejenigen waren, an welche ſich die Mehrzahl an„ſchloſs; da ferner die trockene, ſchmuckloſe Schreibart „des Ariſtoteles für die damals im Schwange ſeiende Be„redſamkeit wenig Ausbeute gewährte: ſo las und citirte „man die Ariſtoteliſchen Schriften ſehr wenig: als man „dieſelben aber aus ihrer Zerſtreuung in verſchiede„nen Bibliotheken geſammelt, als ein Geiſt wie Cicero „Hochachtung vor den Werken dieſes Philoſophen ge„zeigt hatte, und als die Umwälzung der römiſchen „Staatsverfaſſung mehr das Studium der Politik als „das der Beredſamkeit begünſtigte, da fing man an, „die Werke des Ariſtoteles zu leſen, zu ſtudieren, „und mit Lobeserhebungen zu citiren. Dies war der „Zeitpunkt, in welchem die Peripatetiker, erſtaunt „darüber, daſs man ihren Meiſter und ſeine Schrif„ten ſo lange habe vernachläſſigen können, die Fabel „von dem Keller zu Skepſis aufbrachten, welche Stra„bon als eine wahre Geſchichte erzählt hat."

II.

Die vorhandenen angeblichen Briefe des Ariſtoteles.

Die angeblichen Briefe des Ariſtoteles.

Handſchriften der Briefe des Ariſtoteles.

Die Briefe des Ariſtoteles an den Alexander, Philipp, und Theophraſt befinden ſich, nach Buhle's Angabe, (De Ariſtotelis Codicibus Manuſcriptis in Ariſt. Opp. T. I, p. 199 — 201) in ſechs Pariſer Handſchriften. Von dieſen enthält Cod. Num. 3002 einen, und der Cod. Num. 261 mehrere Briefe deſſelben an die Olympias. In einem andern Pariſer Codex iſt ein ins Arabiſche aus dem Hebräiſchen übergetragener Brief des Stagiriten an den Alexander enthalten: De fagittis alcateriis, quibus victoria aut imminens clades ſignificantur.

Der von Gellius erhaltene Brief Philipp's an den Ariſtoteles, und die zwiſchen dem Letzteren und Alexander über die Herausgabe der akroamatiſchen Schriften gewechſelten ſollen ſich nebſt einem Briefe des Ariſtoteles an die Olympias in einer Madrider Handſchrift befinden; der letztere Brief wird in der Sammlung des Aldus nicht dem Ariſtoteles, ſondern dem Philipp beigelegt. Ferner exiſtirt nach Montfaucon, Bibl. bibl. T. I, p. 298, (bei Buhle a. a. O. p. 201) ein Brief des Alexander an den Stagiriten, welcher von einer Marmortafel copirt worden, in einer Mediceiſchen Handſchrift, Num. VIII, Plut. 29.

Endlich finden ſich lateiniſche Ueberſetzungen von Briefen des Ariſtoteles ohne Zweifel auch unter den

reichen Schätzen der Pariſer Bibliotheken enthalten. Dies geht aus der Art hervor, wie Jourdain in ſeinem in der Note genannten Werke [1]) derſelben erwähnt. Doch iſt, nach ebendemſelben zu urtheilen, ſchwerlich Aechtes darunter.

Bei Hänel habe ich folgende Handſchriften von Briefen des Ariſtoteles aufgefunden:

1) Excerpta ex Ariſtotelis libris; Ariſtotelis Epiſt. ad Alexandrum M.; excerpta ex Senecae Epiſtolis, Porphyrio, Platone, Timaeo, Ariſtotelis Phyſicis (Lat.), Cod. membr. fol.: befindlich in der öffentlichen Bibliothek zu Strasburg [2]).

2) Ein Brief Ariſtotelis an Alexander mit gemahlten Figuren, 1476, Cod. chartac. fol., unter den, der Baſler Bibliothek einverleibten, Handſchrr. der Sammlung des Profeſſor jur. Remig. Faeſch, († 1666) [3]).

3) Ariſtotelis Epiſt. ad Alexandrum De diaeta hominis, Cod. chart. 4.; befindlich in der Bibliothek zu Baſel: Libri med. mſſ. chart. A. VI. 37. [4]).

4) Ariſtotelis Epiſtolae, Cod. membr. 4. Saeculi XIV.; in der Bibliothek von S. Lorenzo del Escorial, Plut. III. Arm. O. N. 1. [5]).

---

1) Jourdain Recherches critiques ſur l'âge et ſur l'origine des traductions latines d'Ariſtote, p. 201. (S. 195 d. deutſch. Ueberſ.)

2) G. Haenel: Catalogi Libror. MSS., qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Belgii, Britanniae M., Hiſpaniae, Luſitaniae aſſervantur, (Lipſ. 1830.) p. 462.

3) Haenel Catal. p. 657.

4) Haenel Catal. p. 663.

5) Haenel Catal. p. 937.

Ausgaben
der
Briefe des Ariſtoteles.

Die von uns mitgetheilten und kritiſch behandelten Briefe des Ariſtoteles finden ſich, mit Ausnahme des zu Anfange der Rhetorik an den Alexander befindlichen, in folgenden Werken (vergl. Buhle Ariſtot. Opp. P. I. p. 265 ff. Fabric. Bibl. gr. Vol. III. p. 368. Harl. Vol. I. p. 683.):

1) Ariſtotelis Epiſtolae VI, tres ad Philippum, binae ad Alexandrum, et una ad Theophraſtum; in der Sammlung griechiſcher Briefe, von Aldus Manutius, Venedig 1499.

2) Dieſelben, zuſammen mit einem Briefe des Philipp an die Olympias und den aus Gellius bekannten Bruchſtücken in: Epiſtolae graecanicae mutuae a Jacobo Cujacio latinitate donatae, Aureliae Allobr. 1606, Seite 314. Der Herausgeber, Caldoraeus, erhielt die lateiniſche Ueberſetzung des Cujacius im Mſ. von Pithoeus, wie man aus der Dedikation erſieht.

3) Lateiniſch überſetzt ſtehen ſie in: Thom. Stanley's Hiſtoria Phil., Lipſ. 1711; von 421 — 440.

4) Drei griechiſche Briefe (welche? kann ich nicht angeben) ſollen, nach Buhle, enthalten ſein in: Joannis Patuſae Ἐγκυκλοπαιδεία φιλολογική, Venedig 1710, Tom. I, p. 186.

5) In mehreren Ausgaben ſämmtlicher Werke des Ariſtoteles, namentlich in der des Caſaubonus und Du Val, in letzterer jedoch (Theil II, p. 1102..

d. Ausg. v. 1629) ohne lateinische Ueberſetzung, ebenſo in der Aureliae Allobrog. 1607 erſchienenen zu Ende des erſten Theils.

6) In: Patritii Discuſſ. Peripatet., I, lib. VII, p. 98—100, ſind ſie ebenfalls griechiſch und lateiniſch zu finden, jedoch ſo gänzlich incorrect, daſs man ohne Hinzuziehung einer andern Ausgabe faſt keinen Satz verſtehen kann. Dieſer Umſtand, und die oft ganz verkehrte latein. Ueberſetzung zeigen die Unkunde des Patritius im Verſtändniſſe des Griechiſchen hinreichend, und erklären manche andere ſeiner Fehlgriffe in Auslegung der Stellen Ariſtoteliſcher Schriften.

7) Endlich ſind die Briefe des Ariſtoteles in einer eignen Ausgabe erſchienen: Ariſtotelis Epiſtolae, quae exſtant, cum duabus Philippi Macedonis et una Alexandri Magni, Phil. filii, Lubecae, ex officina typ. Jo. Albini, 1615, 4., curante Joach. Dreiero. Doch habe ich dieſelbe mir trotz aller Mühe nicht verſchaffen können. Einer engliſchen Ueberſetzung von Savagius, London 1703, erwähnt Fabricius, B. gr. II, 10, p. 409.. Vergl. Vol. III, p. 276 Harl.

Abkürzungen

der verglichenen Ausgaben.

Ald. = Edit. Aldina, princeps.
DV. = Du Val.
Patr. = Patritius.
Pac. = Pacius.
Cuj. = Cujacius.
Sylb. = Sylburgius.

Die Briefe des Ariſtoteles.

I.

Erſter Brief an Philippos.

Οἱ τὰς ἡγεμονίας ἀναλαμβάνοντες πρὸς εὐεργεσίαν τῶν ἀρχομένων, οὐχ ὑπὸ τῆς τύχης, ἀλλ' οὐδ' [1]) ἀπὸ τῆς φύσεως προηγμένοι ταῖς [2]) ἀρχαῖς ἐμπιστεύονται, αἳ μεταπίπτειν εἰώθασιν, ἀλλ' ἐπὶ ταῖς ἀρεταῖς μέγα φρονοῦσιν, εὖ καὶ σφόδρα σοφῶς πολιτευόμενοι. οὐδὲν γὰρ τῶν ἐν ἀνθρώποις βέβαιον καὶ ἰσχυρὸν [3]), οὐδ' ὁ μέχρι τῆς ἑσπέρας ἥλιος, ὃς [4]) ταχείᾳ [5]) ῥοπῇ συναλλοιοῖ [6]) καὶ μεταφέρει· ποικίλλουσα τοὺς βίους ἅπαντας, καθάπερ τραγῳδίας ὑποκρίσει, τοῖς ἡμετέροις κακοῖς, ἡ φύσις μετασκευάζεται, ἧπερ [7]) μὴ διεψεύσμεθα [8]) τῆς ἀληθείας, ὅτι τὸν αὐτὸν [9]) τρόπον, ὥσπερ τῶν ἐκ γῆς φυομένων ἕκαστον, καὶ τοὺς ἄνδρας ἀνθεῖν ποτὲ συμβαίνει, καὶ τὰς ἀκμὰς ἐν χρόνοις τισὶν ἀναλαμβανομένους [10]) πολὺ τῶν ἄλλων διαφέ-

---

1) *οὐδὲ* DV.
2) [*οἳ*] *ταῖς* DV. et Pac.
3) *ἰσχύρον* DV.
4) *ὃς* omiſ. Patr. *οὐδ' ὃ μ. τ. ἑ. ἡλ. τραχ. ῥ. σ. κ. μεταφέρει.* Ald. Cuj.
5) *τραχείᾳ* Patr. Cuj. Ald.
6) *συναλλοιεῖ* Ald. Cuj. Patr.
7) *εἴπερ* Ald. Patr. Cuj. *ἧπερ* DV. *ἥτερ* Pac.
8) *διεψεύμεθα* Ald. Patr. Pac. DV.
9) *ἄλλον* Patr. Cuj. Pac. Ald.
10) *ἀναλαμβανομένας* Pac.

ρειν. — Λιὸ πειρῶ μηδὲ τῆς Ἑλλάδος τυραννικώτερον προϊστασθαι, μηδὲ [1]) τοῖς λήμασι [2]) στιβαρώτερον. τὸ μὲν γὰρ προπετείας ἐστὶ σημεῖον, τὸ δὲ ὁμολογουμένης ἀβουλίας [3]) τεκμήριον· δεῖ γὰρ τοὺς νοῦν ἔχοντας τῶν δυναστευόντων μὴ διὰ τὰς ἀρχὰς, ἀλλὰ διὰ τῶν ἀρχῶν θαυμάζεσθαι, ἵνα τῆς τύχης μεταπεσούσης τῶν αὐτῶν ἐγκωμίων ἀξιῶνται. Τὰ δ' ἄλλα εὖ πράττε, ψυχὴν πρὸς φιλοσοφίαν, σῶμα δὲ πρὸς ὑγίειαν ἄγων [4]) καὶ ἐπιμελούμενος.

II.

Zweiter Brief an Philippos.

Οἱ πολλοὶ τῶν φιλοσόφων τὴν εὐεργεσίαν θεῷ ἰσότιμον παρεσκεύασαν· ὡς γὰρ ἁπλῶς εἰπεῖν χάριτος ἀμοιβὴ καὶ δόσις συνέχει τοὺς τῶν ἀνθρώπων βίους, τῶν μὲν διδόντων, τῶν δὲ λαμβανόντων τῶν δ' αὖ πάλιν ἀνταποδιδόντων· διὸ καλὸν καὶ δίκαιόν ἐστι πάντας μὲν τοὺς ἀτυχοῦντας ἐλεεῖν· οἶκτος [5]) μὲν γὰρ ἡμέρου ψυχῆς ἐστι [6]) σημεῖον, χαλεπότης δὲ ἀπαιδεύτου· αἰσχρὸν γὰρ καὶ σχέτλιον ἀρετὴν ἀτυχοῦσαν [7]) περιορᾶν· ὅθεν ἐπαινῶ [8]) καὶ τὸν ἡμέτερον γνώριμον Θεόφραστον λέγοντα τὴν χάριν ἀμεταμέλητον [9]) εἶναι, καὶ καλὸν καρπὸν [10]) φέρειν, τὸν παρὰ τῶν εὖ παθόντων

1) Cuj. μήτε — μήτε et sic Ald.
2) ληρήμασι Ald. Patr. Cuj.
3) ἀβουλείας Ald. Patr.
4) ἀγὼν Patr. — ὑγίειαν Ald. Cuj.
5) οἶκτος Ald.
6) ἔστι DV. ἐστι fine accentu Ald. Cuj.
7) ἀτύχουσαν Patr.
8) ἐπαίνω Ald.
9) ἀμεταμελήτον Ald.
10) κάρπον Patr. DV.

ἔπαινον· διόπερ δεῖ τοὺς νοῦν ἔχοντας τῶν ἀνθρώπων εἰς πολλοὺς αὐτὴν κατατίθεσθαι [1]), νομίζοντας χωρὶς τῆς εὐφημίας ἔρανόν τινα τοῦτον αὐτοῖς ὑπάρξειν ἐν ταῖς μεταβολαῖς τῶν πραγμάτων, καὶ εἴγε μὴ πάντας ἀλλ' ἕνα τινὰ [2]) τῶν εὐεργετημάτων ἀποδώσειν τὴν χάριν. Ὅθεν πειρῶ πρόθυμος μὲν εἶναι ταῖς εὐεργεσίαις ἔποχος δὲ τοῖς θυμοῖς· τὸ μὲν γὰρ βασιλικόν τε καὶ ἥμερον, τὸ δὲ βάρβαρόν τε καὶ στυγητόν. Τὰ δ' ἄλλα καθὼς ἂν δοκιμάζῃς πράττε, μὴ παρορῶν τὰς λυσιτελεῖς ψήφους.

III.

Dritter Brief an Philippos.

Οἱ διάφαντες τῶν βασιλέων ἐπὶ φρονήσει, καὶ ταῖς ὑπεροχαῖς τῶν ἄστρων ψαίσαντες [3]), εὐεργετοῦσιν, οὐδὲ πρὸς τοὺς αὐτοὺς πολιτευόμενοι καιρούς· ἀλλὰ καὶ θεωροῦντες τὸ τῆς τύχης ἄστατον, θησαυρίζουσι τὴν χάριν πρὸς ἑκάτερα. ἐν μὲν ταῖς εὐπραγίαις τιμῆς βουλόμενοι μεταλαμβάνειν· τιμὴ γὰρ οἰκεῖον ἀρετῆς ἐστίν [4])· ἐν δὲ τοῖς συμπτώμασι βοηθείας [5])· ᾗ γὰρ συμφοραὶ τ' ἀναγκάζα κρίνουσι [6]) τῶν καλῶν πρότερον· σωφέστατος γὰρ εὐνοίας ἔλεγχος ὁ τῆς τύχης καιρός· ἀπαιτεῖ γὰρ οὐ λόγους ἀλλὰ πράξεις, [7]) δεόντως· ἡ γὰρ τῶν εὐνουόντων [8]) ὄψις ὥσπερ

---

1) κατατιθέσθαι Patr.

2) Sic Cuj. — Patr. ἀλλ' ἕνα τῶν. DV. ἀλλ' ἕνα γε. Fort. leg. ἀλλ' ἕνα γέ τινα.

3) ψαίοντες Patr. DV.

4) Sic DV. — ἐστιν om. acc. Ald. Cuj.

5) βοηθείας Cuj.

6) κρίνουσι omitt. DV. et Pac.

7) Comma omit. Cuj.

8) εὐνοούντων Patr.

ἐν πελάγει χειμαζομένῳ παρεφάνη γῆ. Πᾶσα γὰρ ὡς ἔοικεν ἐν ἐρήμῳ πεσοῦσα τύχη [1]) σκοπὸς ἀληθὴς ἔγκειται τοῖς πολεμεῖν, ἢ ἀδικεῖν, ἢ συκοφαντεῖν αἱρουμένοις [2]). Μόνη δ' [3]) ἡ τῶν σπουδαίων δίαιτα [4]) τὸ τῆς τύχης εὐκίνητον [5]) οὐκ ἀπαρνεῖται· φέρουσα δ' εὐλόγως πᾶν τὸ προσπίπτον τῶν κατὰ Πλάτωνα κρειττόνων [6]) εὖ διατίθεται [7]). Διὸ καὶ τὴν ταχύτητα τῶν πραγμάτων εὐλαβοῦ, καὶ τὸν κύκλον τῆς μεταπτώσεως ἡγοῦ, καὶ τὰς ἐν τῷ ζῆν ψήφους λογίζου. Πολλὰ γὰρ ἡ ταὐτομάτου φορὰ κομίζει τῷ βίῳ, καὶ ῥοπὰς αὐτονόμους ποιεῖ. Τοῖς μὲν ἀγνωμονοῦσι [8]) μετάνοιαν δίδου, τοῖς δ' εὐνοοῦσι τὰς χάριτας προχείρους [9]) νέμε· ταῦτα γὰρ πράττων οὐχ ἁπαξ ἀλλὰ διόλου [10]) συντηρῶν ἀσφαλέστατα καὶ ἀκίνδυνα τὰ τῆς ἡγεμονίας ἔξεις μέλαθρα. Ὡς μὲν ὑπὲρ μεγάλων, ὑλλᾶ, ὡς δὲ πρὸς σὲ, πάντα σχεδὸν εἴρηται.

IV.

Brief an den Theophraſtos.

Ἡ πρόχειρος ἀδικία τῆς πολυχρονίου χάριτος λυσιτελέστερον πέφυκεν ὑπάρχειν· ἡ μὲν γὰρ ὀλιγοχρόνιον ἔχει τὴν μνήμην καὶ τὴν βλάβην· ἡ δὲ γηράσκει [11]) ὡς ἂν πεποιημένη τὴν

---

1) τύχη Cuj.
2) αἱρουμένοις Patr.
3) δὴ Patr. Ald. om. ἡ.
4) δίαιτα DV. Pac. — ἡ αὐτὴ (sic!) Patr. — διαιτὴ Ald. Cuj.
5) ἀκίνητον Patr.
6) κρειττώων Patr.
7) διὰ τίθεται (sic!) Pac.
8) Sic DV. — ἀγνοοῦσι Ald. Cuj. Patr.
9) προσχείρους DV.
10) Sic Cuj. — δι' ὅλου DV. δ' ὅλου Patr.
11) γηράσκειν Pac.

τὴν δυσμένειαν ἔργον ἀοίδιμον παρασκευάζειν [1]). · καίτοι πολλάκις δώρῳ λογισάμενοι [2]) γαληνισμὸν εὕρομέν πη [3])· καὶ μερίσαντες τριχεμίας σῶλον καὶ διανοίας εἴδομεν πορθμόν· διὸ φημὶ [4]), δεῖν [5]) τὴν ἑταιρείαν [6]) μᾶλιστα μὲν μὴ ἀδικεῖν κἂν δοκῇ τις εὔλογον ἔχειν πρόφασιν [7])· εἰ δὲ μὴ [8]), ἅτε ἀκουσίως τοῦτο πράξαντα [9]), θᾶττον διαλύεσθαι τὴν ἔχθραν· τὸ γὰρ μηδὲν [10]) ἀδικεῖν ἴσως ὑπὲρ ἄνθρωπον· τὸ δὲ πλανηθέντα διασώσασθαι ἣν ἐπιφέρει τις μέμψιν, καλῆς καὶ σφόδρα εὐσταθούσης κρίσεως ἴδιόν ἐστιν [11])· τὰ δ' ἄλλα, ἐρῶσω [12]).

V.

Erſter Brief an den Alexander.

Ἀπορῶ τίνων ἢ ποίων ἀρχή με λάβοι πρὸς σέ [13])· ἐφ' ᾧ γὰρ [14]) ἐπισκοπῶν ἐπιβάλλω τῇ διανοίᾳ [15]), πάντα μοι

1) παρασκευάζει DV.
2) Sic Patr. Cuj. — δυρολογισάμενοι DV. δωρολογισάμενοι Pac.
3) Sic Cuj. — πῇ DV. Patr.
4) (φημὶ) DV.
5) δεῖ DV. Pac.
6) ἑταιρίαν Ald.
7) Sic DV. — Ald. Patr. et Cuj. ἀδικεῖν εὐδοκεῖν καὶ εὔλογον ἔχειν πρόφασιν. (?)
8) μὴ γε Ald. om. ἅτε.
9) Sic DV. — Patr. et Cuj. εἰ δὲ μὴ τι (Cuj. μή γε) ἐκ. τοῦτο πράξασαν. Ald. πράξασαν.
10) F. leg. μηδένα ἀδ.
11) ἐστι (sic) Ald. Cuj. — Patr. Pac. DV. omitt. ἐστιν.
12) Patr. Pac. ἔρρωσω. — DV. ἐῤῥῶσω (sic).
13) πρὸς σὲ Cuj. Patr. πρός σε DV. Pac. — πρὸς σέ Ald.
14) γὰρ ἂν Ald.
15) τὴν διάνοιαν DV.

φαίνεται μεγάλα καὶ θαυμαστά, καὶ λήθης οὐδὲν ἄξιον ὁρῶ, μνήμης δὲ οἰκεῖα [1]) καὶ προτρέψεως, ὧν [2]) οὐδὲν οὐδεὶς ἀμαυρώσει [3]) χρόνος· αἱ γὰρ καλαὶ τῶν διδασκάλων παραινέσεις καὶ προτρέψεις [4]) θειοτέραν ἔχουσι τὸν αἰῶνα· διὸ πειρῶ τὴν ἀρχὴν μὴ εἰς ὕβριν, ἀλλ' εἰς εὐεργεσίαν κατατίθεσθαι πρὸς ἀρχήν· ἧς [5]) οὐδὲν μεῖζον τῶν ἐν βίῳ ὑπάρχειν πέφυκεν [6])· διὸ καὶ τὸ ἐνηνὸν τῆς φύσεως, πολλάκις ὑπὸ τοῦ χρεὼν [7]) διαλυόμενον [8]), ἄφθαρτον διὰ τὸ μέγεθος τῶν ἔργων [9]) κέκτηται τὴν μνήμην· τοέτων οὖν ἔννοιαν [10]) ἔχε· οὐ γὰρ ἀλογίστως ἔχθης, ὡς ἔνιοι, οὓς ἀτόπως καὶ τὰς γνώμας διετέθησαν· Σοὶ καὶ γένος ἔντιμον, καὶ βασιλεία πατρῴως, καὶ παιδεία βέβαιος, καὶ δόξα περίβλεπτος· καὶ ὅσον ταῖς ἀγαθαῖς τῆς τύχης [11]) διαφέρεις, τοσοῦτον καὶ ταῖς ἀρεταῖς τῶν καλῶν πρωτεύειν σε δεῖ. Τὰ δ' ἄλλα πράττε μὲν [12]) τὰ συμφέροντα ἐπιτέλει [13]) δὲ [14]) τὰ δόξαντα.

---

1) οικοῖα (sic!) Patr.
2) ὡς Patr.
3) F. leg. ἀμοιρήσει. Cf. Diog. L. III, 47.
4) προστρέψεις Ald.
5) Sic Cuj. — οὗ DV. οὕς Patr.
6) Edd. πέφυκε.
7) χρεῶν Patr. τῶν χρεῶν Ald.
8) διαλυομένον Patr.
9) τῶν ἔργων omis. DV.
10) τὴν ἐνν. Cuj.
11) καὶ ὅσον τῇ τύχῃ διαφέρεις DV.
12) μὲν omitt. Patr. DV.
13) ἐπὶ τέλει [sic] Patr.
14) τε pro δὲ Ald.

VI.

Zweiter Brief an den Alexander.

(In der Ausgabe der Werke des Ariſtoteles von Du Val, Th. II, S. 608 — 610. Buhle, Vol. V, p. 15 — 21. Bekk. Th. II, p. 1420, 1421.)

Ἀριστοτέλης Ἀλεξάνδρῳ εὖ πράττειν.

Ἐπέστειλάς μοι, ὅτι πολλάκις πολλοὺς πέπομφας πρὸς ἡμᾶς, τοὺς διαλεξομένους ὑπὲρ τοῦ γραφῆναί σοι τὰς μεθόδους τῶν πολιτικῶν λόγων· ἐγὼ δὲ οὐ διὰ ῥᾳθυμίαν ὑπερεβαλλόμην [1]) ἐν τούτοις τοῖς χρόνοις, ἀλλὰ διὰ τὸ ζητεῖν οὕτως ὑπὲρ αὐτῶν γραφῆναί σοι διηκριβωμένως, ὡς οὐδεὶς ἄλλος γέγραφε τῶν περὶ ταῦτα πραγματευομένων· ταύτην δὲ εἰκό- 2
τως τὴν διάνοιαν εἶχον, ὥσπερ γὰρ ἐσθῆτα σπουδάζεις τὴν εὐπρεπεστάτην τῶν λοιπῶν ἀνθρώπων ἔχειν, οὕτω δύναμιν λόγων λαβεῖν ἐστί σοι πειρατέον τὴν εὐδοξοτάτην. πολὺ γὰρ κάλλιόν ἐστι καὶ βασιλικώτερον, τὴν ψυχὴν ἔχειν εὐγνωμονοῦσαν, ἢ τὴν ἕξιν τοῦ σώματος ὁρᾶν εὐειματοῦσαν. καὶ 3
γὰρ ἄτοπόν ἐστι τὸν τοῖς ἔργοις πρωτεύοντα φαίνεσθαι τῶν τυχόντων τοῖς λόγοις ὑστερίζοντα, καὶ ταῦτα εἰδότα, ὅτι τοῖς μὲν ἐν δημοκρατίᾳ πολιτευομένοις ἡ ἀναφορὰ περὶ πάντων [2]) τῶν πραγμάτων εἰς τὸν δῆμόν ἐστι· τοῖς δ' ὑπὸ τὴν τῆς βασιλείας ἡγεμονίαν τεταγμένοις, πρὸς λόγον. ὥσπερ 4
οὖν τὰς [3]) αὐτονόμους τῶν πόλεων διορθοῦν εἰωθεν ἐπὶ τὸ κάλλιστον ἄγων ὁ κοινὸς νόμος, οὕτω τοὺς ὑπὸ τὴν σὴν βασιλείαν καθεστῶτας ἄγειν δύναιτ' ἂν ἐπὶ τὸ συμφέρον ὁ σὸς λόγος. καὶ γὰρ ὁ νόμος ἐστὶν, ὡς ἁπλῶς εἰπεῖν, λόγος ὡρισμένος καθ' ὁμολογίαν κοινὴν πόλεως, μηνύων, πῶς δεῖ πράττειν ἕκαστα. Πρὸς δὲ τούτοις, οὐκ ἄδηλον, οἶμαί, σοι 5
τοῦτό ἐστιν, ὅτι τοὺς μὲν λόγῳ χρωμένους, καὶ μετὰ τούτου

1) ὑπερβαλόμην Codd. Bekkeri.

2) DV. τούτων. Sylb. πάντων.

3) Buhle τοὺς.

πάντα πράττειν προαιρουμένους, ὡς ὄντας καλούς τε καὶ ἀγαθούς, ἐπαινοῦμεν· τοὺς δὲ ἄνευ λόγου τι ποιοῦντας, ὡς ὄντας ὠμούς τε καὶ [1]) θηριώδεις μισοῦμεν. Διὰ τούτου καὶ κακοὺς, τὴν αὐτῶν [2]) κακίαν ἐμφανίσαντας, ἐκολάσαμεν, καὶ τοὺς ἀγαθοὺς, δηλώσαντας αὐτῶν [3]) τὴν ἀρετὴν ἐζηλώσαμεν· οὕτω καὶ τῶν μελλόντων κακῶν ἀποροπὴν εὑρήκαμεν, καὶ τῶν ὑπαρχόντων ἀγαθῶν ὄνησιν ἔσχομεν [4]). καὶ διὰ τούτου καὶ τὰς ἐπιούσας δυσχερείας ἐφύγομεν καὶ τὰς μὴ προσούσας ἡμῖν ὠφελείας ἐπορισάμεθα. ὥσπερ γὰρ βίος ἄλυπος, αἰρετὸς, οὕτω λόγος συνετὸς, ἀγαπητός. εἰδέναι δέ σε δεῖσει, ὅτι παραδείγματά ἐστι τοῖς πλείστοις τῶν ἀνθρώπων τοῖς μὲν ὁ νόμος, τοῖς δὲ ὁ σὸς βίος καὶ λόγος. ὅπως οὖν διαφέρων ἧς πάντων Ἑλλήνων καὶ βαρβάρων, πᾶσάν ἐστί σοι σπουδὴν ποιητέον, ἵνα τὴν ἐκ τούτων ἀπομίμησιν οἱ περὶ ταῦτα διατρίβοντες, τοῖς τῆς ἀρετῆς στοιχείοις καλλιγραφούμενοι, μὴ πρὸς τὰ φαῦλα σφᾶς αὐτοὺς ἄγωσιν, ἀλλὰ τῆς αὐτῆς ἀρετῆς μετέχειν ἐπιθυμῶσιν. Ἔτι δὲ τὸ βουλεύεσθαι, τῶν περὶ τὸν ἄνθρωπον θειότατόν ἐστιν. ὥστε οὐκ εἰς τὰ πάρεργα [5]) καὶ μηδενὸς ἄξια τὴν σπουδὴν ἐστί σοι καταναλωτέον, ἀλλὰ τὴν μητρόπολιν αὐτὴν τοῦ καλῶς βουλεύεσθαι μαθεῖν βουλητέον· τίς γὰρ δή ποτ' ἂν ἀμφισβητήσειε τῶν νοῦν ἐχόντων, ὅτι τὸ μὲν πράττειν μὴ βουλευσάμενον, σημεῖόν ἐστιν ἀνοίας· τὸ δὲ κατὰ τὴν ὑφήγησιν τοῦ λόγου συντελεῖν τι τῶν ὑπ' ἐκείνου παραγγελθέντων, παιδείας; ἰδεῖν δέ ἐστι πάντας τοὺς ἀρίστα τῶν Ἑλλήνων πολιτευομένους, λόγῳ πρῶτον ἢ τοῖς ἔργοις συγγινομένους. πρὸς δὲ τούτοις, καὶ τοὺς μέγιστον ἀξίωμα τῶν βαρβάρων ἔχοντας τούτῳ πρὸ τῶν πραγμάτων χρωμένους, εἰδότας

---

1) τε om. Buhle, DV. Bekk.
2) αὐτῶν Sylb.
3) αὑτῶν Sylb.
4) ἔχομεν DV.
5) περίεργα DV.

καλῶς, ὡς ἀκρόπολίς ἐστι σωτηρίας, ἡ διὰ τοῦ λόγου [1]) γενομένη τοῦ συμφέροντος θεωρία. ταύτην ἀπόρθητον οἰητέον, 10
οὐ τὴν ἐκ τῶν οἰκοδομημάτων ἀσφαλῆ πρὸς σωτηρίαν εἶναι νομιστέον. ἀλλὰ γὰρ ὀκνῶ ἔτι πλείω γράφειν, μήποτε καλλωπίζεσθαι δόξω περὶ τῶν ἀκριβῶς γνωριζομένων, ὡς οὐχ ὁμολογουμένων, πίστεις ἐπιφέρων. διόπερ ἀφήσω, ἐκεῖνα 11
μόνον εἰπὼν περὶ ὧν ἔνεστι λέγειν εἰς ἅπαντα τὸν βίον, ὅτι τοῦτό ἐστιν ᾧ διαφέρομεν τῶν λοιπῶν ζώων. τοῦτο οὖν καὶ ἡμεῖς διαφέρον [2]) τῶν λοιπῶν ἕξομεν ἀνθρώπων οἱ μεγίστης τιμῆς ὑπὸ τοῦ δαιμονίου τετυχηκότες. ἐπιθυμίᾳ μὲν γὰρ καὶ θυμῷ καὶ τοῖς τοιούτοις χρῆται καὶ τὰ λοιπὰ ζῶα πάντα, λόγῳ δὲ οὐδὲν τῶν λοιπῶν, χωρὶς ἀνθρώπων, ἀτοπώτατον ἂν οὖν ἂν [3]) εἴη πάντων, εἰ τούτῳ μόνῳ τῶν λοιπῶν ζώων εὐδαιμονέστερον βιοῦντες, τὸ αἴτιον τοῦ καλῶς εἶναι διὰ ῥᾳθυμίαν ἀφῶμεν κατολιγωρήσαντες. διακελεύομαι δή σοι πάλαι παρα- 12
κεκλημένῳ, τῆς τῶν λόγων ἀντέχεσθαι φιλοσοφίας. καθάπερ γὰρ ἐστι φυλακτικὸν σώματος ὑγίεια, οὕτω τῆς [4]) ψυχῆς φυλακτικὸν καθέστηκε παιδεία. ταύτης γὰρ προηγουμένης οὐ πταίειν συμβήσεταί σοι περὶ τὰς πράξεις, ἀλλὰ σώζειν ἁπάσας, ὡς ἔπος εἰπεῖν, τὰς ὑπαρχούσας σοι τῶν ἀγαθῶν κτήσεις. Χωρὶς δὲ τῶν εἰρημένων, εἰ τὸ τοῖς ὀφθαλμοῖς βλέ- 13
πειν ἡδύ, τὸ τοῖς τῆς ψυχῆς ὄμμασιν ὀξυδορκεῖν [5]) ἐστι θαυμαστόν. ἔτι δὲ ὥςπερ ὁ στρατηγός ἐστι σωτὴρ τοῦ [6]) στρατοπέδου οὕτω λόγος μετὰ παιδείας ἡγεμὼν ἐστι βίου. ταυτὶ [7]) μὲν οὖν καὶ τὰ τούτοις ὅμοια παραλιπεῖν, νομίζω καλῶς ἡμῖν ἔχειν κατὰ τὸν ὑπάρχοντα καιρόν.

---

1) τοὺς λόγους DV.
2) Al. διαφερόντως τῶν λοιπ. ἕξομεν ἀνθρώπων, οἱ μεγίστης Sylb.
3) οἶν ἂν Bekk. Rell. om. ἄν.
4) τῆς om. Bekk.
5) ὀξιδόρκειν DV. correxit Bekk., Rell. ὀξιδερκεῖν.
6) τοῦ om. Bekk.
7) ταὐτὸ DV.

14 Ἔγραψας δέ μοι διακελευόμενος, ὅπως μηδεὶς τῶν λοιπῶν ἀνθρώπων λήψεται τὸ βιβλίον τοῦτο, καὶ ταῦτα εἰδὼς, ὅτι καθάπερ τοὺς ἐξ αὐτῶν γεννηθέντας οἱ γεννήσαντες τῶν ὑποβαλλομένων μᾶλλον φιλοῦσιν, οὕτω καὶ οἱ εὑρόντες τι τῶν μετεχόντων· ὥσπερ γὰρ ὑπὲρ τέκνων, τούτων τῶν λόγων ὑπεραποτεθνήκασιν. οἱ μὲν γὰρ Πάριοι λεγόμενοι σοφισταὶ, διὰ τὸ μὴ τεκεῖν, αὐτοὶ διὰ βαθυμίαν ἄμουσον· οὐ στέργουσιν, ἀλλὰ χρήματα λαβόντες ἀποκηρύττουσιν. Διὰ τοῦτο γοῦν ἐγώ σοι παρακελεύομαι διαγυλάττειν οὕτω τοὺς λόγους τούτους, ὅπως νέοι καθεστηκότες [1]), ὑπὸ μηδενὸς χρήμασι διαφθαρήσονται, κοσμίως δὲ μετὰ σοῦ συμβιώσαντες εἰς ἡλικίαν 16 ἐλθόντες, δόξης ἀκηράτου τεύξονται. Παρειλήφαμεν δὲ [2]), καθάπερ ἡμῖν ἐδήλωσε Νικάνωρ, καὶ τῶν λοιπῶν τεχνογράφων, εἴ τίς τι γλαφυρὸν ὑπὲρ τῶν αὐτῶν τούτων γέγραφεν ἐν ταῖς τέχναις· περιτεύξῃ δὲ δυσὶ τούτοις βιβλίοις, ὧν τὸ μέν ἐστιν ἐμόν, ἐν ταῖς ὑπ' ἐμοῦ τεχναῖς Θεοδέκτῃ γραφείσαις· τὸ δὲ ἕτερον Κόραxος· τὰ δὲ λοιπὰ τούτοις ἰδίᾳ πάντα γέγραπται, περί τε τῶν πολιτικῶν καὶ τῶν δικανικῶν παραγελμάτων· ὅθεν πρὸς ἑκάτερον αὐτῶν εὐπορήσεις ἐκ τῶνδε τῶν ὑπομνημάτων σοι γεγραμμένων. ἔρρωσο.

---

1) Al. καθεστῶτες.
2) δὴ DV.

Wir wenden uns jetzt zur näheren Betrachtung dieſer angeblichen Briefe des Ariſtoteles, um durch einige Bemerkungen über Sprache und Inhalt unſer, ſchon früher ausgeſprochenes Urtheil (ſ. Ariſtotelia, Th. I, Vorr. S. XVI, und S. 213) über ihre Unächtheit näher zu entwickeln und wo möglich mit Sicherheit zu begründen. Leider hat es der unſterbliche Bentley verſchmäht, in ſeiner Unterſuchung über die angeblichen Briefe des Phalaris und andere ähnliche Produkte, dieſer Ariſtoteliſchen Briefe auch nur mit einem Worte Erwähnung zu thun. Von den Neueren wagte Buhle kein entſcheidendes Urtheil über ihre Aechtheit oder Unächtheit [1]). Ludwig Wachler, in ſeinem Handbuche der Geſchichte der Litteratur [2]), hält, wie es ſcheint, wenigſtens einige darunter für ächt. Der treffliche Sainte Croix ſpricht ein entſchiedenes Verdammungsurtheil nur über den vor der ſogenannten Rhetorik an den Alexander befindlichen Brief aus [3]), während er die andern nur mit groſsen Bedenklichkeiten anzweifelt [4]). Jedoch, nach einer einzelnen Aeuſserung bei ihm [5]) zu ſchlieſsen, entſcheidet er ſich ziemlich beſtimmt für die Unächtheit ſämmtlicher von uns zu behandelnden Briefe. Dagegen ſcheint Herr Profeſſor Zell in einem, ſchon früher von uns erwähnten Aufſatze ſeiner Ferienſchriften [6]) in ihre Aechtheit keinen Zweifel zu ſetzen;

1) S. Allgem. Encyclop. v. Erſch und Gruber, Th. V, S. 286.

2) Th. I, S. 119.

3) Examen critique des anciens hiſtoriens d'Alexandre le Gr., p. 200...

4) Ebendaſelbſt, p. 194 p. 200.

5) Ebendaſ., p. 201 und p. 202.

6) „Ariſtoteles als Lehrer Alexander's." Ferienſchriften, Th. I, S. 158.

denn er bedient sich derselben sogar als Zeugnisse für die nähere Bestimmung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Aristoteles und seinen fürstlichen Gönnern und Beschützern. Sehen wir, mit welchem Rechte oder Unrechte.

Sämmtliche Briefe, mit Ausnahme des zweiten an Alexander, sind schon ihrem Umfange nach so unbedeutend, dass sie eher den Namen von Billetten als von Briefen verdienen. Doch dies möchte noch immerhin der geringste Uebelstand sein; wiewohl man allerdings nicht einsieht, was den Stagiriten bewogen haben kann, um so weniger Worte willen zu drei verschiedenen Malen an den König Philipp Botschaften zu senden, zumal wenn man die Entfernung Athen's von Pella bedenkt. Zell nämlich, um dies gleich hier vorweg zu erwähnen, setzt die Abfassung der drei Briefe an den Philipp, von denen wir zunächst reden wollen, in die Zeit von Aristoteles erstem Aufenthalte in Athen. — Und welches ist denn nun der Inhalt jener drei Briefe? Nichts wie Gemeinplätze, Ermahnungen und Vorschriften so allgemeiner, so bekannter Art, dass sie ein Aristoteles einem Fürsten wie Philipp wahrlich nicht erst als etwas Neues und Beherzigenswerthes vorzutragen und anzupreisen brauchte. Es gelten mit vollem Rechte auch von diesen Produkten eines müssigen Kopfes Bentley's Worte über den Inhalt der vermeintlichen Briefe des Themistokles: plerarumque epistolarum argumentum locus communis est; merae nugae, verba tantum, nuncius indignus, qui in proximam civitatem mittatur, nedum perferatur longo itinere e longinquis regionibus. — Gewiss war Aristoteles zu sehr Welt- und Hofmann im besseren Sinne, um in seinen Briefen einem Manne wie Philipp nur moralische Vorlesungen

zu halten. In jenen Briefen aber dreht sich Alles um Empfehlung der Mäfsigkeit und Klugheit in Ausübung der Herrfchergewalt, und Anpreifung der Wohlthätigkeit und ihres Nutzens für den fie übenden; und dies Alles gefchieht in ganz allgemeinen Ausdrücken, in gezwungener, zuweilen Ariftotelifch fein wollender, oft dunkler, dann wieder gefchrobener und gezierter Sprache. Nirgends ferner, aufser der Ermahnung zu Ende des erften Briefes, nicht zu tyrannifch und willkührlich in der Behandlung Griechenland's zu verfahren, — eine Ermahnung, die noch obenein gar nicht in die, von Zell angegebene, Zeit der Abfaffung jener Briefe paßt, in welcher fich ein folches Verfahren wohl noch von felbft verbot, — nirgends findet fich irgend ein Bezug auf fpeciellere Verhältniffe beider Männer; und diefe Bemerkung ift denn auch für fämmtliche übrigen Briefe von Gültigkeit. Die Gehaltlofigkeit derfelben fpringt immer mehr in die Augen, je näher und fchärfer man fich die Perfönlichkeit eines Ariftoteles, Philipp, und Alexander, die mannichfachen Bezüge, in denen fie zu einander ftanden, den Reichthum des intereffanteften Stoffes, welchen diefe, verbunden mit den Zeit- und Ortsverhältniffen, in fo reicher Fülle darboten, vor die Seele führt, und dieles Alles mit der Aermlichkeit, faft möchte man fagen, Erbärmlichkeit jener feinfollenden Briefe zufammenhält.

Dafs der Inhalt des urfprünglichen ächten Briefwechfels zwifchen Ariftoteles, Philipp, und Alexander ficherlich zumeift, um mich fo auszudrücken, ein hiftorifcher gewefen, fcheint aus folgender Betrachtung zu erhellen. Man denke fich nämlich, in Vergleich zu unferer zeitungserfüllten Welt, den Mangel aller fichern, allgemein zugänglichen öffentlichen Nachrichten über den Gang der Weltbegebenheiten bei den Alten. Wenn heutiges Tages der Ge-

lehrte, der Philoſoph in ſeinem Studierzimmer mit Gemächlichkeit erfährt, wo nur in einer Entfernung von hundert und aber hundert Meilen Schlachten geſchlagen, Städte zerſtört, Reiche gegründet oder erobert, Entdeckungen aller Art gemacht ſind: ſo waren und konnten im Alterthume nur Gerüchte, Boten, und Briefe die Vermittler zwiſchen einem Ariſtoteles und ſeinem Könige ſein, und Alexander, dem Alles daran lag, ſeine Thaten in Griechenland bekannt zu wiſſen, der an Athen und das Urtheil ſeines beweglichen Volks, wie weiland Napoleon an Paris und Frankreich, mitten im Laufe ſeiner Siege ſtets gedachte, — er ſollte ſeinem Lehrer, und dieſer ihm, Briefe zugeſendet haben, die den uns aufbehaltenen Machwerken auch nur entfernt ähnlich geweſen wären? Der Verfertiger derſelben ſcheint ſelbſt gefühlt zu haben, daſs es ihm an dem nöthigen Geſchicke fehle, ſich auch nur einigermaſsen in die Zeitverhältniſſe und Lagen des von ihm vorzuſtellenden Briefſtellers zu verſetzen, und in ſeine Briefe Mittheilungen der Art, wie ſie wahrſcheinlich Statt gefunden haben, zu verweben. Selbſt die ſo äuſserſt geringen Bruchſtücke und Andeutungen, welche uns aus dem Briefwechſel des Stagiriten von Plutarch, Ariſtokles, und andern Alten aufbehalten ſind, laſſen uns von dem Inhalte jener Briefe ein ganz anderes Bild gewinnen, als uns in dieſen elenden Nachahmungen geboten wird [1]).

---

1) Man höre nur das Urtheil des Simplikios über die Briefe des Ariſtoteles (Prolegg. ad Arist. Categor., fol. 2. γ.): *Τὸ δὲ δύνασθαι σαφῶς εἰπεῖν ἀμέλει μάλιστα ὁ τῶν ἐπιστολῶν αὐτοῦ χαρακτὴρ, τὸν ἀπὸ χεῖρας διάλογον, ὃς ἐπιστολαῖς προσήκει, μετ' εὐπρεπείας ἀποτυπούμενος· καὶ οὐδέ ἐστί τις τῶν συνεγνωσμένων Ἀριστοτέλει παρὰ τὸν ἐπιστολικὸν χαρακτῆρα προσόμοιος.*

Wir haben ſchon im erſten Theile dieſer kleinen Aufſätze einige Bemerkungen über die Frage ausgeſprochen, was überhaupt von der Exiſtenz von Briefen ausgezeichneter Männer alter Zeit, und der Sammlung und Aufbewahrung derſelben für ſpätere Zeiten zu halten ſein dürfte [1]). Den allgemeinen Gründen, welche uns nöthigten, jene Frage bejahend zu beantworten, geſellen wir hier noch eine Bemerkung hinzu, welche aus der Vergleichung zweier verſchiedener Perioden menſchlicher Bildung gleichſam von ſelbſt erwächſt. Wollen wir nämlich den Briefwechſel und die Exiſtenz von Briefen und Briefſammlungen eines Ariſtoteles, Philipp, Alexander, Antipater, Theophraſtos, u. A. aus allgemeinen Gründen, wie z. B. diejenigen, deren ſich Aſt bedient, beſtreiten, ſo werden wir uns ſofort gezwungen ſehen, daſſelbe Verdammungsurtheil auch auf die, ſo viel ſpätere Zeit des wiedererwachenden wiſſenſchaftlichen Geiſtes im Abendlande, namentlich in Italien, auszudehnen. Aus jenen Zeiten aber, zu Ende des vierzehnten wie zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, ehe noch die Buchdruckerkunſt jene groſsen Reformen in dem öffentlichen litterärifchen Verkehr hervorgebracht hatte, ſind uns Briefe faſt von jedem der damaligen ausgezeichnetſten Geiſter aufbehalten, und unter dieſen ſelbſt ſolche, die von ihren Verfaſſern ſchwerlich jemals der Oeffentlichkeit beſtimmt geweſen ſein mochten [2]). Würden die zweifelnden Kritiker,

1) Ariſtotelia, Th. I, S. 191—194.

2) Ein flüchtiger Blick in die Litterärgeſchichte jener Jahrhunderte lehrt zur Genüge, wie ausgebreitet und lebhaft der Briefwechſel nicht nur unter den Gelehrten jener Zeit ſelbſt war, ſondern wie auch Fürſten und Könige, Schützer und Pfleger der Wiſſenſchaften, in denſelben verflochten wurden. Ueber

wenn uns dieſe Zeiten ebenſo fern als die des Weiſen von Stagira lägen, von den Briefen jener Männer aber ebenfalls nur einzelne Spuren auf uns gekommen wären, anders über dieſe, als über jene urtheilen? würden ſie nicht vielleicht von Briefen eines Cosmus und Lorenzo von Medici, eines Philelphus, Aurispa, Poggius, Politian, und Anderer ebenſo bedenklich zweifelnd reden, als von denen eines Platon, Ariſtoteles, Theophraſt, Philipp, und Alexander? und fehlten denn etwa den Letzteren

---

die Beſchaffenheit des gröſseren Theiles dieſer Briefe ſpricht ſich der würdige Heeren (Geſchichte der claſſ. Litteratur im Mittelalter (Hiſtor. Werke, Th. V, S. 327..)) folgendermaſsen aus: „Dieſe Briefe, die ſtets lateiniſch geſchrieben wurden, hatten, auſser dem gewöhnlichen Zweck, Nachrichten zu ertheilen, auch ſehr oft einen andern: ſich auszuzeichnen. Ein ſchön geſchriebener Brief war das vollgültigſte Zeugniſs von dem Kopfe und den Kenntniſſen ſeines Verfaſſers, und deshalb ſuchten nicht nur junge Leute ſich dadurch zu empfehlen, ſondern auch Männer von Anſehen ihren Ruf dadurch zu erhalten. Die Brieſſammlungen, die man aus dem Alterthume hatte, erzeugten damals ähnliche Unternehmungen, indem die Sammlungen bald noch von ihren Verfaſſern ſelbſt, wie von Politian, bald nach ihrem Tode von Andern, wie die des Ambroſius und Anderer, herausgegeben wurden. Man wandte alſo auf ſeine Briefe groſsen Fleiſs, man behielt Abſchriften davon, man revidirte und verbeſſerte ſie; und welche Schätze dadurch das Zeitalter uns zurückgelaſſen hat, weiſs jeder, der nur etwas mit demſelben bekannt iſt.“ — Wie lange aber würden ſie ſich deſſenungeachtet ohne die Erfindung der Buchdruckerkunſt erhalten haben? und würden wir vielleicht ſchon jetzt noch viel mehr davon beſitzen, als uns von den alten ächten Brieſſammlungen übrig geblieben iſt? — Ueber den früheren lebhaften brieflichen Verkehr der Gelehrten vor dem XIVten Jahrhunderte vergl. man Jourdain: Recherches critiques sur l'âge et l'origine des anciennes traduct. latines d'Aristote, p. 221. (S. 211 der deutſchen Ueberſetzung).

die Motive, welche der Erſteren ſo lebhafte, ausgebreitete und ſorgfältige Correſpondenzen veranlaſsten?

Im Kreiſe der Schüler des Ariſtoteles und Theophraſtos befanden ſich Individuen aus faſt allen Theilen der helleniſchen Welt; aus Rhodos, Cypern, und andern Inſeln des Mittelmeers, ſelbſt aus Kleinaſien's Städten ſtrömten ſie nach dem Sitze der Wiſſenſchaften, Athen, zuſammen. Aber bei weitem nicht alle blieben daſelbſt ihr Leben lang. Zerſtreut in den verſchiedenſten Gegenden hörten ſie darum doch nicht auf, Verbindungen untereinander, und beſonders mit den zu Athen wohnenden Freunden und früheren Genoſſen zu unterhalten, wozu ſie neben dem Bedürfniſſe des Gemüths auch das litterariſche Intereſſe antreiben muſste. So iſt uns ein Bruchſtück eines Briefes eines Schülers von Ariſtoteles, des bekannten Eudemos von Rhodos, an den Theophraſtos aufbehalten, in welchem er denſelben um Ueberſendung eines guten und vollſtändigen Exemplars von des Ariſtoteles Phyſik erſuchte, weil in ſeiner eignen Handſchrift das fünfte Buch voller Fehler und Unrichtigkeiten ſei [1]). Des-

1) S. Simplic. ad Auſcultat. phyſic., fol. 216, a, lin. 7, der aus Andronikos von Rhodos geſchöpft zu haben ſcheint. Der Interpret handelt dort von der verſchiedenen Benennung der Bücher: Phyſic. Auſcultat., zufolge deren die fünf erſten den Titel „Phyſiſche", die drei übrigen, „Von der Bewegung" führten. *Εἴρηται δὲ* (heiſst es) *καὶ πρότερον ὅτι τὰ μὲν πέντε βιβλία, τὰ πρὸ τούτου* (vor dem VIten) *Φυσικὰ καλοῦσιν, τὰ δ' ἐντεῦθεν τρία περὶ κινήσεως· οὕτω γὰρ καὶ Ἀνδρόνικος ἐν τῇ τρίτῃ βιβλίῳ τῶν Ἀριστοτέλους περὶ κινήσεως διατάττεται, μαρτυροῦντος περὶ τῶν πρώτων καὶ Θεοφράστου γράψαντος Εὐδήμου* [all. *Εὐδήμου, Εὐδήμῳ*] *περί τινος αὐτῷ τῶν διαμαρτημένων ἀντιγράφων κατὰ τὸ πέμπτον βιβλίον. Ἴσὶρ ὦν, φησιν, ἐπίστασθαι καλεύων με γράψαι καὶ ἀποστεῖλαι ἐκ τῶν Φυσικῶν.* S. Brandis im Rhein. Muſ. I, 3, S. 245.

gleichen gedenkt nicht nur der Scholiaſt des Apollonios Rhodios [1]), ſondern auch Diogenes von Laerte ſelbſt im Leben des Theophraſtos [2]) eines Briefes des Ereſiers an ſeinen Freund, den Peripatetiker Phanias, aus deſſen von Diogenes mitgetheiltem Bruchſtücke Schneider vermuthete, daſs Theophraſtos die Gewohnheit gehabt, ſeine Schriften einem Kreiſe gebildeter Freunde zur Beurtheilung vorzulesen [3]); und Cicero meldet in einem Briefe ſeinem Atticus [4]), daſs er den Brief des Dikaiarchos an ſeinen Mitſchüler und Zeitgenoſſen Ariſtoxenos nicht auffinden könne.

Daſs überhaupt ſchon zur Zeit des Ariſtoteles, und fort und fort nach derſelben, Briefwechſel unter den bedeutenden Männern Statt gefunden habe, dies läugnen wollen, heiſst, genau genommen, gegen alle hiſtoriſchen Zeugniſſe, ſowie gegen alle Beweisgründe, welche aus Zeit- und Bildungsverhältniſſen für die Sache offenbar zu Tage liegen, unbegründeten Widerſpruch erheben. Es fragt ſich alſo nur, ob es glaublich ſei, daſs Briefe aus dieſer Zeit aufbehalten worden, und ſomit Späteren zugänglich geweſen ſeien. Aber auch über die Beantwortung dieſer Frage kann man nicht lange zweifelhaft bleiben.

Buhle De Ariſtotelis libris exotericis et eſotericis, in Ariſt. Opp. Vol. I, p. 136 Bip.

1) Ad I, v. 972.

2) Lib. V, ep. 37. *Οἵνεκ τά τε ἄλλα καὶ περὶ δικαιοσύνης τοιαῦτα διείληπται ἐν τῇ πρὸς Φανίαν τὸν Περιπατητικὸν ἐπιστολῇ· Οὐ γὰρ ὅτι πανήγυριν, ἀλλ' οὐδὲ συνέδριον ᾤμοσεν εἶδον τοῦ βούλεται λαβεῖν· αἱ δ' ἀναγνώσεις ποιοῦσιν ἐναντιοφάνειας· τὸ δὲ ἀναβάλλεσθαι πάντα καὶ ἀριθμεῖν οὐδὲν φέρουσιν αἱ ἡλικίαι. Ἐν ταύτῃ τῇ ἐπιστολῇ*, ſetzt Diogenes hinzu, *σχολαστικὸν (ἑαυτὸν? Schneid.) ὠνόμασεν.*

3) Schneider ad Theophraſti Opp., Vol. V, p. 216.

4) Epiſt. ad Attic. XIII, ep. 32.

Die Abfaſſung ſowohl wie die Beförderung eines Schreibens [1]) waren bei den Alten in eben dem Maſse ſchwieriger und ebendeshalb ein Gegenſtand gröſserer Sorgfalt, als ſie bei uns durch alle äuſsern Umſtände begünſtigt und erleichtert werden [2]). Unzweifelbar wurde daher von ihnen weit mehr Fleiſs und Sorgfalt auf einen Brief verwendet, und ein erhaltener mit weit gröſserer Sorgfalt aufbewahrt, je mehr Werth ein ſolches „Geſchenk“, wie es der Rhetor Tiberius ſehr paſſend nennt, damals für den Empfänger hatte und haben muſste. Die ſorgſame Aufbewahrung von Briefen erſcheint mir wenigſtens um vieles glaublicher, als die gleichgültige Achtloſigkeit, mit welcher man ſie, wenn wirklich ächte Briefe eines Ariſtoteles, Philipp, Alexander, und ihrer Zeitgenoſſen im Alterthume nicht vorhanden geweſen, der Vernichtung überlaſſen haben müſste. Cicero war ſicherlich beſſer als wir über die Verhältniſſe einer Zeit unterrichtet, von welcher ihn kaum ſoviel Jahrhunderte als uns Jahrtauſende trennten; und Cicero ſpricht von Briefen des Philipp, Alexander, Antipater, Antigonos, Platon, Demoſthenes, Epikuros, und Anderer ganz unbefangen, und ohne irgend einen Zweifel gegen die Möglichkeit weder ſolcher Correſpondenzen überhaupt, als ihrer Erhaltung und Ueberlieferung an ſpätere Zeiten zu äuſsern [3]). Aus dem einzigen Plutar-

1) Intereſſante Einzelheiten hierüber liefern Cicero's Briefe an Atticus. Vergl. I, ep. 13, §. 1, 4; ep. 16, §. 16; ep. 18, §. 2; II, ep. 19, extr.; ep. 20, §. 3; ep. 20, §. 5.

2) Wie unendlich ſchwierig muſste es ſein, von Sardes nach Athen einen Brief zu befördern! und doch ſtand Xenophon mit ſeinem Freunde Proxenos in Briefwechſel. Vergl. Diog. Laert, II, 49. Xenoph. Exped. Cyri, III, ep. 1, §. 4, 5.

3) Cic. De Offic. II, 14, 48; II, 15, 53. Tuſc. IV, 36. Brut. ep. 31. Orat. ep. 4, §. 15. Academ. IV, 30. De Finib. II, 30. Ad Attic. I, 6.

chos laſſen ſich eine groſse Menge von Zeugniſſen für die Erhaltung von Briefen aus der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Zeit beibringen, und Plutarchos war kritiſch genug, nicht Alles von ſolchen als ächt und alt auf- und anzunehmen [1]). Aber er erwähnt Briefe des Philippos [2]), Alexander [3]), der Olympias [4]), des Agesilaos [5]), Lyſimachos [6]), und Anderer in einer Weiſe, welche uns über ſeine Anſicht von deren Exiſtenz kein Bedenken übrig läſst. Höchſt intereſſant iſt namentlich die Anekdote, welche er von den durch die Athener aufgefangenen Briefboten (γραμματοφόροις) des Philipp von Makedonien erzählt; wobei das Verfahren der Athener, welche den an die Olympias gerichteten Brief ihres Feindes unerbrochen lieſsen, als ein ſchöner Zug ihres feinen Schicklichkeitsgefühls erſcheint. Ein ſprechendes Zeugniſs für den ſchriftlichen Verkehr unter den Diadochen Alexander's giebt ferner die von demſelben Plutarchos aufbehaltene Erzählung eines Betrugs, welchen ſich Lyſimachos mit einem im Namen des Ptolemaios an den Pyrrhos geſendeten Briefe erlaubte [7]); anderer Zeugniſſe deſſelben Schriftſtellers zu geſchweigen.

Noch

1) Man ſehe nur die Kritik, mit welcher er über die Briefe der Ephoren und des Lyſander als ſpäterer Rhetoriker Erfindungsſtückchen aburtheilt. Vit. Lyſandri, c. XIV.

2) Plutarch. De garrulitate, Vol. VIII, p. 32 Reisk., vergl. Cic. ad Attic. I, 6. Praecept. Reipubl. gerend., Vol. IX, p. 191 Reisk.

3) Plutarch. Amator., Vol. IX, p. 46 R. Briefe des Alexander an den Krateros, Attalos, Alketas, Antipater, Vit. Alex., c. 55, Vol. IV, p. 125; an Leonidas, Vol. IV, p. 61; an Parmenion, Vol. IV, p. 58; an Peucestes, Vol. IV, p. 97; an Antipater, Vit. Alexandri, c. 39.

4) Plut. Vit. Alexandri, cp. 79.

5) Plut. Vit. Agesil., cp. 13; Apophthegmat., Vol. VI, p. 722, 723, 787, 788, 799. Plutarch ſchöpft hier aus Hieronymos v. Rhodos.

6) Plut. Vit. Pyrrhi, cp. 13, Vol. II, p. 727.

7) Plut. Vit. Pyrrhi, cp. 6, Vol. II, p. 727 R.

Noch reichhaltigere Notizen über den Briefwechſel der Alten bietet Athenaios dar. Auch er kannte Briefe des Alexander und ſeiner Zeitgenoſſen, wenn auch nicht mehr durch eigne Anſchauung, doch ohne Zweifel aus älteren Anführungen. Und wenn auch manche der von ihm angeführten Briefe berühmter Könige, Feldherren, Redner, und Philoſophen, wie Alexander, Parmenio, Olympias, Dionyſios von Sicilien, Epikuros, Eratoſthenes, Hieronymos Rhodios, Lyſias, Platon, Speuſippos, Metrodoros, Machon, Polemon von Samos, Theopompos, ſpäteren Verfaſſern angehören mögen: ſo möchte es doch ſchwer halten, über alle daſſelbe Urtheil zu begründen [1]). Daſs Diogenes Laertios von ſehr vielen Philoſophen, deren Lebensumſtände er ſchildert, Briefe in den Verzeichniſſen ihrer Schriften anführt, iſt ſchon anderswo bemerkt worden [2]). Ohne uns hier alſo auf weitläufige Aufzählung der einzelnen Stellen einzulaſſen, bemerken wir nur

1) Die hierhergehörigen Stellen des Athenaios ſind folgende: Briefe des Alexander und Anderer an ihn, Deipnoſ. I, p. 22, d. II, p. 42, f. XI, p. 784, a. IX, p. 393, c. Briefe des Parmenio an Alex., XI, p. 781, f. XIII, p. 607, f. Brief der Olympias an Alexander, XIV, p. 659, f. Briefe des Dionys an Speuſippos, VII, p. 279, e. XII, p. 546, d. Briefe des Epikuros an Hermachos, XIII, p. 588, b. Briefe des Eratoſthenes, X, p. 418, a. XI, p. 482, a. (Vergl. Bernhardy Eratoſthenica, p. 199 — 202.) Briefe des Hieronymos v. Rhodos, X, p. 435, a. Briefe des Lyſias, XIII, p. 592, e. Briefe des Platon und Speuſippos, XII, p. 527, c. XI, p. 506, e. (Vergl. Plutarch. De discrim. adulat. et amici, T. VI, p. 257 Reisk.). Briefe des Metrodoros, XII, p. 546, f. VII, p. 279, f. p. 280, a. Des Machon, Lehrers des Grammatikers Ariſtophanes, VIII, p. 345, f. Des Polemon v. Samos, VIII, p. 346, b. Des Theopompos, XIII, p. 595, a. p. 586, c.

2) Ariſtotelia, Th. I, S. 191.

ein bei ihm befindliches, vorzüglich wichtiges Zeugnifs über unſern Gegenſtand.

Panaitios und Sofikrates[1]) nämlich behaupteten, daſs von allen Schriften, welche Diogenes, Andern folgend, dem Ariſton von Chios, Schüler des Zenon und Polemon, beilegt, nur die Briefe an den Kleanthes in vier Büchern dieſem, die ſämmtlichen übrigen dagegen dem gleichnamigen Peripatetiker Ariſton von Keos zuzuſchreiben ſeien[2]). Alſo ſchon zu den Zeiten jener beiden Kritiker exiſtirte eine Sammlung von Briefen eines Philoſophen, deſſen Zeitalter von dem des Ariſtoteles nicht allzu fern liegt. Und was die Correſpondenz von Königen und Feldherren betrifft, ſo haben wir des Gellius ausdrückliches Zeugnifs dafür, daſs z. B. Briefe des Alexander an die Olympias den älteſten Bearbeitern der Geſchichte des makedoniſchen Eroberers bekannt geweſen ſind[3]). Wiſſen wir doch ſelbſt aus Lukianos, daſs der Demagoge Kleon der erſte geweſen, der, in dem Briefe, in welchem er dem Atheniſchen Volke die Einnahme von Sphakteria meldete, ſich der Ueberſchrift *Χαίρειν* bedient habe[4]).

Zum Schluſſe alſo: So unbedingt ich die vorliegenden Ariſtoteliſchen Briefe, als unächt, verwerfe: ſo innig bin ich überzeugt von dem Vorhandengewe-

---

1) Sofikrates iſt der Verfaſſer einer aus mehreren Büchern beſtehenden, von Athenaios und Diogenes Laertios mehrmals erwähnten Philoſophengeſchichte (*Διαδοχὴ τῶν φιλοσόφων*), ſ. Voſſius De Hiſtoricis graecis, p. 415; und dieſe Notiz iſt ein neuer Beleg dafür, daſs in den biographiſchen Werken der Alten auch über die Schriften der Philoſophen kritiſch gehandelt wurde.

2) Vergl. Diogen. Laert. VII, 163.

3) Gell. Noctt. Att. XIII, 4.

4) Ausführlich handelt über dieſen Gegenſtand Caſaub. ad Diog. Laert. III, 61, p. 199 ff. ed. Meibom.

ſenſein einer umfaſſenden Sammlung ächter wirklicher Briefe des Stagiriten [1]) im Alterthume, wenn es auch aus mehr als einem Grunde zweifelhaft bleibt, ob dies gerade die des Artemon [2]) geweſen ſei; und ſo meine ich denn auch die Vermuthung ausſprechen zu dürfen, daſs ſpätere Notizenſammler und Anekdotenkrämer ſolchen Briefſammlungen manches Intereſſante und Wichtige verdankt haben mögen.

Doch jetzt zurück zu den von uns zu behandelnden Briefen des Stagiriten ſelbſt. Trotz ihrer Armſeligkeit nämlich ſieht man doch, wie ſchon oben bemerkt worden, ſelbſt bei nur einiger Bekanntſchaft mit den Werken des Ariſtoteles, daſs der unbekannte Verfertiger dieſer Briefe ſich hin und wieder abgemüht habe, ſeinem Stile Aehnlichkeit mit dem des Stagiriten zu geben; und daſs er zu dieſem Behufe nicht nur einzelne Wörter, ſondern auch ganze Wendungen und Sentenzen von demſelben erborgt habe. Die Beweiſe dafür ſollen in den Anmerkungen zu den einzelnen Briefen ſofort gegeben werden. Zuvor nur noch einige Worte über dieſelben, mit Bezug auf denjenigen Alten, welchem wir unter Allen die genaueſte Kunde über die Briefe des Stagiriten verdanken, den Grammatiker Tiberius, den muthmaſslichen Verf. des Schriftchens *Περὶ Ἑρμηνείας*. Es ſcheint uns nämlich rein unmöglich, daſs unter der Artemoniſchen Sammlung, welche jener ſcharfſinnige Grammatiker noch kannte und benutzte, dieſe uns aufbehaltenen Briefe mitbegriffen geweſen ſein können [3]). Sie widerſtreiten augenſcheinlich faſt in Allem denjenigen Grundſätzen, welche er, eben aus den ächten

1) S. Ariſtotelia, Th. I, S. 204.

2) S. Ariſtotelia, Th. I, S. 205.

3) Vergl. auch St.-Croix Examen critique, p. 202.

Ariſtoteliſchen Briefen, für die epiſtolographiſche Kunſt ſeiner Zeit entwickelt. Hiervon kann man ſich, ſelbſt bei flüchtigem Durchleſen der hierhergehörigen Stelle ſeiner Schrift [1]), überzeugen. Da indeſſen nicht jeder unſerer Leſer das treffliche Büchlein ſogleich zur Hand hat, ſo wird vielleicht eine kurze Aufführung der dort gegebenen Vorſchriften nicht unwillkommen ſein.

1) Zuerſt nämlich macht der Verfaſſer aufmerkſam auf den von Artemon überſehenen Unterſchied des dialogiſchen und des brieflichen Kunſtſtils. Der Dialog iſt Nachahmung des autoſchediaſtiſchen Vortrages. Der Brief wird ſchriftlich verfaſst, und gleichſam als ein Geſchenk überſendet. Daher ſind in ihm häufige Auslaſſungen der Verbindungspartikeln, und ſomit unverbundenes Anreihen von Sätzen nicht erlaubt, welches im Dialog durch die hinzutretende Deklamation verdeckt wird, und ſogar dem Ganzen eine friſchere, lebendigere Farbe giebt.

2) Epiſtel und Dialog treffen darin überein, daſs beide einen ethiſchen Ausdruck erfordern. Denn, faſt liefert jeder in ſeinem Briefe ſein Abbild.

3) Tiberius warnt vor übermäſsiger Ausdehnung im Umfange des Briefes und geſuchter Erhabenheit in der Darſtellung, damit nicht Abhandlungen daraus würden, die von einem Briefe nichts als das vorgeſetzte *Χαίρειν* hätten [2]).

4) Man ſoll ferner die Worte nicht auf Schrauben ſtellen, als ſchriebe man eine Anklageakte, und keinen Brief, und im Periodenbaue und Ausdrucke ſich ungezwungen und frei bewegen.

---

1) *Περὶ Ἑρμηνείας*. §. 231 — §. 244. (p. 124 — 126 Fiſch.).

2) Ein von ſpäteren Briefſkriblern wohl beachteter Fingerzeig. Vgl. (Pſeudo-) Iſocratis Epiſt. II ad Philipp. p. 245, med. Tauchn.

5) Hinſichtlich des Stoffes giebt es eben ſo gut wie in der Darſtellungsweiſe Eigenthümliches für die Epiſtolographie, philoſophiſche und phyſiologiſche Gegenſtände gehören nicht in einen Brief; denn ein ſolcher ſoll ſeiner Natur nach ein kurzer Ausdruck des Wohlwollens (φιλοφρόνησις σύντομος) ſein, und in einfacher Auseinanderſetzung einer einfachen Sache beſtehen. Sein Schmuck ſind wohlwollende Freundſchaftsbezeigungen, und dem Leben entnommene Wahrheiten in ſprüchwörtlicher Form. Wer mit Sentenzen und Ermahnungen um ſich wirft, verfehlt ganz den Briefſtil.

Soweit der genannte Tiberius, aus deſſen, ſo eben kurz dargeſtellten Regeln wenigſtens ſoviel unläugbar hervorzugehen ſcheint, daſs die heutigen Ariſtoteliſchen Briefe durchaus nichts Aehnliches mit jenen in der Sammlung Artemon's befindlichen haben; und daſs ihre Abfaſſung wohl erſt in eine Zeit geſetzt werden muſs, in welcher jene ächte Sammlung ſchon untergegangen war; alſo mindeſtens erſt nach Gregorios von Nazianz und David dem Armenier, welcher Letztere zu Anfange des VIten Jahrhunderts geſtorben zu ſein ſcheint [1]). Ja, dürften wir, was nicht unwahrſcheinlich iſt, annehmen, daſs noch der Patriarch Photios von Konſtantinopel die Sammlung Artemon's kannte [2]), ſo möchte wohl zwiſchen dieſen, heutiges Tages ſogenannten Briefen des Ariſtoteles und dem Weiſen von Stagira ſelbſt mindeſtens ein Zeitraum von mehr als tauſend Jahren liegen.

1) Ariſtotelis, Th. I. S. 206.

2) Ebendaſ. S. 208.

Bemerkungen.

I.

Erſter Brief des Ariſtoteles an Philippos.

Οἱ τὰς ἡγεμονίας ἀναλαμβάνοντες κ. τ. λ.] Mit dieſen und den folgenden Worten ſollen die wahren Könige bezeichnet werden, von denen der Stagirit Ethic. Nicom. VIII, cp. 10, §. 2... ſagt, daſs ſie im Gegenſatze zu den Tyrannen nicht auf ihr eignes, ſondern ſtets nur auf das Wohl ihrer Unterthanen bedacht ſeien. Das iſt nun zwar recht ſchön, aber mit dem Gedanken iſt noch nicht die Ausdrucksweiſe für denſelben — *οἱ τὰς ἡγεμονίας ἀναλαμβάνοντες* — Ariſtoteliſch, oder auch nur, wie es mich bedünkt, überhaupt Griechiſch. Vornehmlich verſtehe ich nicht das *ἀναλαμβάνειν*, was ſonſt gewöhnlich ſoviel iſt als: rem, quam antea miſſam feceris, reſumere ſ. repetere. So z. B. Ethic. Nic. I, cp. 4, in. *λέγωμεν ἀναλαβόντες τὰ εἰρημένα*, X, cp. 6, ebendaſ. *ἀναλαβόντες τὰ εἰρημένα*, und ſo unzählige Mal bei Ariſtoteles, ſowie auch bei Platon (ſ. Stallb. ad Criton. p. 46, C. Apolog. cp. 8.). Freilich kann es auch ſchlechtweg heiſsen: „aufnehmen, was man vorher nicht gehabt hat“, vergl. Pauſan. I, cp. 4, §. 8. *ἀναλαβόντες ἐπὶ τὰ κατωτερώματα τοὺς Ἕλληνας*. Herod. I, 166. Thucyd. VIII, 23. Schol. ad Thucyd. VII, 26. S. Siebelis zu der angef. Stelle des Pauſan. Aber zu unſerer Redensart kann ich ſelbſt eine analoge, wie etwa *ἀρχὴν ἀναλαμβάνειν*, nicht nachweiſen. Auch der Ausdruck *ἡγεμονία* ſcheint nicht an ſeinem Orte zu ſtehen. Ariſtoteles gebraucht ihn, ſoviel ich weiſs, nur in

ſeiner eigentlichen Bedeutung, vergl. De Republ. IV, cp. 9, p. 136, l. 2 ed. Göttl., wogegen bei Kirchenſchriftſtellern, wie Theodoretus, die allgemeine Bedeutung: **Herrſchaft, ganz gewöhnlich iſt.** — Die folgenden Worte:

οὐχ ὑπὸ τύχης, ἀλλ' οὐδ' ἀπὸ τῆς φύσεως προηγμένοι] miſsverſtand unſtreitig Zell, wenn er überſetzt (Ferienſchriften, Th. I, S. 158): „Diejenigen, welche die Herrſchaft führen zur Wohlfahrt der Untergebenen, nicht bloſs weil ſie durch Zufall oder **Natur** obenanſtehen, verlaſſen ſich **nicht** auf ihre Gewalt, u. ſ. f.“. Zuvörderſt nämlich lieſt er *οὐ* vor *ταῖς ἀρχαῖς*; aber dies bezeichneten ſchon Pacius und Duval als verdächtig, bei Andern fehlt es ganz. Es ward aber von denen zugeſetzt, die den negativen Sinn des ganzen Satzes nicht verſtanden. *Προηγμένοι* heiſst nämlich nicht **obenanſtehend**, ſondern **verleitet, hingeriſſen**, (Cujac. „neque natura adducuntur) vergl. Plut. de cap. ex hoſtib. util., T. VI, p. 328 R. *ἂν λοιδορῆσαι προσαχθεῖς*, De gen. Socrat., T. VIII, p. 323 *προσαχθεὶς ὑπ' ὀργῆς*, und der Sinn des Ganzen iſt dieſer: „Die wahren, guten Herrſcher laſſen ſich weder durch ihr Glück (denn ſo gebraucht unſer Verfaſſer *τύχη*) noch durch ihr Naturell verleiten, auf ihre Herrſchermacht zu vertrauen.“ Doch kann man bei *φύσις* auch an den ſpäteren Sprachgebrauch denken, dem zufolge es die (edle) Abſtammung bedeutet. Vergl. z. B. Theodoret. Opp. T. I, p. 547 ed. Schulze. Ueber *ἀλλ' οὐδ'*, welches Zell ebenfalls unrichtig gefaſst zu haben ſcheint, ſ. Heindorf ad Plat. Gorg. p. 476. Erſ. Obſſ. crit. in Ath. p. 25., auf die ſchon Paſſow unter *ἀλλά* verweiſet. Auf den vielbeſprochenen Unterſchied des *ἀπό* und *ὑπό* c. genit. in cauſaler Bedeutung iſt hier ſich einzulaſſen nicht der Ort; doch ſcheint der Verfaſſer *ὑπὸ τῆς τύχης* geſchrieben zu haben, weil *ἀπὸ τύχης* in der Bedeu-

tung von *κατὰ τύχην* zweideutig gewesen wäre. Mit Unrecht aber verwarf Zell ad Eth. Nicom. X, cp. 5, Comment. p. 445, die Lesart *τὰ ὑπὸ τέχνης* in der Bedeutung: ea, quae arte confecta sunt, als ungriechisch.

αἷ μεταπίπτειν εἰώθασιν] Das Wort *μεταπίπτειν* scheint der Verfasser nach dem Sprachgebrauche des Aristoteles, der sich dessen öfters bedient, mit Bedacht gewählt zu haben. Vergl. de Art. poët. cp. XIII, §. 4, Herm., wo daselbe, mit *μεταβάλλειν* verbunden, von dem Glückswechsel in der Tragödie gebraucht wird, ferner Ethicor. Nicom. VIII, cp. 3, §. 5, wo es binnen einigen Zeilen dreimal wiederkehrt; daher wendet es denn auch unser Briefsteller sofort zu Ende dieses Briefes wieder an. Dass auch Spätere diesen Ausdruck gebrauchten, erhellt aus Theodoretus, (Opp. omn. I, p. 1408) wo *μεταπίπτειν εἰς δουλείαν* für *ἐμπίπτειν* gesagt wird. Vergl. Plutarch. Moral., T. VI, p. 581 und 405. VIII, p. 201 Reisk. *μετάπτωσις ὀξεῖα ὁρμῶν.*

εὖ καὶ σφόδρα σοφῶς πολιτευόμενοι] Patritius: recte, et valde sapienter civitatem regentes. Richtiger wohl: recte, valdeque sapienter statum conditionemque suam in regenda civitate tuentes.

οὐδὲν γὰρ τῶν ἐν ἀνθρώποις βέβαιον] Ein abgedroschener und hier unendlich breit getretener Gemeinplatz. Es war an den angeführten Worten ausreichend genug; nur einem Deklamator, wie unser Verfasser, nicht. Von diesen Leuten gilt, was Bentley (De Phalarid. epp. p. 47) sagt: a mediocritate abhorret sophista, non nisi superlationibus delectatur et in simpulo etiam fluctus movet. Ueber *ἐν τοῖς ἀνθρώποις* ist nachzusehen Heindorf ad Platon. Lys. p. 211, E, §. 20.

Der Satz: „Nichts von den menſchlichen Dingen iſt dauernd und feſt", wird nun variirt durch das Folgende: „nicht einmal die Sonne im Laufe eines Tages, (denn ſo verſtehe ich ὁ μέχρι τῆς ἑσπέρας ἥλιος) welche ſich urplötzlich (ταχείᾳ ῥοπῇ — ähnlich dem: ῥοπῆς οὐδεμίας παρελθούσης, d. i. momento horae, bei Theodoretus, Opp. T. III, p. 991) verändert". Hier geſtehe ich ein, weder überhaupt den Vergleich genau zu verſtehen, noch vornehmlich die Worte ſelbſt hinreichend erklären zu können. Wahrſcheinlich iſt als Objekt zu beiden Verbis ἑαυτόν zu ſuppliren. Dabei iſt jedoch zu bemerken, daſs Cujacius lieſt: οὐδ' ὁ μέχρι τῆς ἑσπέρας κ. τ. λ., und dem gemäſs überſetzt: aut quod non usque ad veſperam Solis curſus acerba et aſpera (τραχείᾳ für ταχείᾳ) perturbatione commutet et in alium locum transferat. Nur vermiſſe ich, um dieſen Sinn herauszubringen, eine zweite Negation zu den beiden Verbis, nämlich μὴ nach ῥοπῇ. Zell hat a. a. O. bei Ueberſetzung dieſes Briefes dieſe Worte klüglich ausgelaſſen. — In den folgenden Worten:

Ποικίλλουσα — — μετασκευάζεται] iſt mehreres Anſtöſsige. Zuerſt fehlt jede Verbindungspartikel; dann aber iſt der Sinn der Worte ſelbſt völlig dunkel; ich kann nämlich dieſelben nicht anders als ſo überſetzen: Die Natur, (Cujacius überſetzt: Fortuna) indem ſie in die ſämmtlichen Lebensläufe durch unſere Leiden eine Abwechſelung bringt, wie ſie die Tragödien durch die Action des Schauſpielers erhalten, verändert (dieſelben). — Abgeſehen von der Schwierigkeit der grammatiſchen Erklärung der Worte: καθάπερ τραγῳδίας ὑποκρίσει, verſtehe ich hier wieder den ganzen Vergleich nicht. Ebenſo unerklärlich iſt mir der Gebrauch von μετασκευάζεται, wozu

ich τοὺς βίους ergänzen zu müſſen glaubte, da ich es, auf ἡ φύσις mit ſeiner medialen eigenthümlichen Bedeutung bezogen, gar nicht verſtand. Patritius freilich überſetzt unbedenklich: varians vitas omnes ficuti tragoedias fictione noſtris malis natura transmutatur. Mir kommt es vor, als ſei die ganze Dunkelheit veranlaſst durch den Verfaſſer ſelbſt, welcher ſeine obige Sentenz gern mit einer von der Tragödie hergenommenen Vergleichung variiren und verbrämen wollte, um dadurch ſeinem Briefe auch einen äſthetiſchen Anſtrich in Ariſtoteliſcher Weiſe zu geben. Ob ταχείᾳ oder τραχείᾳ geleſen werde, ändert in der Sache nichts. — Nicht viel beſſer durchſchaut man den Zuſammenhang mit dem Folgenden. Zuvörderſt iſt wohl dort τὸν αὐτὸν τρόπον zu ſchreiben, für τὸν ἄλλον τρόπον, wiewohl auch dies ſich allenfalls erklären lieſse; der Sinn iſt dann dieſer: Wie jedes einzelne von den, der Erde entſprieſſenden Dingen einen Kulminationspunkt ſeiner Blüthe und Vollendung hat: alſo ſcheint auch dies bei dem Menſchen der Fall zu ſein. Auffallend iſt hier die Uebertragung des Ausdrucks ἀνθεῖν auf den Menſchen, ſowie der Ausdruck τοὺς ἄνδρας, wenn dies nicht etwa ſoviel heiſsen ſoll, als: die ausgezeichneten Männer, worauf das πολὺ τῶν ἄλλων διαφέρειν faſt ſchlieſsen läſst. Ἀναλαμβάνεσθαι τὰς ἀκμάς möchte ebenfalls ſchwer aus guten Schriftſtellern nachzuweiſen ſein; ähnlich iſt die Redensart: ἀναλαμβάνειν τὴν σάρκα bei Kirchenſkribenten.

διὸ πειρῶ —] Dieſe imperativiſche Wendung, ſowie das ächt Ariſtoteliſche διό, liebt unſer Verfaſſer gar ſehr. Man leſe nur, Brief II an Philippos: διόπερ δεῖ τοὺς νοῦν ἔχοντας —. Ebendaſelbſt: ὅθεν πειρῶ πρόθυμος μὲν εἶναι ταῖς εὐεργεσίαις ἔποχος δὲ τοῖς θυμοῖς. Brief III an Philippos: διὸ — εὐλαβοῦ, — ἤγου, — λογίζου. Brief IV (an Theophraſtos): Διὸ φημὶ δεῖν — μὴ ἀδικεῖν.

u. a. dgl. Auch kommen dergleichen Wendungen in andern Briefen vor, wie in den Briefen des Arkesilaos bei Diog. Laert. IV, 44 πειρῶ οὖν — — — δίκαιος ἡμῖν εἶναι. — Dagegen iſt wieder προϊστασθαι τῆς Ἑλλάδος geſagt nach Herodot. V, 49, 11 ὅστις προϊστάτης τῆς Ἑλλάδος.

μηδὲ τοῖς λήμασι στιβαρώτερον] Abgeſehen von der ganzen Redeweiſe erregen hier auch die einzelnen Worte gerechten Anſtoſs. So iſt λῆμα ein, meines Wiſſens, rein dichteriſches, beſonders häufig bei den Tragikern vorkommendes Wort. Vergl. Aeſchyl. Perſ. V. 53 und daſelbſt Blomfield. Sept. adverſ. Theb. V. 444. Eurip. Heraclid. v. 702. Epigr. ap. Plut. De malignit. Herod. I, IX, p. 463 R. εὐτόλμῳ ψυχῆς λήματι πειθόμενοι. S. ebend. p. 465 λήματι μὲν καὶ ῥώμῃ οὐχ ἧσσονες ἦσαν. Sehen wir ferner auf den Sinn, ſo bemerken wir, daſs zwei Dinge geſchieden werden, von welchen das letztere vollſtändig im erſteren enthalten iſt. Es war hinlänglich, den Briefempfänger vor Anwendung tyranniſcher Regierungsgrundſätze zu verwarnen, denn das hartnäckige Durchſetzen von Willensmeinungen (ſo verſtehe ich das λήμασι στιβαρώτερον) iſt ja eben eine Eigenthümlichkeit des Tyrannen. Wozu alſo die fortgeſetzte ebenſo ängſtliche als nichtsſagende Scheidung zweier weſentlich gleicher Dinge? Lieſt man mit Patritius und Cujacius ληρήμασι ſtatt λήμασι, ſo iſt man auch um nichts beſſer daran. Denn weder dieſe Worte noch des Cujacius Ueberſetzung derſelben: neque ineptiis validius, (ſcil. in imperio Graeciae te geras) geben irgend einen paſſenden Sinn. Beſſer wäre λήμμασι, wo denn Philipp gewarnt würde, die Griechen nicht durch Gelderpreſſungen zu drücken, wenn es nur zu dem Folgenden paſſen wollte. — Unter ἀβουλία ſcheint der Verfaſſer den Gegenſatz der von Ariſtoteles Ethicor. Nicomach. VI, cp. 9 ge-

ſchilderten εὐβουλία verſtanden zu haben. Solche ἀβουλία warf Diogenes dem Philipp vor, Plut. De discrim. adulat. et amici, T. VII, p. 259 R.

In den Worten: δεῖ γὰρ — ἀξιῶντας, wird etwas ſchon zu Anfange des Briefes Angedeutetes wiederholt. Sprachlich iſt hier zweierlei zu bemerken: nämlich 1) das beliebte Ariſtoteliſche τοὺς νοῦν ἔχοντας τῶν —, welche Redeweiſe auch im zweiten Briefe an den Philipp, wie in dem gröſseren an den Alexander wiederkehrt; und 2) der hier angewandte Bedeutungsunterſchied der Präpoſition διά, je nachdem ſie mit dem Genitiv oder Accuſativ verbunden wird.

II.

Zweiter Brief des Ariſtoteles an Philippos.

Lobpreiſungen der Wohlthätigkeit, verbunden mit der Schilderung ihrer Nützlichkeit für den ſie Ausübenden, und zum Schluſſe eine Aufforderung an den König Philipp, ſich durch Wohlthätigkeit auch die allgemeine günſtige Stimmung der Menge zu erwerben, machen den ganzen Inhalt dieſes Briefes aus. Der erſte Blick zeigt, wie uns dünkt, daſs der Philoſoph von Stagira unmöglich dergleichen Schreiberei an ſeinen königlichen Beſchützer ſenden konnte. Philipp von Makedonien war nichts weniger als ungebildet. Bei einem durchdringenden ſcharfen Verſtande beſaſs er auch Sinn und Empfänglichkeit für Bildung durch Kunſt und Wiſſenſchaft. Läſst es ſich alſo wohl denken, daſs Ariſtoteles, etwa um ihn zu einem beſondern Akte der Wohlthätigkeit zu bewegen, ihm erſt hätte eine ſo triviale Empfehlung dieſer Tugend ans Herz legen, und ihren Nutzen auseinanderſetzen

müſſen? Im ganzen Briefe aber wird durchaus auf keinen ſpeciellen Fall hingedeutet. Es iſt ganz die einfältige Deklamation eines Moraliſten, mit welcher ebenſogut, und beſſer die geſammte Menſchheit als Philipp von Makedonien angeredet gedacht werden kann. Doch wir wollen auch hier einiges Einzelne betrachten. Gleich in den erſten Worten iſt die Redensart:

τὴν εὐεργεσίαν θεῷ ἰσότιμον παρασκευάζειν] auffallend und anſtöſsig, theils wegen des ſonderbaren Gebrauchs von παρασκευάζειν = darſtellen, von dem uns ähnliche Beiſpiele nicht bekannt ſind; theils wegen des noch auffallenderen θεῷ ἰσότιμον, wovon ich den Sinn nicht begreifen zu können gern eingeſtehe; wenn das Ganze nicht etwa ſoviel heiſsen ſoll: Sehr viele Philoſophen haben die Wohlthätigkeit als gleicher Ehre wie eine Gottheit würdig dargeſtellt. Cujacius überſetzt: beneficiis divinum honorem tribuerunt. Nach Damaſcius, in einer Stelle bei Suid. ſ. v. Ἀγαθοεργία, rührt der Ausſpruch: Τῇ ἀγαθοεργίᾳ (εὐεργεσίᾳ) τὸν ἄνθρωπον ὁμοιότητα ἔχων τῷ θεῷ, von Pythagoras her; vielleicht dachte der Verfaſſer an ſo etwas. — Mit den darauf folgenden Worten:

χάριτος ἀμοιβὴ καὶ δόσις — — ἀνταποδιδόντων] iſt zu vergleichen Ethicor. Nicom. V, cp. 5, §. 6., wo Ariſtoteles ſagt: daſs der Staatsverband durch Wiedervergeltung (im weiteren Sinne des Worts) zuſammengehalten werde: Τῷ ἀντιποιεῖν γὰρ ἀνάλογον συμμένει (ſcil. ἡ πόλις). ἢ γὰρ τὸ κακῶς ζητοῦσιν (ſcil. ἀντιποιεῖν) ..... ἢ τὸ εὖ· εἰ δὲ μή, μετάδοσις οὐ γίνεται· τῇ μεταδόσει δὲ συμμένουσι. Διὸ καὶ Χαρίτων ἱερὸν ἐμποδὼν ποιοῦνται, ἵνα ἀνταπόδοσις ᾖ· τοῦτο γὰρ χάριτος ἴδιον· ἀνθυπηρετῆσαι γὰρ δεῖ τῷ χαρισαμένῳ, καὶ πάλιν αὐτὸν ἄρξαι χαριζόμενον. Schon Zell bemerkte in ſei-

nem Commentare (p. 178) die Aehnlichkeit dieſer Stelle mit der in unſerm Briefe ausgeſprochenen Sentenz.

Jetzt aber bemerke man den wunderſamen Fortſchritt der Rede: „Weil die Wohlthätigkeit ſo nützlich, darum iſt es ſchön (edel) und recht, ſich eigentlich (μέν) aller im Unglücke Befindlichen zu erbarmen"; (wie falſch iſt hier das Ariſtoteliſche διό gebraucht!) „denn" — heißt es weiter — „das Mitleid iſt Zeichen eines ſanften, Härte eines rohen Gemüthes; denn es iſt ſchändlich und grauſam, ſich um die im Unglücke befindliche Tugend" (vorher war von allen Unglücklichen die Rede) „nicht zu bekümmern." — Wir ſehen hier lauter Ariſtoteliſche Sentenzen, aber ohne Sichtung und Zuſammenhang bunt aneinandergeflickt. In der Sprache bemerken wir, nächſt der verkehrten Anwendung der, die einzelnen Sätze verbindenſollenden Partikeln, die mit des Ariſtoteles groſser Genauigkeit in dieſer Hinſicht im ſchneidendſten Kontraſte ſteht, als auffallend τοὺς τῶν ἀνθρώπων βίους, wofür, meine ich, Ariſtoteles entweder ſchlechthin τοὺς ἀνθρώπους, oder τὴν τῶν ἀνθρώπων κοινωνίαν geſagt haben würde. Zwar gebraucht auch er den Plural βίοι, aber freilich in ganz anderer Bedeutung, wie man aus Politic. VII, cp. 7, p. 231, lin. 24 Göttling. VII, cp. 13, p. 246, 17. Ethic. Nicom. I, cp. 5, zu Anfang, erſieht. Anſtoſs erregt ferner das ganz beziehungslos daſtehende μέν bei πάντας, deſſen Gegenſatz in der folgenden Sentenz: αἰσχρὸν — — περιορᾶν, hätte angedeutet werden müſſen. Denn allerdings iſt es nach Ariſtoteles das Schrecklichſte und Tragiſchte, die Tugend im Unglücke zu ſehen. Vergl. Poëtic. cp. XIII. Rhetor. II, cp. 8, zu Ende. Ganz unariſtoteliſch aber iſt der Gedanke, daſs alle Unglücklichen unſer Mitleid verdienen. Vielmehr ſchließt der Stagirit von demſelben ausdrücklich die ſchlechten Men-

ſehen aus, welche ſich in ſelbſtverſchuldetem Unglücke befinden. Vergl. Poët. a. a. O. und Rhet. II, 8.

Der Ausdruck οἶκτος in dem Sinne von ἔλεος gebraucht iſt poetiſch, man vergl. Homer. Odyſſ. *B*, V. 81. *Ω*, V. 438. Euripid. Phoeniſſ. V. 964. Valcken. Iphigen. Taur. V. 470 (485); aber keineswegs Ariſtoteliſch. Richtiger gewählt dürfte das ἀπαίδευτος ſein, nach dem Vorgange des Ariſtoteles ſelbſt, welcher (Rhetor. II, cp. 8, §. 4) ſagt: zum Mitleide geneigt ſeien auch οἱ πεπαιδευμένοι· εὐλόγιστοι γάρ. Vergl. damit den Ausſpruch bei Theodoretus (Opp. II, p. 1632): εὐεργεσίας μήτηρ ἡ παιδεία.

χαλεπότης, bei Ariſtoteles der πραότης entgegengeſetzt, iſt nicht ſo wohl Härte, als Heftigkeit, Neigung zum Zorne, aufbrauſendes Weſen. Vergl. Ariſt. Eth. Nic. IV, cp. 5. Hier hat alſo unſer Briefſteller den Ariſtoteliſchen Sprachgebrauch verfehlt; denn nach dieſem wird dem Mitleidigſein das ὑβρίζειν entgegengeſetzt. Vergl. Rhetor. II, cp. 8, §. 3.

ἀρετὴν ἀτυχοῦσαν περιορᾶν] Ebenſo gebraucht dies Zeitwort Ariſtot. Ethic. Nicom. IV, cp. 5, §. 6. Τὸ δὲ προπηλακιζόμενον ἀνέχεσθαι καὶ τοὺς οἰκείους περιορᾶν, ἀνδραποδώδες. Vergl. Herodot. IX, 41. Thucyd. II, 43. In derſelben Bedeutung findet ſich das Wort auch bei Kirchenſchriftſtellern, namentlich bei dem öfters erwähnten Theodoretus.

ὅθεν ἐπαινῶ καὶ τὸν ἡμέτερον γνώριμον] γνώριμος bedeutet bei Ariſtoteles eigentlich das Leichtverſtändliche, oder, wie ſich die griechiſchen Interpreten des Stagiriten ausdrücken: τὰ σαφέστερα, καὶ ἃ ῥᾷον ἄν τις καταλάβοι, ſ. Muret. ad Ariſtot. Ethic. Nicom. I, cp. 4, in Zell's Comment. p. 18; dann aber auch das Bekannte, Politic. VII, cp. 9, zu Anfange. Daher heiſst das Wort, von Perſonen gebraucht, im

Gegenſatze von οἱ ἀγνῶτες ſoviel als: die uns Bekannten, Befreundeten. Vergl. Ethic. Nicom. IV, c. 6, §. 5. Rhetor. II, cp. 11, und in dieſer Bedeutung faſste hier das Wort ſchon Cujacius richtig, der es durch: diſcipulum noſtrum, überſetzte. Diogenes Laertios gebraucht es an unzähligen Stellen für: Schüler, Anhänger.

τὴν χάριν ἀμεταμέλητον εἶναι] Dieſen Ausſpruch des Theophraſt führt weder Diogenes Laertios noch ſonſt irgend ein Alter an, obwohl der Erſtere allerdings ausdrücklich der groſsen Neigung zur Wohlthätigkeit als eines charakteriſtiſchen Zuges des Philoſophen gedenkt, (vergl. Diog. Laert. Vita Theophr. V, cp. 36); doch möchte ich darum die Aechtheit deſſelben noch nicht in Zweifel ſtellen. Bekannt genug iſt auch die artige Antwort, welche, nach Diogenes Laertios, Ariſtoteles ſelbſt einmal demjenigen gegeben haben ſoll, der ihn über ſeine einem unwürdigen Menſchen erwieſenen Wohlthaten zur Rede ſtellte: Οὐ τὸν τρόπον, ἀλλὰ τὸν ἄνθρωπον ἠλέησα; ein Ausſpruch, der allerdings, wenn er als wirklich vom Ariſtoteles angewendet gelten könnte, jenes obige: Καλὸν καὶ δίκαιόν ἐστι πάντας μὲν τοὺς ἀτυχοῦντας ἐλεεῖν, rechtfertigen würde. Ἀμεταμέλητος ſcheint hier die Wohlthätigkeit genannt zu werden, nach Analogie des Ariſtoteliſchen Ausſpruchs (Ethic. Nicom. IX, cp. 4, §. 5) ἀμεταμέλητος γὰρ ὁ σπουδαῖος ὡς εἰκεῖν; im Gegenſatze deſſen es ebendaſelbſt §. 10 heifst: οἱ φαῦλοι μεταμελείας γέμουσιν. Daſs der Ausdruck ἀμεταμέλητος auch ſpäteren Schriftſtellern nicht fremd war, ſieht man aus Theodoretus, der ihn öfters anwendet, Opp. I, p. 968; II, p. 296. So ſagt Plutarch, De ſanitate tuenda, T. VI, p. 519 R.: Τοῖς ὑγιεινοῖς καὶ ὠφελίμοις ἡ φύσις ἡδονὴν ἄλυπον, καὶ ἀμεταμέλητον προτίθησιν.

καὶ

καὶ καλὸν καρπὸν φέρειν, τὸν — — — ἔπαινον] Hier erblicken wir wiederum eine aus dem Garten des Stagiriten entnommene Schmuckblume; nach Ariſtoteles iſt nämlich Ehre (hier ἔπαινος) der Beweis von Erkenntlichkeit, welche allein diejenigen, die ſonſt durch nichts wiederzuvergelten vermögen, ihren Wohlthätern darbringen können und ſollen. Vergl. Ethic. Nicom. VIII, cp. 14, §. 2: Ἔοικε δὲ ἑκάτερος (Geber und Empfänger von Wohlthaten) ὀρθῶς ἄξιοῦν, καὶ δεῖν ἑκατέρῳ πλέον νέμειν ἐκ τῆς φιλίας· οὐ τοῦ αὐτοῦ δὲ, ἀλλὰ τῷ μὲν ὑπερέχοντι τιμῆς τῷ δὲ ἐνδεεῖ κέρδους· τῇς μὲν γὰρ ἀρετῆς καὶ εὐεργεσίας ἡ τιμὴ, γέρας. Vergl. Ebendaſ. IV, cp. 3, §. 15. — Daſſelbe findet ſich, mit einiger Verallgemeinerung, zu Anfange des dritten Briefes an den Philipp wiederholt.

Ueber die zunächſt folgende Wendung: διόπερ δεῖ τοὺς νοῦν ἔχοντας τῶν ἀνθρώπων, iſt ſchon zu Ende der Bemerkungen zum erſten Briefe geredet. Hier erinnern wir nur noch, daſs ὁ νοῦν ἔχων in dem Sinne von ὁ σοφὸς auch in einem Fragmente des Philon von Lariſſa (bei Stobäus Eclog. Ethic., T. II, P. I, p. 44 Heeren) gebraucht iſt.

εἰς πολλοὺς ἀντὴν καταθέσθαι] Χάριν καταθέσθαι εἴς τινα, beneficia quaſi deponere apud aliquem, ut inde ad te redeat gratia. Dieſelbe Conſtruction dieſes Verbi mit εἰς c. Accuſat. leſen wir bei Thucyd. I, cp. 128, da es ſonſt nur mit τι τινί oder τι πρός τινα conſtruirt wird. Verſchieden davon iſt καταθέναι τὴν τιμήν pretium ſolvere bei Platon Protag. §. 13. Ἔρανος bedeutet bekanntlich eigentlich ſoviel als nach unſerer Art zu reden ein Pikenik, ein Gaſtmahl, zu welchem jeder Gaſt ſeinen Beitrag gab, (vergl. Athenäus VIII, p. 362 Caſaub. Zell ad Ethic. Nicom. IV, cp. 2, §. 20; VIII, cp. 9): dann aber auch eine, von reichen Freunden zur Unterſtützung eines Aermeren zuſam-

mengebrachte Collekte, (man ſ. Caſaubon. ad Theophraſt. Charact. XV, p. 168 ed. Fiſch.) oder auch ein ſolcher Verein ſelbſt. Endlich wird es gebraucht für jede Art von Hülfe, Unterſtützung, Liebesdienſt. — Die Nachahmung des Ariſtoteliſchen Sprachgebrauches erkennen wir wieder bei den Worten:

προθυμος ταῖς εὐεργεσίαις, denn ſo bedient ſich in ähnlichen Fällen Ariſtoteles der Ausdrücke προθυμῶς und προθυμεῖσθαι, z. B. Ethicor. Nicom. IX, cp. 11.

ἔποχος τοῖς θυμοῖς] ſich beherrſchend, oder vielmehr an ſich haltend in den Leidenſchaften, vorzüglich inſofern ſie Fremdes begehren; denn, wie der Stagirit ſagt (Politicor. III, cp. 11, §. 4), ὁ θυμὸς ἄρχοντας διαστρέφει καὶ τοὺς ἀρίστους ἄνδρας. Zu beachten ſind die Plurale εὐεργεσίαις und θυμοῖς, weil Ariſtoteles dieſe Redeweiſe bei den Subſtantivis abstractis beſonders liebt. So heiſst es z. B. Ethicor. Nicom. III, cp. 9 περὶ θάῤῥη δὲ καὶ φόβους; und Rhetoricor. II, cp. 13, §. 13 οἱ θυμοὶ (τῶν νεανιῶν) ὀξεῖς μέν εἰσιν, ἀσθενεῖς δέ. Vergl. auch Brief III an den Philippos, ἐν τοῖς εὐπραγίαις, und, ἐν τοῖς συμπτώμασιν. Ueber den Plural von θυμός und deſſen Gebräuchlichkeit in attiſcher Proſa ſehe man Lobeck's Anmerkung zu Sophocl. Ajax, V. 716.

In den letzten Worten unſers Briefes dagegen iſt der Gegenſatz zwiſchen βασιλικόν τε καὶ ἥμερον (?) und βάρβαρόν τε καὶ στυγητόν ganz unpaſſend gewählt, ſowie die ganze ermahnende Nutzanwendung als vollkommen ſchülerhaft und zweier ſo groſsen Namen unwürdig erſcheint.

μὴ παροῤῥῶν τὰς λυσιτελεῖς ψήφους] Παροῤῥᾶν iſt hier in gleicher Bedeutung wie oben περιοῤῥᾶν. Dieſelbe Ermahnung wird wiederhohlt im dritten Briefe, mit den Worten: καὶ τὰς ἐν τῷ ζῆν ψήφους λογίζου.

III.

Dritter Brief des Ariſtoteles an Philippos.

Gedankengang: „Alle ausgezeichnetſten Herrſcher ſind wohlthätig, weil ſie ſtets das Unbeſtändige des Glücks vor Augen haben. Sie wollen alſo im Glücke durch ihre Handlungsweiſe ſich Ehre erwerben, und für unglückliche Lagen Hülfe und Zuflucht ſichern. Denn in dergleichen Lagen hat das Nützliche vor dem Schönen den Vorzug, ſowie auch das Unglück der ſicherſte Prüfſtein des Wohlwollens iſt, denn dann gilt es Thaten und nicht Worte.“ — Doch wir wollen lieber den Inhalt im Einzelnen betrachten, weil es ſonſt unmöglich iſt, die verwirrte Art und Weiſe, in welcher die einzelnen Gedanken miteinander verbunden ſind, bemerkbar und anſchaulich zu machen. Denn dieſer Brief übertrifft an Verworrenheit und Unklarheit des Zuſammenhanges noch den vorhergehenden; ſowie auch die Sprache des Auffallenden und ſelbſt Ungereimten noch mehr aufzeigt. Sonſt iſt er aus dem nämlichen Guſſe wie alle übrigen, die einen und denſelben Verfaſſer nicht verläugnen können. Gleich in den erſten Worten iſt das:

διάφαντες ἐπὶ φρονήσει, ii, qui prudentia excellant, ungewöhnlich, und mir iſt von *διαίρειν* in dieſer Bedeutung keine Stelle bekannt. In dem Folgenden aber: *καὶ ταῖς ὑπεροχαῖς τῶν ἄστρων ψαύσαντες*, iſt zwar das Wort *ὑπεροχαὶ* Ariſtoteliſch, (denn der Stagirit gebraucht *ὑπερέχειν* und *ὑπεροχή* vorzugsweiſe zur Bezeichnung des Begriffs des Ausgezeichneten; vergl. Politicor. VII, p. 216, 10; III, cp. 5, ext. Ethicor. Nicom. VIII, cp. 6, §. 6; VIII, cp. 7, §. 4; IX, cp. 7, §. 6); aber die Wendung ſelbſt *ταῖς ὑπεροχαῖς τῶν ἄστρων ψαύειν*, „mit ſeinen Vorzügen an die Geſtirne reichen“,

iſt in einem Briefe, und noch dazu in einem Briefe des Ariſtoteles, eben ſo einfältig, geſchroben, und geziert, als paſſend in dichteriſcher Rede. Wer kennt nicht das Horaziſche: ſublimi feriam ſidera vertice? wozu Mitſcherlich in einer langen Bemerkung eine hinreichende Menge von Parallelſtellen nachgewieſen hat.

εὐεργετοῦσιν hier ohne Objekt, in der Bedeutung: Wohlthätigkeit üben, (Cujacius: bene mereri ſtudent). Bekanntlich wird *εὐεργετεῖν* mit ſpeciellem Bezuge von denen geſagt, die ſich durch ihre Handlungen um den Staat verdient machen. (S. Heindorf ad Platon. Hipp. Maj. §. 2, p. 122); doch, ſoviel ich weiſs, immer nur mit hinzugefügtem Objekte; auch iſt hier nicht einmal klar, ob *εὐεργετεῖν* in dieſem Sinne von einer, für den Staat des Herrſchers wohlthätigen Wirkſamkeit deſſelben, oder von der Wohlthätigkeit gegen Individuen zu nehmen ſei; auf das Erſtere läſst freilich das folgende *πολιτευόμενοι* ſchlieſsen. Doch kann man auch an die Bedeutung bei ſpäteren, chriſtlichen Schriftſtellern denken, bei denen *εὐεργετεῖν* ſoviel iſt als barmherzig ſein.

οὐδὲ πρὸς τοὺς αὐτοὺς πολιτευόμενοι καιρούς] Cujacius: conſilia factaque ſua accommodant; wie Brief I an den Philippos: *εὖ καὶ σφόδρα σοφῶς πολιτευόμενοι*. Das *πρὸς τ. α. καιρούς* iſt ſoviel als: ad praeſentem temporum ſtatum felicem: dies iſt wohl zu beachten, da *οἱ καιροί* ſonſt gewöhnlich von ſchlimmen Zeitumſtänden geſagt zu werden pflegt.

θεωροῦντες τὸ τῆς τύχης ἄστατον] „erwägend des Schickſals Unbeſtändigkeit". Des Zeitworts *θεωρεῖν* bedient ſich Ariſtoteles in dieſer Bedeutung mit Vorliebe.

Θησαυρίζειν τὴν χάριν iſt ſoviel als: den Dank, die erworbene Verbindlichkeit einſammeln, und gleichſam wie einen Nothpfennig zurücklegen. Cujacius:

„beneficia deponunt“. In ähnlicher Uebertragung findet ſich bei Kirchenſchriftſtellern θησαυρός.

ἐν μὲν ταῖς εὐπραγίαις daſſelbe, was ἐν τῇ εὐπραξίᾳ, denn beide Wörter umfaſſen den Begriff von εὐδαιμονία. Vergl. Zell ad Ariſtot. Ethicor. Nicom. lib. VI, cp. 2. Comment. p. 203. — Jetzt folgt wieder eine, ſchon im vorigen Briefe erwähnte, ächt Ariſtoteliſche Sentenz, in den Worten:

τιμὴ γὰρ οἰκεῖον ἀρετῆς ἐστίν] denn faſt mit denſelben Worten ſagt Ariſtoteles Eth. Nicom. IV, cp. 3, §. 16: τῆς ἀρετῆς γὰρ ἆθλον ἢ τιμή, καὶ ἀπονέμεται τοῖς ἀγαθοῖς. Vergl. Ebend. §. 17 und §. 20, und Nicom. VIII, cp. 14, §. 2.

ἐν δὲ τοῖς συμπτώμασι] Ueber den Ausdruck σύμπτωμα, als zu Ariſtoteles Zeit ſchon allgemein gebräuchlich, ſehe man Lob. ad Phrynich. p. 248. Die Plurale ſind wieder ganz in Ariſtoteliſcher Redeweiſe gewählt. Vergl. die bald näher anzuführende Stelle Eth. Nicomach. IX, cp. 11.

αἱ γὰρ συμφοραὶ ..... πρότερον.] Patritius: „adverſitates enim neceſſitatem indicant bonorum priorum“. Dies als ein Pröbchen von des Patritius lateiniſcher Ueberſetzung dieſer Briefe. Der Sinn der Worte iſt: unglückliche Lagen laſſen das Nützliche dem Schönen vorziehen. Mit der Ausdrucksweiſe: χρίνειν πρότερον, iſt zu vergleichen Ariſt. De Art. poët. cp. XIV ὅπερ ἐστὶ πρότερον = quod praeferendum eſt: hinſichtlich des Sinnes Ethic. Nicomach. IX, cp. 11, wo der Stagirit über die Frage handelt: Πότερον ἐν εὐτυχίαις φίλων μᾶλλον δεῖ, ἢ ἐν ἀτυχίαις, und ſie gleich Anfangs ſo entſcheidet: Ἀναγκαιότερον μὲν δὴ ἐν ταῖς ἀτυχίαις· διὸ τῶν χρησίμων ἐνταῦθα δεῖ (ſcil. φίλων). Doch das ganze Kapitel verdient nachgeleſen zu werden.

Ehe wir das Folgende genauer im Einzelnen durchgehen, bemerken wir wieder die Art und Weiſe, in welcher, ähnlich wie im vorigen Briefe, mehrere Ariſtoteliſche Sentenzen hintereinander durch eine und dieſelbe Partikel verkehrt zuſammengeſtellt ſind. Der Verfaſſer ſchreitet nämlich ſo fort: „Im Unglücke bedarf man thätiger Hülfe, denn unglückliche Lagen laſſen das Nützliche dem Schönen vorziehen, denn der ſicherſte Prüfſtein des Wohlwollens iſt die Zeit des Unglücks, denn dann gilt es nicht Worte, ſondern Thaten, und zwar von Rechts wegen, denn im Unglücke iſt ſchon der bloſse Anblick eines Wohlwollenden das, was für den von Meeresſtürmen Beängſtigten der Anblick des Landes, denn jede unglückliche hülfloſe Lage iſt für Feinde und Verleumder ein erwünſchtes Ziel.“

Wie würde der alte Stagirit den Kopf ſchütteln, wenn er ſähe, daſs ihm nach mehr als zweitauſend Jahren ein ſolches Produkt eines müſsigen Schwachkopfes als das Eigenthum ſeines Schreibgriffels vindicirt würde. Doch zum Einzelnen.

ὁ τῆς τύχης καιρός] die Zeit des Unglücks. Mit Recht wird ſie ein Prüfſtein des Wohlwollens genannt; τοῖς γὰρ εὖ πράττουσιν ſagt der ächte Ariſtoteles (Eth. Eudem. VII, cp. 1, p. 269, E Du Val) πάντες βούλονται δοκεῖν φίλοι εἶναι. — Καιρὸς τῆς τύχης ſcheint geſagt zu ſein nach der Analogie von Ariſt. Politic. VII, cp. 14, (p. 252, 11 Göttl.), wo καιροὶ σωμάτων von Paſſow (im Lexicon u. d. W. καιρός) richtig erklärt wird von der relativen Beſchaffenheit der Leiber. Vergl. auch Theodoret. Opp. II, p. 455 und p. 725.

ἀπαιτεῖ „erfordert“, „verlangt“, beſonders etwas Verſprochenes; ſo Ethic. Nicom. IX, cp. 1, §. 4 ἀπαιτεῖν τὰς ὑποσχέσεις. Vergl. Ebendaſ. cp. 2, §. 4; I, cp. 7, §. 20; II, cp. 2, §. 3.

Λόγοι ſind hier wie häufig bei Ariſtoteles und anderwärts = *λόγοι κενοί* (vergl. Camerarius ad Ariſtot. Ethic. Nicom. X, cp. 8, §. 12) im Gegenſatz der *ἔργα*. — Ganz Ariſtoteliſch iſt ferner die vereinzelte, nachdrucksvolle Hinzufügung von *δεόντως* = mit vollem Rechte [1]). Ganz miſsverſtanden iſt dieſer Ausdruck von Cujacius, der ihn überſetzt: „quoniam non verba, ſed facta recta deſiderat".

So ſchön und wahr ferner an ſich die folgende Sentenz iſt, mit welcher der Briefſteller ſein Geiſtesprodukt zu zieren meinte: *ἐκ γὰρ τῶν ἐννοούντων ὅπως ὥςπερ ἐν πελάγει χειμαζομένῳ παρεφάνη γῆ*, an ſo unrechter Stelle ſteht ſie doch hier, wie der Augenſchein lehrt. Entnommen ſcheint ſie mir, mit Ausnahme des, irgend einem Dichter abgeborgten Bildes, aus Ariſtoteles Ethic. Nicom. IX, cp. 11, §. 3, wofelbſt der Stagirit ſagt: *Λεῖπε μὲν γὰρ τὸ ὁρᾶν τοὺς φίλους ἥδη, ἄλλος τε καὶ ἀτυχοῦντι, καὶ χρείαι τις ἐπιτυφία πρὸς τὸ μὴ λυπεῖσθαι· παραμυθητικὸν γὰρ ὁ φίλος, καὶ τῷ ὄψει, καὶ τῷ λόγῳ, ἐὰν ᾖ ἐπιδέξιος.* Ganz dichteriſch erſcheint uns dagegen der Ausdruck: *πᾶσα ἐν ἐρήμῳ πεσοῦσα τύχη*, was Cujacius durch „in derelicto cadens" überſetzt hat.

σκοπὸς ἀληθὴς ἔγκειται] Cujac. „ſcopus veriſſimus poſitus eſt". Wenn *ἔγκειται* hier nicht ſoviel bedeuten ſoll, als das bekannte Ariſtoteliſche *κεῖται*, ſo weiſs ich die Worte, aber freilich ſehr gezwungen, nur ſo zu erklären: „Jeder Glücksumſchlag, vermöge deſſen ein Menſch ſich in eine verlaſſene Lage geſetzt ſieht, iſt gleichſam das wahre Ziel, welches Verleumder und Feinde zur Ausführung ihrer böſen Abſichten anreizt"; denn *ἐγκεῖσθαι* iſt das Salluſtiſche inſtare, unſer an-

1) So *εἰλόγως* Auſc. Phyſ. II. cp. 5, §. 11 u. 17; III. cp. 4, §. 12; I. cp. 5, §. 2. Eth. Nicom. VI, 11, 2; VIII, 3, 7; VIII, 13, 2. u. A.

liegen, vergl. Salluſt. Jugurth. cp. 84 „multus inſtabat“, mit Thucyd. IV, cp. 22 *Κλέων δὲ ἐνταῦθα δὴ πολὺς ἐνέκειτο*, zu welcher Stelle Göller Parallelſtellen aus Dio Caſſius (XXXVI, 50; XXXVIII, 16) anführt.

Aus dem Folgenden ſcheint hervorzugehen, daſs der Hauptzweck des Briefes eine Aufforderung an den Philipp ſein ſolle, ſich nur die Guten zu Freunden zu machen, da im Unglücke auch nur auf deren Hülfe zu rechnen ſei: ein Gedanke, der von Ariſtoteles im VIIIten und IXten Buche der Nikomachiſchen Ethik weitläufig genug abgehandelt wird. So iſt nun zwar, was der Verfaſſer des Briefes ſagen will, klar genug, aber deſto dunkler und befremdlicher die Art und Weiſe, wie er den Gedanken: Die Guten allein bleiben in allen Lagen ſtandhaft treu, auszudrücken ſich abmüht. Von *Μόνῃ δ' ἡ τῶν σπουδ. δίαιτα* bis *προσήκειν* iſt allenfalls das Einzelne deutlich: *δίαιτα* iſt ratio vitae, ſo ſagt Theodoretos *δίαιταν διαιτᾶσθαι* (Opp. T. III, p. 1350); die Lesart *διαυγὴ* für *δίαιτα*, der zufolge Cujacius überſetzt: „bonorum ſplendor“, iſt wohl nur Verſchreibung.

τὸ τῆς τύχης εὐκίνητον οὐκ ἀναφυσᾶσθαι iſt ſoviel als: den leichten Wechſel des Geſchicks nicht von ſich ablehnen, (*ἀναφυσᾶσθαι* = repudio, ſ. Theodoret. III, p. 1240, p. 1275); das heiſst hier, wenn wir den Gegenſatz in dem Vorigen feſthalten: „ſich nicht weniger auch in veränderter Lage des Geſchicks die alten Freundſchaftsdienſte leiſten“. Dieſen Gedanken erwartet man wenigſtens nothwendig hier ausgeſprochen zu hören, wiewohl wir, wenn wir die Worte ſelbſt genau anſehen, uns nicht verhehlen können, daſs es wieder einmal ſcheine, als habe der Briefſteller vergeſſen, wovon eben die Rede geweſen, und als ſpreche er jetzt nicht von den wahren Freunden und deren Verhalten gegen ihre unglücklich gewordenen Freun-

de, sondern von der Art und Weise, wie die Guten selbst den Wechsel des Geschickes tragen. Was nun aber die folgenden Worte:

τῶν κατὰ Πλάτωνα κρειττόνων εὖ διατίθεται,

eigentlich heißen sollen, wissen wir nicht zu enträthseln, zumal da uns die Construction von εὖ διατίθεσθαι mit dem Genitiv ganz unbekannt ist. (Passivisch gebraucht Theodoretos διατίθεσθαι = amare, Opp. II, p. 1348 und p. 1324, an letzterer Stelle construirt mit περί τι.) Es bleibt höchstens übrig, die Worte φέρουσα — κρειττόνων zusammenzufassen, und διατίθεται auf den vorhergehenden Accusativ πᾶν τὸ προσπίπτον zu beziehen; wobei dann immer noch mindestens die Worte τῶν κατὰ Πλάτωνα dunkel bleiben. Wie, und ob dieselben Cujacius verstanden habe, mag seine Uebersetzung lehren: „sed omne ferens moderate, quicquid accidit ex his, quae secundum Platonem meliora sunt, optime constitutum animum gerit".

τὸν κύκλον τῆς μεταπτώσεως ἡγοῦ] Dieser Kreislauf im Glückswechsel, an welchen zu glauben der makedonische Herrscher aufgefordert wird, ist wohl nichts anderes, als die, im ersten Briefe an ebendenselben entwickelte Ansicht von dem irdischen Wechsel zwischen Blühen und Welken, Steigen und Fallen. Diese Aufforderung hängt noch allenfalls mit dem Vorhergehenden zusammen. Weit weniger dagegen die kurz zuvor gegebene, sich zu hüten vor den schnellen Handlungen, wenn nicht etwa ταχύτης τῶν πραγμάτων ebenfalls den schnellen Wechsel aller irdischen Dinge (Cujacius: „rerum celeritatem") bezeichnen soll, so dass also auch dies eine Aufforderung wäre, εὐλαβεῖν τὸ εὐμετάβολον, wie Diodor von Sicilien (XIX, T. III, p. 361, 10 Dind.) sich ausdrückt.

Πολλὰ γὰρ ἡ τ. φορὰ κομίζει τῷ βίῳ] „Denn Vieles bringt dem Leben das Hereinbrechen (φορά

vergl. Jacobs Achill. Tat. 761) des Zufalls.“ Mit ἡ ταὐτομάτου φορά iſt zu vergleichen φορὰ συμφορῶν (meſſis malorum), φορὰ δακρύων, φορὰ ἀγαθῶν, u. a. bei Theodoretos, I, p. 626, und an andern Stellen. Κομίζειν iſt hier ſoviel als unſer herbeiführen. Ῥοπαὶ αὐτόνομοι ſind Entſcheidungen, Wendungen, Veränderungen des Schickſals, die von des Menſchen Macht unabhängig ſind. Ueber die Gebräuchlichkeit von Redeweiſen wie ῥοπὰς αὐτονόμους ποιεῖν, und ἡ ταὐτομάτου φορά wage ich keine Entſcheidung; doch zweifle ich an derſelben für die attiſche Proſa, beſonders hinſichtlich der letzteren Redensart. — In den folgenden Worten: Τοῖς μὲν ἀγνωμονοῦσι, welche ohne alle Verbindung hinzugefügt ſind, ſcheint ein οὖν nach μέν ausgefallen zu ſein.

μετάνοιαν δίδου] iſt geſagt nach einem ſpäten chriſtlichen Sprachgebrauche, zufolge deſſen μετάνοια Verzeihung, Wiederaufnahme zu Gnaden bezeichnet. Vergl. Theodoret. IV, p. 473, wo περὶ μετανοίας = de receptione lapſorum in ſocietatem eccleſiae. S. Schulze im Index u. d. W., III, p. 874, und öfters.

τὰς χάριτας προχείρους νέμε] Νέμω, oder vielmehr ἀπονέμω, iſt wieder ein ächt Ariſtoteliſcher Ausdruck für ertheilen, mit dem Nebenbegriffe, daſs das zu Ertheilende dem Empfänger zukomme. (Vergl. z. B. Ethic. Nicom. IX, cp. 2, §. 1, §. 7, §. 9, und viele a. St.) Noch häufiger gebraucht Ariſtoteles in dieſem Sinne ἀποδιδόναι und ἀνταποδιδόναι, wie aus dem eben angeführten IIten Kapitel des IXten Buches der Nikomach. Ethik erhellt, in welchem ſich allein über ein halbes Dutzend Beiſpiele finden. Πρόχειρος in dem Sinne von augenblicklich, ohne Verzug, iſt ſehr häufig bei Theodoretos. Vergleiche auch den Brief an Theophraſtos, zu Anfange.

Albern aber erſcheint in dem Folgenden der Zuſatz: οὐχ ἅπαξ, ἀλλὰ διὰ ὅλου συντηρῶν (ſcil. πράττειν); albern, weil er ſich von ſelbſt verſteht. Auch vermiſst man ungern eine verbindende Partikel vor οὐχ; vielleicht iſt zu leſen: ταῦτα γὰρ πράττειν — — — συντηρῶν. Geſchmacklos iſt ferner die häufende Zuſammenſtellung von ἀσφαλέστατα καὶ ἀκίνδυνα, und gleichermaſsen der Ausdruck τὰ τῆς ἡγεμονίας μέλαθρα. In den letzten Worten endlich: Ὡς μὲν ὑπὲρ μεγ., vermiſſe ich wieder ein ſchlieſsendes οὖν nach μέν; doch mag es an beiden Stellen weniger durch die Schuld der Abſchreiber als des Schreibers ſelbſt fehlen.

IV.

Brief an den Theophraſtos.

Dunkler und unverſtändlicher als alle übrigen insgeſammt iſt dieſer, an den Theophraſt gerichtete, angebliche Brief des Ariſtoteles. Zu der gänzlichen Unbekanntheit der zu Grunde liegenden, ſpeciellen Veranlaſſung, — denn eine ſolche ſcheint als wahr oder fingirt für dieſe Zeilen angenommen werden zu müſſen, — geſellt ſich, um das Maafs voll zu machen, noch die auffallende Abweichung der Lesarten in den verſchiedenen Ausgaben, über welche nur durch Hülfe von Handſchriften ein ſicheres und entſcheidendes Urtheil gefällt werden könnte. Hier müſſen wir uns mit wenigen einzelnen Bemerkungen begnügen, und es Andern überlaſſen, durch eignen Scharfſinn, wie durch Anwendung von äuſsern kritiſchen Hülfsmitteln, welche uns ſelbſt nicht zu Gebote ſtehen, Licht in dieſe Dunkelheit zu bringen.

Wie die andern ſämmtlich beginnt auch dieſes Briefchen mit einer allgemeinen Sentenz, welche Cu-

jacius so überſetzt: „Subita injuria ſero beneficio multo utilior eſt. Nam illa momentaneam habet et memoriam et laeſionem. Hoc inveterascit, ut, cum sit collocatum, indignationem sempiternam moleſtiam afferat.“ — Ein ähnlicher Gegenſtand, nämlich das Verhältniſs der Wohlthäter zu denen, welchen ſie wohlthun, wird von Ariſtoteles ſelbſt in der Ethik an den Eudemos (VII, cp. 8) und an Nikomachos (IX, cp. 7) behandelt. Doch trägt alles dort Geſagte wenig dazu bei, die Dunkelheit in dem letzten Theile dieſes Satzes aufzuhellen.

Ἡ πρόχειρος ἀδικία (vergl. Brief III an den Philippos, z. E.) ſoll wohl die raſch vollbrachte, und eben ſo raſch vorübergehende Beleidigung ſein, im Gegenſatze von χάρις πολυχρόνιος, die Wohlthat, deren Wirkungen langdauernd ſind. So heiſst es Ethic. Nicom. IX, cp. 7, §. 6: *Τῷ μὲν οὖν πεποιηκότι μένει τὸ ἔργον· τὸ καλὸν γὰρ πολυχρόνιον· τῷ δὲ παθόντι τὸ χρήσιμον παροίχεται· ἧττε μνίμη τῶν μὲν καλῶν ἡδεῖα, τῶν δὲ χρησίμων οὐ πάνυ, ἢ ἧττον.*

ἡ δὲ γηράσκει ſcheint eine Anſpielung zu ſein auf den von Diogenes Laertios (V, cp. 18) mitgetheilten Ausſpruch des Ariſtoteles: Ἐρωτηθεὶς τί γηράσκει ταχύ· χάρις, ἔφη, wozu Menage (T. II, p. 192) eine ähnliche Stelle aus des Joannes Chryſoſtomos Erklärung des Briefes Pauli an die Koloſſer anführt, in welcher es heiſst: *Μὴ τοίνυν ἐκτείνοις ζητῶμεν εὐεργετεῖν τοὺς ἀνταποδοῦναι ἡμῖν δυναμένους, μηδὲ ἐπὶ τοιαύτας αὐτοὺς ἐλπίσιν εὐεργετῶμεν· ψυχρὰ αὕτη ἡ διάνοια· τὸν φίλον ἂν καλέσῃς, μέχρι ἐσπέρας ἡ χάρις· διὰ τοῦτο τῶν καταβαλλομένων, ἢ τῶν καιρῶν, διαπανᾶται φιλία.*

In dem Folgenden ſind die Worte ἔργον ἀοίδιμον wieder durchaus dichteriſch. Was Patritius bei ſeiner Ueberſetzung: „veluti faciat odium, opus

perpetuum conſtruere", — ſich gedacht habe, kann ich nicht enträthſeln; ebenſowenig den Sinn des darauf folgenden Satzes von *καίτοι πολλάκις* bis *πορθμόν*, welchen Cujacius ſo überſetzt: „quamquam ſaepe dono cunctantes tranquillitatem invenimus, alibi atque partiti turbinum fluctuationem et cogitationis mare vidimus".

τριχυμίας σάλον] Der Plural des erſteren Wortes findet ſich bei Theodoretos in der Bedeutung turbae, calamitates. Vergl. III, p. 524, und IV, p. 567: *Ὁ πλοῦτος, πολλοὺς ἔχων φορέβους, καὶ φροντίδας παντοδαπὰς καὶ τριχυμιῶν εἴδη μύρια ἐπίβουλός ἐστιν, ἀλλ' οὐκ ἐπίκουρος ἀρετῆς.*

Διὸ φημὶ, δεῖν τὴν ἑταιρείαν — — — ἀδικεῖν] Cujacius: „Propterea dico, ſocietatem inprimis non delectari faciendis iniuriis." Was hier *διὸ* ſagen ſolle, muſs natürlich, da uns eben dasjenige, woraus gefolgert wird, ganz unverſtändlich iſt, auch dunkel bleiben. Der Sinn des Satzes ſelbſt ſcheint dieſer zu ſein: „Die Freundſchaft ſoll ſich (oder: In der Freundſchaft ſoll man ſich) hauptſächlich des Unrechtthuns enthalten": denn *ἑταιρεία* ſcheint hier in der Bedeutung geſagt zu ſein, in welcher es in den, angeblich Platoniſchen, Definitionen (p. 413, C. H. ST.) erklärt wird als: *φιλία κατὰ συνήθειαν ἐν τοῖς καθ' ἡλικίαν γεγενημένοις.* Ueber andere Bedeutungen vergl. man Krüger ad Dionyſ. Halic. p. 363. Göller ad Thucyd. T. II, p. 412. — Die folgenden Worte:

κἂν δοκῇ τις εὔλογον ἔχειν πρόφασιν, wie wir nach Du Val's Ausgabe geſchrieben haben, ſind deutlich. Ganz unerklärlich aber bleibt es mir, wie Cujacius aus ſeinem griechiſchen Texte: *κἂν δοκῇ τις ἀδικεῖν εὐδοκεῖν καὶ εὔλογον ἔχειν πρόφασιν*, die Ueberſetzung zuwege bringen konnte: „neque levibus cauſis ad inferendam (ſcil. injuriam) impelli".

, ὑπὲρ ἀνθρωπον] Ueber diese und ähnliche Redensarten vergl. man Heindorf ad Platon. Parmenid. p. 128, B. Der Sinn der folgenden Worte ist dieser: Sich vor allem Unrechtthun zu wahren, geht wohl über Menschenkraft hinaus, aber, wenn man gefehlt hat, den Tadel eines andern bewahren und beherzigen (διασώσασθαι), das zeugt von wohlbegründetem Urtheile. Διασώζεσθαι ist zusammenzustellen mit Redensarten wie διασώζειν τὴν τάξιν, auch bei Späteren, wie Theodoret I, p. 607. Plutarch. Consol. ad Apollon. init. τὴν ἐκ τοῦ φιλεῖσθαι καὶ φιλεῖν εὔνοιαν παντὸς μᾶλλον διασώζειν ἀναγκαῖον. Der Gebrauch von πλανᾶσθαι, πλάνος, πλάνη ist vornehmlich häufig bei Kirchenschriftstellern.

V.

Erster Brief an den Alexander.

Ungleich weniger, als bei den drei Briefen an den Philipp, ist klar, was der Verfasser mit diesem Briefe an den Alexander eigentlich gewollt haben könne. In der That, derselbe scheint ehrlich zu sein, und es scheint ihm von Herzen zu gehen, wenn er gleich von vorn herein gesteht: „er wisse nicht, wie er es anstellen und beginnen solle, an den Alexander zu schreiben, da ihn die Gröfse und Wichtigkeit des Gegenstandes und Stoffes fast erdrückten“. Selten hat wohl, ohne es zu wissen und zu wollen, ein Sophist über die Produkte, weniger seines Geistes als seiner Schreibfinger, und über das Maafs seiner eignen Fähigkeit ein so richtiges Urtheil gesprochen, als hier unser Briefsteller. Allerdings ist es ihm ganz unmöglich gewesen, sich in das Verhältnifs des Stagiriten zum Alexander auch nur einigermafsen hineinzuversetzen, und den reichen Stoff

zu einem, auch nur erträglichen, und wenn nicht im Geiſte, doch im Verhältniſſe des Stagiriten verfaſsten Briefe zu benutzen. Soviel allein iſt klar, daſs Alexander mindeſtens als ſchon auf dem Throne ſeines Vaters befindlich vom Verfaſſer gedacht worden ſein muſs. Das iſt denn aber auch Alles, und der Brief ſelbſt wieder nichts, als ein ordnungsloſes Gemiſch von allerlei ſchönen Redensarten und unwürdigen Schmeicheleien, die auf die Aufforderung hinauslaufen: ſich der ſo vielen und mannichfaltigen Vorzüge des Glücks auch durch Tugend würdig zu machen. Sprache und Art und Weiſe der Gedankenverbindung gleichen genau denen in den früheren Briefen. So iſt gleich zu Anfange die Redensart:

Λαμβάνει με ἀρχὴ πρός τινα, meines Erachtens ganz ungriechiſch, mindeſtens wohl ſchwerlich aus der Zeit des Ariſtoteles nachzuweiſen. Bei einem andern Schriftſteller würde ich vorſchlagen, *ἀρχὴν λάβοιμι* zu leſen, aber bei unſerm Verfaſſer muſs man ſich hüten, ihm nicht ſtatt des eignen Schlechten fremdes Beſſere unterzuſchieben.

ἐφ' ᾧ γὰρ ἐπιβάλλω τῇ διανοίᾳ] Die Lesart *τὴν διάνοιαν* iſt wegen der gewöhnlichen Conſtruction von *ἐπιβάλλειν* ganz unſtatthaft. Aber auch ohne dies bleibt die Verbindung *ἐπιβάλλειν τῇ διανοίᾳ ἐπί τι* befremdlich genug.

Was im Folgenden der Verfaſſer unter dem Groſsen, Bewunderungswerthen und Denkwürdigen eigentlich im Sinne gehabt habe, iſt nicht klar. Wahrſcheinlich ſind es die, am Schluſſe des Briefes aufgezählten groſsen Vorzüge des Alexander vor andern Erdenſöhnen, *γένος ἔντιμον*, *βασιλεία πατρῴα*, *παιδεία βέβαιος*, *δόξα περίβλεπτος*. Jedoch kann von dieſen allen wohl nur der letztere, nämlich der ausgebrei-

tete Ruhm des Alexander, auf das ὧν οὐδὲν οὐδεὶς ἀμαυρώσει χρόνος bezogen werden. Zu diesem Behufe aber ist es unumgänglich nothwendig, den Alexander schon mitten in Asien, im Laufe seiner glänzenden Thaten, zu denken; und soviele hundert Meilen weit hätte der Stagirit seinem grofsen Zöglinge nichts mehr als diese Paar Brocken moralischer Ermahnungen zu senden gehabt? Nähmen wir auch an, die Gedanken wären wirklich des Weltweisen würdig, wiewohl sie sich in der That nicht über die gemeinste Alltäglichkeit erheben; nähmen wir an, dafs selbst die Sprache nichts darböte, was nicht auch von Aristoteles Hand herrühren könnte: so würden wir doch nimmermehr uns überzeugt halten, hier einen ächten vollständigen Brief des Stagiriten an den Asien durchziehenden siegreichen Welteroberer vor uns zu sehen, sondern eher der Meinung zu sein, dafs ein späterer Sophist etwa die einzelnen moralischen und ermahnenden Sentenzen aus ächten Briefen excerpirt und zusammengestellt hätte. Doch zurück zu unserm Briefe. Hochtrabend genug klingt der Anfang:

„Alles, wohin ich mich wende, ist grofs und „bewunderungswerth, (doch wohl: „an dir") und „nichts der Vergessenheit würdig, sondern Alles ist „werth des Andenkens, und der Ermahnung, von de„nen (doch wohl auf μνήμης und προτρέψεως zu beziehen) „keine Zeit etwas je vernichten wird. Denn „die schönen Ermahnungen der Lehrer haben die Fol„gezeit (τὸν αἰῶνα — d. h. die Zeit, Nachwelt, ein Ausdruck später christlicher Schriftsteller) „als Be„schauer."

Liegt in diesen Worten überhaupt ein vernünftiger Sinn, so ist es die gröbste Schmeichelei, verbunden mit dem Ausdrucke einer des Aristoteles eben so unwürdigen Eitelkeit. Bei Lichte betrachtet sagt der Ver-

Verfaſſer durchaus nichts anderes, als: „Ich ſoll dir ſchreiben, über deine Thaten und Vorzüge ſprechen, und dich, als dein alter Lehrer, ermahnen; aber ich gerathe dadurch in die gröſsſeſte Verlegenheit. Denn erſtens iſt der Stoff von der Art, daſs ich, von ihm gleichſam überwältigt, gar nicht weiſs, wie und womit ich anfangen ſoll; und zweitens möchte ich meine Sache doch auch gerne ſo machen, daſs die Nachwelt, der du angehörſt, auch meiner als deines Lehrers rühmlichſt gedächte, und die trefflichen Ermahnungen, ſo ich dir zukommen laſſen, bewunderte“ !!

Im Einzelnen iſt wieder Vieles auffallend. *Μνήμη* muſs wohl ſoviel als Ueberlieferung ſein, (ſo *φυλάττειν μνήμην συγγραμμάτων* bei Theodoret, Opp. T. II, p. 699). *Πρότρεψις*, ſtatt *προτροπή*, iſt mir auſser dieſer Stelle gar nicht als griechiſch bekannt, auch fehlt es in den gewöhnlichen Wörterbüchern. *Ἀμαυρόω* in der übergetragenen Bedeutung von obſcurare (im eigentlichen Sinne bei Herodot, IX, cp. 10, von Verfinſterung der Sonne) ſcheint nur dichteriſch zu ſein, ſowie ich auch den Gebrauch von *αἰών* in Proſa bezweifle, obſchon bei Plutarch (De eſu carn., T. X, p. 128 R.) *βίον αἰών* vorkommt.

Nun aber betrachte man vor allen Dingen das *διό*, womit der Verfaſſer fortfährt, und ſehe dann ſelbſt zu, wie man den erforderlichen Cauſalnexus herausbringt. Ich ſehe keinen ſolchen, wenn es nicht etwa der iſt: „aber — ermahnt muſs doch nun einmal werden, daher fange ich denn getroſt an“.

Ganz unverſtändlich iſt mir der Sinn von *καταπίθεσθαι τὴν ἀρχὴν πρὸς ἀρχήν*, obgleich Cujacius überſetzt: „omnibus viribus incumbe, ut imperium non ad injuriam, ſed ad bene merendum utaris, ut retineas imperium“. Aeuſserlich Ariſtoteliſch iſt

dagegen wieder die Farbe in der Redewendung: ἐς οὐδὲν μεῖζον τῶν ἐν τῷ βίῳ ὑπάρχειν πέφυκεν. Beſonders gilt dies von der Zuſammenſtellung der beiden Verba ὑπάρχειν πέφυκε, (vergl. Brief an den Theophraſtos, zu Anfange) die man keineswegs mit dem bloſsen ἐστίν für gleichbedeutend zu halten hat. Wenn nämlich ὑπάρχειν ſchon an ſich faſt immer von Ariſtoteles da gebraucht wird, wo ausgedrückt werden ſoll, daſs etwas von Natur ſo oder ſo ſei; ſo wird dieſer Gedanke durch das hinzugefügte πέφυκε noch mehr hervorgehoben. Vergl. Ariſtot. Polit. I, cp. 2. (p. 7, l. 29). Ethicor. Nicom. VIII, cp. 12, §. 6. §. 7. Daher das periphraſtiſche ὑπάρχον εἶναι Polit. IV, cp. 7, zu Ende.

Ebenſo ungehörig wie zu Anfange des vorigen, ſteht das διό zu Anfange des zunächſt folgenden Satzes. Dieſer Satz ſelbſt aber, ſo gleiſsend er ſeinem Inhalte nach auf den erſten Anblick ſcheint, iſt doch, genauer betrachtet, des Ariſtoteles unwürdig, der keineswegs, wie hier geſchieht, weltliche Macht und Herrſchaft ſo hoch achtete, daſs er nicht die Erkenntniſs der Wahrheit hätte höher ſetzen ſollen. Ferner aber ſehen wir, daſs hier auch über die unſterbliche Natur des Menſchen gleichſam der Stab gebrochen wird, indem die Unſterblichkeit als nur in dem Andenken der Nachwelt enthalten geſetzt, die menſchliche Natur aber vergänglich genannt wird.

πολλάκις ὑπὸ τοῦ χρεὼν διαλυόμενον] Cujacius: „cum ſaepe fato ſuccumbat“. Sehr befremdlich erſcheint hier der Genitiv τοῦ χρεών, (vergl. Buttmann A. g. Grammat. I, S. 226). Was aber die Worte οὐ γὰρ ἀλογίστως ἔχθρης heiſsen ſollen, wenn ἄγω nicht etwa für leiten, erziehen zu nehmen iſt, begreife ich ebenſowenig, als ich des Cujacius Ueberſetzung: „non enim temeritas ineſt tuis rebus, ut aliquorum, quorum etiam in animis flagi-

tium et ſcelus eſt", zu rechtfertigen weiſs. Mit der Redensart αἱ ἀγοραὶ τῆς τύχης läſst ſich vergleichen ἀγοραὶ εὐπρεπείας bei Theodoret, Opp. II, p. 897.

VI.

Zweiter Brief an den Alexander.

Der von uns mit aufgenommene zweite Brief an den Alexander, welcher ſich bekanntlich zu Anfange der, unter Ariſtoteles Namen auf uns gekommenen Schrift: Ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον, findet, erkennt ebenſowenig als das Werk ſelbſt, an deſſen Spitze er ſteht, den Stagiriten als Verfaſſer. Dieſes letztere nämlich eignete ſchon um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts der ſcharfſinnige Victorius dem Rhetor Anaximenes von Lampſakos zu, und ſeine Zeitgenoſſen, der Spanier Nunneſius [1]), und der treffliche Erklärer der rhetoriſchen Schriften des Ariſtoteles, Antonius Majoragius [2]), ſowie auch Patritius, Muretus, Aldobrandinus, Menagius, pflichteten ihm bei. Buhle, der früher nicht nur gegen dieſe Anſicht, ſondern auch überhaupt für die Aechtheit des Werkes, als eines Ariſtoteliſchen, ſich, mit freilich ſchwachen Gründen, ausſprach [3]), bekehrte ſich ſpäter, beſonders durch Spalding's ſcharfſinnige Bemerkungen [4]) bewogen, zu derſelben; und neuerlich hat auch

1) Vergl. deſſen Note zum Phrynichus ed. Lob. p. 281.

2) In der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Rhetorica, Venet. 1591, Fol.

3) Praefat. ad Ariſtotel. Opp., ed. Bipont. T. IV, p. VIII, und in Addend. ad Vol. IV, dagegen vergl. Allgem. Encyclop. von Erſch und Gruber, Th. IV, S. 231, und Praefat. ad Ariſtot. Opp. T. V und VI, not. 1.

4) Ad Quinctiliani Inſtitutt. orat. III, 4, 9 und II, 15, 10.

der gelehrte Leonhard Spengel in München sich für dieselbe erklärt [1]).

Titze dagegen, in seiner schon öfters in diesen Blättern erwähnten Schrift, (De Aristotelis Operum serie et distinctione, p. 35...) hält das in Rede stehende Werk für dasjenige, welches Diogenes von Laerte in seinem Kataloge der Aristotelischen Schriften mit dem Titel: *Τέχνης τῆς Θεοδέκτου εἰσαγωγῆς*, bezeichnet.

Doch sei dem wie ihm wolle, den jenem Werke vorangeschickten Brief haben die meisten Kritiker entschieden für unächt gehalten. Auch Buhle, häufig schwankend und wechselnd in seinen Urtheilen, trat doch zuletzt, gegen seine frühere Meinung, zufolge deren er auch diesen Brief für ächt Aristotelisch ansah, dem Urtheile Bredow's bei [2]): „dass derselbe später von einem Unbekannten vorgesetzt worden, als man schon das Buch für dasselbe Werk mit den Aristotelischen Theodecteis gehalten, deren der Verfasser des Briefes wie seiner Arbeit gedenke, um dadurch die angenommene Person des Aristoteles zu charakterisiren " [3]).

---

1) *Τεχνῶν Συναγωγή*, sive Artium Scriptores — — pag. 181...

2) Durch den Verlust seines nach Zweibrücken geschickten Manuscriptes für die Ausstattung des fünften Bandes seiner Ausgabe des Aristoteles im Jahre 1792 ward das Erscheinen desselben um sieben Jahre verzögert, während welcher Zeit Buhle durch erneuerte Studien jene früheren falschen Ansichten zu berichtigen Muße hatte.

3) S. Buhle Praefat. ad Aristotelis Opp. T. V, p. V. Epistola ad Alexandrum, quae in fronte libri legitur, haud dubie est fetus declamatoris cujusdam non solum affectata sapientia, sed vel eo se prodentis, quod Aristoteles inducatur cohortans, tamquam puerulum ludimagister, Alexandrum, tum temporis victorem Asiam peragrantem, ad artis dicendi stu-

Um so auffallender ist es daher, dass dagegen Gelehrte, wie Titze [1]) und selbst Zell [2]), ohne von jener andern Ansicht Notiz zu nehmen, diesen Brief ohne Weiteres als ächt Aristotelisch ansehen. Titze nämlich hält das grösere ächte Werk des Stagiriten über die Rhetorik für dasjenige, welches derselbe dem Alexánder, und zwar noch vor seinem Zuge nach Asien, zugleich mit andern, eignen und fremden, Schriften übersendet habe, und meint, dass diesem Werke ursprünglich unser Brief vorgesetzt gewesen sei. Zell dagegen läßt zwar von einer solchen Umstellung nichts verlauten, hält aber dafür den Brief selbst, sowie das Werk, dem er vorgesetzt ist, für ächt, und rückt, wie es scheint, die Abfassungszeit sogar noch in die Periode zurück, in welcher sich Aristoteles bei Alexander in Makedonien befand. Beides gewiss mit dem grösesten Unrechte, wie wir in dem Folgenden zu erweisen suchen wollen. Hier erklären wir uns nur im voraus für die Ansicht, nach welcher der Brief einem unbekannten, selbst von dem des nachfolgenden Werkes verschiedenen Verfasser angehöre [3]).

Wir wenden jetzt unsere Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Briefes selbst, aus dessen Anfange schon erhellt, dass der Schreiber desselben den Alexander

---

dium, et in rebus administrandis prudentiam et consultationem. Man sieht, dass Buhle jetzt das Werk von St.-Croix gelesen hatte, der sich über denselben Gegenstand so ausdrückt: „La lettre qui précède un traité de rhétorique, faussement attribuée à Aristote, est encore une supposition; dans cette lettre un Sophiste l'est avisé de donner sous le nom de ce philosophe des leçons de conduite à Alexandre.“ St.-Croix Examen critiq. d. a. Hist. d'Al. p. 201.

1) A. a. O. S. 35..

2) Ferienschriften, I, S. 162...

3) Buhle Praefat. ad Aristotel. Opp. T. V, p. VIII.; St.-Croix a. a. O.

entfernt von ſeinem Lehrer, alſo in Aſien, ſich dachte. Vielfache, dringende Aufforderungen (πολλοὺς πολλάκις; man vergl. Euripid. Troad. V. 1015. καίτοι γ' ἐνοσθέιουν σε πολλὰ πολλάκις) heiſst es, ſeien an den Letzteren ergangen, für den jugendlichen Eroberer die Grundſätze der geſammten Staatsberedſamkeit ſchriftlich abzufaſſen. Immer habe er die Sache verſchoben, (zu ὑπερεβαλλόμην fehlt das Objekt, entweder ein Infinitivus oder ein Accuſativus, Herod. IX, 45; IX, 51; vergl. jedoch Herod. III, 71; VII, 206. Plat. Phaedr. p. 254, d); nicht aus Nachläſſigkeit, ſondern um durch ein Hauptwerk über dieſen Gegenſtand alle Vorgänger (πραγματεύεσθαι von philoſophiſchen und ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen, De Anima, 1, cp. 1) zu überſtrahlen; „und dazu" — fährt der Affe des Stagiriten fort — „hatte ich meinen guten Grund". (Διάνοιαν ἔχειν = eine Meinung haben, iſt mir aus Ariſtoteles nicht bekannt, der das Wort in einem ganz andern Sinne gebraucht; man ſehe Polit. III, cp. 6, §. 4; VII, cp. 2; p. 218, 24 Göttling. Ethic. Nicom. III, 10, 2.) Doch hören wir dieſen Grund, der in kindiſcher Abgeſchmacktheit, beſonders hinſichtlich der Form, ſeines Gleichen ſucht. „So wie du dich bemühſt, alle Menſchen an Kleiderpracht zu „übertreffen: ſo muſst du dich ja auch „wohl um Erlangung der höchſten Redegewalt beſtreben. Denn es iſt ja viel ſchöner und königlicher, eine ſchön gebildete „Seele als einen ſchön gekleideten Körper „zu haben." Wahrlich, man fühlt ſich in die Regionen des Feneloniſchen Prinzenſpiegels verſetzt! und dazu der innere Widerſpruch! Der Schüler verlangt ungeduldig nach ſchriftlicher Unterweiſung in der Beredſamkeit; der Lehrer läſst ihn erſt lange warten, und ſchreibt ihm endlich zu den Büchern einen Brief

voll Ermahnungen und Ermunterungen zu dieſem Studium und voll der trivialſten und unnöthigſten Lobpreiſungen deſſelben.

Doch wir brechen hier ab in der Andeutung der Inhaltsabgeſchmacktheiten, die ein jeder bei dem flüchtigſten Durchleſen jenes Machwerks ſelbſt bemerken kann, und beſchränken uns, mit wenigen Ausnahmen, nur auf Betrachtung einiger ſprachlichen Erſcheinungen.

§. 2, zu Ende. τὴν ἕξιν τοῦ σώματος] wäre ächt Ariſtoteliſche Redeweiſe, wenn es heiſsen ſollte: „die relative Beſchaffenheit des Körpers", hier aber iſt es umſchreibend rein für τὸ σῶμα gebraucht.

§. 3. τῶν τυχόντων τοῖς λόγοις ὑστερίζοντα] dem erſten beſten nachſtehend. So Ariſtot. Polit. V, 7, p. 170 οὐ τοῦ τυχόντος ἐστίν. — Ὑστερίζειν, ſonſt gewöhnlich mit dem Genitiv der Sache, worin man nachſteht, verbunden, finden wir hier mit dem Dativ gebraucht.

Was die periphraſtiſche Redeweiſe ὑπὸ τὴν τῆς βασιλείας ἡγεμονίαν betrifft, ſo vergl. man hinſichtlich des letzteren Ausdrucks das zum erſten Briefe an Philipp Geſagte. Ueberhaupt aber muſs man ſich erinnern, daſs der oder die Verfaſſer unſerer Briefe dieſe mittelſt eines Genitivs umſchreibende Weiſe dem Ariſtoteles häufig nachgebildet zu haben ſcheinen. So laſen wir z. B. im zweiten Briefe an Philipp τοὺς νοῦν ἔχοντας τῶν ἀνθρώπων, ſo hier das Obige, und gleich darauf: τοὺς αὐτονόμους τῶν πόλεων, ebenſo §. 8 τίς γὰρ ἂν ἀμφισβητήσειε τῶν νοῦν ἐχόντων, und τῶν περὶ τὸν ἄνθρωπον, ähnlich dem: οὐδὲν ἐν ἀνθρώποις, im erſten Briefe an Philippos. — §. 4. Die Definition des Geſetzes, καὶ γὰρ ὁ νόμος ἐστὶν — λόγος ὡρισμένος καθ' ὁμολογίαν κοινὴν πόλεως, μηνύων, πῶς δεῖ πράττειν ἕκαστα, vergleiche man Eth. Nic. X, cp. 9, §. 12 ὁ δὲ νόμος ἀναγκαστικὴν ἔχει δύναμιν, λόγος ὢν ἀπό τινος φρονήσεως καὶ νοῦ. Rhe-

torica ad Alex. cp. 1, (2) §. 5 Bip. *νόμος δέ ἐστιν ὁμολόγημα πόλεως κοινὸν διὰ γραμμάτων προστάττον, πῶς χρὴ πράττειν ἕκαστα.* Aus letzterer Definition, welche cp. II, §. 7 Bip. faſt mit denſelben Worten wiederkehrt, ſchöpfte unſer Briefſteller die ſeinige.

Das hierauf Folgende, von §. 5 bis 7, iſt nichts als ein und derſelbe, mit unerträglicher Breite ausgeſponnener Gemeinplatz. Die geſuchte Gleichförmigkeit der einzelnen Satzglieder, welche, freilich nur von ferne, an den Schluſs der Rede des Agathon im Platoniſchen Gaſtmahle erinnert, iſt bezeichnend für den in ſeiner Bornirtheit ſelbſtgefälligen Sophiſten. Wir bemerken dabei nur das eine, daſs in den Worten *καὶ κακοὺς τὴν αὐτῶν κ. τ. λ.* der Artikel vor *κακοὺς* ausgefallen ſcheint. — Die einzelnen Wörter ſind meiſt nach dem Sprachgebrauche des Stagiriten gewählt, ſo *προαιρεῖσθαι* mit dem Infinitiv; *θηριώδης*, (vergl. Eth. Nic. VII, 5, §. 6, Zell. *Οἱ μὲν ἐκ φύσεως ἀλόγιστοι καὶ μόνον τῇ αἰσθήσει ζῶντες, θηριώδεις.* Ebendaſ. III, 10. §. 11 und 8; VII, cp. 1, cp. 5, cp. 6, u. a.); *τοὺς ἀγαθοὺς ἐζηλώσαμεν*, (vergl. Rhet. II, cp. 11); *ἄλυπος*, (in einer andern Bedeutung Eth. Nic. IV, 6, 1. Vergl. Ebendaſ. III, 12, §. 3; IV, 1, §. 13; 6, §. 1; VII, 12, §. 4; X, 3, §. 7).

In den folgenden Worten: *εἰδέναι δέ σε δεήσει*, wird das ſchulmeiſternde Geſchwätz fortgeſetzt: „Dein Leben gilt als Beiſpiel für Viele, um ſo ausgezeichneter alſo muſs es ſein, ſo daſs es ſelbſt denen, welche ſich mit Aufſtellung moraliſcher und politiſcher Grundſätze befaſſen, als Muſter und Richtſchnur dienen kann.“ Dies ſcheint der Sinn der ziemlich verwirrten Stelle zu ſein; über *καλλιγραφούμενοι τοῖς τῆς ἀρετῆς στοιχείοις* vergl. Lob. zu Phrynich. p. 123. Mit der Redeweiſe *πρὸς τὰ φαῦλα — ἄγειν* iſt zu vergleichen *ἄγειν ἐπὶ τοὺς νόμους* Polit. II, cp. 6, §. 8.

Ueber den eigentlich Ariſtotel. Gebrauch von βουλεύεσθαι, welches der βουλὴ in einem Staate beigelegt wird, vergl. man Schneider ad Polit. IV, cp. 11, §. 9.

§. 8. πάρεργα ebenfalls ein beliebter Ariſtoteliſcher Ausdruck, vergl. Polit. p. 218, 26, und Ethic. Nic. I, cp. 7, §. 19, und daſelbſt die Note von Zell. Ganz abgeſchmackt dagegen iſt der Ausdruck: τὴν μητρόπολιν αὐτὴν τοῦ καλῶς βουλεύεσθαι μαθεῖν, erinnernd an τὰ τῆς ἡγεμονίας μέλαθρα im zweiten Briefe an Philippos, und vergleichbar mit der in unſerm Briefe, §. 9, zu Ende, befindlichen Phraſe ἀκρόπολις σωτηρίας. Viel ſchicklicher nannte Chryſippos die Schrift des Archeſtratos: Γαστρολογία μητρόπολις τῆς τοῦ Ἐπικούρου φιλοσοφίας, (Athen. Deipnoſ. III, p. 104, B).

Wollte der Himmel, der Verfaſſer hätte die darauf folgenden Worte §. 10: ἀλλὰ γὰρ ὀκνῶ ἔτι πλείω γράφειν, ehrlich gemeint, wir hätten dann ſeinen Brief vielleicht gar nicht, oder doch beträchtlich verkürzt überkommen; in keinem von beiden Fällen hätten wir das Mindeſte verloren. Jedenfalls indeſs bleibt eine ſolche unfreiwillig wahre Beurtheilung und Anerkennung des Unwerthes der eignen Produktion, dergleichen uns ſchon in einem der vorigen Briefe begegnete, wenigſtens pſychologiſch merkwürdig.

Im Folgenden meine ich nicht, daſs mit Buhle die, auch von dem Ueberſetzer Philelphus (in der Ausgabe der Ariſtoteliſchen Werke Aurel. Allobr. 1606, T. II, p. 732) ausgelaſſenen Worte: τοῦτο οὖν καὶ ἡμεῖς διαφερόντως τῶν λοιπῶν ἔξομεν ἀνθρώπων, einzuklammern, und als unächt anzuſehen ſeien. Sie ſind ſo ächt wie der ganze Brief. Die unbehülfliche Verworrenheit und der Mangel an grammatiſchem Zuſammenhange iſt Schuld des Briefſtellers, der zwei Gedanken kurz zuſammendrängen wollte, und dabei gleichſam über ſeine eignen Beine fiel. Dieſe zwei Gedanken ſind: Eins iſt, was uns vor allen Geſchöpfen auszeichnet, und uns als der gröſsten Ehre von der Gottheit gewürdigt erſcheinen läſst, zu deſſen höchſt möglichſter Ausbildung vor allen andern Menſchen wir (d. i. der angeredete, in der Redekunſt zu unterweiſende Alexander) uns daher anſchicken wollen.

Die §. 12 gegebene Vergleichung der Bildung des Geiſtes mit dem geſunden Zuſtande des Körpers erinnert an den Ariſtoteliſchen Ausſpruch bei Diog. Laert. V, 17.

Zum Schluſſe endlich wird die Aufforderung, die anbei folgenden Bücher beſtens geheim zu halten, von dem Briefſteller dem Alexander zurückgegeben, und zwar in einer witzig und elegant feinwollenden Sprache, mit Anwendung eben ſo lächerlicher als ungeſchickter und geſchmackloſer Vergleiche, z. B. der Bücher mit unerfahrnen und unſchuldigen Jünglingen, die vor aller Verführung ſorgfältig zu verwahren ſeien.

Was die Anſpielung auf die Pariſchen Sophiſten betrifft, ſo verſtehe ich ſie ebenſowenig als irgend ein anderer der früheren Erklärer. Buhle meint, daſs in *Ἠάριοι* ein Schreibfehler liege, und dies iſt wohl das Wahrſcheinlichſte.

Die Hinweiſungen auf die zugleich mit dieſem Briefe als überſendet gedachten Werke geben wenig Licht. Nur ſoviel iſt klar, daſs der Briefſteller zwei Werke vor ſich gehabt zu haben ſcheint, deren eins er dem Ariſtoteles, das andere dem Korax zuſchreiben zu müſſen glaubte. Doch über dieſe ganze von Buhle (Praefat. ad Vol. V, pag. V...) für corrupt erklärte Stelle wird ſich vielleicht ſpäter zu ausführlicherer Betrachtung Gelegenheit finden. Hier ſchlieſſen wir mit einer guten Bemerkung des Franz Patritius, (Discuſſ. Perip. I, p. 63) daſs der wahre Ariſtoteles, wenn er von ſeinen Büchern rede, nie den Ausdruck *βιβλία* gebrauche, der ſich bei ihm überhaupt nur zweimal (De Animal. hiſt. V, 32, §. 1, T. I, p. 239 Schneid.; De ente, cp. 2) zur Bezeichnung des Materials zum Schreiben, finde. Geläufig ſind ihm dagegen, wie derſelbe Patritius bemerkt, die Ausdrücke: 1) *ἐν τοῖς λόγοις*, oder 2) auch *ἐν τοῖς* —, oder 3) *κατὰ τοὺς λόγους*; auſserdem fänden ſich (Meteorol. I, 1) die Ausdrücke *ἐν τοῖς θεωρήμασιν*, und *θεωρήματα κατὰ ψυχῆς*.

III.

Ueber den Unterſchied exoteriſcher und eſoteriſcher Schriften des Ariſtoteles.

Litteratur.

(Vergl. Fabricius Bibl. gr., Lib. III, cp. 5, Vol. III, p. 574 Harl. Brucker Hiſtor. critica philoſ., Vol. I, p. 789. not. v. Buhle De Ariſt. libris exoter. et eſoter., in Ariſt. Opp. Vol. I, p. 118, 1.)

Octavianus Ferrarius, De ſermonibus exotericis et diſciplina encyclia libri II. Venet. 1575, 4. Neu herausgegeben von Goldaſt mit einer Epiſtola: De cryptica veterum philoſophorum diſciplina, ad Rudolph. Goclenium. Francof. 1606. 8.

Claud. Salmaſius, Ad Simplicium in Epictetum, (Lugduni 1640) p. 228 ff.

Petr. Victorius, Variae Lection., VII, 18.

Deſider. Heraldus, Animadverſſ. in Salmaſium, p. 615.

Melchior Zeidler, De gemino veterum docendi modo exoterico et eſoterico, dialectico et analytico, vor der erſten Ausgabe ſeines mit Unrecht ganz vergeſſenen Werks: Introductio in lectionem Ariſtotelis, cauſas aperiens obſcuritatis in hoc philoſopho quoad verba pariter ac res, nec non modum ambo tractandi et remedia ejus circa ſingula iſta ſuggerens. Bei Fabricius wird angegeben, daſs die genannte Ausgabe dieſes Werks mit jener Abhandlung Regiomonti 1685. 4., erſchienen ſei. In dem auf der hieſigen Univerſitätsbibliothek befindlichen Exemplare ſteht die Angabe: Regiomonti, ſumpt. Matth. Gilberti, 1681, und auf dem Titel: cui antehac praemiſſus eſt: Prodromus de discrimine libror. Acroamaticorum et Exotericorum; nunc autem praefationis loco praemittitur: Apologia adverſus laudati philoſophi calumniatores. Weder Fabricius noch Buhle erwähnen dieſes Umſtandes; und aus des Letzteren Vita Ariſtotelis geht hervor, daſs er jene treffliche Apologie gar nicht gekannt hat. In den Litteraturwerken von Wachler u. A. ſucht man gleichfalls vergebens nach einer Notiz über dies für jene Zeit höchſt ſchätzbare Werk.

Petrus Joannes Perpinianus, Epiſtola ad Muretum, in: Mureti Epiſtolis, I, 40.

Andreas Chriſt. Eſchenbach, De poëſi Orphica, (Norimbergae 1702) p. 4 ff.

Joh. Henric. Meibomius, Ad Hippocratis jusjurandum, (Lugd. B. 1643) p. 95..

Mich. Piccartus, Hagoge in Ariſtotelis philoſophiam, cum Epiſtola Conringiana, et praemiſſa Diſſertatione de natura, origine et progreſſu philoſophiae Ariſtotelicae, ed. Durrius, (Altdorf. 1667, 8.) cp. X, p. 82..

Antonius Riccobonus, Ad Ethica Nicomachia, p. 497 (ed. 1610).

Joh. Lomeier, De bibliothecis, cp. V, p. 69 (ed. Helmſtadii 1705, 4.).

Franciſcus Patritius, Diſcuſſ. Peripateticae, T. I, Lib. VI, p. 63.

G. Menagius, ad Diogenem Laertium, V, 27, T. II, p. 197.

Paſchius, De variis modis tradendi moralia, cp. V, 9, 10, p. 488.

G. J. Voſſius, De ſectis philoſophorum, cp. XVII, §. 9, 10.

Georg. Hornius, Hiſtor. philoſoph., VII, 9. (Lugd. B. 1655, 4.)

David Morhofius, Polyhiſtor, T. II, lib. I, cp. 8, 11. (Lübeck 1688, 1692.)

J. G. Buhle, De distributione libror. Ariſtotelis in exotericos et acroamaticos ejusque rationibus et cauſis. (Gottingae 1786, 8., und in Ariſt. Opp., T. I, p. 107—152.)

D. Wyttenbach, in ſeiner Epiſtola critica ad Heusdium, vor deſſen Specim. crit. in Platonem, p. XLVII. (In Wyttenbachii Opuscul., Vol. II, p. 24 — p. 50, vergl. mit p. 605.)

Chriſtian Hermann Weiſſe, Anmerkk. zu ſeiner Ueberſ. der Phyſik des Ariſtoteles, (Leiptig 1829) S. 516, 517; und zu ſeiner Ueberſetzung der Ariſtotel. Schrift Von der Welt, (Leipzig 1829) S. 373 — 375.

Ueber den Unterſchied

exoteriſcher und eſoteriſcher Schriften

des Ariſtoteles.

Schwerlich iſt über irgend einen Gegenſtand aus dem Bereiche der Ariſtoteliſchen Litteratur ſoviel hin und her geredet, vermuthet, und gezweifelt worden, als über die, nach Vieler Meinung hochwichtige, Scheidung der Schriften des Philoſophen in exoteriſche und eſoteriſche oder akroamatiſche. Von Strabon an, in deſſen Darſtellung der Schickſale jener Schriften wir ſie berührt finden, und Cicero, der an verſchiedenen Orten darauf bezügliche Andeutungen hinwirft, haben ſich die gelehrteſten griechiſchen Ausleger des Stagiriten, ja, ſelbſt die ſcholaſtiſchen Doktoren des Mittelalters darüber die Köpfe zerbrochen; und daſs es die Neueren, ſeit der Mitte des XVIten Jahrhunderts, an Herzensergieſsungen darüber, zum Theil in eignen Schriften, nicht fehlen laſſen, kann ein Blick auf das vorſtehende, noch immer nicht ganz vollſtändige, Verzeichniſs derſelben lehren. Indeſſen ſchreckt uns dies keineswegs, daſſelbe durch den gegenwärtigen Aufſatz zu vergröſsern. Einmal nämlich muſste die Sache

ſchon deshalb beſprochen werden, weil in Strabon's berühmter Stelle jener Unterſchied mit eingewebt iſt, und ſomit ſeine Erörterung in dem erſten Aufſatze gleichſam gefordert zu werden ſchien. Da dieſelbe aber doch nicht mit wenigen Worten abzumachen, von einer weitläufigeren Auseinanderſetzung aber zu befürchten war, dafs ſie dort den fortſchreitenden Gang der Unterſuchung über die älteſten Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften auf unangenehme und die leichtere Ueberſicht beeinträchtigende Weiſe ſtören würde; ſo ſchien es zweckgemäſser, einer vollſtändigen Zuſammenſtellung aller über dieſen Unterſchied handelnder Stellen der Alten einen beſondern Platz anzuweiſen. Ein ſolcher Nachtrag mufste aber um ſo unbefriedigender erſcheinen, je mehr ſich bei genauerem Forſchen die Ueberzeugung aufdrängte, dafs die Alten, deren Bemerkungen uns übrig geblieben ſind, im Ganzen ſelbſt über die Sache entweder nichts Genaues gewufst, oder ungehörigen Anſichten Früherer ohne Prüfung Glauben geſchenkt hätten, und dafs die ganze Frage ſich eigentlich nur durch Ariſtoteles ſelbſt genügend beantworten laſſe. Da nun ſolchergeſtalt der richtige Weg nicht nur erkannt, ſondern mit ſeiner Hülfe auch das Ziel, wenigſtens annäherungsweiſe, erreicht zu ſein ſchien, ſo tragen wir um ſo weniger Bedenken, die vorliegende kleine Abhandlung unſern Beiträgen zur Erklärung der Schriftwerke des Stagiriten einzureihen, als es der Hauptzweck dieſer Beiträge iſt, nicht nur Belehrung einſichtsvoller Beurtheiler über die behandelten Gegenſtände zu veranlaſſen, ſondern auch Andern zur Fortſetzung ſolcher Unterſuchungen Anregung und Förderung zu gewähren. Die letztere Abſicht wird die Ausführlichkeit entſchuldigen, mit welcher im Folgenden die vorhandenen Zeugniſſe der Alten mitgetheilt ſind.

Von

Von den alten Schriftſtellern gedenken des Unterſchiedes der exoteriſchen und eſoteriſchen oder akroamatiſchen Schriften auſser Strabon noch Cicero, Plutarchos, Gellius, Lukianos, Clemens Alexandrinus, Themiſtios; und von den alten Erklärern der Werke des Stagiriten Ammonios Hermeiu, Simplikios, Johannes Philoponos, und Euſtratios.

Strabon, um dieſen zuerſt abzuhören, läſst ſich in der oft genannten Stelle alſo vernehmen: Die älteren Peripatetiker hätten nur wenige, und zwar eigentlich nur die exoteriſchen Schriften des Ariſtoteles benutzen, und ebendeshalb nicht ſyſtematiſch (πραγματικῶς) philoſophiren, ſondern nur einzelne Sätze rhetoriſch behandeln können. Aus dieſen Worten Strabon's folgt alſo, daſs derſelbe ſich unter den eſoteriſchen oder akroamatiſchen Werken eben diejenigen dachte, in welchen die Philoſophie nach ihren einzelnen Theilen im Zuſammenhange ſyſtematiſch (πραγματικῶς) behandelt worden war.

Cicero, obwohl hinſichtlich der Zeit nicht älter als Strabon, beſaſs doch unbeſtreitbar eine ebenſoviel genauere und ausgebreitetere Kenntniſs der Litteratur, als er hinſichtlich ſeiner philoſophiſchen Studien mit Strabon gar nicht verglichen werden kann. Er muſs alſo in unſerer Sache geradezu als Hauptzeuge angeſehen werden. Zwei Stellen ſind es, an denen er des in Rede ſtehenden Unterſchiedes gedenkt. In der bekannten Stelle ſeines fünften Buches De Finibus bonorum et malorum [1]) nämlich erklärt er die Abweichungen und

1) De Fin. L. V. cp. 5. §. 12.

Widerſprüche, welche ſich Ariſtoteles und Theophraſtos in ihren Beſtimmungen über das höchſte Gute hätten ſcheinbar zu Schulden kommen laſſen, aus der verſchiedenen Beſchaffenheit der Schriften über dieſen Gegenſtand: „*De ſummo autem bono,*“ (ſagt er) „*quia duo genera librorum ſunt, unum populariter ſcriptum, quod ἐξωτερικὸν appellabant: alterum limatius, quod in commentariis reliquerunt, non ſemper idem dicere videntur: nec in ſumma tamen ipſa aut varietas eſt ulla, apud hos quidem, quos nominavi,*“ (Ariſt. et Theophr.) „*aut inter ipſos diſſenſio.*“ Es iſt eine glückliche, und zweifelsohne richtige Bemerkung von Buhle, daſs der hier von Cicero erwähnte Unterſchied auf eine gewiſſe Klaſſe von Schriften, nämlich auf die über das höchſte Gute, zu beſchränken ſei [1]), wenn gleich der Grund, auf welchen er ſie bauet, daſs nämlich Cicero, als er die Bücher De Finibus ſchrieb, ſchwerlich ſchon alle Schriften des Ariſtoteles durchgeleſen habe, ein durchaus unhaltbarer iſt. Es ſind vielmehr die Worte des römiſchen Philoſophen ſelbſt, welche dieſe Beſchränkung auf das Beſtimmteſte enthalten. Nach deſſelben Urtheile unterſchieden ſich alſo die exoteriſchen Schriften über das höchſte Gute durch die Art und Weiſe der Behandlung des Gegenſtandes. Sie waren populariter ſcripta, d. h. allgemein faſslich geſchrieben [2]). Ihnen werden entgegengeſetzt die libri limatius ſcripti atque in commentariis relicti, in welchen ebendieſelben Gegenſtände, aber mit gröſserer Schärfe und philoſo-

1) Buhle De Ariſt. lib. exot. et eſot. p. 116.

2) S. Gärenz ad De Finib. a. a. O. p. 515. Buhle a. a. O. p. 115, n. 2.

phiſcher Tiefe [1]), und mit Anwendung einer philoſophiſchen Schulſprache behandelt waren, und dieſe letztere Klaſſe von Schriften wurde nicht ſofort nach ihrer Abfaſſung von den beiden Philoſophen herausgegeben, ſondern zu weiterer Ueberarbeitung aufbewahrt [2]). So verſteht die Worte Cicero's auch Görenz, der nur darin noch weiter geht, daſs er in dem reliquerunt die Andeutung findet, daſs die zuletzt bezeichneten Schriften erſt nach dem Tode beider Philoſophen herausgegeben worden ſeien [3]).

Die zweite Stelle des Cicero findet ſich in einem Briefe an den Atticus [4]). Er bezeugt in demſelben, daſs es ihm unmöglich ſei, in ſeiner dialogiſch abgefaſsten Schrift De Republica dem Varro eine Stelle zu ertheilen, weil derſelbe zu den Unterrednern ſchon der Zeit wegen nicht paſſe. „*Itaque cogitabam,*“ fährt er fort, „*quoniam in ſingulis libris utor prooemiis, ut Ariſtoteles in iis, quos ἐξωτερικούς vocat, aliquid efficere, ut non ſine cau-*

1) Den Ausdruck limatius erklärt Görenz a. a. O. auf überzeugende Weiſe als von Art und Weiſe der ſchärferen philoſophiſchen Behandlung zu verſtehen, während er ſonſt wohl von dem gefeilten Stile gebraucht wird.

2) Mit dieſen Worten Niebuhr's (Röm. Geſch. Th. I, S. 20) möchte der Sinn des „in commentariis reliquerunt“ bei Cicero erſchöpfend ausgedrückt ſein. Wir werden ſpäter Gelegenheit haben, auf die von Niebuhr a. d. a. Stelle ausgeſprochene Anſicht zurückzukommen. Ueber die richtige Erklärung des Ausdrucks Commentarii ſ. Buhle a. a. O. S. 115, N. 3. Es ſind nicht Ὑπομνήματα, ſondern Λόγοι, vollſtändige Werke; vergl. De Finib. III, cp. 3.

3) „Reliquerunt indicabit, commentarios ab Ariſtotele et Theophraſto non editos, ſed poſt eorum mortem vulgatos.“ a. a. O. p. 544.

4) IV, Ep. 16.

ſa iſtum appellarem.“ Aus dieſer Stelle lernen wir zweierlei: einmal nämlich, dafs die exoteriſchen Schriften des Ariſtoteles ſich auch in der Form dadurch von der andern, von Cicero nicht näher bezeichneten Klaſſe unterſchieden, dafs ſie durch Proömien eingeleitet waren, die mit dem weiteren Verfolge des Werkes ſelbſt nicht eigentlich im Zuſammenhange ſtanden [1]). Von welcher Art dieſelben geweſen ſeien, läſst ſich aus Cicero's Werken ſchliefsen, der hierin dem Stagiriten nachgeahmt zu haben ſcheint. Da nun von ſämmtlichen, uns übrigen Werken des Ariſtoteles kein einziges mit einem ſolchen Proömium beginnendes ſich mehr vorfindet, ſo wäre daraus der Schluſs zu ziehen, dafs ſämmtliche, nach Cicero von Ariſtoteles als exoteriſch bezeichnete Schriften verloren gegangen ſeien. Das Zweite aber, was wir aus jener Stelle lernen, iſt faſt noch wichtiger: dafs nämlich Ariſtoteles ſelbſt jene Gattung von Schriften mit dem Namen *exoteriſche* bezeichnet habe.

Mit dieſen beiden Stellen ſind nothwendig zwei andere, ebenfalls in des römiſchen Philoſophen Briefen vorkommende, zu verbinden, weil auch dieſe ſich auf die von Cicero bezeichnete Klaſſe der exoteriſchen Schriften des Ariſtoteles beziehen. In der einen läſst er ſich gegen den Lentulus über die Darſtellung und Form ſeiner Bücher De Oratore folgendermafsen aus [2]): *Scripſi etiam* — — — Ariſtotelio more, *quem-*

---

1) Wie Buhle (p. 116) den Cicero ſagen laſſen kann: „dafs Ariſtoteles ſich in beiden Klaſſen von Schriften ſolcher Proömien, nur von verſchiedener Art, bedient habe“, iſt ſchwer zu begreifen, da Cicero ausdrücklich das Gegentheil meldet.

2) Epiſt. ad Famil. I, 9, §. 23 (al. 67).

admodum quidem volui, tres libros in disputatione ac dialogo De Oratore, quos arbitror Lentulo tuo fore non inutiles.“ Dieſer Stelle ſchien eine andere in den Briefen an den Atticus [1]) zu widerſprechen, in welcher über die dialogiſche Form in Cicero's Büchern genauer geredet, und dieſelbe, wie ſie in den Büchern De Finibus angewendet ſei, als Ariſtoteliſch bezeichnet, und der in den Büchern De Oratore gebrauchten gewiſſermaſsen entgegengeſetzt wird. „*Sunt etiam*“, heiſst es dort, „*De Oratore noſtri tres, mihi vehementer probati. In eis quoque eae perſonae ſunt, ut mihi tacendum fuerit. Craſſus enim loquitur, Antonius, Catulus ſenex, C. Julius, frater Catuli, Cotta, Sulpicius; puero me hic ſermo inducitur, ut nullae eſſe poſſent partes meae. Quae autem his temporibus ſcripſi, Ἀριστοτέλειον* morem *habent, in quo ſermo ita inducitur ceterorum, ut penes ipſum ſit principatus: ita confeci quinque libros Περὶ Τελῶν, ut Epicurea L. Torquato, Stoica M. Catoni, Περιπατητικὰ M. Piſoni darem.*“ Wyttenbach [2]) fand hierin einen offenbaren Widerſpruch gegen die frühere Stelle, und begnügte ſich, wie er ſagt, mit dem Auswege, daſs die zuletzt angeführte, als in ſeinem höchſt verderbten und kritiſch unſichern Werke des Cicero befindlich, der erſteren

1) Ad Atticum XIII, ep. 19.

2) A. a. O. Opusc. T. II, p. 30. „Hic locus, ut ex epiſtolis ad Atticum, corruptiſſimo omnium Ciceronis operum, cedere debet priori loco, ut operis multo magis emendati — —. Nec difficile eſt, excogitare aliquid, quo haec verba cum illis in conſenſum redigantur. Nos quidem iſtud aliis relinquimus; neque enim ii ſumus, qui omnem mutationem emendationis ipſtar cenſeamus. Igitur hoc unum tenemus: in iſta duorum locorum repugnantia auctoritatem prioris graviorem eſſe reputandam.“

nachſtehen müſſe. Doch deſſen bedarf es nicht. Der ganze ſcheinbare Widerſpruch verſchwindet, wenn wir beachten, daſs Cicero in der erſteren Stelle ſeine Bücher De Oratore darum als Ariſtotelio more ſcriptos bezeichnet, weil ſie *in dialogo ac disputatione* (ein ſehr gebräuchliches ἐν διὰ δυοῖν für: disputandi per dialogum ratione [1]) verfaſst ſeien; in der zweiten Stelle dagegen handelt es ſich nicht mehr über die dialogiſche Form, inſofern ſie Ariſtoteles in ſeinen Schriften anwandte, überhaupt, ſondern es wird eine gewiſſe Weiſe derſelben noch genauer beſtimmt durch den Zuſatz, daſs in derſelben Ariſtoteles ſelbſt die Hauptperſon übernommen habe, und in ſo fern Cicero in den Büchern De Finibus auch hierin dem Ariſtoteles nachgeahmt hatte, während in denen De Oratore zwar die Form (disputandi per dialogum ratio) Ariſtoteliſch, die Perſon des Verfaſſers ſelbſt aber ein χωρὶν πρόσωπον war, konnte er die erſteren vor den letzteren vorzugsweiſe als Ariſtotelio more ſcriptos bezeichnen, ohne darum ſeinen an den Lentulus gerichteten Worten zu widerſprechen [2]).

Ehe wir den Cicero verlaſſen, um die Zeugniſſe Späterer über unſern Gegenſtand zu betrachten, wiederholen wir die oben gemachte Bemerkung, daſs

1) S. Görenz ad Cic. de Finib. Introduct. p. XVI. Sehr mit Unrecht wollte Martyni Laguna dieſe Worte als einen Zuſatz geſtrichen wiſſen. S. Orelli ad Epp. ad Fam. I. I. p. 47, (Cic. Opp. Vol. III, P. 1).

2) Vergl. Görenz a. a. O. p. XVI. XVII. Bei den Worten des Cicero an den Atticus: Ἀριστοτέλειον morem, — in quo fermo ita inducitur ceterorum, ut penes ipſum ſit principatus, bietet ſich indeſs auch eine andere Erklärungsweiſe dar, zufolge deren dadurch die Art und Weiſe des Stagiriten, Anderer Anſichten anzuführen und der ſeinigen unterzuordnen, angedeutet ſein kann.

Cicero in allen von einer und derſelben Klaſſe Ariſtoteliſcher Schriften geredet habe. Zwar bemerken wir ſogleich, daſs er bei der Bezeichnung derjenigen, von welchen er ſagt, daſs Ariſtoteles ſelbſt ſie exoteriſche genannt habe, der dialogiſchen Form nicht gedenkt, und dagegen in Erwähnung der dialogiſchen Schriften des Stagiriten nicht ausdrücklich dieſelben als exoteriſche bezeichnet; indeſs, wenn irgend Combination der Umſtände zu einem ſichern Reſultate führen mag, ſo glaube ich die Behauptung wagen zu dürfen, daſs das Erſtere von beidem, daſs nämlich die von Ariſtoteles exoteriſche genannten Schriften, deren Cicero gedenkt, in dialogiſcher Form abgefaſst geweſen, in den Worten des Cicero ſelbſt enthalten ſei [1]).

Plutarchos berührt den in Rede ſtehenden Unterſchied zweimal. Doch in der einen Stelle nur in ſofern er die peripatetiſche Philoſophie überhaupt, und nicht die Schriften des Ariſtoteles insbeſondere betrifft. Er ſagt nämlich: es habe den Anſchein, als ob Alexander von Ariſtoteles nicht nur in der Ethik und Politik, ſondern auch in den, nur vertrauteren Jüngern zugänglichen höheren Theilen der Philoſophie, welche von den Philoſophen mit dem eignen Namen akroamatiſche und epoptiſche genannt würden, unterrichtet worden ſei [2]). Wichtiger iſt aber die zweite Stelle [3]), ſchon darum, weil darin von den

1) Ad Attic. IV. 16.

2) Plut. Vit. Alex. cp. VII. T. I. p. 668 Fr. *Ἔοικε δ' Ἀλέξανδρος, οὐ μόνον τὸν ἠθικὸν καὶ πολιτικὸν παραλαβὼν λόγον, ἀλλὰ καὶ τῶν ἀποῤῥήτων καὶ βαθυτέρων* [vulgo *βαρυτέρων*] *διδασκαλίων, ἃς οἱ ἄνδρες ἰδίως ἀκροαματικὰς καὶ ἐποπτικὰς προσαγορεύοντες οὐκ ἐξέφερον εἰς πολλούς, μετασχεῖν.*

3) Plut. Adv. Colot., T. II. p. 1115. B, T. X, p. 586—587. Reisk.

Schriften des Stagiriten die Rede iſt. Es macht dort nämlich Plutarch dem Epikureer Kolotes bittere Vorwürfe darüber, daſs er die Schriften des Ariſtoteles nicht verſtanden, oder nicht geleſen, und ihm daher Uebereinſtimmung mit Platon angedichtet habe, da doch bekannt genug ſei, daſs der Erſtere auf alle nur mögliche Weiſe und überall des Letzteren Lehre von den Ideen angreife: *Τάς γε μὴν ἰδέας, περὶ ὧν ἐγκαλεῖ τῷ Πλάτωνι, πανταχοῦ κινῶν ὁ Ἀριστοτέλης, καὶ πᾶσαν ἐπάγων ἀπορίαν αὐτάς, ἐν τοῖς ἠθικοῖς ὑπομνήμασιν, ἐν τοῖς φυσικοῖς, διὰ τῶν ἐξωτερικῶν διαλόγων* [1]*, φιλοτεχνότερον ἐνίοις ἔδοξεν ἢ φιλοσοφώτερον ἔχεσθαι* [2] *τῶν δογμάτων τούτων, ὡς προθέμενος τὴν Πλάτωνος ὑπερέπειν* [3] *φιλοσοφίαν.* Dieſe Stelle, wie ſie vor Wyttenbach geleſen wurde, oder vielmehr die Verſchreibung eines einzigen Buchſtabens, in derſelben, verleitete Buhle'n zu einem gänzlichen Miſsverſtehen deſſen, was Plutarch eigentlich ſagen wollte. Während dieſer nämlich, um des *πανταχοῦ* weiter auszuführen, verſchiedene Arten Ariſtoteliſcher Schriften namhaft macht, und hierbei die ethiſchen und phyſiſchen Werke (*Ὑπομνήματα*) den exoteriſchen Schriften, welches eben die dialogiſchen ſind [4]), entgegenſetzt, verſtand

---

1) Vor Wyttenbach, der *διαλόγων* aus alten Handſchriften reſtituirt hat, las man *διαλέγων*.

2) Vor Wyttenbach las man *ἐν* ſtatt *ἔχεσθαι*.

3) So Wyttenbach ſtatt des früheren *ὑπεριδεῖν*.

4) Daſs *διαλόγων* nur als Appoſition zu *ἐξωτερικῶν* zu faſſen, und nicht etwa an eine doppelte Gattung Ariſtoteliſcher Dialoge zu denken ſei, zeigt Wyttenbach a. a. O. S. 28, doch bemerkt er nicht, daſs in dieſer Stelle ein neuer Beweis dafür enthalten ſei, daſs die eigentlich exoteriſchen Schriften überhaupt dialogiſcher Form geweſen ſeien, wie dies auch Cicero's Anſicht zu ſein ſchien.

Buhle ihn ſo, als rede er überhaupt nur von exoteriſchen Schriften ethiſchen oder phyſiſchen Inhalts [1]).

Gellius, in der ſchon mehrmals erwähnten Stelle des XXſten Buchs [2]), verdient um ſo mehr der Beachtung, als er ſeine ſehr ausführlichen Mittheilungen aus einem Zeugen entnommen zu haben ſcheint, der ſowohl der Zeit nach einer der älteſten, uns verlornen, als auch durch alle ſonſtigen Umſtände für eine der unverwerflichſten Autoritäten gehalten werden muſs. Wir theilen daher die ganze Stelle mit:

Commentationum ſuarum artiumque, quas diſcipulis tradebat Ariſtoteles philoſophus, Regis Alexandri magiſter, duas ſpecies habuiſſe dicitur. Alia erant, quae nominabat *Ἐξωτερικά*, alia, quae appellabat *Ἀκροατικά* [3]). *Ἐξωτερικά* dicebantur, quae ad rhetoricas meditationes, facultatemque [4]) argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebant. *Ἀκροατικά* autem vocabantur, in quibus philoſophia remotior ſubtiliorque agitabatur; quaeque ad naturae contemplationes, diſceptationesve dialecticas pertinebant. Huic diſciplinae, quam dixi *ἀκροατικήν*, tempus exercendae dabat in Lycio matutinum: nec ad eam quemquam temere admittebat, niſi quorum ante ingenium et eruditionis elementa, atque in diſcendo ſtudium laboremque exploraſſet. Illas vero

1) De Ariſt. lib. exot. et eſot. p. 118. „Plutarchus — — — contendit, eum (Ariſtotelem) potius ubique ideas Platonicas dictis inceſſere, et in moralibus, et in naturalibus commentatiis, i. e. iis, qui exoterici vocantur.“

2) N. Att. XX, cp. 5; Vol. II, p. 581 Lion.

3) Schäfer (Animadverſ. ad Plut. Vol. V, p. 245) will überall für dieſe kurzere Form die längere (*ἀκροαματικά*) reſtituirt wiſſen, welche auch in vielen alten Ausgaben des Gellius ſich vorfindet.

4) facultatemque Lion. Vulg. facultatem.

exotericas auditiones exercitiumque dicendi eodem in loco veſperi faciebat, easque vulgo juvenibus fine dilectu praebebat, atque eum δειλινὸν περίπατον appellabat, illum alterum ſupra ἑωθινόν; utroque enim tempore ambulans diſſerebat, περιπατῶν. Libros quoque ſuos, earum omnium rerum commentarios, ſeorſum diviſit, ut alii Exoterici dicerentur, partim Acroatici. Darauf folgt die bekannte Geſchichte, daſs ſich Alexander von Aſien aus über die Bekanntmachung der letzteren beſchwert habe [1]). Wir bemerken über dieſen ganzen Bericht des Gellius hier nur dies: daſs in demſelben des Unterſchiedes in der Form der Schriften mit keinem Worte gedacht wird.

Clemens von Alexandria erwähnt als einen Beitrag zu der allgemeinen Sitte der griechiſchen Philoſophen, einen Theil ihrer Lehren und Schriften geheim zu halten, auch eines ſolchen angeblichen Unterſchiedes der Ariſtoteliſchen Schriften [2]).

---

1) Der Vollſtändigkeit wegen hier der Verfolg der Worte. Acroaticos (al. quos) cum in vulgus ab eo editos Rex Alexander cognoviſſet, atque ea tempeſtate armis exercitam omnem prope Aſiam teneret, Regemque ipſum Darium proeliis et victoriis urgeret, in illis tamen tantis negotiis literas ad Ariſtotelem miſit, non eum recte feciſſe, quod diſciplinas acroaticas, quibus ab eo ipſe eruditus foret, libris foras editis invulgaſſet: „Nam quae", inquit, „alia re praeſtare ceteris poterimus, ſi ea, quae ex te accepimus, omnium prorſus fient communia? Quippe ego doctrina anteire malim quam copiis atque opulentiis." Reſcripſit ei Ariſtoteles ad hanc ſententiam: „Acroaticos libros, quos editos quereris, et non perinde ut arcana abſconditos, neque editos ſcito eſſe, neque non editos; quoniam iis ſolis, qui nos audiunt, cognobiles ſunt."

2) Stromat. V, p. 575, A, B Sylburg. Nachdem zuerſt von den Pythagoreern und Platon in dieſer Beziehung geredet,

Der leichtfertige Lukianos, welcher in seiner *Βίων Πρᾶσις* mit andern hochberühmten Philosophen auch den Aristoteles durch den Hermes zum Kauf ausbieten, und für zwanzig Minen versteigern läfst, nimmt von jener Scheidung der Schriften des Philosophen Gelegenheit zu einem Scherze her, welcher wenigstens bezeichnend genug ist, um daraus die Ansicht des Lukianos selbst über die Bedeutung des Exoterisch und Esoterisch kennen zu lernen [1]).

Von Galenos führt Buhle [2]) eine Stelle an, in welcher es heifst, dafs Aristoteles und Theophrastos nicht alle ihre Schriften für ein und dasselbe Publikum bestimmt, sondern einige für die grofse Menge von Lesern (*τοῖς πολλοῖς*), die *Ἀκροάσεις* dagegen für ihre Schüler und Freunde (*τοῖς ἑταίροις*) verfafst hätten. Wenn gleich hier die namentliche Bezeichnung durch exoterisch und esoterisch fehlt, so ist diese Stelle

---

führt er fort: *Καὶ οἱ Ἐπικουρεῖοί φασί τινα καὶ παρ' αὐτοῖς ἀπόῤῥητα εἶναι, καὶ μὴ πᾶσιν ἐπιτρέπειν ἐντυγχάνειν τούτοις τοῖς γράμμασιν· ἀλλὰ καὶ οἱ Στωϊκοὶ λέγουσι, Ζήνωνι, τῷ πρώτῳ γεγράφθαι τινά, ἃ μὴ ῥᾳδίως ἐπιτρέπουσιν τοῖς μαθηταῖς ἀναγιγνώσκειν, μὴ οὐχὶ πᾶραν διδασκόσι πρότερον, εἰ γνησίως φιλοσοφοῖεν. Λέγονται δὲ καὶ οἱ Ἀριστοτέλους, τὰ μὲν ἐσωτερικὰ εἶναι τῶν συγγραμμάτων αὐτῶν, τὰ δὲ κοινά τε καὶ ἐξωτερικά.*

1) Lucian. Vitar. Auct. Vol. I, p. 566 ed. Reitz. Herm. *Τὸν Περιπατητικόν σε, φημί, τὸν καλόν, τὸν πλούσιον· ἄγε δὴ ὠνήσασθε τὸν συνετώτατον, τὸν πάντα ἐπιστάμενον.* Agor. *Ποῖος δέ τις ἐστιν;* Herm. *Μέτριος, ἐπιεικής, ἁρμόδιος τῷ βίῳ, τὸ δὲ μέγιστον διπλοῦς.* Agor. *Πῶς λέγεις;* Herm. *Ἄλλος μὲν ὁ ἔξωθεν φαινόμενος, ἄλλος δὲ ὁ ἐντὸς ὤν εἶναι δοκεῖ. ὥστε, ἢν πρίῃ αὐτὸν, μέμνησο, τὸν μὲν ἐσωτερικὸν τὸν δὲ ἐξωτερικὸν καλεῖν.*

2) A. a. O. p. 119. Er verweiset auf Galen. De facultat. natur. Vol. I, p. 80 Bas. Doch habe ich dort und anderswo die von ihm angeführten Worte vergeblich gesucht.

dennoch von der höchſten Wichtigkeit, indem ſie erſtens beweiſet, daſs Ariſtoteles und Theophraſtos nach Galen's Anſicht einen Theil ihrer Schriften ſelbſt ohne Einſchränkung der Oeffentlichkeit beſtimmten; zweitens, daſs Beide ſelbſt die ſtrengwiſſenſchaftlichen philoſophiſchen Werke ihren vertrauteren Schülern und Freunden keineswegs vorenthielten; und drittens endlich, daſs der mit der Geſchichte wie mit den verſchiedenen Syſtemen der Philoſophie ſo vertraute Galenos von einer Geheimhaltung aller oder doch der meiſten und wichtigſten Ariſtoteliſchen Werke, wie ſie Strabon berichtet, nichts wuſste.

Zum Schluſſe endlich theilen wir hier die Stelle des Themiſtios in ſeiner ſechsundzwanzigſten Rede[1]), in welcher er jenes Unterſchiedes gedenkt, vollſtändig mit, weil wohl nicht alle unſere Leſer die ziemlich ſeltene Harduiniſche Ausgabe zur Hand haben möchten. Da Themiſtios ſelbſt mehrere Schriften des Ariſtoteles kommentirt hatte[2]), ſo dürfte ſeine Anſicht um ſo mehr Beachtung verdienen, wenn gleich die Art und Weiſe des Ausdrucks geziert und der gehörigen Beſtimmtheit ermangelnd genannt werden kann.

Αὐτὸς δὲ δὴ ἐφ' ἅπασιν Ἀριστοτέλης ἆρα ἄπορός τε καὶ ἀμήχανος ἐγάνη τοῦ καινόν τι προσαντουργῆσαι; καὶ οὐ πρῶτος μὲν διέταξε χωρὶς τοὺς λόγους κατὰ φῦλα ἑκάστους εἶναι, ὅσοι τε πρὸς ἕνα ἀγῶνα ὁρῶσι, καὶ ὅσοι πρὸς ἐπιστήμην τῶν ὄντων, καὶ ὅσοι πρὸς ἀρετὴν ἐξηγοῦνται· πρὶν γὰρ ἀναμίξ ἅπαντα ἦν συμπεφυρμένα ὥςπερ ἡ Μήδων στρατιά, πρὶν ἡ Κυαξάρην διατάξαι τὸν Ἀηϊόκειο. Ἴδιον δὲ Ἀριστοτέλους καὶ τὸ μὴ τοὺς αὐτοὺς οἰηθῆναι

1) Themiſt. Orat. XXVI, p. 319. B ſeqq. ed. Hard.
2) Fabric. Bibl. gr. Vol. VI, p. 790.. Harl. Buhle Ariſt. Opp. Vol. I, p. 313..

λόγους τοῖς τε πολλοῖς ὠφελίμους εἶναι καὶ τοῖς φιλοσόφοις· ὥςπερ οὐδὲ φάρμακα, οὐδὲ σιτία τοῖς τε εἰς ἄκρον ὑγιαίνουσι, καὶ τοῖς ἀκροσφαλῶς διακειμένοις. — ... Διὸ καὶ τοὺς μὲν Θυραίους ὠνόμασε, καὶ ἀνέτους ἐποίησατο· τοὺς δὲ εἴσω τε ἀπέκλεισε, καὶ μετεδίδου ὀλίγοις σὺν ἀσφαλείᾳ· τὰ κλεῖθρα δὲ τὰ ἀναπεταννύντα καὶ ἀποκλείοντα, σωφήνειά ἐστι καὶ ἀσάφεια· ὡς ἐπιτέτραπται πρὸς τοὺς ἀκροωμένους, ὡς ὥρας, ἀνοίγειν τε τὴν νεφέλην καὶ αὖ πάλιν ἐπιτιθέναι. Καὶ ὄῆτα αὐτῶν οἱ μὲν θημωφελεῖς καὶ πρὸς τὸ πλῆθος ἐσκευασμένοι, φωτός τε εἰσὶν ἀναπλέῳ καὶ διαυγεῖς· καὶ τὸ ὠφέλιμον αὐτῶν οὐ παντάπασιν ἀτερπὲς καὶ ἀνήδονον, ἀλλ' ἐπικέχυται Ἀφροδίτη καὶ Χάριτες ἐπανθοῦσι τοῦ ἐφολκὸν εἶναι. Τὸ δὲ αὖ μυστικόν τε, καὶ ἐν ᾧ τὰ τέλεια ἱερά· τοῦτο δὲ ἐμηχανήσατο, ὅπως καὶ ἔχοντες μὴ ἔχωσιν οἱ ἀμύητοι. Διὰ τοῦτ' ἐν ποσὶν κυλινδούμενοι οὗτοι οἱ λόγοι πλείοσι πεφραγμένοι εἰσὶ περιβόλοις ἢ τὰ ἐν Ἐκβατάνοις βασίλεια.

Von den alten Erklärern redet über unſern Gegenſtand ſehr ausführlich Ammonios Hermeiu in dem zweiten Kapitel ſeiner Einleitung zu den Kategorien des Ariſtoteles [1]), welches er ſelbſt *Περὶ διαιρέσεως τῶν Ἀριστοτελικῶν συγγραμμάτων* betitelt; wobei jedoch wohl zu bemerken iſt, daſs er ſelbſt dieſe Eintheilung entworfen, nicht aber als die von Ariſtoteles oder Theophraſtos ſelbſt angegebene mitgetheilt zu haben ſcheint. Möglich auch, daſs er ſie von früheren Auslegern der Ariſtoteliſchen Schriften entnahm.

Das Schema ſeiner Eintheilung iſt folgendes:

1) Ammon. in Categor. p. 6. B (ed. Aldin. 1546).

A.

Erſte Eintheilung.

I. *T. Μερικά.*

Z. B. die Briefe, ſowie alle eigends für Alexander verfaſsten Schriften, z. B. *Περὶ Βασιλείας*, und *Ὅπως δεῖ τὰς ἀποικίας ποιεῖσθαι.*

II. *T. Καθόλου.*

Die Phyſik.
Von der Seele. *Περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς. Τὰ ἄλλα.*

III. *T. Μεταξύ.*

Z. B.
Die Politien. Die Thiergeſchichte.
Von der Erzeugung der Thiere.

B.

Zweite Eintheilung.

I. *Ὑπομνηματικά.*

1) *Μονοειδῆ.* 2) *Ποικίλα.*

II. *Συνταγματικά.*

1) *Αὐτοπρόσωπα* = *Ακροαματικά.* 2) *Διαλογικά* = *Ἐξωτερικά.*

a) Θεωρητικά. b) Πρακτικά. c) Ὀργανικά.

a') Φυσιολογικά. b') Μαθηματικά. c') Θεολογικά.
Αἱ φυσικαὶ καλούμεναι.
Π. γενέσεως κ. φθορᾶς.

b) Πρακτικά.

a') Ἠθικά.
b') Οἰκονομικά.
c') Πολιτικά.

c) Ὀργανικά.

a') Τὰ πρὸ τῆς μεθόδου.
Categor. Analyt. prior. l. II.
De Interpretatione.
b') Περὶ αὐτῆς τῆς μεθόδου.
Analyt. post. Topica.
Elench. Sophiſt. Rhetor. artes.
De poëtica.
c') Π. τῶν ἄλλως εἰς τὴν μέθοδον συντελούντων.

Wir haben nicht nöthig, hier über die Eintheilung selbst etwas zu bemerken, da Ammonios sich deutlich genug erklärt. Nur das heben wir hervor, dafs nach seiner Ansicht sämmtliche den Gegensatz der akroamatischen bildenden exoterischen Schriften dialogischer Form waren. Die Stelle des Ammonios, aus welcher sich jenes Eintheilungsschema ergiebt, lautet vollständig folgendermafsen:

Φέρε τοίνυν καὶ τὴν διαίρεσιν τῶν Ἀριστοτελικῶν συγγραμμάτων ποιησώμεθα· ὧν τὰ μέν ἐστι μερικὰ, ὡς ἐπιστολαί· τὰ δὲ καθόλου, οἷον ἡ φυσική, ἡ περὶ τῆς ψυχῆς, καὶ τὰ ἄλλα. Τὰ δὲ μεταξὺ, ὡς αἱ πολιτεῖαι, καὶ ἡ περὶ ζώων ἱστορία. Τὰ μὲν ὑπομνηματικά, τὰ δὲ συνταγματικά· τῶν ὑπομνηματικῶν, τὰ μὲν μονοειδῆ, ὅσα περὶ ἑνὸς αὐτῷ θεωρήματος ἐγράφη· τὰ δὲ ποικίλα, ὅσα περὶ πλειόνων ἐσημειώσατο· τῶν συνταγματικῶν, τὰ μὲν αὐτοπρόσωπα καὶ ἀκροαματικά· τὰ δὲ διαλογικὰ καὶ ἐξωτερικά. Τῶν αὐτοπροσώπων τὰ μὲν θεωρητικά, τὰ δὲ πρακτικά, τὰ δὲ ὀργανικά. Τῶν θεωρητικῶν, τὰ μὲν φυσιολογικά, τὰ δὲ μαθηματικά, τὰ δὲ θεολογικά· τῶν πρακτικῶν, τὰ μὲν ἠθικά, τὰ δὲ οἰκονομικά, τὰ δὲ πολιτικά· τῶν ὀργανικῶν, τὰ μὲν εἰς τὰ πρὸ τῆς μεθόδου, τὰ δὲ περὶ αὐτῆς τῆς μεθόδου, τὰ δὲ περὶ τῶν ἄλλως [f. l. *ἄλλων?*] *εἰς τὴν μέθοδον συντελοῦντα. Μερικὰ μὲν οὖν ἐστιν ὅσα πρός τινα ἰδία* [leg. *ἰδίᾳ*] *γέγραπται ὡς* [*αἱ*] *ἐπιστολαὶ, ἥ ὅσα ἐρωτηθεὶς ὑπὸ Ἀλεξάνδρου τοῦ Μακεδόνος, περί τε βασιλείας καὶ ὅπως δεῖ τὰς ἀποικίας ποιεῖσθαι, γεγράφηκεν. Καθόλου δὲ ὡς αἱ φυσικαὶ πραγματεῖαι, καὶ αἱ περὶ ψυχῆς, ἥ ὡς τὰ περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς· περὶ καθολικῶν γὰρ διαλαμβάνει* [leg. *διαλαμβάνει*] *ἐν τοῖς τοιούτοις πραγμάτων. Μεταξὺ δὲ ὡς αἱ πολιτεῖαι καὶ αἱ περὶ γενέσεως ζώων· ἡ μὲν γὰρ περὶ ζώων*

ἔχει τὸ καθόλου, ἡ δὲ οὐ περὶ πάσης ἁπλῶς γενέσεως, τὸ μερικὸν ἔχει.

Ὑπομνηματικὰ δὲ ἐκεῖνα καλοῦσιν, ὅσα πρὸς οἰκείαν ἀπεσημειοῦντο ὑπόμνησιν· εἰώθεσαν γὰρ οἱ παλαιοὶ τὰ τῶν ἀρχαιοτέρων ἀναγινώσκοντες συγγράμματα, ἀποσημειοῦσθαι αὐτῶν τὰς περὶ ἑκάστου πράγματος δόξας καὶ τὰ ἐπιχειρήματα, τὰ τούτων κατασκευαστικά· οὐ μόνον δὲ, ἀλλὰ καὶ τὰ αὐτοῖς πολλάκις δοκοῦντα ἀπεσημειοῦντο μνήμης ἕνεκα, ἵνα εἴποτε μέλλοιεν συγγράφειν περί τινος, ἔχοιεν ἐξ ἑτοίμου τὰς τῶν παλαιοτέρων περὶ τοῦ προκειμένου δόξας, ὡς ὕλην τῶν οἰκείων συγγραμμάτων. Τῶν δὲ Ὑπομνηματικῶν τὰ μὲν μονοειδῆ ἔλεγον, ἐν οἷς περὶ ἑνὸς μόνου πράγματος ἀπεσημειοῦντο· οἷον περὶ ψυχῆς, ἢ οὐρανοῦ ἢ τινος ἄλλου· τὰ δὲ ποικίλα, ἐν οἷς περὶ πλειόνων ἀπεσημειοῦντο πραγμάτων.

Συνταγματικὰ δὲ λέγουσιν, ὅσα καὶ φράσιν ἔχει πρέπουσαν συντάγματι, καὶ τὴν τῶν κεφαλαίων εὔτακτον διαίρεσιν· τῶν δὲ συνταγμάτων τὰ μὲν διαλογικὰ τὰ δὲ αὐτοπρόσωπα· αὐτοπρόσωπα μὲν ἐν οἷς ἐξ οἰκείου προσώπου τὴν διδασκαλίαν ἐποιεῖτο, ἅπερ καὶ ἀκροαματικὰ καλοῦσιν, διὰ τὸ πρὸς γνησίους ἀκροατὰς ποιεῖσθαι τὸν λόγον· διαλογικὰ δὲ, ὅσα μὴ ἐξ οἰκείου προσώπου συνέγραφεν, ἀλλ' ὥσπερ ὁ Πλάτων ὑποκρινόμενος ἑτέρων πρόσωπα, ἅπερ καὶ ἐξωτερικὰ ἐκάλουν, διὰ τὸ πρὸς τὴν τῶν πολλῶν γεγράφθαι ὠφέλειαν. Διαφέρει δὲ πλεῖστον τὰ διαλογικὰ τῶν αὐτοπροσώπων· ἐν μὲν γὰρ τοῖς αὐτοπροσώποις, ἅτε πρὸς γνησίους ἀκροατὰς τὸν λόγον ποιούμενος, τὰ δοκοῦντά τε αὐτῷ λέγει, καὶ δι' ἐπιχειρημάτων ἀκριβεστάτων, καὶ οἷς οὐχ' οἷοί τέ εἰσιν οἱ πολλοὶ παρακολουθῆσαι. Ἐν δὲ τοῖς διαλογικοῖς ἅτε πρὸς κοινὴν καὶ τὴν τῶν πολλῶν ὠφέλειαν γεγραμμένος τὰ δοκοῦντα αὐτῷ λέγει, ἀλλ' οὐ δι' ἀποδεικτικῶν ἐπιχειρημάτων, καὶ οἷς οἷοί τέ εἰσιν οἱ πολλοὶ παρακολουθεῖν.

Διαι-

Διαιροῦνται δὲ τὰ αὐτοπρόσωπα εἴς τε τὰ θεωρητικὰ καὶ πρακτικὰ (καὶ ὀργανικά), ἅτε καὶ ἡ φιλοσοφία εἰς δύο ταῦτα διῄρηται, εἴς τε τὸ θεωρητικὸν καὶ τὸ πρακτικόν· καὶ θεωρητικὰ μέν εἰσιν, ἐν οἷς ἐπισκέπτεται περὶ τῆς ἀληθείας καὶ τοῦ ψεύδους· πρακτικὰ δέ, ἐν οἷς ἐπισκοπεῖ περὶ τοῦ ἀγαθοῦ καὶ τοῦ κακοῦ. —

Nachdem er hierauf der Schluſs- und Beweislehre (ἀπόδειξις) ihre Stellung zur Philoſophie angewieſen hat, (οἱ φιλόσοφοι τὴν ἀπόδειξιν ἔχουσιν ὥςπερ κάνονα ἄπταιστον τῆς τῶν ὄντων διακρίσεως) fährt er fort: Διαιροῦσι δὲ τὰ θεωρητικὰ εἴς τε τὰ φυσιολογικὰ, καὶ μαθηματικὰ, καὶ θεολογικά· καὶ θεολογικὰ μέν εἰσιν τὰ μετὰ [τὴν] φυσικὴν πραγματείαν αὐτῷ γεγραμμένα· ἅπερ οὕτω τὰ μετὰ τὰ φυσικὰ προσηγόρευσεν· τὰ γὰρ ὑπὲρ φύσιν πάντα θεολογίας διδάσκειν ἴδιον. Φυσικὰ δὲ, ὡς αὐταὶ αἱ φυσικαὶ καλούμεναι, τά τε περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς καὶ τὰ παραπλήσια. Μαθηματικὰ δὲ, τὰ μέσα τούτων ὄντα, καὶ κατά τι μὲν χωριστὰ τῆς ὕλης, κατά τι δὲ ἀχωριστά· ἔγραψε γὰρ καὶ γραμμάς τινας. Τὰ δὲ πρακτικὰ εἴς τε τὰ ἠθικά· ἔχει γὰρ ἠθικὴν πραγματείαν, καὶ εἰς τὰ οἰκονομικὰ καὶ πολιτικά. Τῶν δὲ ὀργανικῶν τὰ μέν εἰσι περὶ τῶν ἀρχῶν τῶν μεθόδων, ὡς αἱ κατηγορίαι καὶ τὸ περὶ ἑρμηνείας, καὶ οἱ δύο λόγοι τῶν πρώτων ἀναλυτικῶν. Τὰ δὲ περὶ αὐτῆς τῆς μεθόδου, ὡς τὰ ὕστερα ἀναλυτικὰ, ἐν οἷς περὶ ἀποδείξεως διδάσκει· οἱ δὲ τόποι καὶ οἱ σοφιστικοὶ ἐλεγχοι καὶ αἱ ῥητορικαὶ τέχναι, καὶ ὅσ τινες, τὰ περὶ τῆς ποιητικῆς, αὐτόθεν μὲν εἰς τὴν μέθοδον οὐ συμβάλλονται. Ἄλλως δὲ καὶ αὐτὰ συνεργοῦσιν εἰς τὴν ἀπόδειξιν, τὰς μεθόδους ἡμᾶς, καθ' ὰς οἱ παραλογισμοὶ γίνονται, διδάσκοντες.

Simplikios, der Schüler des Ammonios, giebt in ſeinen Prolegomenen zu den Kategorien des Ariſtoteles, einzelnes Unbedeutendere abgerechnet, genau dieſelbe Eintheilung. Nur die Beſtimmung: daſs die autoprosopiſchen Schriften = den eſoteriſchen

oder akroamatiſchen, und die dialogiſchen = den exoteriſchen ſeien, iſt ausgelaſſen, und wie wir ſehen, mit Bedacht: denn an einem andern Orte, wo er von dem in Rede ſtehenden Unterſchiede handelt, bezeichnet er als eſoteriſche auſser den dialogiſchen Schriften auch die hiſtoriſchen, und überhaupt alle diejenigen, welche nicht auf vollendete philoſophiſche Genauigkeit Anſpruch machen [1]). Die vorher genannte Hauptſtelle des Simplikios [2]) lautet folgendermaſsen:

Τῶν δὲ Ἀριστοτελικῶν συγγραμμάτων τὰ μέν ἐστι μερικά, ὡς αἱ ἐπιστολαὶ πρός ἕνα τινὰ καὶ περὶ μερικοῦ τινος γεγραμμέναι πράγματος· τὰ δὲ καθόλου· τὰ δὲ καὶ μεταξύ, ὡς αἱ περὶ ζώων καὶ φυτῶν ἱστορίαι, οὔτε μερικῶν οὖσαι τινῶν πάντῃ· περὶ γὰρ εἰδῶν εἰσι, καὶ ζώων, οὔτε καθόλου, ἐπεὶ οὐ περὶ πάντων ἀλλὰ μέρους τινὸς ἀποτεμνομένου εἰσίν· ἀλλὰ τὰ μὲν μερικὰ καὶ τὰ μέσα μενέτω νῦν ἀδιαίρετα, τῶν δὲ καθόλου τὰ μέν ἐστι ὑπομνηματικά, ὅσα πρὸς ὑπόμνησιν οἰκείαν καὶ πλείονα βάσανον συνέταξεν ὁ φιλόσοφος· ὧν τὰ μὲν μονοειδῆ ἐστιν, ὡς περὶ ἑνός τινος ὑπομνήσκοντα· τὰ δὲ ποικίλα, ὡς περὶ πλειόνων. Δοκεῖ δὲ τὰ ὑπομνηματικὰ μὴ πάντῃ σπουδῆς ἄξια εἶναι· διὸ οὐδὲ πιστοῦνται ἀπ' αὐτῶν τὰ τοῦ φιλοσόφου δόγματα. Ὁ

1) Simpl. ad Auſcultat. phyſ. fol. 2. b, lin. 22. *Διχῇ δὲ διῃρημένων αὐτοῦ (τοῦ Ἀριστοτ.) τῶν συγγραμμάτων, εἴς τε τὰ ἐξωτερικὰ, οἷα τὰ ἱστορικὰ καὶ τὰ διαλογικὰ, καὶ ὅλως τὰ μὴ ἄκρας ἀκριβείας φροντίζοντα, καὶ εἰς τὰ ἀκροαματικὰ, ὧν καὶ αὕτη ἐστὶν ἡ πραγματεία, ἐν τοῖς ἀκροαματικοῖς ἀναφέρεται ἐπιτήδειος, διὰ ταύτης τοὺς βαθυμοτέρους ἀποκρουόμενος.* Die Worte: *τὰ μὴ ἄκρας ἀκριβείας φροντίζοντα*, überſetzt Buhle (p. 122) unrichtig: „ad quorum intellectum omnino non intenta et aſſidua diligentia poſtuletur".

2) Simplic. Commentar. in Ariſtot. Categor. *Προλεγόμ.* p. 1, b, (ed. Baſil. Iſingr. 1551).

μέντοι Ἀλέξανδρος τὰ ἐπομνηματικὰ συμπεφυρμένα φησὶν εἶναι, καὶ μὴ πρὸς ἕνα σκοπὸν ἀναφέρεσθαι· διὸ καὶ πρὸς ἀντιδιαστολὴν τούτων συνταγματικὰ τὰ ἕτερα λέγεσθαι. Τῶν δὲ συνταγματικῶν τὰ μέν ἐστι διαλογικά· τὰ δὲ αὐτοπρόσωπα· καὶ τῶν αὐτοπροσώπων τὰ μέν ἐστι θεωρητικά, τὰ δὲ πρακτικά, τὰ δὲ ὀργανικά· καὶ τῶν θεωρητικῶν τὰ μὲν θεολογικά, ὡς τὰ μετὰ τὰ φυσικά· τὰ δὲ φυσιολογικά, ὡς ἡ φυσικὴ ἀκρόασις καὶ αἱ ἑπόμεναι ταύτῃ πραγματεῖαι. Τὰ δὲ μαθηματικά, οἷα γεωμετρικά τε αὐτῷ γέγραπται καὶ μηχανικὰ βιβλία. Τῶν δὲ πρακτικῶν τὰ μὲν ἠθικὰ ὡς τά τε Νικομάχεια καὶ τὰ Εὐδήμεια, καὶ τὰ ἐπιγραφόμενα μεγάλα. Τὰ δὲ οἰκονομικά· τὰ δὲ πολιτικά, ὡς οἱ οἰκονομικοὶ καὶ πολιτικοὶ ἐπιγεγραμμένοι λόγοι. Τῶν δὲ ὀργανικῶν τὰ μὲν περὶ αὐτῆς ἐστι τῆς ἀποδεικτικῆς μεθόδου· τὰ δὲ περὶ τῶν πρὸ αὐτῆς, ὡς τὰ πρότερα ἀναλυτικά, καὶ τὰ περὶ ἑρμηνείας, καὶ αἱ κατηγορίαι· τὰ δὲ περὶ τῶν τὴν ἀπόδειξιν ὑποδυομένων, ὡς οἱ τόποι καὶ οἱ σοφιστικοὶ ἔλεγχοι καὶ αἱ ῥητορικαὶ τέχναι· αὕτη μὲν οὖν τῶν Ἀριστοτελικῶν συγγραμμάτων ὁλοσχερεστέρα διαίρεσις.

Hieraus ergiebt sich folgendes Schema der Eintheilung, aus dessen Vergleichung mit dem zuvor (S. 254) aus Ammonios gegebenen der Leser die wenigen Abweichungen mit leichter Mühe entnehmen mag:

I. *Μερικά.*
Z. B. die Briefe.

II. *Μέσα.*
Z. B. Hiſt. de Animal.
Hiſt. de Plantis.

III. *Τὰ καθόλου.*

1) *Ὑπομνηματικά.*

2) *Συνταγματικά.*

a) *Μονοειδῆ.* b) *Ποικίλα.*

a) *Λιτογράφωτα.* b) *Διαλογικά.*

α) *Θεωρητικά.* β) *Πρακτικά.* γ) *Ὀργανικά.*

α') *Θεολογικά.*
Z. B. die Metaphyſik.

β) *Φυσιολογικά.*
Z. B. die *Ἀκρόασις φυσική* und die auf dieſelbe folgenden Pragmatien.

γ') *Μαθηματικά.*
Das iſt, die geometriſchen und mechaniſchen Schriften.

β) *Πρακτικά.*

α') *Ἠθικά.*
Eth. Nicom.
Eth. Eudem.
Eth. Magna.

β) *Οἰκονομικά.*

γ') *Πολιτικά.*
Die ökonomiſchen und politiſchen Schriften.

γ) *Ὀργανικά.*

α') *Περὶ αὐτῆς τῆς ἀποδεικτικῆς μεθόδου.*

β') *Περὶ τῶν πρὸ αὐτῆς τῆς ἀποδεικτικῆς μεθόδου.*
Analyt. prior.
Περὶ Ἑρμηνείας.
Categoriae.

γ') *Περὶ τῶν τὴν ἀπόδειξιν ὑποδυομένων.*
Topica.
Elench. Sophiſt.
Ῥητορικαὶ τέχναι.

Joannes Philoponos, zugenannt der Grammatiker, ſtimmt dagegen, was auch Buhle ſagen mag, mit ſeinem Lehrer Ammonios vollkommen überein, indem er die exoteriſchen Schriften den dialogiſchen gleichſetzt [1]).

Euſtratios (lebend zu Anfange des XIIten Jahrhunderts n. Chriſto) oder wer ſonſt der Verfaſſer des unter ſeinem Namen vorhandenen Kommentars zum erſten Buche der Nikomach. Ethik ſein mag [2]), ſcheidet akroamatiſche und exoteriſche Schriften ſo, daſs die erſteren an die geſammten Zuhörer des Ariſtoteles, die letzteren an einen Einzelnen gerichtet geweſen [3]). Abweichend von dieſer Anſicht iſt eine andere Stelle in demſelben Kommentar des ſogenannten Euſtratios, (was bei der Menge von Erklärern, aus denen dieſe Kompilation gezogen iſt, nicht Wunder nehmen

---

1) Philopon. ad Ariſt. De Anima, lib. I, 138. c 2. *Ἐν τοῖς ΕΝ ΚΟΙΝΩι φησὶ λεγομένους· λόγους λέγει δ' ἂν ᾖ τὰς ἀγράφους αὐτοῦ συνουσίας πρὸς τοὺς ἑταίρους, ἢ τὰ ἐξωτερικὰ συγγράμματα, ὧν εἶσι καὶ οἱ διάλογοι, ὧν ὁ Εὔδημος· Ἄπερ διὰ τοῦτο ἐξωτερικὰ κέκληται, ὅτι οὐ πρὸς τοὺς γνησίους ἀκροατὰς γεγραμμένα.* Jenes *ὧν εἶσι καὶ οἱ διάλογοι* beweiſet noch nicht, wie Buhle meint, daſs Philoponos unter den exoteriſchen Schriften auch andere auſser den Dialogen verſtanden habe, denn nach der bekannten Bedeutung der Partikel *καί* = eben, gerade, heiſsen dieſe Worte nur ſoviel: „dieſe Klaſſe bilden eben die Dialoge".

2) Jener Kommentar ſcheint aus Excerpten aus mehreren andern Erklärern des Ariſtoteles entſtanden zu ſein. So au lib. V, IX, und X aus Michael Epheſius, (ſ. Buhle Ar. Opp. Vol. I, p. 299. Zell Comment. ad Ariſt. Eth. Nic. X, cp. 5, p. 448) zu lib. VII und VIII aus Aſpaſius.

3) Euſtrat. ad Ariſt. Eth. Nic. I, cp. 13, §. 9, bei Buhle a. a. O. p. 122.

kann) in welcher λόγοι ἐξωτερικοί von den Anſichten der unwiſſenſchaftlichen Menge erklärt wird [1]). Der unbekannte Verfaſſer der, dem Andronikos Rhodios [2]) fälſchlich beigelegten Paraphraſe der Nikomachiſchen Ethik endlich ſcheint die Eintheilung in exoteriſche und akroamatiſche Schriften ganz zu verwerfen, denn er erklärt die λόγους ἐξωτερικούς, auf welche ſich der Stagirit in der Nikomachiſchen Ethik beruft, für mündliche Mittheilungen, welche er den Schriften geradezu entgegenſtellt [3]).

---

1) Euſtrat. ad Ar. Ethic. Nic. VI, 4, §. 2, ap. Zell. Comment. p. 208. *Ἐξωτερικοὺς δ' ὀνομάζει λόγους, οὓς ἔξω τῆς λογικῆς παραδόσεως τὰ πλήθη φασί.* Buhle a. a. O. p. 122, n. 2.

2) Daſs die unter Andronikos von Rhodos Namen von Dan. Heinſius zuerſt edirte Paraphraſe der Nik. Ethik nicht von jenem berühmten Ordner der Ariſtoteliſchen Schriften herrühre, galt längſt als ausgemacht. S. Buhle De Ariſtot. libror. interpretibus graecis, Ariſt. Opp. Vol. I, p. 295. Nach einer Handſchrift der ehemal. königlichen Bibliothek zu Paris, No. 1879, vindicirte ſie St.-Croix (Exam. crit. des anc. Hiſtor. d'Alexandre l. G., p. 524, n. 1, ed. 2) dem Heliodoros v. Pruſa; womit auch Koraës, *Προλεγόμ.* ad Eth. Nic., p. 2 — 3, übereinſtimmt.

3) Andron. Rhod. Paraphr. ad Eth. Nic. I, cp. 13, §. 9. *ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις] Περὶ ψυχῆς τοίνυν οὐ μόνον ἐν συγγράμμασιν, ἀλλὰ καὶ ἀπὸ στόματος πρὸς τοὺς ἐντυγχάνοντας ἀρκούντως εἴπομεν ἔνια.*

Wir wenden uns jetzt zu den eignen Schriften des Ariſtoteles, um zu verſuchen, was ſich aus genauerer Betrachtung derjenigen Stellen derſelben, in welchen dieſes Unterſchiedes der λόγοι ἐξωτερικοί erwähnt wird, für die Beſtimmung deſſelben gewinnen laſſe. Buhle hat die betreffenden Stellen ausführlich beſprochen und, bis auf eine, vollſtändig zuſammengeſtellt. Es ſind derſelben im Ganzen neun, nämlich ſieben in den ethiſchen und politiſchen Schriften, und je eine in der Phyſik und Metaphyſik. Dabei bemerken wir im voraus, daſs der Stagirit in allen ſeinen vorhandenen Schriften den Ausdruck „eſoterisch“ (λόγοι ἐσωτερικοί) nirgends gebraucht; wohl aber andere Bezeichnungen, als da ſind: λόγοι ἐγκύκλιοι, λόγοι ἐν κοινῷ, λόγοι ἐκδεδομένοι, und λόγοι κατὰ φιλοσοφίαν [1]).

Wir beginnen mit Betrachtung der beiden Stellen in der Nikomachiſchen Ethik. Dort heiſst es zunächſt im dreizehnten Kapitel des erſten Buchs [2]): „Der zukünftige Staatsmann hat gleichfalls ſich um Erkenntniſs des menſchlichen Geiſtes (τῆς ψυχῆς) zu bemühen; jedoch nur in ſo weit, als es gerade für ſeinen Zweck nothwendig iſt.“ Τὸ γὰρ (fährt Ariſtoteles fort) ἐπὶ πλεῖον ἐξακριβοῦν ἐργωδέστερον ἴσως ἐστὶ τῶν προκειμένων. Λέγεται δὲ περὶ αὐτῆς καὶ ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις ἀρκούντως ἔνια καὶ χρησίμων αὐτοῖς· οἷον τὸ μὲν ἄλογον αὐτῆς εἶναι, τὸ δὲ λόγον ἔχον· ταῦτα δὲ πότερον διώρισται, καθάπερ τὰ τοῦ σώματος μόρια, καὶ πᾶν τὸ μεριστὸν, ἢ τῷ λόγῳ δύο ἐστὶν ἀχώριστα πεφυκότα, καθάπερ ἐν τῇ περιφερείᾳ τὸ κυρτὸν καὶ τὸ κοῖλον, οὐδὲν διαφέρει πρὸς τὸ παρόν.

---

1) S. Buhle a. a. O. p. 125.

2) Eth. Nic. I. cp. 13. §. 9. 10.

Soviel iſt klar, dafs Ariſtoteles hier die ausführlichere, tiefer eingehende Unterſuchung eines Gegenſtandes für den vorliegenden Zweck von ſich, und darüber auf gewiſſe, ſchon bekannt gemachte, Schriften hinweiſet [1]). Denn der Philoſoph fordert die Leſer der Ethik ausdrücklich auf, ſich aus jenen Raths zu erholen (*καὶ χρηστέον αὐτοῖς*). Obſchon ſich nun der betreffende Gegenſtand in ſchlagender, wörtlicher Uebereinſtimmung in der vorhandenen Schrift Ueber die Seele ausführlich abgehandelt findet [2]), ſo erheben ſich doch bedeutende Zweifel gegen die ſchon von dem ſogenannten Paraphraſten der Nikomach. Ethik aufgeſtellte Anſicht: dafs Ariſtoteles hier eben auf die, uns übrige, Schrift Von der Seele verweiſe. Erſtens nämlich ſahen wir, dafs die achtbarſten der alten Zeugen, welche wir über dieſen Gegenſtand abhörten, durchweg unter *λόγοις ἐξωτερικοῖς* Dialoge verſtanden. Ferner läſst ſich das Präſens *λέγεται* auch nur von ſolchen genügend erklären, da Ariſtoteles ſonſt, wo er auf nicht-dialogiſche Schriften verweiſet, *εἴρηται, ἐπέσχεπται*, und Aehnliches gebraucht. Drittens endlich wiſſen wir eben aus dem dritten Buche Von der Seele, dafs die Eintheilung der Seele, (*τὸ μὲν ἄλογον αὐτῆς εἶναι, τὸ δὲ λόγον ἔχον*) deren hier beiſpielsweiſe als eines in den *λόγοις ἐξωτερικοῖς* entwickelten Gegenſtandes gedacht wird, gar nicht dem Ariſto-

---

1) Wir halten uns hier nicht auf bei den verſchiedenen Auslegungsarten der Erklärer, von denen einige die Worte gar nicht von einer Verweiſung auf Schriften gelten laſſen wollen. Von den verſchiedenen Anſichten Anderer ſoll weiterhin eine kurze Ueberſicht ihre Stelle finden.

2) De Anima, III, 9, p. 60, 61 Bekk. III, 10, p. 64, 65..

teles, sondern andern Philosophen angehörte, und von ihm gemissbilligt ward [1]).

Die zweite Stelle finden wir im IVten Kapitel des VIten Buchs ebenderselben Schrift des Aristoteles, wo derselbe bei der Erwähnung des Unterschiedes zwischen den Begriffen *ποίησις* (Bearbeitung zu einem gewissen Zwecke) und *πρᾶξις* (Handlung, als Zweck) auf die exoterischen Schriften verweiset: *Ἕτερον δ' ἐστὶ ποίησις καὶ πρᾶξις. Πιστεύομεν δὲ* [2]) *περὶ αὐτῶν καὶ τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις.* Ganz dasselbe findet sich mit denselben Worten in der sogenannten Eudemischen Ethik [3]), deren IIItes, IVtes, Vtes, und VItes Buch bekanntlich mit dem Vten, VIten, und VIIten der Ethik an den Nikomachos wörtlich übereinstimmen [4]). Ueber den in beiden Stellen angedeuteten Unterschied der Begriffe *ποίησις* und *πρᾶξις* ist das 35ste Kapitel des Isten Buchs der sogenannten Magna Moralia nachzulesen [5]).

Ich begnüge mich damit, die übrigen Stellen der Reihe nach im Zusammenhange herzusetzen, um den Ueberblick und das Urtheil über sämmtliche zu erleichtern.

In der Politik (Lib. III, cp. 4, §. 4, p. 101 Schneid. p. 82 Göttl.) sagt der Stagirit: *Ἀλλὰ μὴν καὶ*

---

1) De Anima, Lib. III, cp. 9. p. 60, 61. *Ἔχει δὲ ἀπορίαν εἰ θὶς, πῶς τε δεῖ μόρια λέγειν τῆς ψυχῆς καὶ πόσα. Τρόπον γάρ τινα ἄπειρα φαίνεται, καὶ οὐ μόνον ἄτινες λέγουσιν διορίζοντες, λογιστικόν, καὶ θυμικόν, καὶ ἐπιθυμητικόν, οἱ δὲ τὸ λόγον ἔχον καὶ τὸ ἄλογον.*

2) So Kor. und Cardwell Bekker; andere Ausgaben haben *καὶ περὶ αὐτ.*

3) Eth. Eudem. V, 4, p. 152. 1 — 2 Sylb.

4) S. Sylb. Var. lectt. in Arist. Eth. Eud. p. 275; Zell ad Eth. Nic. lib. V, init.

5) M. Morat. I, 35, p. 37, 8.. Sylb.

τῆς ἀρχῆς τοὺς λεγομένους τρόπους ῥᾴδιον διελεῖν· καὶ γὰρ ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις διορίζομεθα περὶ αὐτῶν πολλάκις.

In ebendemſelben Werke, zu Anfange des ſiebenten Buchs, (cp. 1, §. 2 Schneid. p. 215 Göttl.) heiſst es: *Διὸ δεῖ πρῶτον ὁμολογεῖσθαι, τίς ὁ πᾶσιν ὡς εἰπεῖν αἱρετώτατος βίος· μετὰ δὲ τοῦτο, πότερον κοινῇ καὶ χωρὶς ὁ αὐτὸς ἢ ἕτερος. Νομίσαντες οὖν ἱκανῶς πολλὰ λέγεσθαι καὶ τῶν ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις περὶ τῆς ἀρίστης ζωῆς, καὶ νῦν χρηστέον αὐτοῖς.*

Zu Anfange des zweiten Buchs der Eudem. Ethik (cp. 1, p. 89, 11.. Sylb.) ſcheidet der Philoſoph die äuſserlichen Güter (*τὰ ἐκτὸς ἀγαθά*) von den geiſtigen (*τὰ ἐν τῇ ψυχῇ*): *Πάντα δὲ τὰ ἀγαθὰ ἢ ἐκτός, ἢ ἐν ψυχῇ· καὶ τούτων αἱρετώτερα τὰ ἐν τῇ ψυχῇ, καθάπερ διαιροῦμεθα καὶ ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις.*

Im achten Kapitel des erſten Buchs der Eudem. Ethik, (p. 86, 16... Sylb.) bei Gelegenheit eines heftigen Ausfalles gegen die Platoniſche Ideentheorie [1]), drückt ſich Ariſtoteles ſo aus: *Εἰ δὲ δεῖ συντόμως εἰπεῖν περὶ αὐτῶν, λέγωμεν, ὅτι πρῶτον μὲν τὸ εἶναι ἰδέαι μὴ μόνον ἀγαθοῦ, ἀλλὰ καὶ ἄλλου οὐν λέγεται λογικῶς καὶ κενῶς· ἐπέσκεπται δὲ πολλοῖς περὶ αὐτῆς* [scil. *δόξης*, al. *αὐτοῖς*] *τρόπως, καὶ ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις καὶ ἐν τοῖς κατὰ φιλοσοφίαν.*

Bei ähnlicher Gelegenheit werden die *λόγοι ἐξωτερικοί* erwähnt im erſten Kapitel des dreizehnten Buchs der Metaphyſik, (p. 259, 20 ed. Braudis). Zwei Anſichten herrſchen, heiſst es dort, über die unſicht-

1) Dieſe Heftigkeit der Ausdrücke ſteht in einem äuſserſt grellen Kontraſte mit der vorſichtigen und humanen Weiſe, in welcher daſſelbe anderswo, namentlich Eth. Nic. I, cp. 5, geſchieht.

baren Subſtanzen: dieſe werden entwickelt, und darauf fährt Ariſtoteles fort: *Σκεπτέον πρῶτον μὲν περὶ τῶν μαθηματικῶν . . . . . ἔπειτα μετὰ ταῦτα χωρὶς περὶ τῶν ἰδεῶν αὐτῶν ἁπλῶς καὶ ὅσον νόμον χάριν· τεθρύλληται γὰρ τὰ πολλὰ καὶ ὑπὸ τῶν ἐξωτερικῶν λόγων.*

Die letzte Stelle endlich, welche von Buhle übergangen, von Zell dagegen (ad Eth. Nic. I, cp. 13) nachgetragen worden iſt, leſen wir im vierzehnten Kapitel des vierten Buchs der Phyſik, (p. 515, D, p. 142 ed. Pacii): *Ἐχόμενον δὲ τῶν εἰρημένων ἐστὶ περὶ χρόνου ἐπελθεῖν· πρῶτον δὲ καλῶς ἔχει διαπορῆσαι περὶ αὐτοῦ καὶ διὰ τῶν ἐξωτερικῶν λόγων, πότερον τῶν ὄντων ἐστὶν ἢ τῶν μὴ ὄντων. Εἶτα τίς ἡ φύσις αὐτοῦ.*

So hätten wir nun die alten Zeugen abgehört, und den Ariſtoteles ſelbſt befragt. Aber die Einen ſchwanken in ihren Ausſagen und Erklärungen, und der Andere ſagt eigentlich gar nichts aus, ſondern läſst uns für's Erſte nur die Kenntniſs gewinnen, daſs er überhaupt gewiſſe Schriften *ἐξωτερικοὺς λόγους* genannt habe. Soviel aber ſcheint ausgemacht, daſs jene Stellen in ſeinen Schriften eben die verſchiedenen hin und her ſchwankenden Meinungen von exoteriſchen und eſoteriſchen Schriften veranlaſst haben, ſowie, daſs die Wahrheit, ſtreng genommen, ſich doch nur aus dieſen Andeutungen des Philoſophen ſelbſt finden laſſen kann. Man hat daher auch verſchiedentlich verſucht, namentlich Editoren und Ausleger der betreffenden Ariſtoteliſchen Werke, den Ausdruck *ἐξωτερικοὶ λόγοι* zu erklären. Einige meinten, es werde dadurch keineswegs eine eigenthümliche Gattung von Schriften bezeichnet, ſondern es ſei vielmehr das *ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις* nichts als eine allgemeine Verweiſung auf andere Werke im Gegenſatze zu demjenigen, wel-

ches die Aeufserung enthält. Dieſer ſchon von St.-Thomas [1]) ausgeſprochenen Anſicht ſchlieſsen ſich ſpätere Erklärer des Ariſtoteles an, von denen wir hier nur Geneſius Sepúlveda [2]), Zwinger [3]), Heinſius [4]), Giphanius [5]), Riccobonus [6]) nennen wollen. Zugleich mufs jedoch bemerkt werden, dafs namentlich Riccobonus dabei noch keineswegs die hergebrachte Meinung von der Klaſſifikation der Ariſtoteliſchen Schriften überhaupt in akroamatiſche und eſoteriſche, von welcher Cicero, Gellius und andere Alte reden, verwarf, wodurch er und die ſeiner Meinung folgten in den wunderlichen Irrthum verfielen, dem Ariſtoteles ſelbſt in einer Sache, die für ſeine eignen Schriften ſo wichtig ſein ſollte, einen Fehler gegen den richtigen Gebrauch des entſcheidenden Ausdrucks aufzubürden. Gegen dieſe Anſicht erhob ſich beſonders Octavianus Ferrarius, welcher der Eintheilung des Ammonios Geltung zu verſchaffen ſuchte [7]). Andere, wie der Verfaſſer der unter Andronikos von Rhodos Namen aufbehaltenen Paraphraſe der Nikomachiſchen Ethik, erklärten jenen Ausdruck von mündlichen Vorträgen des Ariſtoteles, und dieſer Anſicht ſcheint unter den Neueren Göttling ſich anzuſchlieſsen [8]). Dagegen hat Zell in ſeinem Kommentar zur Nikomachiſchen Ethik eine ganz entgegengeſetzte Erklärungs-

1) Vergl. Zell ad Ariſt. Eth. Nicom. VI, 4, p. 208.

2) Ad Ariſt. Polit. VII, 1, 2.

3) Ad Ariſt. Ethic. Nicom. I, 13, 9.

4) S. Schneider ad Ariſt. Polit., Vol. II, p. 398, 399.

5) Schneider a. a. O.

6) Ad Eth. Nicom. I, 13. p. 497.

7) Vergl. Buhle De libr. Ariſtot. exoter. et acroam. p. 113..

8) So verſtehe ich wenigſtens eine Bemerkung zu Ariſt. Polit. III, cp. 4, p. 82, 4. Adnotat. p. 554, ext.

weise geltend gemacht, welche darauf hinauslāuft, dafs jene Verweisungen bei Aristoteles überall nur auf „die Aeufserungen des gesunden Menschenverstandes in Gesprächen aufserhalb der philosophischen Schulen“ bezogen werden müfsten [1]).

Andere befafsten sich weniger mit Erklärung der bei Aristoteles selbst vorkommenden Stellen. Sie nahmen den Unterschied exoterischer und akroamatischer Schriften, als zweier von Aristoteles selbst scharf geschiedenen Klassen von Schriftwerken, als gegeben an, und suchten ihn auf die erhaltenen Werke des Aristoteles anzuwenden. So Franz Patritius [2]), der alle logischen, physischen, und theologischen Schriften als esoterische, die ethischen, politischen, ökonomischen, rhetorischen, poetischen, und historischen, sowie die Dialoge, dagegen als exoterische bezeichnete; während Melchior Zeidler [3]) zu der letzteren Klasse nur die Kategorien und Probleme gerechnet wissen wollte. Sorgfältiger und vollständiger als alle seine Vorgänger behandelte Buhle in der mehrerwähnten Abhandlung den Gegenstand, ohne jedoch zu einem ihm selbst genügenden Resultate zu gelangen. Dies konnte er aber nicht, weil er, wie fast

---

1) Commentar. ad Eth. Nicomach. I. 13, p. 56. „Ego vero interpretor ἐξωτερικοὺς λόγους sermones communes, extra scholam ab hominibus haberi solitos. Quicquid enim de illa divisione Aristotelicorum librorum statuatur, hoc affirmare pro certo ausim, quotiescunque ἐξωτερικοὺς λόγους nominet, commode sic accipi posse, ut modo accepi, nonnullos vero aliam praeter hanc explicationem plane non ferre, ut Phys. IV. 14, p. 515, D.“

2) Discuss. Peripatet. I, 6, p. 63.

3) De gemino veterum docendi modo, p. 108.

alle Früheren, von der Annahme einer Scheidung aller Ariſtoteliſchen Schriften in zwei ſcharf getrennte Klaſſen durch den Philoſophen ſelbſt, als von etwas hiſtoriſch gegebenem, ausging, ohne doch zu Ende ſeiner Forſchungen wieder dazu, als dem nothwendigen Endreſultate, in Aufzeigung dieſer Scheidung bei den heutzutage übrigen Schriftwerken des Stagiriten, gelangen zu können. Was er gefunden zu haben glaubte, belief ſich etwa auf Folgendes: Die von Ariſtoteles erwähnten λόγοι ἐξωτερικοί ſind Schriften, welche für ein nicht philoſophiſch gebildetes Publikum geſchrieben waren [1]; die Berufungen auf dieſelben ſind eins mit den Anführungen von λόγοι ἐγκύκλιοι, λόγοι ἐν κοινῷ, welche an mehreren Stellen vorkommen [2]. Die λόγοι ἐξωτερικοί ſelbſt ſind aber bei Ariſtoteles zuweilen auch von mündlichen Vorträgen zu faſſen, welche der Philoſoph vielleicht erſt ſpäterhin ſchriftlich aufſetzte [3]. Den charakteriſtiſchen Unterſchied dieſer exoteriſchen und akroamatiſchen Schriften als zwei geſonderter Klaſſen ſetzte Buhle nicht in den Stoff [4], ſondern vielmehr in die Form der Behandlung, ſowohl im Allgemeinen [5], als auch beſonders in Bezug auf die in den erſteren angewandte populäre Sprache [6]. Als er nun aber zum Schluſſe ſeiner Abhandlung entſcheiden ſollte, wie denn dieſe Klaſſificirung auf die uns übrigen

1) Buhle De Ariſt. libris exot. et eſot. p. 137.

2) Buhle a. a. O. Dieſe Stellen ſind Eth. Nicom. I, cp. 5. (nicht cp. 3, wie bei Buhle) §. 6. De Coelo, I, 8. De Anima, I, 4.

3) Buhle p. 130.

4) Buhle p. 141, 142.

5) Buhle p. 142, 147.

6) Buhle p. 149.

Schriften ſpeciell anzuwenden, zu welcher Abtheilung dieſe oder jene derſelben zu rechnen ſei, ſcheint er die Unzulänglichkeit jener Beſtimmungen gefühlt zu haben. Denn er enthält ſich einer ſolchen Entſcheidung ganz, und begnügt ſich mit Aufſtellung einiger allgemeinen Sätze [1]), deren Anwendung er Andern überliefs.

Aus dieſem Gewirr widerſtreitender Anſichten kann uns nur Ariſtoteles ſelbſt heraushelfen, und er leiſtet uns dieſen Dienſt in der That. Die unbefangene Betrachtung ſämmtlicher oben mitgetheilten Stellen, in denen der λόγοι ἐξωτερικοί gedacht wird, mufs nämlich nothwendig zu der Einſicht führen, dafs Ariſtoteles an eine Scheidung ſeiner Werke in zwei, mit Abſicht ſcharf geſonderte, Klaſſen nie gedacht hat. Dieſe Anſicht entſtand überhaupt durch ein Mifsverſtändnifs einer ſpäteren, ja eigentlich ausgebildet erſt der neueren Zeit, welche das, was eine ſchwankende und unſichere Tradition von einer ſolchen Scheidung in eſoteriſche und exoteriſche Lehren von andern Philoſophen, wie Pherekydes, Pythagoras, Parmenides, Protagoras, u. A., überliefert hatte [2]), verleitet durch den Kunſtausdruck exoteriſcher Reden in den Schriften des Ariſtoteles, auf dieſe überzutragen und anzuwenden befliſſen war. Sie berückſichtigten dabei nicht, dafs ſich in denſelben die Ausdrücke eſoteriſch und akroamatiſch zur Bezeichnung einer der exoteriſchen entgegengeſetzten Klaſſe von Schriften nirgends vorfanden; und die Ueberlieferung von der durch Ariſtoteles ſelbſt aufgeſtellten Scheidung exoteriſcher und akroamatiſcher Diſciplinen

1) Buhle p. 151, 152.
2) Vergl. Buhle a. a. O. p. 107—110.

in den mündlichen Lehrvorträgen, welche immerhin ächt Ariſtoteliſch geweſen ſein mag, trug dennoch gewiſs nicht wenig dazu bei, ſie in jener irrigen Anſicht über die vermeintliche Scheidung ſeiner Schriften zu beſtärken. Aber ein tieferes Eindringen in das Verhältniſs des Stagiriten zu ſeinen Vorgängern, beſonders Platon und den Pythagoräern, leitet uns vielmehr zu der Einſicht, daſs der bei dieſen allerdings, und zwar vorzugsweiſe, durchgeführte Gegenſatz des Eſoteriſchen und Exoteriſchen in Philoſophie und Litteratur mit Ariſtoteles und durch ihn ſeine Endſchaft erreichte [1]).

Gehen wir nun auf den, auch von Ariſtoteles beobachteten Sprachgebrauch zurück, ſo iſt ἐξωτερικός zunächſt alles dasjenige, was aufserhalb eines andern iſt, dann, was zu irgend einem Gegenſtande nicht nothwendig und weſentlich gehört, ſondern ihm mehr oder minder fern liegt, als Gegenſatz des Weſentlichen und Eigenthümlichen (οἰκεῖος) [2]). Wo alſo der Stagirit mit dem Ausdrucke ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις auf ſeine eignen Schriften verweiſet, werden wir ſomit nur an andere Werke zu denken haben, welche ihrem Inhalte nach mehr oder minder von der gegenwärtigen Pragmatie entfernt ſind; ſo daſs, wie der neueſte Ueberſetzer der Ariſtoteliſchen Phyſik treffend bemerkt [3]), ein

1) Vergl. Chr. Herm. Weiſſe Anmerkk. zur Phyſik des Ariſtoteles, (Leipzig 1829) S. 441, 442. Vergl. S. 517.

2) Vergl. Ariſtot. Polit. VII, cp. 3, p. 223, 21 Göttl. Σχολῇ γὰρ ἂν ὁ θεὸς ἴχοι καλῶς καὶ πῶς ὁ κόσμος, εἰ μὴ οὕτω εἶεν ἐξωτερικαὶ πράξεις παρὰ τὰς οἰκείας αὐτῶν. Vergl. p. 223, l. 10. So redet er von äuſserlichen (nicht weſentlichen) Gütern, ἐξωτερικὰ ἀγαθά, im Gegenſatze der weſentlichen, Polit. VII, cp. 1, p. 217, 13.

3) Weiſſe a. a. O. S. 517.

ein und daſſelbe Werk für exoteriſch und eſoteriſch zugleich gelten kann, jenachdem es ſelbſt auf andere oder andere aus fremden Pragmatien auf daſſelbe bezogen werden. Vielleicht ahndete hier ſchon St. Thomas von Aquino das Richtige, wenn er die Berufung auf die ἐξωτερικοὶ λόγοι in der zweiten Stelle der Nikomachiſchen Ethik [1]), freilich mit Unrecht, auf die Metaphyſik bezogen wiſſen wollte. Den ſchlagendſten Beweis aber für die Wahrheit der aufgeſtellten Erklärungsweiſe jener Verweiſungen entnehmen wir vorzugsweiſe aus zwei Stellen der Politik. Zu Anfange des ſiebenten Buchs derſelben [2]) erklärt der Philoſoph: daſs der richtigen und gehörigen Unterſuchung über die beſte Staatseinrichtung die Beſtimmung des glückſeligſten Lebens vorangehen müſſe, weil ohne die letztere die erſtere ihrer Grundlage entbehre, da ja Ziel und Zweck der beſten Staatseinrichtung das möglichſt glückſeligſte Leben aller zu dem organiſchen Ganzen des Staatskörpers gehörigen Glieder ſei. „Da indeſs," fährt er fort, „wie ich glaube, vieles Hierhergehörige auch ſchon in den exoteriſchen Schriften über das glückſeligſte Leben genügend abgehandelt wird, ſo genügt es, mich darauf zu beziehen." In dem Nächſtfolgenden giebt er nur eine ſummariſche Ueberſicht der hier als Baſis anzunehmenden Punkte,

1) Eth. Nicom. VI, 4.

2) Polit. VII, 1, p. 214. *Περὶ πολιτείας ἀρίστης τὸν μέλλοντα ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν ζήτησιν, ἀνάγκη διορίσασθαι πρῶτον, τίς αἱρετώτατος βίος· ἀδήλου γὰρ ὄντος τούτου, καὶ τὴν ἀρίστην ἀναγκαῖον ἄδηλον εἶναι πολιτείαν. Ἄριστα γὰρ πράττειν προσήκει τοῖς ἄριστα πολιτευομένοις ἐκ τῶν ὑπαρχόντων αὐτοῖς, — — Νομίσαντες οὖν ἱκανῶς πολλὰ λέγεσθαι καὶ τῶν ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις περὶ τῆς ἀρίστης ζωῆς, καὶ νῦν χρησόμεθα αὐτοῖς.*

welche er mit den Worten ſchlieſst [1]): „Soviel nun hiervon zur Einleitung in die gegenwärtige Unterſuchung, denn ich konnte es ebenſowenig gar nicht berühren, als alle dahingehörigen weſentlichen (οἰκείους) Unterſuchungen ausführlich abhandeln, denn das gehört in eine andere Diſciplin (Vorleſung).“ Selbſt der Ungläubigſte wird die vollkommene Identität dieſer beiden Verweiſungen eingeſtehen müſſen; ebenſowenig werden wir über das Wohin derſelben in Verlegenheit ſein, da es uns gegenwärtig ſein muſs, daſs der hier berührte Gegenſtand in demjenigen Werke, welches der Politik als Grundlage dient, der Nikomachiſchen Ethik, von dem Philoſophen in genügender Ausführlichkeit abgehandelt worden iſt.

Der Grundſatz, welchen Buhle an die Spitze ſeiner Reſultate ſtellt, daſs diejenigen Schriften unzweifelbar für akroamatiſche zu halten ſeien, in denen ſich Verweiſungen auf exoteriſche vorfänden [2]), fällt alſo von ſelbſt zuſammen.

Die zweite Stelle, deren Wichtigkeit weder Buhle noch ſeine Vorgänger genügend erkannten, finden wir in dem achten Kapitel des erſten Buchs der ſogenannten Eudemiſchen Ethik [3]), wo die ἐξωτερικοὶ λόγοι den λόγοις κατὰ φιλοσοφίαν entgegengeſetzt wer-

1) Polit. a. a. O. p. 217, l. 27.. Ἀλλὰ γὰρ ταῦτα μὲν ἐπὶ τοσοῦτον ἔστω πεφροιμιασμένα τῷ λόγῳ· οὔτε γὰρ μὴ θιγγάνειν αὐτῶν ἐνιστόν, οὔτε πάντας τοὺς οἰκείους ἐπεξελθεῖν ἐνδέχεται λόγους· ἑτέρας γάρ ἐστιν ἔργον σχολῆς ταῦτα.

2) Buhle a. a. O. S. 152.

3) Der Zweifel über den Verfaſſer dieſes fragmentariſchen Werks kann dem Beweiſe, welchen wir aus demſelben zu entnehmen uns erlauben, nichts von ſeiner Gültigkeit entziehen. Denn es ſcheinen darüber nur zwei Anſichten möglich: entweder iſt es ein früherer Verſuch des Ariſtoteles ſelbſt; oder, was

den. In beiden, ſagt der Verfaſſer, iſt die Platoniſche Ideentheorie vielfältig zum Gegenſtande der Unterſuchung gemacht worden. Halten wir nun hier eine Bemerkung Titze's [1]) feſt, daſs Ariſtoteles an einem andern Orte [2]) mit dem letzteren Ausdrucke die Metaphyſik, oder, wie Titze meint, die Bücher *Περὶ (πρώτης) φιλοσοφίας* bezeichne, in welche die Betrachtung der Platoniſchen Ideenlehre gewiſs als weſentlich gehörte: ſo ſehen wir, daſs in unſerer Stelle alle Schriften, in denen Ariſtoteles etwa gelegentlich [3]) dieſelbe Materie beſprochen hatte, als exoteriſche denjenigen entgegengeſetzt werden, von welchen ſie einen weſentlichen Beſtandtheil (*οἰκεία σκέψις*) ausmachte.

Die ſo eben entwickelte Bedeutung des Ausdrucks *ἐξωτερικοὶ λόγοι* bei Ariſtoteles wollen wir uns jedoch eben ſo ſehr hüten für die alleinige zu halten, als es uns gewiſs nicht in den Sinn kommen wird, derſelben zu Liebe alle Berichte und Erklärungen der Alten über dieſen Punkt Lügen zu ſtrafen. Nach Analogie der erſten und urſprünglichen Bedeutung konnte nämlich allerdings der Philoſoph, wenn er, wie ſich vorausſetzen läſst, ſelbſt über die Anordnung ſeiner Werke etwas beſtimmte, auch ſolche Schriften, die nicht als weſentliche Glieder in dem ſyſtematiſchen Zuſammenhange ſeiner übrigen philoſophiſchen Schriften ſich

ſchon aus der zu behandelnden Stelle als viel wahrſcheinlicher erſcheint, nach deſſen Vorträgen von einem unmittelbaren Schüler deſſelben aufgezeichnet.

1) De Ariſt. Opp. ſerie et diſtinct. p. 73, 74. Vergl. Brandis De perd. Ariſt. libr. de ideis et de bono, p. 10, not. 11.

2) De Partib. I, cp. 1, T. II, p. 474, E. p. 475, A Duval.

3) Er ſelbſt drückt ſich darüber mit einem gewiſſen Anſtrich von Selbſttadel ſcharf genug aus Metaphyſ. XIII, cp. 1, p. 259 Brandis.

geltend machten, exoterische nennen; und solche, eigentlich und vorzugsweise exoterische, Schriften würden wir von den nur beziehungsweise so genannten zu scheiden haben. Hierher gehören, neben einzelnen, für einen speciellen Zweck bestimmten und durch besondere Anläße entstandenen kleineren Abhandlungen, vorzüglich die uns verlornen Dialoge, von denen Spätere, namentlich, wie wir oben sahen, Cicero, ausdrücklich bemerkten, dafs Aristoteles selbst ihnen das Prädikat exoterisch gegeben habe [1]). Das Charakteristische dieser eigentlich exoterischen Schriften hat mit treffenden Zügen und wohlberücksichtigter Scheidung der ersteren allgemeineren Bedeutung des Wortes bei dem Stagiriten Weisse zu seiner Uebersetzung der kleinen Aristotelischen Schrift Von der Welt [2]) entwickelt. Er findet es in der absichtvollen, von den Gebieten der eigentlichen Beredsamkeit und der Poësie entlehnten Kunst der Darstellung, welche, indem sie diese zu einem Mittel für einen jenseits der zunächst in ihr enthaltenen Begriffe liegenden Inhalt macht, sie von der Macht jenes ihres unmittelbaren Inhalts gleichsam befreit, und zum Selbstzweck, mithin zur eigentlichen gediegenen Schönheit sie erhebt [3]). Diese Kunst der Darstellung erscheint ihm

1) S. S. 243.

2) Aristoteles von der Seele und von der Welt, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Chr. H. Weisse, (Leipzig 1829) S. 373—379. Das Urtheil über die Aechtheit jener kleinen Schrift selbst wollen wir indefs damit noch nicht unterschrieben haben.

3) S. S. 375.

als wefentlich und mit Nothwendigkeit gefordert für den Platonifchen Standpunkt des Philofophirens [1]), bei Ariftoteles nur in untergeordneter Weife und auf zufällige Veranlaffung hervortretend. Wir können diefen Anfichten, fowie der Behauptung: dafs (aufser der genannten kleinen Abhandlung Von der Welt) uns keine jener exoterifchen Schriften des Ariftoteles mehr übrig fei, unfere Zuftimmung um fo weniger verfagen, als mit beiden Alles, was die Stimmberechtigtften der Alten über die Verfchiedenheit der exoterifchen und efoterifchen Schriften des Philofophen bemerken, im vollkommenften Einklange fteht, wenn wir gleich gegen die überzeugende Kraft der, für jene kleine Schrift vorgebrachten Aechtheitsbeweife manches Bedenken nicht wohl befeitigen können.

Der dritte Punkt endlich, dem wir unfere Aufmerkfamkeit fchenken müffen, läuft auf die Beobachtung hinaus, dafs ἐξωτερικοὶ λόγοι bei Ariftoteles nicht in allen Stellen von Schriften, fondern an zwei Stellen auch von der Art und Weife des Philofophirens zu verftehen find, welcher Sprachgebrauch fich wiederum als eine Analogie des eigentlichen und urfprünglichen erweifet. So hat denn auch Weiffe unzweifelbar richtig das διατορῆσαι διὰ τῶν ἐξωτερικῶν λόγων in der bezeichneten Stelle der Phyfik durch „Zweifel vorlegen nach äufserlicher Begriffsbeftimmung“ wiedergegeben [2]), und ebendiefelbe Erklärungsweife wird auch auf eine andere bisher falfch verftandene, von einem Ueberfetzer des Werks fogar

1) S. S. 373. 374. 375.

2) Vergl. Anmerkungen zur Phyfik, S. 516. 517.

ganz ausgelaſſene [1]) Stelle der Ethik an den Nikomachos anzuwenden ſein [2]).

Ueber die ἐγκύκλιοι λόγοι, auf welche Ariſtoteles in den oben angeführten Stellen verweiſet, ſcheint der groſse Joſeph Scaliger die richtige Anſicht, wenn gleich etwas herbe und bitter in ſeiner Weiſe, ausgeſprochen zu haben [3]), da er ſie auf die zwei Bücher der allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften bezog, welche in dem Kataloge bei Diog. Laertios verzeichnet ſind. Dieſer Meinung iſt auch Titze beigetreten [4]), während Aeltere, wie Menage, an Probleme aus allen Theilen der Wiſſenſchaft dachten [5]).

Zum Schluſs nur noch ein Wort über das Verhältniſs der eigentlich exoteriſchen Schriften zu den ihnen entgegengeſetzten, welche als weſentliche Glieder das geſammte Syſtem der Ariſtoteliſchen Philoſophie begriffen, hinſichtlich ihrer Herausgabe durch den Stagiriten. Von den erſteren iſt es an ſich wahr-

---

1) Dan. Jeniſch, Die Ethik des Ariſtoteles in zehn Büchern, mit Anmerkungen und Abhandlungen, (Danzig 1791) S. 205.

2) Eth. ad Nicom. VI, 4.

3) Adverſ. Robert. Titium. III. 22. (Menage ad Diog. Laert. T. II, p. 196, b). Ἐγκυκλίων α. β. führt nämlich Diogenes Laert. V, 26 im Kataloge der Ariſtot. Schriften aus, wozu Scaliger bemerkt: „Hoc eſt, ut ego judico, atque ut omnino verum eſt, τῆς ἐγκυκλίου παιδείας. Si qui aliter interpretantur, plane ſunt πάσης ἐγκυκλίου παιδείας ἄπειροι. Unum Thomam Aquinatem excipio, cui non tam attribuenda eſt ejus rei ignoratio, quam infelici ejus ſaeculo.“

4) De Ariſtot. Opp. ſerie et diſtinct. p. 32. wo er den Titel durch: liberalium diſciplinarum libri, erklärt.

5) Menage ad Diog. Laert. l. l., der auf die von Gellius, N. A. XX, 4. erwähnten προβλήματα ἐγκύκλια des Ariſtoteles verweiſet.

ſcheinlich, und kein Zeugniſs ſpricht dagegen, daſs Ariſtoteles ſie, wie er ſie in früheren Lebensjahren ſchrieb, ſo auch gleich nach ihrer Abfaſſung der Oeffentlichkeit übergab. Ich denke hier insbeſondere an die Dialoge, deren Entſtehen ich durch eine Nacheiferung Platon's veranlaſst, und als deren Abfaſſungszeit ich mir den erſten Aufenthalt des Stagiriten zu Athen denken möchte. Viel ſpäter und nach groſsen Vorarbeiten entſtanden aus den Vorträgen in den letzten dreizehn Lebensjahren jene gröſseren Werke, welche ganze Diſciplinen umfaſsten und ſyſtematiſch behandelten, wie die Ethik und Politik. Sie dienten als Grundlagen für die Vorleſungen, welche Ariſtoteles ſeinen eigentlichen Schülern im Lykeion hielt, und es ſcheint mir ſogar glaublich, daſs viele Wendungen und Ausdrücke dieſer Beſtimmung der Schriften ihre Entſtehung verdanken. Vertrauten Schülern mögen einzelne zur Privatbenutzung zugänglich geweſen ſein; im Ganzen aber verblieben ſie in den Händen des Meiſters, zu erneuerter Bearbeitung, Verbeſſerung, und Bereicherung aufbewahrt, (in commentariis relicti) und es iſt möglich, daſs manche erſt durch Theophraſtos bekannt gemacht wurden, da ein ſchneller Tod den Ariſtoteles übereilte.

Zusätze

zum

erſten und zweiten Theile.

Zuſätze zum erſten Theile.

Seite 6 u. 7. **Hermippos**, lebend unter Ptolemaïos Epiphanes Ol. 135 (nicht 125). Erwähnenswerth iſt von dieſem Hiſtoriker noch, daſs er in ſeinem biographiſchen Werke nicht nur Verzeichniſſe der Schüler der Philoſophen, ſondern auch ihrer Schriften lieferte. Das Fierſiere meldet uns Athenaios (Deipnoſ. VI, p. 252, c) von den Schülern Theophraſt's; das Letztere ergiebt ſich aus einer ſehr alten handſchriftlichen Bemerkung in einem Codex der Theophraſtiſchen Metaphyſik, in welchem es heiſst: *Τοῦτο τὸ βιβλίον Ἀνδρόνικος μὲν καὶ Ἕρμιππος ἀγνοοῦσιν· οὐδὲ γὰρ μνείαν αὐτοῦ ὅλως πεποίηνται ἐν τῇ ἀναγραφῇ τῶν Θεοφράστου βιβλίων.* (Vergl. Schneider Epimetron III ad Ariſt. De Animal. hiſt. p. CXXIV..)

S. 8. **Apollodoros**. Daſs ſeine *Χρονικά* auch ſpecielle biographiſche Nachrichten über Philoſophen, und namentlich auch über deren Schriften enthielten, erſieht man aus Diog. Laert. IV, 23. Ueberhaupt können wir das beſte Bild von der Kompoſition ſeines Werks aus einer Stelle des Cicero (ad Atticum XII, 23, 2) gewinnen, aus welcher wir zugleich erfahren, daſs Atticus daſſelbe bei Abfaſſung ſeines Annale benutzte.

S. 11. **Sotion**. Daſs auch dieſer über die Schriften der Philoſophen handelte, lehrt die Anſicht einer Stelle des Diogenes Laertios (L. VI, cp. 80).

S. 16. Eine handſchriftliche Biographie des Ariſtoteles befindet ſich in einem Codex der Bibliotheca Columbina zu Sevilla: „Ariſtotelis Opuscula De longitudine et brevitate vitae etc. Vita Ariſtotelis Cod. Saecul. XIV. membr. fol. (Vergl. Hänel Catalog. Libror. MSS. p. 797.)

S. 17. Nach Harles (Fabricii Bibl. graeca, Vol. III, p. 199, Not. e) irrten Jonſius u. A., welche dem Leonardus Aretinus eine Vita Ariſtotelis beilegten, da dieſe mit der des Guarinus eins iſt.

Ebendaſ. Von Hieronymus Gemuſaeus erwähnt Fabricius eine Schrift: De vita Ariſtotelis ejusque Operum cenſura, abgedruckt in der Ausgabe des Ariſtoteles Lugd. Bat. 1578 fol. (Bibl. Gr. Vol. III, p. 199 Harl.)

S. 20 zu Anf. Petrus Ramus. Die Gegenſchriften findet man angegeben bei Tennemann Geſchichte der Philoſophie, Bd. 8, S. 436.

S. 21 in d. Mitte. Die Schrift des Paters Renat. Rapin ſteht auch in: Les Comparaiſons des grands hommes de l'antiquité, Tom. I, Paris 1684, 4. S. Acta Eruditor. anni 1686, m. April., p. 195...

S. 21, Z. 22. Ueber das angebliche Sepulcrum Ariſtotelis giebt Heumann De ſepulcris ſuppoſititiis (Poecile, T. III, p. 182..) genügenden Aufſchluſs.

S. 22. Pleſſing's Aufſatz erſchien Leipzig 1786, 8. Andere Schriften über Lebensumſtände und Philoſophie des Ariſtoteles, z. B. von J. G. Niemeyer, H. Conring, Morhof, Zeidler, ſ. in Fabric. Bibl. gr. Vol. III, cp. 5, p. 197 bis 201.

S. 24 Z. 3 iſt hinzuzufügen: Plutarch. De Exil., T. VIII, p. 386 Reisk.

S. 38. Ueber Epikuros dort bezeichnete Eigenthümlichkeit ſind nachzuſehen: Cic. De Nat. Deor. I, cp. 26, und cp. 33, §. 93. Sext. Empiric. Adverſ. Mathemat. zu Anfange.

S. 39. Ueber die ärztliche Wirkſamkeit des Ariſtoteles zu Athen vergl. man: Heinr. Ritter, Geſchichte der Philoſophie, Th. III, S. 5. Als Arzt bezeichnet ihn auch Galen öfters, z. B. De facult. natural. I, (Vol. I, ed. Baſ.).

S. 42 Z. 9 v. unt. Ueber die interimiſtiſche Verwaltung des Lehramts in der Akademie durch Herakleides

Pontikos f. m. Eugen. Deswert De Heracl. Pontico Diſſert., (Lovanii 1830) p. 7 — 10, der ſich im Ganzen für die, aus Suidas (Th. II, S. 70) ſtammende Nachricht entſcheidet.

S. 45 Z. 5 v. u. Vergl. Cael. Rhodigin. Lib. XXIX, cp. 7.

S. 46 Z. 8. Z. B. die Feindſchaft Platon's mit Ariſtippos, Dikaiarchos, Antiſthenes, vergl. Diog. Laert. III, 35 ff. Menage VI, 3, 7. Gegen den Vorwurf der Ἀχαριστία vertheidigten den Ariſtoteles Jo. Georg Niemeyer, Diſſertat. De Ariſtotele ejusque philoſophia, Helmſtadii 1703, desgl. Zeidler, Brucker, Bayle. (Andere ſ. bei Harles ad Fabric. B. gr. Vol. III, p. 202, Nr. 5.)

S. 55. Das Mifsfallen, welches Ariſtoteles an der Form der Platoniſchen Schriften fand, theilten auch Andere, vergl. Diog. Laert. III, 35, ib. Menag., desgl. III, 37. So Dikaiarchos (Diog. Laert. III, 38).

S. 59 A. 2. Ueber die dort beſprochene Sprüchwörtlichkeit des φίλη ἡ ἀλήθεια ſ. Athen. Deipnoſ. V, p. 211, E. Die Sentenz ſcheint auf Pythagoras zurückgeführt werden zu müſſen. Cf. Appendix ad Stobaei Florileg. T. IV, p. 435 ed. Gaisford.

Zu Seite 68 — 71.

Ueber das Verhältnifs des Ariſtoteles zu ſeinen Zeitgenoſſen

XENOKRATES und ISOKRATES.

Nachſtehende Bemerkungen veranlafste die Leſung einer Anmerkung in Heinrich Ritter's Geſchichte der Philoſophie, Th. III, S. 8, in welcher es heifst: „Stahr, „S. 63, (Ariſtotelia, Th. I) nimmt an, daſs Ariſtoteles zu „dieſer Zeit (als Platon noch lebte) die Redekunſt gelehrt, „und mit dem Iſokrates gewetteifert habe, nach Cicero „De Oratore, III, 35. Die Sage hat aber doch etwas „Unwahrſcheinliches, und die Lesart Xenokrates für „Iſokrates (Diog. Laert. V, 3) iſt der Sache nach „wahrſcheinlicher.“

Das Verhältniſs von Rivalität zwiſchen dem Denker von Stagira und dem Iſokrates iſt ſo hiſtoriſch ſicher, wie irgend ein geſchichtliches Faktum, darf alſo nicht als Sage bezeichnet werden. Der Irrthum des Diogenes Laertios iſt handgreiflich, und die ganze Sache, wir wagen es zu ſagen, auf einleuchtende und überzeugende Weiſe an der genannten Stelle entwickelt worden, ſo daſs ſchwerlich Jemand nach genauer Prüfung die Sache des Diogenes zu verfechten ſich beikommen laſſen dürfte. Unwichtig iſt nun aber, wie kein hiſtoriſcher Gegenſtand, auch die Beſtimmung dieſes Verhältniſſes ganz und gar nicht, da die verkehrte Anſicht von einem rivaliſirenden und feindſeligen Verhältniſſe zwiſchen Ariſtoteles und Xenokrates zu manchen andern Verkehrtheiten Anlaſs gegeben hat. Ein Beiſpiel iſt früher (Ariſtotelia, Th. I, Zuſätze, S. 209) an Brucker gegeben worden. Ein anderes liefert Patritius, der ſich durch jenen blinden Glauben an die vorgebliche feindſelige Stimmung und Rivalität zwiſchen den beiden Philoſophen ſogar verleiten lieſs, daraus einen Grund zur Verwerfung der Ariſtoteliſchen Topik herzunehmen, die er mit aus dem Grunde für unächt erklärte, weil darin Xenokrates, zwar keineswegs lebend, aber doch ohne die geringſte Spur von Animoſität erwähnt werde. (Discuſſ. Peripatet. T. I, Lib. III, p. 22.) Die Abgeſchmacktheit dieſer Argumentation bedarf keiner näheren Bezeichnung, und doch empfand ſie Buhle ſo wenig, daſs er dazu blos bemerkte: „ſo nackt hingeſtellt (nude poſita) könne er ſie nicht billigen“.

Für das befreundete, gegenſeitig wohlwollende Verhältniſs zwiſchen Ariſtoteles und Xenokrates ſprechen alle Zeugen, vereinigen ſich alle Umſtände, während für das geſpannte Verhältniſs zwiſchen ihm und dem Iſokrates und den Schulen Beider nur eine Stimme iſt. Allein aus Cicero laſſen ſich die Belege in Menge herbeiſchaffen. Iſokrates war dem Platon eng befreundet (Diog. Laert. III, 8), und hatte ſich überhaupt der ganzen Richtung der Sokratiker eng angeſchloſſen (vergl. Meier im Index ſcholar. in Acad. Frideric. Hal. per aeſtatem a. 1831 habitarum, pag. 6); Speuſippos hatte ihn gehört, und zuerſt die Geheimlehren deſſelben (τὰ παρὰ Ἰσοκράτους καλούμενα ἀπόῤῥητα) öffentlich bekannt gemacht (Diog. Laert. IV, 2,

und daſelbſt Caſaubon. und Menage). Ein früherer Schüler des Iſokrates, Theodektes aus Phaſelis (Suidas ſ. v. Ἰσοκράτης, ſ. v. Θεοδέκτης Pſeudo-Plutarch. X Oratt., T. IX, p. 330 Reisk.), ſelbſt Verfaſſer einer Theorie der Beredſamkeit, und als ſolcher von Cicero ſelbſt mit Ariſtoteles und Theophraſtos zuſammengeſtellt (Orator, cp. LVII, §. 194), war, wie es ſcheint, einer von denen, welche Ariſtoteles Vorträge dem Iſokrates abtrünnig machten. Daſs ſich jene Spannung auch auf die Schüler beider Männer erſtreckte, iſt ſchon anderswo geſagt. Namentlich gilt dies von Theopompos, dem Freunde und Lieblingsſchüler des Iſokrates, von ihm ſelbſt zur Hiſtoriographie aufgefordert (Cicero De Oratore, II, 13, §. 57, und daſelbſt Muller). Suchte doch dieſer Letztere ſogar auf Alexander einen gewiſſen Einfluſs zu gewinnen, wie dies früher auch Iſokrates verſucht hatte (Cicero ad Att. XII, 40. XIII, 29). Ja, wiſſen wir nicht ſogar, daſs, gleichwie Kephiſodoros, der Zögling des Iſokrates, gegen den Ariſtoteles, ſo ein namhafter Schüler des Letzteren, Hieronymos von Rhodos, dem Iſokrates in ſeinen Reden die vielen Verſe, und zwar auf eine recht malitiöſe Weiſe, aufmutzte? Hören wir Cicero (Orat. cp. LVI, §. 190): *Elegit ex multis Iſocratis libris triginta fortaſſe verſus Hieronymus, Peripateticus in primis nobilis, plerosque ſanarios, ſed etiam anapaeſta: quo quid poteſt eſſe turpius? etſi in eligendo facit malitioſe. etc.* Ebendenſelben Hieronymos nennt auch Dionyſios von Halikarnaſſos bei ſeiner ſcharfen Kritik des Iſokrates als Gewährsmann (Dionyſ. Hal. Iſocrat., T. II, p. 99, lin. 9 ed. Sylb.).

Von Kephiſodoros oder Kephiſodotos iſt bereits im erſten Theile (Ariſtotelia, S. 68 ff., vergl. Th. II, S. 43 ff.) das Nöthige beigebracht worden. Wäre dieſer eine und dieſelbe Perſon mit jenem Redner, deſſen Ariſtoteles in der Rhetorik mehrfach gedenkt (vergl. Rhet. III, cp. 10), was ſich jedoch bei dem Verluſte des Hermippiſchen Buchs *Περὶ τῶν Ἰσοκράτους μαθητῶν* (Athen. Deipnoſ. VIII, p. 342, E) nicht mehr ermitteln läſst; ſo hätten wir einen Beweis mehr dafür, daſs Ariſtoteles das Gute ſelbſt an perſönlichen Gegnern anerkannte und ſchätzte. Denn daſs er trotz aller Zwiſtigkeiten früherer Jugendjahre dennoch

den Iſokrates wegen ſeiner Leiſtungen hochachtete, verbürgen die überaus häufigen Anführungen aus deſſen Schriften in der Rhetorik, deren Verzeichniſs im Sturziſchen Index (in Fabricii Biblioth. gr., Vol. III, p. 289 Harl.) ſich noch durch diejenigen Stellen, in denen ſolche Anführungen ohne namentliche Bezeichnung geſchehen, anſehnlich vermehren läſst.

S. 70, A. 1. Philochoros war *Μάντις* und *Ἰερόσκοπος* zu Athen (Suid. III, p. 612), ſelbſt geborner Athener. Auſser ſeiner Atthis ſchrieb er unter anderm auch ein Werk *Περὶ θυσιῶν*, aus welchem jene Stelle entnommen zu ſein ſcheint. Dafs er Ariſtoteliſche Schriften benutzte, ſcheint auch der Umſtand zu bezeugen, dafs bei Suidas hier und da (z. B. ſ. v. *Λιχανίδης ἑμέρᾳ*) Ariſtoteles mit ihm zugleich über einen und denſelben Gegenſtand angeführt wird.

S. 76. Hermias und ſeine philoſophiſchen Studien. Suidas (ſ. v. *Ἑρμίας*) legt ihm ſogar ein Werk Ueber die Unſterblichkeit der Seele bei.

S. 80. Der Hymnos auf den Hermeias iſt neuerdings herausgegeben und erklärt in: Ariſtoteles poëta, von Gräfenhan, Mühlhauſen 1831, 4.

S. 85. Ueber den Abſchnitt V vergl. man: Evers Fragmente der Ariſtoteliſchen Erziehungskunſt, Aarau 1806; Ariſtoteles Pädagogik, von J. C. Orelli, in Philol. Beitr. I, S. 61 ff.

S. 91. Mit dem Urtheile Cicero's über Philipp vergleiche man das nicht minder ehrenvolle Theophraſt's in Plutarch. Apophtheg. Reg., Vol. VI, p. 675 — 676 Reisk.

S. 108. Name Peripatetiker. Plutarchos (De ſanitate tuenda, Vol. VI, p. 507 Reisk.) erzählt, dafs Ariſtoteles das *περιπατεῖν* nach der Mahlzeit empfohlen habe, und wirklich finden ſich von dieſer diätetiſchen Anſicht Spuren ſelbſt in den Werken des Ariſtoteles, ſo z. B. Phyſic. II, 3, 5. Magn. Moral. I, cp. 18, in. De Coelo II, 12, p. 65. Ethic. Eudem. I. Eine eigne Abhand-

handlung über diesen Namen ist: Joann. Elias Gensselii Dissertatio de nomine Peripateticorum, Lipsiae 1760, 4.

S. 113. Philosophengastmahle. Hauptstelle über die von Platon eingerichteten Gastmahle ist Athenäus Deipnos. p. 547, f — p. 548, a. Andere dahingehörige Stellen sind: IV, p. 157, f; X, p. 419, c. Cicero Tusc. V, cp. 32. Die Schüler Epikur's versammelten sich am zwanzigsten jedes Monats (εἰκάδες) zu einem solchen Gastmahle, und feierten ausserdem ihres Stifters Geburtstag. Menag. ad Diog. Laert. X, 18, p. 454. Dem Lykon, Nachfolger des Straton im Lykeion, warf Antigonos Karystios Ausschweifung in solchen Symposien vor, Athen. Deipnos. XII, p. 547, d.

S. 116. Ueber die Unterstützung, welche Alexander seinem Lehrer für seine Studien angedeihen liess, handelt ausführlich Schneider Epimetr. I ad Arist. De Animal. histor., I, p. XLIV sqq. Bemerkenswerth ist es auch noch, dass Alexander ihm durch Kallisthenes nach Eroberung Babylon's die dort gefundenen fast zweitausendjährigen astronomischen Beobachtungen der Babylonier zusandte. (Vergl. Zeidler Praefat. ad Introduct. in Arist. lectionem, ed. 2, 1681.)

S. 116, A. 2. Bücherkäufe des Aristoteles. Phavorinos (bei Diogenes von Laerte IV, 5) erzählt, dass Aristoteles die Bücher des Speusippos für die Summe von drei Talenten gekauft habe; und Brucker (Histor. crit. philos. T. I, p. 730) findet es wahrscheinlich, dass er es in der Absicht gethan, die eignen Werke Speusipp's zu zerstören!

S. 119, z. E. Herpyllis. Ritter (Geschichte der Philosophie, III, S. 12, A. 1) findet in der Nachricht, dass Aristoteles nach dem Tode der Pythias mit der Herpyllis gelebt habe, und dass er diese von Hermias bekommen habe, Verwirrung. Ich sehe keine; Herpyllis war eine aus Atarneus mitgebrachte Sklavinn der Pythias.

S. 121, Z. 8. In der öfteren Wiederholung dieser Wahrheit in den überaus tiefen und reichen Betrachtungen des Philosophen über das Wesen und die Bedingungen

der Freundſchaft finde ich eine Andeutung, dafs dieſes Werk erſt ſpät vollendet worden iſt, als ſchon das ſchöne Verhältnifs zu Alexander mehrfach getrübt worden war.

S. 127. Dafs Kalliſthenes zu Baktra verhaftet wurde, wiſſen wir aus Strabo XI, p. 787, B Almel.

S. 143 ff. Anklage des Ariſtoteles. Dafs Ariſtoteles bei den Athenifchen Patrioten nicht wohl angefchrieben ſtand, dafs dieſen vielmehr ſeine Verbindung mit Makedonien ein Dorn im Auge war, ergiebt ſich aus allen Umſtänden. Darauf deutet auch Aelius Ariſtides in ſeinem *Ἐπιτάφιος ἐπὶ Ἀλεξάνδρῳ* (Orat. XII, Vol. I, p. 144 Dindorf) mit folgenden Worten: *Ἡ μὲν (τοῦ Ἀριστοτέλους πρὸς Φίλιππον καὶ Ἀλέξανδρον γενομένη συνουσία) οὐ πανάπασιν ἀναίτιος (ἦν) τοῖς Ἕλλησιν, ἀλλ' ἐδόκει τοῖς ἀντιγωνισταῖς καὶ τοῖς πολεμίοις σφετέρας τοῦ κοινοῦ γένους.* Die Anklage ſelbſt läfst ſich keineswegs, wie neuerdings geſchehen iſt (vergl. Ritter a. a. O. S. 14, A. 4) anzweifeln, ohne einer Menge hiſtoriſcher Zeugniſſe zu widerſprechen. Dafs der Grund ſeiner Anklage aus dem Bereich der Religion entnommen ward, geſchah, weil man dem vorſichtigen Ariſtoteles in dem Verhältniſſe, deswegen man ihn haſste, nichts Strafwürdiges nachweiſen konnte. Dies iſt ein gewöhnlicher Gang der Anfeindung groſser Männer in demokratiſchen Staaten. Auch die politiſchen Verhältniſſe traten nicht hindernd ein. Denn die Anklage geſchah zugleich mit dem Beginn des Lamiſchen Kriegs, deſſen für Athen unglückliche Entſcheidung erſt gegen das Ende des Jahres 322, alſo nach Ariſtoteles Tode, erfolgte. Den letzteren ſetzt Sprengel (Verſuch einer pragmat. Geſchichte der Arzneikunde, Th. I, S. 478) irrthümlich in das Jahr Ol. 115, 1 oder 320 vor Chriſto, da er doch in die Mitte des Jahres 322 fällt.

S. 151, Z. 2. Auch Alexander lieſs dem Ariſtoteles zu Athen eine Statue ſetzen; eine Notiz, welche ich der wohlwollenden Mittheilung des Herrn Geh. Raths Böckh verdanke. (Vergl. Corp. Inſcript. N. 165.)

S. 156, A. 5. Gregor von Nazianz ſagt eigentlich bloſs, dafs Ariſtoteles an den Folgen der Anſtrengung

bei der genaueren Beobachtung der Ebbe und Fluth im Euripos ſich den Tod zugezogen habe: *Ἐπαινεῖς — — καὶ τὴν Ἀριστοτέλους φιλοσοφίαν καὶ προσεδρίαν ἐπὶ τῆς τοῦ Εὐρίπου μεταβολῆς, ὑφ' ὧν τεθνήκασιν.* Soferu könnte alſo in dieſer Nachricht wohl etwas Wahres enthalten, und dieſelbe nur von Späteren ins Fabelhafte und Abenteuerliche entſtellt ſein.

S. 156, Z. 3 v. u. Brucker (Hiſt. crit. philoſ. I, p. 791) und Heumann (Acta philoſoph. II, p. 676) halten jedoch auch dieſes Hiſtörchen mit Recht für ein von Späteren erſonnenes Mährchen.

S. 157. Für die Nachricht, daſs Demoſthenes den Platon gehört habe, ſprechen auſser den angeführten noch folgende Zeugniſſe: Polemon (der Sophiſt?), bei Diogenes Laert. III, 46. Cicero Orator, cp. 4, §. 15. Charmados, bei Cicero De Oratore, I, cp. 20, §. 49. Quinctilian XII, 2, 22; 10, 23. Cic. Brut. cp. 31.

S. 159, z. E. So hinterlieſs Epikuros in ſeinem Teſtamente, welches noch Cicero kannte (Menage ad Diog. Laert. X, 18), ſeine Bücher ſeinem Nachfolger Hermachos. Diog. Laert. X, 21.

S. 161. Vielleicht bezieht ſich auf die Fehlerhaftigkeit ſeiner Ausſprache, von welcher Plutarch (De adulator. et amici discr., T. VI, p. 195 Reisk.) redet, die Antwort, welche er gab, als ihm τὸ βαρβαρίζειν vorgeworfen wurde: *Ἐγὼ μὲν τῷ λόγῳ, ὑμεῖς δὲ τῷ τρόπῳ.* Stob. Florileg. Append., T. IV, p. 405 Gaiſf. Lipſ.

S. 167. Die Sitte, ſich den Bart ſorgfältig zu ſcheeren, ſoll zu Alexander's des Groſsen Zeit aufgekommen ſein. Chryſippos, der dies in einem Fragmente ſeines vierten Buchs der Schrift: *Περὶ τοῦ καλοῦ καὶ τῆς ἡδονῆς*, erzählt (Athen. XIII, p. 565 a..), bemerkt zugleich, daſs die öffentliche Meinung ſich dagegen erklärt habe.

S. 170. Demochares Feindſchaft gegen Ariſtoteles.

Demochares war ein naher Verwandter (Schweſterſohn) des Demoſthenes, und ſomit wohl auch in

politiſcher Hinſicht dem Stagiriten feindlich geſinnt. (Vergl. Pſeudo-Plutarch. Vit. X Oratt., Vol. IX, p. 868.. Reisk. Cicero de Oratore, II, 23, und daſelbſt Müller; Brutus, cp. 83, §. 286.) Dieſe Annahme wird zur Gewiſsheit durch das, was uns Polybios von der heftigen Animoſität ebendeſſelben Demochares in ſeinen hiſtoriſchen Schriften gegen Antipater, den Freund des Ariſtoteles, erzählt (Polyb. XII, 13). Die Anſchuldigungen, mit denen Timaios den ſittlichen Charakter des Philoſophen zu beflecken wagte, kann man gleichfalls im Polybios nachleſen, der ihnen zugleich die gerechteſte Würdigung angedeihen läſst (Polyb. XII, 9, XII, 24, 2, Vol. III, p. 400.. Schweigh., vergl. mit Athen. Deipnoſ. VIII, p. 342, c. Suid. ſ. v. Ἀριστοτ.).

S. 176. Ariſtoteles Verhältniſs zum Philipp.

Die gewöhnliche Anſicht von dem eng befreundeten Verhältniſſe Beider findet ſich ſelbſt entſtellt in dem bekannten Witzworte des Cynikers Diogenes: Ἀριστοτέλης ἀριστᾷ ὅταν δοκῇ Φιλίππῳ, Διογένης δὲ ὅταν Διογένει (Plutarch. de Exſil., T. VIII, p. 384 Reisk.), wenn nicht auch dies ein Kunſtſtückchen jener Rhetoren iſt, von denen Niebuhr ſagt: „Sie waren im „Alterthume eine Klaſſe von Schwätzern, eine Schule „der Lügen und Verkleinerung; durch ſie iſt Völkern und „Männern mancher Fleck angehängt worden“ (Kleine Schriften, Th. I, S. 478).

S. 176, Z. 8. Doch bleibt es ein ſchönes und zu beachtendes Zeugniſs, welches auch in dieſer Hinſicht ein ehrenwerther Alter dem Ariſtoteles giebt, der ihn auch in Rückſicht auf Mäſsigung und Nachgiebigkeit in Sachen der Wiſſenſchaft, als Beiſpiel und Muſter zugleich mit Demokritos und Chryſippos aufführt, und von ihm berichtet, daſs er mehrere, früher von ihm aufgeſtellte und verfochtene Sätze, ſpäter eines Beſſeren belehrt, „ἀθορύβως, καὶ ἀδήκτως, καὶ μεθ' ἡδονῆς“ aufgegeben und zurückgenommen habe. So weit alſo war ſelbſt dieſer groſse Geiſt von dem Glauben an eigne Unfehlbarkeit ent-

fernt (Plutarch. Conſol. ad Apollon., T. VII, p. 759 Reisk.).

S. 182. **Kindliche Liebe.** Wer wiſſen will, wie ſo überaus richtig, ſchön, ja erhaben Ariſtoteles über das Verhältniſs des Kindes zu den Eltern dachte, leſe den Schluſs des vierzehnten Kapitels des achten Buchs ſeiner Ethik an den Nikomachos.

S. 185. **Anſicht des Ariſtoteles über die Unſterblichkeit der Seele.** Höchſt gründlich handelt hierüber Melchior Zeidler, Praefat. ad Introduct. in Ariſtot. lectionem.

S. 194. Ueber die alten Briefe des Ariſtoteles vergl. man Schneider Epimetron III, a. a. O. p. XCVII ... Fabric. B. gr., III, p. 393 Harl.

S. 196. Schon Eratoſthenes ſchrieb Briefe der dort bezeichneten Art. Vergl. Bernhardy Eratoſthenica, p. 199 — 202.

S. 197. **Briefwechſel des Ariſtoteles mit Philipp von Makedonien.**

Ein intereſſantes Fragment dieſes Briefwechſels iſt in einem Artikel des Suidas aufbehalten (Suid. voce *Ὅτι ξένους τινάς*, T. II, p. 725). Dort wird als ein Beiſpiel der Milde des Königs, deſſen auch Libanios in ſeiner vierzehnten Deklamation gedenkt, erzählt, daſs er auf Bitte des komiſchen Schauſpielers Satyros einige Gefangene (Gaſtfreunde des Letzteren, wie Aiſchines *ἐν τῷ περὶ παραπρεσβ.*, oder genauer, die Töchter des Apollophanes, wie Demoſthenes in der Rede gegen Aiſchines berichte) freigegeben habe. Dem Bericht des Demoſthenes ſtimmt nun Suidas mit folgenden Worten bei: *Καὶ ἔοικε μᾶλλον ἀληθεύειν· καὶ γὰρ Ἀριστοτέλης ἔν τινι τῶν πρὸς Φίλιππον ἐπιστολῶν λέγει*" „*Σατύρῳ τῷ ὑποκριτῇ τὰς Ἀπολλοφάνους θυγατέρας ἀφῆκεν*" [lies: *ἀφῆκες*].

S. 198. **Antipater's Briefwechſel mit Ariſtoteles.**

Vor Antipater kannte man ein *Ἐπιστολῶν σύγγραμμα* im Alterthume (Suidas ſ. v. Jonſius I, 13, p. 70 ... Dorn), und Eudocia (im: „Violengarten", S. 49) erzählt

von ihm ſogar: *Ἔγραψεν ἱστορίαν καὶ σύγγραμμα ἐπιστολῶν ἐν βιβλίοις εἴκοσιν.* S. Fabric. Bibl. gr., Vol. III, p. 465 Harl. Ueberhaupt war ſeine Familie ſehr gebildet. Selbſt Kaſſander las mit Vorliebe den Homer, und wuſste ihn faſt auswendig (Athen. XIV, p. 620, B).

Zuſätze zum zweiten Theile.

Seite 7. Schüler der Philoſophen verbreiten die Schriften ihrer Lehrer. So Hermodoros Platon's Schriften. Suid. ſ. v. Cicero ad Att. XIII, ep. 22, vergl. Acadd. II, 4, p. 26 Görenz. Aſt, Platon's Leben und Schriften, S. 378.

S. 60, A. 1. So eben leſe ich in Tiedemann's Geiſt d. ſpecul. Philoſ., Th. II, S. 206, daſs Ptolemaios Philadelphos neben mehreren andern Philoſophen auch den Theophraſtos (und Straton) als Lehrer bei ſich in Alexandreia gehabt, für welche Notiz Tiedemann auf Diodor. Sic. XV, p. 386, verweiſet. Aber bei Diodor ſteht in dem ganzen Buche nichts davon, ja, was noch mehr iſt, derſelbe erwähnt überhaupt weder des Straton noch des Theophraſtos in ſeinem ganzen Werke. Tiedemann muſs ſich verſchrieben haben, als er die hiſtoriſchen Notizen aus Heyne's Abhandlung (De Genio ſaeculi Ptolemaeorum) excerpirte.

S. 70. Schüler der Philoſophen verfaſſen Schriften nach den Vorträgen ihrer Lehrer (Kollegienhefte).

Die Wichtigkeit dieſes Umſtandes für die Erklärung der groſsen Litteraturmaſſen in den alten philoſophiſchen Schriftverzeichniſſen entſchuldigt wohl die nachträgliche Beibringung einiger Beweisſtellen. Daſs die Zuhörer und Schüler der alten Philoſophen ſo gut wie die Neueren nach den Vorträgen ihrer Lehrer ſich Hefte, *Ὑπομνήματα*, ausarbeiteten, bezeugt unter anderm eine ſpaſshafte Anekdote bei Diogenes Laertios (VI, 5). Als einmal ſo ein ſchreibſeliger Schüler (*Γράφιος*) weinend dem Antiſthenes den

Verluſt ſeiner Heftſchätze klagte, erhielt er die ernſte Antwort, die ſich auch heutzutage noch mancher geiſtesverwandte Brodſtudent geſagt ſein laſſen kann: „*Εδει γὰρ ἐν τῇ ψυχῇ αὐτὰ καὶ μὴ ἐν ταῖς χάρταις γράφειν*“. Solche Hefte hieſsen aber auch, (was wegen der gleichnamigen Ariſtoteliſchen Schrift nicht unbeachtet zu laſſen) *Ἀκροάσεις*, wie wir denn bei Diogenes Laertios (VI, 95) leſen, daſs Metrokles, der Schüler des Theophraſtos, die nach des Letzteren Vorträgen ausgearbeiteten Hefte (*Ἀκροάσεις*) verbrannt habe. Diogenes ſchöpfte dieſe Nachricht aus Hekaton, welcher der ſpäter (VII, 26, 87) erwähnte Schüler des Panaitios zu ſein ſcheint. In die Kategorie ſolcher Werke gehören nun wohl Schriften, wie die „Ethik des Krates“, „*Κράτητος Ἠθικά*“, von Zenon (Diog. Laert. VII, 4), ſowie die *Σχολαὶ ἠθικαί* ſeines Schülers Perſaios, von welchen derſelbe Diogenes redet (VII, 28; vergl. VII, 6). Ja, Karneades ſchrieb ſelbſt gar nichts, ſondern Alles unter ſeinem Namen Bekanntgemachte rührte von ſeinen Zuhörern her (Diogen. Laert. IV, 65, 67). Zuweilen gaben die Herausgeber ſolchen Werken den Namen deſſen, von dem ſie eigentlich herrührten, wie Zenon in dem kurz zuvor angeführten Beiſpiele. So ſchrieb der Stoiker Phanias, Schüler des Poſeidonios, mehrere Bücher *Ποσειδωνείων σχολῶν* (Diog. Laert. VII, 41); und von Platon's Geſetzen und der Epinomis iſt es bekannt genug, daſs ſchon mehrere Kritiker des Alterthums ſie für das Werk eines Schülers, des Opuntiers Philippos, hielten (Diog. Laert. III, 37. Aſt, Plat. Leben und Schriften, S. 391). Gleichfalls hierhergehörig iſt die Angabe, welche Diog. Laert. einem gewiſſen Kaineus nacherzählt, daſs Speuſippos die Vorträge ſeines Lehrers Iſokrates in der Redekunſt, „*τὰ παρὰ Ἰσοκράτους καλούμενα ἀκούσματα*“, herausgegeben habe (vergl. M. Caſaubon. und Menage ad Diog. Laert. IV, 2). So mögen denn nun auch die in keinem Falle von Ariſtoteles verfaſsten *Ἠθικὰ Εὐδήμεια*, ſoweit ſie nicht aus der Nikomachiſchen Ethik ergänzt ſind, ein Werk des Eudemos ſein, deſſen Titel von Späteren herrührt; wie das Werk deſſelben Eudemos „*Περὶ ἀναλυτικῶν*“ von Alexander aus Aphrodiſias unter dem Titel: *Ἀναλυτικὰ Εὐδήμεια*, angeführt wird (ſ. Menage ad Diog. Laert., T. II, p. 391.

Jenisch Vorr. zur deutschen Uebers. der Nikom. Ethik, S. XIV). Die Magna Moralia dagegen rühren schwerlich von einem unmittelbaren Schüler her. Sie sind ein ziemlich genauer Auszug aus der Nikomachischen Ethik. Als solchen charakterisirt sie selbst der Titel: *Ἠθικῶν Μεγάλων*, und noch schlagender die in vier von Bekker verglichenen Handschriften (Marcian. 200, Marcian. 213, Barocc. 70, Palatin. 165) befindliche Ueberschrift: *Μεγάλων Νικομαχείων*; wobei freilich die am Schlusse der ächten Ethik in einem Codex befindliche Note: *Τέλος Ἀριστοτέλους ἠθικῶν μικρῶν Νικομαχείων*, mir unerklärlich ist. Mit jenem Auszuge, welchen die Magna Moralia repräsentiren, ist die Angabe zusammenzustellen, zufolge deren auch Diogenes Tarsensis. der Epikuräer, eine „*Ἐπιτομὴ τῶν Ἐπικούρου ἠθικῶν δογμάτων*“ verfaßte (Diog. Laert. X, 118).

S. 82. Eudemos. Wie eng sich dieser Schüler in seiner Physik an das gleichnamige Werk seines Lehrers angeschlossen habe, bezeugt Simplikios bei Buhle, Arist. Opp., T. I, p. 283.

S. 87. Xenokrates. Ob er die Eintheilung der gesammten Philosophie in Naturlehre, Sittenlehre, und Vernunftlehre abhängig von Aristoteles oder selbstständig aufgestellt habe, läfst sich nicht ausfindig machen. (Vergl. Sext. Empir. Adv. Mathemat. VII, 16. Tiedemann, Geist der speculat. Philosophie, II, S. 331.) Ueber seine *Φυσικὴ Ἀκρόασις* in sechs Büchern s. Fabric. Bibl. gr., T. III, p. 226.

S. 101. Ueber die Schrift des Nikomachos zur Erklärung der *Φυσικὴ Ἀκρόασις* seines Vaters s. m. Fabric. Bibl. gr., Vol. III, p. 226 Harl.

S. 112. Der schlagendste Beweis dafür, dafs die Ethik an den Nikomachos nicht allein im Alterthume bekannt gewesen, sondern sogar von Aristoteles selbst der Oeffentlichkeit übergeben worden ist, liegt in einer Stelle der Poetik, cap. XV, Bip., in welcher es von den *ἤθεσι* heifst: *Λέγεται δὲ περὶ αὐτῶν ἐν τοῖς ἐκδεδομένοις λόγοις ἱκανῶς*. Diese Stelle ist von hoher Wichtigkeit, denn wir lernen aus ihr erstlich, dafs Aristoteles überhaupt Schriften selbst herausgegeben hat; zweitens, dafs die Po-

etik selbst von Aristoteles nur als eine zum Privatgebrauche, für Vorlesungen, entworfene, unvollständige Skizze angesehen wurde, deren Erhaltung und Bekanntmachung wir dem Apellikon verdanken mögen.

S. 114 ff. Eine sehr geistreiche und annehmliche Vermuthung über die Quelle der Straboniſchen Erzählung ist die von Heinr. Ritter (Gesch. der Philos., Th. III, S. 33) aufgestellte: dafs dieselbe vielleicht in einer lobpreisenden Empfehlung der von Andronikos besorgten Ausgabe der Aristotelischen Schriften zu suchen sei.

S. 126, A. 3. Schneider (Epimetr. III, p. XCV — XCVII) bezieht die Worte Plutarch's: θεραπείσας τὸν ἐπὶ τῆς βιβλιοθήκης, nicht auf Sulla's oder irgend eines Andern Privatbibliothek, sondern auf irgend eine der von Asinius Pollio, Cäsar, und Octavianus gegründeten öffentlichen Bibliotheken.

S. 238. Zu der Litteratur über den Unterschied der exoterischen und esoterischen Schriften des Aristoteles füge man hinzu: Heinr. Ritter, Geschichte der Philosophie, Th. III, S. 21—31.

Inhaltsanzeige,

Sach- und Namen-Regiſter

zum

erſten und zweiten Theile.

Inhalt des erſten Theils.

Vorrede. . . . . S. I—XVIII.

I.

Das Leben des Ariſtoteles von Stagira.

Seite.

Einleitung, ältere Biographen des Ariſtoteles. . 3

verlorne: Hermippos v. Smyrna, Demetrios Magnes, Timotheos v. Athen, Ariſtippos, Apollodoros v. Athen, Eumelos, Phavorinos, Theokritos v. Chios, Timon, Ariſtoxenos, Apellikon, Sotion, Ariſtokles, Damascius, Andronikos v. Rhodos, David der Armenier. . . . . 3—12

erhaltene: Diogenes Laertios, Dionyſ. v. Halikarnaſſos, Pſeudo-Ammonios, Suidas, Anonymos Menagii, Heſychios Mileſios. 12—16

Neuere Beiträge für Leben und Charakterſchilderung des Ariſtoteles: Leonard Bruni v. Arezzo, Guarinus der ältere, Franciſcus Patritius, Melchior Weinrich, Petrus Ramus, J. J. Beurer, Carpentarius, Mazonius, Philipp Scherbius, Rivinus, Schott, Nunneſius, Renat. Rapin, P. Bayle, A. G. Camus, Fortunius Licetus, Pleſſing, Emmerich, Buhle. . . . 17—22

Leben des Ariſtoteles v. Stagira.

I. Vaterſtadt des Ariſtoteles, Stagira. . . . 23—28

II. Ariſtoteles Geburtsjahr; Aeltern und Pflegeältern; erſte Erziehung. . . . . 29—37

III. Ariſtoteles Jünglingsjahre. — Erſter Aufenthalt zu Athen. — Verhältniß zu Platon und Iſokrates. . . . . 37—73

Seite.

IV. Ariſtoteles verläſst Athen. Reiſe nach Atarneus. Aufenthalt daſelbſt beim Hermias. — Flucht nach Mitylene. . . . . 73—85

V. Ariſtoteles in Makedonien als Lehrer Alexander's. . . . . 85—108

VI. Ariſtoteles zweiter Aufenthalt zu Athen. . 108—120

VII. Letzte Lebensjahre des Ariſtoteles. Störung des Verhältniſſes zwiſchen ihm und Alexander, und Tod des Letzteren. Hinrichtung des Kalliſthenes. . . . . 120—143

VIII. Tod des Ariſtoteles. . . . . 143—160

IX. Das Aeuſsere des Ariſtoteles. . . . . 160—162

X. Hinterlaſſene Familie des Ariſtoteles. . . . 162—165

XI. Schüler des Ariſtoteles. . . . . 165—166

XII. Charakter des Ariſtoteles. . . . . 166—188

II.

Ueber die verlornen Briefe des Ariſtoteles. . . . 189—208

Berichtigungen und Zuſätze. . . . . 209—210

Inhalt des zweiten Theils.

I.

Beiträge zur Geſchichte der Ariſtoteliſchen Schriften.

Erſtes Buch.

Die Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften von Ariſtoteles bis auf Andronikos von Rhodos.

Seite.

Litteratur der Beiträge Neuerer zur Geſchichte der älteſten Schickſale der Schriften des Ariſtoteles. . . 3—4

Erſtes Kapitel. Einleitende Bemerkungen. . . 5—13

Buhle's Darſtellung der älteſten Geſchichte der Ariſtoteliſchen Schriften. . . . . 13—17

Seite.

Zweites Kapitel. Die Berichte der Alten, Strabon, Plutarchos, Athenaios, Suidas; einzelne Bemerkungen zu denſelben. . . . . 18—33

Drittes Kapitel. Folgerungen, welche man aus den Berichten der Alten gezogen hat. . . . . 33—35

Viertes Kapitel. Ariſtoteles als Herausgeber ſeiner Schriften. . . . . 35—49

Fünftes Kapitel. Weiterer Verfolg der Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften nach dem Tode des Ariſtoteles. . . . . 49—55

Sechstes Kapitel. Die Schriften des Ariſtoteles in der Bibliothek zu Alexandreia. . . . . 55—64

Siebentes Kapitel. Andere Anzeigen für das Vorhandengeweſenſein der Ariſtoteliſchen Schriften in der Bibliothek zu Alexandreia. . . . . 65—80

Achtes Kapitel. Spuren der Benutzung der Ariſtoteliſchen Schriften von den älteſten Peripatetikern und den Anhängern anderer philoſophiſcher Sekten. . . . 80—92

I. Peripatetiker. Theophraſtos, Eudemos, Phanias, u. A. . . . . 80—84

II. Akademiker. . . . . 84—88

III. Stoiker. . . . . 88—91

IV. Megariker und Epikuräer. . . . . 91—92

Neuntes Kapitel. Ueberſicht der einzelnen Werke des Ariſtoteles, von welchen es durch direkte Zeugniſſe geſichert iſt, daſs ſie in der Zeit vom Jahre 300 bis 100 vor Chr. bekannt waren. . . . . 92—114

1. Logiſche Schriften. . . . . 93—94

2. Rhetoriſche Schriften. . . . . 94—95

3. Naturwiſſenſchaftliche Schriften. . . . . 95—101

4. Die Metaphyſik. . . . . 101—102

5. Hiſtoriſche Schriften.

Die Politien. . . . . 102—106

Die Ὀλυμπιονῖκαι. . . . . 106—108

6. Ethiſche Schriften. . . . . 108—113

Die Politik. . . . . 113—114

Zehntes Kapitel. Rückkehr zu Strabon's Bericht. — Neleus der Skepſier. — Apellikon der Teier. 114—121

Elftes Kapitel. Gelangung der Ariſtoteliſchen Werke nach Rom. — Tyrannion. — Andronikos von Rhodos. . . . . 122—134

Seite.

Zwölftes Kapitel. Cicero und seine Kenntnis der Aristotelischen und Theophrastischen Schriften. . . 134—162
Anhang zur vorstehenden Untersuchung. . 163—166

II.

Die vorhandenen angeblichen Briefe des Aristoteles.

Handschriften der Briefe des Aristoteles. . . . 169—171
Ausgaben derselben. . . . . 171—172
Text der Briefe. . . . . 173—182
Bemerkungen über die Existenz von Briefen und Briefsammlungen aus der Zeit des Aristoteles überhaupt, und über die ächten Briefe des Aristoteles insbesondere. 183—197
Bemerkungen zu den VI vorhandenen angeblichen Briefen des Aristoteles. . . . . 198—234
Zu Brief I. . . . . 198—204
Zu Brief II. . . . . 204—210
Zu Brief III. . . . . 211—219
Zu Brief IV. . . . . 219—222
Zu Brief V. . . . . 222—227
Zu Brief VI. . . . . 227—234

III.

Ueber den Unterschied exoterischer und esoterischer Schriften des Aristoteles.

Litteratur. . . . . 237—238
Zeugnisse der Alten über denselben. . . . . 238—253
Zeugnisse der alten Erklärer des Aristoteles. . . . 253—262
Beleuchtung der einzelnen Andeutungen in den Werken des Aristoteles selbst und Endergebnisse. . . . 263—279
Zusätze zum ersten Theile. . . . . 283—294
Zusätze zum zweiten Theile. . . . . 294—297

Re-

Regiſter zum erſten Theile.

Die Zahlen bedeuten die Seiten.

A.

Aeſchylos, ſeine Tragödien von Alexander geleſen 97.
Aetemon und Artemon 207.
Agis, Schmeichler Alexander's, durch Kalliſthenes beleidigt 127.
Akroamatiſche Vorträge, Inhalt derſelben bei Ariſtoteles nach Gellius 111.
Alexander v. Makedonien. Alter deſſelben, als Ariſtoteles zu ihm kam 85. Geburts- und Todesjahr 86. Regierungsantritt 86. Wann ſein Unterricht durch Ariſtoteles aufhörte 87. Miſsgriffe in ſeiner früheren Erziehung durch Leonidas und Lyſimachos 87. 89. 90. Charakter 90. Zuneigung und Verehrung gegen ſeinen Lehrer Ariſtoteles 91. Cicero's Urtheil über ihn im Vergleich zu ſeinem Vater Philipp 91. Gegenſtände der Unterweiſung bei Ariſtoteles 95. Brief an den Ariſtoteles aus Aſien 95. Schriften, welche Ariſtoteles für ihn verfaſste 96. Lieſt die Meiſterwerke griechiſcher Dichtkunſt 97. Führt Homer's Iliade überall mit ſich 97. Giebt unter den Tragikern dem Euripides den Vorzug 97. Seine Abneigung gegen die Tonkunſt ändert ſich in Vorliebe für dieſelbe 98. Neigung zu phyſiſchen und mediciniſchen Studien 100. Dauer ſeines Unterrichts bei Ariſtoteles 101 — 102. Wird von Philipp im 16ten Jahre zum Reichsverweſer ernannt 102. Seine groſse, im Alterthume ſprüchwörtliche, Freigebigkeit 115. Wird von Kalliſthenes ſcharf getadelt 125 — 127. Verſchwörung der makedoniſchen Edelknaben gegen ſein Leben 127. Brief an Antipater 130. Zornige Stimmung gegen Ariſtoteles 130 und 135 — 136. Freundſchaft und Freigebigkeit gegen Xenokrates und Anaximenes von Lampſakos 132 — 135. Aenderung des guten Verhältniſſes zu Ariſtoteles 135 — 136. Todesart 137. Zeugniſſe der Alten über dieſelbe 137 — 140. Briefwechſel mit Ariſtoteles 202.

Alexinus der Eriſtiker, ein Gegner des Ariſtoteles 170.
Ambryon, Biograph des Theokritos von Chios 9.
Ammonios, ſeine Vita Ariſtotelis beſprochen 14.
Ammonios Sakkas 15.
Amphilochos 208.
Amyntas II., König v. Makedonien, an ſeinem Hofe lebt Ariſtoteles Vater Nikomachos 32. Sein Tod 87.
Anaxarchos von Abdera, Schmeichler des Alexander 127. Verwechſelt mit Anaximenes von Lampſakos 131.
Anaximenes von Lampſakos, mit Anaximenes von Milet Verwechſelt 131. 132. Verunglimpft den Theopompos 125.
Anaximenes von Milet. Irrthum Buhle's über ihn 132.
Andronikos von Rhodos 12. 159. 204. (wo zu leſen iſt: „um die Mitte des erſten Jahrh. vor Chriſti Geb.") 205.
Anekdoten von der Feindſchaft zwiſchen Ariſtoteles und Platon 46. 47. 48.
Anonymus Menagii. Name einer griechiſchen Lebensbeſchreibung des Ariſtoteles, welche Menage zuerſt bekannt gemacht hat 15.
Antigonos Karyſtios Anekdote von Philipp 198.
Antipater, Brief des Alexander an ihn über die Beſtrafung der entdeckten Verſchwörer gegen ſein Leben 130. Seine Söhne, wie auch er ſelbſt, werden ungerechterweiſe der Vergiftung des Alexander beſchuldigt 140. Freundſchaftliches Verhältniſs mit Ariſtoteles und Xenokrates 134. Ein Brief von ihm über den Tod des Ariſtoteles 181. Briefwechſel mit Ariſtoteles 198. Steht in hoher Achtung bei Philipp 198.
Apellikon von Teos, Schrift deſſelben 10.
Apollodoros der Athener, ſeine Schriften 8. 13. 29. Er folgt in ſeinem chronologiſchen Werke meiſt dem Hermippos 29. handelte auch über die Schriften der Philoſophen, Th. II, Zuſätze, S. 283.
Archonten in den Schulen der Philoſophen auf gewiſſe Zeit von den Schülern gewählt 110. Xenokrates und Ariſtoteles beobachten dies Verfahren 110.
Aretas, Sammler der Briefe des Ariſtoteles 204.
Argäus, Mitbewerber Philipp's um den Thron von Makedonien 33.
Arimneſte, Schweſter des Ariſtoteles 163.
Arimneſtus, Bruder des Ariſtoteles 163.
Ariſtippos von Kyrene und ſeine Schrift *Περὶ παιδικῆς τροφῆς* 7.
Ariſtobulos Bericht über Kalliſthenes Tod weicht von dem des Ptolemaios Lagu ab 129.
Ariſtokles Meſſenios, von früheren Biographen des Stagiriten ſind ſeine Angaben nicht benutzt, Vorrede XV. Sein Werk und die Fragmente

deſſelben 11. erwähnt 9. 10. Vertheidigt den Ariſtoteles gegen die Anſchuldigungen der Sekte Epikur's 38. gegen andere Feinde und Neider 50. 51. 52. 53. 169. u. a. a. O. Kannte die Briefe des Ariſtoteles an Antipater noch 199.

Ariſtoteleion, Name des Begräbniſsplatzes des Ariſtoteles zu Stagira 157.

Ariſtoteles. Aeltere und neuere Biographen deſſelben 3—22. Vaterſtadt Stagira 23—28. Geburtsjahr beſtimmt 29—32. Seine Mutter Phäſtis 32. Sein Geſchlecht überhaupt 32. Sein Vater Nikomachos 33—35. Sein Pflegevater Proxenos von Atarneus erzieht ihn zu Stagira und nicht zu Atarneus 35. Verhältniſs zu ſeinen Pflegeältern 36. Verliert ſeine Aeltern ſehr früh 37. Gehäſſige Anſchuldigungen und Nachrichten über ſein Jugendleben 37—38. Vorwurf der Quackſalberei 38—39. Seine Vermögensumſtände 39—40. Was von der Nachricht zu halten ſei, daſs er des Sokrates Unterricht genoſſen habe 40. Beſtimmung der Zeit, wann er zu Platon gekommen 43. 44. Wie lange er den Unterricht des Platon genoſſen 41. Anekdoten über ſeine angebliche Feindſchaft mit Platon 46—47. Seine Aufmerkſamkeit auf ſein Aeuſseres iſt dem Platon mifsfällig 46. 57. Wahres Verhältniſs von Achtung und Liebe zu Platon 54. Urſachen der Meinung von einer Feindſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Lehrer 57. Er wird in des Letzteren Werken nirgends namentlich genannt 58. Vertheidigt gegen den Vorwurf der *Ἀχαριστία* gegen Platon 51. 58. 59. 60. Groſse Anzahl ſeiner Feinde und Neider 58. 170. Seine Polemik gegen Platon hat ſtets einen ruhigen und achtungsvollen Ton 59. 60. Sein Grundſatz bei derſelben 59. Note 2. Zu Platon's Lebzeiten hat er keine eigne philoſophiſche Schule eröffnet 62. 63. Er rivaliſirt mit Iſokrates 63. Spottverſe auf den Iſokrates 64. Er hält Vorträge und verfaſst Schriften über die Rhetorik 63. 65. Seine Heftigkeit gegen Iſokrates führt ihn zu weit 68. Er ſpottet über die Menge von deſſen bei den Buchhändlern feilgebotenen Reden 68. Wann er zuerſt öffentlich lehrend aufgetreten 69. Abfaſſungszeit und Herausgabe ſeiner Schrift *Περὶ ταφισμῶν* 69. Beweis dafür, daſs er ſchon während ſeines erſten Aufenthaltes zu Athen Schriften herausgegeben 69. Seine Meteorologica kannte und citirte Philochoros 70. Wird von den Athenern als Geſandter an Philipp von Makedonien geſchickt 71. Ob ihm die Athener eine Statue geſetzt 72. 73. Eine Statue deſſelben zu Olympia 73. Wann er Athen zuerſt verlaſſen 73. Gründe, welche ihn dazu vermochten 74. Er begiebt ſich nach Atarneus

und Aſſos zu Hermias 74. Wird von Tertullian fälſchlich des Verraths an ſeinem Freunde Hermias angeſchuldigt 78. Andere entſtellende Nachrichten über ſein Verhältniſs zu demſelben 79. 81. Er heirathet die Pythias, eine Tochter des Hermias 82. Sein Verhältniſs zu derſelben 83. 84. Verordnung in ſeinem letzten Willen, an ihrer Seite begraben zu werden 84. Sein Aufenthalt in Mitylene 84. Ob er von Mitylene zurück nach Athen gegangen 105. A. 2. 201. Seine Berufung nach Makedonien 85. Seine frühere Bekanntſchaft mit Philipp 89. Er bewirkt durch ſeine Verwendung den Wiederaufbau ſeiner Vaterſtadt Stagira 92. lebt und lehrt daſelbſt eine Zeit lang 93. rettet die Stadt Ereſſos vor der Zerſtörung 94. giebt den Stagiriten Geſetze 94. Sein Unterricht des Alexander 95. Er verfaſst mehrere Schriften für denſelben 96. veranſtaltet für ihn eine Ausgabe der Ilias Homer's 97. Sein Ruhm als Erzieher Alexander's 98. 99. Sein Einfluſs auf deſſen Richtung 99 — 101. Dauer ſeines Aufenthalts in Makedonien zu ſcheiden von der Dauer ſeines Verhältniſſes als Lehrer Alexander's 101. Wann er Makedonien verlaſſen 103. Lebt zu Stagira 103. 104. Wird eingeladen, nach Athen zurückzukehren 107. Ob er Alexander'n nach Aegypten begleitet habe 108. Wie er ſeine Vorträge genannt 110. Innere Einrichtung ſeiner Schule 110. Name derſelben 109. Wahl eines Archonten aus der Zahl ſeiner Schüler 110. 115. Unterſchied zwiſchen ſeinen Schülern 111. Richtet Sympoſien in ſeiner Schule ein 112. Methode ſeines Unterrichts 113. Bei ſeinen Studien von Alexander mit königlicher Freigebigkeit unterſtützt 116. 117. Anſichten über die Freundſchaft 121. Warnt den Kalliſthenes vor allzu groſsem Freimuthe gegen Alexander 123. Sein Urtheil über Kalliſthenes 124. Heftige Erbitterung Alexander's gegen ihn 130. Sein freundſchaftliches Verhältniſs mit Xenokrates 134. Gerechtfertigt gegen die Beſchuldigung der Theilnahme an der Vergiftung Alexander's 141 — 143. Ausbruch des Haſſes der antimakedoniſchen Partei zu Athen gegen ihn 144. Er wird förmlich angeklagt 144. 145. vgl. Zuſ. zu Th. II. Ob er eine Selbſtapologie verfaſst habe 145. 148. 149. Er verläſst Athen und begiebt ſich nach Chalkis 146. Zeitbeſtimmung dieſer Entfernung 147. Sein Ausſpruch über Athen 148. Brief an den Antipater 149. Verfahren der Athener gegen ihn 149. 150. Seine Anſichten über Ehre und Ehrenbezeigungen 150. Sein Tod 151. Todesart 152 — 156. Krankheit 155. Charakteriſtiſche Anekdoten von ihm 156. Wo er begraben worden ſei 156 — 157. Vertheidigt den De-

moſthenes gegen Demades 158. Sein Teſtament 158. Sein Aeuſseres 160—163. Die Fehler ſeiner Ausſprache werden von Anbetern nachgeahmt 161. Familie 162. Schüler 165. Charakter 166. Feinde 167. Laſter, welche man ihm vorwarf 171. Ehrgeiz 173. Schmeichelei 176. Menſchenkenntniſs 177. Eitelkeit 178. Dankbarkeit 181. Forſchungstrieb 182. Rieſenhafte Thätigkeit 183. Anſicht über die Unſterblichkeit der Seele 185. Heiligſprechung durch die Kölner Theologen 186. Charakter als Staatsbürger 186. Gemüthlichkeit 201.. Sein Briefwechſel 192. mit Philipp von Maked. 197.. mit Antipater 198—201. mit Alexander 202..

Ariſtoteliker im Kampf mit den Platonikern in Italien im XV. und XVI. Jahrh. 17. 18.

Arrhianos Zeugniſs über den Tod des Alexander 138.

Artaxerxes Verrätherei an Hermias 78.

Artemon ſammelt die Briefe des Ariſtoteles 196. 205. Getadelt von dem Grammatiker Tiberius 200. Es giebt fünf Grammatiker dieſes Namens 206.

Asklepios, Ahnherr des Ariſtoteles 52.

Aſſos, Geburtsort des Kleanthes 74.

Aſt's Urtheil über die uns aus dem Leben alter Philoſophen zahlreich aufbewahrten Anekdoten 48. 49. — Anſicht über Briefe aus der Zeit des Ariſtoteles 192. 193.

Atarneus 74. Griechiſche Form Ἀταρνεύς, (Ἀταρνεῖτις) 75. Heutiger Name der Stadt 75. Lage derſelben 78. N. 5.

Athen. Urtheile des Ariſtoteles und Iſokrates über den Aufenthalt in dieſer Stadt 148.

Αὐτίτης 201.

B.

Bacon, Franz, v. Verulam, Urtheil über Ariſtoteles 179. Irrthum 176. 65

Bayle 21.

Bentley, Irrthum über Demetrios Magnes 6. Irrthum 134.

Beurer 20.

Bibliothek des Ariſtoteles 116.

Bibliotheca Philoſophorum Arab. 204.

Biographen des Stagiriten, ältere 3—17. neuere 17—22. Irrthum derſelben 85.

Bockh, Beſtimmung der Abfaſſungszeit von Demoſthenes Midiana 31.

Briefe, des Philipp von Maked. an Ariſtoteles 88. des Iſokrates an Alexander 71. Frühe Ueblichkeit des Briefwechſels 191. Gründe für die Exiſtenz von Briefen des Ariſtoteles 192. 193. Form der Abfaſſung 193. Inhalt der ächten Briefe des Ariſtoteles 195. 196. Zeugniſſe der Alten über Briefe des Ariſtoteles 194. Verzeichniſs ſeiner Briefe bei Diogenes Laertios 194. Kunſtform der Briefe ſpäterer Zeit 196. Zeugniſſe über den Briefwechſel des Ariſtoteles mit Philipp v. Makedonien 197. Ueber den Briefwechſel des Ariſtoteles mit Antipater 198. 199. 200. mit Alexander 202. Die fünf erhaltenen Briefe des Ariſtoteles ſind unächt 203. Schickſale der Ariſtoteliſchen Briefe 204.

Brucker, Irrthum über Xenokrates 209.

Bruni, Leonard Bruni v. Arezzo 17.

C.

Camus, *A. G.* 21.

Caracalla, *Antoninus Baſſianus*, läſst die Schriften des Ariſtoteles verbrennen und verfolgt die Peripatetiker 143.

Carpentarius, *Jacob* 20.

Caſaubonus, heftiger Gegner des Fr. Patritius 13. 19.

Chabrias, Verwandter und Beſchützer des Platon 62.

Chalkis 146.

Chares v. Mitylene 128.

Chriſtodorus Koptites 161.

Cicero, Urtheil deſſelben über Alexander und Philipp 91.

Caelius Rhodiginus 156.

Cronenburg, *Bern. Deſſen*, Urtheil über Ariſtoteles 182.

D.

David der Armenier, ein neuerdings ans Licht gezogener Ausleger der Schriften des Ariſtoteles 12. 206. 207.

Damaſkios Syros 11. 14.

Διαλυσις περιπατου und ſeine Beſtimmung 110. 111.

Demades Ausſpruch über den Zuſtand des Makedoniſchen Reiches nach Alexander's Tode 143. Greift den Demoſthenes an und wird deshalb von Ariſtoteles getadelt 158.

Demetrios Magnes 6.

Demetrios Syros, verwechſelt mit Demetrios Magnes 6.

Demochares 170.

Demophilos, Mitankläger des Ariſtoteles 144.

Demoſthenes. Seine Todeszeit fällt mit der des Ariſtoteles zuſammen 30. 151. 157. Schrieb ſeine Midiana Ol. 106, 4. S. 31. Sein Geburtsjahr iſt das des Ariſtoteles 31. Leitet die antimakedoniſche Partei nach dem Tode Alexander's 143. Ob er Platon's Zuhörer geweſen 157. Ob er mit Ariſtoteles in näherem Verhältniſſe geſtanden 157. 158.

Demotimos, Vater des Kalliſthenes 121.

Diodoros v. Sicilien Zeugniſs über Alexander's Tod 139.

Diogenes Laertios. Seine Quellen überhaupt 3. Seine Quellen für das Leben des Ariſtoteles 5. Er citirt beſonders häufig das Werk des Hermippos 6. Kritik ſeines Werks 12. 13. Viele ſichere chronologiſche Beſtimmungen excerpirte er aus Apollodor 29. Seine verwirrte Darſtellung der Rivalität des Ariſtoteles und Iſokrates wird berichtigt 66. 67.. Sein Text verbeſſert 85. Entſtellung einer Angabe des Plutarchos durch ſeine Nachläſſigkeit 133. 134.

Dionyſios v. Halikarnaſſos. Seine Biographie des Ariſtoteles 14. Irrthum in der Angabe des Geburtsjahres des Ariſtoteles 30. Setzt die Abfaſſung der Demoſtheniſchen Rede gegen Meidias in eine unrichtige Zeit 30. Bekämpft die Meinung, daſs Demoſthenes ſeine Beredſamkeit der Rhetorik des Ariſtoteles verdanke 158.

E.

Emmerich, Joh. Ad. 23.

Epigramm auf den vermeintlichen Giftbecher des Alexander 142. 143. auf das Ariſtoteles'ſche Aufenthalt in Makedonien bei Alexander 104. auf den Hermias 81. auf Ariſtoteles Aeuſseres 160.

Epikuros und ſeine Schule dem Ariſtoteles verfeindet 38. 170.

Epiſtolographie. Theorien derſelben bei den Alten 196.

Ereſſos durch Verwendung des Ariſtoteles vor der Zerſtörung gerettet 94.

Erſch und *Gruber's Encyclopädie* 23.

Eubulides 38. 50. 170.

Eubulos, Tyrann von Aſſos und Atarneus 75. 76.

Eumelos. Seine Ἰατορίαι kennen wir aus Diog. Laert. 8. 154. Irrthum 41.

Euripides. Alexander lieſt ſeine Tragödien, welchen er vor allen übrigen den Vorzug giebt 97.

Euripos 155.

Eurymedon der Hierophant, Ankläger des Ariſtoteles 144.

Euſtathios 148.

Ἐυδοξος πρῶτος 111. 112.
Exoteriſche Vorträge des Ariſtoteles 111.

F.

Feinde des Ariſtoteles, groſse Zahl derſelben 58.
Feindſchaft, vermeintliche, zwiſchen Platon und Ariſtoteles 57. zwiſchen Ariſtoteles und Iſokrates 63. zwiſchen Ariſtoteles und Alexander 185.
Feſt, zu Ehren des Ariſtoteles 94.
Fortunius Licetus 21.
Fragmente, von Briefen des Ariſtoteles 200. 201.

G.

Gaſtmahle der Anhänger eines Philoſophen bei den Alten üblich 112.
Geſandtſchaft des Ariſtoteles an Philipp 71.
Geſetze für Gaſtmahle der Philoſophen 112.
Gregor von Nazianz handelt über den Briefſtyl 197. Schickt ſeinem Freunde Olympianos drei Briefe des Ariſtoteles 207.
Guarinus der Aeltere 17.

H.

Hagnon 127.
Hagnothemis 138.
Hephäſtion 127.
Herakleides Lembos 11. 147.
Herakleides Pontikos 42.
Hermias, Tyrann von Atarneus und Aſſos, Zuhörer des Platon und Ariſtoteles 68. Nachrichten über ſein Leben 75—84. Hymnus des Ariſtoteles auf ihn 79. 80. Anklage des Ariſtoteles wegen Vergötterung ſeines Freundes Hermias 144.
Hermippos Leben und Schriften 5. Iſt oft Gewährsmann des Apollodoros von Athen 29. Wird von Diogenes Laertios fleiſsig benutzt 6.
Hermodoros 128.
Herpyllis, zweite Gattinn des Ariſtoteles 119.
Heſychios Mileſios 16.
Hierokles apud Photium 15.
Hyperides 142. 148.

I.

Ideentheorie Platon's von Ariſtoteles durchgehends bekämpft 59. 61.
Inſchrift des Altars, welchen Ariſtoteles dem Platon errichten ließ 62. eines Denkmals, dem Hermias zu Delphi von Ariſtoteles errichtet 81.
Iſokrates rivaliſirt mit Ariſtoteles 63. Zeit dieſer Rivaliſät 65. Todesjahr deſſelben 65. Sein Schüler Kephiſodoros ſchreibt eine gegen den Ariſtoteles gerichtete Vertheidigungsſchrift 68. Sein Brief an den Alexander 71. Feindſelige Stimmung ſeines Schülers Theopompos gegen Philipp v. Makedonien 71. Seine Reden werden in großer Menge von den alten Buchhändlern zu Athen feilgeboten 68.
Juſtinus Bericht über den Tod des Alexander 139. Ueber die Dauer von Ariſtoteles Aufenthalt bei Alexander ſ. *Trogus*.

K.

Kalliſthenes ſ. De luctu, eine Schrift Theophraſt's 129.
Kalliſthenes, wird von Ariſtoteles zuſammen mit Alexander zu Stagira unterrichtet 104. 106. Vergleichung mit ſeinem Mitſchüler Theophraſtos 106. Lebensumſtände und ſchreckliches Ende 121—130. Freund des Theophraſtos 121. Charakter 122—125. Seine Werke erſt nach ſeinem Tode, wahrſcheinlich entſtellt und verfälſcht, bekannt gemacht 125. 126. Sein Geſchichtswerk 126. Seine Strenge und Offenheit im Tadel gegen Alexander 126. 127. Todesart 128.
Kephiſodoros, Schüler des Iſokrates 68. Feind des Ariſtoteles 38. Schreibt eine Vertheidigungsſchrift ſeines Lehrers gegen Ariſtoteles 68. Urtheil des Athenaios und Dionys v. Halikarnaſs über dieſelbe 69. 170.
Kopp, über die Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften 70.

L.

Lamiſcher Krieg 134. 148.
Lateiniſche Ueberſetzung der Vita Ariſtotelis des Pseudo-Ammonios 15.
Leo Allatius 44.
Leonidas, Erzieher Alexander's 89. 90.
Libanovia, heutiger Name von Stagira 24.
Λόγοι ἐγκωμιαστικοί. Λόγ. ἐξωτερικοί. Λόγ. ἐν ποιᾷ 115.
Lykeion 108.

Lykon, Feind des Ariſtoteles 85. 155.
Lykon der Peripatetiker. Verfügung über ſeine Bibliothek in ſeinem Teſtamente 159.
Lykophron von Chalkis verſpottet den Theophraſtos 112.
Lyſimachos, Erzieher des Alexander 89. 90. 127.

M.

Macre, heutiger Name von Stagira 24.
Mahne, ſeine Abhandlung über Ariſtoxenos von Tarent berichtigt 52.
Marſyas v. Pella, Bruder des Königs Antigonos, ſchrieb ein Werk über die Erziehung Alexander's 106.
Mazonius 10.
Memnon v. Rhodos, Anführer der griechiſchen Söldlinge im Dienſte des Ochus, Königs von Perſien 78.
Menedemos, Titel eines ſatiriſchen Gedichtes des Lykophron von Chalkis 112.
Mentor, perſiſcher Feldherr, verräth den Hermias 78.
Meteorologica des Ariſtoteles dem Philochoros bekannt 70.
Metrodoros 164.
Mieza, Lehrort des Ariſtoteles zu Stagira 92. 95. 105.
Mitylene, Aufenthalt des Ariſtoteles daſelbſt 84.
Μονώτης 201.
Muſeum, ſ. *Mieza*.
Myrmex, Pflegeſohn des Ariſtoteles 165.

N.

Neumann, *C. F.* 206.
Nicalis, heutiger Name von Stagira 24.
Niebuhr, Anſicht über das Verhältniſs des Demoſthenes zu Platon und Ariſtoteles 157. 158.
Nikander, Werk deſſelben über die Schüler des Ariſtoteles 165.
Nikanor, Sohn des Proxenus, Adoptivſohn des Ariſtoteles 86. 119. Heirathet deſſen Tochter Pythias 164.
Nikobulos 97.
Nikomachos, Vater des Ariſtoteles 82. 84. Befreundet mit dem makedoniſchen Königshauſe 87.
Nikomachus, Sohn des Ariſtoteles von der Herpyllis 120. Wird von Theophraſtos erzogen 169. Findet im Kriege den Tod 163.
Νόμοι συμποτικοί 112.
Nuñez, *Pet. Joh.* 14.
Nymphaeum, ſ. *Mieza*.

O.

Ochus, die kleinaſiat. Griechen reiſsen ſich von ihm los 77.
Olympianos 207.
Olympiodoros berichtigt 40.

P.

Pian, Bedeutung des Namens 144.
Parteienkämpfe der Ariſtoteliker und Platoniker in Italien im XV. u. XVI. Jahrh. 17. 18.
Patritius, *Franciſc.*, Urtheil über das Werk des Diogenes Laertios 18. Leben und Schriften 18. Mangel an Kritik 83. 85. 102. 132.
Pauſanias Zeugniſs über den Tod des Alexander 139.
Peripatetiker. Erklärung des Namens 108. u. 109. Verfeindet mit der Iſokratiſchen Schule 71.
Phäſtis, Mutter des Ariſtoteles 32.
Phavorinus 8. 9.
Philippos, K. v. Mak., zerſtört zweiunddreifsig Städte bei Unterwerfung der Landſchaft Chalkidike 25. 33. 34. Erobert Olynth 74. Freund des Ariſtoteles 87. Bei ihm verwendet ſich Ariſtoteles für die Athener 88. Sein Brief an den Ariſtoteles 88. Frühe Bekanntſchaft deſſelben mit Ariſtoteles ſchon vor Alexander's Geburt 89. Charakter 91. Urtheil des Cicero über ihn im Vergleich zu ſeinem Sohne 91. Bauet Stagira wieder auf 92. Unterſtützt den Ariſtoteles bei ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Studien 118. Briefwechſel mit Ariſtoteles 197. Achtet den Ariſtoteles hoch 198.
Philiſtos, ſein Geſchichtswerk lieſt Alexander 97.
Philochoros kannte und benutzte Schriften des Ariſtoteles 70.
Philoſtratos handelt über den Briefſtyl 197.
Philotas 127.
Philoxenos. Alexander läſst ſich deſſen Dithyramben nach Aſien ſenden 97.
Photios, Nachricht über die Briefe des Ariſtoteles 208.
Φθονερὸν τὸ θεῖον 120.
Platon. Seine Reiſen nach Sicilien ſind wichtig für chronologiſche Beſtimmungen im Leben des Ariſtoteles 42. Wann Ariſtoteles zu ihm kam 43. 44. Namen, welche er dem Ariſtoteles gegeben 45. Zerfällt mit Ariſtoteles 45. Anekdoten über das Verhältniſs beider bei Diogen. Laert., Aelian. u. A. 45. 61. Beſtim-

mung seines eigenthümlichen wahren Verhältnisses zu seinem Schüler 54—65. Seine Darstellungsform mifsfällt dem Aristoteles 55. Wird von Aristoteles sehr hochgeachtet 53. 59. 60. 61. Er erwähnt den Aristoteles in seinen Schriften nicht 57. 58. Seine Ideentheorie wird von Aristoteles angegriffen und verworfen 59. 61. Derselbe errichtet ihm einen Altar 62. Sein Todesjahr 73. Ob Demosthenes sein Zuhörer gewesen 157.

Pfeffing 23.

Plinius Zeugnifs über den Tod des Alexander 159.

Plutarchos Zeugnifs über den Tod des Alexander 187.

Polyanthes von Kyrene. Sein Werk Περὶ τῶν Ἀσκληπιαδῶν γενέσεως ist verloren 32.

Proklos, Schwiegersohn des Aristoteles 164.

Protogenes, der Maler der Thaten Alexander's, malte das Bild der Mutter des Aristoteles 83.

Proxenos von Atarneus, Pflegevater des Aristoteles 35. 86.

Pseudo-Ammonios. Quellen der unter diesem Namen existirenden Vita Aristotelis 61.

Pseudoplutarchos berichtigt 142.

Ptolemaios Lagu. Sein Bericht über Kallisthenes abweichend von dem des Aristobulos 129.

Ptolemaios Philadelphos Schrift über Aristoteles 12.

Pythias, Gattinn des Aristoteles 79. Von ihm sehr gelobt 82—84. Ist Veranlassung der Anklage des Aristoteles 145.

Pythias, Tochter des Aristoteles 15. 36. 164.

Q.

Quellen über das Leben des Aristoteles, s. *Biographen.*

R.

Ramus, Petrus 20.

Rapin, Renat. 21.

Reden des Isokrates in grofser Menge von den Buchhändlern Athen's feilgeboten 68.

Rivinus 20.

Ruhnkenius. Sein Urtheil über die Aristotelische Politik 177.

S.

Sainte-Croix scharfsinnige Ansicht über die Aufhebung des Widerspruchs zwischen den Werken und dem Charakter des

Kalliſthenes 125. 126. Berichtigung eines Irrthums deſſelben 149.
Scherbius, ... 20.
Schöll berichtigt 16. 108.
Schottus, *Andr.* 21.
Schriften des Ariſtoteles, welche er ſelbſt bekannt machte 69. 70. Eſoteriſche Schriften bekannt gemacht 95. für Alexander verfaſst 96.
Schüler. Rangordnung derſelben in den alten Deklamatorenſchulen 110. Scheidung derſelben bei Ariſtoteles Vorträgen 111. Gaſtmahle derſelben 112. Unterſtützung, welche ſie dem Ariſtoteles und den alten Philoſophen überhaupt bei deren litterariſchen Arbeiten gewährten 117. 184.
Schweighäuſer berichtigt 68. 69.
Sidonius Apollinaris 161.
Simplikius kannte die Briefe des Ariſtoteles 207. 208.
Sklaven. Unterſtützung, welche gebildete Sklaven ihren Herren gewährten 184.
Sokrates, Lehrer des Ariſtoteles? 40. 44.
Sophokles. Alexander lieſt ſeine Tragödien 97.
Sotion. Sein Werk epitomirt Herakleides Lembos 11. Vergl. Th. II, Zuſätze.
Speuſippos dem Ariſtoteles von Platon vorgezogen 38. 73.
Stagira, Vaterſtadt des Ariſtoteles 23. Schickſale der Stadt 28—29. Wiederaufgebauet auf Verwendung des Ariſtoteles durch Philipp oder Alexander 92. 93. Aufenthalt des Ariſtoteles daſelbſt 103. 104. 118.
Stagiriten ſtiften ein Feſt zu Ehren ihres groſsen Mitbürgers, und nennen einen Monat nach deſſen Namen 94.
Statue des Ariſtoteles 72. 73. 150. vergl. Th. II, Zuſ. des Hermias 81.
Stavro, heutiger Name von Stagira 25.
Straton der Phyſiker. Beſtimmung über ſeine Bibliothek in ſeinem Teſtamente 159.
Stroibos 124.

T.

Teleſtes, ein dithyrambiſcher Dichter, deſſen Werke Alexander las 97.
Tertullian beſchuldigt den Ariſtoteles des Verraths ſeines Freundes Hermias 78.

Teſtament des Ariſtoteles 158.

Theokritos von Chios 9. Beifallendes Epigramm deſſelben auf Ariſtoteles 104.

Theophraſtos. Seine Sorgfalt für ſein Aeuſseres 57. Zugleich mit Alexander zu Stagira unterrichtet 104. 106. Dem Philipp perſönlich bekannt 106. Von Ariſtoteles mit Kalliſthenes verglichen 106. Befals zu Stagira ein Grundſtück 108. Beſtimmte in ſeinem Teſtamente Geld für die Sympoſien ſeiner Schüler 112. Seine Schrift *Καλλισθένης ἢ περὶ πένθους* 129. Uebernimmt das Lehramt im Lykeion 151.

Theopompos, Lieblingsſchüler des Iſokrates 71. Urſache ſeiner feindſeligen Stimmung gegen Philipp von Makedonien 71. Durch Anaximenes von Lampſakos verunglimpft 125.

Tiberius, Verfaſſer der Schrift *Περὶ ἑρμηνείας*, welche unter dem Namen des Demetrios Phal. übrig iſt 196. Seine Theorie des Briefſtyls 196. 197.

Timäus 38.

Timon der Sillograph 9. widerlegt durch Sotion 11.

Timotheos der Athener 6. 161.

Timotheos der Feldherr, Verwandter des Platon 63. Schüler des Iſokrates 64.

Titze, Anſicht über die *Συλλιβρωνῶν ἐπιστολαί* des Ariſtoteles 195. Ueber Andronikos v. Rhodos 205.

V.

Valerianus Magnus 22.

Valerius Maximus Erzählung von der Reſtauration von Stagira durch Alexander 93. Seine Ungenauigkeit 94.

Verſchwörung der makedoniſchen Edelknaben gegen das Leben des Alexander 127.

Vetus Translatio, Irrthum derſelben 61.

Vitruvius 139.

W.

Wachler, Urtheil über die Epiſtolographie der Alten 191.

Weinrich, Melchior, Vertheidiger des Ariſtoteles, Gegner des Patritius 19.

X.

Xenokrates rivalisirte nicht mit Aristoteles, Diogenes Irrthum in dieser Beziehung 66. 67. Er reiset mit Aristoteles nach Assos und Atarneus zum Hermias 74. 78. Freundschaftliches Verhältniss zwischen beiden Philosophen 78. 79. 154. Folgt dem Speusippos im Lehramte der Akademie 108. Läst in seiner Schule Archonten wählen 110. Verfast für die Symposien in derselben *Νόμους συμποτικούς* 112. Sein Verhältniss zu Alexander 154. Wird im Lamischen Kriege als Gesandter an den Antipater geschickt 154. Charakter 209.

Xenophilos der Pythagoreer, Lehrer des Aristoxenos Musikos 9.

Regiſter zum zweiten Theile.

Die Zahlen bedeuten die Seiten.

A.

Adraſtos, Erwähnung einer zwiefachen Schrift des Ariſtoteles über die Kategorien 72.

Adverbia, ein eigenthümlicher Gebrauch derſelben bei Ariſtoteles 215.

Africanus, P. Corn. Scipio Aemil. Africanus minor, lieſt den Xenophon 136. Umgang mit den drei griechiſchen Philoſophen, welche als Geſandte nach Rom kamen 135.

Agatharchides von Knidos citirt die Politien des Ariſtoteles 105. A. 2.

Akademiſche Schule nähert ſich der Peripatetiſchen in der Ethik, unter Polemon und Xenokrates 87. 88. 146. 148. Fortſchritte derſelben in Rom 136.

Alexander Magnus. Werke, welche Ariſtoteles für ihn verfaſste 38. Zürnt ſeinem Lehrer wegen der Bekanntmachung gewiſſer Schriften 46. Briefe deſſelben an Ariſtoteles 101. 46. Briefe deſſelben ſeinen älteſten Geſchichtſchreibern bekannt 194.

Alexander von Antiochia, ein Peripatetiker zu Rom 138.

Alexander von Aphrodiſias, Kommentator der Ariſtoteliſchen Schriften, weiſs nichts von dem Schickſale derſelben welches Strabo berichtet 134.

Alexandreia, Anlegung des dortigen Muſeion 57. der Bibliothek im Brucheion 57. Reichthum und Schickſale der dortigen Bibliotheken 76. Schriften des Ariſtoteles daſelbſt zum Theil in verſchiedenen Exemplaren und Ausgaben 70. 71. 72. 93.

Amiſus, Vaterſtadt des Tyrannion, durch Lucullus verheert 123.

Ammonios Hermeiu. Sein Bericht über die Beſtrebungen des Ptolemaios Philadelphos für Anſchaffung der Ariſtoteliſchen Schriften 62. Seine Kritik der Aechtheit der Kategorien des Ariſtoteles 93.

93. Eintheilung der Ariſtoteliſchen Schriften und Beſtimmung des Unterſchiedes der exoteriſchen und akroamatiſchen 263 ff.

Anaximenes, Verfaſſer der Rhetorica ad Ariſtotelem 227.

Andranikos commentirt die Nikomachiſche Ethik 111.

Andronikos von Rhodos wuſste nichts von der Straboniſchen Tradition über die Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften, und von deren gefliſſentlicher Geheimhaltung 47. Nachricht von einer zwiefachen Schrift über die Kategorien 72. Lebensumſtände und Leiſtungen für die Schriften des Ariſtoteles 129—134. Sein Werk über die Anordnung der Ariſtoteliſchen Schriften kannte, wie es ſcheint, Gellius noch 50. Ueber ſeine angebliche Paraphraſe der Ariſtoteliſchen Ethik 262.

Antigonos Karyſtios, Verfaſſer einer *Συναγωγὴ θαυμασίων ἀκουσμάτων* 96. kannte und benutzte die naturwiſſenſchaftlichen Schriften des Ariſtoteles 96. 98.

Antipater. Briefwechſel deſſelben 187. 191.

Antonius, Marcus, der berühmte Redner, [ermordet in der Marianiſchen Gräuelzeit, Cic. ad Herenn. IV, 5, 5. Orator I, 7. Brut. in.] lieſt die rhetoriſchen Schriften des Ariſtoteles 153.

Antonius Scainus, ſ. *Scainus*.

Apellikon von Teos erhielt nur die Handſchriften (*Αὐτόγραφα*) der Werke des Ariſtoteles, nicht deſſen Bibliothek 53. Seine Lebensumſtände 117—119. Seine Verdienſte um die Ariſtoteliſchen Schriften 119. 121.

Apollodoros der Athener. Sein Werk: *Χρονικά*, enthielt nichts von den Schickſalen der Ariſtoteliſchen Schriften, welche Strabon erzählt 67. In demſelben wurden auch die Schriften der Philoſophen berückſichtigt 67. A. 2. Er citirt ſelbſt Schriften des Ariſtoteles 79. 80. Benutzt hiſtoriſche Schriften deſſelben 106. 108. Zuſätze 283.

Apollonios epitomirt Schriften des Ariſtoteles 98.

Ariſtarchos von Samothrake, Begründer des Alexandriniſchen Kanons 65.

Ariſtion, eine Perſon mit Athenion, philoſophiſcher Demagog in Athen zur Zeit des Mithridatiſchen Kriegs 117.

Ariſton Julietes, Peripatetiker. Von ſeinen Schriften iſt nichts bekannt 83.

Ariſton v. Chios. Ihm ſprechen Panaitios und Soſikrates alle Schriften ab, mit Ausnahme ſeiner Briefe in IV Büchern 194.

Ariſton Keios benutzte eine Schrift des Ariſtoteles: *Ἐρωτικός* 108. 109.

Ariſtophanes von Byzantion, Begründer des Alexandriniſchen Kanons 65. Verfaſst einen Auszug aus des Ariſtoteles Hiſtoria de Animalibus 98. 99.

Ariſtoteles. Schmahſchriften ſeiner Widerſacher und Neider 7. Handſchriftliche Biographie deſſelben Zuſ. 283. Seine Polemik gegen Platon 7. Hauptſumme der falſchen, allgemein verbreiteten Anſichten über die Schickſale ſeiner Schriften 33. 34. Viele Schriften gab er nachweislich ſelbſt heraus 35. Beleuchtung aller erſinnlichen Gründe, welche ihn davon hätten abhalten können 35. 36. Charakteriſtik des Stagiriten als Schriftſteller und Lehrer 36. 37. 38. Neigung zur Polemik, zum Lehrer, Ruhmliebe 38. Schriften, welche er für Alexander v. Makedonien verfaſste 38. Schreibt rhetoriſche Schriften gegen die Theorie des Iſokrates, und giebt dieſelben heraus. Wichtigkeit der richtigen Feſtſtellung dieſes ſeines Verhältniſſes zu Iſokrates und Xenokrates, Zuſ. 285—288. Seine Schrift *Περὶ Παροιμιῶν* gab er ſelbſt frühzeitig, wie es ſcheint, heraus 42. 43. Abfaſſungszeit derſelben 44. A. 1. Aechtheit ſeines vorhandenen Briefchens an den Alexander v. M. 47. Seine Bibliothek und ihre Schickſale 53. Urſachen der Verfälſchung ſeiner Schriften, Homonymien 67. A. 2. 70... Andere Urſachen der Verfälſchung 69. 70. Seine Werke *Ἀναλυτικῶν* und *Κατηγοριῶν* befanden ſich in verſchiedenen Exemplaren zu Alexandreia 70. 71. 72. 95. Seine Schriften befanden ſich zu Alexandreia im 3ten Jahrhunderte vor Chriſto 72. 73. 92. Seine Schüler verfaſſen Werke unter gleichen Titeln 81. 82. 93. Beweiſe dafür, daſs die logiſchen Schriften bekannt und den Späteren zugänglich waren 93. Gleiche Beweiſe für die rhetoriſchen Schriften 94. für die naturwiſſenſchaftlichen Schriften 95. für die Hiſtoria de Animalibus 97. für die Metaphyſik 101. für die Politien 102. für die Nikomachiſche Ethik 109—114. für die Politik 114. 115. Urſachen der Vernachläſſigung des Studiums ſeiner Schriften nach Straton's Zeit 116. Seine Schüler lieferten fleiſsig Auszüge aus ſeinen Schriften 118. und 140. Ueber die Eintheilung und Anordnung ſeiner Schriften durch Andronikos von Rhodos 130—132. Apellikon's Beſtrebungen für die Ariſtoteliſchen Schriften gewürdigt 120. — Seine Kategorien commentirt durch Andronikos von Rhodos 137. Seine Schrift *Περὶ Ἑρμηνείας* wird von Ebendemſelben verdächtigt 132. — Seine Schriften in Rom vor und ſelbſt noch zu Cicero's Zeit wenig geleſen 137. 138. 139. — Seine Schriften von Cicero erwähnt 144. Sein Stil von Cicero

überaus hochgeſtellt 145. — Seine Geſchichte der Redekunſt exiſtirte noch zu Cicero's Zeit 152. 153. Faſt alle ſeine Schriften werden von Cicero erwähnt, ſ. *Cicero*. Seine Briefe, ſ. *Briefe*. — Anſicht über den Werth der Ehre 209. Bericht über den Urſprung der Lokrer 103. 104. Mit Ptolemaios Lagu perſönlich bekannt 60. Urtheile der Gelehrten über die Verfaſſer der ihm beigelegten Rhetorica ad Alexandrum: Victorius, Aldobrandin., Menage, Spalding, Buhle, Titze, Spengel, Zell, Sainte-Croix 227—229. Gebraucht von ſeinen Werken nie den Ausdruck *Βιβλία* 234. Exoteriſche und eſoteriſche Schriften. Anſichten der Alten über dieſen Unterſchied: Strabon 241. Cicero 241—247. Plutarchos 247—249. Gellius 249—250. Clemens Alexandrinus 250. Lukianos 251. Galenos 251. Themiſtios 252—253. Ammonios Hermeiu 253—257. Simplikios 257. Joannes Philoponos 261. Euſtratios 261. Pſeudo-Andronikos 262. Ariſtoteles, Aufzählung ſämmtlicher Stellen, in welchen er ſelbſt der *Λόγοι ἐξωτερικοί* gedenkt 263 — 267. Anſichten Neuerer über den Gegenſtand: St.-Thomas, Sepulveda, Zwinger, Heinſius, Giphanius, Riccobonus, Zeidler, Patritius, Göttling 268—269. Buhle 269—271.

Ariſtoteles, Name einer Schrift des Stilpon, ſ. *Stilpon*.

Ariſtoxenos Muſikos erwähnt in ſeinen Schriften des Ariſtoteles gar nicht 41. Briefe deſſelben erwähnt 190.

Arſinoë, Gemalinn des Königs Ptolemaios Philadelphos, Brief des Peripatetikers Straton an dieſelbe 62. A. 1.

Artemidoros 99.

Artemon. Was von der Aechtheit ſeiner Sammlung der Ariſtoteliſchen Briefe zu halten 195.

Asklepios, Biſchof von Tralles, ein unbedeutender Commentator des Ariſtoteles, ſchöpfte jedoch aus guten Quellen 101. 102.

Athenaïos. Bericht über die Schickſale der Schriften und der Bibliothek des Ariſtoteles 30 ff. Erklärung und Vertheidigung ſeines Berichts über die Schickſale der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften und Bibliotheken 53. 54. — Derſelbe ſteht keineswegs im Widerſpruche mit ſich ſelbſt und mit Strabon 31. — Er kannte und benutzte das Werk des Hermippos von Smyrna über Ariſtoteles 66. 67. ergänzt den Bericht des Polybios, deſſen Werk er noch vollſtändig vor Augen hatte, über Timaios 105.

Athenienſer. Feines Schicklichkeitsgefühl derſelben bei Gelegenheit der Aufhebung der Briefbuten des Philippos von Makedonien 199.
Athenion 117.

ἀβουλία, entgegengeſetzt der εὐβουλία, erklärt 203.
ἄγειν, erziehen 226.
ἀδικία πρόχειρος erklärt 220.
αἰών — Zeit, Nachwelt (bei Kirchenſchriftſtellern) 224. 225.
ἀκροατικός — ἀκροαματικός 249.
ἀλλ' οὐδέ 199.
ἄλυπος 232.
ἀμαυρόω 225.
ἀμεταμέλητος 208.
ἀναλαμβάνειν τὴν ἡγεμονίαν 198.
ἀναλαμβάνεσθαι τὰς ἀμάς 202.
ἀνθίειν von Menſchen 202.
ἀνταποδιδύναι 218.
ἀντιποιεῖν, τό, Wiedervergeltung 205.
ἀοίδιμος 220.
ἀπαίδευτος 207.
ἀπαιτέω 214. Vergl. 218.
ἀπαρνεῖσθαι τὸ τῆς τυχῆς αὐχήνιον 216.
ἀπό verglichen mit ὑπό 198.
ἀποδιδύναι 218.
ἀπονέμειν 218.
αὐτόνομοι ῥοπαί 218.
ἀφορμαί, αἱ, τῆς τύχης 227.

B.

Bentley erwähnt in ſeiner Schrift: De Phalaridis epiſtolis, der angeblichen Briefe des Ariſtoteles nicht 185.
Beutler, Irrthum ſeiner Schrift: De fat. Ath. ſub Roman. 119.
Bibliotheken des Ariſtoteles und Theophraſtos, Schickſale derſelben 53.
Bibliotheken zu Alexandreia 57.
Boëthos von Sidon, Schüler des Andronikos von Rhodos 129.
Brandis Irrthum über den Bericht des Athenaios 54. A. 1. Verdienſt um die Aufhellung der älteſten Geſchichte der Ariſtoteliſchen Schriften 81. 11.

Briefe des Ariſtoteles und Alexander, ächte 46—49. Kapp's Anſicht über dieſelben 50. Vorhandene Briefe des Ariſtoteles, Text derſelben 175—182. Urtheile der Gelehrten über Aechtheit und Unächtheit derſelben: Buhle, Wachler, Sainte-Croix, Zell 183. Angebliche Abfaſſungszeit 184. Beleuchtung des Inhalts derſelben im Allgemeinen 184. Gegenüberſtellung des Inhalts der ächten Briefe 185. Urtheil des gelehrteſten unſerer griechiſchen Ausleger Ariſtoteliſcher Schriften über die ächten Briefe 186. Nachweis der Exiſtenz von Briefen und Briefſammlungen aus und in alter Zeit 187. — Vergleichende Betrachtung des Briefwechſels der Gelehrten des XIVten, XVten, und XVIten Jahrhunderts 187. 188. — Vor dem XIVten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung 188. A. — Motive des Briefwechſels der alten Philoſophen aus und vor der Zeit des Ariſtoteles und Theophraſt 189. Nachrichten von Briefen einzelner ausgezeichneter Männer: des Eudemos 189. Briefe des Phanias 190. — Des Dikaiarchos und Ariſtoxenos 190. Gründe für die Aufbewahrung ſolcher Briefe 190—191. Briefe des Alexander v. Makedonien, Epikuros, Antipater, Antigonos, u. A. m. werden von Cicero ohne alles Bedenken erwähnt 191. Plutarchos gedenkt ſolcher Briefe des Alexander und ſeiner Diadochen, der Olympias u. A. m. 191. 192. Zeugniſſe für den Briefwechſel der Alten aus Athenaios 193. aus der *Φιλόσοφος ἱστορία* des Diogenes Laertios 193. Höchſt wichtiges Zeugniſs für die Exiſtenz alter Briefſammlungen aus dieſem Schriftſteller 194. Briefe des Ariſto Chios in vier Büchern hielten ſelbſt Panaitios (ſ. *Panaitios*) und Soſikrates für ächt 194. — Die Briefe des Alexander waren ſchon den älteſten Hiſtorikern bekannt, ſ. *Alexander*. — Die vorhandenen Briefe des Ariſtoteles ſind unächt 194—197. Bentley's Urtheil über ſolche Produkte 184.

Brucheion, Bibliothek daſelbſt zu Alexandreia 57.

Buchhandel und Buchhändleriſcher Verkehr bei den Alten 4. 5.

Bücher. Art der Verbreitung derſelben bei den Alten 4. 5. 6. Bezeichnung derſelben bei Ariſtoteles 234.

Buhle. Seine Darſtellung der älteſten Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften in der Halleſchen Allgemeinen Encyklopädie 13. Ueber exoteriſche und eſoteriſche Schriften des Ariſtoteles 269 ff. Irrthum 258. 261. 244. Unhaltbarkeit ſeines Hauptgrundſatzes zur Beſtimmung der exoteriſchen und eſoteriſchen Schriften 274.

βάρβαρον entgegengeſetzt dem *βασιλικόν* 210.
βιβλία, Gebrauch des Worts bei Ariſtot. 234.
βίος 206.
βουλεύεσθαι, *βουλή* 233.

C.

Cato bewirkt die Verweiſung aller Lehrer der Philoſophie und Redekunſt aus Rom 156. — Wirft (bei Cicero) den Peripatetikern ganz ungehöriger Weiſe Mangel an Logik und Dialektik vor 147. 154.

Chryſippos von Cicero getadelt 89. Entlehnt Vieles aus dem Syſtem und den Lehren des Ariſtoteles 88—89.

Cicero. Beleuchtung ſeines Urtheils über die Ausartung der Peripatetiſchen Schule 73. A. 3. Tadel gegen die Stoiker 88. 89. Läſst ſeine Bibliothek durch Tyrannion ordnen 125. Ueber ſeine philoſophiſchen Studien und ſeine Bildung 140. 141. Seine ungemeſſene Beleſenheit 141. Seine Lehrer in der Philoſophie 141. 142. Ueber ſeinen Zweck bei Abfaſſung ſeiner philoſophiſchen Schriften 142. — Seine dabei angewandte Methode 143. Eigenthümliche Verdienſte dabei 143. — Die Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtos finden ſich im Allgemeinen häufig bei ihm erwähnt 144. — Sein Urtheil über den Stil des Ariſtoteles 145 und 160. Von den Schickſalen der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften, wie ſie Strabon erzählt, weiſs er nichts 149. Er kennt und benutzt einzelne Schriften des Stagiriten in ſeinen eignen Werken; a) Rhetoriſche Schriften 152. 153. b) Poetiſche Schriften 154. c) Ethiſche Schriften 155—157. d) Politiſche Schriften 157. e) Naturwiſſenſchaftliche Schriften, z. B. De Animalibus Hiſtoria 158. Die Probleme 158. f) Die Phyſik 158. g) Die Metaphyſik 160. Die Bücher *Περὶ Φιλοσοφίας* oder *Περὶ τἀγαθοῦ* 161. Citate Ariſtoteliſcher Schriften aus ungewiſſen, zum Theil verlornen Quellen 162. Nach Cicero waren die ethiſchen Schriften des Ariſtoteles den Römern ſchon vor Tyrannion bekannt 155. Ueber den Lälius des Cicero 157. — Zell läugnet, daſs Cicero bei Abfaſſung deſſelben Ariſtoteles Nikom. Ethik benutzt habe 157. — Cicero erwähnt Briefe alter Philoſophen, Fürſten und Staatsmänner 191. Setzt der Dreizahl der griechiſchen Tragiker die drei Philoſophen Platon, Ariſtoteles, und Theophraſtos zur Seite 144. Ueber exoteriſche und eſoteriſche

Schriften des Ariſtoteles 241 – 247. Seine Proömien ſind denen des Ariſtoteles nachgebildet 244.

Citatenweſen bei den Alten; ein Schriftſteller ſchrieb oft die Citate des andern aus 99.

Commentarien der alexandriniſchen Grammatiker und ihre Bedeutſamkeit 74.

Commentarii. In commentariis relicti 243. A. 2.

Commentatoren. Die älteſten Ausleger des Ariſtoteles wuſsten nichts von jenen fabelhaften Schickſalen ſeiner Schriften 48. Berichte über die verſchiedenen Ausgaben Ariſtoteliſcher Schriften 71. 72.

Χαίρειν, zu Anfang der Briefe, Urſprung dieſer Formel 194.

χαλεπότης, entgegengeſetzt d. *πραότης* 207. [Vergl. Ethicor. Nicomach. V, cp. 11, §. 2; VII, cp. 5, §. 5; cp. 6, §. 2.]

χάρις γηράσκει ταχύ 220.

χάρις πολυχρόνιος 220.

χρεών Genitiv 226.

D.

David der Armenier. Commentator des Ariſtoteles 63. Sein Bericht über eine Schrift des Ptolemaios Philadelphos über Ariſtoteles und deſſen Werke 63. 68. 69. — Er kannte die Briefſammlung des Artemon 197.

Demetrios von Erythrai, Zeitgenoſs und Nebenbuhler des Grammatikers Tyrannion 123.

Demetrios v. Magneſia. Sein Werk *Περὶ Ὁμονύμων* enthielt Nichts von der Straboniſchen Erzählung der Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften 67. Derſelbe handelte jedoch kritiſch auch über die Werke alter Philoſophen, Dichter, Hiſtoriker, u. a. 67. — Er ſprach dem Xenophon die Schrift *Λακεδαιμονίων πολιτεία* ab 67. A. 2.

Demetrios Phalereus wird von den Athenern verbannt 58. flüchtet zum Ptolemaios Lagu nach Aegypten, und hilft dieſem die Bibliothek zu Alexandreia gründen 58. Mehrere Schriftſteller machen ihn mit Unrecht zum Bibliothekar des Ptolemaios Lagu 59. — Er macht den König auf die Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtos (ſeines Freundes und Lehrers) aufmerkſam 59. Benutzt die verlorne Schrift des Ariſtoteles *Περὶ Εὐγενείας* 108. Freundſchaftliches Verhältniſs zu Theophraſtos 52. Seine eignen politiſchen Schriften ſtehen im engen Zuſammenhange mit denen des Ariſtoteles und Theophraſtos 52 A. 1.

Demetrios, ein ſpäterer Peripatetiker zu Rom 138.

Demochares, Gegner des Ariſtoteles 7. [Vergl. G. J. Voſſius De Hiſt. graec. p. 68. .]
Demoſthenes, ob er den Unterricht des Ariſtoteles genoſſen 94. 95.
Didymos, der alexandriniſche Grammatiker, [lebend zu Cäſar's Zeit, ſ. Voſſius De Hiſtor. graec. S. 160—161] citirt den Ariſtoteles 78. 79.
Dikaiarchos, ob er die Litterariſchen Werke des Stagiriten benutzte 83. — Ein Brief deſſelben an Ariſtoxenos von Tarent 199.
Diogenes Laertios kannte und benutzte das Werk des Hermippos v. Smyrna über Ariſtoteles 67. Ueber die Quellen ſeiner Schriftenverzeichniſſe der alten Philoſophen 68.
Diogenes Stoicus kommt als Geſandter der Athener nach Rom 135.
Dioklet von Magneſia. Aus ihm entnahm Diogenes Laertios den im VIIten Buche ſeiner Philoſophengeſchichte befindlichen Abriſs des Syſtems der Stoiker 90.
Dionyſios Thrax, Lehrer des Tyrannion zu Rhodos 135.
Dioskorides citirt den Ariſtoteles 78.
Dorion benutzt naturwiſſenſchaftliche Schriften des Ariſtoteles 99.

διάντως, ſ. *Adverbia*.
διά, verſchiedene Bedeutung c. genit. und c. acculat. 204.
διαφέρειν ἐπί τινι in aliqua re excellere 211.
διαφορά, Bedeutung 216.
διαλέγεσθαι 226.
διάνοιαν ἔχειν 230.
διασώζεσθαι 222.
διατίθεσθαι = amare 217.
διαχειρίζεσθαι erklärt 127.
διό, eigentlicher Gebrauch 202. 221.

E.

Ehre. Anſicht des Ariſtoteles über den Werth derſelben 209.
Ennius, ſeine Kenntniſs der Pythagor. Philoſophie 135.
Epikurëer, ihre Sekte findet in Rom Eingang und Beifall 136.
Epikuros ſchreibt gegen Theophraſtos 92. Macht einen Unterſchied zwiſchen ſeinen Schülern in Bezug auf ſeine Schriften 250. A. 2.
Epiſtolographie, die Theorie derſelben nach der Entwickelung des (Pſeudo-) Demetrios Phalereus (Tiberius) 195—197.
Eratoſthenes citirt den Ariſtoteles 79. Benutzt hiſtoriſche Schriften des Stagiriten 106. 107. Briefe, Zuſätze zu Th. I, 196.

Ethica Eudemia 265. 274. 266.
Ethica Nicomachia, über den Verfaſſer derſelben 110—113.
Eubulides, Feind des Ariſtoteles 91.
Eudemos v. Rhodos, Schüler des Ariſtoteles, ſchließt ſich an die Anſichten ſeines Lehrers am engſten an 80. 81—83. [Vergl. dagegen Chr. Herm. Weiſſe Bemerkungen zur Ueberſetzung der Phyſik, S. 300, der das Gegentheil behauptet.] Ein Traktat deſſelben erzählt von Cicero 162. Ihm ſind vielleicht einige unter den Ariſtoteliſchen Schriften zuzuſchreiben 83. Er beſaſs Handſchriften von der Metaphyſik (83. 101.) und Phyſik des Ariſtoteles 100. Ein Brief deſſelben an Theophraſtos 100. und 189.
Euſtratios. Ueber den unter ſeinem Namen bekannten Commentar zur Nikomachiſchen Ethik 261.
Exoteriſch. Dreifache Bedeutung bei Ariſtoteles 272 ff. 275 ff. 277 ff.

ἐγκεῖσθαι = inſtare 215.
ἐγκύκλιοι λόγοι 278. [Der römiſche Gelehrte Guilielmus Sirletus, der Freund der Päpſte Marcellus II. und Paul's IV., welche Lambin brieflich über die Bedeutung der λόγοι ἐγκύκλιοι befragte, hielt dieſelben für Schriften des Ariſtoteles: „qui non de una aliqua certa materia, ſed de quaeſtionibus omnium diſciplinarum ſcripti ſint, ut Προβλήματα et res hujusmodi“.]
ἐγχειρίζεσθαι 127.
ἐν τοῖς ἀνθρώποις 200.
ἕξις τοῦ σώματος 231.
ἔπαινος = τιμή 209.
ἐπιβάλλειν τῇ διανοίᾳ ἐπί τι 223.
ἐποπτικαὶ διδασκαλίαι = ἀκροαματικαί 247.
ἔπυχος τοῖς θεμοῖς 211.
ἔρανος, Bedeutung 209.
ἔργον ἀοίδιμον 220.
Ἐρωτικός, Schrift des Ariſtoteles, von Ariſton Keios benutzt 109.
ἑταιρεία 222.
εὖ καὶ σοφόδρα σοφῶς 200.
Εὐδήμεια Ἀναλυτικά, Bedeutung als Bücherſtitel 110.
εὐεργετεῖν, ſpäterer Gebrauch 212.
εὐπαγίαι 213.
ἡγεμονία, Bedeutung 198. 199. 231.
ἡμερός 210.

F.

Fabianus Papirius excerpirte ſeine Schrift De animalibus aus Ariſtoteles 98.

Fabricius, ein Irrthum deſſelben in der Bibl. gr. berichtigt 132.

Ferrarianus, Octavius 268.

Furius, gebildeter Zeitgenoſſe des Lälius 135.

G.

Galenos, Bericht über die Urſachen der Verfälſchung der Ariſtoteliſchen Schriften zu Alexandreia aus Andronikos von Rhodos 71. A. 1. Urtheil deſſelben über die phyſikaliſchen Beſtrebungen der Stoiker 91. Ueber die Scheidung der Ariſtoteliſchen Schriften in exoteriſche und eſoteriſche 251.

Gellius. Er kannte noch das Werk des Andronikos von Rhodos und entnahm aus demſelben ſeinen Bericht über die exoteriſchen und eſoteriſchen Schriften des Stagiriten 50. 249.

Geneſius Sepulveda 268.

Geſandtſchaft der drei Philoſophen, welche die Athener nach Rom ſchickten 135. 136.

Geſchichte der Philoſophie, einer ihrer erſten Bearbeiter, ſ. *Phanias*.

Geſetz, definirt nach Ariſtoteles 231.

Giphanius, Obertus. Anſicht über den Verfaſſer der Nikomachiſchen Ethik 110. über die akroamatiſchen und exoteriſchen Schriften 268.

Göttling, über die exot. und eſot. Schriften des Ariſtoteles 268.

Gregor von Nazianz kannte noch eine Sammlung (vielleicht die Artemoniſche) von Briefen des Ariſtoteles 197.

Guarinus, Biographie des Ariſtoteles Zuſ. 283.

γνώριμος 207. 208.

γραμματηφόροι des Philipp von Makedonien, aufgefangen von den Athenern 192.

H.

Hefte der Philoſophenſchüler, *Ὑπομνήματα, Ἀποδόσεις*, ſ. Zuſätze zu S. 70.

Heinſius 268.

Herakleides Pontikos, durch Streben nach Vielſeitigkeit ähnlich dem Ariſtoteles 83. metaphyſiſche Schriften deſſelben dem Cicero bekannt 161. Zuſ. 284.

Herillos von Karthago, Schüler Zenon's, benutzte die ethiſchen Schriften des Ariſtoteles und Theophraſtos 156.

Hermachos von Mitylenae, Freund und Lieblingsſchüler Epikur's, ſchreibt ein Werk gegen Ariſtoteles 92.

Hermias, Schriftſteller, Zuſ. 288.

Hermippos. Seine Schrift über Ariſtoteles 66. In derſelben handelt er auch von den Schriften des Ariſtoteles *) 67. Franz Patritius nennt ihn den erſten Anordner der Ariſtoteliſchen Schriften 67. und das mit Recht Zuſ. 283.

Heſtiaios von Amiſus, Lehrer des Grammatikers Tyrannion 123.

Hierokles 98.

Hieronymos Gemuſius Schrift De vita Ariſtotelis Zuſ. 284.

Hieronymos von Rhodos, Gegner des Iſokrates, Zuſ. 287.

Homonymie, Anlaſs zur Verfälſchung von Schriften 67. A. 2. 70.

I.

Imperativiſcher Ausdruck 202.

Joannes Philoponos ſchreibt das zweite Buch der Ariſtoteliſchen Metaphyſik dem Paſikrates v. Rhodos zu 102. ſetzt die exoteriſchen Schriften des Ariſtoteles den dialogiſchen gleich 261.

Iſokrates Rivalität mit Ariſtoteles 42.—47. 146. Zuſ. 286—288.

Iſtros, Schüler des alexandriniſchen Kallimachos, citirt den Ariſtoteles 80.

ἰσότιμος θεῷ 205.

---

*) Es iſt wunderlich, zu ſehen, wie die vorgefaſste falſche Anſicht von dem wunderbaren Geſchick der Ariſtoteliſchen Schriften die Leute geneckt und zum Beſten gehabt hat. So redet Buhle ganz harmlos und ſicher von verlornen Verzeichniſſen (Recenſus litterarii) der Werke des Ariſtoteles in den Schriften des Hermippos, Apollodor v. Athen, u. a. Litteraturhiſtoriker alter Zeit, ohne zu bedenken, woher die Leute ſolche wohl entnommen haben möchten. (Buhle Praefat. ad Ariſt. Opp. Vol. III, p. VII.)

K.

Kallimachos citirt den Ariſtoteles 78.
Kalliſthenes 108.
Kallixenos von Rhodos. Bericht über den ungeheuern Reichthum und die Prachtliebe des Ptolemaios Philadelphos 61. A. 1.
Kanon der Alexandriner 65. Begründer deſſelben; Wichtigkeit für die Geſchichte der Ariſtoteliſchen Schriften 65 und 66.
Karneades als Geſandter in Rom 135. Beurtheilung der ethiſchen Richtung des Stoiſchen Syſtems 148. A. 3. 149.
Katalog der Ariſtoteliſchen Schriften bei Diogenes Laertios und ſeine Quellen 70. A. 1.
Kategorien. Die Kategorien des Ariſtoteles waren in verſchiedenen Exemplaren in der Bibliothek zu Alexandreia 70. 71. 72. 93. commentirt von Andronikos von Rhodos 132. bezweifelt von Ebendemſelben 132.
Kephiſodoros. Seine Vertheidigungsſchrift des Iſokrates gegen Ariſtoteles 7. 42—45. Theilweiſer Inhalt derſelben 45 ff. Zuſ. 287.
Klearchos von Soli benutzte Schriften des Theophraſtos 100. 109. des Ariſtoteles 106.
Klemens von Alexandreia, über die exot. und eſot. Schriften des Ariſtoteles 251.
Kopp. Verdienſt um die Geſchichte der Ariſtoteliſchen Schriften 11. Anſicht über die von Gellius erhaltenen Briefe des Ariſtoteles und Alexander 50. über die eſoteriſchen Schriften des Ariſtoteles ebendaſ. über Nikomachos, als Herausgeber der Ethik des Ariſtoteles 113.
Korax 234.
Krantor. Schriften 88. Urtheil über den Styl des Theophraſtos 88. Ueber ſeine Schrift *Περὶ Πένθους* ebendaſ.
Krater. Schriften 88.
Krȕtolaos der Peripatetiker 85. 135.
Kteſikles, Verfaſſer eines Werks: *Χρονικά* 105.

καιρὸς τῆς τέχνης... 214.
καταπίθεσθαι τὰς χάριτας τίς τινα 209. — καταπίθεσθαι τὴν ἀρχὴν πρὸς ἀρχήν 225.
νομίζειν 218.
κρίνειν τι πρότερον 218.
κύκλος τῆς μεταπτώσεως 217.

L.

Lälius, Liebhaber griechiſcher Philoſophie 135.

Leon, Vater des Theophraſtos 117.

Libri limatius ſcripti 243.

Lokrer. Bericht des Ariſtoteles über ihren Urſprung 103. 104.

Lukianos, Bericht über den Unterſchied exoteriſcher und eſoteriſcher Schriften des Ariſtoteles 251.

Lukullus erobert Amiſus, ſ. *Amiſus*; — nimmt den Tyrannion mit nach Rom, ſ. *Tyrannion*; — ſeine Bücherſammlung 134.

Lykon der Peripatetiker 83.

Lyſimachos, falſcher Brief an Pyrrhos 192.

λαμβάνειν, λαμβάνει με ἀρχὴ πρὸς τινα 223.
λῆμμα 203. verſchrieben *in* λῆρημα ebendaſ.
λόγοι = λόγοι τινοί 215.
λόγοι geſchieden von ὑπομνήματα 243. A. 2.

M.

Melantes, Name des Vaters und Bruders des Theophraſtos 117.

Metaphyſik des Ariſtoteles. Das zweite Buch derſelben wird dem Paſikrates aus Rhodos zugeſchrieben 102. bezeichnet durch Οἱ περὶ φιλοσοφίαν λόγοι 275.

Metaphyſiſche Schriften des Xenokrates, Theophraſtos, Speuſippos, Herakleides Pontikos, Straton dem Cicero bekannt 161.

Metrokles, Schüler des Theophraſtos, verbrannte ſeine Hefte, Zuſ. zu 70.

Metroon, Staatsarchiv der Athener, durch Apellikon beraubt 118.

Mnaſeas Patrenſis [Πατρεύς, Verfaſſer geographiſcher Schriften, vergl. Voſſius De Hiſtor. graecis, Lib. I, cp. 21. p. 194] widerſpricht dem Ariſtoteles 99. 100.

Muſeion zu Alexandreia, gegründet durch Ptolemaios Lagu 57.

μεταβάλλειν 200.
μετάνοιαν διδόναι 218.
μεταπίπτειν 200.
μετάπτωσις 217.
μητρόπολις, tropiſch 253.
μνήμη = Ueberlieferung 225.

N.

Neleus von Skepſis erbt die Bibliotheken und Handſchriften des Ariſtoteles und Theophraſtos 32. Vielleicht naher Verwandter des Theophraſtos, und dies der Grund, weshalb er die Bibliothek deſſelben erbte 117.

Niebuhr, Urtheil über die kleinen Briefchen des Ariſtoteles und Alexander bei Gellius 49.

Nikomachos, Sohn des Ariſtoteles, ob er Verfaſſer der Ethica Nicomachia 110 — 112. ob er eine neue Ausgabe der Ethik ſeines Vaters veranſtaltet 113.

νέμειν und *ἀπονέμειν* 218.
νόμος definirt 231.

O.

Oneſikritos, Quelle Plutarch's 48. A. 3.

οἱ νοῦν ἔχοντες 204. 209.
οἶκος = *ἵππος* 207.
Ὀλυμπιονῖκαι, Schrift des Ariſtoteles, von alexandriniſchen Grammatikern benutzt 106.

P.

Panaitios 90. Lieſt die Schriften des Platon, Ariſtoteles, und Theophraſtos mit Eifer 148. Seine Kritik über die dem Ariſton von Chios beigelegten Schriften, welche er, mit Ausnahme der Briefe in IV Büchern, ſämmtlich für unächt erklärt 194.

Pankreon, Bruder Theophraſt's 117.

Pariſche Sophiſten 234.

Partikeln, falſch gebraucht von dem Verfaſſer der Briefe des Ariſtoteles 206. 214. 225. 226.

Paſikrates von Rhodos, ein Schüler des Ariſtoteles, nach dem Urtheile des Joannes Philoponos Verfaſſer des IIten Buches der Ariſtoteliſchen Metaphyſik 102.

Patritius, *Franciscus*. Seine Verdienſte um die Geſchichte der Ariſtoteliſchen Schriften 10. Seine Unkunde des Griechiſchen 213. Hält den Hermippos für den erſten Anordner der Ariſtoteliſchen Schriften [ohne zu bedenken, daſs er dadurch die ganze, von ihm auf- und angenommene Erzählung von den Schickſalen dieſer Schriften über den Haufen warf; vergl. *Hermippos*] 67. Anſicht über exoteriſche und eſoteriſche Schriften des Ariſtoteles 269.

Peripatetiker, in Rom 137. 138. Name Zuſ. 288.
Peripatetiſche Schule iſt nicht mit Cicero entartet zu nennen 73. A. 2. Annäherung zur Akademiſchen Schule 87. 88. 146.
Pisonias, Schüler des Ariſtoteles, ſchlieſst ſich in ſeinen Schriften eng an ſeinen Lehrer an 80. 81. 93. Der erſte Verfaſſer einer Art Geſchichte der Philoſophie 81. A. 2. Briefe 190.
Philipp von Makedonien. Seine Briefboten werden von den Athenern aufgefangen 192. Bildung 204. Zuſ. 288.
Philochoros benutzte die Meteorologiſchen Schriften des Ariſtoteles 96. Zuſ. 288.
Philon wirft dem Zeno ſeine Abhängigkeit von dem Peripatetiſchen Moralſyſteme vor 89.
Philoponos, ſ. *Joannes Philoponos*.
Philoſophen. Mündliche und ſchriftliche Polemik der alten Philoſophen unter einander 7. Mittel zur Verbreitung ihrer Werke 135. in Rom 155. vertrieben aus Rom durch Cato den Eiferer 156.
Philoſophie. Eingang derſelben bei den Römern 135 ff.
Photios, Patriarch von Konſtantinopel, kannte noch eine Sammlung Ariſtoteliſcher Briefe 197.
Piſo, Urtheil über die Ethik des Ariſtoteles 150.
Platon mit Ariſtoteles und Theophraſtos der Dreizahl der griechiſchen Tragiker von Cicero zur Seite geſetzt 144. — Er erwähnt in ſeinen Schriften des Ariſtoteles nirgends *) 14. mit Ausnahme einer Andeutung bei Ariſtoxenos Muſikos ebendaſ. — Sein Dialog Laches iſt von Ariſtoteles in ſeiner Ethik berückſichtigt 40. 41.
Plinius, Quellen ſeines naturhiſtoriſchen Werks 98.
Pluralis der Subſtantiva abstracta bei Ariſtoteles ſehr gebräuchlich 210. 213.
Plutarchos. Sein Bericht über die älteſten Schickſale der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften 21. Er ſchöpfte aus Strabon's Werke 23. Nachweis einer Corruptel in der Hauptſtelle 28. Unvollſtändigkeit in der Darſtellung ebendaſ. — Citirt den Ariſtoteles nach Apollodoros und Eratoſthenes 108. 79. Be-

*) Melchior Zeidler (in der Vorrede zu ſeiner: Introductio in lectionem Ariſtotelis) ſtellt jedoch die Vermuthung auf, daſs Platon in ſeinem Parmenides den Ariſtoteles als Gegner ſeiner Ideenlehre, nur unter fremdem Namen auftreten laſſe.

nutzte für das Leben des Alexander das Werk des Hermippos 46. A. 3. Sein Bericht über den Unterſchied der exoteriſchen und eſoteriſchen Schriften des Ariſtoteles 247..

Polemon, Lehrſätze 87.

Politik des Ariſtoteles, benutzt von alten Schriftſtellern 115. Ihre Lückenhaftigkeit iſt unbegründet 114. Annähernde Beſtimmungspunkte ihrer Abfaſſungszeit 114. A. 1.

Polybios Bericht über Timaios 103... ob er Schriften des Ariſtoteles kannte ebendaſ.

Pompejus Trogus ſchöpfte ſein Werk De Animalibus aus Ariſtoteles 98.

Populariter ſcripta 242.

Poſeidonios von Apamea, der Stoiker, las bereits (ſogenannte) eſoteriſche Schriften des Ariſtoteles 50. 96. ſo die Phyſik 100. Er folgte in vielen Stücken dem Ariſtoteles (ἀριστοτελίζειν) 97. Ethiſche Sätze, übereinſtimmend mit Ariſtoteliſchen 90.

Prohmien in den exoteriſchen Schriften des Ariſtoteles 244.

Ptolemäer, ſpätere, als Schriftſteller bekannt 63. 64.

Ptolemaios Lagu, gründet das Muſeion zu Alexandreia 57. — Schickt eine Geſandtſchaft nach Athen an den Theophraſtos 59—60. — Seine Schriften ebendaſ. — Ob er mit Ariſtoteles perſönlich bekannt geweſen 60. Seine Herkunft ebendaſ. A. 3.

Ptolemaios Philadelphos, erzogen durch den Grammatiker Zenodotos von Epheſos 57. Kauft von Neleus aus Skepſis die Bibliothek des Ariſtoteles und Theophraſtos 53. 54. 61. erhielt jedoch nicht die Urhandſchriften der eignen Werke beider Philoſophen 54. Vermehrt die von ſeinem Vater angelegte Bibliothek mit großem Aufwande 60. 61. Iſt den Athenern gewogen 61. Freund der Peripatetiſchen Doktrin 61. Genoſs den Unterricht Straton's des Phyſikers 62. Bemüht ſich um die Herbeiſchaffung möglichſt vieler Werke des Ariſtoteles 62. Seine Schrift über Ariſtoteles und deſſen Werke 63. 68. 69.

παρασκευάζειν = darſtellen 205.

πάρεργα 235.

παρεργῶν = περιεργῶν 210.

περιῶ imperativ. Wendung 202.

περιεργῶν 207.

πλάνη, πλανᾶσθαι, ſpäterer Gebrauch 222.

πολιτεύεσθαι 200. 212.

πολλοὶ πολλάκις 230.

πολυχρόνιος χρῆσις 220.

Πραγματεῖαι, ſ. *Andronikos*.
πραγματεύεσθαι = philoſophari 230.
προαιρεῖσθαι 232.
προηγμένον = verleitet 199.
πρόθυμος, *προθύμως* 210.
πρότερον κρίνειν, ſ. *κρίνειν*.
πρότρεψις ſ. *προτροπή* 225.
πρόχειρος 218. 220.

Φ.

φορά, *ἡ*, *ταὐτομάτου* 217. 218.
φύσις 199.

Ψ.

ψαύειν τῶν ἄκρων 211.
ψῦχος λυσιτελεῖς 210.

R.

Ramus, Streitſchriften gegen ihn Zuſ. 284.
Rhetorik an den Alexander, wird dem Ariſtoteles fälſchlich zugeſchrieben 227.
Riccobonus 268.
Römer, ihre philoſophiſche Litteratur vor Cicero 137. Mangel an ächtem Sinn für Philoſophie ebendaſ.
Rom, Erſcheinen und Folgen der berühmten Philoſophengeſandtſchaft 135. Philoſophen und Rhetoren aus Rom vertrieben 136. Herrſchende philoſophiſche Sekten daſelbſt 136. Der Peripatetismus wird dort nicht heimiſch 137. Studium der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften 137. 138.

ῥοπαὶ αὐτόνομοι 218.
ῥοπῇ ταχείᾳ 201.

S.

Scaimus, *Antonius*, Herausgeber der Politik des Ariſtoteles 114.
Schäfer, *G.*, Urtheil über die Aechtheit der Briefe des Alexander und Ariſtoteles 49.
Schneider, *Saxo*, Anſicht über die älteſten Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften 11. A. 1. Irrthum über den Bericht des Athenaios davon 32.
Scholien zum Ariſtophanes 74. 75. Ueber den Reichthum der alten Litteratur in denſelben 75. Ueber die Grundquellen derſelben 75. 76. Stellen Ariſtoteliſcher Schriften in denſelben er-

wähnt 77. 78. Ausführliche Behandlung mehrerer derſelben 78. 79. 80.

Schüler der Philoſophen ſind die Verbreiter ihrer Werke 7. Schüler des Ariſtoteles und der alten Philoſophen überhaupt verfaſſen Schriften nach den Lehrvorträgen ihrer Meiſter *) 70 und die Zuſätze zu dieſer Seite. — *Ἐσωτερικοί* genannt im Gegenſatze zum gröſseren Publikum (*οἱ πολλοί*) 251.

Sepulveda, ſ. *Geneſius Sepulveda.*

Simplikios, Bericht über eine zwiefache Ausgabe des Kategorienwerks des Ariſtoteles zu Alexandreia (aus Adraſtos) 72. Urtheil über die Briefe des Ariſtoteles 186. Ueber Eintheilung und Scheidung der Ariſtoteliſchen Schriften 257—261.

Sklaven. Gebildete Sklaven und Freigelaſſene der Philoſophen befördern die Verbreitung der Werke ihrer Herren 7.

Sofikrates, Kritik der dem Stoiker Ariſto Chius beigelegten philoſophiſchen Schriften 194.

Sotion 283.

Speuſippos 84. Metaphyſiſche Schriften dem Cicero bekannt 161. Zuhörer des Iſokrates Zuſ. 286.

Staſeas von Neapolis, ein Peripatetiker zu Rom im Hauſe des M. P. Piſo 138. 139.

Stilpon der Megariker entzieht dem Theophraſtos Schüler 91. Schreibt einen Dialog: Ariſtoteles 91.

Stoiker 88. Vorwurf, den ihnen Cicero macht 88. Der ganze ethiſche Theil ihrer Doktrin iſt aus dem Ariſtoteliſchen Syſtem entlehnt 89. Ihre grammatiſchen und rhetoriſchen Beſtrebungen 89. 90. Phyſikaliſche Beſtrebungen 91. Die älteren Stoiker laſen lange vor Cicero's Zeit die Schriften des Ariſtoteles 148. Ihre Sekte gewinnt in Rom Anhänger 135.

Strabon. Lehrer deſſelben Andronikos von Rhodos 129. Erreicht ein hohes Alter 123. A. 3. Abfaſſungszeit ſeines geographiſchen Werks 130. — Bericht über die älteſten Schickſale der Ariſtoteliſchen und Theophraſtiſchen Schriften 18 — 21. Dient dem Plutarchos zur Quelle, ſ. *Plutarchos.* Sein geſchichtliches Werk: *Ὑπομνήματα ἱστορικά*, benutzte Plutarch 24. Giebt ſein

*) Ebenſo abhängig waren ſpäter in der chriſtlichen Zeit viele Ausleger der Werke des Ariſtoteles von ihren Lehrern. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Commentaren entſtand aus wörtlicher Benutzung der mündlichen Vorträge älterer Ausleger, welche von ihren Jüngern bekannt gemacht wurden.

eignes Raiſonnement über die Urſachen des Verfalls der Peripatetiſchen Schule und Philoſophie in Form geſchichtlicher Thatſachen 26. 29. 53. Geſchichtlicher Kern ſeines ganzen Berichts 114. 115. Folgerungen daraus 29. Er betrifft nur die Urhandſchriften beider Philoſophen 29. 55. Es iſt nicht darin geſagt, daſs Ariſtoteles ſeine Schriften unedirt dem Theophraſt übergeben habe 52. 53. Sein Bericht ſcheint lückenhaft zu ſein 128. Von dem Unterſchiede exoteriſcher und eſoteriſcher Schriften wuſste er nichts Gewiſſes 241.

Straton von Lampſakos, der Koryphäe der älteren Peripatetiker 62. Sein Aufenthalt am Hofe des Ptolemaios Philadelphos zu Alexandreia ebendaſ. Seine Briefe an deſſen Gemalinn Arſinoë 62. A. 7. Seine eigenthümliche Richtung 83. Seine metaphyſiſchen Schriften dem Cicero bekannt 161.

Suidas, Bericht über das Schickſal der Ariſtoteliſchen Schriften 22.

Sulla. Deſſen Verfahren in Athen 122. Läſst die Bibliothek des Apellikon für ſich nach Rom bringen 122. Sein Tod 127.

Symmachos citirt den Ariſtoteles 78. 79.

σάλος 221.
στιβαρός 203.
συμπτώματα 213.
Συναγωγαὶ φαρμακῶν ἀκεσομένων 96.

T.

Themiſtios, Beſtimmung des Unterſchiedes der exoteriſchen und eſoteriſchen Schriften des Ariſtoteles 252—253.

Tiecodektes, Schüler des Ariſtoteles, Verfaſſer eines Werks über Rhetorik 154. 228.

Theophraſtos erwähnt in ſeinen Schriften des Ariſtoteles nicht 41. — Schriften deſſelben von Cicero erwähnt 144. rhetoriſche 154. metaphyſiſche 161. Viele ſeiner logiſchen (z. B. *Περὶ Καταφάσεως* u. a.), phyſikaliſchen, u. a. Schriften ſtehen im engen Bezuge zu Ariſtoteliſchen 80. 81. 82. — Stoiker laſen ſeine Schriften 148. Epikuros beſtreitet naturwiſſenſchaftliche Anſichten deſſelben 92. Schriften deſſelben über Naturwiſſenſchaft werden von Klearchos von Soli benutzt 100. 109. Seine hiſtoriſchen Schriften von Timaios dem Tauromeniten 106. Gründe, warum er ſeine Bibliothek dem Neleus vermachte 116. 117. Er wird wegen gewiſſer Anſichten von al-

len Sekten angegriffen 148. Urtheil des Krantor über ſeinen Stil 88.

Theopompos citirt den Ariſtoteles 80.

St.-Thomas 268. 273.

Tiberius, Grammatiker, Verfaſſer der (unter Demetrios Phalereus Namen bekannten) Schrift *Περὶ Ἑρμηνείας*, giebt eine Theorie des Briefſtils 195.

Timaios, Feind des Stagiriten 7. 103. Treffende Charakteriſtik ſeiner Schmähſucht, Bosheit, und Unredlichkeit bei Polybios 104. — Von Ariſtoteles las er nicht nur die Politien, ſondern auch andere Schriften 104. 105. Benutzte hiſtoriſche Schriften des Theophraſtos 106.

Titze. Irrthum in Auslegung der Stelle des Strabon berichtigt 56. 57. Seine Anſicht über die älteſten Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften 56. A. 1.

Tyrannion der Aeltere 122. Lebensumſtände 123 ff. Zeit, wann er ſich die Handſchriften aus Sulla's Bibliothek verſchaffte 155. Vertrautes Verhältniſs mit Cicero 124. 125. 126.

Tyrannion der Jüngere 122. A. 2.

θεραπεύειν in den Briefen 212.
θεραπεύειν τινά bei Plutarch 126.
θέσεις, Titel einer Schrift Theophraſt's 88.
θέσεις λεκτόζιον 27.
θηριώδης 232.
θησαυρίζω 212.
θησαυρός, ſpätere Bedeutung bei Kirchenſchriftſtellern 213.
ταχύτης τῶν πραγμάτων 217.
τιμὴ οἰκεῖον ἀρετῆς 213.
τριετηρίας — σάλος 221.
τύχη, ſeltenere Bedeutung 199.
οἱ τυχόντες 231.

U.

Umſchreibende Redeweiſe 231.
Urhandſchriften des Ariſtoteles und Theophraſtos, Schickſale derſelben 32. 53. 54. — Scheinen nach Apellikon's Benutzung verloren gegangen zu ſein 121.

ὑπάρχειν, Gebrauch bei Ariſtoteles 226. mit *περιεῖναι* verbunden ebendaſ. *ὑπάρχον εἶναι* 226.

ὑπὲρ ἄνθρωπον 222.
ὑπερβάλλεσθαι ohne Objekt 230.
ὑπερέχειν 211.
ὑπεροχή 211.
ὑπό und ἀπό 199. τὸ ὑπὸ τύχης (Arist. Eth. Nicom. Lib. X, cp. 5) erklärt 200.
ὑπομνήματα und λόγοι zu ſcheiden 243.
ὑστερίζειν 231.

V.

Valerius Maximus, deſſen Glaubwürdigkeit 95.
Victorius 227.
Voſſius, G. J., richtige Anſicht über die Geſchichte der älteſten Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften 55.

X.

Xenarchos von Seleucia, Zeitgenoſs des Tyrannion und Lehrer Strabon's, vergl. G. J. Voſſius De Hiſt. gr. p. 186.
Xenokrates berückſichtigte die Ariſtoteliſchen Schriften 84. Er ſelbſt von Ariſtoteles mehrmals namentlich erwähnt *) 85. — Von Plutarch den Peripatetikern beigezählt 85. Vertheidigte Sätze des Platon gegen Ariſtoteles Angriffe 86. Uebereinſtimmung mit Ariſtoteles in der Ethik 146. Seine metaphyſiſchen Schriften dem Cicero bekannt 161. Verhältniſs zu Ariſtoteles Zuſ. 285 — 288.
Xenophon. Ihm ſprach Demetrios Magnes die *Λακεδαιμονίων Πολιτεία* ab 67. A. 2. Todeszeit 41.

---

*) Wie wichtig die von uns verſuchte (Ariſtotelia, Th. I, S. 63 — 71) Feſtſtellung des wahren Verhältniſſes zwiſchen Xenokrates und ſeinem groſsen Zeitgenoſſen ſei, ergiebt ſich aus den fächerlichen Irrthümern und Abſurditäten, zu welchen eine falſche Anſicht über daſſelbe Aeltere wie Neuere verleitet hat. So fand Franz Patritius (Discuſſ. Peripatet. T. I, Lib. III, p. 22) einen Grund, dem Ariſtoteles die Topica abzuſprechen, darin, „daſs in dieſer Schrift Xenokrates zwar ohne lobenden Beifatz, aber doch ohne alle Spur irgend einer Animoſität erwähnt werde"; welche Abgeſchmacktheit Buhle (Ariſtot. Opp. T. III, p. 5) mit einem Worte zurückweiſen konnte, wenn er ihr nicht ſelbſt einigen Glauben geſchenkt hätte.

Z.

Zeidler, *Melchior*. Ueber ſeine: Einleitung in das Studium des Ariſtoteles 257. Deſſen Anſicht über exoter. und eſoter. Schriften des Ariſtoteles 269.

Zell. Irrige Anſichten 157. 200. Ueber den Verfaſſer der Rhetorica ad Alexandrum 229.

Zenon, der Stoiker, von Philon getadelt, ſ. *Philon*.

Zenodotos von Ephesos, erſter Bibliothekar zu Alexandreia und Erzieher der Kinder des Ptolemaios Lagu 57.

Zwinger 268.

Druckfehler.

Seite 149 Zeile 12 ſtatt hatte lies hat.

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerei des Waisenhauses.

Geschichte
der
Aristotelischen Schriften
im
Mittelalter.

Eine gekrönte Preisschrift
von
Jourdain.

Aus dem Französischen übersetzt, mit einigen Zusätzen und Berichtigungen und einem Namenregister
von
Dr. Adolf Stahr.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1831.

Forschungen

über

Alter und Ursprung

der

lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles

und

über griechische und lateinische von den Scholastikern benutzte Commentare;

eine

von der Akademie der Inschriften gekrönte Preisschrift

von

Jourdain.

Aus dem Französischen übersetzt, mit einigen Zusätzen und Berichtigungen und einem Namenregister

von

Dr. Adolf Stahr.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1831.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS

Seinem theuren Freunde

Carl Meinicke

Doctor der Philosophie
und Subrector am Gymnasio zu Prenzlow

und

Seinem geliebten Bruder

Wilhelm Rudolph Stahr

Mitgliede des philologisch-pädagogischen
Seminars
und Lehrer am Gymnasio zu Stettin

widmet

diese Uebersetzung

als ein Zeichen seiner Liebe und Freundschaft

d. U.

Vorrede

des

ungenannten französischen Herausgebers.

Die Schrift Jourdain's über die alten Uebersetzungen des Aristoteles war kaum von der Akademie der Inschriften mit dem Preise gekrönt worden, als auch schon der Tod diesen jungen hoffnungsvollen Schriftsteller dahinraffte. Nach erfolgter Entscheidung der Akademie hatte Jourdain einen neuen Plan für sein Werk entworfen, dessen vollständige Ausführung indefs durch die langwierigen Leiden seiner Krankheit verhindert wurde. Jedoch hatte er nach diesem neuen Plane die drei ersten Kapitel des Werks abschreiben lassen, und noch auf seinem Todtenbette nahm er einem Freunde, welchen er mit der Herausgabe seiner Schrift beauftragt hatte, das Versprechen ab, in keiner Hinsicht von diesem neuen Plane abzuweichen. Das in einem so erschütternden Au-

genblicke gegebene Versprechen ist gewissenhaft gehalten worden, obgleich es der Herausgeber selbst vielleicht vorgezogen haben würde, das Manuscript, wie es der Akademie überreicht worden war, abdrucken zu lassen. Obgleich nun Jourdain an sein Werk nicht hat die letzte Hand legen können, so bleibt es dennoch nicht minder schätzbar durch die Tiefe der Forschungen und die Fülle von Bemerkungen, welche es für den betreffenden höchst interessanten Theil der Litteraturgeschichte darbietet; und die Freunde der Wissenschaft sind dem Herrn Grafen *d'Hauterive* Erkenntlichkeit schuldig, welcher grofsmüthig die Druckkosten übernommen hat.

Ein Wort über Jourdain und seine Schriften.

Jourdain's herrschende Leidenschaft war die Arbeit. Er warf sich auf das Studium der orientalischen Sprachen mit einem Eifer, welcher die Aufmerksamkeit der Behörde erregte; und man stiftete eigends für ihn die Stelle eines Secrétaire-adjoint an der Specialschule der orientalischen Sprachen, welche er bis zu seinem Tode bekleidet hat. Die bloſse Anführung seiner vollendeten Werke läſst ermessen, wieviel die Wissenschaft an diesem eifrigen Orientalisten verloren habe. Sie sind aufser dem vorliegenden Werke:

1. Mémoire sur l'observatoire de Meragals et sur les instrumens employés dans cet observatoire. In 8.
2. Notice du jardin de la sûreté, Histoire universelle écrite en Persan par Mirkhond. 1 Bd. in 4.
3. La Perse. 5 Bände in 8.
4. Histoire de l'élévation et de la chûte des Barmécides. 2 Bände in 8.

Man verdankt ihm ferner noch die französische Uebersetzung von *Thornton's „Zustand der Türkei"* in zwei Octavbänden. Ferner eine grofse Anzahl von Artikeln in der *„Biographie universelle"*, in den *„Annales des voyages"*, und den *„Fundgruben des Orients"*; unter anderen die Uebersetzung von Khondemir's, des persischen Historikers, *„Leben Avicenna's"* mit beigefügtem persischen Texte; eine „Nachricht über Abulfeda, seine Familie, und seine Schriften". Endlich die Uebersetzung weitläufiger Auszüge aus der Chronik des Ibn Ferat, und das Sachregister zu diesem weitläufigen Werke, welches aus der Bibliothek zu Wien nach Paris gebracht worden war. Neben mehreren Auszügen aus arabischen Schriftstellern hat er noch einige Aufsätze geliefert, welche für die neue *Geschichte der Kreuzzüge* benutzt worden sind.

Im kaum vollendeten dreifsigsten Jahre entrifs ihn der Tod seiner Familie und seinen Freunden. So jung! so inmitten aller Erfordernisse eines glück-

lichen Lebens! Eine junge liebenswürdige Gattinn, ein ihm kaum geschenktes Kind, eine achtungswerthe Familie, deren Zierde er durch seine Gelehrsamkeit und seinen zu erwartenden Ruhm, und deren Liebling er durch die Eigenschaften seines Herzens war. *O avidi Ditis regna!* Und in welchem Augenblicke nahte ihm der unerbittliche Tod! In dem Augenblicke, als er eben die süfseste Belohnung seiner Anstrengungen, die, auf welche er den meisten Werth legte, die ehrenvolle Entscheidung der Akademie und die ehrende Anerkennung aller der achtungswürdigen Männer, empfangen hatte, welche seine Schritte dieser Bahn zugewendet hatten, und seine Fortschritte mit so viel Theilnahme verfolgten.

Vorwort
des
deutschen Uebersetzers.

Nur wenige Worte hat der Uebersetzer dem geneigten Leser über seine Arbeit zu sagen. Er unternahm dieselbe in der Absicht, einem wahrhaft trefflichen Buche, welches er durch längeres Studium liebgewonnen hatte, hier in Deutschland mehr Eingang zu verschaffen, da er zu bemerken glaubte, dafs es seit seinem Erscheinen weit weniger als es verdient berücksichtigt worden, ja, im Ganzen noch so gut wie unbekannt sei *). Es lag diese Absicht

*) Nur in *zwei* gelehrten Zeitschriften ist, soviel mir bekannt, auf dies Werk, als auf eine der vorzüglichsten und wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der Litteratur des Mittelalters, aufmerksam gemacht worden, nämlich in einer kurzen Anzeige in *Dr. Leonhard Berthold's Krit. Journal der neusten theolog. Literatur*, Bd. XIV, S. 319 bis 326; und in einer ausführlicheren Würdigung in den *Götting. gelehrt. Anzeigen*, 1819, St. 142, (B. III. S. 1409 bis 1424).

für ihn um so näher, da er selbst, wenn Gott Gesundheit und veränderte Verhältnisse Muſse und Geistesheiterkeit verleihen, die *Geschichte der Aristotelischen Schriften* von der Zeit des Stagiriten bis auf die Periode zu führen gedenkt, mit welcher das vorliegende Werk beginnt; eine Arbeit, deren erster Theil, die Zeit von Aristoteles bis auf Andronikos von Rhodos umfassend, binnen Kurzem erscheinen wird. Dazu glaubte er durch zweckmäſsige Auslassung mehrerer für deutsche Leser unnöthiger Stellen das Werk auf einen geringeren Umfang zurückführen, und dadurch auch den Preis verringern zu können. Wenn die erstere Absicht nun zwar in geringerem Maafse, als der Uebersetzer erwartete, in Erfüllung gegangen ist, so lag die Schuld an einem anderen Umstande, welcher hoffentlich dem Buche selbst nicht nachtheilig geworden ist. Da nämlich der Uebersetzer bei seiner Arbeit einen ausgedehnteren Kreis von Lesern, und unter diesen vorzüglich solche im Auge hatte, deren Studien sie nicht eben vorzugsweise dem von Jourdain bearbeiteten Felde der Litteratur und Geschichte zugeführt hätten; so entstand in ihm der Plan, durch einzelne Bemerkungen und Zusätze, meist historischer Art, solchen Lesern eine, wenn auch geringe, doch bei der Lectüre eines Werks, wie das vorliegende, nicht zu verachtende Hülfe zu gewähren. Demselben Zwecke gemäſs sind auch dem von mir angefertigten *Namenregister* die in Klammern eingeschlossenen biographischen und Litteratur-Notizen ange-

hängt worden. Die in der ersten Abtheilung am Rande beigefügten Seitenzahlen des Originals erleichtern den Gebrauch für Anführungen des Originals, und verstatteten auch bei der Bearbeitung selbst häufige genauere Vor- und Zurückweisungen.

Ausgelassen sind, aufser der Uebersetzung des Seite 170 bis 173 befindlichen Briefes Kaiser Friedrich's II., die von Jourdain für *seine*, des Deutschen unkundigen Leser ins Französische übersetzten langen Stellen aus den, in der IIten Abtheilung Seite 232 und Seite 235 angezeigten Werken von Heeren, Buhle, und Tennemann, da diese leicht zugänglich, die Ansichten jener Gelehrten aber, den Hauptsätzen nach, in der ersten Abtheilung des Werkes selbst dargestellt sind. Die Zusätze des Uebersetzers sind theils durch Klammern, [ ], theils durch Sternchen, *), bezeichnet. Eine grofse Anzahl von Versehen, besonders in Schreibung von Eigennamen, Angabe von Büchertiteln und Citaten, sowie sinnstörende Druckfehler sind, zum Theil stillschweigend, berichtigt worden, oft nicht ohne Aufwand von Mühe und Zeit. Doch mag allerdings noch Manches der Art hie und da der Aufmerksamkeit des Uebersetzers entgangen sein, während ihm zu anderen Berichtigungen die nöthigen Hülfsmittel fehlten. Für mehrere litterarische Nachweisungen seltener, von Jourdain höchst ungenau angeführter Werke, welche ich der theilnehmenden Gewogenheit des Herrn Prof. Dr. *Thilo* verdanke, erlaube

ich mir Demselben hierdurch öffentlich meinen Dank auszusprechen.

Sollte der Uebersetzer in seiner Erwartung sich nicht getäuscht haben, sollte manchem Freunde der Aristotelischen sowie der gesammten Litteratur des Mittelalters seine Arbeit auch in ihrer unvollkommenen Gestalt willkommen sein; so würde dies den schönsten Lohn für eine Arbeit gewähren, welche, mit Lust und Freudigkeit begonnen, unter den ungünstigsten und niederdrückendsten äufseren Umständen zu Ende geführt wurde.

Halle, den 23sten Julius 1831.

A. St.

Inhaltsverzeichniſs.

Inhalt der ersten Abtheilung.

Seite.

Einleitung 1

Erstes Kapitel. 1) Bestimmung der den Scholastikern bekannten Werke des Aristoteles. 2) Verschiedene Arten der von ihnen benutzten Uebersetzungen . . . 22

Zweites Kapitel. Untersuchungen über das Alter und die Verfasser der *lateinisch-griechischen* Uebersetzungen des Aristoteles 46

§. I. Ueber das Studium des Griechischen im Occidente, und über die Ursachen, welche dasselbe im XIIIten Jahrhunderte verbreiteten 46

§. II. Ueber *Robert*, Bischof von Lincoln, und *Johann Basingestokes* 56

§. III. Von einigen Uebersetzungen aus dem XIIIten Jahrhunderte. Zwei Uebersetzer mit Namen *Boëthius* . 62

§. IV. Ueber *Wilhelm von Moerbeka* 69

§. V. Ueber einige Uebersetzungen von bekanntem Alter, aber unbekannten Verfassern 73

Drittes Kapitel. Von Einführung der arabischen Philosophie im Abendlande und Untersuchungen über die *arabisch-lateinischen* Uebersetzungen 79

§. I. *Constantinus Africanus* 101

§. II. *Gerbert* 103

§. III. *Adelard* v. Bath 104

§. IV. *Robertus Retinensis*, und *Hermann von Dalmatien* 105

§. V. *Plato Tiburtinus* 110

§. VI. *Alfred* und *Daniel von Morley* 110

Glänzende Periode der Universität zu Paris seit dem XIIIten Jahrhunderte 113

Seite.

§. VII. *Aurelius*, *Eugenius Ammiratus*, *Philippus*, *Marcus* 114
§. VIII. Ueber den Archidiakonus *Dominicus Gondisalvi* und den Juden *Johann*, bekannt unter dem Namen *Johannes Hispalensis* 116
Die arabische Philosophie findet in der Zeit von 1130 bis 1150 bei den Abendländern Eingang . . . 128
§. IX. Ueber *Gerard von Cremona* 128
§. X. Ueber *Michael Scotus* 133
Die Thiergeschichte des *Aristoteles* ist verschieden von der des Aristoteles, obgleich Buhle und Schneider beide verwechselt haben 133
Alpetragius von Sevilla, Verfasser einer, im XIIIten Jahrhunderte sehr verbreiteten, und von Michael Scotus übersetzten Schrift über die Astronomie. Ein Specimen davon (Specim. No. II.) 141
§. XI. Von den, auf Alphons X. Befehl verfaßten Uebersetzungen 145
Ueber die Art und Weise, das Arabische durch Vermittelung des Kastilischen ins Lateinische zu übersetzen 147
§. XII. *Hermannus Contractus*, und *Hermannus Alemannus* 143
§. XIII. Ueber *Boëthius* und seine Uebersetzungen . . 160
Das bekannte *Schreiben Friedrich's II.* wird erklärt und diesem Fürsten vindicirt 165
Die *neue Uebersetzung* der Werke des Aristoteles, welche man dem *St.-Thomas* verdankt, erschien zwischen 1260 und 1270 175
Viertes Kapitel. Musterung der alten lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles, welche in der Königl. Bibliothek zu Paris befindlich sind 177
§. I. Logische Schriften 177
§. II. Libri physici 178
§. III. Libri De coelo et mundo 178
§. IV. Libri De generatione et corruptione 179
§. V. Libri Meteorum 179
§. VI. Libri De anima 181
§. VII. Libri De sensu et sensato; De memoria et reminiscentia; De somno et vigilia; De longitudine et brevitate vitae; De juventute et senectute; De vita et morte; De respiratione 181

§.

Seite.

§. VIII. Libri De historiis animalium; De progressu; De causa motis; Libri IV De partibus; Libri V De generatione 182
§. IX. Liber De plantis et vegetabilibus 185
§. X. Liber Physiognomiae 185
§. XI. Liber Problematum; De coloribus; De lineis . 186
§. XII. Libri Metaphysicorum 186
§. XIII. Ethicorum libri VIII. 188
§. XIV. Magna Moralia 190
§. XV. Libri VIII Politicorum et II Oeconomicorum . 190
§. XVI. Die Rhetorik und Poëtik 191
§. XVII. Liber De proprietatibus elementorum 191
§. XVIII. Liber De causis 192
§. XIX. Liber: Secreta Secretorum 194
§. XX. Vita Aristotelis 194

Fünftes Kapitel. Ueber das Schicksal des Aristoteles auf der Universität zu Paris 195
Das Verdammungsurtheil der Universität zu Paris über die Aristotelischen Schriften zeigt, dafs es sich damals um *arabische* Uebertragungen handelte . . 200
Urtheil des Roger Bacon über dieses Verdammungsurtheil 200

Sechstes Kapitel. Von der Fortpflanzung der Wissenschaft im Mittelalter, und von den Verbindungen der verschiedenen Schulen untereinander 207
Schlufsfolgerungen 214

Inhalt der zweiten Abtheilung.

Seite.

Ansichten der Gelehrten, Nöphus, Fr. Patritius, Lud. Vives, Scaliger, Selden, Gassendi, Tribbechovius, Chr. Dreiv, Hottinger, Heumann, Schneider, Ackermann, Heeren, Buhle, Tennemann, Camus, Degerando, Middeldorpf, Moller, über die Einführung und Verbreitung lateinischer Uebersetzungen von griechischen oder arabischen Schriften . 227 — 238
(g) Aeufserung des Abälard gegen Heloise über die veränderte Richtung ihrer Studien 238

Seite.

[h] Johann v. Salisbury. Seine Lebensumstände und Studien; Wichtigkeit seiner drei Werke: *Policraticus, Metalogicus*, und *Thesaurus epistolicus*, für die Litteraturgeschichte . . . . . 238 — 243
Ob *Joh. Sarisberiensis* Griechisch verstanden . . . 243
Die Aristotelischen Werke benutzte er *nur* nach Boëthius Uebersetzung . . . . . 244 — 245

[i] Hugo a St.-Victore kannte die arabischen Philosophen nicht . . . . . 245 — 247
Wilhelm de Conchis erwähnt in seinen Schriften keines arabischen Schriftstellers 247

[k] Adelard v. Bath. Seine Lebensumstände . 247 — 249
Ueber seine Schrift: *De eodem et diverso* . . . 249 — 259
Ueber seine Schrift: Quaestiones naturales 259
Er ist Verfasser einer arabisch-lateinischen Uebersetzung des Euklid . . . . . 262 — 263
Autorität seiner Ansichten im M. A. 263

[l] Alanus ab Insulis 263
Sein Gedicht; *Anti-Claudianus* . . . . . 264 — 269
[m] Ueber den Katalog der Bibliothek des Klosters Bobbio 269
[n] *Abälard* benutzt die Uebersetzungen des Boëthius . 270
[o] *Robert von Courçon* 270
Caesar v. Heisterbach kennt den Aristoteles nicht 271

[p] Wilhelm v. Auvergne. Lebensumstände, Charakter 271
Ueber seine Benutzung des Aristoteles und Platon, sowie einiger arabischen Philosophen . . . . . 272 — 281

[q] Albertus Magnus. Lebensumstände . . . 281 — 284
Als *Philosoph* betrachtet 284
Er weicht in Behandlung der Aristotelischen Philosophie von allen seinen Vorgängern ab . . . . 284 — 285
Anordnung seiner Schriften 286
In diesen findet man alle Werke angeführt, welche man damals dem Aristoteles zuschrieb 287
Abfassungszeit seiner Schriften 287
In seinen *logischen* Schriften benutzte er die Uebersetzung des Boëthius, und die Schriften arabischer Philosophen 288

Seite.

Bemerkungen über seine einzelnen Werke:

I. *Libri Physicorum* 290
II. *De coelo et mundo* 291
III. *De natura locorum* 293
IV. *De proprietatibus elementorum* 294
V. *De generatione et corruptione* 295
VI. *Libri Metheorum* 295
VII. *Liber Mineralium* 296
VIII. *Libri De anima* 297
IX. *De nutrimento et nutribili* 298
X. *De sensu et sensato* 298
XI. *De memoria et reminiscentia* 298
XII. *De intellectu et intelligibili* 299
XIII. *De somno et vigilia* 299
XIV. *De juventute et senectute*; cett. 299
XV. *De motibus animalium*; *De principiis motus processivi* 300
XVI. *De vegetabilibus et plantis* 300
XVII. *Die Thiergeschichte* . . . . . 301—322
XVIII. *Libri Ethicorum* 323
XIX. *Libri Politicorum* 326
XX. *Die Metaphysik* 327

[r] Bartholomaeus v. England und seine Schriften . . . . . 329—331

[s] Vincentius Bellovacensis. Sein Leben . . 331
Seine Schriften: Sein *Speculum majus*, Eintheilung . 331
Benutzung Aristotelischer Schriften in demselben, nach den verschiedenen Theilen der Philosophie 335—339

[t] Roger Bacon. Lebensumstände . . . . 339—342
Sammlung aller Details, welche seine Schriften für die Litterärgeschichte des Aristoteles darbieten . 342—354

[u] St.-Thomas v. Aquino. Lebensumstände . 354—356
Vorzüge seiner Arbeiten über Aristoteles 356
Verzeichniss seiner Commentare zum Aristoteles . . 357
Bemerkungen über Einzelne derselben . . . . 358—363

Anhang.

Specimina.

Seite.

I. *Simplicii Commentarius in Praedicamenta* (S. Seite 177 u. 178) 367

II. *Ammonius in Peri-hermeneias* (S. Seite 177 u. 178) 368

III. *Libri Analyticorum posteriorum*, translat. arabico-lat. (S. Seite 177) 368

IV. *Themistii Commentarius in Analyt. posteriora*, translat. arabico-lat. (S. Seite 177 u. 178) 369

V. *Libri Physicorum*, translat. arabico-lat. *prima* (S. (Seite 178) 369

VI. *Libri Physicorum*, translat. arabico-lat. *secunda* (S. Seite 178) 369

VII. *Libri physici*, translat. graeco-lat. (S. Seite 178) . 370

VIII. *Libri De coelo et mundo*, translat. arabico-lat. Mich. Scoti (S. Seite 137.) 371

IX. *Libri De coelo et mundo*, translat. arabico-lat. alia (S. Seite 178) 372

X. *Libri De coelo et mundo*, translat. graeco-lat. (S. Seite 178 u. S. 71) 373

XI. *Simplicii Commentarius in libr. De coelo et mundo*, (S. Seite 178) 375

XII. *Libri De generatione et corruptione*, translat. arabico-lat. (S. Seite 179) 375

XIII. *Libri De generatione et corruptione*, translat. graeco-lat. (S. Seite 179) 376

XIV. *Libri Metheorum*, translat. arabico-lat. (S. Seite 179 — 181) 377

XV. *Libri Metheorum*, translat. graeco-lat. 378

XVI. *Libri IV Metheorum*, translat. arabico lat. . . . 379

XVII. *Alexandri Commentarius in libb. Metheorum* . 380

XVIII. *Libri De anima*, translat. graeco-lat. (S. Seite 181) 380

XIX. *Libri De anima*, translat. arabico-lat. Mich. Scoti (S. Seite 137 u. 181) 382

XX. *Libri de sensu et sensato*, translat. graeco-lat. (S. Seite 181 u. 182) 383

XXI. *Libri De memoria et reminiscentia*, transl. graeco-lat. (S. Seite 182) 384

Seite.

XXII. *De somno et vigilia*, translat. graeco-lat. (S. Seite 182) 384

XXIII. *De juventute et senectute; De vita et morte; De respiratione* 385

XXIV. *De longitudine et brevitate vitae* 387

XXV. *De historiis animalium*, translat. graeco-lat. (S. S. 182) 388

XXVI. *De motu animalium*, translat. graeco-latina (S. Seite 183) 389

XXVII. *De progressu animalium*, translat. graeco-lat. (S. Seite 183) 390

XXVIII. *De partibus animalium*, translat. graeco-lat. (S. Seite 183) 390

XXIX. *De generatione animalium*, translat. graeco-lat. (S. Seite 183) 391

XXX. *Liber De vegetabilibus*, Prolog des Uebersetzers *Alfred von Morlay* (S. Seite 111 u. 184). Text des Aristoteles 391

XXXI. *Physiognomia Aristotelis* (S. Seite 185) . . . 393

XXXI. b. *Liber Problematum* (S. Seite 186) 393

XXXII. *Liber De coloribus* (S. Seite 186) 393

XXXIII. *De indivisibilibus lineis* (S. Seite 186 u. 77) . 394

XXXIV. *Libri metaphysici*, translat. graeco-lat. (S. Seite 186) 394

XXXV. *Metaphysica*, translat. arabico-lat. (S. Seite 187) 396

XXXVI. *Ethica vetus* (S. Seite 77 u. 188) 396

XXXVII. *Ethica nova* (S. Seite 188) 397

XXXVIII. *Liber Ethicorum*, translat. arabico-lat. (S. Seite 189) 398

XXXIX. *Liber Ethicorum*, translat. Rob. de Lincoln (S. Seite 59, 60 u. 189) 398

XL. Specimen einer lateinischen Uebersetzung von des *Eustrathius* Commentare zur Ethik, welche *Robert von Lincoln* verfafst hat (S. Seite 60 u. 189) . . . 400

XLI. *Magna moralia*, translat. graeco-lat. auctore *Bartholomaeo de Messina* (S. Seite 69 u. 190) . . . 400

XLII. *Libri Politicorum*, translat. graeco-lat. (S. Seite 190) 401

XLII. b. *Libri Yconomicorum*, translat. graeco-lat. (S. Seite 190) 402

Seite.

XLIII. *Rhetorica*, translat. graeco-lat. (S. Seite 191) . 402
XLIV. *Rhetoricae. Liber III.*, translat. graeco-lat. (S. Seite 191) 403
XLV. *Dedication und Anfang der an seinen Neffen gerichteten Schrift des Adelard von Bath De eodem et diverso* 404
XLVI. *Auszug aus Albertus M. über das Buch De causis* (S. Seite 192) 406
XLVII. *Ueber Constantin den Afrikaner* (S. Seite 101) . 410
XLVIII. *Prolog des Avendeath* vor der lat. Uebersetzung von *Avicenna's Schrift De anima* (S. Seite 119 u. 127 412
XLIX. *Gondissalinus de immortalitate animae* (S. Seite 121) 413
L. *Auszug aus Fr. Pipini's Chronik über Gerard von Cremona* (S. Seite 128) 414
LI. *Alpetrongii Astrologia* (S. Seite 142) 415
LII. *Postscriptum des Hermannus Alemannus zu Ende seiner Uebersetzung der Ethica* 416
LIII. *Leonardi Aretini epistola* (S. Seite 57) 417
Namenregister . . . . . 420 — 437

Erste Abtheilung.

Einleitung.

Schwierigkeiten der Aufgabe. Meinungen, welche sie veranlafst hat. Fragen der Akademie. Wege, welche zu deren Beantwortung führen.

Die Unruhen, welche Europa nach dem Tode Karl's des Grofsen erschütterten, die bürgerlichen Kriege, die Barbareneinfälle verminderten allmälig, und vernichteten zuletzt den vorübergehenden Glanz, dessen sich die Wissenschaften unter diesem grofsen Herrscher erfreut hatten. Man findet während des Xten Jahrhunderts nur eine sehr geringe Zahl von Männern, welche sich mit denselben beschäftigten, und dazu besitzen wir von diesen nicht einmal alle ihre Werke. Das Wiederaufleben der Philosophie fällt in das XIte Jahrhundert, und seit dieser Epoche bemerken wir das Entstehen der Sekte der *Nominalisten* und *Realisten*. Wer auch der Urheber [1]) derselben gewesen sein möge, 2
immer bleibt es wahr, dafs der Beginn dieser grofsen Spaltung in unsern Schulen nicht über das XIte Jahrhundert hinausgeht. Sobald einmal der Anstofs gegeben war, wendeten sich die Geister

1) Man sehe die treffliche Abhandlung von *Chr. Meiners*: *De Nominalium et Realium initiis*. ap. Soc. Reg. Gotting. commentatt. T. XII, p. 24 ff.

mit Eifer einer neuen Art des Studiums zu. Sie erkannten keine Gränzen mehr; und nachdem sie sich anfänglich allein in der rationellen Philosophie geübt hatten, umfafsten sie in ihrem Forschen alle Zweige der Philosophie. Naturwissenschaften, Mathematik, Metaphysik, mit den verschiedenen, sich daran knüpfenden, Untersuchungen, alles wurde Gegenstand der allgemeinen Studien; und so grofs war der Fortschritt dieser Studien, dafs gegen das Ende des XIIIten Jahrhunderts die Philosophen Griechenland's und Rom's, ebenso gut wie in unsern Tagen, bekannt waren. Die Schulen ertönten von ihren Namen, von der Auslegung ihrer Schriften. Ein Lehrer der Scholastik erwarb den seines Titels würdigen Ruf nur erst, wenn er dieselben öffentlich erklärt hatte.

Dazu kam, dafs damals die, heutzutage vergessenen, arabischen Philosophen, *Avicenna, Averroës, Avem-Pace*, einer grofsen Berühmtheit genossen; dafs man oft mehr als eine Uebersetzung eines und desselben Autors hatte; dafs, indem man verschiedene Uebersetzungen mit einer, zuweilen bewundernswürdigen Sorgfalt und Scharfsinne verglich, man dahin gelangte, sie aufzuhellen, zu vereinigen, und die zahlreichen Fehler derselben zu verbessern. Man würde sich also einen offenbaren Irrthum zu Schulden kommen lassen; wenn man sich das XIIIte Jahrhundert als eine Zeit der Unwissenheit vorstellte. Niemals betrieb man die Wissenschaften thätiger; zu keiner Zeit ward die lateinische Sprache mit einer gröfsern Anzahl von Werken bereichert, genofs die Gelehrsamkeit mehr Ansehn. Aber man mufs zugestehn, dafs Geschmack und Urtheil selten ihre Anwendung leite-

ten. Man befleifsigte sich, viel zu wissen, ohne sich darum zu kümmern, ob man es gut und überhaupt wie man wisse. Die Wahrheit zu erkennen bestrebte man sich am wenigsten.

Aristoteles spielte unter diesen Umständen die wichtigste Rolle. Seit einer langen Reihe von Jahrhunderten dienten seine Schriften über die Kunst zu urtheilen als Richtschnur in den Schulen. Man mafs die Geschicklichkeit eines Lehrers je nach seiner mehreren oder minderen Kenntnifs dieser Werke des Aristoteles. Der Ruf, welchen dieser als Logiker genofs, gab seiner Autorität eine solche Ausdehnung, dafs man ihn als einen untrüglichen Meister in jeder Art der Wissenschaft ansah. Wenn man sich nicht mit den andern Theilen seiner Doktrin, mit seiner Metaphysik, seinen naturwissenschaftlichen Schriften beschäftigte, so lag der Grund darin, dafs man davon nur einige Anführungen bei den lateinischen Philosophen oder den Kirchenvätern besafs. Als man aber diese letzteren Werke lesen konnte, erhielten die Studien eine neue Richtung. Man verliefs die rationelle Philosophie, oder vielmehr, man wandte die daraus geschöpften Principien an, um die metaphysischen und physischen Schriften zu erläutern und zu erklären. Selbst die gröfsesten Kirchenlehrer standen nicht an, sich diesen rein-menschlichen Studien hinzugeben, sei es, dafs sie dem allgemeinen Drange folgten, sei es, dafs sie diese neuen Doktrinen kennen lernen wollten, um das, was in denselben den Principien der Religion zuwider wäre, bestreiten zu können. In kurzer Zeit wurden die Schriften des Aristoteles, aus dem Griechischen oder nach arabischen Uebertragungen, übersetzt, verbreitet in allen Schulen

des Occidents, öffentlich gelesen und commentirt, die einzigen würdigen Vorwürfe des Nachdenkens.

Dieser reifsend-schnelle Beifall des Aristoteles beschäftigt seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten. Mehrmals hat man der Quelle desselben nachgeforscht; man hat versucht die Fortschritte desselben darzustellen, und zu bestimmen, zu welcher Zeit und auf welchem Wege die Schriften dieses Philosophen in den Occident gedrungen sind. Welche Masse von Begebenheiten bietet diese Epoche dar! Lauter Begebenheiten, welche dazu beitragen konnten, die unbedingte Herrschaft hervorzubringen, welche er ausgeübt hat.

Das christliche Europa, gleich nahe grenzend an Griechenland, wo die Sprache des Aristoteles fortwährend im Gebrauch geblieben war, wie an Spanien, wo unter der Herrschaft der Mauren die Wissenschaften in voller Blüthe gediehen; seine zahlreichen Berührungen mit Aegypten und Syrien durch Vermittelung der Kreuzzüge; die Kenntnifs der griechischen Sprache, welche sich im Occidente bei einigen Gelehrten des Mittelalters erhalten hatte; die grofse Anzahl von Synagogen in den südlichen Provinzen; endlich die Eroberung von Konstantinopel durch die Lateiner; alle diese Umstände zusammengenommen, zu denen man die Arbeiten von Cicero, Victorinus, St. Augustinus, Boëthius über Aristoteles hinzurechnen mufs, combiniren sich dermafsen, bieten der Verschiedenheit der Meinungen einen so weiten Spielraum, dafs es schwierig ist, eine genaue Kenntnifs des reifsend-schnellen Ganges der Philosophie zu

gewinnen, wenn man sich nicht einem tiefen Studium des Gegenstandes hingiebt.

In der That, prüfen wir die seit dem XVten Jahrhunderte bis auf diesen Tag ausgesprochenen Meinungen, so sehen wir zuerst eine schwankende in den Schulen aufbehaltene Tradition herrschen; und in diesen jüngsten Zeiten begegnen wir nur Konjekturen und Hypothesen, auf einem Felde, das man nicht anders als auf Thatsachen gestützt hätte betreten sollen.

Im XVten und XVIten Jahrhunderte war es eine allgemein angenommene Meinung: dafs die Araber von Spanien, bei welchen, während das übrige Europa im Dunkel der Unwissenheit begraben lag, die Wissenschaften blüheten, dem Occidente, nachdem er aus den Finsternissen der Barbarei hervorgetreten war, den Geschmack für dieselben, so wie ihre Denkmäler, überliefert hätten. Man kümmerte sich noch nicht darum, zu wissen, 6
ob diese Mittheilung sich auf alle Produkte der griechischen Philosophie beziehe, oder nur allein auf einige Werke. Man bemühete sich ebensowenig, die Wege zu bestimmen, auf welchen diese Mittheilung zum Occidente vor sich gegangen war; man suchte nicht zu erforschen, ob diese oder jene Schrift des Aristoteles denn wirklich durch Vermittelung der Kreuzzüge oder der Mauren in unsern Schulen Eingang gefunden hatte. Indem man sich, wenn man eben diesen spanischen Arabern die Ehre der Wiedererweckung der Aufklärung beilegte, in ebenso allgemeiner Weise ausdrückte, schlofs man sich einer, im Laufe der Jahrhunderte erhaltenen Tradition an, welche das Andenken einer sehr

richtigen Thatsache überlieferte. Dieselbe Meinung herrschte während des XVIIten Jahrhunderts.

Aber im Laufe des folgenden Jahrhunderts erhoben sich neue Ansichten. Gewisse Kritiker meinten, dafs die Schriften des Aristoteles nach Uebersetzungen, die unmittelbar aus griechischen Texten verfertigt worden, bekannt gewesen seien. Andere behaupteten, dafs wir ihre erste Kenntnifs den Arabern verdankten; und in dieser letzteren Voraussetzung führten die Einen dies Geschenk auf die spanischen Mauren zurück, während die andern den Kreuzzügen diese Ehre zutheilten [*a*]. Wir erblicken zwei sehr gelehrte Männer als Vertheidiger zweier ganz entgegengesetzter Ansichten. Muratori, nachdem er Rigord's Text angeführt hat, fügt hinzu: *Aristoteles in Christianorum occidentalium scholas primus invectus est, sed e Graecia.* Casiri, der in der Bibliothek des Eskorial Kommentare über den Aristoteles von *Averroes* auffand, sagt von diesem berühmten Araber: *Ille Aristotelis opera in arabicum sermonem convertit, eaque doctis commentariis illustravit, adeo ut hac arabica versione latine reddita, priusquam Aristoteles graecus inventus esset, divus Thomas ceterique scholastici usi fuerint* [*b*].

Ich brauche kaum zu bemerken, dafs die Ansichten beider Gelehrten das Gepräge der Richtung ihrer Studien tragen, und dafs sie nicht das Resultat einer tief eindringenden Untersuchung

Fabricius nimmt, aufser den von *Boëthius* herrührenden Uebersetzungen der logischen Schriften, zwei andere Arten von lateinischen Ueberse-

tzungen an. Die erste, um das Jahr 1220 theils aus dem Griechischen, theils aus dem Arabischen, auf Befehl Friedrich's II. verfafst, wurde Männern, die in der Kenntnifs beider Sprachen bewandert waren, übertragen. Die andere, zu deren Verfasser Fabricius den *Thomas Cantiprantanus* macht, wurde im Jahre 1271 auf die Ermunterung des heil. *Thomas von Aquino* veranstaltet [1]).

Renaudot und Brucker [2]) scheinen mir die einzigen zu sein, welche die Schwierigkeiten des Gegenstandes der Untersuchung gefühlt, und denselben mit Aufmerksamkeit behandelt haben. Renaudot dachte darüber folgendermafsen.

Während der ersten Jahrhunderte der Kirche erhoben sich die Kirchenväter gegen die *Aristotelische* Philosophie, selbst gegen die Logik, und zogen ihr die *Platonische* vor, die für die Dogmen des Christenthums bei weitem passender war. Wenn es damals Uebersetzungen des Aristoteles gab, so beschränkten sich diese auf die logischen Schriften.

Unter Karl dem Grofsen und seinen Nachfolgern erschienen neue Uebersetzungen allein von den

1) Biblioth. graeca lib. III, cp. VI. [cp. V, Volum. III, pag. 305. ed. Harl. *Harles* führt daselbst auch die andere Ansicht an, zufolge deren die letztere Uebersetzung nicht dem Th. Cantiprant., sondern dem Guilielmus de Morbeka zugeschrieben wird.]

2) Bibl. graeca Fabr. T. XII. p. 246 und folgg. [*Euseb. Renaudoti* Disquisitio de barbaricis Aristotelis librorum versionibus in Fabric. B. gr. Vol. III. p. 294. ed. Harles.]

logischen Schriften, welche von den Scholastikern des XIten und XIIten Jahrhunderts angewendet wurden. *Abälard, Gilbert de la Porrée* [Porretanus], und die andern Scholastiker derselben Periode kannten nur Schriften dieser Gattung. Die *Metaphysik* fand erst weit später Eingang; sie ward durch das Concilium von 1209 verdammt. Indessen verlor sich die Kenntnifs der griechischen Sprache von Tage zu Tage, und Niemand konnte die durch Ungeschicklichkeit der Abschreiber eingeschlichenen Fehler verbessern.

Die Kreuzzüge führten kein für die Wissenschaft ersprieſsliches Resultat herbei, trotz der zahlreichen Beziehungen, welche sie zwischen Lateinern und Griechen anknüpften. Die Eroberung von Konstantinopel verschaffte griechische Handschriften, nach welchen, wie es scheint, Uebersetzungen der Metaphysik und Phy-
9 sik angefertigt wurden. Die Kreuzzüge verbreiteten die Kenntnifs der Schrift *von der Seele* unter den Christen, und verschafften Europa Werke des Aristoteles in arabischen Uebersetzungen, welche man alsdann ins Lateinische übertrug. Männer, welche weder in den Sprachen noch in der Philosophie bewandert waren, versuchten es, die alten Uebersetzungen mit Hülfe der neuen, aus dem Arabischen abgeleiteten, zu verbessern. Daher zahlreiche Interpolationen, fehlerhafte Lesarten, u. s. f., dergestalt, dafs es bald unmöglich ward, die wahre Philosophie des Aristoteles auszuscheiden. Die nach arabischen Texten verfafsten Uebersetzungen waren aufserordentlich zahlreich; man erhielt sie fast alle aus Spanien, von wo sie sich, durch Vermittelung der Juden,

mit reifsender Schnelligkeit über Europa verbreiteten.

Renaudot drückt seine Ansichten nicht immer klar aus; übrigens wollte er sie auch nur als Vermuthungen angesehen wissen, denn er selbst sagt: *ut, in re obscurissima, conjectando assequi possumus.*

Brucker hatte hinsichtlich des Ursprungs der lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles keine gehörig feste Ansicht. Nachdem er von *Hermannus Contractus* und den arabisch-lateinischen Uebersetzungen, welche Trithemius ihm beilegt, geredet, setzt er hinzu: „Diese Stelle des Trithe„mius wirft ein helles Licht auf die Geschichte der „Philosophie im Mittelalter. Wenn es wahr ist, „dafs Hermann gewisse Schriften des Aristoteles ins „Lateinische übergetragen hat, so ist (was man be„hauptet) falsch, dafs die Schriften des Letzteren „erst im XIIten Jahrhunderte im Occidente Ein„gang gefunden haben. Hat Hermann aus dem „Arabischen übersetzt, so ist es gleichermafsen „unrichtig, dafs *Robertus* Retinensis *zuerst*, wie „viele behaupten, die Kenntnifs der arabischen „Sprache um 1120 aus dem Oriente in den Occi„dent gebracht habe, denn er lebte später als „Hermann. Aus eben dieser Stelle kann man „folgern, dafs Uebersetzungen Aristotelischer „Schriften in den Privatbibliotheken von Klöstern „existirten, und die Zeit feststellen, in welcher „dieser Philosoph in Deutschland bekannt zu wer„den anfing. Somit raubt Hermann dem Kaiser „Friedrich den, gemeinhin ihm allein beigeleg„ten Ruhm, lateinische Uebersetzungen arabischer

„Schriftsteller und griechischer Schriften des Ari-
„stoteles bekannt gemacht zu haben“ [1]).

Im Verfolge seiner Darstellung vermischt Brucker die Werke dieses Philosophen keineswegs, sondern spricht deutlich die Ansicht aus, dafs man sich bis zum XIIIten Jahrhunderte nur der *Dialektik*, nach der Uebertragung des heil. Augustin, und der Uebersetzungen des Boëthius bedient habe. „Je-
„doch läfst sich“, sagt Brucker, „nicht läugnen, dafs
„gegen die Mitte des XIIten Jahrhunderts einige
„Schriften des Aristoteles, doch nur in Privatstu-
„dien, aus Uebersetzungen bekannt gewesen, die
„keineswegs nach griechischen sondern nach ara-
„bischen Texten übergetragen worden waren. Man
11 „könnte sogar in Frage stellen, ob nicht die
„im XIIten Jahrhunderte verfafsten Uebersetzun-
„gen, ähnlich den von Abälard gegebenen, eben-
„sowohl als die Dialektik auch die Physik
„und die Mathematik beträfen. Ein sicheres
„Faktum ist, dafs die Namen der arabischen Philo-
„sophen während dieses Jahrhunderts in den öffent-
„lichen Schulen noch unbekannt waren. Uebrigens
„herrschte in dieser Periode ein Eifer für Beweis-
„führungen und für Dialektik, wie ihn uns ähn-
„lich keine andere Zeit darstellt.“

Der gelehrte Bearbeiter der Geschichte der Philosophie läugnet dessenungeachtet keineswegs, dafs man gegen die Mitte des XIIten Jahrhunderts Aristotelische Schriften in Uebersetzungen aus dem Arabischen gelesen haben möge. Vielleicht benutzte solche *Otto* von Freisingen. Ebenso wahrschein-

1) Brucker (histor. crit. philos. T. III.) p. 670.

lich ist es, dafs durch ihre Seltenheit Kaiser Friedrich II. veranlafst wurde, die Exemplare derselben zu vermehren, oder neue bekannt zu machen. Diese Uebersetzungen verbreiteten sich in Frankreich, und so gewannen allmählig in diesem Reiche, wie in Deutschland und Italien, die dialektischen und metaphysischen Schriften die Oberhand.

Als um das Jahr 1209 griechische Texte von Konstantinopel nach Paris gebracht worden waren, verfafste man davon lateinische Uebersetzungen. Dieser Umstand beförderte die immer wachsende Verbreitung der Aristotelischen Philosophie. Denn obgleich in den Klöstern sich einige, des Griechischen kundige, Mönche befinden mochten, hatte 12
man sich bis dahin doch, bei der allgemeinen Unbekanntschaft dieser Sprache, mit den Uebersetzungen von *Boëthius* und *Victorinus* begnügt.

Uebrigens bezweifelte Brucker keineswegs den von den Arabern auf die Fortschritte der scholastischen Philosophie ausgeübten Einfluſs, und die Frage: „Mufs man die scholastische Philosophie und „Theologie von der Theologie und Philosophie der „Sarazenen ableiten, und die eine für die Mutter „der andern halten?“ ward von ihm *bejahend* beantwortet.

Ein schwer zu erklärender Widerspruch ist es aber, wenn derselbe Gelehrte, nachdem er die Stelle des *Rigord* aufgehellt und angenommen *), und die durch *St. Thomas* geschehene Anwendung von Uebersetzungen aus griechischen Texten anerkannt hat, an einer andern Stelle sagt: „Es ist

*) Brucker a. a. O. T. III. p. 672 684.

„wahr, *Aventinus* lehrt uns, dafs *Friedrich II.* „Uebersetzungen aus dem Griechischen anfertigen „liefs, *aber man kann nicht beweisen, dafs sich „dies auf Aristoteles erstreckt habe,* dessen griechi„schen Text man zweifelsohne nicht vor der Erobe„rung von Konstantinopel und der Auswanderung „der gelehrten Griechen nach Italien in den Schulen „las. Die Schriftdenkmale jener Zeit beweisen, dafs „man damals das Arabische besser als das Griechi„sche verstand. Obgleich Aristoteles auf den be„rühmtesten Universitäten Deutschlands und Ita„liens, zu Bologna, Padua, Ferrara, Neapel, gelesen „wurde, so war die Benutzung des griechischen „Textes doch nur sehr wenigen Gelehrten verstat„tet, und man begnügte sich mit arabisch-la„teinischen Uebersetzungen" [1].

Gegen das Ende des XVIIIten oder den Anfang des XIXten Jahrhunderts wurde in Deutschland die Untersuchung aufs Neue angeregt durch Männer wie Heeren, Tiedemann, Buhle, und Tennemann [c].

Heeren ist weit entfernt, den Arabern den ihnen zugeschriebenen Einfluſs auf die scholastische Philosophie beizulegen. Man las und commentirte den Aristoteles im Occidente lange *vor* der Periode der Bekanntmachung von Uebersetzungen aus dem Arabischen, und sonach *vor* den Kreuzzügen. Die Eroberung von Konstantinopel, die Verbindungen, welche sie zwischen den Christen und den Griechen bewerkstelligte, die Verheirathung Otto's mit der

1) Brucker a. a. O. p. 700..

Prinzessinn Theano *), endlich die Händel zwischen der griechischen und römischen Kirche, verbreiteten die Kenntnifs der Sprache des Aristoteles, und man kann sich fragen, ob die aufkeimende Scholastik nicht weit mehr Nahrung in der Kommunikation mit Konstantinopel, als durch die Verbindungen mit den Arabern erhalten hat.

Tiedemann und Buhle haben dieselbe Ansicht. Ich will mich auf die Darstellung der Meinung des Letzteren beschränken, weil in ihr die Ansicht Tiedemann's vollständig enthalten ist [*d*]. Buhle bemüht sich, nachdem er die Meinung hin- 14
gestellt hat, dafs gegen das Ende des XIIten und XIIIten Jahrhunderts die physischen, metaphysischen, und moralischen Schriften des Aristoteles sich in den Schulen des Occidents verbreiteten, Herrn Heeren zu widerlegen.

Die Frage, sagt er, *ob die Araber ursprünglich* die Werke *des Aristoteles in das abendländische Europa eingeführt haben*, mufs sich nicht blofs auf das *Organon*, die Commentare des Augustinus, Boëthius, und die Isagoge des Porphyrius zu den Kategorien erstrecken, sondern vielmehr auf die Gesammtheit der Aristotelischen Werke, und insbesondere auf die physischen, metaphysischen, und naturhistorischen. Alle Philosophen *vor* dem XIIten Jahrhunderte kannten die logischen Schriften, während bei keinem von ihnen die Physik, Metaphysik, und Moral sich erwähnt oder benutzt finden. Buhle bezweifelt kei-

*) K. Otto II. reg. 973 bis 983, vermählt mit der griechischen Fürstinn *Theophania* 973.

neswegs, dafs die eben genannten Werke im Occidente durch lateinische Uebersetzungen, die entweder unmittelbar, oder durch Vermittelung hebräischer Uebertragungen, aus arabischen Texten gezogen worden, bekannt gewesen seien. *Albertus Magnus* und *St. Thomas* kannten keine andern, und gewifs, hätte es zu der damaligen Zeit Uebersetzungen nach griechischen Texten gegeben, man würde ihren Werth gewürdigt, und ihnen den Vorzug gegeben haben. Der Originaltext des Aristoteles und seiner Erklärer wurde ebenso- wenig wie die, unmittelbar nach dem Urtexte angefertigten, lateinischen Uebersetzungen, vor dem XIVten Jahrhunderte im Occidente bekannt; ausgenommen einige einzelne Schriften des Aristoteles, welche man vielleicht schon Griechisch, oder in lateinischen Uebersetzungen las. Wir schliefsen alfo, setzt Buhle hinzu, dafs das abendländische Europa die erste Mittheilung der gesammten Aristotelischen Werke in der That den Arabern und nicht den Byzantinern verdankte; und dafs hierin gerade eine Hauptursache des Charakters lag, welchen die scholastische Philosophie gegen das Ende des XIIten Jahrhunderts annahm. Diese Verbreitung der peripatetischen Philosophie ist nicht den Kreuzzügen, sondern den Verbindungen der Christen mit den Arabern von Spanien und Sicilien zuzuschreiben.

Tennemann schlägt mit seiner Ansicht einen Mittelweg ein. Er erkennt von vorn herein die Richtigkeit der von Buhle aufgestellten Scheidung zwischen den logischen und den übrigen Schriften des Aristoteles an, und giebt zu, dafs die ersteren vor dem XIIten Jahrhunderte bekannt wa-

ren, während die andern es erst später wurden [e]. Die physischen und metaphysischen Schriften des Aristoteles, sagt er, können nach Frankreich, England, und Deutschland entweder durch Vermittelung der Griechen im Oriente, oder durch die Araber im Occidente, besonders in Spanien, gekommen sein; wofern man nicht zugeben möchte, dafs einige dieser Schriften in den Klöstern, na- 16
mentlich denen von Grofs-Britannien, verborgen geblieben seien, und nach und nach zu Tage gefördert wurden. Aber dies System ermangelt aller historischen Beweise. In den neuesten Zeiten, in welchen diese Untersuchung betrieben worden ist, hat sich der gröfste Theil der Gelehrten ausschliefslich für die Mittheilung der Aristotelischen Schriften durch die abendländischen Araber erklärt. Indefs hat Heeren bedeutende Einwendungen gegen diese Ansicht erhoben, welche durch die von Buhle gegebenen Erläuterungen noch nicht gehoben sind; und man kann sagen, dafs beide Ansichten gleich viel Wahrheit enthalten.

In der That sind einige Schriften des Aristoteles, hauptsächlich die Werke der Physik und Metaphysik, von Konstantinopel herübergebracht worden, und dieses, durch positive Zeugnisse gesicherte Faktum ist zu natürlich, als dafs man dessen Authenticität anfechten könnte; es gab sonach damals Uebertragungen unmittelbar aus griechischen Texten. Da indessen die Kenntnifs der griechischen Sprache aufserordentlich selten war, so benutzte man die lateinischen Uebersetzungen, ohne sich um ihren Ursprung aus dem Arabischen oder Griechischen zu bekümmern. Es ist wahr, dafs das Studium der hebräischen Sprache unter den Christen

ebenso selten war, als das der griechischen; aber es gab damals unter den Juden mehrere Gelehrte, die des Arabischen und Lateinischen kundig waren.
17 Durch ihre Vermittelung geschah die Einführung der Wissenschaft der Araber, und der durch die Jünger Mahomets übersetzten und erklärten Schriften des Aristoteles. Man schöpfte weit lieber aus dieser Quelle als aus der andern, weil die Uebersetzungen aus dem Hebräischen und Arabischen wörtlicher waren, und weil man in ihnen Erläuterungen fand, welche die Dunkelheit des Textes sehr nothwendig machte [*f*].

Die Akademie der Inschriften, angeregt durch eine solche Verschiedenheit der Ansichten, und von dem Wunsche erfüllt, das Wahre und Falsche von jeder derselben zu erkennen, und über einen so dunkeln Gegenstand das Licht der Wahrheit zu verbreiten, hat dem gelehrten Europa folgende Fragen vorgelegt:

Welches sind von den Werken der alten griechischen Philosophen, und insbesondere von den Werken des Aristoteles diejenigen, deren erste Kenntnifs wir den Arabern verdanken?

Zu welcher Zeit, und auf welchen Wegen hat diese Mittheilung zuerst Statt gefunden?

Welchen Einfluſs hat dieselbe auf die scholastische Philosophie ausgeübt?

So hingestellt nehmen diese Fragen schon zwei Thatsachen als anerkannt an, 1) *daſs* man die Kenntnifs gewisser griechischer Werke den Arabern verdanke; 2) *daſs* diese Werke überhaupt irgend einen Einfluſs auf die Philosophie gehabt haben.
18 Vielleicht dürfte es passend sein, sie mit einigen Veränderungen so hinzustellen:

Ver-

Verdanken wir den Arabern die erste Kenntnifs gewisser Werke der alten griechischen Philosophen und des Aristoteles insbesondere? und welche sind es?

Zu welcher Zeit und auf welchen Wegen hat diese Mittheilung zuerst Statt gefunden?

Hat dieselbe irgend einen Einfluſs auf die scholastische Philosophie ausgeübt?

Zwei Wege scheinen geeignet um zu dem erwünschten Ziele zu führen. Entweder, man muſs tiefgründlich die Geschichte der Philosophie des Mittelalters studieren, alle Systeme zerlegen, alle einzelnen, sie charakterisirenden Modifikationen beobachten; die Reihenfolge der Neuerungen, welche sie darbieten, chronologisch verfolgen; sodann diese Systeme sammt ihren Modifikationen mit der Philosophie des Aristoteles vergleichen; die Beziehungen, welche sie mit derselben verbinden, bestimmen; und mit Hülfe dieser Untersuchung die Zeit festsetzen, in welcher die Werke des griechischen Philosophen bekannt zu werden anfingen. Oder vielmehr, man muſs die Scholastiker lesen, die Citationen des Aristoteles, welche sie darbieten, enthüllen, und diese mit den alten lateinischen Uebersetzungen, welche wir besitzen, vergleichen. Hierdurch wird man mit Sicherheit ermitteln, welche Werke und welche Uebersetzungen die scholastischen Schriftsteller benutzt haben.

Man wird zugestehn, daſs die erste dieser beiden Methoden den Vermuthungen Thür und Thor öffnet, und diese sind es, welche gewöhnlich von der Wahrheit entfernen. Die andere dagegen hat nichts Hypothetisches, und beruht auf dem Grunde materieller Zeugnisse. Sie ist es, welche ich in 19

meiner unternommenen Arbeit anwenden zu müssen glaubte.

Obgleich die politischen Stürme, deren Schauplatz Frankreich gewesen ist, die Institute zerstört haben, welche zur Pflege und Förderung der Wissenschaften das Meiste beigetragen hatten; so fanden sich dennoch in der unseligsten Epoche der Revolution, als der Tod gleichmäfsig Personen und Sachen hinraffte, Männer voll Interesse für die Erhaltung unserer litterarischen Denkmale, die ihren Einfluſs anwandten, selbst ihre Ruhe aufopferten, um die Bibliotheken der zerstörten Ordenshäuser und Klöster der Unwissenheit und der Barbarei zu entreifsen, und sie in den Nationalinstituten zu vereinigen. In unsern Tagen, da es uns vergönnt ist, zu lange vernachlässigten Studien zurückzukehren, ernten wir die ersten Früchte ihrer Bemühungen: Niemand hat mehr als gerade ich die Vortheile empfunden, welche mir die heutzutage, wenigstens gröfstentheils, in der königlichen Bibliothek vereinten Bibliotheken von Saint-Victor, Navarra, Saint-Germain des Prés, u. a. m. darboten. Die Ordenshäuser von St.-Victor, von St.-Germain des Prés, das Kollegium von Navarra, die so hell in unserer Litterärgeschichte glänzen, haben uns die, während des XIIten und XIIIten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung herausgegebenen Werke aufbehalten; eine Zeit, in welcher Paris als Sammelplatz der schönsten Kenntnisse, und als Mittelpunkt der tiefsten Studien, als Stadt der Philosophen, *Civitas philosophorum*, angesehn wurde.

Aus diesen verschiedenen Schätzen suchte ich die Handschriften hervor, welche ich meiner Prü-

fung unterwarf. Welche reichere Fundgrube hätte ich benutzen können?

Zwei wesentliche Punkte mufsten meine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: *Alter* und *Ursprung* der lateinischen Uebersetzungen.

Man weifs, dafs in der Paläographie der Charakter der Schriftzüge, die Beschaffenheit der Abkürzungen schon gewisse Data zur Bestimmung des Alters einer Handschrift an die Hand geben. Dazu gesellen sich mehrere bedeutende Einzelheiten, als da sind: der Name des Besitzers des Buchs, die Zeit, in welcher es abgeschrieben worden, und dergl. mehr.

Es giebt noch eine andere Anzeige des Alters der Uebersetzungen: die von den Scholastikern benutzten Werke des Aristoteles sind entweder vor dem Xten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, oder während des XIten und später übersetzt worden. In dem ersten Falle ist der Styl dieser Schriften rein, gewählt, frei von Ausdrücken, welche der griechischen Sprache allein eigenthümlich sind, mit einem Worte, so beschaffen, wie er es zu einer Zeit sein mufste, in welcher die gründliche Kenntnifs des Griechischen und Lateinischen die Mittel an die Hand gab, in dem letzteren Idiom gleichbedeutende passende Ausdrücke für die des ersteren zu finden. So sind 21
die Uebersetzungen des Boëthius in einem gewählten Style geschrieben, und enthalten durchaus keinen fremden Ausdruck; sie sind genau dem Original angeschmiegt, mit den alleinigen Modifikationen, welche die Verschiedenheit der Aussprache nothwendig machte. In dem zweiten Falle tragen die Uebersetzungen das Gepräge eines Zeit-

alters, in welchem man das Latein nicht mehr mit derselben Eleganz schrieb, und die Kenntniß der Sprache des Aristoteles unvollkommen war. Es sind dies blos wörtliche Uebersetzungen, wo das lateinische Wort das griechische bedeckt, wie die Schachfiguren die Felder des Schachbrettes. Der Ausdruck im Grundtexte ist selten durch den ihm entsprechenden wiedergegeben. Die Construktion des Satzes ist weit mehr griechisch als lateinisch. Der größte Theil der technischen Ausdrücke endlich ist nicht übersetzt, sondern abgeschrieben, obgleich das erstere sehr richtig hätte geschehen können.

Diese letztere Eigenthümlichkeit läßt uns, neben dem Alter der Uebersetzungen, zugleich auch den Ursprung erkennen. Niemals wird eine, von einem arabischen Texte abgeleitete, Uebersetzung getreu die Orthographie eines, durch Vermittelung des Arabischen überkommenen griechischen Wortes darstellen, da im Arabischen die Aussprache einzig durch die diakritischen Punkte geregelt wird, welche selten richtig gesetzt sind. Oft auch haben die Uebersetzer für einen Ausdruck, dessen Bedeutung sie nicht kannten, den arabischen stehen lassen. Als Beispiel kann ich das Wort *Assub... Assied*, „der Arm", anführen.
22 Ebensowenig wird die Ausdrucksweise in einer sekundären Uebersetzung so genau beobachtet sein, als in einer andern nach dem Original verfaßten. Endlich variiren zuweilen die Eintheilung und der Gang eines Werkes, wie man dies bei den aus dem Arabischen übersetzten Büchern der Metaphysik und der Meteorologica wahrnimmt.

Was die Wahl derjenigen Scholastiker betrifft, von denen ich die Vergleichungspunkte mit den so eben erwähnten Texten der lateinischen Uebersetzungen entnehmen zu müssen glaubte, so wurde sie durch das Verhältniſs der Berühmtheit jener Männer und die Authenticität ihrer Schriften bestimmt. Ich war stets auf meiner Hut gegen die Unterschiebungen, welche in der Litteraturgeschichte des Mittelalters so allgemein sind. — Ich bin weit entfernt, in diesen Untersuchungen die Gesammtheit der zahlreich von mir gesammelten Resultate zu bieten; ich gebe nur die hauptsächlichsten derselben, indem ich zugleich versuche, dem Leser alles dasjenige fernzuhalten, was dergleichen Arbeiten Mühseliges für den Autor und Langweiliges für das lesende Publikum haben.

Erstes Kapitel.

Bestimmung der den Scholastikern bekannten Werke des Aristoteles. — Verschiedene Arten der von ihnen benutzten Uebersetzungen.

Bevor ich diese Untersuchungen beginne, stelle ich zwei Punkte an die Spitze, deren Evidenz schwerlich bestritten werden dürfte.

1. Trotz der Unfälle, deren Schauplatz, nach dem Falle des Römischen Reichs und dem Tode Karl's des Grofsen, Europa wurde, wurden dennoch der Geschmack und der Betrieb der Wissenschaften daselbst nie ganz vertilgt. Mehrere Klöster, welche durch ihre Lage oder durch glückliche Umstände vor der allgemeinen Zerstörung verschont blieben, bewahrten einige Werke der Kirchenväter und der lateinischen Philosophen auf. Zu allen Zeiten des Mittelalters las man die *Quaestiones naturales* des Seneca, das Gedicht des Lucretius, die philosophischen Werke Cicero's, die Schriften des Apulejus, Cassiodorus, Boëthius, u. a. Es existirte sogar in sehr früher Zeit eine Sammlung von Grundsätzen, welche, aus den physischen und metaphysischen Werken des Aristoteles gezogen, eine kurzgefafste Uebersicht seiner ganzen Doktrin gaben. Man machte *Beda*
24 zum Verfasser dieser Sammlung, oder man las sie wenigstens unter seinen Schriften. Ich meine, dafs sie viel älter, und dem *Cassiodorus* oder dem *Boëthius* beizulegen ist. *Beda* und seine berühmten Zeitgenossen kannten nur das Organon.

Wenn gleich diese Abhandlungen der lateinischen Philosophen, diese Lehrsätze, keineswegs

die vollständige Doktrin des Aristoteles gaben; so konnten sie doch sowohl allgemeine Principien, als Citationen von Schriften liefern, die man nur durch die Erwähnung bei *Cicero*, *Seneca*, und andern kannte. Mithin, wenn der oder jener Scholastiker eine Ansicht des Aristoteles aufzeigt, oder aus dessen Schriften anführt, oder ein in dessen Werken enthaltenes Faktum citirt, so darf man noch nicht daraus folgern, dafs er das betreffende Werk vollständig besessen habe.

Ich stelle sonach als ersten Grundsatz den auf: dafs man nur dann behaupten dürfe, dafs der oder jener Scholastiker diese oder jene Schrift las, wenn er daraus zahlreiche Stellen abschreibt, welche länger sind als blofse Grundsätze.

2. Finde ich in irgend einem Werke des *Albertus*, welches nach Aristoteles Beispiele verfafst ist, eine grofse Menge arabischer Wörter, so ist die natürliche Folgerung die, dafs dies Werk eine Uebersetzung arabischen Ursprungs zur Grundlage habe; und dafs sein Ursprung griechisch sei, wenn es eine grofse Menge griechischer Wörter enthält: denn diese Eigenthümlichkeiten sind dieselben, welche mir oben zur Bestimmung des Ursprungs der Uebersetzungen dienten. Noch mehr! diese Wörter, diese barbarischen Ausdrücke werden mir die Identität aufzeigen, welche zwischen diesen lateinischen Uebersetzungen und den von den Scholastikern citirten Texten Statt findet. Giebt man diese beiden Punkte zu, so wird der Gang meiner Untersuchung weniger schwankend und unsicher sein.

Um zu erkennen, zu welcher Zeit die Philosophie des Aristoteles in unsern Schulen Eingang gefunden habe, werde ich nicht bis auf das Jahrhundert Karl's des Grofsen zurückgehen, denn die unter seiner Regierung übersetzten Schriften würden die Stürme der Zeit ebensowohl überdauert haben, als die Uebersetzungen des St.-Augustinus und Boëthius, wovon Abschriften im XIten und XIIten Jahrhunderte sehr zahlreich waren. Man kann keinen günstigeren Anfangspunkt wählen, als den Ursprung der Sekten der Nominalisten und Realisten, weil in dem daraus hervorgehenden Kampfe der menschliche Geist alle, ihm zugänglichen, Waffen anwandte, und Aristoteles dabei eine Berühmtheit erlangte, die sein erstaunenswerthes Glück in den folgenden Zeitaltern vorbereitete.

Fast alle Schriftsteller, welche über die Scholastik geschrieben, haben ihre Geschichte in drei Perioden getheilt: die *erste*, beginnend mit Roscelin, endigt mit Albertus; die *zweite* erstreckt sich von Albertus bis auf Durand de St.-Pourcain: und die *letzte* von diesem Lehrer der Scholastik bis zur Reformation. Diese vollkommen richtige Eintheilung gründet sich auf den sehr ausgeprägten Charakter, welchen die Philosophie während dieser verschiedenen Zeitläufe angenommen und bewahrt hat *).

*) *Wachler* (Handb. d. Gesch. der Litteratur, Th. II. S. 246) führt die Wirksamkeit der scholastischen Philosophie auf folgende *vier* Kreise zurück. A. Das Zeitalter der theologisirenden Dialektik, mit dem ihr entgegengesetz-

In dem ersten Zeitraume ist es die rationelle Philosophie, (die Logik) welche die Alleinherrschaft ausübt; der Stoff, welchen sie behandelt, ist rein-theologisch. In der zweiten Periode erweitert sich der Kreis ihrer Wirksamkeit. Man benutzt die 26
Hülfsquellen der Dialektik nicht allein zum Kampfe über religiöse Gegenstände, sondern auch zur Behandlung der schwierigsten und feinsten Untersuchungen aus der Metaphysik, der Moral, der Physik, oft sogar zur Vereinigung der unvereinbaren Principien des Christenthums mit den irrthümlichen Grundsätzen der heidnischen Philosophie.

Verweilen wir zuerst bei der ersten Periode. In welcher Gestalt erscheint Aristoteles? Als Dialektiker; niemals kritisirt, niemals tadelt man ihn, als in Bezug auf diese Eigenschaft. In der berühmten Zwistigkeit, welche sich zwischen St.-Bernhard und Abälard erhob, wirft dieser grosse Doktor der Scholastik dem Philosophen allein seine Gewandtheit in der Kunst zu urtheilen vor, sowie das verderbliche Beispiel, welches er gab: dogmatische Untersuchungen philosophisch zu be-

---

ten Supranaturalismus, und mit der, sie mildernden und ermäfsigenden, Mystik, von 1100 bis nach 1200. — B. Die Herrschaft des Aristotelischen Realismus, der *Thomisten* und *Scotisten*, neben welchen die edle Mystik ihre Rechte behauptet, von 1220 bis nach 1500. — C. Vollgültigkeit des Nominalismus neben fortbestehendem Realismus und Mysticismus, von 1315 — 1470. D. Bekämpfung des scholastischen Dogmatismus durch Humanismus und Mysticismus, von 1460 bis in das XVIte Jahrhundert.

handeln, und in die Theologie alle Subtilitäten der peripatetischen Philosophie einzuführen.

Er schrieb an den römischen Hof: *Habemus in Francia novum de veteri magistro theologum, qui ab ineunte aetate sua in arte dialectica lusit, et nunc in scripturis SS. insanit. Olim damnata et sopita dogmata, tam sua videlicet, quam aliena suscitare conatur, insuper et nova addit. Qui dum omnium, quae sunt in coelo, sursum, et quae in terra, deorsum, nihil praeter solum nescio quid nescire dignatur, ponit in coelum os suum et scrutatur alta Dei, rediensque ad nos refert verba ineffabilia, quae non licet homini loqui; et dum*
27 *paratus est, de omnibus reddere rationem, etiam quae sunt supra rationem et contra rationem praesumit* [1] [g].

Walter a St.-Victore *), in seiner Schrift, die er gegen Abälard, den Magister sententiarum **), Peter de Pau, und Gilbert Porretanus verfaſste, bezeichnet dieselben mit dem Titel Sophisten, und stellt sie dar als: *uno spiritu Aristotelico afflati, dum ineffabilia Trinitatis et Incarnationis scholastica levitate tractarunt, multas haereses olim vomuisse, et adhuc errores pullulare.* An einem andern Orte sagt er: *Dialectici, quorum Aristoteles princeps est, solent argumentationum vitia tendere, et vagam rhetoricae libertatem et syllogismorum spineta concludere.*

---

1) Apud Abaelard. Opp. Tom. I. p. 277.

*) Lebend um 1173.

**) *Petrus Lombardus*, Schüler Abälard's. † 1164.

Abälard beklagt sich in der Geschichte seiner Leiden gewissermafsen über seine Neigung für die Logik. Diese Logik, schreibt er an Heloïse, inimica, quae mihi mundo odiosum reddit. Et quoniam dialecticarum rationum armaturam omnibus philosophiae documentis praetuli, his armis alia commutavi, et tropaeis bellorum conflictus praetuli disputationum. Proinde diversas disputando perambulans provincias ubicunque hujus artis vigere studium audieram, peripateticorum aemulator factus sum [2]).

Ich schreibe diese Stelle ab, weil diese Ge- 28
schichte Abälard's die aller scholastischen Doktoren seiner Zeit ist. Wer übrigens an der Richtung, welche die Studien im XIIten Jahrhunderte erhielten, noch zweifeln wollte, darf nur den Metalogicus des *Johannes Sarisberiensis* lesen, das kostbarste und entscheidendste Denkmal, worauf man sich berufen kann. Man wird daraus ersehen, dafs der menschliche Geist in diesem Jahrhunderte sich einzig und allein nicht auf die Kunst legte, richtig zu urtheilen, sondern zu argumentiren, die bizarresten Principien mit Hülfe von Schlüssen aufzustellen, welche die falschesten von der Welt waren, obschon das Raisonnement an sich ganz genau den Regeln der Dialektik angemessen war [*h*].

Dieselbe Gestalt behält Aristoteles bei den Schriftstellern des XIIten Jahrhunderts; ja selbst bei denen, welche zu Anfange des XIIIten Jahrhunderts lebten.

---

2) Ibid. Tom. I, p. 4.

Hugo a St.-Victore, indem er von denen spricht, welche man in dem Studium der freien Künste, und insbesondere der *Logik*, zu Führern wählen könne, sagt: dafs Aristoteles, Schüler des Platon, sie vervollkommnet, und eine Kunst daraus gemacht habe, welche den Römern durch *Varro*, den ersten Uebersetzer der Dialektik, und durch *Cicero*, welcher die *Topik* hinzufügte, mitgetheilt worden sei.

Wilhelm de Conchis, in seiner Schrift von *den physischen Substanzen*, gesteht von vorn herein, dafs er sich an die Doktrin des Platon anschliefse. In der That citirt er darin den Aristoteles nicht öfter als zweimal, und die, aus der Metaphysik entlehnte, Definition des *Sinnes* ist aus *Seneca* entnommen [*i*].

Die königliche Bibliothek besitzt eine geistreiche Allegorie des *Adelard von Bath*, in wel-
29 cher dieser berühmte Mann sich bemüht, die Platonische mit der Aristotelischen Philosophie zu vereinigen. Die Philokosmie und die Philosophie machen sich das Herz eines, für die letztere bestimmten, jungen Menschen streitig. Die Philokosmie deckt alle mit dem Studium der Philosophie verbundenen Unannehmlichkeiten auf, und legt die Inconsequenzen und Widersprüche der Anhänger derselben dar. Die Philosophie rechtfertigt sich, und triumphirt. In den verschiedenen Anreden, welche dieser Dialog veranlafst, erscheint Aristoteles nur als Dialektiker. Es handelt sich einzig um den Nominalismus und Realismus. Und doch hatte Adelhard alle Theile der Philosophie studiert. Sein Eifer für die Wissenschaft hatte ihn unter tausend Gefahren nach

Klein-Asien, Aegypten, zu den Mauren Spanien's geführt. Er spricht von den freien Künsten, z. B. von der Astronomie, und beruft sich nie auf die Autorität des Aristoteles [k].

Alanus ab Insulis *) hat uns ein Gedicht hinterlassen, welches jedenfalls für die Geschichte der Doktrinen, wie für die Litterärgeschichte sehr nützlich ist. Sein *Anti-Claudianus* **) ist voll sinnreicher Schilderungen. Aristoteles figurirt in einem der Gemälde, welche den Palast der Natur zieren, und zwar in folgender Gestalt:

Illic arma parat logico, logicaeque palaestram
Pingit Aristoteles.

In der Beschreibung der freien Künste nennt Alanus die Autoren, welche dieselben behandelt haben. Er nennt für die Grammatik: *Donat*, *Aristarch*, *Didymus*, und *Priscian*; für die Dialektik: *Aristoteles*, *Porphyrius*, *Zenon*; für die Rhetorik, welche ihm „*Ciceronis filia*" heißt: *Cicero*, *Quintilianus*, *Symmachus*, *Sidonius*; für die Arithmetik: *Nicomachus*, *Gilbert*, *Pythagoras*, *Chrysippus*; für die Astronomie: *Ptolemaeus* und *Albumasar* [l]. 30

Aristoteles erscheint also bis zum Anfange des dreizehnten Jahrhunderts nur als höchster Meister

*) *Alanus ab Insulis*, oder von *Ryssel*, Cisterciensermönch in Clairvaux, geb. 1114, † 1203. Vergl. Brucker Hist. crit. phil. T. III, p. 780... S. unten Bem. [i].

**) *Anti-Claudianus*, sive *Encyclopaedia versibus hexametris distincta* in libros IX; in welchem gegen Claudian die göttliche Vorsehung verfochten wird. Brucker a. a. O. p. 781. S. unten Bem. [l].

in der Kunst zu urtheilen. Seit dem Jahre 1230 oder 1240 dagegen ist sein Ruf durch die Einführung seiner philosophischen Werke dergestalt gewachsen, dafs man, seinen anfänglichen Titel vergessend, nur von seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten spricht, welche ihm den Namen *princeps philosophorum* erwerben.

Im Xten Jahrhunderte findet man seine *Kategorien* und das Buch *de situ Indiae* unter den Handschriften des Klosters Bobbio [1]) [*m*]. Gegen ebendieselbe Zeit, im J. 935, commentirt Reinhard, Scholastikus des Klosters St.-Burchard (zu Wirzburg), die Kategorien des Aristoteles, und *Poppo* von Fulda erklärt die Kommentare des Boëthius [2]). *Ingulphus* giebt uns einige Einzel-
81 heiten über die Schule, welche *Gotfried*, Abt von Catchar, gegen 1109 zu Cambridge gründete. Folgendes war die Ordnung, welche man in den Vorlesungen befolgte: Ad horam primam F. Ferricus, acutissimus sophista, logicam Aristotelis juxta Porphyrii et Averrois isagogas et commenta adolescentioribus tradebat [1]).

---

1) Muratori Antiq. Ital. med. aev. T. III, p. 818..

2) *S.* Heeren, Geschichte.. [der claſſ. Litt. im Mittelalter, Th. I, p. 226 d. 2ten Ausgabe.]

1) *Ingulph.* chr. ap. Till. Rer. angl. script. T. I, c. 112, *Launoy* (*de schol. cel.* p. 150), und *du Boulay* (*Hist. univ. Paris.*) haben diese Stelle Wort für Wort copirt, ohne die darin enthaltene Interpolation zu bemerken. Wie konnte man die Commentare des Averroës im Jahre 1109 kennen, da doch dieser frühestens erst gegen 1150 schrieb! Der Name des Averroës ist mithin ein Zusatz.

Radevicus, der Fortsetzer des Otto von Freisingen, preiset die Tugenden und die Gelehrsamkeit dieses Prälaten mit folgenden Worten: Litterali scientia non mediocriter aut vulgariter instructus; inter episcopos Alemaniae vel primus vel inter primos habebatur, in tantum, ut praeter S. paginae cognitionem, cujus secretis et sententiarum abditis praepollebat, philosophicorum et Aristotelicorum librorum subtilitatem, in topicis, analyticis atque elenchis fere primus nostris finibus apportaverit [2]).

Nach der Versicherung des *Lambertus Danaeus* [3]) findet sich bei Petrus Lombardus der Name des Aristoteles nicht ein einziges Mal. Gilbert Porretanus citirt die Kategorien, die Analytiken, und 32
die Schrift *de generatione* [1]).

Die Werke **Abälard's** bieten uns folgende Anführungen: *Elench. Sophist.* [2]), *Porphyrii Isagoge* [3]), *libri Praed.* [4]), *Topic.* [5]), *de Interpretatione* [6]) [*n*].

Johannes Sarisberiensis bezieht sich häufig auf die dialektischen [7]) Schriften des Aristo-

2) De gestis Friderici, lib. II, cp. 11.
3) Comment. in Mag. sentent.
1) Lib. de fer principiis. (Vergl. Brucker T. III, p. 771.)
2) In Opp. p. 239.
3) Ibid. p. 1078.
4) Ibid. p. 1109.
5) Ibid. p. 1078.
6) Ibid. p. 1134.
7) In Metalogic. lib. III.

teles. Er analysirt folgende Werke: *lib. Categor., de Interpretat., Topica, Elench. Soph., Analyt. prior. et poster.*, und dazu giebt er noch Details über die *Topica* und *Analytica*, welche bis auf den heutigen Tag vernachlässigt worden sind.

Diese verschiedenen Werke sind die einzigen, welche man bis zum Anfange des XIIIten Jahrhunderts genannt und benutzt findet.

In der *Summa* des Robert de Courçon [8]) wird keine Schrift des Aristoteles besonders citirt; ebensowenig in den *Wundergeschichten Cäsar's von Heisterbach*, der im Jahre 1.. starb.

In der *Summa* des Bischofs *Wilhelm von Auxerre* erscheint der Name des Aristoteles häufig.
33 Aber vorzüglich sind es die *Ethica* [1]), deren der Verfasser sich bedient, um seine Doktrin zu unterstützen. Ein einziges Mal citirt er das Buch *de anima* [2]) [o].

Sobald man dagegen zu den Werken Wilhelm's, Erzbischofs v. Paris, († 1248) gelangt, findet man auch sofort eine höchst auffallende Veränderung in der Art und Weise, wie in dem Gegenstande der Argumentationen: eine Kenntnifs von fast allen Schriften des Aristoteles. Wilhelm citirt sehr häufig folgende: *Liber metaphysi-*

8) *MSS. lat. fonds de Sorbonne*, No. 378. Robert de Courçon starb im J. 1218 vor *Damiette*. Man sehe *Not. et ext. des Man.* T. VI.

1) Aurea doct. acut. S. Prat. D. Guillielmi Autissiodor. in IV, lib. eth. perlucida explanatio, ed. 2da, p. 63, 88, 89, 140, 178, 203, etc.

2) F.° 140. R.°

sicae [5]; *de physico auditu* [6]; *de anima* [7]; *de somno et vigilia* [8]; *de naturis animalium*; — *De coelo et mundo* [9]; *Metheorum* [9]; *Ethicorum* [9]. Auch kannte er, wie ich sicher dafürhalte, die Schrift *de generatione et corruptione* [10] [*p*].

Albertus, wegen der ungeheuren Anzahl seiner Werke und seiner ausgebreiteten Kenntnisse mit vollem Rechte *Magnus* beigenannt, warf sich mit Feuereifer auf das Studium des Aristoteles. Er war der erste unter den Lateinern, wie Avi- 34
cenna früher bei den Arabern, der es unternahm, seinem Volke die Kenntnifs der ganzen Doktrin des griechischen Philosophen zu verschaffen; nicht indem er ihn commentirte, sondern indem er ihn paraphrasirte, indem er über jeden Gegenstand ebensoviel Schriften verfafste, als Aristoteles darüber geschrieben hätte. Ich lasse seine logischen Schriften bei Seite, und verweile nur bei seinen physischen und metaphysischen, deren Katalog in derjenigen Reihenfolge, in welcher sie mir verfafst zu sein scheinen, folgender ist:

Libri *De physico auditu.*
De coelo et mundo.
De natura locorum.

5) In Opp. ext. ed. [Orleans 1674. Fol. 2.] T. I. p. 108. 119. 271, 325, 855.
6) Ibid. p. 280. 640.
7) Ibid. p. 318. 329. 680. 695. T. II. p. 95.
8) T. I, p. 996. T. II, p. 154.
9) Ibid. p. 650.
10) T. I, p. 79.
10) Ibid. p. 519. 536. 937.
10) T. II, p. 117.

Libri *De proprietatibus elementorum.*
De generatione et corruptione.
Metheorum.
Mineralium.
De anima.
De nutrimento.
De sensu et sensato.
De memoria et reminiscentia.
De intellectu et intelligibili.
De somno et vigilia.
De juventute et senectute.
De inspiratione et respiratione.
De motu animalium.
De plantis.
De animalibus.
35 *Metaphysicae.*
De natura et origine animae.
De causis et processu universitatis.
De principiis motus.
Ethicorum.
Politicorum.

Albertus folgt, seinem Plane gemäfs, dem Aristoteles Schritt für Schritt, verfafst eine gleiche Anzahl von Werken als jener, und seine Genauigkeit geht so weit, dafs er jedes Mal, so oft er aus der Rolle des Paraphrasten fällt, oder so oft er die Schrift, welche er in der seinigen nachahmt, nicht vor sich hat, seine Leser davon in Kenntnifs setzt, indem er entweder den seiner Auseinandersetzung fremden Kapiteln den Titel *Digressio* giebt, oder indem er geradezu sagt, dafs er sich die betreffenden Schriften nicht habe verschaffen können, dafs er sich aber an die, anderer Orten ausgesprochenen, Principien angeschlossen habe. Ich

habe die Werke dieses Doktors gründlich studiert und durchforscht, weil ich ihn für denjenigen Schriftsteller ansah, welcher auf die zur Lösung der aufgestellten Frage führende Bahn hinleiten müfste. Während ich ihn las, hatte ich die lateinischen Uebersetzungen der Aristotelischen Werke vor Augen; und ich kann versichern, dafs ihm alle diejenigen Schriften zu Gebote standen, deren Titel seine eignen Abhandlungen führen [*q*].

Bartholomäus von England *), der nothwendig zwischen 1250 bis 1260 geschrieben haben mufs, obschon man sein Alter weit später ansetzt, citirt alle Schriften, welche Albertus kannte. Er 86
bedient sich zweier Uebersetzungen der Bücher *de coelo et mundo* [1]) [*r*].

Vincentius von Beauvais (Bellovacensis) hat in seinem *Speculum historiae* dem Weisen von Stagira einen Artikel gewidmet; er giebt daselbst ein Verzeichnifs seiner Werke, und diese Werke besafs er sämmtlich, denn er citirt sie häufig in den drei Abtheilungen seines *Speculum majus*. An der unten nachgewiesenen Stelle drückt er sich folgendermafsen darüber aus:

*) *Bartholomaeus de Glanvilla*, ein englischer Franciskanermönch. Sein Werk führt den Titel: *De proprietatibus rerum*. Wachler (Handb. d. Gesch. der Litt. Th. II, p. 270) setzt ihn in d. Jahr 1349, jedoch mit Unrecht. S. unten, IIte Abtheilung, Bem. [*r*].

1) Lib. de proprietatib. rerum, p. 374, 377; der Ausgabe von 1609.

Scripsit Aristoteles de arte logica librum cathegoriarum, id est, praedicamentorum, et secundum quosdam, libros sex principiorum: libros quoque de interpretatione, libros analyticorum priorum et posteriorum; topicorum etiam et elenchorum. Porro de physica, id est, naturali scientia, libros edidit de physico auditu, generatione et corruptione; de anima, de sensu et sensato; de memoria et reminiscentia; de somno et vigilia; de morte et vita; de vegetabilibus et etiam de animalibus. Secundum quosdam, de quatuor elementis; libros quoque metheorum et metaphysicorum; extat etiam liber perspectivae Aristotelis, et alius, ut fertur, qui dicitur Rhetorica: ejusdem est ipsius epistola ad Alexandrum de dieta servanda . . . Praeter hos scripsit etiam libros ethicorum quatuor [2]) [*a*].

37 Roger Bacon [*f*], St.-Thomas [*a*], und Aegidius von Rom haben diese verschiedenen Werke commentirt oder benutzt. Sie kannten auch die Schrift *Problemata*. Albertus und St.-Thomas citiren auch die Rhetorik und Oekonomik, und die *Magna moralia* betitelte Schrift. Sonach ist es ausgemacht, dafs man etwa gegen die Mitte des XIIIten Jahrhunderts lateinische Uebersetzungen von fast allen Schriften des Aristoteles besafs, welche heutiges Tages vorhanden sind.

Nach der so eben angestellten Untersuchung hat also die rationelle Philosophie [d. Logik] des Aristo-

2) Specul. histor. lib. III, cp. 84. Man wird weiter unten sehen, dafs Vincentius unter diesen *vier Büchern der Ethik* das erste Buch der *Ethica nova* und die drei Bücher der *Ethica vetus* versteht.

teles in unsern Schulen lange Zeit vor dem XIIIten Jahrhunderte geblüht, und die andern Theile der Doktrin, betreffend die Metaphysik, die Moral, und die Naturwissenschaft, waren gleichmäfsig zugänglich und bekannt erst gegen die Mitte des genannten Jahrhunderts. Obgleich dies Resultat, welches sich auf materielle Beweise gründet, kaum einen Zweifel übrig lassen kann, so will ich es dessenungeachtet mit einem, wo möglich noch unumstöfslicheren, Zeugnisse unterstützen. Roger Bacon nämlich, nachdem er die Gründe entwickelt hat, welche die Kirchenväter bewogen, dem Platon vor dem Aristoteles den Vorzug zu geben, fügt hinzu, dafs die Art von Vergessenheit, welcher sie die Doktrin dieses Letzteren übergaben, daher rühre, weil sie seine Werke aus Mangel an Uebersetzungen nicht hätten studieren können. „Sie kannten" (sagt derselbe) „nur seine gramma- 38
tischen, logischen, und rhetorischen Schriften, und einige Lehrsätze aus der Metaphysik. Hätten sie die tiefen Wissenschaften der Philosophie benutzen können, nie würden sie sie verachtet haben. Denn je erhabener, und der heiligen Väter würdiger diese Wissenschaften waren, desto mehr eigneten sie sich für die göttlichen Dinge. Ebensowenig, wie die heiligen Väter, betrieben die neueren Doktoren, wie Gratianus, Petrus Lombardus, Hugo, und Richard a St.-Victore, die erhabenen philosophischen Wissenschaften, welche zu ihrer Zeit noch nicht in Uebersetzungen vorhanden und unter den Lateinern noch nicht bekannt waren. Diese Wissenschaften wurden erst nach Gratianus eingeführt."

Roger Bacon verfolgt die Geschichte der Philosophie von den Patriarchen bis auf die spätesten Zeiten. In dieser Uebersicht verhehlt er seine Bewunderung für Aristoteles keineswegs, und vergleicht seine Autorität in Sachen der Philosophie mit der des St.-Paulus in der Theologie. „Aristoteles zerstreute die Irrthümer der Philosophen vor ihm, vermehrte das Feld der Philosophie beträchtlich, ja, er wollte sie vollständig machen, ohne doch immer allen ihren Theilen gleiche Vollendung geben zu können. Denn seine Nachfolger berichtigten, ja erweiterten sogar seine Principien in einigen Punkten; und sie werden Zusätze erhalten
39 bis an das Ende der Jahrhunderte, denn alle menschlichen Erfindungen sind einer absoluten Vollendung unfähig."

„Indefs, die Philosophie des Aristoteles verharrte in ihrer Vergessenheit, sei es wegen der Seltenheit der Abschriften seiner Werke, sei es wegen der Eifersucht, bis nach dem Auftreten Mahomet's. Denn darnach förderten Avicenna, Averroës, und Andere sie zu Tage, indem sie sie commentirten. Obgleich gewisse logische und andere Schriften durch Boëthius aus dem Griechischen übersetzt worden waren, kam dennoch die Philosophie unter den Lateinern erst zur Zeit des Michael Scotus in Aufnahme, welcher, gegen das Jahr 1230 nach Christi Geburt auftretend, Theile Aristotelischer Werke über Naturwissenschaften und Mathematik, nebst ihren Commentatoren mitbrachte; aber nur ein kleiner Theil seiner in tausend Schriften enthaltenen Doktrin ist ins Lateinische übersetzt, und noch kleiner ist derjenige, welchen der grofse Hauf̈e der Studierenden benutzt."

Dies Zeugnifs des Roger Bacon hebt alle Zweifel, die man etwa noch gegen die beiden Punkte hätte hegen können, deren Feststellung ich beabsichtigte.

Die Werke des Aristoteles, deren *Albertus* M., *Vincentius* Bellovac., und Andere sich bedienen, waren übersetzt. Aber woher stammten diese Uebersetzungen, aus griechischen oder arabischen Texten? Die Beantwortung dieser Frage ist so schwierig nicht. Die zahlreichen Wörter, welche augenscheinlich dem Arabischen angehören, und die nur leicht veränderten griechischen Ausdrücke, welche bei Albertus vorkommen, veranlassen schon die Muthmafsung: dafs einige dieser Uebersetzungen arabische, einige griechische Quellen hatten. Ich habe gesagt, dafs Albertus M. den Text des Aristoteles paraphrasirte, dafs er ihm Wort für Wort folgte. Dieses Verfahren hilft uns sehr oft den Ursprung der Uebersetzungen entdecken, deren er sich bedient hat. Zum Beispiel in seinen Commentaren der Bücher *de coelo et mundo* hat er sicherlich eine arabisch-lateinische Uebersetzung benutzt; er verunstaltet alle Eigennamen. Thales von Milet wird genannt *Belus natus de Ephesio, quae civitas Arabice vocatur Humor.* Der Name des *Xenophanes von Kolophon* ist in *Maloconensis* verändert. Albertus hat wohl eingesehen, dafs der Name verderbt sei, aber er hatte kein Mittel ihn wiederherzustellen. In den drei ersten Büchern seiner *Meteora* befolgt er nicht den gleichen Gang wie Aristoteles. Die Benennungen sind verändert. Bei Aristoteles liest man den Namen *Pon-*

tus [1]), hier *Korinth.* *Hippokrates* und sein Schüler *Aeschylus* [2]) werden *Richeus* und *Paulus* genannt [3]). Im vierten Buche findet man die Namen verschiedener Digestionen aus dem Griechischen abgeschrieben.

Die acht Bücher der Physik, und die vier-
41 zehn der Metaphysik bieten eine Masse griechischer Wörter dar, die zu treu wiedergegeben sind, als dafs an eine Vermittelung durch das Arabische zu denken sein könnte. Hier hatte Albertus ohne Zweifel Uebersetzungen unmittelbar nach griechischen Texten vor Augen. An einer Stelle, nachdem er von der, jedem Menschen innewohnenden Wifsbegierde geredet hat, sagt er: *Et hanc probationem ponit Theophrastus, qui etiam primum librum* (qui incipit: Omnes homines scire desiderant) *Metaphysicae Aristotelis dicitur addidisse, ideo in translationibus primus liber non habetur* [4]). Er commentirt dieses erste Buch; folglich besafs er es. Nun aber existirt dasselbe nur in Uebersetzungen, die aus dem Griechischen abgeleitet sind. In den Büchern von der Seele stellt er eine ziemlich weitläufige Digression an, um zu erforschen, ob die Definition der Seele generisch oder specifisch sei. Er drückt sich darüber so aus: „*Quod autem haec vera sunt, quae dicta sunt, testatur Aristotelis translatio arabica, quae sic dicit:.... Graeca autem translatio dis-*

1) Lib. I. cp. IX.
2) Lib. II. cp. X.
3) Vergl. unten S. 183.
4) Analytic. poster. Lib. I, tr. II. p. 525.

cordat ab hac, et, ut puto, est mendosa: habet enim sic: ... Et sic deberet concordare cum arabica, sic deberet ordinari.... Sed quia in multis invenimus graecas emendatiores quam arabicas translationes, ideo et hoc sustinentes dicemus" [2]).

Roger Bacon besafs, wie es scheint, mehrere Uebersetzungen. Hinsichtlich der Dunkelheit in der Aristotelischen Definition des Regenbogens 42
sagt er: „Immo multa falsa in translatione Latinorum continentur, sicut ex varietate interpretum contendimus (al. perpendimus)" [1]). An einem andern Orte sagt er, dafs er des Aristoteles Ansicht im Betreff des Funkelns der Sterne aus verschiedenen Uebersetzungen entnommen habe: „*Haec sententia Aristotelis secundum quod ex pluribus translationibus colligitur, evidenter et maxime per eam, quae immediate de Graeco purior est transfusa*" [2]). Ferner bemerke man noch folgende andere Betrachtungen hinsichtlich des Regenbogens: „Multa alia falsa continentur in capitulo de Iride et alibi in translationibus vulgatis, sicut manifestum est per totam philosophiam Latinorum, si quis diversas translationes inquirat, et Graecum ipsum, a quo transsumptum est, quod habent Latini. Verum non est sententia Aristotelis ubique translata, sed error fuit interpretum graecorum vel arabicorum, vel potius vitium translatorum, quorum nullus perfecte scivit linguas nec scientias, ut praela-

2) De anima, Lib. I, tr. 1, cp. 5.

1) Opus majus, p. 133. ed. in Fol.

2) Opus majus, p. 357.

tum est“ [3]). An einem andern Orte nennt er eine: translatio, quae in usu vulgi est [4]), translatio vulgata [5]).

St.-Thomas von Aquino hat nur unmittelbar aus dem Griechischen abgeleitete Uebersetzungen benutzt, sei es, dafs er neue verfassen liefs, oder
43 dafs er sich Collationen alter Uebersetzungen mit dem Grundtexte verschafft hatte, und sonach Varianten besafs. *Wilhelm* de Thou (*Thuanus*), in seiner uns hinterlassenen Biographie dieses grofsen Doktors, sagt zuversichtlich: „Scripsit etiam super philosophiam naturalem et moralem et super metaphysicam, quorum librorum procuravit ut fieret nova translatio, quae sententiae Aristotelis continet clarius veritatem“ [1]).

Aventinus, ohne Zweifel älteren Schriftstellern nachschreibend, benachrichtigt uns, dafs Heinrich, ein Mönch aus Brabant, im Jahre 1271 nach einem griechischen Texte auf Bitten des heil. Thomas eine neue Uebersetzung aller Bücher des Aristoteles verfafste. Albertus hatte sich der alten, unter dem Namen *Versio Boëtiana* bekannten Uebersetzung bedient [2]).

Wer noch mehr Beweise verlangt, der lese die Commentare des St.-Thomas: und er wird auf jeder Seite griechische Wörter finden, welche in

---

3) Ibidem p. 460.
4) Ibid. p. 262.
5) Ibid. p. 262, 460.
1) Vita Sti Thom. ap. Act. SS. Mensis Mart. T. I, p. 603.
2) Annal. Boior. ad hunc annum.

die lateinischen Uebersetzungen übergegangen waren, und deren wahre Bedeutung der heil. Thomas zu erklären sich bemüht. Zuweilen citirt er sogar zwei aus dem Griechischen gemachte Uebersetzungen, vergleicht sie untereinander, und bestimmt sodann die Wahl der Lesart [1]). Die Auseinandersetzung der Bücher der Metaphysik weiset die Anwendung von drei nach dem Griechischen verfafs- 44
ten Uebersetzungen auf [1]). Zu Anfange des Commentars über die Bücher *de coelo et mundo* bemerkt er zuerst von allen Commentatoren, dafs dieses Werk im griechischen Originale *de mundo* betitelt sei [2]). Hier wie in seinen Büchern *de metheoris* findet man kein einziges der arabischen von *Albertus* angewendeten Wörter. Die Eigennamen haben ihren Charakter bewahrt, alles zeigt auf die Benutzung einer *griechisch-lateinischen* Uebersetzung hin.

Die berühmte Stelle endlich des Wilhelm von Bretagne, Fortsetzers des Rigorius, obgleich sie in einem besondern Sinne verstanden werden mufs [3]); das Zeugnifs des *Leonardus Aretinus* [4]);

---

2) Lib. commentar. in interpret. Lib. I, lect. 13, §. C; lect. 2, §. D. Analyt. poster. Lib. I, lect. 6, §. C.

1) Commentar. in Metaphys. Lib. I, lect. 4, §. 8. Lib. III, lect. 8, §. O. L. II. §. H. L. V, lect. 21. Man sehe noch Lib. I, lect. 5, §. C; lect. 6, §. C; lect. 7, §. B et C. Lib. II, lect. 11, §. C. Lib. IV, lect. 7, 8, 9, 12. Lib. V, lect. 1, §. A; lect. 22. Lib. VII, lect. 17, §. 8.

2) Comment. in lib. de coelo et mundo, fol. 1.

3) Ad ann. 1209.

4) Epistolar. Lib. IV, Ep. 22, p. 137 et 139, ex ed. Molri. [?]

und verschiedene Schriftsteller des XVten Jahrhunderts beweisen unumstöfslich, dafs *vor* der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken, und der Auswanderung der Griechen nach Italien Uebersetzungen des Aristoteles, unmittelbar aus griechischen Texten verfafst, existirten; diese Uebersetzungen sind es einzig und allein, welche die Commentatoren des Aristoteles, *Aegidius* von Rom, *Peter* von Auvergne, *Johann Burläus*, u. a. m., benutzten. Ebendieselben waren in den Schulen noch zu *Trithemius* Zeit in Gebrauch [1]).

Mit grofsem Unrechte also stellen mehrere Gelehrte den St.-Thomas als den ersten dar, welcher die Lehrweise [2]) der Araber in die Scholastik eingeführt, und von ihren Philosophen die barbarischen Kunstausdrücke des Zeitalters [3]) entlehnt habe. Mit gleich geringem Grunde hat man die, durch Buhle wiederhohlte Behauptung aufgestellt, dafs St.-Thomas nur Uebersetzungen des Aristoteles hebräischen oder arabischen Ursprungs benutzt habe [4]).

---

1) *Aventinus* loco supra citat. — Continuat. Chronic. Rob. de Mont. ad ann. 1828. [1288.] — Chron. salv. [slav.] ap. Lindenbrog., No. 206.

2) De scriptorib. eccles. — Catalog. illustr. viror. germ.

3) *Rapin* Comparaison de Platon et d'Aristote. [Paris 1671. 8.] *Langius* Instit. in histor. litterar.

4) *Buddeus* [Joh. Franz] Isagoge [hist.-theologica ad Theologiam universam,] p. 846. — *Mansi* [Herausgeber der, von dem Kardinal Cäsar Baronio († 1607) gesammelten *Annales ecclesiae Romanae*, Lucca 1738 — 1759, 38 Bände, Fol.] in annal. Eccles. ad ann. 1209. No. XXVIII. —

Doch es ist wenig, die Zeit zu wissen, in welcher die Aristotelische Philosophie in unsern Schulen Eingang gefunden; zu wissen, dafs es seit der Zeit Wilhelm's, Bischofs von Paris, Uebersetzungen griechischen und arabischen Ursprungs gegeben habe. Obgleich diese Ergebnisse schon eine Masse irriger Meinungen umstofsen, so bleibt doch noch der wichtigste Punkt der Untersuchung zu bestimmen übrig: welches das verhältnifsmäfsige Alter der verschiedenen Gattungen von Uebersetzungen, unter einander verglichen, sei? Diese Untersuchung soll der Vorwurf des zweiten Kapitels dieses Buches sein.

Casiri Bibl. arab.-hispan. T. I, p. 185. — *Middeldorpf* De institut. liter. in Hispania, [quae Arabes auctores habuerunt. Gottingae 1810. 4.] p. 68.

46

Zweites Kapitel.

Untersuchungen über die Verfasser und das Alter der lateinisch-griechischen Uebersetzungen des Aristoteles.

§. I.

Betrachtungen über das Studium des Griechischen im Occidente, und die Ursachen, welche die Kenntnifs dieser Sprache im XIIIten Jahrhunderte verbreiteten.

Es würde gleich unrichtig sein, die Meinung aufzustellen, dafs sich die Kenntnifs des Griechischen während des Mittelalters gänzlich verloren habe, als zu behaupten, dafs diese Sprache in demselben mit Erfolge und durch eine grofse Anzahl von Gelehrten betrieben worden sei. Alles leitet auf die Annahme hin, dafs mehrere Gelehrte des Zeitalters Karl's des Grofsen dieselbe verstanden [1]).
47 Alte Chroniken melden uns, dafs dieser Monarch sie lehren liefs, und das Studium derselben in mehreren Klöstern Deutschlands anempfahl. Un-

1) „Ne mireris autem velim, *Hermannum Ablatem* Graecum Testamentum more suo secum portasse. Doctus et religiosus princeps erat et magnae auctoritatis, *graecaeque linguae probe gnarus*, quam in Collegio Carolino, quae Osnabrugi est, didicerat: in hujus enim fundatione *Carolus Magnus* sanxit, ut tam graecum quam latinum sermonem docerent et discerent singuli, omnemque adeo clericum eleganter bilinguem esse voluit." Chronic. Coenob. virgin. Ottberg. ap. Fr. Paulini rer. et antiq. german. syntagma, p. 183.

ter Karl dem Kahlen lebten *Scotus* und *Erigena* [1]), Uebersetzer des Dionysius Areopagita. Karl der Stammler hatte einen sehr lebhaften Zwist mit dem Kaiser von Konstantinopel, der ihm nur den Titel Πρωτοσύμβουλος statt des geforderten Βασιλεύς zugestehen wollte [2]). Da er für die Nachahmung griechischer Gebräuche sehr eingenommen war, wollte er aus Compiegne ein neues Konstantinopel machen, und gab der Stadt den Namen Carlopolis. Ein Kloster, welches er in Burgund gründete, erhielt den Namen Alpha [3]). Ungefähr um dieselbe Zeit fügten einige Bischöfe zu ihrer Unterschrift griechische Buchstaben hinzu [4]). Zu Saint-Martial de Limoges sang man im Xten Jahrhunderte in der Messe des Osterfestes das *Gloria*, das *Sanctus*, das *Agnus*, u. s. m. in *griechischer* Sprache [5]). Unter den Männern, welche sich in diesen Jahrhunderten der Unwissenheit durch einige Kenntnifs dieser Sprache auszeichneten, hat die Geschichte die Namen eines *Ekkehard*, Mönchs zu St.-Gallen [6]), *Remigius* von Auxerre, eines der gelehrtesten Doktoren seines Jahrhunderts, und Notker, gleichfalls Mönchs zu St.-Gallen, aufbe- 48
wahrt. Der Letztere hielt ausnehmend viel von den

---

1) S. d. Index unter *Scotus*.

2) *Duchesne*, [Scriptt. h. fr.] T. III, p. 355.

3) Annal. ord. Sti Bened. T. III, p. 224.

4) *Joh. Mabillon*, De re diplomatica [libri VI, zuerst erschienen Paris 1681, mit Supplementen 1704 und öfter; zuletzt Neapel 1789 Fol. edirt v. J. Adinarii].

5) Diese Thatsache erhellt aus einem Manuscripte der königlichen Bibliothek, No. 4458.

6) Annal. ord. Sti Bened. T. IV, p. 68.

Erläuterungen des Origenes zu dem Canticum Canticorum, und er empfahl es seinem Schüler Salomon an, sie ins Lateinische übertragen zu lassen, wenn er einen Mann fände, der in beiden Sprachen genügende Kenntnisse besäfse. Die Verbindungen der deutschen Kaiser mit Byzanz, Sicilien, und Griechenland; die der Römischen Kirche zu verschiedenen Zeiten mit der von Konstantinopel, machten Dolmetscher nothwendig, und trugen zur Erhaltung der Kenntnifs der griechischen Sprache bei.

In einem Theile Frankreichs befanden sich Griechen in einer hinreichenden Anzahl, um eine politische Existenz zu genieſsen. Gegen das XIIte Jahrhundert besafsen sie mit den Sarazenen und Juden gemeinsam die Erlaubnifs des Handels. Man ersieht aus alten, in den Archiven des Departements der Rhonemündungen aufbewahrten, Urkunden, auf welche sich der Doktor Prunelle beruft, dafs sie, während des IXten, Xten, und XIten Jahrhunderts zu Arles und Marseille ansässig, an die Klöster von St.-Victor und Montmayour gewisse Abgaben entrichteten. Ja, es liefs sich sogar eine Gesellschaft griechischer Mönche zu Auriol bei Marseille nieder.

Endlich überlieferten die Geschichte und die Werke der römischen Literatur jenen Zeiten die glorreichen Erinnerungen an Athen, das Andenken an die Blüthe, deren sich Philosophie, Literatur, und Wissenschaft bei den Griechen erfreuet hatten. Wer irgend die Philosophie liebte, mufste
49 natürlich seine Blicke dem Lande zuwenden, wo sie einst so hell gestrahlt, mufste nach der Kenntnifs

niſs der Sprache verlangen, in welcher sie geredet hatte; und um hier nur zwei Beispiele anzuführen —, *Adelard* v. Bath durchwanderte Griechenland und Kleinasien, gelockt durch die Hoffnung, dort eine, dem Occidente unbekannte, Wissenschaft einzusammeln. *Johannes* Sarisberiensis, wenn er auch die griechische Sprache nicht gründlich verstand, war doch keineswegs ohne alle Kenntniſs derselben, und stand mit Männern in Briefwechsel, welche derselben vollkommen kundig waren. Jedoch bemerken wir es als eine wichtige Thatsache, dafs man unter allen Gelehrten, welche Griechisch verstanden, unter denen man den *Johannes Sarracenus* auszeichnet, keinen als Bearbeiter des Aristoteles anführen kann.

Gegen das Ende des XIIten Jahrhunderts, im Jahre 1167, trat ein besonderer Umstand ein, welcher auf der Universität zu Paris das Verlangen, die griechische Sprache zu studieren, anregen mufste. Ein gewisser Wilhelm [1]), erst Arzt, dann Mönch, brachte griechische Handschriften aus Konstantinopel dorthin [2]). Vierzig Jahre später fiel die Hauptstadt des griechischen Reichs

1) Chron. de St.-Denis ad ann. 1167.

2) In dem XIVten Theile der Histoire littéraire de la France befinden sich zwei bemerkenswerthe Artikel über *Wilhelm* und *Johann Sarracenus*. *Wilhelm* übte zuerst die Heilkunde, und ging darauf auf Bitten des *Odo*, Abts v. St.-Denis, nach Konstantinopel, um griechische Handschriften aufzutreiben. Es wäre wichtig für uns, zu wissen, welcher Art die von ihm mitgebrachten Handschriften gewesen seien,

in die Hände der Christen, und Balduin, ein französischer Fürst, wurde von dem Heere der Kreuzfahrer zum Kaiser ausgerufen. Selbst ohne historische Denkmale würde es wahrscheinlich sein, dafs diese Eroberung glückliche Ergebnisse für das Studium des Griechischen im Abendlande geliefert haben werde; es giebt in der Geschichte gewisse Induktionen, die sich ganz von selbst aus
51 Thatsachen, ohne Anwendung irgend einer gewagten Vermuthung ergeben. Aber wir besitzen sehr wichtige Zeugnisse über diesen Gegenstand.

---

da einige Kritiker geglaubt haben, dafs vielleicht die ersten *griechisch-lateinischen* Uebersetzungen des Aristoteles nach diesen Handschriften verfafst worden seien. Wenn man bedenkt, dafs die Uebersetzungen dieses Mönchs (denn er ergriff das Mönchsleben und ward Abt von St.-Denis) sich auf die Uebersetzung einer, von *Michael Syncellus* verfafsten Biographie des *Dionysius Areopagita*, und eine andere Biographie des *Secundus*, eines sehr wenig bekannten Philosophen aus dem zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, beschränken; so wird man geneigt sein, die Wichtigkeit der in Griechenland gemachten literärischen Acquisitionen in Zweifel zu ziehen.

Wahrscheinlich war *er es*, der die griechischen Texte mitbrachte, nach welchen *Johann Sarracenus* die *Hierarchia coelestis*, die *Theologia mystica*, und den Tractatus *De nominibus divinis*, lauter dem *Dionysius Areopagita* beigelegte Werke, ins Lateinische übersetzte. Zu dieser Zeit hatte die muselmännische Philosophie in unseren Schulen noch nicht Eingang gefunden; Aristoteles war nur als Dialektiker berühmt, und die Unkunde, in welcher man sich hinsichtlich der andern Theile seiner Doktrin befand, liefs ihre Erwerbung vernachlässigen.

Als der Zorn des Papstes Innocentius III. gegen die Kreuzfahrer durch die glänzenden Erfolge derselben, und mehr noch durch die Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche besänftigt worden war, liefs er es sich angelegen sein, aus dem Boden des neu erworbenen Gebietes die Keime der Ketzerei zu vertilgen, und dafür die Principien eines reinen Glaubens anzubauen. Balduin hatte ihn ersucht, auserwählte Glieder verschiedener religiöser Congregationen nach Konstantinopel zu senden, um dort das Gebäude der Religion fest aufzuführen. Innocentius schrieb in dieser Absicht an die Prälaten Frankreichs, und nach Mittheilung des Briefes von Balduin sagt er: *Universitatem vestram rogamus attente et hortamur, per apostolica vobis scripta mandantes, quatenus pium ejus (Balduini) desiderium, quantum in vobis fuerit, promoventes, de singulis ordinibus viros, moribus et scientia commendandos, ac in religione ferventes, ad partes illas destinare curetis, per quos novella illa plantatio, in disciplina Domini erudita, fructum reddat suis temporibus opportunum, et quod in eis mirabiliter est inceptum, ad laudem et gloriam redemptoris mirabilius consummetur. Memoratos quoque libros, (scil. missalia, breviaria, coelestesque libros Sancti Officii) quibus non solum abundare, sed superabundare vos novimus, ad partes illas,* 52 *saltem pro exemplaribus, mittere procuretis, ut et vestra abundantia illorum inopiam suppleat, et orientalis ecclesia in divinis laudibus ab occidentali non dissonet.*

Dieser Brief ist datirt d. VIII. Kal. Jun. 1205. Ein anderer wurde unter demselben Datum

an die Universität zu Paris erlassen, in welchem es heifst:

Magistris et scholaribus Parisiensibus ....: supplicavit, (Balduinus) ut vos inducere ac monere apostolicis litteris dignaremus. quatenus in Graeciam accedentes, ibi studeretis litterarum studium reformare, unde noscitur exordium habuisse.... Universitatem vestram rogamus, ... quatenus diligentius attendentes, quanto majores vestri difficultates et gravamina sunt perpessi, ut adolescentiae suae primitias imbuerint litteralibus disciplinis, non taedeat plerosque vestrum ad terram argento et auro gemmisque refertam, frumento, vino et oleo stabilitam, et bonorum omnium copiis affluentem accedere, ut ad illius honorem et gloriam, a quo est omnis scientiae donum, sibi et aliis ibidem proficiant, praeter temporales divitias et honores aeternae gloriae praemia recepturi [1]).

53 Dieser Aufruf an die Geistlichkeit und die Universität geschah in der Absicht, das Licht des wahren Glaubens unter den Griechen zu verbreiten. Einer andern Unternehmung lag eine politische Absicht zum Grunde. Philipp August, dieser Fürst, ewig denkwürdig durch den Schutz, welchen er der Literatur angedeihen liefs, und durch die Privilegien, Immunitäten, und Auszeichnungen, welche die Wissenschaften unter seiner

---

1) Man findet diese beiden Briefe im IIten Theile der: *Diplomata, chartae et epistolae*, herausgegeben durch die HH. *de Bréquigny* und *Laporte du Theil*, pag. 712 und 713.

Regierung genossen, stiftete zu Paris ein *Collegium Constantinopolitanum*, in welchem die Söhne der Griechen die lateinische Sprache studieren, und zu gleicher Zeit den eingewurzelten Hafs ihrer Nation gegen die Lateiner vergessen lernen sollten, um einst bei ihrer Rückkehr die aus Erfahrung kennen gelernte Milde und Zuvorkommenheit ihrer Gastfreunde zum Ruhme des Namens der Lateiner bekannt zu machen. Vielleicht beabsichtigte hiebei der Monarch zugleich auch, sich Geifseln zu verschaffen, welche die Besieger von Konstantinopel gegen den Wankelmuth und die Treulosigkeit der Griechen sicher stellen könnten [1]).

Ich bilde mir gar nicht ein, diese Umstände zuerst bemerklich gemacht zu haben; aber die Geschichtschreiber der Philosophie und der griechischen Literatur haben sie weder gesammelt noch zusammengestellt, und haben es versäumt, die sich daraus ergebenden Folgerungen für die Einführung 54

1) Post expugnatam Constantinopolin a Francis et Venetis, sacro foedere junctis, Philippo Aug. Rege Lutetiae conditum est Collegium Constantinopolitanum ad ripam Sequanae, prope forum Malbertinum, nescio in arcano imperii consilio, ut Graecorum liberi Lutetiam venientes una cum lingua latina paulatim vetus illud et patrium in Latinos odium deponerent, eorumque humanitatem et benignitatem experti, ad suos reversi non sine magno latini nominis incremento virtutes illas passim praedicarent: ac veluti obsides habiti, qui, si quid parentes et affines graeca levitate adversus Latinos molirentur, ipsi adolescentes Lutetia conclusi fuerint.

Filesacus De statutis theologiae. — *Duboullay* Histor. univers. Paris. Tom. III. p. 10.

der Aristotelischen Philosophie sowohl, als für die Verbreitung des Studiums der griechischen Sprache, zu ziehen. In der That war es die Pariser Universität allein, welche aus der Stiftung einer griechischen Schulanstalt Vortheile zog; Frankreich's Hauptstadt war zugleich in dieser Periode der Mittelpunkt der Bildung. Aus allen Theilen des christlichen Abendlandes kam man hierher, um sich auszubilden, und man kann keinen berühmten Doktor des XIIten und XIIIten Jahrhunderts nennen, der nicht die Schulen von Paris besucht hätte. So sieht mit Stolz der Franzose, wenn er auf die ersten Zeiten unserer Monarchie zurückgeht, der Wissenschaften wie der Waffen Ruhm stets unserem Boden treu, und Hand in Hand fortschreitend, um unseres Namens Gedächtniſs unsterblich zu machen.

Seitdem man also in Frankreich so leicht die Mittel fand, das Griechische zu erlernen, mußte sich auch die Kenntniſs desselben rasch über die benachbarten Länder verbreiten. Die Erwerbung von Handschriften bot noch weniger Schwierigkeit. Die häufigen Berührungen mit Konstantinopel gaben die Möglichkeit an die Hand, sich dergleichen zu verschaffen. Um dieselbe Zeit und noch etwas später fanden *Friedrich* und sein Sohn *Manfred*, bei ihrer Hinneigung zu den Wissenschaften, und bei der Anlegung von Bibliotheken in den Beziehungen, welche Sicilien und Griechenland vereinten, zahlreiche Mittel, die Werke der griechischen Philosophen zu sammeln. Der Dominikaner- und der Franciskaner-Orden*) erschienen

*) In d. J. 1215 u. 1210 gestiftet.

glänzend auf der Schaubühne der Welt, indem sie ihren Ruhm in eifriger Betreibung der Wissenschaften suchten, ihre Ueberlegenheit durch Bildung und Kenntnisse begründeten, welche sie vor den übrigen geistlichen Korporationen auszeichneten, indem sie dem auf Philosophie und Abstraktion gerichteten Geschmacke ihres Zeitalters huldigten, und die Gunstbezeigungen Rom's und den gröfsten Theil der Prälaturen in Griechenland, Kleinasien, und Syrien an sich brachten. Sie konnten die Sprache des *Fürsten der Philosophen*, und die Gelegenheiten, sich den Grundtext seiner Werke zu verschaffen, nicht vernachlässigen. Endlich lag es auch im Interesse der Päpste, des Griechischen gehörig kundige Männer zu besitzen, wäre es auch nur für die Concilien gewesen, deren Akten nach der Eroberung von Konstantinopel häufig ins Griechische übersetzt wurden [1]).

1) Es gab sogar einige Päpste, welche sich mit griechischer Literatur, ohne eigennützige Absichten, aus Liebe zur Sache selbst beschäftigten. So z. B. *Urban IV.*, dessen Aufforderungen man wahrscheinlich die Arbeiten des St.-Thomas über Aristoteles, und die zu dieser Zeit herausgegebenen neuen Uebersetzungen verdankt. Man denke an den Brief, welchen *Campanus de Novaria* an ihn schrieb, und welchen *Tiraboschi* in seiner Geschichte der italiänischen Litteratur (Th. IV der Ausgabe in 4.) bekannt gemacht hat:

In hoc vestro philosophiae cameralis gymnasio praedicatur etc. Dieser Brief ist sehr merkwürdig durch die Lobsprüche, welche der Gelehrte dem Papste wegen des Schutzes, den er der Philosophie gewährte, angedeihen läfst.

56 Anstatt einen Zweifel daran zu hegen, dafs im XIIIten Jahrhunderte das Griechische im Abendlande getrieben worden, sollte man sich lieber wundern, dafs dies nicht in einem noch höheren Grade geschehen sei, da es so viele Mittel und so zahlreiche Beweggründe gab, sich mit dem Studium desselben zu beschäftigen.

§. II.

Von Robert, Bischof von Lincoln, und Johann Basingestocke [1]).

Roger Bacon nennt unter den Uebersetzern seines Jahrhunderts als Männer, welche sich durch ihre Kenntnifs der alten Sprachen auszeichneten, Robertus, Thomas Cantiprantanus, und Adam de Marisco [2]).

Matthäus von Paris stellt den Bischof von Lincoln als einen Mann dar, gleich geschickt im Griechischen wie im Lateinischen: *vir in Latino et Graeco peritissimus.* Auf seinen Befehl über-
57 setzte Nicolas, Klerikus der Abtei St.-Alban, das Testament der zwölf Patriarchen ins Lateinische [3]).

Hermannus Alemannus berichtet uns in seinen Prologen, dafs Robert von Lincoln der Verfasser der vollständigen Uebersetzung der *Ethik*

---

1) *Robert* starb im Jahre 1253; *Johann* i. J. 1252.

2) Opus majus, p. 86 edit. in ..

3) Histor. Angl. ad ann. 1242.

des Aristoteles sei, und dafs er einen, aus griechischen Kommentaren geschöpften, Kommentar hinzugefügt habe: *Reverendus pater magister Robertus, Linkolniensis episcopus, ex primo fonte, unde emanaverat, graeco videlicet, ipsum librum est completius interpretatus, [et] e Graecorum commentis praecipuas annexens notulas commentatus* [2]). *Hermann* übersetzte die Ethik im Jahre 1240, und die Rhetorik im Jahre 1256; in dieser Zwischenzeit also dürfte *Robert* seine Uebersetzung bekannt gemacht haben.

In der That widerspricht diesem Zeugnisse gewissermafsen Leonardus Aretinus, sowie eine Bemerkung, welche, am Ende einer Uebersetzung der Ethik befindlich, durch Echard bekannt gemacht worden ist.

Leonardus spricht in seinen Briefen von der Uebersetzung der Ethik, und beurtheilt die Art und Weise, in welcher der Uebersetzer den Anfang des ersten Buchs übergetragen hat; und da man ihm vorgeworfen hatte, dieselbe einem Mitgliede des Ordens der Predigermönche zugeschrieben zu haben, so rechtfertigt er sich dadurch, dafs 58
er sagt, der Verfasser gebe sich selbst in dem *Prooemium* seiner Uebersetzung als einen Engländer und Bruder jenes Ordens zu erkennen: *Translatio novior, a Britanno quodam traducta, cujus etiam prooemium legimus, in quo et fratrem se ordinis praedicatorum scribit, et rogatu confratrum de his transferendis laborem suscepisse* [1]).

2) S. Histor. Angl. ad ann. 1242, p. 197.

1) Man sehe den Anhang, No. LIII.

Die vorher erwähnte, von *Echard* mitgetheilte Bemerkung lautet folgendermafsen: *Finit liber Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum, interprete (ut nonnulli astruunt) F. Henrico Kosbien, ordin. fratr. praed., quem et omnes textus ejusdem philosophi traduxisse dicunt, adjuncta familiari explanatione litterali per totum, ac per primos sex libros ad singulos tractatus, interjectis quaestionibus et dubiis non minus fructuose quam succincte discussis. Ex Parisiis VI. kalend. Oct.* 1500 [2]). Die Bibliothek der Jakobiner des Hauses St.-Honoré zu Paris wurde während der Revolution zerstreut, und ich habe über das Schicksal dieser Handschrift nichts erfahren können. Echard bemerkt, dafs die Erklärung und die Uebersetzung nicht von einem Verfasser herrühren, weil in der ersteren des Leonardus Aretinus und des Johann Argyropylus gedacht werde; dafs dagegen die Uebersetzung dieselbe sei, welche man bei St.-Thomas unter dem Namen *Translatio vetus* finde. Da ich die Handschrift nicht habe zu Gesichte be-
59 kommen können, so ist es für mich schwierig, über

2) Scriptor. Ord. Praedicat. T. I, p. 469. [Der Titel der hier gemeinten Ausgabe ist: Aristotelis Ethicorum libri juxta antiquam translationem Henrici *Kosbein* cum commentario ad mentem Martini Magistri et Joh. Buridani. Parisiis 1500. Fol. — Zu bemerken ist noch, dafs Jourdain den Namen jenes alten Uebersetzers durchgängig *Kosbien* schreibt, während er von andern nur *Kosbein* genannt wird. Man s. Buhle Arist. Opp. T. I, p. 249. *Zell* in der seiner Ausgabe vorgesetzten, bei Edv. Cardwell (p. XIX) abgedruckten, Notitia Codicum etc. p. 15, 16.]

die Erwähnung des Leonardus Aret. und des Argyropylus zu entscheiden. Vielleicht sind es blofse Interpolationen. Der Verfasser der Bemerkung aus dem Jahre 1500 trägt gar kein Bedenken, den Kommentar dem Uebersetzer selbst beizulegen. Hätte nun der Verfasser dieses Kommentars nach Leonardus und Argyropylus geschrieben, wie hätte sich derjenige, welcher jene Bemerkung niederschrieb, über das Alter dieses Kommentars so gröblich täuschen können?

Was nun die Zurückführung dieser Uebersetzung der Ethik auf den Heinrich Kosbien, als Verfasser, betrifft, so sieht man, dafs sie auf einer blofsen Tradition beruht; *ut nonnulli astruunt*, heifst es. Leonardus Aretinus berichtet uns, dafs der Uebersetzer ein geborner Engländer (*Britannus*) gewesen. Giebt man zu, dafs die von Echard angemerkten Citate blofse Interpolationen seien, so wird sowohl das in dem Briefe des berühmten Italiäners angeführte *Procemium*, als auch die Bemerkung in der Handschrift des Hauses Saint-Honoré mit dem Prologus des Hermannus im vollkommenen Einklange sein. Der einzige gültige Einwurf, den man mir machen könnte, ist der, dafs Robert von Lincoln nicht zum Dominikanerorden gerechnet werde. Aber ist es nicht auch bekannt, dafs in der Geschichte der ersten Jahrhunderte dieses Ordens einige Verwirrung herrscht, und dafs man keineswegs ein vollständiges Verzeichnifs aller seiner Mitglieder besitzt? Mit einem Worte, das Zeugnifs des Hermannus, eines gleichzeitigen Schriftstellers, wird durch keine Autorität aus derselben Zeit umgestofsen, und man kann es als gül- 60
tig annehmen. Somit lege ich die griechisch-latei-

nische Uebersetzung der Ethik, von welcher ich ein Specimen gegeben habe, die einzige vollständige, welche ich kenne, dem Robert von Lincoln bei. Gleichermaßen vindicire ich ihm die Uebersetzung des Kommentars des Eustratius *). Es muß aber diese Uebersetzung zu eben der Zeit als die vorhergehende verfaßt sein, weil sich die letztere stets mit dem Kommentar verbunden findet.

Ich vereinige den Robert v. Lincoln und Johann von Basingestockes in einem Abschnitte, wegen der zwischen ihnen statt findenden Verbindungen.

Johann war sehr geschickt im Trivium und Quadrivium, im Griechischen und Lateinischen. In seiner Jugend hatte er Griechenland bereiset, und die griechische Sprache von der Tochter des Erzbischofs von Athen erlernt. Diese junge Athenienserin hatte in einem Alter von zwanzig Jahren alle Schwierigkeiten der freien Künste durchgemacht; und obgleich Johann lange Zeit zu Paris studiert hatte, so gestand er doch, daß er ihr den besten Theil seines Wissens verdanke. *Haec puella*, sagt Matthäus von Paris, *pestilentias, tonitrua, eclipses, et quod mirabilius fuit, terrae motum praedicens, omnes suos auditores infallibiliter premunivit* 1).

Dieser Johann war es, welcher dem Robert die Kunde von dem Vorhandensein des

*) Vergl. *Buhle* Aristotel. Opp. T. I, p. 299. *Zell* in der Notitia Codd. a. a. O. p. 24. und ad Eth. Nicom. X, cp. 5, §. 8. *Korais* Βιβλ. Ἑλλην. Th. XIV. Προλεγομ. p. 3.

1) Histor. Angl. ad ann. 1252. [*Fabric.* B. l. m. et inf. aet. Vol. IV, p. 150.]

griechischen Textes des Testaments der zwölf Patriarchen verschaffte. Seine Aufschlüsse und Anzeigen waren es, nach welchen der Bischof von Lincoln die Sendung nach Griechenland veranstaltete, um sich diese Texte zu verschaffen. Nach Angabe des Matthäus von Paris brachte derselbe Gelehrte die Zahlzeichen der Griechen nach England, und theilte ihre Geltung und Bedeutung seinen Schülern mit *). Auch übersetzte er ein Werk aus dem Griechischen ins Lateinische, in welchem, wie derselbe Historiker sich ausdrückt, *artificiose et compendiose tota vis grammaticae continetur*, und dem er den Namen des griechischen Donat beilegt 1). 61

Man weiſs, daſs Robert die Naturwissenschaften mit Erfolge bearbeitete; daſs er zu einigen logischen Schriften des Aristoteles Kommentare schrieb. Roger Bacon zählt ihn den Männern zu, welche mit Hülfe der Mathematik die Ursachen aller Dinge zu erklären, und die menschlichen und göttlichen Wissenschaften in einer genügenden Weise auseinanderzusetzen verstanden hätten 2). Robert's Neigung zu den Wissenschaften, die Kenntnisse, welche Nicolaus, Zögling der Abtei St.-Alban, und Johann in der griechischen Sprache besaſsen; des Letzteren Reisen, so wie sein Aufenthalt zu Athen, die Aufsuchung des Testamentes der zwölf Patriarchen, alle diese Umstände zusammen-

*) S. die Originalstelle des Matthäus v. Paris bei Schneider Epimetr. IV. ad Aristot. Hist. anim. T. I, p. CXLIII.

1) *Matth.* Par. Hist. Angl. ad ann. 1252.

2) Opus majus, p. 48.

genommen mufsten griechische Handschriften dem Occidente zuführen, und Uebersetzungen von sol-
62 chen Werken verschaffen, die bis dahin noch nicht ins Lateinische übergetragen worden waren.

§. III.

Von einigen Uebersetzungen aus dem dreizehnten Jahrhunderte.

Weit leichter ist es, das Alter der griechisch-lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles nach der Periode, in welcher man sie angewendet findet, zu bestimmen, als für jede derselben den Verfasser, der sie bekannt machte, nachzuweisen. Bei dieser Ungewifsheit ist es von Nutzen, die Verwirrung der Erzählungen zu berichtigen, die Namen von Männern aufzuweisen, denen man ähnliche Arbeiten zuschreibt, oder die dieselben möglicher Weise hätten ins Werk richten können, wäre es auch nur, um gegen gewisse Schriftsteller den Beweis zu führen, dafs man sogar nach dem griechischen Urtexte seit dem dreizehnten Jahrhunderte Uebersetzungen verfafst habe.

Der erste Uebersetzer, welcher sich uns darstellt, ist Jacob, Klerikus von Venedig. Der Fortsetzer der Chronik des *Robertus de Monte* *) drückt

*) Ich wage nicht zu bestimmen, wer hier der „*Robert du Mont*“ sei, auf dessen Chronik, oder vielmehr auf den Fortsetzer derselben sich Jourdain beruft. Die Literaturgeschichte bietet uns mehrere Historiker dieses Namens dar. 1) *Robertus de Monte Michaelis*, Abt in dem Kloster gleiches Namens, gebürtig aus der Normandie, lebte zur Zeit Heinrich's II. von England gegen das Ende

sich über ihn unter dem Jahre 1228 folgendermaßen aus: *Jacobus, clericus de Venitia, transtulit de Graeco in Latinum quosdam libros Aristotelis et commentatus est, scilicet Topica, Analyticos priores et posteriores, et Elenchos, quamvis antiqua translatio super eosdem haberetur.*

Ist dieser Uebersetzer eine Person mit *Johann*, dem Verfasser der griechisch-lateinischen Uebersetzung, welche Albertus [1]) citirt? Sind 63
die Worte der Chronik buchstäblich zu nehmen, oder ist noch eine andere Auslegung möglich? Diese Fragen überlasse ich dem Scharfsinne der Kritiker [2]).

---

des XIIten Jahrh., und hinterließ eine bis auf das Jahr 1158 geführte Chronik. Vergl. *G. Joh. Vossius* De historic. latin. II, p. 420 (d. Aug. v. 1677). 2) *Robertus*, Abbas montis navalis, später als der genannte lebend, gegen die Mitte des XIIIten Jahrhunderts, führte die Chronik des Sigebertus bis auf das Jahr 1210 fort. Vergl. *Vossius* a. a. O. p. 447. *Wachler* dagegen verweiset im Namensverzeichnisse zu seinem Handbuche der Geschichte der Litter. unter *Robert de Monte* auf eine Stelle, (Th. II, S. 232) wo er über *Robert Gaguin*, († 1501) einen französischen Historiker, Verf. eines Werkes: *Compendium super Francorum gestis*, handelt. Dies Werk übertrug *Pierre Desrey* († 1514) aus dem Latein ins Französische, und setzte es zugleich fort, da es Robert nur v. 300 bis 1500 geführt hatte. Vergl. *Vossius* a. a. O. p. 663. *Fabric.* Bibl. lat. med. et inf. aetat. lib. VII, p. 5.

1) Lib. I, Tract. 4, cp. 9.

2) Wachler, Handb. d. Gesch. d. Litteratur, Th. II, S. 252. stellt den *Jacob* von Venedig als eine besondere Person dar, und setzt ihn um das Jahr 1228.

Es herrscht eine ungemeine Dunkelheit über Thomas Cantiprantanus, Wilhelm von Moerbeka *), und Heinrich von Brabant, denen man Uebersetzungen des Aristoteles beilegt, und die man bald zu drei geschiedenen bald zu einer einzigen Person zu machen pflegt. Trithemius sagt: „*et sunt qui scribant, eum* (Thom. Cantiprantan.) *graeci sermonis habuisse peritiam, et libros Aristotelis, quorum usus est in scholis, transtulisse*“ [1]). — Heinrich von Gent [2]), Gilemans [3]), D. Ryckel [4]) sprechen gar nicht von dieser Uebersetzung, auf welche Leander Albertus [5]) und Bellarmin [6]) hinweisen.

Georg Colvener, Herausgeber des „*Buchs von den Bienen*“ *) hat in seiner Biographie des Tho-

*) Ueber diesen *Wilh. v. Moerbeka* vergl. man *Schneider* Praefat. ad Aristot. Histor. de animal. p. CXXVII — CXXXV. Praef. ad Aristot. Politic. T. I, p. XXI… und T. II, p. IX. — *Zell* Prolegg. ad Aristot. Eth. Nicom. a. a. O. p. 15. — *Jourdain* schreibt den Namen durchgehends *Moerbeka*, und so auch *Koraïs* (a. a. O. p. 4) *Moerbius*; während ihn andere *Morbecka* nennen. *Wachler* (II, S. 252 a. a. O.) schreibt *Wilhelm* von *Morbeke*.

1) De scriptorib. eccles. catal. illustr. viror. Germ.

2) De illustr. eccles. scriptorib. cp. 51.

3) Hagiologium Brabantinorum.

4) Lib. contr. plur. benef. art. 7, lib. *de quatuor novissimis*.

5) De Viris illustr. Ord. Praedicatorum [lib. VI, Bonon. 1517].

6) De scriptorib. eccles.

*) Der Verfasser dieses Buchs (Bonum universale de apibus) ist *Thomas Cantiprantanus* oder Cantipratensis. S. *Wachler* Handb. d. Gesch. d. Litt. Th. II, S. 269. *Vossius* De histor. lat. lib. II, p. 487.

Thomas Cantiprantanus sich für die Meinung erklärt, dafs dieser keineswegs der Verfasser der Uebersetzung des Aristoteles sei, und hat sie dem Wilhelm von Moerbeka restituirt, mit welchem 64 Thomas oft verwechselt worden ist [1]).

Quetif und Echard haben selbst nicht einmal den Versuch gemacht, diese falsche Ansicht zu bestreiten, und haben den Wilhelm von Moerbeka als den wahren Verfasser dieser Uebersetzung dargestellt [2]). Sichere Thatsache ist es, dafs man Thomas Cantiprantanus und Wilhelm von Moerbeka verwechselt hat. So z. B. schreibt Antonius Senensis diesem Letzteren das Buch *De naturis rerum* zu, welches erweislich den Ersteren zum Verfasser hat [3]).

Indefs, wenn Thomas Cantiprantanus nicht Verfasser der neuen, auf den Betrieb des St.-Thomas von Aquino verfafsten, griechisch-lateinischen Uebersetzung ist, so kann er früher einige Werke des Aristoteles übersetzt haben. Das Zeugnifs Roger Bacon's, eines gleichzeitigen Schriftstellers, der diesen Prälaten unter der Zahl der des Griechischen kundigen Männer [4]) aufführt, begünstigt diese Vermuthung. Uebrigens hatte, schon ehe St.-Thomas seine Kommentare schrieb, Albertus die seinen bekannt gemacht, sowie Vincentius Bellovacensis sein *Speculum majus*, in welchem

1) Bonum universale de apibus. Duaci 1627, in 8.

2) Scriptor. Ord. Praedicat. Tom. I.

3) Chronicon Fratr. Ord. Praed. fol. 99 et 242 editionis anni 1585.

4) Opus majus, p. 36 edit. in 4.

wir die Benutzung griechisch - lateinischer Uebersetzungen bemerkt haben.

65 Ueber Wilhelm de Moerbeka werde ich eigends in einem Abschnitte handeln *).

Was den Heinrich von Brabant betrifft, sei es, dafs man ihn mit Heinrich Kosbien verwechselt, oder sei es, dafs man ihn zu einem, von demselben unterschiedenen, Schriftsteller macht, gewifs ist, dafs unter diesem Namen lateinische Uebersetzungen im XIIIten Jahrhunderte verbreitet waren, und dafs man ihn nicht, wie einige Schriftsteller vorgeschlagen haben, für Wilhelm von Moerbeka halten dürfe.

Aventinus **) sagt: *Anno Christi* 1271 *Henricus Brabantinus, dominicus, rogatu D. Thomae, e Graeco in latinam linguam de verbo ad verbum transfert omnes libros Aristotelis. Usus est Albertus veteri translatione, quam Boëthianam vocant* 1). In dieser Stelle sind drei Thatsachen zu unterscheiden: erstens, die auf Betrieb des St. Thomas verfafste Uebersetzung, und hier verwechselt Aventinus augenscheinlich Wilhelm (von

*) S. unten §. IV, p. 68. — Hier, wie immer, wird nach der, am Rande bemerkten, Seitenzahl des Originals citirt.

**) *Johannes Aventinus*, eigentlich *Joh. Turnmayr*, geboren 1466, (nach Wachler 1477, s. Handb. d. Gesch. d. Litt. III, S. 305) zu Abensberg in Baiern, schrieb in VII Büchern *Annales Bojorum*, welche er bis auf das Jahr 1533 führte. Im folgenden Jahre 1534 † er selbst. Man s. *G. J. Vossius* De historicis lat. III, cp. X, p. 653. *Wachler* a. a. O. *Fabric.* Bibl. lat. med. et inf. aetat. Lib. I, p. 387.

1) Annales Boiçorum ad hunc annum.

Moerbeka) und Heinrich von Brabant; zweitens, die aufbehaltene Erwähnung eines Uebersetzers mit Namen Heinrich; endlich, der dem Verfasser der alten Uebersetzung beigelegte Name: *vetus translatio, quam* Boëthianam *vocant.*

Im Betreff der zweiten Thatsache ersehen wir aus einer Note zu Ende des IVten Buchs der arabisch-lateinischen Uebersetzung der Meteora, (welche Uebersetzung Vincentius Bellovac. und Albertus benutzt haben) dafs ein gewisser Heinrich, 66
welcher vor der Zeit lebte, welcher die Leistungen Wilhelm's angehören, Uebersetzungen aus dem Griechischen verfafst habe. Wir kennen zwar nur eine derselben, aber es ist höchst wahrscheinlich, dafs er mehrere bekannt gemacht habe.

Jene *translatio Boëthiana* verdient einige nähere Erörterungen. Wir bemerkten oben bei St.-Thomas Varianten, welche ein gewisser *Boëtius* lieferte *). Ebenderselbe Doktor liefert uns einige Merkmale, an welchen wir seine Uebersetzung erkennen können. Ich habe sie sorgfältig angemerkt, habe sie mit den Texten des Albertus und mit einer Uebersetzung der Metaphysik, welche sich unter dem Namen des Boëthius in der Bibliothek von St.-Victor 1) befindet, verglichen. Diese Vergleichung

*) M. s. Seite 42..

1) Manuscrit lat. St.-Victor, No. 362.
Folgende zwei Bemerkungen findet man, die eine zu Anfange, die andere zu Ende der Handschrift:
Decem libri *metaphysicae* ex versione Boëthici.
Translatio nova sive Boëthici.

hat mich überzeugt, dafs Albertus die von St. Thomas dem Boëthius zugeschriebene Uebersetzung *nicht* benutzt hat, und dafs sie in der Handschrift der Sorbonne nicht existirt. — Nach so bestimmten Zeugnissen aber kann man unmöglich läugnen, dafs es einen Uebersetzer des Namens Boëthius
67 gegeben, und demnächst, dafs dadurch sich ein neuer Weg für die Einführung der Werke des Aristoteles bei den Lateinern eröffnet habe.

Dieser Boëthius kann, wie ich hinreichend dargethan habe, unmöglich der Verfasser der Schrift *de consolatione* sein. Sollte es nicht jener Boëthius aus der Provinz Dacien sein, dessen die Geschichtschreiber des Dominikanerordens Erwähnung thun? Antonius Senensis widmet ihm folgenden Artikel: *Frater Boëtius ex provincia Daciae, theologus praeclarus, philosophus profundus et consummatus, et in aliis disciplinis non ignobilis, ... scripsit super librum de sensu et sensato Aristotelis: super librum de morte et vita: super librum de somno et vigilia: librum etiam, cui titulum dedit De Aeternitate mundi: claruit anno D....* [1]). Antonius Senensis und Albertus geben sein Alter nicht an, aber Pineus und Altamura setzen ihn, jedoch ohne den genügenden Beweis dafür zu führen, in das Jahr 1353.

Die Schriftzüge dieser Bemerkungen sind aus einer, im Vergleich zu dem übrigen Theile der Handschrift, späteren Zeit. Die erstere ist fehlerhaft.

1) Biblioth. Frat. Ord. Praedicat. p. 56 edit. anni 1585.

Ein anderer Uebersetzer ist Bartholomäus von Messina, dem man die griechisch-lateinische Uebersetzung der *Magna Moralia* verdankt, von welcher ich unten eine Probe mitgetheilt habe. Der Verfasser hat dieselbe dem Könige von Sicilien, Manfred, gewidmet [2]). Vielleicht hat man 68
auch Michael Scotus und Campano von Novaria zu den Verfassern griechisch-lateinischer Uebersetzungen zu rechnen. Endlich dürfen wir den Eugenius Ammiratus *regni Siciliae* nicht vergessen, welcher mehrere Werke aus dem Griechischen übersetzt hat. Er scheint mit Eugenius, dem Uebersetzer der Optik des Ptolemäus, eine und dieselbe Person zu sein.

§. IV.

Von Wilhelm von Moerbeka.

Unter allen denjenigen Männern, welche sich im dreizehnten Jahrhunderte mit dem Studium des Griechischen beschäftigt haben, ist Wilhelm von Moerbeka der einzige, von dem mehrere authentische Denkmale auf uns gekommen sind. Sie zeugen von seinen Kenntnissen wie von seiner unermüdlichen Thätigkeit, aber keineswegs für seine Treue als Uebersetzer. Sein Zeitgenosse *Roger Bacon* behandelt ihn äufserst streng. „*Et Willielmus iste flemingus,*“ (sagt er) „*ut notum est omnibus parisiis litteratis, nullam novit scientiam in lingua graeca, de qua praesumit, et ideo omnia*

2) *Bandini* Catalog. Biblioth. Laurent. T. IV, p. 690.

transfert falsa, et corrumpit sapientiam Latinorum" [1]). Vielleicht erlaubte ihm die Eilfertigkeit, mit welcher er seine Uebersetzungen bekannt machte, nicht, ihnen die wünschenswerthe Vollendung zu geben.

Dieser Wilhelm nun ist es, welchem die Schriftsteller gemeiniglich die Ehre geben, der
69 Verfasser der neuen, auf Antrieb des St.-Thomas begonnenen Uebersetzung des Aristoteles zu sein. So liest man in der slavischen Chronik unter dem Jahre 1273: „*Wilhelmus de Brabantia, ordinis praedicatorum, transtulit omnes libros Aristotelis de Graeco in Latinum verbum ex verbo, qua translatione scholares adhuc hodierna utuntur in scholis, ad instantiam D. Thomae de Aquino*" [1]). Heinrich von Herford, welcher dasselbe Faktum berichtet, hat die oben [*]) angegebene Verwirrung keineswegs vermieden: „*Decimo septimo anno Richardi (id est anno 1271),*" sagt er, „*Fr. Wilhelmus Brabantinus Chorinthiensis de ordine FF. praed. rebus excelluit humanis. Hic transtulit omnes libros Aristotelis naturalis et moralis philosophiae et metaphysicae de Graeco in Latinum, verbum verbo, quibus nunc utuntur in scholis, ad instantiam F. S. Thomas de Aquino. Nam temporibus D. Alberti translatione veteri omnes communiter utebantur. Item scripsit*

1) Opus maj. in Jebbi praefat.

[1]) Apud F. Lindenbrog. script. rer. Germ.

[*]) S. oben S. 63...

idem Wilhelmus librum de apibus gratiosum et librum de naturis rerum“ [2]).

Nach solchen Autoritäten konnte Bunder freilich sagen: „*Guilelmus Brabantinus de Moerbeka transtulit de Graeco in Latinum omnes Aristotelis libros naturales et morales ad instantiam B. Thom. Aquin.*“ [3]). — Wir wollen indefs untersuchen, welches die bekannten Uebersetzungen dieses Wilhelm sind: Folgendes ist das Verzeichnifs derjenigen, welche ihm nicht abgesprochen werden können.

1) *Simplicii commentum in libros Aristotelis de coelo et mundo.* Wir erfahren aus Bunder, dafs diese Uebersetzung unter Wilhelm's Namen sich in einem Kloster, in der Nähe von Gent, befand [2]). Die Königliche Bibliothek besitzt ein Exemplar dieses Kommentars, gedruckt zu Venedig im Jahre 1540 mit dem Namenszusatze: *Guilermo Morbeto interprete.* Es ist mehrere Mal unter dem Namen dieses Uebersetzers gedruckt worden [1]). Der in diesem Kommentare befindliche Text des Aristoteles ist die Uebersetzung der Bücher *De coelo et mundo*, von welcher ich eine Probe gegeben habe, und welche von St. Thomas von Aquino benutzt worden ist.

2) Bei Bruns, in: Beiträge, Heft I. S. 48. Schneider Epimetr. IV. ad Arist. edit. [Hist. anim. p. CXXXIV.]

1) Index Manuscr. libr. belg. [Cf. Schneider a. a. O. p. CXXIX.]

2) Ibid.

3) Man sehe *J. Jac. Frisius* Bibl. universal.

2) *Procli Diadochi Tyrii, Platonici philosophi, elementatio theologica ..... completa fuit translatio hujus operis Viterbii a fratre G. de Morbecca .... XV. Kal. Junii, anno D.* 1268 [4]).

71 3) *Tractatus Galeni de alimentis .... translatus de Graeco in Latinum .... anno* 1277 [1]).

4) *Liber Hippocratis de Pronosticationibus aegritudinum secundum motum lunae* [2]).

5) *Procli Diadochi de decem dubitationibus circa providentiam.*

6) *De providentia et fato, et eo, quod in nobis, ad Theodorum mechanicum.*

7) *De malorum subsistentia.*

Diese drei Werke sind von Wilhelm zu Korinth, wo er im Jahre 1280 Erzbischof war, übersetzt worden; vor der Revolution befanden sie sich in der Bibliothek der Grofs-Augustiner von Paris [3]).

8) *Aristotelis Rhetorica, libri III.* Dies ist dieselbe Uebersetzung, von welcher ich unter No. . . *) eine Probe mittheile. Ich schreibe sie dem

---

4) Manuscrit lat. Sorbonne, No. .... S.-Victor, No. .... Catal. Bibl. angl. T. I, p. 111. *Lambecius*, Bibl. Caesar. l. I, p. 147. [Schneider a. a. O. p. CXXXVIII.]

1) Manuscrit lat. bibl. Royale, No. ....

2) Idem No. ....

3) *Quetif* und *Echard*, Script. Ord. Praed. T. I, p. 390.

*) Ich wage nicht zu entscheiden, ob Jourdain hier auf das unter No. 43. oder auf das unter No. 44. mitgetheilte *Specimen* hindeutet. Vielleicht haben es die Herausgeber gar nicht unter des Verfassers Papieren gefunden,

Wilhelm zu nach einer Bemerkung in einer Handschrift in der Königlichen Bibliothek [4]). Herr *Schneider* erzeigt dem Wilhelm die Ehre, ihm eine Uebersetzung des Organons, der Politik, der Physik, und der Thiergeschichte beizulegen [5]). Seinen Tod setzt man in das Jahr 1281 [6]).

§. V. 72

Von einigen Uebersetzungen, deren Verfasser unbekannt, deren Abfassungszeit dagegen bekannt ist.

Zu Ende einer Uebersetzung von *Simplicius* Kommentare über die Kategorien findet sich folgende Bemerkung: *Explicit commentum editum super librum praedicamentorum a magistro Simplicio, qui fuit discipulus Aristotelis. In exemplari graeco, in praecedenti capitulo de motu, stabant quaedam pertinentia ad ultimum capitulum, quae non erant figurata, ubi debebant intrare, et non erant continua; et plena erant spatiis non scriptis, et corrupta erant, et propterea non transtuli; erant autem quasi ad quantitatem mediae columnae hujus: sciat etiam, qui hoc opus inspexerit, exemplar graecum valde fuisse corruptum, et in multis locis nullum subjectum potui ex littera trahere; feci tamen quod potui; melius erat, sic corruptum habere,*

---

oder befanden sich in derselben Verlegenheit wie d. U. hinsichtlich der Beziehung auf die zwei vorhandenen *Specimina*.

4) Manuscrit lat. No. . . .

5) In Epimetro supra citato et notitia Codd. T. I ed. Aristot. Hist. animal. p. 80.

6) *Echard* Scriptor. Ord. Praed. T. I. p. 391.

quam nihil. Translatum anno D. 1266, *mense Martii, per fratrem* ..... Echard vermuthet, dafs Wilhelm von Moerbeka Verfasser dieser Uebersetzung sei, und diese Annahme trägt das Ge-
73 präge der Wahrscheinlichkeit [1]). Ich vermuthe, dafs man ebendemselben Verfasser die Uebersetzung des Kommentars des Ammonius über die Bücher *De interpretatione* zuschreiben müsse. Können wir gleich ihr Alter nicht ganz genau bestimmen, so ist doch wenigstens soviel gewifs, dafs sie zur Zeit des Albertus noch nicht bekannt war, und dafs dagegen St.-Thomas sie benutzt hat.

Ueber die Verfasser der Uebersetzungen der Schriften *De physico auditu*, *De anima*, der *Metaphysica*, des Buchs *De generatione et corruptione* und der *Parva naturalia* habe ich keinen Aufschlufs gefunden. Indefs, streng genommen, kann ihr Alter nicht über das Jahr 1210, die Zeit der Verurtheilung der Universität, hinausgesetzt werden. Ja, ich möchte selbst sagen, nicht vor 1215. Die Art und Weise, in welcher sich Wilhelm von Bretagne und der Legat Robert von Courçon ausdrücken, bezeugt genügend die unvollkommene Kenntnifs, welche man von den philosophischen Schriften des

1) *Wilhelm Dorotheus* spricht sich über diese Uebersetzung in der Vorrede zu der seinigen ebendesselben Kommentars folgendermafsen aus: *Nulla fere in illa veteri translatione linea est, in quam non expuat graecarum litterarum dialectices ac grammatices peritus. Eo praeterea morbo elanguet vetus translatio, ut ille quisquis fuerit ea vocabula, quae sibi tum perspecta non erant, omiserit, quo jure veluti manca, inepta, plerumque a vero aliena exeruenda est.*

Aristoteles besafs. Sollte nicht vielleicht der Boëthius, von welchem oben geredet worden ist, der Uebersetzer derjenigen Werke sein, deren Kommentator man ihn nennt? Ich habe in dem Laufe meiner Untersuchungen Gelegenheit gefunden, zu beobachten, dafs die neueren Biographen 74
diese beiden Eigenschaften nicht immer gehörig unterschieden haben. Man lese nur im Baleus, Pits, oder Leland die Artikel Michael Scotus, Adelard, oder Alfred nach; und man wird nicht die geringste Andeutung dessen finden, was sie übersetzt, und dessen, was sie selbst verfafst haben.

Was die Bücher *De physico auditu* betrifft, so müssen wir, sobald wir davon zwei arabisch-lateinische Uebersetzungen finden, zugleich annehmen, dafs sie später aus dem Griechischen übersetzt worden seien. In der That sehen wir, dafs Wilhelm, Erzbischof von Paris, die arabischen Kommentare citirt, und es dürfte wahrscheinlich sein, dafs man zu jener Zeit nur eine arabisch-lateinische Uebersetzung besafs. Die Uebersetzung von Alexander's Kommentar über die Meteora, und von dem dabei befindlichen Texte ist zu Nicäa im Jahre 1268 verfafst [1]). Die Uebersetzung des Aristotelischen Textes (darin) ist die, von der ich eine Probe unter No. ... *) mittheile.

Eine von *Zacharias* in seinem *Itinerarium litterarium* **) citirte und von Herrn Schneider [2])

1) *Baudini* Catalog. bibl. Laurent. T. III, p. 249.
*) Wahrscheinlich No. XV.
**) *Zacharias* Itin. litt. per Ital. p. 90.
2) In Aristotelis edit. notit. Codd. T. I, p. 30.

wiederhohlte Bemerkung klärt uns über die Zeit auf, in welcher die Thiergeschichte übersetzt worden ist; sie lautet folgendermafsen: .... „*Cujus graeca translatio completa est anno gratiae* 1260. *X. Kalend. Januarii, Thebis.*“ Der gelehrte Herausgeber des Aristoteles nimmt als den Verfasser dieser Uebersetzung Wilhelm von Moerbeka an.

Die Schrift *De partibus animalium* ist vor dieser letzteren Uebersetzung bekannt gewesen. Gerard von Broglio benutzt in seinem Kommentare über die Thiergeschichte die Uebersetzung des Michael Scotus, und citirt das Buch *De partibus* [1]). Ueber die Bücher *De generatione* bin ich unvermögend eine andere Angabe zu bieten, als die, dafs Peter von Auvergne sie kannte.

Die Uebersetzung der *Probleme* ist ohne Zweifel diejenige, deren *Albertus*, in seinen Kommentaren über die Bücher der Politik, mit den Worten gedenkt: „*Cujus ratio est in quodam libro De problematibus quibusdam, quem transtulit quidam, dicandum imperatori Frederico de Graeco in Latinum, et sic incipit: Cum essem in Graecia, venit ad manus meas*“ [2]). In den zu meiner Kenntnifs gelangten Handschriften fehlt zwar durchgehends dieser Prolog, jedoch kann man aus diesem Umstande durchaus keine Folgerung gegen die von mir ausgesprochene Vermuthung ziehen, zumal da die Anführungen aus dem Buche der Probleme bei Albertus und St.-Thomas mit der Ue-

1) Manuscrit lat. Sorbonne, No. 946.
2) Polit. lib. II, cp. 7, §. E.

bersetzung, von der ich unter No. [XXXI. b.] eine Probe mittheile, als gleichlautend sich darthun.

Die kleine Abhandlung *De coloribus* scheint mir zu derselben Zeit und auf demselben Wege ins Lateinische übergetragen worden zu sein. In einer Handschrift der Sorbonne liest man zu Ende der Probleme folgende Bemerkung: *Ultima particula, quae est circa colores, deficit hic, quia non erat in graeco exemplari; verumtamen de hoc per se determinatum est in libro* De coloribus, *qui sequitur immediate post ipsum.* Da das Büchlein *De lineis insecabilibus* sich häufig mit dem vorhergehenden verbunden findet, so bin ich sehr geneigt, beiden einen gleichen Ursprung anzuweisen. 76

Ich habe oben *) die Gründe entwickelt, welche mich bewogen, dem Robert die Uebersetzung der Ethik beizulegen. Was die Uebersetzungen betrifft, welche unter der Benennung *Ethica vetus* und *Ethica nova* im Umlaufe waren, so ist es ausgemacht, dafs eine von beiden im Jahre 1215 bekannt war, weil man aus der Verordnung des Robert von Courçon ersieht, dafs die Lesung der Ethik auf der Universität gesetzlich erlaubt war. Diese Ethik bestand nicht aus zehn Büchern, da, wie bekannt, Hermannus Alemannus das Werk des Aristoteles, weil es die Abendländer nicht vollständig besafsen, aus dem Arabischen übersetzte. Je genauer ich die *Ethica vetus* betrachte, desto mehr überzeuge ich mich davon, dafs sie über die Zeit der Scholastik hinausreicht. Die *Ethica nova* dagegen geht nicht über das XIIIte Jahrhundert zu-

*) Vergl. S. 60.

rück. Nach dem Style, in welchem sie verfafst ist, und nach den griechischen Ausdrücken, welche in ihr enthalten sind, zu urtheilen, sollte man auf die Vermuthung kommen, dafs die acht Bücher der Politik von Robert von Lincoln übersetzt seien. Man mufs beachten, dafs der letzte Satz der Ethik andeutet, dafs das Werk über die Politik in gewisser Hinsicht die Ergänzung der Ethik darstellte. So findet es sich auch hinter dem Kommentare des Enstratius, und so fast immer verbunden mit den zehn Büchern der Ethik. Eine zweite Bemerkung
77 ist die: dafs Vincent von Beauvais, der nur die *Ethica vetus* und die *Ethica nova* excerpirt hat, niemals die Politik des Aristoteles anführt; dagegen citiren alle diejenigen, welche die acht Bücher der Ethik gekannt haben, auch die acht Bücher *De republica*. Sollte man nicht aus dieser Bemerkung die Folgerung ziehen dürfen, dafs diese beiden Werke zu gleicher Zeit übersetzt worden seien?

Die beiden Bücher der Oekonomik sind ins Lateinische übersetzt worden zu Anagnia im Monate August des ersten Jahres des Pontifikats Bonifacius VIII., d. h. im Jahre 1295. Dies erhellt aus folgender Bemerkung in einer Handschrift der *Oeconomica*: „*Explicit yconomia Aristotelis translata de Graeco in Latinum per unum archiepiscopum et unum episcopum de Graecia et magistrum Durandum de Avernia, latinum procuratorem universitatis tunc temporis in curia romana. Actum Anagniae in mense Augusti, pontificatus D. Bonifacii VIII. anno primo*“ [1]).

1) Manuscrit lat. Sorbonne, 841.

Dies sind die, von mir gesammelten, Aufschlüsse über das Alter und die Verfasser der griechisch-lateinischen Uebersetzungen, deren sich die Scholastiker in der letzten Hälfte des XIIIten Jahrhunderts bedient haben.

Drittes Kapitel. 78

Von der Einführung der Philosophie der Mohammedaner im Abendlande, und Untersuchungen über die arabisch-lateinischen Uebersetzungen.

Es herrschte im Mittelalter die fast allgemein angenommene Meinung, dafs man seit der Zeit Karl's des Grofsen Uebersetzungen aus dem Arabischen verfafst habe. Diese Meinung hat auch unter den Gelehrten der letzten Jahrhunderte Anhänger gefunden. Tribbechovius stützt sich in dieser Hinsicht auf eine Stelle des Trithemius. Aber diese Stelle, wenn sie den Sinn enthielte, welchen er ihr unterlegt, dürfte nicht ächt sein. Trithemius, ein Schriftsteller des XVten Jahrhunderts, nimmt alle Erzählungen gläubig an, welche in den vorhergehenden Jahrhunderten im Schwange waren. Zu seiner Zeit betrachtete man die Chronik des falschen Turpin noch als ein glaubwürdiges historisches Denkmal. Uebrigens habe ich in dem Texte dieses Chronographen dasjenige, was Trithemius darin gesehen zu haben glaubte, vergeblich gesucht [1]). Indefs ist dieselbe Behaup- 79

1) *De doctorib. schol.* (Diese Note bezieht sich wahrscheinlich auf das Werk des zuvorgenannten *Tribbechovius*.)

tung durch Conring [1]), Huet [2]), Muratori [3]), Ackermann [4]), u. a. m. wiederhohlt worden. Der gelehrte Bischof von Avranches [Huet] ist hier in einen aufserordentlichen Irrthum gerathen. Die, durch den Juden *Sarraguth* verfafste, Uebersetzung des *Tacuim al abdan* von Abu Ali Jahja ben-Dschezlah, dessen Name in Buhahylyha-Byngezla corrumpirt worden ist [5]), ist keineswegs dem K. Karl dem Grofsen, sondern dem Karl von Anjou, Bruder des heil. Ludwig und Könige von Sicilien, zugeeignet [6]). Da man im XIIIten Jahrhunderte an eine Anwesenheit Karl's des Grofsen in

---

1) De Academiis. [Im Texte stand *Cornigius*. Gemeint ist hier wahrscheinlich H. Conring's Werk: Antiquitates academicae, herausgegeben von Heumann.]

2) De claris interpretib.

3) Antiq. Ital. med. aev. T. III.

4) Stud. med. Salern. hist. p. 18.

5) Man sehe den von mir in der *Biographie universelle* bearbeiteten Artikel über die *Medicin bei den Arabern*; das dort sich findende *Sarragutto* ist ein Versehen. [M. s. über diesen Abu Ali, und die Corruptionen seines Namens *Adelung* in den Fortsetzungen und Ergänzungen zu *Jöcher's* Gelehrten-Lexikon, Band I, S. 2405. Er lebte zu Bagdad um 1080, und widmete sein Werk: *Tacuin al abdan esi tadbes el ensan*, (d. i. Tafeln von den Krankheiten des menschl. Leibes) dem Abbassid. Khalifen Moktadi Benvillah. Die Uebersetzung desselben von dem Juden Sarraguth (Adelung: *Farraguth*) ist zu Strasburg 1531 und 1532 Fol. gedruckt.]

6) *Freind* und *Mathias* (?), [desgleichen *Mackensie*, *Eloy*, *Bulaeus*], lassen Sarraguth und Buhahyliha am Hofe Karl's des Grofsen leben, und für ihn den *Tacuim* verfassen. Aber um alle diese Irrthümer über den Haufen zu

in Jerusalem glauben, und die Bekanntmachung der Aphorismen der Schule zu Salerno in seine Zeit setzen konnte, war es ganz ebenso leicht, arabisch-lateinische Uebersetzungen auf dies Jahrhundert zurückzuführen.

Jedoch um von derjenigen Epoche, in welcher 80
zuerst die Schriften der Araber in die lateinische Sprache übergetragen sein dürften, eine richtige Vorstellung zu erhalten, wird es nicht unzweckmäßig sein, einen Blick auf die Periode zu werfen, in welcher sich die Philosophie bei den Arabern festsetzte, und uns den Weg zu vergegenwärtigen, auf welchem ihre wissenschaftlichen Leistungen zur Kunde der Christen gelangten. Abulpharadsch schildert uns mit wenigen Worten die Art der Studien und Kenntnisse, welche vor Mahomed's Auftreten unter den Arabern existirten:

„Die Bildung dieses Volks, deren es sich „rühmte, bestand in der Kenntniss seiner Sprache, „und der Regeln, welchen dieselbe unterworfen „war; in der Geschicklichkeit, in Versen wie in „Prosa zu dichten. Die Bedürfnisse des täglichen „Lebens, verbunden mit langer Erfahrung, hatten „es gelehrt, die Aufgangszeit der Himmelskörper, „und diejenigen Sterne zu merken, deren Sichtbarkeit am Horizonte Regen verkündet. Aber es „erlangte diese Kenntnisse ohne Anweisung und „Unterricht. Von der Philosophie hatte ihm Gott

zu werfen, reicht die Bemerkung aus, dass Ibn-Dschezlah im Jahre 1099 starb. Man sehe *Freind* Opp. T. II, p. 286. *G. Mathias* Conspectus histor. med. chron. §. 85.

„nichts mitgetheilt; und es war auch von Natur „wenig dafür geeignet“ [1]).

Dieser Zustand währte, mit einigen wenigen Modifikationen, auch unter der Dynastie der Ommajaden fort. Nachdem aber die Abbassiden den Thron bestiegen hatten, erlitt die Nation eine merkwürdige Veränderung, und diese Araber, welche allein nur für den Krieg und die Ausbreitung des Islam gelebt hatten, warfen sich mit Eifer auf das Studium der Wissenschaften.

Nachdem *Moawijah* *) den Khalifenthron bestiegen, und das Scepter, welches eigentlich die freie Wahl der Muselmänner verleihen sollte, in seiner Familie erblich gemacht hatte, suchten die Nachkommen des Abbas und Ali, hingeopfert durch die argwöhnische Politik der Ommajaden, in Arabien, Mesopotamien, und den östlichen Provinzen

---

1) Specim. histor. Arab. p. 7 ed. nova. (In: Abulpharr. Hist. orient. Dynast. IX, p. 101 et 102 ed. Pococke. S. Brucker Hist. crit. phil. T. III, p. 10, 11, 12.. Die erste Ausgabe von Eduard Pococke's Specimen hist. Arab., sive Gregorii Abul-Faraji . . . de origine et moribus Arab. succincta narratio, erschien 1650, neue Ausgabe v. J. White, Oxford 1806. Ihr folgte (Oxon. 1663, 4.) das vollständige Werk des Abulpharadsch.]

*) *Moawijah I.*, († 679) nach fürchterlichen Kämpfen gegen *Ali*, (ermordet 1661) den Schwiegersohn des Propheten und dessen Söhne, ward im Jahre 662 als Khalif anerkannt. Er veränderte nicht nur die Lebensweise der Khalifen durch Einführung eines strengeren Cerimoniells, sondern suchte auch die Würde in seinem Hause dadurch erblich zu machen, dafs er seinem Sohne Jezid I. († 683) schon bei seinen Lebzeiten huldigen liefs. Vergl. Leo Lehrbuch d. Gesch. d. Mittelalters, S. 215 bis 221.

Persien's ein Asyl. Fern von dem Treiben der Staatsangelegenheiten und Regierungsgeschäfte, zu denen ihre Geburt sie eigentlich berief, verlebten sie ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit, mit Handlungen der Wohlthätigkeit und dem Studium der den Arabern bekannten Wissenschaften. In Arabien bot sich ihnen nur die von Abulpharadsch geschilderte Weise der Bildung dar. In Mesopotamien fanden sie die Nestorianer *), bei denen das Studium der griechischen Philosophie in Ansehen stand, und deren zahlreiche Schulen Ansehen und Berühmtheit genossen. In Persien, vornehmlich in Khorasan, erschienen die, von den Griechen hart verfolgten, Nestorianer, welche, um den Verfolgungen zu entgehen, sich selbst aus ihrem Vaterlande verbannt hatten, eben so glänzend, und genossen daselbst vielleicht noch mehr Achtung; denn die Perser waren zu keiner Zeit den

*) Die *Nestorianer* übten, besonders seit ihrer Zerstreuung zu Ende des Vten Jahrhunderts, auf die Bildung Syrien's und verschiedener anderer Gegenden Asien's einen entscheidenden Einfluss aus. Sie waren nicht nur eifrige Verbreiter des Christenthums, (selbst die *Thomaschristen* in Ostindien stammen von ihnen ab) sondern auch menschlicher Bildung überhaupt, führten Schreibekunst bei mehreren Völkern ein, gründeten Schulen und Unterrichtsanstalten, und lieferten aus ihrer Mitte fleissige Geschichtschreiber Asien's. Ihren Namen führen sie von ihrem Stifter *Nestorius*, aus Syrien, Bischof von Konstantinopel (seit 428), welcher auf der Synode zu Ephesus (431) wegen seiner Lehre von der Gottgebärerinn verdammt wurde. Vergl. Handb. der allgem. Kirchengesch. v. Vater und Henke, Bd. I, S. 341, 351, und 456.

philosophischen Wissenschaften entfremdet gewesen, mochten nun diese aus Griechenland oder aus Indien zu ihnen gekommen sein. Je weniger Neigung für die Wissenschaften die arabischen Eroberer besafsen, desto mehr liebten die Völker von Irak wissenschaftliche Untersuchungen und alle Subtilitäten der Metaphysik. Diese, aus dem Zustande der Civilisation entstandene Neigung hat sich unter *Nuschirwan's* *) Regierung noch vermehrt, da dieser griechische Philosophen an seinen Hof zog, und die berühmtesten Werke des Alterthums in seine Sprache übersetzen liefs. Uebrigens hat man sich daran zu erinnern, dafs mehrere griechische Philosophen gezwungen worden waren, nach Persien zu fliehen **), wo sie einer vollkommenen Meinungs- und Lehrfreiheit genossen.

*) Kosroës (oder Khosru) Nuschirwan ein Fürst wie wenige, unermüdlich thätig für seines Volkes innere und äufsere Wohlfahrt, Stifter von Schulen und Unterrichtsanstalten, mäfsig, wachsam, und gerecht. Er regierte von 531 bis 579. Sein Enkel *Kosru Parwiz* 591 bis 628 begünstigte gleichfalls griechische Bildung und Philosophie.

**) Dieſs geschah nämlich unter K. Justinian I., der, voll Vorliebe für die Jurisprudenz, die übrigen Anstalten der öffentlichen Bildung nicht nur vernachlässigte, sondern auch aus engherzigem Glaubenseifer, und zugleich aus Geiz, um die Besoldungen der öffentlichen Lehrer einziehen zu können, die Schulen der Philosophen zu Athen schliefsen liefs. Damals wanderten *Diogenes*, *Hermias*, *Eulalius*, *Priscianus*, *Damascius*, *Isidorus*, und *Simplicius* nach Persien aus. Vergl. *Heeren* Geschichte d. class. Litt. im Mittelalter, Th. I, S. 62 — 64 (d. 2ten Ausg.). *Wachler* Handb. d. Gesch. d. Litt. II, S. 74, 100.

Indessen begann allgemach dem Volke das Joch der Ommajaden zu mifsfallen. Grofse Spaltungen waren entstanden, als *Moawijah* es unternommen hatte, seinem Hause die Thronfolge zu sichern. Wenn auch ein Theil die Ueberzeugung gewann, dafs die Erhaltung und Ruhe des Staates in der Erblichkeit der Gewalt beruhe, weil nur so allein die ehrgeizigen Bestrebungen Einzelner im Zaume gehalten werden könnten; so verwarf doch die andere Partei den Gedanken, sich Beherrscher geben, und die Macht dadurch, dafs sie an eine einzige Familie geknüpft ward, unwandelbar machen zu lassen. Aus gleichem Grunde war früher Ali bei Mahomed's Tode von dem Khalifat ausgeschlossen, und, mit Uebergehung seiner, Abu-Bekr, Omar, und Otsmann gewählt worden. Die an den Titel des Khalifen geknüpfte Macht war eine rein-religiöse, und diese Würde 83
liefs sich mit der Monarchie, wie sie bei den „ungläubigen Völkern" bestand, nicht vergleichen; sie sollte der Preis der reinsten Frömmigkeit, der unwandelbarsten Anhänglichkeit an die Vorschriften des Korans sein. So ward die, schon bei ihrem Beginne von dem gröfsten Theile der Muselmänner angefochtene, Dynastie der Ommajaden bald allgemeiner Gegenstand des Hasses und der Verachtung, als sie nur Tyrannen, oder Fürsten lieferte, die ihrer Erhebung unwürdig waren [1].

1) Diese Ansichten über die Natur des Khalifats in seinem Entstehen sind sehr gut entwickelt von *Ibn Khordun* [Khaldun oder Chaledûn] in seinen *Prolegomenen*. Manuscrit arab. de la bibl. Roy., nouvelle acquisition.

Während sie ihrem Untergange entgegenging, arbeitete Ibrahim, Iman der Familie der Abbassiden, welchem ein Abkömmling Ali's vor seinem Tode seine Ansprüche auf das Khalifat übergeben hatte, dahin, seine Macht in den verschiedenen Theilen des Arabischen Reiches zu begründen, vornehmlich in Khorasan, wo die Sache Ali's zahlreiche Anhänger besafs. Er wählte keineswegs offene Wege, um zu dem Ziele seiner Wünsche zu gelangen; vielmehr durchstreiften seine Vertrauten, unter dem Titel von Missionären, die Provinzen und predigten insgeheim religiöse und politische Grundsätze, nach welchen die in denselben eingeweiheten Moslemin die Abbassiden als die rechtmäfsigen Besitzer des Khalifats anerkannten, und sich zur Vertheidigung ihrer Rechte erboten. Endlich wurde die Fahne der abbassidischen Partei in Khorasan aufgepflanzt. Ein Heer, gröfstentheils aus Persern bestehend, welchem die Barmeziden und mehrere vornehme Familien von Bactriana beitraten, näherte sich siegend dem Euphrat, warf allen Widerstand über den Haufen, und die Ommajaden, auf allen Punkten geschlagen, und überall der Rache ihrer Feinde geopfert, räumten endlich den Abbassiden den Thron ein *).

Diese neue Herrscherfamilie, welche lange Zeit unter den Persern im Exile gelebt hatte, und den Anstrengungen derselben den Thron verdankte, belohnte sie durch Antheil an den Würden des Reichs, und nahm selbst unvermerkt ihren Ge-

*) Ueber diese Kämpfe der beiden Dynastien vergl. man Leo Lehrb. d. Gesch. des Mittelalters, S. 225. 225.

schmack, ihre Sitten und Neigungen an. Diese denkwürdige Revolution übte, in ihrem Beginne, auch auf das Schicksal der Nestorianer einen bedeutenden Einfluss. Sie theilten das glückliche Schicksal einiger persischen Familien. Die Khalifen sahen sie gern, während sie die Christen der entgegengesetzten Sekten, die sie als Spione des griechischen Kaisers betrachteten, hafsten. Auch gewährten die Nestorianer einen Nutzen, den man bei ihren andern Glaubensgenossen vergebens suchte. Mit grofser Geschicklichkeit in der Heilkunde *) verbanden sie gute Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie, und galten für sehr geschickte Astrologen. Dazu kam die Neigung der ersten Khalifen aus der Familie der Abbassiden für die Astrologie, eine Neigung, welche durch ihre genauen Verhältnisse zu den Persern nur noch mehr genährt worden war †). Almansor **), welcher einen grofsen Theil seines Lebens in Persien zugebracht hatte, ernannte Chaled, den Barmeciden, zu seinem Minister. Als seine Herrschaft fest begründet zu sein schien, verband er die Pflege der Wissenschaften mit der

*) In Nisabur bestand eine Schule der Nestorianer, aus welcher die ersten medicinischen Kenntnisse zu den Arabern gelangten. Ueberhaupt aber standen die christlichen Aerzte bei den Arabern im gröfsten Ansehen. S. *Brucker* Hist. crit. phil. T. III, p. 26.

†) *Khondemir* (ein persischer Historiker) macht darauf aufmerksam, dafs die Regierung Almansor's als die Epoche einer merkwürdigen Veränderung der arabischen Sitten anzusehen sei. (Vergl. *Brucker* Hist. crit. phil. III, p. 21.)

**) Regierend von 754 bis 775. Ihm folgte Mahomed I., Mahadi, 775 bis 785.

Sorge für die Landesverwaltung. Entweder von natürlicher Neigung, oder von dem Wunsche geleitet, dem thätigen und kriegerischen Geiste der Araber eine neue Richtung zu geben, fafste er den Entschlufs, ihre Sprache mit den wissenschaftlichen Werken der Griechen zu bereichern, und befahl, sie herbeizuschaffen und zu übersetzen. *Ibn-Khaldun* berichtet uns, dafs die *Elemente* des *Euklid* das erste übersetzte Werk waren †). Almansor's würdige Nachfolger, Harun I. Al Raschid *), erzogen durch den Barmeziden Jahia; Mamun**), der seine Jugendjahre unter Dschafar's Leitung in Khorasan verlebt hatte, und dessen Minister, selbst Perser von Geburt, ihr Glück den Barmeziden verdankten, bestrebten sich mit gleichem Eifer für die Aufklärung der Araber; und noch vor dem Verlaufe eines Jahrhunderts sah man die wissenschaftlichen Schätze Griechenland's, durch die angestrengte Thätigkeit eines Honain, Isaak, Costa ben Luca, und vieler andern Uebersetzer, von Geburt Perser, und fast alle Nestorianer ***), in die Sprache des Korans übergetragen.

86 Zuerst übersetzte man mathematische, medicinische, und astronomische Werke, dann machte

†) *Wachler* (Handb. d. Gesch. d. Litt. Th. II. S. 86) nennt als das *erste* ins Arabische übersetzte Werk d. Almagest des Ptolemäus.

*) Al Raschid reg. v. 786 bis 809.

**) Er starb 835 (n. A. 833).

***) So übersetzte der Nestorianer *Sergius* (lebend um 812) den Almagest des Ptolemäus. Ueber die Bestrebungen anderer Nestorianer vergl. man *Wachler* Handb. d. Gesch. d. Litt. Th. II. S. 94 ff. S. 97 ff.

mit sich an die logischen und metaphysischen Schriften. Aristoteles konnte dabei unmöglich unberücksichtigt bleiben, denn die Nestorianer hatten sich seit langer Zeit mit seinen Schriften vertraut gemacht, und nahmen aus ihnen ihre Waffen zur Bekämpfung der Entscheidungen der Concilien zu Ephesus und Chalcedon. Auch findet man unter den Schriften des Alkendi eine kleine Abhandlung über die Werke des Aristoteles, welche beweiset, dafs jener Schriftsteller sie studiert hatte. Ibu Khaldun bemerkt, dafs Algazeli und Fakhr-Eddin Razy zuerst die Logik in den theologischen Streitigkeiten angewendet, und dafs jene Mischung von Philosophie und Theologie, welche bald nach der Einführung der griechischen Werke erfolgte, ein hauptsächlicher Anlafs zum Verderbnifs der mahomedanischen Religion gewesen sei. Endlich trat Avicenna auf, der, indem er in seinen Schriften einen gleich weitläufigen Plan, als der Philosoph von Stagira verfolgte, diesen mit Lobsprüchen überhäufte, und, bald Auszüge aus ihm gebend, bald ihn commentirend, fast alle seine Ansichten auf- und annahm, sein Glück unter den Arabern entschied.

Bevor ich zu andern Betrachtungen übergehe, sei es mir erlaubt, einige Bemerkungen über einen Punkt in der Litteraturgeschichte hier anzuknüpfen, welcher oft besprochen, doch nie zur Klarheit gebracht worden ist. Man hat häufig die Frage aufgeworfen, ob die arabischen Uebersetzungen griechischer Schriftsteller unmittelbar nach den griechischen Texten, oder nach syrischen Uebersetzungen verfafst worden seien. Diese Aufgabe ist darum

noch nicht nach ihren beiden entgegengesetzten Richtungen gelös't worden, weil man sie bisher noch nicht sorgfältig genug untersucht hat. Halten wir uns an die historischen Zeugnisse, an die Worte des *Hadschi Khalfa* [1]) und des *Leo Africanus* [2]), so sehen wir, dafs von den arabischen Uebersetzungen einige aus dem Syrischen, die bei weitem gröfsere Zahl aber unmittelbar aus dem griechischen Texte übergetragen sei *). In der That, wie wäre es glaublich, dafs die Nestorianer dieser letzteren Sprache unkundig gewesen wären? dafs sie den Söhnen *Monza's*, dem *Alkendi* [3]), dem *Costa ben Luca*, dem *Honain* und seinem Sohne *Isaak*, vielen anderer arabischen Uebersetzer und Philosophen zu geschweigen, unbekannt gewesen wäre? **)

Unter der Regierung der Khalifen Almansor, Harun Arraschid, Mamun, und Motawakkel († 861) existirten mehrere Uebersetzervereine. Die von diesen unternommenen Arbeiten hatten gewissermafsen drei Grade durchzumachen, die reine und einfache

---

1) Bibliograph. manuscrit arabe de la bibl. Roy. No. 875.

2) S. *Casiri* Bibl. Arab.-Hisp. T. I.

*) Die entgegengesetzte Ansicht hegte *Brucker* Hist. crit. phil. Vol. III, p. 23.

3) In einer kleinen arabischen Abhandlung über die Kreishimmelskugel giebt *Alkendi* mehrere Ursachen der Unzuverlässigkeit der arabischen Uebersetzungen des Almagest an; es folgt daraus, dafs er Griechisch verstand. Manuscrit arabe de la Bibl. Royale, No. . .

**) Dafs Honain ebn Isaak das Griechische verstanden, lehrt *Casiri* Bibl. Escurial. T. I, S. 286. *Gesenius* in Allg. Encycl. v. Ersch und Gruber, Th. V, S. 58.

Verdolmetschung, die Revision, und das Abschreiben, (die Reinschrift).

Die besten Uebersetzungen waren diejenigen, deren Revision Männer besorgt hatten, welche der griechischen Sprache, oder der, in dem übersetzten Werke behandelten Wissenschaft kundig waren. Doch kamen diese Vortheile keineswegs allen Uebersetzungen zu Statten, so dafs also der Grad der Richtigkeit unter den arabischen Uebersetzungen selbst nothwendig ein verschiedener sein mufs. Ja, es war möglich, dafs, wenn der Revisor seinem Geschäfte nicht gewachsen war, die revidirte Uebersetzung an Werthe der ersten Uebertragung nachstand. Was das Abschreiben anbelangt, so bestand dies Geschäft nicht blofs in der genauen Kopirung des in das Arabische übersetzten Werkes, sondern vornehmlich in der Hinzufügung derjenigen Verbesserungen und Abänderungen zu dem Texte oder den Demonstrationen des Autors, welche der Kopist oder vielmehr der Herausgeber für passend erachtete. Dieser Herausgeber war gewöhnlich ein Gelehrter von Profession, und zuweilen mit der griechischen Sprache vertraut; so z. B. der berühmte *Nassir-Eddin*, dem man Ausgaben mehrerer griechischen Mathematiker verdankt. Dieser so eben aufgestellte Unterschied erklärt uns auch, warum die Uebersetzung der Elemente des Euklid so gar oft von dem Grundtexte abweicht. Um mit Sicherheit über den Werth arabischer Uebersetzungen urtheilen zu können, hat man sich also erstens davon zu vergewissern, ob eine solche aus dem Griechischen oder Syrischen abgeleitet sei; und zweitens, ob sie eine blofse Ver-

dolmetschung, oder eine Revision, oder eine Reinschrift darstelle.

Doch zurück zu unserem Gegenstande. Die reifsenden Fortschritte der Waffen der Abbassiden nöthigten die Ommajaden, in einem, von dem Mittelpunkte des Reichs möglichst entlegenen Lande eine Zufluchtsstätte zu suchen. Einer von ihnen, der gleichsam durch ein Wunder dem seine Familie vernichtenden Blutbade entronnen war *), landete 89 nach vielen Abenteuern auf Andalusien's Boden und gelangte dort zur Khalifenwürde. Mit ihm begann für die Ommajaden und Sarazenen eine, in den Jahrbüchern der politischen wie der Litteraturgeschichte gleich glänzende Periode. Die wilden Nachkommen Ommaja's, welche auf dem Throne von Damaskus nur rohe oder sinnlose Eroberer gewesen waren, schienen plötzlich mit dem Augenblicke, wo sie sich in Spanien ansiedelten, ihren barbarischen Sitten zu entsagen. Diese Veränderung, ein Resultat des Einflusses des besiegten Volkes auf die Sieger, und vorbereitet durch die Auswanderungen der Araber und Perser nach Spanien 1), ward ein Gewinn für die Wissenschaften. Zu Cordova, Sevilla, Granada, Toledo, Xativa, Valencia, Murcia, Almeria, mit einem Worte, fast in allen, den Sarazenen unterworfenen, Städten

*) *Abderrhaman*, der Sohn Moawijah's, landete in Spanien 755. Ueber seine Schicksale s. *Leo* Lehrb. d. Gesch. d. Mittelalt. S. 225, vergl. S. 526.

1) Kolonieen aus Khorasan liefsen sich in Spanien nieder. Die Stadt Beida in Spanien erhielt diesen Namen zur Erinnerung einer gleichnamigen in Khorasan. Manuscrit arabe de la biblioth. Roy. No. 705.

sah man Akademieen entstehen [1]). Die Fürsten zogen durch ihre Freigebigkeit die berühmtesten Männer der Nation dorthin, wiesen ihnen reichliche Einkünfte an, und errichteten zahlreiche Bibliotheken. Dennoch ward, trotz aller dieser Beförderung, deren die Wissenschaften in Spanien genossen, der Orient, das Mutterland, immer als die Quelle aller Kenntnisse betrachtet. Gleichwie bei den Christen ein *Doctor scholasticus*, wollte er anders einen gewissen Ruf erlangen, die Schulen Frankreich's, England's, und Italien's besuchen mufste: so verliefs der spanische Muselmann, der auf den Titel eines tiefen Gelehrten, eines Lehrers in dem gesammten Gebiet des Wissens, Anspruch machte, seine Heimath, durchreis'te Afrika, besuchte die Schulen in Aegypten, Syrien, Bagdad, Persien, Khorasan, und sammelte überall in den Schulen berühmter Lehrer die Schätze der Wissenschaft ein [2]).

Die genauere Betrachtung dieser Umstände gewährt die Ueberzeugung, dafs für Spanien die

---

1) Man sehe über diese Schulen, und die ausgezeichneten Männer, welche aus ihnen hervorgingen, Middeldorpf: *Comment. de instit. litter. in Hispan.* Diese Schrift hat das Verdienstliche, dafs sie die bei Casiri zerstreuten Details gesammelt enthält.

2) Eine richtige Vorstellung von den litterarischen Beziehungen zwischen dem arabischen Spanien und den andern Provinzen des muselmännischen Reichs gewährt die Lesung eines arabischen handschriftlichen Werks: *Manuscrit arabe de la bibl. Roy. No.* 704. Der Verfasser desselben giebt darin ein Namensverzeichnifs aller spanischen Araber, welche den gegenüberliegenden Welttheil bereiset haben.

Fortschritte der Wissenschaften in dem Reiche der abbassidischen Khalifen nicht ohne Folgen sein konnten, dafs vielmehr das Studium der Philosophie daselbst mit dem Gange desselben in den andern Provinzen gleichen Schritt halten mufste, und dafs die im Oriente herausgegebenen Schriftwerke sofort in den Schulen Spanien's gelangten. In der Tha-
91 drängt sich uns die Bemerkung auf, dafs die ausgezeichnetsten unter den spanisch-arabischen Philosophen sich eng an *Algazeli*, *Fakhr-Eddin Rhazi*, *Alpharabius*, *Avicenna*, u. a. anschlossen. In Andalusien wie im Oriente wurden vor der Philosophie im eigentlichen Sinne, die Mathematik und Medicin fleifsig betrieben. Averroës, der nach *Ali ben Vagel*, *Geber*, *Azarchel*, *Avem-Pace*, und *Dschafar ibn Thophail* lebte, starb, nach der gewöhnlichen Meinung, im Jahre 1198 unserer Zeitrechnung.

Es ist leicht abzusehen, wie sich, seit der Zeit des beginnenden Flores der Wissenschaften und der Philosophie bei den spanischen Arabern, der Geschmack daran den Christen mitgetheilt habe. Als die Araber Spanien's Eroberung unternahmen, waren sie nicht stark genug, um sich durch Waffengewalt daselbst festzusetzen und zu erhalten. Vielmehr verdankten sie den dauernden Erfolg ihres Unternehmens ihrer Verfahrungsweise, zufolge der sie, nach mäfsigen Vergleichen, den Einwohnern ihre Sitten wie ihre Religion, gegen gewisse Abgaben, liefsen. Die Christenheit und ohne Zweifel auch die mohamedanische Welt sahen mit Erstaunen *Egilone* mit dem Sarazenen *Abdelasis* ein Ehebündnifs eingehen. Im Allgemeinen zeigten sich in Sachen der Religion und Philosophie die spa-

nisch-maurischen Fürsten bei weitem toleranter, als die übrigen Khalifen. *Abderrhaman* zählte eine grosse Menge von Christen unter seinen Unterthanen, und weit entfernt, sie zu verfolgen, suchte er seine Muselmänner zur Annäherung an dieselben zu veranlassen. Mitten unter den Mauren genossen die Spanier mit Stolz eine gewisse Unabhängigkeit; die Erhaltung ihrer Kirchen, ihres Kultus, ihrer Religion verdeckte zum Theil die Schande ihrer Dienstbarkeit. Jene Wildheit der Mauren, wie sie die Romanciers und einige gleichzeitige Chronisten schildern, war ihnen so wenig furchtbar, dafs sie sich sogar gern durch Heirathen mit muselmännischen Familien verbanden. Die arabische Sprache ward ihnen allmälig so geläufig wie ihre Muttersprache; ja, im Xten Jahrhunderte sah man sich genöthigt, eine arabische Uebersetzung der kirchlichen Glaubensvorschriften zum Gebrauche der Katholiken in den muselmännischen Provinzen zu veranstalten! Und zwar war es nicht die Mittelklasse allein, in welcher sich in beiden Völkern Familienverbindungen anknüpften. Ibn Abal, König von Sevilla, verheirathete seine Tochter an den König Alphons VI. von Kastilien, während Alphons V., König von Leon, seine Tochter mit Abdallah, König von Toledo, vermählte. Zwei christliche, von D. Sancho aus ihrem Besitzthume vertriebene, Fürsten fanden Zuflucht und Beistand bei den maurischen Herrschern. Einige Zeit später überschiffte der König von Marokko die Meerenge, und setzte einen, von seinem eignen Sohne vertriebenen König von Kastilien wieder auf den Thron. Bei der, im Jahre 1010, zwischen zwei sarazenischen Fürsten gelieferten 92

Schlacht bei Albacara befanden sich in den m... rischen Heeren ein Graf von Argel und die d... Bischöfe von Vich, Barcelona, und Gironne *).

Die Verbindungen, welche die Politik, ein Hebel, mächtiger noch als die Religion, zwisch... den christlichen und maurischen Fürsten knüpf... verdankten dem Handel ihr Entstehen; und die... war es denn auch, der sie zwischen den Unt... thanen beider Nationen unterhielt, und sie bis ... den mittägigen Provinzen Frankreich's ausbreite... So z. B. waren die Verbindungen der Sarazen... mit der Stadt Montpellier um so zahlreicher, ... bei Gründung dieser Stadt ein grofser Theil ihr... ersten Bewohner aus Spaniern bestand, die, ... sie früher unter den Mauren gelebt hatten, je... durch die, ihnen von Ludwig dem Frommen e... geräumten Vorrechte nach Frankreich gezog... worden waren [1]). Diese wurden erst gegen d... Ende des Xten Jahrhunderts vertrieben. Die Ha... delsvortheile wurden ein Hindernifs der Kreuz... züge, welche man gegen eben dieselben Sarazenen predigte, die fortwährend ihre Handelsartikel nach Montpellier brachten [2]). Obgleich diese Verbindungen nichts mit den Wissenschaften zu thun hat-

*) Ebenso befanden sich in dem Heere, mit welchem sich, im Jahre 1087, die Könige Alphons VI. von Kastilien und Sancho von Arragonien dem aus Afrika herübergekommenen Fürsten der Moraviden, Jusuf, vergeblich entgegenstellten, 80,000 Sarazenen. *Leo* a. a. O. S. 54.

1) Man s. *Ducheane* Hist. Franc. script. T. II.

2) Wir besitzen einen zwischen dem Herrn von Montpellier und dem Bischof von Agde abgeschlossenen Vertrag, in welchem der Letztere dem Ersteren, sowie der ganz... Ge...

hätten, so beweisen sie doch wenigstens, dafs der Unterschied der Religion zwischen den Christen und Sarazenen keineswegs eine unübersteigliche Scheidewand aufstellte; und wenn das Streben nach Reichthum die Hindernisse in solchem Grade zu überwinden vermochte, was mufsten nicht Liebe zu den Wissenschaften, und Wissensdrang, für welche Schwierigkeiten nur neue Reizmittel sind, bei den von ihnen Eingenommenen bewirken? Unmöglich konnte dem übrigen Europa das Glück, welches die Wissenschaften am Hofe der spanischen Khalifen machten, unbekannt bleiben. 94

Ein anderer Umstand, welcher hauptsächlich dazu beitrug, den Ruf der arabischen Philosophen in den christlichen Staaten zu verbreiten, war folgender. Zur Zeit der Blüthe der Wissenschaften in Andalusien waren daselbst die Juden aufserordentlich zahlreich; sie hatten ihre eignen Akademieen, und ihre medicinischen Kenntnisse verschafften ihnen Zutritt zu den Höfen der christlichen wie der sarazenischen Fürsten. Man findet sie ebenfalls in beträchtlicher Anzahl in mehreren Städten Frankreich's, wo ihre Schulen in grofsem Rufe standen [1]). In Marseille wurden sie so mäch-

Gemeinde von Montpellier die Erlaubnifs ertheilt, alle christlichen und sarazenischen, in Handelsgeschäften nach Agde reisenden Kaufleute aufzunehmen. *S. d'Aigrefeuille* Hist. de Montpellier, T. I, 44.

1) Man sehe das Itinerarium des *Benjamin von Tudela*. [Ueber diesen Rabbinen siehe *Basnage* Histoire d. Juifs, L. III, ch. 4, p. 118. Er bereisete um 1160 Frankreich, Italien, Griechenland, Asien, Aethiopien, Arabien, Sici-

tig, dafs die Fürsten zu wiederhohlten Malen das Verbot erlassen mufsten, einen Juden zum Landrichter, der höchsten Magistratswürde, zu erwählen. Dieses in Gallia Narbonensis gleichfalls existirende Verbot mufs strenger beobachtet worden sein, als die Juden, vertrieben durch Wamba, und verfolgt von den Khalifen des Orients, in grofsen Schaaren nach Spanien und dem mittägigen Frankreich hinströmten. Handel und Wissenschaften wurden von ihnen mit gleichem Eifer und Erfolge betrieben, und das zwölfte Jahrhundert, welches den Astronomen Azarchel, den Arzt
95 Aven-Zoar, die Philosophen Avem-Pace, Ibn Thophaïl, und Averroës hervorgebracht hatte, war auch dasjenige, in welchem in Spanien Abenezra, Jona ben Ganach, Maimonides, Thibon, Becher, David Kimchi, in Frankreich Moses Hadarschan, Salomon Jarchi, u. a. blüheten.

Auf diesen verschiedenen Wegen gelangte der Geschmack an den Wissenschaften zu den Christen. Auch beklagt sich Alvarus von Cordova bitter über die Neigung der Christen für die Sprache und Litteratur der Sarazenen [1]. Hugo a St.-Victore macht in einem Briefe dem Bischofe von Sevilla Vorwürfe über sein allzu eifriges Studium der heidnischen Philosophie. Endlich beweisen die zahlreichen Schriften gegen die Juden

---

lien, und Deutschland, und kehrte 1173 nach Spanien zurück. Seine Reisebeschreibung ist übersetzt von Arias Montanus, Antverp. 1575, wieder aufgelegt von Const. L'Empereur 1633.]

1) *Andres* Historia d'ogni Litteratura, T. I, p. 274.

aus dem XIIten und XIIIten Jahrhunderte hinlänglich den Einfluſs, welchen sie auf die Christen ausübten.

Doch auch Spanien und die Juden waren nicht die alleinigen Vermittler, durch welche die Philosophie der Araber sich den Eingang in den Occident bahnte. Die Araber unterhielten, als Herren von Afrika, eines Theiles von Sicilien, und der benachbarten Inseln, fortwährende Verbindungen mit den normännischen Fürsten. Roger war ein Freund der Wissenschaften, und bemühete sich, ausgezeichnete Gelehrte um sich zu versammeln. Man weifs, daſs der berühmte Edrissi an seinem Hofe lebte, und daſs dieser zu seiner Unterweisung eine Erdkugel von 96
Silber verfertigte, auf welche er in arabischer Sprache alles, was er von den verschiedenen Gegenden der damals bekannten Erde wissen konnte, hatte verzeichnen lassen [1]). Sigonius ertheilt dem Avicenna, welchen er nach einem im XIIIten und XIVten Jahrhunderte sehr gewöhnlichen Irrthume zu einem Spanier macht, und dem Averroës, „*zweien ausgezeichneten Geistern*“, den Ruhm der Wiederbelebung der Wissenschaften in Italien, wo sie durch die Einfälle der Barbaren gänzlich vernichtet worden waren [2]). Ebendersselbe Geschichtschreiber erzählt uns von einem spanischen Araber, der, ein groſser Zauberkünstler, mit einem Gefolge von zwanzig Arabern nach

1) Man s. die Biographie univers. unter dem Art. Edrissi.

2) In Opp. T. II. p. 706; ad annum 1152.

Sicilien gekommen sei, um den Kaiser Friedrich zu vergiften [3]). Der Mönch von Padua [4]) stellt uns den Tyrannen *Ezelin* von Romano als begleitet von Zeichendeutern vor, welche aus der Betrachtung der Gestirne und Berechnung der Monate ihm die Zukunft mit Sicherheit verkündet hätten. Unter diesen Zeichendeutern befand sich ein Saracene, Paul, aus Bagdad, ausgezeichnet durch einen langen Bart, und, wie der genannte Chronist sich ausdrückt: tam origine quam aspectu et actu alter Barlaam [4]).

Cäsar v. Heisterbach redet von jungen Leuten, welche sich, um die Astrologie zu studieren, nach Toledo begaben, und es scheint, dafs man zu seiner Zeit die Astronomie von jener Wissen-
97 schaft nicht geschieden habe. Endlich trug der Schutz, welchen Friedrich II. und sein Sohn den Wissenschaften und der Philosophie gewährten, und die Achtung, welche sie ihnen bewiesen, viel dazu bei, die Werke der arabischen Philosophen in Ansehen und in Umlauf zu setzen.

Zwar sind die hier von mir gegebenen Bemerkungen keineswegs erschöpfend, doch reichen

---

3) Ibid. Lib. XII.

4) Dieser Anonymus (*Monachus Paduanus*) ist der Verfasser einer Chronik seiner Zeit, *rerum sub Ottone IV. et Friderico II. in Longobardia et vicina Marchia gestarum*, vom Jahre 1207 bis 1270. (Vergl. *Vossius* De histor. lat. II, p. 485. *Fabric.* Bibl. med. et inf. lat. Lib. IX, Vol. IV, p. 609.) Sie ist zuerst herausgegeben im J. 1585 von *Urstisius*, T. I, p. 577—626, später von *Ozius*, *Muratori*, und *Burmann*.

4) Ap. Urstisium T. I. p. 607.

sie aus, um zu zeigen, auf welchen Wegen und in welchem Fortschritte der Geschmack an der arabischen Philosophie in den Occident Eingang gefunden haben dürfte.

§. 1.

Constantin der Afrikaner.

Wir brauchen uns hier nicht mit dem Juden *Farraguth* zu beschäftigen, weil seine Zeit in das XIIIte Jahrhundert fällt. Der erste bekannte Uebersetzer ist der Mönch Constantin. Dürfen wir dem *Peter Diaconus* *), dessen Bericht jedoch das Gepräge des Enthusiasmus trägt, Glauben schenken, so begab sich Constantin, geboren an der Küste von Afrika, nach *Babylon*, wo er Grammatik, Dialektik, Physik, Geometrie, Arithmetik, Mathematik, Astronomie, Nekromantie, und Musik studierte. Nachdem er sich in diesen Wissenschaften unterrichtet hatte, ging er nach Indien, und kam über Aethiopien und Aegypten nach Afrika zurück, nachdem er dreifsig Jahr auf diese Reisen verwendet hatte, um sich die Wissenschaft aller Völker des Orients zu erwerben. Als er unter seinen Landsleuten sein Leben 98
durch Nachstellungen gefährdet sah, schiffte er sich heimlich nach Salerno ein, wo er sich in der Verkleidung eines Bettlers verborgen hielt. Der Bruder des Königs von Babylon erkannte ihn hier

*) *Pet. Diaconus* De viris illustrib. Cassinensibus, ep. 23. Vergl. *Fabric.* Bibl. lat. med. et inf. aet. Lib. III, Vol. I, p. 1191.

wieder, und Herzog Robert überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. Aber Constantin entriſs sich diesen glänzenden Verhältnissen, und liefs sich als Mönch in das Kloster von Monte Cassino aufnehmen. Man wird zugeben, dafs dieser Bericht einen etwas wunderbaren Anstrich hat. Die Reise nach Indien und Aethiopien, das von den Afrikanern projektirte Verbrechen, das zufällige Begegnen des Bruders des Khalifen von Bagdad in Salerno sind lauter Dinge, welche die Gränzen des Wahrscheinlichen überschreiten.

Während der Zeit seines Mönchslebens war es Constantin's alleiniges Bestreben, den Occident mit den Früchten seiner Reisen zu bereichern. Der gröfste Theil seiner Uebersetzungen begreift medicinische Werke, und ist nach arabischen Texten verfafst. Durch sie gelangten mehrere Werke des Hippokrates und Galenus zur Kenntnifs der Abendländer.

Sein Schüler Johann trat in seine Fufstapfen, und gab nach seinem Tode seine, für die Medicin sehr ersprieſslichen, Aphorismen heraus. Er starb zu Neapel, woselbst er alle Bücher Constantin's hinterliefs. Johann's Blüthe fällt in das Jahr 1072, mithin lebte Constantin gegen die Mitte des XIten Jahrhunderts, vor dem Beginn der Kreuzzüge *).

*) Ausführlich findet man die Lebensgeschichte Constantin's bei *Tiraboschi*: Storia della Lett. III, p. 305.

§. II.

Gerbert.

Die Geschichte Gerbert's, der unter dem 99 Nassen Sylvester II. den päpstlichen Thron bestieg, ist so in Fabeln gehüllt, dafs es unmöglich ist, sie gänzlich von denselben abzusondern. Eine von allen gleichzeitigen Schriftstellern bezeugte Thatsache ist die, dafs er seine mathematischen Kenntnisse bei den spanischen Arabern geschöpft habe. Ob er das Arabische verstand, habe ich aus der Lesung seiner Schriften nicht ermitteln können. Unmöglich kann ihm indefs die Sprache eines Landes ganz fremd gewesen sein, wo ihm sein Aufenthalt nicht zum Zwecke führen konnte, wenn er nicht alle möglichen Mittel sich zu erwerben suchte, um mit den Gelehrten desselben Verbindungen anknüpfen zu können. Uebersetzungen von ihm kennt man nicht *). Seine verschiedenen Schriften zeigen mehr Studium der Griechen als der Araber. Von den letzteren scheint er nur arithmetische und algebraische Lehrweisen (*Methodes*) entlehnt zu haben. Er starb im Jahre [1003 den 12ten Mai].

Hermannus Contractus ist nicht der Verfasser der ihm beigelegten Uebersetzungen; ich werde weiter unten darüber handeln.

*) *Fabricius*, B. l. med. et inf. aet. Lib. VII, (Vol. III, p. 132), erwähnt nach Lud. Jacob Bibl. Pontif. p. 214 einer unedirten Schrift Gerbert's: „*De Rhetorica*". Vielleicht dürfte dies eine Uebersetzung oder Paraphrase eines Aristot. Werkes sein.

§. III.

Adelard von Bath.

Adelard, geboren in England, besuchte, wie wir oben gesehen haben *), die Schulen von Frankreich. Dürfen wir dem Engländer Pits **) Glauben schenken, so durchreisete er Deutschland, Italien, Spanien, Aegypten, ja sogar Arabien, wo er fand, was er zu lernen wünschte. Seine Werke bezeugen uns, dafs er Griechenland besuchte, woraus ich folgern möchte, dafs er seine Kenntnisse der Arabischen vielmehr in Asien und Afrika als in Spanien geschöpft habe. Unter den von ihm verfafsten Uebersetzungen findet man eine Abhandlung vom Astrolabium, eine Uebersetzung der kharismischen Tafeln, *De doctrina abaci*, die berühmte arabische Uebersetzung der Elemente des Euklid, und die *Isagoge minor Japharis mathematici in astronomiam.* Diese mannigfaltigen Werke finden sich in den verschiedenen Bibliotheken England's. Das von *Pits* gegebene Verzeichnifs von Adelard's Werken ist etwas verwirrt; ein und dasselbe Werk wird öfters mit verändertem Titel angeführt.

Der *Erichiapharim*, dessen er gedenkt, scheint mir eine Verschreibung des Wortes *Zydi Dschiafar*, und mit den eben erwähnten kharismischen Tafeln eins und dasselbe zu sein. *Albertus* M. gedenkt dieser Tafeln in seinem *Speculum astrono-*

*) S. oben S. 54.

**) De rebus anglicis, p. 200.

[illegible]; er legt sie dem *Mohammed Alkarismy* bei, und sagt, dafs sie nach der Aera des Jezdedgerd [1]) bezeichnet seien. Ohne Zweifel ist hier an *Abu Dschiafar Mohammed ben Musa Khuarezmita* zu denken, welcher unter dem Khalifate Almansor's lebte, und einen Auszug des Sindhend verfafste. Ueber ihn giebt Casiri Auskunft [2]). Vielleicht hat man ebendenselben Adelard auch für den Verfasser des unter dem Titel: *Liber imbrium secundum Indos* [3]), erhaltenen Werks zu halten. Uebrigens sieht man, dafs dieser Philosoph von den Arabern nur Werke mathematischen und astronomischen Inhalts entnommen hat. 101

§. IV.

Robertus Retinensis und Hermann von Dalmatien.

Sander gedenkt eines gewissen Rudolph von Brügge, welcher zu Toulouse im Jahre 1444 das Planisphärium des Ptolemäus übersetzt habe [4]). Gesner hatte eben diese Thatsache berichtet [5]), Huet und Fabricius haben sie wiederhohlt [6]). Aber

---

1) Spec. astr. cp. 2. Diese Stelle ist in den gedruckten Ausgaben sehr verderbt. Ich habe mich überzeugt, dafs man nach Anleitung von Handschr. mehrere Worte ändern mufs.

1) Bibl. arab.-hisp. T. I, p. 428.

2) Bibl. Roy. Manuscr. lat. No. 7316. u. 7329.

3) De claris Brugensibus.

4) Epitome edit. a J. J. Frisio. Basel, 1583.

5) Bibl. med. et inf. lat. T. VI. p. 824. *Huet* De clar. interpret.

Gesner behauptet, zufolge Walder, dem Herausgeber dieser lateinischen Uebersetzung *), dafs sie aus dem Griechischen gemacht sei. Alles dieses ist unrichtig, wie man weiter unten **) sehen wird.

Gegen die Mitte des XIIten Jahrhunderts ver-
102 anstaltete **Petrus Venerabilis**, höchst bekümmert über die Fortschritte des Muhamedanismus und von dem Wunsche beseelt, ihn auf allen Punkten anzugreifen, eine lateinische Uebersetzung des Alkorans ***). Die Geschichte dieser Unternehmung ist noch nicht gehörig aufgehellt. Es erschienen dabei drei Uebersetzer, **Magister Petrus, Robertus Retinensis**, und **Hermann von Dalmatien**. Das Auffallende dieser Erscheinung erklärt sich aus der Art und Weise, wie man einen arabischen Text ins Lateinische zu übersetzen pflegte. Man nahm einen arabischen oder jüdischen Convertiten mit sich, der das Arabische in die damalige lebende Sprache übersetzte; worauf derjenige, der als Verfasser der Uebersetzung angesehn wurde, nach dem Dictat jenes Dolmetschers das Ganze ins Lateinische übertrug.

Ich werde nachher verschiedene Beispiele dieser Methode mittheilen. **Magister Petrus** machte unstreitig bei jener Gelegenheit den Dol-

*) Ptolemaei Magnae constructionis .... Libri XIII. Theonis Alexandrini in eosdem commentarior. Libri XI. Fol. Basil. cur. *J. Walder*, 1538.

**) S. S. 105.

***) S. *Fabric.* Bibl. lat. med. et inf. aet. T. V. (Lib. XV.) p. 756 .. T. VI, s. Robert. Retin.

melcher [1]), Robert und Hermann schrieben abwechselnd nach seinem Diktiren. Die so verfertigte Uebersetzung hat also bald den Petrus, bald Robert, bald Hermann zum Verfasser. Was den *Bruder* Petrus, Schreiber des Petrus Venerabilis, anbelangt, so drückt sich der Letztere in einem Briefe an den heil. Bernhard folgendermaßen über ihn aus: „*Qui vera* [vero?] *latina* 103
impolite vel confuse ab eo (magistro Petro) *prolata poliens et ordinans, epistolam, imo libellum multis, ut credo, ... perutilem futurum perfecit.*“ Dieser Brief, oder dieses kleine Büchlein ist die *Summa brevis contra haereses et Sectam Sarracenorum*, welche sich gewöhnlich bei der Uebersetzung des Alkorans findet. Es scheint jedoch, daſs Robert allein als Verfasser desselben gegolten habe, da die, dieser Uebersetzung [2]) vorangeschickte, *Epistola dedicatoria*, welche an Petr den Ehrwürdigen gerichtet ist, seinen Namen allein trägt. Aber er bedient sich in derselben des Ausdruckes *translatio nostra*, was auf die

1) Diese Vermuthung gründet sich auf die eignen Worte des *Pet. Venerabilis* in dem Briefe, welchen er mit einem Exemplare der Uebersetzung des Alkorans an den heil. Bernhard schickte: „*Feci autem*“ (sagt er) „*eam transferri a perito utriusque linguae viro magistro Petro Toletano. Sed quia lingua latina non ei adeo familiaris vel nota erat ut arabica, dedi ei coadjutorem . . . Fr. Petrum, notarium nostrum.*“ Vid. Maxima Bibl. SS. T. XXII, p. 1080.

1) Diese Uebersetzung wurde verfaſst im Jahre 1143. Man s. Catalog. MSSm. angl. et hist. T. I, p. 164. *D. J. Rodriguez de Castro* Bibl. española, T. II, p. 498.

Mitwirkung mehrerer Personen hindeutet. In dem erwähnten Briefe findet sich noch folgende merkwürdige Stelle: *Lex tamen ista, licet lethifera multis in locis, maximum testimonium argumentumque firmissimum sanctitatis et excellentiae legis nostrae videntibus et electis praebet. Istud quidem tuam minime latuit sapientiam, quae ... compulit, interim astronomiae geometriaeque ob... dium meum principale praetermittere. Sed ne pr... oemium fastidium generet, ipsi finem impono, ... bique coelesti, coelum omne penetranti, coeles... munus voveo, quod integritatem in se scienti... complectitur. Quae secundum numerum et pro... portionem, atque mensuram, coelestes circuit... omnes, et eorum quantitates et ordines, et habi... tudines, demum stellarum motus omnimodos ... earundem effectus atque naturas, et hujusmod... caetera, diligentissime diligentibus aperit, num... probabilibus nonnumquam necessariis argu... mentis innitens* [1]). Wir erfahren auch von Peter dem Ehrwürdigen, daſs Hermann und Robert sich mit Astronomie beschäftigten: denn es heifst bei ihm: *Interpretantibus (scilicet Alcoranum) viris utriusque linguae peritis, Roberto Retinensi de Anglia, qui nunc papilonensis ecclesiae archidiaconus est, Hermanno quoque Dalmata acutissimi et litterati ingenii scholastico; quos in Hispania circa Iberum astrologicae arti studentes inveni, eosque ad haec faciendum multo pretio conduxi* [2]).

---

1) Bibl. Patr. ubi supra [T. XXII.] p. 1035

2) Ibid. p. 1050.

Robert. Retinensis hatte seine Studien in England begonnen, sodann Frankreich, Italien, Dalmatien, Griechenland, und Asien bereiset, sich lange unter den Sarazenen aufgehalten, und liefs sich endlich in Spanien nieder. Man kennt kein anderes Werk von ihm, indessen halte ich dafür, dafs er mit jenem Robert. Castrensis eine Person sei, unter dessen Namen uns Manget eine arabisch-lateinische Uebersetzung der Abhandlung von Morin [l. Morienus] *) *De compositione* 105
alchimiae mitgetheilt hat [1]). Lenglet-Dufresnoy setzt diese Uebersetzung in das Jahr 1182; vielleicht ist Robert auch der Uebersetzer der Schriften des Khaled.

Hermann der Dalmatier, von gleichem Verlangen getrieben, begleitete ihn auf seiner Reise nach Spanien. Die Königliche Bibliothek besitzt eine Uebersetzung von dem *Planisphaerium* des Ptolemäus, dessen Verfasser dieser Hermann ist [2]). Zu Anfange dieser Handschrift stehen die Worte: „*Planispherium Ptolomasi translatus de arabico in latinum per Hermannum secundum*". Darauf folgt ein Prolog, in welchem der Verfasser seine Uebersetzung einem gewissen Theoderich *(Theodorice diligentissime praeceptor)* zueignet. Er spricht darin von der Ge-

*) *Morienus*, ein römischer Philosoph, Eremit zu Jerusalem, um das Jahr 1170, einer der besten Schriftsteller über Chemie jener Zeit.

1) Vergl. *J. J. Manget* Bibl. Chym. T. I. p. 519; *Lenglet-Dufresnoy* Hist. de la phil. herm. T. I. p. 97.

2) Manuscrit lat. No. 7377. B.

meinschaft der Arbeiten zwischen ihm und Robert, welchen er *illustris socius Rodbertus retinensis* (sic) nennt. Diese Uebersetzung ist beendet zu Toulouse im Monat Junius des Jahres 1143. Diese einzelnen Umstände enthalten den augenscheinlichsten Beweis dafür, dafs es sich hier um Hermann den Dalmatier handelt, und dafs diese Uebersetzung diejenige ist, welche man dem Rudolph von Brügge zuschreibt.

§. V.

Plato Tiburtinus.

106 Um die Zeit *Robert's* und *Hermann's* lebte ein anderer Uebersetzer, Plato Tiburtinus, über welchen ich keine weiteren Nachrichten gefunden habe, als die, dafs seine Wirksamkeit in die Mitte des XIIten Jahrhunderts gehört. Angeführt wird er von Wilhelm, Erzbischof von Paris. Man verdankt ihm eine Uebersetzung der Astronomie des Albategnius, wovon die Bibliothek der Sorbonne eine sehr schöne Handschrift besitzt, und verschiedene andere Uebersetzungen astronomischer und astrologischer Schriften [1]).

§. VI.

Alfred und Daniel von Morlay.

Alfred und Daniel von Morlay gehören gleichfalls noch dem XIIten Jahrhunderte an. Zwar setzt Pits den ersten nach 1270; aber dies

1) S. Catal. bibl. Reg. Paris. MSS. lat. T. IV, *tabula*.

ein Irrthum. Die Geschichte der Studien Alfred's, eines gebornen Engländers, ist die aller Philosophen jener Zeit. Er besuchte die Schulen von Frankreich und Italien, erwarb sich Sprachkenntnisse, zeichnete sich in der Philosophie und den freien Künsten aus, und erwarb endlich den Titel *philosophus*, den Preis beschwerlicher Reisen und anhaltender Studien. Roger Bacon stellt den Alfred in eine Reihe mit Gerhard von Cremona, Michael Scotus, Hermann dem Deutschen, u. a. Nach Pits verdankt man ihm fol- 107
gende Werke:

1) *In Boëtium de consolatione philosophiae.*
2) *In metheora Aristotelis.*
3) *In eundem de vegetabilibus.*
4) *De naturis rerum.*
5) *De musica.*
6) *De motu cordis.*
7) *De educatione accipitrum.*

No. 1., 5., und 7. sind mir gänzlich unbekannt. No. 2. findet sich auf der K. Bibliothek. Zwar ist dort der Verfasser *Alphidus* genannt; wer indessen einige Uebung im Lesen von Handschriften hat, sieht leicht, dafs diese Schreibart durch ein fehlendes Abkürzungszeichen entstanden ist. Die Abhandlung selbst hat ohne Zweifel einen Christen zum Verfasser. No. 3. ist die Uebersetzung des Buches *De vegetabilibus et plantis*, von welcher man unten *) eine Probe findet. Zwar ist *Alfred's* Name im Prologe nicht ausdrücklich genannt, aber es geben ihn zwei Hand-

*) S. den Anhang, *Specim.* No. XXX.

schriften der Königl. Bibliothek. Dieser Uebersetzer wird das eine Mal *Alfredus de Sarchel*, das andere Mal blofs *Alfredus* genannt. Wollte man gegen die Authenticität dieser Angabe, dafs Alfred Verfasser jener Uebersetzung sei, noch einen Zweifel erheben, so würde ich mich dagegen auf einen Commentar des Peter v. Auvergne über dasselbe Buch *De vegetabilibus* berufen, dessen Prolog die Richtigkeit feststellt. Die Uebersetzung ist dem Roger von Herford, welcher um das Ende des XIften Jahrhunderts schrieb, gewidmet. Hiedurch wird zugleich das Zeitalter Alfred's bestimmt und *Pits* Angabe berichtigt [2]). Hinsichtlich des Ortes, *wo* diese Uebersetzung verfafst worden, beweis't die von Roger Bacon bei Gelegenheit der Synonymie des Worts *Belinum* angewandte Kritik, dafs der Verfasser sie in Spanien ausarbeitete. — Die Bibliothek von St.-Victor besitzt einen sehr kurzen Commentar Alfred's über dasselbe Buch *De plantis* [3]).

108

Sollte No. 4. nicht etwa das Buch *De causis elementorum* sein? Fast in allen Handschriften findet es sich mit der Schrift *De vegetabilibus* verbunden. Auch hat der Styl beider Uebertragungen viele Aehnlichkeit. Die kleine Schrift *De motu cordis* mag auch vielleicht dieselbe sein, wel-

1) Mehrere Handschriften geben blofs den Anfangsbuchstaben R., die lat. Handschrift No. . . . aber giebt den Namen ausgeschrieben, und diese Lesart wird durch den Commentar *Peter's* von Auvergne bestätigt.

2) Manuscrit lat. St.-Victor, No. . .

welche die lateinische Handschrift No. 6443. enthält, und welche augenscheinlich aus dem Arabischen übersetzt ist.

Daniel von Morlay blühete, als Richard Löwenherz in Palästina den Saladin bekämpfte. Auch er ist ein Zögling der Universität zu Paris. Es scheint, als hätten seit dem Xten Jahrhunderte weder die religiösen noch die profanen Wissenschaften in irgend einem Theile der Christenheit einen grofsen Mann hervorbringen können, von dem nicht auch unsere Schule sich einige Strahlen seines Ruhmes zueignen könnte. Daniel ward 109
mitten im Laufe seiner Studien von einer plötzlichen Hinneigung zur Mathematik ergriffen. Die englischen Biographen drücken sich darüber auf eine bemerkenswerthe Weise aus. „*Abreptus*", sagt Pits, dem Leland folgend, „*nimio mathematicorum desiderio usque in Arabiam, ubi plerumque illae artes maxime floruerunt, iter suscipere disposuit, ut ad fontes ipsos sitim expleret.*" Aber, fügt er hinzu, „*monitus tamen postea, eas artes in Hispania non minus accurate quam in Arabia tunc doceri, eo profectus Toletis illas didicit maxima eruditate, et in patriam postea reversus, de iis docte scripsit*" [1]).

Von seinen verschiedenen Werken zählt Pits auf: *De principiis mathematicis*; *De superiori mundo*; *De inferiore mundo*. Mir ist keine derselben zu Gesichte gekommen.

1) *Pitseus* De rebus anglicis, p. 254, ad ann. 1190.

§. VII.

Aurelius, Eugenius Ammiratus, Philippus Marcus.

Ich muſs hier noch mit einigen Worten des Aurelius, des Uebersetzers des Anhanges zum IVten Buche der Meteora *), desgleichen des Eugenius Ammiratus, des Verfassers der Uebersetzung von Ptolemäus Optik, gedenken. Das Zeitalter so wie die Werke des Ersteren sind mir unbekannt. Herr Caussin verweiset ihn in das XIIIte Jahrhundert; ich möchte ihn lieber in die Regierungszeit K. Friedrich's II. oder Manfred's setzen. Der vielbesprochene Brief, welcher ihren Namen trägt, begründet diese Vermuthung.

Aegidius von Tebaldis übergehe ich mit Stillschweigen, weil seine Uebersetzungen nach andern spanischen Uebersetzungen verfaſst worden sind.

Philippus, Klerikus der Kirche von Tripolis, ist der Uebersetzer des Buchs *Secretum secretorum*. Man kennt sein Zeitalter nicht, aber sicher lebte er *vor* dem XIIIten Jahrhunderte, weil seine Uebersetzung von St.-Thomas, Roger Bacon und mehreren andern Schriftstellern jener Zeit benutzt worden ist. Philippus hat seine Uebersetzung dem Guido von Valencia, Bischof von Tripolis, gewidmet. Der Pater Lequien **) erwähnt die-

*) Vergl. die von *Jourdain* (§. IX. zu Ende) zuerst bekannt gemachte handschriftliche Bemerkung in zwei MSS. der Königl. Bibliothek zu Paris.

**) † im Jahre 1733 als Bibliothekar des Pred.-Convents von St.-Honoré zu Paris.

ser Person nicht. In der That, alles, was er von diesem Bisthume sagt, ist sehr unvollständig [1]). Vielleicht ist dieser Guido der Prälat, welcher durch den Anfangsbuchstaben G auf einem, von Ham, Connetable von Tripolis, für die Hospitaliter entworfenen Handelstarif befindlich ist, der die Jahreszahl 1204 führt [2]).

Marcus, Kanonikus von Toledo, ist Verfasser einer lateinischen Uebersetzung des Alkorans [3]), sowie einer Uebersetzung der Schrift des Galen *De motibus liquidis* [4]). Sein Zeitalter ist 111
mir gänzlich unbekannt; ein sicheres Mittel für die Bestimmung desselben würde es sein, wenn man bei den Schriftstellern des Mittelalters die Anführungen aus jener Schrift aufsuchen, und diese mit den Handschriften, welche wir davon besitzen, vergleichen wollte. Nach den Schriftzügen der Handschriften zu urtheilen gehört er in die Zeit *nach* dem XIIIten Jahrhunderte [5]).

1) Oriens Christ. T. III, col. 1178.

2) *Sebastianus Pauli* Cod. dipl. del. sacr. milit. ord. Gerosol. [Das v. *Jourd.* hier sehr ungenau citirte Werk des *Sebastianus Pauli* (Clericus regularis Congregationis Matris Dei Lucensis, † 1750) führt den vollständigen Titel: *Codice diplomatico del sacro milit. Ordine Gerosolimitano oggi di Malta, racolta da vari documenti di quell' archivio, per servire alla storia dello stesso ordine in Soria, in Rodi et in Malta,* e illustr. *Anti Seb. Pauli.* Tom. I. II. Lucca 1733. 1737. Fol.]

3) Manuscrit lat. Bibl. Roy. N. 3394.; St.-Victor N. 253.

4) Man. lat. ibid. N. 6865.; Sorbonne N. 986.

5) Auch *Fabricius*, B. l. m. et inf. aet. Vol. V. p. 75, und *Jöcher* geben seine Zeit nicht an.

§. VIII.

Ueber den Archidiakonus Dominicus Gondisalvus, und den Juden Johann, bekannt unter dem Namen Johannes Hispalensis.

Die Philosophie des Fakhr-eddin, Algazel, Alfarabius, Avicenna, u. a. arab. Philosophen hatte im Oriente, wo sie die strenge Kritik der dem reinen Arianismus anhängenden Gelehrten erfahren hatte, grofsen Erfolg gehabt. Sie gelangte demnächst nach Spanien, und fand zahlreiche und eifrige Anhänger; ja, selbst unter den Christen fand sie in einer gefahrdrohenden Weise Eingang. Da der Name des Aristoteles mit dem des Avicenna, der als sein Epitomator angesehen wurde, eng verbunden erschien, so zog der grofse Ruf, in welchem der griechische Philosoph stand, die gesammte Aufmerksamkeit auf die Schriften, welche seine Philosophie darstellten. Ohne Zweifel aus diesem Beweggrunde entschlofs sich D. Raimund, Erzbischof von Toledo, die philosophischen Schriften der Araber ins Lateinische übersetzen zu lassen. Unter den Mitarbeitern bei dieser Unternehmung
112 sind zwei, deren Arbeiten bisher gänzlich unbekannt geblieben waren. Wir gestehen mit einem freudigen Gefühle, welches der Forscher allein zu würdigen weifs, dafs uns die Entdeckung dieses Vereins von Uebersetzern für den dornigen Weg, welchen wir durchwandern mufsten, reichlich entschädigt hat.

D. Antonio hat einige Uebersetzungen des Archidiakonus Dominicus Gondisalvus angegeben; und da er seine wahren Namen nicht kannte, so hat er drei Personen aus einer gemacht. Ich setze seine eignen Worte her. Zuerst heifst es:

„Occurrit ante alios hujus saeculi (XIImi) aequales, si non antiquior est, Gondisalvus quidam, qui a natione Hispanum, ut mihi fuit, appellatum, laudatumque simul reperio apud Joannis Wallensis Franciscani florilegium de vita et dictis illustrium philosophorum. Quod ex latebris bibliothecarum Lucas Wadingus anno 1665 in lucem produxit. Huic ultimae definitioni (sit p. 1. cp. 1.) addit: Gondisalvus in libro de ortu scientiarum, et ubi ad oram libri notatum Wadingus voluit Gondisalvum Hispanum scripsisse de divisione philosophiae ac de anima, et libros de coelo et mundo, ex Arabico in Latinum transtulisse. Librum ejus de anima citat idem Wallensis in laudato florilegio seu breviloquio de sapientia §. c. 1." — An einer andern Stelle heißt es:

„Dominicus, Archidiaconus ecclesiae Segobiensis, transtulit ex Arabico in Latinum Algazelis Arabis librum philosophiae, cum nota factae ab eo hujus translationis in urbe Toletana." — Endlich drittens: 113

„Johannes Gundisalvi, qui Magister audit, et Salomon quidem [quidam?] interpretati sunt, (quo tempore, incertum) ex Arabico in sermonem Aristotelis physicorum libros quatuor. Quam quidem interpretationem in Vaticana bibliotheca inter libros, qui ducis Urbini fuerunt asservati M. S. in fol., testis est Bartholoccius in bibl. rabb."

Hier haben wir also drei verschiedene Personen. Gundisalvus übersetzt die Bücher *De coelo et mundo* aus dem Arabischen ins Lateinische, und schreibt ein Werk *De divisione philosophiae*; *De ortu scientiarum*; *De anima*: Dominicus, Archidiakonus von Segovia, übersetzt zu Toledo die

philosophischen Werke des Algazel ins Lateinische und endlich Johann Gundisalvi übersetzt mit Beihülfe eines gewissen Salomon die Physik des Avicenna aus dem Arabischen.

Perez Bayer, in seinen Bemerkungen zu D. Antonio's *Bibliotheca vetus*, spricht gleichfalls von diesem Archidiakonus. Er nennt unter den Schriftstellern oder Uebersetzern *Jacob*, Mönch von Toledo; *Marcus*, Kanonikus derselben Stadt; und *Dominicus*, Archidiakonus von Segovia. An einem andern Orte, bei Gelegenheit der von D. Antonio aus Wadding angeführten Stelle, glaubt er, dafs der
114 Schriftsteller, um welchen es sich dort handle, nicht Gundisalvi, sondern Johann Gundisalvi sei, „*qui scripsit de coelo et mundo, et simul cum quodam Salomone vertit ex Arabico in Latinum quatuor libros Avicennae* (fort. *Aristotelis*) *physicorum*“ [1]. Bei dem Artikel [2]) *Dominicus* Archidiaconus Segoviensis endlich, welcher von D. Antonio unter die Schriftsteller von unbekanntem Zeitalter gesetzt ist, verweiset er auf die zweite, von mir angeführte, Bemerkung [3]). Nach diesen Stellen gewinnt es den Anschein, als habe Bayer drei Personen geschieden, nämlich *Dominicus Gundisalvus*, Archidiaconus toletanus; *Dominicus*, Archidiaconus segoviensis; und *Joannes Gundisalvi*. Indefs, obgleich die Kenntnifs der arabischen Sprache in Spanien äufserst verbreitet war, so ist es doch nicht glaublich, dafs drei oder vier Personen gleiches Namens Schriften derselben Gattung um eine und dieselbe

1) Not. ad lib. IX, *ep.* 1.
2) Tom. II, p. 364, No. 3.
3) Ibid. p. 44.

Zeit übersetzt haben sollten. Eine aufmerksame Prüfung der Noten, welche zu Anfang oder zu Ende einiger Handschriften befindlich sind, wird uns indeſs bald über diese Verwirrung ins Klare setzen.

So lies't man zu Ende einer Handschrift der Metaphysik des Avicenna (MSC. lat. No. 6443.) folgende Bemerkung: „*Completus est liber, quem transtulit Dominicus Gundisalvi, archidiacomus Toleti, de Arabico in Latinum.*“ Der gedruckte Katalog giebt: *archidiacomus toletanus*, welches ein 115
Fehler ist. In der lateinischen Handschrift No. 6552. beginnt die Metaphysik des Algazel mit den Worten: „*Metaphysica Algaz. translata a magistro Dominico, archidiacono segoviensi, apud Toletum, ex Arabico in Latinum.*“

Vor der Uebersetzung von desselben Philosophen Schrift *De anima* ist ein Prolog befindlich, welcher bis jetzt weder bekannt gemacht noch jemals citirt worden ist, obgleich er über diesen Gegenstand die beste Aufklärung giebt. Aus diesem Prologe[1]) erfahren wir, dafs Johannes Avendeath, ein Jude, auf Befehl des Erzbischofs von Toledo dieses Buch *Von der Seele* übersetzte, und dafs die, von ihm in der Landessprache diktirte Uebersetzung durch den Archidiakonus Dominicus ins Lateinische übersetzt wurde. Bemerkenswerth ist die folgende Bemerkung am Rande unserer Handschrift: „*Liber Avicennae de anima translatus de Arabico in Latinum a Dominico, archidiacono*; sie erklärt uns, warum man in der Laurentinischen Bibliothek lies't: *translatus ab anonymo Archidiacono.*

1) Man wird ihn im Anhange der *Specim.* unter No. 48. finden.

Man wird unmöglich bezweifeln wollen, daſs dieser Archidiakonus Dominicus derselbe sei, von welchem D. Antonio redet, dem er eine Uebersetzung der Metaphysik des Algazel zuschreibt, und daſs er zugleich auch mit dem von Bayer bezeichneten Dominicus Gundisalvi eine und dieselbe Person sei. Joannes Gundisalvi aber, der Uebersetzer von Avicenna's Physik, und Gundisalvi, der Uebersetzer des Buchs *De coelo et mundo*, sind, wie man leicht sieht, nichts als zwei Namen, zur Bezeichnung einer und derselben Person angewendet; dieser Umstand erhält sogar aus dem eben erwähnten Prologe seine Erläuterung. Da nämlich Dominicus Gundisalvi seine Uebersetzung nach der mündlichen Uebertragung Johann's des Juden verfaſst hatte, so konnte sich der Name des Letzteren sehr leicht mit dem des Archidiakonus vereinigen; und läſst man diese sehr wahrscheinliche, und durch die Bemerkungen auf mehreren Handschriften bestätigte, Voraussetzung gelten, so wird man aus *Dominicus Gundisalvi*, *Dominicus archidiaconus*, *Joannes Gundisalvi* oder *Gundisalvi* nur *eine* Person zu machen haben, deren Namen, vereint mit dem Titel Archidiakonus, lautet: *Dominicus Gundisalvus, archediaconus ecclesiae segoviensis, qui transtulit Toleti.* Dieser Folgerung widerspricht durchaus nichts, vielmehr vereint sie sich mit allen gesammelten Angaben.

Fassen wir das im Vorigen Besprochene zusammen, so folgt, daſs Dominicus Gundisalvi folgende Werke aus dem Arabischen übersetzt hat:

1) *Avicennae libri De anima.*
2) *Avicennae l. De coelo et mundo.*
3) *Avicennae libri Physicorum quatuor.*
4) *Avicennae Metaphysicorum decem.* 117
5) *Algazelis Philosophia.*
6) *Alpharabius De scientiis.*

Doch bin ich geneigt, zu glauben, und man wird weiter unten sehen, warum, dafs diese nicht die einzigen von ihm bekannt gemachten Uebersetzungen sind.

Ich denke ferner, dafs dieser Archidiakonus eine Person sei mit dem Gundisalinus, von welchem ich in der Königl. Bibliothek zwei Schriften gefunden habe. Die eine, betitelt: *De processione mundi*, macht einen Theil der Handschrift No. 6460. aus. Aber die Verfasser des gedruckten Kataloges haben ihren Titel, weil sie ihn nicht lesen konnten, in der Inhaltsangabe der gesammten Handschrift ausgelassen [1]). Diese Schrift, welche ich für sehr wichtig halte, weil sie eins der ältesten Denkmäler der spanischen, durch den Einfluss der arabischen bestimmten, Philosophie ist, stellt zum gröfsten Theile die in dem Buche *De causis* ausgesprochenen Grundsätze dar. Sie befindet sich unmittelbar hinter der Uebersetzung von Avicenna's Schrift *De coelo et mundo.*

Eine andere Schrift, von welcher ich unten den Prolog mittheile [2]), befindet sich in einer Handschrift der Sorbonne, No. 1793., und ist betitelt: *De*

1) Ich mufs bemerken, dafs diese Schrift unmittelbar auf die *De coelo et mundo* folgt, als deren Uebersetzer Wadding den *Gundisalvus* angiebt.

2) Man s. den Anhang, No. 49.

118 *immortalitate animae.* Der Prolog giebt über B... weggrund und Absicht des Verfassers der Schr... Auskunft. Gundisalvus belehrt uns darin, da... er über die Logik geschrieben habe, mit den Wor... ten: „*et jam nosti ex doctrina logices*“. Der Grund, um deſswillen ich den Gundisalinus für ei... Person mit Gundisalvus halte, ist der, d... Vincent von Beauvais unter dem Namen des ... steren das Buch *De coelo et mundo* citirt, ... welchem im Vorigen geredet worden ist [1]).

Ich komme jetzt zu Johannes Avendeat... der gewissermaſsen dem Gundisalvi bei sei... Uebersetzungen als Dolmetscher diente. Di... zum Christenthume bekehrte Jude ist den Be... beitern der Litteraturgeschichte seines Volks b... her gänzlich unbekannt geblieben. Dessenung... achtet genoſs er im XIIIten Jahrhunderte eine ... wisse Berühmtheit; denn Albertus Magnus gedenk... seiner [2]), und legt ihm mehrere Uebersetzung... bei, deren Verfasser uns ohne diese Bemerku... unbekannt sein würden. Man höre ihn selbst: „*Tamen adhuc sunt quaedam, quae utile est scire de his, quae ex logicis doctrinis Arabum in Latinum transtulit Avendar* [sic], *Israëlita philosophus, et maxime de logica Aristotelis.*“ Ohne Zweifel hatte er die ganze Logik des Avicenna übersetzt.

Zwar ist alle Mühe des Forschens, welche ich darauf verwandt habe, mir nähere Aufschlüsse über
119 diese beiden Personen zu verschaffen, erfolglos ge... wesen; indessen ist doch das Wenige, was ich bei...

1) Speculum naturae, lib. XII, cp. 6.
2) Metaphysic. p. 21.

gebracht habe, neu, und kann auf den Weg zu neuen Entdeckungen leiten. Ueber das Zeitalter Beider habe ich nur ein einziges Zeugnifs, entnommen aus dem Prolog des Avendeath in der lateinischen Handschrift No. 8802. Die Uebersetzung ist dem *Raimund*, Erzbischof von Toledo, Primas von Spanien und Kanzler des Königreichs, zugeeignet. Dieser Prälat, geboren zu Agen, anfänglich Benediktinermönch, befand sich unter der Zahl der Ordensbrüder, welche D. Bernard, gleichfalls Erzbischof von Toledo, bei seiner Rückkehr aus Frankreich nach Spanien mitbrachte *). Er bekleidete die erzbischöfliche Würde etwa von 1130 bis 1150 [1]). Im Laufe dieser zwanzig Jahre müssen die Uebersetzungen, von denen ich geredet habe, erschienen sein; und sicher ist es, dafs diese Uebersetzer vor dem XIIIten Jahrhunderte lebten, weil das Buch *De causis*, welches Gondisalvus häufig benutzt, von Alanus ab Insulis citirt wird, und weil ihre Uebersetzungen dieselben sind, welche die Scholastiker benutzt haben.

Unter den bekehrten Juden, deren sich die Christen bedienten, um aus dem Arabischen zu übersetzen, befindet sich gleichfalls ein Johann, beigenamt *Hispalensis*, *von Sevilla*. Die Bibliographen sind über sein Zeitalter nicht einig, oder 120
übergehen ihn ganz mit Stillschweigen. *Fabricius*, *Wolf*, und *Rodriguez de Castro* haben ihm in ihren Bibliotheken keine Stelle eingeräumt. *Vossius*,

*) S. unten S. 222.

1) *Francisco de Pisa* Descrip. de la imper. civit. de Toledo, fol. 166.

Christmann, *Heller*, *Riccioli*, *Windler* [l. *Weidler*] *) lassen ihn um die Mitte des XIIIten Jahrhunderts leben, indem sie seine Uebersetzung des *Alfergan* [*Alfraganus*] in das Jahr 1242 setzen. *Picus von Mirandola* setzt ihn unter die Regierung Alphons X.; doch ist die erstere Meinung die allgemein angenommene. Unsere Bibliotheken besitzen eine bedeutende Anzahl seiner Uebersetzungen astronomischer und astrologischer Werke; auch hat er einige philosophische Schriften übersetzt, unter andern die des Kosta ben Luca *De differentia spiritus et animae*. In den verschiedenen von mir untersuchten Handschriften heifst er bald *Hispalensis*, bald *Hispanensis*, bald *Hispanus*. Die Uebersetzung des *Alfergan* schliefst in einer von unseren Handschriften mit folgender Bemerkung: „*Perfectus est liber Alfergani in scientia astrorum et radicibus motuum coelestium. Interpretatus in Luna a Joanne Hispanensi atque Lunensi ac expletus est vigesimo die mensis antiqui lunaris anni Arabum* 529 *existente*, *XI. diei mensis martii* 1070, *sub laude Dei et auxilio.*" In einer
121 andern Handschrift heifst es blofs: „*Interpretatus est a Johanne Hyspanensi atque Lunensi in Dei laude*" [1]).

Von den beiden, in der ersten Bemerkung gegebenen Zeitangaben mufs die eine nothwendig falsch sein. Hält man sich an die Jahre der Hegira, so mufs man lesen 1134 n. Chr., was der Zeit sehr nahe kommt, in welche Vossius und Riccioli

*) S. *Weidler* Hist. Astron. p. 207.

1) Manuscr. lat. No. 7577. B. anc. fonds.

die lateinische Uebersetzung des Alfergan setzen. Oder ist vielleicht statt 1070 zu lesen 1170? Die spanische Aera muſs hier angewendet worden sein, das Jahr 529 der Hegira aber entspricht in diesem chronologischen Systeme dem Jahre 1172.

Der kleinen Schrift *De differentia spiritus et animae* gehen in den meisten Handschriften folgende Worte vorher: „*In Dei nomine et ejus auxilio! Incipit liber de differentia inter animam et spiritum, quem filius Lucae medici, nomine Costa ben Lucae, cuidam amico suo, scriptori cujusdam regis, edidit. Johannes Hispanensis ex Arabico in Latinum reverendo Toletano archiepiscopo transtulit.*“ In einer andern Handschrift lautet die letzte Zeile etwas abweichend: „*Et Johannes Hispanensis ex Arabico in Latinum Ramirando Toletano archiepiscopo transtulit*“ [1]). Die Wörter *reverendo* und 122
Ramirando scheinen eine Corruption von *Raimundo* [2]).

Die Mediceisch - Laurentianische Bibliothek zu Florenz besitzt drei Handschriften eines, dem Aristoteles fälschlich beigelegten Werkes, betitelt: *De conservatione corporis humani, ad Alexandrum.*

---

1) Catalog. cod. lat. bibl. med. Laur. Ant. Bandino, T. II, p. 84; T. III, p. 339; T. IV, p. 105.

2) In der latein. Handschrift No. 1546. Sorbonne lies't man folgende Bemerkung: „Explicit textus de differentia spiritus et animae; Costa ben Luca cuidam amico, scriptori cujusdam regis, edidit; et Johannes Hispolensis (*sic*) ex Arabico in Latinum Ramundo Toletanae (sedis) archiepiscopo transtulit.“ Meine Vermuthung bestätigt sich also.

Diese Schrift, welche Johann, ein Spanier, aus dem Arabischen übersetzt hat, ist von einer Epistola dedicatoria begleitet, welche folgendermafsen lautet: „*Dominae T. Hispanorum reginae Joannes Hispanus salutem. Cum de utilitate corporum olim tractaremus, et a me, ac si essem medicus, vestra nobilitas quaereret brevem libellum de observatione dietarum, vel de continentia corporis, accedit, dum cogitarem vestrae jussioni obedire, hujus exemplar ab Aristotele philosopho editum repente occurreret etc.*“ [2]).

125 Ebendieselbe Bibliothek enthält auch die Uebersetzung der Schrift des Thebith *De imaginibus*, verfafst von Joannes Hispanensis [1]). In diesen beiden Handschriften, wie in denen der Königlichen Bibliothek, wo sich die Schrift *De differentia spiritus et animae* befindet, lies't man abwechselnd *Hispanensis* und *Hispanus*.

Die Literaturgeschichte war im XIIten Jahrhunderte sehr wenig bekannt, noch weniger im XIIIten, wo die Uebersetzungen der arabischen Philosophen so sehr in Ansehen waren [2]); sonach konnte die patronymische Benennung *Hispanensis*

---

2) Man findet diesen Prolog vollständig in der lateinischen Handschrift der Sorbonne No. 955. Ich setze einige Worte her, welche die Quellen des von Johann von Spanien übersetzten Werkes bezeichnen. . . . . „Occurreret, quod extrasi de libro, qui dicitur *Gyr Alexandr*, „i. e. secretum secretorum, quem fecit, sicut praedixi, „Aristoteles Alexandro regi magistro“ (?).

1) Catal. Codd. lat. bibl. med. Laurent.

2) Albert in seinem Spect. Astr. macht aus Johann Hispalensis und Geber Hispalensis eine Person.

sich in *Hispalensis* verändern. Wirft man mir den Barbarismus des Wortes *Hispanensis* vor, so antworte ich, dafs die lateinische Sprache in Spanien in ihrer Reinheit sehr verloren hatte, und vielleicht war es das fremdartige Ansehen dieses Wortes, welches die Scholastiker anderer Länder bewog, es *Hispalensis* zu schreiben. Endlich bemerke ich, dafs das dem Johannes gegebene Epitheton Lunensis jenem Hispalensis widerstreitet, da ein und dasselbe Individuum nicht zweien Städten angehören kann. Aber man könnte beides vereinigen in: *Johann* der Spanier aus der Stadt Luna.

Aus den vorhergehenden Angaben ersieht 129
man, dafs, wenn Johann, der Dolmetscher des Archidiakonus, und Johann der Spanier nicht eine Person sind, sie mindestens zu einer und derselben Zeit gelebt, sich mit einen und denselben Gegenständen beschäftigt, und für einen und denselben Fürsten gearbeitet haben. Es ist nach so vielen übereinstimmenden Punkten unnatürlich, aus beiden zwei verschiedene Personen zu machen.

Bevor ich diesen Abschnitt beende, erlaube ich mir, die Leser auf die letzten Worte des Prologs des *Avendeath* aufmerksam zu machen. Es heifst dort: „In quo (libro Avicennae) quicquid Aristoteles dixit in libro suo de anima et de sensu et memoria et de intellectu et intellecto, ab auctore libri eiusdem esse collectum. Unde postquam, Deo volente, hunc habueritis, in hoc illos tres plenissime vos habere non dubitatis. Diese Worte beweisen:

1) dafs man zu jener Zeit die Schriften des Aristoteles über denselben Gegenstand noch nicht besafs;

2) dafs man den Avicenna als den Epitomator und getreuen Nachahmer des Aristoteles ansah, woraus sich das wunderbare Glück, welches dieser Araber im folgenden Jahrhunderte machte, erklärt.

Endlich möchte ich noch dem *Gundisalvi*, oder seinem Dolmetscher, die Uebersetzung eines im XIIIten Jahrhunderte sehr berühmten Buches, betitelt: *Fons vitae*, beilegen, welches den arabischen Philosophen *Avicebron* zum Verfasser hatte. Die darin enthaltenen Grundsätze finden sich in den beiden Schriften des Gundisalvi.

125 Indem wir die verschiedenen, durch die Handschriften gegebenen Umstände untereinander vergleichen, können wir die Zeit bestimmen, in welcher die arabische Philosophie bei den Lateinern Eingang fand; und zwar fällt sie zwischen 1130 und 1150. Man mag die Identität Johann's des Juden und Johannes Avendeath's annehmen oder verwerfen, so bleibt es doch nichtsdestoweniger ausgemacht, dafs Raimund der Stifter eines Vereins von Uebersetzern ist. Diese ersten Bearbeitungen des Avicenna gaben den Geistern den ersten Impuls, und führten jene Art von schwärmerischem Enthusiasmus für den Aristoteles herbei, welcher sich, ein Jahrhundert später, der Gemüther bemeisterte.

§. IX.

Gerard von Cremona.

Seit der Bekanntmachung der Chronik des Fr. Pipini durch Muratori hat Spanien aufgehört, den Ge-

Gerard Italien streitig zu machen, und Cremona genießt die Ehre, seine Vaterstadt zu sein *). Von seiner frühesten Jugend in der Philosophie unterrichtet gewann er früh Geschmack an den Wissenschaften. Als er sich von Allem, was die Schulen der Lateiner der Wißbegierde des Freundes der Wissenschaften darboten, unterrichtet hatte, begab er sich nach Spanien, vornehmlich angetrieben von dem Verlangen, den Almagest des Ptolemäus, welcher den Lateinern fehlte, kennen zu lernen. Die Astronomie blühte damals bei den Mauren. Gerard, welcher sich genaue Kenntniß des Arabischen angeeignet hatte, widmete sein ganzes übriges Leben dem Geschäfte, die besten dialektischen, physischen und philosophischen Werke aus diesem 126
Idiom ins Lateinische überzutragen. Dürfen wir dem Pipini Glauben schenken, so beläuft sich die Anzahl seiner Uebersetzungen auf vierundsiebzig. Dieser Chronist entwirft von seinem moralischen Charakter folgendes Bild: „Welche Verachtung er auch gegen Berühmtheit zeigte, wie sehr er sich auch, beseelt von dem Wunsche, seine Tage in friedlicher Abgeschiedenheit zu verleben, von dem Gepränge des Jahrhunderts fern hielt, die Früchte seiner Studien, welche allen kommenden Zeiten Genuß gewähren, verbreiten und verkünden laut seine ausgezeichneten Verdienste. Weder der Ueberfluß noch der Verlust der zeitlichen Güter mochte seine Seele erheben oder niederdrücken. In beiden

*) Die verschiedenen Ansichten früherer Litteraturhistoriker, Trithemius, Gesner, Nic. Antonius, Volaterranus, u. a., s. bei Fabric. B. l. m. et inf. aet. lib. VII, (T. III) p. 113..

Lagen blieb er sich stets gleich. Stets den Nutzen der Mit- und Nachwelt im Auge, war ihm beständig jener Grundsatz des Ptolemäus gegenwärtig: *Cum fini appropinquas, bonum cum augmento operare.* Diesen befolgte er bis zu seinen letzten Augenblicken. Er starb im Jahre 1187, im 34sten Jahre der Regierung K. Friedrich's I., in einem Alter von 63 Jahren, und ward im Kloster der heil. Lucia, dem er auch seine Bibliothek hinterliefs, begraben."

Dieser **Gerard** nun ist der Verfasser der aus dem Arabischen verfafsten Uebersetzung des Almagest [1]), deren man sich während mehrerer Jahrhunderte bedient hat. Vor ihm war den Lateinern dies Werk nur dem Namen nach bekannt. Es sind sonach zwei durch Pipini's Bericht zu festen gegründete Thatsachen, als dafs ich mich hier zur Widerlegung abweichender Meinungen aufmachen sollte, die noch dazu alles festen Grundes ermangeln [2]). Ich theile nur noch das Verzeichnifs der

127

1) Die Mediceisch-Laurentinische Bibliothek besitzt eine alte Handschrift dieser Uebersetzung, zu deren Ende sich eine Bemerkung findet, welche uns genau die Zeit angiebt, in welcher Gerard übersetzte. Sie lautet also: „*Explete est dictio XIII. libri Ptolemae, et cum ea completur liber Almagesti, de disciplinalibus. Finit liber Ptolemaei Pheludensis, qui graece Megaseti, arabice Almagesti, vocatur, latine vigil, cura mag. Thedi Ungari, anno D.* 1175, *Toleti: anno autem Arabum* 570 *mensis octavi Ili diei, translatus a magistro Gerardo Cremonensi de Arabico in Latinum.*" *Bandini* Catal. Codd. MSS. bibl. Laur. Med. (Codd. Lat.) T. III, p. 115.

1) Man s. die Vorrede vor der französischen Uebersetzung des Almagest vom Abbé *Halma*.

übrigen Uebersetzungen mit, welche Fabricius [2]) ihm beilegt. Diese sind:

1) Canon *Avicennae* libri V [3]) canticaque et de viribus Cordis: de removendis nocumentis in regimine Sanitatis, et de syropo acetoso.

2) *Aboali*, [Principis, sive *Abuali*] filii Davidis, compendium Rasis.

3) *Abubecri Rasis* [liber, qui dicitur] Almansorius; practica, antidotarium et liber divisionum [sive de morb. curatt.]. 128

4) *Joannis Serapionis* Breviarium medicum.

5) *Joannis Damasceni*, Serapionis filii, libri VII therapeutices.

6) *Isaac* De definitionibus.

7) *Geberi* Libri IX de astronomia, [teste Riccioli].

8) Commentarii in prognostica Hypocratis.

9) Ars parva Galeni *).

2) Bibl. lat. med. et inf. aetat. T. III, [lib. VII, p. 114...].

3) Worin haben wir einen Beweis dafür, dafs die Kenntnifs der Schriften des Avicenna *nicht*, wie Herr *Heeren* vermuthet, auf die Kreuzzüge zurückzuführen ist. Man s. *Heeren* über den Einfluss der Kreuzzüge, S. 422.

*) Bei *Fabricius* a. a. O. finden sich noch folgende, von Jourdain, wie es scheint, übergangene Uebersetzungen des Gerard v. Cremona angegeben:

1) *Abulcasae* chirurgi methodus medendi, lib. III, (Labbeus Bibl. MSS. p. 50).

2) *Albengnesii* philosophi liber de virtute medicinarum et ciborum.

Die nach demselben Gelehrten von Gerard selbst verfafsten Werke sind:

1) Theorica planetarum.
2) Geomantia et practica Planetarum.
3) Introductorium medicinae.
4) Commentarius in viaticum Constantini [Ms. Benedictini].

Dieses Verzeichnifs ist indefs keineswegs vollständig zu nennen. Zu den genannten Uebersetzungen füge man noch folgende hinzu:

1) *Alfragani* liber de aggregationibus stellarum.
2) *Abubecri* liber de mensuratione terrarum.
3) *Alhazi* liber de crepusculi et nubium ascensionibus.
4) Meiner Meinung nach ist ihm auch die Uebersetzung der Schrift *Ueber die Perspective* von demselben Verfasser beizulegen.
5) Die arabisch - lateinische Uebersetzung der drei ersten Bücher der *Meteora* ist gleichfalls von Gerard. Dies lernen wir aus folgender, 129 in zwei Handschriften der Königl. Bibliothek befindlichen, früher noch nie bekannt gemachten, Bemerkung: „Completus est liber metheorum, cujus tres libros transtulit magister *Girardus* de Arabico in Latinum: quartum transtulit *Henricus* de Graeco in Latinum: tria vero ultima Avicenni capitula transtulit *Aurelius* de Arabico in Latinum".
6) Liber *Alchindi* de somno et visione. Diese kleine Abhandlung findet sich ohne Namen des Uebersetzers in der lateinischen Handschrift No. 6443. Die Handschrift der Sor-

bonne aber beginnt: Incipit liber de somno et visione, quem edidit *Jacobus Alchemnus* (sic); magister vero *Gerardus Cremonensis* transtulit ex Arabico in Latinum [1]).

7) Tractatus Alexandri Affrodisei de sensu, secundum verba Aristotelis, translatus a mag. *Gerardo Cremonensi* in Toleto.

8) Liber *Alexandri* de motu et tempore.

9) Ebendemselben Uebersetzer lege ich die Uebertragungen der beiden andern Schriften des *Alexander de intellectu*, nach Alpharabius und Alkindi, bei.

10) Sermo de ratione, auctore Jacob Alkindi [2]).

Ich habe mich bemüht, hier eine Gesammt- 130
übersicht der verschiedenen, von Gerard verfafsten Uebersetzungen zu geben, um theils den Bericht Pipini's zu beglaubigen, theils die Verschiedenheit der Gegenstände bemerklich zu machen, welche Gerard bearbeitet hat.

§. X.

Michael Scotus.

So hochberühmt auch in der Geschichte der Litteratur des Mittelalters der Name des Michael Scotus ist, so kennt man doch nicht einmal das

1) Manuscrit lat. Sorbonne, No. 1793.

2) In dem gedruckten Kataloge No. 6443. lieſt man *Jacob Alteri*, aber dies ist nichts als eine verdorbene Lesart. Ohne Zweifel ist die von mir gegebene, sich auch am Rande der Handschrift jener Abhandlung vorfindende, die richtige.

Vaterland dieses fruchtbaren Uebersetzers. Gleichermafsen ist uns die Zahl seiner Werke, deren Abfassungszeit, und seine Todeszeit unbekannt *).

Nach Leland führte Michael den Zunamen Scotus nicht etwa, weil er in Schottland geboren, sondern weil es der Name seiner Familie war. Ich habe, sagt er, von glaubwürdigen Leuten erfahren, dafs er in England in dem Städtgebiete von Durham **) geboren worden, und in dieser Stadt seine erste wissenschaftliche Bildung erhalten habe. Dieser Meinung sind Baleus und Pits beigetreten. Landino bemerkt, dafs man ihn zu einem Spanier gemacht habe. Aber diese Ansicht beruht nur auf einer gewissen Auslegung
131 mehrerer Verse Dante's. Die italiänischen Biographen nennen Schottland sein Vaterland.

Nachdem Michael Scotus seinen ersten Unterricht in Durham erhalten hatte, begab er sich auf die Universität nach Oxford und später nach Paris. Eine entschiedene Neigung zog ihn zu dem Studium der Naturwissenschaften hin, in welchen er sich ausgebreitete Kenntnisse erwarb. Nachdem er die berühmtesten Schulen des Abendlandes besucht hatte, begab er sich nach Spanien, wo die Wissenschaften nicht nur unter den Sarazenen, sondern selbst an den Höfen der christ-

*) S. jedoch unten Seite 140. 141.

**) Im Original liest man *Erasme*, oder (S. 131) *Derasme*. *Fabricius* (B. lat. m. et inf. aet. T. IV, p. 233) nennt den Mich. Scot. *Dunelmensis*, Dunelmum aber (oder Dunhelmum) ist der lateinische Name des heutigen *Durham*.

lichen Fürsten blüheten. Die Kenntniſs der arabischen Sprache erwarb er sich höchstwahrscheinlich zu Toledo, weil er hier seine Uebersetzungen verfaſste. Nach Pits Angabe lernte er nächst der arabischen auch die griechische, hebräische, und chaldäische Sprache. Seine Werke wie seine astronomischen Kenntnisse erwarben ihm die Gunst Kaiser Friedrich's II., an dessen Hofe er in groſsem Ansehn gestanden haben soll. Seine groſse Berühmtheit verdankte Scotus indeſs mehr seinen astrologischen Kenntnissen als seinem Verdienste um die Wissenschaften. Franz Pipini setzt, nachdem er die näheren Umstände seines Todes erzählt hat, hinzu: „*Michael ille dictus est spiritu prophetico claruisse: edidit enim versus, quibus quorundam Italiae urbium ruinam variosque praedixit eventus.*“ Der Verfasser der Denkschrift der Podesta's von Reggio stellt ihn der Sibylle und den Propheten an die Seite [1]). Dante und Boccaccio 132
reden von seinen Kenntnissen in der Magie [2]), und Folengo [3]) hat ihm mehrere Verse seines 18ten macaronischen Gedichts gewidmet. W. Naudée [4]) beruft sich in seiner „*Apologie groſser Männer*“, ihn gegen den Vorwurf der Zauberei zu vertheidigen.

---

[1]) Apud *Muratori* Rer. ital. script. T. VIII.

[2]) Inferno, cant. XX.

[3]) *Teofilo Folengo*, ein Benediktinermönch aus Mantua, († 1544.) der Meister der sogenannten macaronischen Poesie. S. Lessing's Schriften, Th. XVI. S. 100 ff.

[4]) *Naudaeus* Apolog. pro Magis, p. 495...

Baleus *) und Pits **) geben folgendes, sehr verwirrte und ungenaue, Verzeichnifs der Schriften des Scotus.

1) Super autorem sphaerae L. I. — *Sicut dicit philosophus in principio.*
2) In Aristotelis metheora L. IV. — *Tibi Stephane depromo* [? S. S. 133 z. E.] *hoc opus.*
3) De constitutione mundi L. IV. — *Maxima cognitio naturae et scientiae.*
4) De anima quoque Lib. I. *Intendit per subtilitatem demonstrare.*
5) De coelo et mundo L. II.
6) De generatione et corruptione L. II.
7) De substantia orbis Lib. I.
8) De somno et vigilia Lib. II.
133 9) De sensu et sensato Lib. II.
10) De memoria et reminiscentia Lib. II.
11) Contra Averroëm in metheora Lib. I.
12) Imagines astronomicae.
13) Astrologorum dogmata Lib. I.
14) In Ethica Aristotelis Lib. X. (*Bei Pitseus steht Lib. I.*)
15) De signis planetarum.
16) De chiromantia Lib. I.
17) De physiognomia Lib. I.
18) Abbreviationes Avicennae Lib. I.
19) De animalibus ad Caesarem Lib. I.

Dieses von Baleus gegebene Verzeichnifs stimmt mit dem bei Pits befindlichen, bis auf die einzige

*) Baleus, cent. IV, 67 . . . cent. XIV, 52.
**) Pitseus pag. 347.

angegebene leichte Abweichung, vollkommen überein. Ich will es in einigen Punkten berichtigen.

No. 2. und No. 3. sind ein und dasselbe Werk, nämlich die Uebersetzung des Buches *De coelo et mundo*. Zu Anfange dieser Uebersetzung findet sich in mehreren Handschriften folgende Bemerkung: „*Tibi Stephane de Pruvino* [1]) *hoc opus, quod ego Michael Scotus dedi latinitate ex dictis Aristotelis, specialiter commendo. Et si quid Aristoteles incompletum demisit de constitutione mundana in hoc libro, incipies ejus supplementum ex libro Alpetradji, quem similiter dedi latinitate, et ea in eo exercitatus.*“ Darauf folgt sofort die Uebersetzung, welche mit den angegebenen Worten: Maxima cognitio naturae etc., beginnt. Eine Probe derselben wird man im Anhange No. 8. mitgetheilt finden. 134

No. 4. *Intendit per subtilitatem demonstrare* etc. bildet den Anfang einer Uebersetzung von Averroës Commentar über das Buch von der Seele. Man verdankt also dem Michael Scotus eine Uebersetzung der Bücher *De coelo et mundo*, und *De anima* [2]).

No. 6., 7., 8., 9., 10. sind ohne Zweifel Uebersetzungen von Schriften des Averroës, welche dieser, nach dem Plane und den Principien des Aristoteles, verfafst hat. Was mich zur Aufstellung dieser Ansicht bewegt, ist der Umstand, dafs in dem gröfsesten Theile der Handschriften, in

1) Die Lesung dieses Namens kann ich nicht mit Sicherheit angeben.

2) Man s. das *Specimen* im Anh. unter No. XIX.

welchen die Schriften *Von der Seele*, *De coelo et mundo*, u. s. w., und die kleine Schrift von Averroës *De substantia orbis* enthalten sind, sich auch die Bücher ebendesselben Philosophen *De generatione et corruptione*, *De somno et vigilia*, *De sensu et sensato*, *De memoria et reminiscentia* vorfinden. Pits und Baleus fügen hinzu, daſs Michael Scotus noch viele andere Werke verfaſst habe; vielleicht verdankt man ihm auch eine Uebersetzung der Metaphysik und der Physik, wie die der dazu gehörigen Commentare, und eine Uebersetzung des vierten Buchs der *Meteora*. Alle diese verschiedenen Uebersetzungen finden sich vereint in einer Handschrift der Sorbonne [1]).

No. 15. und 16. sind mir unbekannt. Unter der Schrift (No. 11.) *Contra Averroëm in metheor. Lib. I* ist wahrscheinlich jene ebengedachte Uebersetzung des letzten Buches der Meteora zu verstehen. Weitläufiger aber muſs ich über die unter No. 18. und 19. angeführten Schriften reden. Unter den Uebersetzungen, welche man dem Michael Scotus verdankt, giebt es nämlich zwei, über welche ich einige Irrthümer berichtigen muſs. Ich rede zunächst von der Thiergeschichte des *Aristoteles* und *Avicenna*.

Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daſs man die arabisch-lateinische Uebersetzung der Thiergeschichte in XIX Büchern dem Michael Scotus verdanke. Vielleicht ist sie es, die wir unter dem Titel No. 19. *De animalibus ad Caesarem* zu denken haben. Die Königliche Bibliothek

1) Handschrift N. 943.

besitzt unter ihren Handschriften die Uebersetzung eines Werks von Avicenna über denselben Gegenstand [1]). Obgleich die Verfasser des gedruckten Katalogs den Verfasser derselben nicht angegeben haben, so lies't man doch zu Ende des ersten Blattes in sehr feinen Schriftzügen folgende Worte: 136
Incompletum demisit de constitutione mundana in hoc libro, incipies ejus supplementum ex libro Alpetradji, quem similiter dedi latinitate et ea in eo exercitatus. Diese zu Venedig im Jahre 1509, zugleich mit einigen philosophischen Schriften des Avicenna und Alpharabius herausgegebene Uebersetzung bildet den Artikel No. 18.

Man sieht, dafs die Schrift des Avicenna von der des Aristoteles verschieden ist. Doch haben Bahle und Schneider sie verwechselt. Der Erstere hat behauptet, dafs die Uebersetzung des Scotus nur sieben Bücher habe [2]), dafs sie gedruckt worden [3]), die des Avicenna dagegen verloren gegangen sei, (cum Avicennae libri de animalibus omnino perierint). Alle drei Behauptungen sind gleich falsch [4]). Schneider bedauert zuerst, dafs er nicht habe zu einer festen Ueberzeugung gelangen können, ob Avicenna's Uebersetzung von der des Scotus verschieden gewesen sei [4]); darauf vermischt er beide Uebersetzungen, wirft Camus vor,

---

1) Handschr. No. 6448.

1) De fontibus, unde Albert. Magnus hauserit, etc., in Comment. societat. Gotting. T. XII, p. 107.

2) Ibid. p. 107.

3) Ibid. p. 110.

4) Adnotat. ad Histor. animal. lib. IX, ep. 15.

die Existenz der von Buhle angeführten Ausgab[e] geleugnet zu haben, und citirt für seine Krit[ik] die von mir eben besprochene Ausgabe des Avi-
137 cenna [5]). Es ist auffallend, ihn Buhle's Meinung wiederholen zu sehen. Wenn dieser Letztere den gedruckten Avicenna gekannt hätte, wie wäre er dazu gekommen, zu behaupten, einestheils, das sein Werk verloren gegangen sei, anderntheils, dafs die Uebersetzung des Scotus nur sieben Bücher enthielte? Dazu kommt, dafs Schneider die Meinung hegte, Michael Scotus habe nur eine einzige Schrift über die Thiere übersetzt [1]).

Aber es erhebt sich eine andere Frage, nämlich die, ob die Uebersetzung des Scotus, welche uns die Thiergeschichte des Aristoteles aufbehalten hat, nach einem arabischen, oder hebräischen Texte verfafst worden sei? „Man bemerkt in derselben", wie Camus sagt, „eine Menge offenbarer Spuren eines arabischen Grundtextes, als da sind: eine Menge von Thiernamen, welche in dieser Sprache ausgedrückt sind; aber diese Spuren eines arabischen Textes schliefsen die Möglichkeit, dafs Scotus einen hebräischen Text vor sich gehabt habe, keineswegs aus, da ja die hebräischen Uebersetzungen selbst aus dem Arabischen übergetragen worden sind. Ich finde sogar in Scotus Uebersetzungen sichere Anzeichen, dafs er einen hebräischen Text vor Augen gehabt habe. Im 15ten Kapitel des ersten Buchs nennt Aristoteles, bei der Beschreibung der untern Extremitäten des

5) Adnotat. ad Hist. animal. notit. Codd. p. 28.

1) Ad reliq. libr. Friderici II. commentat. p. 81.

menschlichen Körpers, zuerst den *femur*, sodann einen beweglichen Knochen, die Kniescheibe, *μύλη*, darauf das Bein [a]). Diese Stelle hat Scotus folgendermafsen übersetzt: „*In inferiori corporis sunt coxae, deinde genua et super genua est os, quod dicitur hebraice tum* genu, *deinde crura.*“ 138
Soweit Camus, der zugleich bemerkt, dafs in der Handschrift No. 6791. für *hebraice*, *hoddaice*, und in der Handschrift der Sorbonne *haddaice* stehe, was durchaus keinen Sinn giebt. Die wahre Lesart dieser Stelle giebt Albertus in folgender Uebersetzung: „*Inferius autem in latitudine sunt coxae allegatae anchis, et postea sunt genua, super quae est os, quod arabice vocatur addaicon* [1]), *quod significat limen genu*“ [2]). Diese Lesart ist unzweifelbar richtig; und wenn ich auch den zweiten Theil des arabischen Wortes nicht anzugeben vermag, so erkenne ich doch wenigstens den ersten, nämlich *hadd*, *limen*. Somit verliert Camus Meinung ihre Hauptstütze.

Michael Scotus ist der Uebersetzer eines im XIIIten Jahrhunderte aufserordentlich gangbaren astronomischen Werkes, welches Albertus, Vincentius Bellovacensis, und mehrere andere Scholastiker häufig benutzen, und welches Weidler [3])

---

a) Arist. Hist. an. I, cp. 11, §. 3, p. 27, T. I, ed. Schneid.: *ἐσθίουσι δὲ τὸ μὲν ἀμφικίγλιον μηρὸς, τὸ δὲ πλαγιαίτερον μύλη, τὸ δὲ διάστιον κνήμη.*

1) Die Handschrift der Sorbonne No. 948 giebt *addaicon*.

2) L. I, tr. 11, cp. 26.

3) *Weidler* kannte die Uebersetzung des Scotus nicht, er giebt blofs eine weit jüngere, nach dem Hebräischen verfafste Uebersetzung an.

und Bailly mit Stillschweigen übergehen. Der Verfasser dieses Werks ist ein gewisser *Alpetragius* oder *Alpetrangi*, dessen Name verschiedenartig
139 verderbt worden ist. Es ist dies derselbe, dessen als Astronomen Casiri gedenkt, der ihn *Nureddin Alpetrongi* von Sevilla nennt. Er fügt hinzu, daß er vom Christenthume zum Muhamedanismus übergetreten sei, dabei aber seinen alten Namen beibehalten habe [1]). *Alpetrongi* schrieb bald nach Averrhoes, der ein neues System der Astronomie aufgestellt hatte, und verfaſste nach dessen Principien seine Schrift *Ueber die Sphäre*, ein Buch, welches auf die astronomischen Studien des XIIIten Jahrhunderts bedeutenden Einfluſs ausübte; es ist der Beachtung werth, und wäre es auch nur für die Geschichte der Wissenschaft. Michael Scotus verweiset in dem Prologe vor seiner Uebersetzung der Bücher *De coelo et mundo* auf das Buch des Alpetrongi. Zwei Exemplare desselben habe ich in der Königlichen Bibliothek gefunden. Das eine schlieſst mit den Worten: „*Perfectus est liber Avenalpetrardi. Laudetur Jesus Christus, qui vivit in aeternum per tempora. Translatus est a magistro Michaele Scoto, Tholeti, in* 18° *die veneris Augusti, hora tertia, anno incarnationis Christi*
140 *MCCXVII*“ [2]). Zu Ende der andern Handschrift heiſst es: „*Laudetur Jesus Christe, qui vivit in aeternum per tempora, in decimo octavo, in die*

1) Bibl. Arab.-Hispan. T. I, p. 396. Vor mir hat noch Niemand die Identität beider Personen bemerkt.

2) MSC. lat. Sorbonne, No. 1820.

Augusti in die veneris, hora tertia, cum abuleonte (*sic*) *era MCCLV*“ [1]).

Diese beiden Noten sind höchst werthvoll, weil sie die Zeit bestimmen, in welcher Michael Scotus seine Uebersetzungen verfafst hat. Die eine giebt das Datum nach der christlichen Aera, die andere nach der spanischen [*]); und da sie untereinander zutreffen, so kann ihre Richtigkeit nicht in Zweifel gezogen werden. Unser Uebersetzer lebte demnach im Jahre 1217 zu Toledo.

Wenn wir einer, von Bandini angeführten, Note in einer Handschrift der Laurentianischen Bibliothek Glauben schenken dürfen, so wäre Michael Scotus auch der Uebersetzer der Schrift *De partibus animalium*, und zwar nach einem griechischen Texte. Doch kann ich die Richtigkeit dieser Note nicht verbürgen.

Vincent v. Beauvais citirt mehrmals, doch ohne den Titel anzugeben, ein Werk des Michael Scotus, welches wahrscheinlich über die Eintheilung der Philosophie handelte [2]). Albertus nennt ihn nur ein einziges Mal, und beurtheilt ihn äufserst scharf. „Foeda dicta“, sagt er einmal, „inveniuntur in libro illo, qui dicitur quaestiones Nicolai peripathetici. Consuevi dicere,

1) MSC. lat. N. 7399. ancien fond.

*) Die spanische Aera, von Einführung der julianischen Jahresform in Spanien, im J. 716 nach Rom's Erb., (38 v. Chr. Geb.) differirt um 38 Jahr von der christlichen. Sie erhielt sich in Spanien bis 1383; in Portugal bis 1415 n. Chr. Geb.

2) Specul. doctr. p. 15, 1534, 1535, etc.

quod Nicolaus non fecit librum illum, sed Michael Scotus, qui in rei veritate nescivit naturas,
141 nec bene intellexit libros Aristotelis“ [1]). *Roger Bacon* spricht von ihm auf nicht eben viel günstigere Weise: „*Michael Scotus*, ignarus quidem et verborum et rerum, fere omnia, quae sub nomine ejus prodierunt, ab Andrea quodam Judaeo mutuatus est“ [2]). Die von mir oben*) angeführten englischen Biographen setzen den Tod des Scotus nach dem J. 1290 **). *Hector Boethius* sagt, dass seine medicinischen Kenntnisse ihn bei Edmund eben so beliebt machten, als er bei Heinrich, wie in dessen Lebzeiten, gewesen war. Beide Behauptungen enthalten sicher Unrichtiges. Da, wie wir wissen, *Michael Scotus* im Jahre 1217 zu Toledo seine Uebersetzungen verfafste, wie ist es glaublich, dafs er sein Leben bis auf 1290 fortgeführt habe? Die italiänischen Historiker sprechen von dem Tode des Scotus, während die englischen Chronisten gänzlich schweigen, was auf die Vermuthung führt, dafs er in Sicilien gestorben sey. Die Urtheile des Albertus und Roger Bacon scheinen auf eine Person zu gehen, welche nicht mehr lebte. Meiner Ansicht nach mufs man also den Tod des Michael Scotus um mehrere Jahre zurück, und zwar kurz in die Zeit nach dem Tode Kaiser Friedrich's II. setzen.

§. XI

1) Methpor. p. 140.

2) Ap. Jebb. praef. ad Op. maj.

*) S. S. 130.

**) *Fabricius* (B. l. a. a. O. T. V, p. 231) giebt als Todesjahr 1291 an.

§. XI.

Uebersetzungen, welche man Alphons X. verdankt [1]).

Man kann nicht von den, im XIIIten Jahrhunderte veranstalteten Uebertragungen aus dem Arabischen in die lateinische Sprache reden, ohne der Uebersetzungen zu gedenken, welche auf Befehl Alphons des Weisen verfafst worden sind. Dieser Fürst, welcher sich der Ehre seines Beinamens nicht immer würdig zeigte, hatte eine grofse Neigung für die Astronomie, und that sehr viel für die Beförderung dieser Wissenschaft. Er würde noch mehr geleistet haben, wenn sein Geist, frei von den abergläubigen Ansichten seines Jahrhunderts, in dem Studium der Astronomie nur solche Resultate gesucht hätte, wie sie eine vernünftige Philosophie erlaubt.

Geleitet von dem Verlangen nach genaueren astronomischen Tafeln [2]), als die, deren man sich

---

[1]) Ein Theil der einzelnen Umstände dieses Abschnittes ist geschöpft aus der *Bibliotheca española de los escritores rabinos españoles* de D. J. Rodriguez de Castro, T. I.

[2]) Ich citire bei dieser Gelegenheit folgende Stelle aus des *Romanus de la Higuera* [Jesuit zu Toledo, † 1611] Histor. Tolet.: „Es befahl der König, dafs sich vereinigen sollten *Aben Ragel* und *Alquibitio* [Alchabitius], „seine Lehrer, gebürtig aus Toledo, *Aben Musio* [Muhamed] und *Mahomed v. Sevilla*, und *Joseph Aben* „*Hali* und *Jacob Abenia* aus Cordova, und andere, „mehr als 50 zusammen, die er mit grofsen Kosten aus „Paris und Gascogne kommen liefs; und befahl ihnen, „das Quadripartitum des *Ptolemäus* zu übersetzen, und „Bücher von *Mentezan* [sic] und *Algazel* hinzuzufügen.

143 damals bediente, waren, und angefeuert zu dieser Unternehmung durch die Fortschritte der Astronomie bei den Mauren, vereinte Alphons in seiner Hauptstadt mehrere bekehrte Juden, und einige in der Mathematik geschickte Christen, und liefs durch sie mehrere Werke aus dem Arabischen übersetzen [1]). Unter diesen Uebersetzern zeichnet sich folgende aus:

Judas, Sohn des Moses, welcher folgende Schriften ins Kastilische übersetzte: 1) eine Abhandlung über die Eigenthümlichkeit von den Steinen, ein eigentlich chaldäisches, von Alolays (Abon Aly) ins Arabische übersetztes Werk.

„(oder auch: zu sammeln, *juntar*). Es ward dies Geschäft dem *Simuel* und *Jehuda*, *Ecenheso*, Alfaki von „Toledo, übertragen, dafs sie sich versammeln sollten „in dem Schlosse von Galia, wo sie disputiren sollten „über die Bewegung des Firmaments und die Sterne. „Den Vorsitz führten, wenn der König nicht anwesend „war, *Aben Ragel* und Alchabitius. Sie hielten viele „Disputationen vom J. 1258 bis 1262; und zuletzt verfertigten sie berühmte Tafeln, wie Jedermann weifs. „Und nachdem er (der König) dies grofse Werk zu „Stande gebracht, und ihnen viele Gnadenbezeigungen „erwiesen hatte, sandte er sie zufrieden in ihre Länder „zurück, und verlieh ihnen Freiheiten, und dafs sie und „ihre Kinder frei sein sollten von Abgaben, sowohl festen „stehenden als noch zu fordernden, (pedidos Abgaben in „Form von *geforderten* Geschenken), worüber Urkunden vorhanden sind, ausgefertigt zu Toledo vom 12ten „Tage des Monats Mai vom Jahre 1262 (1300 der spanischen Zeitrechnung)."

1) Innocentius III. beklagt sich in einem Briefe an den König über dessen Vorliebe für die Juden und Mohamedaner. Man s. *Innocent.* Epist. L. VIII, 50, ex ed. Leport. du Theil.

2) Die Sterndeuterkunst des Ali ben Ragel; diese Uebersetzung haben Aegidius de Tebaldis, Pedro del Real, und Alvaro ins Lateinische übersetzt.

Judas, genannt *Alcohan*, Verfasser der Uebersetzung des Sternenverzeichnisses von Avicenna und einer andern Uebersetzung des Ali ben Ragel. 144

Moses und der Klerikus Mag. *Johann Daspaso*, welche, vereint mit Judas Alcohen, die Schrift Costa ben Luca's über die Sphäre übersetzten.

Die Magg. *Ferdinand* von Toledo und *Bernard* von Burgos, Uebersetzer von Azarchel's kleiner Schrift über sein Instrument, genannt *Alsahifi*.

Der Rabbine *Zag*, Uebersetzer der Kreishimmelskugel des Ptolemäus; und *Johann* von Messina, *Johann* von Cremona, *Abraham*, u. a. m.

Diese Uebertragungen, welche zunächst in kastilischer Sprache (*in maternam vel hyspanicum idiomata* [sic]) abgefafst waren, dienten dann als Texte zu lateinischen Uebersetzungen. Ich könnte mich über die, auf Alphons Befehl unternommenen Uebersetzungen noch weiter auslassen, allein ich halte das Obige für ausreichend, um den Gebrauch bemerklich zu machen, zufolge dessen man zu jener Zeit suchte in das Kastilische und aus diesem erst in das Lateinische übersetzte.

§. XII.

Hermannus, zugenamt Contractus, und Hermannus Alemannus. Irrthümer der Biographen über dieselben.

Der Leser erinnert sich aus der Einleitung unserer Schrift *), dafs die Ansicht, welche gewöhnlich
145 Uebersetzungen des Aristoteles auf arabischen Ursprung und eine Zeit vor dem XIIIten Jahrhunderte zurückführte, ihre Begründung nur in der Annahme fand, dafs Hermannus Contractus Arabisch verstanden, und aus dieser Sprache die Rhetorik und Poëtik des Stagiriten übersetzt habe. Allerdings findet sich nun zwar dies Factum von allen Biographen erzählt; aber dies allgemein verbreitet sein macht es nicht sicherer. Ich werde in diesem Kapitel beweisen, dafs Hermann *nicht* der Verfasser der ihm beigelegten Uebersetzungen ist, dafs diese falsche Angabe sich aus dem XVten Jahrhunderte herschreibe; dafs es endlich sogar zweifelhaft sei, ob dieser Mönch Arabisch verstanden habe.

Muratori hat uns zuerst eine Art von Prolog mitgetheilt, welcher, geschrieben von einem Mönche des Klosters, in welchem Hermann lebte, des Letzteren umfassende Kenntnisse rühmt, ohne jedoch ein Wort von seiner Kenntnifs des Arabischen zu erwähnen [1]). *Berthold*, der Fortsetzer seiner Chronik, bezeugt seine Geschicklichkeit in

*) S. oben S. 9..

1) *Muratori* Ant. It. med. aev. T. III.

der Astronomie, indem er uns berichtet, dafs Hermann eine Mondfinsternifs berechnet und vorausgesagt habe. Er setzt seinen Tod auf das Jahr 1054, mit den Worten: „*Hermannus, Wolferadi comitis filius, ab infantia omnibus membris contractus, sed omnes tunc temporis viros sapientiâ et virtutibus praecellens, in Aleshuan, praesidio suo, defunctus est.*“

Die Chronik von Augsburg drückt sich 146
fast ebenso aus: „*Hermannus Contractus, in membris singulis debilitatus, nostri miraculum saeculi cunctis in acumine ingenii praeminebat; cantica mirae modulationis et dulcedinis plura composuit, vocis etiam fere carens officiis*“ [1]). Alberich schweigt gleichfalls von seinen angeblichen Kenntnissen im Arabischen: „*Hermannus Contractus*“, (sagt er) „*absque humano magistro, in omni liberali scientia novus, Dei dono apparuit*“ [2]). Die Kenntnifs der arabischen Sprache aber war etwas so Aufserordentliches, dafs die angeführten Schriftsteller dies Factum, wäre es wahr gewesen, sicherlich angemerkt haben würden.

Jacob von Bergamo gedenkt Hermann's in seiner Chronik ebenfalls. „*Hermannus Contractus,*“ sagt er, „*monachus germanus Sti Benedicti, ingenii eminentissimi vir, hac tempestate, cum divinis scripturis eruditissimus exer-*

1) Chron. Aug. ap. *Freherum* Collect. script. rer. german. T. I, p. 497, ex ed. Struvii. [Vergl. Voss. De hist. lat. p. 729.]

2) Alber. Chron. p. 104, ex ed. Leibn.

citatusque multum fuisset, essetque philosophus, poëta, astronomus rhetorque, ac musicus perfectissimus, nulli sui temporis secundus, esset praeterea trium linguarum, videlicet: latinae, graecae et arabicae, sufficienter instructus; scripsit oratione soluta et carmine plurima praeclara volumina" [1]). Trithemius, der gemeiniglich diesen Chronisten folgt, benutzt hier jenen von Muratori herausgegebenen Prolog *), giebt darauf ein Verzeichniſs der Schriften Hermann's, und setzt dann hinzu: „Transtulit etiam nonnulla Graecorum et Arabum volumina in latinum sermonem, sicut ipse fatetur in quodam Aristotelis prologo, quoniam utriusque linguae plenam notitiam habuit. In Aristotelem et Tullium commentationes etiam plurimas scripsit, et divinarum similiter scripturarum nonnulla volumina explicans, pulcherrimis commentariis elucidavit."

147

Hier hat man zwei, von den Biographen des XVIten Jahrhunderts hinzugefügte, Thatsachen, von denen sich bei den älteren Schriftstellern auch keine Spur vorfindet. Jacob von Bergamo legt dem Hermann Kenntniſs des Arabischen und Griechischen bei, und Trithemius, durch diese Versicherung ermächtigt, stellt ihn als Uebersetzer griechischer und arabischer Schriften, und zwar insbesondere des Aristoteles, dar. Trithemius hatte jedoch noch nicht bestimmt, zu *welchem* Werke des Aristoteles jener *Prolog* gehöre; Jod. Metzler geht also noch weiter, und sagt: „Linguae

1) Jac. Phil. Forestus Bergamensis, Supplem. chron.

*) S. S. 145.

enim graecae, latinae et arabicae adeo fuit gnarus, ut veluti vernaculas eas cognosceret. Ex arabica 148
in linguam latinam vertit rhetoricam et poëticam Aristotelis“ [1]). Joh. Ego schreibt zum Theil nur den Metzler aus, nur dafs er dasselbe mit gröfserem Wortaufwande vorbringt [2]).

Solcher Art sind nun die Quellen, aus denen die Biographen, welche jene irrigen Angaben bis auf unsere Zeit fortpflanzten, geschöpft haben. Man darf sich also nicht wundern, wenn Herr Buhle, bei Erwähnung einer arabisch-lateinischen, von einem gewissen *Hermannus Alemannus* verfafsten, Uebersetzung der Rhetorik und Poetik *) des Aristoteles hinzusetzt: „quem ego *Hermannum*, monachum Augiensem, *Contractum* dictum a contractione membrorum, virum Graece, Latine et Arabice doctissimum fuisse suspicor“ [3]). Der berühmte Morelli [4]) und Harles [5]) haben deshalb diese Uebersetzung erwähnt; und da sie den sogenannten *Hermannus Alemannus* nicht kannten, meinten sie, es sei hier vielleicht an den westphälischen Augustinermönch *Hermann de Saldis* zu denken, welcher sich gleichfalls mit

1) De viris illustr. Monasterii S. Galli, lib. I, cp. 47. [p. *Bernard. Pez* Tom. I anecdot. p. 3, (p. 557 bis 558, 626].

2) De viris illustr. Anguiae [Augiae?] divit. pta I, cp. 8.

*) Im Texte stand falsch: *politique*.

3) Arist. Opp. ed. Bipont. T. I, p. 205.

4) *Pinelli* Cat. T. III, p. 5.

5) Introd. in histor. ling. graec. T. I, p. 410.

dem Aristoteles beschäftigt hat. Wir wollen indefs zu erforschen versuchen, aus welcher Quelle
149 der Irrthum des Trithemius geflossen sein mag, und wer eigentlich dieser, so zu sagen, bis auf diesen Tag unbekannt gebliebene Hermannus Alemannus sei. Die Königl. Bibliothek besitzt unter den Handschriften von St.-Victor die ebenerwähnte Uebersetzung. Zu Anfange der Rhetorik und Poëtik befinden sich zwei Prologe, welche ich ihrer Wichtigkeit wegen wörtlich hersetze.

I.

Aristotelis Rhetorica. Prologus [1]).

Inquit Hermannus Alemannus. Opus praesentis translationis rhetoricae Aristotelis, et eius poëticae ex arabico eloquio in latinum jamdudum intuitu venerabilis patris Johannis Burgensis, episcopi et regis Castellae cancellarii, inceperam, sed propter occurrentia impedimenta usque nunc non potui consummare. Suscipiant ergo ipsum latini praecipui inter caeteras nationes secundum statum praesentis temporis zelatores et cultores partis philosophiae rationalis, ut aestimo, ut sic habeant complementum logici negotii, secundum Aristotelis intentionem. Quod autem hi duo libri
150 logicales sint, nemo dubitat, qui perspexerit libros Arábum famosorum, Alfarabii videlicet, et Avi-

1) Diese Uebersetzung ist gedruckt zu Venedig von Philipp Venetus 1481, Fol.; [s. Buhle Arist. Opp. I, p. 209] ich habe mir kein Exemplar dieser Ausgabe verschaffen können.

cognae, et Avenrosdi, et quorumdam aliorum uno ex ipso textu manifestius hic patebit. Neque excusabiles sunt, ut fortasse alicui videbitur propter Marcii [sic] Tullii rhetoricam, et Horatii poëticam. Tullius namque rhetoricam partem civilis scientiae posuit, et secundum hanc intentionem eam potissime tractavit. Horatius vero poeticam, prout pertinet ad grammaticam potius, expedivit. Verumtamen doctorum virorum scripta non minimum utilia sunt ad opera praesentia intelligendum. Nec miretur quisquam vel indignetur de difficultate, vel qui ruditate translationis, nam multo difficilius et rudius ex Graeco est translata. Ita quod Alfarabius, qui plurimus conatus est ex rhetorica aliquid intellectum glossando dicere, multa exempla graeca propter ipsorum obscuritatem pertransiens derelinquit. Et propter eamdem causam multa dubie exposuit, et, ut Avicenna et Avensrod estimant, propter hanc causam glosam usque ad finem negotii non perduxit. Et isti quoque duo viri in finibus tractatuum suorum, quos imitantes Aristotelem composuerunt, sic inquiunt: Hoc est, quod intelligere et excerpere potuimus de translatione, quae pervenit ad nos horum voluminum Aristotelis illorum usque hodie .... apud Arabes hi duo libri... neglecti sunt, et vix unum invenire potui, qui, mecum studendo, in ipsis vellet diligentius laborare. Veniam igitur concedant, qui forsitan non immerito potuerunt hunc meum laborem de imperfectione redarguere. Et si eis non placuerit, quemquam fructum ex eo quaerere, possunt ipsum deserere redargutum. Sane tamen ipsis consulo, ut malint hos codices habere sic translatos, quam penitus derelictos. Nihil enim 151

pura privatione nullius: Sed praeter quoquomodo habueritis perpaulatim incrementa finis tandem desideratae perfectionis facilius impertiri. Quemadmodum contingit in libro Nechomachiae [sic], quem Latini Ethicam Aristotelis appellant. Nam et hunc, prout potui, in latinum verti eloquium ex arabico. Et postmodo reverendus pater magister Robertus grossi capitis, sed subtilis intellectus Linkoniensis episcopus, ex primo fonte, unde emanaverat, graeco videlicet, ipsum est completius interpretatus, et Graecorum commentis praecipuis annexens notulas commentatus. Sic, si totius scientiae largitori placuerit, contingere poterit in his opusculis premordialiter a nobis etsi debiliter elaboratis. Quod ipse praeparare dignetur, qui vivit et regnat aeternaliter in perfecta trinitate.

Laborum vero distinguendi tres tractatus libri hujus principales in suas doctrinas majores, et
152 illas majores in suas subdistinctiones minores, quoad usque ad ultimas particulas perveniatur, doctoribus derelinquo. Omnia haec enim in glosa super hunc librum exquisite Alfarabius pertractavit. Cujus glosae plusquam duos quinternos ego quoque transtuli in Latinum. Ex hinc igitur memorata distinctio requiratur, et libri marginibus adscribatur [1]).

1) Bei aller angewandten Mühe kann ich die *ganz strenge und genaue* Richtigkeit dieser beiden Prologe nicht verbürgen, da unerwartete Umstände mir nicht verstatteten, sie mit den Handschriften zu vergleichen.

II.

Aristotelis Poëtria. Prologus.

Inquit Hermannus Alemannus: Postquam cum non modico labore consummaveram translationem Aristotelis, volens manum mittere ad ejus poëtriam, tantam inveni difficultatem, propter disconvenientiam modi metrificandi in Graeco cum modo metrificandi in Arabico, et propter vocabulorum obscuritatem, et plures alias causas, quod non sum confisus, me posse sane et integre illius operis translationem studiis tradere Latinorum. Assumpsi ergo editionem Averod [sic] determinatam dicti operis Aristotelis, secundum quod ipse aliquid intelligibile dicere potuit ab ipso. Et modo quo potui in eloquium redegi latinum. Et nonnullum offeret intelligendi adjutorium ea, quae sunt in hoc libro, intellectus 153
poëtriae Horatii, sicut intellectus rhetoricarum Tullii Ciceronis, adjuvans est ad intelligendum negotium Aristotelicale rhetoricae. Suscipiant ergo, videlicet, hujus editionis poëtriae translationem viri studiosi, et gaudeant se cum hac acceptos logici negotii Aristotelis complementum.

Zu Ende der Poëtik lies't man folgende Note: „*Explicit Deo gratias, anno D* 1256, 7° *die martii, apud Toletum urbem nobilem*". Ob dieses Datum sich auf die Uebersetzung selbst, oder auf die Abschrift derselben beziehe, weifs ich nicht; ebensowenig ob unsere, oder die spanische Aera gemeint ist, was doch einen Unterschied von mehreren Jahren machen würde. Aber zugegeben, dafs man über das Jahr differirt, so ergiebt sich auch eine Uebereinstimmung für die Zeit, in welcher

Hermann übersetzte, durch seine Erwähnung des *Robert Grosse-Tête*. Dieser Prälat bestieg nämlich den Bischofsstuhl von Linkoln im Jahre 1235, und starb im Jahre 1253. Johann, Bischof von Burgos endlich, behauptete diese Würde ...

Somit ist es unmöglich, Hermannus Contractus, († 1054,) Hermannus Alemannus, der etwa um das Jahr 1240 lebte, und Hermannus de Schildis, dessen Tod man in das Jahr 1357 setzt [1]), zu verwechseln. Dazu kommt, daß uns schon Roger Bacon diesen Uebersetzer, und
154 die Art und Weise, wie er übersetzte, angegeben hat. „*Hermannus*", sagt er, „*confessus est, se magis adjutorem fuisse translationum, quam translatorem, quia Saracenicos tenuit secum in Hispania, qui fuerunt in suis translationibus principales*" [2]). Roger Bacon redet ausdrücklich an zwei Stellen von den Uebersetzungen der Poëtik und Rhetorik. „*Et Alpharabius*", heißt es an der einen, „*hoc docet maxime de poëtico, cujus sermones debent esse sublimes et decori, et ideo cum ornatu prosaico, et metrico, et rhythmico insigniti, secundum quod competit loco et tempori et personis et materiae, de quibus fit persuasio: et sic docuit Aristoteles in libro suo de poëtico argumento, quem non ausus fuit interpres Hermannus transferre in Latinum, propter metrorum difficultatem, quam non intellexit, ut ipse dicit in prologo commentarii Averrois super illum librum*" [2]).

---

1) *Fabricius* B. l. med. et inf. aet. T. III, (lib. VIII, p. 717).
1) Apud Jebb. praef. in Op. maj.
2) Opus majus, p. 59, ed. in Fol.

In der zweiten Stelle beklagt er sich über die Fehlerhaftigkeit dieser Uebersetzungen [1]: „*Etiam de logico deficit liber melior inter omnes alios, et alius post eum in bonitate secundus, male translatus est, nec potest sciri, nec adhuc in usu vulgi est, quia nuper venit ad Latinos et cum defectu translationis et squalore*“ [2]. Es ist wohl zu beachten, dafs Hermann, nach Roger Bacon's Be- 155
richt, nicht, wie es damals gewöhnlich war, Juden, sondern Sarazenen zur Abfassung seiner Uebersetzungen anwendete; ja, man kann dies aus seinen eignen Worten schliefsen: „*et vix invenire potui, qui mecum in ipsis vellet diligentius laborare*“. So wird auch *Averroes*, ganz der arabischen Aussprache gemäfs, *Ibn Rosdin* genannt. Jene Prologe enthalten indefs zwei Thatsachen, welche wir wohl zu beachten haben; wir lernen nämlich aus ihnen:

1) dafs Hermann der Verfasser der arabisch-lateinischen, zu Toledo im Jahre 1240 verfafsten und zu Venedig im Jahre 1479 gedruckten Uebersetzung der Ethica; und

2) dafs *Robert Grosse-Tête* Verfasser einer unmittelbar aus dem Griechischen gearbeiteten und mit Commentaren versehenen Uebersetzung desselben Werkes ist.

Vielleicht hat Hermann noch einige andere Uebersetzungen verfafst. Buhle ist geneigt, ihm eine vollständige Uebersetzung des Organons zuzu-

---

1) Im Orig. st. *constructions*.

2) Ibid. p..

schreiben, und beruft sich deshalb auf die letzten Worte jenes Prologs zur Poëtik: „*Suscipiant igitur, si placet, et hujus editionis poëtriae translationem viri studiosi, et gaudeant secum* [se cum] *hac acceptos logici negotii Aristotelis complementum*“; eine Vermuthung, welche viel für sich hat [1]).

156 Nach sorgfältiger Betrachtung aller die einzelnen Umstände wird man eingestehen müs dafs Trithemius, nachdem er diese Prologe sehen; nachdem er ferner bei Philipp von Berga gelesen, dafs Hermann, ein deutscher Mön Arabisch verstanden habe; und da er die gro Menge der in den Schriften über das Astrolabi gebrauchten arabischen Wörter bemerkt hatte; ihm endlich unbekannt war, dafs es zu Tole einen Uebersetzer gleiches Namens und gleich Abkunft gegeben habe; dafs, sage ich, Trith mius dahin kommen konnte, den einen Wer dem andern beizulegen, und so zwei, durch be nahe zwei Jahrhunderte von einander getrennt Männer zu verwechseln.

1) Ich habe in der Königl. Bibliothek (fonds der Sorbonne) No. 954 eine kleine Schrift desselben Hermann entdeckt, welche den Verfassern des Katalogs sowie allen Bibliographen unbekannt geblieben ist. Es ist dieselbe, unter dem Titel: *Dilaxatio*, eine Einleitung in die Rhetorik des Aristoteles, verfafst nach der Auslegung des Alfarabius. Der Verfasser sucht darin folgende Fragen zu beantworten: *Quid est rhetorica? in quo differt a facultate oratoria? et quot sunt libri partes? et quot in unaquaque partium tractatus? et quot in unoquoque tractatuum capitula continentur? et circa quod, ad modum introductorium spectare videntur?*

Es ist die Frage, ob *Hermannus Contractus* der Verfasser zweier, unter seinem Namen bekannt gemachter, Schriften über das Astrolabium ist, und ob er sie aus dem Arabischen übersetzt hat. Albertus kannte und citirt die von *Hermann* verfaſste Schrift über das Astrolabium. Der von ihm citirte Anfang findet sich auch in dem von *Pez* *), unter dem Namen des deutschen Mönchs, herausgegebenen Werke. Hinsichtlich des ersten Punktes enthalte ich mich jeder Vermuthung. Den zweiten aber glaube ich verneinend beantworten zu müssen. Die beiden Schriften über das Astrolabium sind ohne Zweifel nach der lateinischen Ue- 157
bersetzung eines arabischen Textes verfaſst. Die Wörter: *Walzachorah*;

*) *Almachanturah*,	*Almagrip*,
Aldancabuth,	*Almery*,
Alchitob axem,	*Alidada*,
Walzazene,	*Cathizenues*,
Hotot,	*Altazab*,

stellen mehr oder weniger veränderte arabische Wörter vor. Die genaue Betrachtung der ersten Sätze des der Abhandlung *De mensura astrolabii* vorgesetzten Prologs überzeugt uns, daſs es sich hier nicht um eine Uebersetzung aus dem Arabischen, sondern um eine Schrift nach Materialien, welche schon bekannt waren, handelte. Der Stil der Pro-

*) *Bernard. Pez* (nicht *Pitz*, wie im Original steht) Thes. anecdot. T. III, p. 2. p. 95. S. Fabr. B. lat. m. et inf. aetat. lib. VIII, p. 708.

1) So berichtigt der Reisende *Chardin* diese arabischen Wörter.

loge, zu Anfange beider Schriften, zeigt gleichfalls an, dafs der Verfasser einem religiösen Ver- eine angehörte.

Wer annehmen will, dafs Hermann Arabisch verstanden habe, mufs zugleich voraussetzen, dafs es in Deutschland seit der Mitte des XIten Jahrhunderts Grammatiken und Wörterbücher dieser Sprache gegeben habe; denn die körperliche Gebrechlichkeit, welche ihm den Beinamen *Contractus* zuzog, erlaubte ihm nicht, gleichwie ein *Gerbert*,
158 *Constantin*, *Gerard* von Cremona, ja, wie alle Uebersetzer aus den Jahrhunderten der Scholastik nach Toledo zu gehen, um dort die Sprache der Sarazenen zu studieren. Weit natürlicher ist die Annahme, dafs er seine beiden Schriften nach damals gangbaren Uebersetzungen, nicht aber selbst irgend eine Uebersetzung aus dem Arabischen verfafste.

§. XIII.

Ueber Boëthius und seine Uebersetzungen.

Die von mehreren Gelehrten über das Alter der Uebersetzungen des Aristoteles und deren Anwendung in den Schulen des Occidents ausgesprochene Ansicht; die Erwähnung eines Boëthius, der, wie es scheint, die Bücher von der Seele und die Metaphysik übersetzte, bei St.-Thomas *); die Versicherung des Aventinus **) hinsichtlich der von Albertus M. benutzten Uebersetzungen; die zu An-

*) S. S. 43.
**) S. S. 65, 42, 43.

Anfange einer Handschrift der Königl. Bibliothek sich findende Hindeutung auf diese Uebersetzung *); endlich die Angabe des Herausgebers der Werke des Boëthius, welcher in einer italiänischen Bibliothek eine, von ihm verfafste, lateinische Uebersetzung der Physik gesehn haben will; alle diese verschiedenen Umstände nöthigen mich, die Frage positiv zu beantworten, was Boëthius für den Stagiriten geleistet habe? und, ob dieser so berühmte Uebersetzer mit dem von St.-Thomas und Aventinus erwähnten eine Person sei oder nicht? Die Schriften des Boëthius selbst sollen uns hierüber die ersten Aufschlüsse geben.

Dieser grofse Philosoph hatte den Plan gefafst, alle Denkmäler der griechischen Weisheit ins La- 159
teinische überzutragen; was die Form seiner Uebersetzungen anbelangt, so bemühete er sich mehr um wörtgetreues Wiedergeben des Sinnes, als um die Anmuth der Schreibart. In seinem Commentare zu den Büchern *De interpretatione* läfst er sich über seine weiteren Pläne genauer aus: *Mihi autem*, sagt er, *si potentior divinitatis annuerit favor, haec fixa sententia est, ut quaecumque fuerint praeclara ingenia, quorum labor ac studium multa de his, quae nunc quoque tractamus, Latinae linguae contulerit, non tamen quemdam quodam modo ordinem filumque disponendo diversorum gradus ediderunt, ego omne Aristotelis opus, quodcumque in manus venerit, in romanum stylum vertens, eorum omnium commenta*

*) S. S. 66.

latina oratione perscribam, ut, si quid ex logica artis subtilitate, et ex moralis gravitate peritiae, et ex naturalis acumine veritatis ab Aristotele conscriptum est, id omne ordinatum transferam; atque id quodam lumine commentationis illustrem; omnesque Platonis dialogos vertendo, vel etiam commentando, in latinam redigam formam. Quae paratis non equidem contempserim Aristotelis Platonisque sententias in unam quodammodo reducere concordiam, et in his eos, non ut plerique dissentire in omnibus, sed in plerisque, quae sunt in philosophia, maxime consentire demonstrem. haec, si vita otiumque supersit, cum multa huius operis utilitate nec non etiam laude contendere, qua in re faveant, oportet, quos nulla coquis invidia. — Man sieht, dafs in diesem Commentar von Metaphysik nicht die Rede ist. Die Logik, die Moral, die Physik sind die einzigen genannten Gegenstände.

Ein anderes Zeugnifs liefert uns ein Brief Theodorich's [1]) an den *Boëthius*, in welchem ihn jener das Verlangen des Herzogs von Burgund, eine Uhr nach dem Muster der seinigen zu besitzen, mittheilt. In diesem Briefe gedenkt Theodorich, neben anderem Schmeichelhaften, auch der Verdienste des *Boëthius* um die Wissenschaften durch seine Uebersetzungen [2]). „*Translationibus enim tuis*", heifst es, „*Pythagoras musicus, Ptolomeus astronomus, leguntur Italis: Nichomachas arithmeticus, geometricus Euclydes*

1) Man weifs, dafs dieser Brief durch Cassiodor im Namen Theodorich's verfafst wurde.

audiuntur Ausoniis: Plato theologus, Aristoteles logicus quirinali voce disceptant, mechanicum etiam Archimedem latialem Siculis reddidisti, et quascumque disciplinas vel artes foecunda Graecia per singulos viros edidit, te uno auctore, patrio sermone Roma suscepit." ... Die Logik des 161
Aristoteles (*Aristoteles logicus*) war es also, welche Boëthius den Lateinern bekannt machte. Theodorich erwähnt selbst nicht einmal der Physik. Hatte sie Boëthius übersetzt? Nur einmal finde ich auf diese Uebersetzung verwiesen, nämlich in der 2ten Ausgabe seines Commentars über die Bücher *De interpretatione*, wo es heifst: ... *de quibus melius* in physicis *tractavimus* [1]): vielleicht ist jedoch zu lesen *tractabimus*. Jedenfalls kann eine Stelle kein Gewicht haben, welche durch die Veränderung eines einzigen Buchstabens einen so ganz entgegengesetzten Sinn erhält; und diese Veränderung für möglich zu halten, bewegt mich der Umstand, dafs weder Cassiodor noch sonst irgend ein Historiker des Mittelalters dem *Boëthius* eine Uebersetzung der Physik des Aristoteles beilegt. — Sonach findet man also weder in Boëthius eignen Schriften noch in Cassiodor's Briefen irgend eine Anzeige davon, dafs er die Metaphysik übersetzte. Auch hierüber beobachten die Schriftsteller des Mittelalters das nämliche Stillschweigen. *Haimo* drückt sich folgendermafsen aus: „*Qui videlicet Boëthius, quam disertus fuerit in litteris saecularibus, quamque fuerit catholicus, ex ejus comprobatur codicibus. Testatur hoc arithmetica,*

1) pag. 359.

nec non dialectica, ipsa etiam omnium ani-
gratissima musica ab eo translata, et Latinor-
jam dudum eam desiderantium auribus delectab-
liter infusa. Porro ejusdem de S. Trin. consub-
stantialitate liber liquido ostendit, quam exist-
162 *suo, si licuisset, tempore S. Ecclesiae colonus fa-*
titisset " [1]).

Mit diesem Zeugnisse will ich das des
norius und Sigisbert verbinden. „*Boëthius*",
der Erstere, „*patricius vel consul, scripsit lib-*
de S. Trinitate et alium de consolatione et
drivium de Graeco transtulit, id est, arithmeti-
musicam, geometriam, astronomiam, dialecti-
vero explanavit " [2]). Bei dem Andern heifst
: „*Boëtius, vir consularis, conferendus vel praef-*
dus philosophis et secularibus et ecclesiasticis,
nos ambiguos esse facit, an inter seculares, an
ter ecclesiasticos scriptores fuerit illustrior, l-
dent eum seculares, quòd isagogas, quod perih-
menias, quod cathegorias transtulerit de Graeco in
Latinum et exposuerit, quod ante praedicamenta,
quod libros de Topicis, differentiis, de cogna-
tione dialecticae et rhetoricae, et distinctione rhe-
torivorum locorum, de communi praedicatione po-
testatis et possibilitatis, de cathegoriis et hypothe-
ticis syllogismis libros et alia multa scripserit;
quod arhithmeticam et musicam Latinis scripserit.
Nos ecclesiastici laudemus eum, quod " etc.

163 *Rigord* berichtet uns deutlich genug, dafs es
vor dem Jahre 1209 keine Uebersetzung der Meta-

1) *Aimoinus* De gestis Francor. lib. II, cp. 1.
2) *Honor.* De illustrib. eccles. script. ad ann. 524.
3) *Sigisbert. Gemblac.* De viris illustr. c. 37.

physik gab, und dafs dieselbe damals nach einer, eben von Konstantinopel gebrachten griechischen Handschrift übergetragen wurde. Vincentius Bellovac., der zu einer Zeit lebte, wo die Aristotelische Philosophie mit glänzendem Erfolge gelehrt wurde, wo Alexander de Hales, Albertus M., und St.-Thomas ihre Commentare verfafsten, giebt zwar die zu seiner Zeit bekannten Werke des Boëthius an, doch finde ich darunter weder die Metaphysik noch die Physik. Roger Bacon endlich sagt: „*Boëtius quidem fuit longe post SS. doctores, qui primus incepit libros Aristotelis plures transferre. Et ipse aliqua logicalia et pauca de aliis transtulit in Latinum*" [1]).

Nach allen diesen Zeugnissen sind wir zu dem Schlusse berechtigt: dafs der bei St.-Thomas und Aventinus genannte Boëthius nicht eine Person mit Boëthius, röm. Patricier und Zeitgenossen des Cassiodor, sein könne, und dafs dieser Letztere nur logische Schriften übersetzt habe.

Der Brief Friedrich's II.

Nach dem Berichte des Aegidius von Rom [2]) 164
lehren die Söhne des Averroes geehrt am Hofe

---

[1]) Opus majus, p. 19.

[2]) Ich citire Aegid. Romanus nach andern; ich selbst meine, dafs hier an Friedrich II. und seine Agenten zu denken sei. [Allerdings erzählt *Aegidius Romanus*, (in *Quodlibetis*, lib. II. Quodl. de unitate intellectus) dafs er die beiden Söhne des Averroes am Hofe K. Friedrich's II. gesehen habe. Vergl. *Brucker* Hist. crit. phil. Vol. III, p. 100.]

Kaiser Friedrich's Barbarossa; ein Umstand, der uns schliefsen läfst, dafs dieser Fürst die Wissenschaften begünstigte, und dafs den Lateinern das Verdienst des arabischen Philosophen keineswegs unbekannt war. Eine gleiche Neigung zu den Wissenschaften vererbte sich auf Friedrich II. Als er den Thron bestieg, nahm die Philosophie an dieser Erhebung gleichsam Theil. Neue Akademien wurden gegründet; Werke, bis dahin den Abendländern unbekannt, ins Lateinische übersetzt; jedes Verdienst ward aufgemuntert und belohnt. Ausgezeichnete Geister erhielten von dem Fürsten die dringendsten Einladungen unter den glänzendsten Anerbietungen; er lud sie ein, gemeinsam an der Ehre der Verbreitung der Wissenschaften Theil zu nehmen, und für den Ruhm und das Gedeihen der durch seine Freigebigkeit gestifteten Anstalten mit zuwirken. Während so die Gelehrten an ihm einen eifrigen Beschützer fanden, konnte zugleich auch die Erwerbung seiner Achtung, als eines competenten Beurtheilers, Gegenstand ihres Strebens
165 sein. Denn Friedrich war von Natur mit einem höchst fähigen Geiste begabt; in den mechanischen Künsten besafs er sogar ausgezeichnete Kenntnisse; auch mit Naturgeschichte hatte er sich viel beschäftigt; Litteratur und Sprachen waren ihm ebensowenig fremd; er sprach das Italiänische, Deutsche, Lateinische, Französische, und Arabische. Sein Ruf verbreitete sich bis in den Orient, an den Hof der muselmännischen Fürsten. Ja, noch mehr, der Occident sah mit Staunen einen christlichen Fürsten mit den ungläubigen Herrschern, den Feinden Christi und seiner Verehrer, ein enges Bündnifs schliefsen, sah ihn, vergessend die Sitten seiner

Verfahren, arabische Bräuche annehmen, und während er sich öffentlich zum Christenthume bekannte, wie einen Sultan leben, umgeben von einem Serail junger Schönheiten, die er durch Verschnittene bewachen liefs, und begleitet von Astrologen, deren Entscheidungen er sich oft fügte, während er die Aussprüche des römischen Stuhles verlachte. Abulfeda giebt uns von Friedrich, bei Gelegenheit der Erzählung seiner überseeischen Expedition, eine treffende Schilderung: „Der Kaiser", sagt er, „war ein Fürst, begabt mit vortrefflichen Eigenschaften; er liebte die Philosophie, die Logik, und die Arzeneiwissenschaft; desgleichen hatte er eine Zuneigung für die Muselmänner, welche aus seiner Erziehung in Sicilien flofs" [1]). Beachten wir diese Umstände genau; denn sie constatiren den Ein- 166
flufs, welchen die Regierung dieses Fürsten auf die Ausbreitung der arabischen Philosophie in Italien gehabt haben mufs.

Indem ich solchergestalt Friedrich's Verdienste um die Wissenschaften anerkenne, wird es mir auch erlaubt sein, dieselben hinsichtlich ihres Werthes für Aristoteles zu beschränken. Der berühmte Brief dieses Fürsten ist, seitdem er zuerst herausgegeben wurde, der Gegenstand vielfach verschiedener, oft sogar widerstreitender Auslegungen geworden. Man hat sich weder über seine Abfassungszeit, noch über den aus ihm zu entwickelnden Sinn vereinigt. Was den ersteren Punkt betrifft, so ist in keiner Handschrift dieses Briefs ein Datum beigefügt. Was die Aufschrift betrifft, so fehlt dieselbe bald ganz, bald

1) *Abulfeda* Annal. T. IV. p. 318.

lautet sie [1]): *Mittit magistris et scholaribus bononiensibus libros Aristotelis de Graeco et Arabico in Latinum per eum noviter translatos.* Goldast [2]) und nach ihm Duboullay [3]) und Cas. Oudin [4]) setzen die Abfassungszeit auf das Jahr 1220; Tiraboschi [5]), Mehus [6]), und Bandini auf das Jahr 1224.

167 Wer aber eine von diesen blofs auf Vermuthungen begründeten Angaben annehmen wollte, müfste das Zeugnifs eines gleichzeitigen Historikers, *Roger Bacon's*, verwerfen, welcher ausdrücklich berichtet: dafs die, anfänglich vernachlässigte Aristotelische Philosophie im Jahre 1230, als Michael Scotus mit seinen Uebersetzungen erschien, einen glänzenden Aufschwung nahm. Hätte Friedrich vorher schon sich um die Verbreitung dieser Philosophie bestrebt, gewifs würde der gelehrte Engländer sich über Michael Scotus nicht so ausgedrückt haben. Ebendieser Brief Friedrich's II. ist auch von D. Martene [1]) herausgegeben; dort lautet die Aufschrift: *Sedentibus in quadrigis physicae disciplinae Parisiensis studii doctoribus universalibus*, und der Brief selbst beginnt mit den Worten: *Manfredus, Dei gratia etc.* Bis auf einige unerhebliche Varianten ist es ganz derselbe, welcher

---

1) In allen *gedruckten* Ausgaben.

2) Apud *Freherum*, T. I.

3) Histor. Univ. Paris.

4) De scriptorib. eccles. T. III, p. 64.

5) Storia della letterat. ital. T. IV, p. 129.

6) Vita Ambros. Camald.

1) *Edmund. Martene* Veter. scriptor. et monument. ampl. collectio, T. II, col. 1220, [Paris. 1724, Fol.].

sich in der Briefsammlung des Petrus de Vineis befindet [2]). Ueberdiefs ist es eine Art von Rundschreiben, welches an alle lehrenden Corporationen ohne Ausnahme gerichtet sein konnte. Es bleibt indefs auszumitteln, ob Friedrich, oder sein Sohn Manfred der Verfasser sei? Die Zeugnisse der Geschichtschreiber vermehren nur noch das Dunkel dieser Untersuchung. Collenuccio, ein Schriftsteller des XVten Jahrhunderts, der doch hätte besser unterrichtet sein müssen, drückt sich über die, 168
vorgeblich auf Friedrich's Befehl unternommenen Arbeiten über Aristoteles folgendermafsen aus: „Er liefs aus der griechischen und arabischen „Sprache von ebendiesen Werken des Aristote„les, und von der Medicin (*e di Medicina*) das„jenige übersetzen, was bis auf diese unsere Zeiten „auf den Universitäten gelesen worden ist und „gelesen wird, und liefs sie der Universität Bo„logna überweisen, wie man aus seinen Werken „sieht (come per le sue opere appare)." Mittelst eines, zu seiner Zeit sehr gewöhnlichen, Irrthums verwechselt Collenuccio die durch St.-Thomas veranlafsten Uebersetzungen mit den früher bekannten. Dem Manfred ertheilt er folgenden Lobspruch: „Manfred war ein Mann von sehr schöner Körpergestalt, in den Wissenschaften und der Philosophie wohl bewandert, und ein ausgezeichneter Aristoteliker." Nach diesen beiden Stellen, deren erstere, wie ich weiter unten zeigen werde, nothwendig ungenau ist, könnte man, wie

---

2) Lib. III. Epist. 67 . . p. 488. ed. 1609. [Amberg.]

es mir scheint, den Brief ebensowohl dem Sohne als dem Vater beilegen. Doch wir wollen versuchen, diese Dunkelheit aufzuhellen, und daher zuerst den Text dieses berühmten Schreibens mit Bemerkungen über das verschiedene Verständniß desselben mittheilen, und endlich wo möglich die Abfassungszeit und den Verfasser dieses litterarischen Denkmales zu bestimmen versuchen.

Text des Briefes.

169 *In extollendis regiae praefecturae fastigiis, quibus congruenter officia, leges et arma communicant, necessaria fore credimus scientiae condimenta: ne per hujus mundi suaves et mulieres semitas nube, nube ignorantiae commiscente, vires ultra licitos terminos effrenate lasciviant, et justitia circa debiti regulas diminuta languescat. Hinc nos profecto, qui divina largitione populis praesidemus, generali qua* omnes homines naturaliter scire desiderant [1]) *et speciali qua gaudent aliqui utilitate* [2]) *proficere, ante suscepta nostri regiminis onera, semper a juventute nostra quaesivimus*, formam ejus indesinenter amavimus, et in odore unguentorum suorum semper aspiravimus indefesse.

Post regni vero nostri curas assumptas, quamquam operosa frequenter negotiorum turba nos distrahat, et civilis sibi ratio vindicat solli-

1) Diese Worte sind aus dem 1. Buch der *Metaphysik* des Aristot. [cp. 1. Πάντες ἄνθρωποι τοῦ εἰδέναι ὀρέγονται φύσει.]

2) In *Manfred's* Briefe steht *voluntate*, was vorzuziehen ist.

citudinis nostrae partes, quidquid tamen temporis de rerum familiarium occupatione decerpimus, transire non patemur otiosum, sed totum in lectionis exercitatione gratuite libenter expendimus, ut animae clarius vigeat instrumentum in acquisitione scientiae, sine qua mortalium vita non regitur 170
liberaliter. Dum librorum ergo volumina, quorum multifarie, multisque modis distincta chirographa †) nostrarum armaria divitiarum locupletant, sedula meditatione revolvimus, et accurata contemplatione pensamus, compilationes variae, quae ab Aristotele aliisque philosophis, sub graecis arabicisque vocabulis antiquitus editae, in sermonialibus ††) et mathematicis disciplinis nostris aliquando sensibus occurrerunt, quas adhuc originalium dictionum ordinatione consertas et vetustarum vestium, quas iis aetas prima concesserat, operimento contextas, vel hominis defectus aut operis ad latinae linguae notitiam non perduxit.

Volentes igitur, ut veneranda tantorum operum simul auctoritas apud nos non absque multorum commodis communibus vocis organo traductione innotescat [1]); ea per viros lectos, et in utriusque linguae prolatione peritos, instantes jussimus, verborum fideliter servata virginitate

†) Diese Stelle ist die einzige in dem ganzen Briefe, welche einige Schwierigkeit darbietet. Die Auslegung derselben hängt von der Bedeutung ab, welche man mit d. W. *chirographa* verbindet.

††) Unter *sermoniales libri* sind nothwendig die logischen Schriften zu verstehen, denn in der That ist es die Logik, welche die Kunst zu beweisen und zu reden lehrt.

1) Al. *juvenescat.*

transferri. Quia vero scientiarum generosa possessio in plures dispersa non deperit, et distributa per partes minorationis detrimenta non sentit, sed eo diuturnius perpetuata senescit, quo publicata
171 *fecundius se diffundit: hujusmodi celare labores emolumenta nolumus, nec aestimavimus, nos eadem retinere jucundum, nisi tanti boni nobiscum alios participes faceremus.*

Considerantes verumtamen, *quorum conspectibus, quorumque judiciis operis coepti primitiae possent detentius* [1]) *depurari* [2])*: ecce, vobis potissime, velut philosophiae praeclaris alumnis, de quorum pectoribus promptuaria plena fluunt, libros aliquos, quos curiosum studium translatoris et lingua* non [3]) *potuit fidelis instruere, consilio providimus* praesentandos vel *destinandos. Vos igitur, viri docti, que* [leg. qui] *de cisternis uberibus aquas novas prudenter educitis, qui fluenta multiflua sitientibus labiis propinatis, libros ipsos tamquam praemium amici Caesaris* [4]) *gratulanter accipite, et ipsos antiquis philosophorum operibus, qui vocis vestrae ministeriis reviviscunt, quorumque nutritis famam,* dum dogmata sternitis sapienter [5]) *ut expedit, aggregantes eos in auditorio vestro, in quo gratia virtutum fructificat, erroris rubigo consumitur, et latentis scripturae*

---

1) Leg. necessario: *decentius*, ut habet Cl. Mehus. Vit. Ambros. p. 155.

2) Al. *deputari*, sicque bene.

3) Statt *non* steht das richtige *jam* in dem Briefe Manfred's.

4) Statt *Caesaris* steht in dem Briefe Manfred's: *regis*.

5) Diesevier Worte: *dum — sapienter*, fehlen in dem Briefe Manfred's und scheinen in der That überflüssig zu sein.

varietas operitur: tum principis favore commoniti, tum clari transmissi operis meritis persuasi, ad communem utilitatem studentium, et evidentiae famae nostrae praeconium publicetis *).

Ich habe oben gesagt, dafs man diesen Brief 175
auf verschiedene Weise gedeutet habe. Aventinus drückt sich darüber so aus: „*Fredericus libros Aristotelis omnes, pleraque alia in sacris et profanis litteris, universam supellectilem philosophiae, ex graeco atque arabico sermone per interpretes doctissimos vertendam curavit, Athenis legendam exhibuit*“ [2]). *Tribbechovius*, welcher eben diese Stelle anführt, macht bemerklich, 176
dafs Aventinus, indem er sich der Worte „*ex graeco*“ bediene, sich von der allgemein geltenden Meinung entferne [1]). *Fabricius* unterscheidet zwei Ausgaben der Uebersetzungen des Aristoteles, die eine, theils nach arabischen, theils nach griechischen Texten verfafst, ist auf Friedrich II., die andere auf St.-Thomas zurückzuführen [2]). *Brucker* leitete die Uebersetzungen Friedrich's II. von arabischen Texten ab. „*Hae vero versiones*“, sagt er, „*viris quidem haud indoctis, sed arabicae linguae non satis gnaris, et a philosophiae praesidiis vacuis, cum transferendae in latinum sermonem commendatae essent, dici non potest, quam*

*) Die im Orig. folgende Uebersetzung dieses Briefes habe ich, als unnütz, weggelassen. *d. U.*

2) Annal. Bojorum, lib. VII, p. 670, ed. Ingolst.

1) De doctorib. schol. p. 127, ed. *hunn.* [Heumanni 1719.?]

2) Bibl. gr. l. III, cp. 6. [Cf. cp. 5, p. 305, ed. Harl.]

misero habitu Aristoteles latinus comparuerit, . . et ex Graeco quidem nonnullas confici se curasse, ipse imperator fatetur. . . Verum hoc ad Aristotelem pertinuisse, probari non potest, cujus graecum textum ante captam Constantinopolim lectum haud fuisse, satis certo constat " [3]). Heeren meint, dafs unter den „*libri sermoniales et mathematici*" rhetorische und physische Schriften zu verstehen seien. Aber was berechtigt uns zu dieser Annahme, dafs zu einer Zeit, wo man so wenige Schriften über die Eintheilung der Wissenschaften besafs, ein so gebildeter Fürst so verschiedenartige
177 Gegenstände in so auffallender Weise habe verwechseln können?

Halten wir uns allein an den blofsen Text des Briefes, so erfahren wir aus demselben: dafs Friedrich Proben von Uebersetzungen logischer und mathematischer Schriften verfassen liefs; und dafs er diese Proben den berühmtesten Universitäten seiner Zeit zuschickte. Ein Autor dieser Schriften ist durchaus nicht namentlich bezeichnet, und somit könnte man das Gesagte auf jeden andern Philosophen als Aristoteles anwenden. Wir wissen, dafs die lateinische Uebersetzung der Probleme des Aristoteles für Friedrich verfafst worden ist; die Uebersetzungen der Schriften *De lineis indivis.* und *De coloribus* scheinen auf ähnliche Weise entstanden zu sein; endlich kann man die Uebersetzung der Optik des Ptolemäus sehr wohl diesem Fürsten

3) Hist. crit. phil. T. III. p. 700.

zuschreiben, da das Zeitalter des Uebersetzers dieses Werks unbekannt ist.

Man kann nicht behaupten, dafs Friedrich eine vollständige Uebersetzung des Aristoteles veranstaltet habe. Der Metaphysik z. B. wird in dem Briefe als einer schon bekannten Sache gedacht. Die Bücher *De coelo et mundo* hatte Mich. Scotus, die BB. der Meteore Gerard von Cremona, die Ethik Robert von Lincoln übersetzt. Mehrere andere Schriften wurden ohne Vermittelung Friedrich's, oder *nach* 1250, d. h. nach dem Tode dieses Fürsten, übersetzt. Die neue Uebersetzung der Werke des Aristoteles, welche man dem Eifer des St.-Thomas verdankte, erschien ohngefähr zwischen 1260 bis 1270.

Das Datum unseres Briefes scheint sich 178
gleichfalls aus der Zusammenstellung einiger historischen Zeugnisse zu ergeben. Die Uebersetzungen logischer Schriften, welche dem K. Friedrich gewidmet sind, führen das Datum 1232 [1]). Aus Roger Bacon wissen wir, dafs durch die Uebersetzungen des Mich. Scotus, im Jahre 1232, die Verbreitung der Aristotelischen Philosophie bedeutend gefördert wurde. Zu dieser Zeit war dieser Uebersetzer aus Spanien zurückgekehrt, und hatte sich am Hofe des sicilischen Monarchen niedergelassen, der ihn mit Wohlthaten überhäufte, und ihn ohne Zweifel dazu gebrauchte, verschiedene philosophische Werke aus dem

1) *Wolf* Bibl. hebr. T. IV, p. 751. — *D. Rossi* Dizion. degli aut. hebr.

Arabischen oder Hebräischen ins Lateinische zu übersetzen. Berechtigt dies nicht zu der wahrscheinlichen Vermuthung, dafs das Datum unseres Briefes wenig später als das Jahr 1232, und dafs derselbe auf Friedrich zurückzuführen sei? Sein Sohn Manfred mag vielleicht neue Abschriften davon an die zu der Zeit berühmten Universitäten geschickt haben.

Ich stelle sonach summarisch folgende Sätze auf: Der dem K. Friedrich II. beigelegte Brief ist wirklich von ihm. Es gedenkt derselbe keiner vollständigen, nicht einmal einer theilweisen, Uebersetzung der Werke des Aristoteles. Er spricht nur von Uebersetzungen logischer und mathematischer Werke, und seine Abfassung fällt in die Zeit nach dem Jahre 1232.

Vier-

Viertes Kapitel.

Musterung der alten lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles, welche sich in der Königl. Bibliothek vorfinden.

§. I.

Logische Schriften.

Obschon es im XIIIten Jahrhunderte mehr als 179
eine griechisch-lateinische Uebersetzung Aristotelischer Schriften gab, so habe ich in der Königl. Bibliothek doch nur die von Boëthius verfafsten vorgefunden. Sie sind mehrmals bekannt gemacht, daher kann ich sie übergehen. Gleichsam entschädigt wurde ich aber durch die Entdeckung einiger, bis jetzt unbekannter, Uebertragungen. Diese sind: 1) Die Uebersetzung von *Simplicius* Commentar zu den Prädicamenten, und von *Ammonius* Commentar zu den zwei Büchern *De interpretatione* [1]). 2) Eine Uebersetzung der *Analyt. poster.* [2]), sowie des dazu gehörigen Commentars des *Themistius* [3]). Die beiden ersteren sind nach griechischen, die 180
beiden letzteren nach arabischen Texten verfafst. Bei der Uebersetzung des *Themistius* springt dies sogleich in die Augen. Gleich zu Anfange steht

1) MS. lat. Sorb. No. 1775.
2) MS. lat. St.-Victor No. 32.
3) MS. lat. Sorb. No. 954.

Kidis statt *Phidias*, und das arabische Wort *alkil* ist gebraucht, um das Wort *intellectus* auszudrücken. Proben von diesen Uebersetzungen findet man unter *Specim.* No. I., II., III., IV. im Anhange.

§. II.

Libri physici.

Ich habe von diesen Büchern drei Uebersetzungen in einer sehr alten Handschrift vorgefunden. Zwei davon sind nach arabischen, die dritte nach einem griechischen Texte verfaßt. Die erste findet sich in mehreren Handschriften, die zweite in der eben genannten. Sie ist zuerst verfaßt, weil sie die Benennung *Translatio secunda* führt. Der Ursprung der dritten ergiebt sich hinlänglich durch Vergleichung des Periodenbaues mit dem griechischen Originale, und durch die häufig reich eingeschalteten griechischen Wörter [1]).

§. III.

Libri De coelo et mundo.

Die Königliche Bibliothek besitzt drei alte Uebersetzungen dieser Bücher, zwei nach *arabischen*, 181 die dritte nach einem *griechischen* Texte. In der Analyse der Werke des *Albertus* und *St.-Thomas* sind einige Kennzeichen derselben angegeben [1]). Es existirt auch ein gedruckter Commentar des *Simplicius* zu diesen Büchern [2]). Die dabei befind-

1) Man sehe die *Specim.* unter No. V. VI., VII.

1) *Specim.* No. VIII., IX., X.

2) *Specim.* No. XI.

liche Uebersetzung des Buchs *De coelo* ist die in den *Specim.* unter No. XI. angegebene.

§. IV.

Libri De generatione et corruptione.

Von diesen giebt es zwei Uebersetzungen, eine griechisch-lateinische und eine arabisch-lateinische. Die letztere mufs sehr selten sein, denn sie ist noch von Niemanden angegeben, und findet sich auch nur in einer Handschrift [1]).

§. V.

Libri Metheorum.

Ich finde gleichfalls zwei Arten von Uebersetzungen dieses Werks, eine griechisch-lateinische und eine arabisch-lateinische. Die erstere bietet eine auffallende Besonderheit dar. Die drei ersten Bücher sind aus dem Arabischen übersetzt; das bezeugt die häufige Anwendung arabischer 182
Wörter, die Entstellung der Eigennamen, die Verstümmelungen, sowie die Anordnung des Stoffes. Das IVte Buch beginnt mit der Mitte des letzten Kapitels des IIIten Buchs der Ausgabe von Duval. Es ist augenscheinlich aus dem Griechischen übersetzt [2]), und endet mit drei Kapiteln, welche im Griechischen Texte fehlen, und, aus dem Arabischen abgeleitet, ein Bruchstück des Buchs *von den Mineralien* zu sein scheinen [3]).

[1]) *Specim.* No. XII. und XIII.

[2]) S. oben S. 40.

[3]) Diese drei Kapitel sind wirklich zu Bologna im Jahre 1501 unter dem Titel: *Liber De mineralibus*, gedruckt.

Ich sagte, Anordnung und Eintheilung des Stoffes seien in dieser Uebersetzung geändert. So endet das erste Buch mit Lib. I, cp. 9, ed. Duval. Das Kapitel von den Kometen steht vor dem Kapitel von der Milchstrafse, und ist augenscheinlich abgekürzt. Das zweite Buch handelt von den Dünsten und ihrer Veränderung in der mittleren Region der Luft, vom Thau, Nebel, Reif, Schnee, vom Regen und Hagel; vom Ursprunge der Flüsse, von dem Meerwasser, von der Ebbe und Fluth. Das
133 dritte Buch handelt demnächst von den Winden, von den Erdbeben, vom Blitz und Donner, vom *halo*, vom Regenbogen, und von den Nebensonnen. Der Inhalt des vierten ist bekannt.

Von den Entstellungen der Eigennamen nur zwei Beispiele. Statt *Pontus* [1]) lies't man *Corinth.* Aus *Hippocrates* und *Aeschylos* haben die Uebersetzer *Nichius* und *Paulus* gemacht. — Die griechische Uebersetzung ist leicht kenntlich durch Ausdrucksweise und griechische Wörter. Man findet sie gedruckt in der Ausgabe von 1483. In dieser Ausgabe, in welcher der Herausgeber die beiden Uebersetzungen des Aristoteles, die griechisch - lateinische wie die arabisch - lateinische, vereint geben wollte, findet man für die Schrift *De meteor.* nur das vierte Buch der letzteren. Auch mufs ich bemerken, dafs das IVte, aus dem Griechischen übersetzte, Buch, welches auf die arabisch-lateinische Uebersetzung folgt, sich in der griechisch - lateinischen Uebersetzung von Neuem übersetzt findet. Endlich besitzt die Königl. Bibliothek

1) Arist. Met. II, cp. 10, ed. Duval. [S. oben S. 40.]

noch eine griechisch-lateinische Uebersetzung von dem Commentar des *Alexander Aphrodis.* über die 184 *Meteora* [1]). Proben von den in diesem Paragraphen besprochenen Uebersetzungen findet man in den *Specim.* unter No. XIV., XV., XVI., und XVII.

§. VI.

Libri De anima.

Hiervon giebt es zwei Uebersetzungen, eine nach einem griechischen, die andere nach einem arabischen Texte. S. unter *Specim.* No. XVIII. und XIX.

§. VII.

Libri De sensu et sensato, De memoria et reminiscentia, De somno et vigilia, De longitud. et brevit. vitae, De juventute et senectute, De vita et morte, De respiratione.

Von diesen kleinen Schriftchen finde ich nur eine, und zwar eine *griechisch-lateinische* Uebersetzung. Indefs befindet sich die Uebersetzung der Schrift *De sensu et sensato* in einigen anderen Handschriften [2]), mit wenigen unerheblichen Varianten. Die Anordnung und Eintheilung der kleinen Schriften *De juvent. et senectute*, *De respiratione*, *De morte et vita* sind nicht in allen Handschriften gleich. In der lateinischen Handschrift No. 6296. bilden sie nur *zwei* Abhandlungen: *De juventute*

1) Eben diese Uebersetzung giebt Bandini an. Catal. Bibl. Laurent. T. III. p. 250.

2) MS. lat. Sorb. No. 923. Königl. Bibl. No. 6323.

185 *et senectute*; *De vita et morte*. Die letztere beginnt mit cp. V. *De respiratione* ed. Duval. Die Schrift *De longitud. et brevit. vitae* findet sich auch sonst noch in Handschriften mit einigen Abweichungen, die jedoch keine Verschiedenheit von der zuerst angegebenen Uebersetzung begründen [1]).

§. VIII.

Libri De historiis animalium, De progressu, De cursu motus. Libri IV De partibus. Libri V De generatione.

Gegen Ende des XIIIten Jahrhunderts gab es zwei Uebersetzungen der Thiergeschichte, die eine aus dem Arabischen, die andere nach einem griechischen Texte. Die erstere, welche Camus sehr genau beschrieben hat [2]), besteht aus XIX Büchern, weil die Araber mit den X Büchern der *Historia animalium* die IV Bücher *De partibus* und die V Bücher *De generatione animalium* verbinden. So citirt z. B. Abdollatif eine Stelle des XIten Buchs von Arist. Hist. animal., welche sich im ersten Buche *De partibus* findet [3]). Die zweite Uebersetzung führt den Titel: *De historiis animalium*. Die Königl. Bibliothek besitzt
186 davon zwei Exemplare: in dem einen besteht sie aus IX Büchern [4]); doch eine Randbemerkung

1) M. s. *Specim.* No. XX., XXI., XXII., XXIII., und XXIV.

2) Not. et extr. des Man. T. VI.

3) Relat. de l'Egypte, (Uebers. von *Silvestre de Sacy*) p. 191 und 260 not. 98.

4) MS. lat. St.-Victor, N. 335.

sagt, dafs sich das Xte fol. 135 finde, und hier ist es in der That von einer anderen Hand angefügt. Die zweite Handschrift giebt die X Bücher der Reihe nach [2]).

In einer und der anderen Handschrift folgen auf das letzte Buch die Abhandlungen *De progressu animalium*, *De causa motus animalium*, die IV Bücher *De partibus*, und die V Bücher *De generatione*. Die Uebersetzung der Schriftchen *De progressu* und *De causa motus animalium* ist dieselbe, welche sich auch in anderen Handschriften vereinzelt findet; sie ist unmittelbar aus dem Griechischen verfafst, so wie die der Bücher *De partibus* und *De generatione* [3]).

§. IX.

Liber De plantis et de vegetabilibus.

Der in allen Handschriften dieser Uebersetzung vorangehende Prolog sagt uns, dafs dieselbe arabischen Ursprungs sei, und dafs sich der Uebersetzer einige Zusätze zu machen erlaubt habe, (*quantita cumque* [sic] *adjectione ampliavi*). 187
Bei der Vergleichung mit dem griechischen Texte von Daval findet man eine Gleichheit der Ausdrücke und des Zuschnitts der Phrasen, welche Scaliger's Vermuthung bestätigt, der den griechischen Text für eine blofse Uebertragung nach einer arabisch-lateinischen Uebersetzung ansah.

---

2) MS. lat. Sorb. No. 931. Diese Handschrift ist aus dem J. 1350. nach einer Marginalnote.

3) M. s. *Specim.* No. XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., und XXIX.

Wir wollen diese Vermuthung durch Hinzufügung einiger Einzelheiten zu einer Thatsache erheben.

Der griechische Text ist eine treue Uebertragung der arabisch-lateinischen Uebersetzung überall, wo diese keine Schwierigkeit darbietet. Aber der Uebersetzer hat alle Wörter, welche ihn aufhielten, oder die er ihres barbarischen Gewandes durch Uebertragung ins Griechische nicht hätte entkleiden können, ausgelassen. In der arabischen Uebersetzung sagt Aristoteles z. B., um das Schwimmen gewisser Steine auf der Oberfläche des Wassers zu erklären: *Materia quoque lapidis, quae est ex genere terrae, mergitur in aquam; naturaque aeris inclusi in lapide ascendit super aquam. Quodlibet ergo suum attrahit simile et e contra naturae ejus, cum quo jungitur; si ergo fuerit* mutakefia, *mergitur* medietas *lapidum in aqua;* medietasque *super eminebit: quod si major sit aer, natabit lapis super aquam.* Der griechische Uebersetzer hat diese Stelle verkürzt, und das Wort *mutakefia* ausgelassen [1]), weil er die
188 Bedeutung dieses arabischen Wortes, (welches unter anderm soviel ist als *concordans, conveniens, congruens,*) nicht verstand. Ein noch gewisseres Zeichen des Ursprungs unseres griechischen Textes ist das Wort *belinum* [2]) [l. beleninum]. Die Erklärer der letzten Jahrhunderte haben sich über das dadurch bezeichnete Gewächs nicht einigen können. Nun heifst es in der arab.-latein. Uebersetzung: *Belinum in Perside pernitiosissimum, sed transplan-*

1) Lib. I, cp. 2, p. 1020, Duval. [Lies: Lib. II, cp. 2. T. IV, p. 508, A, Duval. ed. Ilda.]
2) Lib. II, cp. 7. [l. Lib. I, cp. 7. T. IV, p. 503, C. Duv.]

tatum Jerusalem et Aegyptum fit comestibile. Diese von dem griechischen Uebersetzer treu kopirte Stelle war dem Roger Bacon bekannt, der in *Belinum* den gemeinen Namen von *jusquiamus* [2]) sah. Lies't man nun den Text der, von Abdollatif [3]) angeführten, arabischen Uebersetzung des Buchs *De plantis* nach, so sieht man, dafs unter jener Benennung der *lebakh* gemeint ist; obwohl die Art und Weise, wie die Corruptel entstanden, mir ganz unerklärlich ist.

Der im griechischen Texte Empedokles genannte Philosoph heifst in der arabisch-lateinischen Uebersetzung *Brutalus*. Statt des *Lachinius* in der ersteren hat die zweite *Lachineo*; vielleicht sind diss Corruptelen aus *Proclus* und *Leucippus* [4]).

§. X.

Liber Physiognomiae.

Es findet sich die Uebersetzung von 2 Schrif- 189
ten des Aristoteles über diesen Gegenstand. Die eine ist aus dem Griechischen abgeleitet, und repräsentirt das Buch, welches wir unter demselben Titel besitzen; die andere ist offenbar arabischen Ursprungs, und das durch sie erhaltene Werk kann kein Aristotelisches sein. Ich gebe nur von der ersteren eine Probe. (*Specim.* No. XXXI.)

---

2) Opus maj. p. 35, ed. in 4to. [S. Abth. II, Not. 1.]

3) Rélat. de l'Egypte, p. 77.

4) Man s. *Specim.* N. XXX.

§. XI.

Liber Problematum. De coloribus. De lineis.

Von allen dreien existirt nur eine, und zwar eine aus dem Griechischen abgeleitete Uebersetzung. Man s. *Specim.* No. XXXI b., XXXII. und XXXIII.

§. XII.

Libri Metaphysicorum.

Hiervon giebt es 2 Arten von Uebersetzungen, die eine offenbar aus dem Griechischen abgeleitet. Als Beweis dafür dienen: der (*Specim.* No. XXXIV. mitgetheilte) Anfang: Omnes homines scire desiderant; der genau sich dem Grundtexte anschliefsende Ausdruck; und drittens endlich die zahlreich eingeschalteten griechischen Wörter [1]). Diese Uebersetzung existirt in mehreren Handschriften der Königl. Bibliothek, bald in XII, bald in XIV Büchern, mithin in gleicher Vollständigkeit als das Werk, welches wir besitzen. Zu Ende einiger Handschriften steht die Note: *Explicit duodecimus liber metaphysicae Aristotelis secundum novam translationem.* Gedruckt ist diese Uebersetzung in der Ausgabe von 1483. Eine Probe findet man *Specim.* No. 34.

---

1) Z. B. Lib. I. *Anthomata*; *Diathigi*; *Ethimogio*; (text. 7.) *Omogereum* (t. 26.). Lib. II. *Nocticorax* (t. 1.). *Hyatmis* et *Olympia* (t. 7.). *Micrologia* (t. 15.). Lib. III. *Anthoagelon* (t. 3.). *Tetragonizare* (t. 11.). *Athanasium*. Lib. IV. *Egloga* (t. 4.). *Sophia* (t. 5.). *Ebristers* (t. 9.). Lib. V. *Phiale* (t. 2.). *Antopalon* (t. 17.). *Agonun* et *Proheresim* (t. 19.). *Colobon* (t. 32.). Lib. VI. *Prohaeresis* (t. 1.). etc.

Die arabische Uebersetzung ist auf den ersten Anblick kenntlich; das IIte Buch ist hier das Ista. Der Unterschied derselben von der griechisch-lateinischen Uebersetzung ergiebt sich aus der Vergleichung des ersten Paragraphen in beiden. Die Araber glaubten, dafs der erste Theil des Isten Buchs der Metaphysik von Theophrast 191
herrühre, und liefsen ihn deshalb unübersetzt [1]). Auch giebt ihre Uebersetzung eine andere Eintheilung. Bei ihnen enthält das Iste Buch, aufser dem IIten in unseren Ausgaben, noch den letzten Theil des Isten Buchs. Die Besorger der Ausgabe von 1483 haben aber diesem (IIten) Buche die Ausdehnung, welche es im griechischen Texte hat, wiedergegeben, und haben den Rest in das Iste Buch zurückgesetzt.

Das XIte Buch der griechisch-lateinischen Uebersetzung (Lib. XIII. ed. *Duval*) fehlt in dem arabisch-lateinischen Texte ganz; das XIIte (Lib. XIV. ed. *Duval*) folgt unmittelbar auf das Xte, und schliefst mit folgender Phrase des letzten Kapitels: *Anaxagoras autem bonum ponit principium ut movens* [2]). Eine Probe dieser Uebersetzung, welche sich, unter anderen, in den Handschriften No. 6500. und No. 6504. findet, ist *Specim.* No. 35. gegeben.

Schliefslich bemerke ich noch, dafs in einer Handschrift der Laurentin. Bibliothek die arabisch-

1) Dieser Theil geht von Lib. I. cp. 1. bis cp. 5. ed. *Duval*. Die arabisch-lateinische Uebersetzung beginnt mit den Worten: Ex dictis itaque et abillis, qui ratione incubuerunt sapientibus, ista accepimus. (p. 847. B.)

2) T. I. p. 1005. D. ed. *Duval*. [T. IV. p. 485. D. ed. Bdz.]

192 lateinische Uebersetzung den Titel *Translatio nova* führt [1]), welcher auch in einer Handschrift der Königl. Bibliothek (MS. lat. St.-Victor No. 171.) noch sichtbar ist.

§. XIII.

Ethicorum Libri VIII.

Von diesem Werke kann ich mehrere Uebersetzungen aufführen. So soll die lateinische Handschrift der Königl. Bibliothek No. 6569. nach dem gedruckten Kataloge die *Ethica* des Aristoteles enthalten; und sie enthält sie wirklich, aber es ist dabei ein besonderer Umstand merkenswerth; das Werk ist nämlich in 2 Theile, betitelt: *Ethica vetus*, und: *Ethica nova*, getheilt [2]). Die *Ethica nova* beginnt mit dem Anfange des gleichnamigen Aristotelischen Werks, und endet mit dem Isten Buche. Sie ist unmittelbar aus dem Griechischen abgeleitet, wie schon allein das Wort *proheresis* anzeigt. Sie gehört ebendeshalb in die Zeit der Scholastik. Die
193 *Ethica vetus* besteht aus dem IIten, IIIten, u. IVten Buche der Ethik, und schliefst mit den Worten des letzten Kapitels: *nomen autem intemperantiae etiam ad errata puerilia transferimus* [*]). Ich halte diese Uebersetzung zwar nicht für sehr alt, doch ist der Stil derselben viel reiner als der in der vorigen. Proben von beiden findet man im Anhange, unter *Specim.* No. 36. und 37.

---

1) *Bandini* Catal. Bibl. Laur. Med. T. III.

2) Mehr davon unten bei der Analyse von Vincent's von Beauvais *Specul. majus.*

*) Ethic. Nicomach. III. cp. XII. §. 5. ed. Zell: Τὸ δ' ὄνομα τῆς ἀκολασίας καὶ ἐπὶ τὰς παιδικὰς ἁμαρτίας φέρομεν.

Aufserdem besitzt die Königl. Bibliothek eine vollständige, gleichfalls aus dem Griechischen abgeleitete Uebersetzung desselben Werks, welche sich in den Werken des St.-Thomas unter dem Titel: *Translatio vetus*, gedruckt findet. Von einer arabisch-lateinischen Uebersetzung der Ethik finde ich in der Königl. Bibliothek nur eine Handschrift, ohne Commentar, welche zu Toledo im Jahre 1240 verfafst ist. Harles [1]) nennt jedoch noch eine andere aus dem Jahre 1194. Bandini führt gleichfalls eine solche an, von welcher jedoch die Laurentin. Bibliothek nur das erste Buch besitzt, dessen Anfang ist: *Omnis ars et omnis incessus, et omnis sollicitudo* [2]).

Endlich mufs ich hier noch eines sehr aus- 194
führlichen, von Albertus und St.-Thomas sehr häufig benutzten, griechischen Commentars gedenken. Der Katalog der Handschriften der Königl. Bibliothek [3]) nennt als Verfasser den *Eustachius*; es ist aber vielmehr *Eustrathius*, denn die Worte der Handschrift: *Eustachii, metropolitani Nicheae, enarratio in primum Aristotelis Moralium ad Nichomachum*, enthalten eine Corruptel, weil das, für er oder *ra* gesetzte, Zeichen ausgefallen ist. Auch kennt man keinen Commentator *Eustachius*, während *Eustrathius* genugsam bekannt ist. Dieser Commentar erstreckt sich auf die X. Bücher der *Ethica*; der zu den acht ersten ist von Aspasius;

1) *Harles* Introd. in hist. ling. graec. T. I. p. 455. *Panzer* Annal. typ. III. p. 191.
2) Catal. Bibl. Laurent. T. III. p. 407.
3) Catal. MSS. Bibl. Reg. T. IV. No. 6458.

der zum IXten und Xten von *Michael* Ephesius. Man s. die *Specimina* No. 38., 39., und 40.

§. XIV.

Magna Moralia.

Die einzige von mir aufgefundene Uebersetzung dieses Werks ist eine griechisch-lateinische. Man. s. das *Specimen* No. 41.

§. XV.

Libri VIII Politicorum et II Yconomicorum.

195 Die im XIIIten Jahrhunderte existirenden Uebersetzungen beider Schriften stammten aus griechischen Grundtexten. In den meisten Handschriften der Bücher der Politik steht folgende Schlufsbemerkung: *Reliqua hujus operis in Graecis nondum inveni* [1]). Einige Handschriften geben nur VII Bücher [2]), deren letztes jedoch mit den Worten [des letzten Kapitels des VIIIten Buches] schliefst: Palam quia tres hos faciendum ad disciplinam: quod medium, quod possibile, quod decens. Mithin ist blofs die Abtheilung in den Handschriften verschieden, ohne dafs deshalb das Werk weniger vollständig wäre. Auch wird man weiter unten bald sehen, dafs es im XIIIten Jahrhunderte mehrere Uebersetzungen der Politik des Aristoteles gab [3]).

---

1) MS. lat. Bibl. Reg. N. 6307. Sorb. No. 928. und 1773.

2) MS. lat. Sorb. No. 928. St.-Victor. 336.

3) S. S. (251. 252.) und *Specim.* No. 42. u. 42. bis.

§. XVI.

Die Rhetorik und Poëtik.

Ich habe von der Rhetorik zwei griechisch-lateinische Uebersetzungen [4]) und einen arabisch-lateinischen Auszug vor Augen; von der Poëtik aber nur eine sehr unvollständige arabisch-lateinische.

§. XVII.

Liber De proprietatibus elementorum.

Meine Aufgabe erstreckt sich weniger auf die 196
Feststellung der Aechtheit der Werke, als auf die Bestimmung des Ursprungs der lateinischen Uebersetzungen. Sonach werde ich hier nur den Weg angeben, auf welchem uns diese, im XIIIten Jahrhunderte für Aristotelisch gehaltene und der Ehre eines Commentars gewürdigte, Schrift zugekommen ist. Der Ursprung des Buchs *De proprietatibus elementorum* kann nicht zweifelhaft sein. Der Uebersetzer nennt den Aequator *ligna* [sic] *aequalitatis*, und die Planeten *stellae errantes*, *et stellae vagae*, Benennungen, deren arabische Herleitung einleuchtet. Weiterhin heifst es: *Et ventus, qui interficit Gentes in Hadramoth, fuit propter conjunctionem, quae fecit in Genios, et pestilentia, quae fecit in terra Yamen, non fuit nisi conjunctio, quae fecit in signo Virginis. — Aegyptus et civitas Alexandriae, quae sunt inter mare Rubrum et inter mare Assem.* Beide Ausdrücke sind arabisch. Diese beiden triftigen Beweise mögen genügen.

---

4) S. *Specim.* N. 43. und 44.

§. XVIII.

Liber De causis.

197 Ich stelle dies Buch unter die Aristotelischen, weil es lange als ein solches gegolten hat, und von den Commentatoren des Aristoteles, z. B. von *Albertus* und St.-*Thomas*, commentirt worden ist. Den wahren Verfasser scheint man nicht gekannt zu haben; in den Handschriften wechselt selbst der Titel häufig. Zu Ende der Handschrift No. 6318. findet sich folgende Note von späterer Hand: *Expliciunt canones Aristotelis de puro bono terno, sive de intelligentia, sive de esse; sive de essentia purae bonitatis, sive de causis; expositi ab Alfarabio.* In der sehr alten Handschrift No. 8802. ist es betitelt: Canones *Aristotelis de essentia purae bonitatis; expositae ab Alfarabio.* In der Handschrift No. 6296. heifst es: *Completus est sermo de pura bonitate.* Ich halte dafür, dafs der ursprüngliche Titel lautete: *Liber de essentia purae bonitatis*, wie das Buch von Alanus von Ryssel citirt wird.

Was den Verfasser betrifft, so giebt meines
198 Wissens der einzige Albertus hierüber zu Anfange seines Buchs *De causis et processu universitatis* einigen Aufschlufs. „David der Jude", heifst es dort, „hat vor uns nach Aristoteles, Avicenna's, Algazel's, und Alfarabius Vorgange eine Schrift über die ersten Ursachen verfafst, und sie mit einem Commentar in der Weise Euklid's bekleidet, der die aufgestellten Lehrsätze in seinen Commentaren beweiset. Von ebendemselben Verfasser haben wir auch eine weitere Ausführung der *Physik*, welches Buch er jedoch *Metaphysik* betitelt hat, wo-

wenn ihn vier Gründe bewogen " [1]). Nach Darlegung derselben sagt Albertus, dafs dies Buch mit der Metaphysik zu verbinden sei, deren Vervollständigung es enthalte.

Alfarabius hat ein ähnliches Buch unter dem Titel: *Liber de bonitate pura*, verfafst, so wie *Algazel* unter dem Titel: *Flos divinorum*. Die Anhänger des Avicenna nennen es: *Liber de lumine luminum*; die des Aristoteles dagegen: *Liber de causis causarum*. „David, wie gesagt," fährt Albertus fort, „verfafste diese Schrift nach Aristoteles Briefe *De principio universi*, und fügte zugleich Mehreres aus Avicenna und Alfarabius hin- 199
zu."

St.-Thomas (Opp. T. V, lect. 1.) lehrt uns, dafs dies Buch aus dem Lateinischen übersetzt war, und betrachtet es als einen Auszug aus dem Buche des Proklos. Er drückt sich darüber so aus: *Invenitur igitur quaedam de primis principiis conscripta per diversas propositiones distincta, quasi per modum sigillatim considerantium aliquas veritates, et in Graeco invenitur traditus lib. Procli Platonici, continens ducentas et novem propositiones, qui intitulatur* elevatio theologica [2]): *in Arabico vero invenitur hic liber, qui apud Latinos* de cau-

[1]) Siehe z. den Anhang *Specim.* No. 46., welches den vollständigen Text dieser Stelle giebt. Merkwürdigerweise hat noch kein Bibliograph sie benutzt.

[2]) St.-Thomas bezeichnet hier die von Wilhelm von Moerbeka verfafste Uebersetzung des Proklos.

sis dicitur, quem constat de Arabico esse translatum, et in Graeco penitus non haberi. Unde videtur ab aliquo philosophorum arabum ex praedicto lib. Procli excerptus, praesertim quia omnia, quae in hoc libro continentur, multo plenius et diffusius continentur in illo. Aus dem Gesagten kann man sich leicht erklären, warum diese Schrift dem Aristoteles beigelegt, und wie die Veränderung des Titels entstanden sei. Den Prolog des Albertus habe ich im Anhange mitgetheilt, weil ich weiterhin Gelegenheit haben werde, weitläufiger darüber zu reden.

§. XIX.

Lib. Secreta Secretorum.

Diese Schrift war im XIIIten, und besonders im XIVten Jahrhunderte sehr berühmt. Sie ist in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden, und doch ist sie sowohl des Stagiriten als auch des Beifalls der Einsichtsvollen gänzlich unwürdig. Die verschiedenen Uebersetzungen stammen alle aus einem arabisch-lateinischen Original. Unter den orientalischen Handschriften der Königl. Bibliothek befinden sich zwei Exemplare dieses Werks. Aus blofser Neugierde habe ich mit diesen die lateinische Uebersetzung verglichen, aber kein erwähnenswerthes Resultat bei dieser Vergleichung gefunden.

§. XX.

Vita Aristotelis.

Diese Vita, deren Verfasser unbekannt ist, ist unmittelbar aus dem Griechischen übersetzt. Buhle

hat die unter dem Titel: *Translatio vetus*, herausgegeben *).

Die Angabe mehrerer Briefe des Aristoteles 201
an den Alexander, sowie des Letzteren an den Stagiriten, hielt ich für überflüssig; denn sie sind gröfstentheils unächt, und durchaus zu unwichtig, um irgend eine Berücksichtigung zu verdienen.

Fünftes Kapitel.

Betrachtungen über das Schicksal des Aristoteles auf der Universität zu Paris.

Die Stelle des Rigord über Aristoteles lautet fol- 202
gendermafsen: „In diebus illis (anno 1209) legebantur Parisiis libelli quidam ab Aristotele, ut dicebatur, compositi, qui docebant metaphysicam, [illegible] de novo a Constantinopoli et a Graeco in Latinum translati: qui quoniam non solum praedictae haeresi (Almarici) sententiis subtilibus occasionem praebebant, imo et aliis nondum inventis praebere poterant, jussi sunt omnes comburi, et sub poena excommunicationis cautum est in eodem concilio, ne quis eos de caetero scribere aut [illegible] legere praesumeret, vel quocunque modo habere" **). Ebendasselbe Faktum berichtet aufser Guillelmus Brito auch noch Cäsar von

*) Arist. Opp. T. I. p. 54 bis 59, ed. Bipont. Vergl. *Stahr* Aristotelia, Th. I. S. 14, 15.

**) Apud Duchesne, T. II.

Heisterbach, welcher, von Amalrich's Ketzereien redend, hinzusetzt: „Eodem tempore praeceptum est Parisiis, ne quis infra triennium legeret libros
203 naturales: libri magistri David de Dinant, et libri gallici de theologia perpetuo damnati sunt et exusti " [1]).

Hugo, Fortsetzer der Chronik Robert's von Auxerre, drückt sich fast ebenso aus: „Librorum quoque Aristotelis, qui de naturali philosophia inscripti sunt, et ante paucos annos coeperant lectitari, interdicta est lectio tribus annis, quia ex ipsis errorum semina viderentur exorta." Die Verschiedenheit des ersten Berichts von den beiden folgenden muſs Jedem auffallen. In dem einen sind es die neuerdings aus Constantinopel gebrachten und lateinisch übersetzten kleinen Schriften (libelli) der Metaphysik, deren Lesung ohne Zeitbeschränkung verboten, und sie selbst zum Feuer verdammt sind. Bei Cäsar von Heisterbach bezieht sich das Strafurtheil auf die physischen Bücher, (lib. natur.) und das Verbot, sie zu lesen, ist auf drei Jahre beschränkt. Nur des Magisters David von Dinant theologische, Französisch geschriebene Bücher sind zum Feuer verdammt. Hugo stimmt hinsichtlich des Aristoteles mit David überein. Alexander Noël glaubte, daſs das Pariser Concilium gleicherweise die physischen und metaphysischen Schriften verdammt habe [2]). Launoy ent-
204

1) Illustr. miracul. et histor. mirab. L. V, cp. 22. p. 294.

2) Hist. eccles. T. VII, cp. 3, art. 2.

scheidet sich für Rigord. Doch sind seine Gründe [2]) unzureichend; denn Cäsar und Hugo lebten ebenfalls zur Zeit jenes Vorfalls, und konnten über denselben eben so genaue Kunde als Guilielmus Brito haben, welcher doch eigentlich der Verfasser jenes Berichts ist. Heumann hat gemeint, dafs Rigord sehr leicht die Physik und die Metaphysik hat verwechseln können [3]). Indefs besitzen wir glücklicherweise ein Aktenstück, welches allen Streit beilegt, nämlich die von dem Concilium gefällte Sentenz selbst. Hier ist sie, nach Martene's Ausgabe [4]):

Decreta magistri Petri de Corbolio, Senonensis archiepiscopi Parisiensis episcopi, et aliorum episcoporum Parisiis congregatorum, super haereticis comburendis et libris non catholicis penitus destruendis.

„Corpus mag. Amaurici extrahatur a cimi-
„terio et projiciatur in terram non benedictam,
„et idem excommunicetur per omnes ecclesias to- 205
„tius provinciae. Bernardus, Guilielmus de Ar-
„ria, aurifaber, Stephanus, presbyter de Cella,
„Joannes, presbyter de Occines, mag. Willelmus
„pictaviensis, Dudo sacerdos, Dominicus de
„Triangulo, Odo et Elinaus, clerici de St.

2) De (varia) Aristot. fortuna cett. cp. I, p. 9, ed. 1662: *Rem melius noverat Rigordius, qui Sti Dionysii monachus quum esset, et regis medicus, Lutetiacque degeret, quae vidit ipse monimentis consignavit suis.*

3) Acta philos. T. I, p. 690.

4) *Martene et Durand*: Nov. Thes. T. IV. [pag. 163. *Bulaeus* H. Ac. Paris. T. III, p. 51.]

„Clodoardo; isti degradentur, penitus saeculari
„curiae relinquendi. Orricus presbyter de Lau-
„riaco et Petrus de St. Clodoardo, modo mo-
„nachus St. Dionisii, Guiarinus presbyter de
„Corbolio, Stephanus clericus, degradentur perpe-
„tuo carceri mancipandi. Quaternuli magistri Da-
„vid de Dinant, infra natale episcopo parisiens.
„afferantur et comburantur, nec libri Aristotelis
„lis de naturali philosophia, nec commenta legan-
„tur Parisiis publice vel secreto. Et hoc sub poena
„excommunicationis inhibemus. Apud quem in-
„veniuntur quaternuli magistri David, a natali Do-
„mini in antea pro haeretico habebitur. De libris
„theologicis scriptis in romano, praecipimus, quod
„episcopis diocesanis tradantur, et Credo in Deum
„et Pater noster in romano, praeter vitas sancto-
„rum. Et hoc infra Purificationem, quia apud
„quem invenientur pro haeretico habebitur."

Zweifelsohne traf dies Urtheil des Concils *die physischen Schriften* [1]). Die Dauer des Ver-
206 bots kommt hier nicht in Betracht. Doch muſs sie begränzt gewesen sein, denn *Robert v. Courçon* erneuerte das Verbot im Jahre 1215. Unter anderen der Universität zu Paris von diesem Legaten gegebenen Statuten findet sich folgende Stelle über Aristoteles: *Et quod legant libros Aristotelis de dialectica tam veteri quam de nova in scholis ordinarie et non ad cursum. Legant etiam in*

1) Auf die Stelle *Alberich's* (ex monaster. trium fontium) kann man sich nicht berufen, weil dieser den Guillelm. Brito wörtlich ausgeschrieben hat. S. *Alber. Chronicon*, p. 452.

scholis ordinarie duos Priscianos, vel alterum, ad minus non legant in festivis diebus, nisi Philosophos et Rhetoricas et quadrivalia et Barbarismum et Ethicam, si placet, et IV Topicorum. Non legantur libri Aristotelis de metaphysica et naturali philosophia, nec summa de eisdem, aut de doctrina Mag. David de Dinant, aut Almarici haeretici, aut Mauritii hispani [1]).

Wichtig für die Geschichte der Schicksale des Aristoteles auf unserer Universität ist endlich noch eine Bulle Gregor's IX., gerichtet an Lehrer und Schüler von Paris, datirt vom April 1231. Es heifst in ihr:

„Ad haec jubemus, ut magistri artium unam „lectionem de Prisciano et unam post aliam ordi„narie semper legant, et libris illis naturalibus, „qui in concilio provinciali ex certa causa prohi- 207
„biti fuere, Parisiis non utantur: quo usque ex„aminati fuerint et ab omni errorum suspicione „purgati.“ Weiterhin heifst es: „Magistri vero „et scholares theologiae, in facultate, quam pro„fitentur, se studeant laudabiliter exercere, nec „philosophos se ostendant, sed satagant fieri theo„docti: nec loquantur in lingua populi, et po„puli linguam hebraeam cum azotica confunden„tes, sed de illis tantum quaestionibus in scho„lis disputent, quae per libros theologicos et SS. „Patrum tractatus valeant terminari.“

Aber aus den eben angeführten Stellen entstehen verschiedene Fragen. Welche Werke des

1) V. Bulaeus Hist. Univ. Paris. T. III. p. 82.

Aristoteles sind unter den schwankenden Bezeichnungen: *libri de naturali philosophia*, *libelli de metaphysica*, *libri naturales*, zu verstehen? Hat man den Aristoteles für ihren Verfasser zu halten? Waren sie aus dem Griechischen oder aus dem Arabischen übersetzt? Sind die von dem Concilio zu Paris verdammten Bücher dieselben mit den in dem Befehle des Legaten und in der Bulle bezeichneten? Diese Fragen sind so eng verbunden, dafs die Lösung der einen die andern mitbetrifft. *Gretser* war der Ansicht, dafs jene Bücher nicht die heutzutage unter gleichen Titeln
208 übrigen gewesen seien [1]). *Launoy* dagegen beruft sich auf Rigord, und ihm folgen *Dupin* [2]) und *Fleuri* [3]). Diejenigen, welche das Dasein von griechisch-lateinischen Uebersetzungen im XIII. Jahrhunderte läugneten, mufsten nothwendig dem Geschichtschreiber Philipp August's widerstreiten.

Indefs scheint mir der Ursprung dieser Uebersetzungen ziemlich klar angegeben durch die Worte des Pariser Verdammungsbeschlusses: *lib. de naturali philosophia et commenta.* Sie stammten aus *arabischen* Uebersetzungen, denn diese allein

---

1) „Quales autem libri isti fuerint, aliis indagandum relin-„quo. Non enim fuisse arbitror illos, qui hodie meta-„physicorum nomine circumferuntur. Quid enim isti „ad haereses Almarici stabiliendas fuerint? Verisimile „igitur sit, falsum titulum prae se tulisse, et ex impe-„storis alicujus officina profectos fuisse.“ *Joc. Gretser de jure et more prohibendi expurgandique libros haereticos et noxios.*

2) Bibl. des auteurs ecclésiast. du XIII. siècle.

3) Hist. ecclés. T. II.

hatten Commentare neben sich. Diese Bemerkung machte schon der gelehrte *Mansi*, welcher auf den Widerstreit der Historiker hinsichtlich der Verdammung der Aristotelischen Werke aufmerksam machte. Das in dem Urtheilsspruche befindliche Wort *commenta* liefs ihn schliefsen, dafs hier an Averroes Commentare, und somit die arabisch-lateinischen Uebersetzungen zu denken sei. Dies 209
erste Datum erhält durch die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller Bestätigung. *Albertus* berichtet uns, dafs derselbe Compilator, dem wir das Buch *De causis* verdanken, auch eine Schrift *De physica perfecta* bekannt gemacht habe [1]). Aus *Roger Bacon* erfahren wir, dafs man sich zu Paris lange der von Avicenna und Averroes erläuterten Physik und Metaphysik des Aristoteles widersetzt habe; dafs die, welche sich ihrer bedienten, excommunicirt wurden. In seinem *Opus tertium* wiederholt er das Gesagte mit anderen Ausdrücken und weniger genau [2]). Diese beiden Stellen geben nicht nur Aufschlufs über unseren Gegenstand, sondern auch über die Zeit, in welcher Roger Bacon zu Paris studierte, und über die, in welcher er sein *Opus tertium* schrieb. Endlich habe ich oben [3]) zwei arabisch-lateinische Ueber-

---

1) Man s. den Anhang, No. 46. „Pervenit ad nos per eumdem modum *physica perfecta*."

2) „Theologi, Parisius et episcopus, et omnes sapientes jam „ab annis circiter quadraginta damnaverunt et excom„municaverunt *libros naturales* et *metaphysicae* Ari„stotelis, quae nunc ab omnibus recipiuntur." *Selden* de jure nat. et gent. lib. I, cp. 2. Opp. Vol. I, p. 101.

3) S. S. 180.

setzungen von Aristoteles Physik zur Kenntniß gebracht, woraus man ebenfalls ersieht, daß dies Werk ursprünglich auf ähnlichem Wege bekannt wurde. Es kann also der Ursprung der in dem
210 Beschlusse von 1209 erwähnten Uebersetzungen nicht mehr zweifelhaft sein.

Enthielten nun aber diese verurtheilten Werke die vollständige Physik oder, wenn man will, Metaphysik des Aristoteles? Ich bezweifle es durchaus. Wir sahen, daß man in der Mitte des XIten Jahrhunderts, als die Lateiner noch keine der arabischen Uebersetzungen des Aristoteles besaßen, seine Zuflucht zu *Avicenna's* Werken nahm, aus denen man das Wesentliche der peripatetischen Philosophie schöpfen zu können vermeinte. Ebenso sehen wir, daß das von *Gundisalvi* benutzte, vielleicht von ihm ins Lateinische übersetzte Buch *De causis* dem Alanus von Ryssel bekannt war, ja von ihm unter dem Titel: *Liber de essentia summae bonitatis*, citirt wird; daß dieses Buch auch den Titel *Metaphysik* führte; daß endlich, außer der eben erwähnten *Physica perfecta*, auch Uebersetzungen der Physik und Metaphysik von *Avicenna* und *Algazel* vorhanden waren. Diese Bemerkungen im Auge behaltend, wollen wir auf die dem *Amalrich* und *David von Dinant* beigelegten Meinungen einen Blick werfen.

Amalrich lehrte: Alles ist Eins; Alles ist Gott, und Gott ist Alles, Schöpfer und Geschöpf sind Eins; die Ideen erschaffen, und sind erschaffen. Gott ist also der Endzweck aller Dinge, da Alles zu ihm zurückkehren muß, um *unveränder-*
211 *lich* in Gott zu ruhen, und ein einiges unveränderliches Wesen zu bilden. Gott ist die Wesen-

heit aller Geschöpfe. Fast dieselben Grundsätze trug David von Dinant vor: „Alles ist wesentlich Eins, d. h. alle Dinge haben eine Wesenheit, eine Substanz, im Allgemeinen eine und dieselbe Natur; denn alle zerfallen in drei Klassen: unkörperliche Substanzen, Seelen, und Körper.“ Jede dieser drei Klassen hat für sich ein eigenes, untheilbares Grundwesen. Das der unkörperlichen Substanzen ist Gott; das der Seelen ist die Intelligenz; das der Körper die Materie. Diese drei sind wesentlich Eins, denn sonst müfsten sie sich durch irgend eine Verschiedenheit von einander unterscheiden, somit wären sie also nicht einfach. Gott ist folglich die Materie aller Dinge [1]).

Alle diejenigen, welche mit der Geschichte der Philosophie vertraut waren, haben erkannt, dafs diese Sätze keineswegs Aristotelische, sondern vielmehr aus dem Alexandrinischen Systeme und der Emanationstheorie abgeleitet sind [2]). Mehrere Gelehrte leiten sie ab aus den Werken des Dionys. 212
Areopagita, Scotus Erigena, besonders aus dem *Periphysion* [3]). Uebrigens giebt es keinen schlagenderen Beweis für die unvollkommene Kenntnifs jener Zeit von Aristoteles, als die Zurückführung solcher Lehrsätze auf ihn.

---

1) *Thomas Aquin.* in Mag. sentent. L. II, dist. 17. *Idem* Contra gentiles, L. XVII. *Albert. Magn.* Opp. T. XVIII, p. 76.

2) S. *Jac. Thomasius* Sched. hist. p. 58. *Tiedemann* Geist der speculat. Philosoph. Bd. IV.

3) *Gerson* De concord. Metaphysicae cum Logica [part. IV, ex testimonio Hostiensis et Tusculani Amalrico Coëtaneorum] ad lib. I. decreta de summa Trinitate: *Pralcolus* de haeresibus.

Doch Amalrich und David hatten, ohne auf Scotus und Erigena zurückgehen zu müssen, eine neuere Quelle für die Grundzüge ihres Systems. Das dem Aristoteles beigelegte Buch *De causis*, welches Thomas für einen Auszug aus des Proclus *Elevatio theologica* ansah, bietet diese Emanationstheorie dar; und da dasselbe zur Zeit des *Alanus* von Ryssel in den Schulen Frankreich's Eingang fand, so ist es höchst wahrscheinlich, dafs jene beiden Ketzer aus diesem Buche, sowie aus Avicebron's *Fons vitae* [2]) ihre Doktrin schöpften. Den Ursprung derselben bezeichnet selbst der Name jenes *Mauritius*, eines gebornen Spaniers
215 (Hispanus) [*]). Nichts hindert, ja Mehreres erheischt vielmehr die Annahme, dafs unter den von dem Concil zu Paris verdammten Büchern jene Schriften und die Bücher des Avicenna zu denken seien. Ich gehe noch weiter, und behaupte, dafs, als diese Werke einen gewissen Ruf erhalten; als das Verbot, sie zu lesen, die menschliche Neugier nur zum eifrigeren geheimen Studium derselben anreizte; als ihre Verbreitetheit es unmöglich machte, sie selbst zu vernichten, oder ihren Einfluss auf die Meinungen zu hemmen; dafs man, sage ich, sich dadurch gezwungen sah, die Waffen gegen diese entartete Philosophie aus der Philosophie selbst zu entnehmen. Somit sah man sich also genöthigt, den

2) Auffallenderweise hat kein Geschichtschreiber der Philosophie ausführlich über die Bücher *De causis* und *Fons vitae* geredet; und doch, ich wiederhohle es, kennt man die Philosophie des XIIIten Jahrhunderts nur kennen, wenn man diese Schriften genau durchgeht.

*) S. S. 206.

Aristoteles aus reineren Quellen zu studieren, sich um Herbeischaffung seiner Werke zu bemühen; daher der Eifer, mit welchem sich die neuen geistlichen Orden auf dies Studium warfen, und das reifsende Glück des Stagiriten im Occidente. Hätte das Anathem den Aristoteles selbst getroffen, wie hätten denn die berühmtesten Scholastiker jener Zeit, ein *Alexander ab Hales*, *Albertus*, *Robert v. Lincoln*, seine Werke im Schoofse eben der Universität erklären mögen, welche sie verdammte? Wenn *Roger Bacon* ihre Verdammung der Unwissenheit zuschreibt, sagt er nicht zugleich auch, dafs das Studium derselben erlaubt wurde, als man sie besser kannte? Als *Robert von Courçon* seine Verordnung und Gregor IX. seine Bulle erliefs, waren sehr wahrscheinlich neue Uebersetzungen des Aristoteles erschienen. Die neue Philosophie erfüllte die Geister zu sehr, um nicht reifsende Fort- 214
schritte zu machen, und neue Nahrung zu suchen. So hat man sich die Stelle des *Guilielm. Brito* zu erklären. Versah er sich hinsichtlich der durch das Concil von 1209 verdammten Bücher, so konnte er doch die Einführung des griechischen Textes der Metaphysik, und seine davon gelieferte Uebersetzung nicht aus der Luft greifen. Aufserdem ist es gewifs, dafs die Eroberung von Konstantinopel den griechischen Text in Frankreich verbreitet hatte, und dafs die erste Uebersetzung der Metaphysik nach einem solchen verfafst worden war [1]).

1) *Tiedemann* meint, dafs *Wilhelm von Gap* im Jahre 1167 den griechischen Text aus Konstantinopel gebracht habe; ich meine jedoch dargethan zu haben, dafs dieser Reisen-

Als er (Guil. Brito) seine Geschichte schrieb, waren erst einzelne Theile, soweit sie übersetzt waren, bekannt gemacht, und so konnte er sagen: *libelli de metaphysica.* Der Ausdruck *libelli* wäre unpassend gewesen, wenn das ganze Werk schon ins Lateinische übersetzt gewesen wäre. Aus dem bisher Dargelegten folgt also:

1) dafs der Beschluſs von 1209 nur die Schriften über Naturphilosophie (*philos. naturalis*) verdammte;

2) dafs man unter dieser Benennung nicht die vollständige Physik des Aristoteles zu verstehen habe, sondern den von Albertus erwähnten Auszug des Juden [*David*] *), oder Auszüge, welche
215 *Avicenna* oder *Algazel* unter dem Namen des griechischen Philosophen herausgegeben hatten;

3) dafs man die Metaphysik anfangs nur in solchen Auszügen kannte, und dafs die Verurtheilung *Robert's* v. Courçon nicht die *vollständige* Metaphysik treffen konnte; und endlich

4) dafs man den *Guilielmus Brito* durch die Annahme zu erklären habe, dafs zu der Zeit, wo er schrieb, um 1220, der griechische Text der Metaphysik nach Europa gebracht worden war, und dafs man begann ihn zu übersetzen.

---

de *keine* philosophischen Schriften mitbrachte. [S. oben S. 49 ...]

*) Der Name fehlte, ich habe ihn nach S. 193 eingeschaltet.

Sechstes Kapitel.

Von der Fortpflanzung der Wissenschaft im Mittelalter und den Verbindungen der verschiedenen Schulen untereinander.

Werfen wir jetzt, ehe wir die Endergebnisse die- 216
ser Untersuchungen zusammenfassen, noch einen Blick auf die Art und Weise, wie sich der Geschmack an den Wissenschaften, mitten unter Umwälzungen und Bürgerkriegen, erhalten und fortpflanzen konnte; auf die Ursachen, welche die in früheren Jahrhunderten bekannten Schriftwerke vor einem gänzlichen Untergange bewahrten; endlich auf die vielfachen Verbindungen der verschiedenen Schulen untereinander, durch welche die [illegible] einen eigenen Vorzüge bald Gemeingut aller [illegible] wurden. Es soll aber aus diesen Betrachtungen hervorgehen, 1) dafs, wenn man seit der Zeit Karl's des Grofsen Uebersetzungen von anderen als den logischen Werken des Aristoteles gekannt hätte, diese während der drei finstern Jahrhunderte, welche auf die glänzende Regierung dieses Fürsten folgten, nicht unbekannt geblieben sein würden; 2) dafs die in einem Theile des Occidents bekannt gemachten Uebersetzungen sich in kurzer Zeit zu den verschiedenen Universitäten der 217
Christenheit hin verbreiteten.

Zunächst hat man wohl zu beachten, dafs man die Erhaltung des Geschmacks an den Wissenschaften, sowie die Bewahrung einiger Werke des Alterthums vor der allgemeinen, Europa ver-

wüstenden Zerstörung, allein den geistlichen Orden zu verdanken hat. Es ist Zeit, dafs man endlich einmal aufhöre, den Erzeugnissen dieser Unglücksperiode die bizarre Mischung von Weisheit und Aberglauben, von göttlicher und menschlicher Wissenschaft, von Mustern des Geschmacks und einem denselben ganz zuwiderlaufenden Stile vorzuwerfen, wobei man immer nur die lächerliche Seite derselben herauskehrt. Ihre Fehler gehören ihrer Zeit an; die Vortheile, welche man ihren Verfassern schuldet, sind das Erbtheil aller Jahrhunderte.

Trithemius berichtet uns, wie die Wissenschaft sich von einer Generation zur anderen als ein kostbares Vermächtnifs fortpflanzte. Alkuin, Lehrer Karl's des Grofsen, Schüler des Beda, gab dem Kloster zu Fulda eine bemerkenswerthe Einrichtung **). Geschickte Lehrer unterrichteten die Mönche in den göttlichen und menschlichen Wissenschaften, und bildeten sie wiederum zu Lehrern der weniger Vorgeschrittenen. Die Anzahl dieser angehenden Lehrer war stets zwölf, und ward, so oft einer ausschied, immer wieder durch
218 den Geschicktesten der anderen Mönche vollzählig gemacht. Diese Einrichtung des Klosters zu Fulda fand auch bei anderen Klöstern Nachahmung. In allen Klöstern des Benediktinerordens leitete ein Mönch,

*) Im Texte stand *Albin*.

**) Vergl. über den folgenden Abschnitt: *Heeren* Geschichte der class. Litteratur im Mittelalter, Th. I, S. 122 . . . (2te Ausg.). *Fr. Lorentz* De Carolo Magno, litterarum fautore; dissert. Halae 1828.

Mönch, Scholastikus genannt, den Unterricht der übrigen Brüder. Novicien, die sich durch Anlagen auszeichneten, schickte der Superior gewöhnlich in ein durch seine *Scholastici* oder überhaupt durch seine Bildungsmittel berühmtes Kloster. Kehrte ein solcher nach vollendeten Studien zurück, so theilte er seinen früheren Ordensbrüdern deren Früchte mit [1]). Diese Art der Unterweisung erhielt sich fortwährend bis ins XIVte Jahrhundert; und die Litteraturgeschichte dieser Zeit liefert dafür reichliche Beläge. Ohne Zweifel mufsten die Einfälle von Barbarenhorden sowie die, Europa verheerenden Kriege auch auf die Studien verderblich einwirken. Es war die Hoffnung, dort ruhig und sorgenfrei, entfernt von den Stürmen der Welt, seinen Neigungen leben zu können, welche die Klöster füllte, aber welche Pflege empfangen die Wissen- 219
schaften, wenn eine unheilvolle Gegenwart nichts als den Blick auf eine noch unheilvollere Zukunft läfst? Das Studium der Wissenschaften und die Abfassung eines Werks erfordern ein ruhiges Gemüth; man kann sich, wie Makhoud sagt, nicht damit befassen, wenn man die Hand, in Erwartung irgend eines Beistandes, lange mit aller Macht unter das Kinn gestemmt und ermüdet hat, und wenn das Herz von Schmerz und Seufzern gebrochen ist. Indefs, ein Zustand der Mattigkeit und Stockung ist noch nicht ein gänzlicher Stillstand. Zwar verminderte sich die Zahl

1) Chron. hist. T. I. p. 11. 12.

der Mönche, die Theologie, die schönen Wissenschaften wurden vernachlässigt, aber die Hand der Barbaren konnte doch weder überall zugleich die Klöster, noch die von ihnen bewahrten Denkmale der Litteratur vernichten.

Die Sitte, Mönche ihrer weiteren Ausbildung wegen in die berühmtesten Klöster zu senden, unterhielt Verbindungen zwischen den Klöstern der verschiedenen Orden. Als Frankreich den *Lanfrancus* und *Anselmus* hervorgebracht hatte, war der Ruf dieser berühmten Scholastiker Studierende aus allen Theilen des Abendlandes dorthin. Diese Zusammenfluss steigerte sich noch, als ein *Roscelin*, *Gilbert*, *Abälard*, *Wilhelm v. Champeaux*, und jene Reihe von Scholastikern aus der Sekte der **Realisten und Nominalisten** in den Schulen von Paris lehrten. Aus England, Italien, Deutschland, Belgien, Spanien strömten Schüler herbei. Otto v. Freisingen, *Adelard* v. Bath, *Johann* v. Salisbury, *Alfred*, vieler Anderen zu geschweigen, hatten in Frankreich studiert. So schrieb Folko in seinem Trostbriefe an Abälard: *Roma suos tibi docendos transmittebat alumnos, et quae olim omnium artium scientiam auditoribus solebat infundere, sapientiorem te, se sapiente, transmissis scholaribus monstrabat. Nulla terrarum spatia, nulla montium cacumina, nulla concava vallium, nulla via, difficili licet obsita periculo et latrone, quominus ad te properarent, retinebat. Anglorum turbam juvenum mare interjacens, et undarum procella terribilis non terrebat; sed omni periculo contempto, audito tuo nomine ad te confluebat. Remota Britannia sua animalia erudienda destinabat. Andegavenses, eorum edomita feritate,*

tibi famulabantur in suis. Pictavi, Vuascones et Hiberi; Normannia, Flandria, Theutonicus et Anglus, tuum calere ingenium, laudare et praedicare assidue studebat. Praetereo cunctos Parisiorum civitatem habitantes intra Galliarum proximas et remotissimas partes, qui sic a te doceri sitiebant, ac si nihil disciplinae non apud te inveniri potuisset [1]). 221

Diese eifrigen Schüler nun, in ihrer Jugend miteinander durch Altersgleichheit, Lieblingsgegenstände und Studien in einen und denselben Lehrsälen vereint und verbunden, blieben, selbst wenn die Rückkehr in ihre Heimathländer sie trennte, stets in wissenschaftlicher Verbindung, und verschafften so sich gegenseitig von allen wissenschaftlichen Neuigkeiten, ohne Hülfe einer Zeitung, Kunde. Fast scheint es, als hätten die, sich solchen Mittheilungen entgegensetzenden, Schwierigkeiten den Eifer nur noch vermehrt. Sobald nur ein Werk erschien, bei dem der Name des Verfassers seinen Werth verbürgte, war es, Dank der Menge von Abschreibern, in kurzer Zeit verbreitet. Auch verschaffte sich, wer über irgend einen Gegenstand schreiben wollte, die darauf bezüglichen Bücher mit grofsem Kostenaufwande. Spanien, diese Pflanzschule der Wissenschaften, von jedem Freunde derselben damals als die reichste Fundgrube be- 222

1) *Petr. Abaelardi* Opp. p. 1155. Dazu heifst es in der: *Hist. littéraire de la France*, T. XIV, p. 45: „Von allen Gegenden Europa's strömten Schüler nach Paris, so, dafs unter *Philipp* d. J., oder mindestens unter der folgenden Regierung, selbst die Engländer und Dänen eigene Schulgebäude Colleges daselbst hatten."

trachtet, war diesen Verbindungen keineswegs fremd. Bernard, Erzbischof von Toledo, nahm aus Frankreich mehrere Scholastiker mit sich, welche in Spanien zu den höchsten kirchlichen Würden gelangten *). Alphons liefs bei der Gründung neuer Schulen Lehrer aus Paris kommen [1]). Der berühmte *Rodriguez* hatte, wie seine Grabschrift lehrt, dort studiert [2]); und zwei Söhne des Königs von Kastilien hatten daselbst ihre Studien beendigt. Die Verbreitung der Klöster des Dominikanerordens in fast allen Ländern der Christenheit vermehrte nur noch die Verbindungsmittel zwischen dem Oriente und Occidente. Paris war Hauptsitz des Studiums; hier empfing jeder Aspirant gleichsam die Weihe höherer Ausbildung. Als Beispiel nenne ich hier nur *Albertus* und *St.-Thomas*. Nur aus Lesung der Acten der Generalkapitel ersieht man die Sorgfalt, welche dieser Orden auf die Unterhaltung einer Pflanzschule geschickter Subjekte verwandte [3]). Nicht nur Theologie und Philosophie, sondern auch das Studium fremder Sprachen, wie des Arabischen, Hebräischen, Griechischen, „*vel alius linguae barbarae*", liefs man solche eifrig betreiben. Die Novicien wurden durchgängig mit den Waffen der Logik vertraut gemacht, zu den höheren Studien aber nur die ausgezeichnetsten Köpfe zugelassen. *Das Studium der*

*) S. oben S. 119.

1) *Bulaeus* Hist. Univers. Paris. T. II; *Anton. Panormitan.* De gestis Alphonsi, Lib. I, cp. 6.

2) *D. J. Rodriguez de Castro* Bibl. esp. T. II.

3) *Martene* et *Durand* Ampl. coll. cen. T. IV.

Philosophie galt nicht als Mittel, um in der Welt zu glänzen. „Studium in liberalibus artibus et „scientiis valet in christianitate ad multa. Valet „enim ad defensionem fidei, quam non solum haeretici et pagani impugnant, sed philosophi.... „Ex his ergo et multis aliis patet rationibus, quod „studium in artibus liberalibus valde necessarium „in ecclesia est.“ *Humbertus* de Romanis [† 1277] tadelt die Vernachlässiger und Verächter dieser Studien bitter, und vergleicht sie mit denen, welche, wie es im Buche der Könige heifst, nicht wollten, dafs ein Eisenarbeiter in Israel sei, damit die Hebräer weder Schwert noch Lanze fertigen könnten [1]). In seiner Erläuterung der Ordensregel des St.-Augustin bemerkt derselbe drei verschiedene Klassen seiner Ordensbrüder, ganz Einfältige, mittelmäfsige Köpfe, und ausgezeichnete Genies, und will hiernach, dafs man die Ersten gar nicht, die Zweiten nur sehr bedächtig zum Studium der Philosophie zulasse, der dritten Klasse dagegen, 224
wegen des daraus für die Religion entspringenden Gewinns, ganz freien Spielraum verstatte. „Denn das *Studium der Philosophie*“, setzt er hinzu, „ist zur Vertheidigung des Glaubens nothwendig, weil die Heiden gerade sie als Waffe gegen denselben anwenden; es ist nothwendig zum Verständnifs der Schrift, weil man durch die Philosophie allein gewisse Stellen verstehen kann; es vermehrt die Achtung des Ordens, denn die Welt verachtet die unwissenden Ordensbrüder; es zeigt endlich, wie we-

1) De erudit. praedicator. Lib. II, tr. 1, cp. 55, in Bibl. max. SS.

nig man aus ihr selbst zu machen habe. Denn viele, welche die Gegenstände, womit sich die Philosophen beschäftigen, nicht kennen, machen daraus mehr als sie werth sind, bei näherer Beschauung aber achten sie dieselben gering im Vergleich zur Theologie" [1]).

Indefs war es doch hauptsächlich das Streben, dem Orden Berühmtheit, Macht, und Einfluß zu sichern, welches unter seinen Gliedern das Studium der Philosophie in Ansehen erhielt. Nach eben diesem Streben läfst sich die Sorgfalt ermessen, welche man darauf verwendete, sich die wissenschaftlichen Neuigkeiten zu verschaffen und sich auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten. Und da der Geschmack an Aristoteles gewissermafsen *mit* dem Orden entstand, da er dessen Schicksal theilte, da aus seiner Mitte die berühmtesten Erklärer des Philosophen hervorgingen, da endlich die genauesten Verbindungen, ja selbst die Art und Weise des Unterrichts alle Ordenshäuser unter einander vereinten; so ist es einleuchtend, dafs die Kenntnifs und Benutzung der in Spanien, England, Italien, und Frankreich bekannt gemachten Uebersetzungen nicht auf das Land, in welchem sie erschienen, beschränkt bleiben konnten.

Folgerungen.

Die Kritiker, deren Ansichten ich entwickelt habe, verliefsen sich, statt die Werke der Scholastiker selbst zu studieren, auf irrige Ueberlieferun-

1) Exposit. Regul. S. Aug. pars IX. in Bibl. max. SS.

gen. Haben sie irgend etwas Wahres aufgestellt, so hat selbst dies wenige Wahre immer einen Irrthum geheiligt. Der Gang, den sie nahmen, machte dies nothwendig. Ehe man an die Behandlung der Litterärgeschichte des Aristoteles im Mittelalter geht, muſs man seine Schriften nach ihrem Inhalte in verschiedene Klassen theilen, nämlich in logische, physische, naturgeschichtliche, metaphysische, ethische, politische, rhetorische, und poëtische Schriften. Die Schriften *einer* Klasse haben nicht immer ein gleiches Schicksal gehabt. Die Behauptung, daſs die Werke des Stagiriten *vor* dem XIIten Jahrhunderte bekannt gewesen, ist wahr oder falsch, je nachdem man diese oder jene Schrift darunter begreift.

Die *logischen Schriften* waren *vor* dem XIIten 226
Jahrhunderte bekannt, denn man hatte davon die Uebersetzungen des *Boëthius*; die anderen aber unbekannt. Das Zeugniſs des *Roger Bacon* und die Durchforschung der Schriftsteller dieses Jahrhunderts sichern vereint diese Thatsache.

Die Philosophie, welche bei den Arabern nach der Thronbesteigung der *Abassiden* einheimisch ward, wandte sich anfangs den mathematischen Wissenschaften zu. Allmälig wurden die *logischen* Schriften übersetzt, und bald, als religiöse Gegenstände gleich profanen Gegenstand der Untersuchungen wurden, und Philosophie und Theologie sich vermischten, verlor der Mahomedanismus seine Reinheit. In Spanien, unter den *Ommajaden*, wurden Astronomie, Mathematik, und Medicin die ersten Gegenstände des Studiums. Bis gegen die Mitte des XIIten Jahrhunderts waren die Sarazee-

nen den Christen nur als geschickte Mathematiker und Astronomen bekannt. Um das Jahr [1030] trat *Avicenna* auf, und ward für den Orient, was *Albertus* für den Occident; vielleicht verdankt ihm der Letztere sogar die erste Idee zu seinen ungeheuren Arbeiten. Beide unternahmen es, den Aristoteles nicht so wohl zu commentiren, als vielmehr unter gleichen Titeln eine gleiche Anzahl von Werken zu verfassen, indem sie sich Gedanken und Ausdrucksweise desselben aneigneten, und sich nur einigen, meist durch die Religion nothwendig gemachten, Modifikationen begnügten. Beide genossen ein hohes Ansehen, und trugen hauptsächlich dazu bei, unter ihrer Nation den Geschmack an *Aristotelischer Philosophie* zu verbreiten.

227

Avicenna's Werke erhielten in Europa bald gleichen Einfluss wie im Oriente. Die Mauren wandten sich von der Mathematik ab, und philosophischen Untersuchungen zu; und *Averroes*, in seiner Methode dem heil. *Thomas* ähnlich, entschied das Glück des Stagiriten bei seinen Zeitgenossen. Die Christen blieben dem Stande der Wissenschaften bei den Mauren niemals fremd; die politischen und merkantilischen Verbindungen, sowie die, fast überall im Occidente verbreiteten Juden, setzten sie davon in Kenntniss; auch kennt die Geschichte keinen, der Wissenschaften der Araber kundigen Philosophen, der seine Studien nicht in Spanien gemacht hätte. Bei den Christen nahm die Philosophie denselben Gang wie bei den Arabern. *Constantin*, *Gerbert*, *Adelard* beschäftigten sich anfangs mit Medicin und Mathematik. Gegen die Mitte des XIIten Jahrhunderts begann das Studium der Metaphysik, Physik, und Logik, ange-

ngt durch die Schriften des *Avicenna*, *Algazel*, und *Alfarabius*, welche den Lateinern durch den Archidiakonus *Dominicus Gonsalvi* und den spanischen Juden *Johann Avendeath* zugänglich gemacht worden waren. *Gerard* von Cremona, *Alfred von Morlay* 228
übersetzten Schriften aus allen Theilen der Philosophie. In dieser Zeit verwendeten die Schulen Frankreich's und England's, getheilt durch die Zwistigkeiten der Realisten und Nominalisten, nur wenig Aufmerksamkeit auf die Uebersetzungen *Gonsalvi's* und seines Dolmetschers. Gewifs ist es, dafs sie bekannt waren, aber nicht allgemein; auch dürfte ihr stufenweises Emporkommen schwierig zu bestimmen sein. Vor dem ersten Jahre des XIIIten Jahrhunderts findet man die arabischen Philosophen und Aristoteles in den Schriften der Scholastiker nicht erwähnt. Im Jahre 1272, dem Todesjahre des St.-Thomas, besafs man Uebersetzungen, theils nach arabischen theils nach griechischen Texten, von allen Schriften des Aristoteles. Die Zeit ihrer Bekanntwerdung haben wir in einem Abschnitte von 72 Jahren zu suchen; vielleicht gelingt es uns, dieselbe noch enger zusammenzuziehen.

Das Concilium zu Paris verdammte nur die Bücher der *Philosophia naturalis* und deren Commentare. Die Verordnung des Legaten vom Jahre 1215 verdammte ebendieselben Schriften, sowie die metaphysischen. Die vom Jahre 1230 datirte päpstliche Bulle nannte nur die physischen Schriften; *Roger Bacon* spricht von einem Verbote in Bezug auf die, von Avicenna und Averroes erläuterte, Aristotelische Philosophie. Die Summa des *Robert* von Courçon, die Wundergeschichten *Cesar's* von

229 Heisterbach; die Summa *Wilhelm's* von Auxerre († 1228) enthalten kein Citat des Aristoteles aus dessen *Physik*, *Metaphysik*, und der Schrift: *Parva naturalia*, mit Ausnahme einiger längst bekannten Lehrsätze. Bei *Wilhelm*, Erzbischof von Paris, welcher um 1240 schrieb, finden sich Anführungen aus Aristoteles in grofser Anzahl. [1]
250 *Roger Bacon* endlich setzt die gröfste Verbreitung der Schriften des Aristoteles in das Jahr 12[illegible]. Aus diesem allen folgt, dafs man das Jahr 12[illegible]

1) Um eine richtige Ansicht von dem Fortschritte der Aristotelischen Philosophie, und der Berührung, in welche sie mit der Religion gerieth, zu erhalten, vergleiche man die durch Wilhelm, Erzbischof von Paris, im Jahre 1240 verdammten Artikel mit denen von *Stephanus*, gleichfalls Erzbischof von Paris, im Jahre 12[illegible] verurtheilten. In den ersteren bemerkt man abstrakte Unterscheidungen hinsichtlich der göttlichen Wesenheit, der heiligen Dreieinigkeit, und der Natur der Engel; in den anderen herrscht durchgängig die heidnische Philosophie vor. Es zeigt sich darin ein Streben, die profanen Wissenschaften von der Theologie zu sondern. Aristoteles wird darin mit dem Titel *Philosophus* bezeichnet, und seine Autorität der der heiligen Schriften entgegengesetzt. Die Untersuchung betrifft die Einheit des Verstandes, den freien Willen, den Einfluss der Himmelskörper auf irdische Wesen, die Ewigkeit der Welt, das göttliche Wissen, die Natur der Seele, die Zeit, die Schöpfung. Es wird darin vorausgesetzt, dafs die Philosophen *allein* die Weisen sind; dafs Beschäftigung mit der Philosophie der glückseligste Zustand sei; dafs Gott die Glückseligkeit nicht unmittelbar geben könne; dafs der, mit moralischen und intellektuellen Tugenden ausgestattete und in deren Anwendung nicht gehinderte Mensch, von welchem der Stagirit in seiner Ethik redet, für die ewige Glückseligkeit hinreichend befähigt ist; u. a. m. S. Bibl. max. Patr. T. XXV.

oder 1225 als die Zeit anzusehen habe, in welcher die Aristotelische Philosophie in unseren Schulen angewandt zu werden begann, sei es, dafs man sie von den Arabern überkam, oder dafs sie als ein Resultat der Verbindungen zwischen Konstantinopel und dem Occidente zu betrachten ist. Und in der That sind dies die beiden Wege, auf welchen sie zu uns gelangte.

Die VIII Bücher der Physik kannte man ursprünglich nur nach einer arabisch-lateinischen Uebersetzung, denn wir fanden davon *zwei* Uebersetzungen dieser Art, was nur bei Werken der Fall gewesen ist, deren griechischen Text man nicht besafs [1]). Die XIX Bücher *der Thiergeschichte*, die Bücher *De coelo et mundo*, *De plantis*, die *Meteorologica* las man mehrere Jahre hindurch nur in arabisch-lateinischen Uebersetzungen. Die Schrift *Von der Seele* wurde gleich anfangs aus dem *Griechischen* übersetzt. Darauf folgte *Scotus* Uebersetzung aus dem Arabischen. 231
Wirklich bedient sich *Wilhelm* von Auvergne der griechisch-lateinischen Uebertragung, ohne von der arabisch-lateinischen zu reden. Hätte sie existirt, so würde er sie, wegen ihrer Wichtigkeit für die Erklärung der Aristotelischen Philosophie, angewendet haben. Noch bemerke ich, dafs in einer lateinischen Handschrift die griechisch-lateinische Uebersetzung den Titel: *Translatio vetus*, führt. Ob die Schrift *De generatione et corruptio-*

1) Man erinnere sich auch, dafs *Wilhelm* die Physik häufig, unter dem Titel: *Liber de physico auditu*, sowie die arabischen Ausleger derselben, anführt.

ne ursprünglich in einer arabisch-lateinischen oder griechisch-lateinischen Uebersetzung bekannt war, ist nicht zu bestimmen. Dagegen sind die kleinen Schriften: *Parva naturalia*, *De coloribus*, *De lineis insecabilibus*, sowie die *Probleme*, nur aus griechischen Texten übersetzt worden.

Die Metaphysik existirte sicher ursprünglich in einer griechisch-lateinischen Uebersetzung, da die arabisch-lateinische durchgängig mit dem Titel: *Translatio nova*, bezeichnet wird.

Die IV ersten Bücher der Ethik stammten aus griechischen Texten; die vollständige Uebersetzung des ganzen Werks aus dem Arabischen. Die *Magna moralia* und die *Politik* sind aus dem Griechischen übersetzt worden. Die *drei Bücher* 232 *der Rhetorik*, vollständig allein aus dem Griechischen übersetzt, waren früher schon durch den Alfarabius Auszug bekannt; ein Gleiches gilt von der *Poëtik*.

Man besafs nicht griechisch-lateinische Uebersetzungen von jeder Schrift, sondern auch öfters mehrere von einer einzelnen; auch einige Commentare wurden übersetzt. Sobald griechisch-lateinische Uebersetzungen zu haben waren, hörte man auf, die arabisch-lateinischen zu benutzen. St.-Thomas, durch Papst Urban IV. unterstützt, bereicherte vornehmlich den Occident mit unmittelbar aus dem Griechischen verfafsten Uebertragungen. Es scheint sogar, dafs er neue habe anfertigen lassen [1]). Vielleicht waren diese nur Ver-

1) Man s. unten die Analyse seiner Werke in den *Bemerkungen*.

gleichungen früher verfafster Uebersetzungen mit dem Grundtexte, woraus sich mehrere Varianten ergeben mufsten. Ich stelle diese Vermuthung auf, weil die von mir verglichenen, mit dem Zusatze: *Translatio nova*, bezeichneten Handschriften in der That nur Varianten bieten.

Alle aus einem arabischen Texte stammenden Uebersetzungen stammen aus Spanien.

Die Frage nach dem Einflusse wird, wie 233
man sieht, durch die Vergleichung der Perioden, in welchen beide Arten von Uebersetzungen erschienen sind, ja selbst durch den Ursprung mehrerer von ihnen beseitigt. Nicht zu läugnen ist der Einflufs der Araber durch ihr Beispiel. Sie haben den Weg geöffnet; durch sie erhielt der Occident Schriften, deren Namen nebst einzelnen Sätzen die Kirchenväter aufbewahrt hatten. Der Occident war ermüdet durch das Gezänk der Realisten und Nominalisten; zu aufgeregt, um sich der Unthätigkeit hinzugeben, sah er in der Aristotelischen Philosophie eine neu geöffnete Bahn geistiger Thätigkeit; die Eroberung Konstantinopel's und die daraus erfolgenden Verbindungen; das erleichterte Studium der griechischen Sprache, und die Erlangung griechischer Handschriften; des Dominikaner- und Franciskaner-Ordens Streben nach Glanz; die Nothwendigkeit, welche die ausgezeichneten Köpfe antrieb, die *Aristotelische* Philosophie aus reineren Quellen zu schöpfen, um sie von den ausgearteten Zusätzen der Mauren zu reinigen; endlich die grofse Lehrerinn, die Erfahrung, welche die Mängel der arabisch-lateinischen Uebersetzungen entdecken liefs; — alle diese Ursachen zusam-

mengenommen entschieden das Glück des Aristoteles bei den Scholastikern des XIIIten Jahrhun-
234 derts [1]). Hatten nun die Kreuzzüge einen Theil an diesem Schicksale der Aristotelischen Philosophie? Man führt die Resultate der Eroberung von Konstantinopel an. Aber diese Expedition hat mit den Kreuzzügen nichts gemein. Die Franzosen trieb ritterlicher Sinn, die Venetianer Hoffnung auf Gewinn, die Geistlichkeit Aussicht auf Erweiterung ihrer Macht, einen entthronten Fürsten wiedereinzusetzen; und bald nachdem sie es gethan, theilen sie Schätze und Provinzen des Reichs unter sich. Damals beschäftigte man sich in Konstantinopel mehr mit der Dialektik als mit der Metaphysik. Hätten nicht die Araber durch ihr eifriges Studium der Aristotelischen Philosophie die Aufmerksamkeit der Christen auf sie hingeleitet, schwerlich hätte man daran gedacht, die ächten Denkmale derselben aufzusuchen [2]). Hätte die

1) Die heiligen Väter hatten oft zum Studium des Aristoteles ermuntert, um daraus Waffen gegen die Heiden zu entnehmen. *Tertullian* (De resurrect.) sagt: *philosopheri nos provocant heretici.* Aehnliche Aufforderungen zum Studium der heidnischen Philosophie erliefsen *Basilius* (in Homil.), S. *Cyrillus* (in Proleg. contr. Jul.), und *Theodoretus* (Lib. VI, cp. 17.).

1) Man darf nicht vergessen, dafs im XIIten und XIIIten Jahrhunderte die Ausländer in Konstantinopel nicht eben den Geschmack an der Peripatetischen Philosophie schöpfen konnten. Sie war den griechischen Schulen damals ein ganz fremder Gegenstand. Die einzigen Aristotelischen Werke, welche man studierte und benutzte, waren die *logischen*, aus denen man Waffen für dialektische Kämpfe entnahm.

Hauptstadt des Griechischen Reichs nicht alle Gräfs- 235
lichkeiten des Krieges erfahren, hätte nicht die blinde Wuth mehr nach Reliquien als nach Handschriften begieriger Eroberer ihre Bibliotheken verbrannt: welche Hülfe würden diese nicht dem Occidente später gewährt haben, wo er, bei genauerer Einsicht in die Fehler der arabisch-lateinischen Uebersetzungen, den hohen Werth der Originale schätzen gelernt haben würde.

Wir sahen oben, wie die Schriften der Araber ins Lateinische übergetragen wurden. Der Christ, vom Drange nach Wissenschaft getrieben, ging nach Toledo, schlofs sich an einen bekehrten Juden oder Sarazenen an, und erwarb sich von ihm einige Kenntnifs der maurischen Sprache. Wollte er ein Buch übersetzen, so erklärte es ihm sein Lehrer in der Volkssprache, (der spanischen,) und diese Uebersetzung trug er wörtlich ins Lateinische über. Wir bemerkten gleichfalls in den, aus dieser Quelle abgeleiteten Uebersetzungen mehrere arabische Wörter in den alten Handschriften, welche ihrer Beschaffenheit nach unmöglich durch Vermittelung des Hebräischen überliefert sein konnten; hieraus läfst sich folgern, dafs diese Uebersetzungen unmittelbar aus arabischen Texten gemacht worden sind. Diese Folgerung erhält noch mehr Bestätigung, wenn wir uns erinnern, dafs 236
die berühmtesten Rabbinen des XIIten und XIIIten Jahrhunderts Arabisch schrieben; dafs diese Sprache gewissermafsen Gelehrtensprache war [1]); und

1) Man s. *de Rossi* Dizionnario degli autori arabi, unter dem Artikel Hai Gaon.

endlich, dafs der gröfste Theil der arabisch-lateinischen Uebersetzungen älter ist, als die Zeit, wo ihre Originale ins Hebräische übersetzt wurden. Indefs meine ich, nach den früher angeführten Beispielen, dafs mehrere derselben nach spanischen Uebersetzungen verfafst sein können.

Diese Folgerungen enthalten nur die Hauptresultate; die Details findet man in dem Werke selbst, in welchem ich die verschiedenen Fragen der Akademie beantwortet zu haben glaube.

Zweite

Zweite Abtheilung.

Bemerkungen und Erläuterungen zur ersten Abtheilung.

Bemerkungen und Erläuterungen.

[*a*] zu S. 6.

Der berühmte Picus von Mirandola schreibt dem grofsen Verehrer der Astronomie *Alphons*, Könige von Spanien, die Verbreitung mehrerer griechischen und arabischen Schriften zu, welche in den Uebersetzungen *Johann's* von Sevilla und *Michael* Scotus in den Schulen Frankreich's und Italien's, und zwar zuerst durch Albertus M., Eingang fanden [1]). Zwar redet er dort speciell von astronomischen Schriften, indefs hatte er schon vorher den glänzenden Zustand der Wissenschaften in Spanien geschildert, und er kommt auf die litterarischen Leistungen der Araber in seinen Werken so oft zurück, dafs man über den Einfluss, welchen er ihnen auf die Philosophie zuschreibt, nicht in Zweifel sein kann. Nach zwei Versen eines Gedichts des *Hieronymus Paterni* [Azafinus?] auf den berühmten Erklärer des Aristoteles und Averroës, *Augustinus Niphus* [2]) [† 1545]:

Solus Aristotelis nodosa volumina novit
Corduba, et obscuris exprimit illa nodis.

ist es Cordova allein, welches die „räthselvollen Werke des Aristoteles" gekannt und bekannt gemacht hat. *Niphus*

1) In Astron. XI.

2) Vor der Ausgabe v. A. Niphus Commentar zu Arist. Metaphys. Venedj. 1518, Fol.

selbst [1]) sagt, dafs Averroës mehrere Fragmente griechischer Schriftsteller vereint und den Aristoteles erklärt habe, und dafs sich die Lateiner, in Ermangelung der griechischen Commentatoren, auf seine Autorität beriefen.

Die Vorrede, welche vor der, im Jahre 1552 [Venet. ap. Junt. 1500 bis 1501] mit den Commentaren des Averroës erschienenen lateinischen Ausgabe des Aristoteles befindlich ist, läfst sich über den Einflufs der Araber folgendermafsen aus: „Proavi nostri et aliquot ante hos aetates nihil in philosophia, nihil in medicina, vel ingeniose excogitatum, vel scriptum prudenter judicarunt, nisi quod ab iis Mauris, qui proximis aliquot saeculis in Baetica philosophantes Arabice scripserunt, ad nos utcunque manare potuisset. Tantum gentis illius ingeniis tributum est, ut ad nostrum usque tempus nullae prope illius quam quae illo fonte caderent litterae, apud philosophos ac medicos pretio fuerint. *Aetas vero nostra, contrita ac quasi jam conculcata Arabum doctrina*, nihil recipit, nisi quod ex Graecorum thesauris huc novit esse translatum."

Franz Patritius, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten des XVIten Jahrhunderts, der die Litterärgeschichte des Aristoteles, sowie dessen Philosophie am gründlichsten studiert hatte, und dessen *Discussiones*, beiläufig gesagt, allen, welche nach ihm über Aristoteles geschrieben, den Stoff zu ihren Arbeiten geliefert haben, sagt [2]), dafs das Studium der Wissenschaften, durch Vermittelung von Handelsverbindungen und örtliche Nähe, von *Spanien* nach *Frankreich* übergegangen sei. „Wer jedoch", fährt er fort, „bei den Lateinern *zuerst* sich mit der Aristotelischen Philosophie beschäftigt habe, ist schwer zu ermitteln. Irre ich mich indefs nicht, so möchten sicher *Alexander* de Hales und *Albertus* M. für die ersten zu halten sein, welche die Aristotelische Philosophie in Schriften erklärten."

---

1) Comment. in libr. Averr. *De substantia orbis*, fol. 2, ed. Venet. 1508, Fol.

2) Discuss. peripatet. T. I, lib. X, p. 145.

Joh. Lud. Vives, [† 1540] der berühmte Lehrer Karl's V., zeigt in seiner Schrift, *Ueber die Ursachen des Verderbnifs des Geschmacks und der Künste*, deutlich, dafs er den Arabern die Beförderung der philosophischen Studien im XIIIten Jahrhunderte, sowie die Ueberlieferung der Werke des Aristoteles zuschrieb. Aber gröblich irrt er darin, dafs er meint, die arabischen Uebertragungen der letzteren seien nach lateinischen Texten verfafst [1]).

Launoy, [† 1678] in seinem gelehrten Werke *Ueber das Schicksal des Aristoteles auf der Universität zu Paris* [2]), hat die Frage: auf welchem Wege die Schriften des Aristoteles zur Kenntnifs der alten Pariser Gelehrten gelangt seien, ganz unberücksichtigt gelassen. Indefs, da er sonst überall dem *Rigord* folgt, so läfst sich vermuthen, dafs er den lateinischen Uebersetzungen einen griechischen Ursprung zugeschrieben habe.

Jos. Scaliger [3]) [† 1609] schrieb an Stephan Hubert, Professor des Arabischen am Collége Royal von Frankreich: „Die freien Künste blüheten bei den Arabern, als Spanien ihnen unterworfen, und ihre Macht in Afrika gesichert war. . . . Während der glänzenden Tage dieser Nation herrschte in der lateinischen Kirche tiefe Unwissenheit, während die Wissenschaften bei den Mahomedanern blüheten. Auch verdanken diesen die Lateiner alles, was sie in der Philosophie, Medicin, Mathematik später, nachdem die Thätigkeit der Araber sie von ihrer Unwissenheit bekehrt hatte, in Schriftwerken zu Tage gefördert haben. Denn was sie an griechischen Schriftstellern besafsen, war Alles aus dem Arabischen übersetzt. So erhielten sie das Almagestum des Ptolemäus, welches aus dem Arabischen ins

1) De causis corruptar. artium. Lib. V. Opp. T. I. p. 412.

2) De varia Aristotelis fortuna in Academ. Paris. (Erste Ausgabe Paris 1653. 8.; die 1662. 8., zuletzt von J. H. ab Elswich, Wittenberg 1720. 8. Vergl. Fabric. Biblioth. Gr. Vol. III. p. 378... Harl.)

3) Scalig. Epist. Lib. IV. p. 362.

„Lateinische übersetzt wurde. Selbst der Euklid war in „ebenderselben Gestalt bei uns so lange im Gebrauche, bis „nach der Eroberung von Konstantinopel die griechischen „Flüchtlinge uns, mit Verlassung der Kopieen, auf die „Originale zurückgehen lehrten."

Selden [† 1654] spricht dieselbe Ansicht fast in denselben Worten aus [2].

Gassendi [† 1655] drückt sich folgendermafsen aus: „... Einige Schriften der griechischen Philosophen, „und unter ihnen die des Aristoteles, kamen zu den „Arabern. Averroës, Alfarabius, u. A. versuchten, sie ins „Arabische zu übersetzen. Verführt und enthusiasmirt „durch die Neuheit des Gegenstandes, ward ihnen der „einzige Aristoteles Gegenstand so hoher Achtung, dafs „Averroës von ihm schrieb: man habe ihm in funfzehn„hundert Jahren keinen Irrthum nachweisen können. ... „Zur Zeit des, für alle Art von Wissenschaft empfängli„chen Alphons wurden die Schriften des Averroës, Avi„cenna, u. a. Araber ins Lateinische übersetzt, und diese „Uebertragungen kamen nach Paris, als die dortige Uni„versität sich zu heben anfing. Dort wurden sie so „hoch gehalten, dafs Averroës oder „*der Commentator*", „und Avicenna gleich dem Aristoteles selbst angesehen „waren " [3]. *Gassendi* führt hierauf die Stelle des *L. Vives* an, in welcher dieser scharfsinnige Kritiker die arabisch-lateinische Uebersetzung der Metaphysik mit der wörtlichen des griechischen Textes vergleicht, um die Unzuverlässigkeit der ersteren zu erweisen. Gassendi dachte also, dafs Avicenna, Averroës, Alfarabius den Aristoteles ins Arabische übersetzt hätten, und dafs die arabisch-lateinischen Uebersetzungen nach ihren Uebertragungen verfafst, und nach Paris gebracht worden seien; welche letztere Behauptung dem *Rigord* zu widersprechen scheint.

---

1) Comment. in Eutych. Orig. eccles. p. 156. [London 1642. 4.]

2) Exercitat. paradox. adv. Arist. Opp. T. III. p. 1192. [Die Schrift selbst erschien zuerst Gratianopoli 1624. 4. S. über dieselbe Heumann Act. philosoph. XIII, Vol. III, p. 23 — 48.]

Tribbechovius, dem sein Werk *De doctoribus scholasticis* Gelegenheit darbot, über unseren Gegenstand Licht zu verbreiten, begnügt sich mit den zuvor über die Ableitung der lateinischen Uebersetzungen ausgesprochenen Ansichten. Er tadelt selbst den Aventinus, weil er dem Friedrich II. die Veranstaltung von Uebersetzungen des Aristoteles nach griechischen Texten zuschreibt. *Hic vero*, sagt er, *notandum, ne inter se historici committantur, Caroli M. aetate jam versos ex Arabicis Aristotelicorum librorum aliquot, ut ex Trithemio ad a.* 840 *constat.* Darauf vindicirt er, durch eine gezwungene Erklärung mehrerer Ausdrücke des Historikers *Radevicus*, dem Otto von Freisingen die unter Friedrich II. verfafsten Uebersetzungen, und meint, dafs derselbe, begünstigt durch seine hohe Stellung, die besten arabischen Dolmetscher habe aus Spanien kommen, und durch sie die philosophischen Werke der Griechen übersetzen lassen [1]). Hier begeht Tribbechovius Irrthum über Irrthum. Otto, welcher im Jahre [1158] starb, konnte nicht unter Friedrich II. leben, der im Jahre [1212] den Thron bestieg. Weiter unten werde ich den wahren Sinn der Worte des *Radevicus* und *Trithemius* entwickeln.

Chr. Dreiv ist genauer. Zwar schreibt er den Lehrern den Ursprung der Philosophie und des, seit *Petrus Lombardus* bei den Lateinern beginnenden, Studiums derselben zu; allein er gesteht dabei ein, dafs man unter Friedrich II. Uebersetzungen aus dem Arabischen wie aus dem Griechischen besafs [2]). — Hottinger gesteht, dafs die Scholastiker die griechischen Philosophen *nur* in arabisch-lateinischen Uebersetzungen kannten [3]); diese führt er meistentheils auf *Adelard* v. Bath zurück, der aus Aegypten und Arabien reiche Schätze der arabischen Literatur mitbrachte [4]). — Der gelehrte Heumann war

1) *Ad. Tribbechovium* De doctorib. scholasticis p. 127. 128. 322. ed. Heumann. (Jenae 1719. 8.).

2) De origine et progressu philosophiae, p. 51. edit. 1643.

3) Analecta histor. theol. dissert. VI. p. 255.

4) Hist. eccles. N. T. sacc. XII. sect. I, et sacc. XIII. p. 344.

der Ansicht, dafs das Beispiel der Araber, bei welchen die Schriften des Aristoteles in so hohem Ansehen standen, die Scholastiker zum eifrigen Studium derselben bewogen habe [1]).

[b] zu S. 7.

Der berühmte Herausgeber der Thiergeschichte des Aristoteles, Schneider, sich stützend auf die Worte des Trithemius über Hermannus Contractus, ist der Meinung, dafs es vor dem XIIIten Jahrhunderte einige Uebersetzungen Aristotelischer Schriften gab [2]). — Ackermann glaubt, dafs die Araber, durch Handlungsverbindungen mit, oder Niederlassungen in Italien, auf das dortige Studium der Philosophie grofsen Einfluſs ausübten [3]). „Man sagt, dafs Karl der Grofse lateinische Uebersetzungen arabischer Schriften über Philosophie und Medicin veranstaltete, und es ist sicher, dafs es in der Zeit von Karl dem Grofsen bis Constantinus Africanus lateinische Uebersetzungen arabischer Werke gab. Aber die Zeit hat sie vernichtet."

[c] zu S. 13.

Heeren's Ansicht findet man in seiner: Geschichte des Studiums der classischen Litteratur, Th. I, Einleitung S. 183 — 185; und mit Berücksichtigung der Forschungen Jourdain's wiederhohlt in der 2ten Ausgabe desselben Werks. Historische Werke, Th. IV, S. 224 — 229.

[d] zu S. 13.

Buhle handelt über seinen Gegenstand in seiner: Geschichte der neuern Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften, Th. I, S. 847 — 855; sowie in seinem: Lehrbuch der Geschichte der Phi-

---

1) Conspect. reipubl. litterar. part. I, p. 236, ed. 1797, [besorgt von J. N. Eyring].

2) Animadv. ad fielig. lib. Friderici II., p. 81.

3) Studii medic. Salernitani historia, p. 18.

sophie, Th. V, und in seiner Ausgabe des Aristoteles, Th. I, a. m. O.

Am letzteren Orte irrt Buhle zuerst darin, dafs er Jenige, was *Leonard. Aretinus* [1]) von einer *griechisch*-lateinischen Uebersetzung der Ethik des Aristoteles sagt, auf eine arabisch-lateinische bezieht [2]). Ferner sagt er von der, durch *Gregorius de Gregoriis* im Jahre 1496 veranstalteten, lateinischen Ausgabe des Aristoteles: *Ex Democriti epistola, quae in fronte legitur, apparet, fuisse tunc magnam in scholis librorum Aristotelis penuriam, usosque eos plerosque non textu graeco, sed antiqua illa versione latina, ex* Arabico *facta, aut* Hebraico, *incerti auctoris valde barbara et incompta* [3]). Der Brief des Democrit enthält aber nichts, was zu dieser Vermuthung berechtigen könnte.

Nach ebendemselben Gelehrten hätten Albertus M. und St.-Thomas nur eine *arabisch*-lateinische Uebersetzung benutzt [4]). Weiterhin erkennt jedoch Buhle in Thomas Cantiprat. den angeblichen Verfasser der *griechisch*-lateinischen Uebersetzung, welche Bulaus für älter als St.-Thomas hielt. Somit gab es also im XIIIten Jahrhunderte doch eine aus dem Griechischen verfafste Uebersetzung. — An einem anderen Orte endlich [5]) giebt er den Averroës zum Verfasser einer arabischen Uebersetzung des Aristoteles, welche, ins Hebräische übertragen, den lateinischen Uebersetzungen, deren sich die Scholastiker bedienten, zur Quelle diente.

---

1) In der *Vorrede zur Ethik*. S. Specim. No. 55.

2) Buhle Arist. Opp. Vol. I, p. 210.

3) Ibid. p. 214.

4) Ibid. p. 329: *In librorum Aristotelis interpretatione, utpote ignarus* (Albertus) *linguae graecae et philosophiae antiquioris historiae, usus latina illorum versione ex* Hebraico *facta parum feliciter versatus est.* Ibid. p. 346: ... *usus est Thomas versione librorum Aristotelis latina ex* Hebraico *facta.*

5) Ibid. p. 913.

In seinem Lehrbuche der Geschichte der Philosophie wiederhohlt Buhle die früher gegebenen Behauptungen: „Die Araber trugen zur Bildung und Gestaltung der scholastischen Philosophie von Anfang herein nichts bei; wohl aber zu deren Verbreitung, als die Christen mit ihnen in Spanien und Sicilien in Verbindungen traten [1]). Die Verbreitung der Schriften des Aristoteles war nicht das Werk der Kreuzzüge, oder das Resultat der Einnahme von Konstantinopel, wohl aber verdankte man den Arabern die Mittheilung der sämmtlichen Werke des Aristoteles [2]). Dieser gegen das Ende des XIIten Jahrhunderts Statt findende Einfluss ging aus von der Verbreitung *arabisch*-lateinischer Uebersetzungen der Physik und Metaphysik des Aristoteles, und ihrer *arabischen* Commentatoren. Die ältesten, uns bekannten und von den Scholastikern ihren eigenen Commentaren zu Grunde gelegten lateinischen Uebersetzungen sind augenscheinlich arabischen Ursprungs. *Albertus M.* und *St.-Thomas* kannten keine anderen [3]). Hätte man griechisch-lateinische Uebersetzungen, oder gar die griechischen Originale besessen, so würde man sie ohne Zweifel vorgezogen haben. Die Scholastiker des XIIIten und XIVten Jahrhunderts kannten nicht einmal die alten griechischen Commentatoren; ihre Anführungen aus solchen haben sie aus arabischen Erklärern entnommen. Hätte man die *vollständigen* Werke des Aristoteles zuerst aus Konstantinopel erhalten, warum nicht auch zugleich mit ihnen die griechischen Commentatoren, die damals im Oriente so häufig, ja mehr als Aristoteles selbst, gelesen wurden? [4]) Der griechische Text des Aristoteles und seiner Commentatoren, oder *griechisch-lateinische* Uebersetzungen wurden, einige einzelne Schriften etwa ausgenommen, erst gegen das XIVte Jahrhundert im Abendlande bekannt" [5]). Sonach hält

1) Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, Th. V, S. 140.
2) Ebendas. S. 245, 247.
3) Ebendas. S. 251.
4) Ebendas. S. 251.
5) Ebendas. S. 252.

Bahle die durch die Araber geschehene Mittheilung der vollständigen Werke des Aristoteles für die Hauptursache des Charakters, welchen die scholastische Philosophie gegen Ende des XIIten Jahrhunderts annahm.

[e] zu S. 15.

Tennemann handelt über die Aufnahme und Verbreitung der Aristotelischen Schriften im Abendlande in seiner Geschichte der Philosophie, Bd. VIII, Abtheil. I, S. 353 — 361, vergl. Bd. VIII, Abth. II, S. 449 ff.

[f] zu S. 17.

Der berühmte Camus hat, als er die Uebersetzung der Thiergeschichte von Michael Scotus bekannt machte, verschiedene Punkte der von der Akademie gestellten Aufgabe behandelt [1]). Seit *Renaudot* und *Brucker* hat er den Gegenstand am sorgfältigsten geprüft, und richtig gesehen, daß die allgemeinen Ausdrücke, in welchen man fast durchgängig den Arabern die Ehre der Mittheilung vieler wissenschaftlichen griechischen Werke beilegte, viel zu schwankend seien, um dem Forscher in diesem wichtigen Abschnitte der Litteraturgeschichte genügen zu können. Er stellt folgende Fragen auf:

„Zu welcher Zeit, an welchen Orten, in welcher der sogenannten orientalischen Sprachen sind die ersten Uebersetzungen griechischer Schriften verfaßt worden? — Waren diese ersten Uebersetzungen nicht *arabische*; aus welcher Zeit schreiben sich dann die letzteren? Sind sie nach griechischen Originalen, oder nach früheren Uebersetzungen in einer anderen Sprache, verfaßt? — Welche Umstände begünstigten oder verhinderten den Fortschritt dieser verschiedenen Uebersetzungen?"

„Sind die arabischen Uebersetzungen die Quelle aller lateinischen, in denen sich Spuren eines arabischen Grundtextes vorfinden? oder gab es vor den lateinischen Ue-

1) S. Notices et extraits de manuscrits, T. VI. p. 587 ...

bersetzungen noch andere *vermittelnde* aus dem Arabischen in eine andere orientalische Sprache?"

„Wie, wann, und von wem sind die lateinischen Uebersetzungen nach orientalischen Texten verfafst worden? Endlich: Welchen Vortheil mufs die Prüfung, einestheils der primären oder secundären Uebersetzungen in orientalischen Sprachen, anderntheils der, aus diesen geflossenen, lateinischen Uebertragungen gewähren?" [1])

Die Beantwortung der ersten, meinem Gegenstande eigentlich fremden, Fragen ist mit der der folgenden nicht verbunden; ich habe sie mit aufgeführt, weil ich, ohne die mir von der Akademie aufgelegte Beschränkung, jenen, von Camus angegebenen, Gang genommen haben würde, da dieser allein zu einer richtigen Würdigung des Einflusses der Araber auf die Philosophie des XIIIten Jahrhunderts führen kann.

Camus war der orientalischen Sprachen unkundig. Er beschränkte sich also darauf, das, was schon vor ihm gesagt worden war, zu berichten, aber er hat es mit Methode und Klarheit gethan. Den Ursprung und die Einführung lateinischer Uebersetzungen von griechischen Autoren schreibt er den Juden zu, welche, aus dem Reiche der Abassiden vertrieben, sich in Spanien niederliefsen, dort die arabischen Uebersetzungen griechischer Autoren ins Hebräische übertrugen, und nach ihren eigenen Uebersetzungen lateinische verfafsten, welche sie in Europa verbreiteten. Er ist also fern davon, in den Kreuzzügen die Ursache des Wiederauflebens der Wissenschaften zu sehen, für dessen Hauptbeförderer er vielmehr K. Friedrich II. hält.

Derselbe Gelehrte theilt die Werke des Aristoteles in drei Klassen: I. logische und metaphysische; II. naturgeschichtliche und physische; III. moralische und politische. „Diese drei Klassen", sagt er, können bei dem Studium des Schicksals der Aristotelischen Schriften nicht sorgfältig genug geschieden werden, um Irrthümer zu ver-

1) Notices et extraits de manuscrits. T. VI. p. 291. 292.

stellen, weil z. B. das, was von der Metaphysik des Aristoteles richtig ist, hinsichtlich der Schriften über die Thiere unrichtig sein kann [1]). Aus der Prüfung der Uebersetzung schliefst er, dafs sie aus dem Hebräischen übergetragen sei, obgleich er in derselben eine Menge von arabischen Ausdrücken findet [2]).

Der berühmte Metaphysiker, [Degerando] welchem wir die *vergleichende Geschichte der philosophischen Systeme* verdanken, konnte freilich nur wenige Worte über die, von den Scholastikern benutzten lateinischen Uebersetzungen sagen; indefs, die Gelehrsamkeit und Kritik, welche er in jenem wichtigen Werke beurkundet, bewegen mich dazu, dieselben hier mitzutheilen. „Die Veränderungen," sagt er, „welche die Aristotelische Philosophie bei den Arabern erfahren hatte, steigerten sich noch. Man kannte die arabischen Philosophen nur nach sehr lückenhaften, und allein nach hebräischen Texten bearbeiteten Uebersetzungen" [3]).

Ein deutscher Orientalist, Herr Middeldorpf, hat zu Göttingen eine Dissertation herausgegeben, in welcher er, aus Casiri, ein Gemälde des litterarischen Zustandes von Spanien unter den Arabern entwirft. In dem angehängten *Epimetron* werden die arabischen Uebersetzungen griechischer Autoren behandelt. Hier wird als sicheres Factum hingestellt, dafs die erste lateinische Uebersetzung des Aristoteles, aus dem Arabischen, im XIIIten Jahrhunderte in den Occident gelangte; dafs unter Friedrich II. die aus dem Arabischen abgeleiteten Uebersetzungen in hohem Ansehen standen; dafs dieser Fürst der Universität zu Bologna eine, zum Theil aus dem Arabischen geleitete, Uebersetzung des Aristoteles schenkte, und aus

1) Notices et extr. de MSS. T. VI. p. 489.

2) Ebendas. p. 415.

3) Histoire comparée des systèmes de philosophie. T. I. p. 253. (Paris, 1804. 3 Bücher, übers. von *Tennemann*, Marburg 1805., 2 Thle.)

dieser Sprache die Schriften des Platon, Aristoteles, Ptolemäus übersetzen liefs; dafs man sich in Italien wie in Deutschland vor dem XVten Jahrhunderte eben dieser Uebersetzungen bediente; und endlich, dafs Albertus Magnus auf der Universität zu Paris den Aristoteles im arabischen Gewande erklärte [1]).

J. Moller endlich, Doktor und Professor der Theologie auf der Universität zu Hanau, stellt unter den Vortheilen, welche durch den Islam der Christenheit zugewege gebracht worden, obenan die durch die Araber in Europa bewirkte Verbreitung der Wissenschaften und der Philosophie; doch legt er fälschlich Friedrich I. die auf Befehl seines Enkels, Friedrich's II., verfafsten Uebersetzungen bei [2]).

[*g*] zu S. 27.

Abälard preis't Heloisen glücklich wegen der veränderten Richtung ihrer Studien: *Longe in melius disciplinarum studia commutasti, et pro logica evangelium, pro physica apostolum, pro Platone Christum, pro academia claustrum, tota jam et vere philosophica mulier, elegisti.*

[*h*] zu S. 28.

JOHANN v. SALISBURY

belehrt uns selbst über seine Zeit und seine Lehrer. Er ging ein Jahr nach dem Tode K. Heinrich's von England, zugenamt *Leo Justitiae*, [† 1135] nach Frankreich, und erhielt dort von *Abälard*, in dessen Schule auf dem Berge der heiligen Genovefa, den ersten Unterricht in der Dialektik. Nach dessen Abreise schlofs er sich an *Alberich*, den hartnäckigsten Dialektiker und wüthendsten

1) De institut. literar. in Hispania, quae Arabes auctores habuerunt, [Gottingae 1810, 4.] p. 68.

2) *J. Moller*: De commodit. nonnullis, quae ex Islamismo ad rem publicam Christianorum redundarunt, p. 24. Hanau 1815.

Feind der Nominalisten, und später an *Robert* v. Melun zu. In den zwei Jahren, während welcher er ihren Unterricht genofs, kam er nicht über die Anfangsgründe der Wissenschaft hinaus. Diesen Lehrern folgten: *Wilhelm* v. Conchis in der Grammatik; *Richard Levêque* und *Petrus Elias* *) in der Rhetorik; Magister *Adam* **), ein Mann sehr lebendigen Geistes und mit Aristoteles besonders vertraut, und *Wilhelm* von Soissons in der Logik; *Robert Pullein* [† 1147] und *Simon* in der Theologie. Zwölf Jahre genofs er so den Unterricht der berühmtesten Lehrer, mit welchen er das Studium der Alten ununterbrochen verband.

Keiner dieser Umstände ist zu übersehen. Der Unterricht stand damals in Paris in einer aufserordentlichen Blüthe. Aufser den Ebengenannten lehrten daselbst *Hugo a St.-Victore*, *Wilhelm* von Champeaux, *Gilbert* Porretanus. *Johann* von Salisbury war keine der geringsten Zierden dieses Zeitraums durch seinen Eifer für die Wissenschaften, seine umfassende Gelehrsamkeit, seinen Geist, und seine hohe Stellung. Aus seinen Werken allein läfst sich fast ein vollständiges Gemälde des Zustandes der Wissenschaften und der Kenntnisse gegen das Ende des XIIten Jahrhunderts entwerfen. Ich will hier von dreien derselben, dem *Policraticus*, dem *Metalogicus*, und dem mir mit dem Namen *Thesaurus epistolicus* bezeichneten, reden.

Der zuerst geschriebene *Policraticus* (s. *De nugis curialium*) betrifft die Moral und Politik. Die Form ist satirisch, und die Absicht des Verfassers, die Erbärmlichkeiten, mit welchen sich die jungen Hofleute beschäftigen, lächerlich zu machen. Zugleich aber behandelt er verschiedene Punkte der Moral und Logik, (daher d. Titel: De vestigiis philosophorum). Das VIte Kapitel des VIIten Buchs ist dem Aristoteles geweiht. Johann v. Salisbury spricht dort von dessen Meinungen, Studien, Werken; er be-

*) Fabr. Bibl. med. et inf. lat. Vol. II. p. 274.

**) Ibid. Vol. I, p. 26. *Adamus Parvus.*

merkt, dafs Aristoteles zuerst die Wissenschaften in akroatische und exoterische theilte. „Er behandelte", heifst es, „alle Theile der Philosophie, und gab Regeln für alle, aber er machte sich die Logik so zu eigen, dafs er jeden anderen von ihrem Besitze ausgeschlossen zu haben scheint." Derselbe satirische Ton herrscht in dem *Metalogicus*, welcher nach dem Tode Adrian's IV. im Jahre 1156, bei der Erneuerung des Krieges zwischen Frankreich und England wegen der Grafschaft Toulouse, geschrieben wurde. Der Zweck der Schrift ist die Vertheidigung einer vernünftigen Dialektik gegen die verderblichen Eingriffe der *Cornificii*, ein Spottname für die lächerlichen Wortkrämer, welche an die Stelle der gesunden Vernunft und der schönen Litteratur eine sophistische und spitzfindige Dialektik zu setzen bemüht waren. Die zwei letzten der vier Bücher des *Metalogicus* enthalten eine Analyse der logischen Schriften des Aristoteles. Es werden darin nacheinander die *Isagoge* des Porphyrius, das Buch der Kategorieen, *De Interpretatione*, die *Topica*, die *Analytica*, und die *Sophist. Elenchi* behandelt. Beachtungswerth sind folgende Bemerkungen über die *Topica*:

Cum itaque tam evidens sit utilitas topicorum, miror, quare cum aliis a majoribus tamdiu intermissus sit Aristotelis liber, ut omnino aut fere in desuetudinem abierit, quando, aetate nostra, diligentis ingenii pulsante studio, quasi a morte vel a somno excitatus est, ut revocaret errantes, et viam veritatis quaerentibus aperiret. Neque enim sermonum aut rerum tanta est difficultas, ut a studiosis non possit intelligi, et utilitas tanta est, ut prae ceteris expediat, hunc agnosci; satis enim inter caetera, quae translationis arctissima lege a Graecis tractata sunt, planus est; ita tamen, ut facile sit, auctoris sui stilum agnoscere, et ab iis duntaxat fideliter intelligatur, qui sequuntur in differentia rationem, sine qua nemo unquam, nec apud nos, nec apud Graecos, sicut graecus interpres, natione Severitanus, dicere consueverat, Aristotelem intellexit [1]). — Wei-

1) Lib. III, c. 5.

Weiterhin giebt uns Joh. Sarisberiensis noch historische Details über die *Analytica posteriora:*

Posteriorum vero Analyticorum subtilis quidem scientia est, et paucis ingeniis pervia: quod quidem ex causis pluribus evenire perspicuum est, continet enim artem demonstrandi, quae prae ceteris rationibus disserendi ardua est. Deinde hac utentium raritate jam fere in desuetudinem abiit, eo, quod demonstrationis usus vix apud solos mathematicos est; et in his fere apud geometras duntaxat; sed et hujus quoque disciplinae non est celebris usus apud nos, nisi forte in tractu Ibero, vel confinio Africae. Etenim gentes istae astronomiae causa geometriam exercent prae ceteris. Similiter Egyptus et nonnullae gentes Arabiae. Ad haec liber, quo demonstrativa traditur disciplina, ceteris longe turbatior est, et transpositione sermonum, trajectione litterarum, desuetudine exemplorum, quae a diversis disciplinis mutuata sunt. Et postremo, quod non attingit authorem, adeo scriptorum depravatus est vitio, ut fere quot capita tot obstacula habeat. Et bene quidem, nec non sunt obstacula capitibus plura. Unde a plerisque in interpretem difficultatis culpa refunditur, asserentibus librum ad nos recte translatum non pervenisse.

Auf diese, für die Geschichte der Aristotel. Schriften sehr wichtigen Thatsachen hat, soviel ich weifs, noch Niemand aufmerksam gemacht. Doch beziehen sich dieselben, wie man sieht, nur auf die logischen Schriften. Zu jener Zeit schied man drei Arten der Logik: die Platonische, die rein-Peripatetische, und eine dritte, die der Sekte der Cornificii, gegen welche alle ausgezeichneten Geister des Jahrhunderts ankämpften. Die Theologie war noch frei von ihrem Gebiete fremden Subtilitäten. Die Metaphysik bildete noch nicht eine eigene Wissenschaft, insofern sie die allgemeinen und abstrakten Begriffe von Substanz und Modalität, Art und Gattung, u. s. f. betrachtete. Sie knüpfte sich an die Dialektik; insofern Gott und die Seele ihre Objekte waren, spielte sie über in die Theologie. So findet man ihren Namen auch nicht ein einziges Mal bei Joh. Sarisberiensis. Sicher hätte dieser würdige Prälat sie, wenn sie existirt hätte, bekämpft;

er, der es nicht ertragen mochte, dafs man Gottes Existenz, Güte, Macht, Weisheit, u. s. m. in Frage stellte; er, der Leute, welche sich mit dergleichen Untersuchungen befafsten, als Gottlose und Abtrünnige behandelte, und mit Strafen, die sie belehrten, belegt wissen wollte [1]). Man lese nur genau das VIIte Buch des *Policraticus*, und den *Metalogicus*, vergleiche sie mit den seit 1240 oder 1250 geschriebenen Werken, und man wird sich durch die dann bemerkte Verschiedenheit in Form und Inhalt überzeugen, **dafs zur Zeit des Johannes Sarisberiensis die Aristotelische Metaphysik in den Schulen noch keinen Eingang gefunden hatte.**

Die Physik berührte man kaum obenhin. Sie war bei den Scholastikern nicht Gegenstand eines fortgesetzten Studiums. Dies überliefs man den Aerzten. Johann. Sarisberiensis geht, nachdem er die für den Logiker und Moralisten wichtigsten Punkte hervorgehoben hat, auf die Physik über. „Vor allen Dingen", sagt er, „suchet die Ursache der Krankheit durch sorgfältige Behandlung im voraus zu entfernen; dann, die Kräfte des Kranken wiederherzustellen, bis er endlich die Gesundheit wiedererlangt." [2]). Bald darauf bezeichnet er den Arzt und den Physiker mit einer Benennung [3]). Man lese nur, was er über Schlaf und Träume sagt. Endlich ist das deutlichste Geständnifs der Unwissenheit, in welcher man sich über die Schriften des Aristoteles befand, in folgender Stelle enthalten: *Principium motus secundum se, a Deo habuisse initium, nec Aristotelem negaturum credo: de Boëthio* certus sum ... [4]). Wendet man mir ein, dafs im Mittelalter *Physicus* der Name der Aerzte war, so antworte ich, dafs im XIIIten Jahrhunderte dieser Titel seine Bedeutung veränderte,

1) Policratic. Lib. VII, cp. 8.

2) Metalog. Lib. II, cp. 6.

3) Metalog. Lib. II, cp. 9. Policrat. Lib. I, cp. 29.

4) Metalog. Lib. I, cp. 8.

und in dem Sinne, wie von uns der Ausdruck Physiken, angewendet wurde.

Die für die Zeitgeschichte höchst wichtigen Briefe des Johannes Sarisberiensis boten mir nur eine, auf meinen Gegenstand bezügliche, Stelle dar. Man findet sie im 93sten Briefe des XIten Buchs der Briefe des St.-Thomas von Canterbury, welcher an Richard Lévêque, Archidiakon von Coutances, gerichtet ist. *De caetero*, heifst es dort, *jam a multo tempore porrectas itero preces, quatenus libros Aristotelis, quos habetis, mihi faciatis exscribi, et notulas super Marcum, meis tamen sumptibus, quibus, quaeso, in hac re nulla ratione parcatis. Precor etiam iterata supplicatione, quatenus in operibus Aristotelis, ubi difficiliora fuerint, notulas faciatis, eo, quod interpretem aliquatenus suspectum habeo, quia, licet eloquens fuerit alias, ut saepe audivi, minus tamen fuit in grammatica institutus.*

Diese berühmte Stelle ist zwar häufig, doch nie mit gehöriger Genauigkeit, selbst nicht von den sorgfältigsten Gelehrten angeführt worden. So z. B. sagt der Abbé le Boeuf, indem er sich auf diesen nämlichen Brief beruft: dafs Joh. Sarisberiensis sich in der Normandie durch Vermittelung des Archidiakonus Richard die Dialoge des Aristoteles *juxta Porphirii et Averrois exegesas* habe abschreiben lassen [1]).

Setzen wir alle Vermuthungen bei Seite, so sehen wir in jenen Ausdrücken für den Augenblick nur: die Bitte um eine Abschrift der Uebersetzung irgend eines Werks des Aristoteles. Indefs ist eine specielle Beziehung derselben keineswegs unmöglich.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob Joh. Sarisberiensis Griechisch verstanden habe. Einige Kritiker, bewogen durch die in seinen Werken zerstreuten griechischen Wörter, haben sich dafür entschieden. Indefs, jener Grund ist durchaus unzureichend, da alle

1) Dissert. sur l'état des sciences en France depuis la mort du Roi Robert etc. p. 78.

von Johann angeführten Ausdrücke aus der Grammatik oder Dialektik entlehnt, und von Boëthius, in seinen Commentaren über Aristoteles, erklärt sind. Aber wenn ich gleich an seiner tiefen Kenntnifs dieser Sprache zweifle, so glaube ich doch wenigstens, dafs er die Elemente derselben inne hatte. Man weifs, dafs er mit dem berühmten *Joh. Sarracenus*, dem Uebersetzer des Dionysius Areopagita, in Briefwechsel stand [1]). Vielleicht meint er diesen, wenn er sagt, dafs er sich bei seinem Aufenthalte in Apulien mehrere Ausdrücke der Logik von einem, im Griechischen wie im Lateinischen gleichbewanderten Manne habe erläutern lassen. Welcher Art die von Joh. Sarisberiensis benutzte Uebersetzung gewesen, ist leicht zu bestimmen. Zunächst findet sich der Name des Boëthius in dem *Metalogicus* fast eben so oft als der des Aristoteles; der Name von Erklärern, nach welchen er seine eigenen Commentare verfafst hat, erscheint darin häufig; nur die von Boëthius übersetzten Schriften sind darin benutzt, und um allen Zweifel zu heben, mag hier die Vergleichung zweier Citate aus Aristoteles im *Metalogicus* mit der Uebersetzung des Boëthius ihren Platz finden:

Johann Sarisberiensis [2]).	*Uebersetzung des Boëthius* [3]).
I. *Aristoteles in Analyticis dicens: Omnium, quae sunt, haec quidem sunt talia, ut de nullo alio praedicentur vere universaliter, ut Cleon et Callias, et quod singulare et sensibile, de his autem alia: nam et homo et*	I. *Omnium igitur, quae sunt, haec sunt talia, ut de nullo alio praedicentur vere: ut Cleon et Callias. Et quod singulare et sensibile est: de his autem alia; nam homo et animal et utraque horum est: illa vero ipsa quidem de aliis*

1) Epistol. Joh. Sarisberiensis, ep. 175, 184, 225. [Fabric. Bibl. lat. m. et inf. aet. Vol. IV, p. 579.]

2) Metalog. Lib. II, cp. 20.

3) Analyt. prior. Lib. I, cp. 25; Lib. I, Tom. II, cp. 27, ed. Duval.

animal uterque eorum est. Illa vero, ipsa quidem, de aliis praedicantur, de his autem alia priora non praedicantur; alia autem et ipsa de aliis, et alia de his: ut homo de Callia, et de homine animal.

praedicantur: de his autem alia priora non praedicantur; alia autem et ipsa de aliis, et alia de ipsis, ut homo de Callia et de homine animal.

II. *Item* (*dixit Aristot.*) *in Elenchis: Homo et omne commune* [*non*] *hoc aliquid, sed quale quid, vel ad aliquid aliquo modo, vel hujusmodi quid significat;... Manifestum quoniam non dandum hoc aliquid esse, quod communiter praedicatur de omnibus, sed aut quale, aut ad aliquid, aut quantum, aut talium quid significare* [1]).

II... *nam homo et omne commune non hoc aliquid: sed quale quid: vel aliquid aliquo modo vel hujusmodi quid significat;.... Manifestum ergo, quoniam non dandum hoc aliquid esse, quod communiter praedicatur de omnibus, sed aut quale, aut ad aliquid, aut quantum, aut talium aliquid significare* [2]).

Diese Vergleichungen, welche sich leicht vermehren lassen, beweisen augenscheinlich, dafs man zur Zeit Johann's v. Salisbury nur die Uebersetzungen des Boëthius benutzte. Von der Existenz anderer lässt sich keine Spur finden, und so heifst es denn, wie ich meine, unrichtig in der Literaturgeschichte Frankreich's [3]): „dafs im XIIten Jahrhunderte verschiedene, theils aus dem Griechischen, theils aus dem Arabischen verfafste Uebersetzungen des Aristoteles bekannt gewesen, und dafs Joh. Sarisberiensis sich über deren Werthlosigkeit beklage".

[*i*] zu S. 28.

HUGO'S A ST.-VICTORE

Werke haben mir keinen, irgend wichtigeren, Aufschluss, noch irgend ein Citat des Aristoteles gewährt, welches ich

1) Metalog. Lib. II. cp. 20.
2) De Elench. Lib. II. cp. 6.
3) Lib. XIV. p. 116.

mit unseren lateinischen Uebersetzungen hätte mit Erfolg vergleichen können. Die arabischen Philosophen waren ihm durchaus unbekannt. In seinem *Didascalion*, welches meine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nehmen mufste, bemerkte ich eine Eintheilung der Philosophie in vier Theile: die theoretische, praktische, mechanische, und logische. Die theoretische Philosophie begreift die Theologie, welche von den unsichtbaren Ursachen der sichtbaren Dinge handelt; die Physik, die Mathematik, deren Gegenstand die unsichtbare Form der sichtbaren Dinge ist, und an welche sich die Arithmetik, Musik, Geometrie, und Astronomie anschliefsen. Die praktische Philosophie zerfällt in die solitarische, private, und öffentliche, je nach ihrer Anwendung auf den Menschen als Einsiedler, Familienmitglied, oder Staatsbürger. Die mechanische Philosophie umfafst die menschlichen Verrichtungen [1]). Die logische (rationelle) Philosophie begreift Grammatik, Dialektik, und Rhetorik. Ihr giebt Hugo den ersten Rang, den zweiten der praktischen, den dritten und vierten der Theorie und den mechanischen Künsten [2]).

Das Kapitel *De auctoribus artium* im IIIten Buche würde von hohem Werthe für die Litteraturgeschichte sein, wenn der Verfasser dasselbe eben so ausführlich, wie die Kapitel über die heil. Schriften und die Werke der Kirchenväter behandelt hätte. Boëthius erscheint darin als Uebersetzer des Euklid und Nicomachus. Hugo citirt die *Canones astronom.* des *Ptolemäus*, und eine astronomische Schrift von Nembroth. Von der Logik sagt er: dafs Platon sie auf feste Regeln zurückführte, Aristoteles sie entwickelte, vervollkommnete, und eine Kunst daraus machte, welche durch Varro, den ersten Uebersetzer der Dialektik, und Cicero, welcher die *Topica* hinzufügte, den Römern mitgetheilt wurde.

---

1) Didascal. Lib. III, cp. 1.
2) Didascal. Lib. VI, cp. 14.

Bei WILHELM DE CONCHIS, einem der gröſsten Philosophen des XIIten Jahrhunderts, findet sich kein einziger arabischer Schriftsteller genannt. In dem Dialoge *De substantiis physicis* *) finden sich zwei Citate aus Aristoteles. Die Definition des Verstandes (Sens) findet sich in keiner von beiden lateinischen Uebersetzungen. Ich halte sie unbedenklich für entlehnt aus Seneca. Die Platonische Philosophie ist in dieser kleinen Schrift die vorwaltende, und der Verfasser läfst dies den Herzog von der Normandie **) selbst aussprechen. Seneca, Boëthius vorzugsweise, und Constantin werden häufig als Autoritäten angeführt. Dagegen findet sich von den bei Albertus und Vincent v. Beauvais so häufigen arabischen Ausdrücken aus der Meteorologie kein einziger bei W. de Conchis.

[*k*] zu S. 29.

ADELARD'S v. BATH

Zeitalter läfst sich nur durch Induction bestimmen. Seine *Quaestiones naturales* sind, nach dem Prologe der Handschriften der Bibliothek St.-Nicaise de Reims [1]), an Richard, Bischof von Bayeux, gerichtet, und geschrieben unter der Regierung Heinrich's, Sohn Wilhelm's. Seine Schrift ferner *De eodem et diverso* ist dem Bischof von Syracus, Wilhelm, dedicirt [2]). Heinrich I., genannt Beauclerc, dritter Sohn Wilhelm's des Eroberers, behauptete den Thron von England von 1100 bis 1135. Richard II., Sohn Sanson's, bestieg den bischöflichen Stuhl von Bayeux den XVIten November des Jahres 1108,

*) Ueber diese Schrift, deren Titel lautet: *Dialogus de substantiis physicis*, confectus *a Wilhelmo aneponymo, philosopho*, s. Fabric. Bibl. lat. med. et inf. aet. Vol. III, p. 408..., p. 423...

**) An diesen ist die Schrift gerichtet; s. Fabricius a. a. O. p. 403.

1) S. *Martene* et *Durand* Thes. nov. anecd. Vol. I.

2) Manuscr. lat. de la Bibl. Roy. N. 2389. — Anhang No. 45.

und starb in der Osterwoche 1133 [1]). Wilhelm, Bischof von Syrakus, ist ohne Zweifel der Nachfolger Roger's, welcher im Jahre 1112 der Lateransynode [unter Paschalis II.] beiwohnte [2]); Roger starb 1104; Hubert war Bischof von Syrakus im Jahre 1117 [3]); mithin hat man das Episcopat Wilhelm's zwischen 1105 bis 1116 zu setzen.

Zu der Zeit nun, wo Adelard seine Dedication schrieb, war er von seinen Reisen schon wieder zurückgekehrt. Fälschlich meinte Selden [4]), und nach ihm Olaus Celsius [5]), dafs Wilhelm von Malmesbury in seiner Geschichte der Könige England's weitläufig über Adelard handle; Selden verwechselte hier Adelard mit Gerbert, von welchem Wilhelm, in der von Selden angeführten Stelle [6]), wirklich redet.

Halten wir uns nun an die beiden, von Adelard selbst uns an die Hand gegebenen Thatsachen, so müssen wir sein Leben in die ersten 30 Jahre des XIIten Jahrhunderts setzen.

Constantin der Mönch und Gerbert hatten die Kenntnisse, welche ihnen ihr Vaterland nicht bieten konnte, in der Ferne, bei den Griechen und Sarazenen gesucht. Adelard, von Wissensdrang getrieben, entschlofs sich gleichfalls, die Wissenschaften in fernen Ländern aufzusuchen. Er selbst erzählt uns, wie er zuerst die Schulen von Tours und Laon besucht, darauf Griechenland und Kleinasien, und ohne Zweifel auch die den Muhamedanern unterworfenen Länder, durchreiset. Zurückgekehrt in sein Vaterland schrieb er verschiedene

1) Gallia christ. T. IX, col. 360, 1.

2) *Baron.* Annal. Eccles. ad ann. 1112.

3) *Roccki Pirrhi* Sicilia sacra, p. 620.

4) Commentat. in Eutych. Orig. Eccles. Alexandr. p. 156.

5) Hist. erudit. Arab. in: Nov. Biblioth. Bremens. [Cl. IV, Fasc. I.].

6) De gestis Reg. Angliae, Lib. II. cp. 10.

Werke, von denen ich nur zwei besitze. Diese will ich genau durchgehen, weil eine genaue Prüfung derselben meinem Zwecke angemessen, und Adelard, der so viele Wagnisse aus Liebe zu den Wissenschaften bestand, gerade der Schriftsteller ist, aus welchem sich eine richtige Vorstellung von dem damaligen Zustande der Kenntnisse entnehmen läfst.

Das eine jener Werke ist betitelt: *De eodem et diverso* [1]), eine Anspielung auf zwei Ausdrücke der Dialektik. Es ist in Form eines Briefes an einen Neffen abgefafst. Das Ganze ist eine geistreiche Allegorie, durch welche er seinen Eifer für die Wissenschaften, seine Reisen, ja, die Philosophie selbst gegen den Spott der Weltleute vertheidigt. Da dieser Brief ganz unbekannt ist, so will ich den Inhalt etwas genauer angeben.

In einem abgelegenen Thale bei Tours, dessen Stille nur durch das Rauschen der Loire unterbrochen wird, erscheinen dem in tiefe Betrachtungen über die Astronomie versunkenen Adelard zwei Göttinnen. „Die erstere, zu meiner Rechten," (sagt er) „betrachtet den grofsen Haufen nur mit Abscheu, und giebt sich selbst den Philosophen nie ganz zu erkennen. Daher sucht sie der andere nicht, und die letzteren streben vergeblich, sie ganz zu erhalten. Sieben Jungfrauen umgaben sie, keineswegs einander gleich, doch so vereint, dafs der Beschauer, um eine zu sehen, alle mit einem Blicke auffassen mufste. Die zu meiner Linken befindliche Göttinn ist Gegenstand der Wünsche Aller. Fünf Dienerinnen bedienten sie; doch war deren Physiognomie schwer zu erkennen, da sie vor Scham die Blicke der, ihnen gegenüber befindlichen sieben Jungfrauen nicht ertragen konnten."

---

1) Dieses Werk ist nie gedruckt worden. Der Abbé *Leboeuf* ist der einzige, welcher es in seiner Abhandlung über den Zustand der Wissenschaften in Frankreich seit dem Tode König Robert's citirt.

Die Dedication und den Anfang findet man unten im *Anhange* (N. 45.), nach dem Ms. Roy. N. 2389.

Die hier von Adelard vorgeführten Personen sind: die Philosophie mit den sieben freien Künsten, und die Philokosmie mit ihren Begleiterinnen, Glück, Macht, Würde, Ruf, und Lust. Nach einigen Augenblicken beginnt die *Philokosmie* mit folgender Anrede an Adelard: „Was hat dich nur, o Jüngling, zu diesem Irrthume verleitet, dein ganzes Leben einem Studium ohne Erfolg, und dem Streben nach trügerischen Feinheiten zu weihen, die flüchtig und wesenlos sind, wie der Schatten? Doch gesetzt, die Dinge, denen du nachstrebst, hätten Realität; weißt du denn nicht, daß einer jeden von ihnen neue zahlreiche Zweifel, wahre Dornen der Seele, entkeimen? Warum vertraust du dich lieber dich mir an? Höre mich jetzt, und wähle dann, was dir von Vielem gefallen wird." Sofort schildert ihm die Philokosmie mit den glänzendsten Farben das Glück. Nur ihm und seinen Lieblingen will die Welt dienen. Er besitzt Tausende von Palästen über und unter der Erde; und in diesen ist kein Winkel leer. „Wohin dein Blick sich wendet, weidet er sich an Schätzen. Was ist reiner als Gold, verführender als gearbeitetes Silber, glänzender als Edelsteine? Der, welchen das Glück mit diesen beschenkt, besitzt weite Ländereien, reiche Heerden, u. s. f. Nichts fehlt ihm, was der Sterblichen Herz erfreut. Er ist mächtig, berühmt, im Besitze aller Vergnügungen; man nennt ihn einen Philosophen, selbst einen Weisen."

„Vergleiche nun mit dieser Lage die eines Adepten jener unsinnigen, von Blinden sogenannten Philosophie. Sich und die Ihrigen für die elendesten Gegenstände vernichtend, dient sie dem gemeinen Menschenverstande zum Spott. Und welches ist ihr Resultat? Ihre zur Vernunft zurückgekehrten Anhänger verachten sie, wenden sich meinen Begleiterinnen zu, und vermeiden sorgfältig die Verehrer jener. Sie wollen lieber mit den Reichen ihre Schätze zählen, als die ewigen Zänkereien der Philosophen ertragen, von denen das neue Sprüchwort gilt: *Quot panes divideris, tot philosophos habebis.* In der That, da sie in sich keinen Trost finden, verfahren sie gegeneinander wie Elstern, welche sich die Augen aushacken. Erfaßt Einer irgend einen Theil, so verwirft

ihn der Andere, um bald darauf das früher Verworfene zu billigen. Auch wagen sie kaum, befragt, ihren Namen zu nennen, und doch sind diese Menschen unverschämt genug, den Spruch: *Felix, qui potuit rerum cognoscere causas*, im Munde zu führen. Zugegeben aber, sie haben eine gewisse Erkenntnifs; ist das Wesen nicht unglücklich, das nichts unternommenes vollenden, nichts von dem, was es wünscht, erringen kann? Aber sie erkennen selbst die Dinge nicht. Ihre Häupter sind nicht nur hinsichtlich des Was, sondern auch hinsichtlich des Wie der Erreichung des Wissens uneins. Der Eine behauptet, man müsse, um es zu finden, von den sinnlichen, der Andere, von den übersinnlichen Dingen ausgehen. Der behauptet, dafs es nur in den ersteren, der, dafs es aufserhalb der letzteren befindlich sei. Somit beunruhigen sie sich wechselseitig, so dafs keiner von ihnen sich Glauben verschafft."

„Gesetzt aber, du erkennst sie nicht als Lehrer an; ist nicht selbst Ptolemäus mit Pythagoras in Zwiespalt über das Verhältnifs der Zahlen, wenn er beweiset, dafs der *Diatessaron* und der *Diapason* *) nur einen einzigen Gleichklang bilden? Weicht nicht Epikur in der Erklärung des Gesichtssinnes des Menschen von anderen Philosophen ab, und haben diese ihn nicht deshalb blind genannt?"

„Doch gehen wir zu den neueren Meistern der römischen Beredtsamkeit, zu Cicero und Boëthius; sind nicht auch diese mit einander über die Eintheilung der Syllogismen in Widerstreit? Wem soll man nun glauben von allen denen, die täglich unsere Ohren mit ihren Bauerungen belästigen, die uns täglich neue Aristotelesse und Platone vorführen; die sowohl, was sie wissen, als was sie nicht wissen, verheifsen. Ihr höchstes Vertrauen setzen sie in ihre aufserordentliche Geschwätzigkeit. Wer gleicht mehr einem unverschämten Possenreifser, als ein

*) ἡ διὰ τεσσάρων die Quarte; ἡ διαπασῶν (ἡ διὰ πασῶν χορδῶν) die Octave.

Mensch, der blofs vorgiebt, er empfinde? Denn sie läugnen, dafs irgend ein Weg, zur Gewifsheit zu gelangen, in uns, dafs irgend einem Sinne zu trauen sei. Haben sie keine Empfindung; nach welchem Vorrechte besitzen sie eine andere Art zu empfinden? Wollte doch Gott, sie würden alle blind und taub! Ihre Führerinn, sagen sie, sei die Vernunft, und doch ist nichts blinder als diese Vernunft, welche Dinge zu sehen vorgiebt, die gar nicht existiren."

Darauf erhebt die Philokosmie ihre vier anderen Begleiterinnen: „Kann das Glück dir nicht gefallen, so siehe hier die Macht. Sie ist unwiderstehlich. Auf ihr Verlangen beschwören die Menschen, dafs die Schwäne eigentlich schwarz, und die Raben weifs sind. Ihre Thaten, selbst ihre Worte, verbreiten sich über den Erdkreis, welcher sie höher feiert, als Jupiter Ammon's und Apollo's Orakel. Ihr zur Seite steht die Würde, gewissermafsen ihr unterthan. Denn sie, als Inbegriff aller Würden, verleihet dieselben. Dictaturen, Consulate, Magistratsämter, Dinge, welche selbst bei denen, die sich Philosophen nennen, und sie zu verachten scheinen, Gegenstand ihrer geheimen Wünsche sind, stehen unter ihrer Herrschaft."

„Der Ruf enthüllt dir Vergangenheit, Gegenwart, und Zukunft. Er ist es, der den Jason, die unbekannten Meere zu durchfahren, den Herkules, zahllose Ungethüme zu bekämpfen, den Menöceus, sich für sein Vaterland zu opfern, antrieb. Sein Werk sind die Grofsthaten aller Zeiten; selbst das Unmögliche hilft er möglich machen. Er scheucht von seinen Erwählten des Alters Stumpfheit, verbreitet während ihres Lebens ihren Namen über die Welt, und läfst sie nach dem Tode selbst, unsterblich im Andenken fortleben. Darum nannte sie das Alterthum „unsterbliche Götter", verehrt sie die späte Nachwelt."

„Die Lust vereint unter ihrem Scepter alles und jedes Vergnügen. Die Freude, die Gesundheit, die Thätigkeit hangen von ihr ab. Daher ist auch ihre Verehrung so allgemein verbreitet. Sie lehrte den Gebrauch duftender Salben und Blumenkränze, den Genufs der milden Süfse des Honigs und des feurigen Weins; sie lehrte durch

künstliche Bearbeitung des Goldes und Edelgesteins den Glanz des Auges nachbilden, und das Ohr durch der Töne Harmonie entzücken. Sie ist es, welche zu empfinden jede Faser unseres Körpers fähig ist. Darum setzte auch jener griechische Weise Epikur, einer unserer Vertrauten, das höchste Gut in die alleinige Lust. Dies sind die Vortheile, welche dir meine Begleiterinnen bieten; wähle nun, und befasse dich nicht länger mit jener langweiligen Philosophie, über welcher du so eben einschliefst. Sie besteht nur in Worten, die nur so lange ergötzen, als man sie hört."

Mit diesen Worten verschwand die Philokosmie, und mit ihr der Eindruck ihrer Worte. Die *Philosophie* beginnt bescheiden ihre Widerlegungsrede:

„Unkeusches Weib, du denkst mir wohl mit deinen Lügen, welche du mit zufällig aufgegriffenen Beispielen bemäntelst, diesen Schüler zu entreifsen? Hebe dich weg von hier! Nie sollst du ihm in meiner Gegenwart mit Erfolg deine Schlingen legen. Und um mich und ihn von deiner überlästigen Gegenwart zu befreien, will ich deine Ausfälle gegen mich würdigen, zeigen, was man von deinen schamlosen Begleiterinnen zu halten habe."

„Aus den Forschungen der Philosophie, sagst du, erwachsen zahllose Dornen für den Geist. Höre denn, und lerne, wenn du es vermagst. Der erhabene Schöpfer aller Dinge, der, soweit es die Natur der einzelnen vermittelte, Alles nach seinem Bilde schuf, verlieh der Seele den Verstand, dessen sie sich, solange sie selbst ruhig und rein bleibt, in seinem ganzen Umfange bedient. Durch ihn erschaut sie die wahre Gestalt der Dinge, ihre Ursachen, und deren Urgrund; beurtheilt die Zukunft nach der Gegenwart; erkennt ihr eigenes Wesen, sowie das des Verstandes, welcher die forschende Vernunft begreift. Sobald sie aber eine irdische Hülle empfängt, verliert sie einen grofsen Theil der Kenntnifs ihrer selbst. Doch kann jene, sie bindende, Fessel der Materie den Adel ihrer Wesenheit nicht ganz vernichten. Sie ringt nach der Wiedererlangung des Verlornen. In Ermangelung des Gedächtnisses nimmt sie ihre Zuflucht zum Ur-

theile (*Opinio*); und mit Hülfe ihrer Kenntniſs des Ganzen nähert sie sich den einzelnen Theilen; sie führt das Zusammengesetzte auf seine einfachsten Elemente zurück, erforscht die Theile, und befreit sie von jeder Art von Zusammensetzung. Nachdem sie so das Einfache gefunden, beobachtet sie mit bewundernswerther Feinheit die Art des Grundwesens; und nach dieser Untersuchung bekleidet sie die Grundwesen allmälig mit ihren verschiedenen Formen, und gelangt so zur Mehrheit der zusammengesetzten sinnlichen Dinge. Da die Grundwesen (*Principien*) nothwendig beschränkt sind, da es sonst gar keine geben würde, so erheben sich unter meinen Eingeweihten keine „endlosen Zweifel", geschweige denn, daſs, wie du vorgiebst, der Mensch für das, aus der Untersuchung gewonnene Licht blind bleiben sollte."

„Eben so unhaltbar ist deine hämische Beurtheilung der Ausgezeichnetsten meiner Familie. Du nennst sie *„sich entgegenstehend hinsichtlich der Erforschung der Dinge"*. Jeder, der die, von groſsen Männern ausgesprochenen Ansichten begriffen, wird sie von dieser Anklage freisprechen. Ich erkläre mich näher: Der eine, fortgerissen von der Erhebung seines Geistes (*Intellect*), auf selbstgeschaffenen Schwingen, unternahm es, die Dinge durch die Principien selbst zu erkennen; er schilderte, was sie vor ihrer Wiedergeburt in den Körpern waren, und bestimmte die Urformen der Dinge. Der andere dagegen begann mit den sinnlichen und zusammengesetzten Dingen. Beide begegnen sich auf ihrem Wege; wie darf man sie also widerstreitend nennen? Man hat sie vielmehr so zu erklären: Art und Gattung, denn um diese handelt es sich hier, sind Namen für die in ihnen enthaltenen Dinge. Die Namen Gattung, Art, Individuum werden der nämlichen Wesenheit, nur unter verschiedenem Bezuge, beigelegt. Individuen nannten die Philosophen die sinnlich wahrnehmbaren Dinge, hinsichtlich ihrer Verschiedenheit nach Zahl und Namen, z. B. Sokrates, Platon, u. a. Ebendieselben hieſsen ihnen, unter dem Begriffe Mensch zusammengefaſst, Art; und endlich unter dem Worte Thier begriffen, Gattung. Bei der letzteren Betrachtungsweise abstrahirten sie von den

individuellen Formen, um sich an einen, das Allgemeine umfassenden, Ausdruck zu halten. Sonach bezeichnet Thier die mit Leben und Empfindung begabte Substanz; das Wort Mensch bezeichnet aufserdem noch das Vermögen zu urtheilen, und die Sterblichkeit. Der Name Sokrates fügt zu allen diesen Begriffen noch die Beschränkung der Accidenzen auf ein Individuum hinzu. Der ungebildete Mensch fafst zwar die Individuen auf; aber sein Blick, selbst der des Philosophen, wird dunkel, sobald es an die Betrachtung der Art geht. Sie vermögen weder die einfache Art, ohne Zahl und Beschränkung, wahrzunehmen, noch zu einem einfachen Ausdrucke zu gelangen, welcher die Art bezeichnet. Daher rief einst Jemand, der von den Universalien reden hörte, voll Erstaunen: „Wer sagt mir, wo sie sind?" So verwirrt die, gleichsam neidische, Einbildungskraft die Schärfe der Unterscheidung des Urtheils. Das ist das Loos der Sterblichen. Nur der göttlichen Intelligenz, welche die Materie mit dem vielfachen Gewande der Formen bekleidete, ist die Kenntnifs der Materie ohne Form, sowie der Formen, getrennt voneinander, oder verbunden, vorbehalten. Denn in ihr bestanden alle Dinge einfach, ehe sie Gegenstände menschlicher Erkenntnifs wurden; und da nun, was ihr erblickt, Gattung, Art, und Individuum ausmacht, so glaubte Aristoteles mit Recht, dafs dieselben in den sinnlichen Dingen enthalten seien. Als Gattung und Art erschauen wir indefs diese verschiedenen Gegenstände nur durch die Einbildungskraft; und dies war der Grund, weshalb sie Platon aufserhalb der sinnlichen Dinge in die göttliche Intelligenz setzte. Du nanntest, glaube ich, die Vernunft, zu Gunsten der Sinne, eine blinde Führerin. Ich gebe dies zurück, und behaupte, dafs nichts gewisser ist, als die Vernunft, nichts falscher, als das Zeugnifs der Sinne, denen so wenig in den geringsten wie in den wichtigsten Angelegenheiten irgend ein Einfluss gebührt. Wessen Blick vermag den unermefslichen Himmelsraum zu umfassen? welches Ohr seine Harmonie zu vernehmen? welches Auge die Atome zu scheiden? welches Gehör das Geräusch ihres Zusammenstofsens zu

vernehmen? Nein, den Sinnen gebührt gar kein Vertrauen; nur die blofse Meinung (*Opinio*), nicht das Wissen von den Dingen kann von ihnen ausgehen. Sie hindern nur den Geist am Auffinden des Wahren, statt ihn dabei zu unterstützen. Ein Ton, der das Ohr berührt, ein Lichtstrahl, der den Blick trifft, die Aufregung der Sinne durch äufsern Eindruck, dringen zum Sitze der Seele, und wenden sie ab von ihrem Forschungsgeschäfte. Deshalb suchen wir stets für unsere erhabenen Betrachtungen die Einsamkeit, wo uns die Sinne weniger abziehen. Darum erschaut die Seele im Schlafe, freier von Beunruhigung, und ungestörter in Anwendung ihrer Forschungskraft, das Wahre oder Wahrscheinliche in der Zukunft. Darum ist sie auch beim Grauen des Tages dem Irrthume weniger unterworfen, weil sie dann, nach Beendigung des Verdauungsgeschäfts, freier ist."

„Endlich vermögen die Sinne nicht das Wie ihres Empfindens und das Was ihres Wesens zu würdigen. Dies ist ein Vorzug, nicht des grofsen Haufens, der nicht versteht zu zweifeln, sondern der Philosophen. Preise also ferner nicht so unverschämt diese Sinne, die nicht einmal zu empfinden vermögen, was sie selbst sind. Sie verdienen vielmehr unsere Verwünschungen." Die Philosophie endet mit einer Tirade, welche ich übergehe, und schöpft Athem. Adelard benutzt ihr längsterwartetes Stillschweigen, und hebt so an:

„Erlaube mir, Führerinn der Wahrheit, jene Anmafsende zu bekämpfen. Mein Sieg über sie wird sowohl für mich ehrenvoll, als auch der gewichtigste Beweis deiner Ueberlegenheit sein."

„Nachdem die körperliche Masse der sichtbaren Welt durch des Schöpfers Allweisheit ihre Formen erhalten hatte, bedurfte es einer äufsern Kraft, um ihr angemessene Bewegung und Wachsthum zu geben. Denn diese konnten die Körper, trotz ihrer gegenseitig verschiedenen Schwere, nicht besitzen, da ihre Principien ohne Kraft oder ohne Bewegung gewesen waren. Sei es nun, dafs der Wille der Gottheit den Körpern zu gleicher Zeit und

auf

auf einmal Wachsthum, Bewegung, und die anderen Eigenschaften verlieh, oder dafs sie, selbst unveränderlich, in ihre Werke successive Entwickelung legte, — genug, sie wollte, dafs die mit allen Gaben ausgestattete Natur (die Seele) in Körpern, die aller Fähigkeit ermangeln, wohnen sollte. Aus diesem Grunde sagt Platon im Timäus, dafs Gott der Seele die Obergewalt über den Körper, sowohl wegen ihres Alters als ihrer Vorzüge, verliehen habe. Ist dies in Wahrheit der Fall, so unterliegt es keinem Zweifel, dafs er vermittelst dieser Natur (der Seele) den Körper schaffen konnte. Die, wesentlich der Veränderung unterworfene, Natur des Körpers war des Höchsten, des Niedrigsten, und des Mittleren fähig. Darum ward ohne Zweifel die Seele mit Reue und Begehrungsvermögen begabt, um durch das eine die Ausschweifung der Leidenschaften nach den beiden Extremen zuviel und zuwenig, verbessern, und vermöge des anderen die Mittelstrafse halten zu können. Die Seele, ihrer Wesenheit nach ein ganz Absolutes und sich selbst Gleiches, kennt weder Gröfse noch Kleinheit. Aber ihre Leidenschaften, Reue und Begierde, lassen sie oft von ihrer Gleichförmigkeit abirren, besonders bei Aufregung durch die körperlichen Leidenschaften. Darum bedurfte es, um sie im Zaume zu halten, der Vernunft. Glücklich und ruhig würde der Mensch leben, könnte er stets seine Leidenschaften zügeln. Die durchaus vollkommene Seele ist bestimmt, alle Theile ihres ganz irdischen (*élémentaire*) Wohnsitzes, des Körpers, zu lenken. Doch ist diese ihre Bestimmung nicht immer leicht zu erfüllen. Schon bei ihrem Eintritte in den Körper verliert sie einen grofsen Theil ihrer Göttlichkeit, so dafs sie zuletzt ihrem Schöpfer nicht mehr in ihrem früheren göttlichen Charakter erscheint, und ihres Ursprungs und Endzwecks vergifst. In diesem Zustande strebt sie nach jenen, von der Philokosmie so prunkhaft gepriesenen Dingen, als da sind: Reichthum, Gunst, Würden, und Ruf; sie verliert die Gabe, das Falsche von dem Wahren zu unterscheiden; und, was aller Irrthümer schlimmster ist, sie preiset sich glücklich über ihr Elend, und ist von der Glückseligkeit ihres Zustandes überzeugt.

Die Glücksgüter blenden das Licht der Vernunft, und würdigen den Menschen zum Thier herab. Nur ein Mittel giebt's für die, mit dem Körper vereinte Seele, um sich aus diesen Banden zu befreien, es ist: Rückkehr zu sich selbst, und zu ihrem Gebiete, d. h. Studium der Philosophie, und der sogenannten freien Künste. Diese verleihen der getrübten Seele wieder ihren Glanz, und erheben sie von ihrem Falle."

Hierauf verhüllt sich die tief beschämte Philokomie, und entweicht sammt ihrem Gefolge. Die Philosophie, über ihren Triumph erfreut, betrachtet wohlgefällig die sieben Jungfrauen ihres Gefolges. „Jüngling," spricht sie laut, „dieser Sieg erfüllt meine Hoffnung, die ich von dir hegte, seit du dich von Jugend auf mit Eifer mir zuwandtest. Ich schulde dir ein Geschenk für die Befreiung von jenem Ungeheuer. Du besitzest jetzt mein Vertrauen. Ich besitze sieben Jungfrauen, deren Charakter und Vorzüge ich dir schildern will, damit du die, welche du wünschest, erwählen kannst. Möglich auch, dafs der Beste Aller deinen Wünschen zusagt."

Ich übergehe hier die ausführliche Schilderung der sieben freien Künste, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie, und Astronomie, welche den Inhalt des *Trivium* und *Quadrivium* ausmachten, und bemerke nur, dafs bei der Schilderung der Geometrie, mit den Worten: *Unde factum est sapiens quidem vir subtilitate mentis elatus id expendens, .. qua ratione regulam omnibus seculis perennem de terrae mensura habere posset, ...,* Euklid bezeichnet sei. Wirklich bezeichnet Adelard weiterhin Verfahrungsarten zur Messung jeder beliebigen Höhe und Tiefe eines Thurmes oder Brunnens; und läfst die Philosophie das Lob der Geometrie mit den Worten schliefsen: *Haec tibi de multis pauca: de gravibus levissima excerpsi, ut et ejus praecepta videantur tibi credibilia, et attendenti animo non minus intelligibilia. His itaque ceterisque ejus praeceptis si quis instruatur, per terrenam viam sibi in coelum ingenio parabit, et quantitatem superiorum differentiamque comprehendet.*

Es war natürlich, dafs Adelard der Philosophie eine, den Vorstellungen des Zeitalters angemessene, Sprache lieh. So darf man sich auch nicht wundern, wenn er von der Astronomie sagt: *Hanc si quis sibi privatam facere posset, non modo praesentem rerum inferiorum statum, verum et praeteritum, licet futurum non diffiteretur: superiora quippe illa divinaque animalia inferiorum naturarum principium et causae sunt.*

Die Allegorie schliefst mit einer Anrede der Philosophie an Adelard selbst, in welcher sie ihn zu fortgesetztem eifrigen Studium der Wissenschaften ermahnt, und mit den Worten endet: „Die tiefere Erforschung der, den Blicken deiner Einbildungskraft sich darbietenden Jungfrauen ist an einem Orte nicht möglich. Du mufst die verschiedenen Völker besuchen, ihre Lehrer hören, und deren Vorträge dem Gedächtnifs einprägen. Was du in Frankreich vermissest, wirst du jenseit der Alpen finden; und was dir Latium nicht erschliefst, wird dir Griechenland enthüllen.“ Mit diesen Worten verschwindet die Philosophie nebst ihren Begleiterinnen.

Adelard wandte sich mit erhöhetem Eifer dem Studium der Wissenschaften zu. Endlich ging er nach Salerno, wo er den Unterricht eines dortigen Arztes genofs, der ihm die Kraft des Magnets erklärte. Dieser Zweck seiner Reisen: Aufsuchung der Wissenschaft, welche ihm sein Vaterland nicht bot, mufs ihn von dem Vorwurfe, welchen man ihm macht, befreien.

Nach seiner Rückkehr schrieb er auch seine *Quaestiones naturales*. Veranlassung gab ihm dazu sein Neffe, der ihn einst in einer Gesellschaft von Freunden um eine Uebersicht der Systeme (*Doctrines*) der Araber bat. Dabei erinnert er jedoch wohlbedächtig, dafs in jener Auseinandersetzung die Bezeichnung der Gegenstände durch ihre wahren Namen vermieden sei. *Habet enim*, sagt er, *haec generatio ingenitum vitium, ut nihil, quod a modernis reperiatur, putent esse recipiendum; unde fit, ut, si quando inventum proprium publicare voluerint, personae id alienae imponens, in quam quidam dicet, non*

ego [1]). Das Werk ist in Form eines Dialogs zwischen Neffe und Onkel verfafst. „Wir waren übereingekommen," sagt Adelard, „als ich dich in den Schulen zu Laon zurückliefs, dafs ich mich mit dem Zustande der Wissenschaften bei den Arabern, du dich mit dem der Philosophie in Frankreich bekannt machen solltest. Jetzt wollen wir unsere Resultate vergleichen. Was ich jedoch hier Neues angeben werde, will ich nicht auf meine Rechnung nehmen; ich kenne zu gut das Schicksal, welches die Völker den Lehrern bereiten. Die Sache, welche ich führe, soll die der Araber und nicht die meinige sein." Man könnte allerdings schwanken, ob Adelard beabsichtigte, den philosophischen Ansichten der Araber, oder unter diesem Deckmantel seinen eigenen, öffentlich Eingang zu verschaffen. Indefs, die Uebertragung und Verbreitung philosophischer Werke der ersteren, auf welche er den ganzen Rest seines Lebens verwandte, zeigt uns, dafs er die Ueberlegenheit der Araber über die Abendländer wirklich anerkannte.

Er redet zuerst von den Pflanzen, dann von den Thieren, vom Menschen, von der Erde, und vom Himmel. Wir theilen einige Sätze aus seinen *Quaestiones naturales* mit:

„Die Welt besteht aus vier Elementen, die, obgleich dem Auge unerkennbar, sich in allen ihren Theilen wiederfinden. Sie sind so eng verbunden, dafs für unsere Sinne Nichts durchaus einfach ist. Genau genommen, mufs man sie also nicht durch Substantive, sondern durch Adjektive bezeichnen, weil diese das vorherrschende Princip ausdrücken. So herrscht z. B. bei den Vegetabilien das *erdige* Princip vor, und die drei anderen, Wasser, Luft, und Feuer, sind darin in abnehmender Progression enthalten [2]). Diese Combination der Elemente und ihrer

1) Eine ähnliche Klage spricht *Johannes Sarisberiensis* in seinem *Metalogicus* aus.

2) *Herba per terram cohaerens, per aquam diffundens, per aërem et ignem surgens.*

Eigenschaften erzeugt die feststehende Ordnung in den niedern Dingen, welche durch eine fortwährende Auflösung zu den ihnen gleichen zurückkehren.

Nichts in der sinnlichen Welt wird ganz vernichtet; das Aufhören der Verbindung von Theilen mit anderen ist nicht zugleich ein Aufhören ihrer Existenz. Sie gehen nur eine andere Verbindung ein. Ueberhaupt scheide man Quantität und wirkende Kraft. Die erste ist der zweiten untergeordnet; daher legen wir dem oder jenem Vegetabil die Eigenschaft der Wärme bei, da doch quantitativ das erdige Princip in allen Vegetabilien vorwaltet. Die Verschiedenheit der Eigenschaften der Pflanzen entspringt aus der Eigenthümlichkeit des sie nährenden Elements.

Die wiederkäuenden Thiere sind diejenigen, deren Temperament kalt ist. Haben die Thiere eine Seele? Ja. Wir sehen sie das ihnen Schädliche fliehen, das Nützliche suchen. Der Hund erkennt unter Hunderten die Stimme und Gestalt seines Herrn; er verfolgt sicher und seines Zieles gewifs die Spur des Wildes. Jeder dieser Akte setzt eine bewährte Empfindung und ein Urtheil voraus. Der Sitz des Urtheils ist aber die Seele. Folglich haben die Thiere eine Seele.

Weshalb scheinen Verstand und Gedächtnifs sich gegenseitig nachtheilig? Die Akte der Seele im Gehirn sind der Zahl nach drei; sie fafst auf, urtheilt, behält. Hiernach hat man das Gehirn in drei Kammern getheilt. Die erste, im vordern *) Theile des Kopfes, ist Sitz der Auffassung; die zweite, mittlere, des Urtheils; die dritte, das Occiput, des Gedächtnisses. Die Kraft der beiden ersteren entsteht aus der des Gedächtnisses, aus der Trockenheit. Eine flüssige Fläche nimmt alle Eindrücke auf, und bewahrt keinen; dies ist der Verstand. Eine harte, wie z. B. Wachs, nimmt sie

*) Im Texte steht *intérieur*.

schwerer auf; dies ist das Gedächtnifs. Bei so verschiedenen Principien können also beide Vermögen im Gehirne sich nicht gleichzeitig begegnen.

Warum bleibt der Erdball in der Luft schweben, da doch alle schweren Körper niederwärts streben? Jedes Ding in der Natur strebt nach dem Gleichartigen, und flieht das Ungleichartige. Der allgemeine Satz ist: Jeder schwere Körper strebt nach dem untersten Punkte. Dieser ist in einem runden Körper der Mittelpunkt. Somit mufs auf der Erde jeder schwere Körper sich nach dem unsichtbaren und einfachen Mittelpunkte zu bewegen; und da dieser Punkt fest ist, so empfängt, was ihn berührt, von ihm Stabilität. Dies ist der Grund der Stabilität unseres Erdballes und seiner Theile.

Das Feuer strebt, sich von dem ihm entgegengesetzten Elemente, der Erde, zu trennen, und bildet, indem es sich zu der höheren Region erhebt, einen natürlichen Umkreis (*Circonférence*). Die Erde entfernt sich dagegen wieder vom Feuer, und nimmt deshalb den Mittelpunkt, als den von demselben entferntesten, ein. Die Erdbeben entstehen durch den Ausbruch der in der Erde enthaltenen Luft. Dafs die Gestirne beseelt sind, ergiebt sich aus mehreren Gründen. Durch ihre Gestalt, Zusammensetzung, und Ausdehnung der Gottheit näher als die niedern Körper, ist selbst ihre Nahrung, welche in den Dünsten der Erde und des Wassers besteht, reiner und leichter, weil diese, ehe sie zu den Gestirnen gelangen, alles Schwere und Unreine verlieren. Adelard citirt den *Boëthius* und *Aristoteles*; doch beweisen die wenigen angeführten Meinungen des Letzteren keineswegs, dafs er dessen Werke besessen habe. Aus Adelard's Schriften folgt ferner, dafs die Aristotelische Philosophie damals noch nicht im Abendlande verbreitet war, weil er sie sonst ausführlicher behandelt haben würde. Die arabischen Schriftsteller kannte er, wie es scheint, gar nicht; mindestens führt er keinen namentlich an.

Meine Vermuthung von Adelard's Reisen zu den Muhamedanern wird durch seine Kenntnifs des Arabischen bestätigt. Man hält ihn allgemein für den Verfasser

der *arabisch-lateinischen* Uebersetzung des Euklid, und einiger anderen Uebersetzungen arabischer Schriften, auf welche ich weiterhin zurückkommen werde. Seine Kenntnisse und seine Reisen erwarben ihm einen grofsen Ruf, und seine Ansichten galten selbst noch im XIIIten Jahrhunderte als eine Autorität. Vincent von Beauvais citirt ihn oft, und meistens unter dem Namen *Philosophus Anglorum*.

[*l*]

ALANUS AB INSULIS.

Der Pater Oudin (*De scriptor. eccles.*) setzt die Geburt des Alanus in das Jahr 1114, und seinen Tod auf 1203, ohne zu untersuchen, ob nicht zwei Personen dieses Namens, vielleicht durch ein Jahrhundert getrennt, existirten *). Jedenfalls indefs ist es nach dem Zeugnisse *Alberich's* [1]) und *Heinrich's von Gent* [2]) ausgemacht: dafs der Verfasser des Anti-Claudianus zu Ende des XIIten Jahrhunderts lebte. Diese Thatsache genügt mir.

Sämmtliche Werke des Alanus **), mit Ausnahme des *Anti-Claudianus*, welcher mir einer genaueren Prüfung werth schien, haben mir nur drei oder vier Citationen des Aristoteles geliefert [3]).

---

*) Nach *Fabricius*, Bibl. lat. m. et inf. aet. Vol. I, p. 89, beschuldigt *Jourdain* den Oudin hier mit Unrecht. Auch setzte dieser den Tod des Alanus auf 1202, s. Fabricius a. a. O.

1) Chron. p. 429.

2) De illustr. eccles. scriptor. cp. 21.

**) Eine Ausgabe derselben veranstaltete *Carol. de Visch*, Antverp. 1653, Fol. S. Fabricius a. a. O. p. 92.

3) So lies't man in der Schrift *De fide catholica*, cp. 30, folg. Citat des Mercurius Asclepia [*Asclepius* der Titel einer dem Hermes Trismegistos beigelegten Schrift]: *Omnis enim immortalitatis est anima.* Nicht weit davon finden sich zwei Anführungen aus dem Buche *De essentia summae bonitatis*, nämlich: 1) *Anima est in horizonte aeternitatis et ante tempus nomine aeternitatis.* 2) *Res destru-*

Das berühmte Gedicht *Anti-Claudianus* wurde, wie Visch und Barth vermuthen *), verfaſst, um die Principien des Claudianus in seinen zwei Büchern ad *Rufinum* zu bestreiten. Wirklich lautet auch in mehreren Handschriften der Titel des Gedichts: *Anti-Claudianus de Anti-Rufino.* Der Inhalt desselben ist folgender 1):

Die Natur, bekümmert über die Verderbtheit des Menschen, will einen neuen Menschen, ausgestattet mit allen Vorzügen, schaffen; dazu aber bedarf sie nothwendig der Hülfe der Tugenden. Sie kommt zu deren Palaste, welcher auf einem hohen, mit Bäumen besetzten Berge gelegen ist, dessen Fläche, von einer lebendigen Quelle durchrieselt, das Himmelsgewölbe berührt. Hier versammelt sie die Tugenden, und theilt ihnen ihre Absicht mit. „Lasst uns", spricht sie, „mit vereinten Kräften ein Wesen bilden, fähig, die Laster seines Geschlechts zu tilgen. Es sei:

Non terrae faecem redolens, non materialis,
Sed divus homo; nostro molimine terras
Incolat, et nostris donet solatia damnis.

---

etabiles sunt ex corporeitate, non ex incorporeitate. An derselben Stelle beruft sich Alanus auf Aristoteles, der in seiner Schrift *De eligendis duobus propositis* gesagt habe: *Si istius est consecutivum malum et illius est consecutivum bonum, magis est illud eligendum, cujus est consecutivum bonum, quam aliud, cujus est consecutivum malum.* Desgleichen beruft sich Alanus auf Platon im *Timäus* und *Phädon*, bei Gelegenheit der Unsterblichkeit der Seele. Wären des Aristoteles Bücher *De anima* bekannt gewesen, so würde er sicher auch ihn bei dieser Gelegenheit erwähnt haben. — Die Schrift des Alanus *De planctu naturae* enthält einige Ausfälle gegen den Stagiriten, doch nur als Dialektiker.

*) Diesen tritt auch *Fabricius* bei, Bibl. l. m. et inf. aet. Vol. I, p. 83; obschon er vorher (Bibl. lat. lib. III, cp. 13) jene Vermuthung bestritten hatte. Casp. Barth spricht über diesen Gegenstand ad Stat. Theb. II, v. 714. Vol. II, p. 639.

1) Herr *Legrand d'Aussy* hat von einer französischen Uebersetzung dieses Gedichts Nachricht gegeben. Man s. Not. et extr. des Manuscr. T. V, p. 546 ff.

Insideat coelis animo, sed corpore terris.
In terris humanus erit, divinus in astris.

Die Klugheit stimmt der Natur bei. Aber (sagt sie) wenn wir den Menschen materiell bilden, wer wird ihn beseelen? Bedarf es nicht, da in der Natur alles auf Bewegung hinausläuft, eines ersten Bewegers? Wie wollen wir ihm diese, aus dem Himmel stammende, Seele verschaffen?

Die Vernunft giebt Beiden Recht: Was die Natur bildet, vervollkommnet der Schöpfer aller Dinge; Gott schafft aus Nichts ein göttliches Wesen; die Natur formt aus Etwas vergängliche Dinge. Sie vollzieht, jener befiehlt. Die Vernunft schlägt vor, dafs die Klugheit Gott um die Seele bitten solle, ohne welche der vollkommenste Leib nicht bestehen könne. Die Klugheit lehnt eine solche Sendung, als zu erhaben für sich, ab; aber die Eintracht nimmt das Wort, und überredet sie dazu, nachdem sie lebhaft das Unglück geschildert, welches in ihrer Abwesenheit die Zwietracht über die Menschen gebracht habe. Die Klugheit ruft die sieben Jungfrauen, ihre Dienerinnen, herbei:

Cautae, prudentes, pulcrae, similesque puellae
Septem, quae vultum sub septem vultibus unum [1])
Reddunt, quas facies, genus, aetas, forma, potestas
Una tenet, tenet una fides, tenet una voluntas.

Es sind die sieben freien Künste, denen die Klugheit die Anfertigung eines Wagens zur Beschleunigung ihrer eiligen Reise zum Himmel aufträgt. Die Grammatik macht die Deichsel, welche der Verfasser mit der Vorrede eines Buchs vergleicht; die Logik die Axe; die Rhetorik ruft die Idee hervor, bringt sie zur Ausführung, leitet die Hand der Schwestern, und vollendet das Werk. Die Arithmetik verfertigt das erste Rad; die drei übrigen freien Künste, die andern.

Die Vernunft als Wagenlenkerinn schirrt fünf Rosse, die fünf Sinne, an, doch die zwei letzteren der-

1) Dieselbe Idee finden wir schon bei Adelard.

selben machen nur eins aus. Die Klugheit schwingt sich auf den Wagen, giebt ihm die Richtung gen Himmel, und bewundert und schildert unterwegs die Wunder, welche ihr Blick erschaut. Endlich erreicht sie die Sphäre der Gestirne; hier hält der Wagen. Die Vernunft findet keinen gebahnten Weg mehr; die Rosse wollen nicht weiter. In dieser Ungewissheit erblickt die Klugheit auf dem Gipfel des gestirnten Himmels eine Jungfrau, die Theologie. Diese erbietet sich der Klugheit, sie zu führen, heißt sie absteigen, und ihr folgen. Es geschieht. Die Klugheit besteigt eins ihrer Rosse, den Sinn des Gehörs, welches die Vernunft leitet, und so erheben sich beide Jungfrauen zum Aufenthalte der Gottheit. Noch blendendere Wunder erschauen sie hier; beim Anblick der Chöre der Engel, der ruhmstrahlenden Heiligen, der heil. Jungfrau, und der Natur Jesu Christi, welche in allen himmlischen Mächten herrscht, fällt die Klugheit, bewußtlos, in eine tiefe Lethargie. „Hier", ruft der Dichter in frommer Begeisterung aus:

„*Tullius ipse silet, raucescit lingua Maronis;*
Languet Aristoteles, Ptolemei sensus aberrat."

Die Theologie mit Hülfe ihrer Schwester, des Glaubens, ruft sie ins Leben zurück. Jetzt übernimmt der Glaube die Führung der Klugheit, welche der Leitung durch die Vernunft entsagt. So gelangt sie zum Throne Gottes. Der Allmächtige hört und erhört ihre Bitte, und bildet eine Seele nach dem in seiner Weisheit ruhenden ewigen Typus. Doch indem er sie ihr anvertraut, empfiehlt er ihr, sie sorgsam vor dem schädlichen Einflusse irgend eines Planeten zu bewahren. Die Klugheit kehrt zur Erde zurück, und übergiebt die Seele der Natur und den Tugenden. Die Natur bildet den Körper, welchen die Eintracht mit dem göttlichen Hauche verbindet. Darauf statten alle Tugenden das neugeschaffene Wesen mit einer Gabe aus. Der Adel erscheint zuletzt, aber er besitzt nichts zu eigen. Er sucht also seine Mutter, das Glück, auf, und bittet sie um einen Beitrag für die vollendete Ausstattung des Menschen. „Was kann ich", erwiedert diese, „dem Wesen verleihen, welches die Natur und die Tugenden gebildet haben?"

Indefs, auch sie zeigt sich freigebig, doch wacht dabei die Vernunft, damit bei den Gaben des Glücks nicht auch Stoff zu künftigen Unruhen mit unterlaufen möchte.

Unterdessen erfährt Alekto voll Bestürzung den gelungenen Plan der Natur. Auf ihren Ruf versammeln sich die Schaaren der Laster, und überfallen die erhabene Versammlung. Aber der so herrlich ausgestattete Mensch wirft ihren unerwarteten Anfall siegreich zurück.

Dies ist der Gang dieses berühmten Gedichts, welches mystisch, moralisch, und philosophisch zugleich ist. Keiner Sekte sich anschliefsend hat es zum Zweck, dem Menschen zu zeigen, was er von Gott empfangen, was die Natur für ihn gethan hat, wo die Schranke seiner Sinne, und wo die Gränze gesteckt ist, an welcher selbst die Vernunft sich dem Glauben unterwerfen mufs.

Eine Menge von Schilderungen verleihet dem Ganzen Reiz und Abwechselung; zugleich erhalten wir durch viele Einzelnheiten eine Vorstellung von der Beschaffenheit der physikalischen Kenntnisse der Zeit des Alanus. Seine Schilderung des Palastes der Natur und der dort aufgestellten Gemälde ist äufserst geistreich. Dort vergleicht er die Logik mit der Mahlerei:

O nova picturae miracula, transit ad esse,
Quod nihil esse potest! Picturaque simia veri,
Arte nova ludens in res umbracula rerum
Vertit et in verum mendacia singula mutat.
Sic logicae vires artis subtiliter hujus
Argumenta premunt, logicaeque sophismata vincunt.

Unter den erwähnten Bildnissen grofser Männer befinden sich Platon, Ptolemäus, Virgil, Cicero mit sehr genau bezeichnenden Attributen. Auch Aristoteles ist nicht vergessen (Lib. I, cp. 4.):

Illic arma parat logico, logicaeque palestram
Pingit Aristoteles.

Die Versammlung der Tugenden giebt ihm Gelegenheit, sie zu beschreiben. Eine ähnliche Kunstwendung ist die Einführung der sieben freien Künste, um den Wagen

für die Klugheit zu erbauen. Diese Partie des Gedichts ist selbst für die Litteraturgeschichte wichtig, weil Alanus unter den freien Künsten die Koryphäen, welche sie behandelt haben, angiebt. Für die Grammatik nennt er Donat, Aristarch, Didymus, und Priscian. Die Schilderung der Dialektik schliefst mit folgenden Versen [1]):

Autores logicae, quos donat fama perenni
Vita, nec sepelit illos, quos terra sepultos
Velat, sed recolens defunctos suscitat orbi.
Illic Porphyrius directo Tramite pontem
Dirigit, et monstrat callem, quo lector abyssum
Intrat Aristotelis, penetrans penetralia libri.
Illic Porphyrius arcana resolvit, ut alter
Oedipodes nostri solvens aenigmata Sphingos.
Verborum turbator adest, et turbine multos
Turbat Aristoteles noster, gaudetque latere.
Sic logica tractat, quod non tractasse videtur;
Non quod aberret in hoc, sed quod velamine verbi
Omnia sic velat, quod vix labor ista revelet.
Qui tamen iccirco vestit sua dicta latebris,
Ne sua prosternat secreta; suumque relinquens
Arcanum vulgo tandem vilescere cogat.
Nam sua secreti majestas vilet, et omni
Privatur splendore sui, si publica fiet.
Nam res vulgatae semper fastidia gignunt,
Ex re vulgata contemptus nausea surgit.
Zeno pugil logicus, logices athleta sophiae
Rex et ductor adest, logicae sibi proelia quaerens,
Illius nudat latebras imosque recessus.
In lucem tenebrosa refert, nova ducit in usum,
Excusatque tropos, in normam schema reducit.
Exerit ambiguum Severinus: quo duce linquens
Natalem linguam, nostri peregrinat in usum.
Sermones logicae virtus dicatque latinum.

1) Lib. III. cp. 1.

Die vier Verse über Cicero, in Bezug auf seine Rhetorik, führe ich hier an, weil ich weiterhin davon Gebrauch machen werde. Sie lauten (Lib. III, cp. 2.):

Illic Rhetoricam sibi solus Marcus adoptat,
Immo parit; quare Ciceronis filia dici
Ars merito poterit, quam gignit Tullius; a quo
Ars ortum ducens censeri Tullia posset.

Auf Cicero folgen Quinctilianus, Symmachus, Sidonius. Für die Arithmetik nennt ferner Alanus: Nicomachus, Gilbert, Pythagoras, Chrysippus; für die Musik Michael; für die Astronomie Albumasar. Bei Gelegenheit der Reise der Klugheit werden einige Ideen über die Naturerscheinungen, über die Ursache der Winde, der Wolken, des Blitzes, des Hagels, u. a. m., desgleichen über die Ordnung und Eigenthümlichkeit der Planeten, eingestreut; alles nach den Vorstellungen jener Zeit.

Durch diese Prüfung der Werke des Alanus habe ich erwiesen, dafs Aristoteles in denselben nur als Dialektiker erscheint. Keine seiner physischen oder metaphysischen Schriften wird angeführt, nicht einmal bei der, ziemlich ausführlichen Berechung der Unsterblichkeit der Seele. Doch konnten sie, gegen das Ende des XIIten Jahrhunderts übersetzten, Bücher von den Meteoren dem Alanus bekannt sein. Nur eine einzige Anführung des, den Griechen unbekannten, Buchs *De eligendis duobus propositis* habe ich gefunden *).

[*m*] zu S. 30.

Ein kostbarer Schatz für die Litteraturgeschichte ist der Katalog der Bibliothek des Klosters Bobbio **),

*) Vergl. oben S. 264. Not. 3).

**) Dieser Katalog findet sich in *Muratori* Ant. Ital. III, p. 818 bis 825. Neben den Kirchenschriftstellern findet sich auch eine beträchtliche Anzahl Profanschriftsteller, besonders Dichter, wie *Virgil*, *Juvenal*, *Martial*, *Persius*, *Ovid*, *Lucre-*

welcher im Xten Jahrhunderte verfafst ist. Diese Bibliothek war damals, wo die Veranstaltung von Büchersammlungen mit den gröfsten Schwierigkeiten verbunden war, sicher eine der wichtigsten. In demselben habe ich blofs die Kategorien, und das dem Alexander untergeschobene Werk *De situ Indiae ad Aristotelem* gefunden.

[*n*] zu S. 82.

Die aus der Analytik und dem Buche *De Praedicamento*, entnommenen Citate stehen in Abälard's *Introductio in Theologiam*, und sind offenbar aus Uebersetzungen des Boëthius entnommen. Ebenso verhält es sich mit der *Isagoge* des Porphyrius. — In den übrigen Theilen der Philosophie tritt er gern dem Platon bei, welcher ihn *Maximus Philosophorum* heifst [1]). Auch sieht man, dafs es im XIten Jahrhunderte eine lateinische Uebersetzung von Platon's Timäus gab [2]). Endlich benutzt Abälard noch eine dem Hermes beigelegte Schrift: *De verbo perfecto*.

[*o*] zu S. 82. und 83.

Robert de Courçon spielte in den religiösen und politischen Verhältnissen seiner Zeit eine glänzende Rolle, und fand, als er eine Laufbahn verlassen mufste, in welcher sein Ruf nicht fleckenlos geblieben war, seinen Tod in Aegypten im Jahre 1218 [3]). Cäsar v. Heisterbach starb im Jahre [....], Wilhelm v. Auxerre, wie man annimmt, im Jahre 1228 [4]).

---

tius, u. A. Das Kloster Bobbio ist eins der ältesten; es ward vom heil. Columban ums Jahr 600 gestiftet. S. *Heeren* Geschichte der class. Litt. im Mittelalter, Th. I, S. 193. (2te Ausg.).

1) Opp. p. 1032 und 1104.

2) Ibid. p. 239. 1112.

3) Man s. Not. et extr. des Manuscr. Tom. VI.

4) Fabricii Bibl. med. et inf. latin. [Vol. III, p. 407].

Die Königl. Bibliothek besitzt ein unvollständiges Exemplar der *Summa* Robert's; ich habe es aufmerksam gelesen, und irre ich nicht, so ist Aristoteles darin nicht ein einziges Mal erwähnt [1]).

Caesar von Heisterbach erwähnt des Stagiriten ebensowenig. Zwar spricht er von der Verdammung seiner Bücher [2]); indefs verursachte eben dieser Umstand vielleicht sein Schweigen. Bemerkenswerth ist der, von ihm erwähnte, Eifer, mit welchem die Schüler nach Toledo strömten, um dort die Nekromantie zu studieren: *Complures ex diversis regionibus scholares apud Toletum studerent in arte necromantica* [3]).

[p] zu S. 33.

Wilhelm von Auvergne, seit 1228 Bischof von Paris, starb im Jahre 1248, nach dem Berichte der Kirchenhistoriker und der Verfasser der *Gallia christiana* *). Die Gründung von *Sainte - Cathérine de la Couture*, die Aufhebung der Universität im Jahre 1229, die Aufrichtung des theologischen Lehrstuhls bei den Dominikanern und Franciskanern, die Zulassung der Bettelmönche zu den akademischen Würden, die Menge der Pfründen, Gegenstände sehr heftiger Streitigkeiten; endlich, was uns hier am meisten interessirt, die erfolgreiche Bearbeitung und Verbreitung der Doktrinen der griechischen und arabischen Philosophen durch Albertus Magnus, Alexander de Hales, Robert von Lincoln, — dies sind die gröfsen Ereignisse, welche das Episkopat Wilhelm's von Auvergne zu einer der interessantesten Epochen der Kirchengeschichte Frankreich's machen.

1) Manuscr. lat. Fonds de Sorbonne, No. 878.

2) Illustr. miracul. et hist. mirab. L. V, cp. 25, p. 294, der Ausgabe v. 1605.

3) Ibid. cp. 4, p. 207.

*) Nach Fabricius, B. lat. m. et inf. aet. Vol. III, p. 469, starb er 1249.

Aber Wilhelm schien auch ganz geschaffen für eine solche Zeit. Glühend von religiöser Begeisterung, vielseitig gebildet für jene Zeit, gewandt als Dialektiker, aufgeklärt als Philosoph bestritt er kräftig die neue Philosophie, und verwarf in der Metaphysik wie in der Physik Alles, was sich nicht mit der Bibel vereinigen lassen wollte. Gewifs führten ihn sein Eifer und der Mangel an hinreichender Einsicht über die Forderungen der Vernunft und unserer Glaubenslehren hinaus; aber man ist geneigt, ihn zu entschuldigen, wenn man die Ausschweifungen berücksichtigt, zu welchen die Lust an philosophischen Schulgezänken die damaligen Theologen verleitete.

Der grofse, auf uns gekommene Theil seiner, zu verschiedenen Zeiten bekannt gemachten Schriften ist im Jahre 1674 in 2 Folio-Bänden edirt von Bartholom. Ferron *), Kanonikus von Chartres [2]). Sie enthalten häufige Anführungen des Aristoteles, Platon, und einiger arabischen Philosophen. Ich gebe hier eine Sammlung der Citationen aus Aristoteles, deren Ausführlichkeit eine Vergleichung mit den lateinischen Uebersetzungen Behufs der Bestimmung ihres Ursprungs möglich macht.

I. LIBER METAPHYSICORUM. Die oft aus dem ersten Buche angeführte Phrase: „*Omnes homines scire desiderant*“ [2]), ist aus dem Prologe entnommen, welcher sich, wie wir wissen, in den arabischen Uebersetzungen nicht findet. — Aus demselben Prologe ist auch der, aus Aristoteles entlehnte Satz: *Quaedam ex animalibus carent virtute memorativa, propter quod nec disciplinabilia sunt* [3]). Andere Anführungen aus der Metaphysik des Aristoteles findet man bei Wilhelm I, p. 108, 119, 121, 271, und anderwärts.

II.

*) Im franz. Texte steht *Ferrou*. S. jedoch *Fabricius* B. l. m. et inf. aet. III, p. 470.

1) Man s. d. Artikel über Wilhelm v. Auvergne in der *Biographie universelle*, von Degerando.

2) Tom. I, p. 325; Tom. II, tract. De anima, p. 98, 183.

3) Tom. I, p. 843.

II. LIBER DE ANIMA. In einer eigenen Schrift Ueber die Seele bemüht sich Wilhelm den Aristoteles zu widerlegen.

1) „Aristoteles" (sagt er) „drückt sich zu Anfange seines Buchs *De anima* so aus:" *Bonorum et honorabilium notitiam opinantes, magis autem alteram altera, utpote quae de melioribus atque nobilioribus est*, etc. Dieselbe Stelle lautet in einer:

Griechisch-lateinischen Uebersetzung: *Bonorum honorabilium notitiam opinantes, magis autem alteram altera, aut secundum certitudinem, aut ex eo, quod meliorum quidem et mirabiliorum est*, etc.

Und in einer arabisch-lateinischen Uebersetzung: *Quoniam duobus honorabilibus est, scire de rebus aliquid, quae differunt ab invicem, aut in subtilitate, aut quia sunt scitae per res digniores et nobiliores*, etc.

2) Die von Wilhelm aus Aristoteles angeführte Definition der Seele lautet: *Perfectio corporis physici organici potentia vitam habentis* [1]). Dieselbe lautet in der griechisch-lateinischen Uebersetzung: *Anima est primus actus corporis organici physici potentia vitam habentis*; und in der arabisch-lateinischen: *Anima est prima perfectio corporis naturalis organici habentis vitam in potentia* [2]).

3) In derselben Schrift giebt Wilhelm folgende hat von Paraphrase des Aristotelischen Textes: *Si quis dicit, animam scire vel intelligere, perinde est, ac si dicat, eam texere vel aedificare: anima vero nec scit nec intelligit, sed homo in anima.*

Dafür giebt die griechisch-lateinische Uebersetzung: *Dicere autem, irasci animam, simile est, si aliquis dicat, eam texere vel aedificare. Melius autem est fortasse, [non] dicere, animam misereri aut intelligere, sed*

1) De anima, p. 65.

2) De anima, lib. II, No. 6. und 7.

hominem anima; die arabisch-lateinische dagegen: *Dicere autem, quod anima irascitur, est simile, quod texit et aedificat. Melius enim videtur, non dicere, quoit anima putatim* [sic] *habet, aut docet, aut distinguit, sed dicere quod homo facit hoc propter animam* [1]).

Wilhelm knüpft hieran folgende Betrachtungen:

Verum ista expositio Aristotelis multum longe videtur esse in intentione ipsius, cum ipse generaliter removeat scire et intelligere ab anima. Expositio autem ista, etsi multum particularis, videtur solummodo de quodam scire et intelligere. Forsitan autem apud Graecos, i. e. graece eloquio, intentio Aristotelis aptior est, et alia in practicis sermone quam nostra latinitas exprimit, proinde mihi videtur abusivum valde etc. . . . . Omnibus igitur iis diligenter inspectis atque pensatis, tutius est, contradicere interpretationi, et sensum, quem imponunt isti imbecilles, sermoni Aristotelis antedicto, et verisimile est, ut praedixi, latinitatem nostram intentionem Aristotelis nobis non explicare in parte ista [2]).

Diese Stelle ist wichtig: denn 1) ist bei der Kritik der lateinischen Uebersetzung von der Vermittelung der Araber gar nicht die Rede, sondern der Tadel des unrichtigen Verständnisses trifft die unmittelbar aus dem Griechischen Uebersetzenden; 2) erhellt, dafs man lateinische Uebersetzungen benutzte, ohne die griechischen Originaltexte zu Rathe zu ziehen.

III. LIBRI PHYSICORUM. Die Physik des Aristoteles benutzt Wilhelm häufig. Höchst beachtungswerth ist dabei jedoch der Umstand, dafs er sie bald unter dem Titel: *Liber de auditu*, bald *Libri physicorum* citirt, ohne dafs abzusehen ist, ob er unter beiden Titeln ein und dasselbe Werk verstehe. Zweimal führt er einen arabischen Commentar zu dem Buche *De auditu* an.

1) Lib. I, No. 64.

2) Lib. de Anima. p 81. 82.

Vielleicht citirte er, wo er die *Libri physicorum* erwähnt, nach früher lebenden Schriftstellern; wo er dagegen den Titel *Liber de auditu* gebraucht, benutzte er vielleicht die arabisch-lateinische Uebersetzung, der Averroës, in dem Prologe zu seinem Commentare, wirklich diesen Titel giebt. Aus der Annahme dieser Vermuthung würde folgen, dafs Wilhelm die griechisch-lateinische Uebersetzung nicht besafs. Aber eine solche Hypothese bedarf der Begründung durch materielle Beweise. Indefs gestehe ich offen, bei der angestrengtesten Forschung in den verschiedenen Schriften Wilhelm's keine, hinreichend ausführliche und wörtliche Anführung gefunden zu haben, um danach die Art von Uebersetzungen, aus denen er sie entnommen, bestimmen zu können. Die längsten, von mir gesammelten Citationen sind folgende:

1) *Jam declaravit Aristoteles in libro, quem vocavit physicum auditum, quoniam impossibile est, impartibile quodcunque moveri per se.* (Tom. I, p. 280.)

2) *Corruptio autem corporalis omnis ex necessitate fit in tempore, sicut et omnis alius motus corporalis, sicut declaravit Aristoteles in auditu suo, i. e. in libro, quem vocavit auditum.* (Ibid. p. 240.)

3) *Dixit Aristoteles in libro suo, quem vocavit auditum, infinita non possunt fieri simul ab uno et eodem agenti. Sed neque infinitos possibile est esse agentes simul, et propter hoc nec infinita corpora, nec infinita corporalia agentia posse esse simul.* (Ibid. p. 693.)

4) *Et dicam: quoniam naturalis motus naturalium corporum sequitur naturam ipsorum corporum, quae est continuitas et divisibilitas in infinitum, et propter hoc continuus est omnis motus naturalis naturalium corporum et in infinitum partibilis juxta sermonem Aristotelis, qui dicit, in quolibet moveri esse infinita mota, et in quolibet fieri infinita facta, et declaravit hoc in libro suo, quem vocavit auditum, et post eum multi alii, etiam tempore meo.* (Tom. I, p. 729.)

5) *Dixit Aristoteles in libro suo, quem vocavit auditum: motus est exitus a potentia in actum continuus et non subitus.* (T. I, p. 953.)

6) *Aggregatio impartibilium impossibile est, ut quantitatem continuam faciat vel augeat. Hacc declaravit Aristoteles in libro suo, quem vocavit auditum.* (Ibid. p. 917.)

7) *Jam declaravit hoc in auditu suo, ubi dixit, quia nullum movens necesse est movere ex hoc, quod movet, vel motu, qui movet, vel alio.* (Ibid. p. 955.)

8) *Jam tibi declaratum est per Aristotelem in libro physicorum, quod inter quaelibet duo est tempus.* (T. I, p. 630.)

9) *Dixit Aristoteles in libro physicorum: virtutes moventes sunt proportionales motibus suis et spatiis.* (Ibid. p. 916.)

10) *Neque enim continuitas neque contiguitas habet locum apud impartiabilia, sicut jam declaravit Aristoteles in libro physicorum.* (Ibid. p. 1000.)

11) *Abu-Bacer Sarrasenus dixit in expositione auditus Aristotelis, quod Deus erat spiritus coeli.* (T. I, p. 713.) *Abumasar vero Sarrasenus in libro expositionis auditus Aristotelis dixit, Deum esse spiritum coeli, quod de creatore intellexit.* (Ibid. p. 80.)

Obgleich in diesen Stellen *Wilhelm* weniger Anführungen, als vielmehr Lehrsätze entlehnt, so veranlassen sie doch zu folgenden Bemerkungen:

Die 1ste und 7te Citation nähern sich eher einer *griechisch-lateinischen*, als einer *arabisch-lateinischen* Uebersetzung [1]). Die Definition der Bewegung in der 4ten gehört nicht dem Aristoteles, sondern dem Avicenna, wie schon Albertus bemerkt [2]). Aus der 10ten und 11ten Citation ersieht man, dafs die *arabisch-latei-*

1) Lib. VI, No. 86 und 38 und a. a. O.

2) Lib. Phys. III, tr. I, cp. 7.

nischen Uebersetzungen und die Commentare des Averroës zu Wilhelm's Zeit schon bekannt waren. Indefs sind beide Namen der arabischen Erklärer (Abubacer und Abumasar) unrichtig. Nach diesen Bemerkungen läfst sich annehmen:

1) dafs Wilhelm *zwei* Uebersetzungen der Aristotelischen Physik gekannt und nebeneinander benutzt habe, wovon ich weiterhin Beispiele liefern werde [1]);

2) dafs aber, als er schrieb, die Uebersetzungen und Commentare der Araber, wie aus der ungenauen Namensangabe des Commentators hervorgeht, noch wenig verbreitet waren.

IV. LIBER DE COELO ET MUNDO. Dies Buch ist nur zwei- oder dreimal citirt. Aus der Vergleichung der längsten Anführung [2]) mit dem Texte des Albertus [3]) geht hervor, dafs beide Scholastiker aus einer und derselben Quelle schöpften. Ueber die von Albertus benutzten Uebersetzungen wird weiter unten geredet werden.

V. Die LIBRI METHEORUM werden angeführt Tom. I, p. 79, 641.

VI. LIBER DE ANIMALIBUS wird unter dem Titel *Liber de naturis animalium* citirt I, p. 295, 519, 882, 1029.

VII. LIBER DE SOMNO ET VIGILIIS, T. I. p. 996. Von diesen drei Werken gilt das von dem Buche *De coelo et mundo* Bemerkte.

VIII. Wilhelm citirt ferner sehr häufig die logischen Schriften a. d. s. *Libri praedicam.*, *Topic.*, *Analyt.*, *Elench.* Was die Art der Uebersetzungen derselben

1) Als ich diese Bemerkung niederschrieb, kannte ich nur *eine* arabisch-lateinische Uebersetzung der Physik.

2) Tom. II, p. 154.

3) De coelo et mundo, lib. I, tr. 4. cp. 10.

betrifft, so ist dieselbe aus dem bereits Gesagten bestimmt, und wird es weiterhin noch genauer werden.

IX. Die ETHICA werden häufig citirt, und waren dem Wilhelm ohne Zweifel bekannt. Man beachte folgende Anführungen:

1) *Quia virtus et quae subjectum bene habens perficit et qua opus suum bene reddit. . . . Si utique hoc in hominibus sic se habet, videlicet quemadmodum in oculo.* (Tom. I, p. 108.)

2) *Virtus est bonitas duarum malitiarum medio* [*medio*?]; *nominat* (*Arist.*) *duas malitias, superfluitatem et indigentiam.* (Ibid. p. 108.)

3) *Scire vel parum aut nihil, operatur ad virtutem.* (Ibid. p. 112, 356; T. II, p. 95.)

4) *Virtus est omni arte certior et melior.* (T. I, p. 812; T. II, p. 100.) Die Vergleichung dieser Stelle mit der *Ethica vetus* und *nova* beweiset beider Identität.

Wilhelm nennt noch das Buch *De sex principiis* [1]), und eine Schrift über die Bereitung der verschiedenen Arten des griechischen Feuers (*ignis graecus*) [2]). Das eine gehört dem *Gilbert Porretanus*, und ward dem *Aristoteles* beigelegt, weil es im XIIten und XIIIten Jahrhunderte gewöhnlich mit dessen Werken verbunden zu werden pflegte. Das andere ist ganz apokryphisch.

Wilhelm scheidet ferner Anhänger (*Sequaces*) und Erklärer (*Expositores*) des Aristoteles [3]). Nur einmal nennt er den Alexander, und nur, um dessen Ansicht von der Seele heftig zu bekämpfen [4]). Insgemein faßt

1) T. I, p. 188.

2) Ibid. p. 680.

3) Ibid. p. 699, und a. a. O.

4) . . Error *Alexandri*, qui dicit, *animam oriri et esse ex contemperantia elementorum.* Quia inter graecos philosophos et apud ipsos Aristotelis expositores non mediocriter claruit iste philosophus, eo studiosius et perscrutatius exterminanda ejus sententia. (De anima, T. II, p. 114.)

er, wenn er von Philosophen redet, stets Araber und Griechen zusammen. Die Scholastiker hatten damals noch keine Commentare geschrieben; somit kann sich der Ausdruck *Expositores* nur auf Averroës Texte beziehen, in welchen die griechischen Erklärer des Aristoteles genannt waren. Dazu bemerke man noch zweierlei, worauf ich weiterhin zurückkommen werde. Wilhelm redet hier und da von italiänischen Philosophen, deren Ansichten er nicht immer beitritt. Gewifs verstand er unter *Philosophi Italici* nicht die Pythagoräer, sondern gleichzeitige Philosophen in Italien, wo damals die Philosophie blühte. Ferner beklagt er in seiner Schrift von den Gesetzen, dafs die Juden, verleitet durch die arabische Philosophie, die Ewigkeit der Welt, und andere Irrthümer des Aristoteles angenommen hätten [1].

Zum Schlusse folge hier das Verzeichnifs der von Wilhelm angeführten Schriftsteller. Sie sind: *Albategnius* [2], *Albumazar*, *Alfarabius*, *Alfragan* [Alfraganus],

---

1) Postquam autem Judaei Chaldaeis sive Babyloniis et genti Arabum commixti sunt, miscuerunt se studiis eorum et philosophiae, et secuti sunt opiniones philosophorum, nescientes, legis suae credulitates et Abrahae fidem contra disputationes eorum et rationes defendere. Hinc est, quod facti sunt in lege erronei, et in fide ipsius Abrahae haeretici, maxime postquam regnum Saracenorum diffusum est super habitationem eorum. Exinde enim *aeternitatem mundi*, et alios *Aristotelis* errores secuti sunt multi eorum. Hinc est, quod pauci veri Judaei, hoc est, qui non in parte aliqua credulitatis suae Saraceni sunt, aut Aristotelicis consentientes erroribus, in terra Saracenorum inveniantur de his, qui inter philosophos commorantur. (*Tract. De legg.* in T. I Opp. p. 25.)

2) Nec autem opineris, ipsum (Machometum pseudoprophetam) fuisse Machometum philosophum, qui vocatus est Albategin [sic]: hujus enim librum de astrologia *Plato Tiburtinus* ex eloquio arabico transtulit in latinum, quae illius libri nobilitas philosophica atque profunda solum nomen Machometi ipsum habuisse commune tamen cum homine illo, ne dicam rustice [o], sed, ut ait quidam verissime, vaccino atque porcino, comprobat evidenter. Absit enim, ut tantus philosophus ita desiperet, itaque peculariter sentiret. (De legg. cp. 18, p. 50.)

Algazali, *Alpetragius*, *Apulejus*, *Artesius* [1]), *Aven-Nathan* [2]), *Averroës* [3]), *Avicebron* [4]), *Avicenna*, *Euclid*

---

1) *Artesius* Magnus et philosophus, qui librum scripsit de virtutibus verborum et caracterum. (T. I, p. 91.)

2) *Aven-Nathan* philosophus scripsit tractatum, in quo ille videtur est declarasse, lunam illuminari a sole per refractionem radiorum solarium. (T. I, p. 155.)

3) Debes autem circumspectus esse in disputando cum hominibus, qui philosophi haberi volunt, et nec ipsa philosophiae rudimenta adhuc apprehenderunt. De rudimentis enim philosophiae est procul dubio ratio materiae et ratio formae; et cum ipsa ratio materiae posita sit ab Averroë *philosopho subtilissimo*, expediret, ut intentiones ejus, et aliorum, qui, tamquam duces philosophiae, sequendi et imitandi sunt, hujusmodi homines, qui de rebus philosophicis tam inconsiderate loqui praesumunt, apprehendissent prius ad certum et liquidum. (T. I, p. 851.)

4) Natura spiritualium substantiarum non facile innotescere hominibus tam brevis intellectus, quia etiam sapientes ad modicum penetraverunt illam, et nondum profundaverunt in eo, nec tractatum aliquem de ea scripserunt, qui ad nos pervenerit, excepto solo *Avicebron*, qui *esse multa sublimia et longe a vulgari intellectu de eis dixerit et scripserit*, multo ampliora tamen dicenda de eis et scribenda reliquit, et scientiam de his, licet aliquatenus inchoatam, procul tamen a complemento et perfectione demisit. (T. I, p. 184.) — *Avicebron* autem et theologus nomine, et, ut videtur, *Arabs*, istud evidenter apprehendit, cum et de hoc in libro, quem vocat *Fontem sapientiae*, mentionem expressam faciat, et librum singularem *De verbo Dei agente omnia* scribat. Ego autem propter hoc puto, ipsum fuisse *Christianum*, cum, totum regnum Arabum christianae religioni subditum fuisse, ante tempus non multum narrationibus historiarum manifestum sit. — Wilhelm citirt häufig das Buch des *Avicebron* unter dem Titel *Fons sapientiae*.

Mercurius Trismegistus [1]), *Platon* [2]), *Ptolemäus* [3]), *Thales* [4]).

[q] zu S. 35.

ALBERTUS MAGNUS.

Bei dem Studium der Geschichte der Philosophie im XIIIten Jahrhunderte ist Albertus Magnus der Hauptpunkt, auf welchen man in diesem schwacherhellten weiten Felde seine Aufmerksamkeit zu richten hat. Vielleicht findet es daher Entschuldigung, wenn ich hier über ihn und seine Schriften Details gebe, wie sie noch nirgends in solcher Vollständigkeit sich vereint finden [5]).

---

1) Von *Hermes Trismegist.* citirt Wilhelm: 1) *Liber septem planetarum*; 2) *Logon Teleion*, i. e. *De verbo perfecto*; 3) *Liber De hillera sive De Deo deorum*; 4) *Liber De captionibus animalium et ferarum.*

2) Außer dem *Timäus* und *Phädon* citirt Wilhelm noch eine andere Schrift des *Platon*, über deren Inhalt er sich so ausdrückt: „Liber *Neumich* sive *Nevemich* et alio nomine vocant *Leges Platonis*, qui totus liber est de hujusmodi commixtionibus; et vocatur *Leges Platonis*, quia contra leges naturae est." (T. I, p. 43.) Schon Wilhelm v. Auxerre kannte dies Werk, welches er *liber quidam maleficiorum* nennt. (Summa P. III, p. 202, ed. ult.)

3) Sicut igitur licuit *Ptolemaeo*, supponere ea, quae experius est ante eum *Ambrachius*, in rebus astronomicis, et eis, qui fuerunt post Ptolemaeum, ea, quae *Ptolemaeus* consideratione suis deprehendit de stellis et luminaribus: sic licere nobis debet et supponere, quae nobis tantorum tam veneranda in scriptis suis reliquit antiquitas. (Tract. De virtutib. T. I, p. 151.) Quemadmodum *Ptolemaeus* testimoniis utitur et experimentis *Abracis* et observationibus ejus: sic et *Albotegnii* testimoniis et observationibus ejus. (T. I, p. 854.)

Ambrachius oder *Abracis* ist nur eine durch die arabische Schreibung entstandene Verderbniß von *Hipparchus*. Ein offenbarer Beweis dafür, daß Wilhelm's Uebersetzung aus dem Arabischen stammte.

4) *Thales* Graecus scripsit librum de cultu Veneris. (T. I, p. 950.) Ebenderselbe wird auch p. 671 bezeichnet in den Worten: *Ethor* in libro detestabili de stationibus ad cultum Veneris.

5) Das hier Gegebene habe ich fast Alles aus Albert's eignen Schriften geschöpft. Bei der wiederhohlten Lesung seiner

Albertus, aus dem berühmten Geschlechte der Grafen von Bollstädt, ward zu Lauingen in Schwaben im Jahre 1193 *) geboren. Seine höchst glücklichen Anlagen bildete er zuerst unter den Augen seiner Eltern, und später zu Paris und Pavia **) aus. In Pavia, wo er Philosophie, Mathematik, und selbst Medicin studierte, lernte er den Superior des Ordens der Predigermönche, Jordanus, kennen, welcher ihn im Jahre 1222 oder 1223 in diesen Orden einzutreten vermochte. Wahrscheinlich studierte er jetzt einige Jahre hindurch, nach der Sitte der Zeit, die Theologie zu Bologna oder Pavia, worauf er auf Befehl seiner Ordensoberen dieselbe zu Hildesheim, Freiburg, Regensburg, Strasburg, und zu Cöln lehrte, wo er den berühmten *Thomas Cantiprantanus* unter seinen Schülern zählte. Quétif und Echard lassen ihn dann nach Paris zurückkehren, um seine theologischen Studien in dem Kloster von St.-Jacob, wohin jährlich jede Provinz ihre ausgezeichnetsten Glieder schickte, zu vollenden. Er war bereits seit einigen Jahren nach *Cöln* zurückgekehrt, als im Jahre 1244 der junge *Thomas von Aquino* sein Schüler wurde ***). Im Jahre 1245 kehrte Albertus nach Paris in jenes Ordenshaus zurück, wo er drei Jahre lang den theologischen Lehrstuhl inne hatte. Er befand sich daselbst noch im Jahre 1248, als die Sentenz erging, die talmudischen Bücher zu verbrennen. Zurückgekehrt nach

---

philosophischen Schriften ist mir, glaube ich, keine wichtigere Stelle entgangen; und leicht hätte ich diesem Theile meiner Arbeit eine viel größere Ausdehnung geben können.

*) Nach Anderen im Jahre 1205.

**) *Buhle* nennt statt *Pavia*, *Padua*, wo noch jetzt sein Studierzimmer Reisenden gezeigt werde. Allg. Encyclop. von Ersch und Gruber, Th. II, S. 364; *Jöcher* u. A. dagegen geben Pavia als seinen Bildungsort an. Die Schriften über Albertus findet man bei *Fabricius*. I, p. 113; *Jöcher*, Th. I, S. 203; Th. V, (Adelung) S. 452; *Allgem. Encyklop.* Th. II, S. 365.

***) *Buhle*, a. a. O., setzt dies Faktum in die Zeit von 1254 bis 1259.

Cöln im Jahre 1248 wurde ihm daselbst von dem Generalkapitel des Ordens der erste Lehrstuhl in dem dortigen Collegio übertragen. So grofs war sein Ruf, dafs der römische König Wilhelm von Holland bei seiner Durchreise durch Cöln ihm seinen Besuch abstattete. Albert empfing ihn auf eine Beider würdige Art, indem er ihn mitten im Winter im Klostergarten durch den Blumenflor und die milde Temperatur des Frühlings überraschte; ein Faktum, welches, noch in unseren Tagen aufsergewöhnlich, damals als Zauberei erscheinen mufste, obschon dasselbe weniger für des Gelehrten Künste der Magie, als für seine Kenntnisse in der Physik Zeugnifs giebt. Im Jahre 1254 ward er zu Worms zum Provincialen seines Ordens in Teutschland ernannt, und im Jahre 1255 vom Papste [Alexander IV.] nach Rom berufen, um die neuen Sätze des *Wilhelm de St.-Amour* *) und seiner Anhänger zu beantworten, wobei er zum *Magister Palatii* ernannt wurde. Dies sind die Hauptmomente seines Lebens, dessen nähere Umstände nicht weiter bekannt sind. Wahrscheinlich blieb er indefs, mit Ausnahme einiger Reisen, in Cöln bis 1270 **), wo ihm das Bisthum zu Regensburg übertragen ward. Bald indefs legte er diese drückende, seinen Liebhabereien und Studien so wenig zusagende Last nieder, und zog sich in die friedliche Abgeschiedenheit seiner Zelle zu Regensburg ***) zurück. Noch einmal

*) *Guilielmus de St.-Amore*, der erste Aufseher des Stifts der Sorbonne, und heftiger und aufgeklärter Gegner der Bettelmönche, ein Mann voll feurigen Muthes und ächter Wahrheitsliebe, † 1272. Papst *Alexander* IV. (1256) verdammte seine Schrift gegen die Bettelmönche (De periculis noviss. temp.) zum Feuer; aber *Clemens* IV. (1266) nahm sie günstiger auf. S. *Jöcher*; *Fabricius* Vol. I, p. 225; III, p. 405; *Henke* und *Vater* Kirchengesch. Th. II, S. 377..

**) *Jöcher*, *Fabricius*, und *Buhle* nennen das Jahr 1260, und lassen ihn 1263 abdanken.

***) Die Genannten geben hier *Cöln* als den Ort an, wohin er sich zurückzog. Bei *Jourdain* scheint blofs eine Verschreibung obzuwalten.

entriſs ihn sein Eifer für den heiligen Stuhl und die Religion dieser Ruhe. Er wohnte, wie erzählt wird, dem Concilium zu Lyon im Jahre 1274 bei, und unternahm im Jahre 1277, in einem Alter von 80 Jahren, noch die Reise nach Paris, um seinem hartbedrängten Schüler *St. Thomas* beizustehen. Zurückgekehrt nach Cöln starb er den 15ten Nov. d. J. 1280.

Als Theologe und Philosoph ist Albert einer der aufserordentlichsten Männer seines Jahrhunderts, ja, vielleicht aller Zeiten vor ihm. Sein Schüler Ulrich Engelbert drückt seine Bewunderung für ihn in den wenigen Worten aus: Vir in omni scientia adeo divinus, ut nostri temporis stupor et miraculum congrue vocari possit. (De summo bono, tract. III, cp. 9.)

Betrachten wir ihn hier allein als Philosophen. Zur Zeit seines Auftretens begann die Aristotelische Philosophie sich im Occidente zu verbreiten. Verdammt zu Paris, und aufgenommen dagegen in Italien's Schulen, ging sie ihrer, unter den Scholastikern behaupteten, Alleinherrschaft mit starken Schritten entgegen. Ein Hauptumstand, der ihr Glück begünstigte, war die Rivalität der beiden Orden der Dominikaner und Franciskaner *), welche ebendeshalb sich genöthigt sahen, dem Zeitgeschmacke zu huldigen, und um ihren Ruhm durch Auszeichnung in wissenschaftlichen Leistungen zu begründen, die Aristotelische Philosophie sich anzueignen, welche ein Averroës, Avem-Pace, und Moses Maimonides in Spanien so erfolgreich zum Gegenstande ihrer Studien gemacht und in Schriften erläutert hatten. Albert besafs eine natürliche Neigung zur Philosophie; er hatte Italien's Schulen besucht; war selbst in den Dominikanerorden getreten; unmöglich konnte er also dieser Umwälzung, welche die Studien erfuhren, fremd bleiben. Auf wiederhohltes Ansuchen seiner Ordensbrüder begann er das Studium des Aristoteles. Er unternahm es, ihn zu

*) Vergl. Erste Abtheilung, S. 35.

commentiren, noch mehr, ihn ins Lateinische zu übersetzen, seine Dunkelheiten aufzuhellen, die Irrthümer zu verbessern, das Unausgeführte auszuführen, und ihn durch Hinzufügung der, den Lateinern noch nicht bekannten, Theile seiner Philosophie zu vervollständigen. Ein zweiter Aristoteles, wollte er wie sein Vorbild den ganzen Kreis der menschlichen Erkenntniſs durchwandern, nicht als bloſser Kopist, sondern um die verschiedenen Ansichten der Philosophen durch Vergleichung mit einander zu erläutern, und aus dem Schatze eigener Erfahrung und geistiger Kraft das Wahre vom Falschen auszuscheiden. Dabei darf man nicht vergessen, daſs er viele Reisen unternommen, und sich Bücher mit groſsem Kostenaufwande verschafft hatte. Bei seiner Bearbeitung der Aristotelischen Philosophie schlug er nun aber einen, sowohl von dem seiner Vorgänger, als insbesondere des St. Thomas sehr verschiedenen Weg ein. Diesen bezeichnet er selbst in einem seiner Prologe folgendermaſsen:

„Intentio nostra in scientia naturali est, satisfacere pro nostra possibilitate fratribus ordinis nostri, nos requentibus ex pluribus jam praecedentibus annis, ut talem librum de physicis eis componeremus, in quo et scientiam naturalem perfectam haberent, et ex quo libros Aristotelis competenter intelligere possent.“ — .... „Erit autem modus noster, in hoc opere *Aristotelis* ordinem et sententiam sequi, et dicere ad explanationem ejus, quaecumque necessaria esse videbantur: ita tamen, *quod textus ejus nulla fiat mentio.* Et praeter hoc digressiones faciemus, declarantes dubia subeuntia, et supplentes quaecunque minus dicta in sententia philosophi, obscuritatem quibusdam intulerunt. Distinguemus autem totum hoc opus per titulos capitulorum, et ubi titulus ostendit simpliciter materiam tractari, signatur, hoc capitulum esse de serie librorum Aristotelis; ubicumque autem in titulo praesignatur, quod *digressio* sit, ibi additum est ex nobis ad suppletionem vel probationem inductum. Taliter autem procedendo libros perficiemus eodem numero, et nominibus, quibus fecit libros suos Aristoteles. Et addemus etiam alicubi partes librorum imperfectorum, et alicubi libros intermissos, vel omissos, quos vel Aristoteles non fecit, et

forte si fecit, ad nos non pervenerunt: hoc autem ubi fuerit sequens declarabit tractatus" [1]).

An diesen Plan hat er sich so streng gehalten, daſs in seinem Texte sich die von ihm benutzten Uebersetzungen fast wörtlich wiederfinden. Man kann also von ihm in Bezug auf Aristoteles das anwenden, was die Griechen von Philo sagten: *Aut Plato Philonem sapizat, aut Platonem Philo* [2]).

Sicher ist Albert, wenn nicht der erste, doch einer der ersten Erklärer des Aristoteles. Er schrieb, als dessen Philosophie sich zu verbreiten begann. Höchst wichtig ist daher die, noch von Niemand gründlich behandelte, Untersuchung, über die Reihenfolge der Zeit, in welcher Albert seine verschiedenen philosophischen Werke verfaſste und herausgab. Seine Erklärungsschriften zerfallen in drei Klassen: Logik, Physik und Metaphysik, und Moral. Um die letztere haben wir uns jedoch hier nicht zu kümmern, da man, wie ich oben genügend gezeigt habe, von den moralischen Schriften des Aristoteles die lateinischen Uebersetzungen des Boëthius besaſs. In Bezug auf sie verdanken also die Abendländer den Arabern Nichts.

Hinsichtlich der Physik giebt Albert zu Anfange seiner Physik selbst die Ordnung an, in welcher ihre einzelnen Theile auf einander folgen müſsten. Er theilt die *Philosophia realis* in drei Theile: die Metaphysik, welche das Seiende, *Ens*, absolut und abgesehen von der sinnlichen Materie und der Bewegung; die Mathematik, welche es als dem Verhältnisse der Quantität und der Bewegung unterworfen betrachtet. Der Metaphysik gebührt allerdings hinsichtlich der Erhabenheit ihres Objekts der erste Rang. Weil aber der menschliche Verstand, wegen seiner Schwäche und Beschränktheit, sich von den bekannten zu den unbekannten Objekten erheben muſs, und weil er die Kenntniſs durch die

1) Physic. lib. I, tract. I, cp. 1, T. II, p. 1.

2) Vergl. Praefat. edit. Opp. Alb.

Sinne erwirbt; so ist es weit leichter, mit dem zu beginnen, was die Sinne, die Einbildungskraft, und der Verstand erreichen können, als mit dem, was nur durch die Einbildungskraft und den Verstand, oder auch nur durch den letzteren allein erfafst wird. Somit kündigt Albert also an, dafs er erst die Physik; dann die Mathematik, und zum Schlusse seines Werkes die Metaphysik (*Scientia divina*) behandeln werde.

Darauf bestimmt er das Objekt der Physik und die einzelnen Theile derselben in ihrer Folge, und giebt die Anordnung seiner verschiedenen Schriften folgendermafsen an:

Libri de physico auditu: De generatione et corruptione: De coelo et mundo: De longitudine et latitudine terrarum et civitatum et de locis habitabilibus: De causis, proprietatibus elementorum. Libri metheorum: De mineralibus. Libri De anima: De causis vitae et mortis et longitudinis vitae: De nutrimento: De somno et vigilia: De sensu et sensato: De memoria et reminiscentia: De motibus animalium: De respiratione et inspiratione [2]*): De intellectu intelligibili. Libri de vegetabilibus: De animalibus.* „Et ille liber", setzt Albertus hinzu, „est finis scientiae naturalis."

Diese überaus wichtige Stelle belehrt uns kurz und bündig über die Kenntnifs, welche man von den Schriften des Aristoteles besafs; oder sie giebt uns doch mindestens ein Verzeichnifs der Werke, welche man dem Aristoteles beilegte.

Die Zeit, in welcher Albertus diese verschiedenen Schriften verfafst hat, ist schwer zu bestimmen. Die *Meteora* schrieb er *nach* 1248 [2]). In demselben Werke sagt er, dafs während seines Aufenthalts zu Paris ein Sohn

1) Als Supplement dieser Schrift fügt Albert die des Costa ben Luca *De differentia spiritus et animae* hinzu.

2) Lib. I. tr. 3. cp. 5 spricht er von einem Kometen, welchen er in dem genannten Jahre in Sachsen sah.

des Königs von Kastilien dort studierte [1]). Ohne Zweifel war dies ein Sohn Ferdinand's III., welcher damals regierte. *Diego de Castejon* erzählt nämlich, dafs Johann, Erzbischof von Toledo, auf der Rückreise von einer im Jahre 1245 zu Lyon unter Innocentius IV. zusammenberufenen Generalversammlung Paris besuchte, um dort die beiden Söhne Ferdinand's, Sancho und Philipp, Canonici von Toledo, welche daselbst studierten, zu besuchen [2]). Zugleich folgt aus der angezogenen Stelle Albert's, dafs er damals nicht mehr in Paris war; auch weifs man sicher, dafs er im Jahre 1249 sich in Cöln befand. Wie aber konnte Vincent von Beauvais, der zuletzt um 1250 schrieb, und 1264 starb, so häufig den Albert citiren, und unter anderen seine Bücher *De animalibus*, welche, wie wir vorher sahen, die letzten der physischen Klasse waren, und die Existenz der anderen Schriften voraussetzen? Auch Bartholomäus von England benutzt dieselben häufig. Hier weifs ich nur zwei Auswege: entweder machte Albert zum Gebrauche seiner Zuhörer zu Paris Erklärungen des Aristoteles bekannt, welche er aber in seiner ruhigen Abgeschiedenheit zu Cöln revidirte, verbesserte, erweiterte, und daraus ein Ganzes bildete; oder Vincent von Beauvais machte sein *Speculum morale* später bekannt, und die Jahreszahl 1250 zeigt nur an, dafs er seine Auszüge bis dahin ausdehnte. Jedenfalls indessen fallen die Schriften Albert's vor das Todesjahr Vincent's († 1264).

Bei Bearbeitung der Logik benutzte Albert die darauf bezüglichen Schriften des Algazeli, Alfarabius, und Avicenna. Dabei ist sein Gang bemerkenswerth. Zuerst paraphrasirt er weitläufig die lateinische Uebersetzung, geht sodann zu den arabischen Philosophen über, deren Meinungen er vergleicht, und bald annimmt bald bestreitet, und schliefst endlich mit einer kurzen Uebersicht des zu-

1) Lib. II, tr. 3, cp. 1.

2) Primacia de la santa iglesia de Toledo, Vol. II, p. 757. [*Didacus de Castejon* geb. zu Madrid, † als Bischof von Tarasona 1655.]

zuvor Gesagten. Diese Uebersicht führt uns auf die Spur der benutzten Uebersetzungen; es sind die des Boëthius.

Zum Beweise dafür genüge es, von einer grofsen Menge, folgende Stellen auszuheben. So z. B. heifst es in der *Isagoge* des Porphyrius: *Eorum enim, quae praedicantur, alia quidem de uno dicuntur solo etc.*; und: *Quemadmodum igitur substantia, quae, cum suprema sit, eo, quod nihil supra eam sit, etc.*; und in den Kategorieen: *Aequivoca dicuntur, quorum solum nomen commune.* Um indefs die Behauptung, dafs Albertus sich der Uebersetzungen des Boëthius bedient, ganz aufser Zweifel zu setzen, führe ich ihn selbst an zwei verschiedenen Stellen der Analytik als Zeugen auf [1]).

Bei der Stelle: *Oportet autem non latere, quoniam multoties contingit peccare, et non esse, quod demonstratur primum universale, secundum quod videtur demonstrari universale primum, oberramus autem hanc deceptionem, quum eadem nihil sit, accipere a superiori extra singulare quam singularia.* [2]) — bemerkt Albert: „tamen Boëthii translatio habet *quam singularia*, quam Boëthius exponit in commento". Darauf vergleicht er mit Boëthius Auseinandersetzung die arabisch-lateinische Uebersetzung und den Commentar des Alfarabius.

An einer anderen Stelle desselben Buchs [3]) findet man zu den Worten der Uebersetzung des Boëthius [4]) folgende Bemerkung Albert's: Unde quidam libri habent sic: *Et si A non inest in B, nulli autem primo: aut erit aliquid infra, cui priori non inest, ut si est proprium*

1) Analyt. post. L. I, cp. 5, ed. Duval.

2) Boëthii Translat. ibid.

3) Lib. I, cp. 19, ed. Duval.

4) Diese lauten: . . . ut si A non inest ulli B aut primo: aut aliquid infra, cui priori non inest aut ipsi, C quidem est in omni B: Et iterum hoc etiam in alio priori, ut licet C est, quod sit in omni, namque in his aut infinita sunt, in quibus non inest prioribus aut statur. (Lib. I, cp. 17.)

C, quod in B est omni, et iterum hoc in alio etiam priori, ut si C est, quod est in omni C, et namque aut infinita sunt, quibus non inest prioribus aut statur? worauf er hinzufügt: *Et haec littera melior est, et est translatio Joannis a Graeco facta, sicut translatio Boëthii* [1]). Die Uebersetzungen des Johann und Boëthius citirt er auch noch anderwärts, desgleichen die oben bezeichnete, aus dem Arabischen abgeleitete Uebersetzung. (M. s. Specim. N. 3.)

I. *Libri physicorum.*

Albertus folgt gemeinhin der in seinen Handschriften enthaltenen Eintheilung des Aristoteles, und zerlegt jedes Buch in Unterabtheilungen (Tractatus).

Die vier ersten Kapitel des Isten Tractats seiner Physik sind Digressionen, in welchen er von der Methode und Abtheilung der Bücher des Aristoteles, und von den verschiedenen Theilen der *Philosophia realis* handelt. Von da ab bis zu Ende des Werks sind Eintheilung und Gang dieselben, wie in unseren Texten des Aristoteles. Die Eigennamen sind genau wiedergegeben; kurz, Alles beweiset, dafs Albert eine griechisch-lateinische Uebersetzung vor Augen hatte. Ja, ich meine sogar, dafs es dieselbe sei, welche sich in der Ausgabe von 1483 findet. Man vergleiche nur B. I, text. 71 — 76; im IIten Buche die Definition der Natur und text. 16, 17, 18; im IIIten Buche die Definition des Unendlichen, des Alls und des Vollkommenen, text. 63, 64, 65, etc. Das IVte Buch zeigt, dafs Albertus zuweilen beide Uebersetzungen, die griechisch-lateinische wie die arabisch-lateinische, zusammen zu Rathe zog. Die Worte des Aristoteles: *Omnes enim existimant, ea, quae sunt, alicubi esse, etenim non ens nullibi est; ubi namque est hircocervus aut sphinx?* [2]) — Diese Worte giebt (wie Albert sagt) die *Translatio nova* so: *Et*

1) Lib. I, tr. 4, cp. 9.

2) Physicor. IV, p. 351, Duval. [Lib. IV, cp. 1 init.]

ea namque, quae sunt, omnes opinantur alicubi esse: quae vero non sunt, nusquam esse: ubi enim esset tragelaphus et phlegias? Die arabisch-lateinische Version dagegen: *Homines enim opinantur, entia esse in ubi: quod enim non est, non est apud eos in loco; hircocervus enim et chimera non habent ubi* [1]).

Diesen Satz erläutert Albertus in seiner Weise: „Antiqui ... dixerunt, omne, quod est, in loco esse, et locum esse persuaserunt ratione logica arguentes: quia, si quod non est, nusquam est, oportet ergo id, quod est, in aliquo loco esse. Id autem, quod non est, dixerunt id, quod non est ens rerum in natura, sicut sunt plura ex his, quae sunt imaginatione sola, sicut est *hircocervus*, quod Graece dicitur *tragelaphus*, et chimera figui [?] appellatur.

Das Wort *tragelaphus* konnte Albert allein aus der ersten, sowie das W. *chimera* allein aus der zweiten Uebersetzung entnehmen. Das griechische Wort σφίγξ finde ich in den meisten Handschriften verschrieben. So heifst es in der Handschrift No. 6298. *phylax*; No. 6297. *phyges*; No. 6323. *plicax*; No. 75. (Navarr.) *fligax*. Der Uebersetzer hatte sicher ein Exemplar vor sich, in welchem der Name ohne Sigma geschrieben war.

Zwischen das VIte und VIIte Buch hat Albert die kleine Schrift des Aristoteles *De lineis indivisibilibus* eingeschaltet [2]). Zwar kann ich nicht versichern, dafs die dabei von ihm benutzte Uebersetzung dieselbe gewesen sei, von der ich ein Specimen gegeben habe; aber es unterliegt keinem Zweifel, dafs er eine griechisch-lateinische Uebersetzung vor Augen hatte.

II. *Libri de coelo et mundo.*

Die *Translatio nova* dieser Schrift enthält eine grofse Anzahl griechischer Wörter. Lib. II, text. 59 und 60 vom

1) Lib. IV, text. 1.

2) ... et sequemur Aristotelem in libro *De indivisibilibus lineis*: quia hoc, quod ipse dixit, sufficit nobis in hac scientia.

Monde die Epitheta *amphitritos* [ἀμφίτυφος] und *dicatomos* [διχότομος] [1]). In demselben Buche sagt Aristoteles, es sei schwer: aut multa aut saepe recte agere; und bedient sich dabei der Vergleichung: *Sicut talos coenses projicere impossibile est* [2]). Hier giebt die griechisch-lateinische Uebersetzung: *Est autem difficile, aut multae aut multotiens puta miricis astragalis kios jacere difficile.*

Keiner dieser Ausdrücke findet sich bei Albertus, wohl aber andere, welche die Anwendung einer arabisch-lateinischen Uebersetzung entscheidend beweisen. Ein schlagendes Beispiel findet sich Lib. II, text. 58, [cp. X] wo Aristoteles sagt, dafs die Mathematiker die Ursachen der langsameren oder schnelleren Bewegung der Sphären durch Berechnung bestimmen, ... *sicut jam* (l. etiam) *ostendunt mathematici.* Die arabisch-lateinische Uebersetzung giebt hier: *Sicut declaraverunt mathematici, scilicet in Almagesti.* Hier citirt also Aristoteles gar ein Werk des Ptolemäus und Albertus schreibt diese Citation getreulich nach.

Lib. II, text. 78 ist Thales v. Milet genannt *Belet de civitate Rinor* [2]). In der Uebersetzung des Michael Scotus heifst er: *Betel ex illis de civitate Epheses.* Albertus schreibt: *Homo antiquissimus, natus de Ephesio, quae civitas Arabice vocatur Humor.* Wir sehen hieraus, dafs Albert die beiden arabisch-lateinischen Uebersetzungen vor Augen hatte, und sie zu vereinigen versuchte.

Kurz vorher [3]) findet man das Wort antextona, [l. antichthona, ἀντίχθονα] welches aus dem Griechischen in die lateinische Uebersetzung übergegangen ist. Bei

---

1) De coelo et mundo lib. II, [cp. XI fin. cp. XII init.].

2) Ibid. Lib. II, cp. XII, (T. I, p. 642 C. ed. Aurel. Allob.) "Ἔστι δὲ τὸ κατορθοῦν χαλεπόν, ἢ τὸ πολλὰ ἢ τὸ πολλάκις· οἷον μετίοντι ἀστραγάλους χίους βαλεῖν ἀμήχανον, ἀλλ' ἕνα ἢ δύο ῥᾴδιον.

2) Die Handschrift No. 75. (f. d. Navarre) giebt: *Estrelus de civitate Rimoth.*

3) Lib. II, cp. 13, text. 75.

Scotus steht dafür *allertyphon*; in der anderen arabisch-lateinischen Uebersetzung: *astaricorum*. Hier hat Albertus keine von jenen Uebersetzungen kopirt, sondern er setzt dafür das Wort *antipedes*.

Weiterhin, text. 81, nennt Aristoteles den Anaximenes, Anaxagoras, und Democritus. Hier giebt die eine arabisch-lateinische Version *Assimenes*, *Pictagoras et Democritus*; die andere *Pytagorici et Democriti*; Albertus dagegen citirt *Atzimes*, *Democritus*, *Leucippus*, und *Pythagoras* [1]). Noch mehr, der Name *Xenophanes Colophonius* (text. 78) lautet in einer von jenen Uebersetzungen *Malaconenses* oder *Mellotonenses*; in der anderen: *qui fuit ex eis de Castisinuati*. Albertus dagegen sagt: *Isti autem fuerunt philosophi, quos vocant Maloconenses, quos quidam vocant de Casumati corrupto nomine Arabice vocantes* [2]). Hiemit glaube ich genügend erwiesen zu haben, dafs Albert nur arabisch-lateinische Versionen dieser Schrift benutzte.

III. *De natura locorum.*

Trotz aller Mühe ist es mir nicht gelungen, auszumitteln, welche Schrift des Aristoteles Albert hier für die seinige benutzt habe. Ueber seine Quellen und die zu befolgende Eintheilung spricht er sich selbst so aus: „Et ideo praecipuos viros in philosophia, sicut fuit *Aristoteles* et *Plato*, tractasse videmus: licet libri eorum non integri, sed per partes ad nos venerint“ [3]). — Und bald darauf: „Et hunc librum per *tres* distinctiones dividimus. In *prima* enim ostendemus, omnes diversitates ex orbe procedere in omnem loci differentiam; et in *secunda* accidentia locorum diversorum. Et in *tertia* determinabimus particularia loca fluminum, et civitatum, et montium: hoc enim modo in hac scientia processerunt *Aristoteles* et

1) p. 136.

2) p. 135.

3) Lib. de natura locor. tract. I, cp. I, p. 263.

Plato" [1]). An einer anderen Stelle bedauert er, von der Schrift des Aristoteles nur einen Theil zu besitzen. Ich glaube nicht, dafs die Geographie an derselben etwas verloren habe; jedenfalls würden wir sie, da Albert dem Stagiriten fast wörtlich folgt, in der Schrift dieses Scholastikers besitzen.

IV. *De proprietatibus elementorum.*

Auch hier hält sich Albert an Aristoteles: „Et in hoc opere (sagt er) sequentes Aristotelem archidoctorem philosophiae, duos libros particulares inducemus, in quibus complebimus scientiam."

Interessant ist hier folgende Stelle (Tract. II, cp. 1):

„Tangamus autem primo *proprietates aquae*: eo, quod illae sunt magis communes et notae inter proprietates elementorum. Sunt autem in communi *tria* quaerenda, quorum *primum* est in mare; permutetur de loco ad locum secundum aliquam coelestium permutationem. *Secundum* autem erit de fluxu et refluxu maris. *Tertium* autem de causa diluvii aquae, sive sit universale, sive sit particulare. Et deinde quaeremus *de proprietatibus aëris* et etiam *de proprietatibus ignis*, et adjungemus *de proprietatibus*, ultimo quaecumque in communi secundum hanc intentionem sunt inquirenda. Aristotelis autem littera non continet inter hoc nisi primum in his, quae ad nos pervenerunt de libro ejus. Et certum est, alia deficere et non esse ad nos delata: quoniam absque dubio alia, quae enumeravimus ex principiis determinatis, in hoc libro habent determinari. Causantur enim vel oriuntur hae proprietates elementorum in se consideratae, vel ex orbis motu factae in elementis, et cum ea, quae dicta sunt ex orbis motu, fiunt in elementis, habent ista determinari hic: propter quod vitium oportet esse ex diminutione primi libri Aristotelis, qui *De causis proprietatum elementorum* intitulatur."

---

[1]) Ibid. p. 261.

Dafs Albert hier eine arabisch-lateinische Uebersetzung benutzte, erhellt aus dem, was wir oben [S. 196, §. XVII] über diese Schrift des Aristoteles bemerkt haben.

V. *Libri de generatione et corruptione.*

Bei ihnen benutzte Albert eine griechisch-lateinische Uebersetzung, von welcher ich unter No. XIII ein *Specimen* gegeben habe. Dafür spricht die vollkommene Uebereinstimmung Albert's mit *Aristotcles* in der Eintheilung des Gegenstandes, sowie die Schreibart griechischer Namen und Wörter [1]). Man vergleiche nur Lib. I, 23 mit den Definitionen in dem Texte Albert's.

VI. *Libri metheorum.*

Für die drei ersten Bücher benutzte Albert, wie die arabischen Ausdrücke klar bezeugen, eine arabisch-lateinische, für das vierte offenbar eine griechisch-lateinische Uebersetzung. Eine genauere Prüfung wird zeigen, dafs die arabisch-lateinische Version keine andere ist, als die eben erwähnte [*]). Eintheilung und Anordnung des Stoffes sind in den drei ersten Büchern des Albertus ganz dieselben wie in jener Uebersetzung; desgleichen die Veränderungen der Eigennamen. Beide haben Corinthus statt Pontus; bei beiden finden sich die Verschreibungen von [Hippokrates und] *Aeschylus* in *Nicheus* und *Paulus*; von *Deukalion*, *Hellada*, *Dodon* in *Dulphimos Athelae*, *Haudrus*, *Abialem*.

Noch schlagender ist der Beweis, welchen man aus der Vergleichung der folgenden Stelle mit dem Texte des Albertus erhält:

Dico igitur, quod stellae habentes comas, sunt propter aërem inflammatum, et continentem stellas secundum pro-

---

1) Man s. Lib. I, text. 30, 37, 40, 50, 55; Lib. II, t. 4, 8, etc.

*) Man s. oben S. 181, §. V.

pinguum continentem calorem ignis. Quoniam quando inflammatur, fit ignis et continuatur cum lumine ejus et fit oblongum.

Trotz der weitläufigen Erklärung, mit welcher sich Albertus über diese Definition verbreitet, ist es doch leicht, aus der ersteren sämmtliche Worte zusammenzufinden, welche die letztere ausmachen.

Im IVten Buche finden wir alle griechischen Namen der verschiedenen Arten der Digestion. Ein Beispiel der Identität der lateinischen Uebersetzung mit Albert's viertem Buche ist die Definition der Digestion *), welche sich bei Albertus wörtlich wiederfindet.

Richtig erkannte er ferner, dafs die *Additamenta* den Büchern *De meteoris* fremdartig seien. Deshalb schlofs er sie auch von seiner Darstellung aus, mischte sie aber in die folgende Abhandlung ein.

Dafs Albert übrigens den, bei Demetrius Tode, unter der Regierung des Attalus gesehenen Kometen erwähnt [1]), und die Namen der Fürsten und Reiche ganz richtig schreibt, obgleich er eine arabisch-lateinische Uebersetzung benutzte, findet seine Erklärung in dem Umstande, dafs Albert das ganze Faktum aus dem Seneca [2]) entnahm.

VII. *Liber mineralium.*

Gleich zu Anfange seiner Schrift sagt Albert: „De his autem libros Aristotelis non vidimus, nisi excerptos per partes.“ Und an einem anderen Orte: „Lapidarium Aristotelis exposuissem, nisi quod non ad me totus liber,

*) Digestio est completio a naturali calore et proprio ex contrajacentibus passionibus: hae autem sunt propriae singulae materiae. . . . Principium completionis a calore proprio accidit, quamvis per aliquod extrinsecorum adminiculum una compleatur.

1) Lib. I, tr. 1, cp. 6.

2) Quaest. natural. Lib. VII, cp. 15.

sed quaenam propositiones de libro excerptae devenerunt.“ Zu Anfange des IIIten Buchs wiederhohlt er diese Umstände: „In hoc libro sicut in praecedentibus Aristotelis tractatum non vidi, nisi per excerpta quaedam, quae diligenter quaesivi per diversas mundi regiones. Dicam igitur rationabiliter aut ea, quae a philosophis sunt tradita, aut ea, quae expertus sum. Exul enim aliquando factus sui longe vadens ad loca metallica, ut experiri possem naturas metallorum.“

Die Abendländer besafsen damals eine grofse Menge von Schriften über die Steine und Mineralien; doch war es weniger das Studium der Mineralogik, als die Vorliebe für Alchymie, welche sie erzeugte. Auch citirt Albert den Hermes, Ptolemäus, Thebit ben Corrah, Avicenna, Evax, Dioscorides, Aaron, Josephus, und Aristoteles, dessen kleine Schrift eben keine andere, als die oben angezeigte lateinische Uebersetzung ist.

VIII. *Libri de anima.*

Welche Uebersetzungen Albertus hier vor Augen gehabt habe, erfahren wir von ihm selbst in folgender Stelle einer *Digressio* über die Definition der Seele, in welcher es heifst: „Quod autem haec vera sint, quae dicta sunt, testatur Aristotelis *translatio arabica*, quae sic dicit: et debemus praeservare nos, ne ignoremus, utrum definitio ejus sit eadem ut definitio vivi, aut si alia in quolibet, verbi gratia definitio equi et canis et hominis et Dei: vivum autem universale aut nihil est aut est postremum: et hoc exponit Averroës, sicut dictum est. *Graeca* autem *translatio* discordat ab hac; et, ut puto, est mendosa: habet enim sic: *videndum autem, quatenus non lateat, utra una ratio ipsius sit, an sicut animalis est secundum unumquodque altera.* Et si deberet concordare cum *arabica*, sic deberet ordinari: *utrum una ratio ipsius sicut animalis aut sit secundum unumquodque altera*: tunc enim plana esset. Sed quia in multis invenimus graecas emendatiores quam arabicas translationes, ideo et hoc sustinentes dicemus, quod animalis est una ratio ut generis“ [1]).

1) Albert. de anima. lib. I. tract. 1, cp. 4. p. 5.

IX. *De nutrimento et nutribili.*

Von dieser Schrift habe ich durchaus keine Uebersetzung aufgefunden. Dagegen berichtet uns *St-Thomas*, welcher nach seinem Lehrer Albertus schrieb, dafs man dieselbe damals im Abendlande noch nicht besafs. Es ist also glaublich, dafs Albertus hier aus eigenen Mitteln mit Zuziehung dessen, was er anderwärts in Aristotelischen Schriften über diesen Gegenstand fand, die Lücke in dem Lehrgebäude des Stagiriten ausgefüllt habe.

X. *De sensu et sensato.*

Hier finden sich die, in die lateinische Version eingeschalteten griechischen Wörter [1]). Um die Uebereinstimmung Albert's mit derselben zu beweisen, genügen folgende zwei in der Note angeführte Stellen [2]).

XI. *De memoria et reminiscentia.*

Albert bemerkt zuerst, dafs die Lateiner, wegen der Dunkelheit des Aristotelischen Textes, sich über die Begriffe *Memoria* und *Reminiscentia* zahlreiche Irrthümer hätten zu Schulden kommen lassen, und giebt sodann eine Definition beider im Sinne der Peripatetischen Philosophie. Erst im IIten Kapitel beginnt die Erläuterung des Textes des Stagiriten. Albert benutzte hier eine griechisch-lateinische Version, wie dies die öfters vor-

---

1) Epiphania, symphonia, inchimum, achymum miron.

2) Aristoteles [De sensu et sens. cp. V] sagt: „Quare et Heraclitus sic dicit: *quod si omnia entia fumus fiant, quod omnia erunt odorabilia, nares utique discernent.*“ Albert: „Unde Heraclitus utique tale verbum dicit: *quod si omnia entia fiant fumus, quod omnia erunt odorabilia, et nares discernerent odores eorum.*“ — Etwas weiterhin sagt Aristoteles: „Verum enim est, quod Euripidem vituperans *traxens* [sic! l. Strattis] dixit: *quando lentem decoquis, non infundas miron.*“ Albert: „Propter hoc *Tracius* [sic], coquum suum Euripidem vituperans, praeceptum dedit dicens: *Non infundas miron in lente, quando decoquis eam.*“

kommenden Ausdrücke *phantasma* und *phantasia* beweisen, und zwar ist es die, von welcher ich [N. XXI] ein *Specimen* mitgetheilt habe.

XII. *De intellectu et intelligibili.*

Die Schrift des Aristoteles selbst besafs Albert nicht, wohl aber die einiger anderen Peripatetiker über denselben Gegenstand, nämlich die des Alexander, Alkindi, und Alfarabius. Hören wir ihn selbst über diese seine Quellen: „Quaecunque vero hic inquirenda esse videntur, quantum per demonstrationem et rationem investigare poterimus, tractabimus, sequentes principis nostri vestigia, cujus librum de hac scientia licet non vidimus, tamen discipulorum ejus plurimorum de hac materia quam plurimos et bene tractatos perspeximur libros et epistolas. Interdum etiam Platonis recordabimus in his, in quibus Peripateticorum sententiis in nullo contradixit."

XIII. *De somno et vigilia.*

Alle Merkmale einer von Albert benutzten griechisch-lateinischen Version finden sich in dieser kleinen Schrift vereint. Vornehmlich die Anordnung, welche durchaus mit dem griechischen Originale übereinstimmt.

XIV. *De juventute et senectute: De morte et vita: De spiritu et spiratione.*

Gang und Anordnung dieser Schriften Albert's beweisen, dafs er die von mir angezeigte griechisch-lateinische Uebersetzung nicht vor Augen hatte; auch findet sich von den in die letztere eingeschalteten griechischen Wörtern kein einziges bei Albert. Wahrscheinlich benutzte er die kleinen Schriften des Averroës. In der Abhandlung *De spiritu et respiratione* bezieht er sich sehr häufig auf Costa ben Luca.

XV. *De motibus animalium et De principiis motus processivi.*

Als Albert die erste dieser beiden Schriften verfafste, besafs er Aristoteles Bücher über diesen Gegenstand nicht. Seine Schrift, entstanden aus dem Wunsche, das System des Stagiriten zu ergänzen, ist also eine blofse *Digressio*. Die zweite dagegen ist die Paraphrase der Aristotelischen Schrift *De communi animalium motione*, welche er sich in einer griechisch-lateinischen Uebersetzung, bei seinem Aufenthalte in Campanien, verschafft hatte. „Zwar haben wir", sagt er, „diesen Gegenstand schon in dem Buche *De motibus animalium* behandelt, indefs wollen wir hier die eigenen Ansichten des Aristoteles selbst entwickeln, damit man aus der Vergleichung mit unserer früheren Schrift sehen könne, ob wir uns darin von unserem Meister der Peripatetischen Philosophie verirrt haben.

Der griechische Ursprung der von Albert benutzten Uebersetzung giebt sich durch alle dahin gehörigen Merkmale kund. Man vergl. z. B. die bei Aristoteles cp. 8 citirten, und bei Albert cp. IV, tract. I aufgenommenen Verse des Homer. Die Schrift des Aristoteles endet bei Albert mit dessen Xtem Kapitel, wo sogar die Schlufsworte übereinstimmen. Die beiden folgenden Kapitel bei Albert sind Digressionen.

XVI. *Liber de vegetabilibus et plantis.*

Hier benutzte Albert zweifelsohne die arabisch-lateinische Version der Schrift des Aristoteles. Gleich in den ersten Kapiteln findet sich öfters der Name des Philosophen *Abrutatus* *). „So nennen", sagt Albert, „die Araber den Pythagoras." Bei dem Namen *Lechinos*, welchen er *Lencineon* nennt, denkt er an Lycophron (lib. I, tract. I, cp. 7). Mir scheint er eine Corruption von *Leucippus* zu sein **).

---

*) Vergl. *Specim.* No. XXX.

**) Vergl. oben, S. 188.

Lib. I, tract. I, cp. 4 zu Anfange klagt Albert über die Dunkelheit der lateinischen Uebersetzung, deren Schuld er auf die unwissenden Uebersetzer schiebt: *ex illo transferentium librum Aristotelis de plantis, cujus ego non interpres et relator in capitulis inductis.* Wahrscheinlich bewog diese Stelle den Bartholom. von England, den Albert zum Uebersetzer der Schrift *De vegetabilibus* zu machen. Offenbar bedeutet aber hier *Interpres*, verbunden mit Relator, nicht Uebersetzer, sondern Erklärer.

Lib. I, tract. II zu Anfange sagt er, dafs er sich dem Gange des Aristoteles anschliefse [1]). Auch finden sich bei Albert alle, in der lateinischen Version befindlichen, Pflanzennamen, nur zuweilen verändert. So z. B. ist *Zara*, der Name eines Theils von Aethiopien in der lateinischen Version, bei *Albert* richtig, *Zahdia*, geschrieben. (p. 362.)

Uebrigens hat Albert durch seine Erläuterungen seine beiden Schriften, die eine bis auf 2, die andere bis auf 7 Bücher ausgedehnt, woraus keineswegs zu schliefsen, dafs er eine vollständigere Schrift des Aristoteles als die uns übrige benutzt habe.

Zu Anfange seines 4ten Buchs wiederhohlt er, dafs er dem Aristoteles folge, dessen zweites Buch hier beginne. In diesem Buche finde ich auch das Wort *mute faca*, (woraus durch einen Druckfehler *mutassiesya* gemacht ist) von dessen Aussprache und Bedeutung oben [S. 187..] gered worden ist.

XVII.

Die Thiergeschichte [2]).

Bei allen den aufserordentlichen Fortschritten, welche in unseren Tagen die Naturwissenschaften gemacht

1) Si tamen non *Aristotelem*, sed *nos ipsos* sequamur, pro certo aliter procederemus.

2) Dieses Werk ist *zuerst* gedruckt zu *Rom* 1478, später zu *Mantua* 1479 und *Venedig* 1495. In der Ausgabe der Werke

haben, ist und bleibt es für den Philosophen immer ein anziehendes Geschäft, den Stufengang der Entwickelung des menschlichen Geistes von seinen ersten Anfängen zu verfolgen. Wenig Werke verdienen in dieser Rücksicht mehr unsere Beachtung als Albert's Thiergeschichte. Mag man sie nun als eine blofse Kompilation des Aristoteles und späterer Schriftsteller, oder als die Vereinigung der Kenntnisse von Albert's Jahrhundert, oder als das Ergebnifs der Studien eines tief eindringenden Naturforschers betrachten; jedenfalls bleibt sie ein köstliches Denkmal, welches, indem es uns den Zustand der Ansichten und Kenntnisse des Mittelalters veranschaulicht, eine weite Lücke ausfüllt, und die Geschichte der Wissenschaft im Alterthum mit der in der neueren Zeit verbindet.

Dazu gesellt sich noch ein interessanter Umstand. Albert war viel gereiset. Sein Drang nach Wissenschaft hatte ihn alle dazu führenden Mittel vereinigen lassen. Sicher besafs er eine, für die damaligen Verhältnisse beträchtliche, Bibliothek. Sollte also sein Werk nicht einige Dokumente für die Litteraturgeschichte, nicht Fragmente für uns verlorner Bücher aufbewahrt haben?

Ein ausgezeichneter deutscher Gelehrter, Buhle, hat in einer eigenen Abhandlung die Thiergeschichte des Albertus aus diesem Gesichtspunkte betrachtet [1]). Aber eben diese Abhandlung enthält viel Falsches; und damit nicht, wie es gemeinhin geschieht, ein berühm-

---

des Albert, (Venet. 1519) welche mir zur Hand ist, steht die *Thiergeschichte* im VIten Theile. Die mitgetheilten Anführungen aber habe ich aus einer trefflichen Handschrift (B. R. N. 948.) entnommen.

1) De fontibus, unde *Albertus Magnus* libris suis XXVI *De animalibus* materiem petierit. In den Commentat. soc. Gotting. T. XII, p. 94. [p. 96]. Buhle schrieb diese Abhandlung veranlafst durch die ihm von Schneider mitgetheilte Ansicht: *latere in opere de animalibus ab Alberto Magno contexto, versiones latinas librorum graecorum, ad Aristotelis vel Theophrasti historiam animalium olim pertinentium, et adhuc in deperditis habitorum.*

ter Name Irrthümer heilige und verbreite, will ich jetzt denselben Gegenstand, die Quellen, aus denen Albertus schöpfte, zu beleuchten und festzustellen versuchen [1]).

Die Hauptfolgerungen bei Buhle sind:

1) Albertus hat höchstens neun oder zehn Bücher der Thiergeschichte des Aristoteles gekannt [2]).

2) Sein XItes Buch ist eigentlich das Ste des grofsen Aristotelischen Werks, welches uns verloren gegangen ist [3]).

3) Albert besafs die Schrift des Aristoteles *De physiognomia* vollständiger als wir heutzutage [4]).

4) Er besafs endlich mehrere Werke des Aristoteles über die Thiere, welche für uns nicht mehr vorhanden sind [5]).

Im Verfolge unserer Untersuchung werden diese Behauptungen die gehörige Ermäfsigung erleiden.

Die Hauptquelle des Albertus ist ohne Widerrede die Thiergeschichte des Aristoteles, und zwar nach der Uebersetzung des Michael Scotus, welche aus dem Arabischen verfafst war, und aus XIX Büchern bestand. Ueber diese Abtheilung darf man sich nicht wundern. Bei den Arabern umfafst nämlich die Thiergeschichte:

1) Die IX Bücher unserer Ausgaben.

2) Das Xte, dessen jetzt angefochtene Aechtheit [6]) damals noch nicht bezweifelt wurde.

---

1) Schon *Camus* hat Buhle's Ansichten bekämpft. Wenn ich daher mit ihm in mehreren Punkten übereinstimme, so ist dies fast nothwendig. Doch wird der Leser sich leicht überzeugen, dafs meine Behandlung des Gegenstandes bedeutend ausführlicher ist.

2) Buhle a. a. O. S. 110.

3) Ibid.

4) Ibid. p. 99.

5) Ibid. p. 107, p. 192.

6) S. Schneider Tom. I, praef. p. XIII . . . Tom. III, p. 557 Tom. IV, p. 262 . . . p. 457

3) Die IV Bücher *De partibus animalium.*
4) Die V Bücher *De generatione.*

So findet man auch bei Abdallatif eine Stelle des Iten Buchs *De partibus* citirt, als aus dem XIten Buche der *Histor. animalium* [1]).

In dem seinem Werke voraufgeschickten Prologe gesteht Albertus, dafs er zu den XIX Büchern des Aristoteles VII andere hinzugefügt habe. Seine Geschichte der Thiere besteht aus XXVI Büchern, nicht aus XXV, wie Buhle sagt. Er bemerkt, dafs er die Namen der Thiere Griechisch oder Arabisch angeben werde, woraus man ersieht, dafs er eine arabisch-lateinische Uebersetzung benutzte.

In den ersten XIX Büchern folgt Albert ganz der Eintheilung in der Uebersetzung des Michael Scotus. Diese letztere ist der Scaliger'schen nur in der Eintheilung des IIten und IIIten Buchs conform. Albert dagegen beginnt sein IIItes Buch genau da, wo in Schneider's Ausgabe das IIte Buch des Aristoteles anfängt. Das VIIIte bei Albert beginnt mit dem IXten des Aristoteles. Ebenso die Handschrift des Scotus No. 6789.

Schneider urtheilt über das Verfahren Albert's bei Benutzung der Uebersetzung des Michael Scotus sehr richtig [2]). Er folgt derselben so wörtlich genau, indem er nur seine eigenen Erklärungen und die aus eigener Beobachtung entnommenen Ergänzungen hinzufügt, dafs er überhaupt kaum zehn Zeilen ausgelassen haben dürfte. Die Vergleichung von Albert's Texte mit dem des Scotus, besonders hinsichtlich der von Beiden angewendeten Namen der Thiere, erweiset beider vollkommene Identität. Hier nur einige Beispiele statt vieler:

1)

1) Rélations de l'Egypte, trad. de M. Sylvestre de Sacy, p. 202.

2) Ipse adeo *Albertus* versionem Scoti secutus eodem plane ordine Philosophi verba interpretatus est; ita ut libri scripti et optimi et antiquissimi eum verborum ordinem habuisse videantur. [Schneider, Adnotat. ad L. IX, cp. 37. Tom. IV, p. 281.]

1) Lib. I, cp. 1 zu Anfange findet sich bei Scotus ein Zusatz, welchen Albert gleichfalls hat. Aristoteles sagt: „Habent vero animalia quaedam partes, aut easdem inter se omnes aut diversas. Partes autem easdem vel specie intelligi volo, ut hominis nasus vel oculus specie cum naso aut oculo hominis (alterius) convenit: item caro cum carne et os cum osse.“ [Edit. Schneid. T. II, p. 4.]

Diese Stelle lautet in Scotus Uebersetzung: „Et omnia membra, quae sunt in quibusdam generibus animalium, assimilantur quaedam quibusdam et dissimilantur quibusdam: membra ergo, quae assimilantur quaedam quibusdam, informa sunt, sicut dicetur, quod nares Sofronici sunt similes naribus Socratis, et oculi Esculapii sunt similes oculis Apollinis, et caro assimilatur carni et os ossi“ [1]).

Albertus erklärt diese Stelle, und schliefst mit den Worten: „Secundum igitur hunc modum tria sunt genera partium in corporibus perfectorum animalium, et quando comparantur animalia ad invicem secundum similitudinem aut dissimilitudinem, attenditur modus comparationis aliquando in configuratione membrorum dissimilium. Sicut verbi gratia dicetur: quod nares Sofronici similes sunt naribus Socratis, et sicut edicitur aliquando, quod oculi Esculapii similes sunt oculis Apollinis.“

2) An einer anderen Stelle sagt Aristoteles von der verschiedenen Lebensweise der Thiere [2]): „Differunt autem animalia vitae, actionum, morum, partium ratione; de quibus primum summatim dicemus, deinde de unoquoque genere diligentius et prolixius disseremus. Sunt igitur differentiae secundum vitas et actiones et mores fere hujusmodi, ut alia sint aquatilia, alia terrestria. Et aquatilia quidem duplicis naturae: quaedam enim et in humido vitam agunt et inde cibum captant,

1) MS. der K. B. N. 6789.

2) Lib. I, cp. 1, §. 6, ed. Schneid.

praeterea humorem tum recipiunt, tum remittunt (respirando): quo si priventur, vivere nequeunt; id quod magnae piscium parti evenit. Quaedam vero in humore quidem degunt, atque inde victum quaerunt, verum aerem recipiunt (spirando), non aquam, et extra eum pariunt. Cujusmodi multae sunt, *cum eorum*, quibus pedum solus usus est, ut *lutra* [enydris], *latrax* [latax], *crocodilus*: tum volucria, ut *mergus* [aethya] et *colymbis*: tum carentia pedibus, ut hydrus. Sunt praeterea, quae in humido aluntur, neque sine eo vivere possunt, verum ea neque aerem neque aquam recipiunt (spirando), qualis est *urtica* [acalephe] et *ostrea*. Porro aquatilium alia sunt marina, alia fluvialia, alia lacustria, alia palustria, ut *ranae* et *cordylus*. Marinorum autem nonnulla pelagia sunt, quaedam littoralia, alia saxatilia. Terrestrium autem animalium quaedam aerem recipiunt reddunique, id quod spirare et respirare vocant; ut homo, et alia terrestria, quae pulmonem habent. Alia aerem non recipiunt, et tamen vivunt, cibumque in terra capiunt, qualis est vespa et apis aliaque insecta. Dico autem insecta, quorum corpora aut in *inferioribus* partibus, aut et in his et superioribus sunt segmentis distincta. Ac terrestrium quidem multa, ut dictum est, ex humido victum petunt. Eorum autem aquatilium, quae aquam recipiunt, de terra nullum quicquam petit ad cibum. Animalia quoque aliqua principio quidem in humido vivunt, tum autem in aliam mutata formam foris agunt vitam: quod sit in tipulis fluviorum, ex quibus asili [oestri]. Ad hoc animalium alia sedem mutant, alia non. Quae sedem non mutant, ea omnia in humido vivunt. Nam terrestrium quod non mutet sedem, invenias nullum. At in humido multa ejusmodi vivunt, quoniam aquata sunt, veluti coocharum [ostreorum] genera complura. Videtur quoque spongia sensu esse praedita, quoniam si quidem difficillime avelli ajunt, nisi sensim circum eum motus fiat. Quaedam vero tamquam aquata adhaerent, et tamquam absoluta moventur, cujusmodi est urtica quoddam, sic enim eam vocant. Absolutae enim nonnullae pascuntur noctu. Multa vero, quamquam non adhaerescunt, non moventur tamen, quales ostreae sunt, et quae *holothuria*

nominant. Porro alia natatu moventur, ut pisces et mollia [Bealiger mollusca], et crusta intecta, quemadmodum locustae. Alia gressu, quemadmodum cancrorum genus; quibus quamquam in aqua habitantibus natura gressum attribuit."

Hiemit vergleiche man den Text des Scotus:

„Et etiam modi animalium diversantur secundum regimen suae vitae, et suas operationes et suum nutrimentum, et partes earum, quae diximus compendiose et inferius, etiam narrabimus genus eorum et quaecunque accidunt iis de accidentibus, et modum diversitatis eorum secundum regimen suarum partium, operationes et figuras. De istis ergo dicemus, quod quaedam sunt aquosa et quaedam agrestia, et aquosa dicuntur modis duobus: aut quia eorum mansio est in aqua et suum nutrimentum, et recipiunt aquam in interius eorum et evomunt ipsam; et quando carent ipsa, nequeunt vivere, sicut accidit pleribus [sic] piscibus. Aut quia mansio eorum et nutrimentum est in aqua, sed non recipiunt aquam intra se, imo aerem, et pereunt extra; sicut animalia, quae vocantur Graece *andrafalitis, andriz*; Latinis etiam *cenethea*, et avis, quae Graece dicitur *anzarsilitis*; et illa, quae non habent pedes, sicut illud, quod nominatur *adroz*. Nam nutrimentum eorum est in aqua et non possunt vivere extra ipsam: sed non recipiunt in interius eorum aquam, vel aerem, sicut quod vocatur Graece *amalichi* et *modabilium*; et quaedam animalia morantur in aqua marina, et quaedam fluminea, et quaedam stagnea, et quaedam paludosa, sicut ranae et animalia, quae nominantur Graece *carchoquios*, et quodam animalium agrestium recipit aerem, et ejicit ipsum, quando anhelat, sicut homo et omnia animalia agrestia habentia pulmonem: et quaedam quoque recipiunt aerem, quia sua vita et suum nutrimentum est super terram, sicut apes et vespes et alia animalia rugosa. Et non nominatur rugosum, nisi quodlibet habens rugiones in corpore, in parte anteriori et posteriori, et, quantum diximus, multa agrestium animalium ab aquoso. Animalia vero, quae manent in aqua et recipiunt aquam maris in interius eorum, non gustant aliquid de agresti."

„Et quaedam animalia vivunt in aqua, demum mutantur ad aliam formam, et vivunt extra, sicut quod nominatur Graece *ambrites* [1]); nam ipse manet in fluminibus prius, demum mutatur forma ejus, et fit ex eo animalis formae, quae dicitur *astaror*, et vivit extra..... Et etiam quaedam animalia sunt fixa in una forma et quaedam mobilia. Animalia vero fixa in formis manent in aqua; animalia vero agrestia non sunt fixa, immobilia; et quaedam animalia vivunt in aqua, nam sunt applicata ad petram, sicut *gnarae hakur* (hazim), et in interiori spongiae, et *nubes* est aliquid de hoc genere, et significatio super hoc est, quod ipse non descendit, nec separatur a petra, ad quam applicantur, nisi aliquis cogat ipsum ad motum per attractionem, et hoc est ex inspirato, sicut fingunt experimentatores. Et quaedam animalia sunt applicata ad petram, et sunt absoluta, quando quaerunt suum nutrimentum, sicut genus, quod dicitur *amalichi*, quia aliquid hujus generis exit a loco suo nocte, et pascitur, demum redit ad ipsum; et multa sunt absoluta et non moventur a suis locis, sicut *hastremi* et quod vocatur Graece *alathurie* (vel *alathtrie*). Et quaedam animalia natant per capita sua, sicut *malachi*, et omnia animalia habentia testam molim [sic], sicut *carabo*."

Text des Albertus.

„Modus etiam comparationis animalium secundum convenientiam et differentiam accipitur aliquando.... in regimine vitae suae, in operationibus, et nutrimento et habitatione et motu, in his enim consistit regimen. Inferius autem omnia genera horum explicabimus, et quaecunque accidunt eis secundum modos diversitatis eorum, et regimen suarum operationum, et secundum figuras eorum. Dicemus autem de his, quae differunt regimine vitae, quod quaedam sunt *aquosa*, quaedam autem *agrestia*. Aquosa autem differunt duobus modis: aut enim dicuntur

1) Der Rand der Handschrift giebt: *ambrides*, arabides. Albertus schreibt *ambyden*.

aquosa, aut quia mansio eorum simul et nutrimentum est in aqua; aut quia nutrimentum est in aqua, sed manent in terra. Adhuc autem quorum mansio et nutrimentum sunt in aqua, dicuntur duobus modis: aut quia sic manent in aqua et nutriantur, quod recipiunt aquam in interius corporum suorum ad refrigerium caloris, et evomunt eam, sicut animalia spirantia recipiunt aerem; aut non recipiunt aquam in interius corporum suorum ad refrigerium, sed per modum nutrimenti sui. . . . Quaedam enim sunt, quorum mansio et nutrimentum sunt in aqua et recipiunt aquam in interius eorum et evomunt eam; et quando carent ea, nequeunt vivere. . . . . Quaedam autem sunt, quorum mansio quidem et nutrimentum est in aqua, sed non recipiunt eam in interius sui ad eventationem, sed ad mixtionem cibi tantum, sicut ostrea et multa genera conchylium. Quaedam autem praeter haec manent et nutriuntur in aqua, sed capiunt aerem in interius sui ad eventationem, et pariunt et generant extra aquam, sicut Graece vocatae *andris* et *tentheath*, et avis, quem Graece vocant *azarsalitis*; et illa, quae non habent pedes, sicut Graece nominata *andros*. . . . Nam omnium horum nutrimentum est in aqua, et non possunt vivere extra eam, sed non recipiunt aquam in interiora sua, nisi per modum, quem diximus. Sunt autem adhuc praeter haec de genere eorum, quae sunt aquatica, quae mansionem et nutrimentum habent in aqua, sed nec extra aquam diu vivunt, sicut sunt quaedam genera verminum et multipedum, quae de aquis cum retibus piscatorum frequenter extrahuntur et quae vocat Aristoteles *amalachy* et modos [sic] *alyzim*: et sunt quaedam genera concharum marinarum. Amplius autem universale genus animalium aquaticorum dividitur: quoniam quaedam animalia sunt *marina* et quaedam *fluviosa*, et quaedam *stagnea*, et quaedam *paludosa*, sicut lutra, et animal, quod Graece nomine *carthoquios* dicitur. — Sicut enim diximus de animalibus aquaticis, quod differunt in recipiendo aquam in intrinsecus sui: sic etiam differunt animalia agrestia, quoniam quaedam recipiunt aerem in intrinsecus sui, sicut illa, quae vocantur *hanhelantia* [sic], sicut homo et omnia agrestia pulmonem habentia, quia pulmo ad hoc creatus est, ut sit ventilabrum

cordis ad refrigerium pectoris et cordis. Et quoddam animal non recipit aerem per porum manifestum in intrinsecus sui, licet recipiat ipsum per poros occultos, cum tamen vita sua et nutrimentum sint super terram, sicut apes et vespae et alia animalia rugosa et volantia. Non autem vocatur rugosum, nisi quod habet rugas annulorum in corpore suo anterius aut posterius, ... et ista sunt ita agrestia, quod numquam possunt vivere aut nutriri in aqua..... Et sunt quaedam quasi media inter haec, quae quidem primo vivunt in aqua, et pereunt extra eam, et deinde mutantur in forma et figura, et tunc vivunt extra aquam in terra, sicut animal, quod primo, dum generatur in aqua, Graece vocatur *ambidor*, cujus forma mutatur, et fit ex eo animal, quod vocatur *astoror* [1]); tunc egreditur de flumine et vivit in terra.....

Quaedam autem animalia fixa secundum locum vivunt in aqua; petris enim applicata nutrimentum inundat super ea, sicut genera *halizym* Graece vocata, quae sunt genera ostrearum et conchylium immobilium, ... et quoddam genus conchae, quod nascitur in interiori ippogiae marinae, et non moritur nisi per accidens motu apogiae; et aliquid hujusmodi generis videtur concha, quae *nubeans* vocatur, cujus signum est, quod non descendit umquam a petra, cui applicatur, nisi aliquid cogat ipsam violenter; tunc enim per contractionem et dilatationem, qui motus est omnis animalis, conatur redire ad lapidem, sicut ex insperato frangunt et separant eam a lapide experimentatores.... Quaedam autem animalia sunt applicata ad petram aliquando, ... sed separantur ab ipsa, quando quaerunt et venantur nutrimentum, sicut genus *halyzim*, sive conchilium, quod Graece vocatur *alathurrie*, et sunt conchae longae apertione et contractione concharum se moventes, et post pastum ad petram revertentes, propter vitandum impetum fluctuum maris.

Adhuc autem mobilia animalia differunt per membra, per quae nituntur ad motum; quoniam natantium

1) Ueber die Endbuchstaben dieser beiden Wörter bin ich ungewiss.

quaedam natant per motum capitis sui, sicut *malachye* genera, et eodem modo moventur genera *carabo*, quod est *locusta maris*."

3) Eine andere entscheidende Stelle ist die, in welcher Aristoteles (ebendaselbst) von den Thieren redet, welche in Haufen zusammenleben oder sich bewegen. Die Worte des Aristoteles sind: „Inter natatilia multa piscium genera, quales vocant (nomine communi) *cursores*, *thynni*, *pelamides* et *amiae*."

Scotus: „Aves vero, quod non habent uncos ungues, non est, ut sint cum aliquibus sociorum suorum, sicut accidit pluribus generibus piscium, sicut qui dicitur Graece *domadez* et *thobabi* et *amodez* et *amiae*."

Albertus: „Hoc autem convenit multis generibus piscium, quia et illorum antiqui congregantur et aliqui segregantur: congregantur quidem sicut *allec* et *delphini*, et quod dicitur Graece *domoter* et *colaubi* [1]), et *lamodech* et *amya*."

Es ist leicht, hier die verstümmelten griechischen Wörter zu erkennen. *Domoder* entspricht dem δρομάδας; der arabische Name des Thunfisches ist tenn oder tennun, sehr ähnlich dem griechischen θύννος; *thobabi* oder *thaubi* ist eine verdorbene Lesart des arabischen Textes, wobei das *Nun* des arabischen Wortes durch falsche Stellung des diakritischen Punkts in *be* verwandelt worden ist. *Amodez* und *lamodech* sind offenbar Corruptionen des griechischen Wortes πηλαμίδες.

4) Nicht minder bemerkenswerth ist folgende Stelle, wo Aristoteles (Lib. IX, cp. 2, ed. Schneid.) von der Zähmung der wildesten Thiere durch reichliche Nahrung sagt: „Beneficio enim mitescunt, veluti crocodilorum genus afficitur erga sacerdotem, a quo cutatur, ut alantur."

Scotus: „Genus autem *karoluoz* et *hirdon* habet pacem *lchhium* (vel: cehhium) et domesticatur cum illo, quoniam cogitat de suo cibo."

---

1) In der Handschrift steht *thaubi*.

Albertus paraphrasirt diese Stelle folgendermafsen:

„Hac eadem de causa animal vocatum *carocochilom*, quod est quaedam species *crocodili*, et animal, quod dicitur *hardon*, quod est alia crocodili species, pacem et cohabitationem habet cum animali, quod *celthim* (alit. *celchim*) vocatur, quod est aquaticum quoddam quadrupes, quod venatur animalia, et communicat venationem cum praehabitis crocodili speciebus, et sic cogitare de ipsis videtur et providere eis cibum."

Zu diesen Beispielen füge man die von Camus aus Scotus und Albertus ausgehobenen Stellen [1]). Der sicherste Beweis dafür, dafs Albert die Uebersetzung des Scotus benutzte, ist Beider Uebereinstimmung in Angabe der Thiernamen, selbst der falschen. Zuweilen hat jedoch Albert auch eigene Irrthümer. So z. B., wenn der arabische Uebersetzer statt des arabischen Namens den griechischen angiebt, leitet er diesen ein durch die Wendung: *quod dicitur Graece.* Albert, der diese Bemerkung natürlich nicht machen konnte, verwechselt daher öfters beide Benennungsarten. Z. B. Aristoteles sagt [Lib. I, cp. 1, §. 12]: „Sunt etiam mansuetae animantes, quae sane aut ita sunt semper, ut homo et mulus mansueta sunt semper; contra panthera (pardalis) et lupus semper ferae."

Scotus: „Quaedam sunt domestica omni tempore, et quaedam silvestria omni tempore: domestica, sicut homo et mulus; silvestria omni tempore sunt, sicut *fedith* et lupus, et forte fiet *fedith* domesticus."

Albertus: „Si autem ad mores hominum regimen vitae animalium extendatur, tunc quaedam sunt domestica omni tempore, sicut homines perfecte intellectum participantes: ..... quaedam autem sunt silvestria omni tempore, nec domesticantur ad plenum, sicut lupus et turtur, *quae Graece secundum aliquos fechid vocatur.* Quamvis enim viderimus lupos captos et turtures

1) Notic. et extr. des MSS. T. VI.

comedentes cum hominibus, tamen non omnia naturae suae opera referunt ad dominationem et mansuetudinem, et ideo numquam perfecte domesticantur. Aliquando tamen turtur magis domesticatur quam lupus.“

Diese Stelle veranlafst zu drei Bemerkungen: 1) der arabische oder lateinische Uebersetzer hat zu den Worten des Aristoteles den Zusatz angefügt: *et forte fiet fedith domesticus*, welchen Albertus aufgenommen und weiter ausgeführt hat; 2) übersetzt Albertus *fechid* durch *turtur*; und 3) macht er das Wort zu einem griechischen.

Die Lesart *fedith* bei Scotus ist corrupt und *fechid* das Richtige. Denn dies ist der Ausdruck, welcher in der arabischen Uebersetzung durchweg dem griechischen *πάγδαλις* entspricht; *fechid*, oder genauer *sehd* [1]), ist ein zu bekannter Ausdruck, als dafs ich mich mit seiner Erläuterung länger aufhalten sollte [2]).

Wie aber konnte Albert hier einen Namen durch turtur übersetzen, welchen er selbst so häufig in seinem Werke gebraucht? [3]) Ich erkläre mir diese Verwirrung nur dadurch, dafs er *fechid* mit *seita* verwechselte. *Seita* nämlich nennt er die Holztaube, und dieser Name scheint mir eher die Corruption eines arabischen als eines griechischen Wortes zu sein.

Ferner setzt Albertus zuweilen zu dem griechischen Namen noch einen anderen, arabischen, hinzu. So sagt er von dem, Griechisch *ἐφήμερον* genannten Insekt: *dicitur a Graecis girgiz et efymera. Girgiz* ist ein arabisches Wort und aus Avicenna entnommen.

Ein sicheres Kennzeichen zur Bestimmung der Quellen der lateinischen Uebersetzungen ist die Schreibart der

---

1) Wie ich glaube, ist dies dasselbe Thier, dessen Albertus (Lib. XXI, tract. II, cp. 1) unter dem Namen *alphe* gedenkt. Ich schliefse es aus mehreren Stellen seines Werks.

2) Man s. übrigens darüber die Auszüge von Domaire (?) bei der [französ.] Uebersetzung von des *Oppianus* Gedicht *De venatione*, von Belin de Ballu, [Strasburg, 1787] p. 176.

3) Z. B. p. 100: *leopardus, qui Graece sched vocatur*, p. 105: et *felher, quem nos dicimus leopardum.*

Namen von Personen und Oertern in denselben. Auch dieses ist hier anzuwenden. Scotus, der einen arabischen Text vor sich hatte, in welchem die Umstellung oder das Fehlen der diakritischen Punkte die Aussprache eines Wortes gänzlich verändert, hat alle griechischen Ausdrücke bis zur totalen Unkenntlichkeit entstellt. Albertus ist ihm treulich nachgefolgt, nur dafs er zuweilen, aus dem Bestreben, zu erklären, die Verwirrung noch vermehrt hat. Hier einige Beispiele:

1) Aristoteles citirt z. B. den *Alcmäon* überhaupt zweimal. So sagt er (Lib. I, cp. IX, §. 1): „Neque enim *Alcmaeonis* sententia vera est, qui putavit, caprea auribus spirare.“ Man höre Scotus: „Et propter hoc dico, quod *Alkakalneon* mentitus est versificator, cum finxit, caprae anhelantur per auriculas.“ Albertus dagegen: „Propter quod *Halkamian* poëta arguitur mendacii, fingens poëtice, quod caprae anhelant per aures“ [1]). An der anderen Stelle [2]) nennt Scotus denselben Schriftsteller *Alcameon*, *Alkakaroki*; Albertus aber *Alkymenon*, oder, nach der gedruckten Ausgabe, *Altirnemon Corinthiacus*, während bei Aristoteles *Alcmaeon Crotoniata* steht.

2) Syennesis, medicus Cyprius [*]), heifst bei Scotus [3]) bald *Siacinor Cabrenentes*, bald *Diacenes Cabrenenis*, bald *Dianos Camblonensis*, bald *Sacnior*, bald *Siacinos Cabronensis*. Dagegen heifst es bei Albertus: „Antiquissimus igitur Persarum philosophus, quem Arabes *Syazmor Cabronensem* vocant, Avicenna autem vocat eum *Persam*, quidam *Milesium* hunc esse putant.“ Wirklich führt auch Avicenna zu Anfange seines IIIten Buchs den Syennesis unter dem Namen *Thesius Persa* an. Der Name des *Diogenes Apolloniata* [**]) ist in *Dianor* oder *Diavor*

1) Lib. I, tract. II, cp. 4.

2) *Arist.* Hist. d. an. VII, [cp. I, §. 1, Schn.] *Albert.* und *Scot.* lib. IX.

*) Arist. l. l. III, cp. 2, §. 3, ed. Schn. T. I, p. 88.

3) Lib. III, cp. 1.

**) Arist. l. l. III, cp. 2, T. I, p. 89, 90, Schneid.

Bernensis verändert. Albertus setzt hinzu, daſs Avicenna ihn *Dibaquilus* nenne, daſs der richtige Name aber eigentlich *Diogenes* sei; eine Verbesserung, welche er aus Scotus selbst entnahm.

3) Aristoteles schlieſst, nachdem er beider Philosophen Meinungen vorgetragen, mit den Worten *): „*Haec igitur Syennesis et Diogenes tradiderunt*". Dafür heifst es bei Albert unbegreiflicherweise: „*Iste igitur est sermo Diogenis, et discipuli ejus, quem Ficianor corrupte Arabes vocant, quem Gieriam vocant Graecorum antiqui*"; und doch lies't man bei Scotus nur: „*Iste vero est sermo Ciatior et Diogenis in narratione venarum*".

4) Aus *Polybus* [Πόλυβος] **) haben Scotus und Albertus *Blomos* oder *Blomor* gemacht; Albertus setzt jedoch hinzu: „*Quidam, qui Blomos quidem ab Arabibus, ab Avicenna autem dicitur Omelicinus; est autem, ut quidam opinant, hic, qui Melissus vocari consuevit.*

5) *Ktesias* ***) heifst bei Scotus *Artezes*, bei Albert *Alchisor*. Wahrscheinlich stand in dem arabischen Texte *Aktesias*, und Scotus schrieb vielleicht *Akteziaz*.

6) *Herodorus*, der Vater des Sophisten Bryson [1]), wird bei Scotus *Arrocinius* oder *Arocimus sophista*, bei Albertus *Arotinius poëta* genannt.

7) Aristoteles citirt bei Angabe der Anzahl von Eiern, welche der Adler ausbrütet, den Vers des Musäus ****):

Terna parit, binis exclusis educat unum.

Hier übersetzt Scotus: „*Et aquila ponit tria ova, et extrahit a duobus, secundum quod scribit in libro suo*

*) Ibid. p. 91.

**) Ibid. cp. II, §. 8, p. 91.

***) *Arist.* l. l. III, c. 19. T. I, p. 108, Schn.

1) *Arist.* Lib. VI, cp. 5. [T. I, p. 257, Schn.]

****) Arist. ibid. cp. 6. §. 1. Ὅτι τρία μὲν τίκτει, δύο δ' ἐκλέπτει, ἓν δ' ἐκτρέφει.

Museus, quia ipse dixit, quod aquila ovat tria ova et ejicit tertium.“ Bei Albertus dagegen lautet dieselbe Stelle: „Genus autem aquilarum ponit tria ova, sed, et frequentius, non extrahit nisi a duobus pullis, secundum quod dixit *Melissus* in libro suo animalium: hic enim dixit, quodsi extrahat ex tertio, ejicit ipsum a nido“ [1]).

Aber nicht nur bei den Thiernamen, sondern auch bei anatomischen Erörterungen giebt Albert neben dem lateinischen den entsprechenden arabischen Ausdruck. Dabei bemerke man überhaupt, dafs, je leichter die griechischen Wörter Arabisch geschrieben werden konnten, je weniger sie in der lateinischen Version und bei Albert verstümmelt sind. So sind die Wörter *μαλαχη* und *σελάχη* [l. *σελάχη*] stets durch *malachi* und *celati* wiedergegeben.

Die hier angeführten Beispiele, mit den schon von Camus gegebenen vereint, beweisen hinlänglich, dafs Albertus ausschliefslich nur die Uebersetzung des Michael Scotus benutzt habe. Darauf führen auch noch andere Bemerkungen bei Lesung anderer Schriften Albert's und derer des Vincent. v. Beauvais, Barthol. von England, u. A.: z. B. die Bemerkung, dafs Albert nur da, wo ein aus dem Griechischen abgeleiteter Text noch nicht zu haben war, die arabisch-lateinischen Uebersetzungen benutzt hat; dafs kein Scholastiker so sorgsam Alles gesammelt hat, was zur Erklärung des dunkeln Textes dienen konnte; dafs endlich die beiden erwähnten Schriftsteller auch *nur* die Uebersetzung des Scotus benutzt haben.

Andere Quellen, aus welchen Albertus geschöpft hat.

Buhle hielt sich vornehmlich an den Theil von Albertus Werke, welcher die Physiognomie umfafst;

---

1) *Buhle* hat keinen dieser entstellten Namen erkannt. Vergl. seine Comment. p. 114.

denn hier glaubte er die sichere Spur davon zu finden, dafs Albert über denselben Gegenstand eine ausführliche Schrift des Aristoteles besafs. Wirklich citirt Albert im Isten Buche seiner Thiergeschichte, wo er sich auf allerhand physiognomische Betrachtungen einläfst, den *Palämon*, *Loxus*, und *Philemon*. Buhle gesteht, keinen dieser Schriftsteller zu kennen; doch macht er folgende beachtenswerthe Bemerkungen:

1) Albert citirt den *Philemon* nur in Verbindung mit dem Namen des Aristoteles, und die aus ihm entnommenen Citate sind sehr kurz.

2) Die Auszüge aus *Palämon* und *Loxus* dagegen sind sehr weitläufig. Fast sollte man meinen, Albert habe ihre Schriften besessen. Da indefs die in diesen Auszügen enthaltenen Grundsätze mit denen in der erhaltenen Aristotelischen Schrift vollkommen übereinstimmen, so ist es natürlicher, anzunehmen, dafs Albert hier aus dem grofsen verlornen Werke des Stagiriten geschöpft habe.

3) Albert scheint den *Palämon* und *Loxus* in die Zeit vor Aristoteles zu setzen.

Buhle kennt den *Palämon* nicht, und doch besitzen wir sogar sein Werk in der von dem gelehrten Franzius besorgten Sammlung der *Scriptores physionomiae veteres* *). Sicher besafs Albert dieses Werk, denn die von ihm mitgetheilten Bruchstücke finden sich im Original.

Loxus ist mir durchaus unbekannt, doch glaube ich, dafs dieser Name eine, durch das Arabische entstandene, Corruptel sei, welche den Namen eines alten Schriftstellers enthält. Vielleicht hatte Michael Scotus, der selbst ein berühmtes physiognomisches Werk verfafste, das Buch dieses *Loxus* für Friedrich II., welcher sich gern mit Physiognomie beschäftigte, übersetzt.

*) Scriptor. physiogn. vett. ex recens. Perusci et F. Sylburgi. Graece et Lat. recensuit etc. etc. *Joh. Georg Friedr. Franz*, Altenburg, 1780, enthaltend Aristoteles, Polemo, Adamantius, und Melampus.

Philemon war ein Zeitgenosse des Hippokrates; von ihm berichtet Albert aus Aristoteles folgendes Beispiel von Geschicklichkeit. Ein Schüler des Hippokrates zeigte ihm das Bildnifs seines Lehrers. *Philemon* betrachtete es aufmerksam, und urtheilte dann, dafs das Original des Bildes dem Luxus der Treulosigkeit und Ausschweifung ergeben sei. Die hierüber erbitterten Schüler wandten sich an den Hippokrates, welcher das Urtheil des Philemon bestätigte, aber zugleich hinzufügte, dafs die Liebe zur Philosophie diese lasterhaften Neigungen in ihm besiegt habe. Dieselbe Anekdote erzählen Hadschi Kalfa und Abulfaradsch; aus dem Letzteren erfahren wir zugleich, dafs zu seiner Zeit *Philemon's* Schrift in einer syrischen Uebersetzung noch vorhanden war. Hieran knüpfen wir einige Vermuthungen über *Philemon*, und über die verlorne Schrift des Aristoteles über die Physiognomie, welche Albertus öfters citirt und als an den Alexander gerichtet bezeichnet.

Unter den verschiedenen, ins Lateinische übersetzten, Schriften des Aristoteles, in der Handschrift der Königl. Bibliothek No. 6298, fol. 155, habe ich eine Schrift, oder vielmehr einen Brief, über Physiognomie gefunden, welche an eine Person gerichtet ist, deren Namen nicht angegeben ist. In derselben handelt Aristoteles zuerst vom Nutzen und Zwecke dieser Wissenschaft, und giebt sodann die Hauptgrundsätze derselben an. Dabei citirt er den *Philemon*, den er *Philomen* und *Phylemon*, sowie *summus doctor*, *magister physionomiae*, *de numero antiquorum philosophorum* bezeichnet, und zu seinem Lobe zugleich jenes obige Geschichtchen mittheilt. Dieser Brief füllt etwa ein Blatt jener Handschrift, und war dem Albert bekannt, wie dies eine Vergleichung darthut. Es wird also, wie wir sehen, die Schrift des Aristoteles, deren Verlust Buhle bedauert, auf ein Blatt einer Handschrift reducirt; und obenein halte ich diesen aus dem Arabischen übersetzten Brief, gleich einer Menge anderer kleiner von den Arabern, oder ursprünglich von den Griechen bekannt gemachter Schriftchen in Form eines Briefs an Alexander, für unächt; und wie Aristoteles zu Ende der Erzählung von Hippokrates zu sagen scheint, dafs er

hier einen Auszug der Regeln und Grundsätze des *Philemon* geben wolle, so meine ich: dafs Albertus den Letzteren nur aus jenem Schriftchen des Aristoteles gekannt habe. Wer ist aber dieser *Philemon*? Sein Zeitalter ist noch unermittelt, doch hindert nichts, ihn für älter als Aristoteles zu halten, (wie dies, nach Buhle, auch Aigeri [Albert?] zu thun scheint) zumal da der Stagirit uns ausdrücklich berichtet, dafs er für die Abfassung seiner Schrift über die Physiognomie die Schriften älterer Physiognomen benutzt habe.

Die Schreibung des Namens *Philemon* schwankt in den arabischen, wie in den lateinischen Handschriften. Wie leicht konnte durch ein geringes Versehen der arabischen Uebersetzer oder Abschreiber aus *Palaemon, Philemon* entstehen! Diese, sehr wahrscheinliche, und von einem sehr gelehrten Manne gebilligte, Vermuthung zugegeben, hat man in beiden Namen nur eine Person zu suchen.

Im XVIten Buche, wo er von der Erzeugung handelt, citirt Albertus den *Theophrastus, Alexander Peripateticus*, und *Theodorus*. Doch ist aus diesen Anführungen, wie auch Buhle einsieht, nicht zu schliefsen, dafs er die Werke derselben kannte, da er jene aus anderen Philosophen entnommen haben kann.

Schneider hat ohne allen Erweis angenommen, dafs Albert uns nach einer arabischen Version das Werk des Aristoteles *De animalibus, perfectis et minus perfectis*, im XXIsten Buche seines Werks erhalten habe *); aber Albert sagt selbst, dafs dies Buch die Frucht seiner eigenen Studien sei.

Im XXIIsten Buche citirt Albert eine Schrift *De coitu*, welche er dem *Constantinus Cassianensis* beilegt; Buhle las: *Cassiodorus Assianensis*, und gesteht seine Unkenntnifs dieses Namens. Aber die Lesart in der Ausgabe

*) Adnotat. ad Arist. Hist. de animal. Lib. V. cp. 13, Tom. III. p. 322, 323.

von Paumey [l. *Jammy*] *) ist richtig. Albert meint den Mönch *Constantin*.

In den letzten Büchern werden drei Namen erwähnt, welche mir gänzlich unbekannt sind: *Jorach*, *Semerion*, und *Adelinus*.

Jorach wird aufserdem auch von Vincent v. Beauvais und Bartholomäus von England häufig citirt. Albert achtet ihn wenig, und beschuldigt ihn lügenhafter Ausschmückung seiner Berichte. Sein Name findet sich mit dem des *Adelinus* verbunden; er hatte eine Schrift über einige Thiere verfafst. Bartholomäus giebt ihm den Beinamen *Chaldaeus*.

Semerion wird stets zugleich mit Avicenna citirt; Albert nennt ihn *Graecus*. Sicher sind dies arabische Schriftsteller, von denen sich Friedrich Uebersetzungen verschaffte, als er seine Schrift *Ueber die Jagd der Raubvögel* verfafste.

Albertus citirt auch Constantin, Serapion, Costa ben Luca, Galen, und Hippokrates; die beiden Letzteren waren im Abendlande durch Constantin's Uebersetzungen bekannt.

Neben den *Canones* des Avicenna hat Albertus noch dessen, von Mich. Scotus übersetzten, *Auszug aus des Aristoteles Thiergeschichte* häufig benutzt. Dieser *Auszug* besteht, gleich der arabisch-lateinischen Uebersetzung der Thiergeschichte des Aristoteles von Mich. Scotus, aus XXX Büchern; ein Umstand, welcher beweiset, dafs es bei den Arabern, und sicherlich auch bei den Griechen, gebräuchlich war, die IV Bücher *De partibus* und die V Bücher *De generatione* mit den X Büchern der Thiergeschichte zu verbinden.

Die bei Albertus erwähnten Schriften des *Homer*, *Melissus*, und [*Simonides*, „De animalibus", sind ebenso viele Irrthümer des Albertus, von denen sich bei Scotus keine Spur findet.

Noch

*) Hier ist gemeint die vollständigste Ausgabe der Werke des Albertus: *Alberti Magni* cett. *Opp. omnia, edita studio et labore Petri Jammy*, in 21 Voll., Fol., Lugduni 1651. Das Werk *De animalibus* steht im VIten Theile derselben.

Noch bemerkt Buhle, dafs Albertus die kleine Schrift *De nutrimento* gekannt habe. Er selbst verfafste eine dergleichen *De nutrimento et nutribili*, zu deren Anfange er nicht, wie er sonst immer sorgfältig thut, bemerkt, dafs er dem Aristoteles folgen werde. Schon hieraus ergiebt sich, dafs er die Schrift des Aristoteles *nicht* kannte. Dazu kommt noch das ausdrückliche Zeugnifs des St.-Thomas, dafs diese Schrift zu seiner Zeit noch nicht zur Kunde der Lateiner gekommen sei. Albertus schrieb also dieses Werk, wie mehrere, in der Absicht, eine Lücke in der Aristotelischen Doctrin auszufüllen. Seltsamerweise stützt sich Buhle auf eine Stelle, in welcher Albert sagt, dafs er die Schriften des Aristoteles über die Thiere nicht vollständig besitze. „*Quomodo*" (fragt Buhle) „*ita judicare potuisset, nisi ipsi fuisset operis Aristotelici exemplum plenius et integrius?* Aber wenn Albertus diese Bücher vollständig besafs, wie hätte er denn sagen können: *Opus Aristotelis de animalibus, quod apud nos* [*est*], *in multis est diminutum?* Uebrigens deutete Albertus hier sicherlich nur auf die Thiergeschichte (*Opus de animalibus*), deren Unvollständigkeit in der offenbar lückenhaften und verstümmelten Uebersetzung des Michael Scotus ihm nicht entgehen konnte. Will man aber seine Worte durchaus auf die Gesammtheit der, zu seiner Zeit bekannten, Werke des Aristoteles über diesen Gegenstand beziehen; wie erklärt man dann sein Bedauern, welches er an derjenigen Stelle ausspricht, wo er uns berichtet, dafs der Stagirit nahe an sechzig Bücher (Volumes) über die Thiere verfafst habe?

Dafs Albertus zu den X Büchern des Aristoteles noch VI andere hinzufügte, geschah in der Absicht, 1) einige Lücken auszufüllen, und gewisse Grundsätze näher zu erörtern; 2) von den im Verlaufe des Werkes genannten Thieren eine kurze Beschreibung zu geben; es scheinen dieselben nach Klassen und alphabetisch geordnet gewesen zu sein.

Ich glaube nun die vorstehende Untersuchung mit folgenden, zum Theil gegen Buhle gerichteten, Behauptungen schliefsen zu dürfen:

1) Albert kannte nur die arabisch-lateinische Version des Michael Scotus.

2) Die ersten XIX Bücher seines Werks sind nichts als eine Paraphrase dieser, in XIX Bücher eingetheilten, Uebersetzung.

3) Die VI folgenden Bücher sind sein Eigenthum.

4) Wir besitzen weder in seinem XIten Buche das Iste von Aristoteles grofsem Werke über die Thiere, noch in seinem XXIten die Schrift *De animalibus perfectis et minus perfectis.*

5) Albert hat weder einen arabischen noch einen griechischen Text selbst vor Augen gehabt.

6) Er hat endlich in seiner *Histor. de animal.* kein Werk benutzt, welches wir nicht noch heutzutage im griechischen Originale besäfsen.

Diese Folgerungen bestätigen sich noch durch folgende Betrachtung. Wenn Albert Schriften besessen hätte, die für uns verloren gegangen wären, so würde doch deren Besitz keineswegs auf diesen Scholastiker allein beschränkt gewesen sein. Nun aber habe ich den gröfsten Theil der gleichzeitigen Schriftsteller sorgfältig gelesen, und in ihnen keine einzige Spur gefunden, dafs sie mehr Schriften des Aristoteles gekannt hätten, als dem Albertus zu Gebote standen, und uns gegenwärtig übrig sind.

Um über die Eintheilung des Werks des Albertus keinen Zweifel übrig zu lassen, und den unumstöfslichen Beweis dafür zu führen, dafs Albertus zu den XIX Büchern des Michael Scotus wirklich VII andere hinzugefügt habe, theilen wir seine eigenen Worte über diesen Gegenstand mit [1]).

---

1) Lib. I. c. I, zu Anfange, sagt er: „Scientiam autem de membris animalium dividimus secundum duplicem considerationem ipsorum. Oportet enim in his considerare primo diversitates ipsorum in compositione et opere et generatione, et causas omnium postea reddere naturales et proprias.

Libri Ethicorum.

Die Ethik des Albertus besteht, wie der griechische Text, aus X Büchern. Im ersten Tractate des 1sten Buchs handelt er von der Erhabenheit der Moral im Allgemeinen; von der Möglichkeit einer Wissenschaft der Tugend; von deren Stellung in dem Systeme der Philosophie, und von ihrem Gegenstande; zuletzt spricht er über Titel und Verfasser des Werks. Aus den bei dieser Gelegenheit mitgetheilten Details ergiebt sich, dafs Albertus den arabischen Commentar, und mithin die arabisch-lateinische Version der *Ethica* besafs, sowie,

Tangemus igitur in *primis X libris* membrorum animalium diversitates et compositiones, et anatomias, et actus, et generationes; et postea in *novem sequentibus* horum omnium dabimus vitas et physicas causas," etcc. Albertus schliefst dies Kapitel mit folgenden beachtungswerthen Worten: „Consequenter autem his (libris) subinferemus inquisitionem de toto simul animalis corpore, tam secundum genus quam secundum species animalium nobis notorum. Et secundum genus quidem causam assignabimus *primo* complexionis animalium: et de causa perfectionis et imperfectionis eorum secundum opera animae, quae secundum potentias vitae possunt determinari. Secundum species autem quaeremus de his, quae sunt gressibilia secundum species eorum, et de his, quae sunt volatilia secundum omnes volantium naturas et species: et de natatilibus secundum suas proprietates: et de reptilibus secundum suas naturas, et mores eorum, quae sunt de speciebus et modis serpentum: vel de his, quae conveniunt cum ipsis, sicut lacertae et crocodili et dracones. Et in *fine complebimus* scientiam totam in consideratione vermium et annulosorum, secundum omnes suas, quae nobis notae sunt, diversitates. Licet enim in his multa oporteat saepe eadem dicere, tamen indicabimus, [judicavimus?] utile esse legentibus de his cum studio intendere, ut et naturae animalium melius sciantur, cum in speciali et per nomen cujuslibet animalis natura describitur, et ut ea, quorum nomina vel tacemus, in communi de animalibus loquentes, vel forte secundum nomina *graeca* vel *arabica* proferimus, vere sciantur, quando sub *latina* nominatione eorumdem animalium describuntur proprietates. Sic igitur in XXVI libris, quorum capitula per ordinem descripsimus, continentia, et ordinem, totam istius scientiae seriem trademus, *addentes* his, quae ab *Aristotele* de hac scientia bene digesta sunt, *libros septem*."

dafs er zwei andere ethische Schriften des Aristoteles kannte [1]).

Den zweiten Tractat füllen lange Digressionen über das Gute. Die Paraphrase der Aristotelischen Ethik beginnt erst mit dem folgenden Tractate.

Die oberflächlichste Prüfung ergiebt, dafs Albert eine griechisch-lateinische Uebersetzung benutzte, und zwar ist es die, von der ich ein Specimen [No. 20.] mitgetheilt habe. Hier sind einige Beläge dieser Behauptung:

1) Die Wörter *navifactiva*, *yconomia*, *frenifactiva*, *architectonica* finden sich bei Albert, wie in der griechisch-lateinischen Uebersetzung.

2) In der Uebersetzung heifst es: *Idcirco politicae non est proprius auditor juvenis. Inexpertus enim est eorum, qui secundum vitam sunt actuum. Rationes autem de his et ex his, sicut amplius autem passionum secutor existens, inaniter audiet, et inutiliter, quia finis ejus non cognitio, sed actus.*

Albertus: Ideo politicae sive moralis scientiae non est proprius auditor juvenis: hic enim inexpertus eorum actuum sive operationum, quae sunt secundum vitam humanam. Rationes autem morales omnes sunt in his principiis et de his conclusionibus. Amplius autem passionum consecutor existens inaniter audiet, quantum ad auditum, et inutiliter, quantum audita ad electionem et opus non refert. Et hoc est ideo, quia finis auditus moralis non est cognitio: parva enim cognitio est in his: sed finis ejus est actio sive operatio.

---

1) Er sagt nämlich: „Scripsit autem et aliam, qui (sic) dicitur *Eudemia*: eo, quod ad *Eudemium* (sic) amicum suum scripta sit, quae fere in verbis ab ista non differt; scripsit autem et librum, qui dicitur *Magna Moralia*, non ideo, quod scriptura plus contineat, sed quia de pluribus tractat, sicut de concordia, benignitate, bonitate, et quibusdam aliis, de quibus hic nullam mentionem facit, sed de quibus hic tractat, perfectius determinat et prolixius quam in libro *Magnorum Moralium*."

8) Die Stelle des Hesiod bei Aristoteles [Eth. Nic. I, cp. 4 ext.] lautet bei Albertus: *Unde dicit Aristoteles: ei autem neutrum existit horum, audiat, quae Hesiodi, hoc est, bona carmina.* „Iste quidem optimus est, qui ex se habet principium: bonus autem et ille rursus est, qui dicenti obediat: qui autem nec ipsemet intelligit, neque alium audiens in animo ponit, hic prorsus inutilis est vir."

Die griechisch-lateinische Uebersetzung: Cui autem neutrum existit horum, audiat, quae Hesiodi: „Iste quidem optimus, qui omnia intellexerit. Bonus autem rursus et ille, qui bene dicenti obediet. Qui autem neque ipsemet intelligit neque alium audiens in animo ponit, hic rursus [prorsus?] inutilis vir."

Diese Vergleichungen, welche sich leicht vermehren liefsen, mögen genügen.

Albert citirt endlich häufig den *Eustratius* [1]), und zwar, wie eine sorgfältige Vergleichung mich gelehrt hat, ohne Zweifel nach der oben besprochenen *) griechisch-lateinischen Uebersetzung, nicht nach einer arabisch-lateinischen, denn zur Zeit jenes griechischen Commentators **) übersetzten die Araber gar nicht mehr griechische Werke in ihre Sprache. Um ein Beispiel der Identität anzuführen, verweise ich auf den Commentar zum 1sten Buche, aus welchem Albertus einen Theil dessen entnommen hat, was er im 1sten Kapitel seiner Ethik sagt.

Wir sehen aus Albert's eigenen Worten, dafs er zwei andere ethische Schriften des Aristoteles, die eine *Magna Moralia*, die andere *De virtutibus laudabilibus* betitelt, benutzte. Die Citationen der ersteren entsprechen der Version, deren Specimen [unter No. XLI.] mitgetheilt ist.

1) S. 32, 59, 66, 76, 87, 96, 100, 126, 159, 176, 177, 198, 245, 246.

*) S. oben S. 194.

**) *Eustratius*, Metropolit v. Nicäa, lebte um d. J. 1140. S. *Zell* Praef. ad Eth. Nicom. ext. *Buhle* Arist. Opp. T. I. p. 299.

Bei diesem Werke erhebt sich weniger ein Zweifel über die Art der benutzten Uebersetzung, als über den Verfasser selbst. Die Methode des Albertus hat, wie schon bemerkt, einen ganz eigenthümlichen Charakter. Er beginnt jedes seiner Werke mit allgemeinen Sätzen über den zu behandelnden Gegenstand; spricht dann über den Titel des Buchs, über den Verfasser, sowie gewöhnlich auch darüber, ob er das Werk des Aristoteles vollständig oder nur in Auszügen besitze. Bei Behandlung des Gegenstandes selbst paraphrasirt er den Text des Aristoteles und vermischt die Ausdrücke der lateinischen Version mit seinen eigenen.

Hier finden wir dagegen einen ganz anderen Gang, ähnlich dem, welchen St.-Thomas gewählt hat. Es ist ganz der eines wirklichen Commentars; die Sätze der lateinischen Version werden mit ihren Anfangsworten hingestellt, und so erläutert und analysirt. Albertus zeigt in seinen Schriften eine höchst geringe, vielleicht gänzlich bestreitbare, Kenntnifs des Griechischen. Dagegen finde ich hier mehrere philologische und grammatische Erörterungen [1]).

Die benutzte Uebersetzung ist offenbar eine griechisch-lateinische; aber der Verfasser mufs deren zwei besessen, oder sich mindestens Varianten verschafft haben, denn er erwähnt solcher fast in jedem Kapitel.

Nur zwei Umstände sind es, welche die Absonderung dieser Commentare von den Werken des Albertus zu verhindern scheinen.

Albertus mufs seine Bearbeitung der Ethik und Politik des Aristoteles nach dem Erscheinen mehrerer Commentare des St.-Thomas über den Stagiriten bekannt gemacht haben; Letzterer nämlich sagt, dafs das Buch der Probleme zur Zeit, als er schrieb, im Abendlande noch nicht bekannt sei. Albert hatte ebendasselbe

1) Man s. Lib. II, cp. 2. §. H; ibid. §. F; Lib. IV, cp. 12; etc.

gesagt [1]), und doch citirt er die Probleme in seiner Ethik und Politik [2]), welche also nach seinen anderen Werken verfaſst sind. St.-Thomas hatte sicher die lateinischen Versionen mit dem griechischen Texte verglichen oder vergleichen lassen; in jedem Falle besaſs er Varianten, und befolgte eine andere Methode als sein Lehrer. Möglich also, daſs Albert diese Varianten benutzte, und seinem Schüler nachahmte.

Zweitens endlich enthält der Epilog am Schlusse des Commentars Ausdrücke, welche ganz mit des Albertus Weise übereinkommen [3]).

Die Metaphysik.

Die Metaphysik des Albertus besteht aus XIII Büchern, deren letztes mit den Worten schliefst: *Hic*

---

1) Lib. De somno et vigil. tract. II, cp. 5.

2) S. p. 177, 290 bis.

3) Man überzeuge sich davon selbst: „*Ecce, hunc librum*“ (heiſst es) „*cum aliis physicis et moralibus exposui ad utilitatem studientium* [sic], *et rogo omnes legentes, ut attendant, quod in hoc libro non tractatur nisi de actibus voluntariis hominibus, qui, sicut dicit Aristot. in* 3. *Ethicorum, ad nullam regulam communem redigi unquam possunt. . . . . Nec ego dixi aliquid in isto libro, nisi exponendo, quae dicta sunt, . . . et rationes et causas adhibendo. Sicut enim in omnibus libris physicis numquam de meo dixi aliquid, sed opiniones peripatheticorum, quanto fidelius potui, exposui. Et hoc dico propter quosdam inertes, qui solatium inertiae suae quaerentes nihil quaerunt in scriptis, nisi quod reprehendant: et cum tales sunt torpentes in inertia, ne soli torpentes videantur, quaerunt ponere maculam in electis. Tales Socratem occiderunt, Platonem machinantes etiam eum exire compulerunt, sicut ipse dixit:* Athenis numquam deficit pyrus super pyrum, *id est:* in malum super malum. Non consentio Atheniensibus, bis peccare in philosophiam. *Sed hoc tantum de talibus. Qui in communicatione studii sunt, quod hepar in corpore; in omni autem corpore humor fellis est, qui evaporando totum amaricat corpus, ita in studio semper quidam sunt amarissimi et fellici viri, qui omnes alios convertunt in amaritudinem, nec sinunt, eos in dulcedine societatis quaerere veritatem.*“

igitur finis disputationis istius, in qua non dixi aliquid secundum opinionem meam propriam, sed omnia dicta sunt secundum positiones peripatheticorum; et qui voluerit hoc probare diligenter, legat libros eorum, et non me, sed illos laudet vel reprehendat.

Es fragt sich, ob Albert alle Bücher des Aristoteles vor Augen gehabt, oder ob er die, nach seiner Meinung fehlenden, ergänzt habe. Ich habe die unterscheidenden Kennzeichen der arabisch-lateinischen und griechisch-lateinischen Uebersetzung der Metaphysik oben bemerklich gemacht *); von Albertus selbst erfahren wir, dafs er eine griechisch-lateinische Version benutzte 1); und zwar ist diese keine andere, als die in der Ausgabe von 1488 befindliche. Ich habe die sorgfältigste Vergleichung angestellt, und alle, in jener lateinischen Uebersetzung erhaltenen, oben angegebenen **), griechischen Ausdrücke bei Albertus wiedergefunden. Hievon kann sich jeder überzeugen, der die Mühe nicht scheut, die von der Fluth des Commentars bei Albertus gleichsam verdeckten Aristotelischen Ausdrücke zusammenzustellen und zu vergleichen. Somit darf ich es als ausgemachte Thatsache hinstellen, dafs Albertus nur die Uebersetzung, von der ich [No. 34.] das Specimen mitgetheilt habe, gekannt hat, und dafs er sie hin und wieder nur verläfst, um der arabisch-lateinischen Version zu folgen.

Die XIII Bücher der Metaphysik des Albertus sind ganz die des Aristoteles in der Ausgabe von Duval,

---

*) S. oben S. 189 bis 192.

1) Die dafür entscheidende Stelle (Lib. I Poster. tract. II. p. 525) setzt die griechisch-lateinische Version der arabisch-lateinischen entgegen: *Hoc modo* (heifst es) *naturale desiderium* (*quo omnes homines scire desiderant*) *procedit ad scire secundum actum: quod desiderium est in vere scientibus. Hoc igitur modo est verum scire. Et hanc probationem ponit Theophrastus, qui etiam primum librum* (*qui incipit:* Omnes homines scire desiderant) *metaphysicae Aristotelis traditur addidisse; ideo in arabicis translationibus primus liber non habetur.*

**) S. oben S. 190.

mit Ausnahme des XIIIten. Vielleicht hat Albert dies Buch deshalb nicht commentirt, weil es nur eine Wiederholung dessen enthält, was im Isten, IIIten, IVten, und Vten Buche der Metaphysik, und im IIIten, IVten, und Vten der Physik gesagt worden ist. Meine Vermuthung, dafs man anfänglich nicht alle Bücher der Metaphysik gekannt habe, wird durch Albertus selbst unterstützt, welcher in seinem *Speculum astronomicum* sagt, dafs man nur elf Bücher dieses Werks besafs.

[r] zu S. 36.

BARTHOLOMAEUS v. ENGLAND.

Ueber ihn hat man durchaus keine genaueren Nachrichten; was sich bei den englischen Geschichtschreibern vorfindet, ist ganz ungenau. So setzen ihn z. B. Leland, Baleus, Pits, und Fabricius *) in das XIVte Jahrhundert, während Quetif [1]) erwiesen hat, dafs er vor dem Ablaufe des XIIIten Jahrhunderts geschrieben haben müsse. Ich weise ihm hier seinen Platz an, weil ich überzeugt bin, dafs er sein Buch *De proprietatibus elementorum* spätestens um 1260 verfafste. Ich schliefse dies aus folgenden Umständen.

Bartholomäus citirt, nach einer arabischen Version, folgende Schriften des Aristoteles: *Historia animalium*, *Lib. De meteoris*, *Libri De coelo et mundo*. Nun erschien von den beiden letzteren Werken die griechisch-lateinische Uebersetzung zwischen 1260 und 1269 **), und mit ihrem Erscheinen kam die andere in Vergessenheit. Bartholomäus schrieb also während dieser Zeit.

Ferner findet man einige Schriften des Albertus in dem Buche *De proprietatibus rerum* ange-

*) Bibl. lat. med. et inf. aet. Vol. I, p. 479...

1) Scriptor. Ord. Praedicat. T. I, p. 486, 487.

**) S. oben S. 170.

führt, während in demselben *Vincent. v. Beauvais*, *St.-Thomas*, *Roger Bacon*, *Aegidius v. Rom* nirgends genannt werden.

Die Schrift *De proprietatibus rerum* zerfällt in XIX Bücher, in welchen der Verfasser wirklich „Himmel und Erde und alles was darinnen ist" beschreibt. Die drei ersten handeln von Gott, den Engeln, und der Seele; die folgenden von der körperlichen Substanz überhaupt; vom Menschen und vom menschlichen Körper; von dem verschiedenen Alter, den Schwächen, und Leidenschaften; von der Welt und den himmlischen Körpern; von der Zeit und ihren Theilen; von der Materie und Form; vom Wasser, von der Erde und ihren Theilen; von den Steinen und Metallen, Kräutern und Pflanzen; u. s. f. Sein Zweck war minder Ausführlichkeit im Einzelnen, als eine Nachlese dessen, was Anderen entgangen war. Er gesteht im voraus, dafs er wenig Eigenes geben, sondern sich mit Auszügen aus den Büchern der Kirchenväter und Philosophen begnügen, und nur einen Abrifs liefern werde.

Alles, was ich aus der Lesung der XIX Bücher des Bartholomäus gewonnen habe, beschränkt sich auf neue Beweise für die, schon im Vorhergehenden begründeten, oder noch zu begründenden Thatsachen.

Die, von ihm benutzte, arabisch-lateinische Uebersetzung der genannten Schriften des Aristoteles ist die, deren sich auch Albertus bedient hat. Von dem Buche *De coelo et mundo* kannte er, wie Vincent. von Beauvais, zwei Uebersetzungen, welche er an zwei Orten erwähnt [1]). Für die Schriften: *Physic.*, *Metaphysic.*, *De anima*, und *Parva Naturalia*, dagegen benutzte er griechisch-lateinische Uebersetzungen. Ein Verzeichnifs der, von ihm angeführten Schriftsteller hat sein Herausgeber beigefügt. Ich begnüge mich daher mit der Angabe folgender, von ihm benutzter Schriften des

1) S. 374. 377.

Galen: *Commentar. in Aphor.*; — *Hippocrat. lib. passionum*; — *Lib. crisis*; — *Lib. De simplice medicina*; — *Lib. institutionum*; — *Comment. De diebus criticis.*

Die Schrift selbst ist mehrmals gedruckt worden *); die von mir benutzte Ausgabe ist erschienen Frankfurt 1609, 8.

[N] zu S. 36.

VINCENTIUS BELLOVACENSIS,

einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, geboren zu Beauvais, zu Anfange des XIIIten Jahrhunderts, studierte zu Paris, wo er, wahrscheinlich vor dem Jahre 1128, in den Dominikanerorden trat. Nach Echard 1) berief ihn der heil. Ludwig zu seinem Vorleser, und ehrte ihn durch Beweise seiner Gunst. Vincentius selbst erzählt uns, dafs der König gern seine Schriften las, und ihm die nöthigen Handschriften verschaffte; sowie, dafs die Königinn Margaretha, Thibault von Navarre, und Philipp, der Sohn des heil. Ludwig, ihn zur Abfassung mehrerer Schriften veranlafsten. Er starb, nach Echard, im Jahre 1264.

Unter seinen verschiedenen Schriften befindet sich auch ein Trostbrief an den heil. Ludwig, über den Tod seines ältesten Sohnes; eine Schrift über Erziehung der Fürsten, für die Königinn Margaretha verfafst. Vornehmlich aber ist es das *Speculum majus*, welches ihm einen dauernden Ruhm sichert. Nach dem Prologe in den ältesten Handschriften ist das Werk in drei (nicht, wie neuere Handschriften und die gedruckten Ausgaben angeben, in vier) Abtheilungen getheilt. Jede führt einen eigenen, bezeichnenden Titel: I. *Speculum naturale*, II. *Speculum doctrinale*, III. *Speculum historiale*. Die vierte Abtheilung, das *Speculum morale*, ist, wie Echard bis zur Evi-

*) Argentor. 1488. 1505. Norimb. 1492. Francof. 1601 (?). S. *Fabricius* a. a. O.

1) Scriptor. Ord. Praedicat. T. I. p. 212.

denz erwiesen hat, ein untergeschobener, im XIVten Jahrhunderte verfafster Zusatz.

Diese drei *Specula* bilden zusammen eine wahre Encyclopädie, aus welcher sich eine richtige Ansicht der Philosophie (das Wort in seinem weitesten Umfange genommen) des XIIIten Jahrhunderts schöpfen läfst. Das wichtigste von allen ist das *Speculum naturale*. Es wurde zuerst, und zwar um das Jahr 1250, verfafst; es zerfällt in XXXII Bücher, welche wieder in eine grofse Anzahl von Kapiteln getheilt sind. Den Inhalt giebt Vincentius selbst kurz an. Er behandelt nämlich die Schöpfungsgeschichte der sieben Tage, an welche er die Auseinandersetzung der zu seiner Zeit herrschenden Doktrinen hinsichtlich der Astronomie, Naturgeschichte, Physik, u. s. f. anknüpft. Diese Anordnung und dieser Gang waren in jenem Zeitalter gäng und gäbe, in welchem die Scholastiker auf eine Universalwissenschaft Ansprüche machten, weil diese es ihnen möglich machte, theologische und rein-menschliche Gegenstände zu behandeln. Die staunenswerthe Anzahl der in dieser Sammlung benutzten Schriften erklärt sich allein durch die königliche Gunst des heil. Ludwig, zufolge deren dem Vincentius nicht nur eine bedeutende Privat-, sondern auch sämmtliche Bibliotheken der Ordenshäuser wie der Universität zu Paris zu Gebote standen. Dazu berichtet uns der Verfasser selbst, dafs mehrere seiner Ordensbrüder für ihn Auszüge aus verschiedenen Werken verfafsten, und ihn so bei Vollendung seines *Speculum majus* unterstützten.

Für meinen Plan mufste aber dieses Werk, sowohl hinsichtlich seiner Abfassungszeit als seines Inhalts, sowie auch wegen der ausführlichen, in demselben aufbehaltenen, Bruchstücke lateinischer Uebersetzungen, eins der wichtigsten sein. Ich habe es daher mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit gelesen, und will hier kurz das Resultat meiner Forschungen mittheilen.

Im Xten Kapitel des Prologs zum *Speculum naturale*, welches den Titel führt: *Apologia de modo excerpendi de quibusdam libris Aristotelis*, spricht sich der Verfasser über seine Art, den Aristoteles anzuführen, so aus: *Ego autem*

in hoc opere vereor quorundam legentium animos refragari, quod nonnullos Aristotelis flosculos, praecipueque ex libris ejusdem physicis ac metaphysicis, quos nequaquam ego ipse excerpseram, sed a quibusdam fratribus excerpta susceperam, non eodem verborum scemate, scilicet quo in originalibus suis jacent, sed ordine plerumque transposito, nonnumquam etiam mutata paululum ipsorum verborum forma, manente tamen auctoris sententia, prout ipsa vel prolixitatis abbreviandae, vel multitudinis in unum colligendae, vel etiam obscuritatis explanandae necessitas exigebat, per divisa capitula inserui.

Dies Geständniſs ist wohl zu beachten; denn da Vincent. die lateinischen Versionen nicht wörtlich benutzt hat, so ist es um so schwieriger für mich, die bei ihm befindlichen Fragmente mit den, mir zu Gebote stehenden, alten Uebersetzungen zu vergleichen.

I. *Logik.*

Die Kenntniſs und Benutzung alter griechisch-lateinischer Uebersetzungen ist im Vorhergehenden so vollständig erwiesen, dafs ich mich bei den weitläufigen Anführungen dieser Uebersetzungen im *Speculum doctrinale* nicht aufzuhalten brauche; ich bemerke also nur: dafs die benutzte Uebersetzung die des Boëthius ist, dessen Commentare oft citirt werden.

Für die Rhetorik stützt sich Vincent. auf die alleinige Autorität des Cicero. Zur Zeit, als er schrieb, (d. i. 1240—1250) waren also die rhetorischen Schriften des Aristoteles noch nicht ins Lateinische übergetragen.

II. *Physik und Metaphysik.*

1) Die Bücher DE PHYSICO AUDITU sind nach einer griechisch-lateinischen Version citirt. Als Beispiel diene hier die Beschreibung der Bewegung im *Speculum doctrinale* [1]).

1) Lib. III, cp. 38 der griech.-lateinischen Version; Sp. d. Lib. I, text. 1, 3, 4.

2) LIBER DE COELO ET MUNDO. Vincent. citirt (Lib. III, cp. 50; Lib. IV der Hdschr.) das 1te Buch dieses Werks, und zwar, wie die, den einfachen Körpern gegebenen Epitheta *longum* und *circulare*, und die Vergleichung mit den lateinischen Versionen lehrt, nach einer arabisch-lateinischen Uebersetzung. Das ganze Kapitel ist ein Auszug aus Aristoteles, in welchem die Definitionen sich weit mehr der arabischen als der griechischen Uebersetzung nähern. So ist z. B. die Stelle: *Corpus simplex necessario est, quod movetur natura sua motu circulari*, wörtlich aus der ersteren entnommen. Dagegen lautet sie in der griechisch-lateinischen: . . *Erit necessarium, esse aliquod corpus simplex, quod natum est, fieri circulari motu secundum ipsius naturam.*

Für die Anwendung der arabisch-lateinischen Uebersetzung spricht ferner auch die Vergleichung einer Stelle des IIten Buchs, nach der arabischen Version, mit dem, was Vincent. im IVten Buche (cp. 54, p. 195) sagt; sowie die von ihm bei der Schilderung der Gestalt des Himmels (Lib. III, cp. 6) gebrauchten Ausdrücke mit denen in der arabischen Uebersetzung übereinstimmen.

Wichtig ist endlich, nicht nur für die Ermittelung der, von Vincent. benutzten Uebersetzung, sondern auch für die Bestimmung des Alters der beiden besprochenen Uebersetzungen folgende Stelle [1]): *De coelo et mundo secundo libro veteris translationis dicitur, quod orbis primus est principium et virtus et causa in vita omnis vivi, plusquam reliqui orbes valde; et in nova translatione dicitur, quod primus orbis principium est potentiae et causa in vita cujuslibet vivi plusquam alii orbes.*

In der arabisch-lateinischen Uebersetzung (Specim. No. IX.) heifst es dafür: *Primus orbis principium est potentiae; et causa in vita cujuslibet vivi plusquam alii orbes* [2]).

---

1) Lib. XXIV, cp. 29.

2) Lib. De coelo et mundo, I, text. 68, edit. anni 1483.

In der arabisch-lateinischen Uebersetzung des Scotus dagegen: *Orbis primus est principium et virtus et causa in vita omnis vivi, plusquam reliqui orbes valde.* Die Uebersetzung des Scotus war also die älteste.

3) Das Buch DE GENERATIONE ET CORRUPTIONE ist nur selten citirt. Die längste Anführung findet sich Lib. III, cp. 42, wo Vincent. den Aristoteles selbst mit Veränderung der Ordnung abkürzt. Die Definition der *Mischung* ist wörtlich eins mit der in der griechisch-lateinischen Version (cp. 44): *Mixtio est mixtibilium alteratorum unio.* Ich meine auch, dafs Vincent. die Commentare des Albertus besafs.

Folgende Stelle desselben Kapitels: „*Activorum etiam et passivorum quaecunque sunt facile divisibilia*", findet sich wörtlich in der griechisch-lateinischen Uebersetzung.

4) Die Schrift DE SENSU ET SENSATO ist nach einer griechisch-lateinischen Uebersetzung benutzt; dies erhellt schlagend aus der Betrachtung und Vergleichung zweier Stellen [1]).

5) Die Schrift DE METEORIS dagegen ist nur nach einer arabisch-lateinischen Version benutzt. Zum vollständigen Erweise genügt hier die Anführung einer Stelle (Lib. II, cp. 84) über den Thau, von welchem Aristoteles [2]) sagt: *Fit autem ubique ros flante austro, non aquilone praeterquam in Ponto, ubi contra usu evenit*, etc. Diese Stelle ist in der arabisch-lateinischen Version sehr genau wiedergegeben, nur dafs statt *Pontus*, *Corinthus* [3])

---

1) *a*) Lib. IV, cp. 106. „Inter illa vero, quae metallantur, aurum non odorat, quia achymum est; aes autem (i. e. cuprum) et ferrum odorabilia sunt," etc. — *b*) Lib. V, cp. 6. „Natura aquae insipida est, sola et incommixta non nutrit, subtilissimumque omnium humidorum est, etiam ipso oleo, sed protenditur oleum plus aqua, propter lubricitatem: aqua vero tenuior est, quare et gravius est, eam in manu servare, quam oleum."

2) Lib. II, [l. Lib. I.] cp. 10. [p. 762 E.] ed. Duval. [p. 746 E. ed. Aurel. Allobr.].

3) MS. lat. Bibl. R. N. 6323. [S. oben S. 183.]

genannt ist; dasselbe Wort aber findet sich auch bei Vincentius; desgleichen das Wort *assub* Lib. IV, cp. 72. Ebenso bedient sich derselbe der Ausdrücke der Philosophen über den Schnee und Reif mit geringer Abweichung von denen der arabisch-lateinischen Uebersetzung.

Im VIten Buche, cp. 86, citirt Vincentius eine Stelle, wie er sagt, *ex additis IV metheorum*: „*Alumen et sal hamoniacum sunt de genere salis*“ etc. Dieselbe Stelle findet sich Wort für Wort in den drei Kapiteln der arabischen Uebersetzung, welche das vierte Kapitel schliefsen.

6) Von dem Buche DE ANIMA benutzte Vincent. eine griechisch-lateinische Uebersetzung. Einen unwidersprechlichen Beweis dafür liefert uns eine Stelle im XIVten Kapitel des XXVsten Buchs, welches die Ueberschrift führt: *De sensibili per se* [*et*] *per accidens*. Aufser der fast vollkommenen Identität der Worte Vincent's mit denen in der griechisch-lateinischen Version [1]) stimmen beide auch in der Angabe des Namens *Diarius* oder *Diarrius* [2]) überein, an dessen Stelle in der arabisch-lateinischen Uebersetzung der Name des *Sokrates* steht.

7) Die THIERGESCHICHTE ist bei Vincentius zu augenscheinlich nach einer arabisch-lateinischen Version citirt, als dafs ich mich länger damit aufhalten sollte, zu untersuchen, ob er sie auch nach einer griechisch-lateinischen kannte. Hier reicht es aus, auf die Namen der Thiere zu verweisen.

Am häufigsten aber von allen Aristotelischen Werken benutzt Vincentius:

8) Das Buch DE PLANTIS, und zwar gleichfalls nach einer arabisch-lateinischen Uebersetzung. Ja,

---

1) Lib. De anim. II. text. 63. 64. [cp. VI, p. 1397 F. T. I, ed. Aurel. Allob. Tom. II, p. 29 E. Duval.].

2) Die Worte lauten bei Duval: *Ex accidente autem sensibile dicitur, veluti si album dicitur Diaris* [*διάρους*; Vincent. *Diarrii*; Versio gr.-Lat. *Diarii*] *filius*.

Ja, er legt selbst dem Aristoteles bei, was dem Prologe des Uebersetzers gehört [1]).

9) Was die PARVA NATURALIA betrifft, so sind zwar mehrere kleine dahingehörige Schriftchen, aber so selten und unvollständig citirt, dafs sie eine Vergleichung nicht wohl verstatten; doch schliefse ich aus der summarischen Vergleichung aller Stellen, die ich gefunden, dafs Vincent. eine griechisch-lateinische Version benutzt habe.

10) Die METAPHYSIK des Aristoteles ist im *Speculum naturale* selten, häufiger im *Speculum doctrinale*, und zwar dort unter den Titeln *Metaphysica vetus* und *Metaphysica nova* citirt. Diese Titel bezeichnen die zwei Arten der lateinischen Uebersetzungen.

Die *Metaphysica vetus* ist nämlich, wie sich aus der Vergleichung der verschiedenen Bruchstücke [2]) ergiebt, die griechisch-lateinische Uebersetzung; die *Metaphysica nova* dagegen die arabisch-lateinische. Dabei bemerke ich, dafs die letztere ganz nach der, in den alten Handschriften sich vorfindenden Eintheilung (zufolge deren das IIte Buch unserer neueren Ausgaben dort das Iste bildet) citirt ist. Auch bedient sich Vincentius der letzteren weit häufiger als der ersteren, und auf sie sind die erwähnten Citationen im *Speculum doctrinale* zu beziehen [3]).

Dafs die *Metaphysica vetus* die griechisch-lateinische Version sei, erhellt schon daraus, dafs Vincent. aus ihr jenen Anfang: „*Omnes homines scire desiderant*", citirt [4]), welcher in dem arabischen Texte ganz fehlt.

---

1) Specul. doctr. Lib. V, cp. 228: „*Tria sunt, ut ait Empedocles, in tota rerum varietate praecipua.*" . . . .

2) Specul. doctr. Lib. I, cp. 22, 24; Lib. XVI, cp. 56, 60, 61, und ff.

3) cp. 61, p. 159; cp. 65.

4) Specul. doctr. Lib. I, cp. 22 u. 24.

Auch enthält sie nur XI, die *Metaphysica nova* dagegen XII Bücher [1]).

Ob aber die griechisch-lateinische Version, deren Spuren sich hier vorfinden, mit derjenigen, von welcher ich ein *Specimen* gegeben habe, eine und dieselbe sei, ist schwer zu ermitteln, weil Vincentius eben die *Metaphysica nova* weit häufiger benutzt. Soviel kann ich indessen versichern, dafs beide nur in zwei oder drei Wörtern von einander abweichen.

III. *Ethik.*

Vincentius theilt die Ethik des Aristoteles in *Ethica vetus* und *Ethica nova*, deren Zweck ein verschiedener ist. Die erstere lehrt die Seele den Körper, ihren Wohnsitz, beherrschen, ihn, äufserlich wie innerlich, von jeder unerlaubten Erregung entfernen; mit einem Worte, die Fertigkeit in der Tugend (*Virtus consuetudinalis*) erwerben.

Die letztere dagegen leitet die Seele an zur Erkenntnifs des höchsten Guts, des Ueberirdischen. Die Fähigkeit, sich zu dieser Erkenntnifs zu erheben, ist die *Virtus intellectiva* [2]).

Unter dem Titel *Ethica nova* citirt Vincentius eine griechisch-lateinische Uebersetzung der Ethik. Schon die Worte (Spec. doctr. Lib. IV.): *Omnis ars et omnis doctrina, similiter autem et operatio et proresis boni alicujus operatrix videtur; ideo qui optime enunciant bonum, quod omnia appetunt*, etc. [3]), setzen dies aufser Zweifel.

---

1) Spec. doctr. Lib. XVI, cp. 67. — Sehr irrig meinte Buhle, dafs jene beiden Benennungen bei *Vincentius v. Beauvais* die *alte, vor der Verbreitung der Aristotelischen Schriften bekannte, und die neue, seit jener Verbreitung bekannt gewordene*, bezeichneten. M. s. Lehrb. der Gesch. d. Philosophie, Th. V, S. 279.

2) Spec. doctr. Lib. XIV, cp. 11.

3) Man vergl. hiermit das oben [S. 192 ff.] über die *Ethica nova* und *Ethica vetus* Gesagte.

Eine andere ethische Schrift finde ich nirgends erwähnt. Die VIII Bücher der Politik kannte Vincentius nicht, denn er citirt sie nirgends.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich also:

1) dafs Vincentius von folgenden Schriften des Aristoteles, als: *Metaphysic.*, *Physic.*, *De anima*, *Parva Naturalia*, und *Ethica*, griechisch-lateinische Versionen gekannt hat;

2) dafs er für die logischen Schriften die, von Abälard, Joh. Sarisberiensis, Albertus, u. A. benutzten Uebersetzungen besafs;

3) dafs er von arabisch-lateinischen Uebersetzungen nur folgende: zwei von der Schrift *De coelo et mundo*, eine für die drei ersten Bücher der *Meteora*, für die *Historia animalium*, für die Schrift *De Plantis*, u. a. benutzt hat.

[*t*] zu S. 87.

ROGER BACON.

Dieser ausgezeichnete Philosoph gehörte, trotz seiner Verdienste um die Philosophie, in welcher er sich in seinem Jahrhunderte allein von der grofsen Heerstrafse entfernte, und, das Joch der Scholastik abwerfend, durch tiefes Studium der Natur in die Geheimnisse der Naturwissenschaften eindrang, zur Zahl derjenigen Schriftsteller, von denen man viel spricht, ohne sie studiert zu haben. Man hat seine Entdeckungen bald gefeiert, bald bestritten, bald die im XVten Jahrhunderte gegen ihn erhobene Beschuldigung der Zauberei erneuert; aber Niemand hat die wahren Principien seiner universellen Philosophie aus den authentischen Denkmalen seines Geistes zu entwickeln versucht. Kaum glaublich, aber wahr ist es, dafs aufser Friend Niemand seine Schriften durchforscht hat. Brucker, Sprengel, Buhle, Tennemann haben sein „grofses Werk“ nur aus fremden Berichten gekannt. Daher haben denn auch die beiden Letzteren wichtige Umstände für die Litterärgeschichte

des Aristoteles mit Stillschweigen übergangen, welche sie, wenn sie das Opus majus gelesen hätten, vortrefflich würden haben benutzen können.

Roger Bacon wurde bekanntlich zu Anfange des XIIIten Jahrhunderts [1214] bei Ilchester in Sommersetshire geboren. Schon in seiner frühesten Jugend erwekten seine aufserordentlichen Talente die Aufmerksamkeit der gelehrtesten Männer Englands. Von der Universität Oxford begab er sich nach Paris, dem damaligen Mittelpunkte der Bildung [1249]. Er verliefs es als Doktor der Theologie, worauf er, zurückgekehrt in sein Vaterland, gleich seinem Freunde, dem berühmten *Robert Grosse-Tête*, Bischof von Lincoln, in den Franciskanerorden trat, um, abgeschieden von den Zerstreuungen der Welt, sich ungestört seinem Hange für die Philosophie überlassen zu können. Damals gab es unter den Scholastikern eine grofse Menge von Commentatoren der Aristotelischen Schriften; und die peripatetische Philosophie, von den geschicktesten Lehrern erläutert, war die herrschende in den Schulen, und bildete, wenn man so sagen darf, gleichsam die Puppe (la folie) des Jahrhunderts. Freilich war es nicht mehr jene, von arabischen und noch mehr von lateinischen Uebersetzern entstellte Philosophie; aber auch die griechisch-lateinischen Uebertragungen waren noch so dunkel, dafs aus ihnen unmöglich ein klares und bestimmtes Bild der in ihnen enthaltenen Philosophie entnommen werden konnte. Roger Bacon erkannte dies bald, und entschlofs sich, die griechischen und arabischen Philosophen in den Ursprachen zu studieren. Deshalb studierte er das Griechische, Arabische, und Hebräische, mit genauem Bezuge auf die Regeln der Grammatik, deren Studium damals so vernachlässigt war, dafs es, während Viele Griechisch, Arabisch, und Hebräisch sprachen, doch kaum vier Gelehrte gab, welche die Grammatik inne hatten [1]). Sodann wandte er sich zur Mathematik, welche er als Haupt- und Grundwissenschaft für alle andere betrachtete. Um ferner die

1) M. s. Opus tertium [De utilitate scientiarum] ad Clement. IV., MS. cot. Tib. c. fol. 6. S. Jebb. Praefat.

Ansichten der verschiedenen Philosophen kennen zu lernen und zu vergleichen, sammelte er sorgfältig alle wissenschaftlichen Denkmäler des Alterthums, und verschaffte sich aus fast allen Theilen der Welt die besten Handschriften. Er berichtet uns selbst, dafs er darauf innerhalb 20 Jahre mehr als 2000 französische Livres (Livres parisiennes) verwendet habe [1]).

Sein Ruf drang bald selbst bis nach Rom, wo Clemens IV., damals noch Kardinal, ein Freund der Wissenschaften, den Klerikus Raimond v. Laon mit einem schmeichelhaften Schreiben an ihn absandte, um ihn um Mittheilung seiner wissenschaftlichen Entdeckungen zu ersuchen. Roger Bacon konnte diesem Ansuchen nicht willfahren, weil seine Ordensobern ihm „*sub praecepto et poena amissionis libri et jejunio in pane et aqua pluribus diebus*" verboten hatten, irgend eine seiner Schriften einem anderen, wer es auch sei, mitzutheilen. Als aber Clemens den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, glaubte er sich diesem Verbote entziehen zu dürfen, und schrieb ihm, dafs er jetzt sein Ansuchen zu erfüllen bereit sei. Der Papst wiederhohlte hierauf schriftlich sein Gesuch, und Roger richtete [1267] nun an ihn sein unter dem Titel *Opus majus* bekanntes Werk, welches durch einen Schüler Roger's, Johann v. Paris, nebst einigen anderen Schriften und verschiedenen mathematischen Instrumenten überbracht wurde.

So lange Clemens IV. lebte, genofs Roger Bacon Achtung und Aufmunterung. Als ihm aber der Tod diesen Beschützer entrifs, ward er, als Opfer des Neides und der abergläubigen Unwissenheit, [zu Paris] in den Kerker geworfen. So lohnten ihm die Menschen, welche er aufzuklären strebte! So behandelte man in einem Jahrhunderte, in welchem Aristoteles und die Araber, seine Anhänger, die allgemeine Gunst genossen, einen Philosophen, welcher ihre Irrthümer aufzudecken, und das Studium der Natur als den einzig zuverlässigen Führer dar-

1) Opus tert. ad Clem. IV., fol. 19.

zustellen gewagt hatte. Nach zehnjähriger Haft *) kehrte er endlich [um 1289] in sein Vaterland zurück, und beschloſs daselbst am St.-Barnabas-Tage [den 11ten Junius] d. J. 1294 sein ganz der Verbreitung der Wissenschaft gewidmetes Leben in einem Alter von 78 Jahren.

Das Unglück, welches ihn selbst verfolgte, traf auch seine, wie man dem Leland glauben kann, sehr zahlreichen Schriften. Keine derselben, mit Ausnahme des *Opus majus*, ist bekannt geworden. Denn mehrere, unter seinem Namen gedruckte Schriften sind von höchst zweifelhafter Authenticität. Das *Opus majus* ist zu London 1750 [1733], Fol., von Samuel Jebb herausgegeben. Die von Galesio (Venedig 1750, 4.) veranstaltete Ausgabe ist ein wörtlicher Abdruck jener ersten. Beide Ausgaben sind sehr selten; mindestens habe ich sie in Paris weder in öffentlichen noch in Privatbibliotheken, oder bei den Buchhändlern auftreiben können.

Eine genaue, ins Einzelne eingehende Würdigung dieses trefflichen Werks halte ich für eine spätere Zeit zurück. Da wir die Uebersetzungen, deren sich Albertus, St.-Thomas, und Aegidius v. Rom bedienten, kennen gelernt haben, so bedarf es einer Aufsuchung der von Roger Bacon benutzten nicht mehr. Vielmehr will ich dem Leser einen wichtigeren Gegenstand, die Sammlung aller Details, welche er uns für die Litterärgeschichte des Aristoteles darbietet, vorführen.

„Vier Haupthindernisse" (sagt er) „sind es, welche dem nach Wahrheit und Weisheit strebenden Menschen sich entgegenstellen: die schlechten Beispiele, auf welche man sich beruft; die verjährte Gewohnheit; die, stets der Unterscheidungskraft ermangelnde Ansicht des grofsen Hau-

*) Als sein Ordensgeneral Hieronymus d'Ascoli unter dem Namen Nicolaus IV. im J. 1288 den päpstlichen Stuhl bestieg, wollte ihn derselbe in noch härtere Haft bringen lassen; doch gab er ihm auf vielfache Verwendungen mehrerer Grofsen endlich die Freiheit.

sens; und endlich das Bestreben, seine Unwissenheit durch ein Prunken mit Scheinweisheit zu verdecken. „„Das ist durch das Beispiel unserer Voräl̈tern bewährt; dies ist allgemein gäng und gäbe und weltkundig, also, man muſs sich danach richten““; so lauten die Hauptargumente, auf welche man sich überall in Kunst und Wissenschaft stützt. Aus diesen vier Quellen entspringen alle Uebel unseres Geschlechts. Sie nähren den Irrthum, ersticken die Wahrheit, verbergen den Menschen die Geheimnisse der Wissenschaft, und die schönsten, wichtigsten, und nützlichsten Lehren der Weisheit.“ Dies sind die Ketten für das Fortschreiten des menschlichen Geistes, welche Roger Bacon durch die Autorität der heiligen Schrift, der Kirchenväter, des kanonischen Rechts, und der Philosophie aller Zeiten und Völker zu zerreifsen strebt. Er beweiset, daſs die Anzahl der Beispiele mit nichten eine unumstöſsliche Autorität sei, daſs unsere Vorfahren nicht Alles vollenden konnten, daſs die Enthüllung der Wahrheit eine fortschreitende, und die Aufgabe aller Jahrhunderte sei. „Gesteht nicht Aristoteles selbst, daſs er über die Quadratur des Cirkels, und Avicenna, daſs er über die Materie des Regenbogens in Unwissenheit sei? Selbst die gröſsten Philosophen haben geirrt; die Menschen widersprechen sich in Allem. Selbst die Kirchenväter sind von dieser, unserer Natur innewohnenden Schwachheit nicht ausgenommen. Weil dem nun aber also ist, so dürfen wir uns nicht an Alles halten, was wir hören oder lesen, sondern gewissenhaft die Meinungen der Alten prüfen, um sie zu berichtigen, wo sie irren, und zu ergänzen, wo sie Lücken zeigen.“

„Das Heilmittel für jene Irrthümer ist nun aber kein anderes, als: an die Stelle nichtiger und geringfügiger, die Autoritäten ehrenwerther Schriftsteller, an die der Gewohnheit die Vernunft, an die der Volksmeinung die Ansichten der Kirchenväter und Gelehrten zu setzen; sich nicht an jene Gründe, als da sind: Beispiele, Gewohnheit, allgemeiner Brauch, zu halten; sondern, obgleich diese Irrthümer in der Welt herrschen, das zu hören, was der Gewohnheit entgegen ist; denn, wie Averroës sagt:

eine üble Gewohnheit wird öfters schon dadurch ausgerottet, daſs man sich gewöhnt, das, was gegen sie spricht, zu hören."

„Weit gefährlichere Feinde aber sind die Eitelkeit und Prunksucht, welche uns verleiten, unsere Unwissenheit durch eine Scheinweisheit zu verdecken, und, was wir nicht verstehen, zu verachten. Sie sind eigentlich die Grundquellen jener Verirrungen. Die Eitelkeit verleitet uns zum hartnäckigen Festhalten an unseren Ansichten, und zur Verwerfung jeder noch so nützlichen Neuerung, welche ihnen zuwiderläuft. Jeder kräftige Erneuerer des Studiums hat mit Widersprüchen und Hindernissen zu kämpfen gehabt. Auſser der heiligen Schrift und der Geschichte der Kirchenväter giebt uns die Philosophie dafür zahlreiche Beläge. Aristoteles traf auf alte Ansichten bekämpfend, und neue zu Tage fördernd; seine Philosophie blieb lange in Vergessenheit. Avicenna war es, der sie zuerst bei den Arabern in ihr volles Licht setzte, denn der groſse Hauſe der Philosophen kannte nicht einmal den geringen Theil derselben, welcher überhaupt vor seinem Auftreten bekannt war; und Avicenna, der Haupterklärer, der gröſste Nachahmer des Stagiriten, wurde von seinen Nachfolgern aufs heftigste angegriffen, und von Averroës und Anderen aufs unbilligste beurtheilt. Averroës Aussprüche sind heutzutage das Orakel aller Gelehrten, obgleich ihn die berühmtesten Lehrer lange Zeit hindurch vernachlässigt und verworfen haben. Seine, im Allgemeinen sehr beachtungswerthe Philosophie wurde erst nach und nach richtig gewürdigt. Wurden nicht zu unserer Zeit zum Triumph der gröbsten Unwissenheit die von Avicenna und Averroës erklärte Physik und Metaphysik des Aristoteles zu Paris verdammt, und die Bücher sowohl, als die, welche sie studierten, auf lange Zeit excommunicirt? Wenn nun endlich die Schriften der gröſsten Gelehrten, unbeschadet ihres Verdienstes, mangelhaft und verbesserungsbedürftig sind; springt da nicht klar der Irrthum derer in die Augen, welche sich der Verbreitung nützlicher Wahrheiten eben darum entgegensetzen, weil sie neu sind?"

„Gefördert aber wird die Unwissenheit der von den Alten überlieferten Wahrheiten durch die arge Vernachlässigung des Sprachstudiums. Vergebens beruft man sich auch hier auf das Beispiel einiger Kirchenväter. Verehrungswürdig in unendlich vielen Beziehungen können sie uns dennoch nicht in Allem Muster sein. Oft verwerfen oder geringschätzen sie gewisse Doktrinen nur darum, weil sie noch nicht ins Lateinische übergetragen und von keinem Lateiner behandelt worden waren. Platon's Schriften waren damals in aller Händen, denn man besafs davon Uebersetzungen, während es von Aristoteles keine gab. Denn Augustinus war der erste, der ihn übersetzte und erläuterte, und zwar nur den geringsten Theil, die erste seiner kleineren Schriften, die Kategorieen. Zu jener Zeit kannten weder Perser noch Araber die Aristotelische Philosophie. Daher kam es, dafs die Kirchenväter, und Andere mit ihnen, den Aristoteles vernachlässigten, und den Platon feierten, dessen Schriften sie um so mehr anzogen, je herrlichere, und mit dem Christenthume übereinstimmendere Ansichten über die Gottheit, die Sittlichkeit, das künftige Leben sich darin fanden. Glaubten doch viele Christen, dafs Platon in Aegypten den Jeremias gehört habe. Da sie nun von Hörensagen wufsten, dafs Aristoteles den Platon bekämpfe, so war dies ein Grund mehr für sie, ihn in vielen Dingen zu verwerfen, und als eine Quelle der Ketzerei zu verdammen. Und doch konnte sich, nach dem Zeugnisse aller Philosophen, Platon mit Aristoteles keineswegs vergleichen. Hätten die Kirchenväter die Aristotelische Philosophie gekannt, sicher würden sie sich derselben mit Begeisterung zugewendet haben, falls sie nicht hätten eine offenbare Wahrheit läugnen, und das Gröfseste für das Geringste hingeben wollen. Augustinus selbst, der für seinen Sohn das Buch der Prädikamente übersetzte und erläuterte, spendet dem Aristoteles um dieser kleinen Schrift willen mehr Lob, als wir für alle seine Werke."

„Nach den Kirchenvätern war Boëthius der erste, welcher mehrere Schriften des Aristoteles, namentlich einen Theil der logischen und andere, ins Lateinische

übersetzte. Aber wir besitzen kaum die kleinere, und nicht einmal die beste, Hälfte derselben. Denn Aristoteles blieb lange Zeit selbst denen, welche sich mit dem Studium der Philosophie beschäftigten, noch vielmehr aber dem grofsen Haufen der Abendländer unbekannt. Aufserdem benutzen die Kirchenschriftsteller (les saints auteurs) häufig in religiösen Dingen seine grammatischen, logischen, und rhetorischen Schriften, und die allgemeinen Sätze seiner Metaphysik. St.-Augustinus lehrt in seiner Schrift *De disciplina christiana* jene Wissenschaften in göttlichen Dingen anwenden, was dann auch die anderen Kirchenlehrer thun. Von den anderen Theilen der Doktrin reden dieselben aber wenig und selten, ja, sie vernachlässigen sie nicht nur selbst, sondern heifsen auch Andere dasselbe thun, wie z. B. St.-Ambrosius *) in seinem Briefe an die Colosser; St.-Hieronymus **) in seinem Briefe an Titus; und Rabanus [† 856] *De praesuris ecclesiasticis* u. a. a. Orten."

„Ebensowenig wie die Kirchenväter benutzten Gratianus, [lebte um 1150] Petr. Lombardus, Hugo und Richard a St.-Victore, u. A. die höheren philosophischen Wissenschaften, und zwar gleichfalls aus Mangel an lateinischen Uebersetzungen. Sie verwarfen verachtend, was sie nicht kannten, und beriefen sich dabei auf den Vorgang der Kirchenväter, ohne die, oben entwickelten, Gründe und Ursachen des Verfahrens derselben zu wissen. Eine grofse Anzahl neuerer Gelehrten vernachlässigt die zahlreichen, in Uebersetzungen vorhandenen, philosophischen Schriften, und erfreut sich an nichtsnützigen gehaltlosen Büchern, während zwei unendlich werthvollere logische Schriften (deren eine mit dem Commentar des Alfarabius, die andere, von Averroës erläuterte, nach dem Texte des Aristoteles übersetzt

*) Bischof von Mailand, Zeitgenosse und Freund des K. Theodosius M., † 397. Fabric. I, p. 223.

**) † zu Bethlehem im Jahre 420.

ist) [1]) unberührt bleiben. Noch mehr vernachlässigen sie die anderen Schriften, als da sind die IX Bücher (Sciences) der Mathematik, die X grofsen Bücher der Naturwissenschaft, welche allein schon viele andere in sich schliefsen, und die IV trefflichen Bücher der Moral, wobei sie sich über ihre Unwissenheit mit dem Beispiele des *Magister* Gratianus trösten..... Um so mehr ist es zu verwundern, dafs die Studierenden heutzutage die höheren Wissenschaften vernachlässigen, die doch erst nach Gratianus bekannt geworden sind."

Nach Roger Bacon giebt es nur eine vollkommene Wissenschaft, welche in der Quelle aller Wahrheit, der heiligen Schrift, beruht. Darauf sucht er die Verbindung der Religion mit der Philosophie, und die Vortheile, welche die letztere aus der ersteren ziehen könne, ins Licht zu setzen.

Im IIIten Theile des *Opus majus* handelt er vom Nutzen der Grammatik. Weder von der heil. Schrift noch von der Philosophie kann man sich ohne vorher erworbene Kenntnifs des Griechischen, Arabischen, und Hebräischen eine vollkommene Einsicht verschaffen. Hierbei spricht er zugleich von den einem Uebersetzer nothwendigen Eigenschaften, sowie von den Uebelständen, welche der Mangel derselben herbeiführen mufs.

„Die Uebersetzer", sagt er, „fanden keine entsprechenden lateinischen Ausdrücke für die wissenschaftlichen Bezeichnungen, weil die Wissenschaften selbst ursprünglich nicht Lateinisch behandelt worden waren. Sie nahmen daher in ihre Uebersetzungen eine Masse von Fremdwörtern auf, welche denen, die keine Kenntnifs jener fremden Sprachen besafsen, unverständlich blieben; die Fremdwörter wurden eben so falsch geschrieben als gesprochen; und, was noch schmählicher ist, aus Unkunde des Lateinischen nahm man Zuflucht zur spanischen und anderen jedesmaligen Muttersprachen. Von tausend Beispielen hier nur eins aus Aristoteles. Es

1) Dies sind die zwei von *Hermannus Alemannus* übersetzten Schriften.

heifst dort: „Der *Belenus* ist in Persien tödtlich, nach Jerusalem verpflanzt aber efsbar.“ Dieses Wort ist gar kein Kunstwort; denn diese Pflanze heifst im Lateinischen: *jusquiamus* *), oder *senex callilaginis* (sic). Anfangs verlachten mich die spanischen Studierenden, als ich das, was ich las, nicht verstand. Sie selbst verstanden die Ausdrücke ihrer Muttersprache sehr wohl, und gaben mir hierüber, wie über viele andere Dinge, Aufschlufs. Ein Uebersetzer mufs die Wissenschaft, welche er übertragen will, sowie die Sprache, aus welcher, und die, in welche er übersetzt, gründlich kennen. Diesen Ansprüchen haben allein Boëthius und Robert von Lincoln, der eine durch vollständige Sprach-, der andere durch Sachkenntnifs genügt. Alle anderen, zugleich minder fähigen Uebersetzer stehen ihnen in beidem weit nach, wie ihre Uebersetzungen genügend beweisen; denn in diesen herrscht, namentlich in denen der Werke des Aristoteles, eine solche Verwirrung und Dunkelheit, dafs sie zu verstehen unmöglich ist.“

Darauf klagt Roger Bacon, dafs die Lateiner mehrerer theologischen und philosophischen Werke beraubt seien. „Ich habe“, sagt er, „im Griechischen zwei Bücher der Maccabäer, das IIIte und IVte, gesehen, und die heil. Schrift erwähnt Bücher des Samuel, des Nathan, und andere, welche uns fehlen. Da die Kirchengeschichte und die Kirchenväter fast ganz auf *Josephi Antiquitates* sich gründen, so ist eine vollständige Kenntnifs derselben für die Lateiner unumgänglich nothwendig; und doch ist es anerkannt, dafs die lateinischen Handschriften, in allen für die Historie wichtigen Stellen, verderbt sind, so dafs der Text Widersprüche enthält, welche eines so grofsen Mannes unwürdig sind. Und alle diese Uebelstände stammen aus einer schlechten Uebersetzung, und ihnen kann nur durch eine neue Uebersetzung oder gänzliche Umarbeitung der alten abgeholfen werden. Ebenso fehlen die Werke der grofsen Kirchenlehrer, St.-Diony-

*) *Jusquiamus* = hyoscyamus (ὑοσκύαμος). S. Gesn. Thes. s. vv. Plin. H. n. XX. 17. S. oben S. 188.

ihm, St.-Basilius, St.-Johannes Damascenus, und vieler Anderen. Nur Einige hat Robert Grosse-Tête übersetzt, und andere waren es vor ihm gewesen. .... Auch die Geheimnisse der Philosophie bleiben in den alten Sprachen begraben. Viele geringfügige Schriften sind übersetzt worden, während andere uns fehlen. So fehlen uns vollständige Uebersetzungen von den wichtigsten Werken über die Mathematik, Physik, Logik, u. a. Disciplinen. Dahin gehört die zweite Philosophie des Avicenna, welche man die Orientalische nennt, welche in diesem Werke nach der Reinheit der Wissenschaft (*selon la pureté de la science*) überliefert ist, und die Angriffe ihrer Gegner nicht fürchtet; desgleichen die dritte Philosophie, in welcher er die wahren Ansichten seines Lebens ausgedrückt, und, wie er selbst im Prologe zu seiner ersten Philosophie bemerkt, seine geheimen Erfahrungen niedergelegt hat. Ebenso besitzen wir auch von Aristoteles, obgleich er die acht Haupttheile der Naturwissenschaft, welche mehrere Wissenschaften in sich fasst, vollständig bearbeitet hat, nicht Alles, was den ersten Theil ausmacht, und von den übrigen fast Nichts. Mit der Metaphysik, welche Aristoteles in IX Abtheilungen vollständig bearbeitet hat, ist es ebenso; was wir davon besitzen, ist so fehler- und lückenvoll, dass es den Namen der Metaphysik nicht verdient. Von den V grosen Büchern (Sciences) der Mathematik besitzen wir gleichfalls nur das erste, und einen kleinen Theil des zweiten. So fehlt uns auch die beste der logischen Schriften, und die nächstwichtigste ist schlecht übersetzt; sie ist durchaus unverständlich, und unter den Lateinern noch nicht allgemein in Gebrauch, weil sie ihnen erst neuerdings, und zwar mit allen Fehlern einer lückenvollen Uebersetzung zugekommen ist."

Die beiden von Roger Bacon erwähnten Schriften sind die Poëtik und Rhetorik des Aristoteles, welche Hermannus Alemannus zu Toledo übersetzte. Bei dieser Gelegenheit beginnt unser Philosoph eine Untersuchung über den speculativen Verstand, das Urtheil, und den praktischen Verstand, welchen letzteren er weit über den

ersteren setzt. Beide sind wie Wissen und Tugend verschieden.

„Der Mensch hat um so mehr nöthig, den praktischen Verstand zu üben, da Neigung zur Speculation von der Uebung der Tugend abhängt. Wir kosten gern vom Baume der Erkenntniſs des Guten und Bösen, aber schwer nähern wir uns dem Baume des Lebens, um uns die Tugenden anzueignen, welche die künftige Seligkeit vorbereiten. Wie der Inhalt der speculativen Wissenschaften auf Uebung der Vernunft abzweckt: so die praktischen, als: Philosophie und Theologie, auf Erweckung der Liebe zum Guten und zur ewigen Seligkeit. Zur Erreichung dieses Zwecks bedienen sie sich verschiedener Mittel und Wege. Der eine leitet die Seele an zum Glauben, zur Ueberredung, zum Mitleiden; dies ist die Rhetorik, welche für den praktischen Verstand das ist, was für den speculativen die Dialektik. Die Poëtik dagegen ist es, welche in uns die Liebe zu guten Werken erregt; denn die Dichter verfolgen das Laster, und lehren den Menschen die Tugend lieben. Ueber beide hat Aristoteles Schriften verfaſst, aber wir besitzen sie nicht. Da nun aber nichtsdestoweniger die Lateiner diesen Mangel empfinden, so suchen sie ihm durch das IIte und IIIte Buch der *Disciplina christiana* des St.-Augustin, sowie durch die Schriften des Cicero und Seneca abzuhelfen."

Mit bewundernswürdigem Scharfsinne fand er die Mängel der verschiedenen Uebersetzungen auf; fast überall kommt er auf dieselben zurück, ja, er schrieb sogar an den Papst: „Hätte ich Macht über die Aristotelischen Schriften, ich würde sie sämmtlich verbrennen lassen, denn ihr Studium tödtet nur die Zeit, und vermehrt die Quellen des Irrthums und der Unwissenheit."

Sicherlich sind diese Worte nicht mit Jebb auf die Werke des Aristoteles selbst, sondern allein nur auf die lateinischen Uebersetzungen zu beziehen, mit denen sich der groſse Haufe der Studierenden beschäftigte, und, unfrieden mit dem Scheine des Wissens in den Augen einer unwissenden Menge, sich um wahres Wissen nicht bekümmerte.

Die Anzahl dieser Studierenden war sehr grofs. „Niemals" (schreibt er gegen das Ende des XIIIten Jahrhunderts) „gab es einen solchen Anschein von Gelehrsamkeit, noch einen solchen Eifer für das Studium bei allen Fakultäten, als seit vierzig Jahren. Ueberall, in jeder Stadt, in jedem Schlosse, jeder Burg, findet man Doktoren, vornehmlich in den beiden studierenden Orden; und dennoch haben Irrthum und Unwissenheit nie einen höheren Grad erreicht, als eben seit den letzten vierzig Jahren."

Jene beiden Orden sind die um diese Zeit auftretenden Dominikaner und Franciskaner. Sie begünstigten vorzugsweise die Aristotelische Doktrin, und verbreiteten sie von philosophischen und theologischen Lehrstühlen, welche sie stifteten, mit so aufserordentlichem Erfolge, dafs bald Aristoteles als der einzige wahre Philosoph angesehen ward. Daher die Bestrebungen mehrerer Schriftsteller, aufser Michael Scotus, um die Erklärung seiner Schriften, und das schnell aufeinanderfolgende Erscheinen der Uebersetzungen des Alfred, Gerard von Cremona, Hermann, und Wilhelm von Flandern.

Roger Bacon citirt alle Schriften des Aristoteles, von denen ich bisher zu reden Gelegenheit hatte. Als unübersetzt gedenkt er indefs einer Schrift *De impressionibus coelestibus*, welches Buch „*melior est tota philosophia Latinorum et potest per vestram jussionem transferri* [1]). Nach Aristoteles citirt er den Ptolemäus am häufigsten. Die von ihm benutzte Uebersetzung desselben war sicher eine arabisch-lateinische, denn *Hipparchus* ist darin [2]) *Abrachis* genannt; eine Corruption, deren Ursprung uns bekannt ist. Aufser dem Almagest nennt Roger Bacon noch die Optik [3]), die Schriften *De dispositione sphaerae*, *De astrolabis* [sic], das *Centi-*

1) p. 246.

2) p. 33. p. 146. [Weiter unten schreibt Jourd. d. W. *Abraxis.*]

3) p. 79. 288, 404. Dies Werk führt ohne Unterschied die Titel: *Libri de optiis, sive de aspectibus, sive perspectiva.* S. p. 288.

logium nebst dem Commentar von Ali, wovon er sicher mehrere Uebersetzungen besafs, und das *Quadripartitum*, alle in arabisch-lateinischen Uebertragungen.

Von Euklid werden die Elemente, und sein Buch *De speculis* [1]) erwähnt. Roger besafs noch Werke des *Theodosius* [2]), und eine Schrift *De aspectibus*, deren Verfasser er *Tidaeus* [3]) und *Milleius* [4]) nennt.

Eben so genau wie die griechischen kannte Roger auch die arabischen Philosophen. Den Avicenna nennt er öfters *dux et princeps philosophiae post Aristotelem* [5]).

Von dreien seiner philosophischen Schriften kannte man nur sein *Kitab alchefa*, dessen in *Assephae* veränderter Titel durch *Liber sufficientiae* [6]) übersetzt ist. Sein Werk von den Thieren, oder vielmehr sein Auszug aus dem gleichnamigen Aristotelischen, ist oft citirt, und, was wohl zu beachten ist, niemals mit dem letzteren verwechselt.

Den Averroës, welcher damals als Ausleger angesehen war, charakterisirt Roger Bacon folgendermafsen [7]): *Post Avicennam venit Averroës, homo solidae sapientiae, corrigens dicta priorum, et addens multa, quam-*

vis

1) p. 411.

2) p. 96. 132. 182.

3) p. 288.

4) p. 132.

5) p. 9 u. p. 133.

6) *Avicenna* quidem, praecipuus imitator et expositor Aristotelis, et complens philosophiam, secundum quod ei fuerit possibile, *triplex* volumen condidit philosophiae, ut ipse dicit in prologo Libri sufficientiae. Unum vulgatum juxta communes sententias philosophorum peripatheticorum, qui sunt de secta Aristotelis; aliud vero secundum puram veritatem philosophiae, quae non timet ictus lanceorum contradicentium, ut ipse asserit; tertium vero fuit cum termino vitae suae, in quo exposuit secretiora naturae. Sed de his voluminibus duo non sunt translata; primum autem secundum aliquas partes habent Latini, quod vocatur *Assephae*, i. e. Liber sufficientiae.

7) p. 37.

vis corrigendus sit in aliquibus, et in multis complendus. Die kleine Schrift *De sensu et sensato* [1]) ist die, welche in der Ausgabe von 1481 befindlich ist.

Der berühmte, tiefsinnige Naturforscher und Mathematiker Thebith hatte unter anderem eine Schrift verfafst: *De iis, quae indigent expositione, antequam legatur Almagestum*, die Bacon in einer lateinischen Uebersetzung häufig benutzt [2]), und welcher dem Verfasser grofse Lobsprüche ertheilt. Alhacen und Jacob Alkindi stellt er hinsichtlich der Wissenschaft der Perspective gleich nach Ptolemäus, und spricht von beiden äufserst vortheilhaft [3]).

Der Kürze wegen nenne ich hier von sämmtlichen im *Opus majus* erwähnten arabischen Philosophen nur folgende: Alfergan [4]), Azarchel [5]), Alpetragius [6]) (an einer Stelle *Alfaragius* genannt) [7]), Hali, Messahalac [8]), Albatigni [9]), Albumazar [10]), Alfarabius [11]), Algazel [12]),

1) p. 308.

2) p. 120, 147. Auch legt er demselben *Thebith* treffliche Schriften *De judiciis astrorum* bei.

3) Plenitudo vero sapientiae istorum duorum philosophorum (*Ptolemaei* et *Alhaceni*) in libris manifestat, quod nullum falsum dicunt: et ideo ipsi in libris aspectuum sunt de illis auctoribus, qui in omnibus sunt recipiendi, sicut habetur in prologo istius operis, quia florem philosophiae explicant sine falsitate qualibet. p. 422. und p. 256. Ueber *Alkindi* s. p. 256, 257.

4) p. 112, 122.

5) p. 120.

6) p. 85.

7) p. 465.

8) p. 154.

9) p. 163.

10) Majus introductionum, p. 61; Liber conjunctionum, p. 117; Lib. De floribus, p. 245.

11) Lib. De scientiis, p. 57. 59, 60; De intellectu et intellecto, p. 26; De divisione scientiarum, p. 59.

12) p. 446.

u. a. Der, mir gänzlich unbekannte, nur einmal citirte Name *Altavicus* [1]) ist vielleicht nur eine Verschreibung von *Alkabis* oder *Alkabitius*.

Ich glaube nicht, irgend eine, für unsere Untersuchung wichtige, Stelle des *Opus majus* übersehen zu haben. Aus den wenigen so eben mitgetheilten lassen sich entscheidende Folgerungen für dieselbe ziehen; die Data selbst aber sind um so schätzenswerther, da das Zeitalter, die Gelehrsamkeit, und der Charakter Bacon's keinen Zweifel an ihrer Wahrheit aufkommen lassen.

[*u*] zu S. 37.

ST.-THOMAS,

aus dem alten und berühmten Geschlechte der Grafen von Aquino, wurde daselbst im J. 1227 *) unter dem Pontificate Honorius III. und der Regierung K. Friedrich's II., jenes grofsen Beschützers der Wissenschaften, geboren. Fünf Jahre alt ward er, Behufs seiner ersten Ausbildung, in das damals hochberühmte Kloster Monte Cassino gesendet, von wo ihn nach einem fünfjährigen Aufenthalte der Graf von Aquino die Akademie zu Neapel beziehen liefs.

Neapel war damals in seinem höchsten Glanze, da Friedrich II., um sich an Bologna zu rächen, durch Stiftung einer neuen Akademie in Italien selbst, die letztere Stadt ihres Wohlstandes, welchen sie allein dem Glanze ihrer Schulen verdankte, zu berauben strebte. Seine Freigebigkeit zog die ausgezeichnetsten Lehrer nach Neapel, dessen Universität bald mit den berühmtesten wetteiferte. Hier hörte St.-Thomas den Professor der Philosophie Petrus de Hibernia **), und *Humaniora* und Rhetorik bei Petrus Marti [:]. Obgleich sein Aufenthalt zu Neapel

1) p. 161.

*) Nach Anderen im Jahre 1225 zu Caccon in Calabrien.

**) Thomas de Hibernia (Palmeranus) † 1289 im Kloster zu Aquila im Neapolitanischen.

nur sechs Jahre währte, so mufs er doch hier den Geschmack an Philosophie und philosophischen Schriften gewonnen haben; denn gerade zu dieser Zeit war es, dafs Michael Scotus seine eigenen oder in Spanien aufgefundenen Uebersetzungen bekannt machte, Friedrich II. durch Uebersetzungen arabischer und griechischer Philosophen die Wissenschaften bereicherte, und Aristoteles, durch Averroës erläutert, Gegenstand eines allgemeinen Studiums wurde.

Zu eben derselben Zeit war es nun aber auch, dafs St.-Thomas, dessen sanftem und friedlichem Gemüthe das Getümmel des Parteienkampfes zwischen Papst und Kaiser in Italien wenig zusagte, allein geleitet durch das Verlangen nach Ruhe für seine Studien und durch die religiöse Neigung seines Gemüthes, allen weltlichen Vortheilen seiner hohen Geburt entsagend, gegen den Willen seiner Eltern in den Dominikanerorden trat. Mit Geduld und Standhaftigkeit ertrug er während seines Noviciats alle Verfolgungen seiner Familie, und Nichts war im Stande, ihn von seinem innern Berufe abwendig zu machen. Vielleicht war es der Ruf und das Beispiel des Albertus, damals des berühmtesten Gliedes jenes Ordens, welches seinen Entschlufs bestimmte. Doch, wie dem auch sei, gewifs ist es, dafs der damalige Ordensgeneral Johannes Teutonicus ihn selbst im Jahre 1245 zu Albertus nach Cöln geleitete. Noch in demselben Jahre nahm ihn Albertus mit sich nach Paris, wo er in dem Ordenshause von St.-Jacob seine Studien vollendete. Im Jahre 1248 ging er mit ihm nach Cöln zurück, wo St.-Thomas an der dort für die Provinz Deutschland errichteten Schule das Amt eines *Magister studiosorum* verwaltete [1]).

Ohne mich auf den genaueren Verfolg der einzelnen Umstände seines Lebens einzulassen, bemerke ich

1) *Guilielmus de Thoco* sagt über den Unterricht des *St.-Thomas* durch *Albertus*: „Frater Thomas magistri lecturam studiose collegit, et redegit in scriptis opus, stylo disertum, subtilitate profundum, sicut a fonte tanti doctoris haurire potuit, qui in scientia omnem hominem in sui temporis aetate praecessit. (Vit. St.-Thomae in Act. SS. mens. Mart. T. I, p. 603.)

nur noch, dafs er sich im Jahre 1253 wieder in Paris befand, wo er als Baccalaureus den *Librum sententiarum* erklärte. Hier lehrte er auch die sieben folgenden Jahre. Von 1260 bis 1269 verweilte er in Italien, meistens im Gefolge der Päpste, weshalb er denn bald zu Rom, bald zu Viterbo, Orvieto, Fondi, und Perugia theologische Lehrvorträge hielt. Im Jahre 1272 ging er auf Bitten seiner Familie nach Neapel, und blieb dort bis an seinen Tod, welcher ihn im Jahre 1274 auf der Reise zu dem Concilium in Lyon [am 7ten März] überfiel.

Nach dem Beispiele des Albertus unternahm es St.-Thomas, alle Theile der Aristotelischen Philosophie zu commentiren, doch in einer anderen Weise. Er wollte nicht, wie sein Lehrer, Werk für Werk dem Aristoteles unter gleichen Titeln nachbilden, sondern ihn, im eigentlichen Sinne des Wortes, commentiren. Das, was seine Commentare auszeichnet, und für unseren Gegenstand von Interesse ist, sind die hier und da sich findenden Beispiele von Kritik. Er begnügte sich, wie man bald sehen wird, keineswegs damit, die zu seiner Zeit gangbaren Uebersetzungen wohl oder übel zu erklären; vielmehr sah er ein, dafs, bevor man die Gedanken des Aristoteles auslegen wolle, man vorerst über das richtige Verständnifs seiner Worte im Klaren sein müsse. Daher geht er auf den buchstäblichen Sinn des Textes ein, vergleicht die Uebersetzungen mit einander, oder vielmehr mit den Varianten, welche er sich durch Vergleichung des griechischen Originals mit der lateinischen Uebersetzung verschafft hatte [1]). Schon diese Umstände lassen nicht bezweifeln, dafs St.-Thomas griechische Originale besafs, dafs er diese Sammlung veranstalten liefs, oder dafs er sich neue, unmittelbar aus dem Griechischen übergetragene Uebersetzungen zu verschaffen gewufst hatte. Ueberdies wird diese Thatsache durch das positive Zeugnifs seines Biographen bestätigt [2]).

1) Tholomäus selbst erkennt es an, dafs St.-Thomas eine neue Methode befolgt habe. (Histor. eccles. L. XXII, cp. 24.)

2) *Scripsit etiam super philosophiam naturalem et moralem et super metaphysicam: quorum librorum procuravit, ut fieret*

St.-Thomas führte seine Bearbeitung der Werke des Aristoteles nicht zu Ende; sei es, dafs ihn der Tod übereilte, oder dafs ihn die Abfassung seiner *Summa* von seinen anderen Arbeiten abzog. Das Verzeichnifs seiner Commentare ist folgendes [Vergl. Buhle Arist. Opp. Vol. I, p. 345, 346]:

Commentarii in libr. De interpretatione.
— — *in Analytica posteriora.*
— — *in libr. Physicorum.*
— — *in III prior. libr. De coelo et mundo.*
— — *in Imum libr. De generat. et corrupt.*
— — *in II priores libr. Methcorum.*
— — *in II poster. libr. De anima.*
— — *in libr. De sensu et sensato.*
— — *in libr. De memoria et reminiscentia.*
— — *in libr. De somno et vigilia.*
— — *in XII libr. Metaphysicorum.*
— — *in X libr. Ethicorum.*
— — *in VIII libr. Politicor.*

Höchstwahrscheinlich war jeder Commentar mit einem Prologe, ähnlich dem vor dem Commentare zu der Schrift *De interpretatione* [1]), begleitet, welcher über die Person, an die er gerichtet, sowie über Zeit und Ort der Abfassung Auskunft gab. Einstweilen besitzen wir hierüber bei Tholomäus v. Lucca *) und in dem Briefe der Universität von Paris eine bestimmte Angabe. Der Erstere berichtet, dafs St.-Thomas seine Commentare zum Aristoteles schrieb, als er zu Rom unter dem Pontificate

nova translatio, quae sententiae Aristotelis continet clarius veritatem. (Guil. de Thoco c. IV ap. Act. SS. mensis Mart. T. I, p. 665.) Buhle, Tennemann, und Heeren scheinen diese Stelle nicht gekannt zu haben.

1) Dieser, noch ungedruckte, Prolog findet sich in folg. MSS.: St.-Victor, No. 1012; ancien Navarre, 804; Sorb., 867.

*) *Tholomäus*, (auch Ptolomäus, eigentlich Bartholomaeus de Fiadonibus), ein Dominikaner, geb. 1236, später Prior zu Lucca, † 1327. Er schrieb unter anderem eine Histor. ecclesiastica in XXIV B., welche Muratori T. XI. 1245 ff. Script. Rer. Ital. mitgetheilt hat.

Urban's IV. lehrte [1]). Auf die Nachricht von seinem Tode bat die Pariser Universität, in einem Briefe an das, zu Lyon im J. 1274 gehaltene, Generalkapitel des Ordens um Mittheilung einiger philosophischen Schriften, welche er zu Paris begonnen, und wahrscheinlich in Italien vollendet hatte [2]). Die Commentare zu den logischen Schriften verfafste er nach denen über die Metaphysik, auf welche er sich in den ersteren beruft. Die Abfassungszeit sämmtlicher Commentare aber ist nach den Jahren 1260 oder 1261 zu setzen, in welchen sich St.-Thomas in Italien niederliefs.

Aus seinen Commentaren selbst will ich hier nur einzelne wichtigere Stellen hervorheben.

Der Commentar zu den II Büchern *De interpretatione* zeigt an mehreren Stellen eine kritische Behandlung des griechischen Textes und die Benutzung zweier lateinischen Versionen. So macht er gleich zu den Anfangsworten [T. I, p. 52 Duval]: *Primum oportet constituere*, etc., die Bemerkung: In *Graeco* habetur: *Primum oportet poni.* Ferner zu den Worten: *quare si hic quidem dicat futurum aliquid*, bemerkt er, dafs der griechische Text habe: *si itaque hic quidem* [3]).

Im IIten Buche (Lect. 2, §. D) erwähnt er einer zweiten Uebersetzung bei den Worten: *dico autem, quoniam* etc. Alia littera (sagt er) habetur: *dico autem, quoniam est, aut homini, aut non homini adjacebit.* Die hier von St.-Thomas mitgetheilten neuen Lesarten gehören zu der Specim. No. II. angezeigten Uebersetzung, welche den Commentar des Ammonius begleitet.

---

1) Isto autem tempore (Urbani IV.) F. Thomas studium tenens Romae; quasi totam philosophiam Aristotelis, sive naturalem sive moralem, exposuit, et in scriptum, sive commentum, redegit, sed praecipue ethicam et metaphysicam quodam singulari et novo modo tradendi. *Histor. eccles.* L. XXII, cp. 24.

2) Bulaeus, Hist. Universit. Par. T. III.

3) Lib. I, Lect. 13, §. C.

Im Commentar zu den Analyt. poster. bei der Stelle: *Non potest autem credere magis, quae scit, quae non contingunt* [1]), etc., bemerkt er: In *Graeco* planius habetur sic: *Non est autem possibile, credere magis his, quae novit, qui non existit, nec sciens neque melius dispositus*, quam si contigerit, sciens.

In den Commentaren über die Physik sagt St. Thomas bei einer Stelle zu Ende des VIten Buches, indem er die ersten Worte des Paragraphen wiederholt: Ponit quaedam ad manifestationem praemissorum, quae tamen in exemplaribus *graecis* dicuntur non haberi, et commentator etiam dicit, quod in quibusdam exemplaribus *arabicis* non habentur [2]); unde magis videntur esse assumpta de dictis Theophrasti, vel alicujus alterius expositoris Aristotelis.... Secundum est, quod alia littera invenitur in hoc loco, quae sic dicit: *Quod quaerat aliquis, utrum motui extra naturam contrarietur aliqua quies non secundum naturam; non quod quies, quae est contra naturam, opponatur motui, qui est contra naturam proprie.* Diese letztere Lesart ist nicht die der arabisch-lateinischen Uebersetzung, und mufs aus einer griechisch-lateinischen entnommen sein.

L. VI, Lect. 3, §. 9 bemerkt er bei den in der lateinischen Uebersetzung erhaltenen griechischen Ausdrücken *sphatesis* und *cercisis*: „*Sphatesis est pulsio et cercisis est attractio. Spati enim in Graeco dicitur ensis vel spata: unde spathesis idem est quod spathatio, id est, percussio, quae fit pellendo. Et ideo alia littera, quae habet speculatio, videtur esse vitio scriptoris corrupta, quia pro spathatione posuit speculationem.... Est autem cercis in Graeco quoddam instrumentum, quo utuntur textores, quod ad se trahunt texendo, quod Latine dicitur radius: unde alia littera habet radiatio* [3]).

1) Lib. I, Lect. 6, §. C.

2) S. Averroës Comment. in V. libr. N. 64.

3) S. dies. Comment. L. I, Lect. 9, §. M. Lib. II, Lect. 5, §. D.

Zu dem Buche *De coelo et mundo* bemerkt St.-Thomas zuerst unter allen Erklärern hinsichtlich des Titels: *apud Graecos intitulatur De mundo* [1]). Diesen Umstand konnte er nur aus einem griechischen Texte wissen; und dafs er einen solchen kannte, bezeugt unwidersprechlich seine Erklärung der griechischen Ausdrücke *ethein* [2]), *enchyridia*, *syntagmatica*, *acroamatica*, *philosophismata* [3]), *dicothoma amphitrios* [4]). Aus der griechisch-lateinischen Uebersetzung finde ich in diesem Commentare die Ausdrücke *myrias*, *astragalos jacere* wieder [5]).

Mehrere philologische Bemerkungen über griechische Ausdrücke und Varianten der Uebersetzungen findet man noch Lib. II, Lect. 21, §. D.

Sehr beachtungswerth ist ferner die Erwähnung einer griechisch-lateinischen Uebersetzung der *Syntaxis* des Ptolemäus: „Duo-*thomata*" (sagt St.-Thomas) „dicetur luna, quando superficies ejus, quae est versus nos, in duas partes dividitur, ita quod media pars ejus est obscura, media clara, et sic accipitur hoc nomen in libro *Synthaseos* [v. *Synthaeseos?*] Ptolemaei, „*translato de Graeco in Latinum*" [6]). Sonach kann man sich nicht mehr wundern, wenn *Hipparchus*, den Albertus, Roger Bacon, und viele Andere, nach der arabischen Schreibweise des Namens, fortwährend *Abraxis* *) genannt haben, hier mit seinem wahren Namen genannt ist. Dieser wichtige, noch von Niemanden bemerkte, Umstand ist die Frucht eines genauen Studiums der Commentare des St.-Thomas.

Ferner citirt St.-Thomas häufig den *Simplicius* und den *Joannes* Grammaticus, von welchem er bemerkt, dafs

---

1) Fol. 1.
2) Fol. 8. R.
3) Fol. 23. R.
4) Fol. 48. R.
5) Lib. II, Lect. 18. §. D.
6) Lib. II, Lect. 16. §. B.
*) Oder Abrachis, s. oben Seite 352.

er eine Person mit *Philoponus* sei [1]). Von dem Commentare des Ersteren besafs er eine Uebersetzung, von welcher ich unter No. XI. ein *Specimen* gegeben habe. Die von ihm benutzte Uebersetzung des Aristoteles selbst, ist die, welche sich bei dem Commentare befindet.

In den Commentaren über die Bücher *De meteoris* finden wir statt der von Albertus aufgenommenen arabischen Ausdrücke nur griechische, als: *phantasma, syngenea, dali, eges, bothin, cauma, pogonias, sphoraticae stellae, rheumatum*, u. a. m. — Ebenso erscheinen *Aeschylus* der Schüler des *Hippocrates* [2]), und der *Pontus* [3]) unter ihren wahren Namen [4]). Zu Anfange des IVten Buches endlich berichtet uns St.-Thomas, dafs die Schrift des Aristoteles *über die Mineralien* den Lateinern noch unbekannt sei.

Dafs St.-Thomas von den Büchern *De anima* eine griechisch-lateinische Uebersetzung, und, wie es scheint, die des Boëthius vor sich hatte, sehen wir aus folgender Erklärung, mit welcher er einen von Aristoteles [5]) citirten Vers aus der Odyssee:

Talis est mens *) .....

begleitet. Er sagt nämlich: „Sciendum est autem, quod hunc versum Homeri Aristoteles non totum posuit, sed solum principium. Unde nec in *Graeco* nec in *Arabico* plus habetur quam hic: *Talis enim intellectus est*, ut sic intelligatur hoc dictum, sicut consuevimus, inducentes aliquem versum alicujus auctoris, tantum ponere principium, si versus sit notus, sed quia hic versus Homeri non erat notus apud Latinos, Boëtius totum posuit“ [6]).

---

1) Fol. 8. R.

2) Fol. 7.

3) Fol. 12.

4) S. Specimen No. XV. und No. XVII.

5) Lib. III, cp. 3. T. III. p. 950 Duval. [I. T. II, p. 45 E; p. 51, l. 22. Bekk.]

*) „*Τοῖος γὰρ νόος ἐστὶν* . . . . .“

6) Lib. III, Lect. 4. §. B.

Die Commentare zu den *Parva Naturalia* bieten weiter nichts Bemerkenswerthes, als die Nachricht, dafs die kleinen Schriften des Aristoteles *De sanitate et aegritudine*, *De nutrimento et nutribili* den Lateinern damals noch unbekannt waren [1]). St.-Thomas citirt dort die Bücher *De partibus animalium* [2]), und legt das Buch *De plantis*, nach der damaligen Ansicht, nicht dem Aristoteles, sondern dem Theophrast bei [3]).

Weit beträchtlicher dagegen sind die Varianten, welche die Commentare zur *Metaphysik* darbieten [4]). Hiervon besafs er, allem Anschein nach, drei Uebersetzungen griechischen Ursprungs. Zu dieser Annahme berechtigen namentlich folgende Stellen: 1) Lib. I, Lect. 4, §. 5: *Supervenientibus igitur erit aliquid prae opere methodo, quae nunc*: die Uebersetzung des Boëthius hat: *Accedentibus igitur ad opus scientiae prae opere viae, quae nunc est, erit aliquid.* In einer anderen Uebersetzung heifst es: *Supervenientibus igitur, quae nunc est, aliquid erit.* St.-Thomas urtheilt, dafs gelesen werden müsse: *Nobis igitur supervenientibus* ei, *quae nunc est via, quasi aliquid* vitae *opus.*

2) Lib. III, Lect. 8, §. 0: *Ex iis igitur magis videtur, quae de individuis sunt praedicata, esse generum.* Hier erklärt St.-Thomas den Sinn der Stelle so: „Concludit, (Aristot.) . . . . quod species specialissimae, quae im-

1) Lib. De sensu et sensato, fol. 1.

2) Ibid. fol. 9.

3) Ibid. fol. 12.

4) Die Königl. Bibliothek besitzt zwei treffliche Handschriften des Commentars des St.-Thomas zur *Metaphysik* des Aristoteles, No. 598 und 599. Es sind dies dieselben, welche Quetif unter den Nummern 818 und 855 angezeigt hat. Sie sind aus dem XIIIten Jahrhunderte, und vor der Canonisation des St.-Thomas geschrieben. In beiden findet man weder die *Translatio vetus*, noch die Abtheilung in *Lectiones* und Paragraphen, wie sie in der römischen Ausgabe angegeben sind. Welche Uebersetzung St.-Thomas benutzt habe, dürfte schwierig zu bestimmen sein, da er gewöhnlich nur das erste Wort der Phrase anführt.

mediate de individuis praedicantur, magis videntur esse principia quam genera: ponitur enim genitivus generum loco ablativi, more Graecorum. Unde littera Boëtii planior est, quae expresse concludit: *Hujusmodi praedicata magis esse principia quam genera.*"

3) Lib. III, Lect. 11, §. H: *Nam quando convenerunt, tunc ultimum omnium stabit odium. Boëtii* littera: *Ea enim convenit, tunc ultimam scit discordiam.*

4) Lib. V, Lect. 21, §. I bemerkt St.-Thomas bei dem, in der lateinischen Uebersetzung erhaltenen Ausdrucke *colobon*, dafs es in einer Uebersetzung durch *membrum diminutum* gegeben sei, was er tadelt, und dafs Boëthius es durch *mancum*, *i. e.* defectivum, ausdrücke. Noch andere Anführungen findet man Lib. I, Lect. 5, §. C; Lect. 6, §. E; Lect. 7, §. B und §. C; Lib. II, Lect. 2, §. 7; Lib. IV, Lect. 7, 8, 9, 12; Lib. V, Lect. 1, §. A, Lect. 21; Lib. VII, Lect. 17, §. B.

Nach dem VIIten Buche hingegen findet sich keine Spur von Benutzung zweier Uebersetzungen.

In dem Commentare über das Buch *De causis* findet man die Axiome dieser kleinen Schrift mit den darauf folgenden Erläuterungen vermischt; die, von Wilhelm von Moerbeka verfafste Uebersetzung des Proclus ist darin häufig benutzt.

Der Commentar zur *Politik* enthält mehrere Citate aus der *Rhetorik* des Aristoteles, welche aus der, im Anhange Spec. No. 43. angezeigten, Uebersetzung entnommen sind.

Anhang.

SPECIMINA.

SPECIMINA.

No. I.

SIMPLICII COMMENTARIUS IN PRAEDICAMENTA.

Multi multas adhibuerunt sollicitudines *in librum praedicamentorum Aristotelis*, non solum quia prohemium est totius philosophiae, si quidem ipse est principium logici negotii. Logica vero merito peraccipitur ante totam philosophiam: sed etiam quia modo quodam constat de principiis primis, sicut in sermonibus de intentione libri docebimus: alii vero alio et altero processu circa hunc librum negotiati sunt: ii quidem enim ipsam litteram solam in planius transponere conati sunt, sicut Themistius, Euphrades, et si quis alius talis. Alii autem sensus ipsos nudos et solos ab Aristotele expressos breviter aperire studuerunt, sicut fecit Porphyrius in libro secundum interrogationem et responsionem. Alii autem cum iis quaestiones tetigerunt moderate, ut Alexander Affrodiseus, Herminus et quicumque tales, quorum ego pono et Maximum quidem insignis Jamblici discipulum, qui Maximus in expositione Praedicamentorum in omnibus fere Alexandro consonus fuit [1]).

1) Manusc. lat. Bibl. Sorbonn., No. 1775.

No. II.

AMMONIUS IN PERI-HERMENIAS [1]).

Multum quidem inter sapientes est nominatus liber Aristotelis, qui dicitur peri-hermenias, et propter frequentiam eorum, quae in ipso traduntur, theoreumatum, et propter difficultatem litterae, propter quam factae sunt multae sollicitudines multorum expositorum. Ipsum si quidem autem poterimus et nos inferre ad libri explicationem, multam utique gratiam Deo confitebimur ad memoriam revocantes expositiones divi nostri magistri Procli platonici, qui ad summum successores hunc vere studio attingit . . . .

Text. Primum oportet poni quid nomen et quid verbum: deinde quid est autem negatio, et affirmatio, et enunciatio, et oratio . . . .

No. III.

LIBRI ANALYTICORUM POSTERIORUM [2]).

Translatio arabico-latina.

Omnis doctrina et omnis disciplina cogitata non fit nisi ex cognitione, cujus praecedit esse, et hujus quidem propositionis veritas nobis manifesta sic per inductionem, quae est, quoniam scientiarum disciplinalium quaestiones non sciuntur, non per hunc modum. Et similiter unaquaeque artium reliquarum et secundum hoc exemplum; res currit in eo, quod creditur per sermonem, scilicet per syllogismum et inductionem. Reliqua namque, quae iis duabus viis comprehenduntur, nisi per res, quarum praecedit scientia. Quod est, scitur per syllogismum, non scitur, nisi postquam praecedit scientia eorum, quae praemittuntur: et propositio universalis, quae per inductionem declaratur, non est possibile, ut fiat manifesta per inductionem,

1) Manusc. lat. Sorbonne, No. 1775.

2) St.-Victor, No. 82.

nem, nisi postquam apud nos antecedit manifestatio reliquorum particularium, et rhetoribus non est possibile afferre judicium, sufficientia nisi non antecedant et inducant et afferant exempla, aut ut veniant cum syllogismis occultis.

No. IV. (Sorb. No. 954.)

THEMISTII COMMENTARIUS IN ANALYT. POSTER.

(*Translatio arabico-latina.*)

Scio quod si intendo ad exponendam unamquamque litteram libri Aristotelis, illi qui praecesserunt expositoribus librorum ejus, quam multi fuerint . . . . .

Alakil igitur est principium scientiae primi et est causa principiorum, et scientia tota est scito, toti quod est quia dispositio principii apud principium est sicut dispositio totius ad totum.

No. V.

LIBRI PHYSICORUM.

(*Translatio arabico-latina prima.*)

Quoniam dispositio scientiae et certitudinis in omnibus viis habentibus principia, et causas et elementa, non acquiritur nisi ex cognitione istorum; credimus enim in unaquaque rerum ipsam sciri, cum sciverimus causas ejus simplices, et prima principia ejus, donec perveniamus ad elementa ejus. Manifestum est quod in scientia naturali etiam oportet primo quaerere determinationes principiorum ejus. Et via ad illa est de rebus notioribus et manifestioribus apud nos ad res quae sunt manifestiores in natura.

No. VI.

LIBRI PHYSICORUM.

(*Translatio arabico-latina secunda.*)

Quoniam dispositio scientiae et veritatis in omnibus viis quibus sunt principia, aut causae, aut elementa, non

comprehenditur nisi per cognitionem horum, quod est quare nos non credimus in unaquaque rerum nos scire eam, nisi quoniam scimus causas ejus et principia ejus prima, donec perveniamus ad elementa ipsius, tunc manifestum est quid in scientia de re naturali, et oportet ut inquiramus imprimis absolutionem rerum principiorum ejus. Et de proprietate quidem viae est ut sit ex rebus quae sunt notiores, et manifestiores apud nos ad res quae sunt manifestiores et notiores apud naturam. Res enim cognitae apud nos non sunt res cognitae absolute; et propter illud oportet ut incedamus hanc semitam: ergo procedamus ex rebus quae sunt occultiores apud naturam, et manifestiores apud nos, ad res quae sunt manifestiores et notiores apud naturam. Et res quidem quae sunt imprimis apud nos positae manifeste sunt res commixtae compositae proprie. Deinde postremo fiunt nobis propter ista elementa et principia manifesta. Et propter illud oportet ut procedamus ex rebus aggregatis universalibus ad particularia, quod est quia summa est notior in sensu. Aggregatum est summa quaedam quae est quia aggregatum comprehendit res multas sicut partes sibi [1]).

No. VII. (St. - Victor, No. 30.)

LIBRI PHYSICI.

(*Translatio graeco - latina.*)

Quoniam quidem igitur intelligere et scire contingit circa omnes scientias, quarum sunt principia aut causae, aut elementa ex quorum cognitione; tunc enim cognoscere arbitramur unumquodque, cum causas primas et principia agnoscimus et usque ad elementa. Manifestum quidem quot et quae sunt circa principia scientiae, quae de natura est prius determinare tentandum. Innata autem est ex notioribus nobis via et certioribus in certiora naturae et notiora. Non enim sunt eadem nobis nota et simpliciter, unde necesse est secundum modum hunc procedere

1) Sorbonne, No. 936.

ex incertioribus naturae; nobis autem certioribus in certiora naturae et notiora. Sunt autem nobis primum manifesta et certa, confusa magis; posterius autem ex iis fiunt nota elementa et principia dividentibus haec. Unde ex universalibus in singularia oportet procedere. Totum enim secundum sensum notius est: universale autem totum quoddam est; multa enim comprehendit ut partes universale. Sustinent autem hoc idem quodam modo et nomina ad rationem: totum enim quoddam et indistincte significatur, ut puta circulus; definitio autem ipsius dividit et singularia. Et pueri primum appellant omnes homines patres, et matres feminas; posterius autem determinant unumquemque. Necesse est autem aut unum esse principium aut plura. Si unum, aut immobile, sicut dicunt Parmenidas et Melissus; aut mobile, sicut dicunt philosophi, ii quidem aerem dicentes esse: alii vero aquam primum principium. Si autem plura, aut finita aut infinita; et si finita plura, aut unum, aut duo, aut tria, aut quatuor, aut secundum aliquem alium numerum. Et si infinita, aut si est, sicut Democritus, genus unum, figura aut specie differentia aut et contraria . . . . .

Determinatis autem iis, manifestum est quoniam impossibile et primum movens et immobile habere aliquam magnitudinem; si enim magnitudinem habet, necesse est aut finitam ipsam esse aut infinitam. Infinitum autem quidem igitur non contingit magnitudinem esse ostensum est prius in physicis. Quod autem finitum impossibile est habere infinitam potentiam; et quod est impossibile a finito moveri aliquid secundum infinitum tempus, demonstratum est; nunc primum autem movens perpetuum habet motum et in infinito tempore. Manifestum itaque est quod indivisibile et impartibile est, et nullam habens magnitudinem.

No. VIII. (Sorbonne, No. 950.)

LIBRI DE COELO ET MUNDO.

(*Translatio arabico-latina.*)

Maxima cognitio naturae et scientia demonstrans ipsam, est in corporibus et in aliis magnitudinibus et in

passionibus et motibus earum et in principiis cujuslibet quod assimilatur isti naturae. Etiam naturalium rerum quaedam sunt corpus et magnitudine et quaedam habent corpus et magnitudinem, et quaedam sunt principia habentium corpora et magnitudinem. Et continuum quidem est igitur quod est divisibile secundum omnes mensuras: magnitudinis vero quod est unius mensurae est linea: quia quod duarum superficies, trium autem corpus: et post istam nulla mensura est. Omnia enim sunt tres et divisa in tres mensuras et similiter, inquiunt Pythagorici, quod omnino res terminantur tribus mensuris: fine, medio et principio; et hoc est numerus cujuslibet, et est demonstrans trinitatem rerum. Et non invenimus istum numerum nisi ex natura, et sustinemus ipsum quasi nobis legem, et secundum istum numerum tenemur magnificare Deum creatorem remotum a modis creaturarum, et etiam appellamus istum numerum, secundum hunc modum: dico quod numeramus duos numeros duo, et duos viros, duos viros et non dicimus omnes. Sed hoc omne non dicitur nisi de tribus, et per ipsum nominantur tria. Primo et hoc fuit dictum, quoniam natura naturata ita fecit, et nos sequimur ita suum opus sicut prius narravimus.

Der Commentar des Averroës beginnt folgendermafsen: *Prologus*: In 1.° tractatu istius libri continentur decem summae magnae: 1.ª De substantia istius artis: 2.ª De definitione corporis naturalis: eo quod ipsum solum inter omnia alia corpora est completum: 3.ª In demonstratione quod mundus est perfectus.

No. IX. (St.-Victor, No. 872.)

LIBRI DE COELO ET MUNDO.

(*Translatio arabico-latina.*)

Summa cognitionis naturae et scientiae ipsam significantis in corporibus existit, et in reliquis magnitudinibus et impressionibus et in motibus eorum et in principiis omnium. Et quae etiam huic naturae sunt, sunt similia, quod est quia rerum naturalium quaedam sunt quae sunt corpus, et alia sunt quae sunt principia rerum quae habent corpora et magnitudinem.

Et continuum quidem separabile est in res suscipientes divisionem receptione quae semper est. Corpus vero divisibile est in omnes divisiones, magnitudines autem quaecumque habentes divisionem unam sunt lineae, et quae duas habet est superficies, et quae tres habet est corpus. Post ista autem non magnitudino alia. Quoniam res omnes sunt tres, et dividuntur in tres dimensiones; et similiter quidam dicunt Pythagorici, quod totum et res terminantur tribus dimensionibus; fine scilicet, medio, et principio: et hic quidem est numerus omnis rei, et significat trinitatem rerum. Nos vero non extraximus hunc numerum nisi ex natura rerum et retinuimus ipsum similem legi earum, et per hunc quidem numerum adhibuimus nos ipsos magnificare Deum unum creatorem eminentem proprietatibus eorum quae sunt creata. Nos autem nominavimus hunc numerum hoc modo, ut dicamus quia nominantur duo numeri duo numeri, et duo viri duo viri, et non dicimus omnes neque toti, quia ponimus semper et omne et totum supra tria imprimis: nos autem invenimus illud ita: quoniam natura taliter facit, et imitamur nos ejus operationem sicut narravimus nuper.

No. X. (St.-Victor, No. 30.)

LIBRI DE COELO ET MUNDO.

(*Translatio graeco-latina.*)

De natura scientia fere plurima videtur circa corpora et magnitudines et horum existentes passiones et motus, adhuc autem, circa principia quaecumque talis substantiae sunt. Natura enim constantium haec quidem sunt corpora et magnitudines; haec autem habent corpus et magnitudinem; haec autem principia habentium sunt. Continuum quidem igitur est quod divisibile in semper divisibilia; corpus autem quod omniquaque divisibile. Magnitudinis autem quod quidem ad unum linea; quod autem ad duo planum; quod ad tria, corpus: Et praeter tras non est alia magnitudo propter tria omnia esse et ter omniquaque. Quemadmodum enim, ajunt et Pythagorici, totum et omnia tribus determinata sunt. Consummatio enim

et medium et principium numerum habent eum qui omnes; hic autem eum qui trinitatis. Propter quod a natura accipientes tamquam leges illius et ad significationes eorum utimur hoc numero: assignamus autem et appellationes secundum modum hunc, quae enim duo ambo dicimus et duos ambos; omnes autem non dicimus, sed de tribus hanc praedicationem primum dicimus: hoc autem, quemadmodum dictum est, propter naturam ipsam nic inducere sequimur. Itaque quum omne et totum et perfectum secundum speciem non differunt ab invicem, sed si quidem utique in materia et in quibus dicuntur, corpus utique erit magnitudinum perfecta: solum enim determinatum est tribus. Hoc autem est omne circumquaque existens divisibile; omnique est divisibile. Aliorum autem hoc quidem ad duo: hoc autem ad unum, ut enim numerorum adepta sunt, sic et divisionem et continuitatem: hoc quidem enim ad unum continuum; hoc autem ad duo; hoc autem omniquaque tale. Quaecumque igitur divisibilia magnitudinum et continua haec. Si autem et continua omnia divisibilia, nondum manifestum ex iis quae nunc; sed illud quidem palam quum non est in aliud genus transitio, quemadmodum ex longitudine in superficiem, in corpus autem ex superficie. Non autem adhuc talis perfecta erit magnitudo: necesse enim fieri exitum secundum defectionem: non est autem possibile perfectum deficere; omniquaque enim est. Partialium quidem igitur corporum secundum rationem unumquodque tale est: omnes enim habet dimensiones, sed terminatum est ad proximum tactu: propter quod modo quodam multa corporum unumquodque *et non unum aliud sunt*. Totum autem cujus haec partes: perfectum necesse est esse; et quemadmodum nomen significat omniquaque et non hac quidem, hac autem non. De totius quidem igitur natura siquidem infinitum sit, sive est secundum magnitudinem suam finitum secundum totam molem posterius intendendum.

No. XI. (Sorbonne, No. 1775.)

SIMPLICII COMMENTARIUS IN LIBR. DE COELO ET MUNDO.

Prohemium. Intentionem tractatus Aristotelis de Coelo Alexander ait de Mundo esse: Coelum enim tripliciter ab Aristotele in his dici . . . . . .

Text. Quae de natura scientia fere plurima videtur circa corpora et magnitudines et horum existans [1] passiones et motus. Adhuc autem et circa principia, quaecumque talis substantiae sunt. . . . . .

Commentar. Prohemium intentionem negotii docet et ordinem ipsius, quia ad naturalem auditum est continuum; quoniam enim illud de naturalibus principiis erat, oportebat post illud de iis quae a principiis dicere . . . . .

No. XII.

LIBRI DE GENERATIONE ET CORRUPTIONE.

(Translatio arabico-latina.)

Oportet nos determinare de esse generationis et corruptionis in eis quae generantur et corrumpuntur secundum cursum naturalem: secundum similitudinem unam in omnibus; causas illius et ejus intentionis. Et iterum determinabimus de esse augmenti et alterationis. Et an oporteat ut credamus quod alteratio et generatio sit intentio una et eadem. An haec sit alia ab hac, sicut nomina eorum sunt separata. Dico ergo quod antiquorum quidam dixerunt quod generatio quae dicitur absolute, alteratio est. Et quidam alii dixerunt quod alteratio est aliud, et generatio est res alia. Nam qui dixerunt quod omnes res una, et quod res omnes non sunt nisi ex re una, cogit eos res ut dicant quod generatio est alteratio, et quod quae generantur, secundum veritatem alterantur. Qui autem ponunt plures materias una, sicut Empedocles et Anaxagoras et Leucippus, oportet eos dicere; quod generatio est alia ab alteratione. Verumtamen Anaxagoras oblitus est ipsius dictionis suae. Quod est quia ipse dixit quod fieri aliquid, et ejus destructio est alteratio ejus. Ipse autem

dixit sicut alii dixerunt quod elementa sunt multa. Empedocles enim dixit quod elementa sunt IIII^{or} et quod elementorum omnium cum moventibus ex eis numerus est sex. Anaxagoras et Leucippus et Democritus dicunt quod ipsa sunt infinita. Quod est quia Anaxagoras ponit quod elementa sunt similes habentia partes; sicut caro, os, medulla, et nervus, et reliqua quorumcumque pars sibi est univoca. Democritus autem et Leucippus, quod ex corporibus indivisibilibus fit compositio reliquorum corporum, et quod ista corpora sunt infinita in numero suo et forma sua: et ista corpora composita diversificantur ad invicem in eis ex quibus sunt et in situ eorum et in eorum ordine. Invenimus autem illos qui sunt ab Anaxagore [?] contradicere in sermone suo illis qui sequuntur Empedoclem. Quod est quia Empedocles dixit quod ignis et aqua et terra et aer sunt elementa IV^{or} et quod sunt simpliciora carne et osse et iis similibus, ex corporibus similium partium [1]).

No. XIII. (St.-Victor, No. 209.)

LIBRI DE GENERATIONE ET CORRUPTIONE.

(*Translatio graeco-latina.*)

De generatione autem et corruptione, et natura generatorum et corruptorum et universaliter de omnibus et causas dividendum, et rationes eorum determinandum. Amplius de alteratione et augmentatione, quid sit utrumque et utrum existimandum sit, eamdem esse naturam alterationis et generationis aut semotam ut determinata sunt et nominibus. Antiquorum ergo ii quidem vocatam simplicem generationem alterationem esse inquiunt: ii vero aliud generationem et aliud alterationem. Quicumque igitur unum aliquid esse omne dicunt et omnia ex uno generant, iis quidem utique necesse est generationem alterationem dicere, et quod principaliter fit et alterari. Quicumque autem plures materias una ponunt ut Empe-

1) Manusc. lat. Bibl. Reg., No. 6506.

docles et Anaxagoras et Leucippus, iis aliud: sed tamen Anaxagoras propriam vocem ignoravit; dicit enim quod fieri et destrui idem exstitit alterari: multa autem dicit elementa quemadmodum et alii. Empedocles enim corpora quidem quatuor; omnia autem cum moventibus sex numero. Anaxagoras quidem infinita, et Leucippus et Democritus. Hic quidem homogenea omnia elementa ponit, utpote os et carnem et medullam, et alia quorum uniuscujusque synonima pars est. Democritus autem et Leucippus ex corporibus indivisibilibus alia componi inquiunt: haec infinita et multitudine et morphea esse: illa autem ab illis differunt iis ex quibus sunt et positione et ordine horum. Contrarie autem videntur dicentes qui circa Anaxagoram eis qui circa Empedoclem. Ii quidem enim inquiunt ignem et aquam et aerem et terram elementa quatuor et simplicia magis esse quam carnem et os et talia simplicium partium. Ii autem quidem haec simplicia et elementa esse; terram autem et ignem et aerem et aquam composita sparma quidem esse eorum: iis quidem igitur omnibus qui ex uno omnia constituunt necesse est dicere generationem et corruptionem, alterationem; semper enim manere subjectum unum et idem tale alterari dicimus. Iis autem qui genera multa faciunt differre generationem ab alteratione; convenientibus enim et dissolutis generatio contingit et corruptio: ideo dicit hoc modo Empedocles quoniam natura nullius est, sed solum mixtura et segregatio mixtorum.

No. XIV. (St.-Victor, No. 872.)

LIBRI METHEORUM.

(*Translatio arabico-latina.*)

Postquam praecessit rememoratio nostra de rebus universalibus primis et de stellis ordinantibus mundum, et narravimus dispositionem ultimi mobilis et elementi mobilis, et enunciavimus quantitatem elementorum corporeorum et eorum alterationes ad invicem, et generationes et corruptiones universales, visum est nobis quod remansit super nos rememoratio rerum accidentium in alto pro-

pinquarum locis stellarum et narratio de eis; sicut galaxia et stellae *comatae* et assub et *amarielis*, quae videntur in aere de rebus generatis ex mutatione ejus et ascendente vapore ex aqua et terra. Et quae accidunt in rebus ex eis, sicut terrae motus et venti et quae illis sunt similia. Quando igitur narraverimus de illis, dicemus *in aliis et alia* narratione universali et particulari et commutabimus sermonem: ergo tum invenerimus intentionem nostram, *altimaverimus* narrationem nostram. Incipiamus ergo a principio et dicamus quod in corporibus rotundis mobilibus circulariter non est diversitas neque mutatio. Reliqua corpora sunt quatuor, quare principia eorum et capita eorum *primitiva* sunt IV numero. Et habent duos motus: motum a medio ad sursum, et motum a sursum ad medium. Corporum autem levium motus est a medio ad sursum, gravium vero ad medium. Et ista IV sunt aer, ignis, aqua, terra. Ignis autem levior eorum et superior eis in loco. Aqua autem et aer et duo elementa reliqua continua illis duobus elementis, sunt media inter ea. Aer est continuus cum igne; aqua continua est cum terra: et motus amborum est continuus cum altero.

No. XV.

LIBRI METHEORUM.

(*Translatio graeco-latina.*)

De primis quidem igitur causis naturae et de omni motu naturali; adhuc autem de secundum superiorem lationem perornatis astris et de elementis corporalibus quot et quae; et de ea quae invicem permutatione et de generatione et corruptione communi dictum est prius. Reliqua autem pars hujus methodi est adhuc consideranda quam omnes priores metheorologiam vocabant. Haec autem sunt quaecumque accidunt secundum naturam quidem inordinatiorem; tamen ea quae primi elementi corporum circa locum maxime propinquum lationi astrorum; puta de lacte et cometis, et ignitis et motis fantasmatibus, et quaecumque ponemus utique aeris esse communes passiones et aquae. Adhuc autem terrae quascumque partes et

species et passiones partium ex quibus et de spiritibus et terrae motibus considerabimus omnes causas, et de omnibus quae fiunt secundum motus horum, in quibus hoc quidem dubitamus, hoc autem attingimus aliquo modo. Adhuc autem de fulminum causis et typhonibus et incensionibus et aliis circularibus; quaecumque propter coagulationem accidunt passiones ipsorum horum corporum. Pertranseuntes autem de iis speculabimur, siquidem possumus secundum modum inductum assignare de animalibus et plantis universaliterque et sigillatim; fere autem iis dictis finis utique factus erit omnis ejus quae a principio nobis electionis. Sic igitur incipientes de ipsis dicamus primo, quoniam enim determinatum est prius a nobis unumquodcumque principium corporum ex quibus constat circulariter latorum corporum natura: alia autem quatuor corpora propter quatuor principia, quorum duplicem dicimus esse motum hunc quidem a medio; hunc autem ad medium. Quatuor autem existentibus iis igne et aere et aqua et terra. Omnibus quidem iis supereminentem esse ignem dein substantias et terram. Duo autem quae ad ipsa iis proportionaliter habent, aer quidem igni propinquior est aliis, aqua autem terrae; quae itaque circa terram totam. Mundus ex iis constat corporibus, de quo accidentes passiones dicimus esse sumendum [1]).

No. XVI.

LIBER IV. METHEORUM.

(*Translatio arabico - latina.*)

Postquam divisum est quod principia elementorum quae sunt secundum modum formae sunt quatuor, sicut est numerus elementorum quibus componuntur, et duo sunt activa, et sunt calor et frigus; et duo passiva, et sunt humidum et siccum. Et signum hujus est quod calor et frigus sunt ambo quae componunt res ad se invicem [2]) . . . . . .

---

1) Sorbonne, No. 920.
2) Saint-Victor, No. 943.

No. XVII. (Sorbonne, No. 1775.)

ALEXANDRI COMMENTARIUS IN LIBROS METHEORUM.

TEXT. *De primis quidem igitur causis nunc et de omni motu animalium* . . . . . .

COMMENTAR. Incipiens metheorologica 1.° nobis ad memoriam reducit dicta jam de iis quae in naturali negotio: simul autem et ordinem nobis scribit omnis naturalis theoriae ejus, quoniam jam pertractavit et ejus quoniam per illam dicit: et 1° recordatur de inscripto naturali auditu, illo negotio existente 2° totius naturalis theoriae. In illo enim dixit de primis principiis et causis naturae et de omnibus convenientibus ad naturalem motum, quare primo hic recordatur; secundo autem de eo quod de Coelo. In illo enim dixit de astris secundum superiorem lationem ornate dispositis et de elementis corporalibus quot et quaelia: dicit autem supremam lationem per ea quae extra maxime et in gyro circulatione. In hac enim est astrorum dispositio . . . . . .

No. XVIII. (Königl. Bibl., No. 6328.)

LIBRI DE ANIMA.

(*Translatio graeco – latina.*)

Bonorum honorabilium notitiam opinantes, magis autem alteram altera quae secundum certitudinem est, aut ex eo quod meliorum quidem et mirabiliorum est, propter utraque haec, animae historiam rationabiliter in primis ponamus. Videtur autem et ad omnem veritatem cognitio ipsius multum proficere, et maxime ad naturam. Est enim tanquam principium animalium. Inquirimus autem considerare et cognoscere naturam animae et ipsius substantiam. Postea quaecumque accidunt circa ipsam, quorum aliae quidem propriae passiones animae videntur: aliae autem communes ex eo quod animalibus ea inest. Omnino autem et penitus difficillimum est accipere aliquam fidem de ipsa, cum sit enim communis haec quaestio multis aliis; dico autem eam quae est circa substantiam et eam quae est quod quid est. Fortassis aliqui

videbitur quod una quaedam est methodus de omnibus de quibus volumus cognoscere substantiam, sicut est, et quae secundum accidens. Item propriorum est demonstratio. Quare si sit, quaerendum est methodum istam. Si autem non est una quaedam et communis methodus de eo quod quid est, amplius difficilius fit hoc negotiari. Opportebit enim accipere circa unumquodque quis sit modus, cum manifestum fuerit utrum demonstratio aliqua sit, aut divisio, aut aliqua methodus alia, adhuc multas habet dubitationes et errores ex quibus oportet quaerere: alia enim aliorum principia sunt sicut numerorum et planorum. Primum autem necessarium est dividere in quo sit genere et quid sit. Dico autem utrum hoc aliquid et substantia sit aut qualitas, aut quantitas, aut etiam quoddam aliud diversorum praedicamentorum. Adhuc autem utrum eorum quae sunt in potentia an magis indelichya et perfectio velut actus quidam sit. Differt autem non parum. Considerandum enim an partibilis an impartibilis, et utrum sit similis speciei omnis anima aut non. Si autem non similis speciei, utrum specie sit differens aut genere. Nunc quidem autem quaerentes et dicentes de anima, de humana solum volunt intendere. Quaerendum autem est quatenus non lateat utrum una ratio ipsius sicut animalis sit, an secundum unumquodcumque altera, ut equi, canis, hominis. Deique: animal autem universale aut nihil est aut posterius est. Similiter si aliud commune praedicetur. Amplius autem et si non multae sint animae sed partes, utrum oportet prius quaerere totam animam an partes: difficile autem est et harum potentiam determinare quales aptae natae sint alterae ad invicem; et utrum partes opporteat quaerere prius aut opera ipsarum, ut intelligere et intellectum, aut sentire aut sensitivum; similiter autem et in aliis. Si autem opera eorum prius oportet determinare, dubitabit aliquis si sibi opposita prius iis quaerenda sunt, sicut sensibile sensitivo, et intelligibile intellectivo. Videtur autem non solum quidquid est utile esse cognocere, ad cognoscendas causas accidentium substantiae, sicut in mathematicis, quid rectum et quid sit obliquum, et quid linea, et quid planum ad cognoscendum quot rectis

trianguli sint equales. Sed e contrario accidentia conferunt magnam partem ad cognoscendum quidem quid est. Cum enim habeamus tradere secundum quid fanthasiam et imaginationem de accidentibus aut omnibus aut pluribus, tunc et de substantia habebimus aliquid dicere specialiter. Omnis enim demonstrationis principium est quod quid est, quare secundum quascumque definitiones non contingit accidentia cognoscere; nec conjecturari de ipsis facile: manifestum est quod dialecticae dicuntur et vanae omnes.

No. XIX. (Königl. Bibl., No. 6504.)

LIBRI DE ANIMA.

(*Translatio arabico-latina.*)

Quoniam de rebus honorabilibus sicut de rebus animae quae differunt ab invicem aut subtilitate, aut quia sunt scitae per res digniores et nobiliores, rectum est propter haec duo ponere rationem de anima, positione praecedenti.

Et etiam videmus quod cognoscere tam magno juvamento in omni veritate, et maxime in natura; est enim quasi principium animalium.

Et quaesitum est scire naturam et substantiam ejus: ponamus autem omnia quae accidunt ei, existimatum est quod horum accidentium quaedam sunt passiones propriae animae, et quaedam accidunt corpori propter animam.

Et valde est difficile et grave invenire aliquid firmum in esse ejus ex hac perscrutatione quam haec perscrutatio: quia est communis aliis multis rebus; sed perscrutatio de substantia ejus, et de ea quid sit necesse est existimari, quod via in omnibus rebus quarum substantiam volumus cognoscere sit eadem; quemadmodum via demonstrationis in passionibus contingentibus substantiae est eadem: quapropter necesse est hanc viam declarari.

Si autem ista via non fuerit eadem et communis, tunc erit magis difficile illud quod quaesitum est; necessarium enim erit invenire aliquam viam in unaquaque rerum, et scire illam viam quae sit, et si fuerit declaratum utrum sit demonstratio aut divisio, aut alia via remane-

bunt post plures dubitationes in iis ex quibus debemus quaerere; principia enim rerum diversarum sunt diversa, v. g. principia numerorum et superficierum.

No. XX. (Königl. Bibl., No. 1152.)

LIBRI DE SENSU ET SENSATO.

(*Translatio graeco – latina.*)

Quoniam autem de anima secundum ipsam determinatum est, et de virtutum qualibet ex parte ipsius, conveniens est facere considerationem de animalibus, et vitam habentibus omnibus quae sunt propriae et communes operationes eorum. Quae igitur dicta sunt de anima subjiciantur: de reliquis autem dicamus; et primum de primis. Videntur autem maxime et communia et propria esse corporis et animae. Puta sensus et memoria, et ira et desiderium et omnino appetitus: et cum iis gaudium et tristitia: etenim haec fere insunt omnibus animalibus: cum iis autem haec quidem omnium sunt vita participantium communia: haec vero animalium quibusdam: existunt autem horum maxime quatuor conjuga numero: velut vigilia, somnus, et juventus, et senectus, et respiratio, et exspiratio, et vita, et mors, de quibus considerandum quidem est, unumquodcumque eorum et quibus pro causis accidit. Verum physici est de sanitate et infirmitate prima invenire principia; nec enim sanitatem, nec infirmitatem possibile est fieri carentibus vita, quare fere physicorum plurimi et medicorum qui magis physicae artem prosequuntur, ii quidem finiunt ad ea quae de medicina: ii vero ex iis qui de natura incipiunt de medicina. Quae omnia dicta communia sint animae et corpori non inmanifestum est. Omnia enim haec cum sciunt, sensu accidunt, hic vero per sensum; quaedam autem hic quidem passiones hujus entes existunt: hic vero habitudines: hic autem conservationes et salutaria, hic vero corruptiones et privationes. Sensus autem quomodo per corpus sit animae, manifestum est et per sermonem et absque sermone. Sed de sensu et sentire quid sit et quare accidat animalibus haec passio, declaratum est prius in iis quae de anima.

No. XXI. (Bibl. St.-Victor, No. 209.)
LIBRI DE MEMORIA ET REMINISCENTIA.

(*Translatio graeco-latina.*)

De memoria autem et reminiscentia dicendum quidem est propter quam causam fit, et cui animae partium haec accidat passio et reminisci. Non enim iidem sunt memorativi et reminiscitivi, sed ut frequenter memorabiliores quidem qui tardi, reminiscibiliores autem qui veloces et bene discentes. Primum quidem igitur accipiendum est qualia sunt memorabilia; multoties enim decipit hoc: neque enim futura contingit memorari, sed est opinabile et sperabile; erit autem utique et scientia quaedam separativa, quam quidam divinativam dicunt. Neque praesentis est sed sensus; hoc enim neque futurum neque factum cognoscimus, sed tum praesens. Memoria autem facti est praesens cum adest, ut hoc album cum aliquis videt; nullus utique dicet memorari, nec quidem consideratur cum sit considerans et intelligens, sed hoc quidem sentire dicunt. Illud autem scire solum, cum vero sine actibus scientiam et sensum habeat, sic memoratur eas quae trianguli, quod duobus rectis equales. Hoc quidem quare didicit aut speculatus fuit; illud vero quoniam audivit aut vidit, aut aliquid tale, semper enim cum secundum memorari agat. Sic in anima dicit quod hoc prius audivit aut sensit, aut intellexit. Est quidem igitur memoria, neque sensus neque opinio; sed horum alicujus habitus aut passio, cum factum fuerit tempus. Ipsius autem nunc: in ipso nunc non est memoria, sicut dictum est. Est enim praesentis quidem sensus, futuri vero spes, facti autem memoria est. Unde post tempus memoria omnis. Quare quaecumque tempore sentiunt et quo hoc sola animalia memorantur et isto quo sentiunt.

No. XXII. (Bibl. St.-Victor, No. 80.)
DE SOMNO ET VIGILIA.

(*Translatio graeco-latina.*)

De somno et vigilia considerandum est quid sint, et utrum animae vel corporis propria sint vel communia; et

et si communia, cujus particulae animae vel corporis; et propter quam causam insunt animalibus et utrum communicent omnia simul ambobus ipsis; aut alia quidem somno, alia vero alteri solum, vel alia quidem neutro; altera vero utrisque. Adhuc autem quid est somnium, et propter quam causam dormientes interdum quidem somniant, interdum autem non; vel accidit quidem semper dormientibus somniare, sed non meminerunt. Et si hoc fiat, propter quam causam fit; et utrum contingat futura providere, aut non contingat; et qualiter si contingat, et utrum futura ab homine prospiciantur solum, et utrum agenda ab homine solum, vel quorum demonum habent causam et utrum a natura fiunt vel ab eventu. Primum quidem igitur hoc manifestum quoniam circa idem animalis vigilia quidem est et somnus. Opponuntur enim, et videtur somnus vigiliae quaedam privatio. Nam extrema semper in aliis et in naturalibus circa idem susceptibile videntur fieri, et ejusdem passiones esse. Dico autem veluti visus, caecitas, turpitudo, pulchritudo, sanitas, aegritudo, fortitudo, debilitas, auditus et surditas. Amplius autem et ex iis manifestum. In quo enim vigilantem cognoscimus, in hoc et eum qui somno premitur. Sentientem enim vigilare putamus, et vigilantem omnem aut eo quod eorum quae extrinsecus aliquid sentit vel eorum qui in ipso motum aliquem. Si ergo vigilare in nullo alio est, quam in eo quod est sentire, manifestum quam quo quidem sentiunt, hoc vigilant vigilantia, et dormiunt dormientia. Quoniam autem nec animae proprium est sentire, nec corporis; cujus enim potentia, ejus est et actio; qui vero dicitur sensus ut actio, motus quidem per corpus animae est; manifestum quam nec animae passio propria, nec inanimatum corpus possibile est sentire. . . . . .

No. XXIII. (Bibl. Sorbonn., No. 987.)

DE JUVENTUTE ET SENECTUTE; DE VITA ET MORTE.

De juventute et senectute, et vita et morte nunc dicendum; simul autem et de respiratione necessarium forte causas dicere: quibusdam enim animalium propter hoc

accidit vivere et non vivere. Quoniam autem de anima in aliis denuntiatum est et palam quod non est possibile substantiam ipsius esse corpus; sed tamen quod aliqua existit corporis particula, manifestum; et in hoc aliquo habentium virtutum in particulis; quae quidem igitur alia animae aut partes aut virtutes qualitercumque quidem opporteat vocare dimittantur nunc. Quaecumque autem animalia dicuntur et vivere in iis quidem quae adepta sunt utrumque haec. Dico autem utraque, et quod est esse animal et quod vivere necesse eamdem esse et unam particulam secundum quam vivit et secundum quam appellamus ipsum animal. Animal quidem enim secundum quod animal impossibile non vivere. Si autem vivit, sic animal existere non necessarium: plantae enim vivunt quidem, non habent autem sensum. Per sentire autem animal ad non animal determinamus. Nunc quidem igitur necessarium unam esse et eamdem hanc particulam, ipsae autem plura et alteram: non enim idem animal esse et vivere. Cum igitur propriorum sensitivorum unum aliquid commune est sensitivum, in quod eos qui secundum actum sensus necessarium obviare. Hoc autem utique erit medium anterioris vocati et posterioris; anterius quidem enim dicitur in quo est nobis sensus; posterius autem oppositum; adhuc autem diviso corpore viventium omnium superiorum et inferiorum; omnia enim habent superius et inferius. Quare et plantae palam quia nutritivum principium habebunt utique in medio horum. Particula enim secundum quam ingreditur alimentum, superius vocamus ad ipsam respicientes, sed non ad ambiens totum: deorsum autem secundum quam superfluum dimittunt primo . . . . . .

Libri De respiratione. De respiratione enim aliquid quidem pauci priorum physicorum dixerunt, cujus tamen gratia existit animalibus iis quidem nihil enunciaverunt: ii autem dixerunt quiddam, non bene autem dixerunt; sed inexperte accidentibus. Adhuc autem omnia animalia ajunt respirare. Hoc autem non est verum. Quare necessarium de iis primo supervenire ut non videamur omnes inaniter accusare. Quod quidem igitur quaecum-

que animalium, habent pulmonem respirant omnia manifestum; sed et horum ipsorum quaecumque quidem exanguem habent pulmonem et concavum minus indigent respiratione, propter quod multo tempore possunt permanere praeter corporis valitudinem. Pulmonem autem concavum habent omnia ovificantia, ut ranarum genus, adhuc autem omydius et tortuae multo tempore manent in humidis; pulmo enim modicam habet caliditatem.

Libri De morte et vita. Quoniam autem dictum est prius quod vivere et animae habitus cum caliditate quadam est, igne enim operantur omnia; propter quod quidem in quo primo loco corporis, et in qua prima loci hujus parte, principium necessarium esse tale hic et primam nutritivam animam necessarium existere; iste autem est medius locus suscipientis alimentum et secundum quem emittunt superfluum. Exsanguinibus quidem igitur innominatum; sanguinem autem habentibus cor haec particula est. Alimentum quidem enim ex quo jam fiunt partes animalibus sanguinis natura est. Sanguinis autem et venarum idem principium esse necesse est; alterius enim gratia alterum est, ut vas et suscipiens. Principium autem venarum cor sanguinem habentibus. Non enim per hoc, sed ex hoc pertracte omnes existunt: palam autem nobis hoc ex anatomis.

No. XXIV. (Bibl. Reg.; No. 6296)

DE LONGITUDINE ET BREVITATE VITAE.

De eo autem quod est, hoc quidem esse longae vitae animalium; hoc autem brevis vitae, et de vitae totaliter longitudine aut brevitate considerandum causas. Principium autem considerationis necessarium; primo ex eo quod est dubitare de ipsis: non est enim palam utrum altera aut eadem causa omnibus animalibus et plantis, ejus quod est; hoc quidem esse longae vitae; hoc autem brevis, et plantarum has quidem pauci temporis, has autem durabilem multum habere vitam: adhuc autem utrum eadem quae longae vitae et quae secundum naturam sana natura constantium aut separata sunt: et quod brevis vitae,

et langorosum, aut secundum quosdam quidem langores appropinquant et langorosa secundum naturam corpora iis quae brevis vitae, secundum quosdam autem nihil prohibet langorosos esse longae vitae existentes. De somno quidem igitur et vigilia dictum est prius; de vita autem et morte dicendum est posterius. Similiter autem de langore et sanitate quantum adjacet naturali philosophiae. Nunc autem de causa ejus quod est, hoc quidem esse longae vitae, hoc autem brevis vitae, sicut dictum est prius, considerandum. Sunt autem habentia differentiam hanc: tota ad tota genera et eorum quae sub una specie altera ad altera. Dico autem secundum genus quidem differentiae, ut hominem ad equum; longioris enim vitae genus hominum quam quod equorum; secundum speciem autem hominem ad hominem; sunt enim et homines, hi quidem longae vitae; hi autem brevis vitae, alteri secundum altera loca distantes: quae quidem enim in calidis gentium longioris vitae; quae autem in frigidis brevioris vitae, et habitantium autem eumdem locum differunt similiter aliqui hac differentia ab invicem.

No. XXV. (Bibl. Sorbonn., No. 931.)

DE HISTORIIS ANIMALIUM.

(*Translatio graeco-latina.*)

Earum quae sunt in animalibus partium, haec quidem sunt incompositae quaecumque dividuntur in omiomera, ut puta carnes; haec autem compositae quaecumque dividuntur in anomiomera, ut puta manus non in manus dividitur, neque facies in facies. Talium autem quaedam non solum partes, sed etiam membra vocantur. Talium autem sunt quaecumque partium tota entia; alteras partes habent in ipsis proprias, ut puta caput et skelos, tota tybia, et manus et totum brachium et pectus. Hac enim ipsa sunt partes totae, et sunt ipsorum aliae partes; omnia autem anomiomera componuntur ex omiomeris, ut puta manus ex carne et nervo et ossibus. Habent autem animalium quaedam quidem omnes partes easdem invicem; quaedam autem alteras: eaedem quidem

species partium sunt, puta hominis nasus et oculus hominis naso et oculo, et carni caro, et ossi os. Eodem autem modo et equi et aliorum quacumque specie eadem dicimus sibi ipsis. Similiter enim sicut totum habet ad totum, et partium habet unaquaeque ad unamquamque.

No. XXVI. (Bibl. St.-Victor, No. 30.)

DE MOTU ANIMALIUM.

(*Translatio graeco-latina.*)

De motu autem eo quidem animalium, quaecumque quidem circa unumquodcumque genus ipsorum existunt, et quae differentiae et quae causae singularium accidentium ipsis consideratum est de omnibus in aliis. Universaliter autem de communi causa ejus quod est moveri motu quocumque, haec quidem enim volatione moventur; haec autem natatione; haec autem gressu animalium; haec autem secundum alios modos tales, considerandum nunc. Quod quidem igitur principium aliorum motuum, quod ipsum seipsum movet; hujus autem quod immobile et quod primum movens necessarium immobile esse denuntiatum est prius; quandoquidem et de motu sempiterno utrum est aut non est, et si est, quis est. Oportet autem hoc non solum universaliter ratione accipere, sed et in singularibus et in sensibilibus, propter quod quidem universales quaerimus sermones, et in quibus putamus oportere adaptare ipsos. Manifestum est quidem et in his quod impossibile moveri nullo quiescente, primum quidem in ipsis animalibus; oportet enim, si moveatur aliqua particula, quiescere aliquam, et propter hoc juncturae sunt animalibus, quemadmodum enim centro utuntur juncturis, et fit tota pars in qua junctura et una et duae, et recta et recurvata, permutans potentia et actu propter juncturam. Reflexo autem et moto hoc quidem movetur signum; hoc autem manet eorum quae in juncturis, quemadmodum utique si quidem dyametri quae quidem *A* et *D* maneat, quae autem *B* moveatur et fiat *I* et *G*, sed hic quidem videtur secundum omnem modum indivisibile esse centrum; etenim moveri, ut ajunt, fin-

gunt in ipsis, non enim moveri mathematicorum nihil. Quae autem in juncturis potentia, et actu fiunt, aliquando quidem unitur, aliquando autem dividitur, sed equidem semper principium primum in quantum principium quiescit, mota particula quae desubtus, ut puta brachio quidem moto cubitus, toto autem membro humerus; et tybia quidem genu, toto autem scheleo vertebra.

No. XXVII. (Bibl. Sorbonn., No. 937.)

DE PROGRESSU ANIMALIUM.

(Translatio graeco – latina.)

De partibus autem oportunis animalium ad motum eum qui secundum locum considerandum, et propter quam causam talis est unaquaeque ipsarum, et cujus gratia insunt ipsis; adhuc autem de differentiis quae ad invicem unius et ejusdem animalis partibus et ad eas quae aliorum genere differentium. Primo autem accipiamus de quibuscumque est considerandum. Est autem ipsorum unum quidem quot paucissimis monentur animalia signis: deinde autem propter quid sanguinem habentia quidem IVor exsanguia, aut pluribus, et universaliter utique propter quam causam. Haec quidem sine pedibus, haec autem quadrupedia; illa vero multipedia animalium sunt, et propter quid omnia pares habent pedes.

No. XXVIII. (Bibl. St. – Victor, No. 333.)

DE PARTIBUS ANIMALIUM.

(Translatio graeco – latina.)

Circa omnem theoriam et methodum, similiter humiliorem et honorabiliorem duo videntur modi habitus esse, quorum hunc quidem scientiam rei bene habet appellare: hunc autem velut eruditionem quamdam. Eruditi enim secundum modum posse judicare bene conjecturabiliter: quod bene aut non bene assignat quod dicit. Talem enim utique quidem et totaliter eruditum putamus esse et eruditum esse posse facere quod dictum est. Ve-

Der Borgheſiſche Fechter.

(S. Texte II. S. 109.)

Allen voran Deiphobus ſtand auf behauenem Würfel,
Kühnlichen Sinn's beſchirmt durch den Helm, ein tapferer Heros;
Ganz wie er einſt vertrat aus der ſtürzenden eig'nen Behauſung
Muthig entgegengewandt dem tapferen Held Menelaos.
Weit ausſchreitend erſchien er, den Leib kühn übergebogen,
Kampfmuth krümmt ihm den Rücken, den tapferen Muth ſich zu tummeln
War er bedacht. Scharf blitzte das rollende Aug' aus der Höhle,
Wachſam, um zu erſpäh'n den Angriff nahender Feinde.
Weit vor ſtreckte die Linke den Schild, mit der Rechten dagegen
Hielt er die Schärfe des Schwerts, es ſtrebte die grimmige Fauſt ihm
Tief in den Leib des feindlichen Mannes die Spitze zu ſenken;
Aber dem Erze verſagte Natur zu gehorchen dem Grimme.

(Nach Chriſtodoros.)

Der Raub des Hylas.

(Texte II. 289.)

Kennſt Du die Mähr, wie einſt von Pagaſä's Hafen die Argo
Ausgelaufen, die Fahrt hin zu dem Phaſis gemacht?
Schon war durchſchnitten die Fluth des Helleſpontes, am Ufer,
Myſiens Riffen zunächſt, warf ſie die Anker zur Raſt.
Ihr entſteigen die Helden und betten auf ſandigem Ufer
Weich mit geſammeltem Laub ferglich ihr Lager zur Nacht.
Herkules Liebling allein war weiter landeinwärts gegangen,
Um zu erſpähen zum Trunk Waſſer verborgenen Quells.
Siehe, da folgen ihm flugs zwei Brüder, die Boreaskinder,
Zethes flattert herab, Kalais flattert herab;
Raſch mit geflügeltem Arm will Küſſe jeder ſich rauben,
Küſſe von oben herab bringen in wechſelndem Flieh'n.
Hylas wehrt ſich, er birgt ſein Geſicht und ſcheucht mit des Baumes
Zweige den Unzeſtüm ſich der Geflügelten ab.
Und ſchon entweichen von ihm Oritheia's neckende Kinder;
Wehe ihm! Hylas ging, ging zu den Nymphen des Hains! —
Unter dem Gipfel des Berge Arganthes ſprudelte Pega's
Quell, in kryſtallener Fluth lauſchten die Nymphen des Hains.
Ueber dem ſchimmernden Naß, in kunſtlos lieblicher Wildnis,
Hingen vom einſamen Baum ſaftige Aepfel herab.
Lilien ſproßten umher auf dem feuchten wieſigen Grunde,
Miſchend ihr ſchneeiges Weiß unter den purpurnen Mohn.
Er nach kindlicher Art brach dieſe wie jene, und dachte
Bald der gebotenen Pflicht über den Blumen nicht mehr.

Bald auch bückt er sich dann, nichts ahnend, zum spiegelnden Becken
Und verändelt beim Trug schmeichelnder Bilder die Zeit.
Endlich senkt das Gefäß er hinab, um Wasser zu schöpfen,
Rechts auf die Schulter gestützt zieht er gefüllt es herauf.
Da, von der Schönheit des Knaben entflammt, verlassen die Nymphen
Staunend Reigen und Tanz, tauchen geschäftig empor,
Ziehen den Knieenden sanft in die weich sich theilenden Wasser,
Hin sank Hylas, es rauscht dumpf ihm zu Häupten die Fluth.
„Hylas!“ ruft ihn von fern oftmals der Alcyde, doch immer
Tönet den Namen allein Echo, die ferne zurück.

(Nach Propers.)

Rom's Säugamme.

(S. Torfo II. 287.)

Auch ſie ſah man gebildet, des Mavors Wölfin, in grüner
Grotte gelagert, und ihr an den Brüſten ſpielte das Zwillings-
Paar der Knaben, und ſog an der Mutter harmlos die Nahrung.
Sie dagegen, zurück den glatten Nacken gewendet,
Leckte mit ſanfter Zunge den einen und andern behaglich.

(Nach Virgil.)

Griechenland's Künſtler.

(Torfo II. 287.)

Lebenſprühende Bilder ſie ſind der Ruhm des Lyſippos,
Stolz zeigt Kalamis uns herrlichſter Roſſe Geſtalt.
Höchſtes leiſtet in Venus, der Meerentſtieg'nen, Apelles,
Doch in beſchränkterem Raum glänzt auch Parrhaſios' Kunſt,
Menton ſtrebet der Form durch Gruppirung Reiz zu verleihen,
Doch der Akanthus des Mys ſchlingt ſich in zierlichem Lauf;
Zeus ſchaut ſelbſt ſich mit Luſt in Phidias' Wundergebilde,
Aber Praxiteles heißt „Meiſter des Marmor's" der Welt.

(Nach Properz.)

Apelles' Koïsche Venus.

Hätte den Koërn nimmer Apelles die Venus gebildet,
Läge sie heute noch tief unter den Fluthen des Meer's.

Myron's Wettläufer.

(Torso I. 299.)

Siehe, noch tönet der Schall des Schranken erschließenden Schlagbaums,
Und schon jubelt das Volk: „Ladas, Dich krönet der Sieg!"

Die schlafende Ariadne.

(Torso II. 313.)

Wandrer, rühre nicht an die schlafende Tochter des Minos,
Daß sie nicht schnell sich erhebt und den Geliebten verfolgt.

Sauroktonos.

(Torso I. 371.)

Zu Dir schlüpft sie heran, die Lacerte; o lauernder Knabe
Schone ihr Leben! sie giebt's selber ja Dir in die Hand.

Trinklied.

(Nach Horaz Ode I. 18.)

Nüchtern, ach! wer trägt den Kummer,
Wenn das Herz der Gram zernagt!
Wein allein senkt uns in Schlummer
Wenn uns Krieg und Armuth plagt;
Läßt uns jede Noth begraben,
Und wir heben laut im Chor
Venus Huld und Bacchus Gaben
Feiernd zum Olymp empor.

Dichter's Gebet.

(Nach Horaz Ode I. 31.)

Laß des Erworbenen mich genießen,
Latona's Sohn, mir zum Gewinn,
Laß meines Daſeins Tage fließen
Geſund an Seel' und Leib dahin!
Gieb mir ein Alter, mild und labend,
Von trauriger Verkümmrung fern,
Und laß auch meinen Lebensabend
Erleuchten noch der Muſe Stern!

Roma unica.

(Nach Horaz.)

O heil'ge Sonne, die herauf den Tag,
Hinab ihn führst auf Deinem Strahlenwagen,
Stets neu und stets dieselbe doch, — nie mag
Sich Größres Deinem Blick entgegentragen
Als Rom, der Städte Stadt!

Praxiteles und Phryne.*)

Wohl zwei Jahrtauſende ſind's her, — der Sonne letzter Strahl
Umflammte die Akropolis hoch ob der Stadt im Thal,
Als zu Athen ein Bildner that den letzten Meißelſchlag
In ſeiner Werkſtatt an dem Haupt, ſchön wie der junge Tag.

Tiefſeufzend zog er ab die Hand von ſeiner Marmorpracht,
Und ſprach zu ihr, die ſeitab ſtand: „jetzt, Liebſte, iſt's vollbracht!
Soviel iſt's, was ich retten mag vor der Vergänglichkeit!
Soviel — ſo wenig, ach! bewahrt vor Tod und Endlichkeit!

Verbleichen wird Dein rother Mund, verblüh'n der Glieder Pracht,
Kein liebend Fleh'n bewahret ſie vor der Zerſtörung Macht.
Doch ſoll Dein Lächeln marmern ſteh'n in ew'ger Heiterkeit;
Denn Kunſt gewährt, was Lieb' verſagt, gewährt Unſterblichkeit.

Ach, dieſer kalte Marmor wird in ew'ger Jugend blüh'n,
Wenn längſt die Hand, die ihn beſeelt, längſt Du und ich dahin!
Wenn unſ're heißen Herzen längſt zu Aſche, ſtill und kalt,
Und unſ're Liebe wie ein Ton, Jahrhunderte verhallt:

Dann wird der kalte Marmor hier, dem nichts kann Leben leih'n,
Noch lächeln wie er heute lacht, noch ſchön wie heute ſein.
Kein Kummer ſtört den Frieden ihm, nicht Gram und Mißgeſchick,
Nicht Alter und Enttäuſchungspein wird trüben je den Blick.

Geſchlechter, ungeborene, ſie ſchauen tiefbewegt
Hier Jugend und Holdſeligkeit für ewig ausgeprägt,
Und wenn wir längſt zu Staub verweht, wohl manch ein Fremdling ſpricht:
So lächelt' auf Praxiteles einſt Phryne's Angeſicht."

*) Aus dem Engliſchen des amerikaniſchen Bildhauers William Story zu Rom.

Armeniſche Volkslieder*).

1.

Gedenkt des Heimathlandes.

Weh' über Dich, Du armes Volk Armeniens!
Unſchuldig biſt Du jetzt zerſchlagen und zerſtreuet,
In Sklaverei nach Zepaban geführet,
Hungrig und dürſtend, nackend, arm und bloß.

Viel tauſend Sorgen habt Ihr ſonſt getragen,
Doch ſetztet nie den Fuß Ihr aus der Heimath.
Und nun verlaßt Ihr Eurer Väter Gräber,
Laßt Andern Eure Kirchen, Eure Häuſer.

Die blühenden Felder, Eure reichen Städte,
Die ſüßen Waſſer und die ſchönen Dörfer,
Wem ließ't Ihr ſie zurück, Ihr, die vertrieben? —
Iſt's möglich, daß Ihr ſie vergeſſen könnt?

Ich fürchte, daß Ihr ihrer einſt vergeſſet!
Und doch — vergeßt ſie nimmer, weil Ihr lebet!
Erzählet Euren Kindern, Euren Enkeln,
Wie Ihr verwüſtet Eure Heimath ließet!

*) Aus der Sammlung des Mechitariſten Leo M. Alliſchan. (Venedig. S. Lazaro 1859. S. Herbſtmonate in Oberitalien. S. 459 A.)

Die Namen Ararat und Noah's Arche,
Die Ebne Ararat's, Etſchmiaſin,
St. Gregor's Grab und all' die heil'gen Klöſter
Gedacht ſei ihrer bis zum jüngſten Tag.

O wär' mein Auge blind, mein Hals gebrochen,
Eh' ich, Armenien, ſo Dich mochte ſehen!
Glückſeeligkeit wär' mir, geſtorben ſein,
Statt leben und Dich alſo zu erblicken!

rumtamen hunc quidem de omnibus ut est dicere judicativum putamus esse, unum numero existente; hunc autem de quadam natura determinata: erit enim aliquis alius modo eodem dicto dispositus secundum partem. Quare palam, quia quidem historiae de natura oportet quosdam terminos existere tales, ad quos referens suscipiet modus ostensorum, sive hoc qualiter habet unum, sive sic, sive aliter.

No. XXIX. (Bibl. Sorbonn., No. 931.)

DE GENERATIONE ANIMALIUM.

(*Translatio graeco-latina.*)

Quoniam autem de aliis partibus dictum est iis quae in animalibus et communiter et per unumquodcunque genus de propris sigillatim quo propter talem causam unumquodcunque. Dico autem hanc eam quae hujus gratia, suppositae enim sunt causae quatuor quidem cujus gratia, ut finis et ratio substantiae: haec quidem ut unum aliquid facere suspicari oportet: tertium autem et quartum materia et unum principium motus: de aliis quidem igitur dictum est: ratio enim et quod cujus gratia ut finis idem et materia animalibus partes. Toti enim omni anomiomera: anomiomeris autem omiomera. His autem vocata elementa corporum: reliquum autem partium quidem, quae ad generationem faciunt animalibus, de quibus nihil determinatum est prius: de causa movente quidem principium de hac intendere et de generatione ea quae uniuscujusque modo aliquo; idem est propter quod sermo in unum copulatus est; de iis quidem quae circa partes novissimas has et de iis quae de generatione principium habitum iis ordinant. Animalium itaque haec quidem ex combinatione fiunt masculi et feminae. . . . . .

No. XXX. (Bibl. Reg., No. 6323.)

LIBER DE VEGETABILIBUS.

Prolog des Uebersetzers.

Tria, ut ait Empedocles, in tanta rerum varietate praecipua excellentissimum divinae munificentiae donum,

2.

Klage der vom Tartarenfürſten geraubten Fürſtentochter.

Die Fürſtentochter ſpricht:

O Mädchen, Mädchen, kommt herbei,
Beweint mit mir mein Schickſal, der Verlornen!
Schwarz war der Tag, an welchem ich
Unſeelige ward zum Licht geboren!
O, Mutter, bebe Dich aus Deinem Grabe,
Und hör' das Schickſal Deiner armen Tochter!
Mein ſchwarzes Schickſal will es ſo:
Es ſtößt allein mich unter die Tartaren!
O daß der Tod erbarmungslos mich zu ſich
Entraffte und die Erde mich verſchlänge!

Die Dienerinnen ſprechen:

Wir alle woll'n Dein Leid mittragen!
Für Deines unſ're Leben opfern,
Wohin Du gehſt, da laß uns geh'n!
Wie können wir Dein Brod und Salz vergeſſen?
Wie können wir mit unſern Augen
Allein Dich von uns ziehen ſeh'n?
Hemm' Deine Thränen, ſtill' Dein Leid,
Es iſt genug, ſchlag nicht den weißen Buſen!

Die alte Wärterin ſpricht:

Ich habe ſechzig Jahr Dein Haus gehütet,
Hab' Deinen Vater, Deines Vaters Vater
Auf dieſem Arm getragen, und erwachſen
Zu Fürſten werden ſieh'n. D'rum öffne Tochter
Dein Ohr und höre meinen Rath, der Greiſin.
Gedenk des Wortes Deiner treuen Alten:
Wo Du auch ſeiſt, wohin Dein Fuß mag wandern,
Halt feſt, o Kind, an Deinem lichten Glauben!
Vergiß nicht unſer arm armeniſch Volk.
Steh überall zu ihm und ſei ihm hilfreich,
Stets ſei Dein Sinn bedacht zu unterſtützen
Dein Vaterland. Leb wohl, Gott ſei mit Dir!
Und Chriſt bewahre Deines Glaubens Sonne.

3.

Heimathsehnsucht des Gefangenen.

Kranich, wo kommſt Du her? Gruß Deiner Stimme!
Haſt Du nicht Kunde von der lieben Heimath?
O eil' nicht ſo zum Zuge der Genoſſen!
Kranich, haſt Du nicht Kunde von der Heimath? —

Ich ließ dort Gut und Weinberg, hierher wandernd,
Nun ſeufz' ich, ach wie oft! die Seel' iſt fern mir.
Ach weile! Deine Stimme klingt in meiner Seele.
Kranich, haſt Du nicht Kunde von der Heimath?

Du bringſt nicht Täuſchung denen, die Dich fragen,
Mir tönt Dein Krähen ſüßer als das Rad des Brunnens.
Kranich, Du ziehſt gen Bagdad, gen Aleppo —
Kranich, haſt Du nicht Kunde von der Heimath?

Des Herzens Wunſch trieb uns vom Vaterlande,
Daß wir die Noth der falſchen Welt erführen;
Wir ſchauen nimmer unſere Tiſchgenoſſen.
Kranich, haſt Du nicht Kunde von der Heimath?

Ich bin in ſchwerem Bann des fremden Herrſchers,
Vielleicht mag Gott das Rettungspförtlein öffnen,
Des Pilgers Herz iſt ſchwer, ſein Aug' voll Thränen. —
Kranich, haſt Du nicht Kunde von der Heimath?

Ich kann nicht Feſt- und Werktag unterſcheiden,
Gemartert hat man mich mit Feu'r und Eiſen,
Doch mehr noch ſchmerzt die Sehnſucht nach den Meinen.
Kranich, haſt Du nicht Kunde von der Heimath?

Du kommſt von Bagdad, gehſt zu ihren Gränzen;
Laß mich ein Briefchen ſchreiben und Dir geben,
Gott wird Dich ſchützen, daß Du's überbringeſt
Den lieben Meinen in der fernen Heimath.

Im Briefe ſteht es, daß ich hier gefangen,
Daß keinen Tag mein Aug' ich je geöffnet,
Ohn' Sorg' und Angſt um Euch, Ihr Vielgeliebten!
Kranich, haſt Du nicht Kunde aus der Heimath? —

Der Herbſt iſt nah, und Du beginnſt die Wandrung,
Schon haſt erreicht Du Deine Zuggefährten —
Ach, ohne Antwort biſt Du fortgeflogen!
Flieg fern hinweg, ach, fliege nicht zur Heimath.

4.

Armeniſche Kinderlieder.

1. An den Storch.

Willkommen, Storch,
Du Storch willkommen!
Du haſt des Frühlings Zeichen uns gebracht,
Haſt von dem Herzen uns den Druck genommen!

Komm wieder, Storch,
Komm wieder auf unſer Dach,
Auf unſerm Eichenbaume bau Dein Neſt,
Du, unſer Liebling, halte Wacht!

Laß klagen Dir,
Ja, lieber Storch, laß klagen Dir!
Laß Dir erzählen meine tauſend Sorgen,
Den Herzenskummer meiner tauſend Sorgen.

Storch, als Du Abſchied nahmſt,
Den Abſchied nahmſt von unſerm lieben Baum,
Da kamen wüſte Wirbelwinde
Und dörrten unſrer Beete Blüthenſaum.

Des Himmels Blau ward dunkel,
Und wolkenüberdeckt ſein Lichtzefunkel;
Vom Himmel nieder wirbelte der Schnee,
Der Winter kam — da ward den Blumen weh,

Zuerſt ward weiß der Fels von Baraka,
Weiß dort zuerſt der Fels von Baraka;
Dann kam's herab, und rings ward Alles weiß,
Und unſere Wieſe deckte Schnee und Eis.

Ach unſer kleines Gärtlein,
O Storch, ward rings umthürmt von Schnee,
Und unſre grünen Roſenbäume
Erſtarrten in dem kalten Schnee.

2. Das Licht erſcheint.

Das Licht erſcheint! Das Licht erſcheint!
Das Licht iſt aller Menſchen Freund.
Der Sperling zirpt im Baume heiter,
Die Henne gackert auf der Leiter;
Der Schlaf der Trägen Jahrlang währt,
Ihr Fleiß'gen, auf! zum Licht gekehrt!
Geöffnet iſt das Himmelsthor,
Der goldne Thron ragt ſchon empor,
D'rauf Chriſtus ſitzt der Heiland,
Unſer „Erleuchter“*) bei ihm ſtand,
Er nahm zur Hand den goldnen Stift
Und ſchrieb mit groß und kleiner Schrift.
Da weinten alle Sünder,
Und jauchzten Gottes Kinder.

*) Johannes.

5.

Der Jüngling und das Waſſer.

Von jener fernen Bergeshöh'
Das Waſſer fließt durch's Dorf hinab,
Ein brauner Burſche kam heran,
Und wuſch ſich Hand und Angeſicht,
Wuſch ſie, ja wuſch ſie.
Zum Waſſer wandt' er ſich und ſprach:

Waſſer, ach!
Von welchen Bergen kommſt Du her,
O mein kühles, ſüßes Waſſer Du? —
„Ich komm von jenem Berge,
Wo neuer Schnee auf altem liegt."

Waſſer, ach!
Zu welchem Fluſſe gehſt Du?
O mein kühles, ſüßes Waſſer Du? —
„Ich gehe zu dem Fluſſe,
Wo buſchig voll die Veilchen ſteh'n."

Waſſer, ach!
Zu welchem Weinberg gehſt Du?
O mein kühles, ſüßes Waſſer Du? —
„Ich gehe zu dem Weinberg,
Darin des Winzers Hütte ſteht."

Waſſer, ach!
Sag', welches Kräutlein wäſſerſt Du?
O mein kühles, ſüßes Waſſer Du?
„Ich wäſſere das Kräutlein,
Deß Wurzel Lämmern Futter giebt,
Deß Wurzel Futter giebt dem Lamm!
Wo Apfelbaum und Anemone blüht!

Waſſer, ach!
Zu welchem Garten gehſt Du?
O mein kühles, ſüßes Waſſer Du? —
„Ich gehe zu dem Garten,
Wo ſüß der Nachtigall Sang ertönt!“ —

Waſſer, ach!
Zu welchem Springbrunn gehſt Du?
O mein kühles ſüßes Wäſſerlein?
„Ich gehe zu dem Springbrunn,
Wohin Dein Liebchen kommt und trinkt;
Ich gehe, ſie zu grüßen,
Ihr Mündchen zu küſſen,
Zu ſättigen meine Liebesluſt.“

Xenien.

(Nach Motiven aus Ariſtoteles.)

1. Stoßſeufzer.

Wohl mit den meiſten Dingen dieſer Welt
Iſt's, blickt man tiefer, herzlich ſchwach beſtellt;
Der ſchönſte Anfang nimmt bebende
Meiſt doch zuletzt ein kläglich Ende.

2. Insgeheim und öffentlich.

„Insgeheim" und „öffentlich"
Reimen nur gar ſelten ſich.
Was öffentlich ſo mancher preiſ't,
Er insgeheim weit von ſich weiſ't.
Philiſter preiſ't den Heidentod,
Bleibt Er nur frei von ſolcher Noth,
Der Armuth Segen uns erklärt
Der Biſchof, der mit Vieren fährt.

philosophiam scilicet, extollunt magnifice. Mobilis affluentiae contemptus, felicitatis futurae appetitus, mentis illustratio; quorum primo nihil honestius, secundo nihil felicius, tertio nihil ad amborum compendiosam adeptionem efficacius. Quid enim animo ad egregiam intelligentiae frugem instructo fortuitis opum cumulis abjectius; cum cujuslibet virtus substantiae ad certam omnium possessionem sibi tam ex se quam praeter motum sufficiat. Namque aeternitas inspirat affectum extremarum, ut ait Boetius, causarum a primo, et primo annexis concludit exclusio. Quod igitur considerans tantae excellentiae parvitatis meae mihi conscius, nihil proprium adjectum ire praesumerem quod tamen non infimorum est parvulam, essentialem tamen philosophiae particulam, librum scilicet Aristotelis de vegetabilibus, ex arabico in latinum transferens, in nostri ydiomatis angustias, quantulacumque adjectione ampliavi: tibique hoc opus, dilectissime mihi R., velut maturos Baccho palmites vel aureos Cereri culmos, ne in aliquo a Boetio dissentiam, rectissime devovi. In quo quidem opusculo non sedule quantitatem velim ut consideres, sed tantam rerum difficultatem, miro quodam verborum compendio comprehensam; quantocumque sudore et tam fluido loquendi genere, quod apud Arabes est expressa sit, attentius, si libet, inspicias. . . .

Text des Aristoteles.

Vita in animalibus et plantis inventa est: in animalibus manifesta apparens; in plantis vero occulta, non evidens; ad hujus enim assertionem multam necesse est inquisitionem praecedere. Constaret enim utrum habeant nec ne plantae animam et virtutem desiderii, dolorisque et delectationis discretivam. Anaxagoras autem et Abrucalis (*alibi* Albratallus) desiderio eas moveri dicunt. Sentire quoque et tristari delectarique asserunt. Quorum Anaxagoras animalia esse laetari quoque et tristari dixit, fluxum foliorum argumentum sumens. Abrucalus autem sexum in iis permixtum opinatus est.

3. Hauptneider.

Bei wem zuerſt wir Neid erkannten? —
Bei unſern lieben Anverwandten.

4. Eins mit dem andern.

Willſt Du Dich des Satzes freuen,
Mußt Du Schlamm und Schmutz nicht ſcheuen.

5. Probierſtein.

„Sag' uns: was zeigt des Menſchen Güte klar?"
Daß er das Gute nimmt bei Andern wahr. —
„Und was iſt Zeichen niedrer Sinnesart?"
Wenn ſie der Andern Fehler nur gewahrt.

6. Warnung.

Aus Deinem redlichsten Bemüh'n,
Zur Bildung und zur Wahrheit durchzudringen,
Wird Dir von Außen wenig Freude blüh'n,
Doch Feinde wird es deste mehr Dir bringen.

7. Rath und That.

Der Ihrer zieht gern Dir zuten Rath,
Zu thun, was selbst er nimmer that;
Sein Bruder räth Dir: ja nicht anzufassen
Was er selbst niemals mochte lassen.

8. Dilemma.

Kündest Du des Herzens Wahrheit,
Werden Dich die Menſchen haſſen;
Trübſt Du wiſſend ihre Klarheit,
Wird der Götter Zorn Dich faſſen.
Darum iſt mein Rath und Wille:
Willſt Du leben, halt Dich ſtille!

9. Der Glückspilz.

Der Glückspilz iſt meiſt ein gar frommer Mann,
Er ſieht den lieben Gott als ſeinen Duzfreund an.

10. Troſt.

Die Sehnſucht, die Natur in's Menſchenherz gelegt,
Meiſt der Erfüllung Bürgſchaft in ſich trägt.

J. Guttentag in Berlin
(Guttentag & Dahlen).

Druck von A. Boll in Berlin, Unter den Linden 11.

P. Lanfrey's

Geschichte Napoleons des Ersten.

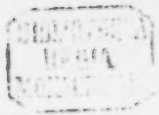

P. Lanfrey's

Geschichte Napoleons des Ersten.

Aus dem Französischen

von

C. von Glümer.

Eingeleitet von Adolf Stahr.

Erster Band.

Berlin.

Verlag und Druck von A. Sacco Nachfolger.

(A. S. Glückstadt.)

1869.

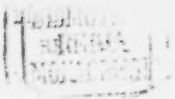

Einleitung.

Als der Held unter Deutschlands großen Denkern, als Johann Gottlieb Fichte, dessen hundertjährigen Geburtstag wir vor sieben Jahren gefeiert haben, im Maimonat des glorreichen Jahres 1813 zu Berlin seine drei Reden „über den Begriff des wahren Krieges“ hielt, in denen er die Begeisterung für den Krieg der Befreiung nicht vergebens in den Herzen seiner Zuhörer zur feurigen Flamme anzufachen suchte, schloß er die letzte dieser Reden mit einer Charakteristik des großen Vergewaltigers an der Freiheit sowohl der eignen als aller seiner Gewalt erreichbaren Nationen Europa's, die noch heute als ein Muster großartigen Tiefblicks dasteht.

An diese Charakteristik des deutschen Denkers wollen wir heute erinnern bei der Einführung des vorstehenden historischen Werkes, weil dasselbe, Alles in Allem genommen, nichts ist als die weitere Ausführung und die mit zahllosen Beweisen belegte Bekräftigung derjenigen Grundanschauung von dem Wesen und Wollen des ersten Napoleon, welche der deutsche Philosoph vor sechsundfunfzig Jahren in lapidarischer Kürze und Klarheit ausgesprochen hat. Daß es

ein Franzose von heute ist, der sich von der Macht der Wahrheit gezwungen sieht, diese Ausführung und Bekräftigung zu unternehmen, ist ein Triumph des deutschen Geistes und zugleich ein erfreulicher Beweis für den Fortschritt der europäischen Menschheit in der Erkenntniß und richtigen Würdigung der nächsten Vergangenheit. Daß dieser Franzose sein Werk geschrieben hat, ohne Fichte's Charakteristik Napoleons zu kennen, mit der die seinige in allen Punkten übereinstimmt, vermehrt nur noch den Werth und die Wichtigkeit seines Buchs. Der deutsche Denker selbst, wenn er heute lebte, würde kein Bedenken tragen, das Lanfrey'sche Geschichtswerk unter jene Geistesthaten wahrer Wissenschaft zu rechnen, durch welche, wie er sich ausdrückt, dem Erbfeinde der Menschheit, dem Bösen, am sichersten Abbruch geschieht. Denn Er verstand unter Wissenschaft nicht ein bloßes historisches Wissen, sondern die Verwandlung des Wissens in das Leben selbst und in dessen höchsten Quell und Antrieb; und er lebte des Glaubens, daß Siege, durch die Waffen solcher wahren Wissenschaft erfochten, sich über alle Zeit erstrecken, durch alle Zeit fortdauern und sich in jeder Folgezeit durch sich selbst vermehren. „Wer" — so ruft er aus — „wer einen einzigen lichten und thatbegründenden Gedanken in der Menschheit einheimisch macht, der thut dem Feinde (welcher das Böse ist) größeren Schaden, als ob er hunderttausend Feinde erschlüge; denn er verhindert Millionen, daß sie auf gewisse Weise gar nicht feindlich werden können!" In der That, also ist es. Und wenn wir diesen Ausspruch auf das Lanfrey'sche Werk und seinen Grundgedanken anwenden, so dürfen wir mit Recht behaupten: wenn dieses Werk und sein geistiger Inhalt Eigenthum der französischen Nation geworden und in das Be-

wußtsein derselben übergegangen sein wird, so werden die Millionen, welche dieses große Volk ausmachen, verhindert sein, durch Unterstützung des Bonapartismus Feinde des Guten, Feinde der Freiheit und Selbständigkeit anderer Völker zu werden, wie es der erste Napoleon und die von ihm in seine Netze verstrickte Nation gewesen sind — zum Unheil und Schaden Europa's, aber noch mehr zum Schaden und Unheil Frankreichs. —

Fichte beginnt seine Betrachtung des Mannes, gegen den sich in jenen Tagen unser niedergetretenes Volk, im Bunde mit den von ihm verachteten und mißhandelten geistigen Mächten der Freiheit, des Rechts und der Selbständigkeit, erhob, mit einer Bemerkung über seine nationale Herkunft und den Einfluß derselben auf seinen Charakter. „Zuvörderst: er ist kein Franzose. Wäre er dies, so würden jene geselligen Grundansichten, jene Achtung für die Meinung Anderer, kurz für irgend etwas außer ihm selber, seinem Charakter einige wohlthätige Schwäche und Inkonsequenz beimischen, wie sich dergleichen zum Beispiele selbst im vierzehnten Ludwig, meines Erachtens der schlimmsten Ausgeburt des französischen Nationalcharakters, vorfanden. Aber er ist aus einem Volke, das schon unter den Alten wegen seiner Wildheit berüchtigt war, das um die Zeit seiner Geburt in harter Sklaverei noch mehr verwildert war, das einen verzweifelten Kampf gekämpft hatte, um die Fesseln zu zerbrechen, und in Folge dieses Kampfes in die Sklaverei eines nur schlaueren Herrschers gefallen und um seine Freiheit betrogen worden war. Die Begriffe und Empfindungen, die aus einer solchen Lage seines Vaterlandes sich entwickelten, mögen die ersten Bildungsmittel seines aufkeimenden Verstandes gewesen sein."

No. XXXI.

PHYSIOGNOMIA ARISTOTELIS.

Inter caeteras res est illa quam te non opportet ignorare, scilicet cognitionem qua anima investigat et cognoscit omnia per signum nobile, cum fuerit abstracta a desideriis et cupiscentiis, et cum fuerit liberata a nocuis. Cum fuerit itaque anima *dominans*, et virtus flammea existens in corde non desinet inter ipsam et virtutem animalem existentem in cerebro, tunc sublimatur et augmentatur, et declaratur intellectus super mensuram.

Verumtamen oportet te non praecipitare sententiam et judicium in uno tantum signorum istorum, sed collige testimonia universorum et quae tibi dant diversa consilia ad diversa, et semper declina ad meliorem partem [1]).

No. XXXI *bis.* (Bibl. Sorbonn., No. 1795.)

LIBER PROBLEMATUM.

De problematibus quae sunt circa medicinalia. De his quae sunt circa sudores. De his quae sunt circa ebrietatem. De his quae sunt circa venerea: De his quae sunt a labore: De his quae sunt ex modo jacendi. . . . . .

Propter quid magnae superhabundantiae aegritudinales, aut quare superhabundantiam vel defectum faciunt. Hoc autem erat aegritudo. Propter quid autem aegritudines multoties curant, quando multum excedit aliquis. . . . . .

No. XXXII. (Bibl. Reg., No. 6326.)

LIBER DE COLORIBUS.

Simplices colorum sunt quicumque elementis consequuntur, ut igni, aeri, aquae et terrae. Aer quidem et aqua secundum se ipsos natura albi; ignis vero et sol rubicundi: et terra autem est natura alba, propter tinctu-

1) Diese Schrift findet sich in der Königl. Bibl., MS. lat. No. 6298.

Ebendasselbe Gewicht sehen wir auch Lanfrey (II., S. 493 der Originalausgabe) auf Napoleons Frankreich fremde Herkunft und Abstammung legen. In diesem italienischen Korsen, sagt er, war alles fremd und unfranzösisch: seine Abkunft, seine Anschauungs- und Gefühlsweise, sein Charakter. Mit jener ächt italischen Kraft kalter Berechnung und tiefster Verstellung begabt, sah er sich einem Volke gegenüber, welches „das unbeständigste und unüberlegteste der Erde und das unfähigste war zu konsequenter Verfolgung eines festen Vorsatzes, und mit all seinem Esprit das am meisten dazu gemachte, sich täuschen zu lassen — nicht aus Mangel an Scharfblick, sondern aus Mangel an Folgerichtigkeit in seinen Ideen." Für den Korsen Napoleon, diesen Verwandten und geistigen Zeitgenossen César Borgia's, war die französische Nation, eben weil er selbst ihr fremd war, ein Objekt, das er studirte und bis in die feinsten Fasern hinein anatomirte, um es zum Werkzeuge seiner Absichten zu machen. —

Hören wir jetzt Fichte weiter, wie er aus jenem Umstande der nationalen Herkunft die beiden Hauptfolgerungen zieht. „Unter der französischen Nation, die ihm auf jene Weise (als schlaue Unterdrückerin seines Vaterlandes) zuerst bekannt wurde, erhielt er seine Bildung; ihr Wesen legte sich ihm dar in den Begebenheiten einer Revolution, deren innere Triebfedern zu schauen er alle Gelegenheit hatte, und er mußte bald mit innigster Klarheit diese Nation begreifen lernen als eine höchst regsame Masse, die da fähig wäre, jedwede Richtung anzunehmen, keineswegs aber fähig, sich durch sich selbst eine bestimmte und dauernde Richtung zu geben. Konnte es anders kommen, als daß er, wie er diese Nation fand, der er selbst

seine Verstandesbildung dankte, und die er ohngefähr für die erste der Welt halten mochte, so auch das ganze übrige Menschengeschlecht ansah? Von einer höheren sittlichen Bestimmung des Menschen hatte er durchaus keine Ahnung. Woher sollte er sie bekommen, da sie ihm nicht, wie etwa einem Franzosen, durch glückliche Angewöhnung in früher Jugend zu theil ward, durch deutliche Erkenntniß aber vermittelst der Philosophie oder des Christenthums seine spätere Bildung sie ihm auch nicht darbot?"

„Zu dieser vollkommnen Klarheit über die eigentliche Beschaffenheit der Nation, über die er sich der Oberherrschaft bemächtigte, trat nun" — also fährt unser Philosoph fort, — „ein durch seine Abstammung aus einem kräftigen Volke begründeter und durch seinen steten, aber zu verbergenden Widerstreit gegen die Umgebungen seiner Jugend gestählter, kräftiger und unerschütterlicher Wille. Mit diesen Bestandtheilen der Menschengröße, der ruhigen Klarheit und dem festen Willen ausgerüstet, wäre er der Wohlthäter und Befreier der Menschheit geworden, wenn auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechts in seinen Geist gefallen wäre. Eine solche aber fiel niemals in ihn; und so wurde er denn ein Beispiel für alle Zeiten: was jene beiden Bestandtheile, rein für sich und ohne irgend eine Anschauung des Geistigen, geben können." Mit wundervoller Klarheit zeichnet Fichte sodann die Weltanschauung, welche sich in diesem so beschaffenen Geiste nothwendig entwickeln mußte und in welcher wir die wahre und ächte Idée Napoléonienne erkennen, die sein Neffe und Erbe so eifrig zu fälschen und in ihr Gegentheil zu verkehren in unsern Tagen bemüht gewesen ist. „Es bildete sich in ihm," sagt Fichte, „hieraus folgendes Erkenntniß-

gebäude: daß die gesammte Menschheit eine blinde, entweder gänzlich stagnirende, oder unregelmäßig und verwirrt durcheinander und miteinander streitend sich regende Masse von Kraft sei; daß weder jene Stagnation sein solle, sondern Bewegung, noch jene unordentliche, sondern eine nach Einem Ziele sich richtende Bewegung; daß selten und durch Jahrtausende getrennt Geister geboren würden, die bestimmt seien, dieser Masse die Richtung zu geben, dergleichen einer Karl der Große gewesen, und Er der nächste nach ihm; daß die Eingebungen dieser Geister das Einzige, und wahrhaft Göttliche und Heilige, und die ersten Prinzipien der Weltbewegung seien, und daß für sie schlechthin alle andern Zwecke der Sicherheit und des Genusses aufgeopfert, für sie alle Kräfte in Bewegung gesetzt und jedwedes Leben in Beschlag genommen werden müsse, und daß es Auflehnung gegen das höchste Weltgesetz sei, solchen Anregungen sich entgegenzusetzen. In Ihm sei es erschienen, dieses Weltgesetz, in der neuen Ordnung der Dinge, die er in dem Kulturstaate unter seiner Oberherrschaft ausführen wolle. Das nächste Glied dieser Ordnung sei dermalen „„die Freiheit der Meere““, wie er sagt, die Oberherrschaft der Meere in seinen Händen, wie er es eigentlich meint; und für diesen allernächsten, durch das Weltgesetz gesetzten Zweck müsse alles Glück von Europa aufgeopfert werden, alles Blut fließen, — denn dafür allein sei es da! Diesen großen Weltplan, der freilich über das Ziel eines Menschenlebens sich hinausstreckt, soll nun nach ihm seine Dynastie fort- und ausführen, so lange, bis etwa nach einem Jahrtausend ein anders inspirirter Held, wie Er, auftreten und mit neuer Offenbarung in seine Karls des Großen Schöpfung eingreifen wird.“

Daneben verſchweigt unſer Denker nicht die Gewaltigkeit, ja die relative Erhabenheit dieſer Erſcheinung. „Man hat geahnt," ſagt er, „daß es mit ihm ein anderes Bewenden habe, als mit andern vorzeitigen und gleichzeitigen Herrſchern. So iſt es auch." Die, welche gewähnt hätten, ſeine Feldherrngeſinnungen, ſeine Kriegsluſt, ſein Militarismus würden verſchwinden durch die Einführung der Erbfolge für ſeine Dynaſtie, hätten ſein eigenſtes Weſen gar nicht begriffen. „Sein wahres unterſcheidendes Weſen iſt eben dies, daß er nicht, wie andre Fürſten, ſich anſieht als Vertheidiger von Eigenthum und Leben, als Mittel zu dieſem Zwecke, der darum nie völlig aufgeopfert werden darf, ſondern daß er ſich betrachtet und hinſtellt als Vertheidiger eines abſoluten — ſelbſt Zweck ſeienden Willens, den er ein Weltgeſetz nennt, der aber in der That und Wahrheit nur ein individueller Wille, eine Grille iſt. „Es iſt allerdings wahr," ruft Fichte aus, „daß Alles aufgeopfert werden ſoll, aber nur dem Sittlichen, der Freiheit!" Was dagegen Bonaparte allein richtig geſehen und für ſeine Perſon beſchloſſen habe, ſei: daß Alles für Ihn aufgeopfert werden ſoll, „und (ſetzt er hinzu) er wird ſicher Wort halten bis zum letzten Athemzuge. Seine Denkart iſt mit Erhabenheit umgeben, weil ſie kühn iſt, und den Genuß verſchmäht; darum verführt ſie leicht erhabene, das Rechte nur nicht erkennende Gemüther." Ja, Fichte ſelbſt kann ſich nicht enthalten, in gewiſſer Hinſicht dies Gefühl der Klage um die Verirrung des Mannes zu theilen, dem er als Todfeind gegenüberſteht und gegen den zum Kampfe auf Leben und Tod aufzurufen der Zweck dieſer ſeiner Rede iſt. Napoleon ſelbſt ſei zu ſchade dazu, meint er, ſeinem eigenſinnigen Entwurfe aufgeopfert zu werden! „Der Freiheit des Menſchengeſchlech-

tes sollte er sich aufopfern und uns alle mit sich, und dann müßte z. B. ich, und Jeder, der die Welt sieht, wie ich sie sehe, freudig sich ihm nachstürzen in die heilige Opferflamme!"

Fürwahr, in den zahllosen Büchern, welche über Napoleon geschrieben sind, ist schwerlich ein Wort zu finden, das an Erhabenheit diesem Worte des deutschen Philosophen gleichkäme, und das eine höhere Würdigung der Kraft enthielte, welche in diesem riesigen Gewaltmenschen gleichsam Fleisch geworden war. Kratos und Bia, d. h. Ueberkraft und Gewalt, welche (wie Aeschylos singt) den Märtyrer Prometheus auf Zeus' Befehl an den Felsen schmiedeten, wo Zeus' Geier dem Freunde der Menschen täglich die Leber benagte — sie waren in dem ersten Napoleon zu einer einzigen Person vereinigt, und auch der Prometheus fehlte nicht: das Frankreich der Revolution, die, wie der alte das Feuer, so den Menschen das Licht der Menschenrechte gebracht hatte, und die derselbe Mann, den sie groß gemacht, in eiserne Bande schmiedete und den Geier der Herrschsucht und Tyrannei auf sie losließ. Doch auch davon werden wir von Fichte selbst das Nöthige hören, wenn wir zuvor noch vernommen haben werden, wie dieser über die beiden oben genannten Hauptbestandtheile der Größe Napoleons: ruhige Klarheit und fester Wille, sich weiter äußert. „In dieser Klarheit und in dieser Festigkeit beruht seine Stärke. In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft ist seine, alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden seine Stärke. Wie der Geier schwebt über den niedern Lüften und umherschauet nach Beute, so schwebt er über dem betäubten Europa, lauschend auf alle falschen Maßregeln und alle Schwäche, um flugschnell herabzustür-

zen und sie sich zu Nutze zu machen. In der Festigkeit: die andern (Fürsten) wollen auch wohl herrschen; aber sie wollen noch so vieles andere nebenbei, und das erste nur, wenn sie es neben diesem haben können. Sie wollen ihr Leben, ihre Gesundheit, ihren Herrscherplatz nicht aufopfern; sie wollen bei Ehre bleiben; sie wollen auch wohl gar geliebt sein. Keine dergleichen Schwächen wandelt Ihn an: sein Leben und alle Bequemlichkeiten desselben setzt er dran, der Hitze, dem Froste, dem Hunger, dem Kugelregen setzt er sich aus, das hat er gezeigt. Auf beschränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er sich nicht ein; ruhiger Beherrscher von Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht sein, sondern ruhiger Herr der Welt will er sein, oder, falls er das nicht kann, gar nicht sein. Dies zeigt er jetzt und wird es ferner zeigen. Die haben durchaus kein Bild von ihm und gestalten ihn nach ihrem Bilde, die da glauben, daß auf andere Bedingungen mit ihm und seiner Dynastie, wie er sie will, sich etwas anderes schließen lasse, als Waffenstillstände. Ehre und Treue! Er hat es freiwillig, bei der Einverleibung Hollands, ausgesprochen, daß es ein Herrscher damit halte, wie es die Zeitumstände mit sich bringen: so lange es ihm zuträglich ist, ja; wenn es ihm nachtheilig wird, nicht mehr. Daher kommt auch in allen seinen neueren Staatsschriften das Wort Recht gar nicht mehr vor, es fällt nach ihm aus der Sprache heraus, und an seiner Statt ist immer nur die Rede von dem Wohle der Nation, dem Ruhme der Armeen und den Trophäen, die er in allen Landen gewonnen."

„So ist unser Gegner!" fährt Fichte fort. „Er ist begeistert und hat einen absoluten Willen. Was bisher gegen ihn aufgetreten ist, konnte nur rechnen und hatte

nur einen bedingten Willen.“ Solchen Gegnern gegenüber mußte ihm der Sieg gewiß sein. Zu besiegen sei daher auch er nur durch Begeisterung eines absoluten Willens, und zwar durch die stärkere Begeisterung, deren Inhalt nicht „eine Grille“, ein Traum phantastischen Ehrgeizes sei, sondern die Freiheit. An seiner Achillesferse müsse er gefaßt werden, nämlich an seiner gänzlichen Blindheit für die sittliche Bestimmung des Menschengeschlechts, die den Hauptzug seines ganzen Lebens bilde. Und nun schließt Fichte seine Charakteristik mit jener glänzenden Stelle, in welcher er zum entscheidenden Beweise für diese Blindheit Napoleons der „bestimmten That“ gedenkt, durch die derselbe vor Mit- und Nachwelt das Gepräge seines Wesens sich aufgedrückt habe. Die ihm das Schlimmste nachsagen wollen, deuten immer nur hin auf des Prinzen Enghien blutigen Leichnam, als ob dies der Gipfel seiner Frevelthaten wäre. „Ich aber,“ sagt er, „meine eine andere, gegen welche Enghiens Ermordung in Nichts verschwindet.“ Diese That sei die Erdrosselung der Revolution und die Vernichtung der Früchte derselben zu Gunsten seines alleinigen Ehrgeizes. Diese That müsse um so mehr hervorgehoben werden, „da nach den Wünschen der Herrscher und ihrer Werkzeuge, *denen diese That* nach ihrem Sinne war, ein allgemeines Stillschweigen über sie eingetreten ist und sie anfängt, aus dem Andenken der Zeitgenossen herauszufallen!“ — Ganz dasselbe könnte Fichte heute zum zweiten Male sagen!

„Die französische Nation war im Ringen nach dem Reiche der Freiheit und des Rechts begriffen, und hatte in diesem Kampfe schon ihr edelstes Blut verspritzt. Als ihr nach vielfachen blutigen Irren endlich „die Selbsterkenntniß aufzudämmern begann“, über die Ursachen, weshalb sie bis-

her das ersehnte Ziel nicht erreichen können, da fiel diesem Manne — ich will davon schweigen, durch welche Mittel — die höchste Leitung der Angelegenheiten zu. Bilder der Freiheit waren in manchen begeisterten Schilderungen an ihn gekommen. Ganz unbekannt war ihm daher nicht der Begriff der Freiheit, und daß er gedacht werde. Wäre nur irgend ein Funke des Verständnisses dafür in ihm vorhanden gewesen, so hätte er den Zweck nicht aufgegeben, wohl aber das Mittel dazu gesucht. Es hätte sich ihm nicht verborgen, daß dieses Mittel sei: eine, vielleicht mehrere Menschenalter dauernde, regelmäßige Erziehung der französischen Nation zur Freiheit. Es hätte dem Manne, der sich eine Kaiserkrone und eine benachbarte Königskrone aufzusetzen und sich der Erbfolge zu versichern vermochte, nicht fehlen können, sich an die Spitze dieser Nationalerziehung zu setzen, und dieselbe Stelle einem Nachfolger, den er für den würdigsten dazu gehalten hätte, zuzusichern. Dies hätte er gethan, wenn ein Funke ächter Gesinnung in ihm gewesen wäre. Was er dagegen gethan: wie er listig und lauernd die Nation um ihre Freiheit betrogen, braucht hier nicht ausgeführt zu werden." —

Diese Ausführung nun hat Lanfrey in seiner Geschichte Napoleons I. sich zur Aufgabe gesetzt; und daß er dies konnte, er, ein Franzose, in Paris, unter den Augen des heutigen Napoleon, des Anbeters und Apostels der Ideen seines Oheims, ungehindert und ungestraft, während der deutsche Denker sein Leben zehnfach wagte, und es sicher verloren hätte, wenn der Ausgang des Kampfes zu Gunsten des Weltdespoten ausfiel — das ist ein tröstliches Zeichen des Fortschrittes in einer Zeit, in der wir uns sonst über so manche Rückschritte zu beklagen Ursach haben.

Aber dieſe Zeit krankt noch heute an dem Geiſte des Bonapartismus. Wie die uſurpatoriſchen Tyrannen aller Zeiten, um die ihnen nöthige Ruhe im Innern ihres Reichs und Volks zu haben, die Kräfte deſſelben nach außen zu richten beſtrebt geweſen ſind und ſein mußten, ſo auch Napoleon, der erſte wie der zweite. Für den Verluſt der eignen Freiheit ſollte und mußte dem franzöſiſchen Volke irgend ein Erſatz gewährt werden, und die „Napoleoniſche Idee“ verſchaffte ihm dieſen Erſatz durch das berauſchende Bewußtſein, daß alle andern Völker Europa's wenn nicht ſeiner direkten Herrſchaft, ſo doch ſeinem überwiegenden Einfluſſe, ſeiner „legitimen (!) Präponderanz“, ſeinem prestige unterworfen ſeien, ſeinen Empfindungen zu folgen, ſeinem Willen zu gehorſamen hätten. Dieſer Rauſch iſt noch heute nicht verflogen; dieſer Dünkel, dieſer Anſpruch auf ſolche Oberherrlichkeit hält noch heute, — ſeit der Niederwerfung der zweiten Republik und der Wiederherſtellung des Bonapartismus, Europa in zitternder Spannung, verzehrt die Kräfte der Völker, verhindert die Fortſchritte der wahren Civiliſation, d. h. der ſittlichen und geiſtigen Bildung, des Wohlſtandes, der Freiheit, und lähmt das gemeinſame Arbeiten der Culturvölker an der Förderung dieſer Güter. Gewalt und Gewaltmacht ſind die Götzen des Tages, und der Schweiß der Völker wird vergeudet in dem wahnſinnigen Rennen um die Mittel zu dieſem Zwecke. Derſelbe Mann, der ſein neuerrichtetes Kaiſerreich im Beginne ſeiner Laufbahn als „das Reich des Friedens“ verkündete, hat ſich anderthalb Jahrzehnte ſpäter von der innern Nothwendigkeit ſeines Princips, der „Napoleoniſchen Idee“, genöthigt geſehen, das fürchterliche Wort auszuſprechen, welches in cyniſcher Aufrichtigkeit den Grundgedanken dieſes

Princips enthüllt: **L'influence d'une nation dépend du nombre des hommes, qu'elle peut mettre sous les armes!** „Der Einfluß einer Nation hängt ab von der Zahl der Fäuste, die sie bewaffnen kann!“

Gegenüber diesem Ungeiste, diesem ächt Bonaparteschen Evangelium der rohen Gewalt, dessen Apostel die gezogenen Kanonen und die ins Unendliche vervollkommneten und vermehrten Mordwerkzeuge, dessen Resultatziel die gleichfalls ins Unendliche fortgesetzte gegenseitige Völkermörderei, die Verrohung und Verarmung der Völker und die Vernichtung der Cultur sein muß, sind Erscheinungen wie dieses Lanfrey'sche Buch, welches sich die Aufgabe gestellt hat: die französische Nation über sich selbst und über die Rolle, die sie als Dienerin des Bonapartismus gespielt hat und spielt, zum Bewußtsein zu bringen, Ereignisse von hoher Bedeutung. Es ist eine von denjenigen Geistesthaten und Siegen, die dadurch nichts von ihrem Werthe verlieren, daß sie, für die gewöhnlichen Augen nicht sehr merklich, nur von den tiefer blickenden in ihrer Wichtigkeit erkannt werden. Lanfrey selbst verhehlt sich nicht, daß sein Buch in dem heutigen Frankreich bei der großen Masse seiner Landsleute auf Ruhm und Popularität nicht zu rechnen, daß er zunächst vielleicht das Gegentheil davon zu erwarten habe in einem Lande und einem Volke, dessen Vorurtheile und Illusionen er angreife, und das ihn vielleicht des Mangels an Patriotismus bezichtigen werde, weil er es verschmäht, ein „nationaler“ Geschichtschreiber zu sein, weil „die Liebe zur Wahrheit“ der einzige Patriotismus ist, den er für sich anerkennt und in Anspruch nimmt, und weil er kraft dieses Patriotismus seiner der Schmeichelei so sehr gewohnten Nation Wahrheiten sagt, wie sie ihr in diesem Umfange

ram vero multicolor videtur. Manifestum autem in cinere hoc est: adusto enim humido tincturam faciente, albus fit; non omnino autem, quia tinctus est fumo nigro existente. Propter quod et lexivium rubicundum fit, flammeo et nigro colorante aquam.

No. XXXIII. (Bibl. Sorbonn., No. 937.)

DE INDIVISIBILIBUS LINEIS.

Utrum sunt indivisibiles lineae et totaliter in omnibus quantis et aliquid impartibile, quemadmodum quidam ajunt, similiter existit et paucum et parvum. Quod autem infinitas habet fere divisiones, non est paucum et parvum, sed multum et magnum, scilicet opposita iis; tunc manifestum quoniam infinitas habebit divisiones paucum et parvum. Si autem finitae divisiones, necesse est esse insuperabilem magnitudinem; quoniam in omni quanto existit aliquid impartibile, quare et paucum et parvum.

No. XXXIV. (Bibl. St.-Victor, No. 209.)

METAPHYSICI LIBRI.

(Translatio gr.)

Omnes homines natura scire desiderant. Signum autem est sensuum dilectio; praeter enim et utilitatem, propter seipsos diliguntur, et maxime aliorum, qui est per oculos; non enim solum ut agamus, sed et nihil agere debentes, ipsum videre prae omnibus, ut dicam, aliis eligimus. Causa autem est, quia hic maxime sensuum cognoscere nos facit, et multas differentias demonstrat. Animalia quidem igitur natura sensum habentia fiunt. Ex sensibus autem quibusdam quidem ipsorum memoria non infit; quibusdam vero fit: et propter hoc quidem alia quidem prudentia sunt; alia vero disciplinabiliora non possibilibus memorari. Prudentia quidem sunt sine addiscere, quaecumque sonos audire non potentia sunt, ut apes; et utique si aliquod aliud genus animalium hujus modi est. Addiscunt autem quaecumque cum memoria et hunc ha-

und dieser Stärke schwerlich jemals bisher von einem ihrer Schriftsteller gesagt worden sind. „Der enge Begriff eines nationalen Schriftstellers“ — also lautet sein Glaubensbekenntniß zu Anfange des dritten Bandes — „ist heutzutage nicht mehr anwendbar. Der moderne Geschichtschreiber ist nicht mehr an ein Volk oder an ein Land gebunden, denn er spricht im Namen der allgemeinen Civilisation. Er gehört den gemeinsamen Culturinteressen aller Nationen an; seine Interessen sind die der Menschheit, und sein Volk ist dasjenige, welches diesen Interessen am besten dient. Sein Vaterland überschreitet alle Grenzen; und seine Sache ist die allgemeine, unveränderliche Sache des Rechts gegen die Gewalt, der Freiheit gegen die Unterdrückung. Die Ausschließlichkeit des Patriotismus, welche man von ihm verlangt, war möglich in den Staaten des Alterthums, wo jeder Fremde ein Feind war; sie ist unhaltbar heute, inmitten der großen europäischen Völkergemeinschaft, die ein gemeinsames Leben lebt und sich von ein und derselben Idee nährt.“ Diese Idee aber ist das Gegentheil des Bonapartismus, dessen Bekämpfung Lanfrey, ungeschreckt durch die Unpopularität der Aufgabe, am Herde desselben unternommen hat. Alle edlen Herzen und alle aufgeklärten Köpfe, alle wahren Freunde der Menschheitsentwicklung diesseit wie jenseit des Rheins sind ihm dafür zu Danke verpflichtet. Denn seine Aufgabe, sein Streben sind auch die ihrigen. Die Pest des Bonapartismus ist nicht auf Frankreich allein beschränkt, und das alte Horazische Wort:

— Mutato nomine de te
Fabula narratur!

findet auch auf uns eine gewisse Anwendung. —

So habe ich es denn für meine Pflicht gehalten, das Lanfrey'ſche Werk, das ich ſeit dem Erſcheinen des erſten Bandes zu Ende des Jahres 1867 mit ſteigender Theilnahme begleitete, nicht nur in wiederholten Anzeigen (ſiehe National-Zeitung vom 5. und 8. December 1868 und vom 19. — 21. Februar 1869) meinen Landsleuten lebhaft zu empfehlen, ſondern auch durch Veranlaſſung einer deutſchen Ueberſetzung daſſelbe in unſere Litteratur einzuführen und dadurch möglichſt für die in demſelben vertretenen Wahrheiten Propaganda zu machen. Denn wie mir der Verfaſſer ſchreibt — „die Völker Europa's ſind, mögen ſie thun, was ſie wollen, ſolidariſch geworden, und werden es im Laufe der Zeit nur immer mehr und mehr werden. Freilich iſt die Anzahl derjenigen, welche denken wie Sie und ich, noch ziemlich beſchränkt. Aber wir haben für uns das Recht und die Vernunft, und mit dieſer Kraft werden wir das ſchmachvolle Idol umſtürzen. Im Grunde iſt es bereits weit weniger feſt, als es ſcheint, und ſelbſt diejenigen, welche es heutzutage ausbeuten, indem ſie ſich ſchmeicheln, ſeine Dogmen aufrecht zu erhalten, können von dieſem Altare nur noch unter der Bedingung leben, daß ſie den Cultus umformen. Seit der Bonapartismus discutirt ſtatt zu befehlen, kann man ſagen, daß er ſeinem Weſen nach innerlich vernichtet iſt."

Möge dieſes Wort des trefflichen Hiſtorikers, — von deſſen Werke ſoeben auch eine engliſche Ueberſetzung vorbereitet wird, — ſich erfüllen, ohne daß es dem vor achtzehn Jahren unter Strömen franzöſiſchen Bluts wieder aus ſeinem Grabe erweckten Bonapartismus möglich wird, vorher noch durch einen Kampf gegen das nach Geſtaltung ringende Deutſchland einen verzweifelten Verſuch zu ſeiner

Erhaltung zu machen. In diesem Kampfe, wenn es dazu kommen sollte, wird Lanfrey's Werk ein werthvoller Bundesgenosse für uns sein. Aber freilich würden von unserer Seite, um den Sieg zu sichern, andere Geister in den Entscheidungskampf zu führen sein, als diejenigen, welche jetzt noch leider bei uns die herrschenden sind, und man wird sich entschließen müssen, diejenigen Mächte aufzurufen, welche einst in Fichte's Reden so mächtig und begeisternd walteten.

Berlin, im März 1869.

Adolf Stahr.

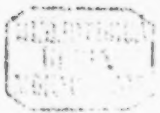

Erstes Kapitel.

Napoleons Jugend und erstes Auftreten.

1769—1793.

Napoleon ist fast nur von der Liebe oder vom Haß beurtheilt worden. Es war ihm beschieden, nach seinem Tode wie während seines Lebens, den Geist der Menschen bis ins Tiefste zu verwirren, und man hat die Kämpfe, die seine Politik hervorgerufen, für oder gegen sein Gedächtniß fortgeführt. Auf die Vergötterung des Volkes, auf die eigennützigen Ruhmredereien des Parteigeistes, auf die liebedienerische Nachgiebigkeit der Geschichtsschreiber, die vom allgemeinen Urtheil geblendet waren oder mit demselben im Bunde standen, haben leidenschaftliche Widersprüche geantwortet, in denen die Wahrheit nur zu oft mit ihren eigenen Waffen verletzt wurde. Im Ganzen hat Napoleons Ruhm mehr Schmeichler als Widersacher gefunden, denn der Weihrauch, den man dem Götzen nicht mehr spendet, wird noch seinen Anbetern dargebracht. Die Geschichte ist jedoch nicht für Aufgaben geschaffen, die sich weder mit ruhiger Unparteilichkeit noch mit der Würde des Richters vereinbaren lassen.

Heute nun, da Verlästerung und Apologie sich selbst erschöpft und alle Hülfsmittel einer vollständigen Erkenntniß vorbereitet haben, scheint der Augenblick einer hellsichtigern Würdigung gekommen. Wenn auch ich nach so vielen berühmten Zeitgenossen, Publicisten, Philosophen, Historikern und Dichtern mir erlaube, eine Gestalt heraufzubeschwören, die so Wenige unter ihnen ungestraft festzuhalten vermocht, geschieht es einzig in der Absicht, die Vortheile zu benutzen, welche die Zeit gewährt. Nachweise sind in Fülle vorhanden, die Beweggründe sind genauer erkannt, die Thatsachen sind besser beleuchtet, die Täuschungen

verschwinden und was die Leidenschaften betrifft, die der Gedanke an den Antheil, welchen Napoleons Gedächtniß neuerdings an den Niederlagen der Freiheit gehabt hat, in uns erweckt, so ist es leicht, sich ihrer zu erwehren. Die Gegenwart ist nachsichtiger geworden und gestattet nicht mehr, an der Zukunft zu verzweifeln. Ich fühle mich frei von den Vorurtheilen des Hasses wie von der Abgötterei des Enthusiasmus, und würde jede Meinung, die mich hindern könnte, mich der wahren Größe zu beugen, als eine schmachvolle Knechtschaft zurückweisen.

Ueberdies liegt in der Geschichte eine mildernde Kraft, welche die Seele vor dem Fanatismus des Parteigeistes schützt. Wenn sie uns auf der einen Seite das entmuthigende Schauspiel zahlloser Schwächen, Niederlagen und Widersprüche vorführt, zeigt sie uns auf der andern durch noch frappantere Züge, daß es die beständige Tendenz der Civilisation ist, ihr Niveau immer wieder zu gewinnen und zu erhöhen. Sie zeigt uns vor Allem, daß wir selbst die Schmiede unseres Schicksals sind, und daß es immer von dem Volke abgehangen, ob es die Nothwendigkeiten, unter deren Joch es sich später beugen mußte, schaffen wollte oder nicht. Die Geschichte ist, gewissen mißverstandenen äußeren Erscheinungen zum Trotz, nicht eine Schule des Fatalismus, sondern ein fortgesetztes Plaidoyer zu Gunsten der menschlichen Freiheit.

Diese Lehre, die allen Zeiten angehört, tritt mit besonderem Nachdruck in der fortschreitenden Entwickelung des Jahrhunderts, in dem Napoleon geboren wurde, bis zum Anfang der französischen Revolution zu Tage und die später stattfindenden Abweichungen vermögen nicht, ihre Bedeutung abzuschwächen. Niemals ist eine Thätigkeit trotz aller Verirrungen freier, trotz aller Illusionen vernünftiger gewesen, niemals haben die Menschen mit edlerem, aufrichtigerem Verlangen der Wahrheit zugestrebt. Der Erfolg ihres Strebens hat durch Leidenschaften, durch Mißgriffe, durch die Macht alter Vorurtheile und die Schwierigkeiten, die jeder praktischen Durchführung der Ideen innewohnen, beeinträchtigt werden können — aber vergebens war dies Streben nicht. Eine Anzahl großer Männer hatte das Gebiet der Wissenschaft und des Gedankens erweitert; sie hatten einen höhern Begriff der Menschenwürde, eine größere Auffassung der Rechte des Volkes und des Individuums zur Geltung gebracht, hatten jede Art der Knechtschaft bekämpft, die Politik mit der Gerechtigkeit und Freiheit versöhnt und

die Sitten bis zu dem Grade gemildert, daß es ſchien, als wolle man den Mißbräuchen Gnade gewähren, um ſie eines natürlichen Todes ſterben zu laſſen.

Das achtzehnte Jahrhundert war in dieſer Hinſicht keine Ausnahme und verfolgte keine Utopien: es ſetzte fort, was ſeine Vorläufer — das ſechszehnte Jahrhundert, das die Geburt der Reformation, das ſiebzehnte, das den Sieg der engliſchen Verfaſſung geſehen — begonnen hatten. Es ſtand in Verbindung mit allen ruhmwürdigen Geiſtern der Vergangenheit, ſchritt vorwärts auf der Bahn der Humanität, war ſich deſſen bewußt und dies Bewußtſein gab ſeinem Niedergange eine Art von heitrer Majeſtät. Nach den Denkern, die ſeinen Verlauf verherrlicht hatten, ſah es bereits die großen Realiſatoren erſcheinen, die ſein Werk vollenden ſollten; nach Locke, Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau erſtanden Turgot, Franklin, Mirabeau, Waſhington. Die amerikaniſche Republik, Tochter der Erfahrung, tadellos wie eine Schöpfung der reinen Vernunft, war im Begriff jenſeit der Meere in's Leben zu treten, um künftigen Geſchlechtern als Leuchtthurm zu dienen. Die Zukunft erſchien ſo geſichert, der Verlauf der Dinge von ſo unwiderſtehlicher Gewalt, daß ſich auch die Weiſeſten einer gewiſſen Trunkenheit nicht erwehren konnten und in ihrer, die Thatſachen unterſchätzenden Ungeduld bis an die äußerſte Grenze des Möglichen gingen. Nicht zufrieden damit, das Ende des politiſchen und religiöſen Despotismus proclamirt zu haben, verkündigten ſie auch das Ende des Aberglaubens, des Elends, der Sklaverei, das Ende der Eroberungen und des Krieges. — Um dieſe Zeit wurde auf einer kleinen, unbekannten Inſel, die beinahe keine Geſchichte hatte, ein Kind geboren, das Napoleon Bonaparte heißen ſollte.

Der Contraſt zwiſchen dieſem außerordentlichen Manne und dem allgemeinen Bewußtſein ſeiner Epoche braucht nicht geſucht zu werden, er ſpringt ſofort in die Augen. Napoleon erſcheint durch ſeinen Charakter, ſeine Ideen, beſonders durch das Ziel, das er verfolgt, als der Sohn eines andern Zeitalters; aber je mehr wir ihn ſtudiren, um ſo deutlicher kommen wir zu der Erkenntniß, daß nur die Theile ſeines Werkes lebendig geblieben ſind, die er dem Geiſte ſeiner Zeit entlehnte; alles Uebrige iſt vergängliche Erſcheinung. In der Rolle, die Napoleon geſpielt hat, liegt alſo für die Geſchichte nichts Unerklärliches.

Sein Heimathland ſchien, wie Polen, ein lebendiger Widerſpruch

gegen die Träume der Philoſophen. Im Jahrhundert des Kosmopolitismus nahm Korſika durch ſein Unglück, wie durch den Charakter und die Sitten ſeiner Bewohner eine Ausnahmsſtellung in Europa ein. Der Verkehr der Korſen mit dem Continent, der immer ſehr beſchränkt geweſen war, hatte ſich während ihrer langen Kämpfe mit Genua noch vermindert und die Folge war, daß ſie, trotz einer gewiſſen Bildungspolitur, welche ſich die Jugend auf den Univerſitäten Italiens erwarb, die kräftig-wilde Originalität ihrer Phyſiognomie faſt unangetaſtet bewahrten. „Korſika — ſagt Titus Livius — iſt ein rauhes, bergiges, beinah unzugängliches Land. Es ernährt eine Einwohnerſchaft, die ihm gleicht und faſt ſo unbezähmbar iſt, als die Thiere des Waldes. Auch die Gefangenſchaft ſänftigt den Korſen nicht; er macht ſich ſeinem Herrn unerträglich oder wirft das Leben ab, um dem Joche zu entgehen."

Dies Bild war, trotz der Veränderungen, welche die Miſchung der Racen und der Fortſchritt der Zeit hervorgebracht, zum Theil noch ähnlich. Die verſchiedenen Invaſionen und der Einfluß der allgemeinen Civiliſation hatten den urſprünglichen Typus gemildert, ohne ſeine Hauptzüge zu verwiſchen. Mit der unbezwinglichen Hartnäckigkeit hatte ſich eine gewiſſe, aus Italien ſtammende Geſchmeidigkeit verbunden, mit der Energie des Charakters ein feiner, gewandter Geiſt. Mäßig, muthig, gaſtfreundlich, aber hinterliſtig, abergläubiſch, rachſüchtig — ſo waren die Korſen, ſo ſind ſie noch. Sie gleichen ihrem in den Ebenen glühend heißen, auf den Höhen eiſigen Klima: ihr Herz iſt leidenſchaftlich, ihr Kopf kalt und ſie ſind ebenſo geeignet, ſich in der Diplomatie auszuzeichnen, als im Kriege. Mit dem Geiſt ihrer Zeit ſtanden ſie damals eigentlich nur durch die Brocken klaſſiſcher Bildung in Zuſammenhang, die ſie von den italieniſchen Univerſitäten mitbrachten. Daher erklärt ſich auch die antike Einfachheit ihrer politiſchen Ideen, denen beinah keine der Inſtitutionen, welche das übrige Europa beherrſchen, im Wege ſtanden. Paoli durfte im Ernſt daran denken, in ſeinem Vaterlande die Rolle eines Solon oder Lykurg zu ſpielen, und was er in den gegebenen Verhältniſſen zu unternehmen vermochte, ſtieß in ſeinem Punkte auf den Widerſtand, den es ſonſt überall gefunden hätte. Was in Frankreich in das Gebiet der Träume gehörte, wurde in Korſika zur ſtaatsmänniſchen That und konnte ſofort ins Leben treten. Aus dieſem Grunde erregte Korſika die Aufmerkſamkeit

Jean Jacques Rouſſeau's, der damals völlig in ſeine Reminiſcenzen des Alterthums, durch die er Neues zu geben glaubte, verſunken war. In ſeinem Contrat social nennt er Korſika „das einzige Land in Europa, das noch einer Geſetzgebung fähig iſt," eine Behauptung, die Paoli bewog, ihn durch Vermittlung von Buttafuoco um einen Verfaſſungsentwurf zu bitten. Die Korſen befanden ſich von vorn herein in der Lage, die anderswo nur erreicht werden konnte, indem man mit allem Beſtehenden tabula rasa machte. Dieſe ſocialen Zuſtände und der daraus hervorgehende Geiſt erklären bis zu einem gewiſſen Grade das Antike in dem politiſchen Ideale Napoleons, wie in dem Paoli's, denn ein Cäſar war mit den feinen Complicationen des modernen Staatslebens eben ſo unvereinbar, als ein Lykurg.

Nach langen Jahren eines hartnäckigen Kampfes, in dem dies kleine Land durch ſeinen unbeugſamen Muth Europa in Erſtaunen ſetzte, kamen die Genueſen zu der Ueberzeugung, daß ſie daſſelbe nicht zurückerobern würden und verkauften Korſika an Frankreich. Choiſeul, der ſich anfangs als Vermittler angeboten hatte und in dieſer Eigenſchaft die bedeutendſten Häfen der Inſel beſetzt hielt, erröthete nicht, alle Kräfte einer mächtigen Nation gegen dies ſchwache Volk zu kehren, das ſich ſeinem Schutze anvertraut hatte. Paoli, der Held des Krieges gegen die Genueſen, bemühte ſich umſonſt, der franzöſiſchen Invaſion Widerſtand zu leiſten; er mußte weichen und entfernte ſich mit verzweifelndem Herzen aus dem Lande, das er von ſeinen alten Bedrückern nur befreit hatte, um es unter einem neuen Despotismus erliegen zu ſehen. Aber in demſelben Jahre, als unſere Waffen die Patrioten niederwarfen, wurde auf Korſika derjenige geboren, der bald darauf der Herr der Eroberer werden ſollte. Napoleon erblickte das Licht der Welt am 15. Auguſt 1769, zwei Monate nach der Unterwerfung der Inſel.

Da ſich die Kindheit und Jugend großer Männer nothwendigerweiſe der Geſchichte entziehen, pflegt ſich ihrer um ſo häufiger die Dichtung zu bemächtigen. Die Jugend iſt voll pſychologiſcher Myſterien und geheimnißvoller Metamorphoſen, die auch der aufmerkſamſten Forſchung nur ſehr wenig poſitive Anhaltspunkte gewähren. Es iſt das Alter des Werdens, in dem ſich Alles in der Menſchenſeele noch unbeſtimmt und wechſelnd darſtellt. Wir finden hier weder die Feſtigkeit des Gewebes, noch die Klarheit der Umriſſe, noch die Zuverläſſig-

leit der Berichte, auf welchen allein die hiſtoriſche Wahrheit beruhen kann. Noch ſeltner iſt's, daß wir in dieſer Periode Thaten begegnen, welche der Beachtung werth wären. Auch die vielfachen Bemühungen, die erſten Lebensjahre Napoleons dieſem unvermeidlichen Dunkel zu entreißen, haben nur Mährchen geſchaffen, die ebenſo kindiſch als unwahrſcheinlich ſind. Da ich nun zwiſchen einer ſtrengen Kürze und einer Ausführlichkeit zu wählen habe, der Ernſt und Wahrheit fehlen, entſcheide ich mich für den geringern dieſer Uebelſtände, das heißt, ich werde alle auf Hypotheſen beruhenden Mittheilungen bei Seite laſſen und nur die Thatſachen und Beobachtungen flüchtig zuſammenſtellen, die, durch allgemeine Zeugniſſe beglaubigt, den Character der Gewißheit tragen.

Unter den Gefährten Paoli's hatte ſich in erſter Reihe Carlo Bonaparte, der Vater Napoleons, ausgezeichnet. Seine Familie ſtammte aus Italien, wo noch Abkömmlinge von ihr lebten und wo ſie ſich zur Zeit der italieniſchen Republiken eine gewiſſe Berühmtheit in der Politik wie in den Wiſſenſchaften erwarb. In Folge der Bürgerkriege, die Florenz zerriſſen, flüchtete ſie nach Korſika, blieb aber in beſtändiger Verbindung mit dem Lande, das ihre Wiege geweſen, vereinigte in ſich eine beinah gleiche Miſchung italieniſcher und korſiſcher Eigenſchaften und zeigte noch immer Spuren der feinorganiſirten, kraftvollen Race, welcher Machiavel entſproßte. Carlo Bonaparte — der kurz zuvor Lätitia Ramolino, eine Frau von ſeltner Schönheit, geheirathet hatte, die ſeine Gefahren theilte, als ſie Napoleon bereits unter dem Herzen trug, — mußte ſich, als Paoli die Inſel verließ, wie die Mehrzahl ſeiner Mitbürger unterwerfen und verſtand ſogar mit überraſchender Leichtigkeit die Gunſt der franzöſiſchen Adminiſtration zu gewinnen. Aber der Kampf wurde noch mehrere Jahre von einer Handvoll Patrioten fortgeführt, die man in die Berge des Innern getrieben hatte und deren Tod unſere Eroberung mit Blut befleckte.

Inmitten dieſes Volkes, das beſiegt, aber nicht unterworfen war, inmitten dieſer, bald unterdrückten, bald mit der ganzen Wildheit des korſiſchen Temperamentes ausbrechenden Leidenſchaften, wuchs der junge Napoleon auf und hatte als Kind den Todeskampf der Unabhängigkeit ſeines Heimathlandes vor Augen. „Ich wurde geboren, als mein Vaterland ſtarb," ſchrieb er 1789 an Paoli; „das Geſchrei der Sterbenden, die Wehklagen der Unterdrückten, die Thränen der Ver-

zweiflung umgaben meine Wiege ſeit der Stunde meiner Geburt." Im Schooß der Stürme geboren, wurde er früh mit ihren Erſchütterungen vertraut, und die Kaltblütigkeit, die er ſpäter im Chaos der Revolution bewies, hatte er zum Theil dieſem Umſtande zu verdanken. Wie Achilles war auch er als Kind in den Styx getaucht.

Die Erinnerungen an den korſiſchen Unabhängigkeitskrieg, die Erzählungen derer, welche ihn geführt, die Flüche des unterdrückten Patriotismus und vor Allem die ſchon ſagenhaft gewordenen Thaten des großen Paoli, des kriegeriſchen Geſetzgebers — eine antike Geſtalt, die ſich in das achtzehnte Jahrhundert verirrt hatte — waren die erſte Nahrung für die junge, glühende Phantaſie des Knaben. Die Eindrücke derſelben prägten ſich ſeiner Seele nachhaltig ein, beherrſchten alle Jugendempfindungen und gaben ihm außerordentlich früh eine tiefernſte Richtung. Als Kind ſchon nahm er an großen patriotiſchen Bewegungen theil, denen er ſich inſtinctmäßig anſchloß, ehe er ſie mit dem Verſtande begriff. Er wohnte Auftritten bei, die ſeinen Augen frühzeitig alle Extreme des Menſchenlebens enthüllten, lernte die politiſchen Leidenſchaften in einem Alter kennen, wo ſich Andere gewöhnlich nur für Spielſachen intereſſiren, und iſt vielleicht ſo ſchnell mit dieſen Leidenſchaften fertig geworden, weil er zu früh in ſie eingeweiht wurde. Als der elfjährige Knabe eben in Brienne angekommen war und in einem der Schulſäle das Bild Choiſeul's erblickte, der das Unglück ſeines Vaterlandes verurſacht, redete er daſſelbe zornig an und war empört, das Portrait eines ſolchen Mannes in Brienne zu finden. Als er etwas ſpäter von ſeinem verſtorbenen Vater ſprach, erklärte er, daß er ihm nicht verzeihen könne, Paoli's Schickſal nicht bis ins Exil getheilt zu haben.

Carlo Bonaparte, der eine zahlreiche Familie und wenig Vermögen beſaß, hatte für ſeine Kinder Freiſtellen in den bedeutendſten Erziehungsanſtalten Frankreichs erbeten und — dank der Protection des Grafen Marbeuf, Gouverneurs der Inſel, auch erhalten. Auf dieſe Weiſe kam der junge Napoleon nach Brienne. Wenn wir alle zweifelhaften Anekdoten zurückweiſen, die über dieſen Abſchnitt ſeines Lebens in Umlauf ſind, und uns an den allgemeinen Eindruck halten, den er zu jener Zeit hervorbrachte, finden wir in ihm ſchon damals einen verſchloſſenen und entſchloſſenen Character, einen kampfluſtigen Sinn, und trotz einzelner Fröhlichkeitsblitze eine für ſein Alter eigen-

bent sensum. Animalia quaedam igitur imaginationibus et memoriis vivunt; experimenti autem parum participant, hominum autem genus arte et rationibus. Fit autem ex memoria hominibus experimentum; ejusdem namque rei multae memoriae unius experientiae potentiam faciunt: et fere videtur scientiae et arti simile experimentum esse. Hominibus autem scientia et ars per experientiam evenit; experientia quidem enim artem fecit, sicut ait Polus recte dicens, inexperientia casum. Fit autem ars cum ex multis experimentalibus conceptionibus una fit universalis, velut de similibus, acceptio. Acceptionem quidem enim habere quod Calliae et Socrati hac aegritudine laborantibus hoc contulit, et ita multis singularium experimenti est. Quod autem omnibus hujus modi *secundum unam speciem determinatis hac aegritudine laborantibus* contulit, ut flegmaticis aut cholericis, aut aestu febricitantibus, artis est. Ad agere quidem igitur experientia nihil ab arte differre videtur. Sed et expertos magis proficere videmus, sine experientia rationem habentibus. Causa autem est quia experientia est singularium cognitio, ars vero universalium. Actus autem et omnes generationes circa singulare sunt. Non enim hominem medicans sanat nisi secundum accidens, sed aut Calliam, aut Socratem, aut aliquem sic dictorum, cui esse hominem accidit. Si igitur sine experimento quis rationem habeat, et universale quidem cognoscat, in hoc autem singulare ignoret; multoties quidem curatione peccabit; singulare namque magis curabile est. . . . . .

Finis Libri XII. Dicentes autem primum numerum mathematicum et sic speciem aliam habitam substantiam, et principia cujuslibet, alia inconnexam ipsius universalis substantiam faciunt. Nihil enim alii confert ens aut non ens, et principia multa. Entia vero non volunt disponi male: nec bonum pluralitas principatuum: unus ergo princeps.

Initium Libri XIII. De sensibilium quidem igitur substantia dictum est, quod est in methodo quidem de physicorum materia, posterius vero de ea an est secundum actum; quum vero perscrutatio est utrum est alia

thümlich duſtre Geiſtesrichtung. Die Härte des Schickſals hatte jeden heitern Schmuck der Kindheit von ihm abgeſtreift. Er ſonderte ſich ab, plauderte nur ſelten mit ſeinen Kameraden, war wenig beliebt unter ihnen und nahm niemals an ihren Spielen theil. Der Hang zur Einſamkeit, das natürliche Verlangen einer Seele, welche in ihrer Umgebung die ihr zuſagenden Berührungspunkte nicht zu finden vermag, pflegt geiſtige Ueberlegenheit oft ſchon in einem Alter zu begleiten, wo ſie ſich ſelbſt noch nicht kennt, und wird von Kindern ſo wenig verziehen, wie von Erwachſenen.

Als Schüler war Napoleon fleißig, aufmerkſam und ſonderbarer Weiſe von äußerſter Fügſamkeit gegen ſeine Lehrer, was ein Zeugniß des Ritters Keralio, Inſpector der Militairſchulen, dem die Geiſtesrichtung und der Character des Knaben aufgefallen waren, beſonders hervorhebt. Schon damals wußte Napoleon Bonaparte ſein angeborenes rauhes Weſen, wenn er wollte, den Verhältniſſen zu beugen und ſich geſchmeidig und liebenswürdig zu zeigen. Er wurde binnen Kurzem der Erſte in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, für die er eine leidenſchaftliche Neigung beſaß. Denſelben Eifer verwendete er auf das Studium der Geſchichte, mit ausgeſprochner Vorliebe für die Geſchichte der Republiken des Alterthums, in denen er das veredelte Abbild der Kämpfe fand, deren Opfer ſein Vaterland kürzlich geworden war. Plutarch und Cäſar's Commentare bildeten ſchon früh ſeine liebſte Lectüre. Der Eine bot ihm jenes Gemiſch von Realem und Romantiſchem, das immer großen Reiz für ihn beſaß; in dem Andern fand er Geſetze und Vergleichungspunkte für ſeine militairiſchen Studien und den weiteſten Rahmen, den er für dieſelben erſinnen konnte. Allen anderen Unterrichtsgegenſtänden widmete er nur eine zerſtreute Aufmerkſamkeit und vervollkommnete ſich erſt ſpät in der franzöſiſchen Sprache, die er ſogar in einigen ihrer Hauptelemente nie vollſtändig erlernt hat, obwohl er ſie mehr als einmal als bedeutender Schriftſteller zu handhaben wußte.

In der Militairſchule zu Paris, wo er ſeine Studien vollendete, nachdem er Brienne (1785) verlaſſen, und wo er einer weniger ſtrengen Disciplin unterworfen war, begann ſich ſeine Perſönlichkeit energiſch zu entwickeln und ſich in einem neuen Lichte darzuſtellen. Er fühlte ſich dort ſehr verlaſſen und wie verloren unter der großen Menge. Seine Fügſamkeit wich einem mißtrauiſchen Unabhängigkeits-

triebe; er wurde halsſtarrig, abſprechend, rechthaberiſch und ſtreitſüchtig; ſelbſt die Lehrer klagten über ſeine Umwandlung. Sein Character gewann eine menſchenfeindliche Färbung; die Zukunft, die vor ihm lag, bot ihm die traurigſten Ausſichten dar. Sein Vater war kürzlich geſtorben und hatte die Seinen in einer Lage zurückgelaſſen, deren Beſchränktheit ſchlimmer war, als Armuth; ſeine Brüder und Schweſtern waren in verſchiedne Erziehungsanſtalten zerſtreut, wo ſie — wie man damals ſagte — auf Koſten des Königs erzogen wurden, und er ſelbſt hatte nur auf den prekären Schutz einiger Gönner zu zählen, deren Wohlwollen vielleicht bald ermüdete.

Der Gegenſatz zwiſchen ſeiner Lage und der ſeiner Kameraden, die größtentheils jüngere Söhne reicher Familien waren, ließ ihn die Bitterkeit der Entbehrungen, die er ſich auferlegen mußte und die er ohne Murren trug, lebhaft empfinden. Unzufrieden, gereizt, von einem unruhigen Thätigkeitstriebe gepeinigt, in dem ſich die erſten Regungen ſeines Genius verriethen, lebte er als Einſiedler und galt für unverträglich und ungeſellig. Er hatte — wie es damals Mode war — Ton und Redeweiſe der Tadler des ancien régime angenommen und verurtheilte mit aller Strenge eines ſechszehnjährigen Moraliſten die Mißbräuche einer Geſellſchaft, in welcher ihm eine dunkle Exiſtenz als Subaltern-Officier beſtimmt ſchien. Bourienne hat uns bemerkenswerthe Fragmente einer Denkſchrift aufbewahrt, die Napoleon in der Militairſchule geſchrieben. Er macht darin auf die Nachtheile der koſtſpieligen Gewohnheiten aufmerkſam, welche die Schüler in Folge der ſchlaff gehandhabten Disciplin angenommen hatten. Die faſt unglaubliche Incorrectheit der Briefe, die er in jener Zeit geſchrieben, verbietet die Annahme, daß der Stil der Denkſchrift von ihm iſt, aber die Ideen derſelben tragen ſchon den Stempel ſeines practiſchen und organiſatoriſchen Geiſtes. Mit Recht ſah er den Luxus als die ſchlechteſte Vorbereitung auf die Entbehrungen des Soldatenlebens an, aber die ſtrenge Lebensweiſe, die er an die Stelle der Zügelloſigkeit der Bevorzugten ſetzen wollte, verräth zu ſehr den heimlichen Groll, der den jungen Reformator mit dem Fanatismus der Gleichheit erfüllte.

Nach Verlauf eines Jahres verließ Bonaparte die Militairſchule und trat als Seconde-Lieutenant in das Regiment La Fère, mit dem er — damals etwas über ſechszehn Jahr alt — nach Valence in Garniſon kam (1785). Hier, unter dem Einfluß einer bedeutenden

liebenswürdigen Frau, die ihn in ihrem Hauſe aufnahm und in die Geſellſchaft einführte, entwickelte und entfaltete ſich dieſe verſchloſſene, bis dahin von keinem Sonnenſtrahl berührte Natur. Für kurze Zeit ging eine überraſchende Veränderung im Character, in den Sitten und Manieren des jungen Unterlieutenant vor. Jener einſchmeichelnde, verführeriſche Zauber fing an ſich zu zeigen, den er zuweilen ſeiner Sprache zu geben wußte, die für gewöhnlich rauh und barſch, wenn nicht gebieteriſch war. Sein Geiſt gewann Feinheit und Biegſamkeit im Verkehr mit der Geſellſchaft des ancien régime, die durch die Frauen und für die Frauen geſchaffen war, während ſich zugleich der Kreis ſeiner Ideen und Kenntniſſe durch ausgedehnte Lectüre nach den verſchiedenſten Richtungen erweiterte. Die aus jener Zeit erhaltenen umfänglichen Excerpte von ſeiner Hand geben Zeugniß, daß die Mußeſtunden eines Garniſonlebens niemals fleißiger ausgenutzt wurden.

Uebrigens ſcheint ihn ſeine damalige Leidenſchaft weder viel noch lange beſchäftigt zu haben, wenn man anders dem in ſeinen Papieren befindlichen Dialogue sur l'amour Glauben ſchenken darf. Es befindet ſich darin ein Paſſus, der mit den Anſichten, welche er ſein Leben lang über dieſen Gegenſtand bewahrt hat, ziemlich im Einklange ſteht. „Die Liebe — ſagt er — ſtiftet mehr Böſes als Gutes und es wäre eine Wohlthat, wenn eine gütige Gottheit die Menſchen davon befreite und erlöſte.“ Keine Zerſtreuung konnte ihn ſeine heimathliche Inſel vergeſſen machen, ſein armes Ithaka, das er ſo lange nicht geſehen und das damals ſeine einzige, wirkliche Liebe war. In welchem Zuſtande ſollte er ſie wiederfinden, wenn es ihm einſt vergönnt war, zu ihr zurückzukehren? Dieſe Gedanken erfüllten ihn mit einem Trübſinn, der ſo weit ging, daß er ſich, wenn man die Ausſprüche einer jugendlichen Einbildungskraft wörtlich nehmen dürfte, mit dem Gedanken an Selbſtmord getragen hat.

„Wie weit haben ſich die Menſchen von der Natur entfernt, wie feig ſind ſie, wie niederträchtig, wie kriechend! Welche Zuſtände werde ich in der Heimath finden? Meine Landsleute küſſen zitternd die Hand, die ſie niederwirft. Es ſind nicht mehr jene muthigen Korſen, die ein Held durch ſeine Tugenden begeiſterte, jene Feinde der Tyrannen, des Luxus, der verächtlichen Höflinge. Franzoſen, Ihr habt Euch nicht begnügt, uns Alles zu rauben, was uns theuer war, Ihr habt auch unſere Sitten verderben.

„Das Leben iſt mir zur Laſt, weil mir nichts mehr Freude macht, weil Alles mir zur Pein wird, weil das Weſen der Menſchen, mit denen ich lebe und wahrſcheinlich immer leben werde, ſo verſchieden von dem meinigen iſt, wie das Licht des Mondes von dem der Sonne. Ich kann alſo nicht die Lebensweiſe führen, die mir allein das Daſein erträglich machen würde, und daraus entſpringt ein Widerwillen gegen Alles." *

In Valence ſcheint auch zum erſten Male der Ehrgeiz in Napoleon erwacht zu ſein; wenigſtens fing er hier an, jene „Histoire de Corse" zu ſchreiben, welche hauptſächlich die geiſtige Beſchäftigung ſeiner Jugendjahre ausgemacht hat, von welcher er aber nur Fragmente veröffentlichte. ** Im Jahre 1786 ſchickte er die beiden erſten Kapitel an den Abbé Raynal, mit einem äußerſt ſchmeichelhaften Briefe, in welchem er ihn um Rath und Protection bat. Der Abbé, der damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, ließ ihm beide freundlich zu theil werden. Aus der Wahl dieſes Sujets, wie aus Allem, was wir aus jener Zeit von Bonaparte wiſſen, geht hervor, daß die Heimath in dieſer Periode ſeines Lebens noch immer den Hauptinhalt ſeiner Gedanken bildete, den Punkt, auf den ſich alle ſeine Zukunftspläne concentrirten. Sie war der liebſte Schauplatz ſeiner Träume; einen literariſchen Erfolg in Paris erſehnte er nur, um deſto mehr Anſehen und Einfluß unter ſeinen Landsleuten zu gewinnen; Korſika war das Aſyl, in das er ſich in Gedanken flüchtete, wo er ſich über die Armſeligkeit der Gegenwart tröſtete und ſich ein Schickſal nach ſeinen Wünſchen ſchuf. Bis zur Stellung eines Paoli emporzuſteigen, in ſeinem wieder frei gewordenen Vaterlande die Pläne zu verwirklichen, mit denen ſich

* Libri, Souvenirs de la jeunesse de Bonaparte. Unter den vielen Büchern, welche über dieſe Lebensepoche Napoleons geſchrieben ſind, iſt dieſes kleine Werk am reichſten an zuverläſſigen Nachrichten. Siehe über daſſelbe Thema die Memoires de M. Nasica, über die Kindheit und Jugend Napoleons; Histoire des premières années de Bonaparte von dem Baron de Cotton; die Memoiren Bourienne's, die der Herzogin von Abrantès — Werke, die jedoch nur mit großer Vorſicht benutzt werden dürfen.

** Nach Libri (Souvenirs de la jeunesse de Bonaparte) exiſtirt das Manuſcript dieſer Geſchichte von Korſika noch und befindet ſich unter den Papieren, welche der erſte Conſul dem Cardinal Feſch im Original anvertraute.

ſein Held getragen, ohne ſie ausführen zu können, das erſchien ihm als das höchſte Ziel, nach dem er ſtreben durfte.

In dieſer Gemüthsverfaſſung fanden ihn die Anfänge der franzöſiſchen Revolution und er zögerte keinen Augenblick, ſich für dieſelbe zu erklären, denn er gehörte zu denen, welche ihr durch perſönliche Verhältniſſe in die Arme getrieben wurden. Aber während er Farben und Sprache der Revolution annahm, theilte er doch weder ihren Enthuſiasmus noch ihren Haß. Er ſah in ihr mehr eine Macht als ein Princip. Obgleich ein erklärter Anhänger der neuen Ideen, beſchäftigte er ſich noch lange Zeit mehr mit den Angelegenheiten Korſika's als mit den Intereſſen Frankreichs, des Landes, in dem er ſich noch immer gewiſſermaßen als Fremdling fühlte, und dieſe patriotiſche Vorliebe wurde durch immer häufigere Reiſen nach der Inſel genährt. Als die große Kriſis von 1789 zum Ausbruch kam, empfand Korſika zwar die Rückwirkung des Ereigniſſes, aber nur in oberflächlicher Weiſe, denn es gab hier keine privilegirten Klaſſen zu vertilgen. Die Inſulaner, die ſich früher damit begnügt hatten, eine vollſtändige Einverleibung ihrer Heimath in die franzöſiſchen Provinzen zu verlangen, faßten einen Augenblick die Hoffnung, ihre vollſtändige Unabhängigkeit wieder gewinnen zu können. Die Nationalverſammlung erklärte Korſika jedoch als zu Frankreich gehörig, ehe noch Paoli, der ſich eben auf den Weg machen wollte, um die Sache ſeines Vaterlandes zu vertreten, in Paris ankam. Man empfing ihn einige Tage ſpäter mit großen Ehren, aber das Decret wurde aufrecht erhalten.

Im folgenden Jahre (Juli 1790) kehrte Paoli nach Korſika zurück und ſeine Ankunft erregte den lebhafteſten Enthuſiasmus. Auch Bonaparte war dort, und zwar in voller Thätigkeit. Er und ſein Bruder Joſeph hatten bei der kleinen Municipal-Revolution zu Ajaccio eine bedeutende Rolle geſpielt. Napoleon wurde beauftragt, die Glückwunſchadreſſe abzufaſſen, welche die Stadt dem General überreichte, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, ſeinem Helden endlich näher zu treten. Paoli empfing den Sohn ſeines alten Freundes mit Auszeichnung und Herzlichkeit. Die Originalität der Ideen des jungen, einundzwanzigjährigen Mannes, die Energie, mit welcher er ſie ausſprach, der ungeſtüme Flug ſeines Geiſtes, die ſtark ausgeprägte Eigenthümlichkeit ſeines Characters überraſchten ihn. Nicht weniger bewunderte er ſeine militairiſchen Fähigkeiten in dem Entwurf eines

von ihm verlangten Fortificationsplanes zur Vertheidigung der Inſel und prophezeihte ihm eine glänzende Zukunft.

Auch Bonaparte's Bewunderung für den General verminderte ſich nicht, denn die einfache, würdige Perſönlichkeit deſſelben verſtärkte die hohe Meinung, die ſeine vorzüglichen Eigenſchaften hervorgerufen. Nur der Ehrgeiz konnte ihn ſpäter von Paoli trennen. Um dieſe Zeit, das heißt im Jahre 1791, ließ Bonaparte ſein erſtes politiſches Manifeſt unter dem Titel: „Lettre à Matteo Buttafuoco" drucken. Dies Pamphlet iſt der leidenſchaftliche Ausdruck der Anſichten und Empfindungen, die ihn damals beherrſchten. Man ſieht daraus, daß er, trotz ſeiner franzöſiſchen Erziehung, bis in den tiefſten Grund der Seele Korſe geblieben war und ſich über den Fall ſeines Heimathlandes noch immer nicht zu tröſten vermochte. Man fühlt darin noch die Erbitterung des Patrioten, welcher Frankreich, trotz der Metamorphoſe von 1789, die gemachten Eroberungen nicht verzeihen konnte.

Die Schrift hatte den Zweck, Paoli gegen die ungerechten Angriffe Buttafuoco's zu vertheidigen, wie es ſcheint, gegen den Wunſch Paoli's, welcher mit der Selbſtloſigkeit und Einfalt einer großen Seele an Bonaparte ſchrieb: „Ich wünſche, daß man fernerhin von mir nur als von einem Manne ſpricht, deſſen Verdienſt ſich darauf beſchränkt, gute Abſichten gehabt zu haben."

Buttafuoco war bei der Vereinigung der Inſel mit Frankreich das Werkzeug Choiſeuls geweſen und hatte von ihm den Preis für ſeine Dienſte empfangen. Später als Deputirter des korſiſchen Adels in die conſtituirende Verſammlung geſchickt, zeigte er ſich hier, weit entfernt, die abſcheuliche Rolle, die er in dieſer Angelegenheit geſpielt, in Vergeſſenheit zu bringen, als ein erbitterter Gegner der nothwendigſten Reformen. Dieſe ganze politiſche Vergangenheit wurde durch die heftige Philippika Bonaparte's, in welcher ſich die beißendſte Ironie mit einer glühenden declamatoriſchen Beredtſamkeit verband, an's Tageslicht gezogen und mit flammenden Zügen gebrandmarkt. Bonaparte, der damals ein eifriger und mit Beifall aufgenommener Redner der Volksverſammlungen war, ließ die Schrift im Club zu Ajaccio vorleſen. Sie fand die lebhafteſte Zuſtimmung und man beſchloß, ſie drucken zu laſſen. Der offene Brief, obwohl für Korſika beſtimmt, ließ dennoch Frankreich nicht unberückſichtigt und enthielt für die dort herr-

ſchende Gewalt der öffentlichen Meinung Huldigungen von ſüdlich gefärbter Exaltation. „O Lameth! O Robespierre! O Péthion! O Volney! O Mirabeau! O Barnave! O Bailly! O Lafayette! Seht, welcher Mann es wagt, ſich an Eure Seite zu ſetzen! Triefend vom Blute ſeiner Brüder, beſchmutzt von Verbrechen jeder Art, ſtellt er ſich Euch vor in der Generalsuniform, der ungerechten Belohnung für ſeine Miſſethaten! Er wagt, ſich Repräſentant der Nation zu nennen, er, der ſie verkaufte, und Ihr duldet es? Er wagt, die Augen zu Euch zu erheben, Euern Reden zu lauſchen, und Ihr duldet es! Man ſpricht von der Stimme des Volkes — er hatte nur die der zwölf Edelleute! Man ſpricht von der Stimme des Volkes — Ajaccio, Baſtia und die meiſten Cantons haben ihm in Effigie angethan, was ſie am liebſten ihm ſelbſt gethan hätten."

Dieſer Brief an Buttafuoco iſt die bei weitem beſte Jugendarbeit Napoleon Bonaparte's. Aus tiefer, patriotiſcher Entrüſtung hervorgegangen, unter der Herrſchaft einer ungekünſtelten Erregung geſchrieben, trägt er, trotz der declamatoriſchen Phraſen, die ihn entſtellen, den Stempel wahren Gefühls, was man weder von der Abhandlung ſagen kann, die er auf das Concurrenzausſchreiben der Academie zu Lyon einſchickte, noch von dem im Jahre 1793 entſtandenen Souper de Beaucaire.

Bonaparte ſtand damals, wie alle jungen Leute ſeiner Zeit, unter dem beinahe ausſchließlichen Einfluß der Ideen Jean Jacques Rouſſeau's und ahmte, wie es gewöhnlich geſchieht, mit Vorliebe die Fehler ſeines Vorbildes nach, die ſich leichter copiren ließen, als ſeine Vorzüge. Dieſem Einfluſſe hatte auch er einen Moment fieberhafter Erregung und Exaltation zu verdanken. Er ſtand in Garniſon zu Auxonne und, durch die Verhältniſſe gezwungen, aus der Noth eine Tugend zu machen, lebte er außerordentlich mäßig und ſparſam. Jeden freien Augenblick widmete er der Erziehung ſeines Bruders Louis und machte es ſich zum Geſetz, niemals an den Vergnügungen ſeiner Kameraden theilzunehmen. Er affectirte eine ſtoiſche Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere und zeigte in der Kleidung eine Nachläſſigkeit, die ihm den Anſchein ſchmutzigen Geizes gab. In dieſer geiſtigen Verfaſſung ſchrieb er ſeinen „Discours sur les vérités et les sentiments qu'il importe le plus d'inculquer aux hommes pour leur bonheur," der von der Academie zu Lyon zur Concurrenz zugelaſſen wurde.

Trotz des dabei aufgewendeten Enthuſiasmus können wir aus der Behandlung dieſes Thema's nur den Schluß ziehen, daß Bonaparte nicht den geringſten Beruf zum Moraliſten beſaß. Sein Stil, der ſpäterhin eine bewundernswürdige Präciſion gewann und in ſeinem erſten Pamphlet eine ſeltene Kraft gezeigt hatte, iſt hier weitſchweifig und ſchwülſtig und hat noch nichts von jenem Lakonismus à la Saint-Juſt, der ſeine zweite Epoche als Schriftſteller characteriſirt. Man muß dieſe Abhandlung leſen, um zu begreifen, bis zu welchem Grade ein großer Geiſt durch hartnäckiges Beharren in einer ſeiner wahren Natur widerſtrebenden Richtung unter ſich ſelbſt herabſinken kann. Daß die Arbeit von Napoleon ſelbſt iſt, läßt ſich nicht bezweifeln und geht ſchon aus einigen characteriſtiſchen Zügen hervor, namentlich aus der Apoſtrophe an ſeinen Protector Raynal und aus dem enthuſiaſtiſchen Lobe, das er Paoli widmet. Man weiß außerdem, daß die Abhandlung, die man, dank einer ſtark nach Schelmerei ſchmeckenden Schmeichelei Talleyrands, in Lyon wieder auffand, nur gegen den Willen und die Abſicht Napoleons erhalten wurde, der das Original-Manuſcript in's Feuer warf, ohne zu ahnen, daß Herr von Hauterive eine Copie davon genommen hatte. Wer aber vermöchte, wenn dieſe Beweiſe der Authentizität nicht wären, in jener Schülerarbeit, in jenem rhetoriſch-ſentimentalen Erguſſe, in jenen Gemeinplätzen einer ſchwächlichen Philanthropie, in jenem Pathos à la Florian, in jener zuweilen an's Burleske ſtreifenden Phraſe den Mann der That zu errathen, den gewaltigen Degen, der binnen Kurzem eine ſo furchtbare Aufgabe zu erfüllen haben ſollte? Es blieb nicht ungeſtraft, daß er ſeinen Genius zur Lüge zwang und Gefühle heuchelte, die er nicht empfand. Die Abhandlung wurde nicht, wie das Mémorial de Sainte-Hélène fälſchlich erzählt, mit dem Preiſe gekrönt, ſondern nur lobend erwähnt und von dem Examinator der Concurrenzarbeiten, Herrn von Vaſſelier, mit der ſonderbaren Anmerkung verſehen: „Dieſe Schrift iſt vielleicht das Werk eines feinfühlenden Menſchen, aber ſie iſt zu ſchlecht geordnet, zu ungleich, zu unzuſammenhängend und zu mangelhaft geſchrieben, um die Aufmerkſamkeit zu feſſeln."

Dieſer Mißgriff eines Geiſtes, der ſo wenig Beruf für humaniſtiſche Träumereien beſaß, hat indeſſen zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts durchaus nichts Ueberraſchendes. Hatte doch Robespierre kurz vorher ſeine Madrigale für die Academie der Rosati gereimt. Im

wahreren Lichte zeigt ſich der Character Bonaparte's bei einem bis jetzt wenig gekannten Vorfalle. Die kurze Epiſode erklärt ſein ganzes Leben. Sie beweiſt, daß keine der guten oder ſchlechten Eigenſchaften eines Menſchen hervortritt, ohne früher auf die eine oder die andere Weiſe ihr Vorhandenſein angedeutet zu haben. Die Charactere bilden ſich nicht durch plötzliche Ausbrüche, ſondern es bleiben nur einzelne Züge derſelben unbemerkt, bis ſie bei Gelegenheit aus dem Schatten hervortreten, und es iſt nur eine willkürliche Fiction, wenn gewiſſe Hiſtoriker uns in demſelben Menſchen mehrere auf einander folgende Charactere nachweiſen wollen.

Das die Nationalgarde betreffende Geſetz hatte in Korſika eine ſtärkere Aufregung hervorgerufen, als anderswo, und dies Reſultat hatte ſich in einem kaum unterworfenen Lande leicht vorausſehen laſſen. Indem ſie alle Bürger bewaffnete, gab dieſe Inſtitution der Militairmacht der Provinzen eine Art von Uebergewicht über die der Metropole. Daher die Wichtigkeit, welche die Korſen der Wahl der Führer dieſer Miliz beilegten. Bonaparte, obgleich Officier der activen Armee, machte ſich die zahlreichen Unregelmäßigkeiten, welche durch die Revolution im Dienſte eingeriſſen waren, zu Nutze und verwendete einen Urlaub dazu, ſich um die Stelle eines Bataillons-Chefs bei der Nationalgarde zu Ajaccio zu bewerben, ein ſicheres Unterpfand der Popularität und zugleich des Avancements, denn Popularität war damals die Quelle aller Macht. Dieſe Charge, bei der Miliz von Ajaccio die höchſte, wurde Bonaparte durch mehrere vermögende und einflußreiche Mitbewerber ſtreitig gemacht, die ungleich günſtigere Chancen zu haben ſchienen, als er. Marius Peraldi und Pozzo di Borgo waren die Führer der ihm feindlichen Partei und hatten die angeſehenſten Familien der Stadt für ſich. Aber Bonaparte wußte dieſe Nachtheile durch ſeine Thatkraft auszugleichen. Um neue Anhänger zu werben und die alten anzufeuern, entfaltete er eine Geſchicklichkeit, einen Eifer und eine Hartnäckigkeit, die für einen ſo jungen Mann ganz ungewöhnlich waren. Er kaufte die Käuflichen, ſuchte die, welche er nicht kaufen konnte, einzuſchüchtern und ſetzte Alles: Geld, Verſprechungen, Drohungen, Familieneinfluß und Freundſchaft, in Bewegung, um Wähler zu gewinnen.

Die Stadt war bald in zwei kampfbereite feindliche Heerlager getheilt und die Zahl der Anhänger des jungen Bonaparte vermehrte

ſich ſo bedeutend, daß ſie faſt die ſeiner Widerſacher erreichte. Aber es genügte nicht, das Volk zu gewinnen; er mußte auch die Commiſſaire für ſich haben, die von der conſtituirenden Verſammlung mit der Organiſation der Bataillone betraut waren. Die Spaltungen, die ſich in Ajaccio zeigten, gaben den Repräſentanten der Centralgewalt einen entſcheidenden Einfluß auf die Wahlen, indem ſie dieſelben als Vermittler zwiſchen die Parteien ſtellten. Hatte man ſie zu Feinden, ſo war Alles verloren. Beide Parteien ſchienen deshalb entſchloſſen, ihnen die gegenſeitigen Beſchwerden zu unterbreiten und ſie zu Schiedsrichtern zu machen; mit Ungeduld erwartete man ihre Ankunft, um zur Wahl ſchreiten zu können.

Endlich trafen die Commiſſaire ein, und Murati, der Bedeutendſte von ihnen, ſtieg bei Marius Peraldi, dem Hauptrivalen Bonaparte's, ab. Das hieß — ohne Partei zu ergreifen und einen tadelnswerthen Druck auf die öffentliche Meinung auszuüben — ſich entſchieden für die Candidatur Peraldi's ausſprechen. Bonaparte hatte dieſen Schlag, der ihn ohne vorhergegangenen Kampf vernichtete, nicht vorausgeſehen, und empfand ihn ſchwer. Er war düſter, niedergeſchlagen, unentſchloſſen. Die Sache ruhig ihren Weg gehen zu laſſen, hieß den Feinden den ſichern Sieg in die Hände geben. Widerſtand war nicht minder gefährlich. Er brachte einen großen Theil des Tages in Beſprechungen mit ſeinen vertrauteſten Freunden zu; unruhig, ſorgenvoll, unſicher, verſuchte er, ſich durch Andeutungen verſtändlich zu machen, indem er hoffte, man werde ihm die Verantwortlichkeit für einen gewagten Entſchluß abnehmen. Endlich, da Niemand ihm entgegenkam, entſchloß er ſich, zu handeln.

Gegen Abend, als eben die Peraldis zu Tiſch ſaßen, klopft man heftig an ihre Thür. Ein Diener öffnet; bewaffnete Männer dringen ſogleich in's Haus und in den Kreis der erſchrockenen Tiſchgäſte. Murati hatte die Flucht ergriffen. Man ſucht ihn auf, bemächtigt ſich ſeiner und führt ihn mit Gewalt in das Haus Bonaparte's. Dieſer erwartete voll Beſorgniß das Reſultat der Expedition, aber er bemeiſterte ſeine Bewegung und empfing ſeinen Gefangenen mit ruhigem Geſicht und erheuchelter Freundlichkeit. „Ich wollte Sie nur frei ſehen," ſagte er, „ganz frei, was Sie bei Peraldi nicht waren." Beſtürzt über dieſen kühnen Handſtreich und das, was er im Falle eines Widerſtandes vorausſehen ließ, hielt es der Commiſſair nicht für ge-

praeter sensibiles substantias immobilis et sempiterna, aut non est; et si est, quod est principium primum, quae ab aliis dicta sunt speculandum, ut si quid non bene dixerunt, non eisdem rei simus; et si quid commune dogma nobis et illis, hoc separatim; hoc quidem igitur ne adversum nos graves simus. Amabile namque si quis hoc quidem melius dicit, illa vero non deterius.

No. XXXV. (Bibl. Reg., No. 6300.)

METAPHYSICA.

(*Translatio arabico – latina.*)

Consideratio quidem in veritate difficilis est uno modo, et facilis alio; et signum ejus est quod nullus hominum potuit pervenire in ipsam secundum quod oportet plene. Neque deviavit se ab hominibus omnibus; sed unusquisque hominum locutus est de natura, quia unusquisque eorum nihil, aut minimum comprehendit de veritate, aut modicum. Cum igitur congregatum fuerit quod congregatum fuit ex eo ab omnibus qui comprehenderunt, tunc congregatum erit alicujus quantitatis. Est igitur facilis secundum hunc modum, et est modus quem habemus in consuetudine inducere in proverbio dicendo quod nullus ignoret locum januae in domo. Et demonstrat difficultatem ejus hoc quod non fuit comprehensa secundum totum, neque etiam pars ejus major. Et cum difficultas ejus est duobus modis, dignum est ut sit difficilis non propter res, sed propter nos. Dispositio enim intellectus in anima apud illud quod est in natura valde manifestum, similis est dispositioni oculorum vespertilionis apud lucem solis.

No. XXXVI. (Bibl. Reg., No. 8802.)

ETHICA VETUS.

Duplici autem virtute existente; hac quidem intellectuali, hac vero consuetudinali, ea quidem quae intellectualis multum ex doctrina habet, et generationem et augmentum; et ideo experimento indiget et tempore: ea

rathen, zu proteſtiren, und wagte noch weniger, in das Haus zurückzukehren, aus dem er kam.

Am andern Tage fand die Wahl ſtatt und Bonaparte wurde zum Bataillons-Chef ernannt. Pozzo di Borgo, der von der Tribüne der Section gegen die dem Commiſſair angethane Gewalt und gegen die Einſchüchterung proteſtiren wollte, welche die Gültigkeit des Votums in Frage ſtellte, wurde bei den Beinen gepackt, heruntergeriſſen, mit Füßen getreten und verdankte ſeine Rettung nur dem Dazwiſchentreten Bonaparte's. Dank der ſchwindelerregenden Schnelligkeit, mit welcher die Ereigniſſe in Paris vorwärts gingen, gelang es, den Vorgang zu vertuſchen. Bonaparte behielt ſein Commando; aber möglicherweiſe würden ſich die Fünfhundert, wenn ſie am Vorabend des 18. Brumaire dieſen Zug aus ſeinem Leben gekannt hätten, nicht in Saint-Cloud verſammelt haben.*

Die Revolution verfolgte indeſſen ihren ſtürmiſchen Lauf. Nach dem Sturze der Conſtitutionellen hatten ſich die Girondiſten des Staatsruders bemächtigt, aber Alles wies bereits darauf hin, daß es binnen Kurzem ihren ermattenden Händen wieder entſinken würde. In Ajaccio brach ein Aufſtand los. Sobald die Ordnung hergeſtellt war, begab ſich Bonaparte, den der Kriegsminiſter Lajard ſeiner Stellung bei der Artillerie enthoben hatte, nach Paris, um ſich ſowohl wegen ſeiner langen Abweſenheit als wegen der Rolle zu rechtfertigen, die er als Bataillons-Chef der Nationalgarde in den korſiſchen Unruhen geſpielt. Auf die Verwendung einflußreicher Beſchützer wurde er wieder in die Armee eingrangirt und dieſem Umſtande hatte er es zu danken, daß er einige der bedeutendſten Tage der Revolution, wie den 20. Juni, den 10. Auguſt, den 2. September mit durchlebte. Der Eindruck, den der Anblick der Kampfeswuth, der entfeſſelten Leidenſchaften dieſer Tage auf einen ſo poſitiven Geiſt hervorbrachte, iſt leicht zu errathen. Sein Glaube an die Kraft der Principien, der nie ſehr ſtark geweſen war, wurde durch ſie vollends und auf immer erſchüttert;

* Der Biograph, welcher dieſen wenig gekannten Vorgang nach an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen erzählt, iſt ein alter korſiſcher Beamter, der in dieſem Zuge aus der Jugendzeit nur einen Ruhm mehr für Napoleon erblickt, denn er fügt hinzu: „Das Gefühl für Ehre, Freiheit und Tugend war tief in ſein Herz gegraben.“

Nasica, Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon.

aber anſtatt ſich nun, wie es gewöhnlich geſchieht, mit Ungeſtüm in das entgegengeſetzte Lager zu werfen, blieb er um ſo entſchiedener Anhänger der Ideen, an die er nicht mehr glaubte, und war völlig entſchloſſen, unter gegebenen Verhältniſſen mit denen zu gehen, die er verachtete. Der Widerſpruch darin iſt nur ein ſcheinbarer. Mit ſeinem angebornen Sinn für Ordnung und Autorität konnte Bonaparte dem Tumult und den Exceſſen des Volksſieges nur mit innerm Widerſtreben beiwohnen, und es iſt bekannt, daß er am 20. Juni gegen ſeinen Freund Bourienne das Bedauern ausſprach, „dieſen Pöbel nicht niederkartätſcht zu ſehen.“ Aber die Macht übte keine geringere Herrſchaft über ihn aus, und ſobald er die unwiderſtehliche Gewalt der revolutionairen Bewegung erkannt hatte, folgte er ihr — trotz ſeiner perſönlichen Abneigung — bis an's Ende, ohne mit ihrem Verlauf und ihren Zwiſchenfällen zu rechten.

Trotz der extremen Geſinnungen, die er von jetzt an bis zu dem Augenblick zur Schau trug, wo ſie aufhörten ihm nützlich zu ſein, fühlen wir, daß er die Revolution nur als Zuſchauer und Frankreich als Fremder beurtheilt, daß er von den Leidenſchaften ſeiner Zeit ebenſo frei, als von den eignen Intereſſen beherrſcht iſt, daß er ſich nie für eine beſiegte oder ſchwankende Sache compromittiren wird, mit einem Worte: daß ſeine Politik darin beſteht, der Strömung zu folgen und ſich der Entſcheidung der Mehrheit anzuſchließen, um aus den Begebenheiten den größtmöglichſten Vortheil zu ziehen. Nur einmal ſah er ſich compromittirt, aber nicht für die Partei, die ihm die meiſte Sympathie einflößte, ſondern für die, welche die größte Kraft und Rückſichtsloſigkeit in Ausübung der Gewalt bewieſen hatte und berufen ſchien, das Geſchick der Revolution zu beſtimmen.

Die Reiſe nach Paris in einem ſolchen Augenblicke war ganz geeignet, ihn zum Nachdenken zu veranlaſſen, und brachte eine völlige Umwandlung in ihm hervor. Nichts hätte ihn in demſelben Grade Menſchenkenntniß, Verſtändniß der Revolution und die Kunſt zu lehren vermocht, ſich der Leidenſchaften zu bedienen, indem man ihnen zu dienen ſcheint. Mit einem Blicke begriff er den Vortheil, den er für ſein Vorwärtskommen aus den ebenſo plötzlichen als gewaltſamen Veränderungen der Verhältniſſe zu ziehen vermochte. Da die Emigration dem Heere mehr als drei Viertel ſeiner Offiziere genommen hatte, waren die, welche ſich der Sache der Revolution anſchloſſen, einer raſchen,

glänzenden Carrière gewiß. Er verglich den beinah unbegrenzten Spielraum, den ihm die Revolution eröffnete, mit der engen, vielfach angefochtenen Laufbahn, die ihm seine Heimath bot, und verknüpfte fortan sein Loos mit dem Geschicke Frankreichs, dem er bisher nur gedient hatte, weil es ihm nicht vergönnt gewesen war, sich ausschließlich seinem eigentlichen Vaterlande zu widmen. Er schloß sich um so enger dieser Richtung an, je mehr sich seine Landsleute, die vor den in Paris verübten Excessen zurückbebten, davon abwendeten, und diese Meinungsverschiedenheit sollte sich mit der Zeit nur verschärfen. Der Tag kam heran, wo Bonaparte zwischen seiner alten und seiner neuen Heimath wählen mußte.

Da die Korsen die Privilegien und Mißbräuche, welche so lange auf Frankreich gelastet, fast nur dem Namen nach gekannt, konnten sie in der blutigen Vergeltung, die den Fall derselben begleitete, nur eine ungerechtfertigte Barbarei erblicken. In ihre Heimath verpflanzt, war das Revolutionsgesetz mit seinen Kategorien von Verdächtigen und seinen systematischen Schlächtereien nur das Delirium einer nicht zu entschuldigenden Grausamkeit, der sie sich um jeden Preis entziehen wollten. Ueberdies sahen sie voraus, daß auch ihre Priester, über die sie sich durchaus nicht zu beklagen hatten, der Proscription verfallen würden, welche die französischen Amtsbrüder derselben betroffen, und diese Besorgniß brachte unter dem korsischen Volke, das treu an seinem Cultus hing, eine zornige Aufregung hervor.

Paoli, der unter dem bescheidenen Titel eines Directorial-Präsidenten des Departements in Korsika fungirte, war der eigentliche, absolute Herr des Landes. Seine Popularität gab ihm eine geheime Macht, die viel umfassender war, als die der französischen Behörden. Der eben erwähnte Zustand der Dinge hatte ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß der Augenblick herannahe, wo seine Landsleute die Unabhängigkeit zu erringen vermöchten, der sie bisher so viele vergebliche Opfer gebracht. Er bereitete sie nach und nach auf diese Umwälzung vor und gewöhnte sie daran, sich ein eigenes Urtheil über die Verhältnisse zu bilden. Bei der Kunde der Septembermorde und der Hinrichtung des Königs ließ er seinem Unwillen freien Lauf. Bonaparte, der um diese Zeit, völlig zum französischen Geiste bekehrt, nach Korsika gekommen war, vermochte sich weder den Ansichten noch den Plänen Paoli's anzuschließen. Dem General blieb die Sinnesänderung seines Schütz-

lings nicht lange verborgen. Der ungeſtüme Ehrgeiz, den er in demſelben entdeckt, hatte ihn ſchon früher gegen den jungen Mann erkältet; Bonaparte ſeinerſeits war Paoli böſe, weil dieſer ſeine ungemeſſenen Forderungen mit Entſchiedenheit zurückgewieſen hatte und die nationale Bewegung, in der Paoli die ungeheure Mehrheit ſeiner Landsleute für ſich hatte, vollendete den Bruch.

Die Unruhen, durch die uns Korſika auf kurze Zeit verloren ging, kamen während der Abweſenheit Bonaparte's zum Ausbruch. Bei ſeiner Rückkehr von einer Expedition nach der Küſte Sardiniens, wo die franzöſiſche Flotte, unter Oberbefehl des Admirals Truguet, den vergeblichen Verſuch gemacht, ſich der Inſel zu bemächtigen, fand er ſeine Heimath unter Waffen. Der Convent hatte Commiſſaire nach Korſika geſchickt, die Paoli abſetzen und ihm zugleich den Befehl bringen ſollten, ſich in Paris zu verantworten. Da ſich jedoch die Ausführung dieſer Maßregel als zu ſchwierig herausgeſtellt, hatte man ihn zum Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee ernannt — eine grobe Falle, die nur bezweckte, ihn nach Frankreich zu locken. Aber die Verurtheilungen, die kurz hinter einander Biron, Anſelmo und Brunet getroffen, ließen Paoli das ihm bevorſtehende Schickſal deutlich erkennen. Er dankte für die Ehre, die ihm zu ſeinem Verderben zuerkannt war, wurde bald darauf vogelfrei erklärt, und nun ſtand ganz Korſika auf, um ſeinen großen Bürger zu vertheidigen.

Paoli, der ſich genöthigt ſah, einen ſtarken Schutz für ſein Vaterland zu ſuchen, erbat die Protection Englands, deſſen Flotte unſere Verbindungen mit leichter Mühe abſchneiden und die Inſel vor einer Landung ſicherſtellen konnte. Die Anhänger Frankreichs begriffen, daß ſie der Einſtimmigkeit der Patrioten gegenüber machtlos waren, und ſetzten ihnen nirgend einen ernſten Widerſtand entgegen. Bonaparte ſcheint, als er die Nothwendigkeit erkannte, ſich entweder für die Unabhängigkeit ſeines Geburtslandes oder für die Vortheile zu entſcheiden, die ihm das Feſthalten an Frankreich verſprach, einen Augenblick geſchwankt zu haben. Unter ſeinen Papieren aus jener Zeit hat ſich ſogar der Entwurf einer Vertheidigung Paoli's vor dem Convent gefunden, aber dieſer Entwurf iſt Concept geblieben. Der Verfaſſer des Briefes an Buttafuoco wurde der Gegner der nationalen Bewegung, die er einſt mit ſo viel Feuer verherrlicht hatte, und organiſirte eine Art von Verſchwörung, die den Zweck ver-

folgte, die Citadelle von Ajaccio zu überrumpeln, um die Stadt der franzöſiſchen Republik zurückzugeben. Aber trotz der Thätigkeit und bewunderungswürdigen Energie, die er auf die Ausführung dieſes Planes verwendete, brachte er es nur dahin, die Seinigen mit in ſeine Gefahren zu verwickeln. Er wurde verfolgt, als Vaterlandsverräther erklärt, und konnte ſich nur mit Mühe retten. Sein Vaterhaus wurde zerſtört, ſeine Mutter und ſeine Geſchwiſter mußten flüchten, ſich verbergen, ſahen ſich endlich genöthigt, wie er ſelbſt ein Aſyl auf dem Continent zu ſuchen, und bald war auf der ganzen Inſel nicht mehr ein erklärter Anhänger Frankreichs zu finden. (Mai 1793.)

Nachdem Bonaparte die Seinigen in Marſeille untergebracht, wo ſie ſich eine Zeit lang in einer an Noth grenzenden Lage befanden, begab er ſich zu der italieniſchen Armee, in welcher er den Grad eines Artillerie-Hauptmanns bekleidete. Er fand Frankreich allen Erſchütterungen jener entſetzlichen Kriſis zur Beute, in welcher die Gironde und mit derſelben die Freiheit zu Grabe ging, nahm mit ſeinem Regiment an der Unterdrückung der Unruhen im Süden Theil und ſpielte auch allem Anſchein nach für kurze Zeit bei der Belagerung von Lyon eine Rolle. Gewiſſer iſt, daß er ſelbſt die Kanonen Carteaux' abfeuerte, als dieſer die föderirten Marſeiller aus Avignon vertrieb. In Folge dieſer — übrigens ſehr unbedeutenden Waffenthat — ſchrieb und veröffentlichte er, zu Ende Juli 1793, das Souper de Beaucaire.

Dies Schriftchen, das mit einer affectirten, auf jeder Seite ſich ſelbſt widerſprechenden Unparteilichkeit geſchrieben und in der Form, aber nicht im Inhalt ziemlich gemäßigt iſt, enthält eine ungeſchminkte Apologie des Staatsſtreiches der Bergpartei. Sein Zweck iſt unverkennbar, alle unentſchloſſenen, ſchwankenden Gemüther dieſer Partei zuzuführen, oder vielmehr ihnen plauſible Vorwände zum Anſchluß an dieſelbe zu geben. Die Schrift machte jedoch kein Aufſehen und verdiente nicht, es zu machen. Sie hat nichts von der Leidenſchaft, dem Feuer und der ſchneidenden Ironie des Briefes an Buttafuoco. Man erkennt ſofort, daß ſie nicht aus Begeiſterung hervorgegangen, ſondern das Werk des Eigennutzes und der Berechnung iſt. Bonaparte hat wiederholt geſtanden, daß alle ſeine Sympathien, ſo lange der Kampf gedauert, auf Seiten der Girondiſten geweſen ſind, und da er ſeine Verbindung mit der Bergpartei nicht zu leugnen vermochte —

eine Verbindung, die ihm beinah das Leben koſtete — glaubte er, ſie hinlänglich damit entſchuldigen zu können, daß er ſie für Sache des Ehrgeizes ausgab.

Das Souper de Beaucaire enthält ziemlich gewöhnliche Gedanken, in einem Stil, der außer ſeinen häufigen Italianismen nichts Bemerkenswerthes hat, der aber klar und präcis wird, ſo oft es ſich um Darlegung der militairiſchen Geſichtspunkte des Verfaſſers handelt. Wir finden darin unter dem Anſchein der Unbefangenheit eine ſeltene Vorſicht, die den Autor, ſelbſt im Falle einer Wandlung der Verhältniſſe, ſicher ſtellt. Das Argument, auf das er das größte Gewicht legt und das auf ihn den meiſten Eindruck gemacht hat, beweiſt aber nur, daß es der damals unantaſtbare Erfolg der Bergpartei iſt, der ſeiner Anſicht nach zu ihren Gunſten entſcheidet. Dies Argument iſt nichts Anderes, als der ewige Sophismus, mit deſſen Hülfe man jederzeit alle Gewaltſtreiche gerechtfertigt hat, indem man ſie mit der Unverletzlichkeit des Vaterlandes zu decken ſucht.

„Ich frage nicht", ſagt Bonaparte, indem er von den Girondiſten ſpricht, „ob dieſe Männer, die ſich ſo oft um das Vaterland verdient gemacht, gegen daſſelbe conſpirirt haben; es genügt mir, zu wiſſen, daß — nachdem die Bergpartei im allgemeinen Intereſſe oder aus Parteigeiſt zu den äußerſten Mitteln gegen ſie gegriffen, ſie verurtheilt, ſie eingekerkert, ſie, wie ich ſelbſt einräumen will, verleumdet hatte — die Gefährten Briſſots ohne einen Bürgerkrieg, der ſie in den Stand ſetzte, ihrem Feinde Geſetze vorzuſchreiben, jedenfalls verloren waren. Wären ſie ihres früheren Ruhmes werth geweſen, ſo hätten ſie beim Anblick der Conſtitution die Waffen weggeworfen und ihre Intereſſen dem öffentlichen Wohle geopfert. Aber es iſt leichter, Decius zu citiren, als ihm nachzuahmen. So haben ſie ſich denn des größten aller Verbrechen ſchuldig gemacht ꝛc."

Wir ſehen aus dieſem Paſſus, daß die Theorie der vollendeten Thatſache durchaus keine Erfindung unſerer Tage iſt. Dieſer Lehre liegt eben nichts Anderes zum Grunde, als der Mangel jedes Geſetzes und jedes Princips. Wären die Motive gerecht, die hier gegen die Girondiſten angeführt ſind, ſo hätten ſie dieſe Männer, die Repräſentanten der geſetzlichen Gewalt, gegen einen für den Convent ſo entehrenden Ueberfall, wie den des 31. Mai und 2. Juni, beſchützen müſſen, und wenn der Bürgerkrieg ein ſo großes Verbrechen iſt, mußte

die Verantwortung vorwiegend ſeine erſten Urheber treffen. Die Beweisführung der Schrift beſchränkt ſich alſo auf den Ausſpruch, daß es eine That der Bürgertugend war, ſich der Bergpartei anzuſchließen, weil die Bergpartei bewieſen, daß ſie die Macht beſaß. Dieſer Grundgedanke iſt im Souper de Beaucaire auf hundert verſchiedene Arten ausgeſprochen, und der Verfaſſer bemüht ſich, ihm die Klarheit eines Axioms zu geben; er beweiſt aber nur, mit welcher Gewalt ſich derſelbe ſeines eigenen Geiſtes bemächtigt hat. Daher ſtammt auch der außerordentliche Poſitivismus, der ſich in dieſer kleinen Broſchüre fühlbar macht. Die Art und Weiſe, wie die Schwierigkeiten umgangen werden, verräth eine ſeltene Kaltblütigkeit, eine frühreife Gewandtheit. Der Verfaſſer nimmt ſich wohl in Acht, ſich nicht vollſtändig mit der Partei, deren Sache er führt, zu identificiren. Auch der Gegenpartei gönnt er das Wort und hält das Anſehen der Unparteilichkeit aufrecht. Als letzten Zug wollen wir noch anführen, daß Bonaparte Paoli, das Idol ſeiner Jugend, in dieſer Schrift in den Schmutz zieht. Er wirft ihm vor, „das Volk betrogen, die wahren Freunde der Freiheit vernichtet, ſeine Landsleute in ehrgeizige, verbrecheriſche Projecte verwickelt, die Läden geplündert und was er darin gefunden verkauft zu haben, um Geld zur Unterſtützung des Aufſtandes zu gewinnen ꝛc."

Es iſt nicht zu leugnen, daß in Bonaparte, ſobald die Geſchichte von ihm Beſitz ergreift, Berechnung und Ehrgeiz über alle anderen Triebfedern den Sieg davontragen. Wir ſehen ihn — frei von jedem Gewiſſensſcrupel, frei von jeder politiſchen Leidenſchaft, auf dem beſten Fuße mit den Siegern, ohne den Beſiegten feindlich zu ſein, losgelöſt von allen großherzigen Illuſionen von ehemals — das unbegrenzte Feld der Thätigkeit überſchauen, das ſich ihm öffnet. Der Auserwählte des Ruhmes hat nur noch einen Rathgeber: ſeinen unerſättlichen Ehrgeiz; nur noch ein Geſetz: ſein eigenes Ideal von Größe und was er ſelbſt „die Umſtände" zu nennen pflegt, das heißt die vollendeten Thatſachen, das Glück, den Erfolg. Er wird ſich keine Gelegenheit entgehen laſſen, das Glück zu ergreifen. Und die Gelegenheit kam nach kurzer Zeit glänzender als er erwarten konnte.

Zweites Kapitel.

Die Belagerung von Toulon und der 13. Vendémiaire.

Es war im September 1793 und die Heere der Republik belagerten Toulon. Nach dem Vorgange von Lyon, Marseille, Caen und Bordeaux hatte sich auch diese Stadt gegen die Dictatur der Jacobiner aufgelehnt, die seit dem Tage, wo der Pöbel der Sectionen an die Volksvertreter Hand gelegt, allmächtig geworden waren. Bald darauf öffneten die Einwohner Toulons, — erschreckt durch die furchtbare Gewalt, welche diesen machtlosen Aufstand zermalmte, fortgerissen von den royalistischen Leidenschaften, die sich der, im Namen der unglücklichen, heldenmüthigen Gironde begonnenen Bewegung bemächtigten — ihre Thore den Verbündeten, und die Stadt wurde das Arsenal und der Vorposten der Invasion. Eine starke Garnison jedes Ursprungs und jeder Abstammung, in Eile aus den verschiedenen Elementen dieses großen Völkergemisches zusammen gelesen, vertheidigte die Festung. Flüchtlinge, die den Metzeleien von Lyon und Marseille entgangen, Proscribirte, die so vielen Meinungsschattirungen angehörten, als es besiegte Parteien innerhalb der Revolution gegeben, irre geleitete Franzosen, die in ihrem Wahnsinn nicht begriffen, daß sie das Vaterland zerrissen, indem sie eine Partei zu bekämpfen glaubten, standen hier neben den Soldaten aller Länder, die von der Coalition an unsere südlichen Küsten geführt waren, um durch diese Diversion den Aufstand in der Vendée und den Angriff auf unsere nördlichen Provinzen zu unterstützen. In ihrem Eifer, sich der reichen Beute zu versichern, hatte das englische Geschwader alle Truppen zusammengerafft, die es an den Küsten des mittelländischen Meeres verfügbar gefunden:

Spanier, Sardinier, Engländer, Neapolitaner, ein kosmopolitischer Haufen, dessen einziges Bindeglied der gemeinsame Haß war. Selbst der Papst hatte seinen Beitrag geliefert und den Verbündeten Priester und Mönche zugeschickt.

Die Truppen des Convents bildeten zwei Armeecorps, welche durch die unübersteigliche Schranke des Berges Pharon getrennt, fast keine Verbindung mit einander hatten. Sie waren zum Theil von Marseille herüber gekommen, nachdem die Züchtigung dieser Stadt vollzogen, gehörten zum Theil zu der Armee, welche die Alpen besetzt hielt, und wurden von Stunde zu Stunde durch die Wogen des Volksheeres genährt — einer Fluth von 1,200,000 Mann, welche die von allen Seiten bedrohte Revolution wie Lavaströme ihren Feinden entgegenwälzte. Diese Schaaren boten ein unerhörtes Gemisch von Unordnung, Erfahrungslosigkeit und wilder Größe dar. Man fand in ihnen alle Contraste und alle Verwirrung des großen Chaos wieder, dem sie entstammten: Begeisterung, blinden Enthusiasmus, patriotisches Feuer und höchste Tapferkeit neben höchster Ueberhebung. Diese Truppen, die den Kern der italienischen Armee abgaben und frühzeitig in unsere inneren Kämpfe verwickelt wurden, besaßen nicht die Reinheit und Uneigennützigkeit von Soldaten, die nicht als Werkzeuge der Parteileidenschaften gedient, aber sie waren im höchsten Maße vom Fanatismus der Revolution erfüllt. Ohne Anführer, ohne Kriegsmaterial, ohne Organisation, ohne Disciplin, schöpfte diese Armee, die vor sich die Kanonen des Feindes sah, hinter sich das Schaffot wußte, ihre Kraft einzig und allein aus der finstern Entschlossenheit, die sich damals aller Menschen bemächtigt hatte, und diese Kraft genügte, um Jedermann die Ueberzeugung des Erfolges zu geben. Da die meisten Officiere der alten Armee dem Kriege oder der Verbannung zum Opfer gefallen waren, genügten Kühnheit und Patriotismus, um ein Commando zu erlangen, und die höchsten Chargen fielen Männern zu, die zwar große Thatkraft besaßen, aber fast Alle, selbst in den Elementarkenntnissen der Kriegswissenschaft fremd waren.

Einfache Soldaten waren plötzlich zu Generälen ernannt worden; Artillerie-Sergeanten befehligten ganze Batterien; ein ehemaliger Künstler, der Maler Carteaux, hatte den Oberbefehl des Hauptarmeecorps, das zur Rechten der Festung operiren sollte, und bald darauf erhielt er einen Arzt, den Savoyarden Doppet, zum Nachfolger. Ein

Ex-Marquis, der ſich durch ſeine exaltirten Anſichten dem Verdacht entzogen hatte, General Lapoype, leitete den Angriff zur Linken und über ihnen ſtanden, mit beinah unbeſchränkter Macht verſehen, die Commiſſaire des Convents: Salicetti, Albitte, Gasparin, Fréron und Barras, die trotz der wachſenden Bedeutung, welche das Heer durch ſeine Intervention bei inneren Kämpfen errungen, noch immer die Oberherrlichkeit der Civilgewalt über die Militairgewalt darſtellten — eine Oberherrlichkeit, die jedoch zu abſolut war, um nicht bald gefährdet zu ſein.

Trotz des Feuereifers der republikaniſchen Truppen zog ſich die Belagerung in die Länge. Mit gewohnter Tapferkeit hatten ſie die Schluchten von Ollioules und die übrigen Defileen genommen, welche den Zugang der Feſtung vertheidigten, aber unter den Wällen von Toulon erlahmte ihr Ungeſtüm; dieſen ungeheuren Werken gegenüber gelang es ihnen nicht, einen Vortheil zu erringen. Auch die höchſte Kühnheit iſt eben nicht im Stande, die zur Leitung einer Belagerung nothwendige Kriegskunſt zu erſetzen; nur dieſe vermag den Erfolg eines ſolchen Unternehmens zu ſichern, Carteaux, der Oberbefehlshaber, kannte aber nicht einmal annähernd die Tragweite eines Geſchützes. Der ganze Felddienſt war desorganiſirt, dem Heere fehlten ſelbſt die unentbehrlichſten Hülfsmittel zur Errichtung einer Batterie, und da ſich Jeder ſeinen eigenen Plan für die Einnahme von Toulon gebildet hatte — die von den Volksverſammlungen in Concurrenz gegeben war — wurden alle Operationen auf gut Glück, ohne ſichere Grundlage und ohne Zuſammenhang ausgeführt. Während der unbeſchreiblichen Verwirrung dieſer unſichern, tumultuariſchen Verſuche kam Bonaparte in das Lager.

Er war im Begriff, von Avignon nach Nizza zu gehen, wo ſich damals das Hauptquartier der italieniſchen Armee befand, und da ihn ſein Weg an Toulon vorbeiführte, ſuchte er ſeinen Landsmann, Salicetti, auf, der als Commiſſair des Convents der Belagerung beiwohnte.* Salicetti ſtellte Napoleon dem General Carteaux vor, und

* Napoleon erzählt in ſeinen auf St. Helena diktirten Memoiren, daß er vom Pariſer Wohlfahrtsausſchuß als Commandeur der Artillerie nach Toulon geſandt worden ſei, und faſt alle Hiſtoriker haben dieſen Irrthum nachgeſchrieben. Napoleon wird darin aber nicht allein durch ſeinen Bruder

autem quae consuetudinalis ex assuetudine fit. Unde et non accepit et parum declinans est ab assuetudine; ex quo et manifestum est quoniam nulla consuetudinalium virtutum a natura sit in nobis. Nichil enim horum quae a natura fiunt vere assuescitur. Verbi gratia lapis deorsum latus, natura nunquam assuescetur sursum fieri; nec si millesies quamvis eum assuescet, quis eum ejiciens; nec ignis deorsum; nec aliud eorum quae naturaliter nata sunt aliter assuescetur. Neque igitur a natura neque praeter naturam sunt virtutes, sed in natis eas quidem nobis suscipere; perfectis autem per assuetudinem. Adhuc quaecunque adveniunt nobis natura virtutes eorum ferimus primitus; postea actus tradimus per operationes quod quidem in insensibilibus manifestum est. Non enim ex saepe videre, vel saepe audire sensus accepimus, sed contrario habentes usi sumus, non utentes accepimus: virtutes autem agentes prius accepimus, quemadmodum et in aliis artibus. Quae enim oportet discentes facere, hoc facientes discimus: verbi gratia fabricantes fabri sumus, et citharizantes citharistae; sic igitur justa facientes justi sumus; casta vero casti; fortia fortes.

No. XXXVII. (Bibl. Reg., No. 6569.)

ETHICA NOVA.

Omnis ars et omnis doctrina, similiter autem et operatio, et proheresis alicujus boni operatrix esse videtur. Ideoque optime enunciant bonum quod omnia optant. Differentia autem quaedam videtur finium; hii quidem actus, hii autem circa hoc opus aliud, quorum autem sunt fines circa operationes quoddam in hiis melius extitit actibus opus. Multis autem operationibus entibus et actibus et doctrinis multi fines fiunt. Medicinae quidem sanitas est: navium structurae navigatio: militaris vero victoria: yconomiae divitiae. Quaecumque enim sunt talium sub una aliqua virtute sunt. Quemadmodum sub equestri frenorum factrix, et quaecumque aliae equestrium instrumentorum sunt. Haec autem et omnis occupatio bellica sub militari; secundum utique modum eumdem et aliae sub altera. In omnibus itaque arcitheori-

dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Neuangekommenen die Batterien zu zeigen, die soeben zur Vernichtung der englischen Flotte errichtet waren. Sie befanden sich in einer Entfernung von dreifacher Kanonenschußweite von den zunächst liegenden Schiffen! Bonaparte war beim Anblick einer so großen Unwissenheit kaum im Stande, ein Lächeln der Verachtung zu unterdrücken, und es fiel ihm nicht schwer, die Illusionen Carteaux' zu zerstören: die Kugeln flogen kaum bis an den Rand des Ufers. Carteaux, der sich schämte, gab dem schlechten Pulver Schuld; aber die Bemerkungen des jungen Officiers und die Rathschläge, die er ertheilte, verriethen eine solche Klarheit der Ansichten, ein so tiefes Verständniß des Krieges, daß die Abgeordneten, die der Unterredung beigewohnt, davon überrascht wurden und ihn sofort für den Dienst seiner Waffe in Anspruch nahmen.

Von diesem Augenblick an hatte der Bataillons-Chef Bonaparte den wirklichen Oberbefehl der Artillerie und damit den Hauptantheil an den Operationen der Belagerung. Er zeigte sich der Gunst, die ihm das Schicksal zu theil werden ließ, durch die Art und Weise, wie er sie zu gebrauchen wußte, völlig werth. In wenigen Tagen wurde der ganze Felddienst mit unglaublicher Energie umgestaltet. Aus Lyon, Grenoble, Marseille und den umliegenden Festungen ließ er die nöthigen Officiere kommen, ließ Geschütze und Munition herbeischaffen und mehrere neue Batterien errichten, die dem Feinde erheblichen Schaden zufügten. Bonaparte machte sich unentbehrlich, und so groß war die

Joseph und durch Marmont, die Beide die Belagerung von Toulon mitgemacht, sondern auch durch seine eigene Correspondenz widerlegt, welche das Zeugniß der eben Genannten bestätigt. Es heißt darin: „Als mich die Volksvertreter vor Toulon beim Heere fehlbielten und mir das Commando der Artillerie übergaben.“ In seinen Memoiren verschweigt er diesen Umstand, um nicht erwähnen zu müssen, daß er Dalteren, der später sein Feind wurde, damals zu Dank verpflichtet war. Ein für alle Mal möge hier gesagt sein, daß die Memoiren Napoleons von Irrthümern und Auslassungen wimmeln, die zuweilen unwillkürlich, größtentheils aber berechnet sind. Das Memorial von Las Cases, das bei dieser Gelegenheit erzählt, man hätte im Bureau der Artillerie Berichte über Napoleon gefunden, welche die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, giebt fast niemals weder den richtigen Thatbestand, noch — was bei weitem schlimmer ist — die richtige Färbung der Ereignisse. Wir finden in demselben mehr den Charakter und die Redeweise des Herrn Las Cases, als die seines Helden.

Gewalt, die er auf Jedermann auszuüben wußte, daß der General Duteil, der als Commandeur der Artillerie nach Toulon geschickt wurde, keinen Augenblick daran dachte, ihm die Art von Dictatur streitig zu machen, die ihm die Nothwendigkeit gegeben und die er so vortrefflich zu benutzen wußte.

Bald darauf ließ der commandirende General einen Kriegsrath zusammentreten, um den Angriffsplan endgültig festzustellen und die vom Pariser Wohlfahrts-Ausschuß übersandten Instructionen vorlesen zu lassen. Diese Instructionen, die im Kriegsministerium, fern vom Schauplatz der Operationen entworfen waren, legten der Armee alle Bedingungen einer regelrechten Belagerung auf, die in Betracht der Stärke und Ausdehnung der Festungswerke sehr langwierig und sehr beschwerlich werden mußte. Die Einschließung allein hätte 60,000 Mann erfordert, während man im Ganzen nur über 25,000 zu verfügen hatte. Alle Offiziere, die einige militairische Bildung besaßen, konnten sich über die Schwierigkeiten eines solchen Planes keine Illusionen machen, aber zahlreiche und ganz neuerliche Beispiele hatten gezeigt, wie gefährlich es für die Generäle war, die Pläne des fürchterlichen Ausschusses zu discutiren. Dieselbe Erfahrung hatte sie gelehrt, daß es eben so wenig erlaubt war, einen Mißerfolg zu haben, als ungehorsam zu sein, und daß mehrmals das Unglück wie ein Verbrechen bestraft worden war. Schwankend zwischen Furcht und Pflichtgefühl, begnügten sie sich mit einer Kritik, die nur ihre Verlegenheit verrieth. Endlich erhob sich jedoch eine Stimme im Kriegsrath, um die Instructionen des Ausschusses zu bekämpfen; es war die des jungen Artillerie-Commandeurs.

Er behauptete, daß eine regelrechte Belagerung durchaus nicht nothwendig sei. Seiner Ansicht nach beruhte die eigentliche Kraft der aus fremden Truppen bestehenden Garnison Toulons auf der Flotte, die allein Verstärkungen zuführen und den Rückzug sichern konnte. Wenn es also gelang, die Flotte zu zwingen, daß sie sich von Toulon entfernte, würde die Garnison, in der Voraussicht, nach längerer oder kürzerer Blokade gefangen genommen zu werden, jedenfalls vorziehen, die Stadt nach Vernichtung des darin aufgehäuften Kriegsmaterials zu verlassen, anstatt eine Vertheidigung fortzuführen, deren Ausgang unvermeidlich war. Um die Flotte zu vertreiben, brauchte man sich aber nur eines Punktes zu bemächtigen, von dem die doppelte Rhede,

die Toulon umschließt, bestrichen werden konnte. Dieser Punkt war vorhanden; er lag am Ende des Cap de l'Eguillette, das die beiden Rheden von einander trennt. Bonaparte schloß seine überzeugende Auseinandersetzung, indem er den Finger auf die bezeichnete Stelle legte und ausrief: „Da ist Toulon!"

Diese Offenbarung des Genius ist um so bewunderungswürdiger, da sie sich nicht allein auf die Berechnung der materiellen Mittel, sondern auf ein tiefes Verständniß der den Feind bestimmenden Motive stützt. Es war die erste Conception des großen Feldherrn. Der ausführliche Bericht, in welchem er dem Kriegsministerium länger als einen Monat vor dem Falle der Festung seinen Plan erklärt, dessen Voraussetzungen von Punkt zu Punkt in Erfüllung gehen sollten, ist noch vorhanden.

In einem zweiten Kriegsrath, welchen General Dugommier zusammenrief — ein tapferer, erfahrner Soldat, den der Wohlfahrtsausschuß endlich dem Maler Carteaux und dem Arzte Doppet zum Nachfolger gegeben, — wurden die Vorschläge des Artillerie-Commandeurs angenommen, und alsbald gewannen die Dinge ein anderes Ansehen. Alle Anstrengungen der Belagerer wendeten sich von jetzt an gegen das Fort Mulgrave, das den Zugang des Vorgebirges de l'Eguillette vertheidigte. Die Engländer, welche die Wichtigkeit dieses Punktes gleichfalls begriffen, hatten daselbst mehrere starke Redouten aufgeworfen und ihnen den Namen Klein-Gibraltar gegeben. Um eine Diversion zu veranlassen, unternahmen sie an einer anderen Stelle einen wüthenden Ausfall, der anfänglich von Erfolg gekrönt, dann aber von Bonaparte, der bei diesem Scharmützel eine Wunde davon trug, energisch zurückgeschlagen wurde. Unter den Gefangenen befand sich der englische General O'Hara.

In Folge dieses Zwischenfalles wurde der Feuerkreis, der die Festung umschloß, noch enger gezogen und das Fort Mulgrave während mehrerer Tage mit Kugeln und Granaten überschüttet. Am 18. December erschien die Bresche groß genug, und es wurde Befehl gegeben, die englische Redoute zu stürmen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen drang das Regiment, das Muiron, der spätere Adjutant, befehligte, in das Fort ein, machte die Artilleristen auf ihren Geschützen nieder und richtete diese auf das englisch-spanische Geschwader. Das Fort de l'Eguillette, das außer Stande war, sich zu halten, wurde im

Laufe der Nacht geräumt, und so war nach Bonaparte's Ausspruch Toulon genommen.

Indessen herrschte in der Stadt noch volle Zuversicht. Ihre Festungswerke waren unbeschädigt, keines der großen Forts, die sie vertheidigten, war ernstlich gefährdet, und beim Anblick der Entfernung, in welcher sich die Batterien der Republik befanden, konnten die Einwohner Toulons noch immer an eine lange Dauer der Belagerung glauben. Aber schon ging die Prophezeihung Bonaparte's in Erfüllung: die englische Flotte begann ihren Rückzug und veranlaßte dadurch die völlige Räumung der Festung. Mit unaussprechlichem Entsetzen erfuhren die Einwohner Toulons, daß das Geschwader im Begriff war, abzusegeln und daß es denen, die flüchten wollten, einige Schiffe zur Verfügung stellte. Eine verzweifelnde Menge stürzte sich auf die Fahrzeuge, um der Rache der Republikaner zu entgehen, und mehr als 15,000 Einwohner verließen ihren häuslichen Heerd. Bald war die Stadt verlassen und den Galeerensträflingen preisgegeben, die ihre Ketten zerbrachen. Die Nacht kam heran und vermehrte die Verwirrung der Scene, deren Schauplatz der Hafen war. Plötzlich schoß ein Feuerstrahl vom Arsenal empor und gleich darauf stieg ein zweiter inmitten der Rhede auf. Der Feind hatte vor seinem Rückzuge unsere Magazine und Schiffe in Brand gesteckt, während die Republikaner in die verlassenen Forts eindrangen, sie besetzten und die Barken, in denen sich die Fliehenden zusammendrängten, mit einem Kugelregen in den Grund bohrten.

Am andern Morgen hielten die Truppen des Convents ihren Einzug in die stumme, schreckensstarre Stadt. In den nächsten Tagen wurden mehrere Hundert ihrer Einwohner, welche die Flucht verschmäht hatten, auf öffentlicher Straße, auf die einfache Anklage ihrer Mitbürger hin, verhaftet und ohne weitere Formalitäten niedergeschossen. Ihr Tod vollendete die Sühne der unglücklichen Stadt, die außer jedem Verhältniß zu dem stand, was sie verschuldet. Fouché, der spätere Großwürdenträger des Kaiserreichs, der von Lyon herbei geeilt war, um in seiner Weise am Triumph unseres Heeres Theil zu nehmen, schrieb am 23. Dezember an Collot d'Herbois: „Wir kennen nur eine Art und Weise, den Sieg zu feiern: heute Abend schicken wir 213 Rebellen vor das Feuer der Kanonen. Lebe wohl, lieber Freund, Freudenthränen entströmen meinen Augen und überfluthen meine Seele! ..."

Es war eine finstre Zeit, die uns zugleich Beweise der tiefsten Niederträchtigkeit und der höchsten Tugend gegeben hat.

Mit der Belagerung von Toulon beginnt der Name Napoleon Bonaparte sich dem Gedächtniß der Menschen einzuprägen, und bei ihrem ersten Erscheinen auf dem Schauplatze der Geschichte ist die Gestalt dieses außergewöhnlichen Menschen von Bildern des Entsetzens umgeben. Obwohl er damals nicht mehr als 24 Jahre zählte, hatte er, durch die Berührung mit den verschiedensten Persönlichkeiten und Ereignissen, eine Reife, Erfahrung und Sicherheit erlangt, wie sie sich in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen nicht so früh heranbilden können. „Auf dem Schlachtfelde altert man schnell," sagte er eines Tages in Bezug auf sich selbst; er hätte dies schnelle Altern noch mehr der Revolution zuschreiben können. Die öffentlichen Umwälzungen, die Bonaparte mit durchkämpft, die persönlichen Leiden, die er mit getragen, hatten sein Herz gehärtet. Wie es in solchen Verhältnissen oft der Fall ist, hatte das vorzeitige, plötzliche Aufhören der Jugend, das seinen Geistesanlagen eine ungewöhnliche Kraftentwickelung verlieh, einige der edelsten Triebe des Menschenherzens in ihm erstickt. Ein noch zielloser, aber thatkräftiger, rastloser Ehrgeiz, den die Hindernisse, die ihm entgegen getreten, und mehr noch die Leiden, die er auf Unschuldige herabbeschworen, genährt und erbittert, hatte alle anderen Neigungen unterdrückt und war der Beherrscher seiner Seele geworden. Inmitten des Chaos seiner Zeit und mit den guten Waffen, die er sein eigen nannte — dem Genius eines großen Feldherrn, der Kunst, sich der Phantasie der Zeitgenossen zu bemächtigen, einem wunderbaren Scharfblick, einer tiefen Kenntniß und Verachtung der Menschen, der Schlauheit des Italieners und der unbezwinglichen Hartnäckigkeit des Korsen — war jedes Ziel für ihn erreichbar.

In Folge der Belagerung von Toulon wurde Bonaparte zum General der Artillerie ernannt und mit der Bewaffnung der provençalischen Küsten beauftragt, die sich im Zustande höchster Vernachlässigung befanden. Er erfüllte diese Aufgabe mit seiner gewöhnlichen Thatkraft, organisirte die Vertheidigung nach einem völlig neuen Plane, der die alte Methode bedeutend vereinfachte, und dessen Durchführung er unbeirrt, trotz aller Reclamationen der Unwissenheit und Routine, verfolgte. Auf Grund einer seiner Anordnungen wurde er sogar vor den Convent citirt, um sich gegen die Anschuldigung zu vertheidigen,

daß er in Marseille eine neue Bastille errichtet habe; einflußreiche Fürsprache ersparte ihm jedoch die gefährliche Reise. Binnen kurzer Zeit hatte er die Ufer der Provence vor den Angriffen der englischen Flotte sicher gestellt, die fortan, in gehöriger Entfernung gehalten, unsern Küstenhandel nicht länger stören konnte, und sobald dies geschehen war, begab er sich nach Nizza, in das Hauptquartier der italienischen Armee. (März 1794.)

Diese Armee, die von dem General Dumerbion, einem verdienstvollen, aber alt und schwach gewordenen Officier, befehligt wurde, erschöpfte sich seit Monaten in erfolglosen Angriffen gegen die fast uneinnehmbaren Stellungen, welche die Piemontesen, am Fuße des, dem Mittelländischen Meere zugekehrten Abhanges der Alpen besetzt hielten. Die französischen Soldaten waren durch diesen Krieg, der keinen Fortschritt erkennen, kein Ende absehen ließ, entmuthigt und in ungewöhnliche Trägheit versunken, während die Anführer, deren Unternehmungsgeist durch die Strafen, welche den Mißerfolg ihrer Vorgänger betroffen, gelähmt war, sich zu keinem Wagniß entschließen konnten und sich damit begnügten, ihre Stellungen zu behaupten, oder streng nach Vorschrift einige langsame, methodische Operationen zu verfolgen, die ihnen weder Ehre noch Gefahr brachten.

Bonaparte war jedoch nicht der Mann danach, vor der Verantwortlichkeit, die sie erschreckte, zurückzuweichen, besonders seit die Initiative, die er vor Toulon ergriffen, so glänzenden Erfolg gehabt. Er hatte sofort nach seiner Ankunft den größten Einfluß auf den Oberbefehlshaber und die Commissaire des Convents zu gewinnen gewußt, besonders auf Robespierre den Jüngern, der sein intimer Freund war. Er benutzte diesen Einfluß, um sie zu einer Offensiv-Bewegung zu bestimmen, welche die piemontesische Armee über die Alpen zurückwerfen sollte. Nachdem er die schwierige Topographie dieser Berggegenden und die vom Feinde besetzten Punkte sorgfältig studirt hatte, legte er seine Pläne dar; zuerst in einem Memoire an Dumerbion und dann in einem Kriegsrath, wo sie discutirt und angenommen wurden.

Am 6. April 1794 setzte sich das Heer in Marsch. Das piemontesische Lager stützte sich auf Saorgio, ein starkes Fort, das den Col di Tenda vertheidigt, der auf dieser Seite den Schlüssel der Alpen bildet. Anstatt diese gewaltige Stellung, wie es bisher mit großen, nutz-

losen Opfern geschehen, in der Fronte anzugreifen, hatte Bonaparte beschlossen, sie zu umgehen. Zu diesem Zwecke rückte ein Theil der Armee, der in drei Colonnen getheilt war, an der Roya, der Nervia und dem Tagato hinauf und operirte zur Linken des piemontesischen Lagers, um es einzuschließen und in Respect zu halten. Zu gleicher Zeit zog ein viertes Corps, das bestimmt war, den Hauptschlag zu führen und das von Massena befehligt wurde, längs der Corniche hin, schlug die Austro-Piemontesen bei Santa-Agatha und bemächtigte sich Oneilles und Loanos. Von dort aus verfolgte Massena seinen kühnen Marsch, überschritt die Alpen bei Ponte di Nave, nicht weit von den Quellen des Tanaro, trug daselbst einen neuen Sieg davon, drang in Piemont ein, bemächtigte sich der Schlösser von Ormea, von Garessio, wendete sich plötzlich wieder nach den Alpen zurück und begann den Col di Tenda auf dem, dem piemontesischen Lager entgegen gesetzten Abhange zu bedrohen. Das feindliche Heer, das sich durch dies Umgehen seiner Stellungen in Gefahr gebracht sah, die Verbindung mit Piemont zu verlieren, brach in großer Eile aus dem Lager von Saorgio auf und überließ uns ohne jeden Kampf seine so lange vertheidigten Positionen. Die Piemontesen vollführten ihren Rückzug über den Col di Tenda, der bald darauf (7. Mai) ebenfalls in die Gewalt unserer Truppen fiel. Durch diesen kurzen, glänzenden Feldzug, der einen Monat gedauert, kam die französische Armee in den Besitz der Alpen, deren Päße sie von dem Col di Tenda bis Bardinetto besetzte.

Die Gunst, deren sich Bonaparte bei Robespierre dem Jüngern erfreute, wurde durch diesen Sieg noch gesteigert. Joseph Robespierre nahm damals an der Dictatur seines Bruders Maximilian Theil und herrschte über die italienische Armee so unbeschränkt, wie jener über Frankreich. Seine Collegen, Ricordi und Salicetti, hatten nur die Wahl, sich vor ihm zu beugen, oder die Armee zu verlassen; er selbst aber sah nur noch mit den Augen des Generals der Artillerie. Uebrigens müssen wir Bonaparte die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß — wenn er sich aus Berechnung mit einer Partei verband, deren Meinungen er nicht theilte und deren Excesse ihm Widerwillen einflößten — er diese Verbindung nicht ausschließlich im Interesse seines Ehrgeizes benutzt, sondern daß er sich derselben erfolgreich bedient hat, um die italienische Armee vor den Proscriptionen und Absetzungen zu

ſchützen, die in der Nordarmee an der Tagesordnung waren. Er rettete ſelbſt das Leben einer Anzahl von Emigranten, die auf einem ſpaniſchen Schiffe gefangen genommen wurden und gegen die man das Geſetz gegen rückkehrende Flüchtlinge in Anwendung bringen wollte. Trotz alledem hielten ihn die Robespierre's für einen unbedingten Anhänger ihrer Sache oder, wie es der Rapport ausdrückt, der nach dem 9. Thermidor gegen Bonaparte erlaſſen wurde, für „ihren Mann". Trotz der großen Discretion, mit welcher er gewöhnlich über dieſen Abſchnitt ſeines Lebens weggeht, hat er ſelbſt einen Vorfall erzählt, der deutlich beweiſt, bis zu welchem Grade er die Freundſchaft und das Vertrauen der Brüder zu erringen gewußt. Am Vorabend ihres Kampfes mit den Comité's fühlten ſie, daß ſie eines gewandten, entſchloſſenen Anführers der Truppen bedürfen würden, und boten ihm die Stellung Henriots an, des Commandanten der Beſatzung von Paris, deſſen Unfähigkeit ſie erkannt hatten. Der jüngere Robespierre, der kurz vor dem 9. Thermidor von ſeinem Bruder nach Paris zurückgerufen wurde, gab ſich die größte Mühe, den General zur Mitreiſe zu veranlaſſen. Aber trotz der exaltirten Geſinnungen, die Bonaparte zur Schau getragen, fühlte er nur Ekel vor den verübten Grauſamkeiten, und hatte um ſo weniger den Wunſch, die Verantwortung derſelben mit zu tragen, als man damals ſchon eine Reaction der Humanität vorausſehen konnte. Er war bereit, ſich der beiden Robespierres zu bedienen, trug aber kein Verlangen, ſich mit ihnen ins Verderben zu ſtürzen.

So wies er denn die Anerbietungen ſeines Freundes zurück, um in einer Laufbahn zu bleiben, die ihm dauernden Erfolg verſprach. Dieſe Ablehnung ſchützte ihn aber nicht vor der Gefahr, ſich in die Kataſtrophe mit verwickelt zu ſehen, deren Eintritt er nicht ſo bald erwartet hatte. Um die Mitte des Juli 1794 ließ ſich Bonaparte, der bereits einen zweiten italieniſchen Feldzug im Sinne trug, eine Miſſion ertheilen, deren lange verborgen gebliebener Zweck zu den widerſprechendſten Vermuthungen Anlaß gegeben. Der oſtenſible Zweck dieſer Miſſion war, in Genua die Ablieferung gewiſſer, längſt bezahlter Kriegsvorräthe zu beſchleunigen, eigentlich aber ſollte ſie — wie Marmont, der an der Sendung Theil nahm, berichtet — dem General Gelegenheit geben, die Hinderniſſe kennen zu lernen, denen ein Handſtreich auf dieſe Stadt begegnen würde. Die Einnahme Genua's war

in den neuen Plänen Bonaparte's mit inbegriffen und die Republik hatte einen Vorwand zu dieser Gewaltthat gegeben, indem sie trotz der Neutralität erlaubt, daß sich die Engländer der Fregatte La Modeste bemächtigten. Genua's größtes Unrecht in den Augen der künftigen Eroberer Italiens war jedoch seine Schwäche und die Unbequemlichkeit, seine Rechte respectiren zu müssen, während sein Territorium als Operationsbasis von großem Werth gewesen wäre.

Bonaparte war kaum seit einigen Tagen von der Reise nach Genua zurückgekehrt, als er verhaftet wurde und Befehl erhielt, vor dem Pariser Wohlfahrtsausschuß zu erscheinen — ein Befehl, der damals für ein Todesurtheil galt. Die Revolution des 9. Thermidor war eben vollendet und der General hatte die Folgen seiner Beziehungen zu den beiden Robespierre's zu tragen; auf seiner Verhaftung ruht noch immer ein gewisses Dunkel; der Befehl dazu war von zwei Abgeordneten unterzeichnet, die bisher als Commissaire bei der Alpen-Armee gewesen und erst kürzlich der italienischen Armee zugetheilt waren. Salicetti, der diese wegen seiner Mißhelligkeiten mit dem jüngern Robespierre verlassen, hatte sich nach dem Siege seiner Partei wieder eingestellt und vereinigte sich mit Albitte und Laporte, um seinen jungen Landsmann ins Gefängniß zu schicken. Salicetti, der ein um so glühenderer Anhänger des Thermidor war, da er seine allgemein bekannten extremen Gesinnungen in Vergessenheit zu bringen hatte, war bei dieser Gelegenheit der thätigste Mitarbeiter am Sturze Bonaparte's. Anfänglich sein Beschützer, wurde er, sobald das Glück des Generals stieg, mehr und mehr sein Feind, und diese Feindschaft, welche die ganze Energie eines korsischen Hasses besaß, soll noch durch eine Nebenbuhlerschaft genährt worden sein, die nicht dem Ehrgeiz entstammte. Gewiß ist, daß alle Anschuldigungen, welche in dem Rapport an den Wohlfahrtsausschuß (datirt vom 19. Thermidor) enthalten sind, von Salicetti beigebracht wurden, der allein die Operationen der italienischen Armee verfolgt hatte, denen Albitte und Laporte fern geblieben waren.

In dieser Anklageschrift wurden die Beziehungen Bonaparte's zu den beiden Robespierre's nur beiläufig erwähnt. Was man ihm besonders zum Vorwurfe machte, war seine Reise nach Genua. Nach einer wahnsinnigen Voraussetzung, die nur durch die Furcht erklärt oder als Eingebung der Perfidie betrachtet werden kann, sollte

dieſe Reiſe mit einem ungeheuren Verrath zuſammenhängen, den Robespierre und Ricord beabſichtigt und deſſen Zweck geweſen wäre, dem Feinde den Plan unſerer militairiſchen Operationen mitzutheilen. Wurde dies Mährchen geglaubt, ſo war alles Andere bewieſen und der Grund der Reiſe nach Genua brauchte nicht erſt geſucht zu werden. Bonaparte war „ihr Mann, ihr Planentwerfer, dem wir gehorchen mußten." Der Rapport berichtet auch, wie man auf dieſe Ideen gekommen war. Salicetti hatte alle dieſe Machinationen enthüllt. „Salicetti erſcheint, theilt uns mit, daß ſich Bonaparte auf Ricord's Befehl nach Genua begeben. Was hatte dieſer General in dem fremden Lande zu thun? Alle unſere Verdachtsgründe häufen ſich auf ſeinem Haupte zuſammen."

Dieſer bildliche Ausdruck, der in jener Zeit nicht als einfache rhetoriſche Wendung zu betrachten iſt, beweiſt zur Genüge, wie ſehr ſein Haupt für einen Augenblick gefährdet war.

Mittlerweile hatte die Verhaftung Bonaparte's und beſonders die Nachricht, daß man ihn nach Paris ſchicken wolle, um ihn dort vor den Wohlfahrtsausſchuß zu ſtellen, eine lebhafte Aufregung unter den jungen Officieren der Armee hervorgerufen, die ſich bereits ihm und ſeinem Geſchick angeſchloſſen. Sie machten den Plan, ihn durch offne Gewalt zu befreien und mit ihm nach Genua zu entfliehen. Junot und Marmont gehörten zu dieſen Leuten. Es koſtete dem General einige Mühe, ſie zu beruhigen und zurückzuhalten. „Mein Gewiſſen iſt ruhig," ſchrieb er an Junot. „Unternimm alſo nichts, Du würdeſt mich nur compromittiren." Die Anklage auf Verrath hatte in der That vor einem unparteiiſchen, klarſehenden Richter nichts Schreckliches für ihn, aber in jenem Moment der Verwirrung und Aufregung war Alles möglich.

Zu gleicher Zeit wendet ſich Bonaparte an ſeine Ankläger; er erinnert ſie an die Dienſte, welche er der Republik vor Toulon und Saorgio geleiſtet, und wirft ihnen vor, daß man ihn für verdächtig erklärt, ehe man nur die ihm ſchuldgegebenen Thatſachen geprüft. Wenn er unter einer ſolchen Anklage nach Paris kam, beurtheilte ihn der Ausſchuß von vornherein nur aus dieſem Geſichtspunkte und ſein Schickſal war im Voraus entſchieden. That man nicht beſſer, die Sache umzukehren und vorher zu unterſuchen, ob der Verdacht begründet war? „Salicetti, Du kennſt mich, haſt Du in meinem Verhalten während der

carum fines omnibus desiderabiliores sunt hiis quae sunt sub ipsis. Horum autem gratia et ista sequuntur. Differt autem nihil actus ipsos fines esse operationum, aut praeter hos aliud quidem, quemadmodum in dictis doctrinis. Si utique finis operatorum quem per se volumus, alia autem propter illum, et non omnia propter aliud optamus.

No. XXXVIII. (Bibl. Sorbonn., No. 1771.)

LIBER ETHICORUM.

(*Translatio arabico – latina.*)

Omnis ars et omnis incessus et omnis sollicitudo vel propositum et quaelibet actionum, et omnis electio ad bonum aliquod tendere videtur. Optime ergo definierunt bonum dicentes quod ipsum est quod intenditur ex omnibus modis. Sunt autem intenta per artes multa diversa: quaedam enim sunt actio ipsamet; et quaedam sunt ipsum actum. Cumque sint artes ac ipsarum actiones multae, erunt intenta per ipsas multa. Attamen actum in ipsis existit vilius actione. Est igitur intentum per medicinam sanitas, et per artem deductivam exercituum victoria, et per navium structuram navigatio, et per domus rectivam, divitiae, et ista sunt acta honorabilia.

No. XXXIX. (Bibl. Reg., No. 6307.)

LIBER ETHYCORUM.

Omnis ars et omnis doctrina, similiter autem et actus et electio, bonum quoddam appetere videtur. Ideo bene enunciaverunt bonum, quod omnia appetunt. Differentia vero quaedam videtur esse finium. Hi quidem enim sunt operationes, hi vero praeter has, opera quaedam. Quorum autem sunt fines quidam praeter operationes, in his meliora existunt operationibus opera. Multis autem operationibus existentibus et artibus et doctrinis, multi sunt et fines. Medicinalis quidem enim sanitas: navifactivae vero navigatio: militaris vero victoria: yconomicae vero divitiae. Quaecumque autem sunt talium sub una qua-

letzten fünf Jahre das Geringste wahrgenommen, was mich der Revolution gegenüber verdächtigen könnte? Albitte, Du kennst mich nicht, man hat Dir keinen einzigen Beweis vorlegen können, Du hast mich nicht gehört, aber Du weißt, mit welcher Hinterlist die Verleumdung sich zuweilen einschleicht ...

„Hört mich also, befreit mich von dem Druck, der auf mir lastet, gebt mir die Achtung der Patrioten wieder. Wenn eine Stunde später die Schlechten mein Leben wollen, so schätze ich es so wenig, habe es so oft aufs Spiel gesetzt ... ja, nur der Gedanke, daß es dem Vaterlande nützlich sein könnte, läßt mich die Last noch muthig tragen." *

Die Papiere des Generals waren versiegelt worden. Man fand darunter die Ordre bezüglich seiner Sendung nach Genua, unterzeichnet von dem Repräsentanten Ricord, nebst detaillirten Instructionen, aber man fand nichts, was den auf ihm lastenden, seltsamen Verdacht rechtfertigen konnte. In Folge dessen faßten die Repräsentanten am 3. Fructidor einen Beschluß, der Bonaparte „provisorisch" in Freiheit setzte, und schrieben gleichzeitig an den Wohlfahrtsausschuß, daß sie nichts Positives gegen ihn gefunden und ihn freigelassen hätten, besonders „in Berücksichtigung der Nützlichkeit seiner Talente für die Armee, die er besser kennt, als jeder Andere, und in welcher Männer seiner Art sehr schwer zu finden sind."

Das ist die Wahrheit über einen Vorgang, der bis jetzt geflissentlich gefälscht wurde, sowohl durch Bonaparte selbst, wie durch Historiker, für welche die Geschichte nur der servile Commentar zu den Mittheilungen gewesen ist, die er ihnen selbst über sein Leben zu machen beliebte. „Er wurde," sagte er im Memorial, „durch den Repräsentanten Laporte, vor dem er sich nicht beugen wollte, für einen Moment in Gewahrsam genommen." Erstens währte dieser Moment zehn Tage, die für ihn wie für seine Freunde Tage der Angst und Sorge waren, und zweitens war der Repräsentant Laporte während der ganzen Dauer des gegen den General eingeleiteten Verfahrens abwesend und spielte durchaus keine Rolle in der Angelegenheit. Man würde den Zweck einer so lächerlichen Angabe nicht begreifen, wenn man nicht wüßte, wie eifrig Bonaparte

* Dieser Brief, obgleich zweifellos authentisch, ist, wie viele andere aus jener Zeit, in der „Correspondance" nicht abgedruckt.

ſich bemühte, jede Spur ſeiner Beziehungen zu Robespierre, die jetzt vollſtändig bewieſen ſind, zu verwiſchen. Die Erinnerung an ſeinen damaligen politiſchen Standpunkt war ihm ſpäterhin unbequem, um ſo unbequemer, da er gegen ſeine ehemaligen Parteigenoſſen mit äußerſter Strenge verfuhr. Die Gründe, welche es ihm wünſchenswerth erſcheinen ließen, dieſe Beziehungen in Vergeſſenheit zu bringen, waren dieſelben, welche ihn veranlaßten, die Ausgabe des Souper de Beaucaire zu vernichten und die Verantwortlichkeit für ſeine Elubreden auf ſeinen Bruder Lucian zu wälzen, der noch viel zu jung war, als daß er ſie gehalten haben könnte.

Im Uebrigen verſäumte Bonaparte nicht, ſich mit Salicetti auszuſöhnen, denn ſie hatten Beide gute Gründe, einander zu ſchonen, aber die Ausſöhnung fand nur der Form nach ſtatt. Sie erwieſen ſich gegenſeitig Dienſte, ohne daß ſich die alte Freundſchaft wieder herſtellte. Zur Zeit des 1. Prairial hätte Bonaparte Salicetti verderben können, aber er that es nicht. Er war heftiger Aufwallungen fähig, aber der Haß lag ihm ebenſo fern wie das Gefühl der Zuneigung.

Nach einer Angabe in den Memoiren der Schweſter Robespierre's — die Bonaparte in Nizza kennen lernte und der er unter dem Conſulat eine Penſion ausſetzte — hat man wiederholt behauptet, daß der General, nachdem er die Nachricht vom 9. Thermidor empfangen, im erſten Moment den Repräſentanten vorgeſchlagen habe, nach Paris zu marſchiren, um die Urheber des Ereigniſſes zu ſtürzen; aber man darf von dieſer Erzählung nur auf die Meinung ſchließen, welche man damals von ſeinem Character und ſeiner Geſinnung hegte; ſie ohne weitere Beweiſe für wahr zu halten, hieße die unwiderſtehliche Gewalt der thermidoriſtiſchen Reaction und die Beſtürzung, in die ſie ihre Feinde verſetzte, ſehr falſch beurtheilen. Außerdem beſitzen wir ein unwiderlegliches Zeugniß von dem Eindrucke, welchen die Nachricht vom Sturze Robespierre's auf Napoleon machte, in einem Briefe, der im Moment, da er ſie erhielt, am Vorabend ſeiner eigenen Verhaftung, geſchrieben iſt. In dieſem Briefe, aus deſſen Ton der Hintergedanke, ſich ein Zeugniß republikaniſcher Orthodoxie auszuſtellen, klar hervortritt, erzählt er in wenigen Worten das Ereigniß und ſeine Folgen und fügt dann, indem er das tragiſche Ende des Mannes berichtet, der einſt ſein Freund geweſen, gleichſam als Grabrede hinzu: „Ich war einiger-

maßen ergriffen von dem traurigen Ende des jüngeren Robespierre, den ich liebte und für rein hielt; aber wäre er mein Vater gewesen, ich würde ihn selbst erdolcht haben, wenn es ihn nach der Tyrannei gelüstete." *

So entledigte sich Bonaparte der Protection der äußersten Demokratie, als er fand, daß ihm daraus mehr Gefahren als Vortheile erwuchsen. Er trennte sich von dieser Partei, wie er sich von der Paoli's getrennt, und zwar aus gleichen Gründen. Aber der 9. Thermidor hatte die terroristische Demokratie nicht völlig vernichtet, sie behielt noch lange einen starken Einfluß, hegte noch immer die hartnäckigsten Hoffnungen und deshalb ließ er es erst viel später zum vollständigen Bruch mit ihr kommen. Mag man nun auch annehmen, daß Bonaparte's Verbindung mit dieser Partei zum großen Theil aus Berechnung hervorgegangen, so würde man doch irren, wollte man sie nicht zugleich als eine Folge seiner angebornen Vorliebe für Gewalt und Autorität beurtheilen. Alle Systeme der Dictatur sind verwandt, und da die seinige historisch die Tochter der des Wohlfahrtsausschusses war, so ist es ganz natürlich, daß er sich instinctiv zu den Männern hingezogen fühlte, deren Erbe er eines Tages werden sollte. So war Cromwell der eifrigste Gleichmacher, ehe er der absoluteste Herrscher wurde.

Indessen hatte die Schwierigkeit der Communication in den höhern Alpenregionen, welche die französische Armee von Vardinetto bis zum Col di Tenda und weiter einnahm — ein umfänglicher Bogen, von dem der Feind nur den Diameter zu behaupten hatte — bei dem Ausschusse den Wunsch wachgerufen, daß die Armee die Offensive wieder ergreifen möge. Dumerbion empfing Ordre, die Feindseligkeiten zu beginnen, und der Moment wurde noch beschleunigt durch die Annäherung eines starken österreichischen Corps, welches auf die Vormida zumarschirte. Gleichzeitig brachte man in Erfahrung, daß eine englische Division in Vado landen und Savona occupiren sollte, um dadurch die Republik Genua zum Aufgeben ihrer Neutralität zu zwingen. Noch einmal wendete sich Dumerbion an Bonaparte, dessen nur zum Theil ausgeführter Plan

* Dieser Brief ist vom 20. Thermidor des Jahres II. datirt und an den Bürger Tilly, Gesandten in Genua, gerichtet. Er fehlt in der Correspondance.

gleichsam den ersten Entwurf zu dem bildete, welchen er bald als commandirender General zur Ausführung bringen sollte. (20. Sept. 1794.) Die französische Armee debouchirte unweit der Vereinigung der Alpen mit den Apenninen aus der Ebene von Carcare in's Piemontesische. Von da marschirte sie mit großer Geschwindigkeit nach Cairo, wo sie sich der österreichischen Armee gegenübersah, welche sofort den Rückzug antrat. Bei Dego eingeholt, wurde dieselbe angegriffen und geschlagen. Aber anstatt den Sieg zu verfolgen und durch eine Campagne in Piemont — wo man nur geringen Widerstand gefunden haben würde — zu vervollständigen, zogen sich die Franzosen über Montenotte nach Savona und Vado zurück und unternahmen in diesem Jahre nichts Weiteres.

General Bonaparte sah mit leichtbegreiflichem Mißfallen die rückgängige Bewegung der Armee, in dem Moment, wo man die Operationen ausführen mußte, von denen er sich große Resultate versprach. Aber der kurze Feldzug blieb trotz der bittern Enttäuschung, die ihm der plötzliche Abbruch desselben bereitete, nicht so unfruchtbar für sein Genie, wie für seinen Ruhm, denn in der glorreichen Campagne von 1796 brach er genau an demselben Punkte in Piemont ein, und vielleicht würde er nicht so viele Wunder auf diesem Schauplatz verrichtet haben, wenn er nicht im Voraus so genau die Topographie seines Schlachtfeldes studirt hätte.

Nachdem die italienische Armee ihre Winterquartiere in der früheren Stellung bezogen, entschloß man sich, einen Theil derselben durch eine Expedition zur See zu beschäftigen. Diese Expedition wurde in Toulon größtentheils durch den General Bonaparte organisirt. Sie hatte zunächst den Zweck, den Engländern die Insel Korsika wieder abzunehmen und nachdem man hierauf verzichtet, beschloß man den Großherzog von Toscana für seine schüchterne Hinneigung zu den verbündeten Mächten zu züchtigen — eine Züchtigung, die er sich mehr durch seine Schwäche als durch seine Thaten zugezogen — dann in die römischen Staaten vorzudringen und die Ermordung Basseville's zu rächen. Nachdem sich indessen die französische Flotte, die durch den General Martin commandirt wurde, mit dem englischen Geschwader gemessen und sich von der Ueberlegenheit desselben überzeugt hatte, gab man die Expedition auf, von der sich nichts als Mißerfolge erwarten ließen. (Januar 1795.)

Kurz nach dem Fehlschlagen dieses Unternehmens wurde Bonaparte zu seiner großen Verwunderung zum General der Artillerie bei der Westarmee ernannt. Diese Versetzung knüpfte sich an eine allgemeine Maßregel mehr politischer als militairischer Art, durch welche viele andere Officiere der italienischen Armee betroffen wurden. Man betrachtete nämlich diese Armee als Herd des Jacobinerthums und hielt es für rathsam, die Elemente desselben so viel als möglich zu zerstreuen. Der Wohlfahrtsausschuß hatte diese Maßregel auf Grund eines Rapports von Dubois de Crancé gefaßt. Sie entriß Bonaparte einer Armee, in der er groß geworden war, in der er glänzende Dienste geleistet, in der er sich einen Namen gemacht hatte, um ihn zu einem Corps zu versetzen, das nur dazu verwendet wurde, die innern Unruhen zu unterdrücken — eine Aufgabe, die, selbst wenn sie in würdigster Weise erfüllt wird, einen beinah gehäffigen Anstrich hat. Sein Name war dort vielleicht kaum gekannt, und selbst wenn er sich durch glänzende Thate auszeichnete, konnte er nur einen zweideutigen Ruhm erwerben. Es bedurfte der patriotischen Selbstverleugnung eines Hoche, um einen solchen verlorenen Posten ohne Murren anzunehmen.

Dieser unerwartete Schlag erfüllte Bonaparte mit tödtlichem Mißmuth und er begab sich sofort nach Paris, um dagegen zu reclamiren. Ihn begleiteten seine Adjutanten Junot und Marmont, die ihm Beide, durch sein geistiges Uebergewicht beherrscht, leidenschaftlich zugethan waren und seinem Stern bereits unbedingt vertrauten. In Paris angekommen, erfuhr er, daß man ihn der Armee der Vendée zugetheilt hatte, aber nicht in der Eigenschaft eines Generals der Artillerie, sondern um dort eine einfache Infanterie-Brigade zu commandiren.

Während er unterwegs war, hatte der Deputirte Aubry, welcher an Carnot's Stelle das Departement des Krieges übernommen, den Rapport von Dubois de Crancé nochmals durchgesehen und diese neue Modification verfügt. Aubry, der, ehe er Deputirter des Convents wurde, Capitain der Artillerie gewesen und dieser Waffe länger gedient hatte, als Bonaparte, blickte, wie man behauptet, mit Neid und Mißfallen auf das schnelle Avancement vieler Officiere, die jünger waren, als er. Zu dieser Animosität, die mit der hohen Stellung Aubry's beim Gouvernement ebenso wenig verträglich scheint, wie mit der als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, gesellte sich noch ein anderes Motiv, das jedenfalls von größerem Einflusse auf sein Urtheil

war: die Antecedentien Bonaparte's und der Antagonismus ihrer politischen Ansichten. Aubry war Girondist, hatte den Protest gegen die Ereignisse des 31. Mai muthig unterzeichnet, war mit den Dreiundsiebzig eingekerkert worden und war jetzt einer der eifrigsten Führer der thermidoristischen Reaction.

Für denjenigen, der die erbitterten Leidenschaften dieser blutigen Epoche unsrer Geschichte kennt, bedarf der Haß Aubry's gegen Bonaparte keiner Erklärung durch Motive persönlicher Eifersucht. Die Parteien hatten so furchtbare Rache an einander genommen, daß die Maßregel, deren Opfer der junge General wurde, noch für einen Zug von Mäßigung seitens eines mächtigen Gegners gelten konnte. Bonaparte nahm, um ihn nachgiebig zu stimmen, seine einflußreichsten Freunde in Anspruch. Barras, Fréron und der Bischof Marboz verwendeten sich nach einander zu seinen Gunsten, aber vergeblich. Aubry wies ihren Vorstellungen gegenüber auf den rastlosen Ehrgeiz des Generals hin, auf sein vorzeitiges Avancement, das er nur der Gefälligkeit gegen die Tyrannei der Jacobiner verdankte, und Einen von denen, die ihn am meisten bestürmten, fragte er: „Wie kann man sich der Interessen eines Terroristen so lebhaft annehmen?" Bonaparte wollte seine Rechte nun in Person vertreten und machte dem Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses einen Besuch. Aubry hörte seine Vorstellungen an, beharrte aber bei seiner abschlägigen Antwort. „Sie sind noch zu jung zum commandirenden General der Artillerie einer Armee," sagte er, gleichsam als letztes Wort. „Man altert schnell auf dem Schlachtfelde und ich komme davon her," entgegnete Bonaparte. Diese Antwort, in welcher Aubry eine Kritik seiner eignen militairischen Laufbahn, die sehr friedlicher Art gewesen, erblicken konnte, war nicht geeignet, ihn von seinen Entschlüssen abzubringen; er blieb unbeugsam. Bonaparte war später kleinlich genug, sich daran zu erinnern, als ein Wort von ihm genügt hätte, um Aubry dem unverdienten Schicksal zu entreißen, das er in Cayenne erlitt — und beraubte sich dadurch der Gelegenheit zu einer Rache, wie sie einer großen Seele allein würdig ist. (Juni 1795.)

Bonaparte, der sich nicht entschließen konnte, in der Linie zu dienen, blieb in Folge dieser Niederlage einige Zeit unbeschäftigt und unentschlossen in Paris. Man hat bei dieser Gelegenheit nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß die Empfindlichkeit des Corpsgeistes,

die damals unter den Artillerie-Officieren herrschte und die aus dem großen Werthe hervorging, welchen die allgemeine Unwissenheit ihren Diensten verlieh, ihm die Folgen seiner Ungnade in zu grellem Lichte erscheinen ließ. Denn wenn es auch wahr ist, daß in den subalternen Graden das Commando der Artillerie von viel größerer Wichtigkeit ist, als das der übrigen Truppengattungen, so verschwindet doch dieser Unterschied in den höhern Graden, ja der Vortheil neigt sich hier sogar den andern Waffen zu. Der Infanterie-General spielt in der Schlacht oft eine viel entscheidendere und hervorragendere Rolle, als der General der Artillerie. Wie unbestritten wahr das ist, geht daraus hervor, daß Bonaparte in den beiden ersten italienischen Feldzügen, die er allein leitete und die nur nach seinen Plänen ausgeführt wurden, als Chef der Artillerie viel weniger in den Vordergrund trat, als mancher andere General, Massena zum Beispiel, dessen Name in allen Bulletins in erster Linie figurirte. Dessenungeachtet kann man nicht behaupten, daß er sich in diesem Falle ganz und gar von militairischen Vorurtheilen habe blenden lassen, denn er verlor ein unabhängiges Commando, um dafür die Stelle eines Brigadegenerals einzutauschen, einen gewissermaßen subalternen Posten, und, wie er an den Kriegszahlmeister Sucy schrieb, gab es gewiß viele Officiere, die eine Brigade besser führten, als er, aber wenige, welche die Artillerie mit gleichem Erfolg commandirt hatten. (17. August 1795.)

Wie dem aber auch sei, Entmuthigung und Widerwille, Stimmungen, die bei ihm nicht lange anzuhalten pflegten, hatten sich für den Augenblick seiner bemächtigt, und er schützte Gesundheitsrücksichten vor, um sich nicht auf den ihm bestimmten Posten zu begeben. Nicht im Moment, aber etwas später wurde er wegen dieser Weigerung, seinen Posten einzunehmen, aus der Liste der Armee gestrichen. Daß er, wie das Memorial erzählt, seine Demission eingereicht, ist völlig unrichtig. Die Briefe Bonaparte's an seinen Bruder Joseph erwähnen nur seine Absicht, einen Urlaub von zwei oder drei Monaten zu nehmen, und er sagt mehre Male ausdrücklich, daß er noch immer als General bei der Westarmee stehe, aber durch Krankheit in Paris zurückgehalten werde. (25. Juli 1795.)

Gewiß ist indessen, daß seine Stellung, die mehr der eines zur Disposition gestellten als eines beurlaubten Generals glich, in dieser Zeit eine sehr precaire war. Frankreich seufzte unter einer finanziellen,

durch die wachſende Entwerthung der Aſſignaten hervorgerufenen Kriſis und in Paris herrſchte die Hungersnoth mit allen ſie begleitenden Plagen. Der künftige Beherrſcher des Continents befand ſich mehr als einmal in der Lage, ſich nach Hülfsmitteln umzuſehen und ſeine Freunde Junot und Bourienne in Anſpruch zu nehmen. Es mangelte den Wohlhabendſten wie den Aermſten an Brod; der Louisd'or galt 750 Francs und eines Tages ſah ſich Bonaparte in die Nothwendigkeit verſetzt, ſeine Bücher zu verkaufen, um zu leben. Aber dieſe Verlegenheit war nur eine zufällige und vorübergehende. Sein Bruder Joſeph, der eine reiche Heirath gemacht hatte und ihn herzlich liebte, würde ihn nicht in die drückende Lage haben kommen laſſen, von der man erzählt.

Seine Phantaſie, die der Wechſel des Glücks einen Augenblick niedergedrückt hatte, war bald wieder thätiger, beweglicher, feuriger denn je. Jeden Tag machte er einen neuen Plan, in dem ſich ſeine Neigung zum Wunderbaren und Gigantiſchen ſpiegelte. Als ihn unvermeidliche Täuſchungen abgekühlt hatten, dachte er einen Moment an nichts, als an ländliche Zurückgezogenheit, an ein bürgerlich ruhiges Leben. Er beſchäftigte ſich damit, die Capitalien ſeines Bruders Joſeph ſicher anzulegen und für ſeine jüngeren Brüder eine vortheilhafte Carrière zu wählen. Beſonders ſtudirte er mit Aufmerkſamkeit die Geſellſchaft, in der er ſich ſelbſt ſeinen Platz ſchaffen wollte, die Geſellſchaft von Paris, die nach langem Drucke wieder aufathmete, trunken vor Lebensluſt, in Vergnügen, Luxus und Genüſſen ſchwelgend — und er entwarf von ihr Bilder, die nicht frei von Begehrlichkeit waren, denn obgleich der Ehrgeiz ihn beherrſchte, empfand er noch als junger Mann.

„Die Equipagen, die Elegants erſcheinen wieder, oder vielmehr ſie erinnern ſich nur wie eines kurzen Traumes, daß ſie einmal aufgehört hatten, zu glänzen ... Alles drängt ſich hier zuſammen, um Zerſtreuungen zu bieten und das Leben angenehm zu machen. Man entſchlägt ſich aller Reflexionen; und wie ſollte man es auch anfangen, bei dieſem Aufwand von Geiſt, in dieſem brauſenden Strudel Schwarzſeherei zu treiben? Die Frauen ſind überall, in den Theatern, auf den Promenaden, in den Bibliotheken. Im Studirzimmer des Gelehrten ſelbſt findet man hübſche Geſichter. Paris iſt der einzige Ort der Erde, wo die Frauen verdienen, das Steuerruder zu führen. Die

Männer sind aber auch völlig in sie vernarrt, denken nur an sie, leben nur für sie und durch sie. Eine Frau braucht nur sechs Monate in Paris zu leben, um zu wissen, was ihr zukommt und wie weit sich ihre Macht erstreckt." (Napoleon an Joseph, 12. Juli 1795.)

Um diese Zeit war es, als Bonaparte den Plan faßte, sich vom Wohlfahrtsausschusse eine Mission nach der Türkei geben zu lassen, um die militairischen Kräfte des Landes kennen zu lernen, die Vertheidigungswerke seiner bedeutendsten Festungen zu verbessern oder neue zu erbauen und seine Artillerie zu reorganisiren. Das Motiv, welches er zur Begründung dieses Verlangens anführte, war die Eventualität eines bevorstehenden Krieges dieses natürlichen Verbündeten Frankreichs mit Rußland oder Oesterreich. Die eigentliche Anziehungskraft aber, die das Project für Bonaparte hatte, lag schon damals in der unbegrenzten Perspective, die es seinem Ehrgeiz bot. Er hegte bereits zu jener Zeit über diese Länder und ihre kommenden Revolutionen die großartigen, chimärischen Ansichten, die er später weitläufiger entwickelte, als er seine Mitbürger um jeden Preis zu blenden wünschte und ihnen den goldenen Sand des Orients in die Augen streute.

Aber noch hatte er dieses Project der Genehmigung des Ausschusses nicht vorgelegt, als Doulcet und Pontecoulant, die Nachfolger Aubry's in der Leitung der militairischen Operationen, sich — in Folge der ernsten Unfälle, welche die italienische Armee erlitten — an Bonaparte wendeten, um ihn zum Eintritt in das topographische Comité zu vermögen, in welchem die Feldzugspläne für die Armee ausgearbeitet wurden. Als der General darum bat, mit den Officieren, die er selbst zu seinen Begleitern gewählt, abreisen zu dürfen, weigerte sich das Comité — auf Anregung seines Mitgliedes Jean Debry — in den verbindlichsten Ausdrücken, diese Erlaubniß zu geben, indem es auf den Nutzen hinwies, welchen die Republik aus seinen Diensten zog. Es war ein ähnlicher Glücksfall, welcher Cromwell im Moment, als er sich nach Amerika einschiffen wollte, gegen seinen Willen in England zurückhielt.

Während seiner vorübergehenden Beschäftigung im topographischen Bureau entwarf Bonaparte für Kellermann, der die italienische Armee commandirte, und etwas später für dessen Nachfolger Scherer eine Reihe von Instructionen, die man nicht ohne Bewunderung lesen kann. Man findet darin von Punkt zu Punkt, sowohl auf Gründe der Po-

litik wie der Strategie gestützt, die Hauptcombinationen, welche den ersten italienischen Feldzug zur glänzendsten Schöpfung seines Genius und zu einem Meisterwerk der Kriegskunst machen. Er giebt selbst die genauesten Anweisungen über die zur Ausführung der einzelnen Theile nöthige Zeit und bezeichnet genau den Punkt, wo der erste Schlag geführt werden muß, um die piemontesische und österreichische Armee zu trennen. Mit einer untrüglichen Schärfe des Geistes sah er voraus, daß die beiden Armeen, nachdem sie einmal geschlagen, leicht dahin zu bringen sein würden, sich in Folge der Verschiedenheit ihrer Interessen zu trennen, indem die eine Piemont, die andere die Lombardei zu decken hatte. Diese Trennung machte es dann möglich, jede einzelne zu vernichten und Piemont zum Frieden zu zwingen, diesen Staat aber, indem man ihn in der Lombardei für Nizza und Savoyen entschädigte, zum Alliirten zu machen, statt zu einem heimlichen Feinde, wie im Jahre 1796 geschah. Wenn das Kaiserreich in Folge dieses Feldzuges nicht den Frieden verlangte, so drang man durch Tyrol in die Erbstaaten ein und reichte hier der Rheinarmee die Hand. Dies ist der Plan, in dem man allerdings bereits den Gedanken an die Verletzung der Neutralität Venetiens findet, indem die Etsch als Operationslinie bezeichnet wird, der aber vor dem später ausgeführten den unschätzbaren Vorzug hat, daß sich weder Eroberungsgelüste, die sich unter dem Vorwand der Befreiung der Völker verstecken, darin zeigen, noch die Absicht eines im Interesse des persönlichen Ehrgeizes abwechselnd aufgenommenen und abgebrochenen Krieges, noch die Vorbedingungen der Schmach von Campo-Formio.

Es ist unnöthig, zu bemerken, daß diese Schöpfung des Genius auch nur von ihm selbst mit Erfolg zur Ausführung gebracht werden konnte. Auf die Operationen Kellermanns und Scherers waren Bonaparte's Pläne, obgleich durch die Autorität des neuen Kriegsausschusses gestützt, von keinerlei Einfluß. Kellermann antwortete, man solle den Urheber ins Irrenhaus stecken.* Scherer entgegnete: „Derjenige, welcher diese Pläne entworfen, solle auch kommen, um sie auszuführen." An dem geringen Gewicht, das man auf diese Projecte legte, ließ sich leicht erkennen, daß sie nicht mehr die gefürchtete Signatur des Wohl-

* Memoires extraits des papiers et de la correspondance de Pontécoulant.

dam virtute, quemadmodum sub equestri freni factiva, et quaecumque aliae equestrium instrumentorum sunt. Haec autem et omnis bellica operatio sub militari. Secundum eumdem itaque modum, aliae sub alteris. In omnibus itaque architectonicarum fines sunt desiderabiliores his, quae sunt sub ipsis: horum enim gratia et illas prosequuntur. Differt autem nihil operationes ipsas esse fines actuum, aut praeter has aliud quoddam, quemadmodum in dictis doctrinis. Si utique est aliquis finis operabilium quem propter se ipsum volumus, alia vero propter illum, et non omnia propter alterum desideramus, procederetur in infinitum. Sicque esset vanum et inane desiderium; manifestum quoniam hic utique erit bonus et optimus. Igitur et ad vitam cognitio ejus magnum habet incrementum: et quemadmodum sagittatores signum habentes; magis utique adipiscemur quod oportet. Si autem sic, tentandum est figuraliter accipere illud, quid quidem est, et cujus disciplinarum aut virtutum. Videbitur autem utique principalissime et maxime Architectonicae esse. Talis utique et civilis apparet. Quas enim esse debitum est disciplinarum et civitatibus, et quales unumquemque addiscere, et usquequo haec praeordinat. Videmus autem et pretiosissimas virtutum sub hac existentes, ut puta, militarem, iconomicam, rhetoricam. Utente vero hac reliquis practicis disciplinis. Amplius autem legem proponente quid oportet operari et a quibus abstinere. Hic finis complectitur utique eos qui aliarum. Quapropter hic utique erit humanum bonum. Si enim et idem est bonum uni et civitati, majusque et perfectius, quod civitati videtur, et suscipere et salvare. Amabile quidem et uni soli; melius vero et divinius, genti et civitatibus. Methodus quidem igitur haec appetit, civilis quaedam existens.

Cap. II. Dicetur autem sufficienter. . . . . .

fahrtsausschusses trugen. Die Armeen fingen an, sich selbst vom Joche zu befreien, ehe sie es Andern auferlegten. Uebrigens war das Verfahren, von Paris, aus so weiter Entfernung vom Kriegsschauplatze, völlig fertige Feldzugspläne einzusenden, ein sehr gefährliches — und der Mann, welcher diese Pläne damals mit einer so wenig anerkannten Meisterschaft entwarf, war der Erste, der sich davon loomachte, als er in die Lage kam, Instructionen dieser Art befolgen zu sollen. Die Beschäftigung im topographischen Bureau, so zusagend sie auch seinen geistigen Fähigkeiten sein mochte, die den militairischen Operationen eine mathematische Genauigkeit verliehen, gewährte Bonaparte indessen eine zu geringe Befriedigung und ließ ihn zu sehr im Dunkeln, als daß er sich damit hätte begnügen können. Es war nicht nach seinem Geschmack, Andern die Ehre für seine Pläne zukommen zu lassen. Außerdem wurde er von einem fast fieberhaften, sowohl in seinem Temperamente wie in seinem Geiste begründeten Thatendurst verzehrt. Er hatte auf seine orientalischen Projecte keineswegs verzichtet, aber die frühere Ungeduld hatte sich, gegenüber den drohenden Eventualitäten, die sich auf dem politischen Schauplatze ankündigten, gemäßigt. Warum sollte die Krisis, die Jeder als unvermeidlich empfand, ihm nicht in Paris selbst die Gelegenheit bieten, die er in so weiter Ferne suchen wollte? Inmitten aller seiner Experimente hatte er ein unzerstörbares Vertrauen auf sich selbst und seine Zukunft bewahrt. Dazu kam der Fatalismus, der allen großen Abenteurern eigen ist, und so von Tag zu Tag voll Erwartung den kommenden Ereignissen entgegensehend, war er vom Leben losgelöst genug, um Alles zu wagen, wenn der Moment ihm Glück verheißend erschien.

„Ich bin — schrieb er an seinen Bruder Joseph — fortwährend in der Stimmung, in welcher man sich am Vorabend einer Schlacht befindet, d. h. erfüllt von dem Gefühle, daß es Thorheit wäre, sich zu sorgen, wenn der Tod, der Alles endet, vielleicht in nächster Nähe ist. Immer mehr fühle ich mich getrieben, dem Schicksal Trotz zu bieten, und wenn das so fortgeht, mein Freund, so werde ich bald nicht mehr zur Seite treten, um einem Wagen auszuweichen." (12. August 1795.)

Bonaparte war, weil er sich das Mißfallen Letourneurs, des Nachfolgers Pontecoulants, zugezogen, seit acht Tagen aus der Liste

der activen Officiere gestrichen,* als der 13. Vendémiaire (5. October 1795) ihm die Gelegenheit gab, die er erwartete, eine Gelegenheit, schöner und entscheidender als die bei der Belagerung von Toulon und so glänzend, wie sie Fortuna nur ihren auserwählten Günstlingen bietet. Die Glücksgöttin schien sein vorübergehendes Mißgeschick nur zugegeben zu haben, um ihn um so glänzender und plötzlicher wieder zu erheben.

Der Convent beschloß seine lange und stürmische Laufbahn, indem er Frankreich die Constitution des Jahres III. gab. In den letzten Tagen hatte er sich selbst durch die Festigkeit Ehre gemacht, die er gegen die Tyrannei einer Masse entwickelt, welche schwerer niederzuhalten war, als die der Besiegten vom 9. Thermidor. Nachdem der Convent den Saal der Jacobiner geschlossen, die Vorstädte entwaffnet, die Constitution von 93, das Werk der Wuth und des Wahnsinns, außer Kraft gesetzt, das Volk — auf die Gefahr hin, sich selbst des besten Stützpunktes zu berauben — gebändigt; nachdem er die eignen Mitglieder ohne Barmherzigkeit zu Boden geschlagen, gleichsam um sich selbst dafür zu bestrafen, ihr Mitschuldiger und ihr Werkzeug gewesen zu sein: nach alledem hatte diese Versammlung, die groß war, trotz ihrer Fehler, und sich mit eignen Händen verstümmelte, ihre Nachfolgerin vor den schmerzvollen Experimenten schützen wollen, die sie selbst durchgemacht. Sie hatte die Früchte ihrer langen Erfahrung und späten Weisheit in Institutionen niedergelegt, die trotz ihrer Mangelhaftigkeit die liberalsten waren, die Frankreich je besessen. Aber im Moment, wo der Convent sein Werk sich selbst überließ, wo er sich der extremen Demokratie gegenüber rettungslos compromittirt sah und die Republik dem guten Willen einer Generation überantworten mußte, die der Revolution im Grunde nicht feindlich, ihren Leidenschaften aber fremd war, ihre Ausschreitungen haßte, ungeduldig den Zeitpunkt erwartete, wo die Reihe des Handelns an sie kam, und im Convent nur ein Hemmniß für ihre eigne Thronbesteigung erblickte — in diesem Moment fehlte es der Versammlung an Vertrauen auf die Zukunft.

Aus diesem Mißtrauen des Convents gegen das Land entsprang der Hauptfehler der Constitution des Jahres III., d. h. der beinahe

* Seine Entlassung datirt vom 25. Septbr. 1795. Bourienne hat sich in seinen Aufzeichnungen in Bezug auf das Datum geirrt.

unvermeidliche Widerſtreit, welchen ſie zwiſchen der geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt ſchuf, indem ſie der zweiten erlaubte, ſich der Controle der erſten zu entziehen, und kein Mittelglied zwiſchen beiden beſtehen ließ, das ihnen die Alternative eines unheilbaren Bruches oder einer gänzlichen Unterwerfung erſparte. Die Furcht des Convents, ſein Werk in feindliche oder ungeübte Hände fallen zu ſehen, veranlaßte ihn aber, noch einen zweiten Fehler zu begehen, deſſen Folgen ſich noch unmittelbarer bemerklich machten. Unter dem Einfluß ſeiner conſervativen Tendenzen, die ihn vielleicht nur um ſo mißtrauiſcher machten, je neuer ſie ihm waren, erinnerte ſich der Convent mit Schrecken des Schickſals, das die Conſtitution von 91 erfahren, weil ſie von ihren eignen Urhebern nicht geſchützt wurde. Von übertriebener Gewiſſenhaftigkeit und falſch verſtandener Uneigennützigkeit irre geleitet, hatte ſich die conſtituirende Verſammlung ſelbſt von der Legislatur, die ihr folgen ſollte, ausgeſchloſſen. Der Convent verfiel in den entgegengeſetzten Fehler, indem er ſich den Wählern aufdrang. Das Decret des 5. Fructidor beſtimmte, daß zwei Drittheile des Convents Mitglieder des geſetzgebenden Körpers werden ſollten, deſſen Zuſammentritt eben bevorſtand, und das Decret vom 13. Fructidor fügte hinzu, daß die Wähler nur die übrigen Mitglieder zu ernennen hatten. Dieſe für die Nation beleidigenden Beſchlüſſe brachten gerade unter den Männern, welche geneigt waren, die neuen Inſtitutionen ehrlich anzunehmen, eine tiefe Verſtimmung hervor; ſie ſahen darin nicht ohne Grund eine Uſurpation ihrer eignen Rechte. Trotz aller ihrer Beſchwerden ging man indeſſen auf dem eingeſchlagenen Wege weiter und legte die Conſtitution des Jahres III., ſowie die beiden Beſchlüſſe den Urverſammlungen zur Beſtätigung vor — eine Beſtätigung, die man der Furcht abzunöthigen gedachte; denn jede Nation, der ihre Führer die Wahl zwiſchen dem Bekannten und Unbekannten laſſen, wird ſich unfehlbar für das Bekannte — ſei dieſes, was es wolle — als für das einzige Rettungsmittel entſcheiden.

Dennoch wagte Paris, indem es die Verfaſſung annahm, die beiden Decrete zurückzuweiſen, die Provinzen hingegen, die einer, wie es ſchien, feſtſtehenden Gewohnheit folgten, votirten mit großer Majorität Alles, was man von ihnen verlangte. Dieſes Votum brachte die Feinde des Convents, die ſich ihres Erfolges ſicher geglaubt, einen Moment außer Faſſung. Sie beſtritten die Gültigkeit deſſelben, ohne

daß es ihnen indeſſen gelang, die Wahrheit ihrer Angaben nachzuweiſen. Bald gingen ſie von Klagen zu Drohungen über. Die Tribünen der achtundvierzig Sectionen von Paris erdröhnten unter den heftigſten Angriffen, und als ihr Aufruf an die öffentliche Meinung nicht das erwartete Reſultat hatte, entſchloſſen ſie ſich, an die Waffen zu appelliren.

Die Partei, mit welcher der Convent auf dieſe Weiſe brach, war dieſelbe, die ihm im Kampfe gegen die extreme Demokratie zur Seite geſtanden hatte. Es war der wohlhabendſte und aufgeklärteſte Theil der Bevölkerung von Paris, es war die Nationalgarde und faſt die geſammte Wählerſchaft der Hauptſtadt; es war endlich jene glänzende Bourgeoiſie, jener berühmte dritte Stand, der, nachdem er Frankreich ſo viele bedeutende Männer geſchenkt, nachdem er die Ereigniſſe des Jahres 89 hervorgerufen, von der Bevölkerung der Vorſtädte ſo lange mit Füßen getreten worden war. Im Moment, da er die Erinnerung an ſo viele Demüthigungen zu verwiſchen ſuchte, indem er ſich des ihm gebührenden Einfluſſes wieder bemächtigte, ſah er ſich plötzlich durch eine Maßregel des Mißtrauens auf ſeinem Wege aufgehalten und ſo zu ſagen aus ſeiner legitimſten Errungenſchaft verdrängt. In der Hitze des Widerſtandes übertrieb man die Conſequenzen der Decrete des Fructidor und machte ſich eine noch übertriebenere Vorſtellung von der eignen Stärke. Dank dieſer mächtigen Bundesgenoſſenſchaft ſtieg die Gährung in Paris ſehr ſchnell. Royaliſtiſche Emiſſaire, kühn gemacht durch die Aufnahme, welche ihre Vorſchläge bei Pichegru gefunden, hatten die Bevölkerung geſchickt aufgeregt, und am 11. Vendemiaire zählten die Wähler der verſchiedenen Sectionen, die ſich im Odeon verſammelt hatten, ihre Anhänger und verſuchten ihre Kräfte. Am 12ten erklärte ſich die Section Le Peletier, die im Mittelpunkt von Paris lag und durch die Zahl und Kühnheit ihrer Mitglieder die bekannteſte war, in Inſurrection.

Der Convent, der ſich durch ſolche Vorgänge, die ihm durchaus nichts Neues waren, wenig beunruhigt fühlte, hatte ſich bei der erſten Nachricht von der Revolte in Permanenz erklärt. Er hatte die kleine Anzahl von Truppen, die ſich in Paris befand, concentrirt und den zwei- bis dreitauſend Patrioten, die man wenige Monate vorher entwaffnet, die Waffen wiedergegeben. Da ſich die Anmaßung des Feindes bei der geringen numeriſchen Stärke der Vertheidiger nur erhöhte, erhielt

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR,A.
3-598-52008-6
FN. 11401/036

der General Menou Befehl, die Section Le Peletier mit Gewalt zu entwaffnen. Menou, ein guter Officier, aber schwacher Mensch, der nur mit Widerstreben an's Werk ging und den es in Verlegenheit setzte, Männern, die im Kampfe gegen die Vorstädte seine Verbündeten gewesen, als Feind gegenüberzutreten, stellte seine Truppen in einem engen Raum auf, der ihnen jede Bewegung unmöglich machte. Dann begab er sich in Begleitung eines Repräsentanten in das Kloster der Filles Saint-Thomas, ein Gebäude, das auf dem Platze stand, auf welchem sich jetzt die Börse erhebt, und in dem sich der Saal der Section befand. Verwirrt, eingeschüchtert durch die Vorwürfe, die ihm aus der Mitte der aufgeregten Menge Schlag auf Schlag entgegengeschleudert wurden, unterhandelte er, statt zu befehlen. Das Resultat dieser Unterhandlung, das um so ermuthigender für die Emeute war, je weniger es der Würde des Convents entsprach, war eine Art von Capitulation, nach welcher man übereinkam, daß die Truppen sich zurückziehen und die Sectionaire den Sitzungssaal räumen sollten — Bedingungen, die, wie sich voraussehen ließ, nur von den Truppen des Convents erfüllt wurden. Die Section beeilte sich, ihren Sieg in ganz Paris zu verkünden. Die Gefahr wurde immer dringender. Es war 8½ Uhr Abends.

Bonaparte befand sich an diesem Abend im Theater Feydeau. Von dem was geschah benachrichtigt, eilte er herbei, wohnte der eigenthümlichen Scene bei, und begab sich dann in die Conventssitzung, um die Folgen zu beobachten. Man hatte eben den Befehl gegeben, Menou zu verhaften, und behandelte die Frage, welchem General man das Commando anvertrauen könnte. Die Nähe der Gefahr gab dieser Wahl eine besondere Wichtigkeit und die kleine Zahl der in Paris anwesenden Officiere machte sie zu einer sehr schwierigen. Bonaparte, der unter der Menge verborgen stand, hörte — wie er in seinen Memoires versichert — daß man ihn in Vorschlag brachte, und „ging beinah eine halbe Stunde mit sich zu Rathe," wie er sich in der Sache verhalten solle. Gewisser ist, daß der Name, auf den sich die meisten Stimmen vereinigten, der von Barras war, welcher damals, dank der Erinnerung an sein energisches Auftreten vom 9. Thermidor, die Situation gewissermaßen beherrschte. Barras ließ sich Bonaparte beiordnen. Von Letzterem selbst giebt es über dieses entscheidende Ereigniß in seinem Leben nicht mehr als drei verschiedene Versionen und in allen

dreien vermeidet er mit bemerkenswerther Sorgfalt, die Empfehlung durch Barras zu erwähnen, obgleich von dieser Alles abgehangen hatte. Die Version, die uns durch Las Cases aufbewahrt und von der Hand Bonaparte's corrigirt ist, weicht in einigen ziemlich wichtigen Varianten von der ab, die durch Montholon niedergeschrieben wurde. Man findet darin die Gedanken verzeichnet, welche ihn, seiner Angabe nach, eine halbe Stunde zögern ließen, die Sache des Convents in die Hand zu nehmen:

„War es klug, Partei zu ergreifen? Selbst der Sieg mußte etwas Gehässiges haben, während eine Niederlage den Fluch künftiger Geschlechter nach sich zog. Warum sich zum Sündenbock für so viele Verbrechen hergeben, an denen man keinen Theil hatte? Warum sich freiwillig der Gefahr aussetzen, vielleicht binnen wenigen Stunden die Zahl der Namen zu vermehren, die nur mit Abscheu ausgesprochen werden?

„Was aber wird auf der andern Seite aus den großen Wahrheiten unsrer Revolution, wenn der Convent unterliegt? Unsre zahlreichen, mit Blut bezahlten Siege sind dann nichts, als schimpfliche Handlungen. Der Fremde, den wir so oft bezwungen haben, siegt und erdrückt uns unter seiner Verachtung. Ein unfähiges Geschlecht mit seiner insolenten, entarteten Umgebung zieht im Triumph wieder ein, fordert uns für unsre Verbrechen zur Rechenschaft, übt Rache und regiert uns, wie Heloten, durch die Hand der Fremden. Die Niederlage des Convents würde die Stirn des Auslandes krönen und die Schande und Knechtschaft Frankreichs besiegeln.

„Diese Betrachtungen, ein Alter von fünfundzwanzig Jahren, das Vertrauen auf seine Kraft und sein Glück bestimmten ihn endlich."

Das Einzige, was für die Geschichte aus diesen, jedenfalls erst nachträglich entstandenen rhetorischen Ausführungen mit ziemlicher Sicherheit hervorgeht, ist, daß Bonaparte sich durch seine persönlichen Sympathien nicht mächtiger nach der einen als nach der andern Seite hingezogen fühlte und daß er mehr der Berechnung als einem Princip folgte. Wenn er Scrupel empfand, so gingen diese weniger aus der Sache selbst hervor, als aus der Ungewißheit des Erfolgs, und es gelang ihm schnell, sie zu besiegen. Sobald er seinen Entschluß gefaßt, stellte er sich den Ausschüssen vor und erhielt auf die Empfehlung von Barras sein Commando. Barras hatte Bonaparte bei

der Belagerung von Toulon kennen gelernt und, wie er in seinen ungedruckten Memoiren sagt, eine warme Zuneigung zu ihm gefaßt, weil er ihn Marat, den er sehr lieb gehabt, ähnlich fand. Die Rollen waren so vertheilt, daß Barras den Oberbefehl führte und Bonaparte, sein Unterbefehlshaber, die militairischen Operationen leitete.

Die Armee des Convents bestand — die Patrioten, denen man ihre Waffen zurückgegeben, mit eingerechnet — aus etwa achttausend Mann; aber sie war gut disciplinirt, voll Zuversicht und Vertrauen und besaß vierzig Geschütze, die man aus dem Lager des Sablons kommen ließ und die gegen einen Feind, der weniger auf seine Strategie als auf seine Zahl rechnete, von unschätzbarem Nutzen waren. Bonaparte benutzte die Nacht, um seine Dispositionen zu treffen. Er verwandelte den Louvre und die Tuilerien in eine Art verschanztes Lager, dessen Zugänge mit Kanonen besetzt waren. Die Communication war so eingerichtet, daß er alle seine Streitkräfte auf einmal nach dem bedrohtesten Punkte werfen konnte. Noch im letzten Moment bewaffnete er, für den Fall der höchsten Gefahr, die Mitglieder des Convents und sorgte zugleich auf das Angelegentlichste dafür, der kleinen Armee den Rückzug nach Saint-Cloud offen zu halten. Nachdem das geschehen, wartete er der Dinge, die da kommen sollten, und ertheilte seinen Truppen den Befehl, nicht eher zu feuern, als nachdem man sie angegriffen.

Als am andern Morgen, dem 13. Vendemiaire, die Armee der Sectionen aus allen benachbarten Straßen debouchirte, um die Tuilerien zu nehmen, stieß sie überall auf die Posten des Convents und fand alle Zugänge besetzt. Gewehr im Arm stellte sie sich Angesichts der Truppen des Convents auf. Die Armee bestand aus etwa 40,000 Nationalgardisten, muthigen, aber unerfahrenen Soldaten, denen es besonders an einem festen Verband fehlte. Sie hatten auf gut Glück zwei Anführer gewählt: den General Danican, einen ziemlich unfähigen, verabschiedeten Officier, und einen zurückgekehrten Emigranten, Namens Lafond, einen jungen Mann von glänzender Tapferkeit. Die beiden Armeen brachten einen großen Theil des Tages nur funfzehn Schritte von einander in drohender Haltung, aber unbeweglich zu, als könnten sie sich nicht entschließen, nach so viel blutigem Zwiespalt das Vaterland auf's Neue zu zerfleischen. Einen Moment hoffte man, die der Freiheit so verderbliche abermalige Gewaltthat würde sich ver-

meiden lassen, aber alle Versöhnungsversuche scheiterten an der blinden Feindseligkeit der Parteien. Um vier ein halb Uhr Nachmittags gab Danican das Signal und Bonaparte bestieg sein Pferd. Der Kampf begann auf mehreren Punkten zugleich. Er war weder von langer Dauer noch wurde er mit der Erbitterung geführt, deren Zeuge die Mauern von Paris seitdem so oft gewesen. Die öffentlichen Plätze hatten noch nicht zum Schlachtfeld gedient und die Führung des Straßenkampfes war noch keine Wissenschaft geworden. Der Ausgang des Kampfes blieb keinen Augenblick zweifelhaft. Lafond, der den Angriff von der Seite der Quais leitete, warf seine Colonne von der Rue Dauphine über den Quai Voltaire auf den Pont Royal, aber, gleichzeitig in der Fronte und Flanke durch einen Hagel von Kartätschen niedergeschmettert, wichen seine Leute zurück und zerstreuten sich. Dreimal sammelte Lafond die Seinigen unter dem Feuer, das sie decimirte, aber es gelang ihm nicht, die Brücke zu nehmen. Auch an der Kirche Saint-Roch war der Widerstand nicht hartnäckiger. Einige Kartätschenladungen genügten, um alle anstoßenden Straßen zu säubern. Die Sectionaire, die den ersten Angriff mit großer Heftigkeit ausgeführt, schienen nicht erwartet zu haben, daß man sie mit Kanonenschüssen empfangen könnte. Sie hielten der Artillerie, die sie nach und nach aus allen Stellungen verdrängte, nirgend Stand. Um sechs Uhr war Alles zu Ende, der Convent hatte auf allen Punkten gesiegt. Er fürchtete fast einen zu vollständigen Triumph, denn er hatte Feinde von mehr als einer Art, und indem er die Einen vernichtete, gab er sich in die Gewalt der Andern. Er zeigte den Besiegten daher eine ebenso kluge als großmüthige Nachsicht und begnügte sich damit, sie zu unterwerfen und ihre Bataillone zu entwaffnen. Nur Lafond konnte in seiner Eigenschaft als Emigrant, die er um keinen Preis verleugnen wollte, nicht gerettet werden. Der Convent erklärte, daß seine Vertheidiger sich um das Vaterland verdient gemacht hätten; er bestätigte Barras und Bonaparte in ihren Commandos, und da Ersterer sofort seine Demission einreichte, befand sich Bonaparte allein im Besitz des Titels eines General de l'intérieur.

Dieser für den jungen General so günstige, seinem Glücke so förderliche Tag war für Frankreich ein unheilvoller gewesen. Er vergrößerte und verschärfte den Widerstreit, den der Convent durch seine unglücklichen Decrete zwischen der öffentlichen Meinung und der

Regierung geschaffen hatte. Anstatt beruhigend auf den hervorragenden, die öffentliche Meinung repräsentirenden Theil der Nation zu wirken, den die Decrete des Convents mißtrauisch gemacht, indem sie ihn der berechtigten Hoffnung beraubt, in constitutioneller Weise auf die Regierung des Landes Einfluß zu gewinnen, hatte er ihn verletzt und auf immer zurückgestoßen. Es war vorauszusehen, daß von nun an alle Wahlen im oppositionellen Sinne und gegen den Geist des Convents ausfallen mußten und daß dieser aus dem gesetzgebenden Körper vertriebene Geist sich zu der Executivgewalt flüchten würde, um sie zu seiner Peste zu machen. Und so geschah es in der That. Jener dritte Theil der Deputirten, die als Ergänzung der bleibenden Conventsmitglieder gewählt wurden, ging aus dem Schooße der feindlich gesinnten Parteien hervor, und der Convent, der sich in den Räthen * noch immer in der Majorität befand, antwortete auf diese Manifestation der Volkswünsche, indem er fünf Männer, die für den Tod des Königs gestimmt hatten: Barras, Carnot, Rewbell, Letourneur und Lareveillère-Lépaux in das Directorium berief. Da sich nun der gesetzgebende Körper alljährlich um ein Drittel, das Directorium aber nur um ein Fünftel erneuerte, lag es auf der Hand, daß sich in einem gegebenen Augenblicke die aus Königsmördern zusammengesetzte Regierung im offnen Kriege gegen die aus Gemäßigten bestehenden Räthe befinden mußte. Da nun aber keiner der beiden Körper ein gesetzliches Zwangsmittel gegen den andern in den Händen hatte, so folgte daraus, daß die Gewalt der einzige Richter zwischen ihnen blieb. Unglücklicherweise hatte der 13. Vendémiaire den Beweis geliefert, von welchem Gewicht der Degen eines Soldaten zu sein vermochte, und so gewöhnte dieser Unglückstag die Regierung daran, auf die Armee zu zählen, und die Armee, sich der Regierung zu bedienen — mit einem Wort, er bereitete der Militairherrschaft die Wege.

Bonaparte benutzte die Monate, welche zwischen dem 13. Vendémiaire und seiner Ernennung als Oberbefehlshaber der italienischen Armee verflossen, um den Sieg zu befestigen, indem er die Flammen des Aufruhrs und der Unordnung vollends vernichtete, die Pariser Nationalgarde reorganisirte und die Garde des Directoriums und des

* Unter diesen Räthen sind der Rath der Fünfhundert und der Rath der Alten gemeint. A. d. Uebers.

No. XL. (Bibl. Reg., No. 6458.)

SPECIMEN

einer lateinischen Uebersetzung von des Eustrathius Commentare zur Ethik.

Philosophia in duas partes divisa: dico autem in theoricam et practicam. Circa utrasque Aristoteles studuit, et negotia de ambabus exposuit. Pertranseuntium hominum animas arte et doctrina instruens, secundum congruum unicuique subjecto. Theorica autem rursus secundum subdivisionem in tres partes divisa: in physiologicam, theologicam et mathematicam. Qui nobis nunc instat in perscrutatione sermo de nulla est harum; sed de quadam earum quae sunt sub practica partium. Divisa enim et hac in tres: in Ethicam, Ychonomicam, et Politicam. De Ethica aliquid coordinare proposuimus; illud quod est ad Nichomacum quoddam Aristotelis negotium proponentes, et quaedam ad ipsius manifestationem dicere volentes.

No. XLI. (Bibl. Reg., No. 6307.)

MAGNA MORALIA.

Cum elegimus dicere de moralibus, primum utique erit considerandum mores cujus sit pars, ut breviter quidem igitur dicere videbuntur, non alterius quam politicae esse pars. Nihil est autem in politicis possibile operari absolute qualem quemdam, dico autem puta studiosum: studiosum autem esse est virtutes habere. Opportet ergo si quis dicetur in politicis practicus esse, secundum mores esse studiosus. Negotium ergo quidem circa mores, ut videtur, pars est, et principium politicae. Universaliter autem et denominationem juste videtur utique mihi habere negotium non moralem, sed politicum. Debet ergo, sicut videtur, primum de virtute dicere quid est, et ex quibus fit. Nullum enim fortassis proficuum scire quidem virtutem; quo modo autem utique et ex quibus non audire. Non enim solum quoniam sciamus quid est scrutari oportet, sed ex quibus est prospicere; simul enim scire volumus

gesetzgebenden Körpers in's Leben rief. Außerdem war er eifrig bemüht, seine eignen Verhältnisse zu ordnen. Von Ehrgeiz beseelt, sah er in seiner neuen Stellung nur das Mittel, um zu einer noch höhern zu gelangen. Die Rolle, welche er während der letzten Ereignisse gespielt, die Wichtigkeit des Postens, den er einnahm, seine Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten, die Bildung eines neuen Gouvernements, dessen Schritte noch sehr unsicher waren, gaben ihm Gelegenheit, sich in Alles zu mischen, in die Befugnisse seiner Collegen nach Belieben einzugreifen und im Bereiche seines Commando's nur nach eignem Willen zu verfahren. Diese unbeschränkte Freiheit benutzte er mit seiner gewöhnlichen Entschiedenheit. Er schaltete und waltete, ohne Jemand um Rath zu fragen, und kehrte sich sehr wenig an die ihm gegebenen Rathschläge, obwohl er sich eifrig um die Gunst der bedeutenderen Mitglieder der Regierung bemühte. Zu gleicher Zeit protegirte er einige Abkömmlinge der alten Adelsgeschlechter, um in dieser Gesellschaftsklasse die Erinnerung an die Kartätschen des Vendémiaire zu verwischen; er rief in Ungnade gefallene Generäle zurück, füllte die Cadres der Garde mit Männern, die seine Creaturen waren und die er glücklich genug am 18. Brumaire wiederfand; vertheilte Aemter an Verwandte und Freunde, die er in den entferntesten Provinzen aufsuchte, um sie in Paris zu versorgen, und schickte große Summen an seine Familie. (Briefe an Joseph vom Octob. 1795 und Febr. 1796.)

Ein Mann von solcher Regsamkeit konnte in einer Stellung wie die seinige weder die nöthige Geistesnahrung finden, noch sich darin erhalten, ohne vielseitigen Argwohn zu erregen. Sich streng auf seine Obliegenheiten beschränken, hieß für ihn, sich selbst vernichten; darüber hinausgehn ließ, sich in die gewagtesten Unternehmungen stürzen, und doch war es — der unaufhörlichen Reibung der Parteien gegenüber — schwer, sich nicht dazu versucht zu fühlen. Das Directorium begann denn auch bald, Bonaparte mit einer gewissen Unruhe zu betrachten, die vielleicht zu seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee das ihrige beitrug. Der Gefahr, ihn zum Feinde zu haben, indem man ihn den allgemeinen Gesetzen unterwarf, zog man den Ausweg vor, sich seiner durch eine auffallende Gunst zu entledigen. Man bedachte dabei nicht, daß man die Gefahr, unter dem Vorwande, ihr aus dem Wege zu gehen, um so sicherer für die Zukunft herauf-

beschwor. Diese feige Handlungsweise, die mehrmals wiederholt und schließlich grausam bestraft wurde, war das einzige Auskunftsmittel, dessen sich das Directorium zu bedienen wußte, um die Pläne Bonaparte's zu vereiteln. Es ist jedoch immerhin ungewiß, ob schon diese erste Regung des Mißtrauens dem General ein solches Avancement eingetragen hätte, wäre nicht seine Heirath mit Josephine Beauharnais hinzugekommen, um sein Glück zu krönen.

Bonaparte hat selbst erzählt, in welcher Weise er Frau von Beauharnais kennen lernte. Einige Tage nach der Entwaffnung der Sectionen erschien ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren im Bureau des Generalstabes und bat um den Degen seines Vaters, eines alten Generals der Republik, der auf dem Schaffot gestorben war. Dieser Knabe war Eugen von Beauharnais. Durch seine Thränen gerührt, ließ ihm der General den Degen geben und empfing am nächsten Morgen den Besuch und Dank der Frau von Beauharnais, die er nur dem Namen nach kannte, obwohl sie die intime Freundin seines Protectors Barras war. Das Stillschweigen, welches Bonaparte in Bezug auf dies Verhältniß, sowie über den Antheil beobachtet, den Barras an den Entschlüssen der Frau von Beauharnais gehabt, läßt sich leichter erklären, als das Vergessen des Dienstes, den ihm derselbe am Vorabend des Vendémiaire geleistet. Die Thatsache steht jedoch fest und wird durch alle Zeugnisse aus jener Zeit, sowie durch Josephine selbst bestätigt, daß sie, die leichtsinnig unbekümmerte Creolin, sich vielleicht nie zu dieser Heirath entschlossen haben würde, hätte nicht Barras den Oberbefehl über die italienische Armee als Hochzeitsgeschenk versprochen. „Barras versichert," schreibt sie kurz vor ihrer Verheirathung, „daß er dem General, wenn ich ihn heirathe, den Oberbefehl über die italienische Armee verschaffen wird. Als ich gestern mit Bonaparte von dieser Begünstigung sprach, die, noch ehe sie ihm gewährt ist, das Murren seiner Waffenbrüder erregt, sagte er: Glaubt man etwa, daß ich der Protection bedarf, um vorwärts zu kommen? Eines Tages werden sie sich Alle glücklich schätzen, wenn ich ihnen die meinige gewähre. Ich habe meinen Degen an der Seite und mit seiner Hülfe gedenke ich es weit zu bringen."

Bonaparte liebte Frau von Beauharnais mit einer glühenden Leidenschaft, die von seinem Ehrgeiz noch genährt wurde, denn er wußte, daß diese Heirath ihm einestheils die Stellung gab, die er

am meiſten erſehnte, und ihm andererſeits in einem Geſellſchaftskreiſe Zutritt verſchaffte, der ſein Entgegenkommen bisher mit dem größten Mißtrauen aufgenommen hatte. In dieſe Leidenſchaft — die einzige, die je ſein Herz erregt haben ſoll — übertrug er das ganze Feuer, die ganze Heftigkeit ſeiner Natur. Frau von Beauharnais dagegen empfand in ſeiner Gegenwart mehr Unruhe und Erſtaunen als Liebe; ſelbſt die Zauberkraft des Genius, den ſie in ſeinen durchdringenden, gebieteriſchen Blicken aufleuchten ſah, war für dies weiche, liebenswürdige Weſen mit einem geheimen Schrecken verbunden. Mehr als einmal fragte ſie ſich, ehe ſie der Macht dieſes Einfluſſes nachgab, ob das Selbſtvertrauen, von welchem auch das geringſte Wort des Generals Zeugniß ablegte, nicht einem jugendlichen Dünkel entſpringe, dem bittere Enttäuſchungen folgen mußten. Ihre Unentſchiedenheit wurde noch größer, wenn ſie den zwiſchen ihnen beſtehenden Altersunterſchied bedachte. Joſephinens Schönheit war bereits im Niedergange begriffen, während der General die Reife des Mannesalters noch längſt nicht erreicht hatte.

Deſſenohngeachtet gelang es ihm, ihre Zweifel zu beſiegen. Am 23. Febr. 1796 wurde Bonaparte zum Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee ernannt und am 9. März ſeine Hochzeit gefeiert. Carnot ſetzte Bonaparte's Ernennung gegen Rewbell durch, der Scherer protegirte, hatte aber nicht, wie er in ſeinem „Mémoire sur le 18. fructidor" behauptet, den erſten Anſtoß dazu gegeben. In den Ehe-Acten machte ſich der General um ein Jahr älter, als er war, woraus ſchlecht begründete Zweifel über ſein Geburtsjahr entſtanden ſind, und Joſephine machte ſich um vier Jahre jünger; ein Doppelbetrug, auf der einen Seite von weiblicher Eitelkeit erſonnen, auf der andern einzig und allein zu dem Zwecke beſtätigt, in den Augen des Publikums die Altersgleichheit des Brautpaares herzuſtellen. Unter den Trauzeugen ſteht der Name Paul Barras in erſter Reihe.

Drittes Kapitel.

Die Unterwerfung Piemont's und Eroberung der Lombardei.

Wenige Tage nach seiner Hochzeit brach Bonaparte auf, um sich zur italienischen Armee zu begeben, deren Hauptquartier, Nizza, er am 26. März erreichte. Kurz vor seiner Abreise hatte ihm das Directorium ausführliche Instructionen über den zu eröffnenden Feldzug zustellen lassen. Diese Instructionen stimmten nur zum Theil mit dem Plane überein, den der General bereits mehrmals vorgelegt hatte. Sie schrieben ihm zwar vor, die Apenninen zu überschreiten und die piemontesische Armee von der österreichischen zu trennen, aber wenn diese Absicht erreicht war, sollte er — anstatt wie er gewollt, Piemont zum Frieden zu zwingen — sich damit begnügen, Ceva und Tortona zu nehmen, von den Genuesern gutwillig oder mit Gewalt Gavi zu erlangen und vor Coni ein Observationscorps aufzustellen. Sobald dies geschehen war, sollte er die piemontesische Armee unberücksichtigt lassen und in die Lombardei eindringen, um die Oesterreicher über die Etsch zurückzuwerfen. Ein unsinniger Plan, der die bewaffneten Piemontesen und das feindliche Genua, das bereit war, bei der ersten Gelegenheit loszubrechen, Bonaparte im Rücken ließ und ihn in die unabwendbare Gefahr brachte, seine Verbindungen abgeschnitten zu sehen. Außerdem versagte ihm das Directorium das Recht, Waffenstillstand zu gewähren und behielt sich selbst alle Friedensunterhandlungen vor. Der Ansicht des Generals, daß es nothwendig sei, das französische Heer auf Kosten des Feindes zu unterhalten, stimmten die Herren jedoch bei und trugen ihm auf, „sich jedes in seiner Macht stehenden Mittels zu bedienen, um die Unzufriedenen im Piemontesi-

ſchen gegen den Hof von Turin aufzuſtacheln". Was aber ſollte mit der Lombardei geſchehen, wenn ſie erobert war? Das Directorium deutete an, daß dieſe Provinz vielleicht, nach dem Plane Bonaparte's, an Piemont gegeben werden könne, um daſſelbe für Savoyen und die Grafſchaft Nizza zu entſchädigen, die ihm Frankreich genommen. Entſchieden wurde die Frage jedoch nicht, denn man hatte auch daran gedacht, die Lombardei als Löſegeld für die Niederlande den Oeſterreichern zurückzugeben. Dies Schwanken läßt mit einem Blick erkennen, wie viel die großherzigen Principien der Revolution bereits an Geltung verloren hatten. Das Frankreich von 1792 würde nicht in dieſer Weiſe und ohne ihre Zuſtimmung einzuholen, über Völker verfügt haben.

Die erſte Wirkung dieſer Inſtructionen, deren Conſequenzen das Directorium nicht vollſtändig vorausgeſehen zu haben ſcheint, war, daß ſie den Character des Krieges vollſtändig umgeſtalteten. Der Kampf, den Frankreich gegen Europa führte, war bisher ein durchaus defenſiver geweſen, denn unſere Beſetzung Savoyens und der Niederlande war nicht allein durch die Identität der Abſtammung und den faſt einſtimmigen Wunſch der Bevölkerung begründet, ſondern auch durch die übermäßige Ausdehnung, die Rußland und Deutſchland durch die Theilung Polens gewonnen. Auch zu der Beſetzung Hollands hatte uns nur die Nothwendigkeit der Vertheidigung gezwungen, und wir hatten die Rechte und Beſitzungen des Landes in keiner Weiſe verletzt. Aber wenn uns das Directorium in der heimlichen Abſicht nach Italien ſchickte, nicht nach Recht und Gewiſſen, ſondern nach ſeinem Belieben über die dem Feinde entriſſenen Landſtriche zu verfügen; wenn es ſeinem Feldherrn auftrug, die Bevölkerung gegen ihre Fürſten aufzuwiegeln, nicht um die Unabhängigkeit dieſer Bevölkerung zu ſichern, ſondern um ſie zu benutzen, indem man ſie betrog, ging es nicht allein zu einer Offenſive über, deren weitere Folgen ſich nicht berechnen ließen: es ſetzte auch den Vortheil an die Stelle der Principien, die Gewalt an die Stelle des Rechts, kehrte zu der alten Routine der Vergrößerungskriege zurück und war in unvermeidlicher Folge davon im Begriff, das Uebergewicht in der Republik dem militairiſchen Element einzuräumen.

Auch die Proclamation, durch welche Bonaparte der Armee die Eröffnung des Feldzuges anzeigte, war fern von dem Geiſte, der bisher die republikaniſchen Heere beſeelt hatte. Sie wendete ſich nicht

mehr an ihren Patriotismus, sondern an ihren Ehrgeiz; der Krieg, der durch eine solche Sprache angekündigt wurde, war kein Freiheitskrieg mehr, sondern ein Eroberungszug.

„Soldaten," sagte Bonaparte, „Ihr seid schlecht genährt und kaum bekleidet. Die Regierung schuldet Euch viel und vermag nichts für Euch zu thun. Eure Geduld und Euer Muth machen Euch Ehre, bringen Euch jedoch weder Vortheil noch Ruhm. Aber ich führe Euch jetzt in die fruchtbarsten Ebenen der Erde. Ihr werdet dort große Städte und reiche Provinzen, Ehre, Ruhm und Reichthümer finden. Soldaten der italienischen Armee, Ihr werdet es an Muth nicht fehlen lassen!"

Diese verführerische Sprache, die so oft in den Proclamationen Bonaparte's wiederkehren sollte, dies Anrufen des Glücks, des Ueberflusses, der nicht mehr befreienden, sondern erobernden Siegesgöttin, wurde hier zum ersten Male gehört. Bisher hatte man die Soldaten der Republik aufgefordert, die Tyrannei niederzuwerfen, die Freiheit zu rächen, die Ketten zu zerreißen, und war das auch nachgerade eine abgebrauchte Phraseologie geworden, so hatten doch die Tugenden, denen dieselbe huldigte, nicht an Werth verloren. Niemals aber hatte man die Armee auf den Erwerb von Reichthümern verwiesen, niemals ihren Muth zu befeuern gesucht, indem man ihre Habgier wachrief; überall hatte sie sich durch Uneigennützigkeit, wie durch Tapferkeit ausgezeichnet. Schon bei diesen ersten Worten des mächtigen Versuchers an die bewaffnete Demokratie denken wir voll Trauer an alle die wilden, gigantischen Abenteuer, in welche er sie durch den Köder falscher Größe verwickeln sollte — und haben sich die Soldaten der Republik auch nicht in einem Tage in die Soldaten des Kaiserreichs verwandeln können, so ist der Anfang der Wandlung doch schon von dieser Proclamation an zu datiren, in welcher ihnen Italien nicht als ein zu befreiendes Land, sondern als Beute gezeigt ward.

Es läßt sich begreifen, welchen Eindruck solche Versprechungen die übrigens durch das Anrufen edlerer Gefühle gehoben wurden, auf ein ungeduldiges, verhungerndes, von Allem entblößtes Heer hervorbringen mußten, das zum größten Theile aus jungen, feurigen, zu Abenteuern geneigten Männern bestand, die Alle darauf ausgingen, ihr Glück zu machen. In den Soldaten erweckten sie eine Beutegier, die in den modernen Kriegen ohne Beispiel ist; in den Anführern

einen Ehrgeiz und eine unersättliche Habsucht, auf die wir noch häufig zurückkommen werden, und doch waren diese ersten Consequenzen der Umwandlung des Geistes unserer Armee weder die ernstesten noch die gefährlichsten.

Als Bonaparte in's Hauptquartier kam, fand er das Heer in den Stellungen, die es nach der Schlacht von Loano eingenommen hatte, — einem glänzenden, aber nutzlosen Siege Scherers, der zwar eine Schlacht zu gewinnen, aber keinen Vortheil daraus zu ziehen verstand. Unsere Truppen waren längs der Corniche zwischen Nizza und Savona aufgestellt, hielten den Col di Tenda besetzt und beobachteten von Garessio aus, mit der Division Serurier, das befestigte Lager von Ceva, jenseit der Apenninen.

Gewöhnlich werden unsere Streitkräfte in diesem Feldzuge nach den Angaben Napoleons, der übrigens in dieser Beziehung sich selbst widerspricht, auf nur 30,000 Mann geschätzt. Jedenfalls ist es zweckmäßiger, sich dabei an seine Correspondenz zu halten, die gleichsam unter dem Dictat der Begebenheiten geschrieben wurde, als an seine Memoiren, die er später in Berücksichtigung der Nachwelt abgefaßt hat und worin eine Menge von Umständen entstellt oder mit Stillschweigen übergangen worden sind. Die Angaben der Correspondenz in Betreff der italienischen Armee weichen zwar auch von einander ab; in einem Briefe an Carnot, der aus Cherasco vom 29. April datirt ist, also vierzehn Tage nach Eröffnung des Feldzuges, vor Ankunft der Verstärkungen von der Alpenarmee geschrieben wurde — ein Brief, in welchem Bonaparte dringend um Hülfstruppen bittet, in dem er also jedenfalls die Kopfzahl seines Heeres so gering als möglich angiebt — finden wir dasselbe auf 35,000 Mann geschätzt. Er giebt hier an, daß er im Begriff stehe, mit 28,000 Mann in die Lombardei einzurücken, was geradezu unmöglich wäre, wenn er den Feldzug mit nur 30,000 Mann eröffnet hätte, da er seitdem bereits sechs blutige Schlachten geschlagen und in verschiedenen festen Plätzen eine starke Besatzung zurückgelassen hatte. *

* Ein anderes Mal giebt er 34,000 Mann Infanterie und 3500 Mann Cavallerie an (Brief an das Directorium, Carru, 24. April). In demselben Briefe schätzt er das Heer des Feindes auf 100,000 Mann — jedenfalls eine übertriebene Zahl.

Wir werden demnach, ohne einen Irrthum befürchten zu müssen, und indem wir den Uebertreibungen nach der einen wie nach der anderen Seite Rechnung tragen, die französische Armee auf 36,000 bis 38,000 Mann schätzen dürfen. Sie bestand aus vorzüglichen Truppen, die seit langer Zeit in den Alpen und Pyrenäen an die Beschwerden eines Krieges im Gebirge gewöhnt waren, jetzt aber vor Ungeduld brannten, die öden Felsregionen, in denen sie sich in ebenso ruhmloser als nutzlosen Kämpfen aufrieben, mit einem andern Schlachtfelde zu vertauschen. An der Spitze dieses Heeres stand eine Anzahl von Generälen, die sich bereits berühmt gemacht hatten, wie Massena, Augereau, Sérurier, Laharpe, Cervoni, Kilmaine; in seinen Reihen kämpfte die Mehrzahl der Männer, die dem Kaiserreiche seinen Glanz geben sollten: Junot, Murat, Marmont, Lannes, Victor, Suchet, Berthier, Rampon, und Andere, denen zu sterben beschieden war, ehe alle Früchte des Sieges zum Vortheil eines Einzigen dienen mußten, wie Joubert, Muiron, Stengel, Lanusse.

Die Ernennung Bonaparte's zum Oberbefehlshaber wurde von einigen dieser Generäle, deren Dienste älter, glänzender, wenn auch vielleicht nicht bedeutender waren, als die seinigen, mit mißfälligem Blick angesehen. Aber ihr Murren verlor sich in der freudigen Zustimmung der jüngeren Officiere, für welche Bonaparte's schnelles Steigen eine Bürgschaft des eigenen Avancements zu sein schien. Dem jungen Feldherrn waren diese Stimmungen nicht unbekannt, aber voller Selbstvertrauen nahm er sofort, den Unzufriedenen wie allen Anderen gegenüber, den bestimmten, gebieterischen Ton an, der ihm natürlich war. Massena und Augereau, die für seine heftigsten Widersacher galten, schrieben ihm beglückwünschende Briefe und bald wagte ihr heimlicher Groll sich vor dem Glanze seiner Siege nicht mehr zu zeigen.

Die piemontesische Armee bestand aus etwa 28,000 Mann guter Truppen, die von dem hochgeachteten General Colli befehligt wurden. Das österreichische Heer belief sich auf 38,000 bis 40,000 Mann und wurde von Beaulieu, einem erfahrenen, aber alten und schlecht unterstützten Officier, befehligt. Diese beiden Heere, die einmüthig operiren sollten, hielten den dem Meere zugekehrten Abhang der Apenninen besetzt, aber jedes von ihnen gehorchte eigenen Interessen, was eben nicht geeignet war, die Uebereinstimmung ihrer Bewegungen

zu fördern. Dem Einen war vor Allem darum zu thun, Piemont zu schützen; das Andere wollte uns den Eintritt in die Lombardei versperren. Zu diesem zwiefachen Vorhaben, das schon an und für sich einer gemeinsamen Action sehr ungünstig war, gesellten sich geheime Mißhelligkeiten und gegenseitiges Mißtrauen. Piemont hatte seit 1794 einen Alliance-Vertrag mit Oesterreich abgeschlossen, war jedoch mit der Art und Weise, in welcher diese Macht die Bedingungen desselben erfüllte, im höchsten Grade unzufrieden und ertrug — obgleich sie gemeinsame Sache machten — Oesterreichs Ansprüche nur mit Widerstreben. Die erste Aufgabe des Feldzuges war daher, Piemont von seinem Alliirten zu trennen, eine Aufgabe, die mit Leichtigkeit von der Strategie begonnen und von der Politik ausgeführt werden konnte.

Seinem ersten Feldzugsplane folgend, hatte Bonaparte beschlossen, die Alpen an der Stelle zu überschreiten, wo sie am niedrigsten sind, das heißt, wo sie sich oberhalb Savona's mit den Apenninen vereinigen. Indem er diese Straße einschlug, erleichterte er alle Transporte, was in Anbetracht der frühen Jahreszeit ein großer Gewinn war. Außerdem rückte er auf diese Weise — anstatt auf die Festungen, welche den Col di Tenda vertheidigen, oder auf das befestigte Lager von Ceva, am Col di Bardinetto zu stoßen — in der Nähe der beiden feindlichen Heere in's Piemontesische ein, so daß er sich nach Belieben auf das Eine oder Andere derselben werfen konnte. Bonaparte verlegte sein Hauptquartier nach Albenga, das zwanzig Stunden von Nizza entfernt, an der Corniche gelegen ist. Er hatte gehofft, die Oesterreicher überraschen zu können, aber die Bewegung einer seiner Divisionen in der Richtung auf Genua hatte sie aufmerksam gemacht, und so war er es, der angegriffen wurde.

Beaulieu, der in Bezug auf Bonaparte's Absichten getäuscht worden war, überschritt die Apenninen mit einem Theile seines Heeres bei Bochetta, oberhalb Genua's, um diese Stadt zu decken. D'Argenteau, sein Lieutenant, hatte Befehl, das Gebirge oberhalb Savona's, am Col di Montenotte, d. h. auf demselben Wege zu passiren, den die Franzosen zum Einmarsch in's Piemontesische gewählt hatten. Wenn ihm diese Bewegung gelang, wurde der ganze Theil der französischen Armee, der sich längs der Meeresküste, zwischen Savona und Genua befand, abgeschnitten und gefangen genommen. Aber während

Beaulieu die Division Laharpe, die nach Genua hin unsere Vorposten bildete, vor sich her trieb, stieß d'Argenteau auf seinem Wege nach Montelegino auf ein Hinderniß, das ihn plötzlich im Vorschreiten hemmte. Es war eine einfache Redoute, die von 1200 Mann unter Rampon's Commando vertheidigt wurde. An dieser schwach besetzten Redoute hing für einen Augenblick das Schicksal des Feldzuges und auf beiden Seiten wurde dies erkannt. — Die Soldaten schwuren, sich lieber bis auf den letzten Mann tödten zu lassen, als sich zu ergeben. Rampon widerstand dem wüthenden Angriffe und dieser Widerstand rettete die französische Armee.

Bonaparte, der sich in Savona befand und die Gefahr erkannte, welcher er wie durch ein Wunder entgangen war, benutzte die Nacht, um seinen Marsch der Beobachtung des Feindes zu entziehen und einen jener überraschenden Schläge zu führen, die ein Hauptmoment seiner Kriegskunst bildeten. Am folgenden Morgen, 12. April, sah Beaulieu, der auf der Straße der Corniche geblieben war, den Feind nicht mehr vor sich, während d'Argenteau, der von Montelegino nach Montenotte zurückgewichen, zwischen seiner Position und der Redoute die Divisionen Laharpe und Augereau, hinter sich die Division Masséna erblickte, die auf Umwegen herangekommen war. So von überlegenen Streitkräften eingeschlossen, sah er sich zum Rückzuge nach Dego genöthigt, wo sich der Rest der österreichischen Armee befand; er ließ 2000 Gefangene in den Händen der Franzosen.

Diese erste Waffenthat, die unter dem Namen der Schlacht von Montenotte bekannt ist, hatte nicht allein Alles wieder gut gemacht, sondern die österreichische Armee völlig desorganisirt. Ihre Corps, die von Dego bis Genua zerstreut waren, boten weder die nöthige Masse, noch die nöthige Geschlossenheit, um die Offensive wieder aufnehmen zu können. Voll Ungeduld, seinen Sieg zu vervollständigen, griff sie Bonaparte am folgenden Tage (13. April) an. Diesmal stand er jedoch zwei Armeen, der österreichischen und piemontesischen, gegenüber. Die erstere befand sich bei Millesimo und deckte den Weg in's Piemontesische; die letztere suchte sich bei Dego, auf der Straße von Acqui und Mailand wieder zu vereinigen. Bonaparte wendet seine Kraft zuerst gegen die bisher noch unbelästigten Piemontesen; drängt sie durch die Schluchten von Millesimo nach Ceva zurück, schneidet eine ihrer Divisionen ab und zwingt Provera, der sie befehligt,

mus et nos ipsi esse tales. Hoc autem non poterimus, nisi sciverimus et ex quibus est, et quoniam utique. Necessarium quidem igitur et scire quid est virtus: non autem facile scire ex quibus utique et quoniam utique nescientem quid est quemadmodum neque in scientiis. Non oportet autem latere neque ideo sequi primo de iis dixerunt. Primo quidem igitur incaepit Pytagoras de virtute dicere; non recte autem, virtutes enim ad numeros reducens; nam propriam virtutum considerationem fecit; non enim justitia numerus paritur par. Post hunc Socrates adveniens melius et in plus dixit de iis; non recte autem, virtutes namque scientias faciebat; hoc autem esse est impossibile, scientiae enim omnes cum ratione; ratio autem in intellectivo animae fit solo: fiunt ergo virtutes omnes in rationali parte animae; accidit itaque ipsi scientias facienti virtutes destruere irrationalem partem animae. Hoc autem faciens, destruit et passionem et mores, propter quod non recte tetigit ita virtutes.

No. XLII. (Bibl. Reg. No. 6807.)

LIBRI POLITICORUM.

(*Translatio graeco-latina.*)

Quoniam omnem civitatem videmus communitatem quamdam existentem, et omnem communitatem boni alicujus institutam. Ejus enim quod videtur boni gratia, omnia operantur omnes. Manifestum quod omnis bonum aliquod conjecturat. Maxime autem principalissimum omnium, omnium maxime principalis, et omnes alias circumplectens. Haec autem est, quae vocatur civitas, et communicatio Polytica. Quicumque igitur existimant, polyticum et regale et oeconomicum et despoticum idem, non bene dicunt. Multitudine enim et paucitate putant differre, sed non specie: horum unumquodque puta, si quidem paucorum patremfamilias. Si autem plurium oeconomum. Si autem adhuc plurium Polyticum aut Regale, tamquam nihil differentem magnam domum et parvam civitatem. Et Polyticum et Regale, quando quidem ipse praeest regale; quando autem sermones disciplinae talis secundum partem principans et subjectus, Politicum. Haec autem non sunt vera. Manifestum autem

ſich in das Schloß von Coſſaria zu werfen, wo er ſich nach vierundzwanzigſtündigem Widerſtande ergeben muß. Am andern Morgen, 14. April, läßt Bonaparte nur Augereau mit ſeiner Diviſion zurück, um die Schluchten von Milleſimo gegen die Piemonteſen zu vertheidigen, die nicht begreifen, daß ſie die Wiedervereinigung mit Beaulieu um jeden Preis erzwingen müßten, und führt ſeine ganze übrige Macht gegen das öſterreichiſche Heer, vertreibt daſſelbe nach mehreren Angriffen aus Dego und nimmt ihm 4000 Gefangene ab. Die Zahl derſelben wurde einige Stunden ſpäter durch den Irrthum eines Beaulieu'ſchen Corps beinahe verdoppelt. Daſſelbe war von Genua abmarſchirt, um ſich mit ſeiner Armee zu vereinigen, gerieth mitten in das franzöſiſche Heer und nahm Dego nur wieder ein, um einige Stunden ſpäter daſelbſt gefangen zu werden.

So hatte denn Bonaparte in vier Tagen des Kampfes, dank der Schnelligkeit ſeiner Bewegungen und der Taktik, plötzlich, wie ein Ungewitter, mit überlegenen Streitkräften auf dem Schlachtfelde zu erſcheinen, die wichtigſte Aufgabe des Feldzugs, die Trennung der beiden verbündeten Heere, vollendet. Die Piemonteſen befanden ſich auf dem Rückzuge nach Ceva und Mondovi, die Oeſterreicher auf dem Rückzuge nach Acqui und die franzöſiſche Armee war die Beherrſcherin der beiden Straßen, war ihres Uebergewichtes über jedes der feindlichen Heere gewiß und konnte ſich nach Gefallen gegen das Eine, wie gegen das Andere wenden. Die Bedeutung dieſes Erfolges leuchtete Allen ein und als unſere Truppen auf ihrem Marſche nach Ceva die Höhe des Monte Zemoto erreichten und zu ihren Füßen die ſchönen, vom Halbkreiſe der Alpen umſchloſſenen Ebenen erblickten, machten ſie von Bewunderung ergriffen Halt und begrüßten ihren jungen Anführer mit einſtimmigem Jubelruf.

Sobald die Trennung der Verbündeten in's Werk geſetzt war, ſollte Bonaparte den Inſtructionen des Directoriums zufolge Piemont verlaſſen und ſich der Lombardei zuwenden. Unbedingt war dieſer Befehl übrigens nicht, denn Bonaparte hatte Vollmacht, „wenn es die Umſtände forderten", Turin zu bombardiren; jedenfalls aber ſollte er das piemonteſiſche Gebiet ſo ſchnell als möglich räumen. Der General war jedoch entſchloſſen, nicht eher in die Lombardei einzudringen, als bis er Piemont vernichtet hatte. Er ließ daher — um ſich vor einer Offenſivbewegung der öſterreichiſchen Armee zu ſchützen — die Divi-

sion Laharpe in San Benedetto zurück und warf sich, verstärkt durch die Division Serurier, die bisher als Observationscorps in Garessio bei Ceva gestanden, mit voller Kraft auf die schwache piemontesische Armee. Diese, genöthigt, vor einem so überlegenen Feinde den Rückzug anzutreten, machte kaum den Versuch, das befestigte Lager von Ceva zu vertheidigen und begnügte sich, indem sie Schritt vor Schritt zurückwich, alle Terrainschwierigkeiten zu benutzen, um das Vordringen der Franzosen zu hemmen und den Oesterreichern Zeit zu geben, sich wieder aufzuraffen und ihr zu Hülfe zu kommen. Am 21. April, nach einer Reihenfolge kleiner Scharmützel, wurde sie bei Mondovi von den Franzosen eingeholt. Sie vertheidigte sich tapfer, aber ohne Erfolg und erlitt einen Verlust von 3000 Mann an Todten und Gefangenen. Am 23. April schlug Colli, um Zeit zu gewinnen, eine Waffenruhe vor, man schenkte ihm jedoch kein Gehör. Am 25sten war Bonaparte in Cherasco, das heißt nur noch zehn Wegstunden von Turin entfernt.

Am Hofe von Sardinien herrschte Entsetzen. Der König war dafür, den Krieg fortzuführen, aber fast seine ganze Umgebung, die der Gedanke, daß in Turin eine revolutionaire Bewegung den Sieg davontragen könnte, verwirrte und schreckte, redete ihm zu, Frieden zu schließen. Zum Verzweifeln war übrigens kein Grund vorhanden; Ein beharrlicher Widerstand konnte den Besiegten alle Vortheile wiedergeben, die den Siegern durch ihn verloren gingen. Piemont war durch seine Lage, seine Schluchten, seine zahlreichen Festungen, seine tapfere, energische, hartnäckige Bevölkerung zu einem Parteigängerkriege wie geschaffen. Schon Turin allein konnte die Franzosen, die weder Belagerungsgeschütze, noch sonstiges Belagerungsmaterial besaßen, lange aufhalten, und die Stadt brauchte nur ihre eigene Geschichte zu befragen, um das ruhmvolle Beispiel zu finden, dem sie folgen mußte und das sie zu retten vermochte. Die piemontesische Armee war noch immer an Hülfsmitteln reich; sie besaß eine bedeutende Artillerie, eine Cavallerie, die der unsrigen weit überlegen war, und Beaulieu befand sich auf dem Marsche, um ihr Hülfe zu bringen. Aber was vermögen solche Erwägungen, wenn die Gemüther einmal von Furcht ergriffen sind? Der König gab den Vorstellungen seiner Umgebung, der Angst einer reichen, verweichlichten Bürgerschaft nach und überlieferte sich selbst den Händen seines Feindes.

Auf seinen Befehl begab sich der Marschall de la Tour in das Lager Bonaparte's. Dieser, den die Eröffnungen des Marschalls auf's höchste überraschten, empfing ihn gleichwohl mit jenem Tone des Siegers und Gebieters, der, wie er wußte, den Menschen so sehr imponirt, und als de la Tour das Wort „Bedingungen" aussprach, rief Bonaparte: „Bedingungen habe nur ich zu stellen . . . . nehmen Sie sie unverzüglich an oder Turin ist morgen früh in meinen Händen." Das Directorium hatte Bonaparte ausdrücklich das Recht versagt, Waffenstillstand abzuschließen, aber er zögerte keinen Augenblick, über seine Instructionen hinauszugehen, überzeugt, daß ihm der Sieg Absolution verschaffen würde. Trotz der Zuversicht, die er zur Schau trug, war er jedoch seiner Sache so wenig sicher, daß er in Asti revolutionaire Demonstrationen veranstalten ließ, um durch den Druck derselben die Verhandlungen zu beschleunigen, die sich seiner Ansicht nach zu lange hinaus zogen (Brief vom 26. April an Ballet). Am 28. April wurde der Waffenstillstand unterzeichnet. Piemont trat von der Coalition zurück, räumte bis zum Friedensschluß, als Unterpfand seines Gehorsams, die festen Plätze Coni, Ceva, Tortona, oder in Ermangelung des letzteren Alessandria; es überließ den Franzosen alle Etappenstraßen, welche die Verbindung mit Frankreich vermitteln, zerstreute sein Heer und entließ die Milizen. Bonaparte, der die Oesterreicher über seine Pläne zu täuschen wünschte, fügte endlich noch eine Klausel hinzu, nach welcher ihm, um seinen Uebergang über den Po zu sichern, die Stadt Valencia übergeben werden sollte.

Durch diesen Waffenstillstand hatte Bonaparte mehr erreicht, als wenn er Piemont erobert hätte, denn die Eroberung würde ihn zu einer beschwerlichen, langwierigen und gefahrvollen Occupation gezwungen haben. Jetzt hatte er das Land in seiner Gewalt, war aller Verkehrswege sicher und konnte sich mit vollkommener Zuversicht der Lombardei zuwenden.

Noch ehe der Waffenstillstand unterzeichnet war, hatte er sich beeilt, denselben dem Directorium anzuzeigen, wobei er Sorge trug, sich durch die Zustimmung seiner Generäle und die der Regierungs-Commissaire zu decken, „die — so sagt er — Alle, gleich mir, dies Ereigniß für das glücklichste ansehen, auf das wir hoffen konnten" (27. April). Am folgenden Tage theilt er den Directoren mit, daß

die Waffen ruhen, und obwohl er sich bereit erklärt, ihrer Entscheidung zu gehorchen, falls sie sich weigern sollten, die Friedensbedingungen zu unterzeichnen, zwingt er sie doch gleichsam, es zu thun. Er eröffnet ihnen nämlich, daß er sofort die Verfolgung Beaulieu's beginnen werde und fügt hinzu: sie würden wohlthun, nicht auf eine Revolution in Piemont zu rechnen, da das Volk geistig nicht reif genug dazu sei — was die Lieblingschimäre der Herren zum Voraus zerstören hieß. Vor Ablauf eines Monats hoffte Bonaparte in Tyrol zu sein, um der Rheinarmee die Hand zu reichen und den Krieg nach Bayern zu verpflanzen. „Wenn Sie jedoch — schreibt er am 29. April — den Frieden mit dem König von Sardinien nicht abschließen wollen, sondern die Absicht haben, ihn zu entthronen, müssen sie ihn einige Decaden hinzuhalten suchen und mich sofort benachrichtigen. In diesem Falle muß ich mich Valencia's bemächtigen und von dort aus nach Turin marschiren."

„Dem Herzoge von Parma" — heißt es weiter — „werde ich einige Millionen abverlangen. Er wird Ihnen Friedensvorschläge machen, aber übereilen Sie sich nicht, dieselben anzunehmen, damit ich Zeit habe, ihn die Kosten des Feldzugs bezahlen zu lassen."

Was die Republik Genua betrifft, von der man noch immer — hauptsächlich um sie einzuschüchtern — die alte Entschädigung für die Fregatte la Modeste verlangte, so hatte Bonaparte bei Eröffnung des Feldzugs an Faypoult, unsern dortigen Minister-Residenten, geschrieben, daß man sich glücklich schätzen würde, drei Millionen von ihr zu bekommen. Jetzt gab er den Rath, daß man fünfzehn Millionen verlangen möge! In diesem Grade hatte der Sieg die Ansprüche gesteigert!

Die Habgier, die Sucht nach Gewinn, die Bonaparte so unvorsichtig in der Armee geweckt, um dieselbe zu großen Unternehmungen anzufeuern, hatten sich indessen durch Räubereien, Plünderungen und Gewaltscenen von so wahnsinniger Wuth kund gethan, daß er vor seinem eignen Werke erschrak. In Ceva, St. Michael und Mondovi hatten sich die Soldaten Ausschweifungen hingegeben, die nach Bonaparte's eigenen Worten „mit Scham erfüllen, Mensch zu sein." (Brief an das Directorium, Carrù, 24. April.)

„Ich werde," fügt er hinzu, „ein furchtbares Exempel statuiren, werde die Ordnung wieder herstellen, oder das Commando über diese

Räuberbanden niederlegen." Am 22 April hatte er in Lesegno einen Tagesbefehl veröffentlicht, in dem er sagte: „daß er mit Abscheu die entsetzlichen Plünderungen gesehen, deren sich verderbte Menschen schuldig gemacht." Er befahl den Heerführern, über die Rechtschaffenheit der Kriegscommissaire Bericht zu erstatten, und gab den Divisions-Commandeuren Vollmacht, alle Officiere und Soldaten erschießen zu lassen, die beim Plündern betroffen würden. Ein zweiter Tagesbefehl, der wenige Tage später erschien, beweist, daß der erste lässig ausgeführt wurde. „Wenn das Plündern fortdauert," heißt es darin, „so ist Alles verloren, selbst Ruhm und Ehre." Zur Beschwichtigung der Habgier kündigt er jedoch an, daß er die Absicht habe, den eroberten Ländern starke Contributionen aufzuerlegen, um die Hälfte des Soldes baar bezahlen zu können.

Einige der angedrohten Strafen wurden ausgeführt: Officiere degradirt, Soldaten erschossen; aber bei dem Ausbeutungssystem, das Bonaparte selbst den Völkern gegenüber befolgte, die wir zu befreien vorgaben, konnte er eine durchgreifende Reform nicht erreichen. Alles, was er zu thun vermochte, war, die schreiendste Unordnung zu vermeiden, den Gewaltscenen ein Ende zu machen — mit einem Wort, er konnte die Plünderung regeln, aber nicht verhindern, und es war unmöglich, den Soldaten zur Uneigennützigkeit zu erziehen, so lange dieselbe den Anführern fehlte. Bonaparte selbst konnte sich des Mitleids gegen die, welche er bestrafen wollte, nicht erwehren. „Diese Unglücklichen," sagte er, „sind zu entschuldigen. Nachdem sie drei Jahre lang auf den Höhen der Alpen geschmachtet, erreichen sie das gelobte Land und wollen es genießen." Das gelobte Land! Unter diesem Namen hatte er Italien seinen Truppen gezeigt, und so war es denn nicht zu verwundern, daß sie ihn beim Worte nahmen und ihren Antheil an der Beute verlangten.

Und mit welchem Rechte begehrte er wohl, allein über die gemeinsame Eroberung zu verfügen? War es genug, daß der Raub in geregelter Form und im Namen der Regierung vollzogen wurde, um berechtigt zu sein? Das war augenscheinlich seine Ansicht, denn in demselben Briefe, in welchem er von Schändlichkeiten spricht, die ihn erbeben machen, sagt er weiter: „Wenn dies schöne Land vor Plünderung geschützt wird, kann es uns bedeutende Vortheile gewähren. Die Provinz Mondovi allein wird uns eine Million Contribution zahlen."

Der Unterschied zwischen einfacher Plünderung und einem solchen Ausbeuten ist ohne Zweifel in Hinsicht der Haltung und Disciplin des Heeres ein sehr bedeutender, aber vom moralischen Gesichtspunkte gesehen, entfließen beide derselben Quelle und müssen folglich dieselben Wirkungen hervorbringen.

In einer neuen Proclamation vom 26. April, aus Cherasco an das Heer gerichtet, das er darin als „Eroberer Italiens" anredete, zählte Bonaparte die Resultate dieses Feldzuges auf; die Thaten, die seine Truppen bereits vollbracht, und die, welche sie noch vollbringen sollten. Er erinnerte sie, daß „die Asche der Besieger Tarquin's noch immer von den Mördern Basseville's mit Füßen getreten werde," und die Belohnung, die er ihnen verhieß, um sie anzuspornen, war abermals Italien. „Freunde," sagte er, „ich verspreche Euch diese Eroberung," und dabei nennt er sie — im seltsamen Widerspruch — die „Befreier der Völker". Endlich wendete er sich an die zu bekriegende Nation: „Völker Italiens! Die italienische Armee kommt, um Eure Ketten zu zerbrechen. Das französische Volk ist der Freund aller Völker, tretet ihm vertrauensvoll entgegen." Es war ein schlechter Beginn dieser Erlöserrolle, daß man Diejenigen beraubte, die man vom Druck befreien wollte.

Die Wirkung, welche die Nachricht der Erfolge Bonaparte's in Paris hervorbrachte, war eine ungeheure. Niemals wurde der Sieg von so schnellen Flügeln getragen, niemals waren Triumphe mehr geeignet, die Phantasie durch Einfachheit der Handlung und Größe der Resultate zu überraschen. Ganz Frankreich nahm an dem Fieber theil, das sich der Armee bemächtigt hatte. Jeden Morgen veröffentlichte der Moniteur die Berichte Bonaparte's an das Directorium, seine Proclamationen an das Heer und die genaue Aufzählung der Ehrenbeute, die er dem Feinde abgenommen. Die Einbildungskraft wurde davon ergriffen und entflammt, und jene Emporkömmlinge der Revolution, welche die Mehrheit des Directoriums ausmachten und welche, gestern noch unbekannt, heute über das Geschick eroberter Königreiche verfügten, wurden geblendet von den Aussichten, die der General vor ihren Augen erschloß; sie vergaßen, daß ihre Kraft einzig und allein aus dem Festhalten an den neuen Ideen entsprang, und ohne das Ziel zu erkennen, dem die Eroberungssucht sie unvermeidlich zutrieb, folgten sie Bonaparte voll Begeisterung auf dem Wege, auf dem er sie fortzog.

Mit lautem Jubel empfingen sie seinen Adjutanten Murat, der ihnen die vom Feinde erbeuteten Fahnen brachte; überhäuften den General mit den schmeichelhaftesten Zeichen der Anerkennung; ließen in den Rathssitzungen decretiren, daß sich die italienische Armee um das Vaterland verdient gemacht; veranstalteten ein Siegesfest; sanctionirten durch einen Friedensvertrag die Politik, die Bonaparte Sardinien gegenüber eingeschlagen, das sich dadurch vollständig in Frankreichs Gewalt sah, und — verblendet durch die Aufzählung der unerschöpflichen Hülfsquellen Italiens, durch die Vortheile, die sie daraus für ihre verschuldeten Finanzen zu ziehen hofften — bestärkten sie ihn in dem Plünderungssysteme, das er Italien gegenüber verfolgte. Wie jene Fürsten von Gottes Gnaden, die sie in ihren Decreten so oft gebrandmarkt hatten, sahen sie in Italien nur noch einen nach Möglichkeit auszubeutenden Meierhof und in den Italienern ein ihrer Willkür preisgegebenes, steuerpflichtiges, frohnpflichtiges Volk.

Die neuen Instructionen, welche das Directorium am 7. Mai an Bonaparte erließ, waren auf den weitern Verlauf des Feldzugs von bestimmendem, nicht wieder gut zu machendem Einfluß. Diese Documente müssen wir zu Rath ziehen, wenn wir den wahren Geist unserer Kriegsführung in Italien kennen lernen wollen; sich auf die conventionellen Gemeinplätze zu verlassen, die von gewissenlosen oder beschränkten Historikern gleichlautend wiederholt wurden, ist unmöglich. Der Hauptfehler der ersten Instructionen des Directoriums lag besonders in dem Zweifel und der Unsicherheit, die sie über gewisse Punkte bestehen ließen, Punkte, die für eine der französischen Revolution entsprossene Regierung in keiner Hinsicht fraglich sein durften. Die zweiten Instructionen traten ganz entschieden in die bisher nur angedeutete Richtung ein und thaten es in der beklagenswerthesten Weise, denn es giebt etwas noch Bedenklicheres, als die Politik der Eroberung: es ist die Politik des Raubes und der Plünderung.

Was bei der Durchsicht dieser Schriftstücke von vornherein in die Augen springt und unsern tiefsten Unwillen erregt, ist die unglaubliche Gewalt, welche das Verlangen nach den Reichthümern eines befreundeten Volkes in so kurzer Zeit erlangt hat, und die Schamlosigkeit, mit welcher sich hier eine Habsucht zur Schau stellt, die sich gewöhnlich unter dem Deckmantel der Politik zu verstecken sucht. Man ver-

zichtet nicht darauf, Genua auszubeuten, aber man hält für gerathen, es noch zu schonen, weil es gefährlich werden könnte. Man hat nicht den geringsten Vorwand, Toscana anzugreifen, das mit der französischen Republik im Frieden ist, dennoch will man in Livorno eindringen, daselbst englische Schiffe, neapolitanische Schiffe u. s. w. wegnehmen, das Vermögen der Fremden confisciren und — zum Schutze der Stadt — eine Garnison zurücklassen; dem Herzogthum Parma, das an der Coalition Theil genommen, gönnt man, aus Rücksicht auf Spanien, mit dem wir Frieden geschlossen haben, zwar das Leben, trägt aber Sorge, ihm eine starke Contribution aufzuerlegen.

Aber vielleicht soll die Lombardei, die wir vom Joche Oesterreichs befreien wollen, vor unsern Augen Gnade finden? Keineswegs! „Vor Allem darf die Lombardei nicht geschont werden," schrieben die Directoren an Bonaparte. „Sie müssen daselbst augenblicklich, so lange noch der erste Schrecken über die Annäherung unserer Truppen herrscht, eine Geldcontribution erheben, deren Verwendung das Auge der Sparsamkeit überwachen möge.

„Wenn uns Rom bereitwillig entgegen kommt, verlangen sie vor allen Dingen, daß der Papst öffentliche Gebete für das Glück der französischen Waffen veranstalte. Einige der schönen Denkmäler dieser Stadt, ihre Statuen, Gemälde, Medaillen, ihre Bibliotheken, ihre silbernen Madonnen, ihre Glocken sogar mögen uns für die Kosten entschädigen, die der Besuch, den Sie ihr abstatten, verursachen wird ꝛc."

Diese letzte Art der Plünderung, die seit der berüchtigten Einnahme Corinths durch die Römer nicht ihres Gleichen gehabt, hat vielleicht — und mit Recht — am meisten dazu beigetragen, die Völker gegen uns aufzustacheln. Indem man ihnen die Werke des Genius entführen, hieß gleichsam, sie ihrer Vergangenheit und ihres Ruhmes berauben. Alle Eroberer hatten Italien diese Andenken seiner Geschichte gelassen, die einzigen Ehrenzeichen, deren es sich damals dem Auslande gegenüber rühmen konnte — seinen Befreiern kam es zu, ihm dieselben zu entreißen.

Daß der elende Barras solche Instructionen unterschreiben konnte, überrascht uns nicht; aber unbegreiflich ist, daß sich Carnot in seiner strengen Rechtlichkeit nicht gegen diese, allen Grundsätzen der Revolution widersprechende Politik aufgelehnt, anstatt sie mit seinem Namen zu unterstützen. Was ließ sich nicht erwarten, wenn der Mann, der

für die Personification antiker Tugend galt, nicht das geringste Bedenken fühlte derartige Vorschläge zu sanctioniren? Es ist schwer zu bestimmen, ob der erste Anstoß zur Confiscation der Bilder und Statuen Italiens — eine Maßregel, die den modernen Sitten bisher fremd gewesen, die man aber unglücklicherweise schon das Jahr zuvor in Holland und Belgien ausprobirt — Bonaparte oder dem Directorium zugeschrieben werden muß. Wahrscheinlich ist, daß dies schmachvolle Verfahren vor dem Abgange des Generals zur Armee mündlich besprochen und als Eventualität in's Auge gefaßt wurde. Daß dies Verfahren von dem Manne, der so viel zur Wiederherstellung des alten Eroberungsrechtes und seiner schändlichen Mißbräuche gethan, angenommen und durchgeführt wurde, war natürlich; aber hat das Directorium die traurige Ehre und die Verantwortlichkeit dafür mit ihm zu theilen? * Bemerkt werden muß übrigens, daß die Instructionen des Directoriums diese Maßregel nur für den Kirchenstaat in Vorschlag brachten, während Bonaparte bereits am 1. Mai an Faypoult, unsern Minister-Residenten zu Genua, schrieb:

„Schicken Sie mir Notizen über die Herzöge von Parma, Piacenza und Modena, über die Streitkräfte, die zu ihrer Verfügung stehen, über die Hülfsquellen ihrer Länder, vor Allem aber ein Verzeichniß der Gemälde, Statuen und Merkwürdigkeiten, die sich in Mailand, Parma, Piacenza, Bologna u. s. w. befinden."

Und am 6. Mai, am Tage vor dem Abgange der Pariser Instructionen, schreibt er dem Directorium ohne jede Vorrede, wie über eine ausgemachte Sache: „Es wäre gut, wenn Sie mir drei oder vier namhafte Künstler schicken, um auszuwählen, was wir nehmen und nach Paris schaffen sollen."

* Thibeaudeau, einer der Männer, die jene Zeit am besten personificiren, erzählt voller Entrüstung in seinen „Mémoires sur le Directoire", daß eine Anzahl französischer Künstler eine Petition an das Directorium gerichtet, um gegen die Beschlagnahme der Kunstwerke zu protestiren. Den muthigen Protest Quatremère's de Quincy übergeht er mit Stillschweigen. In seinen Augen sind die Feinde dieser Maßregel: „Feinde unseres Ruhmes, vergrillte Gemüther, Fanatiker." Zur Bekräftigung seiner Ansicht führt er an, was in Griechenland und Egypten geschehen, und wundert sich, daß man uns das Recht bestreitet, „einige Bilder mitzunehmen, die unsere Truppen ebenso gut verbrennen, einige Statuen, die sie ebenso gut zertrümmern konnten." So war der Rechtsbegriff dieser Volkstribunen beschaffen.

Gewöhnlich sucht die nationale Eigenliebe jene schamlose Habsucht zu verhüllen, die den leitenden Gedanken unserer ersten Occupation Italiens bildete, den Glanz unserer Siege getrübt und die Frucht derselben in Frage gestellt hat. Man hält sich lieber nachsichtsvoll an die tönenden Phrasen und rhetorischen Gemeinplätze, die bestimmt waren, die Masse zu täuschen. Das Bild, das sie entwerfen, ist schmeichelhafter, wohlthuender für die Eitelkeit des Volkes; aber der wahre Inhalt der Begebenheiten geht verloren und ihre Glücksumschläge werden zu Räthseln. Wir erstaunen, so viel Heldenmuth und Tugend zu der Verhandlung von Campo-Formio gelangen zu sehen; wir können die Schnelligkeit nicht begreifen, mit der unser Werk in Italien zusammenstürzte, und vermögen uns nicht zu erklären, wie es möglich war, daß die Republik von der Hand republikanischer Soldaten sterben konnte. Wer jedoch Schritt für Schritt dem Wachsen des Princips gefolgt ist, das unsere politischen und militairischen Institutionen zu Grunde richten sollte, wird in diesen Ereignissen nichts Ueberraschendes finden. Er wundert sich weder über die Kaltblütigkeit, womit die Apostel republikanischer Tugend das Recht der Völker verschachern, als ob es sich dabei um eine Heerde handelte, noch über die geringe Festigkeit jener Scheinbilder von Republik, die Frankreich nach seinen Eroberungen in Italien zurückließ; es wird ihm leicht, zu begreifen, wie Soldaten, die kein anderes Gesetz als das des Krieges anerkennen, die in der Macht den Preis des Sieges sehen, die gewöhnt sind, Alles ihrem Anführer zu verdanken, am 18. Brumaire keinen Anstand nahmen, ihm eine letzte Eroberung zu Füßen zu legen.

In Bezug auf seine militairische Wirksamkeit machte das Directorium den General mit einem Beschluß von höchster Wichtigkeit bekannt, einen Beschluß, dessen Ergebniß die Theilung des Oberbefehls und die vollständige Aenderung aller Pläne Bonaparte's war. Man benachrichtigte ihn, daß das italienische Heer in zwei Armeecorps getrennt werden würde. Das eine, unter Kellermann's Befehl, sollte die Lombardei gegen künftige Angriffe der Oesterreicher beschützen; das andere, das Bonaparte anvertraut wurde, sollte längs der Küste nach Livorno, Rom und Neapel marschiren. Das Directorium drang besonders auf die Expedition nach Rom und schien das größte Gewicht darauf zu legen, entweder weil es den alten Aberglauben am empfindlichsten zu treffen hoffte, wenn es die Ohnmacht des Götzen vor allen

erit, quod dicitur intendentibus secundum subjectam methodum. Sicut enim in aliis compositum usque ad incomposita necesse dividere, hae enim minimae partes totius, sic et civitatem ex quibus componitur. Considerantes videbimus et de iis, quibus quidem differunt ab invicem, et si quid artificiale contingit accipere circa unumquodque dictorum.

No. XLII. bis. (Sorbonn., No. 841.)

LIBRI YCONOMICORUM.

(*Translatio graeco - latina.*)

Yconomica et Politica differunt non solum tantum quantum domus et civitas: haec autem subjecta sunt eis; verum et quod politica quidem ex multis principibus est; yconomica vero monarchia. Artium quidem aliquae sunt et distinctae, et non est ejusdem facere et uti eo quod factum est puta lyrá et fistula. Politicae vero est et civitatem ab initio construere et exeunte uti bene: patet et quod yconomicae sit et domum acquirere et uti ea. Civitas igitur est domorum pluralitas et possessionum habundans ad bene vivendum. Palam est enim quod quando nequeunt haec habere, dissolvitur et communicatio. Amplius autem hujus causa. . . . . *Fin.* ut Pindarus ait: dulce enim cor et spes mortalium multiplicem voluntatem gubernat. Secundum autem a filiis feliciter ad senectutem depasci: propter quod proprie et communiter decet juste considerantes ad omnes Deos et homines, cum qui vitam habet et multum ad suam uxorem et filios et parentes.

No. XLIII. (Bibl. Sorbonn. 1773.)

RHETORICA.

(*Translatio graeco - latina.*)

Rhetorica assecutiva dialecticae est. Ambae enim de talibus quibusdam sunt quae communiter quodam modo omni est cognoscere, et nullius scientiae determinate, propter quod et omnes modo quodam participant ambabus. Omnes enim usque ad aliquid et exquirere et susti-

Augen enthüllte, oder weil es durch den Feuereifer des Theophilanthropen Lareveillère, der in dem Papſte einen perſönlichen Feind ſah, angeſpornt wurde. Zum Schluß erhielt Bonaparte vom Directorium die abermalige Mahnung, nichts zu unternehmen, ohne die Zuſtimmung der Commiſſaire einzuholen, und da man ihn wegen des Friedensſchluſſes von Cherasco nicht gut tadeln konnte, lobte man mit unverkennbarer Abſichtlichkeit, daß er dabei die Commiſſaire zu Rath gezogen. „Derartige Verhandlungen," ſagte das Directorium, „gehören vorzugsweiſe zu der Aufgabe der Regierungs-Abgeordneten bei den Armeen."

Dieſe Inſtructionen des Directoriums entſprachen der alten Routine der franzöſiſchen Invaſionen, die ſämmtlich mißlangen, weil man in's Innere Italiens vordrang, ehe man ſich der Zugänge verſichert hatte. Sie vernichteten alle Pläne Bonaparte's, der mit ſeinem ſicheren Blick erkannt hatte, daß nur Oeſterreich ein gefährlicher Gegner für uns war, darum alle ſeine Kräfte gegen Oeſterreich wenden und die Etſch zu einer unüberſchreitbaren Grenzlinie machen wollte. Er war überzeugt, daß uns — ſobald wir dies Reſultat erreicht hatten — die ſchwächeren Staaten Italiens von ſelbſt in die Hände fallen müßten. Sein raſches Vorſchreiten und das Talent, uns durch ſeine Erfolge immer weiter zu treiben, ſchützten ihn davor, zwiſchen nutzloſen Einwendungen und gefährlichem Nachgeben wählen zu müſſen und gaben ihm die Macht, ſeinen Vorſtellungen Geltung zu verſchaffen.

An demſelben Tage, als das Directorium die Depeſchen unterzeichnete, die ihm eine ſo peinliche Ueberraſchung bereiten ſollten, das heißt am 7. Mai, erſchien Bonaparte, der ſich — nachdem er ſein Heer verſtärkt und ſeine Verbindungen geſichert hatte — bereits wieder auf den Marſch begeben, urplötzlich vor Piacenza, um daſelbſt den Po zu überſchreiten. Beaulieu, der durch geſchickt verbreitete Nachrichten und durch Scheinmanöver getäuſcht war, erwartete ihn in Valencia und hatte nicht allein die Zugänge des Po mit zahlreichen Defenſivwerken verſehen, ſondern auch die des Ticino, der die zweite Vertheidigungslinie bildete und ihm bei Pavia, das einſt der Schauplatz einer unſerer Niederlagen geweſen, eine ſtarke Stellung darbot. Indem ſich Bonaparte mit einigen tauſend Mann nach Piacenza begab — acht Stunden ungefähr unterhalb des Punktes, wo ſich der

Ticino in den Po ergießt — umging er nicht nur Pavia und den Ticino, sondern war auch im Stande, den gefährlichen Uebergang über den Po zu bewerkſtelligen, ohne ernſtlich vom Feinde beläſtigt zu werden. Erſt am folgenden Tage wurde er bei Fombio, in der Nähe von Pizzighettone, von einer einzigen Diviſion Oeſterreicher angegriffen und nahm ihr zweitauſend Gefangene ab.

Beaulieu, der zu ſchwach war, um ſich im offenen Felde gegen die franzöſiſche Armee zu behaupten, mußte ſich, um mit einigem Vortheil gegen ſie kämpfen zu können, auf die Vertheidigungslinien ſtützen, welche ihm die zahlreichen Zuflüſſe des Po — der Ticino, die Adda, der Oglio, der Mincio und die Etſch — darboten, die Oberitalien in der Richtung von Norden nach Süden durchſchneiden. Nachdem die Linie des Ticino forcirt war, warf er ſich ſchnell auf die Adda zurück und räumte den ganzen zwiſchen beiden Flüſſen befindlichen Theil der Lombardei, ließ jedoch im Schloſſe von Mailand eine Beſatzung zurück. Bonaparte erreichte ihn bei Lodi am 9. Mai. Die Stadt, an dem von den Franzoſen occupirten Ufer der Adda gelegen, wurde mit Leichtigkeit genommen, aber um den Fluß überſchreiten zu können, mußte eine mit Artillerie beſetzte und von 12,000 Mann vertheidigte Brücke genommen werden. Um das Leben der Soldaten zu ſchonen, vermeidet man gewöhnlich, ſolche Hinderniſſe in der Fronte anzugreifen. Bonaparte hoffte jedoch, durch das Forciren deſſelben die beiden öſterreichiſchen Diviſionen trennen zu können, die er jenſeit der Adda vermuthete. Er zauderte daher nicht, den Gewaltſtreich auszuführen, bildete eine Angriffscolonne, die er aus der Elite der Armee zuſammentreten ließ und hinter die Wälle der Stadt poſtirte, und gab der Cavallerie Befehl, einige hundert Schritte oberhalb der Brücke den Fluß zu durchreiten. Sobald dies geſchehen war, ließ er die Brücke mit Kartätſchen und Kanonenkugeln beſchießen. Um ſich gegen das Feuer zu decken, zieht ſich der Feind in eine Terrainfalte zurück. Bald darauf zeigt ſich unſere Cavallerie in ſeiner Flanke, die Angriffscolonne bricht hervor, ſtürzt ſich auf die Brücke, und nachdem ſie einen Augenblick vor einem Hagel von Kugeln gewichen, nimmt ſie dieſelbe im Sturmſchritt ein und macht die feindlichen Kanoniere auf ihren Geſchützen nieder.

Dies war die Schlacht von Lodi, weniger bedeutend durch ihre materiellen Reſultate — ſo groß dieſelben auch ſein mochten — als

durch die tiefe Demoralisation, die sie in der österreichischen Armee hervorrief, indem sie derselben ein übertriebenes Gefühl der eigenen Schwäche einflößte. Wir hatten nur 200 Mann verloren und 2000 Gefangene gemacht. Dieser Erfolg überlieferte uns die ganze Lombardei, denn Beaulieu mußte sich nach Mantua und an den Mincio zurückziehen.

Im Hauptquartier zu Lodi, am 14. Mai, vier Tage nach seinem Siege, erhielt Bonaparte den Brief des Directoriums, der seinen ganzen Feldzugsplan über den Haufen warf und ihm anzeigte, daß er künftig den Oberbefehl der Armee mit Kellermann zu theilen habe. Nichts hätte diese glühende, ehrgeizige Seele tiefer verletzen können, aber mit der Zuversicht eines Mannes, der sich unentbehrlich weiß, zögerte er keinen Augenblick, seine Entlassung einzureichen, überzeugt, daß sie nicht angenommen wurde. Umgehend antwortete er dem Directorium in ehrfurchtsvollen Ausdrücken, aber mit größter Entschiedenheit. Er begann damit, die Eroberung der Lombardei zu melden, jedenfalls der beste Eingang, um seinen Worten Gewicht zu geben. In Bezug auf die beabsichtigte Expedition nach Livorno, Rom und Neapel versicherte er, daß eine einfache militairische Demonstration genügen würde, den Zweck derselben zu erreichen, vorausgesetzt, daß ihm freie Hand gelassen würde. „Wenn ich von allen meinen Schritten den Regierungs-Commissairen Rechenschaft geben muß, wenn dieselben das Recht haben, meine Bewegungen zu ändern, mir Truppen wegzunehmen oder zu schicken, dürfen Sie nichts mehr von mir erwarten." Wichtiger als alles Andere war jedoch in seinen Augen die Einheit des militairischen Plans. „Bei der jetzigen Lage der Dinge ist Ihnen ein Feldherr, der Ihr volles Vertrauen besitzt, geradezu unentbehrlich. Wenn ich dasselbe nicht besitze, will ich mich nicht beklagen, sondern in der Stellung, die Sie mir anweisen, mit doppeltem Eifer meine Pflicht thun. Jeder hat seine eigene Art der Kriegführung. General Kellermann besitzt mehr Erfahrung und wird den Feldzug besser leiten, als ich, aber wir Beide zusammen können der Sache nur Schaden bringen."

Bonaparte schickte diesen Brief an Carnot, mit dem er in fortgesetzter Correspondenz stand und der sich im Schooße des Directoriums zu seinem Vertheidiger aufgeworfen hatte. Er gab ihm Vollmacht, von diesem Schreiben den Gebrauch zu machen, den ihm seine

Klugheit und seine Zuneigung anrathen würden. „Ich schwöre Ihnen," schrieb er, „daß ich dabei nur das Vaterland im Auge habe. Sie werden mich jederzeit auf geradem Wege finden. Der Republik bin ich selbst das Opfer meiner Ideen schüldig. Wenn man mir in Ihrer guten Meinung zu schaden sucht, ist meine Antwort in meinem Herzen und in meinem Gewissen ... Ich glaube, daß ein schlechter General besser ist, als zwei gute. Mit dem Kriegführen ist's, wie mit dem Regieren, beide sind Sache der Intuition." Und zum Schlusse sagt er: „Ich habe mit einigem Ruhme angefangen und möchte fortfahren, mich Ihrer würdig zu zeigen."

Durch dies geschickte Gemisch von Würde und Schmeichelei hatte sich Bonaparte die Protection Carnot's gesichert, aber die Zustimmung der übrigen Mitglieder des Directoriums war ihm weniger gewiß, denn mehrere derselben waren ihm erwiesener Maßen feindlich gesinnt. Die Sachlage war ernst und der reiflichsten Ueberlegung werth. Was der General in seinem Briefe begehrte, war nicht allein das Zurücknehmen zweier falschen Maßregeln: der Expedition nach Neapel und der Theilung des Oberbefehls — man sah darin vor Allem das Verlangen, sich jeder Ueberwachung zu entziehen. Das war der Zweck der Einwendungen, die er gegen die Regierungs-Commissaire erhob, und in indirecter Weise verlangte er, mit einer Art von Dictatur bekleidet zu werden. Uebrigens war das noch nicht Alles: ein bereits ausgeführter Beschluß war rückgängig zu machen, denn Kellermann hatte seine Ernennung bereits erhalten, und es hieß einen bedenklichen Präcedenzfall schaffen, wenn man eine Maßregel, die man für gut gehalten, auf Ansuchen eines Mannes zurücknahm, der sich bereits durch Eigensinn und Herrschsucht bemerklich gemacht hatte. Es war ein Fehler, ihm aus Nachgiebigkeit zu gewähren, was man der Richtigkeit seiner Gründe nicht zugestand, und es wäre vielleicht besser gewesen, weniger glänzende Erfolge zu erringen und die Uebergriffe der Militairgewalt über die Civilgewalt nicht zu ermuthigen. Ueberdies hätte man Bonaparte den Einwand machen können, daß — wenn es sich um Jemand anders als ihn selber handelte — seine Ansichten von der nothwendigen Einheit des Oberbefehls durchaus andere waren, als die ihm hier sein persönliches Interesse eingeflößt. Als die Rede davon war, die Sambre- und Meuse-Armee und die Rhein-Armee unter einem Befehlshaber zu vereinigen, hatte er sich diesem Vorhaben mit großer Ent-

ſchiedenheit widerſetzt, indem er anführte, daß dadurch zu viel Macht in die Hände eines Generals gegeben würde.

Alle dieſe Gründe wurden im Schooße des Directoriums zur Sprache gebracht und es darf behauptet werden, daß die Regierung für einen Augenblick wenigſtens den geheimen Wunſch gehegt, das Entlaſſungsgeſuch Bonaparte's anzunehmen, und daß man unter anderen Verhältniſſen nicht gezaudert haben würde, ihn fallen zu laſſen. Aber ſchon hatte der General, ſowohl durch die geleiſteten Dienſte, als durch die Popularität, welche ſein Name errungen, die Directoren in Bande geſchlagen; von Tag zu Tag, man könnte beinahe ſagen von Stunde zu Stunde wurde er ihnen unentbehrlicher. Sie beeilten ſich indeſſen nicht, ſeiner Ungewißheit ein Ende zu machen, denn ſie beantworteten ſein Abſchiedsgeſuch erſt am 28. Mai. In der Zwiſchenzeit aber empfingen ſie Schlag auf Schlag die berauſchendſten Nachrichten, und ſo wurde ihnen gewiſſermaßen Zwang angethan.

Es geſchah dies nicht allein durch die Bulletins, die von den ſchnellen Siegen Bonaparte's berichteten, von der Ueberſchreitung des Po, der Eroberung der Lombardei, dem Einzuge in Mailand, wo unſere Truppen vom Jubel des Volks begrüßt worden waren. Auch materielle Vortheile kamen dazu, denen das Directorium unter dem Druck einer entſetzlichen und faſt beiſpielloſen Finanznoth — wir ſagen dies nicht zu ſeiner Rechtfertigung, ſondern zu ſeiner Entſchuldigung — noch größeren Werth beilegte.

In einer an Bonaparte gerichteten Zuſchrift vom 15. Mai ſprechen die Directoren ihre Wünſche mit der größten Offenheit aus. „Die Gelder, in deren Beſitz Sie gelangen, ſind nach Frankreich zu ſchicken" ſchreiben ſie; und in einer Sprache, die eben ſo cyniſch iſt, als der Gedanke, den dieſelbe ausdrückt, fügen ſie hinzu: „Laſſen Sie in Italien nichts zurück, was die Verhältniſſe fortzuſchaffen erlauben und was uns nützen kann." Bonaparte war ihren Wünſchen bereits zuvorgekommen. Noch vor Ende des Monats ſchüttete er einen wahren Goldregen über ſie aus — was, wie er wußte, das beſte Mittel war, ſeine Sache ſiegreich durchzuführen. In dem Friedensvertrage, den er dem Herzoge von Parma aufzwang, hatte er Frankreich zwei Millionen ſtipulirt, 12000 Pferde mit vollſtändigem Sattelzeug, zwanzig Gemälde, darunter der heilge Hieronymus, den der Herzog umſonſt mit einer Million auszulöſen verſuchte, und endlich Proviant für das

Heer. Von dem Herzoge von Modena hatte er zehn Millionen verlangt und abermals zwanzig Gemälde nach Auswahl der Commissaire. Durch ein Decret, das er am Tage nach seinem Einzug in Mailand veröffentlicht, legte er der Lombardei eine Contribution von zwanzig Millionen auf nebst einer bedeutenden Lieferung an Gemälden und Kunstgegenständen. Und dies waren keine leeren Aussichten. Schon am 22. Mai zeigte er dem Directorium an, daß eine Sendung von sechs bis acht Millionen in Gold, in Kleinodien und Silberbarren unterwegs sei. Er machte den Vorschlag, eine Million an die Rheinarmee senden zu wollen, deren Sold rückständig war, und schickte 1,200,000 Frs. an Kellermann. Und alle diese Summen, die in Anbetracht des Zustandes unserer Finanzen unermeßliche Schätze waren, hatte derselbe Mann im Laufe weniger Tage errungen, der schon einen Monat zuvor das Königreich Sardinien, das jetzt vernichtet und unterworfen war, für Frankreich ausgebeutet, derselbe Mann, dem das Directorium bei seinem Abgange zur Armee nur 300,000 Frs. mitgeben konnte, um sie unter die ausgehungerten Soldaten zu vertheilen. Und eines solchen Mannes sollte man sich im Augenblicke berauben, wo er unentbehrlicher war, als je! wo er allein das begonnene Werk zu Ende führen konnte, indem er zu gleicher Zeit den Glanz unserer Waffen und unsere innere Wohlfahrt förderte!

Am 28. Mai schrieb ihm das Directorium: „Bürger-General! Sie scheinen den Wunsch zu hegen, die weiteren militairischen Operationen des jetzigen Feldzugs in Italien allein zu leiten. Das Directorium hat Ihre Vorschläge in reifliche Ueberlegung gezogen und das Vertrauen, das ihm Ihre Talente und Ihre republikanische Gesinnung einflößen, haben dasselbe veranlaßt, die Frage zu Ihren Gunsten zu entscheiden." Die Expedition nach Rom und Neapel wurde nicht weiter anbefohlen, nur der Handstreich auf Livorno wurde abermals erwähnt und was die Absichten des Generals auf Deutschland betraf, so ließ man ihm in dieser Beziehung vollständige Freiheit, indem man ihm nur die äußerste Vorsicht anempfahl.

Diese Freiheit, die eigentlich eine unbeschränkte Macht war, benutzte der General, um eine noch bedeutendere zu erringen. Das Directorium hatte ihm für die Vortheile, die es aus den Eroberungen zog, die oberste Leitung der Politik und des Krieges überlassen. Bonaparte wußte hinfort, wie er die Bedenklichkeiten des Directoriums zum

Schweigen bringen könne, und es entstand gleichsam ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen ihnen. So werden die Menschen nach und nach zu Sclaven der Verhältnisse, die sie selbst geschaffen haben.

Indessen war eine Deputation, an deren Spitze Graf Melzi stand, einer der bedeutendsten und geachtetsten Männer Italiens, in's Hauptquartier gekommen, um Bonaparte die Unterwerfung Mailands anzuzeigen. Der General ließ diese reiche Stadt durch Massena in Besitz nehmen und am folgenden Tage, 15. Mai, zog er selbst durch einen Triumphbogen ein, umbraust von dem Jubel der intelligenten Bevölkerung, die in ihm den Sohn Italiens und den natürlichen Vertheidiger ihrer Freiheit begrüßte.

Die Einwohner Mailands waren des österreichischen Joches müde. In allen Gesellschaftsklassen hatten freisinnige Ideen Eingang gefunden und die Mailänder konnten unmöglich voraussehen, daß sie durch die französische Revolution, die sie jetzt im Namen ihrer großen, die Welt erneuernden Principien befreit hatte, eines Tages wieder dem Schwerte ihrer Feinde überlassen werden sollten. Alles drängte sich herbei, um die Züge des jungen Mannes zu sehen, der sich in einem Feldzuge von zwei Monaten den größten Feldherren an die Seite gestellt. Seine kleine Gestalt, seine bleiche Farbe, die krankhafte Hagerkeit seines schwächlichen Körpers, der vom Feuer des Genius verzehrt zu werden schien, in Wahrheit aber mit stählernen Muskeln begabt war, fesselte die Einbildungskraft durch den Gegensatz, den dies Aeußere zu den glänzenden Waffenthaten Bonaparte's bildete. Sein fester, durchdringender Blick, seine heftigen, gebieterischen Geberden, sein cäsarisches Profil, seine kurze Redeweise, sein scharfer, herrischer Ton, sein ganzes Wesen verrieth den zum Befehlen Geborenen und vom ersten Tage an hatte er sich so vollständig in seine Rolle eingelebt, daß sich nicht mehr erkennen ließ, in wie weit sein Auftreten einstudirt oder natürlich war.

Bei seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee, wo er Generäle commandiren sollte, die zum größten Theile berühmter und älter waren als er, begriff er sofort, daß er ihnen nicht allein durch den Glanz seiner Thaten, sondern auch durch seine Haltung, seinen Ernst, seinen Character imponiren müsse. Daher die große Selbstbeherrschung, die berechnete Einfachheit seiner Lebensweise, die überraschende Strenge seiner Sitten inmitten der Zügel-

losigkeit, die er dem Heere gestattete. Wer sein Privatleben vor und nach dieser Epoche kennt, weiß übrigens, daß diese Sittenstrenge weder als Ergebniß seiner Neigungen, noch als Anerkennung von Grundsätzen anzusehen ist, denen er niemals gehuldigt hat. Sie war ihm ein Mittel zur Herrschaft, weiter nichts. Er fühlte, daß die Ueberlegenheit seines Genius nicht genügte, um seine Waffengefährten zu beherrschen, sondern daß jenes moralische Uebergewicht dazukommen müsse, das der Lohn eines reinen Lebens ist. Darum ließ er bei Anderen nachsichtsvoll zu, was er sich selbst versagte; wußte er doch, daß Jeder, der sich bloßgestellt hatte, in seiner Gewalt war.

So schloß er denn auch — obwohl ein entschiedener Feind aller Aufsehen erregenden Veruntreuungen, welche die Hülfsmittel der Armee bedrohten oder ihren Ruhm befleckten — systematisch die Augen, sobald dieselben geschickt genug ausgeführt wurden, um den Schein zu wahren. Er versäumte aber nie, den Männern, die sie begangen hatten, bemerklich zu machen, daß er schwieg, weil er wollte, nicht weil er getäuscht worden war. Natürlich war er von diesem Augenblick an ihr Herr und sie wurden um so unterwürfiger, je mehr sie sich von ihm abhängig fühlten. Die Reichthümer, welche die Mehrzahl der französischen Generäle und Agenten in Italien erwarben, waren das Unterpfand der Herrschaft, die Bonaparte über sie ausüben wollte. Oft bot er ihnen selbst Gelegenheit, ihr Glück zu machen, indem er ihnen Aufträge ertheilte, die große, nicht zu controlirende Summen durch ihre Hände gehen ließen. Wenn sie diese Gelegenheiten nicht benutzten, machte er es ihnen zum Vorwurf oder verspottete ihre Gewissenhaftigkeit. Marmont führt in Bezug auf sich selbst mehrere Beispiele an, die dies bestätigen und sowohl an und für sich den Stempel der Wahrheit tragen, als mit dem übereinstimmen, was von anderen Seiten bekannt geworden ist. Daß Bonaparte selbst inmitten so vieler käuflichen Seelen unbestechlich blieb, geschah mehr aus Stolz und Ehrgeiz, als aus Tugend. Die Triebfedern seiner Handlungsweise können übrigens durch Niemand besser dargelegt werden, als durch ihn selbst. Das Mémorial de Ste. Hélène erzählt, daß, als Bonaparte mit dem Herzoge von Modena in Unterhandlung stand, Salicetti zu ihm kam und sagte: „Der Commandant von Este, Bruder des Herzogs, ist hier und hat in vier Kisten vier Millionen in Gold mitgebracht; er bittet Sie im Namen seines Bruders, dieselben an-

zunehmen und ich rathe Ihnen, es zu thun. Ich bin Ihr Landsmann und kenne Ihre Familienverhältniſſe. Das Directorium wird Ihre Dienſte nicht nach Gebühr belohnen; was man Ihnen hier bietet, haben Sie verdient und können es annehmen ohne Gewiſſensbiſſe und ohne zu fürchten, daß es bekannt wird." „Ich danke Ihnen," erwiederte Bonaparte kalt, „ich werde mich nicht für dieſe Summe dem Herzog von Modena in die Hände geben."

Er hätte „und Salicetti" hinzufügen können. Bei dieſer Weigerung iſt, wie wir ſehen, weder von Vorwürfen, noch von Unwillen die Rede; es iſt eine einfache Berechnung. Der treuherzige Las Cases fügt auch ſogleich mit ſeiner köſtlichen Unbefangenheit hinzu: „Der Kaiſer pflegte gern bei dieſen Details zu verweilen, ſchloß aber damit, daß er unklug gehandelt und ſich eines Mangels an Vorſicht ſchuldig gemacht, ſowohl für den Fall, daß er beabſichtigt, als Parteiführer aufzutreten, als auch für den Fall, daß er als einfacher Privatmann in der Menge fortzuleben gedacht. Denn nach ſeiner Rückkehr, ſagte er, habe man ihn gewiſſermaßen im Elend gelaſſen und er habe in wirklicher Armuth leben müſſen, indeß der Geringſte ſeiner Verwaltungsbeamten und Generäle große Reichthümer heimgebracht. Was aber, fügte er hinzu, würden meine Beamten gethan haben, hätte ich irgend etwas angenommen. Mein Beiſpiel hat ſie im Zaum gehalten".

Am 15. Mai war Bonaparte in Mailand vom Jubel der Lombarden begrüßt worden, und am 17ten ſchrieb er dem Directorium: „Wir können dieſem Lande eine Contribution von zwanzig Millionen auflegen. Es iſt eine der geſegnetſten Gegenden der Welt, durch einen fünfjährigen Krieg aber völlig erſchöpft." Er hob hervor, daß Mailand voll Enthuſiasmus für die Freiheit und viel patriotiſcher ſei, als Piemont — Eigenſchaften, die es jedoch eben ſo wenig gegen unſere Forderungen zu ſchützen vermochten, als die Erſchöpfung, von welcher der General geſprochen. Mailand, das uns entgegengekommen war, wurde ſogar verhältnißmäßig weit härter behandelt, als Parma, deſſen Herrſcher an der Coalition theilgenommen hatte, aber wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dem Könige von Spanien geſchont werden ſollte. Auch eine bereits beſprochene Eventualität faßte Bonaparte in's Auge und fragte, da er nicht wußte, ob die Anſichten des Directoriums über dieſen Fall dieſelben geblieben: „ob

dieſem Volke, wenn es danach verlange, geſtattet werden ſolle, eine republikaniſche Staatsform anzunehmen."

Die endgültige Antwort des Directoriums auf dieſe Frage ließ lange auf ſich warten, denn die Häupter der Revolution, die Befreier der Völker, dachten ernſtlich daran, die Lombardei ihren Unterdrückern zurückzugeben, um dafür die Niederlande zu erwerben! Dieſer Hintergedanke hatte ſie ſoeben auch verhindert, einen Alliance-Vertrag mit Piemont abzuſchließen, der uns, indem wir der italieniſchen Nationalität ein Armeecorps zurückgaben, in Italien 20,000 Mann Soldaten geſichert hätte. Bonaparte organiſirte inzwiſchen in der Lombardei eine proviſoriſche Verwaltung von vorwiegend municipalem Character. Die oberſte Leitung wurde einem bereits beſtehenden Raths-Collegium anvertraut, das den Namen Staats-Congreß führte und deſſen Mitglieder er vollſtändig erneuerte. Ferner ſchuf er eine Nationalgarde, die ſich der Polizei des Landes annehmen und vor allem in den Einwohnern die Ueberzeugung wecken ſollte, daß ſie hinfort ſich ſelbſt regieren würden — eine nur zu bald verſchwindende Täuſchung. Endlich ſuchte er ſich populär zu machen, indem er der geiſtigen Bedeutung ſchmeichelte und Künſtler und Gelehrte mit Auszeichnung aufnahm. Dies Verhalten, das man ihm zur Ehre gerechnet hat, wurde ihm übrigens vom Directorium nicht nur angerathen, ſondern geradezu anbefohlen. Ebenſo verhält es ſich mit dem ſchönen, oft angeführten Briefe, den er an den Aſtronomen Oriani geſchrieben hat.

Es that indeſſen Noth, die Lombarden, auf die Gefahr hin, ihren Enthuſiasmus abzukühlen, mit den Opfern bekannt zu machen, die ſie für ihre Befreiung bringen ſollten. In einer an das Volk der Lombardei gerichteten Proclamation vom 19. Mai wurde ihnen von dem General das Erforderliche mitgetheilt. Er begann damit, daß die Revolution, die den Tyrannen Haß geſchworen, auch die Verbrüderung der Völker geſchworen habe. Das ſiegreiche Heer eines hochmüthigen Monarchen mochte bei den beſiegten Völkern Schrecken erregen; eine republikaniſche Armee führt den Vernichtungskrieg nur gegen die Könige, die ſie bekämpft; den Völkern, welche ihre Siege von der Tyrannei erlöſen, weiht ſie ihre Freundſchaft. „Aber," fügt er hinzu, „wenn die ſiegenden Franzoſen in den Völkern der Lombardei ihre Brüder ſehen, ſind ihnen dieſe eine Erwiederung ſchuldig." Sie ſollten daher das Heer, das ihre Unabhängigkeit vertheidigt, nach beſten

nere sermonem et defendere et accusare conantur. Multorum quidem igitur fortuito: hii quidem fortuito hoc agunt: hii autem propter consuetudinem ab habitu. Quoniam autem utroque modo contingit, palam quale erit utique ipsam dirigere; propter quod enim adipiscuntur et hii propter consuetudinem et hii a casu. Hujus causam considerare contingit, tale autem omnes utique, jam confitebuntur artis opus esse. Nunc quidem igitur qui artes sermonum componunt modicam adepti sunt ipsius partem. Persuasiones enim sunt solum artificiale: alia autem adjectiones: hii autem de enthymematibus quidem non dicunt quod quidem est corpus persuasionis; de extrinsecus autem rei plurima negociantur. Commotio enim et misericordia et ira et tales passiones animae non sunt de re sed ad invicem. Quare si circa omnia essent judicia sicut in quibusdam civitatum, nunc est, et maxime in bene ordinatis legibus, nihil utique haberent quod dicerent. Omnes enim hii quidem putant oportere sic leges promulgare, hii autem et utuntur et prohibent extra rem dicere sicut et in Areopago recte hoc putantes. Non enim oportet judicem pervertere ad iram provocantes, aut timorem aut injusticiam simile enim et si quis qua debet uti regula, hanc faciat distortam. Adhuc autem manifestum quod litigantis quidem nihil est nisi ostendere rem, quia est aut non est, aut facta est, aut facta non est. Si autem magna aut parva aut justa vel injusta quaecumque legislatio non determinavit, ipsum utique judicem oportet cognoscere et non addiscere a litigantibus.

No. XLIV. (Sorbonn., No. 1779.)

RHETORICAE Lib. III.

(*Translatio graeco - latina.*)

Rhetorica est convertibilis dialecticae: utraeque enim de quibusdam hujus modi sunt, quae communia quodam modo omnium est cognoscere et nullius scientiae determinatae. Ideo et omnes secundum aliquem modum participant utramque. Omnes enim usque ad aliquid, et perscrutari et percipere sermonem, et respondere et accusare

Kräften unterstützen. „Diese Hülfe, die uns das Recht des Krieges sichert, muß uns die brüderliche Zuneigung freudig darbringen." Darauf zeigt er ihnen die Erhebung der zwanzig Millionen an, „eine schwache Beisteuer für ein so reiches Land, besonders wenn wir die Vortheile in Erwägung ziehen, die ihm daraus erwachsen sollen."

Diese letzten Worte, die mit dem, was er in Bezug auf die Erschöpfung des Landes geschrieben, so wenig übereinstimmen, enthielten ein ausdrückliches Versprechen; in welcher Weise der General und das Directorium gesonnen waren, dasselbe zu halten, wissen wir. Die Unbestimmtheit und das Dunkel, deren sich Bonaparte in seinen Unterredungen mit einflußreichen Mailändern befleißigte, ließ das Ziel seiner Politik nur zu deutlich voraussehen. Im Hinblick auf einen zweifelhaften Vortheil sollten sie sich den zweifellosen Uebelständen unterwerfen, die mit einer Eroberung und Occupation verbunden sind, die sie außerdem den Repressalien ihrer früheren Beherrscher aussetzte. Bonaparte gab selbst die Grundsätze an, nach denen die Contribution zu erheben war. Sie sollte „die Reichen treffen, die wirklich wohlhabenden Leute und die geistlichen Körperschaften." Die Armen wollte man verschonen.

Ein Decret von demselben Tage brachte die Ernennung eines „der französischen Armee in Italien beigegebenen Agenten," dem es oblag, „in den eroberten Städten die Gegenstände der Kunst und Wissenschaft auszuwählen, welche nach dem Territorium der Republik gebracht werden sollten," und zwar unabhängig von den Kunstwerken, die bereits durch Friedensschlüsse und Waffenstillstandsverträge von den verschiedenen Machthabern Italiens der Republik übergeben waren. Laut Artikel 5. des Decretes war der Agent, falls ihm die französischen Behörden nicht die nöthigen Transportmittel geben konnten, berechtigt, „von der Stadt, in welcher die Erpressungen stattfanden, Pferde oder Wagen zu requiriren".

Die fortzuschaffenden Werke der Kunst und Wissenschaft waren zum Theil in dem Decrete aufgezählt. Sie umfaßten nicht allein Bilder, Statuen, Manuscripte, sondern auch Maschinen, mathematische Instrumente, Karten und das Decret fügte ein etc. hinzu, das — besonders bei dem guten Willen der mit der Deutung desselben Beauftragten — eine große Auswahl anderer Gegenstände zuließ. Nach einiger Zeit kündigte denn auch wirklich Bonaparte dem Directorium

an, daß Monge und Berthollet in Pavia beschäftigt wären, unsern Jardin des Plantes und unser naturhistorisches Museum zu bereichern, und daß sie bald darauf dieselbe Aufgabe in Bologna weiterführen würden. Selbst Luxuspferde wurden der Kategorie der „Kunstgegenstände" zugezählt und in großer Anzahl in der Lombardei weggenommen. Etwa hundert Stück schickte der General als Geschenk an die Directoren, um — wie er ihnen schrieb — „die mittelmäßigen Pferde zu ersetzen, mit denen Sie bisher gefahren sind." Aber so umfassend die Rubrik der „Werke der Kunst und Wissenschaft" im Sinne der Eroberer Italiens sein mochte, so war sie nach den Wünschen des Directoriums doch noch weiter auszudehnen, denn zu derselben Zeit gab es Bonaparte die Weisung, den Bemerkungen, welche ihm von dem Marineminister Truguet zugegangen waren, die ernstlichste Aufmerksamkeit zu schenken. Nach Angabe des Ministers sollte in der Romagna und in den neapolitanischen Staaten ein Ueberfluß von Nutzholz vorhanden sein, in anderen Theilen Italiens ausgezeichneter Hanf, Segeltuch ꝛc., lauter Dinge, die ebenfalls unter die Kunstgegenstände gerechnet wurden. „Wäre es nicht angemessen," sagte Truguet, „daß diese verschiedenen Staaten in der kürzesten Frist Alles, was sie produciren können oder bereits in ihren Magazinen aufgestapelt haben, nach Toulon schafften? Gönnen wir Italien das stolze Bewußtsein, zu dem Glanze unserer Marine beigetragen zu haben. Ich glaube, daß wir durch diese Maßregel den Wünschen der zahlreichen Patrioten jener Länder entgegenkommen, die eine edle Befriedigung darin finden, zu der Ausrüstung und zu den Erfolgen der republikanischen Heere mitwirken zu können."

Seltsame Zeit, wo die Verwirrung der Begriffe so groß war, daß die Raubgier die Sprache des Patriotismus, der Patriotismus die Sprache der Raubgier redete und beide sich so völlig durchdrangen, daß wir oft nicht zu unterscheiden vermögen, welches Gefühl das vorherrschende ist. Weder Geld, noch Proviant, noch Werke der Kunst und Wissenschaft, noch Erzeugnisse der Industrie und des Ackerbaues, nichts entging einem Plünderungssystem, das bisher in der modernen Völkergeschichte ohne Gleichen war. Um uns genaue Rechenschaft von dem Eindruck zu geben, den solche Erpressungen auf eine intelligente und gebildete Bevölkerung hervorbringen mußten, dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß wir uns

derselben als Brüder angekündigt hatten, daß sie von Oesterreich jederzeit mit Schonung und Milde behandelt worden war, und daß sie jetzt durch die epidemische Raubsucht gepeinigt wurde, die sich unserer Armee bemächtigt hatte. Diese Raubsucht wird durch zahllose Tagesbefehle,* durch fast täglich wiederkehrende Executionen und durch die unaufhörlichen Klagen der Anführer bezeugt, die unfähig waren, einem Uebel zu steuern, das sie größtentheils durch ihr eigenes Beispiel hervorgerufen hatten. Mit unseren Soldaten war eine Schaar von Wucherern, Lieferanten, Commissairen und Speculanten aller Art über das unglückliche Land hergefallen, um sich eines Antheils an der Beute zu versichern, so daß die Armee auf ihrem Wege Alles verschlang. Für den Historiker, dem die Ehre seines Vaterlandes am Herzen liegt, ist es eine traurige Aufgabe, neben so vielen glänzenden Waffenthaten dies düstere Bild entrollen zu müssen. Das Verhüllen desselben würde aber nicht nur eine Verletzung der Wahrheit sein, es würde auch das Mißverstehen der Begebenheiten, das Mißverstehen einer entscheidenden und für unseren Volksgeist und unsere politischen Freiheiten verderblichen Krisis zur Folge haben.

Um dieselbe Zeit erschien eine neue Proclamation Bonaparte's an seine Soldaten (20. Mai.). „Ihr habt Euch," heißt es darin, „wie ein Strom von den Höhen der Apenninen hernieder gestürzt." Ein nur zu wahres, treues Bild unserer verheerenden Truppenzüge durch Italien. Keine Schranke, sagt er weiter, keine Heeresmacht hätte sie aufzuhalten vermocht, und ihre Erfolge wären die Freude ihres Vaterlandes, der Stolz ihrer Familien. „Ja, Soldaten! Ihr habt viel gethan, aber ist Euch nichts zu thun geblieben? Soll es von uns heißen, daß wir zwar zu siegen, aber den Sieg nicht zu benutzen wußten? Soll uns die Nachwelt vorwerfen können, daß uns die Lombardei zum Capua geworden? Nein, ich sehe Euch schon zu den Waffen eilen; feige Ruhe ermüdet Euch, und die Tage, die dem Ruhme verloren gehen, sind Eurem Glück verloren. Wohlan! laßt uns aufbrechen. Noch sind Eilmärsche zurückzulegen, Feinde zu unterwerfen, Lorbeern zu pflücken, Beleidigungen zu rächen.

* Hierher gehören namentlich die Tagesbefehle vom 3. Mai, 9. Mai, 11. Mai; der Brief an Dommartin vom 5. Mai, an Kilmaine vom 28. Mai, an Lambert vom 14. Juni; die Tagesbefehle vom 8. Juni und 11. Juni ꝛc. und die Briefe der Generäle, namentlich die von Joubert.

„Mögen Alle zittern, welche die Dolche für den franzöſiſchen Bürgerkrieg geſchärft, unſere Geſandten feige gemordet, unſere Schiffe in Toulon verbrannt haben! die Stunde der Rache hat geſchlagen.

„Die Völker aber mögen ohne Sorgen ſein. Wir ſind die Freunde jedes Volkes, und namentlich der Nachkommen eines Brutus, eines Scipio und aller jener großen Männer, die wir als Vorbilder erkoren. Das Capitol wieder aufzurichten, die Statuen der Helden, die ſich berühmt gemacht, mit Ehrenbezeugungen darin aufzuſtellen, das römiſche Volk, das durch die Knechtſchaft mehrerer Jahrhunderte gelähmt iſt, aufzurütteln, das ſollen die Früchte unſerer Siege ſein! Sie werden in der Geſchichte Epoche machen und Euch wird der unſterbliche Ruhm zu theil werden, dem ſchönſten Lande Europa's eine neue Geſtalt gegeben zu haben."

Dieſe Proclamationen, die das Heer electriſirten, ſind längſt als phraſenhaft verurtheilt worden. Dennoch läßt ſich nicht leugnen, daß ſie von einem poetiſchen Hauche durchweht ſind. Bonaparte, der in Bezug auf geſunde Vernunft, auf practiſchen Sinn und jenes feine Gefühl für Maß und Möglichkeit, das allein den großen Politiker ausmacht, weit unter Cäſar ſtand, beſaß in viel höherem Grade, als dieſer, das Talent, die Einbildungskraft anzuregen. Aber während wir ihm dieſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen, müſſen wir andererſeits zugeben, daß ſeine kriegeriſchen Aufrufe um ſo declamatoriſcher erſcheinen, je weiter wir uns von der Zeit entfernen, in der ſie geſchrieben ſind, was mit den Eingebungen eines wahren, tiefen Gefühls nicht der Fall ſein würde. Wenn wir dem Grunde dieſer Erſcheinung nachſpüren, finden wir, daß der Eindruck ſteigender Kälte davon herrührt, daß Bonaparte's Proclamationen, anſtatt ſeiner innerſten Empfindung zu entſtrömen, größtentheils das Erzeugniß ſeiner Phantaſie ſind. Sie ſind rhetoriſche Compoſitionen, nicht aber der Ausdruck deſſen, was ihn ſelbſt bewegte. Er ſtellte einen Enthuſiasmus, den er nicht empfand, künſtlich dar. Das Heraufbeſchwören der großen Geſtalten der Römerzeit war für ihn nur ein Mittel, um auf die Gemüther der Zeitgenoſſen zu wirken, und daß er damit Eindruck zu machen vermochte, war allein dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ſich die Franzoſen ſeit dem Beginn der Revolution eigentlich nur von den Erinnerungen der Vergangenheit nährten. Aber während ſich Bonaparte dieſer Erinnerungen als rhetoriſcher Hülfsmittel bediente, war

er ſelbſt nicht davon erwärmt. Darum finden wir — indeß die Zeitgenoſſen durch ihre eigene Empfindung getäuſcht und fortgeriſſen wurden — in jedem Worte Affectation und Künſtelei, und darum bleiben wir kalt. Bei den großen Rednern der Revolution, im Munde eines Mirabeau, eines Vergniaud haben dieſe Bilder, obwohl derſelben Quelle entlehnt, packende Gewalt und wirkliche Größe, weil ſie der wahre, erſchütternde Ausdruck ſowohl ihrer Empfindungen, als ihrer Lage ſind. In den Proclamationen Bonaparte's erſcheinen ſie theatraliſch, weil man ihnen das Gemachte anfühlt. Ueberdies hat er uns in dieſer Beziehung durch die merkwürdige, bezeichnende Mahnung, die er etwas ſpäter an den General Gentili, einen ſeiner Agenten, ergehen ließ, ſein Geheimniß verrathen. „Wenn ſich die Bewohner des Landes," ſchrieb er ihm in Bezug auf Corfu, „der Freiheit zuneigen, ſchmeicheln Sie dieſer Neigung und verſäumen Sie nicht, in den Proclamationen, die Sie erlaſſen, von Griechenland, Athen und Rom zu ſprechen." (Brief an den General Gentili, vom 26. Mai 1797.) Der Verfaſſer der Proclamationen iſt durch dieſen Ausſpruch vollſtändig characteriſirt.

Aufrichtiger war er, und die Gefühle, die er ausdrückte, waren wirklich empfunden, wenn er mit ſeinen Soldaten vom Ruhme ſprach und ihren Sinn dafür zu wecken ſuchte. Den Ruhm hat Bonaparte leidenſchaftlich geliebt, und ſein Ehrgeiz, obwohl ein durchaus egoiſtiſcher, erhob ſich dadurch um ein Bedeutendes über die gewöhnliche Ehrſucht. In dieſer Beziehung war er uneigennützig, und obgleich unerſättlich im Verlangen nach Herrſchaft, hätte er ſich nie mit einer Macht ohne Größe zu begnügen vermocht. Aber der Ruhm, wie er ihn ſeinen Soldaten darſtellte, hatte nichts von der Bedeutung behalten, welche die Neuzeit und beſonders die Revolution mit dieſem Worte verband. Es war der Ruhm, wie ihn die Eroberer des Alterthums verſtanden; ein Ruhm, der die Menſchen zu beſiegen, zu unterjochen, zu blenden ſtrebt, nicht darauf ausgeht, ſie zu erheben und zu fördern; ein Ruhm, der die Siege der Gewalt, nicht die Eroberungen der Civiliſation in's Auge faßt, und ſich zu ſeinen Zwecken des Zwanges, der Liſt, der Einſchüchterung bedient, anſtatt die moraliſchen Kräfte, die Mitwirkung der edelſten Regungen der Menſchenſeele zu Hülfe zu rufen. Zwiſchen dieſen beiden Auffaſſungen des Ruhmes liegt die ganze Kluft, die einen Bonaparte von einem Waſhington trennt.

Die Wirkung der fiscalischen, den Lombarden durch die Proclamation vom 19. Mai verkündigten Maßregel und die noch verderblichere der Plünderungen und Ausschreitungen aller Art, deren sich unsere Armee schuldig gemacht, ließ nicht auf sich warten. Fünf Tage später, am 24. Mai, im Augenblick, als sich unsere Truppen in Marsch setzten, um ihre Operationen gegen die österreichische Armee wieder aufzunehmen, wurde in allen Dörfern zwischen Mailand und Padua Sturm geläutet und Schaaren bewaffneter Bauern zogen durch das Land und warfen sich auf unsere Detachements. Es war ein Aufstand der Verzweiflung und nicht, wie man lächerlicher Weise geschrieben hat, eine Verschwörung der „Mönchspartei". Die geringe Unterstützung, welche dem Aufstande von Seiten der Geistlichkeit zu theil wurde, ist nur ein Beweis für die Einmüthigkeit des Volkes, und Bonaparte selbst hat nie daran gedacht, dem Clerus die Schuld dieser Revolte beizumessen. In seinen Proclamationen stellt er zwar in der gewöhnlichen Redeweise jener Zeit „Priester und Edelleute" zusammen, aber niemals hat er sich über die wahren Ursachen dieser Erhebung so weit täuschen können, daß er dieselbe dem Einfluß der Geistlichen zugeschrieben hätte.

Am folgenden Tage brach in Pavia der Aufstand los. Das Volk entwaffnete die Schildwachen und umzingelte die im Rathhause befindliche Garnison, die sich, dank der Schwäche ihres Commandanten, nach kurzer Zeit ergeben mußte. In Mailand kam es zwar nicht zum Aufstande, aber die Bevölkerung nahm eine feindliche, drohende Haltung an und schien nur auf ein Signal zu warten, um sich offen zu erklären.

Bonaparte befand sich in Lodi, wo er die Vorbereitungen zu seinem Feldzuge am Mincio und an der Etsch beendigte. Sofort brach er mit 2000 Mann Infanterie, 300 Mann Cavallerie und 6 Kanonen nach Mailand auf. Die Stadt war in dumpfer Gährung, hatte aber keinen Act offener Empörung begangen; nur die österreichische Garnison, die sich noch in der Citadelle behauptete, hatte einen Ausfall gewagt, weil sie den Augenblick für günstig gehalten, sich Luft zu machen. Bonaparte ließ nur als Vorsichtsmaßregel einige Hundert Einwohner verhaften und wendete sich dann nach Pavia, wohin er den Erzbischof von Mailand vorausschickte, einen achtzigjährigen Greis, dessen erzwungene Friedensmission nicht den mindesten Erfolg haben konnte.

Die Insurgenten hatten ihre Avantgarde bis Binasco vorgeschoben. Nach kurzem Widerstande wurde sie von Lannes vertrieben, und Bonaparte ließ den Flecken niederbrennen, um die Empörer zu schrecken. In Pavia hatten sich acht- bis zehntausend Bauern eingeschlossen und besetzten die Wälle der Stadt, als eine französische Colonne anrückte. Da die Aufforderung des Generals, sich zu ergeben, keinen Erfolg hatte, wurden die Wälle mit Kartätschen gesäubert, die Grenadiere schlugen die Thore mit ihren Aexten ein und die Bauern zerstreuten sich in die Felder, wo sie in großer Zahl von unserer Cavallerie niedergemacht wurden. Nun waren die Soldaten Herren der Stadt; mit großem Geschrei verlangten sie die Plünderung derselben, und Bonaparte gewährte sie ihnen. Er machte damit an barbarische, vom Codex civilisirter Nationen längst verurtheilte Ueberlieferungen ein Zugeständniß, das gewiß nicht geeignet war, das Heer von der Raubluft zu heilen, welche ihm mit Ostentation vorgeworfen wurde. Außerdem gab er Befehl, die Spitzen der städtischen Behörden erschießen zu lassen; ein Befehl, der zum Glück für die Ehre seines Namens nicht sofort ausgeführt wurde und dem er wenige Tage später eine Begnadigung folgen ließ, die im Grunde nur ein Act der Gerechtigkeit war. Der Commandant aber, der dem Aufstande nachgegeben hatte, wurde kriegsrechtlich erschossen. Bonaparte vervollständigte das unbarmherzige Niederwerfen der Empörung durch verschiedene Sicherheitsmaßregeln. Vierhundert Geißeln, die aus den vornehmsten Geschlechtern der Lombardei ausgewählt waren, wurden nach Frankreich geschickt, um für die künftige Unterwürfigkeit ihrer Landsleute zu bürgen. Alle Männer, die man mit den Waffen in der Hand ergriff, wurden erschossen. Am 28. Mai erließ Bonaparte eine neue Proclamation an die Bevölkerung der Lombardei, deren Ton von der ersten, vor acht Tagen veröffentlichten Ansprache, in welcher er sich auf die Verbrüderung der Völker berufen, bedeutend abwich. Diesmal schildert er sein Heer als „schrecklich wie das Feuer des Himmels" für die Empörer. Er zeigt den Lombarden an, daß seine Generäle mit der nöthigen Heeresmacht ausrückten, „um die rebellirenden Ortschaften zur Ordnung zurückzuführen und Alle niederzuschießen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen würden. Alle Priester und Edelleute, die in den aufständischen Gemeinden geblieben, sollten arretirt und als Geißeln nach Frankreich gebracht werden. Alle Dörfer, in denen sich die Sturmglocken hören ließen, drohte

er sofort niederzubrennen, ebenso jedes Haus, in dem sich Waffen vorfänden ꝛc."

So hatten denn, dank dem widerrechtlichen, räuberischen Systeme, das wir in der Lombardei befolgten, acht Tage genügt, um ein befreundetes, liebenswürdiges Volk, dessen Dankbarkeit und Sympathie für uns — ehe ihm der wirkliche Werth unserer Dienstleistungen klar wurde — bis zum Enthusiasmus gegangen waren, in mißtrauische, von Haß und Zorn beseelte Widersacher zu verwandeln, welche nur durch Furcht verhindert wurden, ihre wahren Gefühle zu offenbaren. Wir aber rühmten uns, diesem Volke den Stolz der Freiheit zurückgeben zu wollen, indeß wir es mit viel größerer Brutalität und Verachtung behandelten, als seine früheren Beherrscher je gethan.

Während alles Dies in der Lombardei vorging, war in Paris das Directorium mit der Feier des Siegesfestes beschäftigt, das auf Grund unserer Erfolge in Italien decretirt wurde. Es war einer jener seltsamen Contraste, in denen ein ironischer Zufall zu walten scheint, daß in dem Augenblick, als die ganze Lombardei in Flammen stand, Carnot auf dem Marsfelde eine feierlich-sentimentale Rede hielt, in welcher er mit dem Preise unserer Armee die Verherrlichung der Kindesliebe, der Elternliebe, der Empfindsamkeit, der Dankbarkeit und vor Allem der Humanität verknüpfte. „O Humanität, wie köstlich ist es, dir zu folgen, und wie tief ist die eigennützige Seele zu beklagen, die dich nicht kennt!" sagte er. Auf diese philanthropischen Ergüsse folgten Tänze, ein Bankett und zuletzt das Absingen einer Gelegenheitshymne, die von Lebrun-Pindare gedichtet war und deren Refrain lautete:

„Berauscht euch, Freunde, in des Ruhmes Becher!
Wie reizt uns Bacchus, wenn ihn Lorbeer schmückt.
Der Siegesgöttin trinkt, ihr Zecher,
Die uns in treuer Lieb' beglückt!"
(Moniteur vom 29. Mai und 2. Juni 1796.)

Es sind dies Einzelnheiten, die vielleicht der Würde der Geschichte zu widerstreben scheinen, aber sie haben das Verdienst, zu zeigen, wie wenig Ernst zu jener Zeit eine Nation besaß, deren Hauptfehler freilich immer der Mangel an Ernst gewesen ist.

Viertes Kapitel.

Verletzung der Neutralität Venedigs. Wurmser's Niederlage.

Am 27. Mai trat die französische Armee ihren Marsch nach dem Mincio an. Alles, was Bonaparte für den Augenblick zu unternehmen vermochte, war, die Oesterreicher über die Etsch zurückzuwerfen, sie aus Italien zu vertreiben, und dann in das Gebiet der italienischen Staaten zurückzukehren, um sie durch Furcht oder Waffengewalt zu unterwerfen. Den beabsichtigten Feldzug nach Baiern, durch den er mit der Rheinarmee in Verbindung treten wollte, mußte er aufgeben, weil auf diesem Punkte während der Friedensverhandlungen ein Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein Ende gemacht hatte. Der Waffenstillstand war am 20. Mai gekündigt worden, aber da er den kriegführenden Heeren eine Frist von zehn Tagen ließ, standen die Rheinarmeen noch unbeweglich in ihren Cantonnements, und der Mangel an Kriegsproviant und Geld verhinderte sie, das Ende dieser Frist zu benutzen, um zu einer gemeinschaftlichen Action die Hand zu bieten."

Anstatt geradeswegs auf die österreichische Armee loszumarschiren, verlegte Bonaparte sein Hauptquartier nach Brescia und bedrohte Tyrol durch eine Avantgarde, die er auf seinem äußersten linken Flügel nach Salo warf, während er den Mincio durch seinen rechten Flügel beherrschte. Es war dies eine Verletzung des Gebietes der Republik Venedig, einer der wenigen italienischen Staaten, die sich geweigert hatten, der Coalition gegen Frankreich beizutreten. Ueber diese Verletzung war Bonaparte mit sich selbst längst im Reinen, denn sein Feldzugsplan hatte von vornherein die Etsch als einzig mögliche Operationsbasis gegen die österreichischen Heere bezeichnet. Seine In-

structionen legten ihm zwar die Verpflichtung auf, Venedig, wenn nicht als befreundete, so doch als neutrale Macht zu behandeln. Aber der General wußte, daß das Directorium gegen die Republik Venedig verstimmt war, daß es sicherlich keine Einwendungen erheben würde, wenn uns aus der üblen Behandlung, die ihr etwa widerfuhr, irgend welche Vortheile erwuchsen — und danach handelte er.

Venedig, das durch die Muße eines langen Friedens verweichlicht und durch Entdeckungen, welche den westlichen Völkern die Herrschaft des Handels und der Schifffahrt gegeben, halb zu Grunde gerichtet war, das von einer altersschwachen Aristokratie regiert wurde, deren Politik kein höheres Ziel mehr zu kennen schien, als ihre Stadt zum Sammelplatz aller Wüstlinge Europa's zu machen, war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur noch ein Schattenbild ihrer selbst. Durch ihre glorreichen Erinnerungen noch immer Achtung gebietend, besaß die Republik, dank ihrer traditionellen Unabhängigkeit, die gesundeste und intelligenteste Bevölkerung Italiens. Die venetianischen Institutionen hatten ihren geheimnißvollen, schreckensvollen Ruf bewahrt, aber da die Milde der Sitten die Härte des Gesetzes mäßigte, war die Tyrannei eine völlig unschädliche geworden, und die alterthümlichen Formen derselben wurden mehr durch den Patriotismus und die Duldsamkeit der Unterthanen, als durch die Allmacht der Gebieter aufrecht erhalten. In den jetzigen Verhältnissen hatte Venedig jedoch ein großes Unrecht, das, sich nicht mehr furchtbar machen zu können. Angesichts des Krieges, der jenseit seiner Grenzen auszubrechen drohte, hatte es die Partei ergriffen, die seiner Machtlosigkeit am angemessensten, aber für seine Unabhängigkeit am gefährlichsten war, die der unbewaffneten Neutralität. Als die Franzosen in Brescia einrückten, protestirte Venedig gegen die Verletzung seines Territoriums; der General antwortete durch ein Manifest, dessen Erklärungen trotz ihrer Unbestimmtheit scheinbar durchaus zufriedenstellend waren. „Die französische Armee zöge durch das venetianische Gebiet, um den Feind zu verfolgen, aber sie würde nicht vergessen, daß die beiden Republiken durch langjährige Freundschaft verbunden waren." Darauf folgten die schönsten Betheuerungen unserer Ehrfurcht vor der Religion, der Regierung, den Gebräuchen, dem Eigenthum. Von den Rücksichten, welche man neutralen Mächten schuldet, nicht ein Wort! Der General berief sich auf die Rechte und Pflichten der Freundschaft, lediglich

um von denen der Neutralität, die er mit Füßen trat, nicht sprechen zu müssen.

Bis zu dieser Stunde hatten die Oesterreicher die Neutralität Venedigs respectirt. Sie hatten das Recht, das Gebiet der Republik zu überschreiten, und besaßen daselbst eine Etappenstraße, die ihnen für die Verbindung mit Tyrol unentbehrlich war. Aber die Festungen des venetianischen Staates berührten sie nicht; sie hatten ein offenbares Interesse daran, die Neutralität zu erhalten, weil ihnen diese den Vortheil einer kurzen Vertheidigungslinie sicherte. Nach der Schlacht von Lodi hatten in der Nähe von Bergamo einige Banden von Flüchtlingen die Grenze überschritten, darin lag jedoch keine Verletzung des Neutralitätsrechtes. Hätten wir dasselbe ebenfalls geachtet, so würden die Oesterreicher zur Unthätigkeit gezwungen oder in die Nothwendigkeit versetzt gewesen sein, mit Venedig zu brechen. Der Mincio, der dem Gardasee bei Peschiera entströmt, ergießt sich unweit Mantua in den Po, nachdem er eine beinah gerade Richtung von Norden nach Süden verfolgt hat. Der erste der genannten festen Plätze gehörte den Venetianern und war von denselben, trotz seiner ausgezeichneten Lage, vollständig vernachlässigt; der zweite war die einzige Festung, die Oesterreich noch auf lombardischem Gebiet besaß, und die Trümmer der Beaulieu'schen Armee hatten sich in einiger Entfernung von derselben theils diesseit, theils jenseit des Mincio zusammengezogen.

Sobald Beaulieu sah, daß Bonaparte durch die Besetzung Brescia's die Neutralität verletzte, zögerte auch er nicht länger, dasselbe zu thun und schob seinen rechten Flügel nach Peschiera vor, wo er den Uebergang des Flusses mit Erfolg vertheidigen konnte. * Sein Centrum befand sich in den Ortschaften Borghetto und Valeggio, die durch den Mincio getrennt und durch eine Brücke verbunden sind. Sein linker Flügel stützte sich auf Mantua, so daß er die ganze durch den Fluß gebildete Linie beherrschte. Bonaparte gab sich den Anschein, als ob er durch ein Umgehen des Gardasees den Oesterreichern die Straße nach Tyrol ab-

* Das Vorhergehen der Besetzung Brescia's, das von den meisten Historikern abgeleugnet oder mit Stillschweigen übergangen wird, hat Bonaparte selbst in seiner Correspondenz mit dem Directorium festgestellt. „Die Oesterreicher sind daselbst einmarschirt, als ich in Brescia einzog." (7. Juni 1796.) Die Storia documentata di Venezia von Romanin läßt darüber keinen Zweifel.

ſchneiden und zugleich bei Peschiera den Uebergang über den Mincio forciren wolle. Durch dieſe doppelte Scheinbewegung zog er das Gros der öſterreichiſchen Armee nach dieſem Punkte hin und warf ſich — nach einem jener nächtlichen Märſche, die er mit Blitzesſchnelligkeit ausführte und die zu ſeinen Lieblingskunſtgriffen gehörten — am Morgen des 30. Mai auf das Centrum Beaulieu's. Bisher hatte ſeine Cavallerie eigentlich noch nichts gethan. Sie war ſchlecht beritten, unzuverläſſig und ſtand der des Feindes bedeutend nach. „Der geringe Muth unſerer Reiterei iſt ſchwer zu ſchildern," hatte Marmont nach der Schlacht von Lodi an ſeinen Vater geſchrieben. Bei Borghetto ſtellte ſie Bonaparte in den Vordergrund, ließ ſie den Vorſtoß ausführen und, von Murat befehligt, that ſie Wunder. Die Oeſterreicher wurden nach Valeggio zurückgeworfen; bei ihrem Rückzuge ſprengten ſie die Brücke, welche die beiden Dörfer verbindet. Aber die Grenadiere Gardanne's warfen ſich in den Fluß, durch den an dieſer Stelle eine Furth ging, und die Oeſterreicher wagten nicht mehr, uns den Uebergang ſtreitig zu machen. Sie traten den Rückzug nach Peschiera an und wendeten ſich von dort nach Tyrol.

So ſtand denn Bonaparte im Begriff, ſich der Etſch-Linie, nach welcher er ſo lange getrachtet hatte, zu bemächtigen. Es war jedoch unmöglich, ſich daſelbſt zu behaupten, ohne den offenen Bruch mit der Republik Venedig herbeizuführen, der alle feſten Plätze längs des Fluſſes von Verona bis Legnago gehörten. Wie groß auch die Verachtung ſein mochte, die ihm ein nicht durch Macht geſtütztes Recht einflößte, lag es doch in ſeinem Intereſſe, Venedig zu ſchonen, ſo lange noch eine Rückkehr der öſterreichiſchen Armee zu erwarten ſtand. Obwohl die Republik für den Augenblick wehrlos ſchien, vermochte ſie noch immer 30,000 Mann unter Waffen zu ſtellen. Man mußte ihr Gewalt anthun, da man auf andere Weiſe nicht in den Beſitz ihrer Feſtungen kommen konnte, aber es mußte unter dem Scheine des Rechts geſchehen und durfte nur inſoweit ausgeführt werden, als es für die Pläne Bonaparte's nöthig war. Da er aus der Haltung der Provveditoren, die in's Lager gekommen waren, bereits erkannt, daß das Gerücht ſeiner ſchnellen Siege, der blutigen Hinrichtungen in der Lombardei und der Verheerungen, die ſeine Soldaten angerichtet, die Venetianer mit Schrecken erfüllt hatte, beſchloß er, ſie vollends einzuſchüchtern, um ihnen jeden Gedanken an Widerſtand zu nehmen.

Das Unrecht, das ihm als Vorwand dienen sollte, war bereits gefunden. Nachdem die Oesterreicher Peschiera verlassen, war Bonaparte daselbst eingezogen, ließ den Platz sofort durch unser Geniecorps befestigen, bemächtigte sich des Arsenals, der Magazine und schaltete darüber, wie über sein Eigenthum. Der Proveditore Foscarini kam aus Verona, um den General im Namen der Signoria von Venedig an die Rechte der Neutralität zu mahnen. „Als er die langen Colonnen dieser wilden Krieger durchschritt, heißt es in seinem Rapport an den Senat, befahl er Gott seine Seele." Bonaparte, der seine Verwirrung bemerkte, führte vor dem zitternden Manne eine jener Komödien auf, in denen er Meister war. Indem Venedig ohne Widerstand zugegeben, daß die Oesterreicher Peschiera besetzten, hätte es sich zum Bundesgenossen und Mitschuldigen des Feindes gemacht, sagte er. Und als der Proveditore der Wahrheit gemäß anführte, daß die Festung ohne Besatzung gewesen und durch Ueberfall genommen worden sei, beklagte er sich in heftigen und zornigen Ausdrücken über die Zuflucht, die Verona dem Grafen von Provence (später Ludwig XVIII.) gewährt, obwohl er wußte, daß Venedig die Aufnahme des Prinzen erst gestattet, nachdem es bei dem Wohlfahrtsausschuß deswegen angefragt und die bündige Zusicherung erhalten, daß Frankreich keine Verletzung der Neutralität darin erblicken würde. Ueberdies hatte der Prinz schon vor zwei Monaten den Befehl erhalten, die venetianischen Staaten zu verlassen. Alle diese Vergehen sollten gebührend bestraft werden. Noch im Laufe der Nacht wollte Bonaparte Verona einäschern. „Von dort aus," fuhr er fort, „marschire ich nach Venedig, um vom Senat für diese offenbare Verrätherei Rechenschaft zu fordern." Der zu Boden geschmetterte Proveditore erschöpfte sich in Bitten und Entschuldigungen und ging so weit in seiner Schwäche, daß er versprach, die französischen Truppen in Verona aufzunehmen. Hierdurch ließ sich der General besänftigen; um sich jedoch ein Mittel zur weiteren Unterwerfung der Venetianer zu sichern, fügte er hinzu: „daß er nicht wisse, in welcher Weise seine Regierung die Sache ansehen würde."

Noch ehe diese Unterredung stattfand, hatte Massena Befehl erhalten, sich um jeden Preis Verona's zu bemächtigen und stand vor den Thoren dieser Stadt, deren Einwohner bei der Nachricht vom Heranrücken unserer Truppen zum größten Theil die Flucht ergriffen.

Einige Tage später nahmen wir auch Legnago in Besitz, das mit Verona vereint den Schlüssel des Etsch-Gebietes bildete. Außerdem legte ein Vertrag den Venetianern die schwere Pflicht auf, uns auf Credit Lebensmittel und Kriegsproviant zu liefern. So hatte Bonaparte mit geringer Anstrengung das gewünschte Resultat erreicht.

Am 7. Juni erstattete er dem Directorium über sein Verhalten in dieser Angelegenheit ausführlich Bericht. Nachdem er sich selbst über den Erfolg seiner List beglückwünscht, nimmt er Bezug auf die Worte, durch welche er der Regierung die volle Freiheit der Action gesichert hatte und sagt: „Ich habe diese Art von Bruch absichtlich für den Fall herbeigeführt, daß Sie den Wunsch hätten, Venedig fünf bis sechs Millionen abzunehmen. Wären Ihre Absichten noch ernsterer Art, so glaube ich, daß dieser Anlaß zur Unzufriedenheit weiter ausgebeutet werden könnte. Sie müßten mich von dem benachrichtigen, was Sie zu thun gedenken, dann aber auf den günstigen Augenblick warten, den ich je nach Umständen ergreifen würde; denn wir dürfen nicht auf ein Mal mit Allen zu thun haben." Er schließt mit dem unglaublichen Geständniß: „Die Wahrheit über Peschiera ist, daß sie von Beaulieu schändlich betrogen sind. Er hat für 50 Mann den Durchpaß verlangt und sich dann der Stadt bemächtigt."

Auf diesen Vorwand aber, dessen Haltlosigkeit ihm so wohl bekannt war, stützte er sich, um den Venetianern alle befestigten Plätze an der Etsch wegzunehmen und dieser Vorwand war der Ausgangspunkt unserer Beschwerden gegen Venedig und jener Politik, die zu dem Präliminarfrieden von Leoben und dem Vertrage von Campo-Formio geführt hat.

Sobald Bonaparte die starken Positionen an der Etsch inne hatte, Venedig, dank der Wegnahme seiner festen Plätze und des Schreckens, den er ihm eingeflößt, in seiner Gewalt hielt und sich von der Rücksichtnahme auf Oesterreich befreit sah, das für längere Zeit zu jedem Angriff unfähig geworden war, konnte er sich mit der größten Freiheit der Bewegung den italienischen Staaten zuwenden, um sie vollends zu unterwerfen. Er vollendete zuerst die Einschließung Mantua's, indem er die Verschanzungen nehmen ließ, welche die Zugänge der Stadt vertheidigten. Dank dieser Operation war er im Stande, eine Garnison von 12,000 Mann mit 8000 Mann in Schach

zu halten. Nachdem dies geschehen war, wendete er sich nach Genua. Auf dem Gebiet dieser Republik hatten sich Briganten-Banden gebildet, die von den Franzosen „Barbets" (Waldenser) genannt wurden und größtentheils aus Piemontesen, geflüchteten Oesterreichern, Unzufriedenen und Deserteuren bestanden. Sie benutzten die Entfernung des Heeres, um unsere Zufuhr abzuschneiden und einzelne Soldaten zu ermorden. Infolge der Aufregung, welche unsere Erpressungen in der Lombardei hervorgerufen, war die Zahl dieser Banden so bedeutend gewachsen, daß sie unsere Verbindungen zu stören drohten. Der Senat, der seine Gründe hatte, unsern Erfolg mit ungünstigen Augen anzusehen, ließ sie gewähren, und Girola, der österreichische Minister-Resident in Genua, dem verschiedene Mitglieder der genuesischen Aristokratie zur Seite standen, ließ ihnen beinah öffentlich seinen Schutz zu Theil werden.

Aber man begnügte sich nicht mit diplomatischen Heilmitteln. Lannes rückte mit 1200 Mann aus, schlug die Banden, ließ die Gefangenen erschießen und die Häuser derer niederbrennen, welche im Verdacht standen, diesen Banditenkrieg, der eine wirkliche Insurrection war, begünstigt zu haben. Endlich rasirte er die Stadt Arquata und das Schloß des Marquis Spinola, welcher für einen der geheimen Chefs der Briganten galt. Zu gleicher Zeit überbrachte Murat dem Senat einen in gebieterischem und drohendem Tone gehaltenen Brief Bonapartes: „Wenn die Republik der Unordnung nicht zu steuern vermöchte, so würde er selbst kommen, um ihr an der Spitze seiner Soldaten ein Ende zu machen. Alle Städte und Dörfer, in denen man einen einzigen Franzosen ermordete, würde er in Brand stecken lassen. Girola sollte verhaftet oder wenigstens aus der Stadt Genua verwiesen werden." Diese Forderung wurde sofort erfüllt. Hier war uns Gelegenheit geboten, die Genueser über die uns schuldgegebenen Hintergedanken zu beruhigen, und ihre Freundschaft durch eine offene und hochherzige Politik zu gewinnen — aber Bonaparte wollte nichts, als sie beherrschen. „Man weise einige zwanzig aristokratische Familien aus und rufe etwa zehn andere, die verbannt sind, zurück, schrieb er an das Directorium. Durch dies Mittel würde die Regierung von Genua bald aus uns befreundeten Männern bestehen." Das hieß aus unseren Dienern. Sein System war immer und überall das der Eroberung.

Die Reaction der Furcht und Schwäche, die er so scharfsichtig

als unvermeidliche Folge der Niederlage der österreichischen Waffen vorausgesagt, war bereits in Italien eingetreten. Die Ereignisse kamen wie gerufen, um die Richtigkeit seiner Vorhersagung zu bestätigen. Die auf ihre eigenen Kräfte angewiesenen Souveraine Italiens zitterten vor dem Besieger des Kaiserreichs. Wir hatten gar nicht nöthig, nach Neapel zu marschiren, sondern der König beeilte sich, uns mit den demüthigsten Versicherungen entgegen zu kommen — eine Unterwürfigkeit, die nach so übermüthiger Großsprecherei eine schmachvolle war. Der Fürst Belmonte Pignatelli eilte in's französische Lager, um einen Waffenstillstand zu erbitten. Er wußte den General, dem es diesmal passend erschien, seinen Sieg nicht zu mißbrauchen, für sich einzunehmen und der Waffenstillstand wurde am 5. Juni 1796 abgeschlossen. Derselbe entzog der Coalition den Beistand der neapolitanischen Seemacht, den eines bedeutenden Cavalleriecorps und was noch mehr war, er ersparte unseren Truppen den Marsch nach Neapel, eine bei dem damaligen Stand der Dinge immerhin gewagte Operation. Man handelte also klug und vorsichtig, sich mit dem, was man erreicht hatte, zu begnügen. Es gefiel Bonaparte, dem Soldaten der Republik, der sich in so kurzer Zeit zum Gebieter der Fürsten aufgeschwungen und dessen Prätensionen gegen die eigene Regierung in dem Maße stiegen, als er sich unentbehrlich fühlte, bei den Verhandlungen mit Neapel den Ton eines Mannes anzuschlagen, der nur nach seinem eigenen Willen und Belieben handelte. Indem er dem Fürsten Belmonte freundlich entgegenkam, nahm er Rücksicht auf Einflüsse, die er schonen zu müssen glaubte, und stellte sich ihm gleichsam als Vermittler zwischen der Revolution und den älteren Interessen vor, als den Protector Italiens, als einen Mann, von dem man bei der glänzenden Zukunft, die ihm Fortuna versprach, Alles erwarten konnte. „Sie glauben doch nicht, sagte er zu dem Fürsten, daß ich mich für diese Lumpenkerle von Advocaten schlage?"

Schon hatte der Papst, welcher Bonaparte versöhnlicher, zu gütlichen Vergleichen geneigter fand, als das Directorium, den spanischen Gesandten d'Azara zu ihm geschickt, um ihn über seine Absichten sondiren zu lassen, aber die Beschwerden der französischen Regierung gegen Rom waren nicht so leicht zu beseitigen, als der Groll gegen Neapel, denn diese Beschwerden umfaßten die dem Mörder Basseville's zugesicherte Straflosigkeit, den Bürgerkrieg, welchen der Papst bei uns an-

gefacht hatte und unterhielt, und stützten sich auf das sehr berechtigte Widerstreben der philosophischen Bildung gegen den katholischen Absolutismus, ihren unerbittlichen Verfolger durch so viele Jahrhunderte. Die päpstliche Regierung konnte also in keinem Falle auf dieselben günstigen Bedingungen hoffen, die man dem König von Neapel gewährt hatte — denn noch mußte Bonaparte, trotz seiner gänzlichen Gleichgültigkeit gegen die berechtigten Vorurtheile, welche das Directorium gegen Rom hegte, den Schein aufrecht erhalten, als ob er dieselben bis zu einem gewissen Grade theile.

Augereau erhielt Befehl, nach Bologna und Ferrara zu marschiren, und in beiden Legationsbezirken brauchte er sich nur zu zeigen, um sich der Herrschaft zu bemächtigen. Das päpstliche Regiment war tief verhaßt. Bonaparte selbst kam am 19. Juni in Bologna an und wurde mit ungeheurem Jubel empfangen. Das Regime, das unsere Armeen einführten, welcher Art es auch sein mochte, konnte für die unter dem Priesterjoche gebeugte Bevölkerung immer nur eine Wohlthat sein. Die Priesterherrschaft ist, auch wenn sie in der mildesten Weise auftritt, völlig unerträglich, weil sie sich gleichzeitig der Seele wie des Körpers, des Gewissens wie der äußeren Interessen bemächtigt und selbst der Gedankenfreiheit keinen Raum gewährt. Bonaparte wollte den Papst erschrecken, aber er wollte nicht nach Rom gehen. Diesen Zweck zu erreichen, kostete ihn wenig Mühe, und Herr von Azara, den er als Vermittler angenommen hatte, erhielt bald von Rom unbeschränkte Vollmacht. Der Diplomat verständigte sich schnell mit dem Sieger, der nichts andres wünschte, als sich nachgiebig stimmen zu lassen. Einundzwanzig Millionen, von denen fünfzehn in Silber, die übrigen in Naturalien zu zahlen waren, hundert Gemälde, fünfhundert Manuscripte, die provisorische Besetzung von Ancona, Bologna und Ferrara und endlich die Büsten des Junius und Marcus Brutus — eine Forderung, die der General mit dem affectirten Republikanismus einfließen ließ, der nöthig war, um geheime Gefälligkeiten gegen den päpstlichen Stuhl zu ermöglichen — dies waren die Bedingungen der neuen Waffenruhe, der ein vollständiger Friedensschluß indessen nicht so bald folgen sollte, denn das Directorium wie der Papst wünschten Zeit zu gewinnen, um das Bewilligte womöglich wieder zurückzunehmen. Bonaparte wußte, daß die Directoren mit diesem Waffenstillstand nicht zufrieden sein würden, und er suchte

deshalb ihren Vorwürfen zuvorzukommen, indem er nach seiner Gewohnheit alle Schuld auf die beiden Regierungs-Commissarien wälzte, die ihn überall hemmten und ihn, wie er versicherte, durch ihre Ungeschicklichkeit gehindert hatten, bessere Bedingungen zu erreichen. Diese Art „zu Dreien zu unterhandeln, war den Interessen der Republik durchaus nachtheilig." Bald bemühte er sich indessen, das Bedauern des Directoriums durch ausführliche Berechnungen zu besänftigen, in denen er nachwies, daß uns der Feldzug gegen den Papst — mit Einschluß der im Vertrag stipulirten Summe und des Geldes, das man theils in den Leihhauskassen vorgefunden, theils durch Contributionen eingezogen — nicht weniger als vierunddreißig Millionen eingetragen hatte (26. Juni 1796).

Italien konnte im Augenblick als pacificirt betrachtet werden. Es gab nur noch einen einzigen Fürsten, den die französischen Armeen nicht besiegt und gebrandschatzt hatten, den Großherzog von Toscana. Dieser Fürst war der Coalition nur nominel beigetreten; er war der erste Souverain Europa's gewesen, der mit der französischen Republik Frieden gemacht hatte; die Milde seines Regiments war sprichwörtlich und er hatte unter seinen Unterthanen nicht einen Feind. Aber dem Directorium gelüstete schon lange nach dem Hafen von Livorno, dem wichtigen Stapelplatz des englischen Handels, wo man Berge von Gold zu finden hoffte, und Bonaparte verlangte, in Rücksicht auf seinen Plan, Korsika wieder zu nehmen, nicht weniger danach, sich desselben zu bemächtigen. Auch für die ungerechtesten Handlungen läßt sich stets ein Vorwand finden und man beschloß, die Reibereien zwischen Emigranten und französischen Matrosen, an denen die Engländer sich betheiligt hatten, als Verletzung der Neutralität zu betrachten. Zu dieser Beschwerde fügte man die noch weniger begründete, daß die Engländer einige kleine Handelsfahrzeuge weggenommen hatten, wofür der Großherzog, da es außerhalb der livornischen Gewässer geschehen war, nicht verantwortlich gemacht werden konnte. Wenn sich die toscanische Regierung irgend welcher Fehler schuldig gemacht hatte, die bei einem schwachen, zwischen zwei so mächtigen Gegnern, wie Frankreich und England, stehenden Staate unvermeidlich sind, so hätte man, ehe man ihn angriff, Genugthuung verlangen sollen. Miot, unser Gesandter in Florenz, ein gemäßigter und klarsehender Mann, den Bonaparte von dem beabsichtigten Handstreiche auf Livorno in

Kenntniß setzte, versuchte bei einer Zusammenkunft in Bologna vergebens, ihn davon abzubringen. Er bemerkte bald, daß es dem Directorium nicht darum zu thun war, Genugthuung zu erhalten, sondern nur darum, sich der Reichthümer Livorno's zu bemächtigen. „Wenn ich Sie eher gesprochen hätte, sagte der General, so würde ich vielleicht die Bewegung, die heute ausgeführt wird, nicht befohlen haben, aber es ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht mehr ändern." *

So wurde die Confiscation, die bis dahin nur als Folge des Krieges aufgetreten war, jetzt der einzige Zweck desselben. In dieser Affaire gegen den Großherzog, wie in dem vom Zaune gebrochenen Streit mit Venedig, war, außer unserer Habsucht, Alles erdichtet und erfunden. Für den Erfolg unserer Operationen gegen Livorno war es besonders wichtig, den Engländern keine Veranlassung zum Verdacht zu geben, denn man wollte sich nicht allein ihrer Waaren bemächtigen, sondern auch ihrer Schiffe, und zu diesem Zwecke mußte man vor allen Dingen den Großherzog täuschen.

Dieser Fürst lebte in der größten Sicherheit, als eine französische Division die Apenninen überschritt und sich unter dem Anschein, über Florenz nach Rom marschiren zu wollen, nach Pistoja wendete. Bonaparte traf bald in Person bei diesen Truppen ein. Der großherzogliche Gesandte Manfredini begab sich in's Hauptquartier, das sich im Hause des Bischofs von Pistoja befand, um sich nach den Absichten des Generals zu erkundigen. Dieser versicherte ihm, daß dieselben friedlicher Natur wären; der ungewöhnliche Marsch unserer Truppen hatte, wie er angab, keinen anderen Zweck, als den Papst einzuschüchtern. Der Gesandte bestand darauf, die Truppen sollten Florenz nicht passiren, und man kam überein, daß sie ihren Marsch nach Rom über Sienna fortsetzen würden.

Dieser gegebenen Zusage entsprechend, setzte sich die Division unter dem Befehl Murat's in Bewegung, aber nachdem sie eine gewisse Strecke zurückgelegt, änderte sie plötzlich die Richtung und marschirte nach Livorno. Die Engländer waren indessen bereits gewarnt und als unsere Truppen die Stadt erreichten, gingen ihre Schiffe, vierzig an der Zahl, vor den Augen Murat's und der zwei

* Mémoires de Miot de Melito.

Commissaire Gareau und Salicetti, die herbeigeeilt waren, um sich der reichen Beute zu versichern, unter Segel. Der Handstreich war zu ihrem großen Verdruß wenigstens zum Theil mißglückt. Sie mußten sich damit begnügen, die englischen Waaren, deren Werth gegen zwölf Millionen betrug, in Beschlag zu nehmen. Der Großherzog erhielt von diesem Ueberfall erst Kunde, als die Colonnen bereits vor den Thoren Livorno's standen. Der General Bonaparte unterrichtete ihn durch einen in den achtungsvollsten Ausdrücken abgefaßten Brief, daß er von seiner Regierung den Befehl erhalten habe, Livorno zu besetzen, „um die Neutralität des Hafens den Engländern gegenüber aufrecht zu erhalten." Er erneuerte die freundschaftlichen Versicherungen seitens des französischen Gouvernements und versprach endlich, daß die Flagge des Großherzogs, die Garnison und das Eigenthum auf das Gewissenhafteste respectirt werden sollten — eine Versicherung, die in sonderbarem Widerspruch zu den Befehlen stand, welche er in demselben Moment dem in Livorno als Gouverneur zurückbleibenden General von Vaubois ertheilte: „Wenn in Livorno Verschwörungen oder andere Dinge vorkämen, welche die Existenz der französischen Truppen gefährdeten, so sollte er alle nöthigen Maßregeln ergreifen, um die Ruhe aufrecht zu erhalten und die Uebelgesinnten zu bekämpfen. Er sollte zu diesem Zwecke weder die Person noch das Eigenthum schonen." (27. Juni.)

Am 30. Juni beging Bonaparte die Taktlosigkeit, nach Florenz zu gehen und die Gastfreundschaft des Fürsten in Anspruch zu nehmen, den er soeben geplündert hatte. Der Großherzog, der mit Recht daran zweifelte, daß man seine Reclamationen beachten würde, ersparte sich jede Klage und überging seine persönlichen Beschwerden mit würdevollem Schweigen. Er behandelte den General wie einen großen Mann, für den er die lebhafteste Bewunderung empfand. Der General seinerseits bewies seine Dankbarkeit, indem er den Großherzog der Aufmerksamkeit der Directoren empfahl. „Sie werden begreifen," schrieb er ihnen, daß es nicht angeht, das Großherzogthum Toscana einem Bruder des Kaisers zu lassen," (20. Juli) — ein Gedanke, der allerdings ein sehr politischer war, und es noch mehr gewesen sein würde, wenn er den Volkswünschen entsprochen hätte, nach denen wir allerdings nicht fragten, ein Gedanke, der Bonaparte aber auch veranlassen mußte, Florenz um jeden Preis zu vermeiden.

intitulavi, quoniam videlicet in artiam orationis partem duabus personis, philosophiae scilicet atque philocosmiae, attribui. Una quarum eadem; altera vero diversa, a principe philosophorum appellatur. Tuum igitur erit et superflua resecare et inordinata disponere.

Adelardus ad Nepotem;

De eodem et diverso.

Saepe numero ammirari soles, Nepos, laboriosi itineris mei causam et aliquando acrius sub nomine levitatis et inconstantiae propositum accusare. Quod si quis alius vel vulgaris hoc errore teneretur, incuriae tradendum putarem. De te autem non minus miror quam doleo. Miror equidem quare cum in pueritia adhuc detinearis, cujus levitas quaedam propria est, in me accuses quod in te ipso, si ne dissimulas, respicies. Doleo magis quia cum te nihil te carius habeam, soleatque nobis in omni sententia communis animus esse, de hac praesertim tali proposito meo dissentiamus.

Quare nec illam inalterationem quae amicorum animis inesse solet, hoc infortunio amittamus, sententias in unum conferamus; et ego, sicut id videtur, causam erroris mei, ita enim vocare soles, paucis edisseram, et multiplicem labyrinthum ad unum honesti exitum vocabo. Tu utrum recte texam animadverte; et ea qua soles, licet in sophismatum verboso agmine, licet in rhetoricae affectuosa elocutione, modesta taciturnitate utere. Ego rem quam per biennium celavi ut tibi morem geram, aperiam. Tu vero orationem in fine, ut diem in vespere, dijudica.

Erat praeterito anno vir quidam apud Turonem, tum sapientia, tum moribus gravis, adeo ut eo tam vulgares quam philosophi uterentur. Sed quid plura de laude ejus, cum praesentis aetatis auditores plerumque invidiosi sint, et te ejus probitas non lateat, qui una ibi mecum adesses. Hunc ego admodum colebam studens ejus prudentia doctior fieri, cumque semel mihi situs siderum, qualitates planetarum, distantias orbium nocturnus exposuisset: tu inquam utrum recte executus sim, tecum expende.

Ego me domum recipiam: hic ego tum tractatus dignitate, cum senis ammonitione occupatus, ad audita

Der General blieb übrigens nur einen Tag in der Hauptstadt und reiste dann wieder nach Oberitalien ab. Den gegen Livorno geführten Handstreich wußte er, so wenig günstig derselbe auch für seinen Ruhm war, für seinen Ehrgeiz trefflich auszubeuten. Wie leicht vorauszusehen, fiel die unglückliche Stadt mit ihren ungeheuren Reichthümern in die Hände der habgierigen Finanzpächter, welche der Armee auf dem Fuße folgten, und die beiden Commissaire, deren Ruf von dieser Zeit an feststand, eröffneten den Reigen. Bonaparte, der auf den kleinsten Schatten von Autorität und Controle, welchen die Repräsentanten der Civilgewalt über seine Handlungen ausübten, eifersüchtig war und sich fortwährend über ihren angeblichen Mangel an Achtung vor seiner Stellung beklagte, fand in der Affaire von Livorno eine vortreffliche Gelegenheit, sich ihrer zu entledigen, indem er sie durch ihre eigene Schwäche stürzte. Er ließ sie anfänglich in der Stadt machen, was sie wollten, und sie beuteten diese unbeschränkte Freiheit mit ihrer gewöhnlichen Habgier aus, bis er plötzlich eine ungeschickte, auf ihr Anstiften durch den General Vaubois veröffentlichte Proclamation gegen die Emigranten benutzte, sie denuncirte und sie beinahe direct in eine Anklage gegen die Verschwender des Staatseigenthums verwickelte. Dies reichte hin, sie bei dem Directorium vollends in Mißcredit zu bringen.

„Man hat — sagte er — statt einer einzigen verantwortlichen Persönlichkeit Commissionen eingesetzt, in denen Jedermann die Staatseinkünfte verschleudert, während er seinen Nachbar anklagt... man behandelt die Livorner härter, als Sie die englischen Kaufleute behandelt zu sehen wünschen. Das bringt ganz Italien gegen uns auf und läßt uns als Vandalen erscheinen." Dieses „man" waren die beiden Commissaire Gareau und Salicetti. Gleichzeitig schrieb er an Vaubois und machte ihm Vorwürfe, daß er eingewilligt habe, ihre Proclamationen zu unterschreiben. An Gareau schrieb er, um ihn zu bitten, sich künftig auf seine Functionen zu beschränken, das hieß, wohlverstanden, auf jede Controle über das Thun und Lassen des Generals zu verzichten. Die beiden Commissaire sahen sich durch ihre unwürdige Handlungsweise in die Unmöglichkeit versetzt, ihre Rechte geltend zu machen und ihrem Amte Achtung zu verschaffen. „Ich weiß recht wohl," sagte Bonaparte zu Gareau, „daß Sie behaupten werden, ich folgte dem Beispiel Dumouriez', denn es ist klar, daß ein General,

der sich anmaßt, die Armee, welche die Regierung ihm anvertraut, zu commandiren und Befehle zu geben, ohne die Erlaubniß der Commissaire einzuholen, nur ein Verräther sein kann."

Seit lange schon kam er in allen seinen Briefen an das Directorium auf die Nothwendigkeit zurück, ihm völlig freie Hand zu lassen. Er wünschte nicht nur ein militairisches Commando ohne alle Controle, sondern eine unbeschränkte Machtvollkommenheit in allen Angelegenheiten, mochten diese sein, welcher Art sie wollten. Besonders in einem Briefe vom 21. Juni hatte er seine Ansprüche in dieser Beziehung klar dargelegt. „Es bedarf," schrieb er, „**der Einheit in militairischer, diplomatischer und finanzieller Hinsicht.** Man muß hier sengen und brennen und erschießen lassen, um Schrecken zu verbreiten und ein Exempel zu statuiren .... Sie begreifen, daß, da jede Macht, jede Behörde sich ohne Unterschied an einen der Commissaire oder an mich wenden kann und Jeder von uns nach seiner Ansicht antwortet, es nicht möglich ist, einen einheitlichen Gedanken oder Plan zu verfolgen." Was er in diesen bezeichnenden Worten verlangte, die für das Directorium ein sehr deutlicher Wink waren, und was er schon beinahe ganz erreicht hatte, war die Dictatur. Hätten die Directoren Augen gehabt, um zu sehen, so würden sie das Schicksal, das ihnen bevorstand, errathen haben. Sie hätten nur diese selbstbewußte Sprache mit dem bescheidenen Ton vergleichen dürfen, in dem Bonaparte noch vor kaum zwei Monaten sprach, als er sich bei Letourneur wegen der Freiheit entschuldigte, daß er den Waffenstillstand von Cherasco auf eigene Hand unterzeichnet. „Wenn ich die Sache auf mich genommen habe, so ist es nur mit dem größten Widerstreben geschehen, und nur weil ich mich überzeugt hielt, damit Ihren Wünschen zu entsprechen." (6. Mai 1796.)

Von diesem Augenblick an hörte die Macht der Commissaire auf, Bonaparte Mißtrauen einzuflößen. Während seines kurzen Aufenthaltes in Florenz hatte der General, als er bei dem Großherzog speiste, eine Depesche erhalten, welche ihm die Uebergabe der Citadelle von Mailand anzeigte, eine Neuigkeit, die er seinem Wirthe sogleich mittheilte. In Folge dieser Capitulation blieb in ganz Oberitalien nur Mantua noch im Besitz Oesterreichs. Nachdem er den Versuch einer Insurrection in der Provinz Bologna mit furchtbarer Strenge unterdrückt, benutzte Bonaparte den Rest des Monat Juli, um Mantua

enger einzuschließen. Die Belagerung wurde mit außerordentlichem Nachdruck betrieben und fand in den Krankheiten, welche in dieser Jahreszeit durch die giftigen Ausdünstungen der die Stadt umgebenden Sümpfe hervorgerufen wurden, einen mächtigen Bundesgenossen. Der Erfolg unserer Anstrengungen schien nahe bevorzustehen, als die Annäherung eines, die französische Armee im Rücken bedrohenden, österreichischen Heeres die Festung rettete.

Der Hof zu Wien gab, weit entfernt, sich durch sein Mißgeschick entmuthigen zu lassen, dem Kriege einen neuen energischen Anstoß. Feldmarschall Wurmser, der bis dahin die Rheinarmee mit Ehren commandirt hatte, traf an der Spitze eines Heeres von 30,000 Mann in Tyrol ein, wo er die Trümmer des Beaulieu'schen Corps sammelte. Die Zahl seiner Soldaten stieg dadurch, die Besatzung von Mantua eingerechnet, auf 70,000 Mann, während die französische Armee, mit Einschluß der vor Mantua liegenden 7—8000 Mann, nur 45,000 Mann betrug. *

Die französische Operationslinie dehnte sich von Brescia bis Porto Legnago aus, ein sehr coupirtes Terrain, welches sich für Ueberfälle und schnelle Evolutionen vortrefflich eignete. Diese Stellung war auf mehreren Straßen zugänglich. Die eine, die nur für leichte Truppen gangbar war, führte von Tyrol über Salo hinter dem Gardasee hin und mündete in Brescia; eine andere zog sich am linken Ufer der Etsch bis Verona hinab; die dritte endlich führte zwischen dem See und der Etsch nach Peschiera. Wurmser beschloß, unsere Armee auf allen drei Punkten gleichzeitig anzugreifen, ein Fehler, vor dem ihn das Mißgeschick Beaulieu's hätte bewahren sollen. Aber dieser Feldzugs-

* In den auf St. Helena dictirten Memoiren, die gewöhnlich von den Geschichtsschreibern copirt werden, giebt Napoleon die Stärke seines Heeres nur auf 40,000 Mann an. In seiner Correspondance, in der er, wie Carnot ihm nachwies, seine Streitkräfte stets geringer angab, als sie waren, spricht er von 44,000 Mann (Brief an das Directorium vom 6. Juli). Diese Gewohnheit ist übrigens eine stehende und verdient bemerkt zu werden, nicht wegen ihrer Wichtigkeit an und für sich, sondern als Characterzug. Er vergrößert stets die Stärke des Feindes und verringert seine eigene. Die Ziffern in der Correspondenz der Generale (unter anderen in der Joubert's) weichen fast immer von seinen eigenen Angaben ab; besonders geben jene die Stärke der österreichischen Armee viel geringer an.

plan, der — besonders gegenüber dem wunderbaren Talent der Concentration, das sein Gegner in der letzten Campagne bewiesen hatte — durchaus fehlerhaft war, wurde dem greisen Feldmarschall durch den Hofkriegsrath vorgeschrieben, welcher von Wien aus alle militairischen Operarationen leitete.

Wurmser theilte seine Armee in drei Corps. Das erste sollte im Etschthale hinab bis Verona marschiren; das zweite hatte die Aufgabe, die Franzosen aus den Stellungen zu vertreiben, die sie zwischen der Etsch und dem Gardasee einnahmen, und sollte sich dann mit dem ersten vereinigen. Das dritte Corps endlich, das von Quosdanovich befehligt wurde, hatte weniger die Bestimmung, den Feind zu besiegen, als vielmehr den Sieg zu benutzen; es sollte von Tyrol nach dem Gardasee vorrücken, die französische Armee über Salo und Brescia umgehen und sie von Mailand abschneiden.

Der Angriff wurde mit solchem Nachdruck und Ungestüm ausgeführt, daß anfänglich Alles gelang. Im Centrum wurden Joubert und Masséna nach und nach aus ihren Stellungen bei Corona und Rivoli, zwischen dem Gardasee und der Etsch, verdrängt. Auf unserem linken Flügel sah sich Sauret gezwungen, Salo zu räumen, wo nur einige hundert Mann in einem alten, verschanzten Schlosse zurückblieben, und Quosdanovich besetzte Brescia; zur Rechten endlich rückte das österreichische Corps nach Verona vor und bedrohte die Etsch auf allen Punkten. Unsere Linie war von allen Seiten durchbrochen. (29. bis 30. Juli.)

Die Lage der französischen Armee war eine außerordentlich kritische, aber durch schnelle Concentration vermochte sie alle Vortheile wieder zu gewinnen, denn wenn sie auch um mehr als ein Drittel schwächer war, als die gesammte Streitmacht, von welcher sie eingeschlossen wurde, so war sie doch stärker, als jedes einzelne Armeecorps Wurmser's, und konnte dieselben eins nach dem andern schlagen, ehe sie ihre Vereinigung bewirkt hatten. Bonaparte erkannte mit einem Blicke die Nothwendigkeit dieses Planes und führte ihn mit der unvergleichlichen Entschlossenheit aus, die in schwierigen Momenten auch die Kühnsten in Erstaunen setzte und ihn beinahe als Gott erscheinen ließ. Da er alle seine Streitkräfte nöthig hatte, zögerte er nicht, die Belagerung von Mantua aufzuheben — ein Opfer, das nicht die ganze Bewunderung verdient, die man ihm gezollt hat, denn es war in jedem Fall

ein erzwungenes, das aber kein Anderer mit solcher Geschwindigkeit zur Ausführung gebracht hätte. Man verbrannte die Lafetten, warf das Pulver in's Wasser, vernagelte die Kanonen, und nachdem dies geschehen, verschwanden die Truppen mit einer solchen Schnelligkeit, daß Wurmser, der in Eilmärschen herbeikam, um den Platz zu entsetzen, Niemand fand, mit dem er sich schlagen konnte, und durch diesen Irrthum die Schlacht versäumte, in welcher sich das Schicksal seines Hauptcorps entschied.

Sobald Bonaparte seine Truppen zwischen den drei österreichischen Heersäulen in einer Stellung concentrirt hatte, die ihre Vereinigung hinderte, wendete er sich zunächst gegen Quosdanovich, der ihm den Rückzug nach Mailand verlegte, aber zu schwach war, um ernstlichen Widerstand zu leisten (31. Juli). Er schlug ihn bei Lonato, nahm Salo und Brescia und kehrte dann, nachdem er ihn weit genug zurückgeworfen, um für seine Verbindungen nichts mehr von ihm fürchten zu müssen, gegen den Mincio zurück, um die beiden andern Corps, deren Vereinigung noch keine vollständige war, zu schlagen. Sie hatten nicht allein die Etsch, sondern auch den Mincio überschritten und waren — in der Hoffnung, Quosdanovich, den Bonoparte zwei Tage vorher zurückgetrieben, die Hand reichen zu können — bis Lonato vorgerückt. Die Oesterreicher wurden hier am 3. August auf's Neue geschlagen und erlitten, dank der unklugen Theilung ihrer Streitkräfte und des unnützen Aufmarsches vor Mantua, große Verluste. Statt von ihrer Uebermacht Nutzen zu ziehen, waren bei Lonato nicht mehr als 25,000 Mann Oesterreicher engagirt, und ihr Verlust an Gefangenen, Verwundeten und Todten belief sich auf beinahe 10,000 Mann.

Die Verwirrung in der österreichischen Armee hatte eine solche Höhe erreicht, daß am Morgen nach der Schlacht eine ihrer Divisionen, die auf 4000 Mann zusammengeschmolzen und die ganze Nacht umhergeirrt war, bei Lonato mitten in die französische Armee gerieth, die in der Umgegend von Distance zu Distance in Echelons aufgestellt war. Der Oberbefehlshaber befand sich mit nur 1200 Mann in Lonato und traf eben seine Vorbereitungen zu einer neuen Schlacht. Er konnte leicht gefangen genommen oder wenigstens inmitten seiner Entwürfe aufgehalten werden. Der österreichische General ließ ihn auffordern, sich zu ergeben. Bonaparte versammelte seinen Generalstab; man führte

den Parlamentair herein, nahm ihm die Binde von den Augen und er wiederholte die Aufforderung. „Sagen Sie Ihrem Chef," entgegnete Bonaparte, „daß ich ihn für die persönliche Beleidigung verantwortlich mache, die er mir anthut, indem er die französische Armee auffordert, sich zu ergeben; ich lasse ihm acht Minuten Zeit, die Waffen zu strecken!" Dieser glücklichen Keckheit verdankten wir 4000 Gefangene mehr.*

Die Anordnungen für den folgenden Tag waren bereits getroffen. Wurmser war von seiner schlecht berechneten Expedition nach Mantua — nachdem er die Festung neu verproviantirt — zurückgekehrt, hatte die Reste seiner bei Lonato geschlagenen Divisionen gesammelt und seine Stellung uns gegenüber bei Castiglione genommen, indem er seinen linken Flügel an den Gardasee lehnte und ihn so weit als möglich nach dieser Richtung hin ausdehnte. Er hoffte, die Trümmer des Quosdanovich'schen Corps an sich zu ziehen, das indessen, von einer französischen Division in geringer Entfernung festgehalten, unserer Armee nicht gefährlich werden konnte (5. August). Bonaparte, der jetzt über eine Streitmacht verfügte, die der Wurmser's an Zahl ziemlich gleichkam, begriff sofort, welchen Vortheil er aus dieser unmäßigen Ausdehnung des rechten österreichischen Flügels ziehen könnte, und beschloß, diese für ihn ganz ungefährliche Bewegung zu fördern. Während Sérurier auf der Straße von Guidizzolo vordrang, um die Oesterreicher im Rücken anzugreifen, überließ er ihnen Schritt für Schritt das Terrain am Ufer des Sees und veranlaßte sie auf diese Weise, ihre Schlachtlinie übermäßig zu verlängern. Bald hörte man die Kanonen Sérurier's donnern, und jetzt gab Bonaparte die rückgängige Bewegung auf und der Angriff begann auf allen Punkten zugleich. Die feindliche Linie wurde im Centrum durchbrochen, der linke Flügel, der zugleich an der Fronte und in der Flanke angegriffen wurde, wich, und nach schwachem Widerstand trat die ganze Armee den Rückzug an. Nur die außerordentliche Müdigkeit unserer Soldaten rettete die Oesterreicher vor vollständiger Vernichtung. Die Eschlinie wurde

* Diese Thatsache ist, obwohl sie Bonaparte in einem Briefe an das Directorium erzählt, in Zweifel gezogen worden. Sie wird indessen durch eine Menge von Zeugen, unter andern von Marmont und Joubert, bestätigt (Correspondance).

wiedergewonnen und Wurmser mit einer um mehr als die Hälfte zusammengeschmolzenen Armee nach Wälschtyrol zurückgeworfen. 15,000 Gefangene, 20,000 Todte und Verwundete und 70 Geschütze bildeten die Trophäen dieses kurzen Feldzuges. Oesterreich hatte mit allen seinen Anstrengungen nur einen einzigen Vortheil errungen, den, daß Mantua neu verproviantirt war.

Die französische Armee, die ihre sämmtlichen Belagerungsgeschütze verloren hatte, mußte sich von jetzt an mit einer einfachen Blokade Mantua's begnügen. Bonaparte benutzte den Rest des Monats August, seine Soldaten ausruhen zu lassen, Verstärkungen heranzuziehen, die Freunde Frankreichs, die durch die Nachricht von unseren Unfällen einen Augenblick erschüttert waren, zu beruhigen und die Feinde, welche überall die Köpfe erhoben hatten, einzuschüchtern. Dem Cardinal Mattei, der im Namen des Papstes gekommen war, um Ferrara wieder in Besitz zu nehmen, wünschte er Gnade angedeihen zu lassen, und begnügte sich damit, ihn in ein Kloster zu sperren; dem König von Neapel drohte er, gegen seine „angeblich 60,000 Mann starke Armee mit 6000 Grenadieren, 4000 Pferden und 50 Geschützen zu Felde zu ziehen." Endlich schrieb er, obwohl mit großer Mäßigung, an den Großherzog von Toscana, um sich über die Schlaffheit zu beklagen, mit welcher derselbe die Neutralität vertheidigt. Wir hatten ihm Livorno genommen, und die Engländer nahmen ihm als Ausgleich Porto-Ferrajo.

Es war nicht leichter für ihn, sich gegen sie zu vertheidigen, als gegen uns, und Bonaparte hatte nicht den Muth, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er die Engländer nicht verhindert, sich der Hauptstadt der Insel Elba zu bemächtigen. Aber indem er sich über die Thatsache beklagte, die, wie er behauptete, nur „der Verrätherei" des Gouverneurs von Porto-Ferrajo zuzuschreiben war, versicherte er, getreu seinem System, „die Leute bis zum Augenblick des Erwachens einzuschläfern." (Brief an Faypoult vom 11. Juli) im Namen seiner Regierung auf das Angelegentlichste, daß es seine feste Absicht sei, „die vollkommene Harmonie, welche zwischen ihm und Sr. Königl. Hoheit herrsche, in keiner Weise zu stören." An demselben Tage aber (12. August) schrieb er an Miot, den französischen Gesandten in Florenz, daß er nicht vergessen möge, ihm zu melden, an welchem Tage der Großherzog, den seine Eigenschaft als Erbe der Kaiserkrone nach

Wien berief, seine Reise antreten würde, damit man ihn unterwegs gefangen nehmen könne.

Er fügt hinzu: „das Interesse der Regierung verlangt, daß in Toscana nichts geschieht, was den Großherzog verstimmen könnte, also halten Sie die Neutralität aufrecht."

Während dieser Zeit gingen am Rhein wichtige Kriegsereignisse vor. Unsere beiden Heere, das eine von Jourdan, das andere von Moreau geführt, drangen bis in's Innere Deutschlands ein, um sich mit der italienischen Armee in Verbindung zu setzen, und trieben die österreichische, vom Erzherzog Karl commandirte Armee vor sich her. Ihre Erfolge wurden jedoch durch den mangelhaften Plan beeinträchtigt, den ihnen Carnot aufgezwungen hatte. Der Erzherzog, der die Schwäche dieses Verfahrens durchschaute, das eine je nach Umständen gute oder schlechte Disposition zum System erhob, machte sich die geringe Uebereinstimmung ihrer Operationen zu Nutze. Er ließ ein einfaches Beobachtungscorps vor Moreau stehen, den er über seinen Marsch zu täuschen wußte, und warf sich mit seiner ganzen Macht auf Jourdan, eine Taktik, die der Concentrationsmethode entlehnt schien, welche in Italien den Sieg Bonaparte's entschieden hatte. Jourdan, der jedes Mal geschlagen wurde, wenn er seinem jugendlichen Gegner Stand zu halten suchte, sah sich gezwungen, an den Rhein zurückzugehen, während Moreau eine nutzlose Excursion nach Bayern machte, der bald ein gefahrvoller Rückzug folgen sollte.

Bonaparte, dem diese Vorgänge und die Folgen, die sie nach sich zogen, noch unbekannt waren, schrieb von Brescia aus am 31. August an Moreau, um ihn zu benachrichtigen, daß der Augenblick, ihre Operationen zu verbinden, endlich gekommen sei, und bezeichnete Innsbruck als ihren Vereinigungspunkt. Nach Deutsch-Tyrol konnte er sich jedoch nicht wagen, ehe er Wurmser vollständig vernichtet oder vertrieben hatte. Das österreichische Heer, das sich von seinen Niederlagen schwer erholte und tief entmuthigt war, aber an Stärke der französischen Armee beinahe gleichkam, hielt einestheils die Schluchten, die zu beiden Seiten des Gardasees die Zugänge Tyrols verschließen, besetzt, und anderntheils alle Vertheidigungspunkte, welche der Lauf der Brenta zwischen Trient und Vicenza darbot. Wurmser war im Begriff, die Offensive wieder aufzunehmen, als ihm Bonaparte zuvorkam.

Sein Plan war diesmal von einer Kühnheit, welche nur durch die Zuversicht des Sieges gerechtfertigt werden konnte. Aber sein Uebergewicht war genugsam bewiesen, um ihn zu dem Wagniß zu berechtigen. Er ließ Sahuguet mit der Division Sérurier vor Mantua, Kilmaine mit nur 8000 Mann in Verona und Porto-Legnago zurück, um die Etsch zu behaupten, und zögerte nicht, sich mit dem übrigen Theile seines Heeres in die Tyroler Schluchten zu wagen, indem er an der Etsch und den beiden Ufern des Gardasees hinaufmarschirte. Er setzte voraus, daß Wurmser durch diese Bewegung veranlaßt werden würde, das Gebiet von Vicenza zu verlassen, um Friaul und Triest zu besetzen.

Diese Voraussetzung erfüllte sich nicht, da ihn aber keine Eventualität unvorbereitet fand, wußte er auch jetzt aus den Entschlüssen des Gegners den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen. Anfang September setzte sich die Armee in Marsch. Nach einer Anzahl kleiner Gefechte vereinigten sich seine Divisionen am oberen Ende des Sees und warfen bei Roveredo das Corps Davidovich's zurück, das ihnen den Eingang in Tyrol streitig machen wollte. Unsere Soldaten bemächtigten sich nach einander aller Defileen, welche den Zugang in dies Gebirgsland verschließen und zogen (am 4. Sept.) in Trient ein, wo sich noch wenige Tage zuvor das Hauptquartier Wurmser's befunden hatte.

Wurmser, der überzeugt war, daß unser Eindringen in Tyrol nur das Vorspiel eines Zuges nach Deutschland sein könne, beschloß, anstatt sich — wie Bonaparte angenommen hatte — nach Friaul zurückzuziehen, auf's Neue an die Etsch zu marschiren, den Uebergang zu erzwingen und uns durch dies Umgehen in dem Gebirge, das wir eben betreten hatten, einzuschließen; ein kühner Plan, der jedoch seine Kräfte zu weit überstieg, um ausführbar zu sein, und der ihn, wenn er nicht gelang, der Vernichtung oder der Gefangenschaft preisgab. Das Gros seiner Armee befand sich bereits in Bassano und eine seiner Divisionen marschirte nach Verona. Auf diese Weise wurde Friaul entblößt und ihm selbst, wenn es den Franzosen einfiel, ihm zu folgen, der Rückzug abgeschnitten. Dem Scharfsinn Bonaparte's konnte dieser Umstand nicht entgehen. Er gab sofort das weitere Vordringen in's Gebirge auf, begnügte sich, Vaubois mit seiner Division daselbst zurückzulassen, überschritt den Paß von

Levico, der zwischen Trient und den Quellen der Brenta liegt, und ging in Eilmärschen am Flusse hinunter, um Wurmser in den Rücken zu fallen. Dieser, der den begangenen Fehler erkannte, ließ in seiner Bewegung an der Etsch einen Stillstand eintreten und schickte eine seiner Divisionen nach Primolano, eine vortreffliche Stellung, um die französische Armee aufzuhalten; aber in wenigen Minuten wurden die Oesterreicher über den Haufen geworfen und fast Alle gefangen genommen. (7. Sept.)

Am folgenden Tage stand die französische Armee bei Bassano, wo Wurmser sein ganzes Heer, mit Ausnahme der einen Division, die er nach Verona geschickt, zusammengezogen hatte. Tags zuvor hätte ihm noch der Rückzug an die Piave offen gestanden, er konnte sich jedoch nicht entschließen, jene Division im Stiche zu lassen, und die Schlacht von Bassano schnitt ihm den Rückzug nach jener Seite vollständig ab. Die Oesterreicher, die von der außerordentlichen Geschwindigkeit in den Bewegungen des Feindes wie verzaubert waren, leisteten kaum einen Widerstand und überließen uns abermals 6000 Gefangene. Wurmser, der sich zwischen der Etsch und einer feindlichen Armee, die ihn mit dem Säbel in der Faust verfolgte, eingezwängt sah, eilte verzweifelnd mit seiner beinahe noch intacten Cavallerie am Flusse entlang, um einen Uebergang zu suchen, der ihm möglich machte, Mantua zu erreichen. Fand er ihn nicht, so mußte er mit den 15,000 Mann, die ihm geblieben waren, die Waffen strecken. Aber durch einen glücklichen Zufall war Legnago, das Kilmaine verlassen hatte, um Verona zu schützen, in diesem Augenblick ohne Besatzung und Wurmser konnte die Etsch überschreiten. Bonaparte, voll Wuth, daß ihm eine solche Beute entgehen sollte, machte vergebliche Anstrengungen, ihn an Schnelligkeit zu überbieten und Mantua noch vor ihm zu erreichen. Nur seine Avantgarde kam früh genug nach Cerea auf der Straße von Legnago nach Mantua. Sie war jedoch zu schwach, um die Oesterreicher aufzuhalten; Wurmser schlug sie und machte 400 Gefangene. In den folgenden Tagen hieb er abermals zwei Detachements zusammen, die ihm den Weg versperren wollten, und konnte endlich in Mantua einrücken. Diese kleinen Erfolge waren Balsam auf die Wunden des alten Feldmarschalls. Dank der Verstärkung, welche ihm die Besatzung Mantua's gewährte, sah er sich auf's Neue an der Spitze eines ziemlich be-

relegenda animo accingor. Et quia locus non nihil quietis turbationisve sensuali tumultu animae inferre solet, hunc mihi quam quietissimum eligo extra civitatem, scilicet ubi me nihil praeter odorum flores et Ligeris fluminis fragores inquietaret. Itaque cum soli relectioni sententiae illius operam darem, conctis extra cessantibus, duas mulieres, unam a dextra aliam a sinistra aspexi et ammiratus sum. Erat autem dextra quae vulgus aspicere horreat et philosophis nunquam penitus innotescat. Unde fit ut nec illi eam quaerant, et hii quaesitam nunquam totam obtineant. Stabat hic undique VII stipata virginibus; quarum facies, cum diversae essent, ita tamen intertextae erant, ut nulla intuenti pateret, nisi cum omnes simul aspiceret. Sinistra vero ita vulgari allectioni subjacebat ut et eam solam assequerentur. Sed et haec V pedissequis commitata erat, quarum facies cognoscere mihi pronum non erat. Erant et quasi pudore oppressae, et oppositarum VII, non ferentes aspectum. His ego praeteritus cum vicissim nunc has nunc illas, subtristis visu percurrerem, sinistra illa vultum verbo accommodans hac voce exorsa est.

No. XLVI.

Auszug aus Albertus über das Buch *De Causis.* [1])

Cum in superioribus determinatum sit de proprietatibus ejus quod est necesse esse, et de his quae sunt ab ipso, restat nunc de causis primariis determinare. Accipiemus igitur ab antiquis quaecumque bene dicta sunt ab ipsis, quae ante nos David Judaeus quidam ex dictis Aristot. Avicen. Algazel. et Alpharab. congregavit, per modum theorematum ordinans ea, quorum commentum ipsemet adhibuit, sicut et Euclides in geometricis fecisse videtur; sicut enim Euclides commento probatur theorema quodcumque ponitur, ita et David commentum adhibuit; quod nihil aliud est nisi probatio theorematis propositi.

1) De causis et progressu universitatis.

deutenden Heeres und versuchte noch einmal, sich im Felde zu behaupten, aber die Schlacht von S. Giorgio, die er unter den Mauern der Stadt verlor, zwang ihn, sich in die Festung zurückzuziehen. Seit er in Italien einmarschirt war, hatte er 27,000 Mann verloren; die französische Armee nur 7500.

So ging das Heer zu Grunde, das uns Italien entreißen sollte.

Fünftes Kapitel.

Gründung der cispadaniſchen Republik. Arcole.

Nachdem Bonaparte durch den unvermutheten Einfall Wurmſer's an der Etſch plötzlich aus Tyrol in die Lombardei zurückgerufen war, ſah er ſich genöthigt, ſeine Abſichten auf Trieſt hinaus zu ſchieben. Außerdem wurde ihm dieſe Expedition durch den Rückzug, den Carnot (Brief vom 19. September 1796) „das elende Ausreißen Jourdan's" genannt hatte, bedeutend erſchwert, während der drohende Zuſtand Italiens gebieteriſch ſeine Gegenwart verlangte. Er begnügte ſich daher, dem Kaiſer einen Brief zu ſchreiben, in welchem er ihn aufforderte, zwiſchen dem Frieden und der Zerſtörung Trieſt's zu wählen. Um Eindruck zu machen, hätte dieſer ſeltſame Schritt von einer ſchreckerregenden Demonſtration begleitet ſein müſſen. Bonaparte bekam keine Antwort.

Die Raſt, welche ihm die Erſchöpfung der öſterreichiſchen Armee gewährte, benutzte er dazu, die Verhältniſſe des eroberten Gebietes zu ordnen, den franzöſiſchen Einfluß in Italien zu befeſtigen und vor allem die eigene Macht zu conſolidiren. Mit den meiſten italieniſchen Staaten war Waffenſtillſtand geſchloſſen, aber einen endgültigen Friedensſchluß hatte nur Sardinien erlangt. Es war mehr Berechnung, als Fahrläſſigkeit, daß das Directorium die Beſiegten in dieſem unſichern Zuſtande hinhielt, der weder Krieg noch Frieden war und ihm erlaubte, jeden Augenblick wieder zurückzunehmen, was es gewährt hatte. Anfangs hatte die franzöſiſche Regierung aus dieſer Politik den Vortheil gezogen, die Souveraine mehr in ihrer Gewalt zu haben; ſpäter mußte ſie jedoch die Nachtheile derſelben empfinden. Durch

diese Politik wurden die Fürsten dazu getrieben in unsern Niederlagen ihr eigenes Heil zu sehen, und da sich keiner von ihnen durch Verträge von durchaus provisorischem Character gebunden fühlte, war jeder bereit, bei dem ersten Anschein einer Niederlage mit unseren Feinden gemeinschaftliche Sache zu machen. Indem man ihre Furcht wach erhielt, wurden auch ihre Hoffnungen genährt. Im Grunde waren die italienischen Fürsten, die trotz des Glanzes unserer Erfolge nicht an die Dauer derselben glaubten, sehr damit einverstanden, daß sich die Unterhandlungen in die Länge zogen. Das Directorium aber, das Oesterreich binnen kurzem zum Frieden zu zwingen hoffte, hatte die Absicht, ihnen später noch härtere Bedingungen aufzuerlegen und zeigte sich um so anspruchsvoller, je weniger Eifer ihre Bevollmächtigten an den Tag legten.

Ein solches System war mehr geeignet, Streitigkeiten heraufzubeschwören, als Versöhnung herbeizuführen. Dies war mit Rom bereits geschehen und stand mit Neapel in Aussicht. Auf die nicht gerade aufrichtigen Vorschläge des päpstlichen Legaten, der nur Zeit zu gewinnen suchte, hatte das Directorium mit dem Verlangen geantwortet, daß sich der Papst, außer der Erfüllung aller im Waffenstillstande festgesetzten Bedingungen, dazu verpflichte, alle gegen die französische Republik und die bürgerliche Verfassung des Clerus erlassenen Breves zurückzunehmen, und die römische Inquisition abzuschaffen. Ein unpolitisches Uebergreifen in die geistlichen Vorrechte des Papstes, die man besser ignorirt und als nicht vorhanden behandelt hätte. Diese Bedingungen, die noch dazu ohne jede practische Bedeutung waren, gaben der päpstlichen Regierung den Vorwand, Alles zu verweigern. Mit der größten Energie wies sie unsere Vorschläge zurück und ließ die Geldsendungen, die bereits nach unserem Hauptquartier unterwegs waren, um laut der Bestimmungen des Waffenstillstandes an die Kriegskasse eingeliefert zu werden, sofort wieder umkehren.

Die Verhandlungen mit Neapel waren an Forderungen anderer Art gescheitert. Das Directorium, nicht damit zufrieden, diesen Hof zum Frieden zu zwingen, wollte ihm einen Tribut von mehreren Millionen auferlegen, Neapel aber, das wie die meisten kleinen Monarchien zugleich prachtliebend und ärmlich war, weigerte sich mit der größten Halsstarrigkeit, ihn zu zahlen. Mit Genua und Modena war ebenfalls kein Abschluß erreicht worden, und Venedig hatte alle Ursache,

zu immer größerer Verstimmung. Diese Art der Diplomatie, die nach dem Siege vortheilhaft, in schwankenden Verhältnissen jedoch gefahrvoll ist, hielt Alles in Italien in der Schwebe und brachte uns um die Früchte unserer Erfolge. Wenn vor der Ordnung dieser Schwierigkeiten eine dritte österreichische Armee in Italien einrückte, konnten wir Alles verlieren, denn die Gefahr, in welcher sich unser Heer bei Aufhebung der Belagerung von Mantua befunden, hatte Aufmerksamkeit erregt und gezeigt, was für unsere Truppen zu fürchten war.

Bonaparte war mehr als jeder Andere in der Lage, die Gefahren zu beurtheilen, denen uns eine solche Politik in Italien aussetzte. Mit aller Gluth seiner lebhaften Einbildungskraft malte er sich dieselben aus und drang voll Ungestüm in das Directorium, mit Rom und Neapel Frieden zu schließen. Um jeden Preis und so schnell als möglich, mußte unserer Armee der Rücken gedeckt werden. Selbst den Abschluß eines Schutz- und Trutz-Bündnisses mit Genua und Sardinien hielt er für geboten, um die Sicherheit unserer Verbindungen festzustellen. Zu gleicher Zeit bat er ohne Unterlaß um Hülfe und Verstärkung. „Man fängt an, uns zu zählen, und der Nimbus unserer Macht verschwindet." In bitteren Worten beklagte er sich über den General Willot, welcher einen Theil der für Italien bestimmten Truppen in der südlichen Departements festhielt, um daselbst die inneren Unruhen zu unterdrücken. Mit Recht bemerkte Bonaparte, daß es „besser wäre, wenn sich die Einwohner Lyons mit Faustschlägen tractirten, als wenn wir Italien verlören." Endlich wendete er sich sogar an seinen Kameraden bei der Alpenarmee, General Kellermann, und schrieb ihm geradezu: „Helfen Sie uns so schnell als möglich, wenn Sie wünschen, daß wir Ihnen fernerhin Siebenmalhunderttausende schicken," ein Argument, dessen überzeugende Kraft ihm bekannt war, und das in einer weniger brutalen Form die ultima ratio aller seiner Verhandlungen mit dem Directorium bildete. Hatte er doch mittels dieser Beweisführung das Gewissen der Directoren beschwichtigt und ihren Widerstand besiegt.

Die Befürchtungen Bonaparte's waren übrigens nicht so ernst gemeint. Er hatte den Ausdruck derselben absichtlich übertrieben, um das Directorium auf die wichtige Initiative vorzubereiten, die er — unter dem Vorwande, sich selbst einige zu unserer Sicherheit unentbehrliche Bündnisse schaffen zu müssen — ergreifen wollte. In den italienischen Angelegenheiten beschränkte sich die Rolle der Directoren

längſt ſchon darauf, die Pläne des Generals gut zu heißen, indem ſie, um den Schein zu retten, ihm dieſelben anbefahlen. Er aber, der zu ſcharfſichtig war, um ſich täuſchen zu laſſen, und durch ihre Schwäche nur ermuthigt wurde, gab ſich nicht einmal mehr die Mühe, für Handlungen von unberechenbarer Tragweite, welche die Politik unſeres Vaterlandes auf lange Zeit beſtimmen ſollten, auch nur dieſen Schein der Zuſtimmung zu erwarten. So that er gegen ihren ausdrücklichen Willen den wichtigſten Schritt, der ſeit unſerem Einmarſch in Italien geſchehen war. Er verkündete durch ein kurzes Decret, aus eigener Machtvollkommenheit, die Abſetzung des Herzogs von Modena und die Maßregeln, welche der Gründung der cispadaniſchen Republik vorangingen. Hätten die Directoren, in Ermangelung des Selbſtgefühls nur etwas Einſicht beſeſſen, ſo mußten ſie ſchon damals beim Leſen dieſes Schriftſtückes ahnen, daß ſich der Verfaſſer deſſelben, wie er ſelbſt ſagte, nicht „für dieſe Lumpenkerle von Advocaten" ſchlug.

Der Herzog von Modena hatte ſich nach Venedig geflüchtet und die Regierung ſeines Landes einer Regentſchaft überlaſſen. Dieſer völlig unbedeutende Fürſt hatte ſeit dem Abſchluß des Waffenſtillſtandes zu keiner begründeten Klage Anlaß gegeben. Das Einzige, was Bonaparte anfangs gegen ihn anführte, war, daß die Regentſchaft „die Freude nicht verbergen könne, welche ihr die Erfolge unſerer Feinde einflößten" (2. October), und daß ſie auf die neun Millionen, welche wir dem Lande auferlegt, noch 5 bis 600,000 Francs ſchuldig ſei. Einige Tage ſpäter gab er der Regentſchaft außerdem ſchuld, die Verproviantirung Mantua's begünſtigt zu haben. Wie dem auch ſein mochte, jedenfalls hätten dieſe Vergehen allen italieniſchen Regierungen, die wir uns gefliſſentlich zu Feinden gemacht, vorgeworfen werden können. Auf Bonaparte's Entſchlüſſe übten ſie auch nicht den geringſten Einfluß, ſondern dienten ihm nur zum Vorwande. Er folgte bei dieſer Gelegenheit lediglich dem Wunſche, eine Regierung, die uns im Herzen feindlich geſinnt ſein mußte, durch ein befreundetes Volk zu erſetzen, und wollte durch die Schöpfung neuer Staaten einen Beweis unbeſchränkter Gewalt geben, um ſich unentbehrlicher zu machen als je.

Trotz ſeines Verlangens, die italieniſchen Staaten aufzuwiegeln — ein Verlangen, dem Bonaparte anfangs geſchickt zu widerſtehen

wußte — hatte das Directorium nie die Absicht gehabt, dauernde Niederlassungen in Italien zu gründen. Seine Propaganda sollte nur bis zur Erweckung, nicht bis zur Verantwortlichkeit der Seelsorge gehen. Die Absicht bei Aufregung der Völker gegen die Fürsten war nur, den Ersteren für den Fall, daß sie Gebrauch davon machen wollten, eine Gelegenheit zur Befreiung darzubieten; zu gleicher Zeit wollte man die Fürsten schrecken, um sie leichter zum Frieden zu bestimmen. Aber seitdem das Directorium die Möglichkeit eines baldigen Friedensschlusses vor Augen sah, und seitdem es die Trägheit und Schwäche der Bevölkerung erkannte, die es für freiheitsdurstig gehalten, war es in der Begünstigung des Aufruhrs zurückhaltender geworden. In den Instructionen an Bonaparte hatten die Directoren verschiedentlich die Nothwendigkeit betont, Alles in Italien dem Frieden mit dem Kaiser unterzuordnen und den italienischen Patrioten gegenüber alle Versprechungen zu vermeiden, die man nicht zu erfüllen vermochte, oder die einen Friedensschluß vereiteln konnten. Diese Rücksichten wurden, in Betracht der Stimmung des italienischen Volkes und der wenig erbaulichen Rolle, die wir in Italien spielten, von einer weisen Politik vorgezeichnet, aber sie ließen eine bald bevorstehende Räumung des Landes voraussehen und waren demnach nicht geeignet, dem General Bonaparte zu gefallen. Nicht daß er ein besonderes Interesse an der Freiheit der Italiener genommen hätte — er war der Erste, welcher sie derselben unwerth erklärte und sie demgemäß behandelte; seine Correspondenz läßt in dieser Beziehung keinen Zweifel aufkommen. Aber er konnte sich nicht entschließen, dies unvergleichliche Kriegstheater, auf das er die Augen der Welt zu ziehen gewußt, wo er seinen Namen den größten Berühmtheiten der Geschichte an die Seite gestellt, das Land, wo er seit Monaten Alles bestimmte und das er als unbeschränkter Gebieter beherrschte, so bald zu verlassen. Keine Stellung in Frankreich, selbst nicht die an der Spitze der Regierung, hätte ihm eine so ausgedehnte und für seinen Ehrgeiz so verführerische Gewalt zu geben vermocht.

Nachdem er also an das Directorium geschrieben, um es scheinbar wegen seines Vorhabens, den Herzog von Modena abzusetzen und seine Unterthanen frei zu erklären, zu befragen, beeilte er sich, seiner Gewohnheit nach, die Ausführung dieses Planes zu beschleunigen, ohne die Antwort, die ihm ungünstig sein konnte und mußte, abzuwarten.

Aus eigener Machtvollkommenheit erließ er das Decret, das eine völlige Revolution war, stellte die Bevölkerung von Modena und Reggio unter den Schutz der französischen Republik und forderte sie auf, sich in Freiheit zu constituiren. Die Wichtigkeit dieser Verfügung lag besonders in den weiteren Maßregeln, die sie in Aussicht stellte, denn eine so schwache Republik konnte, inmitten der alten italienischen Staaten, unmöglich fortbestehen. Entweder mußte sie dieselben verschlingen oder sich von ihnen verschlingen lassen. Ueberdies stand uns hier nicht, wie in der Lombardei, der Vorwand einer Vertreibung der Fremdherrschaft zu Gebote; jede Intervention aber, die sich ein anderes Ziel setzt, ist schon dadurch unberechtigt und verderblich. In dem Bericht, den er über sein Verhalten abstattete, verweilte Bonaparte nicht bei der Prüfung der näheren oder ferneren Consequenzen desselben. Er sprach von seinem Entschluß mit wohlberechneter Flüchtigkeit und wie von etwas Selbstverständlichem. Es war „eine neue Richtung, die er der öffentlichen Stimmung gab, um den Fanatismus durch Fanatismus zu bekämpfen und uns Völker zu Freunden zu machen, welche sonst unsere erbitterten Feinde werden würden," weiter nichts. Daß der neue Fanatismus, den er dem alten entgegenzustellen beabsichtigte, nicht von Dauer sein konnte, wußte er besser, als jeder Andere, aber in diesem Augenblicke hatte er nicht Lust, sich daran zu erinnern, und vor Allem rechnete er darauf, daß sich die Verhältnisse zu schnell und ernst verwickeln würden, als daß die französische Regierung zurückzutreten vermöchte.

Am 4. October war das Decret erschienen; am 11ten wußte das Directorium noch nichts von diesem hochwichtigen Ereigniß und war so weit entfernt, die Verwirklichung desselben zu wünschen, daß es dem General die folgenden Worte schrieb:

„Vergessen Sie nicht, daß man für die Landstriche, die wir unserer Sicherheit wegen am linken Rheinufer im Besitz behalten müssen, in Italien Entschädigungen beanspruchen wird . . . Die Rückgabe oder Abtretung der Lombardei kann das Unterpfand eines dauernden Friedens werden, und wenn wir auch in dieser Beziehung noch keinen Entschluß gefaßt haben, glauben wir doch, daß es von unserer Seite unvorsichtig sein würde, wollten wir uns den Abschluß des Friedens um diesen Preis versagen.

„Was wir über die Unabhängigkeit der Lombardei gesagt haben, gilt auch für Bologna, Ferrara, Reggio, Modena und alle anderen

italienischen Kleinstaaten. Wir müssen unsere Vorsicht und Klugheit verdoppeln, um nicht durch zu große Nachgiebigkeit die künftigen Interessen der Republik zu schädigen. Der Herzog von Modena muß gedrängt werden, uns die Summe zu zahlen, die wir laut der Bedingungen des Waffenstillstandes noch zu fordern haben, aber wir müssen uns hüten, das Volk, das ihm vor unserem Einmarsch in Italien unterthan war, gegen ihn aufzuhetzen. Unser Wunsch ist, daß Sie ihn in fühlbarer Abhängigkeit erhalten, bis sich unser politischer Horizont klärt und uns erlaubt, das Schicksal Italiens in einem allgemeinen Frieden endgültig festzustellen."

Die Handlungsweise Bonaparte's in Modena konnte nicht deutlicher und entschiedener verurtheilt werden, aber weit entfernt, irgend etwas in seinem Vorgehen zu ändern, antwortete er auf die erhaltenen Weisungen durch den Ausdruck des Bedauerns, daß er den Brief des Directoriums zu spät erhalten habe. Eine lächerliche Entschuldigung im Munde eines Mannes, der um Rathschläge bat, sich jedoch hütete, das Eintreffen derselben zu erwarten. Zu gleicher Zeit benachrichtigte er die Directoren, daß er durch ein neues Decret Bologna und Ferrara mit Modena und Reggio vereinigt und „alle unter einen Hut" gebracht habe, um ihre Kraft zu verdoppeln, was durchaus logisch war, sobald man das Grundprincip anerkannte. Anstatt einzulenken, trieb Bonaparte die französische Regierung immer weiter vorwärts, um so der unentbehrliche Schiedsrichter in einer Situation zu werden, die er selbst geschaffen hatte und die er allein zu beherrschen im Stande war. Daß Vernunft und Vorsicht hier auf Seiten des Directoriums standen, läßt sich trotz der Fehler, die es früher begangen, trotz des späten Erwachens seiner Gewissensscrupel und der Sträflichkeit seiner Berechnungen, nicht ableugnen. Republiken beschützen wollen, die nur künstliche Erzeugnisse waren, ohne Zusammenhang mit dem wirklichen Stand der Dinge und den herrschenden Ansichten, Republiken, die sich nicht gegen das Ausland und nicht gegen die eignen Angehörigen vertheidigen konnten und weder Liebe zur Freiheit besaßen, noch an freiheitliche Institutionen gewöhnt waren, hieß die Verpflichtung übernehmen, sie unaufhörlich, und besonders gegen sich selbst zu stützen; hieß sich dazu verurtheilen, an ihren inneren Krisen Theil zu nehmen und unaufhörlich in ihre Angelegenheiten einzugreifen. Da es aber in der Natur der Dinge liegt, daß sich die Macht immer dahin wendet,

wo sich Thatkraft und Verantwortlichkeit befinden, war die unvermeidliche Folge eines solchen Verhältnisses, daß die Beschützer in diesen Republiken herrschen, daselbst über Alles bestimmen und das Gebiet derselben für unberechenbare Zeit besetzen mußten. Auf diese Weise wurden die Länder nach längerer oder kürzerer Frist wirkliche Annexe der französischen Republik und die Fremdherrschaft mit allen sie begleitenden Uebeln nistete sich in ihnen ein. Wir werden sehen, mit welcher Schnelligkeit alle diese Consequenzen eintraten. Ein solches Verfahren ist aber nichts Anderes, als eine unter republikanischen Formen versteckte Eroberung. So entfernte sich unsere Politik mehr und mehr von dem Freiheitsideale der französischen Revolution, um dem Kaiserthum den Weg zu bahnen.

Vorläufig, ehe sich die von einer solchen Politik untrennbaren Mißstände und Mißbräuche zeigten, gewährte sie uns vorübergehend unleugbare Vortheile. Wir gewannen eine Barriere, die fähig war, dem möglichen Vordringen des südlichen Italiens für einen Augenblick Widerstand zu leisten; wir schufen in den Herzogthümern sowohl, als in der Lombardei, außer der Nationalgarde, zwei italienische Legionen, die genügten, um die Ordnung im Innern des Landes zu erhalten, und somit Bonaparte die Verfügung über seine sämmtlichen Streitkräfte freigaben. Sonderbarer Weise gingen diese scheinbar revolutionairen Maßregeln Hand in Hand mit dem lebhaften Verlangen, mit Rom und Neapel Frieden zu schließen. Die Inconsequenz im Verfolgen so widersprechender Ziele war Bonaparte völlig entgangen, weil er nicht sowohl die endgültige Befreiung Italiens, als die Erhaltung seiner eigenen Ausnahmestellung vor Augen hatte. Die gegenwärtige Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem Directorium ging aus keinem anderen Grunde hervor. Das Letztere unterordnete den Krieg der Politik, während der General die Politik dem Kriege unterzuordnen suchte. Das Directorium wünschte mit dem Kaiser Frieden zu schließen, sah in seinen italienischen Eroberungen nur ein künftiges Entschädigungsobject für Belgien, und war bereit, Italien zu räumen, nachdem es seine Hauptstaaten gehörig gebrandschatzt haben würde. Es war eine durchaus eigennützige Politik, aber wenn sie die begangenen Fehler nicht wieder gut machte, so brachte sie wenigstens die Zukunft nicht in Gefahr. Bonaparte dagegen glaubte, wie er in seinen Memoiren sagt, „daß die Republik das Recht hatte, außer der

Rheingrenze, in Italien einen Zustand der Dinge zu verlangen, der dem französischen Einfluß förderlich war und die Republik Genua, den König von Sardinien und den Papst von diesem Einfluß abhängig machte." Dies war jedoch ein mit dem Bestehen der alten italienischen Staaten unvereinbarer Zustand, der nur durch neue Kämpfe geschaffen, nur durch den Beistand und die Gegenwart seines Gründers erhalten werden konnte, der uns zahllose Schwierigkeiten bereitete und den Italienern eine völlig illusorische Befreiung verhieß; eine Befreiung, die noch dazu durch Aufopferung des wichtigsten Theiles der Nation erkauft werden mußte.

Uebrigens gab das Directorium auch bei dieser Gelegenheit nach, wie es bisher immer gethan. Es wurde täglich unzufriedener mit dem Feldherrn, der ihm seinen Willen aufzwang, hatte aber nicht den Muth, sich seiner werthvollen Dienste zu berauben und verdiente für diese Feigheit alle Mißhandlungen, die es später zu ertragen hatte. Und als ob es mit der eben bewiesenen Schwäche nicht genug gethan, gestattete es dem General, die Verhandlungen mit Rom wieder aufzunehmen und legte die Leitung derselben blindlings in seine Hände. Ein unbegreiflicher Fehler, der diesem Mann, dessen Ehrgeiz so offenkundig und gefährlich war, das Recht gab, als oberster Vermittler zwischen dem Katholicismus und der Revolution aufzutreten. Bonaparte brauchte, um immer größere Macht an sich zu reißen, nur seinen Abschied zu verlangen und über seine Gesundheit zu klagen, was zwar mit derselben Ueberzeugung angehört als gesprochen wurde, aber jederzeit seinen Zweck erreichte. „So lange Ihr Feldherr in Italien nicht von Allem der Mittelpunkt ist, laufen Sie Gefahr. Sie dürfen diese Behauptung nicht meiner Ruhmsucht zuschreiben. Ich bin nur zu sehr mit Ehren überhäuft und meine Gesundheit ist so heruntergekommen, daß ich ernstlich daran denke, Sie um Ernennung eines Nachfolgers für mich zu bitten." Solche Klagen, die in seinen Briefen häufig wiederkehren, übten auf die Entschlüsse des Directoriums eine unfehlbare Wirkung aus, denn sie wurden von Gründen unterstützt, die besonders für den Finanzminister berechnet waren. Der General hatte nur einen Wunsch auszusprechen, um ihn erfüllt zu sehen.

In Betreff der Verhandlungen mit Rom hatte Bonaparte vor dem Directorium einen großen Vortheil voraus, das heißt, er wurde weder durch Gewissenszweifel, noch durch philosophische Antipathien

Pervenit autem ad nos per eumdem modum et physica ab eodem philosopho perfecta: verum istum librum metaphysicam vocavit, subjungens ejusdem tituli quatuor rationes. Quarum prima est: quia agit hic de talibus, quorum ratio diffinitiva nec cum materia, nec cum continuo, nec cum motu concepta est: hoc autem est ultra physicam et mathesim, sicut in sexto philosophiae primae probatum est. Secunda est: quia agitur hic de principiis entis simpliciter, quod non secundum partem aliquam in genere vel specie determinatum est: et hoc metaphysici est, ut in quarto philosophiae primae probatum est. Tertia est: quia non determinatur hic nisi de divinis, scilicet causa prima, intelligentia, et nobilibus animabus, quod ad theologiam pertinet, quam in ultima parte sui et perfectissima considerat metaphysica. Quarta est: quia cum de separatis substantiis quamvis diversimode Aristoteles et Plato determinaverunt agere in metaphysica, determinatur hic de eis secundum plenam veritatem, de quibus in undecima et decimotertio philosophiae primae non nisi secundum opinionem determinavit Aristoteles: propter quod iste liber primae philosophiae conjungendus est, ut finalem ex isto recipiat perfectionem.

Talem autem tractatum Alpharab. inscripsit de bonitate pura, quinque rationibus, prima est: quia cum bonitas dicatur, quod ad naturam pertinet fluens a primo bono, haec bonitas pura non est prout in materia recepta est. Secundum autem quod in lumine intellectus agentis recepta est, pura est. Sic autem agitur de bonitatibus hic: propter quod de pura bonitate vocatur. Secunda est: quia cum sit bonum hoc et bonum illud secundum Platonem: et cum sit quoddam quod est omnis boni bonum, quod solum purum est, et non mixtum, ut dicit Plato: et cum de tali bono agatur hic juste de pura bonitate intitulatur. Tertia est: quia cum sit universale bonum omnis boni particularis principium, particulare bonum in illo est sicut colores omnes in luce: bona autem particularia pura non sunt in se, sed in sui principio accepta, non sunt nisi bonitas pura, sicut colores in luce non sunt nisi lux clara: cum ergo de tali bonitate agatur hic, intitulatur de bonitate pura. Quarta ratio est: quia malitia quae

gehemmt. Da es für ihn im politischen Leben nur Gewalten, keine Grundsätze gab, erblickte er im Papstthum nur eine Thatsache, und diese Thatsache erweckte in ihm weder Liebe noch Haß. Aber die dem Papstthum innewohnende Macht überraschte ihn um so mehr, da sie durchaus geistiger Natur war und er ihre volle Bedeutung zwar fühlte, aber weder zu fassen, noch zu zergliedern vermochte. Darum hatte er dem Papstthum jederzeit die größte Achtung erwiesen und dem Directorium häufig den Vorwurf gemacht, demselben nicht die nöthigen Rücksichten erzeigt zu haben.

Durch zwei Ereignisse wurde die Lage des römischen Hofes bedeutend erschwert; Neapel und Genua hatten mit der französischen Republik Frieden geschlossen und die Engländer, die ein Volksaufstand aus Korsika vertrieben, noch ehe die von Bonaparte veranstaltete Expedition unter Segel gehen konnte, waren im Begriff, das mittelländische Meer zu räumen. Rom stand demnach vereinsamt und seine Hoffnung beruhte nur noch auf dem Erfolg der österreichischen Waffen. In diesem Augenblick nahm Bonaparte die Verhandlungen wieder auf. Kurz zuvor hatte er den Kardinal Mattei aus dem Kloster entlassen, in das er ihn eingesperrt, und ihn mit verheißungsvollen Worten in seine Diöcese zurückgeschickt. Am 21. October begab er sich nach Ferrara, wo Mattei Erzbischof war, stieg bei ihm ab und sandte ihn, nach einigen Unterredungen, mit friedlichen Versicherungen nach Rom. Zu gleicher Zeit schrieb er an Cacault, unseren dortigen Agenten, einen feinen Diplomaten, der unter dem Anschein der Gutmüthigkeit große Schlauheit verbarg, theilte ihm mit, daß er allein mit den Verhandlungen betraut worden sei und trug ihm auf, Zeit zu gewinnen, „um den alten Fuchs betrügen zu können." Er war überzeugt, daß es nur einer kraftvollen Demonstration bedürfen würde, um den Widerstand der römischen Curie zu brechen, sah sich aber genöthigt, dieselbe noch hinauszuschieben. „Sie begreifen," fügte er hinzu, „daß ich nur den günstigen Augenblick erwarte, um mich auf Rom zu stürzen und die Ehre unserer Nation zu rächen." (24. October.)

Hier ging der Ausdruck augenscheinlich über seine Absicht hinaus, denn wenige Tage später schrieb er in viel gemäßigterer Weise ebenfalls an Cacault:

„Sie können dem Papste die Versicherung geben, daß ich immer ein Gegner des ihm vorgeschlagenen Friedensvertrages und vor allem

der Art der Verhandlungen gewesen bin, und daß ich in Folge meiner wiederholten Vorstellungen vom Directorium den Auftrag erhalten habe, einer neuen Unterhandlung den Weg zu bahnen. Mein Streben ist viel mehr darauf gerichtet, mir den Namen eines Retters, als eines Zerstörers des heiligen Stuhles zu erwerben. Sie wissen, daß wir Beide in dieser Beziehung stets derselben Ansicht gewesen sind und mittels der unbeschränkten Vollmacht, mit der mich das Directorium betraut hat, wollen wir, vorausgesetzt, daß man sich in Rom vernünftig zeigt, diesem schönen Stück Erde den Frieden wiedergeben und die geängstigten Gewissen so vieler Völker beruhigen." (28. Octbr. 1796.)

Diese Politik war seiner gewöhnlichen Haltung um vieles angemessener, als der Ton, den er in seinen Briefen an das Directorium annahm, um der noch immer herrschenden philosophischen Richtung zu schmeicheln, oder als die Drohungen, die ihm der Unmuth erpreßte, wenn er seine Vorschläge nicht angenommen sah. Aus der Wendung der öffentlichen Meinung in Frankreich erkannte er bereits, daß eine religiöse Reaction unvermeidlich bevorstand, und daß die Unterstützung der Priester ein mächtiger Hebel für seinen Ehrgeiz werden konnte. Daher das doppelte Spiel, das er mit großer Geschicklichkeit durchführte. Während er mit der äußersten Verachtung von dem römischen Hofe sprach, um zu beweisen, daß er weder sein Freund war, noch zu den von ihm Getäuschten gehörte, übertrieb er den moralischen Einfluß desselben, um sich wegen der Rücksichten zu rechtfertigen, die er dem Papste erwies. Auf der anderen Seite, den Priestern gegenüber, beklagte er die Eingriffe des Directoriums in die geistliche Gewalt und stellte sich als einzige Schutzwehr derselben hin. Dank dieser Achselträgerei war man in beiden Lagern überzeugt, ihn für sich zu haben. Der Augenblick, wo die Unterhandlungen zum Ziele führen konnten, war indessen noch nicht gekommen. Oesterreich war noch nicht so weit geschlagen, daß sich Rom genöthigt gesehen hätte, zu capituliren. Eben zog Alvinczy mit einem neuen Heere nach Italien und der päpstliche Stuhl dachte nicht mehr daran, Frieden zu schließen.

In Voraussicht dieser dritten Invasion, hatte sich Bonaparte der vollständigen Verfügbarkeit seines Heeres versichert. Außerdem hatte er sich bemüht, die Hülfe Sardiniens zu erlangen, der einzigen Macht Italiens, deren Truppen fähig waren, ins Feuer zu gehen, die einzige, deren Mitwirkung von Werth gewesen wäre. Einer seiner Agenten

wurde nach Turin geſchickt, um im Namen des Generals zu unterhandeln. Da er dem Könige aber nichts zu bieten hatte, als die Garantie ſeines bedeutend geſchmälerten Beſitzes, gelang es ihm nicht, denſelben zu gewinnen. Nur die Abtretung der Lombardei hätte den Monarchen beſtimmen können, gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen; dies Land wurde jedoch zu einem andern Zwecke in Reſerve gehalten.

Auch in den Bemühungen, mit der Republik Venedig ein Bündniß zu ſchließen, war das Directorium nicht glücklicher. Unſere damaligen Beziehungen zu Venedig gehören zu den Dingen, die mit am beſten geeignet ſind, dieſen Krieg zu characteriſiren, und wir müſſen ſorgſam allen Verwickelungen derſelben folgen, wenn wir über ihre Löſung ein unparteiiſches Urtheil gewinnen wollen. Ebenſo nothwendig iſt es, uns Rechenſchaft zu geben, unter welchen Bedingungen der Alliance-Antrag gemacht wurde, den unſere Hiſtoriker ſo oft gegen Venedig angeführt haben. Durch die Beſetzung Breſcia's hatten wir zuerſt die Neutralität der venetianiſchen Republik verletzt und damit den Oeſterreichern Anlaß gegeben, daſſelbe zu thun, das heißt Peſchiera zu beſetzen, um den Uebergang über den Mincio zu vertheidigen. Darauf hatten wir, um die Republik Venedig für dieſe zweite Neutralitätsverletzung zu ſtrafen, die nur eine Conſequenz der erſten war und die abzuwehren jedenfalls nicht in ihrer Macht ſtand, die meiſten Feſtungen weggenommen, welche ſie auf dem Feſtlande beſaß. Um uns beſſer ausbreiten zu können, hatten wir einen Theil ihrer Garniſonen vertrieben, hatten ihre Magazine und Arſenale geplündert und von ihr verlangt, daß ſie unſere Truppen nähre und verproviantire. Das war aber nicht genug! Zur Ausgleichung des Unrechts, das wir gethan, gaben wir Venedig zu verſtehen, daß es uns eine Entſchädigung von mehreren Millionen zu zahlen habe. Dies Alles war unter den Vorwänden geſchehen, die Bonaparte in ſeiner Correſpondenz für durchaus unbegründet erklärt, er, der ſie erfunden hatte und der ſich ſo laut auf ſie berief. Damals nun hatte die unglückliche Republik, von unſeren Erpreſſungen erdrückt, Oeſterreich gegenüber compromittirt, zur Verzweiflung getrieben, etwas ſpät zu dem Mittel gegriffen, das anfangs vielleicht im Stande geweſen wäre, ſie zu retten. Sie bewaffnete ſich, ſowohl um ihre Neutralität zu vertheidigen, als um ſich gegen die Inſurrectionsgelüſte zu ſchützen,

die sich in ihren Besitzungen auf dem Festlande dumpf grollend kundgaben. Diese Maßregel hatte ihr von unserer Seite neue Vorwürfe zugezogen. Schon am 12. Juli zeigte Bonaparte ihre Rüstungen den Directoren an. Mit Eifer ergriff er den neuen Vorwand zu Beschwerden und forderte das Directorium auf, eine so kostbare Gelegenheit zur Klage und Anklage nicht zu versäumen. „Vielleicht halten Sie es für zweckmäßig," schrieb er bei dieser Gelegenheit, „mit dem venetianischen Minister-Residenten in Paris sofort einen kleinen Streit zu beginnen, damit ich, sobald die Oesterreicher von der Brenta vertrieben sind, um so leichter die Millionen verlangen kann, die Sie in Venedig erheben wollen."

Welche Stimmung durch eine solche Politik in Denen hervorgerufen wurde, die ihre Opfer waren, ist leicht zu errathen. Sie war durchaus nicht geeignet, einem Bündniß den Weg zu bahnen; aber das Entsetzen, das unsere Waffen einflößten, war so groß, daß der Senat von Venedig Alles, wenn nicht ohne Murren, so doch ohne den Versuch eines Widerstandes über sich ergehen ließ. Zu allem Uebrigen fügte man bald darauf die Unbilligkeit, den Venetianern die Lieferungen nicht zu bezahlen, die sie der Armee gemacht hatten. Bis zum 20. Juli hatten sie bereits für drei Millionen Proviant geliefert, aber auf vieles Drängen statt der Zahlung nichts erlangt, als einen Wechsel auf 300,000 Francs. Selbst die Fehler, die wir begingen, wurden ihnen zum Vorwurf gemacht und gaben Anlaß zu neuen Anzettelungen gegen die Republik. Auch die Zahlung der 300,000 Frcs. erschien Bonaparte als ein Mißgriff und wurde die Quelle so vieler Quälereien, daß den Venetianern Alles daran liegen mußte, nicht weiter bezahlt zu werden. Die Zahlung, sagte Bonaparte, wäre ein Fehler, denn sie hätte den Beweis gegeben, daß man uns durch Zudringlichkeit und indem man die Soldaten Mangel leiden läßt, Geld erpressen könne. „Ich sehe mich daher genöthigt," fuhr er fort, „gegen den Provveditore heftig zu werden, die Mordanfälle auf unsere Truppen zu übertreiben und mich bitter darüber zu beklagen, daß die Bewaffnung Venedigs nicht zu der Zeit in's Werk gesetzt wurde, als die Kaiserlichen noch das Uebergewicht hatten. Dadurch werde ich sie zwingen, mir Alles zu liefern, was ich verlange. In solcher Weise muß man die Leute hier behandeln. Sie sollen nun, halb freiwillig, halb gezwungen, mit ihren Lieferungen fortfahren, bis Mantua ge-

nommen iſt, dann aber werde ich ihnen unumwunden ſagen, daß ſie mir die in Ihren Inſtructionen angegebene Summe zu zahlen haben, und ich werde ſie leicht dazu bringen, es zu thun."

Dieſer Art waren unſere Beziehungen zu Venedig, als die Directoren einen abermaligen Verſuch machten, die Republik zur Annahme eines Bündniſſes zu beſtimmen. Sie ſtellten ihr vor, wie ſchwierig und gefahrvoll ihre Lage inmitten der mächtigen Nachbarn ſei, die Alle nach den Beſitzungen Venedigs trachteten. Oeſterreich beſonders würde ſicher darauf ausgehen, ſich früher oder ſpäter für den Verluſt ſeiner Provinzen auf Koſten der Republik zu entſchädigen. Welche Bürgſchaften ſtanden ihr gegen ſolche Gefahren zu Gebote? Das Völkerrecht? es exiſtirte nicht mehr. Das europäiſche Gleichgewicht? jede Spur deſſelben war verſchwunden. Die einzige Schutzwehr, die Venedig finden konnte, war eine mächtige Bundesgenoſſenſchaft, und nur Frankreich war im Stande, ihm eine ſolche zu bieten.

Der Antrag wurde nicht angenommen; der Senat ſtützte ſeine Weigerung jedoch nicht auf die nur zu triftigen Gründe, die er hatte, uns zu mißtrauen, ſondern auf den Wunſch, dem venetianiſchen Volke die Laſten eines Krieges zu erſparen, der ſo viele Nationen zu Grunde richtete. Im Allgemeinen haben die Hiſtoriker dieſen Beſchluß getadelt; aber wie konnten die Venetianer nach den Erfahrungen, die ſie gemacht, Vertrauen in uns ſetzen? welche Zuverſicht flößte ihnen unſer Verhalten gegen die anderen italieniſchen Staaten ein? und angenommen, daß unſere Verſprechungen aufrichtig gemeint waren, welche Sicherheit bot ihnen unſere Stellung in Italien? war das, was wir daſelbſt beſaßen, nicht vielmehr ein Feldlager, als eine wirkliche Niederlaſſung? war es klug, das Geſchick Venedigs mit dem einer Macht zu verknüpfen, die ſich auf glänzende, aber allem Anſchein nach vorübergehende Erfolge ſtützte? Mit derartigen Triumphen hatten alle franzöſiſchen Heere in Italien begonnen und doch war es uns nie gelungen, uns daſelbſt feſtzuſetzen. Brach aber erſt die Stunde der Mißerfolge an, was blieb dann von dem mächtigen, an Verheißungen reichen Schutze übrig? Unſere Heere verſchwanden jenſeits der Alpen, ihrem natürlichen Walle, und die Republik Venedig war der Willkür ihrer Feinde preisgegeben. Mußte ſie durchaus eine Wahl treffen, ſo war es ſicherlich vortheilhafter, mit Frankreich zu brechen, das ihren Grenzen ſo fern lag und mit dem ſie nur vorübergehend in Berührung

kam, als Oesterreich, ihren nächsten Nachbar, zum Feinde zu haben, dessen Gebiet die venetianischen Besitzungen von allen Seiten umschloß.

Diese Erwägungen trugen den Sieg davon und die Venetianer beharrten in ihrer Neutralität — ein Entschluß, der sie zwar in's Verderben führte, der aber nicht nur berechtigt, sondern untadelhaft war. Ein Bündniß mit Frankreich hätte sie vielleicht vor Campo-Formio bewahrt, aber es hätte weder ihre Unabhängigkeit gerettet, so lange wir die Herrschaft besaßen, noch ihr Gebiet geschützt, als die Unfälle eintraten, die Italien dem österreichischen Einfluß wieder preisgaben. In gewissen Zeiten ist eben die Schwäche an und für sich ein nicht zu verzeihendes Verbrechen.

Indessen traf Bonaparte seine Vorbereitungen, um dem Angriff des neuen Heeres, das der Hofkriegsrath unter Alvinczy's Oberbefehl gestellt hatte, zu begegnen. Trotz seiner unaufhörlichen Klagen über die Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte und die Nachlässigkeit, mit der man ihm Verstärkungen zukommen ließ, befanden sich seine Truppen in der besten Verfassung. Am 1. October, nach den Kämpfen mit Wurmser, schätzte er ihre Zahl auf 48,000 Mann (Brief an das Directorium vom 1. October), eine Angabe, die jedenfalls hinter dem wirklichen Bestande seiner Armee zurückbleibt. In dieser Zahl waren 18,000 Kranke inbegriffen, darunter nur 4000 Verwundete. Seitdem waren dem Heere Verstärkungen zugekommen; ein voller Monat war ohne kriegerische Ereignisse vergangen; die Gründung der cispadanischen Republik und der italienischen Legion erlaubten Bonaparte, über den größten Theil der Besatzungsmannschaften zu verfügen. Wurden die 8000 Mann abgerechnet, die zur Blokade Mantua's dienten, und die Kranken, die er etwa noch haben mochte, so blieben ihm 38,000 bis 40,000 Mann, die er Alvinczy entgegenstellen konnte.

Durch den Kampf, den er während des ganzen October gegen die Raub- und Plünderungssucht der Soldaten geführt, hatte er die Moralität und Disciplin seiner Armee bedeutend gehoben. Diese Raubsucht war für unsere Occupation Italiens eine ernstliche Gefahr geworden. Da die ersten Würdenträger das Beispiel gegeben, hatte das Uebel eine erschreckende Verbreitung gefunden, und nur die unerbittlichste Verfolgung konnte demselben Einhalt thun. In den Städten war die Plünderung gleichsam geregelt, und da es hier er-

giebigere Hülfsquellen gab, vermochten die Einwohner das Unheil leichter zu ertragen. Die Landleute dagegen wurden dadurch vollständig zu Grunde gerichtet und aus gewissen Provinzen, wie zum Beispiel aus der Gegend von Mantua, fanden massenhafte Auswanderungen statt. Bonaparte erkannte die Nothwendigkeit, strenge Maßregeln zu ergreifen und schlug nach oben so gut, als nach unten. Sobald er nur den ersten Blick auf diese Zustände geworfen, sah er ein, daß das Uebel noch größer war, als er vermuthet hatte. „Ich bin von Dieben umgeben," schrieb er (8. October). Generäle, Kriegskommissäre, Verwaltungsbeamten, Alles plünderte. Er entschloß sich, zahlreiche Executionen vollstrecken zu lassen, die übrigens noch weit entfernt waren, der Zahl der Schuldigen zu entsprechen. „Sie haben wahrscheinlich angenommen," schrieb er ebenfalls an das Directorium, „daß Ihre Verwaltungsbeamten stehlen würden, haben jedoch vorausgesetzt, daß dieselben ihren Dienst versehen und mit einiger Scham zu Werke gehen sollten. Sie stehlen jedoch in einer so lächerlich frechen Weise, daß, wenn ich einen Monat länger Zeit hätte, nicht Einer unter ihnen vor dem Erschießen sicher wäre." (12. October.) Aber hatte er das Wort: „Italien wird unsere Beute sein," nicht zuerst ausgesprochen?

In den ersten Novembertagen stand Alvinczy mit einem Heere von 40,000 Mann, das zum großen Theile aus Rekruten gebildet war, an der Piave. Zu derselben Zeit rückte Davidovich mit 18,000 Mann, unter denen sich viele Tyroler befanden, durch Tyrol heran. Diese beiden Corps sollten sich unter den Mauern Verona's vereinigen; ein Plan, der mit dem Plane Wurmser's ziemlich übereinstimmte, aber einfacher und weniger gefahrvoll war, da er das Heer nur in zwei, statt in drei Colonnen theilte. Vaubois bewachte Tyrol mit 12,000 Mann und sollte Trient an der Lavislinie decken. Bonaparte zog Alvinczy in eigener Person mit Massena und Augereau entgegen. Der Zusammenstoß fand am 6. November bei Carmignano, zwischen Vicenza und Bassano, statt. Nach einem lebhaften Gefecht wurden die Oesterreicher nach der zuletzt genannten Stadt zurückgeworfen, aber es gelang den Franzosen nicht, sich Bassano's zu bemächtigen. Im Laufe der Nacht trafen aus Tyrol schlechte Nachrichten ein. Vaubois, der von Davidovich geschlagen worden war, hatte Trient geräumt und zog sich am linken Ufer der Etsch zurück, anstatt die wichtigen Uebergänge von Corona und Rivoli

zu decken, die hinter Verona, zwischen der Etsch und dem Mincio ausliefen und Davidovich erlaubten, unserer Armee den Rückzug abzuschneiden.

Es war dringend nöthig, dieser Gefahr zuvor zu kommen. Bonaparte sah sich demnach, zum großen Erstaunen der Oesterreicher, gezwungen, nach einer gewonnenen Schlacht zurückzuweichen. Er führte seine Truppen nach Verona und Vicenza zurück, ließ Joubert in aller Eile bei Corona Stellung nehmen, Vaubois über die Etsch nach Rivoli zurückgehen und kam selbst, um die geschlagene Division zur Rede zu stellen. Er machte den Soldaten die bittersten, beschämendsten Vorwürfe, daß sie gewichen waren, ging, als er den beabsichtigten Eindruck erreicht sah, zu Ermuthigungen über und erfüllte sie mit dem Verlangen, Revanche zu nehmen.

Der übrige Theil der französischen Armee hatte sich in Verona concentrirt und Alvinczy war ihr bei dieser rückgängigen Bewegung Schritt für Schritt gefolgt. Als Bonaparte, der in's Hauptquartier zurückgekehrt war, am 11. November, die Höhen von Caldiero besetzen wollte, die Verona nach Vicenza zu decken, fand er seinen Gegner daselbst in festen Stellungen. Dennoch zögerte er nicht, ihn anzugreifen. Der heftige Regen, der den ganzen Tag vom Himmel strömte, hatte das Erdreich so aufgeweicht, daß unserer Artillerie jede Bewegung unmöglich wurde, während die des Feindes bereits aufgestellt war und demselben einen großen Vortheil über uns gewährte. Umsonst wurden unsere Angriffe stundenlang wiederholt; es gelang uns nicht, die Oesterreicher zum Weichen zu bringen. Als die Nacht hereinbrach, bivouaquirten die beiden Armeen einander gegenüber auf dem Schlachtfelde.

Obwohl die Schlacht unentschieden blieb, war sie für uns eine schwere Niederlage. Am nächsten Morgen zogen sich unsere Soldaten in die Festung Verona zurück. Die Lage der Armee wurde immer bedenklicher. Auf der einen Seite war das bedeutend zusammengeschmolzene Corps Vaubois' kaum im Stande, sich in Rivoli zu halten, während uns die Garnison von Mantua durch beständige Ausfälle neckte; auf der anderen standen wir in Gefahr, in Verona belagert zu werden. Diese, für uns so ungewohnten Mißerfolge, hatten die Soldaten entmuthigt; sie fingen an, des unaufhörlichen Kriegführens müde zu werden und murrten laut über die Vernachlässigung, die

sie von Seiten des Directoriums erfuhren. Selbst Bonaparte zweifelte einen Augenblick an seinem Glück. Er schrieb an das Directorium und schilderte ihm seine Lage in den schwärzesten Farben (13. November). Vielleicht sah er sich gezwungen, die Blokade Mantua's zum zweiten Male aufzuheben; vielleicht sollte für Massena, für Augerau, für ihn selbst, die Stunde des Verderbens schlagen. Er fügte hinzu, daß er, mit Inbegriff der 7000 Mann des Vaubois'schen Corps, den 50,000 Feinden nur 18,000 Mann entgegenzustellen habe, — eine Behauptung, die der Prüfung nicht Stich hält. Aber trotz der begründeten Besorgnisse, die ihm seine wirkliche Schwäche einflößte, und trotz der übertriebenen Verzweiflung, mit welcher er sich gegen das Directorium aussprach, hatte er den Soldaten gegenüber niemals größere Zuversicht gezeigt. Am Tage nach dem er seinen Klagen und Befürchtungen Ausdruck gegeben, führte er mit seiner unvergleichlichen Entschlossenheit das berühmte Manöver aus, das ihm auf's Neue zum Siege verhelfen sollte.

Bei Einbruch der Nacht läßt er die Truppen zu den Waffen greifen; auf seinen Befehl müssen sie die Stadt in aller Stille verlassen und auf das rechte Etschufer hinüber gehen, als wollten sie sich durch den Fluß vom Feinde trennen. Das Heer, das einen Rückzug an den Mincio zu bewerkstelligen glaubte, marschirte in stummer Resignation; aber anstatt die Straße nach Peschiera einzuschlagen, führt Bonaparte seine Soldaten an der Etsch entlang, die sich links von der Stadt in einem halben Bogen nach dem Adriatischen Meere wendet. Da nun Alvinczy unbeweglich vor Verona in seiner Position bei Caldiero verharrte, brauchten unsere Truppen nur am Flusse hinunter zu gehen, um sich bald im Rücken des Feindes zu befinden. Sie zogen bis Ronco und gingen hier mittels einer Schiffbrücke, die auf Befehl des Generals bereits geschlagen war, auf das linke Etschufer zurück.

Dies geschickte Manöver, durch das wir die Stellung des Feindes, die wir nicht zu forciren vermocht, umgingen, machte ungeheuren Eindruck und begeisterte die Armee. Unsere Stellung bei Ronco war beinah unangreifbar, denn sie wurde auf der einen Seite durch die Etsch, auf der anderen durch Sümpfe gedeckt, die nur von zwei schmalen Dämmen durchschnitten waren. Beide gingen von Ronco aus; der Eine zog sich vor der Fronte des Feindes nach Verona und vermittelte unsere Verbindung mit dieser Stadt; der Andere führte nach

Villanova in den Rücken des Feindes, den wir somit zwischen zwei Feuer bringen und ihm die Communication mit Vicenza abschneiden konnten. Auch sein numerisches Uebergewicht verlor hier jede Bedeutung, denn das Gefecht mußte auf den beiden Dämmen geliefert werden, wo er seine Streitkräfte nicht zu entwickeln vermochte und wo die Entscheidung einzig davon abhing, daß die Spitze der Colonnen muthig vorrückte.

Am andern Morgen zog Masséna mit seiner Division den rechten, Augereau den linken Damm entlang. Masséna kam bis an das Ende des Sumpfes, ohne auf Feinde gestoßen zu sein; Augereau dagegen wurde auf halbem Wege durch ein unvorhergesehenes Hinderniß aufgehalten. Zwischen Ronco und Villanova lag das Dorf Arcole, am Alpone, der hier den Damm durchschneidet und sich unterhalb Ronco in die Etsch ergießt. Croaten, die in dem Dorfe bivouaquirten, hatten die Brücke des Flüßchens befestigt und hielten die Colonne Augereau plötzlich auf, die sich vergebens Mühe gab, die Brücke zu nehmen. Dies Gefecht machte Alvinczy aufmerksam. Zwei seiner Divisionen rückten, die eine auf dem Damme zur Rechten, die andere auf dem Damme zur Linken vor, wo sie den Vertheidigern von Arcole Verstärkung zuführte. Masséna trieb die auf ihn anrückende Colonne in die Sümpfe, aber Augereau sowohl als Bonaparte selbst machten vergebliche Angriffe auf die Brücke von Arcole. Beide versuchten mit der Fahne in der Hand den Uebergang zu erzwingen und die Soldaten nachzuziehen. Bonaparte wurde in den Sumpf geworfen und verlor bei dieser Attacke eine Anzahl der verdienstvollsten Offiziere.

Dieser Widerstand rettete die österreichische Armee, indem er uns verhinderte, ihr bei Villanova zuvorzukommen, und ihr Zeit gab, den Rückzug auszuführen, nachdem sie die Stellung bei Caldiero hastig aufgegeben hatte. Am folgenden Tage räumte sie auch Arcole, das keine Bedeutung mehr für sie besaß und überdies durch eine französische Brigade umgangen war. Aber die Oesterreicher hatten bedeutende Verluste erlitten, und die Etsch war frei.

Dieser Erfolg hatte indessen keine Entscheidung herbeigeführt; Alvinczy blieb vor uns stehen in einer Position, die nur etwas weiter zurückgeschoben war, als die vom vergangenen Tage. Um mit Vaubois in Verbindung zu treten und sich zu überzeugen, ob er in Rivoli nicht bedrängt worden war, mußte Bonaparte abermals bei Ronco

contraria est bonitati, imaginatur ex privatione ut dicitur in fine primi physicorum: bonitates autem de quibus hic agitur, considerantur prout sunt in fonte, vel in primis rivis bonitatis ubi nullam habent privationem: et ideo nulli malitiae permixtae, sed purissimae sunt: et ideo vocatur de pura bonitate. Quinta ratio est: quia licet agatur hic de fluxu bonitatum a causa prima in intelligentias, et de intelligentiis in nobiles animas, ista tamen contractio non pervenit usque ad materiam et ideo non defecit usque ad malitiam, et impuritatem: propter quod bonitates purae remanent ibi: et ideo liber de talibus tractans, vocatur de pura bonitate. Simile ponit Alpharabius in arte, quae est universaliter agens artificiata, in qua bonitates artes acceptae in intellectu primo vel in spiritu quod deducuntur ad imaginem formae, vel acceptae prout deducuntur in manum artificis quae principium est operis, nihil habent materiae et privationi permixtum, sed sunt formae artificiales purae: et similiter formae rerum omnium in fonte causae primae, et in lumine intelligentiarum et in fluxu super animas nobiles acceptae, nihil habent materiale, contrarium, vel privativum admixtum, sed sunt splendidae et purae: et de talibus per totum librum persequemur.

Hujus modi autem tractatum Algazel vocavit florem divinorum, tribus rationibus. Quarum primam sumit a materiae pulchritudine: eo quod omnia hic considerata, lumine primi venustantur, sicut etiam dicit Boetius in libro de consolatione philosophiae:

Mundum mente gerens pulchrum pulcherrimus ipse.

Propter quod dicit Plato, quod mundus primo nomen accepit: quia tale formale et efficiens principium mundissimum est. Secunda ratio est: quia hoc videtur omnium divinorum tractatuum fructus, qui in flore praemittitur in principiis in hoc libro consideratis: propter hoc enim investigamus principia entis, principia . . . . . diffinitivum, et caetera quae in divina scientia considerantur, ut ad ista quae hic determinantur et in quibus omnia alia florent, perveniamus. Tertia: quia sicut flos est pulchritudo quaedam caelestis luminis, cujus sol est pater: ita ea quae hic determinantur, sicut pulchritudines

die Etsch überschreiten, und diese rückgängige Bewegung bereitete uns einen Sieg, wie ihn nur das sorgfältigst ausgeklügelte Manöver zu erzielen vermocht hätte. Als die Oesterreicher den Feind nicht mehr vor sich sahen, rückten sie wieder auf den Dämmen vor; sofort überschritten die Franzosen die Brücke von Ronco, die in ihrer Gewalt geblieben war, führten auf diesem engen Raume einen Bayonnettangriff aus und richteten ein entsetzliches Blutbad unter den Feinden an. Dies war der zweite Tag von Arcole.

Als der Abend gekommen war, wiederholte Bonaparte seine Bewegung vom vergangenen Tage und kehrte auf das rechte Etschufer zurück. Da er von Vaubois, den Davidovich nicht angegriffen hatte, gute Nachricht erhielt, ging er am nächsten Morgen zum dritten Male auf sein Schlachtfeld in den Sümpfen zurück und fand es auf's Neue von dem Feinde besetzt, den keine Erfahrung zu belehren schien. Diesmal wurde länger um den Sieg gekämpft, aber der Widerstand der Oesterreicher diente nur dazu, ihre Verluste zu vergrößern. Diese Verluste hatten während der drei Tage eine solche Höhe erreicht, daß ihr numerisches Uebergewicht verschwunden war.

Bonaparte hatte dies aus der Zahl der Gefangenen, Todten und Verwundeten, welche die Oesterreicher in unseren Händen zurückgelassen, errathen und zögerte nicht länger, aus den Sümpfen hervorzukommen, um seinen Gegner im offenen Felde anzugreifen. Der Zusammenstoß fand auf dem rechten Ufer des Alpone statt und nach kurzem Kampfe wurden die Oesterreicher in die Flucht geschlagen. Alvinczy zog sich nach Vicenza und von dort an die Brenta zurück, wurde jedoch nur lässig verfolgt, weil wir, um Vaubois zu degagiren, nothwendig zurückkehren mußten. Die französische Armee zog triumphirend in Verona ein. Inzwischen hatte sich Davidovich nach langer Unthätigkeit, zu der ihn seine völlige Unkenntniß der Bewegungen Alvinczy's veranlaßt, endlich entschlossen, Vaubois anzugreifen, und denselben von Rivoli nach Castelnovo getrieben. Aber dieser Erfolg, der noch drei Tage früher das französische Heer in die bedenklichste Lage gebracht haben würde, war jetzt ohne jede Bedeutung, und da sich Davidovich bei Castelnovo statt den Truppen Alvinczy's, mit denen er sich zu vereinigen hoffte, der Division Massena gegenüber fand, sah er sich genöthigt, in größter Eile den Rückmarsch nach Tyrol anzutreten.

Diese neuen Siege und die Erschöpfung, in der sich beide Theile

nach so mörderischen Schlachten befanden, mußten den Frieden ebenso wünschenswerth machen, als den Abschluß desselben erleichtern. In Frankreich herrschte das größte Verlangen danach, und die Presse sowohl als der gesetzgebende Körper sprachen diese Richtung der öffentlichen Meinung einstimmig aus. Das Directorium dagegen hätte den Abschluß gern noch verzögert, in der Hoffnung, später bessere Bedingungen stellen zu können. Aber die Nation wollte die Last der europäischen Heere nicht länger tragen, und ganz Europa sehnte sich nach Beendigung des blutigen, vernichtenden Krieges. Bereits Ende October hatte England einen gewandten Diplomaten, Lord Malmesbury, nach Paris geschickt, um auf Grundlage des statu quo ante bellum über den allgemeinen Frieden zu verhandeln. Alle europäischen Mächte sollten ihre Eroberungen herausgeben und ihre alten Grenzen wiedererhalten, eine Forderung, die, soviel uns auch dadurch verloren ging, durchaus gerecht war, sobald sie vollständig durchgeführt wurde. Aber die drei Mächte, die das europäische Gleichgewicht durch die Theilung Polens zuerst gestört hatten, wollten sich nicht dazu verstehen, das Princip der Ausgleichung auf sich selbst anwenden zu lassen. England sogar, das dies Princip aufgestellt, weigerte sich mit aller Entschiedenheit, obwohl es in Indien unermeßliche Länderstrecken in Besitz genommen, Holland seine Colonie am Cap zurückzugeben. Auf der anderen Seite war es nicht möglich, die Völker, die sich uns vertrauensvoll angeschlossen, im Stich zu lassen. Die Forderung, daß Belgien von Frankreich getrennt werde, mochte noch hingehen, aber wie konnten wir zugeben, daß es wieder unter das Joch gebeugt wurde, dem es sich, unserem Beispiel folgend, entzogen hatte? wie konnten wir dies zugeben, nachdem eine so lange Gemeinschaft der Kämpfe, Leiden und Siege zwischen den beiden Ländern bestanden!

Die Vorschläge Lord Malmesbury's waren der Art, daß sie uns allenfalls nach zahlreichen Niederlagen gemacht werden durften; für ein Volk, das beinah immer gesiegt hatte, waren sie nicht annehmbar, und was auch darüber gesagt worden ist, bei dieser Gelegenheit hat das Directorium keine unvernünftigen Anforderungen gemacht. Was man ihm mit einigem Rechte vorwerfen kann, ist, daß es während der Verhandlungen eine spröde, unvorsichtige Sprache führte, die nicht geeignet war, den Friedensschluß zu fördern. Nach einigem Hin- und Herreden gab es denn auch die Hoffnung auf, von der englischen

Halsſtarrigkeit irgend etwas zu erlangen, und glaubte ſein Ziel beſſer erreichen zu können, wenn es mit Oeſterreich allein verhandelte. Als Vermittler wurde der General Clarke gewählt, der wenige Tage nach der Schlacht von Arcole im Hauptquartier eintraf.

Die Inſtructionen, die Clarke am 14. November vom Directorium erhalten hatte, waren nicht geeignet, dem General en chef zu gefallen. Clarke hatte den Auftrag, vorläufig Waffenſtillſtand zu ſchließen und über die Bedingungen einer weiteren Verſtändigung mit Oeſterreich zu unterhandeln.

Der Nutzen des Waffenſtillſtandes war für uns durch die Schlacht von Arcole ſehr verringert. Das Einzige, was er bewirken konnte, war, Kehl zu retten, außer dem Brückenkopfe von Hüningen der einzige feſte Platz, den wir ſeit dem Rückzuge Jourdan's und Moreau's jenſeit des Rheines noch beſaßen. Kehl war mehr ein wichtiger Durchgangspunkt für den Einfall in Deutſchland, als eine wirkliche Feſtung, und hatte längſt nicht den Werth für uns, den Mantua für Oeſterreich haben mußte, aber um Kehl zu behalten, kamen wir in Gefahr, Mantua zu verlieren, das damals im Begriff ſtand, ſich zu ergeben. Was die Friedensanträge betrifft, ſo waren ſie ſämmtlich auf den Fortbeſitz Belgiens baſirt und Clarke hatte Vollmacht, dem Kaiſer verſchiedene Vorſchläge zu unterbreiten, die das Directorium geeignet hielt, ihn über dieſen Verluſt zu tröſten. Man bot Oeſterreich Entſchädigungen, aber man bot ſie auf Koſten Anderer. Nach der erſten Combination wurden ihm ſeine Beſitzungen in Italien zurückgegeben, und man erlaubte ihm, ſich für Belgien ſchadlos zu halten, indem es ſich einiger deutſchen Bisthümer und eines Theils der Pfalz bemächtigte. Nach der zweiten Combination ſollte die Lombardei Frankreich überlaſſen werden und Oeſterreich ſollte für den Großherzog von Toscana den Kirchenſtaat und den Titel König von Rom erhalten. Nach der dritten wollte man dem Kaiſer Bayern und die geiſtlichen Kurfürſtenthümer geben. Alle dieſe Vorſchläge gingen aus jener Rückſichtsloſigkeit hervor, die den auserwählten Volksbefreiern ſo ſchnell zur zweiten Natur geworden war. Die Abtretung Venedigs wurde noch nicht in's Auge gefaßt, aber man ſprach bereits davon, die Republik ihrer Beſitzungen auf dem Feſtlande, zu Gunſten der lombardiſchen Republik, zu berauben, wenn dieſe ſich als lebensfähig erwies. Man war alſo bereit, einen Staat, der ſeit Jahrhunderten

existirte, einer ganz chimärischen Schöpfung zu opfern, die bei der Geburt schon im Sterben lag. Von hier bis zu dem Präliminarfrieden von Leoben war nur ein Schritt.

Clarke's Sendung war Bonaparte äußerst unangenehm, und er gab sich keine besondere Mühe, dies zu verbergen. Jetzt hatte er in Italien zu befehlen, war mit unumschränkter Gewalt betraut, besaß die Macht, alte Staaten zu zerstören und neue zu schaffen, und er war nicht der Mann, der auf eine solche Stellung ohne Weiteres verzichtete. Wenn Clarke's Mission gelang, war Alles für ihn verloren und sein Werk vernichtet. Glückliche Umstände ersparten ihm diese bittere Erfahrung. Er beeilte sich, dem Directorium sowohl als dem Abgesandten desselben seine Einwendungen gegen den Waffenstillstand vorzulegen (6. December), und wir müssen zugeben, daß seine Gründe nach der Niederlage Alvinczy's von großem Gewicht waren. Es ließ sich nicht ableugnen, daß wir, sobald Mantua genommen war — ein Ereigniß, das in Aussicht stand — die vortheilhafteste Grundlage zu Friedensunterhandlungen besaßen. Bonaparte's Leidenschaftlichkeit führte ihn jedoch über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinaus, wenn er hinzufügte, daß eine dreimonatliche Ruhe sein Heer vernichten und uns in die Nothwendigkeit versetzen würde, unseren Ansprüchen an Rom sofortige Geltung zu verschaffen, „da der Kirchenstaat im Sommer unzugänglich sei."

Die Wahrheit ist, daß ihm der Waffenstillstand als Vorläufer des Friedens verhaßt war. Er konnte sich in diese plötzliche Vernichtung so vieler Träume von Ruhm und Herrschaft nicht fügen und griff in seiner Ungeduld noch denselben Tag zur Feder, um das Directorium zum Aufgeben seiner Pläne zu bestimmen. „Schicken Sie mir 30,000 Mann Verstärkung," schrieb er, „und ich dringe in Friaul ein, bemächtige mich Triest's, trage den Krieg in die Staaten des Kaisers, die Insurrection nach Ungarn und marschire nach Wien. Dann, Bürger Directoren," fügte er hinzu, „dann werden Sie das Recht haben, Millionen zu beanspruchen, und werden auf einen guten Frieden zählen können." Eine prophetische Vision, die er einige Monate später verwirklichte. Aber war ein Frieden, der die schreiende Ungerechtigkeit von Campo-Formio in's Leben rief, ein guter zu nennen? Er war es ebenso wenig, als jene Friedensschlüsse, die Bonaparte später in allen Hauptstädten Europa's vollzog.

Der General bedurfte nur einiger Tage, um Clarke für sich einzunehmen. Auf die mißtrauische Kälte, die er ihm beim Empfange gezeigt, ließ er einen Wechsel von Heftigkeit und Vertraulichkeit folgen und gab sehr entschiedene Erklärungen ab, die den Abgesandten schnell zu der Einsicht brachten, daß er nur zwischen einem vollständigen Bruch und einer vollständigen Unterwerfung zu wählen habe. Er entschloß sich zur Unterwerfung, die seinem schüchternen Wesen, seiner mittelmäßigen Begabung am meisten zusagte, nahm Partei für die Ansichten des Generals, sah bald nur noch mit seinen Augen und schrieb an das Directorium, daß „die Leitung aller diplomatischen Verhandlungen in Italien Bonaparte überlassen bleiben müsse."

Durch diese Wendung wurden die Friedensaussichten bedeutend vermindert; Clarke kam aber auch nicht einmal dazu, über die Bedingungen desselben zu verhandeln. Unter dem Vorwande, daß der Kaiser die französische Republik nicht anerkannt habe, wurde ihm verboten, nach Wien zu kommen. Er hatte nun eine Unterredung mit dem Baron von Vincent in Vicenza und dieser erklärte, daß er den Waffenstillstand nur für Italien unterzeichnen könne. Ein lächerlicher Vorschlag, der Oesterreich im Besitze Mantua's ließ, ohne uns den gleichen Vortheil in Bezug auf Kehl zu sichern. Die Frage des Waffenstillstandes war somit erledigt, und in Betreff der Friedensverhandlungen wurde Clarke an den österreichischen Gesandten am Turiner Hofe verwiesen, was einem unberechenbaren Hinausschieben gleichkam.

Aber noch ehe Bonaparte dies Ergebniß der Clarke'schen Unterhandlungen erfuhr, that er, was nur irgend in seiner Macht lag, um den Erfolg derselben zu hintertreiben, indem er, seiner Gewohnheit nach, die französische Regierung durch vollendete Thatsachen zu binden suchte. In den Instructionen Clarke's hatte das Directorium mit leicht begreiflichen Zweifeln die Frage aufgestellt: ob die Italiener der Freiheit werth wären und fähig, sich dieselbe zu erhalten? Bonaparte that, was er konnte, dem Directorium den Glauben daran einzuflößen, obwohl er selbst ihn nicht theilte. Zur Unterstützung seiner Behauptungen rechnete er auf den künstlichen Zustand, den er selbst geschaffen hatte. Mit der äußersten Sorgfalt unterdrückte er in der cispadanischen Republik, was nur irgend an Anarchie gemahnte. Den Bewohnern von Modena sagte er: „Ich bin ein geschworener

Feind der Beutemacher und Anarchisten und werde Alle, die der gesellschaftlichen Ordnung gefährlich werden und das Unglück und die Schande der Welt sind, erschießen lassen." Er ermuthigte sie in ihren Organisationsversuchen, forderte sie auf, sich zu bewaffnen und half ihnen bei der Bildung einer polnischen Legion, die ihre Miliz verstärken sollte. Den Lombarden stellte er, dem ausdrücklichen Willen des Directoriums zuwider, die Vereinigung mit der cispadanischen Republik in Aussicht und ermächtigte ihren Staatscongreß, Abgesandte zu der Bundesversammlung von Reggio zu schicken, welche die Vereinigung von Modena und Bologna bestätigen sollte. „Wenn Italien frei sein will," sagte er bei dieser Gelegenheit, „wer kann es daran hindern? Es ist aber nicht genug, daß sich die einzelnen Staaten vereinigen; vor allem müssen sie die Bruderbande zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen fester knüpfen. Ihr könnt und müßt frei werden, ohne Revolution, ohne die Gefahren und Leiden durchzumachen, die das französische Volk getragen hat. Beschützt das Eigenthum und die Personen, und flößt Euren Landsleuten Liebe zur Ordnung ein, Liebe zu den Gesetzen und zu den kriegerischen Tugenden, welche die Freiheit und die Republik vertheidigen." (10. December.) Vortreffliche Rathschläge, wenn die Eroberung im Stande wäre, Bürgertugend zu fördern und wenn die Vaterlandsliebe, je nach den Wünschen des Siegers, erwachen und wieder einschlafen könnte.

Aber was Bonaparte bezweckte, war durchaus kein ernstliches Wiederaufleben des italienischen Nationalgefühls. Ein solches hätte ihm vielleicht mehr zu schaffen gemacht, als die österreichischen Heere. Er verlangte nur das Scheinbild dieses Gefühls und bis zu einem gewissen Grade gelang es ihm, dasselbe hervorzurufen — was bei einem Volke von künstlerischen Neigungen, auf das die Erinnerung einen so mächtigen Zauber ausübt, leicht zu erklären ist. „Er wußte sich," schreibt er selbst in Bezug darauf, „zur rechten Zeit des Talismanes zu bedienen, der in den Worten Freiheit und Unabhängigkeit liegt." Es giebt keine Bezeichnung, die richtiger wäre! Des Wortes, das seinen Plänen förderlich war, bediente er sich mit großem Geschick, ohne sich um die Sache im mindesten zu kümmern. Auch die Republik, die er geschaffen, war nur auf Worte gegründet, darum konnte sie nicht von Dauer sein. In demselben Abschnitt der Memoiren heißt es ferner: „Er war nicht allein von tiefer Ehrfurcht für die Religion

erfüllt, er verſäumte auch nichts, was die Geiſtlichkeit für ihn gewinnen konnte." Auch dies war ein Talisman, den er mit demſelben Geſchick und mit demſelben Mangel an Ueberzeugung handhabte. Er pflegte die Tugenden des italieniſchen Clerus den Laſtern der ehemaligen franzöſiſchen Geiſtlichkeit gegenüber zu ſtellen. Er ſagte (1. Januar 1797): „Wenn der franzöſiſche Clerus ebenſo klug und gemäßigt geweſen wäre, ebenſo treu an den Vorſchriften des Evangeliums gehalten hätte, würde die römiſch-katholiſche Kirche in Frankreich keine Umgeſtaltung erfahren haben." Eine Behauptung, die hiſtoriſch falſch war und von der Niemand beſſer wußte, als Bonaparte ſelbſt, wie ſehr ſie jeder Begründung entbehrte. „Aber — fügte er mit erbaulicher Salbung hinzu — die Verderbtheit der Monarchie hatte ſelbſt den Stand der Diener des göttlichen Wortes angeſteckt, ſo daß unter ihnen keine Männer von muſterhaftem Wandel und reinen Sitten zu finden waren, wie der Cardinal Mattei, der Cardinal-Erzbiſchof von Bologna, die Biſchöfe von Modena, von Pavia, von Piſa. Wenn ich mit dieſen ehrwürdigen Männern ſpreche, fühle ich mich zuweilen in die erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche verſetzt." Dieſe ehrwürdigen Prälaten waren übrigens dieſelben, welche derſelbe Feldherr, im Geſpräch mit ſeinen Vertrauten, als „alberne Schwätzer" bezeichnete.

Seine ſchönen Worte hatten indeſſen nach dieſer Seite nicht den Erfolg, der ihnen bei den Patrioten zu Theil geworden war. Rom blieb für ſeine Schmeicheleien ſo taub, wie für ſeine Drohungen. Der Papſt und ſeine Räthe wußten, daß in Oeſterreich neue kriegeriſche Vorbereitungen getroffen wurden, um dem bedrängten Mantua zu Hülfe zu kommen, und da ſie für den äußerſten Fall bereit waren, in das Königreich Neapel zu flüchten, fürchteten ſie den Angriff unſerer Truppen nicht, ſondern boten Frankreich unverhohlen Trotz. Die Cardinäle, welche die römiſche Politik beherrſchten, vor allem ihr Haupt, Albani, hatten ſich mit dem Wiener Hofe in Verbindung geſetzt, folgten den Eingebungen deſſelben und waren bereit, ihre militairiſchen Operationen mit denen Oeſterreichs in Einklang zu bringen. Sie verfügten über eine Armee, die, ſo inoffenſiv ſie auch an und für ſich ſein mochte, doch im Augenblick der Entſcheidung gefährlich werden konnte und von dem General Colli commandirt wurde, dem wir in Piemont gegenüber geſtanden hatten. Um dieſer Gefahr zuvor zu

kommen, wurden die militairischen Kräfte der cispadanischen Republik verstärkt und ein französisches Detachement ging, um Rom zu schrecken, bis Bologna vor. Infolge der Nachrichten, welche die päpstliche Regierung aus Wien erhielt, machte diese Demonstration jedoch nicht den mindesten Eindruck: man hatte eben in Rom gehört, daß Alvinczy im Anmarsch war.

Sechstes Kapitel.

Rivoli und Tolentino.

Unsere Beziehungen zu Venedig waren dieselben geblieben. Bonaparte setzte den Hader mit der Republik fort, aber nur so weit, als nöthig war, sie in Unruhe zu erhalten, ohne ihr genügende Gründe zum offenen Bruch zu geben. Er reizte die Venetianer durch unaufhörliche Vorwürfe, um sie um alle Selbstbeherrschung zu bringen und ihnen den Anschein des ersten Unrechts aufbürden zu können, sobald sich Gelegenheit fand, sie niederzuschlagen. Kamen die Venetianer, um sich über die zahllosen Ausschreitungen unserer Soldaten zu beklagen, so gab er sich jenen übertriebenen Zornesausbrüchen hin, die er so vortrefflich in Scene zu setzen wußte. Was man ihm erzählte, waren nichts als Mährchen und kindische Uebertreibungen. Und wenn der venetianische Staat litt, was war schuld daran? Nur seine Parteinahme für Oesterreich, „die zärtliche Sorge, die er für Alvinczy empfand" (Brief an Battaglia, 8. Decbr. 1796). Allerdings war es nur zu wahr, daß wir Alles gethan hatten, um dieses Resultat herbeizuführen. Bonaparte fuhr fort, die Rüstungen der Republik mit einer affectirten Unruhe zu überwachen, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um sich zu beklagen, und gab, indem er sich beklagte, neue Veranlassung, diese Rüstungen eifriger als je zu betreiben.

So ließ er plötzlich das Schloß Bergamo besetzen, in welchem sich nur eine schwache venetianische Garnison befand. Dieses Schloß lag zu weit vom Mittelpunkte, um für seine militairischen Operationen von irgend welchem Nutzen sein zu können, aber es gehörte zu der

„schlechtestgesinnten" Provinz Venetiens. Die Bergamasken waren allerdings ein energisches, muthiges Volk, das die Gegenwart unserer Armee mit weniger Geduld ertrug, als die Lombarden. Man hatte in der Umgegend einige Plünderer getödtet, und Bonaparte, der sich, wie er sagte, in der Nothwendigkeit befand, „die Zahl der begangenen Mordthaten zu übertreiben, „säumte nicht, den möglichsten Nutzen daraus zu ziehen. Nicht zufrieden, das Schloß zu besetzen, bemächtigten sich die Franzosen eines Waffenmagazins, in dem sich mehre tausend Flinten befanden. Als der Senat von Venedig durch Battaglia Vorstellungen dagegen machen ließ, entgegnete ihm Bonaparte: „Die französischen Truppen haben Bergamo besetzt, um dem Feinde zuvorzukommen, der die Absicht hatte, sich dieses wichtigen Postens zu bemächtigen. Ich gestehe Ihnen aber aufrichtig, daß es mir sehr angenehm war, diese Gelegenheit zu benutzen, um die große Zahl der Emigranten, die sich dorthin geflüchtet hatten, zu vertreiben und die Verfasser von Schmähschriften, die sich ebenfalls in großer Menge in der Stadt befinden, ein wenig zu bestrafen. Ich kenne die kleine Partei der Schlechtgesinnten, die seit sechs Monaten ununterbrochen den Kreuzzug gegen die Franzosen predigen; wehe ihnen, wenn sie über das Maß hinausgehen und die Freundschaft, welche die beiden Regierungen verbindet, aus den Augen setzen sollten!" (1. Januar 1797.)

Diese letzten Worte, welche dem wahren Sachverhalte so wenig entsprachen, waren bestimmt, den ungünstigen Eindruck zu schwächen, den die Besetzung des Schlosses hervorrief, und die Illusionen der Partei in Venedig zu bestärken, welche durchaus betrogen sein wollte, weil es ihr widerstand, einen entschiedenen Entschluß zu fassen. Aber eine solche Verletzung aller Völkerrechte, so viele Bedrückungen und Beleidigungen konnten nicht verfehlen, früher oder später ihre Früchte zu tragen, und je mehr man den Haß verbarg, mit um so größerer Heftigkeit mußte er endlich hervorbrechen.

Zu derselben Zeit, als Bonaparte sich Bergamo's bemächtigte, ließ er Livorno räumen, dessen Besetzung zwecklos geworden war, seit wir den Kaufleuten, die einer mit uns kriegführenden Macht als Unterthanen angehörten, die Waaren weggenommen und verkauft hatten. Der Besitz von Livorno zwang uns, dort, fern vom Mittelpunkt der Operationen, eine Garnison stehen zu lassen, die man anderweit

omnium rerum, quarum pater generans est causa prima, ad formam pulchritudinis suae producens ea. His ergo de causis placuit Algazeli hunc librum de floribus divinorum intitulare.

Avicennam autem secuti, magis proprie de lumine luminum eum appellant, quatuor rationes assignantes. Et prima est: quia cum causa prima agat lumine intellectuali, et agatur hic de constitutis a causa prima prout sunt in lumine intellectuali, et sicut sunt lumina illuminantia naturam omnium, intitulavit hunc librum de lumine luminum. Secunda ratio est subtilis et bona: quia cum lumen primae causae tripliciter influat rebus, scilicet influentia constitutionis adesse, influentia irradiationis ad perfectionem virtutis et operis et influentia reductionis ad primum fontem ut ad boni principium, et hujus influentia luminis, communis illuminationis fit principium, et lumen erit lumen luminum: unde cum de talibus influentiis agatur hic, juste intitulatur de lumine luminum. Tertia ratio est: quia cum omnis rei lumen forma sit, qua intelligitur, et in lumine intellectus accipitur, diffusio autem intellectus agentis et constituentis res, omnium formam constituat, hujus diffusio intellectus agentis erit lumen luminis rei, et hujusmodi tractatus vocabitur de lumine luminum. Quarta est: quia hic agitur de his principiis quae rebus communicabilia non sunt, et ideo rebus non umbrantur, nec in diffinitionibus rerum accipiuntur; cum tamen sint principia rerum et efficienter et formaliter. Sunt ergo lumina sincera, quorum resplendentiae sunt formae rerum: et ideo iste tractatus vocatur ut supra.

Aristotelem autem secuti, vocaverunt hunc librum de causis causarum, inducentes quinque rationes. Et prima est: quia cum duo sint genera causarum, unum quidem in materia determinata continuitate, alterum autem in principiis primis, quae secundum suam substantiam causae sunt determinatae in materia, non agunt nec causant nisi per influentiam causarum primarum, quae simpliciter causae sunt: et ideo cum agatur hic de talibus causis, juste vocatur de causis causarum. Secunda ratio est: quia si aliqua causa causae naturam accipit, multo magis illa

beſſer zu verwenden vermochte. Indeſſen konnten wir Livorno nicht räumen, ohne uns dieſe Räumung, ſo nützlich ſie auch für uns ſelbſt ſein mochte, bezahlen zu laſſen. Bonaparte octroyirte ſie dem Großherzog für zwei Millionen. Wir waren nach Livorno gekommen, um die Regierung gegen die Engländer zu beſchützen, wir blieben darin, ſo lange irgend etwas zu nehmen war, jetzt war unſer Schutz nicht mehr nöthig und der Großherzog zahlte mit Vergnügen, um ſich deſſelben zu entledigen. Dieſe Erpreſſungen hinderten übrigens den General nicht, ſeinen Kampf gegen die Diebe mit größerer Lebhaftigkeit denn je fortzuſetzen. Das Uebel hatte ſich verringert, aber indem man es einſchränkte, war es auch ſchwerer geworden, ihm beizukommen, und der General war nahe daran, es für unheilbar zu halten. „Alles verkauft ſich," ſchrieb er an das Directorium (6. Januar 1797); „die Armee verbraucht fünf Mal mehr, als nöthig, weil die Magazinverwalter falſche Anweiſungen ausgeben und ſich mit den Kriegs-Commiſſairen verſtehen. Die erſten Schauſpielerinnen Italiens werden von den Beamten der franzöſiſchen Armee unterhalten, der Luxus, die Entſittlichung, die Unterſchleiſe haben den Gipfel erreicht." Als äußerſtes, aber nothwendiges Heilmittel ſchlug er die Errichtung eines aus drei Perſonen beſtehenden Syndicats vor, welches dieſe Art von Vergehen ſummariſch unterſuchen und das Recht haben ſollte, jeden beliebigen Verwaltungsbeamten der Armee erſchießen zu laſſen.

Die Stunde eines neuen Kampfes rückte inzwiſchen heran. Alvinczy hatte aus den Trümmern der Armeen, die wir nach und nach in Italien ſchlagen ſahen, und mit Hülfe anderer aus allen Theilen des Kaiſerreichs zuſammengezogener Truppen ein neues Heer gebildet. Die öſterreichiſche Monarchie beſaß ſchon zu jener Zeit die eigenthümliche Fähigkeit, in der ihre Kraft liegt, und die im erſten Augenblicke mit einem aus ſo ungleichartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Staat unvereinbar erſcheint: ſie war ſchon damals diejenige europäiſche Macht, welche die meiſten Niederlagen ohne Schaden ertragen konnte. Inmitten ihrer Mißerfolge bewies ſie eine erſtaunliche Lebenskraft. Kaum hatte ſie eine Armee verloren, ſo ſchuf ſie eine neue und warf ſie uns mit einem unerſchütterlichen Vertrauen entgegen, als ob ſie glaubte, das franzöſiſche Heer müßte durch ſeine Siege mehr geſchwächt ſein, als ſie durch ihr Mißgeſchick. Diesmal war jedoch die Anſtrengung merklicher, als früher. Man hatte Frei-

willige aufrufen müssen. Wien allein hatte mehre Bataillone gestellt und die Kaiserin hatte ihnen mit eigenen Händen Fahnen gestickt.

Die französische Armee ihrerseits hatte bedeutende Verstärkungen erhalten. Die Ziffern derselben genau zu bestimmen, ist wegen der außerordentlichen Abweichung zwischen den Angaben des Directoriums und denen Napoleons sehr schwierig. Es wird genügen, wenn wir anführen, daß das Directorium am 28. December die Zahl der Soldaten, die es seit dem Beginn des Feldzuges als Verstärkung nach Italien geschickt, auf 57,000 schätzte, während Bonaparte nur 12,600 angab. Aber die Jahreszeit war dem Gesundheitszustande der Armee sehr günstig; Bonaparte hatte beinahe keine Kranken mehr. Die Zahl seiner Truppen belief sich auf 45,000 Mann, und nach Abzug des Corps, das noch immer unter dem Befehl Serruriers Mantua blokirte, blieben ihm gegen 35,000 Mann, um die Armee Alvinczy's zu empfangen.

Der durch den Hofkriegsrath entworfene Plan bestand diesmal darin, die Franzosen durch einen Scheinangriff auf die untere Etsch in der Gegend von Legnago zu täuschen, ihre Hauptmacht dorthin zu locken und dann den Irrthum zu benutzen, um den Durchgang zwischen dem Gardasee und der Etsch bei Corona und Rivoli — Stellungen, welche von Joubert vertheidigt wurden — zu forciren. War dieser Durchgang einmal genommen, so konnte nichts die Oesterreicher abhalten, bis Mantua vorzudringen. Selbst wenn nur der Scheinangriff an der unteren Etsch gelang, war das Resultat beinahe dasselbe, denn man konnte Mantua auch von hier aus zu Hülfe kommen, und außerdem war man im Stande, der päpstlichen Armee die Hand zu reichen.

Diesem Plane folgend, drang Alvinczy mit etwa 30,000 Mann über Trient und Roveredo vor, indem er die Stärke seines Heeres so viel als möglich zu maskiren suchte, während Provera von Padua nach der unteren Etsch marschirte und, um den Feind zu täuschen, seine gesammte Streitmacht, die sich auf nicht mehr als 15,000 Mann belief, ausbreitete. Um unsere Unsicherheit zu vermehren, schickte er eine seiner Divisionen nach Verona, wo Masséna stand, der ein Rencontre mit ihr hatte und ihr 900 Gefangene abnahm (12. Januar). An demselben Tage wurden wir gleichzeitig bei Corona und Legnago, aber nur schwach angegriffen. Die Finte war zum Theil geglückt.

Der erste Gedanke des Generals war der gewesen, daß der Hauptangriff an der unteren Etsch erfolgen sollte, aber zu vorsichtig, um einen Entschluß zu fassen, ehe er seiner Sache völlig sicher war, blieb er mit seinem Reservecorps hinter Verona in gleicher Entfernung von Rivoli und Legnago stehen, jeden Augenblick bereit, sich auf den Punkt zu werfen, der ihm am meisten bedroht schien. Er zog die Division Massena an sich, ließ nur eine schwache Besatzung in Verona zurück und brachte den ganzen 13. Januar damit zu, die Rapporte seiner Divisionsgenerale zu erwarten.

Die Zeit drangte; es wurde immer nothwendiger, nach der einen oder andern Richtung zu marschiren, selbst auf die Gefahr hin, die abgetrennten Corps dem Feinde preiszugeben. Unser Heil hing von einer Entscheidung ab, für die es dem General en chef noch an allen Unterlagen fehlte. Glücklicherweise riß ihm Abends gegen zehn Uhr ein sehr ausführlicher Bericht von Joubert aus dieser peinlichen Ungewißheit und ließ keinen Zweifel mehr aufkommen, daß der Hauptangriff zwischen dem Gardasee und der Etsch stattfinden sollte. Durch sehr bedeutende feindliche Streitkräfte überflügelt, war Joubert gezwungen gewesen, sich von Corona nach Rivoli zurückzuziehen, und zeigte an, daß er, wenn man ihm nicht schleunig zu Hülfe komme, gezwungen sein würde, auch die letztere Stellung aufzugeben. An der unteren Etsch hatte es Augereau im Gegentheil nur mit unbedeutenden Demonstrationen zu thun gehabt.

Der Plan des Feindes war also enthüllt. Provera's Corps unbeachtet lassend, dirigirte Bonaparte alle Truppen, die er zur Hand hatte, sammt der Division Massena nach Rivoli. Er rief die Division Rey von Descenzano ab und schickte sie nach Castelnovo, um sich ihrer erforderlichen Falls als Reservecorps zu bedienen. Um zwei Uhr Morgens langte er auf dem Plateau von Rivoli an. Er erkannte die Position des Feindes auf der Stelle, denn er entdeckte unter uns in der Ebene und auf den benachbarten Höhen fünf Feldlager, welche durch Bivouacfeuer bezeichnet wurden, deren Ausdehnung auf eine bedeutende Armee schließen ließ, während die halbkreisförmige Aufstellung um das Plateau von Rivoli deutlich die Absicht verrieth, uns einzuschließen und den Rückzug abzuschneiden. Aus alledem ging hervor, daß Alvinczy es nur mit dem etwa 12,000 Mann starken Joubert'schen Corps zu thun zu haben glaubte, denn hätte er vermuthet, daß das

Plateau von einer ſtärkeren Truppenzahl beſetzt ſei, ſo würde er, ſtatt daran zu denken, uns umzingeln zu wollen, im Gegentheil gezögert haben, uns in einer ſo ſtarken Stellung anzugreifen. Das Plateau von Rivoli war, obgleich von mehren Seiten angreifbar, für Cavallerie und Artillerie dennoch nur an einem Punkte, bei der Capelle St. Marco, zugänglich, und auch hier konnten dieſe beiden Waffen nur unter großen Schwierigkeiten aus einem Wege debouchiren, der eine Art von Wendelſtiege bildete — ein Umſtand, welcher den Vertheidigern des Plateau's große Vortheile ſicherte.

Bonaparte hatte die Bedingungen des bevorſtehenden Kampfes im erſten Moment begriffen. Er ließ die Capelle St. Marco, welche Joubert zu räumen gezwungen worden war, Morgens vier Uhr wieder beſetzen und verurtheilte ſo den Feind im Voraus, ſich ohne Artillerie und Cavallerie zu ſchlagen. Dank der Ankunft der Diviſion Maſſena, hatte er auf dem Plateau bald eine Armee von etwa 20,000 Mann mit einer ſtarken Artillerie zuſammengezogen. Alvinczy, welcher noch immer glaubte, die Diviſion Joubert allein vor ſich zu haben, ließ, um dieſelbe zu umgehen, eine Colonne unter dem Befehl des Generals von Luſignan über die Höhen des Monte-Baldo, der das Seeufer begrenzt, marſchiren. Dieſe Colonne nahm Stellung in unſerem Rücken zwiſchen Rivoli und Caſtelnovo, wo ſich die Diviſion Rey befand. (14. Januar 1797.)

Als Alvinczy jedoch auf das Plateau vorzudringen ſuchte, bemerkte er bald, daß die Zeit, uns den Rückzug abzuſchneiden, noch nicht gekommen war. Seine Infanterie griff unſere Stellung an und erſchütterte ſie ſelbſt einen Augenblick, indem ſie eine von unſeren Brigaden in die Flucht ſchlug, aber die Angriffe unſerer Cavallerie und das Kartätſchenfeuer unſerer Batterien machten den Schaden ſchnell wieder gut. Als Revanche wurde die öſterreichiſche Artillerie und Cavallerie jedesmal, wenn ſie den gewundenen Weg heraufzuklimmen ſuchte, in furchtbarer Unordnung zurückgeworfen und erlitt ungeheure Verluſte. Nachdem Alvinczy mehre Male vergeblich verſucht, das Plateau zu erſtürmen, mußte er ſich zurückziehen, ohne mehr als die Hälfte ſeiner Truppen in's Gefecht gebracht zu haben. Während der Zeit hatte des Corps Luſignan's, das von unſerer Reſerve mit Kanonen beſchoſſen, durch die Diviſion Rey abgeſchnitten war, beinah vollſtändig die Waffen geſtreckt. Joubert verfolgte Alvinczy mit ſolchem Unge-

ſtüm, daß er die Nachhut deſſelben beim Paſſiren der Engpäſſe überholte, viele Gefangene machte, ihm am andern Tage Corona wieder abnahm und ihn bis Trient zurückwarf.

Dies war die Schlacht bei Rivoli, ein Sieg, der vielleicht weniger wegen des durchſchlagenden Erfolges bemerkenswerth iſt, als wegen der geſchickten, klug berechneten Anordnungen, die ihn herbeigeführt. An demſelben Tage hatte Provera die Wachſamkeit Augereau's an der Etſch durch einen heimlichen Marſch getäuſcht, hatte den Fluß bei Anghiari in der Nähe von Legnago überſchritten und ſich nach Mantua gewendet, um es zu entſetzen. Bonaparte empfing dieſe Nachricht bei Rivoli in dem Moment, als die Schlacht gewonnen war. Er überließ es Joubert, den Sieg zu vollenden und Alvinczy zu verfolgen, und brach mit vier Regimentern auf, um ſchneller als Provera vor Mantua einzutreffen oder ihn wenigſtens früh genug einzuholen, um das Blokadecorps zu degagiren.

Dieſe vier Regimenter gehörten zur Diviſion Maſſena; ſie hatten ſich am vorhergehenden Tage bei Verona geſchlagen, hatten dann die Schlacht bei Rivoli entſcheiden helfen, marſchirten nun die ganze Nacht und legten ſechszehn Wegſtunden zurück, um Mantua zu decken. Provera war ihnen voraus, da er aber von den Soldaten des Blokadecorps früh genug bemerkt wurde, ſo gelang es ihm nicht, ſie zu überraſchen, und er verlor eine koſtbare Zeit vor S. Giorgio, das Miollis mit einem Detachement von 1500 Mann beſetzt hielt. Eben bereitete er ſich vor, ſeinen Angriff, der diesmal mit einem ſtarken Ausfall Wurmſer's zuſammentreffen ſollte, zu wiederholen, als die von Bonaparte herbeigeführten und vom General Victor commandirten Regimenter zwiſchen Provera und der Citadelle Stellung nahmen, während Augereau ihn ihm Rücken angriff und Serurier ſich Wurmſer entgegenſtellte. Letzterer wurde nach lebhaftem Kampfe in die Feſtung zurückgeworfen, und Provera, der verlaſſen und von allen Seiten umſtellt war, ſah ſich gezwungen, ſich mit allen ſeinen Truppen zu ergeben. Man nannte dies Treffen, nach einem in der Nähe befindlichen Luſtſchloſſe der Herzöge von Mantua, die Schlacht bei der Favorite. So verſchwand binnen wenigen Tagen auch dieſe Entſatzarmee, als ob die Erde ſie verſchlungen hätte. Sie hatte, faſt ohne unſerem Heere Schaden zuzufügen, nahe an 30,000 Mann verloren, von denen 20,000 Gefangene waren, ein Reſultat, das man ohne Zweifel zum Theil der

wachsenden Demoralisation der österreichischen Truppen zuzuschreiben hatte, mehr aber jedenfalls den Plänen eines unvergleichlichen militairischen Genius und der Schnelligkeit, mit welcher er seine Schläge auf einander folgen ließ.

Mantua befand sich schon längst in der äußersten Noth; die Besatzung hatte alle ihre Pferde aufgegessen und empfing nur noch halbe Rationen. Bonaparte ließ Wurmser von der vollständigen Vernichtung Alvinczy's benachrichtigen. Der alte General antwortete stolz: er habe noch Lebensmittel für ein Jahr. Dennoch mußte er wenige Tage später anfangen zu parlamentiren. Seit dem Beginn der Belagerung waren in Mantua 27,000 Menschen theils an Verwundungen, theils an Krankheiten gestorben, und man vermochte den Widerstand nicht länger fortzusetzen. Der Adjutant des Feldmarschalls, Herr von Klenau, kam in's französische Lager, um sich mit Sérurier, dem Commandanten des Blokadecorps, zu besprechen und über die Bedingungen einer Capitulation zu verhandeln. Klenau zählte mit der in solchen Fällen üblichen Uebertreibung die Vertheidigungsmittel auf, welche der Garnison noch blieben. Während ihres Gesprächs saß ein Unbekannter, der tief in seinen Mantel gehüllt war, an einem Tische und schrieb, ohne daß man ihn beachtete. Als er fertig war, stand er auf und reichte Klenau ein Papier. „Hier sind meine Bedingungen," sagte er. „Wenn Wurmser noch für fünfundzwanzig Tage Proviant hätte und spräche davon, sich zu ergeben, so verdiente er keine ehrenvolle Capitulation, aber ich respectire das Alter, den Muth und das Unglück des Marschalls. Mag er die Thore morgen öffnen, oder mag er noch vierzehn Tage oder noch drei Monate zögern und bis zum letzten Stück Brod warten, ich werde ihm immer dieselben Bedingungen gewähren." Klenau hatte den Oberbefehlshaber erkannt und nachdem er die gestellten Bedingungen geprüft, gestand er zu, daß Mantua nur noch für drei Tage Lebensmittel besaß.

Das ist die dramatische Darstellung der Capitulation von Mantua, die uns Bonaparte in seinen dictirten Aufzeichnungen von St. Helena hinterlassen hat. Gern möchten wir glauben, daß seine für alle großen Eindrücke offene Seele sich wirklich der edlen Regung hingegeben, die er sich selbst bei dieser Gelegenheit zuschreibt, aber die Geschichte, deren erste Aufgabe Genauigkeit ist, muß hier einschalten, daß seine Absichten nicht bis zu Ende so edelmüthig geblieben sind, als er

ſie ſchildert. Nachdem Wurmſer neue Schritte gethan, um günſtigere Bedingungen zu erreichen, ſchrieb Bonaparte über dieſen Punkt: „Ich werde antworten, daß ich an meinen früheren Vorſchlägen feſthalte, dieſelben aber, wenn General Wurmſer ſie nicht bis zum 15ten acceptirt hat, zurücknehme und ihm dann keine andere Capitulation bewillige, als daß er ſich, ſammt der Beſatzung, als Kriegsgefangener ergiebt" (an das Directorium 1. Februar 1797, Bologna).

Uebrigens waren die Bedingungen, welche er Wurmſer vorgeſchlagen, ſo großmüthig, als man ſie in ſo jugendlichem Alter und bei ſo viel Ruhm nur immer erwarten konnte. Die Garniſon wurde zu Kriegsgefangenen gemacht, aber man gewährte dem Marſchall, ſammt ſeinem Generalſtabe, ſeinen Officieren, zweihundert Mann Cavallerie und fünfzig Soldaten, die er ſelbſt auswählen durfte, freien Abzug. Eine große Menge franzöſiſcher Emigranten hatten ſich dem Vertheidiger Mantua's angeſchloſſen und Serurier erhielt Befehl, ſie unbeachtet paſſiren zu laſſen. Wurmſer hatte den Wunſch ausgeſprochen, den jungen Sieger beim Abzuge begrüßen zu dürfen, aber nur Serurier war anweſend, als der alte Marſchall defilirte. Bonaparte war nach Bologna gegangen und überließ Serurier allein die Ehren des Sieges, eine Verzichtleiſtung, die ganz darauf berechnet war, einen großen Effect hervorzubringen, die aber doch ein wenig über das Maß hinausging, denn ſie verrieth zu viel Nichtachtung für den Beſiegten, um als Ausdruck einer wahrhaft großen Seele gelten zu können.

Aus Dankbarkeit für das großmüthige Verhalten des Generals Bonaparte ließ ihn Wurmſer von einem Vergiftungsverſuche unterrichten, den man in Bologna beabſichtigte und der in Folge dieſer Warnung fehlſchlug.

Die Einnahme von Mantua war ein Ereigniß von ungeheurer Tragweite für die Fortführung der ferneren militairiſchen Operationen. Der Krieg konnte von jetzt an ohne Gefahr für uns in die Offenſive übergehen, denn anſtatt einer feindlichen Armee, die trotz der Blokade noch immer gefährlich zu werden vermochte, hatten wir jetzt einen Vereinigungspunkt, einen feſten Platz von erprobter Stärke, hinter uns. Wir waren nicht mehr gezwungen, den Feind an der mit ſo viel Blut getränkten Etſchlinie zu erwarten — eine für unſere Soldaten, die mehr zum Angriff, als zur Vertheidigung taugen, ebenſo gefährliche,

als widerwärtige Nothwendigkeit — sondern wir konnten dem Feind entgegengehen, um ihn auf seinem eigenen Terrain anzugreifen. Das war seit lange der Plan Bonaparte's, aber bevor er zur Ausführung desselben schritt, mußte er mit dem Papst zu Ende kommen.

Die Niederlage Alvinczy's hatte die Hoffnungen Rom's vernichtet und man befand sich dort, da man weder mit der geringsten Aussicht auf Erfolg handeln, noch das Einverständniß mit dem österreichischen Cabinet läugnen konnte, in der äußersten Verlegenheit. Selbst wenn die eifrig betriebenen Rüstungen und die aufreizenden Predigten, die gehalten worden waren, um die Bevölkerung aufzuwiegeln, nicht so laut gezeugt hätten, würde es der päpstlichen Regierung unmöglich gewesen sein, die gegen sie sprechenden Beweise zu entkräften, denn dieselben gingen zum Theil von den eigenen Ministern aus. Man hatte einen vom Cardinal Busca, dem Staatssecretair Sr. Heiligkeit, an Monsignore Albani gerichteten Brief aufgefangen, in welchem sich die Pläne der römischen Regierung in allen Einzelnheiten dargelegt fanden, sowie die hauptsächlichen Bedingungen, die Oesterreich für ein Bündniß aufgestellt hatte. Dieser Brief sprach einen solchen Haß gegen die Franzosen aus, daß er alle Repressalien zu rechtfertigen schien. Bonaparte ließ es daher, sobald er das päpstliche Gebiet betreten, seine erste Sorge sein, denselben wörtlich in einem Manifeste zu veröffentlichen.

Während er an der Spitze eines Detachements seiner Armee von Bologna vorwärts drang, ließ die päpstliche Regierung, welche von Furcht und Schrecken verwirrt, sich dennoch über die Größe der Gefahr zu täuschen suchte, den heiligen Krieg erklären und die Sturmglocken läuten. „Wir werden aus der Romagna eine Vendee machen!" rief der Cardinal Busca. Und in der That zogen Schaaren von Bauern herbei, geführt von Mönchen mit dem Crucifix in der Hand. Es mangelte nichts, als der Heldenmuth der Vendee; aller Enthusiasmus verpuffte in Worten. Unsere Soldaten stießen bei Castel Bolognese auf eine erste päpstliche Armee, brachten die Nacht ihr gegenüber zu und griffen sie am anderen Morgen an. Sie war in wenigen Minuten niedergemacht und in die Flucht geschlagen.

Der päpstliche Stuhl war in der Gewalt Bonaparte's. Was beabsichtigte er mit dieser Macht zu thun, welche ganz von selbst, noch ehe er Hand an sie gelegt, zusammenstürzte? Sein früheres Verhalten

ließ, trotz der Zornesausbrüche, zu denen ihn die Doppelzüngigkeit Rom's veranlaßte, Alles vorausſehen. Er hatte zwar mehr als einmal davon geſprochen, die weltliche Herrſchaft des Papſtes für immer zu zerſtören, er ſelbſt hatte das Directorium auf den Gedanken gebracht, Rom an Spanien abzutreten (Brief vom 1. Februar), um dieſe Macht für die Aufrechthaltung des Zuſtandes der Dinge zu intereſſiren, den er in Italien herzuſtellen gedachte, aber das waren nur vorübergehende Stimmungen. Im Grunde hatten ſeine Vorſätze immer im Einklange mit ſeinen ehrgeizigen Plänen geſtanden. Der Haß der franzöſiſchen Revolution gegen die Idee, welche das Papſtthum repräſentirte, war ihm fremd; er hatte die Merkmale der Reaction nicht überſehen, die ſich in Frankreich zu Gunſten der katholiſchen Kirche vorbereitete, und hoffte dieſelbe für ſeine Popularität auszubeuten. „Man iſt in Frankreich wieder römiſch-katholiſch geworden," ſchrieb ihm Clarke einige Wochen vorher, „und vielleicht befinden wir uns auf dem Punkte, den Papſt ſelbſt zu brauchen, um die Revolution bei uns durch die Prieſter und durch das platte Land, das ſie jetzt wieder beherrſchen, unterſtützen zu laſſen." Eine Bemerkung, die ohne Zweifel aus dem Wunſche nach Frieden entſprang, die aber dennoch zum großen Theil auf Wahrheit beruhte, und die, wie man glauben darf, von Bonaparte nicht unbeachtet blieb. Er fand darin nur die Beſtätigung ſeiner eigenen Ueberzeugung.

Und das war nicht Alles. Sein Ziel war jetzt, den Krieg in das Kaiſerreich zu übertragen. Hier wollte er ſeinen Hauptſchlag ausführen und zwar durch einen Feldzug, welcher die glänzendſten Thaten unſerer Kriegsgeſchichte übertreffen ſollte.

Die päpſtliche Herrſchaft vernichten, hieß aber gleichzeitig dem Königreich Neapel den Krieg erklären, es hieß uns nicht in ernſte Gefahren ſtürzen, aber in unabſehbare Schwierigkeiten, durch welche jeder Angriffskrieg gegen Oeſterreich auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben wurde. Alle dieſe Betrachtungen hatten Bonaparte bereits zu einem Entſchluſſe gebracht, und es war ihm um ſo leichter geworden, ſich zu entſcheiden, da die Inſtructionen des Directoriums ihm vollſtändig freie Hand ließen. Nachdem die Directoren den Sturz der päpſtlichen Gewalt lange Zeit als den ſchönſten Theil ihrer Aufgabe betrachtet, waren ſie in ihrem Verlangen, Frankreich den Frieden zu geben, bereits ſo weit gekommen, ſich, wenn es nicht anders ſein könnte, in

das Fortbestehen dieser Macht zu ergeben. Ihre Instructionen erinnerten den General, „daß die römisch-katholische Kirche immer die unversöhnliche Feindin der Republik sein würde," sie sprachen den Wunsch aus, er möge den Mittelpunkt der römischen Einheit zerstören, fügten aber hinzu: „es ist dies kein Befehl, den Ihnen das Directorium giebt, es ist nur ein Wunsch, den es ausspricht, denn es befindet sich in zu großer Entfernung vom Schauplatz der Ereignisse, um über den eigentlichen Stand der Dinge ein Urtheil zu haben; es vertraut vielmehr auf den Eifer und die Klugheit, die Sie während Ihrer glorreichen Laufbahn gezeigt haben und wie auch Ihre Entschlüsse unter diesen Umständen ausfallen mögen, so wird das Directorium doch immer nur Ihren Wunsch darin erkennen, dem Vaterlande zu dienen und seine Interessen zu wahren." (3. Februar 1797.)

Der Entschluß des Generals war gefaßt, ehe noch diese ihn so wenig beschränkenden Rathschläge zu seiner Kenntniß gelangten. Er wollte den päpstlichen Stuhl durch die Schnelligkeit seiner Erfolge schrecken, um ihn seinem Willen gefügig zu machen und sich ihm dann als Retter vorzustellen. Er bemühte sich also zunächst, die fanatisirte Bevölkerung zu beruhigen. Zu diesem Zwecke wurde in Imola eine Proclamation erlassen, in der Bonaparte als „Beschützer der Religion und des Volkes" auftrat. „Der französische Soldat, sagte er, trägt in einer Hand das Bayonnett, den sicheren Bürgen des Sieges, in der anderen den Oelzweig, das Symbol des Friedens und das Unterpfand seines Schutzes." Er schrieb seinen Truppen die strengste Disciplin vor und verweigerte ihnen die Plünderung von Faenza, die sie nach der barbarischen Sitte, die er unter ihnen hatte einreißen lassen, mit großem Geschrei verlangten. Die Gefangenen von Castel Bolognese, welche den Tod erwarteten, ließ er vor sich kommen, sprach in italienischer Sprache gütig und freundlich mit ihnen, sagte ihnen, daß wir nicht gekommen seien, die Religion zu zerstören, sondern um zum Besten des armen Volkes die Mißbräuche der geistlichen Herrschaft abzuschaffen, und sandte sie dann, mit seinen Proclamationen beladen, nach Hause zu ihren Familien, indem er ihnen als einziges Lösegeld die Pflicht auferlegte, diese Proclamationen zu verbreiten.

Die zweite Armee des Papstes war vor Ancona aufgestellt und ihr Schicksal entschied sich beinahe noch schneller, als das der ersten. Man nahm sie, ohne einen Flintenschuß abzufeuern, gefangen. Nie-

quae prima; et ideo cum de talibus hic agatur, praenotatur liber iste de causis causarum. Tertia est: quia tales causae in toto causant, cum causae materiales non causantur nisi in parte. Quarta ratio est: quia in talibus causis verissime tres in unam concurrunt, efficiens scilicet, formalis, et finalis. In talibus enim idem et eodem et ad idem dat esse formam, et finem: et ideo causae dicuntur causarum. Quinta est: quia tales causae sine motu causant per simplicem influentiam. Cum ergo hic agitur de causis sine motu causantibus, agitur hic de causis perfectorum: omne enim quod movetur, imperfectum est: et ideo talibus librum de causis placuit nominari.

David autem, sicut ante jam diximus, hunc librum collegit ex quadam Aristotelis epistola, quam de principio universi esse composuit, multa adjungens de dictis Avicennae et Alpharabii.

No. XLVII.

Ueber Constantin den Afrikaner. *)

Constantinus Africanus, ejusdem Caenoby monachus, philosophicus studiis plenissime eruditus orientis, et occidentis magister, novusque effulgens Hippocrates. De Carthagine, ex qua ipse oriundus erat, egrediens, Babyloniam petiit, in qua grammaticam, dialecticam, physicam, geometriam, arithmeticam, mathematicam, astronomiam, necromantiam, musicam, physicamque Chaldeorum, Arabum, Persarum, Saracenorum plenissime edoctus est: inde discedens, Judeam adiit, eorumque se studiis erudiendum tradidit: et dum Judeorum artes ad plenum edoctus fuisset, Aetiopiam petiit, ibique rursus Aethiopicis disciplinis eruditur. Cumque affatim eorum studiis repletus fuisset, Aegyptum profectus est, ibique omnibus Aegyptiorum artibus ad plenum instruitur. Completis igitur in ediscendis hujusmodi studiis trigenta et novem annorum curriculis, Africam reversus est, quem cum vidissent ita ad plenum omnibus gentium studiis eruditum,

*) Aus *Petri Diaconi* De viris illustribus Cassinensibus cp. XXIII.

mals hatte ſich eine bewaffnete Menge ſo erbärmlich gezeigt. Die päpſtliche Regierung hatte ihren Unterthanen ſelbſt den männlichen Muth geraubt. Ancona war ein wichtiger Platz und beſaß viele Arſenale. Bonaparte ließ daſelbſt eine Garniſon zurück und drang dann weiter nach Loreto vor, das ſeinen Schatz zwar nach Rom geſchickt hatte, wo er aber noch immer Gold- und Silberſchmuck im Werthe von einer Million vorfand (10. Februar). Die in der dortigen Kathedralkirche befindliche Madonna, die von Holz und ſehr grob gearbeitet war, wurde nach Paris geſchickt, wo ſie bis zur Zeit des Concordats in der National-Bibliothek ausgeſtellt blieb.

Die römiſchen Staaten hatten einer ſehr großen Anzahl von flüchtigen franzöſiſchen Prieſtern als Zufluchtsort gedient. Gezwungen, vor ihren Landsleuten zu fliehen, aus den Klöſtern, deren Inſaſſen ſich zu compromittiren fürchteten, vertrieben, aus gleichem Grunde an den Grenzen des Königreichs Neapel zurückgewieſen, war ihre Lage die traurigſte, und es würde eine Grauſamkeit geweſen ſein, das Unglück dieſer armen Menſchen, „die weinten, ſobald ſie einen Franzoſen ſahen," (Brief an das Directorium) noch zu erhöhen. Der General ließ ihnen ſeinen Schutz angedeihen und erleichterte ihr Elend in wirkſamer Weiſe. Was auch ſein Beweggrund dabei ſein mochte, Berechnung oder Großmuth, er wurde ſpäter dafür belohnt, denn die Mehrzahl der Prieſter kehrte nach Frankreich zurück, und dieſer Act der Humanität ging nicht verloren.

Der Papſt war inzwiſchen zu der Einſicht gekommen, daß er ſich unterwerfen müſſe. Er hatte den Cardinal Mattei, für welchen Bonaparte eine Art von Vorliebe gezeigt, mit den Unterhandlungen beauftragt. Pius VI., Erbe und Opfer des Ruhmes ſo vieler Jahrhunderte, der unter der Laſt der Buße zuſammenbrach, die ihm ſeine Vorgänger hinterlaſſen, ſchrieb an ſeinen „lieben Sohn, den General Bonaparte," einen Brief, welcher gleichſam die Capitulation des Papſtthums war. Er ſchlug ihm die Mittelsperſonen vor, die in ſeinem Namen unterhandeln ſollten und ſchrieb ihm, daß er „beruhigt durch die wohlwollende Geſinnung, welche der General ausgeſprochen, darauf verzichtet habe, Rom zu verlaſſen, und dadurch beweiſe, wie groß ſein Vertrauen zu ihm ſei."

Bonaparte befand ſich in Tolentino, drei Tagemärſche von Rom. In kluger Berechnung hatte er ſich dafür entſchieden, nicht auf dem

Schauplatze zu erscheinen, auf dem ihn bereits die Augen Europa's suchten. So glänzend sein Ruf auch sein mochte, so konnte er durch einen solchen Triumphzug doch nur verlieren. Welcher Ruhm wäre nicht durch die Erinnerungen verdunkelt worden, die der Name Roms heraufbeschwor! Der General empfing die vier Gesandten des Papstes in Tolentino und mit ihnen den Fürsten Belmonte Pignatelli, welcher im Namen des Königs von Neapel erschien, um sie durch seine Gegenwart und seine Vorstellungen zu unterstützen. Der König erklärte sich bereit, zu Gunsten des bedrohten Papstthums zu interveniren und hatte seine Truppen an der Grenze zusammengezogen, eine Prahlerei, die sich auf die neuen Vorbereitungen stützte, welche der Hof von Wien unternahm, und die zu andern Zeiten eine sofortige Züchtigung nach sich gezogen hätte. Bonaparte, der in diesem Moment keinen unnützen Hader beginnen wollte, beantwortete die Drohung mit mehr Mäßigung, als er sonst gezeigt, und die Gefahr ging an Neapel vorüber.

Die Verhandlungen konnten nicht von langer Dauer sein, denn es standen sich nicht mehr zwei kriegführende Parteien gegenüber, sondern eine entwaffnete Macht war auf die Gnade eines absoluten Herrn angewiesen, der beliebige Bedingungen vorschreiben durfte. Die, welche der General dictirte, standen unwiderruflich fest, denn sie waren das Minimum der Strafe, die er — in Berücksichtigung der öffentlichen Meinung in Paris — dem römischen Stuhle auferlegen mußte. Er hörte anscheinend mit großer Ehrerbietung die Beschwerden und Klagen der Cardinäle Mattei und Galeppi an, aber im Wesentlichen blieb er unbeugsam. Sie erreichten nichts als die Unterdrückung ad referendum einer auf die römische Inquisition bezüglichen Clausel, auf welche das Directorium sehr großes Gewicht legte. Es wußte nicht, daß die römische Inquisition mit dem Blutgericht nichts gemein hatte, als den Namen, und daß die Cardinäle ihrerseits auf diese Clausel um keinen Preis eingehen wollten, weil sie dieselbe als eine Beeinträchtigung der geistlichen Gewalt des Papstes betrachteten.

Der Vertrag von Tolentino enthielt vorerst alle Bedingungen des einige Monate vorher unterzeichneten Waffenstillstandes. Außerdem sicherte er der französischen Republik den Besitz von Avignon, der Legationen von Bologna, Ferrara und der Romagna, sowie der Stadt Ancona und ihres Territoriums. Er stipulirte ferner den Erlaß einer

allgemeinen Amneſtie, die Mißbilligung der Ermordung Baſſeville's, die Wiedererrichtung der franzöſiſchen Schule der ſchönen Künſte in Rom und die Zahlung einer neuen Contribution von funfzehn Millionen.

Der Vertrag von Tolentino wurde am 19. Februar 1797 unterzeichnet. Was er dem Papſte an weltlicher Macht übrig ließ, war nur noch ein Schatten, aber das Princip derſelben war anerkannt, anerkannt durch die franzöſiſche Republik. Man ließ dieſer Macht einen Zufluchtsort, in welchem ſie die ſtürmiſchen Tage überdauern und beſſere Zeiten erwarten konnte. Nachdem ſie ſo viel Gefahren und Befürchtungen überſtanden, war es ihr erlaubt, Alles von der Zukunft zu erwarten, und ſchon hätte ſie an gewiſſen Zeichen in Demjenigen, der ſie jetzt niederwarf, ihren künftigen Wiederherſteller erkennen können.

Sobald der Frieden unterzeichnet war, reiſte der Adjutant Marmont mit einem an den heiligen Vater gerichteten Briefe des Oberbefehlshabers nach Rom ab. Derſelbe war in dem ehrerbietigen Tone abgefaßt, den ſich Bonaparte im Verkehr mit der Kirche zum Geſetz gemacht hatte. Der General zeigte dem Papſte den Abſchluß des Vertrages an und ſprach die Hoffnung aus, daß die franzöſiſche Republik in Zukunft zu den „*aufrichtigſten Freunden Roms*" gehören würde. Der Brief ſchloß: „Ganz Europa kennt die friedlichen Abſichten und den verſöhnlichen Sinn Ew. Heiligkeit. Ich ſende meinen Adjutanten, um Ew. Heiligkeit die vollkommene Achtung und Verehrung auszuſprechen, die ich für Ihre Perſon hege, und bitte, der Verſicherung Glauben zu ſchenken, daß ich den lebhaften Wunſch habe, Ihr bei jeder Gelegenheit Beweiſe der Hochachtung und Verehrung geben zu können, mit der ich die Ehre habe zu ſein ꝛc." (19. Febr.)

Am Abend vorher ſchrieb er an Joubert: „In wenigen Tagen werde ich wieder bei dem Heere eintreffen, wo, wie ich weiß, meine Gegenwart nothwendig iſt. Die Armee ſteht drei Tagemärſche von Rom. *Ich bin eben dabei, mit dem Pfaffengeſindel zu verhandeln.* Diesmal wird St. Peter noch das Capitol retten, indem er uns ſeine ſchönſten Beſitzungen und ſein Geld überantwortet, und auf dieſe Weiſe ſind wir im Stande, die große Aufgabe des nächſten Feldzuges auszuführen." *

* Am Tage der Unterzeichnung des Vertrags ſchrieb er an das Directorium: „Meine Anſicht iſt die, daß Rom nicht mehr beſtehen kann, wenn

Dieſe ganz verſchiedene Sprache drückt vollſtändig den Abſtand aus, der zwiſchen ſeinen innerſten Empfindungen und dem Verhalten herrſchte, das der Ehrgeiz ihm vorſchrieb.

es Bologna, Ferrara, die Romagna und die dreißig Millionen, die wir ihm nehmen, laſſen muß. Die alte Maſchine wird ganz von ſelbſt zuſammenbrechen."

In einem andern Briefe von demſelben Tage fügt er hinzu: „Die Commiſſion von Gelehrten hat in Ravenna, Rimini, Peſaro, Ancona, Loretto und Perugia eine ſehr reiche Ernte gehalten. Alles wird ſchnellſtens nach Paris gebracht werden. Mit den Gegenſtänden, die man aus Rom ſchicken wird, haben wir dann — mit Ausnahme einiger Gegenſtände in Turin und Neapel — Alles, was ſich Schönes in Italien findet." (19. Febr. 1797.)

Das nannte man die Befreiung Italiens!

Siebentes Kapitel.

Der Präliminarfrieden von Leoben.

Sobald mit dem Papste alle Friedensbedingungen festgestellt waren, beeilte sich Bonaparte an die Etsch zurückzukehren. Er brannte danach, seinerseits Oesterreich gegenüber die Offensive ergreifen und den Feldzug eröffnen zu können, der diese stolze Macht dahin bringen sollte, sich für besiegt zu erklären. So lange Mantua widerstand, hatte sich Bonaparte genöthigt gesehen, den Angriff des Gegners an der Etsch zu erwarten, eine peinliche, gefahrvolle Lage, die sowohl den kriegerischen Neigungen der Franzosen überhaupt, als auch dem Genius eines Befehlshabers widerstrebte, der sich in der Defensive immer nur zu behaupten wußte, wenn er dieselbe zum Angriff umgestaltete. Jetzt aber, da er nicht länger eine Festung mit einem feindlichen Heere im Rücken behielt und nicht zu fürchten hatte, daß sich Italien empörte, konnte er ohne Weiteres vordringen und sich unbehindert seinen Inspirationen überlassen. Er hatte eine bedeutende Verstärkung bekommen, die aus der Elite der Rheinarmee bestand und von einem ihrer besten Officiere, dem General Bernadotte, befehligt wurde. Moreau, der dies Corps aus seinen eigenen Truppen für den Nebenbuhler ausgewählt hatte, war dabei mit einer Uneigennützigkeit, Sorgfalt und Rücksicht zu Werke gegangen, welche mit Recht die Bewunderung Carnot's erregte. „Mein theurer Fabius, wie groß warst Du bei dieser Gelegenheit!" rief er aus, als er bald darauf dieses Umstandes erwähnte.* Mit der erhaltenen Verstärkung und dem Corps, das

* Carnot, Denkschrift über den 18. Fructidor.

durch die Uebergabe Mantua's disponibel geworden war, belief sich die Armee Bonaparte's auf 75,000 Mann, und diese Heeresmacht konnte, dank der Gründung der lombardischen und cispadanischen Legionen, beinahe vollständig in dem neuen Feldzuge verwendet werden.

Die österreichischen Streitkräfte standen diesmal den unsrigen, auch in Betreff der Zahl, bedeutend nach. Der Hofkriegsrath hatte den Erzherzog Karl, der das Reich durch seine glänzende Kriegführung gegen die vereinigten Heere von Jourdan und Moreau gerettet, vom Rhein zurückberufen. Der Erzherzog, der jung, wie Bonaparte, und wie dieser durch seine erste Waffenthat berühmt geworden war, galt für den einzigen Feldherrn, den uns Oesterreich hinfort entgegenstellen konnte, und man hatte ihm die letzten Hülfsmittel des Kaiserreichs anvertraut. Zu dem Heere, das mühsam für ihn zusammengebracht war, sollten noch sechs Divisionen, d. h. 40,000 Mann der Truppen stoßen, die er am Rhein commandirt hatte. Dieser Befehl war jedoch so spät ertheilt worden, daß das Hülfscorps mindestens noch zwanzig Tagemärsche gebrauchte, um zu ihm zu stoßen.

Eine solche Eventualität mußte in Bonaparte allerhand Bedenken erregen. Das Eintreffen der Verstärkungen des Erzherzogs machte seine Aufgabe nothwendigerweise schwieriger, erleichterte aber die unserer Rheinarmeen. Diese Armeen, die mit Bonaparte zugleich in's Feld rücken sollten, um auf dasselbe Ziel hinzuwirken, mußten um so schwerer in die Wagschale fallen, wenn sie einem geschwächten Feinde gegenüber standen. Bonaparte wußte, daß eines dieser Heere von Hoche befehligt war, einem jungen, ehrgeizigen, talentvollen Manne, der bei der schwierigen Aufgabe der Pacification der Vendee den ausgezeichnetsten Character und die seltensten Eigenschaften bewiesen hatte, und jetzt, durch Moreau's Langsamkeit und die Zögerungen des Directoriums gehemmt, vor Ungeduld brannte, in Deutschland einzudringen. Endlich war nicht zu verkennen, daß ein Frieden, der durch den Doppelsieg unserer Heere am Rhein und in Italien erkämpft wurde, sich dem Feinde viel unabweislicher aufdrängen und für die Republik viel vortheilhafter sein mußte, als ein Frieden, den Bonaparte allein durch einseitiges Vorgehen erzwang.

Aber diese Gründe, statt ihn zu veranlassen, auf die Beihülfe der Rheinarmee zu warten, brachten ihn nur dazu, auf ihre Unterstützung zu verzichten und die Eröffnung des Feldzuges zu beschleunigen. Wenn

er den Erzherzog angriff, ehe derſelbe Verſtärkung erhielt, war er ſicher, ihn leicht zu ſchlagen und bis an die Thore Wiens zurückzutreiben. Mußte er ihn weiter verfolgen, ſo konnte freilich die Lage des Siegers bedenklicher werden, als die des Beſiegten; aber Bonaparte gab ſich mit einer gewiſſen Berechtigung der Ueberzeugung hin, daß der Wiener Hof ſicherlich lieber den Frieden annehmen als ſeine Hauptſtadt preisgeben werde. Die Bedingungen dieſes Friedens fielen ohne Zweifel weniger vortheilhaft aus, als wenn er ſie unter Mitwirkung Hoche's und Moreau's dictirte, aber ſie waren einzig und allein ſein Werk und er brauchte den Ruhm deſſelben nicht mit Andern zu theilen.

Dieſe Betrachtungen beſtimmten ihn, die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten zu beſchleunigen. Wenn er ſich bald darauf mit beſonderem Nachdruck über die Zögerungen der Rheinarmeen beſchwerte und über den geringen Beiſtand, den ſie ihm gewährten, ſo geſchah dies theils in der Abſicht, den gerechten Vorwürfen zuvorzukommen, die ſeine unpatriotiſchen Berechnungen verdient hatten, theils in Folge der wirklichen Verlegenheit, in die er ſich durch ſein einſeitiges Vorgehen für einen Augenblick verſetzt ſah. Am 17. März 1797 ſchrieb er an das Directorium, „um ihn wirkſam zu unterſtützen, hätten die Rheinarmeen mit ihm zugleich in's Feld rücken müſſen." Dies zu erreichen, wäre ſehr einfach geweſen; er hatte ſich nur mit ihnen zu verſtändigen, anſtatt ſeine Operationen zu beginnen, ohne irgend Jemand zu Rathe zu ziehen. Sein Erfolg war dann weniger glänzend, aber wir errangen größere Vortheile und ſahen uns nicht genöthigt, Venedig zu verrathen und zu opfern, um den Kaiſer zu entſchädigen.

Dieſer beklagenswerthe Ausgang eines Krieges, der ſo lange im Namen der Freiheit und der Volksrechte geführt worden war, wurde — ſo nahe er auch bevorſtand — noch von Niemand vorausgeſehen, oder vielmehr es wagte noch keiner von denen, die ihn ahnten oder die ihn vorbereiten halfen, öffentlich davon zu ſprechen. Clarke hatte zwar dem öſterreichiſchen Miniſter-Reſidenten in Turin, Marqu. Gherardini, einen Theil der venetianiſchen Beſitzungen angeboten, aber dieſer Antrag blieb im Halbdunkel diplomatiſcher Geheimniſſe verborgen. Die hartnäckige Neutralität Venedigs hatte Bonaparte und dem Directorium genügenden Vorwand geben können, der Republik einige Millionen abzunehmen, aber ſie war kein Vergehen, das eine völlige

Vernichtung gerechtfertigt hätte. Es war Strafe genug, daß wir ihre Festungen besetzten und ihr Gebiet mit allen Uebeln des Krieges belasteten. Aber trotz dieser Uebergriffe von unserer Seite und trotz der heftigen Abneigung, die unsere demokratischen Ideen in der ältesten Aristokratie Europa's erwecken mußten, hatte Venedig alle Bundesanträge Oesterreichs zurückgewiesen. Die Republik gab uns, kurz vor der Eröffnung des Feldzugs gegen den Erzherzog, einen neuen Beweis ihrer guten Gesinnungen, indem sie auch Preußen, das ihr aus Haß gegen Oesterreich die Hand bot, zurückwies und aus Furcht, eine der kriegführenden Mächte zu beleidigen, auf diesen werthvollen Beistand verzichtete. Freilich hatte sie sich auch geweigert, mit uns ein Bündniß zu schließen, und dies Unrecht vernichtete alle ihre Ansprüche an unsere Billigkeit. Wir hatten dies Unrecht schon vielfach gegen Venedig benutzt, aber jetzt kam das Directorium noch einmal darauf zurück und suchte seine Bedeutung zu vergrößern, indem es eine Verschwörung daraus folgerte. Das Directorium war nämlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Kaiser nicht in Deutschland, sondern in Italien Entschädigungen beanspruchen würde, und die Eingeweihten fingen bereits an, sich zuzuflüstern, daß diese langgesuchte Entschädigung vielleicht in den Besitzungen Venedigs gefunden werden könne. Quirini, der venetianische Gesandte in Paris, bekam Kunde von diesem Gerücht und beeilte sich, die Signoria davon zu benachrichtigen. (Depesche vom 25. Januar 1797.)

Um diese Zeit boten uns die Rüstungen Venedigs neue Vorwände dar. Diese Maßregel, welche nur die Mißbräuche unserer Occupation und die Furcht vor Oesterreichs Begehrlichkeit hervorgerufen, hatte anfangs nur eine Vertheidigung der Lagunen bezweckt. Später hatte man dieselbe auch auf die Besitzungen des Festlandes ausgedehnt, die ohne Unterlaß von feindlichen Heeren besetzt und geplündert wurden, und endlich war sie durch die in mehreren Städten drohende Empörung tausendfach gerechtfertigt. Es stand uns frei, gegen solche Schilderhebung Vorsichtsmaßregeln zu treffen, aber wir durften der Republik aus einer rechtmäßigen Vertheidigung kein Verbrechen machen. Die Gährung, die soeben zum Ausbruch kam, war unser Werk; sie stand in engem Zusammenhange mit unserer demokratischen Propaganda in der Lombardei und Cispadanien und stützte sich auf unsere Anwesenheit, die ihr allein die Möglichkeit gab, sich kund zu thun.

Wir hatten in den venetianischen Besitzungen jene Elemente der Unzufriedenheit vorgefunden, die überall vorhanden sind, sich aber nur unter dem Schutze eines fremden Heeres geltend machen können, das ihnen eine Macht verleiht, die sie an und für sich nie gehabt haben würden. Es war schlimm genug, zu ihrer Kundgebung beigetragen zu haben, aber sie zu unterstützen, war geradezu eine Widerrechtlichkeit. Um seine Zwecke zu erreichen, beschloß das Directorium, den Aufstand unter der Hand zu fördern und Venedig zu gleicher Zeit jedes Vertheidigungsmittel zu versagen. Sobald daher die Republik Miene machte, die Versuche ihrer Feinde zu unterdrücken, erschien in der Zeitung, welche der französischen Regierung als Organ diente, ein Artikel, der die Provinzen des Festlandes offen zur Empörung aufrief.

„Alle Besitzungen Venedigs," hieß es darin, „welche diesseit der Etsch liegen, mögen sich sofort rückhaltlos erklären. Sie brauchen nicht zu fürchten, daß Venedig den Versuch machen wird, sie auf's Neue der Gewaltherrschaft der Aristokratie zu unterwerfen. Bergamo, Brescia, Como, Peschiera können sich sofort mit der lombardischen Republik vereinigen. Die Zahl derer, welche dies begehren, ist sehr bedeutend. Für Alles, was sie durch die fremden Heere gelitten haben, verlangen sie keine andere Entschädigung, als ihre Freiheit. Die übrigen Besitzungen Venedigs müssen noch eine Weile Kriegsschauplatz sein und in Ungewißheit bleiben; aber es ist leicht vorauszusehen, daß auch sie ihre Unabhängigkeit erklären werden. Die Schwäche der venetianischen Regierung ist heutzutage ihren eigenen Unterthanen kein Geheimniß mehr. Ihre Macht lag einzig und allein in der öffentlichen Meinung, und diese Meinung hat sich umgestaltet. Was auch geschehen mag, die Schreckensherrschaft ist ihrem Ende nah."

Im Munde der Directoren und einer Regierung gegenüber, die im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte nicht so viele Strafen verhängt hatte, als das Directorium in einem Jahre, klang der Vorwurf der Schreckensherrschaft mindestens sonderbar. Was den Zeitungsartikel betrifft, so war er bestimmt, den Aufstand hervorzurufen, dessen wir bedurften, um über die Provinzen verfügen zu können, und enthielt ein genaues Programm der Ereignisse, die im Venetianischen bevorstanden. Aber Bonaparte, der damals im Begriff war, den Feldzug zu eröffnen, fand, daß der Augenblick, mit Venedig zu brechen, noch nicht gekommen sei. Er schrieb dies dem Directorium (7. März 1797)

und begnügte sich damit, bei dem Proveditore Battaglia wegen der Verfolgungen Beschwerde zu führen, die, seiner Behauptung nach, von den Agenten der Republik gegen die Anhänger Frankreichs verübt wurden. Im Begriff Italien gewissermaßen sich selbst zu überlassen, fühlte Bonaparte die Nothwendigkeit, dem Lande friedliche Zustände zu geben, was ihn natürlich nicht hindern konnte, später Alles wieder umzustoßen. Aus eigener Machtvollkommenheit schloß er mit dem Könige von Sardinien einen Vertrag, der ihm die thätige Beihülfe dieses Staates sicherte; das Directorium weigerte sich jedoch, denselben zu bestätigen. Auch bei der Republik Venedig machte der General einen letzten Versuch.

Er ließ den Procurator Francesco Pesaro kommen, der damals zu den einflußreichsten Männern der Republik gehörte, und bemühte sich, ihn durch jenes Gemisch von Drohungen und Schmeicheleien, das er so geschickt zur Umstimmung seiner Gegner zu benutzen wußte, für seine Ansichten zu gewinnen. Die Republik Venedig, sagte er, wolle ihre sogenannten Feinde, das hieß in Wahrheit die Freunde Frankreichs, hemmen, und ginge dadurch ihrem Untergange entgegen. Sie könne unmöglich glauben, daß er sie gewähren lassen würde, denn er hätte sie in seiner Gewalt. Alle Provinzen des Festlandes wären bereit, loszubrechen. Er brauche nur ein Wort zu sagen, um die Republik auf ihre Lagunen zu beschränken. Warum weigerte sie sich, ein Bündniß mit ihm zu schließen? Damit war jede Gefahr für sie beseitigt. Er leistete ihr, der Revolution gegenüber, Bürgschaft für alle ihre Besitzungen, und die Republik hatte nichts dafür zu thun, als die bedeutendsten Familien des Festlandes in das goldene Buch einzutragen, eine Bedingung, die er übrigens nicht zum sine qua non erhob. Pesaro versprach, dem Senat über diese Vorschläge Bericht zu erstatten, und kehrte nach Venedig zurück.

Diese Anerbietungen wurden ebenso wenig angenommen, als alle früheren, und wer die Ereignisse sorgfältig prüft, kommt zu der Ueberzeugung, daß die Republik Venedig weder durch ein Bündniß mit Frankreich gerettet werden konnte, noch durch die Neutralität. Macht war das Einzige, was ihr nach allen Seiten hin ersprießliche Dienste geleistet haben würde. Ueberdies geht aus den Worten Bonaparte's wie aus seinen Handlungen deutlich hervor, daß er, trotz seiner oft wiederholten Versicherung, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Republik

cogitaverunt occidere eum: quod Constantinus agnoscens clam navem ingressus Salernum advenit, ibique sub specie inopis aliquandiu latuit: deinde a fratre regis Babiloniorum, qui tunc ibidem advenerat, agnitus, ac in magna honorificentia apud Robertum ducem habitus est. Exinde vero Constantinus egrediens, Casinense coenobium petiit, atque a Desiderio abbate libentissime susceptus, monachus factus est. In eodem vero coenobio positus, transtulit de diversis gentium linguis libros quam plurimos, in quibus praecipue sunt pantegnum, quod divisit, in libros duodecim, in quo exposuit: quid medicum scire oporteat. Practicam, in qua posuit qualiter medicus custodiat sanitatem, et curet infirmitatem, quam divisit in libros duodecim. Librum duodecim graduum. Diaetam ciborum; librum febrium, quem de arabica lingua transtulit: librum de urina. De interioribus membris: de coitu: viaticum, quem in septem divisit partes; primo de morbis in capite nascentibus: dehinc de morbis faciei: de instrumentis: de stomachi et intestinorum infirmitatibus: de infirmitatibus epatis, renum, vesicae, splenis et fellis. De his quae in generativis membris nascuntur: de omnibus quae in exteriori cute nascuntur, exponens aphorismi librum tegni, megategni, micotegni, antidotarium: disputationes Platonis, et Hippocratis in sententiis. De simplici medicamine. De Gynaecia, id est de membris, ac corporibus faeminarum: de pulsibus, prognostica, de experimentis, glossas herbarum, et specierum; chirurgiam: librum de medicamine oculorum. Hic vir quadraginta annos in ediscendis diversarum gentium studiis explevit, novissime vero senex, et plenus dierum in caelum abiit. Fuit autem temporibus supradictorum imperatorum. ...

CAPUT XXXV.

Joannes medicus, supradicti Constantini Africani discipulus, et Cassinensis monachus, vir in physica arte disertissimus, ac eruditissimus: post Constantini sui magistri transitum, aphorismum edidit physicis satis necessarium. Fuit autem sub praedictis imperat. Obiit autem apud Neapolim, ubi omnes libros Constantini sui magistri reliquit. *Claruit anno Domini* 1072.

miſchen zu wollen, feſt entſchloſſen war, Alles gutzuheißen, was diejenigen thaten, die er als Anhänger Frankreichs bezeichnete und für die er zum Voraus Partei nahm. Er ſelbſt war jedoch von den Grundſätzen und Sympathien, denen er zu folgen vorgab, ſo wenig erfüllt, daß er ſich freiwillig erbot, dieſelben für ein Bündniß mit der „verrätheriſchen Ariſtokratie" aufzugeben — ſein eigener Ausdruck (10. März), den unſere Hiſtoriker von ihm angenommen haben.

Am Tage nach der Unterredung mit Peſaro eröffnete Bonaparte den Feldzug gegen den Erzherzog Karl. Dieſer Feldzug konnte nur gelingen, wenn er mit großer Schnelligkeit geführt wurde. Die Hinderniſſe, die uns diesmal entgegenſtanden, waren mehr das Werk der Natur, des Klima's, der Jahreszeit und der Terrainverhältniſſe, als des Gegners. Hatte der Feind ſeine Rüſtungen nicht beendet, ſo waren dagegen die Alpen noch mit Schnee bedeckt, und um nach Wien zu gelangen, mußten ſie überſchritten werden. Dies konnte in drei verſchiedenen Richtungen geſchehen, durch Tyrol, durch Kärnthen und durch Krain. In gradeſter Richtung nach Wien führte die Straße über den Paß von Tarvis und durch Kärnthen. Nach Bonaparte's Anſicht hätte der Erzherzog das größte Intereſſe daran haben müſſen, ſeine Hauptmacht in Tyrol zu concentriren, das eine kriegeriſche, dem Kaiſerhauſe treu ergebene Bevölkerung beſaß, deſſen Päſſe leicht zu vertheidigen waren und wo die öſterreichiſche Armee die Verſtärkungen, die ſie erwartete, am leichteſten an ſich ziehen konnte. Aber der Erzherzog, der ſich nicht wie ſein Gegner des Vorzugs erfreute, einer Republik zu dienen, war genöthigt, wie jeder andere Officier, den Befehlen des Hofkriegsraths zu gehorchen, die ihm zur Pflicht machten, vor allen Dingen Trieſt zu decken. Er hatte daher in Tyrol nur ein Corps von 15,000 Mann unter dem Befehl von Kerpen und Laudon zurückgelaſſen. Ein anderes, noch ſchwächeres Detachement vertheidigte unter Luſignan die Straße nach Kärnthen, während der Erzherzog ſelbſt in der Gegend von Pordenone, zwiſchen der Piave und dem Tagliamento Stellung nahm, um die Straße zu decken, die nach Trieſt und nach Krain führt.

Die Dispoſitionen Bonaparte's waren ebenſo kühn als einfach. In Italien ließ er, um den Papſt und Venedig zu überwachen, Victor und Kilmaine zurück. Nach Tyrol ſchickte er Joubert, einen jungen Mann, der ſich bereits in dieſem Lande ausgezeichnet hatte und in

kurzer Zeit einer der berühmtesten Generäle des französischen Heeres geworden war. Joubert befehligte ein Corps von etwa 20,000 Mann, mit dem er erst später operiren sollte. Seine Aufgabe war, Laudon und Kerpen über den Brenner zurückzutreiben; von dort aus sollte er dann auf der Straße, die von Brixen nach Villach geht, nach Kärnthen ziehen, sich mit uns vereinigen und endlich mit dem ganzen Heere nach Wien marschiren.

Der Oberbefehlshaber, der sich vor Allem des kürzesten Weges zu versichern wünschte, um nach der Kaiserstadt, seinem Hauptziele, zu gelangen, beeilte sich, den Fehler zu benutzen, den die Instructionen des Hofkriegsraths seinem Gegner aufgezwungen hatten. Er schickte Massena auf die Straße von Ponteba, die nach dem Col von Tarvis führt, eine Bewegung, die uns sofort die Zugänge Kärnthens sicherte. Massena, der nur auf das Lusignan'sche Corps stieß, schlug dasselbe ohne Mühe und nahm den Anführer gefangen.

In Folge dieser Bewegung konnte das französische Heer fast ohne Schwertstreich die Piave überschreiten, während sich der Erzherzog, seinen Instructionen gemäß, hinter den Tagliamento zurückzog, wodurch er mehr Triest als Ponteba deckte. Jenseit des Flusses, in geringer Entfernung von Valvasone, fand die französische Armee am Morgen des 16. März die Oesterreicher in Schlachtordnung aufgestellt. Da der Tagliamento fast seiner ganzen Länge nach leicht zu durchwaten ist, machte sich unsere Armee sofort bereit, ihn zu überschreiten, aber Bonaparte, der den Feind besser vorbereitet sah, als er erwartet hatte, gab nach einer kurzen Kanonade und einigen Cavallerieangriffen Befehl, Bivouacs zu beziehen und abzukochen. Der Erzherzog, der sich durch diesen Kunstgriff täuschen ließ, machte eine rückgängige Bewegung und zog sich in sein Lager zurück. Aber kaum war dies geschehen, als die Franzosen wieder zu den Waffen griffen. Die Division Bernadotte warf sich in den Fluß und war, als der Feind zurückkam, bereits in Schlachtordnung am andern Ufer aufgestellt. Auch das zweite Treffen überschritt den Fluß mit demselben Erfolge. Die Streitkräfte des Erzherzogs waren geringer, als die unsrigen; dennoch leistete er stundenlang heftigen Widerstand, bis er, von einer unserer Divisionen umgangen, den Rückzug antreten mußte, wobei er viele Gefangene und acht Kanonen verlor.

Indessen hatte sich Massena, der die Ueberbleibsel des Lusignan-

ſchen Corps vor ſich hertrieb, der Schluchten von Ponteba bemächtigt und näherte ſich dem Paß von Tarvis. Der Erzherzog, der die Wichtigkeit dieſes Poſtens erkannte, ließ drei Diviſionen unter Bajalich auf einem Seitenwege am Iſonzo entlang über Caporetto nach Tarvis marſchiren. Aber Maſſena, der dieſem Corps um mehrere Märſche voraus war, mußte nothwendigerweiſe vor demſelben auf der Höhe des Paſſes anlangen, wodurch er Bajalich, dem Bonaparte im Iſonzothale die Diviſion Guyeux nachgeſchickt hatte, den Ausweg abſchnitt. Maſſena mußte demnach um jeden Preis aufgehalten werden. Der Erzherzog eilte in eigener Perſon nach Klagenfurt, ſtellte ſich an die Spitze der Diviſion, die er dort vorfand, ſammelte die Ueberreſte des Luſignan'ſchen Corps, führte dieſe Streitkräfte bis an den Tarvispaß und warf die Avantgarde Maſſena's zurück. Dieſer kam in Eilmärſchen heran. Man hatte von beiden Seiten erkannt, daß das Schickſal des Feldzuges von der Einnahme des Tarvispaſſes abhing, denn wenn der Erzherzog die Diviſionen Bajalich's verlor, war er nicht mehr im Stande, uns mit Erfolg zu widerſtehen. Ein blutiger Kampf entbrannte auf den öden, eisbedeckten Höhen. Der Erzherzog ſchlug ſich mit dem Muth der Verzweiflung und kam mehrmals in Gefahr, gefangen genommen zu werden. Aber nach langer Anſtrengung mußten ſeine Truppen weichen. Sie wurden nach Villach zurückgeworfen, und der Weg nach Wien ſtand offen.

Nachdem Maſſena den Erzherzog zurückgetrieben hatte, ließ er Bajalich herankommen. Dieſer hielt ſeinen Rückzug für geſichert und zog — von Guyeux verfolgt, der ihm dicht auf den Ferſen war — im Geſchwindſchritt im Iſonzothale hinauf. Erſt in der Nähe des Tarvispaſſes wurde ihm klar, daß er ſich zwiſchen zwei Feuern befand. Entmuthigt und gleichſam zum Voraus geſchlagen, leiſtete er nur geringen Widerſtand und ergab ſich mit 5000 Mann. Der Reſt ſeiner Soldaten flüchtete in's Gebirge.

Die Hauptquartiere der beiden Heere befanden ſich noch immer einander gegenüber, an der Straße, die über Palmanova und Gradisca nach Krain führt. Palmanova, eine venetianiſche Feſtung, wurde nicht vertheidigt und ſo nahmen ſie unſere Truppen in Beſitz; in Gradisca dagegen ſuchten ſich die Oeſterreicher zu behaupten. Bernadotte's Diviſion traf zuerſt vor dieſer Feſtung ein. Die Soldaten, aus denen ſie beſtand, waren in der Rheinarmee geſchult, beſaßen

weniger Ungeſtüm, weniger Begeiſterung, weniger revolutionaires Feuer, als ihre Kameraden von der italieniſchen Armee, und wurden von dieſen ihrer Zurückhaltung und ihres Anſtandes wegen viel verſpottet. Dagegen erfreuten ſich die Truppen aus den Nordprovinzen einer beſſeren Haltung und Disciplin und waren im Feuer von bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Ohne ihre unerſchütterliche Ausdauer wäre Moreau nicht im Stande geweſen, jenen wunderbaren Rückzug auszuführen, in dem ſich die Armee eben ſo groß gezeigt hatte, als ihr Führer. Die Zurückhaltung und Mäßigung dieſer Truppen war ſo allgemein bekannt, daß ſich die italieniſchen Städte um den Vorzug ſtritten, ſie in Garniſon zu bekommen.* Schon am Tagliamento hatten ſich dieſe tapferen Schaaren in das erſte Treffen geſtellt und der Sieg hatte ihren Eifer nur erhöht. Sobald ſie vor Gradisca anlangten, beſchloſſen ſie, die Feſtung zu erſtürmen, ohne weitere Unterſtützung zu erwarten. Aber ihr Angriff ſtieß auf unüberwindliche materielle Hinderniſſe und 400 bis 500 Mann fielen nutzlos unter den Wällen der Stadt, die einem beſſer vorbereiteten Unternehmen wahrſcheinlich nicht widerſtanden hätte. Als Sérurier bald darauf die umliegenden Höhen mit Truppen und Kanonen beſetzte, capitulirte die Feſtung ohne Weiteres und ihre Garniſon ſtreckte die Waffen.

Nachdem auch dies geglückt war, genügte eine einzige Diviſion, um Trieſt und Krain in Beſitz zu nehmen. Bonaparte übergab Bernadotte den proviſoriſchen Oberbefehl über dieſe Landſtriche und trug ihm auf: „den Gouverneur und alle venetianiſchen Truppen aus Palmanova zu verweiſen.“ Diesmal nahm er ſich nicht erſt die Mühe, einen Vorwand für ſeine Maßregel zu ſuchen; ſie wurde einfach verfügt, weil wir die Feſtung brauchten. Der Oberbefehlshaber konnte nun ebenfalls (28. März) im Iſonzothale, das die Niederlage Bajalich's geſehen, hinaufmarſchiren und mit dem Gros ſeiner Armee über den Tarvis-Paß in Kärnthen einrücken. In Villach war er auf deutſchem Boden. Die Einwohner zeigten ſich freundlich und zuvorkommend. Bonaparte erließ einen Aufruf, der aus Klagenfurt datirt war. Die franzöſiſche Armee, hieß es darin, käme nicht mit Eroberungsgelüſten, ſondern als Freundin. Statt die Uebel des Krieges mitzubringen, hätte ſie nur die Abſicht, den Kaiſer zum Frieden zu zwingen;

* Carlo Botta. Storia d'Italia.

der Krieg, den das Volk verabscheue, wäre nur das Werk eines an England verkauften Ministeriums. „Laßt uns," sagte Bonaparte, „trotz England und trotz der Minister des Wiener Hofes Freunde sein. Die französische Republik könnte Euch gegenüber die Rechte der Eroberung geltend machen, aber sie mögen verschwinden vor einem Vertrage, der uns gegenseitig bindet: Ihr nehmt nicht länger Theil an einem Kriege, zu dem Ihr Eure Zustimmung nicht gegeben habt, und ich werde Euer Eigenthum schützen und Euch keine Contribution auferlegen."

Joubert stand inzwischen in Tyrol. Bonaparte hatte ihm befohlen, daselbst zu warten, bis er eine weitere Aufforderung zum Beginn seiner Operationen erhalten würde. Artikel III. seiner Instructionen lautete: „Den Priestern ist zu schmeicheln und der Versuch zu machen, uns unter den Mönchen eine Partei zu schaffen" (datirt vom 15. März). Bonaparte, der moralische Schwierigkeiten wie äußerliche Hindernisse behandelte, ließ seinem General nur wenige Tage Zeit, diesen Vorschriften — in denen sich seine Politik so deutlich aussprach — nachzukommen. Joubert stand unbeweglich am Lavis und hielt die beiden Corps von Kerpen und Laudon in Schach, als er Ordre bekam, sie über den Brenner zurück zu treiben und seine Vereinigung mit der Hauptarmee auf der Straße nach Kärnthen zu bewerkstelligen. Joubert erfüllte diese Aufgabe mit seiner gewöhnlichen Ueberlegenheit. Er wußte Laudon durch einen heimlichen Marsch zu täuschen und wendete sich mit seiner vollen Kraft gegen Kerpen, den er bei S. Michele vollständig schlug. Die Oesterreicher verloren daselbst 5000 Todte und Verwundete. Dann griff er Laudon bei Neumarkt an und bereitete ihm ein gleiches Schicksal. Die Ueberreste dieser beiden Corps vereinigten sich in einer sehr festen Stellung bei Klausen, in der Nähe von Botzen, und erhielten Verstärkung durch eine Division, die vom Rhein eingetroffen war. Dennoch wurden sie am 24. März von Joubert aus dieser Stellung vertrieben und bis an den Fuß des Brenner verfolgt, den sie in größter Eile, im Zustande völliger Auflösung überschritten. Joubert, der nun in Tyrol nichts mehr zu fürchten hatte und Bonaparte's Ansicht theilte, daß Alles, was noch daselbst geschehen konnte, von untergeordneter Bedeutung war, ging mit seinen Truppen nach Brixen zurück und schlug von dort aus die Straße zur Rechten ein, die aus Tyrol nach Kärnthen führt.

Nachdem unser Heer Italien verlassen, waren in Venedig Ereignisse eingetreten, die wir selbst hervorgerufen hatten und die zu verhüten für uns ein Leichtes gewesen wäre. Die Gährung, die im Augenblick unseres Abzuges in diesen Provinzen geherrscht, war nach unserer Entfernung noch gewachsen. Zu den vielen Gründen der Unzufriedenheit, die wir dem unglücklichen Lande gegeben, zu der Besetzung seiner festen Plätze, der Entwaffnung seiner Garnisonen, der Plünderung seiner Arsenale, zu der Noth, die unsere Requisitionen hervorgebracht, zu der Zerstörung der Schlösser, die wegen der Nähe einer Festung rasirt werden mußten, zu einer tyrannischen Ueberwachung, die das Briefgeheimniß verletzte und nicht einmal die Regierungs-Depeschen verschonte, hatte sich die politische Propaganda gesellt. Im Volke, das im Allgemeinen der Signoria ergeben war, fand sie wenig Anklang, aber sie gewann eifrige Anhänger im Schooße der aristokratischen Familien des Festlandes, die auf den Adel des goldenen Buches eifersüchtig und von allem Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen waren. Diese Ausschließung gab ihnen eine gewisse Berechtigung zur Unzufriedenheit, aber derselben durch fremde Einmischung ein Ende machen, hieß der venetianischen Unabhängigkeit den Todesstoß versetzen.

In den venetianischen Staaten standen sich demnach zwei feindliche Parteien gegenüber. Die Eine, die uns wegen der Uebel haßte, welche wir ihr theils schon auferlegt hatten und theils noch in Aussicht stellten, bestand aus der ungeheuren Mehrheit des Volkes. Die Andere war gering an Zahl, fühlte sich aber stark durch unsern Schutz und hatte alle ihre Hoffnungen auf uns gesetzt. Trotz der ostensibeln Befehle, die Bonaparte dem General Kilmaine zurückgelassen und trotz der feierlichen Erklärungen, die er über seine eigene Unparteilichkeit abgegeben, wurde diese Minorität unverkennbar von ihm begünstigt. Wie die Sachen einmal standen, hätte er, selbst wenn es sein aufrichtiger Wunsch gewesen wäre, nicht mehr neutral bleiben können. Für den Fall eines Bruches mit Venedig sah Bonaparte in dieser Minorität seinen natürlichen Stützpunkt und zählte auf die Vorwände, die sie ihm durch ihre Umtriebe schaffen sollte. Bei jeder Gelegenheit machte er darum den Agenten der venetianischen Regierung die Vorsichtsmaßregeln gegen diese Partei zum Vorwurf und gab sich den Anschein, als ob er dieselben gegen uns gerichtet glaubte. Endlich erklärte er,

daß er weder Verhaftungen noch Verfolgungen dulden würde; gewiß die wirksamste aller Begünstigungen, denn sie berechtigte den Angriff und legte die Vertheidigung lahm. Zu diesen mittelbaren Anreizungen gesellten sich noch die unmittelbaren der lombardischen Patrioten. Man hatte denselben auf geschickte Weise die Ueberzeugung beigebracht, die Lombardei könne nach Beendigung des Krieges nur für den Fall auf Selbstständigkeit rechnen, daß sie durch irgend welchen Zuwachs an Territorium stark genug würde, sich ohne fremden Beistand zu behaupten. Auf diese Weise benutzten wir das Freiheitsverlangen der Lombarden, um die Freiheit ihrer Landsleute zu vernichten, und sie waren dabei um so verwegener, da sie sich vor Strafe sicher fühlten. Was aber auch durch die Vermittelung solcher Werkzeuge geschehen mochte, im Grunde war doch nur Frankreich der Thäter.

Am 8. März zeigte der Podesta Ottolini in einem aus Bergamo datirten Berichte den Ausbruch der revolutionairen Bewegung, die der Publicist des Directoriums vorhergesehen hatte, als unvermeidlich an. Punkt für Punkt theilte er Plan und Verlauf derselben mit, nannte zum Voraus Anstifter und Theilnehmer. An ihre Spitze sollte sich, wie es auch wirklich geschah, Lahoz, der Commandant der lombardischen Legion, stellen, der eigentlich, da er von Kilmaine Befehle empfing, in unsern Diensten stand. Ottolini hatte seine Nachrichten von einem unserer Generaladjutanten, Namens Landrieux, erhalten, der auf der einen Seite die Brescianer und Bergamasken zum Aufstande antrieb und auf der andern von den Inquisitoren für das Verrathen der Verschwörung Geld erhielt. Bonaparte, der jede Theilnahme unserer Offiziere an solchen Umtrieben so hartnäckig zu leugnen pflegte, war diesmal der Erste, der dem Directorium das falsche Spiel Landrieux' enthüllte, als er sich später über denselben zu beklagen hatte (Brief vom 14. November 1797). Am 12. März brach der Aufstand los. Einige hundert Einwohner der Stadt Bergamo, unterstützt von lombardischen Patrioten, empörten sich und proclamirten einen neuen Magistrat. Ottolini, der Truppen zu seiner Verfügung hatte, wollte Widerstand leisten, aber der französische Commandeur der Citadelle hinderte ihn daran, indem er vorgab, strengen Befehl zu haben, die Ordnung aufrecht zu halten. Die venetianischen Patrouillen wurden aufgefordert, sich zurückzuziehen, wenn sie nicht mit Flintensalven begrüßt werden wollten, und da sie die Schwächeren waren, gehorchten

sie. Am folgenden Morgen verließ Ottolini die Stadt und Bergamo erklärte sich der Lombardei einverleibt.

Zwei Tage später ahmte Brescia das Beispiel Bergamo's nach. Etwa hundert Brescianer und Bergamasken erschienen an den Thoren der Stadt und erklärten — was übrigens eine Unwahrheit war — daß ihnen mehrere tausend Cisalpiner und Franzosen auf dem Fuße folgten. Battaglia, der Provveditore von Brescia, gab ihnen, entweder aus Leichtgläubigkeit nach oder weil er mit ihnen einverstanden war, und ließ sie nach Belieben schalten. Sie entwaffneten die Garnison, bemächtigten sich der Posten und setzten die Magistratspersonen gefangen. Von Brescia wandten sich die Aufrührer nach Salo, wo die Revolution den gleichen Erfolg hatte (17. März). In diesen drei Städten nahmen die französischen Truppen zwar keinen unmittelbaren und offenen Antheil an der Bewegung, aber da sie die Vertheidiger der venetianischen Republik überall am Handeln verhinderten, ist es lächerlich, zu behaupten, sie hätten dieselbe nicht unterstützt. Die französischen Commandanten sprachen mehr als je von ihrer Achtung für die Neutralität, und dabei förderten und unterstützten sie Lahoz und seine Lombarden, die unter ihrem Oberbefehle standen. Bald genügte es ihnen auch nicht mehr, der venetianischen Regierung in den von ihnen besetzten Städten alle Mittel des Widerstandes zu nehmen, sie griffen die Partei, die sich für die Signoria erklärte, offen an. In Folge des Aufstandes von Bergamo hatte sich auf dem Lande, dessen Bewohner einmüthig der Republik Venedig treu geblieben waren, eine Gegenrevolution gebildet. Kilmaine gab Lahoz Befehl, gegen die Landleute zu marschiren und sie zu entwaffnen, eine Maßregel, die zu blutigen Repressalien führen mußte. So wurde denn von den beiden entgegengesetzten Aufständen, die unsere Occupation in den venetianischen Besitzungen hervorgerufen hatte, die eine — das Werk einer unbedeutenden Minorität — öffentlich von uns geschützt und gefördert, während wir die andere, zu welcher fast die ganze Einwohnerschaft gehörte, mit Waffengewalt unterdrückten und die einzige Macht, die sich erfolgreich zwischen beide Parteien stellen konnte, zu einer demüthigenden Unthätigkeit verdammten. Diese beiden Thatsachen springen so deutlich in die Augen, daß sie selbst von der Dunkelheit und Verwirrung nicht verhüllt werden können, die man in engherzigem, unverständigem, mit den strengen Gesetzen der Geschichte unvereinbarem Patriotismus absichtlich über diese

Ereignisse zu verbreiten versucht hat. Für Völker wie für Individuen giebt es nur ein Mittel, neue Fehler zu vermeiden: sie müssen die alten Fehler erkennen und freimüthig eingestehen.

Als die Kunde dieser Vorgänge nach Venedig gelangte, erkannte der Senat auf den ersten Blick, welche Waffen dieselben seinen Feinden in die Hände gaben. Er gerieth in die äußerste Bestürzung. Ueberzeugt, daß Alles nur von Frankreich abhing, wendete er sich an Lallement, unsern Minister-Residenten in Venedig, bat um seinen Rath und gab damit zu verstehen, daß er sich unterwarf. Er fragte an, ob die Republik in dieser Gefahr auf uns rechnen dürfe? Lallement antwortete mit der Unbestimmtheit, die ihm unsere Politik zur Pflicht machte. Er versprach, an seine Regierung zu berichten, und gab den Rath, man möge vorläufig, zur Beruhigung der Insurgenten des Festlandes, einige Reformen bewilligen. Dieser Vorschlag wurde im großen Rath in Erwägung gezogen. Principiell wurde die Nützlichkeit und selbst die Nothwendigkeit einiger Umänderungen in der alten Verfassung Venedigs anerkannt, aber zu gleicher Zeit kam man überein, daß eine solche Nachgiebigkeit in diesem Augenblicke als Beweis der Schwäche gelten würde, und beschloß daher, die Reformen zu vertagen. Um jedoch Bonaparte ein Zeichen der Ehrerbietung zu geben, sollte er um Rath gefragt werden und man sandte zwei Bevollmächtigte an ihn ab, deren Einer Francesco Pesaro war, derselbe Unterhändler, mit dem der General schon zu thun gehabt hatte.

Die beiden Abgesandten trafen Bonaparte in Görz, wo sich damals unser Hauptquartier befand. Sie schilderten ihm die Ereignisse von Bergamo und Brescia, stellten ihm vor, daß die Insurrection nicht unterdrückt werden könne, so lange diese Städte von französischen Truppen besetzt blieben, und baten ihn, die Rückkehr der venetianischen Garnisonen zu gestatten. Dies schlug der General entschieden ab, aber er machte sich anheischig, die Empörer zur Ordnung zurückzuführen, vorausgesetzt, daß ihnen Venedig irgend welche Concessionen bewillige. In Wahrheit hätte es, um dies Resultat zu erreichen, nur eines Zeichens, nur eines Wortes von ihm bedurft; aber ehe er sich dazu verstand, sollte sich ihm die Republik erst auf Gnade oder Ungnade ergeben. Seiner Behauptung nach blieb Venedig nur das einzige Rettungsmittel, sich eng mit dem Directorium zu verbinden und sich Frankreich in die Arme zu werfen. Er verwies die Abgesandten auf das

Beispiel des Königs von Sardinien und lieferte damit den Beweis, wie wenig aufrichtig er es meinte, denn in seinen Briefen an das Directorium sprach er von Sardinien immer wie von einer Macht, die sich selbst vernichtet und gemordet hatte, indem sie sich in unsere Hände gegeben.

Die Abgesandten Venedigs waren übrigens zu scharfsichtig, um sich durch solche Vorschläge täuschen zu lassen, und machten den General darauf aufmerksam, daß Venedig die Politik der Neutralität befolge. In einer zweiten Unterredung sagte ihnen Bonaparte, der Senat möge seinen Weg auf eigene Gefahr verfolgen, er seinerseits würde über die Angelegenheit an das Directorium berichten. Wie der Rapport Francesco Pesaro's meldet, baten ihn die Abgesandten, da sich sein Heer jetzt auf österreichischem Boden befinde, die Lasten der venetianischen Regierung erleichtern und die gemachten Auslagen zurück erstatten zu wollen. Er erklärte jedoch ganz entschieden, daß er im Gegentheil die Absicht habe, seine Hülfsmittel mehr als je dem Territorium Venedigs zu entnehmen, um die Bevölkerung Deutschlands nicht gegen sich aufbringen zu müssen, und daß er, um die bisherigen Requisitionen unterlassen zu können, von Venedig monatlich eine Million Subsidien verlangen würde. Als die Abgesandten auf die Erschöpfung ihres Schatzes hinwiesen, antwortete Bonaparte, sie brauchten sich nur der Summen zu bemächtigen, welche der Herzog von Modena, England und Rußland in Venedig deponirt hätten, und entließ sie. Sie waren in der größten Verlegenheit, welche Partei ihre Regierung ergreifen solle, und Bonaparte's Zweck war erreicht, denn wie er den Directoren über diese Zusammenkunft schrieb, hatte er keine andere Absicht, als Zeit zu gewinnen. Dies war ihm gelungen, und zu gleicher Zeit hatte er die Lage Venedigs bedeutend verschlimmert.

Venedig, die neutrale Macht, die wir Freundin nannten, wurde tausendmal härter behandelt, als das feindliche Gebiet, dessen Bewohner geschont werden sollten. Trotz seiner freundschaftlichen Versicherungen hatte sich der General zu nichts verpflichtet und Venedig allein eine Verantwortung aufgebürdet, die mit jedem Tage peinlicher und gefahrvoller wurde. Bonaparte erzählt in seinen Memoiren, er hätte beim Abschied zu den Gesandten gesagt: „Hüten Sie sich! Was ich Venedig verziehen hätte, so lange ich in Italien war, wird zum unverzeihlichen Verbrechen, wenn ich in Deutschland bin. Sobald meine

No. XLVIII. (Bibl. Sorbonn., No. 1793.)

Prolog vor der lateinischen Uebersetzung von Avicenna's Schrift *De anima.*

Liber Avicennae de anima translatus de arabico in latinum a Dominico Archidiacono.

Prologus ejusdem ad archiepiscopum Toletanum Reimundonem.

Reverendissimo Toletanae sedis archiepiscopo et Hispaniarum primati, Joannes Avendehut Israëlita, philosophus, gratum debitae servitudinis obsequium: cum omnes constent ex anima et corpore, non omnes sic certi sunt de anima sicut de corpore. Quippe cum illud sensu subjaceat, ad hanc vero non nisi intellectus attingat, unde homines sensibus dediti aut animam nichil credunt, aut si forte ex motu corporis eam esse conjiciunt, quid est, vel qualis est plerique fide tenent, sed pauci ratione convincuntur. Indignum si quidem ut illam partem sui quae est, sciens homo, nesciat et id per quod intellectualis est, ratione ipse non comprehendat. Quo modo enim jam se, vel Deum poterit diligere, cum id quod in se melius est convincitur ignorare. Omni etenim creaturae pene homo corpore inferior est, sed sola anima aliis antecellit, in qua sui creatoris simulacrum expressius quam caetera gerit. Quapropter jussum vestrum, Domine, de transferendo Avicennae philosophi libro de anima effectui mancipare curas quatenus vestro munere et nostro labore latinus fieret certum quod hactenus extitit incognitum; scilicet an sit anima, et quid et qualis sit, secundum essentiam et effectum, rationibus verissimis comprobatur. Hunc igitur librum vobis praecipientibus, et me singula verba vulgariter proferente, et Dominico Archidiacono singula in latinum convertente, ex arabico translatum in quo quidquid Aristoteles dixit libro suo de anima, et de sensu et sensato, et de intellectu et intellecto, ab autore libri scias esse collectum. Unde postquam, Deo volente, hunc habueritis, in hoc illos tres plenissime vos habere non dubitetis.

Soldaten ermordet, meine Zufuhren genommen, meine Verbindungen unterbrochen werden, hat Ihre Republik aufgehört zu existiren; sie selbst hat dann ihr Todesurtheil gesprochen." Diese gewichtigen Worte sind jedoch weder in dem sehr ausführlichen Bericht der venetianischen Abgesandten noch in dem Rapport Bonaparte's an das Directorium enthalten. Sie stehen selbst im directen Widerspruch mit dem Inhalt des letztern, der die Dinge in ganz anderer Beleuchtung darstellt und mit dem Ausspruch schließt: „Ich glaube, daß Pesaro sehr befriedigt fortgegangen ist, und daß wir uns als gute Freunde getrennt haben." Der herrische, drohende Ton, von dem Bonaparte später berichtet, würde sich hiermit nicht in Einklang bringen lassen. Das Kunstgefühl des Erzählers ist zuweilen zarter, als das Gewissen des Handelnden. Der Erzähler hatte das Bewußtsein, daß die Ereignisse, die bald darauf eintraten, einer Vorbereitung bedurften.

Zu derselben Zeit hatte sich der venetianische Gesandte in Paris in derselben Angelegenheit an das Directorium gewendet. Aber dieses kannte Venedig gegenüber keine andere Politik, als die Ereignisse, die es daselbst hervorgerufen hatte, nun auch zum eigenen Vortheil auszubeuten, und verwies die Venetianer an Bonaparte, wie dieser sie an das Directorium verwiesen hatte. Es schützte die Unmöglichkeit vor, irgend welchen Entschluß zu fassen, ehe der Bericht des Generals eingetroffen sei. Als Quirini darauf bestand, daß — wenn man dabei beharre, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Republik einzumischen — seiner Regierung wenigstens erlaubt werden müsse, Bergamo selbst zum Gehorsam zurückzuführen, gab ihm einer der Directoren ohne Umschweif zur Antwort: Da die Franzosen die Stärkeren wären, hätten sie das Recht, in der Stadt zu commandiren, so lange sie dieselbe besetzt hielten. Der Gesandte begriff vollständig den Zweck dieser Zögerungen und gab seiner Regierung die ausführlichsten Aufschlüsse darüber. Das Directorium, sagte er, müßte, um mit Oesterreich Frieden zu schließen, demselben in Italien Entschädigungen bieten können; es begünstige daher die Revolution in diesem Lande, weil sie am besten eine Umgestaltung der Grenzverhältnisse vorbereite. Der Gesandte kam ferner auf den Plan zurück, den er schon in seinen früheren Depeschen enthüllt hatte und versicherte, er habe „die ernsteste und gegründetste Veranlassung zu der Befürchtung, daß die venetianischen Provinzen in die von Oesterreich verlangten

Entschädigungen hineingezogen werden und den beiden Mächten als Unterpfand des Friedens dienen sollten."

So standen die Dinge, als ein neuer Zwischenfall von bedeutenderer Tragweite, als alles Vorangegangene, die erwarteten Ereignisse beschleunigte und die Situation in ihrem wahren Lichte erscheinen ließ. Am 27. März zeigte sich ein Detachement französischer Reiterei am Thore von Crema, einer Festung, die wir bisher als werthlos im Besitz der Venetianer gelassen hatten. Man verweigerte unseren Soldaten den Eingang und zog die Brücken auf; sie versprachen jedoch, nur durchpassiren zu wollen, und auf diese Versicherung hin wurden sie eingelassen. Anstatt aber am andern Morgen, ihrem Versprechen gemäß, abzuziehen, öffneten sie die Thore, ließen zwei andere Detachements in die Stadt, entwaffneten die Garnison, vertrieben die Magistratspersonen, bemächtigten sich, wie wir überall gethan, der Magazine und öffentlichen Kassen und erklärten Crema frei, wie Brescia und Bergamo.

Die Bergbewohner erwiederten diese neue Feindseligkeit, indem sie sich auf Salo stürzten und 300 Gefangene machten, unter denen sich einige Franzosen und 200 Polen befanden, die zur französischen Armee gehörten. Von diesem Augenblick an wurde der Krieg zwischen unserem Occupations-Corps und den aufständischen Bergbewohnern um vieles ernster und bekundete sich auf der einen Seite durch Handstreiche gegen einzelne Detachements oder kleine Trupps unserer Soldaten, auf der andern durch Brandstiftungen und unbarmherzige Verwüstungen. Der Zufall, der sich mit uns zur Vernichtung der Republik Venedig zu verschwören schien, wollte, daß der Aufstand durch die Rückkehr der Oesterreicher nach Tyrol — das Joubert, um in Kärnthen mit Bonaparte zusammen zu stoßen, fast gänzlich von Truppen entblößt hatte — neue Nahrung erhielt, indem diese Rückkehr zu dem irrigen Glauben Anlaß gab, daß wir Niederlagen erlitten hätten. Falsche Gerüchte, die von österreichischen Emissairen mit Geschick verbreitet wurden, erhöhten die Zuversicht der Bergbewohner, und unsere Repressivmaßregeln trieben sie zur Verzweiflung.

Inzwischen hatte Bonaparte die Höhen der Norischen Alpen verlassen und verfolgte den Erzherzog, der ihn nirgend aufzuhalten vermochte und sich, nach Wien zurückweichend, begnügen mußte, dem Feinde das Terrain nur Schritt für Schritt preiszugeben. Bo-

naparte hatte sich von Villach nach Klagenfurt, der Hauptstadt Kärnthens, begeben. Je weiter er im Feindeslande, so weit ab von seiner Operationsbasis, vordrang, um so deutlicher kam ihm zum Bewußtsein, welche Unvorsichtigkeit er begangen, indem er die Beihülfe der Rheinarmee verschmäht hatte und die Mahnungen, die er an das Directorium richtete, um eine Beschleunigung des Feldzugs am Rhein zu erwirken, waren aufrichtiger gemeint, als früher. Unser Geldmangel war jedoch so groß, daß sich Moreau nicht in Bewegung setzen konnte, weil es an ein paarmal hunderttausend Francs fehlte. Die Briefe des Directoriums vermochten Bonaparte in dieser Hinsicht nur Hoffnungen zu geben, deren Verwirklichung im weiten Felde stand.

Bonaparte sah sich demnach durch eigene Schuld dazu verurtheilt, weiter und weiter in die Erbstaaten vorzudringen, wobei er weder auf eine baldige Diversion, noch, für den Fall einer Niederlage, auf irgend welche schnell eintreffende Hülfe rechnen konnte. Wenn der Kaiser entschlossen war, den Krieg bis zum Aeußersten zu treiben, wenn er Wien verließ, nach Ungarn flüchtete und dies Land zu den Waffen rief, gerieth unser Heer inmitten seiner Siege in die bedenklichste Lage und Bonaparte mußte vor seinen eigenen Erfolgen zurückweichen. Diese Erwägungen drangen mit dem vollen Gewicht auf ihn ein, das ihnen das Bewußtsein seiner großen, freiwillig übernommenen Verantwortlichkeit verlieh. Sie machten einen so gewaltigen Eindruck auf seine Einbildungskraft, daß er bis zu dem Argwohn kam, das Directorium könnte die Absicht haben, die italienische Armee zu opfern, um ihren Befehlshaber dem sichern Verderben preiszugeben. Dieser schmähliche Verdacht ist auch in den Dictaten von St. Helena ausgesprochen.

Unter dem Eindruck dieser entmuthigenden Voraussetzungen schrieb Bonaparte am 31. März 1797 von Klagenfurt aus, wenige Stunden, nachdem er die Depesche erhalten, die ihm von der fortdauernden Unbeweglichkeit der Rheinarmee Kunde brachte, den berühmten Brief an den Erzherzog Karl, in welchem der Sieger dem Besiegten Frieden anträgt. Er forderte den Fürsten auf, „sich den Namen eines Wohlthäters der Menschheit zu erwerben," und erklärte, daß er für seine Person, „wenn der Vorschlag, den er hier zu machen die Ehre habe, nur einem einzigen Menschen das Leben zu retten vermöchte, auf die Bürgerkrone, die er damit verdient hätte, stolzer sein würde, als auf den traurigen Ruhm der kriegerischen Erfolge."

Diese in obigem Briefe so beredt ausgesprochenen Gemeinplätze über die Uebel des Krieges und über die den Menschenleben schuldige Achtung nehmen sich allerdings etwas sonderbar aus im Munde eines Mannes, der selbst erzählt, daß er bald nach seinem Eintritt in die italienische Armee eine Abtheilung seiner Leute in's Feuer schickte und eine Anzahl Soldaten opferte, um seiner Geliebten ein Schauspiel zu geben.* Besonders aber ist dieser Brief bemerkenswerth, weil er Gefühle ausspricht, von denen in den übrigen zahlreichen Schriften, die wir von Bonaparte besitzen, keine Spur zu finden ist, sei es nun, daß er solchen menschenfreundlichen Anwandelungen nur dies eine Mal im Leben zugänglich war, sei es, daß er es in diesem Augenblicke passend fand, sich den Anschein derartiger Gefühle zu geben, und daß man nichts darin zu sehen hat, als seine wunderbare Geschicklichkeit, alle Rollen zu spielen und alle Tonarten anzuschlagen. Der merkwürdige Mann scheint in der That niemals den geringsten Gewissensbiß über die Millionen von Menschenleben empfunden zu haben, welche er opferte, um seine ehrgeizigen Pläne durchzuführen.

Erzherzog Karl, der ebenso wenig ein Recht hatte, auf eigene Hand Frieden zu schließen oder ihn abzulehnen, als Bonaparte, der es aber, obgleich dem Throne nahestehend, mit seinen Instructionen ernster nahm, als dieser, antwortete am 2. April, daß es ihm, so sehr er den Frieden wünsche, nicht zukomme, sich in Verhandlungen einzulassen, und daß er die Befehle seiner Regierung erwarten werde. Dessenohngeachtet wußte man im französischen Hauptquartier, daß sich am Hofe zu Wien eine sehr starke Friedenspartei gebildet hatte, und daß Thugut selbst anfing, sich nach dieser Seite hin zu neigen. Es war wichtig, aus dieser Lage der Dinge Vortheil zu ziehen, indem man Streiche führte, welche die Gefahr vergrößerten, die Verwirrung steigerten und Schrecken

* Wir geben hier die eigenen Worte Napoleons in dem Memorial von Las Cases. „Als ich sie eines Tages innerhalb unserer Positionen in der Nähe des Col di Tenda in meiner Eigenschaft als Chef der Artillerie spazieren führte, kam mir plötzlich der Gedanke, ihr das Schauspiel eines kleinen Krieges zu geben, und ich befahl einen Vorpostenangriff. Wir blieben zwar Sieger, aber ein Resultat war natürlich nicht möglich. Der Angriff war eine reine Laune. Es blieben jedoch einige Soldaten auf dem Platze und ich habe mir das zum Vorwurf gemacht, so oft ich daran dachte."

verbreiteten. Die Verfolgung wurde mit außerordentlicher Lebhaftigkeit wieder aufgenommen. Massena bemächtigte sich in Friesach der Magazine des Feindes. Der Erzherzog, der vom Rhein eine Verstärkung von vier Divisionen erhalten hatte, versuchte, sich in den Schluchten bei Neumarkt zu behaupten, aber er wurde über den Haufen geworfen und verlor 3000 Mann. Als er bemerkte, daß eines seiner von Tyrol kommenden Corps Gefahr lief, abgeschnitten zu werden, verlangte er, um Zeit zu gewinnen, einen Waffenstillstand; aber man antwortete ihm, daß man eine Waffenruhe nur gewähren könne, um über einen endgultigen Friedensschluß zu verhandeln. Am 5. April erlitt der Erzherzog bei Unzmarkt eine neue Niederlage und sein Marsch glich von jetzt an mehr einer Flucht, als einem Rückzuge. Am 7. April erreichte unsere Avantgarde Leoben, einen Ort, dessen bis dahin unbekannter Name durch die daselbst gepflogenen Verhandlungen eine traurige Berühmheit erlangte.

Die französische Armee stand nur noch fünfundzwanzig Wegstunden von Wien. Zwei österreichische Generale, von Bellegarde und von Meerfeld, kamen in's Hauptquartier und verlangten eine Waffenruhe, diesmal aber, um über den Frieden zu unterhandeln. Sie wurde ihnen auf fünf Tage gewährt; später verlängerte man sie vom 13. bis zum 20. April, um die nöthige Zeit für die Besprechung und Unterzeichnung der Präliminarien zu gewinnen.

Auf welcher Grundlage sollten die Friedensverhandlungen begonnen werden? Bonaparte hatte sich diese Frage oft genug vorgelegt, aber im Augenblick, als der Waffenstillstand unterzeichnet wurde, war er noch keineswegs mit sich darüber im Reinen. Er war nur fest entschlossen, vortheilhaftere Bedingungen von Oesterreich zu erhalten, als die, welche das Directorium in Clarke's Instructionen festgestellt; er war, nachdem er die Mission dieses Diplomaten vereitelt, sogar durch seine Ehre dazu verpflichtet. Gleichzeitig fühlte er, daß er auf die unüberwindlichsten Schwierigkeiten stoßen würde, wenn er nicht im Stande war, Oesterreich eine angemessene Entschädigung für den Verlust der Lombardei zu gewähren. Er hatte ebenso wie das Directorium daran gedacht, dem Kaiser eine Compensation auf Kosten Venedigs zu bieten, aber da er in diesem Augenblicke noch nichts von den Ereignissen in Salo wußte, vermochte er gegen die Republik auch nicht den Schatten einer Beschwerde aufzubringen. Allerdings zählte

er darauf, daß die Erschütterung, welche anfing, sich diesem alten Gebäude mitzutheilen, ihm binnen kurzem den nöthigen Vorwand bieten würde — aber dieser Moment konnte noch auf sich warten lassen und die Zeit drängte.

Mit ungeduldigem Auge überwachte er deshalb die Symptome einer Auflösung, die sich für seine Absichten zu langsam vollzog, zu welcher er indessen die Vorbereitungen zu gut getroffen hatte, um an ihrem baldigen Eintreten zweifeln zu dürfen. Am 5. April, ehe er noch die Depeschen Kilmaine's über den Zusammenstoß der aufständischen Bergbewohner mit seinen Truppen erhalten hatte, schrieb er an das Directorium: „Sie finden anliegend die Briefe, welche mir das Volk von Brescia und Bergamo geschrieben, sowie mehrere Proklamationen. Die Regierung von Venedig ist auf dem ganzen Festlande ziemlich allgemein verhaßt und es wäre möglich, daß die gegenwärtige Krisis ihren gänzlichen Zerfall herbeiführte."

Damit diese Möglichkeit sich verwirklichte, bedurfte es wenigstens einiger Vorwände, welche geeignet waren, diese große Verletzung des Völkerrechts in den Augen Europa's zu beschönigen. Der Kriegszustand allein hätte einen solchen Mißbrauch der Gewalt nicht gerechtfertigt, denn es war unmöglich, italienische Völkerschaften wegen des Unrechts ihrer Regierungen von Italien loszureißen und ihren natürlichen Feinden preiszugeben. Aber nicht umsonst hatte man in der Armee und in den öffentlichen Kundgebungen die Grundsätze und Gebräuche des Eroberungsrechtes in der brutalsten Form wieder zu Ehren gebracht. Es war die Vorbereitung auf das, was geschehen sollte.

Da Bonaparte so geschickt gewesen war, als es sich darum handelte, mit Venedig einen „offenen Zwist" zu unterhalten, der nur den Zweck hatte, „einige Millionen herauszuschlagen," ließ sich voraussehen, wie viel Kunst er aufbieten würde, als es galt, der Republik Provinzen zu nehmen, welche als Unterpfand des Friedens dienen und seine Triumphe befestigen sollten. Vorläufig beschränkte er sich darauf, die Methode, die sich bis dahin so erfolgreich erwiesen, in Anwendung zu bringen, d. h. er hörte nicht auf, sich bald unter dem einen, bald unter dem andern Vorwande in Klagen und Drohungen gegen die Republik Venedig zu ergehen und die Thatsachen, die er ausbeuten wollte, in's Maßlose zu vergrößern. Durch fortgesetzte Plackereien trieb er die venetianischen Agenten auf's Aeußerste, während er sich

den Anschein gab, als halte er die Veranlassung zu den viel begründeteren Beschwerden, die sie ihrerseits vorzubringen hatten, für reine Erfindung. Trotz der Absichten, welche dies Verhalten andeutete, geht indessen aus seiner Correspondenz mit dem Directorium hervor, daß er am 8. April die Verantwortlichkeit für eine Beschlagnahme der venetianischen Provinzen noch nicht auf sich zu nehmen wagte. Er rechnete darauf, die ganze Lombardei an Oesterreich abtreten und für Frankreich „im Herzen Italiens eine Republik von 2 Millionen Einwohnern behalten zu können." Das war der ganze Vortheil, den er, wie er sagte, aus seinen Erfolgen ziehen zu dürfen glaubte.

Am folgenden Tage, den 9. April, hatte er den Rapport Kilmaine's über die Ereignisse von Salo erhalten. Er begriff auf der Stelle, welche Vortheile ihm dieselben gegen die Republik in die Hände gaben, und ehe noch ein definitiver Entschluß über das einzuschlagende Verfahren in seiner Seele feststand, sandte er dem Dogen von Venedig eine niederschmetternde Botschaft: „Die gesammten festländischen Besitzungen der Republik standen unter Waffen und riefen: Tod den Franzosen! Mehre hundert Soldaten der italienischen Armee waren bereits zum Opfer gefallen. Venedig war es, welches diese Zusammenrottungen organisirt hatte, obgleich es sie verleugnete. Glaubte man etwa, daß er nicht fähig sein würde, dem ersten Volke der Erde Achtung zu verschaffen? Es war jetzt an dem Senat, zwischen Krieg und Frieden zu wählen! Wenn man die Aufläufe nicht verhinderte und unterdrückte, die Anstifter der Mordthaten nicht bestrafte und auslieferte, so war der Krieg erklärt und das Festland von der Tyrannei Venedigs befreit."

Diejenigen, welche unsere Darstellung verfolgt haben, brauchen wir wohl kaum darauf hinzuweisen, wie viel von diesem Zorn Komödie war. Die Ereignisse von Salo waren für Bonaparte ein beinahe unverhoffter Glücksfall und traten gerade zur rechten Zeit ein, um seine Pläne zu fördern und seinen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Da die Geschichte jedoch von ihrer ernsten Forschungsweise nicht abgehen darf, müssen wir die Thatsachen, welche diesen Beschuldigungen zu Grunde liegen, näher untersuchen, um uns zu überzeugen, bis zu welchem Grade sie auf Wahrheit beruhen. Venedig wurde um ganz zufälliger Ereignisse willen angeklagt, die das Ergebniß einer Volksbewegung, aber nicht das Werk der Regierung waren, mochten sich auch

einige untergeordnete Agenten derselben, in Folge der ihnen wiederfahrenen übeln Behandlung, daran betheiligt haben. Die Regierung hatte zwar die Waffen vertheilt — man hatte ihr dazu das Recht gegeben, indem man ihre Garnisonen verdrängte — aber trotz des Hasses, den wir gesäet, trotz des nur zu wohlbegründeten Interesses, das sie daran haben mußte, uns aus Italien vertrieben zu sehen, war sie doch zu vorsichtig, um einen Racheversuch in dem Augenblicke zu machen, wo sie sich bemühte, Frankreich für sich zu gewinnen und wo sie, nach Lallement's wie nach Bonaparte's eigenem Zeugniß, die so lästigen Verpflichtungen bezüglich der Lieferungen für die Armee mit dem gewissenhaftesten Eifer erfüllte. Was den Zusammenstoß der bergamaskischen Bergbewohner mit unseren Truppen betraf, so hatten die Insurgenten nur das Recht der Nothwehr in Anwendung gebracht; sie brauchten nur Repressalien für die Einnahme von Crema, für die Thaten der lombardischen Legion, die Kilmaine geschickt hatte, um ihre Dörfer niederzubrennen, für Ausschreitungen jeder Art, die unsere Truppen mit Verletzung des Neutralitätsrechtes seit sechs Monaten verübt. Ebenso wenig blieb Bonaparte bei der Wahrheit, wenn er angab, daß mehre hundert unserer Soldaten zum Opfer gefallen wären. Es bedarf in diesem Punkte nur seines eigenen Zeugnisses, denn an demselben Tage, den 9. April, sagte er, indem er in einem Briefe an Lallement seine Beschwerden gegen die Republik Venedig aufzählte: man habe „mehr denn fünfzig Franzosen ermordet." Diese Zahl war noch immer übertrieben.* Wenn aber Bonaparte in einem Parteigängerkriege sehr willkürlich die Bezeichnung Mord gebraucht, so folgt er damit der gewöhnlichen Anschauung des Soldaten, in dessen Augen der Mord nur berechtigt ist, wenn er in Uniform ausgeführt wird.

Auf noch weniger gutem Glauben beruhten die gegen den Senat erhobenen Beschuldigungen, daß derselbe künstlich Vorwände geschaffen habe, um die gegen unsere Armee gerichteten Zusammenrottungen entschuldigen zu können. Dieser Anklage nach hätte die Regierung von Venedig die Aufstände in Bergamo und Brescia, die ihr so große

* Es ist wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß alle angeführten Briefe und Berichte Bonaparte's seiner kürzlich veröffentlichten Correspondance entnommen sind.

Verlegenheiten bereiteten und ihren Untergang herbeiführten, selbst angezettelt. Diese Anschuldigungen sind bis zur Lächerlichkeit ungerecht, außerdem aber werden sie tausend Mal durch die geheimen Berichte der venetianischen Agenten widerlegt, in welchen sich unverkennbar Bestürzung und Unruhe ausspricht. Alle diese Verdächtigungen hatten nur eine Bedeutung, die, daß der Ruin Venedigs beschlossene Sache war. Was die Genugthuung betrifft, welche der General auf der Stelle verlangte, so war dieselbe bei dem precairen Zustande, in welchen man die gesetzliche Macht Venedigs auf dem Festlande gebracht hatte, völlig unausführbar und schon daraus ging klar hervor, daß die drohende Aufforderung nur den Zweck haben konnte, die venetianische Regierung in Bestürzung zu setzen, indem man die Gemüther mit Schrecken, Furcht und Erbitterung erfüllte. Diese Absicht ließ sich mit noch größerer Gewißheit aus den unbarmherzigen Verhaltungsmaßregeln erkennen, welche an demselben Tage an Kilmaine für den wahrscheinlich unvermeidlichen Fall abgingen, daß die verlangte Genugthuung nicht binnen vierundzwanzig Stunden geleistet würde. Bonaparte hatte einen Aufruf zur Insurrection beigefügt, der in allen Provinzen des Festlandes veröffentlicht werden sollte und sie binnen wenigen Stunden in Flammen setzen konnte.

Aber alle diese Zornesausbrüche, Drohungen und gebieterischen Forderungen waren eine so offenbare Komödie und die von Bonaparte verlangte Genugthuung war so wenig sein eigentliches Ziel, daß er sich nicht einmal die Mühe nahm, die Antwort des Senats zu erwarten, dessen Unterwerfung ihn nur auf's Neue in Verlegenheit gebracht haben würde, indem sie ihm die Repressalien, auf die er rechnete, unmöglich gemacht hätte. Am 15. April, zu derselben Stunde, als sein Adjutant Junot, durch Lallement im Senat von Venedig vorgestellt, dem Dogen Manin mit soldatischer Anmaßung den Brief Bonaparte's überreichte, lieferte der Schreiber desselben in der zu Leoben mit Herrn von Meerfeld und dem Marquis von Gallo abgehaltenen Conferenz, Venedig an Oesterreich aus. Ohne abzuwarten, welche Aufnahme seine Beschwerden finden würden, verfaßte er in Uebereinstimmung mit den beiden Bevollmächtigten drei verschiedene vorläufige Entwürfe und zwei derselben verfügten über das venetianische Gebiet als Entschädigungsobject.

Die Daten sind hier von größter Wichtigkeit, dennoch nehmen die

meisten Historiker nicht die geringste Rücksicht darauf und ahmen darin den Memoiren Napoleon's nach, in welchen die Reihenfolge der Ereignisse fortwährend so verkehrt ist, daß die Repressalien, welche seine gegen Venedig beobachtete Politik hervorrief, immer als Motiv seiner Entschlüsse erscheinen, während sie doch die Folgen derselben waren. So hat es z. B. den Anschein, als wäre der Präliminarfrieden von Leoben auf Grund der veronesischen Ostern abgeschlossen worden, während in Wirklichkeit die Abtretung der venetianischen Provinzen im Geiste Bonaparte's längst feststand, ehe er den mindesten Anlaß zu einer ernsten Beschwerde gegen die Signoria Venedigs hatte. Aus den in seinem Berichte an das Directorium enthaltenen Thatsachen und Geständnissen geht klar hervor, daß sein Entschluß in Bezug darauf bereits gefaßt war, nachdem er die Nachricht von dem unbedeutenden Zusammenstoß in Salo empfangen und noch ehe ihm die Antwort des Senats von Venedig zugekommen, d. h. in den Tagen vom 9. bis 15. März 1797.

Es dürfte hier an der Zeit sein, den Gang und die Tragweite der Verhandlungen in's Auge zu fassen, die nach der Verlängerung des Waffenstillstandes in Leoben gepflogen wurden. Bonaparte hatte, wie schon gesagt, keine Vollmacht, zu unterhandeln; Clarke allein war vom Directorium mit diesem Auftrage betraut worden, aber Clarke befand sich in Turin und nachdem Bonaparte, um der Form zu genügen, einen Courier an ihn abgeschickt, der keine allzu große Eile zu haben schien, diesen diplomatischen Bevollmächtigten zu erreichen, nahm der General, seiner Gewohnheit nach, keine weitere Rücksicht auf ihn. Herr von Meerfeld und Marquis von Gallo, der neapolitanische Gesandte, waren vom Wiener Hofe mit unbeschränkter Vollmacht versehen. Sie kamen am 13. April im Hauptquartier an und am 15ten fand die erste Conferenz in einem kleinen Pavillon statt, welcher in der Mitte eines neutral erklärten Gartens stand — „eine Komödie, schrieb Bonaparte, zu der ich mich hergab, um die lächerliche Eitelkeit dieser Leute zu schonen." Der General war so klug, vor allem die Etiquettenfragen zu beseitigen. Die österreichischen Bevollmächtigten stellten als ersten Artikel auf, daß der Kaiser die französische Republik anerkenne. „Streichen Sie das aus! rief Bonaparte; die französische Republik ist wie die Sonne am Himmel; schlimm für die, welche sie nicht sehen wollen."

Am folgenden Tage, 16. April, wurden drei Entwürfe ausgear-

No. XLIX. (Bibl. Sorbonn., No. 1793.)

GONDISSALINUS

De immortalitate animae.

Nosse debes ex aliis quidem IV^or^ modis humanis consuliter moribus, et 1.° quidem sensu per experientiam. 2.° poena per legem. 3.° philosophia per probationem. 4.° divinitus per prophetiam et revelationem in quo appareret quantum noxium et quantum perniciosum divina bonitas reputaverit errorem animarum humanarum circa se ipsas et maxime illum qui est de immortalitate naturali illarum, quoniam destituit fundamentum honestatis et religionis totius. Quid enim restat de immortalitate sua animabus, cum nulla sit eis spes vitae alterius, et ideo nulla obtinendae verae felicitatis. Ubi prostitutio vitiorum et ipsa honestas quid aliud eis quam dementia reputabitur, dum se vident fraudari praesentibus et aliam non expectant, nullo modo eis suaderi poterit quid aliud sit honestatis persuasio, quam imperatorum deceptio: et ipsa laudabilium morum professio deceptorum deliramentum: ex quo rerum humanarum intollerabilis perturbatio vitae, omnimodo confessio, et extremum malorum omnium creatoris exhonoratio, consequuntur. Merito igitur causa noxio errori tot medicamenta apposuit divina miseratio ut lex per poenas medeatur contumacibus, et philosophia per probationes ignorantibus; et prophetia per revelationem, divinam autoritatem venerari volentibus; sensus quo experiri cupientibus, non solum testimonio accepto a resurgentibus et ab altera vita redeuntibus, sed ab ipsis animabus suis se ipsas et a corpore, et ab aliis abstrahere volentibus, et ad semet ipsas se colligentibus; haec enim indubitanter sentiunt se nichil habere cum morte, et seorsum se esse a regione mortis agnoscunt, et continuitatem suam ad fontem vitae, et nihil est interponibile. Sibi et fonti vitae quod fluxit super illas impediat et avertat. Sed ista experientia animabus in ista sensibilia effusis atque dispersis et in corporibus propriis incarceratis est impossibile; qualiter autem

beitet, die man nach Wien schickte, um sie dem Kaiser vorzulegen. Alle drei stellten als Grundlage die Abtretung Belgiens und die Anerkennung der Rheingrenze auf, aber sie waren verschieden in Bezug auf die Oesterreich gebotenen Compensationen. Zwei dieser Pläne entschädigten den Kaiser auf Kosten aller oder einiger Besitzungen Venedigs, der dritte bot einfach die Zurückgabe Mailands und der Lombardei und ließ Venedig aus dem Spiele.

In dem sehr allgemein gehaltenen und sehr lückenhaften Berichte, welchen Bonaparte dem Directorium über diese Verhandlungen sandte, sprach er sich folgendermaßen aus:

„Sie verlangten die Rückgabe Mailands, und zwar so, daß ihnen in Folge dieses ersten Artikels die Lombardei und irgend ein beliebiger Theil des venetianischen Gebietes oder der Legationen zufiel. Wenn ich auf diesen Vorschlag einging, hatten sie Vollmacht, auf der Stelle zu unterzeichnen. Dies Abkommen schien mir indessen nicht möglich.

„Se. Majestät der Kaiser hat erklärt, daß er keine Entschädigung in Deutschland wolle. Ich habe als ersten Artikel die Räumung Mailands und der Lombardei vorgeschlagen, aber darauf gingen sie nicht ein. Endlich haben wir uns über die drei Pläne geeinigt, die nach Wien geschickt sind." (An das Directorium 16. April.)

Um das doppelte Spiel, das Bonaparte mit aller Welt spielte, beurtheilen zu können, müssen wir uns die letzten Zeilen der Proclamation vergegenwärtigen, die er vier Tage vorher, am 12. April, an dieselben Lombarden richtete, welche er jetzt auf's Neue an Oesterreich auszuliefern sich erbot — an Oesterreich, das noch ungewiß war, ob es sie wiedernehmen oder sich auf eine zugleich reichere und bequemer gelegene Beute stürzen sollte.

„Ihr verlangt Bürgschaften für Eure künftige Unabhängigkeit, aber liegen diese Bürgschaften nicht in den Siegen, welche die italienische Armee jeden Tag erkämpft? Jeder unsrer Siege ist eine Zeile Eurer constitutionellen Verfassung! Thatsachen stehen hier an der Stelle einer an und für sich nichtssagenden Erklärung. Ihr könnt nicht daran zweifeln, daß die Regierung das Interesse und den Wunsch hat, Euch frei und unabhängig zu sehen." *

* Moniteur, wiedergegeben in der Correspondance.

Das war aber noch nicht Alles. Aus den eigenen ausdrücklichen Erklärungen Bonaparte's geht hervor, daß er, indem er an sein. Regierung schrieb: „Der Kaiser wolle keine Entschädigung in Deutschland", das Vertrauen des Directoriums täuschte. Wir lassen hier das eigenthümliche Geständniß folgen, das er über diesen Punkt in seinen Memoiren niedergelegt.

„Die österreichischen Bevollmächtigten erklärten sich schon in der ersten Besprechung mit der Abtretung Belgiens und der Annahme der Rheingrenze einverstanden, aber sie verlangten Entschädigungen, und als man ihnen solche in Deutschland, z. B. in Baiern bot, fügten sie hinzu: daß in diesem Falle die Republik Venedig und ihr jetziger Besitzstand garantirt, sowie die Aristokratie des goldenen Buches gesichert und befestigt werden müsse, denn sie könnten unter keiner Bedingung zugeben, daß sich die italienische Republik von den Alpen und Apenninen bis zum Isonzo und den Julischen Alpen ausdehne. Das hätte aber geheißen, den thätigsten und beharrlichsten Feind der französischen Republik consolidiren."

Man ersieht daraus, wie leicht es dem General gewesen wäre, die große Ungerechtigkeit zu vermeiden, welche seine Siege besudelte. Die Besitzergreifung von Baiern durch Oesterreich wäre vom Rechtsstandpunkte aus keineswegs unverwerflich gewesen, aber Baiern hatte uns wenigstens Grund zu berechtigten Beschwerden gegeben, da es Krieg mit uns führte, und wir hätten es in seiner Nationalität nicht verletzt, indem wir es an eine deutsche Macht abtraten, auf welche das Gehässige dieses Vertrags allein zurückfiel.

Nachdem Bonaparte dem Directorium in Kürze den Stand der Verhandlungen dargelegt, erging er sich in bittern Klagen bezüglich der Rheinarmeen, deren Eingreifen, auf das zu warten er eigensinnig verweigert hatte, den Friedensabschluß so bedeutend erleichtert haben würde.

„Wenn Moreau den Rhein überschreiten wollte, würde er ihn überschreiten, und wenn er ihn ohne Zögern bereits überschritten hätte, so befänden wir uns jetzt in der Lage, die Friedensbedingungen nach Gutdünken zu dictiren, ohne irgend welche Gefahr zu laufen. Aber wer immer besorgt, seinen Ruhm zu verlieren, verliert ihn sicher. Ich habe die Julischen und die Norischen Alpen auf drei Fuß hohem Eise überschritten, ich habe meine Artillerie auf Wegen hinübergeführt, auf

denen bis dahin kein Karren gefahren war, und Jedermann hielt die Sache für unmöglich. Hätte ich nichts im Auge gehabt, als die Ruhe der Armee und mein eigenes Interesse, so würde ich allerdings jenseit des Isonzo Halt gemacht haben. Ich bin in Deutschland eingebrochen, um der Rheinarmee zu Hülfe zu kommen und den Feind zu verhindern, in die Offensive überzugehen. Ich stehe vor den Thoren Wiens, und dieser hochmüthige, unverschämte Hof hat Bevollmächtigte in mein Hauptquartier geschickt. Die Rheinarmeen müssen kein Blut in den Adern haben. Wenn sie mich im Stiche lassen, gehe ich nach Italien zurück. Das gesammte Europa wird das Verhalten der beiden Armeen richten. Sie werden bald die ganze Macht des Kaisers auf den Fersen haben; sie werden unterliegen und zwar durch ihre Schuld."

Es war nicht leicht möglich, die Fehler des eigenen Verhaltens mit größerer Ungerechtigkeit Andern aufzubürden. Hoche und Moreau, weit entfernt, die Eröffnung des Feldzuges verzögern zu wollen, bequemten sich nur widerwillig zu der ihnen vorgeschriebenen Langsamkeit, und wenn sie durch ihre Thaten nicht dazu beitrugen, vortheilhaftere Friedensbedingungen zu erreichen, so war es nur, weil Bonaparte die Ehren des Krieges nicht mit ihnen theilen wollte. An seinen Beschuldigungen war nichts Wahres, als die Furcht, die Verhandlungen scheitern zu sehen und in Folge dessen unter erschwerenden Umständen einen Krieg wiederbeginnen zu müssen, dessen ganze Verantwortung er allein zu tragen hatte und dessen Ausgang ein sehr ungewisser war. Zu dieser Befürchtung gesellte sich der Wunsch, den Vorwürfen zuvorzukommen, die man ihm mit Recht zu machen hatte.

Da zwei Tage später, d. h. am 18. April, Clarke noch nicht angekommen war, wie Bonaparte mit einigem Grunde erwarten durfte, so unterzeichnete man die Friedenspräliminarien in der Voraussetzung, den Frieden selbst in einem Congreß, der in Bern zusammentreten sollte, zum Abschluß zu bringen. Der Kaiser verzichtete auf alle seine Rechte an die belgischen Provinzen, wie auf die an die Lombardei. Er wurde dafür entschädigt durch Ueberlassung der venetianischen, zwischen dem Oglio, dem Po und dem Adriatischen Meere gelegenen Provinzen, sowie durch Istrien und Dalmatien.

Was den Rest der venetianischen Besitzungen auf dem Festlande betrifft, so wurden sie zu Frankreich geschlagen, das sie seinerseits

wieder mit einem Aufwande unnützer Formalitäten an die sogenannte unabhängige Republik abtrat, welche durch die Vereinigung der Lombardei, Mantua's, Reggio's und Modena's gebildet werden sollte. Die Republik Venedig war also auf die Lagunen reducirt, die ihre Wiege gewesen; um aber dem schlimmen Eindruck, welchen ihre Beraubung hervorbringen mußte, zuvorzukommen, bot man ihr die drei Legationen, Ferrara, Bologna und Romagna als Entschädigung — ein Anerbieten, das indessen nichts war, als eine leere Spiegelfechterei, denn die Leiter der Unterhandlungen wußten besser als irgend Jemand, daß Venedig diese Provinzen nicht annehmen würde oder doch nicht behaupten konnte.

Wie viel Bonaparte selbst von dieser Entschädigung hielt, welche Venedig über Alles, was es verloren, trösten sollte, geht aus seinen eigenen Worten hervor:

„Was die Verzichtleistung auf unsere Rechte an die Provinzen Bologna, Ferrara und die Romagna, im Austausch gegen die Besitzungen Venedigs, betrifft, so bleiben diese Provinzen nach wie vor in unserer Gewalt. Sobald wir, im Einverständniß mit dem Kaiser, den Senat dahin gebracht haben, in den Tausch zu willigen, erleidet es keinen Zweifel, daß die Republik Venedig von der lombardischen Republik beeinflußt wird und in unsern Händen ist. Findet der Austausch nicht statt, nimmt der Kaiser einen Theil des venetianischen Gebietes in Besitz, ohne daß der Senat eine so unpassende und ungenügende Entschädigung acceptirt, so bleiben die drei Legationen zu unserer Verfügung und wir vereinigen Bologna und Ferrara mit der lombardischen Republik." (An das Directorium 19. April 1797.)

An einer anderen Stelle desselben Briefes spricht er mit aller nur wünschenswerthen Klarheit den Gedanken aus, der seiner Politik zu Grunde liegt. „Wir haben," sagt er, „im Herzen Italiens eine Republik, mit welcher wir durch das Gebiet von Genua und durch das Meer in Verbindung stehen. Dadurch sind unsere Communicationen für alle künftigen Kriege in Italien gesichert. Der König von Sardinien ist von jetzt an in unserer Gewalt."

Es war also eine Eroberung, die er für Frankreich machte, indem er die italienische Republik in's Leben rief, und indem er Venedig eine Entschädigung bot, suchte er nur Gelegenheit, an das letzte Asyl dieser

Republik Hand zu legen. Dies waren die Grundsätze, die ein junger General, dessen Ruhm erst von gestern stammte, offen und frei Männern gegenüber auszusprechen wagte, die sich Republikaner nannten; solche vertraulichen Mittheilungen durfte er sich, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, der Regierung gegenüber erlauben, welche soeben aus einer Revolution hervorgegangen war, die so viel Blut zu Ehren der Menschenrechte vergossen hatte!

Während Bonaparte den Präliminarfrieden von Leoben unterzeichnete, rückten die Rheinarmeen in's Feld, um den General durch eine Mitwirkung zu unterstützen, die er im Voraus unnütz gemacht hatte. Hoche, der bei jedem neuen Sieg der italienischen Armee vor Ungeduld zitterte und dem das Glück bis dahin stets eine seinen großen Fähigkeiten entsprechende Aufgabe versagt hatte, verwünschte die Zögerungen und die Langsamkeit, die ihn fesselten, als ob er geahnt hätte, daß seine Augenblicke gezählt waren und daß jeder unbenutzt verflossene Tag seinem Ruhme verloren ging. Der kühlere Moreau befand sich in Paris und bat dort um eine elende kleine Summe, die er nicht erhalten konnte und die ihm zur Eröffnung des Feldzuges unentbehrlich war. Endlich stürzte sich Hoche zuerst und ohne die Rückkehr Moreau's abzuwarten, vorwärts. Er überschritt den Rhein bei Neuwied, schlug die Oesterreicher bei Heddersdorf, nahm ihnen sechstausend Gefangene ab, umging sie durch eine schnelle Bewegung und war eben im Begriff, ihnen den Rückzug abzuschneiden, als ein Courier die Nachricht von der Unterzeichnung des Präliminarfriedens brachte und ihn inmitten seiner Erfolge aufhielt.

Dies war die letzte Waffenthat des jungen Helden, der unterliegen sollte, noch ehe sein Tag gekommen war. Die Armee Moreau's führte, von Dessaix befehligt, mit gleichem Glück den Uebergang über den Rhein unterhalb Straßburg aus, warf sich auf die Oesterreicher und trieb sie in die Berge des Schwarzwaldes, mußte sich aber ebenfalls zurückziehen, da Moreau dieselbe Nachricht von dem Abschlusse des Präliminarfriedens empfing. Auf diese Weise ging die Beihülfe der Rheinarmeen, welche, wenn Bonaparte sie hätte erwarten wollen, auf einen vortheilhaften Friedensschluß von entscheidendem Einfluß gewesen wäre, für uns verloren und ihr Gewicht fiel nicht in die Wagschale.

Achtes Kapitel.

Die Cession Venedigs. — Der 18. Fructidor.

Dank dem Brennstoffe aller Art, den unsere Politik unter dem Vorwande, löschen zu wollen, in die Feuersbrunst schleuderte, ging die Krisis, die sich seit so langer Zeit in den venetianischen Staaten vorbereitete, mit großen Schritten ihrer Entwickelung entgegen. Die durch Demüthigungen, Beraubungen und Plackereien hervorgerufene und fast seit Jahresfrist zurückgehaltene Erbitterung des Volkes mußte hervorbrechen, sobald der Groll mächtiger wurde, als die Furcht. Sie machte sich in den beklagenswerthesten Vorgängen Luft. Am 15. April 1797 hatte Junot dem Senat von Venedig die niederschmetternde Botschaft Bonaparte's überreicht. Der Adjutant selbst las sie mit affectirter soldatischer Barschheit in der vor Schreck und Bestürzung erstarrenden Versammlung vor. Die Antwort des Dogen war demüthiger, unterwürfiger, ergebungsvoller, als für den Repräsentanten einer ehemals so stolzen Republik angemessen schien. So tief Venedig auch gesunken sein mochte, bei dieser Gelegenheit hätte es sich seiner früheren Würde erinnern sollen. Die Senatoren schlossen sich durch ihre Abstimmung den Worten des Dogen an und kamen unter Anderem überein, zwei Deputirte an den General zu schicken. Die venetianische Regierung konnte nicht mehr daran zweifeln, daß die zwischen Frankreich und Oesterreich schwebenden Verhandlungen ihrem Abschluß nahe waren; sie wußte ebenso gut, daß man über die Theilung ihrer Provinzen berieth — sie hatte also ein dringendes Interesse, Niemand Grund zur Unzufriedenheit zu geben, und erwartete mit einer an Ent-

setzen grenzenden Angst das Resultat der Schritte ihres Gesandten in Paris, sowie den Erfolg der an Bonaparte abgeschickten Deputation, als die Nachricht von der Erhebung Verona's eintraf und ihre letzten Hoffnungen niederwarf.

General Kilmaine hatte bei Empfang der Depesche Bonaparte's eine sofortige Entwaffnung nicht nur der Aufständischen, sondern aller noch auf dem Festlande befindlichen venetianischen Truppen angeordnet. Diese Maßregel wurde in Peschiera, Castelnovo und mehreren anderen Orten ohne Schwertstreich ausgeführt. Nur in Verona, wo die Venetianer an Zahl stärker waren, als die Franzosen, und durch die Einwohner unterstützt wurden, sah man sich genöthigt, die Entwaffnung zu verschieben. Die beiden Garnisonen standen einander mißtrauisch, gereizt, so zu sagen Gewehr im Arm, gegenüber und zwar inmitten einer Bevölkerung, die, im Besitz des wichtigsten strategischen Punktes, um den sich von Anfang des Krieges der Kampf gedreht hatte, auch durch die Leiden und Uebel, die wir ihr zugefügt, am erbittertsten war.

Bei einem solchen Stande der Dinge genügte ein Funke, um die Explosion zum Ausbruch zu bringen. Am 17. April traf in der Stadt eine französische Verstärkung ein, die man natürlich dazu bestimmt glaubte, Unterdrückungsmaßregeln, wie sie in den umliegenden Ortschaften stattgefunden, zu unterstützen. Die Soldaten wurden sofort vom Volk umringt und es gelang ihnen nur mit Mühe, sich der Garnison anzuschließen. Als sich bald darauf ein Kampf zwischen zwei Patrouillen entspann, erhob sich das gesammte Volk mit einem Rachegeschrei gegen die Franzosen. Alles, was sich nicht in die Forts flüchtete, wurde an diesem und in den folgenden Tagen von dem wüthenden Volke umgebracht. Verona wurde der schmähliche Schauplatz aller Schrecken, welche Volkserhebungen gewöhnlich begleiten. Während der ganzen Zeit hatten unsere in der Citadelle befindlichen Soldaten die Stadt bombardirt. Man zögerte nicht, sie durch überlegene Streitkräfte, welche die Stadt einschlossen und den Aufstand niederwarfen, zu befreien. Von unserer Seite waren gegen 300 Opfer gefallen. Das waren die Veronesischen Ostern, der plötzliche und furchtbare Ausbruch einer lange zurückgedrängten Erbitterung. Der Rachedurst, der am ersten Tage ungestillt geblieben, erreichte seinen Höhepunkt am 18. April; es war, als hätte der Haß des Volkes, hellsehender als die Politik der Staatsmänner, errathen, daß in diesem Moment Bonaparte den Präliminar-

frieden von Leoben unterzeichnete und die Festen Venedigs an Oesterreich auslieferte.

Zwei Tage später fand Frankreich eine neue Veranlassung zur Beschwerde. Ein französisches, vom Capitain Laugier commandirtes Schiff hatte sich in der Nähe des Pulverthurms am Lido vor Anker gelegt. Ein altes Gesetz, dem sich selbst die englische Marine gewissenhaft unterwarf,* untersagte jedem Kriegsschiffe das Einlaufen in den Hafen und Laugier wurde daher von einem venetianischen Officier aufgefordert, unter Segel zu gehen. Der Capitain weigerte sich in einem Tone, der mehr auf eine Prahlerei schließen ließ, als auf ein Mißverständniß, und die Forts beschossen das Schiff mit Kanonen. Einige Mann wurden getödtet, die übrigen gefangen genommen — ein Unglück, das jeden Gedanken an Berechnung ausschließt, denn es vermehrte die Gefahr der Republik, ohne derselben den mindesten Vortheil zu gewähren, und war zum Theil der Großsprecherei des französischen Capitains, zum Theil der blinden und brutalen Voreiligkeit des venetianischen Officiers zuzuschreiben.

Die Abgesandten des Senats trafen den Oberbefehlshaber in Gratz. Er wußte bereits von den Ereignissen in Verona und die beiden Deputirten erkannten bald, daß seine Beschlüsse in Bezug auf Venedig unwiderruflich feststanden, und daß er nicht geneigt war, irgend einer Vorstellung Gehör zu schenken; aber das eigentliche Motiv der Unbeugsamkeit, die er ihnen entgegenstellte, vermochten sie nicht zu ergründen, da der Inhalt der Präliminarien von Leoben geheim gehalten wurde. Die Genugthuung, welche die Gesandten boten, befriedigte Bonaparte nicht; er wollte der Republik Gesetze geben und sprach als unbeschränkter Gebieter. „Ich habe 24,000 Mann Soldaten, habe Kanonenboote; will keine Inquisition, keinen Senat mehr; ich werde für Venedig ein Attila sein .... Ich will kein Bündniß mit Ihnen, mag von Ihren Plänen nichts wissen — ich will Ihnen Gesetze vorschreiben .... Versuchen Sie nicht, mich zu hintergehen, um Zeit zu gewinnen. Die Edlen Ihrer Provinzen, die bis jetzt nur Ihre Sclaven waren, sollen wie alle Anderen Theil an der Regierung haben — aber diese Regierung ist altersschwach, sie muß zusammenbrechen!"

In diesem, in so despotischem Tone ausgesprochenen: ich will!

* Botta, Storia d'Italia.

kündigte sich noch etwas Anderes an, als der Untergang der Republik Venedig! Und dennoch, trotz dieses herrischen Willens, wie viel Verstellung in seinen Worten! Was würden sie gesagt haben, diese Edlen der Provinzen, deren Sache er so ritterlich zu verfechten schien, wenn sie gewußt, daß der Mann, der tief empört war, in ihnen die Sclaven Venedigs zu sehen, sie bereits zu Unterthanen Oesterreichs gemacht hatte!

Am Schlusse des Rapports, in dem die Deputirten über diese Unterredung berichteten, fügten sie hinzu: „Wir bedauern, Ihnen nicht bestimmte Einzelnheiten bezüglich des Friedensvertrages mittheilen zu können, aber das Geheimniß ist undurchdringlich. Wolle Gott, daß sich nicht die Theilung der venetianischen Staaten dahinter versteckt!" *

Trotz der Gereiztheit, die sich in seinen Worten aussprach, hatte der General die Abgesandten des Senats empfangen und angehört; er hatte nicht vollständig mit ihnen gebrochen, hatte den Krieg nicht erklärt; sie gaben also die Hoffnung, ihn zu beschwichtigen, nicht völlig auf. Am zweiten Tage nach der Unterredung traf indessen die Nachricht vom Tode des Capitains Laugier ein — ein Ereigniß, das so ganz wie gerufen kam, uns neue Vorwände zum Unwillen zu geben, daß man es hin und wieder für berechnet gehalten hat. Bonaparte wollte nun nichts mehr hören; er schrieb an die Deputirten, daß er sie, „die von französischem Blute triefen," nicht empfangen könne, und veröffentlichte dann zu Palmanova das Manifest, welches unsere Kriegserklärung gegen die Republik Venedig enthielt.

Dies Manifest von Palmanova war an das ganze Europa gerichtet, besonders aber an die gesetzgebenden Räthe in Paris. Es enthielt eine Aufzählung aller Uebelthaten, welche der General der Republik Venedig unterschob. Dieselben waren mit einem großen Aufwande von Kunst dargelegt und gruppirt, und so beleuchtet, wie es zu seiner Politik stimmte. Die einzelnen kleinen Kämpfe der venetianischen Insurgenten mit unseren Truppen waren maßlos übertrieben; die zufälligen oder ganz gegen Wunsch und Willen der Regierung eingetretenen Ereignisse, die zu verhindern in ihrem Interesse gelegen hätte, waren in lange vorbereitete Verschwörungen umgewandelt und aus allem

* Der größte Theil dieser Berichte ist in der sonst sehr parteiischen und wenig genauen Histoire de Venise von Daru wiedergegeben.

Zusammenhange mit den Umständen gerissen, die sie vorbereitet oder hervorgerufen hatten.

Die Veröffentlichung dieser Kriegserklärung brachte in den festländischen Besitzungen Venedigs eine vollständige Umwälzung hervor. Der Löwe von St. Marcus wurde in allen Städten gestürzt und durch den Freiheitsbaum ersetzt, und diese Veränderung ging mit um so größerer Leichtigkeit von statten, da sich die Provinzen von der Rückkehr einer siegreichen und gereizten Armee bedroht sahen. Außerdem existirte in diesen Provinzen eine Partei, die sich, durch unsere Gegenwart ermuthigt, durch eine thätige und fortgesetzte Propaganda jeden Tag zu verstärken suchte.

Bonaparte begab sich geraden Weges nach den Lagunen. Obwohl auf ihr letztes Asyl, die ehemalige Wiege ihrer Macht, beschränkt, hätte die Republik noch immer vermocht, ihm einen ernsten und langen Widerstand entgegenzusetzen. Trotz Allem, was der General den venetianischen Gesandten gesagt hatte, um sie zu schrecken, mangelte es unseren Truppen nicht nur an Kanonenbooten, sondern beinahe an allen Transportmitteln. Venedig hingegen besaß eine große Menge Fahrzeuge jeder Art und seine Zugänge waren durch zahllose Batterien geschützt. Die Besatzung, welche sich auf etwa 13,000 Mann belief, bestand zum Theil aus Italienern, zum Theil aus Slavoniern. Letztere hatten für die Republik allerdings nur jene Anhänglichkeit, welche Söldner für Diejenigen hegen, die sie bezahlen.

So unzuverlässige Elemente dies nun auch sein mochten, so hätten sie dennoch unter einer energischen und entschiedenen Führung furchtbar werden können. Aber die äußerste Entmuthigung hatte sich aller Venetianer bemächtigt, und beinahe Niemand wagte, an einen Widerstand gegen die Armee zu denken, die selbst das Kaiserreich besiegt hatte. Diejenigen aber, welche diese Entmuthigung nicht theilten, hegten Gefühle, welche nicht weniger gefährlich waren. Bei großen allgemeinen Gefahren ist Hoffnung zuweilen noch verderblicher als Furcht. In gläubigen Gemüthern war die Hoffnung erwacht, den General durch ein Eingehen auf alle von ihm gestellten Forderungen besänftigen zu können. Die große Menge, immer geneigt, sich in angenehme Täuschungen zu wiegen, war weit entfernt, die Absichten zu argwöhnen, die sich hinter dem schwer zu besänftigenden, weil berechneten Zorne des Generals verbargen. Ihr blindes Vertrauen

huic errori philosophia probationibus occurrat, docere in praesenti temptabimus.

Et jam nosti ex doctrina logices. . .

No. L.

Auszug aus Fr. Pipini's Chronik über Gerard von Cremona.

Gerardus Lombardus, natione Cremonensis, magnae linguae translator arabicae, imperante Friderico, anno scilicet Domini 1187, qui fuit imperii ejusdem Frederici XXXIV., vita defungitur septuaginta tres annos natus habens. Hic tam in dialectica, quam geometria, et tam in philosophia, quam physica, et nonnullis aliis scientiis multa transtulit. Qui licet famae gloriam spreverit, favorabiles laudes, et novas saeculi pompas fugerit, nomenque suum nubes et inania captando noluerit dilatari, fructus tamen operum ejus per secula redolens, probitatem ipsius enunciat et declarat. Is etiam quum bonis floreret temporalibus, bonorum tamen affluentia vel absentia ejus animum nec extulit, nec depressit; sed viriliter duplicem occursum fortunae patiens, semper in eodem statu constantiae permanebat. Carnis desideriis inimicando, solis spiritualibus adhaerebat. Cunctis etiam praesentibus atque futuris prodesse laborabat, non immemor illius Ptolomaei: *quum fini appropinquas, bonum cum augmento operare.* Et quum ab ipsis infantiae cunabulis, in gremiis philosophiae educatus esset, et ad cujuslibet artis notitiam secundum Latinorum studium pervenisset, amore tamen Almagesti, quem apud Latinos minime reperiit, Toletum perrexit, ubi libros cujuslibet facultatis in Arabico cernens, et Latinorum penuriae de ipsis, quam noverat, miserans, amore transferendi linguam edidicit Arabicam; et sic de utroque, de scientia videlicet, et idiomate confisus, de quamplurium facultatum libris quoscumque voluit elegantiores Latinitati, tamquam dilectae heredi, planius atque intelligibilius, quo ei pollere fuit, usque ad finem vitae transmittere non cessavit. Inter caetera, quae transtulit, habentur in arte tam physicae, quam aliarum facul-

trug dazu bei, die Minorität zu lähmen, die ſich für energiſche Beſchlüſſe ausſprach. Die Mitglieder der Regierung verſammelten ſich bei dem Dogen und riefen den großen Rath zuſammen. Dieſe Verſammlung, die zum großen Theil aus Greiſen beſtand, welche von der allgemeinen Beſtürzung ergriffen, nur von Furcht und Altersſchwäche beſtimmt wurden, beſchloß, zwei Commiſſaire an den General zu ſchicken, die ſich mit ihm über alle ihm genehmen Veränderungen in der Verfaſſung Venedigs verſtändigen ſollten. Es war dies eine Machtentäußerung, die kaum dadurch verſchleiert wurde, daß der große Rath ſich das Recht vorbehielt, den Vorſchlägen Bonaparte's die Beſtätigung zu ertheilen oder zu verweigern.

Die Commiſſaire fanden Bonaparte in Marghera. Er nahm Kenntniß von dem Beſchluſſe des großen Rathes und erwiederte ſogleich, „daß keine Art von Vertrag zwiſchen ihnen möglich ſei, bis man die drei Inquiſitoren des Staates und den Commandanten des Lido an ihn ausgeliefert habe. Die Lagunen ſollten ihn nicht aufhalten: ehe vierzehn Tage vergingen, würde er in Venedig ſein und die Edlen Venedigs verjagen, wie man die franzöſiſchen Emigranten verjagt hätte." Auf die Bitten der Abgeſandten gewährte er einen Waffenſtillſtand von ſechs Tagen.

Am 4. Mai erſchienen die Commiſſaire vor dem großen Rath, welcher, in allen Punkten nachgebend, alle verlangten Verhaftungen zugeſtand und ſeine Bevollmächtigten autoriſirte, Veränderungen der Verfaſſung zu bewilligen. Er ging ſelbſt über das von ihm Verlangte hinaus, indem er, trotz der verzweifelten Gegenrede mehrerer Senatoren, den Commandanten der Lagunen beauftragte, über die Capitulation zu verhandeln. Bonaparte war nach Mailand zurückgekehrt; dort ſollten ihn die Commiſſaire aufſuchen, wodurch die Verhandlungen aufgehalten und in die Länge gezogen wurden. Während der Zeit wuchs in Venedig die Gährung. Man hatte die Beſchlüſſe des großen Rathes erfahren; die Regierung war durch die Verhaftung der drei Inquiſitoren vernichtet. Verwirrung, Schrecken und Aufregung waren durch dieſe Vorgänge auf's Aeußerſte geſtiegen. Die demokratiſche Partei, die — bis dahin beinahe unbemerkt — ſich ſchnell aus den Reihen derer recrutirte, welche Unſicherheit, perſönlicher Vortheil oder Furcht in die Arme Frankreichs trieb, holte ſich ihre Verhaltungsmaßregeln von Villetard, unſerem Geſchäftsträger, der in Folge der

Kriegserklärung an Lallement's Stelle getreten war. Diese Partei hoffte zuversichtlich, den General, indem sie allen seinen Wünschen zuvorkam und alle seine Forderungen erfüllte, für die neue Organisation zu gewinnen, welche der alten venetianischen Aristokratie demnächst folgen sollte. Villetard, der seine Befehle für diesen vorausgesehenen Fall erhalten hatte, spornte ihre Ungeduld durch Versprechungen, die um so überzeugender wirkten, da er sie in gutem Glauben gab. Binnen wenigen Tagen wurde er der Mittelpunkt, der wirkliche Führer der Bewegung und zeichnete ihr Punkt für Punkt ein Programm vor, das sofort populär wurde, da man wußte, daß es von Bonaparte dictirt war. Die Absetzung der aristokratischen Regierung, die Annahme einer Municipalverwaltung, die Entfernung der Slavonier, die Errichtung einer Nationalgarde, die Aufnahme einer französischen, 4000 Mann starken Besatzung, das waren die Bedingungen, welche Villetard den venetianischen Demokraten vorschrieb. Das Volk nahm sie als das einzige und letzte Rettungsmittel begierig an. Die demokratische Partei war in diesem Moment die einzige, die einen Willen hatte und eine bestimmte Richtung, ein feststehendes Programm verfolgte. Sie beruhigte die Einen, denen sie gleichsam als Schutzwache erschien, und erfüllte die Anderen, die in ihr eine Bundesgenossin des Feindes sahen, mit Schrecken. Die Besorgnisse der Letzteren wuchsen mit der Begeisterung der Ersteren und die Meuterei der Slavonier, die man nach Dalmatien zurückschickte, ließ befürchten, daß sich Mord und Plünderung zu der allgemeinen Verwirrung gesellen möchten. Ein letztes Mal wurde der große Rath zusammenberufen. Er nahm die Vorschläge Villetard's an, ohne sie auch nur zu berathen, und verfügte seine eigene Absetzung unter schwer zu beschreibendem Tumulte. Er erklärte, daß er seiner Macht zu Gunsten einer provisorischen Regierung entsage, wenn diese den Wünschen des französischen Oberbefehlshabers entspreche, und gab sich selbst das Zeugniß, daß er keine andere Absicht gehabt habe, als das Vaterland, die Religion und das Eigenthum zu schützen. Dies war die letzte Lebensäußerung einer Regierung, die Bonaparte „grausam, verrätherisch und blutgierig" nannte. Hätte sie diese Bezeichnung verdient, so wäre sie ohne Zweifel im Stande gewesen, sich länger zu behaupten. Mit viel größerem Rechte wird ihr die Geschichte ihre Unthätigkeit, ihre Kleinlichkeit und ihr lächerliches Vertrauen auf die alte diplomatische Routine zum Vorwurf machen.

Das Bekanntwerden dieses seltsamen Beschlusses brachte im Volke eine Reaction zu Gunsten der nationalen Regierung hervor. Jedermann fühlte, daß diese alten Institutionen, so verbraucht und verrottet sie auch sein mochten, dessenungeachtet, der Fremdherrschaft gegenüber, die Unabhängigkeit des Vaterlandes repräsentirten. Ein Aufstand — der letzte Herzschlag des alten Stolzes und des ersterbenden Patriotismus der Republik — kam zum Ausbruch. Nachdem er gedämpft war, wurde eine provisorische Municipalität ernannt. Die venetianische Flotte holte selbst die französische Besatzung ein und unsere Truppen nahmen Venedig in Besitz, empfangen von einem düsteren Schweigen, das mit der schamlosen Freude vereinzelter Gruppen im schroffen Gegensatz stand. (16. Mai 1797.)

Während sich diese Ereignisse in Venedig vollzogen, schlossen die beiden, vom großen Rath an Bonaparte gesandten Commissaire in Mailand mit dem General einen Friedensvertrag, dessen Bestimmungen in allen Punkten dem durch Villetard formulirten und durchgeführten Programm entsprachen. Der erste Artikel besagte, daß fortan Frieden und Freundschaft zwischen der französischen und venetianischen Republik herrschen solle. Die folgenden Artikel stellten die Bedingungen dieses Friedens fest: die Abdankung der Aristokratie, die Souverainetät des Volkes, die Besetzung der Stadt durch die Franzosen, die endigen sollte, sobald die neue Regierung eingeführt sein und erklären würde, „daß sie dieser Unterstützung nicht mehr bedürfe," endlich den Prozeß gegen die Inquisitoren und den Commandanten des Lido. In geheimen Artikeln war hinzugefügt, „daß die französische und venetianische Republik unter sich über den Austausch verschiedener Gebietstheile verhandeln würden," eine Klausel, die sich auf die Entschädigungen bezog, welche die Präliminarien von Leoben den Venetianern in den päpstlichen Staaten anboten. Die Republik Venedig verpflichtete sich außerdem, uns mehrere Millionen zu zahlen, uns drei Schiffe, zwei Fregatten und Kriegsvorräthe aller Art auszuliefern und uns schließlich — um von dem in Italien einmal eingeführten Gebrauche nicht abzugehen — zwanzig Gemälde und fünfhundert Manuscripte nach unserer Wahl zu überlassen.

Dieser Vertrag wurde in Mailand entworfen und mit allen gebräuchlichen Förmlichkeiten zwischen dem General Bonaparte und dem französischen Gesandten Lallement auf der einen und den Vertretern

der Republik Venedig auf der anderen Seite abgeschlossen und durch die provisorische Regierung — ich werde später sagen in welcher Weise — ratificirt. Trotz seiner Grausamkeit und Unbarmherzigkeit, trotz des schreienden Mißbrauchs der Gewalt, ließ dieser Vertrag noch immer den Namen der großen Republik fortbestehen; die Seele des venetianischen Volkes blieb am Leben; es konnte von seinen Wunden genesen und sich in neuen Institutionen verjüngen; es blieb mit Italien verbunden, konnte durch seine Thätigkeit zu der Wiedergeburt beitragen, welche der ganzen Nation bevorzustehen schien, und hätte darin den Preis der übermäßigen Opfer gefunden, die man ihm auferlegte. Für einen Augenblick erfüllte diese Hoffnung die Herzen aller Venetianer und ließ sie den Vertrag mit Freuden begrüßen. So kläglich er war, machte er doch den langen Sorgen ein Ende und gewährleistete ihnen zum wenigsten die politische Existenz.

Diese Illusionen sollten indessen nicht von Dauer sein. Der General sprach sich über den Vertrag, an den sich so viele Hoffnungen knüpften, gegen das Directorium folgendermaßen aus:

„Indem ich diesen Vertrag abschloß, habe ich mehrere Zwecke verfolgt: 1) den, ohne Schwierigkeiten in die Stadt einzudringen, mich des Arsenals zu bemächtigen und daraus, unter dem Vorwande geheimer Artikel, entnehmen zu können, was wir brauchen; 2) uns für den Fall, daß der Friedensvertrag mit dem Kaiser nicht zu Stande käme, in Besitz aller Hülfsmittel des venetianischen Gebietes zu setzen und sie zu unserem Nutzen zu verwenden; 3) zu vermeiden, daß das Gehässige, welches die Durchführung der Präliminarien haben wird, auf uns zurückfällt, und uns gleichzeitig eines Vorwandes zu bemächtigen, um diese Durchführung zu erleichtern." (19. Mai 1797.)

Er sprach ferner seine Absicht aus, Venedig zu annectiren und zur „Provinzialstadt" der cispadanischen Republik zu machen, zu welcher er bereits die Legationen geschlagen, die er den Venetianern als Entschädigung versprochen hatte.

Mit noch größerer Klarheit stellen sich die Absichten Bonaparte's in den Instructionen dar, welche er dem General Baraguay-d'Hilliers, dem Commandanten des Besatzungscorps in Venedig, ertheilte, und noch mehr in denen des Generals Gentili, den er beauftragte, sich der venetianischen Flotte und der jonischen Inseln auf so lange zu bemächtigen, bis der Admiral Brueys kommen könne, um sie definitiv in

Besitz zu nehmen. Auch die Erklärungen, welche Bonaparte der provisorischen Regierung gab, um diese Maßnahmen zu motiviren, hat die Geschichte sorgsam zu verzeichnen. Seitdem sich die Republik allen seinen Forderungen unterworfen, reichten die Vorwände, die er bis dahin benutzt, nicht mehr aus, und so schützte er den Wunsch vor, sie gegen imaginäre Angreifer vertheidigen zu wollen.

„. . . Sie werden so schnell und so heimlich als möglich aufbrechen," schrieb er an Gentili, „werden sich nach Corfu begeben und sich aller levantischen Niederlassungen und Besitzthümer Venedigs bemächtigen. Sie werden dabei Sorge tragen, als Verbündeter der Republik Venedig und im Einverständniß mit den Commissairen aufzutreten, welche die neue Regierung sendet; Sie werden endlich das Menschenmögliche thun, um das Volk für uns zu gewinnen, da wir uns als Herren behaupten müssen . . . . In Corfu wie auf dem Meere bemächtigen Sie sich, wenn es möglich ist, aller venetianischen Kriegsschiffe, die etwa noch ungewiß sind, welcher Partei sie sich anschließen sollen . . . Wenn sich die Bewohner des Landes der Freiheit zuneigen, schmeicheln Sie dieser Neigung, und versäumen Sie nicht, in Ihren Proclamationen von Griechenland, Sparta und Athen zu sprechen." (26. Mai.)

Diese letzten Worte sind die bezeichnendsten, die Bonaparte jemals geschrieben; sie beleuchten die geheimsten Falten seiner Seele und fassen in einem Zuge die ganze Taktik zusammen, die er in Italien verfolgte. In dem übrigen Theile der Instructionen giebt er an, wie er den Vertrag zu interpretiren gedenkt, in welchem er selbst festgestellt hatte, daß fortan „zwischen der französischen und venetianischen Republik Frieden und Freundschaft herrschen solle." Dieser Vertrag, dem er schon damals nicht die geringste Gültigkeit zugestand, wurde in Allem, was die Ausraubung Venedigs betraf, pünktlich vollzogen; unbeachtet ließ man nur die Klausel, welche der Republik einen Rest von Selbstständigkeit zusicherte. In derselben Zeit, als man die Hand nach den Reichthümern Venedigs ausstreckte, erfüllte Gentili seine Mission mit einer Doppelzüngigkeit, die Derjenigen würdig war, den er verrtat. Am 18. Juni erschien er vor Corfu und stellte sich als Agent der neuen Regierung vor; aber sobald man ihm die Festung geöffnet, sprach er als Gebieter, bemächtigte sich der ganzen Marine und nahm 500 Kanonen, sowie die ungeheuern Magazine in Beschlag.

An demſelben Tage, als Gentili ſeine ſeltſamen Inſtructionen empfing, ſchrieb Bonaparte an die Municipalität von Venedig, um ſie über ſeine Abſichten zu beruhigen, und forderte ſie auf, ihm zu vertrauen. Die Expedition nach den levantiſchen Inſeln hatte keinen anderen Zweck, als „die venetianiſchen Commiſſaire zu unterſtützen, und zu verhindern, daß Feinde des Vaterlandes und der Freiheit die Gelegenheit benutzten, um ſich der Inſeln zu bemächtigen und ſie in die Sclaverei irgend einer fremden Macht zu bringen.“ Er gab der Municipalität ſogar den Rath, ebenfalls einige Truppen hinzuſenden. Um ſie gänzlich einzuſchläfern, kam er endlich ſelbſt auf den Vertrag zurück, den er in demſelben Augenblicke ſo ſchmählich brach, und ſchlug der Municipalität vor, ihn von neuem zu beſtätigen, indem auch ſie ihn geſetzlich ratificirte. Man ſieht daraus, welchen Glauben die Hiſtoriker verdienen, die gewagt haben, zu behaupten, der Vertrag hätte Bonaparte nicht binden können, weil er, anſtatt vom großen Rathe, von der Municipalität ratificirt worden ſei. Als ob Verträge, die man mit einer Nation abgeſchloſſen, durch Veränderungen, die ſich in der Regierungsform dieſer Nation vollziehen, ungültig werden könnten; als ob überdies die während der Unterzeichnung des Vertrages in Venedig eingetretenen Ereigniſſe etwas anderes geweſen wären, als die verfrühte Ausführung ſeiner Bedingungen. „Der Vertrag,“ ſagte Bonaparte, „welcher in Mailand mit den Deputirten des großen Rathes abgeſchloſſen worden iſt, kann inzwiſchen durch die Municipalität ratificirt werden. Für die geheimen Artikel mag man ein Comite von drei Mitgliedern aus dem Schooße derſelben wählen.“ Er fügte hinzu: „Unter allen Umſtänden werde ich thun, was in meiner Macht ſteht, um Ihnen den Beweis zu liefern, wie ſehr ich wünſche, daß ſich Ihre Freiheit befeſtige, und daß das unglückſelige Italien endlich wieder frei, vom fremden Joche unabhängig, einen ehrenvollen Platz in der Welt gewinnen und unter den großen Nationen den Platz ausfüllen möge, der ihm ſeinem Weſen, ſeiner Stellung und ſeiner Beſtimmung nach zukommt.“

Dieſe letzten Worte wendeten ſich an die edlen Gefühle, die trotz der Kataſtrophe, in welcher die Republik zu Grunde ging, in Venedig lebendiger geblieben waren, als im ganzen übrigen Italien. Sie wurden mit Begeiſterung aufgenommen, denn ſie bekundeten ſeitens des Generals eine Art perſönlicher Verpflichtung, die mehr

Vertrauen erweckte, als die Erklärungen eines ſo entfernten und abſtracten Collectiv-Weſens, wie die franzöſiſche Regierung war. Aus dieſem Grunde empfingen die Venetianer Madame Bonaparte, die ihnen der General gleichſam als ſein anderes Selbſt zuſandte, um ihnen ein unverkennbares Pfand ſeiner herzlichen Freundſchaft zu geben, mit glänzenden Feſtlichkeiten. Aber die Beweiſe dafür, daß er den Wunſch hegte, „ihre Freiheit möge ſich befeſtigen," vertrugen ſich ſchlecht mit ſeinen beruhigenden Verſprechungen. Die ſchönen, an die Municipalität gerichteten Worte waren am 26. Mai geſchrieben, und am folgenden Tage, am 27ſten, um ein Uhr Mittags, ſchrieb der General an das Directorium:

„Wir haben heute mit Herrn von Gallo die erſte Conferenz über den definitiven Friedensvertrag gehabt. Wir haben Alles noch einmal durchgenommen und uns über den folgenden Entwurf geeinigt:

1) die Rheingrenze für Frankreich; 2) Salzburg und Paſſau für den Kaiſer; 3) dem König von Preußen ein Aequivalent für das Herzogthum Cleve oder die Rückgabe beſagten Herzogthums; 4) Fortbeſtand des deutſchen Reiches; 5) die gegenſeitige Garantie der vorſtehenden Artikel.

In Betreff Italiens: Venedig fällt an den Kaiſer."

Um dieſe neue Wandlung in den Augen des Directoriums, das bisher nur die Abtretung der feſtländiſchen Beſitzungen Venedigs bewilligt hatte, zu rechtfertigen, ſagte Bonaparte:

„Venedig, das ſeit der Entdeckung des Cap der guten Hoffnung und ſeit dem Aufblühen Trieſt's und Ancona's im Abſterben begriffen iſt, wird den Schlag, den wir ihm beibringen, ſchwerlich überleben. Mit ſeiner trägen, feigen, für die Freiheit untauglichen Bevölkerung, ohne Land und ohne Waſſer, erſcheint es als das Natürlichſte, die Stadt demjenigen zu überlaſſen, dem wir das Feſtland geben.

„Wir werden alle Schiffe nehmen, das Arſenal plündern, die Kanonen fortſchaffen und die Bank vernichten; Corfu und Ancona behalten wir für uns." (27. Mai 1797.)

Die Beſchuldigungen, die Bonaparte gegen das venetianiſche Volk erhob, ſollten nur zur Rechtfertigung des Schlages dienen, den er gegen daſſelbe führen wollte, denn es iſt aus ſeiner Correſpondenz erſichtlich, daß er ſich zu derſelben Zeit in ganz anderer Weiſe über dies

Volk ausgesprochen hat, indem er zugab, daß die Bevölkerung Venedigs die einzige sei, die „der Freiheit würdig wäre."

So hatte denn dieser durch keinerlei Schranken beengte Geist in wenigen Tagen, d. h. vom 16. bis zum 27. Mai — ohne daß ihm die Venetianer den mindesten Anlaß zur Klage gegeben, ohne daß selbst von Seiten der österreichischen Unterhändler der geringste Druck auf ihn ausgeübt wurde, ohne einen einzigen Grund zu der Annahme, daß der Frieden diesen Preis fordere, ohne daß er ein anderes, für Venedig weniger hartes, für uns weniger entehrendes Auskunftsmittel zu finden versucht — seit der ersten Conferenz den ganzen Zwischenraum übersprungen, der die Präliminarien von Leoben von Campo-Formio trennt. Er hatte die neue, nach seinem eigenen Rath auf den Ruinen der venetianischen Aristokratie gegründeten, durch einen von ihm selbst unterzeichneten Vertrag garantirte Republik, welcher er täglich Versicherungen seines Schutzes sandte, freiwillig und ohne den geringsten Versuch, sie zu vertheidigen, an Oesterreich ausgeliefert. Und nicht zufrieden, sie ausgeliefert zu haben, bereicherte er sich auch an ihrem Eigenthum, und verließ sie nicht eher, als bis sie ausgebeutet und zu Grunde gerichtet war. *

* Aus Napoleons Correspondenz geht hervor, daß es ihm am 13. Juni noch nicht gelungen war, sich der ganzen venetianischen Marine zu bemächtigen, und daß er die Lüge noch immer für nöthig hielt. Die Instruction, die er unter diesem Datum an den Befehlshaber der Division Pertée ergehen ließ, lautete:

„... Sie werden sich mit dem General Baraguay-d'Hilliers und unserem Gesandten der provisorischen Regierung der Republik vorstellen. Sie werden ihr sagen: die Gleichheit der Principien, welche jetzt zwischen der französischen Republik und der Republik Venedig bestehe, verlange, daß sie ihre Marine auf anständigen Fuß setze, damit sie uns die Herrschaft über das Adriatische Meer und über die levantischen Inseln erhalten helfe und zum Schutze des Handels der beiden Republiken beitrage. Sagen Sie ihr, daß ich bereits Truppen abgesendet, um der Republik Venedig den Besitz von Corfu zu sichern, daß es aber auch unerläßlich sei, die Marine dieser Republik in guten Stand zu bringen.

„Unter diesem Vorwande nehmen Sie Alles in Beschlag, führen Sie die Einheit der beiden Republiken fortwährend im Munde und sprechen Sie stets von der venetianischen Marine.

„Meine Absicht ist, mich aller venetianischen Fahrzeuge zu bemächtigen um Toulon mit allen möglichen Vorräthen zu versorgen."

Alle diese, in so kurzer Zeit durch einen schon allmächtigen Willen hervorgerufenen Veränderungen, alle jene Maßnahmen, durch welche sich ein unersättlicher, durch keinen Gewissensscrupel beschränkter Ehrgeiz verrieth, begegneten bei den Häuptern der Regierung keiner ernstlichen Opposition. Nur in Bezug auf die Präliminarien von Leoben hatten sich im Directorium einige Meinungsverschiedenheiten geltend gemacht. Nach Lareveillère's und Rewbell's Ansicht hätte Bonaparte vortheilhaftere Bedingungen erreichen können. Quirini, dem venetianischen Gesandten in Paris, war es sogar gelungen, seiner Republik für Geld den Schutz des feilen Barras zu erkaufen. Der Gesandte unterschrieb Anweisungen im Betrage von 600,000 Francs für das schriftliche Versprechen, daß Bonaparte Befehl erhalten solle, die Aufständischen auf dem Festlande niederzuhalten. Aber nachdem Bonaparte diese Correspondenz nebst einem Verzeichniß der zu vertheilenden Gelder in Mailand aufgefangen, hörte aller Widerstand auf und die Präliminarien wurden ohne Schwierigkeiten unterzeichnet. So fuhr denn Bonaparte fort, ganz nach eigenem Ermessen zu handeln. Er zog das Directorium entweder nur über vollendete Thatsachen, oder in Angelegenheiten zu Rathe, die nicht mehr rückgängig zu machen waren, folgte keinem anderen Gesetz, als seiner eigenen Inspiration, und bot das in der Geschichte vielleicht einzig dastehende Beispiel eines Generals, der — freilich immer erst nach vollbrachter That — dieselbe Regierung zur Vertrauten seiner machiavellistischen Anschläge machte, welche er ihrer sämmtlichen Rechte beraubte und welcher er alle seine Pläne aufzwang. Unthätig duldete man diesen immer mächtiger werdenden Einfluß, ohne sich zu fragen, welche Stellung späterhin einem Manne eingeräumt werden solle, der sich an die Ausübung der unbeschränktesten Gewalt gewöhnt hatte; man schloß vielmehr geflissentlich die Augen, um die durchgreifenden Mittel, die das Unheil verhüten konnten, nicht anwenden zu müssen.

Bonaparte hatte seine Residenz im Schlosse Montebello oder Mombello aufgeschlagen, einer prachtvollen Besitzung in der Nähe von Mailand, und war daselbst von einem wirklichen Hofstaate umgeben. Er empfing die Abgesandten aller Städte, die Vertreter aller italienischen Mächte, die von ihm das Wort erwarteten, das über ihr künftiges Schicksal entscheiden sollte. In seinem Gefolge befanden sich nicht allein seine eigenen Generäle, sondern auch mehrere, welche anderen

Armeen der Republik angehörten und von Bewunderung und Neugier herbei gezogen wurden. Mit ihnen vereinigten sich Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, welche er durch eine liebenswürdige Zuvorkommenheit, die einst seinem Ruhme nützen konnte, zu fesseln wußte. Ferner waren mit den Unterhändlern des Kaisers von Oesterreich Gesandte jener kleinen deutschen Fürsten herbei gekommen, welche voraussahen, daß bei der Regulirung des Friedens mit dem deutschen Reiche sein Wille von großem Einflusse sein würde. Madame Bonaparte, die mit mehreren anderen Gliedern der Familie von Paris eingetroffen war, milderte durch ihre Sanftmuth und Güte das oft barsche und herrische Wesen des Generals und machte die Honneurs in seinen Salons, wo glänzende Feste die vornehmsten Frauen Italiens vereinigten. Bonaparte nahm seine Mahlzeiten öffentlich ein, wie die Könige des ancien regime, und während er speiste, ließ man die Bewohner der Umgegend eintreten, die das Antlitz des Eroberers zu sehen begehrten — eine naive Huldigung, die er mit einer Würde hinnahm, als ob er von Jugend auf an dergleichen gewöhnt gewesen wäre.* Seine Macht war aber auch zu gleicher Zeit wirklicher und umfassender, als die irgend eines Fürsten Europa's. Er allein besaß in diesem Augenblicke das Privilegium, nach seinem Belieben Regenten einzusetzen oder zu stürzen, über Völker zu verfügen, die Gestalt der Staaten zu verändern und neue Reiche zu schaffen. Zu schaffen! das Vorrecht der Götter, die berauschendste, verführerischste Form der Macht! Und diese Macht übte er als Oberbefehlshaber des Heeres aus, das heißt, als unbeschränkter Gebieter. Alles concentrirte sich in ihm, als dem einzigen, wirklichen Mittelpunkte der Ereignisse.

Während Bonaparte mit den Bevollmächtigten des Kaisers über den Frieden verhandelte, arbeitete er zugleich an der Organisation der beiden Republiken, die er als seine Schöpfung betrachtete und die er trotz des Widerstandes, den ihm örtliche Traditionen entgegenstellten, zu vereinigen beabsichtigte. Cisalpinien, das aus der Lombardei, Bergamo und Modena bestand, erschien ihm unfähig, sich durch eigene Kraft zu behaupten; durch eine Verschmelzung mit Cispadanien, das heißt mit Bologna, Ferrara, der Romagna und Treviso, hätte sie je-

* Memoiren von Miot de Melito, von Marmont, Lavalette, Bourrienne ꝛc.

tatum, libri septuagenta sex, inter quos Avicennae, et Almagesti, Ptholomaei translatio solemnis habetur. Sepultus est Cremonae in monasterio sanctae Luciae, ubi suorum librorum bibliothecam reliquit, ejus praeclari ingenii specimen sempiternum.

Chronicon F. Francisci Pipini ap. Murator. T. IX, p. 600.

No. LI. (Bibl. Reg., No. 7399.)

ALPETRONGII ASTROLOGIA.

In nomine domini nostri Jesu-Christi omnipotentis, misericordis et pii: prolonget tibi Deus statum tuum in honore, Frater.

Detegam tibi secretum pectoris mei; et est ratio profunda quae cecidit in imaginationem meam post multos errores, et consumpsi in eis majus vitae meae. Et rogante inspectorem hujus libri mei, ut adoret hunc tractatum meum, et non properet ad reprehendendum diversitatem meam ad sapientes antiquos, et meam contradictionem contra famosos. Et novit Deus, quod non feci hoc ut contradicerem, nec ad hoc fuit mea intentio. Sed a pueritia quando inspexi in quadrivio ad partem motus caelestis, et prosecutus sum dicta Antiquorum secundum quod posuit Tholomeus qui fuit fundamentum hujus scientiae, et secuti sunt eum sequentes sapientes, et non diversificati sunt aliqui ab eo, praeter *Abu isac*, *Abrahim*, *Enewah*, *Winolus* et *Zarques* in motu sphaerae stellarum fixarum et Abu mahometh. Jeber autem olfay Ispalensis in ordinatione coeli, solis, Veneris et Mercurii, et in locis particularibus sui libri in quibus acciderat Tholomaei error, et sanavit ea Jeber, et complevit secundum radices quas posuit Tholomeus, et ab illo tempore meo non auferebar a dubitatione illarum positionum, quas et abhorret natura et hoc quia ipse dicit in *collectione tertia* tractatus primi *hoc secundum eum esse quod narravimus*: tunc pertinet quod sit de summa quam debemus praemittere quod motus caelorum duo sunt: unus quo movetur totum semper ab oriente ad occidentem secun-

doch einen Kern von etwa 4 Millionen Einwohnern gebildet, und so dem übrigen Italien als Mittelpunkt sowohl der Vertheidigung als der weiteren Vereinigung dienen können. Er suchte daher diese Verschmelzung allmälig anzubahnen, indem er den beiden Republiken übereinstimmende Institutionen gab, die der Verfassung des Jahres III nachgebildet waren, und indem er in seiner Weise den Patriotismus ihrer Bevölkerung anfeuerte. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, im Inneren Italiens eine mächtige, lebensfähige Republik schaffen zu können, der durch den wachsenden Verfall der alten Staatskörper immer neue Nahrung zugeführt werden sollte, eine Illusion, die nur beweist, daß ihm für das, worin die eigentliche Kraft und Lebensfähigkeit freier Völker beruht, jedes Verständniß fehlte. Während er die Italiener zu einem Werke aufrief, dessen Ausführung die seltensten Tugenden, den höchsten Muthesmuth erforderte, behandelte er sie mit einer Geringschätzung, die sie nicht einen Augenblik zu ertragen vermocht, hätten sie nur die leiseste Ahnung der Eigenschaften besessen, die er von ihnen verlangte. Aber die Männer, denen er jetzt die schwierige Aufgabe stellte, der Freiheit eine Stätte zu gründen, waren dieselben, die seit Jahren das Joch der fremden Invasionen ohne Murren erduldet, dieselben, die wir mit Füßen getreten, beraubt, durch tyrannische Bedrückungen erniedrigt hatten. In demselben Augenblicke, als Bonaparte ihre Unabhängigkeit erklärte, erwartete er, daß jeder seiner Wünsche Befehl für sie sei, verlangte er knechtischen Gehorsam, und hätte nur zu gern das Beispiel Karls XII. nachgeahmt, der dem schwedischen Parlamente drohte, ihm einen seiner Stiefel als Präsidenten zu schicken. Das waren die künftigen Bürger einer Republik, deren Schöpfung er seit Jahresfrist alle übrigen Pläne untergeordnet hatte.

Bonaparte's Illusionen, die freilich mehr erheuchelt als ächt waren, wurden, wie wir zugeben müssen, durch die wachsende Schwäche der wenigen noch bestehenden alt-italienischen Staaten genährt. Der König von Sardinien, den der Friedensvertrag mit Frankreich entwaffnet und vernichtet hatte, schwankte auf seinem Throne, der jedem Aufstande hülflos preisgegeben war, während die Macht einer anfangs kaum bemerkbaren Partei, die unsere Propaganda in seinen Staaten geschaffen hatte, in demselben Maße zunahm, als die Monarchie an Kraft verlor. In Rom lag Papst Pius VI. beinahe im Sterben und

Bonaparte verhandelte bereits mit dem Directorium über die Frage: ob man ihm einen Nachfolger erwählen lassen solle. In Florenz war der Großherzog von Toscana nur ein machtloser Schatten. In Genua endlich hatte sich — Dank unseren häufigen Beziehungen zu dieser Republik und der vielen Franzosen, die sich daselbst niedergelassen — Alles für eine Revolution vorbereitet und Bonaparte sah diese Revolution um so sicherer voraus, da er selbst, trotz des kürzlich mit Genua abgeschlossenen Vertrages, seit langer Zeit darauf hinarbeitete. Um an der Aufrechthaltung seiner Schöpfung mitwirken zu müssen, sollte Genua dieselbe Verfassung erhalten, wie die cisalpinische Republik. Am 19. Mai schrieb er an das Directorium: „Genua verlangt mit lautem Ungestüm nach der Volksherrschaft, und es ist sehr möglich, daß die genuesische Aristokratie vor Ablauf der nächsten zehn oder zwölf Tage das Schicksal der Aristokratie von Venedig theilt." Genua verlangt mit lautem Ungestüm nach der Volksherrschaft hieß, daß der General beschlossen hatte, dieselbe mit Gewalt einzusetzen, und daß er für nöthig hielt, das Directorium auf die kommenden Ereignisse vorzubereiten.

Seine Prophezeihung beruhte auf sicherer Grundlage, denn sein Entschluß über das, was geschehen sollte, war gefaßt und nichts hätte Genua vor der Ausführung desselben zu schützen vermocht. Auch diese Republik mußte für die Neutralität, die sie uns gegenüber beobachtet hatte, ihren Lohn empfangen, und nicht mit Unrecht hatte Bonaparte ihren Untergang (denn in Wahrheit starb sie, als sie ihre Unabhängigkeit verlor) mit dem Untergange Venedigs verglichen. Sein Verfahren gegen die Eine war genau wie gegen die Andere und die größere Härte, die er in Bezug auf Venedig bewies, wurde nur durch die besonderen Umstände hervorgerufen, die ihn veranlaßten, über das Territorium dieser Republik zu verfügen.

Faypoult, unser Minister-Resident in Genua, war der Leiter der genuesischen Revolution, wie Lallement und Villetard die Anstifter des venetianischen Aufstandes gewesen. Wie diesen Beiden arbeitete auch Faypoult eine kleine Minorität von Unzufriedenen in die Hände, die, zu schwach, um selbst etwas Ernstliches zu unternehmen, dennoch stark genug war, um Unruhen zu erregen und der Intervention Bonaparte's den nöthigen Vorwand zu liefern. Mitte Mai glaubte Faypoult, daß der Augenblick des Handelns gekommen sei und schrieb in diesem Sinne

an den Oberbefehlshaber. Bonaparte antwortete: „Ich bin, wie Sie, der Anſicht, daß der Fall Venedig's den der Ariſtokratie Genua's nach ſich ziehen wird, aber es müſſen noch etwa vierzehn Tage vergehen, damit erſt die venetianiſchen Angelegenheiten vollſtändig geordnet ſind.“ (Brief vom 15. Mai). Die Bewegung kam jedoch etwas früher zum Ausbruch. Der demokratiſche Club, der zum Theil aus Franzoſen beſtand und im Stillen von Faypoult geleitet wurde, forderte vom Dogen, daß er die Abſetzung der Ariſtokratie erkläre, und als dieſer ſich weigerte, dem Verlangen nachzukommen, bemächtigte ſich der Club durch einen Handſtreich des Arſenals und des Hafens.

Sobald die Bevölkerung die erſte Beſtürzung über dieſe Gewaltthat überwunden hatte, ſtand ſie in Maſſe gegen die Clubiſten auf, vertrieb ſie aus den eingenommenen Stellungen, tödtete eine Anzahl derſelben, warf die Uebrigen in's Gefängniß und plünderte ihre Häuſer. Umſonſt hatte Faypoult verſucht, ſein Anſehen zur Dämpfung des Aufruhrs, den er ſelbſt hervorgerufen, geltend zu machen. Eingeſchüchtert durch den unerwarteten Widerſtand, dem ſeine Pläne begegneten, erwarb er ſich nicht einmal das Verdienſt, ſeine Rolle bis zu Ende zu führen. Er gerieth in Verwirrung, verlor den Kopf und wies die Unterſtützung zurück, die ihm der Admiral Brueys anbot. Die Franzoſen, die ſich an dem Verſuch der Inſurgenten betheiligt hatten, mußten, wie ſich nicht anders erwarten ließ, das Schickſal derſelben theilen und wurden mit ihnen in's Gefängniß geworfen. Da ſie ſich zum Voraus der Unterſtützung Bonaparte's und ihres Erfolges ſicher gefühlt, hatten ſich die Anſtifter des Aufruhrs mit der äußerſten Unvorſichtigkeit benommen und durch die Frechheit und Unverſchämtheit ihrer Prahlereien auch diejenigen gegen ſich aufgebracht, die unter anderen Verhältniſſen neutral geblieben wären. Bonaparte machte dem Directorium aus den Mißgriffen und der Unfähigkeit ſeiner Mitarbeiter kein Geheimniß. „Die ſogenannte patriotiſche Partei, ſchrieb er, hat ſich außerordentlich ſchlecht betragen und durch ihre Albernheit und Unvorſichtigkeit den Ariſtokraten gewonnenes Spiel gegeben.“ (Brief vom 25. Mai). Trotz dieſes Tadels unterließ er aber nicht, ſich Alles, was ſie nach ſeiner Eingebung ausgeführt hatten, zu Nutzen zu machen. Er ſchickte zu dieſem Zweck ſeinen Adjutanten Lavalette nach Genua mit einer Botſchaft, die eine zweite Ausgabe des Briefes war, den Junot dem Dogen von Venedig überreicht hatte.

Lavalette hatte Befehl, diese Botschaft, allem Herkommen zum Trotz, dem Dogen in der Sitzung des Senats mitzutheilen — eine Verletzung der Form, die darauf berechnet war, die Gewalt Bonaparte's eben sowohl über den Gebrauch zu stellen, als über das Gesetz. Auf alle Einwendungen, die ihm gemacht wurden, antwortete Lavalette in dem herrischen, entschiedenen Tone, den ehemals die Abgesandten der römischen Republik anzunehmen pflegten, begab sich ohne Weiteres in die Senatssitzung und las daselbst, ohne den Unwillen und die Verwirrung, die sein Erscheinen hervorrief, zu beachten, den Brief seines Generals mit der größten Kaltblütigkeit vor. Bonaparte erklärte in dem Schreiben, daß seine Intervention nur den Zweck habe, das Leben und Eigenthum seiner Landsleute zu schützen und seine eigenen Verbindungen sicher zu stellen. Er verlangte augenblickliche Entlassung der gefangenen Franzosen, Entwaffnung des Volkes und Verhaftung der Feinde Frankreichs. Würden diese Maßregeln nicht im Verlauf der nächsten 24 Stunden ausgeführt, so war es um die genuesische Aristokratie geschehen und die Köpfe der Senatoren leisteten für die Sicherheit, die sämmtlichen Besitzungen der Republik für das Eigenthum der Franzosen Bürgschaft.

Von Verfassungsveränderungen war in diesem Drohbriefe nicht die Rede. Wahrscheinlich trennte sich Bonaparte in dieser Beziehung absichtlich von den Leitern des Aufstandes, um zu beweisen, daß er an ihrem Unternehmen nicht betheiligt gewesen sei. Er versicherte, sich in keiner Weise in die Angelegenheiten der Republik einmischen zu wollen, aber dies Versprechen zu halten, fiel ihm nicht ein. Er hatte nur darum nichts gethan, weil er geglaubt, daß sich Alles von selbst gestalten würde, was indessen nicht der Fall war. Der Senat, der anfangs über Bonaparte's herrischen Ton in Zorn gerieth, hatte sich zwar schnell beruhigt und sich beeilt, allen Forderungen des Generals nachzugeben, als jedoch Faypoult, nachdem seine erste Bestürzung vorüber war, auf's Neue versuchen wollte, den Senatoren eine demokratische Verfassung aufzuzwingen, fand er es unmöglich, ihren Widerstand zu besiegen. Erst die Drohung unseres Minister-Residenten, die Stadt verlassen zu wollen, brachte die Herren auf die Vermuthung, daß hinter dieser Hartnäckigkeit mehr als Faypoult's persönlicher Wille zu suchen sei, und so verstanden sie sich dazu, drei Delegirte mit der Frage an Bonaparte zu senden, welche Absichten unter seiner Ver-

ſicherung, die Inſtitutionen der Republik unangetaſtet zu laſſen, verborgen wären. Die Abgeſandten begaben ſich nach Montebello und wurden hier ſofort inne, daß Bonaparte nicht allein zur Einmiſchung in ihre Angelegenheiten entſchloſſen war, ſondern daß er den Plan der neuen, für ſie beſtimmten Verfaſſung bereits fix und fertig hatte. Nachdem ſie vergebens verſucht, ihn milder zu ſtimmen, gewannen ſie die Ueberzeugung, daß ſie ſich unterwerfen mußten und Genua beugte ſich dem Geſetz des Stärkeren, dem auch ſeine alte Nebenbuhlerin, unter tauſend Mal ſchlimmeren Bedingungen, zum Opfer gefallen war.

In Montebello nahmen indeſſen die Friedensverhandlungen mit Oeſterreich ihren ungeſtörten Verlauf, aber da ſich die Diplomaten des Kaiſerreichs bemühten, die Dinge in die Länge zu ziehen, um ſich wo möglich die inneren Verwickelungen Frankreichs zu Nutzen zu machen, ging Alles außerordentlich langſam vorwärts, zum größten Unbehagen Bonaparte's, deſſen Thätigkeitstrieb und Raſtloſigkeit in der Muße des Waffenſtillſtandes keine Nahrung fanden. Das Intereſſe, das ihm die Rolle eines Geſetzgebers bot, hatte ſich ſchnell abgekühlt, um ſo mehr, da er dieſe Rolle durch die ſoldatiſche Manier, den Knoten zu zerhauen, ſtatt ihn zu löſen, bedeutend zu vereinfachen pflegte. Wohl wäre es eine, des größten Genius würdige Aufgabe geweſen, Inſtitutionen zu ſuchen und zu finden, welche ſich ſowohl den geſchichtlichen Traditionen, als dem Nationalcharacter der Italiener anpaßten und welche geeignet waren, ihre Wiedergeburt zu fördern; aber Bonaparte ſah in der Politik nicht das Mittel, die Völker zu erheben, ſondern einfach das Werkzeug, ſie zu beherrſchen. Er leitete die Politik nach denſelben Grundſätzen, wie den Krieg, und hätte er wirklich verſucht, ſich mit ihren höchſten Aufgaben zu beſchäftigen, würde ſein Geiſt, ſo bewunderungswürdig derſelbe in mancher Hinſicht war, doch nicht die nöthige Reife und Erfahrung beſeſſen haben, um dies mit Erfolg zu thun. Ließ er aber dieſe große Aufgabe ein für alle Mal unbeachtet, ſo konnten die kleinen Streitigkeiten des Königs von Sardinien mit ſeinen Unterthanen, oder die des Veltlins mit den Graubündnern, dem Thatendurſt ſeiner unerſättlichen Seele natürlich nicht genügen. Er hatte bereits neue Pläne und hielt den Blick auf Paris gerichtet, wo ſich wichtige Ereigniſſe vorbereiteten. Bonaparte ſah wie Jedermann voraus, daß die Herrſchaft in andere Hände übergehen mußte,

und er bemühte sich, zu errathen, in welcher Weise der Umschwung eintreten würde, um seine Stellung zu demselben im Voraus zu nehmen. Er wiederholte Miot gegenüber, was er dem Prinzen Pignatelli gesagt hatte: „Glauben Sie denn, daß ich in Italien siege, um die Advokaten des Directoriums, die Barras und Carnots zu großen Männern zu machen?" Da er jedoch, seinem eigenen Ausdruck nach, einsah, daß in Paris für ihn „die Birne noch nicht reif" war, und da er Krieg und Frieden nur vom Gesichtspunkte seiner eigenen Carriere in's Auge zu fassen pflegte, hatte er nicht übel Lust, den Krieg mit Oesterreich wieder anzufangen, um dadurch an Ruhm und Popularität zu gewinnen. „Italien könne er nur verlassen," sagte er, „um in Frankreich eine ähnliche Rolle zu spielen, wie er hier gethan." Ein Ausspruch, welcher zu dem, in seinen Briefen an das Directorium so häufig ausgesprochenen Verlangen nach stiller Zurückgezogenheit einen vorzüglichen Commentar bildet. Da Bonaparte alle Ereignisse nur in Rücksicht der Erleichterungen und Vortheile beurtheilte, die sie ihm für sein Vorwärtskommen gewährten, wurde er nie, weder durch Gewissenszweifel, noch durch vorgefaßte Meinungen, gehemmt, verlor keinen Augenblick mit der Erwägung der moralischen Tragweite der Dinge — die schwerste Fessel für Alle, welche sich damit befassen — und hielt sich niemals für gebunden. Die entgegengesetztesten Entschlüsse stellten sich ihm mit der gleichen Ueberzeugungskraft dar und waren von gleichem Werth für ihn. Ehe er seine Entscheidung traf, stellte er die verschiedenen Möglichkeiten, welche ihm die Verhältnisse boten, gegen einander auf, versuchte ihre Kräfte, prüfte sie nach allen Richtungen und bestimmte sich für die, welche seinen Interessen am dienlichsten war.

Zu derselben Zeit, zum Beispiel, als er wie zur Vernichtung des Papstthums das Schwert erhob und die demokratische Verschwörung unterstützte, die sich in den römischen Staaten gebildet hatte, ließ er dem Minister des Papstes unter der Hand eine Note zustellen (3. August 1797), in welcher er den heiligen Vater aufforderte, zur Versöhnung zwischen Geistlichkeit und Regierung beizutragen. Er machte darauf aufmerksam, daß dadurch der zwiefache Vortheil errungen würde, die bestehende Regierungsgewalt zu befestigen und die Mehrheit des französischen Volkes zur wahren Religion zurückzuführen. Der heilige Stuhl wurde auf diese Weise der Verbündete Frankreichs, eine An-

näherung, die für beide Staaten vortheilhaft sein mußte. Bonaparte fügte nicht hinzu, daß diese Annäherung besonders für denjenigen von Nutzen werden sollte, der das Bündniß in Vorschlag brachte.

Während sich dieser erste Entwurf des Concordats in seinen Gedanken gestaltete, wiesen bereits andere Pläne und Entwürfe, die sich seiner Fantasie mit noch größerer Gewalt bemächtigten, auf die Schwächen seines maßlosen Geistes hin, der sich der Einbildung überließ, ein unzerstörbares Gebäude zu gründen, während er nur die Materialien zu einem gigantischen Zusammensturz herbeitrug. Die Besitznahme der jonischen Inseln hatte ihn auf's Neue auf den wunderreichen Orient hingewiesen, mit dem er sich schon in seinen Jugendträumen beschäftigt und zu dem er immer wieder zurückkehrte. Diese Besitznahme hatte ihn ferner mit einigen hochgestellten, einflußreichen Provinzialbeamten des türkischen Reiches in Verbindung gebracht, und da er nach seiner Gewohnheit in jeder Eroberung nur das Mittel zu einer zweiten, größeren sah, hatte sich seine Fantasie von Corfu nach Constantinopel gewendet. Er machte das Directorium auf das zerfallende türkische Reich aufmerksam und neben dieser glänzenden Beute erschien ihm Italien nur noch wie ein enger, kleinlicher Schauplatz für seine Thaten. „Die Inseln Corfu, Zante, Cephalonien sind für uns von höherem Interesse, als ganz Italien. Wenn wir zur Wahl gezwungen wären, thäten wir besser, Italien dem Kaiser zurückzugeben und die Inseln für uns zu behalten." (16. August an das Directorium.) Von der festen Stellung aus, die sie darboten, konnte man allerdings entweder das türkische Reich unterstützen oder sich eines Theiles desselben bemächtigen, und war auf diesem Wege gewiß, England zu verwunden. Um dies zu erreichen, mußte man sich aber vor allem Aegyptens versichern. Deinde Aegyptum, wie König Pyrrhus zu seinem Vertrauten sagte. „Die Zeiten sind nicht fern, wo wir die Ueberzeugung gewinnen werden, daß wir uns, um England wirklich zerstören zu können, Aegyptens bemächtigen müssen."

Die blinde Fügsamkeit, mit welcher sich das Directorium den Bestimmungen des Generals unterordnete, als ob seine einzige Aufgabe darin bestände, die Dekrete dieses souverainen Willens zu protocolliren, war indessen in Paris nicht nach Jedermanns Geschmack. Trotz der selbstsüchtigen Bemühungen des Directoriums, die neuerlichen Vorgänge in Venedig und Genua in Dunkel zu hüllen, zeigten sie

sich nach und nach in ihrem wahren Lichte und erregten die Mißbilligung aller Derer, die noch einige Liebe zur Freiheit bewahrt hatten. Unglücklicherweise verhinderte der erbitterte Kampf, welcher damals in Paris zwischen den Parteien entbrannt war, daß man diesen Vorgängen die Aufmerksamkeit zuwendete, die sie verdienten. Die Widerrechtlichkeit derselben war allen Hellsehenden klar, aber auch sie ergaben sich mit egoistischer Gleichgültigkeit in das Geschehene. Wenige nur erkannten die Gefahr, welche der französischen Republik aus diesen Ereignissen erwuchs, und die Mehrzahl sah in den Anklagen, die sie hervorriefen, nur ein Parteimanöver.

Am 23. Juni betrat der Abgeordnete Dumolard — ein Mann, der, ohne mit besonderer Geistes- oder Characterstärke begabt zu sein, doch bis an's Ende seiner Laufbahn wirklichen Freimuth und aufrichtige Freiheitsliebe bewiesen — die Rednerbühne im Rath der Fünfhundert und interpellirte das Directorium über die italienischen Angelegenheiten. Seine Ausdrucksweise war, was man auch darüber gesagt haben mag, durchaus gemäßigt. Dumolard hegte nicht allein keinen Groll gegen Bonaparte, er hatte im Gegentheil oft mit Bewunderung von ihm gesprochen und erst kürzlich, bei dem Aufstande in Verona, die Energie seiner Maßregeln öffentlich anerkannt. Er wollte den General weder anklagen, noch verurtheilen, sondern wendete sich einfach an das Directorium, um Aufschlüsse zu verlangen.

Wie kam es, fragte der Redner, daß Frankreich mit Venedig Krieg führte, ohne daß das Directorium, wie es ihm die Verfassung vorschrieb, mit dem gesetzgebenden Körper darüber berathen hatte? Mit welchem Rechte hatte man versäumt, letzterem die Kriegserklärung vorzulegen? Dann ging er auf die Maßregeln über, die unserem Einzuge in Venedig gefolgt waren. „Sind wir," fragte er, „nicht mehr dasselbe Volk, welches den Grundsatz aufgestellt und mit Waffengewalt vertheidigt hat, daß es fremden Mächten unter keinem Vorwande erlaubt sei, in die Regierungs-Angelegenheiten eines anderen Staates einzugreifen? Durften wir, wenn uns die Venetianer beleidigt hatten, ihren Institutionen den Krieg erklären? Kam es uns zu, als Sieger oder Eroberer an ihrer Revolution thätigen Antheil zu nehmen? Ich will nicht untersuchen, welcher Art das Schicksal ist, das man Venedig, besonders seinen Besitzungen auf dem Festlande, zugedacht hat, und mag nicht

fragen, ob die Wegnahme dieser Besitzungen — die vielleicht schon vor den Ereignissen beschlossen war, welche den Vorwand derselben liefern mußten — nicht verdient, von der Geschichte als würdiges Seitenstück der Theilung Polens verzeichnet zu werden."

Diese Worte beweisen, wie weit Dumolard, der nur zweifelnd auf Thatsachen hinzudeuten wagte, die heute längst der Geschichte angehören, hinter der Wahrheit zurückblieb. Er ging dann zu der Revolution über, die wir in Genua hervorgerufen hatten, und brandmarkte die Sucht, die unter dem Vorwande, den Völkern Freiheit zu bringen, damit begann, ihre Unabhängigkeit zu vernichten. Ein solches Verfahren könne nur zu endlosen Kriegen Anlaß geben und Frankreich verlange nach Frieden. Endlich kam er auf den eigentlichen Gegenstand seiner Rede, die Zurückhaltung, die das Directorium den Räthen gegenüber beobachtete. „Jeder," sagte er, „der über das Wesen unserer Regierung nachdenkt, wird sich gegen das blinde, schweigende Vertrauen auflehnen, das man von uns in Allem begehrt, was auf Krieg oder Frieden Bezug hat. In England, wo die Verfassung den beiden Häusern nur eine indirecte Mitwirkung an den äußeren Angelegenheiten gestattet, verlangen und erhalten dieselben dessenungeachtet die Einsicht aller wichtigen Actenstücke. Wir Republikaner aber, denen das Volk das Recht gegeben hat, unbeschränkt über Krieg und Frieden zu entscheiden, wir dulden es, daß die Schleier einer finsteren Politik immer dichter und dichter gewoben werden."

Es war dies eine eben so gerechte, als treffende Kritik der Verfassung des Jahres III., die, um jeden Conflict zu vermeiden, die gesetzgebende Gewalt so vollständig von der vollziehenden getrennt hatte, daß sie der ersteren jede Möglichkeit raubte, in wirksamer Weise auf den Gang der Regierungsangelegenheiten einzuwirken oder dieselben auch nur zu überwachen, was denn doch die Hauptbedingung einer freien Verfassung sein muß. Dumolard schloß, indem er specielle und gründliche Auskunft über die Ereignisse verlangte, die unsere Intervention in Genua, Venedig und im Veltlin begleitet hatten und derselben gefolgt waren.

Die Freunde des Directoriums antworteten nur durch unbestimmte Ablehnungen der Anklagen. Doulcet Pontécoulant, Bonaparte's ehemaliger Beschützer, unterstützte den Antrag Dumolard's. Er wies

darauf hin, wie demüthigend es für den gesetzgebenden Körper sei, über die Angelegenheiten der Republik nur durch mehr oder minder glaubwürdige Zeitungen unterrichtet zu werden und nie mit Bestimmtheit zu wissen, ob wir Krieg oder Frieden hatten. Vor Allem hob er mit überzeugender Klarheit den Widerspruch hervor, der darin lag, daß wir Genua und Venedig beschuldigten, uns den Krieg erklärt, oder wenigstens das Signal zum Ausbruch der Feindseligkeiten gegeben zu haben. „Als uns die Coalition bedrohte, als sie den Angriffen unserer Truppen Widerstand leistete, waren Genua und Venedig neutral oder mit uns im Bunde, und im Augenblick, als das besiegte Oesterreich um Frieden bat, hätte Venedig Krieg verlangt und Genua seine höchsten Interessen mit Füßen getreten? Unsere treuen Verbündeten, die schweizer Cantone, hätten die Bande einer alten Freundschaft zerreißen wollen? Ueber diese, so schwer zu begreifenden Vorgänge müssen wir dem Directorium Erklärung abverlangen."

Der Antrag Dumolard's wurde einem Ausschuß zur Prüfung überwiesen, der über die Rechte des gesetzgebenden Körpers in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten Bericht erstatten sollte. Das Directorium nahm nicht die mindeste Rücksicht darauf. Dies ist die Geschichte des berühmten Antrags, dessen „Frechheit und Anmaßung" man so lange verurtheilt hat. In Wahrheit ist er eine Eingebung weiser Voraussicht, die jedoch inmitten der traurigen Zwistigkeiten, welche damals unser Vaterland zerrissen, ohne Wirkung blieb. Er hatte ein besseres Loos verdient und wird von Tag zu Tag mehr Anerkennung finden. Die beiden Zwecke, die er verfolgte, nämlich: den Mißbräuchen, die unsere Occupation Italiens entehrten, ein Ende zu machen und dem gesetzgebenden Körper die Controle über die äußeren Angelegenheiten wieder zu geben, waren nicht allein berechtigt, sondern von dringendster Nothwendigkeit. Wenn die Warnungen, die man in dieser Beziehung erhalten hatte, nicht überzeugend genug waren, so mußte der Eindruck, den Dumolard's Antrag auf Bonaparte hervorbrachte, jeden Zweifel zerstreuen.

Der General erhielt die Kunde davon in seinem Hoflager zu Montebello im Vollgenuß jener unbeschränkten Herrschaft, deren Ausübung so großen Reiz für ihn besaß. Unempfindlich für die außerordentliche Schonung, die man seinem Ruhm bewiesen hatte, empfand er die Kritik seiner Handlungsweise als tödtliche Beleidigung. Wie!

dum unum modum et revolutiones aequales et super circulos aequidistantes unum alteri.

No. LII.

Postscriptum des Hermannus Alemannus zu Ende seiner Uebersetzung der Ethica.

Et hic explicit sermo in hac parte hujus scientiae; et est ea, quae habet se in scientia civili habitudine notitiae, quid est sanitas, et aegritudo in arte medicinae, et illa, quam promisit, est pars, quae habet se in hac scientia habitudine effectivae sanitatis, et distributivae aegritudinis, in medicina, ut est in libro ejus, qui nominatur de regimine vitae, et nondum pervenit ad nos, qui sumus in hac insula, quemadmodum non pervenerant ad nos primitus de isto libro, nisi primi quatuor tractátus, donec perduxit eum ad nos amicus noster vir nobilis, dominus Omar, filius Martini, rogatu amicorum suorum: et Deus retribuat ei retributione nobilissima, et regratietur ei pro nobis, regratiatione completa. Et fortassis erit aliquis amicorum, qui adducat librum, in quo est complementum hujus scientiae, si Deus voluerit. Apparet enim ex sermone Aby Narin Alfarabii, quoniam inventus est in illis villis. Si vero hoc non contigerit, et Deus contulerit inducias vitae, perscrutabimur de hac intentione juxta mensuram nostri posse; nam apparet ex sermone philosophi in hoc loco, quoniam quod est in libro Platonis de regimine vitae, incompletum est, et videtur quod sic se habeat res in se ipsa. Nam in libro perscrutatur Plato de duobus modis hominum tantum, et sunt conservatores et sapientes; deinde ostendit quomodo permutantur civitates simplices ad se invicem; sed perscrutatio artificialis exigit ut rememorentur leges, et fori communes civitatibus simplicibus; deinde rememoretur post hoc, quod appropriatur singulis civitatibus ex eis. Intendo quod appropriatur aggregationi nobili, honorabili, et aliis ex aggregationibus; et similiter rememoretur, quod impedit universas aggregationes, et quod impedit modos singulos ex ipsis; et inquirantur exempla hujus in vita inventa in illo tempore, et hoc est illud ad quod innuit Aristoteles hic;

et

ein unbekannter Abgeordneter, einer jener Advokaten, von denen er mit so viel Verachtung zu sprechen pflegte, hatte sich erlaubt, über ihn zu Gericht zu sitzen! über ihn, den Oberbefehlshaber eines Heeres von 80,000 Mann, den Gebieter so vieler Völker, der über Staaten verfügte, den Schiedsrichter der Fürsten! Er hatte sich erlaubt, ihn anzugreifen, und die Majorität des gesetzgebenden Körpers hatte Beifall geklatscht! Er hatte sich erlaubt, an der Wahrheit der Erklärungen zu zweifeln, die dem Manifest gegen Venedig zu Grunde lagen und unser Einschreiten motivirten. Er hatte gewagt, auf einen vorgefaßten Plan hinzudeuten und Zukunftsprojecte zu errathen, die Bonaparte zwar dem Directorium mitgetheilt hatte, die er jedoch in undurchdringliches Geheimniß gehüllt glaubte. Bonaparte schrieb sofort an das Directorium (Brief vom 30. Juni) unter dem Einflusse einer Aufregung, welche diesmal nicht erheuchelt war und deren Ausbruch zur Genüge bewies, was man von diesem Manne zu erwarten hatte, wenn jemals der Wechsel der Ereignisse das Schicksal der Republik in seine Hände gab. „Nachdem er sich durch fünf Friedensschlüsse und die Vernichtung der Coalition das Recht, wenn nicht auf Belohnungen und Ehren, so doch auf ein ruhiges Leben erworben, sah er sich, obwohl sein Name dem Vaterlande angehörte, auf jede Weise angeklagt, verfolgt, verleumdet. Wenn er auch gegen Alles gleichgültig sein wollte, den Schimpf, mit dem ihn die ersten Beamten der Republik zu überhäufen suchten, konnte er nicht über sich ergehen lassen ... er konnte aber auch nicht glauben, daß dies von einem Emigranten hervorgerufene und von England bezahlte Manifest im Rath der Fünfhundert mehr Glauben finden würde, als das Zeugniß von 80,000 Mann Soldaten, das mit dem seinigen übereinstimmte." Er fügte seinem Briefe ein Stilet bei, demjenigen gleich, dessen sich die Mörder von Verona bedient hatten ... ein melodramatisches Hülfsmittel, das mit der hier vorliegenden Frage nicht das Mindeste zu thun hatte, das er aber für geeignet hielt, auf die Phantasie der Pariser Eindruck zu machen. Er schloß, indem er abermals — natürlich ohne daß es ihm Ernst damit war — um seinen Abschied bat und wieder einmal das Verlangen aussprach, in Ruhe zu leben, „wenn ihm überhaupt, so fügte er hinzu, die Dolche von Clichy ein längeres Leben gestatteten."

Die „Dolche von Clichy" bezogen sich auf einen Club, der seine Versammlungen in Clichy zu halten pflegte, größtentheils aus Ab-

geordneten der Oppositions-Partei bestand und in welchem Dumolard, der jetzt in so seltsamer Weise zum Catilina gemacht wurde, zuerst von seiner Interpellation gesprochen hatte. Von dieser bis zur Erdolchung Bonaparte's war immer noch ein weiter Weg! Der General schrieb noch verschiedene Noten, welche bestimmt waren, die italienischen Angelegenheiten in der ihm erwünschten Beleuchtung darzustellen. Um den Geist und den historischen Werth dieser Schriftstücke zu characterisiren, genügt, daß er darin behauptet, in Venedig nur auf dringendes Bitten der Abgesandten und „von Mitleid bestimmt," eingezogen zu sein, lediglich in der Absicht, „Blutvergießen zu verhindern und die Stadt vor Verwüstung, Plünderung und Mord zu retten." Zum Schluß erging er sich in Drohungen gegen die Mitglieder des Clubs von Clichy, die er folgendermaßen anredete: „Aber ich sage Euch — und ich spreche im Namen eines Heeres von 80,000 Mann — die Zeiten, wo feige Advokaten und elende Schwätzer unsere Soldaten guillotiniren ließen, ist vorüber! Wenn Ihr sie dazu zwingt, werden die italienischen Truppen mit ihrem General an der Barrière von Clichy erscheinen, aber dann wehe Euch!"

Wie heftig auch diese Gegenbeschuldigungen sein mochten, Bonaparte war nicht der Mann, sich damit zu begnügen; er suchte vielmehr sogleich thätig gegen die Partei einzuschreiten, in welcher er ein Hinderniß für seinen Ehrgeiz entdeckt hatte. Wir würden uns jedoch täuschen, wenn wir annehmen wollten, daß er nur dadurch bestimmt worden wäre. Hinter der ehrlichen, gemäßigten Partei, die eine Rückkehr zu gesetzlichen Formen und eine Sicherstellung der Freiheit aufrichtig ersehnte, hatte Bonaparte's durchdringender Blick eine Gruppe royalistischer Führer entdeckt, welche in diesen redlichen Bestrebungen nur das Mittel sahen, die Revolution bis zum ancien regime zurück zu drängen und die Bourbonen wieder in's Land zu rufen.

Bonaparte, den politische Ideen völlig kalt ließen, widmete dagegen seinen persönlichen Interessen die höchste Aufmerksamkeit, und sein Ehrgeiz war bereits so gewachsen, daß ihm die Rückkehr der Bourbonen mit der Zukunft, die er für sich selbst erträumte, unvereinbar schien. Die constitutionelle Partei flößte ihm fast ebenso starke Abneigung ein, denn ihr Sieg hätte die freie Verfassung befestigt und die Militairdictatur unmöglich gemacht. Auch die Mitglieder des Directoriums haßte und verachtete der General von Grund der Seele.

aber er leitete sie nach Gefallen und legte ihnen ein Joch auf, das keine andere Regierung ertragen hätte; er war überzeugt, daß ihn die öffentliche Meinung bereits über sie stellte, und daß er eines Tages berufen sein würde, ihren Nachlaß in Besitz zu nehmen. Um dies Erbe antreten zu können, war jedoch nöthig, daß das Directorium vorläufig in seiner Machtstellung blieb. Wie groß daher auch die Verschuldung des Directoriums an dieser täglich zunehmenden Uneinigkeit zwischen der Majorität der Directoren und der Majorität des gesetzgebenden Körpers sein mochte, Bonaparte war fest entschlossen, für die Regierung gegen die Legislative Partei zu nehmen, es wäre denn, daß ihm die Letztere bei einem Wechsel der Dinge eine Ausnahmsstellung gewährleistete. In dieser Beziehung ließen jedoch die Angriffe gegen die Rolle des Eroberers und Dictators, die er sich in Italien angemaßt, keine Täuschung aufkommen. Die Opposition, welche in Paris die Uebergriffe des Directoriums verurtheilte, hätte die viel tausend Mal schlimmern Mißbräuche, die sich der General in Italien zu schulden kommen ließ, nicht dulden können, ohne sich selbst zu widersprechen. Bonaparte's Interessen vereinigten sich demnach mit seiner Neigung, um ihn der Partei des Directoriums zuzuführen.

Auf der anderen Seite konnte sich das Directorium angesichts der Siege, welche seine Widersacher bei der theilweisen Erneuerung des gesetzgebenden Körpers errungen, nicht verhehlen, daß sich die Nation in großer Mehrheit zu Gunsten dieser Widersacher und ihrer Richtung ausgesprochen hatte. Der Versuch der Directoren, dieser Volkssouverainität, von der sie selbst einst erwählt worden waren und der sie in der Theorie so pomphafte Huldigungen darbrachten, Gewalt anzuthun, war daher ein wirkliches Verbrechen. Das Heil des Directoriums lag einzig und allein in der Gesetzlichkeit, und diese hätte ihnen jedenfalls genügenden Schutz gewährt, denn die Verfassung des Jahres III. hatte der vollziehenden Gewalt eine feste Stellung gegeben; eine zu feste sogar, da die gesetzgebende Macht dadurch beeinträchtigt wurde. Diese Stellung war leicht zu vertheidigen und hätte zur Sicherheit der Directoren genügt; aber sie begehrten nur eine Waffe gegen ihre Widersacher, und je mehr sie nach und nach das bei den Wahlen verlorene Terrain übersehen konnten, um so mehr gewöhnten sie sich — da sie der Unterstützung des Heeres sicher waren — an den Gedanken eines Staatsstreiches gegen die Nation. Ihrem Entschluß, so abenteuerlich

er sein mochte, lag jedoch mehr Furcht als Kühnheit zum Grunde, denn sie waren überzeugt, daß der Sieg der Constitutionellen unfehlbar eine royalistische Restauration herbeiführen würde und daß, nach der Aeußerung Treilhard's gegen Dumas, ihre Köpfe auf dem Spiele standen.*

Welche Elemente bildeten denn aber diese Partei, die sich heraus, nahm, so ohne Weiteres über Frankreich zu verfügen, wie über ein Erbe, das ihr vollständig angehörte? Nicht einmal des Directoriums war sie völlig gewiß, denn konnte sie auch auf die wenig bedeutende Zustimmung des feilen Barras zählen und auf die etwas bessere Unterstützung Rewbells, sowie jenes gezierten Redners, der als Papst der Theophilanthropie auftrat, so hatte sie doch die Redlichkeit Carnot's gegen sich, der bereits zu der Durchführung gesetzlicher Regierungsformen und zu der aufgeklärten Mäßigung Barthelemy's bekehrt war. Sonst überall, in den Räthen, in der öffentlichen Meinung, bei der Volksabstimmung, in der ganzen Nation, befand sich diese Partei in einer nicht zu leugnenden, niederdrückenden Minorität. Die Mehrzahl der Maßregeln, welche der gesetzgebende Körper gegen sie durchgesetzt: die zur Wahrheit gewordene Freiheit des Cultus, die Milderung des Gesetzes gegen die Emigranten, die Aufhebung des Gesetzes gegen die nicht vereidigten Priester, die zum Theil erfüllte Forderung, den Einfluß zu erlangen, der in allen freien Ländern der gesetzgebenden Versammlung auf die Finanzverwaltung, auf Krieg und Frieden, auf alle Maßregeln der vollziehenden Gewalt gebührt, trugen den unverkennbaren Stempel der Zweckmäßigkeit und Gesetzlichkeit. Daß sich zu diesen gerechten Forderungen auch gehässige Leidenschaften, unvorsichtige Anfeindungen, unzeitige Ansprüche gesellten, darf nach den Stürmen unserer Revolution nicht Wunder nehmen. Die Partei, die dem Directorium Opposition machte, hatte trotz alledem die ungeheure Mehrheit des Volkes für sich, war trotz alledem durchaus constitutionell gesinnt und es war eine Ungerechtigkeit, wenn ihr das Directorium die zwei oder drei royalistischen Verschwörer zum Vorwurf machte, die sie — ohne sie zu kennen — in ihrem Schooße barg. Wenn die Führer des Clubs von Clichy und des constitutionellen Vereins, Pichegru und Imbert-Colomes hinter sich hatten, stand hinter den drei Directoren die ganze

* Erinnerungen von Mathieu Dumas.

Nachkommenſchaft des Terrorismus, die in allen Verſchwörungen und kürzlich noch in dem wahnſinnigen Unternehmen Babeuf's geſcheitert war und ſich jetzt um Barras ſchaarte, bereit, ihm Alles zu verzeihen, wenn er ſich dazu verſtehen wollte, ſie in den Kampf zu führen.

Das Directorium, das inmitten der Nation immer einſamer wurde und ſich genöthigt ſah, jener Schaukel-Politik zu entſagen, mit deren Hülfe es bisher alle ſeine Feinde getroffen, welcher Farbe ſie auch angehören mochten, wurde ſomit naturgemäß dazu getrieben, einen Stützpunkt im Heere und ein Bündniß mit den revolutionären Leidenſchaften zu ſuchen. Das Heer war im Allgemeinen geneigt, dem Directorium beizuſtehen. Gleichgültig für die Freiheit oder vielmehr ohne Verſtändniß für die Bedeutung dieſes Wortes, fürchtete die Armee vor allen Dingen die Wiederherſtellung des ancien regime. In den Conſtitutionellen erblickte ſie nur Werkzeuge der Bourbonen und die Bourbonen waren ihr verhaßt, weil die Rückkehr derſelben nothwendig alle Eroberungen der militairiſchen Demokratie in Frage ſtellte. Die jungen Offiziere, die überzeugt waren, durch perſönliches Verdienſt Carriere zu machen, die Generäle von fünfundzwanzig Jahren, denen die Republik die beſten Heere Europa's anvertraut hatte, fühlten ſich nicht geneigt, ihr Commando in die Hände der mit den Bourbonen zurückkehrenden Emigranten niederzulegen. Eine durchaus berechtigte Empfindung, die jedoch irre ging, indem ſie die Umtriebe einiger Verräther mit der großherzigen Meinungsäußerung zuſammenwarf, die, wenn ſie den Sieg davongetragen, die freie Verfaſſung Frankreichs geſichert hätte.

Bonaparte's durchdringendem Blicke war keiner dieſer Umſtände entgangen. Er erkannte ſogleich, welchen Vortheil er aus der Stimmung des Directoriums zu ziehen vermochte und beſchloß, dieſelbe zu benutzen, um den Mitgliedern der conſtitutionellen Oppoſition — in deren Reihen ſich die Männer befanden, die er als ſeine perſönlichen Feinde anſah — das Schickſal längſt beargwöhnter, aber noch nicht überführter Verſchwörer zu bereiten. Ein Zufall kam ihm dabei zu Hülfe. Als er ein Occupationscorps nach Venedig geſchickt, war ſeine erſte Sorge geweſen, die Verhaftung des engliſchen Conſuls und die des Grafen Antraigues, eines der thätigſten Agenten der Emigration, zu verfügen. Letzterer hatte Papiere bei ſich getragen, durch die eine Verbindung Pichegru's mit dem Prinzen Condé unumſtößlich bewieſen wurde.

Statt d'Antraigues mit der Strenge zu behandeln, welche durch das Gesetz gegen die Emigranten gerechtfertigt gewesen wäre, bezeigte ihm Bonaparte im Gegentheil die größte Freundlichkeit, hatte lange Unterredungen mit ihm und machte sich auf diese Weise mit allen Plänen der royalistischen Verschwörung vertraut. In Folge dieser Entdeckung konnte er jetzt den Directoren die Waffe in die Hände geben, deren sie bedurften, um ihre Feinde niederzuwerfen.

Dies genügte ihm aber nicht. Er wollte den Directoren ein unzweideutiges Unterpfand geben, einen glänzenden Beweis, daß er entschlossen war, mit ihnen zu gehen und sie, wenn es sein mußte, vorwärts zu treiben. Wenn er das Heer zu einer Manifestation zu Gunsten der Politik des Directoriums veranlaßte, war er überzeugt, die Kühnheit des Letzteren zu verdoppeln und die Feinde desselben mit Schrecken zu erfüllen. Den Soldaten waren zwar derartige Kundgebungen durch ein Gesetz untersagt, aber der General Bonaparte stand bereits über den Gesetzen und hatte dies bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen. So benutzte er denn den Jahrestag des 14. Juli, um an sein Heer eine drohende, zornsprühende Proclamation zu richten.

„Soldaten! Ich weiß, daß Euch das Unglück, welches unser Vaterland bedroht, tief zu Herzen geht, aber einer wirklichen Gefahr kann Frankreich niemals ausgesetzt sein. Hier sind die Männer noch, die ihm den Sieg über das verbündete Europa erkämpfen. Gebirge trennen uns vom Vaterlande: Ihr werdet — wenn es Noth thut — mit der Schnelligkeit des Adlers hinüberfliegen, um die Constitution zu erhalten, die Freiheit zu vertheidigen, die Regierung und die Republik zu schützen. Soldaten! Die Regierung wacht über die ihr anvertrauten Gesetze. Die Royalisten sind, sobald sie sich zu zeigen wagen, dem Tode verfallen. Hegt keine Sorge, aber bei den Manen der Helden, die an unserer Seite für die Freiheit gefallen sind, und auf unsere neuen Fahnen laßt uns schwören: „unerbittlichen Krieg den Feinden der Republik, den Feinden der Constitution des Jahres III."

Den Schluß des Festes bildete ein großes Banquet, bei welchem unter wachsender Aufregung zahlreiche Toaste ausgebracht wurden. Man trank auf das Directorium und die Vernichtung seiner Feinde, auf die Wieder-Emigration der Emigranten, auf die Befestigung der Freiheit durch das Heer, auf die Schließung des Clubs von Clichy. Darauf wurden von den Offizieren und Soldaten jeder Division

Adreſſen unterzeichnet, in denen dieſelben Wünſche und Geſinnungen in Ausdrücken von unerhörter Heftigkeit ausgeſprochen wurden. Die italieniſche Armee, die aus der Bevölkerung der ſüdlichen Departements hervorgegangen war, würzte die Phraſeologie der Schreckenszeit mit der dieſer Bevölkerung eigenthümlichen Emphaſe, und da die Armee, ſeit der Belagerung von Toulon, in Frankreich fremd geworden, hatte ſie die volle Aufregung aus der Zeit der revolutionairen Kriſis bewahrt und war unfähig, den Sinn der politiſchen Bewegungen, die ſeitdem ſtattgefunden, zu verſtehen. Vor Allen machte ſich die Diviſion Augereau durch den drohenden Ton ihrer Adreſſe bemerklich. Ihr General, deſſen ungeſtüme Tapferkeit nicht zu beſtreiten war, redete die Sprache und beſaß die Anſichten und die Geiſtesrichtung eines Clubführers. Die Diviſion Bernadotte dagegen, die von der Rheinarmee gekommen, zeichnete ſich durch die Mäßigung und Schicklichkeit ihrer Ausdrucksweiſe aus — Kennzeichen einer Ueberlegenheit der Bildung und des Benehmens, die ſie im Heere verhaßt machte und ihr häufige Duelle zuzog.

Bei Ueberſendung dieſer Adreſſen an das Directorium legte Bonaparte beſonderes Gewicht auf den Gebrauch, welchen man von denſelben machen konnte. Vierzehn Tage waren vergangen, ſeitdem er die Interpellation Dumolard's geleſen, aber ſeine Erbitterung war nur heftiger geworden, oder er hielt es — wie man aus der übertriebenen Leidenſchaftlichkeit ſeiner Beſchwerden ſchließen möchte — für angemeſſen, dies zu heucheln. Vor Allem richtete er ſeine Angriffe gegen die Zeitungen, welche die im Rath der Fünfhundert gehaltenen Reden beſprochen hatten.

„Die Armee bekommt eine Menge der in Paris erſcheinenden Zeitungen, beſonders die ſchlechteren unter ihnen, in die Hände; aber der Eindruck, den dieſe Blätter hervorbringen, iſt durchaus nicht der beabſichtigte.“ Warum hatte er aber, wenn der Eindruck ſo ganz anders war, als die Zeitungen bezweckten, am Tage zuvor an Berthier geſchrieben und ihm aufgetragen, die mißfälligen Blätter mit Beſchlag zu belegen?

„Der Unwille der Armee,“ fuhr er fort, „hat den höchſten Grad erreicht. Die Soldaten fragen mit großer Entrüſtung, ob ſie, zum Lohn ihrer Anſtrengungen in einem ſechsjährigen Kriege, Gefahr laufen ſollen, nach ihrer Heimkehr an den häuslichen Heerd ermordet zu wer-

den, wie dies allen Patrioten angedroht ist. Die Verhältnisse werden täglich bedenklicher und ich glaube, Bürger Directoren, daß es dringend nöthig wäre, einen Entschluß zu fassen ..."

Er kam dann abermals auf den Antrag Dumolard's zurück. „Was mich betrifft, so bin ich zwar daran gewöhnt, meine persönlichen Interessen zurückzusetzen, aber gegen die Perfidie und Anhäufung von Schändlichkeiten, welche der auf Befehl des Raths der Fünfhundert gedruckte Antrag enthält, kann ich nicht unempfindlich bleiben. Ich sehe, daß der Club von Clichy über meine Leiche zur Vernichtung der Republik zu gelangen sucht. Giebt es denn in Frankreich keine Republikaner mehr? Sollen wir, nachdem wir Europa besiegt haben, dazu verurtheilt sein, irgend einen verborgenen Winkel der Erde zu suchen, um daselbst unsere elenden Tage zu beschließen?"

Darauf ging er von Klagen zu Rathschlägen über und sprach sich über die Maßregeln aus, die das Directorium seiner Ansicht nach ergreifen mußte.

„Sie können mit einem Schlage sowohl die Republik, als etwa 200,000 Köpfe retten, die mit dem Schicksal derselben verknüpft sind; Sie können in vierundzwanzig Stunden den Frieden zum Abschluß bringen. Lassen Sie die Emigranten verhaften und vernichten Sie den Einfluß der Fremden. Bedürfen Sie der Gewalt, so rufen Sie das Heer zurück, lassen Sie die Pressen aller an England verkauften Zeitungen zerstören und sein Sie blutiger als Marat je gewesen ist."

Endlich wiederholte er das lächerliche Spiel, um seinen Abschied zu bitten, und schickte den Directoren ein zweites Stilet, das den Insurgenten von Verona abgenommen war. (15. Juli 1797.)

Zwei Tage später kam er auf dies leichte und sichere Mittel zurück, alle Schwierigkeiten, die das Directorium beengten, aus dem Wege zu schaffen, indem er den Gründen, die er zur Unterstützung seines Rathes geltend gemacht, noch hinzufügte, daß ein Bruch mit Oesterreich, veranlaßt durch die Hoffnungen, die unsere inneren Unruhen in dem Kaiser erweckten, zu fürchten sei:

„Es ist augenscheinlich, daß der Wiener Hof nicht aufrichtig zu Werke geht und daß er die Dinge in die Länge zieht, um die Ent-

ſcheidung unſerer inneren Angelegenheiten zu erwarten, die ganz Europa für nahe bevorſtehend hält.

„Wollen Sie 50,000 Mann der Elite des Volkes, die in dem neuen Feldzuge bleiben würden, das Leben erhalten? Laſſen Sie mit einiger Oſtentation die Preſſen des Thé, des Memorial und der Quotidienne zerſtören, heben Sie den Club von Clichy auf und laſſen Sie fünf oder ſechs gute conſtitutionelle Zeitungen in's Leben treten.

„Dieſe Kriſis, die in Wirklichkeit ſehr unbedeutend ſein wird, genügt, um die Fremden zu überzeugen, daß ſie für den Augenblick nichts zu hoffen haben. Sie wird die öffentliche Meinung in die rechte Bahn leiten und die Soldaten von der Unruhe befreien, die jetzt in allen Köpfen ſpukt und endlich zu Ausbrüchen führen muß, deren Folgen nicht zu berechnen ſind."

Auch in ſpäteren Briefen kam er auf dieſen Gegenſtand zurück. Das Directorium hatte ſeinen Entſchluß bereits gefaßt. Es hatte zur Ausführung des Staatsſtreiches den General Hoche auserſehen, deſſen politiſcher Character bisher ohne Makel geblieben und deſſen Name diejenigen beruhigen ſollte, die etwa fürchteten, dies Unternehmen in eine Militairdictatur ausarten zu ſehen. Hoche war ein warmer, ehrlicher Republikaner und, wie die Mehrzahl ſeiner Waffenbrüder, wurde auch er bei dieſer Gelegenheit durch die Abneigung verblendet, mit welcher ihn die Umtriebe der Royaliſten erfüllten. In dem Umſchwunge der öffentlichen Meinung, der ſich in ganz Frankreich vollzog, ſah er nur das Werk Pichegru's, eines der Hauptanführer dieſer Bewegung, Pichegru's, den er mit vollem Recht für einen Verräther hielt und der überdies ſein perſönlicher Feind war. Hoche kam nach Paris und ſtellte in einer Unterredung mit Barras alle Einzelnheiten des Staatsſtreiches feſt. Da jedoch Artikel 69 der Verfaſſung den Truppen unterſagte, ſich dem Sitzungslocale des geſetzgebenden Körpers in einem Umkreiſe von fünfzehn Wegſtunden zu nähern, beſtand die größte Schwierigkeit darin, die erforderlichen Mannſchaften zur Hand zu haben. Es wurde verabredet, daß Hoche unter dem Vorwande, einen Theil ſeines Heeres an die Küſte des Oceans marſchiren zu laſſen, um eine Expedition nach Irland zu unternehmen, rings um Paris Truppen zuſammenziehen und dem Directorium zur Verfügung ſtellen ſolle. Um ihm dieſe Aufgabe zu erleichtern, wurde er zum Kriegsminiſter ernannt.

Aber Hoche erfuhr nur zu bald auf seine Kosten, weß Geistes Kind die Männer waren, für die er im Begriff stand, Ruhm und Leben auf's Spiel zu setzen. Nachdem seine Truppen die verabredete Bewegung ausgeführt (8. Juli), geschah es, daß eines der Detachements entweder aus Mißverständniß oder aus Unvorsichtigkeit die vorgeschriebene Grenze überschritt. Die Räthe, die bereits durch leicht zu verstehende Drohungen und durch allerlei Maßregeln, die man nicht mehr zu verhüllen suchte, von dem Plane des Directoriums Kenntniß erhalten, brachten die Annäherung der Truppen zur Sprache und wiesen auf die verletzte Verfassung hin. Von seinen Freunden im gesetzgebenden Körper zur Rede gestellt, antwortete Carnot Jedem, der es hören wollte, daß Hoche ohne Auftrag gehandelt habe, was auch — so weit es Carnot betraf — richtig war, obwohl sich Barras dem General gegenüber den Anschein gegeben, im Einverständniß mit allen seinen Collegen zu handeln. Hoche wurde in die Sitzung des Directoriums berufen, wo ihn Carnot mit den bittersten Vorwürfen überhäufte. Barras, der noch nicht wagte, seinen Collegen öffentlich Trotz zu bieten, indem er sich zu dem ertheilten Befehl bekannte, blieb stumm. Hoche hätte nun zwar alle Schuld auf Barras wälzen können, aber er bewahrte das Geheimniß, war jedoch tief verletzt und kehrte wenige Tage später (25. Juli) zur Armee zurück, nachdem er als Kriegsminister seine Entlassung genommen; eine Stellung, die er nicht behaupten konnte, da er das verfassungsmäßige Alter, um Minister sein zu können (dreißig Jahre), noch nicht erreicht hatte.

Nachdem auf diese Weise die Aufmerksamkeit vorzeitig erregt und Hoche sowohl compromittirt, als beleidigt war, wurde der Staatsstreich vertagt und die drei Directoren beschlossen, sich an den Mann zu wenden, der ihnen so dringend zugeredet und dem sie die gewichtige Zustimmung der italienischen Armee verdankten. Vor längerer Zeit schon war Lavalette, der Adjutant Bonaparte's, ein gemäßigter, scharfsichtiger, vernünftiger Mann, nach Paris gekommen, um den Lauf der Dinge zu beobachten und mit Barras und Carnot zu verhandeln. „Verkehren Sie mit Jedermann," hatte ihm Bonaparte gesagt, „halten Sie sich frei von allen Parteiinteressen und geben Sie mir, so leidenschaftslos als möglich, die volle Wahrheit." Etwas später trug er ihm auf, Barras drei Millionen anzubieten, um demselben die Ausführung des Staatsstreiches zu erleichtern, ein Vorschlag, den dieser

et est res, quae non completur in libris Platonis. Qualiter ergo dixit Abugekrin filius Aurificis, quod loquentia de aggregatione nobili jam expedita erat in libro Platonis, et quod loqui de eo, in quo jam loquutum est, dummodo inveniatur, est superfluitas, aut ignorantia, aut malitia. Verum tamen non perveniret ad ipsum completum (*sic*) istorum tractatuum. Et ego quidem explevi determinationem istorum tractatuum quarto die Jovis, qui Arabice dicitur Ducadatin, anno Arabum quingentesimo septuagesimo secundo, et grates Deo multae de hoc dixit translator: et ego complevi ejus translationem ex arabico in latinum, tertio die Jovis mensis junii, anno ab incarnatione MCCXL. Apud urbem Toletanam, in capella Sanctae Trinitatis, unde sit domini nomen benedictum.

No. LIII.

LEONARDI ARETINI EPISTOLA I.ª

Illud certe tibi, nisi fallor, praestabo, ut Platonem tuum sine molestia legas, addo etiam, ut cum summa voluptate legas, quod, ut puto, neque a Calcidio, neque ab hoc altero, qui bene atque graviter nomen suum suppressit, adhuc tibi praestitum est. Sed illi forsan alia via ingressi sunt ego autem alia. Illi enim a Platone discedentes, syllabas, atque tropos secuti sunt; ego autem Platoni adhaereo, quem ego ipse michi effinxi, et quidem latine scientem, ut judicare possit, testemque eum adhibebo traductioni suae, atque ita traduco, ut illi maxime placere intelligo. . . . . .

Tria ut ex litteris tuis animadvertere potui, a te in crimen vocantur ex illa praefatione mea, quam libris Ethicorum adscripsi. Unum quod Aristotelem de eloquentia commendarim, quem tu asseris, nec eloquentem fuisse unquam, nec curavisse quidem, ut eloquens esset. Alterum, quod interpretem illum, qui ante me hunc librum traduxit, ordinis Praedicatorum fuisse dixerim. Tu vero antiquiorem interpretem ejus libri putas esse quam Ordinem ipsum, ex quo fuisse affirmo. Tertium quod huic ipsi interpreti maledixerim, indignaris. . . . . .

mit Eifer annahm. Barras ſchrieb ſogar mehrmals an Bonaparte, um ihn an dies Verſprechen zu erinnern, das vielleicht — obwohl es erſt nach dem 18. Fructidor erfüllt wurde — nicht ohne Einfluß auf die Entſchlüſſe des Directoriums geblieben iſt.

Lavalette kam den erhaltenen Befehlen nach und verkehrte mit den Mitgliedern aller Parteien. Beſonders hatte er häufige Unterredungen mit Barras und ſie genügten, den geraden, freiſinnigen Mann zu überzeugen, wie unheilvoll die Pläne waren, die das Directorium verfolgte. In dieſem Sinne ſchrieb er an ſeinen General und ſtellte ihm vor, daß er ſeinen Ruhm beflecke, wenn er die Gewaltmaßregeln zu unterſtützen ſcheine, zu denen die Regierung durch ihre Stellung nicht berechtigt ſei; daß man ihm nicht verzeihen würde, wenn er ſich mit dem Directorium verbände, um die Verfaſſung und die Freiheit zu ſtürzen; daß man im Begriff ſtehe, Verbannungsurtheile gegen die Volksvertreter zu ſchleudern und gegen Bürger, welche die allgemeine Achtung genoſſen; daß man ſtrafen wolle ohne Urtheilsſpruch; daß der Haß, den ſolche Tyrannei hervorrufen mußte, ſich nicht allein auf das Directorium beſchränken, ſondern das ganze republikaniſche Regierungsſyſtem treffen würde, und endlich, daß die Partei, die man proſcribiren wolle, durchaus nicht überführt ſei, die Rückkehr der Bourbonen erſtrebt zu haben.

Dieſe Warnungen und die aufmerkſame Prüfung der Lage Frankreichs brachten Bonaparte zu der Einſicht, daß der Sieg der Directoren, ſelbſt wenn er ein vollſtändiger war, ſehr bald eine Reaction zur Folge haben würde. Ohne daher irgend etwas zu thun, um den für die Republik verderblichen Kampf — der ihm jedoch für ſeine perſönlichen Intereſſen vortheilhaft ſchien — zu verhindern, zog er ſich, um nicht compromittirt zu werden, mehr und mehr zurück. Er ſchickte dem Directorium den General Augereau, als den Mann, der am beſten geeignet war, einen Handſtreich auszuführen und die Directoren in jenes demagogiſche Gleis hineinzuziehen, in dem ſie ſich, ſeinen Wünſchen nach, um alles Anſehn bringen ſollten. Zu derſelben Zeit ſchrieb er an Lavalette: „Sie dürfen ſich Augereau nicht in die Hände geben; er iſt ein Aufwiegler.“ Ferner trug er ſeinem Adjutanten auf, alle Anſichten zu ſchonen, alle Parteien zu prüfen und beſonders Carnot zu ſchmeicheln, der bisher Bonaparte's treuer Beſchützer geweſen war, jetzt aber anfing, mißtrauiſch zu werden. Er

hörte auf, mit Barras zu correspondiren, schrieb nicht mehr über den Staatsstreich und unterhielt überhaupt mit dem Directorium nur noch einen Verkehr der oberflächlichsten Art, der bald darauf vollständig in's Stocken kam.

Bonaparte besaß also gleichzeitig zwei Vertreter in Paris. Der eine, Augereau, erklärte laut und öffentlich: „Ich bin hergeschickt, um die Royalisten umzubringen." (Brief Lavalette's an Bonaparte 8. August 1797); der andere, Lavalette, ein Mann von gemäßigten Ansichten, von liebenswürdigem Wesen, ein ehemaliger Royalist, stand in offenstibler Verbindung mit den Häuptern der Opposition in beiden Räthen und diese Körperschaften erstatteten ihm häufig Bericht über den Gang der Dinge. Augereau hatte das Commando der 17. Militair-Division erhalten, zu deren Bereich auch Paris gehörte. Niemand war besser für die Rolle geeignet, die man ihm zugetheilt. „Er sieht aus wie ein Verschwörer! — Ein wahres Banditengesicht!" sagte Newbell, als sich Augereau dem Directorium vorstellte. Bei Volksversammlungen und öffentlichen Festen erschien er in glänzender, mit Gold und Diamanten bedeckter Uniform und mit Ringen an allen Fingern.* Er verband die Ausdrucksweise eines Demagogen mit dem Wesen des Soldaten, schrieb sich allein das Verdienst unserer Siege in Italien zu, sprach von seinem Oberbefehlshaber in selbstgefälligem, herablassendem Tone und nahm alle Huldigungen mit jener prahlerischen Großsprecherei entgegen, die auf die Menge von unfehlbarer Wirkung ist. Während er seine Maßregeln vorbereitete, gab er sich nicht die geringste Mühe, den Zweck derselben zu verbergen, aber endlich sah er sich durch Geldmangel gehemmt und schrieb Bonaparte einen Brief nach dem andern, um ihn zur Sendung der versprochenen Summen zu drängen. Der General antwortete nicht. Er wollte sich nicht für eine Partei compromittiren, an deren Zukunft er nicht mehr glaubte. Ueberdies wußte er, daß die Unsicherheit, in welcher er Andere erhielt, das beste Mittel war, sich selbst zu erhöhen, und so ließ er sie denn Alles hoffen und Alles fürchten. Bald darauf schickte er noch einen dritten Beobachter nach Paris, den vorsichtigen Bernadotte, der die Aussagen Lavalette's bestätigte. In Folge dessen beschloß Bonaparte, sich zurückzuhalten und die kommenden Ereignisse abzuwarten. Das geheimniß-

* Carnot, Denkschrift über den 18. Fructidor.

volle Dunkel, in das er sich hüllte, gab Veranlassung zu den seltsamsten Gerüchten. So ging in Paris die Rede, daß er sich zum König von Italien machen wolle. Frau von Staël erzählt, daß Augereau, als sie ihn darum gefragt, zur Antwort gegeben: „Nein, sicher nicht! dazu ist er ein zu wohlerzogener junger Mann." *

Während vor den Augen der beiden Räthe auf ihren Untergang hingearbeitet wurde, überließen sie sich, wie von einem Schwindel befallen, jener Unruhe und Unentschlossenheit, von der die Geschichte solcher Versammlungen so viele Beispiele aufzuweisen hat. Unaufhörlich bemüht, die Pläne ihrer Feinde zu enthüllen, thaten sie keinen Schritt, um denselben zuvorzukommen. Sie klagten bitterlich über die Anwesenheit der Truppen und über die drohenden Adressen, die von den Heeren eingesendet wurden — untrügliche Zeichen der herannahenden Gewaltherrschaft; aber anstatt sich zu rechtfertigen, ging das Directorium zur Anklage über und schob die Verantwortung für diese Demonstrationen, die es als ungesetzlich anerkannte, denen zu, welche durch ihre Umtriebe Anlaß dazu gegeben. Die Räthe wagten nicht, weiter vorzugehen. Ihre Reden waren heftiger, herausfordernder als je, aber sobald über irgend welche Executiv-Maßregel berathen wurde, trat ihre Ohnmacht in der kläglichsten Gestalt zu Tage. Weder Pichegru noch Carnot, die beiden thatkräftigsten Männer der Partei, hielten Widerstand für möglich. Es war ihnen nicht einmal gelungen, die Organisation der Nationalgarde durchzusetzen, und so sahen sie sich genöthigt, auf die schwache Garde des gesetzgebenden Körpers, auf einige Anhänger, die aus den Provinzen herbeigekommen, und besonders auf den Zufall zu rechnen, die Hoffnung aller derer, die sich nicht auf sich selbst verlassen können. Auch die kleine Zahl der Generäle, die, wie Bernadotte, der Gesinnung nach zu ihnen gehörten, schloß sich dem Directorium an. Nur Kleber, dessen republikanische Treue über jeden Verdacht erhaben war, stellte sich bis zuletzt den Constitutionellen zur Verfügung. Wenn man ihm, sagte er, die Treue der Garde und einiger Bataillone der Nationalgarde garantiren könne, wolle er Augereau und seine Division auf sich nehmen. Mathieu Dumas, durch den dieser Vorschlag überbracht wurde, war der Erste, der Kleber den Rath gab, seinen Plan nicht weiter zu verfolgen. Alle zeigten

* Considérations sur la Révolution française.

einen Kleinmuth, der weniger aus Ueberlegung, als aus dem Gefühl hervorging, daß alle Anstrengung vergeblich sei. Man erwartete nichts mehr von einem Volke, das durch so viele Revolutionen abgestumpft, völlig skeptisch geworden war. Aller Zauber, alle Popularität, welche die Sache der Freiheit sonst besaß, war jetzt der Waffengewalt zu Theil geworden.

Die drohende Nähe der Gefahr änderte nichts in dieser Unthätigkeit. Der schweigsame Pichegru erwartete die Ereignisse mit der Unerschütterlichkeit des Fatalisten, zeigte denen, die seinen Verrath argwöhnten, eine undurchdringliche Miene und gab sich dem Glauben hin, daß man nicht wagen könne, den Besieger Hollands anzutasten. Carnot, der sich zwischen seinen alten und neuen Freunden unsicher fühlte, von den Einen Alles fürchtete, von den Anderen Nichts erwartete, verharrte eigensinnig in einer aussichtslosen Neutralität, sprach davon, den Abschied zu nehmen, blieb jedoch in seiner Stellung im Directorium und fuhr nach alter Gewohnheit fort, auch die Verordnungen seiner Collegen zu contrasigniren, die ihm, wie z. B. die Ernennung Augereau's, am meisten mißfielen. Mit Barras, der einen unversöhnlichen Haß auf ihn geworfen, zu dem die Präliminarien von Leoben mehr Vorwand als Anlaß waren, hatte er übrigens gebrochen. Es war zwischen ihnen zu einem Auftritt von unerhörter Heftigkeit gekommen, bei welchem Barras seinen Gegner mit den gröbsten Beleidigungen überhäufte. „Du hast die Republik verkauft!" rief Barras, „und jetzt willst Du die, welche sie vertheidigen, ermorden. Elender Bandit! Du hast keine Laus an Deinem Körper, die nicht berechtigt wäre, Dir in's Gesicht zu spucken!" — „Ich verachte Ihre Herausforderungen," erwiederte Carnot mit ruhiger Kälte, „aber eines Tages werde ich sie beantworten!" (Lavalette an Bonaparte 16. August). Aber als seine Parteigenossen ihm den Vorschlag machten, diejenigen, welche man als Triumvirat zu bezeichnen pflegte, das heißt seine drei Collegen Barras, Rewbell und Lareveillere, durch die Räthe außer dem Gesetz erklären zu lassen, schlug er es mit der größten Entschiedenheit ab, indem er anführte, daß damit die Verfassung vernichtet würde. Auf Augenblicke gab er sich noch immer der Hoffnung hin, zwischen dem Directorium und den Räthen Versöhnung stiften zu können, und wurde in diesen Versuchen durch einige seiner Freunde unterstützt, die trotz ihrer Parteilichkeit für ihn vor den Folgen eines offenen Kampfes zurück-

bebten. Unter dieſen Freunden befanden ſich Talleyrand, der ſeit einiger Zeit zum Miniſterium gehörte, Frau von Staël, deren Salon eine Macht war und die Talleyrand in's Lager der Directoren hinüber gezogen hatte, und endlich Benjamin Conſtant, der ſeine Laufbahn eben begann und deſſen Irrthum durch ſeine Jugend entſchuldigt wird. Sie Alle erkannten jedoch bald, daß ihre Bemühungen vergebens waren und daß dieſelben zu ſpät kamen, um von Erfolg zu ſein. In demſelben Augenblick, als Carnot den Freunden Barras' die Hand bot, ſagten dieſe unverhohlen: „Wir werden ihn tödten!"

Uebrigens wurde dies äußerſte, verzweifelte Mittel, der ſicherſte Beweis von der Machtloſigkeit einer Partei, nicht allein von den Anhängern des Directoriums in's Auge gefaßt. Ein junger Offizier bot Carnot an, Barras zu ermorden, um Alles mit einem Schlage zu Ende zu bringen. Ein Anderer machte dem General Mathieu Dumas, der als einer der einflußreichſten Parteichefs der Räthe bekannt war, daſſelbe Anerbieten. Es braucht wohl kaum geſagt zu werden, daß Beide dieſen Vorſchlag mit Entrüſtung zurückwieſen. Als Mathieu Dumas einige Jahre ſpäter Napoleon von dieſer Weigerung erzählte, antwortete der Kaiſer: „Sie waren ein Einfaltspinſel, Sie verſtehen ſich nicht auf Revolutionen." *

Endlich, nach langem Zaudern, entſchloß ſich das Directorium zur That.

Am 18. Fructidor (4. September 1797), gegen ein Uhr Morgens, umzingelte Augereau die Tuilerien, wo der geſetzgebende Körper tagte, mit 12,000 Mann Infanterie und beſetzte alle Zugänge. Der Palaſt wurde von höchſtens tauſend Mann bewacht, die — zum Theil im Voraus gewonnen, zum Theil unentſchloſſen — unfähig waren, ernſten Widerſtand zu leiſten. Um drei Uhr gab ein Kanonenſchuß, der alle Fenſterſcheiben des Stadtviertels zertrümmerte und die noch ſchlafende Bevölkerung mit Schrecken erfüllte, das Signal und Augereau bemächtigte ſich ohne Schwertſtreich des Palaſtes, obwohl Ramel, der Commandant der Garde des geſetzgebenden Körpers und einige Volksvertreter, die man nach dem Temple brachte, muthig proteſtirten. Zu derſelben Zeit drang eine andere Truppenabtheilung im Luxembourg in die Gemächer Barthelemy's, der verhaftet wurde, und Carnot's, der,

* Erinnerungen von Mathieu Dumas.

rechtzeitig gewarnt, die Flucht ergriff. Um acht Uhr Morgens war Alles vollbracht.

Endlich kommen die Bürger aus ihren Häusern; das Volk füllt die Straßen; es erfährt, daß sich soeben eine Umwälzung vollzogen, die ohne seine Zustimmung über das Geschick der Nation verfügt hat — und es bleibt unbeweglich. Die entschlossensten Deputirten der beiden Räthe treten zusammen; sie wollen den Versuch machen, ob nicht die Volksvertretung etwas von ihrer alten Zauberkraft bewahrt hat. Mit dem Präsidenten an der Spitze ziehen sie durch die Straßen, aber sie finden nur eine gleichgültige oder neugierige Menge auf ihrem Wege. Am Thore des Palastes, wo sie ihre Sitzungen zu halten pflegten, werden sie mit gefällten Bayonnetten empfangen; man stößt sie zurück, sprengt ihre Reihen und verhaftet diejenigen unter ihnen, deren Namen auf den Proscriptionslisten stehen.

Die Ueberreste dieser verstümmelten und erniedrigten Volksvertretung wurden später theils im Odéon, theils in der Ecole de Medecine zusammenberufen, um die Befehle des Triumvirats zu bestätigen und die Decrete, die ihre eigene politische Vernichtung und die Knechtung Frankreichs aussprachen, zu protocolliren. Nachdem ihnen eine Anklageschrift vorgelesen war, die alle Gegner des Directoriums der Theilnahme an der Verschwörung Pichegru's beschuldigte, verfügten sie durch rasch auf einander folgende Abstimmungen die Deportation einer Menge ihrer Collegen, unter denen sich die besten Bürger jener Tage und nur drei Royalisten befanden; ferner die Deportation der Redacteure, Eigenthümer, Verleger, Leiter und Mitarbeiter von zweiundvierzig Zeitungen; die Ungültigkeit der Wahlen in achtundvierzig Departements, welche sich erkühnt hatten, Deputirte zu ernennen, die dem Directorium Opposition machten; endlich die Wiedereinführung des von den Räthen aufgehobenen Gesetzes gegen Priester und Emigranten. Sie vernichteten die Freiheit der Presse, indem sie den Directoren das Recht ertheilten, die Zeitungen nach Belieben zu unterdrücken; sie zerstörten jeden Schatten richterlicher Gewalt in den achtundvierzig, als aufständisch bezeichneten Departemens, indem sie das Directorium zur Absetzung und Ernennung aller Richter und Municipalbeamten ermächtigten; sie gaben demselben die Befugniß, politische Gesellschaften nach Gefallen zu gründen und aufzulösen, den Belagerungszustand zu erklären und die Organisation der National-

garde auf unbeſtimmte Zeit zu vertagen. Endlich fügten ſie dem Triumvirat zwei neue, ihnen zum Voraus bezeichnete Collegen hinzu: François von Neufchâteau und Merlin von Douai. Dieſe Wahl war für Augereau, den man durch die Hoffnung auf einen Sitz im Directorium geködert hatte, eine bittere Enttäuſchung. Die Häupter der Dictatur des Fructidor hatten ſich wohl der Soldaten bedient, fühlten jedoch nicht die mindeſte Luſt, mit ihnen zu theilen. Es war eine grobe, kindiſche Täuſchung, der ſie ſich hingaben, da in der Politik die Herrſchaft immer dahin neigt, wo die wirkliche Thatkraft, der wirkliche Einfluß ſtehen. Das Heer hatte den 18. Fructidor gemacht, ſomit war die Militair-Dictatur vorbereitet.

„Es iſt kein Blut gefloſſen," ſagte das Directorium in ſeiner Proklamation. „Man iſt dem Blutvergießen zuvorgekommen," hieß es in der Adreſſe des geſetzgebenden Körpers. „Die Geſchichte hat keinen Tropfen Blut gekoſtet," wiederholte Augereau in ſeinem Bericht an Bonaparte, und der Philanthrop Lareveillere gebrauchte dieſelbe Phraſe, indem er hinzufügte: es wäre dies eine beſonders erfreuliche Wahrnehmung. Und doch wußte Jedermann, daß die Deportation nach Cayenne einem Todesurtheil gleichkam. Aber mit einer Heuchelei, die verabſcheuungswürdiger war, als die Grauſamkeit der früheren Epoche, wollte man jetzt die Vortheile des Verbrechens mit dem Ruhm der Tugend verbinden. Niemals war der ſchäferliche Stil ſo gebräuchlich geweſen; ſelbſt die Proclamation, durch welche das Directorium ſeine Feinde niederwarf, war mit ſentimentalen Ergüſſen an das franzöſiſche Volk erfüllt. Sie ermahnte daſſelbe zur ehelichen Treue, zur Elternliebe, zum kindlichen Gehorſam, zu allen Tugenden des Familienlebens. Es hieß darin: „. . . mögen Geſchmack und Sauberkeit Deiner Kleidung eigen ſein; möge nie eine anmuthige Einfachheit daraus verſchwinden; möge die ſanfte, beſcheidene Schönheit, mit holder Scham geſchmückt, die Stoffe vorziehen, die franzöſiſche Hände gewebt haben ꝛc." *

Indeſſen hatte man die zur Deportation Verurtheilten, deren Zahl glücklicherweiſe durch die eifrigſten Fürbitten verringert worden war, in eine Art eiſerner Käfige geſperrt, nach Rochefort gebracht und von da nach der verpeſteten Küſte von Guyana eingeſchifft. Unter ihnen

* Bulletin der Geſetze.

befand ſich der redliche Barthelemy, einer der zwei Directoren, die man durch Andere erſetzt; ferner Lafond-Ladebat, der Präſident der Fünfhundert und mehrere andere Volksvertreter, deren politiſche Unbeſcholtenheit anerkannt war, die aber das unverzeihliche Verbrechen begangen hatten, gegen Barras Oppoſition zu machen. Pichegru, Rovère und Lavilleheurnois waren die einzigen überwieſenen Verſchwörer. Die Hälfte der Deportirten ſtarb nach kurzer Friſt in Synamary, den Uebrigen gelang es, ſich durch die Flucht zu retten. Jedenfalls durfte man behaupten, daß der 18. Fructidor nicht einen einzigen Tropfen Blut gekoſtet habe.

Während der nächſten auf den Staatsſtreich folgenden Tage, erhielt das Directorium einen Brief von Moreau, der neue Beweiſe für den Verrath Pichegru's lieferte. Moreau war längſt im Beſitz dieſer Beweiſe geweſen, aber obwohl er ein aufrichtiger Anhänger der republikaniſchen Staatsform war, hatte er verſchmäht, von denſelben Gebrauch zu machen, entweder weil ihn alte Freundſchaft zurückhielt, oder weil es ihm widerſtand, einer Politik, die er mißbilligte, Waffen in die Hände zu geben, oder endlich, weil ihm Pichegru unſchädlich erſchien, ſeitdem er kein Commando mehr beſaß. Uebrigens hatte Bonaparte, der ihm aus der Geheimhaltung jener berüchtigten, in den Fourgons des Generals Klinglin gefundenen Correſpondenz ein Verbrechen machte, in Betreff der Eröffnungen d'Antraigues ſelbſt nicht anders gehandelt. Er hatte ſie dem Directorium erſt kurz vor dem Staatsſtreiche, bei Gelegenheit der Reiſe Bernadotte's und durch Vermittelung dieſes Generals mitgetheilt. Moreau's Unrecht erſchien allerdings größer, da er ſich erſt zu der Mittheilung entſchloß, nachdem er durch den Telegraphen vom Gelingen des Staatsſtreiches unterrichtet war. Alle Gründe, die er bisher für ſein Verhalten gehabt hatte, beſtanden fort und waren ſelbſt von noch größerem Gewicht als früher. Er wurde für ſeine verſpätete Dienſtbefliſſenheit dadurch beſtraft, daß man ihn zur Dispoſition ſtellte und ſein Commando Hoche übertrug, unter deſſen Befehl nun die Maas- und Sambre-Armee und die Rhein-Armee ſtanden. Aber Hoche ſollte ſich nicht lange einer Stellung erfreuen, welche ihm einen hervorragenden Einfluß auf die Geſchicke der Republik verliehen und denſelben möglicherweiſe eine andere Wendung gegeben haben würde. Er ſtarb bald darauf an einer unbekannten Krankheit und dies vorzeitige Ende gab Anlaß zu dem Gerücht von einer

Vergiftung, ein Gerücht, das bis jetzt weder bestätigt noch widerlegt worden ist. Seine hohe Begabung, sein Ehrgeiz, dem jede Gemeinheit fern lag, seine militairischen Talente, seine politischen Fähigkeiten, die er bei der schwierigen Pacification der Vendée entfaltet, die Achtung und Popularität, die sich an seinen Namen knüpften, machten Hoche zu dem einzigen Manne, welcher im geeigneten Augenblicke im Stande gewesen wäre, dem Glück Bonaparte's die Wage zu halten. Obgleich er den 18. Fructidor unterstützt hatte, war er doch Anhänger der großen Principien der Revolution; er würde bald von seinem Irrthum zurückgekommen sein, denn trotz seines äußerlichen Ungestüms war er der Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung fähig. Eine unvermeidliche Nebenbuhlerschaft würde ihn angetrieben haben, sich den Plänen Bonaparte's zu widersetzen, und vielleicht wären Frankreich — wenn einer dieser Männer den andern zurückgehalten und neutralisirt hätte — die furchtbaren Prüfungen, die es durchzumachen hatte, erspart geblieben.

Dies also war der berühmte Staatsstreich, welcher die von so vielen Veränderungen ermüdete, von den verschiedensten Parteien so oft betrogene und ihrer überdrüssige Nation vollends demoralisirte. Diejenigen, welche den nur zu seltenen Beispielen der ewigen Gerechtigkeit in der Geschichte der Menschheit nachzuforschen lieben, haben hier ein solches Beispiel vor Augen. Der 18. Fructidor war der beinahe augenblicklich eintretende Gegenschlag der Rechtsverletzungen, die wir in Venedig begangen hatten. Die Protestationen des gesetzgebenden Körpers riefen die drohenden Kundgebungen Bonaparte's und seiner Soldaten hervor; die Aufregung der Armeen gab dem Directorium die Waffen in die Hände, ohne welche es ihm vielleicht nie gelungen wäre, den Sieg über die Räthe davon zu tragen, und als gerechte Sühne sah Frankreich seine Freiheit unter demselben Schlage fallen, der die Unabhängigkeit Venedigs vernichtete.

Die Hauptmacht des republikanischen Regimes hatte bis dahin in der Aufrichtigkeit seines Fanatismus gelegen. An dem Tage, wo es verrieth, daß es nicht mehr an sich selbst glaubte und seine eigenen Grundsätze verhöhnte, indem es den Nationalwillen offen mit Füßen trat, verlor es als Princip seinen ganzen Werth und existirte nur noch durch die Interessen, die es verrtrat oder unterstützte. Jede Macht, welche diesen Interessen eine genügende Schutzwehr bot, konnte von jetzt an

einer guten Aufnahme ſicher ſein. Hätte ſich das Directorium, ſtatt ſo viele Unſchuldige zu verbannen und ſich über das Geſetz zu ſtellen, damit begnügt, die royaliſtiſche Verſchwörung niederzuwerfen, indem es dieſelbe, als Verbündete des Auslandes, dem Haß und der Verachtung preisgab; hätte es ſich zu gleicher Zeit willig finden laſſen, ſoweit es ſich mit der Verfaſſung vertrug, eine Politik zu verfolgen, die erwiesenermaßen den Wünſchen des größten Theils der Bürger entſprach, ſo würde ſowohl ſeine moraliſche Herrſchaft, wie die allgemeine Freiheit in dieſer Kriſis erſtarkt ſein, anſtatt in derſelben zu Grunde zu gehen.

Ex quo magis translatoribus indisertis irasci soleo quod hujus philosophi libros admirabili facundia, suavitateque in graeco scriptos, tam absone nobis converterunt. Sed non sunt illi Aristotelis libri, nec si vivat ipse suos esse velit, sed merae conversorum ineptiae. Ille enim et politissimus scriptor esse voluit; et quod voluit curavit, et quod curavit, assecutus est. Quid ergo me in crimen vocas? Quid eloquentissimum philosophum infantiae condemnas? An non pudet de rebus tibi incognitis ita leviter asseverare? Sed satis de hoc. Ad aliud transeamus. Eum, qui librum Ethicorum ante me convertit, ordinis Praedicatorum fuisse dixi. Hoc tu ita derides, quasi erratum manifestum. Ecce rursus fatua crassaque opinio vix pueris digna. Putas enim interpretationem illam Boetii fuisse, qua quidem in re perquam pueriliter aberras. Nullam enim Boetii interpretationem habemus, praeterquam Porphirii et Praedicamentorum et Perihermenias librorum, quos si accurate leges, videbis summum illum virum sine ullis ineptiis libros illos transtulisse. Textus est nitidus, et planus, et graeco respondens. At enim in Ethicis, et Physicis quid tandem est, praeter ineptias meras? Non verba in his latina, non dicendi figura, non eruditio literarum: praeterea ab ipso graeco male accepta complura. Haec a Boëtio longe absunt viro in utraque lingua docto, et eleganti. Nunquam ille architectonicam, nunquam eutrapeliam, nunquam bomolchos et nunquam agricos, quorum vocabula in latino habemus graece reliquisset. Nunquam tristiciam pro dolore posuisset, nunquam honestum cum bono, eligere cum expetere confudisset. Atque ut scias, duae fuerunt ante me, quod equidem viderim, interpretationes Ethycorum, una, quam ex arabe linguâ traductam constat post Averrois philosophi tempora, quae quoniam anterior est, vetus appellatur. Altera haec posterior, et novior a Britanno quodam traducta, cujus etiam proëmium legimus, in quo et fratrem se ordinis Praedicatorum scribit, et rogatu confratrum de his transferendis laborem susccpisse. Quomodo igitur interpretatio ista prius fuit, quam ordo ipse institutus est? Aut quomodo Boëtii fuit ista nova interpretatio, cum vetusta illa, et anterior post Averroim fuerit, Boëtius

Neuntes Kapitel.

Campo-Formio.

Bonaparte ließ das Directorium auf seine Glückwünsche zu dem Staatsstreiche, dessen erster Urheber er gewesen war, ziemlich lange warten. Die Directoren fühlten sich durch diese räthselhafte Haltung beunruhigt. Barras schrieb ihm: „Dein Schweigen ist seltsam, mein lieber General," Augereau sprach dasselbe Erstaunen und dieselbe Unruhe aus. Der General gab vorerst nur eine so zu sagen indirecte Zustimmung, entweder, weil er noch nicht an den Bestand dieses Erfolges glaubte, oder weil er gerathen fand, bei dem Uebergange von langer Zurückhaltung zu unbedingter Billigung vorsichtig zu Werke zu gehen. „Was nutzt es," schrieb er, „daß wir Sieger bleiben, wenn wir in unserem Vaterlande geschmäht werden? Man kann auf Paris anwenden, was Cassius von Rom gesagt hat: Was nützt es, daß man sie Königin nennt, wenn sie an den Ufern der Seine die Sclavin des Pitt'schen Goldes ist?" Denselben Tag schrieb er an Talleyrand: „Ich wiederhole Ihnen, daß die Republik nicht schwanken darf; daß dieser Schwarm von Zeitungen, der die öffentliche Meinung vergiftet und den Fremden eine schlechte Meinung von uns beibringt, unterdrückt werden, daß der gesetzgebende Körper rein und ohne Ehrgeiz dastehen, daß man die Emigranten aus Frankreich verjagen und die Parteigänger Ludwigs XVIII., die mit englischem Gelde bezahlt werden, aller Aemter entsetzen muß. Dann erst wird die große Nation den ersehnten Frieden erreichen. So lange dies Alles nicht geschieht, ist auf nichts zu rechnen." In einer Proclamation, welche er an die aus den südlichen Departements recrutirte und unter seinen Oberbefehl gestellte 8te Mili-

tair-Division richtete, erhob er ebenfalls Anklage gegen „die Agenten Ludwigs XVIII. und die von Verbrechen besudelten Männer, welche Toulon an die Engländer ausgeliefert," aber den 18. Fructidor erwähnte er nicht.

Indessen konnte er sich doch nicht ausschließlich auf allgemein gehaltene Versicherungen beschränken, sondern begriff die Nothwendigkeit, sich bestimmter zu erklären. Am 22. September (1797) wendete er sich an seine Soldaten, um öffentlich eine Zustimmung auszusprechen, die mit seinen innersten Empfindungen in Widerspruch stand, die aber den Sieg, den das Directorium soeben davongetragen, für das Heer in Anspruch nahm. Den Directoren ließ er nur die Gewaltthat, die Schande und die Schwierigkeiten.

„Während wir von unserem Vaterlande entfernt waren, hat man Fesseln für uns geschmiedet. Ihr habt es vernommen, habt dagegen gesprochen; das Volk ist erwacht, hat sich der Verräther bemächtigt und schon liegen sie in Ketten. Ihr werdet aus der Proclamation des Directoriums erfahren, was die Feinde des Vaterlandes im Schilde führten, die auch Feinde der Soldaten sind und vor Allem Feinde der italienischen Armee. Dieser Vorzug gereicht uns zur Ehre; der Haß der Verräther, der Tyrannen wird in der Geschichte unser höchster Ruhm sein und uns den besten Anspruch an Unsterblichkeit verleihen. Sagen wir der obersten Behörde der Republik unsern Dank für den bewiesenen Muth, wie auch den Armeen des Innern, der Sambre- und Maas-Armee, den Patrioten und den Volksvertretern, welche der Aufgabe Frankreichs treu geblieben sind. Sie haben uns auf einmal für Alles belohnt, was wir seit sechs Jahren zum Besten des Vaterlandes gethan."

Zu gleicher Zeit schrieb Bonaparte an die beiden neuen Directoren Merlin und Neufchâteau, um ihnen zu ihrer Ernennung Glück zu wünschen; ebenso an Augereau, um ihn wegen der „Klugheit und Energie" zu loben, die er bei Gelegenheit des Staatsstreiches bewiesen. In diesen drei Briefen legte er besonderes Gewicht auf die Mäßigung, welche fortan für das Directorium unerläßlich sei, um sich Achtung zu verschaffen und Frankreich die Stabilität zu geben, deren es bedurfte; ein Ausspruch, der zugleich die politische Richtschnur andeutete, welche Bonaparte in Zukunft zu der seinigen zu machen gedachte. „Es ist zu wünschen," sagte er zu Augereau, „daß man

jetzt keine Schaukel-Politik mehr treibe und ſich nicht plötzlich auf die andere Seite werfe." Was ihn ſelbſt betraf, ſo hatte er ſich wohl dazu verſtanden, für einige Tage den Ton und die Sprache der Jacobiner anzunehmen, aber er wünſchte bemerklich zu machen, daß ihm dieſe Haltung fernerhin nicht zuſagen würde.

Den Directoren, deren Scharfſinn in dieſem Falle durch ihr Intereſſe geweckt wurde, war Bonaparte's Kälte und ſein Zögern nicht entgangen. Ohne Zweifel war ihnen auch bekannt, daß ſich der General in Privatgeſprächen für den Zwang entſchädigte, den er ſich in ſeinen öffentlichen Erklärungen auferlegte, daß er ſchonungslos die Rückſichtsloſigkeit und Strenge tadelte, die ſie — ſeinem eigenen Rathe folgend — angewendet hatten und ſich bitter über die Verurtheilung ſo vieler Männer vom reinſten bürgerlichen Rufe ausſprach. Sie beſchloſſen, ihn ihre Unzufriedenheit fühlen zu laſſen. In der Correſpondenz zwiſchen Carnot und Clarke hatten ſich Briefe gefunden, welche bewieſen, daß Letzterer der Partei des Fructidor feindlich geſinnt war. Ebenſo wußte man, daß Bonaparte für Clarke, ſein gehorſames, ergebenes Werkzeug, eine gewiſſe Vorliebe hegte. Ein Adjutant Augereau's brachte dem Oberbefehlshaber die Amtsentſetzung Clarke's und benachrichtigte ihn gleichzeitig von mehreren Maßregeln, die mit der unbeſchränkten Gewalt, deren er ſich in Italien bemächtigt, wenig verträglich waren. Es war ein Schlag, der ihn nur mittelbar traf, ihm aber doch fühlbar machte, daß er dem Directorium verdächtig war.

Er antwortete auf der Stelle, um ſich mit Bitterkeit über den „entſetzlichen Undank der Regierung" zu beklagen und von Neuem ſeinen Abſchied zu verlangen. Auf's Neue ſchützte er ſeinen ſchlechten Geſundheitszuſtand vor und eine Gemüthsſtimmung, „die es ihm nothwendig erſcheinen laſſe, zu ſeiner Stärkung in's bürgerliche Leben unterzutauchen." Im Tone der gekränkten Unſchuld fügte er hinzu: „er habe ſich ſeiner Macht unter allen Umſtänden zum Beſten des Vaterlandes bedient; ſchlimm für diejenigen, welche nicht an Tugend glaubten und die ſeinige verdächtigen konnten! Er fand ſeinen Lohn in ſich ſelbſt und im Urtheil der Nachwelt. Jetzt, da das Vaterland ruhig und vor den Gefahren geſchützt war, die es bedroht hatten, konnte er den Poſten, auf den man ihn geſtellt, ohne Nachtheil verlaſſen; aber man durfte überzeugt ſein, daß er im erſten Augen-

blicke der Gefahr in erster Reihe stehen würde, um die Freiheit und die Verfassung des Jahres III. zu vertheidigen." (25. September.)

Indem er sich den Anschein gab, als ob er sich von der ersten Erregung hinreißen lasse, wußte er besser, als irgend Jemand, daß in diesem Augenblicke der tiefsten Erschütterung, die sich dem ganzen Lande mittheilte, in einem Augenblicke, da alle Unterhandlungen auf ihm allein ruhten, sein Austritt das Directorium in die äußerste Verlegenheit setzen mußte. Die Directoren fühlten das ebenfalls und da sie weder die Würde besaßen, ihren Zorn aufrecht zu erhalten, noch die Gewandtheit, denselben bis zum passenden Augenblicke zu verbergen, entschlossen sie sich, ihn fallen zu lassen, obwohl sie mehr als je den Druck verwünschten, den eine täglich wachsende Herrschaft auf sie ausübte. Sie demüthigten sich vor Bonaparte, baten ihn, auf seinem Posten zu bleiben, den zu verlassen er nie beabsichtigt hatte, und schützten ein Mißverständniß, eine falsche Auffassung ihrer Befehle vor. „Nehmen Sie sich in Acht," sagten sie, „daß den royalistischen Verschwörern in demselben Momente, wo sie vielleicht Hoche vergiftet haben, nicht auch der Versuch gelinge, in Ihrer Seele ein Mißtrauen, einen Ueberdruß zu erregen, der im Stande wäre, das Vaterland der Dienste Ihres Genius zu berauben." Sie dankten ihm, daß er sie vor der Einführung der Militairherrschaft gewarnt und sie auf den heiligen Grundsatz verwiesen: Cedant arma togae, in seinem Munde allerdings eine bemerkenswerthe Warnung, die, wenn aufrichtig gemeint, des höchsten Lobes werth gewesen wäre. Endlich gaben sie ihm in Bezug auf seine Beschwerden völlige Genugthuung und ließen ihm durch Bottot, den Secretair Barras' (22. October) einen Brief voll Freundlichkeiten und Schmeicheleien schreiben: „Mit welcher herzlichen Theilnahme haben sich Alle nach Ihrer Gesundheit erkundigt, nach Allem, was Sie betrifft und umgiebt! und in welchem Gegensatz stand der unfreundliche Brief, den sie mir zugeschickt, zu diesen warmen Aeußerungen der Freundschaft! Ich bin ehrlich und aufrichtig, Bürger General, und so muß ich Ihnen sagen, daß Sie dem Directorium Unrecht thun. Es ist möglich, daß die Regierung allerlei Mißgriffe begeht, möglich, daß sie die Ereignisse nicht immer so richtig beurtheilt, wie Sie es thun, aber mit welcher republikanischen Fügsamkeit hat sie Ihre Bemerkungen hingenommen!"

Muß die letzte Wendung im Wörterbuche jener Zeit überhaupt

als Neuerung betrachtet werden, ſo war ſie, um die Stellung zu bezeichnen, welche die Regierung einem ihrer Generäle gegenüber einnahm, geradezu unerhört. Die Verſuchung, Männer, welche die Sprache der Höflinge ſo wenig verlernt hatten, auf's Neue in Höflinge zu verwandeln, mußte früher oder ſpäter an Bonaparte herantreten. Ihm ſelbſt blieb kaum noch etwas zu wünſchen übrig; lag doch in dieſer geiſtigen Dictatur, der man ſich freiwillig beugte, ein geheimer Reiz, welcher vielleicht den Genuß aller ſpäteren Ausübung ſeiner Macht übertraf!

Bis zum 13. Fructidor waren die Friedensverhandlungen, die wir im Mai — mit den zwiſchen Bonaparte einerſeits und Gallo und Meerfeld andererſeits vereinbarten Vorſchlägen — anknüpfen ſahen, mit berechneter Langſamkeit weitergeführt worden. Die Vorbereitungen zu der in Paris bevorſtehenden Revolution waren in Wien nicht unbemerkt geblieben und die Niederlage des Directoriums wurde nicht für unmöglich gehalten. Jedenfalls hoffte man, die precaire und ſchwankende Lage der aus dieſem Kampfe hervorgehenden Regierung benutzen zu können, um beſſere Bedingungen, als die von Bonaparte gewährten, zu erreichen. Man dachte ſogar daran, den Krieg, der im Augenblick, als er für den Sieger gefahrvoll werden konnte, ohne Ehren abgebrochen war, wieder aufzunehmen. Die Stipulationen, durch welche wir dem Kaiſer Venedig überließen, wurden demnach in Wien zurückgewieſen; man verlangte außerdem Mantua und Breſcia und beſtand beſonders auf der Nothwendigkeit eines Congreſſes, der unſern Feinden Zeit gegeben und Alles wieder in Frage geſtellt hätte. Auch das Directorium hatte, trotz der Rathſchläge ſeines Feldherrn, die Zuſtimmung verweigert. Außer Carnot und Barthelemy, welche den Frieden für das Hauptbedürfniß Frankreichs hielten, und die Opfer, die derſelbe verlangte, gering achteten, wollten ſich die Directoren nicht zur Abtretung Venedigs verſtehen. „Wenn Sie dem Kaiſer allzu drückende Bedingungen ſtellen," ſagte Carnot, „ſo thun ſie beſſer, offen auszuſprechen, daß Sie einen Vernichtungskrieg wollen." Um gerecht zu ſein, hätte er dies Dilemma mit Berückſichtigung der Rechte eines freien Volkes formuliren müſſen. Seine Collegen wieſen es denn auch mit Unwillen zurück, beſonders Barras, deſſen Seele trotz aller Niederträchtigkeit noch immer einen Funken von Patriotismus bewahrt hatte. Auch den Congreß lehnten ſie entſchieden ab, indem ſie nicht

mit Unrecht anführten, daß England eingewilligt habe, in den Conferenzen von Lille allein zu unterhandeln (1. Juli). Diese Conferenzen, deren Ausgang in so bedauerlicher Weise durch unpolitische Anforderungen beeinträchtigt wurde, sollten soeben eröffnet werden. Das einzige Resultat der ersten Verhandlungen mit Oesterreich, die durch muthwillig geschaffene Schwierigkeiten gehemmt und durch Existenzfragen beherrscht wurden, denen sich die Diplomatie nothwendigerweise unterordnen mußte, war die Befreiung Lafayette's und seiner Gefährten, welche seit mehreren Jahren, allem Völkerrecht zuwider, in Olmütz gefangen saßen.

Gegen Ende August verließ Bonaparte Montebello und übersiedelte nach Passariano oder Posseriano im Friaul, wo er eine Villa des Dogen Manin bezog. Die Friedensverhandlungen, die man zuletzt von beiden Seiten vernachlässigt hatte, um Vorbereitungen zum Kriege zu treffen, wurden in Udine, in der Nachbarschaft der neuen Residenz Bonaparte's, wieder aufgenommen. Die Directoren, von dem Wunsche beseelt, wenigstens einen Theil ihrer Verlegenheiten abzuwälzen, hatten sich endlich nach heftigen Discussionen geeinigt. Aber die Krisis des Fructidor stand in Aussicht und der Kaiser, der die Vorboten derselben im Auge behalten, war weniger als je geneigt, den Frieden zu unterzeichnen, bis der glänzende Sieg der Fructidorianer der Lage der Dinge plötzlich eine andere Wendung gab. Nachdem sich das Directorium so leichten Kaufs von seinen Feinden im Innern befreit sah, nachdem es durch einen Sieg, der alle seine Erwartungen übertraf, an Selbstgefühl gewonnen hatte, kehrte seine frühere Abneigung gegen den Frieden zurück, dessen Bedingungen weit entfernt waren, seinen Wünschen zu entsprechen und der überdies einen Mann außer Thätigkeit setzte, dessen Ehrgeiz und Popularität die Directoren mit Besorgniß erfüllten. Der Kaiser gerieth auf's Neue in Angst. Bonaparte war einen Augenblick beinahe entschlossen, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, aber als das Commando der Rheinarmee an den von ihm verachteten Augereau gegeben und das Kriegsministerium Bernadotte, den er nicht leiden konnte, versprochen wurde, als er einen so großen Einfluß in den Händen zweier Männer sah, die ihm gewissermaßen feindlich gesinnt und jedenfalls entschlossen waren, nach eigenen Eingebungen zu handeln, als er sich mehr und mehr überzeugte, daß in Frankreich das Verlangen nach Frieden täglich an Boden gewann, faßte er den

Entſchluß, daß dieſer Frieden ſein eigenſtes Werk werden ſollte, damit er allein die Früchte deſſelben zu ernten vermöchte.

Er ließ alſo die von Barras (8. September) als „Wünſche des gereinigten Directoriums" bezeichneten Vorſchläge unberückſichtigt. Dieſe Wünſche waren dahin formulirt: „daß der Rhein unſere Grenze ſei daß Mantua zu Cisalpinien geſchlagen werde und daß Venedig nicht an das Haus Oeſterreich falle." Ehrliche Bedingungen, obwohl ſie von unreinen Lippen kamen! Bedingungen, die Bonaparte mit Hülfe der Rheinarmee dem Kaiſer ohne Schwierigkeiten aufzudringen vermochte, hätte ihn nicht, hier wie in Leoben, ſein Ehrgeiz daran verhindert. An ihrer Statt entwarf er mit Herrn von Gallo einen neuen Vertrag, den Herr von Meerfeld nach Wien brachte, während er ſelbſt dem Directorium darüber ſchrieb:

„Es wäre möglich, daß Herr von Meerfeld bis zum 1. October mit der Vollmacht zurückkehrte, den Frieden unter folgenden Bedingungen zu unterzeichnen:

1) Die Etſchlinie mit Einſchluß der Stadt Venedig fällt an den Kaiſer.

2) Die Etſchlinie mit Mantua fällt an die cisalpiniſche Republik."

Frankreich ſollte Belgien, Mainz, die Rheingrenze, Corfu und die joniſchen Inſeln erhalten. (19. September.)

Für den Fall, daß dies Ultimatum nicht angenommen wurde, erklärte der General die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten für unvermeidlich, zählte mit offenbarer Uebertreibung die Nachtheile, Schwierigkeiten und Gefahren auf, in die ihn ein neuer Krieg mit Oeſterreich bringen würde, und hob hervor, welcher Verſtärkungen an Truppen und Pferden er zur erfolgreichen Eröffnung der Campagne bedurfte. Im Munde eines Feldherrn, deſſen Worte von ſo großem Gewicht waren, kam eine ſolche Forderung, wenn ſie nicht augenblicklich erfüllt werden konnte, beinah einer Aufkündigung des Gehorſams gleich — und Bonaparte wußte, wie wenig das Directorium im Stande war, ſeinen Anſprüchen zu genügen.

Das Wichtigſte und Bedeutendſte in dieſem denkwürdigen Briefe vom 19. September 1797 liegt aber in einem Geſtändniß, welches vom höchſten hiſtoriſchen Intereſſe iſt und das unwiderleglichſte aller Zeugniſſe abgiebt. Dieſer Strahl, der nur der unwiderſtehlichen

Macht der Wahrheit zuzuschreiben ist, wirft ein überraschendes Licht auf die Politik, die Bonaparte in Bezug auf Venedig befolgt hat, und beweist, welch Gewicht auf die Beschuldigungen gelegt werden darf, die er — in leicht zu durchschauender Absicht — gegen die unglückliche Republik, zu deren völliger Vernichtung er sich soeben anschickte, zusammengetragen hatte.

„Ich muß wissen," schrieb er dem Directorium, „ob Sie auf diese Bedingungen einzugehen gesonnen sind, oder nicht. Wenn Ihr Ultimatum darin besteht, dem Kaiser die Stadt Venedig zu verweigern, so glaube ich nicht, daß der Frieden zu Stande kommt (obwohl in ganz Italien keine Stadt der Freiheit so werth ist, als Venedig), und dann werden die Feindseligkeiten im Laufe des October wieder beginnen."

Die Erklärung, welche in dieser kurzen Parenthese enthalten ist, wird in den Augen der Geschichte von höherem Werth sein, als die zahllosen Beschwerden, welche Bonaparte zur Rechtfertigung einer Politik für nöthig gehalten, die ohne diesen falschen Schein allgemeine Mißbilligung erregt haben würde. Den vielfachen Zeugnissen, welche sich gegen ihn erhoben, um sein Verhalten bei dieser Gelegenheit zu verurtheilen, müssen wir fortan seine eigenen Worte anreihen, die lauter sprechen, als alles Uebrige.

Damals war es, als der Unwille losbrach, den Bonaparte's zweideutiges Benehmen bei Gelegenheit des 18. Fructidor in den Directoren erregt hatte. Sicherlich hatte er bei Lavalette's Rückkehr und durch die Reise Botot's, des Barras'schen Secretairs, Kunde erhalten, daß er der Gegenstand des entschiedensten Mißtrauens geworden war und daß die Stimmung des Directoriums gegen Oesterreich von Tag zu Tag feindlicher wurde. Zu derselben Zeit nun, als er — wie wir mitgetheilt haben — mit einem Unwillen, der sich zu heftig äußerte, um nicht erheuchelt zu sein, seinen Abschied verlangte, schrieb er an Talleyrand, dessen geistige Ueberlegenheit er erkannt hatte, um denselben für seine Ansichten zu gewinnen. Von Neuem betonte er die Schwierigkeiten eines abermaligen Krieges mit Oesterreich, die Nothwendigkeit, den Feldzug wenigstens vierzehn Tage, ehe er mit seinem eigenen Heere losschlug, durch die Rheinarmee eröffnen zu lassen, um einen Theil der erdrückenden Streitkräfte, die ihm gegenüberstanden, nach Deutschland zu locken; besonderes Gewicht legte er auf einen Vertrag mit

Sardinien und erklärte, daß er die Bedenken des Directoriums nicht begreife. „Wurde das Directorium etwa durch den Wunsch zurückgehalten, Piemont zu revolutioniren, um es der cisalpinischen Republik einzuverleiben? Aber war denn nicht das einzige Mittel, dies ohne Zusammenstoß zu erreichen und ohne die Verträge oder auch nur den Anstand zu verletzen, daß man ein Corps von 10,000 Piemontesen, das an der Spitze der Nation stand, mit unseren Truppen vereinigte und an unseren Erfolgen theilnehmen ließ? Sechs Monate später mußte der König von Sardinien seinen Thron verloren haben. Wenn ein Riese einen Zwerg umarmt und ihn bei dieser Umarmung erstickt, so ist's unmöglich, ihm daraus einen Vorwurf zu machen; es ist nur die nothwendige Folge der Verschiedenheit ihrer Organisation." (26. September.)

Niemand war besser zum Verständniß einer solchen politischen Moral geeignet, als Talleyrand. Der General bekämpfte ferner die Illusionen, denen sich das Directorium in Bezug auf die Festigkeit unserer Einrichtungen in Italien hingab, Illusionen, zu deren Entstehung und Erhaltung Niemand mehr beigetragen, als er selbst, deren Fortdauer ihm aber nicht mehr genehm war, seitdem er in Paris einen glänzenderen Wirkungskreis für seinen Ehrgeiz offen sah, als den er in Mailand für sich erträumt hatte. „Man möge sich, fuhr er fort, über den Einfluß der piemontesischen, cisalpinischen und genuesischen Patrioten keiner Täuschung hingeben, möge sich vielmehr überzeugt halten, daß bei plötzlicher Entfernung unserer moralischen und militairischen Einwirkung alle diese sogenannten Patrioten vom Volke ermordet würden." Und dies war die Schöpfung, die ihn mit so viel Stolz erfüllt hatte, dies das Resultat, zu dem er es mit so viel List und Geschicklichkeit gebracht! Eine vernichtendere Kritik des von ihm befolgten Systems war kaum zu denken. Bonaparte verwendete sich endlich noch zu Gunsten Clarke's, dessen Nachgiebigkeit ihm so bequem gewesen und der bei den Directoren, nachdem sie seinen Briefwechsel mit Carnot gelesen, in Ungnade gefallen war.

Uebrigens sollten die Ereignisse binnen Kurzem den Beweis liefern, daß Bonaparte mit dieser düsteren Darstellung der Lage Italiens der Wahrheit näher kam, als mit den früheren, einem eigennützigen Optimismus entstammenden Schilderungen. Konnte er sich selbst wohl ein härteres Urtheil sprechen, als indem er eingestand, daß er

uns die Mühe aufgebürdet, ein solches Werk — mochte dasselbe als Befreiung oder als Eroberung angesehen werden — aufrecht erhalten zu müssen? Kaum hatte er die Organisation seiner cisalpinischen Republik beendigt, als er sich bereits von der Unfähigkeit der Italiener, unsere Institutionen zu ertragen, überzeugte. Er sah sich genöthigt, an Talleyrand zu schreiben und ihn um Zusendung einer Commission von staatsrechtskundigen Männern zu bitten, die seine italienische Republik nach einem neuen Plane gestalten sollten. Diese vertrauliche Mittheilung, in welcher er seine eigenen Regierungsprincipien ausspricht, ist in sofern beachtungswerth, als er sich darin bereits zu demselben System bekennt, das er später durchgeführt hat. Sie ist ein merkwürdiges Zeugniß von der Starrheit dieses absolutistischen Geistes; denn sie enthält bereits die Quintessenz der nachmaligen kaiserlichen Verfassung. Alle wirkliche Macht ist darin der Executive zugetheilt, die „als der wahre Repräsentant der Nation" angesehen wird. Vom gesetzgebenden Körper dagegen ist nur ein nichtssagender Schatten übrig geblieben. „Ohne Rang in der Republik, ohne Empfindung, ohne Augen und Ohren für das, was ihn umgiebt, würde er keinen Ehrgeiz besitzen und uns nicht mehr mit tausend Gelegenheitsgesetzen überschwemmen." War das nicht bereits jene aus Stummen bestehende Versammlung, die der erste Consul in's Leben rief?

So waren damals Bonaparte's Ansichten über Regierungsprincipien und so blieben sie auch später, denn die Zeit hat sie nur wenig umgeformt. Sein politisches Ideal war ein Mischmasch von schlecht verdauten Reminiscenzen an das klassische Alterthum und von verschiedenen, theils der Revolution, theils der Gewohnheit des Militaircommando's entlehnten Einrichtungen. Wir staunen, daß ein in mancher Beziehung so mächtiger Geist sich nie über diese ungenügende Schablone zu erheben vermocht, die er zwischen zwei Schlachten und in einer Zeit ersonnen, wo er weder die Erfahrung noch die Kenntnisse zur Lösung einer so schwierigen Aufgabe besaß. Wir staunen, daß er die Unfruchtbarkeit derselben nicht erkannt. Er bestand darauf, geometrische Einfachheit in eine Ordnung der Dinge einzuführen, die derselben durchaus widerstrebt. Er war dem Geiste wie dem Character nach Despot. Ueberdies war ihm die Wissenschaft der modernen Staatskunst völlig fremd und in dem System der Garantien sah er nur ein unnöthiges Hinderniß. Er wußte nichts, oder

vero aliquot seculis Averroim anteerat? reliquum jam crimen est, quod huic interpreti maledixerim. Equidem si vitam illius, si mores, si genus insectatus essem, tunc faterer me illi maledixisse. Sed nihil tale attigi, neque attingerem. At enim de litteris studiisque contendere, ac interdum vehementius urgere, et si res exigat, adversarium pungere: disserere id quidem est, non maledicere. Denique tota vis in eo versatur, jure an injuria illum reprehenderim. Dixi graeca verba ob ignorationem latinae linguae ab eo relicta, pro quibus latina vel optima haberemus. Nec dixi modo, sed et probavi, et verba ipsa ostendi. Caetera quoque errata, nec ea pauca, nec levia redargui. Aut igitur ista defende si potes, aut me pupugisse illum non moleste feras. Equidem si in pictura Jotti quis faecem projiceret, pati non possem. Quid ergo existimas mihi accidere, cum Aristotelis libros omni pictura preciosiores tanta traductionis faece coinquinari videam? an non commoveri? an non turbari? Maledictis tamen abstinui, sed rem ipsam redargui, ac palam feci. Vale.

beinahe nichts von dem kunstvollen Mechanismus, den Institutionen zum Schutze persönlicher Freiheiten und Rechte, welche England zuerst in's Leben gerufen, die vereinigten Staaten verwirklicht, die constituirende Versammlung in moralischer Gestalt skizzirt, die Gironde in republikanischer Gestalt geträumt hatte. Dieser unerschöpfliche Schatz von Ideen, der die Welt umformen wird, ist für ihn ein unentdecktes Gebiet geblieben.

Bonaparte schloß seine Zuschrift an Talleyrand mit der Bitte: Sieyes, den er in der Commission zu haben wünschte, den Inhalt des Briefes mitzutheilen. Indem er die bedeutendsten unserer Staatsrechtsgelehrten für seine Theorie zu gewinnen suchte, verfolgte er bereits den Hintergedanken, dieselbe eines Tages von Italien nach Frankreich über zu führen.

Die Bedingungen, welche Meerfeld nach Wien gebracht, fanden daselbst um so günstigere Aufnahme, da der Hof bereits am Siege der royalistischen Verschwörung in Paris verzweifelte. Dennoch beschloß man zu kämpfen, um wo möglich bessere Bedingungen zu erwirken, und schickte zu diesem Zwecke den Grafen Cobentzl, einen Diplomaten der alten Schule, Zögling von Kaunitz, an Bonaparte ab. Ein schmeichelhafter Brief des Kaisers führte ihn bei dem Feldherrn ein. Die Unterhandlungen wurden also wieder aufgenommen, aber unter ziemlich schlechten Aussichten, da Herr von Cobentzl Bonaparte in der nachgiebigen Stimmung zu finden erwartete, die seine Concessionen vom 19. September errathen ließen, und Bonaparte sich im Gegentheil durch den entschiedenen Widerspruch, den er in dieser Beziehung vom Directorium erfahren, gehemmt fühlte. Es kam zu langen Auseinandersetzungen zwischen dem General und dem Diplomaten; der Eine entwickelte dabei seine ganze Feinheit, seine unversiegbare Beredtsamkeit und eine etwas linkische, veraltete Grazie, der Andere seinen scharfen Verstand und seine unerbittliche Logik. Von der einen wie von der anderen Seite wurde so viel als möglich verlangt und so wenig als möglich zugestanden. Cobentzl, der anspruchsvoller war, als seine Vorgänger, forderte die Legationen, und Bonaparte, der auf seine ersten Vorschläge zurückkam, erklärte, daß er ihm nicht einmal Venedig überlassen könne und schützte die ausdrücklichen Befehle seiner Regierung vor, die, wie er sagte, diese Republik soeben anerkannt habe. Selbst an Talleyrand, dem er hin und wieder seine

wirklichen Ansichten enthüllte, schrieb er: daß er fest entschlossen sei, „Venedig ohne die ausdrückliche Zustimmung des Directoriums nicht auszuliefern."

Dies war übrigens eine Unwahrheit. Sein Entschluß, Venedig zu opfern, stand schon damals fest, aber die französische Regierung mußte erst mit diesem Gedanken vertraut gemacht werden. Bonaparte gab sich weder die Mühe, ihre Abneigung zu besiegen noch ihre Einwendungen zu widerlegen, aber er suchte sie durch äußerliche Gründe unmerklich in die Nothwendigkeit zu versetzen, ihm nachzugeben oder sie auf den Ausgang, den er beabsichtigte, so geschickt vorzubereiten, daß sie endlich die vollendete Thatsache als selbstverständlich hinnehmen mußte. In allen seinen Briefen sprach er von den Verwickelungen, die sich in Italien vorbereiteten; von dem bevorstehenden Tode des Papstes, der feindlichen Stimmung des Königs von Neapel, der Unzufriedenheit Sardiniens, endlich von der Unmöglichkeit, daß er sich mit der Leitung der Geschäfte weiter befasse. „Er wäre kaum noch im Stande, zu Pferde zu sitzen und bedürfe wenigstens einer zweijährigen Ruhe;" er verlangte deshalb, daß ihm sowohl als Friedens-Unterhändler, wie als Gesetzgeber Cisalpiniens ein Nachfolger ernannt werde und erklärte sich bereit, demselben alle nöthigen Anweisungen zu geben. Aber während er sich, einem bezeichnenden Volksausdruck nach, „todt stellte" und keinen anderen Willen mehr zu haben schien, als den des Directoriums, trug er in Wahrheit nur alle Motive zusammen, welche das letztere bestimmen mußten, auf seine Ansichten einzugehen. Wie hätte man auch einen so tief entmuthigten Friedens-Unterhändler brüskiren und ihm kategorische Befehle ertheilen können? und wer hätte gearwöhnt, daß der um seinen Abschied Bittende im Begriff stand, mit größerer Kühnheit zu handeln, als je zuvor, und daß er zu diesem Zwecke bereits Alles vorbereitet hatte?

Vor allen Dingen wünschte Bonaparte das ausdrückliche, unbedingte Verbot einer Abtretung Venedigs — das ihm die Hände gebunden hätte — zu verhindern und durch seine fingirte Niedergeschlagenheit und Schwäche gelang ihm dies. Das Directorium schickte unter dem Datum des 29. September ein Ultimatum an ihn ab, das durch seine Großherzigkeit manchen Fehler wieder gut macht, das aber nicht entschieden genug formulirt war, um einen Willen, dem man so häufig

nachgegeben hatte, zu bezwingen. Dies Ultimatum verlangte ein freies Italien bis an den Isonzo und hob mit besonderem Nachdruck hervor, daß es ein Mißgriff sein würde, Oesterreich bis an die Etsch-Linie vordringen, das heißt „diese ländergierige Macht" bis in's Herz Italiens kommen zu lassen. Es sprach ferner von „der Schmach, Venedig aufzugeben" und wies jede Theilnahme an „einer Verrätherei zurück, für die es keine Entschuldigung geben konnte und die schlimmere Folgen nach sich ziehen mußte, als der unglücklichste Krieg." Diese Depesche, auf deren Forderungen das Directorium — angesichts des Jubels, der bei dem Abschluß des Friedens in Frankreich laut wurde — nicht zu bestehen wagte, ist die ehrenwertheste, die es jemals unterzeichnet, und sie genügt, um dem General allein die Verantwortlichkeit für die Unterhandlungen von Campo-Formio aufzubürden. Auf die Entschlüsse Bonaparte's übte sie nicht den mindesten Einfluß. Sein Plan stand so fest, daß er am 7. October jede längere Verstellung für unnöthig hielt und an Talleyrand schrieb: „In drei bis vier Tagen wird über Krieg oder Frieden entschieden sein. Ich gestehe Ihnen, daß ich in Berücksichtigung der vorgeschrittenen Jahreszeit und der geringen Aussicht, etwas Großes ausrichten zu können, Alles thun werde, um Frieden zu erlangen."

Talleyrand hatte sich bemüht, den General für die Ansichten des Directoriums zu gewinnen und hatte auf's Neue, mit größerer Wärme als man von ihm erwarten sollte, der Befreiung Italiens das Wort geredet. Bonaparte widerlegte ihn in allen Punkten. „Talleyrand habe keinen Begriff von diesem entnervten, abergläubischen, feigen Volke;" die Armee wäre nicht im Stande gewesen, auch nur einen ordentlichen italienischen Soldaten auszuheben, sondern nur 1500 Gassenjungen, die man in verschiedenen Städten Italiens zusammen gelesen, die überall plünderten und zu nichts zu gebrauchen waren." Frankreich und die Regierung wären in der schmächlichsten Weise von einigen italienischen Abenteurern dupirt worden. Das italienische Volk sei verweichlicht, muthlos, ohne Sinn für die Freiheit, unfähig zu jeder militairischen Organisation, die ihm eine geachtete Stellung zu sichern vermöchte. So wäre die Wirklichkeit, das aber, „was man in Proclamationen und gedruckten Reden zu sagen pflege, wäre nur ein Mährchen." Wer könne das besser wissen, als er? Es sei jedoch Zeit, endlich den Chimären der Revolutions-Politik zu entsagen und zu der

wahren Politik zurückzukehren, die nichts anderes sei, als die Berechnung der Möglichkeiten."

Am 10. October theilte Bonaparte dem Directorium mit, daß er fest entschlossen sei, den Frieden zu unterzeichnen. Als bestimmende Gründe führte er die vorgerückte Jahreszeit an, die Schwäche seines Heeres, den Tod Hoche's, die Unfähigkeit der Italiener, den Abbruch der Conferenzen von Lille, das Friedensbedürfniß Frankreichs und endlich „die Unklugheit, sichere Vortheile und das Blut der Franzosen für ein Volk auf's Spiel zu setzen, das der Freiheit nicht werth und ohne Sehnsucht danach sei, und das uns in Folge seines Characters, seiner Gewohnheiten und seiner Religion aus tiefster Seele hasse." Alle diese Angaben hatten einen Schein von Wahrheit, aber nicht eine war wirklich begründet. Die Jahreszeit bot keine größeren Schwierigkeiten, als bei Eröffnung des Feldzuges, wo Bonaparte seinem eigenen Ausspruch nach, die Alpen auf einer drei Fuß hohen Eisdecke überschritten hatte. Vor Mitte November konnte er bereits vor den Thoren Wiens stehen. Sein Heer war niemals stärker gewesen, als jetzt. Der Tod Hoche's befreite ihn von einer gefährlichen Nebenbuhlerschaft, und was das allgemeine Friedensbedürfniß betraf — das wirklich vorhanden war — so nahm er darauf erst Rücksicht, seitdem es seinem eigenen Vortheil entsprach. Der Frieden wäre nur um so dauerhafter geworden, wenn er sich auf einen vollständigen Sieg gestützt hätte. Niemals stand ein Erfolg sicherer in Aussicht, niemals versprach er größere Resultate, niemals war er so offenbar durch die Lage der Dinge vorherbestimmt. Ein neuer Feldzug gegen Oesterreich hätte diese wie von Schwindel und Entsetzen gepackte Monarchie unbedingt Bonaparte in die Hände geliefert und er konnte keine bessere Gelegenheit finden, alles Böse, das wir Italien zugefügt, in wenigen Tagen wieder gut zu machen. Unserer Rheinarmee, welche durch die Bewegungen, zu denen sich die Oesterreicher mit ihrem Heere gezwungen gesehen, degagirt war, stand beinahe kein Feind gegenüber und nichts hätte Augereau verhindern können, bis an die Donau vorzudringen. Aber wie war es möglich, solchen Ruhm mit Augereau zu theilen?

So wies denn Bonaparte aus ganz persönlichen Gründen die Rathschläge eines höheren, ruhmwürdigeren Ehrgeizes zurück. Er wollte der einzige Friedensstifter sein, wie er der einzige Triumphator

geweſen war. Alle ſeine Vertrauten aus jener Zeit, wie ſie auch gegen ihn geſtimmt ſein mögen, Lavalette, Marmont, Miot, Bourrienne, bezeugen, daß dieſer Wunſch einen vorwiegenden Einfluß auf ſeine Entſchlüſſe ausgeübt. Er ſchloß ſeinen Brief an die Directoren mit der Verſicherung ſeiner Uneigennützigkeit und Nachgiebigkeit; eine Verſicherung, die in dem Augenblicke, wo er ihre Inſtructionen mit Füßen trat und nur ſeinem Belieben folgte, geradezu lächerlich war. Der Krieg mit England, ſagte er, würde uns ein weiteres, ſchöneres Feld der Thätigkeit eröffnen, „das engliſche Volk wäre beſſer, als das venetianiſche, und ſeine Befreiung würde auch das Glück und die Freiheit Frankreichs auf immer begründen.“ In wie weit es Bonaparte mit dieſer ſeltſamen Befreiung Englands Ernſt war, wird uns am beſten verſtändlich, wenn wir hören, daß er ſich um dieſe Zeit bereits vollſtändig dem Project einer Expedition nach Aegypten hingab, mit Monge die Mittel zur Ausführung deſſelben ſtudirte und im Begriff ſtand, Pouſſielgue nach Malta zu ſchicken, um die Stimmung der Ordensritter franzöſiſcher Zunge zu erforſchen.* „Was ihn ſelbſt betreffe, fügte er hinzu, ſo wären ſein Herz und ſeine Abſichten rein. Er hätte die Intereſſen ſeines perſönlichen Ruhmes, ſeines Ehrgeizes, ſeiner Eitelkeit zum Schweigen gebracht und nur das Vaterland und die Regierung im Auge gehabt . . ., ihm ſelbſt bleibe nichts übrig, als ſich in der Menge zu verlieren, den Pflug des Cincinnatus zur Hand zu nehmen und mit dem Beiſpiel der Achtung für die Obrigkeit und des Abſcheus vor der Militairherrſchaft — die ſo viele Republiken zerſtört, ſo manchen Staat zu Grunde gerichtet — voran zu gehen.“ (10. October 1797.)

„Als ich am 13. October,“ berichtet Bourrienne, der damals Bonaparte's Secretair war, „bei Tagesanbruch mein Fenſter öffnete, fand ich die Berge mit Schnee bedeckt. Am Tage zuvor war herrliches Wetter geweſen und bisher ſchien der Herbſt ſchön und mild werden zu ſollen. Wie immer, trat ich um ſieben Uhr in das Schlafzimmer des Generals, weckte ihn und theilte ihm mit, was ich eben geſehen. Anfangs that er, als ob er mir nicht glaube, ſprang aus dem Bette, eilte an's Fenſter und nachdem er ſich von dem raſchen Umſchlag der Temperatur überzeugt, ſagte er mit der größten Ruhe:

* Mémoires de Lavalette.

„Vor Mitte October! welch' ein Land! wir müssen jedenfalls Frieden schließen!"

Darauf sah er die Listen seiner Armee, die sich auf beinahe 80,000 Mann belief, noch einmal durch, berechnete die ungünstigen Aussichten, welche die Eröffnung des Feldzugs unter diesen Umständen darbot, mit einer Genauigkeit, als ob er seine Entschlüsse nicht schon mehrere Tage zuvor gefaßt, oder als ob er selbst seinen Secretair über den eigentlichen Beweggrund seiner Handlungsweise zu täuschen wünsche, oder vielleicht, weil er fühlte, welch' Gewicht der Witterungswechsel seinen Vorstellungen beim Directorium geben mußte. „Es ist ausgemacht," rief er endlich, „ich schließe Frieden! Venedig muß für die Kriegskosten und die Rheingrenze zahlen. Das Directorium und die Advocaten mögen sagen, was sie wollen!"

Da er nun den Grafen Cobentzl um jeden Preis und so schnell als möglich zum Frieden bewegen wollte, glaubte er — nach einer Methode, die Niemand besser durchzuführen wußte, als er — den Augenblick gekommen, Zorn und Kriegslust zu zeigen. Alle Truppencorps erhielten Befehle und setzten sich in Bewegung. Ueberall wurden die Vorbereitungen zu einem neuen Feldzug mit drohender Eile betrieben; den kaiserlichen Unterhändlern gegenüber wurde der Ton des Generals unverkennbar hochmüthiger und schärfer. Anfangs argwöhnte Cobentzl, daß diese Demonstration eine Finte sein könne und blieb unbeirrt bei seinem Programm: Italien bis zur Adda. Er sprach selbst von seiner Abreise, ließ mit großem Lärm seine Wagen packen und bedrohte Bonaparte mit der öffentlichen Stimmung in Frankreich und mit einem österreichisch-russischen Bündnisse. Aber die erheuchelte Gereiztheit des Generals konnte jeden Augenblick durch die Hartnäckigkeit seines Gegners in wirklichen Zorn verwandelt werden und der Schwächere in diesem Spiel war nothwendig der, welcher des Friedens am meisten bedurfte und ihn am meisten wünschte. Bonaparte fühlte große Abneigung gegen die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, aber er hatte die Ueberzeugung, daß der Krieg, der für ihn nur eine Widerwärtigkeit gewesen wäre, für Oesterreich ein Gegenstand des Entsetzens war. Diese Furcht des Feindes, auf die er so kühn speculirte, beweist, wie unbegründet die Vorwände gewesen, die er zur Rechtfertigung seiner Politik angeführt hatte. Am 16. October, nachdem er vergebens versucht, den Widerstand Cobentzl's zu besiegen,

beſchloß er, die Sache um jeden Preis zu Ende zu bringen, ehe er durch neue Befehle des Directoriums gehemmt würde. Er ſprang mitten in der Verhandlung auf, nahm ein Präſentirbrett von Porcellan, das der Graf von der Kaiſerin Katharina erhalten hatte, von einem naheſtehenden Tiſchchen, warf es zu Boden und rief: „So will ich vor Ablauf eines Monats Ihre Monarchie zertrümmert haben!" Dann erklärte er, daß der Waffenſtillſtand zerriſſen ſei, grüßte die Anweſenden und ging.

Bonaparte hatte Udine, wo dieſe tragi-komiſche Scene ſtattgefunden, kaum verlaſſen, als ihm Cobenzl, der diesmal wirklich in Angſt gerieth, nach Paſſeriano folgte und ihm die Zuſtimmung der Bevollmächtigten zu dem von Frankreich aufgeſtellten Ultimatum überbrachte.

Am folgenden Tage, 17. Oct. 1797, wurde der Friedensvertrag aufgeſetzt und gegen zehn Uhr Abends unterzeichnet. Er war von Campo-Formio aus datirt, einem kleinen, in der Nähe gelegenen Dorfe, das man neutral erklärt hatte; geſchrieben und unterzeichnet wurde der Vertrag jedoch in Paſſeriano. Der General trug den ganzen Tag eine ungewöhnliche Zufriedenheit zur Schau und ein Theil des Abends wurde mit Scherzen und Geſpenſtergeſchichten ausgefüllt. Um Mitternacht reiſten Monge und Berthier ab, um dem Directorium den Vertrag zu überbringen. *

Zwölf Stunden ſpäter traf in Paſſeriano ein Courier des Directoriums ein. Er brachte Bonaparte nicht allein das ausdrückliche Verbot, die Etſchlinie an Oeſterreich abzutreten, ſondern auch die Nachricht, daß ihm für die Friedensverhandlungen ein Nachfolger gegeben werden ſolle. „Wir fühlen," ſchrieb das Directorium, „die Nothwendigkeit, andere Unterhändler zu ernennen, um Sie von Ihrer diplomatiſchen Aufgabe zu befreien und Sie ganz der militairiſchen Aufgabe zurückzugeben." Dieſem Befehl hatte Bonaparte durch die beſchleunigte Unterzeichnung des Vertrages zuvorkommen wollen und es war ihm gelungen. Die Directoren, voll Wuth, überliſtet zu ſein, fühlten ſich einen Augenblick verſucht, die Ratification des Vertrages zu verweigern, aber dieſe Anwandlung wurde — wie es der General vorausgeſehen — durch den lauten Jubel erſtickt, der bei der Nachricht des Friedensſchluſſes in Frankreich ausbrach. Die Mißſ-

* Canalette.

billigung des Directoriums mußte sich in Glückwünsche und Freudenbezeugungen verwandeln, die ebenso wenig aufrichtig waren, als das Verfahren, das den Abschluß dieses Lügenwerkes angebahnt hatte.

Der Kaiser ließ uns im Besitze Belgiens und verzichtete auf die Lombardei zu Gunsten der cisalpinischen Republik, welche außerdem die Provinzen Bergamo, Cremona, Brescia, Mantua, Modena, Bologna, Ferrara und die Romagna umschloß. Wir überließen den Oesterreichern Venedig, Istrien, Dalmatien und alles venetianische Gebiet jenseit der Etsch. Für uns behielten wir Corfu und die jonischen Inseln. Ein Congreß in Rastatt sollte den Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche feststellen. Außerdem hatte sich der Kaiser durch einen geheimen Artikel verpflichtet, Alles aufzubieten, um uns die Rheingrenze zu verschaffen.

Talleyrand nahm die Gelegenheit wahr, sich durch übertriebene Lobsprüche bemerklich zu machen. „Leben Sie wohl, General, Friedensstifter, leben Sie wohl! Freundschaft, Bewunderung, Ehrfurcht, Dankbarkeit ... man weiß nicht, wo man in dieser Aufzählung enden soll ... Unter den Italienern wird es vielleicht einiges Geschrei geben," schrieb er weiter, „aber das ist gleichgültig."

Bonaparte war übrigens bereit, für das Volk, das er so grausam behandelt hatte, etwas zu thun. Er schrieb an Villetard, unseren Minister-Residenten in Venedig, und bot den venetianischen Patrioten, die ihre Heimath verlassen wollten, in Cisalpinien eine Zufluchtsstätte an. Ferner schlug er vor, Alles, was Venedig an Kriegsproviant, Marinevorräthen und Handelsgütern geblieben war, nach Ferrara bringen und dort zum Besten dieser Emigranten verkaufen zu lassen, um ihnen so ihren Lebensunterhalt zu sichern. Villetard, der das ehrliche, aufrichtige Werkzeug einer verrätherischen Politik gewesen war, hatte sich dazu verstanden, die Republik Venedig zu revolutioniren, hatte aber nicht geglaubt, daß sie geopfert werden solle. Er liebte sie, wie eine zweite Heimath, und als er der venetianischen Regierung den Abschluß des Friedens von Campo-Formio notificiren mußte, erreichte seine eigene Bewegung inmitten der Verzweiflung, die diese Nachricht hervorrief, eine solche Höhe, daß er plötzlich in lautes Schluchzen ausbrach. Dann theilte er der Versammlung die Anerbietungen Bonaparte's mit, die jedoch unwillig zurückgewiesen wurden. „Ich freue mich," schrieb er dem General, „daß die Mitglieder der venetianischen

Regierung zu stolz sind, um sich zur Ausführung der Maßregeln zu verstehen, welche Sie ihnen durch meine Vermittelung vorschlagen ließen. Sie werden sich irgendwo ein freies Stück Erde suchen, aber sie ziehen die Armuth der Ehrlosigkeit vor ... Gestehen muß ich, daß das Vorlesen Ihrer Befehle laute Klagen, Verwünschungen gegen das französische Volk und die einstimmige Weigerung hervorgerufen hat, die Mitschuld an der Vernichtung des Vaterlandes zu tragen." Bonaparte antwortete dem Manne, den er als Werkzeug mißbraucht hatte, mit schneidender Ironie. „Wir hätten keinerlei Verträge mit der Municipalität Venedigs abgeschlossen gehabt. Frankreich habe nicht die Aufgabe, zum Besten anderer Völker Krieg zu führen, und was die Handvoll Schwätzer betrafe, die eine Universal-Republik zu schaffen verlangten, so brauchten sie sich ja nur einzustellen, um den Winterfeldzug zu eröffnen. Ein venetianisches Volk gebe es nicht. Die Bevölkerung dieser Stadt wäre ebenso feige, als heuchlerisch und verweichlicht. Wenn sie für die Freiheit geschaffen sei, möge sie es beweisen, indem sie ihre Unabhängigkeit vertheidige! Man habe Venedig den Oesterreichern nicht geschenkt, dazu fühle sich Frankreich nicht berechtigt; die Venetianer brauchten sich also, wenn unsere Truppen abzögen, nur zu vertheidigen."

Wie verschieden lauten diese Beleidigungen, die er dem von ihm entwaffneten, zu Grunde gerichteten, jedes Widerstandsmittels beraubten Volke so unnöthig zuschleuderte, von den Erklärungen, die er später in St. Helena über seine Politik gegen Venedig gegeben hat! Hier erschien ihm die Abtretung Venedigs an Oesterreich — Dank der gefälligen Zauberkunst eines Gedächtnisses, dem jede Spur von Gewissen fehlte — nur als eine vorübergehende Prüfung, durch welche er die Vaterlandsliebe der Venetianer aufzurütteln versucht. „Die Jahre, welche die Venetianer unter dem Joche des Hauses Oesterreich verleben mußten, sollten ihren Enthusiasmus für die Rückkehr einer nationalen Regierung wecken, mochte dieselbe dann eine mehr oder weniger aristokratische sein ... Daß sich ein Volk von so sanften Sitten jemals unter deutscher Herrschaft wohl fühlen könne, war nicht zu besorgen ꝛc." Diese Entschuldigungen sind so wenig aufrichtig, als die Beschwerden, mit denen er sich früher — als er diejenigen, welche seinen Plänen im Wege standen, verderben wollte — zu bewaffnen pflegte, aber sie sind noch verabscheuungswürdiger, weil sie eine

seiner schlechtesten Handlungen in ein Verdienst umzuwandeln suchen.

Uebrigens sollte seine höhnische, an ein gefesseltes, zu Boden geworfenes Volk gerichtete Aufforderung zum Kampf nur eine letzte Beschimpfung desselben sein, nichts weiter! Die Venetianer hatten einen Augenblick wirklich die Absicht, den Fehdehandschuh aufzunehmen; die Municipalität schickte zwei Deputationen an das Directorium und an Bonaparte, und bat um Erlaubniß, nach dem Abzuge unserer Truppen mit ihren Hülfsmitteln allein kämpfen zu dürfen. Statt aller Antwort ließ der General die Abgesandten gefangen setzen. Bald darauf wurde Venedig von den französischen Truppen geräumt. Sérurier nahm Alles mit, was noch in den Magazinen vorräthig war, versenkte die Schiffe, die wir nicht mitnehmen konnten und verbrannte endlich den Bucentaur, den alten Zeugen des Glanzes der Republik. Nachdem dies geschehen war, überlieferte er die Stadt den Oesterreichern. Stumme Verzweiflung, tiefe Niedergeschlagenheit herrschten in Venedig und das Todesschweigen wurde nur vom Jubelgeschrei bezahlter Pöbelhaufen unterbrochen. Der Commissair, der im Namen des Kaisers erschien, um den Eid der Treue in Empfang zu nehmen, war derselbe Francesco Pesaro, der so oft mit Bonaparte unterhandelt hatte.

Der Ex-Doge Manin sollte im Namen seiner Mitbürger den Eid leisten; mit zerrissenem Herzen verstand er sich dazu. Aber im Augenblick, als er vortrat, um die verhängnißvolle Formel auszusprechen, sah man ihn schwanken, und von Schmerz und Scham überwältigt, stürzte er, wie vom Blitz getroffen, leblos zu Boden. So unterlag die Republik Venedig nach langer, ruhmvoller Existenz; doch das venetianische Volk ist nicht mit ihr gestorben. Es leidet und protestirt noch jetzt. Die Gefahren und Verwickelungen, welche die Nichtswürdigkeiten von Campo-Formio über Europa heraufbeschworen, haben es seitdem schon oft an uns gerächt, aber das Verbrechen, das Frankreichs Hände begangen, wartet noch immer auf seine Sühne.

(Geschrieben 1865. Seitdem ist das Verbrechen gesühnt worden, aber nicht durch die Hände Frankreichs.)

Namenregister

zur

ersten Abtheilung,

mit den nothwendigen Hinweisungen auf die zweite Abtheilung (II), und einigen erklärenden, biographischen, und litterarischen Notizen.

A.

Abaelardus, Petrus S. 8. 25. 27. Citationen des Aristoteles in seinen Schriften S. 31. II, 238 u. a.

Abassiden, Einfluss derselben auf die Kultur der Araber S. 82. Mit ihrer Thronbesteigung ward die Philosophie bei den Arabern heimisch S. 215.

Abdelasis vermählt sich mit Egilone S. 94.

Abderrhaman, Khalif S. 92.

Abdollatif S. 182.

Abenesra [Einer der genievollesten und berühmtesten jüdischen Gelehrten, † nach de Rossi im Jahre 1168. Man s. über sein Leben und seine Lehre Hartmann in: Allgem. Encycl. von Ersch und Gruber, Th. I, S. 79 — 84.] S. 98.

Abraham (Ben David) [Lebte in Spanien, Zeitgenosse des Maimonides und Schüler des Haddarschan, † 1198.] S. 147.

Abu Ali S. 78.

Abu Dschafar ben Musa S. 108.

Abulpharadsch (*Abulpharagius*). [Gregor, oder Bar-Hebraeus, aus Armenien, geb. 1226, † 1286. Er besafs die Kenntnifs der griech., syr., und arab. Sprache, und schrieb, neben vielen anderen theologischen, medicin., und philolog. Werken, eine Weltchronik in syr. Sprache bis auf das Jahr 1286. Seine

Zehntes Kapitel.

Die Expedition nach Aegypten.

General Bonaparte dehnte seinen Aufenthalt in Italien bis Mitte November aus, um die letzte Hand an die Organisation der cisalpinischen Republik zu legen. Nachdem er die letzten Anordnungen getroffen, verließ er Mailand am 17. November 1797, indem er den Italienern als Abschiedsgruß eine Proclamation voll der schönsten Versprechungen hinterließ. Er fügte Glückwünsche hinzu, die leider durch seinen Briefwechsel mit dem Directorium im Voraus widerlegt waren. „Die Cisalpinier, sagt er in dieser Proclamation, gaben das erste in der Geschichte vorkommende Beispiel eines Volkes, das ohne Leidenschaft, ohne innere Zerrissenheit, ohne Revolution frei geworden. Sie waren bestimmt, eine große Rolle in den europäischen Angelegenheiten zu spielen und überließ man sie sich selbst, so war bald keine Macht der Erde stark genug, ihnen die Freiheit zu rauben. Bis dahin schützte sie die große Nation gegen die Angriffe ihrer Nachbarn. Was ihn selbst betraf, so war er bereit, bei der ersten Gefahr zu ihnen zu eilen." Es war der letzte Versuch, eine Illusion aufrecht zu erhalten, die er vielleicht nie getheilt hatte; der letzte nutzlose Aufputz eines Werkes, das unfähig war, sich auch nur einen Augenblick durch eigene Kraft zu erhalten und das, nachdem es uns alle Vortheile der Eroberung gewährt, uns bald alle Lasten derselben auferlegen sollte, indem es uns ein beschwerliches Schützeramt aufdrang.

Bonaparte ging zuerst nach Turin, vermied aber ein Zusammentreffen mit dem König: von Sardinien, um nicht einem schon wanken-

den Throne gegenüber Verbindlichkeiten auf sich zu nehmen. Von hier reiste er über den Mont-Cenis bis Genf, wo es seine erste Sorge war, den Banquier Bontemps verhaften zu lassen, der im Verdacht stand, die Flucht Carnot's begünstigt zu haben, eines Mannes, dessen Dienste und alte Freundschaft nur noch quälende Erinnerungen für ihn waren. In Lausanne nahm er die Huldigungen der demokratischen Partei in Empfang, welche bereits die Erhebung des Waadtlandes gegen die Oberherrlichkeit des Cantons Bern vorbereitete. Zu Murten besichtigte er das Schlachtfeld, auf dem wir geschlagen worden waren, und kritisirte den Schlachtplan Karls des Kühnen, indem er die Fehler desselben hervorhob, als ob es sich um einen seiner Vorgänger gehandelt hätte. Endlich kam er, nachdem er den Rhein überschritten, in Rastatt an. Hier fand er die Bevollmächtigten schon versammelt, aber er hegte keineswegs die Absicht, den Verhandlungen zu folgen; er hatte noch genug an denen von Campo-Formio und sah noch unentwirrbarere Verwickelungen voraus. Es lag ihm nur daran, in Rastatt zu erscheinen und von diesem diplomatischen Kampfe Besitz zu ergreifen, um, wenn er zum Guten ausschlug, die Ehre davon zu haben, dagegen die Verantwortlichkeit von sich abweisen zu können, wenn er ungünstig ausfiel. Man sollte sich erinnern, daß auch er dabei gewesen war, und er bemühte sich, seine Gegenwart in Rastatt durch die heftige, aber vollständig gerechtfertigte Scene bemerklich zu machen, mit welcher er den Grafen von Fersen, den Repräsentanten Schwedens, empfing, der sich während unserer Revolution durch sein nahes Verhältniß zu der Königin und seine thätige Theilnahme an allen Complotten des Hofes ausgezeichnet hatte. Bonaparte machte ihn durch einige heftige und hochmüthige Worte darauf aufmerksam, wie unpassend es von seiner Seite sei, hier zu erscheinen, um mit der französischen Republik zu verhandeln, und Herr von Fersen, der sich auf diese Weise als ein Hinderniß für den Erfolg der Verhandlungen bezeichnet sah, verließ Rastatt schon am andern Morgen. Der General tauschte nun sofort mit Herrn von Cobenzl die Ratificationen des Vertrages von Campo-Formio aus und reiste nach Paris, nachdem er die Militairconventionen, die uns Mainz und Mannheim auslieferten, unterzeichnet hatte.

Bonaparte kam am 5. December in Paris an und stieg in seinem kleinen Hotel in der Rue Chantereine ab, die bei dieser Gelegenheit

den Namen Rue de la Victoire empfing, eine feine Schmeichelei, welche die städtischen Behörden von Paris ihm aus eigenem Antriebe darbrachten. Natürlich wurde der General Gegenstand der allgemeinen Neugier und er verstand die Kunst, sie immer nur zur Hälfte zu befriedigen, ein sicheres Mittel, dieselbe lange wach zu halten und sie immer auf's Neue anzureizen. Zurückhaltend und scheinbar bescheiden, wie Alle, die der Stolz vor Eitelkeit schützt, mehr nachlässig als einfach, und auch da berechnend, wo er sich allem Anschein nach gehen ließ, entzog er sich sowohl dem Jubel der Menge, als dem Pomp der officiellen Repräsentation und erwiederte dienstwilliges Zuvorkommen durch die vollendetste Höflichkeit, der jedoch jeder vertrauliche Ton fern blieb. Er ging selten aus, sprach wenig und zeigte in Haltung und Manieren eine Schlichtheit, die mit seinem Ruhm und dem etwas theatralischen Tone seiner Proclamationen im grellen Gegensatz stand.

Gezwungen, einer solchen Popularität gegenüber ihre Beschwerden zu vergessen, machte das Directorium gute Miene und bereitete dem General einen glänzenden Empfang. Man errichtete im Hofe des Hotel Luxembourg einen mit Trophäen und allegorischen Figuren geschmückten Altar des Vaterlandes, drapirte die Mauern mit Fahnen und erbaute ein umfängliches Amphitheater. Hier empfingen die Directoren, die Spitzen der Behörden und das diplomatische Corps in Groß-Gala den General Bonaparte. Eine ungeheure Menschenmenge, die begierig war, sein Gesicht zu sehen, füllte die Schranken und die anstoßenden Straßen. Sobald er sich zeigte, sah man nichts mehr als ihn und er wurde durch Zurufe ohne Ende begrüßt. Seine kleine Gestalt, seine Blässe, sein kränkliches, fieberhaftes Ansehen, sein fremdartiges Profil, seine Hagerkeit, welche durch das verzehrende Feuer des Genius hervorgerufen schien, seine ganze ungewöhnliche, eigenthümliche Erscheinung war geeignet, die Einbildungskraft des Volkes zu entflammen.

Talleyrand sprach zuerst. Seine Beredtsamkeit erwies sich an diesem Tage, entweder weil er durch den allgemeinen Enthusiasmus hingerissen wurde, oder weil er den Triumphator hinreißen wollte, nicht so maß- und geschmackvoll wie gewöhnlich. Obgleich er den Ruhm des Generals zum Theil für Frankreich und die Revolution in Anspruch nahm, pries er ihn doch in Ausdrücken, deren man sich, ohne Verletzung des Anstandes, kaum in Bezug auf Todte bedienen

darf und die selbst Bossuet in seinen Anreden an Ludwig XIV. nicht überboten hatte. Er entwickelte eine außerordentliche, aber leider überflüssige Kunst, um nachzuweisen, daß dieser Tag der „Triumph der Gleichheit" sei. Um den Nebengedanken zuvorzukommen, die sich fernsichtigen Geistern nothwendig aufdringen mußten, verwandelte er Bonaparte in eine Art von stoischem Helden, der von aller Größe dieser Welt abgewendet, nur Geschmack am Einfachen, an der Verborgenheit, an abstracten Wissenschaften fände und an dem „göttlichen Ossian, der ihn über die Erde emporzuheben scheint." Dem Redner nach hatte man nicht allein von Bonaparte's Ehrgeiz nicht das Geringste zu fürchten, sondern mußte ihn vielleicht eines Tages durch Bitten und Vorstellungen seiner den Studien gewidmeten Zurückgezogenheit entreißen.

Schon der Ton, in welchem Bonaparte antwortete, war für jeden urtheilsfähigen Menschen eine Widerlegung dieser kindischen Träume, die so wenig mit dem Character des Mannes in Einklang standen, um den es sich handelte. Es war todtenstill, während er sprach; begierig lauschte man seinen Worten, ohne sie zu verstehen. Der Klang seiner Stimme verrieth eine Art von Ungeduld und Gereiztheit, die einzig mögliche Protestation, welche ihm gegen die seltsame Rolle, die man ihm aufdrang, zu Gebote stand. Seine Rede war aus einigen Allgemeinheiten zusammengesetzt, die keine große Bedeutung hatten, besonders wenn man sie mit den characteristischen Ansprachen verglich, die er früher gehalten, aber es lag in seinen kurzen, stoßweisen Wendungen ein Ausdruck, welcher den Befehlshaber verrieth. Der einzige bemerkenswerthe Satz war der Schluß: „Wenn das Glück des französischen Volkes auf bessere organische Gesetze gegründet sein wird, dann wird ganz Europa frei werden." Diese Worte bei einer so feierlichen Gelegenheit und durch einen Mann gesprochen, der nichts ohne Berechnung that, hatten ohne Frage einen bestimmten Zweck: er wollte damit andeuten, daß er mehr als eine nothwendige Veränderung in unseren politischen Gesetzen voraussah. Dieser Satz verdiente behalten und reiflich erwogen zu werden.

Nach Bonaparte sprach Barras, ohne die Aufmerksamkeit zu fesseln, aber mit einer Emphase, die Alles hinter sich läßt, was jene declamatorische Epoche bis dahin geboten. Er verglich den General nach und nach mit Sokrates, Cäsar und Pompejus und überhäufte ihn

in Bezug auf den Frieden von Campo-Formio, den er so oft eine Schmach für die Republik und eine Schande für denjenigen genannt hatte, der ihn unterzeichnet, mit den gemeinsten Schmeicheleien. Er forderte den Mann, der Europa den Frieden gegeben, auf, ein so ruhmreiches Leben durch eine neue Eroberung zu krönen, und bezeichnete England als das Ziel, gegen das er seine Waffen zu wenden habe. „Schlagen Sie jenen gewaltigen Seeräuber, der die Meere unsicher macht, in Ketten, lassen Sie London für die Unverschämtheiten büßen, die nur zu lange ungeahndet geblieben sind. Zahlreiche Freunde der Freiheit warten auf Sie; Sie sind der Befreier, welchen die Menschheit klagend herbeiruft." * Dann umarmte Barras den General, das Conservatorium brachte eine von Chenier gedichtete und von Mehul componirte Hymne zur Aufführung und schließlich wurden Joubert und Andreossy dem Directorium vorgestellt.

An den folgenden Tagen fanden zu Ehren Bonaparte's eine Menge Feste statt. Er zeigte sich wenig, verhielt sich sehr vorsichtig gegen die Männer der verschiedenen Parteien, suchte geschickt alle Meinungen zu schonen, vermied es, sich über bedenkliche Fragen auszusprechen und bewegte sich vorzugsweise in seiner gewöhnlichen Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten, die zu keiner politischen Partei gehörten und für welche er die Neigung eines Herrschers zur Schau trug, der sich ein Vergnügen daraus macht, das Verdienst zu ermuthigen und zu unterstützen. In der Academie war durch Carnot's Verbannung ein Platz frei geworden. Man bot denselben ohne Abstimmung Bonaparte an und ohne Bedenken nahm er die Stelle seines ehemaligen Beschützers ein, der jetzt im Exil das Verbrechen büßte, sich, seinem Gewissen folgend, dem Staatsstreiche des Fructidor widersetzt zu haben. Der General dankte der Academie durch einen Brief, in welchem er als „die einzigen wirklichen Siege diejenigen pries, welche man über die Unwissenheit davonträgt" (26. December); schöne Worte, bei denen nur zu bedauern ist, daß sie im völligen Widerspruch zu seinen Handlungen stehen. Bonaparte schmückte sich seit der Zeit vorzugsweise gern mit seinem Titel als Mitglied der Academie, gab sich den Anschein, als stelle er die Palme des Gelehrten hoch über den Ruhm des Feldherrn, und gefiel sich darin, bei öffentlichen Feier-

* Moniteur.

lichkeiten den Besieger Europa's in der bescheidenen und friedlichen Uniform des Instituts zu zeigen.

In seinem Verkehr mit dem Directorium verbarg er unter dem Anschein der Unbefangenheit ein außerordentliches Mißtrauen und bei einigen Gelegenheiten brauchte er sogar beleidigende Vorsichtsmaßregeln, die durch den frühzeitigen Tod Hoche's in seinen Augen gerechtfertigt waren. Sein Verdacht traf vorzugsweise Barras, denjenigen unter den Directoren, mit welchem er am engsten befreundet war. Er betrachtete ihn als einen Mann, der auch vor dem Aeußersten nicht zurückbeben würde. Daß seine Besorgniß gegründet war, ist übrigens keineswegs bewiesen, obgleich sich in jenem verderbten Menschen alle Laster des alten Regimes mit dem des neuen vereinigten. Aber selbst wenn wir zugeben, daß die Directoren fähig gewesen wären, sich Bonaparte's durch ein solches Mittel zu entledigen, fühlten sie sich damals doch noch zu stark, um ihn bis zu diesem Grade zu fürchten. Sie wußten wohl, daß man große Erwartungen auf ihn setzte, daß er von vielen Seiten gedrängt werde, sich der Dictatur zu bemächtigen, aber sie wußten eben so gut, daß noch nichts vorbereitet war und daß die Elemente, auf die er sich hätte stützen müssen, noch keine feste Gestalt gewonnen hatten. Sie machten es sich zum Vergnügen, ihm die Berichte, die sie von ihrer Polizei über diesen Gegenstand empfingen, mitzutheilen, weniger, um ihm dadurch einen Beweis ihres Vertrauens zu geben, als um ihm zu beweisen, daß sie ihn beständig im Auge behielten. Seine wachsende Popularität erfüllte sie jedoch mit ernsten Besorgnissen und während sie sich anscheinend mit ihm darüber freuten, thaten sie unter der Hand Alles, was sie konnten, um seinen Einfluß zu schmälern. Zu diesem Zwecke ließen sie den Vorschlag, ihm Chambord als Nationalbelohnung zu geben, vom Rathe der Fünfhundert verwerfen. Auf der anderen Seite drängten sie ihn, sich in das abenteuerliche Unternehmen zu stürzen, welches, wie sie sagten, seinem Ruhme die Krone aufsetzen sollte und das sie Europa bereits verkündigt hatten, indem sie Bonaparte den Titel eines Oberbefehlshabers der englischen Armee verliehen.

In allen Häfen der Republik wurden die Vorbereitungen zu dieser Expedition mit großem Geräusch getroffen, aber man betrieb dieselben mit mehr Ostentation, als wirklicher Energie. Während Bonaparte auf die Beendigung dieser Zurüstungen wartete, wurde er

über alle Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen, zu allen wichtigen Besprechungen gerufen. Man schien ihn gleichsam für die Härte eines kurzsichtigen Gesetzes entschädigen zu wollen, indem man ihn im Voraus an der Ausübung einer Macht theilnehmen ließ, die er — da er erst neunundzwanzig Jahre alt war — officiell noch nicht bekleiden durfte. Der erste Gebrauch, welchen Bonaparte von seinem Einfluß machte, war, daß er Augereau, welcher seit der im Fructidor erlebten Täuschung sein erklärter Feind geworden, vom Commando der Rhein-Armee entbinden ließ. Augereau hatte die Projecte Bonaparte's mit dem Instinct des Hasses längst durchschaut und das Directorium ohne Unterlaß darauf hingewiesen. Bonaparte beschuldigte ihn, durch seine jacobinischen Demonstrationen die Unterhandlungen mit Deutschland zu stören; er wurde in Lumm verhüllter Ungnade nach Perpignan auf einen unbedeutenden und aussichtslosen Posten versetzt.

Bonaparte hatte den Plan der Expedition nach England niemals recht ernstlich genommen. Er kannte die Unzulänglichkeit der Mittel, die ihm zu Gebote gestellt werden sollten. Selbst wenn sich die Landung ausführen ließ, was sehr unwahrscheinlich blieb, wußte er, daß er es in England mit einer ganz anderen Menschenrace zu thun hatte, als die war, welche er in Italien bekämpft, und daß, wenn es nicht leicht war, in die berühmte Insel einzudringen, an der unsere Anstrengungen schon so häufig gescheitert, das Verlassen derselben vielleicht noch größere Schwierigkeiten bieten dürfte. Er hütete sich also wohl, seinen Ruhm in einem so gewagten Unternehmen auf's Spiel zu setzen. Schon seit lange trug er einen Plan mit sich herum, dessen Endzweck nicht leichter zu erreichen war, der ihm aber jedenfalls zahlreiche Gelegenheit bot, die Menschen, denen die glänzende Ausführung eines Unternehmens stets mehr imponirt, als der Werth der gewonnenen Resultate, zu überraschen und zu blenden. Und das war es gerade, was er wollte. Die Expedition nach Aegypten war keine so mühsame, gefahrvolle Aufgabe, wie das undankbare Unternehmen, das stolze England zu demüthigen, und bei dem elenden und hinfälligen Zustande des Orients konnte sie uns binnen kurzer Zeit, wenn nicht dauernde, so doch glänzende Erfolge gewähren.

Dessenohngeachtet gab sich der General den Anschein, als sei er mit den Absichten des Directoriums völlig einverstanden. Schon von Passeriano aus, im ersten Feuer seiner Absichten auf den Orient, hatte

er die Directoren darauf aufmerksam gemacht, wie leicht es für uns sein würde, nachdem wir die jonischen Inseln in Besitz genommen, irgend einen neuen Staat auf den Ruinen des türkischen Kaiserreichs aufzubauen und uns namentlich Malta's und Aegyptens zu bemächtigen. Aber diese Eröffnungen waren auf Einwendungen und Widerspruch gestoßen. Später hatten die Directoren zwar ihre Zustimmung gegeben, aber in sehr unbestimmter Weise. Ehe er auf's Neue darauf zurückkam, wollte er sie überzeugen, daß er Alles gethan, um ihre eigenen Absichten durchzuführen. Er reiste also ab, um die gegen England gerichteten Vorbereitungen an unseren Küsten persönlich in Augenschein zu nehmen (10. Februar 1798). Er sprach mit den Steuerleuten und Matrosen, prüfte die Arbeiten, inspicirte Alles selbst mit jener bis in's Kleinste gehenden Sorgfalt, die er den Einzelnheiten seiner Unternehmungen zu widmen pflegte, aber er hielt dabei einen Hintergedanken fest, welcher von den Absichten, die man ihm nach dieser Reise hätte zuschreiben können, völlig abwich. In seinem Wagen hatte er alle Pläne, Bücher und Studien für die Expedition nach Aegypten, zu der ihm gerade das zu dem Unternehmen gegen England bestimmte Material dienen sollte. Bei seiner Rückkehr nach Paris erklärte er, „daß es noch lange dauern werde, ehe Alles fertig sei, und daß er das Schicksal Frankreichs nicht auf einen so gewagten Wurf setzen könne;" und die Vorbereitungen gegen die Engländer bekamen eine neue, dem Publicum sorgfältig verborgene Bestimmung.

Der Gedanke, die Elite unserer Soldaten, unserer Generäle, unserer Gelehrten in ein fernes, wenig gekanntes Land zu führen, mit dem unsere Verbindungen früher oder später gewaltsam unterbrochen werden mußten, und dies in einem Augenblicke zu thun, wo der Frieden noch nicht unterzeichnet war, wo Europa noch gegen uns in Waffen stand, wo ein solcher Eroberungszug die Unzufriedenheit nur steigern und die niedergehaltenen, aber nicht erloschenen Feindseligkeiten auf's Neue wecken mußte, dieser Gedanke war beinahe ebenso unpolitisch, als der, aus welchem später der russische Feldzug hervorging, obgleich er seiner Natur nach nicht zu so großem Unheil führen konnte. Die Chimären, welche Bonaparte in diesen Plan hineintrug und die beinahe das Einzige sind, was ihm bei demselben als eigenstes Eigenthum angehört, waren nicht weniger abenteuerlich, als diejenigen, welche ihm später den Untergang bereiteten; aber zum Glück für ihn

ſtand diesmal nur eine kleine Armee zu ſeiner Verfügung; er hatte noch nicht die Macht, über die Kräfte mehrerer Nationen zu gebieten und ſtieß gleich bei den erſten Schritten auf unbeſiegbare Schwierigkeiten.

Die Beſetzung Aegyptens an und für ſich war nichts Unmögliches. Gut geleitet und weiſe beſchränkt hätte ſie vielleicht in einer Zeit des Friedens einige nützliche Reſultate liefern können. Man hatte einen ſolchen Plan in den Conſeils des ancien regime bereits mehrfach berathen. Leibnitz ſchon hatte Ludwig XIV. ein Project zur Coloniſation Aegyptens vorgelegt. Unter der Regierung Ludwig XVI. war der Gedanke abermals aufgenommen worden und Bonaparte hatte die zu dieſem Zwecke gemachten Studien durchgeſehen. Endlich noch ſpäter hatte Magalon, unſer Conſul in Alexandrien, eine Denkſchrift über denſelben Gegenſtand an den Miniſter Charles Delacroix geſchickt und derſelbe hatte ihn eingeladen, nach Paris zu kommen, um ſeine Anſichten weiter zu entwickeln (Auguſt 1796). In den Plänen Bonaparte's hatte dieſes Project indeſſen andere Proportionen angenommen. Sie enthielten nicht nur den Verſuch der Coloniſation, der bei einem ſo wenig zur Verſchmelzung geeigneten Volke und mit Coloniſten, wie die Franzoſen, ſchon ein ſehr gewagter war, ſondern einen vollſtändigen Umſturz des Orients. Man ging dabei von der Vorausſetzung aus, daß die Elemente der Regeneration nur des zündenden Funkens warteten, um aufzuflammen und ſich bei dem Rufe unſerer Armeen in Bewegung zu ſetzen — eine Hypotheſe, die durch keine ernſte Thatſache unterſtützt wurde. Die engliſchen Niederlaſſungen in Indien zu ſtürzen, die Türken aus Conſtantinopel zu vertreiben, ſie mit Hülfe einer gewaltigen Erhebung der griechiſchen und chriſtlichen Bevölkerung nach Aſien zu drängen, dann nach Europa zurückzukehren und es, nach dem maleriſchen Ausdrucke Bonaparte's, von hinten zu packen — das war der Rieſenplan, mit dem ſich ſeine ungezügelte Phantaſie trug und zu dem die Beſetzung Aegyptens nur das beſcheidene Vorſpiel bildete.

Um uns zu erklären, wie er dazu die Zuſtimmung des Directoriums in einem Moment erhalten konnte, wo im Innern nichts geſichert war und von Außen Alles auf eine neue Coalition hinwies, müſſen wir uns einestheils an den Rauſch erinnern, den unſere ungeheuern Erfolge hervorgebracht hatten, anderntheils an den Wunſch

des Directoriums, ſich eines Mannes zu entledigen, deſſen Ehrgeiz mit ſeinem Glücke wuchs, ſowie endlich an das nicht zu ſättigende, verzehrende Bedürfniß dieſes Mannes, der ruhmloſen Ruhezeit ein Ende zu machen und die Augen der Welt von Neuem auf ſich zu ziehen. Bonaparte war zu ſcharfſichtig, um zu glauben, das Directorium konnte Frankreich ohne ihn auf der gefährlichen Höhe erhalten, auf die ſeine Siege es geſtellt hatten. Aber dieſe Vorausſicht, weit entfernt, ſeine Pläne zu ſtören, bildete vielmehr einen Theil derſelben. Es erſchien ihm ganz nothwendig, durch glänzende Beweiſe darzuthun, daß man ohne ihn nichts konnte, und daß alle unſere militairiſchen Erfolge von ſeinem Genius abhingen, mit einem Worte, daß er der Einzige, Unentbehrliche ſei — eine Ueberzeugung, welche ſeit dem Tode Hoche's viele Leute theilten. In ſeinem naiven Machiavellismus ſchrieb er ſelbſt: „Damit er ſich zum Herrn Frankreichs machen konnte, war es nöthig, daß das Directorium während ſeiner Abweſenheit einige Niederlagen erlitt und daß ſeine Rückkehr unſeren Fahnen den Sieg wieder zuführte." *

Außerdem war Bonaparte ein Feind der Ruhe; alle ſeine Eigenſchaften wieſen ihn auf Thätigkeit hin. Mehr aber noch hatte er Furcht vor der Analyſe, mit welcher ihn der ſcharfe, geiſtreiche Skepticismus der Salons von Paris bedrohte, jenes geiſtige Laboratorium, in dem ſich Alles zerſetzt. Er kannte das leicht bewegliche, zum Spott geneigte Volk, das ſich für ſeine Begeiſterung durch Gleichgültigkeit rächt und ſich ſo ſchnell auch an die Götter gewöhnt, denen es den meiſten Weihrauch geſpendet hat. „In Paris wird keine Erinnerung feſtgehalten," ſagte Bonaparte zu ſeinen Vertrauten; „wenn ich lange hier bleibe, ohne etwas zu thun, bin ich verloren. Wenn man mich dreimal im Theater geſehen hat, wird man ſich kaum noch nach mir umdrehen." Er mußte alſo der Neugier neue Nahrung geben, der Aufregung, dem Durſt nach Wunderbarem, welcher an die Stelle der revolutionairen Leidenſchaften getreten war. Er mußte ſein Anſehen aufrecht erhalten, mußte durch neue Züge das Bild des Eroberers, des Helden vervollſtändigen, welchen ſich die Einbildungskraft des Volkes unter ſeinem Namen geſchaffen hatte. Von dieſem Geſichtspunkte aus war das kleine Europa nur ein Maulwurfshügel und lieferte nicht

* Memoires de Napoleon.

Quellen sind größtentheils die Byzantiner. (Vergl. *Bayle* Dict. T. I, Art. Abulpharage. *Hottinger* Bibl. Or. III, ep. 2, p. 80.] Seine Schilderung des Kulturzustandes der Araber *vor* Mahomed S. 81.

Ackermann, Chr. G. [Humanist und Mediciner zu Altorf, † 1801.] S. 80. II, S. 242.

Acta Sanctorum, die allgem. Benennung aller älteren Nachrichten über Heilige und Märtyrer der griechischen und römischen Kirche, dergleichen sich schon seit dem IIten Jahrhunderte nach Christo finden. Alles Vorhandene ist gesammelt in einem umfassenden, von Jourdain häufig citirten Werke: „*Acta Sanctorum*", herausgegeben von einer Gesellschaft gelehrter Jesuiten in Belgien von 1620 — 1794. Das ganze (noch unvollendete) Werk besteht aus 53 Foliobänden, abgetheilt nach den *Monaten*. Vergl. Allgemeine Encyclop. von Ersch und Gruber, Th. I, S. 341 — 344.

Adam de Marisco S. 56. [Ein Franciskaner-Mönch, lehrte zu Oxford um das Jahr 1303, und war dem Roger Bacon befreundet. Verschieden von ihm ist der gleichnamige, um das Jahr 1257 lebende Ad. d. M. Vergl. Fabricius B. l. m. et inf. aet. I, p. 24.]

Adelard von Bath S. 28. 49. und besonders Seite 104 — 105. II. S. 247... [Selbst der gelehrte *Heumann* hielt diesen Scholastiker noch für eine Person mit Petr. Abälard. S. Act. Philos. III, p. 581.]

Aegidius de Tebaldis S. 114.

Aegidius Romanus (de Columna) S. 37. 44. 165. [Bei den Scholastikern bekannt unter dem Namen: *Doctor fundatissimus*, Schüler des Thomas von Aq. und Bonaventura, lehrte zu Paris, und † im Jahre 1316. S. Tennemann Geschichte der Philosophie, Bd. VIII, S. 695.]

Alanus ab Insulis (oder v. Ryssel) S. 29. II, S. 263...

Albategnius. [Der eigentliche Name dieses größesten arabischen Astronomen ist *Albatani*. Seine Blüthe fällt in das Xte Jahrhundert. (S. Casiri I, S. 343. Brucker Hist. crit. phil. III, p. 121.)] Seine *Astronomie* übersetzt Plato Tiburtinus S. 110.

Albertch [Ein Cisterzienser-Mönch, lebend um d. Jahr 1240, schrieb eine Chronik von Erschaffung der Welt bis auf d. Jahr 1241, edirt von Leibnitz im IIten Theile der: Accessiones historicae. Lips. 1698. Fabric. I, p. 93. Voss. De h. lat.] S. 146.

Ruhm genug. Er mußte denſelben im Orient ſuchen, in jenem Lande der Wunder, das allein große Reiche, große Revolutionen geſehen hatte, wo ſechshundert Millionen Menſchen lebten.

Ließ ſich wohl annehmen, daß Männer, die von ſolchen Gedanken beherrſcht wurden, durch Gewiſſenszweifel verhindert werden könnten, das Völkerrecht zu verletzen? Sollte man ſich Malta's nicht bemächtigen, nur weil es keinen Grund zur Beſchwerde gab und keinen Krieg mit uns führte? Oder ſollte man ſich ſcheuen, die Türkei hinterliſtiger Weiſe zu überfallen, weil ſie unſer hundertjähriger Verbündeter war, oder weil Bonaparte ſelbſt, in Anerkennung des Geldes und der Vorräthe, die ſie unſerer Garniſon in Corfu geliefert, von „unſern guten Freunden, den Türken," geſprochen hatte?

Ein einziger Umſtand hielt die Ausführung dieſer Pläne noch zurück, der Mangel an Geld. Seit der Schatz nicht mehr durch Millionen aus Italien gefüllt wurde, waren unſere Finanzen in den früheren Nothſtand zurückgeſunken und der Geldmangel lähmte Alles, bis man ihm durch die Beſetzung Roms und den Einfall in die Schweiz abhalf.

Bonaparte hat in ſeinen Memoiren dieſe beiden Maßregeln, deren Folgen ſo verderblich werden ſollten, hart getadelt. Er macht zu ſeiner Ehre und als ein Verdienſt geltend, ſie bekämpft zu haben. Sein Briefwechſel liefert indeſſen den unumſtößlichen Beweis, daß er die oberſte Leitung dieſer Angelegenheiten bis zu Ende in den Händen behalten hat, denn alle an Brune und Berthier gerichteten Inſtructionen ſind von ſeiner Hand. Die Folgen dieſer doppelten Invaſion ließen ſich, bei der Unſicherheit und dem bedrohten Zuſtande des europäiſchen Friedens leicht vorausſehen, aber die Verantwortung fiel nicht auf ihn zurück. Beide Ereigniſſe, welche ihm die Mittel verſchaffen ſollten, deren er zu ſeinem Unternehmen bedurfte, gehörten ja, wie er ſelbſt ſo ſchlagend ſagte, zu jenen „Niederlagen, die das Directorium in ſeiner Abweſenheit erleiden ſollte." Wie dem aber auch ſein möge, von ſeinem Widerſtande iſt keine Spur erhalten geblieben, während im Gegentheil die Beweiſe für ſein Einverſtändniß ebenſo zahlreich als überzeugend ſind. Hatte er aber, wie er behauptete, dieſe gefährlichen Ueberfalle mißbilligt, war es dann nicht in ſeiner hohen und hervorragenden politiſchen Stellung die erſte Pflicht für ihn, ſich von der Ausführung fern zu halten?

Die Besetzung Roms wurde durch die Ermordung des Generals Duphot motivirt. Dieser Mord, da er nicht der erste war, forderte ohne Zweifel eine ernste Strafe, wenn er aber eine Maßregel von so großer Tragweite, wie die Zerstörung des Papstthums nach sich ziehen sollte, so mußten wir dann wenigstens einen Augenblick abwarten, wo man den Schlag mit Vortheil führen konnte, denn es war unsinnig nach Rom zu marschieren, wenn man darauf bestand, die Expedition nach Aegypten zu unternehmen. Man mußte das eine oder das andere dieser Abenteuer aufgeben. Was den Einfall in die Schweiz betrifft, so war er durch gar nichts gerechtfertigt und die waadtländischen Demokraten, die, um sich der mit Recht verhaßten Oberherrschaft von Bern zu entziehen, sich nicht scheuten, ihr Vaterland der tausendmal schlimmern Geisel einer fremden Invasion auszusetzen, wurden für ihre Blindheit grausam bestraft. Die Plünderung der Schätze, welche die Sparsamkeit ihrer Väter aufgehäuft, sollte sie bald über den Beweggrund aufklären, der ihre angeblichen Befreier bewaffnet hatte. Dieser Beweggrund, der so klar sowohl aus dem Verhalten der französischen Machthaber in der Schweiz, wie aus allen Documenten hervorgeht, die uns über jenes traurige Unternehmen geblieben sind, ist gewöhnlich als eine auf das Geschrei „dieses kleinen, geizigen Volkes" * begründete Erfindung bezeichnet worden. Vielleicht wird man aber in Bezug auf diesen Punkt die eigenen Aussagen Napoleons gelten lassen, der von Paris aus die Expedition leitete: „Ein anderes Motiv," sagt er, „war auf die Entschließungen der Directoren von mindestens ebenso großem Einfluß: es waren die Millionen in Bern, nach denen es sie gelüstete."

Die römische Expedition wurde von Berthier, dem Chef vom Generalstabe Bonaparte's, geleitet. Der Oberbefehlshaber hatte ihn zu seinem Stellvertreter in Italien ernannt, theils weil er ihn zum Obercommando untauglich wußte und überzeugt war, daß Berthier's Unfähigkeit seinen eigenen Werth am besten zur Geltung bringen würde, theils um die lächerlichen Behauptungen derer zu entkräften, die seine Siege den Rathschlägen dieses Offiziers zugeschrieben hatten. Die Invasion der Schweiz wurde Brune anvertraut, einem General, der sich in Italien, wo er gegen Ende des Feldzugs angekommen war,

* Thiers, histoire de la Revolution française.

ausgezeichnet hatte und den Bonaparte wegen seines bekannten Einflusses auf die äußerste Fraction der republikanischen Partei mit großer Rücksicht behandelte. Beide Generäle, der eine wie der andere, empfingen von Bonaparte ihre Verhaltungsmaßregeln, legten ihm ihre Pläne vor, gaben ihm Rechenschaft über ihre Operationen, deren Zweck, wie Berthier sehr naiv an seinen General schrieb, mehr fiscalischer als politischer Natur war: „Indem Sie mich nach Rom schicken," schrieb er, „ernennen Sie mich zum Schatzmeister der englischen Expedition; ich werde mich bemühen, die Kasse zu füllen."* Die Plünderung dieses Weltmuseums, der Aufstand der Truppen, die man an Allem Mangel leiden ließ, damit die Kasse nur um so schneller gefüllt würde, und die unbarmherzigen Requisitionen Hallers, des großen Lieferanten der ägyptischen Expedition, beweisen bald, daß Berthier Wort zu halten wußte. Was Brune betraf, so nahm er in Bern allein 16 Millionen in baarem Gelde und in Barren in Beschlag, 7 Millionen in Waffen und Munition, und 18 Millionen durch Erhebung von Lebensmitteln. Die Verwendung dieses Geldes war im Voraus eine so fest bestimmte, daß man mehre Millionen direct von Bern nach Toulon sandte. Das war die Aufgabe, zu welcher man jetzt die republikanischen Armeen verwendete, die bei ihrem ersten Auftreten so viel Uneigennützigkeit, Edelmuth und Reinheit bewiesen. Zwei Kriegsjahre in Italien hatten genügt, um diese Veränderung hervorzubringen.

Am 12. April unterzeichnete das Directorium die auf die ägyptische Expedition bezüglichen Beschlüsse, aber sie blieben geheim, denn es war von Wichtigkeit, bei den Engländern kein Mißtrauen zu erregen. Diese Beschlüsse legten eine bedeutende Land- und Seemacht in die Hände Bonaparte's, indem sie ihm zugleich unumschränkte Vollmacht gaben, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen. Man autorisirte ihn, „über so viele Streitkräfte zu verfügen, als ihm angemessen erscheinen würde, Italien zu entblößen, indem er die Abtheilungen an sich zog, welche sich in Genua, in Civita-Vecchia und in Corfu befanden, sich der Insel Malta und Aegyptens zu bemächtigen und die Engländer aus ihren Besitzungen im Orient zu vertreiben." Man gab

* Brief vom 13. Januar 1798, von Barante in seiner schätzbaren Geschichte des Directoriums mitgetheilt.

ihm gleichsam eine Art Königreich im Auslande, um zu verhindern, daß er sich der Oberherrschaft in Frankreich bemächtigte. Bonaparte benutzte den ihm gewährten Spielraum im ausgedehntesten Maße. Er gewann die berühmtesten Gelehrten, Künstler und Schriftsteller, wie Monge, Berthollet, Geoffroy Saint-Hilaire, Fourier, Denon, Larrey, Desgenettes, Dolomieu ꝛc. In Bezug auf die Generäle begnügte er sich nicht mit seinen alten Waffengefährten von der italienischen Armee, sondern wählte sie aus allen Heeren der Republik. Er entführte denselben die Elite ihrer Officiere und beraubte sie dadurch ihrer besten Kraft. Es schien, als ob er nichts zurücklassen wolle. Er nahm Dessaix, Kleber, Davoust, Reynier, Caffarelli, Belliard, sowie den größten Theil seiner ehemaligen Generäle: Murat, Lannes, Marmont, Berthier, Andréossy, Junot mit fort, kurz Alles, was jung, thatkräftig, zu Abenteuern geneigt war. Das Directorium war so glücklich, sich seiner entledigen zu können, daß es ihm erlaubte, die Blüthe einer Generation, die Kraft des Landes zu entführen und die Gründe, die es bewogen, den General mit solchem Eifer zu unterstützen, waren ebenso wenig zu billigen, als diejenigen, welche ihn bestimmten, so viele Menschenleben in der tollkühnsten aller Unternehmungen auf's Spiel zu setzen.

Ein Vorfall, der wohl geeignet gewesen wäre, eine mehr um Frankreichs Sicherheit und Ehre besorgte Regierung bedenklich und unschlüssig zu machen, verzögerte den Aufbruch der Expedition um vierzehn Tage. Bernadotte, unser Gesandter in Wien, den das Directorium wegen der Lauheit seines Republikanismus und seiner Rücksichten für die Wiener Aristokratie getadelt hatte, ließ, getreu dem erhaltenen Befehl, aber gegen allen diplomatischen Gebrauch, an seinem Hotel die Fahne der Republik aufziehen. Diese Demonstration reizte die Wiener Bevölkerung; sie beschimpfte unsere Nationalfarben und warf in unserem Gesandtschaftshotel die Fenster ein. Der Aufstand, den man nur mit Mühe unterdrückte, war insofern von Bedeutung, als er die Stimmung eines Volkes verrieth, das man, wenn nicht für unterjocht, doch für entmuthigt und erschreckt gehalten hatte. Er bewies, daß der österreichische Hof, wenn er die Feindseligkeiten wieder aufnehmen wollte, dem Volke nur nachzugeben brauchte, anstatt es, wie man allgemein angenommen, erst aufstacheln zu müssen.

Das Directorium erblickte anfänglich in diesem Vorfalle eine un-

verhoffte Gelegenheit, den Krieg wieder beginnen und auf die Verträge von Campo-Formio zurückkommen zu können. Es bot Bonaparte den Titel eines Oberbefehlshabers der deutschen Armee an, aber der General, der von seinen Vorbereitungen völlig in Anspruch genommen und in Bezug auf den Erfolg seines Planes mit den glänzendsten Hoffnungen erfüllt war, zeigte sich wenig geneigt, auf die Ansichten der Regierung einzugehen. Er wußte zu gut, wie sehr Oesterreich in Verlegenheit war, um die Auftritte in Wien für einen berechneten Bruch halten zu können. Da er jedoch immer Herr seiner Pläne war und sich bis zum letzten Augenblick die Möglichkeit sicherte, dieselben je nach den Umständen zu verändern, beschloß er auch jetzt, nach seiner Gewohnheit, die neuen Aussichten, die sich ihm boten, zu prüfen. Er schrieb daher an Herrn von Cobenzl, um die Angelegenheit zu ordnen und erbot sich selbst, nochmals nach Rastatt zu kommen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, aber der gebieterische Ton, den er bei dieser Gelegenheit annahm, das Geheimniß, in welches er seine Schritte hüllte, und die unruhige Thätigkeit, mit welcher er Alles an sich riß, ließen die Directoren bald bereuen, daß sie der ersten Regung nachgegeben hatten. Der Wiener Hof, der Zeit gewinnen wollte, verbarg seine Gereiztheit über die Einfälle in Rom und in der Schweiz und bot uns die befriedigendsten Genugthuungen. Aber in dem Maße, als das Verlangen des Directoriums, mit Oesterreich zu brechen, schwächer wurde, schien Bonaparte plötzlich von Zweifeln heimgesucht zu werden, die ihm bis dahin völlig fremd gewesen waren. Er schien vor der Verantwortlichkeit zurückzuweichen, welche er durch die Entfernung einer solchen Armee unter so bedenklichen Umständen auf sich lud. Obgleich er an Kleber, an Caffarelli, an Brueys schrieb, „daß Unruhen in Wien seine Anwesenheit in Paris für einige Tage nöthig machten, daß dies jedoch auf die Expedition von keinerlei Einfluß sei," schienen sich seine Bedenken mit jedem Tage zu steigern, entweder, weil er sich die Ausführung des Unternehmens in aller Form anbefehlen lassen wollte, damit die Verantwortlichkeit für die etwaigen übeln Folgen nicht auf ihn zurückfiel, oder weil er in der Macht, die er in der Hand hielt, das Mittel gefunden zu haben glaubte, einen seinem Ehrgeize noch mehr zusagenden Plan auszuführen. Mathieu Dumas sagt in seinen Memoiren, daß er vom General Desaix, der sein Adjutant gewesen und sein Freund geblieben war, im Ver-

trauen die Mittheilung erhalten: Bonaparte habe am Vorabend seiner Abreise nach Aegypten Alles zum Sturze des Directoriums vorbereitet gehabt und habe auf dem Punkte gestanden, den Handstreich auszuführen. Dies Zeugniß trifft mit den Berichten zusammen, welche die Directoren über die geheimen Umtriebe des Generals empfingen, daher denn auch die bedeutungsvolle Entschiedenheit, mit welcher ihm der Befehl zur Abreise ertheilt wurde. Die Scene war sehr lebhaft und fand im Schooße des Directoriums statt. Bonaparte wurde beim ersten Worte des Widerspruchs heftig und verlangte seinen Abschied; aber dieser Schritt brachte nicht mehr die frühere Wirkung hervor. Rewbell hielt ihm ruhig eine Feder hin und sagte: „Schreiben Sie Ihr Abschiedsgesuch; die Republik besitzt noch Kinder, die sie nicht verlassen werden." Der General nahm die Feder, aber er ließ sich dieselbe durch Merlin entreißen und von seinem Rücktritt war nicht mehr die Rede.

Bonaparte verließ Paris am 3. Mai, nachdem er dem General Brune, welcher an die Spitze der italienischen Armee trat, genaue Verhaltungsmaßregeln in Bezug auf die Fortführung der militairischen Operationen in Italien gegeben, denn der Bruch mit Oesterreich schien nahe bevorzustehen. Die Stellung, welche Brune als den Schlüssel Italiens um jeden Preis vertheidigen sollte, war die Etschlinie vom Gardasee bis nach Porto-Legnago, an welcher Bonaparte, ohne zu wanken, so furchtbare Angriffe ausgehalten hatte. Der Angelpunkt, um den sich die Vertheidigung drehte, sollte Castelnovo sein, ein Ort, der nahe genug liegt, sowohl um den Uebergang des Flusses zu vertheidigen, wie um die Defileen zu beherrschen, welche sich nach Rivoli hin öffnen. Er rief ihm namentlich das originelle Manover in's Gedächtniß, das bei Ronco so vortrefflich gelungen war, indem es ihn mit einem Schritt in den Rücken des Feindes gebracht hatte. Müßige Vorschriften, die das Genie nicht zu ersetzen vermochten! Ueberdies lag die größte Gefahr, die uns in Italien drohte, nicht in dieser Richtung, sondern in der Untauglichkeit dessen, was wir daselbst geschaffen. Das Werk Bonaparte's fiel von selbst zusammen. Seit dem Tage, als Berthier die Deputirten, welche sich weigerten, eine von ihm vorgeschlagene Maßregel zu bestätigen, so schmählich aus dem cisalpinischen Rathe entfernte, war die letzte Maske der Eroberung gefallen. Die schmachvolle Anarchie, welche die Sieger, die ihrer eigenen Ge-

waltthaten müde waren, entzweite, predigte nicht weniger laut den baldigen Ruin dieser vergänglichen Schöpfung. Aber Bonaparte war für Italien, das er so oft zu regeneriren versprochen, gleichgültig und beinah ein Fremder geworden. Er hatte in diesem Lande nur seinen eigenen Ruhm geliebt; seit es diesem nicht mehr dienen konnte, hatte es jedes Interesse für ihn verloren. Was kümmerte ihn das Schicksal eines Landes, in dem er sich nicht mehr befand? Das Fantom seiner künftigen Größe erschien ihm jetzt nur noch in den Luftspiegelungen des Orients und mit diesem Zauber hatten in seinen Augen die furchtbaren Wüsten Afrika's das schöne Italien verdunkelt.

In Toulon angekommen, machte der General den letzten Augenblicken seines Aufenthalts in Frankreich durch die energische und beredte Protestation Ehre, die er gegen ein im Namen des Emigrantengesetzes vollzogenes Bluturtheil erhob. Ein Greis von achtzig Jahren war erschossen worden. Bonaparte ertheilte der Militair-Commission, welche diesen unbilligen, wenngleich gesetzlichen Urtheilsspruch gefällt hatte, einen scharfen Verweis. „Der Soldat," schrieb er, „welcher das Todesurtheil eines Menschen unterzeichnet, der nicht fähig ist, die Waffen zu tragen, macht sich einer Feigheit schuldig." Wie würde sein Andenken gesegnet sein, wenn er sich nur durch solche Handlungen über die Gesetze seines Vaterlandes erhoben hätte!

Am Vorabend der Einschiffung ließ er seine Armee Revue passiren. Er hielt bei dieser Gelegenheit eine Ansprache, welche durch die Ableugnung, die sie erfahren hat, berühmt geworden ist. Obwohl diese Rede dem Character ihres Verfassers weit mehr entspricht, als die später untergeschobene, und obwohl sie in jeder Zeile den Stempel desselben trägt, ist ihre Echtheit noch in unseren Tagen mit mehr Leichtfertigkeit, als Berechtigung, bestritten worden; sie ist aber in nicht zu bezweifelnder Weise durch eines der vielen von Las Cases aufgezeichneten Gespräche festgestellt. Bonaparte wandte sich in dieser Rede auf's Neue an die Gefühle, die ihm in Italien so gute Dienste geleistet hatten. Aber in Berücksichtigung der Unsicherheit des mehr einem Glücksspiele ähnlichen Unternehmens, mußte er eine deutlichere Sprache reden. Daher das Verletzende in seinen Worten.

„Soldaten!" sagte er, „Es sind zwei Jahre, daß ich Euch commandire; damals befandet Ihr Euch an der Küste von Genua im größten Elende; Ihr littet den äußersten Mangel und hattet selbst

Eure Uhren opfern müssen, um das Leben zu fristen. Damals versprach ich Euch, Euerm Elend ein Ende zu machen. Ich führte Euch nach Italien, wo Ihr Alles gefunden habt, was Ihr brauchtet. Ich habe also Wort gehalten! Nun wohl, vernehmt, daß Ihr noch nicht genug für das Vaterland gethan habt, daß aber auch das Vaterland noch nicht genug für Euch gethan! Ich werde Euch jetzt in ein Land führen, wo Eure Thaten Alles, was Eure Bewunderer bis jetzt angestaunt, noch übertreffen sollen, wo Ihr dem Vaterlande Dienste erweisen werdet, die es mit Recht von einer unbesiegbaren Armee fordern darf. Ich verspreche jedem Soldaten, daß er bei seiner Rückkehr genug besitzen soll, um sechs Morgen Land zu kaufen."

Diese Sprache, deren Rohheit das Zartgefühl der Directoren verletzte, war vollkommen dem neuen Geiste angepaßt, den Bonaparte in der republikanischen Armee ausgebildet hatte. Sie besaß nur den Fehler, daß sie zu unverhohlen ausdrückte, was man bisher unter schönrednerischen Gemeinplätzen verborgen hatte; es hieß zu unumwunden eingestehen, daß man nur noch um der Beute willen Krieg führte, und dies Geständniß war nicht geeignet, das bereits durch unsern Einfall in die Schweiz erschreckte Europa zu beruhigen. Zum Schluß erhob sich die Anrede wieder zu dem herkömmlichen Heraufbeschwören altrömischer Erinnerungen: „Gewöhnt Euch an den Seekrieg, werdet der Schrecken unserer Feinde zu Wasser und zu Lande, folgt hierin dem Beispiel der Soldaten Roms, welche zu gleicher Zeit die Stadt Carthago und die Schiffe der Carthager zu besiegen wußten."

Diese Rede, welche die Soldaten im höchsten Grade entflammte, hatte dem Publicum gegenüber, dessen Enthusiasmus einer etwas edleren Anregung bedurfte, nicht denselben Erfolg. Wahrscheinlich empfand Bonaparte selbst, daß sie eine politische Unschicklichkeit war, denn er veröffentlichte zwei Tage später eine Proclamation, aus welcher er das Versprechen, das er den zügellosen Begierden der Soldaten vorwerfen zu müssen geglaubt, sorgsam gestrichen hatte. Die Zeitung des Directoriums druckte diese Proclamation ab, indem sie die erste als unecht erklärte und versicherte, daß sie weder vernünftig, noch edel genug sei, um als das Werk des Besiegers von Italien gelten zu können.

Am 19. Mai ging die Flotte unter Segel. Die Engländer, welche noch immer glaubten, daß diese Vorbereitungen zum Zweck

einer Landung in England gemacht worden seien, hatten sich begnügt, Gibraltar, den Ausgang des Mittelländischen Meeres, zu bewachen und hatten vor Toulon nur ein ungenügendes Blokade-Geschwader zurückgelassen, das von Nelson befehligt wurde. Ein Sturm hatte dasselbe gezwungen, an der südwestlichen Küste Sardiniens zu landen, unsere Flotte konnte also auslaufen, ohne daß die Engländer Nachricht davon erhielten. Am 9. Juni vereinigte sie sich vor Malta mit den von Ajaccio und Civita-Vecchia kommenden Divisionen. Sie bestand aus dreizehn Linienschiffen, vierzehn Fregatten, zweiundsiebenzig Corvetten, im Ganzen aus etwa fünfhundert Fahrzeugen jeder Art, welche gegen 25,000 Soldaten und 10,000 Seeleute an Bord hatten. Ein großartiges Schauspiel, das jedoch Männer von Fach nicht über die Gefahren einer solchen Anhäufung täuschen konnte. Bruyes, der den Oberbefehl über unsere Seemacht führte, sprach es selbst aus, daß zehn englische Kriegsschiffe hingereicht haben würden, dies ungeheure Geschwader in Unordnung zu bringen und zu vernichten. Der ganze Erfolg so vieler Berechnungen und Pläne hing von dem ungewissen Zufall einer durch kein feindliches Zusammentreffen gestörten Ueberfahrt ab.

Aber Fortuna schien mit beinahe mütterlicher Sorgfalt über ihren Liebling zu wachen. Sie begann damit, ihm Malta zu überliefern, das wir, wenn es auch nur den schwächsten Widerstand leistete, aufgeben mußten, denn es war von Wichtigkeit, daß die Engländer nicht Zeit fanden, uns zu überraschen. Ein Zusammentreffen mit ihnen wäre ein nicht wieder gut zu machendes Unglück gewesen. Bonaparte konnte daher nur einen Handstreich auf Malta versuchen; eine regelmäßige Belagerung würde auf tausend Unmöglichkeiten gestoßen sein. Der Platz war so stark, daß der geringste, etwas fortgesetzte Widerstand Bonaparte zum Abzuge gezwungen hätte. Aber statt der Energie, welche man von den Malthesern, diesem letzten Ueberreste des Ritterthums, zu erwarten berechtigt war, sah er sich nur einem demoralisirten, uneinigen Feinde gegenüber, Söhnen vornehmer Familien, welche — da sie seit langer Zeit keinen anderen Gegner zu bekämpfen gehabt, als die Langeweile — in unwürdigen Vergnügungen die Kräfte verbrauchten, die sonst keine Verwendung fanden; Männern, die ihr Leben damit hinbrachten, in den Städten der italienischen Küste Feste zu geben und sich geben zu lassen. Mehr als seinem durch Vaussieulgue

vermittelten Einverständniß mit den Rittern französischer Zunge hatte es Bonaparte dieser gänzlichen moralischen Gesunkenheit der Maltheser zu danken, daß sich die unbezwingliche Festung ergab.

Der Großmeister des Ordens, ein Graf Hompesch, der anfänglich diesen kritischen Verhältnissen gegenüber nur eine blinde Ungläubigkeit zeigte und keinen Rath annehmen wollte, bewies, als die Landung wirklich stattfand, einen gänzlichen Mangel an Muth und eine schmachvolle Unthätigkeit. Ein Theil der Ritter wollte den anvertrauten Posten vertheidigen, aber er lähmte ihren Widerstand, ermuthigte durch seine feige Niedergeschlagenheit die Meuterei der Insulaner, capitulirte endlich nach einer nichtssagenden Demonstration und war nur eifrig bemüht, für sich selbst eine hohe Pension, die Bonaparte auf 300,000 Francs festsetzte, zu erwirken. Das geistreiche Wort Caffarelli's bezeichnet ganz richtig den Werth dieser Waffenthat: „Es war ein Glück," sagte er, „daß sich Jemand in Malta fand, der uns die Thore öffnen konnte, denn ohne das wären wir nie hineingekommen!" So unterlag diese alte Institution, die — wenn auch kein längeres Dasein, so doch wenigstens ein ehrenvolleres Ende verdient hätte. Wäre ihr nur ein Funke des alten Geistes geblieben, so würde sie wenigstens die Gelegenheit benutzt haben, um mit Ehren zu fallen, indem sie, wenn auch nur für einen Augenblick, dem Manne Widerstand geleistet, der dem Wesen des Ritterthums feindlicher gesinnt war, als irgend ein früherer Gegner des Ordens.

Bonaparte fand in Malta 1200 Kanonen, 10,000 Pfund Pulver, zwei Kriegsschiffe, eine Fregatte, vier Galeeren und 10,000 Gewehre. Diese ganze Beute, die nach dem neuen, von ihm eingeführten Verfahren unser Eigenthum geworden war, nahm er in Beschlag. Die einzige Beschwerde, welche gegen den Orden vorgebracht werden konnte, war, daß er einigen Emigranten Zuflucht gewährt hatte; ein Umstand, der dem Orden zur Ehre gereichte, uns aber nicht in den Besitz seines gesammten Eigenthums bringen konnte. Der General schickte dem Directorium als Trophäe das silberne Modell der ersten Galeere, welche die Ritter besaßen. Er verließ die Insel, nachdem er seine Eroberung organisirt und eine Besatzung auf der Insel zurückgelassen hatte.

Während dieser Zeit war Nelson, durch zehn Schiffe verstärkt, wieder vor Toulon erschienen und hatte vom Auslaufen der franzö-

Albertus (*Alberti*), *Leander* [Provinzial der Dominikaner aus Bologna, † 1552, Verfasser mehrerer Lebensbeschreibungen der Heiligen u. a. Schriften.] S. 63. 67.

Albertus Magnus S. 33. 34. 39. 65. II. S. 281...

Albumasar (*Abu Moschar*) [Einer der ersten arabischen Astrologen zur Zeit des Khalifen Mamun, † 885 n. Christo (d'Herbelot.)] S. 29.

Almannus, s. *Hermannus*.

Alexander ab Hales [Ein engl. Franciskaner-Mönch, Lehrer des Bonaventura in Paris, bei d. Schol. zugenannt *Doctor irrefragabilis*, Erklärer des Aristoteles, † 1245. (Fabric. I, p. 169. Tennemann VIII, 2. S. 467..)] S. 165.

Alfarabi (*Alpharabius*) [Ein arabischer Philosoph des Xten Jahrhunderts aus der Provinz Farab, studierte zu Bagdad Philosophie und Medicin, und erwarb sich durch seine philosophischen Schriften, sowie als Commentator des Aristoteles hohen Ruhm bei den Arabern. (d'Herbelot. Brucker III, p. 71—74.)] S. 198. 217.

Alfraganus (*Alpherganus*). [Geb. zu Ferghana in Sogdiana, ein durch seinen Auszug aus des Ptolemäus Almagest bekannter arabischer Astronom, lebte um das Jahr 850. Ueber die Ausgaben seiner Schriften s. Allgem. Encyclop. von Ersch und Gruber, Th. III, S. 98.] S. 120...

Alfred (*Aelfredus*, *Philosophus*) [Ein engl. Mönch, lebend um die Mitte des XIIIten Jahrh., als Uebersetzer und Commentator Aristotelischer Schriften von Roger Bacon erwähnt. (Fabric. I, p. 180. vergl. I. p. 64 und 65.)] S. 75.

Algazel (*Al Gazali*) [Lehrer der Philosophie (Skepticismus) zu Bagdad, merkwürdig als Vertheidiger der Sätze des Korans gegen die Aristotelische und Platonische Philosophie, geb. 1072, † 1126 (1127). Seine Schrift *Haphphalath* (d. i. *Zernichtung der Philosophie*) kennen wir aus einer Widerlegungsschrift des Averroës (Bruck. III, p. 44. 93.. Tennem. VIII, 1. S. 384.)] S. 89.

Ali ben Vagel [Vielleicht der spanische Rabbine und Schriftsteller über Astrologie *Ali Ibn Ragel*.] S. 94.

Alkendi, Jacob. [Auch *Alkindi*, *Alchindi*, *Alchindus* genannt, einer der berühmtesten arab. Philosophen, lebend am Hofe der Khalifen Al Mamun und Al Motassem, fruchtbarer Schriftsteller

fischen Flotte Kunde erhalten. Genöthigt, sie auf ganz unbestimmte und unzureichende Angaben hin zu verfolgen, hatte er Neapel in dem Augenblick erreicht, als wir Malta verließen. Er errieth jetzt, daß Aegypten unser Ziel war, überholte uns, ohne daß er es ahnte, während der Nacht vor Candia, wo unsere Flotte wie durch ein Wunder der sicheren Vernichtung entging, kam einen Tag vor uns nach Alexandrien, wo ihm Niemand Nachricht von uns geben konnte, und ging, da er uns jetzt auf dem Wege nach Syrien vermuthete, in der größten Eile nach dieser Richtung unter Segel, ein Umstand, der uns ohne unser Wissen zum zweiten Male rettete. Ein wunderbares Glück, das oft den bestangelegten Plänen nicht zu Theil wird und das uns jetzt aus seinem Füllhorn mit so reichen Gaben überschüttete, um uns gleichsam die Fallstricke zu verbergen, in die uns diese Gunst später stürzen sollte.

Am 28. Juni, während sich unsere Flotte noch auf hoher See befand, machte Bonaparte seine Soldaten endlich mit dem Zweck der Expedition bekannt und nannte ihnen das Ziel derselben. Sie sollten England einen tödtlichen Schlag beibringen und eine Eroberung machen, deren Folgen für die Civilisation unberechenbar waren; aber sie mußten die Zuneigung der Bewohner jenes Landes gewinnen, indem sie ihre Sitten, ihre Religion, ihre Gewohnheiten schonten. „Verhaltet Euch gegen sie, wie wir uns gegen die Juden und Italiener verhalten haben; nehmt Rücksicht auf ihre Mufti's und Imans, wie Ihr auf Rabbiner und Bischöfe Rücksicht genommen habt; zeigt für die Ceremonien, welche der Koran vorschreibt, dieselbe Duldung, welche ihr für die Klöster, die Synagogen, die Religion Mosis und Jesu Christi gezeigt. Die römischen Legionen beschützten jeden Glauben." Zugleich veröffentlichte er in einem Tagesbefehl die strengsten, auf Verhütung des Plünderns berechneten Verordnungen; eine nothwendige Vorsorge, um die Disciplin einer Armee aufrecht zu erhalten, die so sehr geneigt war, sich alle Rechte des Krieges, d. h. jeden Mißbrauch der Gewalt zu gestatten, wie sie es bereits in Italien gethan.

Am 30. Juni erschien die französische Flotte vor Alexandrien. Die Engländer hatten sich erst seit dem vergangenen Tage entfernt. Man vermuthete sie noch ganz in der Nähe und die Ausschiffung wurde deshalb mit einer Eile betrieben, die mehr einer Flucht, als einer Besitznahme glich. Die Armee betrat das Land am Meerbusen

von Marabu und marschirte sofort nach Alexandrien, dessen Vertheidigungsmittel in so schlechtem Stande waren, daß wir uns der Stadt ohne Schwierigkeiten bemächtigen konnten. Bonaparte verweilte daselbst acht Tage lang.

Aegypten galt damals für abhängig vom türkischen Reiche, aber der Sultan wurde nur durch einen Pascha ohne wirkliche Macht vertreten, der in Cairo lediglich einen Ehrenposten bekleidete. Die eigentliche Gewalt lag allein in den Händen der Mameluken, einer Miliz, deren Ursprung in die Zeiten Saladin's zurückreichte und die in der Geschichte ohne Gleichen ist. Aus Sclaven gebildet, die man als Kinder in Georgien und Circassien kaufte, und nur den vierundzwanzig Anführern unterthan, denen sie gehörten und die unter dem Namen von Beys über sie herrschten, bildete diese Miliz eine Art seltsamer Ritterschaft, die keine andere Religion kannte, als die der soldatischen Brüderlichkeit, und kein anderes Gesetz, als den Willen ihrer Herren. Seit langer Zeit schon übte die Pforte nur eine Art von nomineller Oberhoheit über die Mameluken aus und schätzte sich glücklich, daß man ihr diese wenigstens gelassen. Unter dieser eigenthümlich gestalteten Herrschaft vegetirte eine Bevölkerung, deren gleichsam übereinander liegende Schichten die aufeinander folgenden Invasionen bezeichneten, welche über Aegypten hingegangen waren. Auf der untersten Stufe standen die Kopten, die elenden, herabgewürdigten Nachkommen der ursprünglichen, aegyptischen Race, von denen ein Theil gewisse Aemter bekleidete und den Mameluken als Agenten und Steuereinnehmer diente. Dann kamen die ersten Eroberer, die Araber, die theils unter dem Namen Beduinen das Leben der wandernden Heerdenbesitzer aus der biblischen Zeit fortführten, theils unter dem Namen Fellahs Ackerbauer waren oder als Scheiks große Ländereien besaßen. Endlich kamen die Türken, deren Herrschaft derjenigen der Mameluken vorangegangen und welchen man, rein der Form nach, in der Person des Pascha noch immer huldigte.

In jedem anderen Lande würde es leicht gewesen sein, die Bevölkerung gegen eine solche Herrschaft zur Empörung zu reizen; in Aegypten ließ sich nichts erwarten, als die fatalistische Unthätigkeit eines Volkes, das seit Jahrhunderten sowohl durch alle Mißbräuche des Despotismus, wie durch einen entnervenden Glauben verthiert war. Bonaparte wendete sich zuerst an den Pascha. Indem er seine Hoch-

achtung vor dem Koran und dem Sultan aussprach, versicherte er, daß er nur gekommen sei, um Aegypten von der drückenden Herrschaft der Mameluken zu befreien, forderte ihn auf, sich mit uns „zu verbünden und die gottesläſterliche Race der Beys zu verfluchen." Dann verfaßte er mehrere Proclamationen, die in's Arabische übersetzt wurden und in welchen er an alle Leidenschaften appellirte, die er für geeignet hielt, auf den Geist der Bewohner zu wirken. Er zählte alle Uebel auf, welche die Tyrannei der Mameluken über sie verhängt, alle Entbehrungen, die sie ihnen auferlegten; er versprach: „ihnen ihre Rechte wiederzugeben," ein Wort, von dessen Bedeutung sie nicht einmal einen Begriff hatten und das einen seltsamen Gegensatz zu den orientalischen Wendungen des Manifestes bildete: endlich versicherte er, ihre Religion achten zu wollen. „Auch wir," sagte er, „sind im Grunde Muselmänner, denn haben wir nicht den Papst vernichtet, der verlangte, daß den Bekennern Muhamed's Krieg erklärt werde? Haben wir nicht die Maltheserritter vernichtet, weil diese Wahnsinnigen glaubten, daß es Gottes Wille sei, Euch zu bekämpfen? Dreimal glücklich Alle, die mit uns gehen! sie werden in Besitz und Ehren wachsen. Glücklich Alle, die neutral bleiben! mit der Zeit werden sie uns kennen lernen und sich uns anschließen. Aber Wehe, dreimal Wehe denen, welche sich für die Mameluken bewaffnen, um gegen uns zu streiten! Für sie giebt es keine Hoffnung — sie werden untergehen." (2. Juli 1798.)

Man hat sich gewöhnt, die übertriebenen Schmeicheleien, mit denen Bonaparte die Muhamedaner und ihren Glauben überhäufte, als ein Meisterstück der Politik zu bewundern; aber sie waren zu maßlos, um wirklich geschickt zu sein, wurden von unseren Soldaten verlacht und brachten auf die Bevölkerung, an die sie gerichtet waren, keinen nachhaltigen Eindruck hervor. Um aufrichtig zu erscheinen, stand unsere Sprache in zu grellem Widerspruch mit unserm Thun und ein sicherer Instinct behütete selbst die Einfalt vor so groben Fallstricken. Es wäre zugleich gerecht und politisch gewesen, dem Glauben der Muhamedaner die höchste Achtung zu beweisen und ihm jede mögliche Rücksicht zu gewähren, aber daß Bonaparte vorgab, diesen Glauben zu theilen und ihm unsere eigenen religiösen Ansichten opfern zu wollen, daß er mit so viel Verachtung von dem sprach, was er in Italien mit übertriebener Verehrung behandelt hatte, verrieth zu sehr den

Lügengeist, der vor keiner List zurückweicht. Der General hätte sich diese Heuchelei, die ebenso nutzlos, als für seine Würde gefährlich war, ersparen können.

Nachdem Alexandrien in Vertheidigungszustand gesetzt worden war, zog die Armee, um Cairo auf dem geradesten Wege zu erreichen, tief in die Wüste hinein, während eine Flotille in derselben Richtung den Nil hinaufsegelte. Die ersten Tage dieses Marsches unter einem glühenden Himmel, über unermeßliche Sandflächen, hinter deren wellenförmigen Erhebungen sich arabische Reiter verborgen hielten, um über unsere Nachzügler herzufallen und sie zu ermorden, waren für unsere Soldaten im höchsten Grade ermüdend und brachten einen Besorgniß erregenden Eindruck auf sie hervor. Sie waren von Anstrengung erschöpft, litten Mangel an Brod, wurden von einem Durst gequält, den sie nirgend zu löschen vermochten, und fragten laut: ob die glänzenden Versprechungen, die sie hierher gelockt hatten, in diesem elenden, von Gott verlassenen Lande erfüllt werden sollten? Die „Aufgefangene Correspondenz", die bald darauf von den Engländern veröffentlicht wurde und die zum Theil unter diesem ersten Eindruck geschrieben war, ist nur ein Schrei des Unwillens und der Enttäuschung.

Mehrere Generäle von anerkannter Tapferkeit, aber von lebhafter, leicht erregbarer Einbildungskraft, theilten diese Niedergeschlagenheit und ergossen sich in bitteren Anklagen. Am 10. Juli wurde jedoch der Muth der Armee durch den Anblick des Nils belebt und am 13ten erhielt sie durch den ersten Zusammenstoß mit den glänzenden Reiterschaaren Murad Bey's, des Hauptanführers der Mameluken, einen neuen Sporn. Sie gab sich der Hoffnung hin, daß sie fortan mit einem ihrer würdigeren Feinde zu thun haben sollte, als die halbwilden Schaaren gewesen waren, die sie bisher gesehen. Leider muß hinzugefügt werden, daß es hauptsächlich die Habgier war, die auf unsere Soldaten wirkte. Die gefallenen Mameluken wurden ausgeplündert; sie besaßen schöne Waffen und da sie ihr ganzes Vermögen bei sich zu tragen pflegten, fand man in ihren Kleidern bedeutende Summen in Gold. Man strebte nur danach, Cairo zu erreichen, das als Sammelplatz ungeheurer Reichthümer galt. Das erste Gefecht, das bei Chebreiß stattfand, hatte außerdem den Erfolg, unsere Flotille zu degagiren, die, von türkischen Kanonenbooten angegriffen, in großer Gefahr schwebte. Bei dieser Gelegenheit wurde der erste

Verſuch jener Taktik gemacht, die ſo ganz geeignet war, die kühne, aber undisciplinirte und zu jedem geſchloſſenen Angriff unfähige arabiſche Reiterei mit Erfolg zu bekämpfen. Ueberall ſtieß ſie auf unſere unerſchütterlichen Carrés und mußte ſich zurückziehen, ohne daß es ihr gelungen wäre, dieſelben auch nur auf einem einzigen Punkte zu durchbrechen.

Am 20. Juli befand ſich die Armee Angeſichts der Pyramiden; am folgenden Tage erblickte ſie die Minarets von Cairo und war nun von der Stadt nur noch durch das befeſtigte Lager von Embabeh getrennt, in dem die Mameluken alle ihre Streitkräfte zuſammengezogen hatten. Dieſe beſtanden aus 8000 bis 10,000 Reitern, die unſere Bataillone während des Marſches überfallen ſollten, indeß ihre Infanterie, eine ſchlechte, aber von Kanonen unterſtützte Truppe, unſeren Angriff hinter den Verſchanzungen von Embabeh erwartete. Bonaparte nahm hier dieſelbe Schlachtordnung an, wie bei Chebreis. Er ſtellte ſeine Carrés ſchachbrettförmig auf und gab ihnen ſtrengen Befehl, nur ſo lange Halt zu machen, als ein Angriff erfolgte. Seine Bewegungen waren darauf berechnet, dem Feinde den Rückzug nach Ober-Aegypten abzuſchneiden. Dieſe Schlacht, die, aus der Ferne geſehen, in dem großen Rahmen der Pyramiden — Zeugen der erſten Zeiten des Menſchengeſchlechts — einen ſo mächtigen Eindruck auf die Phantaſie der Zeitgenoſſen hervorbrachte, ſah in Folge der Ungleichheit unter den kämpfenden Heeren, die aber nur eine Ungleichheit der Ausrüſtung, nicht des Muthes war, mehr einer Schlächterei, als einem wirklichen Kampfe ähnlich. Die Zahlenzuſammenſtellung der Todten und Verwundeten auf beiden Seiten ſagt hier mehr, als die gelehrteſte Auseinanderſetzung. Nach Bonaparte's eigenen Berichten hatten wir in der berühmten Schlacht bei den Pyramiden nur 20 bis 30 Todte und 120 Verwundete (an das Directorium 24. Juli 1798). Der Feind dagegen verlor 2000 Mann, wovon ein Theil in den Nil getrieben wurde und ertrank.

Voll Bedauern, eine ſo reiche Beute von den Wellen verſchlungen zu ſehen, kamen einige Soldaten auf den Einfall, ihre Bayonnette umzubiegen, an einen Strick zu binden und ſich derſelben wie einer Art von Angel zum Aufiſchen der Leichen zu bedienen. Es war kaum eine darunter, bei welcher man nicht Summen von 500 bis 600 Louis in Gold gefunden hätte und „während mehrerer Tage — heißt es in

den Memoiren Napoleons — war die Armee nur mit dem Wiederaufsischen der todten Mameluken beschäftigt." Er fügt hinzu, sie habe sich „seit der Zeit mit Aegypten ausgesöhnt." Alle diese Einzelnheiten müssen wir kennen und berücksichtigen, um genau zu beurtheilen, woraus sich der Ruhm eines Eroberers aufbaut.

Einige Tage rasteten unsere Soldaten in den köstlichen Gärten von Gisch, bis ihnen die Ankunft unserer Flotille den Marsch nach Cairo möglich machte, wo sie ohne Schwertstreich einzog. Bonaparte schlug in dieser reichen, stark bevölkerten Stadt sein Hauptquartier auf und bemühte sich, die Einwohner durch das Gemisch von Milde und Strenge zu gewinnen, das er schon in Italien angewendet hatte. Er versammelte die Scheiks, wünschte ihnen Glück, von ihren Feinden, den Mameluken, befreit zu sein, und machte ihnen Hoffnung auf die Wiederherstellung der arabischen Herrschaft in Aegypten. Zu gleicher Zeit ließ er dem Pascha die Versicherung zugehen, daß er nur darauf hinarbeite, die türkische Herrschaft zu befestigen. Um den Scheiks ein Unterpfand seiner Absichten zu geben, ließ er sie zu einem Divan, einer Art von Central-Behörde, zusammentreten. In jeder Provinz sollte ein Local-Divan geschaffen werden, der seine Deputirten nach Cairo zu senden hatte. Die Rechtspflege überließ er den Kadis. Mehr als je trug Bonaparte seine maßlose Vorliebe für die Religion Muhamed's zur Schau, erschien bei öffentlichen Festen und religiösen Feierlichkeiten, erwies den Frauen die höchsten Rücksichten und erwarb sich durch dies vorsichtige, kluge Benehmen die scheinbare Zustimmung der Eingeborenen, die sich aber nur zu bald als unzuverlässig erweisen sollte.

Nach Ablauf von vierzehn Tagen verließ Bonaparte Cairo, um den Ueberrest der Mameluken, die unser Heer unter der Anführung Ibrahim-Bey's noch immer belästigten, nach Syrien zu treiben. Im Augenblick, als er im Begriff stand, von dieser Expedition zurückzukehren, erhielt er in Saleyeh die Nachricht eines Unglücks, das unsere Armee von aller Verbindung mit Europa abschnitt. Nelson hatte bei Abukir unsere Flotte vernichtet.

Als unsere Armee von Alexandrien aufbrach, hatte der Admiral Brueys von Bonaparte den Befehl erhalten, sich entweder, wenn er dort den nöthigen Ankergrund für seine Schiffe fände, in den Hafen von Alexandrien zurückzuziehen, oder, wenn er glaubte, sich daselbst

gegen den Angriff einer überlegenen Flotte vertheidigen zu können, auf der Rhede von Abukir vor Anker zu gehen, oder, wenn weder das eine noch das andere möglich sei, nach Corfu zurückzukehren. Aber diese Befehle ließen dem Admiral so zu sagen nur die Wahl zwischen drei Unmöglichkeiten. Einerseits war der Hafen von Alexandrien für seine hochbordigen Schiffe unzugänglich und das Fahrwasser, das erst nach langem Suchen gefunden wurde, erwies sich als ungenügend; andererseits bot ihm die Rhede von Abukir nur geringe Sicherheit und endlich konnte er — obwohl dies für ihn das Klügste und Sicherste gewesen wäre — nicht nach Corfu gehen, weil es ihm an Lebensmitteln fehlte. Aber abgesehen von diesen Rücksichten, hatten ihm auch andere Umstände das Bleiben zur Pflicht gemacht. In Alexandrien fehlten seit längerer Zeit alle Nachrichten von der Expeditions-Armee; alle Verbindungen waren zerstört und die düstersten Gerüchte über das Schicksal unserer Truppen im Umlauf. Das Geschwader, das uns allein die Möglichkeit der Rückkehr gewährte, konnte sich daher nicht entfernen, ehe ihm die Nachricht zugegangen war, daß wir keine unüberwindlichen Schwierigkeiten gefunden hatten. Der Admiral mußte entweder günstige Berichte über die Armee, die sich in die Wüste gewagt hatte, nach Frankreich bringen können, oder ihr, wenn sie Unglück gehabt hatte, den Rückzug sichern. Da nun Brueys weder in den Hafen von Alexandrien einlaufen, noch nach Corfu absegeln konnte, blieb er auf der Rhede von Abukir, um daselbst Nachrichten und Lebensmittel zu erwarten und hier überfiel ihn Nelson am Abend des 1. August. Unsere Flotte, die mit großer Kühnheit von einer Seite angegriffen wurde, welche man vor dem Feinde sicher geglaubt hatte, gerieth zwischen zwei Feuer, so daß ihre Arrière-Garde nicht an dem Kampfe theilnehmen konnte, und wurde nach einem Widerstande, bei dem unsere Seeleute mehr Heldenmuth als Geschick oder Erfahrung bewiesen, verbrannt und vernichtet.

Bonaparte schickte dem Directorium einen ausführlichen Bericht über diese Katastrophe und bemühte sich, alles Unrecht auf den Admiral zu wälzen, der sich nicht mehr verantworten konnte; seine einzige Rechtfertigung war sein Heldentod. Bonaparte berief sich auf die Befehle, die er dem Admiral gegeben, aber er erwähnte die Hindernisse nicht, welche die Ausführung derselben unmöglich gemacht hatten. Das Einzige, was er anführte, um Brueys zu entschuldigen, war, „daß

es ihm scheine, als hätte sich der Admiral nicht nach Corfu begeben wollen, ehe er sich vollständig überzeugt, daß die Armee, von welcher er lange keine Nachricht erhalten, in der Lage sei, der Flotte zum Rückzuge nicht zu bedürfen" (an das Directorium 29. August 1798). Bonaparte mußte wissen, daß sich Brueys wegen des Ausbleibens der versprochenen Lebensmittel geradezu in der Unmöglichkeit befunden hatte, nach Corfu zu gehen. In jedem seiner Briefe war der Admiral auf den Mangel an Mundvorrath zurückgekommen, der ihn in solcher Weise lähmte, daß er nicht einmal im Stande war, zwei Fregatten kreuzen zu lassen, um den Feind zu beobachten und zu signalisiren. „Wenn ich Lebensmittel hätte," schrieb er am 26. Juli an Bonaparte, „würde ich zwei gute Fregatten abgeschickt haben, die im Stande gewesen wären, diese Aufgabe zu erfüllen. Dadurch hätte ich die Neugierigen verhindert, sich der Küste zu nähern, sie müßten denn mit großer Uebermacht gekommen sein. Aber ohne Proviant und ohne Möglichkeit, das Takelwerk zu erneuern, sind wir völlig gelähmt, und diese Unthätigkeit macht uns krank." * Am 31. Juli, dem Vorabend des Unglücks von Abukir, schrieb Bonaparte an Brueys: „Ich denke, daß jetzt die fünfzig mit Lebensmitteln für die Flotte beladenen Boote angekommen sind." Er fügt hinzu: „Ich werde noch etwa dreißig Boote mit Korn für Ihr Geschwader abschicken." Ein unumstößlicher Beweis, daß auch er die Abfahrt nach Corfu von dieser Zufuhr abhängig machte, liegt darin, daß er ausdrücklich schreibt: „Sie müssen schnell im Hafen von Alexandrien vor Anker gehen oder sich sogleich mit dem Reis und dem Korn, das ich schicke, verproviantiren und nach dem Hafen von Corfu absegeln.

Auch der Rapport, den Admiral Gantheaume über dies traurige Ereigniß abstattete, schreibt den längeren Aufenthalt Brueys' den Instructionen Bonaparte's zu, ohne jedoch die Nothwendigkeit einer Verproviantirung des Geschwaders zu betonen. Er sagt: „In Anbetracht der Befehle des Oberfeldherrn und der nicht hoch genug anzuschlagenden Unterstützung, welche die Anwesenheit der Flotte unserer Land-

* Aus der Correspondenz des Admiral Brueys, die der Admiral Jurien de la Gravière in seiner „Geschichte der Seekriege unter der Republik und dem Kaiserreich" mittheilt. Anhang.

armee gewährte, hielt es der Admiral für seine Pflicht, die Gewässer nicht zu verlassen."

Aber der Mißbilligung gegenüber, welche ihm die Verantwortung für ein so großes Unglück nothwendiger Weise zuziehen mußte, überging Bonaparte diese Erklärungen, die er dem Gedächtniß des tapfern Seemannes, der sein Freund war, schuldig gewesen wäre, mit Stillschweigen. Er ersetzte sie durch declamatorische Gemeinplätze, in denen er Fortuna und das Schicksal auftreten ließ, und suchte zu beweisen, daß sie auch bei dieser Gelegenheit ihre Gaben an uns verschwendet und uns dieselben nur entzogen hätten, weil wir uns ihrer durch Unvorsichtigkeit unwürdig gemacht.

„Diese Niederlage, so schwer sie auch sein mag, darf nicht der Unbeständigkeit der Glücksgöttin zugeschrieben werden. Sie verläßt uns nicht! im Gegentheil, sie hat uns bei diesem Unternehmen mehr unterstützt, als je vorher. Ich erinnere mich, daß, als ich vor Alexandrien ankam, im Augenblick des Ausschiffens in der Ferne unter dem Winde ein Kriegsschiff signalisirt wurde. Es war die „Gerechtigkeit", die von Malta kam. „Fortuna, willst Du mich verlassen?" rief ich aus. „Gieb mir nur fünf Tage!" und in fünf Tagen war ich im Besitz Aegyptens. Erst als die Glücksgöttin sah, daß alle ihre Gunstbezeugungen vergeblich waren, hat sie unsere Flotte ihrem Schicksal überlassen."

Es war ein seltsamer Hochmuth, oder vielmehr eine kluge, scharfsinnige Berechnung, die ihn bewog, seinen Ruhm mehr auf die Beständigkeit des Glücks als auf die Richtigkeit seiner Combinationen zu gründen. Er kannte die Menschen genau genug, um zu wissen, daß es von größerem Nutzen für ihn war, sie von seinem Glücksstern zu überzeugen, als von seinem Genius oder von seinem Werth. Die wahre Ursache der Zerstörung unserer Flotte lag jedoch weder in der Unvorsichtigkeit des Admirals Brueys, noch in dem Zorne der beleidigten Fortuna, sondern einfach in der Natur dieses an und für sich unmöglichen Unternehmens. Der Untergang unserer Schiffe war in längerer oder kürzerer Frist unvermeidlich. Ehe die französische Flotte vor Alexandrien eintraf, war sie bereits zwei Mal wie durch ein Wunder der Vernichtung entgangen. Waren die Engländer aber erst gewarnt, so war — bei der ungeheuern Wichtigkeit, welche die Zerstörung des französischen Geschwaders für sie haben mußte — die

Hoffnung, unsere Verbindung mit Europa mittelst dieser Flotte aufrecht zu erhalten, die thörichtste aller Illusionen. Von diesem Augenblick an war unsere Flotte entweder der Vernichtung geweiht, oder sie wurde in einer Weise eingeschlossen, welche ihr ebenfalls jede Thätigkeit unmöglich machte.

Die Nachricht von dem Unglück bei Abukir rief in der Armee einen wahren Sturm der Verzweiflung und Erbitterung hervor. Bonaparte gab den Generälen das Beispiel der Ruhe und Festigkeit. Er schilderte ihnen Aegypten als eine Art Insel inmitten der Wüsten, die es umgaben, und stellte ihnen vor, daß sie dieselbe mit leichter Mühe unangreifbar machen und sich daselbst alle nöthigen Hülfsquellen schaffen könnten. „Wenn die Engländer ihr Geschwader durch ein zweites verstärken," schrieb er an Kleber, „zwingen sie uns vielleicht, größere Dinge zu thun, als anfangs unsere Absicht war" (21. August). Worte, die verriethen, daß das Vertrauen in der Seele dessen, der sie geschrieben, bereits sehr erschüttert war, und die den vernünftigen, skeptischen, zum Spott geneigten Kleber nicht zu täuschen vermochten.

In dieser völligen Abgeschlossenheit, wo nur noch auf die Hülfsmittel zu zählen war, die uns das Land selbst gewährte, erwiesen sich die Gelehrten sehr nützlich, welche an der Expedition theilgenommen. Der Oberbefehlshaber hatte sie mit seinen ausgezeichnetsten Verwaltungsbeamten und Offizieren zu einer ägyptischen Academie vereinigt, die seiner Ansicht nach nicht allein eine gelehrte Körperschaft, sondern auch ein Förderungsmittel der Colonisation sein sollte. Vor Allem sollten sie die ökonomischen Hülfsquellen Aegyptens in Fluß bringen. Ehe sie an die Erforschungen der geologischen Verhältnisse des Landes, an das Studium seiner alten Denkmäler gingen, hatten sie den Auftrag, seine Bodenerzeugnisse und seine industriellen Einrichtungen kennen zu lernen. Der Oberbefehlshaber hatte ihnen diese Aufgabe durch eine Reihenfolge praktischer Fragen zugetheilt, in welchen sich sein organisatorisches Talent und sein Scharfsinn offenbarten. Er verlangte Auskunft über die zweckmäßigste Art Mühlen zu bauen, über den Anbau der Rebe, über ein Ersatzmittel des Hopfens beim Bierbrauen, über Pulverfabrikation und die Möglichkeit, das Nilwasser trinkbar zu machen. Alle diese von der Nothwendigkeit gestellten Aufgaben sollten denen der reinen Speculation vorangehen. Aber auch die Wissenschaft kam an die Reihe, und eigentlich ist nur ihr die wirkliche Eroberung

über Philosophie, und Erklärer des Organons des Aristoteles, † um 880. *Brucker* III, 63 — 69. *Hottinger* B. Or. p. 219.] Beweis, dafs er die Schrr. des Aristot. studiert hatte S. 89.

Alkuin, seine Einrichtung der Schule zu Fulda, S. 206. 209.

Almansor, Khalif S. 87.

Alpetragius (*Nureddin Alpetrongi* v. Sevilla). Sein Werk übersetzt Michael Scotus S. 141. 142.

Alpharabius, s. *Alfarabi*.

Alphons X. [K. von Spanien, regierend von 1252 — 1284.] Uebersetzungen, welche man ihm verdankt S. 145 ff. (Vergl. Fabric. I, p. 190 — 194.)

Altamura, *Ambrosius de* [Ein Dominikaner-Mönch, lebend zu Anfange des XVIIten Jahrh. im Neapolitanischen, Verfasser einer *Bibliotheca Dominicanorum* vom Jahre 1212 — 1600, gedruckt nach seinem Tode Rom 1677, Fol. (Fabric. II, p. 138.)] S. 68.

Alnurus von Cordova (*Cordubensis*, *Hispanus*) [Heftiger Gegner des Geschmacks an der arabischen Philosophie, lebte um die Mitte des IXten Jahrh. (Ueb. s. Schrr. s. Fabric. I, p. 201 . .)] S. 98.

Amalrich (*v. Bena*). [Lehrer der Theologie zu Paris, freier philosoph. Denker und Forscher, Anhänger des, aus *Scot. Erigena* Schriften geschöpften Pantheismus, veranlafste durch die, ihm Schuld gegebenen Neuerungen und Ketzereien das Verbot der Aristotelischen Philosophie in d. J. 1209, 1215, u. 1231. Vergl. Brucker III, p. 688 ff. Tennem. VIII, 1. S. 321.] Seine Lehren S. 202. Quellen seiner Doktrin 204.

Anselmus und *Lanfrancus* S. 210.

Antonius Senensis [Ein Dominikaner, † als Bischof von Luni in Portugal im Jahre 1363, schrieb ein Chronicon et Biblioth. Ordinis Praedicator. Paris 1585. (Fabric. II, p. 151.)] S. 68.

Antonio, *Don* S. 116. 120.

Apulejus. Seine Schriften wurden im M. A. gelesen S. 22.

Araber in *Spanien*; enge Verbindung derselben mit den Christen S. 94 ff., in Sicilien und den benachbarten Inseln S. 99. Einfluss derselben auf den Gang der Kultur bei den Christen S. 221.

Argyropylos, *Joh.* [Lehrer der griech. Sprache zu Florenz unter Cosmus v. M. im Jahre 1456, erklärter Anhänger der Aristotelischen Philosophie und Uebersetzer und Erklärer des Ar

Aegyptens gelungen. In dieſer Hinſicht ſind unſere Opfer nicht vergeblich gebracht worden. Bonaparte ließ in Cairo eine arabiſche und franzöſiſche Druckerei einrichten, die das Heer mit einer Zeitung verſorgte, und legte Werkſtätten, Hüttenwerke und eine Münze an, die von großem Ertrag war, da ſie die Tauſchmittel eines Landes vervielfältigte, dem dergleichen beinahe unbekannt geweſen war und deſſen Einwohner die Knöpfe der Uniformen den europäiſchen Münzen vorzogen.

Ueber dieſe Einrichtungen hatte Bonaparte jedoch nicht vergeſſen, daß die völlige Vernichtung der Mameluken — die ſich nach der Schlacht bei den Pyramiden unter dem Commando Murad Bey's größtentheils nach Oberägypten zurückgezogen hatten — eine Nothwendigkeit war. Die Aufgabe, dies zu vollbringen, wurde Deſſair anvertraut, der Murad Bey nach einigen Tagemärſchen bei Sediman erreichte. Unſere Feinde, die blindlings ihrer Gewohnheit folgten, wußten uns keine andere Taktik entgegenzuſtellen, als bei den Pyramiden, das heißt ein befeſtigtes Lager, das von einem Infanteriecorps vertheidigt und von 5—6000 Reitern flankirt war. Die letzteren wurden hier, wie bei den Pyramiden, in die Ebene gelockt, wo ihre Reihen an unſeren Carre's zerſchellten, während ihr Fußvolk ohne jeden Nutzen für ſie blieb. Diesmal verriethen ſie übrigens eine heftige Erbitterung, die von den Arabern, welche ſich in Menge ihrem Heere angeſchloſſen hatten, getheilt wurde — ein Umſtand, der zur Genüge beweiſt, wie ſchlecht es mit der Beruhigung des Landes, an die wir geglaubt hatten, beſtellt war. Noch deutlicher trat dies durch den Aufſtand zu Cairo hervor, der uns die Verhältniſſe im düſterſten Lichte ſehen ließ.

Dieſe Erhebung, die mit einer bei ſolchen Gelegenheiten ſeltenen Heimlichkeit und Geſchicklichkeit vorbereitet wurde, war beſonders dadurch merkwürdig, daß ſie durch keine der Gewaltthaten, welche die Fremdherrſchaft gewöhnlich begleiten und die Gegenwart der Eroberer verhaßt und unerträglich machen, hervorgerufen wurde. Ihr einziger Grund war die Unverträglichkeit zweier ſo entgegengeſetzter Civiliſationen. Bonaparte hatte mit einem Aufwande von Geſchicklichkeit danach geſtrebt, die neue Herrſchaft Aegypten zur Wohlthat zu machen und die Erinnerung an die Mameluken, die ſich als harte Unterdrücker bewieſen, hätte ihm dieſe Aufgabe allem Anſchein nach erleichtern müſſen. Er ließ ſich's angelegen ſein, die Bevölkerung von Tag zu Tag mehr für ſich zu gewinnen, indem er ihre Laſten erleichterte,

ihren Sitten und Vorurtheilen die größte Rücksicht erwies und ihren religiösen Ansichten, die zwischen uns und ihnen einen Abgrund öffneten, bis zum Uebermaß schmeichelte. Er hatte übrigens das Bewußtsein, daß hier, trotz seiner Bemühungen, eine unüberwindliche Schranke stehen blieb, und da er nicht hoffen durfte, die Araber zum Christenthume bekehren zu können, hätte er, um dies Hinderniß zu überwinden, mit Vergnügen sein Heer zum Islam übertreten sehen. Aber das Beispiel, welches der General Menou gab, machte nur den Eindruck des Lächerlichen und fand — da die Soldaten in Ermangelung religiöser Ueberzeugungen das Bewußtsein und den Stolz ihrer geistigen Ueberlegenheit besaßen — nur wenig Nachahmer.

Seine Machtlosigkeit diesen Verhältnissen gegenüber ließ Bonaparte bedauern, daß er nicht im Alterthum gelebt, wo sich die Eroberer durch keine derartigen Bedenklichkeiten gehemmt fühlten. Vor Allem beneidete er Alexander den Großen, weil er die Möglichkeit gehabt hatte, sich für den Sohn Jupiter Ammons auszugeben, wodurch er sich Aegypten vollständiger unterwarf, als durch zwanzig gewonnene Schlachten. Das Einzige, was ihm in unserer Zeit kleinlicher Zergliederung übrig blieb, war, daß er zu kleiner List und kleinen Hulfsmitteln griff. Er hatte die sentenziöse blumenreiche Sprache des Orients angenommen, citirte, wenn er mit den Muftis und Scheifs verkehrte, ohne Unterlaß Sprüche des Koran und rühmte sich ihnen gegenüber, daß er „den Papst vernichtet und das Kreuz gestürzt habe." Er suchte sich ihren Fatalismus zu Nutze zu machen und ihre Einbildungskraft zu blenden, indem er sich eine unwiderstehliche Macht und eine Art von göttlicher Sendung zuschrieb, die bestimmt war, die Aufgabe Muhameds zu vollenden. Aber seine uncivilisirten Gegner durchschauten ihn und der Trieb der Selbsterhaltung, der Haß gegen das Fremde bewahrte sie davor, dieser Comödie zum Opfer zu fallen.

Der Aufstand von Cairo kam am 21. October zum Ausbruch; er währte drei Tage lang und wurde mit einer Härte unterdrückt, die den Beweis gab, daß wir dem Orient bereits mehr als seine Weisheitssprüche entlehnt hatten. Es ist gewiß, daß das Blut unserer in den Straßen ermordeten Soldaten nach Rache schrie, und da wir die Insurrection hervorgerufen hatten, mußte sie auch erstickt werden. Aber der Urheber des Unheils würde sich vielleicht gescheut haben, die unmenschlichen Befehle, welche die Unterdrückung des Aufstan-

des in eine Metzelei verwandelten, zu unterzeichnen, wenn er sich erinnert hätte, daß er selbst alle diese Vorgänge heraufbeschworen, indem er in Aegypten neue Mittel gesucht, die Menschen zu blenden. An den General Bon schrieb er: „Der General en chef befiehlt, daß Sie diejenigen, welche mit den Waffen in der Hand in den Straßen betroffen werden, über die Klinge springen lassen" (22. October). Dies war Strafe genug. Dennoch schrieb er am nächsten Tage an Berthier: „Ich ersuche Sie, Bürger General, dem Platzcommandanten Befehl zu geben, alle Gefangenen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden sind, köpfen zu lassen. Er soll sie diese Nacht zwischen Bulak und Alt-Cairo an das Ufer des Nils führen und ihre Leichen in den Fluß werfen." Und wieder einige Tage später schrieb er an Regnier: „Jede Nacht lassen wir etwa dreißig Aufständischen die Köpfe abschlagen, darunter vielen Anführern. Ich hoffe, das wird ihnen eine gute Lehre sein." Da sich auch die Bauern aus der Umgegend von Cairo an dem Aufstande betheiligt hatten, ließ man eine Anzahl derselben gefangen nehmen und enthaupten. Eines Morgens erschien ein Zug von Eseln, die mit Säcken beladen und von Soldaten begleitet waren, auf dem Platze Ez-Bekieh, dem volkreichen Mittelpunkte Cairo's. Von Neugier getrieben, drängten sich die Einwohner heran; die Säcke wurden von den Soldaten geöffnet und die Köpfe der Bauern rollten vor die Füße der entsetzten Menge.

Wir hatten im Ganzen ungefähr 50 Todte gehabt; auf Seiten der Insurgenten fielen etwa 2000 bis 2500 Mann. So war Kern und Wirklichkeit jener glänzenden Träume, welche die Augen der Welt gefesselt und geblendet haben. Wenn, wie behauptet wird, unsere Sicherheit solcher Menschenopfer bedurfte, was ist dann von dem Unternehmen zu halten, das sie nöthig gemacht? und wer steht der Barbarei des Alterthums näher: die armen Fellahs, die sich für den Versuch, die Fremden zu vertreiben — in denen sie die Feinde ihres Vaterlandes und ihres Glaubens sahen — hinschlachten ließen, oder der junge Ehrgeizige, der ihnen die Civilisation nur in Gestalt von List und Gewalt vor Augen führte und der, um dem Piedestal seines Ruhmes eine Stufe hinzuzufügen, den Tod und das Elend so vieler Menschen verschuldete?

Elftes Kapitel.

Der Feldzug in Syrien.

Der Winter ging in Folge dieser grausamen Hinrichtungen ziemlich still vorüber. Das Heer hatte noch immer keine Kunde aus Europa und Bonaparte war nicht allein mit Allem unbekannt, was in unserem Erdtheile vorging, er ahnte auch nicht, daß uns die Türkei den Krieg erklärt hatte, obwohl dies, nach der Art und Weise, in der wir ihre treue Freundschaft gelohnt, leicht vorauszusehen war. Ihre Stimmung gegen uns ließ sich übrigens aus der Gefangennahme vieler Franzosen in Syrien und aus dem unzweideutigen Verhalten Djezzar's, des Pascha's von Acre, errathen, der, als Vorbereitung auf das spätere Köpfen unserer Gesandten, die schmeichelhaften Briefe des Oberbefehlshabers mit verächtlichem Schweigen beantwortete. Da es Bonaparte nicht gelang, eine Antwort von Djezzar zu erhalten, entschloß er sich Mitte December, Herrn von Beauchamp nach Constantinopel zu schicken. Er gab ihm Auftrag, der Pforte vorzustellen, „daß wir ihre Freunde wären und bei unserm Einfall in Aegypten nur die Absicht gehabt hätten, die Mameluken zu bestrafen und die beiden Kaiser (von Rußland und Oesterreich) an der Theilung des ottomanischen Reiches zu hindern." Außerdem sollte der Abgesandte „in gebieterischem Tone" die Entlassung der gefangenen Franzosen fordern und versprechen, daß wir Aegypten räumen würden, sobald die beiden Kaiser ihren Theilungsgelüsten entsagt hätten." Das einzige Resultat dieser Instructionen (vom 11. December 1798), die bei den Staatsmännern der Pforte einen kaum glaublichen Grad von Beschränktheit voraussetzten, war nur, daß Beauchamp im Schloß der sieben

Thürme gefangen gesetzt wurde. In derselben Zeit und zu demselben Zwecke schrieb Bonaparte „an den Bürger Talleyrand, Gesandten zu Constantinopel." Talleyrand hatte ihm versprochen, diesen Gesandtschaftsposten anzunehmen, um unserem Bündniß mit der Pforte glücklich über die gegenwärtigen Verwickelungen hinwegzuhelfen; als vorsichtiger Mann hatte er sich jedoch nicht beeilt, eine Mission anzunehmen, deren Fruchtlosigkeit er voraussah.

Der General empfing denn auch bald Berichte, die ihm über die Absichten der Pforte keinen Zweifel ließen. Er erfuhr, daß ein türkisches Heer in Syrien, ein anderes auf Rhodus zusammengezogen wurde. In Folge dessen beschloß er, dem ersten der beabsichtigten Angriffe zuvor zu kommen, indem er selbst in Syrien einfiel. Er wollte dadurch die Gefahren der Gährung abwenden, welche die Anwesenheit eines türkischen Heeres in Aegypten hervorbringen mußte, wollte die Pläne des Feindes vereiteln und die Magazine desselben zerstören. Die Eroberung Syriens hatte überdies immer in seiner Absicht gelegen, denn dies Land war einestheils der Weg, den jede gegen uns geführte Invasionsarmee einschlagen mußte, anderntheils die unentbehrliche Grundlage für unsere künftigen Unternehmungen gegen die englischen Niederlassungen in Indien. Was aber wollte Bonaparte weiter beginnen, wenn Syrien erobert war? Hier gab sich dieser zugleich so klare und dennoch so oft von Trugbildern befangene Geist wieder einmal jenen Illusionen hin, die sich in alle seine noch so sorgsam berechneten Pläne eindrängten. Uebrigens ließ er sich nur bis zu einem gewissen Grade von ihnen beherrschen und behielt sich vor, je nach Umständen zu handeln. Bald studirte er die Karte der Wüsten, die Syrien von Persien trennen, wiederholte im Geiste die Feldzüge Alexanders und schrieb an Tippo-Saib, daß er sich vorbereite, „ihn von dem eisernen Joche der Engländer zu befreien" (25. Januar 1799). Bald sah er sich selbst, nachdem er die Christen, Drusen und Griechen gegen die Türken aufgewiegelt, mit diesem ungeheuren Heere nach Constantinopel marschiren; von dort, seinem Ausdrucke nach, „Europa von hinten packen;" im Vorüberziehen die österreichische Monarchie zerstören und als der glänzendste Triumphator, den die Menschheit je gesehen, nach Frankreich zurückkehren.

Während er vorläufig diese zauberischen Fernsichten, in die er nur seinen Vertrauten Einblick gestattete, in den Hintergrund schob,

bemächtigte er einen Theil des Winters, um seinen Feldzug nach Syrien vorzubereiten. Zahlreiche Razzias, die er gegen die Stämme der Wüste unternahm, verschafften ihm die nöthigen Kameele. Er bildete ein neues, auf Dromedaren reitendes Cavalleriecorps, ließ alle auf dem Wege der Armee befindlichen bedeutenderen Quellen mit kleinen Forts umgeben und auf drei Fregatten Munition und Belagerungsgeschütz einschiffen. Um während seiner Abwesenheit die Ruhe des Landes zu sichern, hatte er Cairo bereits seinen Divan, der in Folge des Aufstandes unterdrückt worden war, zurückgegeben. Bei dieser Gelegenheit hatte er sich mit einer merkwürdigen Proclamation an die Sherifs und Ulemas gewendet. „Theilt dem Volke mit," hieß es darin, „daß seit Anbeginn der Welt geschrieben steht, ich würde — nachdem ich die Feinde des Islams vernichtet und die Kreuze niedergeworfen — vom Ende des Occidents kommen, um die Aufgabe zu erfüllen, die mir gegeben ist. — Zeigt dem Volke, daß in den heiligen Büchern des Koran an mehr als zwanzig Stellen vorausgesagt ist, was jetzt geschieht, wie auch das, was später geschehen soll, darin offenbart wird. Ich könnte Jeden von Euch über seine heimlichsten Gedanken zur Rechenschaft ziehen, denn ich weiß Alles, auch was Ihr keinem Menschen anvertraut habt. Der Tag wird kommen, wo man deutlicher als jetzt erkennt, daß ich durch höhere Befehle geleitet werde und daß mir gegenüber alle Anstrengungen der Menschen fruchtlos sind. Glücklich diejenigen, die sich von allem Anfang an aufrichtig zu mir bekennen" (21. December 1798).

Bonaparte machte gleich darauf eine Entdeckungsreise an die Ufer des rothen Meeres, fand daselbst die Ueberreste des von Sesostris erbauten Canals und beschäftigte sich an Ort und Stelle mit dem Problem der Verbindung der beiden Meere. Endlich bestieg er den Sinai und schrieb in den Registern, welche die Cenobiten daselbst aufbewahren, seinen Namen neben den Muhamed's, eine Art von Huldigung, zu der ihm die Gelegenheit hochwillkommen war, denn Muhamed gehörte zu den historischen Gestalten, die er am meisten bewunderte. Mehr als einmal hat er beklagt, daß ihm die nüchterne Phantasie seiner Zeitgenossen nicht erlaubte, gleich diesem großen Manne in der Doppelrolle des politischen und religiösen Reformators aufzutreten.

Anfang Februar 1799 brach er endlich nach Syrien auf. In Oberägypten ließ er Desaix, in Cairo Dugua, in Alexandrien Mar-

mont zurück. Die Expeditionsarmee bestand aus den Divisionen Kleber, Bon, Murat, Lannes, Reynier und belief sich auf etwa 12,000 Mann. Die Paschas, welche ihre Truppen in Syrien zusammengezogen hatten, schoben ihre Avantgarde auf ägyptischem Boden bis El-Arisch vor. Sie besetzte dies Fort, das unsere Truppen nach langem, mühseligen Marsch durch die Wüste erreichten, und leistete uns zwei Tage lang Widerstand. Dann wurde El-Arisch genommen; seine Besatzung, die aus etwa 1200 Mann bestand, gab sich gefangen und die im freien Felde stehenden Abtheilungen wurden geschlagen und zersprengt (20. Februar). Nach kurzer Ruhe drang die französische Armee wenige Tage später in Asien ein. Bei Gazza trieb sie die Reiterei Djezza Pascha's in die Flucht und am 3. März stand sie vor Jaffe.

Diese kleine Stadt im Lande Palästina, um die während der Kreuzzüge so oft gekämpft worden war und der jetzt noch blutigere Auftritte ihre alte Berühmtheit wiedergeben sollten, war mit ziemlich guten Festungswerken versehen, die von einer Garnison von etwa 4000 Mann vertheidigt wurden. Als man ihren Gouverneur, einen der Statthalter Djezzar's, aufforderte, sich zu ergeben, antwortete er in der bei seinem Herrn beliebten Weise, indem er den Ueberbringer der Aufforderung köpfen ließ. Bonaparte hatte seine Maßregeln so gut getroffen, daß schon nach einer Kanonade von wenigen Stunden eine genügende Bresche geschossen war. Er gab sofort Befehl zum Sturm. Unsere Soldaten drangen in die Festung ein, richteten sowohl unter den Einwohnern, als unter der Besatzung ein entsetzliches Blutbad an und tödteten etwa 2000 Menschen. Nachdem einige unserer Officiere der Metzelei ein Ende gemacht, gab sich ein Theil der Garnison, 2000 bis 2500 Mann, die sich in die Moscheen und in eine Art von Citadelle geflüchtet hatten, gefangen; wie von Einigen behauptet wird, auf Gnade und Ungnade, nach Anderen unter der Bedingung, daß ihnen das Leben geschenkt werde.

Gegen tausend Bewohner der umliegenden Provinzen, die sich in die Stadt geflüchtet hatten, wurden nach Damascus oder Aegypten zurückgeschickt, aber was sollte man mit den 2500 gefangenen Soldaten beginnen? Sie entlassen, hieß dem Feinde diese Streitkraft zurückgeben; sie gefangen halten, hieß so viele unnütze Mäuler füttern. Zwei Tage lang blieb ihr Loos unentschieden. Am dritten Tage, den 9. März 1799, wurden sie reihenweise in die Mitte eines Carre's

geſtellt, das der General Bon commandirte, und ſo an die Meeresküſte geführt. Sie ahnten das Schickſal, das ihnen bevorſtand, und marſchirten ſtumm, mit der düſteren Ergebung des Fatalismus, vorwärts. Auf den Dünen angekommen, wurden ſie in kleine Pelotons aufgeſtellt und theils erſchoſſen, theils mit dem Bayonnet niedergemacht. Die Urſchrift der Ordre, in welcher Bonaparte das Erſchießen dieſer Unglücklichen und die ſtrengſte Aufſicht anbefiehlt, „damit Keiner entfliehe," iſt noch vorhanden. Es gereicht der Menſchennatur zur Ehre, daß dieſer Befehl nicht ohne Murren und Proteſtationen vollzogen wurde. Mehrere Brigadecommandeure, unter andern der Oberſt Boyer, weigerten ſich, das Urtheil zu vollſtrecken.*

Wie ſich von ſelbſt verſteht, haben die Verehrer Napoleons dieſe entſetzliche Schlächterei zu entſchuldigen geſucht. Gewöhnlich führen ſie, nach ſeinen eigenen Berichten von St. Helena, drei Thatſachen an, welche die Nothwendigkeit dieſer Maßregel beweiſen ſollen: erſtens die Gefahr, dem Feinde Verſtärkungen zu bieten; zweitens die Unmöglichkeit, die Gefangenen zu ernähren; drittens die Rückfälligkeit derſelben. Sie behaupten nämlich, daß dieſe Gefangenen zum größten Theil aus Soldaten beſtanden, die wir in El-Arifch verſchont hatten.

Leider vermögen alle dieſe Entſchuldigungen vor einer ernſten Prüfung nicht Stich zu halten. Die Gefahr, den Feind durch Entlaſſung der Gefangenen zu verſtärken, war zwar vorhanden, aber in einem Kriege, wo wir Heeren von 15,000 bis 20,000 Mann gegenüber im Durchſchnitt dreißig bis vierzig Todte hatten, war ſie von keiner Bedeutung. Aus dem Rapport, den Bonaparte ſelbſt (13. März 1799) an das Directorium ſandte, geht hervor, daß wir bei den beiden Belagerungen von Jaffa und El-Arifch — die bei weitem die blutigſten Kämpfe des Feldzuges waren — bei Gaza und in allen Gefechten, die wir auf unſerem Zuge nach Syrien beſtanden, im Ganzen fünfzig Todte gehabt hatten. Wir hätten alſo Feinde, die uns ſo wenig gefährlich waren, immerhin freilaſſen können. Außerdem waren dieſe Unglücklichen durch die Metzeleien, die ſie bei der Einnahme der Stadt mit angeſehen, vollſtändig entmuthigt.

Aus demſelben Bericht geht aber auch hervor, daß wir ſie als

* Memoiren des Prinzen Eugen.

Gefangene behalten konnten, da die Mittel zu ihrer Ernährung vorhanden waren. Wir hatten in El-Arisch ſowohl wie in Gazza bedeutende Mundvorräthe gefunden. „In Jaffa hatten wir," wie Bonaparte ſchreibt, „mehr als 100,000 Rationen Zwieback und 200,000 Centner Reis erbeutet." Die Bewachung der Gefangenen konnte daher unbequem und ſchwierig ſein, aber es war keine Unmöglichkeit, dieſelben leben zu laſſen. Was endlich die Identität der Gefangenen von Jaffa mit denen von El-Arisch betrifft, ſo iſt das eines der vielen Mährchen, die in St. Helena erfunden worden ſind, um das Urtheil der Geſchichte irre zu leiten. In den zahlreichen Briefen und Schriftſtücken aller Art, in welchen Bonaparte über die Einnahme von Jaffa Bericht erſtattet, findet ſich auch nicht eine Andeutung dieſes Umſtandes. Es ſteht kein Wort davon in dem Rapporte Berthiers, kein Wort in dem Berichte Miots, des Geſchichtsſchreibers der ägyptiſchen Expedition.* Und doch würde der General ſicher nicht verſäumt haben, ſich dieſer Ausrede zu bedienen, um den entſetzlichen Eindruck der Execution abzuſchwächen. Dem Directorium ſchrieb er ohne jede weitere Bemerkung: „Gegen die Beſatzung bin ich mit Strenge verfahren, denn ſie iſt mit den Waffen in der Hand ergriffen worden." Dies war die einzige Beſchuldigung, die er gegen ſie, auf Grund deſſen, was er „Kriegsrecht" zu nennen pflegte, erheben konnte. Erſt auf der Inſel Elba, im Laufe eines Geſpräches mit Lord Ebrington, fiel Bonaparte der oben angeführte Umſtand ein. „Was man Ihnen von dieſer Metzelei erzählt hat, iſt wahr," ſagte er. „Ich habe etwa 2000 Türken erſchießen laſſen. Sie finden das hart, aber ich hatte ihnen in El-Arisch unter der Bedingung, daß ſie in ihre Heimath zurückkehrten, Pardon gegeben. Sie haben ihr Wort gebrochen und ſich nach Jaffa geflüchtet. Mitnehmen konnte ich ſie nicht, weil es mir an Brod fehlte, und um ſie frei zu geben, waren ſie mir noch zu gefährlich, ſo blieb mir denn nichts übrig, als ſie tödten zu laſſen." Wenn wir nun auch die Möglichkeit zugeſtehen, daß ſich unter den Vertheidigern von Jaffa einige der Flüchtlinge von El-Arisch befunden haben, ſo konnte die Zahl derſelben doch nur eine ſehr geringe ſein, denn Bonaparte hatte

* Dieſer Miot war der Bruder des Generals, der ſpäter den Namen Miot de Melito annahm.

beinahe die Hälfte der aus 1200 Mann bestehenden Besatzung von El-Arisch seinem eigenen Heere einverleibt. „Wir haben," schrieb er an das Directorium, „in El-Arisch 500 Albanesen, 500 Mogrebins und 200 Anatolier gefunden. Die Mogrebins sind in unsere Dienste übergetreten und ich habe ein Hulfscorps aus ihnen gebildet." Vorausgesetzt also, daß sich sämmtliche Albanesen und Anatolier nach Jaffa geflüchtet hätten, was weder anzunehmen, noch nachzuweisen ist, so waren dies 700 Mann, vertheilt unter einer Garnison von 4000 Mann, von welcher die Hälfte bereits niedergemacht war. Die Zahl der Soldaten aus El-Arisch konnte also unter den Gefangenen von Jaffa — selbst wenn wir alle Angaben Bonaparte's gelten lassen — höchstens 300 betragen. In Bezug auf die Einnahme von Jaffa sagt er selbst, „daß ihm der Krieg niemals so scheußlich erschienen sei," eine Art von Bedauern, das er nach der Aufzählung so vieler Greuel für angemessen halten mochte, das wir aber, wenn wir diese Worte mit dem vergleichen, was er zu derselben Zeit an seinen Vertrauten schrieb, freilich mehr als eine declamatorische Phrase, denn als wirkliche Empfindung betrachten müssen. „Die Einnahme von Jaffa," schrieb er an Marmont, „ist sehr glänzend gewesen. 4000 Mann der besten Truppen Djezzars und die besten Artilleristen Constantinopels sind über die Klinge gesprungen" (9. März 1799).

Am 14. März trat die Armee ihren Marsch nach Acca oder Saint Jean d'Acre an und nahm aus Jaffa die Keime der Pest in ihren Reihen mit. In Acre residirte der furchtbare Djezzar, der durch seine Grausamkeiten, wie schon sein Name andeutet,* der syrischen Bevölkerung nicht weniger zum Schrecken geworden war, als den Europäern. Außer seinen Schätzen hatte er ungeheure Vorräthe in der Festung aufgehäuft und sich mit seinen besten Truppen umgeben. Den alten Vertheidigungswerken hatte er die Hülfsmittel der modernen Fortificationskunst beigesellt, wozu ihm Sir Sidney Smith, Commandeur der hier kreuzenden englischen Flotte, Ingenieure und Kanoniere lieferte. Sidney Smith, ein abenteuerlicher, ritterlicher Character, ein erfahrener, unerschrockener Offizier, ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit, der von aller Gluth des Nationalhasses gegen die Franzosen und ihren Anführer erfüllt war, hatte die Wichtigkeit der Erhaltung Acre's er-

* Djezzar heißt im Arabischen: der Fleischer.

stotelischen Schriften, † zu Rom 1486. (Herren G. d. class. Litt. i. M. A. II, S. 212 — 215.)] S. 58. 59.

Aristarchus S. 29.

Augustinus, St. Seine Uebersetzungen waren im M. A. wohlbekannt S. 24.

Aurelius S. 114.

Avempace (*Sajeg*, eigentlich *Ebn Baja*) [Schüler des *Avenzoar*, kenntnisreicher Arzt und Mathematiker, Commentator des Euklid und Aristoteles, † um die Mitte des XIIten Jahrhunderts. Als Philosoph gehörte er zu denj. arab. Peripatetikern, welche eine gleichsam mystische Richtung nahmen. (Brucker III, p. 92.)] S. 98 und öfters.

Avendeath, Johannes, ein jüdischer Uebersetzer S. 119. 122—123.

Aventinus S. 42. verwechselt *Heinr.* von Brabant und *Wilh.* von Moerb. S. 66.

Avenzoar [Aus Sevilla, Lehrer des Avempace und Averroës, ausgezeichnet als Arzt und medicinischer Schriftsteller, † 1161. (Brucker III, p. 91.)] S. 98.

Averroës [*Ebn Roshd*, aus Cordova, † 1217 oder 1225, hart verfolgt wegen seiner Anhänglichkeit an Aristoteles, dessen Werke er übersetzte, und mit Benutzung der berühmtesten griechischen Ausleger erläuterte. (Tennem. VIII, 1. S. 419. Bruck. III, p. 97—113.] Bestimmung seiner Zeit S. 94—98. 99. Aehnlichkeit mit St.-Thomas 216. Er entscheidet das Glück der Aristotelischen Philosophie 216.

Avicebron, ein arabischer Philosoph, Verfasser eines im XIIIten Jahrhunderte berühmten Buchs: *Fons vitae*, S. 123.

Avicenna (— *Ibn Sina*) [„Ein strenger und tiefforschender Aristoteliker, von dessen mächtigem Ansehen Philosophie und Naturwissenschaft im M. A. großentheils abhängig wurden, schrieb, außer philosophischen Werken und Erklärungen Aristotelischer Schriften, ein System, Kanon, in 5 Büchern, welches lange als classisch gegolten hat.“ *Wachler* Handbuch der Geschichte der Litteratur, Th. II, S. 93. Er war in Bagdad gebildet, und † daselbst im Jahre 1036. Die Metaphysik des Aristoteles las er, wie erzählt wird, 41 Mal, und verstand sie dann erst durch Alfarabius Commentare. (Vergl. Brucker III, p. 80—83. Tennem. VIII, 1. S. 375..)] S. 89. 99 ff. 215.

Azarchel (schreib *Arzachel*) [Ein arabischer Astronom, lebend in Spanien um 1080; er soll Verfasser der Toletanischen Tafeln

kannt. Er war unabläſſig bemüht, die Energie des Paſcha's und der Garniſon anzuſtacheln, verſprach ihnen baldige Verſtärkungen und unterſtützte die Vertheidigung der Feſtung durch das Feuer ſeiner Schiffe.

Vorher ſchon hatte er ſich der Fahrzeuge bemächtigt, die unſere Belagerungsgeſchütze nach Acre transportirten, und die Wälle der Stadt mit unſeren Kanonen beſetzt. In Folge dieſes Unglücks ſah ſich die franzöſiſche Armee auf ihre Feldartillerie angewieſen und war überdies in ſolchem Maße von Munition entblößt, daß ſie ſich auf die Kanonenkugeln beſchränken mußte, die ihr vom Feinde zugeſchleudert wurden. Die Recognoscirung des Platzes war bei Nacht in oberflächlichſter Weiſe durch den Oberſten Sanſon ausgeführt, der dabei verwundet wurde und der verſicherte, daß die Feſtung weder Graben noch Contreſcarpe beſitze. Beim erſten Sturmlaufen mußten wir dieſen Irrthum theuer bezahlen. Eine Mine, die wir angelegt hatten, that nur unvollkommen ihre Schuldigkeit, und ein zweiter Sturm brachte uns noch ſchwerere Verluſte als der erſte. Die Garniſon vertheidigte ſich mit einer Hartnäckigkeit, die unſere Truppen, denen die Türken bisher nirgend ſo lebhaften Widerſtand geleiſtet, in Erſtaunen ſetzte. Die meiſten Soldaten, welche die Breſche erſtiegen, wurden getödtet. Die Artillerie der Feſtung, die zum Theil von Europäern bedient wurde, unterhielt ein wohlgezieltes Feuer. Die Werke, die wir angriffen, waren ausgebeſſert und mit neuen, nach allen Regeln ausgeführten Befeſtigungen verſehen. Den Plan zu denſelben hatte ein Franzoſe, Namens Phelippeaux, entworfen; ein Genieoffizier, der in der Militairſchule Bonaparte's Kamerad geweſen war und kürzlich die Flucht Sidney Smith's, der als Kriegsgefangener im Temple ſaß, unterſtützt hatte.

Durch dieſe erſten Erfolge wurde der Muth der Beſatzung von Acre gehoben. Vom Meere aus kamen ihr Hülfstruppen und ungeheure Quantitäten von Kriegsvorrath zu. Bonaparte hatte ſich der Hoffnung hingegeben, die Eingeborenen des Landes, die uns zum Theil günſtig geſinnt waren, gegen die Türken aufwiegeln zu können, aber ſie gewährten ihm keinen wirklichen Beiſtand und ſchwankten zwiſchen ihren alten und neuen Beherrſchern. Von beiden Seiten wurden ſie mit dringenden Aufforderungen beſtürmt, denen zu folgen ſie wenig geneigt ſchienen. Auf die, von glänzenden Verſprechungen ſtrotzende Proklamation Bonaparte's antwortete Sidney Smith durch

ein Manifeſt, in welchem er ſie beſchwor: „ſich lieber auf das Wort eines chriſtlichen Ritters zu verlaſſen, als auf das eines ehrloſen Renegaten," eine Anſpielung auf die muhamedaniſchen Glaubensbekenntniſſe, die der General in Aegypten veröffentlicht hatte. Sir Sidney Smith ſuchte dies Ueberredungsmittel ſelbſt auf unſere eigenen Soldaten anzuwenden, die er offen zur Fahnenflucht aufrief. Als ſich in Folge deſſen zwiſchen ihm und dem General ein Austauſch perſönlicher Beleidigungen entſpann, ging er ſo weit, demſelben eine Herausforderung zu ſchicken. Bonaparte begnügte ſich mit dem ironiſchen Vorſchlage, einen Platz am Ufer neutral erklären zu laſſen und ihm einen der Klopffechter der Armee zum Zweikampf zu ſenden. Die einzige Antwort, die eine ſo lächerliche Herausforderung von einem Manne in ſeiner Stellung verdiente.

Bald darauf traf die Nachricht ein, daß eine Armee von 25,000 Mann, die zum Theil unter dem Oberbefehl Abdallah-Paſcha's von Damaskus kam, zum Theil aus der kriegeriſchen Bevölkerung von Nabluſa rekrutirt war, zur Unterſtützung Djezar's herbei eilte. Kleber zog dem Feinde mit ſeiner Diviſion entgegen und bei Nazareth ſtießen die beiden Avantgarden zuſammen. Die Vorhut Klebers, die von Junot commandirt wurde, beſtand nur aus einigen hundert Mann. Von zehnfach überlegenen Streitkräften angegriffen, leiſtete ſie acht Stunden lang Widerſtand und zog ſich dann in der beſten Ordnung zu der Diviſion zurück, der ſie angehörte. Dieſe befand ſich jetzt in Gefahr, von der geſammten türkiſchen Armee angegriffen zu werden, und es war daher dringend nöthig, ihr Hülfe zu bringen. Bonaparte kam in Eilmärſchen mit der Diviſion Bon und acht Kanonen herbei, um Kleber zu degagiren; den Reſt ſeiner Truppen ließ er zurück, um die belagerte Feſtung in Schach zu halten. Als die Armee auf die Höhen gelangte, welche das im Hintergrunde vom Berge Thabor geſchloſſene Thal umgeben, erblickte ſie in der Ferne Klebers ſchwache Carrés von allen Seiten durch ungeheure Maſſen von Cavallerie umſchwärmt, unter welchen ſie auf Augenblicke wie erdrückt und vernichtet ſchienen. Dann aber brachen plötzlich Feuer und Rauch aus ihren Reihen hervor und die Wogen der Feinde wichen zurück, um gleich darauf mit erneuter Wuth wieder vorzudringen. Bonaparte wußte die Türken zu umgehen und ſeinen Marſch zu maskiren. Er warf ſeine Cavallerie in ihre Flanken und gab, als er nur noch eine halbe

Wegſtunde von Kleber entfernt war, dieſem durch einen Kanonenſchuß ein Signal. Sofort ſetzte ſich Kleber in Bewegung, um den Feind anzugreifen, den der Anblick unſerer unerwarteten Verſtärkungen überraſchte und aus der Faſſung brachte. Die türkiſche Armee, die ſich in einer Art von eiſernem Dreieck gefangen ſah und von unſerem Kreuzfeuer niedergeſchmettert wurde, fand mit großer Mühe einen Ausweg durch die Berge in der Richtung des Jordan. In wilder Flucht ſtürzte ſie dieſem Auswege zu und überließ uns das mit ihren Todten bedeckte Schlachtfeld (16. April).

Während dieſer Zeit war die Belagerung mit mehr Beharrlichkeit als Glück weiter geführt worden. Sie wurde durch häufige Ausfälle und durch ſehr geſchickt ausgeführte Contre-Approchen erſchwert, welche die Wirkungen unſerer Minen vernichteten. Indeſſen war es dem Contre-Admiral Perée gelungen, die Wachſamkeit der engliſchen Kreuzer zu täuſchen und uns einige Belagerungsgeſchütze zuzuführen, mit deren Hülfe wir eine neue Breſche ſchoſſen und den Thurm, der einen der Hauptangriffspunkte beſchützte, zum Theil in die Luft ſprengten. Eine Handvoll tapferer Franzoſen faßte darin Poſto und behauptete ſich zwei Tage lang. Dann aber wurden ſie faſt Alle getödtet. Wir mußten den Thurm räumen und konnten den Feind nicht länger hindern, die Breſche auszubeſſern. Unſere Armee, die durch dieſen Widerſtand zur Verzweiflung gebracht war, ſuchte die Feſtung in den erſten Maitagen wiederholt mit Sturm zu nehmen. Mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm vorwärts dringend, gelangten unſere Soldaten mehr als einmal bis in's Innere der Stadt, aber hier wurden ſie entweder getödtet oder gefangen genommen. Am 7. Mai wurde die Diviſion Kleber zurückberufen, um an einem Hauptſturm Theil zu nehmen. Die Soldaten eilten Kleber entgegen, beglückwünſchten ihn und prophezeihten, daß er die Ehre haben würde, ſich der Stadt zu bemächtigen.* Unter dem Doppelfeuer der Feſtung und der Schiffe Sidney Smith's drangen Klebers Grenadiere in die Außenwerke, ſtürmten dann die inneren Befeſtigungen und gelangten in die Stadt. Aber hier brach ſich ihr Ungeſtüm an den feſten Mauern des Palaſtes Djezar's und an denen der umliegenden, in ebenſo viele Forts verwandelten Häuſer. Die Stürmenden wurden in die Laufgräben zurückgeworfen, während die

* Mémoires de Lavalette.

Besatzung, die von Stunde zu Stunde Verstärkungen erhielt, aus allen Thoren hervorbrach und unser Lager bedrohte. Am 19. Mai wurde, mehr um dem Zorn der Soldaten genug zu thun, als in der Hoffnung, die Festung zu nehmen, ein neuer Sturm gewagt. Es war der vierzehnte und er hatte noch weniger Erfolg, als die vorhergehenden. Während der sechzig Tage der Belagerung hatte die Garnison sechsundzwanzig Ausfälle gemacht und wir hatten mehrere Generäle, sowie eine Anzahl der verdienstvollsten Officiere verloren: Caffarelli, der ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben und ein vortrefflicher Soldat war, Rambeaud, Croisier, Bon. Lannes und Duroc waren gefährlich verwundet. Mehr als 4000 Mann waren kampfunfähig geworden. Die Pest, die wir aus Jaffa mitgebracht, war im Lager ausgebrochen und endlich erhielten wir die Nachricht, daß die Turken in Rhodus die Einschiffung einer Expeditions-Armee nach Unterägypten vorbereiteten. Nur ein schneller Rückzug konnte uns vor größerem Unglück bewahren. Die Hartnäckigkeit Bonaparte's mußte sich vor der Unerbittlichkeit der Umstände beugen. Wie oft hatte er während der unheilvollen Belagerung und ihrem tödtlich langsamen Fortschreiten — der ersten Niederlage, die ihm das Schicksal auferlegte — gegen das elende Nest gewüthet, das ihn hinderte, seine Bestimmung zu erfüllen. Wie oft hat er später wiederholt, wenn er die Wechselfälle seiner Vergangenheit und die verschiedenen Aussichten, die sich ihm geboten, überdachte, daß er, „wäre Saint Jean d'Acre gefallen, der Welt eine andere Gestalt gegeben und sich zum Kaiser des ganzen Orients gemacht haben würde." Gewöhnlich fügte er hinzu: „ein Sandkorn habe seine Pläne über den Haufen geworfen." Er hätte die Haltlosigkeit dieser Pläne keiner schärferen Kritik unterwerfen, seine tolltühnen Unternehmungen, die mehr den Wagnissen eines Spielers, als den Berechnungen eines Politikers ähnlich, nicht strenger verurtheilen können!

Am 17. Mai wurde der Rückzug beschlossen. Ein langer Zug von Kranken und Verwundeten ging in der Richtung von Jaffa voraus, um sich von dort nach Unterägypten zu wenden. Aber so bitter auch Bonaparte's Enttäuschung war, so tief sie seinen Stolz verletzte, sie einzugestehen und seine Niederlage anzuerkennen vermochte er nicht. In seinen Bulletins, in seinen Briefen, in seinen Berichten an das Directorium und die in Aegypten zurückgebliebenen Generäle, selbst in

seiner Proclamation an die Armee, die verstümmelt, zerschlagen vor Acre zurückwich und dies für sie so ungewohnte Unglück kaum zu fassen vermochte, nahm er Ton und Haltung des Siegers an. Er hatte „den Palast Djezar's der Erde gleich gemacht, die Festungswerke zerstört, die Stadt eingeäschert und nicht einen Stein auf dem andern gelassen. Wir zogen uns nicht vor dem Feinde zurück, sondern vor der Pest. Wir hatten Alles erreicht, was wir mit diesem Feldzuge beabsichtigt" — eine Behauptung, die der Anblick so großen Elends und die vollständige Räumung des Landes, dessen Besitz bisher zur Sicherstellung unserer Eroberungen in Aegypten unentbehrlich sein sollte, genugsam widerlegte. Bonaparte wollte mit allem Prunk des Siegers nach Aegypten zurückkehren. Der General-Adjutant Boyer, der die Vorhut commandirte, erhielt Befehl, die türkischen Fahnen mitzunehmen und sie in allen Dörfern, die er passirte, als Siegestrophäen zu zeigen. Auch seine Gefangenen sollte er zu diesem Zweck zur Schau stellen. „Mit einem Wort," hieß es in der Depesche, „er soll bei Allem, was er schreibt, sagt und thut, beständig darauf Rücksicht nehmen, daß er als Triumphator einziehen muß." (An Berthier 24. Mai 1799.)

Die Nachhut, die Kleber commandirte, erhielt Befehl, auf ihrem Durchmarsch Alles zu zerstören und die Wüste gleichsam über ihre natürlichen Grenzen auszudehnen. Bonaparte trug ihren Generälen auf, „die Häuser einzuäschern, die Mühlen zu vernichten, die Dörfer zu plündern und zu zerstören, damit jedes Heer, das uns verfolgen wolle, auf seinem Wege nur rauchende Trümmerhaufen fände." (Befehle an Kleber und Junot.)

Obwohl die Leiden unserer Soldaten erst begannen, wurden sie durch die Qualen eines Marsches unter diesem glühenden Himmel und durch die Klagen und Vorwürfe der Sterbenden, die sie hülflos am Wege zurücklassen mußten, zur Verzweiflung getrieben und in Tantura kam es zu offener Meuterei. Bonaparte hatte nicht das Herz, diesen Aufstand zu bestrafen; er begnügte sich damit, den Generälen Vorwürfe zu machen, ließ seine ganze Cavallerie, außer der Nachhut, vom Pferde steigen und ging den Offizieren mit gutem Beispiel voran, indem er selbst alle seine Pferde zum Transport der Kranken und Verwundeten hergab. Diesen unerwarteten, seinem Willen überlegenen Schicksalsschlägen gegenüber war er in eine äußere Gereiztheit ver-

fallen, aber sein unbeugsamer Sinn wankte nicht. Als ihn sein Stallmeister fragte, welches seiner Pferde für seinen persönlichen Gebrauch reservirt werden solle, schlug er ihn mit der Reitpeitsche und rief: „Jedermann soll zu Fuß gehen! Haben Sie den Befehl nicht verstanden?“ *

In Jaffa machte die Armee für einige Tage Halt. Die Pest hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Hospitäler der Stadt waren mit den von der Seuche ergriffenen Unglücklichen überfüllt. Um ihren Muth zu heben, suchte man sie zu überreden, daß die Krankheit nicht ansteckend sei. Damals soll sich Desgenettes, durch eine heldenmüthige Regung fortgerissen, den Krankheitsstoff in Gegenwart der Soldaten eingeimpft haben, um ihnen eine Ueberzeugung zu geben, die er selbst nicht hatte, die er aber zur Rettung der Armee für nöthig hielt. Diese Anecdote, die lange für wahr gegolten hat, scheint aber ebenso zweifelhaft, als die, welche zu dem herrlichen Bilde von Gros Veranlassung gegeben. Die noch lebenden Freunde des berühmten Arztes versichern wenigstens, daß er oft gesagt: er würde, wenn er sich die Pest eingeimpft hätte, ebenso gut gestorben sein, wie die zwei englischen Aerzte, welche im Glauben an die Anecdote sein Beispiel nachahmen wollten.

Als das Heer Jaffa verließ, mußten die Pestkranken, deren Zahl zwischen zwanzig und sechzig angegeben wird, in den Hospitälern zurückbleiben. Aller Wahrscheinlichkeit nach stand ihnen, wie den Verwundeten, die wir hinter uns ließen, das Schicksal bevor, von den Türken gekopft zu werden. Bonaparte, der ihre Leiden abzukürzen wünschte, schlug Desgenettes vor, ihnen eine Dosis Opium beizubringen, worauf der Arzt durch den schönen, von der Geschichte aufgezeichneten Ausspruch Antwort gab: „Mein Beruf ist, die Menschen zu heilen, nicht sie zu tödten.“ Diese Worte wurden weiter gesprochen und bald war im Heere das Gerücht verbreitet, daß der Befehl, den Kranken Gift zu geben, ertheilt und ausgeführt worden sei. Viele Jahre später, in St. Helena, machte der Groß-Marschall Bertrand Bonaparte das Geständniß, daß er und mit ihm das ganze Heer daran geglaubt habe. Robert Wilson, der Geschichtsschreiber der englischen Expedition nach Aegypten, bemächtigte sich des Gerüchts, das

* Lavalette, Miot, Bourrienne.

er übermäßig vergrößerte, indem er die Zahl der Vergifteten auf mehr als 500 angab. Napoleon konnte nicht unterlaſſen, ſich über dieſe ſchwere Anſchuldigung auszuſprechen; aber anſtatt ſie zu widerlegen, trug er durch die augenſcheinliche Ungenauigkeit ſeiner Angaben nur zu ihrer Befeſtigung bei. Im Memorial von St. Helena ſucht er den Vorſchlag des Opiumgebens einem ſeiner Unterbeamten zuzuſchieben; Las Caſes ſieht ſich jedoch — der Einſtimmigkeit aller Zeugniſſe gegenüber — gezwungen, dieſen Vorſchlag Bonaparte ſelbſt zuzuſchreiben. Napoleon behauptet ferner, daß ſeine Arrieregarde noch drei Tage lang in Jaffa zurückgeblieben ſei, um die letzten Augenblicke der Sterbenden zu beſchützen, aus allen Tagesbefehlen und Originaldocumenten geht jedoch hervor, daß die Arrieregarde Jaffa am Tage nach dem Abzuge der Armee verlaſſen hat. Endlich iſt er weit davon entfernt, den Gedanken an dieſe Maßregel, wie der Herzog von Rovigo behauptet,* als „eine ſchändliche Verleumdung" zurückzuweiſen. Während er ſich dagegen verwahrt, die Maßregel befohlen zu haben, ſucht er vielmehr die völlige Berechtigung derſelben darzuthun. „Man würde damit," hat er O'Meara geſagt und Bertrand dictirt, „nur der Stimme der Vernunft gehorcht haben. Hätte ſich ſein eigener Sohn unter den Kranken befunden, ſo würde er dafür geſtimmt haben, auch mit ihm in dieſer Weiſe zu verfahren." **

Nach einer ſo ungenügenden Vertheidigung darf es uns nicht überraſchen, dieſen Vorfall, den Napoleons Anhänger mit einer, ſeinem eigenen Glaubensbekenntniſſe gegenüber mindeſtens unpaſſenden Entrüſtung abgeleugnet haben, von ſeinen Widerſachern immer wieder erwähnt zu ſehen. Ein ſolches Gerücht hat nur darum ſo lange Glauben finden können, weil es mit Allem übereinſtimmt, was von Bonaparte's Character und Anſichten bekannt war. Aber die Geſchichte, die nur nach Beweiſen urtheilen darf, muß hier geltend machen, daß dieſe Anklage lediglich auf mehr oder weniger haltbaren Vorausſetzungen gegründet war und daß ſie durch zwei Thatſachen

* Memoiren des Herzogs von Rovigo. Savary ſchließt ſeine Apologie mit der Bemerkung: Opium hätte ſchon darum nicht gegeben werden können, weil wir Mangel daran gelitten. Wenn das wahr iſt, müſſen wir fragen: warum Napoleon einen ſo ſchlagenden Beweisgrund mit Stillſchweigen übergeht.

** Memorial O'Meara's.

endgültig widerlegt zu werden scheint. Die erste ist der Widerruf Sir Robert Wilson's, der späterhin erklärt hat: er habe den Vorfall auf Grund von Gerüchten angegeben, die sich zu schwankend erwiesen hätten, um mit Gewißheit darauf fußen zu können. Die zweite und bedeutendste ist das Schweigen, das der Commodore Sir Sidney Smith in seinem officiellen Rapporte an die englische Regierung über diesen Vorgang behauptet. Er war unmittelbar nach dem Abzuge unserer Arrieregarde in Jaffa angekommen, hatte einen Theil der Pestkranken noch am Leben getroffen und sagt in seinem Bericht kein Wort von der Vergiftung, obwohl er alle Klagen, die unsere Soldaten gegen den Oberbefehlshaber erhoben, mit einer gewissen Schadenfreude aufzählt. Am meisten von der Wahrheit entfernen sich jedoch, allem Anschein nach, die dem Marschall Bertrand dictirten Memoiren. „Napoleon," heißt es darin, „gab dem Chirurgen, der mit der Arrieregarde zurückblieb, Befehl, den Pestkranken, als letztes Mittel, sich der Grausamkeit der Türken zu entziehen, Opium hinzustellen und sie mit dem Gebrauch desselben bekannt zu machen." Jedenfalls ist das einzig Bewiesene in dieser berüchtigten Angelegenheit die characteristische Ansicht, zu welcher sich Napoleon in Bezug auf die hier vorliegende furchtbare Frage selbst bekannt hat. Vielleicht dürfen wir die kalte Sicherheit, womit er dieselbe löst, als eine Art von Prahlerei betrachten; es verräth sich darin aber zugleich ein Gemüth, das den Gewissensscrupeln, vor denen die meisten Menschen zauderud stillstehen, durchaus unzugänglich war.

Nachdem die Armee, nach langem, beschwerlichem Marsch durch die Wüste, Aegypten erreicht hatte, konnte sie sich einige Ruhe gönnen und sich von ihren Strapazen erholen. Zwei schnell wieder unterdrückte Aufstände waren daselbst während Bonaparte's Abwesenheit zum Ausbruch gekommen. Den einen hatte der Emir Hadji, den anderen ein unbekannter Fanatiker hervorgerufen, der sich für den, vom Koran zum Beistand der bedrängten Gläubigen verheißenen Engel El-Mody ausgab. Seine einzige Nahrung bestand in etwas Milch, die er zu sich nahm, indem er die Finger hineintauchte und damit seine Lippen benetzte; seine einzige Waffe war eine Hand voll Staub, den er vom Wege aufnahm und mit der Versicherung in die Höhe warf, daß dies genügen würde, unser Heer zu zersprengen. Einige Tausend Männer kamen auf seinen Ruf herbei — an und für

ſich eine höchſt unbedeutende Inſurrection, die jedoch bewies, wie ſchlecht es um die Fortſchritte der Verſchmelzung beſtellt war, die hervorzubringen wir uns geſchmeichelt hatten. General Lanuſſe, ein tüchtiger, energiſcher Officier, der bereits den Emir geſchlagen hatte, begab ſich in aller Eile nach Damanhur, zerſprengte in wenigen Minuten das Heer der Fanatiker und ließ 1500 derſelben über die Klinge ſpringen. Auch der Engel befand ſich unter den Gebliebenen.

In Oberägypten, das unter dem Commando Deſaix' ſtand, war es ſeit dem Verſchwinden Murad Bey's, der ſich nach Serbien zurückgezogen hatte, ruhig geblieben. Kaum war jedoch Bonaparte nach Cairo zurückgekehrt, als dieſer kühne Chef, der von der bevorſtehenden Ausſchiffung der aus Rhodus kommenden türkiſchen Expedition Nachricht erhalten, ſich wieder ſehen ließ, während auch Ibrahim Bey, von der ſyriſchen Wüſte aus, Aegypten zu bedrohen begann. Begleitet von einigen hundert Mameluken, den Ueberreſten ſeiner herrlichen Cavallerie, zu gleicher Zeit von Murat, Deſaix, Junot und Friant gejagt, zeigte ſich Murad Bey bald hier, bald da und hielt Alles in Schach. Im Augenblick, als man ihn vernichtet glaubte, tauchte er ſogar in der Umgegend von Cairo auf. Bonaparte, der das hartnäckige Vordringen Murad Bey's nach Unterägypten nicht begriff, da ihm die bevorſtehende Ankunft des türkiſchen Heeres unbekannt war und den die Beharrlichkeit dieſes unfaßbaren Feindes im höchſten Grade reizte, ließ ſich in Bezug auf ihn zu Ausbrüchen von Heftigkeit hinreißen, die eines edlen, großmüthigen Gegners durchaus unwürdig waren. „Dringend wünſche ich," ſchrieb er an Friant, „daß Sie den zahlreichen Dienſten, die Sie uns geleiſtet haben, auch noch den größeren hinzufügen, Murad Bey zu tödten oder durch Anſtrengungen aufzureiben. Mag er auf die eine oder andere Weiſe umkommen, jedenfalls werde ich es Ihnen hoch anrechnen (5. Juli 1799)." In demſelben Sinne ſchrieb er an ſeine übrigen Generäle.

Am 13. Juli befand ſich Murad Bey vor den Pyramiden. Er ſtieg auf die höchſte derſelben, von deren Spitze er das reiche Land überſchauen konnte, das er als unumſchränkter Gebieter beherrſcht hatte und jetzt als Flüchtling durchſtreifte. Stundenlang brachte er damit zu, ſeinen Palaſt zu Cairo, wo ſeine Familie zurückgeblieben war, und die ſchönen Gärten von Giſeh, die eine Beute des Siegers geworden,

mit dem Fernglase zu suchen. Bonaparte, der ihn verfolgte, begriff endlich den Zweck seines Marsches, als er erfuhr, daß gegen hundert türkische Kriegsschiffe und zwei englische Linienschiffe bei Abukir, dicht vor Alexandrien, 15,000 bis 18,000 Mann feindliche Soldaten ausgeschifft hatten, von denen die 400 Franzosen, welche Fort und Dorf Abukir besetzt hielten, theils getödtet, theils gefangen genommen waren. Der General stellte sich sofort an die Spitze der Divisionen Lannes, Murat und Bon und eilte, ohne die Verstärkungen zu erwarten, die sich unterwegs befanden, dem Feinde entgegen, um ihn am Vordringen in das Innere des Landes zu hindern. Die türkische Armee, der es an Cavallerie fehlte und die auf die Reiterei Murad Bey's wartete, hatte sich damit begnügt, sich auf der Halbinsel Abukir festzusetzen und dieselbe durch eine Doppelreihe von Verschanzungen zu schließen. In dieser Stellung wurde sie von Bonaparte am 25. Juli angegriffen, nachdem er sich überzeugt, daß Alexandrien, Dank der Thätigkeit des Obersten Cretin, eines der ausgezeichnetsten Genie-Officiere, im Stande war, eine Belagerung auszuhalten. Bonaparte hatte nur über 6000 Mann zu verfügen, aber als er sah, daß es den Türken an Cavallerie fehlte, der einzigen Waffe, die sie furchtbar machte, zögerte er nicht, sie anzugreifen.

Die erste Linie der Verschanzungen war von der zweiten durch eine kleine Ebene getrennt, die zwischen dem Meere und dem See von Madieh eine Landzunge von etwa drei Viertelstunden bildete. Diese erste Linie besaß nur geringe Festigkeit. Bonaparte hoffte, den Feind bis über die zweite Linie zurücktreiben und ihn in dem engen Raume bis zur Ankunft unserer Verstärkungen einschließen zu können. Um diesen Plan auszuführen, ließ er die Türken auf der Rechten durch Destaing angreifen, während Lannes sich auf ihre Linke warf. Sie halten diesen ersten Anprall unerschrocken aus, aber Murat durchbricht ihr Centrum, dringt mit seiner Cavallerie in die zwischen den beiden Verschanzungen gelegene Ebene ein und, ehe die Türken Zeit gefunden, sich hinter die zweite Linie zurückzuziehen, sehen sie sich von beiden Seiten angegriffen. Von unbeschreiblichem Entsetzen gepackt, werfen sie die Waffen weg und stürzen sich, um die türkischen Schiffe zu erreichen, theils in's Meer, theils in den See von Madieh. Unsere Reiter setzen ihnen nach, bis ihren Pferden das Wasser bis an die Brust reicht und mehrere tausend Türken ertrinken vor den Augen unserer Armee, die ihren eigenen Sieg

sein, aus welchen die Alphonsinischen entstanden sind. (*Weidler* Hist. astron. p. 215. *Bailly* Gesch. der neuern Astronom. Bd. II, S. 71 d. deutsch. Uebers.] S. 98.

B.

Bacon, Roger S. 26. 27. 38. benutzt verschiedene Uebers. 41.

Balduin, Kaiser, Brief an Innocentius III. S. 51.

Balcus, Johann, geb. 1495, † 1563 zu Canterbury. Sein von Jourdain oft erwähntes Hauptwerk ist: „*Scriptorum illustrium majoris Britanniae — — Catalogus*" (2te Ausgabe Basil. 1557, Fol. 2.). In diesem Werke folgt er dem *Leland*. Ihn selbst benutzte sein Gegner *Pitseus*. Vergl. Fabric. Vol. I, p. 445.

Bartholomäus von England S. 25. II, S. 329...

Bartholomäus von Messina, Uebersetzer des Aristoteles S. 69.

Bayer, Perez S. 118.

Bechai, ein arabischer Philosoph des XIIten Jahrhunderts in Spanien S. 98.

Beda, angeblich Verfasser einer Sammlung von Grundsätzen aus der Aristotelischen Philosophie S. 22. [Beda Venerabilis, geb. 672, † 735, aus Northumberland. Seine grofse Thätigkeit, welche zugleich Grammat., Naturkunde, Theologie, und Geschichte umfafste, war von grofsem Einflusse auf die Richtung des VIIIten Jahrhunderts. Vergl. Brucker III, p. 577 579. Fabric. I, p. 494 — 681.]

Bellarmini, Robert [Ein gelehrter ital. Jesuit, † 1621.] S. 64.

Benjamin v. Tudela S. 97.

Bernard von Burgos, Uebersetzer arabischer Schriften S. 147.

Bernard von Clairvaux. [Geb. 1091, †1153. Cisterzienser-Mönch, heftiger Gegner der dialektischen Theologie, *Brucker* III, p. 751.] Sein Streit gegen Abälard und dessen philosophische Richtung S. 25.

Bernard, Erzbischof von Toledo, nimmt Scholastiker aus Frankreich nach Spanien mit sich S. 123. 212.

Bertholdus [Presbyter zu Constanz, Biograph des *Herm. Contractus*, seines Lehrers, dessen Chronik er von 1054 bis auf das Jahr 1100 fortsetzte. Herausgegeben ist dieselbe von Chr. Urstisius, Bas. 1584, und Frankf. 1670. Fol. — Vergl. Fabric. I, p. 658 . .] S. 148.

Bobbio, Klosterbibliothek S. 50. II, S. 269.

Boccaccio [† 1375] gedenkt des Michael Scotus S. 195.

mit ſtarrem Entſetzen beobachtet. Dieſer Erfolg ermuthigt unſere Soldaten, die zweite Linie zu ſtürmen; ſie iſt jedoch ſtärker, als die erſte, leiſtet hartnäckigen Widerſtand und wir erleiden empfindliche Verluſte. Leturcq, Cretin, Duvivier, Guibert werden tödtlich verwundet. Aber als die Türken aus ihren Verſchanzungen hervorſtürzen, um unſern Todten und Verwundeten die Köpfe abzuſchneiden, wirft ſie ein neuer Angriff Murat's zurück. Er dringt mit ihnen in die Verſchanzungen ein, überwältigt dies letzte Hinderniß und entſcheidet damit den Sieg. Alles, was Widerſtand leiſtet, wird getödtet oder in's Meer getrieben, und 3000 Mann, die ſich im Dorfe und im Fort verbarrikadiren, werden am folgenden Tage zur Uebergabe gezwungen. Dies war die zweite Schlacht von Abukir; ſie war vielleicht noch blutiger als die erſte, aber ſie konnte weder die Erinnerung an dieſelbe auslöſchen, noch vor Allem ihre Folgen wieder gut machen. *

Nach dieſer Schlacht kam es zwiſchen dem franzöſiſchen Lager und den engliſchen Kreuzern zu Verhandlungen über die Auswechſelung der Gefangenen. Sir Sidney Smith benutzte die Gelegenheit und gab dem Parlamentär, entweder um eine wohlfeile Rache an dem Sieger zu nehmen oder um die franzöſiſche Armee zu entmuthigen, ein Packet Zeitungen für Bonaparte mit. Dieſer hatte ſeit beinahe zehn Monaten nur eine einzige Depeſche des Directoriums erhalten.

Der General wußte nichts von Allem, was in Europa vorging, und hatte von den Zuſtänden in Frankreich nur einen dunklen, allgemeinen Begriff durch einen Brief erhalten, den ihm ſein Bruder Joſeph im Geheimen durch den Griechen Burbaki geſchickt, um ihn dringend zur Rückkehr aufzufordern. ** Die ganze Nacht brachte

* Um die Phantaſiebilder militairiſcher Darſtellungskunſt zu berichtigen, muß hier bemerkt werden, daß das Bulletin Bonaparte's über die Schlacht bei Abukir in einigen ſehr weſentlichen Punkten von dem Berthier's, des Chefs ſeines Generalſtabes, abweicht. Der nach der Ausſchiffung unter dem Datum des 7. Sefir (11. Juli) an Muſtafa Paſcha adreſſirte Rapport ſchätzt die türkiſche Armee nur auf 7000 Mann. Der Text deſſelben iſt in Capefigue's „Europa während des Conſulats" Band I. zu finden.

** Die Exiſtenz dieſes Briefes, die von Miot und von dem ungenannten Verfaſſer der Memoiren Fouché's beſtätigt, ſpäter von Bourrienne und anderen Hiſtorikern geleugnet wurde, iſt jetzt durch die Memoiren Joſephs in unzweifelhafter Weiſe feſtgeſtellt.

er mit dem Lesen der Zeitungen zu. Er fand darin die traurige Geschichte unserer Niederlagen, erfuhr, daß wir Italien verloren hatten, daß Frankreich bedroht war; was ihm aber am deutlichsten daraus entgegen trat, war das mißachtete, wankende Directorium im Kampfe mit der Abgeordneten-Versammlung, die sich für frühere Demüthigungen rächte. Bonaparte nährte, seit er den Brief Josephs erhalten hatte, den Plan, Aegypten zu verlassen. Die Schlacht von Abukir gab ihm die Möglichkeit, diesen Plan auszuführen: nach einem solchen Erfolge durfte er gehen. Hierdurch erklärt sich das seltsame Wort, womit er, wie berichtet wird, Murat vor der Schlacht überraschte: „Hier wird sich das Geschick der Welt entscheiden." Das Durchblättern der Zeitungen bestimmte Bonaparte, seinen Vorsatz sofort auszuführen.

Das Bedauern, seine Waffenbrüder verlassen zu müssen, konnte ihn keinen Augenblick in seinem Vorhaben wankend machen. Er theilte Berthier und Gantheaume seine Absicht mit und gab Letzterem Befehl, in aller Heimlichkeit zwei Fregatten, Carrère und Muiron, auszurüsten. Als dies geordnet war, kehrte Bonaparte nach Cairo zurück, um hier die letzten Maßregeln zu treffen, die seine Abreise nöthig machte. Dunkle Gerüchte über seinen Vorsatz fingen an aufzutauchen. Er ließ denselben widersprechen und dagegen die Nachricht verbreiten, daß er in der nächsten Zeit nach Oberägypten reisen würde. Endlich, nachdem er Allen, die er mitzunehmen gedachte, den Ort des Zusammentreffens bestimmt, verließ er die Stadt in Begleitung einiger Offiziere. Aber anstatt den Nil hinauf zu fahren, ging er in größter Eile stromabwärts bis in die Gegend von Alexandrien. Am Meeresufer, an einem abgelegenen Punkte der Küste angekommen, überzeugte er sich, daß die Fregatten an der richtigen Stelle lagen. Sie waren wirklich da und Alles wie zu einer Flucht in Bereitschaft. Jetzt erst hielt er es für überflüssig, seine Absichten länger zu verbergen und zu Eugen von Beauharnais gewendet sagte er: „Eugen, Du wirst Deine Mutter wiedersehen."

Prinz Eugen versichert in seinen Memoiren, daß diese Worte ihm nicht die volle Freude bereiteten, die er darüber hätte empfinden sollen. Die Verhältnisse, unter denen die Abreise stattfand, rechtfertigen diese Gefühle eines jungen, edlen Herzens. Der General konnte seine Gegenwart in dem von Gefahren bedrohten Frankreich für nöthig halten,

aber sie war es noch mehr für das seinem Genius vertrauende Heer, das jeden Tag — selbst durch seine Siege — geschwächt wurde und auf dem Punkte stand, von neuen Feinden, die bei Weitem gefährlicher waren als die Türken, von den englischen und russischen Armeen, angegriffen zu werden.

Da Bonaparte allein das Heer in diese tollkühnste aller Unternehmungen hineingezogen hatte, so war er auch verpflichtet, die Gefahren desselben bis zum letzten Augenblicke zu theilen. Er konnte weder an die Möglichkeit glauben, der Armee genügende Hülfe zu schicken, noch konnte ihm unbekannt sein, daß seine Entfernung sie tief entmuthigen mußte. Die Elite der Soldaten, die Blüthe des Heeres war in dem unglücklichen syrischen Feldzuge zu Grunde gegangen, und jetzt nahm er fast Alles mit, was der Armee noch von guten Offizieren geblieben war und ihre eigentliche Stärke ausmachte. Er nahm ihr Lannes, Murat, Berthier, Marmont, Andreossy, Duroc, Bessières, Lavalette, nicht zu gedenken der Männer, welche nach anderer Richtung hin nicht weniger nützlich waren, wie Monge, Berthollet, Denon ꝛc.

Bonaparte überließ Kleber den Oberbefehl, der fortan ohne Triebkraft und ohne Aussicht war. Um den Vorwürfen auszuweichen, welche der männliche Freimuth Klebers ihm nicht erspart haben würde, hatte er eine Zusammenkunft bestimmt, bei welcher er, wie er im Voraus wußte, nicht erscheinen konnte. Er hatte während des Feldzuges in Syrien die Unabhängigkeit und das gesunde Urtheil dieses Generals kennen gelernt, der mehr als einmal das Gewagte und Trügerische in den Plänen Bonaparte's nachgewiesen. In den Instructionen, welche Letzterer ihm hinterließ, wurde Kleber beauftragt: Aegypten zu räumen, „sobald er 1500 Mann an der Pest verloren hätte" — eine Vorschrift, die sehr bezeichnend ist. In einer Proclamation, die er an den Divan von Cairo richtete, sagte Bonaparte: „er ginge, um sich an die Spitze seines Geschwaders zu stellen," und versicherte, daß er binnen zwei bis drei Monaten zurück sein werde.

Kleber empfand mit Bitterkeit das Verhalten, welches der Oberbefehlshaber ihm gegenüber beobachtet hatte. Er war empört über das geschickte Verfahren, welches die Last einer Verantwortlichkeit auf seine Schultern wälzte, deren Ruhm ihre Gefahren jedenfalls nicht auszugleichen vermochte. Mit dem Scharfblick seiner gesunden Vernunft, aber mit dem Schmerze des Patrioten sagte er den unver-

meidlichen Ausgang der Lage voraus, in welcher man ihn zurückgelassen. Aber der Brief, der an das Directorium gerichtet war und auf den langen Roman der Expedition in Aegypten ein Licht geworfen hätte, dessen Wirkung man nicht berechnen konnte, wurde unterwegs von den Engländern aufgefangen, kam bei einer zweiten Absendung zu spät an und wurde dem ersten Consul Bonaparte übergeben. Das Glück, welches den Angeklagten zum Richter umgewandelt, hielt für Beide schon eine Belohnung in Bereitschaft: für den Einen den Dolch des Fanatikers, für den Andern den ersten Thron der Welt. *

* Bonaparte zeigte sich um so empfindlicher gegen die Urtheile Kleber's, als die meisten von unbestreitbarer Richtigkeit waren. Er veröffentlichte den Brief Kleber's und begleitete ihn mit einer Widerlegung, in welcher er sich auf die Listen berief, deren Zahlen sich seiner gewaltsamen Logik gefällig anbequemten. Die Aufklärung einer einzigen Stelle wird genügen, um uns ein Urtheil über die Richtigkeit seiner Angaben zu bilden. Bonaparte bemühte sich hauptsächlich, nachzuweisen, daß Kleber die Schwäche seiner Armee übertrieben habe, um das Directorium dem Frieden geneigt zu machen. Drei Monate vorher, am 28. Juni 1799, hatte er selbst aber an das Directorium geschrieben und dringend um Verstärkung gebeten. Er schrieb: „Wenn es Ihnen unmöglich ist, uns diese Unterstützung zu gewähren, so müssen wir Frieden machen." In seiner Antwort an Kleber behauptet er, daß zu der Zeit, wo dieser schrieb, d. h. am 16. Sept. 1799, die Armee noch nicht mehr als 4500 Mann verloren hätte. In jenem Briefe vom 28. Juni aber sagte er dem Directorium: „Aus den beiliegenden Listen geht hervor, daß die französische Armee seit ihrer Ankunft in Aegypten bis zum heutigen Tage 5344 Mann verloren hat." Seit jener Zeit bis zu dem Augenblicke, da Kleber schrieb, hatte die Armee mehrere kleine Gefechte geliefert; sie hatte 400 Mann verloren, welche bei der Landung auf der Halbinsel Abukir gefangen worden waren; nach den meisten Rapporten waren ferner in der Schlacht bei Abukir 1000 bis 1500 Mann kampfunfähig geworden; außerdem hatte die Armee die 400 oder 500 Personen verloren, welche Bonaparte mit nach Frankreich nahm, und die Pest, sowie andere Krankheiten hatten während der drei Monate eine Menge Soldaten hingerafft. Bonaparte suchte dann durch lange Berechnungen zu beweisen, „daß im Monat September 1799 die Armee in Aegypten noch aus 28,000 Mann bestand, Krüppel, Veteranen und Kranke eingerechnet." In seinem Briefe vom 28. Juni, also vor den Verlusten, welche ich bereits angegeben, sagte er, indem er die wahrscheinlichen Verluste nach den schon vorhandenen berechnete: „Wir werden in der nächsten Saison auf einen Effektivbestand von 15,000 Mann reducirt sein. Rechnen wir davon 2000 Mann für die Hospitäler ab,

500 Veteranen und 500 Arbeiter, welche nicht zu den Combattanten gehören, so bleiben uns Alles in Allem an Cavallerie, Artillerie, Sapeurs und Stabsoffizieren 12,000 Mann, und damit vermögen wir einer Landung, welche mit einem Angriff von der Wüste her verbunden ist, nicht Widerstand zu leisten."

Die Angaben Kleber's empfangen außerdem eine glänzende Bestätigung durch Schriftstücke, die gleichzeitig mit seinem Briefe in der „aufgefangenen Correspondenz" veröffentlicht wurden und deren Aechtheit nicht anzugreifen ist. Wir finden darin unter andern: 1) den Rapport von Damas, dem Chef des Generalstabes, an den Kriegsminister (10. October 1799), ein Bericht, aus welchem hervorgeht, daß die Armee auf 22,000 Mann reducirt ist, von denen 6000 nicht feldtüchtig sind; 2) ein Rapport von Poussielgue, dem General-Controleur der Finanzen, welcher die Noth der Armee in den düstersten Farben schildert; 3) einen Brief des General Dugua an die Directoren, in welchem zu lesen ist: „Bonaparte hat uns ohne Geld, ohne Pulver und Kugeln und einen Theil der Soldaten ohne Waffen hier gelassen."

Die Historiker, welche sich nicht geschaut haben, bei dieser Gelegenheit das Andenken Kleber's zu beschmutzen, haben sich statt aller Prüfung begnügt, die Beschuldigungen Bonaparte's liebedienerisch nachzuschreiben.

Zwölftes Kapitel.

Der 18. Brumaire.

Seit der Abreise Bonaparte's nach Aegypten waren in der Lage Frankreichs große Veränderungen eingetreten. Im Innern hatten die Parteien den am 18. Fructidor begonnenen Krieg von Verschwörungen und Staatsstreichen auf Tod und Leben fortgesetzt, aber sie bedienten sich dabei mehr der Intrigue als der Gewalt und — ein unverkennbares Zeichen für die Müdigkeit der Nation — es gelang ihnen nicht mehr, die Leidenschaften in dem Grade zu entfesseln, wie früher. Die schlecht behauptete Tyrannei der Fructidorianer war, sobald sie aufhörte, Furcht einzuflößen, der Verachtung erlegen und hatte einer ewigen Unsicherheit in der Staatsgewalt, wie in der öffentlichen Meinung Platz gemacht. Im Auslande waren jene Eintagsschöpfungen, die wir unseren Nachbarn gebracht und — um die Brutalität und den Uebermuth der Militairherrschaft zu verdecken — mit einigen Fetzen republikanischer Gleichheit behangen hatten, überall bei der ersten Kunde von einer neuen Coalition zusammengestürzt. Die Völker, denen die Freiheit zu bringen wir uns gerühmt und die wir durch Mißbräuche und Plackereien nur zu bald dahin gebracht hatten, ihre alten Herren zurückzuwünschen, erhoben sich nirgend, um Institutionen zu vertheidigen, die durch Raub, Gewalt und alle Ausschreitungen der Soldatenherrschaft entehrt waren.

Die Einfälle in die Schweiz und in die römischen Staaten, welche unter der Oberleitung Bonaparte's einige Wochen vor seiner Abreise nach Aegypten stattgefunden, hatten die Erfolge der noch schwebenden Verhandlungen zu Rastatt bereits ernstlich gefährdet und die Entfer-

nung der besten Armee und der tüchtigsten Generäle der Republik in einem Moment, wo ihre Gegenwart so nöthig war, um unsere Feinde einzuschüchtern, machte alle Versöhnungsversuche zu nichte. Es kostete England wenig Mühe, unsere alten Gegner auf's Neue zu einem Bunde zu vereinigen. Oesterreich brannte darauf, für so viele Demüthigungen Revanche zu nehmen, und ergriff mit Freuden die Gelegenheit; Deutschland trat der Coalition bei, um die Rheinprovinzen zurückzuerobern, der König von Neapel that es, um die Revolution von seinen Grenzen zu entfernen. Außerdem gesellten sich zu diesen Mächten zwei neue Bundesgenossen: die Türkei, die wir selbst in das Lager unserer Widersacher getrieben, und Rußland, das in Folge seines regen Interesses für die Türkei die Sache der Verbündeten zu der seinigen machte.

Die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten wurde uns durch die Ermordung unserer Bevollmächtigten zu Rastatt angekündigt, eine Schandthat, von welcher sich das Haus Oesterreich bis jetzt nicht reingewaschen hat. In Italien, wo der König von Neapel, durch einen lange unterdrückten Haß fortgerissen, das Signal nicht erwarten konnte und seine unüberlegte Voreiligkeit mit dem Throne bezahlte, hatten die Feindseligkeiten bereits begonnen. Championnet war nach einer Campagne, die in ihrer Schnelligkeit einem militairischen Spaziergange glich, in Neapel eingedrungen und hatte den Eintagsrepubliken, die wir in Italien begründet, noch die parthenopeische Republik hinzugefügt. Beinahe gleichzeitig war der König von Sardinien, sowie der Großherzog von Toscana entthront und Piemont mit Frankreich vereinigt worden.

Dank diesen Eroberungen, die uns verderblicher werden sollten, als Niederlagen, dehnte sich die Linie, die wir gegen die heranrückenden Heere der Coalition mit unserer geschwächten Armee zu vertheidigen hatten, von Amsterdam bis nach Neapel aus. Wir wurden gleichzeitig in der Schweiz, in Holland, in Italien und am Rhein angegriffen. Neapel mit einem bedeutenden Theil unserer Streitkräfte besetzt zu halten, während das österreichisch-russische Heer uns an der Etsch von allen Seiten überflügelte, war ein um so weniger verzeihlicher Fehler, da Bonaparte wiederholt darauf hingewiesen, daß auf diese Weise unsere Eroberung unwiederbringlich verloren gehen müsse. Um diesen Fehler zu vermeiden, hatte sich Bonaparte nicht gescheut,

dem Directorium ungehorsam zu sein — und jetzt, mit Scherer an der Spitze, glaubte man, sich denselben ungestraft gestatten zu können! Man büßte den Mißgriff durch mehrere Niederlagen, die so unglücklich waren, daß selbst Moreau, als Scherer unter dem niederdrückenden Gefühle seiner Unfähigkeit, vom Spott und Hohn seiner eigenen Soldaten verfolgt, vom Commando zurücktrat, sich außer Stande sah, sie wieder gut zu machen. Alles, was Moreau thun konnte, war, daß er den Rest der Armee durch einen jener unvergleichlichen Rückzüge rettete, bei welcher ihn die Geschicklichkeit seiner Anordnungen, die Vielfältigkeit seiner Hülfsmittel, seine Kaltblütigkeit und seine unerschütterliche Festigkeit bis zur Höhe des Genies erhoben. Aber es gelang ihm nicht, die Operationen schnell genug auszuführen, um seine Armee mit der Championnet's zu vereinigen, welche Macdonald nach Oberitalien zurückführte und die von Suwarow an der Trebia vernichtet wurde. Moreau sammelte die Trümmer derselben und mußte sich begnügen, die Linie der Apenninen zu behaupten. Italien war für uns verloren und die Italiener zeigten sich bis zu Ende als unthätige, beinahe gleichgültige Zuschauer eines Kampfes, der ihnen nur zwischen ihren alten und ihren neuen Bedrückern die Wahl ließ.

Nicht glücklicher waren unsere Waffen am Rhein, wo Jourdan sich von dem Erzherzog hatte schlagen lassen und gezwungen worden war, über den Fluß zurückzugehen. Auch in Holland und Belgien war unsere Stellung gefährdet. Der Herzog von York war dort an der Spitze einer englisch-russischen Armee von 40,000 Mann gelandet und bedrohte unsere nördlichen Provinzen. Endlich war der Bürgerkrieg, durch die Chouannerie auf's Neue entflammt, in der Vendee und Bretagne abermals ausgebrochen und schien sich mit dem Auslande verbunden zu wollen, um unseren Untergang zu beschleunigen. Frankreich stand auf dem Punkte, von Feinden erdrückt zu werden.

Unter dem Einflusse dieser Verhältnisse wurden im Mai 1799 die Wahlen vollzogen. Die öffentliche Meinung in Frankreich erklärte fast einstimmig, daß das Directorium diese Unglücksfälle verschuldet habe, und sie irrte sich darin nicht, obwohl das Directorium weder der einzige Schuldige, noch vielleicht der Hauptschuldige war. Die Wahlen trugen den Stempel dieser Stimmung und die seit der Reinigung des Fructidor völlig ohnmächtigen und untergeordneten Räthe sahen mit Freuden, daß ihre stumme Opposition sich plötzlich in eine Majo-

rität verwandelte, welcher die Verwirrung und Bestürzung der Regierung und die Gereiztheit des Nationalgefühls unter so kritischen Umständen eine unwiderstehliche Macht verliehen. Das Directorium, das sich durch diese unzweideutige Kundgebung persönlich getroffen fühlte, wagte in seiner Entmuthigung diesmal nicht, zu jenem schamlosen Mißbrauch der Gewalt zu greifen, mit dessen Hülfe es ihm gelungen war, die früheren Wahlen zu fälschen und durch den Staatsstreich vom 22. Florial seine eigenen Creaturen an die Stelle der Gewählten zu setzen. Ermuthigt durch die Stimme des Volkes, welche alle unsere Niederlagen der Unfähigkeit der Directoren zuschrieb, ergriffen die Räthe mit Eifer die Gelegenheit, für die Beschimpfung des Fructidor Wiedervergeltung zu üben.

Sie ließen es ihre erste Sorge sein, an Rewbell's Stelle, dessen Zeit gesetzlich abgelaufen war, Sieyes in das Directorium zu bringen. Der Abbé war kürzlich von seinem Gesandtschaftsposten in Berlin, wo er sich mit Tact und Geschicklichkeit benommen hatte, zurückgekehrt und galt als erklärter Gegner der Regierungspolitik. Man wußte, daß er ein System verfolgte, welches höhere Ziele, als einen bloßen Personenwechsel in's Auge faßte und daß er mit allen Kräften auf die Herstellung einer neuen Ordnung der Dinge hinarbeiten würde. Was Rewbell betraf, so war derselbe in Folge seiner Freundschaft zu Scherer und seiner Verbindung mit dem berüchtigten Rapinat, dessen Erpressungen seinem Namen Ehre machten, unpopulair geworden. Diese compromittirende Freundschaft hatte die Ehrlichkeit Rewbell's verdächtigt, zwar mit Unrecht, denn er lebte und starb in Armuth, aber der Instinct des Volkes irrte sich nicht, wenn es ihm seit dem 18. Fructidor den Haupteinfluß im Directorium zuschrieb; Rewbell empfing nur den gerechten Lohn für seine ungeschickte Verwaltung. Wie bei allen Menschen, deren Geist dem Character untergeordnet ist, artete auch bei ihm die Festigkeit in eine blinde Halsstarrigkeit, die Principientreue in eine Beschränktheit der Anschauungen aus, die sich mehr für eine Secte, als für eine politische Partei eignete.

Durch die Ernennung des Abbé Sieyes war eine Bresche in das Directorium gelegt. Die Räthe verfolgten ihren Sieg, indem sie Treilhard, bei dessen Wahl ein Formfehler vorgekommen war, seines Amtes entsetzten, und krönten ihren Erfolg, indem sie Merlin und Lareveillere zwangen, den Abschied zu nehmen. Barras, den man

verschonte, weil er völlig nichtssagend geworden war und sich stets auf die Seite des Stärkeren stellte. Nach allem von dem alten Directorium übrig. Gohier, Moulins, Roger-Ducos, Männer ohne Bedeutung, deren Mittelmäßigkeit Niemand beunruhigen konnte, nahmen die Plätze der verabschiedeten Directoren ein. Das war das Resultat des Tages, welchen man unter dem Namen des 30. Prairial kannte; er war die Antwort auf den 18. Fructidor, der Staatsstreich des gesetzgebenden Körpers gegen das Directorium.

Das Wiedererwachen des Nationalgefühls gab diesen Maßregeln die Energie und den Schwung, welche nöthig waren, um Frankreich zu retten. Bernadotte, ein ebenso politisch gebildeter Mann, wie ausgezeichneter Soldat, war zum Kriegsminister ernannt worden. Er reorganisirte den Dienst mit bewundernswürdiger Thatkraft und befeuerte durch seinen eigenen patriotischen Eifer Generäle wie Soldaten. Die Conscription war soeben angenommen und füllte die beinahe leeren Cadres unserer Armee. Bernadotte ließ die jungen Mannschaften Revue passiren und electrisirte sie durch seine Ansprache. „Kinder," sagte er, „es giebt unter Euch sicherlich große Feldherren!" Diese einfachen Worte genügten damals noch, um Helden zu schaffen. Der erschöpfte Schatz fand neue Hülfsquellen in einer Zwangsanleihe, welche nur den Nachtheil hatte, das Princip der fortschreitenden Abgaben einzuführen, d. h. der Willkür in Bezug auf die Abgaben Thür und Thor zu öffnen. Die Chouannerie wurde durch das Gesetz über die Stellung von Geißeln in's Herz getroffen; ein allerdings unbilliges Gesetz, welches eine ganze Menschenklasse für die von den Chouans begangenen Gewaltthaten verantwortlich machte. Es traten wieder, wie bei jeder großen nationalen Gefahr, Volksvereine in's Leben. Die Trümmer des Club's der Jacobiner versammelten sich in der Reitbahn, dem Saale, wo unsere Abgeordneten ihre Sitzungen gehalten hatten, und endlich schickten sich unsere Heere wieder an, auf allen Punkten die Offensive zu ergreifen.

Aber der Sieg der Räthe, weit entfernt, die Parteien zu beruhigen, hatte nur ihre Hoffnungen belebt. Die Verfassung des Jahres III war in ihren Augen nichts gewesen, als eine Waffe, deren sich alle zu bemächtigen suchten, um damit gegen einander zu Felde zu ziehen. Da diese Waffe ihren Händen aber immer wieder entschlüpfte, so wälzten sie die Schuld für den schlechten Gebrauch, den sie davon

Boethius aus Dacien, Uebersetzer des Aristoteles S. 68. 75.

Boëthius, Severinus S. 22. *Translatio Boëthiana* von *St.-Thomas* benutzt S. 42. 67. 213. — Seine Leistungen für Aristoteles S. 160. 161 ff. Er übersetzte nur die *logischen* Schriften S. 163. 164. und 165.

Boëthius, *Hector* [Ein Schotte, lebend zu Paris, dem Erasmus R. befreundet, seit 1497 Vorsteher der Akademie zu Aberdon, Verfasser mehrerer, die Geschichte und Litteratur seines Vaterlandes betreffenden Werke. Vergl. Fabric. Vol. III, p. 577 — 579.] S. 144.

Brito, *Guillelmus* [Aus Bretagne, lebend um 1210, Verfasser einer Regierungsgeschichte K. Philipp August's nach Rigord, in 12 Büchern in Hexamet. Herausgegeben von C. Barth, Zwickau 1657, 4.] S. 135.

Bruns, *P. J.* Der Titel der S. 71 angeführten Schrift dieses Gelehrten ist: Beiträge zur krit. Bearbeitung unbenutzter alter Handschriften, Drucke, und Urkunden.

Brucker, seine Ansicht über den Ursprung der latein. Uebersetz. im M. A. S. 9. 10. 11. 12.

Buhle, seine Ansicht über den Ursprung der latein. Uebersetz. im M. A. S. 12. 13.

Bulläus, (Caes. Egass. Duboulay). Sein S. 29 angeführtes Werk: Histor. Universit. Paris. etc., erschien Paris 1665 in 6 Bänd. in Fol.

Bunder, *Johann* [Ein gelehrter Prediger-Mönch aus Gent, † 1557.] S. 71.

Burläus, *Johann* [Man hüte sich, diesen gelehrten Karmeliter-Mönch aus der Grafschaft Lincoln, † 1333, mit Walther Burläus (Schüler des Duns Scotus, lehrend zu Paris und Oxford, geb. 1275, † 1337) zu verwechseln. Er schrieb unter anderem einen Commentar zu des Porphyrius *Quinque voces*; auch commentirte er Schriften des Aristoteles, des Petr. Lombardus, und Gilbert Porretanus. Vergl. Fabric. (B. l. med. et inf. aet. Vol. IV, p. 170 . .] S. 44.

C.

Cäsar von Heisterbach S. 22. 99. 100. und 195. II. S. 270. 271. [Prior eines Cisterzienser-Klosters in Brabant seit 1199. Sein Hauptwerk: *Dialogorum de miraculis, visionibus et exemplis suae aetatis libri XII.* ist zuletzt edirt in der: *Bibliotheca*

gemacht, auf die Unvollkommenheiten dieſer Regierungsform und begannen, am Ruin derſelben zu arbeiten. Die zwei Hauptfehler der Verfaſſung des Jahres III ſprangen allen Klarſehenden ſofort in die Augen; ſie waren, der eine durch den ewigen Widerſtreit zwiſchen den Räthen und dem Directorium, der andere durch die immer wiederkehrenden Verſchwörungen der einen Hälfte des Directoriums gegen die andere Hälfte genügend beleuchtet worden. Dieſe Fehler ließen ſich durch genauere Beſtimmungen der parlamentariſchen Vorrechte einerſeits und durch die Einführung der Einheit in der ausübenden Gewalt andererſeits zwar leicht verbeſſern, aber jede Partei fand es — da ſie die Macht nur wollte, um für ſich ſelbſt eine Schutzwehr daraus zu bilden — viel bequemer, mit allen beſtehenden Einrichtungen tabula rasa zu machen. Die Republikaner der Reitbahn träumten von einer Wiedereinſetzung der Dictatur der Jacobiner. An ihrer Spitze ſtanden zwei Generäle, Jourdan und Augereau, der Eine ein ſtrenger, überzeugungstreuer Republikaner, der Andere der unruhige, ungeſtüme Held der militairiſchen Demagogie. Sieyès, welcher von den Gemäßigten in das Directorium gewählt war, weil man ſeiner Thätigkeit als Geſandter die Aufrechthaltung der preußiſchen Neutralität zuſchrieb, trug noch immer jenen berühmten Verfaſſungsentwurf in der Taſche, von dem alle Welt ſprach und den nie ein Menſch geſehen hatte. Er konnte der Verfaſſung des Jahres III nicht verzeihen, den Platz dieſes unverſtandenen Meiſterwerkes, des Reſultats ſeiner politiſchen Erfahrungen, eingenommen zu haben. Seine Stellung an der Spitze derſelben Regierung, die er ſtürzen wollte, ſein Ruf, den eine Schmeichelei Mirabeau's begründet, und den das Geheimniß, womit er ſich zu umgeben liebte, geſteigert hatte, die unzweifelhafte Ueberlegenheit über ſeine Collegen, ſeine tiefe Kenntniß der Menſchen und Parteien, gaben ihm als Chef einer Verſchwörung große Vortheile in die Hand und zogen, außer den ehrgeizigſten und bedeutendſten Männern, auch alle Diejenigen an, welche der Aufregung müde waren und feſte, geordnete, ihre eigene Ruhe verbürgende Zuſtände herbeiwünſchten. Die orakelhafte Sprache, deren ſich Sieyès befleißigte, ſein ſarkaſtiſches, hochfahrendes Weſen, die Berühmtheit, die er einigen, von der Revolution zum Axiom erhobenen Schlagworten verdankte, täuſchten über ſeinen Mangel an politiſchen Fähigkeiten, während die anſcheinende Einfach-

heit seiner Sitten und der ihm angeborene stolze Ehrgeiz die Triebfedern verdeckten, welche diesen habsüchtigen Priester bewegten.

Es hatte Sieyes keine Mühe gekostet, seinen schwachen, veränderlichen Collegen Roger-Ducos zu unterjochen; ebenso leicht hatte er für seine Ansichten die Majorität des Rathes der Alten gewonnen, der zum großen Theil aus ehemaligen Conventsmitgliedern, Männern des Centrums, bestand, welche während des Ungewitters von 93 den Kopf gebeugt hatten, wie er, um vergessen zu werden, und die sich statt des Ruhmes mit dem Leben begnügten. Da es nicht lange währte, bis seine Absichten errathen und bekannt waren, hatte die ganze sehr zahlreiche Klasse von Menschen, deren Interessen vor Allem der öffentlichen Sicherheit und Ordnung bedürfen, ihre Hoffnungen auf ihn gesetzt und wurden im Namen der conservativen Ideen zu Mitwirkenden. Mit Hülfe dieser Elemente war seine Partei zu der stärksten, wenn nicht unternehmendsten herangewachsen, und alle Diejenigen, welche es für das Beste hielten, den Mantel nach dem Winde zu drehen, alle Diejenigen, welche entweder aus Ehrgeiz, aus Muthlosigkeit oder in Folge ihrer Erfahrungen nichts mehr von der Verfassung des Jahres III erwarteten, wie Talleyrand, Roederer, Cambacérès, Regnault de Saint-Jean d'Angely, Cabanis, Semonville, Benjamin Constant, selbst Daunou, waren seine natürlichen Verbündeten.

Was Barras betrifft, so hatte sein Name jede politische Bedeutung verloren. Nachdem er nach einander alle Parteien betrogen, alle Meinungen verleugnet, repräsentirte er nur noch Eins, die Unsittlichkeit; aber so groß war die öffentliche und persönliche Verderbtheit, daß auch diese noch eine Macht bildete. Von einem Kreise von Börsenspeculanten und übelberufenen Frauen umringt, verbraucht und verachtet, aber noch immer im Besitz jener Art von Popularität, welche er der Leichtlebigkeit des lasterhaften Menschen verdankte, war es ihm nur noch darum zu thun, seine persönliche Stellung zu retten. Unruhig und erstaunt, keine Furcht mehr einzuflößen, ging er von dem Einen zu dem Andern, nahm seine Zuflucht zu Intriguen, zu Kunstgriffen, zu Einflüsterungen, zu verrätherischen Anerbietungen, setzte Unterpfänder ein, an die Niemand mehr glaubte, und schwamm wie Schaum auf der Oberfläche der Parteien. Immer darauf bedacht, sich zu sichern, war er durch die Vermittelung Fauche-Borel's und David Monnier's in Unterhandlungen mit Ludwig XVIII. getreten

und hatte von ihm einen Schutzbrief nebst den glänzendsten Versprechungen erhalten; in der Befürchtung, entdeckt zu werden, hatte er dann seine Collegen von der ganzen Intrigue unterrichtet und zwar unter dem Vorwande, sie über die Gefahren der Republik aufklären zu wollen, in Wahrheit aber nur, um sie desto bequemer täuschen zu können und sich, indem er alle Welt zugleich betrog, ein Verdienst aus seiner Verrätherei zu machen. Er hatte sich nach und nach von den Geschäften zurückgezogen und nichts in den Händen behalten, als die Polizei, die er gleichsam als seine Schutzwehr betrachtete und welcher Fouché, ein Diener, der dieses Herrn würdig war, und St. Réal, Barras' Freund und Vertrauter, vorstanden.

Die Verfassung des Jahres III hatte im Schooße des Directoriums nur noch zwei Vertheidiger: Gohier, den ehemaligen Justizminister — ein harmloser, ehrlicher Mann und berühmter Rechtsgelehrter, aber kein bedeutender Geist und ohne alle Kenntnisse der Menschen und der Staatsgeschäfte; ein Mann, den nur die Ironie des Schicksals in die Politik geschleudert haben konnte — und General Moulins, ein glühender Republikaner, der aber als Staatsmann ebenso unerfahren wie Gohier und als ein den Armeen unbekannter Offizier ohne jeden Einfluß auf die Soldaten war. Das Traurigste in der Geschichte dieser letzten Tage der Republik ist der Anblick so vieler unnützer Rechtlichkeit, so vieler beinahe lächerlichen Tugend. Niemals zeigte sich deutlicher, wie wenig in gewissen Situationen gute Absichten ohne Seelengröße nützen können. Hätte die französische Republik einen Cato besessen, so wäre ihr der Cäsar vielleicht erspart geblieben.

Im Ministerium fanden die beiden Directoren ihre Hauptstütze an Bernadotte, dem Kriegsminister, einem thätigen, unternehmenden Mann von unbestreitbaren politischen und militairischen Fähigkeiten und entschlossenem Character, der mit seinem Ehrgeiz längst den Ehrgeiz Bonaparte's durchschaut hatte. Aber Bernadotte, den der mißtrauische Sieyes bald von allen Geschäften fern hielt, war außer Stande, für sich allein die Unthätigkeit einer Partei auszugleichen, von der sich selbst Daunou, der hauptsächlichste Urheber der Verfassung des Jahres III — jetzt nur ein melancholischer und resignirter Zeuge der Anstrengungen, die den Sturz seines Werkes vorbereiteten — losgesagt hatte.

Zur Ausführung seiner Pläne und zur Befestigung der Regierung, welche einzusetzen er sich vorgenommen, bedurfte Sieyes eines Mannes,

der That, eines Armes, dessen Seele und bewegende Kraft er selbst sein wollte. Als er noch Gesandter in Preußen war, hatte er daran gedacht, diese Rolle einem Prinzen aus dem Hause Braunschweig zuzutheilen, eine Wahl, die genugsam beweist, welchen Täuschungen dieser eigenthümliche Mann sich hingeben konnte. Der Name der Braunschweiger war unauflöslich mit der Erinnerung an ein Manifest verbunden, das sie in Frankreich für alle Zeiten unpopulär machte. Später hatte Sieyes, wie man versichert, unter der Adresse des preußischen Geschäftsträgers in Constantinopel an Bonaparte eine Denkschrift gerichtet, um ihn zur schnellen Rückkehr nach Frankreich zu veranlassen, aber es ist keineswegs festgestellt, daß diese Schrift jemals an ihre Adresse gelangte. Auch Bernadotte hatte er sondirt, denselben aber nicht geneigt gefunden, ihm als Werkzeug zu dienen. Endlich hatte er seine Augen auf den General Joubert geworfen, dessen feste und zugleich gemäßigte Ansichten und dessen edler Character allen Parteien sympathisch war. Da aber Joubert trotz seiner glänzenden Dienste noch keine Berühmtheit erlangt hatte, die ihn über Seinesgleichen erhob, so beschloß man, ihm den Oberbefehl über die italienische Armee zu geben, um ihm auf diese Weise Gelegenheit zu großen Thaten zu verschaffen. Um seine Bedenken zu beschwichtigen und ihn durch engere Bande an eine Partei zu ketten, deren Intriguen und Hintergedanken ihm so wenig gefielen, daß er aus freien Stücken Gohier von den Plänen Sieyes' unterrichtete, verheirathete man ihn mit der Tochter des Herrn von Semonville.

Während Sieyes darauf wartete, daß der Ruhm Joubert's groß genug geworden, um ihm das Recht auf eine Stelle an der Spitze der Regierung zu verleihen, entschloß er sich, die einzige Partei niederzuwerfen, deren Energie ihm Anlaß zur Besorgniß gab. Es war die alte Partei der Jacobiner, die seit dem 13. Prairial das Haupt wieder erhoben hatte und durch die Agitation der Clubs, besonders des Clubs der Reitbahn, ihren früheren Einfluß auf das Volk wiederzugewinnen suchte. Eine durch Bernadotte vorbereitete Annäherung zwischen dieser Partei und den von den Directoren Gohier und Moulins geleiteten Constitutionellen stand in Aussicht. Sieyes kam dieser Gefahr durch eine Reihe von willkürlichen Maßnahmen zuvor, die sich gleichzeitig gegen die Presse und gegen die Vereine richteten. Seine beiden Collegen sahen sich auf diese Weise bloßgestellt und die Jacobiner waren

entwaffnet. Die bedeutendsten Journalisten wurden mit Hülfe eines einfachen Verhaftsbefehls (12. Fructidor) nach Oleron deportirt und die Reitbahn, wie die beiden anderen Orte, an welchen sich die Volksvereine zu versammeln pflegten, wurden geschlossen. Niemand lehnte sich gegen diese Maßregeln auf. Dank den furchtbaren Erinnerungen aus der Zeit der Schreckensherrschaft konnte man Alles gegen das Gesetz wagen, wenn man Frankreich mit dem Gespenst des Terrorismus bedrohte. Jourdan bemühte sich, den Räthen eine Erklärung abzuringen, welche bestätigen sollte, „daß das Vaterland in Gefahr sei;" aber dieser Antrag, dessen Zweck war, an die Stelle des Directoriums eine Dictatur der Abzeordneten zu setzen, wurde abgelehnt und die Partei der Reitbahn blieb geschlagen und zersprengt.

Die Partei Sieyes' fuhr inzwischen fort, sich ununterbrochen zu verstärken und neue Anhänger zu werben. Aber der Tod Joubert's, der am Tage der Feldzugseröffnung bei Novi an der Spitze seiner Soldaten fiel, machte dem Plane ein Ende. Sieyes versuchte Moreau zu gewinnen, es gelang ihm jedoch nicht, diesen schüchternen und unentschlossenen Mann zu überreden, dessen angeborene Rechtlichkeit zwar die Versuchung zurückwies, der aber bei seinem Mangel an Festigkeit und Entschlossenheit nie zu einem Resultate gelangte.* Dieser abschläglichen Antwort gegenüber sah sich Sieyes auf's Neue genöthigt, seine Pläne zu verschieben.

Während dieser Zeit hatten unsere Heere, Dank der von Bernadotte in den Kriegsangelegenheiten entwickelten Energie und Dank dem Genie und der Kühnheit ihrer Führer, den Sieg auf allen Punkten wieder an unsere Fahnen zu fesseln gewußt, außer in Italien, wo wir auf die Vertheidigung beschränkt blieben. Massena hatte in seinem bewundernswürdigen vierzehntägigen Feldzuge, der unter dem Namen der Schlacht bei Zürich bekannt ist, die englisch-russische Armee vollständig geschlagen und General Brune hatte den General von York, nachdem er ihm bei Bergben und Castricum besiegt, zur Capitulation gezwungen. Holland wie die Schweiz waren degagirt, und wenn wir in Italien weniger Glück hatten, so war wenigstens unsere Alpen-

* „Es ist eine bekannte Thatsache, daß man mir die Dictatur in Frankreich früher angeboten hat, als dem General Bonaparte; ich habe sie ausgeschlagen." Dem Proceß Moreau's entnommene Erklärung.

grenze unangefochten und Championnet hatte sie zu einer undurchdringlichen Schutzwehr gemacht.

Nur wenige Tage waren seit der Ankündigung dieser Siege vergangen, als ein Abgesandter des Directoriums an die Räthe mit einer gewissen Feierlichkeit in den Saal geführt wurde, in welchem die Fünfhundert ihre Sitzungen hielten. Diese Stille herrschte. Dann las der Vorsitzende der Versammlung den Bericht über den Sieg bei Abukir vor, welchen das Gouvernement soeben von Bonaparte empfangen hatte. Die Nachricht wurde durch einen dreimal ausbrechenden Beifallssturm begrüßt. Das Directorium hatte seit langer Zeit keine Depesche von dem General erhalten. Man wußte nichts von der Lage unserer Armee, als was durch ausländische Berichte mitgetheilt wurde, und das Dunkel, welches das Schicksal dieses abenteuerlichen Feldzugs verhüllte, hatte, weit entfernt, das Interesse abzuschwächen, welches man an unseren Soldaten und ihren Führern nahm, alle Herzen mit unausſprechlicher Sorge um sie erfüllt. Ihre Namen, die in Verbindung mit den Erinnerungen an jenes uralte und geheimnißvolle Land genannt wurden, waren von einer Art von poetischem Glanze umgeben, der durch die Entfernung, die Gefahr und jene Ungewißheit, die sie wie der Rauch einer Schlacht umhüllte und sie den Blicken entzog, noch gesteigert wurde. Wir sahen die ägyptische Armee nur noch durch die doppelte Luftspiegelung der Wüste und der Geschichte. Die Phantasie des Volks, die ihre Gebilde ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit zu gestalten pflegt, hatte sich bereits dieses großen Abenteuers bemächtigt und eine Legende daraus gemacht, nach welcher Bonaparte und die italienische Armee von der auf ihre Erfolge eifersüchtigen Regierung nach Aegypten deportirt* worden waren.

Der Ausdruck: das Exil Bonaparte's war in der Mehrzahl der Volksadressen eine stehende Redewendung. Man übertrieb seine Uneigennützigkeit und seinen Patriotismus und beklagte laut, daß er dem Schicksal des General Hoche nur entgangen sei, um sich zu einem noch härteren Loose verurtheilt zu sehen.

Daher denn der ungeheure Eindruck, welchen der Sieg bei Abukir

* Dieser Ausdruck findet sich wörtlich in der Mehrzahl der Adressen, die den Fünfhundert in Folge des 30. Prairial zugingen. — Siehe unter Anderem den Moniteur vom 8. Juli 1799.

hervorbrachte, deſſen wirkliche Bedeutung lange nicht ſo groß war, als ſie ſchien. Der Moniteur veröffentlichte an den folgenden Tagen die Berichte Bonaparte's über die früheren Waffenthaten: den Feldzug in Syrien, die Schlacht am Berge Thabor und die angebliche Zerſtörung von St. Jean d'Acre mit allen ihren Entſtellungen und glänzenden Ausſchmückungen. Das Directorium, welches in letzterer Zeit mehr Niederlagen als Siege zu berichten gehabt, erließ dieſe Bekanntmachungen abſichtlich in einer das Aufſehen noch erhöhenden Weiſe. Der Moniteur war noch mit der Veröffentlichung der etwas ausführlicheren Berichte Berthier's, des Chefs des Generalſtabes, über dieſelben Vorgänge beſchäftigt, als er am 15. October eine Neuigkeit brachte, vor welcher alle anderen erblaßten: Bonaparte war in Frejus gelandet; er war von den Bewohnern der Stadt mit Begeiſterung empfangen worden, man hatte ihn von der Quarantaine dispenſirt und er befand ſich, überall von dem Jubel der Bevölkerung begrüßt, auf dem Wege nach Paris.

Der General war wirklich nach Frankreich zurückgekehrt und zwar nach einer langen und gefährlichen Ueberfahrt, während welcher er den engliſchen Kreuzern mit jenem erſtaunlichen, wunderbaren Glück entgangen, das ihn unter Umſtänden, die rein vom Zufall abhingen, niemals verließ. Er war gezwungen geweſen, einige Tage in Corſica zu verweilen, und hatte ſich mit großer Schnelligkeit von dem Stande der Staatsangelegenheiten und der gegenſeitigen Stellung der Parteien unterrichtet. Seine Entſchlüſſe ſtanden bereits feſt, als er Aegypten verließ. Ernſtlicher als je war er zu dem geheimen Gedanken zurückgekehrt, der ihn ſeit zwei Jahren verfolgte und ihn bis in die Tiefe der Wüſte begleitet hatte. Er war entſchloſſen, Alles zu thun, um ſich der Macht zu bemeiſtern. Aber welche Bundesgenoſſen ſollte er in dieſem Gewirr der Parteien wählen? Auf welche Elemente ſollte er ſich ſtützen? War die Republik wirklich ſo tief geſunken, daß er, durch ihre Zerriſſenheit begünſtigt, darauf rechnen konnte, eine Partei zu finden, welche ſich von den großen Anſchauungen der Republik losſagte, um ſich dem Glück eines Soldaten anzuſchließen? Oder mußte er ſelbſt vielmehr ſich einer Partei hingeben, ihren Intereſſen dienen, ihre Anſichten zu den ſeinigen machen und ſich ihren Bedingungen unterwerfen?

Bei der außerordentlichen Spaltung der Parteien war ſein Allein-

stehen indessen mehr eine Macht als ein Nachtheil, denn es gab ihm den Anschein der Uneigennützigkeit und einer höheren Unparteilichkeit, welche ihm in allen Lagern Anhänger sicherte. Und in Wirklichkeit stand er den Parteiwirrigkeiten auch sehr unparteiisch gegenüber, in dem Sinne wenigstens, daß er überhaupt nur an sich selbst dachte. Unabhängig von den Verbündeten aller Farben, welche ihm diese Lage versprach, hatte er alle diejenigen für sich, die, wie er, nur ein persönliches Ziel verfolgten, sowie die Soldaten, bei denen er einer großen Majorität im Voraus gewiß war, weil seine Erhebung ihnen als sichere Bürgschaft für ihren eigenen Einfluß im Staate galt. Seine Bruder Joseph und Lucian hatten während seiner Abwesenheit — mochten sie damit nun seinen Instructionen oder nur den Eingebungen ihres eigenen, mit dem seinigen eng verwebten Interesses folgen — ein Verhalten beobachtet, welches ganz und gar geeignet war, ihm die Wege zu bereiten: Joseph, indem er in der Ausübung seiner Macht mit äußerster, diplomatischer Vorsicht zu Werke ging und sich den Anhängern der entgegengesetzten Parteien durch seinen immer lächelnden Optimismus und seine scheinbare Gutmüthigkeit angenehm machte; Lucian, indem er sich mit Eifer in den Kampf der Parteien stürzte und mit allen Kräften darauf hinarbeitete, die Spaltungen und die allgemeine Auflösung zu befördern. Er war zum Mitgliede der Fünfhundert gewählt worden und hatte, Dank seiner stürmischen und bilderreichen Beredtsamkeit, seiner ruhelosen Thätigkeit und dem großen Namen seines Bruders, einen Einfluß erworben, auf den man zählen konnte. Selbst Josephine hatte Freundschaftsbeziehungen angeknüpft, die für den Ehrgeiz des Generals nicht ohne Nutzen waren. Mit weiblicher Berechnung und, um den Beschuldigungen ihrer Feinde siegreich entgegentreten zu können, hatte sie ein enges Freundschaftsbündniß mit Madame Gohier angeknüpft, deren guter Ruf sprüchwörtlich war. Diese Vorsicht war nicht unnütz einem gereizten Gatten gegenüber, dem das Echo der öffentlichen übelen Nachrede bis nach Aegypten gefolgt war und dessen Stolz und Eifersucht furchtbar darunter gelitten hatten. Josephine hatte Bonaparte auf diese Weise das vertrauende Wohlwollen Gohiers gesichert, der eben zum Präsidenten des Directoriums ernannt worden war.

Der erste Besuch, den der General nach seiner Ankunft in Paris machte, galt denn auch Gohier. Trotz seines Triumphzuges durch

Frankreich war er nicht ohne eine gewiſſe Unruhe über den Empfang, der ihm bevorſtand, denn er hatte ſeine Armee ohne Erlaubniß verlaſſen und der ſchließliche Erfolg ſeiner Pläne hing zum Theil von der Art und Weiſe ab, in welcher das Spiel begann. „Präſident," ſagte er zu Gohier, „die Nachrichten, die wir in Aegypten empfingen, waren ſo beunruhigend, daß ich keinen Moment zögerte, meine Armee zu verlaſſen, um Ihre Gefahren zu theilen." — „Die Gefahren waren groß," entgegnete Gohier, „aber wir haben ſie ruhmlich beſiegt. Sie kommen genau zur rechten Zeit, um mit uns die Triumphe Ihrer Waffengefährten zu feiern." Am andern Morgen (17. October) empfing ihn das Directorium in feierlicher Audienz. Der General erneuerte ſeine Verſicherungen und, indem er die Hand an ſeinen Degen legte, fügte er hinzu, „daß er dieſen niemals anders, als zur Vertheidigung der Republik und ihrer Regierung ziehen werde." * Man antwortete ihm durch gute Wünſche zu ſeiner Wiederankunft, die nur ſchlecht das Mißtrauen und die Unruhe verſchleierten, die ſeine unerwartete Rückkehr in dem Directorium wachrief.

Die Bewohner von Paris, weit entfernt, ſolche Befürchtungen zu theilen, gaben ſich vielmehr dem an Trunkenheit grenzenden Entzücken hin, das ganz Frankreich beſeelte, und das Diejenigen, welche Zeuge davon geweſen ſind, niemals vergeſſen konnten. Als Bonaparte durch Lyon gekommen, hatte man ihn mit einem Gelegenheitsſtück begrüßt, welches den Titel: Die Heimkehr des Helden trug. Dieſer Titel war das Stichwort des Tages geworden, Bonaparte bildete den Inhalt aller Geſpräche, den Gegenſtand aller Hoffnungen. Die Journale ſprachen von Nichts, als von ihm, und wiederholten das geringſte ſeiner Worte. Es gab nur noch einen Mann in der Republik und das war er. Seine Abweſenheit allein hatte alle Unglücksfälle, die uns betroffen, herbeigeführt; ſeine Rückkehr ſetzte ihnen eine Grenze. Nachdem er wieder da war, hatten alle unſere Leiden ein Ende: im Innern war die Ordnung wieder hergeſtellt, der Sieg folgte auf's Neue unſeren Fahnen. Dieſes Volk von Künſtlern und Soldaten, das mit einer lebhaften Einbildungskraft den glühenden Ehrgeiz der jungen Demokratie vereinigte, das beſchämt und angeekelt war von

* Memoires de Gohier.

der Kleinlichkeit der Intrigue und der Mittelmäßigkeit der Männer, die seit zwei Jahren das Feld behaupteten, wollte einen Helden um jeden Preis. Es bemächtigte sich dessen, der sich ihm darbot, und schrieb ihm freigebig alle Verdienste und Tugenden zu, ohne sich einen Augenblick daran zu erinnern, welchen bedeutenden Antheil dieser Mann an den Missgriffen hatte, die dem Directorium zumeist zum Vorwurf gemacht wurden. Denn, wollte man Jedem den ihm gebührenden Theil an der Verantwortlichkeit zumessen: wer hatte das Directorium in das System der Eroberungen hineingezogen? Wer hatte es am 18. Fructidor auf die verderbliche Bahn der Staatsstreiche gedrängt? Wer hatte die Uebergriffe der Militairmacht über die Civilgewalten zuerst eingeführt? Wer war zuerst mit der Schöpfung jener Eintagsrepubliken, der hauptsächlichsten Ursache unserer Niederlagen, vorgegangen? Wer hatte die so unzeitige Entfernung unseres besten Heeres verschuldet?

Aber die Erfahrung nutzt einem Volke nichts, das in seiner Vorliebe wie in seiner Abneigung unberechenbar ist. Im Grunde machte man den Männern des Directoriums nicht zum Vorwurf, eine ebenso unvorsichtige, wie ungerechte Politik befolgt zu haben, sondern nur, daß sie es nicht verstanden hatten, dieselbe siegreich durchzuführen. Was man an Bonaparte liebte, war weniger das Genie, als das Glück; es war seine glückliche Kühnheit, sein bis dahin für unbesiegbar gehaltener Degen. Und der Drang, durch welchen Frankreich sich zu ihm hingezogen fühlte, ergriff die geistig bevorzugten Menschen ebenso gut, als die Masse. Seit seiner Ankunft sah er eine Art von Hof um sich versammelt, der die hervorragendsten Elemente aller Parteien umfaßte. Während er dem Publicum gegenüber die äußerste Zurückhaltung beobachtete und sorgsam vermied, sich der Menge zu zeigen, die begierig war, sein Gesicht zu sehen, während er selbst das Theater nur in einer vergitterten Loge besuchte, um überall unsichtbar und doch den Augen, die ihn durchaus finden wollten, überall bemerkbar zu bleiben; während er die Uniform der Academie der Generalsuniform auffallend vorzog, wie um den Vorrang der bürgerlichen Ordnung anzudeuten und auf diese Weise die Absichten, welche man ihm zuschrieb, zu widerlegen, wußte Bonaparte alle namhaften Männer um sich zu versammeln. Er empfing sie mit studirter Leutseligkeit und veranlaßte sie, sich auszusprechen. Er drängte sie, ihm ihre Pläne darzulegen,

vett. scriptor. ord. Cistert., von Bert. Tissier. Sein Todesjahr, welches Jourdain S. 270 unbezeichnet gelassen, ist nur bedingt zu bestimmen. Es fällt nach 1227, in welchem Jahre er seine Vita Engelberti beendete. Vergl. *Voss.* De hist. lat. II, p. 459. *Fabric.* B. l. m. et inf. aet. Vol. I, p. 879. — *Henke* und *Vater* (Kirchengesch. Th. II, S. 868.) setzen es indefs auf das Jahr 1240.]

Campano de Novaria, Uebersetzer des Aristoteles S. 55. 69.

Casiri, seine Ansicht über den Ursprung der lat. Uebersets. im M. A. S. 6.

Cassiodorus Schriften im M. A. gelesen S. 22.

Chronik von Augsburg [Chronicon Augustense vom Jahre 973 — 1104 bei Freher, Script. rer. german. T. I, *Fabric.* I, p. 396.] S. 146.

Cicero, die philos. Schriften desselben wurden im M. A. gelesen S. 22.

Colvener, *Georg* S. 64.

Collenuccio, *Pandulphus*, sein Bericht über die auf Friedrich's II. Befehl unternommene Uebersetzung Aristotelischer Schriften S. 169. Irrthum desselben S. 169.

Conringius, *Hermann* S. 80.

Constantinus Africanus S. 101.

Costa ben Luca S. 88. 90. Seine Schrift: De different. spirit. et animae, übersetzt durch den Juden Johann von Sevilla S. 124.

D.

Danaeus, *Lambertus* [Herausgeber und Erklärer von Petri Lombardi Lib. I. Sentent, Genf 1580. 8.] S. 81.

David von Dinant S. 196. Quellen seiner Doktrin S. 204.

David der Jude, seine Schr. De causis S. 192. 193.

David Kimchi S. 98.

Degerando II, S. 237.

Didymus S. 29.

Dionysius Areopagita, [aus Athen, Schüler des Apostels Paulus]. Seine Schriften übersetzt *Joh. Sarracenus* ins Lateinische S. 50. (Vergl. *Wachler* Handb. d. Gesch. d. Litt. Zus. und Bericht. Th. IV, S. 298 — 299.)

Dominikaner - Orden, wissenschaftl. Einfluss desselben S. 54. 55. 212. 221.

indem er sich geneigt zeigte, auf dieselben einzugehen, und machte an ihnen Proben, bald mit seinen wirklichen Ideen, bald mit solchen, die er als die seinigen betrachtet zu sehen wünschte. Sein kleines Haus in der Rue de la Victoire wurde förmlich belagert von Besuchern aller Klassen, welche derselbe Gedanke anzog, der Bonaparte bestimmte, sich ihnen zu nähern, der Wunsch, die gegenseitigen Pläne und Absichten zu ergründen. Man begegnete dort den Freunden Sieyes neben denen Gohier's und Bernadotte's, den Männern der Reitbahn neben den Anhängern Barras', und zwischen ihnen Gelehrten, Schriftstellern, Künstlern, wie den berühmtesten Generälen der Armee.

Der vorsichtige Talleyrand hatte zu den Ersten gehört, die sich diesem Gefolge des Generals anschlossen, und Bonaparte, der zu klug war, um sich der kleinen Verrätherei bezüglich der beabsichtigten Gesandtschaftsreise nach Constantinopel zu erinnern, hatte ihn auf das Freundschaftlichste empfangen. Regnault de Saint-Jean d'Angely, den Bonaparte in Italien und Malta verwendet hatte und zu schätzen wußte; Roederer, ein feiner und gewandter Politiker, dessen Erfahrung sich in Scepticismus verwandelt und der sich, nach einem Ausdrucke jener Zeit, durch alle Parteien hindurch „geschlängelt" hatte; Real, der geistreiche, vergnügungssüchtige Mann, welchem seine Talente als Redner und Schriftsteller und besonders seine Stellung als Commissair des Directoriums bei der Verwaltung des Seine-Departements eine Wichtigkeit gaben, die zwar nicht auffallender Art war, die aber sehr nützlich werden konnte; Cabanis, der alte Freund Mirabeau's, der eines Tages eine Verbindung bereuen sollte, deren sämmtliche Folgen er nicht vorausgesehen hatte; Volney, der berühmte Gelehrte, welcher späterhin vergeblich versuchte, sich den aufgedrungenen Ehren des kaiserlichen Senats zu entziehen; General Bruix, der ehemalige Marineminister, einer der gewandtesten Geister seiner Zeit: dies waren neben Talleyrand die Rathgeber, welche Bonaparte am nächsten standen, die Männer, welche sein Vertrauen am meisten besaßen, was freilich nicht viel sagen will, denn er konnte wohl scheinbare, aber nie wirkliche Vertraute besitzen.

Die Directoren Gohier, Roger-Ducos und besonders Moulins, welcher das Departement des Krieges leitete, besuchten ihn fleißig und holten sich bei ihm Rath; ebenso Cambaceres, der Justizminister, der für Bonaparte jene Vorliebe besaß, welche Rechtsgelehrte zu allen

Zeiten für die Macht empfunden haben, und Dubois de Crancé, der Nachfolger Bernadotte's. Fouché, der Lieblingsminister Barras', der mit der feinen Nase des Polizeimannes eine Verschwörung witterte, fühlte sich zwar beunruhigt, daß sich eine Intrigue entspann, in welcher er seine Hände nicht hatte, da er sich aber unmöglich gegen ein Complott erklären konnte, das einen baldigen und großen Erfolg versprach, so überhäufte er den General mit der Versicherung seiner Ergebenheit, mit dem Vorbehalte natürlich, ihn zu verrathen, wenn die Ereignisse sich zum Schlimmen wendeten. Die berühmtesten Kriegsmänner der Republik hatten sich, ohne Unterschied der Parteien, um Bonaparte geschaart, die Einen, weil sie ihn für den hervorragendsten Vertreter ihrer Interessen und ihres Ruhmes hielten, die Anderen, weil ihnen daran lag, seine Pläne zu erforschen, um danach ihr eigenes Verhalten zu regeln. Unter den Letzteren befanden sich Männer, die beinahe zu seinen offenkundigen Feinden gehörten, wie Augereau, Jourdan, Bernadotte; zu den Ersteren zählten die Generäle, die er aus Aegypten mit zurückgebracht hatte: Lannes, Marmont, Berthier, Murat, denen sich Officiere anschlossen, die sich unter anderen Feldherren ihren Namen gemacht hatten, wie Macdonald und Beurnonville.

Bald sah man auch den berühmtesten von Allen bei ihm, Denjenigen, welchen ihm die öffentliche Meinung zum Nebenbuhler gegeben: Moreau, der unzufrieden und aufgebracht gegen das Directorium war, das ihn nur aus seiner langen Ungnade hervorgezogen, um ihn unvermeidlichen Niederlagen auszusetzen. Bonaparte begegnete ihm zum ersten Male bei Gohier. Die beiden großen Feldherren hatten sich nie gesehen. Bonaparte kam Moreau mit einer Zuvorkommenheit entgegen, die, wie man wohl mit Recht voraussetzt, ohne das Unglück, welches den früheren Ruhm des Generals geschädigt, vielleicht weniger lebhaft gewesen wäre. Man bemerkte, daß sie sich, ehe sie sprachen, einige Augenblicke stumm betrachteten, wie um durch diese schnelle Prüfung die Vorstellung zu vervollständigen, die sie sich von einander gemacht hatten. Bonaparte sprach zuerst; er drückte in den schmeichelhaftesten Worten seine Ungeduld aus, Moreau kennen zu lernen. Moreau nahm dies Entgegenkommen mit seiner gewohnlichen Einfachheit auf und sie unterhielten sich über die Kunst des Krieges und die verschiedenen Wechselfälle desselben. Einige Tage später stattete Bona-

parte Moreau seinen Besuch ab; er machte ihm eine wundervolle Damascenerklinge, die er aus dem Orient mitgebracht hatte, zum Geschenk, und, Dank dem Grolle Moreau's gegen das Directorium, gelang es Bonaparte, sich dieses unentschiedenen Geistes zu bemächtigen. Nur verweigerte Moreau, obgleich er sich Bonaparte sonst völlig zur Verfügung stellte, in Folge eines characteristischen Bedenkens, sich mit den Plänen des Generals bekannt machen zu lassen.

So sah Bonaparte ganz von selbst die Elemente um sich geschaart, deren er bedurfte, um sich zu unterrichten und seine Wahl zu treffen. Indessen konnte diese beobachtende Haltung nicht lange währen, ohne den Erfolg des Unternehmens zu gefährden; man mußte sich darauf vorbereiten, zu handeln. Ehe er indessen den immerhin gewagten Versuch machte, die bestehenden Staatseinrichtungen mit offener Gewalt anzugreifen, probirte Bonaparte, ob es nicht möglich sei, sich auf gesetzlichem Wege in die Regierung einzudrängen. Gegen Sieyès verrieth er die entschiedenste Abneigung. Madame Bonaparte sagte Jedem, der es hören wollte, daß ihr Mann den Director nicht ausstehen könne. Sieyès war in der That durch seinen Character wie durch seine Stellung der einzige Mann, der die Macht besaß, Bonaparte Bedingungen zu stellen und seinen Plänen Hindernisse in den Weg zu legen. Der Widerwille des Directors gegen den General zeigte sich nicht weniger lebhaft, denn die beiden Persönlichkeiten waren schon in Folge ihrer Stellung Feinde. Sie waren beide zu scharfsichtig, um sich nicht gegenseitig zu durchschauen; sie fühlten wohl, daß die größte Schwierigkeit nicht darin lag, ihren Widerwillen zu besiegen, sondern darin, ihre ehrgeizigen Pläne in Einklang zu bringen. Sieyès war mit Bonaparte bei einem Diner zusammengetroffen, wo Letzterer sich den Anschein gegeben hatte, als bemerke er den Director nicht. „Sehen Sie," rief der wüthende Sieyès, „das Betragen dieses kleinen unverschämten Menschen gegen ein Mitglied der Regierung, die ihn hätte erschießen lassen sollen." Bonaparte dachte anfänglich daran, die Stelle Sieyes' im Directorium einzunehmen. Wenn er sich der constitutionellen Partei anschloß, konnte er es unter dem einen oder anderen Vorwande dahin bringen, daß die Wahl Sieyes' ungultig erklärt wurde und konnte sein Nachfolger werden. Er theilte diesen Plan ohne alle Umschweife den Directoren Gohier und Moulins mit, aber da er nicht das Alter von vierzig Jahren hatte, welches nach der

Verfassung nöthig war, um zum Director ernannt zu werden, so stieß er bei ihnen auf einen unüberwindlichen Widerstand.

Uebrigens wurde ihnen weder dieser Vorschlag, noch die Hartnäckigkeit, mit welcher Bonaparte denselben aufrecht erhielt, zur Warnung gegen die Pläne des Generals. Die einzige Vorsichtsmaßregel, zu welcher sein Verhalten sie veranlaßte, war, daß sie ihm durch das Directorium ein Commando anbieten ließen in der thörichten Hoffnung, sich dieses Ehrgeizes entledigen zu können, ohne ihn zu befriedigen. Man wählte diesen Mittelweg trotz des Widerstandes von Seiten Sieyes' und besonders von Seiten Barras', der bei dieser Gelegenheit ausrief: „Der kleine Corporal habe in Italien so gute Geschäfte gemacht, daß er schwerlich Lust verspüren würde, wieder dorthin zurückzukehren;" eine Anspielung auf die Vortheile, welche der General bei der Ausbeutung der Bergwerke von Hydria für sich vorweg genommen. Diese Aeußerung war Bonaparte zu Ohren gekommen, und als die Directoren ihm das Anerbieten machten, erwiederte er, indem er die Augen fest auf Barras gerichtet hielt: „daß, wenn er in Italien gute Geschäfte gemacht, dies wenigstens nicht auf Kosten der Republik geschehen sei." Er wies das Commando, das man ihm bot, zurück, indem er das Bedürfniß der Ruhe und seine gestörte Gesundheit als Grund anführte.

Nachdem dieser Versuch fehlgeschlagen, wandte sich Bonaparte an die Männer der Reitbahn, an die Partei der republikanischen Dictatur. Bernadotte hatte sich dieser Partei enger angeschlossen, seit Sieyes ihn, um sich einer allzu scharfsichtigen Bewachung zu entziehen, aus dem Ministerium entfernt. Er bildete mit Augereau und Jourdan eine Art militairischen Triumvirats, um welches sich die verstümmelten Ueberreste der Jacobiner gruppirten. Diese Partei vertrat ziemlich genau die früheren Ansichten des Generals Bonaparte und sagte außerdem seinem despotischen, durch constitutionelle Bedenken leicht zu reizenden Wesen am besten zu. Sie besaß eine furchtbare Energie, eine seltene Disciplin und Ueberlieferungen aus der Zeit, wo sie die Zügel der Regierung führte, und wenn sie der Schrecken eines sehr großen Theiles der Nation war, so genoß sie dagegen in den unteren Schichten der Gesellschaft, die sich bei der Plünderung des Adels bereichert hatten, sowie bei den Soldaten, die sie als Schutz gegen die Wiederkehr der Emigranten betrachteten, noch der alten Popularität.

Aber Joseph bemühte sich vergebens, Bernadotte, der sein Schwager und Freund war, zu gewinnen und zu überreden. Bernadotte blieb unbeugsam, mehr jedoch in Folge einer ehrgeizigen Nebenbuhlerschaft, als in Folge einer wirklichen Unvereinbarkeit der leitenden Grundsätze. Zwischen der aus mehreren Mitgliedern bestehenden Dictatur, welche Bernadotte träumte, und der Dictatur eines Einzelnen, wie Bonaparte sie vorbereitete, kam nur die Zeit in Frage, denn die erstere führt beinahe nothwendig zur zweiten, die nicht immer die verderblichste ist.

Bonaparte versuchte es nun mit einer neuen Zusammenstellung. Fouché, den es mehr und mehr beunruhigte, seinen Vorgesetzten Barras nicht auf gutem Fuße mit einer Partei stehen zu sehen, deren Aussichten und Einfluß sich täglich vergrößerten, war entschlossen, eine Aussöhnung zwischen den beiden alten Freunden herbeizuführen. Bonaparte schuldete Barras sehr viel. Er hatte es ihm zu danken, daß er am 13. Vendémiaire das Commando erhielt und später zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee ernannt wurde. Sie waren seit der Belagerung von Toulon eng befreundet gewesen, waren zusammen emporgestiegen und hatten dieselben Erfahrungen durchgemacht. Obgleich ohne besonderes Vertrauen auf die Macht des Gefühls, hoffte Fouché doch, daß diese gemeinsame Vergangenheit, die Erinnerung an geleistete Dienste, vielleicht auch ein Wiedererwachen der alten Zuneigung, es ihnen möglich machen würde, ihre neueren gegenseitigen Beschwerden zu vergessen und ihren Weg zusammen zu gehen. Barras willigte ein, den ersten Schritt zu thun, und bat Bonaparte, bei ihm im Hotel Luxembourg zu speisen. Die Zusammenkunft hatte indessen nicht den gewünschten Erfolg. Man zeigte von beiden Seiten statt freundlicher Vertraulichkeit ein außerordentliches Mißtrauen. Der Eine wie der Andere hielt sich in der Vertheidigung und wollte seinen Gegner herankommen lassen. Endlich berührte Barras den Gegenstand, mit welchem man sich um so mehr beschäftigte, je weniger man davon sprach, aber er berührte ihn auf oberflächliche und versteckte Weise und nur ganz im Allgemeinen, um den General zum Vorgehen zu zwingen, während er selbst sich zurückhielt. „Die Republik geht zu Grunde," sagte er. „Nichts will mehr gelingen. Man muß eine Aenderung vornehmen und Hédouville zum Präsidenten ernennen. Sie werden sich zur Armee begeben und ich meinestheils bin krank.

unpopulair und verbraucht, zu nichts mehr gut, als in's Privatleben zurückzukehren." Hedouville war ein unbekannter General, aber nicht ohne Verdienst, und erwies sich späterhin als vortrefflicher Verwaltungsbeamter. Er war ein Schützling Barras', nachdem er zuvor der von Hoche gewesen, sein Name wurde jedoch nur als Köder hingeworfen. Bonaparte, der durchaus nicht die Absicht hatte, sich Leuten anzuvertrauen, die ihm kein Vertrauen schenkten, blickte statt aller Antwort Barras nur fest an und dieser schwieg betreten. Das Gespräch wurde nicht fortgesetzt. Einige Augenblicke später verließ der General seinen Wirth und begab sich hinab zu Sieyès, um ihm zu erklären, daß er nur mit ihm gehen wolle.

Die gemeinschaftlichen Freunde von Sieyès und Bonaparte: Talleyrand, Roederer, Cabanis, die begriffen, welcher Vortheil beiden Männern aus dieser Verbindung entspringen, welche Kraft der Eine dem Andern verleihen, wie viel leichter es ihnen werden müßte, ihre Pläne gemeinschaftlich zu verwirklichen, hatten oft das Mißtrauen und die Abneigung beklagt, die sie von einander trennten. Sie bedauerten diesen stummen Widerwillen, dessen wahren Grund sie nicht erkannten. Da der Conflict des beiderseitigen Ehrgeizes ihnen gleichgültig war, faßten sie nur den gemeinschaftlichen Zweck in's Auge, und vorausgesetzt, daß der eine der Verbündeten Erfolg hatte, war es ihnen — da ihr eigenes Interesse dabei nicht in's Spiel kam — auch gleichgültig, welcher von Beiden sich opfern mußte. Sie hatten mehr als einmal versucht, die Vorurtheile der beiden Gegner zu beseitigen und ihnen begreiflich zu machen, daß Einer ohne den Andern nichts vermöge. Aber es handelte sich hier um eine Unvereinbarkeit der Interessen, nicht der Personen. Ueberdies war es nur einige Tage her, daß Sieyès davon gesprochen, Bonaparte erschießen zu lassen, weil er die Militairgesetze übertreten, und daß Bonaparte vorschlug, Sieyès abzusetzen, weil er an Preußen verkauft sei — von da bis zu einem innigen Bündniß war der Uebergang nicht leicht, und wie groß auch der Takt und die Geschicklichkeit der Friedensvermittler sein mochte, so wären sie doch ohne Zweifel an dieser Aufgabe, dem Ehrgeiz und dem unbeugsamen Stolz der beiden Männer gegenüber, gescheitert, wenn die Nothwendigkeit nicht lauter gesprochen hätte, als alle Rathschläge. Es war nöthig, zu handeln, wenn man sich Andere nicht wollte zuvorkommen lassen. Joseph und Cabanis rangen Sieyès durch

vieles Bitten die Einwilligung zu einer Aussöhnung mit dem General ab, aber er gab diese Einwilligung gegen seine bessere Ueberzeugung und in dem Vorgefühl, daß Bonaparte ihn nur als einen zufälligen Bundesgenossen betrachte, dessen er sich nach dem Siege so schnell als möglich zu entledigen suchen würde. „Ich weiß, welches Loos meiner wartet," sagte er ihnen; „nach dem Erfolg wird er seine Freunde bei Seite schieben und sie hinter sich schleudern, wie ich in diesem Augenblick thue;" und indem er die Handlung den Worten auf dem Fuße folgen ließ, trat er mit einer ungestümen Bewegung zwischen seine beiden Freunde und stieß sie hinter sich zurück. *

Eine richtige Ahnung, denn dies Nachgeben hatte Sieyes' politischen Tod zur Folge. Es lag auf der Hand, daß, sobald der Staatsstreich ausgeführt war, der Löwenantheil dem zufallen mußte, der die glänzendste Popularität besaß. Die des Generals stellte aber die des Directors dermaßen in Schatten, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach unmöglich wurde, Bonaparte zu einer Theilung der Herrschaft zu zwingen, eine Theilung, die überhaupt mit einem Character wie der seinige nicht verträglich war. Bonaparte hatte demnach das größte Interesse daran, seine Abneigung zu besiegen und sich einem Nebenbuhler anzuschließen, der sich früher oder später seiner Gewalt beugen mußte. Zu den Vortheilen aller Art, welche ihm dies Bündniß gewährte, gesellte sich noch ein Umstand, der in seinen Augen von nicht geringem Werthe sein mußte: Er fand hier nämlich eine schon vorbereitete Verschwörung, die seit langer Zeit vollständig organisirt war, über ein zahlreiches, gut geschultes Personal verfügte, einer Losung gehorchte, die dem Publicum bereits vertraut war und der es, um in Wirksamkeit zu treten, nur an einem thatkräftigen Führer fehlte. Er konnte den Nutzen einer so gut eingerichteten Maschinerie um so besser würdigen, da er, weit entfernt, die Anträge aller Parteien zurückgewiesen zu haben, wie er später behauptet, vielmehr bei jeder derselben Schiffbruch gelitten hatte und sich von einer Vereinsamung bedroht sah, die ihn zur Machtlosigkeit verurtheilt haben würde. Aus allen diesen Gründen zögerte der General nicht länger, Sieyes die ersten Schritte entgegen zu gehen, und da dieser, obwohl er die Uebergriffe Bonaparte's voraussah, seine Anträge annahm, verdiente er die Ehr-

* Memoiren des Königs Joseph.

macht und Verachtung, in welche er nach seinem beklagenswerthen Siege versank. Im Augenblick waren die Dinge theils so weit gediehen, theils so gefährdet, daß die Ausführung des entscheidenden Schlages noch an demselben Abend, als Bonaparte Sieyes ein Bündniß antrug (30. October 1799), auf zehn oder zwölf Tage später festgesetzt wurde.

Barras war von seinen Freunden Real und Fouché, nachdem sie den Ausgang der Unterredung zwischen ihm und Bonaparte von Letzterem erfahren hatten, mit Vorwürfen überhäuft worden. Er sah ein, daß er aus übergroßer Vorsicht ungeschickt gewesen war, und kam am folgenden Tage, um den General zu besänftigen und auf's Neue mit ihm anzuknüpfen. Aber es war zu spät. Bonaparte beantwortete seine Versicherungen nur durch Redensarten, die ebenso wenig ernst gemeint waren, als die, mit welchen ihn Barras Tags zuvor abgefertigt hatte, und zog sich in undurchdringliches Schweigen zurück.

Mit Eifer ging der General sogleich daran, der Ausführung seines Vorhabens die Wege zu bahnen. Durch die beiden Directoren, die seine Mitschuldigen waren, verfügte er über den Beistand eines Theils der Regierung oder durfte zum wenigsten auf ihre Unthätigkeit rechnen. Durch Sieyes war ihm die Mehrheit im Rath der Alten gesichert. Durch seinen Bruder Lucian, der in Folge der siegreichen Rückkehr des Generals zum Präsidenten im Rath der Fünfhundert ernannt worden war, hatte er auch im Schooße dieser Versammlung wenn nicht zahlreiche, so doch zuverlässige Verbindungen. Durch Real, der trotz seiner Intimität mit Barras in die Verschwörung eingeweiht wurde, beherrschte er die städtischen Behörden und die Verwaltung des Departements von Paris. Durch Fouché, der das Geheimniß kannte, ohne ausdrücklich zugezogen zu sein, und der Bonaparte unter der Hand mit dem Eifer eines Freiwilligen der Verrätherei Beistand leistete, aber sorgsam vermied, sich vor der Entscheidung des Sieges zu binden, war ihm die Hülfe der Polizei in sofern gesichert, daß diese von allen seinen Umtrieben nichts zu hören und zu sehen schien. Endlich soll Bonaparte von einigen Lieferanten — der Finanzaristokratie jener Zeit — zwei Millionen erhalten haben, um die ersten Ausgaben zu decken. Er selbst hatte das Militair auf sich genommen und es gelang ihm ohne Mühe, Generäle und Officiere zu gewinnen. Unter der Garnison von Paris befanden sich zwei Regimenter, die zur italie-

nischen Armee gehört hatten und deren Soldaten zum größten Theil mit schwärmerischer Begeisterung an Bonaparte hingen. Ein drittes Regiment war Murat, der aus seinen Reihen hervorgegangen, unbedingt ergeben. Eben so fest konnte man auf die achtundzwanzig Adjutanten der Nationalgarde zählen, die Bonaparte selbst nach dem 13. Vendémiaire ernannt; desgleichen auf die meisten Officiere der Garden des Directoriums und der Räthe. Somit waren alle Elemente einer großen Machtentfaltung vorhanden.

Was die Generäle betrifft, so waren sie zum größten Theil bereits in die Verschwörung verwickelt. Moreau war derselben zwar nicht ausdrücklich beigetreten, aber gebunden hatte er sich, und zwar ohne zu wissen, wohin man ihn führte. Jedenfalls die traurigste Art der Betheiligung! Als ihm Bonaparte seine Pläne erklären wollte, unterbrach ihn Moreau, als ob er fürchte, zu viel zu hören, und bemerkte, daß es nicht nöthig sei, ihn in das Geheimniß einzuweihen, daß er aber, wie Bonaparte, des Joches der Advocaten müde sei und sich und seine Adjutanten dem General zur Verfügung stelle. Macdonald und Serurier hatten dasselbe Versprechen gegeben. Die Generäle, welche mit Bonaparte aus Aegypten zurückgekehrt waren, brauchten nicht erst geworben zu werden. So blieb denn noch Lefebvre übrig, der, was durchaus nicht unvereinbar ist, ein vortrefflicher Soldat, aber beschränkter Kopf war. Lefebvre befehligte die Division von Paris und schwur beständig, daß er für die Republik sterben und ihre Feinde vernichten wolle. Moulins und Gohier vertrauten ihm unbedingt. Bonaparte, der diese Art von Männern kannte, hielt es nicht für nöthig, Lefebvre irgend welche Eröffnungen zu machen; er behielt sich vor, ihn unversehens zu packen und fortzureißen, ehe er Zeit zur Ueberlegung gefunden.

Unter den Subalternofficieren betrieb man die Propaganda mit größerer Vorsicht. Murat erhielt den Auftrag, die Cavallerieofficiere zu gewinnen. Lannes wurden die Infanterieofficiere zugewiesen, Marmont übernahm die der Artillerie, eine Waffe, in welcher er mit Auszeichnung gedient hatte. Berthier wendete sich an die höheren Artillerie-Officiere.*

Zu gleicher Zeit sparte Bonaparte keine Mühe, die beiden Direc-

* Mémoires de Marmont

toren, die ihm Verlegenheiten bereiten konnten, einzuschläfern. Er ging dabei mit solcher Kunst zu Werke, daß ihre Sicherheit immer größer wurde, je näher der entscheidende Augenblick heranrückte und ihr Vertrauen auf ihn am Vorabend des 18. Brumaire ein unbegrenztes war. Ganz Paris wußte bereits, was sich vorbereitete, in allen Versammlungen war davon die Rede, nur die beiden Directoren hegten nicht den mindesten Verdacht. Wurde in ihrer Gegenwart eine Anspielung darauf gemacht, so antworteten sie durch ein mitleidiges Lächeln oder zuckten die Achseln. Sie spotteten über den „guten Sieyes", der seit einiger Zeit reiten lernte. Jeden Morgen kam Moulins zu Bonaparte, der sich ein Vergnügen daraus machte, ihn von allen Kriegsangelegenheiten zu unterrichten, und der General schien wiederum nicht ohne Gohier leben zu können. Er überhäufte ihn mit Freundschaftsbezeigungen, die um so schmeichelhafter waren, da Bonaparte im Allgemeinen nicht eben freigebig damit zu sein pflegte. Durch Josephine ließ er ihm die liebenswürdigsten Billets schreiben und lud sich bei ihm ohne Umstände zu Tisch ein. So hatte er sich auch für den Tag bei ihm angesagt, an welchem der große Schlag geführt werden sollte.*

Am 15. Brumaire (6. November 1799) fand in der Kirche St. Sulpice ein Bankett statt, das dem General von den Räthen zur Feier seiner Rückkehr gegeben wurde. Dies Bankett, das der Rath der Alten einstimmig bewilligt hatte, war im Rath der Fünfhundert auf heftigen Widerstand gestoßen und man hatte sich genöthigt gesehen, das Fest auf Subscription zu veranstalten, um den Helden, den man feiern wollte, unliebsamen Erörterungen zu entziehen. Gohier führte den Vorsitz; Moreau saß in der Nähe seines Nebenbuhlers, aber er schien mehr da zu sein, um den Ruhm desselben zu erhöhen, als um daran Theil zu nehmen. Das Mahl verfloß unter tödtlichem Schweigen; eine Art von unüberwindlicher Starrheit schien auf den Gästen zu lasten und jede Mittheilung zu verhindern. Einige Redensarten von eisiger Höflichkeit wechselnd, saßen die meisten Urheber der Verschwörung neben denen, welche die Opfer derselben werden sollten; die Einen wie die Anderen unruhig, mißtrauisch, einem Ereigniß entgegensehend, dessen Folgen furchtbar werden konnten. Mit einer

* Mémoires de Gohier.

Donatus S. 29.
Duboullai, s. *Bulaeus*.
Dupin S. 200.
Durand, *Wilhelm D. de St.-Pourçain* [Dominikaner, Bischof von Meaux, heftiger Gegner seiner eigenen früheren Partei, der Thomisten, † 1332. *Tennem.* VIII, 2. S. 305. *Fabric.* Vol. II, p. 201.] S. 24.

E.

Echard, *Jacob* S. 65 u. a. [Fortsetzer der von *Jacob Quetif* († 1698 zu Paris) begonnenen Bibliotheca scriptor. Ordinis Praedicator., ersch. Paris 1719. Vergl. Fabric. Vol. II, p. 141.]
Edrisi, Lehrer des Roger von Sicilien S. 99. [Geb. 1099, † um 1178. Von seinem umfassenden geographischen Werke besitzen wir noch einen Auszug.]
Ego, *Joh.* S. 151. [Ein gelehrter Prior des Klosters *Augiae majoris* oder *divitis*, † 1643. Sein Werk: *De viris illustribus monasterii Augiae*, steht in *Bernard. Pez* Anecdot. T. I, P. 3. p. 629 — 778. S. Fabric. Vol. IV, p. 206.]
Ekkehard, Mönch von St. Gallen S. 47. [S. über die, in der Literatur-Geschichte bekannten *fünf* Mönche von St. Gallen dieses Namens Fabric. Vol. II, Lib. V, p. 236.]
Erigena, s. *Scotus*.
Ethica vetus und *Ethica nova* S. 77. II, 338.
Eugenius Ammiratus, Uebersetzer griechischer Werke S. 69. 114.
Euklid, seine *Elementa* waren das *erste* griechische, ins Arabische übersetzte Werk S. 88. 99.
Eustratius, Commentar desselben zur Ethik des Aristoteles, übersetzt durch Robert von Lincoln S. 60, benutzt von Albertus M. und St.-Thomas S. 189. Wahre Verfasser dieses Commentars S. 189 und 190.
Ezzelin di Romano, [Tyrann in der trevisanischen Mark, Hauptfeind der Päpste, † 1259.] umgeben von Zeichendeutern S. 100.

F.

Fabricius, *J. A.*, seine Ansicht über die ältesten lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles S. 6. 7.
Fakhr-eddin Rasi S. 89. 94. 116.
Ferdinand v. Toledo, Uebersetzer arabischer Schriften S. 147.

ebenſo beleidigenden, als kleinlichen Vorſorge, die für ſcharfſichtige Augen allein genügt hätte, die geheimen Gedanken Bonaparte's zu verrathen, hatte er ſich durch ſeinen Adjutanten Duroc eine halbe Flaſche Wein und ein kleines Brötchen bringen laſſen.* Unter dem Einfluß einer ähnlichen Beſorgniß hatte er auch, als er von Lyon nach Paris reiſte, die Straße durch das Bourbonnais eingeſchlagen, während er auf der Straße durch Burgund erwartet wurde. Für den Verſchwörer wird eben Alles zu Verſchwörungen und Fallſtricken. Bonaparte ſprach wenig, die Schüſſeln, die man ihm reichte, berührte er kaum. Nach Verlauf einer halben Stunde ſtand er auf, ging mit Berthier langſam um die Tiſche herum, wechſelte einige Worte mit den Gäſten, die er kannte, und entfernte ſich durch eine Seitenthür.

Von hier aus eilte er zu Sieyes, um die letzten Vorbereitungen zu beſprechen. Vor Allem ſollten die Räthe aus Paris entfernt werden, theils um ihnen jeden Einfluß auf die Menge unmöglich zu machen, theils um ſie ſelbſt leichter einſchüchtern zu können. Die Urheber der Verfaſſung des Jahres III hatten — in Vorausſicht großer öffentlicher Gefahren und in Erinnerung an die Angriffe des Pöbels gegen die Abgeordneten — dem Rath der Alten das Recht verliehen, dieſe Maßregel zu verfügen. Man beſchloß, daß der von Sieyes beherrſchte Rath der Alten die Ueberſiedelung beider Räthe nach Saint-Cloud anordnen ſoll. Als Grund dieſer Maßregel ſollte die jacobiniſche Verſchwörung angeführt werden, die Sieyes ſeit Monaten ſo geräuſchvoll verkündigte: ein Vorwand, der ſelbſt in unſeren Tagen noch — Dank der Erinnerungen aus der Schreckenszeit — von unfehlbarer Wirkung iſt. Durch dieſelbe Verfügung ſollte Bonaparte zum Befehlshaber der Pariſer Diviſion, der Nationalgarde und der Garde des geſetzgebenden Körpers ernannt werden, wodurch ſich die geſammte Militairgewalt in ſeiner Hand vereinigte. Sobald die Räthe in Saint-Cloud verſammelt waren, wollte man ihnen die Rücktrittserklärungen von Sieyes und Roger-Ducos und endlich die von Barras, Moulins und Gohier, die man gutwillig oder mit Gewalt erlangen mußte, überreichen. War das Directorium in dieſer Weiſe vernichtet, ſo wollte man die Räthe zur Gründung eines proviſoriſchen Conſulats zwingen, das aus Bonaparte, Sieyes und Roger-Ducos beſtehen, mit

* Memoires de Lavalette.

einer Art von Dictatur bekleidet und mit der Herstellung einer Verfassung beauftragt werden sollte.

Das Wesen dieser Verfassung, in der die ganze politische Bedeutung der großen Umwälzung lag, blieb ziemlich unbestimmt. Außer der Theilung der Macht unter den drei provisorischen Consuln, die sich das Recht vorbehielten, die Hauptformen des zu gründenden Regiments unter einander festzustellen, ist nicht das mindeste Uebereinkommen nachzuweisen. Weder Sieyes, noch Roederer, dem von Ersterem die schwierige Aufgabe zugetheilt worden war, den General über Regierungsangelegenheiten zu unterrichten und der fast jeden Abend lange politische Gespräche mit ihm führte,* hatten gegen den offenkundigen Ehrgeiz Bonaparte's Garantien gefordert. Jeder vertheidigte seinen Vortheil oder seine Wünsche; Niemand dachte daran, die Freiheit zu vertheidigen. Sieyes begnügte sich mit allgemeinen Versicherungen, entweder weil ihn die Eitelkeit des Gesetzgebers in solchem Grade verblendete, daß er es für möglich hielt, dem General seinen berüchtigten Verfassungsentwurf aufzudringen, oder weil ihm schon damals alle Vorsichtsmaßregeln gegen einen solchen Bundesgenossen vergeblich schienen und er sich darein ergeben hatte, ihm Alles ohne Widerstand zu überlassen. Die Verfassungsfrage blieb demnach in der theoretischen Debatte stecken. Bonaparte hatte das größte Interesse daran, diese schwierige Angelegenheit erst nach dem Siege zur Sprache zu bringen und er ging derselben mit Leichtigkeit aus dem Wege, indem er sich den Anschein gab, als vertraue er in dieser Beziehung auf die Einsicht seines gelehrten Collegen.

Nachdem diese Vorschläge von den Häuptern der Verschwörung angenommen waren, brachte der Ausschuß des Raths der Alten die ganze Nacht vom 8. zum 9. November bei geschlossenen Läden und Vorhängen damit zu, die nöthigen Vorlagen auszuarbeiten, so daß sie der Rath nur zur Abstimmung zu bringen hatte.** Der Rath der Alten wurde auf sieben Uhr Morgens, der Rath der Fünfhundert auf elf Uhr zusammengerufen; man gebrauchte aber die Vorsicht, die Mitglieder, deren Unabhängigkeit oder Feindseligkeit zu fürchten war, nicht zu benachrichtigen. Bonaparte seinerseits traf die nöthigen militairi-

* Roederer: Notice de ma vie, pour mes enfants.

** Cornet: Notice sur le 18 Brumaire.

schen Vorkehrungen. Indem er sich im Voraus eines Oberbefehls bemächtigte, der ihm noch nicht zuerkannt war, nahm er eine Revue zum Vorwande, um die Generäle und höheren Officiere, deren er sich bedienen wollte, auf den folgenden Tag, 18. Brumaire (9. November 1799), um sechs Uhr Morgens, in sein Hotel, Rue de la Victoire, zu bestellen.

Am folgenden Morgen hatten sich zur bestimmten Stunde eine Menge Officiere jeden Grades um das Haus des Generals versammelt. Unter ihnen befanden sich auch die vierzig Adjutanten der Nationalgarden, die wie zur Erfüllung einer großen Bürgerpflicht herberufen waren. Der Bedeutendste unter den Anwesenden war Moreau, neben ihm standen Macdonald, Serrurier, Murat, Lannes, Andreossy und Berthier. Lefebvre war erst gegen Mitternacht benachrichtigt worden. Unterwegs hatte er mehrere Cavallerieabtheilungen angetroffen; voll Verwunderung, diese Truppen ohne seinen Befehl in Bewegung zu sehen, hatte er ihren Commandanten, den Obersten Sebastiani, darum befragt und dieser hatte ihn statt jeder Erklärung an Bonaparte gewiesen. So kam er denn in ziemlich übler Laune am Versammlungsorte an. „Nun Lefebvre!" sagte Bonaparte, „wollen Sie die Republik, zu deren Stützen sie gehören, in den Händen der Advocaten zu Grunde gehen lassen? Sehen Sie, da ist der Säbel, den ich bei den Pyramiden getragen habe; nehmen Sie ihn hin, als Zeichen meiner Achtung und meines Vertrauens." — „Wir werden die Advocaten in die Seine werfen!" gab Lefebvre zur Antwort.

Bonaparte versuchte bei Bernadotte, den Joseph mitgebracht hatte und dessen Civilanzug inmitten dieser glänzenden Uniformen wie eine Protestation erschien, dasselbe Mittel anzuwenden. Aber Bernadotte war ein anderer Character, als Lefebvre, und ließ sich weder durch Bitten noch durch Einschüchterungen fortreißen. Nicht einmal das Versprechen, neutral zu bleiben, konnte ihm der General abpressen. Bernadotte machte sich zwar anheischig, nicht aus eigener Machtvollkommenheit einzuschreiten, wollte aber, wenn er einen Befehl der Regierung erhielt, unbedingt gehorchen. Das war Alles, was sich von ihm erlangen ließ. Auffallend war die Abwesenheit Jourdan's und Augereau's. Beide waren nicht benachrichtigt.

Während die Generäle zu dem Stelldichein eilten, das ihnen Bonaparte gegeben, versammelte sich der Rath der Alten in seinem

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR, A.
3-598-52008-6
FN. I1402/037

Sitzungssaale. Cornet, eines der Hauptmitglieder der Verschwörung, eine lächerliche Persönlichkeit, die später als Graf Cornet bekannt wurde, stieg auf die Tribüne, um in Jammertönen auf die den Räthen drohenden Gefahren hinzuweisen. Er schilderte die Verschwörer, „die nur auf ein Signal warteten, um ihre Dolche gegen die Volksvertreter zu erheben," wobei er freilich nicht einen Namen, nicht eine Thatsache anführte. „Noch können Sie der Feuersbrunst zuvorkommen," fügte er hinzu, „der rechte Augenblick ist da, aber wenn Sie ihn nicht ergreifen, hat die Republik zu leben aufgehört und ihr Skelett fällt den Händen der Geier anheim, die sich um ihre zerfleischten Glieder reißen werden." * Nach ihm trat Régnier, ein anderer Statist, auf die Bühne, schlug der Versammlung die im Ausschuß vorbereiteten Decrete vor und, Dank der vorsichtigen Sonderung, die alle unabhängigen Mitglieder von der Sitzung ausgeschlossen hatte, wurden sie ohne Discussion vom Rath der Alten angenommen. Schlag auf Schlag votirte er die Uebersiedelung der Räthe nach Saint-Cloud, sowie das verfassungswidrige Decret, das Bonaparte mit dem Oberbefehl aller militairischen Kräfte bekleidete, und endlich eine Ansprache an das Volk, um dasselbe zur Ruhe zu ermahnen. Ein Artikel des Decretes forderte den General auf, im Schooße der Versammlung zu erscheinen, um den Eid zu leisten.

Cornet, der beauftragt wurde, Bonaparte die Verfügungen des Raths der Alten mitzutheilen, überreichte sie ihm gegen zehn Uhr Morgens in Gegenwart des zahlreichen Gefolges, das ihn umgab. Der General trat auf die Freitreppe des Hotels, las die erhaltenen Befehle seinen Waffengefährten vor, die so nahe daran waren, seine Unterthanen zu werden, und fragte sie, ob er in dieser Gefahr des Vaterlandes auf sie zählen könne? Statt aller Antwort schwangen sie die Säbel. Bonaparte stieg zu Pferde und brach an der Spitze seines Gefolges auf.

Ueberall, wo er vorüber kam, konnte er sich von der Ausführung der von ihm angeordneten Maßregeln überzeugen. Auf dem Boulevard wurde er von einem Regimente begrüßt, das auf seinen Befehl hier aufgestellt war und bereits keine andere Herrschaft anerkannte, als die seinige. Ein anderes von ihm auserwähltes Regiment besetzte die

* Moniteur.

Tuilerien und unaufhörlich kamen neue Truppen, theils in dem Garten des Palaſtes, theils auf dem Platze Ludwigs XV. anmarſchirt, um an der befohlenen Revue theilzunehmen, eine Demonſtration, die den Zweck verfolgte, die Menge durch Entfaltung einer großen Militairmacht zu blenden. Paris war ruhig; die Bevölkerung verwundert, aber weder ängſtlich, noch aufgeregt. Officiere wie Soldaten erfreuten ſich der größten Popularität und vertrauensvoll ließ man ſie gewähren. Seit neun Uhr Morgens wurde in Paris eine kleine von Roederer geſchriebene Broſchüre vertheilt, die ein Geſpräch zwiſchen einem Mitgliede des Raths der Alten und einem der Fünfhundert über die Geſetzlichkeit der Ueberſiedelung der Räthe nach Saint-Cloud enthielt und die Nothwendigkeit einer Umgeſtaltung der Verfaſſung darlegte. Das Publicum wurde auf dieſe Weiſe zugleich mit der Maßregel bekannt gemacht und über die Tragweite derſelben getäuſcht, noch ehe das bezügliche Decret veröffentlicht war. Auf die Einwendungen des Mitgliedes der Fünfhundert, in Betreff des Bonaparte zugeſchriebenen Ehrgeizes, antwortete das Mitglied vom Rath der Alten:

„Ein Cäſar! ein Cromwell! ſchlechte, abgebrauchte Rollen, unwürdig eines klugen Mannes, wenn ſie nicht ſchon eines rechtſchaffenen Mannes unwürdig wären. Das hat Bonaparte ſelbſt bei mehr als einer Gelegenheit ausgeſprochen. Die Repräſentativverfaſſung anzugreifen — hat er bei einer anderen Gelegenheit geſagt — würde im Jahrhundert des Lichts und der Freiheit eine Gotteslästerung ſein. Nur ein Wahnſinniger könnte freiwillig die Sache der Republik den Thronen Europa's gegenüber zu Fall bringen, nachdem er dieſelbe mit einigem Ruhm und einiger Gefahr vertheidigt hat."

In dieſem Tone ließ Roederer das Mitglied vom Rath der Alten weiter ſprechen. Der Gedanke, daß Bonaparte den ihm im Namen des geſetzgebenden Körpers angetragenen Oberbefehl ausſchlagen könne, erfüllte den Abgeordneten mit Schrecken; er ſagte, daß er in dieſem Falle, und in dieſem allein, nicht zögern würde, den Dolch eines Brutus auf ihn zu lenken. *

Inzwiſchen war der General mit ſeinem Stabe in den Sitzungsſaal des Raths der Alten eingeführt worden, um auf die Verfaſſung, die vernichtet werden ſollte, den Eid zu leiſten. „Bürger Volksver-

* Moniteur vom 19. Brumaire.

treter!" ſagte er. „Die Republik war dem Tode nahe — Ihr habt es vernommen — Euer Decret hat ſie gerettet. Wehe Allen, welche Unruhe und Unordnung heraufzubeſchwören ſuchen! Ich werde ſie mit Hülfe des General Lefebvre, des General Berthier und aller meiner Waffengefährten niederzuhalten wiſſen. Es wäre unnöthig, in der Vergangenheit Beiſpiele zu ſuchen, die unſer Einſchreiten hindern könnten. Nichts in der Geſchichte iſt dem Ende des 18. Jahrhunderts, nichts im 18. Jahrhundert dem jetzigen Augenblicke gleich. Wir fordern eine auf wahre bürgerliche Freiheit, auf Volksvertretung gegründete Republik, und wir werden ſie erlangen, das ſchwöre ich! Ich ſchwöre es in meinem Namen und in dem meiner Waffengefährten."

Bonaparte hatte geſchworen, aber nicht den geſetzmäßigen Eid, nicht den Eid der Treue auf die Verfaſſung des Jahres III. Garat verlangte das Wort, um dies bemerklich zu machen, aber der Vorſitzende ſchlug es ihm ab unter dem Vorwande, daß, nachdem die Ueberſiedelung zum Beſchluß erhoben ſei, nur noch in Saint-Cloud verhandelt werden könne. Dieſelbe Antwort wurde um dieſelbe Zeit, das heißt gegen elf Uhr Morgens, von dem Präſidenten der Fünfhundert auf die Interpellationen der Mitglieder ertheilt, die eine Begründung des Ueberſiedelungsdecrets verlangten. So bediente man ſich der Verfaſſung, um ſie ſelbſt zu vernichten. Lucian vertagte die Sitzung, berief ſie auf den folgenden Mittag nach Saint-Cloud und die Fünfhundert trennten ſich in höchſter Aufregung unter dem wiederholten Rufe: „Es lebe die Verfaſſung des Jahres III!"

Ein anderer Ruf antwortete vom Tuilleriengarten und vom Platze Ludwigs XV. Bonaparte war wieder zu Pferde geſtiegen, um die Truppen Revue paſſiren zu laſſen, und die Soldaten empfingen den Mann, der für ſie bereits Alles war, mit dem Jubelgeſchrei: „Es lebe Bonaparte!" Von hier aus begab ſich der General in die Commiſſionsſitzung der Inſpectoren, die das Centrum der Bewegung, der Vereinigungspunkt geworden war, dem Alle zuſtrömten, ſowohl um Befehle zu empfangen, als um ſich vom Fortgange der Ereigniſſe zu unterrichten. Dieſe Art von permanentem Ausſchuß der geſetzgebenden Gewalt verlieh der Militairgewalt eine Machtvergrößerung, ohne welche ſie vielleicht nicht mit derſelben Entſchiedenheit gehandelt hätte. Alle Häupter der Verſchwörung waren im Saale der Commiſſion vereinigt und unaufhörlich kamen und gingen die Männer, die eine thätige

Rolle bei den Ereigniſſen ſpielten, ebenſo wie die, welche ſich noch damit begnügten, den Lauf der Dinge zu beobachten. Auch Fouché war gekommen; nach dem unbeſtreitbaren Erfolge des Vormittags zauderte er nicht länger, offen Partei zu ergreifen und ſich thätig zu zeigen. Für jeden Fall hatte er angeordnet, die Barrieren zu ſchließen. Bonaparte hielt die Maßregel für überflüſſig und ließ ſie zurücknehmen. Die Leichtigkeit, mit welcher die Dinge bisher vor ſich gegangen waren, hatte ihm eine außerordentliche Zuverſicht gegeben und er wollte vor Allem den Schein vermeiden, als ob er an dem Gelingen ſeines Unternehmens Zweifel hege. Augereau, der im Geheimen feindlich geſinnt war, den es jedoch erſchreckte, daß man ihn übergangen hatte, kam ebenfalls herbei. „Wie!“ ſagte er zu dem General, „rechneſt Du denn nicht mehr auf Deinen kleinen Augereau?“ Bonaparte forderte ihn wie Jourdan auf, ſich ruhig zu verhalten.

Jeder der Generäle, die Bonaparte begleiteten, hatte ſeinen Poſten und ſeine Aufgabe erhalten. Lannes empfing den Oberbefehl über die Tuilerien, Marmont über die Militairſchule; Sérurier wurde nach dem Point-du-jour geſchickt, Macdonald nach Verſailles; Murat beſetzte Saint-Cloud. Ein Poſten, der compromittirendſte und gefährlichſte von allen, war noch übrig, der Palaſt Luxembourg, in dem ſich der Sitz des Directoriums befand. Hier handelte es ſich nicht mehr darum, eine militairiſche Stellung zu behaupten, ſondern zur offenen Empörung gegen die geſetzliche Regierung vorzuſchreiten, ſich durch Ueberfall der Männer, die ihr angehörten, zu bemächtigen und ihr Kerkermeiſter zu werden; eine Aufgabe, die — mehr eines Polizeibeamten, als eines Generals würdig — gefährlich war, wenn ſie mißlang, entehrend, wenn ſie zum Ziel führte. Bonaparte vertraute ſie Moreau an, der wirklich in die Falle ging und den Auftrag annahm — entweder weil er die ganze Tragweite deſſelben nicht begriff, oder weil er ſich zu feſt gebunden glaubte, um zurückweichen zu können. Dieſer Meiſterſtreich befreite Bonaparte auf immer von der einzigen Nebenbuhlerſchaft, die ihm noch einigermaßen gefährlich war. Wie alle ſchwachen Charactere, bereute auch Moreau, als das Unrecht geſchehen war, und ſuchte ſich rein zu waſchen, aber die Erinnerung an den 18. Brumaire blieb an ihm haften und von dieſem Augenblick an war er vernichtet.

Wo aber waren, während ſich dieſe wichtigen Ereigniſſe in Paris

vollzogen, Kopf und Hand des Directoriums, das jetzt in seinem eigenen Palaste gefangen genommen werden sollte? Jedermann warf diese Frage auf! Barras saß im Bade; Sieyes und Roger-Ducos waren bei den Verschwörern; Gohier und Moulins fingen an, die Augen zu öffnen und beriethen mit einander, was sie hätten thun können, wollen oder müssen. Abends zuvor, gegen Mitternacht, hatte Gohier von Madame Bonaparte eine Einladung zum Frühstück auf eine so übermäßig frühe Stunde erhalten, daß er sich dabei eines gewissen Verdachtes nicht erwehren konnte; ein Verdacht, der denn auch durch seine Frau, die sich allein in das Haus des Generals begab, bestätigt wurde. Bald darauf wurde ihm das vom Rath der Alten erlassene Decret bekannt; er eilte zu Barras, fand ihn im Bade, erhielt die Versicherung, daß er auf ihn rechnen könne und begab sich mit Moulins in den Sitzungssaal des Directoriums, wo ihm Barras Rendezvous gegeben hatte. Kaum hatte sich Gohier entfernt, als Talleyrand und Bruix bei Barras erschienen, um ihn unter dem Versprechen eines Schutzbriefes für seine Person und sein Eigenthum zum Rücktritt von seinem Posten zu bewegen. Talleyrand trug die Rücktrittserklärung fertig in der Tasche, für Barras ein Beweis, wie fest man entschlossen war, dieselbe von ihm zu erlangen. Er unterschrieb, ließ seine Collegen im Stich und krönte eine lange Reihe von Verrätherein durch eine Feigheit.

Auch diese Rücktrittserklärung war das Werk Roederer's, den Bonaparte mit dem Entwurf derselben beauftragt hatte.* Das einzig Bemerkenswerthe darin ist die Stelle, wo Barras erklärt: daß er jetzt, da alle Gefahren für die Freiheit, „Dank der Heimkehr des berühmten Kriegers, dem er einst den Weg des Ruhmes zu öffnen das Glück gehabt," vorüber wären, mit Freuden in die Reihen der einfachen Bürger zurücktrete. Nur dies einzige Mal hat Bonaparte die Dienste erwähnt, die ihm Barras geleistet, aber er erwähnte sie nur, um den Untergang dieses Mannes zu vollenden, während er sich zugleich zum letzten Male seine Empfehlung zu Nutze machte. Bonaparte bedachte nicht, daß er mit der Erinnerung an den geleisteten Dienst auch die Erinnerung seines Undanks verewigte.

* Roederer: Notice de ma vie pour mes enfants.

In Folge dieſer Rücktrittserklärung, welcher die von Sieyès und Ducos bereits vorangegangen, war das Directorium aufgelöſt, denn ſeine Minorität war nicht mehr beſchlußfähig. Gohier und Moulins warteten noch immer in aller Unſchuld auf ihren Collegen, bis ihnen eine Abſchrift ſeiner Amtsentſagung ſein Ausbleiben erklärte. Sie beſchloſſen nun, ſich in den Saal der Commiſſion der Inſpectoren zu begeben, um endlich zu hören, wie die Sachen ſtanden und wo möglich Sieyès oder Ducos zu treffen. Kurz vor ihnen war Bottot, der Secretair Barras', im Commiſſionsſaale erſchienen, um die Vorgänge zu beobachten, und Bonaparte hatte ihn mit dem berühmten, das ganze Directorium angreifenden Ausfall empfangen: „Was habt Ihr mit dem Frankreich gemacht, das ich Euch ſo glänzend hinterließ? Ich hinterließ ihm Frieden und finde Krieg. Ich hinterließ ihm Siege und finde Niederlagen. Ich hinterließ ihm die Millionen aus Italien und finde überall Elend und das Volk ausſaugende Geſetze. Was iſt aus den Hunderttauſenden geworden, die vom Boden Frankreichs verſchwunden ſind? Sie waren meine Waffengefährten und ſie ſind todt! Ein ſolcher Zuſtand der Dinge kann nicht dauern, binnen drei Jahren würde er uns zum Despotismus führen."

Der arme Bottot, den dieſe heftige Anrede überraſchte und aus der Faſſung brachte, machte ſich ſo ſchnell als möglich aus dem Staube, indem er ſich wahrſcheinlich fragte, was er gethan haben könne, um dieſe übermäßige Ehre zu verdienen. Aber er war es auch nicht, dem die Rede galt, und während der General ſeine ſchöne rhetoriſche Ausarbeitung vortrug, hätte Bottot ſehen können, wie der Dichter Arnault dieſelbe gleichſam unter dem Dictat Bonaparte's niederſchrieb, um ſie den Pariſer Zeitungen zu ſenden. War doch bei dieſem Manne Alles, ſelbſt der Zorn, berechnet! Die Directoren Gohier und Moulins, die er noch zu gewinnen hoffte, nahm er in ganz anderer Weiſe auf. „Mit Freuden ſehe ich," ſagte er ihnen, „daß Sie unſern Bitten und denen Ihrer Collegen nachgeben. Sie werden ſich — da Sie dem Vaterlande ergeben ſind — an uns anſchließen, um die Republik zu retten." Als Gohier die Ehre, dies zu thun, für das Directorium in Anſpruch nahm, fragte ihn Bonaparte: „Mit welchen Mitteln denn? etwa mit denen, welche Ihnen Ihre Verfaſſung giebt? Sehen Sie doch nur, wie ſie von allen Seiten zuſammenſtürzt! Dieſe Verfaſſung kann nicht länger beſtehen." — „Wer hat Ihnen das geſagt?" erwie-

Ferraguth, jüdischer Uebersetzer des Aristoteles S. 101. u. 80.
Fleuri S. 200.
Folengo S. 195.
Friedrich II., Kaiser S. 54. 100. Charakteristik dieses Fürsten S. 166. und 167. Ueber den *Brief* desselben an die Universitäten S. 167 ff.
Freind, *Joh.* [† 1728, Verfasser einer von Jourdain mehrmals citirten Geschichte der Medicin von Galen bis zu Anfange des XVIten Jahrhunderts.] S. 80.

G.

Gerard von Broglio, Commentator der Thiergeschichte des Aristoteles nach der Uebersetzung des Mich. Scotus S. 76.
Gerard von Cremona, sein Leben S. 129. u. 150; Schriften S. 150 — 153.
Gerbert (Papst Sylvester II. seit 999) S. 103.
Gerson, *Joh. Charlier de* [Kanzler der Universität zu Paris, vielwirkender Mystiker, † 1429.] S. 203. Note 1.
Gilbert Porretanus [Würdiger Zeitgenosse Abälard's, Lehrer zu Paris, † 1154, Tenn. VIII, 1. S. 204.] S. 26.
Gilleman, *Joh.* [Belgischer Augustiner-Mönch, † 1487, Verfasser eines Hagiologium Brabantinorum in 3 Theilen, noch ungedruckt.] S. 64.
Goldast S. 168.
Gottfried, Abt von Catchar S. 80.
Gratianus [Zeitgenosse des *Petr. Lombardus*, Benedictiner-Mönch zu Bologna um 1150, verdient um wissenschaftliche Behandlung des Kirch.-R. *Fabric.* III, p. 236.] S. 37.
Gregor IX., Papst, seine Bulle an die Universität Paris vom Jahre 1231 S. 199.
Gretser, *Jacob* [† 1624.] S. 200.
Guilielmus Brito S. 195. und öfter bis S. 206.
Gundisalvi, *Dominicus* S. 116. Aus ihm hat man *drei* verschiedene Personen gemacht S. 117 bis 120.
Gundisalinus eine Person mit *Gundisalvi* S. 120.

H.

Haddarschan, *Moses* S. 98.
Hadschi Khalfa [Grofser Polyhistor und Bibliograph zu Konstantinopel im XVIIten Jahrhunderte, der *einzige* Gelehrte in der neueren arabischen Litteratur.] S. 90.

derte Gohier; „Verräther, die weder den Willen, noch den Muth haben, ihr zu gehorchen!“ Dann stellte ihm der redliche Mann mit rührender Einfachheit vor, wie gefährlich es sei, die Gesetzlichkeit zu verletzen, erinnerte ihn an die so oft im Angesicht der Welt wiederholten Eide des gesetzgebenden Körpers und an die Heere der Republik, die nach einem Augenblicke der Ermattung überall siegreich vordrangen. Diese Schilderung war ohne Widerrede um vieles treuer, als die, welche der General, mit völliger Nichtbeachtung des Antheils, den er selbst an unseren Niederlagen gehabt, soeben entworfen hatte. Leider wurde sie in einem Augenblick gegeben, wo es sich nicht darum handelte, Recht zu haben, sondern den Sieg zu erringen, und es lag eine kindliche Unbefangenheit in dem Versuche, einen solchen Gegner, nachdem die Dinge bereits so weit gediehen, überzeugen zu wollen. Als Bonaparte eingesehen hatte, daß Gohier durch alle Freundlichkeit nicht zu gewinnen war, versuchte er Moulins einzuschüchtern, indem er drohte, bei dem geringsten Widerstande seinen Freund Santerre erschießen zu lassen; endlich verlangte er den Rücktritt der beiden Directoren. Trotz der indirecten Drohungen, durch die man sie zum Nachgeben zu zwingen suchte, weigerten sich Beide jedoch ganz entschieden, diese Forderung zu erfüllen. Sie kehrten nach dem Palais Luxembourg zurück, wo sie von Moreau consignirt wurden und, Dank der festen Haltung, die sie an diesem Unglückstage bewiesen, war der Fall der republikanischen Regierung kein unehrenhafter.

Der Tag ging zu Ende, ohne daß der Verschwörung die mindesten Schwierigkeiten begegnet wären. Alle öffentlichen Gewalten waren, sobald man nur die Hand danach ausstreckte, zusammengebrochen. Ein Mann war jetzt schon der Herr von Allem. Bonaparte zweifelte so wenig am Erfolg des nächsten Tages, daß er den Vorschlag Sieyes, die unabhängigen Mitglieder der beiden Räthe im Laufe der Nacht verhaften zu lassen, mit Verachtung zurückwies. Des Sieges gewiß, wollte er nicht, daß irgend Jemand in seiner Nähe einer Besorgniß Raum gebe. Uebrigens gestattete er Fouché, die zwölf Stadtbehörden von Paris außer Thätigkeit zu setzen und ihre ganze Macht auf die Commissaire zu übertragen, deren sich Réal zum Voraus versichert hatte. Der Polizeiminister kannte die Bevölkerung der Hauptstadt, wußte, daß sie der Aufregungen müde war und anfing, von Eigennutz und Furcht beherrscht zu werden. Er ließ daher

eine Bekanntmachung anſchlagen, in welcher er ſeine Mitbürger auf unbeſtimmte Verſchwörungen hinwies und ſie aufforderte, ſich ruhig zu verhalten. „Die Schwachen können ruhig ſein," fügte er hinzu; „die Starken werden ihnen zur Seite ſtehen!" Die Nacht verging in ungeſtörter Ruhe. An verſchiedenen Punkten fanden zwiſchen den Mitgliedern der Reitbahnpartei und den muthigſten Abgeordneten aus den Reihen der Fünfhundert Berathungen ſtatt; aber da dieſe Männer nur zufällig zuſammen traten, in unzureichender Anzahl, ohne Zuſammenhalt und Verbindung mit einander blieben, brachten ſie es nur zu widerſprechenden Beſchlüſſen, ohne jede praktiſche Bedeutung. Es hat vielfach Verwunderung erregt, daß weder in den Tagen, die dem 18. Brumaire vorangingen, noch in denen, die ihm folgten, irgend ein ernſtlicher Widerſtand in's Leben trat. In dieſer Beziehung war eben von einer ihrer beſten Kräfte beraubten Nation nichts zu erwarten. Alle Männer, die ſich ſeit zehn Jahren in Frankreich durch ihren Character, ihren Genius oder ihre Tugenden ausgezeichnet, waren anfänglich der Guillotine und der Verbannung, ſpäter dem Kriege zum Opfer gefallen; unter den Ueberlebenden war keiner ſtark und mächtig genug, um Bonaparte Widerſtand zu leiſten. Dies war die größte, aber nicht die letzte Buße für den Wahnſinn der Schreckenszeit. Eine der bezeichneten Verſammlungen entwarf übrigens einen Plan, der von großem Einfluß auf die Ereigniſſe werden konnte. Ein Dutzend Abgeordnete, unter denen ſich Bernadotte befand, waren bei Salicetti zuſammengekommen und hatten beſchloſſen, am folgenden Morgen, vor der zur Eröffnung der Sitzung beſtimmten Stunde, mit den Collegen, auf die ſie ſich verlaſſen konnten, nach Saint-Cloud zu gehen und Bernadotte das Commando der Garde der Fünfhundert zu übertragen. Salicetti begab ſich jedoch denſelben Abend noch zu Bonaparte, um ihm den Plan zu verrathen, und Fouché ergriff die geeigneten Maßregeln, die betreffenden Abgeordneten von Saint-Cloud fern zu halten.

Bonaparte brachte einen Theil der Nacht damit zu, mit den Inſpectoren und den bedeutendſten Mitgliedern des Rathes der Fünfhundert die Pläne für den folgenden Tag zu beſprechen. Einige der Abgeordneten begannen das helle Licht der geſetzmäßigen Debatte, den Widerſpruch gegen die Nothwendigkeit der Dictatur zu fürchten und ſchlugen Bonaparte vor, ſich mit der Umgeſtaltung des Directoriums und der Stellung eines ſeiner Mitglieder zu begnügen. Der General

nahm jedoch diesen Vorschlag sehr übel auf. „Ein Directorium," sagte er, „bestehe nicht mehr; was Frankreich von ihnen erwarte, wäre nicht eine Palastrevolution, sondern eine Umgestaltung der Verfassung. Eine Art von zeitweiliger Dictatur, oder, wenn dies Wort Mißtrauen erwecke, eine Concentration der vollziehenden Gewalt, das wäre das einzig wirksame und vernünftige Hülfsmittel." Die Andersmeinenden fügten sich. Man kam überein, bei den Räthen die Einsetzung eines Consulats und die Vertagung der Session des gesetzgebenden Körpers auf den 1. Ventose in Vorschlag zu bringen. Der Fall, daß die Nothwendigkeit dieser Maßregel zweifelhaft erscheinen und ihre Annahme verweigert werden könne, wurde gar nicht vorausgesetzt.

Am folgenden Tage, etwas vor zwei Uhr, traten die Räthe in Saint-Cloud zusammen. Vom frühen Morgen an war die Stadt mit Soldaten und Neugierigen überfüllt. Da nichts für die Aufnahme des gesetzgebenden Körpers in Bereitschaft gewesen, war eine Verzögerung der Sitzung eingetreten, die für die Verschwörer von Nachtheil werden konnte; denn da ihr ganzer Plan auf einer Ueberraschung fußte, verlor derselbe bedeutend an Aussicht des Gelingens, wenn den Gegnern Zeit zum Nachdenken und Berathen blieb. Und in der That hatten sie diese Zeit benutzt, um sich gegenseitig zu ermuthigen und anzufeuern. Der Rath der Alten tagte in einem der Säle des Schlosses, der Rath der Fünfhundert in der Orangerie; Bonaparte hatte mit seinem Generalstabe und Sieyes eine der Zimmerreihen des Palastes eingenommen und für den Fall einer Niederlage stand am Gitter des Schlosses ein sechsspänniger Wagen in Bereitschaft.

Im Rath der Fünfhundert wurde die Sitzung durch Gaudin eröffnet, der das Losungswort erhalten hatte. Er verwies die Versammlung auf die Gefahren der Republik, auf die Dringlichkeit, denselben durch schnelles Einschreiten zu steuern, und schlug vor, einen Ausschuß zu ernennen, der über die Mittel zur Rettung der Republik Bericht erstatten sollte. Auf diese Weise hoffte man die Berathung abzukürzen und den bedenklichsten Punkten auszuweichen. Aber der Antrag Gaudin's rief in der Versammlung, die mit vollem Rechte mißtrauisch und über die Vorsichtsmaßregeln, Drohungen und Fallstricke, von denen sie sich seit den letzten zwei Tagen umgeben sah, erbittert war, einen furchtbaren Sturm hervor. Die überwiegende Mehrheit der Fünf-

hundert war aufrichtig republikaniſch geſinnt und wollte die Erhaltung der beſtehenden Inſtitutionen. Der Ruf: „Nieder mit der Dictatur, es lebe die Verfaſſung!“ übertönte alle widerſprechenden Stimmen, bis Grandmaiſon den Antrag ſtellte, der Verfaſſung des Jahres III. abermals den Eid der Treue zu leiſten — ein Antrag, der mit Begeiſterung angenommen wurde. Dieſe Formalität, die Namensaufruf erforderte, nahm jedoch mehrere Stunden in Anſpruch, und ließ den Verſchwörern Zeit, wieder gut zu machen, was bei dieſem Debut verfehlt worden war. Ein neuer Beweis für die unheilbare Unfähigkeit ſolcher Verſammlungen in Verhältniſſen, wo ſchnelles, entſchiedenes Handeln geboten iſt.

Das Verhalten der Abgeordneten hatte deutlich gezeigt, wie wenig auf den Erfolg der Ueberredung zu rechnen war. Einen Augenblick kamen die Leiter der Verſchwörung aus der Faſſung. „Da biſt Du ja in einer ſchönen Lage,“ ſagte Augereau zu Bonaparte mit einer höhniſchen Freude, die er nicht zu verbergen ſuchte. Aber wie konnte der Fructidor den Brumaire verſpotten und verleugnen? Auch im Rath der Alten, wo die Gemüther viel weniger erhitzt waren, nahmen die Dinge keinen befriedigenderen Verlauf. Die Mitglieder, die nicht von der Sitzung benachrichtigt waren, zeigten dieſen Formfehler an und verlangten Aufſchluß über die angeblichen Gefahren, die zu der Ueberſiedelung nach Saint-Cloud Anlaß gegeben hatten. Aber nach einer ziemlich heftigen Berathung gelang es Fargues, Cornudet und den übrigen Freunden Sieyès, die Sitzung zu ſuspendiren, bis eine officielle Benachrichtigung vom Zuſammentritt der Fünfhundert in Saint-Cloud erfolgt ſein würde. Um halb vier Uhr verlas man einen Brief von dem General-Secretair des Directoriums, worin mitgetheilt wurde, daß vier Directoren ihren Rücktritt erklärt hätten, der fünfte durch Bonaparte unter Aufſicht geſtellt ſei, ein Directorium alſo nicht mehr beſtehe. Es wurde hierauf beſchloſſen, den Brief dem Rath der Fünfhundert zu überſenden, damit dieſer eine Candidatenliſte aufſtelle. Dann wurde die Sitzung abermals ſuspendirt. Dieſer Brief enthielt übrigens eine Unwahrheit, denn weder Gohier noch Moulins hatten ihre Entlaſſung eingereicht. Um vier Uhr entſtand heftige Unruhe in der Verſammlung; die Abgeordneten nahmen eilig ihre Sitze wieder ein; der General Bonaparte wurde gemeldet.

Er war unruhig, verwirrt, aufgebracht, und ſein ganzes Weſen verrieth dieſe innere Aufregung. Er hatte darauf gerechnet, daß Alles mit derſelben Leichtigkeit von Statten gehen würde, wie am Tage zuvor, und ſeit einigen Stunden ging Alles ſeinen Vorausſetzungen entgegen. Sein Unternehmen gehörte eben zu denen, welche das Licht und die Controle widerſprechender Erörterungen zu ſcheuen haben. Seine Pläne mußten von der einen Seite aufgezwungen, von der andern erduldet werden, aber darüber verhandeln, hieß ſie vernichten. Es iſt merkwürdig, daß ſich ein ſo ſcharfſichtiger Geiſt der Einbildung überließ, bei Handlungen, deren Beweggründe, Vorwände und Ziele auch nicht einen Augenblick der Prüfung Stand hielten, den Anſchein eines geſetzlichen Vorgehens feſthalten zu können. Die ganze Verſchwörung gründete ſich auf die Exiſtenz eines großen, jacobiniſchen Complotts; dies Complott war aber ſo völlig aus der Luft gegriffen, daß Alle, die ſich mit der größten Entſchiedenheit darauf beriefen und entſchloſſen waren, dem General nichts zu verweigern, ſich zum Schweigen verurtheilt ſahen, ſobald es ſich darum handelte, Thatſachen anzugeben. Es fehlte hier ſelbſt der äußere Schein, der unentbehrlich iſt, um die Wahrheit, beſonders einer Verſammlung gegenüber, zu erſticken, denn in ihrer Vereinigung beſitzen die Menſchen ein Schamgefühl, das ihnen als Individuen abgeht. Dies war auch das Gefühl, das die Anhänger Bonaparte's bisher gelähmt hatte, und er ſelbſt war zugleich erſtaunt und verwirrt, den Einfluß deſſelben zu empfinden. Er hatte ſich gewöhnt, als Feldherr zu befehlen, unbedingten Glauben zu finden, immer zu ſagen: ich will! und es brachte ihn aus der Faſſung, daß er jetzt zur Ueberredung greifen mußte.

Begleitet von ſeinen Adjutanten, trat er in den Sitzungsſaal, nachdem er im Schloßhofe ein Regiment in Schlachtordnung aufgeſtellt und den Officieren laut zugerufen hatte, daß er ein Ende machen wolle. Als er jedoch der Verſammlung gegenüber ſtand, war er ſichtlich verſchüchtert und zugleich unwillig über dieſen ihm ſo ungewohnten Eindruck. Seine Worte verriethen die Beſtürzung, in welche ihn dieſer innere Kampf verſetzte. Nach dem Geſtändniß Aller, die der ſeltſamen Scene beigewohnt haben, giebt die Rede, welche der Moniteur Bonaparte in den Mund legt, trotz ihres Mangels an Logik keinen Begriff von der Verwirrung und Zuſammenhangloſigkeit ſeiner Sprache.

Er begann damit, daß er sagte: die Republik stände auf einem Vulkan. Aber anstatt diese, in den letzten zwei Tagen so oft wiederholte Behauptung zu begründen, ging er plötzlich zu den „Verleumdungen" über, mit denen man ihn, zum Lohn seiner reinen, uneigennützigen Bestrebungen, überhäufte. Man sprach von einem Cäsar, einem Cromwell; man erdreistete sich, ihm den Plan der Gründung einer Militairherrschaft unterzuschieben! Wenn er eine solche Macht an sich zu reißen gewünscht, hätte er dieselbe nicht vom Rath der Alten zu begehren gebraucht. Er hätte nur dem Drängen seiner Kameraden, den Bitten seiner Soldaten nachgeben dürfen, die ihm diese Gewalt seit seiner Rückkehr aus Italien angeboten hätten. Ein Hinweis, welcher der Versammlung bemerklich machen sollte, daß Bonaparte ihre Zustimmung im Fall der Noth entbehren könne. Dann kam er auf die Gefahren der Republik zurück, wußte aber nichts anzuführen, als den „furchtbaren Krieg der Vendée, und daß sich die Chouans einiger Städte bemächtigt hätten." Dies war übrigens falsch, und auf alle Fälle nicht geeignet, die Besorgniß, die er hervorrufen wollte, zu rechtfertigen. Als er die Abgeordneten beschwor, die Freiheit und Gleichheit zu retten, rief ihm Linglet zu: „Und die Verfassung?"

„... Die Verfassung!" rief Bonaparte. „Ihr habt sie verletzt am 18. Fructidor, Ihr habt sie verletzt am 22. Floréal, Ihr habt sie verletzt am 30. Prairial. Die Verfassung! von allen Parteien wird sie angerufen, alle haben sie geschädigt und von allen wird sie verachtet. Sie kann uns kein Rettungsmittel mehr gewähren, weil sie von Niemand mehr anerkannt wird." Diese Beurtheilung der Politik der Staatsstreiche war durchaus gerecht, obwohl er selbst mehr als jeder Andere zu den meisten dieser Rechtsverletzungen beigetragen hatte. Uebrigens war dieser Theil seines Vortrags der einzige, den er mit einiger Beredtsamkeit ausführte. Wenn daraus aber auch hervorging, daß in die Verfassung des Jahres III. einige Reformen eingeführt werden mußten, so war damit doch keineswegs der Beweis geführt, daß alle Macht in den Händen des Generals Bonaparte vereinigt werden müsse, und als er zu dieser Schlußfolgerung kam und versicherte, daß er, „sobald die Gefahren vorüber wären, die Gewalt niederlegen würde," fühlten Alle, wie unzulänglich die Vordersätze waren, um einen solchen Schluß darauf zu gründen. Man drang auf's Neue in ihn, sich über diese Gefahren zu erklären. „Wenn ich Alles

ſagen ſoll," gab er zur Antwort, „wenn ich Namen nennen ſoll, will ich ſie nennen, und Ihnen mittheilen, daß mich die Directoren Barras und Moulins aufgefordert haben, an die Spitze einer Partei zu treten, welche beabſichtigte, alle Männer von liberalen Geſinnungen zu ſtürzen."

Dieſe Anklage, die zwei, erwieſenermaßen weit von einander getrennte Männer in ein und daſſelbe Complott verflocht, bewies nur die Verwirrung und Verlegenheit deſſen, der ſie ausſprach. Jedenfalls war er damit in eine falſche Bahn gerathen, denn was wurde ihr gegenüber aus der jacobiniſchen Verſchwörung, über die man bisher ſo viel Lärm gemacht hatte?

Als ſich Cornudet, der bisher mit dem Ausſchuß der Inſpectoren dies letzte Thema aufrecht erhalten hatte, in dieſer Weiſe bloßgeſtellt ſah, drang er darauf, daß der General ſeine Anklage vervollſtändigen möge. Selbſt der Präſident forderte Bonaparte auf, mehr in's Einzelne zu gehen. Aber ſtatt die verlangten Aufſchlüſſe zu geben, begann er auf's Neue über die Unzulänglichkeit der Verfaſſung zur Rettung des Vaterlandes zu klagen und den Parteien in unbeſtimmten Andeutungen Schuld zu geben, „an ſeine Thür geklopft und ihm eine Macht angeboten zu haben, die er nur von dem franzöſiſchen Volke annehmen wolle." Endlich vergaß er alle Rückſichten, die ihm ſeine Lage noch auferlegte, und griff mit einer nicht länger zurückzuhaltenden Gereiztheit den Rath der Fünfhundert an. „Er zähle nicht auf die Fünfhundert," ſagte er. „In ihrer Mitte befänden ſich Männer, welche die Revolutions-Comite's und die Guillotine wieder einführen wollten. Er zähle nicht auf die Fünfhundert, unter denen die Häupter jener Partei Sitz und Stimme gefunden; die Fünfhundert, aus deren Schooße Emiſſaire abgeſandt wären, um in Paris einen Aufſtand hervorzurufen."

Dieſe Worte waren im höchſten Grade unvorſichtig, ungeſchickt, und konnten nur von einem Manne geſprochen werden, der völlig den Kopf verloren hatte. Sie gaben der Anklage abermals eine neue Wendung, denn nachdem dieſe Anklage zuerſt das alte Geſpenſt des Jacobinerthums, dann Barras und Moulins bezeichnet hatte, griff ſie jetzt den geſetzgebenden Körper ſelber an — ſo ſchwierig war es für ſie, Geſtalt zu gewinnen und eine Thatſache feſtzuſtellen. Die Freunde des Generals waren in der äußerſten Verlegenheit; ſeine Helfershelfer

verzweifelten. Er ſtand einer wohlwollenden, zu drei Vierteln für ihn gewonnenen Verſammlung gegenüber, und hatte bisher nur Dinge vorgebracht, welche ſie reizen und ihr Mißtrauen erregen mußten. Seine Rede ſchloß mit der kaum verhüllten Drohung: „Wenn aber irgend ein vom Auslande bezahlter Redner den Antrag ſtellen ſollte, mich außer dem Geſetz zu erklären, ſo möge er ſich hüten, daß er dies Urtheil nicht über ſich ſelbſt heraufbeſchwört! Wenn er darauf antrüge, mich außer dem Geſetz zu erklären, würde ich mich an meine tapferen Kameraden wenden: an Euch Ihr Grenadiere, deren Mützen, an Euch, Ihr wackeren Soldaten, deren Bayonnette ich im Hintergrunde ſehe! Erinnert Euch, daß mich die Göttin des Glücks und der Gott des Krieges begleiten!"

Der Eindruck dieſer Sprache, deren Schwulſt und Unſchicklichkeit eine weniger nachſichtige Zuhörerſchaft mit Unwillen erfüllt hätte, war ein ſo ungünſtiger, daß der Präſident dem General nicht erlauben wollte, in dieſer Weiſe zu ſchließen. Er hoffte noch immer, daß Bonaparte ſeine Geiſtesgegenwart wiederfinden und der Verſammlung den Vorwand liefern würde, auf den ſie nur wartete, um ihm Alles zu bewilligen, was er verlangte. Zum dritten Male rief er ihn zu der Hauptfrage zurück. „General," ſagte er, „der Rath iſt in der Abſicht zuſammengetreten, von Ihnen die vollſtändige Enthüllung der Verſchwörung, von der die Republik bedroht geweſen iſt, zu erbitten. Bonaparte kam nun abermals auf den angeblichen Antrag Moulins' und Barras' zurück und fügte hinzu: „daß dieſe beiden Directoren nicht ſtrafbarer geweſen wären, als eine große Anzahl anderer Franzoſen, indem ſie eine Thatſache ausſprachen, die ganz Frankreich bekannt war." Dies war Alles, was ſich aus ihm herausbringen ließ. Dann zog er ſich zurück.

Das Characteriſtiſche dieſes ſeltſamen oft beſchriebenen Auftritts ſcheint uns bisher, trotz ſeiner klar in's Auge ſpringenden Eigenthümlichkeit, noch nie in das rechte Licht gerückt zu ſein. Sein auffallendſter, ſelbſt in den vielfach entſtellten Berichten des Moniteur zu erkennender Zug iſt die völlige, abſolute Unmöglichkeit, in der ſich Bonaparte befunden, durch — wenn auch nicht überzeugende, doch einigermaßen glaubwürdige Gründe, die von ihm beabſichtigte Umwälzung zu rechtfertigen. Einer Verſammlung von Mitſchuldigen gegenüber geſtellt, gedrängt, beſchworen in Ermangelung von Beweiſen wenigſtens

eine auf Wahrscheinlichkeit gegründete Anklage vorzubringen, kann er nur abschweifen, stammeln, und ist nicht einmal zu einer jener Motivirungen fähig, mit denen die Parteien bisher so freigebig waren. Giebt es einen besseren Beweis, daß es dieser Umwälzung sowohl an ausreichenden Gründen, wie an jenem Character der Nothwendigkeit gebrach, den man ihr mit Vorliebe zugeschrieben hat? Die Urheber derselben konnten nichts zur Unterstützung ihrer Pläne anführen, nicht einmal Vorwände. Sie hatten zwar begriffen, daß ein mehr oder minder allgemeines Reformbedürfniß nicht genügt, um eine Dictatur zu rechtfertigen; sie hatten gefühlt, daß nur die dringendste Noth das Vernachlässigen aller Gewährleistungen für die Freiheit der Bürger zu entschuldigen vermag; darum hatten sie vor Allem eine große, öffentliche Gefahr vorgeschoben; aber im entscheidenden Augenblicke gelang es ihnen nicht einmal, den Anschein einer solchen zu schaffen, und aus Allem, was sie in langer, mühseliger Arbeit gethan, um das Urtheil ihres Vaterlandes irre zu führen, brach siegreich durch eigene Kraft die Wahrheit zu Tage. Umsonst haben gewandte Sophisten, die in ihrer Vertheidigung des Despotismus weiter gingen, als der Despot selbst, diese Wahrheit zu verdunkeln gesucht. Der Zustand der Dinge verlangte damals eine Reform, durchaus keine unbeschränkte Macht, und nur indem man auf die Eine rechnete, ist es möglich geworden, die Andere zu schaffen.

Sobald die Eidesleistung im Rath der Fünfhundert vollzogen war, hatte die Debatte folgerichtig denselben Weg eingeschlagen, als im Rath der Alten; aber man ging rascher, ungestümer vorwärts. Voll Ungeduld verlangte man zu wissen, wie es sich mit dem großen Complott verhielt, das zu der Uebersiedelung der Räthe nach Saint-Cloud den Vorwand gegeben hatte, und beschloß endlich eine Botschaft an den Rath der Alten zu senden, um ihn nach den Gründen dieser außerordentlichen Maßregel zu befragen. Dann wurde die Rücktrittserklärung Barras' vorgelesen, die den Eindruck hervorbrachte, durch Zwang veranlaßt zu sein, wie es ja auch wirklich der Fall war. Eben beschäftigte man sich mit der Frage, ob es angemessen scheine, seine Stelle sofort wieder zu besetzen, als die Thür aufging und Bonaparte, diesmal von bewaffneten Grenadieren umgeben, in den Saal trat. Bei diesem Anblick geräth die Versammlung in unbeschreibliche Aufregung. Alles springt auf. „Was hat

das zu bedeuten?" hört man rufen. „Was ſollen die Säbel? . . . Was die Bewaffneten?" Die muthigſten Abgeordneten verlaſſen ihre Sitze, ſtürzen auf Bonaparte zu, umringen ihn, ſtoßen ihn zurück, überhäufen ihn mit Schmähungen. „Hinaus mit dem Dictator! Man erkläre ihn außer dem Geſetz!" . . . „Was beginnen Sie, Verwegener! Sie verletzen das Heiligthum der Geſetze!" ruft ihm Bigonnet zu; Destrem tritt ihm mit den Worten entgegen: „Haſt Du darum Deine Siege erfochten?" Noch Andere nehmen ihn beim Kragen und ſchütteln ihn, indem ſie ihm ſeine Verrätherei vorwerfen. Der General, der in der Abſicht gekommen war, die Verſammlung einzuſchüchtern, erbleicht und fällt ohnmächtig in die Arme ſeiner Grenadiere, die ihn aus dem Saale ſchaffen.

Man hat damals ſowohl als ſpäter behauptet, es wären Dolche auf ihn gezückt worden. Dieſem Mährchen wird jedoch von allen glaubwürdigen Zeugen widerſprochen.* Es findet ſich nicht ein Wort von dieſer Bezichtigung in dem übrigens ſehr ausführlichen Bericht des Moniteur vom 20. Brumaire, der doch von den Anhängern des Staatsſtreiches verfaßt worden iſt. Nur in einer Art von Nachſchrift wurde ſie erwähnt. Erſt am folgenden Tage kam man auf den Einfall, den Grenadier Thomas Thomé mit dem, für den General beſtimmten Dolchſtoße zu beehren — eine Erfindung Lucians, die den Zweck verfolgte, die Männer, die man nicht zum Weichen zu bringen vermocht, dem Haſſe preiszugeben. Hätte man wirklich beabſichtigt, Bonaparte zu ermorden, ſo wäre das inmitten des Tumultes, dem er nur mit zerriſſenen Kleidern entging, ſehr leicht auszuführen geweſen. Aber diejenigen, die ſich allein zum Untergang der Republik verſchworen, waren die erſten, die das Vorhandenſein einer Verſchwörung verriethen, und diejenigen, die allein von den Waffen Gebrauch gemacht, gaben ihren Gegnern ſchuld, daß ſie die Abſicht gehabt, ſich derſelben zu bedienen.

* „Ich habe keine Dolche auf ihn gezückt geſehen," ſagt ſelbſt der Prinz Eugen in ſeinen Memoiren. Von allen Freunden Bonaparte's, die an die Thatſache glauben, ſagt nicht einer, daß er ſie ſelbſt geſehen. Alle anderen Augenzeugen oder zeitgenöſſiſchen Geſchichtsſchreiber von Thibaudeau bis Dupont de l'Eure, haben dieſelbe entſchieden abgeleugnet, und als man Arena die That zuſchreiben wollte, fand ſich Niemand, die Anklage zu beweiſen.

Haimo (*Ainoinus*) [Nach Vossius (De hist. lat. II, p. 308..) um das Jahr 820, nach Fabricius (B. l. m. et inf. aet. I, p. 82) um das Jahr 1000 lebend, Verfasser eines Werks: De gestis Francorum, in IV Bdn.] S. 163.

Harun Arraschid S. 88.

Heeren S. 12. 15.

Heinrich von Brabant S. 42. 64. ist *nicht* eine Person mit Wilhelm von Moerbeka S. 66.

Heinrich von Gent S. 64. [Scholastiker, † 1293. Sein bekanntestes Werk: De scriptoribus ecclesiasticis, gab Suffridus Petrus, Colon. 1580, heraus. Vergl. Fabric. III, p. 641 — 643.]

Heinrich von Herford S. 70. [Ueber Leben und Schriften dieses Dominikaner-Mönchs, † 1370, s. Fabricius III, p. 659.]

Heinrich Kosbein S. 59. 66.

Hermannus Alemannus S. 56. Zeit, wenn er die *Ethik* und *Rhetorik* des Aristoteles übersetzte S. 57. — S. 77. S. 156. Er ist der Uebersetzer der Ethik des Aristoteles S. 157. Seine, von Jourdain entdeckte Schrift: *Dictascalion*, S. 158, Note 1.

Hermannus Contractus S. 9. 103. 148 ff. 156. Ueber seine Sprachkenntnisse S. 148 — 151. Er kann unmöglich Arabisch verstanden haben S. 159. u. 160.

Hermann von Dalmatien S. 106 ff. 109. Er ist Verfasser einer Uebersetzung von Ptolemaei Planisphaerium, welche man dem Rudolph von Brügge zuschreibt S. 109. 110.

Hermannus de Schildis, ein westphälischer Augustiner-Mönch S. 151. 156.

Honain S. 88. 90.

Honorius S. 164.

Hustius, Irrthum desselben S. 80.

Hugo, Chronist S. 196.

Hugo a St.-Victore [† 1140] S. 28.

Humbertus de Romanis [Dominikaner, lehrend zu Paris, † 1277. S. *Fabric.* III, p. 837.] eifert *für* das Studium der Philosophie S. 219.

I.

Jacobus, Mönch von Toledo, Uebersetzer des Aristoteles S. 118.

Jacobus, Klerikus von Venedig, Uebers. d. Aristoteles S. 62. 63.

Jacobus Bergomas, ein Chronist des XVten Jahrhunderts, welchem meistentheils Trithemius folgt S. 149.

Jahia ben Dscheslah, s. *Abu Ali*.

Augenblick der eigentliche Herr der Bewegung und der Retter der Verschwörung. Er stieg zu Pferde, hielt den Soldaten eine Rede, schilderte ihnen den Rath der Fünfhundert als: „eingeschüchtert von dolchführenden Abgeordneten, von Banditen, die England besoldete;" es handelte sich jetzt darum, die Versammlung von dieser Minderheit von Meuchelmördern zu befreien. Dann ergriff er einen Degen, und indem er ihn auf die Brust seines Bruders richtete, rief er aus: „Was mich betrifft, so schwöre ich, meinen eigenen Bruder zu durchbohren, wenn er jemals die Freiheit der Franzosen verletzen sollte!"

Dies Rednerkunststück entflammt die Soldaten. Sie antworten mit dem Rufe: „Es lebe Bonaparte!" Murat reißt sie unter dem Wirbel der Trommeln im Sturmschritt fort. Als sie die Thür des Sitzungssaales erreichen, bleiben sie stehen, wie von unwillkürlicher Scheu erfaßt. Der Oberst, der sie befehligt, fordert die Abgeordneten auf, sich zu entfernen. Sie bleiben unbeweglich sitzen, indem sie sich auf ihre gesetzliche Unverletzlichkeit berufen. Aber Trommelwirbel übertönt ihre Protestationen. Der Officier giebt den Grenadieren Befehl, vorwärts zu gehen, und läßt zu gleicher Zeit zum Angriff trommeln. Noch einmal erklingt der Ruf: „Es lebe die Republik!" der letzte, verzweiflungsvolle Aufschrei der sterbenden Freiheit. Wenige Augenblicke später war der Saal geräumt und das Verbrechen vollendet.

Im Lauf des Abends gegen neun Uhr versammelt Lucian etwa dreißig Mitglieder vom Rath der Fünfhundert,* wovon Einige gewonnen, Andere Mitschuldige waren. Sie nennen sich die Mehrheit des Rathes und erklären, daß Bonaparte und seine Officiere sich um das Vaterland verdient gemacht haben. Boulay de la Meurthe, der Berichterstatter des Gesetzes vom 19. Fructidor — ein Präcedenzfall, der ihn berechtigte, auch das Gesetz vom 19. Brumaire einzubringen — nimmt darauf das Wort, um die von den Verschworenen verabredeten Maßregeln: die Einsetzung eines provisorischen Consulats, bestehend aus Bonaparte, Sieyes und Roger-Ducos; die Vertagung des gesetzgebenden Körpers bis zum 1. Ventose; die Ernennung zweier Aus-

* Diese Zahl hat Cornet selbst angegeben.

schüsse, welche aus dem Schooße der beiden Versammlungen hervorgehen und den Consuln bei der Neugestaltung der Dinge behülflich sein sollten; endlich die Ausmerzung von siebenundfunfzig Mitgliedern, die sich durch ihren Widerstand bemerklich gemacht — eine Maßregel, die wenige Tage später durch ein Verbannungsurtheil vervollständigt wurde — zu beantragen. Die fügsame Versammlung bringt einen Theil der Nacht damit zu, Schlag auf Schlag Alles anzunehmen, was man ihr vorlegt. Ihre Abstimmungen erfolgen mit einer Hast, als ob sie das Licht des Tages für dieselben scheue, und um ein Uhr Morgens wird das Decret dem Rath der Alten vorgelegt, der es sofort bestätigt. Sobald das geschehen, erscheinen die drei Consuln und leisten diesem, aus ihren Creaturen bestehenden Scheinbilde der Volksvertretung einen feierlichen Eid. Bonaparte schwört zuerst: „unverbrüchliche Treue der Gesetzlichkeit, der Freiheit, dem Repräsentativsysteme!" Dann ergreift Lucian das Wort, um seine Collegen über das eben vollendete Werk zu beglückwünschen; er scheut sich nicht, diese nächtliche Winkelversammlung mit dem [illegible] ruhmwürdigen Morgenrothe der Revolution zu vergleichen! „Volksvertreter!" sagt er ihnen, „die französische Freiheit ist im Ballspielhause von Versailles geboren. Von dem unsterblichen Auftritt im Ballspielsaale hat sie sich, nachdem sie nach einander der Inconsequenz, der Schwäche, den vielfältigen Krankheiten der Kinderzeit zur Beute geworden ist, bis zu Ihnen geschleppt, und heute hat sie die toga virilis angelegt! Kaum sieht sie sich in Folge Ihrer Entscheidung durch das Vertrauen und die Liebe der Franzosen gestützt, als auch schon das Lächeln des Friedens und des Ueberflusses auf ihren Lippen erscheint. Volksvertreter! Hören Sie den erhabenen Ausspruch der Nachwelt: Wenn die Freiheit im Ballspielhause von Versailles geboren wurde, so ist sie in der Orangerie von Saint-Cloud befestigt worden!" *

Die Geschichte hat die Erinnerung an mehr als eine feierliche Lüge aufbewahrt, aber schwerlich wird sich ein Fall angeben lassen, bei welchem die Wahrheit frecher und schamloser verletzt worden ist. Wenn sich eine Sache dazu gezwungen sieht, inmitten ihres Sieges zu so kecken Fälschungen zu greifen, um sich geltend zu machen,

* Moniteur.

darf wohl behauptet werden, daß sie ihr eigenstes Wesen verleugnet hat, und dem Verdammungsurtheil, das sie dadurch über sich selbst gesprochen, bleibt nichts mehr hinzuzufügen.

Am folgenden Tage veröffentlichte Bonaparte eine Proclamation an die Franzosen. Er kam darin auf die Anträge zurück, die ihm, wie er behauptete, von allen Parteien gemacht waren und die er abgelehnt haben wollte. Er schilderte sich darin als das gehorsame, ergebene Werkzeug des Raths der Alten, als den Vollstrecker der vom Rath beschlossenen allgemeinen Umgestaltung. Er glaubte seinen Mitbürgern, den Soldaten, die bei der Armee ihr Leben opferten, und dem Nationalruhm, den ihr Blut erworben, die Annahme der Herrschaft schuldig zu sein. Dann kam er auf die Vorgänge in Saint-Cloud und sagte: „Ich trage meinen Unwillen und meinen Schmerz in den Rath der Alten; ich bitte ihn, die Ausführung seiner großherzigen Entschlüsse sicherzustellen; ich schildere ihm die Leiden des Vaterlandes, die ihn zu diesen Entschlüssen getrieben, und er stimmt mir zu und giebt mir neue Beweise von der Festigkeit seines Willens. Dann begebe ich mich in den Rath der Fünfhundert, allein, ohne Waffen, barhaupt, wie mich auch der Rath der Alten empfangen und mit Beifall begrüßt hatte. Ich kam, um der Majorität ihre eigenen Beschlüsse in's Gedächtniß zu rufen und sie ihrer Macht zu versichern. Die Dolche, welche die Deputirten bedrohten, werden sogleich auf ihren Befreier gezückt; zwanzig Mörder stürzen auf mich los und suchen meine Brust. Die Grenadiere des gesetzgebenden Körpers, die ich an der Thür des Saales zurückgelassen hatte, eilen herbei und werfen sich zwischen mich und die Mörder. Einer dieser wackeren Grenadiere (Thomé) wird von einem Dolchstoße getroffen, der seine Kleider durchbohrt. Man reißt mich fort .... Franzosen," fügte er zum Schluß hinzu, „Ihr werdet in meinem Verhalten den Pflichteifer eines Soldaten der Freiheit und eines der Republik ergebenen Bürgers erkennen!"

Am 23. Brumaire las man im Moniteur: „Thomas Thomé, Grenadier des gesetzgebenden Körpers, dem der Aermel zerrissen wurde, als er Bonaparte gegen den Dolchstoß schützte, welcher diesem bestimmt war, hat am 20sten bei Bonaparte zu Mittag gespeist und am 21sten bei ihm gefrühstückt. Die Bürgerin Bonaparte hat Thomas

Thomé umarmt und ihm einen Diamantring im Werthe von 2000 Francs an den Finger geſteckt."

Abermals ein der Geſchichte der Prätorianer entlehnter Zug! Paris zeigte ſich während dieſer Ereigniſſe voll Neugier, aber übrigens neutral. Das Volk ſtand den Begebenheiten gleichſam fremd gegenüber. Die Armee rief Beifall, die öffentliche Meinung blieb ſtumm.

So war der Beginn der neuen Macht und ſo war der Mann, dem die Freiheit geopfert wurde.

— Ende des erſten Bandes. —

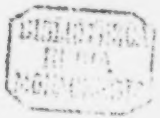

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Band.

Kapitel		Seite
	Einleitung	1
I.	Napoleons Jugend und erſtes Auftreten (1769—1793)	21
II.	Die Belagerung von Toulon und der 13. Vendémiaire	45
III.	Die Unterwerfung Piemonts und Eroberung der Lombardei	80
IV.	Verletzung der Neutralität Venedigs. Wurmſer's Niederlage	115
V.	Gründung der ciſpadaniſchen Republik. Arcole	138
VI.	Rivoli und Tolentino	165
VII.	Der Präliminarfrieden von Leoben	181
VIII.	Die Beſetzung Venedigs. Der 18. Fructidor	212
IX.	Campo-Formio	257
X.	Die Expedition nach Aegypten	277
XI.	Der Feldzug in Syrien	310
XII.	Der 18. Brumaire	332

Édouard Schuré's

Geschichte des deutschen Liedes.

Edouard Schuré's

Geschichte des deutschen Liedes.

Eingeleitet von Adolf Stahr.

Allein berechtigte deutsche Ausgabe.

Berlin.
Verlag und Druck von A. Sacco Nachfolger.
(J. E. Elsasberg)
1870.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ERZIEHER AKADEMIE
ADOLF-HITLER-SCHULEN

15953

Ibn Chaledûn (Khaldun) [Ein neuerer, in Europa noch wenig bekannter arabischer Historiker, voll philosophischen Geistes. S. von Hammer Fundgruben des Orients, Th. I, S. 113.] S. 85.
Ibn Thophail S. 98.
Jezdedgerd, *Aera des* S. 105. [Diese Aera der Orientalen beginnt von 636 oder 632 nach Christo mit dem Sturze des Persischen Reichs unter Jezdedgerd III., regierend von 632 — 636. Vergl. d'Herbelot Or. Bibl. II, S. 830.]
Ingulphus S. 50. [Schreiber d. K. Wilh. d. Eroberers, Abt zu Croyland, † 1109, verfaßte eine Geschichte seiner Abtei von 664 — 1091. *Fabric.* IV, p. 89..]
Innocentius III. [Papst von 1198 — 1216.] Brief an die französ. Prälaten S. 51. und an die Universität von Paris S. 52.
Johannes Argyropylos S. 58. 59. *S. Argyropylus.*
Johannes Basingestokes S. 60.
Johannes von Cremona, Uebersetzer arabischer Schriften S. 147.
Johannes Daspaso, Uebersetzer arab. Schriften unter Alphons X. S. 147.
Johannes Hispalensis, von Sevilla, Uebersetzer des Alfraganus und Thebith S. 123 — 127.
Johannes von Messina, Uebersetzer arabischer Schriften S. 147.
Johannes, Schüler des Constantinus Afer S. 102.
Johannes Saracenus [Abt zu St.-Denys um 1160. *Fabr.* IV, p. 379.] S. 49. 50. 61.
Johannes Sarisberiensis S. 27. 32. 49. II, 238..
Jona ben Ganach, ein jüd. Philosoph des XIIten Jahrhunderts S. 98.
Ishak, Uebersetzer griechischer Werke ins Arabische S. 88. 90.
Judas, genannt *Alkohan*, Uebersetzer arabischer Schriften unter Alphons X. S. 147.
Judas, Sohn des Moses, Uebersetzer arabischer Schriften unter Alphons X. S. 146.

K.

Karl der Große läßt das Griechische in Schulen lehren S. 46. 47. Meinung, daß er in Jerusalem gewesen S. 80. 81.
Karl der Kahle S. 47.
Karl der Stammler, Liebhaber griechischer Gebräuche S. 47.
Khaldun, s. *Ibn Chaledûn.*
Khaled. Seine Schriften übersetzt Robert Retinensis S. 109.
Khondemir S. 87.

Bibliothek

Einleitung.

Eine Geſchichte des deutſchen Liedes von einem Franzoſen geſchrieben muß ſicherlich unter allen wunderbaren Erſcheinungen in der Litteratur unſerer Zeit als eine der wunderbarſten angeſehen werden.

„Wie! ein Franzoſe ſollte es möglich machen, in das innerſte Gemüthsleben des deutſchen Volkes einzudringen! ein Franzoſe die Fähigkeit haben, den lyriſchen Herzſchlag unſeres Volkes mitempfindend zu belauſchen, hinabzuſteigen in die geheimſten Tiefen, aus denen der unverſiegbare Born des deutſchen Liedes emporquillt? Mehr noch: er ſollte im Stande ſein, nicht nur ſeiner eigenen Nation eine Ahnung zu geben von dieſen Schätzen unſerer Lyrik! Er ſollte es nicht nur vermögen, durch Nachbildung in ihrer Sprache den Franzoſen das deutſche Volkslied von ſeinen Uranfängen bis zur Erneuerung und Wiedergeburt deſſelben durch den Genius Goethe's nahe zu bringen, ſondern ſein Verſuch einer populären Geſchichte des deutſchen Liedes ſollte ſogar dazu angethan ſein, in unſerer eigenen Litteratur Beachtung zu beanſpruchen, ja vielleicht ſogar in derſelben eine Lücke auszufüllen?“

„Unglaublich! Unmöglich!“

Also entgegneten mir alle diejenigen Freunde, denen ich, seit mir das Schuré'sche Buch zuerst im vorigen Jahre während meiner Villegiatur in Montreux zu Gesichte gekommen war, meine Freude an demselben als an einem neuen Vorschritte zu der von Goethe prophezeihten „Weltlitteratur" mündlich oder schriftlich auszusprechen mich gedrungen gefühlt hatte. Aber ich habe die Genugthuung, hinzusetzen zu dürfen, daß eben dieselben zweifelnden Freunde — und gewiß, ihr Zweifel vor der Lesung des Buches mußte als völlig berechtigt erscheinen — nachdem sie das ihnen von mir so lebhaft empfohlene Buch des französischen Autors selbst gelesen hatten, sich ohne Ausnahme zu meinem Urtheil bekehrten und mir für die Empfehlung desselben ihren Dank aussprachen. *

Ich wage zu hoffen, daß dasselbe auch von Seiten derjenigen der Fall sein werde, denen jetzt das Buch Edouard Schuré's auf meine Veranlassung in deutschem Gewande geboten wird, wenigstens von allen denen, welche mit mir in demselben Falle sind: eine ähnliche geistvoll ansprechende und im edelsten Sinne populäre Darstellung der Geschichte des deutschen Liedes in unserer deutschen Litteratur nicht zu kennen.

Im Uebrigen muß das Buch für sich selbst sprechen, und ich denke, es ist dazu hinlänglich geeigenschaftet. Was aber den französischen Ursprung desselben betrifft, so hat es damit, wie ich sogleich zeigen werde, allerdings seine besondere Bewandtniß, welche dazu beitragen wird, das obengedachte „Wunderbare" und „Unglaubliche" einer solchen Erscheinung einigermaßen zu erklären.

* Uebereinstimmend mit diesem Urtheile haben sich die mir bekannt gewordenen öffentlichen Journalurtheile (z. B. von Herrn Gottfried Böhm in München und von Herrn Dr. Julius Brakelmann in Paris, s. Magaz. für die Litteratur des Auslandes 1868, Nr. 30 u. 31) ausgesprochen.

Edouard Schuré ist ein Elsasser und also deutschen Blutes. Geboren und erzogen in der alten Metropole des Elsasses, in Straßburg, in der Stadt, in der Goethe seine lyrische Jugend verlebte und aus dem Munde seiner geliebten Seesenheimer Friederike zuerst die herzgewinnende Anmuth deutscher Volkslieder vernahm, wuchs er gleichsam zweisprachig auf. Aber er begnügte sich nicht mit demjenigen deutschen Idiom, welches seine Provinz ihm allein bieten konnte, sondern er studirte die deutsche Sprache, wie es wenige in Deutschland selbst Geborene thun. Er nährte frühzeitig seinen Geist mit den Meisterwerken unserer klassischen Litteratur, an Lessing und Herder, Schiller und Goethe, und nach vollendeten Universitätsstudien auf den Bildungsanstalten Frankreichs machte er einen mehrjährigen Aufenthalt in Süd- und Norddeutschland, bei welchem er die in der Heimath begonnenen Studien der deutschen Litteratur und ihrer Geschichte, sowie der deutschen Musik fortsetzte und tiefer begründete. Als ich ihn vor mehr als vier Jahren in Berlin kennen lernte, wo er dieser Studien wegen über ein Jahr verweilte, sprach und schrieb er das Deutsche beides in einer Weise, wie die Besten unter den Gebildeten unserer Landsleute, und wenn man irgend einen Unterschied fand, so war es nur in der, bei unseren deutschen Landsleuten nicht eben allzuhäufig anzutreffenden Enthaltung von allem Vulgären und Niedrigen, in der Sorgfalt und Gewähltheit des Ausdrucks, welche auf eine, für mich nichts weniger als unangenehme Weise das liebevolle Studium verrieth, mit welchem er sich in den Vollbesitz unserer Sprache gesetzt hatte.

Schon damals betrieb er eifrig die Vorarbeiten zu seiner Geschichte des deutschen Liedes von der ältesten bis auf die neueste Zeit, und die Proben, welche er uns bei mehreren Gelegenheiten von seinen Uebersetzungen, namentlich Goethe'scher Lieder, mittheilte, übertrafen weit alles Das-

jenige, was ich mir von Ueberſetzungen dieſer duftigſten Blüthen unſerer deutſchen Lyrik in das widerſtrebende franzöſiſche Idiom als möglich vorgeſtellt hatte. Fanny Lewald ſchrieb von ihm in ihrem Buch: „Sommer und Winter am Genferſee“ * bei Gelegenheit einer kleinen, von uns am 28. Auguſt in Glion veranſtalteten, Geburtstagsfeier Goethe's, zu welcher der uns dort beſuchende Freund durch Vorleſung einiger ſeiner Ueberſetzungen einen erwünſchten Beitrag geliefert hatte: „geiſtreich und von ſchneller Auffaſſung, dabei tief ſinnig und von hoher poetiſcher Empfänglichkeit, ſelbſt eine dichteriſch und muſikaliſch angelegte Natur, und dabei des Deutſchen wie des Franzöſiſchen als ihm angeborener Sprachen, als doppelter Mutterſprache mächtig, iſt er, wie kaum ein Andrer, dazu geeignet, den Franzoſen, ſeinen Landsleuten, die Vorzüge der deutſchen Poeſie eingänglich zu machen, und iſt er in ſeiner Arbeit mit einer männlichen Offenheit zu Werke gegangen, die, frei von aller nationalen Voreingenommenheit, eben einen Beweis mehr liefert für die Möglichkeit jener rein auf das Schöne und Wahre geſtellten allgemeinen Bildung, welche Goethe von der internationalen Weltlitteratur erhoffte, und die hinwiederum nur die Folge (und ich ſetze hinzu gleichzeitig die fördernde Urſache) einer litterariſchen und Kultur- und Friedensliga der Völker Europa's ſein kann.“

E. Schuré's erſtes ſchriftſtelleriſches Auftreten bezeichnet eine Abhandlung „Ueber die Aufgabe der Kunſt im neunzehnten Jahrhundert“ (**La mission de l'art au XIXme siècle**, 1866—67). Es war eine Kritik von Proudhon's merkwürdigem Buche „Ueber das Prinzip und die ſoziale Beſtimmung der Kunſt“ (**Du principe de l'art et de sa destination sociale**), in welcher der junge Autor die Miß-

* Sommer und Winter am Genferſee. Ein Tagebuch von Fanny Lewald. S. 199—200.

griffe und Irrthümer der Aesthetik des berühmten französischen Schriftstellers aufzeigte, deren Resultat schließlich auf den Satz hinausläuft: die Kunst sei eine Predigerin der Moral und ihre einzige Aufgabe in der neuen Zeit sei die, Kritik an der gegenwärtigen Gesellschaft zu üben mit der praktischen Absicht, diese Gesellschaft und ihre Sitten zu verbessern, was denn etwa auf die Aesthetik des bekannten realistischen Malers Courbet hinausläuft. Diesen Behauptungen gegenüber vertrat Schuré die Sache des Ideals und der Unabhängigkeit der Kunst. Die kleine Schrift, welche es wohl verdiente, in unsere Litteratur eingeführt zu werden, mündet aus in Sätzen, welche jener Lehre völlig entgegengesetzt sind. Sie zeigt, daß in aller Kunst das Streben nach dem Ideal, d. h. nach einer allgemeinen, unter einer besonderen Form vollendet und lebendig erschienenen Wahrheit, ein wesentliches Erforderniß sei. Sie stellt als Aufgabe und Zweck der Kunst hin, daß sie den Menschen befähige zum Verständniß, zur Empfindung, zur Liebe des Menschen. Sie weist nach, daß die Kunst keineswegs in directer Abhängigkeit von der Moral stehe, daß ihre einzige Pflicht sei, die Wahrheit in vollster sinnlicher Lebendigkeit auszudrücken und daß, und wie sie eben dadurch, daß sie dieser Pflicht genüge, nothwendig auch moralisch sei. Sie entwickelt ferner das wahre Verhältniß der Kunst zur Religion und die fortschreitende Unabhängigkeit der ersteren von allem dogmatischen Inhalt der letzteren. Sie erklärt den Verfall der Kunst der Gegenwart aus der mangelhaften geschichtlichen Bildung und aus der vorherrschenden Ideenlosigkeit der Künstler und schließt mit dem erhebenden Vertrauen: Das Ideal, welches in der Kunst der Zukunft zur Herrschaft zu gelangen habe, werde sein: der freie Mensch und die Brüderlichkeit der Kulturvölker der Menschheit (L'idéal qui dominera dans l'art nouveau sera: l'homme libre et l'humanité fraternelle).

An dem vorbereitenden Aufbaue dieses erhabenen Ideals der Kunst darf nun unser Freund als ein begeisterter und befähigter Mitarbeiter gelten, und wohl kann man sagen, daß seine für Frankreich geschriebene Geschichte des deutschen Volksliedes, zu der wir nach dieser kurzen Abschweifung zurückkehren — ein werthvoller Baustein zur Verwirklichung desselben heißen darf.

Die erfrischende Wiedergeburt, „die Regeneration der französischen Poesie durch das Studium der ursprünglichen und ächten Volkspoesie," das ist es, was Schuré mit seinem Buche anstrebt. Er möchte seine Landsleute auf die Hauptquelle hinweisen, aus der sie allein diese ihnen hochnöthige Erfrischung gewinnen können, und er scheut sich nicht, zu diesem Ende seinen Franzosen Wahrheiten zu sagen, an die sie seit lange nicht gewöhnt sind. Und doch giebt es in der That kaum ein Volk, dem die Beherzigung des Wortes von der freimachenden Kraft der Wahrheit so nöthig wäre, wie den Franzosen. Sowohl in seinem Avant-propos, wie in dem Schlußkapitel — die beide, weil in ihrer Ausführlichkeit vorzugsweise auf französische Leser berechnet, in unserer Uebersetzung auf den Wunsch des Autors selbst ausgelassen sind — rollt er vor den Augen seiner Landsleute ein Bild ihrer verkümmerten poetischen Litteraturzustände auf, wie es bisher noch kein Franzose darzustellen gewagt hat, unbekümmert gleich seinem Mitstrebenden P. Lanfrey, dem Historiker Napoleon I., um die Unpopularität, welcher er mit solchem Freimuthe in der französischen Kritik zu begegnen Gefahr läuft.

Es ist die Centralisation, welche nicht nur die politische Bildung zur Freiheit in Frankreich, sondern mit dem individuellen Leben der Provinzen zugleich die ächte Poesie, die Volkspoesie erstickt hat. Lammenais bekanntes Wort: „Eure Centralisation ist die Apoplexie im Centrum und die Paralysie in den Extremitäten," gilt nicht nur für das politische,

ſondern ebenſowohl für das geiſtige, ſittliche und poetiſche Leben Frankreichs. Seit dreihundert Jahren iſt es Paris, das der franzöſiſchen Litteratur ſeinen Stempel aufdrückt, Paris, das die Verſchmelzung des Volksgeiſtes mit dem Geiſte ſeiner großen Dichter verhindert, die Provinz corrumpirt, ganz Frankreich erſtickt. Die alte Volkspoeſie exiſtirt in Frankreich nicht mehr. Die chansons populaires, die das Volk ſingt, ſind nicht etwa Erzeugniß des Volks, ſondern werden ihm zurecht gemacht von den Pariſer Vaudevilliſten, deren Productionen von Paris aus die Runde durch alle Provinzen Frankreichs machen. Der Gedanke, ſich an der Poeſie des Volks — ſo weit etwa hie und da noch ſpärliche Reſte davon vorhanden ſind — zu erfriſchen, liegt den franzöſiſchen Dichtern meilenfern. Wie ſollte es auch anders ſein? Sind doch ihre Ueberreſte den meiſten unter ihnen völlig unbekannt, und die Entwickelung volksthümlicher Poeſie überhaupt bei den Franzoſen durch das Ueberwuchern der Rhetorik, den verderblichen Geſchmack am Conventionellen, durch den Druck der Städte auf das Land und vor Allem durch die litterariſche Centraliſation längſt abgebrochen und ertödtet worden.

Von einem Verhältniß des Volks zu ſeiner ureigenen Poeſie, der Kunſtdichtung zur Volksdichtung, wie es bei anderen Völkern Europa's und zumal bei uns Deutſchen die Lebensquelle ausmacht — (Schuré entwirft davon in ſeiner Vorrede eine wahrhaft begeiſterte und aus eigener Anſchauung in unſerm Vaterlande gewonnene Schilderung) kann daher in Frankreich gar nicht mehr die Rede ſein. „Eben darum aber iſt," ſagt er, „die lyriſche Poeſie in Frankreich nicht, was ſie in Deutſchland iſt, und unſere größten Dichter ſind für ihre Nation weit nicht das, was die deutſchen Dichter für die ihrige ſind. Trotz jener heilſamen Bewegung, welche um 1820 begann und mit 1848 endete, iſt unſere Poeſie faſt durchgehends ein Luxus der

litterarisch gebildeten Klasse, eine Schöpfung geschickter Mache, ausschließlicher Genuß der Feinschmecker, eine Schulübung, bei der Deklamation und Rhetorik die Hauptbestandtheile bilden. Nur selten gelingen ihr jene Töne, welche unmittelbar das Herz treffen und dem Ungebildeten wie dem Gebildeten ihre Macht fühlbar machen." In seiner Schlußrede vergleicht er nicht unrichtig in dieser Beziehung die französische mit der römischen Poesie der Kaiserzeit und findet in beiden ein schädliches Ueberwuchern des dramatischen Elements, welches oft die schönsten Erzeugnisse entstelle. Es muß den Franzosen bitter ankommen, wenn sie hören, wie der Geschichtschreiber und Verehrer der deutschen Lyrik ihnen von den Fremden zurufen läßt: „Eure Dichter meditiren, raisonniren und ergehen sich in einer Philosophie ihrer Empfindungen. Sie sind vollendete Redner und man möchte zuweilen sagen, daß sie unter dem Eindrucke ihrer stärksten Erregungen doch immer an ihre äußere Haltung (attitude) und deren Wirkung auf ihr Publikum denken."

Das ist denn auch durch die siegreiche Bewegung der Romantiker gegen die Zopfklassiker nicht anders geworden. Denn auch diese Bewegung blieb, wie Schuré bemerkt, auf Paris beschränkt und hatte eben deshalb durchaus nicht jenen tiefeingreifenden sozialen Einfluß, wie ihn die in unserem Vaterlande in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch unsere Heroen Lessing, Herder, Schiller und Goethe hervorgerufene Erneuerung der deutschen Poesie unwiderstehlich bei uns erzeugte. Vielmehr ist Paris heute fast mehr noch als früher der ausschließliche, absolute litterarische Mittelpunkt Frankreichs geworden. „Nicht für Frankreich," ruft Schuré aus, „lebt, denkt und schreibt die Elite der Franzosen, sondern Paris ist es, dem alle ihre Bestrebungen gelten. Die Litteratur macht heute der großen Stadt ebenso unterwürfig den Hof, wie einst dem großen Könige. Alles ringt und strebt, sich in diesem

Mittelpunkte rasch einen Namen zu machen, und man hat weit weniger den männlichen Stolz, seine Ideen seinen Volksgenossen bis zu den äußersten Grenzen Frankreichs mitzutheilen, als vielmehr die Eitelkeit, die Stimme der Hauptstadt für sich zu gewinnen. — Ausschließlich beschäftigt mit ihrem hauptstädtischen Erfolge, haben die französischen Dichter in ihrem Hochmuthe immer mehr und mehr die Volkspoesie ihres Landes vernachlässigt, aus der sie doch so manche gute Lehre für Einfachheit, Anmuth und wahre Kraft des Ausdrucks hätten gewinnen können. Diese letztere ihrerseits, die alte französische Volkspoesie, der Volksgesang, le chant populaire, sind in den Provinzen durch den Druck dieser hauptstädtischen Verachtung und Vernachlässigung zu Grunde gegangen. An ihrer Stelle haben sich die Pariser Fabrikate eingedrängt, diese Vaudeville-Refrains und Couplets ohne Geist und Gemüth, von zotenhafter Gemeinheit, wo die Albernheit der Gedanken mit der Schamlosigkeit des Ausdrucks um den Preis ringt. Aber — diese neuen Chansons kommen von Paris! Das genügt der Provinz, sie bewundernd aufzunehmen, genügt dem Landmann, über diese Armseligkeiten die empfindungsvollen und naiven Lieder seiner Väter zu vergessen. „Noch zehn Jahre unseres gegenwärtigen politischen Zustandes" (also schließt der edle Franzose seinen Klageruf), „noch zehn Jahre unserer heutigen sittlichen Zustände — und es wird in ganz Frankreich keine andere Volkspoesie mehr geben, als die der Cafés chantants!"

Und doch hat in Frankreich so gut wie überall sonst das Volk einst seine Poesie gehabt, sein Träumen und Sinnen, sein Lieben und Hassen, sein Fürchten und Hoffen auf seine Weise in Lied und Sang ausklingen lassen. Wer es nicht wüßte, könnte es aus mehreren Dichtungen George Sand's lernen und aus ihnen zugleich erfahren, daß von

dieſer alten franzöſiſchen Volkspoeſie noch ſo mancher Reim, mancher ergreifende Ton in die Gegenwart hinüberklingt. Schuré zählt die Litteraturforſcher auf, welche ſeit einiger Zeit mit Eifer bemüht geweſen ſind, dieſe trümmerhaften Reſte zu ſammeln und bekannt zu machen. So de la Villemarqué mit ſeiner Sammlung von Volksliedern der Bretagne, Francisque Michel, Beaurepaire, Max Buchon, Bujeaud mit ihren Aufzeichnungen und Studien über die Volkslieder der Normandie, des Baskenlandes, der Franche-Comté und anderer Provinzen. Was die zuerſt genannte Sammlung anlangt, ſo haben Moritz Hartmann und Ludwig Pfau ihren Inhalt in vortrefflichen Ueberſetzungen unſerer Litteratur einverleibt,* welche Herrn Schuré unbekannt geblieben zu ſein ſcheinen. Wir ſehen in dieſer Sammlung die ganze bretoniſche Geſchichte in ihren Hauptepochen, ihre Mythen- und Heldenzeit, ihr Mittelalter, ihren Kampf gegen die Reformation und gegen die Revolution in Liedern an uns vorüberziehen, während es zugleich nicht fehlt an volksthümlicher Poeſie von allerhand Balladen, Liebesliedern und religiöſen Liedern, aus denen ein neuerer ſpecifiſch bretoniſcher Dichter, Brizeux, von dem die deutſchen Ueberſetzer gleichfalls Proben mittheilen, ſich nicht unglücklich inſpirirt hat.

„Aber wir haben ja Béranger!“ möchten ſeine Landsleute unſerm Autor zurufen. „Iſt Béranger nicht ein genügender Vertreter des ächt franzöſiſchen Geiſtes in der volksthümlichen Poeſie.“

Schuré's Antwort iſt bezeichnend für ſeine ganze Anſchauungsweiſe. Er erkennt Béranger's Größe vollkommen an, aber er behauptet zugleich, daß er und ſeine Chanſonpoeſie weit entfernt ſeien, den franzöſiſchen Geiſt in ſeinem

* Bretoniſche Volkslieder. Größtentheils nach der Sammlung des Herrn de la Villemarqué überſetzt von M. Hartmann und Ludwig Pfau. Köln 1859 bei Du Mont-Schauberg. 479 Seiten.

Konstantinopel erobert von den Lateinern S. 49. Einfluſs dieser Begebenheit auf die Wissenschaften S. 50.

L.

Lambertus Danaeus, s. *Danaeus*.
Launoy, Irrthum desselben S. 80.
Leander Albertus S. 64. [† 1550, Verfasser eines Werks: De viris illustribus Dominican. lib. VI.] *S. Albertus*.
Lelandus, *Joannes* [Aus London, Bibliothekar K. Heinrich's VIII., ein M. von unermeſslicher Gelehrsamkeit, † 1552. Sein Hauptwerk: De scriptoribus britannicis, ist edirt von Anton Hall, Oxf. 1709. (S. *Fabric.* I, p. 276. IV, p. 255 — 260.) Aus ihm schöpften *Baleus* und *Pitseus*.] S. 74. und öfters.
Lenglet-Dufresnoy S. 109.
Leo Africanus S. 90. [Ueber sein Leben s. *Brucker* Hist. crit. phil. III, p. 5. 6. Sein Werk: De viris inter Arab. illustribus, steht in *Hottinger's* Bibliothecar. quadripartit. p. 246. und in *Fabric.* Bibl. gr. XIII, p. 259.]
Leonardus Aretinus S. 57.
Lucretius, im M. A. gelesen S. 22.

M.

Mamun, Khalif, eifrig bestrebt für die Aufklärung der Araber S. 88.
Manfred [König von Sicilien, seinem Vater Kaiser Friedrich II. ähnlich an Geisteskraft und Gesinnung, Schützer der Wissenschaften, † 1266.] S. 54. 169. 176.
Manget S. 109.
Marcus Toletanus S. 115. Uebersetzer des Aristoteles S. 118. [Ueber einige andere Arbeiten dieses Uebersetzers redet *Fabric.* V, p. 75.]
Martene, *Edm.* S. 168.
Matthäus von Paris [Ein englischer, als Historiker bekannter Mönch, † 1259. Vergl. *G. J. Vossius* De hist. lat. p. 472. *Fabric.* V, p. 158..] S. 56. 61.
Mathias. S. 80. Note 6. lies: *G. Matthiae* Conspectus historiae medicorum chronologicus, (Götting. 1762).
Metzler, *Jod.* [Mönch zu St.-Gallen, schrieb gegen Anfang des XVIIten Jahrhunderts ein Werk: De viris illustribus Monast. St.-Gall. libri II.] S. 150.
Moawijah, Khalif S. 82. 85.

vollen Umfange auszudrücken. Béranger ist für ihn der vollendete Typus des Pariser Chansonnier. Darin besteht seine Stärke wie zugleich seine Schwäche. „Béranger hat das Genre des Pariser Straßenliedes aus den Zeiten des Kardinal Retz veredelt und zu seiner Vollendung entwickelt, ohne ihm seinen ursprünglichen Charakter zu rauben; er hat es erweitert, indem er es befruchtete mit den patriotischen und Humanitäts-Ideen dieses Jahrhunderts. Daher sein großer und berechtigter Erfolg nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen europäischen Litteratur." Man denke nur an die Bewunderung, mit welcher Goethe sich über ihn wiederholt gegen Eckermann ergeht. „Aber man soll ihm nicht nachahmen, sondern ihn als Beispiel benutzen. Die Aufgabe ist, für ganz Frankreich das zu thun, was Béranger für Paris gethan hat. Es gilt, die alte volksthümliche Poesie der Provinzen des ganzen Landes in edlen und kräftigen Dichtungen erneuernd umzubilden, zu entwickeln, zu veredeln und den Muth zu haben, wahrhafte Franzosen zu sein, ohne daß der Dichter dabei seine Provinzial-Individualität als Bretagner, Provenzale, Pariser u. s. w. völlig aufgiebt. Dieser Weg, den in der Prosadichtung George Sand, und setzen wir hinzu Erckmann-Chatrian betreten haben, ist nach Herrn Schuré der einzige, der zu einer kräftigenden Erneuerung der französischen Poesie führen kann. Frankreich hat reichlich eben so viele provinziale Unterschiede, als Deutschland, und doch: wie anders ist es hier, als dort! „Was in Deutschland unaufhörlich die Poesie befruchtet, ist das überall eigenartig entwickelte Leben jedes Theils, während doch Gefühl für und Streben nach Zusammengehörigkeit mit dem großen nationalen Ganzen nirgend fehlen." Daher dort überall Eigenart und gegenseitig mitgetheilter Reichthum poetischen Geistes, Tons und Ausdrucks, während ganz Frankreich nur eine Pariſiſche Litteratur kennt.

Wenn nun aber — und Schuré ist aufrichtig und unbefangen genug, dies einzusehen — die noch vorhandenen Reste der nationalen französischen Volkspoesie nicht ausreichend sind, um an ihnen und aus ihnen eine erfrischende Wiedergeburt der französischen Dichtung zu gewinnen und der in abgelebten Formen verknöcherten und in der Pariser Stickluft verkümmerten Salon- und Hauptstadtpoesie frisches Blut und neue Lebenssäfte zuzuführen, — was bleibt dann anders übrig, als daß die Franzosen endlich einmal die chinesische Mauer gründlich durchbrechen, welche, wie schon Frau von Staël in ihrem Buche über Deutschland vor einem halben Jahrhundert gesagt hat, von der Nationaleitelkeit um ganz Frankreich gezogen ist, um alle fremden Ideen abzuhalten? Was bleibt übrig, als bei der Versiegtheit oder Spärlichkeit des Jugendbrunnens der eigenen Volkspoesie diejenigen Labequellen aufzusuchen und zu benutzen, welche in der Volkspoesie anderer Nationen und zumal der Deutschen so überreichlich und in einer von den Franzosen bisher nicht geahnten Fülle und Heilkraft fließen?

Für Deutschland nun hat Edouard Schuré seinen Landsleuten mit diesem seinem Buche den Weg in einer bisher noch nicht versuchten Weise gebahnt; und alle Franzosen — sofern sie nicht an jenem Cardinalfehler leiden, welchen der treffliche Lanfrey ihnen in seiner Geschichte Napoleons mit unerschrockenem Wahrheitsmuthe vorwirft * — müssen und werden ihm dafür Dank zu zollen haben. Bis jetzt sind sie damit freilich noch einigermaßen in Rückstand geblieben und selbst günstige Besprechungen in französischen Journalen, die mir zu Gesicht gekommen, konnten sich nicht enthalten, ihrer schmerzlichen Verwunderung darüber Ausdruck zu geben: daß ein Franzose es unternehme, seinen Lands-

* une nation si incurablement vaniteuse. Lanfrey, Hist. de Napoléon I. Tom II. p. 204.

leuten deutsche Poesie und deutsches Wesen als Muster vorzuhalten! Es sei das wenig „patriotisch!“ Aber gegenüber der Wahrheit giebt es keinen anderen Patriotismus, als deren Anerkennung. Nur Eitelkeit und; mangelhafte Einsicht können den nationalen „Ruf“ auch da vorziehend vertreten, wo die Thatsachen laut das Gegentheil beweisen.

Was uns Deutsche betrifft, so begrüßen wir, wie gesagt, in diesem Buche Schuré's eins jener erfreulichen Zeichen der friedlichen und freundlichen Annäherung der Volksgeister, ein Unterpfand mehr für die Erfüllung der großen Aufgabe der Kulturnationen Europa's: sich gegenseitig mit ihren Eigenschaften und Leistungen brüderlich zu ergänzen und zu fördern. Solcher Zeichen bedarf der denkende Freund der Menschheit und ihrer Entwickelung doppelt zu seinem Troste in einer Zeit, wo die recht eigentlich unmenschlichen Leidenschaften der gewalthabenden Mächte alle Kräfte und alles Sinnen und Erfinden im Gebiet des Materiellen zu den entgegengesetzten Zwecken in Bewegung setzen, die täglich neugewonnenen Riesenmittel der Zerstörung in immer steigerndem Fortschritte in den Dienst der Feindschaft und Zwietracht, der Eifersucht und des Egoismus der Völker gegeneinander zu nehmen und zum mörderischen Kampfe zu verwenden bestrebt sind. Hatten wir neulich Veranlassung, uns im Hinblick auf Lanfrey's mehrerwähntes Geschichtswerk daran zu erfreuen, daß eines deutschen Denkers, daß unseres Fichte Anschauung und vernichtendes Gericht über Napoleon als den größten Freiheitsfeind seines eigenen und aller europäischen Völker, heute am Vorabend des Säculartages der Geburt des großen Vergewaltigers, von einem edlen Sohne Frankreichs in allen Stücken bekräftigt und vorgehalten wird: so ist es eine ähnliche Empfindung, mit welcher wir Schuré's Geschichte des deutschen Liedes begrüßen, in welcher die schönste und sinnigste Blüthe des deutschen Geistes den Franzosen hingestellt und aufgezeigt

wird als der Jungbrunnen, aus dem die ihrige neues Leben gewinnen könne.

Ich habe es angemessen gefunden, die Schuré'schen Uebersetzungen deutscher Lieder dieser Verdeutschung seines Buches als Anhang beizufügen, damit der deutsche Leser selbst beurtheilen könne, ob meine Schätzung derselben begründet sei. Zugleich erinnerte ich mich dabei der Zeilen, in welchen der Meister der deutschen Lyrik seine Empfindung bei ähnlicher Gelegenheit in jenem „Ein Gleichniß" betitelten reizenden Gedichte aussprach:

„Jüngst pflückt ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten in der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in ein frisches Glas,
Und — welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sie empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor;
Und allzusammen so gesund,
Als ständen sie auf Muttergrund. — —

So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm."

Gewiß, ich zweifle nicht, daß Goethe, wenn er diese Schuré'schen Uebersetzungen erlebt hätte, sein anerkennendes, anmuthvolles Gleichniß in um so vollerem Maße auf dieselben angewendet haben würde, als er, der Meister, vor Allen die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung zu würdigen und danach alle jene übertriebenen Anforderungen zu ermäßigen verstand, die nur von dem unwissenden Dilettantismus geltend gemacht zu werden pflegen.

Die von Schuré seinem Buche hinzugefügten Musikbeilagen, beliebte deutsche Volksliedweisen, sind natürlich in dieser deutschen Ausgabe weggelassen, da sie bei uns eben

so allgemein bekannt, als für Frankreich neu und unbekannt sind.

In Frankreich freilich hat man es noch erst zu lernen, daß Lyrik und Musik Schwestern sind und daß in aller ursprünglichen Poesie Wort und Musik, Lied und Weise zugleich entstehen. „Es ist ein großer Mangel," ruft Schuré seinen Landsleuten zu, „daß unsere französische Lyrik weit mehr rhetorisch als musikalisch ist." Er hätte auch hier an Goethe's Wort erinnern können, der in dem Gedicht „an Lina" der Liebsten zuruft:

„Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh in's Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!"

Soll ich jetzt noch etwas von der Darstellungskunst des Verfassers sagen, mit welcher er das Werden und Wachsen des deutschen Liedes durch alle seine Phasen hindurch in wahrhaft dichterischen Schilderungen dem Leser vorzuführen gewußt hat? Selbst durchdrungen von deutschem Wesen und deutscher Natur, selbst entschieden dichterisch begabt und mit plastischer Gestaltungskraft ausgestattet, ist es ihm gelungen, die verschiedenen Gebiete, in welchen sich das deutsche Volkslied bewegt: die Feld- und Waldpoesie mit ihren Schäfern, Jägern, Hirtinnen, die Abenteurerpoesie der fahrenden Schüler, der wandernden Gesellen, der scheidenden Soldaten mit all ihrem Inhalt an Liebesleid und Lust, von Jubel und Klage, Tragik und Komik, uns in Bildern vorzuführen, welche, das Zerstreute zu übersichtlichen Gesammtbildern vereinend, sich wie farbenreiche Novellen lesen und durch solche Zusammenfassung den Reiz des Einzelnen — weil es an rechter Stelle wirkt — doppelt erhöhen. Aber auch die ernste Erhabenheit der katholischen wie der protestantischen Kirchenpoesie, die Charakteri-

ſtiken der Reformations- und Humanitätshelden, Luther's und Hutten's, finden in ſeiner Darſtellungsweiſe ihren beredten Ausleger; und in der Schilderung der Lyrik des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts dürfen die Charakteriſtiken Goethe's und Heine's wohl zu den gelungenſten Partien des Buches gerechnet werden. — Und ſo vereinen ſich Inhalt und Form, Geiſt und Tendenz zu einem Ganzen, deſſen Erfreulichkeit — wie wir glauben — auch in der wohlgelungenen, ſorgſamen Ueberſetzung von Fräulein Helene Lobedan jeden Leſer anmuthen wird.

Im Auguſt 1869.

Adolf Stahr.

Geſchichte des deutſchen Volksliedes.

„Ich ſtimmte die Wellen
In einen Wunderklang;
Zu Seelen floſſen Seelen,
Ein ew'ger Chorgeſang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängſtet ſich dein Herz
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude ſüßen Schmerz.“

Verhall, o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen feſt an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In ein Gefühl verſchlungen
Sind wir ein ewig All,
In einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

Herder.

Mönch von Padua S. 100.

Mohamed Alkarismy S. 105.

Morlay, Alfred von S. 110 — 113. [Vergl. *Fabric.* Bibl. lat. m. et inf. aet. Vol. I, p. 180..]

Morlay, Daniel von S. 113 ff. [Vergl. *Fabric.* Bibl. l. m. et inf. aet. Vol. II, p. 84.]

Moses, jüdischer Uebersetzer arabischer Schriften S. 147.

Muratori, Ansicht über die Art und Weise der Bekanntwerdung des Arist. bei den Abendländern im Mittelalter S. 6.

N.

Nassir-Eddin S. 91.

Nestorianer S. 85. 87.

Nicolas, Klerikus der Abtei St.-Alban, übersetzt (um 1240) das Testament der XII Patriarchen S. 56. 61.

Noël, Alexander S. 196.

Nominalisten, Zeit ihrer Entstehung S. 1.

Notker, Mönch zu St.-Gallen [Verdient um Benutzung der K. V. für Bibelauslegung, † 912. *Fabric.* Vol. V, p. 419. *Henke* und *Vater* Kirchengeschichte, Th. II, S. 78.] S. 47.

Nuschirwan, verdient um griechische Litteratur S. 84.

O.

Ommajaden, Vertreibung derselben S. 85, 86. Umwandlung derselben seit Abderrhaman S. 92. 215.

Otto von Freisingen [Kanzler K. Konrad's III., gebildet zu Paris, von wo er den Geschmack an dem Studium der Aristotelischen Philosophie, besonders der Dialektik, nach Deutschland brachte, † 1158. Vergl. *Wachler* II. S. 215. *Brucker* III, p. 685.] S. 10. 31.

Otto, Kaiser S. 12.

Oudin S. 168.

P.

Paris, Hauptsitz der Bildung im M. A. S. 53. 54. 211 ff.

Petrus von Auvergne [Lebend um den Anfang des XIVten Jahrhunderts. Vergl. *Fabric.* V, p. 711. 720.] S. 44.

Petrus Diaconus, Biograph des Constantinus Afr. S. 101.

Petrus, Schreiber des Petrus Venerabilis S. 107.

Wie David königlich zur Harfe ſang,
Der Winzerin Lied am Throne klang,
Des Perſers Bülbül Roſenbuſch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Geſänge ſich erneun —
Ein Sphärentanz harmoniſch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun.

Goethe.

Erstes Kapitel.

Die Entdeckung der Volkspoeſie.

Der prieſterliche Charakter des Dichters beim Beginn der Civiliſation. — Die dichteriſche Begabung wird von den Alten für eine göttliche Offenbarung, von modernen Völkern für eine ungewöhnliche Anlage gehalten. — Das Volk iſt Dichter, ohne es zu wiſſen. — Schöpfungen des Volkes. — Herder's Stimmen der Völker. — Die Entdeckung der deutſchen Volkslieder. — Ein neuer Horizont für die Aeſthetik und die Poeſie.

Iſt die ächte Poeſie eine unmittelbare Schöpfung des einfachen Menſchen oder das bewußte Werk der Civiliſation? Iſt ſie die Wahrheit für große Seelen und für die Menge nichts als ein Trug, eine göttliche Thorheit Weniger oder ein geheimnißvolles Verlangen, das die Tiefen der ganzen Menſchheit durchzittert? Die ganze Welt empfinde poetiſch, der Dichter verleihe dieſem Gefühl nur den Ausdruck, behaupten die Einen. Wer fühlte nicht das Bedürfniß, Alles auszuſprechen, was er hofft, glaubt und liebt; wer wünſchte nicht die Flut der Freuden und Schmerzen, die in uns überſchäumen will, in die Herzen der Andern zu ergießen? Aber es iſt vergebens. Der Dichter allein vermag klar die verworrenen Gefühle ſeiner Mitmenſchen auszudrücken und das Ideal darzuſtellen, das wir in uns tragen. — Euch

täuſcht Eure Eitelkeit, ſagen die Andern. Die Kleinen ahmen nur den Großen nach und was ſie nicht empfinden, heucheln ſie. Noch weniger darf man behaupten, daß Jedermann poetiſche Begabung beſäße, wenn auch wenig entwickelt. Sie iſt eine ſeltene und ausſchließliche Gabe, die man weder erklären, noch ſich erwerben kann. Entweder beſitzt man ſie, oder man hat ſie nicht, das Uebrige iſt ein Geheimniß. Zwiſchen dem Dichter und ſeinem Publikum iſt eine Kluft, die ſich durch nichts ausfüllen läßt.

Giebt die Geſchichte dieſen Zweiflern nicht Recht? Die einzigen Dichter, denen wir im Beginn des hiſtoriſchen Zeitalters begegnen, ſind die Religionsſtifter; Propheten, umgeben von einigen Gläubigen, die ſie durch ihre Begeiſterung entflammen, von denen ſie jedoch Nichts empfangen. Der erſte nomadiſche Hirt, der auf den Abhängen des Himalaya niederkniete, um den Gott des Feuers und Lichtes anzubeten, hatte eine außergewöhnliche Offenbarung. Gewiß fühlte er, wenn auch unklar, jene mächtigen Regungen in ſeiner Seele, die uns heute noch bewegen und die ſich im Laufe der Jahrhunderte zu zahlloſen Hymnen entfalten ſollten; es mußte ihn wonnevoll durchzucken bei dem Streben aller Weſen nach Licht und Leben, das ſich im Menſchenherzen in einem Liebesrufe Luft macht. Es war ein tief religiöſes Gemüth, und ein Dichter. Er fand Jünger, aber, wie weit verſtanden ſie ihn? Als die Nomadenvölker von ihren hohen Bergen nach den Ufern des Ganges herabſtiegen, Reiche gründeten und die erſten uns bekannten Anfänge zu der Civiliſation legten, hatte nur der kleinſte Theil, die Kaſte der Brahmanen, die Religion in den Händen, während die Kriegerkaſte ihre Kraft in Kämpfen erſchöpfte und der elende Paria unter der Laſt der niedrigſten Arbeiten verkam. Es war die Prieſterkaſte, die dem Volke ſeine Religion, ſeine gottesdienſtlichen Gebräuche und auch ſeine Poeſie gab. Sie bildete die alten Hymnen

der Veda's um, legte sie aus und gründete das geistliche Epos. Die Ramayana, die erhabenste Dichtung Indiens, ist das Werk eines Priesters. Selbst jetzt noch, nun die schöpferische Kraft für immer in diesem Volke erloschen zu sein scheint und die Engländer sie durch europäische Ideen zu erneuern suchen, sind es allein einige gelehrte Brahmanen, die den Wunsch haben, ihre dreitausend Jahre alte Poesie kennen und verstehen zu lernen.

Bei den Griechen schied sich der Dichter früh von dem Priester, aber mehr als irgendwo blieb er der über das Allgemeine hinaus gehobene Mensch, der Geweihte. Von den Bergen Thraciens, vom Helikon und Olymp, wo die heiligen Haine und die Umfriedigung mit Steinen die Gegenwärtigkeit der Götter anzeigten, stiegen auch die ersten Dichter herab und brachten einem ackerbauenden Volke den Chor der Musen, die goldene Leier Apollo's, und mit ihnen die Geheimnisse des Himmels und der Erde. Orpheus, der erste Sänger der Mythe, der unter den Mänaden aufgewachsen, der begeisterte Verehrer des Dionysos, ist fast ein Halbgott. Wenn die wilden Thiere ihm gezähmt folgen, wenn es ihm gelingt, Eurydike den Mächten der Unterwelt zu entreißen durch die Macht des Gesanges und die Größe seines Schmerzes, so wollten ohne Frage die Griechen in ihm die Poesie als eine Macht verherrlichen, die stärker ist als der Tod und erhaben über die gewöhnlichen Sterblichen. Zeus sprach zu den Menschen nur in der Eiche von Dodona, Apollo offenbarte seine Orakel nur der Pythia auf dem goldenen Dreifuß über dem furchtbaren Abgrunde und in den Zuckungen heiligen Wahnsinns; und wiederum bedurfte es des Gottes, um den Dichter zu machen. Das beweist Homer. Denn Homer war für die Griechen nicht wie für die neuere Wissenschaft die poetische Personification einer ganzen Klasse von heiligen Sängern, welche ihrerseits wieder nur die Volkssagen ausgeschmückt und ihnen ein deutlicheres

Gepräge verliehen hatten, ſondern ein Halbgott, der Offenbarer des Olymp, der die herrlichſten Thaten der Götter und Heroen den Menſchen verkündete. Wenn die Rhapſoden, den Lorbeerzweig in der Hand als Zeichen ihrer göttlichen Sendung, den Zorn des Achilles oder die Irrfahrten des Odyſſeus im Palaſt der Könige oder vor den Fiſchern der Cykladen ſangen, ſo folgten ſie gewiß häufig der Eingebung des Augenblicks; aber ihre andachtvoll lauſchenden Zuhörer glaubten nichtsdeſtoweniger die Worte des großen Homer zu vernehmen. Im perikleiſchen Athen, dem Heerde einer leidenſchaftlichen Demokratie unter den Säulenhallen der Philoſophen und in den Redekämpfen des Marktplatzes, näherten ſich die Dichter allerdings mehr den übrigen Bürgern. Aber trotzdem blieb ihr Beruf ein getrennter und hörten ſie nicht auf, ein Prieſterthum auszuüben. Pindar iſt gleichſam ein Dolmetſcher delphiſcher Weisheit; in den Tragödien des Aeſchylus brauſt die herrliche Trunkenheit des Dithyrambus, und ſeine Chöre athmen die heilige Luft der eleuſiniſchen Myſterien. Wenn er den Kothurn anlegt, glaubt man eine Stimme von oben zu vernehmen und hört ihm zu wie einem Weiſſager. Kurz, es ſind vornehmlich die Griechen, denen wir die Anſchauung verdanken, daß der Dichter von den Göttern inſpirirt ſei, das heißt: ein außergewöhnlich begabtes Weſen, allein fähig, die höchſten Dinge zu begreifen und würdig auszuſprechen, mit einem Wort ein Menſch von einer höheren Begabung, deren die Anderen entbehren. Und dieſes Bild iſt unſterblich, denn es enthält eine ewige Wahrheit, nämlich, daß die Schönheit eine Religion iſt, die ihre Prieſter, Märtyrer und Heilige hat und haben muß, wenn ſie leben will.

Betrachten wir die römiſche Litteratur. In Griechenland ſtand der Dichter, trotzdem er für einen Ausnahmemenſchen galt, in fortwährender Verbindung mit den freien Männern ſeiner Vaterſtadt. Er lebte mit ihnen und wie

sie, bildete ihr Herz und beeinflußte die Richtung ihres Geistes. Aber Rom war ein Militärstaat, gemacht zu unterwerfen und zu vernichten, und unter diesem Volk von Gesetzgebern, Tribunen und Kriegern stand der Günstling der Musen noch vereinsamter. Bei den Griechen war er nothwendigerweise der Dolmetscher der höchsten religiösen Ideen geworden, bei den Römern wurde er gezwungen, der Herold des kriegerischen Ruhmes zu werden. Wenn man an seine göttliche Sendung glauben sollte, mußte er Rom als Herrin der Welt durch die Gewalt der Waffen preisen. Das thaten Ennius, Virgil, Horaz. Trotz ihrer Bemühungen, sich populär zu machen, was hatten sie mit der großen Masse des Volkes gemein? Welchen Antheil hatte das Volk an ihren Schöpfungen oder auch an ihrem Ruhm? Lasen die Legionssoldaten, die sich in den deutschen Wäldern oder am äußersten Hellespont schlugen, die Verse, in denen man ihre Tapferkeit pries? Wir zweifeln daran. Je weiter die römische Geschichte fortschreitet, um so mehr tritt uns eine elegante hauptstädtische Litteratur entgegen, eine Litteratur von Liebhabern, Deklamationen, die nicht mehr in das Herz der Nation zu dringen vermögen. Was war außerdem aus dieser Nation geworden? Kann man diesen Namen überhaupt noch der müßigen Menge geben, die ihre Stimmen dem Meistbietenden verkaufte, oder der Soldateska, die Kaiser machte und absetzte? Gehörte unter das Volk auch jene Masse rechtloser Sklaven, die, ohne alle und jede Betheiligung an geistigen Bestrebungen, kaum im Stande waren, ihr leibliches Leben durchzubringen und für die die Hoffnung ein Verbrechen war? Nein, damals hatte das große Volk seine Religion und Poesie verloren; es blieben ihm nur Aberglauben und Vergnügungssucht. Die ganze Geschichte der lateinischen Poesie zeigt uns eine Schaar auserwählter Litteraten, die ein Leben für sich führten. Nur die Redner übten einen Einfluß auf die Menge in den Zei-

ten der Freiheit aus, indem ſie die Leidenſchaften des Volkes theilten oder anſtachelten. Die Hiſtoriker erbten einen Theil ihres Einfluſſes. Aber mehr als anderswo blieb der Dichter ein Fremdling unter den Römern, unverſtanden vom Volk und durch eine Welt von ihm getrennt.

Wir brauchen nur einen flüchtigen Blick auf die hervorragendſten Litteraturen Europa's im Mittelalter zu werfen, um zu ſehen, daß der Dichter dem Volke ſehr fern ſtand und die Poeſie nur ſehr langſam in die unteren Schichten der Geſellſchaft drang. Der Umſtand, daß die chriſtliche Religion das Heidenthum aus Gallien, Britannien und Deutſchland verdrängte, die katholiſche Geiſtlichkeit an die Stelle der römiſchen Weltherrſchaft trat und alle Völker des Abendlandes unter ihre Botmäßigkeit brachte, beſtimmte den Charakter der neuen Litteratur, ſowie den der neuen Civiliſation. Es war die erſte Sorge der Kirche, das Heidenthum zu zerſtören, und wie beim Uebergange aus einem Zuſtande der Barbarei ſich die Poeſie ſtets im Schooß des Cultus entwickelt, ſo weihte auch bei unſeren Voreltern die Geiſtlichkeit die chriſtliche Poeſie ein. Aus den Händen der Geiſtlichkeit ging ſie in die des Feudaladels über. Nachdem er die chriſtlichen Anſchauungen mit ſeinen Sitten verſchmolzen hatte und ein hoher Grad von Begeiſterung in ihm wachgerufen worden war, entſtand die Ritterpoeſie. Aber einerſeits ſind die großen Dichter äußerſt ſelten, und andererſeits beſchränkte ſich die Poeſie auf die Blüthe der großen Edelherren und der Ritterſchaft. Als ihre Macht ſank, befeſtigte ſich die der Stadtgemeinden und das Bürgerthum ließ ſich vernehmen; aber es iſt nicht mehr die Stimme der Poeſie, ſondern die der Proſa. Das Bürgerthum ſchuf die moderne Litteratur, beherrſcht ſie noch, doch welche Rolle ſpielt die Poeſie darin? Iſt ſie nicht noch immer das Werk einzelner hochbegabter Individuen, die ſich von allen Standesvorurtheilen frei machen, ſich mit Mühe hindurchringen, im

Grunde nur von Wenigen verstanden, die aber, wenn einmal anerkannt, eine unumschränkte und für ihre Nachfolger sehr gefährliche Herrschergewalt üben? Haben Racine und Boileau nicht, von Ludwig dem Vierzehnten und seinem Hofe unterstützt, den französischen Parnaß nach ihrem Wohlgefallen eingerichtet? Regierten sie nicht so lange, als der Hof von Versailles über Frankreich herrschte? Und was that unterdeß das unterjochte, gemißhandelte und ausgesogene Volk? Hatte es eine Poesie, oder konnte es eine haben? Diese Frage wäre den Höflingen des großen Königs sehr lächerlich vorgekommen.

Was folgt aus alledem? Daß die Poesie dem alltäglichen Leben der Menschheit fern liegt und die Dichter große Ausnahmen sind, welche ihre Macht ihrem Genie, den Umständen oder der Mode verdanken. Glücklicher oder unglücklicher als ihre Mitbrüder, gelingt es ihnen allein, in das Reich des Ideals einzudringen, ob sie Beifall oder Mißfallen ernten, immer leben sie abseit der Menge. Von Jahrhundert zu Jahrhundert begeistern sie und verstehen sie einander; wie die jungen Griechen bei dem Fackelwettlauf reichen sie einander die heilige Fackel, die manchmal zu erlöschen droht, aber sich immer wieder von Neuem entzündet. Virgil folgt den Pfaden Homer's, Dante denen Virgil's, Shakespeare grüßt sie von Weitem und Göthe vereinigt sie in seinem Pantheon. Ein langes Gefolge von Verehrern folgt diesen großen Schatten, deren Zug die Geschichte der Poesie ist. Der übrige Rest der Menschheit ist indessen wie eine elende Heerde vorübergezogen, die von dem Strom ihrer Leidenschaften und Interessen fortgerissen wird, ohne das Räthsel des Ideals zu ahnen.

Und dies so lange verachtete Volk träumt und singt, ohne daß wir es wissen; es hat seine Poesie und sein Ideal. Eine große und lautlose Gährung vollzieht sich in ihm. In gewissen Zeitpunkten, sowohl beim Beginn der Kultur, als

auch in der Renaiſſance- und Revolutionszeit, und ſobald ein Hauch der Freiheit es aus ſeinem Elend weckt und ihm einen weiteren Horizont eröffnet, bricht ſich dieſer verborgene Strom in kräftigen Waſſerſtrahlen Bahn. Manchmal gehen dieſe Werke des Inſtinctes in die Litteraturen über, doch ihre eigentlichen Urheber bleiben unbekannt. Aber wenn auch nichts davon bis zu dem Ohr des Gelehrten oder in die gebildeten Klaſſen dringt, ſetzt die Fantaſie des Volkes ununterbrochen ihre unterirdiſche, vielſeitige, ſchöpferiſche Arbeit fort. Ohne leſen oder ſchreiben zu können, beſitzt das Volk ſeine Geſänge, Legenden und Gedichte. Es ſchafft Epopeen wie Religionen, und ſeine Schöpfungen ſind in einer Hinſicht intereſſanter, als die Meiſterwerke der höchſten Genies, weil frei von den Oberflächlichkeiten der Mode, den Berechnungen des Ehrgeizes oder der Heucheleien der Eitelkeit. Dieſes Wachsthum in der Tiefe gleicht den Corallenbildungen, die ſich von dem Meeresboden in zahlloſen Verzweigungen langſam erheben und endlich an die Oberfläche gelangt, als reizende Inſeln die erſtaunten Blicke des Schiffers entzücken. Kurz, neben der offiziellen giebt es eine verborgene Poeſie, vor der bewußten eine urſprüngliche Kunſt, neben dem Ideal der großen Geiſter lebt ein populäres Ideal, das ohne ihr Zuthun entſteht und, wenn ich ſo ſagen darf, ſich ſelbſt in den Herzen des Volkes erzeugt.

Dieſe große Entdeckung, die man noch nicht nach allen Richtungen hin ausgebeutet hat, verdanken wir den kühnſten Geiſtern Deutſchlands, den Männern, welche die poetiſche Revolution in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vollzogen. Damals war die deutſche Litteratur in der Nachahmung des Fremden und in Schulpedantismus befangen. Man zählte Silben, wog die Worte und ahmte ſteif die klaſſiſche Tragödie und die italieniſchen Sonette nach. Nach Regeln verfaßte Gedichte, Cabinetsverſe, abgeſchmackte Nachäffungen der Madri-

Petrus Lombardus, in seinen Werken findet sich der Name des Aristoteles *nicht* erwähnt S. 31. (Zugenannt *Magister sententiarum* nach seinem berühmten Werke: Sententiarum libri IV, † 1164. *Fabric.* V, p. 777. *Tennem.* Bd. VIII, Abth I, S. 231.)

Petrus, *Magister* S. 106.

Petrus de Pau (Pictaviensis) [Schüler des Petrus Lombardus, Lehrer der Theologie zu Paris, † 1205. *Fabric.* V, p. 801.] S. 26.

Petrus Venerabilis [Abt des Benedictiner-Klosters Augni, † 1156. *Fabric.* V, p. 752 . .] veranstaltet eine Uebersetzung des Koran's S. 106. Zu diesem Behufe unternahm er im Jahre 1141 eine Reise nach Spanien. Die Litteratur jener Uebersetzung findet man in *Henke* und *Vater* Kirchengeschichte, Th. II, S. 240.

Philipp August, König von Frankreich, seine Bestrebungen für griechische Sprache und Litteratur S. 52. 53.

Philippus, Klerikus von Tripolis S. 114.

Picus S. 68. II, S. 227.

Pipini, Franz, Chronik desselben S. 128.

Pitseus, s. *Baleus*.

Plato Tiburtinus S. 110.

Poppo von Fulda erklärt den Boëthius um d. J. 935 S. 80.

Porphyrius S. 29.

Porretanus, *Gilbert*, s. *Gilbert*.

Priscianus S. 29.

Q.

Quetif, *Jacob* S. 65. S. *Echard*.

R.

Radevicus, Fortsetzer der Chronik Otto's von Freisingen S 31. [Vergl. *Voss.* d. h. lat. II, p. 431. *Fabric.* V, p. 553.]

Raimund, Erzbischof von Toledo, veranstaltet einen Verein zur Uebersetzung philosophischer Schriften S. 116. und 128. Notizen über ihn S. 123.

Reinhard, Scholastikus des Klosters St.-Burchard zu Wirzburg, commentirt um das Jahr 935 die Kategorieen des Aristoteles S. 80.

galls von Versailles und dergleichen maßte sich den Namen Poesie an. Aber Rousseau's Stimme fand ein mächtiges Echo in Deutschland. Dieses Kind des Volkes, der kühnste, offenste und verfolgteste Schriftsteller, den Frankreich jemals gehabt hat, verlangte, daß die Moral aus der Natur des Menschen hervorgehen, die Erziehung sich nach seinen Bedürfnissen, die Gesellschaft sich nach seinen natürlichen Beziehungen zu seinen Mitmenschen richten solle. Er wollte die Heuchelei zerstören und aus den Sitten Alles verbannen, was sich nur auf Vorurtheil und nicht auf die Natur und Vernunft gründet, denn das meinte er mit seinem Wahlspruch: Rückkehr zur Natur. Die Deutschen, die mehr zum Idealen als zur Praxis neigen, wendeten seine Methode auf die Kunst an. Rückkehr zur Natur wurde das Feldgeschrei der starken Geister, Lessing stand im Drama an ihrer Spitze und der junge, von Shakespeare begeisterte Goethe. Percy's alte englische Balladen, die Gesänge Ossian's, die Macpherson nach walliser Liedern übersetzt haben wollte, entdeckten jenen Männern das Vorhandensein einer ausgebreiteten Volkspoesie. Es war wie ein Blitzstrahl in dunkler Nacht, dessen blendendes Licht die matte Fackel unendlich überstrahlt und den Augen ein mächtiges Gebirgsland zeigt. Herder hatte dies unbekannte Land geschaut und nahm sich vor, es zu durchforschen. Sein Blick fiel zuerst auf die populäre lyrische Poesie aller Nationen. Er wollte beweisen, daß das Volk in allen Theilen der Erde im Stande ist, zu singen, die Herzen zu rühren und sein eigenes Leben poetisch darzustellen. - Und er war wohl geeignet, diese Aufgabe zu lösen, der Mann, der den Gedanken Lessings, die Geschichte der Erziehung des Menschengeschlechts, weiter entwickelt und so ausgedrückt hatte: Außer der Geschichte eines jeden Volkes giebt es eine Geschichte der Menschheit; die Völker überliefern und vererben einander den Schatz ihrer Sitten, ihrer Kunst und Kultur.

Von dieſem Gedanken durchdrungen, ſammelte er aus alten Chroniken Reiſebeſchreibungen und aus dem Munde des Volkes ſelbſt die einfachſten und ſchönſten Lieder und gab ſie unter dem Titel „Stimmen der Völker“ heraus. Das Buch iſt noch jetzt ſehr intereſſant, denn man findet in ihm die Lieder faſt aller Nationen vertreten. Von dem Spanier, der unter dem Balcon ſeiner Dame Romanzen ſingt, von dem ſicilianiſchen Fiſcher, der die Madonna anruft, bis zu dem armen Lappländer, der ſeiner Geliebten von dem treuen Rennthiere erzählt, von der ſinnigen Lithauerin, die in der Harfe aus Lindenholz die Seele ihrer Schweſter ſeufzen hört, bis zu dem Peruaner, der ſich den Regen als ein junges Mädchen mit einem Waſſerkrug vorſtellt, den der Donner, ihr wilder Bruder, zerbricht: in allen Zonen, allen Himmelsſtrichen iſt Leben, Liebe und Geſang. Selbſt die Wilden von Madagascar haben Lieder von ergreifender Schönheit. Wie der Chevalier Parny ſchon berichtet hatte, zerfällt dieſes Volk in zahlloſe kleine Stämme, die unaufhörlich Krieg mit einander führen. Trotz ihres Blutdurſtes üben ſie doch Gaſtfreundſchaft und ihre Sitten ſind reich an rührenden Zügen. Der grauſame König Ampanani hatte ein Dorf verbrannt, aber er weinte, als er die jugendlichen Gefangenen vorüberführen ſah.

„Unſchuldige Kinder, ihr lächelt und ihr ſeid Sklaven,“ ſagt er.

Die Schönſte der Gefangenen will er zu ſeiner Geliebten erheben.

Vaina erwiedert ihm: O König, ich hatt' einen Geliebten.

Ampanani: Wo iſt er?

Vaina: Vielleicht iſt er im Kampf geblieben; vielleicht hat er ſich durch die Flucht gerettet.

Ampanani: Laß ihn todt ſein oder fliehen; ich will dein Geliebter ſein.

Vaina: O König, habe Mitleid mit den Thränen, die deine Füße benetzen.

Ampanani: Was willſt du?

Vaina: Dieſer Unglückliche hat meine Augen, hat meinen Mund geküßt, an meinem Buſen hat er geſchlummert, er iſt in meinem Herzen, und nichts kann ihn herausreißen.

Ampanani: Nimm dieſen Schleier, bedecke deine Reize. Fahre fort.

Vaina: Laß mich ihn ſuchen unter den Todten oder unter den Lebendigen.

Ampanani: Geh, ſchöne Vaina. Sterben müſſe der Unmenſch, welcher Küſſe rauben kann, die mit Thränen vermiſcht ſind."

Man ſieht, edle Regungen zu empfinden und ſie auszudrücken iſt nicht unvereinbar mit einem Zuſtande der Barbarei. Der Sklavenhandel wurde ein Fluch dieſer Völker und ſteigerte ihre Grauſamkeit. Von dem Augenblicke an verkaufte ein Stamm den andern, der Bruder ſchonte der Schweſter, die Mutter der Tochter nicht. Dies bildet das Thema einer der rührendſten Klagen, welche die Sklaverei je hervorgerufen hat.

Eine Mutter ſchleppte ihre einzige Tochter an das Ufer, um ſie den Weißen zu verkaufen.

„O meine Mutter! Dein Schooß hat mich getragen, ich bin die erſte Frucht deiner Liebe: was habe ich gethan, um die Sklaverei zu verdienen? Ich habe dir dein Alter erleichtert; habe für dich das Feld gebaut, für dich Früchte gebrochen, für dich die Fiſche des Fluſſes verfolgt; habe dich vor der Kälte bewahrt, in der Hitze dich unter duftende Schatten getragen, bei dir gewacht, wenn du ſchlieſt und die Inſekten von deinem Geſicht geſcheucht. O meine Mutter, was wirſt du ohne mich werden! Das Geld,

welches du für mich bekommst, wird dir keine andere Tochter geben. Im Elende wirst du umkommen und mein größter Schmerz wird sein, daß ich dir nicht helfen kann. O meine Mutter, verkaufe deine einzige Tochter nicht!

Fruchtlose Bitten! Sie ward verkauft, mit Ketten belastet auf das Schiff geführt und verließ auf immer ihr theures, süßes Vaterland. *

Solche Naturlaute sind ergreifender, als gemachte Poesie. Die Herder'sche Sammlung ist reich an ähnlichen Beispielen und seine Zeitgenossen fühlten sich tief davon ergriffen. Mehr und mehr richtete sich die Aufmerksamkeit der jungen Dichter auf die deutschen Volkslieder, von denen Herder einige in seine Sammlung aufgenommen hatte. Während seines Aufenthaltes in Straßburg gewann er einen bedeutenden Einfluß auf den zwanzigjährigen Goethe und machte diesen auf die Schönheit der Volkslieder des Elsaß aufmerksam. Der feurige Jüngling, dessen schneller Genius sich jedes Gegenstandes wie im Fluge bemächtigte, ließ diesen Wink nicht unbenutzt; aus seinen schönsten lyrischen Gedichten klingt der rührende Ton des Volksliedes. Bürger folgte ihm, verwebte alte Sagen in seine fantastischen Balladen und fand viel Nachahmer. Alle lauschten aufmerksam der Stimme des Volkes, die man bis dahin vernommen hatte, ohne sie zu verstehen. Sie glichen den jungen Helden der deutschen Heidenzeit, die ihre Lippen in Drachenblut tauchten, plötzlich die Sprache der Vögel verstanden und nun unbeirrt von Schrecken oder Freude durch den redenden Wald schritten, dessen lachende Stimmen ihnen eine große Zukunft verkündeten. Jetzt gewannen jene Worte und Melodien eine andere Bedeutung und man begann sie aufzuzeichnen und sie sorgfältig zu sammeln. Achim von Arnim und Clemens Brentano widmeten dieser

* Herder, Stimmen der Völker, Th. I.

Aufgabe ihre ganze Aufmerksamkeit. Folgendermaßen berichtet Arnim seine erste Begegnung mit der Volkspoesie: „Wo ich zuerst die volle thateigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geschrei. Da sah ich aus meinem Fenster durch die Bäume Hofgesinde und Dorfleute, wie sie einander zusangen:

Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!
Der Abschiedstag ist da,
Wir ziehen über Land und Meer
In's heiße Afrika. *

Sie brachen ab und auf zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches daran, was mir so in die Ohren gefallen, alles reizte mich höher, was ich von Leuten singen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornsteinfeger hinauf. Später sah ich den Grund ein, daß in diesen schon erfüllt, wonach jene vergebens streben, auf daß ein Ton in vielen widerhalle und alle verbinde."

Weiter spricht er von den gewöhnlichen Kunstliebhabern: „Hinter dem vornehmen Anstande, hinter der vornehmen Sprache versteckt, scheiden sie sich von dem Theile des Volkes, der allein noch die Gewalt der Begeisterung ganz und unbeschränkt ertragen kann, ohne sich zu entladen in Nullheit oder Tollheit. Unsere heutigen Theater- oder Concerttheilnehmer, wie würden sie auseinanderspringen bei wahrer, reiner Kunsthöhe, sie würden umsinken in der reinen Bergluft."

Und warum traten diese beiden tapferen Kämpfer in die Schranken und erhoben das Banner der Volkspoesie? „Was den Reichthum unseres ganzen Volkes, was seine

* Wunderhorn, Th. I. S. 476.

eigene, innere lebende Kunſt gebildet, das Gewebe langer Zeit und mächtiger Kräfte, den Glauben und das Wiſſen des Volkes, was ſie begleitet in Luſt und Tod, Lieder, Sagen, Kunden, Sprüche, Geſchichten, Prophezeihungen und Melodien, wir wollen Allen Alles wiedergeben."

Erſt 1805 gaben Achim von Arnim und Clemens Brentano ihre erſte Sammlung Volkslieder unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn" heraus. Allerdings machten ſich die Ueberfeinen und Verbildeten über die Naivetät des Volkes luſtig, aber unter den ernſten Denkern und dem großen Publikum war der Erfolg allgemein und nachhaltig. Das Buch führte mit Recht ſeinen Titel und ſeine Wirkung war mächtiger, als die von Oberon's Horn. Denn es erweckte eine neue Seele in den Beſten der Nation, ihren wahren Geiſt, der ſich hervorzutreten ſcheute und den die Verweichlichung der Erziehung und die Heuchelei der geſellſchaftlichen Sitten ſtets zu erſticken droht. Wie mächtig mußte die Freude ſein, welche jene volksfreundlichen und theilweiſe aus dem Volke hervorgegangenen Männer bewegte, als ſie die großartige Volkspoeſie erblickten, die wie ein prächtiger Urwald hinter dem abgezirkelten Garten der Litteratur lag. „Das Volk ſingt ſo gut, wenn nicht beſſer wie wir!" mußten ſie unwillkürlich ausrufen. „Außer der von uns gemachten Poeſie giebt es eine, die ſich ſelbſt macht. Der Geiſt des Volkes iſt eine uns unbekannte Welt, die wir kennen lernen müſſen. Dort iſt Alles wahr, denn das Volk ſingt nur, was es bewegt, bei uns unwahr, denn wir ſingen, was herkömmlich iſt. Wir müſſen bei dieſen fahrenden Schülern, Landsknechten, den liebenden Mädchen und luſtigen Burſchen in die Lehre gehen, um die Sprache der Natur zu lernen. Was nützt auch eine Salonpoeſie, die nur auf dem Papier lebt und Niemandem gefallen kann als Pedanten und Narren? Wir brauchen eine volksthümliche Poeſie! Darum müſſen wir die Kluft ausfüllen, die

uns von dem Volke trennt, und mit ihm singen, auf daß es mit uns singen lerne. Wenn wir ihm den Glauben an das Ideal zu geben vermögen, wird es uns durch seine Mitwirkung Stärke verleihen."

So dachten Achim von Arnim, Clemens Brentano und ihre Freunde, wie vor ihnen Herder und Goethe. Diese Bewegung war von außerordentlicher Tragweite und zwar zunächst für die Geschichte der Poesie. Man räumte der Volkspoesie einen hervorragenden Platz in den Litteraturgeschichten ein und begann an ihr die Geheimnisse der poetischen Schöpfung zu studiren. Mit jedem Jahre erschienen neue Sammlungen von Volksliedern. Die berühmtesten Dichter wie Uhland und Hoffmann von Fallersleben wetteiferten, um den Liedern ihre erste, unverfälschte Gestalt wiederzugeben. Andere Studien kamen mit der Zeit hinzu. Die Gebrüder Grimm verbreiteten neues Licht über die deutsche und skandinavische Mythologie, die ebenfalls eine poetische Schöpfung ist; und aus dem Munde des Volkes sammelten sie die Märchen, in denen man die letzten Anklänge an die alte Religion findet. Dies Vorgehen fand in ganz Europa Nacheiferer. Staunend und bewundernd hörte man die Gesänge des neuen Griechenlands und Serbiens und die Lieder der Bretonen, welche Mr. de Villemarqué in seiner schönen Sammlung Barzaz-Breiz veröffentlichte. Seitdem ist der Litteraturgeschichte eine neue Aufgabe gestellt: die Poesie des Volkes neben der der großen Dichter zu studiren und ihre Beziehungen zu einander darzulegen. Dies Studium ist in der That von der höchsten Wichtigkeit für das Verständniß der wahren Poesie, ihre Stellung im menschlichen Leben, ihre Gegenwart und Zukunft. In unserer Zeit verlangt man, daß alle Fragen sich von selbst durch die Geschichte beantworten; man erkennt keine Theorie mehr an ohne die Gegenprobe der Erfahrung; jede Erfahrung muß zur Erläuterung der Theorie dienen.

Hier ergänzt die Geſchichte die Aeſthetik, und weit entfernt, dem Ideal Unrecht zu geben, giebt ihm das Volk in ſeiner Poeſie unbewußt Recht. Denn es verſteht das lebendige Ideal aller Lebenslagen und Empfindungen deutlich hervortreten zu laſſen. Der einfache Menſch, ſobald er zum Bewußtſein ſeiner Freiheit, ſeines perſönlichen Rechtes gekommen iſt und von ſtarken Gefühlen bewegt wird, empfindet das Bedürfniß, ſich ſelbſt darzuſtellen, ſein eigenes Leben zu beſingen und zu idealiſiren, um ſeinen innerſten Gehalt zu koſten. Die Poeſie iſt alſo nichts Anderes, als der klar und kurz zuſammengefaßte Inhalt unſeres Lebens. Sie kann uns daher nur geben, was in uns und den Anderen vorgeht. Aber in der Wirklichkeit iſt Alles getrübt und fragmentariſch. Die wahre Poeſie entwirrt, erleuchtet und vollendet. Ueberall geht ſie auf den Urſprung der Gefühle, der Leidenſchaften und der perſönlichen Schickſale zurück, verkörpert dieſe in lebende Weſen, entfernt Alles, was ihre Entwickelung hemmen könnte, kräftigt und führt ſie unaufhaltſam vorwärts und leitet ſie ſo in eine höhere, von dem Strahl der Fantaſie durchleuchtete Region. Aber was ſie giebt, iſt doch nur immer das, was wir ſind oder ſein könnten, die aus dem Geiſt wiedergeborene Natur, die aber darum nicht aufhört, Natur zu ſein.

So iſt die Poeſie ein allgemeines und tief in der Menſchennatur begründetes Bedürfniß. Der große Dichter beſitzt in hohem Grade eine Anlage, die ein Jeder in ſehr verſchiedenem Maaße hat. Aus dem Verſtändniß der Volkspoeſie muß ihm dieſe Ueberzeugung kommen, und er ſoll ſich freuen, daß es ſich ſo verhält. Denn wenn er ſich nicht mehr für den Geweihten der Götter anſehen darf, ſo muß er ſich um ſo lebhafter als Bruder aller ſeiner Mitmenſchen empfinden. Als Bruder, weil ſie ſingen wollen wie er, weil er fühlen ſoll wie ſie, weil er ſie zu einer höheren Anſchauung ihrer ſelbſt und der Menſchheit leiten

will, indem er ſie lehrt, daß der Menſch nach dem Rechten, Schönen und Wahren ſtrebt.

So aufgefaßt iſt die Poeſie nicht mehr eine Gabe, die von Oben kommt, ſondern das ewige theils unwillkürliche, theils bewußte Streben Aller nach der Schönheit, eine nie endende Symphonie, die ſich bei dem großen Dichter in einem Triumphgeſange Luft macht. Darum lebt ſie im Herzen der Menſchheit, wie die Religion, aber ſie unterſcheidet ſich von ihr, denn ihre Blicke ſind nach der Erde, nicht nach dem Himmel gerichtet. Sie betrachtet weniger den Menſchen in ſeinem beklemmenden Gegenſatz gegen die Unendlichkeit, ſondern vielmehr in den tauſend verſchiedenen Lagen, in die das Schickſal ihn ſtellt. Auch verſucht ſie nicht, das Räthſel des Weltalls zu löſen, wie die Religion und Philoſophie, ſondern das Räthſel des Lebens drängt ſich ihr immer in zahlloſen neuen Formen auf. Nicht auf den eitlen Traum vollkommenen Glückes — das der Tod ſein würde, iſt ſie gegründet, ſondern auf Mitgefühl, auf das Bedürfniß, ſich einander zu erſchließen, und darum beruht ſie auf Gleichberechtigung. Wenn das reine Bewußtſein des Ideals zu dieſem Gefühl menſchlicher Brüderſchaft kommt, könnte dann nicht die Poeſie eine Religion werden, da jede Religion nur eine ſchöne Dichtung über die Ewigkeit iſt?

Solche Gedanken erweckt die Betrachtung der Volkspoeſie in ihrem Großen und Ganzen. Aber ſie ſoll noch mehr thun, ſie ſoll uns in ihre Tiefen führen. Da die Poeſie eine ſo ernſte und für den Menſchen ſo nothwendige Angelegenheit iſt, ſo muß man in der Volkspoeſie ihre erſte und friſcheſte Quelle ſtudiren, denn nichts kann uns beſſer als dies in ihrem Verſtändniß fördern. Aus ſeiner Begeiſterung ſchöpft der Dichter, wie ich recht gut weiß, den Glauben an ſeinen Beruf, aber hier findet er die Mittel, denſelben am beſten zu erfüllen. Denn die Poeſie des

Volkes iſt die am wenigſten gekünſtelte, die ergreifendſte und zuweilen auch die ſchönſte. Montaigne, einer jener ſeltenen Schriftſteller, der ſich dem Strudel der Mode fernzuhalten wußte und der den Muth hatte, er ſelbſt zu ſein, wie er einmal war, hatte ein Vorgefühl davon. „Die volksthümliche und natürliche Poeſie," ſagte er, „hat Züge von Einfachheit und Anmuth, durch die ſie der kunſtgerechten Poeſie an Schönheit gleichkommt. Wie man das an den Hirtenliedern aus der Gascogne und an den Geſängen ſehen kann, die man uns von den Nationen berichtet, welche weder Kenntniß der Wiſſenſchaften, noch ſogar des Schreibens haben. Die mittelmäßige Poeſie, welche zwiſchen beiden liegt, iſt verächtlich, ehr- und geiſtlos."

Wenn man es ſchon für ein Glück hält, zufällig eins jener Lieder auf dem Lande zu hören, wie groß iſt dann die Freude für den Hiſtoriker, Pſychologen und den Freund des Schönen, eine ganze, unerſchöpflich reiche Litteratur dieſer Gattung vorzufinden. Das deutſche Volkslied iſt ein wahrer Schatz. Dank den zahlreichen und gewiſſenhaften Sammlungen von Männern, die gleichzeitig Dichter und Gelehrte waren, kann man es bis zu ſeinem Urſprunge im vierzehnten Jahrhundert zurückbegleiten, ihm zu ſeiner Blüthe im funfzehnten und ſechszehnten und zu ſeinem Verfall während des dreißigjährigen Krieges folgen; ſein friſches Wiederaufblühen im achtzehnten Jahrhundert und ſein Fortleben bis auf unſere Zeit beobachten. Ein rühriges, jugendfriſches Volk lebt vor uns auf, keine geſpenſtiſche Abſtraction oder verworrene Menge; ein Jeder ſingt ſeine Erlebniſſe, Schmerzen und Hoffnungen. Wir wollen uns unter dies Volk miſchen und einmal den Stimmen der Vergangenheit lauſchen, die manchmal die der Zukunft ſind. Wir haben es hier nicht mit einem volksthümlichen Heldengedicht zu thun, wie zum Beiſpiel die Nibelungen, die durch große geſchichtliche Begebenheiten hervorgerufen ſind und in denen

Remigius von Auxerre S. 47. († 910, bekannt als einer der besseren Bibelausleger seiner Zeit.]

Renaudot, Euseb. († 1720. Seine Schrift: De barbaricis Aristotelis libror. versionibus, ist abgedruckt in *Fabric.* B. gr. T. III. cp. 5. p. 294 — 306.) S. 7.

Richard a St.-Victore S. 37.

Rigord S. 164. 186. 196. 197. 200. Bericht desselben über das Schicksal der Aristotelischen Schriften zu Paris S. 195.

Robertus Castrensis, eine Person mit Robert. Retinensis S. 109.

Robert von Courçon S. 32. 64. 74. II. S. 270. 271.

Robert von Lincoln S. 56 — 60. Ob er die Politik des Aristoteles übersetzt habe? S. 78. Er ist der Verfasser der griechisch-lateinischen Uebersetzung der Ethik des Aristoteles S. 157.

Robert du Mont, über den Fortsetzer der Chronik desselben S. 62.

Robert Retinensis S. 106. besonders S. 109.

Rodriguez, studierte zu Paris S. 212.

Roger Bacon, s. *Bacon.*

Roger von Sicilien S. 99. S. *Edrissi.*

Rudolph von Brügge S. 105.

Ryckelius, Dionysius S. 64. [Karthäuser-Mönch von Ryckel im Lüttichschen, † 1471. S. *Fabric.* II, p. 95..]

S.

Salomon, Schüler des *Notker*, übersetzt die Erläuterungen des Origenes zu dem *Canticum Canticorum* S. 48.

Sander S. 105.

Sarraguth S. 78.

Scaliger, seine Vermuthung, dafs der griechische Text der Schrift *De Plantis* aus einem arabischen Texte geflossen sei, bestätigt sich S. 183.

Scotus, Johannes Scotus Erigena S. 47. [Ueber ihn vergl. man Wachler Geschichte der Litt. Th. II, S. 60. 61. Auffallend ist es, dafs Jourdain S. 47. Scotus und Erigena zur Zeit Karl's des Kahlen leben läfst.]

Scotus, Michael, Uebersetzer des Aristoteles S. 58. 69. 76. Sein Leben S. 133 — 136. Schriften S. 136 — 144. Todesjahr S. 144. Einfluss seiner Uebersetzungen auf die Verbreitung der Aristotelischen Philosophie in Spanien S. 175.

ein ganzes Volk ſeine gemeinſamen Gedanken niedergelegt, ſondern mit lyriſchen Dichtungen. Sie ſind ganz individuel, ſehr verſchiedenartig und in ſie haben Naturmenſchen hineingegoſſen, was an Muſik und Poeſie aus ihrem übervollen Herzen geſprudelt iſt. Einerſeits werden dieſe hellen Stimmen aus Berg und Wald, die muthigen Kriegslieder und rührenden Liebesklagen ein jugendliches Volk in ſeiner erſten Friſche vor uns aufleben laſſen, andererſeits werden ſie uns auf vielfach verſchlungenen Wegen zu den tiefen Quellen der echten deutſchen Lyrik führen, die im Laufe der Zeiten in zahlloſen Bächen hervorgeſprudelt ſind und nun in ſo mächtigen Strömen dahinrollen.

Ich sag dir rucher löwe
min weib muost mir hie lan.

Schlacht bei Sempach.

Veit Weber hat dies Lied gemacht.
Er ist selbst gewesen in der Schlacht!

Schlacht bei Murten

Zweites Kapitel.

Der Urſprung des Volksliedes.

Die Volkspoeſie bei den Celten und Germanen. — Die Neigung der Franzoſen für die offizielle Poeſie, die der Deutſchen für die freie, aus der Eingebung des Augenblicks entſtandene Dichtung. — Das heidniſche Heldengedicht in Deutſchland. — Das Chriſtenthum unterdrückt die alte Volkspoeſie. — Kampf des Chriſtenthums mit dem deutſchen Geiſt. — Das Wiedererwachen des Volkes und die Kriege der Schweizer. — Lieder auf die Schlachten bei Sempach und Murten. — Urſprung des modernen Liedes; es entſpringt aus dem Gefühl der Freiheit. — Seine Ausbreitung im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert. — Sein Urheber iſt das ganze Volk.

Die Gallier hatten ſeit jeher einen unwiderſtehlichen Hang zur offiziellen Poeſie. Nach den Berichten römiſcher Schriftſteller und nach den älteſten Ueberbleibſeln der Bardendichtungen ſehen wir eine Schule der Druiden im Beſitz der Religion, Wiſſenſchaft und Poeſie. Niemand wagte in den früheſten Zeiten die heilige Harfe zu ſpielen oder die Thaten der Götter zu beſingen, außerhalb der geheiligten Stätte, in der die alten Druiden die heiligen Pflanzen, die Bewegungen der Himmelskörper und die drei Kreiſe des Lebens ſtudirten und ihren Schülern die Geheimniſſe des Himmels und der Erde lehrten. Selbſt als die Barden durch die Einführung des Chriſtenthums ihre religiöſe Würde ein-

büßten, blieben sie eine bevorrechtete Kaste, die reich an Ueberlieferungen war und eifersüchtig über ihren Einfluß wachte. Man muß sehen, wie zornig sich ein bretonischer Barde des sechsten Jahrhunderts über die fahrenden Dichter auslaßt, die anfangen, ihm Concurrenz zu machen: „Die Kler (Sängerschüler)," ruft er aus, „die bösen dichterischen Unsitten, die befolgen sie, die Weisen ohne Kunst, die loben sie, die Thaten abgeschmackter Helden besingen sie, auch hören sie nicht auf, neue Märchen zu schmieden, brechen die zehn Gebote, schmeicheln den verheiratheten Frauen in ihren treulosen Liedern, verführen sie durch süße Worte ... bettelhafte Landstreicher sind ihre Genossen." *

Gar oft haben die Franzosen in diese Verwünschungen des alten Taliesin gegen die Volkspoesie eingestimmt; und selten verleugnet sich das Autoritätsbedürfniß in unserer Litteraturgeschichte. Es ist der gallischen Race eingeboren, durch die römische Tradition befördert und von der katholischen Kirche sorgfältig genährt. Ob der Franzose eine Sorbonne, eine Akademie oder das Haupt einer Schule anerkennt, immer ist es das Bedürfniß nach Autorität, das einen höchsten Gerichtshof verlangt, um zu verdammen oder Belohnungen auszutheilen.

Ein ganz anderer Geist zeigt sich schon in den frühesten Zeiten bei der germanischen Race. Der Einzelne stellt sich selbständiger hin und kümmert sich weniger um seinen Nachbarn. Hier giebt es keinen Priesterstand, der die Religion, nicht eine Bardenschule, die das Privilegium der Poesie in den Händen hält. Die Religion gehört Allen, die Poesie ist ein Bedürfniß und ein Recht Aller. Bei den Germanen wie bei den Angelsachsen ging das Lied von Mund zu Mund. In der Halle des Häuptlings, beim Siegesfest, im Schein der Fackeln und Waffen durfte Dichter, sein wer da

* Villemarqué, Barzaz-Breiz I.

wollte. Am Königshofe ging die Harfe von Hand zu Hand, wie der Becher mit Meth, und ſelbſt die Könige verſchmähten nicht, zu ſingen. In dem Liede Beowulf nimmt der Dänenkönig Hrodgar die Harfe und preiſt die Thaten ſeiner Vorfahren.

In der Gudrun beauftragt der Friſenkönig Hettel Horand und zwei andere Freunde, die ſchöne Hilde jenſeits des Meeres zu rauben, die Tochter des wilden Hagen. Nicht mit Gewalt bemächtigt man ſich der ſchönen Jungfrau, ſondern Horand's zauberiſcher Geſang bethört ſie und lockt ſie auf das Schiff, das ſogleich mit vollen Segeln davoneilt. Und wie bethörend iſt der Geſang!

Als die Nacht ein Ende nahm und es begann zu tagen,
Horand begann zu ſingen, daß ringsum in den Hagen
Alle Vögel ſchwiegen vor ſeinem ſüßen Sange.
Die Leute, die da ſchliefen, lagen in den Betten nicht mehr lange.

Sein Lied erklang ihm ſchöner und lauter immerdar;
Herr Hagen hört' es ſelber, der bei Frau Hilde war:
Aus der Kemenate muſten ſie zur Zinne.
Der Gaſt war wohl beraten: die junge Königin war des Sanges inne.

Des wilden Hagen Tochter und ihre Mägdelein
Saßen da und lauſchten, wie ſelbſt die Vögelein
Auf dem Königshofe vergaßen ihr Getöne,
Wohl hörten auch die Helden, wie der von Dänenlanden ſang ſo ſchöne.*

Horand iſt der beſte Typus des Sängerkönigs, den die altdeutſche Poeſie uns überliefert hat. Er läßt uns deutlich ſehen, welche Zauberkraft der Geſang für dieſe wilden Völker hat. Neben den Königen ſpielen die einfachen Krieger die Harfe und die Viole, eine Art einfacher Geige, wie der junge Volker in den Nibelungen, der ſeine ermatteten

* Simmrock, Gudrun, ſechster Geſang, Strophe 8.

Gefährten mit den Liedern ihrer fernen Heimath einschläfert. Jeder Sänger, jeder Dichter, woher er auch sein mag, ist willkommen, wenn er nur zu fesseln und zu rühren versteht. Die Gallier unter Vinder stürzten sich in den Kampf, während die Barden feierliche Lieder anstimmten; die Deutschen dagegen sangen gemeinsam vor der Schlacht ihre wilden Hymnen. Soll das heißen, daß sie keine Sänger von Profession hatten? Gewiß nicht. Aber diese bildeten nie eine besondere Kaste, genossen keines Vorrechts, übten nie eine tyrannische Herrschaft aus. Vollkommene Freiheit des Dichtergeistes, dies Bedürfniß zeigt sich schon stark bei den alten Germanen, es triumphirt in der Geschichte der deutschen Dichtkunst, es ist das, was Uhland proklamirt, wenn er mit vielen Anderen ausruft:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!

Diese Abwesenheit eines Monopols, die hohe und vollkommene Sangesfreiheit ist ein sehr stark ausgeprägter Charakterzug der germanischen Race. Er ist geblieben und wird bleiben und ihm hat man es zu danken, daß sich im Schooß des Volkes jene großen epischen Legenden bildeten: das Lied von Hildebrand und Hadubrand, der angelsächsische Beowulf, das lateinische Gedicht Walter und Hildegunde, die Gudrun und die Nibelungen. Sie sind nur herrliche Fragmente und wir können sie jenen Torsen vergleichen, die von barbarischen Händen verstümmelt, der Ungunst der Zeiten ausgesetzt, dennoch durch ihre mächtigen Glieder und ihre herrliche Bildung die unsterbliche Race der hellenischen Götter verrathen und vor unseren Augen den siegenden Herkules oder den donnernden Jupiter auferleben lassen.

Alle jene großen, volksthümlichen Heldengedichte sind dem heidnischen Geiste des alten Deutschland entsprungen.

Dann kam das Chriſtenthum und Karl der Große und auf den Trümmern des Heidenthums entſtand die Kirche und der Feudalſtaat. Seitdem kämpfen zwei mächtige Parteien mit einander, zwei Gewalten, zwei Geiſtesrichtungen, das Volk und die Kirche, der heidniſche und der chriſtliche Geiſt, die Volkspoeſie und die gelehrte Dichtkunſt. Das Chriſtenthum ſiegt, die Kirche erſtickt das alte Heldenlied im Herzen des Volkes, die Poeſie kommt nicht mehr von unten, ſondern von oben, ſie wächſt nicht mehr aus dem Innerſten des Volkes hervor, ſondern iſt etwas von der Geiſtlichkeit äußerlich Aufgepfropftes. Seitdem verwächſt die deutſche Nation mit dem Geiſte des Chriſtenthums, das Ritterthum ſchafft ein neues Ideal und die Poeſie der Minneſänger entfaltet ihre ſchönſten Blüthen im Adel des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Aber die große Maſſe des Volkes nahm keinen Antheil an dieſer dichteriſchen Bewegung. Der Handwerker und der Hörige, der ſchwere Laſten zu tragen und Frohndienſte zu leiſten hatte, blieb theilnahmlos daran und unwiſſend. Die wirklich volksthümliche und nationale Poeſie war todt, aber ſie ſollte in neuer Geſtalt wieder aufleben. Im vierzehnten Jahrhundert beginnt der Verfall des hohen Adels, der das Volk zu ſeinem Vortheil ausbeutete, es wird die Kirche und das Lehnsweſen in den Grundfeſten erſchüttert. Auf der anderen Seite fühlt ſich das Volk kräftiger und rüttelt an ſeinem Joch. Die Städte erblühen, bewaffnen die Bürger, bekämpfen den Adel und auch die Leibeigenen murren und empören ſich. Je mehr das Ritterthum an Glanz verliert, um ſo mehr macht das Volk Miene, ſich zu erheben, bis es endlich aufſteht und ſeine Rechte und Gewiſſensfreiheit fordert.

Das Volkslied bildet gleichſam das reiche und ewig wechſelnde Accompagnement dieſer großen, aufſtrebenden Bewegung des Volkes, die im vierzehnten Jahrhundert beginnt und im funfzehnten eine unwiderſtehliche Gewalt

erlangt. Gewiß hat das Volk nie ganz aufgehört zu singen, aber es war sich seiner Flügel nicht bewußt; es wagte erst den kühnen Flug, als ihm das Gefühl seiner Kraft und Freiheit kam. Da schuf es das Volkslied, das echte, moderne Lied. Der Gesang war ihm geblieben und mit ihm die Hoffnung. Es sind nicht mehr lange Heldengedichte, sondern Töne tief aus dem Herzen, Klänge reiner Lyrik. Auch dies sind Volkslieder; aber welch ein Unterschied besteht zwischen ihnen und denen aus den barbarischen Zeiten! Man fühlt, daß das Volk zu dem individuellen Leben hindurchgedrungen ist. In den Urzeiten wird der Mensch durch eine blinde Macht vorwärts gedrängt, wie im Traum stürzt er sich in den Krieg, vollbringt er Thaten erbarmungsloser Rache oder heldenmüthiger Aufopferung; seine Kinderseele lebt nur in dem Geiste seines Volkes. Wenn er sich selbst versteht, so ist ihm das nur durch seine Vorfahren, Helden und Götter möglich. Er bildet mit ihnen gleichsam nur Eins; wenn er handelt, so haben sie es ihm befohlen; sie sind geheimnißvolle und schreckliche Mächte, die mit ihrem ganzen Gewicht auf seinem Schicksal lasten. So ist der Mensch in den barbarischen Zeiten beschaffen, das ist die Auffassung des großen Heldengedichts. Aber in den Zeiten religiöser und moralischer Revolutionen geht der Mensch auf sich selbst zurück, er überläßt sich ungezügelt allen Launen seiner Natur, das Bewußtsein seiner Kraft macht ihn trunken. Das ist der Geist der echten Lyrik, das war die Stimmung des deutschen Liedes bei seinem Ursprung.

Der erste Ton des Volksliedes war ein Schrei der Empörung und Unabhängigkeit, der von der Schweiz ausging. Wie man weiß, war der Vierwaldstättersee die Wiege der helvetischen Freiheit. Dort lebte seit Jahrhunderten ein Volk von Hirten, Fischern und Gemsjägern, das die Ritter der Nachbarschaft nicht unter ihr Joch zu beugen vermocht hatten. Es war ein frisches, freies Volk, das weder Zehn-

Seneca, seine *Quaestiones natural.* wurden im M. A. gelesen S. 22.

Sidonius S. 29.

Sigisbertus Gemblacensis S. 164. [Ein Mönch aus Brabant, † 1112.]

Sigonius macht den Avicenna zu einem Spanier S. 99. Sein Urtheil über *Avicenna* und *Averroës* S. 99.

Symmachus S. 29.

T.

Tennemann S. 14.

Tiedemann S. 13.

Theano, Gemahlinn des Kaisers Otto S. 13.

Theodorich, Brief desselben an Boëthius S. 162.

Thebith II. S. 353.

Thibon S. 98.

Thomas, St.-, de Aquino S. 34. Benutzt *nur griechisch*-lateinische Uebersetzungen S. 42. 43. 85. Benutzt Uebersetzungen von Wilhelm von Moerbeka S. 71. II. 334.

Thomas Cantipratanus S. 56. S. 64 ff.

Thophail S. 98.

Thou, Wilh. de S. 42. S. *Wilhelm de Thou.*

Tribbechovius, Adam S. 79. [Die beste Ausgabe seiner trefflichen Schrift: De doctoribus scholasticis, welche zuerst Giessen 1665, 8., erschien, ist von C. A. Heumann, Jena 1719. Vergl. Brucker III, p. 709, N. a.]

Trithemius, Joh., Glaubwürdigkeit desselben S. 79. Er folgt meist dem Chronisten Jacob v. Bergamo S. 150. Verwechselt Hermannus Contractus und Hermannus Alemannus S. 158. [Hochverdient um Kirchen- und Staatsgeschichte, geb. 1462 zu Trittenheim, † 1516. Von seinen Werken ist vorzüglich berühmt das *Chronicon Coenobii Hirsaugiensis* vom Jahre 830 bis 1370. Vergl. *Fabric.* IV, p. 451 — 469.]

Turpin, Chronik des falschen S. 79. [Vergl. Wachler Th. II. S. 158.]

U.

Urban IV., Papst, veranlaßt Uebersetzungen des Aristoteles durch St.-Thomas S. 85.

ten, Abgaben noch Frohndienſte leiſtete. Der Kaiſer hatte die höchſte Gerichtsbarkeit in Händen, aber das war auch Alles. Im Uebrigen hörte man auf die geachtetſten Männer der Dörfer und Städte und Jeder lebte von ſeiner Arbeit auf ſeinem Erbe; nur für wichtige Angelegenheiten hielt man einen Rath, in dem auch der ärmſte Hirt eine Stimme hatte. Es war eine patriarchaliſche Republik, wie ſie ſich nur im Hauch der Gletſcher, auf den hohen Matten und am Fuß der von Bergen geſchützten Seen entwickeln kann. Als ſie ſich in ihrer Unabhängigkeit durch das Haus Habsburg bedroht ſahen, verbündeten ſich dieſe Städte, die bisher friedlich ohne ein feſtes politiſches Band neben einander exiſtirt hatten, zu einer Vertheidigung auf Leben und Tod. Der beſtändige Kampf mit den Elementen hatte dieſe Bergbewohner trefflich zu dem Kampf mit den Rittern geſtählt, ihre moraliſche Energie war nur der veredelte Ausdruck ihrer phyſiſchen Kraft. Als die Ritterſchaft der Nachbarländer ihnen mit Vernichtung drohte, erklärten ſie ſich einſtimmig für ein freies Volk, ſtark in ſeinem Recht, und ſie bewieſen ſich als große Bürger. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gewannen dieſe Bauern die Schlachten von Laupen und Morgarten über die Blüthe der öſterreichiſchen Ritterſchaft.

Der Sieg bei Sempach (1383) übte auf Europa die Wirkung eines Donnerſchlages. Er wurde durch einen der Mitkämpfer, Halb Suter, einen ſonſt unbekannten Mann, beſungen. Es war die Schlacht wohl dieſer Mühe werth, denn mehr als je ſtand die Freiheit der Schweiz auf dem Spiele. Im Zeitraum von zwölf Tagen hatten die Vierwaldſtätte einhundertundſiebenundſechszig Kriegserklärungen von Fürſten, Biſchöfen und Rittern empfangen. Schon rückte der ganze Adel aus dem Thurgau, Aargau, Elſaß, dem oberen Burgund und Württemberg unter der Führung des Herzogs Leopold heran. In der Nähe von Sempach

fand das Zuſammentreffen ſtatt. Leopold ritt ſtolz an der Spitze ſeines Heeres, er war ein echter Held. Dann befahl er der Blüthe der Ritterſchaft, vom Pferde zu ſteigen, ließ ſie eine große Schlachtordnung bilden und die Hellebarden vorſtrecken. Als die ſo aufgeſtellten Ritter ſahen, daß die Schweizer ihrer Gewohnheit gemäß niederknieten, um Gottes Beiſtand anzurufen, meinten ſie, daß ſie um Gnade flehten. Wie groß war aber ihr Staunen, als ſie ſahen, daß ſich die Schweizer erhoben, ihnen die Spitze boten und feſten Trittes auf ſie zukamen. Hier muß man den volksthümlichen Dichter hören. Er ſtellt das öſterreichiſche Heer unter dem Bilde eines Löwen, das ſchweizeriſche unter dem des Stiers dar.

... Lucern, Uri, Switz, Unterwalden
mit mengem bidermann
zu Sempach vor dem walde
da inen der löw bekam,
he! der ruch ſtier was bereit!
„Und löw, wilt mit mir fechten,
daz ſig dir unverſeit.“

Der löw ſprach: „Uff min eide
du füegſt mir eben recht:
ich had uf diſer heide
meng ſtoltzen ritter und knecht:
he! ich wil dir gen den lon,
umb das du mir einſt zu Loupen
gar viel ze leid haſt kan.

Und an dem Moregarten
erſchlougſt mir mengen man;
von mir muoſts hüt erwarten.
ob ich's gefüegen kan:
he! das ſig dir zugeſeit.“
Do ſprach der ſtier zum löwen:
„Din trömen wird dir leid!“

Der löw fing an zu ruofen
und ſchmucken ſinen wadel;
Do ſprach der ſtier: Ruck uszehn:
wend wir's verſuochen aber?
He! ſo tritt hie zuher bas,
das diſe grüene heide
von bluot mög werden nasz!"

Sie fiengend an ze ſchieſſen
zu inen in den than
man greif mit langen ſpieſſen
die frommen Eidgenoſſen an.
He! der ſchimpf, der war rübſüß,
die äſt von hochen böumen
fielend für ire füeß.

Des adels hör was veſte,
in ordnung dick und breit:
Das verdroß die frommen geſte.
Ein Winkelried, der ſeit:
„He! wend irs genießen lon
min frommen kind und frowen
ſo will ich en frevel büten

Trüwen lieben Eidtgenoſſen,
min leben verlür ich mitt.
Sie hand ir ordnung gloſſen:
wir mögends in breſen nitt.
He! ich will ein inbruch han:
des wellend ir min gſchlechte
in ewig genieſſen lan!"

Hiermit dor tett er faſſen
ein arm voll ſpieß behend:
den ſinen macht er ein gaſſen,
ſin leben hatt ein end.
He! er hat eins löwen muot.
ſin manlich dapfer ſterben
was den vier Waldſtetten guot.

Alſo begundentz brechen
des adels ordnung baldt
mit howen und mit ſtechen.
Gott ſiner ſelen walt!
He, wo er des nit het gethan
ſo wurds d'Eidgenoſſen han koſtet
noch mengen biderman.

Sie ſchluegend unverdroſſen
eſtachen mengen man;
die frommen Eidgenoſſen
ſprachend einander troſtlich an.
He! den löwen es ſer verdroß;
der ſtier tett vintlich ſperren,
de löwen gab er ein ſtoß.

Der löw fieng an ze mawen
und tretten hinder ſich;
der ſtier ſtarzt ſine brawen
und gab im noch ein ſtich,
He! das er bleib uff dem plan:
„Ich ſag dir rucher löwe,
min weid muoſt mir hie lan!“ *

Dieſes Lied iſt ſeiner Form nach noch halb epiſch. Der Dichter beſchreibt eine Schlacht, aber er beherrſcht ſie nicht von oben, wie Homer das Heer der Griechen und Trojaner, oder der Dichter der Nibelungen das der Burgunder und Hunnen. Vielmehr iſt er ein Soldat, noch bedeckt vom Staub des Kampfes, und der nur ſingt, um den Ruhm ſeines Vaterlandes und die Tapferkeit ſeiner Freunde zu preiſen. Das giebt dem Gedicht den lyriſchen Charakter, und die Wiederholung des Ausrufs: he! in jeder Strophe verleiht dem Ganzen etwas Triumphirendes. Unwillkürlich denkt man dabei an den herrlichen Geſang des

* Heinrich Kurz, Geſchichte der deutſchen Litteratur, Theil I. S. 600.

Tyrtäus: „Schön iſt es, für das Vaterland zu fechten in der erſten Reihe der Schlacht," in welchem man die Lacedämonier zu ſehen glaubt, wie ſie ſtumm, feſt und unbeweglich bleiben im Kampfe, Mann an Mann, Schild an Schild, Bruſt an Bruſt. Dem Volksliede fehlt nur jener knappe Ausdruck und jene plaſtiſche Vollendung, in welcher die Griechen Meiſter waren. Aber man erblickt in ihm die mächtigen Geſtalten mit ihren eiſernen Muskeln, man ſieht das Heer, das wie Ein Mann marſchirt, man fühlt die wuchtigen Schläge der Streitkolben mit Eiſenſpitzen, welche die Schweizer Morgenſterne nannten, vor Allem aber vernimmt man das Jorngebrüll der rauhen Bergbewohner und die ſtolze Freude, die dem Siege der Freiheit folgt. Die Freude iſt ſo mächtig, daß der Tod des Helden ſie nicht dämpft und ſein Sterben wie ein wehmüthiger Ton in der Harmonie des Triumphgeſanges verklingt.

In ſolchen erbitterten Kämpfen um ſeine Freiheit koſtet der Menſch in einem Augenblick das ganze Gefühl ſeiner Kraft oder Ohnmacht aus. Entweder bringt dies Zuſammenraffen ſeines Willens ſein ganzes Weſen in Bewegung oder bricht ſeine Kraft für immer; der Menſch wächſt mächtig oder verſinkt in das Nichts. Findet er die Energie in ſich, dem Tode zu trotzen, ſo führt ihn dieſer bittere Entſchluß zu der höchſten Bethätigung ſeines Weſens und dem lebhafteſten Bewußtſein ſeiner Kraft. Bei dieſer äußerſten Anſtrengung, welche alle Kräfte ſeiner Seele in Bewegung ſetzt, ſollte er da nicht auch eine neue Sprache finden? Das iſt der Ruf Winkelried's, die Stimme ſeines Kampfgenoſſen, das iſt das Lied, der Beginn der Volkspoeſie.

Sie entwickelte ſich allmählich in den langen Kämpfen, welche der Schweizerbund um die Sicherung ſeiner Freiheit führte. Ungefähr hundert Jahre ſpäter ſehen wir ſie erſt wieder auftauchen, zwiſchen 1474 und 1476. Nachdem die Schweizer Oeſterreich im vierzehnten Jahrhundert beſiegt hatten,

ſtellte ſich ihnen im funfzehnten ein neuer und gefährlicherer Feind entgegen, der berühmte Herzog von Burgund. Karl der Kühne, Herr von Flandern, von den Niederlanden und der Picardie, meinte ein Volk von Kuhhirten leicht unterwerfen zu können. Dieſe ſchickten ihm eine Geſandtſchaft, welche ſagte: Unſer Land iſt nicht ſo viel werth, als das Silber an Euren Pferdegeſchirren. Der Herzog glaubte, ſie hätten Furcht, ſchickte ſie lachend fort und drang mit ſeiner berühmten Artillerie und vierzigtauſend Mann in die Schweiz ein. Er ſtößt auf das Schloß Granſon, das erſte Hinderniß, das ihm den Weg verſperrt, fordert die Beſatzung auf, ſich zu ergeben, oder droht, Alle aufhängen zu laſſen. Zehn Tage vertheidigen ſich die tapferen Schweizer und Karl gelobt ihnen das Leben, wenn ſie abziehen wollen. Nun verlaſſen ſie die Burg, aber der aufgebrachte Herzog läßt ſie theils aufhängen, theils ertränken. Als das heranrückende Heer der Schweizer dieſe Kunde vernahm, ſtieg ſeine Wuth auf das Höchſte, und obgleich nur halb ſo ſtark wie die Burgunder, ſtürzte es ſich auf ſie. Schon die erſten Angreifer machten die Soldaten Karls ſtutzig. Als ſie nun aber immer neue und neue Rotten heranrücken ſahen, mit kühner und herausfordernder Stirn, als die Schlachthörner von Uri und Unterwalden beim Hauptangriff ertönten und der Nachtrab von den Hochalpen mit ſeinen Streitärten und Morgenſternen eintraf und ſie den großen lockigen Männern gegenüberſtanden, deren Väter bei Morgarten und Sempach gekämpft, faßte den ſonſt unerſchrockenen Herzog plötzliches Entſetzen. „Was ſoll aus uns werden?“ rief er, „ſchon die erſten haben uns ermattet.“ Die Worte fliegen von Mund zu Mund und Schrecken verbreitet ſich im Heer. Umſonſt verſucht Karl, es zum Stehen zu bringen, aber er wird mit in die Flucht geriſſen und ſeine Leute zerſtreuen ſich wie Stroh im Winde.

Dieſer Sieg und der von Murten bald darauf gab

dem Patriotismus der Schweizer einen neuen Aufſchwung und fand einen lebhaften Wiederhall in der Volkspoeſie. Nach den Wirkungen, die er hinterlaſſen, muß dieſe Bewegung einen viel entſchiedeneren Charakter gehabt haben. Denn der Dichter Veit Weber, der fünf oder ſechs patriotiſche Lieder verfaßt hat, welche die Chroniſten aufzeichnen wegen ihrer allgemeinen Beliebtheit, iſt nicht mehr ein einfacher Kampfgenoſſe, den der Drang der Umſtände zum Dichter gemacht, ſondern Sänger von Profeſſion. Wir wiſſen von ſeinem Leben nur, was er ſelbſt davon in ſeinen Dichtungen berichtet, daß er in Freiburg im Breisgau geboren iſt und fahrender Sänger war, ein Handwerk, das übrigens nicht mehr als das des Seiltänzers geachtet wurde. Doch unſer Dichter war darum nicht minder lebensfroh: ein luſtiger Kumpan, zu jedem Abenteuer bereit, der die Schönen nicht verſchmäht und den Kampf ebenſo ſehr als den Geſang liebt. Sobald in der Schweiz Kriegslärm ertönt, vertauſcht er die Laute mit dem Schwert, verläßt die Tafel des Erzbiſchofs oder den Rittershof, um mit ſeinen Landsleuten zu fechten. Aber nach der Schlacht ſang er beim Fackelſchein ſeine kühnen Lieder, die von der Schweiz bis Deutſchland drangen und dort jenes ſtolze Freiheitsgefühl verbreiteten, das die Hoffnung des unterjochten Volkes belebte und den Zorn der Herren verdoppelte. Er beſingt die Schlacht bei Murten wie folgt:

Da man zählt von Chriſt fürwahr
Tauſend vierhundert und ſiebenzig Jahr
Und das ſechſt war kommen,
An einem Samſtag ich euch ſag,
An der zehntauſend Ritter Tag,
Schuf man gar großes Frommen.

Das war an des Morgens fruh
Da rückt man faſt gen Murten zu
Durch einen grünen Walde;

Des wurden die in Murten froh,
Den Herzog fand man gewaltig do,
Da hob ſich ein Schlachten balde.

Eh man kam durch den Wald ſo grün,
Da ſchlug man manchen Ritter kühn,
Die thut man wohl erkennen;
Der Herzog von Lothringen war der ein,
Sie redten alle zuſammen gemein,
Wir wollen vordann rennen.

Ein ſchneller Rath der ward gethan
Wie man den Herzog ſoll greifen an;
Da hört ich manchen ſprechen:
Ach Gott wann hat ein End die Sach,
Nun iſt es ſchon um Mitten-Tag,
Wann ſollen wir hauen und ſtechen.

Die Vorhut die zog vornen dran,
Daruntec waren zwei ſchöne Fahn,
Entlibuch war das eine,
Das andre Thun mit ſeinem Stern,
Sie waren bei einander gern,
Man ſah ihrer fliehen keine.

Die Ritter rannten vornen drein,
Sie legten all ihre Schwerter ein,
Da ſie ihre Feinde ſahen;
Um ihr Geſchütz ſie gaben nichts,
Sie wagten alle ihre Haut
Zu ihnen thät man ſich nahen.

Die Büchſen ſchoſſen mitten an,
Sie liefen ihnen vorne dran
Die langen Spieß desgleichen.
Den Helleparten war ſo Noth,
Damit ſchlug man ſie faſt zu Tod
Die Armen und die Reichen.

Sie wehrten ſich ein Kleines faſt,
Darnach ſah man ſie fliehen faſt,

Gar viel wurden erſtochen
Der Fußknecht und der Küraſſier,
Das Feld lag voller Schwert und Spier,
Die an ihnen wurden zerbrochen.

Die Schlacht währt auf zwei ganze Meil,
Dazwiſchen lagen Welſche viel
Zerhauen und zerſtochen.
Des danket Gott man früh und ſpat,
Das er der frommen Geſellen Tod
In Granſon hat gerochen.

Nun glaubet mir hie dieſe Wort
Fürwahr der Eidgenoſſen Ort
Sind nicht zwanzig Mann umkommen,
Dabei man wohl erkennen mag,
Daß ſie Gott behütet Nacht und Tag,
Die Kühnen und die Frommen.

Man zog dem Grafen in ſein Land,
Schloß und Stadt man ihm verbrannt,
Raimond wollt nicht ſtille ſitzen.
Ein Schweißbad hat man ihm gemacht,
Wär er drin geſeſſen über Nacht,
Er hätte müſſen ſchwitzen.

Die Eidgenoſſen heiſchen ihm kein Brod
Wiewohl er ſie für Bettler hat,
Seine Land ſie nicht erſchrecken.
Ihre Bettelſäb ſind Spieß und Schwert,
Die Zacken ſtößt man ihm in die Zähn
Die Spieß wollen ihm nicht ſchmecken.

Veit Weber hat dies Lied gemacht,
Er iſt ſelbſt geweſen in der Schlacht,
Des Schimpfes war er verdorben.
Das danket er den Eidgenoſſen,
Und denen er ſo Gutes gethan,
Haben ihm um anders geworben.*

* Wunderhorn I. S. 58.

Ein schönes Selbstvertrauen, frischer Muth und echte Lebensfreude sprudeln aus diesem Liede. Man sieht, wie in einem Zeitraum von hundert Jahren die instinktive und darum sich sehr langsam entwickelnde Volkspoesie ihren Charakter verändert hat. Das Lied des Halb Suter auf die Schlacht bei Sempach hat noch etwas Episches. Es ist zwar ein leidenschaftathmender Bericht derselben, aber die Persönlichkeit des Dichters tritt noch nicht deutlich hervor. Hier ist schon Alles lyrisch, in der Empfindung wie im Ausdruck, und die Persönlichkeit macht sich mit merkwürdiger Energie geltend. Je mehr wir uns dem sechszehnten Jahrhundert nähern, um so individueller wird die Volkspoesie, ohne indessen ihren Charakter des Ursprünglichen zu verlieren.

Einen großen Erfolg hatte diese poetische Bewegung in der Schweiz, nämlich daß der Uebergang des Volkes zur individuellen Poesie gleichzeitig mit dem Bewußtsein seiner Kraft, seiner Rechte und seiner Freiheit stattfand.

Die siegreichen Kämpfe der Schweizer brachten Deutschland in Bewegung. Als der Bauer hörte, daß ein bedrücktes Volk sich aus eigener Kraft befreit hatte, mußte ihm der Gedanke kommen, es ihm nachzuthun. Im Jahre 1500 versuchten die Dithmarschen gegen Dänemark, was den Schweizern gegen Oesterreich und Burgund gelungen war. Sie waren ein starkes und noch ungebeugtes Volk. Ihre Vorfahren, die Friesen, hatten Rom in Staunen versetzt, als sie im Theater des Pompejus die Senatorenplätze beanspruchten, weil, wie sie sagten, kein Volk der Erde die Deutschen an Muth und Wahrheitsliebe übertreffe. Stets war ihr Wahlspruch: „Lieber Tod, als Sklaverei!“ Als Johann von Dänemark ihnen einen Tribut von funfzehntausend Mark abverlangte, und außerdem das Recht, drei feste Schlösser in ihrem Lande zu bauen, schlugen sie es kurzweg ab. Ihr Volkslied sagt:

V.

Victorinus S. 4. 11.
Vincentius Bellovacensis (v. Beauvais) S. 85. 65. II. S. 331 ff.

W.

Walther von St.-Victore S. 26.
Wamba vertreibt die Juden S. 98.
Weidler, J. Fr. S. 141. u. a. [Sein Hauptwerk: Historia Astronomiae, erschien Wittenberg 1741, 4.]
Wilhelm, ein Mönch und Arzt, bringt um das Jahr 1167 Handschriften von Konstantinopel nach Paris S. 49. 50. S. 205.
Wilhelm von Auvergne, Bischof von Paris S. 32. Citirt arabische Commentare S. 75. II. S. 271 ff. [Vergl. *Fabric.* III p. 407..]
Wilhelm von Auxerre S. 32. II. 270. 271.
Wilhelm de Conchis S. 28. II. S. 147.
Wilhelm von Bretagne S. 43. S. *Brito.*
Wilhelm von Moerbeka S. 64. S. 69 — 78. S. 74.
Wilhelm de Thou, Biograph des St.-Thomas von Aquino S. 42.

Z.

Zacharias S. 75.
Zag, ein jüdischer Uebersetzer des Ptolemäus S. 147.

De Ditmarſchen repen averlut:
dat lide wi nu und nummermere
wi willen darumme wagen haus und gut
und willen dat gar ummekeren.*

Sie beſiegten die Dänen; aber um ihre Unabhängigkeit dauernd zu gründen, fehlten ihnen die Berge und das Bündniß mit feſten Städten. Sechsundfunfzig Jahre ſpäter wurden ſie unterworfen, doch man legte ihnen nur einen unbedeutenden Tribut auf.

Eine weit allgemeinere und beſorgnißerregende Bewegung erſchreckte den Adel im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts. Durch den Einfluß der Reformation wurde der Bauernkrieg hervorgerufen. Von der Laſt des Unglücks niedergebeugt, hatten die Bauern zuletzt ſelbſt gemeint, daß ſie von Natur den andern Menſchen untergeordnet wären und ſich ſtumpfſinnig in ihr Schickſal ergeben. Aber als ſie die Predigt vernahmen, daß alle Menſchen Gottes Kinder ſeien, alle gleich vor ihm, als Luther's mächtige Donnerſtimme gegen jede Tyrannei von der Wartburg ertönte und einen Widerhall in den entlegenſten Dörfern und der ärmſten Hütte fand, hob ſich der Muth der Bauern von Neuem. Sie wagten die Predigt des reinen Evangelium, die Freiheit und die Abſchaffung der Adelsvorrechte zu fordern. Theils wurden ſie von den adeligen Herren verſpottet, theils mit Verſprechungen hingehalten, die Entſchloſſenſten ließen ſie ſogar durch ihre Söldner überfallen. Das reizte ihre Wuth und nun erhoben ſie ſich in Maſſe. In Württemberg, Bayern, denRheinlanden und Thüringen entfalteten ſie die Fahne des Bundſchuh mit dem kühnen Wahlſpruch:

Wer frei will ſein
Der folge dieſem Sonnenſchein.**

* Uhland. Seite 443.
** Das Zeichen des „Bundſchuhs" als Banner der aufſtändi-

Und wer hätte diesem Schein nicht folgen wollen, der die Morgenröthe eines neuen Tages verkündete, aber nur ein Irrlicht war, dem eine dunklere Nacht folgte. Es fehlte den Bauern an Disciplin, Entschlossenheit und Führern; und sie hatten den Adel und die Geistlichkeit der ganzen Welt gegen sich. Im Elsaß, in Württemberg und Thüringen wurden sie unterjocht und ihre Befreiung dadurch um zwei Jahrhunderte hinausgeschoben.

Man besingt nur den Sieg, über Niederlagen schweigt man, besonders, wenn sie die Dienstbarkeit im Gefolge haben. Die deutschen Bauern versanken wieder in Schweigen, sie hatten kein Sempach zu verherrlichen. Aber der mächtige Geistesaufschwung, das Freiheitsgefühl, das der Aufstand entflammt hatte, war in das ganze deutsche Volk gedrungen und hatte in seinem Schooß ein neues Leben erweckt, das die Feudalherrschaft nicht mehr zu ersticken vermochte.

Zwei große Bewegungen beschäftigten damals die Gesellschaft und begünstigten den Aufschwung der Lyrik: die Renaissance und die Reformation. Indem die Humanisten die römische und griechische Welt vor den Augen ihrer Mitmenschen aufleben ließen, legten sie den Grund zu der modernen Anschauungsweise.

Bis dahin war der geistige Horizont der Menschen eng begrenzt gewesen; auf ihre Burgen, Städte oder Dörfer beschränkt, erschienen ihnen alle übrigen Länder nur als die an Schrecken reiche Fremde, sahen sie im Heidenthum nichts

schen Bauern im funfzehnten Jahrhundert hatte folgenden Ursprung. Der Ritter trug als besondere Auszeichnung Stiefeln; der Bauer, wenigstens der unfreie, als Zeichen der Unterthänigkeit und Unfreiheit Schuhe, gitterartig vom Knöchel an aufwärts mit Riemen gebunden. Dieser allgemein getragene Bauernschuh hieß, von dieser Art des Bindens, „Bundschuh." (S. Zimmermann: Geschichte des großen Bauernkriegs. Th. I. S. 19.).

als blinden Götzendienſt. Wie groß war daher das Erſtaunen und bald auch die Bewunderung der Ritter, Bürger und ſogar der Leute aus dem Volk, als ſie von dem herrlichen Griechenland hörten, von Plato und ſeinen Schülern, von Homer, dem Kampf um Troja, von Athen mit ſeinen Göttern, Weiſen und Helden. Ein glänzendes Bild von einem glücklichen Leben in der Natur, das die von der Kirche verdunkelten und in enge Schranken gebannten Gemüther mit unwiderſtehlicher Gewalt anzog. Wie! riefen ſie feurig aus, ſchon vor zwei Jahrtauſenden haben dieſe Philoſophen, Dichter und edlen Bürger gelebt. Sie waren hohe Geiſter, denen wir uns nicht vergleichen dürfen, aber wir müſſen ihnen nachſtreben. — Die Natur iſt weder böſe an ſich, noch von Gott verdammt, wie die Kirche behauptet, dachten die kühnſten Geiſter; die Welt iſt kein Jammerthal, ſondern ein Tempel der Kraft und Schönheit; das Glück beſteht nicht in der Abtödtung der Sinne, ſondern in der Harmonie von Seele und Leib. Man ſprach dieſe Ideen noch nicht mit klaren Worten aus, aber ſie zeigten ſich in lebhaften Bildern bei den freieſten Denkern, wurden eifrig von den Dichtern von Satyren und Volksbüchern aufgegriffen und drangen in Geſtalt von Schwänken und Spottreimen bis in die Bude des Handwerkers und die Hütte des Tagelöhners. Eine neue Welt hatte ſich dem Geiſt erſchloſſen und der Schüler ſang jetzt die Geſchichten von Pyramus und Thisbe, von Hero und Leander.

Der Renaiſſance geſellte ſich eine noch weit ſtärkere Macht bei, die Reformation. Seit Huß hatte ſie ſich im Volke vorbereitet, bei Luther's Stimme loderte ſie in hellen Flammen empor. Im Mittelalter war die Kirche der Mittelpunkt der Religion geweſen, der Prieſter ihr Vertreter und der Terrorismus ihre Regierungsform. Allen war ſie verhaßt, aber man unterwarf ſich ihr dennoch. Da wagten es die Reformatoren zu ſagen: Euer Gewiſſen iſt der Sitz der

Religion; Niemand hat das Recht, sich zwischen Gott und Euch zu stellen. Haltet fest am Glauben, liebet Euch als Brüder und Gott wird Euch erhören. Von Thüringen bis Württemberg durchzogen fanatische Prädikanten, wie Thomas Münzer, das Land und predigten auf Landstraßen und Gassen der begeisterten Volksmenge, — freilich auch auf die Gefahr hin, gesteinigt zu werden — über die Abschaffung des Priesterstandes, der Leibeigenschaft und Adelsvorrechte und die Gleichheit aller Menschen. Die Buchdruckerkunst kam der Renaissance und der Reformation zu Hülfe, indem sie ihre Entdeckungen, ihre Reden und Streitschriften in zahlloser Menge verbreitete. Dabei tobten Privatfehden und Kriege in Deutschland, Niemand war seines Lebens sicher, Jeder stets bereit, sich zu wehren. Aber in diesen physischen und moralischen Kämpfen erstarkten energische Naturen, und in den Denkern, die oft nicht wußten, für wen sie in dem politischen und religiösen Chaos Partei ergreifen sollten, bildete sich der Gedanke eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes aus.

Unter dem Einfluß so verschiedenartiger Bewegungen, welche die Gesellschaft umgestalteten, bemächtigte sich der ganzen Welt eine unbezwingliche Lust, zu sehen, zu lernen und zu reisen. Der Ritter macht sich auf den Weg, die Türken zu bekriegen, der Handwerksbursche zieht durch Deutschland, der Bauer verläßt den Pflug, wird Landsknecht und versucht in Italien sein Glück. Das zerlumpte Kind des Leibeigenen ergreift die Flucht und studirt auf einer Universität. Mit dem Schwert an der Seite, dem Virgil und Aristoteles, den köstlichsten Schätzen jener Zeit, im Mantelsack, macht sich der freie Denker auf den Weg, um Wissenschaft und Poesie zu erstreiten. Wie viel Abenteurer ohne Dach und Fach, die sich weder vor Gott noch dem Teufel fürchten, ziehen von Herberge zu Herberge und liegen auf den Landstraßen, sie wissen selbst nicht warum;

ein unbeſtimmtes Verlangen treibt ſie zu leben, zu lieben und zu genießen. Das ſchnelle Aufeinanderfolgen einer Menge neuer Anſchauungen verwandelt plötzlich den Menſchen. Er bricht mit den Vorurtheilen der Geburt und des Standes, ſpottet ſeiner früheren Herren, fühlt ſeine eigene Perſönlichkeit mit der ganzen Energie ſeines Weſens und ruft: „Ich will für mich ſelbſt leben!“ Das ſehen wir an dem Bettler, der nichts zu verlieren und zu gewinnen hat, an dem luſtigen Reitersmann, der den Augenblick genießt und nicht weiß, ob ihn morgen ſchon der grüne Raſen deckt, an dem trauernden Burſchen, der die Geliebte vielleicht für immer verlaſſen, an dem leichtfüßigen Jäger, der heute ruht und morgen weiter zieht, der heute zwei rothe Lippen und morgen vielleicht zwei ſtrahlende braune Augen liebt, an dem kühnen Schüler, der Macht hat über die Frauen und den Teufel, der am Morgen ſchwarzes Brod mit der Bäuerin ißt und Abends ſchon der Königin als Page dient. Wie viel reicher iſt dies Daſein als das der Ritter im dreizehnten Jahrhundert, wie viel Handlung und Bewegung, geiſtiges und ſinnliches Leben! Mit dem Mantelſack auf dem Rücken, mit ihrer Liebe und ihren Illuſionen, ziehen ſie durch die Welt, ohne an den kommenden Morgen zu denken. Selten ſehen ſie ihr Vaterland wieder, vergebens wartet die erſte Vielgeliebte ſieben Jahre und mehr auf ſie. Sie kommen nicht zurück, ſie liegen todt am Waldesſaum oder im Dickicht; Niemand kennt ihr Grab und bald werden ſie vergeſſen. Aber was kümmert ſie das; ſie haben gelebt und ließen ihren Gefährten das, was ſie Alle vereinte: ihre Lieder.

Und wie hätten ſie das Leben nicht beſingen ſollen, das ſie in vollen Zügen ſchlürften. Mußten ſie nicht ihren Schmerz und ihre Luſt ausſprechen, ſie, die ihr Herz, ihre Pfeile und ihre Lieder in alle Winde ſtreuten. Das Waſſer,

das ſich im Innern des Berges anſammelt, bahnt ſich nicht ſicherer einen Ausweg durch die Felſen, als die geheimen Bewegungen der Seele durch die Schale ſelbſt der rauheſten Naturen. Man braucht nur ein Kind zu beobachten, das ſich ſelbſt überlaſſen iſt. Während es allein herumläuft und ſpielt, ſpricht und ſingt es unaufhörlich. Sein Seelenleben iſt eine fortwährende Unterhaltung mit ſich ſelbſt; die Worte irren in ſeinem Kopf herum, begegnen einander und kommen ihm auf die Lippen, ohne daß es ganz ausſprechen kann, was es verworren bewegt: es iſt ein Murmeln, noch kein Geſang. Daſſelbe thun am Sonntagnachmittag die Bauermädchen, beſonders in einigen Theilen Deutſchlands. Wenn ſie nicht ſingen, gehen ſie untergefaßt in langen Reihen auf der Landſtraße ſpazieren und ſummen Melodien. Wie viel größer noch war die Macht des überſtrömenden Lebensgefühls im ſechszehnten Jahrhundert, als es ſich zum erſten Mal Luft machte:

Die brunnen, die da fließen,
die ſol man trinken,
und wer ein lieben bulen hat,
der ſol ihm winken,
ja winken mit den augen
und tretten auf den fuß,
es iſt ein harten orden,
der ſeinen bulen meiden muß. *

Das iſt der Urſprung und die Erklärung der Lyrik des Volkes; der volle Becher ſchäumt über, das Ueberſprudeln des Lebens ſchafft das Lied.

Die Urheber des deutſchen Volksliedes ſind weder Dichter von Profeſſion, noch herumziehende Sänger. Jedermann dichtet es, ſowohl der Ritter, der auf Abenteuer auszieht,

* Uhland, 71.

wie das arme verlaſſene Mädchen, die Bäuerin, die den Landsknecht, und die Bürgertochter, die den Studenten liebt, der myſtiſche Träumer, der die grenzenloſe Liebe zur heiligen Jungfrau beſingt, wie der Proteſtant, der ſein Kirchenlied anſtimmt. Sie ſingen, ohne es zu wiſſen, faſt ohne es zu wollen; das volle Herz treibt ſie dazu, und das verleiht eben ihren Liedern jenen unvergänglichen Reiz. Denn dieſe einfachen Worte bewegen das, was unausgeſprochen auf dem Grund der Seele ſchlummert. Das Lied, das einmal unter dem Druck der Freude oder des Schmerzes, der Liebe oder des Haſſes hervorgeſprudelt iſt, fliegt von Mund zu Mund, erleidet allerdings einige Veränderungen, behält aber immer ſeinen urſprünglichen Kern bei. Das unauslöſchliche Gepräge ſchöpferiſcher Individualität würde allein genügen, ihren Urſprung zu beweiſen, aber er iſt uns durch viel deutlichere Nachweiſe beſtätigt; denn ein großer Theil der Lieder trägt noch einen beſonderen Stempel. Zum Beiſpiel verdrängt ein Soldat ſeinen Nebenbuhler aus der Gunſt ſeiner Geliebten; der Geprellte iſt ein öffentlicher Schreiber, die gewöhnliche Zielſcheibe des Spottes. Der glückliche Geliebte beſingt ſeinen Sieg und endigt ſein Lied folgendermaßen:

Der Schreiber gäb einen Gulden drum
Das man das Liedlein nimmer ſäng
Heinriche Konrade der Schreiber im Korb.*

Oder es iſt ein armer Müllergeſell, der die Tochter eines Ritters liebt: Ihm war es Ernſt, ihr nur ein Spiel, und aus der zärtlichen Geliebten iſt plötzlich die hohe, ſtolze Dame geworden, die ihn verabſchiedet. Er weiß nicht, wie ihm geſchieht und ſingt, um ſich zu tröſten:

* Simrock, 396.

Ach Scheiden ach! ach
Wer hat das Scheiden erdacht,
Das hat mein jung frisch Herzelein
So frühzeitz traurig gemacht.
Dies Liedlein, ach ach!
Hat wohl ein Müller erdacht,
Den hat des Ritters Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht.*

Diese ursprünglichen Dichter sind so durchdrungen von ihren Gefühlen, daß sie über das Entzücken des Augenblicks die ganze übrige Welt vergessen. Wohl mußte der vor Freude singen, der rufen konnte:

Und wer dies Liedlein hat erdacht?
Vor Lieb das Herz im Leib ihm lacht.

Und es ist ein bezaubernder Stolz, der Stolz der ersten Liebe, der zu sagen wagt:

Der dies Liedlein gemacht
Hat's Lieben erdacht,
Drum wünsch ich mein feins Liebchen
Viel tausend gute Nacht.

So giebt es hunderte von Liedern, in denen sich die Dichter in der Freude ihres Herzens verrathen, und immer neu sind die Situationen, die uns begegnen. Man sieht daraus recht deutlich, daß das Volk der Urheber dieser Poesie ist und daß es sein Herzblut dazu gegeben hat. Die Musiker des sechzehnten Jahrhunderts, welche jene damals weit verbreiteten Lieder sammelten, haben uns auch ihre Melodien aufbewahrt und die anmuthigsten derselben leben noch

* Simrock, 216.

immer im Munde des Volks. Sie ſind von hoher Schönheit, überſprudelnd von Heiterkeit und Frohſinn und wiederum ſo tief traurig, daß ſie uns Thränen in die Augen locken. An ihnen haben ſich die größten Muſiker entzückt und gezweifelt, je ihre rührende Einfachheit erreichen zu können, einen ſo unwiderſtehlichen Reiz beſitzt jede unmittelbar aus der Menſchenſeele kommende Gefühlsäußerung; ſelbſt das Genie vermag ihn nicht zu erſetzen. Man fühlt, daß die Melodie gleichzeitig mit den Worten entſtanden iſt, daß beide einer und derſelben Inſpiration entſtammen. So gut verſchmelzen ſie ſich mit einander, ein ſo vollkommenes Ganze bilden ſie, daß man ſie nicht mehr von einander trennen kann, ſobald man ſie einmal zuſammen gehört hat. Mit den erſten Tönen der Melodie kommen uns die Worte auf die Lippen, und unwillkürlich nimmt das geſprochene Wort den ſanften Fluß der Melodie an. So muß auch die wahre, lyriſche Poeſie beſchaffen ſein, ſie, die uns am tiefſten in das Herz dringt. Denn mehr als jede andere Kunſt vermag die Muſik das Unausſprechbare auszudrücken, und dieſe volksthümlichen Melodien ſtellen in ihren einfachen Modulationen das Innerſte in der Empfindungsweiſe des Volkes dar. Die Worte geben das Allgemeine einer Empfindung wieder, verewigen ſie durch den Gedanken, doch die Muſik zeigt, wenn ich ſo ſagen darf, das geheimnißvolle Werden, jede innere Regung und Bewegung an. Jeder lyriſche Gedanke geht aus einem unbeſchreiblichen Zuſtand unſeres Weſens hervor, der nicht durch das abſtrakte Zeichen des ausgeſprochenen Wortes auszudrücken iſt. Die Poeſie kann ihn nur ahnen laſſen, aber in der Muſik erſchließt ſich die Seele ganz und wie von Welle zu Welle theilt ſie den Rhythmus ihres Lebens dem Zuhörer mit. Wer die Volkslieder nicht hat vom Volk ſingen hören, der kennt nicht ihre Originalität und ihre ganze Macht. Wenn man Sonntag-

abend am Rhein von den waldigen Höhen des Siebengebirges herabsteigt, wenn die Berge, Hügel, Weingärten, die Dörfer, die mit ihren Kirchthürmen aus den Obstbäumen hervorsehen, ihren schwellenden Teppich zu unsern Füßen ausbreiten und der majestätische Fluß im Purpur des Sonnenuntergangs zu entschlummern scheint, dann hört man zuweilen zwei Frauenstimmen in einem der fernen Thäler singen und eine einfache, rührende und klagende Melodie zieht durch die reine Abendluft. Die erste Stimme trägt die Melodie, die zweite folgt ihr mit einfachen Wendungen in den ernsten und ergreifenden Tönen des Alt. Es sind zwei Freundinnen oder Gespielinnen, wie das Volk sagt, und was sie singen, ist meistens eins jener alten Liebes- oder Klagelieder. Dann ertönen die bekannten Reime, die uralten Klagen und die immer neuen Hoffnungen in hoher Schönheit, man fühlt, daß sie aus der ewigen Quelle des Lebens strömen und vermeint sie zum ersten Mal zu vernehmen.

Das Volkslied tritt fast gleichzeitig überall in Deutschland auf, aber in einzelnen Gegenden entwickelte es sich reicher als in anderen. In denselben Gegenden, in welchen sich dreihundert Jahre früher die höchste Blüthe der Ritterpoesie entfaltete, in der Schweiz, in Schwaben, Franken, den Rheinlanden, Baiern, Tyrol, Oesterreich und Thüringen ist die Wiege des Volksliedes. Bis auf den heutigen Tag hat es seine Eigenthümlichkeit in jedem dieser Länder bewahrt. In Oesterreich, an den Donauufern ist man am heitersten, und während in Schwaben und am Rhein das Gemüth vorherrscht, tritt hier die Ironie selbst in der Leidenschaft auf, neben einer übermüthigen Sorglosigkeit, der es aber nicht an tiefer Empfindung fehlt. Während der Rast bei den Pilgerfahrten singen die jungen Mädchen halb ernst, halb scherzend:

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerei des Waisenhauses.

Es iſt nit lang, daß es geregnet hat,
Die Bäumli tröpfle noch
Ich hab einmal ein Schätzl gehabt,
Ich wollt, ich hätt es noch.

Und die Burſchen antworten ſcherzend:

In dem Waſſer ſchmalzt der Fiſch,
Luſtig wer noch ledig iſt. *

In Tyrol, Oberbayern und der Schweiz trägt die Volkspoeſie einen ländlichen, komiſchen und bäueriſchen Charakter; beſonders haben die Tyroler etwas von der fröhlichen Laune des Sicilianers. Die luſtigſten Geſellen kommen Abends im Wirthshaus oder anderswo zuſammen und bringen, ſo gut es gehen will, die Erlebniſſe der vergangenen Woche in Verſe, wobei man nicht verfehlt, die Liebesabenteuer auszukundſchaften und lächerlich zu machen.

In Schwaben und am Rhein zeigt das Volkslied den reinſten und allgemeinſten Charakter. Obgleich es der Wirklichkeit entſprungen, erhebt es ſich immer zum Ideal und entzückt uns durch ſeine vorwaltende Melancholie, die eine tiefe Auffaſſung des Lebens und unbegrenzte Hingabe verräth.

Wenn auch die Volkslieder eines jeden Landes ihren ſcharf ausgeprägten Charakter beſitzen, ſo verbreiteten ſich doch die ſchönſten raſch über ganz Deutſchland, und was war leichter als das in den reiſeluſtigen Zeiten, in denen Jeder ſein Glück in der Ferne verſuchte. Der Hirt ſang hoch in den Alpen:

Iſt noch ein Menſch auf Erden,
So möcht ich bei ihm ſein.

* Wunderhorn, I. S. 476.

Er glaubt allein zu sein, aber ein Jäger hat den Vers gehört, bringt ihn in's Thal hinab und von Thal zu Thal steigt das Lied bis an den Rhein hinunter. Ein Bursche, der nach Deutschland wandern will, bringt es mit andern Liedern auf ein Kaufmannsschiff, das von Basel nach Straßburg hinabfährt. Wenn Nachts die Schiffer auf dem Verdeck um das Feuer sitzen, und die Feldflasche im Kreise herumgeht, wechseln die Lieder von den Bergen mit denen aus der Ebene ab, und selbst der fahrende Schüler singt sein Liebesliedchen zur halb zerbrochenen Guitarre. In Heidelberg neue Reisende und neue Lieder. Schwaben schickt sie wie einen Frühlingshauch aus seinen lachenden Gefilden hier an der Mündung des Neckar. Es ist ein wahrer Strom von Liedern, der mächtig anschwillt, je mehr man sich dem Rheingau nähert, der das rechte Land des Liedes ist. Im Schatten der malerischen Felsen, die den Fluß einengen, in den gesegneten Weinbergen, den Dörfern, die zwischen enge Schluchten eingeklemmt sind, an all' diesen rauten Plätzen entsteht das Lied wie von selbst. Die ermüdeten Reisenden stoßen an's Land und sind erstaunt, selbst den Einsiedler vor seiner Klause singen zu hören:

Da droben am Hügel,
Wo die Nachtigall singt,
Da tanzt der Einsiedel,
Daß die Kutt in die Höh springt. *

Und über die Wiesen am Waldsaum gehen blumenbekränzte Mädchen und der Wind trägt den Reisenden die Worte zu:

Der Kuckuck in seinem Schreien
Macht fröhlich jedermann,
Des Abends fröhlich reihen
Die Maidlein wohlgethan,

* Wunderhorn, Thl. III. Seite 25.

Spazieren zu den Brunnen,
Bekränzen ſie zur Zeit,
All Volk ſucht Freud und Blumen
Mit Reiſen fern und weit.*

So reiſen die Lieder. Durch dieſen immerwährenden poetiſchen Austauſch zwiſchen den verſchiedenen Gauen, den die Ereigniſſe des Lebens ſelbſt mit ſich bringen, bildete ſich ein echt deutſches, und wenn ich ſo ſagen darf, ideales Volkslied, das die dem ganzen Volke gemeinſamen Züge zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammenfaßte; und dieſes Volkslied verdient von allen Nationen gekannt zu ſein. Es führt uns in alle Kreiſe des häuslichen und öffentlichen Lebens, denn im ſechszehnten Jahrhundert umfaßt es alle, von dem einfachen Daſein im Schooße der Natur, durch alle Kämpfe der Liebe bis zu den religiöſen und politiſchen Beſtrebungen der Zeit. Weil ſie einem Bedürfniß der Natur entſpringt, iſt dieſe Lyrik durchaus wahr und frei von allem Conventionellen, und darin liegt eben ihre unvergleichliche Schönheit und ihre ewige Macht.

Achim von Arnim und Clemens Brentano ſtellten eine volksthümliche Ballade ihrem Werk voran. Ein junger Fremdling, der die Welt auf pfeilgeſchwindem Pferde durcheilt, kommt in das Schloß der Kaiſerin. Er ſpringt vom Roß, naht ſich dem Thron, kniet nieder und reicht ihr ein mit Edelſteinen geſchmücktes Horn aus Elfenbein. Die Meerfee ſchickt dies Geſchenk der jungen Fürſtin als Lohn ihrer Weisheit und Unſchuld. Man braucht es nur zu berühren, dann läßt es die herrlichſte Muſik erſchallen, lieblicher als der Vögel Geſang, als Harfenton, als die ſchönſte Frauenſtimme oder das Lied der Nixen. Die Kaiſerin berührt das Wunderhorn und ſogleich entzücken herrliche Melodien ihr Ohr. Alle ſind begeiſtert und als die

* Hoffmann von Fallersleben, Geſellſchaftslieder, Nr. 150.

Fürſtin dem unbekannten Knaben danken will, iſt er ſchon fort, und man ſieht nur noch das Pferd in weiter Ferne. Iſt das Wunderhorn nicht das Volkslied ſelbſt, das aus des Volkes Gemüth hervorklingt und auf den Flügeln der Muſik über die ganze Welt dahingetragen wird? Seine theuerſten Geheimniſſe verkündet es nur denen, die reines Herzens ſind, den Höchſten, wie den Geringſten, aber es lieben, heißt es verſtehen.

Im Maien, im Maien iſt's lieblich und ſchön,
Da find't ſich viel Kurzweil und Wonne!
Frau Nachtigall ſinget,
Die Lerche ſich ſchwinget
Ueber Berg und über Thal.

Da herzt man, da ſcherzt man, da freuet man ſich,
Da ſingt man, da ſpringt man, da iſt man fröhlich;
Da klaget ein Liebchen
Dem andern ſein Noth,
Da küßt man ſo manches Mündelein roth.

Drittes Kapitel.

Zaubermärchen und Waldidylle.

Natürliche Gruppirung der Volkslieder. — Sie spiegeln das deutsche Volksleben im sechszehnten Jahrhundert wieder. — Ueberreste heidnischer Mythologie. — Metamorphose der durch die christliche Kirche verfolgten Götter der alten Deutschen. — Die Berg- und Wassergeister. — Die Nixen in Schweden und Deutschland. — Herr Olaf im Wald. — Die ursprüngliche Idylle. — Hirt und Schäferin.

Das Volkslied führt uns in den Strudel des Lebens im sechszehnten Jahrhundert und man weiß im ersten Augenblick kaum sich zurecht zu finden. Schlägt man die Sammlung von Arnim und Brentano auf, in der alle Lieder ungeordnet unter einander stehen, so tritt uns ein ganzes Volk entgegen, das sich seines Daseins freut, singt oder auch sein Leid klagt. Jeder zieht vorüber mit seinem Liede und will nur sagen, was ihn im Augenblick bewegt, Jeder uns die Tiefe seiner Seele erschließen. Bald ist es ein Räuber, der von Gewissensbissen ergriffen wird, nachdem er sein Opfer am Waldesrand getödtet hat und es jetzt in einem Anfall von Verzweiflung zu lieben beginnt, bald ein betender Mönch, dem das strahlende Antlitz der heiligen Jungfrau in seiner finsteren Zelle erscheint. Hier reitet fröhlich der von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Landsknecht, dort weint tief im Walde ein verlassenes Mädchen. Hier

verführt ein stolzer Ritter ein armes Bürgermädchen, indem er ihr seinen Goldring an den Finger steckt, dort erhebt der kühne Zimmermann siegreich den Blick zur Frau des Markgrafen. Im Fluge wird man von Berg zu Thal durch alle Gauen Deutschlands, alle Schichten der Gesellschaft geführt, von der engen Werkstatt des Schneiders zum Königsthrone, von dem leise dahingleitenden Schifferkahn auf das Husarenpferd und mitten in die Schlacht hinein. Alle Lebenslagen folgen einander, herzzerreißendes Lebewohl und humoristische Trennungen, leidenschaftliche Schwüre und kältester Verrath. Alle Gefühle durchkreuzen einander und scheinen einander gewaltsam aufheben zu wollen. Neben der innigsten Zärtlichkeit bricht der wildeste Haß hervor, mit rohester Selbstsucht wechselt die höchste Aufopferungsfähigkeit, die stolzeste Freude mit den bittersten Klagen über den Tod und die Schrecken der Ewigkeit. Wie viel Wahrheit, Zartheit, Lebensgenuß, naive Träumerei, Poesie und Musik klingt uns aus jenen Tönen entgegen. Unter dieser Menge zuweilen auch seltsamer, aber immer lebenskräftiger Gestalten kommt man sich vor wie der Zauberlehrling, der die Geister, die er gerufen hat, nicht zu bannen vermag.

Wie sollen wir uns in dieser reichen Welt zurechtfinden, wie das Band erkennen, das alle diese Gestalten mit einander vereint? Je mehr man sie beobachtet, je mehr man sie kennen lernt, um so mehr unterscheidet man gesonderte Gruppen, von denen jede einer gewissen Entwickelungsstufe des inneren Lebens entspricht. Was sie alle unbewußt vereint, was die Worte und Melodie auf ihre Lippen ruft, ist, wie wir gesehen haben, jenes Gefühl ihrer Kraft und Freiheit, das sich in Allen regt, jener allgemeine Drang nach Unabhängigkeit. Allein dies Auferwachen hat unendlich viel Grade, von denen ein jeder eine neue Entwickelungsstufe bildet, vom Halbschlummer an bis zum vollen Bewußtsein.

Es giebt eine Klasse von Liedern, in denen der Mensch noch unter dem Bann der Natur steht; seine Empfindungen und Gedanken sind nur der Wiederschein des Himmels und der grünen Erde, das Echo des Windes und der Vogelstimmen. Auf dieser ersten Stufe geistigen Lebens fühlt sich der Mensch als einen Theil der Natur und verwechselt sich unaufhörlich mit ihr; sie lebt in ihm und er lebt ausschließlich in ihr. Man kann diesen Seelenzustand das primitive Leben nennen; es entspricht dem Zustande der Kinderseele, sowie der mythologischen Periode der Völker. Das Volkslied ruft ihn uns in einigen mythischen Balladen zurück, in seinen Frühlingsliedern mit Nachtigallen und Schäfern. Die zweite Gruppe bildet einen entschiedenen Gegensatz hierzu. Der Mensch ist aus dem Halbschlummer erwacht und will sich in den Strudel der Welt stürzen. Sein Leben ist nicht mehr ein Traum, sondern rastloses Handeln; sein Tummelplatz nicht die Natur, sondern das bürgerliche Leben. Er verlangt zu genießen, sich geltend zu machen, fürchtet sich vor Niemand und glaubt nur an sich selbst. So sind die fröhlichen Gesellen, die Jäger, Landsknechte und Studenten, denen es in den Wechselfällen ihres abenteuernden Lebens gar wohl behagt. Die Liebe findet zwar in diesen Gedichten einen Platz, aber sie spielt nur eine untergeordnete Rolle, denn die eigentlichen Liebeslieder bilden eine besondere und weit wichtigere Gruppe. Nicht zufällig nimmt dies Gefühl eine so hervorragende Stellung in der modernen Lyrik ein, denn in ihm wird die Seele sich ihrer selbst bewußt und ihrer ersten Regungen, sie verräth ihr innerstes Wesen, deckt ihre geheimsten Falten auf, indem sie sich frei einer ebenso freien Seele hingiebt. Aber die höchste Stufe, welche die Seele in ihrer Entwickelung erreichen kann, ist das religiöse Leben, weil sie sich in ihm über das persönliche Schicksal zu erheben und ihren Zusammenhang mit dem Ewigen zu erfassen versucht. Die religiösen

Lieder werden daher die letzte Gruppe bilden.* Wenn wir so das Volkslied von seinen kindlichen Träumen im Schooße der Natur, durch die Kämpfe der Welt und der Liebe bis zu den Höhen des religiösen Gedankens begleiten, machen wir zugleich die verborgene, innere Entwickelung des Volkes durch. Unter zahllosen verschiedenen Formen, in manch frohem Abenteuer, manchem tödtlichen Kampfe, in guten und schlechten Tagen, in Freud und Leid sehen wir es kämpfen, wachsen und zur Vollkraft des Lebens und der Freiheit hindurchdringen.

Seit der Einführung des Christenthums hatte der Mensch nicht mehr im Frieden mit der Natur gelebt. Wie

* Die in Deutschland gebräuchlichste Eintheilung der Dichtungsarten ist folgende: Historische Gedichte — Sagen und Legenden — Balladen — Lieder der verschiedenen Stände — Liebeslieder — religiöse Lieder — Sprüche u. s. w. Diese Eintheilung ist wissenschaftlicher als die meine, da sie eine strengere Klasseneintheilung ermöglicht. Mir kam es indessen hauptsächlich darauf an, ein faßliches Bild der Poesie darzubieten, die Schönheit der einzelnen Theile und die tiefe Bedeutung des Ganzen hervortreten zu lassen. Die Volkspoesie, die im vierzehnten Jahrhundert keimt, im funfzehnten wächst, im echszehnten voll erblüht und noch heut zu Tage existirt, trotzdem die Fortschritte der Wissenschaft, das Aufhören des instinctiven Lebens und die industrielle Civilisation sie immer mehr unmöglich machen, diese Poesie ist mir immer wie eine große Bewegung des Volks nach der Emanzipation seines Geistes erschienen. Das Volk singt in seinen besten Augenblicken, weil es sein eigenes Schicksal und das der Welt verstehen möchte. Um diese Bewegung verfolgen zu können, habe ich mich an die verschiedenen Stufen des seelischen Lebens gehalten, dessen erste jenes nahe Verhältniß zur Natur ausmacht, das man noch bei Bergbewohnern findet und dessen höchste Stufe das Verhältniß zur Religion bildet. Nach diesem Gesichtspunkt habe ich die Reihe meiner Bilder geordnet, und ich hoffe, daß man so die Größe der moralischen Revolution begreifen wird, die sich in dem Volk vollzogen hat, und auch mit einem Blick die Schönheiten übersehen kann, welche seiner Poesie einen allgemeinen und rein menschlichen Werth verleihen. Anmerkung des Verfassers.

ARISTOTELES

BEI DEN

ROEMERN.

VON

Dr. ADOLF STAHR.

Leipzig,
BEI AUGUST LEHNHOLD.
1834.

alle Völker hatten auch die alten Deutſchen ſie in ihrer Mythologie vergöttlicht. Dann kam die chriſtliche Kirche, die einen einzigen unſichtbaren Gott verkündete und einen ſo unerbittlichen Vernichtungskrieg gegen die Heidengötter begann, wie ihn Karl der Große mit den Sachſen führte. Nun entſpann ſich ein ſchmerzlicher Kampf in der Seele des Volkes zwiſchen den Göttern ſeiner Väter und dem Chriſtengott, ein Kampf, der Jahrhunderte lang währte. Der unſichtbare Gott ſiegte; die Heidengötter wurden verdrängt und ſeitdem war das Verhältniß der Natur zum Menſchen verändert. Jetzt war die Erde nicht mehr die fruchtbare, vielgeliebte Mutter, die alte Wiege der Rieſen und Götter, ſondern der ſeit dem Fall des Menſchen verfluchte Boden, das Reich der Sünde und des Unheils, das Fürſtenthum des Satans, das Thal der Thränen und der Verſuchungen. Ehemals beſtand die ganze Religion in Anbetung der Natur, jetzt war es ſchon ein Verbrechen, ſie im Stillen zu lieben.

Und dennoch liebte man ſie, denn die alten Götter waren nicht todt, und trotz aller Drohungen mit der Hölle, aller Hinweiſungen auf den Himmel hatte die Kirche ſie nicht aus den Seelen zu bannen vermocht. Da die Barbaren nicht glauben wollten, daß Wuotan (der Odin der Skandinavier), Donar (Thor) und Freya (Frigg) nie exiſtirt hätten, ſo lehrten die Prieſter, es wären böſe Geiſter im Dienſte des Satans. Nun ſchwankte ihr Glauben zwiſchen zwei Religionen, zwei feindlichen Welten. An das Chriſtenthum glaubten ſie, weil ſie es ſiegen, ihre heiligen Eichen niederhauen und Kirchen an ihrer Stelle errichten ſahen; aber an das Heidenthum glaubten ſie auch, denn ſie trugen es in ſich. Kamen ſie aus der Kirche, ſo traten ſie in den Wald und meinten in ihm die klagenden und drohenden Stimmen ihrer verlaſſenen Götter zu vernehmen, und in dieſem inneren Zwieſpalt ſuchten ſie eine Verſöh-

nung zwiſchen der alten und neuen Religion; denn haſſen konnten ſie die Götter ihrer Väter nicht. So ſanken von Generation zu Generation die Götter Walhalla's, die alten Herren der Welt, zu untergeordneten Gottheiten herab, bis ſie immer mehr verfolgt und verkleinert als unſelige, irrende Geiſter in die Finſterniß verbannt wurden. In der Ritterpoeſie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts findet man ſie nicht mehr; dort ſtrahlt der chriſtliche Himmel in hellem Glanz und in ſeinem Schein erblaſſen die ſtrengen und finſteren Germanengötter. Aber dieſe ganze Götterwelt lebte, wenn auch verſchwommen, im Volksbewußtſein. Freilich regierte auch nach der Anſchauung des Volkes Chriſtus im Himmel, aber die dunkelen Tiefen der Natur ſind noch mit Geiſtern bevölkert. In die Berghöhlen haben ſich die Rieſen zurückgezogen und zeigen ſich noch hie und da. Der mächtige Wuotan iſt der Mann mit dem Hut, der beim Regen in den Wäldern umgeht und ſich von Zeit zu Zeit am Feuer des Holzhackers wärmt. Seine ſtolzen Töchter, die hehren Walkyren, die Todesjungfrauen, die die Seele des Kriegers vom Schlachtfelde emportragen, ſind alte Hexen geworden, die auf dem Beſen zum Brocken reiten. Neben den entthronten Göttern lebt das Volk niederer Gottheiten, die Bewohner des Meeres, der Seen und Wälder, eine zahlloſe Schaar, die dem Menſchen theils feindlich, theils freundlich geſonnen iſt. Das ſind die Zwerge, die Trolls, die Hüter des Goldes in der Erde, die Elfen, die im Mondſchein tanzen, die ſchönen Nixen, die im See ſingen. Alle dieſe anmuthigen oder abſchreckenden, böſen oder guten Gottheiten ſind mit dem Menſchen durch ein geheimnißvolles, unauflösliches Band verknüpft, ziehen ihn an, verlocken ihn und ſtürzen ihn in's Verderben. Denn ſie lieben ihn und können ihm nicht verzeihen, daß er ſie verlaſſen hat. Das bedeutet ihre Schwermuth und ihre neckiſche Laune. Wer Abends durch den Wald geht, hört die

kleinen in den Blumen versteckten Elfen flüstern. Sie klagen die Kinder der Menschen an und sagen: „Der Himmel ist hoch und die Treulosigkeit ist groß."

Die Treue ist außer der Wahrheit eine der ältesten deutschen Tugenden, die Poesie macht einen Glaubensartikel aus ihr und während andere Völker dieser für den Verkehr des Lebens so unbequemen Pflicht spotten, so sieht der echte Deutsche sein Glück in ihr und findet in der Dauer seiner edelsten Gefühle einen Vorgeschmack der Ewigkeit. Was er einmal geliebt hat, meint er immer lieben zu müssen und bleibt selbst so viel als möglich den gefallenen Göttern treu. Jene milden Vorwürfe, das leise Flehen der verbannten Geister, das der Mensch in Fluß und Wald zu vernehmen glaubt, macht ihm Gewissensbisse und betrübt ihn und er fühlt für die klagenden und verdammten Wesen jenes plötzliche Wiederaufleben der alten Liebe, das nur das Kind des Volkes zu empfinden vermag. Eine schwedische Sage zeigt das deutlicher als irgend eine Erläuterung. Zwei Hirtenkinder spielen eines Abends am Fluß; da taucht ein schöner Nix aus den Wellen und fängt an die Harfe zu spielen. Die Kinder necken ihn und rufen ihm zu: „Was spielst Du, was singst Du, böser Nix? Du kannst doch nicht in den Himmel kommen?" Da wirft der Nix die Harfe fort, weint bitterlich und taucht unter. Das macht den Kindern Spaß, sie laufen nach Haus und berichten Allen stolz, daß sie den Nix zum Weinen gebracht haben. Allein der Vater verweist ihnen ihre Grausamkeit und befiehlt ihnen, nach dem Fluß zurückzugehen, um den Nix zu trösten. Da gehen die Kinder zurück, der Nix sitzt auf den Wellen, weint und klagt. „Beruhige Dich," sprechen sie zu ihm, „der Vater sagt, der Heiland wäre auch für Dich gekommen." Da nahm der Nix die Harfe und spielte die fröhlichsten Weisen und noch lange nach Sonnenuntergang hörte man die liebliche Musik ertönen. Wie bei diesen bei-

den Kindern, kehrt auch bei dem Volk das Mitleid für die verdammten Götter ein; immer wieder macht es sich geltend, es kann von ihnen nicht loskommen. Umsonst will die Kirche sie verdammen, das Volk hat einen größeren Glauben und will auch seine Götter aus der Verdammniß retten.

Obwohl aus der Religion und offiziellen Poesie verbannt, lebten die Götterwesen im Volksbewußtsein und zeigen sich in allen Volksliedern der germanischen Race, in Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und England. Am längsten erhielten sie sich im Norden, besonders in Schweden, wo ihnen eine ganz besondere Anmuth und ein melancholischer Reiz eigenthümlich ist. In den dunkelblauen Flüssen leben die Nixen wie in einem Azurpalast. Diese launigen Wesen männlichen wie weiblichen Geschlechtes verfolgen die Menschen mit ihrer treulosen Liebe und ihren Zauberkünsten. Sie spielen herrlich die Harfe, sind aber auch selbst dem Zauber der Musik unterworfen. Wenn man sie dabei fassen kann, sind sie leicht zu besiegen und geben sogar ihre Opfer heraus. Christel soll den Ritter Peter heirathen, aber sie weint, denn ihre beiden Schwestern sind am Hochzeitstage auf der Brücke von Ringfalla vom Nix geraubt worden und man hat ihr das gleiche Schicksal prophezeiht. Ritter Peter läßt dem Pferde seiner Braut goldene Hufen anschmieden, damit es nicht straucheln soll. Als sie nach Ringfalla kommen, läuft ein goldener Hirsch des Weges, Alles setzt ihm nach und Christel reitet allein über die Brücke. Das Pferd strauchelt, stürzt in den Fluß und wie ihre Schwestern ist sie die Beute des Nix. Da nimmt Herr Peter Zuflucht zu seiner Harfe, um den Wassergeist zu zwingen, die drei Mädchen herauszugeben:

Herr Peter zum Edelknaben schnell:
„Geh, hol mir meine Goldharfe zur Stell'."

Zum ersten griff in die Harf' er mit Macht,
Da sitzt der Nix auf dem Wasser und lacht.

Zum zweiten greift er in die Harfe hinein,
Da sitzt der Nix auf dem Boden und weint.

Zum dritten Male die Goldharf erklang,
Da streckt sich empor ein schneeweißer Arm.

Er spielte so lieblich, so wonnesam,
Das Vöglein auf dem Zweig zu tanzen begann.

Er spielte die Rinde vom Baume los,
Er spielte klein Christel auf seinen Schooß.

Und der Nix, er kam hervor aus der Fluth,
Und auf jedem Arm ihm ein Mädchen ruht. *

Das ist der Kinderglaube an die Macht der Seele über die äußere Welt, eine süße Täuschung, die nur den frühesten Zeiten angehört. Das Gefühl ist so stark, daß der Mensch vermeint, durch seine Kraft alle Elemente beherrschen zu können, so wie er selbst von seinen Empfindungen beherrscht wird. Die Natur ist ihm ein willenloses Instrument, dem er jede beliebige Melodie entlocken kann, und sonderbarer Weise ist gerade er das Instrument und die wunderbare Melodie entströmt seinem eigenen Herzen. Aber er weiß es nicht und glaubt, daß überirdische, wenn auch ihm ähnliche Wesen ihn anhören und ihm antworten, ihm gebieten oder gehorchen. In den schwedischen Balladen findet eine Art Wette zwischen dem Menschen und den Geistern statt, wer über den anderen Macht gewinnt. Wer die meiste Musik, die höchste Zauber- und Herrschergewalt in sich fühlt, wird Sieger sein. Es ist ein gefährlicher Kampf, denn die Geister kennen keine Gnade, sie wollen nur bezau-

* Talvj. Germanische Volkslieder, Seite 308.

bern und beſitzen. Nicht allen geraubten Mädchen geht es ſo gut wie Chriſtel. Eine Jungfrau war dem Bergkönig begegnet, der ſie in ſein unterirdiſches Reich ſchleppt. Nach ſieben Jahren bittet ſie um die Erlaubniß, ihre Mutter wiederſehen zu dürfen, was er ihr gewährt, unter der Bedingung, daß ſie ihn nicht nennt. Die Tochter kommt zur Mutter und da ſie ſich ſicher glaubt, nennt ſie ihren Entführer; im ſelben Augenblick ſteht aber auch der Bergkönig vor ihr und nimmt ſie für immer mit ſich. Als ſie in ſein Reich zurückkehren, muß ſie Meth aus einem goldenen Horn trinken:

Das erſte Mal ſie das Hörnlein leert,
Vergaß ſie beides Himmel und Erd.

Das zweite Mal aus dem Hörnlein ſie trank,
Schwand ihr an Sonn und Mond der Gedank'.

Das dritte Mal ſetzt das Hörnlein ſie an,
Aus dem Sinn ihr Vater und Mutter geſchwand. *

Nun iſt ſie Elfe, Bergkönigin geworden, unſterblich, aber um den Preis aller Liebe zu Menſchen und aller Erinnerung an ſie.

So ſpinnt das Volk ſeine Träume fort. Fragt nicht, was es damit ſagen will? Laßt es im Märchenreich ſpielen. Es fühlt das Bedürfniß, ſich die Welt und das Schickſal des Menſchen zu erklären, es drückt in Bildern aus, was wir in Naturgeſetze faſſen. Der unnachahmliche Reiz dieſer einfachen Erzählungen iſt das innige Verhältniß des kindlichen Menſchen zur Natur, die ihm noch mit ſchönen, lebensfriſchen Gottheiten bevölkert iſt. Sobald dieſe Täuſchung einmal dahin, iſt ſie unwiderbringlich verloren und alle Macht der Dichter ſucht ſie vergebens zurückzurufen.

* Talvj., S. 310.

Dieſe Zauberwelt findet man auch im deutſchen Volksliede, aber ſie tritt ſeltener auf und hat etwas von ihrem duftigen Reiz eingebüßt. Die Nixen und Elfen, die in Schweden und Norwegen ſo zart und luftig ſind, daß ſie ſich mit den ſpielenden Wellen und rauſchenden Blättern zu vermiſchen ſcheinen, ſind in den deutſchen Liedern etwas zu derb. Auch die Umgebung iſt nicht ſo wechſelnd, ſchattenhaft, geheimnißvoll, wirkt nicht ſo träumeriſch auf den Geiſt. Das kommt aus mancherlei Gründen; denn einerſeits iſt die Natur in Deutſchland ſelten ſo wild und großartig, daß ſie den Glauben an Elementargeiſter begünſtigt, andererſeits hat der deutſche Geiſt keinen ſo ſtarken Hang zum Wunderbaren, wie die ſkandinaviſchen Völker, und er gefällt ſich mehr in der Schilderung rein menſchlicher Neigungen. Dazu kommt noch hauptſächlich, daß zur Blüthezeit des Volksliedes der deutſche Geiſt ſchon zu aufgeklärt war, ihn Politik und Religion tief bewegten und die Thatkraft ſich zu mächtig in ihm regte, als daß er ſich hätte tief in ſeine alte Mythologie verſenken ſollen. Er begeiſtert ſich leichter für Geſchöpfe von Fleiſch und Blut und für die dramatiſchen Vorgänge des wirklichen Lebens. Trotzdem erſcheint ihm die alte Götterwelt von Zeit zu Zeit wie ein unheimliches, in Dämmerung gehülltes Bild, in dem die Elfen ihr Weſen treiben. Hören wir die Geſchichte Oloff's: *

Herr Oloff reitet ſo ſpät und weit,
Zu laden auf ſeine Hochzeit Leut',
Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter, die reicht ihm die Hand.
„Willkommen, Herr Oloff! was eilſt Du von hier?
Komm her in die Reihen und tanze mit mir."

* Die Ballade iſt ſchwediſchen Urſprungs und exiſtirt dort in verſchiedenen Verſionen, die deutſche iſt eine Nachbildung, keine Ueberſetzung.

„Ich darf nicht tanzen, ich tanzen nicht mag,
Früh Morgen iſt mein Hochzeittag.“
„Hör' an, Herr Oloff, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldene Sporen ſchenke ich Dir;
Ein Hemde von Seide ſo weiß und fein,
Meine Mutter bleicht' es im Mondenſchein.“

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Früh Morgen iſt mein Hochzeittag.“
„Hör an, Herr Oloff, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes ſchenke ich Dir.“
„Einen Haufen Goldes nehme ich wohl,
Doch tanzen mit Dir ich nicht darf, noch ſoll.“

„Und will Herr Oloff nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankeit folgen Dir!“
Sie thut einen Schlag ihm auf ſein Herz:
„O weh, wie wird mir vor Angſt und Schmerz!“
Da hob ſie ihn bleichend wohl auf ſein Pferd.
„Reit hin und grüße Dein Bräutlein werth!“

Und als er kam vor des Hauſes Thür',
Da ſtand die harrende Mutter dafür.
„Hör an, mein Sohn, und ſage mir gleich:
Wie iſt Deine Farbe ſo blaß und bleich?“
„O Mutter, o Mutter, ich kam in das Reich
Erlkönigs, drum bin ich ſo blaß und bleich.“

„Hör an, mein Sohn, ſo lieb und traut,
Was ſoll ich ſagen Deiner Braut?“
„Sagt an, ich ſei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund.“
Da ächzt er, da ſtarb er; als Morgen war,
Kam ſingend die Braut mit der Hochzeitſchaar.

„Du weinſt, o Mutter, was fehlet Dir?
Wo iſt mein Liebſter? er iſt nicht hier!“
„O Tochter, er ritt in den Wald zur Stund',

Zu proben allda ſein Pferd und Hund."
Drauf hob ſie die Decke von Scharlachroth,
Da lag ihr Liebſter, war bleich und todt.*

So unerbittlich rächen ſich die Götter. Die Elfenkönigin mit den blauen, bald ſanft, bald grauſam blitzenden Augen, den ſchneeweißen Armen und dem wallenden Goldhaar, die im Mondſchein unter den Erlen über die Spitzen der Gräſer tanzt, iſt mächtiger als die fromme Braut. Mit ihrem Lächeln ſiegt ſie über die lange, treue Liebe. Oloff ſieht ſie tanzen und vom erſten Augenblick an liebt er ſie und muß der Verlockung erliegen. Umſonſt iſt er mit dem Munde der Braut treu, im Herzen hat er ſie verrathen. Die Elfenkönigin folgt ihm, bringt in ihn und als er ſich weigert, mit ihr zu tanzen, giebt ſie ihm einen todtbringenden Schlag auf das Herz. So ſpottet die Natur der ewigen Gelübde, ſie gebietet als Herrin und tödtet den Widerſtrebenden. Dieſe Ballade iſt eine ganz heidniſche Hymne auf die Macht der Natur, welche das Volk preiſt, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

Der Waſſermann und die Meerfei treten auch in dem deutſchen Volksliede auf, aber ſie ſind nur bleiche Geſpenſter einer untergehenden Welt, ihre Lieder die letzten Seufzer der Heidengötter, die einſam in ihrem Walde oder auf dem Grunde des Meeres ſterben. In der Blüthezeit ihrer Herrſchaft ſtand der Menſch noch unter der Gewalt der Natur, ſie beherrſchte ihn, erfüllte ihn mit Schauder oder Verlangen, aber er wirkte nicht auf ſie zurück. Die ſanften oder ſchreckenerregenden Empfindungen, die ihn erſchütterten, bildete ſeine Fantaſie zu freundlichen oder böſen Weſen um, von denen er ſich angezogen, geliebt oder gehaßt glaubte.

* Lieder in Volkes Herz und Mund, Sammlung von Albert Träger, Seite 82.

Ihr finſteren Geiſter aus den Bergen, ihr Elfen im Wald und ihr ſpielenden Niren in den klaren Seen, wie kommt es, daß ihr noch immer lebt, und uns mit eurer klagenden Stimme ruft? Warum ſagen wir euch nicht für ewig Lebewohl? Das kommt daher, weil ihr ſo hold von einer Zeit erzählt, in der ihr die Welt regiertet und der Menſch euch verehrte. Da trennte ihn noch nichts von der Natur, ihr galt ſein erſter Liebesgruß, und ihr Naturweſen habt das Geheimniß bewahrt, ihm jenes erſte Entzücken zurückzugeben. Die Kirche hat euch verflucht, die Civiliſation verdrängt; das Volk, das euch einſt liebte, ſpottet euer und vergißt euch, aber wir bewahren euch freundlichen Gottheiten ein liebevolles Angedenken. Denn unwillkürlich kehren wir zur Natur zurück, zur „allgemeinen Mutter“ um uns in ihren Umarmungen zu ſtärken und um den ewigen Geiſt zu empfinden, der in Allem webt. Dann lebt ihr auf für kurze Augenblicke und in euerm Lächeln finden wir das Glück der goldenen Zeit wieder.

Aus dem Dämmerlicht der germaniſchen Mythologie treten wir mit dem Volksliede in die heitere Welt des patriarchaliſchen Lebens, in ein abgelegenes Bergthal, das die Umwälzungen der Geſchichte nicht erreicht haben. Da lebt eine Bevölkerung einfach in Geiſt und Sitten, deren ganzes Streben nur auf die Arbeit gerichtet iſt; Köhler, die Tag und Nacht neben den ewig rauchenden Meilern wachen, Holzhacker, deren Axt von früh bis ſpät im Walde ertönt. Da leben auch Bergleute, die ihr halbes Leben unter der Erde zubringen, und Dachdecker, die bei ihrer Arbeit hoch in den Lüften wie Lerchen ſingen. Sie leben in der Natur, mit Fels, Baum und Wald. Wer die Eiche mit den weitausgebreiteten Zweigen von Kindheit hat wachſen ſehen, der ſchlägt ſie nicht ab, ohne ein ſchmerzliches Gefühl zu empfinden und er freut ſich an dem jungen Holz, das in Zukunft die Schönheit des Waldes ausmachen wird. Der

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bergmann empfindet für das Innere der Erde mit den vielfach verſchlungenen Gängen eine gewiſſe Ehrfurcht und Bewunderung. Er kennt die Irrgänge genau und ſegnet die unterirdiſche Quelle, die, wie er glaubt, ihm langes Leben verleiht. Heute noch giebt es keinen fröhlicheren, freundlicheren Menſchen, als den Bergmann im Harz, der faſt immer des Lichtes entbehren muß, es aber ſtets mit Liedern grüßt, wenn er es wiederſieht. Die fortwährende Gefahr, in der er ſchwebt, knüpft zwiſchen ihm und ſeinen Mitarbeitern ein freundliches, kameradſchaftliches Band, das ſich auch auf die Beſucher des Bergwerks erſtreckt, die er ebenfalls mit „Glück auf!“ begrüßt. Früher pflegten die Bergarbeiter ihre Arbeit durch Geſang einzuweihen und dieſem dadurch eine gewiſſe moraliſche und religiöſe Weihe zu verleihen.

Aber der König der patriarchaliſchen Welt iſt der Schäfer, der ſorgloſeſte Menſch und heiterſte Sänger. Nur die Herde hat er zu beaufſichtigen, immer iſt er in friſcher Luft, frei im Thun und Laſſen. Wenn der ſonnengebräunte, breitſchulterige Jüngling bei der Rückkehr des Frühlings hoch in die Berge ſteigt, die Dörfer und Behauſungen der Menſchen hinter ſich zurückläßt, dann ſchwellt ein lebhaftes Freiheitsgefühl ſeine Bruſt. Es kommt ihm vor, als ob ihm Alles gehörte, was er überblickt. Frei darf er auf den weiten Matten einherſchreiten, den Vogel belauſchen, ſich im kühlen Waldesſchatten ausſtrecken, erfriſchende Waldbeeren pflücken, während die Sonne die undurchdringlichen Wipfel beſtrahlt. In den langen Morgen-, den kühlen Abendſtunden bläſt er eins jener einfachen Inſtrumente, welche die Hirten aller Länder zu verfertigen wiſſen. Und wenn der Morgen kühler als gewöhnlich iſt, ein erfriſchender Lufthauch Körper und Geiſt erquickt, wirft er Flöte oder Schalmei weg, ſtimmt ein Lied an und freut ſich über das Echo ſeiner eigenen Stimme, das von den Bergen zurücktönt:

Ach! wie ſanft ruh ich hie
Bei meinem Vieh!
Da ſchlaf ich ſüß im Moos,
Dem Glücke in dem Schoos,
Ganz ſorgenlos.
Wenn ich die prächtigen Schlöſſer beſchau,
Sind ſie doch nur mir
So zu ſagen ſchier
Ein kühler Thau.

Kommt dann das Morgenroth,
So lob ich Gott.
Dann mit der Feldſchallmey
Ruf ich das Lämmerg'ſchrey
Ganz nah herbey.
Da iſt kein Seufzen, kein trauriger Ton:
Denn die Morgenſtund
Führet Gold im Mund,
Baut mir ein'n Thron.

Kommt dann die Mittagszeit,
Bin ich voll Freud,
Da graſt das liebe Vieh,
Geiß, Lämmer, Schaf und Küh,
Auf grüner Haid.
Seh' mich in Schatten hin, eſſe mein Brod.
Bei meinem Hirtenſtab
Schwör ich, daß ich hab
Niemals ein Noth.

Endlich ſeh ich von fern
Den Abendſtern
Dort draus am Waſſerfall
Schlaget die Nachtigall
Giebt Wiederhall.
Freyheit in Armuth giebt Reichthum und Sieg.
Allem Pomp und Pracht
Sag ich gute Nacht
Und bleib ein Hirt. *

* Wunderhorn, Th. II. S. 49.

Aus diesen Tönen klingt das stille und selige Gefühl, das uns auf hohen Bergen ergreift, wo der wolkenlose Himmel weite grüne Matten umfängt. Kein innerer Kampf stört die reine Harmonie seiner Seele, kein stürmisches Verlangen beschleunigt seine Pulse. Langsam läßt der junge Hirt vom Bergrücken herab den letzten Ton verklingen, und scheint ihn noch in die Ferne hin zu verfolgen. Niemand vernimmt ihn, aber er ist doch glücklich: denn Gott hört sein Lied.

Doch das Leben ist wechselvoll; Sturm und Gewitter überfallen ihn oft fern von seiner Hütte; der Regen peitscht ihm in's Gesicht, Blitze zucken um ihn, der Frost durchschauert ihn. Zwar lacht und pfeift er beim Sturm, aber die dunklen Wolken bringen ihm trübe Gedanken mit; er denkt an seine Armuth, Verlassenheit, an die Reichen unten im Thal, die Haus und Familie haben, sich an Festen und Tänzen erfreuen. Um ihn kümmert sich keine lebende Seele und die Thränen treten ihm bei diesem Gedanken in die Augen. Da stimmt der Kuckuck wieder sein einförmiges Lied im Walde an und weckt ihn aus seinen Träumen. Denn der Kuckuck ist sein Lieblingsvogel, sein guter Freund, der ihm folgt und mit dem er sich stundenlang unterhält. Müßte der Kuckuck bei dem bösen Wetter nicht auch traurig sein? Nein, er singt trotz des Regens und harrt auf den nächsten Sonnenstrahl.

Der Kuckuck auf dem Zaune saß,
Kuckuck,
Es regnet sehr und er ward naß,
Kuckuck! Kuckuck!
Darnach so kam der Sonnenschein,
Der Kuckuck, der war hübsch und fein.
Da schwang er sein Gefieder,
Wollt übern See hinüber.

Der Kuckuck breit' sein Flügel aus,
Und flog den grünen Wald gar aus,
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck! *

Der Schäfer tröstet sich mit ihm und nimmt sich vor, Freude und Sonnenschein zu genießen, sobald der Himmel heiterer wird. Am nächsten schönen Tage zieht er thalabwärts; da sieht er auf einem Wege hinter Bäumen die Mädchen gehen und sie singen halblaut vor sich hin:

Im Maien, im Maien ist's lieblich und schön,
Da find't sich viel Kurzweil und Wonn'.
Frau Nachtigall singet,
Die Lerche sich schwinget
Ueber Berg und über Thal.

Die Bauerburschе, die noch unten sind und ihnen nachfolgen, antworten in neckischem Ton:

Da herzt man, da scherzt man, da freuet man sich,
Da singt man, da springt man, da ist man fröhlich;
Da klaget ein Liebchen
Dem andern sein Noth,
Da küßt man so manches Mündelein roth. **

Der Schäfer kann nicht widerstehen und eilt zum Tanz. Männer, Frauen und Kinder stehen dichtgedrängt um einen Wagen, auf dem zwei Leute lebhaft gestikuliren. Der Eine ist ein rothwangiger, breitschulteriger Bursche in buntem, flitterhaften Königsornat, mit einem vollen Blumenkranz und einem Scepter mit Heckenwinde berankt, der andere ein Greis mit grauem Bart, im Bettler- oder Räuberkleid, mit einem

* Simrock, 221.
** Wunderhorn, I.

Kranz dürrer Blätter und einem Stock aus Wachholder. Der Sommer tritt ſtolz auf, ſchwingt das Scepter und ſagt:

Heut iſt auch ein fröhlier tag,
daß man den Sommer gewinnen mag;
alle ihr herren mein,
der Sommer iſt fein.

Dann tritt der Winter vor und brummt:

So bin ich der Winter, ich gib dir's nit recht
o lieber Sommer, du biſt mein knecht!
alle ihr herren mein,
der Winter iſt fein.

Nun beginnt das Wortgefecht. Der Winter ſpricht von Reif, Schnee und Eis, worauf der Sommer ſpottend erwiedert, daß er ſie mit einem Sonnenſtrahl ſchmelzen will. Doch der Winter macht ihm jeden Fußbreit des Bodens ſtreitig, droht ihm mit heiſerer Stimme und ſchwingt zornig den Stock. Da fängt der Sommer an zu lachen und berührt ihn mit ſeinem Blumenſcepter, und der Winter taumelt wie betäubt von den Blüthenglocken zurück. Die Stimme verſagt ihm, er kann die Drohung nicht beendigen und legt ſich zuletzt auf's Bitten, ſtockt, zieht ſich zurück und entflieht unter einem Schauer von Maiblumen, ſo daß der Sommer das Feld behauptet. *

Bei dieſem ewigen Siege des Frühlings über den Winter, des Lebens über den Tod, bricht die Menge in ein Jubelgeſchrei aus, das die alten Heidengötter in den Berghöhlen wecken könnte, und eilt nun, ihre Freude durch einen Tanz im Freien zu feiern. Die Menge reißt den Schäfer

* In einigen Dörfern Deutſchlands wird dieſe Scene noch jetzt aufgeführt. Der angeführte Dialog befindet ſich in Uhland's Sammlung, Th. I. S. 23.

mit sich zur Wiese, wo die Paare sich im ländlichen Tanz schwingen, aber die langen Reihen der Bäuerinnen, die ihn lachend betrachten, machen ihn verlegen, ja, die dreistesten sehen ihn wohl gar über die Schulter an und singen einen Spottreim. Wollen sie ihn anlocken oder machen sie sich über ihn lustig? Er weiß es nicht, und halb ärgerlich geht er unter einen Baum, um dem Fest von Weitem zuzusehen. Da zieht eine liebliche Erscheinung seine Blicke an; dort im Hohlweg hinter den Hecken sieht er die junge Schäferin des Thals, die schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen herankommt. Ihr einziger Schmuck ist ein Kranz von wildem Geisblatt, dessen zierliche Blüthen in ihre braunen Locken geschlungen sind. Als sie in die Nähe der Wiese kommt, bleibt sie stehn, um der lustigen Musik des Spielmanns zuzuhören. Ein Mädchen aus dem Dorf nimmt sie am Arm, um ihr unter den schmucken Bauerburschen einen Tänzer auszusuchen, aber sie weigert sich, und als die andere sie mit Gewalt fortzieht, macht sie sich los und eilt davon. Ein Bauerbursch will sie halten, doch das Kind der Berge wirft ihm einen zornigen Blick zu und flieht unter den Baum, hinter dem sich der Schäfer verborgen hält. Sie sieht ihn nicht, bis er sich ihr leise nähert und sie mit seinem Arm umschlingt. Erschrocken und erstaunt sieht sie ihn an, aber ohne zu entfliehen. „Komm', hörst Du nicht die Nachtigallen dort im Thal. Fürchte Dich nicht vor dem Dunkel im Walde, ich führe Dich." Träumerisch und liebevoll sehen die Augen des Mädchens ihn an. Wohl hört sie den Gesang der Nachtigall und die innige Stimme des kühnen Knaben, der sie umschlungen hält; dann aber sagt sie entschieden: „Nein. Ich fürchte mich dort. Geh allein!" und eilt in das Gebüsch.

Er folgt ihr, sucht überall, aber vergebens. Allein muß er auf den Berg zurück; doch er ist stolz und glücklich und nimmt sich vor, ein ander Mal wieder zum Tanz

herunter zu gehen und dann mit beſſerem Erfolge. Sein Freund, der Kuckuck, begleitet ihn von fern und läßt ſich von Zeit zu Zeit hören. Die beiden luſtigen Muſikanten ſind gute Freunde und dienen einander gegenſeitig als Publikum bei Sonnenſchein und Regenwetter. Wird der Kuckuck ihm helfen, die Geliebte zu finden? Er zweifelt nicht daran und ſingt:

Ich bin Kuckuck und bleib Kuckuck
Und thu Kuckuck mich nennen,
Wer mein'n Namen nicht merken kann,
Dem geb ich ihn zu erkennen.
Den Winter bin ich in dem Wald,
Den Sommer auf grünen Auen
Da hat mein Herz ſeinen Aufenthalt
Bei ſchönen Schäfersfrauen.

Wenn meine Schäflein auf der Haid
In grünen Thälern graſen,
So hab' ich meine Luſt und Freud,
Setz mich auf grünen Waſen.
Und ſchrei mit heller Stimm' Kuckuck,
Daß's in die Au erklinget
Und ruf der ſchönſten Schäferin zu,
Daß ſie mir eines ſinget. *

Aber Niemand antwortet auf alle ſeine flehenden Lieder, ſie verklingen auf den Bergen und nur das Echo wiederholt die letzten Worte.

Vielleicht hat ſie die Schäferin vernommen, aber ſie flieht dann nur noch weiter in die Haide. Seit dem Feſte, zu dem ſie eine mädchenhafte Neugier gezogen, iſt das ſeltſame Kind ſehr verändert. Der Himmel ſcheint ihr blauer, der Wald grüner und im Rauſchen der Blätter meint ſie ſeltſame Stimmen zu vernehmen. Die Blumen leuchten in helleren Farben, manche brennen wie Flammen, andre ſehen

* Simrock, 220.

ſie mitleidig an und ſagen gleichſam: Männertreu!* Die Vögel lachen ihr hell nach oder grüßen ſie mit flehenden Liedern, und einem Vogel unter allen hört ſie mit Hoffnung und mit Beklommenheit zu. Das iſt die Nachtigall. Wie der Kuckuck der gute Freund des Schäfers, ſo iſt Frau Nachtigall die Vertraute der Mädchen. Der ſchon im Orient und im Mittelalter hochgeprieſene Vogel wird noch mehr und beſſer von dem deutſchen Volke gefeiert. Sowohl für die Araber, die Perſer, wie auch für die Minneſänger iſt er nur der Sänger des Verlangens und wurde daher von hohen Kirchenfürſten ſehr gefürchtet. Als der heilige Bernhard das Ciſterzienſerkloſter beſuchte, erzählt die Legende, bemerkte er, daß die Ordensregel ſehr lax geworden war. Allein als er den Geſang der Nachtigallen rings um das Kloſter vernahm, begriff er die Urſache des weltlichen Sinnes der Brüder. Zornig erhob er die Hand und verbannte die ganze gefiederte Schaar, die nun Zuflucht in ein Frauenkloſter nahm und dort noch weit mehr Unheil angerichtet haben ſoll. Zur Blüthezeit des Volksliedes war Frau Nachtigall ein ſeltſames, phantaſtiſches Weſen, das die verſchiedenſten Lieder ſingt und mannigfache Rollen ſpielt. Bald entflammt, bald beruhigt ſie die Liebenden, überredet oder ſchilt die jungen Mädchen, iſt bald die Botin, bald die Vertraute, die Prophetin der Liebe oder die Tröſterin der armen Gefangenen: vor Allem aber iſt ſie die freie Königin der Wälder, welche die Menſchen wie eine Freundin liebt. Sie

* Diejenigen, die an der Lebhaftigkeit der Empfindungen des Volkes zweifeln, erinnere ich an die ſymboliſche Bedeutung der Blumen, die eine ſo große Rolle in der Volkspoeſie ſpielt. Jede hat ihren bedeutungsvollen Namen. Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber u. ſ. w. und man kann oft nicht genug die Feinheit der Phantaſie bewundern, welche hier den Zuſammenhang zwiſchen Form und Gedanken zu finden weiß. Unſere Analyſen und unſere ſteife Sprache laufen nie Gefahr, das verborgene Feuer des Volks in übertriebenen Worten zu malen, ſie bleiben ſtets hinter der Wirklichkeit zurück. Anm. d. Verfaſſers.

iſt eine echte Schöpfung des Volksgeiſtes. Die einfachen, wenig kultivirten Menſchen mit poetiſchem Sinn empfangen von der lebenden Natur viel kräftigere Eindrücke, als wir Kinder der Civiliſation. Ihre ganze Aufmerkſamkeit iſt nach außen gerichtet und concentrirt ſich in ihren Sinnen, die dadurch eine Feinheit der Beobachtung gewinnen, gegen die wir blind und taub ſind. Der Holzhacker, die Beerenſammlerin, die im Wald leben, lernen mit der Zeit im Vogelgeſange tauſend verſchiedene Abſtufungen und Modulationen unterſcheiden, die für uns in einander übergehen und für ſie eine beſtimmte Bedeutung gewinnen, denn durch jene Rufe und Modulationen lernen ſie erſt die Abſtufungen ihrer eigenen Gefühle kennen.

Darum iſt Frau Nachtigall die beſte Freundin der Schäferin, ihre einzige, und bisher war ihr Verhältniß ein ſehr inniges und ungetrübtes geweſen.

Wie oft hat ſie von ihrem Lager auf dem friſchen Moos hinauf in die grünen durchleuchteten Wipfel geblickt und ihrer liederreichen Gefährtin zugehört. Von ihr wollte ſie ſchön ſingen lernen und rief ihr zu:

Da droben vor meines Vaters Haus
Steht eine grüne Linde.
Darauf ſetzt ſich Frau Nachtigall.
Und ſang mit heller Stimme.

Frau Nachtigall, klein Vögelein
Willſt du mich lehren ſingen?
Ich will dir den Fuß mit Gold beſchla'n
Die Hand mit goldnen Ringen.

Aber der Vogel antwortete:

Was frag ich nach dem rothen Gold?
Was frag ich nach goldenen Ringen?
Ich bin des Waldes klein Vögelein
Niemand kann mich bezwingen. *

* Simrock, 170.

Im Herbſt fürchtet die Schäferin, daß Frau Nachtigall frieren wird im friſchen Abendthau und dem kühlen Morgenfroſt, aber der Vogel antwortet:

„Und netzt mich der kühle Maienthau,
So trocknet mich Frau Sonne.“

In ſtillen Nächten hört ſie ihren Geſang, wenn alle andern Vögel rings verſtummt ſind. Da ſchien es ihr, als ob dieſe Stimme nicht mehr zu ihr, ſondern zu dem Gott redete, von dem ſie wohl nicht viel mehr wußte, als daß er über den Sternen wohne, und von dem Gefühl der Verehrung mit ergriffen, ſang das Mädchen mit dem geliebten Vogel:

Komm, Troſt der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenſchall
Auf's lieblichſte erklingen;
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein ſchlafen ſein
Und nicht mehr mögen ſingen;
Laß dein Stimmlein
Laut erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Obſchon iſt hin der Sonnenſchein
Und wir im Finſtern müſſen ſein,
So können wir doch ſingen
Von Gottes Gut und ſeiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Macht,
Sein Loben zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Echo, der wilde Wiederhall,
Will ſein bei dieſem Freudenſchall
Und läſſet ſich auch hören;

An

ARNOLD RUGE

Doctor der Philosophie und Privatdocenten an der Universität

zu

Halle.

Verweiſt uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Nur her, du liebſtes Vögelein!
Wir wollen nicht die Fäuſte ſein
Und ſchlafend liegen bleiben,
Vielmehr, bis daß die Morgenröth
Erfreuet dieſe Wälder öd,
In Gottes Lob vertreiben;
Laß dein Stimmlein
Laut erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben. *

Aber ſeit ſie mit dem jungen Schäfer zuſammengetroffen, redet der Vogel eine andere Sprache. Der ſchöne Knabe hatte mit ihr in das einſame Thal gehen wollen, um die Nachtigall zu hören, deren Stimme ihr damals fremd und ſeltſam geklungen. Sie hatte es nicht gethan, aber ſeitdem verfolgt ſie der Vogel und ſingt immer wieder jenes flehende und verlockende Lied. Sie bittet den Vogel, nicht ſo laut zu ſingen, aber er hört nicht auf; ſeine ſüßen Töne ſtehlen ſich in ihr Herz und immer kräftiger ſingt er, daß ihm die zarte Kehle faſt zu ſpringen droht.

Wochen, Monate vergehen, der Tag des Tanzes kehrt zurück und die Mädchen, die vor ihrer Hütte vorbeigehen, ſingen:

Lenz kommt herbei:
Nun will ich frei
Ein fröhliches Leben anfangen,

* Des Knaben Wunderhorn, I. S. 185.

Weil Sommerzeit
Nun iſt nicht weit,
Der Winter iſt vergangen.
All Feld thun jetzund grünen:
Du Lenz bringſt ſchöne Blumen. *

Die Verlockung iſt zu groß, ſie ſchmückt ſich zum Feſt, ſchreitet über den Hohlweg und die Töne der Muſik erregen ſchon ihr Herz, als ihr Blick auf eine Haſelſtaude fällt, die ſich anmuthig über den Weg beugt:

Es wollt ein Mädchen zum Tanze gehn,
Sie ging gar wunderſchöne.
Was fand ſie da am Wege ſtehn?
Eine Haſel, die war grüne.

Nun grüß dich Gott, Frau Haſelin,
Wovon biſt du ſo grüne?
Nun grüß dich Gott, fein's Mägdelein,
Wovon biſt du ſo ſchöne?

Wovon daß ich ſo ſchöne bin,
Das kann ich dir wohl ſagen:
Ich eß weiß Brot, trink kühlen Wein,
Davon bin ich ſo ſchöne.

Iſt du weiß Brot, trinkſt kühlen Wein
Und biſt davon ſo ſchöne,
So fällt der kühle Thau auf mich,
Davon bin ich ſo grüne.

Schweig ſtill, ſchweig ſtill, Frau Haſelin,
Und thu dich wohl umſchauen!
Ich hab der ſtolzen Brüder zwei,
Die ſollen dich umhauen.

* Hoffmann von Fallersleben, 167.

Haun ſie mich gleich im Winter um,
Im Sommer grün ich wieder;
Wenn aber eine Jungfer ihren Kranz verliert,
Den kriegt ſie nimmer wieder. *

Der Gedanke erſchreckt ſie und hält ſie zurück. Wie ein gehetztes Reh flieht ſie und beſchließt, nie wieder zum Tanz oder nach dem dunklen Thal zu gehen. In den Feldern, an denen ſie vorbeikommt, hört ſie den Klang der Sichel und zwei Schnitterinnen, die das Korn abſchneiden, ſprechen mit einander hinter der Dornenhecke und ahnen nicht, daß ſie belauſcht werden. Die eine ſingt ſtolz:

Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen!
Ich acht nicht wie es geh;
Ich hab ein' Buhlen erworben,
In Beiel und grünem Klee.

Die andre flüſtert traurig:

Haſt einen Buhlen erworben
In Beiel und grünem Klee,
So ſteh ich hier alleine,
Thut meinem Herzen weh. **

Die beiden Stimmen machen ſie ſehr nachdenklich und bewegen ihr tief das Herz, denn ſie zweifelt nicht, daß die eine der Schnitterinnen von ihrem Geliebten verrathen iſt, während die andere das Glück der erſten Liebe koſtet. Kann ſie nicht auch jenes bittere Loos treffen? Und doch, wie müßte es ſchön ſein, triumphirend ſingen zu dürfen:

Ich hab einen Buhlen erworben
In Beiel und grünem Klee.

* Wunderhorn.

** Hoffmann von Fallersleben, Nr. 122.

Unwillkürlich muß ſie die Worte ſingen. Liebe und Stolz ſchwellen ihr den Buſen, ſie vergißt alle Vorſätze und eilt nach dem einſamen Thal. Je mehr ſie ſich ihm nähert, um ſo langſamer werden ihre Schritte, und oftmals bleibt ſie ſtehen, ehe ſie die Zweige zurückſchlägt. Endlich hat ſie das Thal erreicht, aber es iſt leer; dunkel und ſtill iſt es am Rande des Waldes, kein Ton rings zu hören. Warum hört ſie hier nicht wieder die Stimme, die ihr einſt zurief:

Herauf! du ſchönſte Schäfrin du,
Laß hören deine Stimme.

Alles iſt ſtill. Da hebt der Kuckuk ſeinen einförmigen Ruf an, der für eine gute Vorbedeutung gilt. Mit klopfendem Herzen ſetzt ſie ſich in's hohe Gras und lauſcht; aber kein Zweig rührt ſich, nur der Kuckuck ruft immerfort. Ungeduldig beginnt ſie den Vogel zu fragen, wie viel Stunden ſie den Freund noch erwarten müſſe? Nach dem Volksglauben ruft er ſo oft „Kuckuck", als man Stunden warten muß. Was ſagte er? Das ſchöne, ſpröde Kind verräth es nicht, aber ein alter, ſpöttiſcher Schäfer, der zufällig in der Nähe hütete, hat es gehört und verrathen:

Ein Schäfermädchen weidete,
Zwei Lämmer an der Hand,
Auf einer Flur, wo fetter Klee
Und Gänſeblümchen ſtand.
Da hörte ſie wohl in dem Hain
Den Vogel Kuckuck luſtig ſchrein:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Sie ſetzte ſich in's weiche Gras
Und ſprach gedankenvoll:
Ich will doch einmal ſehn zum Spaß,
Wie lang ich warten ſoll!

Wohl bis zu hundert zählte sie,
Allein der Kuckuck immer schrie:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Da ward das Schäfermädchen toll,
Sprang auf aus grünem Gras,
Nahm ihren Stock und lief voll Groll,
Hin wo der Kuckuck saß.
Der Kuckuck merkt's und zog zum Glück
Sich schreiend in den Wald zurück:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Sie jagt ihn immer vor sich her
Tief in den Wald hinein.
Doch, wenn sie rückwärts kehrt, kam er
Mit Schreien hinterdrein.
Sie jagt ihn und verfolgt ihn weit,
Indeß der Kuckuck immer schreit:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Sie lief in tiefsten Wald hinein,
Da ward sie müd' und sprach:
Nun, meinetwegen magst du schrein!
Ich geh nicht weiter nach.
Sie will zurück, da springt hervor
Ihr Schäfer und ruft ihr in's Ohr:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck! *

Und das Ende der Geschichte? Der alte schalkhafte Schäfer antwortet nach seiner Gewohnheit wieder mit einem Liedchen:

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

* Concordia.

Der Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Daß ich's nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden:
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Aber es vergaß danach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden. *

Es gäbe noch viele Epiſoden aus dem urſprünglichen Naturleben des Volkes zu berichten; viele darauf bezüglichen Lieder haben ſich erhalten und werden noch jetzt geſungen. Ein Motiv ruft das andere hervor und ſie ſind ſo mannichfach geworden, wie das wirkliche Leben ſelbſt. Mir war es indeſſen nur darum zu thun, einen Blick in dieſe Welt der urſprünglichſten Idylle zu eröffnen; wer genauere Kenntniß davon haben will, muß die Volkslieder ſelbſt leſen und wird es ſicherlich nicht bereuen.

Ich nannte dieſe Gedichte Idyllen, aber dieſe Bezeichnung iſt ſtreng genommen nicht richtig, denn die Dichtungen dieſer Gattung ſind die Frucht vorgeſchrittener Civiliſation. Die gelehrte Idylle iſt die bewußte Umkehr des Dichters aus der Verderbniß und Unwahrheit der Geſellſchaft zu der

* Stimmen der Völker.

Goethe hat bekanntlich dies Lied faſt wörtlich unter ſeine lyriſchen Lieder aufgenommen; weſentlich änderte er daran nur die letzte Strophe und ſetzte ſtatt „Aber es vergaß danach“: „Hat ihm doch kein Weh und Ach, mußt es eben leiden.“

Anmerkung des Verfaſſers.

urſprünglichen Einfachheit des Lebens und zur Wahrheit in allen menſchlichen Verhältniſſen. Die Volkslieder, die jenes ideale Naturleben vorausſetzen, ſind dagegen das Werk des Volkes ſelbſt in ſeinen Stunden der Muße und Träumerei und lehnen ſich daher an das an, was man die urſprüngliche Hirtenpoeſie nennen könnte.

Es würde intereſſant ſein, die Geſchichte des Hirten in der ariſchen Race zu verfolgen, denn von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert hat ſeine Stellung und ſein Geſchick weſentliche Aenderungen erlitten. Der große nomadiſirende Heerdenbeſitzer bildet den Ausgangspunkt der ganzen indo-europäiſchen Civiliſation. Reich, mächtig, gefürchtet, iſt er der Herr der Erde, König, Prieſter und Dichter zugleich. Je mehr die Civiliſation ſich verzweigt, um ſo mehr verliert er an Anſehen, bis er auf den letzten Rang der Geſellſchaft herabſinkt. In ſeinem verkommenen, von der modernen Welt mißachteten Zuſtande iſt er der letzte Repräſentant des primitiven Lebens, deſſen Spuren ſich allmählich verwiſchen. In jener Geſchichte ſeines Schickſals würden einige ſlaviſche, deutſche und ſchottiſche Volkslieder das Schlußkapitel bilden. In ihnen findet man den Hirten mit ſeiner Einfalt, Sorgloſigkeit und gelegentlich auch in ſeiner Liebe wieder; ein nachdenkliches, leicht erregbares Naturkind vor Allem und immer muſikaliſch. In den ſchwermüthigen, getragenen Melodien, die noch hie und da in vergeſſenen Thälern wiederhallen, lebt noch ein Funke von dem erſten Ideal der großen ariſchen Race. Noch lange wird man ſich an dieſen Liedern erquicken, denn ſie athmen tiefen Frieden. In ihnen iſt der Menſch glücklich, ruhig, voller Liebe für alle lebendigen Weſen. Sein Leben fließt dahin in ſanftem Einklang mit der Natur und in ernſtem Nachdenken, deſſen er ſich nicht bewußt iſt. Für ihn giebt es keine inneren Kämpfe, denn er iſt noch nicht bis zu dem Punkt gelangt, von dem aus das

Leben ein steter Kampf zwischen dem Guten und Bösen, Wahrheit und Lüge ist. Und warum sollte er etwas davon wissen? Er ist glücklicher so, und die Stürme, die uns bedrohen, erreichen ihn nicht und nichts stört die Harmonie seiner Empfindungen.

Frisch auf, ihr Burſche! wandert mit,
Holt Bündel und Felleiſen,
Doch eh wir mit dem letzten Schritt
Der Stadt den Rücken weiſen,
Schenk Mädchen uns noch Kuß und Wein,
Drauf mit der Sonn' zu reiſen.

Viertes Kapitel.

Die Abenteurer.

Der Don Juan des Waldes. — Der luſtige Zecher. — Die Wunder des Weins. — Tod und Reue des Räubers. — Der Soldat. — Der Zigeuner. — Der arme Spielmann. — Der Schüler und die Bürgerstochter. — Der Zimmergeſell und die Markgräfin. — Ulrich von Hutten, der Ritter der Freiheit.

Das friedliche Leben im Schooß der Natur iſt eine Ausnahme bei civiliſirten Völkern; es gleicht dem Hauſe von Philemon und Baucis, das in der arbeitſamen Stadt von Fauſt dem Untergange preisgegeben wurde. Daher ſind die idylliſchen Gedichte von Hirten, Holzhackern, Köhlern, die uns in eine patriarchaliſche Welt verſetzen, nur noch wie vereinzelte Stimmen in dem Sturmesbrauſen des ſechszehnten Jahrhunderts. Das Volk erwacht, ſteht auf, reißt ſich aus einer langen Dienſtbarkeit los und ſtürzt ſich kopfüber in den Strudel der Thaten, wie ein ungeduldiger Jüngling, der in die Welt hinausdrängt, nachdem er ſich bisher nur ſeinen Träumereien hingegeben hatte. Der Sohn des Leibeigenen hat jetzt Selbſtvertrauen und will ſein Glück verſuchen. Er wird Jäger, Landsknecht, Student und beſingt ſein gutes Glück. Mit dieſen Geſtalten verlaſſen wir Idylle und Mythologie und betreten das Feld der Geſchichte.

Den ſchnellen Uebergang von dem einfachen Hirtenleben zu dem Abenteurerdaſein ſtellt am beſten der Jäger dar.

Hört ihr den Jäger blaſen,
In dem Wald auf grünem Raſen?
Der Jäger mit dem grünen Hut,
Der meinen Schatz verführen thut.*

So klagt ein Bauer, dem der Jäger das Herz ſeiner Schönen entwendet hat, die er umſonſt jetzt bittet, mit ihm in das Roſenthal zu kommen. Aber ſie bleibt ſeinen Bitten taub und hört nur noch auf das Horn, das hell im Walde ſchmettert und alle ihre Sinne gefangen genommen hat. Und was verleiht dem Jäger dieſe Zaubermacht? Der Jäger iſt der Don Juan des Volke. Er hauſt im Wald: mit dem Gewehr auf der Schulter, dem Horn an der Seite, zieht er ſtets einſam und geheimnißvoll, blaſend und jagend einher und ſtellt dem Wild und den ſchönen Mädchen nach. Und er iſt unwiderſtehlich mit ſeiner ſtolzen Haltung, dem Sammetwamms und der grünen Feder. Zwar erzählen ſich die Mädchen leiſe, daß er ſeine Seele dem Böſen verkauft habe, und er hat auch das mit ihm gemein, daß er erſcheint, wenn man im Wald zu viel an ihn denkt, oder leiſe von ihm redet, aber trotz alledem ſind alle Mädchen in ihn vernarrt.

Es ritt ein Jäger wohlgemuth,
Wohl in der Morgenſtunde,
Wollt jagen in dem grünen Wald
Mit ſeinem Roß und Hunde.
Und als er kam auf grüne Haid
Fand er ſein's Herzens Luſt und Freud.
Im Maien am Reihen ſich freuen
Alle Knaben und Mägdelein.

* Simrock, 269.

Der Kuckuck ſcherzt, der Auerhahn pfalzt
Dazu die Turteltauben,
Da fing des Jägers Röſſlein an
Zu ſchnarchen und zu ſchnauben.
Der Jäger dacht in ſeinem Muth:
Das Jagen, das wird werden gut:
Im Maien am Reihen ſich freuen
Alle Knaben und Mägdelein.

Der Jäger fand ein feines Wild,
Fein hurtig und geſchwinde,
Es war ein ſchönes Frauenbild,
Das ſich allda ließ finden.
Der Jäger dacht in ſeinem Sinn:
Wo das Wild iſt, da komm ich hin.
Im Maien am Reihen ſich freuen
Alle Knaben und Mägdelein.

Gott grüß euch, zartes Jungfräulein,
An Ehr und Tugend reiche!
Euch ſei zu eigen, was ich hier
In dieſem Wald erſchleiche.
Ach, edler Jäger wohlgeſtalt,
Sprach ſie, ich bin in eur Gewalt.
Im Maien am Reihen ſich freuen
Alle Knaben und Mädgelein.

Er nahm ſie bei ihrer ſchneeweißen Hand
Nach aller Jäger Weiſe,
Er führt ſie in ihr Vaterland,
Viel Glück auf ihre Reiſe.
Das Glücke, das iſt kugelrund,
Es freut ſich mancher rothe Mund.
Im Maien am Reihen ſich freuen
Alle Knaben und Mägdelein. *

Es iſt ihm Ernſt mit ſeinen Schwüren, das heißt, ſobald er eine Schöne ſieht, meint er immer, es ſei ſeine erſte

* Simrock, 186.

Liebe und werde ſeine letzte bleiben; aber bald zieht ihn ſeine ſtürmiſche Natur weiter. Manchmal endet das heiter angefangene Abenteuer traurig, da ſchließen die erſten Verſe mit „Das Mädchen lachte ſehr,“ und der letzte „Das Mädchen weinte ſehr,“ denn der Jäger iſt verſchwunden.

Doch einmal iſt ſein Herz im Innerſten getroffen. Sein Schatz iſt ſchüchtern und braunäugig und er liebt ſie ſo wie das ſchlanke, ängſtlich zitternde Reh. Doch eine ſtille friedliche Liebe iſt ihm nicht beſchieden, das iſt eben ſein Fluch. Er geht mit ihr in den Wald und ſetzt ſich neben ſie unter einen Baum, auf dem ein Vogel ſingt. Da überkommt ihn eine ſeltſame Laune, er will den Vogel ſchießen, ſo daß er der Geliebten in den Schooß fällt, trotzdem ſie flehend bittet, es nicht zu thun. Doch er hört nicht und will ihren Muth prüfen.

Mein Kuß wiegt leicht, wiegt nur ein Loth,
Du wirſt nicht bleich, du wirſt nicht roth,
Du brauchſt dich nicht zu ſchämen;
Ich will den ſchwarzen Vogel dir
Vom Haupt herunternehmen.

Feins Lieb, ſitz ſtill im grünen Moos,
Der Vogel fällt in deinen Schooß
Wol von des Baumes Spitzen;
In deinem Schooße ſtirbt ſich's gut
Feins Lieb, bleib ruhig ſitzen.

Sie wollt nicht trauen auf ſein Wort,
Braun's Mädelein wollt ſpringen fort,
Der Schuß ſchlug ſie darnieder;
Der ſchwarze Vogel von dem Baum
Schwang weiter ſein Gefieder.

„Mein Kuß iſt leicht, wiegt nur ein Loth,
Du wirſt nicht bleich, du wirſt nicht roth,
Brauchſt dich nicht mehr zu ſchämen,
In deinem Schooße ſtirbt ſich's gut.“
Er thät ſich's Leben nehmen.

So gewaltſam endet der Jäger, der das tragiſche Schickſal hat, das Mädchen zu tödten, als er zum erſten Mal liebt. In dem Jäger fließt echt germaniſches Blut. Er iſt ein heruntergekommener Enkel der Helden aus alten Zeiten, von Siegurt und Siegfried, die die weiten deutſchen Wälder durchzogen, um Ungeheuer zu tödten, Schätze zu finden und ſchöne Jungfrauen zu gewinnen. Auch hat der einfache Waldläufer manchmal noch wie eine dunkle Ahnung an ſeine mächtigen Vorfahren. Denn zuweilen ſcheint es ihm, als verſtände er die Sprache der Vögel; geheimnißvolle Stimmen flüſtern ihm im Waldrauſchen zu und ſpornen ihn zu kühnen Thaten an. Aber wohin ſoll er ſich wenden und wen bekämpfen? Im Walde giebt's nur noch Eber und Hirſche und im Dorf nur arme Bauermädchen. So iſt der Jäger ein entthronter König; aber wenn er ſein Gewehr abfeuert, das Echo einen Donnerſchlag zurückwirft und es dumpf aus dem Walde grollt, dann ruft er: „Der Wald, das iſt mein Königreich!“

Auch ſpäter kehrt ſeine Geſtalt im Volksliede wieder, aber nun bequemt ſich der leichtfüßige Don Juan des Waldes zur Ehe und ſingt ſeine letzte und ſchönſte Eroberung folgendermaßen:

Ein Jäger in dem grunen Wald
Muß ſuchen ſeinen Aufenthalt.
Er ging im Wald wohl hin und her
Ob auch nichts anzutreffen wär.

Mein Hündelein iſt ſtets bei mir
In dieſem grünen Laubrevier.
Mein Hündlein wacht, mein Herze lacht,
Meine Augen leuchten hin und her —

Da ruft mir eine Stimme zu:
Wo biſt du denn, wo biſt denn du?
Wie kommſt du in den Wald hinein?
Du ſtrahläugig Mägdelein.

Um dich zu ſuchen bin ich hier
In dieſem grünen Waldrevier,
Ich ging im Wald wohl hin und her,
Ob auch kein Jäger drinen wär.

Ich küßte ſie ganz herzlich
Und ſprach: fürwahr du biſt für mich,
Bleib du bei mir als Jägerin
So lang als ich auf Erden bin.

Allein ſollſt du nicht wandeln hier
In dieſem grünen Waldrevier.
So lang die Welt zuſammenhält
Sind wir zuſammen in der Welt.*

Aus dem wilden Jäger, deſſen abenteuernde Laufbahn hier abſchließt, wird jetzt der biedere Förſter, der Vater einer Schaar kräftiger Söhne und braunäugiger Töchter, denen die Liebe zum Wald und zur Freiheit im Blut liegt.

Wenn der glückliche Jäger das Kind der Natur iſt und ſeine Tage nach Herzensluſt im Walde zubringen darf, ſo iſt der Landſtreicher das enterbte Kind der Civiliſation und muß von Dorf zu Dorf ſein Elend weiterſchleppen. Wenn auch arm, bleibt der Jäger doch immer König des Waldes, aber der Landſtreicher hat keinen Stein zu eigen, auf dem er ſein Haupt niederlegen kann. Woher er kommt? Gott weiß es, er ſelbſt gewiß nicht, und die Lumpen, die ihn umhüllen, ſind ſein einziges Eigenthum. Aber das betrübt ihn nicht und er ſingt:

Ich war noch ſo jung und war doch ſo arm,
Kein Geld hat ich gar nicht, das Gott ſich erbarm!
So nahm ich meinen Stab und meinen Bettelſack
Und pfiff das Vaterunſer den lieben langen Tag.**

* Simrock, 198.
** Wunderhorn, I.

So singend, läßt er die Welt an ſich vorüberziehen: ſtolze Ritter und Edelfrauen, Soldaten mit ihren Liebchen, Kaufleute mit wohlgefülltem Beutel. Wohl möchte er an ihrer Stelle ſein, aber er iſt arm, hat kein Geld, und das Nichtsthun iſt ſüß. Im beſten Fall werfen ſie ihm ein Almoſen hin und dann entzieht der aufwirbelnde Staub ſie ſeinen Blicken. Hat er endlich ein paar Heller in der Taſche, ſo geht's in's Wirthshaus, und in dem Glaſe Wein findet er alles Glück, das er ſich erſehnt hat. Der Wein iſt ein Talisman, der ihm alle Schätze und Güter dieſer Welt verleiht und ihn, wie den Trunkenbold im Shakeſpeare, in einen Edelmann verwandelt. So geht es an guten Tagen und die ſchlechten ſind oft nicht weniger heiter.

Ich laß die Vögel ſorgen
In dieſem Winter kalt,
Will uns der Wirth nicht borgen
Den Rock geb ich ihm bald;
Sein Wein, der mich erzog,
Hat nur ein hölzern Rock,
Will mich als Faß ihm borgen,
In meinem rothen Rock.*

Der Landsknecht iſt nicht hartherzig, der Krämer nicht geizig genug, um die Schwänke und Witze des armen Landſtreichers nicht durch ein Glas Wein zu belohnen. Er lebt von der Hand in den Mund und kümmert ſich ſo wenig um den kommenden Morgen, wie die Vögel unter dem Himmel. Wozu auch? Ein glücklicher Wurf im Spiel, eine gefundene — oder auch geſtohlene Börſe, und er iſt ſo reich wie ein Edelmann. Dann ladet er Alles ein, mit ihm zu zechen und zu ſchmauſen, arm und reich, Landsknecht und Seiltänzer. Wer ihm zur Sparſamkeit räth, dem antwortet er:

* Wunderhorn, Th. II. S. 426.

Das Geld verwahren, das kann ich nicht,
Gott ist ein reicher Herre;
Nur fest allein auf Gott vertrau,
Der hat des Geldes und Guts vollauf,
Der kann uns genug bescheeren. *

Im Kreise seiner Freunde und Geliebten legt er folgendes Glaubensbekenntniß ab:

Drei Würfel und die Karte,
Das ist mein Wappen frei,
Sechs hübscher Fräulein zarte,
An jeder Seite drei.

Komm her, du schönes Weib,
Du erfreust mir's Herz im Leib,
Sei in dem Rosengarten
Des Schlemmers Zeitvertreib. **

Kehrt ihm das Glück den Rücken, so kümmert ihn das wenig, denn er hat nichts und der Wirth kann ihm höchstens seinen Mantel nehmen.

Und weil ich nun gegessen hat',
Da sollt ich auch bezahlen,
Da fragt ich, was die Mahlzeit kost',
Da sprach der Wirth ein Thaler,
Ei Mutter Gottes ja,
Maynblümlein bla,
Da hatt' ich keinen Thaler.

Der Wirth zog mir mein Röckle aus,
Und jagt mich in die Scheune,
Ei Mutter Gottes ja, Maynblümlein bla,
Wie lang ward mir die Weile.

* Wunderhorn, I. 346.
** Simrock, S. 506.

Und als es gegen Morgen kam,
Da träufelt es vom Dache,
Ei Mutter Gottes, ja,
Maynblümlein bla,
Da mußt ich ſelber lache.

Sperrt man ihn gar in das Gefängniß, ſo iſt der Schließer auch nicht unbarmherzig und reicht dem armen Teufel doch ein Glas Wein und der iſt auch allein guter Laune und ſingt:

Die Gedanken ſind frei,
Wer kann ſie errathen?
Sie rauſchen vorbei
Wie nächtliche Schatten.
Kein Menſch kann ſie wiſſen,
Kein Jäger ſie ſchießen.
Es bleibet dabei:
Die Gedanken ſind frei.

Und ſperrt man mich ein
Im finſteren Kerker.
Das Alles ſind rein
Vergebliche Werke,
Denn meine Gedanken
Zerreißen die Schranken
Der Mauern entzwei:
Gedanken ſind frei.

Ich liebe den Wein,
Mein Mädchen vor allen,
Die thut mir allein
Am beſten gefallen.
Ich bin nicht alleine
Mit meinem Glas Weine:
Mein Mädchen dabei,
Denn Gedanken ſind frei.*

* Simrock, S. 565.

Der Landſtreicher fordert nur die beſcheidenſte aller Freiheiten, die des Gedankens; der Räuber dagegen iſt ehrgeiziger, denn er will reich und mächtig ſein, kraft der Rechte des Stärkeren. Auch iſt der Räuber des ſechszehnten Jahrhunderts kein kleiner ängſtlicher Dieb, ſondern mit ſeiner Bande fühlt er ſich dem Markgrafen gewachſen und macht ihm offenen Krieg. Dem legalen Räuber gegenüber, der den armen Leibeigenen ausſaugt, iſt er der freie Bandit, der ſich der Armen annimmt und den Reichen beſtraft. Außer der Roheit beſitzt der Räuber aber auch die Tugenden der Barbaren: die Treue gegen ſeine Gefährten. Das Volkslied, das ſich für jede Kühnheit begeiſtert, liebt daher, ſeinen Muth zu preiſen und ſein Schickſal zu betrauern, das ihn endlich doch in die Hände des Edelherrn giebt.

Ein berühmter Räuber, der Lindenſchmidt, durchzieht die Rheinlande und raubt allerorten.

Friſch her, ihr lieben Geſellen mein!
Es muß jetzt nur gewaget ſein,
Wagen das thut gewinnen.
Wir wollen reiten Tag und Nacht,
Bis wir die Beute gewinnen.

Aber der Markgraf von Baden ſtellt ihm eine Falle, ſchickt ihm den Spion Caspar nach, der die Reiter des Markgrafen ruft, während der Räuber in einer Herberge ſchläft:

Der Lindenſchmidt hätt einen Sohn,
Der ſollt den Roſſen das Futter thun;
Den Haber thät er ſchwingen:
„Steht auf, herzlieber Vater mein!
Ich hör die Harniſche klingen.

Der Lindenſchmidt lag hinterm Tiſch und ſchlief,
Sein Sohn, der thät ſo manchen Ruf,
Der Schlaf hat ihn bezwungen:
„Steht auf, herzliebſter Vater mein!
Der Verräther iſt ſchon gekommen.

Zueignung.

Warum grade Du, theurer Freund, Dich dazu hergeben musst, Deinen Namen diesen Blättern vorsetzen zu lassen, das wirst Du Dir, denk' ich, am besten beantworten können, wenn Du bedenkst, dass dies leider die einzige Art und Weise ist, in welcher ich Dir für eine Freundschaft zu danken vermag, deren vielfältige Bethätigung in guten und bösen Tagen ihren sichern Platz in meinem Herzen behalten wird.

Obgleich nun der Inhalt dieser Blätter Deinen eignen Studien und Bestrebungen ferner liegt, als dass ich die Hoffnung hegen dürfte, dass schon ihr Gegenstand selbst, ganz abgesehn von dem Werthe oder

Die Reiter des Markgrafen dringen in die Herbergsſtube; da wacht der Räuber auf.

Der Lindenſchmidt war ein freier Reitersmann,
Wie bald er zu der Klingen ſprang:
„Wir wollen erſt ritterlich fechten!“
Es waren der Bluthund allzuviel,
Sie ſchlugen ihn zu der Erden.

„Kann und mag es dann nicht anders ſein,
So bitt' ich um den liebſten Sohn mein,
Auch um meinen Reutersjungen;
Haben ſie jemanden Leids gethan,
Dazu hab ich ſie gezwungen.“

Junker Caspar, der ſprach Nein dazu:
„Das Kalb muß entgelten der Kuh;
Es ſoll dir nicht gelingen.
Zu Baden in der werthen Stadt
Muß ihm das Haupt abſpringen.“ *

So fällt der kühne Bandenführer und reißt in ſeinem Sturze die treuen Genoſſen mit. Gern hätte er ſein Leben hingegeben, um ſie zu retten; denn ſo erbarmungslos er gegen Edle und Krämer handelt, ſo liebevoll hängt er an den Gefährten. Der kühne Aufrührer iſt ein Mann und in der Todesſtunde ein Held. So faßt ihn das Volk auf, das für den Geächteten Partei ergreift und immer ſtolz und glücklich iſt, einen Zug der Menſchlichkeit anzuerkennen, ſelbſt in einem Banditen.

Dem hartnäckigen Räuber, der auch in der Todesſtunde nicht um Gnade fleht, ſtellt die Volkspoeſie den reuigen Sünder gegenüber, der wie vom Blitz getroffen daſteht, wenn ihm eine reine, heilige Frau und der Muth einer gläubigen

* Wunderhorn, Bd. I. S. 137.

Seele entgegentritt. Man feiert die Hochzeit der Markgräfin Elsbeth und während des Festes erhebt ſich dieſe in ihrem Brautſchmuck und geht in eine einſame Waldkapelle, um der heiligen Jungfrau eine Blumengabe zu ſpenden. Als ſie niederkniet und zu beten beginnt, tritt ein Räuber in das Heiligthum und zuckt das Schwert nach dem koſtbar geſchmückten Haupt.

Sie vergißt des Schwertes Tück,
In der Gnade ſchwebt ihr Blick.
Als der Räuber ſie gehört,
Er ſie im Gebet nicht ſtört.

Als er ihren Blick vernahm,
Schwere Reu ihn überkam,
Legte ab ſein Schwert und Spieß,
Auf die Knie ſich niederließ.

„Hoher Worte fromme Schaar
Schützt den Schmuck in deinem Haar,
Schützt dein Leben gegen mich,
Edle Frau, ach bet' für mich!"

„— O Maria, noch die Bitt,
Dieſen Sünder verlaſſe nit,
Löſe ihn von Schuld und Qual,
Ach, ade viel tauſendmal!"

Als ſie nun von ihm ging,
Schien ihm alle Welt gering;
Büßt als frommer Bruder ſchwer;
Hört, ſein Glöcklein ſchallet her.*

Die fromme Einfalt des Volks will ein Wunder preiſen und verherrlicht in der That nur die hohe Macht, welche edle Seelen über rohe aber nicht ganz verdorbene Gemüther ausüben.

* Wunderhorn, Th. I. S. 175.

Das Glück, welches der Räuber durch kühne Auflehnung gegen die beſtehenden Zuſtände zu gewinnen ſucht, hofft der Soldat durch das Waffenhandwerk zu erlangen. Im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert galt dies Handwerk viel in den Augen des Armen oder Unfreien, welche die Beute für Reichthum und das rohe, geſetzloſe Treiben für Ruhm und Freiheit hielten. Damals gab es allerorten öffentliche und Privatfehden, und gern ließ ſich der Bauernſohn im Dienſt eines Herrn oder Fürſten anwerben, um ſeine einförmige Arbeit loszuwerden. Sobald er die Lanze führte, meinte er ſchon das Glück in den Händen zu haben. Oft aber zog er auch widerwillig in den Krieg; nur auf Geheiß ſeines Oberherrn und nahm traurig Abſchied von der Heimath:

O du Deutſchland, ich muß marſchiren,
O du Deutſchland, ich muß fort,
Eine Zeitlang muß ich ſcheiden,
Eine Zeitlang muß ich meiden
Mein geliebtes Vaterland.

Nun ade, herzliebſte Mutter,
Nun ade, ſo leb ſie wohl;
Hat ſie mich mit Schmerzen geboren,
Für die Feinde auferzogen;
Scheiden das bringt Herzeleid.

Nun ade, herzliebſter Vater,
Nun ade, ſo lebe wohl.
Will er mich noch einmal ſehen,
Steig er auf des Berges Höhen,
Schau herab in's grüne Thal,
Sieht er mich zum letzten Mal.

Nun ade, ſehr wohl, feins Liebchen,
Weine nicht die Aeuglein roth,
Trage dieſes Leid geduldig,
Leib und Leben bin ich ſchuldig,
Es gehört dort oben Gott.

Die Trompeten thun ſchon blaſen
Trauzen auf der grünen Haid,
Länger darf ich nicht verweilen,
Muß zu meinen Brüdern eilen,
Horch, die Trommeln wirbeln drein.

Große Kugeln hört man ſauſen,
Aber kleine noch viel mehr —
O ſo gebe Gott im Himmel,
Daß ich aus dem Schlachtgetümmel
Glücklich zu euch wiederkehr'.

Das Volkslied begleitet den Soldaten durch alle Wechſelfälle ſeines bunt bewegten Lebens, ſingt den Angriff und den Befehl zum Rückzug, die Drangſale des Lagers und den Taumel der Plünderung, die flüchtigen Liebesabenteuer und den Abſchied für immerdar. Wie reich an Leiden und Widerwärtigkeiten iſt dies Leben, und derjenige kann ſich noch glücklich preiſen, der auf dem Schlachtfeld im Kugelregen ſtirbt. Weit ſchlimmer iſt das Loos des gefangenen Soldaten, ihm droht ein ſchmachvoller Tod. Manchmal ſucht ein mitleidiges, muthiges Mädchen, ihn zu retten, aber umſonſt; der Heldenmuth der Liebe iſt ohnmächtig gegen die Wuth des Krieges. Einzelne Volkslieder geben ſolche Scenen mit unnachahmlicher Lebendigkeit. Drei gefangene Soldaten gehen über die Rheinbrücke, darunter ein ganz junges Blut.

Es war ein wackres Mädelein,
Dazu aus fremdem Land,
Sie lief in aller Eilen
Des Tages wohl zehn Meilen
Bis zu dem Grafen hin.

„Gott grüß euch, edler Herre mein,
Ich wünſch' euch einen guten Tag;
Ach! wollt ihr mein gedenken,
Den Gefangenen mir zu ſchenken,
Ja ſchenken zu der Eh'."

Ach nein, mein liebes Mädelein,
Das kann und mag nicht ſein,
Der Gefangene, der muß ſterben,
Gott's Gnad' muß er ererben,
Wie er verdienet hat.

Das Mädel drehet ſich herum
Und weinet bitterlich,
Sie lief in aller Eilen
Des Tages wohl zehn Meilen
Bis zu dem tiefen Thurm.

Was hat ſie unterm Schürzelein,
Ein Hemdlein, war ſchneeweiß.
„Das nimm, du Allerliebſter mein,
Es ſoll von mir dein Brauthemd ſein,
Darin lieg du im Tod."

Was zog er von dem Finger ſein?
Ein Ringlein, war von Gold:
„Das nimm, du Hübſche, du Feine,
Du Allerliebſte meine,
Das ſoll dein Trauring ſein."

„Was ſoll ich mit dem Ringlein thun,
Wenn ich's nicht tragen kann?"
„Leg es in Kiſten und Kaſten
Und laß es ruh'n und raſten
Bis an den jüngſten Tag."

„Und wenn ich über Kiſten und Kaſten komm
Und ſeh das Ringlein an,
Da darf ich's nicht anſtecken,
Das Herz möcht mir zerbrechen,
Weil ich's nicht ändern kann."*

In dem Muth der Frau, ſowie in der Reſignation des Mannes zeigt ſich recht deutlich der tiefe Ernſt des deut-

* Wunderhorn, I. S. 51.

ſchen Charakters. Er entſpringt aus dem Reichthum ſeines Gemüthes, das ſich über die Wirklichkeit erhebt. Es giebt nichts Männlicheres und Feierlicheres, als dieſe Verlöbniſſe an der Schwelle des Grabes, als die Liebe, die das Leben überdauert, und den Glauben an das jüngſte Gericht, welches der Treue ihren Lohn verſchaffen wird. In dem Schmerz liegt nichts Unwahres oder Krankhaftes; bei der Frau iſt die Liebe ſtark und wahr, die Verzweiflung in Schranken gehalten, aber unheilbar, und gewiß wird ſie ihrem Leben ſchnell ein Ende machen.

Der unglückliche Soldat erträgt alle Entbehrungen mit muſterhafter Geduld, aber ein Gefühl wird ſeiner Herr: das iſt das Heimweh, das ihn endlich dazu bringt, die Waffen wegzuwerfen und zu entfliehen. Wenn ihn die Häſcher nicht fangen, bringt ihn keine Gewalt der Welt zurück. Nie iſt die unwiderſtehliche Macht des Heimwehs beſſer beſungen worden, als in dem letzten Lied des Deſerteurs. Es iſt ein Schweizer, der auf den Wällen von Straßburg Schildwacht ſteht; und während er einſam auf und ab ſchreitet, hört er in der Ferne den klagenden Ton des Alphorns. Bei den wohlbekannten Tönen regt ſich eine Welt von Gefühlen in ſeiner Bruſt; er wirft das Gewehr fort und eilt der Heimath zu. Doch die Häſcher ſetzen ihm nach. Immer ſchneller flieht er, erreicht den Rhein, wirft ſich in die Wellen; aber ein Boot folgt ihm, holt ihn ein, bringt ihn zurück und wenige Stunden darauf büßt er die Flucht mit ſeinem Leben. Das Lied, das er noch vor dem Tode ſang, haben ſeine Landsleute und Kameraden aufbewahrt:

Zu Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wol anſtimmen,
Jn's Vaterland mußt' ich hinüberſchwimmen:
Das ging nicht an.

Eine Stund' in der Nacht
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mir mir ist's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich soll da bitten um Pardon
Und ich bekomm gewiß doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal
Heut seht ihr mich zum letztenmal,
Der Hirtenbub ist doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag ich an.

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt', erschießt mich gleich,
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, auf daß das Blut raus spritzt,
Das bitt ich euch.

O Himmelskönig, Herr,
Nimm du meine arme Seele dahin,
Nimm sie zu dir in den Himmel ein,
Laß sie ewig bei dir sein,
Und vergiß nicht mein.*

Dieses Gedicht ist noch schöner durch das, was es errathen läßt, als durch das, was es ausspricht. Wie ergreifend sind die letzten Worte des zum Tode Verurtheilten. Der arme Alpensohn macht sich nicht klar, welche Macht ihn fortreißt, aber er gehorcht ihr blind. Als er das Horn hört, meint er die Berge und Matten der Heimath zu sehen,

* Deutsches Liederlexikon von A. Härtel, 763.

vergißt Alles und will zu ihnen hin. Und wie reſignirt iſt er nachher. Er klagt nicht, lehnt ſich nicht auf gegen den Spruch, das Alphorn allein hat das ganze Unglück angerichtet. Schwerlich hat je ein Dichter die zauberhafte Gewalt der Heimath auf ein ungekünſteltes Gemüth ſo gut wiederzugeben vermocht. Gegenüber dem Soldaten wider Willen, deſſen Geſtalt das Volkslied häufig zeigt, ſehen wir den Soldaten, der mit vollem Herzen bei ſeinem Beruf iſt. Jener iſt ſchwermüthig, träumeriſch, dieſer von einer ausgelaſſenen Heiterkeit und Leichtlebigkeit, allen Wechſelfällen des Lebens zum Trotz. Feſt und undurchdringlich wie ein eiſerner Panzer iſt der Huſarenglaube:

Es iſt nichts luſt'ger auf der Welt
Und auch nichts ſo geſchwind,
Als wir Huſaren in dem Feld,
Wenn wir bei Schlachten ſind.

Wenn's blitzt und kracht dem Donner gleich,
Wir ſchießen roſenroth,
Wenn's Blut uns in die Augen läuft,
Sind wir curaſchivoll.

Da heißt's: Huſaren insgemein
Schlagt die Piſtolen an,
Greift durch den Säbel in der Hand,
Haut durch den nächſten Mann.

Wenn ihr das Franſche nicht verſteht,
So macht es euch bequem,
Das Reden ihm ſogleich vergeht,
Wir ihr den Kopf abmähn.

Und wenn auch ſchon mein Kamerad
Muß bleiben in dem Streit,
Huſaren fragen nichts darnach,
Sind all' dazu bereit.

Der Leib verweſet in der Gruft,
Der Ruhm bleibt in der Welt,
Die Seele ſchwingt ſich durch die Luft
In's blaue Himmelszelt.

Unter dem Zelt zu leben, Nachts am Feuer zu liegen, ſich alle Tage mit dem Feinde zu ſchlagen, weder Geſchwiſter, noch Frau und Kind, nur ein paar Kameraden zu haben, das iſt ſein Glück. Wenn er einen Gott hat, ſo iſt es die Ehre.

Wenn ein Soldat im Feld
Seinem Herrn dienet treu,
Hat er auch nicht viel Geld,
Hat er doch Ehr' dabei. *

Er lacht über Alles und ſelbſt den Tod ſeiner Kameraden beweint er nicht, ebenſo wenig wie er von ihnen beweint werden will.

Wenn ich geſtorben bin,
So thut man mich begraben
Mit Trommel und mit Pfeifenſpiel,
Wie es Soldaten haben.
Drei Schüſſ' thut man in's Grab
Ueber meinen Leib dahin
Und ſagt, daß ich ein luſtiger
Soldat geweſen bin.
Trallallerallalla! **

Wenn er ein Liebchen hat, muß es leichtlebig ſein wie er, es muß Pferdegewieher, Trompetenſchall und wallende Federbüſche lieben. Von ihrem Fenſter aus ſieht ſie ihn in den Kampf ziehen, iſt ſtolz auf ihn, winkt ihm mit dem Tuch, wirft ihm noch eine Kußhand oder einen Strauß zu

* Simrock, 461.

** Simrock, 475.

und er grüßt mit dem Hut. Doch oft nehmen dieſe ſchnell geknüpften und gelöſten Verhältniſſe ein trauriges Ende·

Des Morgens zwiſchen drei'n und vieren,
Da müſſen wir Soldaten marſchiren
Das Gäßlein auf und ab.
Tralali, Tralalei, Tralala
„Mein Schätzel, ach komm herab."

„Zu dir kann ich nicht kommen,
Es gehn viel falſche Zungen,
Die abſchneiden meine Ehr',
Tralali, Tralalei, Tralala,
Und haben ſelbſt keine mehr."

„Hab ich kein' Abſchied genommen,
So muß ich wiederkommen,
Lebendig oder todt,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Küß ich dein Mündlein roth.

Die Schlacht iſt blutig, er wird ſchwer verwundet und bittet:

„Ach Bruder, jetzt bin ich geſchoſſen,
Die Kugel hat mich getroffen,
Bring mich zur Stadt geſchwind,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Daß mich mein Schatz verbind'."

„Ach Bruder, ich kann dich nicht tragen,
Die Feinde haben uns geſchlagen,
Helf dir der liebe Gott:
Tralali, Tralalei, Tralala,
Ich muß marſchiren in den Tod.

Die Feind' haben uns umrungen,
Es laufen viel feu'rige Zungen
Das Gäßlein auf und ab;
Tralali, Tralalei, Tralala,
Sie ſchneiden den Weg mir ab."

Unwerthe der Behandlung, Dich besonders ansprechen könnte, so will ich doch das Geständniss nur um so weniger zurückhalten, dass ich grade bei ihrer Abfassung oft und viel Deiner zu gedenken mich veranlasst fühlte. Denn während ich in den wenigen Stunden einer freien Musse und Stimmung, die Beruf und Lebensschicksale mir vergönnen wollten, in meinen einsamen Studien die trümmerhaften Geistesdenkmale der alten Bewohner Latium's durchwandelte, vergönnte Dir es ein freundlicheres Geschick, auf jenem klassischen Boden selbst zu weilen, und in wünschenswerthester Gesellschaft Sinn und Geist im lebendigen Anschauen dessen zu beleben und zu erfreuen, was für mich nur aus „des Pergamentes dürftigem Brunnen" floss. Grund genug für mich, Dir oft im Geiste zu folgen in die heilige Stadt der Tiber, an den Sturz des Anio und zu Neapels reizgeschmückten Meergestaden, zu allen den Orten, wo jene alten Denker und Dichter einst gern geweilt, und wo sie die Werke

Das Lager brennt, Niemand kümmert ſich um den Verwundeten, der endlich ſtirbt. Doch mit dem Morgengrauen erhebt ſich der Todte und trommelt.

Er ſchlägt die Trommel auf und nieder,
Er wecket ſeine ſtillen Brüder,
Sie ſchlagen ihren Feind,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Ein Schrecken ſchlägt den Feind.

Er ſchlägt die Trommel auf und nieder,
Sie ſind vor'm Nachtquartier ſchon wieder,
In's Gäßlein hell hinaus,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

„Eine Kugel hat dich getroffen,
Meine Arme ſtehen dir offen,
Meinen Arm ich um dich wind,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Der Tod uns ſo verbind."

Das Liedlein hat geſungen
Ein Tambour auf der Steil,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Er war ein Kampfgeſell. *

Dieſer junge Tambour ſtirbt jung, aber nicht ſelten wird der Soldat in ſeinem rauhen Handwerk alt. Dann verfinſtert ſich ſein Gemüth. Wenn der Bart zu ergrauen beginnt, die Gefährten fortgezogen ſind oder unter dem grünen Raſen ruhen, verbittert ſich ſein Herz und ſeine Heiterkeit flackert nur manchmal wie ein Irrlicht auf einem Kirchhofe auf. Er denkt daran, daß er auch einſt einen eigenen Herd gehabt.

* Wunderhorn I. S. 84. Zedlitz hat ſpäter dieſen Gedanken in ſeiner „Nächtlichen Heerſchau" wieder aufgenommen.

Es kam ein Soldat aus dem Krieg,
Hurrah!
Zerriſſen, zerlumpt und auch noch mehr:
„Mein Herr Soldat, wo kommen ſie her?“
Hurrah!

Er geht in ein Wirthshaus und giebt ſeinen grauen Mantel hin, um ſein Bier zu bezahlen. Die Wirthin fängt an zu weinen.

„Frau Wirthin, warum weinet ſie?
Hurrah!
Weint ſie vielleicht wohl um das Bier
Und meint, ſie kriegt kein Geld dafür?“
Hurrah!

„Wohl um das Bier da wein' ich nicht,
Hurrah!
Ich hatt' einen Mann, der iſt im Krieg;
Ich glaub', ihr ſeid es ganz gewiß.“
Hurrah!

„Wo kommen denn all' die Kinder her?
Hurrah!
Zwei Kinder hinterließ ich dir,
Jetzt aber ſeh ich, haſt du vier.“
Hurrah!

„Ein falſcher Brief, der mich betrog,
Hurrah!
Zeigt mir dein Leichenbegängniß an,
Da nahm ich einen andern Mann.
Hurrah!

„So wollen wir die Kinder theilen,
Hurrah!
Das ält'ſte nehm ich hin zu mir,
Die andern drei behalt du Dir.
Hurrah!

Dem König iſt Krieg jetzt angeſagt.
Hurrah!
Zu Hamburg laß ich mich ſchiffen ein:
Ade mein' Frau und Kindelein."
Hurrah!*

Und mit einem Schrei, der weit in die Nacht hinein erſchallt und bei dem der Knabe erbebt, nimmt ihn der alte Soldat fort und zieht ihn mit ſich in ſein dunkles Geſchick. So endet das abenteuernde Soldatenleben, das heiter beginnt wie ein Siegesmarſch mit Trommeln und Kanonendonner und dumpf traurig wie ein Begräbniß abſchließt. Dieſer Soldat hat kein Vaterland, keine Familie, keine Religion; er lebt nur im Augenblick, kennt kein anderes Verlangen, als das nach ununterbrochener Aufregung, übt keine andere Tugend, als Todesverachtung, und läßt ſich von den Wechſelfällen des Krieges durch die Welt treiben, wie ein entmaſtetes Schiff auf dem Ocean. Aber er iſt ein Mann, er ſetzt ſeine ganze Energie ein, beugt ſich vor Keinem, und ſtirbt ohne ein Wort der Klage. Es fehlt ihm nur eine große Idee, eine große Sache, für die er ſich begeiſtern könnte, und er wäre ein Held.

Neben dieſen kühnen Glücksrittern ſehen wir noch viele armen Abenteurer, von denen die meiſten unſchädliche, wenn auch mißachtete Gewerbe betreiben und ſelbſt die ärmſten verſtehen ihr Elend durch ein Lied zu verſüßen. Da iſt der Zigeuner, der wahrſagen kann, der Wundermann, der Thiere tanzen läßt, und der Spielmann, der den Dorfleuten aufgeigt. Und was beſingen dieſe armen Teufel, die weder ein Vaterland oder eine Familie, noch eine Geſchichte beſitzen? Sie haben keine Vorfahren, deren Thaten ſie beſingen können, keinen Antheil an der Erde, und die Geſellſchaft kehrt ihnen den Rücken. Aber der göttliche Geiſt, der in der Natur

* Simrock, S. 475.

und in den Tiefen der Menſchheit wirkt, kommt auch zuweilen über dieſe verſtoßenen Kinder und enthüllt ſich ihnen in Lichtblitzen. Ein jeder von ihnen weiß ſeinem eigenen Gemüth und ſeinem armen Gewerbe einen Funken von Freude und Poeſie zu entlocken, der ſein dunkles Leben erhellt. Der Zigeuner findet ihn in ſeiner prophetiſchen Gabe, der Wundermann in der geheimnißvollen Macht über Menſchen und Thiere, der Spielmann in der geliebten Geige. So verachtet ſie ſind, ſo groß iſt dennoch ihre Macht über die Seelen. Sie wiſſen zu bethören, zu rühren und zu tröſten, und das tröſtet ſie ſelbſt. Die Zigeuner werden gehaßt, verfolgt und eingeſperrt, man hält ſie für Zauberer, die Unheil herabbeſchwören können und läßt ſie es oft mit dem Tode büßen. Aber das Volk ergreift Partei für ſie in ſeinen Balladen.

Zigeuner ſieben von Reitern gebracht,
Gerichtet, verurtheilt in einer Nacht,
Sie klagen um ihre Unſchuld laut,
Ein Jud' hätt' ihnen den Kelch vertraut.

Die Rathsherren ſprechen das Leben leicht ab,
Sie brachen dem ſechsten ſchon den Stab,
Der ſiebent', ihr König, ſprach mit Ruh:
„Ich hör' wohl in Lüften den Vögeln zu!

Ihr ſollt mir nicht ſengen ein Härlein vom Kleid,
Bald krähet der rothe Hahn ſo weit!"
Da bricht die Flamme wohl über, wohl aus,
Aus allen vier Ecken der Stadt ſo kraus.

Der rothe Hahn auf die Spitze geſteckt,
Er krähet wie jener, der Petrum erweckt.
Die Herren erwachen aus Sündenſchlaf,
Gedenket der Unſchuld, der harten Straf.

Die Herren, ſie ſprechen zum Manne mit Flehn,
Er möge beſprechen das feurige Wehn,
Er möge halten den feurigen Wind,
Sein Leben ſie wollten ihm ſchenken geſchwind.

Den Todesſtab da entreißt er gleich,
Den Herren damit giebt er Backenſtreich;
Er ruft: „Was gießet ihr ſchuldloſes Blut?
Wie wollet ihr löſchen die hölliſche Gluth?

Das Kindlein vom Stahle die Funken gern zieht,
Der Fromme im Steine das Feuer wohl ſieht,
Was ſpielt ihr mit Dingen, die ſchneidig und ſpitz,
Der rothe Hahn wohl unter euch ſitzt."

Jetzt ſpricht er: „Willkommen, du feuriger Gaſt,
Nicht greife weiter, als was du haſt,
Das ſag ich dir Feuer, zu deiner Buß,
Im Namen Chriſti, des Blut hier auch floß.

Ich ſage dir Feuer, bei Gottes Kraft,
Die alles thut und all's ſchafft,
Du wolleſt alſo ſtille ſtehn,
Wie Chriſtus wollt im Jordan ſtehn.

Ich ſage dir Feuer, behalt dein Flamm,
Wie einſt Maria, die heilige Dam,
Hielt Jungfrauſchaft ſo keuſch und rein,
So ſtelle Flamm deine Reinigung ein."

Da flog der rothe Hahn hinweg,
Da nahm der Wind einen anderen Weg,
Das Feuer ſank in ſich zuſamm,
Der Wundermann ging fort durch die Flamm.*

* Wunderhorn, Th. I.

So verwandelt die Volkspoeſie den verfolgten Zigeuner in den Rächer der Unſchuld, den Wiederherſteller der Gerechtigkeit gegen ungerechte Richter. Anders rächt ſich der Rattenfänger, ein zweiter Wundermann, für den Geiz der Bürger:

Wer iſt der bunte Mann im Bilde?
Er führet Böſes wohl im Schilde,
Er pfeift ſo wild und ſo bedacht;
Ich hätt' mein Kind ihm nicht gebracht!

In Hameln fochten Mäus und Ratzen
Bei hellem Tage mit den Katzen,
Es war viel Noth, der Rath bedacht,
Wie andre Kunſt zu weg gebracht.

Da fand ſich ein der Wundermann,
Mit bunten Kleidern angethan,
Pfiff Ratz und Mäus zuſamm' ohn' Zahl,
Erſäuft ſie in der Weſer all.

Der Rath will ihm dafür nicht geben,
Was ihm ward zugeſagt ſo eben,
Sie meinten, das ging gar zu leicht
Und wär wohl gar ein Teufelsſtreich.

Wie hart er auch den Rath beſprochen,
Sie dräuten ſeinem böſen Pochen,
Er konnt zuletzt vor der Gemein
Nur auf dem Dorfe ſicher ſein.

Die Stadt, von ſolcher Noth befreiet,
Im großen Dankfeſt ſich erfreuet,
Im Betſtuhl ſaßen alle Leut,
Es läuten alle Glocken weit.

Die Kinder ſpielten in den Gaſſen,
Der Wundermann durchzog die Straßen,
Er kam und pfiff zuſamm' geſchwind
Wohl auf ein hundert ſchöne Kind.

Der Hirt ſah ſie zur Weſer gehen,
Und keiner hat ſie je geſehen,
Verloren ſind ſie an dem Tag
Zu ihrer Aeltern Weh und Klag.*

Iſt das nicht ein Bild des geheimnißvollen Dranges, der von jeher den Deutſchen in die Ferne zieht, um hinter den Bergen ein neues Kanaan zu ſuchen? Wie viele Enttäuſchungen hat ihm ſchon dieſe trügeriſche Hoffnung bereitet, wie oft ſehnt er ſich ſchmerzlich nach der verlorenen Heimath zurück. Aber er muß ſeine Beſtimmung erfüllen und dieſe Wanderluſt iſt eine hiſtoriſche Macht, die ihn über den ganzen Erdball ausbreitet. Auch das Heimweh, das ihm bleibt, wirkt ſegensreich, denn es hilft ihm, das Vaterland nicht zu vergeſſen, ſeine Sitten und Gebräuche treu zu bewahren und ſich in der Fremde ein neues nach dem Muſter des alten zu gründen.

Um die Menge zu bethören und ſein Brod zu verdienen, kommt dem Zigeuner der Glauben an ſeine übernatürlichen Künſte zu ſtatten; der Spielmann dagegen hat nichts als ſeine Laute. Er iſt nicht wie der Troubadour der Gaſt von Fürſten und Edelherren, ſondern muß auf den Straßen ſpielen und oft unter freiem Himmel ſchlafen. Aber das Volk will ihm wohl, denn er ſingt ihm ſeine alten, lieben Lieder. Reich iſt und wird er nie, doch wenn er von Königsſchlöſſern ſingt, bildet er ſich ſelbſt ein, in goldenen Hallen zu weilen. Legt er ſich in einer Scheune nieder, ſo träumt er von Roſengärten, in denen edle Fräulein und ſtolze Sänger einhergehen. Wenn ihn Alles verläßt, bleibt ihm die Geige, die treuſte Gefährtin und Vertraute, die er zärtlich liebt und der er Wunderthaten zuſchreibt:

* Wunderhorn, Th. I.

Als ich ein kleiner Knabe war,
Da lag ich in der Wiegen,
Als ich ein wenig größer war,
Ging ich auf freier Straßen.

Da begegnet mir des Königs Töchterlein,
Ging auch auf freier Straßen.
Komm herein, komm herein, kleiner Spielmannssohn,
Spiel mir eine kleine Weise!

Es währte kaum eine Viertelstund',
Der König kam gegangen:
Du Schelm, du Dieb, kleiner Spielmannssohn!
Was thust du bei meiner Tochter?
In Frankreich ist ein Galgen gebaut,
Da sollst du Schelm dran hangen.

Es währte kaum drei Tage lang,
Die Leiter mußt ich steigen.
Ach gebt mir meine Geige her,
Ich will ein wenig drauf streichen.

Ich strich wohl hin, ich strich wohl her,
Ich strich auf allen vier Saiten,
Ich spielt einen hübschen Todtengesang;
Der König fing an zu weinen.

Komm herunter, komm herunter, kleiner Spielmannssohn,
Meine Tochter soll dir werden.
In Oestreich ist ein Schloß gebaut,
Da sollst du König werden. *

Das ist ein Anklang an die schönen Zeiten der Troubadours, ein goldener, kindlicher Traum eines liebenden Spielmanns, der aber vortrefflich den Zauber der Musik schildert.

* Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund. Herausgegeben von Albert Träger. Berlin 1864.

Auf ſeinen Wanderzügen findet der Spielmann Begleiter; vor Allem einen, der ſich ihm gern zugeſellt, um ſpielen und ſingen zu lernen, das iſt der fahrende Schüler, die Krone der Bettler und Landſtreicher im ſechszehnten Jahrhundert. Aus der Selbſtbiographie des Thomas Platter, eines Bauernſohnes aus dem Wallis, wiſſen wir, was für ein abenteuerndes Leben die damaligen Studenten führten. Als Kind hütete er das Vieh oben auf den Hochalpen; die Ziegen, die auf die Felſen kletterten, die Adler, die drohend über ſeinem Haupte ſchwebten, waren ſeine einzigen Gefährten. Später giebt die Mutter ihn zu einem Pfarrer, der ihn mit Stockſchlägen traktirt; und in einer Winternacht entflieht er mit einem Freunde, um Student zu werden, in der erſtarrten Hand ein Goldſtück, ſein ganzes Vermögen. Bettelnd und ſtehlend zieht er von Ort zu Ort, bis er eine Univerſitätsſtadt erreicht, auf der er kaum leſen lernt; aber er vermag ſeinen Unterhalt nicht zu erwerben und führt ſein irrendes Leben weiter. Halb verhungert wird er Wildſchütz, ſpäter Diener und ſo geht es fort, bis er nach Jahren einen guten Herrn findet, der ihn lateiniſch lehrt, ſo daß der Hirtenjunge als Profeſſor in Baſel endigt. Glücklich, wer dies Ziel erreicht, doch das gelingt nur den Wenigſten. Wie viele verkamen im Elend oder fanden auf der Landſtraße den Tod. Aber trotzdem hatte dies Leben auch ſonnige Stunden. Manchmal findet ein reicher Bürger Wohlgefallen an dem Schüler, manchmal gewinnt er im Spiel oder es fällt ihm eine Erbſchaft zu; dann geht er ſtolz im Sammetwamms und Federbarett durch die Straßen und weiß, wie ſehr er den Bürgertöchtern in die Augen ſticht, welche die ſtrenge Sitte im Hauſe zurückhält. Vornehmlich aus ihrem Munde lernen wir den Studenten kennen, in den ſie verliebt ſind und von dem ſie alſo ſingen:

Ach wenn ſie kommen ſpazieren daher,
Leuchten ſie wie der Morgenſtern!
Wem thun ſie nicht gefallen?
Wem iſt nicht lieb ihr Lautenſchlan,
Wann ſie daher modieren gan
Mit Saitenſpiel und Schalle?*

Das Lied mag einem der bewunderten Studenten zu Ohren gekommen ſein und in der Silveſternacht ſtellt er ſich unter das Fenſter der Schönen und antwortet mit einem Ständchen, in dem der Volkston ſich anmuthig mit den glänzenden Formen der alten Ritterpoeſie vermählt. Am nächſten Morgen ſingt ſie froh und ſiegesgewiß:

Nun laßt uns friſch und fröhlich ſein!
Sprach ſich ein feines Jungfräulein,
Zu dieſem neuen Jahre!
Weiß mir ein' Studenten, iſt hübſch und fein,
Er mag wohl friſch und fröhlich ſein,
Mit ihm will ich von hinnen!

Einen Studenten muß ich han,
Und ſollt es Leib und Leben g'ſtan,
Mit ihm zeuch ich von hinnen,
Mit ihm zeuch ich über d' Heiden breit,
Und wär es Vater und Mutter leid:
Einen Studenten muß ich haben.**

Das Lied ſpricht ſehr zuverſichtlich, aber der Student iſt eben ſo ſchnell im Vergeſſen wie im Erobern; er macht Dreien auf einmal den Hof und ſchlägt ſie ſich alle aus dem Sinn, wenn er mit fröhlichen Zechern beim Wein ſitzt. Umſonſt fordern ihn die Andern auf, ſein Liebesglück zu

* Geſellſchaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Hoffmann von Fallersleben S. 71.

** Ebendaſelbſt Th. II. S. 63.

geschaffen, die ich jetzt durchmusterte, um ihren Studien nachzuspüren und mir ihr Forschen und Streben in hellenischer Wissenschaft und Literatur zu vergegenwärtigen. Möge denn dies in Ermangelung eines Bessern ein Anreiz für Dich sein, dem daraus erwachsenen Büchlein Deine Aufmerksamkeit zu schenken. Und da ich die Erfüllung dieses Wunsches als sicher annehme, so lass mich hier zugleich noch ein Paar Bemerkungen anknüpfen, die ich sonst andern Lesern in einer Vorrede mitzutheilen hätte.

Du erinnerst Dich vielleicht, und wär' es auch nur wegen des von Deinem Spotte nicht verschonten Titels, meiner Aristotelia, in deren zweitem Bande ich die, durch eine in ihrer Art einzige Ueberlieferung merkwürdigen Schicksale der Aristotelischen Schriften bis auf Andronikos von Rhodos verfolgte. An jene Abhandlung schliesst sich nun gegenwärtiger Versuch gewissermassen als eine Fortsetzung. Doch nur der einen, und gleichsam nur einer

ſingen, er will nur noch Bacchus auf deutſch und lateiniſch preiſen, von deſſen Kultus ihm Manches zu Ohren gekommen iſt:

Und friſch getrunken wieder;
Levate sursum pocula!
Wir Burſche ſingen Lieder,
In sempiterna gloria.*

Der ehrlichſte, ordentlichſte und glücklichſte dieſer herumziehenden Abenteurer iſt der reiſende Handwerksburſch, der Geſell. Wie die Andern, will er auch ſein Glück machen und verachtet die Freude nicht, aber ſein Leben iſt auf Arbeit gegründet und das verleiht ſeinem Weſen ein Gepräge von Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit. Die Andern ſind Spielbälle des Schickſals, heute haben ſie Ueberfluß, morgen müſſen ſie faſten. Aber der brave Schmied ſchwingt den Hammer, der Zimmermann das Beil, das giebt ihnen Vertrauen auf die Zukunft, denn ſie wiſſen, daß ſie das Glück in ihrer ſtarken Hand halten.

Die Jugend des Handwerkers iſt frei von allen Abenteuerlichkeiten. Mit fünfzehn Jahren muß er Lehrburſche werden und unermüdlich arbeiten. Die Werkſtatt des Meiſters, die alten Giebelhäuſer der Vaterſtadt, die hundertjährige Linde, unter der man an Feſttagen tanzt, die alte Kirche, in der er Sonntags geht und in den feierlich ernſten Gemeindegeſang mit einſtimmt, das iſt Alles, was er von der Welt kennt. Wird er Geſelle, ſo drängt es ihn, die Welt zu ſehen, nur unwillig fügt er ſich noch dem Regiment des Meiſters und beſonders im Frühling regt ſich die Wanderluſt unbezwinglich in den jungen Gemüthern. Sie nehmen den Knotenſtock zur Hand, treten trutzig an den Tiſch und ſagen: „Holla, Herr Meiſter, die Rechnung

* Hoffmann von Fallersleben, Th. I. S. 288.

gemacht; denn es wird Zeit zu reisen.“ Haben sie dem Städtchen den Rücken gewendet, kehren sie in der ersten Herberge ein, sehen nach den fernen, sonnenbeleuchteten Bergen und singen fröhlich:

Frisch auf, ihr Burschc, wandert mit,
Holt Bündel und Felleisen,
Ich thu den allerersten Schritt,
Von hinnen wegzureisen.
Nun folgt mir auch mit frischem Muth,
Versucht, wie sich so köstlich gut
Das fremde Brod läßt speisen.

Des Frühlings Sonne lacht uns an
So schön, als man begehret,
Sie hat uns zur beliebten Bahn
Die Blumentrift gewähret.
Der blaue Himmel spielt mit drein
Und hat sich von dem trüben Schein
Der Wolken aufgeklaret.

Bald gehen wir mit Lust vorbei
Wo sanfte Büsche rauschen,
Bald können wir von Sorgen frei
In kühlem Schatten lauschen.
Bald hören wir die Nachtigall
Mit ihrem süßen Widerhall
Im stillen Walde zauschen.

Wir sehn uns auf der Wanderschaft
Um in berühmten Städten,
Es dienet daselbst unsre Kraft
Den theuern Majestäten.
Wir brauchen unser Schwert mit Lust,
Das allezeit gewöhnet ist,
Die Feinde zu ertödten.

Drum hört, ihr Brüder, wandert mit,
Holt Bündel und Felleisen!

Doch eh' wir durch am letzten Schritt
Der Stadt den Rücken weisen,
So schenk' von Bier und blankem Wein
Fein große volle Gläser ein,
Drauf laßt uns fröhlich reisen.

Die Stunde der Freiheit hat für den braven Gesellen geschlagen und die weite Welt steht ihm jetzt offen. Nun sieht er vieler Herren Länder, fährt pfeifend und singend auf manchem Marktschiff den Fluß stromab, versucht es bald mit dem, bald mit jenem Meister, macht nach allen Regeln des Herkommens einem frischen Bürgermädchen den Hof, wird in ihrer Gunst durch einen reichen Krämersohn ausgestochen, tanzt unter den alten Dorflinden und manches Bauermädchen wirft ihm ermunternde Blicke zu, aber er wagt dennoch nicht, ihr einen Kuß zu geben. Denn er ist nicht einer von Denen, die Frauen im Sturm zu erobern verstehen. Er hat nicht das verlockende Horn des Jägers, die goldene Kette des Ritters oder die einschmeichelnde Laute des fahrenden Schülers, nichts als sein offenes Gesicht, die wohltönende Stimme und das leichtbewegte Herz, und damit erreicht man nicht schnelle Erfolge. Doch darum verliert er weder seine gute Laune, noch sein Selbstvertrauen und arbeitet unverdrossen weiter. Auch erzählen die alten Balladen, die darüber besser als wir unterrichtet sind, daß das Glück, das er nicht zu ertrotzen wagt, ihm ungesucht im Schlaf zu Theil wird. Und wenn er glücklich ist, ist er es nicht halb, denn sie, die ihm ihre Liebe anträgt, ist nicht eine Bäuerin oder ein Ritterfräulein, sondern die Frau des Markgrafen selbst.

Es war einmal ein Zimmergesell,
War gar ein frisch, jung Blut,
Er baut dem jungen Markgrafen ein Haus,
Sechshundert Schauläden hinaus.

Und als das Haus gebauet war
Legt' er sich nieder und schlief,
Da kam des jungen Markgrafen sein Weib,
Zum zweiten und dritten Mal rief:

„Steh' auf, steh' auf, gut Zimmergesell,
Denn es ist an der Stund.
Hast du so wohl ja gebauet das Haus,
So küß mich an meinen Mund."

Das läßt sich der Zimmergesell nicht zweimal sagen, aber sie werden von einer alten Kammerfrau belauscht, die es dem Markgrafen hinterbringt.

„Und hat er geküßt meine schöne Frau,
Des Todes muß er mir sein,
Einen Galgen soll er sich selber bau'n
Zu Schafhausen draus am Rhein.

Und als der Galgen gebauet war
Sechshundert Schauläden hinaus,
Von lauter Silber und Edelstein
Steckt er darauf ein'n Strauß.

Als die Markgräfin das hört, läßt sie ihr Pferd satteln und reitet hinaus zum Galgen, dessen Leiter eben der junge Zimmergesell betritt und ohne Zögern wendet sie sich an das Volk.

„Ihr Herrn, und läm' die Frau Markgräfin
Vor euer Bettchen zu stahn,
Würdet ihr sie halsen und küssen,
Oder würdet sie lassen gahn?

Wollet ihr sie halsen und küssen
Und wollet sie freundlich umfahn,
So hat auch der jung frische Zimmergesell
So Arges nicht gethan."

Da ſprach der Markgraf ſelber wohl:
„Wir wollen ihn leben lan;
Iſt Keiner doch unter uns allen hier,
Der dies nicht hätte gethan.“

Was zog er aus der Taſchen?
Wohl hundert Goldkronen ſo roth:
„Geh' mir, geh' mir aus dem Land hinaus,
Du findeſt wohl überall Brot.“

Und als er hinaus gezogen war,
Da ging er über die Haid,
Da ſteht wohl des jungen Markgrafen ſein Weib
In ihrem ſchneeweißen Kleid.

Was zog ſie aus ihrer Taſchen gar ſchnell?
Viel hundert Dukaten von Gold:
Nimm's hin, du ſchöner, du feiner Geſell,
Nimm's hin zu deinem Sold.

Und wenn der Wein zu ſauer iſt,
So trinke du Malvaſier,
Und wenn mein Mündlein dir ſüßer iſt,
So komm nur wieder zu mir.

Wie friſch und frei die einfache Erzählung klingt! Nur der Volkspoeſie iſt dieſe prophetiſche Kühnheit eigen; denn was ſie hier beſingt, iſt mehr noch, als der Sieg der Natur über die Schranken der Geſellſchaft: es iſt der Adel der Arbeit, der durch die Umarmung der Markgräfin und des armen Handwerkers beſiegelt wird. Die ſtolze Haltung des friſchen Zimmergeſellen entzückt die junge Markgräfin; er ſieht ſo ſchön aus, wenn er mit dem Beil die Eichenſtämme behaut, fühlt ſich frei und glücklich, wie ein Ritter, während er das Haus aufrichtet, und ſchläft wie ein Gerechter, da es fertig iſt. Nicht er erhebt ſeine Augen zu der hochgebornen Dame, ſondern ſie, in aller Jugend und Schönheit, kommt bittend zu ihm. Zum Tode verurtheilt verliert er den Froh-

sinn nicht, baut singend seinen eignen Galgen und schmückt ihn mit einem Strauß. Sieht das nicht aus wie eine Herausforderung, scheint er nicht damit zum Markgrafen zu sagen: Wie du, habe ich auch meine adeligen Abzeichen, mein Beil ist so viel werth wie dein Schwert, mein Strauß wie dein Wappen. Wie du, bin ich jung und muthig, und um meiner Jugend willen hat mich deine Gemahlin eine Stunde lang geliebt, um meines Muthes willen wird sie mich ihr ganzes Leben über lieben. Hänge mich oder begnadige mich, meinen Frohsinn und ihre Liebe kannst du mir nicht rauben.

Die Volkslieder haben uns die bedeutendsten Gestalten der Abenteurer des sechszehnten Jahrhunderts vorgeführt; sie alle besitzen jenes Selbstvertrauen, jene Sorglosigkeit und wolkenlose Heiterkeit, die an und für sich Tugenden sind. Noch ist die Kraft dieser ursprünglichen und gelegentlich wilden Naturen nicht durch die moderne Staatenbildung, die verwickelte Verwaltung, die Industrie und Polizei, das stehende Heer und die engen Schranken einer vielfach getheilten Gesellschaft eingezwängt oder gebrochen. Es wäre sehr ungerecht, von ihnen feinere Manieren, ein strengeres Sittengesetz und eine höhere Auffassung des Menschenschicksals zu verlangen. Im Guten wie im Bösen zeigen sie die ungeschminkte und ungezügelte Natur, und ihre Schönheit und Bedeutung besteht darin, echte deutsche Charaktere zu sein.

Ehe wir von diesen fröhlichen Gesellen Abschied nehmen, deren Lieder uns heute noch eine Quelle der Erfrischung und unerschöpflicher Heiterkeit bieten, möchte ich an einen großen und ernsten Abenteurer erinnern, einen Zeitgenossen, der sich mit den tiefsten Gedanken beschäftigte, darum aber nicht weniger heiter als sie zu singen verstand, und wie sie lebte und litt: mit einem Wort an Ulrich von Hutten. Nicht von seinem eigenen Glück träumte dieser edle Ritter, wie es so viele Andere thaten. Denn von seinem eigenen Schicksal

hatten sich seine Augen auf das seines Volkes gerichtet, welches von ungeheuren politischen, socialen und religiösen Ideen bewegt wurde. Er stellte sich die heldenmüthige Aufgabe, sein Vaterland zu befreien, und erlag in diesem Kampfe: den Degen an der Seite, die Feder in der Hand und das Herz unbesiegt. Mochten die Landsknechte und Handwerker ihre Liebesabenteuer und Scharmützel besingen, er sang allein und unbeirrt seine großen Hoffnungen und schmerzlichen Niederlagen im Kampf um die Freiheit. Darum schließen wir die Reihe der Abenteurer mit diesem Ritter, welcher sein Leben an das große Unternehmen wagte: Gerechtigkeit und Freiheit zu erkämpfen.

Ulrich von Hutten, der Sohn eines fränkischen Ritters, wurde 1488 geboren. Sein Vater, der ihn für den geistlichen Stand bestimmte, ahnte nicht, daß der Sohn einst nächst Luther der gefährlichste Feind der Pfaffen sein würde. Sehr jung verließ er das väterliche Schloß und trat in das Kloster zu Fulda ein, vertauschte aber nur ein Gefängniß mit dem andern. Das Kloster sagte dem jungen nach Leben und Wissen durstenden Manne wenig zu; die scholastischen Spitzfindigkeiten und die Strenge der Disziplin brachten ihn zur Verzweiflung; mit sechszehn Jahren entfloh er, legte für immer das Priesterkleid ab und wurde Student. Dieser erste Akt der Unabhängigkeit gab seinem ganzen Leben die Richtung. Mit dem Vater war er zerfallen und ganz auf sich allein angewiesen. Verfolgungen, Elend, sogar der Hunger und ein unstät herumirrendes Leben wartete seiner; aber er zog es dem müßigen Wohlleben im väterlichen Hause oder dem üppigen Mönchsleben vor. Er wollte die Welt kennen lernen, sich in ihr auszeichnen, und Denen, die ihm ein friedliches Leben anpriesen, antwortete er: „Ich wohne nirgend lieber als überall, meine Heimath ist allerorten." *

* Ulrich von Hutten, von D. F. Strauß, S. 58.

Dann studirte er in Erfurt, Köln, Frankfurt, später in Italien in Pavia und Bologna, und ihm war kein leichtes Leben beschieden. Wenn seine Mittel zu Ende waren, mußte er manchmal um Brod oder um ein Nachtlager bei einem Bauern betteln. In Pavia wird er von französischen Soldaten in seinem Hause belagert, später von Schweizern ausgeplündert und gefangen gesetzt. Aber allen Schicksalstücken zum Trotz verfolgt er sein Ziel, studirt die Welt, lernt lateinisch und griechisch und schließt sich den Humanisten an. Die Humanisten bildeten eine Art Freimaurerbund in Frankreich, Deutschland und Italien, sie bekannten offen ihre Verehrung für das klassische Alterthum und strebten, seine Wissenschaft neu zu beleben. Doch das Band, das sie unbewußt noch weit fester verknüpfte, war ihre Unabhängigkeit von der bestehenden Kirche, und der geheime Wunsch, das antike Ideal an die Stelle des christlichen, den Bürger an die Stelle des Laien, den Menschen an die des Gläubigen zu setzen, mit einem Wort, der Natur und Vernunft die Rechte zurückzugeben, welche ihr das Christenthum des Mittelalters entzogen hatte. Hutten faßte diese Gedanken feurig auf. Er machte die Bekanntschaft des Erasmus, den er hoch schätzte; Crotus, Eoban Hesse, Mutianus Rufus wurden ihm nah befreundet. Unter einer Laube beim Kruge Wein verbrachten die jungen Humanisten ganze Nächte in tiefen Gesprächen über die Zukunft der Wissenschaft. Verse von Horaz und Virgil, zahllose improvisirte Distichen würzten die Unterhaltung. Die Becher mit Laub, die Häupter mit Rosen bekränzt, so tranken sie auf das Wohl der heiteren, ewig jungen Dichter des Alterthums. Hutten war die feurigste, ernsteste und kühnste Natur von Allen und der zwanzigjährige Jüngling träumte schon von ganz anderen Dingen als von der lateinischen Dichtkunst und der Zeit des Cicero. Er wollte die ritterliche Tapferkeit der Wissenschaft und Freiheit dienstbar machen. „Unsere Vorfahren,“

ſagte er zu ſeinen Gefährten, „waren große Kriegeshelden, aber ſie vermochten nicht, ihre Thaten auf die Nachwelt zu bringen. Wir können ſchreiben, aber nicht mehr kämpfen.“

Hutten's ganzes Weſen ſtrebte ſich in Thaten zu beweiſen, und es fehlte ihm nicht an Gelegenheiten, offen für ſeinen lebendigen Glauben einzutreten. Als der gelehrte und treffliche Reuchlin von dem Großinquiſitor von Köln der Ketzerei angeklagt wurde, weil er die Bücher der Juden vom Scheiterhaufen gerettet hatte, ergriff Hutten offen Partei für ihn. Denn mit ſchnellem Blick erkannte er, daß Reuchlin's Sache die der Humaniſten war, die der Wiſſenſchaft und der Freiheit gegen die drohende Tyrannei der Geiſtlichkeit. Schon vorher ſiegesgewiß ſchrieb er den Triumph Reuchlin's. Bereits in dieſer Schrift entfeſſelt ſich der Sturm von Leidenſchaft und die hinreißende Beredtſamkeit, welche in ihrem Zorn jedes Hinderniß aus dem Wege ſchleudert. Groß war der Unwille der Kölner Kleriſei, aber alle unabhängigen Männer traten auf Reuchlin's Seite. Mit dieſer Schrift ſtellte ſich Hutten als unverſöhnlicher Feind der Geiſtlichkeit hin und ſie ſuchte ihn ſeitdem zu verderben, während der humaniſtiſche Ritter ſeinerſeits ſchwor, ſie bis zum letzten Athemzuge zu bekämpfen. Als er ſpäter ſeinen Todfeind, den Großinquiſitor Hochſtraten, den Anſtifter jener Intrigue, in der Nähe von Köln traf, ließ er ihn von ſeinen Reiſigen greifen. „Endlich,“ ſchrie er ihn an und zog den Degen, „endlich fällſt du in die rechten Hände, du Scheuſal! Welchen Tod ſoll ich dir nun anthun, du Feind aller Guten und Widerſacher der Wahrheit.“ Doch bald, wie er den Elenden um Pardon bittend vor ſich auf den Knien ſah, faßte er ſich und: „Nein,“ rief er, indem er ſein Schwert wieder in die Scheide ſtieß, „nein, mein Degen ſoll ſich mit ſo ſchlechtem Blute nicht beſudeln; das aber wiſſe, daß viele andere Schwerter auf deine Kehle

zielen und dein Untergang eine ausgemachte Sache ist.“ * Der Zug ist bezeichnend für Hutten, seinen ungestümen aber immer ritterlichen Charakter.

Bald stand in Deutschland ein gefährlicherer Feind als Reuchlin gegen die Kirche auf: das war Luther; und wie Lichtstrahlen wirkten seine Worte und Thaten auf Hutten. Als ein unbekannter Mönch im Namen seines Gewissens gegen die Mißbräuche der Kirche protestirte, weder den Schmeicheleien noch Drohungen nachgab, mit heiterer Stirn dem Scheiterhaufen trotzte, da erkannte Hutten die Rettung Deutschlands im gänzlichen Bruch mit Rom, und in der Abschaffung der katholischen Priesterherrschaft die Befreiung seines Vaterlandes. Von dem Augenblick an tritt er aus dem Kreise der Humanisten auf die Seite der Reformation. Aber der ungestüme Ritter wich von dem klugen Mönch von Wittenberg darin ab, daß er an die Nothwendigkeit eines Kampfes mit bewaffneter Hand gegen die Geistlichkeit glaubt, gegen alle Bedrücker, mochten sie nun Fürsten, Bischöfe oder Kaiser heißen. Darum träumte er für einen Bund der Bauern, Ritter und Städte. In seinem Freunde Franz von Sickingen meinte er einen geeigneten Führer für diesen Krieg gefunden zu haben und zieht sich mit ihm nach der Ebernburg zurück, der „Herberg der Gerechtigkeit“ wie er sie nannte, um von dort aus Deutschland mit seinen feurigen Schriften zu entflammen.

In diesem Augenblick verwandelt die Macht der Umstände, die mächtige volksthümliche Strömung, den lateinischen in einen deutschen Dichter. Der vom Kaiser Maximilian mit dem Lorbeer der lateinischen Poesie gekrönte Poet fühlt, daß er die Sprache des Volkes reden muß, wenn er von ihm verstanden sein will:

* D. F. Strauß, Hutten, Th. II. S. 67.

Nebenader des reichen Schachtes habe ich nachzugehen versucht. Eine Fortführung auf dem andern Gebiete durch die ergiebigeren Fundgruben der griechischen Literatur bleibt für jetzt, doch hoffentlich nicht allzulange, in Rückstand. Indess muss dies natürlich auch durch die Aufnahme sich bestimmen, welche dem gegenwärtigen Versuche zu Theil werden wird.

Es will mich aber bedünken, dass durch Untersuchungen wie die vorliegende wesentlich zweierlei Vortheile erreicht werden, — oder doch bei richtiger Fassung und genauer Durchführung erreicht werden können. Während nämlich einerseits die mannigfachen Schicksale immer klarer heraustreten, welche die Schriften eines Alten auf ihrer langen Reise zu uns erfahren haben — ein Gegenstand dem Niemand ein ganz eigenthümliches Interesse absprechen wird — werden sich auf der andern Seite auch, besonders wenn wir uns ähnliche Untersuchungen auch auf Platon und die übrigen griechischen Denker, und nicht auf diese

„Latein ich vor geſchrieben hab,
Das war eim Jeden nit bekannt;
Jetzt ſchrei ich an das Vaterland,
Teutſch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen dieſen Dingen Rach.“ *

Unterdeß war Karl der Fünfte zum Kaiſer von Deutſchland erwählt worden, und Hutten hoffte, er werde die Sache der Reformation in die Hand nehmen. Aber nicht lange gab er ſich dieſer Täuſchung hin, denn nur zu bald ſah er ein, daß der ränkevolle Kaiſer Deutſchland an den Papſt verrieth, um ſeine Erblande zu ſichern. Das empörte Hutten und in ſeiner Treuherzigkeit ſchreibt er ein Sendſchreiben nach dem andern an ihn.

„Warum hat Deutſchland ſo Uebeles verdient?“ fragt er: „Während unſere Vorfahren es für unwürdig hielten, den Römern, die damals das kriegsgewaltigſte Volk waren und die Welt bezwungen hatten, zu gehorchen, wir nun dieſe Weichlinge, Sklaven der Wolluſt und Völlerei, ein faules, weibiſches, muth- und markloſes Geſindel, nicht blos dulden, ſondern auch, um ihnen ihr Wohlleben möglich zu machen, ſelbſt ſchmählich darben, ihnen, gleich als hätten ſie uns im Krieg überwunden, Tribut bezahlen, und unſere Erbgüter an ſie verſchwenden.“ **

Ein ander Mal richtete er Verſe an ihn, in denen er preiſt, welch herrliches Schickſal es ſein müßte, der Vertheidiger eines freien, reformirten Deutſchlands zu ſein:

Drum hab ein Herz und ſchaff ein Muth!
Ich will dir wecken auf zu Gut
Und reizen manchen ſtolzen Held;
Hab's ihr ſchon Vielen eingebild't,

* D. F. Strauß, Hutten, Th. II. S. 103.
** Strauß, Hutten, Th. II. S. 51.

Und fehlt allein an deinem G'bot.
Hilf, werther König, es ist Noth!
Laß fliehen aus des Adlers Fahn',
So wollen wir es heben an.

Diese Töne fanden lebhaften Widerhall in Deutschland. Der Geistlichkeit wurde Angst. Man droht, aber Hutten kümmert sich nicht darum, sondern erinnert daran, daß obgleich Johann Huß und Hieronymus von Prag verbrannt worden wären, der Glaube nicht mit ihnen ertödtet sei:

Seither hat Niemand gewöllt hinnach,
Und forchten all des Feuers Pön:
Bis jetzo rufen unser Zween (Luther und Hutten)
Wer weiß, was Jedem ist bescheert?

Allen Mächtigen der Erde möchte er das heilige Feuer einhauchen, das ihn verzehrt. Er wendet sich an den Kurfürsten von Sachsen, die Ritter und Städte, findet keinen Anklang, aber verliert den Muth nicht und schürt weiter zum Aufstande:

Den stolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt' euch werfet uf;
Wir wollen's halten in gemein,
Laßt doch nicht streiten mich allein,
Erbarmt euch über's Vaterland,
Ihr werthen Teutschen regt die Hand!
Itzt ist die Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen. Gott will's han.*

Hutten fühlte im Stillen wohl, daß alle seine Aufrufe nicht eine Partei schaffen würden, die wie er zum Aeußersten entschlossen wäre, und an deren Spitze Sickingen und er treten wollten. Die verschiedenen Stände waren durch ihre Interessen zu schroff von einander geschieden, um sich in

* Strauß, Th. II. S. 110.

einem Freiheitsgedanken zu vereinigen. Die Stunde der Erlösung hatte für Deutschland noch nicht geschlagen, aber Hutten vermochte sich nicht zu resigniren wie Erasmus, noch zu warten, wie Luther. Er wollte kämpfen, wenn auch hoffnungslos. Im Bewußtsein der Erhabenheit seines Ziels und der Unzulänglichkeit seiner Mittel rafft er allen Muth zusammen, um im letzten Augenblick nicht zu wanken und von der Ebernburg herab erschallt sein Feldgeschrei:

Die Wahrheit ist von Neuem g'born,
Und hat der B'trug sein Schein verlorn.
Des sag Gott Jeder Lob und Ehr,
Und acht nit fürder Lügen mehr.
Ja, sag ich, Wahrheit war verdruckt,
Ist wieder nun herfür geruckt.
Des soll man billig gnießen lon,
Die dazu haben Arbeit gthon . . .
Ach, fromme Deutschen, halt' ein Rath,
Da's nun so weit gegangen hat,
Daß nit geh wieder hinter sich.
Mit Treuen hab's gefördert ich,
Und begehr des weiter kein Genieß,
Dann, wo mir g'schäh deßhalb verdrieß,
Daß man mit Hülf mich nit verlaß;
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann,
Auch schafft zu schrecken mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht wie fast und sehr
Man mich damit zu schrecken meint;
Obwohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt' gefangen an:
Gott wöll sie trösten, es muß gahn;
Und sollt es brechen auch vorm End,
Will's Gott, so mag's nit werden gewendt,
Drum will ich brauchen Füß und Händ.
Ich hab's gewagt."*

* Strauß, Th. II. S. 120.

„Ich hab's gewagt!“ und „Alea jacta est!“ sind die Wahlsprüche Hutten's, und diese so oft ausgesprochenen Worte treiben ihn unaufhaltsam zum Handeln. Sickingen, der sich mit der rheinischen Ritterschaft verbündet hatte, beschloß, den stolzesten der Geistlichen, den Erzbischof von Trier anzugreifen. Er rechnete auf die Städte und hoffte, daß sein Beispiel Nachahmung finden und so die Reformation mit einem Schlage in Deutschland siegen würde. Noch weiter ging Hutten: Abschaffung des Priesterstandes, Herrschaft des reinen Evangeliums, Einheit Deutschlands und der geliebte Sickingen als „Vollzieher der Gerechtigkeit“ des befreiten Vaterlandes, das waren die glänzenden Träume, in denen sich dieser edelste Abenteurer wiegte. Wohl mochte ihm eine innere Stimme sagen, daß es gefährlich sei, das Werk der Gerechtigkeit mit einer Gewaltthat zu beginnen. Aber es liegt nicht in der Macht eines Mannes, zurückzutreten, wenn ihn zehn Jahre glühender Beredtsamkeit vorwärtsdrängen. Die beiden Ritter bereiteten sich daher auf den Kampf vor. Sie konnten sich auf ihre treuen Landsknechte verlassen, die alle dem neuen Glauben gewonnen waren, und Hutten richtete ein Lied an sie, das ein echtes Volkslied ist und bleiben wird. Trotzdem der freisinnige Denker und Dichter in diesem Liede seine Individualität scharf ausprägt, singt er wie das Volk, und seine Worte gewinnen dadurch nur an Kraft und Lebendigkeit.

Ich hab's gewagt mit Sinnen,
Und trag des noch kein Reu;
Mag ich nit dran gewinnen,
Doch muß man spüren Treu,
Damit ich's mein:
Nit Eim allein
(Wenn man es wollt erkennen),
Dem Land zu gut,
Wiewohl man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen
Und reden, was er will:
Hätt Wahrheit ich geſchwiegen,
Mir wären huldet vil;
Nun hab ich's geſagt,
Bin drum verjagt,
Des klag ich allen Frunmen;
Wiewohl noch ich
Nicht weiter flich,
Vielleicht werd weiter kummen.

Will nun ihr ſelbs nit rathen
Dies fromme Nation,
Ihr's Schadens ſich ergatten
Als ich vermahnet hon:
So iſt mir leid.
Hiemit ich ſcheid,
Will mengen baß die Karten:
Bin unverzagt;
Ich hab's gewagt,
Und will des End's erwarten.

Ob denn mir nach thut denken
Der Curteſanen Liſt:
Ein Herz läßt ſich nicht kränken,
Das guter Meinung iſt.
Ich weiß: noch Viel
Woll'n auch in's Spiel,
Und ſolltens drüber ſterben.
Auf, Landsknecht gut,
Und Reuters Muth,
Laßt Hutten nicht verderben. *

Sickingen's Landsknechte ſangen es und verbreiteten es über ganz Deutſchland, ja, ſie antworteten dem Ritter ſelbſt in verſchiedenen Liedern. Denn ſie ſind ſtolz auf ihren Hutten und kennen ſeine Schriften:

* Strauß, Th. II. S. 130.

Ulrich von Hutten das edel Blut
Macht so köstliche Bücher gut.

Für sie ist er der Vorkämpfer der evangelischen Lehre.

Ulrich von Hutten, biß wohlgemuth,
Ich bitt, daß Gott dich halt in Hut,
Jetzt und zu allen Zeiten;
Gott b'hüt all christlich Lehrer gut,
Wo sie gehn oder reiten.
Ja reiten. *

So einfach und für die Gewalthaber ungefährlich diese Antwort aus dem Herzen des Volkes an den humanistischen Ritter ist, so schön und erhebend ist sie; denn sie klingt uns wie die Verheißung einer noch innigeren und fruchtbareren Verbindung des Volkes mit seinen Denkern und Dichtern.

Leider nahmen die Versuche Hutten's und Sickingen's ein trauriges Ende. Sickingen mußte die Belagerung von Trier aufgeben, wurde dann von den drei Fürsten in seinem eigenen Schloß belagert und von einer Kanonenkugel getödtet. Hutten zog als Flüchtling noch eine Zeitlang in Deutschland umher, ging dann in die Schweiz und starb verlassen auf einer kleinen Insel im Züricher See.

Aber sein edler, zorniger Geist war nicht mit ihm dahin, von dem hatte er etwas den Besten seines Volkes eingehaucht und sein rächender Schatten blieb ein Schutzengel für die Freunde der Freiheit und ein Schreckgespenst für die Unterdrücker. Selbst das Volk bewahrte sein Andenken lange Zeit und auch in ihm glimmte ein Funken seines heiligen Feuers. Noch nach hundert Jahren, während der dreißigjährige Krieg in Deutschland wüthete, der alle rohen

* Strauß, Th. II. S. 132.

Leidenschaften entfesselt und alle Freiheits- und Vaterlandsliebe erstickt zu haben schien, spricht sein Geist aus dem Lied der Landsknechte, die für ihren Glauben kämpfen. Ein alter Krieger ermahnt seinen Sohn, sich in der Schlacht wacker zu halten:

Drum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenosse,
Schlag ritterlich darein, dein Leben unverdrossen
Für's Vaterland auffetz, von dem du frei es auch
Zuvor empfangen hast, das ist der Deutschen Brauch.
Dein Herz und Auge laß mit Eifersflammen brennen,
Kein menschliche Gewalt wird dich vom andern trennen.
Es weht von deinem Haupt die Fahne bald hinweg,
Der Jugend Uebermuth, der Unordnung erweckt.

Kannst du nicht fechten mehr, du kannst mit deiner Stimme,
Kannst du nicht rufen mehr, mit deiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thun in deinem Heldenmuth,
Nur wünschend, daß du theu'r verkaufen mögst dein Blut.
Im Feuer sei bedacht, wie du das Lob erwerbest,
Daß du in männlicher Postur und Stellung sterbest,
An deinem Ort bestehst fest mit den Füßen dein,
Und beiß die Zähn zusamm' und beide Lefzen ein.

Daß deine Wunden sich lobwürdig all befinden
Davorne auf der Brust und keine nicht dahinten,
Daß dich dein Feind der Tod im Tod bewundernd zier,
Dein Vater im Gesicht dein ernstes Leben spür.
Mein Sohn, wer Tyrannei geübriget will leben,
Muß seines Lebens sich freiwillig vor begeben,
Wer nur des Tod's begehrt, wer nur frisch geht dahin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zu Gewinn. *

Klingt nicht Hutten's Seele aus diesen Worten? Wer so fechten und singen kann, ist der Freiheit werth; und wenn ein Jeder von uns von diesem Geist erfüllt wäre,

* Wunderhorn, I. S. 465.

würden wir nicht jede Tyrannei der Welt stürzen können? Ja, ein Hauch von Hutten's Geist, sollte in den freien Denkern aller Nationen leben! Was für Feinde ihnen auch gegenüber stehen, welches Schicksal ihrer wartet, glücklich alle Diejenigen, die seinen Wahlspruch führen und mit ihm rufen können: „Ich hab's gewagt."

Und blühn amol d'Rosen,
Wird's Herz nimma trüb,
Denn d'Rosenzeit ist ja
Die Zeit für die Lieb!
Nur d'Rosen, die blüh'n
Schön frisch alle Jahr,
Doch d'Lieb blüht amol
Und noher ist's gar.

allein, sondern auch auf die Werke der Dichter, Historiker und Redner ausgedehnt denken, für die Entwicklungsgeschichte der römischen Literatur gewisse Resultate ergeben, welche geeignet sein dürften, neben dem Gange der Sprachentwicklung auch der Hervorhebung einer gewissen andern Seite der Literaturgeschichte grösseres Recht wiederfahren zu lassen, als bisher, unbeschadet der grossen Verdienste des neuesten Bearbeiters, aus Mangel an hierhergehörigen Vorarbeiten geschehen konnte. Als einen Anfang zu solchen nun möchte ich gegenwärtigen Versuch angesehen, von jenem doppelten Standpunkte aus ihn beurtheilt wissen. Und zeigt es sich dann, dass es in beiden Beziehungen sich der Mühe verlohnte, den Spuren einer Erscheinung in der römischen Literatur nachzugehen, die eingeständig zu den selteneren in derselben gehörte; findet man, dass sich dadurch einige Resultate ergeben, welche sowohl für die historische Kritik der Schriften des griechischen Denkers,

Fünftes Kapitel.

Liebes Leid und Luſt.

Die Liebesgeſchichte des Burſchen. — Das betrogene Mädchen. — Der Page und die Grafentochter. — Unglückliche Liebe. — Rache. — Triumph der Liebe im Tode.

Die bisher betrachteten Lieder haben uns nur von den äußeren Erlebniſſen des Volkes erzählt; wir ſahen den Menſchen mit der Noth des Lebens und mit den Wechſelfällen des Schickſals kämpfen. In dieſen Stürmen flammen Leidenſchaften auf, bilden ſich Charaktere, aber der Kern ſeines Weſens enthüllt ſich noch nicht. Erſt in den Liebesliedern erſchließt ſich das Volk ganz und ohne Vorbehalt. Die Seele, die von einer andern Seele bewegt wird, erkennt ſich ſelbſt, zieht ſich in ſich ſelbſt zurück und beobachtet ſich in andächtiger Stille. Bis dahin war ſie nur das willenloſe Spielzeug der äußeren Welt, ſie ſtrahlte die wechſelnde Natur zurück, wie ein See die Wolken wiederſpiegelt. Da mit einem Male fühlt ſie ſich allein, frei, unendlich. Die Welt iſt vergeſſen, oder wenn nicht ganz, ſo gilt ſie noch für einen Spiegel der eigenen Schönheit. Alle Geſchöpfe ſind für ſie nur Symbole der geheimſten Gedanken des Menſchengeiſtes; Sterne und Blumen nichts

anderes, als ein Schmuck für ihre Stunden des Schmerzes und der Freude; Sturmesbrausen und Vogelgesang nur der Wiederhall ihres Zürnens oder ihrer Wonne. Als Königin der Natur schafft sie die Welt nach ihrem Bilde um, färbt sie mit ihren Empfindungen, erfüllt sie mit ihrem reichen Leben und bringt so ihre innersten Gedanken an das Licht.

Man hat bemerkt, daß in den Liebesliedern jeder Nation ein Ton vorherrscht, der ein Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit ist. In den sanften und schwermüthigen lithauischen Liedern ist es die zurückhaltende und schmerzensreiche Liebe eines jungen Mädchenherzens, die wie ein halbunterdrückter Seufzer in der Einsamkeit verhallt. Bei den Serben ist es die kluge Ausdauer, die einschmeichelnden, besänftigenden Künste der Frau, die den Sieg über die Rohheit und Wildheit des Mannes davontragen. In Italien sind es liebeglühende Serenaden, die zu geheimen Freuden auffordern, in Frankreich leichte und zuweilen possenhafte Tändeleien, in denen der Liebhaber und die Bäuerin einander zu überlisten suchen, in Deutschland die gefühlvolle, ernste, ausschließliche und unzerstörbare Liebe, die für die wichtigste Angelegenheit des Lebens gilt. Schon von den ältesten Zeiten an trägt die Liebe bei der germanischen Race einen ernsten, tiefen, verhängnißvollen Charakter. In ihr will der Mensch augenscheinlich seine besten Tugenden vereinen und ihr so eine gewisse religiöse Weihe verleihen. Wie Tacitus erzählt, ahnten schon die Deutschen, daß in der Ehe sich die Größe der Liebe offenbare. Das Pferd, der Spieß und Schild, den der Mann der Frau als Mitgift darbrachte und welche die Grundlage der Gütergemeinschaft bildeten, waren die ernsten Symbole der Unauflösbarkeit ihres Bundes. Sie bedeuteten, daß die Frau die Arbeiten und Gefahren des Mannes theilen solle und daß es ihre Pflicht sei, mit ihm zu leiden und zu kämpfen.

So ſahen ſchon jene kriegsluſtigen Barbaren in der Vereinigung des Mannes und Weibes einen geheiligten Vertrag. Das Ritterthum verlieh dieſer dem Stamme angeborenen Verehrung der Frauen ſeinen Hauch von Innigkeit und Poeſie. Die Liebe wurde der plötzliche und verhängnißvolle Blitzſtrahl, der die unberührte Seele des Helden trifft und ein unauslöſchliches Feuer entzündet. Schon Siegfried ſagt ſich, als er Chriemhild aus ihrem Schloß kommen ſieht, wie der Mond aus Wolken: „Werde ich gewinnen können? Nein, gewiß nicht! Das iſt ein zu vermeſſener Traum! Und dennoch, wenn ich ſie verlaſſen ſollte, möchte ich lieber ſterben.“

Nach einer alten Sage ſieht ein Königsſohn ein Bild, das ihn ſo bewegt, daß er ohnmächtig wird und krank bleibt, bis ſein Vater endlich das Mädchen gefunden hat, deren Bildniß ſein Herz mit Liebe bezwungen hat. Dieſer Ernſt, dieſe Tiefe und Unſchuld der Leidenſchaft tritt uns auch im Volksliede entgegen. Allerdings trifft man auch hier und da auf leichtfertige und ſpöttiſche Verſe, auf unverhohlene Freude, wenn ein Narr zum Beſten gehabt oder eine Kokette angeführt worden iſt. Aber das ſind nur Ausnahmefälle und das Lieblingsthema der Lieder iſt die treue, ausſchließliche Liebe, die den Menſchen von Grund aus verändert oder tödtet. Die Bauernburſche, die Geſellen und Mädchen, denen das Glück oder die Verzweiflung die Zunge gelöſt hat, ſingen nicht aus Eitelkeit oder gar Leichtfertigkeit, ſondern wie wahre Dichter, weil ihnen das Herz überfließt. Hört nur ihre Lieder, und ihr ganzes Leben wird vor Euren Blicken erſtehen, denn ein Jeder von ihnen erzählt ſeine Geſchichte. Man kann ſich nicht in dieſen Liederwald vertiefen, ohne wie Tankred im Zauberwalde von hundert menſchlichen Stimmen angerufen zu werden. Lauſchen wir einen Augenblick dieſen lockenden Stimmen, die aus einer verſunkenen Welt heraufklingen und uns

jauchzend oder weinend einfache, alte aber ewige Geschichten erzählen von Liebes Leid und Lust.

Wer kennt nicht die kleinen Städte in Deutschland, die halb Stadt, halb Dorf, friedlich zwischen zwei Hügeln liegen, rings umgeben von Wiesen und Obstgärten? Noch ist die moderne Industrie nicht bis hierher gedrungen, nichts hat das einfache Aussehen der Häuser geändert, hier und dort sieht ein hohes Giebeldach hervor oder träumt eine Madonna vergessen in ihrem Schrein. Der Kirchthurm ist baufällig geworden, die Rathhausuhr geht eine Stunde nach und der Nachtwächter ruft noch immer mit seinem Horn und eintönigen Lied die friedlichen Einwohner zur Ruhe. Die stillen Straßen, die kleinen, bleigefaßten Fenster und engen Werkstätten erinnern uns an den Handwerker des sechszehnten Jahrhunderts; unwillkürlich kommen uns seine Lieder auf die Lippen und man sucht sich seine einfachen Erlebnisse und seine Liebesgeschichte auszumalen.

In seiner niedrigen Werkstatt saß der kräftige Handwerksgesell, arbeitete von früh bis spät und dachte an den nächsten Fest- und Freudentag. Dort am weinumrankten Fenster sah er zum ersten Mal das blonde Köpfchen seiner Geliebten, über den Spinnrocken gebeugt. Am Brunnen, dessen fröhliches Rauschen zum Plaudern auffordert, wagte er sie zuerst anzusprechen, als er ihr half, den Krug auf den Kopf zu heben. Wie oft hatte er sie schon Sonntags mit ihren zwei Gespielinnen in den Wiesen und unter den Obstbäumen spazieren gehen sehn, ohne den Muth zu finden, sie anzureden. Denn die schelmischen Gespielinnen sahen ihn spöttisch an und riefen ihm auch wohl eine spitze Redensart zu; aber die in der Mitte sah auf das Maaßlieb herab, das sie in der Hand trug, und suchte die aufsteigende Röthe zu verbergen. Dann setzten sie sich in's Gras unter die Apfelbäume und ihr lustiges Lachen brachte den armen Burschen so zur Verzweiflung, daß er das

Weite ſuchte. Aber die drei Mädchen lagen ihm immer im Sinn, beſonders die Blonde mit den dunkelblauen Augen, und er ſang einen alten Vers, den er auswendig wußte, ohne zu ahnen, daß er neue dazu dichten würde.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein goldnes Haus,
Da ſchauen alle Frühmorgen
Drei ſchöne Jungfrauen heraus.

Die eine heißt Suſanne,
Die Andre Anne Marei,
Die dritte darf ich nicht nennen,
Die ſoll mein eigen ja ſein.*

Das ſingt er, doch er glaubt es nicht, aber trotzdem hat ein Sonnenſtrahl ſein dunkles Leben erhellt. Bis dahin hatte er kein Stückchen Erde, das er ſein nennen konnte, doch jetzt meint er, daß jenes Haus ihm gehöre, das ſein Liebchen umſchließt. Zwar hat er Angſt, daß ein König ſie ihm rauben könne, denn er findet ſie ſchön wie eine Kaiſerin; allein als er ſie eines Morgens einfach und beſcheiden mit dem Kruge in der Hand durch die Wieſe gehen ſieht, faßt er neuen Muth:

Es wollt ein Mädchen Waſſer holen,
Ein weißes Hemdlein hatt' ſie an,
Dadurch ſchien ihr die Sonnen,
Da über'm kühlen Brunnen.

Wär ich die Sonn', wär ich der Mond,
Ich bliebe auch, wo Liebe wohnt;
Ich wär mit leiſen Tritten
Wohl um Feinslieb geſchritten.**

* Wunderhorn, I.

** Wunderhorn, I. S. 78.

In ihr hat er die Quelle aller Freuden gefunden und wenn er sie in seinen Träumen sieht, ist es an dem Jungbrunnen, der ewige Jugend verleiht.

Bei meines buten süßen
da fleußt ein brünnlein kalt,
und wer des brünneleins trinket,
der jungt und wird nicht alt;
ich hab des brünnleins trunken
so manchen stolzen trunk,
viel lieber wollt ich küssen
mein's buten rothen mund. *

Hinter dem Hause der Liebsten ist der Garten von einer lebendigen Hecke umgeben, das ist der Rosengarten, das Heiligthum der jungen Mädchen, das stets ängstlich verschlossen gehalten wird. Aber eines Tages findet der Gesell doch die Thür offen und sieht, wie das Mädchen ihr goldblondes Haar aufbindet und leise dabei singt. Die Vögel singen so sehnsüchtig, die Stimme des Mädchens klingt so milde, daß er sich nicht enthalten kann, hereinkommt und sich vor ihr niederwirft. Zwar schreit sie erschrocken auf, weiß nicht, was sie sagen soll, wirft ihm vor, daß er die Blumen zertritt, und fleht ihn an, fortzugehen, denn die Mutter werde sie überraschen. Bestürzt gehorcht er ihr und als er sich entfernt, wendet er sich noch einmal um, sie grüßt ihn und nickt ihm zu, daß er sie wiedersehen soll.

Der Mai, der schöne Mai ist gekommen, der Monat, in dem das Volk seiner Sorgen vergißt und sich vergnügt wie das sprossende Gras und der grünende Wald. Es ist der Freund der Liebenden, die ihn froh begrüßen, und das Knospen des wilden Pflaumenbaums, das erste

* Uhland, S. 71.

Veilchen ſind die Boten ſeiner Rückkehr. Schon Nithart erzählt, daß ein Ritter, der das erſte Veilchen geſehen habe, hingelaufen ſei, um es der Herzogin von Bayern zu verkünden, die dann mit Flötenſpiel und Geigenklang auszog, um den Frühling zu begrüßen. Inzwiſchen hat aber ein Bauer das Veilchen abgepflückt, es an einen grünen Zweig gebunden, trägt es ſtolz zur Wieſe und ruft: „Freut Euch, ich habe den Frühling," und das ganze Dorf läuft herbei und jauchzt. Seitdem denkt man an nichts, als an den Tanz. Am nächſten ſchönen Tage zieht ein langer Zug von jungen Mädchen in Feſtkleidern aus der Stadt nach dem Waldrande und die erſte im weißen Kleide trägt den geſchmückten Maienbaum, von deſſen ſchlanker Spitze buntfarbige Bänder und weiße mit Flittern beſtickte Schleier herabhängen. Dabei ſingt das hübſche Mädchen:

Der Kuckuck mit ſeinem Schreien
Macht fröhlich jedermann,
Des Abends fröhlich reihen
Die Maidlein wohlgethan.

So zieht der Zug feierlich bis zu der alten Linde, unter der ſchon viele Generationen getanzt haben und die keiner ihr grünes, ſchützendes Dach verſagt hat. Väterlich breitet der ehrwürdige Baum ſeine Zweige über die Schaar und ſendet ſegnend Düfte herab. Die erſte der Mädchen hat einen großen Strauß vorgeſteckt und ſingt:

Der ſommer und der ſonnenſchein
ganz lieblich mir das herze mein
erquicken und erfreuen,
daß ich mit luſt im grünen gras
mag ſpringen an den reigen. *

* Uhland, S. 84.

Plötzlich werden die Tänzerinnen von den Burschen unterbrochen, die von der anderen Seite kommen und an deren Spitze der größte und kräftigste einherschreitet und stolz einen mit Blumen umwundenen Stab trägt, das Scepter des Vortänzers. Nun treten die Tänzer feierlich in den Kreis und jeder wählt seine Maischöne. Er reicht dem Mädchen einen Blumenkranz; nimmt sie ihn an, so wird das Paar feierlich durch den Chor verkündet, wenn nicht, so muß der Unglückliche mit einem Strohkranz herumtanzen und dann sein Heil bei einer Andern versuchen. Sind alle Mädchen versagt, so beginnt der Tanz, erst ruhig, dann aber in immer größerer Leidenschaft. Die Kleider flattern, die Blumenkränze entblättern und die Haare fliegen aufgelöst. Selbst die Spielleute reißt der Taumel fort, immer berauschender klingt die Musik und dabei singen sie:

Tanzen und springen,
Singen und klingen,
Lauten und Geigen
Soll'n auch nicht schweigen!
Zu musiciren
Und jubiliren
Steht mir all mein Sinn.*

Der Springeltanz, wie ihn das Volk nannte, wirkte immer mit unwiderstehlicher Macht auf die jungen Mädchen, sowie sie seine Melodie vernehmen, sind sie nicht mehr im Zimmer zu halten. Schon der Ritter Nithart, der bekannte Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, kannte ihn. Im Frühling spielte der Ritter eine verführerische Melodie unter dem Fenster eines hübschen Bauermädchens. Ihr Herz hüpft vor Freude und sie will mit ihm zum Tanz. Umsonst verbietet es die Mutter, verweigert ihr die Festkleider,

* Hoffmann von Fallersleben 390.

ſchließt den Schrank zu, das Mädchen bemächtigt ſich des Sonntagsſtaats mit Gewalt und eilt unter die Linde am Arme des Ritters. Selbſt die Mutter wird von dem Dämon des Tanzes erfaßt und ſtürzt ſich auch unter die wirbelnden Paare. Der Winter kann eben das Reich nicht behaupten, die Knospen ſproſſen ihm zum Trotz, das Alter verjüngt ſich, der Tod wird zum Leben und die Liebe ſiegt.

So ſtürmiſch weiß unſer armer Handwerksgeſell freilich nicht ſeine Schöne zu erobern, und das blonde Mädchen iſt auch ſittſamer und zurückhaltender, als die lebensluſtige Bäuerin. Nachdenklich, mit bewölkter Stirn und traurigem Herzen geht ſie zum Tanz.

So hab ich doch die ganze Woche
Mein feines Lieb[illegible]chen nicht geſehn,
Ich ſah es an einem Sonntag
Wohl vor der Thüre ſtehn
Das tauſendſchöne Herzelein,
Wollt' Gott, ich wär' heut bei ihr.*

Dieſelbe geheimnißvolle Macht zieht auch den Geſellen hin. Blicke und Hände begegnen ſich, lächelnd läßt ſie ſich den Roſenkranz auf das Haupt ſetzen und reicht ihm dafür den Strauß und ſtrahlend dreht er ſich mit ihr im Tanz.

Nach dem ſtürmiſchen Tanz kommt das Blumenpflücken im Walde. Feſt umſchlungen ſtreifen ſie durch Buſch und Wald bis zu der Quelle unter Epheu und Schlehdorn. Sie ſprechen nicht mit einander, ſondern die Blumen, deren ſinnige Deutung ein Lieblingsſpiel der Liebenden iſt, reden für ſie. Dieſe Symbolik hat nichts mit der abgeſchmackten, modernen Galanterie gemein, denn ſie geht lebensfriſch aus dem langen, innigen Verkehr des Volkes mit der Natur

* A. Träger's Sammlung, S. 23.

hervor. Das heitere Geheimniß der Farben verhüllt zahllose Neckereien, glühende Bekenntniſſe und liebevolle Vorwürfe der erwachenden Leidenſchaft. Das Liebespaar, das dieſe Sprache genau kennt, kann ſich in ihr Alles ſagen und die Volkslieder ſind unerſchöpflich über dieſen Gegenſtand. Das Grün, die erſte Farbe der Erde im Frühling, aus der alle anderen hervorgehen, bedeutet in der Blumenſprache die unbegrenzte, aber noch unbeſtimmte Hoffnung. Aus der grünen Knospe entwickelt ſich die weiße Blüthe, aus der unbeſtimmten Hoffnung ein beſtimmteres Verlangen. Der grüne Zweig bedeutet, daß man überhaupt liebt, reicht man aber der Maienkönigin eine weiße Maiblume, ſo heißt es, daß man ſie liebt, und glücklich kann man ſich preiſen, wenn ſie mit dem blühenden Schlehdorn antwortet, der keuſch wie der Morgenſtern und vielverheißend wie dieſer iſt. Von da bis zu dem feurigen Roth, das glühende Leidenſchaft verkündet, ſind viele Stufen. Die Liebe lehrt auch die einfachſten Herzen mannichfache Künſte: der Geliebte bittet mit ſo ſchönen und duftenden Blumen, daß ſich das blonde Mädchen widerſtandslos in dieſen Taumel von Blumen, Düften und Wünſchen hineinziehen läßt. Doch auf die Heckenroſe und die feurige Roſe, die ſie beunruhigen, weiß ſie mit einem ſanfteren und beſtändigeren blauen Blümchen zu antworten, das Treue bedeutet. Der Jüngling iſt entwaffnet, ihre Blicke ſchwören unter Freudenthränen ein unauflösliches Gelübde, das Gott im hohen blauen Himmel vernimmt. Und der Burſche ſagt:

Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Sind wir an Liebe reich;
Denn die ſtirbt nie bei mir,
Das glaube mir. *

* Concordia.

als für den Entwicklungsgang der römischen Literatur einiger Beachtung werth erscheinen, so werde ich darin den kräftigsten Antrieb zur Fortsetzung dieser Untersuchungen finden. Und so mögen denn auch diese Blätter der freundlichen Aufnahme, deren sich ihre Vorgänger zu erfreuen hatten, bestens empfohlen sein.

Dir aber, theurer Freund, brauche ich wohl weder Buch noch Verfasser besonders zu empfehlen, da ich die erfreuliche Ueberzeugung hegen darf, dass Deine Freundschaft für den letzteren auch das erstere als δόσις ὀλίγη τε φίλη τε an- und aufnehmen wird.

Halle,
den 15. September 1834.

Adolf Stahr.

Sie haben nur dieſe Laute, um ihre erſte Wonne auszudrücken, aber ihre ganze Seele zittert; ſie ſind Beide wie geblendet und bezaubert. Die Worte des Geliebten fallen wie Funken in die Seele des Mädchens:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand was weiß.

Keine Roſe, keine Nelke kann blühen ſo ſchön,
Als wenn zwei verliebte Seelen bei einander thun ſtehn.

Setze du mir einen Spiegel in's Herze hinein,
Damit du kannſt ſehen, wie treu ich es mein'.*

So geht es Tag aus, Tag ein, Wochen und Monate lang und ihre Lieder ſteigen Abends im Walde wie Liebesgeiſter zu dem Sternenhimmel empor. Doch die Trennungsſtunde rückt unerbittlich heran; eines Morgens lohnt der Meiſter den Geſellen ab und in acht Tagen muß er wandern und in der Fremde Arbeit und Glück ſuchen. Das iſt ein hartes, unerbittliches Erwachen aus glücklichen Träumen. Es ſcheint ihm unmöglich, daß er dieſes kleine Haus, den Garten und die alte Linde verlaſſen ſoll, die ihn ſo freundlich empfangen haben und die ihn jetzt auszuſtoßen ſcheinen. Zum erſten Mal empfindet er die Härte ſeines Looſes, denn er darf an keine Heimath, kein Familienglück denken, ehe er nicht im Schweiße ſeines Angeſichts Meiſter geworden iſt. Er gelobt der Braut, es bald zu werden, aber wann wird es geſchehen? Wie viele Jahre wird ſie warten müſſen — vielleicht vergißt ſie ihn und heirathet gar einen Anderen. Das bittere Wort treibt dem armen Mädchen die Thränen in die Augen. Was auch kommen mag, ſie ſind ewig verbunden. In unendlicher Mannichfaltigkeit

* Wunderhorn, II. S. 50.

ſtellen die Volkslieder dieſes Schweigen in den Schmerzen des Abſchieds dar; die Liebe trotzt allen Leiden, Hinderniſſen der Zeit und Ewigkeit:

Schätzlein, reich mir deine Hand,
Deine Hand zum Unterpfand.
Zum Beſchluß einen Kuß,
Weil ich von dir ſcheiden muß.

Scheiden iſt ein hartes Wort,
Du bleibt hier und ich muß fort.
Weit und breit iſt die Zeit,
Breiter viel die Ewigkeit.

Wenn wir uns dann nicht mehr ſehn,
Bleibt doch unſre Freundſchaft ſtehn,
Freundſchaft ſtehn, Freundſchaft ſtehn,
Bis wir dann uns wiederſehn. *

Manchmal ſind es Wechſelgeſänge:

Sie.

Ach ihr Berg und tiefe, tiefe Thal,
Seh ich mein Schatz zum allerletzten Mal?
Die Sonn und der Mond und das ganze Firmament,
Die ſollen mit mir traurig ſein bis an mein End.

Er.

Ach ihr Berg und tiefe, tiefe Thal,
Ach ihr ſeht mein Lieb noch tauſendmal,
Ach tauſendmal, ihr tiefe, tiefe Thal,
Ihr ſteht doch ewig fern und ich bin ihr nah.

Der Abſchiedstag iſt da, das letzte Lebewohl iſt geſprochen. Wenn ein Soldat Abſchied nimmt, dann iſt die Scene kriegeriſch und maleriſch zugleich und er verbirgt ſeine Trauer unter einer friſchen Melodie:

* Simrock.

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus,
Ade!
Feinsliebchen ſchaute zum Fenſter hinaus,
Ade!
Und wenn es denn ſoll geſchieden ſein,
So reich mir dein goldenes Ringelein!
Ade! Ade! Ade!
Ja Scheiden und Meiden thut weh! *

Der ſchnelle Galopp, der aufwirbelnde Staub und das Singen der Freunde übertäuben ſeinen Schmerz; aber der Handwerksgeſell und ſeine Braut leeren den Kelch bis auf die Hefen. Sie trennen ſich erſt fern im Wald unter einer wohlbekannten Linde. Was ſie ſich zuletzt geſagt, wie er ſich endlich von ihr losgeriſſen hat und fortgewandert iſt, erzählen die Volkslieder nicht, es heißt nur in einem:

Wo ſich zwei Verliebte ſcheiden,
Da verwelket Laub und Gras. **

Der Geſell wandert ſeine Straße, ohne ſich umzuſehen. Aber wenn ſich der Abend auf die Felder herabſenkt, Alles rings umher verſtummt, ſetzt er ſich am Wege nieder, und Alles, was ihn bedrückt, faßt er in einem Scheidegruß zuſammen.

So viel Stern' am Himmel ſtehen,
So viel Schäflein als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,

So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel mal ſei du gegrüßt.

* Simrock, 261.
** Wunderhorn, Th. II. S. 33.

Soll ich dich denn nimmer ſehen,
Ach, das kann ich nicht verſtehen,
O du bittrer Scheidens Schluß.

Wär ich lieber ſchon geſtorben,
Eh ich mir ein Lieb erworben,
Wär ich jetzo nicht betrübt.

Weiß nicht, ob auf dieſer Erden
Nach viel Trübſal und Beſchwerden
Ich dich wieder ſehen ſoll.

Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mich zuſammen,
Ach wie groß iſt meine Noth.

Mit Geduld will ich es tragen,
Alle Morgen will ich ſagen:
O mein Schatz, wann kommſt zu mir?

Alle Abend will ich ſprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Schatz, gedenk an mich.

Ja, ich will dich nicht vergeſſen,
Wann ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein.

Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb' thut wiegen ein.*

Die Abweſenheit währt lange, manchmal ſieben Jahre, und in jener Zeit gab es weder Briefe, noch erhielt man andere Kunde. Die Lerche und Nachtigall ſind die einzigen Boten der Liebenden und manchmal ſprechen ſie von Tod

* Simrock, 224.

und Verrath. Dann ſinkt dem armen Geſellen in der Fremde und unter dem Druck der Sorge der Muth. Er möchte vergeſſen und kann es nicht; und wie ein verlorenes Paradies ſchwebt ihm der Wald vor, in dem er mit ſeinem Mädchen ſpazieren ging. Da gab es nur Liebe, Glück und Zärtlichkeit hier in der Verbannung trifft ihn nur Haß, Spott und Verachtung. Manchmal tritt ihm jenes Bild mit ſolcher Lebhaftigkeit entgegen, daß er Alles vergißt, was ihn umgiebt: Vergangenheit, Gegenwart, Traum und Wirklichkeit, Seele und Natur ſchmelzen zu einer Viſion zuſammen:

Es ſteht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aeſt',
Da bin ich ſchon viel tauſendmal
Bei meinem Schatz geweſt.

Da ſitzt ein ſchöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderſchön,
Ich und mein Schätzchen horchen auf,
Wenn wir ſelbander gehn.

Der Vogel ſitzt in ſeiner Ruh
Wohl auf dem höchſten Zweig,
Und ſchauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er alſogleich.

Der Vogel ſitzt in ſeinem Neſt
Wohl auf dem grünen Baum;
Ach Schätzchen, bin ich bei dir gweſt,
Oder iſt es nur ein Traum?

Und als ich wiedrum kam zu ihr,
Gehauen war der Baum,
Ein andrer Liebſter ſtand bei dir:
O du verfluchter Traum.

Der Baum, der steht im Odenwald
Und ich bin in der Schweiz,
Da liegt der Schnee und ist so kalt,
Das Herz es mir zerreißt. *

Während er auf der Wanderschaft ist, wartet sie auf ihn und ihr Leben ist ein ewiger Wechsel von Furcht und Hoffnung. Sie ist abergläubisch und sucht sich einen jeden ihrer Träume zu deuten:

Ich hab die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum:
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.

Ein Kirchhof war der Garten,
Ein Blumenbeet das Grab,
Und von den grünen Bäumen
Fiel Kron' und Blüthe ab.

Die Blüthen thät ich sammeln
In einem goldnen Krug;
Der fiel mir aus den Händen,
Daß er in Stücken schlug.

Draus sah ich Perlen rinnen
Und Tröpflein rosenroth:
Was mag der Traum bedeuten,
Ach, Liebster, bist du todt? **

Ein andermal ist der Traum freundlicher; der Jüngling antwortet ihr auf die Frage, wann er wiederkehre:

* Simrock, 266.
** Wolf, Poetischer Hausschatz, S. 186.

„Wenn's ſchneiet rothe Roſen,
Wenn's regnet kühlen Wein,
So lang ſollſt du noch warten,
Herzallerliebſte mein."

Ging ſie in Vaters Garten,
Legt' nieder ſich, ſchlief ein,
Da träumet ihr ein Träumelein
Wie's regnet kühlen Wein.

Und als ſie da erwachte,
Da war es lauter Nichts,
Da blühten wohl die Roſen
Und blühten über ſie.

Ein Haus thät ſie ſich bauen
Von lauter grünem Klee,
Thät aus zum Himmel ſchauen
Wohl nach dem Roſenſchnee.

Mit gelbem Wachs thät ſie's decken,
Mit gelber Lilie rein,
Daß ſie ſich könnt' verſtecken,
Wenn's regnet kühlen Wein.

Und als das Haus gebauet war,
Trank ſie den Herrgottswein;
Ein Roſenkränzlein in der Hand
Schlief ſie darinnen ein.

Der Knabe kehrt zurücke,
Geht zu dem Garten ein,
Trägt einen Kranz von Roſen
Und einen Becher Wein.

Hat mit dem Fuß geſtoßen
Wohl an das Hügelein,
Er fiel, da ſchneit es Roſen,
Da regnet's kühlen Wein.*

* Wunderhorn, II. S. 222.

Aber ach, es war nur ein Traum und wieder fragt sie die Blumen und Vögel, um das Schicksal des Geliebten zu erfahren! Wenn der Schlehdorn an einem bestimmten Tage blüht, so lebt der Freund noch, kehrt die Nachtigall an einem bestimmten Morgen zurück, so kommt auch der Geliebte bald. So schmerzlich die Trennung, so fröhlich ist dann das Wiedersehen. Er hat sein Meisterstück gemacht und ist nun frei und sein eigner Herr. Im letzten Dorf macht er Halt und fragt angstvoll nach der Geliebten. Er zittert bei dem Gedanken, daß man sagen könnte, sie sei verheirathet. Was würde er dann thun? Alles, nur nicht sich darein ergeben! Aber wie groß ist die Freude, wenn er hört, daß sie noch immer auf den fernen Geliebten wartet. Dann legt er seine schönsten Kleider an und überrascht sie. In einer Ballade, die ein solches Wiedersehen schildert, stellt der Gesell die Geliebte auf eine schwere Probe:

Es sah eine Linde in's tiefe Thal,
War oben breit und unten schmal.

Worunter zwei Verliebte saßen,
Vor Lieb ihr Leid vergaßen.

Feins Lieb, wir müssen von einander,
Ich muß noch sieben Jahr wandern.

Mußt du noch sieben Jahre wandern,
Ich nehme mir keinen andern.

Und als nun die sieben Jahr umme waren,
Flocht sie in Seiden ihr Haar.

Sie ging wohl in den Garten,
Ihren Liebsten zu erwarten.

Sie ging wohl unter die Linden,
Ob sie ihren Liebsten möcht' finden.

Sie ging wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reiter geritten ſtolz.

Gott grüß dich Mägdlein feine,
Was machſt du hier alleine?

Iſt dir dein Vater und Mutter gram,
Oder haſt du heimlich einen Mann?

Mein Vater und Mutter ſind mir nicht gram,
Ich hab auch heimlich keinen Mann.

Geſtern war's drei Wochen über ſieben Jahr,
Da mein feins Liebchen ausgewandert war.

Geſtern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da dein feins Liebchen Hochzeit hatt'.

Was thuſt du ihm denn wünſchen an,
Daß er ſeine Treu nicht gehalten hat?

Ich wünſch' ihm ſo viel gute Zeit,
So viel wie Sand am Meere breit.

Ich wünſch' ihm ſo viel Glücke fein
So viel wie Stern am Himmel ſein.

Ich wünſch' ihm all das Beſte,
So viel der Baum hat Aeſte.

Ich wünſch' ihm auch eine gute Nacht,
Weil er mein nimmer hat gedacht.

Was zog er von ſeinem Finger?
Ein Ring von reinem Gold gar fein.

Er warf den Ring in ihren Schooß,
Sie weinte, daß der Ring gar floß.

Was zog er aus der Taſchen?
Ein Tuch, ſchneeweiß gewaſchen.

Trockn' ab, trockn' ab, dein Aeugelein,
Du sollst fürwahr mein eigen sein.

Ich thät dich nur versuchen,
Ob du würd'st schwören und fluchen.

Hätt'st du einen Fluch oder Schwur gethan,
Von Stund' an wär' ich geritten von dann'. *

Mit der Ehe hört weder die Liebe noch der Gesang auf. Die gemeinsame Arbeit, die vereint getragenen Sorgen und Schmerzen, die langen Winterabende und kurzen Sommerfreuden beleben immer wieder von Neuem ihre Liebe und ihre Lieder. Bringt auch die Ehe dem Volke Sorgen, so versteht es doch trotzdem ihre Poesie. In den folgenden Versen spricht sich recht deutlich die frische Arbeitslust und die Freude am gemeinsamen Schaffen aus; zwar redet hier eine Braut, aber man fühlt, daß sie so ihr ganzes Leben singen wird:

Mein Liebster ist ein Weber:
Er webt so emsiglich
An einem Stückchen Linnen,
Der Linnen ist für mich!
Der Aufzug ist die Liebe,
Die Treue schießt er ein,
Denn Lieben muß mit Treuen
Recht fest verbunden sein.

Das Garn hab' ich gesponnen
In mancher langen Nacht
Und hab' an dich, mein Liebster,
Wohl stets dabei gedacht.
Und kommt das Stück vom Stuhle,
Bleich' ich's im Sonnenschein,
Und über's Jahr im Sommer
Soll unsre Hochzeit sein.

* Wolf's poetischer Hausschatz.

ARISTOTELES

BEI DEN

ROEMERN.

Ich ſitz' derweil und nähe
Ein Hochzeithemdchen mir
Und träume ſüße Träume
Von Liebe und von dir!
Das Hemdchen weiß von Linnen,
Das Band von Seiden roth:
Die Unſchuld und die Liebe
Thun in der Ehe noth.

Und eine junge Frau ſingt:

Die gute Mutter Eva ſpann,
Wir ſpinnen auch, ich und mein Mann.
Uns wird bei Arbeit und Geſang
Der Winterabend niemals lang.
Wir ſpinnen, wir ſpinnen,
Ich und mein lieber Mann.

Da kommt der Feilenſchmied,
Bringt ſeine liebe Gretel mit.
Da zünden wir die Schleußen an
Und fangen dann zu ſpinnen an.
Wir ſpinnen, wir ſpinnen,
Ich und mein lieber Mann.

Mein Mann iſt fix, den ſollt ihr ſehn,
Er greift's recht an, er kann's recht drehn,
Er nimmt die Spindel in die Hand
Und zieht den Faden ellenlang.
Wir ſpinnen, wir ſpinnen,
Ich und mein lieber Mann.

Von jedem feinen Flachsgeſpinn
Bleibt uns ein Groſchen zum Gewinn,
Da geb ich ihm ein'n Schmatz dafür
Und obendrauf ein braunes Bier.
Wir ſpinnen, wir ſpinnen,
Ich und mein lieber Mann. *

* Simrock, 411.

So arbeiten ſie ihr Leben lang, danken Gott für jeden Sonnenſtrahl und ſingen wie die Lerchen.

Dem Herzen des Volkes biſt du entſproſſen, heilige Freude der Liebe in der gemeinſamen Arbeit, du beſcheidenes Glück und ſtolze Tugend, du Glaube des Armen, du Poeſie der Zukunft! Du biſt nicht trügeriſch und vergänglich, nein unerſchöpflich, denn du biſt die lebendige Wechſelwirkung zwiſchen der Seele und dem Geiſt. Du biſt keine Schwäche, ſondern eine Kraft, du tödteſt nicht, ſondern du belebeſt. Du junger Glaube einer unendlichen Zukunft, wenn du je die Welt umgeſtalteſt, die Arbeit durch die Liebe und die Liebe durch die Arbeit heiligſt, den Mann veredelſt, die Frau emporhebſt, wenn du in ſtärkeren Generationen einen Muth erweckſt, den nichts niederzubeugen vermag, eine Begeiſterung, die unauslöſchlich iſt, dann wird man ſich der einfachen Volkslieder erinnern, welche dich vorhergeahnt haben!

Ein anderes von der Volkspoeſie nicht minder oft behandeltes Thema iſt das der Verführung; dem friedlichen Geſchick der glücklichen Liebenden ſtellt ſie das erſchütternde Loos des armen betrogenen Mädchens gegenüber. Alle Völker haben dieſes Thema ein jedes auf ſeine Art beſungen: die Römerin rächt ſich, die Franzöſin iſt gewöhnlich zu ſchlau, ſich betrügen zu laſſen, oder wenn es doch geſchehen iſt, verſinkt ſie in eine ſanfte Melancholie, die indeſſen nur ſelten ihr Weſen in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Die vertrauensvolle Deutſche liebt und giebt ſich ohne Vorbehalt, getäuſcht, leidet ſie ſchweigend, entehrt, ſtirbt ſie, nachdem ſie den Kelch der Gewiſſenspein und der Verachtung bis auf den letzten Tropfen geleert hat.

Am Ende des Dorfes wohnt ein armes Mädchen allein mit ihrer Mutter, zu arm, um von irgend Jemand beachtet zu werden oder gar einen Bräutigam zu haben, und niemals helfen ihr die Burſchen des Dorfs beim Holzſammeln

oder der Jäger beim Brombeerenſuchen. Wenn die Mädchen ſie auffordern, mit zum Tanz zu kommen, lehnt ſie es ab, weil ſie kein ſchönes Kleid hat. Unverdroſſen arbeitet ſie von früh bis ſpät und ihre einzige Erholung iſt die, ſich, wenn die Abendglocken läuten, in das gemähte Gras zu knien. Da kommt eines ſchönen Tages ein ſtolzer Ritter vorbei, der aus dem Kriege zurückkehrt; er verweilt einige Zeit im Dorfe, reitet jeden Morgen an ihrem Fenſter vorbei und dem braunen Mädchen ſcheint er herrlich wie ein König. Als ſie eines Abends vor der Thür ſitzt, grüßt er ſie, und da ſie zitternd und erröthend die Augen ſenkt, tritt er näher und reicht ihr eine goldene Kette mit ſchmeichelnden Worten, die ſie in ihrer Verwirrung nicht verſteht. Als ſie wieder zu ſich kommt, iſt der Verſucher verſchwunden, aber die Kette hängt ihr am Halſe und brennt ſie wie Feuer. Sie reißt ſie ab und will ſie weit fortſchleudern, wie es ihr eine Stimme im Inneren räth, aber eine andere verlockende Stimme flüſtert ihr zu, die Kette als Schatz und Troſt zu behalten und ſie drückt ſie leidenſchaftlich an ihr pochendes Herz. Tage vergehen; der Ritter kommt nicht wieder, doch eines Abends, als ſie Waſſer ſchöpfen geht, ſteht er plötzlich vor ihr. Vor Scham möchte ſie in den Boden ſinken, aber er ſpricht ſo freundlich zu ihr, daß ſie ihn anhört, ihm ſchüchtern antwortet und Arm in Arm mit ihm zum Brunnen geht. Es iſt ihr wie im Traum, wenn ſie ihn anſieht, und er erzählt ihr von ſeinem ſchönen Schloß mit Marmortreppen und Thürmen, das fern im Lande ſteht. Sie erinnert ihn an den Unterſchied des Standes:

„Ich bin ein armes Mädchen
Und du ein reicher Graf.“*

* Simrock, 35.

„Was thut das, wenn ich dich liebe," antwortet er. „Heute werde ich vor deinem Fenſter ſingen. Läßt du mich ein?" Aber ſie bedeckt ihr Geſicht mit den Händen und er küßt ſie beim Abſchied. Nachts ſitzt ſie am Fenſter; der Kuß brennt ihr noch auf der Wange und da ſie ſich allein glaubt, ſingt ſie, um ſich zu zerſtreuen:

Es fleugt ein klein's waldvögelein
der lieben für's fenſterlein,
es klopfet alſo leiſe
mit ſeinem goldſchnebelein:
„ſtand auf, herzlieb, und laß mich ein!
ich bin ſo lang geflogen
wol durch den willen dein."

Biſt du ſo lang geflogen
wol durch den willen mein,
komm heint um halbermitternacht:
ſo will ich dich laſſen ein;
ich will dich decken alſo warm,
ich will dich freundlich ſchließen
an meine ſchneeweiße arm.*

Aber der Ritter iſt in der Nähe, er kennt das Lied und hat ſie gehört, dringt ein, umſchlingt ſie mit ſeinen Armen und ſeine bethörenden Worte verſchmelzen mit den verlockenden Tönen der Nachtigall. Am Morgen erhebt der Vogel von Neuem ſeine Stimme, denn er iſt der Wecker des Volksliedes:

Der Wächter verkündigt uns den tag
an hoher zinnen, da er lag:
„Wol auf, geſell, es muß geſchieden ſein,
wo nun zwei lieb bei einander ſein,
die ſcheiden ſich bald!"
der mond ſcheint durch den grünen wald.

* Uhland, 120.

Merk auf, feins lieb, was ich dir ſag,
es iſt noch fern von jenem tag,
der mond ſcheint durch die wolkenſtern,
der wächter betrübt uns beide gern;
das ſag ich dir,
die mitternacht iſt noch nit für.

Er druckt ſie freundlich an ſein bruſt,
er ſprach: du biſt meim herzen ein luſt,
du haſt erfrewet das herze mein,
verſchwunden iſt mir alle pein
zu dieſer friſt,
auf erden mir kein lieber iſt!

Was zog er von den henden ſein?
von rotem gold ein ringelein.
„ſieh da, feinslieb, das rote gold!
ich bin dir von grund meins herzens hold,
das glaub du mir:
für dich ſo wollt' ich ſterben ſchier."

Fraw nachtigall ſang überall,
wie ſie vormals mer hat getan,
dabei ſpürt man des tages ſchein.
„wo nun zwei lieb bei einander ſein,
die ſcheiden ſich bald!"
der tag ſcheint durch den grünen wald.*

Am nächſten Abend kommt er wieder und klopft an ihre Thür, aber ſie macht lange nicht auf; endlich tritt ſie doch heraus, ſie iſt traurig und will ihn nicht hereinlaſſen. Aber als er wieder mit ſeiner einſchmeichelnden Stimme bittet, iſt ſie glücklich und ſtolz auf ſeine Liebe. Doch nur kurze Zeit dauert ihr Glück, denn eines Tages kommt er mit finſterer Stirn und ſagt ihr, daß ihn ſeine Eltern zu

* Uhland, I. S. 174.

ſich beſchieden haben, daß er aber bald zurückkehren werde, um ſie zu holen.

Vater und Mutter wollens nicht leiden,
Gelt, mein Schatz, das weißt du wohl,
Kannſt dein Glück noch beſſer machen,
Weil ich dich nicht haben ſoll.

Rosmarin und Lorbeerblätter,
Schenk ich dir zu guter Letzt,
Das ſoll ſein dein Angedenken,
Weil du mich nochmals ergetzt.*

Sie hat ihm nichts andres zu geben, als eine arme Blume, und mit der kann ſie den vornehmen Ritter nicht feſſeln. Er reißt ſich aus ihren Armen und ſie iſt verlaſſen.

Ach, in Trauer muß ich leben,
Sag einmal, was iſt die Schuld?
Weil mein Schatz mir's hat aufgegeben,
Muß ich's leiden mit Geduld.

Treue Liebe brennt von Herzen,
Treue Liebe brennet heiß;
Ach, wie muß das Herzlein lachen,
Das von keiner Untreu weiß.

Aber trotz des grenzenloſen Kummers kommt keine Bitterkeit in ihr Herz. Trotz des Schmerzes über den Verrath möchte ſie den Geliebten noch einmal vor dem Abſchied erfreuen.

Spielet auf, ihr Muſikanten,
Spielet auf eur Saitenſpiel,
Meinem Schätzlein zu gefallen,
Mag's verdrießen, wer da will.

* Simrock, 34.

Bist nun weit aus meinen Augen,
Aber nicht aus meinem Sinn,
Du hätteſt mir doch können glauben,
Daß ich treu beſtändig bin.

Komm ich Morgens auf die Gaſſe,
Sehn mir's alle Leute an,
Meine Augen ſtehn voll Waſſer,
Weil ich dich nicht vergeſſen kann. *

Wochen vergehen, er kommt nicht wieder, nur im Traum ſieht ſie ihn und ſelbſt dann wendet er ſich ab. Sie flieht die Geſellſchaft ihrer Geſpielinnen und ſucht im Walde die Nachtigall auf und befragt ſie:

Nachtigall, ich hör' dich ſingen,
Das Herz im Leib möcht' mir zerſpringen.
Komm nur bald und ſag mir's wohl,
Wie ich mich verhalten ſoll.

Deine Schönheit hat mich gebunden,
Ich hab' deine Lieb empfunden,
Deine Lieb' und Süßigkeit
Hat mir oft mein Herz erfreut.

Es freut mich mein junges Leben,
Das mit reiner Lieb umgeben;
Daß ich ſo viel leiden muß
Iſt gewiß ein' ſchwere Buß.

Und der Vogel erwiedert:

Thu dein Herz in zwei Stück theilen,
Komm zu mir, ich will dir's heilen.
Schlag die Grillen aus dem Sinn.
Laß die Lieb' nur fahren hin.

* Simrock. 139.

Wenn Sonntags die ſchönen und reichen Bauermädchen am Arm ihrer Liebſten ſpazieren gehen, ſchleicht ſie einſam einher.

Wenn i zum Brünnle geh,
Seh andre Mädle ſteh',
All ſtehn bei ihrem Schatz.
Wer ſtünd bei mir?

Mein Mutter mag mi nit,
Und kein Schatz han i nit:
Ei warum ſtirb i nit:
Was thu i do?

Geſtern iſt Kirchweih geweh,
Mi hat me gwiß nit gſeh,
Denn mir iſt gar zu weh,
I tanz ja nit!

Wenn i nu gſtorbe bin,
Tragt mi zum Kirchle hin,
Legt mi in's Grab hinein!
Wer weint um mi?

Laßt die drei Röſle ſtehn,
Die an dem Kreuzle blühn.
Hant ihr das Mädle kennt,
Das drunter liegt? *

Die Unglückliche fühlt, daß ſie Mutter iſt, und Schrecken ergreift ſie. Um ſich Troſt zu holen, geht ſie zu ihren früheren Freundinnen, aber überall begegnet man ihr mit Spottreden, ſelbſt bei der Arbeit rufen die Mädchen ihr höhniſch zu:

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt
Und gar nicht einmal lachſt?
Ich ſeh es deinen Braunaugen an,
Daß du geweinet haſt.

* Wunderhorn, IV. S. 127.

Traurig antwortet ſie:

Und wenn ich denn geweinet hab',
Was geht's einen Andern an?
Ich hab' geweinet um meinen Schatz,
Den ich verloren han.*

Aber nichts als halbunterdrücktes Lachen und ſpöttiſches Ziſcheln tönt um ſie herum. Von Allen verachtet, von der eigenen Mutter verſtoßen und ihrem Gewiſſen gequält, ergiebt ſie ſich der Verzweiflung. Sie flieht aus dem Dorf, ſucht anderswo Arbeit und bettelt auf der Landſtraße. Langſam und qualvoll ſchleppen ſich Tage wie Wochen, Monate wie Jahre dahin. Die verhängnißvolle Stunde kommt. Halb todt vor Hunger, Elend und Leiden, weiß ſie ihr Kind nicht zu ernähren und tödtet es in einem Anfall von Wahnſinn. Sie ſelbſt iſt nur noch wie ein bleicher Schatten und kehrt immer wieder zu dem grauſigen Ort zurück, als wollte ſie ſich der entſetzlichen Schuld anklagen.

Da drunten auf der Wieſen,
Da iſt ein kleiner Platz,
Da thät ein Waſſer fließen,
Da wächſt kein grünes Gras.

Da wachſen keine Roſen,
Und auch kein Rosmarein,
Hab' ich mein Kind erſtochen
Mit einem Meſſerlein.

Im kühlen Waſſer fließet
Sein roſenrothes Blut,
Das Bächlein, ich, ertränket,
Wohl in die Meeresflut.

* Simrock.

Vom hohen Himmel ſehen
Zwei blaue Aeugelein,
Seh ich mein Engilein ſtehen
In einem Sternelein.

Da droben auf dem Berge
Da ſteht das hohe Rad,
Will ich mich drunter legen
Und trauern früh und ſpat.

Haſt du mich denn verlaſſen,
Der mich betrogen hat,
Will ich die Welt verlaſſen,
Bekennen meine That.

Der Leib, der wird begraben,
Der Kopf ſteht auf dem Rad,
Es freſſen den die Raben
Der mich verführet hat.*

Das Ende ihrer Qualen rückt heran. Der Schleier des Wahnſinns hat ſich über ihr Haupt gebreitet und wie im Traum nur ziehen die Schreckniſſe der Verurtheilung und der Vollſtreckung des Spruches an ihr vorüber. Aber die Poeſie hat zu dieſen Bildern auch das der Beſtrafung des Verführers hinzugefügt. Sie läßt ihn die Verurtheilung der Betrogenen erfahren und von Gewiſſensbiſſen gepeinigt, wirkt er von dem Fürſten ihre Begnadigung aus. In geſtrecktem Galopp ſprengt er nach dem Richtplatz, die Fahne, das Zeichen der fürſtlichen Gnade, in der Hand. Unterdeß wird der Spruch vollſtreckt. Im letzten Augenblick kehrt dem armen Mädchen die Erinnerung zurück und ſie ſpricht, als ob der Freund gegenwärtig wäre; ſie klagt ihn nicht an, wirft ihm nichts vor und fragt ſich nur, warum er ſo viel Leiden über ſie gebracht habe.

* Wunderhorn, II. S. 225.

Ach Joſeph, lieber Joſeph, was haſt du gedacht,
Daß du die ſchön' Kannerl in's Unglück bracht.

Joſeph, lieber Joſeph, mit mir iſt es aus,
Man wird mich bald führen zum Schandthor hinaus.

Zum Schandthor hinaus, auf einen grünen Platz,
Da wirſt du bald ſehen, was die Lieb hat gemacht.

Richter, lieber Richter, richt nur fein geſchwind,
Ich will ja ſterben, daß ich komm zu mein'm Kind.

Ihr Freund' und Bekannten, weint nicht um meine Noth,
Zeitlebens im Gefängniß, viel lieber den Tod.

Joſeph, lieber Joſeph, reich mir deine Hand,
Gott wird mir verzeihen, hab' Alles bekannt.

Der Fähnrich kam geritten und ſchwenkte ſeine Fahn';
Halt' ſtill mit der ſchönen Kannerl, ich bringe Pardon.

Fähnrich, lieber Fähnrich, ſie iſt ja ſchon todt;
Gute Nacht, meine ſchöne Kannerl, deine Seel' iſt bei Gott.*

Auch die unglückliche Liebe iſt ein unerſchöpfliches Thema für das Volkslied. Unter den unzähligen zärtlichen, verzweifelten, bitteren oder ſpöttiſchen Liebesklagen, die auf vergilbten Blättern zu uns gekommen oder glücklicher von einem Mädchenmund dem andern überliefert worden und in Spinnſtuben geſungen ſind, welche verſchiedenartigen Empfindungen, wie viel begrabene Träume, welch friſches Leben tritt uns entgegen! In der uralten Geſchichte von gekränkter oder verſchmähter Liebe kennt das

* Zimrock, 139.

Volkslied eine Fülle der verschiedensten Helden: heitere und traurige, tragische und komische. Denn der frische Reiter ist gewiß nicht untröstlich, der seinen Kriegskameraden beim Wein sein Liebesleid klagt. Er macht ein Lied auf die treulose Schöne und sucht sich schnell eine andere. Auch der Schreiber ist nicht viel bemitleidenswerther, der linkische, blöde Mensch im schwarzen Rock, mit der Feder hinter dem Ohr, den die hübsche Bäuerin zum Besten gehabt hat und der sich mit einem Spottgedicht tröstet. Aber es tritt uns im Volksliede eine unglückliche und zugleich anziehendere, liebenswürdigere Gestalt entgegen, das ist der Page, der die Grafentochter liebt.

Denn der Page ist arm, ohne Familienverbindungen, Geld oder eine glänzende Zukunft, aber ihm ist eine gütige Fee erschienen, ein Stern, der ihn anlächelt, eine Beschützerin gegen das rohe Hofgesinde, die ihm tröstend die Locken streichelt: das ist die Tochter des Grafen. Bei dem einförmigen Leben im Schloß macht es ihr Spaß, mit dem feurigen Knaben zu spielen und in seinem thörichten Herzen schon vor der Zeit Flammen zu schüren. Er besitzt eine wohltönende Stimme und hat bemerkt, daß er die Frauen damit in träumerisches Sinnen versenken kann, darum schleicht er Abends nach dem wohlbekannten Thurm und hofft auf Erhörung, wenn er singt:

Schlaf nur ein, geliebtes Leben,
Schlaf, ich will ja gern zufrieden sein.
Deine lieben Augen geben
Dennoch deinem Diener hellen Schein.
Hast du dich verschlossen,
Will ich unverdrossen
Liebend doch vor deiner Thüre stehn;
Daß sie Liebe quäle,
Jauchzet meine Seele,
Darf ich liebend doch an deiner Thüre stehn.

Schlaf nur ein, und heiß mich wachend gehen,
Herz und Seele bleibet doch bei dir;
Will mir mit dem Tag die Sonne untergehen,
Iſt ein Liebeshimmel doch in mir.
Denn da ſeh' ich immer
Deiner Sterne Schimmer,
Wie ſie flüchtig auf mein Herze gehn,
Säh' ich dich doch morgen,
Ließ ich alle Sorgen
Alſo flüchtig durch mein Herze gehn. *

Oft iſt der Graf auf der Jagd, dann ſteigt der Page heimlich die Wendeltreppe zum Thurm hinauf und das Edelfräulein läßt ſich von ihm aus einem Ritterbuch vorleſen oder er unterrichtet ſie im Lautenſpiel und leitet ihre ſchlanken Finger über die zitternden Saiten. Doch häufig gleitet das Inſtrument zur Erde und wenn er auch ſchweigt, ſo ſprechen ſeine blitzenden Augen um ſo beredter. Der Graf muß ſie bei einer ſolchen Muſikſtunde überraſcht haben, denn er läßt den ſchönen Knaben in das tiefſte Burgverließ werfen. Was kann er dort anders thun, als an die Dame ſeines Herzens denken, der all ſein Sinnen und Denken gilt und zu der ſich ſeine kühnen Lieder auf den Flügeln der Hoffnung emporſchwingen! O, wenn er mit ihnen fliegen könnte!

Wär' ich ein wilder Falke,
Ich wollt' mich ſchwingen auf,
Und wollt' mich niederlaſſen
Vor meines Grafen Haus.

Und wollt' mit ſtarkem Flügel
Da ſchlagen an Liebchens Thür,
Daß ſpringen ſollt' der Riegel,
Mein Liebchen trät' herfür.

* Wunderhorn, III. S. 8.

Und wollt' in ihrem Nacken
Die goldenen Flechten ſchön
Mit wildem Schnabel packen,
Sie tragen zu dieſer Höh'n.

Ja, trüg' ich ſie im Fluge,
Mich ſchöß' der Graf nicht todt,
Sein Töchterlein zum Fluche,
Das fiele ſich ja todt.

So aber ſind die Schwingen
Mir allesammt gelähmt,
Wie hell ich ihr auch ſinge,
Mein Liebchen ſich doch ſchämt. *

Ein alter Diener erbarmt ſich des armen Gefangenen und verhilft ihm zur Flucht. Nun iſt er frei — vogelfrei, ein armes gehetztes Wild. Er wird herumziehender Sänger, denn in welchem anderen Gewerbe könnte er nur ſeinem Leide leben? Nun zieht er durch Dörfer und Städte, auf Meſſen, Jahrmärkte und Schlöſſer, und die Glücklichen, die ſein trauriges Lied hören, werfen ihm ein Almoſen hin. Auch auf den Edelhöfen iſt er gern geſehen, denn er weiß zierliche Liebeslieder; aber der Glanz der Feſte und der Kreis der ſchönen Frauen läßt ihn ungerührt. Giebt es für ihn doch nichts als Almoſen, Verachtung und Vereinſamung und ſein Herz dürſtet nach Liebe.

Wie viele Jahre ſo vergangen ſind, weiß er ſelbſt nicht; da zieht es ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt nach jenem Schloß, dem Grabe ſeines Glücks. Unterwegs hört er, daß der Graf geſtorben iſt und ſeine Tochter ſich verheirathet hat. Vielleicht wird ſie ihn in ihren Dienſt nehmen, da ſie jetzt Schloßherrin iſt. Mitten im Winter erreicht er die Burg, bleich, abgezehrt und mit bereiften Locken.

* Wunderhorn, I. S. 72.

Im Garten iſt Alles öde und verlaſſen und er ſucht einen Verſteck. Plötzlich öffnet ſich das Thor und die Herrin tritt ſtrahlend und ſchön im reichen Jagdgewande heraus. In der Ferne tönt Hörnerſchall und die ſchöne Jägerin blickt ſtolz und muthig umher. Da hebt der ehemalige Page ſein wehmüthigſtes Lied mit ſchwacher Stimme an:

Es iſt ein Schnee gefallen
Und es iſt doch nit Zeit,
Man wirft mich mit den Ballen,
Der Weg iſt mir verſchneit.

Mein Haus hat keinen Giebel,
Es iſt mir worden alt,
Zerbrochen ſind die Riegel,
Mein Stüblein iſt mir kalt.

Ach Lieb, laß dich's erbarmen,
Daß ich ſo elend bin,
Und ſchleuß mich in dein' Arme,
So fährt der Winter hin.*

Kalt und unbewegt hört ſie ihn an, zwar ſcheint ſie einen Augenblick wie unſchlüſſig, dann aber wirft ſie ihm ein Geldſtück hin und entfernt ſich ſchnell. Wie im Traum hört er die Münze klirrend auf das Pflaſter fallen, ſieht er die Dame verſchwinden, endlich begreift er, was es heißen ſoll, die Arme ſinken ihm kraftlos nieder und mit gebeugtem Haupt ſitzt er lange dort; dann rafft er ſich auf und entflieht. Lange noch irrt er umher, aber er ſucht einſame Pfade. Wenn er ſingt, klingt die Stimme verſchleiert und die Worte ſind tief traurig:

* Hoffmann von Fallersleben, S. 199. Alte Münchener Handſchrift, 1476.

In den finſtern Wäldern,
Da die Wolken ſchwarz,
In den Diſtelfeldern
Fühl ich mich ſo wahr;
Wo die Vöglein luſtig ſein,
Ach da fühlt mein Herz nur Pein:
Das glaubſt du nur nicht.

O ihr hohen Berge
Fallet auf mich zu
Und den Müden berget
In der kühlen Ruh.
Tauſend Seufzer ſchick ich dir
Durch die kühlen Winde hier:
Das glaubſt du nur nicht.*

Wohin der fahrende Sänger gekommen, weiß Niemand zu ſagen, und vergebens fragen die Edelfrauen bei den Feſten nach dem ſchönen Knaben mit den ſchwermüthigen Augen und der herzgewinnenden Stimme, der ſo ſüße Liebeslieder wußte.

Das iſt nur eine jener zahlreichen Epiſoden, in denen das Volkslied unglückliche Liebe ſchildert. Der Schmerz, der ſich in einzelnen Liedern ausſpricht, iſt ſo groß, die geſchlagene Wunde ſo unheilbar, daß ein langſamer Tod oder ein Selbſtmord ihn nothwendigerweiſe enden muß:

Schau an mein bleiches Angeſicht,
Schau an, wie die Lieb' es hat zugericht't.
Kein Feuer auf Erden kann brennen ſo heiß,
Als heimliche Liebe, da Niemand von weiß.

* Wunderhorn, 16.

Ich hab' einen Schatz und den muß ich meiden,
Muß von ihm gehn, kein Wort mit ihm reden,
Und hätt' ich ein Herz, viel härter als Stein,
Da könnt' ich doch nimmer wieder fröhlich ſein. *

Wie verzweifelt und hoffnungslos klingt der Vers:

Ich wünſcht', ich läg' und ſchlief
Viel tauſend Klafter tief
Im Schooß der kühlen Erden,
Weil du mir nicht kannſt werden,
Ich nichts zu hoffen hab',
Als nur das kühle Grab.

Komm, Erde, deck' mich zu,
Sonſt find' ich keine Ruh,
Vertilge meinen Namen,
Löſch' aus die Liebesflammen,
Die heiße Liebesgluth,
Die ewig brennen thut. **

Wie bitter, wie männlich macht ſich lang verhaltener Groll in dem folgenden Liede Luft:

Lang' genug hab' ich geſchwiegen,
Dieweil du biſt ſo hoch geſtiegen,
Dieweil du mich ſo ſehr veracht'ſt
Und meine Treuheit gar auslachſt.

Haſt gemeint, du biſt die Schönſte,
Das iſt aber weit gefehlt.
Wer du biſt, der bin auch ich,
Wer mich verachtet, veracht' auch ich.

* Simrock, 270.

** Simrock, 249.

Deine Schönheit wird vergehen
Wie ein Blümlein auf dem Feld.
Es kommt ein Reiflein über Nacht,
Nimmt den Blümlein ihre Pracht.

Gift und Gall' hab ich getrunken,
Ist mir tief in's Herz gesunken,
Daß ich fast kein Leben hab'
Und muß fort in's kühle Grab.*

Der Zorn, der hier in Bitterkeit endet, steigert sich in anderen Fällen zur Rache. Ein treuer Gesell kommt in seine Vaterstadt zurück, um die Braut abzuholen. Er kann es nicht erwarten, bis er sie wiedersieht und eilt nach ihrem Hause:

Und als ich nun wieder nach Hause kam,
Feinsliebchen stand hinter der Thür.
Gott grüß dich, du Hübsche, du Feine,
Von Herzen gefallest du mir.

Was brauch ich dir denn zu gefallen,
Ich habe schon längst einen Mann,
Einen hübschen und einen reichen,
Der mich wohl ernähren kann.

Was zog er aus seiner Scheide?
Ein Messer, war scharf und spitz.
Er stach's Feinsliebchen durch's Herze,
Das rothe Blut gegen ihn spritzt.

Und als er's wieder herauszog,
Von Blut war es so roth.
Ach höchster Gott im Himmel,
Wie bitter ist der Tod!**

* Simrock, 317.
** Wunderhorn, 328.

Wie nothwendig und doch wie tragiſch iſt dieſe Antwort mit dem Meſſer auf die herzloſe Herausforderung der ehemaligen Geliebten! Wie verhängnißvoll und entſetzlich iſt bei dieſer leidenſchaftlichen Natur der urplötzliche Uebergang von inniger Liebe zum wildeſten Haß. Man ſieht, wie er einen Schritt zurücktritt, wie er bebt, wie ihm dann die Zornröthe in das Geſicht ſchießt und ſeine beleidigte, gekränkte und in den Staub herabgezogene Liebe ihren Durſt in dem Blut der Treuloſen löſcht.

Die angeführten Beiſpiele ſind weit entfernt, das reiche und überſtrömende Leben zu erſchöpfen, das ſich mit ſeinen Freuden und Qualen, ſeiner Luſt und Rache in den Volksliedern erſchließt; ſie geben es nur in einigen großen charakteriſtiſchen Zügen. Die Liebe iſt hier immer ernſt, tief und ausſchließlich und ſie zieht mit Naturnothwendigkeit gewiſſe moraliſche Folgen nach ſich. Die reine und treue Liebe heiligt die Leidenſchaft und adelt die Liebenden, die Verführung, welcher Vernachläſſigung folgt, bringt Verzweiflung und Unheil mit ſich; die verſchmähte Liebe verzehrt ſich in der Einſamkeit, der Verrath erzeugt den Selbſtmord oder eine blutige Rache. Nie wird die Liebe für ein Spiel oder einen Zeitvertreib angeſehen; ſobald ſie aufflammt, bemächtigt ſie ſich des ganzen Menſchen. Manchmal tritt ſie blutig und ſchuldbeladen auf, aber ſtets iſt ſie tief und faſt immer unwiderſtehlich. Ob glücklich oder unglücklich, in Freuden oder Leiden iſt die Liebe der ewige Traum der Volksmuſe, das heißt des Volkes ſelbſt in ſeinen Stunden höheren Schwunges. Wenn es ſich von ſeinem eigenen Geſchick in höhere Geiſtesregionen erhebt, ſo beſchäftigt es ſich mit dieſer einzigen, ausſchließlichen Liebe, die nur einmal im Leben kommt und ein ſchnelles Ende findet. Dann klingen ſeine Lieder und Melodien unbeſchreiblich wehmüthig.

Wieder grünt der Wald, der Schnee ſchmilzt, Himmel,

Wieſe, Strauch und Bach prangen im Feſtgewande. Was wird das Landmädchen zu dem weißen Schlehdorn ſagen, der ſeine glänzenden Knospen erſchließt! Wie die Nachtigall begrüßen, die ihre Stimme von Neuem erſchallen läßt? — Ach, alle das Grün und die Nachtigall ſind nicht für ſie; das Leben hat ihr nichts mehr zu bieten. Sie hat einmal geliebt und nun iſt es damit für immer vorbei. Und jedes Jahr kommt der Frühling ſchöner wieder und jedes Jahr iſt ſie trauriger, denn ſie denkt an vergangene Zeiten. Da ſcheint es ihr dennoch, als ob die Vögel lieblicher als je ſängen, als ob die Blumen reicher und ſchöner blühten und ſie noch einmal glücklich werden könnte, und leiſe ſingt ſie vor ſich hin:

Wenn's Mailüfterl weht,
Geht im Wald drauß der Schnee,
Da heb'n blau Veigerln
Die Köpferl in die Höh'!
Und Vögerl, die geſchlafen hab'n
Durch d'Winterszeit,
Die wer'n wieder munter
Und ſingen voll Freud.

Und blühn amol d'Roſen,
Wird's Herz nimma trüb',
Denn d'Roſenzeit iſt ja
Die Zeit für die Lieb'!
Nur d'Roſen, die blühn
Schön friſch alle Jahr,
Doch d'Lieb blüht amol
Und noher iſt's gar.

Jed's Jahr kommt der Frühling,
Iſt d'Winter vorbei:
Der Menſch aber hat nur
An einzigen Mai.

ARISTOTELES
BEI DEN ROEMERN.

I.

Wenn wir hören, wie der kühne Grieche *Karneades* in Mitten des Volkes, von dessen Lenkern er eine Gnadenbezeugung für sein unterjochtes und gedrücktes Vaterland zu erbitten gekommen war, zu der sich eifrig um ihn drängenden römischen Jugend und in Gegenwart eines *Cato* selbst, das unerhörte Wort auszusprechen wagte: *die Römer seien noch fern von der Gerechtigkeit, denn sonst müssten sie alle eroberten Länder, und alle ihre Pracht und Herrlichkeit heraus- und aufgeben, und zu ihren alten Hütten zurückkehren*[*]), so mögen wir uns etwas weniger über die besorgte Engherzigkeit und Strenge des ächtesten aller Römer wundern, mit welcher der alte Censor aufs schleunigste die griechischen Schwätzer, die der römischen Jugend mit ihren philosophischen Redekünsten die Köpfe verdrehten, mit guter Manier aus der Stadt zu jagen anrieth; „damit sie

1) Lactant. Institut. V, cp. 16. §. 4. p. 630 Bünem. et inferebat hoc argumentum (Carnead.): Omnibus populis qui florerent imperio, et Romanis quoque ipsis qui totius orbis potirentur, si justi velint esse, hoc est si aliena restituant, ad casas esse redeundum et in egestate ac miseriis jacendum. Vgl. Ebendas. cp. 14. §. 3 ff. Quinctil. XII, cp. 1.

Die Schwalb'n fliegen weit fort,
Doch zieh'n wieder her:
Der Menſch, wenn er fortgeht,
Der kommt nimmermehr! *

Man kann die Geſetze des Weltalls in dem Grashalm finden und das ganze Menſchenherz in einem kleinen Liede. Unendliche Hoffnung, unendliche Verzweiflung, Alles umfaßt es.

Es iſt nicht, wie bei den Dichtern des Weltſchmerzes, ein Zweifel an der Liebe ſelbſt, es iſt nur das tiefe Schmerzgefühl, das das Menſchengeſchick an und für ſich einflößt, die uralte Klage über das unerbittliche Scheiden, über Trennung und Tod. Das, was uns Ausländern an den Liedern dieſes Volkes überraſcht, iſt der unbegrenzte Glaube an die Liebe, als die größte Macht der Welt, als das Schönſte und Göttlichſte auf Erden. Wenn es auf den Flügeln der Melodie über dem Abgrund der Seele und dem geheimnißvollen Dunkel der Ewigkeit ſchwebt, da will es ſagen, daß die Liebe das erſte und letzte Wort der Schöpfung iſt, ihr einziges Lebensprinzip, weil ſie allein die höchſte Hingebung in uns zu erzeugen vermag. Und dieſen Gedanken führt das Volk oft in ſeinen naiven Balladen aus. Ein junges Mädchen iſt von einem Seeräuber geraubt und will ſich loskaufen:

Ach, Schiffer, lieber Schiffer,
Stoß noch nicht ab, o mache Halt!
Lieb' Schweſter wird mich retten,
Da kommt ſie hergewallt!

* Dieſen rührenden Ton der Klage über die Vergänglichkeit des Menſchen im Vergleich zu der ſich ewig wieder erneuernden Natur vernehmen wir ſelbſt bei den Dichtern des blaſirten Auguſteiſchen Roms, wie z. B. in Horazens tiefempfundener Frühlingsode: Diffugere nives etc. (Ad. St.)

Willst du den Demant geben,
O Schwester, frei bin ich im Nu! —
Ich rette nicht dein Leben,
Du Schiffer, fahre zu!

Ach, Schiffer, lieber Schiffer,
O stoß nicht ab, o mache Halt!
Mein Bruder wird mich retten,
Da kommt er hergewallt!
Willst du die Schnalle geben,
O Bruder, frei bin ich im Nu! —
Ich rette nicht dein Leben,
Du Schiffer, fahre zu!

Ach, Schiffer, lieber Schiffer,
O stoß nicht ab, o mache Halt!
Herzvater wird mich retten,
Da kommt er hergewallt!
Willst deinen Rock wohl geben,
O Vater, frei bin ich im Nu! —
Ich rette nicht dein Leben,
Du Schiffer, fahre zu!

Ach, Schiffer, lieber Schiffer,
O stoß nicht ab, o mache Halt!
Herzmutter wird mich retten,
Da kommt sie hergewallt!
Willst du dein Kettlein geben,
O Mutter, frei bin ich im Nu! —
Ich rette nicht dein Leben,
Du Schiffer, fahre zu.

Ach, Schiffer, lieber Schiffer,
O stoß nicht ab, o mache Halt!
Mein Liebster wird mich retten!
Da kommt er hergewallt!

Willſt du dein Schwert drum geben,
O Liebſter, frei bin ich im Nu! —
Ach halte, lieber Schiffer,
Nimm Alles, greife zu. *

Die Liebe in ihrer ſchönſten Entfaltung iſt göttlichen Urſprungs. Nichts vermag ſie zurückzuhalten und in dem Tode für das geliebte Weſen findet ſie ihr höchſtes Glück, denn ihr einziges Streben geht dahin, ganz in dem Andern aufzugehen. Wenn die Welt ihr unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſtellt, ſo kämpft ſie dagegen an und ſtirbt, aber in ihrem Tode bezeugt ſie noch ihre ewige Macht, ſie ſiegt und löſt ſich dann in das Nichts auf. Dieſe Liebe, die ſtärker iſt als der Tod, wird königlich in der Ballade „Edelkönigs-Kinder" beſungen:

Es waren zwei Edelkönigskinder,
Die beiden, die hatten ſich lieb,
Beiſammen konnten ſie dir nit kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

„Ach Liebchen, könnteſt du ſchwimmen,
So ſchwimme doch her zu mir!
Drei Kerzlein wollt ich dir anſtecken,
Die ſollten auch leuchten dir."

Da ſaß ein loſes Nönnechen,
Das that, als wenn es ſchlief;
Es that die Kerzlein ausblaſen,
Der Jüngling vertrank ſo tief.

„Ach Mutter, herzliebſte Mutter,
Wie thut mir mein Häuptchen ſo weh!
Könnt' ich eine kleine Weile
Spazieren gehn längſt der See?"

* Wunderhorn, I.

„Ach Tochter, herzliebſte Tochter!
Allein ſollſt du da nit gehn;
Weck' auf deine jüngſte Schweſter
Und laß ſie mit dir gehn."

„Ach Mutter, herzliebſte Mutter!
Mein Schweſter iſt noch ein Kind,
Sie pflückt ja all' die Blumen,
Die in dem grünen Wald ſind.

Ach Mutter, herzliebſte Mutter,
Wie thut mir mein Häuptchen ſo weh!
Könnt' ich eine kleine Weile
Spazieren gehn längſt der See?"

„Ach Tochter, herzliebſte Tochter!
Allein ſollſt du da nit gehn;
Weck' auf deinen jüngſten Bruder
Und laß ihn mit dir gehn."

„Ach Mutter, herzliebſte Mutter!
Mein Bruder iſt noch ein Kind,
Er fängt ja alle Haſen,
Die in dem grünen Wald ſind."

Die Mutter und die ging ſchlafen,
Die Tochter ging ihren Gang,
Sie ging ſo lange ſpazieren
Bis ſie einen Fiſcher fand.

Den Fiſcher ſah ſie fiſchen:
„Fiſch dir ein verdientes roth Gold!
Fiſch mir doch einen Todten!
Er iſt ein Edelkönigskind."

Der Fiſcher fiſchte ſo lange,
Bis er den Todten fand:
Er griff ihn an den Haaren
Und ſchleift ihn an das Land.

Sie nahm ihn in ihre Arme
Und küßt ihm ſeinen Mund:
„Ade, mein Vater und Mutter!
Wir ſehn uns nimmermehr!“ *

Die ſiegreiche Macht der Liebe, ihr Triumph im Tode können nicht herrlicher beſungen werden, und der edle Geiſt, der aus dem Liede weht, bringt uns unwillkürlich die Geſtalten von Triſtan und Iſolde, Romeo und Julia vor die Augen. In ſeinen Träumen ſkizzirt das Volk die Ideale, welche die großen Dichter weiter ausführen. Dieſe ſchöne und reine Poeſie erblickt in ihrer Einfalt vorahnend die mächtigen göttlichen Seelenkräfte und die großen-Räthſel des Lebens. Und Ihr, welche der krankhaften Leidenſchaften einer blaſirten Civiliſation müde ſeid, die Ihr nur ein bitteres Hohnlächeln für die hohle Aufgeblaſenheit einer verkommenen Poeſie habt, ſuchet nur einmal die verſchlungenen Pfade auf, die zu der urſprünglichen Poeſie jugendfriſcher Völker führen. Schreckt nicht vor den Dornen zurück, die auf dem Wege wachſen, vor den hochaufgeſchoſſenen Farrenkräutern, die die Schluchten ausfüllen, vor den mächtigen Eichenſtümpfen, welche einander in dem undurchdringlichen Dickicht des Hochwaldes umgeriſſen haben. Strebt immer vorwärts, der Höhe zu! Mehr als eine beſcheidene, thaufriſche Blume ſpendet Euch ihren belebenden Duft, mehr als ein Waldvogel empfängt Euch mit fröhlichem Schlag und die belebende Luft, die vom hohen blauen Himmel herabweht, ſtrömt Euch neue Jugendkraft zu. Und nicht fern von den erhabenen Höhen, auf denen die vergeſſenen Götter thronen unter dem Schattendach des ſchweigenden Waldes, findet Ihr den erſten Quell der Liebeslieder, zu dem das Volk einſt eifrig pilgerte und den die Griechen einer Gottheit geweiht haben würden. Wie viel

* Wunderhorn, I. S. 336.

liebende Herzen haben seiner tröstenden Stimme gelauscht, wie viele männlich ernste Naturen sich in seinen klaren Fluthen verjüngt.

Dort ist der Lieblingsaufenthalt der kindlichen Gemüther und der Weisen, der Jugend und des kraftvollen Mannesalters. Hört, der Quell spricht noch immer, es ist die echte unsterbliche Seele der Menschheit, die hier in der Einsamkeit leise die Worte des Volksliedes murmelt: „Liebe stirbt nie bei mir, das glaube mir."

Cajetan: Wenn du die Kirche verlässest,
wo willst du bleiben?

Luther: Unter Gottes freiem Himmel.

Sechstes Kapitel.

Das religiöse Leben.

Die katholische Kirche und ihre Hymnen. — Das Volk und seine Legenden. — Luther, die Reformation und das protestantische Kirchenlied. — Die Befreiung der religiösen Poesie; sie verläßt die Kirche und wendet sich der Natur und Menschheit zu.

Das deutsche Volk hat in seinen Liebesliedern die verborgensten Schätze seines Herzens niedergelegt, sie athmen vielleicht die größte Innigkeit und Frömmigkeit. Indessen soll das nicht heißen, als habe es sich nicht auch zur Religion im eigentlichen Sinne des Wortes erhoben. Das religiöse Gefühl nimmt einen großen Raum in der Volkspoesie ein, in der sich der Mensch immer ganz und ohne Vorbehalt giebt: denn der Mensch ist religiös von Natur. Ob gebildet oder nicht, gläubig oder zweifelnd, bewegt es ihn seltsam, wenn er der Unendlichkeit oder der Ewigkeit gegenüber steht, und er fühlt, daß es ein geheimnißvolles Band zwischen ihm und den zahllosen Wesen giebt, welche die Welt bevölkern. Wie er auch das höchste Wesen nennen mag, dem er sich unterordnet, ob er Jehova, Gott oder den Geist anbetet, der in Allem webt und durch sein Gewissen redet, sobald er nur anbetet, ist er religiös. Und dieses Gefühl, das mächtig, tief und unsterblich, wie seine Seele, ist der erhabenste Ausdruck seiner Religion. Die echte Poesie ist

daher religiös, aber ſie kann es auf tauſend verſchiedene Arten ſein. So wird zum Beiſpiel der philoſophiſche Dichter nicht das Göttliche in einer übernatürlichen Welt ſuchen, er findet es überall, ſieht es in dem unerſchöpflichen Leben der Natur und in dem Adel der Menſchenſeele. Aber der einfache Volksdichter, der unter dem Druck des Lebens ſchmachtet, der bedarf eines Himmels, eines Gottes und einer Heiligenſchaar, die Urbilder aller Vollkommenheiten ſind. Er glaubt an ſie, liebt ſie, beugt ſich vor ihnen in den Staub, nachdem er ſie, ohne es zu wiſſen, mit den köſtlichſten Schätzen ſeines eigenen Gemüthes geſchmückt hat. Seine bilderreiche und treuherzige Legende thut nur im Kleinen, was die Religionen im Großen thun.

Eine wichtige Gruppe würde in dem Bilde der deutſchen Volkspoeſie fehlen, wollte man die religiöſen Lieder nicht anführen. Nach der Zeit ihres Erſcheinens und der Empfindungsweiſe, der ſie ihre Entſtehung verdanken, nehmen ſie die Mitte zwiſchen den lateiniſchen Kirchenhymnen und den proteſtantiſchen Kirchenliedern ein, und zwiſchen dieſe beiden Gegenſätze geſtellt, fällt ein doppelt helles Licht auf ſie. Die Geſchichte der Poeſie erſchließt die Herzen und läßt uns die Umwälzung der religiöſen Auffaſſung ſchauen, die ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert tief im menſchlichen Bewußtſein vollzieht. Die lateiniſchen Hymnen des Mittelalters, die volksthümlichen Legenden und die proteſtantiſchen Kirchenlieder ſind nur ebenſo viel verſchiedene Formen der chriſtlichen Anſchauungsweiſe. Während das Chriſtenthum durch die Kirche, das Volk und die Reformation hindurchgeht, geſtaltet es ſich unaufhörlich um, und die majeſtätiſchen oder einfachen, ſanften oder heroiſchen Klänge jener Lieder, die ſo viele Seelen himmelwärts gezogen haben und uns heute noch bewegen, lehren uns von Neuem, daß die Religionen nichts an ſich ſind, ſondern Alles durch diejenigen, die ſie machen.

mit den griechischen Jünglingen nach wie vor schwatzen und klügeln, nicht aber die Ohren der römischen Jugend von den Worten der Obern und der Gesetze ablenken möchten.“ Und das that er, setzt Plutarch hinzu [1]), nicht aus persönlicher Feindschaft gegen Karneades, wie Einige vermeinen, sondern weil er überhaupt der Philosophie von Herzen gram, und die gesammte hellenische Bildung und Wissenschaft recht aus Pflichteifer herabzusetzen beflissen war. Galt ihm doch selbst Sokrates für nichts als einen Schwätzer und unruhigen Kopf, der es mit allem seinen Treiben nur darauf abgesehn, durch Auflösung der herrschenden Sitten und Aufstellung verderblicher Grundsätze die Bürger zu verführen und sich zu einer Art von Tyrannen aufzuwerfen.

Und mit diesem Glaubensbekenntnisse steht Cato nicht etwa als ein Sonderling in seiner Zeit und in seinem Volke. Vielmehr repräsentirt er die Grundansicht, wenn nicht aller Römer seines Standes, so doch einer ganz überwiegenden Parthei, wie denn das der Erfolg seiner vorgeschlagenen Maassregeln beweist, denen sich auch nicht eine Stimme zu widersetzen wagte [2]).

Die römische Nation lässt sich in ihrem Verhältnisse zu Kunst und Philosophie wie ein einziger Mensch betrachten. Während einer tausendjährigen Existenz hat sie weder einen genialen Künstler noch einen selbstständigen Philosophen

1) Plutarch. vit. Caton. cp. XXII, XXIII.

2) Plutarch. a. a O. und andere bei *Raph. Kühner* Ciceronis in philosophiam - - merita p. 9. n. 6.

Die katholiſche Kirche hat ihren lateiniſchen Liedern einen unverkennbaren Stempel aufgeprägt. Wenn ſie ertönen, richtet ſie ſich in ihrer ganzen finſtern Größe auf, wie die ſtolze Kathedrale, die von der arbeitſamen Stadt zu ihren Füßen nichts wiſſen will. Sie ſtellt den Himmel auf Erden dar, alles Uebrige geht ſie nichts an. Sie ruht auf der Tradition, als auf einer unerſchütterlichen Grundlage, ſteigt langſam empor mit ihrem Volk von Märtyrern und Heiligen, und während man ſchon anfängt, ihre Grundfeſten zu untergraben, ſtrebt ihre myſtiſche Kreuzblume in die Lüfte und will von oben her die Welt beherrſchen. Myſtiſch in ihrer Poeſie, ascetiſch in ihrer Moral, bemächtigt ſich die Kirche zuerſt der fruchtbarſten Ideen des Chriſtenthums und unterwirft ſich mit ihrer Hülfe das Abendland. Aber je mehr ſie ſich befeſtigt, um ſo mehr iſt ſie beſtrebt, das religiöſe Leben allein auszufüllen, und dadurch übt ſie einen ſchweren Druck auf die Völker. Drohend ſtellt ſie ſich zwiſchen Gott und Menſchen, richtet eine unüberſteigliche Schranke auf zwiſchen Himmel und Erde, Prieſter und Volk, göttlichem und menſchlichem Leben. Was konnte die Poeſie in einer ſolchen Religion anders werden, als ein feierliches Beiwerk des Gottesdienſtes? Daher rührt ihr überall gleichmäßiger Charakter: denn ſie iſt bei allen Nationen dieſelbe, immer lateiniſch, immer derſelben Anſchauungsweiſe entſprungen. Dieſe Hymnen ſind nicht deutſch, franzöſiſch oder italieniſch, ſondern katholiſch und römiſch. Die Originalität der Völker und Individuen vermag weder die ſchwere bleierne Hülle der Orthodoxie, noch die eiſerne Form der lateiniſchen Sprache zu durchbrechen. Was dieſe Hymnen preiſen, das iſt das Unbewegliche, das überall und ewig bleibt; es iſt die überirdiſche Welt, neben der die Erde nichts gilt; es ſind die herrlichen Geheimniſſe Gottes, nach denen die Menſchheit verlangend aus ihrer Nacht der Verdammniß blickt, es iſt die heilige Geſchichte, vor der alle irdiſche Geſchichte erbleichen

muß. Die äußere Gestaltung des Gottesdienstes macht den Abgrund nur noch fühlbarer, der Himmel und Erde trennt. Denn zwischen Gott und dem Menschen giebt es auch da keinen unmittelbaren Verkehr; er spricht mit ihm nur durch seinen Stellvertreter. Die Gemeinde kniet im Schiff der Kirche und die Priester singen hinten am Hochaltar die Hymnen, welche die Seelen auf Weihrauchwolken von der Erde emporheben. Der Grundgedanke, welcher der Kirche des Abendlandes in den frühesten Zeiten vorschwebt, ist der Glaube an den einigen, allmächtigen Gott. Dieser Gedanke ist es, dessen Erhabenheit die heiligen Eichen der alten Deutschen stürzt und den starren Nacken der Barbaren beugt; er tönt in der Donnerstimme des Friesenapostels und blitzt in dem Schwert Karl's des Großen, und ihm gelten vornehmlich die ältesten Kirchengesänge. Um den einigen und allmächtigen Gott zu suchen, drängt sich das Volk in die imposante Basilika, deren stolze Pfeiler Jahrhunderten trotzen, in jenen Tempel, in das Heiligthum der Ewigkeit inmitten der Stürme der Welt. Alle stehen hier auf gleichem Boden; und unter dem Hauche des allmächtigen Gottes beugt sich das Haupt des Handwerksmanns wie das des Ritters und des Königs. Die Orgel entsendet ihre mächtigen Tonwellen, die die starken Pfeiler umrauschen und in den fernsten Tiefen des Gebäudes verhallen. Nacht umfängt das ganze Schiff, aber am Hochaltar glänzen Kerzen und die Priester loben den König der Könige:

Tibi omnes angeli, tibi coeli
Et universae potestates,
Tibi Cherubim et Seraphim
Incessabili voce proclamant:

Sanctus, sanctus, sanctus
Dominus Deus Sabaoth!

Pleni sunt coeli et terra
Majestate gloriae tuae. *

Die Gläubigen verstehen die Sprache des Gesanges nicht, aber sie wissen, daß der Höchste gepriesen wird, und schwärmerische Gemüther erheben wohl das Haupt und glauben, daß sich die Wölbung öffnet und ihre Augen unaussprechliche Wonnen schauen. Da schwebt sie, die singende Kirche, mit ihren sieben über einander stehenden mystischen Kreisen, von denen ein jeder immer kleiner und heller als der vorhergehende ist. Da sind sie, die Erwählten in weißen, strahlenden Gewändern von hellem Glanz umflossen, unten die glückliche Schaar der begnadigten Sünder, höher das Heer der frommen Lehrer und der Heiligen, noch höher die verklärten Märtyrer mit Palmen, die Propheten, die Erzengel und Heerschaaren, die vor dem Thron des ewigen Vaters knien. Eine erhabene Vision, in der der Christ in dem Gedanken an das Allerheiligste aufgeht! Aus der Natur, aus dem wirklichen Leben entrinnen, um sich in die Größe Gottes zu versenken, ist das stete Bestreben jener Hymnen. Aber den Stunden der Entzückung folgt verhängnißvoll das Erwachen, und nach der hohen Begeisterung bleibt der Seele nichts als das Bewußtsein ihrer Ohnmacht. Je tiefer sie sich vor dem allmächtigen Gott gebeugt hat, um so elender fühlt sie sich; je mehr sie seine strahlende Reinheit erkannt, um so unreiner und schuldbeladener kommt sie sich vor, denn ihr klebt die Erbsünde an. Der Gott, der ein Geist ist, gebietet ihr, das Fleisch zu kreuzigen, aber die böse Lust quält sie mit glühenden Pfeilen. Der strenge und eifersüchtige Gott verlangt, daß sie sich demüthigt, und

* Hymne des Ambrosius aus dem vierten Jahrhundert: „Alle Engel, alle Himmel, alle Mächte des Weltalls, die Cherubim und Seraphim rufen mit ewiger Stimme: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Himmel und Erde sind deines Ruhmes voll."

der Hochmuth verzehrt ſie innerlich. Sich ſelbſt überlaſſen, glaubt ſie ſich verdammt und ruft tiefgebeugt: Ich bin nicht werth, meine elenden Augen zu den glänzenden Gefirnen zu erheben, denn die Laſt meiner Sünde drückt mich zu Boden. Schone meiner, Erlöſer. . . . Weint mit mir, ihr Sterne, heulet ihr Thiere des Waldes und ſprechet: „Verflucht biſt du, der unter der gottloſen Miſſethat ſeufzt.“ *

Gott hat vollſtändig mit dem Menſchen gebrochen, ſelbſt der herrliche Aufſchwung in den Hymnen vermag ihn nicht zu beſänftigen; er thront in zu hoher Majeſtät. Die Creatur bedarf eines Erlöſers in Menſchengeſtalt und den findet ſie in dem gekreuzigten Chriſtus. Der Menſch gewordene Gott iſt ein Widerſinn für die Vernunft, aber er entwickelt ſich ganz pſychologiſch aus den Empfindungen und dem Verlangen des chriſtlichen Gemüthes, dem Gott Vater nicht genügte. Denn die Seele hat das Bedürfniß, ihren Gott zu ſehen und zu lieben und darum macht ſie ihn zum Menſchen; ſie bedarf der Rettung, darum muß Gott für ſie den Kelch menſchlicher Leiden trinken. Allmächtig, ewig und vollkommen ſein, das iſt göttlich, aber die Menſchen unendlich lieben und unendlich für ſie leiden, iſt noch göttlicher, und das iſt der menſchliche Inhalt des Geheimniſſes der Menſchwerdung und der Leidensgeſchichte Chriſti. Dieſem Gefühl entſpringen die zahlloſen Hymnen an den Gekreuzigten, in denen ſich der Chriſt mit Jeſus identificirt. Dieſer Kultus des Schmerzes ſteigert ſich bis zu dem höchſten Grade, wie bei Bernhard von Clairvaux, der ſich nach einander an die blutenden Füße, die Knie, die Hände mit den Nägelmalen, die durchſtochene Seite und das dornengekrönte Haupt des Erlöſers wendet. Denn der begeiſterte Chriſt will das Leiden ſeines Herrn ſelbſt mit durchmachen und ſucht die himmliſche Seligkeit im grenzenloſeſten Schmerz.

* Hymne des Hilarius. Wackernagel, I. S. 12.

Doch auch der sühnende Gott genügt noch nicht dem Gläubigen, denn es kommt der Tag des Gerichts und dann wehe denen, die gegen die Gebote des Höchsten gefehlt haben. Das Lamm wird zum Löwen werden. Gott Vater ist da, um die Welt zu schaffen, Gott Sohn, um für die Sünde zu büßen und am jüngsten Tage zu richten, aber um zu verzeihen, muß eine Frau im Himmel sein. Daher kommt es, daß Maria schließlich den ersten Rang in der mittelalterlichen Poesie einnimmt; sie vervollständigt die göttliche Familie. Wenn Gott die unnahbare Majestät darstellt, Christus das Leiden und die Gerechtigkeit, so ist sie die unendliche Gnade. Weil sie am meisten schweigend gelitten hat, kann sie auch am meisten verzeihen. Den kirchlichen Dichtern erscheint ihr Herz als ein Meer von Liebe und Leiden, in das sie sich zu versenken lieben:

Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa
Dum pendebat filius.
Cujus animam gementem
Contristantem et dolentem
Pertransivit gladius.*

Die Logik des Menschenherzens machte Maria zu der ersten Gottheit des Mittelalters. Der Vater zog den Sohn zu sich, der Sohn die Mutter. Mutter durch die Unermeßlichkeit ihrer Liebe, Jungfrau durch die Reinheit ihres Herzens,

* Thränenvoll, mit schwerem Herzen
Stand die Mutter, reich an Schmerzen,
Als der Sohn am Kreuze hing.
Bang erbebend bei dem Leide,
Denn es war des Schwertes Schneide,
Was durch ihre Seele ging.

Hymnen des Mittelalters. Frei nach dem Lateinischen, H. v. Loeper. Seite 21

vereinigt ſich in ihrer Geſtalt die tiefe Empfindung und die keuſche Tugend, welche die Macht des Weibes ausmachen. Darum wird das Herz Maria's der lebendige Mittelpunkt der katholiſchen Weltanſchauung, der Herd der Liebe und des Erbarmens, dem Alle zuſtreben. Deshalb feiert man ſie bald als Roſe, als „reine Gottesblume“ und „Stern des Meeres.“ Himmel und Erde beten ſie an:

Ad te clamant miseri
De valle miseriae,
Te adorant superi
Matrem omnis gratiae.
O sanctissima Maria! . . . .*

Die Anbetung Gottes, Jeſu und Maria's ſind die drei großen Gedanken jener Hymnen, die ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert in erhabener Einförmigkeit wiederholen. Sie verachten die Erde und laden zu der Betrachtung des Himmels ein. Es ſind manchmal herrliche Erhebungen der Seele zum Ideal, aber es fehlt ihnen die Freudigkeit, die Leben giebt, die Kraft, die zum Handeln treibt, der Glaube an den Menſchen, durch den der Menſch innerlich wächſt. Sie ſind von Gott durchdrungen, aber ſie ſtellen ihn außerhalb des Bereiches des Menſchen. In dieſer Religion iſt die ſündige Menſchheit rettungslos verloren und nichts als eine verworrene Menge, die vom Sturmwind ihrer Leidenſchaften und Verbrechen dem jüngſten Gericht zugetrieben wird. In dem Dies irae tritt die mittelalterliche Auffaſſungsweiſe in ſchreckvollſter Geſtalt uns entgegen:

Dies irae, dies illa
Solvet saeculum in faville
Teste David cum Sybilla.

* Zu dir rufen die Elenden aus dem Jammerthal, dich beten die in der Höhe an, Mutter aller Gnaden, o heilige Maria! . . . .
Hymne aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus
Cuncta stricte discussurus.

Tuba mirum sparget sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum.

Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura,
Judicanti responsura.

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur
Unde mundus judicetur.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit
Nil inultum remanebit.

Quid sum miser tum dicturus,
Quem patronum rogaturus?
Dum vix justus sit securus.

Rex tremendae majestatis
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis . . . etc.

Tag des Zornes, Tag der Schrecken,
Wenn der Herr wird auferwecken,
Was die Gräber jetzt bedecken.

Die Posaune wird den Gründen
Dann mit lautem Klang verkünden,
Daß Er richten will die Sünden.

Bei dem wunderbaren Schalle
Oeffnen sich die Gräber alle,
Alles eilt zur Richterhalle.

Tod und Schöpfung ſehn mit Beben
Sich die Kreatur erheben,
Rechenſchaft dem Herrn zu geben.

Vor dem Richter aufgeſchlagen
Liegt das Buch, darin die Klagen
Deutlich ſtehen eingetragen.

Nichts entzieht ſich dem Gerichte:
Das Verborgne kommt zum Lichte
Und die Lüge wird zu nichte.

Was ſoll Armer ich dann ſagen?
Welchen Anwalt mir erfragen,
Wenn Gerechte ſelbſt verzagen?

Heil'ger Gott, vor dem wir beben,
Du allein kannſt uns vergeben
Unſer ſündenvolles Leben.*

Die chriſtliche Poeſie hat nichts Großartigeres aufzuweiſen und die lateiniſche Sprache bringt hier die herrlichſten Wirkungen hervor. Ihr ſtrenger, voller Ton hallt weithin, wie die Poſaune des jüngſten Gerichts über die Gräber aller Zeiten. Dieſe ſchönſte Hymne des Mittelalters enthält zugleich ſein letztes Wort über die Menſchheit.

So iſt in ihren hervorſtechendſten Zügen die lateiniſche Poeſie der katholiſchen Kirche beſchaffen; im Tempel geboren, nur für den Gottesdienſt beſtimmt, tritt ſie nie über die Schwelle der Kirche hinaus. Wohl war ſie der Troſt der Kirchenväter, der Kirchenlehrer und der Prieſter, die dieſe Hymnen ſangen und ihren hohen Sinn erfaßten. Aber was konnten ſie dem Volk ſein, das nicht einmal die Sprache verſtand, in der ſie gedichtet waren? Wohl nährte die Pracht des Gottesdienſtes, der feierliche Orgelklang und der Glanz

* Dies irae von Thomas von Celano im 12. Jahrhundert. Hymnen des Mittelalters. Frei nach dem Lateiniſchen von H. v. Löper.

der Ceremonien seine Phantasie, und nach der Ansicht der Kirche sollte es sich an diesen oberflächlichen Regungen auch genügen lassen, denn sie verlangt von dem Volke nichts als schweigende Unterordnung und verspricht ihm dafür die ewige Seligkeit. Mit kindlicher Andacht wohnte das Volk dem Gottesdienste bei, aber die Religion beschäftigte es zu lebhaft, als daß es sich mit dieser passiven Rolle hätte begnügen sollen. Denn mußte es ihm nicht scheinen, als ob die lateinisch gesungenen Hymnen es nur noch weiter von der Gottheit entfernten? Um die Gottheit kennen zu lernen, mußte sie zu ihm herabsteigen, um sie lieben zu können, mußte sie Theil an seinem Leben nehmen. Darum schuf sich das Volk seine religiöse Poesie in seiner eigenen Sprache und nach dem Bedürfniß seines eigenen Herzens. So sucht das religiöse, von dem Katholizismus zurückgestoßene individuelle Gefühl einen Ausfluß in der volksthümlichen Legende. Mit ihr treten wir aus den finstern Mauern der Kathedrale heraus unter den heitern Himmel der Natur. Dem Glauben nach steht das Volk noch unter der Herrschaft des katholischen Dogma's, aber unbewußt sagt es sich in seinem Herzen von ihm los, und bereitet sich im Stillen auf eine große, moralische Umwälzung vor, indem es sich dem kühnen Fluge seiner Phantasie und den Eingebungen seines Gewissens überläßt.

Wie wir gesehen haben, feiert das deutsche Volk in seiner Poesie die Natur; bald versenkt es sich in sie mit den Wasser- und Waldgeistern, bald preist es sie in der Trunkenheit des Weins und dem Uebersprudeln seiner Leidenschaften, oder legt ihr göttliche Weihe in seinen Liebesliedern bei. Ein jeder dieser heiteren oder ernsten Reime ist ein Angriff auf die christliche Ascetik; und einen ähnlichen Geist athmen die Legenden. Nicht etwa, daß das Volk die biblischen Geschichten auf die Stufe gewöhnlicher Abenteuer herabzöge. Im Gegentheil beugt es sich verehrend vor der milden Ge-

ſtalt Jeſu und ſeiner Mutter, weil es die Gegenwart des Göttlichen fühlt. Aber trotzdem ſieht es in der Himmelskönigin, dem Gottesſohn nur die menſchliche Seite der Geſtalten, die ewige Liebe, den herbſten Schmerz und die höchſte Opferfähigkeit; dies betet das Volk an, ohne ſich an die Dogmen der Kirche zu kehren und dies iſt eben auch der ewige und wahrhaft göttliche Inhalt des religiöſen Gedankens.

Wenn die katholiſche Kirchenpoeſie eine unausgeſetzte Erhebung der Seele himmelwärts iſt, ſo führt uns die Volkspoeſie fortwährend auf die Erde zurück. Sie beſingt nicht einen unnahbaren Gott, ſondern einen Gott in Menſchengeſtalt, den ſie wie ihre Helden reden und handeln läßt. Das Geheimniß des Leidens veranlaßt ſie nicht zu ſpitzfindigen Grübeleien, ſondern ſie ſtellt es wie ein erhabenes und rührendes Drama dar.

Maria kam unter das Kreuz gegangen,
Sie ſah ihr liebes Kindlein hangen
An einem Kreuz, war ihr nicht lieb,
Maria war ihr Herz betrübt.

Johannes, liebſter Jünger mein,
Laß dir mein' Mutter befohlen ſein.
Nimm's bei der Hand, führ's weit hindann,
Daß ſie nicht ſieht mein Marter an.

Ach Herr, das will ich gerne thun,
Ich will ſie führen weit davon,
Ich will ſie tröſten all: wol,
Wie ein Kind ſeine Mutter tröſten ſoll.

Er nahm ſie bei der rechten Hand,
Er führt ſie weit vom Kreuz hindann.
Weit von dem Kreuz, war ihr nicht lieb.
Maria war ihr Herz betrübt.

aufzuweisen, obschon sie in beiden Beziehungen dieselben Lehrer, dieselben Muster und Vorbilder, nur unendlich viel näher und vollständiger besass, an deren trümmerhaften Ueberresten sich gleichwohl die neueren Völker des Abendlandes noch zu einer Höhe herangebildet haben, die mit dem Zustande römischer Bildung kaum eine Vergleichung zulässt. Es ist daher vergeblich und ungerecht, die Beschränktheit der philosophischen Bildung bei den Römern auf Rechnung ihrer Lehrer zu setzen, „weil diese ihnen die Philosophie im Gewande der einseitigen Schulweisheit von Sekten dargeboten hätten." Und wären Platon und Aristoteles selbst zu ihnen gekommen, die Römer hätten darum doch weder eine Akademie noch ein Lykeion gesehn. Das was sie zu Römern macht, dieser praktische Sinn, der, mit vollendetem Egoismus gepaart, Alles nur auf den Staat, und auf das eigne Ich in seinem Verhältnisse zum Staate bezog, der sie befähigte siegreich die Welt unter das eiserne Joch ihrer Stadt zu beugen; das unmittelbare Bewusstsein dieser Bestimmung Roms, das in allen seinen Kriegern und Staatsmännern so lebendig war, dass ein Cäsar die Todeszuckungen eines sieben Jahre lang seinem Verhängnisse widerstrebenden, für seine Freiheit sich opfernden Volks so mitleidslos und ruhig betrachten und schildern konnte wie ein Wundarzt den Schmerzenskrampf des unter seinem Messer Verscheidenden — das war es was ihnen von vorn herein eine engere Befreundung mit Studien nicht gestattete, die ihnen von ihrem Standpunkte aus als eitel, nichtig

Nun bieg dich, Baum, nun bieg dich, Aſt,
Mein Kind hat weder Ruh noch Raſt.
Nun bieg dich, Laub und grünes Gras,
Laßt euch zu Herzen gehen das.

Die hohen Bäum', die bogen ſich,
Die harten Felſen zerkloben ſich,
Die Sonn' verlor ihren klaren Schein,
Die Vögel ließen ihr Rufen ſein.

Die Wolken ſchrien Weh und ach,
Die Felſen gaben einen Krach,
Die Gräber öffneten die Thür,
Die Todten kommen all' herfür.*

In dem ganzen Vorgang ſieht das Volk nur die Fürſorge des ſterbenden Sohnes und das Leid der Mutter, und die Umwälzungen in der Natur ſind nur der majeſtätiſche Ausdruck für dieſen göttlichen Schmerz.

Aber das Volk hält ſich nur ſelten an die bibliſche Erzählung, es hat ſeine eigenen Offenbarungen, Wunder und Erſcheinungen. In den ſtolzen Domen erſtickt die Stimme des Prieſters ſeine Seele, aber in der Waldeinſamkeit lauſcht es der Sprache ſeines Herzens. Nach ſeiner Meinung iſt Jeſus auch zu dieſen Bergen herabgeſtiegen, hat Maria auch dieſe Thäler durchwandelt. Zwar wohnen ſie im Himmel, aber ſie haben die Erde lieb, und wie ſollten ſie der Menſchenkinder vergeſſen? So denkt das Volk. Und dem Hirten erſcheinen ſie in ſeiner Einſamkeit hoch oben auf den Alpen und der Fiſcher ſieht ſie am Geſtade wandeln. Eines Tags, berichtet die Legende, begegnet Maria einem Schiffer, der ſie nicht erkennt.

Maria ſollt' zur Schule gehn:
Was fand ſie an dem Wege ſtehn?

* Wunderhorn, Th. I. Seite 146.

Da fand sie einen Schiffmann stehn;
Ach Schiffmann, fahr' mich über das Meer.

Ich will dich fahren über das Meer,
Ihr müßt mir versprechen eu'r höchste Ehr!

Meine höchste Ehre versprech' ich euch nicht,
So lange als Himmel und Erde steht.

Meine Ehre versprech' ich euch nimmermehr,
Viel lieber will ich wandeln über das Meer.

Und als sie in die Mitte kam
Fingen alle Glocken zu läuten an.

Sie läuten alle groß und klein,
Sie läuten alle in's gemein.

Maria kniet auf einem Stein;
Dem Schiffmann sprang sein Herz entzwei.*

Denn er hatte erkannt, daß er die Mutter des Heilands beleidigt. Das ist ein kindlicher Traum, wenn man will, aber ein tiefsinniger Traum. Denn wie kann man lebhafter und anschaulicher die jungfräuliche Demuth und Reinheit darstellen, oder wie die große Macht schildern, die sie selbst auf verderbte Menschen ausüben.

Maria, die „heilige Dame," wie das Volk sagt, ist auch in ihrer Demuth und Reinheit barmherziger gegen die Sünder, als der heilige Petrus, der eifersüchtige Hüter der Himmelspforte. Während er die armen Seelen wegen geringfügiger Verbrechen hart abweist, bringt sie Maria zu seinem nicht geringen Verdruß in das Himmelreich zurück. Zwei Schwestern sterben an einem Tag, aber Petrus nimmt nur

* Simrock, 143.

eine in das Paradies auf, die andre soll den „breiten Weg“ gehn.

Und da sie den breiten Weg auß'n kam,
Da begegnet ihr die heilige Frau.

Wohinaus, wohinaus, du arme Seel'?
Wir wollen jetzt zu Gott einkehr'n.

Ich bin ja schon bei Gott eingekehrt,
Da hat mir St. Petrus hinaus gewehrt.

Was hast du denn für Sünde gethan,
Daß du nicht darfst in Himmel gahn?

Ich habe alle Samstag Nacht
Ein Abendtänzchen mitgemacht.

Hast du sonst keine Sünde gethan,
Darfst du mit mir in Himmel gahn.

Maria nahm sie bei der Hand,
Führte sie in's gelobte Land.*

Maria ist vor Allem die Freundin der Armen und Betrübten. Selbst demüthig, liebt sie die Demüthigen, selbst reich an Schmerzen, fühlt sie sich zu denen hingezogen, die leiden, wird sie Vertraute der Verlassenen, Trösterin der gebrochenen Herzen, die selbst nicht einmal Kraft haben, ihr Weh zu klagen. Ihr Bild steht an der Landstraße, auf Felsvorsprüngen, nahe an Quellen, in alten hohlen Baumstämmen, damit ein Jeder ihr sein Flehen vortragen könne. Ein paar Verse, die an eine arme Wallfahrerin gerichtet sind, geben ein deutliches Bild, wie lieblich, wehmüthig und trostreich zugleich das Volk die Gestalt Maria's auffaßte.

* Simrock, 142.

Hör mich, du arme Pilgerin,
Die zum Wallfahrten haſt den Sinn,
Nicht wolleſt du vorübergehn,
Bei dieſem Bilde bleibe ſtehen,
Erfriſch allhier die müden Füß',
Maria hier, die Mutter, ſüß,
Ganz ruhig ſtehet und wartet,
Ob du biſt gut geartet.

Haſt du ihr nichts zu geben mehr,
Laß ihr nur eine fromme Zähr',
Thu ſie mit naſſen Augen
Ganz ſinniglich anſchauen,
Ohn' Zweifel wird's ihr lieber ſein,
Denn Silber, Gold und Edelſtein;
Sie wird die Treue haben,
Dich wieder zu begaben.*

Jeſus iſt dem Volk nicht minder theuer, als ſeine Mutter. Ein noch hellerer Schein umgiebt ſein mildes Antlitz und kennzeichnet ihn als den Gottesſohn. Sie tröſtet und verzeiht, er rührt die Herzen und bekehrt die Sünder. Wie ſeine Mutter, giebt auch er ſich nicht immer zu erkennen und ſucht mit Vorliebe diejenigen auf, die noch nichts von ihm wiſſen.

Wie rührend iſt zum Beiſpiel die Legende von des Sultans Töchterlein. Der Sultan iſt für das Volk der Erzfeind der Chriſtenheit, das Bild des verſtockteſten Heiden, aber es giebt ihm in der Poeſie eine gute und fromme Tochter, welche in ihrem Herzen den Gott ahnt, von dem ſie nie hat reden hören:

Der Sultan hatt' ein Töchterlein,
Die war früh aufgeſtanden,
Wohl um zu pflücken die Blümelein
In ihres Vaters Garten.

* Wunderhorn, II. S. 172.

Da ſie die ſchönen Blümelein
So glänzen ſah im Thaue,
Wer mag der Blümlein Meiſter ſein?
Gedachte die Jungfraue.

Er muß ein großer Meiſter ſein,
Ein Herr von großen Werthen,
Der da die ſchönen Blümelein
Läßt wachſen auf der Erden.

Ich hab ihn tief im Herzen lieb,
O dürft' ich ihn anſchauen!
Gern ließ ich meines Vaters Reich
Und wollt' ſein Gärtlein bauen.

Da kam zu ihr um Mitternacht
Ein heller Mann gegangen,
Thu auf, thu auf, viel ſchöne Magd,
Mit Lieb' bin ich umfangen.

— — — — — — — — — — —

Sie öffnet ihm voll Freudigkeit,
Sie neigt ſich tief zur Erden
Und bot ihm freundlich gute Zeit
Mit ſittſamen Geberden.

Woher, woher, o Jüngling, ſchön?
In meines Vaters Reichen
Mag keiner dir zur Seite gehn,
Sich keiner dir vergleichen.

Viel ſchöne Magd, du dachteſt mein,
Um dich bin ich gekommen
Aus meines Vaters Königreich,
Ich bin der Meiſter der Blumen.

O Herr, o Herr, wie weit, wie weit
Iſt's zu des Vaters Garten?
Dort möcht' ich wohl in Ewigkeit
Der ſchönen Blumen warten.

Mein Garten liegt in Ewigkeit
Und noch viel tausend Meilen,
Da will ich dir zum Brautgeschmeid'
Ein Kränzlein roth ertheilen.

Da nahm er von dem Finger sein
Ein'n Ring von Sonnengolde,
Und fragt, ob Sultans Töchterlein
Sein Bräutlein werden wollte.

Und da sie ihm die Liebe bot,
Sein' Wunden sich ergossen:
O Lieb, wie ist dein Herz so roth,
Dein' Hände tragen Rosen.

Mein Herz, das ist um dich so roth,
Für dich trag ich die Rosen,
Ich brach sie dir im Liebestod,
Als ich mein Blut vergossen.

Mein Vater ruft, nun schürz' dich Braut,
Ich hab' dich längst erfochten.
Sie hat auf Jesu Lieb vertraut,
Ihr Kränzlein war geflochten.

— — — — — — — — — — —

Sie gingen durch ein großes Thor,
Worauf die Weltgeschichten
Aus Sonnengold gestellet vor,
Und Alles stand im Lichten.

Auf Wolken schöne Engel schnell
Sich schwungen, bunt in Flügeln,
Wie Hirten, die am Morgen hell
Sich grüßen von den Hügeln. *

Diese Legende erinnert an die lieblichen Bilder auf Goldgrund von Fra Angelico da Fiesole, in denen die Seligen

* Wunderhorn, I. S. 3.

von Engeln unter myſtiſchen Paradieſesblumen umarmt werden, aber ſo keuſch, daß keine irdiſche Regung aufkommt. Die Geſchichte iſt keineswegs in ſtreng orthodoxem Sinn gedichtet, aber noch ketzeriſcher lautet die Sage vom Tannhäuſer, welche die Unfehlbarkeit des Papſtes geradezu leugnet. Tannhäuſer iſt ein tapferer Ritter, der auf Abenteuer auszieht und den Ruhm der ſchönen Frauen verkündet. Der irdiſchen Frauen müde, begehrt er der Göttinnen und geht in den Venusberg. Nach dem durch die Kirche genährten Volksglauben war Venus eine Teufelin, das Urbild der Sinnlichkeit und Sünde, und lebte fern von den Menſchen in einen Berg gebannt. Dort hatte ſie mit ihrer Zauberkunſt ſich ein Feenreich geſchaffen voll duftiger Lauben und murmelnder Quellen, in dem ſie mit ihren verführeriſchen Dienerinnen hauſte. Von Zeit zu Zeit dringen Männer, von unwiderſtehlichem Verlangen getrieben, in den Berg, aber keiner von ihnen kehrt zurück. Auch Tannhäuſer, von unerſättlichem Liebesdurſt getrieben, geht ungeachtet der Warnung des getreuen Eckart hinein; die dämoniſche Schönheit der Venus bezwingt ihn und er gelobt, ſie nie wieder zu verlaſſen. Doch bald darauf wird er von Gewiſſensbiſſen ergriffen, der verlorene Himmel ſchmerzt ihn und als er den Ton der Kirchenglocken hört, denkt er an Maria, die er zuerſt geliebt hat. Aber Venus erinnert ihn an ſeinen Schwur.

* Herr Tanhäuſer, ihr ſeid mir lieb;
Daran ſollt ihr gedenken,
Ihr habet mir einen Eid geſchworen,
Ihr wollet nicht von mir wenken.

Frau Venus, ich habe es nicht gethan,
Ich will das widerſprechen,
Wann Niemand ſpricht das mehr denn ihr,
Gott helf mir zu den Rechten.

* Wunderhorn, I. S. 97.

Herr Tanhäuſer, wie ſaget ihr mir!
Ihr ſollet bei uns bleiben,
Ich gebe euch meiner Geſpielen ein'
Zu einem ehelichen Weibe.

Nehme ich dann ein ander Weib,
Als ich hab' in meinem Sinne,
So muß ich in der Höllenglut
Da ewiglich verbrinnen.

Du ſageſt mir viel von der Höllenglut,
Du haſt es doch nicht befunden:
Gedenk an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.

Was hilft mich euer rother Mund
Er iſt mir gar unmehre.*
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre.

Herr Tanhäuſer, wollt ihr Urlaub han,
Ich will euch keinen geben,
Nun bleibet, edler Tanhäuſer zart,
Und friſchet euer Leben.

— — — — — — — — — — —

Eure Minne iſt mir worden leid;
Ich hab in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr ſeid eine Teufelinne.

Tanhäuſer, wollt ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greiſen,
Und wo ihr in dem Land umfahrt,
Mein Lob, das ſollt ihr preiſen.

Endlich läßt ſie ihn fort, und reuig zieht er nach Rom, um zu beichten.

* unmehre iſt unlieb, gleichgültig.

Herr Papſt, geiſtlicher Vater mein,
Ich klag euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab,
Als ich euch will verkünden.

Ich bin geweſt ein ganzes Jahr
Bei Venus, einer Frauen;
Nun will ich Beicht' und Buß' empfahn,
Ob ich möcht' Gott anſchauen.

Der Papſt hatt' einen Stecken weiß,
Der war vom dürren Zweig.
Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
So ſind dir deine Sünden verziehen.
— — — — — — — — — — —
Da zog er wieder aus der Stadt
In Jammer und in Leiden:
Maria, Mutter, reine Magd,
Muß ich mich von dir ſcheiden,

So zieh ich wieder in den Berg
Ewiglich und ohn' Ende
Zu Venus, meiner Frauen zart,
Wo mich Gott will ſenden.

Darnach wohl an dem dritten Tag
Der Stecken hub an zu grünen;
Da ſandt' man Boten in alle Land,
Wohin der Tanhäuſer wär' kommen.

Da war er wieder in dem Berg,
Darinnen ſollt' er nun bleiben
So lang bis an den jüngſten Tag,
Wo ihn Gott will hinweiſen.

Das ſoll nimmermehr kein Prieſter thun,
Dem Menſchen Mißtroſt geben;
Will er denn Buß' und Reu' empfahn,
Seine Sünde ſei ihm vergeben.*

* Wie bei vielen Legenden knüpft ſich auch die Sage vom Tann-

Dieſer Glaube an die erlöſende Macht aufrichtiger Reue im Widerſpruch gegen Papſt und Kirche iſt einer jener kühnen und tiefſinnigen Züge, an denen die Volkspoeſie ſo reich iſt, und welche die Unabhängigkeit ihrer Auffaſſung beweiſen. Der Glaube, die Kraft ſeiner Seele, treibt den Tannhäuſer aus dem Venusberg hinaus, läßt ihn trotz des Genuſſes irdiſcher Freuden nach dem Himmel ſtreben und würde ihn gerettet haben, wäre er ſtandhaft geblieben. Für denjenigen, der aus den Legenden das Zwiegeſpräch des Volks mit ſeinem Gewiſſen heraus zu hören vermag, giebt es nichts Intereſſanteres als ſolche Beobachtungen. Wie weit ſind wir hier von den Kirchenhymnen entfernt. Der Glaube iſt zwar derſelbe, aber wie verſchieden iſt die religiöſe Empfindung! Dort in der Kirchenpoeſie finſtere und furchtſame Asceſis, hier Freude im Himmel und auf Erden;

häuſer urſprünglich an eine beſtimmte Perſönlichkeit. Tannhäuſer war einer jener Minneſänger im dreizehnten Jahrhundert, die an den Höfen der Fürſten lebten, ein mittelmäßiger Dichter und heiterer Lebemann, der ein wildes Leben führte und es ſpäter bitter bereute. Dieſe Reue iſt übrigens der einzige Zug des Menſchen, den die Geſtalt der Legende überkommen hat. Denn die Phantaſie des Volkes hat den Tannhäuſer vollſtändig umgebildet. Er iſt nicht mehr der gewöhnliche Lebemann, ſondern eine von ſtarken Leidenſchaften erſchütterte Natur. Er hatte ſich dem Mariendienſt geweiht, aber das Verlangen nach Sinnengenuß treibt ihn in den Venusberg, und daher rührt die tiefe Reue, die dem Taumel des Genuſſes folgt. Aus dieſem Gedicht und der Sage vom Sängerkrieg hat Richard Wagner das Motiv zu ſeiner herrlichen Oper geſchöpft. Er hat den dramatiſchen Knoten der Sage genommen und den Grundgedanken der Volksſage ſcharf betont, denn in der Seele ſeines Helden kämpft der Drang nach ſinnlicher Liebe mit der idealen Liebe. In dieſem Kampf unterliegt Tannhäuſer. Im Drama mußte nothwendigerweiſe die Jungfrau Maria auf die Erde herabſteigen; aus ihr iſt Eliſabeth geworden, die reine Frau, die ideale Erlöſerin, die den gefallenen Menſchen durch die Macht ihrer Liebe und ihrer Aufopferung rettet.

Anmerkung des Verfaſſers.

und nutzlos, ja als staatsgefährlich erscheinen mussten. Aber wie überall ist es auch hier unsre Aufgabe, das Gegebne und Geschehene zu erklären, dadurch dass wir aufzuzeigen versuchen, *wie* es geschehn.

Der Begriff des Nutzens, der unmittelbaren praktischen Anwendbarkeit für den Bedarf des Lebens beherrschte und leitete die Römer bei allem ihren Thun und Lassen auch im Gebiete der Wissenschaft. Darauf waren sie angewiesen, eben durch die Bestimmung angewiesen, die sie nach des Weltgeistes deutlichen und doch unergründlichen Willen erfüllen sollten. Und als der Staat aufhörte der Mittelpunkt des Strebens der Einzelnen zu sein, als die Leidenschaft der Ehrsucht nicht mehr alle Bestrebungen bedingte oder verschlang, als Forum, Rostra und Comitien aufgehört hatten die Schau- und Kampfplätze des Lebens für die Hochbegabtesten der Nation zu sein, als Alle sich unter Eines eisernen Scepter beugten, und selbst Kriegsruhm als kein erstrebenswerthes Ziel mehr galt, als alle jene äussern Hindernisse wegfielen die das Emporkommen der Philosophie gehindert hatten, und Wissenschaft und Philosophie der Verehrer bei weitem mehr gewannen — da waren die Römer des Kaiserreichs soweit davon entfernt, ihre Vorfahren in diesen Studien zu übertreffen, dass im Laufe von vier Jahrhunderten auch nicht einer gefunden wird, den man einem Cicero, der doch mit Philosophie sich nur in Musestunden, und ohne bedeutende Berechtigung von Seiten seines Talents dazu befasste, auch nur von

dort spitzfindige Mystik, hier aufrichtige und kindliche Anbetung, keine eintönigen Hymnen, sondern reichbewegte Erzählungen. Mag die Kirche das abstracte Dogma preisen, das Volk besingt, was es liebt und was es in seinen Träumen geschaut hat; mögen sich Kirchenlehrer und Heilige kasteien, um in das Paradies einzugehen, es trägt den Himmel im Herzen und genießt schon hier auf Erden seliger Freuden.

Diese Entwickelung der individuellen Religion, deren das Volk sich indessen keineswegs bewußt ist, war eine jener tiefgehenden Umwälzungen, die sich still und lange Zeit unbemerkt in den Geistern vollziehen. Seit dem funfzehnten Jahrhundert hatte die Kirche ihre Religion und das deutsche Volk die seine, jene, um zu herrschen, diese, um das Bedürfniß seines Herzens zu befriedigen, und darin bestand die Kraft dieses Volkes. Denn um eine alte Institution zu bekämpfen, giebt es keine bessere Waffe, als einen neuen Glauben. Und seltsamerweise hat eine auf ihre unumschränkte Herrschaft eifersüchtige Kirche stets mehr Gewalt über eine leichtlebige, oberflächliche und skeptische Nation, als über ein unverdorbenes, gläubiges, aber innerlich ernstes Volk. Die erstere spottet zwar, aber sie gehorcht, das andere denkt nach und löst sich nöthigenfalls los; jene zeigt sich wohl widerspenstig, aber unterwirft sich zuletzt, dieses folgt zuerst, empört sich schließlich und keine Macht der Erde kann es wieder in das alte Joch bringen, denn es ist frei in seinem Gewissen. So verläuft die Geschichte des deutschen Volks. Die Tiefe, der Ernst seiner religiösen Ueberzeugung gab ihm die Kraft, sich von der bestehenden Kirche loszusagen, eine neue zu schaffen und den Grund zu der allgemeinen religiösen Freiheit zu legen. Aus dieser großen moralischen und socialen Bewegung ging eine neue Form der Volkspoesie hervor: das protestantische Kirchenlied, und aus diesem Gesichtspunkte haben wir uns hier mit ihm zu beschäftigen.

Die Reformation, die so kühn mit dem Mittelalter bricht, die in ihrem Beginn der erste und glänzende Sieg der Freiheit war, sehen wir in Luther verkörpert. Seine Zweifel, seine inneren und äußeren Kämpfe und Siege sind die Kämpfe und Siege der neuen Welt über die alte. Nie hat ein Mann mit mehr Recht mit Shakespeare sagen dürfen: „Ich fühle tausend Seelen in meiner Brust.“ Denn während der Dauer von fünf Jahren hing das Volk an seinen Lippen, wuchs und erstarkte mit ihm, und in diesem Zeitraum (von 1517—1522) trug er die Last der Reformation allein und hatte alle Angriffe der Kirche abzuwehren. Luther, der thüringische Bergmannssohn, der echte starrköpfige Sachse, zeigt am deutlichsten die Treuherzigkeit, die innige Frömmigkeit, den kühnen und unbeugsamen Ernst seines Volks. Niemand kann ein eifrigerer Katholik sein, als es in seiner Jugend dieser größte aller Feinde des Katholizismus war. Er zählte achtzehn Jahre, als der Blitz an seiner Seite niederfährt und er darin einen Fingerzeig Gottes zu erblicken meint, der ihm befiehlt, Buße zu thun; — und ohne Jemand um Rath zu fragen, geht er in das Kloster. Nun weilt er in seiner Klosterzelle und sucht Frieden in Bußübungen und im Gebet; er windet sich vor Gott im Staube, aber Gott antwortet nicht auf sein Flehen. Entsetzliche Zweifel erfassen ihn, tagelang liegt er wie besinnungslos an der Erde und die Brüder halten ihn beinah für wahnsinnig. Der strafende und strenge Gott, der Gott der Rache und des Schreckens, der auf Generationen gelastet hatte, lastet schwer auf ihm. Er betet um Frieden, aber dieser Gott ruft: Verdammniß! und er fühlt, daß er einen anderen suchen muß. Da wirft plötzlich das Lesen der Bibel einen Lichtstrahl in sein verdüstertes Gemüth, der Gedanke der inneren Heiligung geht ihm auf: „Nur das ist wahre Buße, die mit der Liebe zu Gott anfängt. Liebe zu Gott und innere Erhebung ist

nicht die Folge der Gnadenmittel, welche die Kirche lehrt, sie muß ihnen vorausgehen." Dieser Gedanke wird das Licht seines Lebens.

Dennoch glaubte er noch an die Kirche. Auch er, der arme Mönch, wirft sich auf die Knie nieder, als er auf der Wallfahrt am Horizont zuerst die ewige Stadt erblickt, und ruft: „Gegrüßet seist du, heiliges Rom!" Aber er verläßt es in sittlicher Entrüstung, denn er hat gesehen, daß es ein „Sündenpfuhl" ist. Der Ablaßkram, der Handel mit der Sündenvergebung zum Besten des Papstes treibt ihn zur offenen Empörung. Als er Tetzel's Spruch hört:

Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt!

hält er nicht länger an sich und heftet seine berühmten Thesen in Wittenberg an die Kirchenthür. Nun entbrennt ein erbitterter Kampf mit Rom. Die Bitten der Freunde, die lockenden Anerbietungen oder Drohungen der Feinde, nichts hält ihn zurück und kühn schreibt er dem Papste: „Habe ich den Tod verdient, ich weigere mich nicht zu sterben." Und dem Cardinal Cajetan, der ihn fragt, wo er bleiben wolle, wenn ihn Alles verließe, antwortet er: „Unter Gottes freiem Himmel."

Trotzdem schreckt der ehrliche Doktor von Wittenberg noch vor dem Gedanken an eine Kirchenspaltung zurück; aber die Logik seiner Ueberzeugung treibt ihn verhängnißvoll ihr zu. Seine Gutherzigkeit räth: „Gieb nach, um nicht den schwachen Seelen Aergerniß zu erregen," aber jedesmal antwortet das Gewissen: „Unmöglich, harre aus trotz Allem!" Der Papst excommunicirt ihn und er verbrennt die Bulle. Karl der Fünfte beruft ihn auf den Reichstag von Worms, um zu widerrufen, und er zieht mit freudigem, todesmuthigem Herzen hin, um seinen Glauben

zu bekennen. Vergebens warnt ihn sein Freund Spalatin und erinnert ihn an das Schicksal von Johann Huß, den man trotz des freien Geleites, das ihm Kaiser Sigismund zugesichert hatte, verbrannte, nach dem frommen Grundsatz der Kirche, daß man Ketzern nicht Wort zu halten brauche. Luther erwiedert nur unwillig: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — doch wollte ich hinein."

Luther's Einzug in Worms, sein Auftreten vor dem Reichstag und seine kühne Weigerung bieten eines der erhabensten Schauspiele in der Geschichte, und in dieser entscheidenden Stunde hängt das Schicksal der Reformation von seinem persönlichen Muth ab. Schwankt Luther, so schwankt auch das ganze Volk, das hinter ihm steht, und die Kirche wird dann nur mit verdoppelter Tyrannei herrschen. Zwar haßt das Volk die Kirche und glaubt weder an Päpste, noch Concilien mehr; aber ihre Autorität besteht seit funfzehn Jahrhunderten! Darf man ihr widerstehen, sie offen antasten? fragt es sich angstvoll, denn es hätte allein nicht gewagt, ihr zu trotzen. Darum zieht es nach Worms und drängt sich schweigend und vor Begeisterung und Besorgniß zitternd um den Wagen des Augustinermönchs. Es will wissen, wer der Stärkste ist: der Reichstag, das heißt die höchste Behörde der Zeit, welche Staat und Kirche vereint, oder der sächsische Mönch, der so recht nach des Volkes Herzen redet. Luther ist in der Stunde so groß, daß er das Alles selbst nicht sieht; ihm steht nur Eines vor: er kann seiner Ueberzeugung nicht untreu werden. Diese Ueberzeugung hatte er sich in einem zehnjährigen Ringen mit seinem Gewissen und den Vorurtheilen von Jahrhunderten erkämpft. Aber das Gewissen hat gesiegt und nun ist er unerschütterlich, von einer Ruhe, einer Frische und einem Frohsinn, der die Kriegsleute in Erstaunen setzt, den braven Frundsberg an der Spitze. Damals erklangen in sei-

ner Seele die ersten Töne jenes berühmten Liedes, das die Marseillaise der Protestanten wurde:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böse Feind,
Mit Ernste er's jetzt meint:
Groß Macht und viele List
Sein grausam Rüstung ist;
Auf Erd'n ist nicht sein's gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer er ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der Herre Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollten uns verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen;
Der Fürste dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
Thut er uns doch nichts,
Das macht, er ist gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,

Gut, Ehre, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich Gott's muß uns bleiben.*

In diesem Liede lebt der große Luther mit seiner mächtigen Mannesnatur und der unbezwinglichen Willenskraft. Man hört, wie es ihm aus der tiefsten Brust quillt, während ihm alle Mächte der Erde drohen, dieser ehrfurchtgebietende, freudige Gesang, dies herrliche Aufjauchzen, das wie ferner Donner im Himmel verhallt. In ihm trotzt Luther der Kirche, dem Papst, dem Kaiser, der ganzen Welt und ruft ihnen zu: Schreibt Concilien aus, schleudert Bannbullen gegen mich, zündet eure Scheiterhaufen an! Ich bin allein und ich biete euch Allen offen Trotz! Ihr seid ohnmächtig gegen mich, denn mein Gott ist mein Gewissen, und das Gewissen ist die Freiheit. Verbrennt mich, wenn ihr es wagt, und die Freiheit wird aus meiner Asche auferstehen! Der Nuntius des Papstes rechnete auf einen Widerruf und wollte ihn durch den Reichstag gleichsam der ganzen Christenheit kundbar machen. Aber nachdem Luther seine Schriften und Thaten vertheidigt hatte und man den Widerruf forderte, antwortete er kurz und klar: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen überwunden und überwiesen werde; so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Von dem Augenblick an war die Reformation in den Gemüthern vollzogen. Man glaubte an sie. Ein Mann hatte gewagt, im Namen seines Gewissens gegen die Autorität der Kirche zu protestiren, Millionen sind bereit, es ihm

* Berlinisches Gesangbuch, Nr. 296.

nachzuthun. Auf der Wartburg versteckt, ist Luther nur um so mächtiger, und von dem geheimnißvollen Zufluchtsort aus, „seinem Patmos, wo die Vögel Gott Tag und Nacht loben," bringt er Deutschland in Bewegung. Die Religion dem römischen Hofe und den Händen der Priester zu entreißen, sie wieder in das Gewissen, den wahren Tempel Gottes zurückführen, das ist Luthers Werk, das heilige Werk, das Michelet treffend die Revolution der „Treue" nennt. Um es zu vollbringen, übersetzt er die Bibel, giebt sie Allen in die Hand, und legt damit den Grund zur freien Forschung; er verlangt den Kelch für das Volk und reißt so die Schranke zwischen Priester und Laien nieder; er fordert kühn die Priesterehe und stellt dadurch die heiligen Rechte der Natur und die Würde der Familie in ihrem ganzen Umfange wieder her. Deutschland und ein Theil von Europa brach in ein Freudengeschrei aus und der Doktor von Wittenberg, der Ritter Georg, der unbekannte Gast auf der Wartburg, war, ohne es zu wollen, das Oberhaupt einer neuen Kirche geworden.

Lassen wir den Theologen Luther bei Seite, der in vielen Stücken Katholik geblieben ist, halten wir uns hier nur an den Menschen, den mächtigen Reformator des deutschen Lebens, Empfindens und der Poesie. Der Mensch ist in ihm größer als der Theologe, sein Werk erstreckt sich weiter, als seine Kirche. Der Mann, dessen gewaltige Eigenart mächtig hervorbricht unter dem Druck des Widerspruchs, ist der rauhe und treue Deutsche, der die Natur verehrt, Gott in Allem sucht und dessen Herz nach einem Austausch mit anderen Herzen verlangt. Dieser Mann ist es, der allmählich über die von der Kirche erfundenen Gaukeleien und Schreckbilder siegt. Freilich glaubt auch er, daß der Mensch nach einer anderen Welt streben müsse, aber er soll währenddessen männlich und froh in dieser sein. Allerdings ist die Bibel die höchste Offenbarung für ihn, aber

die Natur ist ihm auch eine Offenbarung. Darum ein unerbittlicher Krieg gegen die ertödtende Ascetik der Kirche. Die irdischen Freuden sind ihm rein, die Ehe heilig, die Familie die wahre Heimath des Mannes, die Natur der schönste Tempel Gottes. Wenn er mit seinem Sohn, dem kleinen Hans Luther, von Gott spricht, so geschieht das im Garten, unter freiem Himmel, und dann erzählt er ihm die Geschichte vom Samenkorn oder zeigt ihm die Vögel. Nichts bringt seine Widersacher mehr auf, als diese Liebe zur Natur und seine herzliche Fröhlichkeit, und sie zeihen ihn deshalb der Gottlosigkeit. Aber Luther erklärt ihnen gerade heraus: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang.“ Hafiz, der heitere Anakreon Persiens, hätte nicht unbefangener als er über Mönche und Pfaffen scherzen können.

Diese Freudigkeit, mit der Luther Alles erfaßte, übertrug er auch auf die Religion. Als er den Gott der Liebe in einem Aufschwunge der Begeisterung gefunden hat, schafft er das geistliche Lied, und Wort und Melodie sind hier aus einem Guß. Es ist kein liturgisches Machwerk, sondern eine Schöpfung des Augenblicks, die den Tiefen seines poetischen Gemüths entstammt. Seit seiner Kindheit hatte er die Musik mit Leidenschaft getrieben und als armer Schüler sang er mit den Gefährten vor den Hausthüren. Aber während die Andern eintönig das Lied plärrten, legt er sein ganzes Gemüth hinein und rührte die Herzen mit seinem ausdrucksvollen Gesang. Nie verließ ihn die Laute, und selbst im Kloster, als entsetzliche Zweifel ihn quälten, die Erde unter seinen Füßen zu schwanken und die Welt ihm eine Hölle zu sein schien, fand er Gott, den Himmel und die Engel in den Klängen des geliebten Instrumentes wieder. Die heilige Musik ward seine Befreierin, denn sie verscheuchte die finsteren Schreckbilder, zeigte ihm den reinen Himmel und brachte seiner gequälten Seele Ruhe. Er singt:

Für alle Freuden auf Erden
Kann Niemand kein feiner werden,
Denn die ich hab' mit mein'm singen
Und mit manchem süßen klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Muth,
Wo da singen Gesellen gut.

So lange Luther noch mit sich selbst kämpfte, begnügte er sich, die Laute zu spielen und die alten Hymnen der Kirche auf seine Weise zu singen. Aber als er seinen Gott gefunden hat, bricht sich seine Natur Bahn und er wird Schöpfer einer neuen Richtung. Der Christ hat den Katholiken besiegt, aus dem Mönch ist ein Mann geworden, das starke Herz ist frei und er kann singen. Und nun singt er einen Sieges- und Freiheitsgesang, der die alte Kirche in ihren Grundfesten erschüttert. Luther's Lied ist das Zeichen der befreiten, der persönlichen Religion, und er singt von seinem Gott so freudig, wie das Volk von seinen Liebes- und Lebensgeschichten. Denn es ist eben sein Gott, nicht der Gott der Kirche, sondern derjenige, den er im Gebet und schweren Kampf gesucht und gefunden hat. Wie alle große Reformatoren, glaubt er direct von Gott inspirirt zu sein und dieser Glaube steht bei ihm unerschütterlich fest. Das ist eine Eigenthümlichkeit großer religiöser Naturen: wenn die sittliche Wahrheit sie innerlich erleuchtet, schreiben sie die hohe Offenbarung ihres Gewissens Gott zu. Durch sein inniges Vertrautsein mit der Bibel geht der Geist derselben auf ihn über und mit heißem Flehen ruft er den heiligen Geist an:

Komm heiliger Geist, Herre Gott,
Erfüll' mit deiner Gnaden Gut
Deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn,
Dein' brünstige Lieb' entzünd' in ihn'n.
O Herr, durch deines Lichtes Glanz
Zu dem Glauben versammelt hast

Das Volk aus aller Welt Zungen,
Das sei dir, Herr, zu Lob gesungen.
Halleluja! Halleluja!

Du heiliges Licht, edler Hort,
Laß leuchten uns des Lebens Wort
Und lehr' uns Gott recht erkennen,
Von Herzen Vater ihn nennen.
O Herr, behüt' vor fremder Lehr',
Daß wir nicht Meister suchen mehr,
Denn Jesum Christ mit rechtem Glauben,
Und ihm aus ganzer Macht vertrauen.
Halleluja! Halleluja!

Du heilige Brunst, süßer Trost,
Nun hilf uns fröhlich und getrost,
In deinem Dienst beständig bleiben,
Daß Trübsal uns nicht abtreiben.
Durch deine Kraft, Herr, uns bereit'
Und stärk' des Fleisches Blödigkeit,
Daß wir hier ritterlich ringen,
Durch Tod und Leben zu dir dringen!
Halleluja! Halleluja!

Der erste Vers ist der alten Hymne „Veni Sancte Spiritus" nachgebildet, aber der Ton ist viel inniger, persönlicher. Es ist nicht mehr der Mensch, der sich mühsam himmelwärts ringt, sondern die Himmelsfreude, die zur Erde herabgestiegen ist.

Luther steckt, wie man sieht, noch tief in der Mystik, aber er ist darum nicht weniger der Kämpfer der Freiheit, und weit entfernt, die Gewissen zu belasten, will er sie nur erwecken. Er singt nicht allein, sondern sagt auch zu den Andern: singet! und dies Wort bewegt sie im tiefsten Innern. Sie singen und loben Gott und freuen sich, daß sie eine Stimme in ihrer Brust gefunden haben. Sie singen und die drohende Kirche des Mittelalters, die ihre Häupter

fern vergleichen könnte. Nirgends finden wir die Gründlichkeit und den Umfang griechischer Studien, die Vielseitigkeit, welche die Resultate und Früchte aller Schulen sich wenigstens zum Bewusstsein zu bringen und auf Römischen Grund und Boden zu verpflanzen bemüht gewesen war. Was sind alle Schriften eines *Seneca*, *Apulejus*, *Gellius*, *Macrobius* gegen ein einziges Werk wie die fünf Bücher *De finibus bonorum et malorum*? Nur in einer Hinsicht übertraf diese spätere Zeit ihre Vorgänger, in Pflege der Naturwissenschaft, in die sich Einzelne versenkten, um Ruhe zu finden im Vergessen ihrer furchtbaren trostlosen Zeit. *Plinius* und selbst *Seneca* haben ihres Gleichen nicht in der früheren Literatur ihres Volks. Der letzte Römer aber, dessen Studien griechischer Philosophie und Mathematik den Schlussstein dessen bilden was man römische Philosophie nennen mag, der edle und unglückliche Boethius gehört eigentlich, sowohl hinsichtlich der Art und Weise seiner Studien [1]) als auch der Religion die er bekannte, schon einer durchaus verschiedenen Welt an, mit der ihn auch seine Tradition auf das engste verknüpft hat.

II.

Das Erscheinen der berühmten Philosophengesandtschaft nach einer, und der Beginn des Cicero-

1) Vgl. *Jourdain* Geschichte d. Aristotel. Schriften im Mittelalter S. 101 d. deutsch. Uebersetzung.

niedergebeugt hielt, ſtürzt zuſammen und der Gott der reinen Herzen, das himmliſche Reich der „Geiſtlicharmen," die ſtrahlende Geſtalt Jeſu, zeigt ſich ihren Blicken. Alle erheben ihre Stimme und ſuchen Troſt im Geſang, die Fürſtin auf dem Thron, der Handwerker bei ſeiner Arbeit, die Dienſtmagd am Brunnen, der Ackersmann auf dem Felde, der Winzer im Weinberg und die Mutter an der Wiege des Kindes. Auch die ärmſte Handwerkerfamilie findet jetzt den Himmel in ihrer dunkelen Hütte; den ganzen Tag hat der ernſte und ſtrenge Vater am Webſtuhl gearbeitet, bleich und gedrückt ſieht die Mutter aus und freudlos die ſinnigen Augen der Kinder, die Wände ſind ſchwarz und kahl, aber auf dem Tiſch liegt das Brod; da intonirt die kräftige Stimme des Vaters ein geiſtliches Lied und die ſanften Stimmen der Mutter und Kinder ſingen mit:

Und freut euch lieben Chriſten gemein,
Und laßt uns fröhlich ſpringen,
Das wir getroſt und all in ein
Mit Luſt und Liebe ſingen.*

Da erhellen ſich die verdüſterten Geſichter, der Vater und die Kinder brechen mit frohem Herzen das Brod der Armuth, das Bewußtſein einer allgemeinen Brüderſchaft erfüllt ihre Herzen und ein Sonnenſtrahl fällt in ihr düſteres Leben.

Bald wurden die proteſtantiſchen Kirchenlieder eine neue Form des Volksgeſanges und alle Verkünder des neuen Glaubens dichteten ſolche Geſänge, die ſich mit großer Schnelligkeit verbreiteten und der Reformation weſentliche Dienſte leiſteten. Beſonders Luther's Lieder flogen

* Wackernagel, 481.

von Stadt zu Stadt, vom Schloß zur Hütte, vom Greis zum Kinde, Alles begeisternd und zahllose Schaaren durch ihre tapferen Melodien bekehrend. Als 1524 ein alter Tuchmacher in Magdeburg Luther's Lieder auf offenem Markte sang, bildete das Volk einen weiten Kreis um ihn. Der Bürgermeister ließ den Taugenichts einstecken, der dem Volk die ketzerischen Lieder zugeführt hatte, aber zweihundert Bürger erwirkten seine Freilassung. Ein Priester in Lübeck schloß 1529 seine Predigt mit der Todtenmesse; da stimmten zwei kleine Knaben muthig das „Ach Gott vom Himmel sieh darein, und laß dich des erbarmen" an und die ganze Gemeinde sang aus voller Kehle mit. Von dem Tage an sang man stets ein Lied Luther's, sobald sich ein Geistlicher der neuen Lehre feindlich zeigte, und trieb das so lange, bis sich der Rath der Stadt genöthigt sah, die vertriebenen evangelischen Prediger zurückzurufen. So große Gewalt übten die ersten Lieder der streitbaren lutherischen Kirche, und zwar nicht allein im Gottesdienst, sondern auch im Hause, auf dem Markt und dem Schlachtfelde. Wie berichtet wird, sagte Gustav Adolph jeden Morgen in seinem Zelt den Morgensegen von Mathesius her, und später meinte ein Jesuit, Luther's Lieder hätten mehr Seelen getödtet, als seine Bücher und Predigten zusammengenommen. In der That mußte auch der Haß der Geistlichkeit sehr groß gegen die klaren und eindringlichen Lieder sein, die so leicht das Werk der Finsterniß und Heuchelei zerstörten. Die Bibeln konnte man allenfalls vernichten, die Ketzer verbrennen, wie aber die Lieder ersticken, die auf Aller Lippen lebten und zum Entsetzen der Henker selbst noch aus den Flammen des Scheiterhaufens heraus ertönten. Und was verlieh den Liedern diese Macht? Ihre Worte und Melodien besaßen zwei Vorzüge, die immer Zeichen der Freiheit sind und die stets den katholischen Gesängen fehlten: Freimuth und Freudigkeit.

So lange die lutherische Kirche in ihrem heroischen Zeitalter stand, bewahrte das Kirchenlied diesen männlichen Charakter. Erasmus Alberus, Paul Speratus, Nicolas Hermann, Matheſius ſchließen ſich Luther würdig an, reden in der Sprache des Volks und ſingen ſtreitbare Lieder. Doch je mehr ſich die lutheriſche Kirche abſchließt und befeſtigt, gewinnt eine gewiſſe Trockenheit und eine ſtarre Dogmatik die Oberhand: der Buchſtabe tödtet den Geiſt. Die Lieder ſind nicht mehr urſprüngliche und volksthümliche Schöpfungen, ſie werden Sache der Lithurgie, des Sektenweſens und verlieren immer mehr den heroiſchen Charakter, der ihr größeſter Vorzug war. Auch iſt die proteſtantiſche Kirche ihrerſeits wachſam auf ihre Macht, unduldſam und verfolgungsſüchtig geworden; da war es denn mit dem freien Aufſchwung der erſten Zeit vorbei. Es iſt nur noch die Rede von falſcher Lehre, von Teufel und dem jüngſten Gericht, und Luther's Werk würde in großer Gefahr geweſen ſein, wenn nicht ſein Geiſt auf die ganze Nation übergegangen wäre.

Im ſiebzehnten Jahrhundert macht ſich eine Reaction gegen die dogmatiſche Engherzigkeit in der proteſtantiſchen Kirche geltend und geht in Folge deſſen auch auf die Lieder über. Der verknöcherten Lehre ſetzen die religiöſen Gemüther eine weichliche Empfindſamkeit, eine krankhafte Zärtlichkeit für den Erlöſer entgegen, die an die „Nachfolge Chriſti" erinnert. Sie verehren nicht mehr Luther's heldenmüthigen Chriſtus, ſondern den leidenden Heiland der Frauen. Die enge Dogmatik hatte durch ihre Unduldſamkeit einen Schritt rückwärts zum Katholizismus gethan, dieſe weichliche Richtung that es gleichfalls durch ihre erſchlaffende Myſtik. Dies iſt der Beginn des Pietismus, der ſeitdem nicht mehr aus der proteſtantiſchen Kirche herausgekommen iſt. Indeſſen kann man nicht leugnen, daß das religiöſe Leben, das heißt das lebhafte und perſönliche

Gefühl, auf seiner Seite steht. Wenn er die Charaktere schwächt, so belebt er doch zuweilen die erloschte Menschenliebe, während der Dogmatismus stets das Herz verdorrt und den Geist verknöchert hat. Paul Gerhardt, eine tiefe und poetische Natur, ist der erste jener protestantischen Mystiker und hat eine große Anzahl sehr schöner Lieder gedichtet. Eines von ihnen erinnert durch seine glühende Begeisterung und das prächtige Colorit an die schönsten religiösen Bilder aus den Zeiten des Glaubens. Es wendet sich an den dornengekrönten Christus:

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkron!
O Haupt, das sonst getragen
Die höchste Ehr und Zier,
Doch schimpflich nun geschlagen,
Gegrüßet seyst du mir.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ich will hier bei dir stehen,
Verachte mich doch nicht.
Von dir will ich nicht gehen,
Bis mir das Herze bricht.
Dich halt ich noch umschlungen
In meinen Armen fest,
Wenn von dem Tod bezwungen
Das Leben dich verläßt.*

In diesem Liede lebt eine Macht des Mitgefühls, eine Anbetung des Leidens, die den schönsten Gesängen des katholischen Mittelalters ebenbürtig ist.

* Berlinisches Gesangbuch, Nr. 191.

Die Nachfolger kamen Paul Gerhardt nicht gleich; das achtzehnte Jahrhundert, welches das Signal zur philosophischen Emanzipation gab, konnte dem protestantischen Kirchenliede nicht günstig sein. Denn mit dem treuherzigen Glauben und seiner Einfachheit hatte es zugleich unwiderbringlich seine Größe verloren.

Im neunzehnten Jahrhundert ist der Verfall vollständig; die Theologen, welche noch Kirchenlieder dichten, haben ihr Leben im Kampf gegen Goethe und seine Nachfolger, in Widerlegungen von Hegel, Strauß und Feuerbach zugebracht und sind auf das Eifrigste bemüht, ihre kleine Gemeinde gegen das Eindringen der Philosophie zu schützen. Aber ohne es zu wissen, haben sie zu den Waffen ihrer Gegner gegriffen, selbst in den Liedern philosophiren und discutiren sie und fühlen die Nothwendigkeit, ihre Glaubenssätze durch Beweise zu unterstützen. Ihre Poesie ist dogmatisch geworden, das heißt, sie ist keine Poesie mehr.

Könnte es auch anders sein? Früher nahm das Kirchenlied einen wichtigen Platz im Leben ein, jetzt ist es nur noch lithurgisches Beiwerk. Dem Geist haben sich weitere Gebiete eröffnet. Herder, Goethe, Schiller und ihre Nachfolger haben gesprochen und die Anhänger aller Kirchen und Bekenntnisse tief bewegt. Sie sind die ersten Repräsentanten jener philosophischen und rein menschlichen Poesie, die absehend von allen Glaubensbekenntnissen und allem Ueberirdischen die Seele erhebt und reinigt durch die Darstellung Alles dessen, was groß in der Menschheit ist. Diese Poesie, die keinen anderen Tempel kennt, als die Welt, keine andere Religion, als das Mitgefühl, hat die christliche Poesie ersetzt und verdrängt. Dennoch werden die Kirchenlieder für uns immer schöne Zeugen der großen Erneuerung des religiösen Lebens bleiben, der sie einst so machtvoll gedient haben. Der Glaube unserer wackeren

Vorfahren ist nicht mehr der unsere, aber sie waren die Vorboten der Freiheit; der Hauch, der aus ihren Liedern weht, ist ein Hauch der Hoffnung und des Kampfes, und die Stärke ihrer Ueberzeugung soll uns ein Vorbild sein.

Germania ist todt, die Herrliche, die Freie,
Ein Grab verdecket sie und ihre ganze Treue.

Paul Flemming.

Siebentes Kapitel.

Tod und Auferstehung des Liedes.

(Siebzehntes und achtzehntes Jahrhundert.)

Der Verfall des Volksliedes gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts. — Es wird von den lutherischen Geistlichen verfolgt und der dreißigjährige Krieg vernichtet es vollständig. — Die Volkspoesie macht der gelehrten Dichtkunst des siebzehnten Jahrhunderts Platz. — Kampf der beiden Richtungen. — Opitz und Paul Flemming. — Günther. — Die aesthetische und religiöse Revolution im achtzehnten Jahrhundert. — Herder sucht das Volkslied hervor. — Die Sturm- und Drangperiode. — Die Auferstehung des echten Liedes bereitet sich vor.

Wir haben bisher die Entstehung und Entfaltung des deutschen Volksliedes verfolgt. Dieser mächtige lyrische Aufschwung war eine jener poetischen Offenbarungen, wie einst die heroischen Lieder der ionischen Rhapsoden und wie die Romanzen des Cid in Spanien, in denen der Geist eines ganzen Volkes sich ungezwungen ausspricht. Noch mehr als alle anderen Volksdichtungen ist das deutsche Volkslied das Werk der ganzen Nation. Hier giebt es keine Dichter von Profession, sondern lauter kühne Improvisatoren, oder das Volkslied ist vielmehr die Improvisation aller lebhaft empfindenden Herzen. Menschen ohne Bildung, aber voll

Lebenskraft und Frische, im Besitz einer reichen und musikalischen Sprache, finden spielend zahllose neue Reime und Verse. Bauern, Abenteurer, Verliebte, Handwerksgesellen, Glaubenshelden und freie Denker singen alle wie der Vogel auf den Zweigen. Liebeslieder steigen aus der Hütte und aus dem Schlosse auf. Bei der leisesten Regung fallen süße Melodien von den Lippen, wie der Blüthenregen von blühenden Bäumen, und das beflügelte Lied schwingt sich zum Himmel empor, wie die Lerche aus der Furche des Ackers. Dieses herrliche Schauspiel hat sich in den vorhergehenden Kapiteln unsern Blicken dargeboten. Alle Völker haben diese Stunden unbefangener Begeisterung gekannt, aber nicht alle haben sie zu nutzen gewußt. Glücklich diejenigen, die ihre ursprüngliche Ausdrucksweise bewahrt haben, trotz aller wechselnden Schicksale und trotz der Pedanterie der Akademien. Ja, hochbeglückt dürfen wir die Völker preisen, welche nicht durch die Freude an rhetorischem Prunk jene Frische der Empfindung einbüßten, der alle echte Poesie entspringt!

Das deutsche Volkslied, das erstgeborene Kind des Volkes und der Freiheit, schien ganz dazu bestimmt, fesselos aufzuwachsen. Leider war ihm dies nicht beschieden. Die Theologie stellte sich ihm feindlich entgegen, der dreißigjährige Krieg würdigte es herab und die litterarische Pedanterie erstickte es vollends. Im achtzehnten Jahrhundert lebte das echte Volkslied nicht mehr; was noch unter seinem Namen ein kümmerliches Dasein fristete, war nur sein Schatten. Da belebten es die großen Dichter Deutschlands von Neuem und wiesen ihm eine neue Bahn an. Um die Geschichte des Volksliedes abzuschließen, müssen wir diesen schnellen Tod und die ihm folgende glänzende Auferstehung berichten.

Für Deutschland wie für Frankreich war das sechszehnte Jahrhundert eine Zeit großer Umwälzungen; es

nischen Zeitalters nach der andern Seite scheinen sich von selbst als die Gränzen desjenigen Zeitabschnittes darzubieten, dessen Verhältniss zur Philosophie überhaupt und namentlich der Aristotelischen wir zu entwickeln versuchen wollen. Das Zuströmen der römischen Jugend, die Begeisterung, welche die Vorträge der drei Griechen, namentlich des gefeierten *Karneades*, erweckten, sind eine von den Alten einstimmig berichtete, selbst mit Vorliebe erzählte Thatsache, die unser Interesse in verschiedenen Beziehungen in Anspruch nimmt. War es blosse Neugierde, vorübergehende Aufregung der Gemüther, die mit dem Reize der Neuheit selbst schwinden musste, was Männer wie Cato mit so lebhafter Besorgniss erfüllen, zu so gewaltsamen Maassregeln treiben mochte? Wir richten diese Frage an diejenigen, welche so ohne Weiteres „den gesunden Blick in die Gegenwart rühmen, der sowohl den Cato als mittelbar seine Zeitgenossen belehrt habe, dass der eindringende Hang nach den *unpraktischen Lehrweisen und Methoden* der Griechen mit der kernhaften römischen Eigenthümlichkeit unvereinbar sei," und demnach die von ihm ausgegangenen Gegenmaassregeln so bereitwillig gut heissen. Oder war es wohl etwa gar das Erwachen des Bewusstseins von der ungeheuren Einseitigkeit und Beschränktheit, in welcher sich die aufstrebende Jugend, die Blüthe des Volks, durch Gesetz, Herkommen und Sitte befangen und durch die Bemühungen einer mit eherner Consequenz Jahrhunderte hindurch der geistigen Ausbildung und Erhebung des Volks entgegenstrebenden Optimaten-

ſchließt in Religion, Politik, in der bildenden und der Dichtkunſt das naive Zeitalter ab und eröffnet das der Reflection. Alles wird in Frage geſtellt und zum erſten Mal macht man ſich das Warum der Dinge klar. Das Volk hatte ſeine Lieder gedichtet, ohne zu wiſſen, daß es Dichter ſei; es reimte, ſo gut es ging und wie es ſeinem Ohr gefiel. Manchmal grüßte die Muſe lächelnd im Vorübergehen jene Kinderherzen und dann klangen ihre Worte um ſo rührender, je weniger ſie ſich ihrer eigenen Macht bewußt waren. Der Bürger, ſelbſt der Adel ſang wie das Volk und mit ihm. Es gab mit einem Wort eine große geſungene und nicht geſchriebene Volkspoeſie, welche unter allen Klaſſen der Geſellſchaft verbreitet war und von allen gepflegt wurde. Mit dem Ende des ſechszehnten und vornehmlich im ſiebzehnten Jahrhundert ändert ſich dies Verhältniß vollſtändig. Eine große Anzahl gebildeter und gelehrter Männer bemächtigt ſich der Poeſie, ſtreitet über ihre Bedingungen, unterwirft ſie Regeln und ſteckt ihr Grenzen ab. Nun iſt es aus mit ihrer ungebundenen Freiheit im Reich der Träume; die Herrſchaft des Schulzwanges hat angefangen. Da giebt es keine neuen Lieder mehr unter freiem Himmel, im Wald und auf Bergeshöhen, ſondern nur gelehrte Verſe in dicken Folianten. Ehe wir ſehen, was aus dem Liede in der Feder des Gelehrten wird, müſſen wir einen Blick auf die Volkspoeſie des ſiebzehnten Jahrhunderts werfen.

Im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts hatten die unteren Schichten des deutſchen Volks eine ſehr bedeutende Stufe der Bildung erreicht, wie wir das an dem gelehrten und frohſinnigen Dichter Hans Sachs ſehen können. Was für eine liebenswürdige und zugleich markige Geſtalt iſt der arme Schuhmacher von Nürnberg, der ſein Leben lang dichtete, ohne ſein Handwerk darüber zu verſäumen, der ein Freund von Albrecht Dürer und Luther's begeiſterter Sänger war. Er iſt der beſte Repräſentant des Volkes ſeiner

Zeit, mit ſeiner heiteren Gutmüthigkeit, der ein Körnchen Schelmerei beigemiſcht iſt, ſeiner ſchlichten Frömmigkeit, ſeinem unauslöſchlichen Wiſſensdurſt und ſeiner grundbraven Rechtſchaffenheit. Zu jener Zeit waren Bürger, Handwerker und Bauern von demſelben Freiheitsdrang beſeelt und nichts vereinigt die Menſchen inniger als eine große gemeinſame Hoffnung. Man reiſte, trank, tanzte, verkehrte ungezwungen mit einander und dank dieſem gemeinſamen Leben blühte das Volkslied in ganz Deutſchland. Aber ein Zuſammentreffen anderer Umſtände führte ſeinen Verfall herbei: vor Allem die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Seltſamer- aber nothwendigerweiſe mußte die bewundernswerthe Kunſt, welche der ſtärkſte Hebel der Demokratie geworden iſt, der einfachen Volkspoeſie den Todesſtoß verſetzen. Als das Volk leſen konnte, hörte es auf, zu improviſiren, denn das gedruckte Blatt erſetzte ihm jetzt das Gedächtniß und die Erfindung. Früher mußte man die alten Lieder auswendig wiſſen und für jede neue Gelegenheit neue erſinnen. Jetzt lieferten ſie die Bücher in zahlloſer Menge, freilich nicht mehr lebenathmend von zwei friſchen Lippen, ſondern todt auf ſtaubigem Papier. Damit ging die Gabe der Improviſation verloren, die eigentliche Seele der Volksdichtung.

Bald trat ein noch gefährlicherer Feind für ſie in der lutheriſchen Kirche auf. Luther liebte allerdings Muſik und Volkslied als echtes Kind des Volkes; aber er hatte eine mönchiſche Erziehung erhalten und an dem Liebeslied nahm der ſtrenge Reformator Anſtoß. In jenen ſchmeichelnden Seufzern lag Etwas, das zugleich zärtlich und kühn war, etwas Ueppiges, Heidniſches, das ſein chriſtliches Bewußtſein verletzte, Etwas, in dem er des Satans Werk ſpürte. Luther eiferte daher mit aller Macht gegen das Liebeslied und ſuchte es durch das geiſtliche Lied zu erſetzen. Von ſeinem Standpunkt aus war das ganz logiſch, denn er wollte dem Volk eine ernſte Lebensrichtung geben, während das Liebes-

delt ſich die Liebesſcene in einen kleinen theologiſchen Streit zwiſchen der Seele und Gott über Erbſünde und Gnade. Dieſe abgeſchmackten Erzählungen ſind nur beluſtigend, weil man ſieht, wie weit die theologiſche Pedanterie gehen kann, wenn ſie die Poeſie dem Dogma dienſtbar machen will. Beim Anblick dieſer Verunſtaltungen muß man unwillkürlich an die herrlichen von Jugend und Schönheit ſtrahlenden Feen denken, die, wenn ein mürriſcher Greis des Weges kam, ſich in runzelige Hexen verwandelten.

So mächtig auch die lutheriſche Kirche war, vermochte ſie doch nicht, das Volkslied zu ertödten, und es bedurfte des dreißigjährigen Krieges, um ihm den Gnadenſtoß zu geben. Dieſer entſetzliche Krieg war für das deutſche Volk, was der Kreuzzug gegen die Albigenſer fünfhundert Jahre früher für den provençaliſchen Adel geweſen war. Er zerſtörte die erblühende Civiliſation, wie man einen Wald mit der Axt niederhaut, und zog die edelſte Blüthe des Geiſtes, die Poeſie, in den Staub herab. Dreißig Jahre lang wüthete dieſe blutige Geißel in Deutſchland von Norden bis Süden; unbarmherzig verwüſteten die Heere das Land; das Volk verwilderte und die Sitten verſchlechterten ſich. Da feierte man keine Frühlings- und Erntefeſte mehr, tanzte nicht mehr unter der Linde, und wenn man ſang, ſo waren es nur Schelmenlieder. Die friſchen Quellen des Volksgeiſtes waren für lange Zeit verſiegt, und als ſie von Neuem hervorſprudelten, gaben ſie nur trübes und unerquickliches Waſſer. Das Volk war vom Wohlſtand in Armuth gerathen, die Armuth hatte Erniedrigung zur Folge, und es bedurfte mehr als eines Jahrhunderts, um ſich empor zu arbeiten. Der Deutſche hatte ſein Vaterland verloren; denn Deutſchland war nur noch ein großes Schachbrett, auf dem die Kabinette Europa's geſchickt ihre blutigen Partien ſpielten. Wenn die Theilnahme am öffentlichen Leben abnimmt, denkt ein Jeder nur an ſich, die

Selbstsucht triumphirt und die Begeisterung stirbt mit dem Gemeinsinn.

Während das bedrückte und ausgeplünderte Volk auf dem Lande schutzlos wie gehetztes Wild lebte, arbeitete eine Schaar gelehrter Männer hinter den befestigten Mauern der Städte. Sie waren die Nachfolger der Humanisten des sechszehnten Jahrhunderts, die die griechische und lateinische Litteratur in Aufnahme gebracht hatten. Ruhig saßen diese Leute in ihren Bibliotheken, lasen Virgil, Petrarca und Ronsard, dichteten Hymnen an den Kaiser und die Fürsten und schielten mit neidischen Blicken nach dem Hof des großen Königs. Wie beneidete man diejenigen, die im Gefolge eines vornehmen Mannes oder einer Gesandtschaft eine Reise nach Paris und Versailles machten. Bei ihrer Rückkehr erkannte man sie kaum wieder, denn sie thaten sich groß mit ihrem Französisch, trugen gestickte Hofkleider und ordneten ihre Perrücken nach dem Vorbild der zierlichen französischen Marquis. Bald ahmte man den Hof von Frankreich in jeder Beziehung nach, selbst die Sprache wurde mit französischen Brocken und Wendungen gespickt. Einige dieser höfischen Gelehrten unternahmen es, die gesunkene Poesie zu heben, und mit ihnen beginnt die gelehrte und gekünstelte Dichtweise, die einhundert und fünfzig Jahre lang herrschte, bis Goethe und seine Zeitgenossen ihr das Urtheil sprachen. Man wartete nicht mehr auf Inspiration, sondern hielt sich an festgesetzte Regeln, ließ das Volkslied unbeachtet, ahmte französische und italienische Vorbilder nach, sprach nicht mehr von Dingen, die man erlebt hatte, sondern von solchen, die man nur aus Büchern kannte; man sang nicht mehr, man schrieb. Die Poesie hört auf, ein Bedürfniß des Herzens zu befriedigen; sie wird ein gelehrtes Unternehmen. Sie, die einst die Freude der ganzen Nation gewesen, ist nur noch eine Eitelkeit pedantischer Männer, das Steckenpferd litterarischer Gesellschaften.

Seit jener Zeit entsteht eine Kluft zwischen der großen Menge und den Männern der Wissenschaft. Der Gelehrte, der sich viel auf seinen verschnörkelten Styl einbildet, blickt verächtlich auf den Mann des Volks herab, und dieser, der die Sprache des ersteren nicht versteht, mißtraut ihm und macht sich über ihn lustig. Auf der einen Seite stehen die Litteraten ohne Verständniß für das Volksleben, auf der anderen eine sich selbst überlassene Nation, ohne Kultur des Geistes und ohne Streben nach dem Ideal. Das ist eine unheilvolle Spaltung, der Tod aller großen Kunst; denn eine Poesie, die nicht aus dem Herzen des Volkes hervorsprosst, wie die Eiche aus kräftigem Boden, ist ein in den Sand gepflanztes Reis. Es giebt Völker, die den nationalen, provinzialen, ursprünglichen, poetischen Geist erstickt und eine höfische, prunkvolle Poesie an seiner Stelle gepflanzt haben. Andere glücklichere haben zwar lange ihre große Poesie vergessen über gekünstelte Werke, aber sie sind begeistert zu ihr zurückgekehrt als zu der echten Quelle aller Schönheit. Deutschland bietet dafür ein glänzendes Beispiel. Vom siebzehnten Jahrhundert an beginnt ein geheimer Kampf zwischen der gelehrten und der ursprünglichen Poesie, der nachher zu einem offenen Kriege wird, mit einem glänzenden Siege der letzteren und mit der Auferstehung des Liedes endet. Diesen Kampf wollen wir uns jetzt vergegenwärtigen.

Der Gründer der gelehrten deutschen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts und ihr vornehmster Vertreter ist Opitz. Um seine Stellung in der deutschen Litteratur kurz zu bezeichnen, brauche ich nur zu sagen, daß er für sein Land gleichzeitig Ronsard, Malherbes und Boileau war. Er ahmte zuerst griechische und lateinische Vorbilder nach, stellte die neuen Regeln der Dichtkunst fest, und gab, wie man bei uns in Frankreich sagt, dem Parnaß Gesetze. Wenn ihm das Talent Ronsard's fehlte, so besaß er dafür

die Pedanterie der beiden anderen, und sein ganzes Leben „schrieb er poetische Prosa und prosaische Poesie.“

Martin Opitz (1597 in Schlesien geboren) war ein Wunderkind und zeigte Anlage zum Gelehrten seit er lesen konnte. Mit fünfzehn Jahren machte er lateinische Verse, die seine Beschützer so sehr in Entzücken versetzten, daß sie sie veröffentlichten; und nun fühlte er sich als berühmter Dichter so gut wie ein Laureat unserer Zeit. Ob ihn dieser erste Erfolg in die poetische Laufbahn hineingedrängt hat, weiß ich nicht, jedenfalls war es nicht ein Ueberströmen der Begeisterung, das ihn dazu vermochte. Mit einundzwanzig Jahren bezog er die Universität Frankfurt an der Oder; sein Betragen war musterhaft, sein Eifer unermüdlich, er hielt sich fern von den jungen Leuten und verkehrte nur mit den Gelehrten. Vierundzwanzig Jahre alt wurde er Hofdichter des Herzogs von Liegnitz und im folgenden Jahre Professor der Philosophie und schönen Künste in Weißenburg in Siebenbürgen. Seitdem war sein friedliches Leben eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen; Kaiser Ferdinand der Zweite krönte ihn eigenhändig und als Opitz starb, betrauerten ihn alle gelehrten Gesellschaften als einen zweiten Horaz.

Opitz war freilich nur ein tüchtiger Gelehrter und gewandter Versknstler, aber er hat sich zwei große Verdienste erworben. Erstens hielt er die Reinheit der deutschen Sprache so viel als möglich aufrecht in einer Zeit, in der man im Verkehr und in Büchern zahllose italienische und französische Worte benutzte, und zweitens gab er den deutschen Gedichten das strenge Versmaß, das ihnen bis dahin fehlte. Aber im Ganzen ist er der echte Typus des höfischen Dichters, der mittelmäßige Geist, der geschmeidige Höfling, der sich in der Welt fortzubringen weiß und aus seinem Ruhm seinen Vortheil zu machen versteht. Darin ist er eben ein Kind seiner Zeit. Das erste Merkmal des höfischen Dichters ist

der Mangel an Unabhängigkeit des Charakters. Opitz war zeitlebens im Dienst von Fürsten, denen er schmeichelte und die er pries, selbst wenn sie gegen seine Ueberzeugung handelten. Trotzdem er Protestant aus Ueberzeugung war, blieb er lange Jahre im Dienst des Burggrafen von Dohna, des unbarmherzigen Verfolgers der Protestanten. Einst hatte er einen Aufruf an seine Landsleute zur Freiheit gedichtet, aber er wagte ihn nicht zu veröffentlichen aus Furcht, seinen Mäcen zu beleidigen. Mußte er nicht der ergebene, gehorsame Diener Kaiser Ferdinand des Zweiten sein, der ihn mit dem Lorbeer gekrönt hatte?

Ferner theilt er mit dem offiziellen Dichter jenen Mangel hoher, geistiger Originalität, tiefen Gefühls und mächtiger Phantasie. Hätte er nur eine jener Eigenschaften besessen, so würde er die gekünstelte Poesie verachtet und die leichten durch Schmeichelei gewonnenen Erfolge gering geschätzt haben. Doch Opitz hat nichts gefühlt, nichts erlebt; er kennt nur den Horaz gründlich, den Menschen aber sehr wenig; er ruft die Götter der griechischen Mythologie an, hat aber keine Liebe zur Natur. In seinen Oden und Gesängen ahmt er augenfällig Horazens Oden an den Frühling nach. Nicht der Thauwind schmilzt den Schnee, sondern Favonius. Ueber die Länge seiner Prüfungen tröstet sich der schlesische Dichter mit Odysseus, der zehn Jahre herumirrte, ehe er sein Ithaka wiederfand, und den weder der verführerische Mund der Circe, noch die Stimme der Sirenen zu verlocken vermochte. Damit verleumdet sich der gute Gelehrte; denn er hat Circe nie gesehen und ist nie in Gefahr gewesen, den Verstand zu verlieren. An einer andern Stelle lobt er mit dem Dichter des Augustus die **aurea mediocritas**. Er, der berühmte Gelehrte, der gefeierte Professor, der gekrönte Hofpoet, er fühlt sich wohl an der Stelle, an der er steht, er will seine Flügel nicht höher erheben und wünscht sich Glück, daß er das hohe Meer gemieden habe,

das reich an Stürmen ist. Er behauptet, daß er allem Golde und allen Schätzen der Welt die Schäferin Phillis vorziehe, (die niemals gelebt hat)! Wenn man seine kühlen Klagen liest, möchte man dem mattherzigen Verliebten rathen, was Goethe einst einigen Dichtern wünschte, nämlich ein hübsches, derbes, recht verliebtes Mädchen kennen zu lernen, damit sie doch einmal wüßten, was eine Frau wäre. Aber Opitz würde glauben, sich dadurch etwas zu vergeben, und sobald er die Feder ergreift, vergißt er, daß er Mann ist, und meint, auf diese Weise ein Dichter zu werden. Für ihn steckt die Poesie in Büchern statt in der lebendigen Natur. Wenn er auch sagt, daß er Platon verlassen will, um die Felder zu durchstreifen, glaubt man es ihm doch nicht, denn er hat nie aus dem Bach getrunken, dessen Frische er lobt, und den Fischer, von dem er redet, kennt er nur aus der Ode von Horaz an Sestius. Wie viele Dichter machen es leider wie er, sie ergrauen über den Büchern, in denen sie die Inspiration suchen, ohne zu ahnen, daß sie vielleicht mit den Schwalben um ihr Dach zwitschert oder zu ihrem Fenster in dem Liede eines armen Landmädchens heraufklingt.

Gegenüber dem Hofpoeten, der sein Arbeitszimmer nur verließ, um die schwere Atmosphäre der litterarischen Gesellschaften oder die beengende Hofluft zu athmen, gab es einen freien Dichter, ein Naturkind, zwar weit weniger berühmt in jener Zeit, aber unvergleichlich höher begabt. Das ist der milde, liebenswürdige und tiefe Paul Flemming. Daß die Deutschen schließlich in der Poesie über die Pedanterie der Schulen, die Tyrannei des Regelzwanges und die litterarische Charlatanerie gesiegt haben, verdanken sie der Zerstückelung ihres Vaterlandes, welche die Centralisation verhinderte, das heißt, den geistigen Despotismus einer Stadt, eines Hofes, einer Akademie oder irgend einer Cliane über das übrige Land nicht aufkommen ließ. Sobald eine philo-

sophische oder litterarische Schule sich irgendwo bildet und alle Geister zu beherrschen sucht, entsteht in einem andern Theil des Landes eine rivalisirende Schule, die aus anderen Sitten, anderen Bestrebungen einen entgegengesetzten Geist zieht und die erstere unerbittlich bekämpft. Manchmal unterliegt sie in diesem Kampf, oder wenn sie siegt, muß sie sich wieder gegen eine Reihe neuer Geister vertheidigen, von denen sie sogleich angegriffen wird. Dadurch entstehen zahllose Zusammenstöße, welche Fortschritt und Aufklärung verbreiten. In der Geschichte der Poesie sind diese Kämpfe weniger in die Augen fallend, aber sie finden trotzdem statt. Kaum hatte Opitz in Schlesien die Schule der gelehrten Lyrik gegründet, als im Erzgebirge ein unabhängiger Dichter erstand, der das Lied zu der Wahrheit der Empfindung und zu der Anmuth der Form zurückführte.

Welch auffallender Gegensatz zwischen dem Leben der beiden Männer! Der eine strebt nach Ehren und Erfolgen, der andere ist nur stolz auf seine Freiheit. Paul Flemming (1609 zu Hartenstein geboren) war der Sohn eines Predigers; von früh an athmete er auf den Bergen und an den Ufern der Moldau eine frischere Luft als Opitz. Mit zwanzig Jahren widmete er sich in Leipzig eifrig dem Studium der Medizin, noch eifriger dem der Poesie. Schon lächelte ihm der Ruhm, als er sich plötzlich entschloß, sein Vaterland zu verlassen. Er wollte nicht um die Gunst der Fürsten buhlen; die Hofluft beklemmte ihn, sein Geist strebte höher, sein Herz aus dem gedemüthigten Deutschland fort, zu stolzeren Völkern und in die prächtige Natur des Orients. Er bewirbt sich um eine Stelle in der Gesandtschaft, die der Herzog von Schleswig-Holstein nach Rußland und Persien schickte, um Handelsverbindungen mit diesen Ländern anzuknüpfen; reiste mit ihr und lebte vier Jahre in Moskau, Reval, in Circassien und am caspischen Meere. Es muthet uns seltsam an, diesen deutschen Dichter des siebzehnten

parthei gefesselt sah? Wir werden auf diese letztere bald zurückkommen. Jetzt fassen wir nur noch einen Punkt ins Auge, der ziemlich allgemein übersehen worden zu sein scheint. Der tiefe Eindruck, der lebhafte Enthusiasmus, welchen das persönliche Erscheinen der drei grössten und gefeiertsten Häupter der bedeutendsten Philosophenschulen jener Zeit hervorbrachte, setzt bei den Hörern eine Bildung voraus, welche die Vertreter der gewöhnlichen Ansichten von der Höhe oder vielmehr Niedrigkeit derselben schwerlich erwogen haben können. Wir finden zunächst als erste Voraussetzung eine Kenntniss und Sicherheit in der griechischen Sprache, und zwar in der dialektisch rhetorischen Redeweise, die wohl eben so sehr an lange vorher betriebene literarische Studien, als an mündliche Uebung durch persönlichen Verkehr mit gebildeten Griechen zu denken nöthigt [1]). Auch wissen wir in der That, dass die edlere römische Jugend diese Vorbereitung genossen hatte, wie denn eben in dieser Zeit das Haus und der Name des grossherzigsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Römers durch die Gegenwart und Freundschaft des grössten Historikers und des

1) So schrieben der Sohn des ältern Scipio Africanus und A. Albinus eine historia graeca, Cic. Brut. cp. 10. 12. Und unter den jüngern Zeitgenossen des Cato zeichnete sich C. Sulpicius Gallus unter dem ganzen jungen Adel durch seinen Eifer für griech. Literatur aus. Brut. cp. 20. Der *Gracchen* griechische Bildung ist bekannt genug. S. Brutus cp. 27. Ueber D. Brutus, den Freund des Poeten Attius, Brut. cp. 28.

Jahrhunderts zu sehen, der, angeekelt von der Pedanterie und Unterwürfigkeit seiner Zeitgenossen, sich nach Asien flüchtet und der in seinem Herzen das Vaterland wiederfindet, das man in Deutschland nicht mehr kannte. Sein Herz war offen für alles Schöne und Gute unter der Sonne; er genoß das Leben in vollen Zügen, ohne sich je Ausschweifungen hinzugeben, verachtete die Freude nicht und besang sein Glück mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit. Flemming blieb nicht fühllos gegen die Sirenen Asiens, die schönen Circassierinnen. „Wir können uns nicht verstehen," erzählt er, „aber unsere Augen sprechen um so mehr." Dann verräth sich plötzlich sein deutsches Herz in dem Seufzer: „Aber die größte Freude der Liebe ist in der ewigen Liebe." Zwar sind die Circassierinnen schön und verführerisch, dennoch hat er Heimweh nach dem Vaterlande, nach seiner Moldau und seinem Hartenstein, dort „wünscht er ein Lied zu singen, nicht von Krieg, sondern von Frieden, ein Lied, in dem etwas vom Himmel und der Gottheit wäre, und das den Muth und das Blut aufregte." Er kehrte nach Deutschland zurück, verlobte sich mit einem jungen Mädchen aus Reval, wollte sich als Arzt in Hamburg niederlassen, als ihn ein Fieber seinem Vaterlande entriß. Er war erst einunddreißig Jahr alt.

Paul Flemming nimmt einen Ehrenplatz in der Geschichte des Liedes ein. Die Schule von Opitz hätte am liebsten die Poesie für die Gelehrten mit Beschlag belegt, sie zu einer rhetorischen Stylübung in schönen Versen herabgedrückt und eine unübersteigliche Kluft zwischem dem Sänger des Volks und dem gebildeten Dichter gerissen. Wir sehen Goethe später diesen Abgrund mit einem kühnen Satze überspringen, gerade auf das Volkslied zugehen, es aus seinem langen Schlummer erwecken und ihm ein schöneres Leben durch den Hauch seines Geistes verleihen. Paul Flemming scheint von dem Dasein des Volksliedes keine

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR,A.
3-598-52808-6
FN. I1403/038

Ahnung gehabt zu haben, aber er strebt demselben Ziele seines unvergleichlichen Nachfolgers zu. Er überschreitet die Kluft, indem er sie umgeht, und kehrt zu der Natur durch das Gefühl zurück. Seine Empfänglichkeit und Menschenliebe retten ihn vor der scholastischen Steifheit, an der alle seine Nebenbuhler zu Grunde gingen. Wenn er auch nicht aus der frischen Quelle der Volkspoesie getrunken, schöpft er doch wenigstens reichlich aus dem großen Strom der Volkssprache, und sein Schatz an Ausdrücken hat dadurch jene Biegsamkeit und Fülle gewonnen, welche es der Sprache erlaubt, sich jeder Abstufung des Empfindens anzuschmiegen. Die Dichtungen von Opitz gleichen guten Schulübungen, während sich unter denen von Flemming echte Lieder finden, sprudelnd, von gefälliger Form, tiefen Gedanken und so musikalisch, daß sie schon von selbst die Melodie zu enthalten scheinen, die der Musiker ihnen später entlockt. Wie zart und innig ist zum Beispiel der letzte Vers einer Elegie auf den Tod eines Kindes:

Diesen Korb voll Anemonen,
Den der Frost stets soll verschonen,
Streuen wir auf deine Gruft.
Schlafe ruhsam in dem Kühlen,
Um dich her soll ewig spielen
Die gesunde Maienluft.

Der Vers ist Uhland's würdig. Noch ein wenig mehr Wechsel im Rhythmus, Melodie im Verse, Gewandtheit im Verknüpfen der Bilder und Lebendigkeit des Gefühls, und das Goethe'sche Lied ist fertig. Paul Flemming ist Lyriker im vollsten Sinne des Wortes; er singt nur, wenn seine Seele von einer Fülle neuer Ideen überströmt, und dann fängt er ohne Grübeln mit dem Gedanken an, der sich mit stärkster Macht vordrängt und ihm zuerst auf die Lippen

kommt. So ruft er, als er von einem geliebten Mädchen das Bekenntniß unbegrenzter Gegenliebe empfängt:

Ein getreues Herz zu wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis,
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl beim höchsten Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Bei anderen Gelegenheiten ist dieses urplötzliche Bekenntniß, das uns in das Geheimniß einer ringenden Seele einweiht, noch überraschender. Flemming wurde von seinen Zeitgenossen verkannt, gerade weil er einfach und wahr dichtete zu einer Zeit, in der die Poesie sich in leerem Pomp und Unnatur gefiel. Man erhob Opitz bis in den Himmel und wußte kaum etwas von Flemming, der dennoch in sich hundertmal mehr Seele und Talent fühlte. Zuweilen wurde er sogar geringschätzig beurtheilt, und dann verfiel der junge Dichter in tiefe Schwermuth. Wenn man es auch leugnen will, es giebt dennoch verkannte Genie's, selbst Talente; es ist das Schicksal aller Derer, die mehr der Zukunft als der Gegenwart angehören, und sicher ist diese geistige Einsamkeit eine der am schwersten zu bestehenden Prüfungen. Daß Flemming siegreich aus ihr hervorging, beweisen die Verse, welche ein Zeugniß ablegen, wie viel Energie in dieser leicht beweglichen Seele lebte:

Sei dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverloren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt' alles für erkohren.
Nimm dein Verhängniß an. Laß alles unbereut.
Thu, was gethan muß sein, und eh man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an.
Dis alles ist in dir, laß deinen eiteln Wahn.

Und eh du fürder gehst, so geh' in dich zurücke,
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan.

So dachte Paul Flemming, eines der edelsten lyrischen Talente, einer der liebenswürdigsten Charaktere, die Deutschland hervorgebracht hat. Im prosaischsten Zeitalter geboren, um seinen Ruhm betrogen, bewahrte er dennoch jene unerschütterliche Seelenruhe, welche uns heute noch erquickt, wie der Anblick eines hellen, wolkenlosen Tages. Er ist zugleich aufrichtig und tief, milde und fest; er verstand heiter mit den Menschen zu leben und hielt die göttliche Quelle seiner reinsten Gefühle tief in seinem Herzen verborgen. Wilhelm Schlegel sagt von ihm:

Es drängt sich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das innere Streben:
Aufbrausend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.

Schöner ist noch die Grabschrift, welche sich Flemming selbst einige Tage vor seinem Tode dichtete:

„Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich.
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren.
Frei. Meine!"

Ein großes Wort für den, der es in seiner ganzen Bedeutung nimmt. Wie Viele, die sich rühmen frei zu sein, gehören sich nicht an; wie Viele, deren Empfindungen, Gedanken, Handlungen nur das schwache Echo des Treibens ist, das sich um sie her bewegt. Wenn Flemming sagt:

„Frei. Meine," so bedeutet das: Alles, was ich empfunden, gedacht, erlebt, habe ich aus mir selbst empfunden, gedacht, erlebt, meine Seele ist mein eigenes Werk, nicht das der anderen. Die große Masse der Menschen weiß freilich diesen Ruhm nicht zu schätzen, weil er prunklos ist. Sein Glanz fällt nicht in die Augen der Menge, sondern verbreitet nur sein mildes Licht in das Heiligthum des Gewissens und erweckt nur das Verlangen dessen, der würdig ist, ein Mann zu heißen. Aber darum ist er nicht weniger schön in den Augen des Denkers, weil er allein dem Menschen den vollen Genuß seines Inneren erschließt und dem Dichter das Bewußtsein seiner Kraft verleiht.

Leider fand Flemming's Beispiel keine Nacheiferer unter seinen Zeitgenossen. Sie blieben, was sie waren: schulgerechte Reimer und frostige Nachahmer. Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618 zu Breslau geboren) gründete die zweite schlesische Dichterschule. Opitz hatte die Alten und die Franzosen copirt, dieser nahm sich die Italiener zum Muster, und unter dem Vorgeben, der Steifheit seiner Vorgänger abzuhelfen, verfiel er in eine grobe Sinnlichkeit ohne alle Anmuth oder Leidenschaft, die bis zu einer affectirten Frechheit ging. Er meinte der Phantasie ihre Rechte zurückzugeben, indem er seine Verse mit Ambra, Nektar, Sapphiren, Purpur, Seide, Alabaster und Marmor überlud. Vergebene Mühe, sein Herz war kalt, seine Phantasie verderbt und der berühmte schlesische Dichter war im Grunde nur ein guter Präsident des Breslauer Rathes und daneben ein verwöhnter Epikuräer. Wir sahen in Flemming die Reaktion des Gefühls gegen den Schulzwang; wir können Günther Hoffmannswaldau gegenüberstellen, als die echte Leidenschaft im Gegensatz zu der Verderbtheit des Geistes. Das Ungestüm seines Temperaments brachte Günther zur Natur zurück. Es war ein tragisches Schicksal, das über ihm waltete; er wollte ein großer Dichter werden, trotz seines

Vaters, trotz seiner Zeit, und dieser Kampf kostete ihm das Leben. Günther wurde 1595 zu Striegau in Schlesien geboren, wo sein Vater Arzt war, ein beschränkter, engherziger, harter Mann. Seine Kinderjahre waren die glücklichsten seines Lebens, ihrer erinnert er sich später noch mit Rührung. Zitternd vor Frost kauerte er sich im Winter an den Ofen, um die alte Margarethe, seine einzige Freundin, erzählen zu hören. Als er vierzehn Jahr war, erregte seine große Begabung die Aufmerksamkeit eines Freundes seines Vaters; er nahm ihn zu sich und gab ihn auf die Schule. Mit zwanzig Jahren bezog er die Universität Wittenberg, um Medizin zu studiren; aber er that nichts als dichten, faßte eine glühende Leidenschaft für die Tochter des Doktor Jachmann und besang sie unter dem Namen Leonore. Das junge Mädchen nahm seine leidenschaftlichen Huldigungen an, versprach ihm ihre Hand, heirathete aber wenige Monate darauf einen Anderen. Günther war nicht aufbrausend zornig darüber, doch ein tiefer, unheilbarer Schmerz ergriff sein ganzes Wesen, und der einzige Schlag hatte genügt, diese glühende aber schwache Natur zu brechen. Die Kette seiner Leiden hatte indessen erst begonnen. Um sich zu betäuben, stürzte er sich in den Strudel studentischer Vergnügungen und besang den zügellosen Genuß so feurig, wie er einst die reine Liebe gepriesen hatte. Als sein schon erzürnter Vater dies hörte, verweigerte er ihm alle Geldmittel, erklärte, daß es zwischen ihnen aus sei und er den Sohn nicht mehr anerkenne. Er hielt Wort. Günther, der ohne Schutz, ohne Stand und Hülfsmittel war, wurde Gelegenheitsdichter, ein besonderer Stand zu jener Zeit. Damals feierte man Taufen, Hochzeiten, alle Feste durch Gedichte, richtete Verse an reiche und vornehme Leute und erwarb damit einen kümmerlichen Lebensunterhalt. Wie es mit der persönlichen Würde bei einem solchen Handwerk beschaffen war, kann man sich leicht denken. Aber seltsamer

Weise blieb bei diesem gefährlichen Verschleudern von Gefühl und Geist Günther ein Dichter, er erniedrigte sich nicht, weil er sich nicht zur Unwahrheit herbeiließ. Wenn man jene schnell entstandenen, längst vergessenen Dichtungen liest, muß man die Wärme des Herzens bewundern, durch welche der arme Improvisator selbst die alltäglichsten Ereignisse des Lebens zu adeln versteht.

Sein offenes und bewegliches Wesen erwarb ihm viel Gönner, aber sein beißender Witz, der unbarmherzig über Pedanten und Schurken herfiel, erweckte ihm eben so viel erbitterte Feinde. Nach langer Mühe hoffte sein Freund Burkhard Menke, ihm eine Stelle an dem sächsischen Hofe verschafft zu haben; eine Hofintrigue brachte ihn unwiederbringlich darum.

Während dessen war Leonore, die er noch immer liebte, Wittwe geworden und ein Sonnenstrahl fiel in sein trübes Herz; denn er klammerte sich an diese Liebe wie an einen Rettungsanker. Doch auch dieser Traum sollte wie alle anderen vergehen. Allerdings war Leonore von dieser Liebe gerührt, die so harte Proben bestanden hatte, und gab ihm ihr Jawort; aber er mußte nun einen Broderwerb haben, beschloß daher, seine Studien zu vollenden, um Arzt werden zu können, und begab sich nach Breslau, wo alte Freunde ihn mit offenen Armen empfingen. Allein als er zu praktici en begann, wurde er krank und gerieth bald in Noth. Verzweifelt schreibt er an Leonore als Abschied: „Liebes Kind, nimm Dein Herz zurück und sorge Dich nicht um den Schmerz, mit dem ich es Dir zurückschicke. Dies Herz ist zu edel, um mein Gefährte zu bleiben." Er fühlte, daß er die Geliebte nur unglücklich machen könne, und er hatte die Kraft, ihr zu entsagen. Aber nach dieser Anstrengung brach er zusammen. Noch einmal raffte er sich auf und versuchte eine Aussöhnung mit seinem Vater; der unbeugsame Mann wollte in seinem Groll den Sohn selbst

nicht einmal sehen und verwies ihn für immer aus dem Vaterhause.

Dieser letzte Schlag vernichtete ihn; von dem Tage an irrte er erst in Schlesien umher und starb endlich elend und verzweifelt im Alter von achtundzwanzig Jahren in Jena.

Goethe war einer der Ersten, die Günther's Verdienste anerkannten. Nachdem er auseinandergesetzt hat, daß er alle Eigenschaften besessen, die den Dichter ausmachen, fügt er hinzu: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." *

Man kann sich in der That vorstellen, daß unter glücklicheren Verhältnissen geboren und mit mehr Energie begabt, Günther die lyrische Poesie seines Vaterlandes hätte neu zu beleben vermögen. Trotz der Ungleichheit und des Unvollendeten seiner Werke muß man ihn in der Geschichte des Liedes gleich hinter Flemming stellen, denn wie dieser bereitet er auf Goethe vor. Flemming kehrte durch die Zartheit und Tiefe eines echten Gefühls zur Natur zurück, Günther durch die Macht der Leidenschaft. In dem Ton der Verse von allen Beiden fühlt man nicht das geschickte Machwerk, sondern den Nachhall ihrer Seele. Beide sind gleich aufrichtig, ihre Lieder sind nicht Erfindungen, sondern Bekenntnisse, und bei Günther ist dies noch in vollerem und kühnerem Maße der Fall. Mit seinem Herzblut hat er alle die Irrthümer und Leiden seines Lebens geschrieben, und alle Lieder an Leonore tragen diesen untrüglichen Stempel der Wahrheit. Nach dem Verrath kommt er zu dem Baum zurück, unter dem sie ihre ersten Schwüre gewechselt haben.

Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun dir selbst ihr Mitleid kund,
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsern Bund.

* Dichtung und Wahrheit, 7. Buch.

Diese zährenvolle Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Flehn,
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugesehn.

Dieses rührt die todten Bäume:
Dich, mein Kind, ach! rührt es nicht.

Und am Schlusse heißt es:

In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrei'n,
Und da soll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze sein.

Der Schmerz und das Entsetzen eines jugendlichen Gemüths, das zum ersten Mal an der Liebe und dem Glück zu zweifeln beginnt, tönt aus diesen Versen, die rührend wie Thränen und anmuthig wie ein Volkslied sind. Der Schmerz war noch entsetzlicher, als Günther Leonore zum zweiten Male verlassen mußte; der Schrei der Verzweiflung, den er da ausstößt, ist tief erschütternd. Nun hat er die Geliebte weinen sehen und diese angebeteten Thränen, diese Thränen, die er nie wieder sehen soll, machen ihn wahnsinnig.

Schweig du doch nur, du Hälfte meiner Brust,
Denn was du weinst, ist Blut aus meinem Herzen.
Ich taum'le so und hab' an nichts mehr Lust,
Als an der Angst und den getreuen Schmerzen,
Womit der Stern, der uns're Liebe trennt,
Die Augen brennt.

Zuweilen ist er still in sein Unglück ergeben; er spricht mit Gott wie mit einem Vater und sein Lied tönt dann

edelsten freisinnigsten Philosophen jener Zeiten seine Zierde besass. Gewiss aber war dieser Theil der Nation befähigter zum Urtheil über Werth oder Unwerth der hellenischen Bildung und ihrer Verkündiger, als der starr einseitige alte Aristokrat, der sein Leben lang hasste und verachtete, was er nicht zu würdigen verstand, und der, wenn er auch in seinen letzten Lebensjahren wirklich daran dachte, das, was er bisher verfolgt hatte [1]), nun auch nachträglich kennen zu lernen [2]), doch (mit aller Achtung vor seinem Lobredner Cicero) schwerlich über die Elemente hinausgekommen sein wird. Und wie kann man endlich einem Manne ein Urtheil über griechische Philosophie und ihre Einflüsse zugestehn, dessen Geist sich nicht einmal in den alltäglichsten Dingen der Naturwissenschaft über die Traditionen des stupidesten Aberglaubens erhoben hatte; wovon sich aus dem medicinischen Abschnitte seiner Bücher von der Landwirthschaft die wunderlichsten Proben beibringen lassen [3]).

---

1) Vgl. die von *Bernhardy* Grundriss d. röm. Litterat, p. 341 n. 370 angef. Stellen.

2) Vgl. Cicero Cat. M. cp. I, §. 4. VIII, §. 26. XI, 38. Plutarch. Cat. cp. 2. Cicero hat seine guten Gründe, warum er *eines* Cato *griechische* Erudition höher als wahr anschlägt. Plutarch bezeichnet seine Studien genauer, als rhetorische, *Thucydides* und *Demosthenes* anführend.

3) Vor allem die Art und Weise, wie er ganz ernsthaft Verrenkungen durch Zaubergesänge (ähnlich den heutigen Besprechungsformeln unseres Landvolks) zu heilen räth: *Luxum si quod est, hac cantione sanum fiet: harundinem prende — — — mediam diffinde, et duo homines teneant ad coxendices. Incipe cantare: In alio S. F.* (d. h. sanitas fracto) *motas vaeta daries dardaries astataties dissunapiter*, usque dum

sanft wie ein Kindergebet. Aber als die Schale des göttlichen Zorns sich über ihm leert, als die Ungerechtigkeit zu entsetzlich wird, steht er stolz, kühn und unbezähmt dagegen auf. Der Fluch des Vaters trifft ihn an seinem Lebensende wie der Blitz den schon vom Unwetter erschöpften Reisenden. Ein Anderer wäre in den Staub gesunken, er nicht. Ehe er den letzten Athem aushaucht, richtet sich der mißhandelte Dichter noch einmal stolz empor. Den Gott, der ihn quält und der ihn richten wird, ihn bittet er nicht um Gnade, er trotzt ihm:

Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme.
Du hörest mich nicht mehr; ich soll vor deinem Grimme
Aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer sein.
Ich soll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein.
Ich trotze deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade,
Ich will nicht, daß dein Herz mich dieser Straf' entlade.
Du bist kein Vater mehr, als Richter bitt' ich dich —
Vergiß vorher dein Kind, nachher verstoße mich.

Alles verließ ihn, der Vater, die Zeitgenossen, das Glück. Von Allen aufgegeben, verzweifelt und schuldig gegen sich selbst, erlag er den vielen Prüfungen, ein Opfer seiner Leidenschaften, wenn man will, aber auch ein Opfer seines Zeitalters. Günther ist ein Vorläufer jener revolutionairen Geister, die ungefähr vierzig Jahre nach seinem Tode erstanden, sich Originalgenies nannten, jede Regel verwarfen und nur ihrer eigenen Eingebung folgten. In einer Zeit, in der die Religion zum Formelwesen neigte, das öffentliche Leben unwahr und die Poesie pedantisch geworden war, wagte er allein nur das zu glauben, was er für wahr erkannte, nach seinen Neigungen zu leben und das zu besingen, was er erlebt hatte. Er hatte den Muth, das zu sein, was Goethe eine „Natur" nannte, ein origineller Geist, der sich nicht scheut, sich ungekünstelt zu zeigen.

Dadurch sticht er scharf von seinen Zeitgenossen ab und damit hat er mächtig auf die edelsten Geister gewirkt; denn sie konnten seine Dichtungen nicht lesen, ohne aus ihnen die große Lehre zu ziehen, daß Wahrheit gegen sich selbst wie gegen die Andern des Dichters so würdig wie des Menschen ist.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts weht ein neuer Hauch durch die Gesellschaft; alle jungen und edlen Geister erwachen plötzlich und schütteln den Druck der Knechtschaft ab. Mit einem Mal erblicken sie die Welt, den Menschen, die Religion in einem anderen Lichte. Es ist eine entscheidende Stunde für die Geschichte des deutschen wie für die des französischen Geistes und man kann sie nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn man das Geschick der lyrischen Dichtung aufmerksam beobachtet. Während des siebzehnten Jahrhunderts hatten die Menschen geduldig die Tyrannei des Staats und der Kirche ertragen. Dem großartigen Aufschwunge der Reformation war eine schlaffe Abspannung gefolgt. In Süddeutschland herrschten die Jesuiten allmächtig im Staat, übten einen verderblichen Einfluß auf die Familie und bedrohten widerstrebende Fürsten; im Norden verengten die Lutheraner die Geister und nahmen dem Leben jeden Reiz. Aber bald lebte der protestantische Geist in seiner ganzen Macht auf, nicht der Protestantismus des sechszehnten Jahrhunderts, der sich damit begnügte, der Autorität des Papstes zu trotzen, sondern ein kühnerer, durchaus logischer Protestantismus, der jede Autorität zu leugnen wagte: die des Buchstabens in der Religion, des Rechtes von Gottes Gnaden in der Politik, der Tradition in der Philosophie und der Regeln des Geschmacks in der Poesie. In der Wissenschaft, der Kunst, im Leben, überall Revolution. Deutschland begann mit der aesthetischen Revolution und gab das Zeichen zu der endlichen Befreiung der Kunst. Seit Luther's Tode war die

Poesie nur noch eine demüthige Dienerin der Kirche oder die Lobrednerin der Vornehmen gewesen. Aber die edle Sklavin erinnerte sich ihrer göttlichen Natur, brach die Ketten ihrer Bedrücker und, von Neuem frei, schickte sie sich zur Besiegung der Welt an. Nicht in einem Tage vollzog sich diese Umwälzung; sie hatte ihre Propheten, Vorläufer, Tribunen, Fanatiker und Diktatoren und erst nach vielen Stürmen führte sie zur Freiheit, das heißt zur Abschaffung der kleinlichen Regeln und zur Verkündigung der großen Gesetze des Schönen. Das sind in kurzen Worten die hauptsächlichsten Stufen und die endlichen Erfolge jener Revolution.

Der erste große Mann, der Deutschland aus seiner Gleichgültigkeit gegen die Poesie erweckte, war Klopstock, dessen Oden und dessen Messias die Jugend begeisterte. Rechtzeitig machte er Gottsched verstummen, einen treuen Schüler Boileau's, der sich seit Jahren als Gesetzgeber auf dem deutschen Parnaß geberdete. Allerdings war Klopstock weder ein großer schöpferischer Geist, noch ein vollendeter Künstler, aber er besaß das, was den Sieg sicherte, was Allen fehlte, nach dem sich Alle sehnten: Begeisterung. Aus zwei Quellen schöpfte er sie, aus der Religion und der Vaterlandsliebe; nicht aus der überkommenen Religion, sondern aus der des Herzens, aus dem freien Glauben des Gemüths, und nicht aus dem von oben befohlenen höfischen Patriotismus, sondern aus der Liebe zu dem großen deutschen Vaterlande, für das Armin und Luther gekämpft hatten. Dies Ueberströmen religiösen Gefühls, diesen mächtig hervorbrechenden Patriotismus hauchte er in Hymnen, Oden und Dithyramben aus und folgte sorgfältig den Pfaden Pindar's, David's und Ossian's. Er war es, der zuerst den Hexameter und viele andere griechische Versmaße anwendete und der den Reim wegließ, um seinen Gedanken größeres Gewicht zu verleihen. Sich mit Entzücken in die

Herrlichkeit des Himmels vertiefen, sich mit einem Ruf der Anbetung in die unendliche Majestät der Gottheit zu versenken, das ist seine höchste Wonne. Seine Zeitgenossen erhoben ihn in den Himmel, weil sie in ihm die siegreiche Macht der Begeisterung fühlten. Und er verdiente ihre Bewunderung, denn er hatte die Schule des nüchternen Menschenverstandes durch die Schule der Begeisterung verdrängt und die Würde des Dichters hergestellt, indem er verlangte, daß dieser wie ein Priester inmitten seines Volks stehen solle.

Wieland, der Gegner Klopstock's, ein epikuräischer, realistischer, weltgewandter Geist, erweiterte den Horizont seiner Landsleute nach einer anderen Richtung hin. Durch seine Romane eröffnete er ihnen einen Einblick in die heitere Welt des alten Griechenlands und durch seine Uebersetzung Shakespeare's zeigte er ihnen zuerst die ernste Charaktertragödie, die einzige rein menschliche Tragödie. Aber der bedeutendste Vertreter des deutschen Denkens im achtzehnten Jahrhundert, der mächtigste Neuerer jener Zeit ist der unvergleichliche Lessing. Ein kritischer, lichtvoller, kühner und gerechter Geist, ein edles und muthiges Gemüth, ohne einen Schatten von Sentimentalität, greift er die falschen Götter jener Zeit an und stürzt sie schonungslos zu Boden. Die schulgerechte Tragödie, die gekünstelte Dichtungsweise und die Bibel hatten scharfe Angriffe zu bestehen und entsetzt wichen die Heuchler, Intriganten und Perrückenhelden vor diesem unermüdlichen Kämpfer zurück. Er fürchtete nichts, nahm auf Niemand Rücksichten, hatte nur einen Gott, die Wahrheit, und kannte nur einen Ehrgeiz, den, sie zu vertheidigen. Und die Wahrheit war für ihn nicht eine fertig überlieferte Formel, sondern ein unendliches Reich, in dem man immer weiter vordringen kann, ohne je seine Grenze zu erreichen. Lassen wir ihn selbst von dieser Wahr-

heit reden, die der Stern seines schweren Lebens war. In seiner Streitschrift gegen den Pastor Goeze heißt es:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz der Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich unsere Kräfte, worin allein seine innere wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge und stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm in Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

Diesen unermüdlichen Forschertrieb wendete Lessing auf die Religion, Wissenschaft und Kunst an; überall zeigte er den Weg, der zum Besseren führte, und bahnte der neuen Generation den Pfad. Zuerst nahm er die klassische französische Tragödie vor und das, was man in der Poesie den Geschmack Ludwig des Vierzehnten nennen könnte. Es war ihr Todesstoß; denn nach der Hamburger Dramaturgie hatte kein Deutscher mehr Lust, sie sich als Muster zu nehmen. Die Regel von den drei Einheiten, die Alexandriner und die griechischen Helden, die wie Hofleute aus Versailles aussahen, verloren in einem Tage ihren hundertjährigen Glanz. Man warf sie in die Rumpelkammer, wie zerbrochene Marionetten, und wunderte sich nur, daß man so lange Gefallen an ihnen gefunden hatte. Seitdem versenkten sich alle Dichter, die nur etwas Kraft in ihrer Seele fühlten, in das Studium Shakespeare's, trotz Voltaire's und des großen Friedrichs entgegengesetzter Meinung. Durch den Laokoon ließ Lessing endlich einen Lichtstrahl auf das innere Wesen der Poesie fallen, der einer Offenbarung

glich. Bis dahin hatten Kritiker und Dichter das Wesen der Malerei und Poesie um die Wette verwechselt, indem sie sich auf das ut pictura poesis des Horaz stützten. Der Dichter mühte sich mit Beschreibungen ab und setzte seinen höchsten Stolz darin, mit der Palette des Malers zu wetteifern. Lessing geht von einem Vergleich aus zwischen der Stelle im Virgil über den Tod des Laokoon und der Marmorgruppe, die dieses Ereigniß darstellt, und beweist, daß der Dichter ganz anders verfährt, als der Bildhauer oder Maler. Die bildenden Künste entwickeln sich im Raum und wenden sich an das Auge. Sie können eine Handlung nur in einem einzigen Augenblick darstellen, aber mit allen ihren Einzelnheiten und mit ungewöhnlicher Lebendigkeit. Die Poesie dagegen entwickelt sich in der Zeit und wendet sich an die Einbildungskraft. Sie kann eine Handlung in der Reihenfolge der Momente darstellen, aus denen sie zusammengesetzt ist; sie darf — sie soll sogar uns Ursprung, Entwickelung und Ausgang zeigen. Daher soll sie sich hüten, der Malerei nachzuahmen, sondern uns lieber in die Triebfedern der Handlung sehen lassen. Handlung, äußere oder innere, sichtbare oder unsichtbare, aber Handlung, Handlung und nochmals Handlung! Das war Lessing's Wahlspruch in Bezug auf die Dichtkunst. Mit dem Aufstellen dieses Gedankens hatte er die Grundlage zur Aesthetik gelegt, die Richtigkeit der beschreibenden Poesie bewiesen und das Drama als Bekrönung des Gebäudes der Kunst aufgestellt. *

* Man kann allen denen, die sich für Lessing interessiren, nicht genug Herrn Ad. Stahr's treffliches Buch empfehlen (Lessing, sein Leben und seine Werke. Berlin, Guttentag. 4. Auflage. 1868), das sich in Deutschland eines Rufes erfreut, der des großen Vorkämpfers für Freiheit und Wahrheit würdig ist. Herr Ad. Stahr, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden deutschen Schriftsteller, schildert tiefbewegt das an Kämpfen reiche Leben seines Helden und giebt eine geistvolle Beurtheilung seiner Werke. Wenn Lessing in den Familien

Lessing begann die Reform der Poesie durch die Kritik aller Vorurtheile. Herder setzte dieses Werk fort durch seine leidenschaftliche Bewunderung aller unsterblichen Meisterwerke, durch seine prophetische Erkenntniß des wahrhaft Schönen und durch seine die ganze Menschheit umfassende Begeisterung. Hätte dieser Mann zur Zeit der Könige von Israel gelebt, so würde er ein mächtiger Prophet nach Art des Jesaias oder Ezechiel geworden sein. In einem kritischen und philosophischen Zeitalter geboren, wurde er Weltbürger, und auch darin verrieth er Prophetengeist. Niemand hatte vor ihm in Deutschland oder außerhalb ganz die Schranken der Nationalität zu übersteigen vermocht. Herder mit seiner weiten, weltumfassenden Begabung suchte mit Liebe, ja mit Leidenschaft in den Geist einer jeden Nation einzudringen. Er war der Erste, der die Geschichte als eine ewige Entwickelung der Menschheit auffaßte, in welcher jedes Volk nur eine Rolle in einem endlosen Drama spielt, der Erste, der in der Poesie nicht eine kunstvolle Erfindung hochgebildeter Zeiten, sondern die Muttersprache der Völker sah, der Erste, der das fruchtbare Wort aussprach: die wahre Poesie ist die ursprüngliche Poesie; der Erste, der zu den Dichtern zu sagen wagte: hört auf die Volkslieder aller Nationen, sie sind eure Meister; der Erste, der der entzückten Welt die „Stimmen der Völker" brachte, jene zauberhaften, unsterblichen, so lange vergessenen Klänge. Homer, die Bibel, Shakespeare und die Volkslieder, das waren die Muster, deren siegreiche Schönheit er mit prophetischer Begeisterung pries. Damit bahnet er, so weit als möglich, den schönen und breiten Weg, der zur Natur, zur Einfach-

und auf den Schulen heimisch geworden, so ist das zum großen Theil dieser Biographie zuzuschreiben, die ein Meisterwerk ist sowohl an Auffassung und Gedankenreichthum, als auch in Hinsicht des Stils.
Anmerkung des Verfassers.

heit zurückführt. Es war mehr als eine bedeutende Entdeckung, es war eine große That, zu der eben die Kühnheit des Genies gehört, und wir werden bald sehen, wie unermeßlich ihr Einfluß auf die Entwickelung der lyrischen Poesie wurde.

In jener revolutionairen Bewegung, von der damals die ganze Jugend erfaßt war, kann man verschiedene große Gedankenströmungen unterscheiden, die zur Erneuerung der ganzen Kunst führten. Erstens der Grundgedanke der Herderschen Philosophie und Aesthetik: die Einheit, Brüderlichkeit und unbegrenzte Verbesserungsfähigkeit der Menschheit. Welch herrliches Schauspiel für das Auge des Denkers und Dichters, alle bis dahin feindlichen, getrennten, durch Jahrhunderte in Haß und Blut getauchten Nationen plötzlich wie heldenmüthige Schwestern unter dem Zeichen des siegreichen Menschengeistes vereint zu sehen! Das träumerische, pantheistische Indien, das schönheitsliebende Griechenland, das siegreiche Rom, Gallien und Deutschland sich die Hände reichen sehen und einander von Jahrhundert zu Jahrhundert die religiöse und poetische Auffassung überliefern! Bei diesem Anblick mußten die Schranken, welche die Völker trennten, wie einem Zauberschlage weichen. Die Geschichte hatte einen neuen Inhalt: den Fortschritt; die Menschheit einen erhabeneren Zweck: die Vereinigung aller ihrer Kräfte, die Begeisterung konnte sich aus einer heiligeren Flamme, aus der der allgemeinen Brüderschaft, neu beleben. War das im Grunde nicht nur die philosophische Rechtfertigung des erhabenen Traumes Jesu?

Diese weitere Auffassung der Menschheit mußte auch ein höheres Ideal des Menschen mit sich bringen. Bis dahin hatte sich der Einzelne in einem engen Sinn entwickelt, er lernte gewissermaßen nur sein Handwerk und kümmerte sich nicht um das Allgemeine. Man war Soldat, Hofmann, Advokat, Arzt, vielleicht auch Gelehrter, aber man dachte nicht daran, Mensch zu sein. Der Dichter, selbst der

Philosoph, der der Natur der Sache nach sich hätte höher erheben müssen, ging nicht über die engen Grenzen seines Berufes hinaus. Allein seit man die Menschheit unter allen ihren Gestalten kennt, seit man sie in Sokrates wie in Jesus, in Brutus wie in den christlichen Märtyrern verehrte, die antiken wie die modernen Tugenden schätzt, nun begann man von dem vollendeten Menschen zu träumen. Die Entwickelung der Körperkraft, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Fechten, außerdem Deklamation, Gesang, Pflege der Musik und Dichtkunst, Kenntniß und Verständniß von Allem, das wurde jetzt die Aufgabe der Erziehung. Sonst war man nur darauf bedacht gewesen, ein Talent auszubilden, um sich in seinem Beruf auszuzeichnen, und wurde dadurch zur Maschine; jetzt strebte man nach harmonischer Entwickelung aller Anlagen. Der Zweck der Erziehung war nicht mehr der Beruf, sondern die Entfaltung des Menschen selbst, der den Vollgenuß seines Wesens in dem Gleichgewicht der Kräfte finden sollte.

Wer so groß von der Menschheit und dem Menschen dachte, mußte nothwendiger Weise auch die Poesie und den Dichter edler auffassen. Was war die Poesie des siebzehnten Jahrhunderts gewesen? Ein gesellschaftliches Talent zur Zerstreuung der Vornehmen und Fürsten, die gelehrte Verkünderin hochtrabender Leidenschaften, herkömmlicher Gefühle und der bestehenden Religionsauffassung. Wie weit war man jetzt von dieser kleinlichen Ansicht entfernt! Die Poesie erkannte man nun als eine ursprüngliche Anlage des Menschen, als den freisten Ausdruck des Geistes der Nationen. Sie sprach nicht mehr ausschließlich im Königsschloß, sie sang auch in der Hütte, nicht allein bei hochgebildeten Völkern, sondern sie erhob ihre [illegible]ufte, erhabene und heilige Stimme im Anbeginn der Civilisation. Man lauschte achtsam auf die tausend Melodien, welche in allen Zeitaltern von allen Theilen des Erdballs her ertönten,

seltsame, wehmüthige, tiefsinnige Stimmen! Wie reich, wie großartig in ihrer Einheit war diese Symphonie! Es war der ewige Gesang der Seele, immer derselbe und dennoch immer neu. So wurde die heilige Dichtkunst eine Nebenbuhlerin der Religion, denn wie ihre erstgeborene Schwester drückt auch sie die ewigen Bestrebungen des Menschen aus. Die Religion, sagte man, nennt sich eine Offenbarung Gottes. Zugegeben; aber ist es die Poesie nicht auch? Ist sie nicht die Offenbarung alles dessen, was Göttliches in der Menschenseele lebt?

Und wie groß war der Dichter geworden! War er als Priester dieser Religion nicht berufen, das zu sein, was die Weisen und Propheten für die frühesten Zeiten gewesen waren? Allerdings war die Einfachheit des heroischen Zeitalters dahin, die Gesellschaft in eine Menge enger Kreise getheilt, der Mensch verkümmert unter dem Druck des Berufs. Aber das machte gerade den Dichter nothwendig; denn an ihm war es, unter dem Modetand und dem Theaterputz einer unwahren Gesellschaft den einfachen, kraftvollen, energischen, ganzen Menschen in seinen vielfachen Gestalten hervorzuziehen. An dem Dichter war es, in seiner eigenen Person den vollendeten Menschen darzustellen, an ihm, in seinen Mitbrüdern die verwischten Züge des Ideals aufzusuchen, allen denjenigen eine Stimme zu verleihen, die eine Seele haben, aber nicht sprechen können, deren einzige Sprache ein unaufhörliches, aber unbestimmtes Verlangen ist, an ihm endlich, uns die Harmonie alles dessen, was lebt und athmet, fühlbar zu machen.

Das waren die Ideen, welche in allen jungen und feurigen Köpfen um das Jahr 1760 gährten. Man formulirte sie noch nicht, aber man ahnte sie und sie schwebten gewissermaßen in der Luft. Je unbestimmter sie waren, desto ungeheurer schienen sie und desto mehr erregten sie die Geister. Ohne Besinnen überließ sich die neue Generation einer wil-

Bei aller dieser Beschränktheit aber trafen er und seinesgleichen doch in einer Hinsicht und in ihrem Sinne das Richtige; und von ihrem Standpunkte aus entspricht selbst ihr Verfahren eben den Bestimmungen, welche Aristoteles an verschiedenen Stellen des siebenten und zu Anfange des achten Buchs der Politik über das Verhältniss des Staats zur Bildung und Erziehung seiner Bürger aufstellt [1]). Das Römerthum, wie es ihnen als nothwendig und allein wahr feststand, war allerdings in seiner Starrheit und Einseitigkeit durch die Einwirkung griechischer Philosophie in seinen Grundstützen bedroht. Aeusserlich und geringfügig war freilich die Besorgniss, dass dergleichen Studien die römische Jugend vom Waffenhandwerk und Kriegsleben abziehn möchten. Das mochte von den wenigsten in dieser lebensfrischen thatenvollen Zeit zu befürchten sein. Aber genauere Betrachtung, Zerlegung und daraus erfolgende Auflösung der Grundsätze auf welchen das Leben und die Kraft der Republik und ihrer Verfassung ruheten, Verbreitung philanthropischer, demagogischer Ansichten und Richtungen, Antastung des uralten, heiligen, schon bedrohten Baus der Aristokratenherrschaft, um dessen Erhaltung und Sicherung Jahrhunderte lang gesorgt und gekämpft worden war, das mochten die Früchte erscheinen, deren

cocant; oder anders: *huat haust huat ista pista sista domiabo damnaustra* u. a. m. Vgl. de Re rust. ep. CLXI, und daselbst die Intpp. bei Gessner p. 121 sqq.

1) Vergl. d. Senatsbeschluss bei Gell. XI, 11.

den Schwärmerei und grenzenlosen Hoffnungen. Sie wußte nicht, was aus ihr werden sollte, aber sie erwartete etwas Neues, Unerhörtes, Großartiges. „Natur" wurde das Losungswort und feurig stürzte man sich in den Strudel aller Leidenschaften. Freundschaft, Liebe, Patriotismus, Religion, Alles wurde zur Schwärmerei. Bald war man gefühlvoll bis zur Ueberschwänglichkeit und ergoß sich in Thränen, bald naturwüchsig, rauh, von wüster und cynischer Sinnlichkeit. Man zitterte vor Freude, sobald man die Kutte der Heuchelei abstreifte, und sang Jubellieder, während man die Ketten der Mode und des Herkommens brach. Das ist die Sturm- und Drangperiode, die Zeit der Originalgenie's, wie sie sich selbst nannten. In den ersten Reihen ihrer Kämpfer sehen wir Lenz, Klinger, den Maler Müller, Basedow, die Brüder Stollberg, und für eine Zeit auch Jakobi, Lavater und Goethe. Man kann sich heute keinen Begriff mehr von den schwärmerischen Tollheiten und dem aufgeregten Beginnen jener Jünglinge machen; die Philister hielten sie für toll, und einige wurden es auch, wie zum Beispiel Lenz; andere, wie Stollberg, thaten nachher Buße und flüchteten in den Schooß der katholischen Kirche. Nur einer von ihnen führte ihre kühnsten Träume aus und verwirklichte durch die Machtfülle seines unbegrenzten Genie's und seines titanischen Willens das Dichterideal, das seine Freunde von ferne geschaut hatten: das war Wolfgang Goethe.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Goethe.

Achtes Kapitel.

Goethe.

Goethe's Wesen zeigt sich am deutlichsten in seiner Lyrik. — Das Wunderkind. — Seine eigenthümliche poetische Erziehung. — Der Student in Leipzig. — Der Neuerer von Straßburg. — Drei Offenbarungen: durch Shakespeare, Herder, Friedrike. — Die Idylle von Sesenheim. — Die Lyrik bricht sich Bahn. — Rückkehr nach Frankfurt. — Die tolle Zeit. — Der neue Prometheus. — Weimar. — Abklärung und höchste Blüthezeit seiner Lyrik. — Die Balladen: das Veilchen, der Fischer, der Sänger. — Die Schönheit der Goethe'schen Lyrik, ihre Wahrheit und Musik. — Goethe's Lied ist das verklärte Volkslied.

Deutschland suchte nach Erkenntniß seiner selbst, Goethe war bestimmt, sie ihm zu offenbaren. Nicht umsonst war eine zweitausendjährige Kultur über diesen Boden gegangen, dem frankfurtischen Patriziersohn war davon zu Gute gekommen. Der ernste Sinn der alten Deutschen, das mystische Ritterthum des Mittelalters, die Reformation, die Renaissance und die moderne Philosophie hatten ihm ihren Geist eingehaucht und dem zum Dichter Bestimmten ihre Feuertaufe ertheilt. Von diesen inneren Stimmen angetrieben, konnte er seinem Vaterlande sagen: Du kennst Dein Wesen nicht, ich will es Dir zeigen. Und das that er nicht in abstracten

Theorien, sondern in lebenden Beispielen, und darum erweckte er, der lyrische Dichter, das echte Lied.

Ich kann hier nicht von dem epischen, dem Romanzendichter, dem Dramaturgen, Naturforscher und Denker reden, denn Goethe war das Alles und noch mehr: nämlich ein Mann im vollsten Sinne des Worts. „Er war ein Mann," wie Shakespeare sagt, der vollkommene Mann des Terenz, dem nichts Menschliches fremd ist, eine unendlich thätige und tief harmonische Natur. Nur von dem lyrischen Dichter will ich eine flüchtige Skizze entwerfen und dennoch wird sie sein ganzes Bild zeigen, denn das eben ist das Bewundernswürdige an den vollendeten Menschen: daß ihre Thätigkeit eine vielfache ist, sie selbst aber immer ganz in dem sind, was sie sagen und thun.

Man kennt in Frankreich seine Bedeutung als epischer und dramatischer Dichter, wie aber soll man die Macht des ersten Lyrikers Deutschlands fühlen, da für uns die feinsten Schwingungen seiner Seele mit dem Klange seiner Muttersprache verloren gehen? Goethe's Lyrik ist bisher ein versiegeltes Buch für uns gewesen, weil keine Uebersetzung auch nur einen entfernten Begriff ihres Zaubers zu geben vermochte. Kennt man seine Lyrik nicht, so kennt man eben die Tiefe jener großen und einfachen Natur nicht, die sich am unmittelbarsten in den lyrischen Werken enthüllt. Nicht Alle haben den eigentlichen Goethe gekannt, Viele sahen nur den Minister und den Philosophen, selbst Frau von Staël gehörte dazu! Diejenigen, die sich seines ganzen Vertrauens erfreuten, wie Schiller, Herder, Eckermann, haben die unendliche Empfänglichkeit, die Seelenwärme und den Reichthum an Gefühl kennen gelernt, die sich in allen seinen Gedichten aussprechen, aber die sich im alltäglichen Leben hinter der olympischen Ruhe verbargen.

Jedes Genre ist in Fülle vorhanden, oder vielmehr fast jedes Lied bezeichnet ein neues Genre. Von den einfachen

Liebesliedern bis zu den pantheistischen Hymnen über Gott und die Welt, von den Trinkliedern bis zu den leidenschaftlichen Elegien, von der naiven Legende bis zur philosophischen Ballade, von den übermüthigen Studentenliedern bis zu den orphischen Aussprüchen des indo-europäischen Weisen hat er Alles empfunden, erlebt, besungen. Es würde allein ein Buch füllen, wollte man zeigen, wie sich der Student in Leipzig, der junge Schwärmer in Straßburg, der Held von Weimar, der Bewunderer Italiens und Griechenlands, der Naturforscher, Philosoph und Weltbürger in Goethe's Lyrik wiederspiegeln. Wir müssen uns begnügen, die bedeutendsten Abschnitte seiner Entwickelung anzudeuten, und vornehmlich in ihm den Schüler der Volkspoesie, den Erwecker des neuen Liedes zeigen.

Schon sehr frühe verräth sich bei Goethe die poetische Gabe mit unmittelbarer, hinreißender, unwiderstehlicher Anmuth. Man sagt oft, daß sich die Muse der Wiege eines Dichters genaht habe, sich mit begeistertem Lächeln über ihn gebeugt und ihm ihren feurigen Kuß auf die Lippen gedrückt. Daher stamme jener himmlische Duft auf den Lippen, jenes nach oben gewendete Verlangen, das bis zu dem letzten Athemzuge in dem Herzen bleibt. Diese liebliche Fabel wurde bei Goethe zur Wahrheit. Die schöne Muse, die über seiner Wiege wachte, war seine Mutter, denn die junge, liebenswürdige, heitere „Frau Rath" wurde zur Muse für jenen Liebling der Götter. Sie war erst achtzehn Jahr, als ihr Sohn geboren wurde, und bald fing die junge Mutter an von früh bis spät mit ihrem Kinde zu scherzen und zu singen. „Ich und mein Wolfgang," sagte sie noch später, „haben immer gemeinsame Sache gemacht." Und was konnte köstlicher für ein Kind mit lebhafter Phantasie sein, als diese Mutter, die noch in Geist und Erscheinung ein junges Mädchen war, die ernst und frohsinnig zugleich, enthusiastisch und scharfsinnig war, und deren gute Laune

stets unerschütterlich blieb. Von ihr hat er die „Frohnatur, die Lust zum Fabuliren.“ Schon als er vier Jahre alt war, erzählte sie ihm Märchen, in denen Luft, Feuer, Erde und Wasser in Gestalt schöner Prinzessinnen erschienen. Es machte der Mutter selbst Vergnügen und das Kind auf ihren Knien zitterte vor Erregung und sah sie gespannt mit den ernsten, weitgeöffneten Augen an. „Nicht wahr, Mutter,“ rief er manchmal, „die Prinzessin heirathet den abscheulichen Schneider doch nicht, selbst wenn er den Riesen todtschlägt?“ Oft brach die schelmische Mutter ihre Erzählung ab und verschob die Auflösung für den kommenden Abend. Aber die Geschichte arbeitete in dem kleinen Köpfchen weiter, er träumte von ihr und hatte am folgenden Tage nicht Ruhe, ehe er nicht seinem Liebling die Hand der Prinzessin verschafft. Dann vertraute er der Großmutter unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Lösung an und diese erzählte es lächelnd der Mutter. Kam der Abend, so jubelte das Kind laut auf, wenn es seine kühnsten Hoffnungen verwirklicht sah. Selbst die Musen hätten den Dichter nicht besser vorbereiten können.

Schon als Knabe wurde Goethe von dem zwiefachen Verlangen, zu lernen und zu produciren verzehrt, und mit sieben Jahren zeigt sich seine poetische Begabung mit wunderbarer Entschiedenheit. Er ersinnt einen besonderen Kultus für die Gottheit und errichtet ihr in seinem Zimmer einen geheimnißvollen Altar; mit elf Jahren dringt er hinter die Coulissen des französischen Theaters von Frankfurt unter dem Schutz eines jungen Mannes von der Truppe und entwirft sogar ein französisches Trauerspiel. Mit zwölf Jahren dichtet er ein biblisches Gedicht über Joseph und eine Anzahl religiöser Oden. Vierzehn Jahr alt, verliebt er sich in Gretchen und die erzwungene Trennung, welche diesen Roman abschließt, verursacht ihm lebhafte Schmerzen. Zum ersten Mal fühlt er wirklichen Schmerz und dieses Gefühl

bringt eine große Umwandlung in ihm hervor. Bis dahin hatte das frühreife Kind nur mit der Poesie gespielt, jetzt ist sein Herz bewegt, sucht nach einem Ausdruck dafür, und seltsamer Weise fehlt ihm zum ersten Mal das Wort. Die Erregung ist zu stark, der Jüngling bleibt betroffen vor dem Geheimniß der Liebe stehen und versinkt in düstere Schwermuth und tiefes Sinnen.

In Leipzig tritt der junge Student des Rechts zum ersten Mal in die Welt ein; aber der Dichter tastet noch umher und sucht den Weg. Voller Illusionen über die großen Männer seiner Zeit kommt er an und glaubt ihnen treuherzig, wenn sie sich unter einander den Virgil, Horaz oder Homer ihres Jahrhunderts nennen. Allein er wurde schnell enttäuscht und sein Besuch bei Gottsched brachte ihn um seine glänzenden Vorstellungen. Ein Diener führt ihn in das Vorzimmer des deutschen Boileau und deutet auf die Thür des Kabinets, um ihm anzuzeigen, daß der berühmte Mann alsbald erscheinen werde. Goethe hält dies für eine Aufforderung, einzutreten, öffnet die Thür und sieht den großen Gottsched mit vollkommen kahlem Haupt vor sich stehen, während der Diener ihm eben die prächtige, gepuderte Perrücke bringt. Gottsched nimmt sie gravitätisch mit der einen Hand, während er mit der anderen dem ungeschickten Diener eine Ohrfeige verabfolgt, setzt sie feierlich auf den Kopf, giebt dann ohne alle Befangenheit Goethe ein Zeichen, Platz zu nehmen, und beginnt eine lange Rede. Die Mehrzahl der damaligen Dichter machte es nicht anders, als der Professor; ehe sie das Wort nahmen, stülpten sie sich die klassische Perrücke auf. Doch der junge Student nahm sich eine Lehre daran und mit seiner Bewunderung war es aus. Dem Collegium philosophicum et mathematicum folgte er gleichfalls nicht sehr regelmäßig, denn es kam ihm sehr sonderbar vor, daß der Philosoph lehrte, ein Ding in drei Malen zu thun, das man auf ein Mal thun konnte.

Um so mehr sah er sich in der Welt um und schloß sich besonders an Frau Böhme an, eine geistvolle Frau, der er auch seine ersten poetischen Versuche zeigte. Allein sie sagte ihm aufrichtig, daß sie nichts taugten, weil sie nicht natürlich wären. Dies Urtheil entmuthigte ihn sehr, er verbrannte alle seine Schriftstücke und schwor, nicht mehr um die Gunst der Musen zu buhlen. Aber bald macht er die Bekanntschaft von Käthchen, der Tochter seines Wirths; sie lächelt ihm zu, er fängt Feuer und ist mehr Dichter als je vorher. Der siebzehnjährige Goethe war damals ein sehr fantastischer und unbeständiger Träumer; mit seinen Freunden ging er bald von der stolzesten Zurückhaltung zur leidenschaftlichsten Mittheilsamkeit über; ausgelassen heiter den einen Tag, war er am folgenden ganz melancholisch; wochenlang machte er Vergnügungen, Gesellschaften und Bälle mit, dann verschwand er, irrte durch die Felder und suchte Lieder im Waldesrauschen. Er liebte Käthchen schwärmerisch, wurde von ihr geliebt, quälte sie aber mit der tollsten Eifersucht, daß sie oft über seine ungerechten Anklagen in Thränen ausbrach und er sie auf den Knien um Verzeihung bat. Als er eines Tages durch ein Wäldchen ging, das er sehr gern hatte, sah er seinen Namen in einen Baum geschnitten, den von Käthchen etwas höher, und erinnerte sich, es selbst gethan zu haben. Es war Frühling; der frische Saft strömte reichlich unter der Rinde und stand in glänzenden Perlen auf Käthchens Namen, während der Einschnitt seiner Buchstaben schon verharrscht und trocken geblieben war: „Es sah aus, als ob sie Thränen über meine Kälte und Fühllosigkeit vergösse," erzählt er. Ihm traten selbst die Thränen in die Augen und in tiefster Seele bewegt, dichtete er eine Idylle, in der er seine unerhörte Ungerechtigkeit und die engelhafte Sanftmuth der Gequälten schildert, um seine Gewissensbisse zu beschwichtigen und ihre Verzeihung zu erlangen. Aber es kam zu spät; Käthchen war durch

ſeine Kälte beleidigt und gekränkt und liebte ihn nicht mehr.

Ich habe dieſes kleine Liebesabenteuer angeführt, weil der zukünftige Dichter ſich darin in ſeiner naiven und tiefen Empfänglichkeit zeigt. Schon ſucht er nicht mehr die Poeſie außerhalb, ſondern findet ſie in ſeinem Inneren, ſeinem Leben und ſeiner Geſchichte: „Und ſo begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Inneren deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl Niemand nöthiger als mir, den ſeine Natur immerfort aus einem Extrem in's andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Confeſſion.“ *

Das iſt der echte Goethe. In Leipzig kämpft er ſchon gelegentlich gegen die Tyrannei der Mode. Doch der junge Mann iſt noch nicht frei, er kennt ſich ſelbſt noch nicht vollſtändig, denkt viel an die öffentliche Meinung, giebt Regungen der Eitelkeit nach, macht ſich ſein Benehmen zurecht wie die Andern, weil er noch nicht weiß, daß der Grundzug ſeines Weſens die vollſtändigſte Unabhängigkeit, eine ſtolze Aufrichtigkeit und eine edle Theilnahme für alle Menſchen iſt. Aus dieſem Grunde entſpringen die Schwankungen des Dichters; zwar bricht ſich ſeine gewaltige Begabung hie und da Bahn, aber die Lieder ſprudeln noch nicht voll hervor, man merkt ihnen noch die Reflexion und den Einfluß ihrer Vorbilder an. Doch bald wird er alle Feſſeln abſtreifen, denn das Genie muß am ſchwerſten ringen, um ſeine eigene

* Dichtung und Wahrheit, Buch VII.

Reifen die Parthei der Alten dadurch zu verhindern suchte, dass sie die Keime erstickte und den Baum an der Wurzel abhieb. Man wird nicht einwenden, dass dies historischer Zeugnisse ermangle. Indess möge hier eins statt aller seinen Platz finden.

Es ist immer entschieden bezeichnend für den Charakter einer gewissen Parthei gewesen, mit Abläugnung jeder höheren reineren Begeisterung, jeder uneigennützigen Aufopferungsfähigkeit für eine heilige Sache, die Beweggründe ihrer Handlungsweise ausser den betreffenden Individuen zu suchen. So lesen wir denn auch bei Plutarch im Leben des *Tiberius Gracchus* [1]) gar mancherlei, was von den Gegnern des edlen warmherzigen Mannes, des ächtesten Volks- und Vaterlandsfreundes, vorgebracht worden, um sich und andern die Bestrebungen des verhassten Demagogen zu erklären [2]). Da schoben diese die Schuld auf die Anreizungen einer ehrgeizigen Mutter; andere sahen in seinem ganzen Streben nichts als Selbstsucht und ehrgeiziges Ringen, einen Jugendfreund und Rival zu verdunkeln. „*Die meisten aber,*" sagt Plutarch ausdrücklich, „*bezeichneten als seine Verführer und Verderber den griechischen Rhetor Diophanes von Mitylene* [3]), *und den Philoso-*

1) Plut. vit. Tib. G. cp. 8. T. III, p. 370 sqq. Schäf.

2) Plut. a. a. O. vgl. Cic. Brut. cp. 27. Vellej. II, cp. 4 und cp. 2.

3) Fuit Gracchus — et Graecis litteris eruditus. Nam semper habuit exquisitos e Graecia magistros, in eis jam adolescens *Diophanem* Mitylenaeum, Graeciae temporibus illis disertissimum. *Cic. Brut.* a. a. O.

Natur zu erkennen; wenn das geſchehen, iſt es frei und Herr ſeines Geſchicks.

In Straßburg war es, wo dem zwanzigjährigen Goethe ſich ſein eigenes Genie offenbarte. Er kam dort in einen Kreis junger Leute voll Feuereifer und Unabhängigkeitsſinn, die, wie er, bereit waren, offen mit den Vorurtheilen der Geſellſchaft zu brechen und nach eigenem Wohlgefallen zu denken und zu leben. Hier athmete der junge Dichter mit der olympiſchen Stirn, dem Apollblick und der Prometheusſeele frei auf, hier fühlte er ſich unabhängig und als König. Bei dem Anblick der mächtigen Kathedrale erſchien ihm ein lebendes Volk in dem Volk ſteinerner Bilder; das mittelalterliche Deutſchland lebte plötzlich vor ihm auf mit ſeinem gewaltigen Glauben, ſeinen Legenden und dem Heer ſeiner Heiligen und Märtyrer. Dann las er Shakeſpeare und dieſer wurde ihm zu einer noch größeren Offenbarung. Noch nie hatte ihn ein Dichter ſo mächtig ergriffen und ſein geliebter William wurde ſein Gott. Man muß ihn über ſeine Entdeckung ſelbſt reden hören — und die Worte, die er damals zu ſeinen Freunden redete, ſind uns erhalten, keine litterariſche Studie, ſondern ein Dithyrambus zu Ehren Shakeſpeare's:

„Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich ſchreibe; Ruhe der Seele iſt kein Feſttagskleid; und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakeſpeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, iſt das Höchſte, wohin ich es habe bringen können. Die erſte Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem erſten Stücke fertig war, ſtand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Geſicht in einem Augenblick ſchenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteſte meine Exiſtenz um eine Unendlichkeit erweitert, Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenſchmerzen. . . ."

„Und was will ſich unſer Jahrhundert unterſtehen von Natur zu urtheilen? Wo ſollten wir ſie her kennen, die wir von Jugend auf Alles geſchnürt und gezieret an uns fühlen und an Andern ſehn? Ich ſchäme mich oft vor Shakeſpeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim erſten Blick denke, das hätte ich anders gemacht, hinterdrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakeſpeare die Natur weiſſagt und daß meine Menſchen Seifenblaſen ſind von Romangrillen aufgetrieben. . . .“

„Auf, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elyſium des ſogenannten guten Geſchmacks, wo ſie ſchlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb ſind, halb nicht, Leidenſchaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben und weil ſie nicht müde genug zu ruhen, und doch zu faul ſind, um thätig zu ſein, ihr Schattenleben zwiſchen Myrthen und Lorbeerbüſchen verſchleudern und vergähnen.“

So hört man den Dichter des Götz von Berlichingen zu ſeinen Freunden auf der Plattform des Münſters zu Straßburg reden, hoch über dem grünen Elſaß, im Angeſicht von Deutſchland und Frankreich, während die Strahlen der Abendſonne goldig roth glühen und die Gläſer mit funkelndem Rheinwein an einander klingen.

Der große Schatten Shakeſpeare's hatte den Dichter in Goethe geweckt, ein Lebender war beſtimmt, ihm auch noch die letzten Schuppen von dem Auge zu nehmen: das war Herder. Er war fünf Jahr älter als ſein junger Freund, aber dieſer taſtete noch umher, während Herder, der ſcharfe Kritiker, der gründliche Kenner aller alten und neuen Litteraturen genau ſeine Bahn erkannt und über alle Gegenſtände ein ſicheres Urtheil gewonnen hatte. Er näherte ſich Goethe aus dem lebhaften Bedürfniß, das alle ungewöhnlichen Menſchen fühlen, ihre Ideen mitzutheilen und die

jüngeren Geister damit zu befruchten. Goethe nahm ihn gern als Führer an, liebte ihn als Meister, trotzdem er ihn fürchtete, und ertrug mit stoischer Geduld den Spott, den ihm der reizbare und leidende Mann nicht ersparte. Gegen die niedrigen Seiten seines Charakters schloß er die Augen; er wollte nur die Größe seines Geistes sehen. Deutschland durfte sich später Glück dazu wünschen, denn nie ist die Berührung zweier zukünftiger Größen segenbringender gewesen. Herder führte Goethe zur Natur, zur Einfachheit, zur ewigen Quelle der großen Poesie: zum Volk zurück, und hob vor seinen Augen den Schleier, der die Armuth der gleichzeitigen deutschen Poesie verhüllte. Hamann, Ossian, Goldsmith, Swift lehrte er ihn kennen und zeigte ihm die Bibel als einen glänzenden Beweis der Wahrheit: „daß die Poesie eine über die ganze Welt verbreitete Gabe sei, nicht ein Talent eines einzelnen Volkes oder das besondere Erbtheil einiger hochgebildeter Männer."

Als ihm Goethe einige lyrische Versuche mittheilte, verwies er ihn an das Volkslied, das damals von Allen mißachtet wurde, aber nach seiner Aussage ungeahnte Schätze von Poesie enthielt. Er rieth ihm, Klopstock, Hagedorn und Gellert zu lassen, durch die Felder zu streifen, auf die Lieder der Landleute zu achten, über die er gewiß die Bücherpoesie vergessen werde. Das ließ sich der junge Neuerer nicht zweimal sagen und studirte mit Feuereifer die Volkslieder, die ihm Herder mittheilte, sammelte andere auf seinen zahlreichen Ausflügen durch das Elsaß, versenkte sich in ihre Harmonie, tränkte sich mit ihrem Geist und fand das wahrste Gefühl unter ihren einfachsten und kühnen Formen. Seitdem wurde die Muse des Volkes seine geliebte Lehrerin.

Bald ließ eine plötzliche, ungeahnte Leidenschaft den jungen Dichter in einer neuen, reichen Sprache aus der Fülle seines Herzens und Genie's reden. Ein Jeder kennt

die Idylle von Sesenheim und Friederike Brion aus der reizenden Beschreibung, die Goethe selbst in Dichtung und Wahrheit giebt. Man weiß, wie Weyland Goethe's Neugier erregte, indem er ihm erzählte, das die ideale Familie des Vikar von Wakefield leibhaftig im Pfarrhause zu Sesenheim lebe. Man weiß, unter welcher Verkleidung Goethe sich in Gesellschaft des Freundes bei Pastor Brion einführte und wie komische Scenen daraus entstanden, vor Allem steht uns die reizende Erscheinung Friederike's vor, die Goethe vom ersten Augenblick an fesselte. O unerwartetes Glück! in der einfachen Landpfarre fand der junge Dichter sein Ideal verwirklicht und sogar übertroffen; der Roman wird ihm zu Gefallen zur Wirklichkeit, er lebt und athmet reine Poesie. Er, der nach Natur dürstete, nach einfachen Sitten, nach Wahrheit und Unbefangenheit, er findet sich wie durch Zauber in ein kleines irdisches Paradies versetzt. Hier kann er leben, wie es ihm gefällt, mit den Kindern spielen, die Familie durch seine tollen Feenmärchen unter der blühenden Laube erheitern, mit Friederiken durch die Felder streifen, nach Herzenslust mit ihr reden und sich ganz dem naivsten, reinsten Wesen widmen, das ihm unter dem Himmel begegnet ist. Denn das war Friederike, ein sehr einfaches, sehr offenherziges Naturkind, anmuthig, munter, von unbestechlicher Aufrichtigkeit und unerschütterlicher Heiterkeit. Auf ihren Lippen fand er die Volkslieder wieder, die er so sehr liebte und die ihm gewiß tausendmal theurer wurden, da sie aus dem Herzen und Munde der Geliebten kamen. Als er sie zum ersten Mal sieht, nöthigt sie der Vater, sich an das Klavier zu setzen, um ein gefühlvoll trauriges Lied zu singen, das ihr indessen durchaus nicht gelang. „Sie stand auf und sagte lächelnd oder vielmehr mit dem auf ihrem Gesicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer Freude: „Wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur

hinauskommen, dann ſollen Sie meine Elſaſſer und Schweizerliedchen hören; die klingen ſchon beſſer." *

Mit dieſen Worten hatte ſie den Dichter bezwungen. Abends machte man im Mondſchein einen Spaziergang.

„Weyland bot der älteſten den Arm, ich der jüngſten, und ſo zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenſtande habend, als die Erde, die ſich neben uns in der Breite verlor. Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondſcheinhaftes. ... Sie wurde zuletzt immer redſeliger und ich immer ſtiller. Es hörte ſich ihr gar ſo gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Geſichtsbildung aber ſo wie die übrige Welt in Dämmerung ſchwebte, ſo war es mir, als ob ich in ihr Herz ſähe, das ich höchſt rein finden mußte, da es ſich in ſo unbefangener Geſchwätzigkeit vor mir eröffnete." Schon fühlte er, daß er ſie liebte und ſein Herz nicht mehr frei ſei. Seitdem kam er oft nach Seſenheim, blieb dort wochenlang wie gebannt, vergaß ſeine Promotion, die Freunde und die ganze Welt. Sonntags vor der Kirche machte man einen Spaziergang durch die thaufriſchen Wieſen. „Es giebt Frauensperſonen," ſagt Goethe, ** „die uns im Zimmer beſonders wohlgefallen, andere, die ſich beſſer im Freien ausnehmen. Friederike gehörte zu den letzteren. Ihr Weſen, ihre Geſtalt traten niemals reizender hervor, als wenn ſie ſich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte. Die Anmuth ihres Betragens ſchien mit der beblümten Erde und die unverwüſtliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern."

Gewiß iſt in einer jener göttlichen Stunden, in denen

* Dichtung und Wahrheit, Buch X.

** Dichtung und Wahrheit, Buch XI.

das Leben gipfelt und jeder Augenblick eine Ewigkeit enthält, das Mailied entſtanden, jene Hymne an den Frühling und die Liebe, in der die Seele des jungen Mannes in ihrer ganzen Macht hervorbricht.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst.*

Wohl denen, die es im Original lesen können, dieses in seinem Rhythmus hinreißende Lied. Wie ein Strom stürzt und braust es hervor, der unabsehbare grüne Fluren vor sich sieht und der meint, daß sein Lauf eine Ewigkeit dauern wird, ohne zu ahnen, daß er schon in wenig Tagen das Meer erreicht. Goethe schwamm in der Wonne der ersten, ernsten Liebe und mit einem Mal war die so lange verschlossene Quelle der Lyrik entsiegelt und strömte voll, klar und schäumend aus den Tiefen seines Wesens hervor. Er dichtete für Friederike eine Anzahl von Liedern zu bekannten Melodien und schickte sie ihr. Sie bewahrte sie liebevoll in einem Album auf, als einzigen Schatz, der ihr aus diesen sonnigen Tagen blieb, als Reliquie ihrer ersten einzigen Liebe. Eine Randbemerkung ihrer Hand zeigt die entzückende Einfachheit und die heilige Treue dieser unerkünstelten Seele. Neben ein Gedicht, in welchem Goethe eines Baumes erwähnt, in dessen Rinde er seinen und ihren Namen geschnitten hat, schrieb sie an den Rand: „Im Nachtigallenholz." Sie lebte ganz in diesen Erinnerungen.

* Componirt von Beethoven, op. 52.

An ihrer Seite hat Goethe Augenblicke ſo reinen und vollkommenen Glückes durchlebt, wie ſie ihm ſpäter in ſeinem an Ruhm und Triumphen reichen Leben nicht wieder zu Theil geworden ſind. In Straßburg ließ es ihm nicht mehr Ruhe; oft ergriff ihn das Verlangen Friederike zu ſehen mitten am Tage; dann verließ er plötzlich den Hörſaal, ließ ein Pferd ſatteln, ſprang hinauf, gab ihm die Sporen und fort ging es wie der Wind. Kam er mit ſinkender Nacht in das Pfarrhaus, wie groß war da das Glück, wenn Friederike der Schweſter in's Ohr ſagte: „Da iſt er! Habe ich es nicht geſagt?“

Die Freude des Wiederſehens und den Schmerz des Scheidens beſang er in Willkommen und Abſchied:

Es ſchlug mein Herz: geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Rieſe da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer;
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.

Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Die vollständige Trennung war näher als Beide ahnten. Ohne an die Zukunft zu denken, hatten Goethe und Friederike ganz ihrer Liebe gelebt. Wohl hätte der Frankfurter Patrizierſohn den Vorurtheilen ſeiner Familie trotzen und die Tochter des Pfarrers von Seſenheim heirathen können, und gewiß wäre Friederike's großes Herz ſeiner werth geweſen. Es waren nicht die äußeren Umſtände, die ihn daran hinderten, aber er war einundzwanzig Jahre, lernte eben die Welt kennen, fühlte Genie in ſich, den Drang nach unbegrenzter Freiheit und eine ſtärkere Stimme als die der Liebe rief ihm zu, ſich noch nicht zu binden. Nun entſpann ſich ein ſchmerzlicher Kampf zwiſchen dem tiefſten Gefühl und der unerbittlichen Forderung des Genies. Das Genie blieb Sieger und es mußte auch ſo ſein; doch der Menſch trug eine Wunde für das Leben davon, den Vorwurf, das treueſte Herz, das er je gekannt, gebrochen zu haben. Ein ſchweres Verhängniß, das noch der Bruſt des ruhmbekränzten Greiſes Seufzer entlockte. Goethe ſagt nur wenig über den letzten Abſchied und geht ſchnell über dieſe ſchmerzliche Seite ſeines Lebens fort: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen und mir war

ſehr übel zu Muthe. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben iſt.“ *

Nun kehrte er nach Frankfurt zurück, das Doktordiplom in der Taſche, aber mit ſchmerzerfülltem Herzen. Ein heiterer Familienkreis, fröhliche Freunde, eine Anzahl geiſtreicher Frauen und zahlloſe Feſte warteten ſeiner, aber er war düſter und mißgeſtimmt. Niemand in Frankfurt liebte ihn ſo wie Friederike und er hatte ſie verlaſſen können! Ueberall, wohin er geht, ſchwebt ihm ihr Bild vor und an ſie denkt er in des Jägers Abendlied:

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr,
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein ſchnell verrauſchend Bild
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

Trotz der Elaſticität ſeiner Natur dauerte „die Wonne der Wehmuth,“ wie er ſie nennt, noch lange an. Die Muſe tröſtete ihn, und ſeine Lieder, in denen eine ſanfte Melancholie vorherrſcht, ſind nur der Ausfluß ſeines übervollen Herzens. „Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt, gab mir ein Gott zu ſagen was ich leide,“

* Dichtung und Wahrheit, Buch XI.

phen Caj. Blossius von Cumae," beide dem *Tiber. Gracchus* innig befreundet, beide sein Schicksal theilend, der letztere aber mit einer Hingebung und Seelengrösse, die zu erhaben für einen Römer war, als dass selbst Cicero sie hätte begreifen und würdigen können. Und allerdings war es dieser *Blossius*, gebildet und mit Auszeichnung behandelt von dem berühmten *Antipater* von Tarsos, dessen philosophische Tiefe den Ansichten des Tiber. Gracchus ihre festere Begründung gewährte, dessen hoher Muth, dessen Festigkeit im Momente der Entscheidung, und Freiheit des Gemüths von den Beängstigungen des Aberglaubens seiner Zeit des Freundes Entschlüsse kräftigte; und der, als er den Mördern desselben gefesselt gegenüberstand, den Adel seiner Seele durch eine Antwort bewährte, die ihm allein die Unsterblichkeit sichern musste; während sie freilich einem Scipio Nasica und Lälius als eine nefaria vox nur Schauder und Abscheu erregen konnte.

III.

Im Verlaufe des nächsten Jahrhunderts hatte sich indess die Philosophie, wenn gleich in der einseitigsten Form zweier Schulen deren Weisheit dem römischen Charakter vorzugsweise zusagte, in Rom Eingang zu verschaffen gewusst. Als erster Epikureer wird ein *Titus Albucius* nahmhaft gemacht, ein Zeitgenoss des Lucilius, dessen Geis-

ſpricht er im Taſſo. Immer wieder taucht auch nach langer Zeit Friederike's Andenken auf und die milde Reſignation der armen Verlaſſenen hat etwas ſo Tiefes und Rührendes, das die eingeſchlummerte Liebe ſtets von Neuem und in alter Kraft weckte. Dann ließ er ſeine Thränen in der Einſamkeit rinnen und die folgenden Zeilen ſagen mehr, als die längſten Gedichte:

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erſcheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Tief aus dem innerſten Herzen dringt dieſer halb unterdrückte Seufzer herauf und läßt einen Abgrund des Leidens ahnen. Auch er, der Olympier, der Liebling der Götter, liebte die Thränen und konnte ſich in ſeinen Schmerz verſenken, und das Gefühl war ſo mächtig, daß er ſich mit Energie daraus emporreißen muß, um ihm nicht gänzlich zu unterliegen. Was ihm am beſten dabei half, war ſeine lebhafte Theilnahme für die Mitmenſchen, ſein unſtillbarer Wiſſensdurſt und das Bewußtſein ſeines Berufs. Friederike hatte den großen Lyriker erweckt und in dem Verkehr mit ihrem jungfräulichen Herzen und ihrem unbefangenen Gemüth hatte ſich der kühne, ſtürmiſche junge Mann zum erſten Male ſelbſt verſtanden. Plötzlich und für immer hatte er jenen Ton der Wahrheit, jene Melodie der Seele gefunden, die er nie wieder verlor. In den folgenden Jahren macht er ſeine Sturm- und Drangperiode durch, wie man damals zu ſagen pflegte. Die ſchöpferiſche Kraft offenbart ſich ihm plötzlich mit Siegesmacht und Herrſchergewalt, nimmt ſein Leben ganz in Anſpruch und überſtrömt ihn ſo mächtig, daß er ſelbſt davor erſchrickt. In dieſem höchſten Taumel des Genies, der vier Jahre anhielt und

während deſſen er hundert rieſenhafte Pläne entwarf, ſchuf er außer vielen kleineren zwei große Meiſterwerke: Götz und Werther, und entwarf die erſten Grundzüge zu Egmont, Wilhelm Meiſter und Fauſt. Nie war er ſpäter ſo ſchön, ſo herrlich, wie in dieſer Zeit. Wenn er damals in ein Wirthshaus trat, hoben die Leute die Köpfe, um ihn anzuſehen; wenn er in einer Geſellſchaft ſprach, ſo war er der König des Feſtes. Männer, Frauen, berühmte Schriftſteller, Pietiſten und Zweifler, Alle beugten ſich ſeinem ſiegreichen Zauber. Niemand vermochte ihm zu widerſtehen und ſeine Ueberlegenheit machte ſich ſo wenig breit, ſie ſtrahlte nur mit der vollen Kraft ſeines Weſens, daß ſelbſt der Eiferſüchtigſte ſich getrieben fühlte, ſie zu verkünden, und ſich gehoben ſchien, wenn er es gethan. „Der ſchöne fünfundzwanzigjährige Jüngling," ſagt Heinſe, ein Schriftſteller jener Zeit, den Goethe beſucht hatte, „iſt Kraft und Genie von Kopf bis zu Fuß, ein von Gefühl überſtrömendes Herz und ein Feuergeiſt mit Adlerflügeln." Goethe ſelbſt giebt wenig auf alle dieſe Huldigungen, ſondern iſt mit tiefen Gedanken über Kunſt, Poeſie und Religion beſchäftigt und nährt im Stillen eine kühne Auflehnung gegen die Geſellſchaft ſeiner Zeit und vor ſeinen Augen ſchwebt ein glänzendes Bild der freien, ſiegreichen Menſchheit der Zukunft. Dem jungen Prometheus gleich, der, ſtolz auf ſeine Schöpfermacht, den Zeus verſpottet und ihm zuruft: Wie elend ſind deine Menſchen, ich will ſie nach meinem Bilde umſchaffen, damit ſie dich einſt ſtürzen können. Er träumt von einem epiſchen Gedicht über Ahasverus, einem religiöſen Drama über Mahomet, und Fauſt „ſchwirrt ihm im Kopf wie eine tauſendſtimmige Symphonie." Daneben vertieft er ſich in Platon, Sophokles und die Bibel. Doch das hindert ihn nicht, ſich in ein paar Liebesabenteuer zu ſtürzen und den betäubenden Weihrauch einzuathmen, mit dem die Frauen junge Männer von Genie und Schönheit

zu umgeben lieben. Und wie um dieser heißen Atmosphäre zu entfliehen und noch glühend von irdischen Freuden, flüchtet er zu Spinoza und findet Ruhe in seiner Weltanschauung durch das klare Erfassen der Menschennatur.

Oft auch sucht er den Frieden in der Natur, unter freiem Himmel und auf den Bergen. Urplötzlich verläßt er dann das Haus, streift tagelang durch die Umgegend, bis sich der innere Sturm gelegt hat. Während er geht, wirbeln ihm Gedichte, Dramen, lyrische Lieder, das Andenken an vergangene und gegenwärtige Liebe, lebende Menschen und Romanhelden toll im Kopf herum. Umsonst wollte er ihnen gebieten, still zu stehen, der Wirbel dauert fort, und da er nichts festhalten kann, singt er unterdeß seltsame Lieder von wildem Rhythmus, die ihm unwillkürlich auf die Lippen kommen. Eines derselben, das er während eines Sturmes sang, zeichnete er auf:

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieder durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen;
Alle das Reigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

In diesem Liede liegt recht eigentlich die Empfindung des Stürmens und Drängens. Die Wolken wirbeln, der Wind peitscht in das Gesicht, der Donner grollt, durch die Nebelschleier blicken hier und da liebliche Thäler wie Stätten des Friedens und des Glücks, und der Wanderer stürmt vorwärts, neuen Herrlichkeiten zu. Aus dem Rhythmus klingt der schnelle Schlag seines Herzens, des Herzens, das von tausend Gedanken, tausend Liebesgefühlen bedrängt, sich nur im Kampf mit den Elementen betäuben kann. Es möchte seinem Geschick entfliehen, vergebens, immer wieder muß es zu seiner Qual und ewigen Freude zur Liebe zurückkehren.

Wie so viele andere Lieder Goethe's, gleicht es auch dem echten Volksliede. Wie das Volkslied spiegelt es im Rhythmus und dem musikalischen Klang der Verse unmittelbar die Seelenregung ab, die sich nothwendiger Weise durch entsprechende Bewegungen in der körperlichen Erscheinung ausdrücken. Darin liegt eben die fortpflanzende Macht des Liedes. Freilich ist zwischen Goethe's Liedern und denen des Volks derselbe Unterschied, wie zwischen einem Geist ersten Ranges und einem einfachen Gemüth, wie zwischen einem vollendeten Künstler und einem Sänger vom Dorfe. Aber dafür besteht zwischen Beiden jenes geheime Band, das immer zwischen dem wahren Genie und der echten Einfalt vorhanden ist. Goethe ist wie ein Improvisator des Volkes in die höchsten Sphären einer glänzenden, hochgebildeten Gesellschaft versetzt. Seine poetische Gabe strömt ihm überreichlich zu, er schüttelt die Verse so mühelos hervor, wie der Tausendkünstler die Blumen aus seinem Aermel. Und merkwürdiger Weise hatte dieser unerschöpfliche Geist einen Abscheu davor, sich gedruckt zu sehen, eben weil er kein Dichter auf dem Papier oder in der Stille seines Arbeitszimmers war, sondern ein Dichter unter Menschen, zu jeder Stunde und immer thätig und lebendig. Gern theilte

er den Freunden seine Lieder durch das lebendige Wort mit, durch den Klang der Stimme, von Blicken und Handbewegungen begleitet. In der gelehrten, staubigen Luft eines pedantischen Kreises fühlte er sich beklommen, aber als er mit Jakobi und Lavater im Segelboot den Rhein herunterfuhr, Burgen, Felsen und Dörfer an ihren Blicken vorüberglitten, die Sonne vom hohen blauen Himmel tausend Goldfunken auf den schäumenden Strom warf, der sie freuderaufchend fortirug, drängten sich kühne Verse auf seine Lippen. Man sprach über Religion und Jakobi wollte ihnen seine Idee über die Gottheit aufdrängen, da fühlte er sich als Prometheus gegenüber dem unbarmherzigen Gott der Theologen und recitirte seine berühmte Rede des Prometheus an Zeus:

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Seine Freunde bewunderten halb entsetzt jene Ode von titanenhaftem Pantheismus, der man gleichzeitig die Schule des Aeschylos und des Spinoza anfühlte. Sie sahen wohl, daß Goethe selbst jener Prometheus sei, der jetzt mit weitgeöffneten Augen und schön wie Lucifer vor ihnen stand. In seinen Oden ist er weit von dem Volksliede entfernt; dann spricht der Mann der Zukunft mit feurigen Zungen aus ihm. Aber sobald man am Ufer des Flusses in einem Dorfe Tanzmusik hört, wird Goethe mit seiner wunderbaren Elasticität des Geistes zum heiteren Gesellen. Wir wollen landen! ruft er den Freunden zu, und während sie der Wiese zueilen, auf der Bauerbursche und Mädchen tanzen, singt er munter:

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liebchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte reget
Und nach dem Maaß beweget
Sich alles an mir fort.

Und weiter:

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

So überträgt er die Poesie immer auf das Leben, denn das Träumen in der Einsamkeit genügt ihm nicht. Er muß handeln, die widerstrebenden Seelen bezwingen, sie begeistern und sie in Einklang mit seiner Empfindung bringen; das war der einzige Ruhm, auf den er stolz war.

Die ersten Jahre in Weimar waren für Goethe eine Reihe von Triumphen. Der Freund Karl Augusts erschien

dem Hofe wie ein Gott und eroberte sich durch die Macht seiner Persönlichkeit eine Ausnahmestellung, welche ihm seine Freiheit sicherte. Noch einmal ließ er zuerst der tollen Phantasie des Genies, das sich als Herrscher der Herzen und Gedanken der Menschen fühlt, die Zügel schießen. Aber nachdem er sechs Monate mit dem Herzoge tolle Streiche getrieben, Feste gefeiert und Weihrauch aller Art geathmet hat, kehrt er mit größerer Energie in sich selbst zurück und beginnt Egmont, Wilhelm Meister und Iphigenie. Auch der Lyriker ist nicht müßig, aber er spricht nur in Zwischenräumen, wenn ihm eine Bewegung zu reden gebietet oder ein flüchtiges Gefühl sich krystallisirt. Eines Abends schrieb er einige Verse auf die Bretterwand einer kleinen Hütte bei Ilmenau, von der aus man einen weiten Kreis von Bergen übersieht. Jene flüchtigen Zeilen sind ein Meisterwerk, gleichzeitig ein vollendetes Landschaftsbild und vollkommenste Musik:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Die Stille des Abends, das Verstummen der Wünsche in dem Schweigen des Waldes, die schönste Auflösung aller Mißklänge in den vollendeten Einklang der Natur, der naive und großartige Pantheismus einer Seele, die sich eins fühlt mit der Welt; das Alles ist nicht besonders ausgesprochen in des Wanderers Nachtlied, aber es klingt durch wie die vereinten Stimmen in einer lieblichen Symphonie.

Mehr als je fühlte Goethe jetzt die Vereinsamung des Genies. Während ganz Weimar ihn feiern wollte, zog sich

der Dichter mehr und mehr zurück und lebte wochenlang in seinem Gartenhause an der Ilm, mit poetischen Arbeiten und botanischen Studien beschäftigt. Frau von Stein, die einzige Frau, die er leidenschaftlich und ernstlich liebte, ließ sich zwar seine Huldigungen gefallen, hielt ihn aber in kühler Entfernung. Dies Gefühl vollständiger Einsamkeit mitten in dem übervollen Reichthum des Herzens und Geistes hat seinen Ausdruck in einem der schönsten Lieder Goethe's gefunden, welches man als den Höhepunkt seiner lyrischen Gedichte bezeichnen kann. Es ist Nacht, der Dichter hat sein Gartenhaus verlassen, geht in Gedanken versunken durch das Thal der Ilm, läßt sein vergangenes Leben an seinen Blicken vorüberziehen und fühlt in dem tiefen Dunkel noch lebhafter die Stärke des Verlangens und die Nichtigkeit des Glücks. Wenn man so liebt, wenn man so geliebt worden ist, so allein sein zu müssen! Da steigt der Mond hinter den Bäumen auf und gießt sein Zauberlicht über die nebelgrauen Wiesen. Von dem milden Schein getröstet, wendet sich der Dichter an das wohlthätige Gestirn:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh,
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt!

Was von Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Wie ein leichter Kahn ſchwebt die Melodie über das geheimnißvolle, unergründliche Meer der Seele. Ruhig und gleichmäßig gleitet ſie in den erſten zwei Strophen dahin, eine leiſe Bewegung läßt ſich in der dritten ſpüren: „Jeden Nachklang fühlt mein Herz froh und trüber Zeit." Doch das Wogen wird ſtärker. Mit den Worten: „So verrauſchte Scherz und Kuß und die Treue ſo," iſt der Dichter ſchon auf dem hohen Meer der Leidenſchaft. Ein-

selbliebe auch er verdientermassen [1]) empfand. Doch war er in griechischer Literatur bewandert, und Cicero nennt ihn „einen halben Griechen [2]),“ indess wohl nicht ganz ohne spöttische Beziehung auf seinen langen unfreiwilligen Aufenthalt als Verbannter in Athen. Als Verehrer des Stoïcismus aus dieser Periode Cato's finden wir den jüngern *Scipio Africanus*, den *Laelius* mit den *Fanniern*, seinen Schwiegersöhnen, den *P. Rutilius Rufus* und den Bruder des sehr unphilosophischen Zerstörers von Korinth, den *Spurius Mummius* [3]), sämmtlich Zöglinge des Griechen *Panaetius*. Aber weder das eine noch das andre dieser Systeme war geeignet Rednern zu ihrer Bildung förderlich zu sein [4]). Und doch war es diese Richtung, welche alle wissenschaftlichen Bestrebungen der Römer dieser Zeit bedingte. Es darf daher allerdings befremden, dass Cicero, während er doch selbst a. a. O. bemerkt, dass verhältnissmässig die Peripatetische Philosophie den Redner am meisten fördere, und den Brutus lobt, der sich dies zum Bewusstsein gebracht habe [5]), doch im weitern Ver-

1) Cic. Pison. 38. Prov. cons. 7. de Orat. III, 43. 6.

2) Brut. cp. 35.

3) de Orat. II, cp. 37. Brut. cp. 26. Brut. cp. 23. cp. 30. de Orat. I, 55. Andere Zöglinge des *Panaetius* waren Scaevola Augur (d. Orat. I, 47.) Vigellius (ebend. II, 24.)

4) Cic. d. Orat. III, 18. II, 38. Brut. cp. 30 und 31.

5) Quodsi omnia a philosophis essent petenda, *Peripateticorum* institutis commodius fingeretur oratio. Quo magis tuum Brute judicium probo, qui eorum philosophorum sectam secutus es, quorum in doctrina atque praeceptis disserendi ratio conjungitur cum sua-

mal hat er es beſeſſen, „was ſo köſtlich iſt," und wenn dies höchſte Glück auch dahin, ſo kehrt er doch immer wieder auf das ſtürmiſche Meer zurück. Mögen die Wogen ſchäumen und toſen, er will ſich von den wildeſten Stürmen des Lebens ſchaukeln laſſen, in der Entfeſſelung aller Leidenſchaften ſchwillt ſein unbezwungenes Herz von wilder Luſt. Aber aus dem Drängen des Sturmes ſtrebt ſein Herz von Neuem dem Frieden zu, die Wellen beſänftigen ſich, die Stille kehrt zurück und der Dichter ſteuert den ſchwankenden Kahn in den Hafen der Freundſchaft. Dort wird ihm ein Augenblick des Glücks zu Theil, dort erſchließt er dem Freunde in der Stille der Nacht die verborgenſten Tiefen ſeines Weſens.

Das iſt das echte Lied; ſo ſtellt es ſich überall dar, wo die Poeſie ihre natürliche Stellung bewahrt hat. Es iſt keine rhetoriſche Erläuterung, ſondern der reine und einfache Ausdruck eines Gedankens, wie ihn das Volkslied giebt. Wohl iſt in dieſen Verſen an den Mond das Gefühl erhabener, der Gedanke tiefer, die Sprache edler als in den beſcheidenen Liedern des Volks, aber man darf ſich dadurch nicht täuſchen laſſen, ſie haben denſelben Grundzug, dieſelbe Entwickelung und denſelben Geiſt gemein.

Man weiß, daß der Himmel von Italien, ſeine Marmorbilder, ſeine herrlichen Tempel und ſein künſtleriſches Volk zu einer neuen Offenbarung für Goethe wurden. Umgewandelt kehrte er zurück; er war kein Deutſcher mehr, ſondern ein Grieche oder vielmehr der wiedererſtandene Menſch der antiken Welt. Das zeigen ſeine römiſchen Elegien. Aber die Muſe des Volks, das einfache Naturkind, das mit bloßen Füßen durch die bethauten Wieſen ſchreitet, mit einem Feldblumenkranz im wallenden Haar und einem Maaßliebchen in der Hand, dieſe Muſe war doch ſeine erſte Liebe geweſen, und zu ihr kehrte er unabläſſig zurück. Eine liebe alte Melodie, ein freundlicher Blick aus Mädchenaugen,

eine Blume am Waldesrande, irgend eine unbedeutende Veranlaſſung entlockte dieſem reichen Dichtergemüth immer wieder Verſe von der edlen Einfachheit des Volksliedes. Wie man weiß, war Chriſtiane Vulpius lange Zeit Goethe's Geliebte, ehe er ſie heirathete. Als ſie ihm einen Sohn geboren hatte, nahm er ſie in ſein Haus und betrachtete ſie von da an als ſeine Gattin. Er feierte dieſe Ueberſiedelung durch ein kleines Lied.*

Gefunden

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten ſah' ich
Ein Blümchen ſtehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein ſchön.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen ſein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübſchen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am ſtillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht ſo fort.

* Man vergleiche das Kapitel „Chriſtiane Goethe" in Adolf Stahr's „Weimar und Jena." II. S. 186—205.

Iſt das nicht ein Volkslied? Hat es nicht die dem Volkslied eigenthümliche zarte Symbolik? Denn das Volk liebt nicht, ſeine Gefühle zu enthüllen; je theurer ſie ihm ſind, deſto mehr verſchleiert es ſie; und in den Stunden ſeiner innigſten Erſchließung ſpricht Goethe dieſe Sprache aus dem Inſtinkt des Herzens. Sich in Einklang mit den einfachſten Gemüthern fühlen, iſt eine der reinſten Freuden für einen hohen Geiſt.

Bis in das höchſte Alter hinauf blieb ihm dieſe Gabe. Wohl ließ er nach einander alle Saiten der alten und modernen Leier erklingen und war der Nachfolger Pindar's, Catull's, wie auch des Hafiz, aber wenn er ſich recht tief bewegt fühlt, kehrt er immer zum Liede zurück. Er zählte neunundſiebzig Jahre, als der Großherzog Karl Auguſt ſtarb, der Freund ſeiner Jugend, mit dem er ſein ganzes Leben über in den naheſten Beziehungen geblieben war. Ein ſchwerer Schlag für den unermüdlichen und ungebeugten Greis, der ſich auf das Land in vollkommene Einſamkeit zurückzog. Aus drei Verſen, die er unter dem Eindruck dieſes Todes ſchrieb, können wir die Macht ſeines Schmerzes und die Erhabenheit ſeiner Reſignation erſehen. Er nannte das kurze Gedicht: „Dem aufgehenden Vollmonde," in der That war es aber an den dahingeſchiedenen Freund gerichtet.

Willſt du mich ſogleich verlaſſen?
Warſt im Augenblick ſo nah!
Dich umfinſtern Wolkenmaſſen,
Und nun biſt du gar nicht da.

Doch du fühlſt, wie ich betrübt bin,
Blickſt dein Rund herauf als Stern!
Zeugeſt mir, daß ich geliebt bin,
Sey das Liebchen noch ſo fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch ſchmerzlich ſchneller,
Ueberſelig iſt die Nacht.

Der Dichter, der lange geſchwiegen hat, glaubt das Bild des Freundes in dem herrlichen Geſtirn zu erblicken, das langſam am Himmel aufſteigt. Da verſinkt plötzlich die goldene Scheibe hinter dunklen Wolken und ein tiefer Schmerz durchzuckt den Greis, denn dies ſchnelle Verſchwinden mahnt ihn an das eigene unerbittliche Scheiden. Aber wieder hebt ſich das geliebte Geſtirn von glänzenden Wolken umgeben, ſo wie der verlorene Freund in der Erinnerung auflebt, und wie der volle Mond in reinerem, verklärtem Lichte ſtrahlt. Mit Freudenthränen begrüßt der Dichter dieſe ideale Auferſtehung und im Anblick der Herrlichkeit des Himmels gebietet er dem eigenen Schmerz zu ſchweigen. Wie einfach iſt die Form, wie groß der Gedanke.

Unter den lyriſchen Dichtungen Goethe's befindet ſich noch eine Gruppe von Meiſterwerken, die ſich eng an die Volkspoeſie anſchließen, nämlich die Balladen. Vor Goethe hatte ſich Bürger das Verdienſt erworben, die Ballade aus dem Munde des Volkes wieder aufzunehmen, und ſeine „Lenore" und „der wilde Jäger" bezeichnen einen Abſchnitt in der deutſchen Poeſie. Auch iſt es keine romantiſche Laune, welche die Welt zu dieſen ſagenhaften Gebilden hinzog, ſondern der Reiz ihrer lebhaften poetiſchen Auffaſſung und ihrer dramatiſchen Form. Im Liede ließ der Volksdichter dem perſönlichen Gefühl freien Lauf, in der Ballade lenkt er die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer auf ein außergewöhnliches ergreifendes Ereigniß, das Bewunderung oder Entſetzen erregt, und ſucht ihnen die Empfindungen mitzutheilen, welche der Vorfall in ihm ſelbſt erregt hat. Dazu bedurfte es eines knappen, belebten und feſſelnden Vortrages. Wie das Lied, iſt auch die Ballade eine urſprüngliche, poetiſche

Form, welche ihre Berechtigung aus dem Leben und der Natur des Menschen herleitet. Den geselligen Abenden des Volks verdankt sie ihre Entstehung; sie zieht ihre Kraft aus dem gemeinsamen Gefühl des frommen Schauers, der Rührung oder der leidenschaftlichen Begeisterung, welche die Zuhörer bewegt und zu deren Dolmetscher sich der Dichter macht. Bei dem Volk besteht der Hörerkreis in einer gefüllten Spinnstube oder einer fröhlichen Zechergesellschaft, für die neuen Dichter war es die ganze Nation. Daher hatte die Ballade jetzt mehr als je ein Recht auf Pflege. Von den Lyrikern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts aufgenommen, veredelte sich die Ballade und gewann über die Seelen eine Zaubermacht, wie die Nixe, die unten im See auf ihrer Wunderharfe spielt und die Menschenkinder verlockt.

Bürger, der erste Wiederhersteller der Ballade, nahm besonders das fantastische Genre auf, machte damit hohes Aufsehen, erreichte aber nicht die rührende Einfachheit seiner Vorbilder. Dieser Triumph war Goethe vorbehalten. Seine Balladen verbinden den Reiz eines tiefen Gedankens in dem Gewande einer einfachen, belebten Erzählung. Welche lebensvolle, bewegte Welt tritt uns in ihnen entgegen. Heitere, sogar humoristische Balladen, Blüthen des Gefühls, Blüthen der Weisheit, philosophische und fantastische Balladen, Alles ist bei ihm vertreten. Das Blümchen Wunderschön ist eine vollständige Idylle, die Rückkehr des vertriebenen Grafen ein vollständiges Drama, der Erlkönig, der in der ganzen Welt durch die Composition Schubert's bekannt ist, übertrifft in dem Eindruck des Schauerlichen und Dämonischen alle Schöpfungen des Volks; die Braut von Corinth und der Gott und die Bajadere erheben sich wie spielend auf die Höhen der Philosophie. Ich werde nur drei Balladen verschiedener Gattung anführen, in denen Goethe die Volkspoesie erweitert und veredelt hat.

Wie wir bei früherer Gelegenheit gesehen haben, liebt das Volk die Symbolik der Blumen. Der unendliche Reichthum der Formen und Farben in dem Pflanzenreich offenbart dem ursprünglichen Menschen die unbeschreibliche Fülle der inneren Welt, die in seinem Herzen keimt, wächst und blüht. Daher kommt die Freude, die er an ihr hat. Auch war Goethe bekanntlich ein guter Gärtner und leidenschaftlicher Botaniker. Nur das halbe Wissen zieht durch seine Beschränktheit von der Poesie ab; die echte Wissenschaft dagegen entdeckt unaufhörlich neue Welten voll Poesie, weil sie uns überall die Individualität und das reiche Leben in der großen Harmonie des Weltalls zeigt. Die Wissenschaft erweiterte Goethe's Poesie zu ihrer eigenen Unendlichkeit. Der große Naturforscher, der die Urpflanze suchte, war auch zugleich der liebenswürdige und tiefsinnige Sänger der Blumen. Besser als irgend ein Anderer wußte er sie sprechen zu lassen, denn er kannte und liebte sie wie lebende Wesen.

Als Beweis dafür das reizende „Veilchen":

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es ſank und ſtarb und freut ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

Kann man die liebevolle Hingabe anmuthiger und lebendiger darſtellen, das Glück, ſich für das geliebte Weſen ganz aufopfern zu dürfen? Mozart hat für dies Lied eine ſeiner göttlich rührenden Melodien gefunden. Nur wenn man es von einer ſchönen Frauenſtimme ſingen hört, geht uns ſein unſterbliches Leben ganz auf.

Die Zauberballade übt eine andere Art der Anziehungskraft aus. Das Volk verkörpert in ſeinen Waſſer- und Waldgöttern bekanntlich die unbegreiflichen und unbeſchreiblichen Gefühle, die ihm die Natur erregt; ein mondbeglänztes Erlengebüſch verwandelt es in einen Elfenreigen, das Rauſchen des Bachs in Nixengekicher und einen finſtern Bergſee in den Nixenkönig. Dieſe Götter der modernen Mythologie üben einen ebenſo großen Zauber auf uns aus, wie die der alten Welt; ſie ſind nicht todt, wie man wohl meint, ein großer Dichter braucht ſie nur anzurufen und ſie erſcheinen in ihrem unſterblichen Glanz. Hören wir zum Beiſpiel den „Fiſcher" von Goethe:

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Was feſſelt uns ſo mächtig bei dieſer Ballade? Iſt es nur die ſeltſame Anziehungskraft, die der Anblick des Waſſers auf uns hat? Iſt es die Bethörung des Geſanges, der mächtigſte aller Zauber, der ſich in unſre erregten Sinne einſchmeichelt? Iſt es die ewige Macht des Weibes über den Mann, das uns umſtrickt und in ſeine beglückende Umarmung hinabzieht? Iſt es die Anziehungskraft des Unendlichen, das den Menſchen in ſeinen verlockenden Abgrund reißt? Ich weiß es nicht. Das Alles liegt wohl darin und noch mehr. Denn jede echt poetiſche Schöpfung enthält ein

unfaßbares Geheimniß, das ſich nicht zergliedern läßt, aber das ſich der Empfindung zu erkennen giebt und das die Liebe allein in ſeiner ganzen Tiefe zu ermeſſen vermag.

Wir ſchließen mit einer ritterlichen Ballade, in welcher der Grundgedanke in lebhaftem und ſchnellbewegtem Dialog ausgeſprochen iſt:

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für ſein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern;
Gieb ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den beſten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll ſüßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke.

Das iſt ganz der treuherzige Ton der alten Balladen; Alles daran erinnert an die ungekünſtelten Dichtungen des Volks: die Einfachheit des Aufbaues, die Lebhaftigkeit des Dialogs und die vollkommene Klarheit des Vortrags; trotzdem iſt ſie in künſtleriſcher Beziehung vollendet und von hohem Gedankeninhalt. Wie oft haben Dichter die Erhabenheit ihres Berufs und ihre Uneigennützigkeit geprieſen. Dies Gedicht enthält keinen Lobſpruch, keine Hyperbel, ſondern die edle Stellung des Sängers wird durch die Handlungsweiſe des fröhlichen Greiſes bethätigt. Er wird gerufen, erſcheint und ſingt, ohne ſich bitten zu laſſen ſein beſtes Lied. In allen Herzen weckt er Begeiſterung, auf allen Stirnen ruft er die Freude hervor, erſt durch ihn wird ſich dieſer glänzende Kreis des Werthes ſeines Daſeins bewußt. Doch er weiſt die goldene Kette zurück; denn ſeine Kunſt kennt keinen beſſeren Lohn, als die Freude, Menſchenherzen bewegt zu haben. Nur um einen Becher des edelſten Weins und um ein freundliches Andenken bittet er, gleichſam als Zeichen, daß die Poeſie nur von Begeiſterung und der leb-

folg der Bildungsgeschichte römischer Beredtsamkeit, nicht einen Verehrer dieser Philosophie unter seinen Landsleuten namhaft macht, wenn gleich er bei verschiedenen ihrer Bildung in griechischer Litteratur gedenkt [1]). Und doch berichtet Macrobius, sich auf ältere Tradition berufend, dass nicht nur Karneades, sondern auch die beiden andern Mitglieder der Gesandtschaft jeder für sich an den besuchtesten Orten der Stadt Vorträge gehalten haben; und dass die Zuhörer das eigenthümliche Verdienst jedes wohl zu würdigen verstanden, lässt die Charakteristik schliessen, die derselbe Macrobius gewiss auch aus älteren Quellen entnahm [2]). Aber es ist und bleibt bei dem Mangel aller Nachrichten dennoch eine Thatsache, dass aus einer Zeit, in welcher die Catius [3]) Rabirius und Amafanius, und andere von Cicero tief verachtete Philosophen [4]), vor allen aber der geniale Lucretius den Epikureismus und Stoicismus in rö-

---

vitate dicendi et copia. Es folgt darauf die treffende Schilderung des Stils, in welcher dem Plato die höchste *uberlas*, dem Aristoteles *nervositas* und dem Theophrast dulcedo beigelegt wird. Brut. cp. 31. vgl. de Orat. II, 38. 160. Derselben Ansicht werden wir später bei dem geistvollen Verfasser des Dialogs de causis corruptae eloquentiae (cp. 31.) begegnen.

1) Vgl. die oben angef. St. u. cp 45; cp. 46; cp. 47. de Orat. II, 1. III, 22. I, 11. III, 20.

2) Quos ferant seorsum quemque ostentandi gratia per celeberrima urbis loca magno conventu hominum disertavisse. Fuit, *ut relatum est*, facundia Carneades violenta et rapida, *scita et tereti Critolaus*, modesta Diogenes et sobria. *Macrob.* Saturnal. I, 5. ext. p. 144. Gronov.

3) Cic. Famil. XV, 16. Heindorf ad Horat. Sat. II, 4. p. 333.

4) S. Bernhardy. a. a. O. S. 311. not. 571.

haften Theilnahme der Zuhörer lebt. Dann verſchwindet er ſo ſchnell er gekommen, und läßt in ſeinem Abſchiedsgruß einen Hauch von Hoffnung und Glück zurück. Welch' lebendiges Bild von der Macht der Tonkunſt und dem Beruf des Dichters! Bei dieſem Grade von Einfachheit und Vollendung vermag die Kunſt das Kind zu erfreuen, den Jüngling zu begeiſtern und den Weiſen zu befriedigen.

Ich habe auf dem weiten Felde der Goethe'ſchen Lyrik nur einen kleinen Strauß gepflückt und hätte doch eine reiche Ernte halten können; aber ich hoffe, daß dieſe Beiſpiele genügen werden, um dem Leſer zu zeigen, daß der größte Lyriker Deutſchlands der eifrigſte Schüler der Volkspoeſie geweſen iſt. Allerdings trägt ihn ſein Flug höher hinauf, aber er athmet doch in vollen Zügen die Luft des Volksliedes ein, und in dieſem erfriſchenden, belebenden Hauch iſt er frei und glücklich und vergißt den Staub der Schule. Goethe hatte ſchon von der Natur das empfangen, was den ſiegreichen Zauber des Volksliedes ausmacht: die Unmittelbarkeit und den Reichthum der Empfindung, die urſprüngliche Lebhaftigkeit der Sprache und den von Herzen zu Herzen gehenden Ton. Allein würden ſich dieſe herrlichen Fähigkeiten ſo vollkräftig entwickelt haben, wenn ihm die Volkspoeſie nicht in dem Augenblick entgegen getreten wäre, in dem er unſchlüſſig über ſeinen Weg daſtand? Gewiß nicht. Ihr hat er es zu danken, daß er ſich in ſeiner Jugend mit dem Geiſt ſeines Volkes erfüllte, den er in der Flamme ſeines Genie's geläutert und der aus ſeinem Munde geredet hat zum ewigen Entzücken der Welt.

Goethe iſt kein Volksdichter in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes; denn er beſitzt ganz die Individualität, Originalität und ſelbſt die Grillen eines ungewöhnlichen Genies, das ſeines Gleichen nicht hat; und will man den Grundzug ſeines Weſens mit einem Ausdruck bezeichnen, ſo möchte ich ſagen, daß er ein kosmopolitiſcher Dichter iſt, der erſte und

größeſte, den es bisher gegeben hat. Die Volkspoeſie ſeines Landes iſt wie ein ſchöner Bergſee, durch den der Strom ſeiner Lyrik geht, um ſeine Wellen durch dieſe unerſchöpfliche Waſſermenge zu bereichern. Goethe iſt ſo offen und wahr in ſeinen Liedern, wie das Volk in den ſeinen. Wahrheit und Aufrichtigkeit ſind die Haupteigenſchaften ſeiner Poeſie; er hatte den Muth, eine wahrhaftige Natur zu ſein, darin beſteht ſeine Größe und ſein Heroismus; nichts hat er verſteckt und bemäntelt, weder ſeine Schwächen und Irrthümer, noch ſeine Großmuth und ſeine weitumfaſſende Theilnahme; Alles das tritt in ſeinen Worten und Handlungen an das Licht. Sieht man ihm gerade in die Augen, ſo ſieht man bis auf den Grund ſeiner Seele hinab. So iſt der Menſch, ſo der Dichter. „Was er lebt, iſt noch viel ſchöner, als was er ſchreibt," ſagte ſein Freund Merk von ihm, und darum iſt das, was er ſchreibt, ſo feſſelnd. Man muß ſehr groß ſein, um nie zu affektiren, und Goethe that es nie. „Ich habe in meiner Poeſie nie affektirt," ſagte er zu Eckermann. * „Was ich nicht liebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu ſchaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgeſprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte." Aus dieſer Quelle entſpringt die überzeugende Gewalt der Dichtungen Goethe's, und er hat die Poeſie aus dem Studirzimmer der Gelehrten wieder auf den Schauplatz des Lebens zurückgebracht. Im Kreiſe der Gefährten und Mitſtrebenden, in irgend einer ſchönen Gegend empfing er die Begeiſterung, oder in einer glänzenden Geſellſchaft von Frauen, unter den Blitzen der ſchönen, Geiſt und Witz ſprühenden Augen ſprach er jene bezaubernden Verſe, welche die Spötter verſtummen hießen und Begeiſterung erweckten. Für eine Frau, die er bewunderte,

* Geſpräche mit Eckermann, Th. III. S. 315.

für einen neuen Freund, wurde er gleich zum Dichter. Nach den anonymen Dichtern des Volksliedes war Goethe der erste, von dem man mit Bestimmtheit sagen kann: Er dichtete nicht als Litterat für Litteraten, sondern als echter Dichter für die Menschen, von Herzen zu Herzen, mit lebendiger Stimme für andre lebendige Stimmen. Er hat wie ein Künstler gelebt, wie ein Mensch gesungen.

Außerdem hat Goethe dem Volksliede noch ein anderes Geheimniß abgelauscht, nämlich die geheimnißvolle Beziehung zwischen Inhalt und Form. Man höre nur ein echtes Lied, das ist nicht nur Poesie, es ist Musik, auch ohne die dazu gehörende Melodie, oder vielmehr ist diese in ihm enthalten, wie der Schmetterling in der Puppe; er braucht nur die Hülle zu sprengen, die Flügel zu entfalten, um sich in die Lüfte zu schwingen. Liest man den Anfang eines Volksliedes: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus," oder „So viel Stern' am Himmel stehen," oder

„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus,
Ade!
Feinsliebchen schaute zum Fenster hinaus,
Ade!"

so hört man unwillkürlich eine gewisse Melodie, die sich bei jeder Strophe wiederholt und steigert, bis sie in der letzten verhallt, ohne daß ein einziges Wort oder ein Vers aus ihren harmonischen Biegungen herausfällt. Durch diese geheimnißvolle Melodie drückt das Lied die Stimmung der Seele aus und theilt sie mit. Ebenso verhält es sich auch mit den schönsten Liedern Goethe's; jedes derselben hat seine eigene Melodie, die im Zauber des Klanges, des Rhythmus und Reims wohnt. So wie ein schöner Körper der Ausdruck einer schönen Seele ist, wie seine anmuthigen Bewegungen ihre Absichten vollkommen ausdrücken, ist die Musik,

die den Liedern Goethe's innewohnt, der vollkommene Ausdruck ihres Gedankens. Die Töne, die ſich an einander ſchmiegen oder gegen einander prallen, der ſanfte oder beſchleunigte Rhythmus, die Reime, die weich verhauchen oder ſcharf abbrechen, ſind wie das Wogen der Seele, deſſen beſänftigte oder ſtürmiſche Wellen eine nach der anderen auf dem Ufer zerfließt. Durch dieſe beſtrickende Muſik bringen die Lieder Goethe's tief in das Herz und ſind unvergeßlich; einmal gehört, klingt ihr Wiederhall immer nach.

Nothwendiger Weiſe muß dieſe verborgene, eingeborene Melodie mit aller Beſtimmtheit ausgedrückt werden und ſie nimmt, wie das Volkslied, dazu die Hülfe der Tonkunſt in Anſpruch. Auch haben zahlloſe Muſiker in der Compoſition von Goethe's Liedern gewetteifert, von Reichhardt und Zelter an bis zu den größten Genie's, wie Mozart und Beethoven. Am vollkommenſten iſt Schubert die muſikaliſche Wiedergabe der Goethe'ſchen Lieder gelungen. Seine großartigen Melodien haben ganz den herrlichen Aufſchwung und das unendliche Wogen der Seele des großen Dichters; ſie heben uns auf die höchſten Höhen des Gefühls und hören doch nie auf, das Wort ſchweſterlich zu umfaſſen. Durch einen überraſchenden Reichthum an Motiven im Accompagnement theilen ſie uns die Erſchütterung der Sinne durch den Sturm der Leidenſchaften mit. Dieſe bewundernswerthen Compoſitionen verleihen den Liedern ihre volle urſprüngliche Kraft; Goethe ſelbſt hörte ſie gern ſingen, nur die Muſik ſchien ihm ſeine Gedanken rein und unverfälſcht wieder zu geben. In einem ſeiner Lieder ſagt er zu einer Freundin, der er einige Gedichte ſchickt:

Laß die Saiten raſch erklingen
Und dann ſieh in's Buch hinein.
Nur nicht leſen! immer ſingen,
Und ein jedes Blatt iſt dein.

So geſungen, beſitzt die Poeſie Goethe's den höchſten Zauber, den Heine, jener andre Meiſter des Liedes an ihr preiſt: „In dieſen Liedern waltet ein unausſprechlicher Zauber. Die ſüßen Verſe umſchlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, der Gedanke küßt dich.“

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald.

Uhland.

Der Dichter wurz'le tief in ſeinem Volke
Und ſteig' empor friſch wie ein Tannenbaum,
Mag dann er brauſen mit der Wetterwolke
Und auch ſich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeiſt eins in jeder Regung
Fühlt er des Daſeins leiſeſte Bewegung.

Julius Moſen.

Neuntes Kapitel.

Das Lied im neunzehnten Jahrhundert.

Die Romantiker. Novalis. Brentano und Arnim. — Die kämpfenden Dichter von 1813. Arndt, Schenkendorff, Rückert. — Eichendorff. — Heinrich Heine. — Uhland und die schwäbische Dichterschule. — Wilhelm Müller. — Die politische Lyrik von 1840. Herwegh, Hoffmann von Fallersleben. — Die pietistische Reaction nach 1849. Oskar von Redwitz. — Die Dichter der Jetztzeit. Geibel, Kinkel u. s. w. — Die Stellung des Liedes im deutschen Leben.

Nicht umsonst hatte Goethe den abgezirkelten Garten der klassischen Litteratur verlassen und den Urwald der deutschen Volkspoesie aufgesucht. Er hatte das Dornröschen geweckt, die seit Jahrhunderten in ihrem Zauberschloß schlummernde Volksmuse, und sie mit Rosen bekränzt, strahlend in Jugend und Schönheit seinen erstaunten Zeitgenossen zugeführt. Neubelebt und durch die Liebe eines so großen Mannes gehoben, fehlte es ihr nicht an Anbetern und Bewunderern, und seit der Zeit wird sie verehrt und herrscht sie als Fürstin. Wie im sechszehnten Jahrhundert, wie zur Zeit der Minnesänger, fliegt nun das lebende, tönende Lied von Mund zu Mund, und von 1770 bis 1848 und selbst darüber hinaus, herrscht ein ewig sich erneuernder Liederfrühling: „Das Blühen will nicht enden," wie Uhland sagt.

Kommt das moderne Lied auch dem alten Volksliede nicht an Kraft des Guſſes gleich, ſo übertrifft es dieſes an Ideenreichthum und büßt nicht ſeine Einfachheit ein, wenn es auch den Beſtrebungen der Neuzeit Rechnung trägt. Es hat ſich nicht dem Volke abgewendet, ſondern iſt die Fee der Kindheit, die Botin der Liebenden, die Trompete der Schlachten und die Trommel der Revolution, mit einem Wort das immer wache Echo des perſönlichen, politiſchen, ſozialen und religiöſen Lebens der Nation geblieben; und darin beſteht ſeine Kraft. Ich will dieſe Entwickelung nur in ihren Hauptzügen ſchildern; die Stellung der Schulen und ihrer Häupter bezeichnen und unter den Dichtern nur diejenigen anführen, die dem Geiſte des Volksliedes treu geblieben ſind.

Nach den großen Triumphen Goethe's und Schiller's erſtand 1798 die romantiſche Schule. Während ihrer Doppelherrſchaft hatten die beiden Organiſatoren der deutſchen Litteratur die Herrſchaft der griechiſchen Kunſt verkündet. Sie wollten nicht die homeriſche Mythologie oder die Tragödie des Aeſchylos wiederherſtellen, ſondern nur auf den griechiſchen Geiſt zurückgehen: Adel der Idee, Reinheit der Form, Klarheit des Ausdrucks, das war es, was ſie durch Wort und Beiſpiel lehrten. Iphigenie, Torquato Taſſo, die Braut von Meſſina und Schiller's philoſophiſche Gedichte waren die Muſterbilder dieſer neuen Kunſt. Aber die Zeitgenoſſen ſahen nicht, wie ſehr die beiden eifrigen Apoſtel der großen univerſellen und allgemein menſchlichen Poeſie ſelbſt modern, deutſch und ſogar revolutionär blieben, trotzdem ſie ſich mit dem griechiſchen Geiſt erfüllten. Kurz, das große Publikum, dem Alles gar ſchnell überdrüſſig wird, verlangte etwas Neues, ihm Näherliegendes und echt Deutſches.

Das war der Ausgangspunkt der Romantiker.

Es handelte ſich hier nicht darum, wie zwanzig Jahre ſpäter in Frankreich, einen zweihundertjährigen litterariſchen

Schulzwang zu bekämpfen, ſondern nur einen neuen Weg zu eröffnen. Man muß zugeſtehen, daß die Romantiker, indem ſie die altdeutſche, mittelalterliche und ritterliche Poeſie erweckten, die Minneſänger und die Volkslegenden hervorzogen und Shakeſpeare überſetzten, daß ſie darin Herder's hochverdienſtliches Werk fortſetzten. Aber ſie gingen ſehr viel weiter; ſie wollten eine neue Aeſthetik gründen, und das war ihr Verderben. Sie begingen den großen Irrthum zu meinen, daß die Poeſie etwas Höheres ſei, als die Natur, unabhängig von der Wirklichkeit, deren ſie entbehren könne und ſolle. Friedrich Schlegel, ein myſtiſcher und unklarer Geiſt, behauptete ſchließlich, daß alle Geſetze in der Poeſie thöricht wären und daß auch die ungeheuerlichſten Formen zuläſſig, ſobald ſie nur originell ſeien. „Die romantiſche Poeſie," ſagt Schlegel im Athenäum, „iſt unendlich, wie ſie allein frei iſt und das als ihr erſtes Geſetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Geſetz über ſich leide."

Die perſönliche und ungezügelte Phantaſie war das Einzige, was ſie überhaupt noch beſtehen ließen. Mag die ſchöne Schwärmerin wild, mit aufgelöſtem Haar durch die Welt ſchweifen, dachten ſie, mag ſie ſich auch von der Erde erheben, das ſchadet nichts, wenn ſie uns nur die mittelmäßige Wirklichkeit vergeſſen hilft! Wenn ſie ſich darüber in den Wolken verliert, um ſo beſſer! Das iſt ihr ſchönſter Triumph!

Sobald der Künſtler aufhört, der Natur zu folgen und die Menſchheit zu lieben, ſo kann er wohl ein genialer Schwärmer werden, aber er iſt nicht mehr, was er ſein ſoll: das begeiſterte Orakel der Wahrheit.

Indeſſen wird man leicht begreifen, daß dieſe Lehren zahlreiche Anhänger fanden, die bereit waren, ſie praktiſch anzuwenden. Unter dem bequemen Schilde dieſer Theorie konnte Jeder ſeinen Grillen freien Lauf laſſen, und das

misches Gewand zu kleiden versuchten, sich von dergleichen Bestrebungen für die Peripatetische Philosophie eben so wenig Kunde erhalten hat, als sich ein umfassendes Studium Aristotelischer Schriften irgend mit Sicherheit nachweisen lässt [1]).

Wir haben indess bereits an einem andern Orte, wo wir die Verdienste *Cicero's* und seine Bekanntschaft mit den Schriften der beiden Häupter der Peripatetischen Schule aufzuzeichnen versuchten, einige wenige Andeutungen davon gegeben, dass dieselben auch einem weiteren Kreise von Zeitgenossen nicht unbekannt gewesen sein können; hier wird nun der Ort sein, jenen flüchtigen Zügen ihre weitere Ausführung zu geben. Im Allgemeinen war das Verhältniss der vornehmen und gebildeten römischen Welt zur griechischen Philosophie, wie zu den griechischen Studien überhaupt, dasselbe geblieben. Mochte diese immerhin an Ausbreitung und Gründlichkeit gewonnen haben, die Stimme der öffentlichen Meinung, d. h. die Stimme des Aristokratischen Populus blieb dagegen. Die gebildetsten Männer, ein *L. Licinius Crassus* und der von Cicero so gefeierte *Marcus Antonius*, wagten es nicht, ihre Kenntnisse der griechischen Literatur, ihre Studien griechischer Philosophie zur Schau zu stellen. Sie hielten es sogar für klüger sie zu verbergen und öffentlich sich den Anschein der Geringschätzung zu geben, um nur nicht an Ansehn beim Volke und an guter Meinung bei ihren Standesgenossen

1) Aristotelia Th. II, S. 137.

Talent der meisten litt darunter. Einige, wie Tieck, verloren sich in allegorischen, priesterlich geheimnißvollen Deutungen der Natur, andere, wie Friedrich Schlegel, gelangten zu dem strengsten Katholizismus, wieder Andere, wie Brentano und Arnim, versenkten sich in eine übernatürliche Zauberwelt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die beiden letzteren Männer einen außerordentlich großen und wahrhaft umgestaltenden Einfluß auf ihre Zeitgenossen übten, durch die Veröffentlichung von „Des Knaben Wunderhorn," die erste Sammlung deutscher Volkslieder.* Man kann die Wichtigkeit dieses Buches für die Geschichte der deutschen Poesie nicht genug betonen. Heine, Uhland und der ganze Sternenkreis, der sie umgiebt, haben mit vollen Händen daraus geschöpft und diese Sammlung* wurde die Wiederbelebung des Volksliedes für das große Publikum. Leider zogen Brentano und Arnim selbst nicht Nutzen davon, so wenig wie überhaupt die Romantiker der ersten Periode. Sie verstanden ihren Mustern nicht das Geheimniß des schnellen Aufbaues und der eindrucksvollen Kürze abzulernen.

Kurz, die deutschen Romantiker gingen an der Theorie des zügellosen Genies und an der übertriebenen Verehrung des Mittelalters zu Grunde. Heinrich Heine behauptete einmal scherzend, daß sie sich wie jene Magd in dem Märchen betragen hätten. Diese etwas ältliche Schöne bemerkte, daß sich ihre Herrin jedes Jahr verjünge, indem sie einen Schluck von einem Zaubertrank nahm. Es gelang ihr, sich des köstlichen Safts zu bemächtigen; nun wollte sie sich wie die Fürstin verjüngen, und da sie sich sehr alt fand, trank sie den ganzen Inhalt der Flasche auf einmal aus. Doch wie groß war ihr Schrecken, als sie sich im Spiegel besah; denn die Unglückliche entdeckte, daß sie statt eines jungen Mädchens ein ganz kleines Kind geworden sei. So, meint Heine,

* Siehe erstes Kapitel.

wurden die Romantiker kindisch, weil sie zu viel vom Mittelalter getrunken hatten.

Zu dieser Schule gehört indessen ein lyrischer Dichter, eine wahre, echte und originelle Natur, Georg von Hardenberg, bekannter unter seinem Dichternamen Novalis. Nur zu oft wurden die Dichter jener Zeit aus litterarischem Geschmack gute Katholiken. Auf Friedrich Schlegel würde zum Beispiel die treffende Definition sehr gut passen, die Mr. Sainte Beuve von Châteaubriand giebt: „ein Epikuräer mit katholischer Phantasie." Das ist durchaus nicht bei Novalis der Fall; er ist ein geborener Mystiker und einer der edelsten Vertreter dieser Richtung. Alles vereinigte sich, um ihn der Religion zuzuwenden: sein Temperament, seine schwankende Gesundheit, seine Erziehung und Lebensverhältnisse. Mit zwanzig Jahren verlobte er sich mit einem dreizehnjährigen jungen Mädchen, die bald darauf starb, und seitdem wendeten sich alle seine Gedanken der anderen Welt zu. Er wählte einen Beruf, der mit seinem Hange zur Einsamkeit stimmte, und wurde Aufseher der Salinen im Thüringer Kreise. Zurückgezogen in den Bergen lebend, versenkte er sich mit dem lebendigsten Glauben in religiöse Grübeleien. Sein weiches Gemüth neigte sich mehr der persönlichen und innerlichen Richtung der böhmischen Brüder, als dem Pomp des Katholizismus zu. Er war eine jener liebreichen, aber schwachen Naturen, die den Stürmen des Lebens nicht gewachsen sind, die nur Liebe, Hingebung, Frieden und Freudigkeit sehen möchten und statt dessen überall Haß, Egoismus, Kampf und Elend finden. Abgestoßen, ziehen sie sich in sich selbst zurück und erheben die Augen zu dem Heiland der Unglücklichen, der vom Himmel herabsteigt, den Menschen die Arme entgegenbreitet, um sie in seiner brüderlichen Umarmung aus dieser Welt zu führen. Diesen Jesus empfindet Novalis nicht nur, sondern er sieht ihn leibhaftig vor sich stehen:

Noch ſteht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von ſeinem Dornenkranze
Und ſeiner Treue weinen wir.
Ein jeder Menſch iſt uns willkommen,
Der ſeine Hand mit uns ergreift,
Und in ſein Herz mit aufgenommen
Zur Frucht des Paradieſes reift. *

Die myſtiſche Verſenkung in die Gnade Gottes tröſtet ihn in allem Kummer:

Unzähligmal ſtand'ſt du bei mir,
Mit Kindesluſt ſah ich nach dir,
Dein Kindlein gab mir ſeine Hände,
Daß es dereinſt mich wiederfände;
Du lächelteſt voll Zärtlichkeit
Und küßteſt mich: o himmliſch ſüße Zeit. **

Das, was bei Novalis rührt, iſt eine Art perſönlichen Verhältniſſes zu Jeſu. Er weiß, daß der Gläubige in der modernen Welt immer mehr vereinſamt, und das ſchmerzt ihn:

O! einſam ſteht und tief betrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Nur um ſo inniger wird ſeine Hingabe zu dem Herrn:

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' doch ich dir treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingſt für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieſes Herz. ***

* Geiſtliche Lieder. Novalis Schriften, 2. Theil, S. 15.
** Ebendaſelbſt, S. 33.
*** Novalis Schriften, 2. Theil. Berlin 1826, Reimer.

Wer wollte in dieſen Worten nicht den edlen Aufſchwung von der Erde erkennen? Aber dieſe Religion, welche die Aufmerkſamkeit des Menſchen nur auf das zukünftige Leben richtet, führt verhängnißvoll zu einem tragiſchen Ende, zum Verlangen nach dem Tode. In den Hymnen der Nacht ſtrebt Novalis mit allen Kräften zu dem Jenſeits, auf das ſeine letzte Hoffnung gerichtet iſt:

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen.
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Iſt froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geſchwind am Himmelsufer an.
Gelobet ſeiſt du ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer. *

Schon meint er in der Ferne die Stimmen der Seligen zu vernehmen und dieſe Ahnung erfüllt ihn mit unbeſchreiblichem Entzücken:

Unendlich und geheimnißvoll
Durchſtrömt uns ſüßer Schauer,
Mir deucht, aus tiefen Fernen ſcholl
Ein Echo unſrer Trauer,
Die Lieben ſehnen ſich wohl auch
Und ſandten uns der Sehnſucht Hauch. **

Man ſieht, wie dieſe Poeſie beſtrebt iſt, der Welt zu entfliehen. Die Erde mit ihrer Herrlichkeit, die Menſchheit mit ihren Leidenſchaften verſinken vor dem Himmel der Seligen, in den ſich die entzückte Seele hinaufſchwingt. Novalis hat alle Stadien der Myſtik durchgemacht, von der

* Novalis Schriften, 2. Theil. Berlin 1826, Reimer.
** Hymnen der Nacht, Novalis, 2. Theil, S. 14.

kindlichen Anbetung der Heiligkeit bis zur Schwärmerei für den Tod und den Entzückungen der Ewigkeit. Hegel hat Recht, diese Poesie die „Schwindsucht des Geistes" zu nennen. Die Seele von Novalis verzehrt sich, weil sie jeden Zusammenhang mit der Natur, die sie allein neu beleben könnte, von sich abweist. Sich selbst überlassen, sehnt sie sich nach der Ewigkeit, wird sie von dem Feuer des Verlangens verzehrt, schwankt, erbleicht und verlöscht im Winde. Novalis ist vielleicht der am meisten romantische Romantiker. Sie alle wollen der wirklichen Welt entfliehen; Tieck rettet sich in das Märchen, Friedrich Schlegel in die katholische Kirche, Hölderlin in das alte Griechenland, Novalis in den christlichen Himmel. Hölderlin wird geisteskrank, Novalis erliegt mit achtundzwanzig Jahren dem Traum der ewigen Liebe. Gewiß waren sie auf falschem Wege, diese kranken Träumer; aber sie waren groß in ihrer Verirrung durch den Ernst ihres Strebens; Thoren, wenn man will, aber jedenfalls Märtyrer des Ideals.

Diese Beispiele beweisen, daß die Romantiker im Anfang unseres Jahrhunderts fast ganz das innige Verständniß für das Leben verloren hatten, das allein die Kunst zu erneuern vermag. Ein großes politisches Ereigniß rief sie indessen in die Gegenwart zurück und erschütterte sie so gewaltig, daß aus den Trümmern über Nacht Männer der That wurden. Der Frieden von Tilsit (1807) hatte Deutschland Napoleon unterworfen. Die Rheinlande waren zu einer französischen Provinz geworden, Preußen zerstückelt, Oesterreich unterjocht, ganz Deutschland geknebelt, und das war nicht einmal das schlimmste Uebel in den Augen der deutschen Patrioten; denn das Nationalgefühl schien überhaupt in Deutschland erloschen, so tief war die Entmuthigung. In jenen Stunden der Erniedrigung hatten Könige, Minister, Schriftsteller, Denker und Staatsmänner, Alle, den Glauben an die Unabhängigkeit des Vaterlandes auf-

gegeben.* Weil er Fürſten feig vor ſeinem Thron gebeugt ſah, meinte Napoleon, es überhaupt mit einem Volk von Knechten zu thun zu haben; doch darin irrte er gewaltig. Deutſchland, das ſo lange ſchweigend die Mißhandlungen ertragen hatte, richtete ſich eines Tages finſter, vor Wuth zitternd und bewaffnet auf. Zuerſt erhoben ſich die trotzigen Bergbewohner von Tyrol; zwar büßte ihr Anführer, der kühne Andreas Hofer, das Unternehmen mit dem Leben, denn Napoleon ließ ihn erſchießen. Der Aufſtand in Tyrol wurde erdrückt, aber ein Schrei der Wuth ertönte in allen Gauen Deutſchlands und in den männlichen Seelen regte ſich die Empörung. Preußen bereitete ſich durch freiſinnige Verbeſſerungen zu einem Kriege vor. Zwei große Patrioten, Stein und Scharnhorſt, geſtalteten die Verwaltung und das Heer um. Doch in dem Volk und durch das Volk vollzog ſich ein großer Umſchwung. Auf den Univerſitäten bildete ſich der Tugendbund, der Herzog von Braunſchweig ſammelte die Schaar der Rache und Lützow die ſchwarzen Jäger. Als der Tag des Kampfes anbrach, ſtand nicht nur ein geordnetes Heer, ſondern das ganze Volk unter Waffen. Alle kräftigen Männer von funfzehn bis zu ſechszig Jahren ſtrömten begeiſtert herbei, um die Landwehr und den Landſturm vergrößern zu helfen. Beamte, Handwerker, Bürger, Edelleute, Bauern exercirten neben einander und mitten unter ihnen die Profeſſoren der Berliner Univerſität, auch Künſtler, wie der Bildhauer Schadow, Dichter, wie Iffland, der Dramatiker und Direk-

* Doch gab es in Deutſchland, zumal in Preußen und Norddeutſchland, gar Viele, und es waren gerade die Tüchtigſten, welche an die Dauer der Napoleoniſchen Gewaltherrſchaft nicht glaubten. So Stein und Blücher, Jahn, Marwitz, Fichte u. v. a. Selbſt der neueſte franzöſiſche Geſchichtsſchreiber Napoleons, P. Lanfrey, hebt dieſen Unglauben als ein wichtiges Zeichen der Stimmung hervor. (S. Histoire de Napoléon. Th. III. S. 515—516.) (Ad. St.)

tor des Theaters. Auf dem Exercirplatz in Berlin sah man Fichte unter den Soldaten und sie durch seine Reden begeistern. Schleiermacher weihte ihre Fahnen in der Kirche, entflammte ihre Vaterlandsliebe durch seine hohe religiöse Auffassung und stählte die jungen Seelen für den Tod. Ein mächtiger Wille durchdrang die Massen und verlieh den Herzen der Führer eine eiserne Stärke. Zum ersten Mal sahen sie in dem Tempel des Vaterlandes die einzige Zufluchtstätte der nationalen Sitten, der Familie, der Religion, des Gedankens, alles dessen, das dem Menschen am theuersten ist. Und in diesem Tempel lagerte frech der Fremde mit seinen Waffen und Kanonen. Krieg! rief es von der Memel bis zur Elbe, von den Karpathen bis zur Ostsee. Krieg! rief der Adel und der Bauer. Krieg! wiederholten Mütter und Bräute. Selbst Frauen legten Männerkleider an, um mitkämpfen zu können. So Dorothea Sawosch, die zu einem Landwehr-Cavallerie-Regiment gehörte, Charlotte Krüger, die im Regiment Kolberg diente und als Unteroffizier aus dem Kriege heimkehrte, und Eleonore Prochaska, die bei den schwarzen Jägern eintrat und 1813 erschossen wurde. Nur Kriegslieder wurden in den Wirthshäusern gesungen, nur Kriegsmusik erscholl auf den Dörfern und in allen Schmieden schmiedete man Waffen. Wohl durfte Körner sagen:

Das Volk steht auf! der Sturm bricht los!

Blieb die Lyrik theilnahmlos bei diesem Erwachen des Volksgeistes? Gewiß nicht! Sie griff thätig ein und man darf behaupten, daß dies Aufleben ohne sie gewiß nicht so kühn, begeistert und plötzlich gewesen wäre. Wenn es in der Neuzeit ein glänzendes Beispiel des edlen Berufes giebt, den der lyrische Dichter an seinem Volk erfüllen kann, des kräftigen und sichtbaren Einflusses, den er auf die Menge auszuüben vermag, so sehen wir ihn hier. Als Deutsch-

land ſich wie Ein Mann erhob,* um das eiſerne Joch der Gewaltherrſchaft abzuſchütteln, ſtand auch eine Schaar Dichter mit ihm auf, um den Muth des Volkes anzuſtacheln, ſeine empörten Leidenſchaften zu läutern und ſeiner Vaterlandsliebe Flügel zu verleihen. Wir werden an Tyrtäus erinnert, wenn wir Körner ſehen, wie er den Genoſſen ſeine Lieder mittheilt, um ſie zum Kampf zu begeiſtern. Aus den Wolken, in die ſich die Poeſie verirrt hatte, fuhr ſie wie ein Blitz auf das Schlachtfeld herab, um die Krieger mit ihrem heiligen Feuer zu durchglühen. Da zeigt ſich der Vorzug des Liedes, der volksthümlichen und geſungenen über die rhetoriſche und deklamatoriſche Poeſie. Das aufgeregte, empörte Volk hätte gewiß nicht auf gedruckte, in Sammlungen oder Zeitſchriften verſtreute Verſe geachtet, ſelbſt wenn ſie noch ſo ſchön, noch ſo beredt geweſen wären. Aber auf den Flügeln der Melodie fanden dieſe einfachen, markigen Lieder ſelbſt bei den Ungebildeten Eingang, bewegten ſelbſt die ungeſtümſten Herzen, denn ſie redeten zu Allen in der urſprünglichen, allgemein verſtändlichen und ewig ſiegreichen Sprache der Muſik. Sie flogen von einem Ende Deutſchlands zum anderen und ihr Strom von edlem Zorn und von Begeiſterung verlieh fünfzehnjährigen Knaben eherne Herzen. Die Kriegeslieder lebten nicht nur im Munde der Männer, ſondern auch der Frauen, und der Hiſtoriker Karl Auguſt Meyer erzählt eine Erinnerung aus ſeiner Kindheit, die dafür bezeichnend iſt. Seine Mutter wohnte mit ihm in einem alleinſtehenden Hauſe und in der Nacht hörte man fernen Kanonendonner. Das Kind lag im Fieber und die Mutter, die ſich über ſein Bett beugte, murmelte dabei Körner's Lied:

* Leider bei weitem nicht das ganze Deutſchland, ſondern zunächſt nur Preußen und Norddeutſchland!

(Ad. St.)

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze,
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Es ist ein erhabenes Schauspiel, die Poesie so innig mit dem Volksleben verschlungen zu sehen, ein herrliches Schauspiel, und wir sollen unsere nationale Eitelkeit besiegen, um es bewundern zu können. Auch war der größte Feind Frankreichs nicht Deutschland, sondern Napoleon selbst, der beide Länder ausbeutete, um seine grenzenlose Selbstsucht zu befriedigen. Wie hatten sich die Zeiten geändert! Als 1793 die Sieger von Jemappes und Fleurus die Marseillaise unter den Geschützen der Oesterreicher und Preußen sangen, hatten diese kein Lied, mit dem sie den siegreichen Freiheitsgesang würdig beantworten konnten. Damals waren jene unsterblichen Krieger, jene achtzehnjährigen Knaben, die, in Lumpen gehüllt, mit bloßen Füßen und doch strahlenden Auges einherschritten, von dem heldenmüthigen Bewußtsein durchdrungen, daß sie sich für die Völker und gegen die Fürsten schlugen. Aber womit beantworteten bei Leipzig die Helden der großen Armee die Freiheitslieder der Deutschen? Sie hatten nur einen Ruf: Es lebe der Kaiser! Dieser Ruf wurde erstickt und er verdiente es. Denn unsere Soldaten schlugen sich für einen Fürsten und gegen die Völker. Die Tyrannei kann gute Soldaten, selbst große Führer heranbilden, aber Helden oder Dichter nie! Nur die Freiheit singt bis in den Tod.

Ich nannte bereits Theodor Körner (geboren 1791, gestorben 1813), dessen edle Gestalt für seine Landsleute der Typus des kriegerischen Dichters geblieben ist, das Ideal des begeisterten Jünglings, der sich mit Leib und Seele dem Vaterlande geweiht hat. Die Natur und das Glück schienen ihn mit ihren Gaben ungewöhnlich reich überschüttet

zu haben, um die Größe seines Opfers doppelt hervortreten zu lassen! Er war aus einer angesehenen Familie und verrieth schon zeitig ein weiches, aber von einem starken Willen beherrschtes Herz. Eine ausgezeichnete und freisinnige Erziehung entwickelte früh seine lebhafte Empfänglichkeit und seinen raschen Verstand. Mit siebzehn Jahren war er ein trefflicher Reiter, vollendeter Schütz, guter Musiker und vor Allem ein hochbegabter Dichter. Mit zwanzig Jahren wurde er Dichter am Hoftheater in Wien, auf dem mehrere seiner Dramen mit gutem Erfolg gegeben worden waren. Kurze Zeit darauf verlobte er sich und nichts schien nun zu seinem Glück zu fehlen, als 1813 die Erhebung des Volks stattfand. „Eine große Sache fordert große Herzen," schrieb er an seine Eltern, und ohne sich durch den litterarischen Ruhm, durch seine Familie oder die Liebe zurückhalten zu lassen, trat er als Freiwilliger bei Lützow ein. Schon früher hatte er einige patriotische Lieder gedichtet, seitdem dichtete er keine andere mehr. Als die schwarzen Jäger in einer Dorfkirche ihre Weihe erhielten, stimmten sie einen feierlichen Gesang Körner's an. Auch hörte er nicht auf, seine Waffengefährten zu begeistern, die seine Kriegslieder und sein jugendliches Ungestüm schwärmerisch liebten. Bald wurde er Lützow's Adjutant und wagte freudig sein Leben in allen Reitergefechten. Bei Leipzig empfing er eine gefährliche Wunde und entging kaum dem Tode. Doch sobald er genesen, eilte er wieder zu den Lützow'schen Jägern, die sich unter Befehl des General Wallmoden gestellt hatten und der Armee unter Marschall Davoust täglich zu schaffen machten. Eines Morgens, bei Tagesanbruch, nachdem er die ganze Nacht zu Pferde im Hinterhalt zugebracht hatte, dichtete er das berühmte Schwertlied. Es ist ein leidenschaftliches Zwiegespräch zwischen dem Reiter und der treuen Waffe, dem man den Pulverdampf und die funkensprühende Luft des Kampfes anmerkt:

zu verlieren[1]). Dazu kam ein übertriebener Nationalstolz und eine Verachtung alles Fremden, die selbst jezuweilen in dem freisinnigsten und mildesten aller Römer auf eine recht schlagende Weise hervorbrechen, und ihn zu Behauptungen verleiten, die eine so unbegreifliche und klägliche Verblendung bezeugen, dass der Schluss auf die allgemeine Stimmung seiner Zeit wahrhaft erschreckend genannt werden kann. Ich meinestheils möchte die ersten Kapitel der Tusculanen eben deshalb zu eignen Ehren des Verfassers lieber ungeschrieben wissen. Endlich aber war diese Zeit auch so überreich an stürmischen Staatsactionen, dass es fast zu verwundern ist, wie die philosophischen Studien in ihr noch soviel Theilnahme finden konnten, als ihnen wirklich die Edelsten und Besten der Nation in freien Augenblicken gewidmet haben. Unter den Einzelnen nun, die sich in dieser Zeit mit Studium der Aristotelischen Schriften beschäftigten, sei hier zunächst genannt der grösste Redner seiner Zeit

Marcus Antonius

der Wortführer zu Ende des ersten und im zweiten Buche von Cicero's Werke *vom Redner*, ein Opfer der Marianischen Gräuelzeit i. J. R. 666. Seine Bekanntschaft mit griechischer Literatur, obgleich erst im reiferen Alter begründet, war keineswegs gering zu achten, da treffliche Natur-

1) Cic. de Orat. II, cp. 1. III, cp. 22. II, cp. 30 und cp. 37. Quinctil. II, 17, 6.

Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was ſoll dein heit'res Blinken?
Schauſt mich ſo freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink' ich auch ſo heiter,
Bin freien Mannes Wehr,
Deß freut das Schwert ſich ſehr.
Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärſt du mir getraut,
Wie eine liebe Braut.
Hurrah!

Dir hab' ich's ja ergeben,
Mein lichtes Eiſenleben.
Ach wären wir getraut!
Wann holſt du deine Braut?
Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruf' feſtlich die Trompete;
Wenn die Kanonen ſchrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah!

O ſeliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräut'gam hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich.
Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurrah!

Wohl klirr' ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh:
Drum Reiter klirr' ich so.
Hurrah!

Bleib doch im engen Stübchen.
Was willst du hier mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein;
Bleib', bald hol ich dich ein.
Hurrah!

Laß mich nicht lange warten,
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth
Und aufgeblühtem Tod.
Hurrah!

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus.
Hurrah!

Ach herrlich ist's im Freien,
Im rüst'gen Hochzeitsreihen!
Wie glänzt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl!
Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!

Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm!
Hurrah!

Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut!
Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest!
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen;
Der Hochzeitsmorgen graut! —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!

Körner hatte eben das Lied auf ein Blatt Papier geschrieben und las es den Freunden vor, als Lützow das Zeichen zum Angriff gab. Er und Körner gaben den Pferden die Sporen und sprengten an der Spitze des Zuges auf die Feinde. Einige Augenblicke später sank Körner von einer Kugel getroffen nieder und starb. Man begrub ihn unter einer Eiche, seinem Lieblingsbaum. Unter den Freunden, die den Hügel des frühgeschiedenen Dichters mit Rasen belegten, war ein junger, edler Mann Namens Bärenhorst, der wenige Tage darauf einen gefährlichen Posten bei einem Vorpostengefecht übernahm. Er stürzte sich unter die Feinde, die ihn umringten. Mit dem Ruf: „Körner, ich folge Dir!" fiel er von Kugeln durchbohrt nieder. So tief war die Seele des jungen Dichters in seine Freunde eingedrungen.

Unter den Dichtern von 1813 ist Körner der echte Vertreter des kühnen, schwärmerischen, von Großmuth überströmenden Jünglings, und seine Lieder wirken um so mächtiger, wenn man bedenkt, daß er sie mit dem Tode besiegelt hat. Indessen, mit Ausnahme des Schwertliedes, zeigen sie mehr die flammende Beredtsamkeit Schiller's, als den herzlichen Volkston; aber trotzdem wird immer ein Glorienschein auf ihnen ruhen.

Neben Körner, dem Jüngling, steht Ernst Moritz Arndt, der reife, ruhige Mann, nicht weniger energisch und vielleicht noch unerschütterlicher als jener. Arndt ist 1769 auf der Insel Rügen, der nördlichsten Spitze Deutschlands, geboren. Diese wildromantische Insel mit ihren Hünengräbern, dem dunklen Herthasee, der in einem uralten Eichenwalde schlummert, den kühn in das Meer springenden Vorgebirgen, den stillen Buchten, auf deren Dünen sich dunkle Tannenwälder erheben — diese Insel mit ihrem ernsten und düsteren Charakter versetzt uns wie durch Zauber in das alte heidnische Deutschland. Die mächtigen Kreidefelsen von Stubbenkammer, die senkrecht aus dem Meer aufsteigen, mit herrlichen Buchenwäldern bekränzt und von denen aus man über die weite Fläche der Ostsee blickt, scheinen schon der großartigen skandinavischen Natur anzugehören. Von dieser Insel aus sollen die ersten Besieger Roms gezogen sein. Und Arndt ist einer jener alten Deutschen in modernem Kleid, in seinem männlichen Zorn und seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit. Als Gefährte Odoaker's würde er mit Keulenschlägen über die römischen Legionen hergefallen sein, unter Napoleon empörte er sich entrüstet gegen die Schmach der Fremdherrschaft. 1806 wurde er zum Professor in Greifswald ernannt. Sein kühner Geist, seine feurige Vaterlandsliebe ließen sich nicht durch die napoleonische Gewaltherrschaft einschüchtern, noch weniger durch die feige Unterwürfigkeit der deutschen Fürsten oder die Ernie-

drigung des Volks. Vom Katheder rief er zum Kriege auf und schleuderte seine berühmte Broschüre: „Der Geist der Zeit" in das deutsche Volk. Napoleon las das Buch, gerieth vor Wuth außer sich und schwor, den Mann zu vernichten. Nach der Schlacht von Jena mußte Arndt sein Vaterland verlassen; er ging nach Schweden, kehrte erst 1810 zurück, und war seitdem einer der eifrigsten Beförderer der großen revolutionären Bewegung, der Deutschland seine endliche Rettung verdankte. Der patriotische Zorn machte ihn zum Dichter und seine Lieder stählten die Streiter. Oft setzte er seine Schlachtgesänge gleich selbst in Musik und da flogen sie so schnell von der Elbe zum Rhein, wie der Funke in einer Pulvermine. Sein Lied „Deutscher Freiheit Schlachtruf" wurde zur wahren Sturmglocke und ist eine deutsche Marseillaise:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod, die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer um Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht
Den hauen wir in Scherben,
Der soll in deutschem Lande nicht
Mit deutschen Männern sterben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Wir schwören dir auf's Neue:

Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der nähre Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Herrmannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutſche Alle, Mann für Mann,
Zum heil'gen Krieg zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet Alle, Mann für Mann,
Die Knechtſchaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Trompeten, Trommeln, Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eiſen röthen,
Mit Feindesblut, Franzoſenblut,
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen,
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! Fliege hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir ſiegen oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien!

In der Ueberſetzung iſt dies Lied freilich der Marſeillaiſe nicht ebenbürtig, aber man vergleiche einmal das Original mit der unſterblichen Hymne von Rouget de l'Isle, der auch in einem Guß Worte und Melodie ſchuf. Das iſt ein nicht wieder dageweſener Fall in der Geſchichte der franzöſiſchen Poeſie und ein neuer Beweis dafür, daß

mächtige Empfindungen und bedeutende Lagen die große und echte Poesie hervorsprudeln lassen. In der französischen Hymne ist noch etwas Hinreißenderes, das Sturmesbrausen der ganzen Revolution. Hinter der „blutigen Fahne der Tyrannei" scheint die Morgenröthe der ewigen Freiheit über den Völkern aufzugehen. Bei ihren ersten Strahlen brechen die Menschen geblendet in einen Ruf des Dankes aus, wenden sich dann in einem heiligen Taumel gegen die Tyrannen und wissen nicht, ob es süßer ist, für die Freiheit zu leben oder zu sterben. Das deutsche Lied ist weniger schwungvoll, aber es liegt eine finstere Empörung, ein verhaltener Groll und ein eiserner Entschluß darin. Man fühlt, daß das ganze Volk gegen den Fremden aufgestanden ist, daß es wie eine eherne Mauer vorrückt und sich bis auf den letzten Mann tödten lassen wird, wenn es noth thut. Das ist nicht das einzige patriotische Lied Arndt's, das volksthümlich geworden ist; sie zählen nach Dutzenden. Die meisten sind Gelegenheitsdichtungen, weniger dafür bestimmt, gelesen, als von Soldaten gesungen zu werden, wie das Gebet bei der kriegerischen Weihe eines Jünglings und des Soldaten Abendlied. Oft verherrlicht er die Helden des Tages, wie Schill, Scharnhorst u. a., und am begeistertsten feiert er Blücher. Es ist nicht uninteressant, einen Vergleich anzustellen zwischen der volksthümlichen Vertraulichkeit, mit der die deutschen Soldaten von 1813 ihren greisen Führer besingen, und jener finsteren, mit Schrecken gepaarten Bewunderung, mit der die französischen Soldaten den Kaiser betrachteten. Diese Vertraulichkeit ist auch auf Arndt's Dichtungen übergegangen:

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus!
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar;
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar.
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, als Alles versank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Dem Franzmann zu weisen die deutsche Art.

Den Schwur hat er gehalten, als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land reingemacht.

Der lebhafte Ton machte die Lieder schnell allgemein beliebt. Arndt ist der größte aller patriotischen Dichter von 1813, weil er es verstand, populär zu sein, ohne dem Adel des Gedankens etwas zu vergeben. Es weht ein gewisser revolutionärer Hauch in seiner Poesie und man hat bemerkt, daß er die Fürsten nur nennt, um sie anzuklagen. Sein Gegenbild ist Max von Schenkendorf, der die aristokratische Richtung unter den Sängern von 1813 vertritt. Manchmal hat er etwas Weiches, Mystisches, zum Herzen gehendes, wie in dem Liede: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt," das besonders durch die Melodie von Groos wirkt. Aber Schenkendorf's Phantasie wird durch eine fixe Idee getrübt, durch seine Schwärmerei für die Wiederherstellung des alten deutschen Feudalreichs. Rückert übertrifft ihn in „den geharnischten Sonnetten" weit an Erhabenheit des Gedankens, Kraft des Ausdrucks und an treffenden Bildern. Er wendet sich an die Denkenden, an die Schriftsteller, die studirende Jugend, die Philosophen, die Frauen, an die Besten der Nation und stachelt sie zum Aufruhr an. Das bekannteste seiner patriotischen Lieder sind die drei Gesellen:

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind
Und thaten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der andre sich entfärbend,
Rief: „Preußen, lebe hoch!
Der dritte ruhig sterbend,
Was rief der dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin
Zur Rechten und zur Linken
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem dritten
Riefen's: und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei
Mit einem Palmenſtengel,
Und liegen ſah die drei.
Er ſah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie ſie im Todesbunde
Gerufen: Deutſchland hoch!
Da ſchlug er ſeine Flügel
Um alle drei zugleich,
Und trug zum höchſten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Man ſieht, die lyriſche Poeſie hat gewiſſermaßen das Signal zu der großen Einheitsbewegung gegeben, die ſich jetzt zu vollziehen beginnt, leider aber nicht in der Art, wie es Rückert geträumt hat.

Die patriotiſchen Lieder von 1813 bilden ein Intermezzo in der Geſchichte der deutſchen Romantik. So lange der Kampf dauerte, war man Soldat, Volksdichter, Parteimann. Als die Unabhängigkeit wiedergewonnen, der Friede geſichert war, weigerten ſich die Fürſten, die in der Stunde der Noth gegebenen Verſprechungen zu erfüllen, herrſchten weit unumſchränkter als vorher, und mit Ausnahme von Arndt, Uhland und einigen Andern kehrten die Träumer in das Reich der Träume zurück. So der Freiherr von Eichendorff, der von 1813 bis 1815 freiwilliger Jäger in der preußiſchen Armee geweſen war und nach dem Kriege einer der glänzendſten Vertreter der romantiſchen Lyrik wurde.

Eichendorff iſt ein einfach gläubiges Gemüth und ſeine weiche, religiöſe, treuherzige Seele ſcheint fremd und verbannt in der modernen Welt. Hätte er Troubadour am Hof der Hohenſtaufen ſein dürfen, er wäre der glücklichſte Sterbliche geweſen und hätte das heilige römiſche Reich, die Jungfrau und die Dame ſeines Herzens beſungen. Sein

anlagen ihn unterstützten [1]). Dafür spricht schon die ihm von Cicero in den Mund gelegte treffliche Schilderung der griechischen Historiker [2]). Und was nun unsern Aristoteles betrifft, so gesteht er selbst, dessen rhetorische Schriften eifrig studirt zu haben [3]), wie ihn denn auch Cicero die ganze Aristotelische Theorie von der Erfindung und Ausführung an der genannten Stelle des zweiten Buchs vortragen lässt. Und unter diesen rhetorischen Schriften befand sich ausser den trefflichen uns erhaltenen *drei Büchern der Rhetorik* auch jenes umfassende historische Werk, jene *Geschichte der Beredtsamkeit*, in welchem der Stagirit alle früheren Theorien der Beredtsamkeit, von Tisias und Korax bis auf seine Zeit herab in seiner grossartigen Weise so übersichtlich und geschickt zusammengestellt hatte, dass dadurch die Darstellungen der alten Rhetoriker selbst in Vergessenheit gebracht wurden [4]). Eine gleiche Bekanntschaft mit den Aristotelischen Schriften wird Antonius Freunde

---

1) De Orat. I, 16. I, 61. II, 89. II, 29. II, 40. II, 36.

2) De Orat. II, cp. 12 — cp. 14.

3) De Orat. II, cp. 38. §. 160: cujus (Aristotelis) legi et illum librum, in quo exposuit dicendi artes omnium superiorum et illos, in quibus ipse sua quaedam de eadem arte dixit, cett. vgl. II, cp. 36. §. 152.

4) Genaueres mit den nöthigen Nachweisungen s. Aristotelis Th. II, S. 152 — 155. wo zu den in Note 3 angeführten Stellen noch hinzuzufügen sind: Excerpt. ex Prolegg. Scholior. ab Aldo edit. ad Hermogenem bei *Reiske* Oratt. gr. VIII, 193. Montfauc. Biblioth. Coislin. p. 392 *Manso* Vermischt. Schr. p. 8. Wir werden dieses Werks noch einmal bei Gelegenheit Quinctilians zu gedenken haben. —

Unstern machte ihn zum preußischen Regierungsbeamten im neunzehnten Jahrhundert und sein Lebelang sehnte er sich nach dem heiligen römischen Reich und dem Glauben der Väter. Durch diese ausschließliche Verherrlichung der Vergangenheit nimmt er einen besonderen Platz in der deutschen Lyrik ein. Er erinnert an die Eremiten, die sich in alten Zeiten mitten im Walde eine Klause bauten. Selten sah man sie, kannte kaum ihre Wohnstätte, aber manchmal hörten die Holzhacker am Abend einen feierlichen Gesang unter den uralten Tannen. Solch ein Einsiedler ist Eichendorff; so sehr lebt er außerhalb der Welt. Dennoch war es ihm gegeben, einige der Gefühle, die dem deutschen Volk theuer sind, mit vollendeter Zartheit auszusprechen. Er liebt die Natur und das macht seine Poesie wahr und lebendig. Der Mystiker Novalis will in den Himmel steigen und verliert sich in der Leere. Eichendorff ist nicht weniger gläubig als er, aber er sieht, daß die Erde schön ist; er läßt die Engel im Abendschein über die goldenen Erntefelder ziehen und uns im Waldesrauschen den Hauch Gottes vernehmen. Die stillen, feierlichen, von frommem Schauder erfüllten Wälder zieht er jedem anderen Aufenthalt vor. In ihnen und weit von der Welt sucht er Kraft und Freudigkeit, und als er den Hochwald verläßt, schwört er, ihn treu im Herzen zu tragen, um im Grunde seines Gemüths Jugend, Glauben und heilige Treue zu bewahren. Außerordentlich anmuthig ist auch der Cyclus von Liedern auf den Tod seines Kindes, indem der Dichter die Natur mit seinem Schmerz auf eine rührende Weise in Verbindung bringt.

Als ich zum ersten Male
Wieder durch den Garten ging,
Busch und Bächlein in dem Thale
Lustig an zu plaudern fing.

Blumen halb verſtohlen blickten
Reckend aus dem Gras heraus,
Bunte Schmetterlinge ſchickten
Sie ſogleich auf Kundſchaft aus.

Auch der Kuckuck in den Zweigen
Fand ſich bald zum Spielen ein,
Endlich brach der Baum das Schweigen:
Warum kommſt du heut' allein?

Da ich aber ſchwieg, da rührt er
Wunderbar ſein dunkles Haupt,
Und ein Flüſtern konnt' ich hören
Zwiſchen Vögeln, Blüth' und Laub.

Thränen in dem Grafe hingen,
Durch die abendſtille Rund'
Klagend nun die Quellen gingen
Und ich weint' aus Herzensgrund.

Dieſes innige Verhältniß des Dichters zur Natur zeigt den Schüler des Volksliedes; noch deutlicher tritt das hervor in den Liebes- und Reiſeliedern, in denen Eichendorff herumziehende Sänger, Studenten, Matroſen und Soldaten ſprechen läßt. Wie einfach iſt das berühmte Lied von der Mühle:

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebſte iſt verſchwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein ſprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

Ein Gegenstück zu diesem Liede bildet das, in welchem der Soldat aus dem Kriege heimkehrt und seine Braut verheirathet findet:

Ich kam vom Wald hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen sie schaute wieder
Wie sonst zum Fenster hinaus.

Sie hat einen Andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist Alles anders gekommen,
Ich wollt', 's wär wieder erst Krieg.

Am Wege dort spielt ihr Kindlein,
Das glich ihr recht auf ein Haar,
Ich küßt's auf sein rothes Mündlein:
Gott segne dich immerdar!

Sie aber schaute erschrocken
Noch lange Zeit nach mir hin,
Und schüttelte sinnend die Locken
Und wußte nicht, wer ich bin. —

Da droben ſtand ich am Baume,
Da rauſchten die Wälder ſo ſacht,
Mein Waldhorn, das klang wie im Traume
Hinüber die ganze Nacht.

Und als die Vöglein ſangen
Frühmorgens, ſie weinete ſehr,
Ich aber war weit ſchon gegangen,
Nun ſieht ſie mich nimmermehr.

Jede Zeile dieſer Lieder hätte auch das Volk dichten können, und wie vollendet iſt dennoch das Bild, wie edel empfunden! Darum ſind ſie auch im Munde des ganzen deutſchen Volks.

Die deutſche romantiſche Poeſie feiert 1825 ihre ſchönſten Tage. Eine Schaar von Bewunderern drängte ſich um ſie, jeder Ritter entfaltete ihre Farben in der Rennbahn der Litteratur und Kritik, die Könige lächelten ihr Beifall, weil die Romantik ihnen Weihrauch ſtreute, und ſelbſt die Diplomaten begünſtigten ſie, weil ſie die Völker die Gedanken an die Freiheit vergeſſen ließ. Da trat ein Dichter in die Schranken mit glänzender Phantaſie und leuchtendem Geiſt und kündigte ſich als ihr eifrigſter Ritter an. Leider entdeckte er eines Tages, daß er Lanzen für eine zuſammengeſchrumpfte Alte brach, ſtatt für die Reize einer blühenden Schönheit zu kämpfen. Roth vor Wuth, ſchleuderte er ihr nun den Handſchuh in's Geſicht und theilte an alle ihre Ritter ſo kräftige Hiebe aus, daß die meiſten von ihnen nicht wieder aufſtanden und die Dame ſelbſt vor Verdruß ſtarb. Dieſer mißrathene Sohn iſt Heinrich Heine. Wie unzählige, luſtige und entzückende Geſtalten tauchen bei dieſem Namen vor unſern Blicken auf und wirbeln in einem tollen Tanz durcheinander. Träumeriſche Feen ſehen uns mit ihren großen, tiefblauen Augen an! Schelmiſche Nixen necken uns im Vorüberziehen, wie viel

drollige Karrikaturen, wie viel wehmüthige und tragiſche Figuren ſehen wir vor uns!

Der Zauberwald der Märchenwelt öffnet ſich von Neuem dem entzückten Blick, und aus dem hellen Dämmerſchein des grünen Laubdaches, in den Blitzen der Sonne auf den üppigen Blättern taucht eine weiße Hand vor uns auf, die uns winkt und uns immer weiter und weiter nach ſich zieht.

Die Geſchichte Heinrich Heine's und der romantiſchen Poeſie iſt ſelbſt eines der wunderſamſten Märchen. Die Romantik hatte als ſtolzes Schloßfräulein ihren Wohnſitz in der alten Burg des Mittelalters aufgeſchlagen und ſie wieder neu hergeſtellt. Zwiſchen ihren wankenden Mauern hatte ſie, freilich nur aus Holz, einen prächtigen Saal erbaut. Schlanke Säulen trugen ſtolz die mauriſche Kuppel, und die rieſigen Steinbilder der alten Kaiſer umſtanden den Thron der heiligen, geheimnißvollen Poeſie und ſchienen in jedem Augenblick bereit, das Schwert zu ziehen, um ſie zu vertheidigen. In dieſem Saal voll Springbrunnen, Fackeln und Kerzen verſammelten ſich die Romantiker zu einem glänzenden Feſt. Wie fröhlich ging es zu, wie viel buntgeputzte Masken ſah man da! Da kamen in den herrlichſten Prachtgewändern deutſche, fränkiſche, mauriſche und ſarazeniſche Ritter, blonde Edelfräulein in himmelblauen, ſternenbeſäeten Kleidern, finſterblickende Königinnen mit Purpurmänteln, von denen goldene Sonnen ſtrahlten, und Troubadours' mit langen wallenden Locken. Von Neuem beſang man die kühnen Abenteuer und die ſüße Minne; die Ritter klatſchten Beifall, der Buſen der Frauen hob ſich voll Verlangen und von dem gothiſchen Thron aus warf die romantiſche Poeſie den Sängern duftende Siegerkränze zu. Nun begann der Tanz. Eine ſanfte Melodie zog die Paare in den Zauberkreis und immer leidenſchaftlichere Weiſen riſſen ſie in einem wilden Wirbel fort. Da plötzlich

tritt ein geheimnißvoller ſpaniſcher Ritter ein. In ſeinem Sammetwams ſchreitet er ſo ſtolz wie der kühnſte Hidalgo einher; auf dem goldgeſtickten Mantel erglänzen arabiſche und indiſche Schriftzeichen, und eine große Rabenfeder wallt vom Haupt herab. Er trägt keine Maske und ſein Antlitz iſt ſchön und verführeriſch, wildes aber unterdrücktes Feuer lodert aus den großen Augen und um die vollen Lippen ſpielt ein ſtolzer, verächtlicher Zug. Vorn am Barett war ſein Wappen in Silber geſtickt, zwei Sphinxköpfe, von denen der eine zu weinen, der andere laut zu lachen ſcheint. Alles hört zu tanzen auf, um ihn ſehen zu können, und nachläſſig nimmt er die erſte beſte Guitarre und ſingt ein paar caſtilianiſche Romanzen in ſo ſtolzem Ton, mit ſo neuem Ausdruck, daß ein Sturm des Entzückens ausbricht. Nun beginnt der raſende Tanz von Neuem und der zuletzt Erſchienene iſt König des Feſtes. Doch bald hört Alles ermüdet auf: „Wohlan!“ ruft der ſchöne Unbekannte laut, „es iſt Mitternacht; jetzt nehmt die Masken ab. Genug der Komödie! Ich will wiſſen, wer ihr ſeid. Ich heiße Heinrich Heine, bin Jude oder Proteſtant, wie ihr es nehmen wollt, fürchte mich weder vor Gott noch dem Teufel, bete die Liebe und die Freiheit an und haſſe die Heuchelei. Nun habe ich geſagt, wer ich bin, thut desgleichen!“ Alles weigerte ſich ärgerlich und der ſchöne Ritter lachte höhniſch laut auf: „Was, ihr fürchtet euch, ſchöne Masken? O, ich weiß, wer ihr ſeid!“ Dann ging er auf einen majeſtätiſchen Templer zu, riß ihm die Maske ab und rief: „Du biſt ein Jeſuit und wirkſt hier im Stillen für deine Geſellſchaft! Und ſie, mein ſchöner, kleiner Graf, der ſie nur von den Kreuzzügen reden, ſind nichts als ein Kammerdiener ſeiner Majeſtät des Königs von Preußen und thäten beſſer, bei der Garde einzutreten und mit ihrer Taille Glück zu machen, als hier im Schloß der Poeſie einherzuſtolziren, denn hier haben ſie nichts zu

ſuchen. Du, ſchöner Troubadour, der nach der Dame ſeines Herzens ſeufzt, biſt nur ein Handlungsdiener, den eine Kammerjungfer begünſtigt. Ihr Alle ſeid falſche Heilige, falſche Ritter, falſche Troubadours. Ich werde euch alle enthüllen, euch große Schwindler. Unter den glatten Masken will ich eure runzeligen Geſichter von Pedanten oder Charlatanen zeigen, und unter den ſeidenen Wämſern das abgetragene Kleid des Wucherers oder des Bureaukraten hervorziehen. Wäret ihr nicht zum Todtlachen, ſo verdientet ihr wahrhaftig mit Peitſchenhieben hinausgejagt zu werden. Und was Sie betrifft, meine hohen Damen, ſo will ich Ihre Adelsbriefe nicht zu genau anſehen. Was würde aus der Komödie und Tragödie des Lebens, hätten Sie nicht das Recht, mit uns zu ſpielen, uns wie Marionetten tanzen zu laſſen und unſer Herz mit göttlichen Qualen und wonnigem Weh zu erfüllen! Gräfinnen, Tänzerinnen, Zigeunerinnen und Courtiſanen, ich liebe Sie Alle und preiſe Sie; Ihnen gehören meine Lieder des Ruhmes und der Trunkenheit; Sie ſind ſchön und es lebe der Ball!" Dieſem Ausfall folgte ein donnerndes Gelächter, wildes Geſchrei und ein Durcheinander ſcheltender Stimmen. Die klare Stimme des Ritters drang bis in das Mark und hatte in ihrer Bitterkeit etwas ſo Herbes, Herzzerreißendes, das Alle durchſchauerte und den alten romantiſchen Bau in ſeinen Grundfeſten erſchütterte. Einige forderten den Ritter wegen der ausgeſtoßenen Beleidigungen, ſie fochten und er ſtreckte ſie ſo zu Boden, daß ſie die Luſt verloren, den Kampf wieder aufzunehmen. „Es iſt hier zum Erſticken im Saal," rief der Sieger, „ich brauche Luft und Waldeshauch." Dabei riß er die große Thür auf, ein Windſtoß drang herein, alle Lichter verlöſchten, und im bleichen Fackelſchein erſchienen die Ritter und Damen einander ſelbſt geſpenſtiſch. Aber hinter der zertrümmerten Thür erblickte man eine zauberiſche, mondſcheinbeleuchtete

Landschaft mit Wäldern, Bergen und stillen Seen. Da nahm der wunderbare Sänger eine alte, vergessene Harfe und entlockte ihr so herrliche Klänge, daß die fernen Wälder vor Wonne erbebten. Bei den süßen Melodien erwachten die Geister der Wälder und die Wassergöttinnen und tanzten wieder ihren lieblichen Reigen und sangen ihre bethörenden Lieder. Den wehmüthigen Klängen der Zauberharfe und dem gebieterischen Ruf des Zauberers folgte ein Schwarm lustiger Geister und schwebte unter den entzückten Augen der Zuschauer in den Saal. Da kamen sie aus ihren grünen Palästen die scheuen Elfen mit Kränzen von Waldblumen und Espenblättern und schlangen wieder ihren flüchtigen Reigen im Mondlicht. Aus ihrem Wasserschloß und den schäumenden Sturzbächen tauchten die kichernden Nixen mit dem schneeweißen Busen auf und wirbelten in wildem Tanze vorbei. Wenn die übermüthigsten von ihnen an dem Zauberer vorüberkamen, richteten sie sich hoch empor, die wilden Locken flatterten im Winde, die schönen Gestalten zeigten sich unverhüllt, die Lippen schienen ihm einen Kuß rauben zu wollen, aber sie konnten immer nur seine Harfe berühren. Mitten in dem Wirbel der tollen Undinen schwebte wie eine geheimnißvolle Vision die Vielgeliebte des Dichters, mit dem gesenkten braunen Köpfchen, den übereinander gelegten Armen und einem seltsamen Lächeln auf den Lippen? War es Zärtlichkeit oder Ironie? Plötzlich unterbricht der launenhafte Schwarzkünstler die zauberische Melodie mit einem gellenden Mißton und fängt an so komische Weisen zu spielen, daß man sich nicht enthalten kann zu lachen. Diese Melodien hatten eine seltsame Wirkung, denn eine jede rief eine Person aus der Gegenwart in den Saal, welche Sprünge wie ein Hanswurst machte und ihre geheimsten Gedanken verrieth. Bald ist es der dicke Bankier Gumpel aus Berlin, der sich in Italien Marchese Gumpelino nennt, Shakespeare deklamirt, während

er im Stillen das Steigen seiner Aktien berechnet, sich als den Romeo einer überspannten Engländerin geberdet, die ihm freundlich ein Tränkchen beibringt und ihn dadurch für immer von seinen unvorsichtigen Liebesgedanken heilt. Bald ist es der Kantianer Saul Ascher „mit den abstracten Beinen, mit seinem engen, transcendentalgrauen Leibrock, und mit seinem schroffen, frierend kalten Gesichte, das einem Lehrbuch der Geographie als Kupfertafel dienen konnte." Er geht wie eine Uhr und sagt: die Vernunft ist das höchste Prinzip. Oder es ist der alte Schlegel mit seinen dreißig verschiedenen Perrücken, kurz, eine ganze Galerie wohlbekannter Gesichter! „Wie, ihr lacht über diese reizenden Figuren?" sagt der Zauberer; „dennoch seid ihr es selbst und euer Geschlecht, das Albernheit, Heuchelei und Servilität heißt. Mit euern frömmelnden Redensarten, mit den feigen Zugeständnissen habt ihr eure Religion, eure Philosophie und euer ganzes Leben vergiftet. Uebrigens ist Alles nur Traum, Hirngespinnst und Illusion. Die Poesie ist so überspannt, wie die Wirklichkeit abgeschmackt. Die Geschichte ist eine Komödie, die der liebe Gott aufführen läßt, um die Zeit todt zu schlagen. Im Grunde glaubt ihr nicht mehr als ich an den lieben Gott, der nur Kinder und Ammen schreckt; ihr seid nur zu feigherzig, es einzugestehen, Selbstachtung habt ihr nicht, aber ihr geht euch ein Ansehen vor der Welt, putzt euch mit Hüten, Ordenssternen und Bändern, und die Leute sehen euch für Helden an. Ich bin nur ein Narr, ich glaube nichts, ich verachte mich selbst, aber ich rede die Wahrheit. Mein Herz blutet, aber eure albernen Erbärmlichkeiten werden mir immer nur ein Hohnlachen entlocken, und ich habe ein Recht, euch gerade in das Gesicht zu schlagen!" So höhnte der Zauberer, der plötzlich in einen Hofnarren verwandelt war, mit der

* Reisebilder.

Narrenkappe auf dem Kopf und der Pritsche in der Hand. „Los auf den Elenden! drauf auf den Verrückten! Tod dem Läſterer!“ ſchrie die ganze romantiſche, ariſtokratiſche und kirchliche Schaar. Aber er griff nach einer brennenden Fackel, ſchwang ſie über ſeinem Haupte und ſtimmte aus voller Kehle die Marſeillaiſe an. „Wie, mein Lied erſchreckt euch?“ fragt er; „und ihr möchtet ein Schaffot aufrichten, um es zu unterdrücken. Wartet, ich will euch helfen! Da berief er das Geſpenſt der Guillotine. In einen rothen Nebel gehüllt, richtete ſie ſich hoch und blutig empor und um ſie herum ſchritten kopfloſe Geſtalten, die einander tiefe Verbeugungen machten. Es war Marie Antoinette und ihr Hof. „Leiber ohne Kopf, das Bild eurer Geſellſchaft,“ rief lachend der entſetzliche Narr. Schon hörte man in der Ferne die Marſeillaiſe, Carmagnole und das Ça ira, und der Geſang kam näher wie Gewitterbrauſen, während die Sturmglocke von 1848 erſchallte. „Der Tag des Ruhmes iſt da!“ rief der Dichter und ſchleuderte die Fackel in das wankende Gebäude, das die rothe Flamme alſobald erfaßte und ſich vor Freude praſſelnd auf das Dach ſchwang. Da krachten die Balken, die Menge zerſtob, in wenig Augenblicken war der glänzende Saal ein Flammenmeer; er ſtürzte zuſammen, und der Dichter brach in einen Siegesruf aus. Plötzlich ſtand er wieder in dem alten düſteren Gemäuer allein, und wie im Märchen, wenn das Zauberſchloß mit Fackelglanz, Knappen und Edelfrauen verſchwunden iſt, hörte er nur noch das Geſchrei der Eule und das Rufen der Unke. Da ſprach er ſchmerzlich: Und dennoch habe ich geliebt! dennoch an das Ideal geglaubt!“ und vielleicht war es ihm niemals mehr ernſt, als in dieſem Augenblick; aber er hatte zu viel gelacht, man glaubte ihm nicht mehr.

Das iſt die wahrhaftige Geſchichte von Heinrich Heine; er, der tollſte Romantiker, ſteckte ſelbſt das Schloß in Flammen. Doch im Grunde war der Brandſtifter nur der un-

und Mitunterredner dem trefflichen Feldherrn und fein gebildeten Schriftsteller

Q. Lutatius Catulus

beigelegt. Er ist es nämlich, der auf die Uebereinstimmung der Ansichten des Antonius mit der Aristotelischen Theorie aufmerksam macht, und die Art und Weise wie dies geschieht zeigt deutlich, dass Cicero ihn als Kenner der Aristotelischen Literatur noch über Antonius setzte [1]). Er selbst nennt sich „einen Bewunderer des göttlichen Genius des Stagiriten," und gedenkt der Topik als eines ihm genau bekannten Werks [2]). Auch er fand in demselben Jahre mit Antonius den Tod durch eigne Hand.

Dass aber überhaupt die wissenschaftlich gebildeten Männer dieser Zeit sich auch für diese Philosophie und ihre Literatur interessirten, werden wir auch aus dem Umstande schliessen dürfen, dass nicht wenige derselben griechische Peripatetiker unter ihren Hausfreunden zählten. *Cicero's* Urtheil über die Unbekanntheit der Aristotelischen Schriften ist daher jedenfalls auf eine gewisse Klasse derselben zu beschränken. Denn dass den Männern, die mit gebildeten Peripatetikern Umgang pflogen, die Schriften des Meisters und Gründers

1) Vgl. d. angef. St. de Orat. II, cp. 36.

2) Sed *Aristoteles*, *in quem maxime ego admirer*, proposuit *quosdam locos*, ex quibus omnis argumentivis, non modo ad philosophorum disputationem, sed etiam ad hanc, qua in causis utimur, inveniretur. Cic. a. a. O.

erbittliche Vollstrecker des Verhängnisses. Das heißt, die Grundsätze der romantischen Schule mußten sie einem frühzeitigen Ende entgegenführen. Hatte sie sich selbst nicht über alle Gesetze erhoben und eine Poesie außerhalb der wirklichen Welt gründen wollen? Hatte sie nicht selbst erklärt, daß ihr höchstes Gesetz die verächtlich herabblickende Ironie des Dichters sei, der Alles von den Höhen seiner Phantasie betrachtet? Das mußte sich rächen und Heinrich Heine übernahm die Vollstreckung dieses Urtheils. Nun kehrte er die Ironie gegen diejenigen, die sich ihrer schlecht bedient hatten, verscheuchte die ganze Schaar; aber weil er eine doppelschneidige Waffe führte, verletzte er sich selbst tief dabei. Nachdem er über die ganze Welt gespottet hatte, spottete er seiner selbst, vermochte seinen Charakter nicht zu bewahren, und das Genie überlebte den Menschen.

Heinrich Heine ist ein janusköpfiges Genie. Auf der einen Seite ist bei ihm eine heißblütige, feinfühlende, fast weiblich zarte Empfindung, auf der andern ein satanischer Geist, wilde, boshafte Ironie, die mit ihren vergifteten Pfeilen den Feind gerade in das Herz trifft, hier sanfte, träumerische Wehmuth, dort cynisches, böswilliges Gelächter; hier Engel, dort Teufel. Diese Doppelnatur ist eine der Hauptursachen des glänzenden Erfolges gewesen, den Heine in Frankreich gehabt hat. Denn man liebt bei uns diese scharfen Gegensätze, diese Dichter mit blutendem, zerrissenem Herzen, die zur Welt sagen: „Siehst du die Wunden, die du mir geschlagen hast?“ und die, wenn die Menge sich neugierig herzudrängt, sich aufrichten und mit der Geißel nach ihr schlagen. Man hat ihm bei uns die Excentricitäten des Gefühls und der Phantasie wegen seines beißenden Witzes verziehen. Redet er zum Beispiel von einer Jugendliebe, einem träumerischen, schönen blonden Mädchen, so spricht er so hinreißend, daß selbst die skeptischen Franzosen nahe daran sind, sich rühren zu lassen. Es kommen

ihnen die Thränen in die Augen und ſchon fürchten ſie, das ruhige Behagen des Weltmanns einzubüßen. Da zuckt ein Witz wie ein Pfeil durch die Luft, die Madonna wird zum Kammerkätzchen, man lacht und athmet erleichtert auf. Denn man meinte ſchon, es mit einem Jean Paul zu thun zu haben; weit gefehlt, es iſt ein zweiter Voltaire, und froh über die angenehme Ueberraſchung klatſcht man laut Beifall. Ganz anders die Deutſchen, ſie wollten weinen, haben lachen müſſen und ſind nun ſehr ärgerlich.

Es genügt nicht, dieſe Gegenſätze ſeiner Natur oberflächlich anzudeuten, ich muß ſie genauer ausführen. Heine, der ſich gern für den deutſchen Byron ausgab, ſagte, daß der Dichter, zwiſchen der Vergangenheit und Gegenwart ſtehend, von Beiden bedrängt, nothwendigerweiſe ein zerriſſenes Herz haben müſſe. Warum? Hängt das nicht von dem Dichter ſelbſt ab. Verſteht er die Beſtrebungen ſeines Jahrhunderts, erkennt er ſeine Ziele, ſo kann er ſich kühn in den Kampf ſtürzen und ſich die Ruhe der Seele bewahren, ſelbſt wenn ſich ſein Blut im Streit erhitzt. Byron hatte den Sitten und Vorurtheilen ſeiner Zeit den Krieg erklärt, aber es war ihm ernſt damit; er glaubte an ſeine Helden, zweifelte nicht an ſich ſelbſt und ſtarb für die Freiheit der Griechen. Lord Byron lebt im Widerſpruch mit ſeiner Zeit, Heinrich Heine iſt vornehmlich im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, und das lag mehr an ſeinem Temperament als an ſeinem Jahrhundert. Die Natur hatte ihm einerſeits eine ungewöhnliche poetiſche Empfänglichkeit verliehen, andererſeits einen ſcharfen Blick für die Lächerlichkeiten und Erbärmlichkeiten des Menſchen mitgegeben. Beide Gaben beſitzt er in gleich großem Maaße, beide ſind ihm gleich theuer und ſollte er zwiſchen ihnen wählen, ſo würde er ſich lange beſinnen. Denn die Natur hatte ihm das Eine verſagt, was die Seele des wahren Dichters, die Krone der poetiſchen Begabung iſt: jene warme, reine, unüberwindliche und Alles

überwindende Menschenliebe, die einen Goethe den Erguß seines bittersten Zürnens über das „Menschenpack" mit den Worten schließen ließ:

„Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb."

Heine liebt die Nordsee schwärmerisch und seine Phantasie schwebt auf Adlerflügeln darüber, doch darum sind die Philister von Berlin und München nicht minder sein Entzücken. Er versteht den höchsten Schwung der Liebe, aber sich über ein sentimentales Mädchen lustig zu machen, das der untergehenden Sonne ihre fraglichen Reize enthüllt und einen leichtgläubigen Studenten mit ihren Albernheiten fängt, dies Vergnügen kann er sich nicht um ein Königreich versagen. Er haßt die frömmelnde Heuchelei, die aufgeblasene Leerheit, den Alles überwuchernden Eigennutz, aber hassen an und für sich ist ihm ein Vergnügen, eine Wollust. Sieht er Schlechtigkeit mit Dummheit im Bunde, so geißelt er sie unbarmherzig, und wenn sie sich unter den Schlägen bäumen, so lacht er und freut sich königlich dabei. Gelegentlich aber verkehrt sich sein Lachen in Weinen. So spottet er zum Beispiel über einen alten Mönch, der sich in Bußübungen fast verzehrt hat, und plötzlich von Mitleid ergriffen, kann er sich kaum der Thränen enthalten. Viel häufiger aber schlägt bei dieser nervösen Natur die Rührung in Lachen um. Im Augenblick, als er von einer „Verkündigung" tief ergriffen ist, scheint ihm der Engel Gabriel einem glücklichen Seladon zu gleichen, und nun ist es mit dem Ernst vorbei. Das Ideal ist für Heine ein herrlicher Garten mit riesigen Bäumen, leuchtenden Blumen und göttlichen Menschengestalten; die Wirklichkeit in seinen Augen nichts als ein Pfuhl von Schurken, Pedanten und Heuchlern, und dennoch zieht ihn der Pfuhl an. Im Schmutz der Wirklichkeit träumt er von

dem Ideal, aber in den herrlichen Gärten des Ideals vermag er die lächerlichen Geſtalten von dort unten nicht zu vergeſſen. Es iſt ihm nicht gelungen, die beiden entgegengeſetzten Welten zu verſöhnen; in ſeiner Bruſt ringen unabläſſig ein Engel und ein Dämon und keiner kann den andern beſiegen. Daher die gellenden Mißtöne in ſeinen Werken, und zuletzt weiß er ſelbſt nicht mehr, wie es mit ihm ſteht. „Es giebt Herzen," ſagt er in den Reiſebildern, „worin Scherz und Ernſt, Böſes und Heiliges, Gluth und Kälte ſich ſo abenteuerlich verbinden, daß es ſchwer wird, darüber zu urtheilen. Ein ſolches Herz ſchwamm in der Bruſt Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinſel, aus deren glattem Spiegelboden die ſehnſüchtig glühendſten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthuſiaſtiſch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelawine überſchüttet wird."

Dieſe Lady Mathilde ſieht Heine auffallend ähnlich. An einer andern Stelle ſagt er: „Mein Herz duftet ſchon ſo ſtark, daß es mir betäubend zu Kopf ſteigt, und ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt."*

Es ſollte faſt ſcheinen, als ob ein ſo zwieſpaltiges Temperament der Lyrik ungünſtig ſein müßte, die ſonſt im harmoniſchen Ausdruck der Gefühle ihre ſchönſten Triumphe feiert; aber trotzdem iſt Heine der größte deutſche Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts und ſeine Stelle kommt unmittelbar hinter Goethe. Er hat in ſeinen Liedern verſtanden die lebhafte Empfindung zu concentriren, und läßt die Ironie nur leicht durchſchimmern, als wolle er andeuten, daß unter dem Dichter ein Satyriker verborgen ſei und daß er ſich nicht von ſeinen Träumen betrügen laſſe. Freilich hat ſich Heine in ſeinen letzten poetiſchen Werken, im

* Reiſebilder, Th. I. S. 123.

Romanzero, Atta Troll, dem Wintermärchen und Lazarus immer mehr und mehr von seiner aristophanischen Laune fortreißen lassen. Zuletzt siegt der Dämon über den Engel und tritt lachend seinen Leichnam mit Füßen. Aber in der ersten Sammlung seiner Gedichte, dem Buch der Lieder, welch' frisches Gefühl, wie viele Meisterwerke treten uns entgegen! Diese Lieder von zwei, drei Strophen besitzen eine geheimnißvolle Kraft, uns ihre Gefühle mitzutheilen, und durchdringen mit süßem Schauer wie gedämpfte Violintöne. An fesselndem Reiz kommen sie den Liedern Goethe's gleich. In der alten Sage wird berichtet, daß die Zauberer des Nordens hölzerne Scepter besessen hätten, mit Schriftzeichen, Runen genannt, die zauberkräftige Worte und Verse bildeten. Jedem Verse wohnte eine besondere geheime Kraft inne, entweder gewisse Gefühle und Leidenschaften in der Seele des Hörers zu entzünden, die Macht des Schwurs zu weihen oder bestimmte Gottheiten heraufzubeschwören. Eine ähnliche Kraft besitzen die Heine'schen Lieder; sobald wir den ersten Vers lesen, klingt irgend eine Saite unseres Wesens an, deren Vorhandensein wir vielleicht selbst nicht einmal ahnten; sie vibrirt erst leise, dann immer stärker und stärker, bis sie laut vor Schmerz klagt oder vor Freude jubelt. Wie geringfügig scheint oft ein solches Lied; enthalten sie doch meist nichts als einen Gedanken, ein Lächeln. Aber wie ausdrucksvoll das Lächeln, wie bestrickend der Gedanke! Jedes prägt sich dem Gedächtniß ein wie ein Bild von Rembrandt mit seinem Helldunkel, und läßt in uns ein nachzitterndes, seltsam tönendes Echo von unerfüllten Wünschen zurück, das quälende Gefühl eines Gedankens, den man vergebens zu enträthseln strebt und den man nicht aus dem Sinn bekommt.

Die Liebesgeschichte, die dem Intermezzo als Thema dient, ist ganz alltäglich. Ein unbedeutendes junges Mädchen läßt sich von einem Dichter den Hof machen, giebt ihm

einige Hoffnung und heirathet dann einen reichen und wohlbestallten Philister. Das kommt alle Tage in Deutschland und auch anderswo vor; aber nicht alle so Betrogenen können ihre Täuschungen wie Heine besingen. Er sagt selbst:

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt,
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

Und das ist im Grunde ganz natürlich, denn nur der Dichter vermag uns die menschlichen Bewegungen der Seele mitzutheilen und uns ihre Macht fühlen zu lassen. Immer vernehmen wir bei Heine jene innere Musik der Seele, die der wahre Pulsschlag des Lebens ist, immer sehen wir die Landschaft, die Scene, das ganze Bild, das bald schelmische, bald ernste Antlitz der Kleinen mit braunen Augen, und glauben selbst den Ton ihrer Stimme zu hören. Alles sehen wir vor Augen; der Lilienkelch singt und erzittert und auf den Flügeln des Liedes trägt er die Geliebte in ferne Lande.

Auf Flügeln des Gesanges
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein,
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen
Und schau'n nach den Sternen empor,
Heimlich erzählen die Rosen,
Sich duftende Märchen in's Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum
Und Liebe und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

Dann nach dem Verrath, als er im Traum die Geliebte erblickt, ruft er ihr zu:

Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Und ein anderes Mal:

Ich sah' die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

Wohl schlüpft hier und da eine ironische Bemerkung durch, ein Hieb nach den „Philistern im Sonntagsröcklein," die mit langen Ohren den Spatzengesang einsaugen, aber überall und selbst unter der Ironie fühlt man den Strom der Leidenschaft. Manchmal läßt uns ein kaum skizzirter Traum in einen Abgrund von Elend blicken:

Mein süßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunklen Grab wirst liegen,
Dann steig' ich langsam zu dir hinab,
Und will mich an dich schmiegen.

Ich küss', ich umschlinge, ich presse dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zitt're, ich weine mild,
Ich werde selber zur Leiche.

Die Todten stehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme:
Wir beide bleiben in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme.

Die Todten stehn auf, der Tag des Gerichts
Ruft sie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide bekümmern uns um nichts,
Und bleiben umschlungen liegen.

Das Bild des jüngsten Gerichts, das die getrennten Liebenden vereint, ist dem Volksliede entlehnt, und Heine wendet es öfter und stets mit gewaltiger Wirkung an; denn unter diesem erhabenen Gleichniß ist das deutsche Volk seit Jahrhunderten gewöhnt, sich die Ewigkeit vorzustellen. Wie Eichendorff ist auch Heine ein Schüler des Volksliedes, und ein noch viel glücklicherer. Denn er hat ihm die reizende Nachlässigkeit und jene halbausgesprochenen Naturlaute abgelernt, die uns wie die Stimme der Natur selbst rühren. Er unterscheidet sich von dem Volksliede durch die außergewöhnliche Feinheit der Empfindung und die künstlerische Vollendung der Form. Außerdem ist Heine ein Schüler Goethe's, dessen meisterhafte Sprache er gründlich studirt hat; aber er drängt den Gedanken noch mehr zusammen, als dieser, und verspart gewöhnlich den Hauptessekt für die letzte Strophe oder sogar die letzte Zeile. Seine Verse sind in ihrer gewandten Kürze wahre Meisterwerke. Zum Beispiel das kleine Frühlingslied, das wie Schalmeientöne über frühlingsgrüne Wiesen dahinzieht:

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus in's Weite.

Zieh hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen sprießen,
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich laß' sie grüßen.

Heine scheint noch mehr als alle seine Vorgänger in das verborgene Leben der Natur eindringen zu wollen. Alles zittert, klingt und spricht bei ihm. Der Stern blinzelt ihn schelmisch an, die Veilchen kichern und kosen, der Wald hat ihm sein Geheimniß abgelauscht und die neugierigen Rehe verstehen das Geflüster der Liebenden. Seine Landschaftsbilder glühen vor Lust und Leben, oder erbeben vor Schmerz, und ein einziges Bild vermag uns in endlose Träume zu versenken:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Wenn der Mensch sich so in der Pflanzenwelt wiederfindet, scheint es dann nicht, als ob die verborgenen Kräfte, die in der tausendfältigen Blumenwelt schlummern, sich in die Sprache der Poesie übersetzen und daß in ihr sich die Natur offenbart?

In einem anderen Landschaftsbilde schildert Heine den herzzerreißenden Schmerz eines Abschieds für das Leben:

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab, —
Ach, Alles was hold und lieblich,
Verwelkt und sinkt in's Grab,

Die Wipfel der Bäume umflimmert
Ein ſchmerzlicher Sonnenſchein;
Das mögen die letzten Küſſe
Des ſcheidenden Sommers ſein.

Mir iſt, als müßt' ich weinen
Aus tiefſtem Herzensgrund,
Dies Bild erinnert mich wieder
An unſ're Abſchiedsſtund'.

Ich mußte dich verlaſſen
Und wußte, du ſtürbeſt bald!
Ich war der ſcheidende Sommer,
Und du der ſterbende Wald!

Nun noch ein Lied, das über dem Grab irdiſcher und himmliſcher Schönheit ertönt, wie die Stimme einer Sylphe, die in den hohen Sternenhimmel hinaufſteigt.

Es fällt ein Stern herunter
Aus ſeiner funkelnden Höh';
Das iſt der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen ſeh!

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüthen und Blätter viel;
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es ſingt der Schwan im Weiher
Und rudert auf und ab,
Und immer leiſer ſingend,
Taucht er in's Fluthengrab.

Es iſt ſo ſtill und ſo dunkel!
Verweht iſt Blatt und Blüth',
Der Stern iſt knifternd zerſtoben,
Verklungen das Schwanenlied.

dieser Schule, dessen *hoher Ruf* im ganzen Alterthume eine angenommene Sache und durchgehend herrschende Tradition war, so ganz unbekannt hätten bleiben sollen, ist an sich wenig glaublich, und unser Zweifel wird, wie wir sehen, durch historische Zeugnisse selbst begründet. Im Hause des jüngern *Cato* und als Zeugen seiner letzten Stunden finden wir den Aristoteliker *Demetrius* von Byzanz [1]), seinem Charakter getreu und im Sinne seines Meisters, vergeblich bemüht, den Stoiker von dem Entschlusse des Selbstmordes abzubringen. Auch von dem keineswegs ungebildeten Triumvir *Crassus* erzählt uns sein Biograph, dass er neben seinem Hange für historische Polymathie auch für Aristotelische Philosophie eine gewisse Vorliebe gehegt und darin einen Peripatetiker *Alexander* zum Lehrer gehabt habe [2]). Ebendemselben Peripatetiker *Alexander* von Antiochia [3]) begegnen wir als Freund und Begleiter des Marcus Antonius auf seinem gefahrvollen Parthischen Zuge, wo er,

1) *Plutarch.* vit. Cat. m. cp. 63 — cp. 66. (T. IV, p. 485 Reisk.) *Voss.* de hist. gr. III, p. 332. *Jonsius* de script. hist. phil. II, 18. p. 209. *Brucker* II, p. 57. *Menag.* ad Diog. Laert. V, 85. p. 225.

2) *Plutarch* vit. Crassi cp. 3. *Ἄγγιται δὲ καὶ παιδαγωγὸς καθ' ἱστορίαν γενέσθαι καὶ τὸ καὶ φιλοσοφῆσαι τοὺς Ἀριστοτέλους λόγους προσθήματος, ὃν ἐνδέκαλον εἶχεν Ἀλέξανδρον αὐθρωπον εὐκαλῆς καὶ ἡμέρου τὰ ἀπόδειξιν ἐνδόντα τὴν πρὸς Κράσσον συνήθειαν κ. τ. λ.* (der im Folgenden erzählte Zug, der auf den Geiz des Crassus hinausläuft, ist in diesem Zusammenhange schwer zu begreifen, da *Crassus* grade in diesem Kapitel als wahrhaft liebenswürdig und liberal geschildert wird.)

3) Er fehlt in dem Verzeichnisse der Peripatetiker in *Fabric.* Bibl. Gr. T. II, p. 450 sqq.

Heine zeichnet sich nicht nur in dem eigentlichen lyrischen Liede aus; er behandelt auch die Ballade mit Meisterschaft, und mittelalterliche sowie moderne Themata gelingen ihm gleich gut. Die beiden Grenadiere, die Wallfahrt nach Kevlaar und die Harzidylle sind lauter tief ergreifende Meisterwerke.

Die bekannteste seiner Balladen ist die Lorelei, und es würde schwer sein, Jemand in Deutschland zu finden, der sie nicht auswendig weiß. Eine alte Rheinsage berichtet von einer Wassernixe, Lore oder Lorelei genannt, die sich manchmal auf einem steil aus dem Wasser ragenden Felsen bei Bacharach sehen läßt und ein bethörendes Lied singt. Ihre Stimme besitzt solche Zaubermacht, daß der Schiffer, der ihr zuhört, unrettbar verloren ist. Sein Schiff prallt an die Felsen und der Strudel zieht den Unglückseligen hinunter. Diese dem Volke lange bekannte Lorelei hat Heine besungen.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Du herrliche Nixe, du Lorelei mit dem Goldhaar, mit der ſanften und gewaltigen Stimme wie Wellenrauſchen, die du die Sterblichen verlockſt und dich daran erfreuſt, die du mehr als ein Menſchenkind in dem verderblichen Strudel haſt verſinken ſehen und immer lächelſt, immer nur ſchöner und ſtrahlender wirſt, wie gleichſt du in deiner glänzenden Helle der unſterblichen Poeſie, die auch im Azur thront und die in ihrer Schönheit ſingt, während mehr als ein kühner Bethörter die Augen zu dir erhebt und darüber an den Klippen der Wirklichkeit ſcheitert und im Strome der Vergeſſenheit verſinkt.

Wenn Heinrich Heine einen Nebenbuhler unter ſeinen Zeitgenoſſen hatte, ſo war das Uhland, und doch kann man ſich nicht zwei verſchiedenere Naturen als dieſe Beiden denken. In Bezug darauf erzählt Viſcher, der größte jetzt lebende deutſche Aeſthetiker, eine ſeiner geiſtvollen Mythen. Die Muſen ſollen ſich nämlich einmal entſetzlich auf dem Helikon gelangweilt haben und beſchloſſen deshalb, ſich trunken zu machen. An jenem Tage wiederholte das Echo des heiligen Berges entſetzt laute, bacchantiſche Rufe und die wilden Melodien eines dithyrambiſchen Tanzes. Von den unſterblichen Schweſtern empfand Euterpe, die Muſe der lyriſchen Poeſie, am ſtärkſten die Macht des Dionys. Wie wahnſinnig irrte ſie auf dem heiligen Berge umher, ſchwang ihre Flöte in der Luft, wie die Mänaden den Kantharos ſchwan-

gen, und rief: Evoë! Evoë! Als die Nacht hereinbrach, kam ihr ein ſeltſamer Einfall in den Sinn: ſie wollte zur Erde niederſteigen und den erſten Sterblichen küſſen, dem ſie begegnen würde. Geſagt, gethan. Mit flammenden Augen, wirren Locken flog ſie nordwärts durch die Lüfte und ließ ſich in einer großen Stadt an der Elbe zur Erde herab. Der erſte Menſch, den ſie ſah, war ein junger, leichtſinniger Student, der aus einem Wirthshauſe kam und ein Trinklied ſang. Es war Heinrich Heine. Sie warf ſich in ſeine Arme, drückte ihm einen Kuß auf die Lippen und verſchwand. Als die Muſe am nächſten Morgen nach langem Schlummer erwachte, erinnerte ſie ſich des Geſchehenen und ihr ſchauderte, denn ſie erkannte ſogleich die Folgen der That. Sie ſah, daß der Dichter einen ſchlimmen Gebrauch von der hohen Gunſt machen, ſah, daß er ſeinen edelſten Gefühlen und leuchtendſten Gedanken alle Jämmerlichkeiten des Lebens beimiſchen würde, daß er keine Scheu davor trüge, in die Poeſie ſelbſt die Parodie der Poeſie einzuführen. Dennoch würde er Dichter bleiben, Dichter von Genie, ſelbſt im Schmutz, denn den Feuerkuß hatte er einmal empfangen. Der Gedanke bekümmerte ſie tief, aber bald hob ſie wieder freudeſtrahlend das Haupt, als ſähe ſie eine Möglichkeit, das geſchehene Unheil wieder gut zu machen. Noch einmal flog ſie nach Deutſchland, diesmal etwas ſüdlicher, ſtieg in einem lieblichen Thal Württembergs auf die Erde und blieb vor einem beſcheidenen Häuschen mitten in einem Weinberge ſtehen. In dem Garten war ein junger Mann mit rauhen, biederen Zügen, der eben einen Weinſtock gepflanzt hatte und in der Arbeit innehielt, um mit ſinnenden Blicken nach den blauen Bergen in der Ferne zu ſchauen. Das war Ludwig Uhland. Sie nahte ſich ihm, küßte ihn auf die Stirn und nachdem ſie ſich von ihm gewendet, blickte ſie noch ein paar Mal zurück, um ihm zuzulächeln. Freilich war der Kuß viel

weniger glühend, als der andere, wenn auch von hohem Werth. Uhland wurde ein echter Dichter, ruhig, keusch und ernst.

Diese heitere Mythe charakterisirt trefflich das Talent des grundehrlichen Uhland im Gegensatz zu dem flammensprühenden, geistreichen, skeptischen Wesen Heine's. Uhland ist ein echt deutscher Charakter, fest bis zum Eigensinn, aufrichtig bis zur Naivetät, sehr rauh von Außen, sehr weich im Gemüth, wenig und gut sprechend, voll Verehrung für den König und die Religion, aber bereit, die Rechte des Volks bis zum Tode zu vertheidigen. Das hat er 1815 bewiesen, als der König von Württemberg eine neue Constitution einführen wollte, welche die Rechte der Stände und des Volkes verkürzt hätte. Er widersetzte sich mit aller Kraft und seine zornmüthigen Lieder trugen viel zur Erhaltung der alten Constitution bei.

Uhland besitzt den großen Vorzug, sein Volk zu lieben und es von Grund aus zu kennen. Niemand hat so wie er das Volkslied studirt und verstanden. Das zeigen alle seine Gedichte, die vom Volk inspirirt, auch wieder mächtig darauf zurückwirkten. Besonders in der Ballade war er schöpferisch und belebte von Neuem die ritterliche Welt in ihrem vollen Glanze. Seine Gegner haben nicht verfehlt, darin einen Rückschritt, eine leere Nachahmung zu sehen, ein ganz falscher und ungerechter Vorwurf. Denn Uhland ist ein durchaus moderner Mensch, der nur seine Helden meist der Vergangenheit entnimmt, weil sie ihm markigere Charaktere, kräftigere Leidenschaften und einen malerischen Hintergrund bietet. Mag er uns Karl den Großen, Barbarossa, deutsche oder skandinavische Helden, Ritter oder Schäfer, schöne Fürstinnen oder arme Mähderinnen zeigen, immer führt er einen modernen Gedanken aus oder schildert er ein rein menschliches Gefühl. Des Sängers Fluch ist ein großartiges Meisterwerk, das ganz allein in seiner Art

daſteht; in ihm vereint ſich der hohe Ernſt der Nibelungen mit der tiefen Innigkeit des modernen Empfindens zu einer neuen und herrlichen Kunſtgattung. Die Mähderin iſt eine rührende, tiefergreifende Idylle.

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! So frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich treuſte der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja! mähſt du die Wieſe mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger verſagen."

Der Pächter, der ſtattlich begüterte, hat es geſprochen,
Marie, wie fühlt ſie den liebenden Buſen ſich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie ſchwingt ſie die Senſe, wie ſtreckt ſie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie ſuchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten;
Noch ſchaffen im heißen Gefilde die ſummenden Bienen,
Marie, ſie ruht nicht, ſie ſchafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne verſinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug iſt's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinnen,
Marie, ſie dengelt die Senſe zu neuem Beginnen.

Schon ſinket der Thau, ſchon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall ſchlägt aus der Ferne;
Marie verlangt nicht zu raſten, verlangt nicht zu lauſchen,
Stets läßt ſie die Senſe, die kräftig geſchwungene, rauſchen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe ſich nährend, mit ſeliger Hoffnung ſich labend;
Zum drittenmal hebt ſich die Sonne, da iſt es geſchehen,
Da ſeht ihr Marien, die wonniglich weinende, ſtehen.

„Guten Morgen, Marie! was ſeh ich! o fleißige Hände!
Gemäht iſt die Wieſe! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath. — du nahmeſt im Ernſte mein Scherzen,
Leichtgläubig, man ſieht es, und thöricht ſind liebende Herzen!"

Er ſpricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erſtarret das Herz, ihr brechen die bebenden Knie.
Die Sprache verloren, Gefühl und Beſinnung geſchwunden,
So wird ſie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt ſie noch Jahre, ſo ſtummer, erſtorbener Weiſe,
Und Honig ein Tropfen, das iſt ihre einzige Speiſe,
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

Iſt das nicht eine echte Idylle? Wenn Uhland uns das Volk vorführt, geſchieht es ſtets mit dieſer Anmuth und Naturwahrheit. Gerade in dieſem Punkt ſcheint mir ſein Talent am originellſten und Niemand hat es ihm darin gleich gethan; denn er verſteht das Volk zu idealiſiren und bleibt doch dem Volksgeiſt treu. Kann man zum Beiſpiel die ſonntägliche Feierſtimmung, die dem Landvolke ſo eigen iſt, edler ausdrücken, als er es in dem folgenden Liede thut:

Schäfers Sonntagslied.

Das iſt der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch Eine Morgenglocke nur,
Sonſt Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O ſüßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungeſehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn!

Ein anderer Schäfer, ein Sohn der Berge, iſt wieder ganz dazu geſchaffen, mit allen Elementen zu kämpfen:

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
Seh' auf die Schlöſſer all herab,
Die Sonne ſtrahlt am erſten hier,
Am längſten weilet ſie bei mir;
Ich bin der Knab vom Berge!

Hier iſt des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn friſch vom Stein heraus;
Er brauſt vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab vom Berge!

Der Berg, der iſt mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So ſteh ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne ſie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab vom Berge.

Und wann die Sturmglock' einſt erſchallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann ſteig' ich nieder, trel' in's Glied,
Und ſchwing' mein Schwert, und ſing' mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Dieſer kräftige Alpenſohn, der ſich hoch oben auf ſeinem Berge als König der Welt fühlt und bereit iſt, herab zur Ebene zu ſteigen, ſobald die erſte Sturmglocke der Freiheit erſchallt, iſt er nicht das ideale Bild des Volks in ſeiner Kraft und ſeinem Stolze? Der Dichter entlehnt dem Volk ſeine Seele und giebt ſie ihm nur um ſo ſchöner zurück.

Uhland iſt der Gründer der ſchwäbiſchen Dichterſchule; um ihn ſchaaren ſich in Tübingen und Stuttgart zwiſchen den Jahren 1820 und 1830 eine Anzahl trefflicher Dichter, die, ohne ihn nachzuahmen, doch in ſeinem Geiſte ſingen. Juſtinus Kerner, Guſtav Schwab, Eduard Mörike, Nikolaus Lenau, Graf Alexander von Würtemberg, J. G. Fiſcher ſin ddie glänzendſten Sterne dieſes württembergiſchen Dichterhimmels. Kindliche Einfalt des religiöſen Gefühls, inniges Verſtändniß der Natur, eine gewiſſe Zuneigung für die Zauber- und Ritterballade, warme Liebe für das Volk und verſtändnißvolle Verehrung der Volkspoeſie, das haben ſie alle von dem Meiſter gelernt und ein Jeder von ihnen nach beſten Kräften fortentwickelt. Jedoch Uhland's originellſter und glänzendſter Schüler iſt ein Sachſe, der heitere Wilhelm Müller. In dem großen deutſchen Dichterwalde iſt er die Droſſel mit ihren hellen Tönen und dem luſtigen Schlag. Uhland iſt der vollendete Typus deutſchen Ernſtes und deutſcher Treue; hätte er im zwölften Jahrhundert gelebt, er wäre mit Barbaroſſa in das heilige Land gezogen und mit ihm geſtorben. Wilhelm Müller kümmert ſich gar nicht um die Vergangenheit und lebt nur in der Gegenwart. Er iſt der Dichter des Waldlebens und man ſtellt ihn ſich gern vor im Jägerkleid, mit dem Horn an der Seite über die Berge ziehend und ſich vor jedem Wirthshaus durch fröhlichen Hörnerklang ankündigend. Sein Liebchen iſt das braune Wirthstöchterlein mit den Rehaugen und dem Munde, der friſch wie eine Erdbeere leuchtet;

und lächelnd gießt ſie ihm den kühlen Wein ein. Wohl hängt ihm das Gewehr treu an der Seite, aber er ſchießt lieber in die Luft, als auf das Wild mit den zutraulichen Augen. Denn alle Thiere des Waldes ſind ſeine Freunde; er will einſt mitten im grünen Holz begraben ſein und freut ſich, daß Hirſche und Rehe luſtig über ſeine Ruheſtätte ſpringen werden. Den Wein beſingt er wie ehemals die luſtigen Zecher, aber aus dem Glaſe ſteigen Freundſchaft, Liebe, Freiheitsgefühl und alle Herrlichkeiten der Welt auf. Wie die Geſellen preiſt auch er den Lenz, doch aus ſeinen Frühlingsliedern weht ein Hauch des ewigen Weſens, die Freude der ganzen Welt, das Vermählungsfeſt von Himmel und Erde. Er iſt modern und bleibt volksthümlich. Wie Uhland, verſteht auch er, das Volk ſprechen zu laſſen; wandernde Muſikanten, Poſtillone, Müller, Jäger, Handwerker und Matroſen. Der Cyklus, „die ſchöne Müllerin" betitelt, iſt ein lebenathmendes Drama in achtundzwanzig Liedern. Hier eins der Lieder des wandernden Müllers:

Wohin.

Ich hört' ein Bächlein rauſchen
Wohl aus dem Felſenquell,
Hinab zum Thale rauſchen,
So friſch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte auch hinunter
Mit meinem Wanderſtab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer heller rauſchte
Und immer heller der Bach.

Iſt das denn meine Straße?
O Bächlein, ſprich, wohin?
Du haſt mit deinem Rauſchen
Mir ganz berauſcht den Sinn.

Was ſag' ich denn vom Rauſchen?
Das kann kein Rauſchen ſein;
Es ſingen wohl die Nixen
Tief unten ihren Reihn.

Laß ſingen, Geſell, laß rauſchen,
Und wandre fröhlich nach,
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

Der ganze Wilhelm Müller iſt in dem Liede mit ſeiner Reiſeluſt und ſeiner fröhlichen ſtudentiſchen Laune. Leider ſtarb dieſer heitere Sänger ſchon im Alter von dreiunddreißig Jahren; wäre ihm ein längeres Leben vergönnt worden, ſo hätte er vielleicht Uhland übertroffen. In den „Griechenliedern," zu denen ihn die neugriechiſchen Nationallieder angeregt hatten, zeigt er ſich als begeiſterter Sänger der Freiheit der Völker. Sie wurden in das Neugriechiſche überſetzt und riſſen das Volk, das ſie angeregt hatte, zur Bewunderung hin.

Bald nahm die patriotiſche Poeſie einen mehr nationalen, einen zeitgemäßeren und ſchärferen Charakter an. Von 1840 bis 1848 bildet ſich die Schule der politiſchen Dichter, deren Gründer Hoffmann von Fallersleben, Robert Prutz und Herwegh waren. Dieſe Lyrik ſchließt ſich an die von 1813 an; wie jene fordert ſie ein großes, einiges Deutſchland, aber ſie unterſcheidet ſich durch ihren demokratiſchen und revolutionären Geiſt von der früheren. Jene war gegen den Fremden gerichtet, dieſe greift die herrſchenden Fürſten und die Ariſtokratie an. Sie iſt eine Vorläuferin der Re-

des Parthischen und Syrischen kundig, dem Feldherrn als Dolmetscher dient [1]). Berühmter noch ist, als ein nach Cicero's Urtheil „ausgezeichneter Lehrer der peripatetischen Philosophie," jener *Staseas* von Neapolis, dessen wir bereits früher in der schon zuvor angeführten Abhandlung gedacht haben [2]). Der Zögling dieses vorzüglichen Mannes [3]) war *M. Calpurnius Piso*, der einzige Römer, der vorzugsweise diese Philosophie zu der seinen gemacht zu haben scheint [4]), wie er sich denn auch von Jugend auf diesen Studien geweiht und längere Zeit zu Athen gelebt hatte.

Hier in Athen, wo man schon vor Cicero und lange Zeit nach ihm noch immer gewesen sein musste, um daheim auf gründliche Bildung Anspruch machen zu können, lebte zu dieser Zeit *Kratippos* der Peripatetiker [5]). Von welcher Bedeutung dieser Mann gewesen, mögen wir aus den Worten Cicero's abnehmen, wenn er ihn „von allen Peripatetikern die er gehört habe, ja von allen gleichzeitigen Philosophen, den vorzüglichsten" nennt [6]). Und in der That gewährt es eine erfreuliche Er-

1) *Plutarch.* vit. Anton. cp. 44. T. IV, p. 78 Schäf.

2) Aristotel. II, p. 458 ff.

3) homo, ut inter peritos constare video, in *illo suo genere* omnium princeps *Cic.* d. Orat. I. 22.

4) Vgl. de Fin. IV, 26. V, 1. Brut. cp. 67 u. a. Stellen Aristotelia II, S. 458.

5) Aristotelia II, p. 458.

6) De Offic. I, cp. 1. *Beutler* de fatis Athenar. II, p. 59 ff. *Plut.* vit. Cic. cp. 24. *F. H. L. Ahrens* de Athen. statu polit. et litterar. (Gotting. 1838.) p. 70. Vgl. auch *Cicero der Sohn* in einem Briefe an Tiro ad Famil. XVI, 21. *Brucker* II, p. 62 sqq.

volution von 1848 in Wien, Berlin, Leipzig, Frankfurt und Karlsruhe. Hoffmann von Fallersleben ist indessen nicht nur politischer Dichter, in seinen Jugendliedern erinnert er an Uhland und Wilhelm Müller. Wie ersterer, hat er die altdeutsche Poesie gründlich studirt und sich ihren Geist und ihre Form zu eigen gemacht. Den Minnesängern, besonders Walter von der Vogelweide, hat er neue Versmaße entlehnt, und das Volkslied hat ihm geholfen, auch dem Handwerker eine Stimme zu verleihen. Hoffmann von Fallersleben ist eine liebenswürdige, offene Natur, religiös ohne pietistisch, naiv ohne affectirt, kräftig ohne phrasenhaft zu sein. Aber er besitzt weder Uhland's plastische Gabe, noch die ursprüngliche Frische Wilhelm Müller's. Unter seinen politischen Gedichten, denen er hauptsächlich seinen Ruf verdankt, sind einige treffliche von durchaus volksthümlicher Empfindung, wie sein Lied an Deutschland; aber die Sammlung enthält wenig von allgemeinem Interesse, und in der Uebersetzung würden die meisten ihren Werth einbüßen.

Herwegh ist eine jugendliche, trotzige und enthusiastische Natur. Er trat glänzend in die Litteratur durch seine „Gedichte eines Lebendigen" ein, in denen er gegen die bedrückende Politik der deutschen Fürsten und die feige Trägheit des deutschen Volkes eiferte. Es sind Aufforderungen zu Krieg und Aufruhr; der Dichter sieht einen großen Kampf voraus, der sich gegen alle Tyrannen vorbereitet, und er entfaltet schon die Fahne der Republik. Unter seinen Liedern sind einige von hinreißender Gewalt, wie das Lied des Cavaliers, das auch populär geblieben ist. Herwegh ist die begeisterte Stimme einer Zeit des Erwachens und der Illusionen, aber um ein vollendeter Dichter wie Uhland oder Wilhelm Müller zu werden, fehlte ihm die Reife des Denkens und die plastische Kraft, welche Typen und Situationen zu erschaffen vermag. Indessen, wollen wir gerecht sein, so müssen wir bekennen, daß der liberale

und politiſche Dichter unſerer Zeit überhaupt in einer ſchwierigen Lage iſt. Das alte monarchiſche und ariſtokratiſche Ideal iſt ſeinem völligen Untergang nahe; was davon noch übrig geblieben, ſind zu enge Rahmen für die Geſellſchaft, die ſie umſchließen wollen, und ernüchterte Menſchen, die nicht mehr an die Ideen glauben, welche jene Begriffe einſt verkörperten. Dagegen hat das neue Ideal der Demokratie noch keine feſte Geſtalt gewonnen; die franzöſiſche Revolution hat es nur verkündet, ohne es zu verwirklichen, und die Poeſie braucht feſtſtehende Sitten, durchgebildete Traditionen und Heldengeſtalten. Das Alles entbehrt der demokratiſche Dichter. Wir in Frankreich haben wenigſtens die Revolution, deren leuchtende und ſchreckeneinflößende Erſcheinung ihr blutiges Licht über unſer ganzes Jahrhundert wirft. Aber der deutſche Dichter hat nichts Entſprechendes und ihm bleibt daher nichts als die Satyre oder das Aufſtellen eines ziemlich unbeſtimmten Ideals. Wenn aber die Satyre recht kräftig wirken ſoll, muß der Dichter der trüben Wirklichkeit ein glänzendes Ideal gegenüberſtellen können. Allerdings genügt die Macht des Genie's, um in großen Zügen das Ideal der Zukunft zu zeichnen, aber es gehört eben Genie dazu. Den deutſchen politiſchen Dichtern von 1840 — 1849 iſt es nicht gelungen, dieſe ſchwere Aufgabe zu löſen; ſie vermochten nur zur Empörung aufzurufen, und furchtſame oder gewaltthätige Fürſten, reactionäre Miniſter, ſervile Staatsbeamte und die gehorſame Heerde der Spießbürger lächerlich zu machen.

Nach 1849 tritt eine neue Wendung ein und die Poeſie macht ſich für kurze Zeit zum Echo der Reaction. Oscar von Redwitz gab ſeine „Amaranth" heraus, ein ritterliches Epos mit chriſtlichen Liebesliedern gemiſcht. Dieſes weichliche Gedicht, dem es an Phantaſie, Charakteren und Handlung fehlt, hatte dennoch einen ungeheueren Erfolg. Nach dem Schrecken von 1848 wünſchte die vornehme Welt mög-

nächst schnell das Gespenst der Revolution, die neuen Sansculotten, die Insurgenten, die Armen- und Arbeiterfrage zu vergessen und sich wieder den friedlichen Genüssen des aristokratischen Lebens hinzugeben. Darum fanden die Helden des Herrn von Redwitz, die fromme und fade Amaranth, so vielen Beifall bei sentimentalen Gräfinnen und jungen auf ihre Adelsvorrechte haltenden Baronen, sowie bei poetisch gestimmten Geheimrathstöchtern. Der Ritter Walter hat allerdings von seinem Jahrhundert einen leisen Anflug von Leichtsinn mitbekommen. Er reist nach Italien; auf diesem gottlosen Boden vergißt er sich, und ist nahe daran, in die Netze einer ungläubigen Gräfin zu gerathen, die natürlich ein Schreckbild von Sittenlosigkeit und Abscheulichkeit ist. Aber nach diesem dummen Streich kehrt er schleunig nach *Deutschland zurück und findet den Glauben* in den frommen Armen seiner blonden Braut wieder. Das mußte allen jungen Damen, die es auf einen gutgesinnten Walter abgesehen hatten, sehr wohl gefallen, konnte aber nicht verhindern, daß heute schon Amaranth und ihre zahlreichen Nachahmungen vollständig vergessen sind. Der Gedanke an sie erweckt nur noch ein spöttisches Lächeln und ihren flüchtigen Erfolg sieht der Historiker nur für ein krankhaftes Symptom einer Zeit der Reaction an.

Je mehr wir uns der Jetztzeit nähern, um so schwerer wird es, die zahlreichen Dichter in Gruppen zu ordnen; auch gehört der Zeitraum von 1848 bis 1868 noch nicht der Geschichte an. Fruchtbar für die Wissenschaft und den Roman, ist sie dagegen kärglich für die Lyrik gewesen. Auch haben die neu aufgetretenen Dichter ihre Augen viel mehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft gerichtet, und sind mehr Nachfolger und Epigonen als Neuerer. Indessen entzücken uns einige durch die Frische ihrer Empfindung, andere durch einen kühnen Aufschwung zu der allgemein menschlichen, cosmopolitischen Poesie, auf die wir

Alle hoffen. Ich werde mich begnügen, mit wenig Strichen vier Dichter zu charakterisiren, welche mir die hervorragendsten Talente dieser Epoche scheinen. Robert Reinick, Emanuel Geibel, August Kopisch und Gottfried Kinkel. Sie bilden eine natürliche Gruppe, in der Reinick das Kind, Geibel das junge Mädchen, Kopisch den übersprudelnd heiteren Jüngling und Kinkel den reifen Mann repräsentiren.

Robert Reinick (geboren 1805), war gleichzeitig Dichter und Maler, liebte von Jugend auf Natur und Poesie, den Wald und Theokrit, die Palette und das Lied. Noch jung, widmete er sich der Historienmalerei, arbeitete erst im Atelier von Begas in Berlin, dann bei Schadow in Düsseldorf. Die Malerei betrachtete er als Beruf, doch seine Lieder begründeten seinen Ruhm. Er selbst singt heiter:

So geh' ich lustig durch die Welt,
Wo jeder gern mich sieht,
Und wem mein Malen nicht gefällt,
Den freut mein lustig Lied.

Robert Reinick ist ein naiver Dichter im wahren Sinne des Wortes, und sein ganzes Leben hindurch sieht er die Natur mit Kinderaugen und Kindesherzen an. Wie liebenswürdig, wie entzückend ist er, wenn er das Kommen des Frühlings durch das Schneeglöckchen, seine Hochzeit mit der Erde durch das Maiglöckchen einläuten läßt. Wie nimmt er uns gefangen in seinem Zwiegespräch eines jungen Mädchens mit einem Vogel:

Im Fliederbusch ein Vöglein saß
In der stillen schönen Maiennacht.
Darunter ein Mägdlein im hohen Gras
In der stillen schönen Maiennacht.

Sang Mägdlein, hielt das Vöglein Ruh',
Sang Vöglein, hört das Mägdlein zu,
Und weithin klang
Der Zwiegesang
Das mondbeglänzte Thal entlang.

Welch ein Hauch von Unschuld liegt über den Versen an ein junges Mädchen, das im Schatten der Linden schläft, unter dem Schutz der Sterne, und das den weiten Himmel und alle Engel in seinem Herzen trägt. Reinick hat sein ganzes Leben lang sein Kindergemüth bewahrt, und wenn man seine frischen, unschuldsvollen Lieder liest, begreift man, daß die Künstler Dresdens den Zauber dieser liebenswürdigen Natur tief empfinden mußten und daß sie seinen Tod 1852 als einen unersetzlichen Verlust betrauerten. Eine so reine, kindliche Seele zu sehen, für die es keinen Mißton im Leben, keinen Widerspruch in der Menschheit giebt, ist ein erfreulicher und erhebender Anblick inmitten der Unnatur unserer Gesellschaft.

Emanuel Geibel (1815 zu Lübeck geboren), ist der berühmteste aller jetzt lebenden Dichter Deutschlands. Sein Ruf verbreitet sich gleichmäßig über den Norden und Süden seines Vaterlandes, und die Sammlung seiner Gedichte hat sechsunddreißig Auflagen erlebt. Fragt man nach der Ursache dieses ungewöhnlichen Erfolges, so muß man sagen, daß ihn Geibel vornehmlich der meisterhaften Form verdankt. Mit gleichem Eifer hat er die griechischen und lateinischen Lyriker, die französischen und spanischen Dichter, Goethe, Platen, Heine, sowie das Volkslied studirt. Er hat sich mit allen diesen Formen, allen diesen Rhythmen erfüllt und sie in seiner Sprache mit höchster Anmuth und vollendetem Wohlklang wiederzugeben gewußt. Außerdem zeichnet er sich durch lebhafte Phantasie aus, durch feines Gefühl, edle Gedanken und eine große Mannigfaltigkeit in

der Wahl seiner Stoffe. Das sind gewiß große Vorzüge. Aber fragt man nach dem tiefsten Wesen seiner Poesie, so findet man, daß er der Lyrik seines Volks nichts Neues hinzugefügt, sondern es nur verstanden hat, alle lieblichen Saiten der deutschen Lyra anklingen zu lassen; aber er hat nicht neue aufgezogen. Was ihm fehlt, ist die Kraft und Originalität des Temperaments, die aus dem Dichter eine mächtige Persönlichkeit machen. Sein Empfinden entspricht dem eines jungen Mädchens von fünfzehn bis achtzehn Jahren und in seinen Liedern spricht er oft entzückend das erste, schüchterne Erwachen der Seele aus, das unbestimmte, gegenstandlose Verlangen, welches das erwachende Frauenherz in der Jungfrau bezeichnet. Geibel weiß, von was die jungen deutschen Mädchen träumen, und das danken sie ihm und ziehen ihn bis zu achtzehn Jahren und manchmal auch länger jedem anderen Dichter vor. In der Geschichte des Liedes im neunzehnten Jahrhundert nimmt Geibel also eine ganz bestimmte Stelle ein; er ist der Dichter der jungen Mädchen; darin besteht seine Stärke und seine Schwäche. Fragt Kopisch nicht, was er ist; er weiß es selbst nicht und es kümmert ihn wenig. Als fröhlicher Gesell, heiterer Zecher, Sänger und unerschöpflicher Improvisator stellt er sich uns dar. Fröhlich sein und die Genossen fröhlich machen, Trinklieder singen und tolle Streiche erzählen, daß der dicke Wirth sich vor Lachen schüttelt und der Johannisberger im Keller ungeduldig wird, zwischen zwei hübschen Mädchen in der blühenden Laube zu sitzen und aus vollem Halse über pedantische Pastoren und Professoren zu lachen, heißt das nicht leben und auch für Andere wirken? Fragt man ihn nach seinem Glaubensbekenntniß, so sagt er wohl, daß er es mit dem würdigen Vater Noah, dem dreimal gesegneten Erfinder des Weinbaues halte. Er besingt ihn folgendermaßen:

Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noah Opfer fein
Und sprach: ich will dir gnädig sein,
Und weil du ein so frommes Haus,
So bitt' dir selbst die Gnade aus.

Da sprach der Noah: „Lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind;
Drum möcht' ich armer, alter Mann
Ein anderweit Getränke han."

Da griff der Herr in's Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und sprach: „Den sollst du pflegen sehr,"
Und wies ihm Alles, so und so;
Der Noah war ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Dazu sein ganzes Hausgesind',
Pflanzt' Weinberg rings um sich herum,
Der Noah war fürwahr nicht dumm;
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an
Und trank es aus zu Gottes Ehr',
Das macht ihm eben kein Beschwer!
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Ein kluger Mann daraus ersieht,
Daß Weingenuß ihm schadet nicht,
Und item, daß ein kluger Christ
In Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

Kopisch ist ebenso jovial und liebenswürdig, wie der brave Patriarch, sein Schutzpatron.

Neben dieses heitere, frische und lebensfrohe Dichtergemüth stellen wir den männlich ernsten Kinkel (geboren 1815), der im Leben wie im Dichten sich als Mann bewiesen hat. Zuerst studirte er Theologie in Bonn, entsagte aber wegen zu freisinniger Ansichten diesem Beruf und widmete sich ganz dem Studium der Kunst und Litteratur. Er heirathete eine Katholikin, eine hochbegabte Musikerin, nachdem er schwere Kämpfe gegen seine eigene Familie und die seiner Braut bestanden hatte. 1848 betheiligte er sich lebhaft bei der revolutionären Bewegung, wurde während der badischen Insurrection verwundet, nach Rastatt gebracht und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Dem Muth und der Aufopferung eines Freundes* dankte er sein glückliches Entkommen aus Spandau; er floh nach England, dann nach Amerika, und ließ sich zuletzt als Lehrer in London nieder. Seine Lieder sind meist in einer Zeit entstanden, die jenen stürmischen Erlebnissen vorausging; sie preisen den Rhein und seine grünen Ufer, zeugen von der tiefen und edlen Liebe des Dichters und erzählen manch' schönen Zug aus der alten Zeit. Aus ihnen spricht tiefe, aber im Zaum gehaltene Empfindung, ein ernstes, festes Wesen und eine hohe Begeisterung für die Freiheit; stolz schwebt sie über der Welt und umfaßt sie mit klaren Blicken. Eins seiner schönsten Lieder ist an Auswanderer aus dem Aarthal gerichtet, arme Bauern, denen es zu eng ist auf der heimischen Erde und die jenseit des Meeres ihr Glück versuchen wollen. Ein Odem von der Freiheit jener freien, jungfräulichen Erde weht aus den herrlichen Versen. Der Schauplatz ist einfach und groß; die untergehende Sonne

* Schurz, der später General der Conföderirten im letzten amerikanischen Kriege wurde.

röthet die hohen Felsen des Aarthals, das kleine Auswandererhäufchen setzt sich in Bewegung und bei dem herrlichen Naturschauspiel, das ihre Augen zum letzten Mal erblicken, treten ihnen die Thränen in die Augen. Doch der Dichter weint nicht und beklagt nicht die muthige Familie, die auszieht, eine neue Heimath zu erkämpfen, denn er sieht eine große Zukunft für sie voraus. Nachdem er den rüstigen Greis, den muthigen Jüngling und das braunäugige Mädchen gesegnet hat, ruft er ihnen mahnend zu:

O haftet an der mütterlichen Erde,
Die dort aus unerschöpftem Schooß euch speist.
Seid treu dem Pflug und der geliebten Heerde,
Seid treu der Heimath traulich stillem Geist.

— — — — — — — — — — — — — —

So zieht denn hin mit eurem kargen Gute,
Ein Einzelkorn in jener Völkersaat!
Und wenn in Zukunft aus gemischtem Blute
Ein einzig Volk wird, eins in Sinn und That,
Dann gebt hinzu die keusche deutsche Ehre,
Dann haltet fest den redlich deutschen Muth,
Mit frommem Sinne pflegt des Herdes Altäre
Und weckt im kalten Volk der Freiheit Gluth!

Wenn wir noch einen letzten Blick auf das gleichzeitige Deutschland werfen, so sieht man sogleich, daß es ihm an jungen lyrischen Talenten nicht fehlt. Otto Roquette, Julius Rodenberg, Theodor Storm, Albert Träger, Alfred Meißner, Friedrich Bodenstedt bringen von Wanderungen und Reisen manche duftige, poetische Blüthe, manche glänzende, voll erblühte Blume mit. Aber man kann trotzdem nicht leugnen, daß die lyrische Poesie seit 1849 in Deutschland wie in Frankreich gleich stark im Abnehmen begriffen ist und daß das große Publikum diesem Zustande ziemlich gleichgültig zuschaut. Die Dichter selbst wenden ihre besten Kräfte

dem Drama und Roman zu, und was das Volk angeht, so beschäftigt es sich ausschließlich mit der Wissenschaft, die populär geworden ist. Es liest, lernt, arbeitet; es interessirt sich für Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Physik Chemie, und es thut recht daran. Um ein neues Leben zu beginnen, muß man vor allen Dingen etwas wissen, und aus dem neuen Leben wird später eine neue Poesie hervorgehen. Wenn ein neuer Zuwachs an Freiheit, ein lebendiger Aufschwung der ganzen Nation kommt, dann werden auch neue Dichter auferstehen und unterdeß singt das Volk seine alten lieben Lieder, die gleichsam die ewige Stimme seines Geistes durch den Lauf der Zeiten darstellen. Ueberall sind Gesangvereine in Deutschland, sie blühen in den Städten, verpflanzen sich auf die Dörfer und in ihnen erhält sich die Tradition des Liedes.

Diese meine flüchtige Skizze erschöpft bei Weitem nicht die unermeßliche Reichhaltigkeit meines Gegenstandes. Die Geschichte des Liedes ist die innere Geschichte des deutschen Volks und man würde weit abschweifen müssen, wollte man jeder ihrer Wendungen folgen. Jedoch hoffe ich, eine sehr wichtige Thatsache bewiesen zu haben, die man in Frankreich wenig kennt und die sehr beherzigenswerth ist: daß bei unsern Nachbarn die größesten Lyriker sich durch das Volkslied begeistert haben, daß dort die hohe Poesie aus der naiven, volksthümlichen, wie eine Blüthe aus dem Stengel hervorgegangen, daß das heutige Lied nichts anderes als das wiedererstandene Lied des sechszehnten Jahrhunderts ist, erneut und vervollkommnet, wie es die vielseitigen Bestrebungen unsrer Zeit verlangen und wie es die unendliche Verschiedenheit der Individuen mit sich bringt.

Ist es nöthig, die Vorzüge einer solchen natürlich und unwillkürlich entsprossenen Poesie, die im Herzen der Nation wurzelt, gegenüber einer rein litterarischen gelehrten und akademischen Dichtungsart ausführlich zu entwickeln? Ihr

scheinung, wenn wir lesen, wie Männer der verschiedensten Parthelen den Nachfolger des Stagiriten ihrer Achtung und Freundschaft würdigten, wie *Cäsar* ihm das römische Bürgerrecht schenkte, *Brutus* und *Pompejus* seine Freundschaft suchten [1]), und wie selbst christliche Kirchenväter wie *Tertullianus* [2]) seiner in Ehren gedenken.

IV.

Wenden wir jetzt den Blick wieder nach Rom zurück, so stellt sich uns hier als nächste Aufgabe dar: das Verhältniss des Mannes zur Aristotelischen Philosophie und den Schriften ihrer Gründer aufzuzeigen, aus dessen Werken wir schon bisher den grössten Theil dessen geschöpft haben, was wir zur Schilderung der frühern Zeit und der Richtung der philosophischen Studien im Vorigen beigebracht haben. Obgleich wir nun an einem andern Orte bereits dieser Aufgabe zu genügen versuchten [3]), und manche Wiederholungen sich daher wohl nicht vermeiden lassen werden, so mag doch die zur Abrundung der in diesen Blättern zu gebenden Skizze nothwendige Vollständigkeit eine Entschuldigung gewähren, während der aufmerksamere Leser, bei einer etwaigen Ver-

1) *Bayle* dict. hist. tit. Cratippe. T. II, N. B. C. p. 223.
2) de Anima cp. 40.
3) *Aristotelia* Th. II, Kap. XII. Cicero und seine Kenntniss der Aristotelischen und Theophrastischen Schriften. S. 154 ff.

Vorzug springt in die Augen, und gestehen wir es nur offen ein, sie ist die allein wahre Poesie, weil sie die allein lebendige ist. Die gelehrte Poesie ist ein Luxus für Leute, die nichts zu thun haben, eine Liebhaberei der Gelehrten, die volksthümliche Poesie, (ich meine damit diejenige, die kräftig aus dem Geist und den Formen der einfachen Poesie geschöpft hat), ist ein Element des socialen Lebens, der freie Ausdruck der Seele der Nation. Die erstere ist tausend Gefahren ausgesetzt, denn nur zu leicht artet sie in handwerksmäßige Spielerei aus, verirrt sich in Modethorheit, metaphysische Abstractionen, in Unwahrheit und hohle Aufgeblasenheit; die andere schreitet auf dem festen Boden der Wirklichkeit fort und findet in ihren Vorbildern die drei Geheimnisse der höchsten Kunst verkörpert: Kraft, Einfachheit und Wahrheit. Die eine ist geschrieben und existirt nur auf dem Papier, die andere wird gesungen und lebt auf allen Lippen. Jene ist ein Salonvergnügen, ein Zeitvertreib für Kenner, der sich mit dem prunkenden und leeren Namen der „Kunst um ihrer selbst willen" schmückt, diese ein Werk für Alle, das in der Hütte des Armen wie im Fürstenschloß heimisch ist, die Freude eines ganzen Volks, die menschliche und für die ganze Menschheit bestimmte Kunst.

Diesem Ideal entspricht das deutsche Lied und ihm verdankt es seine wunderbare Lebenskraft. Man singt es am häuslichen Heerd, auf der Schulbank, der Universität, in Städten, auf den Bergen, bei Schützenfesten und selbst bei großen Volksversammlungen. Von dem einsamen Poetenstübchen fliegt es zum Tanzplatz im Dorf, von dem Gipfel der Alpen in den Salon der Weltdame, die sich Herz und Geist erfrischt, indem sie im Dialekt des Hochlands die einfachen Lieder der Sennerin singt. So ist das Lied gewissermaßen ein verknüpfendes Band zwischen allen Schichten der Gesellschaft geworden, eine glückbringende, fruchtbare Berührung! Denn wenn das Gemüth des Volkes immerdar

das der gebildeteren Klassen zu beleben und zu verjüngen vermag, so können diese wiederum die urkräftigen Regungen des Volks dem Ideal zuwenden. Ist es daher zu verwundern, daß in Deutschland die Beziehungen des Handwerkers zu dem Manne des Gedankens, zwischen dem Landmann und dem Städter, dank dem gemeinsamen Gesange, inniger und freundlicher als bei uns sind? Man gehe nur an einem Sonntage durch die Berggegenden Württembergs, Thüringens, Schwabens oder der Rheinlande, und man wird ein erfreuliches Schauspiel sehen. Die jungen Leute aus der Stadt, die Abends von den mit alten Ruinen und Wäldern bekränzten Höhen herabsteigen, singen oft die alten Liebeslieder des Volks und die Bäuerinnen antworten fern im Thal mit Hauff's Abschiedslied, Eichendorff's Mühle oder Heine's Lorelei. Ist das nicht ein freundlicher und zugleich schelmischer Gruß, mit dem sie sagen wollen: „Wenn ihr um unsre Liebe und unsre Lieder wißt, so kennen wir dafür die euern und wer weiß, ob unsre Söhne euch nicht einst noch übertreffen!"

Einige Ueberſetzungen des Verfaſſers.

Haidenröslein.

(S. Seite 105.)

Un garçon vit un jour fleurir
La rose des bruyères,
Dans sa fraîcheur belle à ravir.
Il s'arrêta fou de plaisir,
Le cœur tout en prière.
Petite rose, ô rose rouge,
O rose des bruyères!

Il lui dit: Je te cueillerai!
O rose des bruyères!
Elle dit: Je te piquerai!
Et jamais ne le souffrirai,
Je suis beaucoup trop fière!
Petite rose, ô rose rouge,
O rose des bruyères!

Et le sauvage enfant cueillit
La rose des bruyères.
La pauvre fleur se défendit,

Fallut bien qu'elle le souffrit;
Bientôt se laissa faire.
Petite rose, ô rose rouge,
O rose des bruyères!

So viel Stern' am Himmel ſtehen.

(S. Seite 173.)

Autant d'étoiles scintillantes
Brillent au grand pavillon bleu,
Autant de brebis bondissantes
Paissent sous le regard de Dieu,
Autant d'oiseaux sous la nuée
Se bercent, ô ma bien aimée!
Mon âme! autant de fois adieu!

Ne dois-je plus jamais t'entendre,
Te laisser pour l'éternité?
Non, je ne puis pas le comprendre
Que demain j'aurai tout quitté.
Que ne suis-je mort en silence
Sans avoir connu l'espérance,
Bien avant que d'avoir aimé!

Je ne suis si sur cette terre
Si pleine de maux, de douleur,
Après la lutte et la misère
Je reverrai mon seul bonheur.
Oh! quelles vagues, quelles flammes,
Jaillissent entre nos deux âmes,
Et submergent mes yeux en pleurs!

Mais je veux souffrir en silence
Pourvu que mon coeur pense à toi.
Tous les matins plein d'espérance
Je dirai: Vient-elle vers moi?
Et tous les soirs je veux me dire
En me noyant dans mon délire:
Mon seul amour, oh! songe à moi!

Non, ne crois pas que je t'oublie,
Jusqu'au tombeau va mon amour.
Dussé-je après ma triste vie
Mourir loin de toi quelque jour,
Je veux dormir au cimetière
Comme un enfant qu'endort sa mère,
Qui s'endort bercé par l'amour.

Das Mailüfterl.

(S. Seite 200.)

Quand souffle la brise
Sur les champs neigeux,
Violette s'avise
De rouvrir ses yeux bleus.

L'oiseau par tristesse
Resté, las! sans voix,
De folle allégresse,
De folle allégresse!
Rechante au vert bois!

Fleurissent les roses,
Adieu, sombres jours.
Est-ce vrai que les roses
Font fleurir les amours?

La rose gentille
Fleurit tous les mais,
L'amour, un jour brille,
L'amour, un jour brille.
Et puis — plus jamais!

La fleur printannière
Renaît tous les ans;
L'homme seul sur la terre,
L'homme n'a qu'un printemps.

L'oiseau revient vite
Au temps des amours,
Quand l'homme nous quitte,
Quand l'homme nous quitte,
Ah! c'est pour toujours!

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.

(S. Seite 235.)

Le Dieu juste est ma forteresse,
Mon bouclier d'airain.
Je sens son bras dans ma détresse,
Je tiens sa forte main.
Satan rugit, se lève et s'arme
Avec ses légions.
Le faible pousse un cri d'alarme:
Tremblez, ô régions!

Fuirons-nous devant la tempête
De ces démons de feu?
Non, puisqu'il marche à notre tête,
Le vrai héros de Dieu.

Et quel est son nom sur la terre?
C'est Jésus radieux.
C'est Sabaoth, Dieu de lumière,
Il n'est point d'autre Dieu.

Que cent démons sortent de terre,
Cent furieux dragons.
Dieu dans nos coeurs mit son tonnerre.
Nous les écraserons!
En vain le prince des ténèbres
Contre nous est sorti.
Qu'il rampe à ses antres funèbres,
Un mot l'anéantit.

Vous laisserez debout le Verbe;
Tuez ses serviteurs.
Son glaive tranchant et superbe
Traversera les coeurs.
Prenez le corps, enfant et femme,
Redoublez vos forfaits.
Mais vous ne prendrez pas cette âme
Qui doit vaincre à jamais!

Luther.

Jägers Abendlied.

(S. Seite 299.)

Le fusil prêt au feu, d'un pas lent et sauvage
Je rôde aux champs silencieux,
Et ton image alors, ta douce et chère image
Flotte et resplendit à mes yeux.

Tu traverses sans doute et paisible et bénie
Des vallons riants et des bois,
Et mon image, hélas! si vite évanouie.
N'y songes-tu pas une fois?

Moi qui suis mon chemin sans repos et sans trève,
Sans jamais pouvoir m'arrêter,
Qui du nord au midi me traîne comme en rêve
Puisqu'il a fallu te quitter!

La lune en rayonnant vient rafraîchir le monde;
Ainsi tu calmes tous mes sens.
Je songe à toi: sitôt la douce paix m'inonde
Et je ne sais ce que je sens.

Wanderers Nachtlied.

(S. Seite 307.)

Sur les cimes imposantes
Paix et mort;
Dans les forêts frémissantes
Tout s'endort.
Plus un souffle, plus un soupir...
Petit oiseau se tait dans les feuillages,
O cœur! ô calme tes orages!...
Car bientôt ta paix va venir.

Gœthe.

Dem aufgehenden Vollmonde.

(S. Seite 312.)

Veux-tu t'en aller si vite?
Tu brillais si près de moi!
Tu te caches, tu me quittes,
Me voilà bien loin de toi.

Mais tu sens que je suis triste;
Tu reviens, bel astre d'or!
Tu me dis: Ne sois pas triste,
Loin de toi je t'aime encor.

Monte donc! suis ta carrière,
Monte et brille fièrement!
Souffre, ô mon coeur solitaire;
Splendide est le firmament.

Goethe.

Gefunden.

(S. Seite 311.)

Dans la forêt profonde
J'allais tout à loisir,
Ne cherchant rien au monde,
Au gré de mon désir.

Je vis debout à l'ombre
Fleurette éclose au jour,
Ses beaux yeux d'un bleu sombre,
Deux étoiles d'amour.

gleichung beider Abschnitte auch wohl manchen Zusatz, und manche Aenderung zu bemerken Gelegenheit haben wird; wodurch denn auch der Vorwurf eines Selbstplagiats gemildert erscheinen möchte.

Vorher jedoch dürfen wir einen Umstand nicht übergehen, der an sich von Interesse für unsern Gegenstand, sich auch an ein mit demselben sehr eng verbundenes und im hohen Grade bedeutendes Ereigniss anschliesst. Es drängt sich uns nämlich von selbst die Bemerkung auf, dass sich eigentlich in dem so eben geschilderten Zeitraume Andeutungen von einem Reichthume literarischer Mittel zu Rom finden, der in mehr als einem Betrachte bei diesen „Verächtern aller Wissenschaft und Philosophie“ auffallend und unsere Verwunderung erregend genannt werden kann. Bei den enormen Preisen der Bücher im Alterthume, sind selbst die grossen Geldmittel und der ungeheure Reichthum der römischen Aristokratie nicht hinreichend, um den häufigen Besitz von Büchern und mehr oder minder umfangreichen Büchersammlungen zu erklären, da diese Art der Verwendung so grosser Summen doch wohl in den Augen der Meisten als die unsinnigste Verschwendung gegolten haben würde. Allein einmal scheint es zu einer gewissen Zeit, ähnlich wie bei den Grossen unserer Tage, namentlich bei der reichsten aller Aristokratieen, der Englischen, so auch bei den römischen Grossen Erforderniss des Modetons gewesen zu sein, zu den vielen Prunkzeichen der Opulenz auch eine Büchersammlung zu zählen, die

J'étends la main vers elle;
La fleur dit à ravir:
Quoi! je suis jolie et belle
Et je devrais mourir!

Je sortis la fleurette
Du sol bien doucement,
Et portai la pauvrette
Dans mon jardin charmant.

J'y plantai la mignonne
Dans un endroit chéri;
Toujours elle bourgeonne,
Toujours elle fleurit.

Goethe.

Der Fiſcher.

(S. Seite 316.)

Le flot mugit, le flot murmure,
Au bord rêve un pêcheur,
Les yeux perdus dans l'onde pure:
Le frais lui monte au coeur.
Il guette, il guette; et l'onde chante,
Se gonfle, — et de ses flancs
Sort une femme ruisselante,
Aux blonds cheveux roulants.

Ce fut un chant, un doux murmure
De sa bouche à son coeur:
Pourquoi remplir mon onde pure
De mort et de douleur?
Chez moi la vie est plus heureuse,
Viens, descends dans mes bras,
Viens baiser mon onde amoureuse,
Viens et tu guériras.

Vois-tu, le chaud soleil se mire
Dans mon suave azur,
La lune à mon cristal aspire,
Y baigne son front pur.
C'est tout mon ciel bleu qui t'appelle
Dans son sein transparent,
Vois, dans ma rosée éternelle,
Sourit ton front charmant!

Le flot mugit, le flot s'élève,
Lui baise le pied nu,
Son coeur se gonfle et se soulève
Comme au plus doux salut.
C'e fut un chant, un long sourire ...
Il tressaille éperdu! ...
Il cède ... il tombe ... elle l'attire
Et nul ne l'a revu.

Goethe.

Was blaſen die Trompeten.

(S. Seite 346)

Beau clairon, que dis-tu? Francs hussards en avant!
Notre vieux général est plus prompt que le vent,
Son cheval intrépide a henni d'allégresse,
Et sa lame tranchante a brillé vengeresse.

Voyez-vous rayonner ses yeux clairs et perçants?
Voyez-vous ondoyer ses cheveux blanchissants,
Sa vieillesse fougueuse est un feu de colère,
Suivez-le, gais hussards, c'est le roi de la guerre

Tout semblait s'écrouler dans l'abime éternel;
Il leva hardiment son fer nu vers le ciel,
Et jura par l'acier flamboyant et sauvage
De prouver au tyran ce que peut un courage.

Et ce fer a vaincu! Aux clairons éclatants,
Ce vieillard est parti comme un coeur de vingt ans,
Il chassa le tyran, il était de sa taille,
Ah! sonnez la victoire, ô clairons de bataille!

E. M. Arndt.

Frühlingslied.

(S. Seite 367.)

Quelle suave sonnerie
Traverse mon âme en chantant?
Résonne au loin sur la prairie,
O jeune chanson de printemps!

Va voir la violette éclose,
Porte mes voeux à chaque fleur;
Et si tu rencontre une Rose,
Dis-lui le salut de mon coeur!

Heine.

Heimkehr.

(S. Seite 352.)

J'avais passé près du vieux hêtre,
Je vis la maison dans les bois,
Ma mie était à sa fenêtre,
Filant, filant comme autrefois.

J'étais soldat, j'étais en guerre,
Un autre, un autre est son époux,
Nous étions comme soeur et frère;
Aujourd'hui, quel gouffre entre nous!

Un enfant jouait sur la route,
Il ressemblait à mes amours:
„De t'embrasser, oui il m'en coûte,
Mais Dieu te bénisse à toujours!“

Ma mie était pâle, inquiète,
Dans ses yeux tristes, quel émoi!
Pensive elle inclina sa tête,
A-t-elle vu que c'était moi?

Là-haut, là-haut près du vieux hêtre,
Les feuilles faisaient un doux bruit,
J'ai fait chanter mon cor ... peut-être
L'a-t-elle entendu dans la nuit.

Les oiseaux ont chanté l'aurore,
Elle a pleuré, pleuré, pleuré!...
Moi j'ai marché, je marche encore,
Et jamais je ne reviendrai!

Eichendorff.

Des Knaben Berglied.

(S. Seite 376.)

Je suis le pâtre, enfant des monts!
A mes pieds les plus fiers donjons;
Je vois du jour le premier feu,
Je reçois son dernier adieu.
Je suis le fils de la montagne!

Au berceau du torrent d'azur,
Dans le roc je bois son flot pur.
Il s'élance et mugit plus bas,
Je cours le saisir dans mes bras.
Je suis le fils de la montagne!

Ma maison forte est ce rocher.
L'orage ne peut l'arracher,
Qu'il hurle du nord au midi,
Plus haut ma chanson retentit.
Je suis le fils de la montagne!

Gronde à mes pieds, nuage en feu!
Je suis debout dans le ciel bleu.
Siffle ouragan! je te connais,
Passe et laisse mon trône en paix;
Je suis le fils de la montagne!

Quand pour la guerre le tocsin
Elevera son cri d'airain,
Là-bas, je serai dans mon rang
Pour brandir mon glaive en chantant:
Je suis le fils de la montagne!

Uhland.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung 1

Geschichte des deutschen Volksliedes.

Erstes Kapitel.

Die Entdeckung der Volkspoesie.

Der priesterliche Charakter des Dichters beim Beginn der Civilisation. — Die dichterische Begabung wird von den Alten für eine göttliche Offenbarung, von modernen Völkern für eine ungewöhnliche Anlage gehalten. — Das Volk ist Dichter, ohne es zu wissen. — Schöpfungen des Volkes. — Herder's Stimmen der Völker. — Die Entdeckung der deutschen Volkslieder. — Ein neuer Horizont für die Aesthetik und die Poesie 23

Zweites Kapitel.

Der Ursprung des Volksliedes.

Die Volkspoesie bei den Celten und Germanen. — Die Neigung der Franzosen für die offizielle Poesie, die der Deutschen für die freie, aus der Eingebung des Augenblicks entstandene Dichtung. — Das heidnische Heldengedicht in Deutschland. — Das Christenthum unterdrückt die alte Volkspoesie. — Kampf des Christenthums mit dem deutschen Geist. — Das Wiedererwachen des Volkes und die Kriege der Schweizer. — Lieder auf die Schlachten bei Sempach und Murten. — Ursprung des modernen Liedes; es entspringt aus dem Gefühl der Freiheit. — Seine Ausbreitung im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. — Sein Urheber ist das ganze Volk. 45

Seite

Drittes Kapitel.

Zaubermärchen und Waldidylle.

Natürliche Gruppirung der Volkslieder. — Sie spiegeln das deutsche Volksleben im sechszehnten Jahrhundert wieder. — Ueberreste heidnischer Mythologie. — Metamorphose der durch die christliche Kirche verfolgten Götter der alten Deutschen. — Die Berg- und Wassergeister. — Die Nixen in Schweden und Deutschland. — Herr Olaf im Wald. — Die ursprüngliche Idylle. — Hirt und Schäferin 77

Viertes Kapitel.

Die Abenteurer.

Der Don Juan des Waldes. — Der lustige Zecher. — Die Wunder des Weins. — Tod und Reue des Räubers. — Der Soldat. — Der Zigeuner. — Der arme Spielmann. — Der Schüler und die Bürgerstochter. — Der Zimmergesell und die Markgräfin. — Ulrich von Hutten, der Ritter der Freiheit . 111

Fünftes Kapitel.

Liebes Leid und Lust.

Die Liebesgeschichte des Burschen. — Das betrogene Mädchen. — Der Page und die Grafentochter. — Unglückliche Liebe. — Rache. — Triumph der Liebe im Tode 161

Sechstes Kapitel.

Das religiöse Leben.

Die katholische Kirche und ihre Hymnen. — Das Volk und seine Legenden. — Luther, die Reformation und das protestantische Kirchenlied. — Die Befreiung der religiösen Poesie; sie verläßt die Kirche und wendet sich der Natur und Menschheit zu. 209

Seite

Siebentes Kapitel.

Tod und Auferstehung des Liedes.

Der Verfall des Volksliedes gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts. — Es wird von den lutherischen Geistlichen verfolgt und der dreißigjährige Krieg vernichtet es vollständig. Die Volkspoesie macht der gelehrten Dichtkunst des siebzehnten Jahrhunderts Platz. — Kampf der beiden Richtungen. — Opitz und Paul Flemming. — Günther. — Die ästhetische und religiöse Revolution im achtzehnten Jahrhundert. — Herder sucht das Volkslied hervor. — Die Sturm- und Drangperiode. — Die Auferstehung des echten Liedes bereitet sich vor. 249

Achtes Kapitel.

Goethe.

Goethe's Wesen zeigt sich am deutlichsten in seiner Lyrik. — Das Wunderkind. — Seine eigenthümliche poetische Erziehung. — Der Student in Leipzig. — Der Neuerer von Straßburg. — Drei Offenbarungen: durch Shakespeare, Herder, Friederike. — Die Idylle von Sesenheim. — Die Lyrik bricht sich Bahn. — Rückkehr nach Frankfurt. — Die tolle Zeit. — Der neue Prometheus. — Weimar. — Abklärung und höchste Blüthezeit seiner Lyrik. — Die Balladen: das Veilchen, der Fischer, der Sänger. — Die Schönheit der Goethe'schen Lyrik, ihre Wahrheit und Musik. — Goethe's Lied ist das verklärte Volkslied. 283

Neuntes Kapitel.

Das Lied im neunzehnten Jahrhundert.

Die Romantiker. Novalis. Brentano und Arnim. — Die kämpfenden Dichter von 1813. Arndt, Schenkendorff, Rückert. — Eichendorff. — Heinrich Heine. — Uhland und die schwäbische Dichterschule. — Wilhelm Müller. — Die politische Lyrik

Seite

von 1840. Herwegh, Hoffmann von Fallersleben. — Die pietistische Reaction nach 1849. Oskar von Redwitz. — Die Dichter der Jetztzeit. Geibel, Kinkel u. s. w. — Die Stellung des Liedes im deutschen Leben 327

Einige Uebersetzungen des Verfassers.

Haidenröslein 393
So viel Stern' am Himmel stehen 394
Das Mailüfterl 395
Ein' feste Burg ist unser Gott 396
Jägers Abendlied 397
Wanderers Nachtlied 398
Dem aufgehenden Vollmonde 399
Gesunden 399
Der Fischer 400
Was blasen die Trompeten 401
Frühlingslied 402
Heimkehr 402
Des Knaben Berglied 403

Ener. 699 d
(26)

Er muß nieder!

Sturmglockenrufe
wider
den Einbrecher.

Von

Adolf Stahr.

„Die Sturmglock' brauset überall
Hinunter und hinauf,
Und beim Kanonendonnerschall
Steh'n alle Schläfer auf."
J. Mosen.

Zweite Auflage.

Berlin 1870.
Verlag von J. Guttentag.
Unterwasser-Str. 8.

417 A

den Besitzer schon an sich in Verkehr mit allen Freunden der Literatur zu bringen, und so auf ihn selbst den Widerschein von Studien zu werfen geeignet war, von denen doch jeder wenigstens einen Anflug zu haben sich bestrebte. Sodann aber haben wir uns daran zu erinnern, auf wie leichtem Wege diese Herren der Welt zu solchen Schätzen gelangten. Es ging damit wie mit den Schätzen der bildenden Kunst; und die alten Weltdespoten nahmen und raubten, wie weiland die Franzosen Napoleons, eben so gut Bücherrollen wie Bilder von Marmor und Erz, und Griechenland, Kleinasien und Aegypten mögen auf dem Wege solcher Requisitionen unzählige Schriftwerke verloren haben, die alle nach einem Mittelpunkte hinflossen, wo der Geiz sie versteigerte und die Ostentation sie als Luxuszeichen aufstellte. Einer bei Isidor v. Hispalis erhaltenen Nachricht zufolge war Aemilius Paulus, der Besieger des Perseus von Makedonien, der erste, welcher eine grosse Ladung Bücher nach Rom schaffen liess; wenn dort als der *zweite* Lucullus nach seinem Pontischen Kriege genannt wird, so sind wohl eben nur die bedeutendsten Acquisitionen gemeint, und unzählige andere übergangen[1]). Daher kommt es, dass wir bei Cicero nirgends eine erhebliche Klage über Büchermangel in Rom in Vergleich etwa zu Griechenland finden, dass vielmehr ihm und seinen Nachfolgern die gesammte Literatur der Griechen zu Gebote stand.

1) Isidor. Hispal. Origg. VI, cp. 3. §. 4. p. 195 Lindem.

Vorwort

zur zweiten Auflage.

Diese Blätter wurden geschrieben in den ersten Tagen nach der frevelhaftesten aller Kriegserklärungen, die der von seinem Dämon verlockte gekrönte Einbrecher gegen unser Vaterland zu schleudern gewagt hatte.

Heute hat bereits ein großer Theil der in diesen Sturmrufen ausgesprochenen Zuversicht sich durch unsers deutschen Volkes und Heeres Tapferkeit glorreich erfüllt.

Und so hoffen wir, daß sich auch weiter erfülle das Wort:

Er muß nieder!

Nieder der Decemberschlächter und das Bonapartisirte Frankreich! und

Empor, hoch empor

das vereinte, das einige, das unheilbare Deutschland!

Berlin, 10. August 1870.

Adolf Stahr.

Das französische Volk und seine Phrasen.

I.

„Die Würde und Ehre Frankreichs."
(La dignité et l'honneur de la France).

Ein Wort an die Franzosen.

Ist denn Alles bei Euch Franzosen Phrase geworden? Eure Chauvinisten wagen es, beim Ausbruche eines von ihrem Bonaparte, selbst nach dem Urtheil Eures Thiers, ohne allen gerechten Grund über ein edles friedliches Nachbarvolk heraufbeschworenen Krieges, die „Marseillaise" zu singen? Wissen die Bonapartischen Polizeibanden, was die französischen Worte heißen, die sie auf den Straßen brüllen, die Worte der Marseillaise:

Contre nous de la tyrannie
L'étendard sanglant est levé?

„Die blutige Standarte der Tyrannei" — wer hat sie erhoben gegen das französische Volk am 2. December des Jahres 1851? Wer hat sie mit dem Blute der edelsten Vertheidiger des Gesetzes, des Rechts und der Freiheit auf den Boulevards von

Paris und überall in Frankreich in jenen von der ganzen Welt verfluchten Decembertagen getränkt? Wer hat unter dieser „blutigen Standarte der Tyrannei“ siebenundzwanzigtausend Franzosen an die trockene Guillotine von Lambessa und Cayenne geliefert? Fragt die Schatten Eurer Märtyrer, Eures Baudin und seiner Genossen, die im Kampfe für das meineidig verrathene Frankreich gefallen sind! Fragt die zweihundertvierundzwanzig Repräsentanten der französischen Nation, die unter dieser „Standarte“ in Verbrecherkarren nach Mazas geführt worden sind! Fragt den Mann, der schon vor drei Jahren den Muth hatte, in zweien in Paris unter den Augen Eures December-Cäsars gedruckten Büchern Euch und der Welt zu sagen, fragt Eugen Ténot: wer „die blutige Standarte der Tyrannei“ gegen das freie Frankreich und seine Republik erhoben hat?

Wie? Ihr wagt es, Eure Olliviers und Konsorten wagen es, von der durch uns beleidigten „Ehre und Würde Frankreichs“ zu sprechen?

Wo ist die „Ehre“, wo ist die „Würde“ Frankreichs seit dem Gelingen des Decemberverbrechens? Worin besteht diese „Ehre und Würde“ seit jener Freveltat?

Besteht sie darin, daß ein vom Volke großmüthig wieder aufgenommener Abenteurer, der Held von Straßburg und Boulogne, von Frankreich zum Präsidenten und Beschützer der Republik und Ver-

faſſung erwählt, dieſe Republik und Verfaſſung, die er zu ſchützen und zu halten geſchworen hatte, meineidig bei nächtlicher Weile mit ſeinen Spießgeſellen überfallen, niederwerfen und in die Taſche ſtecken durfte? Beſteht ſie darin, daß Ihr achtzehn Jahre lang die „Tyrannei“ dieſes meineidigen Verräthers ertragen habt, eine Tyrannei, wie ſie in dieſer Zeit nach Eurem eigenen, oft wiederholten klagenden Eingeſtändniſſe auf keinem Kulturvolke Europa's gelaſtet hat?

Beſteht ſie darin, daß Ihr der plumpen Lüge ſeines „L'empire c'est la paix!“ „das Kaiſerreich iſt der Friede!“ wieder und immer wieder Glauben geſchenkt habt, obgleich faſt jedes dieſer Jahre, grade wie das gegenwärtige, Euch den Beweis gab, daß der Köder jener Verheißung nur den blutigen Angelhaken bergen ſollte, an dem er den fetten Fiſch Frankreich hinter ſich her zu ſchleppen beabſichtigte?

Ganz Europa weiß ſeit lange, was es davon zu halten hat, wenn Louis Napoleon der Träger der „blutigen Standarte der Tyrannei“ oder ſeine Kreaturen, zu uns andern von der „Ehre und Würde Frankreichs“ reden; und Millionen Franzoſen wiſſen es im Stillen auch. O über die arme „Ehre und Würde“ Frankreichs, deren Träger und Vertreter Meineid, Mord und Verrath ſind!

Waſcht ſie erſt rein, Eure „Ehre und Würde“, mit der Eure Olliviers prahlen, waſcht ſie erſt rein

von der Schmach des 2. Decembers und seiner Folgen für Euch, ehe Ihr uns andern gegenüber diese heiligen Worte im Munde führt. Jetzt gemahnen sie uns nur an jene Weiber, die von ihrer Tugend und Keuschheit um so mehr Redens machen, je weniger sie davon besitzen.

Der Mann von Straßburg und Boulogne, der Knebeler Frankreichs, der Decembermörder seiner friedlichen Mitbürger, der meineidige Vernichter der ihm anvertrauten Republik, dieser Mann ist für Euch der Wächter der Ehre und Würde des „großen" französischen Volkes! Es ist eine Satire, an die kein Juvenal heranreicht, eine Satire, wie sie bisher die Geschichte der Welt noch nicht verzeichnet hat. Nur eine giebt es, die noch grandioser ist, das Schauspiel: daß der Decembermann und seine Spießgesellen jetzt das Lied der Freiheit, das Rachelied der von der Tyrannei bedrohten Freiheit, die Marseillaise singen, und diese Tyrannei außerhalb Frankreich's suchen!

Wir Deutsche sagen in solchem Falle von Jemandem, der ähnlich handelt: „er sucht das Pferd, auf dem er reitet". Aber für Euch muß man das Wort verstärkend umkehren und sagen: Ihr seid wie das Pferd, das, unter unaufhörlichen Sporenstößen seines Reiters blutend, diesen seinen ihm auf dem Rücken sitzenden Reiter sucht.

Berlin, 27. Juli 1870.

II.

Revanche für Sadowa.

La grande nation. — Prépondérance légitime. — Prestige.

Einer Eurer edelsten Schriftsteller hat gesagt: „Der Kardinalfehler seiner Nation sei, daß sie in ihrem Verhältniß zu anderen immer nur von ihren Rechten, nie von ihren Pflichten hören möge."

Dies Wort erklärt die Maßlosigkeit Eurer Ansprüche und die Ungeheuerlichkeit Eurer verblendeten Eitelkeit und Selbstüberhebung.

Ihr schreit nach „Revanche für Sadowa." Warum? Seid Ihr bei Sadowa von Preußen geschlagen worden? Nein. Aber Euer Decemberkaiser hat es geschehen lassen, daß durch Sadowa von einem deutschen Staat der erste Schritt gethan ward, Deutschland zu dem zu bringen, was Ihr habt und seid, es zu einem „Deutschreich" zu machen, es aus einem geographischen Begriffe zur staatlichen Einheit zu erheben. Dies Geschehenlassen war ein „Fehler", ein „Verbrechen" Eurer Regierung, so sagen Eure Chauvinisten. Denn, hat nicht Euer erster Napoleon das Wort gesagt: „wenn es kein Deutschland gäbe",

— kein so getheiltes und darum schwaches Deutschland, wie er es fand — „so müßte man es zum Besten Frankreichs erfinden?“

Und was das Verbrechen Eurer Regierung in Euren Augen noch vergrößert, ist der Umstand, daß sie kein Trinkgeld für ihr Geschehenlassen bekommen hat, etwa die Rheingrenze oder Belgien. Freilich das ist „empörend“ für jeden echten Chauvin?

„Aber Preußen hat dabei drei deutsche Landesfürsten, die seine Gegner gewesen waren, ihrer Länder beraubt, um mit anderen deutschen Kleinstaaten ein deutsches Bundesreich, den deutschen Nordbund zu bilden! Dieser Länderraub darf von Frankreich nicht geduldet werden!“

So? — Als aber Euer erster Tyrann Napoleon die Fürsten von Braunschweig, Hannover, Kurhessen und Oldenburg verjagte, ihre Länder, wie Holland und Belgien zu französischen Provinzen machte, oder ihre Throne, wie die von Neapel und Spanien, mit seinen Brüdern und Sippen besetzte, als er Preußen und Oesterreich die Hälfte ihrer Länder raubte, die freien Städte Deutschlands ebenso wie die Republik Venedig in die Tasche steckte — und mit den Ueberresten des zerrissenen Deutschlands seinen „Rheinbund“ bildete: warum schriet Ihr damals nicht Zeter über solchen Raub und solche Vergewaltigung? Warum priesen und preisen Eure Historiker und Staatsmänner diese Thaten bis auf den heu-

tigen Tag als Thaten des Ruhmes? Warum? Weil sie zum Vortheile Frankreichs geschahen; weil es Frankreich war, dessen Uebermacht, dessen „Gloire“, dessen „Prestige“, dessen „legitime Vorherrschaft“ in Europa dadurch befördert wurden. Euer Vortheil — das war und ist Euer Moralgesetz. Das große Sittengesetz, welches lautet: „Handle so, wie du wünschen mußt, daß alle andern handeln“ — Ihr kehrt es um in das Gesetz: „Was Frankreich sich erlaubt zu thun, das darf kein anderes Volk sich erlauben!“ Natürlich! Ihr seid ja das auserwählte Volk Gottes; Ihr seid ja die „große“ Nation, womit Ihr nicht die Zahl meint — denn die Zahl der Deutschen ist größer — sondern die geistige Erhabenheit über alle anderen; Euer Anspruch auf den ersten Platz in Europa, auf vorwiegenden Einfluß ist ein Recht, ein „legitimes“ Recht. Geschrieben steht das zwar nirgends, weder im neuen noch im alten Testament, aber das ist auch nicht nöthig. Die Völker müssen es glauben, daß es so ist, und dies ist Euer prestige.

Dieser Ausdruck ist bezeichnend. Das Wort „Prestige“ ist ein lateinisches (praestigiae) und heißt Gaukelei, Taschenspielerei, Blendwerk womit man die Augen der Menschen verblendet, betrügerischer Schein eines Wunderbaren. Einer, der solche Dinge treibt, heißt ein Prestigiateur (praestigiator) und ein solcher Prestigiateur ist z. B. Louis Napoleon,

Von jenen Erwerbungen auf dem Wege des Raubes und der Plünderung oder Confiskation, wie man's nennen will, haben wir nun eines Beispiels zu gedenken, welches zu den wichtigsten gehört, die die alte Literaturgeschichte aufzuweisen hat. Es war zur Zeit des furchtbaren Kriegsfeuers, welches der kühne Mithridates von Pontus im Osten zum Untergange der gemeinsamen Zwingherren Europa's und Asiens entzündet hatte, als auch in dem geknechteten, von römischen Provinzialbeamteten gedrückten Hellas die Sehnsucht nach Befreiung zur Hoffnung emporloderte, und eine Verbindung mit Mithridates zur Folge hatte. Doch nur Athen allein bewährte bei diesem verzweifelten letzten Versuche standhaften Muth; denn als der gefürchtete Sulla mit seinen Legionen durch sein blosses Erscheinen die übrigen Staaten Griechenlands „zu ihrer Pflicht zurückrief," stand es allein treulich zu dem, bei Chaeronea in dreitägiger Schlacht geschlagenen Archelaos, dem Feldherrn des Königs von Pontus, und warf, mit ihm vereint, die ersten Angriffe Sullas von seinen Mauern kräftig zurück. Eine antirömische Volkspartei, an ihrer Spitze den übelberüchtigten Demagogen *Athenion*[1]), welchen Posidonius von Apamea, der Ge-

1) Die Stellen der Alten über diesen Athenion sind gesammelt Aristotelia Th. II, S. 117 — 118. N. 4.; dann: *Ahrens* de Athenarum statu politico et litterario inde ab Achaici foederis interitu usque ad Antoniorum tempora (eine zu Göttingen gekrönte Preisschrift) Gottiug. 1829. p. 4. Not. 2. Die vorzüglichste Schilderung der damaligen Zustände giebt: *Joh. Wilh. Zinkeisen* Geschichte Griechenlands vom Anfange ge-

der Mann, der es unternommen hat, in der Vorrede seiner Geschichte Caesar's den alten Napoleon, den selbstsüchtigsten Tyrannen, den die Welt je gesehen, Europa als einen von der Menschheit verkannten und mißhandelten Messias, einen Wohlthäter der Menschheit, einen Märtyrer der Freiheit und Humanität vorzutaschenspielern; ein solcher Prestigiateur ist der Mann mit dem Speckhute und dem abgerichteten Menagerieadler, den Frankreich als seinen Beherrscher, als den Wahrer und Schirmer seiner Ehre zu besitzen das Glück hat. Dieser Mann, in Allem unendlich kleiner als sein „Onkel", nur im Schlechten ihm ähnlich, übertrifft doch in einem die gleiche Virtuosität desselben, in der bewußten Lüge. Denn eine Behauptung, wie die soeben angeführte des heutigen Napoleon über den ersten, hätte dieser letztere selbst, so frech er auch gegen die Wahrheit zu sündigen gewohnt war, nicht in solcher Nacktheit von sich auszusprechen gewagt, so wenig er es gewagt hätte, eine solche Kriegserklärung abzufassen, wie sein Neffe sie jetzt an uns erlassen hat. Es gab wenigstens Eins, vor dem er Respekt hatte: vor seinem eigenen Verstande. Aus demselben Grunde hätte er auch, wenn er jetzt lebte, einem Rouher nicht erlaubt, das freche Wort zu sprechen: „Spanien kennt uns!" Ja wohl, es ist zu hoffen, das Spanien Euch „kennt". Euer eigner neuster Geschichtsschreiber des alten Napoleon, der edle Lanfrey, hat

im vierten Bande seines Werkes dafür gesorgt, daß nicht nur Spanien, sondern Ihr selbst und die ganze Welt erkennen können, wie ein Bonaparte'sches Frankreich, wie Napoleon der Erste, — das Muster und Vorbild Napoleons des Dritten, an Spanien gehandelt hat.

Berlin, 27. Juli 1870.

Der neue Macbeth auf Frankreichs Thron.

I.

„Gegen Uns ist sie blutig erhoben
Die Fahne der Tyrannei!"

„Gegen Uns" — nicht gegen Euch, nicht gegen Frankreich! Wir sind es jetzt, Ihr Franzosen, die Eure Marseillaise singen könnten, wenn wir Lust dazu hätten; Ihr habt seit dem 2. Dezember 1851 kein Recht mehr dazu. Denn auf dem Throne Eures Landes sitzt der blutige Macbeth.

Ihr wißt doch, wer Macbeth war? Ihr kennt sie doch die Shakespeare'sche Tragödie von dem größten aller gekrönten Verbrecher; von dem blutigen Usurpator der Krone Schottlands; von dem Mörder, der seinen Herrn und Herrscher, den gnadenreichen König Duncan, der sich vertrauensvoll in seine Hand gegeben, bei nächtlicher Weile, im Schlafe, im Schutze des geheiligten Gastrechts unter des von ihm hochgeehrten und erhobenen Mörders eignem Dache, meuchlings ermordete, um sich den goldenen Reif auf das verruchte Haupt zu setzen?

Zug für Zug das Gleiche hat Euer Macbeth, hat Euer Napoleon III. gethan. Sein Vaterland, die Republik Frankreich, hatte ihn zu ihrem ersten Bürger erhoben, hatte vertrauensvoll seiner Bewachung Staat und Verfassung übergeben, die er zu beschützen und zu bewachen einen heiligen Eid geschworen. Und Er? er hat sie bei nächtlicher Weile, im Schlafe, überfallen und verrätherisch gemeuchelt, um sich die blutige Krone aufzusetzen, die ihm die drei Zauberfrauen Ehrsucht, Lüge und Eitelkeit verhießen.

Nicht heute erst mache ich diesen Vergleich. Er stieg mir auf und ich sprach ihn öffentlich aus, als ich den Mörder der Freiheit Frankreichs vor fünfzehn Jahren sich spreizend auf der Höhe seines Glückes nach dem Falle von Sebastopol erblickte, wie er beim Schlusse der großen Weltausstellung des Jahres 1855 zu Paris die Abgeordneten aller Kulturvölker Europa's mit jener stolzen Rede in ihre Heimath entließ. Damals war es, wo ich die Worte schrieb:*) „Wie er die Umstände benutzt, das gehört der Geschichte an, deren Gericht er nimmer entgehen wird. Wir aber, die wir ihn, den Bürger der französischen Republik, von der Bank des Volksdeputirten zum Präsidentenstuhl und von

*) Adolf Stahr. Nach fünf Jahren. Pariser Studien ꝛc., Th. II., S. 300.

da durch Ströme vergossenen Blutes zum Kaiserthrone schreiten gesehen, wir fühlen uns versucht, der Worte zu gedenken, welche in Shakespeare's unsterblicher Dichtung der edle Banquo im Selbstgespräche dem gekrönten Macbeth zuruft:

„Du hasts nun: Cawdor, Glamis, König — Alles
Wie Dir's die Zauberfraun versprochen; und ich fürchte,
Du spieltest schändlich drum! Doch ward gesagt:
Es solle nicht bei Deinem Stamme bleiben."

Nein! er soll nicht bei seinem, bei des neuen Macbeth's Stamme bleiben, der blutige Raub, den er jetzt mit Strömen Blutes neu zu sichern gedenkt. Die blutige Kaiserkrone, die er sich ermeuchelt, sie soll und muß und wird von ihm genommen werden, von ihm und seinem ganzen Geschlechte. Der Birnamwald wird heranrücken auch gegen ihn und seine Veste Malepartus-Dunsinan, und der Augenblick ist für ihn schon jetzt gekommen, wo er, wie sein Doppelgänger, am Ende seiner verbrecherischen Bahn zu sich sprechen mag:

— — — — — — — Dieser Ruck
Kurirt auf immer oder liefert jetzt mich!
Ich lebte lang genug. Mein Lebensweg
Gerieth in's Dürre, ins' verwelkte Laub:
Und was das hohe Alter soll begleiten,
Gehorsam, Ehre, Liebe, Freundestrost

Danach darf ich nicht aussehn; doch, statt dessen
Flüche, nicht laut, doch tief, Munddienst und Schein,
Was gern die arme Seele weigerte
Und wagt's nicht! —

Aber selbst mit dieser Vergleichung thun wir dem Dezemberschlächter noch zu viel Ehre an. Denn der Macbeth der Vorzeitssage und Dichtung ist wenigstens ein kühner Held, ein ruhmgekrönter Feldherr, ein unerschrockener Krieger, der, als es zum Ende geht, als Alles ihn verläßt, als selbst der Doppelsinn der Hölle, auf die er gebaut, ihm klar wird, dennoch wenigstens seinen Kriegermuth im letzten Kampfe bewährt und seinem Gegner zuruft: „Verflucht sei, wer zuerst ruft: Halt! genug!“ Aber dieser neue Macbeth ist keins von dem Allen. Wohl rief er einst den von ihm zum Verrath verführten französischen Soldaten am Vorabend des 2. Dezember zu: „Ich werde nicht sprechen: Vorwärts, ich folge Euch! sondern ich werde sagen! Ich gehe voran, folgt mir!“ Aber er ging nicht voran, er folgte auch nicht einmal, als sich der Kampf erhob, sondern blieb ruhig am Kamin des Elisäepalastes sitzen, in dessen Hofe die Wagen zur Flucht bereit standen. Er ist auch nicht in den Krimkrieg vorangegangen, noch weniger nach Mexico, und wie er sich persönlich bei Magenta und Solferino benommen hat, das weiß die Welt durch den Engländer Kinglake, den Verfasser der Geschichte des Krimkriegs. Sein Muth glich ganz

dem Heldenmuthe, den er in Straßburg und Boulogne gezeigt hatte. — Und der tragische Held Macbeth ist ferner ein Mensch, der da weiß, daß er ein Verbrechen begangen hat. Er ist eine ursprünglich edle Natur und er geht zu Grunde an seiner eigenen inneren Verzweiflung über das von ihm begangene Verbrechen. Der französische Macbeth dagegen ist ein Heuchler, der seine verbrecherische That der Welt als eine tugendhafte, seinen aus Ehrgeiz und Selbstsucht begangenen Verrath als eine Wohlthat, die er der Menschheit erwiesen, seinen Meineid als eine That heroischer Aufopferung zur Rettung der europäischen Gesittung und Moral vorzugaukeln versuchte; grade so, wie er jetzt die letzte und schwärzeste seiner Freveltaten, die Entfesselung des grauenvollsten Krieges zwischen den zwei größten Kulturnationen der Erde als einen heiligen Entschluß zur Wahrung der Würde und Ehre, des Ruhms und der Freiheit Frankreichs darstellen möchte! Wie heißt doch das Wort, das unser großer Lessing seine Claudia Galotti dem heuchlerischen Mörder Marinelli zurufen läßt: „Mörder, feiger, elender Mörder! Was ehrliche Mörder sind, werden dich nicht unter sich dulden!"

Doch ich will mit einem andern Worte schließen, mit dem Worte, das ein anderer deutscher Dichter, das Göthe in Bezug auf den ersten Napoleon und seine Lage im Kampfjahre von 1814 ausgesprochen hat. Es lautet:

„Zwar was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerstehn!
Und alle, die noch an ihm hangen,
Sie müssen mit zu Grunde gehn."

II.

Warum Er nieder muß!

Warum Er nieder muß? Aus tausend Gründen; aber der Hauptgrund ist doch nur einer. Er muß nieder, weil Er durch sein Emporkommen die öffentliche Moral nicht nur in Frankreich, sondern theilweise auch in Europa vergiftet hat und fortwährend vergiftet. Il a tué la conscience humaine! hat ein edler Franzose, ein Verbannter des Staatsstreichs, Edgar Quinet, von ihm gesagt: „Er hat das menschliche Gewissen getödtet!" Für Frankreich ist das eine unbestreitbare Wahrheit!

Das heutige Frankreich, mit seinem Unglauben an die Idee des Guten und Wahren, seinem wilden Tanze um das goldene Kalb des Gewinns und Vortheils, seiner von aller Scham und Zucht verlassenen Literatur, seiner Herrschaft des Hurenthums und des

Unzuchts-Cancans, mit seinem Hofe, vor dem eine Madame Thérèse ihre Zotenlieder singt — (jetzt singt dieselbe „Madame“ das Marseiller Freiheitslied!) — dies heutige, bis in das Mark korrumpirte, zucht- und würdelose, an kein Moralgesetz mehr, sondern nur an den Gott „Erfolg“ noch glaubende Frankreich ist Napoleon's III. Werk, ist das Werk des gelungenen zweiten Dezember.

Wie sollte es nicht? „Glücklicher Verrath und Uebermuth im Purpur haben stets Speichellecker gefunden. Hätte Cartouche oder Catilina sich eine Krone aufgesetzt, es würde ihnen nie an Schmeichlern gefehlt haben!“ Ist es nicht als ob unser Friedrich der Große den neuen Macbeth, den dritten Napoleon im Geiste vorausgeahnt hatte, als er vor über hundert Jahren diese Worte niederschrieb?

Besinnen wir uns doch, was wir gesehen und erlebt haben, besinnen wir uns auf das Schauspiel, an das sich Frankreich und Europa seit achtzehn Jahren gewöhnt hat!

Ein Schauder durchzuckte ganz Frankreich und Europa, als vor einem Jahre jenes französische Ungeheuer Traupmann sieben Menschen, eine ganze Familie, mit kalter Ueberlegung ermordete, um mit dem Vermögen dieser Familie sich selbst und seine Pläne zu fördern. Er ward entdeckt und das Henkerbeil sein Theil.

Louis Napoleon überfällt Paris und Frankreich im Schlafe, er stürzt die Verfassung, die er zu bewahren geschworen, er wirft die Zierden Frankreichs in die Kerker, er massakrirt, um seinem Verrathe den Erfolg zu sichern, nicht sieben, sondern siebentausend Menschen, Männer und Weiber, Kinder, Greise auf den Boulevards von Paris nach einem kalten Plane, um sich in Besitz von Frankreich zu setzen. Sein Verbrechen gelingt, und statt wie jener den Kopf auf dem Schaffotte zu verlieren, setzt er sich eine Kaiserkrone darauf und belohnt seine Spießgesellen mit Herzogshüten und Marschallstäben! Wo ist der Unterschied zwischen beiden anders als im Erfolge und im Nichterfolge?

Und nun, was geschieht? Das Verbrechen hat Glück gehabt. Es besteigt den Thron. Die Priester singen ihm ihr Domine salvum fac Napoleonem, und flehen Gott an, daß er den Meineid und Verrath segne und beschütze! Die Regierungen und Fürsten Europa's, die einst den alten Napoleon und seinen Samen für ewige Zeiten von allen Thronen ausgestoßen und das „Gesindel" wie ausgerissenes Unkraut über den Zaun des Gesetzes geworfen hatten, erkennen ihn als ihren Genossen und Kollegen an — hat er doch das Verdienst eine Republik erwürgt zu haben — und Recht und Gesetz und Ehre und Moralität sind von da ab in Frankreich achtzehn Jahre lang in der Hand dieses Mannes

schichtschreiber dieser Zeit, wunderlich genug einen peripatetischen Philosophen nennt [1]), war die Seele dieses Treibens; und ihrer Verzweiflung, welche durch terroristische Grausamkeit gegen Römischgesinnte nur zu wohl begründet war, dankte Sulla einen furchtbar erbitterten Widerstand, der fast seinen Kriegsruhm zu Schanden gemacht hätte, und den zu überwinden ihm nur durch Verrath und Hunger gelang. In der Nacht des ersten März d. J. 86 v. Chr. [2]) ward die Stadt erstürmt, und wenn des Siegers frecher Mund später die Schonung und Erhaltung Athens als einen von den zwei Hauptglücksfällen seines glückbegünstigten Lebens nannte [3]), so werden wir solche Milde zu würdigen wissen, wenn wir lesen, wie er vor dem Sturme selbst seinen Soldaten geheissen, keinen Pardon zu geben, sondern Alles niederzuhauen, so dass die Anzahl der Ermordeten noch zu Plutarchs Zeiten „nur nach den Strömen des Blutes geschätzt wurde, die sich vorzüglich vom Marktplatz und dem Kerameikos aus nach den Thoren der Vorstädte ergossen hätten [4])." Nachdem am Tage der Eroberung die Stadt der Plünderung Preis gegeben worden war, wurden die Gefangenen als Sklaven ver-

schichtlicher Kunde bis auf unsre Tage. (Leipzig 1832.) Th. I, S. 494 – 507.

1) *Appian* bell. Mithridat. cp. XXVIII. nennt ihn einen Epikureer. S. *Ahrens* a. a. O. *Bake* ad Posidon. p. 108.

2) S. *Ahrens* a. a. O. p. 7. Not. 3.

3) *Ahrens* a. a. O. p. 9. N. 1.

4) Vgl. *Zinkeisen* a. a. O. S. 365. *Plutarch.* v. Sullae cp. XIV. *Ahrens* a. a. O. p. 6 – 7.

oder vielmehr: er ist die Quelle, aus der diese geistigen Heiligthümer eines Volkes entfließen, er, dessen faule That „zum Himmel stinkt", wie die des meineidig mörderischen und verrätherischen Dänenkönigs in Shakespeare's Hamlet. Und nun steht ein Mann auf, der ihm diese That und alle anderen Verbrechen ins Gesicht schleudert: Rochefort zündet seine „Laterne" an und beleuchtet den Kaiser Frankreichs mit derselben in dem Brillantfeuer seines Hasses, nennt ihn was er ist: einen Meineidigen, einen Räuber und Dieb, einen für die Galeeren reifen Verbrecher — und der so angegriffene Kaiser der „großen Nation" erlebt, daß diese ihm das Brandmal der Schande aufdrückenden Blätter in keinem der mit ihm befreundeten Staaten und Länder Europa's verboten, daß sie überall und von allen gelesen werden! Warum? weil jeder sich heimlich sagt, daß diese Anklagen gerecht, diese Schmähungen und Vorwürfe wahr sind. Noch mehr: der Kaiser von Frankreich, der Schirmherr der öffentlichen Moral, erlebt es, Frankreich, Europa erlebten das Schauspiel, daß dieser sein Ankläger, von der Hauptstadt Frankreichs in die Versammlung der Vertreter Frankreichs gewählt wird, und aus dem Exil zurückkehrend in derselben dem Thron des Herrschers gegenüber seinen Platz nimmt!

Fürwahr! Die Geschichte des civilisirten Europa kennt nichts Aehnliches in ihren Annalen!

Solch ein Zuſtand, ſolch eine Verkehrung aller Begriffe, aller einfachen Moralgeſetze iſt ein freſſendes Giftgeſchwür in dem Körper Europa's, das operirt werden muß, damit es nicht weiter die Säfte verpeſte. Das iſt der Grund, warum er nieder muß. Die beleidigte Moral, die verhöhnte Gerechtigkeit verlangen endlich ihre Sühnen, und ſein eigner böſer Dämon iſt es, der ihn treibt, ſich ſelbſt dem Gericht zu ſtellen. Der verbannte Dichter Frankreichs, der ihm ſeit achtzehn Jahren zugerufen hat, daß die Stunde kommen müſſe, in welcher der Ruf des Richters an ihn ergehen werde: „Angeklagter, erhebt Euch! (accusé levez-vous!), Victor Hugo erlebt jetzt die Stunde der Erfüllung. Unſer deutſcher Dichter aber, der edle Heinrich von Kleiſt, den der Jammer über Deutſchlands Entehrung durch den erſten Napoleon in den freiwilligen Tod trieb, er ruft uns heute aus ſeinem Grabe am ſtillen Wanſee zu, was er damals ſeinen deutſchen Volksgenoſſen zurief in dem Liede „Germania an ihre Kinder", dem gewaltigſten Schlachtgeſange der jemals in deutſcher Zunge erklungen iſt:

„Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebau'n,
Aus des Rheines Laubenſitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,

Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her:
Zu den Waffen, zu den Waffen,
Was die Hände blindlings raffen,
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt in's Thal der Schlacht hinab! — —
Schäumt ein uferloses Meer
Ueber diese Franken her.
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an.
Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen Preis!
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen
Laßt, gestaut von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein.

Chor:
Eine Lustjagd, wenn die Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht!"

Berlin, 24. Juli 1870.

III.

Warum wir siegen werden.

Warum wir siegen werden? — Weil wir siegen müssen. Denn Besiegtwerden wäre diesmal mehr als bloßes Unterliegen im eisernen Würfelspiele: es wäre Vernichtung unserer deutschen Nationalität. Mehr noch, es wäre der Todesstoß für die Freiheit und Unabhängigkeit, für die Moralität und Sittlichkeit Europa's.

Deutschland ist oft genug das Herz Europa's genannt worden. Gegen dieses Herz Europa's ist der Mordstoß des blutigen Macbeth an der Seine gerichtet. Trifft es sein Dolch tödtlich, so ist es um das Leben des Leibes geschehen. Dann ist ganz Europa Bonapartisches Eigenthum, unterworfen dem Regiment des Bonapartischen Frankreich und seines Tyrannen.

Das kann, das darf, das wird nicht geschehen.

Ist es nicht schon Schmach und Schande genug, daß achtzehn Jahre lang ganz Europa in ewiger Spannung und Sorge gehalten worden ist von diesem einen Menschen, über dessen schuldigem Haupte noch heute die Anklage auf Hochverrath an Frankreich schwebt, welche der oberste Gerichtshof des von ihm verrathenen Landes am 2. Dezember 1851 wider ihn verhängte? Daß wir

allesammt den Frieden und die Ruhe Europa's, und mit ihnen all' unsere Arbeit und Mühe, alle Unternehmungen des Handels, des Gewerbes, der Industrie, unser Habe und Vermögen — vom reichen Millionär bis zum treuen Arbeiter für das tägliche Brod — unaufhörlich gehemmt, gestört, bedroht, aufs Spiel gesetzt sehen mußten durch diesen Wolf im Schafskleide, der heuchlerisch den Frieden predigte, während er in allen Welttheilen blutige Kriege anzettelte, der den Oelzweig den Völkern zeigte, während er heimlich über der Erfindung seiner Kartätschenrevolver, seiner „Mitrailleusen" brütete! — War es nicht Schmach und Schande für das neunzehnte Jahrhundert, daß nicht nur alle Börsen Europa's, sondern auch alle Unternehmer großer Arbeiten und Geschäfte, Bauten und Fabriken zuletzt Tag für Tag ängstlich horchten: wie sich der kranke Leib des Usurpators befinde! daß Glück und Unglück von Millionen davon abzuhangen schienen, wie ER geschlafen, daß man täglich mit Angst und Sorge erwägen und fragen hörte: ob er sich halten können werde gegen sein eignes Volk mit Hülfe seiner in Afrika, Asien und Europa von ihm in Mord, Brand und Plünderung exercirten Soldateska? und ob er nicht endlich doch gezwungen sein werde, diesen seinen Stützen auch uns zum Raube vorzuwerfen?!

Ist dies Alles nicht Schmach und Elend genug gewesen? und ist ein solcher Zustand nicht eine

Schande für Europa, ein Schimpf für das Jahrhundert, das ihn duldet und erträgt? Soll, kann, darf dieſer Zuſtand, dieſer Hohn des neunzehnten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Menſchlichkeit und Aufklärung weiter dauern? Sollen wir alle, und wir Deutſche zumal, täglich den Erfolg des Verbrechens büßen, das den Abenteurer von Straßburg und Boulogne, den zehnfach meineidigen Verräther ſeiner eigenen Nation und ihrer Freiheit zum Kaiſer von Frankreich gemacht und dieſem falſcheſten aller falſchen Spieler die Kraft und Macht, das Blut und das Geld eines großen und tapferen, aber ebenſo hochmüthigen und eitlen Volkes zu jeglichem Gebrauch und Mißbrauch in die Hände gegeben hat?

Nein und abermals Nein!

„Beſſer ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“ Dies Wort unſeres tapferen Schill muß unſere Loſung ſein.

Den „Schrecken ohne Ende“ haben wir bisher genoſſen. Jetzt gilt es, Ihm „das Ende mit Schrecken“ zu bereiten.

Und es wird Ihm bereitet werden.

Denn: wenn dieſer Mann in dieſem Kampfe ſiegte, über unſer deutſches Volk ſiegte — dann bliebe uns nichts übrig, als daß wir unſern Kindern als Sittengebot die Lehre mit auf den Weg geben: „Ehret Meineid und Verrath, da-

mit es Euch wohl gehe und Ihr lange lebet auf Erden!"

Aber es hat keine Noth. Zwar hat der Frevler in seiner letzten Rede das gotteslästerische Wort wiederholt, das er schon früher unter dem Gelächter des Laternenmannes Rochefort ausgesprochen, das Wort: „Ich weiß, daß Gott Frankreich schützt!" Nun, wir stehen nicht so vertraut mit Gott und am wenigsten mit dem Gotte, von dem Er weiß. Aber wir wissen ein anderes Wort, das alte fromme Wort, das da lautet: „Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!"

Berlin, 26. Juli 1870.

IV.

Wider den Ideenfälscher auf Frankreichs Thron.

Der Buß- und Bettag des 27. Juli.

„Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ das müßte der Text sein am heutigen Buß- und Bettage, wo, während ich dieses schreibe, Hundert- und aber Hunderttausende in die geöffneten Kirchen strömen, um ihre Herzen im Gebet zu erleichtern und Sieg herabzuflehen auf die Waffen unsres Volks in dem gerechtesten Kriege gegen Lüge und Verrath.

Es war wohlgethan, einen solchen Tag der Buße und des Gebets anzusetzen am Vorabende des Entscheidungskampfes; wohl gethan für alle diejenigen — und ihre Zahl ist nicht klein — die so lange Jahre hindurch sich vor dem gelungenen Verbrechen huldigend verneigt und dem meineidigen Verbrecher an der Seine ihre Anerkennung seiner „Klugheit“, seiner „Weisheit und Mäßigung“, seiner „Förderung des Fortschritts“, seines „starken Schutzes“ vor der „Anarchie“, vor dem rothen Gespenste der Pöbelherrschaft und des Kommunismus dargebracht haben. Oder ist dies etwa nicht geschehen auch unter uns? Hat es nicht auch unter uns so manche Thoren ge-

geben, die in der „Angst um das Irdische“ die Sorge um das Ewige vergessen haben? die dem Lügenfürsten an der Seine alle seine schwarzen Thaten, seinen Meineid, seinen Hochverrath am eignen Volke und Lande, seine Schlächtereien unschuldiger, wehrloser Mitbürger verziehen und vergaben — warum? weil sie glaubten, daß alle diese Unthaten doch für sie und ihre Interessen, für „Friede und Ruhe“, Erwerb und Lebensgenuß förderlich gewesen seien.

Die Thoren! sie bedachten nicht das tiefe Wort des alten Weisen, das da lautet: „Es ist unmöglich, daß aus einem scheinbaren Gut nicht zuletzt ein wirkliches Uebel hervorgehe!“ Sie bedachten nicht, daß ihr Denken und Thun nichts anderes war, als die Befolgung des Jesuitengrundsatzes: „daß der Zweck die Mittel heilige!“

Und ward denn nicht jetzt am 15. Juli des Jahres 1870 nur eine Wiederholung jenes Bubenstückes vom 2. Dezember geliefert? Gerade so, wie er sich damals noch kurz vor demselben öffentlich und feierlich verschwor: „daß eine gewaltsame Veränderung der Verfassung Frankreichs, wer sie auch unternehmen möge, das schwerste aller Verbrechen sein würde“, und diese Versicherung durch seine Helfershelfer von allen Dächern predigen ließ, — gerade so verkündete Er jetzt in demselben Augenblicke, in welchem er zum mörderischen Ansprunge auf unser Vaterland bereit und fest entschlossen

war — „nie sei der Friede Europa's gesicherter gewesen!“

Seit ich fühlen konnte, habe ich den alten Bonaparte gehaßt, seit ich denken konnte, habe ich gewußt warum? Aber dieser neue Bonaparte war mir von je noch unendlich haſſenswürdiger als der alte. Der alte Bonaparte war gleichsam die brutale Naturkraft des Bösen, der Gewittersturm des Frevels, der Orkan der Selbstsucht; der neue gleicht der komprimitirten, in der Maschine gefangen gehaltenen und von einem tückischen Maschinenmeister gehandhabten Dampfkraft der Schlechtigkeit. Und Eins ist, was unsern Haß gegen den heutigen Napoleon noch steigert. Auch der erste war ein Meister der Lüge und Heuchelkunst, vor keinem Verbrechen zurückbebend, das ihn zu fördern versprach — aber in Einem wenigstens war er kein Heuchler! Er haßte offen alle Ideen seines Jahrhunderts, er verachtete alle ewigen Ideen des Guten, Edlen und Wahren und spottete derjenigen — zumal der Deutschen — die an solche glaubten und auf ihre Macht vertrauten. Er schimpfte sie „Ideologen“ und erachtete sie als armselige unpractische Thoren. Der Dezember-Napoleon von heute aber ist in diesem Bezuge der wahre „Sünder wider den heiligen Geist.“ Er kannte und kennt alle großen Ideen, welche in unserem Jahrhundert die Herzen und Geister der Menschen bewegen, und er fälschte sie alle, aber alle ohne Ausnahme,

kauft, den wenigen Freien Leben ohne bürgerliche Freiheit geschenkt auf die Fürbitte gebildeter Römer; unter denen Atticus sich in dieser Zeit der höchsten Noth um die unglückselige Stadt ein ewiges Verdienst erwarb [1]). Im Spätherbste desselben Jahres kehrte Sulla nach Athen zurück, wo er den Winter zubrachte, und die Früchte seiner Eroberung ausbeutete, indem er die Güter der Freunde und Anhänger Athenions, der unterdessen seinen Tod gefunden hatte, für sich einzog. Unter diesen befanden sich nun auch die ausgezeichneten Büchersammlungen des reichen Teïers *Apellikon*, den seine Freundschaft mit Athenion noch vor Athens Eroberung in dessen Untergang verflochten hatte [2]). Dieser Apellikon, als Eingebürgerter zu Athen lebend, hatte sich, vor seiner unheilvollen politischen Laufbahn im Besitze eines grossen Vermögens, aus einer Art von Liebhaberei und Dilettantismus mit den Wissenschaften beschäftigt, und wie sein Freund Athenion sich zu den Peripatetikern gehalten. Ganz im Sinne und Geiste eines solchen Dilettantismus hatte er mit grossem Aufwande von Mühe und Kosten eine Bibliothek angelegt, und seine Bibliomanie besonders dadurch zu einem Gegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit gemacht, dass er als ein Liebhaber von Seltenheiten und vorzüglich auf den Besitz sehr alter Handschriften und Autographa erpicht, sich um die Rechtlichkeit der Mittel zu seinen antiqua-

1) *Cornel. Nep. Attic.* cp. 4.
2) S. Aristotelia. Th. II, S. 118 – 119. N. 1.

im Interesse seiner elenden selbstsüchtigen Zwecke. Die Idee der Humanität, der Freiheit und Brüderlichkeit der Menschen, des Selbstbestimmungsrechts der Völker und Nationalitäten, die Solidarität der verbundenen Kulturvölker zur Erhaltung des Friedens und zur Förderung seiner Früchte in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbfleiß, die sozialen Ideen der Erhebung des Arbeiters zu menschenwürdigem Dasein, zu gerechterer Vertheilung von Arbeit und Ertrag, Mühe und Genuß — die Ideen der Religion und Moral, und jeder menschlichen Tugend — das Alles waren und sind ihm nichts als Karten, die er ausspielte oder stach, wie es ihm paßte, wie es sein einziges in ihm lebendiges Interesse: die Befestigung seines auf Meineid und Verrath errichteten Thrones zu fördern schien. In dieser Heuchelkunst leistete er das Höchste; denn er wagte es sogar, sich unaufhörlich zu berufen auf „die glorreichen Grundsätze der Revolution von 1789," — zu berufen in demselben Frankreich, in welchem er, wie sein Onkel und noch frecher wie dieser, alle diese Grundsätze verhöhnt und mit Füßen getreten und alle besten und wohlthätigsten Früchte derselben vernichtet hat!

Aber an diesen unsterblichen Menschheitsideen, an diesen heiligsten Gütern der Menschheit wird der Fälscher derselben ebenso zu Grunde gehen,

wie vor ihm der Leugner derselben an ihnen zu Grunde gegangen ist.

Wir aber, deren Auge den Sturz des großen Ideenläugners gesehen, wir, die wir als Knaben Jubelthränen geweint, über den achtzehnten Oktober 1813 — segnen wir unser Geschick, daß es uns die Gunst gewährt, den gekrönten Ideenfälscher von heute entlarvt und von allen Kulturnationen der Erde — und hoffentlich bald auch von der seiner blutigen Herrschaft verfallenen eignen Nation — gebrandmarkt zu sehen als das was er ist, als Feind des Friedens und der öffentlichen Moral, sowie der Arbeit und des Wohlstandes von ganz Europa!

Segen und Heil darum diesem Buß- und Bettage! Mögen an diesem Tage alle die, die es angeht, in der Stille des eignen Herzens zu Gericht sitzen über sich selbst und über Alles dasjenige, womit sie wissentlich oder unbedacht die Sache des Erbfeindes gefördert haben. „Suchet, so werdet Ihr finden."

Berlin, 27. Juli 1870.

V.

Der Lügenfürſt auf Frankreichs Thron.

Der Meiſter und ſein Schüler.

„Dieſer Menſch lügt, wie ein anderer Menſch athmet!“ wer hat das von dem dritten Napoleon geſagt? Etwa ein Deutſcher? oder ein Engländer? oder der unglückliche von ihm verrathene Oeſtreicher in Mexiko! Nein! ein Franzoſe hat es geſagt, ein Franzoſe, den ſeine Nation als den erſten Dichter Frankreichs in dieſem Jahrhundert preiſt. Es iſt Viktor Hugo der da ſpricht:

„Dieſer Menſch lügt, wie ein anderer athmet. Kündigt er eine anſtändige Abſicht an: ſo ſeid auf Eurer Huth! Betheuert er etwas: glaubt das Gegentheil. Schwört er gar, ſo zittert!“

Kann man den dritten Napoleon treffender charakteriſiren als es dieſer Franzoſe ſchon vor 18 Jahren gethan hat? Aber er hat noch mehr gethan: er hat zugleich ſchon damals verkündet, wie der meineidige Staatsſtreichshelb ſein Lügenprogramm weiter ins Werk richten, wie er dieſe ſeine Lügenkünſte auch nach Außen gegen Europa wenden werde. Hören wir, was der franzöſiſche Schriftſteller an derſelben Stelle ſagt:

„Etwas unerhört Frevelhaftes ankündigen lassen, wogegen alle Welt aufschreit, dann es mit Entrüstung von sich weisen, Gott im Himmel zum Zeugen anrufen, sich als einen ehrlichen Mann hinstellen, — und sodann, in dem Augenblicke, wo alle Welt beruhigt ist und über den angeblichen Frevel lacht, sein Vorhaben ausführen: das war Punkt für Punkt sein Verfahren bei dem Staatsstreiche des 2. Dezember, bei der Vermögensberaubung der Prinzen von Orleans, bei den Verbannungsdecreten mit dem er tausende der edelsten Bürger Frankreichs an die trockne Guillotine lieferte. Und ebenso wird Er es auch machen für den Angriff auf Belgien und die Schweiz und auf alles Uebrige" — d. h. auf Preußen und die deutschen Rheinlande! — Gewiß! das Wort ist wahr, welches vom Dichter sagt, daß er ein Prophet sei!

Aber auch in dieser Lügen- und Heuchelkunst ist der Neffe nicht Original, er ist nur der Schüler des Meisters, der Wiederholer des Onkels, dieses „wunderbaren Betrügers" (ce prodigieux trompeur), dieses „vollendeten Meisterwerks vorbedachter Schurkerei" (ce chef-d'oeuvre accompli de fourberie et de préméditation) wie ihn der große französische Historiker Lanfrey genannt und seinen Landsleuten enthüllt hat. *)

*) Histoire de Napoléon I. par P. Lanfrey (Paris 1867—70) IV, p. 163 p. 225.

Das Verfahren dieses großen Betrügers beruhte, wie er es selbst offen ausgesprochen hat, auf den zwei Regeln seines Handelns: „Man muß die, die man überfallen will, in Sicherheit wiegen" (endormir); und zweitens: „Man muß eine Sache erst gethan haben, ehe man eingesteht, daß man daran gedacht habe" (il faut qu'une chose soit faite, pour qu'on avoue y avoir pensé).

Diese Worte schrieb er an seinen Bruder Louis, König von Holland, den offiziellen Vater des heutigen Napoleon, am 27. März 1808, als er diesem insgeheim seinen Plan verrieth, ihn auf den Thron des Königs von Spanien zu setzen, desselben unglücklichen Königs als dessen Bundesgenosse, Freund und Beschützer er sich zu derselben Zeit vor aller Welt hinstellte!

Nun, der Bruder verwarf diese schandbaren Lehren und entsagte lieber seinem Throne, als daß er ihnen gefolgt wäre. Aber der „Neffe" hat dafür die teuflische Weisheit des Onkels in sein innerstes Herz aufgenommen.

Am 21. September 1848 bestieg der damalige „Bürger und Volksvertreter" der Republik die Rednerbühne und gelobte: „Mein ganzes Leben soll der Befestigung der Republik geweiht sein!"

Acht Tage darauf gelobte er in seinem Manifeste als Kandidat der Präsidentschaft: „Ich werde meine Ehre darin setzen, nach Verlauf von vier

Jahren meinem Nachfolger die Freiheit unangetastet zu übergeben."

Am 20. December 1848 leistete er als erwählter Präsident den feierlichen Eidschwur: „Vor Gott und dem durch die Nationalversammlung vertretenen französischen Volke schwöre ich treu zu bleiben der demokratischen Republik und der Verfassung." Dann setzte er noch freiwillig hinzu: „Die Stimmen der Nation und mein geleisteter Eid bedingen mein zukünftiges Handeln. Meine Pflicht ist klar ausgesprochen. Ich werde sie als Ehrenmann erfüllen."

Am 31. December 1849 sprach er in seiner ersten Botschaft an die Nationalversammlung: „Ich will des Vertrauens der Nation würdig sein und die Verfassung aufrecht erhalten, die ich beschworen habe." In demselben Jahre sprach er zu Caen die Worte: daß er jede gewaltsame Abänderung des Bestehenden „für ein Unglück und großes Verbrechen" halte.

Am 12. November 1850 in seiner zweiten Jahresbotschaft sprach er zu derselben Versammlung der Vertreter des Volks: „Wenn die Verfassung Mängel und Fehler enthält, so steht es Ihnen allen frei, sie der Nation darzulegen. Ich allein, durch meinen Eid gebunden, halte mich streng an die Grenzen, die sie mir gezogen hat." In dieser von

ihm feierlich beschworenen Verfassuug lautete der Artikel über den Präsidenten:

„Jede Maßregel, durch welche der Präsident der Republik die Nationalversammlung auflöst, vertagt, oder an der Ausübung ihrer Thätigkeit hindert ist ein Verbrechen des Hochverraths, durch welches der Präsident sofort seines Amtes verlustig geht und dem Staatsgerichtshofe verfällt."

Auch diesen Artikel der Verfassung hatte der Bürger Louis Napoleon Bonaparte beschworen, und als ihm vierzehn Tage vor dem 2. December ein Mitglied der National-Versamlung auf seine Frage „was man in Paris spreche" zur Antwort gab: „man spreche von einem Staatsstreich, doch glaube er für sein Theil nicht an das Gerücht," da drückte ihm Louis Napoleon die Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht für einen Schurken halten!" — Vierzehn Tage darauf war der Staatsstreich geschehen, das Verbrechen des Hochverraths vollzogen, und — jetzt konnte der Neffe nach dem Recepte des Onkels eingestehen, „daß er daran gedacht habe." —

In der That, der englische Historiker Kinglake, der Verfasser der trefflichen Geschichte des Krimkrieges, der den Mann des zweiten December viele Jahre lang als Verbannten in England gekannt und beobachtet hatte — er hatte ihn richtig erkannt in seinem innersten Wesen, als er über ihn und sein

Betragen während seines Aufenthaltes in England die Worte niederschrieb: „Er konnte freundschaftliche Beziehungen mit einem Manne sieben Jahre lang unterhalten und offen und ehrlich mit ihm verkehren und sprechen, und ihn dann doch betrügen! Selbst seine Ehrlichkeit und noch mehr sein Hin- und Herschwanken ward ihm ein Mittel zum Betruge. Denn die Menschen, mit denen er verkehrte, wurden so müde seinem ewigen Hin und Her zu folgen, daß sie zuletzt ihren Verdacht einschlafen ließen. Und dann, — wenn er sah, daß man müde war vorauszusagen, daß er ein Ding thun werde, dann — stahl er sich bei Seite und that es."

Und dieser elende Verräther aller Freiheiten und Rechte seines eignen Volks wagt es jetzt in seinem Kriegsmanifest auszusprechen: daß er Uns, daß Er Deutschland die Freiheit und das Recht bringen will!! Von allen seinen Frechheiten ist diese fragelos die größte; sie grenzt gradezu an Wahnsinn.

Aber noch größer ist Euer Wahnsinn, Ihr Franzosen, die Ihr, um Euch diesen von Euren edelsten Männern verurtheilten und verfluchten Tyrannen und Verbrecher als Beherrscher zu erhalten jetzt bereit seid, ein friedliches großes Nachbarvolk — das einstimmig nichts wissen will von der ihm durch Euren Bonaparte angebotenen „Freiheit" und „Gerechtigkeit" — mit den blutigen Gräueln des Krieges zu überziehen, und ihm die Segnungen einer

„Civiliſation" beizubringen zu deren Apoſteln Euer Lügenfürſt die Beduinen der Afrikaniſchen Wüſte herbeiruft!

VI.

Ein Fluch wider den Friedensmörder.

„Wenn ſeine Stunde kommt."

Ihr Mütter, die Ihr Eure Söhne und Männer, Ihr Jungfrauen, die Ihr Eure Geliebten und Verlobten aus Euren Armen hinaus ſenden müßt auf das Blutfeld, das der meineidige Dezember-Macbeth zweien Völkern zubereitet, auf das Blutfeld, wo wir unſer Edelſtes und Beſtes, die Blüte des deutſchen Volks, ſeiner Jugend, ſeiner Bildung und Geſittung einzuſetzen gezwungen ſind gegen Kabilen und Mauren und „verlorene Kinder" der Bonapartiſchen Civiliſation, — Ihr Alle, deren empörtes Herz ſeinen ſchmerzenden Zorn und Ingrimm gegen den größten Verbrecher des neunzehnten Jahrhunderts ausſprechen möchte in einem Worte des Fluchs über den meineidigen Mörder des Friedens von Europa: ſchaut her, ich will Euch dieſes Wort des Fluchs und der Verwünſchung leihen, das einer der edelſten Fran-

zosen, der berühmte Schriftsteller Maxime Du Camp vor fünfzehn Jahren gegen ihn geschleudert hat.

Es war im Herbste des Jahres 1855. Der Stern des Mörders der Republik Frankreich stand auf der Höhe seines Glanzes. Sebastopol war gefallen; und der Schluß der ersten großen Weltausstellung des Continents fand die Vertreter der Industrie und Kunst von ganz Europa lauschend der Schlußrede des großen Heuchlers, der ihnen unter dem Donner der Krimkanonen die Worte zurief: „In der Epoche der Civilisation, in der wir leben, sind alle Erfolge der Waffen, so glänzend sie auch sein mögen, doch nur vorübergehend. Es ist in letzter Instanz immer nur die öffentliche Meinung, welche den entscheidenden Sieg davon trägt.“

Aber an diesem selben Tage des fünfzehnten November 1855, wo ich ihn auf der Höhe seines Erfolges sich spreizen gesehn, las ich am Abende in Maxime Du Camp's so eben in Paris erschienenen „Chants modernes“ ein Gedicht, „Malediction“ überschrieben, in welchem der edle Republikaner, der Freund Cavaignac's seinem Schmerze über die Unterjochung seines Volks und Landes glühende Worte gegeben und sein Gefühl gegen den heimtückischen Mörder der Freiheit und Ehre Frankreichs zuletzt in den Fluch zusammengefaßt hatte, den ich hier übertragen will:

rischen Erwerbungen so wenig kümmerte, dass er sogar der gefänglichen Haft und Todesstrafe wegen dieser seiner Betriebsamkeit kaum entging. Da es nämlich bekannt wurde, dass er selbst die Heiligkeit des als Staatsarchiv dienenden Metroons zu Athen verletzt hatte, um sich die Originale der wichtigsten Dokumente der althellenischen Geschichte zu verschaffen [1]), sah er sich durch die Entdeckung dieser und ähnlicher, in andern Städten veranlasster Frevel gezwungen, Athen zu verlassen, wohin er erst später durch den Einfluss seiner Freunde, und begünstigt durch die politischen Unruhen, zu seinem Verderben zurückkehrte [2]). Bei jenen früheren antiquarischen Forschungen hatte dieser Apellikon auch die zu Skepsis in Troas bei den Nachkommen des bekannten Peripatetikers *Neleus* aufbewahrten Urhandschriften der Werke des Aristoteles und Theophrastos aufgespürt, und sich um hohen Preis in den Besitz dieser kostbaren Ueberbleibsel zu setzen gewusst, die er nach Athen schaffen liess, woselbst er, wohl nicht ohne Hülfe anderer Peripatiker, die Lücken und Verderbnisse, soweit es sich durch Vergleichung mit andern im Umlauf befindlichen Exemplaren thun liess, auszufüllen und herzustellen versuchte, und über Aristoteles Leben und Schriften ein eignes Werk herausgab, dessen noch der tüchtige Peripatetiker Ari-

1) *Zinkeisen*, Gesch. Griechenlands Th. I. S. 800, macht darauf aufmerksam, dass auf diese Weise jene historischen Dokumente den Athenern selbst verloren gingen, und nach Rom gelangten.

2) S. Aristotelis Th. II, S. 118 ff.

Ein Fluch über Ihn.

— Sein Name soll zum Spott der Menschheit werden,
Und was Er je geplant, gewünscht, gedacht,
Erfleht, gesucht, versucht hat auf der Erden —
Es soll zusammenbrechen über Nacht!

Das Nichts, an das er glaubt, soll ihn verschlingen,
Und der Ballon, mit dem er sich erhob —
Sein Name, — soll zerplatzen und zerspringen,
Sein „Ruhm" verwehn, wie Spreu im Wind zerstob

Sein plattes Gaukelspiel soll aus man pfeifen,
Niemand ihn hören, wenn er lügend spricht.
Mit Hohn soll man den Purpur ab ihm streifen,
Ihm seine Orden schlagen ins Gesicht!*)

Und wenn es abwärts geht soll dem Verbrecher
Sich Unglück endlos heften an den Schritt;
Sein Gang er gleiche dem, mit dem der schuldge Schächer
Schwankend und zitternd das Schaffott betritt.

Qualvoll und rettungslos soll er verderben,
Wohin er wendet seine scheue Flucht,
Der Mordbandit, — im Leben und im Sterben
Sei er verflucht! sei er verflucht!

---

*) Qu'on le soufflette avec ses croix!

Ich denke, wir Deutſche können uns die Mühe ſparen, den gekrönten Verbrecher poetiſch zu verfluchen, wenn uns Frankreichs Dichter den nöthigen Bedarf ſo ausreichend liefern, wie es hier in den von mir übertragenen Zeilen geſchieht. Der Mann aber, der dieſen Fluch geſprochen, der berühmte Publiciſt und Schriftſteller, der ſich unter Cavaignac das Offizierkreuz der Ehrenlegion erwarb, der mit dem franzöſiſchen Volksvertreter De Flotte im Jahre 1860 in dem glorreichen Kampfe der Befreiung Italiens unter Garibaldi's Fahnen kämpfte — Maxime Du Camp, der Kenner und Würdiger deutſchen Geiſtes und deutſcher Kunſt, er lebt noch heute in Paris, und hat, wie wir feſtiglich hoffen, alle Ausſicht, ſeinen Fluch von damals jetzt in Erfüllung gehen zu ſehn. Wir Deutſche ſagen zu demſelben nur: Ja und Amen!

So aber, wie dieſer Franzoſe denken und fühlen noch Tauſende und aber Tauſende in Frankreich über den blutigen Macbeth, und ſie alle werden zuletzt mit und ohne ihren Willen unſre Helfer ſein im Kampfe gegen ihn.

Die anderthalb Millionen Stimmen „Nein“, — wenn man, wie unſer Schiller fordert, die Stimmen wägen und nicht zählen wollte — ſie würden ſchwerer ins Gewicht fallen als die ſieben Millionen Ja. Das Plebiscit dieſes Jahres war die letzte der „platten Gaukkereien“ des frevelhaften

Abenteurers. Wir werden keine mehr von ihm in Scene gesetzt sehen, sondern es wird sich an ihm und seinem Geschlechte das Wort des französischen Dichters erfüllen:

Comme un ballon crevé, que son nom dégonflé
Retombe pour jamais; que sa gloire s'éteigne
Comme un flambeau qu'on a soufflé.

Berlin, 30. Juli 1870.

Adolf Stahr.

Adolf Stahr's

gesammelte

Kleine Schriften.

Erster Band.

Alle gesetzlichen Rechte vorbehalten.

Kleine Schriften

zur Litteratur und Kunst

von

Adolf Stahr.

Erster Band:

Biographisches.

Berlin.
Verlag von F. Guttentag.
(D. Collin.)
1871.

An Arnold Ruge

in Brighton.

Als ich in Folge mehrfacher freundlicher Aufforderungen mich entſchloß, eine durchmuſternde Ueberſchau meiner zahlreichen, ſeit mehr als einem Menſchenalter in Journalen und Zeitſchriften verſtreuten Aufſätze zu halten, um eine Auswahl derſelben den Freunden geſammelt vorzulegen, von welcher dieſer Band den Anfang bildet, hatte ich wiederholte Veranlaſſung, jener Tage hoffnungsreicher ſtrebender Jugend zu gedenken, in welchen Du, mein theurer alter Freund, verbunden mit unſerm nun ſchon lange dahingegangenen gemeinſamen Freunde Echtermeyer, mich recht eigentlich zuerſt aus dem engen Bezirke meiner philologiſchen Fachſtudien in die allgemeinere litterariſche Laufbahn durch die Theilnahme an den von uns gemeinſam geplanten Halle'ſchen Jahrbüchern hinausführteſt.

Wem könnte ich daher dieſe Sammlung der ſeit jener Zeit entſtandenen Verſuche meiner langjährigen ſchriftſtelle-

riſchen und kritiſchen Thätigkeit lieber widmen als Dir, der dieſelbe ſeitdem ſtets mit ſeiner Theilnahme begleitet hat, und von dem ich überzeugt ſein darf, er werde mir das Zeugniß nicht verſagen, daß ich meinem alten Wahlſpruche: „Luſt, Freude, Theilnahme an den Dingen iſt das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles andere iſt eitel und vereitelt nur!“ durch meine ganze ſchriftſtelleriſche Laufbahn treu geblieben bin.

Und ſo ſende ich, ſeit vierzig Jahren Dir treu verbunden, heute, an dem Ehrentage unſeres Volks und Vaterlandes, den zu erleben uns beiden Alten, die wir für ſeine Herbeiführung unſer Leben lang nach Kräften geſtrebt haben, ein gütiges Geſchick vergönnt hat, Dir dieſen Freundſchaftsgruß aus dem endlich erſtandenen geeinten Reiche unſeres Volkes über das Meer hinüber!

Berlin, den 16. Juni 1871,

am Einzugstage des deutſchen Kaiſers in die Hauptſtadt Deutſchlands.

Adolf Stahr.

Inhalt.

Biographiſche Skizzen und Nachrufe.

Widmung an Arnold Ruge . . . . . S. v

Fra Girolamo Savonarola. Ein Lebensbild aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts (1868) . . . . . S. 3—140

Michelangelo (1863) . . . . . „ 143—178

Winckelmann. (Carl Juſti's Biographie Winckelmann's) (1863) . . . . . „ 181—241

Fichte, der Held unter Deutſchlands Denkern (1862) . „ 245—292

Ludwig Tieck (1853) . . . . . „ 295—308

Lamennais (1854) . . . . . „ 309—317

Silvio Pellico (1854) . . . . . „ 318—324

Eckermann (1854) . . . . . „ 325—330

Karl Auguſt von Weimar. Eine Feſtbetrachtung (1858) „ 331—356

Heinrich Simon. Ein Nachruf (1860) . . . . . „ 357—367

Stein und die deutſchen Fürſten in den Jahren 1813 bis 1815 . . . . . „ 368—391

Theodor Echtermeyer. Ein Denkſtein (1844) . . . . „ 395—422

Arnold Ruge. Eine Charakteriſtik (1847) . . . . . „ 423—464

Arnold Ruge's Memoiren (1862—1863) . . . . „ 465—498

Hegel als Politiker (1844) . . . . . „ 499—536

stokles der Messenier vor vielen andern Schriften in Ehren gedenkt [1]). Diese Bibliothek nun zog Sulla's Aufmerksamkeit um so mehr auf sich, als es ihm, dem beider Sprachen gleich mächtigen Darsteller seiner eignen Thaten [2]), an wissenschaftlicher Bildung eben so wenig als an Interesse für dergleichen Schätze gebrach. Er eignete sie sich zu und liess sie ganz nach Rom bringen und in seinem Hause aufstellen, wo sie bis zu seinem Tode i. J. 78 v. Chr. unter Aufsicht eines griechischen Bibliothekars dem Publikum unzugänglich blieb [3]).

Obgleich wir nun Gründe genug haben anzunehmen, dass hierdurch *nicht* zuerst die Werke des Aristoteles und seines Nachfolgers Römischen Lesern bekannt wurden; und obgleich sich aus unsern frühern Untersuchungen das Resultat als ziemlich sicher herausgestellt hat, dass vielmehr schon früher hier und da einige der Männer, die sich für griechische Literatur und Philosophie interessirten, nicht zu gedenken der zahlreichen in

---

1) Aristotelia Th. I, S. 81. Th. II, S. 120 ff. — *Aristocles* apud *Euseb.* Praeparat. Evang. XV, p. 793 ff.

2) Seine griechisch geschriebenen zwei und zwanzig Bücher Denkwürdigkeiten (ὑπομνήματων) seiner Geschichte, deren letztes er zwei Tage vor seinem Tode beendete, sind Plutarchs Hauptquellen in seinem Leben. S. *Heeren* de fontibus et auctorit. vit. p. Plutarchi p. 150 ff.

3) Siehe *Plutarch* cp. 13. cp. 26. *Suidas* s. v. Σύλλας (T. III, p. 595) vgl. mit v. Ἀπελλικών T. I, p. 233. nach *Dio* fragm. 125 in *Mai* Collect. Script. Vett. T. II, p. 364. *Lucian* adv. indoct. T. II, p. 348. Schm.

Savonarola.

1868.

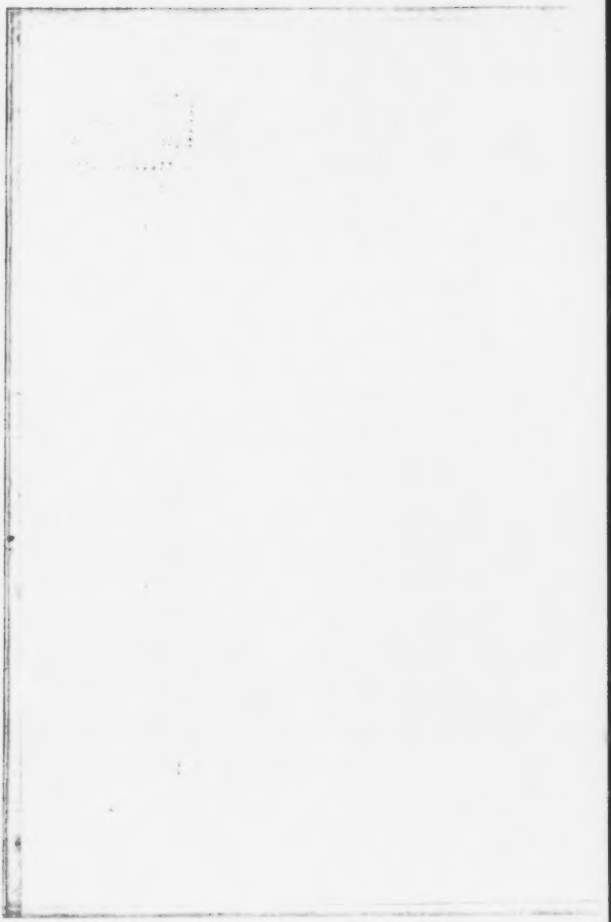

BAYER. STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Fra Girolamo Savonarola.

Ein Lebensbild
aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

I.

Savonarola's Jugendjahre.

„Niemals wird der entſchloſſene Freidenker eine Sympathie empfinden können mit dem ſtarren Kirchenregiment und dem todten Buchſtabenglauben; wohl aber mit der prophetenhaften Erhebung eines Frommen, in dem das Wort Fleiſch geworden iſt, und der Zeugniß ablegt von dem Geiſt, der ihn ergriffen hat!"

Dieſe Worte eines der freiſten Denker unſrer Zeit drücken vollkommen das Gefühl aus, welches uns die Geſtalt des großen Florentiners Girolamo Savonarola in der Darſtellung ſeines edlen Landsmanns Pasquale Villari*) einzuflößen geeignet iſt. Mehr als vierthalb Jahrhunderte trennen unſere Zeit von der ſeinigen; eine unausfüllbare Kluft ſcheidet ihn ſelbſt und die kirchlich dogmatiſche Weltanſchauung, welche das Fundament

*) La storia di Girolamo Savonarola e de' suoi tempi, narrata da Pasquale Villari con l'ajuto di nuovi documenti. 2 Bände (Florenz, Le Monnier, 1859—1862).

Deutſche Ueberſetzung von Mor. Berduſcheck (Leipzig, Brockhaus 1868) 2 Bde.

seines Glaubens bildete, von unsern Ueberzeugungen, und so weltweit ist diese Kluft, daß ihr gegenüber selbst der bekannte Streit seiner Biographen, von denen die einen ihn, wie Luther selbst dies that, als einen dogmatischen Vorläufer des großen deutschen Reformators in Anspruch nehmen, während die andern und zwar mit ungleich größerem Rechte, seine strenge Katholizität behaupten, für uns völlig bedeutungslos erscheint. Dennoch empfinden wir uns, über alle diese trennenden Klüfte der Zeit und des Glaubens hinweg, in lebendigster Gemeinschaft und tiefster Sympathie verbunden mit diesem gläubigen Frommen! Und warum das? weil wir in seiner „prophetenhaften Erhebung" wirklich „das Wort Fleisch geworden" sehen, weil sein ganzes Leben, sein Handeln und sein Wirken, sein Leiden und sein endliches Märtyrerthum Zeugniß ablegen von dem Geiste, der ihn ergriffen hatte, und als dessen Werkzeug er sich empfand bis zu seinem letzten Athemzuge.

Diese unsere Sympathie für Savonarola wird noch gesteigert und befestigt durch das neue Licht, welches das Werk Villari's über mehrere Punkte seines Lebens, über seine religiösen wie politischen Reformbestrebungen und über die Aufrichtigkeit und Festigkeit seiner Ueberzeugungen, gestützt auf neue, zum Theil bisher gar nicht bekannte, zum Theil nicht gehörig benutzte Quellen und Dokumente, verbreitet hat. Wenn bisher das bekannte Dichterwort:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!"

auch für Savonarola als eine traurige Wahrheit gelten durfte, wenn — abgesehen von seinen grundsätzlichen Gegnern, den religiösen und politischen Conservativen — selbst günstigere Darsteller seines Lebens das Charakterbild des Mannes nicht

zur festen Geschlossenheit herauszuarbeiten vermochten, wenn sogar den Jüngern der Kunst, die sich an dieser Gestalt versucht haben, die Lösung dieser Aufgabe nicht gelungen ist: so sehen wir dagegen in dieser neuesten Biographie den gründlichen vorurtheilsfreien Forscher, den gewissenhaften und liebevollen Aufspürer und Schatzgräber in den Bergwerken der Archive und den zeitgenössischen Aufzeichnungen von Freunden und Feinden, ein Werk zu Stande bringen, welches, begründet auf den von absichtlicher Entstellung gereinigten Thatsachen, sowie auf dem gründlichsten Studium aller hinterlassenen Schriften Savonarola's die wahre Gestalt und das innerste Wesen des Mannes in einer bisher nicht erreichten Klarheit aufzeigt. Diese Biographie liegt der Skizze zum Grunde, welche wir im Folgenden von dem außerordentlichen Manne zu entwerfen versuchen wollen.

Ich habe Girolamo Savonarola einen Florentiner genannt, nicht weil er in Florenz geboren, sondern weil er durch sein Leben und Wirken, durch seine Erfolge und seine Triumphe, wie durch sein Leiden und sein Märtyrerthum dieser Stadt angehört.

Seine Geburtsstadt war Ferrara. Dorthin war, etwa ein halbes Jahrhundert vor seiner Geburt, die Familie der Savonarola in der Person seines Großvaters Michele della Savonarola aus Padua, dem alten Stammsitze des Geschlechts, auf den Ruf des damaligen Beherrschers von Ferrara, Niccolo III. d'Este, übergesiedelt, der den berühmten Arzt der Schule von Padua als Leibarzt an seinen Hof zu ziehen gewünscht hatte. An diesem glänzenden Hofe des Kunst und Wissenschaft lieben-

den Markgrafen von Ferrara gewann der auch als medicinischer Schriftsteller ausgezeichnete Leibarzt bald eine einflußreiche Stellung, welcher Rang, Ehren und selbst Reichthum nicht fehlten. Sein einziger Sohn, Niccolo, verheirathete sich mit Helena aus dem altadligen Hause der Buonacorsi von Mantua, die ihm zwei Töchter und fünf Söhne gebar. Einer dieser Söhne, der dritte, welcher am 21. September des Jahres 1452 das Licht der Welt erblickte, war Girolamo Savonarola.

Sein Vater war ein unbedeutender Mann, der es zu seinem Lebensberufe gemacht zu haben scheint, im Sonnenscheine des väterlichen Ruhmes und mit dem vom Vater erworbenen Vermögen das Leben als müßiggängerischer Höfling genießend zu verbringen. Deste bedeutender erscheint in den Zeugnissen der Chronisten seine Mutter, eine Frau von großen geistigen Anlagen, hoher Charakterstärke und männlicher Energie. Und wie sie mit vorwiegender Liebe von früh auf an diesem dritten Sohne hing, so blieb sie für Girolamo während seines ganzen Lebens, dessen furchtbares Ende der Greisin noch zu erleben bestimmt war, wie seine uns aufbehaltenen Briefe beweisen, das einzige Wesen in seiner Familie, dem er alles was ihn bewegte, anvertraute. Ihre geistigen Fähigkeiten schienen sich vorzugsweise auf diesen Sohn vererbt zu haben. Der älteste, Ognibene, ergriff früh das Waffenhandwerk; der zweite, Bartolomeo, zeigte ebenfalls keine besonderen geistigen Anlagen und keine Neigung zu den gelehrten Studien, auf denen seit einer Reihe von Geschlechtern der Ruhm des Hauses beruhte. Um so mehr wurde der begabte frühreife Girolamo die Hoffnung der Familie, zumal des Großvaters, der aus ihm einen tüchtigen Arzt und Naturkundigen zu machen beschloß und sich deshalb seiner Erziehung und Ausbildung mit liebevollster

Hingebung unterzog. Leider konnte ſich Girolamo ſeiner Anleitung nur bis zum zehnten Jahre erfreuen. Denn der Großvater, deſſen Einfluß vielleicht ſeinem Leben eine ganz andere, als die ſpätere, Richtung gegeben haben würde, ſtarb im Jahre 1462, und der Vater war wenig geeignet, dieſen Verluſt zu erſetzen. Daß es fortan an einer planmäßigen Leitung der Studien und des Lebens fehlte, geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß der junge Savonarola keine Hochſchule bezog, obſchon der Plan, ihn die mediciniſche Laufbahn machen zu laſſen, in der Familie feſtgehalten wurde, ſondern bis zu ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre im elterlichen Hauſe zu Ferrara verblieb.

Wir wiſſen wenig oder nichts von dieſer Periode ſeines Lebens. Kein Lehrer wird genannt, kein Mann erwähnt, der auf ihn irgend einen Einfluß geübt. Schwächlichen Körpers, eine nervöſe, ſenſitive Natur, mit vorherrſchender Neigung zu grübleriſcher Speculation, ſehen wir ihn früh ſich in die Schriften des Sanct Thomas und der arabiſchen Commentatoren des Ariſtoteles verſenken, über deren leidenſchaftlich betriebener Lektüre ihm die mediciniſchen Studien mehr und mehr in den Hintergrund des Intereſſes traten. Daneben wird berichtet, daß er mit Eifer die alten Schriftſteller las, Muſik und Zeichnen trieb, und ſich in dichteriſchen Ergüſſen lyriſcher Art verſuchte. Sein ganzes Treiben erſcheint als das eines ſich ſelbſt überlaſſenen Autodidakten, das für Naturen wie die ſeine noch gefährlicher als für andere ſein mußte. Früh gewöhnt, ideale Maßſtäbe an Menſchen und Dinge zu legen, fühlte er ſich bald bei jeder Berührung mit der ihn umgebenden Welt, zu der ihn trotz ſeiner ſpeculativen Neigungen und Liebhabereien die ihm innewohnende Sehnſucht nach Gemeinſchaft mit den Menſchen zog, von derſelben abgeſtoßen, während er die Sei-

nigen ſich darin mit unbefangener Theilnahme, ja mit Behagen bewegen ſah.

Das heute ſo menſchenleere Ferrara, auf deſſen breiten, grasbewachſenen Straßen und Plätzen der Geiſt der Verödung zu ſchweben ſcheint, bot damals einen prächtigen Anblick dar. Die Stadt der Eſte mit ihren mehr als hunderttauſend Einwohnern war zur Zeit Savonarola's eine der erſten und belebteſten Italiens. Ihr Fürſtenhof zählte zu den glänzendſten der Halbinſel, die voll war von dem Rufe der prächtigen Hofhaltung, der Feſte und Turniere, welche dort kein Ende nahmen. Fürſtliche Herren, Kaiſer und Päpſte ſah man dort häufig als gefeierte Gäſte verweilen und durch ihre Anweſenheit den Glanz des Lebens erhöhen. Markgraf Niccolo III., der Schutzherr von Savonarola's Großvater, hatte nach glücklicher Befeſtigung ſeiner Hausmacht, im Kampf der Gewalt und Liſt mit den benachbarten Baronen, die Stadt durch zahlreiche Prachtbauten verſchönert und ſeinem Hofe auch durch Heranziehung von Gelehrten und Schriftſtellern Glanz zu verleihen getrachtet. Seine Söhne und Nachfolger, Lionello (1441—1450) und Borſo (1450—1471), waren in ſeine Fußtapfen getreten. Sie waren die erſten unter den Fürſten Italiens, denen man den Titel von Mäcenen beilegte, und ſie verdienten ihn in mehr als einer Beziehung, zumal Markgraf Borſo. Er war für Ferrara, was ſpäter Lorenzo von Medici für Florenz geweſen iſt, und er war demſelben nicht nur an Charakter und Sinnesart, an Bildung und Geſchmack, ſondern auch an rückſichtsloſer Herrſchſucht und erfinderiſcher Schlauheit zur Befeſtigung ſeiner Gewaltſtellung ähnlich. Die ſchmeichelnden Zeitgenoſſen gaben ihm den Beinamen des „Gerechten“; ſein Land hieß das Reich des Friedens; man rühmte ſeine Klugheit. Seine eigentliche

Berühmtheit jedoch, die den Ruf seines Namens selbst über die Grenzen Italiens verbreitete, verdankte er nicht jenen Regenteneigenschaften, sondern seiner verschwenderischen Pracht und den Festen, mit denen er seinen Ferrareser Ersatz gewährte für die ihnen genommene Freiheit und deren gedruckte Beschreibungen von einem bis zum andern Ende Italiens mit Staunen und Bewunderung gelesen wurden.

Solcher Art waren denn auch die Feste, mit welchen er im Geburtsjahre Savonarola's den, mit einem Gefolge von zweitausend Rittern, Herren und Fürsten nach Rom zur Kaiserkrönung ziehenden Kaiser Friedrich III. bei der Hin- und Rückfahrt bewirthete, der dafür auf offenem Platze den Markgrafen feierlich zum Herzoge erhob. Aber diese Feste wurden trotz ihrer Pracht verdunkelt durch die Feierlichkeiten, zu denen sieben Jahre später der Besuch des Papstes Pius II. Gelegenheit gab, als derselbe 1459 zu dem Concile von Mantua zog, um die Christenheit zu einem Kreuzzuge wider die Türken und zur Befreiung des sechs Jahre zuvor gefallenen Konstantinopel aufzurufen. Es genügt, von diesen Festen einen die Zeit und ihre Begriffe charakterisirenden Zug zu erwähnen. Bei der Rückkehr von dem Concile (1460) empfing Herzog Borso seinen erhabenen Gast am Ufer des Po mit einem vergoldeten Prachtschiffe, das reich geschmückte Gondeln, den breiten Strom bedeckend, umgaben. Am Landungsplatze aber, wo die ganze Jugend von Ferrara in weißen Festgewändern mit Blumenguirlanden in den Händen den heiligen Vater bewillkommte, hatte man die Statuen aller Heidengötter aufgestellt, als eine Huldigung des Heidenthums vor dem Oberhaupte des siegreichen Christenthums!

Allein wenn Savonarola's Biograph sich bei dieser Gelegenheit in Betrachtungen ergeht über den tiefen Eindruck,

Rom lebenden Griechen [1]), von einzelnen Schriften Kenntniss gehabt haben, so ist doch soviel gewiss, dass durch diesen Bücherraub Sulla's die erste vollständige Sammlung dieser Schriften nach Rom gelangte. Unter allen Freunden der Literatur nun, welche mit verlangenden Blicken diese neue interessante Acquisition von ferne beschauten, gelang es allein einem der gelehrtesten unter den damals in Rom lebenden Philologen, dem Grammatiker *Tyrannion* von Amisus, der Aeltere genannt, durch mancherlei Künste und Opfer sich von dem eigensinnigen Aufseher der von Sulla hinterlassenen Bibliothek die Erlaubniss zur Benutzung jener Handschriften der Aristotelischen und Theophrastischen Werke zu verschaffen. Durch seine Vermittlung und mit seiner Beihülfe ward es dem gleichfalls zu Rom lebenden Peripatetiker *Andronikos* von Rhodos, der zu Augusts Zeit als Haupt der Schule des Aristoteles erscheint, möglich eine nach ihrem Inhalte in Pragmatieen geordnete *Gesammtausgabe* dieser Werke zu veranstalten, von welcher alsobald die römischen Buchhändler zahlreiche Abschriften nahmen, die sich weit, selbst nach Alexandria hin, verbreiteten. Die nähern Umstände dieser Begebenheit mögen wir billig übergehen, da über dieselben an einem andern Orte alles Vorhandene vollständig zusammengestellt wor-

1) Der Rhetor Tyrannion allein besass nach Suidas freilich übertriebner Angabe eine Bibliothek von dreissig tausend Bänden *Suid.* s. v. *Τυραννίων*. Ueber die grosse Anzahl der in Rom lebenden und lehrenden Griechen redet schon Polyb. XXXII, 10.

den ſolche Profanation auf das Gemüth des jungen Savonarola habe hervorbringen müſſen, ſo vermögen wir ihm darin nicht beizuſtimmen, da ſchon das jugendliche Alter — Girolamo zählte damals noch nicht volle acht Jahre — damit nicht im Einklange ſteht. Aber allerdings wirkten ſolche Erlebniſſe auf ihn in der Erinnerung nach, und zwar um ſo ſtärker, je mehr er bei fortſchreitendem Alter befähigt wurde, in dieſen Dingen das Weſen einer Zeit und eines Volkes zu erkennen, deren wichtigſte Intereſſen auf Feſte und Schaugepränge hinausliefen. Es war eine Epoche, in welcher Indifferenz gegen alles Höhere mit tiefer Sittenverderbniß und ausſchweifendem Hange zu gedankenloſem Sinnengenuſſe Hand in Hand ging und das Chriſtenthum, das dem jungen Savonarola ſchon damals Herzensſache war, von allen Seiten durch die herrſchende Vorliebe und die blinde Verehrung für die Wiſſenſchaft und Weisheit, wie für die Bildungsformen, die Literatur und Kunſt, ja ſelbſt für die Sitten des heidniſchen Alterthums, überfluthet zu werden drohte.

Savonarola war neunzehn Jahre alt, als bei dem Tode des Herzogs Borſo ein blutiger Kampf um die Nachfolge zwiſchen den Prinzen des Hauſes Eſte ausbrach, welcher Stadt und Land mit Mord und Plünderung, mit Exil und Konfiskationen verwüſtete.

Aus dieſer Zeit ſtammen die erſten ſicheren Nachrichten über das Verhalten des Jünglings zu der ihn umgebenden Welt. Sie bezeugen ſämmtlich die tiefe Melancholie, mit welcher ihn der Anblick derſelben erfüllte. Ein Herzenserlebniß trug dazu bei, dieſe Stimmung noch zu ſteigern. Der neunzehnjährige Jüngling liebte. Der Gegenſtand ſeiner Liebe war ein ſchönes Nachbarkind, die natürliche Tochter eines verbannten vornehmen Florentiners, der in Ferrara eine Zufluchtsſtätte gefunden und neben Girolamo's Vaterhauſe wohnte. In dem Hauſe dieſes Ver-

bannten ging dem Jünglinge ein neues Leben auf. Er wagte eine Bewerbung. Aber der Adelshochmuth der Strozzi, deren Namen der Vater ſeiner Geliebten trug, fühlte ſich beleidigt durch den bloßen Gedanken einer ſolchen Verbindung, und man gab dies dem Jünglinge in dem abſchläglichen Beſcheide deutlich zu verſtehen. Girolamo ward davon im tiefſten verletzt. Er ſchleuderte die empfangene Beleidigung mit verachtenden Worten zurück auf den Beleidiger, aber ſein Herz war tödtlich verwundet durch das Fehlſchlagen einer Hoffnung, die ihn mit der Welt zu verſöhnen verheißen hatte. Er zog ſich plötzlich völlig in ſich ſelbſt zurück, und der Gedanke, der Welt zu entſagen, faßte ſeitdem in ſeinem Innern feſte Wurzel. Immer tiefer vergrub er ſich in ſeine ſcholaſtiſch-religiöſen Speculationen, immer inbrünſtiger wurden ſeine Gebetübungen, immer ſtrenger ſeine Faſten und Bußübungen, welche die ekſtatiſche Reizbarkeit ſeines Weſens ſteigerten. Zwar betrieb er noch die mediciniſchen Studien, auf denen die Hoffnung ſeiner Familie beruhte, aber ohne die Abſicht, ſie zu Ende zu führen. Er ward ſchweigſam und verſchloſſen ſelbſt gegen die Mutter, und nur ſeiner Laute und den Blättern, auf denen er in lyriſchen Ergüſſen ſeinem Herzen Luft machte, vertraute er die Schmerzen ſeines Innern. Eine noch erhaltene Kanzone „Der Untergang der Welt“ (de ruina mundi) ſpricht ſeine an Hamlet erinnernde Stimmung energiſch aus:

Wenn ich das Chaos dieſer Welt betrachte,
Und ſo entſetzt beachte:
Wie alle Sitt' und Tugend iſt verſchwunden,
Und nirgend mehr gefunden
Ein Schimmer wird von Licht und Schamgefühle! —
— — — — — — — — — —

Glück lacht nur dem jetzt, der von Raub ſich nähret
Und ſeines Nächſten Blut ſich mag erwerben,
Witwen beraubt, Unmünd'ger Gut verzehret,
Und Arme ſtürzt noch tiefer in's Verderben.
Als Feinheit ſieht man preiſen von den Leuten
Gewalt und Liſt, je mehr ſie Gut erbeuten,
Chriſtus, den Herrn verachten,
Und nur den Nächſten zu verderben trachten!

Vergebens verſuchten die Seinigen, die ihren Frieden mit dem neuen Herrſcher gemacht hatten, den Sohn zu einer Annäherung an den Hof zu überreden. Nur einmal gelang es ihnen ihn zu einem Feſtbeſuche in dem Fürſtenſchloſſe zu bewegen, das mit ſeiner ungeheuren Mauermaſſe, ſeinen rieſigen vier Eckthürmen, ſeinen tiefen Gräben und Zugbrücken, damals noch mehr wie jetzt das Bild einer inmitten des Ferrareſiſchen Volks aufgerichteten Zwingburg verſinnlichte. Bei der glänzenden Feſtluſt, bei Muſik und Tanz, die ſich in den lichterhellten goldenen Prachtſälen bewegten, beſchäftigte ſich Girolamo's Herz und Phantaſie mit den anglücklichen Opfern der Tyrannei, die in den eiſenvergitterten Gewölben, tief unter den Füßen der Tanzenden und Schmauſenden in Finſterniß und Elend ſchmachteten; und keine Bitten und Vorſtellungen der Eltern waren im Stande, ihn wieder ſeinen Fuß über die Schwelle des Palaſtes ſetzen zu laſſen.

In dieſer Stimmung, in welcher, wie er es in jener Kanzone ausſprach, die Ausſicht auf ein Jenſeits, wo „der wahre Werth der Seele" ſeine Anerkennung finden werde, ſeine einzige Hoffnung blieb, befeſtigte ſich der geheime Entſchluß, die Welt zu verlaſſen und in einen Mönchsorden zu treten, von Tage zu Tage. Ein zufälliges Ereigniß reifte denſelben zur That.

Auf einer Reise nach Faenza hörte er die Predigt eines Augustinermönchs. Ein einziges Wort in derselben, über das er jedoch stets ein unverbrüchliches Schweigen beobachtete, gab, wie er selbst erzählt, in seiner Seele den Ausschlag. Aber Girolamo's Herz war weich. Er wußte, daß er nicht die Kraft haben würde, den Schritt zu thun, wenn er ihn vorher den Seinen, vornehmlich der Mutter, offenbarte. Darum hielt er seine Absicht vor allen verborgen. Zurückgekehrt nach Ferrara, benutzte er ein großes Kirchenfest, bei dessen Feier er allein im Hause zurückgeblieben war, zur Ausführung seines Entschlusses. Am 24. April 1475 entwich er heimlich nach Bologna, wo er Tags darauf in dem dortigen Dominikanerkloster als Novize eintrat. An demselben Tage meldete er seinem Vater brieflich den gethanen Schritt, den er in einem hinterlassenen Aufsatze motivirt hatte. Brief und Aufsatz sind erhalten. Der erstere ist voll kindlicher Zärtlichkeit, und wahrhaft rührend ist es, wie er zum Schlusse dem Vater die Sorge für den jüngsten der Brüder, Alberto — der später ein tüchtiger Arzt geworden — mit den für die Lässigkeit des Vaters charakteristischen Worten empfiehlt: „ganz besonders empfehle ich Euch den Alberto, daß Ihr ihn ordentlich zum Lernen anhaltet, da es großer Schade und Sünde sein würde, wenn Ihr ihn seine Zeit verderben ließet". Die Gründe für seinen Entschluß, die er in beiden Schriftstücken angiebt, sind die bereits oben erwähnten: die tiefe Verderbniß der Welt und die Unmöglichkeit für ihn in dieser Welt länger zu verweilen. Schon hier jedoch zeigt sich ein geheimer Glaube an seine besondere Mission. Es ist Christus selbst, der ihm diesen Weg gewiesen, ihn zu seinem kämpfenden Ritter (suo militante cavaliero) berufen hat. Er prophezeit schon jetzt für das verderbte Italien schwere Heimsuchungen, und der Gedanke, daß

er erwählt sein dürfte, zur Rettung der Gerechten beizutragen und sie wie ein zweiter Moses durch die Fluthen des rothen Meeres der Vernichtung in das gelobte Land einer neuen Zeit zu führen, dämmert bereits damals in seinem Innern auf.

Trotz alledem traf sein Schritt die Seinigen wie ein Donnerschlag. Die Familie scheint durchaus weltlich gesinnt gewesen zu sein. Ihre Beziehungen zu dem Hofe und Herrscherhause, in dessen Dienste der Großvater gestanden, und jetzt bereits der älteste Bruder Girolamo's eingetreten war, hatten sie zu der Erwartung berechtigt, daß Girolamo selbst dereinst die Stelle des ersteren als Leibarzt einnehmen und Ansehen und Vermögen der Familie vermehren werde. Ihr Schmerz über den Verlust aller dieser auf die Laufbahn des Begabtesten der Familie gebauten Hoffnungen und Aussichten gab sich daher mit solcher Heftigkeit kund, daß Girolamo trotz seiner kindlichen Pietät ihnen dieselbe verweisen zu müssen glaubte. „Was weint und klagt Ihr Verblendete"? schrieb er den Seinigen. „Wenn unser weltlicher Fürst und Herr mich vor Kurzem zu sich berufen hätte, um mir vor allem Volke das Schwert an die Seite zu gürten und mich zu einem seiner Cavaliere zu machen, wie würdet Ihr Euch gefreut und gejubelt haben! Und wenn ich diese Ehre verschmäht hätte, würdet Ihr mich nicht für einen Verrückten geachtet haben? Warum also wollt Ihr jetzt jammern und klagen, da mich Gott der Herr zu einem seiner streitbaren Ritter berufen"? „Und endlich — so schließt er — da doch der Geist höher steht, als der Leib, so mögt Ihr vielmehr Euch freuen, daß mich der glorreiche Gott zu einem Arzt der Seelen machen will, während ich ein Arzt der Leiber werden wollte."

II.

Die Zuſtände von Italien und Florenz.

Sieben Jahre (1475—1482) verweilte Savonarola im Kloſter zu Bologna, wo ihm die Obern in Würdigung ſeiner ungewöhnlichen Gelehrſamkeit und Begabung den Unterricht der Novizen anvertrauten. Er hatte in der Stille und Abgeſchiedenheit der Kloſtermauern Ruhe zu finden geſucht für ſeine von der Verderbniß der Welt erſchütterte Seele. Aber er ſollte nur zu bald erkennen, daß dieſe Mauern, welche ihn äußerlich von der Berührung mit jener Verderbniß trennten, keine Scheidewand bildeten, um ſeinem Geiſte den Hinblick auf dieſelbe und die daraus erfolgende Rückwirkung auf ſeine Stimmung zu hindern. Er war jetzt ein Mitglied der Kirche geworden. Indeß dieſe Kirche — war ſie es doch eben, deren Zuſtand ſeine Seele ſchon vor dem Eintritte ins Kloſter mit einem Schmerze erfüllt hatte, welchem er in einer ſeiner Canzonen „von der Verderbniß der Kirche“ Ausdruck gegeben hatte. Der geheime heiße Wunſch ſeines Innern, der Wunſch einer gründlichen Herſtellung der Kirche, brach in derſelben in dem Ausrufe:

— Ach, wem gegeben wäre, dieſem Dämon
Zu brechen ſeines Fluges Rieſenſchwingen!

leidenſchaftlich hervor. In dieſem Schmerzensrufe des Dreiundzwanzigjährigen lag ſchon das Ziel und die Aufgabe ſeines ganzen Lebens ausgeſprochen.

In der That ſchien zu dieſer Zeit die Verderbniß der römiſchen Kirche und des päpſtlichen Hofes ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben. Eine Reihe von Päpſten, einer immer ſchlimmer als der andere, zeigte nach dem Tode des zweiten

Pius (1464) während der ganzen übrigen Hälfte des Jahrhunderts in dem treulosen und habsüchtigen Paul II., in dem ausschweifenden Lüstlinge und schamlosen Nepotenbeschützer und politischen Intriguanten Sixtus IV. und in dem nach allen diesen Seiten hin seiner Vorgänger vollkommen würdigen Papste Innocenz VIII. fast alle erdenklichen Laster auf dem Throne des Statthalters Christi. Bei dem Tode eines jeden dieser Häupter und Vertreter der Kirche glaubte die Welt, daß ein schlimmerer nicht kommen, daß die Lasterhaftigkeit, die Simonie, die Verbrechen gegen Moral und Sittlichkeit am päpstlichen Hofe zu Rom nicht höher gesteigert werden könnten, und bei jedem von ihnen sahen sich die frommen Katholiken nicht nur in ihren Hoffnungen getäuscht, sondern es war ihnen aufbehalten, in dem Vierten dieser entsetzlichen Reihenfolge einen Papst zu erhalten, mit dem verglichen sogar jene drei fast zu Lichtgestalten zu werden schienen. Es genügt seinen Namen zu nennen, um zu sagen, welcher Art der Spanier Roderich Borgia, der ehemalige Advokat von Barcellona, war, der als Alexander VI. den, von ihm vor den Augen aller Welt als Meistbietendem erkauften, römischen Thron bestieg. Er war der Mann, mit dem wir Savonarola den heiligen Kampf für die Erhebung der Kirche aufnehmen sehen werden, in welchem dem Papste der Sieg über den edelsten und reinsten aller religiösen und politischen Märtyrer Italiens geblieben ist.

Nicht tröstlicher war der Blick auf die weltlichen Dinge in Savonarola's Vaterlande. Wohin sein Auge schaute, überall sah er das politische und sittliche Dasein Italiens in einem Zustande, welcher demjenigen der Kirche unter solchen Oberhirten entsprach. Ueberall Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit durch die Erfolge gewissenloser Tyrannen, deren Nachkommen,

wie die Galeazzo in Mailand, die Este in Ferrara, die Bentivoglio in Bologna, die Medici in Florenz, nur die Erhaltung ihrer usurpirten Macht, gleichviel mit welchen Mitteln im Auge hatten, und die Schilderhebungen ihrer Gegner mit unerbittlicher Grausamkeit niederschlugen. Ueberall Hader und Streit, Aufstände und Verschwörungen, bei denen das Blut in Strömen floß; Mordanschläge gegen die Häupter des Staats, wie der in Mailand (1476) gegen den Herzog Galeazzo und jener andere im Jahre 1748 in Florenz gegen die Medici ausgeführte, bei welchem letztern der Schauplatz der Dom von Florenz, der Moment die Erhebung der Hostie in der Messe, die Mehrzahl der Verschwornen, ja sogar einer der Mörder selbst Priester, ein Kardinal das Haupt und endlich der Schürer und Hauptanstifter des Verbrechens kein anderer war, als der „heilige Vater" der Christenheit, der Papst Sixtus IV.!

In solcher Zeit und durch solche Eindrücke bildete sich die Weltanschauung Savonarola's, befestigte sich in seinem Geiste die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer sittlichen und geistigen, einer weltlichen und kirchlich-religiösen Reform der herrschenden Zustände, und die glühende Sehnsucht, sein Leben der Herbeiführung einer solchen zu weihen.

Zuvörderst schien indessen dazu nicht die geringste Aussicht vorhanden. Die ersten sieben Jahre seines Klosterlebens in Bologna vergingen ihm in einsamen Studien. Seine Predigten blieben ohne Beifall, sie sprachen weder in Bologna noch in Ferrara, wohin ihn 1482 seine Obern sandten, die Zuhörer an. Am wenigsten Erfolg fand er in Ferrara, wo sich an ihm, wie er später in einem Briefe an seine Mutter klagte, das Wort erfüllte: „daß Niemand Prophet in seinem Vaterlande sei", und wohin er deshalb auch nie wieder zurückkehren mochte.

Aus Ferrara vertrieben ihn ohnehin kurze Zeit darauf die Drangsale des Krieges, welchen Papst Sixtus IV. gegen dasselbe angezettelt hatte. Die Weisung des Abtes der Dominikaner von Ferrara, der einen großen Theil seiner Untergebenen in andere Klöster übersiedeln hieß, sandte ihn nach Florenz in das Kloster des heiligen Markus, das durch Cosmus von Medici vierzig Jahre zuvor prachtvoll erneuert, mit einer reichen Bibliothek ausgestattet und dem Orden der Dominikaner übergeben, seitdem ein Mittelpunkt gelehrter Studien für die begabtesten Mitglieder des Ordens geworden war. Eines derselben, Fra Giovanni da Fiesole, hatte die Wände des Klosters mit den Meisterwerken seines Pinsels geschmückt, deren Reste noch jetzt dort zu schauen sind, und der erste Abt der Dominikaner von San Marco, der später heilig gesprochene Pater Antonine, hatte durch die Heiligkeit seines Lebenswandels und durch die segensreiche Wirksamkeit, welche er als Stifter und Erneuerer fast aller Wohlthätigkeits-Anstalten von Florenz geübt, dem Kloster und seinen Ordensbrüdern die Neigung und Vorliebe des Florentinischen Volks zugewendet, das seinen 1459 erfolgten Tod wie ein öffentliches Unglück beklagt hatte. Fra Savonarola selbst hätte sich keine liebere Stätte wünschen können, als diese, welche ihm hier der Wille seines Obern angewiesen hatte.

Auch Florenz selbst verfehlte anfangs seine Wirkung nicht auf den neuen Ankömmling. Nach dem düstern ernsten Bologna umfing ihn die von allen Reizen der Natur und Kunst geschmückte Arnostadt, der anerkannte Hauptsitz der Bildung, Wissenschaft und Kunst Italiens, die gepriesene Blüthe feiner Sitten und edler Sprache ihrer leichtlebigen heiteren Bewohner, mit dem vollen Zauber ihrer Anmuth. Hier schienen unter

dem Walten eines von ganz Italien bewunderten Herrschers Glück und Frieden eine Heimathsstädte gefunden, und Lorenzo il Magnifico für Florenz die Zeiten des Athenischen Perikles erneuert zu haben. Hier blühte die berühmte platonische Akademie, die Stiftung des ersten Medici, der Vereinigungspunkt aller Gelehrten Italiens; und nicht nur aus Italien selbst, sondern aus Deutschland, Frankreich und Spanien wallfahrtete die lernbegierige Jugend nach Florenz um die Vorträge des Leiters derselben, des berühmten Arztes und Philosophen Marsilio Ficino zu hören, dessen Schriften und dessen lateinische Uebersetzung der Werke Platon's damals in ganz Europa gelesen wurden. Nirgends war die Liebe, die begeisterte Bewunderung für das gleichsam neuentdeckte Alterthum, für seine Philosophie und Wissenschaft, seine Literatur und Kunst, so heimisch wie in dem Florenz jener Tage, wo seit dem Untergange der bürgerlichen Freiheit durch die Medici alle Kräfte und alles Interesse sich ausschließlich diesen Gegenständen zugewandt hatten, wo alle Welt, selbst die Frauen nicht ausgenommen, sich auf Kenntniß der alten Sprachen und Literatur verlegte, wo reiche Bürger auf großen Reisen zur Auffindung alter Handschriften und Kunstwerke Leben und Vermögen verwandten, und die lateinische Sprache, als Weltsprache aller Gebildeten, unterstützt von der neuentdeckten Kunst des Buchdrucks durch den schnellen und umfassenden Austausch der Ideen ein gemeinsames Band um die europäische Kulturmenschheit zu schlingen, und zuerst ein ahnendes Gefühl jener Einheit in ihr zu erwecken begann, dessen Erhebung zu vollem Bewußtsein uns als das Endziel menschlicher Entwicklung erscheint.

Aber wo viel Licht ist, ist auch starker Schatten. Savonarola brauchte nicht lange Zeit, um sich von der Wahrheit

den ist [1]). Nur zwei Bemerkungen mögen hier ihren Platz finden; einmal, dass durch die Veranstalter dieser Ausgabe, um gehöriges Aufsehn zu erregen, die Geschichte der wunderbaren Schicksale jener Schriften gehörig ausgebildet wurde — eine geistreiche Bemerkung, die wir Heinrich Ritter verdanken [2]). Zweitens aber gewinnt bei näherer Betrachtung der über Andronikos Leistungen vorhandenen Nachrichten die Vermuthung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, nach welcher Brandis [3]) dessen Eintheilung und Anordnung in derjenigen wiederfindet, welche unsern ältesten gedruckten Ausgaben zum Grunde liegt. Seine Recension ist es also wohl hauptsächlich, in und durch welche uns so ziemlich Alles, was wir von jenen Schriften besitzen, erhalten ist; und ich weiss nicht ob nicht auch die Notizen, welche sich in mehreren der von Immanuel Bekker verglichenen Handschriften über Abweichungen „der Römer von den Griechen" hinsichtlich der Eintheilung verschiedener Werke in Bücher finden, — ob nicht auch diese Notizen dafür sprechen, dass die alten Grammatiker diese Römische Recension als vielfach abweichend von einer Griechischen schieden; von welcher Abweichung sich freilich nähere Spuren wohl nur durch eine eben so genaue als umfassende Kunde des gesammten Aristotelischen Handschriftenvorraths finden lassen. Die vorher erwähn-

1) Aristotelia. Th. II, Exp. XI, S. 122—134.
2) Geschichte der Philosophie Th. III, S. 33.
3) Rhein. Mus. I, 4, S. 265.

dieſes Worts für die Florentiner Zuſtände zu überzeugen. Sein ſcharfer Blick durchſchaute bald ebenſowohl den wahren Charakter und die leitenden Grundſätze des Florentiniſchen Perikles, als er den gefährlichen Untergrund ſittlicher und moraliſcher Fäulniß erkannte, welcher ſich unter der ſchillernden Blumendecke jener geprieſenen Bildung verbarg. Er beſaß in der Tiefe ſeines Innern einen Regulator ſeines Fühlens und Denkens, der ſich auch durch den glänzendſten äußeren Schein der Dinge nicht beirren und beſtechen ließ. Das war jene klare, unerbittliche, mächtige ſittliche Idee, welche nach Villari's ſchönem Worte die Seele ſeiner Gedanken, das Licht ſeines Lebens, die Einheit ſeines Daſeins bildete. Vor ihr konnte dasjenige, was er von dem Leben und Treiben des mediceiſchen Florenz ſah, nicht lange beſtehen, weil es mit ihr im vollkommenen Widerſpruche ſich befand. Er ſah ſich um nach den Früchten, welche die von Lorenzo und ſeinen Vorgängern beförderte geiſtige Cultur für die Verſittlichung und moraliſche Veredlung des Volks getragen hatte, und er fand das Gegentheil derſelben in allen Schichten der Geſellſchaft.

Das Mediceerthum iſt lange genug einſeitig beurtheilt und übermäßig geprieſen worden. Der Verfall der bürgerlichen Freiheit in allen Staaten Europa's während der letzten Jahrhunderte vor der großen franzöſiſchen Revolution ſchwächte den Blick der Beurtheiler für die politiſche Seite der großen und verhängnißvollen Umwandlung, welche die Geldoligarchie von Florenz, verkörpert in dem Hauſe der reichen Bankierfamilie der Medici, für die Republik herbeigeführt hatte. Die Beurtheilenden waren Schriftſteller, Gelehrte, Kunſtfreunde, Dichter, deren Intereſſen denjenigen Gebieten angehörten, welchen die Mediceer nach der Niederwerfung der Freiheit ihrer Vaterſtadt

Schutz und Förderung hatten angedeihen lassen. Erst mit dem wiedererwachten politischen Sinne unserer Tage beginnt allmälig, unterstützt von dem gründlichen kritischen Studium der Geschichte jener Zeiten, der Nimbus zu schwinden, welcher das Mediceerthum und seinen glänzendsten Vertreter Lorenzo il Magnifico noch immer in den Augen so vieler umgiebt. Der hochgefeierte Zeitgenosse Savonarola's, der von allen schönen Geistern seines Hofes und Italiens umschmeichelte Beherrscher von Florenz beginnt in seiner wahren Gestalt hervorzutreten als der eigensüchtige, grundsatz- und sittenlose „Tyrann" im hellenischen Sinne dieses Wortes, dem jedes Mittel zur Erhaltung und Befestigung der Machtstellung seiner Person und seines Hauses recht, und jedes von ihm geförderte Interesse der Kunst und Wissenschaft nur als Mittel zu diesem selbstischen Zwecke werthvoll war.

Als der dreißigjährige Dominikanermönch zu Fuße, unbekannt und unbeachtet in Florenz einwanderte, stand der nur vier Jahre ältere Lorenzo auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes. Seine Feinde und Gegner lagen seit der verunglückten Revolution der Pazzi (26. April 1478) besiegt am Boden. Theils waren ihre Häupter unter der Hand des Henkers gefallen, theils schmachteten sie im Kerker oder im Exile, und ihre confiscirten Güter dienten dazu, die Mittel für die Spiele und Feste zu beschaffen, mit denen der gefeierte Magnifico das Volk seiner Stadt in einem unaufhörlichen Taumel der Lebenslust zu wiegen verstand, an welcher er selbst den lebhaftesten Antheil zu nehmen um so weniger Bedenken trug, als sein sinnliches, zu ausschweifendem Lebensgenusse geneigtes Temperament mit seinen politischen Absichten im

Einklange ſtand. Ein Blick auf ſeine uns erhaltenen Bildniſſe genügt, das letztere zu beſtätigen, denn ſelten hat die niemals lügende Natur das innerſte Weſen eines Menſchen ſo verrätheriſch in ſeinem Angeſichte ausgeprägt. Als ich zum erſten Male vor mehr als zweiundzwanzig Jahren vor dieſen Zügen ſtand, erſchrak ich faſt vor dem ſchreienden Contraſte, den dieſes Antlitz zu der Idealgeſtalt des Originals in meinem Innern bildete. Seitdem an ihre Stelle die Geſtalt der hiſtoriſchen Wirklichkeit getreten iſt, erkenne ich ihr treues Conterfei in dieſen Bildniſſen, obſchon nicht Feinde und Gegner, ſondern Freunde und Schmeichler bei ihnen den Pinſel und Modellirſtock geführt haben. Es liegt etwas eigenthümlich Abſtoßendes, Unheilvolles in dieſen durchaus gemeinen, dem italieniſchen Typus völlig fremden grob gezeichneten Zügen des olivenfarbenen Antlitzes mit der eingedrückten Naſe, die ſeiner Stimme einen unangenehmen Naſalton gab, mit den ſtechenden Augen, und dem übermäßig breiten dicklippigen Munde, deſſen ſinnlicher Ausdruck mit der hohen Stirn in grellem Contraſte ſteht. Wer ohne von ihm zu wiſſen die Portraitſtatue Lorenzo's betrachtete, würde glauben, einen ſchlauen Großhändler ſlaviſcher Nationalität vor ſich zu ſehen, nicht aber den Verehrer Platon's, den Freund der Philoſophie und Wiſſenſchaft, den Mann, deſſen Geiſt und Feinheit, deſſen vollendete Liebenswürdigkeit im perſönlichen Verkehre mit denen, die er gewinnen wollte, und deſſen Kunſtſinn und dichteriſche Begabung ſeine Zeitgenoſſen, und nicht ohne Grund, zu preiſen wetteiferten.

Aber eben dieſe unbeſtreitbare geiſtige Begabung war es, welche Lorenzo de' Medici zu einem der gefährlichſten Tyrannen machte, denn ſie diente ihm als Mittel zur berechneten Verfolgung ſeines unſittlichen Zweckes, zur Befeſtigung ſeiner

Herrſchaft auf den Trümmern der von ihm und ſeinen Vorgängern vernichteten bürgerlichen Freiheit. Seine Politik im Innern war die von Cäſars argliſtigem Erben. Wie Octavian ließ er die Namen und Formen republikaniſcher Inſtitutionen beſtehen, während er ihnen den Inhalt entzog und ſie zu dienſtbaren Werkzeugen ſeiner Herrſchaft machte. Kein Staatsmann großen Stils, beſaß er doch die ganze Schlauheit des geſchickten Unterhändlers, den Reichthum an kleinen Auskunftsmitteln, die Schmiegſamkeit gegen den Stärkeren, die erbarmungsloſe Härte gegen den Schwächeren, und jene tiefe Gleichgültigkeit gegen alle ſittlichen Begriffe von Tugend, Ehre und Treue, welche ihn rückſichtslos auf ſein Ziel losgehen ließ. Sein Vortheil war der Gott, dem er diente. Von Religion beſaß er keine Spur und ſelbſt die bald zu erwähnende Scene auf ſeinem Sterbebette war ſchwerlich etwas anderes als eine Komödie, die der große Schauſpieler zu einem politiſchen Zwecke aufzuführen für gut befand.

Als Fra Girolamo die Stadt Florenz betrat, lag bereits die Tyrannei eines halben Jahrhunderts über der einſt ſo freiheitſtolzen Republik, deren Bürger jetzt faſt den Namen der Freiheit vergeſſen zu haben ſchienen. Die eiſerne Hand der Gewaltherrſchaft, die ſich unter dem Sammethandſchuh der Volksfreundlichkeit verbarg, hatte alle Unterſchiede der Stände gleichgemacht. Es gab keine bevorrechtete Optimaten mehr, keine Ariſtokratie, deren Stellung einen Damm gegen die Herrſchaft eines Einzigen hätte bilden können. Die Reſte der alten reichen und mächtigen Familien waren ohne anderen Einfluß als denjenigen, welchen ihnen der Dienſt und das Amt gewährte, die ihnen das Haupt des Staates anzuvertrauen beliebte, und ihr einziges Vorrecht beſtand in dem

freien Genuſſe ihrer Reichthümer im Sinne ihres Herrn. Genuß des Lebens, rückſichtsloſer, ausſchweifender Genuß war das Ziel, dem Alles nachjagte, und deſſen Verfolgung Lorenzo il Magnifico in ſeinem Volke mit allen Kräften anzuſtacheln ſtrebte. Das öffentliche wie das private Leben von Florenz ſchien ein ununterbrochener Feſtrauſch, der ſich in ſeinen Volksfeſten und vor Allem in ſeinem Karnevale zu üppigſter Bachantenluſt gipfelte. Lorenzo ſelbſt war unerſchöpflich in immer neuen Erfindungen zur Unterhaltung und Steigerung dieſes Rauſches. Er war es, der die Lieder dichtete, welche bei den Maskenaufzügen und Feſtgelagen die „goldene Jugend“ von Florenz unter dem Jubel des Volkes erſchallen ließ. Dieſe canti carnascialeschi ſind erhalten. Sie zeigen beſſer als alles andere den damaligen Sittenzuſtand von Florenz. „Heutzutage“, ſagt Villari, „würde nicht nur die gebildete Jugend, ſondern ſelbſt das niedrigſte Volk ſich ihrer ſchämen, und ihr öffentliches Abſingen in den Straßen der Stadt würde als eine ſchamloſe Verletzung der Moral und Sittlichkeit der Strafe des Geſetzes verfallen. Damals aber war ihre Abfaſſung die mit Vorliebe betriebene Beſchäftigung eines Fürſten, den ſeine Zeitgenoſſen als das Muſter eines Regenten, als ein Wunder feinſter Bildung, als ein ſtaatsmänniſches, künſtleriſches und wiſſenſchaftliches Genie erhoben, und der noch heute gar Vielen in gleichem Lichte erſcheint. Man verzeiht ihm das Blut, das er in Strömen vergoß, um die ungerecht erworbene Oberherrlichkeit ſeines Hauſes zu behaupten, die Zerrüttung, in welche er das Gemeinweſen verſetzte, den frechen Raub an Staats- und Privat-Eigenthum, zu dem ihn ſeine übermäßigen Ausgaben nöthigten, ſeine zügelloſen ſinnlichen Ausſchweifungen, mit denen er ſeine Geſundheit früh-

zeitig untergrub, man verzeiht ihm endlich die wahrhaft entſetzliche Sittenverderbniß des Volks, die er mit allen Kräften ſeines Geiſtes zu fördern ſuchte: das Alles verzeiht man ihm, warum? weil er doch der große Beſchützer und Förderer der Wiſſenſchaft und Kunſt geweſen ſei!"

Aber mit dieſem vielgerühmten Verdienſte hat es eine ähnliche Bewandtniß, wie mit dem Mäcenatenruhme des franzöſiſchen Ludwigs des Vierzehnten, welches Buckle zuerſt in das rechte Licht geſtellt hat. Die Begeiſterung für Wiſſenſchaft und Alterthum, die allgemeine Hochſchätzung der Gelehrſamkeit und klaſſiſchen Studien, die Vorliebe für Literatur, Poeſie und bildende Kunſt in jener Zeit waren keineswegs ein Verdienſt Lorenzo's und der Medici; ſie hatten ſich in Florenz und in Italien unabhängig von ihrem Einfluſſe entwickelt, und in mehr als einem dieſer Bereiche, wie namentlich in der Poeſie, gehörte die Blüthezeit des nationalen Geiſtes, als die Medici emporkamen, bereits der Vergangenheit an. Es ſpricht nicht eben zu Gunſten des Geiſtes und Geſchmacks der Zeitgenoſſen Lorenzo's, daß die geiſtreich leichtfertigen, ja ſogar die tief unſittlichen Dichtungen des Letzteren von den bedeutendſten Autoritäten jener Tage über Dante geſetzt wurden. Selbſt in der Architektur, Malerei und Skulptur gehören die großen Namen eines Brunellesco und Arnolfo, Giotto, Orgagna, Ghiberti, Maſaccio, Donatello und Fieſole ſämmtlich den vormedicei'ſchen Tagen an, und der herrliche Dom mit Brunellesco's Kuppel, der Pallazo Vecchio, der Bargello und die Loggia de' Lanzi, die Wunderthüren Ghiberti's, die Werke Maſaccio's und ſeiner Genoſſen in der Kapelle del Carmine, oder Fieſole's Schöpfungen in San Marco und wie viele andere noch, verdankten ihr Daſein einem Geiſte

bürgerlicher Freiheit, republikanischen Großsinnes und religiöser Vertiefung, von denen keine Spur mehr übrig geblieben war bei den Florentinern Lorenzo's, deren einzige ihnen gelassene Freiheit darin bestand, daß sich die Gelehrten und Antiquare, die Grammatiker und Philologen nach Herzenslust unter einander befehden und verlästern durften. Die gesammte geistige Bildung war nach allen Seiten hin in Formenwesen und sklavische Nachahmung des Alterthums und seiner Literatur ausgeartet. Nicht der sittliche Gehalt oder der Gedankeninhalt waren es, was der größte Kunstrichter jener Zeit, Lorenzo's Busenfreund Politian, an einem beliebten Kanzelredner wie Mariano da Gennazzano, dem Günstlinge Lorenzo's, bewunderte, sondern „die wohlgeübte sonore Stimme, der gewählte sprachliche Ausdruck, die tönenden Sätze, die feine Periodenbildung, die rhetorischen Kunststücke der incisa, der harmonischen Cadenzen" *); und das Verdict, welches der Biograph Savonarola's über den sittlichen Gesammtzustand der Regierungsperiode des großen Mediceers abgiebt, bietet dafür die ausreichende Erklärung. Bei all der gerühmten künstlerischen und literarischen Bildung war das Leben in seinem tiefsten Grunde von Fäulniß ergriffen. „Künstler, Literaten, Politiker, Signoren und Volk waren sittlich corrumpirt, jeder öffentlichen und Privattugend, jeder moralischen Empfindung bar und ledig. Die Religion war fast nur entweder Werkzeug der Regierung oder niedrige Heuchelei. Weder im Gebiete des bürgerlichen Lebens, noch in Religion, Moral oder Philosophie gab es gläubige Ueberzeugung, ohne daß doch der Zweifel sich in den Geistern zu einer ernsten Kraft erhoben hätte. Der vor-

*) Politiani Epist. (Lugd. 1533) I. p. 116 bei Villari I, 68—69.

herrſchende Zuſtand der Menſchen dieſer Zeit war eine kalte Indifferenz gegen alle und jede ſittlichen Grundſätze; auf dieſen geiſtreichen Zügen voll Feinheit, Scharfſinn und Intelligenz erweckte jede Begeiſterung für edle und große Ideen nicht etwa ſkeptiſchen Widerſpruch, ſondern nur ein Lächeln mitleidiger Ueberlegenheit; und gerade dieſe träge Indifferenz war ein ſtärkeres Hemmniß für die Tugend, als es ein offener erklärter Kampf gegen die Principien des Guten geweſen ſein würde.“ Lorenzo ſelbſt liefert einen ſchlagenden Beleg für dieſen ſittlichen Zuſtand der Zeit. In dem ganzen Leben dieſes begabten, vielſeitig thätigen Fürſten findet ſich kein einziger Zug wahren Edelmuths, ſelbſtloſer Gerechtigkeit und menſchlicher Tugend, weder gegen ſein Volk noch gegen ſeine Freunde und Verwandte von ſeinen zahlreichen Lobrednern erwähnt. Und das iſt, wie Villari hinzuſetzt, „eben ſowohl ein Zeichen ſeines eigenen Charakters als des Charakters ſeiner Zeit; denn wenn ſolche Tugenden in derſelben die gebührende Achtung genoſſen hätten, ſo war er der Mann dazu, der ſich darauf befliſſen hätte, ſich wenigſtens ihren Namen mit einem theatraliſchen Effekte anzueignen.“

III.

Savonarola's erſte Verkündigungen.

Das war der Zuſtand von Florenz, wie er ſich nur zu bald dem ſcharfen Blicke Savonarola's enthüllte. Was er in ſeiner nächſten Umgebung ſah, war nicht viel tröſtlicher. Von Religion, wie er ſie auffaßte und ihrer verſittlichenden Kraft, ihrer demüthigen Hingebung an Werke thätiger Liebe war

kaum noch die Rede bei den Brüdern von San Marco. Ihre gerühmten Studien bestanden in spitzfindigen, mit Leidenschaft geführten Streitigkeiten über heidnische Philosopheme, bei denen es ihnen keine Sorge machte, wenn die behaupteten Sätze selbst den christlichen Principien zuwider liefen. Gab es doch Mitglieder der Platonischen Akademie in Florenz, welche allen Ernstes den Vorschlag machten, bei dem römischen Stuhle auf die Heiligsprechung Platon's anzutragen, und einer der berühmtesten Philosophen, Georg Gemistus Plethe, hatte kaum ein Menschenalter zuvor seine Hoffnung nicht verhehlt, den Kultus der hellenischen Götterwelt wieder neu erstehen zu sehen.

Savonarola's erstes Auftreten als Kanzelredner blieb auch in Florenz völlig unbeachtet. Kaum ein paar Dutzend Zuhörer fanden sich ein, wenn der neue Ankömmling in der Kirche von S. Lorenzo predigte, während alle Welt dem oben genannten Gennazzano zuströmte. Aber dieser Mangel an Erfolg, statt ihn niederzuschlagen, erhöhte nur das brennende Verlangen seines Innern, die christliche Menschheit aus ihrem Sündenschlafe zu erwecken, und ihr über die Folgen des allgemeinen Sittenverfalls in Staat und Kirche und das sicher zu erwartende göttliche Strafgericht, dessen Herannahen er bereits damals in visionären Erscheinungen vor seinem erregten Geiste sah, die Augen zu öffnen.

Das Auftreten des neuen Papstes Innocenz VIII., der um dieselbe Zeit (1484) nach Sixtus IV. Tode den Stuhl Petri bestieg, hatte selbst in der Masse des Volks Furcht und Widerwillen erregt; und als Savonarola auf einer Missionspredigt in der sienesischen Bergstadt San Geminiano zum Erstenmale seinen prophetischen Warnungsruf in den drei Sätzen erschallen ließ, welche die Züchtigung und die Erneuerung der

Kirche und das baldige Eintreten beider Dinge verkündeten, da erſah er aus dem tiefen Eindrucke, welchen dieſe Verkündigungen nicht nur in San Geminiano, ſondern auch in andern Städten, von deren Kanzeln er ſie in den folgenden Jahren mit verſtärkter Kraft wiederholte, in Brescia, Pavia, Genua hervorriefen, daß die traurigen Ahnungen ſeines eigenen Innern im Volke einen Widerhall fanden. Den größten Erfolg hatte er in Reggio, wo er in einer Kapitelverſammlung ſeines Ordens, an der auch wiſſenſchaftlich ausgezeichnete Laien, unter ihnen der junge Fürſt von Mirandula, Giovanni Pico, Theil nahmen, die ganze Verſammlung durch ſein Auftreten erſchütterte. So lange ſich die Verhandlungen auf dem Gebiete religiöſer Dogmen bewegten, ſah man den wenig beachteten ſechsunddreißigjährigen Dominikanermönch mit dem bleichen abgezehrten Geſichte, der ſtarkgefurchten Stirn und den feuerleuchtenden tiefliegenden Augen, den Kopf in die Kapuze gehüllt, ſchweigend und theilnamlos unter ſeinen Brüdern ſitzen. Als man aber auf die Kirchenzucht überging, erhob er ſich plötzlich, und ſeine Rede gegen die Verderbniß des Clerus und der Kirche, welche wie ein Feuerſtrom dahinfluthete, riß alles zu ſtaunender Bewunderung ſeiner Beredſamkeit wie ſeiner Kühnheit mit ſich fort. Man fühlte, daß man es mit einem außerordentlichen Menſchen, mit einem überlegenen Geiſte zu thun habe. Savonarola's Ruf und Name verbreiteten ſich über ganz Italien. Der begeiſterte Pico eilte ſeinem Freunde Lorenzo den Erfolg des florentiniſchen Mönchs zu berichten, der bisher dem Beherrſcher von Florenz völlig unbekannt geblieben war, und ihm die Gewinnung dieſes großen Redners für ſeine Stadt dringend zu empfehlen. Lorenzo folgte dem Rathe. Savonarola, auf den Wunſch Lorenzo's von ſeinen

ten Andeutungen gehen gleichfalls auf die Identität unserer Recension mit der Römischen hinaus, wie, um ein Beispiel anzuführen, die Rhetorik in mehreren Handschriften nicht in *drei*, sondern in *vier* Bücher getheilt ist, deren zweites vom achten Kapitel des ersten Buchs beginnt, mit dem ausdrücklichen Zusatze, dass dies in den lateinischen Exemplaren anders sei [1]). Doch davon mehr zu einer andern Zeit.

Die Versetzung der Aristotelischen und Theophrästischen Schriften nach Rom, und ihre dortigen weitern so eben erzählten Schicksale, so wichtig und einflussreich sie auch immerhin für die Erhaltung jener unsterblichen Werke gewesen sein mögen, waren doch weit entfernt zu ihrer Zeit dasjenige Aufsehn zu erregen, welches sie nothwendig hätten erregen müssen, wenn die Straboniſche Darstellung der ganzen Begebenheit denjenigen Glauben verdiente, welchen man ihr lange

1) Arist. Rhetoric. I, cp. 8. p. 1368. b zu Anf. d. Kap. beginnen drei der Bekkerschen Handschriften das zweite Buch, wozu sich in zwei derselben die Bemerkung findet: κατὰ Λαυρέντιον ἐν καὶ τοῦτο τὸ β βιβλίον ἐστίν. — Ebendaselbst p. 1377. b. zu Anfange des IIten Buchs, wo in drei B.'schen Handschr. das dritte Buch beginnt, heisst es in den Marginalbemerkungen zweier Codd.: κατὰ Λαυρέντιον ἐνταῦθα ἄρχεται τὸ β βιβλίον, κατὰ δὲ Ἕλληνας ἄρχεται τὸ γ βιβλίον. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich zu Anfange des dritten Buchs, p. 1405. Bkk. wo in mehreren Handschr. d. Bemerk. steht ἐνταῦθα ἄρχονται Λαυρέντιοι τοῦ τρίτου τῶν ῥητορικῶν Ἀριστοτέλους βιβλίων. Die Eintheilung in vier Bücher findet sich nach Buhle auch in einem Codex Mediceus des XV. Jahrhunderts. S. Buhle de Aristotelis Codd. manuscriptis in Ar. Opp. T. I, p. 196.

Obern zurückberufen, kehrte im Jahre 1490 nach Florenz in ſein Kloſter zurück. Der kluge Mediceer ahnte nicht, daß er den Zerbrecher der Macht ſeines Hauſes in ſeine Stadt einlud. Er ſollte bald eine Vorahnung davon erhalten.

Der Ruf ſeiner Rednererfolge war Savonarola nach Florenz vorangeeilt. Schon kurze Zeit nach ſeiner Rückkehr vermochte die Kirche von San Marco nicht die Maſſe der Zuhörer zu faſſen, welche ſich zu den Predigten Fra Girolamo's drängte. Bereits in den Faſten von 1491 mußte er den Dom von Santa Maria del Fiore für dieſelben wählen, und hier nicht minder wie in Brescia und Genua übten ſeine Verkündigungen von der Nothwendigkeit und Nähe des über die Verderbniß Italiens und der Kirche verhängten göttlichen Strafgerichts ihre die Gemüther im Innerſten aufregende und erſchütternde Gewalt. Lorenzo und den Seinen ward die Sache bedenklich, doch glaubte er im Vertrauen auf ſeine unbeſtrittene Macht, daß es nur eines Winkes bedürfen werde, um den Frate zum Einlenken zu bewegen. So erſchienen denn eines Tages fünf Männer der angeſehenſten Häuſer bei dem Mönche von San Marco, die demſelben die Gefahr vorſtellten, welcher er ſich und ſein Kloſter durch die Heftigkeit ſeiner Predigten ausſetze, und ihn zur Mäßigung dringend ermahnten. Aber Fra Girolamo war nicht der Mann ſich einſchüchtern zu laſſen. Er beſaß den vollen Stolz ſeiner geiſtlichen Unabhängigkeit, und war feſt entſchloſſen, der herkömmlichen Unterwürfigkeit gegen die Medici, die bisher auch in ſeinem Kloſter geherrſcht hatte, ein Ende zu machen. „Ich ſehe, Ihr kommt nicht aus eigenem Entſchluß", ſo erwiederte er den Abgeſandten, „Lorenzo iſt es, der Euch geſendet hat. Sagt ihm, daß er ſich beeile, Buße zu thun für ſeine Sünden, denn der Herr verſchont Niemand

und hat keine Furcht vor den Fürſten der Erde!" Als man ihm mit Verweiſung aus der Stadt drohte, erwiederte er: „Euer Exil ſchreckt mich nicht, denn Eure Stadt iſt nur ein Linſenkorn auf der Erde. Und doch ſage ich Euch: wenn ich auch ein Fremder bin, und Lorenzo Bürger und Beherrſcher dieſer Stadt, ſo werde ich doch in derſelben bleiben und er wird ſie verlaſſen!" In der weiteren Verhandlung mit den Abgeſandten des Mediceers zeigte er zugleich eine ſo tiefe Einſicht in die politiſche Lage Italiens, deren nahe bevorſtehende Wandlung eben ſo wie den nahen Tod der drei wichtigſten politiſchen Perſonen, Lorenzo's, des Papſtes und des Königs von Neapel, er als ſicher vorausſagte, daß ihn die Abgeſandten Lorenzo's mit Bewunderung verließen. Sie wurden ſpäter ſämmtlich eifrige Anhänger Savonarola's.

In demſelben Jahre (1491) wurde Savonarola zum Prior von S. Marco erwählt, was ſeine Stellung bedeutend befeſtigte. Vergebens wartete Lorenzo darauf, daß der neue Prior des von ſeinem Großvater Cosmus neuerbauten und reich ausgeſtatteten Kloſters, wie es bisher Sitte geweſen war, vor ihm erſcheinen und ihm ſeine Huldigung darbringen werde. Savonarola erſchien nicht. „Da ſeht Ihr's", rief Lorenzo gegen ſeine Freunde klagend aus, „ein Fremder iſt in mein Haus gekommen und würdigt mich nicht einmal ſeines Beſuches!" Alle ſeine Verſuche, den Geiſtlichen, der allein ſich vor ihm zu beugen verſchmähte, zu einer Annäherung zu bewegen, blieben erfolglos. Zu tief hatte Fra Girolamo das wahre Weſen Lorenzo's und ſeinen unheilvollen Einfluß auf das Volk von Florenz durchſchaut. Vergebens, daß der Magnifico die Meſſe in S. Marco mit ſeinem Beſuche beehrte, und darnach im Kloſtergarten ſpazieren ging, hoffend, daß der

Prior ihn dort begrüßen werde. Savonarola blieb in seiner Zelle bei seinen Studien. Reiche Geschenke, die der Fürst an das Kloster schickte, wurden von dem Prior sofort an die Armenanstalten der Stadt gesendet. Nicht besser gelang der Versuch, den einflußreichen Kanzelredner durch einen andern, den Pater Genazzano, von der Kanzel herab bekämpfen und niederpredigen zu lassen. Der Günstling der Mediceer trug von diesem Versuche nichts davon, als die Einbuße seines früheren Ruhmes und seiner Popularität, und hielt es für gerathen, seinen Frieden mit Savonarola zu machen. Aber er vergaß demselben die Niederlage nicht, und der tödtliche Haß, den er seitdem gegen seinen Besieger im Innersten bewahrte, machte ihn acht Jahre später zu einem der Hauptwerkzeuge von Savonarola's Untergange.

Inzwischen stieg das Ansehen Fra Girolamo's im Volke von Tage zu Tage. Seine Predigten, in denen er bald die Geheimnisse der Messe erklärte, bald gegen die Sittenverderbniß der Zeit, gegen die Glücksspiele, die unmäßige Vergnügungs- und Gewinnsucht, gegen die Hartherzigkeit und den Wucher der Reichen donnerte und zur Buße und Umkehr ermahnte, waren Muster einer großartigen evangelischen Beredsamkeit, wie sie den Menschen seit einem Jahrhundert fremd geworden war. Während die Kanzelredner jener Zeit sich entweder nur in kalter gezierter Rhetorik, oder in scholastischem Jargon oder endlich in possenhafter Gemeinheit bewegten, wandte Fra Girolamo sich in seinen Predigten, die er in der Muttersprache hielt, obschon er sie meist in der lateinischen entwarf und drucken ließ*), direct mit seinem Herzen an das

*) Dies ist nachgewiesen von Villari I., S. 133—134.

Herz und die Gefühle des Volks, behandelte er deſſen nächſte Bedürfniſſe und Zuſtände in einer Weiſe, welche ſein eignes tiefſtes Intereſſe an denſelben mit überwältigender Macht der Wahrheit bekundete. Das alte Wort: pectus est, quod disertum facit, bewährte ſich an ihm. Seine Auslegungen der Evangelien zumal ſind Muſterſtücke erhabener Volksberedſamkeit, und wahrhaft bewundernswürdig iſt die plaſtiſche Kraft, welche er in der ausführenden Wiedererzählung der in den Evangelien berichteten Thatſachen und Vorgänge entfaltet, aus denen er die ſittlichen Anwendungen für ſeine Zuhörer mit unübertrefflicher Meiſterſchaft zu ziehen weiß. Ich kann mich nicht enthalten, aus einer der Adventspredigten dieſes Jahres (1491) eine Stelle anzuführen, in welcher er die Erſcheinung der huldigenden drei Magier des Orients bei dem neugebornen Weltheilande behandelt. Nachdem er die unendliche Huld Gottes, welche in ſolcher Menſchwerdung liege, in wahrhaft erhabener Weiſe hervorgehoben hat, fährt er fort:

— „Und nun, meine Brüder, merket wohl auf, und laßt Euren Geiſt nicht abſchweifen. Oeffnet Eure Augen und ſchauet, wer die ſind, die da kommen. Ich rufe es Euch zu, Menſchen, und meine Stimme ſchallt zu den Kindern der Menſchen: Siehe, es ſind die Magier, ſiehe es ſind die Chaldäer! Siehe, es ſind Menſchen, nicht geboren unter Chriſten, nicht getauft, nicht unterrichtet im Geſetz des Evangeliums, nicht verſehen mit all den vielen Sacramenten der Kirche, Menſchen, welche nimmer die Predigt des göttlichen Wortes hörten. Siehe, es ſind die Magier des Orients! Mitten aus einem verwilderten und verderbten Volke, fern, aus entlegenen Gegenden, nicht achtend der Mühen, der Opfer, der Gefahren, ſind ſie gekommen. Wann kamen ſie? Als die ganze Welt

erfüllt war von Götzendienst; als man Steine und Holzblöcke anbetete; als die Erde voll war von Dunkelheit und Finsterniß, die Menschen voll Sündhaftigkeit! Als Jesus noch ein kleines Kind war, als er noch im Heu der Krippe lag, als er nur seine Gebrechlichkeit offenbarte, als er noch keine Wunder gethan hatte! „„Wir haben seinen Stern im Osten gesehen!““ Den Stern hatten sie gesehen, der sein Erscheinen anzeigte, keine Wunder sonst; nicht die Himmel von Lichtglanz erstrahlen, nicht ihn Todte erwecken, nicht andere sichtbare Dinge verrichten. „„Und wir sind gekommen, ihn anzubeten.““ Wir haben einen großen Weg gemacht, nur um seine Fußstapfen anzubeten. Wenn wir ihn sehen, ihn anbeten, ihn berühren, ihm unsere Gaben darbringen dürfen, achten wir uns für Selige. Verlassen haben wir unser Vaterland, verlassen unsere Eltern, verlassen unsere Freunde, verlassen unsere Königreiche und unsere Schätze, und sind gekommen so weiten Weges, unter solchen Gefahren, mit solcher Eile, allein um Ihn anzubeten. Das ist uns genug, ist uns mehr werth als unsere Reiche, ist uns begehrenswerther als selbst das Leben! ... Was werden wir dazu sagen, meine Brüder? was können wir, Hand auf's Herz, dazu sagen? O, welch' lebendiger Glaube, welch' eine erhabene Liebe! Und nun sehet, wie groß die Herzenshärtigkeit und Verstocktheit der Juden war, da auf sie weder Wunder, noch Prophezeiungen, noch diese Stimme Eindruck zu machen vermochten."

„Aber warum haben wir unsere scheltende Rede gegen die Juden gewendet und nicht vielmehr gegen uns selbst. Warum gewahrst Du den Splitter im Auge Deines Nächsten und nicht den Balken im eigenen? Siehe, unser Herr und Heiland ist jetzt nicht mehr ein Säugling in der Krippe, sondern erhaben im Himmel. Er hat gepredigt, hat Wunder gethan, ist ge-

kreuzigt, iſt auferſtanden, ſitzt zur Rechten Gottes, hat den heiligen Geiſt in die Welt geſandt, hat die Apoſtel ausgeſendet, hat ſchon die Heiden unterworfen. — Ueberall ſchon iſt das Himmelreich, ſeine Pforte iſt offen, der Herr iſt vorangegangen auf dem Wege dahin; die Apoſtel und die Märtyrer ſind ihm nachgefolgt. Und Du! Du biſt träge, jede Mühe beſchwert Dich, Du willſt Chriſti Fußtapfen nicht folgen! Siehe jeden Tag ſteigt die Habſucht, wächſt die Wuchergier; die Ueppigkeit hat jegliches Ding befleckt, der Hochmuth erhebt ſich bis in die Wolken! Ihr ſeid Kinder des Teufels und wollt die Wünſche Eures Vaters befriedigen! O, wie gar wohl könnte man von Euch jenen Spruch wiederholen: Siehe ich gehe zu Menſchen, die mich nicht kannten, die meinen Namen nicht anriefen; alle Tage habe ich meine Hände ausgeſtreckt zu dem ungläubigen Volke, welches den Weg der Verderbniß wandelt, zu dem Volke, das meinen Zorn herausfordert!“

Die Zeitgenoſſen und die Florentiniſchen Geſchichtſchreiber ſind einſtimmig in der Bewunderung der Beredſamkeit Savonarola's, deren ungekünſtelte Einfachheit und natürliche Kraft einen grellen Kontraſt bildeten gegen die künſtlich aufgeſchminkte mit gelehrten Brocken aufgeputzte Manier der Kanzelredner jener Zeiten. Selbſt ein Hiſtoriker wie Guicciardini, der eifrige Freund und Begünſtiger der Medici und daneben ein durchaus nicht religiöſer oder fanatiſcher Geiſt, las Savonarola's Predigten mit Bewunderung und hinterließ ſogar einen ſelbſtgefertigten Auszug aus denſelben. Er ſpricht es in ſeiner Geſchichte von Florenz aus, daß nie zuvor ein Mann eine gleich tiefe Kenntniß der heiligen Schriften beſeſſen habe, und hebt es hervor, daß während kein Kanzelredner in Florenz es jemals vermocht habe, länger als zwei Faſtenzeiten hindurch,

ohne ſich und die Zuhörer zu ermüden, die Kanzel zu behaupten, Savonarola allein die Kraft beſeſſen habe, eine Reihe von Jahren hindurch dieſe Aufgabe mit immer ſteigendem Beifalle zu löſen. Das oben angeführte Beiſpiel zeigt uns eine Hauptſeite ſeiner redneriſchen Stärke, in der den Italienern eigenthümlichen Kraft plaſtiſcher Geſtaltung. Savonarola's Begabung erſcheint in ſeinen Predigten, neben einem ſehr ſtarken Verſtande, als eine überaus große von Seiten der Phantaſie. Er hätte eben ſo wohl ein großer Dichter oder ein großer Maler werden mögen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſind, ſoweit er ſie überſieht, gleichmäßig lebendig in ihm und für ihn. Er erlebt die Schöpfungsgeſchichte und die Sündfluth, wie ſie in der Bibel dargeſtellt werden. Wenn er ſeiner Gemeinde die aus der Ferne zur Anbetung des neugeborenen, in der Krippe liegenden Heilandes heranziehenden Magier vorführt, oder wenn er ihnen erzählt, wie Chriſtus eine Magdalena und einen Petrus erwählte, obſchon ſie Sünder vor ihm waren, oder wenn er ſie an die Geburtsſtätte des Heilandes führt, und ihnen zuruft: „Sehet da, der, durch welchen alle Dinge gemacht ſind, iſt heute zeitlich geboren! Er, der der Anfang aller Dinge iſt, der das All geſchaffen hat, wird geboren und hat eine Mutter! Er, der die Welt in ſeiner Hand trägt, wird getragen von einer Jungfrau! Er, der über allen Dingen iſt, beginnt ein Vaterland zu haben, beginnt ein Mitbürger der Menſchen, ein Genoſſe der Menſchen, ein Bruder der Menſchen, ein Sohn des Menſchen zu ſein“ — ſo meint man Bilder von Fra Angelico oder Francesco Francia vor ſich zu haben. Wenn man dieſe geſtaltgebende Phantaſie in ihrer ſchöpferiſchen plaſtiſchen Kraft verbunden mit ſeiner Baſis, der abſoluten Bibelgläubigkeit an alle Wunder der

Schrift vor Augen hat, ſo hört man auf, ſich über die viſionäre Seite in dieſem mächtigen, ſeiner Zeit ſonſt ſoweit vorausgeſchrittenen Geiſte zu verwundern, lernt man dieſelbe als eine nothwendige Conſequenz ſeines ganzen Weſens begreifen. Hat doch der ſo viel gröber angelegte deutſche Reformator, hat doch ſelbſt Luther ſeine Teufelsviſion gehabt und auf ſeine Weiſe bekämpft.

IV.

Lorenzo's Tod und die Vertreibung der Medici.

Savonarola's Prophezeiung eines baldigen Todes des Beherrſchers von Florenz, an deſſen Leben die Geſchicke Italiens hingen, ſollte ſich überraſchend ſchnell erfüllen. Noch war kein Jahr vergangen und der kaum vierundvierzig Jahr alte Lorenzo lag, von unheilbarer Krankheit erfaßt, mitten in all der Frühlingspracht ſeiner Lieblingsvilla von Careggi, in den erſten Apriltagen des Jahres 1492, ein von ſeinen Aerzten aufgegebener ſterbender Mann.

Der grundſatz- und gewiſſenloſe Tyrann empfand das Bedürfniß ſeinen Frieden mit Gott zu machen, ſeine Sünden zu beichten und Abſolution zu empfangen. Die Tröſtungen ſeiner Geiſtlichen genügten ihm nicht, denn er kannte ſie zu gut, um ihrer Gewiſſenhaftigkeit das Heil ſeiner Seele zu vertrauen. Nur einen gab es in Florenz, nach deſſen Zuſpruch und Abſolution ihn verlangte, weil er ſich von der unerſchütterlichen Feſtigkeit und Wahrhaftigkeit ſeines Charakters überzeugt hatte; dieſer Eine war der Prior von S. Marco, Fra Girolamo Savonarola. Vielleicht auch wollte der ſterbende Politiker noch

im Augenblicke des Todes ſich und ſeinem Andenken, ſowie der Partei ſeines Hauſes den Mann gewinnen und verbinden, deſſen Einfluß auf die Florentiner und deſſen Bedeutung für die politiſche Zukunft von Florenz er vorzugsweiſe zu erkennen und zu würdigen fähig war.

Der herbeigerufene Savonarola erſchien am Lager des ſterbenden Fürſten, der ſo eben von ſeinen Freunden und von ſeinem Sohne den letzten Abſchied genommen hatte. Drei Sünden wollte ihm der Magnifico als die ſchwerſten ſeines Lebens beichten: die barbariſche Plünderung der Stadt Volterra, die Beraubung des Monte delle fanciulle*) von Florenz und das nach der Verſchwörung der Pazzi in Strömen vergoſſene Blut vieler Unſchuldigen. Für dieſe Verbrechen erbat er Abſolution. Fra Girolamo verſprach ihm die verzeihende Barmherzigkeit Gottes, aber unter drei Bedingungen. Zwei derſelben, unter ihnen die volle Entſchädigung aller ungerecht Beraubten und Beſtraften, geſtand der Medici zu. Als aber darauf der Beichtiger zum Schluſſe mit feierlich erhobener Stimme die dritte ausſprach: „Wiederherſtellung der Freiheit des Volkes von Florenz“, da wandte ſich der ſterbende Herrſcher unmuthsvoll von ihm ab ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Savonarola aber verließ Careggi ohne die Abſolution zu ertheilen**). Wenige Stunden darauf ſtarb Lorenzo de' Medici. Es war am 8. April 1492.

*) Eine Stiftung, welche das Vermögen der verwaiſten Töchter von Florentiner Bürgern verwaltete. Lorenzo hatte das Geld eingezogen und dadurch die Beraubten in Elend und Schande getrieben.

**) Verſchiedene Schriftſteller haben die Wahrheit der hier geſchilderten und von allen Biographen Savonarola's berichteten Scene, ſoweit ſie die letzte Forderung Savonarola's betrifft, in Abrede zu ſtellen verſucht. Daß ſie es grundlos gethan, iſt von Villari I. S. 155—158 überzeugend nachgewieſen.

Sein Tod schien zunächst keinen Vortheil für Savonarola zu bringen, dessen Stellung jetzt vielmehr bedenklich zu werden begann. Lorenzo's Sohn und Nachfolger Piero besaß keine einzige jener Eigenschaften, welche seinen Vater zu dem ersten Staatsmanne Italiens gemacht hatten. Jung, unfähig, von rohen Sitten und einem an Wahnsinn grenzenden Hochmuthe, eine Tyrannennatur niedrigster Art, war sein ganzes Streben darauf gerichtet, auch die letzten von Lorenzo klüglich dem Volke gelassenen Scheinreste der Freiheit zu beseitigen. Sein Uebermuth beleidigte das Volk und entfremdete ihm selbst die ältesten Freunde seines Hauses. Vor allen haßte er Savonarola und dessen steigenden Einfluß auf das Florentinische Volk, und eine seiner ersten Maßregeln war, die Wirksamkeit des Priors von San Marco zu beseitigen, indem er insgeheim von dessen Obern in Mailand einen Erlaß bewirkte, welcher Savonarola anwies, in der nächsten Zeit nicht in Florenz, sondern in Pisa und Bologna zu predigen. Savonarola gehorchte. Aber er hatte erkannt, von woher ihm der Streich kam, und beschloß eine Erneuerung desselben zu verhüten. Dies konnte nur geschehen, wenn die toskanische Genossenschaft seines Ordens von dem Abhängigkeitsverhältnisse befreit wurde, in welchem sie zu der lombardischen Congregation stand. Savonarola stellte diesen Antrag in Rom, und wußte sogar den eitlen Piero für die Unterstützung desselben dadurch zu gewinnen, daß er ihm jene Abhängigkeit des Klosters seiner Stadt von einer fremden Macht als eine Beeinträchtigung der eigenen Oberherrlichkeit erscheinen ließ. So erreichte er nach vielen Mühen und Verhandlungen seinen Zweck. Als Piero seinen Fehler erkannte und Versuche machte, das päpstliche Breve zu hintertreiben, war es zu spät.

genug geschenkt hat. Dafür mag uns der gewichtige Umstand Zeugniss geben, dass *Cicero*, unter dessen Augen sich dies Alles zutrug, der mit jenem gelehrten Grammatiker *Tyrannion* selbst in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand[1]), in allen seinen Schriften auch nicht die kleinste Hindeutung darauf hinterlassen hat[2]). Wem solch ein Stillschweigen kein redendes ist, für den sind auch unsere Worte umsonst. Nur soviel also werden wir, wie schon gesagt, der Tradition des sonst so hellverständigen alten Geographen wohl einzuräumen haben, dass auf dem erzählten Wege die Zahl der in Rom bereits bekannten Schriften des Aristoteles und Theophrastus bedeutend vermehrt, ihre Verbreitung aber durch die Bemühungen der beiden Peripatetiker, Tyrannion und Andronikos, von denen der letztere selbst Aristotelische Schriften kommentirte, und ein Werk in mehreren Büchern über Leben und Schriften des Stagiriten verfasste[3]), in mannigfaltiger Weise gefördert wurde. Daneben aber wird uns nicht entgehen dürfen, wie eben der Eifer, mit welchem der eine sich zu den seltenen Schätzen den Zugang öffnete, der andere sie zusammenzustellen und zu ordnen versuchte, und endlich die zahlreichen, von den Buchhändlern jener Zeit übereilt und zum Theil sehr unsorgfältig genommenen Ab-

1) Cic. Epist. ad Q. Fratr. II, ad Attic. II, 6. IV, 4. XII, 2 und 6. ad Q. Fr. III, 4 und 8. (Aristotelia Th. II, p. 124—126.)

2) Vgl. Aristotelia II, S. 147—151.

3) S. Ebendas. S. 131.

Savonarola's Stellung in Florenz war dadurch wesentlich verändert und neu befestigt. Sein Kloster war jetzt das Centrum, er selbst das Haupt einer Congregation, allein abhängig von Rom. Kein Mensch, auch Piero nicht, konnte jetzt mehr daran denken, ihn aus Florenz entfernen zu wollen. Er war jetzt frei und sicher und stand nicht an, diese seine Freiheit eifrig zu benutzen.

Er begann zunächst mit einer totalen Reform seines Klosters. Die Vorschrift der freiwilligen Armuth, das Verbot gegen Besitz an Geld und Gut waren in Vergessenheit gerathen, das Kloster hatte große Reichthümer erworben. Savonarola erneuerte die Vorschrift San Domenico's. Er verbot den Besitz silberner oder goldener Altargeräthe und führte in Kleidung und Lebensweise die strengste Einfachheit ein. Die Brüder von San Marco mußten, jeder nach seinen Fähigkeiten für die Gewinnung ihres Lebensunterhaltes arbeiten. Dabei ging er allen mit seinem Beispiele voran. Seine Kleidung war vom gröbsten Stoffe, seine Zelle die ärmlichst ausgestattete, sein Lager das härteste, seine Nahrung die dürftigste. Auch dadurch stieg im Volke sein Ansehen und der Ruf seines Klosters von Tag zu Tage, und viele Mitglieder edler Familien drängten sich zum Eintritt in seinen Orden. Seit dem Advent 1493 hatte er in Florenz seine Predigten wieder begonnen. Das Verlangen Lorenzo's in seiner Sterbestunde, von ihm absolvirt zu werden, das kühne Wort, das der Prior von San Marco dabei zu sprechen gewagt hatte, die Erfüllung endlich seiner Prophezeiungen durch den fast zu derselben Zeit erfolgten Tod Lorenzo's und des Papstes Innocenz VIII., denen nicht lange darauf auch der König von Neapel im Tode nachfolgte — das Alles steigerte die Begeisterung des Volkes für den

beliebten Volksredner und das Ansehen, welches er bei der Bürgerschaft von Florenz genoß, zu einer ungewöhnlichen Höhe, während es ihn selbst zugleich in seinen Ideen bestärkte. Auch seine Visionen, welche alle auf die Nähe eines göttlichen Strafgerichts hinausliefen, wurden häufiger, seine Anklagen, die er von der Kanzel des Domes herab gegen die sittlichen und politischen, religiösen und kirchlichen Zustände Italiens, gegen die Privaten wie gegen die weltlichen und geistlichen Fürsten schleuderte, wurden immer heftiger und drohender: „Ich bin wie der Hagelschlag, der alles trifft, was unbedeckt ist!“ ruft er in einer derselben aus. Die Schilderung, welche er in diesen Predigten von dem Leben und Treiben der Priester und der hohen Diener der Kirche entwirft, giebt ein ergreifendes Gemälde der damaligen Zustände. Das Evangelium und sein Kern: der Geist der werkthätigen Liebe schienen aus der Kirche völlig verschwunden; und doch war Savonarola's Motto, das er schon als Jüngling sich erwählt, und das er in allen seinen Predigten wiederholte: Tanto sa ciascuno, quanto adopera! „Jeder weiß nur soviel, als er bethätigt.“ — Platon, Virgil und Petrarka, Horaz und Cicero mußten einem solchen Geiste als ein schlechter Ersatz erscheinen für das Evangelium und das Studium der heiligen Schriften, und nicht der Schriften allein, sondern noch vielmehr des Lebens Christi, der Apostel und der Heiligen. „Diese, ruft er aus, sind die wahren Schriften von Christo, und die wahre Schriftlesung besteht in der Nachahmung ihres Lebens.“ Wie konnten vor einem solchen Manne, der vollen Ernst machte mit den Lehren Christi, die hohen Würdenträger der Kirche bestehen, die, wie er allem Volke zurief, die Keuschheit und Entsagung predigten, während sie in Ueppigkeit lebten; die mit all ihrem Sinnen und

Trachten in die weltlichen Dinge versenkt waren und sich um das Seelenheil ihrer Gemeinden nicht kümmerten? Oder die Prediger, die nur predigten, was ihren weltlichen Fürsten lieb und angenehm war? Oder die Prälaten zu Rom, die in heidnischen Aberglauben versenkt, jeder seinen Astrologen hatten, der ihnen sagen mußte, „um welche Stunde sie ausreiten oder sonst ein Geschäft vornehmen dürften?“ Je mehr der Geist aus dieser Kirche gewichen sei, desto mehr habe man sich darauf verlegt, sie mit äußerlichem Flitterkram auszuputzen. „Es ist wahr“, ruft er seinen Hörern zu, „unsere Kirche hat äußerlich viele schöne Ceremonien zur Feier der kirchlichen Handlungen, schöne Meßgewänder, zahlreiche Fahnen, goldene und silberne Leuchter, zahllose Kelche, daß es eine Pracht ist. Da siehest Du denn die großen Prälaten, das Haupt geschmückt mit den goldenen edelsteinbesetzten Mitren, in der Hand den silbernen Krummstab, siehst sie gekleidet in Meßgewänder und Vespermäntel von Brokat am Altare behaglich ihre Vespern und schönen Messen singen, mit soviel Ceremonien, mit soviel Begleitung von Instrumental- und Vocalmusik, daß es Dich ganz mit Staunen erfüllt, daß sie Dir erscheinen als Menschen von großer Würde und Heiligkeit und daß Du meinst: die können nicht irren, sondern was sie sagen und thun, das müsse man beobachten wie das Evangelium. Und so freuen sich denn auch die Menschen an solchem Flitterwesen und sagen, daß die Kirche Christi niemals so blühend, der Gottesdienst niemals so wohl geübt und daß die Prälaten der frühesten Zeiten gegen die heutigen nur armselige Schlucker gewesen. Ja, es ist wahr, sie hatten damals noch keine goldenen Mitren, und die wenigen Meßgefäße von edlen Metallen, die sie hatten, die schmelzen sie ein, um der Armuth zu helfen. Unsere Prälaten aber nehmen den

Armen ihre letzte Habe, um prächtige Meßgefäße zu haben. Weißt Du, was das sagen will? In der ersten Kirche waren die Meßgefäße von Holz und die Prälaten von Gold; heute hat die Kirche ihre Meßgefäße von Gold, und die Prälaten von Holz."

Am 21. September 1494 hielt Savonarola jene berühmte Predigt „über die Sündfluth", im Dome zu Florenz, dessen weite Hallen kaum hinreichten die Masse der Zuhörer zu fassen. Der berühmte Pico von Mirandula war unter ihnen. Todtenstille erfüllte den ungeheuren Raum, die Menschen schienen von banger Ahnung vor etwas Entsetzlichem ergriffen. Savonarola selbst erschien nicht minder im Innersten erregt. Er warf einen langen durchdringenden Blick auf die dichtgedrängte Gemeinde, und plötzlich erschollen die Worte des Textes: Ecce ego adducam aquas super terram! wie der Donner des Weltgerichts durch den gewaltigen Raum des Gotteshauses. Pico erzählt, daß ein Schauer seine Gebeine geschüttelt und ihm das Haar auf dem Haupte emporgesträubt habe. Wohl hatten sie alle Ursache zu schaudern. Denn das von Fra Girolamo vorhergesagte göttliche Strafgericht war hereingebrochen über Italien. Das Schwert Gottes, daß er in seinen Visionen aus den Wolken herab sich der Erde nähern gesehen, hatte den ersten Streich geführt gegen das unglückliche Land; der „neue Cyrus", dessen Erscheinen der Redner mehr als einmal dem Volke verkündet, war gekommen: König Karl der achte von Frankreich hatte mit einem Heer von sechzigtausend Mann den italischen Boden betreten und das furchtbare Blutbad von Rapallo seinen ersten Schritt bezeichnet.

Wie immer waren es die Italiener selbst gewesen, welche die Fremden in ihr Land gerufen hatten. Der zweiundzwanzig-

jährige König Karl VIII., jung und ungebildet, weder Feldherr noch Staatsmann, schwächlichen und mißgestalteten Leibes, aber eitel, ehrgeizig, nach Abenteuern und Eroberungen dürstend, hatte sich von verbannten Neapelitanischen Baronen aufstacheln lassen, vermeinte Ansprüche seines Hauses auf Thron und Reich von Neapel mit Waffengewalt geltend zu machen. Die Eroberung Neapels sollte ihm zugleich als Basis eines zweiten Unternehmens dienen. Es sollte der erste Schritt zu einem Kreuzzuge wider die Türken sein, durch den er seinen Namen unsterblich zu machen hoffte. Die Fürsten Italiens, der gewissenlose intriguante Usurpator von Mailand Ludovico il Moro voran, und selbst der neue Papst Alexander VI., Borgia, hatten den französischen König unaufhörlich eingeladen, seinen italischen Zug zu unternehmen. Jeder derselben hoffte dabei, im Trüben zu fischen. Aber auch die von jenen geknechteten Provinzen und Städte setzten Hoffnungen auf die Ankunft der Fremden, sie hofften von ihnen den Sturz ihrer Tyrannen und die Wiederherstellung ihrer republikanischen Verfassungen. Vor allem war dies der Fall in Florenz, wo Piero's Tyrannei von Tage zu Tage unerträglicher geworden war. Sogar die eigenen Vettern Giovanni und Lorenzo de Medici waren aus der Haft, in welcher sie Piero gehalten, zu dem französischen König entflohen, und selbst unter den Gesandten, die Piero nach Frankreich geschickt hatte, um sich dem Könige zu empfehlen und sich wegen seiner Politik zu entschuldigen — Piero de Medici hatte sich mit Neapel eingelassen — befanden sich Feinde des Mediceers, unter ihnen der energische Pier Capponi, der Karl VIII. den Zustand von Florenz schilderte, und ihn dringend aufforderte, der Befreier seiner Vaterstadt zu werden und der Tyrannei der Medici ein Ende zu machen. Der Gedanke, als

oberſter Schirmherr des von ihm zu unterwerfenden Italiens aufzutreten, ſchmeichelte der Eitelkeit Karls allzu ſehr, als daß er ihm nicht hätte folgen ſollen.

Italien ſelbſt erſchien als leichte Beute, und ernſter Widerſtand für einen ſtarken Eroberer kaum zu beſorgen. Es war innerlich in unzählige kleine, gegen einander intriguirende Dynaſtengebiete zerſpalten. Das Heerweſen lag im tiefſten Verfalle und war meiſt in den Händen der Führer von Söldnerbanden, die ſich heute für dieſen, morgen für jenen Tyrannen untereinander ſchlugen, und ihre Kämpfe ſo einzurichten wußten, daß möglichſt wenig, oft gar kein Blut bei ihren Treffen vergoſſen, dafür aber deſto mehr Geld verdient und geplündert wurde. Erzählt doch Machiavelli von ſtundenlangen Gefechten, bei denen Niemand getödtet ward, als höchſtens ſolche, die von ihren Pferden fallend, unfähig ſich in ihren ſchweren Rüſtungen aufzuraffen, von den Hufen der Roſſe zertreten wurden. Das franzöſiſche Kriegsheer dagegen, das Karl im Auguſt und September 1494 nach Italien führte, war das beſte in Europa, wohlgeübt und wohlbewaffnet, ſchlagfertig, mit trefflicher Artillerie verſehen. Seine Reiterei beſtand aus der Blüthe des waffenkundigen franzöſiſchen und ſchottiſchen Adels, und achttauſend Schweizer, das gefürchteiſte Fußvolk der Welt, bildeten den Vortrab. Ihr erſtes Auftreten in Rapallo und Fivizzano, wo ſie nicht nur die feindlichen Soldaten, ſondern auch alle Einwohner über die Klinge ſpringen ließen, ſelbſt Kranke erſchlugen und alles mit Plünderung und Brand heimſuchten, erfüllte ganz Italien, das an ſolche Art der Kriegführung längſt nicht mehr gewöhnt war, mit Furcht und Entſetzen.

Was Florenz anbetrifft, ſo hatte die kopfloſe und feige Politik Piero's ihn ſelbſt und ſein Land in die ſchlimme

Lage gebracht: nicht zu wiſſen, ob die Franzoſen als Freunde oder als Feinde kämen. Für die Volkspartei — denn ſchon gab es heimlich eine ſolche in Florenz — waren ſie das erſtere, und nun ſahen die Bürger das Florentiniſche Gebiet von den Franzoſen als feindlich behandelt! Noch hätte Piero ſich retten, Widerſtand verſuchen mögen. Seine Grenzfeſtungen, welche das Vordringen der Franzoſen hinderten, waren ſtark und wohlverſehen, und die Lage Karl's nicht unbedenklich. Aber den Medici verließ aller Muth. Nur darauf bedacht, ſich ſelbſt zu retten und ſeine Herrſchaft zu ſichern, eilte er in das feindliche Lager und überlieferte den Franzoſen ohne Schwertſtreich die feſten Bollwerke des Landes.

Die Nachricht von dieſem ſchmachvollen Verrathe ward in Florenz das Signal zum Losbruche der Volkspartei gegen den feigen Tyrannen. Der zurückgekehrte Piero wurde von der Signerie nebſt ſeinem Bruder, dem Kardinal Giovanni de Medici, als Hochverräther erklärt und ſchimpflich aus der Stadt verjagt. Ohne Widerſtand zu wagen, entfloh er nach Bologna, von dort nach Venedig. Die Revolution hatte keinen Tropfen Blut gekoſtet, keine Plünderung, kein Act der Rache an den Anhängern der Mediceer war von dem aufgeregten Volke verübt worden. Der Mann aber, dem Florenz dies verdankte, war kein anderer als Fra Girolamo Savonarola. Seine mächtige Stimme, ſein Einfluß beim Volke, dem er das Evangelium der Verzeihung und des Friedens predigte, retteten Florenz vor den Gräueln der Anarchie. Nie hatte Florenz das Wunder einer ſolchen friedlichen Umwälzung geſehen. Wie hoch aber ſelbſt die entflohenen Medici von der Redlichkeit Savonarola's dachten, das bezeugt am Beſten der Umſtand, daß ſie ihre Schätze und Koſtbarkeiten in ſeinem

Kloſter in Sicherheit brachten. Drei Geſandte wurden von der Signorie erwählt, um mit dem Franzoſenkönige zu unterhandeln, unter ihnen der ehrwürdige Gino Capponi und Savonarola. Der letztere war der Wortführer. Der Auftrag war ſchwierig, denn der entflohene Piero hatte dem Könige die glänzendſten Verſprechungen gemacht, wenn derſelbe ihn in ſeiner Herrſchaft über Florenz ſchützen wolle. Savonarola bewies auch hier ſeine Klugheit und Menſchenkenntniß. Er begrüßte den König als das Werkzeug in der Hand Gottes zur Befreiung Italiens aus der Knechtſchaft ſeiner Tyrannen und zur Reform der entarteten Kirche, deſſen Erſcheinen er dem Volke angekündigt habe; aber er bedrohte ihn zugleich mit dem göttlichen Zorne, wenn er nicht Gerechtigkeit und Mäßigung übe und die Freiheit der Republik Florenz achte. Seine Worte blieben nicht ohne Eindruck auf das Gemüth Karls. Die Geſandten wurden von ihm mit günſtigem Beſcheide entlaſſen. In Florenz ſelbſt „in der großen Stadt", wie er ſich ausdrückte, werde er alles Nähere verhandeln und beſtimmen. Seine Eitelkeit mochte ſich den Triumph nicht verſagen, als Sieger einzuziehen in die glänzendſte und berühmteſte Stadt Italiens.

Dieſer Einzug, von zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern ausführlich geſchildert, geſchah am 17. November 1494. Es war ein Schauſpiel, deſſen Gleichen Florenz noch nie in ſeinen Mauern geſehen hatte, darauf berechnet, den Bürgern der Stadt die gewaltige Uebermacht des fremden Kriegsvolks vor Augen zu ſtellen. Auch bezeigte Karl gar keine Luſt Florenz, wo ihm die Signorie im Palaſte der Mediceer, dem jetzigen Palaſt Riccardi, Quartier bereitet hatte, ſobald wieder zu verlaſſen. Die Mutter und Gemahlin des vertriebenen Piero del

Medici bestürmten ihn täglich mit Bitten zur Wiedereinsetzung des Vertriebenen, und die Aussicht, durch eine solche die oberste Schirmherrschaft über Toskana zu gewinnen, war verlockend für seinen Ehrgeiz. Seine Forderungen an die Signorie wurden täglich kühner und übermüthiger; und fast schien es, als sei es für Florenz um die eben erst wiedergewonnene Freiheit geschehen, da der König offen aussprach, daß er es wie eine eroberte Stadt ansehe. Aber im Volke war das alte Freiheitsgefühl erwacht, und ein zufällig zwischen einzelnen Bürgern und Soldaten ausgebrochener Streit nahm so drohende Verhältnisse an, daß in dem daraus entstandenen heftigen Straßenkampfe sich plötzlich auf den Schall der Sturmglocken jedes Haus in eine Festung verwandelte, aus deren Fenstern ein Hagel von Steinen und Wurfgeschossen aller Art auf die übermüthigen Schweizer niederregnete, die eingekeilt in den engen, mit Ketten gesperrten und verbarrikadirten Straßen bald in eine üble Lage geriethen. Dennoch wich der König nicht von seinen übermäßigen Ansprüchen. Er ließ den zu ihm gesendeten Unterhändlern der Signorie ein Ultimatum vorlesen, und als dieselben Anstand nahmen, darauf einzugehen, rief er ihnen zornigen Muthes die drohenden Worte zu: „Nun denn! so werden wir unsere Trompeten blasen lassen!“ Da riß der Wortführer der städtischen Abgesandten dem Secretair das Blatt aus der Hand und schleuderte es mit den Worten: „Und wir, wir werden unsere Sturmglocken ziehen!“ zerrissen dem Franzosenkönige vor die Füße. Es war der glorreichste Moment in dem Leben des großen Florentinischen Volksmannes, ein Augenblick, der wie einer seiner noch heute lebenden Nachkommen, der edle Marchese Gino Capponi sich ausdrückt, allein ein ganzes Leben aufwog; und mit gerechtem

Stolze zeigt heute der Florentiner an der Außenseite der Uffizienhallen das marmorne Standbild Pier Capponi's, welches den großen Bürger in diesem Momente darstellt.

Da endlich entschloß sich Karl zum Nachgeben. Er nahm die Bedingungen der Signorie und den Titel eines Protektors der Florentinischen Freiheit an, und versprach die Herausgabe der Landesfestungen nach dem Ende des Feldzugs. Aber er zögerte noch immer die Stadt zu räumen, in der nur Savonarola's Einfluß und Bemühungen den drohenden Ausbruch neuer blutiger Zusammenstöße verhinderten. Savonarola war es denn auch, der den König endlich dazu vermochte, diesem Zustande durch seinen Abzug ein Ende zu machen. Am 28. November verließ Karl mit seinem Heere Florenz, nicht ohne vorher schmählicherweise den ihm von der Stadt zur Wohnung eingeräumten Palast aller seiner Kostbarkeiten und Schätze beraubt zu haben. Die herrlichen Sammlungen, welche die Mediceer aufgehäuft hatten, wanderten nach Frankreich. Die französischen Barone folgten dem Beispiele ihres Herrn, und was sie nicht raubten ward beschädigt und zerstört.

Dennoch athmete Florenz auf, als die räuberischen Franzosen den Rücken gewendet hatten. Die Kirchen erschollen von Dankgebeten. Die neue Republik konnte daran denken, sich innerlich zu befestigen und den äußern Feinden zu begegnen. Die Volkspartei war jetzt Herrin der Stadt. Die Anhänger der Medici schienen mit einem Schlage beseitigt. Savonarola's Ansehen aber stieg von Tage zu Tage im Volke, das ihn als seinen wahrhaften Vertreter und Führer betrachtete und mit Recht betrachten durfte. Und wie der erste Freiheitsruf von San Marco aus durch Florenz erschollen war, so ward von jetzt an Fra Girolamo, ohne es zu wollen, mehr und mehr

schriften den Beweis geben, dass diese Bücher, um in der Sprache der neueren Sosier zu reden, „einem Bedürfniss des literarischen Publikums entsprachen," und „stark gesucht" und viel gelesen wurden, weil sonst jene älteren dabei unmöglich hätten ihre Rechnung finden können. Was endlich Strabon's, übrigens gar nicht anzutastende Glaubhaftigkeit betrifft, so möchte diese für den vorliegenden Fall durch den Umstand eine bestimmte Modifikation erleiden, dass seine Quelle für die Kenntniss der Aristotelischen Philosophie und Literatur eben in dem Umgange mit einem Schüler des gedachten Andronikos, dem Peripatetiker *Boëthos* von Sidon, wo nicht gar in dem Umgange mit Andronikos selbst, zu suchen ist [1]).

V.

Die in den früheren Abschnitten gegebenen Nachweisungen werden ausreichen, um ein bestimmtes Bild der Theilnahme der gebildeten römischen Welt an den Studien griechischer Philosophie überhaupt, und der Literatur peripatetischer Lehren insbesondere, in einer Zeit zu geben, als deren geistige Blüthe der Genius Cicero's erscheint. Eine genauere, selbst das Einzelne nicht verschmähende Charakteristik derjenigen Seite dieses in seinem Volke durchaus einzigen Mannes, die uns hier in-

1) Aristotelia Th. II, S. 128 und S. 130 ff.

in die Bahn der Politik gedrängt und durch die Macht der Umstände gezwungen, der Leiter der demokratischen Bewegung, der Berather, Gesetzgeber und endlich der Märtyrer der neuen Republik und ihrer Verfassung zu werden.

V.

Savonarola, Gesetzgeber der Republik.

Die Schwierigkeiten der inneren und äußeren Lage, in welcher sich Florenz nach Abschüttelung des Joches der Mediceer befand, waren außerordentlich. Die junge Republik sah sich in dem Augenblicke, wo ihre erste Sorge sein mußte, im Innern durch eine Verfassung sich zu befestigen, in drei verschiedene Fehden mit ihren abgefallenen Provinzen, Pisa, Arezzo und Montepulciano, verwickelt. Ihre Geldmittel waren durch die an Karl zu leistenden unaufhörlichen Zahlungen erschöpft, Handel und Gewerbe lagen darnieder, alle Hülfsquellen stockten, auf dem Volke lastete schwerer Druck immer erhöhter Steuern zur Anwerbung von Kriegsvolk. Dazu kam noch ein anderer Uebelstand. Die sechzigjährige Oberherrschaft der Medici hatte den politischen Sinn des Volkes unterdrückt, die alten Corporationen zerstört. Den Männern der That, wie Valori und Pier Capponi, fehlte es nicht an gutem Willen, wohl aber an gesetzgeberischer Einsicht und praktischer Erfahrung zur Herstellung einer freien Verfassung. Die Rechtsgelehrten und Advocaten, in denen allein noch etwas von der alten politischen Bildung übrig schien, erwiesen sich unfähig, aus dem Chaos eine neue Verfassung zu gestalten, welche ge-

eignet gewesen wäre, die Bedürfnisse des Volks zu befriedigen und die Freiheit zu begründen.

In dieser Noth erschien dem gesammten Volke Fra Savonarola als der einzige Retter. „Die größte Lehre", sagt sein Biograph, „welche die Geschichte den Menschen zu geben vermag, ist die, welche zeigt, wie in jenen furchtbaren Momenten, wo die Welt die Beute des Verwegensten zu werden und das Chaos hereinzubrechen droht, wenn Wissenschaft, Macht, Reichthum, Adel der Stellung und selbst kühner Muth der entfesselten Volksleidenschaft gegenüber sich ohnmächtig erweisen, einzig und allein Tugend, edler Wille und reine Begeisterung für das Gute ein Volk und sein Gemeinwesen zu erretten vermögen." Durch diese Eigenschaften ward Savonarola der Retter des Florentinischen Volks. Der Frate ward zum Bürger, der Prediger zum Gesetzgeber. Von der Kanzel herab verkündete er den obersten Grundsatz der neuen republikanischen Verfassung, den Grundsatz demokratischer Gleichheit aller stimmberechtigten Vollbürger; drang er auf gerechte Vertheilung der Staatslasten und Abgaben, auf Ernennung aller wichtigen Beamten nicht durch das Loos, sondern durch Wahl der Gemeinde, und endlich auf einen allgemeinen Frieden und auf Amnestirung aller in Florenz zurückgebliebenen bisherigen Anhänger des beseitigten Regiments. Alle diese Forderungen aber gründete er auf dasjenige, was überhaupt die Basis seines ganzen Denkens und Handelns war: auf Geist und Lehre des Christenthums. Der alte Cosmus von Medici hatte gesagt: „Man regiert Staaten nicht mit Paternostern!" und ein anderes seiner Lieblingsworte war gewesen: „Zwei Ellen rothes Tuch reichen aus, einen Ehrenmann zu machen." Savonarola aber rief seinen Hörern zu: „Das sind Grundsätze

der Tyrannen, der Feinde Gottes, der Freiheit und des allgemeinen Wohles. Umgekehrt: wollt Ihr eine gute Verfassung haben, so stellet Gott obenan. Reinigt zuerst Eure Herzen und Eure Sitten und erfüllt Euch mit dem Geiste christlicher Liebe, denn ohne dieses werdet Ihr nimmer frei werden und bleiben können!" Alle italienischen Politiker und Historiker sind nicht nur einstimmig in ihrem Urtheil, daß Savonarola allein es war, der nicht nur die demokratische Verfassung durchsetzte und Florenz vor einer Optimatenherrschaft bewahrte, die zu neuen blutigen Revolutionen geführt haben würde, sondern auch darin, daß diese von ihm empfohlene Verfassung in allen ihren Fundamentalsätzen die beste, ja die einzig gute gewesen ist, deren sich das republikanische Florenz jemals erfreut hat: bewundernswerth in ihren Theilen, staunenswerth in ihrer Gesammtheit, und durch und durch beseelt vom Geiste echter Volksfreiheit und Selbstregierung, Gerechtigkeit und Mäßigung. Schritt vor Schritt verfolgt Villari die Bildung dieses neuen Regiments. Er zeigt, wie die Predigten, welche Savonarola gleichzeitig mit den Verhandlungen der Signorie und der vereinigten Magistratskollegien hielt, den letzteren alle leitenden Gedanken für ihre gesetzgeberische Thätigkeit lieferten. Die Sammlung der vorhandenen zahllosen Gesetze, die Reform der Justiz und die des Steuerwesens, welche den Grundbesitz vorzugsweise heranzog und selbst die Kirchengüter nicht ausschloß von der allgemeinen Besteuerung, die Durchsetzung einer allgemeinen Amnestie, die Beschränkung des über Staats- und Criminalverbrechen bisher mit absoluter Machtvollkommenheit richtenden Collegiums der „Achtmänner", sowie die theilweise Aufhebung der Tortur, die Abschaffung der bisherigen sogenannten „Parlamente", jener Scheinvolksversammlungen, welche bisher in

den Händen der Optimaten das Hauptmittel gebildet hatten zur Unterdrückung der Freiheit durch das Volk selbſt*) —: alle dieſe und noch viele andere Dinge, auf die wir hier näher einzugehen verzichten müſſen, waren von Savonarola in ſeinen Predigten empfohlen worden, ehe ſie zu Geſetzen erhoben wurden, und zeigen uns den Frate in dem Lichte eines wahrhaft großen Staatsmannes und Geſetzgebers. Selbſt die Gründung des Monte di Pietà zur Erleichterung des unter den Wucherzinſen der Juden ſchmachtenden Volks war ſein Werk. Der Zins der jüdiſchen Geldverleiher war auf 32½ Prozent geſtiegen, zu denen noch die Zinseszinſen geſchlagen wurden, ſo daß beiſpielsweiſe, wie das Gründungsdecret des Monte di Pietà ausdrücklich anführt, es vorgekommen war, daß ein Darlehn von hundert Gulden ſich nach funfzig Jahren auf die Totalſumme von 49,792,556 Gulden 7 Groſchen und 7 Denare angewachſen zeigte!! Schon einige zwanzig Jahre früher hatte ein fremder Mönch die Gründung eines Leihhauſes in Florenz durchzuſetzen verſucht, aber die Juden beſtachen Lorenzo di Medici mit hunderttauſend Gulden, und der unbequeme Prediger ward aus der Stadt verwieſen. Savonarola erſt erreichte, was jener erſtrebt. Die Einrichtung war ſo vortrefflich, daß die jährlichen Verwaltungskoſten nicht über 600 Gulden betrugen, und der Zins nicht 6 Prozent überſtieg. Zugleich mußten die Pfandgeber ſchwören, das empfangene Geld nicht zum Spielen verwenden zu wollen. Das Volk war wüthend gegen die Juden und hätte ſie gerne verjagt. Savonarola's Mäßigung allein hielt es davon zurück. Ihm war jede Verfolgungsſucht fremd. Ein ſchöner

*) Ein altes Florentiner Sprichwort lautet: Chi disse parlamento, disse guastamento. S. Villari I., 228 u. 274.

Zug der neuen Freiheit war unter vielen andern auch der Erlaß eines Decrets, welches den Urenkel Dante's, Messer Dante Alighieri unter Aufhebung aller auf ihm lastenden Schuldverpflichtungen „aus Dankbarkeit des Volks gegen seinen großen Ahnherrn“ nach Florenz zurückrief.

Diese Neubegründung der Republik durch eine Verfassung, welche die Freiheit Aller sicherte, und über deren Vortrefflichkeit Männer wie Giannetti, Guicciardini, ja selbst Machiavelli einstimmig sind, war ganz allein das Werk Savonarola's. Sie ward zu Stande gebracht in der kurzen Zeit eines einzigen Jahres und, wie Savonarola selbst in seiner Predigt vom 1. April 1495 rühmen durfte, ohne Gewaltthätigkeit, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, in einer Stadt, deren Annalen von so viel Tumulten und Parteikämpfen zu berichten hatten. Sie ward zu Stande gebracht durch einen Geistlichen, der weder in der Rathsversammlung noch in der Volksversammlung mittagte, und der nichts besaß, als natürlich gesunden Sinn, tiefe Kenntniß des Charakters und der Bedürfnisse des Florentinischen Volks, Freiheit von aller Theorie und von allem Parteigeiste, und reine Liebe für das Gute und Rechte. Alle seit 1494 in Florenz gegebenen Gesetze tragen, wie Villari bemerkt, das Gepräge seines Geistes, sind zum Theil, selbst dem Wortlaute nach, Wiederholungen dessen, was er in seinen Predigten dem Volke zuvor empfohlen hatte. Selbst die Sprache, in welcher dieselben bekannt gemacht wurden, ward durch ihn geändert und an die Stelle des Lateins das volksmäßige Italienisch gesetzt.

Als das große Werk mit der Einsetzung des „Großen Raths“ (Consiglio grande) abgeschlossen war, der aus etwa tausend Bürgern bestehend, die souveräne Gewalt des Volkes

seines eigentlichen Berufs und seiner geistlichen Stellung, und daß er nimmermehr die Rückkehr zu dem einmal verlassenen Hafen der Ruhe hoffen durfte. Wie ergreifend ist sein Schmerzensruf: „O Herr, Herr! wohin hast Du mich geführt! Warum hast Du mich geschaffen zum Führer eines Kampfes, der die ganze Erde mit Zwietracht erfüllt? Ich war frei und jetzt bin ich Sklave eines Jeglichen!“ Die Ueberzeugung, daß ihm das Märtyrerthum eines frühen gewaltsamen Todes bestimmt sei, verließ ihn seitdem nicht wieder. Er sprach sie aus bei jeder Gelegenheit, in seinen Predigten und Schriften wie in den Briefen, die er an die geliebte Mutter richtete, ja er ersehnte ihre Erfüllung als das Ende und den Lohn seiner Seelenleiden*). Auf ihm lastete das Gefühl, das Keinem von „den Wenigen, die was davon erkannt“, erspart wird, welche es unternahmen, inmitten einer Welt voll Irrthum und Sünde, Gewaltthat und Eigensucht, sittlich ideale Ziele mit idealen Mitteln gegenüber den Trägern und Verfechtern jenes Weltzustandes zu verfolgen: das Gefühl, daß in einem solchen Kampfe der nächste Sieg nimmer auf Seiten der Guten sein kann, daß er vielmehr nothwendig denen gehört, welche in der Wahl der Kampfmittel durch keine Regung des Gewissens behindert werden. In solchen Momenten vor allen war es, wo „der Prophet“ seine Zuhörer jeden Alters und Geschlechts, aller Berufe und Stände, vom einfachen Arbeiter bis zum hochgebildeten Denker und Dichter, in ein und derselben Weise bis ins Innerste erschütterte, wo die Hallen des Doms von Santa Maria del Fiore von Weinen und Schluchzen der versammelten Menge erschollen, und selbst

*) Villari I. 289; 290 – 291; 371; 388; 423. II. 6.

der Mann, welcher ſeine Predigten nachſchrieb, „von Thränen übermannt nicht weiter zu ſchreiben vermochte*).“

Der Prophet! mit dieſem einen Worte iſt das Weſen des Mannes, iſt das Geheimniß ſeiner Macht und ſeiner Schwäche, iſt die Größe ſeiner Erfolge und zugleich die Erklärung ſeines Schickſals ausgeſprochen.

Nicht nur die große Maſſe ſeiner begeiſterten Anhänger hielten Savonarola für einen Propheten. Faſt alle ſeine Zeitgenoſſen, unter ihnen Fürſten und Staatsmänner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen erſten Ranges wie Philipp de Comines, Nardi, Guicciardini und ſelbſt der nüchterne Machiavelli, ſehen wir dieſen Glauben theilen, den das wunderbare Eintreffen ſo vieler ſeiner Vorherſagungen beſtätigte. In Savonarola verbanden ſich höchſter politiſcher Scharfblick und viſionäre Exaltation zu einem für ihn ſelbſt nicht mehr auseinander zu haltenden Ganzen, und die Beweiſe der Richtigkeit des erſteren beſtärkten ihn fortwährend in dem Glauben an die unmittelbare göttliche Eingebung und Abkunft aller ſeiner Viſionen und Gedanken. Nicht daß er ſich ſelbſt als Propheten im Sinne und in der Stellung der göttlichen Propheten der Bibel betrachtet hätte. Im Gegentheile wies er dieſen Gedanken ſtets weit von ſich zurück, wie er denn überhaupt über ſeine Prophetengabe und deren eigentliches Weſen nie zu völliger Klarheit gekommen iſt und ſeine Aeußerungen über dieſen Gegenſtand ſich unaufhörlich widerſprechen. Aber wenn er auch auf den geheiligten Prophetencharakter für ſeine Perſon in Demuth verzichtete: — der Glaube an die göttliche Eingebung ſeiner Prophezeiungen und Viſionen ſtand

*) «Qui il pianto mi vinse, e non potetti andare piu oltre», heißt an ſolcher Stelle die Randbemerkung des Nachſchreibers.

in ihm unerſchütterlich feſt. Denn — und dies iſt ein Punkt, den ſein Biograph überſehen hat — dieſes Glaubens an ſeine göttliche Miſſion, an ſich als das Werkzeug Gottes in all ſeinem Lehren und Thun, bedurfte er nothwendig, ebenſowohl zur Rechtfertigung gegenüber ſeiner Zeit, als zu ſeiner eigenen Rechtfertigung vor ſich ſelbſt. Zwiſchen Empörer und Propheten, zwiſchen Ketzer und Gottgeſandten gab es für ihn, in ſeiner Zeit und in ſeiner Kutte, kein Drittes! Während wir ihn ein ganzes Volk verſittlichen und hoch über ſeinen gewohnten Zuſtand hinausheben ſehen, bietet er ſelbſt doch immerfort den traurigen Anblick eines Menſchen, der die Quadratur des Zirkels ſucht und ſie bisweilen gefunden zu haben glaubt; denn giebt es eine andere Bezeichnung für das Verfahren eines Mannes, der mit Argumenten der Vernunft zu beweiſen ſucht, daß er über der Vernunft ſtehe? Aber noch einmal: er bedurfte des Glaubens an die göttliche Eingebung ſeiner Viſionen und Prophezeiungen wie vor ſeinem Volke ſo vor ſich ſelbſt zu ſeiner eignen Rechtfertigung. Was er von dem Heiland ſagte: „Was wäre Chriſtus, wenn er nicht wahrhaft ein Gott wäre?“ dieſelbe Frage mußte er, wenn auch in veränderter Form und mit beſchränkterem Inhalte, an ſich ſelbſt richten. Was war er, was waren ſeine Viſionen, ſeine Prophezeiungen, ſeine Aufforderungen und Gebote, die er im Namen Gottes an die Fürſten und Völker richtete, wenn ſie nicht unmittelbare Eingebungen Gottes, nicht gottgeſendete Erſcheinungen und Offenbarungen, nicht Verkündigungen des göttlichen Willens waren? Erzeugniſſe menſchlicher Eitelkeit und Vermeſſenheit und eines, wenn auch ungewollten Selbſtbetruges. Der Schluß von dem Bedürfniß auf das Vorhandenſein iſt ohnehin ſo leicht, zumal bei einem

ſo reinen, ſo frommen, ſo ſelbſtloſen Gemüthe wie Savonarola, der ſich ſo vollbewußt war, ſtets in aller Unſchuld und ohne einen Schatten von Selbſtſucht zu handeln und nichts zu wollen und zu erſtreben, als die Verwirklichung jenes Reichs Gottes auf Erden, wie es das Chriſtenthum in unbegränzter hingebender Nächſtenliebe und unabläſſiger Selbſtveredlung des Chriſten hinſtellte.

Aber mit jenem Glauben an ſeine übernatürliche göttliche Begabung hatte er ſich zugleich, ohne es zu ahnen, an den Rand eines Abgrunds geſtellt, der ihn früher oder ſpäter nothwendig verſchlingen mußte. Wie, wenn eines Tages der immer ſich ſteigernde Glaube der Menge an ihren Propheten von ihm die letzte Bewahrheitung ſeiner göttlichen Sendung, den einzigen, auch in den Augen der Kirche unwiderleglichen Beweis der Göttlichkeit ſeiner Prophezeiungen und Viſionen, wenn ſie von ihm das direkte Wunder verlangte? Wenn die Gegner ſich dieſer furchtbaren Waffe bemächtigten, um ſie wider ihren verhaßten Feind zu kehren? Wenn mit einem Worte das geſchah, was wir ſpäter wirklich geſchehen ſehen werden? Denn der Borgia in Rom und Savonarola's Feinde in Florenz waren nicht die Leute, ſich auf die Dauer einen Vortheil entgehen zu laſſen, der ihnen die ſichere Vernichtung des verhaßten Reformators zu verheißen geeignet war.

Alles ſpricht dafür, daß Savonarola von dieſer Gefahr anfangs keine Ahnung hatte, und daß er ſie erſt erkannte, als es zu ſpät war. Und eben ſo ſpricht alles dafür, daß ſein Glaube an die ihm von Gott verliehene Prophetengabe, an die Göttlichkeit aller ſeiner Viſionen, ſelbſt der kindiſchſten, rein und ächt und jeder Gedanke an Täuſchung ihm ferne war. Es iſt ein Schauſpiel tragiſchen Mitleids würdig, einen in allen andern Dingen

teressirt, wird aber, abgesehn von ihrer Nothwendigkeit an sich, auch als wichtig, ja unerlässlich zur vollständigen Klarheit des Bildes jener gesammten Zeit nach der bezeichneten Richtung hin, gelten müssen. Denn erst, indem wir des hervorragendsten Individuums Verhältniss zu seiner Zeit ins Auge fassen, seine Jugendbildung und Vorbereitungsstudien, die Männer, denen er die ersten Impulse, so wie die weitere Leitung und Kräftigung verdankte, kennen lernen, indem wir den Umfang seiner Studien übersehen, die Richtung, nach welcher, die Absichten und Zwecke, für welche er arbeitete und strebte, die Mittel, welche ihm zu Gebote standen, begreifen und die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, würdigen, mag es uns gelingen, durch gegenseitige Ergänzung des einen aus dem andern zu derjenigen Totalität der Anschauung zu gelangen, die das Allgemeine wie das Besondere in gleicher Klarheit und mit gleicher Sicherheit umfasst.

Kein Zeitabschnitt im Leben des römischen Volkes erscheint einem freien Studium der Philosophie günstiger als derjenige, in welchen das Leben Cicero's fällt. Der Reiz der Neuheit dieser Studien wirkte noch in unverfälschter Frische und Kraft. Der Ueberfluss an literarischen Mitteln ward durch die Wirksamkeit tüchtiger von den Mächtigsten hochgeachteter Vertreter der einzelnen Systeme unterstützt, die in Athen wie in Rom auf die römischen Freunde der Philosophie erfolgreich einwirkten. Bei allen politischen Stürmen und Wirren war doch das alte Staatsleben, selbst

so klaren und verständigen Geist, einen Mann, dessen gesetzgeberische Einsicht, dessen politischer Scharfblick, dessen tiefe philosophische Bildung, dessen Genie als Redner ihn hoch über alle seine Zeitgenossen erheben, in einen kindischen Aberglauben an die Ausgeburten seiner überreizten Phantasie unauflöslich verstrickt zu sehen! Aber noch entsetzlicher ist der Ausweg, welchen sein Biograph wählen zu müssen glaubt, um dieses Phänomen zu erklären. „Es ist ein erhabenes Schauspiel", sagt Villari*), „zu sehen, wie fürchterlich die Vorsehung die Menschen, selbst die größten, erniedrigt, indem sie dicht neben ihre fast göttlichen Eigenschaften solche Schwächen setzt, welche uns erinnern, daß auch sie nur Sterbliche waren!!" Hier ist die altheidnische Lehre von dem Neide der Götter direkt auf den christlichen Gott übertragen, und ein Phänomen, dessen ganz natürliche Erklärung auf der flachen Hand liegt, ja die der Autor selbst in seiner Darstellung der geistigen und körperlichen Verfassung Savonarola's sowie in der Schilderung der Zeit, welcher er angehörte, auf das vollständigste gegeben hat, wird nicht als die nothwendige Wirkung vollgenügender Ursachen, sondern als Willensakt einer übernatürlichen Macht hingestellt, die es sich zur Aufgabe macht, durch Demüthigung selbst des höchsten Menschengeistes, die Menschen mit Furcht und Schrecken zu erfüllen! — Wie lange noch wird dieser Molochismus die arme Menschheit beherrschen!?

*) I, 306. è certo uno spettacolo solenne il vedere, come la Provvidenza umilia terribilmente gli uomini anche grandissimi, ponendo accanto alle loro quasi divine facoltà, debolezze tale, che ci rammentano, come anche essi furono mortali!

VII.

Savonarola und die Parteien in Florenz.

Savonarola's trübe Stimmung wird uns noch begreiflicher, wenn wir einen kurzen Blick auf die innere und äußere Lage der von ihm geschaffenen jungen Republik in den Jahren 1495 und 1496 werfen.

Sie war nach außen hin eine wahrhaft verzweifelte. Florenz war ringsum von übermächtigen Feinden umgeben. Eine Liga, gebildet aus Venedig, Rom, Mailand, Spanien und dem deutschen Kaiser zur Vertreibung der Franzosen aus Italien, hatte es auf nichts Geringeres als auf die Vernichtung der Florentinischen Republik abgesehen, deren einziger Bundesgenosse, der unzuverlässige Franzosenkönig, ebenein gelegentlich die Versuche des vertriebenen Mediceers Piero zur Wiedergewinnung seiner Herrschaft begünstigte und die abgefallenen Pisaner in ihrer Auflehnung gegen Florenz ermuthigte. Was die Republik vor dem sichern Untergange rettete, war neben den Anstrengungen Savonarola's sowie der großen Bürger Pier Capponi und Francesco Valeri, hauptsächlich die geheime Zwietracht der Mitglieder der Liga, die sich gegenseitig die Beute nicht gönnten. Zwar der Versuch Piero's dei Medici auf Florenz ward glücklich abgeschlagen. Aber der Tod Piero Capponi's, der im Kampfe gegen das abtrünnige Pisa fiel (25. September 1496), war für die ihres tapfersten Feldherrn beraubte Republik ein unersetzlicher Verlust.

Dazu begannen in der von Menschen überfüllten Stadt, in die sich nach und nach fast das ganze Landvolk des Gebietes vor den mörderischen Banden der Liga geflüchtet hatte, Theue-

rung, Hunger und Pest zu wüthen. Das Elend stieg bald zu einer wahrhaft entsetzlichen Höhe, und es bedurfte der ganzen Energie Savonarola's und der von ihm immer aufs Neue ermuthigten Florentiner, um inmitten solcher Noth und Drangsal nicht zu verzagen, sondern ihnen, wie sie zu ihrem unsterblichen Ruhme thaten, tapfer die Stirne zu bieten. Vor allem bewunderungswürdig erscheint in dieser Zeit Savonarola's Thätigkeit. Er war es, der von der Republik als Gesandter an den aus Unteritalien zurückkehrenden Karl VIII. abgesendet, durch die Macht seiner Persönlichkeit von derselben die Gefahr abwendete, mit welcher sie der Wankelmuth des Franzosenkönigs bedrohte. Seine Predigten hielten den Muth des Volkes aufrecht und verhinderten auch in den schlimmsten Zeiten jeden Ausbruch der Verzweiflung. Wahrhaft erhaben aber erscheint sein Verhalten in der Zeit der Pest. Während vor der immer fürchterlicher wüthenden Seuche alle, die es irgend konnten, aus der Stadt in die Villen flohen, blieb er, obwohl selbst krank und zum Tode erschöpft, mit den ältesten und erprobtesten seiner Mönche, überall hin Hülfe, Rath und Trost spendend, in der Stadt zurück; nur die Novizen und die jüngern und schwächern Brüder schickte er aufs Land in reinere Luft.

Gerade diese Zustände aber waren es, welche die innern Feinde Savonarola's und der Republik für ihre verbrecherischen Pläne zu benutzen suchten. In der Morgenfrühe des 28. April 1497 stand Piero dei Medici von ihnen gerufen mit der Schaar seiner reisigen Söldner vor dem Thore der nichts ahnenden Stadt. Ehe wir jedoch den Ausgang seines Unternehmens berichten, müssen wir versuchen den Stand der Parteien in Florenz darzustellen.

Die allzugroße Milde und christliche Liebe, mit welcher

Savonarola und die junge Republik die zahlreichen Anhänger der Medici behandelt hatten, verfehlte nicht ihre Frucht zu tragen. Wir sehen aus Villari's Darstellung, wie schon in demselben Augenblick, wo das von Fra Girolamo geleitete Volk seinen Feinden und bisherigen Bedrückern großmüthig Frieden und Verzeihung gewährte, diese letzteren sich insgeheim zum Sturze der Freiheit vereinten und mit der Durchsetzung eines ultrademokratischen Gesetzes über die letzte Appellation in Criminal- und Hochverrathssachen den ersten Schritt zum Verderben Savonarola's und der neuen Republik unternahmen. Während es äußerlich für den oberflächlichen Beobachter den Anschein hatte, als seien mit der Beendigung des Verfassungswerks alle Parteien in eine einzige zusammengeflossen, begannen allmälig neben den ächten Anhängern der republikanischen Freiheit und ihres großen Führers, neben den Frateschi, oder Popolani, wie man sie hieß, drei andere Parteien sich zu bilden, die offen unter sich verschieden und feindlich, doch in ihrem Hasse gegen Savonarola einig waren. Die am wenigsten gefährliche und zugleich an Zahl geringste dieser Parteien war die der Weißen (Bianchi). Sie waren zwar weder dem Savonarola noch dem religiösen Einflusse überhaupt hold, aber sie waren Freunde der Demokratie, und stimmten für Savonarola's Maßregeln und Ansichten, weil sie ihn zunächst für unentbehrlich zur Durchführung derselben hielten. Stärker an Zahl, fester geschlossen und ungleich gefährlicher als die Weißen waren die Bigi (die Bunten). Diese Partei bestand aus den noch immer zahlreichen Anhängern der Medici, aus den eigentlichen Optimaten, und bildete die „falschen Brüder" der jungen Republik. Sie waren es gewesen, denen Savonarola vollständigen Generalpardon ausgewirkt hatte; sie beeiferten sich daher

bei jeder Gelegenheit Achtung für ihn und ihre Anhänglichkeit an die neue Verfassung zur Schau zu stellen, während sie ihre unausgesetzte Verbindung mit dem vertriebenen Medici, dessen Rückkehr das Ziel ihres Strebens war, im tiefsten Geheimniß zu halten verstanden. Sie wußten dabei so klug zu operiren, daß das Volk sie für seine besten Freunde hielt, und selbst die warnende Stimme Savonarola's, dessen scharfer Blick bald ihre Heuchelei durchschaute, es nicht vermochte den Glauben des Volks an ihre Aufrichtigkeit zu zerstören.

Desto stärker waren das Mißtrauen und der Haß der demokratischen Volkspartei gegen die offenen Feinde Savonarola's, welche die Partei der sogenannten Arrabbiati (der Enragirten) umschloß. Diese Partei, deren gewaltthätig leidenschaftlichen Charakter ihr Name ausdrückt, war freilich an Zahl geringer als die der Bigi, aber die Elemente, welche sie enthielt, waren dafür desto gefährlicher. Man könnte sie gar wohl mit einem modernen Namen die florentinische Junkerpartei nennen. Sie bestand aus den Mitgliedern der reichsten und adligsten Geschlechter von Florenz, die unter den Medici bedeutende Stellungen eingenommen hatten, aus erfahrenen Geschäfts- und Staatsmännern, eingeweiht in die politischen Intriguen, mit den Höfen von Rom und Mailand eng verbunden und von beiden begünstigt. Zu ihnen gehörte sodann die ausschweifende vornehme Jugend dieser Geschlechter, welche das neue florentinische Wesen und seine religiöse Askese gründlich verachtete und verabscheute, und zwar nicht die Alleinherrschaft der Medici, wohl aber das Leben und Treiben, welches unter ihnen geblüht hatte, sehnlichst zurückwünschte. Das Ziel der Arrabbiati war eine aristokratische Republik unter ihrer Leitung. Sie waren, wie sie stets gewesen, geschworene politische Feinde der

Medici, an deren Vertreibung sie mit gearbeitet und von deren Rückkehr sie daher das Allerschlimmste zu erwarten hatten: Aber eben so sehr, ja noch mehr, haßten sie Savonarola. Sie haßten ihn als den Vereitler ihrer Pläne und Hoffnungen, die sie beim Sturze der Medici gehegt; sie haßten ihn als den Hauptschöpfer einer Verfassung, deren rein demokratische Grundsätze ihnen ein Abscheu waren; sie haßten in ihm endlich den sittlichen Reformator, der Ernst machte mit den Lehren und Geboten des Christenthums und der ihr eignes wildes Luftleben in seinen Predigten öffentlich brandmarkte. Gegen seine Person richteten sie daher zunächst ihre Angriffe, während sie sich der Verfassung gegenüber als Anhänger derselben geberdeten. Sie benutzten seine Predigten, um die Fürsten Italiens und den Papst gegen ihn aufzureizen, und sie erwirkten in der That ein Breve, welches den Prior von St. Marco anwies: sich während der Fastenzeit von 1495 nach Lucca zu begeben. Es kam ihnen darauf an, Savonarola's Einfluß auf die Bürgerschaft zu brechen, indem sie ihn am Predigen verhinderten. Aber auf den Einspruch der Regierung von Florenz nahm der Papst alsbald das Breve zurück, und Savonarola durfte nun ungehindert nach der politischen an das Werk der sittlichen Reform von Florenz gehen.

VIII.

Savonarola's Sittenreform.

Die Aufgabe, welche Savonarola sich hier stellte, war dieselbe, welche drei Jahrhunderte später die Begründer der angloamerikanischen Civilisation mit größerem Erfolge unternahmen:

die innige Verbindung des Geistes der Religion mit dem Geiste republikanischer Freiheit*).

Die Reform der Sitten bildete jetzt den Hauptinhalt seiner Predigten. Neben der Aufforderung zum Festhalten an der freien Verfassung und den Ermahnungen zur Nächstenliebe, zu Frieden und Eintracht, predigte er das Aufgeben alles Ueberflusses zum Besten der Gesammtheit und der Armen. Die Kirche selbst müsse darin mit ihrem Beispiele vorangehen. Ohne Tugend, ohne Gottes- und Nächstenliebe keine Freiheit. „Die wahre, die einzige Freiheit", rief er seinen Hörern zu, „besteht darin das Gute zu wollen. Wollt ihr frei sein, ihr Bürger von Florenz, nun denn! so liebt vor Allen Gott, dessen Wesen die Freiheit ist, liebt den Nächsten, liebt Euch untereinander, liebt das gemeine Beste! Wenn Ihr diese Liebe und diese Einigkeit haben werdet, so werdet Ihr die wahre Freiheit haben".

Der Erfolg dieser Predigten war ein wahrhaft wunderbarer. Die Physiognomie des Florentiner Lebens erschien bald wie mit einem Schlage verändert. Die Frauen legten ihren reichen Putz ab und vertauschten ihn mit einfacher Tracht. Die früher so ausgelassene Jugend des Volkes betrug sich fromm und bescheiden. An die Stelle der üppigen Karnevalslieder traten religiöse Gesänge. Man sah die Handwerker in den Feierstunden mit der Bibel und den Schriften Fra Girolamo's in ihren Werkstätten sitzen. Die Kirchen waren gefüllt, die Almosen flossen reichlicher denn jemals. Es kam vor, daß Geldleiher und Kaufleute ungerechten Gewinn — oft große Summen — von ihren Gewissen getrieben den von ihnen

*) Vgl. Tocqueville: de la démocratie en Amérique (Paris 1864) I. p. 67.

Uebervortheilten zurückerstatteten. „Alle gleichzeitigen Schriftsteller", sagt Villari, „sind unerschöpflich im Ausdrucke ihrer Bewunderung über diese staunenswerthe Wandlung der Sitten eines ganzen Volkes durch einen einzigen Mann. Die Einen sind erbaut von diesem Triumphe der Religion, die Anderen beklagen den Untergang der lustigen Zeit der Mediceer und ihrer glänzenden Festlust, der Tanzlieder und Karnevalsgesänge; aber alle sind übereinstimmend über die Veränderung selbst und über Fra Girolamo Savonarola als deren einzigen Urheber". Alle Versuche der Arrabbiati, den letzteren und seine Reformen lächerlich zu machen, waren vergeblich. Sie belegten seine Anhänger mit Schimpfnamen, nannten sie „Heuler" (Piagnoni) und „Paternosterkauer" (Masticapaternostri). Aber diese geschmähten Piagnonen waren die einzigen, welche tapfer die Volksrechte aufrecht hielten; die zuerst von allen zu den Waffen eilten, wenn es galt, dem äußeren Feinde die Stirn zu bieten, die am aufopferndsten das Gemeinwesen mit ihrem Vermögen unterstützten, und am mildthätigsten sich erwiesen, um der Noth des Landvolkes und des hungernden und arbeitslosen niedern Volks zu steuern. Sie waren es, deren Herzen um so fester an der neuen republikanischen Freiheit hingen, als in ihrem Innern die Freiheit sich mit der Religion zu innigster Einheit verbunden hatte, und sie, die Anhänger Savonarola's, waren es allein, die sich in den Gefahren und Kämpfen, in den Leiden und Nöthen, welche die Republik in diesen Jahren von allen Seiten bestürmten, als die zuverlässigen echten Söhne des Vaterlandes bewährten*). So sahen denn die Arrabbiati mit steigender Wuth die Begeisterung des Volkes

*) Villari I., 329.

für seinen Führer und Lehrer von Tage zu Tage wachsen. Die Söhne der edelsten Familien und nicht minder Männer von reifem Alter und hoher Bildung und Gelehrsamkeit, berühmte Staats- und Geschäftsmänner drängten sich dazu, in das Kloster von San Marco einzutreten, dessen Brüderzahl bald von funfzig bis auf dritthalbhundert stieg, obschon Savonarola durchaus nichts dazu that, um solche Proselyten für seinen Orden heranzuziehen, vielmehr manchen den Eintritt lange erschwerte. Unter diesen befand sich auch der Miniaturmaler Betuccio, einer der ausgelassensten unter der genialen Kunstjüngerschaft von Florenz, später als Fra Benedette einer von Savonarola's treuesten Anhängern und Vertheidiger'n, und Verfasser mehrerer für das Leben seines Meisters höchst wichtigen Schriften.

Inzwischen begannen schon um die Mitte des Jahres 1495 die ersten Wetterwolken sich am römischen Hofe gegen Savonarola zusammenzuziehen.

Papst Alexander VI, der sich bis dahin wenig um den Prior von San Marco bekümmert hatte, aufgestachelt von den geheimen Berichten der Arrabbiati und der Mediceerpartei, die den Frate als den eigentlichen Vertreiber des Florentinischen Regentenhauses und als die Seele der ihnen verhaßten demokratischen Revolution darstellten, und dessen Predigten gegen die Verderbniß des Klerus und gegen die weltliche Herrschaft der Kirche entstellt und verstärkt ihm vor die Augen brachten, ward nicht sobald die Gefahr inne, welche ihn selbst durch den Florentinischen Reformator zu bedrohen schien, als er auch schon entschlossen war, dem Treiben desselben ein Ende zu machen. Am 25. Juli des Jahres 1495 richtete der Borgia, in dessen Wesen sich die Schlauheit des Fuchses mit der Grau-

samkeit des Tigers verbanden, ein Breve an ihn, in welchem er es für gerathen fand, die erstere jener beiden Seiten seiner Natur herauszukehren. „Geliebter Sohn“, so lautete diese erste Zuschrift, „Gruß Dir und apostolischer Segen! Wir haben vernommen, daß Du unter allen, welche den Weinberg des Herrn bearbeiten, Dich durch Deinen Eifer auszeichnest, worüber Wir Uns von Herzen freuen und dem Allmächtigen Dank darbringen. Zugleich haben Wir vernommen, wie nach Deiner Versicherung Dasjenige, was Du über zukünftige Dinge aussprichst, nicht von Dir, sondern von Gott ausgehe. Daher hegen wir Verlangen, wie es die Pflicht unseres oberhirtlichen Amtes gebeut, darüber mit Dir Uns zu besprechen zu dem Zwecke, damit Wir, durch Deine Vermittelung besser von dem Willen Gottes unterrichtet, im Stande sein möchten, denselben ins Werk zu setzen. Daher fordern Wir Dich auf, in Kraft des schuldigen heiligen Gehorsams, so bald als möglich zu Uns zu kommen und unseres liebevollen Empfanges gewiß zu sein.“

Das Breve war schlau genug auf Savonarola's Charakter berechnet, von dessen Ehrlichkeit und Gehorsam der Borgia sich überzeugt halten zu dürfen glaubte. Einmal in Rom und in seinen Händen war das Schicksal des kühnen Reformators vorauszusehen. Aber auch der Charakter Alexanders VI. und die Absichten und Intriguen der Arrabbiati waren hinreichend bekannt, und die Regierung von Florenz und die Freunde und Anhänger Savonarola's thaten alles Mögliche, um zu verhindern, daß dieser der Aufforderung Folge leiste. Zum Glück kam ihnen Savonarola's leidender Gesundheitszustand zu Hülfe, der ihm die Reise unmöglich machte. Er selbst stellte in seiner Antwort dem Papste dies vor, und verwies ihn zugleich in

indem es dem Untergange zueilte, noch grossartig, anregend und Freiheit gewährend, und der Kern der Nation, die Aristokratie, in welcher diese Studien lebten, eine andere, als nach Begründung des Augustischen Principats und in der folgenden Kaiserzeit. Selbst unter dem gewaltig herrschenden Diktator Cäsar lebte noch in allen das Bewusstsein dessen was sie gewesen; die Freiheit schien in den Schlaf betäubter Ohnmacht versenkt, aber eine Erweckung doch möglich und von vielen fast als sicher betrachtet. Die Freiheit aber des öffentlichen Lebens war der Weisheit Mutter, wenigstens bei den Alten, von denen kein Denker das Forschen und Wissen ganz von dem Leben getrennt hat. Und was vollends bei den Römern jene Studien ohne Freiheit sein konnten, lehrte die traurige spätere Zeit, als dieselben für die Allgemeinheit den äussern Mittelpunkt ihrer Beziehung, für einzelne, die wie Cicero und manche der Genossen seiner Zeit Philosophie auch von dem tiefern Standpunkte des innersten, rein menschlichen Bedürfnisses aus betrachteten und betrieben, den nährenden Boden der Freiheit und des Bewusstseins jenes innern Werths und Adels verloren, in welchem ihre Wurzeln hafteten.

Mit ungewöhnlichen, früh bemerkbar hervortretenden Anlagen und regster Empfänglichkeit für das Schöne und Gute in Wissenschaft und Kunst glücklich ausgestattet, und von einem eben so entschiedenen als in seinem Volke seltenen Drange, beide sich anzueignen getrieben, sehen wir Cicero in den ersten Jahren seiner Jugend sich mit Liebe

Bezug auf die Erklärung über seine Prophezeiungen auf sein so eben erscheinendes Werk Compendium revelationum, welches alle seine Voraussagungen, sowohl die bereits erfüllten als die noch unerfüllten, enthalte. Wider alles Vermuthen nahm der Papst diese Entschuldigung an. Aber schon kaum zwei Monate später erfolgte ein zweites päpstliches Breve, und zwar diesmal nicht direkt an den Prior von San Marco, sondern an die ihm und seinem Kloster feindliche Brüderschaft von Santa Croce gerichtet, das ganz anders als das erste lautete. Statt des „geliebten Sohnes", des allbekannten „treuesten und eifrigsten Arbeiters im Weinberge des Herrn" sprach der Papst in demselben von „einem gewissen Fra Girolamo", als ob ihm derselbe völlig unbekannt sei, bezeichnete ihn als einen Verbreiter falscher Lehren und forderte unter heftigen Drohungen sein Erscheinen in Rom. Der Grund dieses veränderten Tones war der Zorn des Papstes über das Mißlingen der von ihm begünstigten Unternehmung Piero's dei Medici gegen Florenz, die Savonarola durch seine Predigten zum Scheitern gebracht hatte. Wenige Wochen später erfolgte daher ein neues drittes Breve, welches dem Savonarola das Predigen untersagte.

Savonarola gehorchte, wenn auch mit schwerem Herzen. Er war sich bewußt und sprach es gegen seine Gemeinde aus, daß ihm die Kanzel verbieten ihn tödten heiße*). Dennoch gehorchte er Anfangs dem Befehle. Aber sein Gehorsam ward ihm um so schwerer, je klarer er die Absicht des Papstes und der Arrabbiati durchschaute, den wesentlich politischen Kampf gegen ihn jetzt auf das religiöse Gebiet hinüberzuspielen, wo sie ihm gegenüber aus mehr als einem Grunde in Vortheil

*) Anche vi dirò il vero, che senza predicare io non posso vivere.

zu kommen hoffen durften. Wohl war bereits in Savonarola der Gedanke aufgestiegen, einen entscheidenden Schritt zu thun. Die Wahl des Borgia zum Papste war, als eine vor den Augen aller Welt erkaufte, nicht blos vor dem Gewissen Savonarola's entschieden ungültig. Ein Concil, welches diese Ungültigkeitserklärung als Basis einer allgemeinen Reform der Kirche aussprach, erschien nicht blos ihm, sondern auch vielen andern redlichen Katholiken eine Nothwendigkeit. Selbst der Franzosenkönig war halb und halb dafür gewonnen, und unter dem hohen Klerus stand hier obenan der damalige Cardinal von S. Pietro ad Vincola, Julian della Rovere, derselbe, der später als Papst Julius II. in einer vom Lateranischen Concile bestätigten Bulle kaum sieben Jahre nach dem Märtyrertode Savonarola's die Wahl des Borgia, den er nie anders als einen „Ketzer und ungläubigen Verräther" zu benennen liebte, für null und nichtig erklärte!

Savonarola hatte lange mit sich gekämpft, denn das Aergerniß, das ein solcher Schritt für die Kirche bereiten mußte, schreckte ihn zurück. Jetzt aber schien ihm gegenüber dem Verfahren Alexanders VI. kaum eine Wahl übrig zu bleiben, und er begann sich mit dem Gedanken an das Zustandebringen eines Concils allmälig zu befreunden.

Vorläufig jedoch verfolgte er zunächst die begonnene Sittenreform von Florenz. Das Carneval des Jahres 1496 nahte heran, und die Arrabbiati hatten beschlossen, es zu einer großartigen Demonstration gegen Savonarola zu benutzen, indem sie es ganz in der früheren ausschweifenden Weise zu feiern sich rüsteten. Sie wußten, daß das Florentinische Volk immer noch an dieser althergebrachten wilden Festlust hing, deren Ausgelassenheit Lorenzo de' Medici auf ihren Gipfel zu steigern

bemüht gewesen war. Zwar hatte sich dies in den letzten Jahren durch Savonarola's Einfluß geändert, aber sie rechneten darauf, daß gerade jetzt dieser Einfluß durch das Gebot des Papstes, welches dem Reformator das Predigen untersagt hatte, minder wirksam sein werde. Ihre Berechnung täuschte sie jedoch. Denn Savonarola hatte nicht sobald die Absichten seiner Feinde erkundet, als er auch schon seine Anstalten traf, dieselben zu vereiteln.

Er verfuhr dabei mit jener Klugheit und Einsicht in die menschliche Natur und mit jenem Talente der Organisation, die ihn überhaupt auszeichneten. Alles kam darauf an, die männliche Jugend des niedern Volkes zu gewinnen, die in diesen Festtagen in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt das Regiment zu haben gewohnt war. Sie sperrte die Straßen mit Holzbarrièren, mittelst deren sie alle Passanten anhielt und ihnen nur gegen Erlegung eines größern oder kleinern Geldtributs den Weg freigab. Der Ertrag ward Abends in wilden Zechgelagen verthan, sodann auf allen Plätzen große Feuer angezündet, die sie unter Absingung der bekannten, meist sehr unflätigen Carnevalslieder in bacchantischer Lust umtanzten, und den Beschluß machte allabendlich das sogenannte giuoco dei sassi, ein heftiger Steinwurfkampf, bei dem es an zahlreichen Verwundungen und sogar an Tödtungen nicht fehlte. Alle strengen Verordnungen gegen dieses mörderische Spiel hatten sich bisher als ohnmächtig erwiesen. Savonarola machte sich jetzt ans Werk, dasselbe zu beseitigen. Aber er sah ein, daß seine Bemühungen vergeblich sein würden, wenn es ihm nicht gelang, an die Stelle des alten schädlichen und gefährlichen Brauchs einen neuen heilsamen zu setzen. Er verfuhr dabei mit derselben Klugheit, welche die Begründer des

Christenthums bewiesen hatten, wenn sie an die Stelle altheidnischer, dem Volke werther Feste und Heiligthümer christliche Kirchen und Kirchenfeste zu stellen bemüht waren; er verwandelte die Carnevalsfestlichkeiten in religiöse. An denselben Straßenecken und Plätzen, wo bisher die Gassenjugend ihre Zollstätten aufgeschlagen hatte, ließ er kleine Altäre errichten, vor denen aufgestellt die jungen Burschen von den Vorübergehenden Spenden erbaten. Das so gesammelte Geld aber ward nicht in Gelagen vertban, sondern feierlich den Armenanstalten überliefert. Auch Gesänge durften nicht fehlen, und so machte Savonarola selbst sich daran, den alten Singweisen statt der früheren frechen Ausgelassenheiten neue christliche Poesien unterzulegen, die er theils selbst, theils sein Freund, der Dichter Girolamo Benivieni, verfaßte. Noch mehr: sein genialer pädagogischer Blick erkannte alsbald, wie nothwendig und nützlich es sei, diese Volksjugend zu organisiren. Er theilte sie in Abtheilungen, ließ sie selbst sich ihre Häupter wählen und durch eine aus den letztern gebildete Deputation Anzeige von ihrer Reform und dem Zwecke derselben bei der Signorie machen, die sich beeilte, Alles zu bestätigen.

Der Erfolg entsprach Savonarola's Bemühungen. Zum ersten Male seit Menschengedenken erlebte Florenz einen Carneval ohne zügellose Orgien und ohne blutige Steinkämpfe. Dreihundert Dukaten wurden als Ertrag ihrer Sammlung von den Knaben an die Brüderschaft der Buoni Uomini von S. Martino zur Vertheilung an verschämte Arme abgeliefert. Den Schluß des Carnevals bildete eine feierliche Procession der Jugend, an welcher sich fast das ganze Volk mitbetheiligte.

IX.

Das Autodafé der Eitelkeiten.

Nur noch zweimal war es Savonarola beschieden, diesen Triumph seiner Sittenreform zu erneuern und die Anstrengungen der Arrabbiati zur Wiedereinführung der alten carnevalischen Mißbräuche zu vereiteln.

Das Carnevalsfest des folgenden Jahres (1497), von dem wir jetzt berichten wollen, hat eine ebenso große als unbegründete Verrufenheit in den Annalen der Culturgeschichte erlangt. Parteihaß, Vorurtheil, Kritiklosigkeit und Unkenntniß sowohl des wahren Hergangs als des Charakters Fra Savonarola's, haben aus der von ihm veranstalteten Feier, welche unter dem Namen des Autodafé's der Eitelkeiten bekannt ist, eine Anklage der Barbarei und fanatischen Zerstörungssucht gegen den großen Florentinischen Sittenreformator geschmiedet, welche erst sein neuester Biograph in ihrer völligen Grundlosigkeit nachgewiesen hat.

Die immer stärker hervortretenden Reactionsversuche der Arrabbiati und der mit ihnen gemeine Sache machenden Mediceerpartei erzeugten in Savonarola und seinem getreuesten Helfer und späteren Leidensgenossen, Fra Domenico da Pescia, den Entschluß, die Carnevalsfeier des Jahres 1497 nur noch um so stärker in ihrem neuen religiösen und sittlichen Charakter hervorzuheben. Die von ihnen organisirte Jugend unterstützte sie dabei auf das Beste. Haus bei Haus umherziehend, sammelte sie unter Absingung eines eigends dazu von Savonarola verfaßten Reimspruches eine große Menge von allerlei Gegenständen ein, welche früher theils zu den Auf-

zügen bei der alten Carnevalsfeier gedient hatten, theils mit dem Geiste und den Sitten der Mediceischen Zeit in Verbindung standen, und die sie mit dem Namen Vanità (Eitelkeiten) bezeichneten. Masken und Maskenanzüge, Karten und Würfel, unzüchtige Bilder und Bücher, carnevalische Liedersammlungen, Musikinstrumente, Bildnisse bekannter Courtisanen, weiblicher Putz und dergleichen mehr, wurden auf diese Weise massenhaft zusammengebracht. Der Schlußtag des Carnevals, der 7. Februar, war zur feierlichen Vernichtung derselben ausgewählt. Am Morgen desselben hielt Savonarola eine solenne Messe, nach welcher das versammelte Volk aus seinen Händen die Communion empfing. Am Nachmittage begann die große Procession durch die Stadt. Voran zog eine erlesene Schaar mit einem von vier Engeln getragenen Jesuskinde, einem Werke Donatello's. Dann folgte die Masse des Volks, zumeist in weiß gekleidet, rothe Kreuze und Oelzweige in den Händen tragend und religiöse Gesänge anstimmend, während die Almosenierse rechts und links in silbernen Gefäßen Geldgaben für die Armen einsammelten.

Auf dem Platz der Signorie angelangt, bot sich ein seltsames Schauspiel ihren Blicken dar. Eine ungeheure, achtseitige Holzpyramide von dreißig Ellen Höhe und hundertzwanzig Ellen Umfang erhob sich in der Mitte des Platzes. Auf den funfzehn Absatzstufen derselben sah man die oben genannten, während der Carnevalstage von der Jugend eingesammelten „Eitelkeiten" aufgeschichtet, und hoch oben auf der Spitze des Baues thronte das von irgend einem Künstler gefertigte monströse Bild der Göttin „Fleischeslust", des Carnevals. Als der gewaltige Platz sich gefüllt hatte, zündeten die an den Ecken der Pyramide aufgestellten Fackelträger den

im Innern mit allerhand Brennlichkeiten angefüllten Bau an, der alsbald unter den Gesängen der Jugendchaaren, dem Schmettern der Drommeten der Signerie, dem Geläute aller Glocken des Volkspalastes, und dem Jubelgeschrei der versammelten Menge zum Himmel emporloderte. — An derselben Stelle sollte dasselbe Volk, nur ein Jahr später, seinen verrathenen Führer den Scheiterhaufen besteigen und den ihm von dem Borgia und seinen Helfershelfern bereiteten grausamen Feuertod erleiden sehen!

Es gehört zu den schönsten Verdiensten des Villarischen Werks, daß sein Verfasser zuerst die bereits erwähnten, in Folge des so eben geschilderten Autodafés der Eitelkeiten gegen Savonarola erhobenen Anklagen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und das Andenken des großen Märtyrers der edelsten Idee von der Anschuldigung eines kunstfeindlichen Vandalismus vollständig gereinigt hat. Villari hebt zunächst mit Recht hervor, daß diese Anschuldigung selbst keineswegs von Zeitgenossen Savonarola's, sondern von viel später lebenden Schriftstellern erhoben worden ist. Was die ersteren betrifft, so begnügen sich die sämmtlichen älteren Florentinischen Historiker damit, zu berichten, daß manche Leute gemeint hätten, wie es besser gewesen sein würde, jene Gegenstände zum Besten der Armen zu verkaufen, statt sie zu vernichten. Von einer Anklage fanatischer Barbarei und Zerstörung werthvoller Literatur- und Kunstwerke findet sich in der ganzen zeitgenössischen Literatur ebensowenig eine Spur als von einer Vertheidigung gegen eine solche von Seiten der zahlreichen Anhänger Savonarola's. Jene Anklage gehört einer viel späteren Zeit, sie gehört jener Periode an, in welcher, wie Villari sich ausdrückt, die neuerwachte Liebe für Alterthümer aller Art sich bis zum Fana-

tismus steigerte, und die ganze Aufgabe der Menschheit darin gesetzt zu sein schien, alte Handschriften herauszugeben und alte Denkmäler und Bilder zu restauriren. In dieser Zeit bildete das Savonarola'sche Autodafé der Eitelkeiten einen stehenden rhetorischen Gemeinplatz der Declamation gegen „den abergläubischen Fanatiker, den barbarischen Zerstörer der edelsten Kunstschätze". Ein altes Manuscript war verloren. Natürlich hatte es Savonarola den Flammen geopfert. Eine alte Ausgabe des Boccacio war kaum noch aufzutreiben. Wer konnte sie zerstört haben, als Savonarola? Eine Marmorstatue war verschwunden. Ohne Zweifel hatten sie die Piagnonen in jenem Autodafé verbrannt. Zu allem Unglück für Savonarola's Gedächtniß kam dazu noch der Umstand, daß sich die Declamatoren auf das Zeugniß eines seiner treusten Anhänger berufen zu können meinten. Dies war der Padre Pacifico Burlamacchi. Aus einem altadeligen Lucchesischen Geschlechte entsprossen, war er als eifriger Zuhörer der Predigten Fra Girolamo's in den Dominicanerorden getreten. Im Kloster von San Romano zu Lucca schrieb er nach dem Märtyrertode seines Meisters in höchster Ausführlichkeit das Leben desselben in einem Werke, welches lange die Hauptquelle für unzählige Biographien Savonarola's blieb. Ihm verdanken wir denn auch die genaue Beschreibung des „Autodafé's der Eitelkeiten", welches er natürlich als eine der höchsten christlichen Thaten seines Helden darzustellen bemüht war. In dieser Beschreibung war er deshalb beflissen, den Werth der vernichteten Gegenstände möglichst zu erhöhen. Ein venetianischer Händler sollte für dieselben vergebens die für jene Zeiten ungeheure Summe von 22,000 Florinen geboten haben! Welchen Glauben diese Angabe verdient, ersieht man am besten aus anderen nicht minder

fabelhaften Uebertreibungen desselben Autors, wenn er z. B. für die in der Processionen aufziehende Jugend von Florenz eine Zahl nennt, welche der gesammten Bevölkerung der Stadt gleichkommt, oder wenn er die Summe der bei diesem Feste gesammelten Almosen in das Fabelhafte steigert.

Es ist möglich, daß sich unter den verbrannten Sachen auch eins und das andere litterarisch werthvolle Stück befunden haben mag. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch ein oder das andere Exemplar des Dekamerone, der damals die Lieblingslectüre der Nonnenklöster bildete, dem Feuer überantwortet wurde, und daß Sammlungen unzüchtiger Carnevalspoesien dasselbe Schicksal theilten. Wer indessen jemals einen Blick in die letzteren geworfen hat, wird Savonarola's Zorn gegen dieselben gerechtfertigt finden. Sie sind in der That ein Abgrund priapeischer Roheit und wahrhaft unerhörter Zotenhaftigkeit, und gewähren einen sehr lehrreichen Einblick in die Florentinischen Sittenzustände nicht nur der Zeit, welche sie hervorbrachte, sondern auch des 18. Jahrhunderts, das sie sorgfältig sammelnd erneuerte*).

*) Es giebt gar keine moderne Ausgaben dieser canti carnascialeschi und selbst ältere existiren nur in seltenen Exemplaren. Ich besitze ein solches durch die Güte des Herrn Professor Villari in Florenz. Es ist ein verbesserter und bereicherter Wiederabdruck der Sammlung, welche Anton Francesco Grazzini (Lasca) im Jahre 1559 in Florenz herausgab und dem Fürsten Franz von Medici widmete. Der Titel dieser aus zwei Bänden bestehenden, im Jahre 1750 von Neri del Bescia herausgegebenen Sammlung lautet: Tutti i trionfi, carri, mascherate o canti carnascialeschi. Sie enthält außer den Carnevalsliedern Lorenzo's de Medici (I. S. 1 – 24) noch Poesien von zahlreichen andern genannten und ungenannten Carnevalsdichtern. Es ist meist völlig unmöglich diese Lieder, welche der alte Sammler in seiner Widmung auf das höchste preist, auch nur annähernd durch Uebersetzung wiederzugeben, und unter Lorenzo's Poesie macht nur ein einziges beliebt: trionfo di Bacco e di Arianna eine Ausnahme von der allgemeinen gemeinen derrohten Zuchtlosigkeit aller übrigen. Und doch

Alles aber, was man ſonſt weiter über den durch Savonarola's „Fanatismus“ herbeigeführten Verluſt an koſtbaren Handſchriften alter Claſſiker und an ſeltenen Kunſtwerken noch heute in ſo vielen neueren Büchern lieſt, gehört völlig in den Bereich abſurder Fabeleien. In einer Zeit, wo alle Welt ſolche Dinge auf das höchſte ſchätzte, wo zahlreiche Gelehrte und Edle von Florenz Leben und Vermögen an die Entdeckung und Erwerbung alter Manuſcripte und Kunſtwerke ſetzten, ſollte irgend ein Menſch es haben unternehmen können, dergleichen Schätze zu vernichten, ohne daß ſich eine Hand dagegen erhoben, ja ohne daß irgend ein gleichzeitiger Schriftſteller auch nur eine Erwähnung ſolchen Frevels gethan hätte! Aber freilich: das alte credo quia absurdum est! iſt eine traurige Wahrheit, welcher, wie ſchon Tacitus klagt, der pſychologiſche Geſchichtsforſcher bei den Menſchen aller Zeiten oft genug zu begegnen Gelegenheit hat. Was jedoch der Abſurdität jener gegen Savonarola erhobenen Anklage die Krone aufſetzt, iſt der Umſtand, daß der Prior von San Marco nachweisbar ein Mann war, der den Werth der alten claſſiſchen Literatur ſehr wohl zu ſchätzen wußte und der dies eben um jene Zeit durch ein ſchlagendes Beiſpiel bewieſen hatte. Die von den Medici zuſammengebrachte Sammlung alter Handſchriften ſollte nämlich verkauft werden, denn die Noth der Republik war groß und Geld kaum mehr aufzutreiben. Es war Gefahr, daß die koſtbare Bibliothek außer Landes gehen möchte, denn in ganz Florenz

rühmt es der genannte Ladca, daß ſelbſt die bei den Carnevalsfeſten im Hauſe bleibenden jungen Mädchen wenigſtens den Genuß hatten, hinter Jalouſien und Fenſtervorſätzen verborgen, ungeſehen alle dieſe Aufzüge und Lieder ſehen und hören zu können (per ciò alle fanciulle in casa, che facendosi a una Gelosia o a una Impanata, senza esser vedute da persona, veggono e odono il tutto).

und Hingebung dem ersten Griechen anschliessen, der ihn, den kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling, zuerst in das Gebiet der Weltweisheit einführte. Der wackre, gemüthliche Epikureer *Phaedrus* erschien ihm damals als der erste Philosoph [1]). Doch bald verlässt er die lustreichen Gärten Epikur's, nicht jedoch ohne sich auch späterhin noch durch den fortgesetzten Unterricht des genannten und eines zweiten Hauptes dieser Schule [2]) von ihrem ganzen Gebiete vollständig unterrichtet zu haben [3]). Und wie seine Dankbarkeit überhaupt keinem, von dem er gelernt, den Tribut der Anerkennung zu zollen unterlässt, so können wir auch aus seinen Schriften den Beweis führen, dass er in allen Systemen der griechischen Philosophie den Unterricht oder belehrenden Umgang der ausgezeichnetsten Stimmführer seiner Zeit sich zu verschaffen gewusst hat. Es bedarf hier nur der Erwähnung der Namen eines *Diodotus*, *Philo*, *Antiochus* und *Posidonius*, wie er sie selbst sowohl zusammen [4]) als einzeln [5]) seine

1) qui nobis, quum pueri essemus, antequam Philonem cognovimus, valde ut *philosophus*, postea tamen ut vir bonus et suavis et officiosus probabatur. *Ad Famil.* XIII, 1. 2.

2) Es ist Zeno, der Epikureer Koryphäus von Philo genannt, der Lehrer des Atticus.

3) Nisi mihi Phaedrum, inquam, mentitum aut Zenonem putas (quorum utrumque audivi, quum mihi nihil sane praeter sedulitatem probarent), omnes mihi Epicuri sententiae satis notae sunt. Atque eos, quos nominavi, cum Attico nostro frequenter audivi, etc. *De Finib.* I, cp. 5. ext.

4) De Nat. deor. I, cp. 3. §. 6.

5) Ueber *Diodotus* s. ad Attic. II, 20. Acad. II, 35. —

wollte keiner in diesen Zeiten sein Geld an die Erstehung wenden, und der französische Botschafter Philipp de Comines hatte bereits eine ansehnliche Summe geboten. Da trat der Prior von San Marco ins Mittel. Sein Kloster verfügte gerade damals über eine beträchtliche Geldsumme, welche es aus dem Verkauf der liegenden Grundstücke desselben gelöst, die Savonarola zum Besten der Armen und um das Ordensgelübde der Armuth in seinem Orden zu erneuern, durchgesetzt hatte. Dieses Geld, zweitausend Florinen, bot er dem Staate als Preis für die Schätze der Mediceischen Bibliothek, und da es nicht völlig ausreichte, verpflichtete er sich contractlich, den Rest von tausend Florinen innerhalb 18 Monaten abzuzahlen. Alles dieses geschah um dieselbe Zeit, in welcher der große Sittenreformator jene Abschaffung der Mediceischen Carnevalsroheiten durchzuführen unternahm, und die berühmte Bibliotheca Laurentiana — noch heute eine der größten Zierden von Florenz, damals die reichste aller Sammlungen von Handschriften alter Classiker — verdankt allein dem Manne ihre Erhaltung, den man als einen barbarischen Vertilger alter literarischer und Kunstdenkmäler zu brandmarken versucht hat!

Aber Savonarola war nicht blos ein Freund der alten classischen Literatur und der sie bewahrenden Handschriften, er hatte auch ein gleiches Interesse für die schöne Kunst und ihre Werke. Wir haben gesehen, wie er in seinem Kloster eine eigene Schule für Zeichnen und Malerei stiftete. Unter den damals lebenden Meistern gehörten die ausgezeichnetsten zu den begeisterten Anhängern seiner Ideen. Fra Bartolomeo della Porta konnte sich erst vier Jahre nach Savonarola's Märtyrertode entschließen, wieder Palette und Pinsel zur Hand zu nehmen, und wenn es auch wahr sein sollte,

was der hundert Jahre später lebende Vasari von ihm berichtet, daß er selber mehrere seiner Studien des Nackten zu jenem Autodafé geliefert habe, so bleibt immer noch die Frage übrig, welcher Art dieselben gewesen seien. Die Maler Lorenzo Credi, Cronaca, Sandro Botticelli sowie die ganze Künstlerfamilie der Della Robbia waren ebenfalls dem Reformator innig zugethan, und zwei Mitglieder der letzteren traten sogar in seinen Orden ein. Botticelli gehörte zu den ersten, welche Savonarola's Schriften mit seinen Zeichnungen illustrirten. Und endlich genügt es, den Größten der Großen, Michelangiolo Buonarotti zu nennen, der, in seiner Jugend ein begeisterter Zuhörer Savonarola's, bis an seinen Tod dem Andenken und den Schriften des großen Reformators in Verehrung zugethan blieb, und der in dem glorreichen Kampfe der untergehenden Republik (1527—1530) sich als einen der heldenmüthigsten Vertheidiger derselben republikanischen Freiheit erwies, für welche Fra Girolamo ein Menschenalter zuvor den Märtyrertod erlitten hatte. Michelangelo's erstes Hauptwerk, die unter dem Namen der Pietá bekannte Marmorgruppe des todten Christus auf dem Schooße der göttlichen Mutter, — jetzt im St. Peter von Rom — ist das sprechende Denkmal, welches der große Künstler seinem Schmerze über den grausamen Ausgang Savonarola's gesetzt hat. Er begann es in demselben Jahre, in welchem Savonarola den Scheiterhaufen bestieg*).

Aus den Predigten und Schriften des wunderbaren Mannes hat Villari nachgewiesen, wie die Gedankengänge Savonarola's auch die Idee des Schönen nicht unberührt gelassen haben. Savonarola sah das vollendete Schöne in der Ver-

*) S. Ein Winter in Rom. S. 400—402.

körperung der sittlichen Idee; es war ihm der Abglanz der Gottheit im Menschengeiste. Er verweist die Künstler als auf ihre wahre Aufgabe, auf den Ausdruck dieser idealen Schönheit. Er schalt sie laut, daß sie in ihren Darstellungen der Madonna und der Heiligen, statt diesem typisch Erhabenen und Heiligen nachzustreben, sich an Modelle oft verrufener Art hielten und dadurch das Heilige herabzögen, daß sie in Glanz und Pracht der Kleidung und des studirten Faltenwurfs der reichen Gewänder ihre Kunst zu zeigen bemüht seien. „Ihr stellt die Eitelkeit auf die Altäre in den Kirchen!" rief er ihnen zu. „Glaubt Ihr, daß die Jungfrau Maria auf Erden einhergegangen sei, wie ihr sie malt? Ich sage Euch, daß sie vielmehr gekleidet gewesen ist wie ein Kind der Armuth!" Man hatte ihm vorgeworfen, daß er der Poesie feindlich sei, weil er in den stärksten Ausdrücken auf der Kanzel gegen die damals beliebten Producte, zumal gegen die Carnevalslieder eiferte. Savonarola antwortete auf diese Vorwürfe in einer eigenen Schrift „über die Eintheilung und den Nutzen aller Wissenschaften". Er sei keineswegs ein Feind der Poesie, obschon er selbst seit mehr als zwanzig Jahren die Uebung derselben ebenso wie die Beschäftigung mit ähnlichen Studien habe aufgeben müssen. Er unterscheidet Form und Gedankeninhalt der Poesie, und spricht dabei die tiefe ächt Goetheische Wahrheit aus: es sei ein großer Irrthum vieler Zeitgenossen, die Hauptsache in die Form zu setzen. Der Gedankengehalt sei es, auf den alles ankomme; ohne diesen, ohne Philosophie, wie er sich ausdrückt, gebe es keinen wahren Dichter. Erhebung des Geistes zum Schönen und Wahren sei der Zweck der Dichtung, Harmonie und Rhythmus die dazu dienenden, in der Natur des Menschen begründeten Mittel. Aber auch ohne

metrische Form könne es Poesie geben. Ebenso tief und wahr ist es, wenn er — auch hierin seiner Zeit weit voraus — sich gegen die bloße Tendenzpoesie erklärt, und nach dieser Seite hin den Gedanken ausspricht: nicht der Gegenstand an sich, den der Dichter behandle und zu erheben trachte, — und wäre es selbst die Religion — mache die Ehre und den Ruhm des Poeten, sondern die Kunst, welche er dabei aufzuwenden vermöge. — Am größten aber erscheint er in seiner kühnen Polemik gegen den damals allgemein herrschenden Zeitgeschmack und dessen Richtung auf sclavische Nachahmung der Alten. „Es giebt eine falsche Art von sogenannten Poeten, die nichts anderes zu thun wissen, als den Fußtapfen der Griechen und Römer knechtisch nachzulaufen. Sie erstreben dieselbe Form, dasselbe Metrum, sie rufen sogar dieselben Götter an, wie jene, ja sie mögen von keinen andern Worten und Ausdrücken wissen, als die sind, welche die Alten gebraucht haben. Und doch sind wir eben so gut Menschen wie jene, und haben von Gott dieselbe Fähigkeit empfangen, den Dingen, die sich täglich ändern, unsere eigenen Bezeichnungen zu geben".

Man bewundere in Florenz, so fährt er fort, den Plato; aber man scheine vergessen zu haben, daß der in den Himmel erhobene griechische Weise die unsittlichen Dichter sammt und sonders aus seinem Staate verbannt wissen wolle. „Warum thun christliche Regenten nicht dasselbe? warum erlassen sie nicht ein Gesetz, welches nicht nur diese falschen Poeten aus der Stadt bannt, sondern auch ihre Schriften und die der Alten, welche von unzüchtigen Dingen handeln und die falschen Götter preisen. Es wäre ein großer Vortheil, wenn solche Bücher vernichtet würden und nur die übrig blieben, die zur Tugend aufmun-

tern. Es giebt der letzteren auch unter den altheidnischen Werken noch viele, welche sich gegen die Gemeinheit auflehnen, edle und großherzige Handlungen erheben. Sie haben einen löblichen Gebrauch von der Dichtung gemacht und ich kann und darf sie nimmermehr verwerfen". Aber es sei falsch und verderblich, so schließt er, die Literatur der Alten vor der christlichen zur Basis des Unterrichts und der Erziehung der Jugend zu machen.

Savonarola's eigene Poesien, wie jene Canzonen, von denen Villari einige Proben mittheilt, stammen fast alle aus seiner frühesten Jugendzeit. Nur die Laudi spirituali, die er an die Stelle der unzüchtigen Carnevalslieder setzte, machen davon eine Ausnahme. Allen andern ziehe ich aber jene Bruchstücke lateinischer Compositionen vor, die ohne rhythmische und metrische Form sich in der Weise der biblischen Psalmen bewegen. In einer derselben feiert er die Erhabenheit Gottes in folgenden Zeilen:

„Ich habe Dich überall gesucht und fand Dich nirgends. Ich fragte die Erde: Bist Du mein Gott? und sie antwortete mir: Der weise Thales irrt; ich bin dein Gott nicht. Ich fragte die Luft, und sie antwortete mir: Steige höher hinauf! Ich fragte den Himmel, die Sterne, die Sonne, und sie antworteten mir: Der, der uns erschaffen aus dem Nichts, der ist Gott; er erfüllt den Himmel und die Erde, Er ist in deinem Herzen! — Also habe ich Dich gesucht in der Ferne, o Herr, und Du warst so nahe! Darauf habe ich die Augen gefragt: ob Du durch sie in mich eingezogen seiest, und sie antworteten mir: Wir kennen nur die Farben. Ich fragte das Ohr, und es antwortete mir: Ich kenne nur den Ton. Die Sinne also erkennen Dich nicht, o Herr; Du bist eingezogen in meine Seele, Du bist in meinem Herzen und wirkest in mir, was ich thue an Werken der Liebe!" —

X.

Savonarola's Kampf mit dem Borgia.

Kehren wir jetzt wieder zurück, um den Verlauf des Kampfes zu verfolgen, der sich zwischen dem Borgia zu Rom und dem Reformator zu Florenz zu entspinnen begonnen hatte.

Das Predigen war Savonarola auf die dringenden Vorstellungen der Signorie von Florenz wieder gestattet worden. Der Papst hatte von einem gelehrten Bischofe des Dominikanerordens die Predigten des Priors von S. Marco prüfen lassen, und das Urtheil hatte für Savonarola so überaus günstig gelautet, seine Rechtgläubigkeit war so außer aller Frage, sein sittlicher Eifer als so berechtigt erklärt worden, daß der Borgia sich entschloß den Versuch zu machen, ob er den gefährlichen Gegner nicht vielleicht durch eine große Gunstbezeugung für sich gewinnen möchte. So ließ er ihm denn unter der Hand durch einen Dominicaner den Cardinalspurpur anbieten und keine andere Bedingung dabei stellen, als daß Savonarola in seinen Predigten gegen die Verderbniß des Klerus seine Sprache mäßige. Aber Alexander VI. kannte den Mann wenig, mit dem er es zu thun hatte. Grade dieser Versuch, ihn zu bestechen, trug mehr als alle früheren Drohungen dazu bei, in Savonarola den Entschluß zu bestärken, seinen Streit mit Rom offen auszukämpfen.

Er beantwortete jenen Antrag mit seinen Fastenpredigten des Jahres 1496, in denen er stärker als jemals die Verderbniß des Klerus und den Verfall der Kirche Christi angriff, und zugleich schonungslos gegen die Tyrannei der weltlichen Fürsten Italiens seine mächtige Stimme erhob. In diesen Pre-

digten erscheint Savonarola auf dem Gipfel seiner Beredsamkeit. Der Eindruck derselben war gleich gewaltig auf Freunde und Feinde. Die Begeisterung der einen und der Haß und die Wuth der andern erreichten eine bisher nicht dagewesene Höhe. Die Arrabbiati versuchten mehr als einmal, ihn durch offene und geheime Mordanschläge aus dem Wege zu räumen; aber die Treue seiner Anhänger, die jeden seiner Schritte gewaffnet bewachten, wußte ihn gegen alle solche Nachstellungen zu schützen. Auch an litterarischen Angriffen fehlte es nicht. Es regnete Flugblätter und Pasquille der Arrabbiati gegen den angeblichen Tyrannen und Dictator von Florenz, die wieder Entgegnungen von Seiten seiner Anhänger nach sich zogen, unter denen diejenigen, welche dem ungelehrten Volke angehörten, sich an gesundem Sinne und politischer Einsicht den Produkten der Gelehrten überlegen erwiesen. Ueberhaupt zeigte es sich, daß Savonarola's politische Wirksamkeit in dem vorzugsweise politischen Volke von Florenz viel tiefere Wurzeln geschlagen hatte, als seine sittliche und religiöse, welche ihm selber doch die Hauptsache war. Seine politischen Schöpfungen, die Republik und die Freiheit, überlebten ihn; nicht so seine sittlichen und religiösen Reformen. Hier lag zugleich die Schwäche seiner Stellung, deren er sich selbst — wie seine immer wiederkehrenden trüben Todesahnungen bewiesen — sehr wohl bewußt war. Auf dem politischen Gebiet war er für Rom unangreifbar gewesen. Jetzt aber versuchten die Gegner ihn in die religiöse Defensive zu drängen. Er ward bald gezwungen, sein Leben und seine Lehre zu vertheidigen, und hier verließ ihn — zwar nicht die eigene Kraft — wohl aber das lebendige Interesse des Florentinischen Volkes, das ihn doch allein schützen konnte.

Inzwischen verbreiteten sich Savonarola's Predigten über ganz Italien, ja weit hinaus über die meisten Culturländer Europa's. In Italien glaubte sich jeder Fürst von ihm persönlich angegriffen, und der Papst nicht zum wenigsten. Er berief ein Consistorium, um Savonarola's Verhalten und Lehre untersuchen und gegen ihn und seine Anhänger die strengsten Maßregeln ergreifen zu lassen. Aber die in demselben erhobene Hauptanklage war eine rein politische: er trage die Hauptschuld an der Vertreibung der Medici. Den dogmatischen Ausstellungen begegnete Savonarola sofort in einer Schrift, in welcher er sein Bekenntniß aller Hauptdogma der katholischen Kirche klar und bündig aussprach. Aber bei der strengsten Unterwürfigkeit auf dem dogmatischen blieb er Revolutionär auf dem Gebiete der Disciplin, und hier wurden seine Angriffe immer gewaltiger, seine Prophezeiungen nahe bevorstehender Züchtigung der Kirche immer drohender.

Um so höher stieg der persönliche Haß des Borgia gegen Savonarola. Die ganze republikanische Revolution von Florenz war ihm ein Gegenstand des Widerwillens gewesen, und sein Plan, den er mit allen Mitteln verfolgte, war auf ihren Sturz gerichtet. Die Medici sollten zunächst als seine Vasallen wieder eingesetzt und damit seinen, des Papstes, eigenen Söhnen der Weg zur Herrschaft über Florenz vorbereitet werden. Alles dies aber erschien unausführbar, so lange Savonarola die leitende Seele von Florenz durch seine Predigten blieb. Aufs Neue also beschloß der Borgia diese seine Wirksamkeit zu brechen. Ein neues Breve vom 8. September 1496, gerichtet an das Kloster von S. Marco, sprach wiederum von „einem gewissen Fra Girolamo", als einem „Neuerer und Verbreiter von Irrlehren, der das Volk glauben

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52808-6
FN. 11404/039

mache, daß er von Gott gesendet sei und Unterredungen mit Gott habe, ohne doch solche Behauptungen durch Verrichtung von Wundern oder sonst auf eine den kanonischen Gesetzen entsprechende Weise erwiesen zu haben!" Daneben hob das Breve die früher bewilligte unabhängige Stellung des Klosters von S. Marco und ihres Priors auf, und wies den letzteren an, sich von Neuem unter die Oberleitung der Lombardischen Congregation zu stellen, und sich zu dem Ende binnen neun Tagen persönlich nach Bologna zu begeben.

Savonarola begriff, daß er verloren sei, wenn er gehorchte. Mit der Aufhebung der Unabhängigkeit seines Klosters war das Fundament seines geistlichen Ansehens zebrochen, und er selbst, einmal aus dem Gebiete von Florenz entfernt, konnte sicher sein, dasselbe nie wieder zu sehen. Seine schriftliche Antwort war ein Meisterstück klarer, ruhiger, unwiderstehlicher Widerlegung aller an ihn erhobener Anisprüche. Aber Alexander VI. war nicht umsonst ein durch seine Schlauheit berühmter Advokat in Barcelona gewesen. Sein Antworts-Breve vom 16. October floß plötzlich über von Milde und väterlicher Sanftmuth. Er stellte sich durch Savonarola's Erklärungen völlig befriedigt und durch seine Unterwürfigkeit unter den heiligen Stuhl gerührt. Er nahm daher nicht nur die Befehle seines vorigen Breve's, sondern auch überhaupt alle früher gegen Fra Girolamo erlassenen Breve's zurück, unter der einzigen Bedingung, daß Savonarola sich bis Weiteres alles Predigens und namentlich alles Prophezeiens enthalte. — Damit hatte sich der Papst in einen außerordentlichen Vortheil gegen Savonarola gesetzt; denn wenn dieser jetzt einer so milden Sprache nicht Folge leistete, fiel die ganze Gehässigkeit auf ihn allein zurück. Savonarola erkannte dies und gehorchte. Ein Brief,

Lehrer nennt. Indess haben wir für die Betrachtung seiner philosophischen Studien zwei Perioden wohl zu scheiden, in deren ersterer, welche bis in den Zeitpunkt hinaufreicht, wo Cäsars Waffenglück die Republik dem Willen eines Einzigen unterwarf, wir die vorbereitende der zweiten erblicken. In jener unterscheiden sich die philosophischen Bestrebungen Cicero's von denen der mitstrebenden Zeitgenossen seiner Nation nur etwa durch grösseren Umfang und einen anhaltenden Eifer, der ihm schon früh den Spott einer gewissen Klasse in den Beinamen des „Griechen" und „Schulpedanten" zuzog [1]). Derselbe Zweck und dieselbe Absicht leiteten auch ihn, der sich von der herrschenden Ansicht keineswegs schon befreit hatte, nach welcher alles Studium der Philosophie, an und für sich werth- und bedeutungslos, nur in der Beziehung auf das, was dadurch für die Ausbildung des Staatsredners gewonnen werde, zu einer gewissen Geltung gelangte. So war denn diese Periode, die bis in sein hohes Mannesalter hinabreicht, die des Einsammelns für jenen Zweck, und mit Ausnahme eines einzigen, gegen Ende derselben verfassten Werks, der Bücher vom Staate, und vielleicht der mehr der, Uebung des Stils wegen verfassten, Uebersetzungen Platonischer und

Philo: Tusc. II, 3. Brut. cp 89 u. a. — *Antiochus*: Acad. II, 43 u. 53. *Posidonius*: ad Attic. II, 1.

1) Plutarch. vit. Cic cp. 3. *Καὶ τὸν γε πρῶτον ἐν Ῥώμῃ χρόνον εὐκλεῶς διῆγε καὶ ταῖς ἀρχαῖς ἐπιφανῶς προσῆλθε καὶ παρεμελέτα, ταῦτα δὲ τὰ Ῥωμαίων τοῖς βαναυσοτάτοις πρόχειρα καὶ συνήθη ῥήματα Γραικὸς καὶ σχολαστικὸς ἀκούων.*

den er um dieſe Zeit an einen Freund ſchrieb, zeigt uns, daß er das Verhalten des Borgia und ſeine eigne Lage klar durchſchaute. „Ich kenne," heißt es, „die Wurzeln aller dieſer Intriguen und weiß, daß ſie von verderbten Bürgern ausgehen, welche die Tyrannei in Florenz wieder aufrichten wollen, und dazu mit allen Potentaten Italiens ſich verbunden haben. Sie alle möchten mich ermorden, und ich kann ſchon nicht mehr auf die Straße gehen ohne den Schutz bewaffneter Leute."

Glücklicherweiſe befreite ihn aus ſeiner immer peinlicheren Lage die Ungeduld des Papſtes, der die Zeit nicht erwarten konnte, Savonarola in ſeine Gewalt zu bringen. Mittelſt eines neuen Breve verſuchte Alexander VI. die unabhängige geiſtliche Stellung des Priors von S. Marco und ſeiner Kloſterbrüderſchaft auf einem andern Wege und durch eine Maßregel aufzuheben, die, wenn ſich Savonarola ihr bequemte, ſeine Perſon ſofort in die Hände des Papſtes liefern mußte. Jetzt war für Savonarola kein Ausweg mehr möglich, und er beſchloß den Kampf, der ihm geboten ward, anzunehmen. Er wandte ſich diesmal mit ſeiner Antwort nicht privatim an den Papſt, ſondern an die geſammte Chriſtenheit. Er erklärte, daß ſein Gewiſſen ihm verbiete, dieſem Breve, deſſen kanoniſche Ungeſetzlichkeit er nachwies, zu gehorſamen. Er erklärte, daß er von dem ſchlecht unterrichteten an den beſſer zu unterrichtenden Papſt appellire und daß eine ſolche Appellation kein Ungehorſam, ſondern vielmehr Gewiſſenspflicht ſei. Dieſes geſchah in einem Momente, in welchem die faſt verzweifelte politiſche Lage von Florenz ſich ſoeben zu unerwartetem Glücke gewendet und Savonarola's Anſehen und die Macht der Popolanen ſich wieder neu geſtärkt hatten, und in welchem zugleich das immer deutlichere Hervortreten der gegen die neue Republik intriguirenden

inneren Parteien der Arrabbiati und der Liga selbst den sonst so milden Savonarola bewog, die Regierung des Staates zu verschärfter Wachsamkeit und größter Strenge gegen die Feinde der Freiheit aufzufordern.

Die Ereignisse bewiesen nur zu bald, wie berechtigt seine Ermahnungen gewesen waren.

Es war in den letzten Tagen des Aprils 1497, als Florenz plötzlich in der Morgenfrühe des 28. durch die Kunde erschreckt wurde, daß Piero de' Medici mit einem starken Heerhaufen vor der Porta Romana stehe. Trotz der Plötzlichkeit des Ueberfalles war indessen das Unternehmen vereitelt. Der Muth der Frateschi, der Anhänger Savonarola's und der Republik, und die feige Kopflosigkeit Piero's, der, ohne einen ernsten Angriff zu wagen, schimpflich den Rücken wandte, retteten Florenz vor dem Schicksale, das ihm Verrath im Innern zu bereiten gesucht hatte; denn Piero hatte sein Unternehmen nur gewagt, weil er der thätigen Unterstützung der Liga gewiß zu sein glaubte, von der einige sogar in der damaligen Signorie saßen. Die angestellten Nachforschungen der neu erwählten Signorie führten nun auch bald auf die Entdeckung einer Verschwörung der Mediceischen Partei, an deren Spitze fünf der notabelsten Männer von Florenz standen. Vergebens machten die Freunde derselben alle möglichen Anstrengungen zu ihrer Rettung. Der Hochverrath war allzuklar bewiesen, und nach langen stürmischen Verhandlungen fielen die Köpfe der Verschwörer unter dem Henkerbeile (August 1497).

Savonarola hatte an dem Prozesse keinen Antheil genommen und sich jeder Einwirkung auf den Ausgang desselben enthalten. Er saß einsam in seiner Zelle, beschäftigt mit der Correktur seines Hauptwerks, des Trionfo della Croce, in welchem er eine voll-

ſtändige Darſtellung der geſammten katholiſchen Lehre und zugleich eine ſiegriche Vertheidigung ſeines Verhaltens gegenüber dem römiſchen Stuhle gegeben hatte. Sein Kampf mit dem letzteren war ſeit dem Anfange des Jahres 1497, wo er offen gegen die Schädlichkeit weltlichen Beſitzes der Kirche gepredigt und auf die Nothwendigkeit eines Concils zur Herbeiführung einer radicalen Reform der Kirche hingedeutet hatte, nur noch heftiger entbrannt. Das Hauptthema ſeiner Faſtenpredigten dieſes Jahres war der Nachweis geweſen, den er allerdings für die Vertheidigung ſeines Verhaltens am dringendſten nöthig hatte: „wie und wann der Papſt irren könne"? Nicht als Papſt, war ſeine Antwort auf dieſe Frage, ſondern als Menſch ſei der Papſt, ſo gut wie der Chriſt, der Religiöſe überhaupt, dem Irrthum unterworfen. Sobald der Papſt irre, alſo eine irrthümliche Sache befehle, befehle er ſie daher nicht als Papſt. Gewiß ſei der Papſt Stellvertreter Chriſti auf Erden. Aber Gott und Chriſtus befehlen thätige Bruderliebe gegen den Nächſten. Wenn daher ein Papſt etwas gebiete, was dieſem göttlichen Geiete zuwiderlaufe, und Jemand dieſem Gebote Folge leiſte, ſo heiße das ſoviel als behaupten, daß der Papſt etwas thun dürfe, was Gott ſelbſt nicht thue. Ja, Savonarola ging noch weiter. „Der Papſt", ſo erklärte er, „kann irren, nicht nur auf falſche Berichte hin, ſondern zuweilen auch, weil er der chriſtlichen Liebe feindſelig iſt, wie z. B. Bonifaz VIII., der ein ſchlechter Papſt war." Auch habe der Dominicanerorden mehr als einmal Päpſten, welche das Böſe gewollt, widerſtanden. Ganz daſſelbe ſei auch ſein Fall. „Wenn ich", rief er ſeinen Hörern zu, „die Vorſchriften der Religion übertreten und übel handeln wollte, würde ich dazu ſofort mit Brief und Siegel die Erlaubniß erhalten; aber zum Thun des Guten

keineswegs. Was aber die Kirche in solche Verderbniß gebracht hat, das sind die weltlichen Güter (i beni temporali)! So lange die Kirche arm war, war sie heilig; so bald sie dagegen weltliche Macht erlangte, ging es abwärts mit ihrer geistigen Macht; sie fiel in den Schmutz der Reichthümer und irdischen Dinge und begann den Uebermuth derselben zu empfinden." Es sei hohe Zeit, „dem Schlüssel einen umdrehenden Druck zu geben" (dar volta alla chiavetta), also lautete seine Metapher, mit welcher er auf ein reformatorisches Concil hinzudeuten liebte. Er erwartete für dasselbe nur eine günstige Gelegenheit, und war entschlossen Leib und Leben im offenen Kampfe gegen den Borgia und für die Reinigung der Kirche freudig zu wagen.

Die Wuth, in welche Alexander VI. durch die Kunde von diesen Dingen gerieth, war unbeschreiblich. Schon am 12. Mai fiel der erste Schlag gegen den kühnen Reformator. Ein päpstliches Breve sprach die Excommunication über ihn aus. Erst am Ende des Monats gelangte dasselbe nach Florenz in die Hände der Mönche von S. Annunziata, — denn an diese, nicht an die Gläubigen überhaupt, war es gerichtet. Der Ueberbringer hatte lange in Siena gezögert, weil er fürchtete der Volkswuth in Florenz zum Opfer zu fallen, und viele Geistliche weigerten sich sogar, das Breve zu publiciren, da die vorgeschriebenen Formen nicht beobachtet seien. Doch ward es in den Hauptkirchen angeheftet, und schließlich am 22. Juni feierlich die Excommunication von dem ganzen Klerus verkündigt. Savonarola erklärte dagegen in einem an die ganze Christenheit gerichteten Schreiben, daß die Excommunication ungerecht und darum null und nichtig, ihr sich zu entziehen Pflicht sei.

Aber dennoch hatte dieselbe ihres Eindrucks nicht verfehlt.

Die Arrabbiati, deren Todthaß gegen Savonarola sie aufs Innigste mit dem Papste verband und deren Partei gerade damals das Uebergewicht in der Signorie hatte, waren schon in den vorhergegangenen Wochen mit großer Frechheit gegen Savonarola aufgetreten. Sie hatten sich sogar nicht gescheut, seine Predigten durch Scandal aller Art zu stören, ja selbst neue Mordanschläge gegen sein Leben zu veranstalten. An ihrer Spitze stand Messer Doffo Spini, einer der wildesten und übermüthigsten unter der Zahl der ausschweifenden jungen Edelleute von Florenz, aus denen er, wie weiland Catilina, sich eine zu allem fähige Schaar verwegener, ihm blindlings gehorsamer Gesellen gebildet hatte, welche das Volk die Compagnacci benannte. Die Physiognomie von Florenz erschien plötzlich verändert. Das alte wüste Leben schien wiedergekehrt zu sein. Alle, welche nur aus Furcht sich der Sittenreform Savonarola's gefügt hatten, fielen von derselben ab, und wenn es den Arrabbiati gelungen wäre, auch bei der Wahl der neuen Signorie dauernd die Oberhand zu gewinnen, so wäre es vielleicht jetzt schon um Savonarola geschehen gewesen. Allein dies eben gelang ihnen nicht. Dazu kam, daß die entdeckte Verschwörung der Bigi zu Gunsten der Medici die Macht und das Ansehen der Popolanen in Florenz neu verstärkte. Die neue Signorie war dem Prior von San Marco günstig und bemühte sich auf alle Weise, bei dem Papste die Zurücknahme de Excommunication zu erwirken. Die Verhandlungen währten das ganze Jahr hindurch, ohne Erfolg. Da machte der Cardinal von Siena — später Papst Pius III. — dem Savonarola das Anerbieten, die Zurücknahme bewirken zu wollen, wenn die Republik eine Summe von fünftausend Scudi an einen Gläubiger des Cardinals zahle! Savonarola wies das

Anerbieten des Kirchenfürsten, dessen Betragen seine eigenen Predigten gegen die Sittenverderbniß des hohen Klerus so schlagend bestätigte, mit Unwillen zurück. „Ich würde es für einen viel schwereren Kirchenbann (censura) halten", schrieb er an seinen Freund und Landsmann, den Kanzler des Herzogs von Ferrara, „wenn ich mich dazu verstehen wollte, die Excommunication durch Geld abzukaufen."

Noch heller treten der Adel und die Reinheit seiner Seele hervor in dem persönlichen Verhalten, welches er um dieselbe Zeit gegenüber seinem Todfeinde bewies, den im eigenen Hause ein furchtbarer Schicksalsschlag betroffen hatte. Des Papstes ältester und geliebtester Sohn, der Herzog von Candia, war von dem eigenen Bruder, dem Cardinal Cesare Borgia, ermordet und der Leichnam von den Banditen Borgia's in den Tiber geworfen worden. Nebenbuhlerschaft bei der leiblichen Schwester beider, der berüchtigten Lucrezia Borgia, im Bunde mit politischer Herrschsucht Cesare's, waren die Triebfedern dieser grausenhaften Unthat gewesen. Alexander VI., so verhärtet sein Herz, und so gewöhnt an Verbrechen sein Sinn auch war, fühlte sich zum ersten Male in seinem Leben im Innersten erschüttert. Da richtete der von ihm excommunicirte Prior von San Marco an den verzweifelnden Vater einen Trostbrief, in welchem er ihn zugleich ermahnte: in der Heimsuchung, die ihn betroffen habe, eine Aufforderung zur Einkehr in sich zu sehen. Einen Augenblick schien es in der That, als wolle der gebeugte Papst Ernst machen mit seiner Besserung. Er nahm den Brief nicht ungnädig auf, und berief sogar eine Commission von Cardinälen, welche Vorschläge zur Besserung der Kirchenzustände machen sollte. Aber dieser Anfall von Reue dauerte nicht lange. Die alte böse Natur gewann bald wieder

in ihm die Oberhand; und der oben erzählte Ausgang der Mediceiſchen Verſchwörung in Florenz, auf deren Gelingen er lebhaft gehofft hatte, und die Neubefeſtigung der Republik in Florenz entflammten aufs Neue ſeinen Zorn gegen Savonarola. Er wies hartnäckig alle Geſuche der Republik für die Aufhebung der Excommunication zurück, und verweigerte zugleich die Beſtätigung der von der Florentiner Regierung beſchloſſenen Beſteuerung der geiſtlichen Güter, wenn man ihm nicht zuvor den widerſpänſtigen Prior in die Hände liefere, — eine Forderung, welche die Republik ihrerſeits weder erfüllen konnte noch wollte. Zugleich bedrohte er zu wiederholten Malen Florenz mit dem Banne.

Wie völlig maßlos ſich aber in jenen Zeiten die Päpſte ihrer geiſtlichen Macht bedienten, wo ihre perſönliche Leidenſchaft und ihr politiſches Intereſſe ins Spiel kam, dafür iſt ein entſetzliches Beiſpiel in dem Banne vorhanden, mit welchem Papſt Gregor XI. im Jahre 1371 die Republik Florenz aus rein politiſchen Motiven belegte. Es war der furchtbarſte Bannfluch, der je aus eines Papſtes Munde gekommen iſt; denn dieſer Statthalter Chriſti erklärte alle Bürger von Florenz für vogelfrei, ihr Leib und Leben, Hab und Gut jedem Mörder und Räuber verfallen. Ja er geſtattete der ganzen Chriſtenheit „jeden Florentiner, wo er immer lebe und ſich befände, auszuplündern und ſelbſt als Sclaven zu verkaufen"! Als der Geſandte der Republik Donato Barbadori im Conſiſtorium zu Florenz dieſe gottloſe Sentenz vernahm, warf er ſich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und appellirte an das Urtheil des Weltrichters Jeſus Chriſtus*).

*) S. Gregorovius Geſchichte Roms im Mittelalter VI. S. 462.

Savonarola hatte inzwischen sechs Monate lang sich dem Befehl des Papstes gefügt und sich allen Predigens enthalten. Jetzt aber war seine Geduld zu Ende. Er hatte in zahlreichen Schriften seine Doctrin vertheidigt und die Ungerechtigkeit der über ihn verhängten Strafe nachgewiesen. Er hatte in seinem Hauptwerke, dem „Triumph des Kreuzes", jede Anschuldigung der Ketzerei so siegreich widerlegt, daß weder Papst noch Cardinäle seine Rechtgläubigkeit anzuzweifeln vermochten. Er hatte es der ganzen Welt klar gemacht, daß der Haß und die Verfolgung des Papstes gegen ihn, welche den Frieden der Republik und das Werk der Sittenreform störten, rein persönliche waren und auf politischen Gründen beruhten. Gewissen und Vaterlandsliebe forderten ihn auf, demgemäß zu handeln. Längeres Zögern schien eben so unnütz als gefährlich für die Republik. So entschloß er sich, den entscheidenden Schritt zu thun, zu dem ihn seine Freunde dringend aufforderten und bei dem ihn die Regierung von Florenz unterstützte.

Am 11. Februar des Jahres 1498 bestieg er zum ersten Mal nach einer Pause von einem halben Jahre wieder die Kanzel des Doms. Vergebens hatte der Erzbischof von Florenz Lionardo de' Medici Einspruch zu erheben versucht, indem er allen Geistlichen die Theilnahme an der Predigt verbot, und die Laien mit schweren Kirchenstrafen bedrohte. Die Signorie machte kurzen Prozeß mit dem erbitterten Prälaten. Sie ließ ihm bedeuten: wenn er nicht binnen zwei Stunden seine Anordnung zurücknehme, werde man ihn als Rebellen gegen den Staat ansehen und behandeln, und der stolze Kirchenfürst hielt es für gerathen, sich zu fügen.

Savonarola's Predigten waren erneute Anklagen gegen die Verderbniß der Kirche und der Priesterschaft. Er sprach es

laut aus: Rom bekämpfe und verfolge ihn nicht wegen der Religion, ſondern aus Haß gegen die von ihm gegründete freie Republik, die man zu ſtürzen und an deren Statt man die alte Tyrannei wieder einzuſetzen beabſichtige. In der letzten dieſer Predigten kündigte er ſeinen Zuhörern an, daß er am Schlußtage des Karnevals eine feierliche Meſſe auf dem Platze von San Marco halten und dem Volke den Segen ſpenden werde. „Wenn ich alsdann", alſo rief er ihnen zu, „mit dem Sacrament in der Hand vor euch hintrete, ſo bitte ich, möge ein Jeglicher von Euch ein brünſtiges Gebet zu Gott richten, daß Er mich mit ſeinem Feuer in die Hölle hinabſtürze, wenn mein Werk nicht von ihm kommt!" Er ſprach dieſe Aufforderung in jenem vollen Glauben an ſeine übernatürliche Sendung, der ihn zu aller Zeit beherrſchte. Hatte er doch in einer dieſer letzten Predigten den Ausſpruch gethan: „Noch bin ich nicht zum Wunder gedrängt worden; aber wenn die Zeit dazu kommen ſollte, wird der Herr ſicher mir ſeine Hand nicht verſagen!" Dieſer Glaube war die Achillesferſe des gewaltigen Mannes. Nicht daß es ihn gelüſtet hätte, ohne Noth die Probe des Wunders zu liefern, vor der ihn trotz ſeines feſten und aufrichtigen Glaubens ein geheimer Inſtinct zu warnen ſchien. Aber er war überzeugt, wenn das Heil der Kirche eine ſolche von ihm unumgänglich fordere, werde er ſie unter dem Beiſtande Gottes beſtehen. Vorläufig jedoch ſehen wir ihn vielmehr bemüht, die Erwartung des Volkes von einer ſolchen Probe abzulenken, indem er wiederholt erklärte: man habe bereits der Zeichen göttlicher Gunſt und Gnade in der Ausbreitung ſeiner Lehre und in der Erfüllung ſeiner vielfachen Prophezeiungen genügend erhalten, um eines directen Wunderbeweiſes entbehren zu können! Allein er ſelbſt hatte trotz alledem die Begierde des

Volkes nach einem solchen erweckt, und einmal aufgestachelt, blieb dieselbe in den Gemüthern lebendig -- zu seinem Verderben.

Das zweite „Autodafé der Eitelkeiten", mit welchem auch diesmal der Carneval in der oben geschilderten Weise beschlossen wurde, konnte nicht ohne Widerstand und Störungen von Seiten Doffo Spini's und seiner Compagnacci gefeiert werden. Doch dies war Kleinigkeit gegen die Aufregung, welche Savonarola's Wiederauftreten, sein Durchbrechen der Excommunication und seine Predigten, die vom Volke mit Begeisterung gehört und durch den Druck schnell über die ganze Christenheit verbreitet wurden, bei dem Hofe zu Rom hervorbrachten. Alexander VI. war außer sich vor Grimm und Wuth gegen den verwegenen Mönch, der ihm den Gehorsam aufzukündigen wagte. Der Pater Fra Mariano da Genazzano, Savonarola's alter Nebenbuhler und Todfeind -- ein eifriger Anhänger der Medici und in alle Unternehmungen Piero's gegen Florenz verwickelt —, welcher das Feuer eifrig zu schüren beflissen war, erhielt vom Papste selbst den Auftrag, gegen Savonarola's Doctrin in der Augustinerkirche zu Rom zu predigen. Aber die Predigt fiel elend aus, und ihre Gemeinheit und Roheit beleidigte selbst die bei derselben anwesenden Cardinäle. Der Papst wandte jetzt seinen Zorn gegen Florenz selbst. Er wollte die Stadt mit dem Interdicte belegen und die Güter aller Florentinischen Kaufleute in seinen eigenen wie in den übrigen christlichen Staaten konfisciren lassen. Nur die Vorstellungen der Cardinäle, daß er durch solche übergroße Strenge der eigenen Sache schaden werde, brachten ihn davon zurück. Aber das Breve, welches er an die Signorie von Florenz erließ, war noch immer drohend genug. Es verlangte die Auslieferung Savonarola's, der als „Sohn der Sünde"

Aristotelischer Schriften, sein Studium fast ausschliesslich auf mündliche Ueberlieferung und Lektüre beschränkt [1]). Aber welch einen Begriff haben wir uns von dieser zu machen, wenn wir diese Berichte seiner Belesenheit betrachten, wie sie die später verfassten Werke darbieten [2])! Wenn wir bedenken, dass er, während eines durch die bürgerlichen und Staatsverhältnisse so ungemein in Anspruch genommenen Lebens nur die wenigen Stunden, welche ihm jene übrig liessen [3]), der Philosophie widmen konnte, so wird ihm nur ein hämisches Gemüth das sichtbare Wohlgefallen verargen, womit er gern dieses seines Fleisses in genauer ängstlicher Benutzung so vereinzelter und verlorner Stunden gedenkt [4]). Seine Belesenheit aber umfasste, alles Andere zu geschweigen, in der philosophischen Litteratur nicht nur die zahlreichen Werke seiner obenerwähnten Lehrer und Zeitgenossen, sondern sie erstreckte sich auch fast über das gesammte Gebiet der *ältern* griechischen Literatur, und wenn er auch immerhin *manche* Anführungen älterer Philosophen in seinen zahlreichen Schriften nicht sowohl der eignen Lektüre als der späterer, ja ihm gleichzeitiger Autoren

1) An keiner Stelle hat Cicero sich selbst über diese Scheidung seiner Studienperioden deutlicher ausgesprochen als zu Anfange des zweiten Buchs von den Pflichten.

2) Vgl. Aristotelia Th. II, S. 141 ff.

3) tantum erat philosophiae loci, quantum superfuerat amicorum et reipublicae temporibus. De Offic. II, 1.

4) — quum minime videbamur, tum maxime philosophabamur.

bezeichnet ward, und drohte im Weigerungsfalle der Republik mit dem Interdicte.

Die Signorie, obschon damals (März und April 1498) in ihrer Mehrzahl aus Gegnern Fra Girolamo's bestehend, wagte doch nicht dem Papste zu willfahren, da das Volk sich entschieden für seinen Prediger erklärte. Das Einzige, was man zugestand, war, daß Savonarola fortan nicht mehr im Dome, sondern in der Kirche seines Klosters predigen solle, eine Anordnung, der sich Savonarola ohne Weiteres fügte. Jetzt erfolgte ein letztes Drohbreve des Papstes an die Republik, in welchem der Borgia völlig die Maske abwarf. Die Botschafter der Signorie hatten sich darauf berufen, daß die Rechtgläubigkeit Savonarola's jede Prüfung bestanden habe, daß sein Leben unsträflich, seine Wirksamkeit für die Stadt stets die allerwohlthätigste gewesen sei. „Das möge alles wahr sein", erklärte der Papst, aber „dieser elende Wurm" (isto vermiculo) von einem Frate habe durch seinen Ungehorsam gegen den Befehl des Papstes die Ehre und Würde des heiligen Stuhles beleidigt. Dafür allein, und nicht für seine Lehren, sei er verdammt und werde es bleiben, wenn er nicht zu Füßen des Hauptes der Kirche Verzeihung erflehe!" Sodann wandte sich das Breve gegen die Republik selbst. Es versprach ihr Hülfe zur Unterwerfung des rebellischen Pisa und alle möglichen materiellen Zugeständnisse, wenn sie dem Savonarola ihren Schutz entziehen wolle, und drohte im Fall des Gegentheils mit den schwersten Strafen. „Wir sind fest entschlossen", so lautete der Schluß des Breve, „Euren Ungehorsam nicht länger zu dulden, und werden die gesammte Stadt mit dem Interdict belegen, und dasselbe solange dauern lassen, als Ihr an Eurem monströsen Götzen halten werdet."

Die Signerie, geleitet von Savonarola's Gegnern, an ihrer Spitze den Gonfaloniere Piero de' Medici, der seinen Namen aus scheinbarer Huldigung gegen die neugegründete Republik abgelegt und sich Piero Popoleschi genannt hatte, stellte jetzt an Savonarola das Verlangen, sich aus Rücksicht für die Stadt des Predigens zu enthalten.

Savonarola gehorchte abermals. Am 18. März 1498 bestieg er zum letzten Male die Kanzel, um Abschied von seinen Zuhörern zu nehmen. Es war ein Abschied für immer. Wohl mochte seine Seele ein schwermüthiges Gefühl überkommen; denn er konnte sich nicht verhehlen, daß der Boden unter seinen Füßen zu wanken und daß ihn dies Florenz, für dessen sittliches und politisches Heil er alle diese Jahre her unermüdlich und mit Aufopferung aller Kräfte gestrebt und so Großes gewirkt hatte, in der nahenden Entscheidungsstunde seines Kampfes zu verlassen begann. Aber das Bewußtsein seiner guten Sache hielt seinen Muth aufrecht. Das letzte Breve des Papstes ließ ihm keine Wahl mehr übrig: er mußte in diesem Kampfe gegen den Borgia jetzt zum directen Angriffe schreiten und die Scheide wegwerfen, wenn er das Schwert zog. Aber in wahrhaft großherziger Loyalität meldete er selbst dem Papste seinen Entschluß in einem Schreiben vom 13. März, in welchem er demselben ritterlich Fehde ansagte. Er habe stets geglaubt, so schrieb er in demselben, daß Vertheidigung des Glaubens und Besserung der Sitten Pflichten eines guten Christen seien; aber er habe für beides nur Verfolgung und Widerwärtigkeit statt Hülfe erfahren. Selbst der heilige Vater habe sich seinen Verfolgern zugesellt und die Gründe niemals anhören wollen, mit denen er die Wahrheit seiner Lehre und seine Unschuld und Unterwerfung unter die Kirche bewiesen habe. „Fortan", also schloß

er, „kann ich keine Hoffnung mehr auf Eure Heiligkeit ſetzen, ſondern muß mich allein an Denjenigen wenden und halten, der die Schwachen gegen die Starken dieſer Welt ſchützt. Er wird mir helfen, daß ich vor aller Welt Angeſichte die Heiligkeit meines Werks, für das ich ſo viel leide, beweiſen und aufrecht halten kann, und ſeine gerechte Strafe wird diejenigen treffen, die mich verfolgen, um mein Werk zu verhindern. Was mich betrifft, ſo ſuche ich keinen irdiſchen Ruhm, ſondern erwarte mit Sehnſucht den Tod. Fortan alſo möge Eure Heiligkeit nicht mehr zaudern, ſondern für Ihr Heil ſorgen."

XI.

Die Feuerprobe.

Die Berufung eines Concils durch die chriſtlichen Fürſten Europa's war das letzte Mittel, zu welchem jetzt Savonarola zu greifen entſchloſſen war, um die Schäden der Kirche einer gründlichen Heilung entgegenzuführen.

Eine ſolche Berufung einer allgemeinen zuhöchſtrichtenden Kirchenverſammlung ohne, ja ſogar gegen den Willen des Papſtes, war ein kühner, aber keineswegs revolutionärer Schritt. Denn nach den Beſchlüſſen des Concils von Conſtanz war damals der Papſt verpflichtet, alle zehn Jahre ein ſolches Concil zu berufen, und eben dieſelben Beſchlüſſe ſetzten feſt, daß, wenn der Papſt dies unterlaſſe, die chriſtlichen Fürſten dazu berechtigt ſein ſollten, es an ſeiner Statt zu thun. König Karl VIII. von Frankreich hatte ſchon ein Jahr zuvor (1497) die Doctoren der Sorbonne zu Paris feierlich um ihre Anſicht befragen laſſen, und ſie hatten ſich in ihrer Antwort zu Gunſten eines Concils

ausgesprochen. Savonarola und der Cardinal von S. Pietro in Vincula — der spätere Papst Julius II. —, welche den schwankenden französischen König dahin zu treiben bemüht waren, standen mit ihrem Verlangen keineswegs allein, sondern wurden unterstützt durch zahlreiche Stimmen der gesammten Christenheit, welche in einem Concile die einzige Möglichkeit einer Erneuerung der Kirche und der Vermeidung einer Kirchenspaltung erblickten.

Vor diesem Concile gedachte Savonarola seine Sache zu führen. Die schmachvolle Simonie, durch welche der Borgia seine Wahl zum Papste erkauft hatte, war weltbekannt. Savonarola wollte sie jetzt in Gemeinschaft mit dem Cardinal von S. Pietro in Vincula vor das Concil bringen und auf Grund derselben die Wahl Alexanders VI. für null und nichtig erklären lassen. Er wollte das sündhafte Leben des Papstes, seine Laster und Verbrechen, welche der gesammten christlichen Welt offenbares Aergerniß gaben, seine religiöse Ungläubigkeit und Ketzerei aufdecken und vor aller Welt als die Quelle der Verderbniß der Kirche hinstellen. Er entwarf in diesem Sinne sofort Briefe an die Könige von Frankreich, Spanien, Ungarn, England und den deutschen Kaiser. Doch nur der erstere kam zur wirklichen Absendung, die übrigen blieben Entwurf. Aber vergebens wartete Savonarola von einem Tage zum andern auf Antwort von Karl VIII. Sie kam nimmer, wohl aber statt ihrer die Schreckenspost, daß der Courier, welcher jenen Brief trug, von den Banditen des Tyrannen von Mailand, Ludovico il Moro niedergeworfen und beraubt worden sei. Herzog Ludwig der Mohr war Savonarola's Todfeind. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Brief schleunigst an den Borgia nach Rom zu senden.

Die Wirkung läßt sich leicht ermessen. Der Papst hatte

jetzt den unzweifelhaften Beweis in Händen, wie weit der kühne Prior von San Marco zu gehen entschlossen sei. Die Vernichtung des Gegners war jetzt für ihn eine Frage der eigenen Existenz.

Der Biograph Savonarola's knüpft an den Bericht dieses Ereignisses, welches allerdings den Wendepunkt in dem Schicksale desselben bildet, eine Betrachtung, welche ich nicht übergehen will, weil sie für seine wie für die gesammte Geschichtsanschauung unserer Zeit charakteristisch ist. „Es giebt", sagt er, „im Leben der Individuen wie in der Geschichte der Völker eine Stunde, in welcher sich der Gang der Dinge vollständig ändert. Von da an scheint eine verborgene und unwiderstehliche Hand alle Ereignisse zum Unglücke zu wenden; und an einen solchen Moment war jetzt das Leben Savonarola's gelangt." Wir haben hier also, mitten in der christlichen Welt, den altheidnischen Schicksalsglauben in seiner ganzen Nacktheit vor uns. Und doch bedarf es für den denkenden Betrachter sicherlich nicht dieses Glaubens an eine unbegreifliche „unsichtbare und unwiderstehliche Hand", um das Endschicksal eines Mannes zu erklären, der den Kampf für ein Ideal mit idealen Waffen unternahm, gegen eine Realität, welche alle irdische Macht besaß und geartet und entschlossen war, von derselben den rücksichtslosesten Gebrauch zu machen. Savonarola als Haupt und Inhaber der weltlichen Macht seiner Republik, wie es ein halbes Jahrhundert später Calvin in der Republik Genf war, hätte wie dieser den Kampf gegen den Borgia mit Aussicht auf Erfolg führen können. Aber gerade diese Machtstellung fehlte ihm. Er hatte sie nie gesucht, er hatte sie sogar abgelehnt, ohne zu sehen, daß er damit den festen Boden seiner Wirksamkeit von vornherein aufgab. Die Versäumniß und der Fehler des Politikers

rächten sich an dem sittlichen und religiösen Reformator. Indem er die innere politische Leitung der Republik seinen Anhängern und Freunden überließ, die, wie der edle aber unbesonnene Francesco Valori, in der Absicht das demokratische Element der Verfassung zu stärken, vielmehr durch ihre Aenderungen des Wahlgesetzes den Gegnern derselben eine erwünschte Handhabe für ihre Reactionspläne gaben, bereitete er sich selbst sein Endschicksal, das eben darum ein hochtragisches ist, weil der Fehltritt, der es herbeiführte, als ein nothwendiger, in des Helden innerster Natur, wie in seinen äußern Verhältnissen begründeter erscheint.

Mit der Entfernung Savonarola's von seiner Wirksamkeit als Kanzelredner war zugleich seine Person dem Volke und der Oeffentlichkeit entzogen. Das war ein ungemeiner Gewinn für seine Feinde, die Arrabbiati, die jetzt ihre Anstrengungen zu seinem Sturze und zur Aenderung der Verfassung verdoppelten. Wir haben schon gesehen, daß auch die Signorie dieser Monate auf ihrer Seite stand, welche bereits im Geheimen mit Rom verhandelte und nur nach einer günstigen Gelegenheit spähete, gegen Savonarola zum Angriffe schreiten zu können. Diese Gelegenheit bot sich weit schneller, als seine Feinde selbst es erwartet hatten: und zwar waren es die treuesten und begeistertsten Anhänger Savonarola's, welche dieselbe herbeiführen sollten! Ueberhaupt giebt es kaum ein Schicksal, welches einen schlagendern Beleg liefert für die alte Wahrheit, welche der Satz: „Gott schütze mich vor meinen Freunden!“ ausspricht, als das Lebensschicksal Savonarola's. Wir sahen bereits, wie er die schwerste Beschuldigung und den schwärzesten Makel seines Thuns, den Ruf bilderstürmerischer Barbarei und eines kunsthassenden Fanatismus, dem Eifer seines begeistertsten Anhängers

Burlamacchi verdankte, und wie Francesco-Valori, das politische Haupt der Frateschi, es war, der durch Uebertreibung des von Savonarola gepredigten demokratischen Princips den ersten Streich gegen den Bestand der neuen Verfassung führte. Und also sah man auch jetzt wieder den treuesten Anhänger und Gehülfen Savonarola's im blinden Eifer für seinen Meister einen Schritt thun, der die Katastrophe mit einer wahrhaft entsetzlichen Schnelligkeit und Unabwendbarkeit herbeiführen sollte.

Ein Franciskanermönch, Francesco di Puglia, hatte in seinen Fastenpredigten des Jahres 1498 den Savonarola mit äußerster Wuth und Leidenschaft angegriffen, ihn einen Ketzer, Schismatiker und falschen Propheten geschimpft und ihn auf die Feuerprobe herausgefordert. Aehnliche Herausforderungen anderer fanatischer Mönche waren schon früher an Savonarola gerichtet und stets von ihm unbeachtet gelassen worden. Auch diese würdigte er, in der Einsamkeit seiner Zelle ganz mit seinen Concilplänen beschäftigt, keiner Antwort. Anders aber dachte sein treuer Genosse Fra Domenico, der jetzt, während des Meisters Entfernung von aller öffentlichen Thätigkeit, dessen Stelle als Prediger und Lehrer vertrat. Er hatte kaum die Herausforderung des Franciskaners vernommen, als er auch schon entschlossen war, denselben beim Wort zu nehmen, um so mehr, da der Franciskaner im Jahr zuvor ihn selber zu einer öffentlichen Disputation herausgefordert und sich sodann am festgesetzten Tage derselben entzogen hatte. Er verkündete also öffentlich, daß er bereit sei, für die drei Hauptsätze seines Meisters*) und für die

*) Es sind die oben genannten: a) „Die Kirche Gottes bedarf der Erneuerung; sie wird heimgesucht und erneuert werden. b) Auch Florenz wird heimgesucht und darnach glücklich erneuert werden. c) Die Ungläubigen werden zu Christo bekehrt werden. — Dies alles wird noch zu unseren Zeiten geschehen."

Ungültigkeit der über denſelben vom Papſte verhängten Excommunication ſich der Feuerprobe zuſammen mit dem Herausforderer zu unterziehen. — Als der Franciskaner den Ernſt des Gegners ſah, entfiel ihm der Muth. Er erklärte, daß ſeine Herausforderung nur dem Savonarola ſelbſt gelte und daß er nur mit dieſem die Feuerprobe unternehmen wolle, Fra Domenico ſei ihm gleichgültig, aber er wolle gerne ſein Leben laſſen, wenn nur der Hauptanſtifter allen Aergerniſſes mit ihm im Feuer umkomme. Damit ſchien die Sache beendigt zu ſein. Denn Savonarola that ſein Mögliches, Fra Domenico zu bewegen, den feigen Schreier laufen zu laſſen, und es war ihm auch bereits gelungen, als plötzlich die Sache durch das Einſchreiten der politiſchen Feinde des Priors von San Marco eine andere Wendung erhielt.

Dolfo Spini und ſeine Genoſſenſchaar, die Compagnacci, welche ſchon lange nur auf eine günſtige Gelegenheit zum Verderben ihres gehaßten Feindes warteten, glaubten eine ſolche jetzt gefunden zu haben und waren entſchloſſen, ſich dieſelbe nicht entgehen zu laſſen. Alles kam darauf an, daß es ihnen gelang, einen Kämpen zu finden, der ſich bereit erklärte, die Herausforderung des Franciskaners gegen Fra Domenico aufrecht zu halten, da der erſtere ſich hartnäckig weigerte, mit einem anderen, außer mit Savonarola ſelbſt, die Feuerprobe zu unternehmen. Sie fanden endlich einen ſolchen in einem ſchwachköpfigen Franciskanermönche Giuliano Rondinelli*) aus einer adligen Florentiner Familie, der ſich nach vielem Zureden bereit erklärte, mit Fra Domenico ins Feuer zu gehen. „Er ſei zwar überzeugt, daß er verbrennen werde, aber er thue es

*) Uomo più presto di poco giudizio che di prudenza assai nennt ihn Bisti.

für das Heil der Seelen", alſo lautete ſeine Erklärung. Die regierende Signorie hatte ihre Autorität ſchmachvollerweiſe dazu hergegeben, öffentlich Kämpfer gegen Savonarola's Sätze und deren Vertheidiger Fra Domenico aufzufordern, welche bereit ſeien, die Feuerprobe zu beſtehen. In der am 30. März gehaltenen großen Verſammlung (Pratica) hatten ſich vergebens einige edle Männer gegen ſolchen Beſchluß erhoben. Ihre beredten und verſtändigen Abmahnungen vor einem ſolchen Schritte, der der Stadt vor aller Welt zur Schande und letztlich der Republik zum Verderben gereichen müſſe, wurden überſtimmt von der Mehrheit, welche, aus offenbaren Feinden Savonarola's und aus heimlichen Gegnern der Verfaſſung beſtehend, im engſten Einverſtändniſſe mit Rom und dem Borgia handelte. Denn es iſt kein Zweifel, daß von dorther der mit wahrhaft infernaliſcher Berechnung entworfene Plan des Ganzen ausgegangen war. Weder der Borgia noch die Arrabbiati glaubten nämlich im Mindeſten an die Möglichkeit eines Wunders zur Entſcheidung des Streites. Sie waren überzeugt, daß das Feuer an beiden Parteien ſeine Schuldigkeit thun werde, wenn die Probe wirklich zu Stande kam. Aber auch wenn ſie nicht zu Stande kam — und ſie hatten den Franciskanern ausdrücklich verſprochen, daß ihr Kämpfer nicht in Gefahr geſetzt werden ſolle, — rechneten ſie auf einen Erfolg zu ihren Gunſten durch die Enttäuſchung des Volkes und der Anhänger Savonarola's über ihren Propheten; und der Ausgang bewies, daß ſie ſich in ihrer Rechnung nicht geirrt hatten.

Savonarola, der die Argliſt ſeiner Feinde mit dem ihm eignen Scharfblicke durchſchaute, bot deshalb auch jetzt noch Alles auf, die Sache zu verhindern. Am erſten April hielt er in der Kirche von San Marco eine Anſprache an das Volk, in welcher

er demselben seine Ansicht auseinandersetzte. Er habe ein zu wichtiges Werk unter Händen, um sich auf so elende Streitigkeiten einzulassen. „Wenn unsere Gegner", also sprach er, „sich öffentlich verpflichten wollen, in diese Feuerprobe die Entscheidung zu legen über unsere ganze Sache und über die Reform der Kirche, dann werde ich keinen Augenblick anstehen selbst ins Feuer zu gehen, und bin gewiß, daß ich unverletzt bleiben werde. Wenn sie aber durch das Feuer blos erproben wollen, ob die gegen mich verhängte Excommunication gültig sei, so mögen sie vielmehr auf meine Vertheidigungsgründe Antwort geben. Wollen sie meine Prophezeiungen durch das Wunder der Feuerprobe bestreiten, so antworte ich ihnen: daß ich keinen Menschen zwinge, an dieselben zu glauben. Was ich predige, ist ein gerechtes und tugendhaftes Leben, und ein solches zu führen, dazu bedarf es des Feuers der christlichen Liebe und des Wunders des Glaubens. Alles andere ist nichtig und werthlos. Unsere Gegner sagen, daß sie zu sterben wissen; damit bekennen sie aber nur, daß sie Selbstmörder sind. Wir dagegen sind die Herausgeforderten, die man zwingt, die Herausforderung anzunehmen, zur Ehre Gottes und des Glaubens. Die, welche sich fest überzeugt halten, daß sie von Gott inspirirt sind, werden sicherlich unverletzt aus den Flammen hervorgehen, wenn die Feuerprobe wirklich stattfindet, worüber wir jetzt noch keine Gewißheit haben. Was mich selbst anlangt, so spare ich mich auf für ein größeres Werk, für das ich stets mit Freuden bereit sein werde, auch das Leben zu lassen. Für jetzt, indem ich einen der Unsrigen an meiner Statt sende, setze ich mich gleicherweise dem Zorne des Volkes aus, wenn der Herr denselben nicht unverletzt aus den Flammen hervorgehen lassen sollte."

Häufige Zurufe des Volks, das sich bereit erklärte, gleich-

verdanken mag, so schmälert dies doch weder seinen Ruhm noch unsre Bewunderung seines Fleisses, da die Zahl derjenigen, welche er, wie die flüchtigste Lesung seiner Schriften lehren muss, aus *eignem* Studium kannte, immer noch Staunen erregt[1]). Dabei unterstützte ihn der Besitz einer ausgezeichneten Büchersammlung, über deren Umfang wir eben dadurch belehrt werden, während die Leichtigkeit ihrer Anlegung und Vermehrung durch bedeutendes Vermögen, Einfluss und andere früher erwähnte Umstände erklärt wird. Das schönste Zeugniss giebt im Alterthume selbst der Allseitigkeit seiner Kenntnisse, der Frucht dieser Jugendstudien, der Verfasser des Dialogus de Oratoribus. „Fürwahr," ruft er aus, „Ciceros Werke geben uns den Beweis in die Hände, wie ihm weder Geometrie, noch Musik, noch Grammatik, noch die Wissenschaft irgend einer freien und edlen Kunst gefehlt hat, wie ihm die Feinheit der Dialektik, der ganze Umfang des Einflusses der Moralwissenschaft, gleichwie die Kenntniss von den Ursachen und Bewegungen der Dinge zu Gebote stand."

Folgen wir jetzt dem Gange seiner Entwicklung bis zu jener zweiten Periode und hören ihn selbst, wie er über die Zustände, welche die Umänderung seines bisherigen Lebens und Strebens nach sich zogen, seinem Herzen gegen seinen Sohn Luft macht: „Als Alles durch das Machtgebot eines

1) Vgl. *Hand* in Allgem. Encyclop. d. W. und K. v. Ersch und Gruber Th. XVII, p. 227. b.

falls die Feuerprobe zu beſtehen, unterbrachen dieſen Vortrag, der uns einen tiefen Einblick in den Seelenzuſtand des Redners thun läßt. In der That, es iſt rührend und jammervoll, zu ſehen, wie in demſelben Kopfe der klarſte Verſtand und die geſundeſte Einſicht in die wahre Lage der Dinge mit dem kindlichſten Glauben an das Wunder eines directen göttlichen Einſchreitens und an die eignen und fremden Viſionen völlig unvermittelt neben einander wohnen. Wohl ſprach er es in dieſer Rede aus: „es ſei die Sache Gottes und nicht eines Menſchen, den Zeitpunkt zu beſtimmen, in welchem Er ſeine Entſcheidung durch übernatürliche Zeichen geben wolle.“ Aber er fühlte zugleich, daß es nicht mehr in ſeiner Hand liege, nach dieſer Ueberzeugung zu handeln, und ſein Inneres ſagte ihm, daß dies ſeine Schuld, und daß Er es geweſen ſei, der dieſes Verlangen nach dem Wunder in ſeinen Anhängern groß genährt habe, das ihn jetzt verderben ſollte, — daß der Stein im Rollen und nicht mehr aufzuhalten ſei. Die Einbildungskraft und der Fanatismus der Menge war bis zum Siedepunkte erhitzt und in beiden Parteien, bei den Piagnonen ebenſowohl wie bei den Arrabbiati, das Verlangen nach dem Entſcheidungswunder auf das Höchſte entflammt. Was Savonarola ſelbſt anlangt, ſo ſchöpfte er ſeinen Muth, neben dem eigenen Glauben, vornehmlich aus der Begeiſterung ſeines getreuen Fra Domenico, und aus den Viſionen ſeines zweitnächſten Vertrauten Fra Salveſtro, welcher behauptete: Engelerſcheinungen hätten ihm den Sieg Fra Domenico's verkündigt. Zugleich erboten ſich ſämmtliche Brüder von San Marco und Fieſole mit Fra Domenico ins Feuer zu gehen, und Savonarola ſandte der Signerie ihre Unterſchriften mit dem Bemerken, daß er für jeden Franciskaner einen ſeiner Mönche ſtellen werde.

Inzwischen begann doch der Signorie, die auf eine solche Bereitwilligkeit von Seiten Savonarola's und seiner Mönche nicht gerechnet hatte, vor dem Ausgange der Sache bange zu werden, zumal da die Franciskaner ihrerseits große Furcht zeigten und durchaus darauf bestanden, daß man ihnen Sicherheit für das Leben ihres Kämpfers gebe. Man hatte heimlich nach Rom geschickt, um dort ein Breve zu erwirken, welches den Kampf untersage, und verschob deshalb sogar die Ausführung der Feuerprobe um einen Tag, weil man immer noch auf das Eintreffen des päpstlichen Verbots rechnete. Aber das Breve kam nicht, denn man hatte in Rom Sorge getragen, die Absendung hinzuzögern; und so blieb der Signorie nichts übrig, als zum Werke zu schreiten, aber mit der geheimen Absicht, den wirklichen Vollzug der grausamen Probe auf eine solche Weise zu verhindern, daß dadurch die Sache Savonarola's bloßgestellt und Unruhen herbeigeführt würden, welche den Arrabbiati einen directen Angriff auf seine Person möglich machten. Die Piagnonen ihrerseits waren auf ihrer Hut. Beide Parteien rüsteten sich, die eine zum Angriffe, die andere zur Abwehr, und es ward ausgemacht, daß die erwählten Feuerkämpfer, Fra Domenico für Savonarola und San Marco, und Fra Giuliano Rondinelli für die Franciskaner, von Bewaffneten beschützt auf dem Kampfplatze erscheinen sollten.

San Marco war seit mehreren Tagen geschlossen; Savonarola und die Brüder lagen in Gebet versenkt auf ihren Knien, um den Beistand des Höchsten herabzuflehen. Am Morgen des festgesetzten Tages (7. April 1498) celebrirte Savonarola eine feierliche Messe, bei welcher er eine kurze Rede an die versammelte Gemeinde richtete. Es war die letzte, die er überhaupt halten sollte. Auch jetzt noch in dieser letzten Stunde verschwieg

er nicht, wie er noch immer nicht glauben könne, daß die Gegner auf der von ihnen beantragten Probe bestehen würden. Wenn es aber geschehe, so zweifle er nicht, daß der Sieg auf Seiten der Herausgeforderten sein werde. Er ermahnte die Versammlung, bis zum Ausgange in brünstigem Gebet zu verharren, als die Stabträger der Signorie ankamen und meldeten, daß Alles bereit sei.

Inzwischen hatten sich die Brüder von San Marco zur Procession geordnet. Voran schritt heiteren Angesichts und erhobenen Hauptes ihr Kämpfer, Fra Domenico, gekleidet in einen Vespermantel von rothgeflammtem Sammet, ein langes Kreuz in der Hand, ihm zu beiden Seiten zwei seiner Mitbrüder. Hinter ihm zunächst Savonarola im weißen Gewande, das Sacrament tragend, an der Spitze sämmtlicher Mönche des Klosters, über zweihundert an der Zahl, und weithin scholl, von ihnen angestimmt, der Psalm: **Exsurgat Deus et dissipentur inimici ejus** durch die Straßen der Stadt, welche sie auf ihrem Gange zu dem Platze der Signorie durchzogen.

Dort war bereits Alles zu dem grausamen Turnier hergerichtet. Von den Stufen der Ringhiera des Signorie-Palastes, da wo der kolossale Marmorlöwe, il marzocco geheißen, das Sinnbild der Republik, stand, streckte sich ein vierzig Ellen langer Gerüstbau auf einer Basis von fünf Ellen Höhe gegen den Bau des Tetto dei Pisani hin*). Er bildete einen mit Erde und Ziegeln belegten Hohlweg, und war zu beiden Seiten eingefaßt mit Holz und Reisigbündeln, untermischt mit Schießpulver, Oel- und Pechgefäßen, so daß nur ein Gang von einer

*) Es ist dies dasselbe Gebäude, in welchem sich bis vor wenigen Jahren die Post befand. Es führte seinen Namen von den gefangenen Pisanern, welche man seit 1364 als Arbeiter an dem Bau verwendet hatte.

Elle Breite in der Mitte blieb, welchen die beiden Kämpfer zu durchwandeln hatten. Für beide Theile waren je zwei Florentiniſche Edle als Aufſeher beſtellt, welche ſorgen ſollten, daß Alles ehrlich und der Ordnung gemäß zugehe, und Savonarola ſelbſt hatte noch am Morgen des Tages in wohlbegründetem Mißtrauen gegen die feindliche Partei ausbedungen, daß das Feuer zuerſt an der Endſeite und dann ſofort nach dem Eintritte der beiden Kämpfer in den Holzgang auf der andern Seite angezündet werden ſolle, damit keiner zurückweichen und den Gegner allein laſſen könne. Auch hatte er darauf beſtanden, daß der Kampf vor der Mittagsmahlzeit vor ſich gehe, damit die Kämpfer nüchternen und hellen Geiſtes ſeien.

Es war um die Mittagszeit, als die Proceſſion der Brüder von S. Marco auf dem Platze anlangte, zu welchem alle Zugänge geſperrt und mit Bewaffneten beſetzt waren. Die ganze Weitung und alle dieſelbe umgebenden Gebäude waren bis zu den Dächern hinauf mit einer dichtgedrängten Volksmenge angefüllt, und als Savonarola und die Seinen je zwei und zwei durch den mühſam offen gehaltenen Weg nach der Loggia de' Lanzi hinzogen, ſtimmten alle die Tauſende ein in den Geſang der Brüder von S. Marco, ſo daß, wie ein Augenzeuge berichtet, „die Erde davon zu erbeben ſchien“. Die Loggia de' Lanzi war durch einen Bretterverſchlag in zwei Abtheilungen getheilt. In deren erſter, zunächſt dem Signorienpalaſte, nahmen die Dominikaner ihre Aufſtellung, ihre Gegner die Franciskaner, ſtanden in der zweiten entfernteren. Dort angekommen legte Savonarola das Sacrament auf einen kleinen Altar, vor dem er knieend ſein Gebet verrichtete. Dreihundert Gewaffnete unter Führung des tapferen Populanen Marcuccio Salviati, erprobte Anhänger von S. Marco, ſtanden zum Schutze bereit vor der

Fronte der Loggia, fünfhundert Fußsoldaten der Signorie waren vor dem Palaste derselben aufgestellt. Diese Vorsichtsmaßregeln waren nicht überflüssig, denn an dem Tetto de' Pisani stand eine gleichstarke Schaar der Compagnacci unter dem Commando Dolfo Spini's, der bereit und entschlossen war, jede Gelegenheit zum Angriffe auf Savonarola's Leben zu benutzen.

Bis zur letzten Stunde hatte Savonarola, wie wir gesehen, versucht und gehofft, das entsetzliche Experiment zu verhindern, während seine Gegenpartei aus allen Kräften den Vollzug desselben zu erstreben geschienen hatte. Jetzt aber, im Angesichte der Entscheidung erschienen plötzlich die Rollen vertauscht. Die freudige Exaltation Fra Domenico's, der die bevorstehende Bewährung seines Glaubens kaum zu erwarten vermochte, die Begeisterung des versammelten Volks, das für ihn offenbar Partei nahm, und die eigne Ueberzeugung, daß Gott mit ihm und seiner Sache sein werde, vereinigten sich bei Savonarola in diesem furchtbaren Momente zu dem Verlangen, jetzt jeden Aufschub zu verwerfen. Anders stand es bei der Gegenpartei, deren ganze Hoffnung darauf beruhte, die Feuerprobe nicht zu Stande kommen zu lassen. Sie hatte dazu den allertriftigsten Grund, denn die Franciskaner ihrerseits theilten keineswegs die Stimmung und Zuversicht ihrer Gegner. Weder ihr Kämpfer, Fra Giuliano Rondinelli, noch sein Anstifter Fra Francesco di Puglia, waren bis jetzt auf dem Kampfplatze erschienen; sie verhandelten im Signoriepalaste mit der dort versammelten Signorie in geheimer Berathung über Mittel und Auswege zu ihrer Salvirung. Vergebens ließ Savonarola ihnen sagen, daß sein Kämpfer bereit sei, und daß man nicht länger durch Aufschub das Volk, das bereits seit vielen Stunden des Schauspiels harre, ermüden solle. Gerade dies war aber die Absicht der

Gegner, zu deren Erreichung dieselben jetzt alle Hebel in Bewegung setzten. Ein Verhandeln zwischen den im Palaste und den in der Loggia Versammelten begann.

Zunächst forderten die Ersteren: Fra Domenico solle seinen rothen Sammetmantel ablegen, weil darin ein Zauber sein möchte. Fra Domenico und Savonarola erwiderten: Diese Forderung streite gegen die schriftlich aufgesetzten Kampfbedingungen, sie ihrerseits glaubten nicht an Zaubermittel, stellten es aber den Gegnern frei, sich solcher zu bedienen. Schließlich jedoch gab Fra Domenico nach und legte den Vespermantel ab. Darauf kamen neue Forderungen: er müsse alle seine Kleider aus gleichem Grunde abthun und mit anderen vertauschen. Auch darin fügte sich Fra Domenico. Man führte ihn in den Palast, wo man alle seine Kleider mit denen eines seiner Ordensbrüder vertauschte. Zurückgekehrt in die Loggia, verlangte man, daß er sich fern von Savonarola halte, damit dieser nicht aufs Neue seine Zauberkünste anwenden könne, und daß er seinen Platz in der Abtheilung der Gegner einnehme. Fra Domenico fügte sich geduldig in Alles, weil er vor Begierde brannte, den Entscheidungskampf endlich beginnen zu sehen. Aber noch immer erschienen weder sein Gegner noch die Signorie auf ihren Plätzen, und die allmälig ausbrechenden Zeichen der Ungeduld des versammelten Volkes, weit entfernt sie zur Eile zu mahnen, waren vielmehr erwünschte Zeichen, daß ihr Plan: dem Savonarola durch diese Feuerprobe eine Falle zu stellen, dem Gelingen nahe sei. Schon machten die Compagnacci einen Versuch, die unruhige Bewegung der bereits seit dem frühesten Morgengrauen hungrig und durstig auf dem Platze eingeschlossenen Zuschauermasse zu einem gewaltsamen Losbruche und zur Niedermachung Savonarola's zu benutzen. Aber die feste Haltung Marcuccio

Salviati's, des beherzten Führers der dreihundert bewaffneten Piagnonen, welche die Loggia bewachten, verhinderte die Ausführung und die Ruhe ward wieder hergestellt.

Es war ein schwüler Tag. Am Himmel hatte sich ein Gewitter zusammengezogen, das sich bald mit Blitzen und Donnerschlägen unter strömenden Regengüssen entlud. Aber Niemand von der zuschauenden Volksmasse mochte den Platz verlassen, denn Alles wollte Zeuge sein von dem Ausgange des nie gesehenen Schauspiels, das sich bald den Blicken darbieten sollte. Dennoch erschienen die sehnlich erwarteten Franciskaner noch immer nicht, sie blieben vielmehr im Palaste bei der Signorie versammelt und begannen neue Verhandlungen über neue Verlangnisse. Sie forderten, daß Fra Domenico das Crucifix ablege, ehe er ins Feuer gehe. Er gab abermals nach. Als sie aber nach Gewährung dieser Forderung verlangten, daß er auch das Sacrament ablege, weil man die geweihte Hostie nicht der Gefahr des Verbrennens aussetzen dürfe, da fanden sie zum Erstenmale entschiedenen Widerstand. Ein längerer heftiger Disput entspann sich zwischen beiden Parteien, in welchem Fra Domenico und Savonarola, auf zahlreiche Autoritäten gestützt, bewiesen: daß die Substanz des Sacramentes unverletzlich sei. Die Gegner ihrerseits, hocherfreut, endlich einen festen Widerstand zu finden, verharrten um so hartnäckiger bei ihrer Forderung. Fra Domenico und Savonarola aber waren um so weniger im Stande hier nachzugeben, da der ihrem Ordensbruder Fra Salvestro erschienene Engel ausgesprochen hatte: Fra Domenico solle mit dem Sacramente den Flammengang antreten. Unter solchem Hin- und Herstreiten verging die Zeit und schließlich ließ die Signorie durch ihre Herolde verkünden, daß die Feuerprobe nicht stattfinden werde.

Ihre Berechnung hatte die Gegner Savonarola's nicht getäuscht. Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich des ganzen Volks, das sich um das ihm verheißene so lange vergeblich erwartete Schauspiel betrogen sah. Die Arrabbiati, die bereits im Laufe der Verhandlungen ausgestreut hatten, daß die Schuld der Verzögerung an Savonarola liege, erhoben ein lautes Triumphgeschrei. Selbst der größte Theil der Piagnonen war erzürnt gegen ihren Propheten, dem sie es vergaßen, daß er nicht unter jeder Bedingung selbst ins Feuer gegangen sei, um einen unwiderleglichen Beweis seiner übernatürlichen Macht zu geben. Mit Mühe gelang es dem tapferen Führer der kleinen bewaffneten Schaar der Piagnonen, Savonarola und die Seinen durch die tobenden Volksmassen sicher in das Kloster von San Marco zurückzugeleiten.

XII.

Der Sturm von San Marco.

Der Ausgang des zuvor geschilderten Tages entschied über Savonarola's Schicksal. Von diesem Augenblicke an wandte sich die öffentliche Meinung gegen ihn. Ein Theil seiner Anhänger im Volke war zweifelhaft geworden, und Zweifel führte zum Abfalle bei vielen, bei andern sogar zu Haß und Feindschaft, je größer bisher ihr Vertrauen, je unbedingter ihr Glaube an den Propheten gewesen war. Selbst unter den Treubleibenden waren viele niedergeschlagen und muthlos. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß ein Sturm in der Luft sei, und daß die Arrabbiati ihren Sieg mit gewaffneter Hand verfolgen würden. Vergebens forderten einige beherzte Männer unter

den Piagnonen, welche das politische Intriguenspiel durchschauten, ihre Parteigenossen auf, durch bewaffneten Angriff dem von Seiten der Gegenpartei drohenden Sturme zuvorzukommen. Sie drangen nicht durch. Selbst der tapfere Francesco Valori, einer der getreuesten Anhänger Savonarola's, widersetzte sich dem Vorschlage. Man dürfe nicht zuerst Bürgerblut vergießen, so lautete seine Stimme. Da rief Luca degli Albizzi ihm zu: „Nun denn, wenn nicht gehandelt werden soll, so hat jeder das Recht, seine Haut in Sicherheit zu bringen!" und er verließ mit diesen Worten die Stadt.

Schon um die Vesperstunde des folgenden Tages (8. April) begannen die Arrabbiati ihr Werk. Die Compagnacci besetzten die Straßenecken, insultirten die zur Vesper gehenden Piagnonen und verjagten die zum Gottesdienst versammelten Anhänger Savonarola's durch einen Steinhagel aus dem Dome. Von dem Platze der Signorie zog eine starke bewaffnete Schaar, von Doffo Spini geführt, unter dem Geschrei: „Nach San Marco! mit Feuer nach San Marco!" gegen das dem Verderben geweihte Kloster. Unterwegs schon wurden einige unbewaffnete Anhänger von San Marco, denen man zufällig begegnete, von der wüthenden Bande grausam niedergemacht. Die Kirche von San Marco war angefüllt von betenden Piagnonen jeden Alters und Geschlechts, die sich unter Schreckensgeschrei beim Herannahen der rasenden Masse zerstreuten. Nur etwa dreißig Männer blieben zurück, entschlossen zur Vertheidigung, zu welchem Behufe sie bereits einige Tage zuvor einen kleinen Vorrath von Waffen, ohne Wissen Savonarola's und Fra Domenico's, in das Kloster gebracht hatten. Sie verschlossen und verrammelten rasch die Thüren der Kirche und des Klosters, dann waffneten sie sich und besetzten die schwachen

Punkte. Auch von den Mönchen folgten mehrere ihrem Beispiele; doch waren es nicht mehr als sechszehn, welche sich an dem bewaffneten Widerstand bethätigten. Man sah sie, die Sturmhaube auf der Tonsur und den Harnisch über dem Dominikanergewande, mit der langen Partisane in der Hand unter dem Rufe: **Viva Cristo**! durch die Klosterhallen eilen, und die ihnen von den beiden Führern der Gegenwehr, Francesco Davanzati und Baldo Inghirlami, angewiesenen Posten besetzen. Unter ihnen befand sich als einer der muthigsten jener Fra Benedetto, dessen wir bereits im sechsten Capitel erwähnt haben, und dem wir die genaueste Beschreibung der folgenden Scene verdanken. Die große Mehrzahl der Brüder von San Marco jedoch enthielt sich der Theilnahme an dem Kampfe, gehorsam den Bitten Savonarola's und Fra Domenico's, welche unaufhörlich auch die andern anwesenden Anhänger beschworen, die Waffen abzulegen und kein Blut zu vergießen. Aber das Wuthgeheul und die Sturmstöße der Angreifer, welche gegen die Thüren donnerten, waren stärker als die abmahnenden Worte. Savonarola wollte sich jetzt selber den Anstürmenden in die Hände geben. Das Flehen aller Anwesenden hinderte ihn daran. Sie riefen ihm zu: „Ihr dürft uns nicht verlassen. Sie werden Euch in Stücke reißen, und was soll aus uns werden, wenn Ihr uns verlasset!“ Da führte er sie mit dem Sacrament in der Hand in Procession durch die Klosterhalle zum Chore der Kirche, wo er, vor dem Sacramente niederknieend den Gesang **Domine salvum fac populum tuum!** anstimmte. Bewaffnete und Unbewaffnete folgten ihm, bis auf die wenigen Posten, die an den meistbedrohten Punkten zurückblieben.

Einen Augenblick schien auch draußen Ruhe einzutreten. Es hieß, Herolde der Signorie seien auf dem Platze erschienen

Einzigen gefesselt, nirgends mehr für Einfluss durch Ansehen und Erfahrung Raum mehr übrig, als jene grossen Männer, meine Mitarbeiter für die Rettung des Vaterlandes, dahin, als die Republik, der ich bisher all mein Sorgen, Denken, Handeln unablässig gewidmet hatte, gänzlich vernichtet war, da glaubte ich, weil doch Nichtsthun meinem Geiste unmöglich war, noch am Anständigsten von allem Kummer dadurch mein Herz entlasten zu können, wenn ich mich der Philosophie wieder in die Arme würfe, der ich einst aus Gründen des Ehrgeizes einen so grossen Theil meiner Jugendzeit geweihet hatte." So ähnlich lautet sein Geständniss an vielen Orten [1]), und gewiss die Momente, in denen er diese Worte niederschrieb, übertrafen an herznagender Qual und lebenverzehrendem Kummer über ein verfehltes Leben, dessen ganze Frucht er mit der Republik vernichtet sah, wohl selbst die bittersten Stunden seines früheren Exils, und erregen unser tiefstes innerstes Mitgefühl. Jene Einkehr in sich selbst aber, und jene Rückkehr zur Philosophie, der er sich nun ganz und mit wahrhafter Leidenschaft hingab, führte ihn zunächst zu jener schriftstellerischen Thätigkeit, der wir fast alle seine philosophischen Werke verdanken. Das Bedürfniss, sich selbst über alles bisher zerstreut Eingesammelte klar zu werden, forderte schon an sich zur schriftlichen Behandlung auf; doch was zuerst als Folge eignen

1) Vgl. ad famil. I, 9. §. 23. IX, 1. Academ. I, 3. §. 11. de Nat. Deor. I, 4. de Divin. II, 2, 6.

und hätten einen Beſchluß des Raths verkündet, daß alle in San Marco Anweſende die Waffen niederlegen und Savonarola binnen zwölf Stunden als Verbannter Stadt und Gebiet von Florenz verlaſſen ſolle. Aber die Belagerten hielten dies für eine Liſt der Angreifer. Sie konnten nicht glauben, daß die Signorie ſo offenbar gemeinſame Sache mit der angreifenden Partei machen ſolle, ſtatt den Gewaltthätigkeiten derſelben, wie es ihre Pflicht war, Einhalt zu thun. Trotzdem folgten einige der in San Marco befindlichen Piagnonen dem Aufrufe, unter ihnen Francesco Valori, der ſich nach ſeinem Hauſe begab, um ſeine Freunde zur Hülfe zu rufen. Kaum aber erblickten die wüthenden Compagnacci ihren Todfeind, als ſie trotz des ihn begleitenden Staatsboten der Signorie über ihn herfielen und ihn ermordeten. Sein Haus ward geplündert und in Brand geſteckt, ſein Weib durch einen Armbruſtſchuß getödtet. Gleiches Schickſal traf die Häuſer anderer Häupter der Piagnonen. Daneben begannen die Angriffe gegen San Marco mit erneuter Wuth. Die geringe Zahl der Eingeſchloſſenen leiſtete verzweifelten Widerſtand. Der tapfere Fra Benedetto ließ vom Kloſterdache herab einen Steinhagel auf die Anſtürmer niederregnen; eine bereits eingedrungene Schaar ward von den Mönchen mit Fackeln und metallenen Crucifixen zurückgejagt. Unter denen, welche die wenigen Feuerwaffen*) der Vertheidiger führten, that ſich beſonders ein Deutſcher hervor, „ein ſchöner ſtattlicher blonder Jüngling“ wie ihn die Zeugenausſagen bezeichnen, Enrico genannt. Er hatte ſich bei

*) Es waren davon im Kloſter nicht mehr als 4—5 einfache Feuergewehre. Die Berichte der neueren Schriftſteller, welche von Kanonen ſprechen, mit denen man aus dem Kloſter gefeuert, werden durch die bei Villari abgedruckten Zeugenausſagen als grundloſe Uebertreibungen nachgewieſen.

einem Ausfalle mitten unter die Angreifer gestürzt und einem derselben seine Donnerbüchse nebst Schießbedarf entrissen, die er jetzt tapfer handhabte. Von der Kanzel herab, von der so oft Savonarola's begeistertes Wort erschollen, krachten jetzt seine wohlgezielten Schüsse unter die Angreifer, welche durch die brennenden Thüren einzudringen versuchten, und nach jedem Schusse ließ er sein Domine salvum fac populum tuum als Kriegsruf erschallen. Er harrte getreulich aus, als nach einer zweiten Aufforderung der Signorie, welche alle länger Zurückbleibenden für Rebellen erklärte, wieder ein Theil der Vertheidiger San Marco verließen. Als die Flammen sich in die Kirche hineinwälzten, zog er sich hinter den Altar des hohen Chores zurück, von wo aus er mit noch einem Genossen sein Feuer fortsetzte. Es war eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung. Das Wuthgeschrei der auf dem Platze vor der Kirche dichtgedrängten Masse der Angreifer mischte sich mit dem Krachen der Schüsse, dem Klirren der zerschmetterten Fenster, dem Prasseln der Flammen, dem Schmerzensgeschrei der Verwundeten und dem Stöhnen der Sterbenden in der Kirche, denen Savonarola und sein treuer Diener Domenico die Communion reichten, während die große Glocke von San Marco, die Piagnona genannt, unaufhörlich ihren hilfeheischenden Sturmruf durch die Nacht ertönen ließ.

Inzwischen gelang es Savonarola, den Hauptleiter der Vertheidigung, Fra Benedetto, zum Niederlegen der Waffen und zum Aufgeben des Kampfes zu bewegen, und sich mit ihm und den andern Brüdern in den Bibliothekſaal des Klosters zurückzuziehen. Bald darauf, als bereits der Commandant der Signorietruppen drohte, sein schweres Geschütz gegen San Marco zu richten, erschien eine dritte Aufforderung der Signorie,

welche die Auslieferung Savonarola's und ſeiner beiden Vertrauteſten, Fra Domenico und Fra Salveſtro, unter Zuſage des Schutzes ihrer Perſon forderte. Während auf Verlangen der Eingeſchloſſenen dieſe Zuſage ſchriftlich im Palaſte der Signorie ausgefertigt wurde, ließ Savonarola ſich von ſeinem treuen Fra Domenico Beichte hören und das Abendmahl reichen. Nur ein Feiger, Fra Salveſtro, der ſich in Todesangſt verſteckt hatte, und ein Abtrünniger Malateſta Sacromoro, derſelbe, der ſich kurz zuvor bereit erklärt hatte, die Feuerprobe mit zu beſtehen, fanden ſich unter all' den in San Marco befindlichen Brüdern und Laien; dagegen verlangte und erhielt ein anderer im Kampfe verwundeter Anhänger Savonarola's noch im letzten Augenblicke den Eintritt in den Orden. Noch wäre es Savonarola möglich geweſen, ſich durch die Flucht zu retten. Seine Getreuen riethen ihm dringend zu dem Verſuche. Einen Augenblick ſchien er zu ſchwanken, aber als der Verräther Malateſta ihm zurief: „Ein guter Hirt läßt ſein Leben für ſeine Heerde!“ da wandte Savonarola ſich zu den um ihn verſammelten weinenden Brüdern, küßte ſie alle, den Judas zuerſt, und mit den Worten: „Stehet feſt im Glauben meine Brüder! das Werk Gottes wird immer vorwärts gehen, und mein Tod wird ſeinen Gang nur beſchleunigen!“ gab er ſich in die Hand der Stabträger, die beauftragt waren, ihn und Fra Domenico in den Palaſt der Signorie zu führen. Der treue Fra Benedetto verlangte ſein Schickſal zu theilen und verſuchten den Beiden zu folgen. Aber die Wogen des andringenden Volks verhinderten ihn daran.

Es war ein furchtbarer Gang von San Marco nach dem Signoriepalaſte, den der unglückliche Savonarola zurückzulegen hatte. Kaum gelang es der begleitenden Wache ſein Leben zu

ſchützen. Unter zahlloſen Mißhandlungen der Feinde erreichte er endlich mit ſeinem Gefährten den Palaſt. Vor den Gonfaloniere geführt und befragt, ob ſie noch jetzt behaupteten, daß ihre Predigten von Gott ſeien, antworteten Beide bejahend, worauf man ſie getrennt in verſchiedene Kerker warf. Im Thurme des Palaſtes war eine kleine Zelle, das Alberghettino geheißen, in welchem einſt Cosmo de' Medici gefangen geſeſſen hatte. Hier fand nach den ſchlafloſen Nächten und dem Sturme der letzten Tage endlich der gequälte Savonarola die erſten Stunden der Ruhe.

XIII.

Proceß und Hinrichtung Savonarola's.

Nach allen Richtungen eilten jetzt die Eilboten der Signorie, um die Ereigniſſe der letzten beiden Tage zu verkünden. Den lauteſten Jubel erregten dieſelben am römiſchen Hofe. Der Papſt bewilligte freudig Abſolution für alle Unthaten der Arrabbiati, belobte die Signorie von Florenz, deren Mitglieder er „echte Söhne der heiligen Kirche" nannte, bewilligte alle ihre Geſuche und forderte nur Auslieferung Savonarola's und ſeiner beiden Genoſſen, nachdem man ihnen den Proceß gemacht. Der Borgia wollte ſicher gehen und ihr Leben oder vielmehr ihren Tod in ſeiner Hand haben. Auch der Tyrann von Mailand und andere italiſche Gewaltherrſcher, die in dem demokratiſchen Reformator von Florenz einen gefährlichen Gegner geſehen hatten, ſandten der Signorie ihre Beglückwünſchungen. Den einzigen Beſchützer Savonarola's aber traf die Botſchaft nicht mehr unter den Lebenden. König Karl VIII. von Frank-

reich war, zu Amboiſe vom Schlage gerührt, elend geſtorben. An demſelben Tage, an welchem in Florenz das Schauſpiel der Feuerprobe ſtattfinden ſollte (7. April), hatte ihn — gerade als er ſich entſchloſſen hatte, die Sache Savonarola's und Italiens wieder aufzunehmen — ein jäher Tod ereilt.

Die Partei der Arrabbiati war jetzt Meiſter in Florenz. Sie beeilte ſich ihren Sieg zu benutzen. Mit Verletzung ihres dem Savonarola gegebenen Verſprechens der Sicherheit ernannte die faſt ganz aus dieſer Partei zuſammengeſetzte Signorie eine außerordentliche Commiſſion von 17 Perſonen, welche den Proceß gegen die drei Gefangenen mit Anwendung jeder ihnen erforderlich dünkenden Tortur führen und ihr Urtheil ſprechen ſollte. Es genügt zu ſagen, daß der blutdürſtige Doffo Spini, das Haupt der Compagnacci, unter ihnen ſaß! Auch die andern Mitglieder waren ſämmtlich Feinde Savonarola's und der Demokratie. Nur ein einziger Mann fand ſich unter den Erwählten, welcher die Wahl zurückwies. „Er wolle nicht Theil haben an dieſem Morde", lautete ſeine Ablehnung. Der Name dieſes Ehrenmannes iſt durch Villari aufgefunden. Er hieß Bartolo dei Zati.

Der Proceß begann ſchon ehe die Commiſſion vollzählig war mit dem Verhöre Savonarola's. Das Geſetz forderte, daß der Angeklagte ein eigenhändiges ſchriftliches Erklärungsbekenntniß ablege. Aber die Blätter, auf denen Savonarola daſſelbe abgab, waren kaum in den Händen der Commiſſion, als man dieſelben ſofort vernichtete. Fortan ward ihm nicht mehr geſtattet ſelbſt zu ſchreiben. Statt deſſen beſchloß man Tags darauf ſogleich zur Folter zu ſchreiten. Die bei derſelben angewandte Procedur — meine Feder ſträubt ſich, ſie zu beſchreiben — war der Art, daß ihr ſelbſt die Stärkſten nur

kurze Zeit zu widerſtehen vermochten und ihre Wiederholung ſelbſt bei ſolchen faſt unvermeidlich Wahnſinn und Tod nach ſich zog. Savonarola aber war von Jugend auf ſchwächlichen Körpers, eine zarte nervöſe Natur, deren Kränklichkeit ungeheure jahrelange Geiſtesanſtrengungen geſteigert und deren Kräfte die Erlebniſſe der letzten Tage und Wochen auf das Aeußerſte erſchöpft hatten. Gleich die erſten Folterqualen verſetzten ihn in Ohnmacht, aus der erweckt, er nur unzuſammenhängende Worte zu ſtammeln vermochte. So endete das erſte Verhör reſultatlos. Dennoch begannen ſeine Henker vom 11. April an die peinliche Befragung aufs Neue! Ein Augenzeuge berichtet, daß der unglückliche Mann an einem Tage vierzehn Mal die Folter erhielt! Trotzdem ſchrieb man ſchamloſer Weiſe in das zur Veröffentlichung beſtimmte Protokoll, daß er die in demſelben enthaltenen Bekenntniſſe „freiwillig und ohne Körperverletzung“ abgelegt habe! Iſt es ein Wunder, daß der gemarterte Mann zuletzt die Kraft des Widerſtandes verlor?

Dennoch blieb er ſtandhaft in allem Demjenigen, was ſich auf die religiöſe Doctrin und auf ſein politiſches Glaubensbekenntniß bezog; nur in dem dritten Punkte des Verhörs bewies er ſich ſchwankend. Derſelbe betraf ſeine Prophetengabe und den göttlichen Urſprung ſeiner Prophezeiungen, den ſchwächſten Punkt ſeines Weſens und Charakters überhaupt, über den er ſelbſt ſich nie vollkommen klar, und in welchem er ſelbſt das Opfer ſeiner eigenen Hallucinationen geweſen war. Aber ſelbſt was er unter den Qualen der Folter in dieſem Punkte eingeſtand, genügte keineswegs eine Verurtheilung über ihn zu begründen. Im Volke murrte man bereits über den langſamen Gang des Prozeſſes und über den augenfälligen Mangel beſchwerender Geſtändniſſe des Angeklagten. Da erbot ſich ein

gewiſſer Ceccone, ein Florentiner Notar, der im Laufe der letzten Jahre nacheinander allen Parteien gedient und ſich zuletzt als eifriger Piagnone an Savonarola angeſchloſſen hatte, der Verlegenheit der Signorie abzuhelfen, wenn man ihm die Führung des Protokolls übertrage. Es geſchah, gegen das Geſetz, und ein Judaslohn von vierhundert Ducaten ward dem Verräther verſprochen, wenn er durch geſchickte Fälſchungen des Verhörprotokolls ſein Wort wahr mache: „wo keine Schuld ſei, müſſe man eine ſolche erfinden!“

Es unterliegt nach Villari's Darſtellung, die in allen Punkten durch die noch erhaltenen und in ſeinem Werke abgedruckten Protokolle und durch die Berichte von Augenzeugen und Zeitgenoſſen beſtätigt wird, keinem Zweifel, daß die Ausſagen des Angeklagten in weſentlichen Punkten von dem Protokollführer gefälſcht wurden. Dennoch ergab ſich ein unerwartetes Reſultat. Denn als das von Savonarola unterſchriebene Protokoll, das man übereilt dem Druck übergeben hatte, gedruckt vorlag, erkannte die Signorie mit Schrecken, daß trotz aller angewandten Mittel der Tortur und Fälſchung, und trotzdem man zwei Tage dazu gebraucht hatte, Savonarola zur Unterſchrift des von ihm ſelbſt nicht geleſenen, ſondern ihm nur vorgeleſenen Protokolls zu bewegen, die dem Angeklagten abgepreßten Aeußerungen nichts enthielten, was eine Schuld hätte begründen können. Kaum war daher das Protokoll gedruckt, als auch ſchon ein Erlaß der Signorie die Einziehung und Vernichtung aller Exemplare verordnete. Dennoch wurden einige derſelben erhalten.

Jetzt beſchloß man, den Proceß noch einmal anzufangen. Vom 23. Mai an wurde das unglückliche Schlachtopfer der Gewalt aufs Neue Tage lang verhört und gefoltert. Aber

Savonarola blieb ſtandhaft und die Verlegenheit der Signorie, welche ſich von Rom fortdauernd mit Aufforderungen zur Eile beſtürmt ſah, wuchs von Tage zu Tage, bis man ſich endlich entſchloß, zu dem erſten Protokoll zurückzugreifen und dieſes vor dem Volke verleſen zu laſſen. Aber auch das zweite Protokoll iſt von Villari aufgefunden und mitgetheilt worden, und man kann ſich der Bewunderung nicht enthalten, wenn man ſieht, wie ſelbſt aus dieſen vielfach entſtellten und gefälſchten Zeugniſſen der erhabene Geiſtesmuth und die Größe eines reinen und edlen Charakters unverkennbar zu Tage treten. Savonarola verharrt auch in dieſem zweiten Proceſſe ſtandhaft bei dem Bekenntniſſe ſeiner demokratiſchen Grundſätze, ſeiner religiöſen Doctrin, und ſeinem Hauptſatze von der Nothwendigkeit und Unabwendbarkeit einer baldigen „Züchtigung und Erneuerung der Kirche“, deren tiefen Verfall und die laſterhafte Verſunkenheit Roms er auch hier aufs Neue laut anklagt. Wenn ihm die Martern der Folter momentan das Geſtändniß abpreſſen, daß er kein Prophet ſei, ſo nimmt er daſſelbe doch theils wieder zurück, theils erklärt er, daß dieſer Punkt keine Staatsſache ſei, und daß Niemand das Recht habe, die Intentionen eines Menſchen zu richten und zu verurtheilen. Wiederholt geſteht er offen: „daß er allerdings ein Concil zu Stande zu bringen und große Dinge in Italien und der ganzen Chriſtenheit zu verrichten beabſichtigt habe“. Wahrhaft erhaben aber lautet die Antwort, welche er auf die Frage gab: ob er nicht daran gedacht habe, ſelbſt Oberhaupt der Kirche zu werden? „Das iſt mir wenig eingekommen“, ſprach er; „denn wenn ich mein Werk zu Stande gebracht hätte, ohne Papſt zu ſein, ſo würde ich an Autorität und Verehrung als der erſte Menſch in der Welt dageſtanden haben.“ Und als man weiter fragte:

ob er die Wahl angenommen haben würde, gab er die stolze Antwort: „ich würde es gethan haben, obschon mir schien, daß es ein größer Ding sei, der Leiter dieses Werks, als Papst zu sein. Denn Papst sein kann auch ein Mensch ohne Tugend, aber zu eines solchen Werkes Vollbringung ist ein Mensch von außerordentlicher Tugend erforderlich.“ *) Mit Recht bemerkt hier Villari: „Wenn solche Worte sich selbst in dem von Ser Ceccone gefälschten Processe finden, wer mag dann noch daran zweifeln, daß Savonarola mit Muth und Heroismus seine religiösen Ueberzeugungen aufrecht erhalten habe?“

Aber das leuchtendste Zeugniß für beides liefert uns die Signorie selbst in dem Briefe, den sie nach der elftägigen Folterung Savonarola's an den zur Eile drängenden Borgia schrieb: „Wir hatten, o heiligster Vater“, also schrieben sie, „es zu thun mit einem Menschen von zähester körperlicher Widerstandskraft (!) und von scharfsinnigstem Geiste, der gegen alle Folterqualen verstockt blieb und die Wahrheit stets in Dunkel zu hüllen wußte; mit einem Manne, der sich vorgesetzt zu haben schien, entweder durch verstellte Heiligkeit sich einen unsterblichen Namen bei den Menschen zu machen, oder in Kerker und Tod zu gehen. Und so haben wir ihm denn durch viele und unaufhörliche Befragung, während vieler Tage, mit Anwendung der Gewalt, kaum einiges wenige abzupressen vermocht, was wir indeß zurückhalten wollten, bis es uns gelungen wäre, alle seine Verhüllungen klar zu legen.“ **)

Seines Meisters würdig war das Verhalten Fra Domenico's.

*) S. die Acten des Processes bei Villari II. p. CCLXXVI.

**) Die letzten Worte (quae nunc celare animus erat donec omnia nobis patefierent sui animi involucra) hat Villari II. p. 167 unrichtig verstanden und falsch übersetzt.

In dem ganzen Verlaufe des Processes gelang es, trotz aller angewandten Folterqualen und Listen den Richtern nicht, diese kindlich einfache frommgläubige Seele auch nur einen Augenblick an ihrem Glauben irre zu machen, oder eine einzige, Savonarola belschwerende Aussage von ihm zu erpressen. Nur der dritte Mitangeklagte Fra Salvestro, erwies sich als ein Feigling und trachtete durch Verleugnung seines Glaubens sein Leben zu retten; doch selbst seine, von Ser Ceccone gleichfalls mehrfach gefälschten Aussagen enthielten nichts Beschwerendes wider den Charakter und die Handlungen Savonarola's. Als man aber den übrigen Mönchen von San Marco durch Vorlesung der Verhörsprotokolle bewies, daß ihr Prior selbst seine Prophetengabe und seine Visionen widerrufen habe, da brach ihnen der Muth; denn auf dem festen Glauben an diese, an die Wunderkraft ihres Meisters, hatte bei den meisten derselben ihre Anhänglichkeit beruht, und sie unterwarfen sich jetzt in einem demüthigen Schreiben der Gnade des Borgia. Doch auch jetzt noch sprachen sie es aus: „Wenn er nicht selbst es eingestanden hätte, daß er kein von Gott erleuchteter Prophet sei, so würden sie nimmer an ihm gezweifelt haben, so groß sei die Heiligkeit seines Lebens, die Reinheit seiner Sitten und die Wahrheit seiner Frömmigkeit ihnen allezeit erschienen!"

Die abtretende Signorie hatte Sorge getragen, daß die Wahl der neuen Magistrate ganz zu Gunsten ihrer Partei ausfiel, indem sie mit frecher Verletzung der Verfassung über zweihundert der populärsten Bürger von Florenz von der Wahl ausschloß. Zugleich schickte jetzt der Papst zwei Commissarien, welche die neu aufzunehmende Untersuchung wider Savonarola leiten sollten. Die Zeit, welche bis dahin verging, vom 19. April bis 19. Mai, verwandte der letztere zu schriftlichem Aussprechen

Bedürfnisses heraustritt, wird bald einem äusseren Zwecke unterworfen und nach ihm geregelt. Denn gewohnt nach aussen hin auf seine Nation zu wirken, erfasst er mit allem Feuer der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit den Plan, jetzt auch von einer andern Seite seinen Landsleuten nützlich zu werden, indem er sie mit den bedeutendsten philosophischen Systemen Griechenlands nach ihren Grundzügen gleichsam in einer encyklopädischen Uebersicht bekannt, und deren ausgezeichnetste Produktionen auch denen zugänglich macht, welche sich bisher durch die Schwierigkeiten in der Form und die Dunkelheiten des Inhalts an der Aneignung dieser geistigen Schätze gehindert sahen. Hier war neuer Ruhm zu erwerben, ein bisher so gut als verödetes Feld der vaterländischen Literatur anzubauen, die von ihm geliebte Muttersprache mit neuen Schätzen zu bereichern. An diesem Gedanken sehen wir ihn sich bis zur Berauschung weiden; er erblickte schon im Geiste die römische Literatur auch in dieser Beziehung der fremden würdig zur Seite stehend, die griechischen Werke so gut als überflüssig gemacht, seiner Sprache den Vorrang vor der hellenischen Schwester errungen — und übersah dabei gern, neben andern Dingen, auch die Hindernisse, welche ihm Uebelwollen und Theilnahmlosigkeit in den Weg legten. Diesen seinen Zweck, über den er selbst sich häufig ausspricht [1]), im Auge, arbeitete er mit einem Fleisse,

1) De divinat. II, cp. 1. u. 2. Acad. I, cp. 3. Turcnt. I, 3. II, 3. *Hand*, a. a. O. S. 223. Aristotelia Th. II, Seite 142 ff.

ſeiner Gedanken. Man hatte ihm Schreibmaterial in ſeinen Kerker gegeben, und ſobald ſeine durch die Tortur verrenkten Glieder ihm verſtatteten, die Feder zu halten, machte er von demſelben Gebrauch. Noch ſind die Betrachtungen vorhanden, die er ſo unter Qualen des Körpers und Geiſtes verfaßte, und ſie zeigen ihn überall als denſelben, der er in den Tagen ſeiner Freiheit geweſen war: voll frommer Ergebenheit in den Willen Gottes und voll feſten Glaubens an die Sache und die Lehre, für die er geſtrebt und gelitten.

Am 19. Mai langten die beiden Commiſſarien des Papſtes in Florenz an. Sie kamen mit der geheimen Inſtruction des Papſtes, die ganz des Borgia würdig war. „Sie ſollten", hatte er geſagt, „den Savonarola aufs Blutgerüſt bringen, und wäre er auch St. Johannes der Täufer in eigener Perſon." Beide waren dazu die richtigen Männer. Als ihnen nach ihrer Ankunft eine Deputation der Signorie aufwartete, ſprach der eine derſelben, der ſpäter zum Cardinal erhobene Biſchof von Ilerda, Francesco Rameline, ein Buſenfreund des Borgia: „Wir werden ein ſchönes Feuer machen, ich habe das Urtheil ſchon in der Taſche!"

Gleich am folgenden Tage begann der dritte Proceß Savonarola's. Man hatte beſchloſſen, eine neue noch ſtärkere Folterart anzuwenden und ſchritt ſofort ans Werk. Aber man erreichte nichts. Als man ihn zum zweiten Male entkleidete, um den halbtodten Märtyrer auf die Folter zu ſpannen, widerrief er ſogar das in Beziehung auf ſeine Prophetengabe früher ihm durch die Qualen der Folter erpreßte Eingeſtändniß, indem er mit lauter Stimme ausrief: „So höret mich denn, ihr Herren von Florenz und ſeid mir Zeugen. Ich habe meine Erleuchtung verleugnet, aber nur aus Furcht vor der Folter-

qual. Soll ich dennoch leiden, ſo will ich leiden für die Wahrheit: Alles, was ich geſagt habe, habe ich von Gott gehabt!" — Und hier werfen wir einen Schleier über die trotzdem drei Tage lang fortgeſetzten Scenen und Martern entmenſchter Grauſamkeit, mittelſt deren die Abgeſandten des Stellvertreters Chriſti auf Erden ihrem unglückſeligen Schlachtopfer Geſtändniſſe abzupreſſen verſuchten, ſowie über die theils abſurden, theils geradezu ſcheußlichen Fragen, die ſie an ihn richteten. Was er, halb ohnmächtig, halb wahnſinnig vor Schmerzen, geſtammelt hatte, widerrief er ſofort, wenn ihm die Beſinnung wiederkehrte. So verlief der dritte Proceß, wie die beiden erſten, völlig reſultatlos. Die Inquiſitoren wagten nicht einmal die Protokolle des Verhörs zu veröffentlichen, obſchon auch bei dieſen Ser Ceccone's Fälſchungsverſuche erneuert worden waren; Savonarola's völlige Unſchuld an allen ihm zur Laſt gelegten Anſchuldigungen, ſowohl politiſchen als religiöſen, leuchtete allzu klar aus ihnen hervor*).

Am Abende nach dem letzten Verhör beſprachen ſich die Commiſſarien über das zu fällende Urtheil. Daß Savonarola und Fra Salveſtro ſterben müßten, ſtand ohne Frage feſt. Nur über Fra Domenico, deſſen Unſchuld allzu klar am Tage lag, fand eine kurze Discuſſion ſtatt. Ramolino hätte ſein Leben retten mögen, ſchon um die Härte des Geſammtſpruches in etwas vor dem Volke zu mildern. Als ihm aber Jemand bemerkte: in dieſem Frate werde Savonarola's ganze Lehre fortleben, rief der römiſche Prälat mit einer ſeines Oberhirten würdigen Frechheit: „Nun denn! ein Mönchlein mehr oder weniger macht wenig aus; ſchicken wir ihn auch zum Tode!"

*) Auch das Protokoll dieſes dritten Verfahrens iſt erhalten. Man findet es abgedruckt bei Villari II., p. CCXL—CCCIV.

(Un fratacio di più o di meno poco monta; mandiamolo pure a morte!).

Auch in der von der Signorie zu derſelben Zeit abgehaltenen Generalverſammlung erhob ſich nur eine einzige Stimme gegen das über Savonarola beantragte Todesurtheil. Es war die des edlen Agnolo Pandolfini. Es ſei eine Sünde, ſo ſprach er, einen Mann von ſolchen Gaben, desgleichen kaum Einer in Jahrhunderten erſcheine, zu tödten. „Dieſer Mann", alſo rief er aus, „könnte nicht nur den Glauben in die Welt zurückführen, wenn derſelbe ſchwinden ſollte, ſondern auch die Wiſſenſchaften, in denen er ſo hoch begabt iſt. Haltet ihn daher gefangen, wenn Ihr wollt, aber laſſet ihn leben und ſchreiben, damit die Welt nicht die Früchte ſeines Geiſtes verliere." Er ward überſtimmt von denen, welche im Hinblick auf die bereits zu ſchwanken beginnende Stimmung des Volkes ein Wiederaufkommen der demokratiſchen Partei bei der ſpäteren Wiederwahl einer neuen Signorie, und damit die den Arrabbiati drohende Vergeltung der Piagnonen fürchteten. Das Wort eines Mitgliedes: Nemico morto non fa piu guerra! (ein todter Feind bekriegt nicht mehr) behielt die Oberhand. „So ward", ſagt Villari, „die Verurtheilung eines Mannes beſchloſſen, der nach ſo vielen Proceſſen und nach einer ſo langen Tortur nur immer unſchuldiger hervorgegangen war, und mit ihm die Verurtheilung ſeiner gleich unſchuldigen beiden Genoſſen. Denn Fra Domenico's Unſchuld hatten ſeine Unterſuchungsrichter ſelbſt bezeugen müſſen, und auch Fra Salveſtro, wenngleich er eine Zeit lang ſeinen Meiſter verleugnet hatte, war keines Vergehens für ſchuldig befunden worden, für das ihn die Geſetze hätten verurtheilen können." Sie fielen eben alle drei als Opfer eines politiſchen Juſtizmordes.

Als man Savonarola spät Abends das Urtheil verkündete, fand man ihn knieend im Gebete, in welchem er während der Verkündigung verharrte. Dann verlangte er eine letzte Unterredung mit seinen beiden Schicksalsgefährten. Sie ward ihm nach längerem Berathen von der Signorie gewährt. Seit vierzig Tagen hatten sich die Gefangenen nicht mehr gesehen. Als Fra Domenico und Fra Salvestro zu Savonarola eintraten, reichte sein bloßer Anblick hin, alle ihre Zweifel an dem verehrten Meister zu vernichten. Zu seinen Füßen knieend empfingen sie seine letzten Ermahnungen und seinen Segen. Dann führte man sie in ihre Kerker zurück, wo sie die Nacht in brünstigem Gebete zubrachten. Savonarola aber genoß einige Stunden ruhigen Schlafes, das Haupt auf die Knie seines Kerkermeisters gelegt, der wie alle, die dem außerordentlichen Manne näher traten, eine unbedingte Verehrung und Liebe für ihn gefaßt hatte.

So brach der zur Hinrichtung angesetzte Morgen des 23. Mai an. Man führte die drei Gefangenen, nachdem sie zuvor die Communion empfangen, nach der Ringhiera des Signorievalastes, wo auf drei verschiedenen Tribunalen die Magistrate der Stadt, die Commissarien des Papstes und der Bischof von Florenz ihren Platz genommen hatten. Der letztere war bekannt als ein Freund und Schüler Savonarola's, und eben deshalb hatte ihn der Borgia mit raffinirter Grausamkeit beauftragt, die Degradation an dem Verurtheilten zu vollziehen. Als Savonarola heiter ruhigen Angesichts vor ihm erschien, vermochte der Bischof nicht, die Augen aufzuschlagen; er zitterte heftig und die Stimme versagte ihm, als er die Worte sprach, mit denen er den Degradirten dem weltlichen Gerichte übergab. Die lateinische Formel lautete: Separo te ab Ecclesia

militante! (Ich scheide Dich ab von der streitenden Kirche), aber in seiner Aufregung setzte er hinzu: et triumphante (und von der triumphirenden Kirche). Da erhob Savonarola seine Stimme, und laut, daß es alle Zunächststehenden hörten, rief er, den Irrthum des Bischofs berichtigend: Militante, non triumphante: hoc enim tuum non est! (von der streitenden, nicht von der triumphirenden: denn das ist nicht in Deiner Macht).

Von der Ringhiera aus führte ein zu diesem Zwecke errichteter mannesheher Gerüstweg zu dem kreuzartigen Marterpfahle, welcher am Ende desselben über einem gewaltigen Scheiterhaufen aufgerichtet worden war. Ehe sie zu dem Gange hinaufstiegen, ward den Verurtheilten der Spruch verlesen, der sie verurtheilte: „als Schismatiker und Ketzer, sowie wegen ihrer unerhörten, durch den Proceß erwiesenen (!) Verbrechen am Galgen gehängt und sodann verbrannt zu werden". Zuvor hatte ihnen mit grausamer Ironie der oben genannte Rameline, einer der apostolischen Commissarien, Absolution von allen ihren Sünden ertheilt!

Fra Domenico und Fra Salvestro starben zuerst. Fra Domenico mit freudiger Heiterkeit, als ob er zu einem Feste ginge, und auch der arme Salvestro hatte im Anblick seines Lehrers und Meisters Muth und Glauben wiedergefunden. Jetzt kam die Reihe an Fra Savonarola selbst. Halbnackt, nur mit einem wollenen Hemde bekleidet, die Arme gefesselt, führte man ihn von der Ringhiera hinab zu dem Todesgerüste. Zum letzten Male ließ er hier seine Blicke schweifen über die den ganzen Platz erfüllende Masse desselben Volks, das so oft in entzückter Andacht seinen Worten gelauscht hatte. Der kurze Weg von der Ringhiera bis zu dem Marterpfahle

ward lang durch die Schmähungen und thätlichen Insulten, mit denen ihn seine Feinde und vorzüglich eine Schaar gefangener Verbrecher überhäuften, welche die Signorie eigends zu diesem Zwecke aus ihrer Haft entlassen hatte. Doch keine dieser Unwürdigkeiten vermochte die Ruhe und Fassung zu stören, mit welcher er schweigend dahin schritt. Nur als einer seiner Anhänger, der sich mit Lebensgefahr herangedrängt hatte, ihm ein Wort des Trostes zurief, erwiederte er: „in solcher Stunde ist es Gott allein, der zu trösten vermag!“ Es waren seine letzten Worte. Wenige Minuten darauf hatte er zu leben und zu leiden aufgehört.

Als der Strick des Henkers sein Werk gethan hatte, zündete man den Scheiterhaufen an, dessen Feuer die mit Ketten an den Pfahl befestigten Leichen verzehren sollte. Als die Flammen emporlederten, erhob sich ein plötzlicher Windstoß, der sie seitab schleuderte. Das Volk begann Mirakel zu schreien, aber der Wind legte sich bald und verstattete dem Feuer, sein grauses Werk zu thun. Da plötzlich sah man den Arm des in der Mitte zwischen seinen Genossen angeketteten Savonarola sich aus den Flammen, welche die haltenden Stricke verzehrt hatten, über die Menge erheben, als wolle er noch im Tode das Volk segnen, das ihn dem Feuertode überliefert hatte! Jetzt hielten sich die Piagnonen nicht länger. Männer und Weiber stürzten schluchzend und anbetend auf die Kniee und während eine bestialische Bande aus der Hefe des Volks, von den Arrabbiati angestachelt, die brennenden Leichname der Märtyrer mit Steinen bewarf, drängten sich zahlreiche Anhänger des Propheten, unter ihnen edle Frauen als Mägde verkleidet, zu dem Scheiterhaufen heran, um Reliquien aus demselben zu retten. Sie mußten von den Lanzenknechten der Signorie mit

Gewalt zurückgetrieben werden. Um solches Aufbewahren von Reliquien zu verhindern, ließ die Signorie die sämmtlichen Ueberreste der verbrannten Körper auf Karren laden und vom Ponte Vecchio herab in den Arno stürzen. Aber auch aus den Fluthen fischten eifrige Anhänger noch manche Reste auf, die man lange heilig verehrte; und der junge Fürst Pico della Mirandola, der hochgeehrte Philosoph und Gelehrte jener Zeit, erzählt in seiner Lebensbeschreibung Savonarola's, von dessen Märtyrertod er Augenzeuge war, daß es ihm gelungen sei, „ein Stück von dem Herzen" seines geliebten Meisters aus dem Arno aufzufischen, dessen Wunderkraft er sodann vielfach erprobt habe.

Nach dem Tode Savonarola's begann die Verfolgung seiner Anhänger von Seiten der siegreichen Arrabbiati mit erneuter Heftigkeit. Vor allen hart traf dieselbe das Kloster von San Marco, das mehrere Monate völlig geschlossen blieb. Man raubte ihm die von Savonarola mit dem Gelde des Klosters erkaufte Bücherſammlung der Mediceer; man nahm ihm einen Theil seiner Baulichkeiten und fast alle seine Rechte und Privilegien. Viele der Mönche wurden exilirt, und selbst die Piagnona, die große Glocke des Klosters, die in jener Schreckensnacht des 8. April zum Sturm geläutet hatte, entging der Strafe nicht. Ein Spruch des Gerichts verurtheilte auch sie zum Exile, und so ward sie auf einem Karren durch die Stadt gebracht, während der nebenhergehende Henker sie peitschte! Es war das Satyrspiel zum Schlusse der Tragödie.

Selten jedoch ist dem Märtyrer einer großen und edlen Sache eine so schnelle Genugthuung zu Theil geworden, als dies bei Savonarola der Fall war. Zunächst in Betreff seiner

Politik. Schon wenige Jahre nach seinem Tode sah sich die Partei der Arrabbiati zur Aussöhnung mit den Piagnonen gezwungen und genöthigt, zu der Politik des von ihnen gemordeten Volksführers zurückzugreifen, indem sie sich eng mit Frankreich verband, um sich der Intriguen und Bedrängnisse zu erwehren, mit denen der Borgia, zum Dank für den ihm geleisteten Dienst, Florenz unaufhörlich heimsuchte. Dennoch rettete auch diese Allianz nicht die Republik vor ihrem Schicksale. Denn als nach dem Tode des französischen Kriegshelden Gaston de Foix sich das Kriegsglück von den Franzosen wandte, ereilte auch die Republik Florenz ihr Schicksal. Im Jahre 1512 wurden die Medici wieder in ihre Herrschaft eingesetzt, während ein Mitglied dieser Familie als Leo X. den päpstlichen Thron bestieg. Noch einmal indessen sollte die Freiheit wieder aufleben in der Stadt Savonarola's. Aufs Neue wurden die Medici vertrieben und die alte Republik des Märtyrers von San Marco wieder hergestellt. Ihr glorreicher Untergang im Kampfe gegen die zehnfache Uebermacht, trotz der Heldenthaten Michelangelo's und Ferruccio's, ist bekannt. Er bildet eins der schönsten Blätter in der Geschichte des italischen Mittelalters, und Savonarola's Gedächtniß war es, das den tapfern Piagnonen in diesem heldenhaften Todeskampfe für die Freiheit vorleuchtete. Mit Staunen und Schaudern sahen seine Anhänger alle Prophezeiungen ihres Meisters über die Heimsuchungen Italiens und Roms, über die Züchtigung Roms und der römischen Kirche sich binnen wenigen Jahrzehnten in den Schreckensscenen des französisch-spanischen Krieges, in dem Schisma durch die Reformation Luthers und in der Erstürmung und Plünderung der Hauptstadt der Christenheit durch die Söldnerschaaren des Connetable von Bourbon sich fürchterlich erfüllen,

und diese Erfüllung steigerte bei ihnen nur noch die Verehrung für den todten Märtyrer. Eine gleiche Genugthuung sollte auch seinen Schriften zu Theil werden. Papst Alexander Borgia hatte dieselben sofort nach dem Tode Savonarola's mit dem Verbot belegt und ihre Auslieferung bei Strafe der Excommunication anbefohlen. Seine Nachfolger fanden sich indeß bewogen, den Wiederabdruck zu gestatten, und unter der Regierung Pauls IV. Caraffa, des Begründers der Inquisition, sah sich die Congregation des Index nach einer sorgfältigen Prüfung aller Schriften Savonarola's gezwungen, die Rechtgläubigkeit des als „Ketzer und Schismatiker" verdammten Märtyrers feierlich auszusprechen! Später wurden viele seiner Schriften unter die katholischen Unterrichtsbücher aufgenommen, und heilige Männer, wie Filippo Neri, ja selbst ein Papst, Benedict XIV., erklärten öffentlich, daß er würdig sei, unter die Zahl der Heiligen der Kirche aufgenommen zu werden. So bestätigten sie das Wort, welches ein Zeitgenosse Savonarola's, der Florentiner Nerli, in seiner Schrift: Oraculum de novo saeculo dem großen Pico von Mirandola über den Charakter und das Leben und Walten Fra Girolamo's in den Mund gelegt hatte: „daß derselbe in allen Stücken ein würdiger Nacheiferer Christi gewesen sei." (Christi in omnibus aemulator egregius.)

Wir sind zu Ende mit dieser Lebensschilderung eines Mannes, dem sein neuester Biograph mit Recht einen Ehrenplatz unter den Vorbereitern jener großen Weltwende der neuen Zeit angewiesen hat, welche mit dem sechszehnten Jahrhunderte für die Menschheit beginnen sollte. Seine Fehler und Irrthümer gehören seiner Zeit, seine großen Tugenden ihm allein an. Den Geist des Propheten mit dem Herzen eines Helden der Humanität und dem Schicksale des Märtyrers vereinend, steht er da

als einer der Blutzeugen für die allgemeine Sache der Menschheit, für die Verwirklichung der großen sittlichen Grundgedanken, der Liebe, die den Kern des Christenthums bildet, und der staatlichen Freiheit, welche die Aufgabe der Zukunft ist.

Fra Girolamo Savonarola war von mittlerer Größe, eine feingebaute Gestalt von überaus zarter Constitution und einer ungewöhnlichen Empfindlichkeit des Nervensystems, welche durch seine ascetische Lebensweise und durch die ungeheuren Anstrengungen, die er seinem stets kränklichen Körper zumuthete, nur noch gesteigert wurde. Auch war sein ganzes Leben ein beständiger Kampf des Geistes und der Willenskraft mit der Schwäche und Hinfälligkeit des Leibes, die ihn unaufhörlich in seiner vielseitigen Thätigkeit behinderten. Diese Thätigkeit aber erscheint als eine Staunen erregende. Die Anzahl seiner theils gedruckten, theils ungedruckten Schriftwerke, deren Verzeichniß Villari nach einer alten Handschrift im Anhange mittheilt, beläuft sich auf mehr als achtzig. Seine Zeitgenossen und Anhänger, Pico, Burlamacchi und Fra Benedetto haben in ihren Biographien sein Aeußeres auf das genaueste beschrieben. Unter buschigen schwarzen Brauen flammten dunkle Augen, bald das Feuer der Begeisterung in zündenden Blitzen versendend, bald durch die seelenvolle Tiefe des Ausdrucks jeden der ihnen nahte, unwiderstehlich gewinnend. Ueber den starken aber meist festgeschlossenen Lippen des energischen Mundes erhob sich die Adlernase, die seine Physiognomie vorzugsweise kennzeichnet. Die früh von Furchen durchzogene Stirn verkündete den an tiefen Gedanken innerlich arbeitenden Denker. Das Ganze seiner scharf geschnittenen Züge, ohne Schönheit der Formen, trug das Gepräge eines strengen charaktervollen Ernstes, nur gemildert durch einen oft sich einstellenden traurig lächelnden

der nie übertroffen worden ist. „Es ist in der That unglaublich, wie viel ich täglich schreibe, ja auch nächtlich (schreibt er an *Atticus*). Denn aus dem Schlafe wird fast gar nichts [1]).“ Seine Correspondenz ward nicht selten während des zur Rettung seiner Gesundheit nothwendigen Ambulirens, im Senat, bei Tische, und während er Morgenbesuche empfing, abgemacht [2]). Dieser Fleiss und die Leichtigkeit der Arbeit bei seinen Vorarbeiten und seiner Methode [3]) können allein die ungemeine Produktivität von philosophischen Schriften während eines verhältnissmässig nur kurzen Zeitabschnitts erklären. Jene seine Methode ist durch ihn selbst zur Genüge bekannt. Er wählte bei jedem seiner Werke einen, besonders von den ihm der Zeit nach näher stehenden, Griechen, an welchen er sich in der Behandlung des Stoffes und im Gange der Untersuchung vorzugsweise eng anschloss. Gesteht er nun auch in dieser Beziehung immer ein, fremden Wegen nachgegangen zu sein (*sequi*), so nimmt er dafür desto eifriger das Verdienst der Eigenthümlichkeit hinsichtlich der Darstellung und Ausschmückung des Einzelnen für sich in Anspruch, und verwahrt sich gegen den Vorwurf gewöhnlicher Uebersetzung so oft und nachdrücklich, dass man fast vermuthen sollte, er habe dergleichen Aeusserungen wohl je-

1) Ad Attic. XIII, 26. aus dem Jahre 707. d. St.

2) *Middleton* III, p. 462—435 der d. Uebers. (Altona 1733).

3) *Hand.* a. a. O. S. 251b. ff. Aristot. a. a. O. S. 145.

Ausdruck, der seinem Antlitze in solchen Augenblicken den Charakter höchster, Zutrauen erweckender Güte verlieh. Unter den zahlreichen Abbildungen, welche von ihm existiren, befinden sich nur drei, welche, als von befreundeten zeitgenössischen Künstlern herrührend, für vollkommen authentisch gelten dürfen. Zwei derselben sind das Werk seines Ordensbruders Fra Bartolomeo, (Baccio della Porta 1469—1517), der seinen Meister um neunzehn Jahre überlebte. Das eine, früher in einem Dominikanerkloster bei Florenz, jetzt in der Gallerie der Florentiner Kunstakademie befindliche, wahrscheinlich nach Savonarola's Märtyrertode von dem Künstler gemalt, stellt ihn dar in der Gestalt des heiligen Petrus Martyr mit jenem oben geschilderten Ausdruck höchster, ergebener Milde und Sanftmuth, während das zweite, jetzt im Privatbesitz eines edlen Florentiners, Signor Rubieri befindlich, uns den verzückten Ausdruck des Visionairs zeigt. Das dritte Bildniß ist ein in Carniol geschnittenes Brustbild von der Hand des in dieser Art der Kunst berühmten Giovanni delle Carniole, von dem eine vor mir liegende Copie, im Besitze Edgar Quinets, in den aufgeregten Zügen und dem flammensprühenden Blicke uns den Propheten des göttlichen Zornes und den Bekämpfer der Laster seiner Zeit vorführt.

Außer diesen drei Bildnissen können nur noch zwei, an Kunstwerth geringere, ein Miniaturportrait in einer alten Handschrift der Magliabecchischen Bibliothek, und eine alte Tafel im Kloster San Marco als von Zeitgenossen herrührend gelten. Dagegen widerfuhr dem Märtyrer, der als Schlachtopfer des fluchwürdigen Borgia gefallen war, von Seiten eines andern Papstes eine glänzende Genugthuung. Papst Julius II. nämlich, der kaum ein Jahr nach Jenem den päpstlichen Thron

bestieg, und der von seinem Vorgänger Alexander VI. nie anders als in den beschimpfendsten Ausdrücken zu sprechen pflegte (er nannte ihn nur einen „Juden“ und „Ungläubigen“), ließ Savonarola's Gestalt durch seinen Rafael in der Disputa einreihen in den Kreis der unten am Altare versammelten Gemeinde der streitenden Kirche! Hier erblicken wir ihn, gegenüber seinem Ordensbruder Fra Fiesole, rechts vom Beschauer, neben der Gestalt des lorbeergekrönten Dante, und zwar getreu nach jenem Bildnisse, welches Rafaels Freund Fra Bartolomeo zu Florenz unter der Gestalt des Märtyrers Petrus gemalt hatte, und welches in unseren Tagen von Chiesfone in dem Werke: Galleria dell' Academia delle belle arti di Firenze 1845 in Kupfer gestochen worden ist*).

*) S. Rafael's Disputa, von Anton Springer (Bonn 1860), S. 41—42 und S. 51. Norder, Reise nach Italien, V, S. 94.

Michelangelo.

1863.

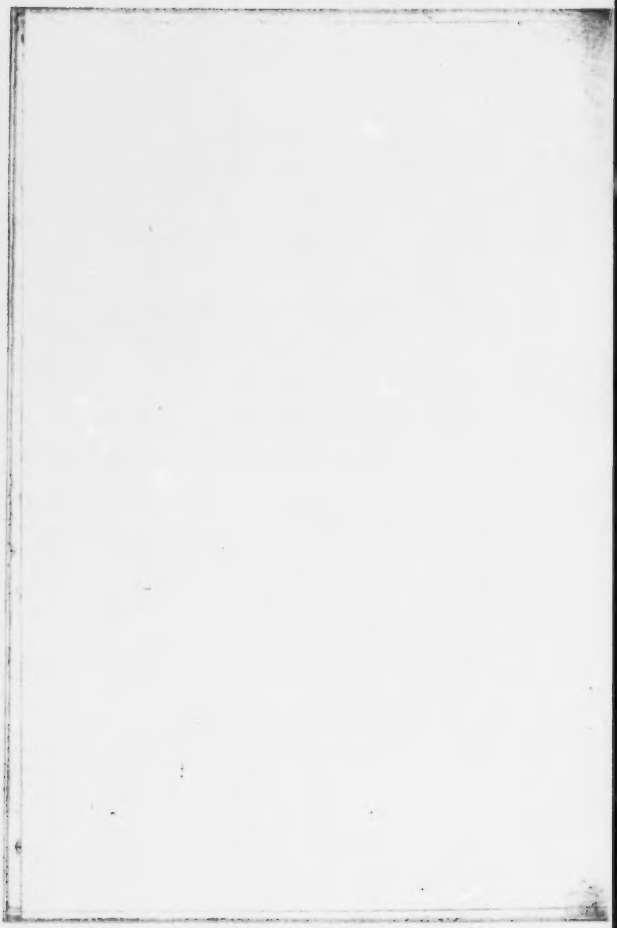

Michelangelo*).

I.

Das Grimm'sche Werk über das Leben und die Schöpfungen des gewaltigsten Künstlers, den Italien in seiner Blüthezeit hervorgebracht hat, liegt mit dem kürzlich erschienenen zweiten Bande jetzt abgeschlossen vor uns.

Man hat es dem Verfasser nach dem Erscheinen des ersten Bandes zum Vorwurfe gemacht, daß er sein Buch „Leben Michelangelo's" genannt habe, da er es doch vielmehr „Michelangelo und seine Zeit" hätte benennen sollen. Er vertheidigt sich dagegen im Eingange des zweiten Bandes mit der Bemerkung: „beide seien eins bei Michelangelo, der Mann und die Dinge, die er erlebte." Es hätte dieser Vertheidigung kaum bedurft, die ohnedies doch nur auf den allgemein anerkannten Satz hinausläuft, daß keines irgend bedeutenden Menschen Wesen, Leben und Wirken verstanden werden kann ohne Rücksicht auf das Ganze seiner Zeit, von der auch der Größte nur ein Theil ist, in Wechselwirkung von ihr gebildet und beeinflußt und sie beeinflussend und bildend, Produkt und Factor zugleich. Herr Grimm hätte vielmehr einfach darauf hinweisen sollen, daß er

*) Leben Michelangelo's von Herman Grimm. Hannover, C. Rümpler, 1860 und 1863. 2 Theile.

jenen Vorwurf — wenn es ein solcher ist — selbst zugegeben hat, als er im ersten Bande (S. 68) die Worte niederschrieb: „es ist nicht einseitige Vorliebe, wenn dies Buch, daß sich mit der Blüthe der Florentinischen Schule beschäftigt, den Namen Michelangelo's an der Stirn trägt. Ein Leben Rafael's oder Lienardo's würde doch nur ein Bruchstück von dem des Michelangelo bedeuten. Seine Kraft überbietet die ihre. Er allein bethätigte sich an der allgemeinen Arbeit des Volkes."

Wenn jener Vorwurf als solcher überhaupt einen Sinn hat, so kann es nur der sein: daß der Verfasser in der Darstellung der „Zeit" Michelangelo's das Maaß überschritten, daß er durch die Fülle und Ausführlichkeit des Beiwerks und der Episoden die Klarheit und Uebersichtlichkeit des Hauptbildes beeinträchtigt, daß er die Aufmerksamkeit des Lesers zu oft und zu stark getheilt und von der Betrachtung und Erkenntniß der Hauptfigur, die er darstellen wollte, abgelenkt habe. Und von diesem Vorwurfe dürfte der Autor selbst von denen nicht ganz freizusprechen sein, welche, wie ich selbst, sein Buch als eine überaus schätzbare und dankenswerthe Bereicherung der kunstgeschichtlichen und ästhetischen Literatur anerkennen. Der erwähnte Fehler desselben scheint mir aus zwei Ursachen hervorgegangen zu sein. Das Buch ist nämlich zunächst die erste größere Arbeit des Verfassers. Bei einer solchen aber liegt die Versuchung nahe, die für dieselbe oder in Veranlassung derselben gemachten Studien insgesammt verwerthen und ihrem ganzen Umfange nach mittheilen zu wollen, und der Verfasser wird, glaube ich, jetzt, wo sein Werk vollendet vor ihm liegt, nicht in Abrede sein, daß er dieser Versuchung nicht immer widerstanden, daß er z. B. die politische Geschichte der Zeit Michel-

angelo's, die Florentinischen Händel, die politischen Plane Papst Julius II., ja selbst einzelnes Kunsthistorische, wie die Erklärung mancher Werke Rafaels, mit zu großer, den Leser zerstreuender und von dem Lebensgange seines Helden ablenkender Ausführlichkeit behandelt habe. Die Kunst des richtigen Maßes für eine Biographie lernt sich schwerer als man denkt. Denn eine Biographie ist ein Kunstwerk und als solches auf Einheit und Totalität des Eindrucks gestellt. Alles, was diese Einheit und Totalität behindert und beeinträchtigt, muß der biographische Künstler schonungslos aus seinem Kunstwerke ausscheiden oder wenigstens dahin beschränken, daß es für dasselbe dienend auftritt.

Ebenso darf er bei der Anwendung seiner Farben nie vergessen, daß die Harmonie derselben nur durch Unterordnung der einen unter die andere erreicht wird. Er muß den Glanz und die Kraft des Colorits mit weiser Berechnung so aussparen, daß die Wirkung desselben vorzugsweise der Hauptfigur verbleibt, welche den Kern und Mittelpunkt seines Bildes ausmacht, und deren Werth und Bedeutung er vorzugsweise zur Geltung bringen will. Er darf den Verhältnissen, den Dingen, Personen und Ereignissen der Zeit seines Helden in seiner Darstellung nur in soweit Raum gewähren, als sie in directer Beziehung zu seinem Helden stehen, ihn in seiner Entwicklung, in seinem Thun und Leiden bedingen und beeinflussen oder von ihm bedingt und beeinflußt werden. Alles, was darüber hinausgeht, wenn es auch mit noch so großer Virtuosität der Darstellung behandelt ist, ist vom Uebel für das biographische Kunstwerk, oder vielmehr: je glänzender diese Virtuosität ist, deste schlimmer.

Der zweite Grund endlich aus welchem jener oben bemerkte Fehler entsprungen sein möchte, ist die Dürftigkeit des spezifisch

biographischen Materials, welches für ein „Leben“ Michelangelo's vorliegt.

Wir besitzen keine Biographie von ihm aus älterer Zeit die den Namen einer solchen verdiente. Weder der leichtsinnige und oberflächliche Vasari, noch der Bericht, welchen Michelangelo's Schüler und Hausgenosse Ascanio Condivi über das Leben seines Meisters verfaßte, geben uns das was wir wünschen: ein volles Bild des Charakters und der Verhältnisse des Mannes und seiner Beziehungen zu dem Leben und Streben seiner Zeit. Es ist ein beklagenswerthes Unglück, daß der große Mann selbst in seinem langen Leben nicht die Muße fand zu Aufzeichnungen über sich selbst, wie sie uns der so unendlich geringere Benvenuto Cellini hinterlassen hat. Welche Aufschlüsse würde uns eine solche Selbstbiographie gegeben haben, verfaßt von einem Manne, dessen Charaktergediegenheit und Gedankentiefe, dessen unbestechliches Urtheil, neben gründlichster Bildung und Kenntniß alles dessen was seine Zeit bewegte und was sein Zeitalter geschaffen, aus dem Wenigen, was wir von ihm wissen, hervorleuchtet! Und nicht einmal das Ganze seines vorhandenen schriftlichen Nachlasses ist uns zugänglich. Nur einen Theil desselben, der durch Ankauf in das Britische Museum gelangte, etwa hundertfunfzig Briefe und einige andere Schriftstücke hat Herr Grimm benutzen können. Der bei weitem größere Theil der Briefe und sonstiger Papiere liegt noch immer, jedem menschlichen Auge verborgen, unter Schloß und Riegel in Florenz. Grimm hält diese für die minder wichtigen; aber woher weiß er das, da er keine Zeile davon gesehen zu haben bekennt? Er tröstet sich ferner damit, daß das eigentliche Leben eines Künstlers in seinen Werken enthalten sei, und daß es hauptsächlich auf deren Verständniß und auf die Erkenntniß

seiner Zeit ankomme, „um zu fühlen, was er gewesen“. Aber dieser Trost reicht nicht aus. Denn der wahrhaft große Künstler, der zugleich ein großer Mensch ist, — der ist doch als Persönlichkeit, als Ganzes immer noch mehr und größer als jedes seiner Werke, und grade dieses Ganze, Innerste bedarf zu einer vollen Erkenntniß noch anderer Quellen, als uns aus seinen Werken fließen, zumal bei einem bildenden Künstler, der nur in Marmor und Erz oder in Farbe, statt wie der Dichter in klar beredten Worten sein Innerstes auszusprechen vermag.

Es ist wahr, was unser Biograph sagt, daß „der Künstler als Schöpfer seiner Werke ein höheres Dasein führt, als seine niedern irdischen Schicksale uns zeigen“. Aber wenn er hinzusetzt: es sei ein vergebliches Unternehmen, die Resultate unseres Nachspürens und Forschens zu Sprossen einer Leiter verarbeiten zu wollen, die uns hinanführe zu der „geheimnißvollen Atmosphäre“, in welcher die Werke des Künstlers entstehen, so scheint uns das ein Irrthum. Diese „niedern irdischen Schicksale“ sind von großer Wichtigkeit für die Entwicklung des Geistes, und unsere Kenntniß derselben von nicht minderer für die Erkenntniß und Würdigung seiner Leistungen. Das sind nicht zwei Welten, die getrennt neben einander liegen. Sie gehören zusammen, greifen in einander ein, bedingen sich gegenseitig, ergänzen, fördern und hemmen sich, wie es kommt. Wäre Lessings Lebensthätigkeit ganz zu verstehen ohne die Kenntniß seiner „niedern irdischen Schicksale“? Ist es nicht grade diese Kenntniß derselben, die uns wesentliche Seiten seines Lebens und Schaffens erklärt und uns nicht nur über das aufklärt, was er geleistet, sondern auch über das, was ihm zu leisten versagt, eben durch „niedere irdische Schicksale“ versagt ward?

Warum ich grade an Lessing denke? — Darum, weil Michel-

angelo's Leben, soweit wir es, namentlich auch durch seine Briefe, kennen, manches Aehnliche mit Lessing's Leben und Schicksalen hat, sein Charakter mehr als eine verwandte Seite mit dem des großen Deutschen aufzeigt. Beide waren tiefinnerliche, einsame Naturen; beide theilten das Geschick, daß ihre größten Schöpfungen Fragmente blieben und zwar zum guten Theil aus äußeren hindernden Ursachen. Beide führten ein unstätes Leben, stets unterbrochen in ihren wichtigsten Arbeiten, gehetzt und gedrängt durch widrige Umstände, durch Fürstenlaune und Fürstenleichtsinn. Beider Lebensgang hat einen tragischen Charakter, beiden fehlte die Gunst des Glücks gerade da, wo sie ihrer am meisten benöthigt waren. Und auch das ist beiden gemeinsam, daß sich von früh auf an ihr Dasein die Sorge für ihre Eltern und Geschwister als eine schwer drückende Lebenslast hing, von der sich frei zu machen beiden ihr Herz nimmer gestattete, so schwer ihr Genius auch zuweilen solche Last empfand.

Diesen letzteren Umstand in Michelangelo's Leben hat Grimm im ersten Theile seiner Arbeit völlig unerwähnt gelassen. Warum? Weil er die Kenntniß desselben erst später aus der Einsicht in jene im Britischen Museum befindlichen Briefe gewann.

Michelangelo's Familie war verarmt. Die Sorge für den Unterhalt seines Vaters, für das Emporbringen seiner Brüder, sämmtlich unbedeutende Menschen, lag von früh an auf seinen Schultern. Wenn man seine Briefe liest, so ist es als hörte man Lessing. Alles was er erwirbt, schickt er nach Florenz an seinen Vertrauensmann, den Spitalmeister von S. Maria Nuova, und stellt es der Benutzung der Seinen anheim. „Braucht Ihr mehr," — schreibt er einmal im Jahre 1509, wo er ihnen eine ansehnliche Summe überweiset, — „so nehmt,

zuweilen von Zeitgenossen hören müssen, die auf gleichem Felde arbeiteten, die er aber dafür auch mit einer wirklich vernichtenden, und wohl nicht durchaus gerechten Verachtung zu strafen nicht unterlassen hat. Ausserdem that er zu demjenigen, was ihm in dem betreffenden Werke seines jedesmaligen Vorbildes gegeben war, aus eignem Urtheil, so wie aus dem reichen Schatze seiner Belesenheit in älteren Philosophen, namentlich Platon, Xenokrates, Aristoteles, Theophrastos u. A. [1]) hinzu, was ihm passend und nöthig erschien, ohne jedoch solche sekundäre Quellen immer namentlich anzuführen, wenn er nicht etwa widerlegend aufzutreten und das Licht des eignen Scharfsinnes leuchten zu lassen, oder auch wohl sich hinter eine gewichtige Auctorität zurückzuziehen beabsichtigt.

Dies gilt nun namentlich auch von seinem Verhältnisse zu *Aristoteles* und *Theophrastos*. Ehrgeizig wie er ist, deutet er zuweilen recht selbstzufrieden auf seine vorzugsweise Kenntniss der Philosophie und Schriften des Ersteren hin. Der Unwille, mit welchem er, im Eingange der Topik an Trebatius, der Vernachlässigung desselben nicht nur bei Rhetoren und Schöngeistern, sondern auch bei den Philosophen seiner Zeit, „*praeter admodum paucos*," erwähnt, ist nicht ohne eine kleine Beimischung wohlgefälligen Stolzes auf die eigne Kenntniss [2]). Um so gewisser aber würde er,

1) De Finib. I. cp. 3.

2) Cum mecum in Tusculano et in bibliotheca separatim

was Ihr nöthig habt, denn was Ihr bedürft, das schicke ich Euch, und wenn es so viel wäre, als ich überhaupt habe." Mehr, setzt er hinzu, könne er ihnen nicht zu Hülfe kommen. „Doch verliert den Muth nicht, und laßt auch nicht eine Spur innerlicher Betrübniß in Euch aufkommen. Denn wenn man auch Hab und Gut verloren hat, so ist darum noch nicht das Leben verloren, und ich werde mehr für Euch schaffen als alles das werth ist, was Ihr verlieren sollt. Doch verlaßt Euch nicht darauf, es ist immer eine unbestimmte Sache."

Wie Lessing hat er fortwährend Noth mit seinen Brüdern, die immer zu ihm kommen wollen, um sein Glück zu theilen, während er selbst vor Sorgen und Arbeitsdrang kaum aus noch ein weiß, oder die ihn mit ihren Klagen und mit unnützem Geklätsche behelligen und seine Anwesenheit in Florenz für ihre kleinen Interessen verlangen, während er in Rom oder Bologna mit den wichtigsten Arbeiten beschäftigt ist. Er begegnet diesen verdrießlichen Dingen fast immer mit unermüdeter Güte und Freundlichkeit, tröstend, beruhigend, ermahnend, zum Guten redend, der wahre Kreuzträger einer geistesträgen, stets sich auf ihn lehnenden Familie. „Wenn die Leute schwatzen und zischeln so laßt sie reden," schreibt er dem Vater, „es sind Leute ohne Gewissen und ohne Liebe im Herzen." „Seid guten Muths," schreibt er ein andermal an seinen Bruder Buonaretto, „ich werde halten was ich versprochen habe. Gieb dem Vater und Giovansimone diese Versicherung und schreibe mir, wie es Giovansimone geht. Lernt ordentlich und gebt Euch Mühe im Geschäft, damit Ihr, wenn es darauf ankommt, und das wird bald der Fall sein, die nöthige Erfahrung habt." Als ein dritter Bruder, Gismondo, mit aller Gewalt zu ihm nach Rom kommen will, um ihm dort zur Last zu liegen, schreibt er an

den älteren: „er sei völlig außer Stande, demselben irgendwie jetzt zu helfen. Er sei mit Sorge und Arbeit so überlastet, daß er kaum Zeit finde, sein bischen Essen zu sich zu nehmen. Man sollte ihm nicht noch mehr aufbürden. „Kein Loth schwerer vermöge er zu tragen, als ihm jetzt schon auf dem Rücken liege." Nur einmal entfährt seinem starken Herzen ein Wort der Klage über den Undank, den er für all' seine Gutthaten von den Seinen zu erfahren hatte. Es war um das Jahr 1512 und in Florenz schlimme Zeiten, er selbst in Rom von Krankheit, Arbeit und Verdruß aller Art heimgesucht. Die Seinen klagten ihm aus Florenz die Ohren voll von ihren Nöthen, und verlangten immer nur Hülfe. „Sorgt für Eure Gesundheit," schreibt er, „und seht, ob ihr nicht doch das tägliche Brod zu schaffen im Stande seid und mit Gottes Hülfe arm aber ehrlich durchkommt. Ich mache es nicht anders, lebe elend, und kümmere mich nicht um äußerliche Ehre. Tausendfache Sorge und Arbeit lasten auf mir; und so treibe ich es nun schon fünfzehn Jahre, ohne daß ich nur eine vergnügte ruhige Stunde gehabt. Und Alles habe ich gethan, um Euch zu unterstützen, was Ihr niemals erkannt und geglaubt habt, Gott vergebe uns Allen! ich bin bereit so fortzuarbeiten, so lange ich kann und so lange meine Kräfte reichen."

Michelangelo war damals erst siebenunddreißig Jahre, und von seinem zweiundzwanzigsten an war nach seinem eigenen Geständniß sein Leben von solcher Art gewesen! Ich gestehe, daß die Kenntniß dieses einen Umstandes für mich von höherem Interesse und die daraus entspringende Einsicht in die Hindernisse, mit denen der Genius des Künstlers zu ringen hatte, für das Verständniß des Menschen wichtiger ist, als irgend eins der Werke, die er geschaffen, und deren meist

schwermüthig düsterer Charakter hinwiederum seine Erklärung zum Theil aus solchem Lebensschicksal empfängt.

II.

Diese Sorge um den Vater und die Brüder begleitete Michelangelo bis in sein hohes Mannesalter hinein. Der einzige seiner Brüder, zu welchem er ein leidliches Verhältniß hatte, Buonarotto, der den Familiennamen nach alter Sitte des Hauses als Vornamen führte, starb in seinen Armen an der Pest. Ihm folgte der neunzigjährige Vater (1536), für den Michelangelo sein Leben lang als frommer Sohn gearbeitet. Dieser Vater hatte ihm viele Noth und schweren Kummer bereitet. Er war ein beschränkter, leicht zu beschwatzender und zum Jähzorn geneigter Mann, hinter den sich die anderen Söhne steckten, so oft sie gegen Michelangelo etwas durchsetzen, ihn zu immer neuen Opfern für die Familie bewegen wollten. Wir sehen aus Michelangelo's Briefen, daß des Verhetzens und Anklagens gegen ihn, der sie doch alle ernährte, kein Ende war. Dennoch hing Michelangelo mit treuer Liebe an dem Vater. Als derselbe im Jahre 1516 gefährlich erkrankte, schreibt er von Rom aus an den Bruder: er selber stecke zu tief in Arbeit, um nach Florenz reisen zu können; wenn sich aber des Vaters Zustand verschlimmern sollte, so wolle er ihn in jedem Falle noch vor dem Hinscheiden sehen, und wenn es auch ihm selbst das Leben kosten solle. „Sorge auch dafür", fährt er fort, „daß ihm zu seiner Pflege nichts mangele, *denn ich habe mich für ihn allein abgemüht*, um ihm bis zu seinem Tode ein sorgenfreies Leben zu schaffen." Es dürften keine

Kosten gescheut werden, und sollte auch sein ganzes Vermögen draufgehen. — Der Vater genas, und die Quälereien und Intriguen der Familie gegen den großherzigen Michelangelo begannen aufs Neue. Wie weit sie gingen, zeigen zwei Briefe, etwa zehn Jahre vor des Vaters Tode von Michelangelo an denselben geschrieben. Michelangelo arbeitete damals in Florenz. Der achtzigjährige Alte, von den Söhnen aufgehetzt, war plötzlich aus seinem Hause nach Settignano aufs Land gegangen, und hatte überall herumgesagt, sein Sohn Michelangelo habe ihn aus seinem Hause vertrieben. Michelangelo war darüber außer sich vor Schmerz und Kummer; der Brief, den er an seinen Vater am folgenden Tage schrieb, läßt uns tief in sein Herz blicken. „Das weiß ich als gewiß", schreibt er, „daß es mir vom Tage meiner Geburt an bis zum heutigen nie in den Sinn gekommen ist, weder im Kleinen noch im Großen etwas zu thun, das Euch entgegen wäre. All' meine Müh' und Arbeit habe ich stets nur Euretwegen auf mich geladen, und Ihr wißt wohl, seit ich von Rom nach Florenz gekommen, daß ich immer nur Euretwegen in Florenz geblieben bin, und daß ich Alles was mir gehört als Euer Eigenthum betrachte — und jetzt muß ich erstaunen, wie rasch Ihr alles vergessen habt. Dreißig Jahre kennt Ihr mich doch nun, Ihr und Eure Söhne, als den, der ich bin, und wißt, wie ich Euch, wo ich nur konnte, Güte zugedacht und zugefügt habe. Wie könnt Ihr also jetzt herumsagen, ich hätte Euch aus dem Hause getrieben? Das war das was noch fehlte zu all' dem Kummer, den ich um andere Dinge gehabt, und Alles Euretwegen. Das ist der Dank dafür!" Zum Schlusse endlich schreibt er mit herzzerreißender und herzzerrissener Ironie:

„Jetzt aber, sei geschehen was da wolle, ich will es zugestehen, ich will es gewesen sein, der Euch aus dem Hause getrieben, Ihr sollt Euch immer meiner geschämt und Schaden durch mich erlitten haben; es soll so gewesen sein. Ich bitte Euch um Verzeihung, vergebt Eurem Sohne, und wenn er auch niemals etwas getaugt und Euch in allen erdenklichen Nachtheil gebracht hätte. Noch einmal, ich bitte, vergebt mir, was ich auch verbrochen, und laßt nicht die Schande auf mir sitzen: ich hätte Euch aus dem Hause gestoßen; denn mir ist mehr daran gelegen, als Ihr glaubt, und — ich bin doch immer Euer Sohn! Man drängt mich abzureisen und ich kann es nicht, ohne Euch gesprochen zu haben. Ihr dürft nicht in Settignano bleiben. Bitte, laß: alle die traurigen Dinge auf sich beruhen und kommt. Euer Michelangelo."

Der Sohn, der so an den Vater schrieb, war funfzig Jahre alt, und der erste Künstler Italiens, dessen Ruhm die Welt erfüllte und dessen Mannesstolz von Päpsten und Kaisern nicht den zehnten Theil dessen sich gefallen zu lassen gewohnt war, was er von dem Vater ertrug. Aber seine Bitten blieben vergebens. Der von den Söhnen verhetzte alte Mann kam nicht, sondern antwortete schriftlich und auf beleidigende Weise. Da wallte in dem gekränkten Michelangelo der gerechte Zorn auf. Er schrieb dem Vater: die Brüder seien es die ihn betrögen und bethörten; vor *ihnen* solle er sich in Acht nehmen, nicht vor ihm, der ihm nie anders als Gutes erwiesen. „Einmal im Leben stirbt man nur und kehrt nicht zurück, um gut zu machen, was man verschuldet. Habt Ihr deßhalb so lange gelebt, um so zu handeln?" — So schließt der Brief. Es ist der letzte, den wir von Michelangelo an die Seinen haben. Aber bei dem Tode des Vaters machte sein gramvolles Innere

ſich Luft in dem herrlichen Klagegedicht, in welchem er ſeine tiefe Schwermuth offenbarend von ſich ſelber ſagt, daß ihm das Leben eine ſchwere Laſt:

Doch nun, da Du entflohn der Qual der Erde,
Jammert's Dich nicht, daß das Geſchick es wollte,
Daß mir durch Dich Daſein gegeben werde?
Denn Dir hat erſt der Tod den Tod gegeben;
Doch ich, der ich im Elend hier noch weile,
Trag' in der Seele den Tod, und ich muß leben!

Der hier ausgeſprochene Zug düſterer Schwermuth geht durch das ganze Leben Michelangelo's. Dies Leben war an Bitterniß und Schmerzen eben ſo reich, wie das Leben ſeines großen Zeit- und Kunſtgenoſſen Rafael reich war an Heiterkeit und Sonnenſchein des Glücks. Der Menſch aber iſt das Product ſeiner Schickſale. Die Verhältniſſe, unter denen er ſich entfaltet und bewegt, die Erfahrungen, die ihm das Leben auferlegt, die Umſtände, welche ihn hemmen oder fördern, prägen ſein Weſen aus. Michelangelo war von Hauſe aus eine ernſte, in ſich geſchloſſene, einſame, auf ſich und ſeine Kraft geſtellte Natur. Der Sonnenſchein des Glücks hätte die Herbheit ſeines Weſens mildern, die Schroffheit und düſtere Gewaltſamkeit ſeines Naturells mäßigen mögen. In der Finſterniß des Unglücks mußte das Gegentheil der Fall ſein, und Unglück war der Begleiter ſeines Lebens faſt von Jugend an.

Wir haben geſehen, wie die Familie für ihn zur Quelle fortdauernder Sorge und Noth, und was ſchlimmer iſt, zur Urſache unaufhörlicher ſchwerer Herzenskümmerniß und Lebensverbitterung ward, wie die Nadelſtiche der kleinlichen Beſchränktheit und Herzenstücke ſein großes Herz bis in ſein hohes Mannesalter hinein unaufhörlich verwundeten, das zu edel und

selbstlos war und zu fein empfand, um diese Plage — an der schon mancher Genius sich verbluten mußte — von sich abzuschütteln. Schon dieses Schicksal, das eine neidische Gottheit ihm in die Wiege legte, war ein hartes. Anderes noch Härteres und Schwereres kam dazu. Nie hat Liebesglück sein liebebedürftiges Herz beseligt. Einsam mußte er durch sein langes Leben gehn, und die Gluth und Tiefe der Leidenschaft, deren dichterischen Ausdruck er in stillen Nachtstunden dem Papiere anvertraute, fand nimmer Erwiederung, ja sie ward vielleicht niemals dem Gegenstande seiner Liebe kund, von dem wir selbst nicht einmal den Namen wissen. Kein einziges seiner Liebes-Gedichte, aus dem ein andres Gefühl spräche als das der Trauer über unerwiederte Leidenschaft oder schmerzliche Entsagung.

Michelangelo war häßlich. Sein von Natur wohlgebildetes Antlitz war durch die frevelhafte Roheit eines neidischen Kunstgenossen, des Bildhauers Pietro Torrigiani, entstellt worden, der eine spottende Bemerkung Michelangelo's, als beide in der Kirche del Carmine zu Florenz Massaccio's Bilder nachzeichneten, durch einen Faustschlag ins Gesicht erwiedert hatte, welcher dem unglücklichen Jünglinge das Nasenbein völlig zerschmetterte. Der brutale Elende rühmte sich noch später gegen Benvenuto Cellini, „den stolzen Künstler für sein ganzes Leben gezeichnet zu haben". Michelangelo empfand diese Verstümmelung schmerzlich. Eins seiner Gedichte spricht diesen Schmerz mit einem einzigen Worte aus, das Grimm (I., 359) sehr richtig erklärt. Er hielt sein Angesicht für zu entstellt, um je Liebe erwerben zu können. So verschloß er sein Gefühl in sich selbst und schritt einsam durch sein Dasein, ohne Frauenliebe, ohne ein Weib, das er sein nannte, ohne Kinder — und

er liebte Kinder sein Leben lang. Seine spätere Neigung für die herrliche Fürstin Victoria Colonna war die Freundschaft eines Sechszigjährigen zu einer Frau, die bereits ähnlich hoch in Jahren stand, zu einer Fürstin im Wittwenschleier, den sie bald mit dem Nonnenschleier vertauschte, zu einer geistvollen, frei- und hochgesinnten Frau, mit der ihn Gleichheit der Gesinnung und Weltanschauung verband. Und auch sie ward ihm entrissen, lange bevor er selbst dahinging.

Endlich sein eigenstes Dasein, sein Leben und Wirken als Künstler — war eine Dornenbahn sonder Gleichen. Seine größten Schöpfungen blieben unvollendet oder gingen zu Grunde, wie der Carton seiner Reiterschlacht und die Statue Julius II. in Bologna. Das Werk, an das er sein Leben gesetzt hatte, das Grabmal desselben großen Papstes, ward für ihn fast sein Leben lang eine Quelle der herznagendsten Verdrießlichkeiten, theils durch die Schuld der Päpste, die ihn von einer Arbeit zur andern zerrten und ihm die Muße versagten, das, was ihm am meisten auf der Seele lag, zu vollenden, ja ihn zwangen, seinen übernommenen Verpflichtungen untreu zu werden; theils durch die Kleinlichkeit der Familienerben Julius II., die ihn nöthigten, auf den kolossalen Grundgedanken seiner Schöpfung zu verzichten und statt des geplanten Ganzen jenes Werkes nur ein Fragment hinzustellen. Man kann daher behaupten, daß diese Aufgabe — die ihm der höchste Ehrenpreis dünkte, als er sie übernahm — das Unglück seines Lebens ward.

III.

Aber tiefer noch als dies Alles, als der Verdruß und zornige Gram über die Mißhandlung, die er durch seine Familie erfuhr, als sein liebeleeres Dasein, als die tausendfachen Nöthen, welche ihm die Launen der Päpste, für die er arbeitete, ihre Ungeduld und ihr Abspringen von einem zum andern, ihr schlechtes Zahlen und die Intriguen seiner Feinde zu Wege brachten — viel tiefer noch lastete ein anderer Schmerz auf der Seele des gewaltigen Mannes: der Schmerz über den Untergang der Freiheit seiner Vaterstadt, den zu erleben ihm beschieden war.

Michelangelo war Republikaner echter Art. Seine Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter Lorenzo, den großen Mediceer, verleitete ihn nicht zum Abfalle von der Sache der demokratischen Freiheit seiner Vaterstadt. Er war ein Achtzehnjähriger, als Lorenzo starb und Savonarola's Regiment begann, das den Nachfolger Lorenzo's, den hochmüthig unfähigen Piero aus Florenz vertrieb. Der Jüngling Michelangelo gehörte zu den Anhängern des hochbegabten Fanatikers, der Florenz und ganz Italien sittlich und religiös zu reformiren und Staat und Kirche von ihren schweren Schäden zu heilen unternahm. Noch in hohem Alter studirte er seine Schriften. Ein glückliches Geschick, das ihn (1496) nach Rom führte, entzog ihn dem Schicksal, mit in den Untergang des Reformators verwickelt zu werden. Erst zwei Jahre nach Savonarola's Hinrichtung kehrte er in die Vaterstadt zurück. Die fünf Jahre, welche er dort verlebte, gründeten seinen Künstlerruhm, der seine Berufung nach Rom durch Julius II. veranlaßte. Aber er blieb Florentiner

in Rom und ein fremder Gast in der Siebenhügelstadt. Im Jahre 1512 ward die Herrschaft der Medici in Florenz wieder hergestellt. Die nächstfolgenden Jahre sehen die Familie auf dem Gipfel des Glücks. Ein Medici besteigt als Papst den römischen Thron, es ist Leo X., der Gönner Rafael's und Michelangelo's, sein Bruder Giuliano, Gonfalonier der Kirche, mit einer französischen Prinzessin vermählt, sein Brudersohn Lorenzo, als Generalcapitän Beherrscher von Florenz, sein Vetter Giulio, Erzbischof von Florenz, Cardinal und Legat in Bologna. Die Zustände der Republik besserten sich indessen allmälig nach Seiten der Freiheit und des Selbstregiments der Bürgerschaft hin, und die Strenge des Regiments der Medici ließ mehr und mehr nach. In Folge der Eroberung Roms durch das Heer Bourbons bricht in Florenz die Revolution gegen die regierende Familie aus. Die Medici entfliehen (17. Mai 1527), und drei Tage nach ihrer Flucht wird in Florenz die Freiheit hergestellt. Michelangelo war damals in seiner Vaterstadt und erlebte diesen Umschwung, wenn auch ohne sich hervorragend an der Revolution zu betheiligen, doch mit innerer Genugthuung. Die neue Regierung, das Consiglio grande, übertrug ihm sogleich eine große Arbeit, die Gruppe des Herkules und des Cacus, welche der elende Bandinelli, ein sclavischer Anhänger der Medici, fliehend in Stich gelassen hatte. Sie sollte symbolisch den Sieg der Republik über ihre Feinde darstellen. Aber es kam nicht zur Ausführung des Werkes. Statt derselben sollte der Künstler vielmehr den Verzweiflungskampf der neuen Freiheit mitkämpfen, den die wieder hergestellte Republik Florenz mit der vertriebenen Herrscherfamilie zu bestehen hatte.

Und er kämpfte ihn mit aus bis zur letzten Stunde, mit

wenn durch die Bibliothek Apellikons auch nur irgend wichtigere Werke zuerst seinen Zeitgenossen bekannt geworden wären, diesen Umstand und was damit zusammenhängt irgendwo erwähnt haben. Sein Schweigen, selbst an Stellen, wo er der Wahrheit zur Ehre dieser Begebenheit hätte erwähnen müssen [1]), bürgt uns dafür, dass wir dieselbe in ihrer Bedeutung früher richtig aufgefasst haben [2]).

Wo nun aber Cicero im Allgemeinen der Schriften des Aristoteles und seines Nachfolgers erwähnt, geschieht dies in einer Weise, die darauf berechnet scheint, jedenfalls aber auch allein die Ueberzeugung zu geben hinreichen könnte, dass er dieselben aus eigner Lektüre und eignem Stu-

---

uterque nostrum ad suum studium libellos, quos vellet, evolveret, incidisti in *Aristotelia Topica* quaedam, quae sunt ab illo pluribus libris explicata. Qua inscriptione commotus continuo a me illorum librorum sententiam requisisti. Quam tibi quum exposuissem, disciplinam inveniendorum argumentorum libris illis contineri: verecunde tu quidem, ut omnia, sed tamen facile ut viderem te ardere studio, mecum, ut tibi illa traderem, egisti. Quum autem ego te, non tantum vitandi laboris mei causa, quam quod id tua interesse arbitrarer, vel ut eos per te ipse legeres, vel ut totam rationem a doctissimo quodam rhetore acciperes, hortatus essem, utrumque, ut ex te audiebam, ex cupertus. Sed a *libris* te *obscuritas* rejecit; rhetor autem ille magnus, ut opinor, *Aristotelica se ignorare* respondit. Quod quidem minime eum admiratus, cum philosophum rhetori non esse cognitum, *qui ab ipsis philosophis, praeter admodum paucos, ignoretur*. Quibus eo minus ignoscendum est, quod non modo rebus iis, quae ab illo dictae et inventae sunt, allici debuerunt, sed dicendi quoque incredibili quadam cum copia, tum etiam suavitate. *Topic.* I, 1.

1) Aristotelia Th. I, S. 136.

2) S. *Aristotelia* Th. II, S. 147 – 150.

dem Muthe eines echten Republikaners, obschon er an dem letztlichen Ausgange selbst nicht zweifelte, und voraussah, daß das von allen seinen Bundesgenossen verlassene Florenz der Uebermacht seines Gegners, des Mediceers, erliegen müsse, der seit 1523 als Papst Clemens VII. auf dem römischen Throne saß, und der sich nicht schämte, dieselben Spanier und deutschen Soldknechte, die sein Rom zur Wüste gemacht hatten, jetzt in seinem Solde gegen die eigene Vaterstadt zu führen, die er lieber der Vernichtung preisgeben, als der Herrschaft seiner Familie entrissen sehen wollte!

Trotzdem beschlossen die Bürger von Florenz heldenmüthigen Widerstand. Michelangelo ward beauftragt die Befestigungsarbeiten zu leiten. Einen Augenblick schwankte er, ob er bleiben solle. Sein scharfes Auge erkannte in dem Condottiere Malatesta, der den Oberbefehl der Sold-Truppen der Republik führte, den späteren Verräther, und er beantragte seine Absetzung. Als seine Warnung verschmäht wurde, verließ er im Unmuthe die Stadt, als er aber das Nahen des feindlichen Heeres erfuhr, litt es ihn nicht länger in der Fremde. Er kehrte mit Lebensgefahr zurück und übernahm seinen alten Posten als Vertheidiger von San Miniato, von dessen Wällen und Bastionen er monatelang seine Geschütze gegen die Feinde spielen ließ. Die Begeisterung, die hingebende Aufopferung der Florentiner, deren Wahlspruch „Arm aber frei!“ an allen Mauern zu lesen war, machen diesen fast neunmonatlichen Heldenkampf der Stadt um ihre Freiheit zu einer der erhebendsten Episoden der Geschichte Italiens.

Um die Stadt besser zu vertheidigen, hatte man freiwillig die Vorstädte mit allen ihren Kirchen und Palästen, Villen und Landhäusern zerstört, und auf den Trümmern Schanzen

errichtet. Der Opfermuth der Bürger war unbeschreiblich, ihre ausharrende Tapferkeit wahrhaft heroisch, und Michelangelo stand unter den ersten. Nur in den kurzen Raststunden des Kampfes, wenn der Geschützdonner schweigen durfte, verließ der Künstler seine Kanonen, um an den Grabdenkmälern der Medici zu meißeln oder an seiner Leda zu malen, bis ihn der erneuete Angriff der Belagerer aus seiner stillen Werkstatt wieder auf seinen Posten nach San Miniato rief, um die Freiheit der Vaterstadt als Soldat gegen dieselbe Familie zu vertheidigen, für deren Verherrlichung er als Künstler arbeitete. Aber alle Tapferkeit und Aufopferung war vergebens. Der Fall des heldenmüthigen Ferrucci, des genialen Feldherrn der Florentiner, und der von Michelangelo prophezeite Verrath Malatesta's führten die Uebergabe von Florenz herbei. Man kann sagen, daß die Stadt erst fiel, als ihr bestes Lebensblut verströmt war. Alessandro dei Medici ward Herzog von Florenz; die Reaction trat ein, welche jeder übermäßigen Anstrengung folgt, und bald schmiegte die entwaffnete Bürgerschaft von Florenz ihren Nacken unter das Joch eines unumschränkten Herrn.

Eine Amnestie ward erlassen. Michelangelo war unter den Amnestirten — sein Künstlerruhm war zu groß, als daß die Tyrannei es gewagt hätte, Hand an den kühnen Republikaner zu legen, der bis zur letzten Stunde auf seinem Posten kämpfend ausgeharrt hatte. Er kam aus seinem Versteck hoch im Glockenthurme von S. Nicolo oltra Arno, nicht weit vom Thor nach San Miniato hervor, und ging in seine Werkstatt in die Sacristei von San Lorenzo, um weiter zu meißeln an den Genien für die Grabdenkmäler der beiden Medici. Aber sein Herz war tödtlich verwundet und er verhehlte seinen Schmerz über den Ausgang des Kampfes nicht. Als seine Statue der

„Nacht" zum ersten Male ausgestellt wurde, fand sich unter den nach damaliger Sitte an ihr angehefteten Versen der Bewunderer auch die Strophe:

Die Nacht, die Du so reizend hingegeben
Dem Schlafe siehst — ein Engel*) hat in Stein
Gemeißelt sie. Der Schlaf muß Leben sein!
Weck, Zweifler, sie und sie wird Antwort geben.

Der Verfasser war Giovanbatista Strozzi, ein politischer Gegner Michelangelo's und entschiedener Anhänger der Medici, in deren Gefolge er jetzt in die Stadt zurückgekehrt war. Michelangelo erwiederte sein Gedicht, indem er seine Statue selbst folgende Antwort geben ließ:

Lieb ist der Schlaf mir, — lieber, daß ich Stein!
Es mag, so lange Schmerz und Schande währen,
Nicht sehn, nicht fühlen einzig Trost gewähren.
Drum weck' mich nicht! Laß leis' Dein Sprechen sein**).

IV.

Das ist Michelangelo der Republikaner, der freie Bürger von Florenz, der begeisterte und ausharrende Anhänger der Freiheit! Hat Grimm wohl an diese Seite des Mannes gedacht, als er dessen Leben Peter Cornelius widmete, der ein ruhmvolles Künstlerleben als Feind des Freiheitsstrebens unserer Zeit beschließt?!

*) Angelo, Anspielung auf Michel Angelo's Name.

**) Ich hab' es gewagt, die beiden Strophen zu übersetzen, obschon Herr H. Grimm es für unmöglich erklärt ihre Kraft und Kürze wiederzugeben.

Michelangelo's Schmerz über das Schickſal der Vaterſtadt war tief und dauernd. Er ließ ſich nimmer herbei, dem neuen Herrn zu dienen. Als dieſer, der die Nothwendigkeit erkannte, zur Sicherung ſeiner Herrſchaft, Florenz mit einer Citadelle zu verſehen, Michelangelo's Hülfe dazu verlangte, wies er den Antrag finſter zurück: „er ſtehe im Dienſte des Papſtes", ließ er dem Herzog ſagen, „und habe zu ſolchem Geſchäft keinen Auftrag."

Bald darauf verließ er die Heimath (1534) um ſie nie wieder zu betreten, und ging nach Rom. Aber das Gefühl, im Exil zu leben, verließ ihn nimmer, und eben ſo ſchwer mochte er ſich von der Hoffnung trennen, den Tag der Freiheit noch einmal wieder für die geliebte Vaterſtadt anbrechen zu ſehen. Er hatte ſeine Hoffnung auf den alten Verbündeten von Florenz, auf Frankreich und deſſen König Franz I. geſetzt. Noch zehn Jahre ſpäter ließ er demſelben ſagen: wenn er Florenz befreie, wolle er ihm auf eigne Koſten dort eine Reiterſtatue ſetzen! Aber Franz I. ſtarb, als er eben im Begriff ſtand gegen die Medici loszubrechen, und fortan war auch dieſe letzte Hoffnung Michelangelo's zerſtört. Herzog Coſimo, des ermordeten Aleſſandro Nachfolger, erſter Granduca von Florenz, gründete die monarchiſche Herrſchaft der Medici auf dauernde Grundlagen, und die erſchöpften Florentiner wurden bald gute Unterthanen und gefügige Herrendiener. Es brach eine neue Zeit ein, in welcher äußere Ruhe und Ordnung an die Stelle des lebendigen Gefühls für Freiheit und Ehre der Bürger traten, und wo ſchon ein Vaſari und andere jüngere Zeitgenoſſen und Landsleute Michelangelo's die Sprache der Knechtſchaft zu ihren Fürſten ſprachen und ſich glücklich ſchätzten, „ſeine heiligen Hände zu küſſen". So ſicher fühlte ſich Coſimo, daß er ſogar daran denken durfte, den ruhmreichſten aller lebenden

Florentiner, obſchon er deſſen republikaniſche Geſinnungen kannte, unter glänzenden Bedingungen nach Florenz einzuladen. Er ließ ihm eine Stelle in dem Collegium der achtundvierzig, — einer Art von erſter Kammer des neuen Staates, anbieten, die höchſte Stellung, die jetzt ein Bürger von Florenz erreichen mochte. Aber Michelangelo lehnte die ihm angetragene Ehre ab. Er wollte ſich nicht als eine Zierde des neuen Regiments und Hofes verwenden laſſen, nicht als bezahlter Diener von einem Herrn da Befehle und Gnaden empfangen, wo er ſelbſt früher als freier Bürger ein Theil der regierenden Gewalt geweſen war. Lieber blieb er fern von der Heimath in Rom, wo er, wenn auch kein freier Bürger, doch wenigſtens ein unabhängiger Mann war. Wenn er des Herzogs Anerbieten nicht noch rauher von der Hand wies, ſo geſchah es aus Rückſicht auf ſeine in Florenz lebende Familie, deren Schickſal von der Gunſt oder Ungunſt des Fürſten abhing, und die ohnehin ſchon in beſtändiger Angſt ſchwebte, daß der Herzog ſie den Unwillen, den er über Michelangelo's Ablehnung hegte, empfinden laſſen werde (S. Grimm II, 417, 468—469). Noch einmal kamen erneute Anträge zur Rückkehr an den achtzigjährigen. Er ſolle mit keinen Arbeiten und Dienſten beläſtigt werden, nur dem Herzoge hier und da ſeinen Rath ertheilen, und die Vaterſtadt durch ſeine Anweſenheit zieren. Er kam nicht; er ſei zu alt und gebrechlich, ſchrieb er zurück, auch müſſe er ausharren bei ſeinem letzten Werke, dem Bau der Peterskirche. So mußte ihm der Herzog ſchließlich geſtatten, in Rom zu bleiben. Als der Fürſt den Greis dann ſelbſt bei ſeiner Anweſenheit in Rom mit ſeinem Beſuche beehrte, verſagte Michelangelo ihm zwar nicht die ſchuldige Ehrerbietung; aber ſein Herz wandte ſich nimmer ab von den Ueberzeugungen ſeines Lebens, und die

Gefühle seines Innern blieben dieselben, die er in dem herrlichen, von Grimm übersetzten Gedichte niederlegte:

So Viel scheint groß und lesbar, und es blickt
Das Volk drauf hin bewundernd! Aber Einer
Steht abseits, ihm erscheint es um so kleiner,
Und gallenbitter, was sie hoch entzückt.

Und das sogar: der eitlen, unverständ'gen
Gedankenlosen Welt muß er sich fügen,
Muß reden wie sie spricht und Freude lügen,
Und lächelnd die verberg'nen Mienen bänd'gen.

Mein Glück ist nur, daß ganz verborgen sei,
Was ich beweine, und was heimlich trachtend
Des Herzens Wünsche wollen, die ich hege.

Blind ist die Welt und nur Verräthern treu;
Ich aber, Haß und Ehre gleich verachtend,
Geh' still und einsam weiter meine Wege.

Alles, was wir hier von Michelangelo erzählt haben, gehört zu demjenigen, was Grimm als die „niederen irdischen Schicksale" des Mannes bezeichnet, auf die es zum Verständnisse des Künstlers weniger ankomme, als auf das Studium seiner Werke. Ich bin, wie gesagt, nicht dieser Ansicht. Vielmehr glaube ich umgekehrt, daß Michelangelo der Künstler, daß die Werke, die er geschaffen, und die Eigenthümlichkeit derselben, ihre Größe und ihre Schwächen, erst ihr volles Licht empfangen durch die Kenntniß der Umstände, welche das Leben des Menschen bedingten, sein Wesen, seinen Charakter, seine Gemüthseigenthümlichkeit und seine Weltanschauung ausbildeten, die der Künstler dann wieder in seinen Werken ausprägte. Michelangelo hat nie das Heitere, Liebliche, in sich Befriedigte, maßvoll Schöne

dargeſtellt. Der Charakter ſeiner Werke, die Vorwürfe, die er wählte, entſprechen durchaus ſeiner Weltanſchauung, wie ſie ſich durch die Erfahrungen ſeines Lebens bildete, und dieſe Weltanſchauung war von düſterer, ja finſterer Herbheit. Das Reſultat ſeines äußern und innern Lebens war, daß ihm die Welt als „eine verrätheriſche Welt der Trübſal“ erſchien, in welcher das Schlechte und Gemeine ſiegte über das Gute und Edle. Seine ſchwermüthig düſtere Reſignation, ſein verachtendes Mitleid und ſein Zorn über die Kleinheit der Menſchen, ſein einſames, ſtahlfeſtes Aufſichſelbſtberuhen, ſein ausharrender Trotz gegenüber den Widerwärtigkeiten, die den Becher ſeines Lebens oft bis zum Rande füllten, der grübelnde Tiefſinn ſeines ſpiritualiſtiſchen Denkens — das Alles ſpiegelt ſich wieder in ſeinen Werken, in den Geſtalten die er ſchuf, in dieſen Werken voll altteſtamentaliſcher Großheit und Gewaltigkeit, ja Gewaltſamkeit. Seine Geſtalten haben nichts mit dieſer Welt zu ſchaffen, es ſind Weſen einer höheren Gattung angehörend, wie er ſelbſt ein ſolches war, Weſen, die mit einem erhabenen Stolze hinwegſchauen über die ſie umgebende Welt der Wirklichkeit. Sein Chriſtus ſogar im jüngſten Gericht iſt nicht der milde Heiland des neuen Teſtaments, ſondern ein junger, zorniger Jehova, der die ganze abtrünnige Welt erbarmungslos verdammt. Alles, was dem Künſtler als Menſchen zu bethätigen, die Umſtände und Bedingniſſe ſeines Lebens oder die tiefe Zartheit und Güte ſeines Herzens verſagten, all' den ſchmerzerfüllten Zorn und Grimm über das Schlechte und Gemeine, über die Laſter und Verbrechen ſeiner Zeit, das ſprach er aus in den Schöpfungen ſeines Meißels und in den Werken ſeines Pinſels, und wo Stein und Farbe nicht ausreichten, ergoß er es in dem Strom ſeiner geheimbewahrten Dichtungen,

die, so lange er lebte, kaum je eines Menschen Auge sah. Sein Leben war „ein Leben mit dem Tode im Herzen", wie er selbst es genannt hat.

Versuchen wir jetzt an der Hand des Biographen den äußern Lebensgang des Mannes mit wenigen Strichen zu skizziren.

V.

Michelangelo Buonarotti, geboren den 6. März 1475, stammte aus einem alten, um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Florenz eingewanderten Geschlechte, das sich rühmte, kaiserliches Blut in seinen Adern zu haben. Seine Vorfahren bekleideten Ehrenämter in der Republik von Florenz, wo früher die Buonarotti zu den angesehensten Familien gehörten. Seine Amme war die Frau eines Steinmetzen in dem Gebirgsflecken Settignano, wo der kleine Michelangelo seine erste Kindheit verlebte. Er pflegte später zu sagen, daß er die Liebe zu seinem Handwerke mit der Muttermilch eingesogen habe. Gewiß ist, daß er zu zeichnen und zu malen begann, sobald er seine Hände gebrauchen konnte, und noch im vorigen Jahrhundert zeigte man in seiner Pflegemutter Wohnung zu Settignano wie in seinem elterlichen Hause zu Florenz an den Zimmerwänden die ersten Versuche seiner kindischen Kunstbestrebungen.

Sein Vater Ludovico hatte den Knaben zum Gelehrten bestimmt. Aber Michelangelo zog es vor, die Lehrstunden des Grammatikers, Meister Francesco von Urbino, zu verabsäumen und in den Werkstätten der Maler zu zeichnen und zu malen. Da weder Ermahnungen noch Schläge bei ihm fruchteten, ließ

ſich der Vater endlich bewegen, den Knaben, der hartnäckig auf ſeinem Sinne beharrte, zu den Meiſtern Domenico und David Grillandaji (Grillandajo, florentiniſch für Ghirlandajo) in die Lehre zu geben. Drei Jahre ſollte er Lehrling und als ſolcher ſeinen Lehrherrn zu Dienſten ſein, wofür dieſe ihm einen Lohn von jährlich ſechs Goldgulden zu zahlen und denſelben jedes Jahr um zwei Goldgulden zu ſteigern verſprachen. Er kam gleich mitten in eine große Arbeit hinein, denn Domenico Grillandajo, der zu den erſten Malern der Stadt zählte, hatte ſo eben den ehrenvollen Auftrag erhalten, den Chor von Santa Maria Novella mit bibliſchen Wandbildern auszumalen. Der vierzehnjährige Lehrburſche zeigte gar bald, daß er kein gewöhnlicher Lehrling war. Eines Tages, als ſich der Meiſter aus der Kirche entfernt hatte, zeichnete er das Gerüſt mit allen Geräthſchaften und Arbeitern ſo durchaus richtig ab, daß Domenico bei dem Anblicke der Zeichnung ausrief: „Der Burſche verſteht mehr davon als ich ſelber!“ Bald aber ſchlug dieſe Bewunderung in Neid und Eiferſucht um, als der Lehrling ſich einmal erlaubte, eine Zeichnung des Meiſters ſelbſt zu korrigiren. Michelangelo verließ die Werkſtatt Ghirlandajo's noch vor Ablauf der dreijährigen Lehrzeit.

Schon vorher hatte der begabte Jüngling die Aufmerkſamkeit Lorenzo's dei Medici, des Perikles von Florenz auf ſich gezogen. Er hatte Zutritt zu dem Garten von San Marco erhalten, wo die geſammelten Kunſtwerke der Medici aufgeſtellt waren, und hatte Freundſchaft mit den Marmorarbeitern geſchloſſen, welche Lorenzo hier ausbilden ließ. Von einem derſelben verſchaffte er ſich ein Stück Marmor und die nöthigen Bildhauerwerkzeuge, und kopirte ſofort aus freier Hand eine antike Faunenmaske, der er jedoch abweichend von dem Originale einen

weitgeöffneten Mund gab, so daß man die Zahnreihen in demselben erblickt. Als Lorenzo bei einem Besuche seiner Anstalt diese Arbeit sah, lobte er sie, bemerkte jedoch: der Faun sei zu alt um noch alle Zähne beisammen zu haben. Kurze Zeit darauf bei dem nächsten Besuche des Fürsten hatte der junge Michelangelo mit so meisterhafter Geschicklichkeit eine Zahnlücke hineingemeißelt, daß Lorenzo voll Bewunderung sich entschloß, den jungen Künstler unter seine besondere Obhut zu nehmen. Er ließ zunächst Michelangelo's Vater zu sich einladen, um ihn zu bewegen, ihm den Sohn zu überlassen. Das war aber kein Leichtes. Der alte Buonarotti, der schon mit Mühe sich dazu herbeigelassen hatte, seinen Sohn in die Zunft der Maler herabsteigen zu sehen, war noch weniger gestimmt, ihn jetzt noch tiefer im Range der Handwerkskünste herabsteigen und „Steinmetz" werden zu lassen. Indessen Lorenzo setzte es durch. Er verlieh dem Vater eine kleine Zollstelle mit acht Scudi monatlicher Besoldung, welche dieser sich wünschte, und um diesen Preis durfte Michelangelo dem Antrage seines fürstlichen Gönners folgen, der ihm Wohnung in seinem Palaste anwies, ihm Speisung an seiner Tafel, nebst Kleidung und monatlich fünf Dukaten Taschengeld gab, und ihn durch seine Unterhaltung und durch den Verkehr mit den Gelehrten seiner Umgebung in der Kenntniß der alten Kunst und ihrer Werke förderte. Der siebzehnjährige „Steinmetz" an der Tafel des Fürsten von Florenz giebt ein lebendiges Bild von der Freiheit der damaligen Lebenszustände! — Aus einem Marmorblock, den ihm der gelehrte Alterthumskenner Angelo Politiano, der Freund und Hausgenosse Lorenzo's schenkte, schuf Michelangelo hier sein zweites plastisches Werk, den Kampf des Herkules mit den Centauren, wozu ihm Politiano die nöthigen antiquarischen Anweisungen gab. Es war eine Lieblingsarbeit

dium gekannt habe. So fasst er das Verhältniss des Schülers zum Meister durchaus richtig auf, wenn er ihm Vervollständigung und Ausführung vieler Theile der Doktrinen des letzteren beilegt [1]), ohne deshalb Unbekanntschaft mit denjenigen Partien zu verrathen, wo derselbe, wie z. B. in Hauptsätzen der Ethik, durch bedeutende Abweichungen Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit beurkundet. Geistvoll darf ferner die Ansicht genannt werden, nach welcher er jener Dreizahl der grössten tragischen Dichter *Aeschylos*, *Sophokles* und *Euripides* die der drei Philosophen *Platon*, *Aristoteles* und *Theophrastos* gegenüberstellt [2]), insofern ihre Werke, wie jener Dichtungen, seinen Landsleuten als Vorbilder und Muster bei Bereicherung ihrer Litteratur durch römische Bearbeitungen dienen könnten. Dass er die Werke der drei genannten Philosophen selbst besessen, häufig gelesen, ja sogar manche Schriften zu eigner Uebung übersetzt habe, wird in mehreren Stellen angedeutet [3]). Daneben finden wir bei ihm eine sehr genaue Kenntniss nicht nur des für die Gestaltung der

1) De *Finib.* I, cp. 2. §. 6.

2) *Acad. post.* I, cp. 3. §. 10. Quid enim causae est, cur poetas latinos graecis litteris eruditi legant, philosophos non legant? An quia delectat Ennius, Pacuvius, Accius, multi alii, qui non verba, sed vim graecorum expresserunt poetarum? — quanto magis philosophi delectabuntur, si, ut illi *Aeschylum*, *Sophoclem*, *Euripidem*, sic hi *Platonem* imitentur, *Aristotelem*, *Theophrastum*? — Die Zusammenstellung der drei Koryphäen der griechischen Philosophie kehrt wieder im *Brut.* cp. 31.

3) Z. B. Acad. post. I, cp. 3, §. 11. vgl. mit De Finib. I, cp. 3, §. 7.

Michelangelo's, von der er ſich niemals trennen mochte, und die er noch in hohem Alter gern betrachtete. Sie iſt noch heute im Beſitze ſeiner Familie zu Florenz; ſeine erſte Arbeit, die Faunmaske, wird in der Gallerie der Uffizien aufbewahrt.

Die Künſtlerakademie Lorenzo's ſtand unter Leitung des alten Bildhauers Bertoldo, eines Schülers von Donatello (1383—1466). Es war eine Akademie im beſten Sinne des Wortes, wo das lebendigſte Kunſttreiben jeder Richtung den freien Spielraum ließ. Grimm hat dies allſeitig freie Florentiner Künſtlerleben in der Akademie des großen Mediceers Lorenzo, in welcher „das Alterthum und die neueſte Zeit gleichmäßig geſchätzte Vorbilder waren", und wo das ſorgfältigſte Studium der Natur und des lebendigen Daſeins niemals todte Nachahmung aufkommen ließ, mit treffenden Zügen geſchildert. Nicht minder vortrefflich iſt ſeine Schilderung der Vortheile, welche dem Künſtler jener Zeit dadurch zu Theil wurden, daß er nicht als der, wenn auch noch ſo reich belohnte Diener und Unterthan eines Herrſchers arbeitete, „in deſſen Ohren Freiheit wie Aufruhr und Verrath klingt, ſondern daß er ſich voll empfinden durfte als ſelbſtbewußter Bürger eines freien Gemeinweſens, für das er mitrathen und mitthaten durfte in allen öffentlichen Dingen, und das hinwiederum an der Kunſt und ihren Werken den lebendigſten Antheil nahm."

Aber das heitere Florentiner Kunſtleben ſollte bald ein jähes Ende finden. Lorenzo der Prächtige ſtirbt. Savonarola's Revolution vertreibt den Sohn und Nachfolger Lorenzo's aus Florenz. Michelangelo ſelbſt war ſchon vorher nach Venedig und von dort nach Bologna gegangen, wo ihn aber der Handwerksneid der Kunſtgenoſſen nicht aufkommen ließ. Auch in

Florenz, wohin er nach einem Jahre zurückkehrt, kann er sich nicht halten. Einundzwanzigjährig entschließt er sich, nach Rom zu gehen, wohin eine Arbeit von ihm, ein schlafender Amor, dem er den äußern Anschein einer ausgegrabenen Antike gegeben, an einen Cardinal als solche verkauft worden war. Auch äußere Umstände zwangen ihn dazu. Er sollte und wollte Geld erwerben, um seinen Vater und seine verarmte Familie zu unterstützen, eine Aufgabe, die, wie wir sahen, bis in sein hohes Mannesalter auf ihm lasten blieb. Hier in Rom schuf er das Werk, das den ersten Grundstein zu seinem Ruhme legte, die Gruppe der Pieta im St. Peter (Grimm I., 187—193); sie war ein Zoll des Mitgefühls, das er dem Geschicke des kühnen Reformators seiner Vaterstadt darbrachte, der um dieselbe Zeit in Florenz den Märtyrertod durch das Feuer erlitt. Andere Arbeiten, die er während seines ersten römischen Aufenthaltes schuf, sind die Madonna Labouchère, ein unvollendetes Temperabild (Grimm I., 181 ff.), ein jetzt verlorener Cupido, und die Marmorstatue eines jugendlichen trunkenen Bachus (I., 183 ff.).

Im Jahre 1500 kehrte Michelangelo nach Florenz zurück. Die fünf folgenden Jahre, die er hier verlebte, stellten seinen Künstlerruhm auf feste Füße. Er malt eine heilige Familie in der Tribüne von Florenz, er meißelt seine Marmorstatue der Madonna von Brügge, und ihm wird die Ehre zu Theil, aus einem bereits übelzugerichteten Blocke, im Auftrage der Vaterstadt, die Kolossalstatue des David zu schaffen, dieses gigantische Wahrzeichen von Florenz, dessen Aufstellungstag, der 18. Mai des Jahres 1504, in Chroniken und Aufzeichnungen als eine Epoche betrachtet wird. Daneben arbeitete er noch an zahlreichen andern statuarischen Werken, las die Dichter und dichtete selbst. Das Größte aber war, daß er jetzt ausersehen wurde, mit dem

ruhmreichsten Meister Italiens, mit Leonardo da Vinci, um den Preis der Kunst zu ringen.

Es war die Zeit der höchsten Kunstblüthe von Florenz. Nicht nur der um dreiundzwanzig Jahre ältere Leonardo da Vinci, dessen Ruhm bereits durch ganz Europa erschollen war, arbeitete dort, sondern auch Filippino Lippi, Granacci, Pier di Cosimo, Lorenzo da Credi, endlich Leonardo's Jugendfreund und Mitschüler Pietro Perugino und seit dem Herbst 1504 auch der einundzwanzigjährige Rafael.

Mit dem Größten von Allen sah sich Michelangelo jetzt zu einem Wettstreit berufen, wie er in der Geschichte der Malerei jener Zeit einzig dasteht. Leonardo hatte den Auftrag erhalten den Versammlungssaal des Consiglio grande mit historischen Bildern zu schmücken. Michelangelo ward jetzt, nach Vollendung seines David, dieselbe Ehre zu Theil. Leonardo stand als Maler auf der Höhe seines Ruhms; Michelangelo hatte mit ihm verglichen noch so gut wie nichts gemalt, aber man traute ihm bereits das Höchste zu, und er zeigte, daß er der Mann war, das Höchste zu leisten. Die Cartons zu den Schlachtbildern beider Meister — (die Bilder selbst wurden nicht ausgeführt) — waren kaum ausgestellt, als die Künstler aus ganz Italien nach Florenz zusammenströmten, dieselben zu sehen, zu bewundern, zu studiren. Es datirte eine neue Aera von diesen Werken, und Benvenuto Cellini trägt kein Bedenken, den Entwurf Michelangelo's über alle späteren Werke des Meisters zu setzen. Gewiß ist, daß Michelangelo mit dieser Arbeit sich seinem Nebenbuhler ebenbürtig an die Seite setzte, so daß er demselben in gewisser Beziehung sogar auf demselben Felde, auf welchem Leonardo bisher unbestritten der Erste gewesen war, in der kühnen und genialen Darstellung

des Nackten, der Verkürzungen und ſchwierigen Körperwendungen, übertraf*).

Das Jahr 1505 bildet einen Wendepunkt in Michelangelo's Leben. Papſt Julius II. berief den Künſtler nach Rom, in ſeinen Dienſt. Gleich der erſte Auftrag, den er ihm ertheilte, war ein würdiger: er ſollte dem Papſte noch bei Lebzeiten ein Grabmonument errichten. Groß und gewaltig wie der Mann ſelbſt und ſeine Pläne, entwarf Michelangelo den Plan zu dieſem Monumente. So koloſſal war der Entwurf, den er dem Papſte vorlegte, daß der Beſchluß gefaßt ward, die ganze alte Baſilika von Sanct Peter niederzureißen und einen neuen Tempel an ihre Stelle zu ſetzen, der das koloſſale Monument aufnehmen ſollte. In drei Stockwerken übereinandergethürmt zu einer Höhe von mehr als dreißig Fuß, mit mehr als fünfzig Statuen mit reichen Bronzearbeiten und feinſter ornamentaler Verzierung geſchmückt, ſollte es das koloſſalſte und reichſte Grabmonument der Welt werden, würdig des gigantiſchen Domes, der es umſchließen und des Herrſchers, deſſen Gedächtniß daſſelbe feiern ſollte.

Michelangelo ging raſch ans Werk. Er war der Mann dazu, das Unglaubliche zu leiſten. Das Koloſſale eines Unternehmens, zu dem ein langes Menſchenleben kaum ausreichen zu können ſchien, ſchreckte ihn nicht ab. Er getraute ſich es zu Stande zu bringen, wenn man ihn gewähren ließe und ihm Zeit und Mittel bewilligte, wie man ihm verſprochen hatte. Aber eben dies geſchah nicht, und dadurch ward dies Unternehmen die Qual ſeines Lebens. Schon während der acht Jahre,

*) Vgl. die treffliche Beſchreibung beider Cartons bei Goethe im Anfange zur Biographie Cellini's (Werke Th. 35 S. 306 – 315 der Ausg. v. 1830) und Grimm I., S. 261 ff. u. S. 290 – 293.

die Papst Julius noch lebte, ward Michelangelo durch zahlreiche andere Aufträge und Hindernisse in seiner Arbeit unterbrochen und gehemmt. Anfangs ertrug er das nicht. Als der Papst ihm mehrmals Audienz versagte, stieg er zu Pferde und eilte spornstreichs nach Florenz zurück. Der Papst, ihm gleich an Heftigkeit des Charakters, forderte wiederholt von der Republik Florenz, daß sie den Künstler zur Rückkehr bewege. Michelangelo, der seine Ehre zu schwer gekränkt empfand, und die gewaltsame und tyrannische Natur des Papstes kannte und fürchtete, weigerte sich hartnäckig; er dachte sogar daran nach Constantinopel zum Sultan zu gehen, der ihm glänzende Anträge hatte machen lassen. Endlich mußte er doch nachgeben und nach Bologna gehen, den Papst um Verzeihung zu bitten. Hier schuf er auf Befehl des Papstes dessen kolossale Erzstatue, die aber schon vier Jahre später (1511) wieder zerstört ward, als Bologna und die Bentivogli sich vom Papste wieder losrissen (Grimm I, 296, 298, 302, 381). Nach Rom zurückgekehrt, befahl ihm der Papst, die sixtinische Capelle zu malen. Diese Arbeit, bei der ihn der ungeduldige Greis auf das Aeußerste zur Eile trieb, so daß der Künstler in der That seinem Werke die letzte Hand zu geben, verhindert ward, verschlang die Zeit der nächsten Jahre. Darüber starb der Papst (1513). Jetzt konnte Michelangelo wieder an die Arbeit für das Grabmonument gehen. Ein neuer Contract mit den Erben des Papstes setzte eine andere beschränktere Form fest. Aber auch in dieser sollte das Werk nicht zu Stande kommen. Wie es jetzt in der Kirche von St. Pietro in Vinkula an der Wand vor uns steht, zeigt es von dem gigantischen Viereckbau des ursprünglichen Plans, nach welchem es von allen Seiten freistehend in der Tribüne der neuen Peterskirche seinen

Platz finden sollte, Nichts als eine einzige der beiden schmäleren Façaden, mit dem gigantischen sitzenden Moses, dem gewaltigsten Werke das die neuere Plastik geschaffen hat*), ein kolossales ex ungue des gigantischen Urplanes, mit dem sich der Riesengeist des Künstlers getragen. Und auch dieses ist nur zu Stande gekommen unter den Schmerzen und Leiden eines ganzen Lebens. Die Geschichte dieser „Tragödie" des Grabdenkmals, wie Michelangelo's Schüler und Biograph Condivi sie nennt, welche vierzig volle Jahre spielte, mag man bei Grimm (I. S. 407 ff. II. 30, 229, 241, 395) und im Zusammenhange bei Guhl in den Künstlerbriefen (I. S. 203 bis 207) nachlesen. Für den Eingeweihten steht sie in dem Moses geschrieben, in welchen der Künstler all das zornige Leid seiner stolzen Seele hineingemeißelt hat.

VI.

Die Thronbesteigung Giovanni's dei Medici, als Papst Leo X., führte Michelangelo nach Florenz, wo ihm der neue Papst den Auftrag gab, die Façade von San Lorenzo zu bauen. Auch dieses Werk blieb unvollendet, da dem Papste die Geldmittel ausgingen. Diese ganze Zeit von Leo's Regierung (1513 bis 1520) war überhaupt keine glückliche für Michelangelo. Die Launen und Unbeständigkeit des Papstes verbitterten ihm die aufgetragene Unternehmung (Gr. I. 441 ff.). Ein Grabdenkmal seines Lieblingsdichters Dante zu Stande zu bringen, mißlang ihm aus Mangel an Geldmitteln in der Kasse des verschwenderischen

*) S. Ein Jahr in Italien II., S. 393 – 396.

Papſtes. Erſt das Todesjahr Leo's brachte ihm den Auftrag zu einem größeren Werke, das wenigſtens theilweiſe zu Stande kam: Die Errichtung der neuen Sacriſtei von S. Lorenzo und die Grabdenkmäler der beiden Verwandten des Papſtes, Lorenzo und Giuliano von Medici. Im März 1520 begann er die Arbeit. Sie dauerte vierzehn Jahre, und ihr Reſultat iſt eins der großartigſten Monumente der neueren Kunſt. Die Beſchreibung der Statuen und der zu ihnen gehörigen vier koloſſalen Geſtalten „Morgen", „Abend", „Tag" und „Nacht", welche zu Füßen der beiden Porträtſtatuen auf den Steinſärgen liegen, iſt eine der ſchönſten Partien in Grimms an ähnlichen Schilderungen ſo reichem Buche (II., S. 61 bis 66, vgl. II., S. 201 bis 203). Michelangelo vollendete dieſe herrlichen Geſtalten nach dem oben geſchilderten Todeskampfe der Republik Florenz, an dem er ſo heldenmüthig Theil genommen. Dann wandte er der Vaterſtadt den Rücken für immer. Er ging nach Rom, um endlich das Grabdenkmal Giulio's II. zu vollenden. Aber er durfte es auch jetzt noch nicht. Der neue Papſt Paul III. zwang ihn zu einer neuen Arbeit. So malte er ſein „jüngſtes Gericht" in der Sixtiniſchen Capelle, die er dreißig Jahre zuvor mit ſeinen Propheten und Sibyllen und den Geſchichten der Geneſis geſchmückt hatte, ein Werk voll Dante'ſchen Geiſtes, groß, gewaltig, erhaben, wie kein anderes vor und nach ihm (Grimm II. 274—285). Fünfundſechzig Jahr war er alt, als er es beendete, und Manchem mochte ſcheinen, ſeine Laufbahn ſei geſchloſſen mit dieſem Werke. Statt deſſen ſollte ſie jetzt erſt gleichſam aufs Neue beginnen. Zwei Werke, ohne die wir jetzt Rom nicht denken können: die Peterskirche und das Capitol, ſollten ihm die Geſtalt verdanken, in der ſie heute die Wahrzeichen der Siebenhügelſtadt bilden; dazu der größte Palaſt Roms,

der gigantische Bau des Palazzo Farnese (Grimm II., 439, 449). Was er neben diesen Werken noch an Bildern und Skulpturen arbeitete, die Gemälde in der Capella Paolina, und anderes Geringere, kommt minder in Betracht.

So war er neunzig Jahre alt geworden, bis zuletzt in rüstiger Kraft wirkend, als habe das Alter keine Macht über ihn. Eilf Päpste waren seitdem vom Throne in die Gruft gestiegen. Alle die großen Meister, mit denen er in den Tagen seiner Jugend gerungen, alle Freunde und Genossen seines Daseins waren vor ihm dahingegangen, unter ihnen auch die letzte Blüthe seines Lebens, seine hochverehrte Freundin Vittoria Colonna. Einsam stand er da, der letzte einer dahingegangenen Zeit, in einer Welt und einem Menschengeschlechte, die ihn kaum noch verstanden, auch wenn sie ihn „den Großen" nannten, wie er allein geheißen wird unter allen Künstlern seines Volks. Er hatte persönlich Schweres getragen und geduldet; schwereres Leid aber hatte ihm das Allgemeine bereitet. Er hatte als Mann die Freiheit seiner Vaterstadt sterben sehen; er erlebte als Greis den Untergang der geistigen Freiheit in Italien, mit der sein Herz innig verbunden war. Er mußte die Reaction des Jesuitenthums und der Inquisition triumphiren sehen über die edelsten Bestrebungen der besten seiner Zeitgenossen für eine Reform der Kirche und Religion. Sein ganzes Leben schien ihm vor Ende seiner Tage ein verfehltes. Seine Kunst selbst bot ihm keine Befriedigung mehr, und alles irdische Wirken und Streben erschien ihm als ein eitles Spiel, als favole del mondo, die ihn, wie er in einem seiner letzten Gedichte klagt, „die Zeit genommen hätten, den Geist in Gott zu versenken":

Le favole del mondo m'hanno tolto
Il tempo dato a contemplar Iddio.

Denn ſo frei ſein Geiſt auch war von dem gewöhnlichen Kirchenthume ſeiner Zeit — zur vollen Freiheit hindurchzudringen, die das Unendliche im Endlichen ſieht, war dem großen Romanen verſagt.

Michelangelo ſtarb zu Rom, den 18. Februar 1564.

Sein Leichnam ward nach Florenz gebracht. Es war ſein Wunſch geweſen, ſeine Gebeine wenigſtens in der geliebten Heimatherde zu betten. In der Kirche Santa Croce liegt er begraben.

Wer dieſe raſche Skizze eines gewaltigen Künſtlerlebens ſich würdig ausfüllen will, der leſe das Buch Hermann Grimm's, das uns zu dieſen Zeilen veranlaßte. Es iſt ein Buch von ſeltenen Eigenſchaften, voll Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand und voll ſinnigen Verſtändniſſes für die Größe des Mannes und für die Erhabenheit ſeiner Werke, welche doch, ſo gewaltig ſie auch ſind, dennoch von dem Ganzen ſeiner Erſcheinung noch überragt werden. Es iſt ein Buch, aus dem der Leſer zugleich mit der Belehrung wahrhaft innere Erhebung ſchöpfen kann. Seine Mängel in der Compoſition, die hier und da etwas geſuchte Eigenart der Sprache und des Stils, die zu große Ausführlichkeit in Nebendingen, die Ueberfülle an Reflexionen und Gedanken — das Alles muß zurücktreten vor den poſitiven Eigenſchaften einer Arbeit, welche in der Geſchichtsſchreibung der Kunſt Italiens eine weſentliche Lücke ausfüllt, und die als nicht unwürdig des Genius bezeichnet werden darf, den zu feiern und deſſen Größe uns vor die Augen zu führen ſie unternommen ward. Unter den zahlreichen durch die Studien des Verfaſſers gewonnenen Reſultaten hebe ich zum Schluſſe nur eins hervor, weil es mir eins der erfreulichſten geweſen iſt. Es iſt die Thatſache, daß alles, was man von der Feindſchaft

und den Intriguen zwischen Michelangelo und seinen großen Zeitgenossen Lionardo und Rafael bisher so gern erzählte, eine Fabel ist, und daß namentlich Michelangelo und Rafael sich niemals feindlich in den Weg getreten sind, sondern voll edler gegenseitiger Achtung mit einander verkehrt haben. Sie waren „Beide zu reich begabt mit eigenem Besitzthum, um auch die Reichsten neben sich nicht beneiden zu dürfen". Den Reichthum ihrer Begabung aber uns zu erschließen, sind wenige Bücher so geeignet, wie dieses Grimm'sche Buch über Michelangelo und die Zeit, welche den großen Florentiner den ihrigen nannte.

Peripatetischen Schule keineswegs unwichtigen Verhältnisses von Rivalität zwischen *Aristoteles* und *Isokrates* und der dadurch für die erstere begründeten dialektisch-rhetorischen Richtung [1]), sondern auch des Verhältnisses zu Platon, so wie anderer Schulen zu dem Systeme der ältern Peripatetiker. Hier theilt er mit einer Vorliebe, wie sie nur eigen gewonnene Ueberzeugung zu geben vermag, die Ansicht von der Uebereinstimmung der ältern Akademiker Xenokrates und Polemon mit ihren Zeitgenossen im Lykeion, wie solche Antiochus, und schon weit früher Karneades geltend gemacht hatten [2]). Von ganz besonderem Interesse aber sind für uns nicht nur häufig eingestreute allgemeine Bemerkungen über Art und Geist der beiden Peripatetiker [3]), sondern auch vorzüglich über die Eigenthümlichkeit ihres Stils, weil eben diese mehr als alles übrige auf vertraute Bekanntschaft mit den Werken beider schliessen lassen. Wie mögen sich so manche Kenner und Bewunderer ihres Cicero, denen Aristoteles hinsichtlich seines Stils nicht selten nur als Repräsentant aller

1) Vgl. Aristotelia Th. I. S. 63. Th. II, S. 146 und S. 283 – 288. *L. Spengel* Artium script. etc. p. 75. p. 96. p. 151. *Manso* vermischte Schr. S. 52 ff. Der Wunderlichkeit halber sei hier der Ansicht des gelehrten *Jonsius* gedacht, der die ganze Geschichte auf einen Rhetor *Aristoteles von Sicilien* bezieht s. histor. peripat. §. 1. p. 404, Elzwich.

2) Die nöthigen Beweisstellen sind gesammelt in Aristotelia Th. II, S. 146 ff. N. 2.

3) Ueber Aristoteles und Cicero's Verehrung für ihn sind Hauptstellen Academ. I, cp. 4, §. 15. II, cp. 45. S. 132. de Divinat. I, 25. Tuscul. I, cp. 4. §. 7. cp. 10. §. 22. V, cp. 5, §. 7. de Orat. III, 19, 71.

Winckelmann.

1868.

Carl Justi's Biographie Winckelmann's*).

Herr Professor Carl Justi in Marburg hat es unternommen, der deutschen Nation das Ehrenbildniß des Mannes aufzurichten, dessen Erscheinung, wie er es treffend ausdrückt, „gleichsam an der Pforte steht, die aus der Verknöcherung und Geschmacklosigkeit der vorhergegangenen Zeiten hinüberführt in den unserer Erinnerung so theuren Bezirk, wo die Leitung der geistigen Bewegung an Deutschland kam“; des Mannes, der seiner Nation das Reich des Schönen und der bildenden Kunst erschloß, der ihr zuerst den Geist und das Verständniß des Alterthums öffnete in einem Werke, das, völlig neu durch seinen Grundgedanken geschichtlicher Entwickelung der Kunst, zugleich als das erste klassische deutsche Sprachdenkmal des achtzehnten Jahrhunderts dasteht.

Gerade ein Jahrhundert ist verflossen seit dem Tode Winckelmanns, den der Mordstahl eines italienischen Raubgesellen in der Fülle seiner Kraft, kaum funfzig Jahre alt, seiner Nation und

*) Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Von Carl Justi. Erster Band: Winckelmann in Deutschland. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach gedruckten und handschriftlichen Quellen dargestellt von Carl Justi (Leipzig bei F. C. W. Vogel, 1866).

der Welt entriß, und von dem ein Leſſing ſagte: daß er ihm mit Vergnügen ein paar Jahre ſeines eigenen Lebens geſchenkt hätte. Die Betrachtung, welche Winckelmann's Biograph an dieſe Aeußerung knüpfen zu müſſen gemeint hat, iſt freilich etwas wunderlicher und befremdender Art. „Wenn Leſſing" — ruft Juſti in ſeiner Vorrede aus — „einige ſeiner koſtbaren Lebensjahre in unſinnigürlichem Sinne Winckelmann opfern wollte, ſollte unſer einer ſich Gedanken darüber machen, daß er nur an die Beſchreibung ſeines Lebens einige Jahre verloren hat — ſelbſt wenn es der Theil dieſes Lebens wäre, welchen der Held ſelbſt beinahe als verlorene Zeit zu betrachten geneigt war? Ein Opfer, ein Verluſt iſt ſolche Arbeit freilich immer, man mag nun auf das wiſſenſchaftliche Fortſchreiten oder auf die Berufsthätigkeit ſehen; von andern, auch nicht geringen, Opfern zu ſchweigen."

Ein Opfer? Wir haben bisher geglaubt, daß „eine ſolche Arbeit", daß das Ausfüllen einer Lücke in dem biographiſchen Pantheon unſerer geiſtigen Nationalheroen für denjenigen, der ſich eine ſolche Aufgabe erwählt weil er ſich zu ihr die Fähigkeit und Kraft zutraut, eher alles andere ſei, als ein Opfer; und daß das liebevolle Sichverſenken in den Lebensgang und die Wirkſamkeit eines großen Menſchen, das ſorgſame Aufſuchen und Verfolgen aller Spuren ſeines Werdens und Strebens einem ſolchen die reinſte Befriedigung, die werthvollſte eigne geiſtige und ſittliche Förderung gewähre! In der That, ich geſtehe, daß mir kein zweites Beiſpiel bekannt iſt, bei welchem der Verfaſſer einer ſolchen Arbeit — zu deren Uebernahme ihn doch kein Menſch gezwungen haben kann — ſich mit einem ähnlichen Geſtändniſſe ein ſolches Unrecht gethan hat, wie hier Herr Juſti mit der ſeltſamen Klage, daß ſeine Biographie

Winckelmann's sein eignes „wissenschaftliches Fortsch.eiten" beeinträchtigt, seine „Berufsthätigkeit" verkürzt, und ihm außerdem noch „andere, nicht geringe Opfer" gekostet habe. Die letzteren, mit denen doch nur Geld- und Zeitopfer durch Briefe, Reisen u. s. w. gemeint sein können, mag man gelten lassen, und es bedauern, wenn die deutschen Verhältnisse seinem Verleger nicht gestattet haben, den Schriftsteller für solche Opfer zu entschädigen. Aber mit der Erwähnung der ersteren erweckt der Autor ein Vorurtheil gegen sich selbst, gegen das wir unsererseits ihn in Schutz nehmen zu müssen glauben. Zwar waren und sind wir in Deutschland es seit lange gewohnt, auf dem Gebiete nationaler Politik bei unseren Fürsten diese Opfertheorie als geläufige Redensart zu finden, wenn es sich darum handelte, dasjenige zu thun, was zur Erreichung eines großen Zieles nothwendig war, oder dasjenige aufzugeben, dessen Festhaltung die Erreichung jenes höheren Zweckes unmöglich machte; aber auf dem litterarischen Gebiete war diese Theorie bisher unbekannt. Oder sollte doch eine Art von geheimem Zusammenhang zwischen den beiden Gebieten bei unserm Autor stattfinden? Fast möchte man es glauben, wenn man die Worte liest, mit welchen er in ebenderselben Vorrede dem Schmerze seines treuen Hessenherzens über den Verlust des angestammten Herrscherhauses Luft zu machen die erste sich darbietende Gelegenheit ergreift.

„In diesen Monaten", so ruft Justi aus, „ist uns Hessen unser altes Haus über den Kopf zusammengebrochen; und wenn wir dieses Haus sonst laut und oftmals eng, modrig, baufällig gescholten haben: jetzt, wo wir uns in das neue, geräumige, zweckmäßig eingerichtete eingewöhnen sollen: brauchen wir uns zu schämen, die Schwachheit einzugestehen, daß wir zuweilen

mit elegiſchen Regungen an jenen gothiſchen Stammſitz zurückdenken?“ — Nun, jede ehrliche Frage verdient eine ehrliche Antwort, und ſo antworten wir denn dem Herrn Juſti auf ſeine Frage mit einem lauten und vernehmlichen: Ja, Ihr ſolltet Euch ſchämen, daß Ihr elegiſchen Regungen nachhängt über den Verluſt und das Opfer der kurheſſiſchen Souveränetät und Selbſtändigkeit, über den endlichen Abbruch Eures alten „engen, modrigen, baufälligen“ Hauſes und über den Verluſt Eurer angeſtammten ſeelenverkäuferiſchen Fürſten, von deren Einem Friedrich der Große vor faſt hundert Jahren an Voltaire ſchrieb, daß er Eure Verräter verkaufe, comme on vend du bétail pour le faire égorger, und daß la passion d'un interêt sordide est l'unique cause de cette indigne demarche!

„Wo bin ich hingerathen? Was haben unſere heſſiſchen hiſtoriſchen Gefühle zu ſchaffen mit den ſpätgeborenen Hellenen!“ alſo ſchließt der Biograph Winckelmann's ſeine heſſenhiſtoriſche Gefühlsergießung über den Zuſammenbruch des alten heſſiſchen Hauſes.

Juſti iſt kein Freund Preußens, weder des alten noch des neuen. In ſeiner Skizze des Halleſchen Kanzlers Ludwig, mit dem der Student Winckelmann als Ordner ſeiner Bibliothek in eine vorübergehende Verbindung trat, hebt er es hervor, daß derſelbe, weil er in Schriften und Vorleſungen die Anſprüche Preußens auf die Schleſiſchen Herzogthümer erörtert und beim Tode Carl's VI. ſeine Darlegung derſelben dem preußiſchen Könige ſelbſt überſandt hatte, „damals vom Volke, das ihn als alleinigen Urheber des Krieges betrachtete, gehaßt und geſchmäht worden ſei.“ „Denn in Preußen ſelbſt“ — fügt er hinzu — „verehrte man die bedrängte Königin von Ungarn

mit Enthusiasmus; und noch nach der theilweisen Eroberung von Schlesien pflegte man in öffentlichen Gesellschaften und bei feierlichen Gelegenheiten ihre Gesundheit auszubringen." Wir wollen nicht fragen, auf welche Beweise Justi seine solche Behauptung stützen mag; denn selbst wenn er im Stande wäre, dergleichen aufzubringen, so hätten wir Jetztlebende uns eben nur zu freuen, daß es seitdem in Preußen anders geworden ist, und daß sich hundertzwanzig Jahre später trotz allen gerechten Widerwillens gegen den Krieg überhaupt und insbesondere gegen einen Krieg Deutscher mit Deutschen — ein Widerwille, der sicherlich nirgend stärker als gerade in Preußen sich kundgegeben hat — doch im Jahre 1866 sich im Staate und Volke Friedrichs des Großen schwerlich ein Preuße gefunden hat, der für das „bedrängte" Oesterreich „Enthusiasmus" gehegt, oder nach den blutigen Schlachten in Böhmen die Gesundheit Franz Josephs ausgebracht hätte. Mag man dem Verfasser immerhin seine „elegischen Regungen" beim Rückblick auf sein altes, „enges, modriges, baufälliges Haus" gönnen, das ihm und seinen Landesgenossen endlich mit Naturnothwendigkeit „über dem Kopfe zusammengebrochen ist"; aber auch uns soll er es nicht verargen, wenn wir uns freuen, daß endlich mit dem Baue des langersehnten neuen, das ganze Deutschland zu umfassen bestimmten Hauses ein bereits jetzt allen Nationen Europa's Respect und manchem ihrer zeitigen Beherrscher auch gewisse andere Gefühle einflößender Anfang gemacht und die Frage des Arndt'schen Liedes aus dem Gebiete der Lyrik und der Festtoaste in das Reich der That und der Thatsächlichkeit befördert worden ist.

Es ist bekannt, daß auch Winckelmann, obschon ein geborner Altpreuße, eben kein preußischer Patriot gewesen ist. Wie hätte

er es auch sein sollen? Er hatte in seinem Vaterlande, das er mit einunddreißig Jahren verließ, nichts als Noth und Elend erfahren. In Sachsen hatte er zum ersten Male in seinem Leben von diesem Drucke aufgeathmet, es war ihm zum Vaterlande geworden. Dazu war er ein Kind des Friedens, und das den Wissenschaften und Künsten damals noch ungünstige „Sparta" — wie er Preußen zu nennen liebte — und dessen kriegerischer König waren durchaus nicht nach seinem Sinne. Aller Krieg war ihm ein Greuel, und kein Ausdruck schien ihm stark genug, seinen Abscheu davor auszudrücken. Der Beginn des siebenjährigen Heldenkampfes, den der große Begründer des Preußenstaates „gegen eine Welt in Waffen" zu bestehen hatte, traf ihn überdies nicht mehr in Deutschland, sondern in seinem geliebten friedlichen Rom, und die Nachrichten, welche über denselben dorthin zu ihm drangen, kamen alle aus Sachsen! Was Wunder, wenn er an Usteri zu Anfange des Jahres 1763 schrieb: „Es schaudert mich die Haut vom Wirbel bis zur Zehe, wenn ich an den preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker gedenke, welcher das von der Natur selbst vermaledeite und mit libyschem Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschen machen und mit ewigem Fluche belegen wird. Meglio farsi Turco circonciso che Prussiano (Besser Türke werden als Preuße)!"

Justi hat diese von früheren Herausgebern unterdrückte Briefstelle wieder ans Tageslicht befördert und begleitet dieselbe mit einer Anmerkung, welche für seine eigene Auffassung karakteristisch ist. „Wie wenig die Worte Winckelmann's", sagt er, „leere Redementaden waren, geht daraus hervor, daß sich ganz Andere eben so ausdrückten." Und nun folgt ein Citat aus einem 1750 geschriebenen Briefe des englischen Geschäfts-

trägers in Berlin, in welchem von Preußen und ſeinem Könige, mit Anſpielung auf Shakſpeare's „Hamlet", geſagt wird: ganz Preußen ſei im wörtlichſten Sinne „ein Gefängniß"; der König „ſieht es mit Haß (he hates), daß itzend einer ſeiner Unterthanen wohlhabend oder behaglich (easy) ſein ſolle, und wenn er noch einige Jahre länger lebt, ſo wird er ſeinen edelmüthigen Zweck erreicht haben. Viele Menſchen entleiben ſich hier (in Berlin) ſelbſt aus reiner Verzweiflung, aber man trifft alle möglichen Vorſichtsmaßregeln, damit ſolche Selbſtmorde geheim bleiben!"

„Was ſoll man nun hierzu — (nämlich zu Winckelmann's Schmähungen Preußens und ſeines großen Königs) — ſagen?" ruft Juſti aus. „Wer wird es loben," fährt er fort, „wenn ein Sohn ſeine Mutter ſchmäht, und wenn es auch eine harte Stiefmutter geweſen wäre? Wer wird dagegen dem Haß der Willkürherrſchaft nicht ſeinen Beifall ſchenken? Jedermann weiß, daß man damals für Preußen, im Allgemeinen angeſehen, nichts Beſſeres wünſchen konnte, als den Despotismus Friedrichs, von dem Niemand beſſer wußte, als Winckelmann, daß er der größte Mann des Jahrhunderts war, und gegen den er früher (1752) ſogar, mit ſo vielen Andern, die Schwachheit hatte, „mit anbetungsvoller Verehrung erfüllt zu ſein". Aber wir lieben die, welche den Despotismus unter jeder Geſtalt haſſen, auch den nothwendigen, auch den heilſamen und aufgeklärten Despotismus."

Was ſoll man nun hierzu ſagen? ſo fragen auch wir — nicht in Beziehung auf Winckelmann, ſondern in Bezug auf ſeinen Biographen, der auch hier ſeinem Humanitätsgefühle ein ſo beredtes, aber ſeinem hiſtoriſchen Verſtändniſſe der Entwicklung menſchlicher Dinge ein ſo überaus ſchwaches Zeugniß

ausſtellt? Ich denke, hier läßt ſich eben nichts ſagen als das alte Wort: „Gute Leute, aber ſchlechte Muſikanten!“

Und hiermit verlaſſen wir dies unerquickliche politiſche Thema, — zu welchem uns leider der Verfaſſer der Biographie Winckelmann's ſehr gegen unſern Wunſch faſt mit Gewalt geführt hat, um uns mit dem Buche und dem Manne von dem es handelt, zu beſchäftigen.

I.

Der erſte Band des Juſti'ſchen Buchs führt das Leben Winckelmann's bis an die Schwelle ſeines Abſchieds von Deutſchland, das er nicht wiederſehen ſollte; alſo bis zu dem Zeitpunkte, von welchem ab das eigentliche Leben und die Bedeutung des Mannes für die Welt erſt beginnen.

Die äußerlichen biographiſchen Nachrichten, welche wir über dieſen erſten Lebensabſchnitt beſitzen, ſind ſo außerordentlich ſpärlich, daß ſie ſich bequem auf zwei bis drei Druckbogen bringen laſſen. Wenn trotzdem dieſe erſten achtunddreißig Lebensjahre dem Verfaſſer zu einem Buche Veranlaſſung gegeben haben, welches über ein halbes tauſend Seiten größten Octavformates umfaßt, ſo müſſen wir uns daran erinnern, daß dieſer Band, neben dem Titel „Winckelmann in Deutſchland“, noch einen zweiten: „Skizzen zur Kunſt- und Gelehrtengeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts“ führt. In dieſen Skizzen hat der Verfaſſer ſeine gründlichen und umfaſſenden Vorſtudien zu ſeiner eigentlichen Arbeit verwerthet: zu großem Gewinn und Vortheil für unſere Erkenntniß der ſocialen, literariſchen und wiſſen-

möglichen Härte, Neuheit, Unschönheit und Incorrectheit aller Art, wenn auch nur durch Tradition, bekannt ist [1]), — wie mögen sich diese nur die Bewunderung erklären, mit welcher Cicero, dessen Urtheil in diesen Dingen wohl keiner in Zweifel ziehen wird, über die Sprache des Aristoteles an so vielen Stellen sich vernehmen lässt? Eine derselben, wo er den Stil der drei Koryphäen hellenischer Philosophie mit drei Worten charakterisirt, verdient mit seinen eignen Worten hier angeführt zu werden. Quis enim (sagt er im Brutus) *Platone uberior*. Jovem ajunt philosophi, si graece loquatur, sic loqui; quis Aristotele *nervosior*, Theophrasto *dulcior* [2])? Es ist gewiss der kläglichste Nothbehelf diese „eindringliche Gewalt" diesen „goldnen Strom der Aristotelischen Rede," sowie die anderen Prädikate des Lobes, deren sich Cicero bedient [3]), allein etwa auf verlorne exoterische Schriften beziehen zu wollen, nicht minder thöricht,

---

1) Eine ganz eigne Schilderung des Aristot. Stils giebt H. Ritter Gesch. d. Philos. 2. Aufl. des dritten Bandes. — Dagegen kenne ich nur einen Neueren, der sich ganz in Uebereinstimmung mit dem römischen Kunstrichter über den Stil des Aristoteles verlauten lässt: „Als Schriftsteller hat Aristoteles den Charakter der *Elegans*, der in seinem Zeitalter zu herrschen anfing." — „In der *strengen Angemessenheit* bei der vollkommnen *Klarheit* der wissenschaftlichen Schreibart hat Aristoteles den Vorzug vor Buffon, dessen Ehrgeiz es war mit den Griechen zu wetteifern." So *Friedrich Schlegel* Geschichte der alten und neuern Literatur Th. I, S. 78, u. Th. II, S. 210.

2) Brut. ep. 31. S. 121.

3) Sie sind gesammelt *Aristotelia* Th. II, S. 146.

ſchaftlichen, der Schul-, Univerſitäts- und Kunſtzuſtände Deutſchlands, in und unter denen Winckelmann die erſten ſieben bis achtunddreißig Jahre ſeiner deutſchen Exiſtenz verlebte, oder vielmehr vertrauerte, aber auch zu einem gewiſſen Nachtheile der eigentlich biographiſchen Darſtellung und ihrer überſichtlichen künſtleriſchen Form und Geſtaltung. Dieſer Band iſt eine Fundgrube des werthvollſten Materials, ein Beweis außerordentlicher Beleſenheit, einer bis in das kleinſte Detail liebevoll eingehenden Einzelforſchung, großen Scharfſinns und feinen Kunſturtheils; aber als Biographie betrachtet, welche die Aufgabe hatte, den Mann, ein Jahrhundert nach ſeinem Tode, dem Geſichtskreiſe ſeiner Nation wieder nahe zu bringen, ſeine Geſtalt, ſcharf umriſſen in überſichtlicher Klarheit vor uns hinzuſtellen, — dazu war und iſt dieſe Behandlungsweiſe ſchwerlich geeignet zu nennen. Juſti macht einmal die Bemerkung: „ein Schriftſteller laſſe nicht gern etwas verloren geben“ (S. 442), und er ſelbſt hat dieſe Bemerkung in einigen Partien ſeines Buches in einem bedenklichen Umfange bewahrheitet. Der warnende Zuruf, den Voltaire an den Schriftſteller richtet: Malheur à qui dit tout ce qu'il peut dire! und den Juſti ſelbſt in Bezug auf zwei Erſtlingsſchriften Winckelmann's anführt, hätte wohl verdient auch von ihm ſelber beachtet zu werden. Nicht einmal die chronologiſchen Beſtimmungen treten immer klar hervor in dieſer weitſchichtigen Darſtellung, bei der das mit wahrem Bienenfleiße zuſammengetragene Material ſeiner Vorſtudien dem Darſteller zuweilen ein wenig über den Kopf gewachſen iſt. Und wenn es, nach des Verfaſſers eigner Bemerkung, Kennzeichen des griechiſchen Weſens iſt, weder den Inhalt ohne die Form, noch die Form ohne den Inhalt ertragen zu können, während das erſtere die Art und der Fehler

der germaniſchen Völker, das letztere das Gebrechen der neueren Italiener ſei, ſo kann man ihm ſelbſt den Vorwurf nicht ganz erſparen, mit dieſem ſeinem Buche eine ſchlagende Probe germaniſchen Weſens geliefert zu haben. — Trotz alledem aber iſt uns mit dieſem Buche zum erſten Male eine erſchöpfende Vorgeſchichte des Mannes gegeben worden, wir wir ſie bisher nicht nur nicht beſeſſen, ſondern kaum für möglich gehalten haben. Und dies iſt geleiſtet durch die gewiſſenhafte Ausbeutung der einzigen bisher noch völlig unbenutzten Quellen, wie ſie in Winckelmann's hinterlaſſenen Collectaneen vorliegen, eine Ausbeutung, die jedoch wiederum nur für einen Mann von dem umfaſſenden Wiſſen und der ſtaunenswerthen Beleſenheit des Verfaſſers mit Erfolg möglich geweſen iſt.

Winckelmann, geboren am 9. December 1717 zu Stendal in der Altmark, war das Kind der Armuth in ihrer härteſten Geſtalt. Sein Vater war ein armer Schuhflicker in dem tiefherabgekommenen noch von den Kriegszeiten her halb wüſtliegenden Städtchen. Eine ſtrohgedeckte Hütte, deren einziger Raum als Schuſterwerkſtatt, Wohnſtube und Schlafkammer zugleich für die Familie diente, und in welche das Licht durch ein paar trübe in Blei gefaßte Rundſcheiben fiel, war das Vaterhaus, in welchem der künftige Wiedererwecker des Alterthums und ſeiner Kunſt und Schönheitsherrlichkeit heranwuchs. Das geiſtige Licht von Stendal war die „lateiniſche Schule der Stadt", und es giebt uns einen Begriff von der Armſeligkeit der damaligen Lebenszuſtände, wenn wir leſen, daß die Lehrer dieſer Schule oft in Häuſern wohnten, die ihnen gelegentlich über den Kopf zuſammenbrachen, daß ein Tiſch, zwei Bänke und ein alter Schrank nebſt Ofen das alleinige Mobiliar dieſer Amtswohnungen bildeten, in welchen den Inhabern der Raum

noch dazu von Ratten und Fledermäuſen ſtreitig gemacht wurde. Die Schule ſelbſt befand ſich in den Mauern eines alten Kloſters und beſaß nur einen Ofen, weshalb bei ſtrenger Winterzeit die Lectionen wochenlang ausgeſetzt werden mußten.

Und doch war dieſe Schule der Stern, nach deſſen Lichte es den Sohn des armen Stendaler Schuhflickers mächtig hinzog! Es gelang ihm, Zulaſſung zu derſelben zu gewinnen. Durch Singen in der „Currende" auf den Straßen, durch Unterrichtgeben an kleine Kinder, durch Freitiſche, welche ihm einige Stendaler Bürgerfamilien gewährten, friſtete er kärglich ſeinen Unterhalt. Wohnung gab ihm der erblindete Schulrector, der ihn zu ſeinem Amanuenſis machte, da die Eltern, welche in immer tiefere Armuth ſanken und zuletzt im Hoſpitale endigten, ſtatt den Sohn unterſtützen zu können, vielmehr ſchon auf ſeine Hülfe angewieſen waren, als er ſelbſt noch ein halber Knabe war. Sein früheſtes Gebet, wie er ſelbſt als Fünfundzwanzigjähriger ſchrieb, war geweſen: „daß die Armuth ſeiner Eltern ſie nicht in Schmach und Schande ſinken laſſen möge!" Von ſolchen Zuſtänden, gegen welche gehalten die Jugenddürftigkeit eines Leſſing und Schiller als Reichthum gelten kann, von der ſtrohgedeckten Schuhflickerhütte in Stendal bis zu der Marmorvilla des Cardinals Alexander Albani in Rom war ein weiter Weg, und es gehörte eine Natur wie die Winckelmann's mit ihrer zähen Ausdauer, ihrer angeborenen Leichtherzigkeit und ihrem heroiſchen Muthe dazu, um ihn trotz aller Hinderniſſe zurückzulegen.

Wenig war es, was ihm die lateiniſche Schule der Vaterſtadt an Geiſtesnahrung zu bieten hatte. Seine Anfänge in den alten Sprachen knüpften ſich an die letzten Trümmer des humaniſtiſchen Zeitalters, welche das wilde, wüſte ſiebzehnte

Jahrhundert übrig gelassen. Latein ward getrieben um der Theologie willen, sowie um Phrasen daraus zu fischen und allerhand Einzelkram von rhetorischen Bildern und Tropen, Sentenzen und Sprichwörtern nebst zahlreichen antiquarischen Notizen aus der Lectüre der Schriftsteller zu sammeln. Die griechische Literatur ging nicht über das neue Testament hinaus. Auf eine Frage des wißbegierigen Schülers, den ein geheimer Instinct zu allem Griechischen zog, wer Lucian und Sextus der Empiriker gewesen, beschied ihn sein Rector Tappert, das seien Lateiner! In der Bibliothek der Schule, die er durchstöberte, fand er von griechischen Schriftstellern nur zwei: den Herodian und den Xirbilin, beide mit Schimmel und Staub bedeckt. Geschichte, Geometrie und Geographie wurden nur in Privatstunden gelehrt, alle drei in einer einzigen. Dafür gab es desto mehr mechanischen Katechismusunterricht, während dessen Winckelmann heimlich irgend einen alten römischen „Klassiker" las, wofür die Strafe bei der Entdeckung nicht ausblieb; zahlreiche fromme Exercitien an Sonn- und Wochentagen, katechetische und biblische Examina in der Kirche und eine Fülle von Predigten voll von dogmatischem Wust, exegetischer Gelahrtheit und vermeintlich volksmäßigen Plattheiten, welche die Schüler nicht blos anhören, sondern auch möglichst sich einprägen mußten, um das Gehörte nach der Predigt mündlich aufzusagen! So ward dem aufgeweckten Knaben alle dogmatische Religion schon frühe gründlich verleidet. Und doch war es eben die Theologie, für die er bestimmt war, weil er nur als Theologe auf Unterstützung für seine Studien rechnen konnte. Fünfzehn Jahr alt disputirte er bei einem Schulactus über einen der feinsten Differenzpunkte katholischer und protestantischer Dogmatik. „Ist es ein Wunder", ruft hier der

Biograph mit Recht aus, „wenn dies todte Gedächtnißwerk einer dem kindlichen Verſtande verſchloſſenen Lehre, welche die Sprache der theologiſchen Schule vor zweihundert Jahren redete, den Geiſt des Widerſpruchs in ihm weckte?“

Inzwiſchen ſuchte ſich der nach geſünderer Geiſtesnahrung verlangende Schüler ſeine eigenen Wege. Er durchſtöberte die Bibliothek ſeines Rectors und die kleine Bücherſammlung der Schule, deren Aufſicht der Rector ihm anvertraut hatte, und bildete ſich früh zu einem kleinen Bücherkenner und Polyhiſtor aus, der nicht nur ſich ſelbſt von ſeinen mühſam abgedarbten Groſchen eine kleine Bücherſammlung anlegte, ſondern ſogar die Schulbibliothek mit dem Geſchenke eines ſeltenen alten Buchs bedachte, das noch heute mit der lateiniſchen Inſchrift des fünfzehnjährigen Bibliophilen aufbehalten iſt. Daneben eröffnete ihm die Lectüre eines Buches, das den Titel: „Neueröffneter adliger Ritterplatz“ führte und eine Art von Reiſeführer für „Regenten, Cavaliers und hohe Standesperſonen“ bilden, und dieſelben auf Merkwürdigkeiten aller Art aus den Gebieten alter und neuer Kunſt und Architektur, auf Bibliotheken, Raritätenſammlungen u. dgl. aufmerkſam machen ſollte, zuerſt den Blick über die enge, armſelige Vaterſtadt hinaus, in eine reiche, weite Welt, voll von Wundern und Schätzen der Vergangenheit und Gegenwart. Um den dadurch in ihm angeregten Trieb zu befriedigen, wählte er das Auskunftsmittel, mit einigen Schulgenoſſen in den Sandhügeln vor dem Thore nach Antiquitäten zu graben, Hünengräber aufzuwühlen und aus ihnen alte Urnen und ähnliche Reliquien ans Tageslicht zu fördern, die er zum Theil der Schulbücherſammlung als Geſchenk vermachte.

Auch ſeine Wanderluſt regte ſich früh. Er hatte mit ſiebzehn

Jahren längst eingesehen, daß Stendal und seine Schule ihm nicht bieten konnten, was er suchte, zumal nicht Kenntniß des Griechischen, nach der ihn vor Allem verlangte. Diese zu finden, schien ihm die Hauptstadt Preußens der Ort, und dahin machte er sich auf den Weg; zu Fuße natürlich, wie er auch später alle seine zahlreichen Reisen zu Fuße machte. Von seinem blinden Stendaler Rector an den Vorsteher des Kölnischen Gymnasiums empfohlen, fand er Aufnahme in dieser Schule, und Wohnung und Kost bei dem Rector derselben, Bake, der ihm den Unterricht und die Aufsicht seiner Kinder übergab. Das Griechische, nach dem ihn so sehnlich verlangte, war damals in Berlin nur durch einen einzigen Mann, den Schulcorrector Christian Tobias Damm vertreten, der diese Sprache und Literatur über Alles setzte und gegen das unsinnige Lateintreiben eiferte, an dem sich, wie er sagte, die Jugend der Schule vom sechsten bis zum zwanzigsten Jahre zerlerne, ohne es doch zu etwas Ordentlichem zu bringen. Seitdem vernachlässigte Winckelmann sein Latein mehr und mehr, um sich ganz dem Griechischen zuzuwenden — sehr zum Mißfallen seines Rectors Bake, der überhaupt mit seinem Stendaler Schüler und dessen unruhigem, von den ungewohnten Eindrücken der großen Stadt aufgeregtem Interesse sehr unzufrieden gewesen zu sein scheint. Homo vagus et inconstans!*) so lautete die Censur, die er bei Winckelmann's Abgange hinter dessen Namen in das Album der Schule schrieb. Ein Freund schickte über ein Vierteljahrhundert später dieses Zeugniß dem in Rom lebenden Heros der Wissenschaft des Kunstalterthums, der darauf dankend bemerkte: das sei wahr und auch gut, denn wenn

*) Ein unruhig umherstreifender, unbeständiger Mensch!

er das nicht geweſen wäre, ſo ſäße er wahrſcheinlich noch in Seehauſen und lehrte barfüßigen Jungen das Buchſtabiren!

Etwa anderthalb Jahre lang weilte er in Berlin, doch fehlen über ſeine dortigen Studien und Lebensverhältniſſe faſt alle Nachrichten. Eben ſo wenig wiſſen wir, was er in dem kleinen Städtchen Salzwedel ſuchte, wohin er von Berlin aus ſich begab, und wo er der Amanuenſis des dortigen Schulrectors, eines gelehrten Pedanten wunderlichſter Art, aber eines guten Sprachkundigen und überaus gutmüthigen Mannes geweſen zu ſein ſcheint. Seine griechiſchen Studien ſetzte er dort eifrig fort, und eine beſchwerliche Fußreiſe im Winter nach Hamburg, auf der er ſich unterwegs als fahrender Schüler durch die Viatica forthalf, die er in den Paſterwohnungen und Edelhöfen der Dörfer erbat, ward nur zu dem alleinigen Zwecke unternommen, aus der Verſteigerung der Reimarus'ſchen Bibliothek einige griechiſche Autoren für ſeine mühſam erſparten Thaler zu erſtehen, die er dann auf ſeinen Schultern zurücktrug. Von Salzwedel aus bezog er die Univerſität. Die Wahl derſelben war ihm erſpart, denn ein Befehl des Königs Friedrich Wilhelm I. hatte verordnet, daß alle Landeskinder, welche auf eine künftige Anſtellung in Preußen Anſpruch haben wollten, zwei Jahre auf der preußiſchen Univerſität Halle ſtudiren ſollten. So ging er nach Halle, ausgerüſtet mit einem kleinen Stipendium, das ihn kaum vor der bitterſten Noth ſicherte, aber auch mit einer durch frühe Gewöhnung an alle Entbehrungen geſtählten Energie, unverwüſtlichem Lebensmuthe und einer Geſundheit, die allen Zumuthungen im Handeln und Dulden gewachſen ſchien. Was er jedoch in Halle zu finden hoffte, Nahrung für ſeinen unwiderſtehlichen Trieb nach Erkenntniß des Alterthums und ſeiner Literatur und Sprachen, war damals

auf dieſer Univerſität weniger als auf jeder andern zu finden. Die pietiſtiſch ſentimentale Theologie, für die „nur das galt, was den praktiſch aſcetiſchen Zweck an der Stirn trug“, war ihm zuwider, mit der Wolf'ſchen Philoſophie konnte er ſich auch nicht ſonderlich befreunden; die Brod- und Fachſtudien waren ihm, der die Wiſſenſchaft nur ihrer ſelbſt willen ſuchte und ein ideales Bild rein menſchlicher Ausbildung in ſeinem Innerſten hegte, ohnehin ein Gegenſtand der Abneigung. So ſah er ſich auch hier, wie in Berlin, wieder auf ſich ſelbſt und auf ein autodidaktiſches planloſes und zerriſſenes Studiren angewieſen, mit dem er das obligatoriſche Triennium ſeiner Univerſitätszeit ausfüllte. Er hoſpitirte bei den verſchiedenſten Fachlehrern, bei Theologen, Juriſten, ja ſelbſt bei Medicinern — denn er hatte damals ſelbſt den Wunſch Arzneikunde zu ſtudiren —, durchſtöberte die Bibliotheken und erwarb ſich dadurch bei allen Bibliothekbeſitzern den Ruf eines tüchtigen Bücherkenners, in Folge deſſen ihn zuletzt der Kanzler von Ludwig zu ſeinem Bibliothekar machte. Der einzige unter den Halleſchen Profeſſoren, in deſſen Collegien er getreulich auszuharren vermochte, war „der Erfinder der Aeſthetik“, Alexander Gottlieb Baumgarten, dem ſomit das Glück die Ehre gönnte, den Begründer der Kunſtgeſchichte zu ſeinen Schülern zählen zu dürfen. Aber eine tiefere Einwirkung auf Winckelmann hatte auch dieſer Lehrer keineswegs, wie ihm denn überhaupt der Vortheil einer ſolchen gewichtigen perſönlichen Einwirkung eines Meiſters niemals zu Theil werden ſollte.

Was er in Halle lernte, war meiſt negativer Art. Zunächſt jener Widerwille gegen alles Pedantenthum gelehrten Handwerks und deſſen Träger, gegen die bloßen Büchermenſchen, Compilatoren und Syſtemmacher, der ihn ſein ganzes Leben lang

begleitete, der Widerwille gegen den Zunftgeiſt in der Wiſſenſchaft, „für den das Intereſſe und der Geſichtskreis gerade an dem Punkte endigen, an welchem das menſchliche Intereſſe einer Sache anfängt, und gegen die Gelehrſamkeit, welche darin beſteht, zu wiſſen, was andere gewußt haben," und die er ſpäter für unfähig erklärte, an ſeinen Arbeiten Geſchmack zu finden, da dieſe, wie er ſich ausdrückte, „nicht für Gelehrte ſeien, ſondern für Leute, welche Empfindung haben und denken, für Perſonen, die gewiſſe, nicht Univerſitätskenntniſſe haben." — Man kann ſagen, daß er an den Halleſchen Profeſſoren lernte, was er ſeinerſeits nicht ſein und werden wollte. Die Erträgniſſe ſeiner theologiſchen Studien laſſen ſich aus dem Zeugniſſe abnehmen, welches ihm die theologiſche Facultät bei ſeinem Abgange ausſtellte. Daſſelbe lautete: „Man habe zwar über ſeinen Seelenzuſtand keinerlei genügende Kenntniß erhalten, doch hoffe man, da er die Vorleſungen der Facultät wenigſtens beſucht habe, daß er einige Frucht davon mit ſich nehmen werde"; eine Hoffnung, über deren geringe Begründung Winckelmann ſelbſt am wenigſten in Zweifel ſein mochte, da er bald darauf die Theologie ganz aufgab.

II.

Nach ſeinem Abgange von Halle, im Frühjahr 1740, galt es für Winckelmann zunächſt, ſich die Mittel zur Fortſetzung ſeiner Univerſitäts-Studien zu erwerben, zu welchem Ende er eine Hauslehrerſtelle in einer adligen Familie v. Greſmann zu Oſterburg, wenige Meilen von Stendal, annahm. In dieſem Hauſe traten ihm zum erſten Male eine Geſellſchaft und eine

Bildung entgegen, denen gegenüber er sich als Barbar empfand. Es waren nicht nur die feinen geselligen Umgangsformen der Frauen, die dem von der akademischen Rohheit herkommenden Kinde der Armuth und Niedrigkeit imponirten, sondern noch mehr bestürzte ihn seine eigene völlige Unkenntniß in den Gebieten der modernen Sprachen und Literaturen, des Französischen, Englischen und Italienischen, auf denen man dort heimisch war und sich mit Freiheit und Theilnahme bewegte. Dadurch reifte in ihm der Entschluß, das Studium der neueren Sprachen mit dem der Medicin und Mathematik, denen er sich jetzt zu widmen gedachte, zu verbinden. Er wählte dazu die Universität Jena, die er im Jahre 1741 bezog, weil auf derselben damals die romanischen Sprachen durch ausgezeichnete Lehrer vertreten waren, und Jena sich ihm zugleich als die wohlfeilste Universität empfahl. Auch für die Medicin und Mathematik besaß Jena in Hamberger einen trefflichen Lehrer. Ihm verdankte Winckelmann die Anregung seiner durch sein ganzes späteres Leben fortdauernden Neigung für die Naturwissenschaften, eine Neigung, welche seiner vorwiegenden Richtung auf Ergänzung der begrifflichen Erkenntniß durch sinnliche Anschauung entsprang, „die ihn von dem Buchstaben der Schriftsteller zu den Denkmalen der Vorzeit und aus den Bücher- und Hörsälen Deutschlands nach Land und Leuten des Südens trieb, und die sich auch in seinem Stil voll körperlicher Gediegenheit und Fülle abspiegelt." Indessen, was er dieser Art in Jena direct empfing, kann nicht eben viel gewesen sein; denn sein ganzer dortiger Aufenthalt währte nicht über ein halbes Jahr, in welchem obenein die Privatstunden, die er geben mußte, um sein Leben zu fristen, fast alle seine Zeit verschlangen. Noch weniger war das damals überaus rohe und

als wenn man den Beweis für dieselben in ihrer ganzen Ausdehnung in allen nur übrigen Werken des Denkers von Stagira wiederfinden wollte. Dem erstern würde zur Antwort dienen, dass Cicero selbst von einer solchen Beschränkung seines Urtheils nirgends etwas weiss; die letztern — mögen sich ihre Antwort selbst suchen. Sie liegt nahe genug. Wir beeilen uns lieber, unsern Lesern die specielleren Nachweisungen über den Umfang mitzutheilen, in welchem die uns erhaltenen Aristotelischen Schriften, sowie manches Verlorne dem Römer bekannt gewesen sind.

Wir beginnen mit dem **Cyklus der logischen Schriften**. Zwar ist es eine Thatsache, dass Cicero dieser als eines Ganzen, sowie seines Titels *Organon*, nicht gedenkt. Dass er sie aber kannte, verbürgt seine bereits besprochene Bearbeitung der Topik, die er — ein Beweis seines genauen Studiums dieses Werkes — auf einer Seereise nach Griechenland aus dem Gedächtnisse verfasste. Wir wissen noch den Tag (den 27. Juli 709), an welchem er diese Schrift mit einem gleichfalls erhaltenen Briefe an seinen alten Freund *Trebatius* absendete [1]). „Sobald ich (schreibt er) von Velia absegelte, begann ich die Aristotelischen *Topica* niederzuschreiben. — — Ich schicke dir das Buch von *Rhegium* aus; geschrieben ist es so deutlich, als es der Stoff nur irgend zulassen wollte. Sollte dir manches zu dunkel erscheinen, so wirst

1) Epp. ad Famil. VII, 19.

verwilderte Jena'sche Studentenleben, das neuerdings in dem intereſſanten Buche der Gebrüder Keil ſeine hiſtoriſche Darſtellung gefunden hat, dazu angethan, die geringen Anfänge ſeiner aus dem Grolmann'ſchen Hauſe etwa mitgebrachten geſelligen Cultur zu entwickeln.

Den Schluß der Univerſitätsjahre bildeten damals gewöhnlich die öffentliche Disputation nebſt Abfaſſung einer Schrift zur Erlangung des Magiſtergrades und die ſogenannte academiſche Reiſe. Winckelmann entſchloß ſich, die erſtere aufzugeben und ſeine wenigen Sparpfennige auf die Reiſe zu verwenden, die ſich damals, wie ſein Biograph bemerkt, „auch der Aermſte nicht verſagte. Wer keins der zahlreichen und oft ſehr bedeutenden Reiſeſtipendien bekommen konnte und auch keine Condition als Begleiter eines Reicheren fand, der half ſich durch mit Privatvorleſungen, Correcturen und kleinen literariſchen Arbeiten. Selbſt während der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges hörten dieſe Reiſen nicht auf, und Viele ſuchten die Fremde, ohne gelernt zu haben, was daheim zu lernen war, und ohne daß ſie wußten, was ſie ſuchen wollten; ſie beſahen die Bibliotheken, bloß um ſie beſehen zu haben, und excerpirten, blos um Excerpte nach Hauſe zu bringen.“ Winckelmann's Reiſeziel war kein geringeres als Paris, und der Magnet, der ihn dorthin zog, die griechiſche Handſchriften-Sammlung, deren Katalog gerade in dieſem Jahre 1741 erſchienen war. Um dieſe Schätze mit Augen zu ſchauen, ſchien ihm, wie er ſelbſt bekennt, kein Opfer zu groß, keine Fährlichkeit zu abſchreckend; und eine Reiſe von Jena nach Paris in damaliger Zeit von einem armen Candidaten zu Fuße mit einigen Thalern im Beutel unternommen war etwas, wogegen in unſeren Tagen eine Reiſe nach Indien an Abenteuerlichkeit, Gefahr

und Mühsal zurückstehen dürfte. Auch gelang es ihm nicht, sein Unternehmen zu Ende zu führen. Sanguinisch wie er war, hatte er auch hier die ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht gehörig veranschlagt. Er kam nur bis Fulda und Gelnhausen, ohne Frankfurt, wo er die Krönungsfeierlichkeiten Karl's VII. zu schauen gehofft hatte, erreichen zu können. Mit leerem Beutel und schwerem Herzen wanderte er zurück nach Halle, wo ihm seine dortigen Verbindungen aufs Neue eine Unterkunft als Hauslehrer bei einem Oberamtmann Lamprecht in dem Städtchen Hadmersleben bei Halberstadt verschafften.

Dieser Aufenthalt ward wichtig für ihn durch ein Buch, das ihm durch Vermittlung eines in der Nähe wohnenden Edelmannes, eines früheren Diplomaten, von Hanses, in die Hände gerieth. Es war dies Bayle's bekanntes Sammelwerk, das er freilich nur in der Gottsched'schen Verdeutschung kennen lernte, das aber dreizehn Jahre lang Gegenstand seines Studiums und seines eisernen Excerpierfleißes blieb. Um sich den Inhalt dieser vier Folianten eigen zu machen, zog er das ganze Werk aus, zuerst in zwei Foliobänden, dann in einem weiteren geschriebenen Quartbande von siebenhundert Seiten, dem er später sogar noch den Anfang eines dritten Auszugs und die Anfertigung von Registern und Nachweisungen folgen ließ. Seine Wißbegierde fand an seiner riesenhaften Arbeitskraft eine Unterstützung, die ihm selbst dennoch für seine Leidenschaft, von der er selbst bekannte, daß sie damals „am liebsten Alles hätte verschlingen mögen“ (quae, si potis esset, deglutire omnia auderet, schreibt er einem Freunde), nicht ausreichend erschien. Denn der Winckelmann, mit dem wir es hier und in den nächsten Perioden seines Lebens in Deutschland zu thun haben, der arme deutsche Gelehrte, dessen Studien bei dem

Mangel eigner literariſcher Hülfsmittel meiſt von den Büchern abhingen, die ihm irgend ein Zufall, ein Ortswechſel, eine Bekanntſchaft mit einem Büchereibeſitzer in die Hände führte, war noch weltweit entfernt von derjenigen Geſtalt, in welcher der römiſche, von allen Schätzen der Literatur und Kunſt umgebene Winckelmann, als der Geſchichtſchreiber der alten Kunſt, vor uns ſteht. Es iſt, wie ſich ſein Biograph ausdrückt, der Durchſtöberer der Literatur- und Gelehrtengeſchichte, der unſtäte Vielwiſſer, der Excerptor aller gelehrten Journale, der Compilator biographiſcher Lexika, der Sammler von Curioſitäten, Bonmots und ſonderbaren Meinungen, der unerſchöpfliche Erzähler von Anekdoten aus alter und neuer Zeit, der in Bayle ſeinen Mann fand, und der ſich, während ſeine eigene productive Ader noch ſchlummerte, gerade an dem Theile des Bayle'ſchen Dictionnaires erquickte, von dem Voltaire urtheilte, daß er Bayle's ſelbſt ſowie ernſter Leſer und der Nachwelt unwürdig ſei. Aber auch hier gilt, was Juſti an einer andern Stelle bemerkt, daß, wer zum Erfinder beſtimmt ſei, früh ſeine eigenen Wege ſuchen lernen und die Kühnheit haben müſſe, auf dem Ocean des Wiſſens nach einem zur Zeit noch dunklen Ziele hin und ohne Seekarte umherzuſteuern, und daß in den Köpfen ſolcher „Erfinder" viele Dinge zuſammen kommen müſſen, die bei den berufenen Inhabern und Spendern der Gelehrſamkeit getrennt bleiben.

Es iſt das große Verdienſt dieſer Biographie, daß ſie uns zum erſten Male die ſo gut wie völlig unbekannte geiſtige Vorgeſchichte Winckelmann's aus den Quellen ſeiner nachgelaſſenen, in den Bibliotheken von Paris und Hamburg, Dresden und Montpellier aufbewahrten handſchriftlichen Auszüge und Collectaneen gegeben und uns gezeigt hat, wie mühſam er ſich „durch

das wüste Labyrinth der damaligen deutschen Welt, ohne Bewußtsein, geleitet nur von einem dunklen Drange nach seinem Ziele" seinen Weg hat suchen müssen; daß sie uns eine Ueberschau aller der verschiedenartigsten Studien des Mannes und einen Einblick gewährt in alle Bereiche der Literatur, in denen er sich bewegt, in die Schriftstellerkreise, die auf ihn Einfluß geübt und seine Neigungen geweckt oder gefördert haben. Und hier sei es denn ausgesprochen, daß nach dieser Seite hin uns keine biographische Arbeit bekannt ist, die eine ähnliche — bei Winckelmann noch ebenein durch mehrere Umstände sehr erschwerte Aufgabe in solcher umfassenden Vollständigkeit gelöst hätte.

Winckelmann's Aufenthalt in Hadmersleben währte etwa anderthalb Jahre. Er stand in seinem siebenundzwanzigsten Jahre, als er sich entschloß, das umherziehende Hauslehrerleben aufzugeben und eine feste Anstellung zu suchen. Eine solche fand sich durch Vermittlung einiger Gönner an der lateinischen Schule des kleinen altmärkischen Städtchens Seehausen. Er hatte zwei Jahre früher diese Stelle ausgeschlagen, weil er damals seine Pariser Reise vorbereitete; jetzt spannte er alle Segel auf, in den Nothhafen dieses Conrectorats einzulaufen. Was ihn zu diesem Schritte bewog, wissen wir nicht, jedenfalls war das Motiv nicht das gewöhnliche der Candidaten seines Schlages, das Verlangen nach einem „eignen Herde", — denn Winckelmann hatte weder damals, noch später jemals ein Bedürfniß nach derjenigen Ergänzung seiner Existenz durch die Ehe, welche viele junge Männer vorzeitig dazu treibt, ihren Nacken unter ein Amtsjoch zu beugen. Die Gründe, welche er selbst angiebt, waren anderer Art: Ein feuriger Trieb zum Lehrberufe und Aussicht auf Vergrößerung seiner literarischen

Hülfsmittel. Einen dritten, der wahrscheinlich am schwersten ins Gewicht fiel, und der in der Aussicht bestand, mit seinem von ihm schwärmerisch geliebten Hadmersleber Zöglinge Lamprecht, den ihm die Eltern mit nach Seehausen gaben, noch Jahre lang zusammen bleiben zu können, verschweigt er, und auch Herr Justi hat in dem hier eingeschalteten Capitel über Winckelmann's „Freundschaften" und seine echt antike Theorie über die von den Alten als eine „Tugend" (ἀρετή) betrachtete Männerfreundschaft, auf die wir später zurückkommen werden, diesen Grund hervorzuheben vergessen.

III.

Die fünf Jahre (1743—1748) seines „Schulmärtyrerthums", wie er es später nannte, waren die unglücklichsten seines ganzen Lebens. Es war eine Periode, an die er immer nur mit Schaudern zurückdachte, ein geistiges und leibliches Elend der Knechtschaft, dessen bloße Erinnerung ihn später, ja noch in den letzten Jahren seines Lebens mit Empörung und mit Staunen darüber erfüllte, daß er es so lange habe aushalten mögen.

Die Besoldung war über alle Maßen jammervoll. Sie betrug in Allem, auch die Wohnungsentschädigung von vierzig Thalern mit eingerechnet, nur hundert und einige zwanzig Thaler, wofür sein Vorgänger sechsunddreißig Stunden wöchentlich gegeben hatte. Aber dies elende Gehalt war es nicht, was ihn drückte. Er war der Armuth und Entbehrung von jeher gewohnt, und Pensionäre, Privatstunden und gelegentliche Unterstützungen wohlwollender Gönner durch Freitische und dergleichen halfen aus, und gaben dem bedürfnißlosen Manne sogar die Möglichkeit,

kleine Summen für Bücher und Reisen zu ersparen und seinen im Hospitale befindlichen alten Vater zu unterstützen. Das Unheil kam von anderer Seite her. Sein oberster Vorgesetzter, der Kirchenin[s]pector Schnackenburg, ein hochmüthiger, herrschsüchtiger Zelot, ward gar bald der geschworene Feind des neuen Conrectors, der nicht, wie dessen Vorgänger, sich herbeiließ, für den geistlichen Herrn zu predigen, zu katechisiren und Leichenreden zu halten, und von dem ihm berichtet ward, daß er während der Predigten gelegentlich den Homer lese. Darüber kam es zu harten Scenen. Er ward als Gottesleugner ausgescholten und mit Absetzung und Landesverweisung bedroht. Dahin kam es nun zwar nicht, wohl aber zu etwas Anderm, das wo möglich noch schlimmer war. Der erzürnte Vorsteher setzte es durch, daß ihm aller Unterricht in den höheren Classen, wo er die alten Sprachen lehrte, genommen und er zu dem niedrigsten Elementarunterricht verdammt wurde. Rührend klingt es, wenn Winckelmann bei der Erinnerung an dieses Elend später aus Rom schreibt: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ Kinder mit grindigen Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dessen sehnlich wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete!“ Der Erneuerer der Kunstwissenschaft, der Mann, zu dem als ihrem Meister Lessing und Goethe mit Ehrfurcht hinaufsahen und dem schon damals ein kundiger Beurtheiler das Zeugniß ausstellte: „daß man ihm in seinem preußischen Vaterlande den seiner ungemeinen Kenntnisse würdigen Lohn nicht habe bieten können“, dieser Mann als Buchstabirlehrer in einem kleinen märkischen Neste, tyrannisirt von einem böswilligen Zeloten, den Philistern der Stadt mit seiner zurückgezogenen Lebensweise, seinen Bücherliebhabereien, seinen einsamen Studien und

ſeiner Liebe zum Griechiſchen ein Gegenſtand des Geſpöttes und der Abneigung — giebt es ein ergreifenderes Bild, als dieſen Pegaſus mit gebundenen Schwingen im Joche?

Dennoch waren es dieſe fünf Jahre in Seehauſen, in denen er ſich, wie ſein Biograph ausführt, im Weſentlichen alles das zu erwerben wußte, was er von Einſicht in helleniſches Weſen und helleniſche Dichtung beſeſſen hat. Und wie mangelhaft waren die Hülfsmittel, die ihm zu Gebote ſtanden! Konnte er doch für ſeine Schüler die Texte der griechiſchen Autoren, die er mit ihnen tractiren wollte, nur dadurch beſchaffen, daß er ſie für jeden derſelben zuvor mit eigner Hand abſchrieb! Textausgaben alter, zumal griechiſcher Autoren waren damals entweder nur ſpärlich oder gar nicht vorhanden, oder nur für ihm unerſchwingliche Preiſe zu haben. Der Ankauf eines griechiſchen Autors war für ihn ein Ereigniß; meiſt mußte er ſich begnügen, von einzelnen Bücherfreunden, die er zu Fuße auf weiten Wanderungen aufſuchte, ſich ein und das andere Buch, einen Text, einen Commentar, für wenige Wochen, oft nur für einige Tage zu borgen, die er dann darauf verwandte, ſich Abſchriften oder Auszüge zu machen, dergleichen noch heute in chaotiſcher Maſſenhaftigkeit erhalten ſind.

Das Studium des Griechiſchen war damals in Deutſchland beinahe ausgeſtorben. „Griechiſche Dornen", „griechiſche Würmer", das waren die Titel, mit denen man ſogar in guter Geſellſchaft die Neigung für und die Beſchäftigung mit griechiſcher Sprache und Literatur verſpottete. Aber Winckelmann ließ ſich durch nichts abhalten, dem Zuge ſeines Genius zu folgen, der ihn unaufhörlich zu dieſer Quelle der Schönheit lockte. Auch brachte es ihm am Ende keinen Schaden, daß ihm wenig Stoff geboten war, und daß er aus Mangel an Hülfsmitteln ſich nicht mit der

Textkritik befassen konnte; denn er ward dadurch getrieben, das Wenige deste vollständiger sich anzueignen, und wenn er keine Lesarten zu vergleichen hatte, so konnte er sich deste ungestörter mit dem Inhalt seiner geliebten Griechen, seines Homer und Sophokles, seines Platon und Xenophon beschäftigen und sich in die Schönheiten ihrer Gedanken und ihrer Sprache vertiefen. Sie waren es, die ihm die langen „Winternächte hold und schön" machten, wenn er Tagüber sich mit seinen Schul- und Privatstunden abgearbeitet hatte. „Wenn er dann um Mitternacht die kleine Studierlampe auslöschte, so gönnte er sich, in seinen Pelzmantel gehüllt, den er auch mit nach Rom nahm und der auf Maron's unglücklichem Portraitbilde verewigt ist, einige Stunden Schlaf auf seinem Armstuhle, der an seinem Arbeitstische in einem Winkel zwischen zwei Bücherrepositorien stand, bis er um vier Uhr die Lampe wieder anzündete, um noch einige Stunden in seinen Alten fortzulesen, ehe die Beschäftigung mit seinen Pensionären und Schülern begann." Es ist ein Bild, würdig von einem Maler ausgeführt zu werden, das sein Biograph hier in wenigen Zeilen vor uns aufrollt. „So war er am Tage, wie alle Sklaven, nur halb er selbst; erst in der Nacht ging ihm das Leben auf, dann lud er die Alten zu sich. Da saß dann der blasse und hagere Mann in der engen, kahlen, eiskalten Mönchszelle hinter dem Petrikirchhof, mit den kleinen dunklen funkelnden Augen über der Adlernase, aus der Tiefe seines Mantels in ein Pergamentbändchen des Plutarch oder Sophokles blickend; inmitten unzugänglicher, schneebedeckter Flächen träumend vom Süden und seinen Meeren und Menschen, während der Nordost an den morschen Fensterrahmen mit den kleinen runden, trüben Scheiben rüttelte und der Mond hinter den düstern massigen

Thürmen von St. Peter und Paul ſich dem Weſten zuneigte."

Man würde indeß eine falſche Vorſtellung von Winckelmann in dieſer Periode ſeines Lebens erhalten, wenn man glaubte, daß dieſe Beſchäftigung mit den Alten ihn ganz hingenommen und ausſchließlich beſchäftigt hätte. Im Gegentheil weiſt ſein Biograph nach, wie derſelbe Mann, den die Geſchichte der Literatur unſeres Volkes bisher nur kannte als den Schriftſteller und Forſcher, deſſen Werke alle einem einzigen Gegenſtande, der Kunſtgeſchichte, geweiht waren, und deſſen Studien und Intereſſen ſich in der zweiten ſchöpferiſchen Periode ſeines Lebens alle auf dieſen einzigen Gegenſtand bezogen — wie dieſer Mann bis nahe an das vierzigſte Jahr ſeines Lebens noch völlig verſenkt war in die unabſehbaren wildverwachſenen Niederungen der Polymathie, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts dem gelehrten Treiben der Deutſchen ſeine Phyſiognomie gab. Der Biograph ſagt mit Recht von ihm: „Wir ſehen hier den Excerpter, der ohne Plan und Ziel und ohne ſichtbare Reaction des eigenen Denkens und mit eiſernem Fleiß und unbegrenztem Wiſſensdurſt in der weitläuftigen gothiſchen Halle der vier Facultäten und in den labyrinthiſchen Gängen der Literatur der modernen Geſellſchaft umherſchweift. Und ſelbſt die Productivität, die er dieſem Material gegenüber entwickelt, iſt eine ganz gleichartige: er fertigt biographiſche und Miscellenſammlungen, Lexika aus Lexicis, Excerpte aus eignen und fremden Excerpten. Er iſt eben noch ſelbſt befangen in der ſpäter verpotteten Wiſſenſchaft der Namen und Titel, in dem Wiſſen von dem Schatten der Schatten. Selbſt in der deutſchen Verehrung des Kleinen und Mittelmäßigen, des curioſen Plunders jeder Art iſt er noch etwas

befangen", und seine Geschäftigkeit in den meisten seiner aus dieser Zeit erhaltenen Auszüge ist „die der Ameise, welche rastlos, was ihr in den Weg kommt, Brauchbares und Unbrauchbares, aufgabelt und fortschleppt". Am eifrigsten betrieb er die Lectüre der neueren Geschichtsschreibung, in welcher de Thou und Hugo Grotius für ihn obenan standen, neben denen die französische Geschichte des Pater Daniel und die englische des Rapin de Thoyras seine Hauptstudien bildeten. Der historische Trieb erscheint schon damals in ihm rege, und die aufbehaltenen Bruchstücke seiner Studien zeigen, „wie sein lebhafter Geist zwischen den Gebieten seines Wissens Verbindungsfäden anzuknüpfen suchte".

Inzwischen ward ihm das Leben in Seehausen immer unerträglicher, und er versuchte alles Mögliche, sich aus seiner drückenden Lage zu befreien. Zwei Jahre lang, von 1746 bis 1748, sehen wir ihn sich bald in Magdeburg, bald in Braunschweig, bald in Salzwedel um eine andere Lehrerstelle bewerben; selbst an eine Habilitation als Docent in Halle dachte er eine Zeitlang, obschon er ebenso wie Lessing, eine Abneigung gegen das damalige deutsche Universitätstreiben hegte. Aber alle seine Anstrengungen, von dem ihm widerwärtigen Orte los- und fortzukommen, waren vergeblich. Da überfiel ihn zum ersten Male das Gefühl der Entmuthigung und Hoffnungslosigkeit. Er hatte sein dreißigstes Jahr bereits hinter sich und fühlte in beständiger fruchtloser Arbeit und Nahrungssorge, unter dem Drucke eines widerwärtigen Amtes, seinen Geist allmälig eintrocknen. „Ich kann aus meiner Sphäre nicht kommen; das Schicksal hat mich zu einem mühsamen Studiren verdammt, ohne die Früchte zu sehen!" so schrieb er einem Freunde. Es war die dunkelste Zeit seines Lebens.

du bedenken, dass keine Theorie schriftlich, ohne einen Ausleger und eine gewisse Uebung ganz verstanden werden kann. — — Indess wirst du bei aufmerksamer und wiederhohlter Lesung auch für dich allein zu einem sichern Verständniss gelangen.“ Zum Schlusse verspricht er ihm nach glücklicher Rückkehr seine Nachhülfe. —

Wenn an einer andern Stelle den Peripatetikern Unkenntniss der Dialektik und daraus hervorgehender Mangel an Präcision des Ausdrucks vorgeworfen wird [1]), so darf man dies nicht etwa auf Cicero's Rechnung setzen, der von dem Ungrunde einer solchen Beschuldigung so gut wie wir selbst überzeugt war [2]); sondern wir haben ein solches Urtheil vielmehr der Beschränktheit und Einseitigkeit des Stoikers zu gute zu halten, der bei ihnen das vermissen mochte, was Cicero als Steckenpferd der Stoiker oft genug verspottet, die Sucht allenthalben Alles aufs strengste und kleinlichste in die spanischen Stiefeln haarspaltender Eintheilungen und spitzfündiger Definitionen einzuschnüren.

Auf das Studium der **rhetorischen Schriften** beider Peripatetiker hatte Cicero ganz besonderen Fleiss verwandt. Auch gefällt er sich gar nicht übel darin, „nach dem Muster dieser so ausgezeichneten Männer durch eigne Leistungen diese Studien mit der Philosophie verbunden zu

---

1) De Finib. III, ep. 19, §. 41. und daselbst *Görenz*.
2) Tuscul. IV, 3, 6.

Da plötzlich fiel ein Lichtſtrahl in dieſe hoffnungsloſe Dunkelheit.

Der Graf Heinrich von Bünau, Staatsmann und Gelehrter zugleich, der, ſeit er ſich von der politiſchen Bühne zurückgezogen hatte und nur ſeinem ſchon früh geplanten Werke der „deutſchen Kaiſer- und Reichshiſtorie“ lebte, bedurfte für dieſe Arbeit und für ſeine große auf ſeinem Gute Nöthenitz bei Dresden befindliche Bibliothek neben den bereits vorhandenen eines weiteren Gehülfen. Ein zehn Jahre jüngerer Freund Winckelmann's, der dieſe Stelle ausgeſchlagen hatte, machte Winckelmann auf dieſelbe aufmerkſam. Wie ein Blitzſtrahl erleuchtete die inſtinctive Erkenntniß des gedrückten Schulmärtyrers Seele, daß ihm dieſe Ausſicht den Weg zu ſeinem langerſehnten Ziele eröffnen möchte. Vergebens redeten ihm Freunde und Bekannte ab und ſtellten ihm vor, daß er eine feſte Anſtellung mit einer unſicheren, eine öffentliche mit einer Privatſtellung vertauſche. Er ſah heller und weiter als die Rathenden. Ihm war zunächſt jede Veränderung recht, welche ihn von ſeiner Kette befreite und ihn aus der dumpfen Qual ſeiner Verhältniſſe, aus der Herz und Geiſt bedrückenden Enge der kleinen Stadt erlöſte. Hat er doch das Unglück dieſes langen gedrückten Lebens in kleinen weltabgelegenen Orten nie ganz verwunden, und er ſelbſt hatte davon ein ſehr lebhaftes Bewußtſein. Er nannte es ein Unglück, „daß er nicht an einem größeren Orte geboren ſei, wo er Erziehung und Gelegenheit hätte haben können, ſeiner Neigung zu folgen und ſich zu formiren“; und wenn ſein Biograph ſich über die Schwachheit wundert, daß Winckelmann ſelbſt in Rom und zwanzig Jahre ſpäter noch immer nicht ſeines ehemaligen geiſtlichen Schultyrannen in Seehauſen anders als im Zorne zu gedenken ver-

mochte, daß er sich herabließ, die alten Seehausener Bekannten aufzufordern, nach Rom hinzuschreiben, was in Seehausen über ihn geklatscht wurde, so sehen wir in solchem Behaben nicht sowohl „psychologische Abnormitäten", sondern die nothwendigen Wirkungen eines langen Lebens in kleinen Städten. Kleinstädterei wie Kleinstaaterei wirken beide verkleinernd und verengend selbst auf groß angelegte Naturen. Auch andere Charakterschwächen des späteren Winckelmann: eine gewisse Neigung zu Eitelkeit und Hochmuth, eine scharfe Betonung seiner Ueberlegenheit, die stets besorgt schien, nicht genügend anerkannt zu werden, entsprangen aus derselben Quelle.

IV.

Schon zwölf Jahre früher, als neunzehnjähriger Halleſcher Student, hatte Winckelmann einen kurzen Einblick gethan in die Herrlichkeiten Dresdens, in die Wunder dieſer „in den Norden vorgeſchobenen Colonie des Südens", dieſen Abglanz Italiens und ſeiner Künſte. Jetzt ſah er ſich, als der Graf Bünau ſeiner Bewerbung willfuhr, wie mit einem Zauberſchlage in die unmittelbare Nähe einer langerſehnten Welt gerückt, die nun auf Jahre lang ihm gehören ſollte. Die Wirkung auf ihn, den alles Neue ſtets lebhaft ergriff, mußte eine außerordentliche ſein. Um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß wir über die vier erſten Jahre ſeines Lebens in Sachſen keine Kunde weder von ihm ſelbſt noch von Andern beſitzen. Unſere früheſten Nachrichten beginnen erſt mit dem fünften Jahre ſeines dortigen Aufenthalts, der ſieben volle Jahre (1748—1755) währte, und mit dem eine neue Epoche in der Geſchichte ſeines

Lebens, und zugleich die eigene Erkenntniß ſeiner eigentlichen Beſtimmung begann.

Zunächſt zwar erſcheint Winckelmann's Leben und Wirken in ſeiner neuen Stellung bei dem Grafen Bünau, auf dem Schloſſe zu Nöthenitz in des Grafen Bibliothek, wie es Juſti in dem erſten Capitel des zweiten Buchs uns darſtellt, faſt nur als eine, wenngleich auf größerem Fuße und mit unendlich reicheren literariſchen Mitteln unternommene Fortſetzung ſeiner bisherigen Studien und Beſchäftigungen. Allein bei näherem Zuſehen finden wir, daß dies Fortgehen im alten Gleiſe neben ganz neuen, durchaus verſchiedenen Intereſſen nur Folge äußerer Verhältniſſe war. Der Biograph vergleicht daſſelbe ſehr ſinnig einem Rade, „das noch eine Zeit lang fortſchwingt, nachdem der bewegende Impuls längſt aufgehört hat.“

Das Rittergut Nöthenitz lag in idylliſcher Einſamkeit eine Stunde von Dresden entfernt. Hier arbeitete Winckelmann mit ſeinen beiden bibliothekariſchen Collegen, Franke und Dreſſel, umgeben von den Schätzen einer der reichſten Privatbibliotheken Deutſchlands, zu welcher oft Bücherfreunde aller Nationen von dem nahen Dresden aus als Beſucher herüberkamen, ſechs Jahre lang für die gelehrten Zwecke ihres Beſitzers in hartem Frohndienſte, als Gehülfe an deſſen Reichshiſtorie und an der Herſtellung eines wiſſenſchaftlichen Muſterkatalogs, mit einer Anſtrengung, von der er ſpäter klagte, daß er „darüber alle grauen Haare bekommen, die er habe“. Und von all dieſem mühſamen Fleiße ſollte der Wiſſenſchaft und der Welt nichts zu Gute kommen! Denn gerade diejenigen Theile des Bünau'ſchen Werkes, ſowie des Katalogs, an denen er mit gearbeitet hat, ſind ungedruckt geblieben, und die letzteren ſogar verloren gegangen. Doch waren dieſe Arbeiten wenigſtens für

ihn selbst keine verlorenen; denn er schulte sich an ihnen, unter der Leitung eines der ersten damaligen Historiker, in der Handhabung historischer Kritik und Darstellung. Ueberhaupt war es vorzugsweise die Geschichte, welcher er hier von Neuem, wie er schon in Halle und Seehausen gethan, seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, und zwar nicht die Geschichte im Sinne und Stile der alten staatsrechtlichen „Reichshistorie" seines Patrons, sondern die neuere europäische Staatengeschichte im Lichte des Völkerrechts, der Politik und der Philosophie, unter der Führung der Naturrechtslehrer und Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. Der mühsame und scharfsinnige Fleiß des Biographen hat aus dem handschriftlichen Collectaneennachlasse Winckelmann's nachgewiesen, wie derselbe sich jetzt, wo ihm zum ersten Male die Schätze einer vortrefflichen Bibliothek und die literarischen Novitäten aller Culturnationen zu Gebote standen, mit vollen Segeln auf das hohe Meer dieses geistigen Reichthums hinauswagte, und wie ihm dabei neue ungeahnte Blicke in die Geschichte, eine Fülle von wichtigen und fruchtbaren Gesichtspunkten aufgingen. Der hierhergehörige Abschnitt des Justi'schen Werkes ist ein Meisterstück innerer Entwickelungsgeschichte seines Helden. Wir verfolgen in demselben Schritt für Schritt den Einfluß, welchen die literarischen Größen der neueren Literatur auf das Werden des Winckelmann geübt haben, welchen wir bisher nur als einen fertigen kannten. Wir sehen, wie ihm im Gebiete der Geschichtsanschauung durch Bolingbroke, Voltaire und Montesquieu eine neue Welt aufgeht, und wie namentlich der zuletzt genannte in ihm nicht nur den zündenden Funken des Grundgedankens seiner eigenen späteren Geschichtsdarstellung der alten Kunst erweckt, sondern ihn auch schon jetzt zu einem eigenen literarischen Unternehmen historischer

Darſtellung — dem erſten ſeines Lebens — anregt. Wir lernen die politiſchen Schriftſteller, wie Thomas Gordon, Saint Evremond, Boulainviliers kennen, an denen Winckelmann's tiefgewurzelte Freiheitsliebe und ſeine durch die eigenen Lebenserfahrungen beſtärkte Abneigung gegen den politiſchen Despotismus der Zeit ſich nährten. Wir treten ein in den Kreis jener Geiſter der modernen Literatur des Auslandes, aus deren gründlichem Studium er ſelbſt das moderne Bildungselement ſeiner Entwicklung und die Grundſätze ſeiner Weltanſchauung und Lebenskunſt ſich gewann; und wir gewahren, daß es vorzugsweiſe das Antike in dieſem Modernen, das Wiederaufleben antiker Gedanken, Anſchauungen und Grundſätze bei den Trägern der modernen Cultur, ſowie deren Stellung zu ihrem Publikum war, was auf ihn den größten, nachhaltigſten Eindruck machte. Der Mann, den wir bisher nur „als den ſpätgeborenen Geiſtesverwandten der Tage des Phidias und Plato“ zu betrachten gewohnt waren, erſcheint hier vor uns als der echte Sohn ſeiner Zeit, jenes aufſtrebenden achtzehnten Jahrhunderts, in welchem der menſchliche Geiſt — wie Condorcet 1788 ſagte — „unruhig geworden in ſeinen Ketten, alle gelockert, einige zerriſſen hat, wo alle Meinungen geprüft, alle Irrthümer angefochten, alles alte Herkommen der Discuſſion unterworfen wurde, und wo alle Geiſter einen ungeahnten Zug zur Freiheit nahmen“.

Wenn Montaigne vorzugsweiſe als Winckelmann's Lehrer und Vorbild in der Lebenskunſt erſcheint, ſo darf Shaftesbury dagegen als derjenige gelten, welcher in ihm den Gedanken anregte, „den Unterricht des Schönen zur Aufgabe eines wiſſenſchaftlich ſchriftſtelleriſchen Lebens zu machen“. Und dieſe Aufgabe mußte Winckelmann's Geiſt um ſo mehr reizen, als gerade

derjenige Theil derſelben, dem wir ihn ſpäter ſich ganz hingeben ſehen: die Betrachtung der plaſtiſchen Kunſt, zumal der Kunſt des Alterthums, in der damaligen modernen Literatur noch durch keinen Mann von philoſophiſchem und hiſtoriſchem Geiſte, ſondern nur durch untergeordnete Fachſchriftſteller vertreten war. „Hier war noch ein Platz übrig, zu einer Zeit, wo man beſtändig hörte, daß alle Plätze beſetzt ſeien.“ Es war der Platz, den einzunehmen zugleich als die langerſehnte Erfüllung alles deſſen gelten konnte, was der begeiſterte Verehrer der Griechen als inſtinctive Sehnſucht ſo lange Jahre hindurch in ſich getragen hatte; und ein günſtiges Schickſal hatte ihn mit ſeiner Verſetzung nach Dresden gerade an den einzigen Ort Deutſchlands geführt, wo ihm die Möglichkeit gegeben war, ſich dazu vorbereiten zu können, während er bis dahin ſein Wiſſen und Erkennen nur aus Büchern, aus Worten und Begriffen geſchöpft hatte.

Zuvor jedoch müſſen wir noch an der Hand ſeines Biographen einen Blick werfen auf Winckelmann's Verhältniß zur Poeſie und poetiſchen Literatur der neueren Zeit. Im Gegenſatze zu Goethe's Behauptung: daß man bei Winckelmann nicht nur keine eigentliche Neigung zur Poeſie, ſondern hier und da einige Abneigung finde, weiſt Juſti nach, daß ſich jene Abneigung höchſtens auf die franzöſiſchen Dichter erſtreckt haben möge, gegen deren „höfiſchen Ton und Galanterie“ er einen Widerwillen hegte. Den damaligen deutſchen Anfängen hat er, etwa Haller ausgenommen, allerdings ebenſowenig als den Gottſched-Bodmer'ſchen Streitigkeiten irgendwelche Aufmerkſamkeit zugewendet, und Leſſing's claſſiſche Werke blieben ihm unbekannt, weil ihr Erſcheinen in eine Zeit fiel, wo er bereits vom Vaterlande und dem deutſchen Büchermarkte fern in Rom

lebte. Dagegen fand Justi zahlreiche, von Winckelmann's eigner Hand sauber und sorgsam geschriebene Auszüge aus den englischen Dichtern der Restauration und der Zeit der Königin Anna, aus Milton, Butler, Pope, Waller, Cowley, Rochester, Otway, Roscommon, Mulgrave, Congreve, Addison und Thomson, sowie umfangreiche Sammlungen von Blüthenstellen aus italienischen Dichtern aller Zeiten. Shakespeare dagegen hat er vermuthlich nie selbst in Händen gehabt, obschon er in diesem einen alle überragenden Dichtergeist geahnt zu haben scheint, weshalb er sich denn auch alles sorgsam aufzeichnete, was er bei andern über ihn gesagt oder aus ihm mitgetheilt fand. Als ein Hauptgesichtspunkt, unter welchem er die Dichter las, tritt allerdings die Rücksicht auf „das bildliche Element in der poetischen Sprache hervor", wofür er, der selbst so gern seine Hauptsätze mit den aufgesetzten Lichtern lebhafter und treffender Vergleiche hervorzuheben liebte, sich eigene Sammlungen anlegte; und einige Belesenheit in diesen Literaturkreisen zeigt uns, wie sein Biograph ausführt, „daß eine Anzahl seiner berühmtesten Bilder beinahe Plagiate sind". Er nahm eben seinen Bedarf, wo er ihn fand. Allein wenn auch hier ein prosaischer Nebenzweck obwaltet, so war dies doch sicher nicht der Fall bei den zahlreichen Auszügen aus dem Gebiete derjenigen Poesie, welche die Leidenschaft der Liebe in allen ihren Phasen und Gestalten feiert, — Auszüge, in denen wir neben den höchsten und idealsten Regionen dieser Leidenschaft, wie sie Petrarca, Tasso, Michel-Angelo und andere schildern, auch die anmuthige Sinnlichkeit des Südens, ja sogar die faunische Zügellosigkeit alter und neuer Poeten vertreten finden.

V.

Von Jugend auf hatte eine geheime Sehnsucht nach dem Schauen des Schönen und den Werken der Kunst, von deren Existenz er in seinen Büchern gelesen, Winckelmann's Seele erfüllt. Aber Stendal und Halle, Jena, Hadmersleben und Seehausen waren nicht die Orte, wo er diesem Drange hätte genügen können. Und doch hatte ein flüchtiger Anblick von Berlin und Dresden ihm gezeigt, daß das Schöne sichtbar, daß es in Werken der Bau- und Bildkunst vorhanden sei. In Seehausen hatte der arme Conrector sich das Geld vom Munde abgedarbt, um seine elende Existenz durch alljährliche Fußreisen nach Leipzig aufzufrischen und sich in den dortigen Kunstläden und Kunstsammlungen der Winkler und Richter umzusehen; und es ist rührend zu lesen, wie er es in einem Briefe aus dem Jahre 1747 als etwas Großes meldet, daß er die Van Gunst'schen Kupferstiche der vier Le Brun'schen Alexanderschlachten „als etwas Prächtiges" in dem Gewölbe eines Kunsthändlers, und bei einem andern dortigen Kunstfreunde eine sterbende Matrone von Poussin gesehen habe. Sein Verlangen nach Erweiterung dieser Seite seines Wissens und die Einsicht, die sich ihm aufdrängte, daß es ihm in seiner Lage unmöglich sei, „ein guter Kenner in Stücken der Kunst zu werden", hatte ihn im letzten Jahre seines Seehausener Aufenthalts zu dem Entschlusse getrieben, sich, es koste was es wolle, aus seiner Schulsclaverei zu befreien und in die Welt zu gehen. Er hatte sich einige italienische Bücher verschafft und aus ihnen so viel italienisch gelernt, daß er sich damit, wie er einem Freunde schrieb, „schon behelfen" können werde. Das Gleiche meldete er dem-

ſelben von der „ſchweren Engliſchen Sprache“, die er ſich, wie er ſelbſt ſagt, „mit unglaublicher Arbeit und Geduld“ auf demſelben autodidaktiſchen Wege in einem Winter zu eigen machte, worauf er dann im Frühlinge auf acht Tage nach Halle wanderte, um bei einem dortigen Sprachkundigen nachträglich die engliſche Ausſprache zu erlernen.

Der glückliche Zufall, der ihn nach Dresden führte, erſchloß ihm dieſen Weg auf eine minder gefahrvolle Weiſe. Dresden ward für ihn der Uebergangspunkt zu der eigentlichen Heimath ſeines Geiſtes, zu dem Lande, das er mit ahnender Seele ſein Leben lang geſucht hatte.

Die Capitel des Juſti'ſchen Werkes, in welchen uns die damaligen Kunſtzuſtände Dresdens vorgeführt werden, gehören zu den trefflichſten des Buches. In einer Reihe von Bildern aus der Dresdener Kunſtwelt jener Tage lernen wir die Werke und die Perſönlichkeiten der damals in Sachſen verſammelten Künſtler und Kunſtrichter kennen, unter deren Einfluß Winckelmann für die Kunſt nachhaltig gewonnen wurde, ſowie die Denkmäler, an welche das Kunſtintereſſe der Converſation ſich anknüpfte, und aus deren Betrachtung und Studium der neue Kunſtlehrer hervorgehen ſollte. Wir gewinnen einen Einblick in das artiſtiſche Treiben, in welches ſeine Lehre von der Nachahmung der Griechen eintrat, und erkennen in den Dingen, an welchen Winckelmann hier unberührt vorbeigeht, wie an der ſehr gewählten Gruppe derjenigen, die er ans Herz ſchließt, die Grenzen und Umriſſe ſeiner geiſtigen Natur. Schon Goethe hatte in ſeiner berühmten Skizze auf die Kenntniß dieſer Dinge als auf eine nothwendige Vorbedingung zum Verſtändniſſe der erſten Schriften, mit denen ſich Winckelmann in die Kunſtwelt einführte, hingewieſen, und wir dürfen ſagen, daß

der Biograph diese Aufgabe in der umfassendsten Weise gelöst hat. Das ganze Augusteische Dresden jener glänzenden Tage steigt vor uns auf mit seiner Architektur und ihren Baumeistern, seinem Statuenheere aus der Schule Bernini's, mit seinen als Meisterwerke bewunderten Schöpfungen der Algardi und Mattielli, Corradini und Catafi, der Coudray und Hurtrell, Berger's und Permoser, und wie diese Meister des Barocco weiter heißen, so wie endlich mit der echt kursächsischen Porcellanplastik, deren Hauptmodellmeister sogar, auf Brühl's Antrieb, eine Reiterstatue Augusts III. zu modelliren unternahm, die siebzehn Ellen hoch werden sollte.

Unsere Nachrichten über Winckelmann's Beschäftigung mit der Kunst und den künstlerischen Interessen beginnen erst mit dem fünften Jahre seines Aufenthalts in Sachsen, zu einer Zeit, in welcher er sich bereits mit dem Entschlusse trug, dasselbe wieder zu verlassen, und wo er Reisepläne nach Italien schmiedete. Zu dieser Zeit hatte er schon wichtige künstlerische Bekanntschaften gemacht und sich durch Vermittelung des königlichen Beichtvaters Pater Rauch von den beiden Inspectoren der Gemäldegalerie, Riedel und Guarienti, freien Zutritt zu derselben verschafft. Es war ihm sogar verstattet worden, allein und unbegleitet selbst an solchen Tagen die Galerie zu besuchen, an welchen sie für alle anderen Besucher verschlossen blieb; und so wanderte er denn alle acht bis vierzehn Tage nach Tische, wenn er sein Tagewerk in der gräflichen Bibliothek zu Nöthenitz abgethan hatte, an Sonn- und Festtagen nach Dresden, um sich an den dort versammelten Kunstschätzen zu erquicken, ohne auch nur „ein einziges Mal", wie er selbst schreibt, „eine Promenade in Dresden zu genießen". Selbst diejenigen Gemälde, welche des Königs August III. Privatgalerie im Schlosse

haben [1]). In seinen drei Büchern vom Redner wollte er nach eignem Geständniss, eine Darstellung der alten Theorien, namentlich des *Aristoteles* und *Isokrates* geben [2]), und man braucht diese Bücher und den „*Orator*“ nur flüchtig gelesen zu haben, um sich von dem sorgfältigen Studium der Aristotelischen Rhetorik zu überzeugen, aus welchem sie mit erwachsen sind. Der verlornen Aristotelischen Geschichte der Beredsamkeit, und vielmehr ihrer Theorien ist bereits oben in ähnlichem Bezuge gedacht worden. Auch das aus Aristotelischen Lehrvorträgen hervorgegangene rhetorische Werk des Theodektes war dem Cicero nicht unbekannt [3]).

An die Rhetorik reihet sich von selbst die Poetik. Was wir unter diesem Titel besitzen, findet sich zwar bei Cicero nicht erwähnt; doch mag er das verlorne Werk „von den Dichtern“ gekannt haben, wenn gleich dies aus der bekannten Stelle in De Natura Deorum nicht gefolgert werden darf [4]). Was dort nach Aristoteles über den Dichter *Orpheus* gesagt wird, ist aus des Ersteren Büchern „von der Philosophie“ entnommen [5]). Denn dass Cicero dieses wichtige, uns verlorne

1) De divinat. II, cp. 1. §. 4. Tuscul. II, cp. 3.
2) Ad Famil. I, IX, §. 23. S. über diese Stelle Aristotelia Th. II, S. 244 – 247.
3) Aristotelia Th. II, S. 154.
4) De Nat. Deor. I, 38, §. 107. Aristotelia Th. II, S. 154.
5) Arist. a. a. O. St. 4. *Lobeck* Aglaophamus I, p. 339 u. p. 348 ff. *Trendelenburg* ad Arist. de Anima I, cp. 3, §. 15. p. 207 ff.

bildeten, blieben ihm nicht unbekannt, und ſchon im Jahre 1753 ſehen wir ihn für den jungen Grafen Bünau eine Art von Beſchreibung der Gemäldegalerie aufſetzen, in welcher er gelegentlich die Werke der welſchfranzöſiſchen Kunſt ſo ſcharf kritiſirte, daß er ſeinen Freund Berendis, dem er den Aufſatz mittheilte, um Geheimhaltung des Manuſcripts bat, weil er üble Folgen für ſich befürchtete. Mehr und mehr gab er nun den Umgang mit den wenigen Gelehrten Dresdens auf, deren Bekanntſchaft er durch ſeine bibliothekariſche Stellung gemacht hatte. Sie erſchienen ihm als langweilige Pedanten gegen die Künſtlerkreiſe, in welche er allmälig ſich Eingang zu verſchaffen gewußt hatte, und von denen er mit Stolz ſeinem Freunde Berendis ſchrieb: daß es Leute ſeien, die in Rom geweſen! „Ein einziger ſolcher Maler", meint er, „ſei ihm lieber als zehn Titel Stutzer." Auch gegann er jetzt, ſelbſt Unterricht im Zeichnen zu nehmen. Zu ſeinen nähern Freunden unter den Dresdner Künſtlern gehörte der bekannte Dietrich, den man damals als ein maleriſches Univerſalgenie bewunderte, weil er ſein großes Talent dazu anwandte, ein halb Dutzend Stile früherer Maler täuſchend nachzuahmen und ſich nach Belieben bald in einen Rembrandt und Poelenburg, bald in einen Elzheimer und Dujardin, Teniers und Watteau, Potter und Berghen zu verwandeln. Seine Landſchaften ſchätzte Winckelmann ſo hoch, daß er ihn den Rafael der Landſchaftsmalerei nannte. Auch mit dem einflußreichſten aller Kunſtkenner und Kunſtgelehrten, von Heinecken, deſſen Wirkſamkeit Juſti ausführlich ſchildert, finden wir Winckelmann in freundlicher Beziehung. Es ſcheinen ſich ihm ſogar Ausſichten zu einer Anſtellung an der Galerie eröffnet zu haben. Um ſich zu einer ſolchen vorzubereiten, ſtudirte er, unterſtützt von der Bibliothek ſeines

Patrons Bünau alles, was er an kunstwissenschaftlichen und artistischen Schriften über Malerei und Plastik auftreiben konnte. Massenhafte Auszüge aus der italienischen, französischen und englischen Literatur zeigen, daß er hier fast Nichts unbeachtet ließ, wie er selbst denn auch später sich rühmte: „daß er Alles gelesen, was in allen Sprachen über die beiden Künste ans Licht getreten sei". Am meisten förderten ihn die Franzosen de Piles und der philosophirende Kunsthistoriker Dubos, und unter den Engländern Richardson, dessen Italiänisches Reisewerk er damals für das beste erklärte. Später, als er sich einige Zeit in Rom mit eigenen Augen umgeschaut hatte, erschien ihm die ganze Weisheit dieser so mühsam durchstudirten Kunstschriftsteller keinen Heller werth, und selbst der so hoch verehrte Richardson nur noch als „ein großer Sünder". „Ich glaubte, ich hätte alles ausstudieret, und siehe da, ich sah, daß ich nichts wußte", schrieb er an einen Freund bald nach seiner Ankunft in Rom. Und so machen wir auch bei ihm, wie bei Lessing in dessen Verhältniß zu seinen französischen Jugendvorbildern, die Erfahrung, daß bedeutende Menschen meist gegen diejenigen in ihrem Urtheile am schärfsten und bittersten zu verfahren geneigt sind, von denen sie selber ausgegangen sind und ausgehen mußten, um später über sie hinauszugehen.

Wenn Winckelmann in Dresden gleich beim Anfange seiner neuen Laufbahn durch die dort in Fülle vorhandenen Werke der modernen Plastik aus dem Geiste und der Schule Bernini's jene ersten nachhaltigen Eindrücke empfing, die ihn fast instinctmäßig ahnen ließen, daß diese Art der Kunst eine Verirrung von der Schönheit, Wahrheit und Einfachheit der Antike sein müsse, so ward er in seiner Ansicht, die ihm später Italien so vollkommen bestätigte, auch schon in Dresden einigermaßen

beſtärkt durch das Wenige, was er daſelbſt von dem dortigen Antikenſchatze zu Geſicht bekam. Nicht daß es wenig oder unbedeutend geweſen wäre, was hier die Eitelkeit und verſchwenderiſche Laune der ſächſiſchen Auguſte von Werken antiker Kunſt aus Italien in ihr „Elbflorenz“ zuſammengeſchleppt hatte. Im Gegentheil! Jetzt, wo wir in den Zimmern und Sälen des Japaneſiſchen Palais die ſchon damals vorhandenen Schätze in würdiger Aufſtellung behaglich überſchauen, werden wir vielmehr dem Biographen beiſtimmen, wenn er unter Aufzählung aller derjenigen Kunſtwerke der Sammlung, welche faſt alle Entwicklungsphaſen der griechiſchen Kunſt würdig und lehrreich zu vertreten geeignet ſind, die Meinung ausſpricht: daß unſer Kunſthiſtoriker ſchon hier ſo gut wie in Rom die erſten Grundlinien ſeiner Anſicht von griechiſchen Stilunterſchieden hätte entwerfen können. Aber Winckelmann befand ſich eben nicht in unſerem Falle. Dieſe herrlichen Werke alter Kunſt ſtanden damals ſämmtlich, nach Winckelmann's Ausdruck, „wie Heringe verpackt“, in Bretterſchuppen und Pavillons des großen Gartens; „ſie waren zu ſehen, aber nicht zu betrachten“, und ſchon Hagedorn, der Freund Winckelmann's und Leſſing's, der Gebildetſte aller Dresdner Kunſtfreunde und Kunſtgelehrten, ſprach es im Unmuthe über dieſe Barbarei, die er ſelbſt, als er ſpäter der Vorſteher aller ſächſiſchen Kunſtanſtalten geworden war, nicht abzuändern vermochte, klagend aus: daß dieſe Verdammung der Antiken in die Gartenſchuppen faſt den Ruhm aufwiege, den ſich König Auguſt III. durch den Gewinn der berühmten Modeneſiſchen Galerie und ihrer Correggio's erworben habe. Uebrigens wurden dieſelben aus dieſer Verbannung erſt ein halbes Jahrhundert ſpäter (1785), lange nach Winckelmann's und Hagedorn's Tode erlöſt. So war man alſo, wie Juſti

ſagt, im Beſitz der köſtlichſten Proben griechiſchen Stiles, man hatte eine Art von Abriß alter Kunſtgeſchichte in nächſter Nähe; aber das Licht war unter den Scheffel geſtellt. Wer die Antike kennen lernen wollte, mußte ſich mit Abdrücken geſchnittener Steine begnügen, die damals für die Archäologen, wie z. B. für Lippert, die ſich ſo eifrig um Kenntniß des alten, echten Kunſtſtils bemühten, die einzigen Quellen waren. Denn bei Allem, was man aus jener Zeit lieſt, iſt es, als ob die Dresdener Antikenſammlung gar nicht exiſtirt hätte.

Der beſte Beweis dafür iſt Winckelmann ſelbſt, der ihrer in allen ſeinen brieflichen Berichten über die Galerie niemals erwähnt, und der erſt drei Vierteljahre vor ſeiner Abreiſe nach Italien ſie zum Erſtenmale beſuchte, um das Wenige davon zu ſehen, was die elende Räumlichkeit ihm zu ſehen geſtattete. Es waren dies, wie er ſpäter erzählt, die drei ſogenannten Veſtalinnen (die bekannten Herkulaniſchen weiblichen Portraitſtatuen) die ſogenannte Agrippina, eine Caracallabüſte und zwei Symplegmen. Daher kommt es denn auch, daß er ſpäter in ſeinen Schriften kein einziges Werk der Dresdener Sammlung als Beiſpiel anzuführen im Stande war. Einige Antiken, die im Beſitze Friedrich's II. von Preußen waren, wie z. B. den herrlichen „Adoranten" des jetzigen Berliner Muſeums, der damals auf der Terraſſe in Potsdam ſtand, bewunderte er bei einem zweimaligen Beſuche, den er 1752 in Potsdam machte, wo er auch von neueren plaſtiſchen Werken den ſchönen Mercur von Pigalle ſah, den damals manche Kunſtliebhaber über alle Antiken ſetzten, ſo wie die Venus deſſelben Künſtlers, über deren „Zärtlichkeit" er ſpäter ſo beißend ſpottete. Ueberhaupt war der einzige moderne Plaſtiker, deſſen Verdienſt er bereitwillig anerkannte, der geiſtreiche Italiener Mattielli, der

in demſelben Jahre in Dresden ſtarb, in welchem Winckelmann dorthin kam. Auguſt III. hatte ihn aus Wien in ſeine Hauptſtadt gezogen, wo noch jetzt zahlreiche Werke ſeines kühnen und gewandten Meißels vorhanden ſind, unter denen die 79 Statuen an der Thurmfaçade und auf den Baluſtraden der Hofkirche vor allen andern den Künſtler verrathen, der Geiſt und Sinn zuerſt wieder im 18. Jahrhundert an antiken Muſtern erfriſcht und namentlich die antike Gewandung an den von Winckelmann ſo hoch geſchätzten drei Herkulaniſchen Gewandſtatuen „mit dem mühſamſten Fleiße“ ſtudirt und copirt hatte.

VI.

Wenn wir unſern Helden, inmitten ſeiner neuen Umgebung, der ihm gewährten reichen Bildungsmittel, in Verhältniſſen erblicken, welche gegen ſeine Seehauſener Zuſtände über allen Vergleich günſtig und vortheilhaft erſcheinen, ſo kann es uns doch bei näherem Zuſehen nicht befremden, daß Winckelmann ſich in Dresden gar bald faſt noch unglücklicher als in den Zuſtänden fühlte, die er verlaſſen hatte.

Denn je mehr ſich durch Studien und Anſchauungen ſein geiſtiger Horizont erweiterte, je deutlicher ſeiner vom Schulſtaube befreiten Seele das Bewußtſein über ſeinen eigentlichen Beruf aufging, um ſo ſchmerzlicher empfand er es, daß ſeine gegenwärtige Stellung ihn von dem letzteren nur immer weiter entfernte, indem ſie ihn Zeit und Kräfte an Arbeiten zu verſchwenden zwang, die ihm ſchon darum „blutſauer“ wurden, weil ihm die Gegenſtände derſelben kein Intereſſe einflößten,

während zugleich die Ehre seiner Mühen einem andern zufiel. Er fand nur zu bald, daß er eigentlich nur die eine Knechtschaft mit der andern vertauscht hatte. Er hatte gehofft, auf die eine oder die andere Weise in dem großen, glänzenden Dresden, wo es so viele Wege des Emporkommens gab, Gelegenheit zu finden, sich durch Geltendmachung seines Wissens und seines Talents emporzubringen. Aber er sah nur zu bald, daß ihm alle Schlüssel fehlten, welche dazu nöthig waren, ihm die zu diesem Wege führenden Thore und Thüren zu öffnen. Wir besitzen darüber in seinen Briefen aus jener Zeit sein eigenes Zeugniß. In Armath und Niedrigkeit geboren, in Sorge und Druck erwachsen, besaß er nichts von jenem leichten und gewinnenden Betragen, zu dem nach des Dichters Ausspruch „der Niedrigkeit Genossen" fast nie zu gelangen vermögen. Selbst jener Fonds von Heiterkeit des Sinnes, den ihm die Natur in die Wiege mitgegeben, war durch den Druck der Verhältnisse, durch Bücherstaub, Schulnoth und die Pein des Amtes endlich erschöpft worden, und seine innere Unzufriedenheit trug nicht dazu bei, ihn liebenswürdiger zu machen. Dazu kam seine immer noch mangelhafte Kenntniß der modernen Sprachen. In Dresden, am Hofe und in den Kreisen, wo er sich hätte einführen und empfehlen mögen, galt nur, wer französisch und italienisch sprechen konnte und Frankreich und Italien bereist hatte; und Winckelmann sprach keine moderne Sprache und hatte nichts von der Welt gesehen. Weltbildung zu gewinnen, sich „zu formiren" im Umgange mit Menschen, im Sprechen fremder Sprachen, und heimgekehrt, sich „ein Air" geben und so sich den Weg zu einer ihm zusagenden Stellung in Dresden öffnen zu können: das waren die Beweggründe, welche ihn schon ein Jahr nach seiner Ankunft in Dresden an die Unter-

nehmung einer Reiſe nach Italien denken ließen. Schon 1750 hatte er einen Befreiungsverſuch gemacht, aber ohne Erfolg. Seine Stimmung wurde von Tage zu Tage düſterer, ſeine Geſundheit begann zu leiden. Alle ſeine Hoffnungen waren geſchwunden. „Kein Glück ſehe ich vor mir", ſo ſchrieb er einem Freunde, „keine Retraite iſt mir mehr übrig. Mein Brod kann ich, wenn der Graf ſterben ſollte, auf keine anſtändige Weiſe verdienen, da ich keine einzige fremde Sprache reden kann; einen Schuldienſt mag ich nicht, zur Univerſität tauge ich nicht, mein Griechiſch gilt auch nirgends. Die Kenntniß der Alten, ſonderlich der Griechen, ſcheint der Jugend ein Weg, der mit Dornen und Diſteln verwachſen iſt, wie er es denn auch in der That iſt. Meiner Geſundheit iſt nicht anders zu helfen als durch eine Veränderung."

War es ein Wunder, wenn ihm in einem ſolchen Zuſtande jedes Mittel willkommen ſein mußte, welches ihm Befreiung aus einer ſo hoffnungsloſen Lage verhieß? Ein ſolches Mittel gab es aber nur, wenn es ihm gelang, den Hof für ſich zu intereſſiren; und bei Hofe, deſſen Gunſt und Gnade in den Händen von Beichtvätern und andern geiſtlichen Perſonen lag, und der Convertiten vorzugsweiſe begünſtigte, war dazu für ihn nur ein Weg — Religionsveränderung. Alle Umſtände drängten darauf hin, ihn dieſen Ausweg ergreifen zu laſſen.

Er ſah in Dresden, in der Hauptſtadt eines reinproteſtantiſchen Landes, das die Wiege der Reformation geweſen war, einen Nachkommen Friedrich's des Weiſen, des Schirmherrn des deutſchen Proteſtantismus, als katholiſch gewordenen Herrſcher auf dem Throne. Nicht innere Ueberzeugung, nicht zwingende Noth der Umſtände, ſondern die Eitelkeit, den Kurhut mit einer erkauften polniſchen Königskrone zu vertauſchen, hatten

in dem sächsischen Regentenhause diesen Uebertritt zum Katholicismus herbeigeführt. „Das Beispiel des Fürsten", sagt Goethe, „wirkt mächtig um sich her und fordert jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die im Kreise des Privatmannes irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen," und, setzen wir hinzu, ebenso auch zu unsittlichen. Sollte Winckelmann sich große Scrupel darüber machen, wenn er, aus ganz andern, unendlich mehr berechtigten Beweggründen: um dem innersten Triebe seiner Natur folgen, um das werden und erreichen zu können, wozu er sich „von Gott und Natur" bestimmt fühlte, nach dreißigjährigem vergeblichen Ringen mit der Noth und den Hemmnissen seiner Entwicklung — sich zu einem Schritte entschloß, den einst das Oberhaupt des Staates, in welchem er lebte, aus äußerlichen Motiven eitlen Ehrgeizes gethan hatte?

Der Biograph ist bemüht gewesen, das Gewebe der äußern und innern Zustände klar zu legen, welche jenen Schritt herbeiführten, über dessen wahre Motive Winckelmann's Zeitgenossen wenig oder gar nicht unterrichtet waren. Seine Darstellung leidet jedoch in diesem Capitel vorzugsweise an einer gewissen beschwerlichen Unübersichtlichkeit; sagt er doch selbst von seiner Erzählung, daß sie „in ihrem schleppenden Gange und in ihren endlosen Retardationen ihrem Gegenstande gleiche, und gewissermaßen an die Tragödie Hamlet erinnere".

Die Begünstigung des Katholicismus in Sachsen von Seiten des Hofes war Winckelmann bereits bekannt, als er nach Dresden kam. Schon vorher hatte er bei seinen Wanderungen nach Leipzig mit dem dortigen Pater Confessionarius, einem Kunstfreunde, Bekanntschaft gemacht, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er schon mit dem Gedanken nach Dresden kam, die

dortigen Zustände am Hofe für seine Pläne zu benutzen. An den Protestantismus fesselte ihn von Jugend auf kein inneres Band und Bedürfniß. Der Religionsunterricht seiner Jugend hatte ihm Steine statt des Brotes gegeben. Auf der Universität war es ihm mit der Theologie nicht besser gegangen, und in seinem Schulamte hatte er gründliche Erfahrungen von der herzlosen Unduldsamkeit und dem ketzerrichterlichen Hochmuthe des protestantischen Pfaffenthums gemacht, dessen Anmaßungen später sogar einen Lessing zu dem bekannten Ausrufe gegen Goeze brachten: „Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastoren unsere Päpste werden, — so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht.“ So kam er nach Dresden. Die einzigen Menschen, welche sich seiner annahmen, waren Katholiken, vor allen der königliche Beichtvater Pater Rauch, der ihm in der That ein väterlicher Freund und Wohlthäter wurde, und dem er nicht nur die spätere italienische Reise und die Möglichkeit einer verläufigen unabhängigen Stellung in Rom, sondern auch schon in Dresden alle Vortheile der Einführung bei den Gallerie-Inspectoren und schließlich die Freiheit verdankte, welche seinem ersten literarischen Auftreten einen großen Theil seiner Bedeutsamkeit verlieh. Vermuthlich war es auch derselbe Mann, der den in Dresden residirenden päpstlichen Nuntius, Grafen Alberich von Archinto auf ihn aufmerksam machte. Ein Besuch der Nötheniter Bibliothek gab dem Letzteren Gelegenheit, Winckelmann persönlich kennen zu lernen. Der feine italienische Kirchenfürst brauchte nicht viel Zeit um zu erkennen, „wie gut dieser gelehrte und mißvergnügte, lebhafte und weltscheue Bibliothekssecretär sich als Abbate im Haushalte eines gelehrten römischen Cardinals ausnehmen, und wie unschwer er zu

gewinnen sein werde". Er selbst war im Begriffe, Dresden zu verlassen, um nach Rom zurückzukehren. Der damalige Papst Benedict XIV. war krank und hinfällig; man erwartete seinen baldigen Tod, und Archinto trug sich mit der Hoffnung, zu seinem Nachfolger auf dem heiligen Stuhle erwählt zu werden. Zu dem Ende war ihm sehr viel daran gelegen, seinen Abschied aus Deutschland mit der Gewinnung eines bedeutenden Convertiten zu bezeichnen, und in Winckelmann, dem gelehrtesten Griechen Deutschlands, der sich nach Rom sehnte, glaubte er dazu den rechten Mann gefunden zu haben. Es begannen Verhandlungen, bei denen natürlich von der eigentlichen religiösen Seite des Uebertritts keine Rede war. Der Nuntius war ein vollständiger Weltmann, ein „aufgeklärter" Freidenker, der eine schöne Geliebte hatte, und für den nach seiner eigenen Aeußerung bei einem Gelehrten ein solcher Religionswechsel unter den Gesichtspunkt fiel: changer la religion, c'est changer la table, mais non pas le Seigneur. Ihm kam es eben nur darauf an, einen Proselyten zu machen, um seine Zwecke zu fördern; die Motive und die Ueberzeugung des zu Bekehrenden waren ihm völlig gleichgültig.

Dennoch zogen sich die Verhandlungen über drei Jahre hin. Die Ursachen dieser langen Zögerung waren verschiedener Art. Winckelmann hatte einerseits bald zu gewahren, daß man hinsichtlich der äußerlich gesicherten Stellung in Rom, die er sich ausbedungen hatte, kein ehrlich Spiel mit ihm spielte, und andererseits bedrückte ihm die Folgenschwere des Schrittes mehr und mehr das Herz. Der einzige Mann, der ihn vor demselben hätte bewahren können, war sein bisheriger Patron, der Graf Bünau. Ihm entdeckte er seinen Zustand, und Bünau's Warnungen vermochten ihn, die mit dem Nuntius angeknüpften

Werk kannte, beweist auch die ausdrückliche Anführung des dritten Buchs [1]). Schwerer möchte sich dagegen ein sicherer Bezug auf die heutige Metaphysik nachweisen lassen [2]), wenn gleich aus dem Umstande, dass an derselben Stelle zugleich mit Aristoteles Werke über die Philosophie auch noch Schriften ähnlichen Inhalts von *Speusippos*, *Xenokrates*, *Herakleides Pontikos*, *Theophrastos* und *Straton* angezogen werden, sich ein Schluss auf den Reichthum dieser Litteratur machen lässt, der dem Römischen Philosophen noch zu Gebote stand. — Indess die Tiefen der Spekulation waren nicht der Ort, wo dieser sich heimisch fühlte; desto lieber verweilte er in den anmuthigen, seiner Individualität mehr behagenden Bereichen der Moralwissenschaft, und hier liefert das letzte der Bücher seines Meisterwerks De finibus bonorum et malorum so augenfällige Beweise eines genauen Studiums der ethischen Schriften des Stagiriten, dass es nutzlos sein würde darüber noch etwas weiteres als die Bemerkung hinzuzufügen, dass Cicero hier Vertrautheit mit einem Hauptwerke des Aristoteles in einer Zeit verräth, wo nach der gemeinen Ansicht diese Bücher noch von Tyrannion und seinen Freunden unberührt in Sulla's Bibliothek zu Rom verschlossen lagen [3]). — Auch der Laelius gehört

1) De Nat. Deor. I, cp. 13. Vgl. *Brandis* Diatribe academ. de perditis Aristotelis libris de ideis et de bono p. 8—10. Aristot. a. a. O. S. 161.

2) Aristot. a. a. O. S. 161.

3) Aristotelia a. a. O. S. 135.

Verhandlungen über ein Jahr lang abzubrechen. Weiter aber erſtreckte ſich die Theilnahme Bünau's an dem Schickſale ſeines treuen Dieners nicht. Der reiche Magnat, der, wie Goethe bemerkt, „als Privatmann nur ein einziges bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winckelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Miniſter Einfluß genug hatte, dem trefflichen Manne aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrſcheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienſt, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben."

Inzwiſchen verzehrte ſich Winckelmann geiſtig und körperlich in dieſem unerträglichen Zuſtande. In angeſtrengter Arbeit ſuchte er die verlorenen glücklichen Ausſichten auf Rom und Italien zu vergeſſen. Es gelang ihm nicht; wohl aber zerſtörten dieſe Anſtrengungen ſeine Geſundheit bis zu einem Grade, der das Aeußerſte befürchten ließ, wenn nicht durch eine gänzliche Veränderung ſeiner Lage die Möglichkeit der Geneſung verſchafft werden konnte. Er knüpfte alſo endlich wieder mit dem Nuntius an, den er über ein Jahr lang gemieden hatte, und fand liebevolle Aufnahme und theilnehmende Sorge für ſein Schickſal. Ein zufälliges Ereigniß, das der beleidigende Zelotismus eines proteſtantiſchen Pfarrers, ſeines Beichtvaters, herbeiführte, gab dafür den entſcheidenden Ausſchlag. Trotz allem Geheimhalten hatte ſich nämlich doch ein Gerücht von Winckelmann's Plänen verbreitet und die Geiſtlichkeit in Allarm geſetzt. Winckelmann, von ſeinem Beichtvater zur Rede geſtellt, hatte ſich auf Andringen deſſelben entſchloſſen, jetzt, wo er ſeine römiſchen Abſichten aufgegeben hatte, ſich durch eine Communion wieder mit der Kirche zu verſöhnen. Der unkluge Zelot benutzte dieſe Gelegenheit dazu, am Schluſſe der der Communion

vorhergehenden Predigt, zu welcher er obenein gegen die Abrede eine große Anzahl guter Freunde Winckelmann's geladen hatte, dem letzteren eine öffentliche Beschämung zu bereiten, indem er der Gemeinde die besondere Fürbitte „für ein verirrtes Schaf" empfahl, das zur katholischen Kirche habe übergehen wollen, jetzt aber gekommen sei, um öffentlich seine Rückkehr zu bezeugen! Der empörte Winckelmann beantwortete diese Beleidigung damit, daß er die Kirche verließ — und zwar auf Nimmerwiederkehr. Am 11. Juli 1754 trat er zur römischen Kirche über.

Es war eine That der Selbsterhaltung im höchsten Sinne, denn „es war der Trieb seiner geistigen Natur nach der ihr angemessenen Thätigkeit", der durch lange Hemmung zuletzt „die Dunkelheit, aber auch die Unwiderstehlichkeit eines Naturtriebes" angenommen hatte. Er selbst hatte ein Bewußtsein davon, daß darin seine beste Rechtfertigung liege und nicht in den sophistischen Gründen, die er eben so ungeschickt als offenherzig vorzubringen sich herbeiläßt. Sie liegt aber noch deutlicher vor uns in dem Resultate. Nur in Rom konnte Winckelmann werden, was er geworden ist, und er konnte nicht in Rom leben, ohne Katholik zu sein. Der Schritt, zu dem er sich nach so langem Sträuben und Schwanken endlich entschloß, öffnete ihm „eine neue Welt, eine unabsehbare Aussicht des Schauens und Schaffens in berauschender Vorempfindung". Die größere Hälfte seines Lebens war ihm in Elend und Noth, in Einsamkeit und unfruchtbarer Arbeit, in Knechtschaft und Entbehrung aller Art vergangen. Sein Kopf war vorzeitig ergraut, seine Gesundheit untergraben. Da plötzlich öffneten sich ihm die Pforten zum Eingange in ein neues Leben, das ihm Alles bot, was er je zu hoffen gewagt hatte: die Aussicht auf die freieste

Entfaltung ſeines Genius. Sollte er Bedenken tragen, mit der Losſagung von einer Gemeinſchaft, der er niemals innerlich angehört, die er ſich nicht erwählt, ſondern durch den Zufall der Geburt erhalten hatte, einen Preis dafür zu zahlen, der für ihn keinen Werth hatte? Sollte er ſein Leben, und was mehr iſt, ſein Talent und die Aufgabe, die zu löſen er ſich die Kraft fühlte, zum Opfer bringen, um den Menſchen zu genügen, die, wie Goethe mit einer von unſerem Biographen völlig mißverſtandenen Ironie ſagt, „den beharrenden Willen um ſo mehr über alles ſchätzen, als ſie, ſämmtlich in Parteien getheilt, ihre eigene Sicherheit und Dauer beſtändig im Auge haben; die Menſchen, die ohne Rückſicht auf Gefühl und Ueberzeugung, nur ſchlechtweg verlangen, daß man ausdauern ſolle, da wo uns mehr das Geſchick als die Wahl hingeſtellt?“

Er hat es nicht gethan, und es iſt gut für die Welt, daß er es nicht gethan hat. „Paris iſt wohl eine Meſſe werth!“ Ich wüßte nicht, daß die Hiſtoriker an dieſem Worte des guten Königs Henri IV. ſo gar großen Anſtoß genommen hätten. Warum ſollen wir nicht Winckelmann's Kunſtgeſchichte an die Stelle von Paris ſetzen und den Eroberer der Wiſſenſchaft der alten Kunſt ſagen laſſen: Rom war wohl eine Meſſe werth.

VII.

Das Jahr, welches Winckelmann nach ſeinem Uebertritte in Dresden verlebte — vom Herbſte 1754 bis zum Herbſte 1755 — wurde für ihn das bedeutendſte und glücklichſte ſeines ganzen bisherigen Lebens. Seine Stellung bei Bünau hatte

er aufgegeben. Zum ersten Male in seinem Leben war er ein freier Mann. Seine zerrüttete Gesundheit begann sich herzustellen, sein lang aufgeregtes Gemüth beruhigte sich. Mit vollen Zügen genoß er das unschätzbare Glück der Freiheit im Verkehr mit der Welt um ihn her, mit ihm zufagenden Menschen und Dingen. Jetzt erst erkannte er, was Alles dies Dresden ihm für seine Ausrüstung zu bieten hatte, und er beeilte sich nicht, seine dort für Rom zu machenden Vorstudien abzukürzen. Selbst den Genuß des Theaters mit seinen Opern und Balletten ließ er sich nicht entgehen, und er freute sich später, wenn er in Italien die Theater besuchte, in den besten Virtuosen des Gesanges und Tanzes alte Dresdner Bekannte wieder zu finden. Auch in der Weltklugheit machte er jetzt seinen ersten Cursus und lernte sich der offenen und geheimen Zumuthungen der Bianconi's und anderer erwehren, die ihn für ihre Zwecke auszunutzen versuchten. Archinto und Rauch vermittelten seine Bekanntschaft mit dem sächsischen Kurprinzen, dem Winckelmann später die erste Ausgabe seiner Kunstgeschichte widmete, sowie mit dessen hochgebildeter Gemahlin, und die Aussicht: nach seiner Rückkehr aus Italien eine ehrenvolle Stellung, als Aufseher des kurprinzlichen Museums und als Informator der fürstlichen Kinder, zu erhalten, trug dazu bei, ihm seine Zukunft gesichert erscheinen zu lassen.

Die Vorbereitung zu dieser italienischen Reise wurde jetzt seine Hauptaufgabe. Der Kreis von Kunstfreunden und Kunstkennern, in welchen er eintrat, und von welchem er mehr Gewinn für seine Ausbildung zog, als man bisher gewußt hat, ist von Justi im vierten Capitel geschildert. Die Bianconi und Hagedorn, Lippert und Oeser, welche die Hauptpersonen desselben bildeten, standen alle in Opposition zu der von oben her patroni-

firten ausgelebten Kunstroutine, waren alle einig im Zweifel an der gepriesenen Vortrefflichkeit des Modernen und in der Schätzung der Antike, als der einzigen Quelle für die Wiederbelebung echter Kunst. Obenan unter ihnen für Winckelmann stand Oeser, zu dem er sich als Hausgenosse begeben und bei dem er auch sofort Unterricht im Zeichnen genommen hatte. Dieser Mann, von dem wir, wenn er sich nur in seinen Werken ausgeprägt hätte, heute vielleicht kaum den Namen mehr wissen würden, ist unsterblich geworden durch das, was er zweien unserer größten Geister, Winckelmann und Goethe, als Lehrer und Einführer in das Gebiet des Kunstschönen geworden ist. Oeser's Charakteristik ist eine Perle in diesem Abschnitte des Justi'schen Buchs. Er ward für Winckelmann, mit dem er in gleichem Alter stand und dem er damals in Theorie und Praxis der Kunst so weit überlegen war, das Orakel aller Kunsteinsicht. Nicht nur Oeser's Kenntniß und Hochhaltung der Antike, deren Werke ihm als Grund und Gipfel aller Kunstkenntniß galten, sondern auch seine Ansicht: daß die Ruhe und Einfalt der Alten auch das höchste Geheimniß der christlichen Kunst seien, sein Widerwille gegen den herrschenden Rococogeschmack, ja selbst seine Vorliebe für die Allegorie als würdige Aufgabe künstlerischer Darstellung, gingen über auf seinen Schüler Winckelmann. Noch mehr! Der tägliche Verkehr mit Oeser gab ihm auch den besten Theil derjenigen Ideen, welche den Inhalt seiner bald zu erwähnenden ersten schriftstellerischen Leistung bildeten. Schon Lippert durfte es daher aussprechen, daß Winckelmann trotz aller seiner Gelehrsamkeit und Belesenheit „in Büchern kleben geblieben sein würde, wenn er nicht zuvor einige Zeit bei Oeser seine Kenntniß durch dessen guten Geschmack entwickelt und seine Augen stark gemacht hätte".

Neben Oeser waren es besonders noch zwei Männer in Dresden, welche als Lehrer und Verläufer Winckelmann's gelten dürfen, Hagedorn und Lippert. Christian Ludwig v. Hagedorn (1713—1780) ein jüngerer Bruder des bekannten Dichters, später Director aller sächsischen Kunstanstalten, durch Reisen und Anschauung eben so wie durch literarische Studien gebildet, selbst geübt in künstlerischer Technik und Besitzer einer eigenen Gallerie, war damals bereits unter allen Dresdener Kunstgelehrten der vielseitigste und gründlichste Kenner der Kunst, zumal der Malerei, und der erste namhafte deutsche Schriftsteller über Kunst. Seine Ansichten über Idealschönheit als höchsten Gesichtspunkt aller Kunst, über den Begriff der Anmuth, die er zuerst von dem der Schönheit unterschied, über die Möglichkeit und die wahre Auffassung einer Geschichte der Kunst, von der nach seiner Meinung eigentlich jede Gallerie eine Darstellung sein sollte, und endlich seine Tendenz: den antiken Bund zwischen Kunst und Handwerk zu erneuern, und überhaupt auf die Nothwendigkeit einer innigen Verbindung der Kunst mit dem Leben und der Zeit, mit der Volksart und den socialen Bedürfnissen hinzuweisen — eine Tendenz, die, wie Jüsti mit Recht bemerkt, Winckelmann stets fern blieb — das alles sind Dinge, die Hagedorn vor allen anderen deutschen Zeitgenossen auszeichnen. Mit Winckelmann, dessen große Bedeutung er früher als alle andern erkannte, bildete sich ein Verhältniß achtungsvoller Freundschaft, das sich noch in die römische Zeit des ersteren fortsetzte.

Noch inniger war Winckelmann's Verhältniß zu Lippert, der ihm gleich in Lebensschicksal und Charakter, ein Kind des Volkes, erzogen in der Schule der Noth und, wie er, alles durch sich selbst geworden, recht eigentlich als der Bahnbrecher

für Winckelmann's spätere Leistungen angesehen werden muß, und ohne dessen vorbereitende Wirksamkeit alles was Winckelmann später von Italien aus über griechischen Stil lehrte, „leerer Schall geblieben sein würde".

Unter den von diesen Männern ausgehenden Anregungen entstand Winckelmann's erste kunstwissenschaftliche Schrift, die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke".

Es war überhaupt die erste Leistung, mit welcher der achtunddreißigjährige Mann in die Oeffentlichkeit eintrat. Sein treuer Gönner Rauch, welcher die Druckkosten hergegeben hatte, vermittelte die Dedication an den König, der sie huldvoll aufnahm und dafür zu sorgen versprach: daß „dieser Fisch in sein rechtes Wasser komme". Nur fünfzig Exemplare wurden gedruckt; die Nachfrage ward deshalb bald so groß, daß man Abschriften nehmen ließ, und man mag sich die Freude des Autors vorstellen, als er sich zum erstenmale und zwar in stattlichem Quartformat mit großem hellen Druck und zierlichen Vignetten, welche Oeser geliefert hatte, gedruckt erblickte!

Der Biograph hat dieser Erstlingsschrift seines Helden eine überaus sorgfältige Analyse gewidmet. Sie zeigt uns, daß in diesem ersten Versuche „schon fast alle Gedanken seiner schriftstellerischen Zukunft erfaßt oder berührt sind". Die Grundzüge des späteren Systems plastischer Schönheit mit den Axiomen der Idealität, des Maßes und der Wellenlinie, die Unterordnung der römischen unter die hellenische Poesie, die Proben jener berühmten späteren Beschreibungen einzelner Kunstwerke, deren dichterische Schönheit uns noch heute entzückt, die historische Erklärung der hellenischen Kunst, ja selbst die Idee seiner späteren Kunstgeschichte — das Alles finden wir bereits in diesem

Erstlingsversuche des Mannes, der noch keinen Blick in die Kunstwelt Italiens gethan hatte, und dessen Beschäftigung mit der Kunst und ihren Werken gewissermaßen von gestern datirte. Aber der Samen, den der Verkehr mit Künstlern wie Oeser ausgestreut hatte, war bei ihm auf fruchtbares Land, auf den Boden eines Geistes gefallen, den eine tiefe Liebe für die Griechen, eine lebenslange Beschäftigung mit den Werken ihres Geistes und ein angeborener Sinn für die Schönheit dafür empfänglich gemacht hatten. Freilich erschien es vielen unbegreiflich, wie der gelehrteste Mann Dresdens, von dem man bisher nur als von einem großen Griechen und Bücherkenner gehört hatte, darauf gekommen sein könne, plötzlich über Kunst zu schreiben und zwar in einer Schrift ohne gelehrte Citate, ohne weitläufigen literarischen Apparat, die sich nicht an Gelehrte, sondern an Künstler und Kenner wandte. Klotz wußte jedoch in seiner „Deutschen Bibliothek" der Welt über die Veranlassung der Schrift in folgender, für ihn selbst bezeichnenden Weise Aufschluß zu geben. „Die Sixtinische Madonna", so erzählte er, „war 1753 in Dresden angekommen und seit Kurzem in der Gallerie aufgestellt. Drei Tage war Winckelmann schon hingegangen, um das Gemälde zu studiren, und immer konnte er die Schönheiten desselben nicht finden, bis sie Oeser ihm zeigte"! Das einzige Körnlein Wahrheit in dieser Tradition ist, daß Gespräche Winckelmann's mit Oeser über Gemälde, bei denen der letztere seine Gedanken bereitwillig entwickelte, die Veranlassung zu dieser Schrift gaben, die allerdings einen großen Theil ihres Inhalts, wie Justi nachweist, der Liberalität Oeser's verdankte, aber auch einen nicht geringen Theil ihrer Schwächen und Irrthümer aus derselben Quelle entnahm, unter denen seine von Oeser überkommene Vorliebe

für die Allegorie obenanſteht. Der Schwerpunkt der Kritik, welche Winckelmann in dieſer Schrift über die neuere Kunſt, beſonders über die Plaſtik übte, lag in dem Nachweiſe des Verfalles derſelben in Bezug auf den Formen- und Schönheitsſinn. Er fand dieſen Verfall ausgeſprochen in dem Mangel des Gefühls für das Maß in den Formen des Körpers, in dem ſclaviſchen Realismus der Nachahmung der „gemeinen Natur", des zufälligen einzelnen Modells, und in dem ſtilwidrigen Realismus der modernen Bildhauer in der Darſtellung der Oberfläche des Körpers. Die Lebhaftigkeit, mit welcher er überall die unendliche Ueberlegenheit der Alten betonte, erregte das bedenklichſte Kopfſchütteln aller Perrücken, deren Großmeiſter Gottſched offen erklärte: das Winckelmann „ſich faſt in jeder Zeile mit einer allzugroßen Paſſion für das Alterthum bloßgebe".

Und nun der Stil, in welchem dieſe Erſtlingsſchrift geſchrieben war!

Wenn der Inhalt derſelben uns noch hier und da einen Lehrer verräth, der ſelbſt noch nicht ganz auf eignen Füßen ſtand und der noch vielfach mit fremden Augen ſah, ſo tritt uns im Stil bereits der ſelbſtändige ſchöpferiſche Meiſter entgegen, der ſich in ſtiller, geheimer Vorarbeit mit Bewußtſein über ſeine Aufgabe ausgebildet hatte. Dieſer Stil war in allen Stücken das Gegentheil des damaligen deutſchen Proſaſtils. Statt der wäſſerigen Weitſchweifigkeit erleuchtete Kürze, ſtatt der abgegriffenen Plattheit und lauen Geziertheit jene markige Einfalt und Friſche, die er aus ſeinen geliebten Hellenen, aus Herodot und Platon, ſich erworben, jene ſinnliche Sachlichkeit des Ausdrucks, die ſich ſtets im Bereiche der concreten Anſchauung hält, jene Naivetät, die bei aller angewandten künſtleriſchen Sorgfalt

dem Stile einen Charakter freier, kunstloser Ursprünglichkeit verleiht, und mit der der Autor, ganz sich in die Sache versenkend, dem Selbstgedachten auch den selbstgeschaffenen Ausdruck zu geben kein Bedenken trägt. Die Berliner „Bibliothek der schönen Wissenschaften" sprach es aus, daß es keine deutsche Schrift gebe, die sich dieser Erstlingsschrift Winckelmann's auch hinsichtlich der „Schreibart" vergleichen lasse.

Winckelmann selbst war überrascht von dem Erfolge seines ersten öffentlichen Auftretens. Noch kaum vor einem Jahre von der Erschöpfung langen Kampfes mit dem Unglück bis zu einer sich selbst aufgebenden Resignation niedergedrückt, sah er jetzt wie mit einem Zauberschlage die Sonne des Glücks hell auf sich niederleuchten. Diese kleine Schrift entschied sein Schicksal. Sie gab ihm Ehre, Ruhm, Freiheit und — Italien. Vor allem: sie gab ihm selbst Gewißheit über den wahren Beruf und die Aufgabe seines Lebens, welche er in der neuen Heimath, in dem eigentlichen Vaterlande seines Geistes erfüllen und lösen sollte.

Bald darauf verließ er Deutschland für immer. Er verließ es „gern", dies Land, in welchem für einen Mann von seiner Sinnes- und Denkweise kein Platz war; ja er war sogar später geneigt, sein ganzes dort gelebtes Leben für ein verlorenes zu achten. Justi's Buch zeigt uns — und dies ist eins der wesentlichsten Verdienste des Werks — daß dieses Urtheil Winckelmann's ein ungerechtes war. Es zeigt uns das „allmälige Wachsen und Werden dessen, was in der zweiten Lebenshälfte des Mannes vollendet und räthselhaft vor uns steht", räthselhaft, ehe die Forschungen des Biographen uns Aufschluß gaben über dasjenige, was diese deutsche Lebenszeit für Winckelmann gewesen ist.

hierher, der seinem philosophischen Theile nach fast ganz aus den beiden Aristotelischen Büchern von der Freundschaft [1]) geflossen ist. Wo des Griechen unendlich grossartigere Welt- und Lebensansicht der Eigenthümlichkeit römischer Denkungsart widerspricht, findet sich auch wohl hier und da eine versteckte Polemik, in welcher Cicero, der dazu noch durch mannigfache Verhältnisse seiner Schrift und der in ihr Wortführenden bedingt und beschränkt wird, nur die eigne Schwäche offenbart [2]). Neben Aristoteles ist auch, wie eine Vergleichung der noch übrigen Fragmente lehrt, Theophrasts Schrift über denselben Gegenstand als Quelle benutzt, was denn auch zum Ueberfluss Gellius ausdrücklich bemerkt hat [3]).

Schwieriger als bei den ethischen ist der Nachweis der Benutzung im Einzelnen für die politischen Schriften zu liefern. Doch ist es im Allgemeinen unzweifelhaft, dass Cicero sie kannte und benutzte [4]), um sich manches Besondere anzueignen [5]). Für seine Bücher De Republica lässt sich neben Platon, Isocrates und Xenophon noch *Aristoteles* als Quelle nachweisen. Auch die verlornen „Staatsverfassungen" waren ihm wohl bekannt [6]).

---

1) *Ethic. Nic.* VIII u. IX.
2) Aristotelia a. a. O. S. 136 – 137.
3) Gell. N. Att. I, cp. 3.
4) Die Nachweisungen im Einzelnen s. in Aristotel. Th. II, S. 137 ff.
5) *Hand.* a. a. O. S. 227 u. 230.
6) De Fin. V, 4, §. 11. De Legg. III, 5, §. 14. — cp. 6. II, cp. 6. §. 15. u. a. St. — Arist. a. a. O.

Ich schließe diese Skizze mit einigen Bemerkungen des Biographen über dasjenige, was er als den vorherrschenden Zug in der Entwickelungsgeschichte Winckelmann's, als die Spontaneität des Genius in ihm, bezeichnet. Diese instinctive Selbstgewißheit über den „rechten Weg", zu welchem der „dunkle Drang" den hochbegabten Menschen unablässig hintreibt, zeigt sich bei Winckelmann in zwiefacher Weise. Einmal in der Beharrlichkeit und Liebe, mit der er grade diejenigen Dinge verfolgt, für die ihm äußerlich so gut wie alle Förderung durch Hülfsmittel, Muster, Anregung, Führer und alle Aufmunterung völlig versagt war. Diese Dinge waren: die griechische Literatur, die deutsche Prosa, die bildende Kunst, auf denen vorzugsweise sein Nachruhm beruht. Was er sich auf diesen Gebieten an Kenntniß und Virtuosität erwarb, war allein sein Werk und sein Verdienst. Ohne Lehrer und Führer machte er sich zu einem der ersten Kenner der griechischen Literatur und Alterthümer. Bis zum dreißigsten Jahre in einem halbbarbarischen Lande lebend, ohne Zusammenhang mit den Anfängen deutscher Literatur, ohne Kenntniß sogar der ersten Versuche Klopstock's und Lessing's, ohne die Möglichkeit sprachlicher Ausbildung durch Umgang und Verkehr mit geistvollen Menschen, schafft er sich einen deutschen Stil, der bei seinem ersten eigenen Auftreten bereits in allen Hauptdingen als klassisch erscheint. Geboren und aufgewachsen in armseligster Umgebung, die eindrucksfähigsten Jahre seines Lebens in Schul- und Bibliotheksstuben, in den Sandebenen und Nebeln des Nordens, in öden kleinen Städten, bis in die Mitte der dreißiger Jahre ohne Anschauung von Werken der Kunst, sehen wir diesen Mann hervortreten mit einer Begeisterung und einem Verständnisse für antike plastische Kunst und Schönheit, wie sie

allein unter ſüdlichem Himmel möglich ſchienen, ſehen wir ihn ſich den erſtaunten Zeitgenoſſen mit einer Schrift zeigen, die raſch hingeworfen, auf ſehr unzulänglichen eigenen Anſchauungen und zufälligen Anregungen durch den Verkehr mit ein paar Künſtlern beruhend, ihm Ruhm, Ehre und Beifall der beſten Kenner erwirbt und zugleich den Keim und die Grundzüge ſeines ſpäteren Lebenswerks enthält.

Aber eben ſo groß wie dieſe poſitive, iſt die negative Seite, in welcher ſich die Spontaneität ſeines Geiſtes bethätigt.

Faſt alle diejenigen Beſchäftigungen und Studien, die bis hart an die Grenze ſeines vierzigſten Jahres vorzugsweiſe ſein Leben ausgefüllt hatten: ſeine theologiſchen und mediciniſchen Brodſtudien, ſeine polyhiſtoriſchen, bibliothekariſchen, philologiſchen und hiſtoriſchen Arbeiten und Bemühungen waren ſeiner eigentlichſten, inneren Beſtimmung fremd; aber ſie waren zugleich das Einzige, was ihm Ausſicht auf eine geſicherte bürgerliche Exiſtenz zu gewähren vermochte. Und doch ſtand er nicht an, dies Alles, als er die ſeiner Natur gemäße Aufgabe ſeines Lebens endlich gefunden zu haben glaubte, von ſich wegzuwerfen und „ſo völlig abzuſchütteln, daß von einer nachgeſchleppten, hemmenden Nachwirkung keine Spur zurückblieb“. „Welche Verjüngungsfähigkeit“, rufen wir mit ſeinem Biographen aus, „ſich nach einer in greiſenhafter Gelehrſamkeit verlorenen Jugend zu Werken aufzuraffen, welche die Jugendfriſche und Anmuth eines Herodot wiedergefunden haben! Welcher unfehlbare Inſtinct einer ſich ſelbſt vertrauenden Natur, welche Elaſticität eines Geiſtes, der in dem Moment, wo das Schickſal ruft, wie ein Neugeborner ſich auf den Schwingen der Werde- und Schaffensluſt zu der Morgenröthe des Ewigſchönen erhebt!“

Dies Bewußtſein: den Menſchen wenig, den Umſtänden und dem Zufalle nichts, dem Glücke weniger als nichts, wohl aber faſt Alles, was er geworden und geleiſtet, ſich ſelber zu verdanken zu haben — dies ſtolze Bewußtſein nahm er mit hinüber in das gelobte Land Italien, für ihn das Land der Freiheit und der Erfüllung. Dies Bewußtſein, wenn es ſich auch bisweilen zu einem gewiſſen, bei Autodidakten nicht ſeltenen Hochmuthe ſteigerte, war doch für ihn von unſchätzbarem Werthe. Denn es bildete die ſichere Grundlage ſeiner neuen Exiſtenz, das Bollwerk ſeiner Unabhängigkeit inmitten einer Welt, wo er derſelben mehr als anderswo bedürfen ſollte.

Fichte,

der Held unter den deutschen Denkern.

Zur Säcularfeier seines Geburtstages

(19. Mai 1862).

Zur Einleitung.

Die am 3. März d. J. zu Berlin versammelten Mitglieder des deutschen Nationalvereins haben auf Antrag Dr. Wilhelm Loewe's von Calbe beschlossen: den hundertjährigen Geburtstag Fichte's als einen Nationalfesttag von Seiten des Nationalvereins feierlich zu begehen. Der letzte Präsident des ersten Parlaments der großen deutschen Nation, — die nimmermehr gestatten wird, daß jenes erste Parlament ihr letztes bleibe*), — hat seinen Antrag mit dem Gedanken begründet, daß die zum deutschen Nationalvereine zusammengetretenen Männer auf dem Boden derjenigen politischen Ueberzeugung stehen, in der Fichte gelebt hat und mit der er gestorben ist, auf dem Boden der Ueberzeugung:

> „daß die Unabhängigkeit Deutschlands nur erhalten werden könne durch die Einheit Deutschlands, und daß die Einheit Deutschlands nur erlangt werden könne durch die Freiheit."

Wem könnte ich daher die folgenden Blätter, welche bestimmt sind, dem deutschen Volke das Bild Fichte's in's Ge-

*) Heute, am 22. März 1871 ward in Berlin das neue Parlament des erneuten deutschen Reichs eröffnet. A. d. H.

dächtniß zurückzurufen, mit besserem Fuge widmen, als dem deutschen Nationalvereine und seinen Gründern, die sich laut bekennen als „Nachfolger und Jünger dieses Fichte'schen Geistes".

Fichte hat es ausgesprochen, daß die Deutschen berufen sind, ein Deutschland, das jetzt nur noch als eine Forderung vorhanden ist, ein einheitliches Reich deutscher Nation, einen „innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staat" darzustellen, gegründet auf Freiheit und Rechtsgleichheit aller seiner Bürger.

Er hat es ausgesprochen: daß für diesen letzten großen Zweck die Deutschen „in den einzelnen Staaten, in die sie dermalen zerfallen sind", sich vor- und auszubilden haben, daß aber schließlich diese einzelnen Staaten „als bloßes Mittel zu höherem Zwecke wegfallen müssen".

Er hat es endlich mit seherischem Geiste ausgesprochen, daß unter diesen Staaten es der Preußische ist, dem von der Geschichte die Aufgabe gestellt und die Pflicht auferlegt sei, diese Umbildung Deutschlands zu einem einigen Reiche deutscher Nation herbeizuführen. Hier seine Worte über Preußens Beruf und Zukunft:

> „Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es, fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reiche. Nur so kann es fortexistiren. Sonst geht es zu Grunde!"

I.

Si fractus illabatur orbis.
Impavidum ferient ruinae!
Horat.

Wer war Fichte?

Schlimm genug, wenn manche Leser dieser Blätter so fragen und manche Deutsche sich verwundern sollten, wie man dazu komme, den hundertjährigen Geburtstag eines Mannes, von dem sie kaum des Namens sich erinnern, als einen deutschen Feier- und Ehrentag aus der Masse der gleichgültig dahinfließenden Tage hervorzuheben!

Und doch ist es so. Die Menschen vergessen schnell, und wir Deutsche nicht am wenigsten. Da ist es denn gut und heilsam, wenn eine äußere Veranlassung, wie diese Säcularfeier des 19. Mai des Jahres 1762 das Gedächtniß auffrischt, und Gelegenheit giebt, uns zu erinnern, was Deutschland an dem Manne gehabt hat, und heute noch hat, der an diesem Tage vor hundert Jahren in der niedern Hütte eines kleinen sächsischen Dorfes unserm Volke geboren ward.

Wer von diesem Manne nichts weiter weiß, als daß er ein Philosoph war, der ein wunderbar kühnes System der Wissenschaft des Gedankens aufgestellt und dasselbe an zwei deutschen Universitäten als berühmter Professor gelehrt hat, der weiß nichts von demjenigen, um dessentwillen Fichte in den Herzen der Besten seines Volkes lebt und zu leben verdient, nichts von dem, was diesen Mann würdig macht, von seiner ganzen Nation unter ihre Zierden gestellt und im dankbaren Gedächt-

niſſe als Muſter und Vorbild verehrt zu werden, nichts endlich von demjenigen, um deſſentwillen dieſer Aufſatz geſchrieben iſt, von der wahren und eigentlichen Größe des Mannes und Bürgers. Dieſe Größe iſt die ſittliche Erhabenheit und Stärke ſeines Charakters.

Fichte war ein „Charakter“ im höchſten Sinne des Wortes. Man kann ſagen: er war der verkörperte Charakter. In dieſer Eigenſchaft war er unter allen großen Geiſtern unſeres Volks faſt der alleinige Erbe Leſſings. Der Charakter iſt das Freimachende; er giebt dem Menſchen die innerliche Freiheit, die ſein Leben und Handeln der Willkür entzieht, indem er beides unter das Geſetz des Müſſens, unter die zwingende Nothwendigkeit des erkannten Guten ſtellt. Leſſings Wort: „ich danke dem Schöpfer, das ich muß, das Beſte muß!“ iſt der Wahlſpruch des Charakters. Die Erhabenheit des Charakters auf der vollen Höhe ſeiner Ausbildung in jenem „Strome der Welt“, deſſen wirbelnde Fluth die Schwachen unwiderſtehlich mit ſich fortreißt, bezeichnet das unſterbliche Wort des alten römiſchen Dichters von dem „feſten und gerechten Manne“, das als Motto an der Spitze dieſes Aufſatzes ſteht:

Bräch' über ihm der Weltenbau zuſammen,
Ein unerſchrocknes Herz wird er begraben!

Ein ſolcher Mann, ein ſolcher Charakter war Fichte. Er hat einen Weltumſturz erlebt, und ſein Herz iſt unerſchrocken, iſt muthig und hoffnungsreich geblieben, als alles um ihn her verzagte. Er hat ſich nicht gebeugt vor dem gewaltigen Dämon der Zerſtörung, als alle Welt vor dem Gewaltigen im Staube kroch. Und als die Heereskraft des Vaterlandes gebrochen war, als Deutſchlands letzter Hort, das Preußen des großen Friedrich,

nicht minder ihre Vervollständigung durch *Theophrastos* und die gleichzeitigen Peripatetiker.

Die naturwissenschaftlichen Schriften finden sich bei Cicero noch häufiger berücksichtigt. So wird von der Krone aller Werke des Aristotelischen Forscherfleisses, der Thiergeschichte, nicht nur der Inhalt angegeben, und des ergänzenden Theophrastischen Werks gedacht [1]), sondern es war auch gerade dieses Werk, aus dessen Lesung Cicero sich Besonderes und Einzelnes in so grosser Fülle aneignen konnte, um so erwünschter für ihn, je weniger Zeit er in diesem Felde auf selbstständige Forschungen verwenden konnte [2]). Mehreren Andeutungen nach scheinen ihm selbst die später in Rom vielgelesenen Probleme nicht unbekannt gewesen zu sein [3]). Auf die Physik lässt sich direkte Bezugnahme zwar nicht sicher ermitteln, doch scheint er auch sie, wenn wir mehreren Andeutungen trauen dürfen, gekannt zu haben [4]). Wichtiger aber ist es, dass er an einigen Stellen naturwissenschaftliche Ansichten des Aristoteles anführt, welche wir jetzt in den vorhandenen Werken nicht mehr, oder doch nicht in der bezeichneten Form und Ausdrucks-

1) *De Finib.* V, 4, 10. Persecutus est *Aristoteles* animantium omnium ortus, victus, figuras; *Theophrastus* autem stirpium naturas omniumque fere rerum, quae e terra gignerentur, causas atque rationes: qua ex cognitione facilior facta est investigatio rerum occultissimarum. Vgl. *Acad.* II, §. 125.

2) Aristotelis a. a. O. S. 138, N. 3.

3) Ebendas. Note 4.

4) Acad. II, §. 119—120. De Nat. Deor. II, 46.

niedergeworfen dalag: da hat Er den Kampf aufgenommen gegen den Unterdrücker des Vaterlandes, gegen den großen Verräther der Freiheit, Er, ein einzelner Mann; und sein Wort und sein Muth haben inmitten der sternenlosen Nacht der Knechtschaft in tausend und abertausend Herzen wieder das Licht der Hoffnung entzündet auf den endlichen Sieg der Freiheit. Als aber endlich die Zeit erfüllet und die Stunde gekommen war, — da hat Er auf's Neue gezeigt, was des Wortes Kraft, getragen von einem großen Charakter, vermag, Er, der Heerredner, der Kriegsapostel des großen Befreiungskampfes, der die Scheide wegwerfen hieß von dem gezogenen Schwerte, und in dem drangvollsten Augenblicke seiner Nation zurief: „Ein frisches Herz und keinen Frieden vor dem vollen Siege!“ Er, der dem deutsche Volke mit voller Klarheit die Ziele gezeigt hat, die wahren Endziele seines Kampfes, die echten Preise seiner ungeheuren Opfer, — Preise, die leider! noch heute nicht gewonnen sind, die wir aber sicherlich gewinnen werden, wenn wir selbst, und nach uns unsere Söhne es uns zum Ziele setzen, dem erhabenen Charakter eines Fichte nachzustreben und nachzuhandeln.

Also nicht Fichte der Philosoph ist es, mit dem sich die nachfolgenden Blätter beschäftigen sollen. Die Erinnerung an die Verdienste eines der tiefsten Denker aller Zeiten bleibe billig den Philosophen überlassen. Fichte, der freie deutsche Mann, der erhabene, thatkräftige, unbeugsame Charakter, der deutsche Patriot, der Vorkämpfer für Deutschlands Ehre, Freiheit und Selbstständigkeit — Fichte, der „Demokrat“, wie ihn schon seine Zeitgenossen nannten, der ist es, dessen Bild wir an seinem hundertjährigen Geburtstage unserm Volke auffrischen wollen.

Johann Gottlieb Fichte, geboren den 19. Mai 1762 in dem Dorfe Rammenau, wenige Stunden von Camenz, dem Geburtsorte Leſſings, iſt wie dieſer und faſt alle unſere großen Geiſteshelden, ein Kind des Volks. Wie bei Arndt und Immermann nennt die Familientradition als Stammherrn ſeines Geſchlechts und Namens einen Schwedenwachtmeiſter des dreißigjährigen Krieges, der in Deutſchland zurückgeblieben und ſeßhaft geworden. Von ihm ſtammte der kindergeſegnete Dorfweber Chriſtian Fichte, der Vater Johann Gottliebs. Ein uralter Großoheim der Mutter, der bei der Familie und im Dorfe das Anſehen eines Propheten genoß, weiſſagte in knieendem Gebete an der Wiege des Täuflings: dies Kind werde dereinſt der Stolz und die Freude des Namens werden. Wenige Stunden darauf ſtarb der Greis, und dieſer Umſtand erhöhte den Glauben an ſeine Prophezeiung, obſchon ſich vor der Hand nur wenig Ausſicht zur Erfüllung derſelben zeigte. Ein Gutes aber hatte ſie dennoch: der Vater ließ den ſtillen, ſanften, träumeriſchen Knaben, der früh ſich abzuſondern und in die Ferne ſtarrend in der Natureinſamkeit zu weilen liebte, mehr als ſeine andern Kinder gewähren, und ſtatt ihn in die Dorfſchule zu ſchicken, lehrte er ſelbſt ihn in den Stunden, in welchen das Handwerk ruhte, das Wenige, was er ſelber wußte. Das höchſte Ziel im Sinne des Vaters war, ſeinen Sohn dereinſt auf der Kanzel zu ſehen, und ſobald derſelbe leſen konnte, mußte er denn auch das Amt übernehmen, im Vaterhauſe den Morgen- und Abendſegen vorzuleſen. Scharfe Faſſungskraft und bewunderungswürdiges Gedächtniß zeigten ſich früh. Mit ſieben bis acht Jahren war er im Stande, die gehörten Predigten des Dorfpfarrers in allen ihren Hauptwendungen treu wiederzugeben. Der Geiſtliche nahm ſich des fähigen Knaben an; durch

ſeine Vermittelung geſchah es, daß ein frommer Edelmann, ein Baron von Miltitz, den neunjährigen Knaben zu ſich zu nehmen und erziehen zu laſſen beſchloß. Die Eltern willigten ein, und ſo ward der junge Fichte, nachdem er zuvor die Stadtſchule zu Meißen beſucht hatte, in die Fürſtenſchule zu Schulpforte aufgenommen.

Aus ſeiner im Vaterhauſe verlebten Jugend iſt ein Zug aufbehalten, der als bedeutungsvoll für die ſpätere Charakterentwickelung des Mannes gelten darf. Der Vater hatte ihm einſt zur Belohnung ſeines Fleißes, die Volkshiſtorie vom „hörnernen Siegfried" aus der Stadt mitgebracht. Dies Buch, — das erſte, welches er außer Bibel und Katechismus in die Hände bekam, — feſſelte all' ſeine Aufmerkſamkeit dergeſtalt, daß er in allen andern Lectionen des Vaters ſaumſelig und nachläſſig wurde. Da faßte er den für einen kaum achtjährigen Knaben in der That wunderbaren Entſchluß: das Buch von ſich zu thun. Er warf es in den Dorfbach. Als er aber das geliebte Buch langſam unterſinken ſah, verließ ihn die Kraft der Selbſtüberwindung und er brach in bittere Thränen aus. So fand ihn der Vater, dem er in ſeinem Schmerze nur die That, nicht das Motiv derſelben anzugeben vermochte, und der ihn deshalb natürlich derb abſtrafte. Als der Vater ihm aber ſpäter den Verluſt durch ein anderes ähnliches Buch erſetzen wollte, bat ihn der Knabe, das neue Buch, weil er von demſelben ähnliche Verſuchung befürchtete, lieber ſeinen Geſchwiſtern zu ſchenken.

Die Selbſtüberwindung und das ſtrenge Pflichtgefühl des Mannes erſcheinen in dieſem Verhalten des Kindes vorgebildet, und wie bei dem Knaben, ſo wurde auch in dem ſpäteren Schickſal Fichte's gerade dasjenige, was er aus innerſter

Pflichtüberzeugung gethan, von den Menſchen wegen mangelnder Kenntniß der Motive am meiſten verkannt und mißdeutet und bereitete ihm die herbſten Bitterniſſe ſeines Lebens.

Dreizehnjährig trat Fichte in die Schulpforte ein. Schon hier begann ſein Kampf mit dem Leben. Das Alleinſtehen, die Entfernung von der Familie, das klöſterlich Düſtere des Hauſes drückten ihm faſt das Herz ab. Die Tyrannei des Pennalismus, die der ſcheue ſtille Knabe in unzähligen Mißhandlungen zu erdulden hatte, brachte ihn zu dem verzweifelten Entſchluſſe, ſich derſelben durch Flucht zu entziehen. In der Art, wie er ſich dabei benahm, ſehen wir wieder den ganzen ſpäteren Fichte. Er kündigte ſeinem „Obergeſellen", ſeinem Hauptreiniger, an, daß er davongehen werde, wenn derſelbe fortfahre, ihn zu tyranniſiren. Die Antwort kann man ſich denken. Fichte ging wirklich davon, aber noch ehe er eine Meile weit gekommen war, beweg ihn der Gedanke an ſeine Eltern zu freiwilliger Rückkehr und zum Bekenntniß ſeines Vorſatzes gegen den Rector, der ſich in Folge deſſelben, ſeiner perſönlich annahm und ihn zunächſt von ſeinem Peiniger befreite.

Im Ganzen erinnerte ſich Fichte ſpäter nicht gern an die Schulpforte. Vor allem empfand Er, deſſen Grundzug ſtrengſte Wahrhaftigkeit war, es als Mann noch ſchmerzlich, daß ihn die Art und das Weſen des dortigen Jugendlebens und Treibens, trotz ſeines Widerſtrebens, oft zum Eingehen auf Täuſchung und Unwahrheit gezwungen habe. Die Anſtalt hielt ſtreng auf das, was man „klaſſiſche Bildung" nannte, und die Lehrer, zumal die älteren, ſuchten ihre Zöglinge ängſtlich vor jedem Windzuge des modernen Geiſtes zu bewahren, der gerade damals in der letzten Halbſcheid der ſiebziger Jahre durch Deutſchland zu wehen begann. Wieland, Leſſing, Goethe

waren ſtreng verbotene Früchte; ebenſo alles, was Aufklärериſches von Berlin ausging. Selbſt Klopſtock und Gellert waren nicht ganz von dieſem Verbote ausgenommen. Aber der Geiſt läßt ſich eben nicht bannen! er bahnte ſich ſeinen Weg durch die klöſterlich verſchloſſenen Mauern in die feſte Burg des lateiniſchen Zopfthums, denn im Innern der Schule ſelbſt lebte ein Verräther. Es war einer der jüngeren Lehrer, der ſeinem Lieblingsſchüler Fichte die erſten Blätter von Leſſing mittheilte, und zwar die Streitſchriften wieder Götze, die man bogenweiſe, wie ſie erſchienen, einſchmuggelte. Fichte las ſie, bis er ſie auswendig wußte. Es waren Blitze, die ſein Innerſtes entzündeten. Der Trieb nach unbedingter Freiheit des Forſchens ward in ihm geweckt, um nie wieder zu erlöſchen. Leſſing ward und blieb lange ſein Vorbild. Ihn von Angeſicht zu ſehen, ward der heißeſte Wunſch ſeines Herzens, und er zählte die Tage, an deren Ende es ihm vergönnt ſein würde, zu dem hochverehrten Meiſter zu pilgern. Dies Glück ward ihm jedoch nicht vergönnt. Als der Augenblick gekommen war, in welchem Fichte ſeinen Entſchluß ausführen wollte, ſtarb Leſſing, — genau in demſelben Alter, das auch der ihm geiſtesverwandte Fichte nicht überſchreiten ſollte*).

II.

Von Fichte's Univerſitätsleben wiſſen wir wenig mehr, als daß es ein fortgeſetzter Kampf mit Noth und Entbehrung geweſen iſt. Das alte Wort des römiſchen Dichters:

*) Leſſing ſtarb (1781 den 15. Februar) 52 Jahre alt; Fichte war, als er ſtarb, der Vollendung des zweiundfünfzigſten Jahres nahe.

Schwer nur ringt ſich empor das Talent, dem ſchon an der Wiege
Armuth hemmte den Weg!

bewährte ſich auch an ihm. Sein Wohlthäter ſtarb, die kärgliche Unterſtützung ſtockte und blieb endlich ganz aus; vom Hauſe der Eltern, wo noch ſieben jüngere Geſchwiſter lebten, konnte kein Erſatz kommen, ſelbſt wenn Fichte ſich hätte entſchließen können, den Vater um Hülfe anzugehen. Mit ſchlechtbezahltem Unterrichtgeben und mit Correcturarbeit friſtete er ſich in Jena ein paar Jahre lang hungernd und darbend hin; doch konnte er trotzalledem die erwählte Brodwiſſenſchaft, die Theologie, nicht zu Ende ſtudiren. In einer rührenden Bittſchrift, die er ſieben Jahre ſpäter (1787) an den damaligen Chef des Sächſiſchen Conſiſtoriums, einen Herrn von Burgsdorf, richtete, ſehen wir ihn, nachdem er ſich bereits mehrere Jahre mit Hauslehrerei ernähret hatte, um die Mittel bitten, ſeine theologiſchen Studien ordnungsmäßig beenden zu können. Was er erbat war nichts als — ein Stipendium für ein halbes oder Vierteljahr! Eine ſolche kleine Unterſtützung, ſchrieb er, werde hinreichen bei ſeinem Fleiße, das ohne ſeine Schuld Verſäumte binnen hier und Oſtern nachzuholen und ein Examen mit Ehren beſtehen zu können. Es war die erſte Bitte, die er in ſieben Jahren that, wie jenes Geſuch ſelbſt das einzige Actenſtück iſt, welches wir über dieſe ſieben Jahre von ihm beſitzen. Um ſo wichtiger iſt es für uns zur Kenntniß ſeines Charakters. „In meinen akademiſchen Jahren — heißt es darin, **drückte mich der herbſte Mangel zu Boden**, der deſto trauriger für mich war, als — ich wage mich Ew. Hochgeboren mit allen meinen Fehlern zu zeigen — **ich mich deſſen bitterlich ſchämte.**“ Er beruft ſich mit Beſcheidenheit auf die Zeugniſſe ſeines Fleißes und ſittlichen Wohlverhaltens, und ſagt

von seinen Studien nur: „von dem Einflusse, den die klassischen Studien auf die ganze Wendung des Geistes haben, ist mir vielleicht Etwas übrig geblieben; das eigentliche gelehrte Studium derselben habe ich aber nicht fortsetzen können, weil ich den größten Theil meiner Zeit anderen Geschäften schuldig war, und einen gänzlichen Mangel an eigenen Büchern hatte. Doch habe ich seit der Zeit viel französische und deutsche Schriften gelesen, meinen Stil sorgfältig geübt, und mir durch Umgang die Leichtigkeit meine Gedanken zu entwickeln und diejenige Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben gesucht, deren gänzlicher Mangel ein Unglück über meine ersten (akademischen) Jahre verbreitete, dessen traurige Folgen wohl nie ganz aufhören werden." Er erklärt, daß er „über die meisten Gegenstände der Theologie gedacht und gearbeitet", gesteht aber, daß er „in einzelnen historischen Zweigen und im Hebräischen Lücken habe". Ein einziges sorgenfreies Halbjahr jedoch werde hinreichen, dieselben auszufüllen. Er habe nie einen Freitisch, nie ein Stipendium, nie eine staatliche Unterstützung irgend einer Art genossen, obschon, setzt er hinzu, „meine Armuth klar zu erweisen ist". Er legt seinem Gesuche eine Predigt bei, mit dem rührenden Zusatze: „Wenn Ew. Hochgeboren so gnädig gewesen sind, bis hierher zu lesen, so wage ich es, Sie zu bitten, beifolgende Predigt durchzusehen. Die Predigt selbst halte ich nur für sehr mittelmäßig, aber ich kann sie vor der Hand nicht besser machen. Ich habe es durch einige Uebungen darin nicht weiter gebracht, als zu sehen, was und wie viel mir noch fehlt und wie viel zu einer guten Predigt gehört, — das Ziel dunkel schimmern zu sehen, dessen Erreichung meine Kräfte oder meine Lage mir wohl nie erlauben werden." Ueberdies, fügt er sehr bezeichnend für eine tiefe Einsicht in das

Wesen öffentlicher Rede hinzu, sei diese Predigt nicht wirklich gehalten worden, und es fehle ihr daher ein gewisses Leben, das er ihr erst nach gehaltenem Vortrage geben könne.

Es werden unter den zahlreichen Surpliken theologischer „Candidaten" sicherlich wenige von dieser Bildung, diesem Geistesadel und dieser rührenden Bescheidenheit bei einem Hochwürdigen Sächsischen Consistorio jener Zeit eingelaufen sein! Und dennoch — blieb sie unberücksichtigt!

Sieben lange Jahre des Kampfes waren verflossen. Sie hatten Fichte's Charakter gestählt, und den Jüngling zum Mann geschmiedet; denn die Nothwendigkeit, der Welt um sich her Alles abzuringen, bringt starke Naturen zum Vollbewußtsein ihrer Kraft. Aber auch die stärkste Tragkraft hat ihr Maß, und Fichte war der Grenze desselben nahe. Alle Aussichten, auf die er gehofft, hatten sich als trügerisch erwiesen, und der Ausweg, den so Viele unter ähnlichen Verhältnissen einschlugen: Schriftstellerei und Journalistik zu treiben, widerstand dem eigenartigen Geiste, der es für schmählich hielt, lehrend aufzutreten, ehe er selbst gründlich gelernt habe. Freunden und Gönnern seine gänzliche Hülflosigkeit zu entdecken, enthinderte ihn jenes stolze Ehrgefühl, das sich an unverdientem Unglück bei starken Naturen steigert. Lieber das Leben von sich werfen, das ihn zurückstieß, — das war der düstere Gedanke, der sich am Vorabende seines sechsundzwanzigsten Geburtstags der Seele des Verlassenen bemächtigte! Da, im letzten, entscheidenden Augenblicke, kam unerwartete Hülfe. In demselben Momente, wo er, fest entschlossen seine Ehre vor Selbsterniedrigung zu wahren, „seinen letzten Geburtstag zu erleben glaubte", brachte ihm sein Freund Christian Felix Weiße, einen Antrag zu einer Stelle als Erzieher in einer Züricher Bürgerfamilie.

Jetzt erst, im Innersten erschüttert, offenbart er dem wohlwollenden Gönner das ganze Elend seiner Lage und den Abgrund, an dessen Rande er gestanden! Weiße half mit Rath und That, und von ihm unterstützt trat er drei Monate später die Reise nach Zürich, seine erste Reise außerhalb der sächsischen Heimath, an. Zu Fuße natürlich! denn nur zu einer solchen Fußreise reichten die spärlichen Mittel.

Mit dieser Reise beginnt sein Wanderleben, das er von da ab eigentlich bis zu seinem Tode geführt hat.

In der Schweiz blieb Fichte etwa zwei Jahre, an deren Ende er seine Hauslehrerstelle aufgab. Wie so viele Erzieher machte auch er die Erfahrung, daß in den meisten Fällen eigentlich die Erziehung der Kinder mit der Erziehung der Eltern beginnen müßte, und daß der Goethe'sche Spruch:

„Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern selbst erzogen wären!"

eine Wahrheit sei. Doch ward der Züricher Aufenthalt wichtig für seine Zukunft. Er lernte bedeutende Menschen, Lavater, Hottinger, Pestalozzi und andere kennen, und fand in dem Hause eines wohlhabenden und gebildeten Kaufherrn, Namens Rahn, an dessen Tochter das Weib seines Herzens. Rahn war ein intimer Freund Klopstocks, den er als junger Mann in der großartigsten Weise unterstützt und dessen Schwester er geheiratet hatte. Eine Existenz, wie die Klopstocks, welche Muße zu wissenschaftlichen Studien mit der Möglichkeit thätigen Wirkens nach Außen verbände, gewährt durch irgend einen fürstlichen Mäcen, dem er als Lector und Reisebegleiter dienen wollte, schien für Fichte wünschenswerth und mit Hülfe eines Lavater und vor Allen Klopstocks selbst, nicht allzuschwer

erreichbar. Auch Weimar und Goethe lockten ihn, vor Allem aber beseelte ihn der Drang, eine Stellung zu finden, in welcher er handelnd wirken könne. Jedenfalls wollte er die Geliebte nicht eher heimführen, bis er sich eine Stellung errungen oder einen Namen gemacht hätte. Voll von Hoffnungen und Aussichten trat er im Frühlinge 1790 die Rückreise nach Deutschland an. Sie scheiterten alle.

In Weimar, wohin ihn Lavater warm empfohlen, fand er Herder krank und nicht zu sprechen, Goethe nach Venedig verreist. Die Empfehlungen an die Mäcene nach Darmstadt und Kopenhagen blieben ohne Erfolg, und bald sah er sich in Leipzig wieder in der alten Noth und Verlassenheit, angewiesen auf Unterrichtgeben und literarische Handarbeit. Zu wissenschaftlichen Versuchen fand er keinen Verleger; eben so wenig für eine Monatsschrift, eine Art literarischer Revue, deren Plan sich noch erhalten hat, und mit der er eine weitgreifende Wirksamkeit auf das große lesende Publikum durch Warnung vor schlechter und Empfehlung guter Lectüre zu üben gedachte. Man wollte nur Belletristisches bezahlen, und die Noth trieb ihn ein Trauerspiel zu beginnen und Novellen zu versuchen! Es müßte interessant sein, diese belletristischen Anfänge und Versuche des großen Philosophen zu kennen. Seine Bedrängniß stieg inzwischen immer höher, alle Aussichten, die sich ihm boten, erschienen nur um wieder zu verschwinden. Er war bereit nach Wien, nach Rußland, ja nach Spanien zu gehen, selbst ein Predigtamt zu übernehmen. Nichts von dem Allen schlug ihm ein, und er konnte bald der Geliebten schreiben: „ich habe fast Alles verloren, außer den Muth!“

Die Quelle, aus welcher er die Stärkung dieses seines tapferen Muthes trank, ward ihm das Studium der Kantischen

weise nachzuweisen vermögen. Dahin gehört z. B. die dreifache Eintheilung der Bewegung nach Aristoteles [1]), sowie die Betrachtung der Himmelskörper als Wohnstätten beseelter Wesen [2]) und Ähnliches. Nirgends findet sich ferner eine Spur, woher Cicero die Stelle des Aristoteles genommen [3]), die, wie sie nur nach des Römers trefflicher Uebertragung erhalten ist, zu dem „goldnen Strome der Aristotelischen Rede" den herrlichsten Beleg giebt, und in welcher ein des Platonischen Genius würdiger, hochdichterischer Schwung und eine Begeisterung herrscht, die den Leser entzückt und fortreisst. Nie ist der Beweis für das Dasein Gottes aus der unendlichen Schönheit der „Werke der Schöpfung" schöner und würdiger ausgesprochen worden. Ohne irgend eine Vermuthung hier aussprechen zu wollen [4]), bemerken wir nur, wie grade aus Cicero's Schweigen hervorzugehen scheint, dass die Schrift, welcher jene Stelle angehörte, ohne Zweifel eine exoterische, damals noch allgemein bekannt war. Aehnliches mag von andern Anführungen aus gleichfalls verlornen Schriften gelten, über die wir auf frühere Untersuchungen zu verweisen uns gestat-

1) Cic. de Nat. Deor. II, cp. 16, §. 44. Vgl. Aristoteles a. a. O. S. 139. N. 1.

2) Arist. a. a. O. N. 2.

3) De Nat. Deor. II, cp. 37.

4) *Weisse* zu Aristoteles v. d. Welt S. 412 ff. zweifelt nicht, dass sie entweder aus einem der vier Briefe an Alexander, oder wenigstens aus einem andern, der Schrift über die Welt in seiner Form und Tendenz sehr ähnlichen exoterischen Werke genommen ist.

Philoſophie, in das er ſich während dieſes Leidensjahres ganz zu verſenken begann. Hier fand er den Schwerpunkt ſeines Weſens, und damit den feſten Halt ſeines Lebens, den er bisher entbehrt hatte. Es ward ihm klar, daß die Philoſophie der eigentliche Beruf ſeines Lebens ſei. Er arbeitete ſeine Schrift über Kant's Kritik der Urtheilskraft aus, mit der er den Zuſammenhang des ganzen Syſtems darſtellen wollte. Aber auch dieſe Schrift blieb ungedruckt, ſei es daß er keinen Verleger fand, oder daß er ſich nicht entſchließen konnte, ein Werk, das ihn ſelbſt noch nicht völlig befriedigte, zu veröffentlichen. Einen Aufſatz über Klopſtocks Meſſias wieſen die beiden damals bedeutendſten Journale zurück, weil er dem Sänger der Meſſiade zu nahe zu treten ſchien. Fichte ließ ſich nichts anfechten. Er hungerte — aber er war glücklich in dem Studium einer Philoſophie, in der er, wie er einem Freunde ſchrieb, das Gegenmittel wider alles Unglück, und Freude genug fand. „Da ich das Außer mir nicht ändern konnte", fügt er hinzu, ſo beſchloß ich, „das In mir zu ändern."

Daneben las er fleißig die Alten, ſtudirte Rouſſeau und Montaigne und vertiefte ſich in Leſſing und Goethe. Von den Werken des letzteren ſchrieb er damals (1790): „ich leſe ſie wieder und wieder, und kann ſie nicht genug leſen". Bei derſelben Gelegenheit fällt er ein ſehr bedeutungsvolles Urtheil über unſere Literatur. Ihr „goldenes Zeitalter", das man damals bereits erreicht glaubte, ſei, meinte er, „erſt im Werden"; aber es werde dauerhaft ſein und vielleicht die glänzendſten Epochen aller andern Völker übertreffen. Was Leſſing in den Literaturbriefen und in der Dramaturgie ausgeſtreut, fange jetzt erſt an, Früchte zu tragen. Goethe's Iphigenie erſchien ihm dafür als der ſtärkſte Beweis. Von Schiller ſpricht er das

prophetiſche Wort: „der, welcher im zwanzigſten Jahre die Räuber ſchrieb, werde über kurz oder lang denſelben Weg betreten und im vierzigſten unſer Sophokles ſein“. Auch die Ueberſetzungen des Homer und Virgil von Voß und die Uebertragung des Sophokles von Stollberg begrüßt er mit Freuden als Befreier „von der Nachahmung der Franzoſen, denen wir noch länger huldigen, als wir Wort haben wollen“.

In Leipzig konnte er ſich indeſſen nicht länger halten, und eben war er im Begriff, den Vorſchlag des Vaters ſeiner Braut anzunehmen, und nach Zürich zurückzukehren, um ſich zu verheiraten, und in der Muße, welche der wohlbegüterte Schwiegervater ihm bieten konnte, ſeine ſchriftſtelleriſchen Pläne auszuführen, als auf's Neue das Unglück dazwiſchen trat. Der Bankerott eines großen Handelshauſes entriß dem Vater ſeiner Braut faſt ſein ganzes Vermögen und häufte auf Fichte, neben der Noth um die eigene Exiſtenz, auch noch den Kummer und die Sorge um das Schickſal der ihm liebſten Menſchen. Neunundzwanzig Jahre alt, war er noch immer nur ein alter Candidatus Theologiä, gezwungen, ſich um's Brot durch's Leben zu hofmeiſtern, und mußte es als ein Glück anſehen, daß ihm gerade jetzt eine Hofmeiſterſtelle in einem gräflichen Hauſe zu Warſchau angeboten wurde. Theils zu Fuß, theils rückkehrende Frachtwagen benutzend, pilgerte er dorthin. Unterwegs ſah er auf einige Stunden ſeinen Vater wieder, den er über Alles liebte. „Der gute, brave, herzliche Vater!“ ruft er in einem Briefe an ſeine Braut aus, „mache mich, Gott, zu einem ſo guten, ehrlichen, rechtſchaffenen Manne, und nimm mir alle Weisheit, und ich habe immer gewonnen!“ Das iſt ein Ausruf, durch den wir in Fichte's innerſtes Herz ſchauen. Es iſt darin dieſelbe Geſinnung, die ſich in den ſpäteren Worten des

großen Philosophen offenbart: „was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist!“

Aber noch hatte sich sein Mißgeschick nicht erschöpft. In Warschau angekommen löste sich das neue Verhältniß, von dem er einige sorgenfreie Jahre erwartet, fast ehe es begonnen hatte. Mit Mühe und Noth erzwang er von der stolzen Gräfin, der seine französische Aussprache und seine selbstbewußte Haltung gleich wenig gefielen, einen Theil der ihm zugesagten schmalen Entschädigungssumme, der eben hinreichte, ihm auf zwei Monate knarren Unterhalt zu gewähren. Er beschloß dieselbe dazu anzuwenden, den von ihm hochverehrten Königsberger Weisen Immanuel Kant von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und zugleich zu versuchen, ob es ihm vielleicht durch dessen Förderung gelänge, sich in Königsberg eine Stätte zu bereiten.

Neue Enttäuschung. Der große Königsberger Philosoph nahm ihn bei dem ersten Besuche sehr kühl auf. Wie sollte er sich auch für einen fast dreißigjährigen vagabundirenden Candidaten der Theologie, dergleichen ihn oft genug in seiner Arbeit stören mochten, interessiren, für einen namenlosen Menschen, der mit neunundzwanzig Jahren noch nichts Gedrucktes als Zeugniß seiner Fähigkeiten aufweisen konnte, und der ihm schüchtern eine Bewunderung entgegentrug, an die der Greis mehr als gewöhnt war? Und doch wollte und mußte Fichte ihm zeigen, daß er kein gewöhnlicher Aufdringling sei.

Er setzt sich hin und schreibt in vier Tagen in dem öden Dachstübchen des Gasthauses seine „Kritik aller Offenbarungen“, und schickt sie dem verehrten Meister. Drei Tage später geht er selbst hin, wird sehr auszeichnend aufgenommen, seine Schrift sehr gelobt, er selbst zu Tische geladen. Weiteres aber

erfolgt nicht. Er macht sich daran, seine Schrift neu zu bearbeiten, Kant empfiehlt einen Verleger; der Verleger ist abwesend, ein zweiter, an den er sich wendet, lehnt ab. Sein Geld geht auf die Neige. Allein in der fremden Stadt, ohne Bekannte und Freunde, hundert Meilen von der Heimath, sieht er nur noch auf acht Tage Subsistenzmittel vor sich! Er kann nicht mehr arbeiten, weil ihm die Angst um seine Noth, von der Niemand etwas ahnt, keine Ruhe läßt. Endlich gewinnt er es über sich, sein Lage brieflich Kant zu entdecken. Der Brief, in welchem er es that, ist erhalten, er ist ein Meisterstück rührender Beredsamkeit und edelster Gesinnung. Er bittet um ein Darlehn des Reisegeldes zur Rückkehr in die Heimath, wo er wenigstens in seinem Vaterhause eine Stätte finden könne, um seine schriftstellerischen Pläne auszuführen, ohne zu verhungern. Kant, vielleicht selbst bedrängt, schlägt ihm seine Bitte ab, und so schien wieder einmal jede Hülfe abgeschnitten, und zum ersten Male verließ ihn auf einen Augenblick sein starker Muth. Die letzten Worte seines Königsberger Tagebuchs — das er für seine Braut führte, die zweihundert Meilen weit von ihm entfernt am Siechbette des durch jenen Schicksalsschlag auf den Tod erkrankten Vaters saß — sind erschütternd: „heute wollte ich arbeiten und thue nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heut über acht Tage um mich stehen? Da ist mein Geld rein aufgezehrt!“ —

III.

Und wieder einmal war in dem Momente der größten Noth die Hülfe am nächſten. Sie kam, als er eben jene Zeilen niedergeſchrieben hatte. Der Weiſe von Königsberg hatte ſeiner nicht vergeſſen. Eine Hauslehrerſtelle in der Familie des Grafen Krokow auf einem Edelſitze bei Danzig, durch Kants Empfehlung vermittelt, bot ihm ein Aſyl, in welchem er zum Erſtenmale unter den angenehmſten Verhältniſſen faſt zwei Jahre lang vom Sommer 1791 bis zum Frühlinge 1793 verweilte.

Der Graf und beſonders die Gräfin waren fein gebildete Menſchen, die den von Kant Empfohlenen als einen Freund behandelten. Hier in der beſten Geſellſchaft geiſtvoller Perſonen lebend, mit Kant in fortdauerndem brieflichen Verkehre, gefördert durch erweiterten Einblick in Welt- und Menſchenverhältniſſe, gehoben durch unerwarteten literariſchen Erfolg, entfaltete ſein Geiſt zum Erſtenmale frei die Kraft ſeiner Schwingen. Seine Schrift über die „Kritik aller Offenbarung", welche im Jahre 1792 erſchien, machte ihn mit einem Schlage in der deutſchen literariſchen Welt zu einem berühmten Manne. Ein Zufall kam ihm dabei zu Hülfe: ſein Name war durch irgend ein Verſehen nicht auf dem Titel genannt worden. Das gab Veranlaſſung, daß die gewichtigſten Journale Deutſchlands keinen geringeren als den großen Königsberger Philoſophen, als Kant ſelbſt, für den Verfaſſer des gediegenen Werkes erklärten, deſſen Lob jetzt die Kritiker mit Ueberſchwänglichkeit der Welt verkündeten. Wie erſtaunten ſie, als Kant bald darauf die öffentliche Erklärung abgab: „daß er an dieſer Schrift

nicht den mindesten Antheil habe, daß er es daher für Pflicht halte, die Ehre derselben dem, welchem sie gebühre, ungeschmälert zu lassen," und daß der von ihnen so hoch Erhobene ein simpler Hauslehrer und Candidat der Theologie, „ein Herr Fichte" sei, von dessen Existenz die Herren Professoren der Philosophie, welche seine Erstlingsschrift für ein Werk des weltberühmten Meisters gehalten, bisher nichts gewußt hatten.

Kaum eins der späteren Werke Fichte's übte eine gleich weitgreifende Wirkung. Man disputirte öffentlich zu Jena über die Schrift, man schrieb Streitschriften für und wieder; schon im nächsten Jahre erschien eine zweite verbesserte Ausgabe, und der Name des Verfassers ward in allen literarischen Zeitschriften genannt und durch ganz Deutschland, ja über dessen Grenzen hinaus bekannt.

Ein solcher Erfolg stärkte Fichte's Selbstgefühl und hob seinen Muth. Eine Laufbahn voll Ehre und Unabhängigkeit, voll Wirksamkeit auf sein Zeitalter, eröffnete sich ihm. „Ich habe große, glühende Projecte," schrieb er seiner Braut, doch nicht für mich. Mein Ehrgeiz (Stolz wäre richtiger) ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz für die Ewigkeit hinaus für die Menschheit Folgen zu knüpfen; ob ich's that, braucht Keiner zu wissen, wenn es es nur geschieht!"

Kein Unglück, sagt das Sprichwort, kommt allein, aber auch kein Glück. Fichte's Lebenslage schien mit diesem einen Erfolge wie umgewandelt. In einem halben Jahre sah er sich mit Anträgen und vortheilhaften Anerbietungen von verschiedenen Seiten aufgesucht. Er zog es vor, für's Erste unabhängig zu bleiben. „Ich will für jetzt nichts sein als Fichte", schrieb er seiner Braut, „nicht einmal Magister bin ich! Ich

werde vielleicht nach einigen Jahren ein Amt wünschen, und hoffe, es wird mir nicht entgehen. Bis dahin kann ich durch meine Feder haben, was ich haben muß." Inzwischen hatten sich auch die Umstände des Vaters seiner Braut wieder so weit gebessert, daß seiner Verbindung mit der Geliebten jetzt nichts mehr im Wege stand. Er kehrte also im Jahre 1793 nach der Schweiz zurück, wo er am 22. October seine Johanna Maria heim führte.

Die beiden Jahre, welche er jetzt in Zürich verlebte, gehören zu den glücklichsten seines Lebens. In den erwünschtesten äußeren Verhältnissen, sorgenfrei, an der Seite einer trefflichen Gattin, im Hause eines Schwiegervaters, der trotz seines vorgerückten Alters mit jugendlicher Frische Theil nahm an allen Erscheinungen und Bestrebungen einer im Innersten erregten Zeit, Fichte selbst in der Blüthe des jugendlichen Mannesalters, gehoben durch unerwarteten Ruhm, begeistert durch die Aussicht auf neue Erfolge, gefestigt in der Gewißheit über seinen Lebensberuf, dazu der Verkehr mit geistreichen Freunden, wie Lavater, Fernow, Baggesen, Pestalozzi, das Leben in schönster Natur, und in einem, gegen Deutschland gehalten, freien Lande, — das Alles konnte nicht verfehlen, ihn zu lebendigster Entfaltung seiner Kräfte anzuregen. Er hielt Vorlesungen über die Kantische Philosophie, in denen er vor einer erlesenen Zuhörerschaft der bedeutendsten Männer sein System entwickelte. Er vollendete sein schon im Hause des Grafen Krokow begonnenes treffliches Werk über die französische Revolution, mit welchem er „die Urtheile des Publikums" über diese gewaltige Erscheinung zu berichtigen unternahm. Er forderte in einer andern Schrift von den Fürsten Europa's die von ihnen unterdrückte „Denkfreiheit" zurück. Schon damals erhielt er von

den Dunkelmännern jener Tage den denuncirenden Beinamen des „Demokraten“, der ihm später theuer zu stehen kommen sollte. Und doch bestand sein Demokratismus nur darin, daß er allerdings, wie er einmal sagt, „lieber gar nicht sein möchte, als der Willkür unterworfen sein und nicht dem Gesetze“.

Es ist die unsterbliche Ehre des Mannes, daß er von dieser Gesinnung niemals aus irgend einer Rücksicht auf persönliche Gefahr und Schädigung um eines Haares Breite abgewichen, daß er ihr überall treu geblieben ist bis zum letzten Athemzuge seines mühevollen Kämpferlebens.

Wohl war es daher, in der damaligen Zeit und unter solchen Umständen, wie Goethe sich ausdrückt, ein „kühnes, ja verwegenes Unternehmen“, daß Karl August von Weimar, rastlos bemüht, den Flor seiner Universität Jena zu heben, den bereits als „Demokraten“ verschrieenen freien Denker an die Stelle Reinhold's auf den philosophischen Lehrstuhl Jena's berief. Aber es war eine Kühnheit, wie sie einem Herzoge des Geistes geziemte. Fichte, überrascht und erfreut durch einen so ehrenvollen Ruf, bat doch in seiner Gewissenhaftigkeit anfangs um ein Jahr Aufschub, weil er mit seinem Systeme noch nicht völlig im Reinen sei. Doch gab er zuletzt dem wiederholten Andringen, sofort seine Wirksamkeit zu beginnen, nach, zumal da auch Goethe sich lebhaft für sein Kommen interessirte. Auf seiner Reise durch Deutschland besuchte er Schiller, der damals gleichfalls als Professor in Jena angestellt, zum Besuche seiner schwäbischen Heimat in Tübingen weilte, und fand bei demselben die herzlichste Aufnahme.

In Weimar und Jena angelangt, ward Fichte von allen Seiten auf's Beste empfangen, und bald erkannte man dort, daß man sich zu der Gewinnung des trefflichen Mannes für

die Universität Glück zu wünschen hatte. Der Eindruck seiner Vorlesungen auf die Studenten war gleich bei seinem ersten Auftreten ein außerordentlicher, und nur Schillers erstes Auftreten hatte fünf Jahre früher ein ähnliches Schauspiel allgemeiner Begeisterung geboten. Das größte Auditorium konnte die Zahl seiner Zuhörer nicht fassen. Er selbst war in der heitersten hoffnungsreichsten Stimmung. Im Besitze vollkommener Lehrfreiheit, geachtet und ausgezeichnet von seinem Fürsten und von den bedeutendsten Geistern Deutschlands, voll Zuversicht auf eine folgenreiche Wirksamkeit an einer Bildungsanstalt von Europäischem Rufe, die damals in höchster Blüthe stand, im Bewußtsein der edelsten Ziele und Zwecke, getragen von dem Beifall und der Liebe einer begeisterten Jugend, schien ihm nichts zu seinem Glücke zu fehlen. Es war ihm tiefer Ernst, durch seine Philosophie auf die Welt zu wirken, das Denken und die Wissenschaft zu einer Vorschule des Handelns und der That zu machen; und es gelang ihm gleich anfangs bei der studirenden Jugend in einem bis dahin auf deutschen Universitäten kaum erhörten Grade. Aber eben in diesem großen und bedeutenden Erfolge lag der erste Keim des Anstoßes, der sein Verhältniß als Universitäts-Lehrer in Jena trüben und zuletzt zerstören sollte.

IV.

Wir haben noch in den Briefen eines jüngeren Zeit- und Lebensgenossen Fichte's eine Schilderung des Eindrucks, den seine Lehre und sein Auftreten als Charakter auf die studirende Jugend machte. „Grundzug von Fichte's Charakter",

heißt es in dieser Schilderung, sei „höchste Ehrlichkeit." In seinen Schriften wie in seinen Vorträgen habe sein Trefflichstes immer den Charakter der Größe und Stärke. „Auch spricht er nicht schön, aber alle seine Worte haben Gewicht und Schwere. Sein Geist ist ein unruhiger Geist, er dürstet nach Gelegenheit, viel in der Welt zu handeln. Sein Vortrag rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Er rührt nicht, aber er erhebt die Seele. Sein Auge ist strafend, sein Gang trotzig." Und weiter heißt es von seiner Philosophie: „Fichte will durch seine Philosophie den Geist des Zeitalters leiten; er kennt dessen schwache Seiten, und darum faßt er ihn von der Seite der Politik. Seine Phantasie ist nicht blühend, aber energisch und mächtig. Seine Bilder sind nicht reizend, aber sie sind kühn und groß. Er dringt in die innersten Tiefen seines Gegenstandes ein und schaltet im Reiche der Begriffe mit einer Ueberlegenheit, welche verräth, daß er in diesem unsichtbaren Lande nicht nur wohnt, sondern herrscht."

Das Erhabene dieser Herrschernatur und die absolute Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit seines Charakters waren es vor Allem, was die Jugend zu ihm hinzog. In Jena herrschte damals unter den Studenten das sogenannte Ordenswesen mit all' der Rohheit und Verwilderung, welche die Studentenverbindungen ähnlicher Art stets begleiteten. Diese von keiner höheren Idee getragenen, lediglich auf „commentmäßiges Leben" gestellten Verbindungen, welche Stadt und Universität terrorisirten und die Sittlichkeit untergruben, bestanden allen Gesetzen und Verboten zum Trotz, da die Schwäche der Behörden heimlich duldete, was man öffentlich als strafbar anerkannte. Gelegentliche Verfolgungen hatten nur dazu gedient, das Uebel

ten [1]), in denen auch über Cicero und sein Verhältniss zu den exoterischen Schriften des Aristoteles ausführlich gehandelt ist [2]).

Cicero war kein entschiedner Anhänger des Aristoteles; er hat in keiner Schrift irgend einen Theil seines Systems rein nach des Meisters Sinn und Worten vorgetragen; aber er hat seine Schriften studirt, und dies Studium ist nicht ohne Einfluss auf die Gestaltung derjenigen Welt- und Lebensansicht geblieben, die wir in Ermangelung eines bessern Ausdrucks Cicero's philosophisches Glaubensbekenntniss nennen mögen. Ja es giebt eine merkwürdige Stelle, in welcher er unvermuthet mit dem Geständniss heraustritt, dass jene wahre und reine Philosophie des Sokrates jetzt allein noch bei den Peripatetikern zu finden sei [3]). Seine eklektische Richtung war durch seinen Zweck bedingt; aber beide wurzelten in der Individualität des Mannes, als deren Grundzüge neben entschiednem Mangel des spekulativen Talents, eine gewisse Weichheit, ja Sentimentalität, und eine gänzliche Abwesenheit jener Energie und Consequenz heraustreten, durch welche die eiserne Einseitig-

---

2) Aristotelia Th. II, S. 461 — 462. Dort ist nur zu der Stelle *Tuscul.* V, 33 (S. 462. N. 2.) hinzuzufügen: dass die dortige Anführung des Aristoteles nicht aus der Ethik, sondern aus einer andern verlornen Schrift entnommen sein muss, wie eine Stelle des Athenaios (VIII, p. 435 *f.*) lehren kann.

3) Aristotelia Th. II, S. 241 — 247.

4) Itaque illius verae elegantisque philosophiae, quae ducta a Socrate in Peripateticis adhuc permansit, nulla fere sunt aut pauca admodum latina monumenta. Tusc. IV, 3.

zu verſtärken. Fichte entſchloß ſich, daſſelbe an ſeiner Wurzel anzugreifen. Er wandte ſich an den freien Willen und die vernünftige Einſicht der Jugend ſelbſt, und nicht vergebens. In eigenen öffentlichen Vorleſungen ſprach er ſich aus gegen das Duellunweſen und die Unſittlichkeit aller geheimen Verbindungen, und forderte ſeine Zuhörer auf, ihn, wenn ſie könnten, zu widerlegen. Und ſo gewaltig war die Macht ſeines Wortes, daß ihm, dem einzelnen Manne, gelang, was allen Anſtrengungen der Behörden mißlungen war. Sämmtliche damals in Jena beſtehenden drei Orden erklärten ihm durch Abgeordnete, daß ſie bereit ſeien, ihre Verbindungen aufzugeben. Sie lieferten ihm ſogar ihre Statuten und Ordensbücher aus, und baten ihn, ihren Entlaſſungseid anzunehmen. Fichte, der keinen Anſtoß bei den Behörden geben wollte, verwies ſie an die geſetzliche Autorität; und dieſe — brachte es, — ſtatt raſch die gute Stimmung einer lebhaft erregten Jugend zu benutzen, — im Wege des ſchleppenden Geſchäftsgangs und durch ungeſchickte und zweideutige Maßnahmen dahin, daß die ſo glücklich eingeleitete wichtige Reform des akademiſchen Lebens ſcheiterte! Einer der drei Orden trat zurück, und Fichte ſelbſt wurde jetzt Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung*) der Mitglieder deſſelben, gegen deren brutale Rohheit er vergebens den Schutz der Behörden anrief. Er ſollte lernen, was es heiße, allein und unaufgefordert in Deutſchland alte Uebel anzugreifen! Seine Schrift über dieſe Vorfälle bildet einen wichtigen Beitrag zur deutſchen Culturgeſchichte jener Zeit, und die in derſelben aufgedeckten Schäden des deutſchen Univerſitäts-

*) Vgl. Geſchichte des Jenaiſchen Studentenlebens von Rich. und Rob. Keil S. 291—295.

lebens sind zum Theil heute noch hier und da nicht ganz verschwunden.

Im Laufe desselben Jahres hatte er noch eine andere widerwärtige Erfahrung zu machen. Er hatte jene öffentlichen Vorlesungen*), durch welche er einen „Verein zur Beförderung der Moralität unter den Studirenden" zu begründen dachte, und zu denen sich alles drängte, was Jena an gebildeter und strebsamer Jugend in sich schloß, auf den Sonntag verlegt, um sämmtlichen Studirenden die Möglichkeit zu geben, sich an denselben zu betheiligen.

„Doch Pfaffen wußten sich zu rühren
Die Alles dreit in's Schlechte führen!"

Sie denuncirten ihn in Zeitschriften und in einer Eingabe, als schuldig „eines förmlichen Angriffs auf den christlichen Gottesdienst", und die Weimarische Regierung war schwach genug, die Sonntagsvorlesungen als etwas „Ungewöhnliches", zu verbieten, obschon sie dabei zugleich erklärte, daß die Anklage selbst durchaus unbegründet sei!

Dies Alles waren jedoch nur Vorspiele des Hauptangriffs, den die Partei der reactionären Dunkelmänner gegen Fichte und seine Wirksamkeit beschlossen hatte. In ihren Augen galt der freie und muthige Forscher der Wahrheit, der edelstolze auf sich beruhende Charakter, der auch die Jugend seines Volks zu gleicher sittlicher Tüchtigkeit hinzuführen als seine Lebensaufgabe ansah, ohne Weiteres für einen „Demagogen" und „Jakobiner". Die Gelegenheit zum Angriffe fand sich bald. Ein Aufsatz eines jüngeren Freundes, den Fichte in dem von ihm gegrün-

*) Es waren die berühmten „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten".

deten philoſophiſchen Journale aufgenommen hatte, bewog das Kurſächſiſche Conſiſtorium, nicht nur die Zeitſchrift zu confiſciren, ſondern auch bei der Weimarſchen Regierung auf ernſtliche Beſtrafung Fichte's anzutragen, der geradezu des „Atheismus" angeklagt und beſchuldigt wurde, „nicht nur die chriſtliche, ſondern auch die natürliche Religion angegriffen zu haben". Dies geſchah 1798. Natürlich war der Atheismus, wie Fichte einem Freunde ſchrieb, nur ein Vorwand. „Sie verfolgen in mir den freien Denker, der anfängt ſich verſtändlich zu machen; ſie verfolgen den Demokraten! Es erſchreckt ſie wie ein Geſpenſt die Selbſtſtändigkeit, die, wie ſie dunkel ahnen, meine Philoſophie weckt." — —

Weimar, d. h. Karl Auguſt und Goethe geriethen in große Verlegenheit. Innerlich überzeugt von dem völligen Ungrunde, ja dem Unſinn einer ſolchen pfäffiſchen Anklage, ſahen ſie andererſeits die Univerſität, ihr Schooßkind, von Kurſachſen mit einem Verbote des Beſuchs bedroht. Goethe's Darſtellung in ſeinen biographiſchen Heften*) giebt ein Bild der Lage, in welcher man ſich befand. Auf der einen Seite „eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten die man je geſehen, und an deren Geſinnungen in höherem Betrachte nichts auszuſetzen war"; auf der anderen Unannehmlichkeiten mit den anklagenden verſchiedenen Sächſiſchen Höfen, welche einen Mann „nachdrücklich beſtraft" wiſſen wollten, der doch ſelbſt nach Goethe's Anſicht weiter nichts verbrochen hatte, als daß er „ſich über Gott und göttliche Dinge, über die man beſſer (!) ein tiefes Stillſchweigen bewahre, in einer Weiſe auszuſprechen gewagt, welche den hergebrachten (!) Ausdrücken über ſolche Geheimniſſe zu

*) Siehe Goethe's Werke. Bd. XXXI.

widersprechen schien!“ Weder Goethe noch sein Karl August benahmen sich aber in dieser Sache ihrer selbst würdig. Fichte wollte einen reinen Rechtsspruch auf Schuldig oder Unschuldig, und in diesem Sinne führte er seine Vertheidigung. Sie wollten vertuschen, vermitteln, den ungerecht Verklagten schonen und doch die pfäffischen Ankläger zufrieden stellen, und kamen schließlich auf den Ausweg, den Philosophen, — dem sie innerlich Recht gaben — öffentlich mit einem Verweise zu bestrafen. Und als Fichte im Gefühle seiner Würde und seines Rechts, im Voraus erklärte, daß er in solchem Falle nicht öffentlicher Lehrer bleiben könne, da — gab man ihm seine Entlassung.

Damit sah Fichte sich auf's Neue amt- und brotlos. Aber nie bereute Fichte den gethanen Schritt, und selbst später in bedrängter Lage erklärte er, „daß er in gleichem Falle stets dasselbe thun würde“. In Jena konnte er nicht bleiben. Seine Collegen, die ihm anfangs versprochen hatten, sein Schicksal zu theilen, ließen ihn natürlich im Stiche. Ein Asyl, das er in Rudolstadt suchte, ward ihm auf Betrieb der Weimarischen Regierung abgeschlagen. Er fürchtete heimatlos zu werden, Rousseau's Beispiel fiel ihm ein. Da entschloß er sich, mit Zurücklassung seiner Familie, nach Berlin zu gehen, und zu versuchen, ob man ihm vergönnen würde, dort unangefochten zu leben.

Es gereicht dem dritten Friedrich Wilhelm zu unvergeßlicher Ehre, daß er das Vertrauen des Philosophen nicht täuschte. Seine Entscheidung nach erhaltenem Vortrage lautete: „Ist Fichte ein ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten

begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts."

So wurde Fichte ein Preuße, und er hat dem Preußischen Staate die empfangene Wohlthat reichlich und überreichlich vergolten!

In der That, Fichte war nicht für einen kleinen Staat und für das Leben in einem kleinen Orte gemacht. Es ward ihm freier zu Sinne und er athmete auf, als er aus der quetschenden Enge der kleinen Jenaer Verhältnisse nach Berlin kam. Klima und Menschen sagten ihm zu, und für seine Zukunft vertraute er seiner Kraft. Wir sehen ihn in den Briefen, die er in dieser Zeit an seine Gattin schrieb, voll freudigen Muthes und selbstbewußter Zuversicht, das Geschwätz der Menschen und die Verläumdungen der Mißwollenden gering achtend, im festen Vertrauen, daß er das Alles durch sein Thun besiegen werde. „Sie werden es müde werden", schrieb er heiter der verzagten Frau, — „und ich wette mit dir: in zehn Jahren bin ich ein im ganzen deutschen Publikum durchgängig geschätzter und verehrter Mann!" — Er irrte sich; doch nur in der Zeit. Denn seine Prophezeiung sollte schon früher in Erfüllung gehen!

Seine Gesinnung war stets eine tiefreligiöse gewesen, und diese Gesinnung befestigte und vertiefte sich innerlich nur noch mehr durch sein äußerliches Mißgeschick. Ja er mochte eben deshalb die erlittene Gewaltthätigkeit und Mißhandlung kaum ungeschehen wünschen, wie er denn auch das gegen ihn in Weimar beobachtete Verfahren nach kurzer Zeit schon mit unparteiischer Milde beurtheilte.

V.

In Berlin, wo er ſich bald, ohne angeſtellt zu ſein, einen Schülerkreis bildete, zu welchem ſelbſt Staatsmänner und Miniſter wie Beyme, Schrötter und Altenſtein gehörten, und wo ſich in ſeinem Hörſaale die bedeutendſten Männer, wie Schlegel, Woltmann, Tieck, Bernhardi u. A. zuſammenfanden, lebte er, in ſeine Studien verſenkt, ein Leben voll Freiheit und Unabhängigkeit, deſſen Bedürfniſſe ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ziemlich ausreichend deckten. Denn das Intereſſe an der Philoſophie war damals neu und bedeutend genug, um philoſophiſchen Werken eines Denkers wie Fichte gute Honorare zu ſichern. Auch an lockenden Anträgen fehlte es nicht. Rußland wollte ihn für die Univerſität Charkow, Baiern für Landshut gewinnen, und F. H. Jacobi ſprach es offen aus: daß für eine Reform der deutſchen Univerſitäten, „die überall noch ein ungereimtes Gemiſch von Kultur und Barbarei ſeien, in Europa kein Mann geeigneter ſei als Fichte". Beide Anträge aber blieben erfolglos, da Fichte es vorzog, eine Profeſſur in Erlangen anzunehmen, bei welcher ihm verſtattet ward, den Winter in Berlin zuzubringen.

Dabei blieb ſein Blick ſtets auf die Weltereigniſſe gerichtet. Ein ſcharfer und tiefdringender Beobachter der Menſchen und Dinge, ſah er mit Schmerz und Unwillen den inneren und äußeren Verfall ſeiner Nation. Er ſah die Wurzel all' des Uebels in dem auf's Höchſte geſteigerten Egoismus der Menſchen, und fand das Heilmittel allein in der Umkehr der Geſinnung zum Wirken in der Gemeinſchaft und für die Gemeinſchaft, in der Gewöhnung zum Leben und Streben für

die großen ſittlichen Ideen der Menſchheit. Hierzu nach Kräften anzufeuern ward jetzt auf's Neue die Aufgabe ſeines Lebens, und wieder trat er, was er von jeher für ſeinen höchſten Beruf erkannt hatte, als Volksredner im erhabenſten Sinne auf. Er erneuerte jetzt in Erlangen ſeine ſchon in Jena gehaltenen Vorträge „über die Beſtimmung des Gelehrten", d. h. des von der Idee in irgend einer ihrer Geſtaltungen ergriffenen Menſchen, der da berufen ſei, dieſelbe entweder als Lehrer theoretiſch darzuſtellen, oder ſie als Bürger, Staatsmann, Geſetzgeber, Regent, im Leben praktiſch zu verwirklichen.

Nach Berlin 1806 zurückgekehrt, entrollt er vor einer bedeutenden Zuhörerſchaft dem Zeitalter das Bild und den Abdruck ſeiner wahren Geſtalt und ſeines tiefen Verfalles. Ein erhabener Bußprediger, ſpricht er zu einem ſich vortrefflich dünkenden Geſchlechte unerſchrockenen Muthes, wie Nathan zu David: „Du biſt der Mann!" Das Rad des Verhängniſſes rollt näher und näher heran an Preußen, das kraftlos zaudernd und ſchwankend, endlich in der elften Stunde ſich ſchwerfällig aufraffend, ſeinem Geſchicke entgegentaumelt.

Fichte ſah in dem Staate des großen Friedrich den letzten Hort der deutſchen Cultur und Geiſtesfreiheit. Er nahm den feurigſten Antheil an einem Kampfe, deſſen Ausgange er mit banger Sorge entgegenſah. Er will als Heerredner das preußiſche Kriegsheer begleiten; es wird abgelehnt. Er ſammelt freiwillige Gaben für die ausrückenden Krieger — denen ſogar die nothwendigſte Winterkleidung fehlte! — und bringt einen beträchtlichen Theil der eigenen Habe als patriotiſches Opfer dar. Er ruft den Kämpfern zu: „Die deutſche Nation hat durch eigene Schuld, von der ſich Wenige freiſprechen dürfen, das Schickſal ſich zugezogen, daß Euch jetzt die Waffen in die

Hand gegeben, und hat leider verdient, was hoffentlich Euere Siege abwenden werden. Schlaffheit, Feigheit, Unfähigkeit Opfer zu bringen, zu wagen, Gut und Leben an die Ehre zu setzen; lieber dulden und langsam in immer tiefere Schmach sich stürzen lassen, als aufspringen zum entscheidenden Entschlusse, Alles daran zu setzen — dies ist das Hängen am Staube, das jede Erhebung darüber für Exaltation hält und lächerlich findet!"

Aber das unerbittliche Schicksal sollte den Urtheilsspruch des großen deutschen Denkers und Patrioten mit furchtbarer Schnelligkeit erfüllen. Preußen fiel und begrub in seinem schmählichen Falle auf einen Augenblick die letzte Hoffnung Fichte's für die deutsche Nation. „Ich glaubte", so schrieb er seinem Weibe, „die deutsche Nation müsse erhalten werden, aber siehe, sie ist ausgelöscht!" Unfähig, den Gedanken zu ertragen, sich dem Sieger beugen, vielleicht gar dessen beschimpfende Ehrenbezeugungen annehmen zu müssen, wie sie später wirklich seinen in Berlin zurückbleibenden Freunden Johannes Müller und Humboldt von dem schlauen Sieger aufgenöthigt wurden, verließ er zum zweiten Male Weib und Kind, um sein Schicksal an das seines Preußischen Vaterlandes zu knüpfen. Er ging nach Königsberg und von dort nach Kopenhagen, fest entschlossen, nicht eher zurückzukehren, bis der Friede geschlossen und Preußen irgendwie hergestellt sei. „Ich bin entschlossen", schrieb er, „frei zu athmen, zu denken, zu reden und nie meinen Nacken unter das Joch des Treibers zu beugen." Und er blieb seinem Entschlusse treu, trotz aller Bitten der Seinen und trotz der dringenden Einladungen der Freunde. Fast ein Jahr währte dies freiwillige Exil. Er lernte während desselben die Elendigkeit, den Leichtsinn, die Herz- und Kopflosigkeit

und die Niedertracht der Menschen jener Zeit in ihrem vollen Umfange kennen. Aber das bestärkte ihn nur in seinem Entschlusse, mit aller Kraft an der Wiedergeburt seines Volkes zu arbeiten. War das Verbrechen, das dem Vaterlande den Untergang bereitet, Schwäche und Halbheit gewesen, so müsse fortan Kraft und Entschiedenheit in Wort und That den Samen zu einem neuen Leben streuen, das den Waffen des Feindes unzerstörbar sei.

Das niedergeworfene Preußen beginnt sich aufzuraffen an der starken Hand Steins und Hardenbergs. Fichte kehrt nach Berlin zurück. Und hier, umgeben von Muthlosigkeit und dumpfer Verzagtheit, bedroht von den Netzen des Verraths, hält er im Akademiegebäude, umdröhnt von französischen Trommeln, im Winter 1807 bis 1808 seine „Reden an die deutsche Nation", in denen er seinem Volke, neben dem Bilde seiner Entwürdigung, das einzige Rettungsmittel zeigt, das ihm helfen könne.

Dieses Rettungsmittel ist: innere durchgreifende Umgestaltung und Herstellung der Volksgesinnung durch Erziehung. Die alte Zeit hat sich selbst zerstört durch ihre Selbstsucht. Die Selbstsucht ist es daher, welche durch Erziehung zu bekämpfen, an deren Stelle die Liebe zur Idee, die Hingabe an das Allgemeine, an das Vaterland, die wahre Bürgertugend zu setzen ist. Die Erziehung soll in dem Menschen den Willen bilden zum Wollen des sittlich Nothwendigen und so den Charakter schaffen, der sich dadurch bewährt, daß er sich klar wird und unverrückbar befestigt in den Gedanken über die Lage der Zeit und was sie erfordert zu ihrer Besserung. — Er tröstet die Nation durch den Hinweis auf ihren hohen Beruf, auf ihre Sprache, die als eine Ursprache dafür bürge, daß das deutsche

Volk vor allem berufen sei, ein wahrhaftes Volk und Reich zu werden. Er tröstet sie durch die Erinnerung an all' das Große, was das deutsche Volk mit dieser Sprache in der Reformation, in der Philosophie, in der Geschichte geleistet und wie alles Erhebende und Gewaltige nur von dem Volke und seiner ewig jungen Urkraft ausgegangen sei. Er entwickelt die Methode der Erziehung und des Unterrichts und bezeichnet die Grundsätze und Gegenstände beider. Nicht von der Kirche und für den Himmel, sondern für das Leben und von Lehrern der Methode des großen Schweizer Unterrichtsreformators Pestalozzi sollen Erziehung und Unterricht des Volkes geleitet werden. Er wagt es, — Er, der einzelne Mann, der einsame deutsche Denker, im offenen Kampfe dem Gebieter Europa's entgegenzutreten, indem er seiner Nation Lehren predigt, deren innerster Gehalt im feindlichsten Gegensatze steht mit den Interessen, den Gedanken und Plänen ihres Unterjochers, indem er die Deutschen zur Einigkeit aufruft, und sie w. .t vor Vergötterung der Gewaltgröße ihres Besiegers, der, wenn er wirklich groß sei, die Schmeichelreden nur tiefer verachten müsse.

Wohl kam dem kühnen Manne der Gedanke, daß er mit diesen Reden sein Leben wage, und es fehlte nicht an Aengstlichen und Feigen, die ihre eigene Furcht in die Sprache solcher Besorgniß für ihn kleideten. Ihnen antwortete er in den Reden selbst: „Soll denn nun wirklich, Einem zu gefallen, dem damit gedient ist, das Menschengeschlecht herabgewürdigt werden und versinken? Kennen solche Warner etwas Höheres als den Tod? Dieser erwartet uns ohnehin alle, und es haben, von Anbeginn der Menschheit an, Edle um geringerer Angelegenheiten willen — denn wo gab es jemals eine höhere als die gegenwärtige? — der Gefahr getrotzt."

keit und Entschiedenheit so vieler ausgezeichneten Zeitgenossen seiner Nation gesichert ward. Was die Vollständigkeit des Bildes betrifft, welches uns seine Werke von dem philosophischen Standpunkte seines Volkes liefern, so mögen wir nicht ohne Grund beklagen, dass Einseitigkeit und Abneigung auf der einen, und vielleicht — wir sprechen es nicht ohne Schüchternheit aus — Eitelkeit und ängstliche Besorgniss für Erhöhung seines Ruhms auf der andern Seite dazu mitgewirkt zu haben scheinen, dass sich von der philosophischen Litteratur seiner Zeit so wenig Kunde erhalten hat. Denn wenn seine tiefe Verachtung die einen traf [1]), die allem Anschein nach eine eigne, seiner modernen Eleganz entgegenstrebende Partei bildeten, eine Partei, denen seine überwiegend rhetorische Tendenz der Darstellung nicht zusagte; so dürfen wir es zwar nicht wagen, diese Verachtung eine schlechtweg ungerechte zu nennen. Aber der leidenschaftliche Ton seines Verdammungsspruchs und die Erinnerung an seine ähnliche Beurtheilung der alten Historiker seines Volks werden uns doch im Beistimmen vorsichtig machen, jedenfalls aber es bedauern lassen, dass vielleicht durch seine Schuld die Akten für immer geschlossen sind. Eben so

1) Tusc. II, cp. 3. § 7. Est enim quoddam genus eorum, qui se philosophos appellari volunt, quorum *dicuntur* esse *Latini* sane *multi libri*, quos non contemno equidem, quippe quos numquam legerim: sed quia profitentur illi ipsi, qui eos scribunt „se neque distincte, neque distribute, neque eleganter, neque ornate scribere," lectionem sine ulla delectatione neglego etc. Vgl. Tuscul. IV, cp. 3. u. a.

Diese Reden sind der vollendetste Ausdruck der Erhebung des Geistes, welche sie in Preußen bewirken halfen. An diesen Reden zuerst, die gleichzeitig in Druck erschienen, haben sich Tausende zu neuem Muthe aufgerichtet, aus ihnen zogen Tausende die sittliche Stärkung und Begeisterung, deren es bedurfte zu einer großen Reinigung des deutschen Geistes. Es war Fichte's Glück, daß die Napoleonische Tyrannei weder die Erhabenheit dieser Gedanken noch ihre zeugende Kraft zu begreifen fähig war. Der kühne Redner blieb unangefochten. Er konnte zu seinem Gegner sprechen: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir!“ Wohl aber hat Keiner vor und nach Fichte so tief als er das eigentliche Wesen des großen Welttyrannen begriffen. Ihn, in dessen riesiger Gestalt er die Willkür und Selbstsucht der Zeit gleichsam verkörpert erblickte, behielt er seitdem fortdauernd im Auge. Jeder Sieg Napoleons war für Fichte, weit entfernt seinen hoffenden Muth zu schwächen, ein Schritt näher zum endlichen Untergange des Eroberers, und dieser Untergang erschien ihm gewiß, als der Zug gegen Rußland begann. Vergebens mahnten den patriotischen Denker auch jetzt Wohlunterrichtete, sich durch Flucht der ihm drohenden Gefahr zu entziehen. — „Meine Flucht, erwiederte er, kann dem Vaterlande nichts nützen, wohl aber mein Bleiben. Werde ich dadurch zum Märtyrer, so sei es. Besser könnte ich mein Leben nicht verwenden!“

Dies Wort erinnert an den erhabenen Ausspruch des großen Preußischen Friedrich: „Es ist nicht nothwendig daß ich lebe, aber es ist nothwendig, daß ich meine Pflicht thue so lange ich lebe.“

VI.

Da kam die Stunde der Vergeltung, furchtbarer und schneller als selbst die Hoffnungsreichsten es gehofft. Der Zauberbann der Unfehlbarkeit und Unbesiegbarkeit des Welttyrannen ward in Rußland vernichtet. Preußen regt sich, der König entweicht nach Breslau und ruft am 3. Januar 1813 sein Volk zu den Waffen, noch ungewiß, gegen wen? denn eine mächtige Junkerpartei rieth, bei dem französischen Bündnisse zu verharren. Aber das preußische Volk und Fichte mit ihm, dachten anders.

Am 19. Februar berief Fichte seine Zuhörer, und erklärte ihnen in einer Rede, daß er und warum er seine Vorlesungen schließe. Es war eine Entlassung der Jugend zu den Waffen. Während Berlin selbst noch in den Händen des Feindes, von seinen Truppen erfüllt, die Entscheidung des Königs noch nicht getroffen war, sprach Er es aus: „ihm scheine gefordert, daß Jeder jetzt, mit Beiseitesetzung aller andern Zwecke, alle seine Kräfte dem dargebotenen großen Momente widme, zu dem widme, wozu sie in diesem Momente am tauglichsten sind." —

Endlich erfolgt die Entscheidung, der Krieg wird erklärt. Wiederum will Fichte als Kriegsredner das Heer begleiten, er will als Heerredner das Feuer der Begeisterung, die Kraft seiner erhabenen Gedanken in die Seele „der in letzter Instanz Beschließenden und Handelnden" gießen. Da es abgelehnt wird, ergreift er selbst die Waffen und tritt in den aufgebotenen Landsturm ein; mit ihm fast alle Lehrer der von ihm mitbegründeten Universität, unter ihnen die berühmtesten Namen. Sie verbinden sich feierlich untereinander, daß die Ueberlebenden

Sorge tragen werden für die Weiber und Kinder derjenigen unter ihnen, welche in dem Kampfe fallen sollten*).

Aber das Alles genügt ihm noch nicht! Kann er nicht als Heerredner mit dem Heere ziehen, so will er wenigstens dem Heere und Volke sagen, von welcher Art der Krieg, und welches die Güter seien, für die das deutsche Volk jetzt zu streiten hat. So hält er im Mai des Jahres 1813 seine drei Reden „über den Begriff des wahrhaften Krieges".

Diese Reden sind das Erhabenste, was jemals über die letzten Ziele eines echten Volkskrieges, eines Krieges nicht der Herrscherfamilie um ihren Machtbesitz und Vortheil, sondern eines Krieges für die Freiheit und Selbstständigkeit einer Nation gesagt worden ist. Sie könnten heute noch wiedergehalten werden, und sie werden wieder gehalten werden müssen, wenn die Zeit abermals erfüllt sein wird. Er nimmt die Fürsten, die damals in ihren Aufrufen ganz in seinem Sinne redeten, beim Worte. Er nimmt ihre Versprechungen im vollen feierlichen Ernste, und fordert alle Sinnesgenossen auf, das Gleiche zu thun. Wenn in diesen Aufrufen noch von „Unterthanen" gesprochen werde, da doch kein einzelner Mensch den Glauben hegen dürfe, andere, ihm gleiche, müßten unterthan sein seinem persönlichen Willen — und wenn in dem Motto: „mit Gott für König und Vaterland" der Herrscher vor dem Vaterlande gesetzt werde, als ob er selbst keins hätte, so müsse man solche Widersprüche als alte schlimme Angewöhnungen übersehen.

Wir wissen freilich, daß auch ihn in seinem geheimsten Innern der prophetische Argwohn beschlich: es möchte nur der

*) Das schriftliche Actenstück findet man in Fichte's Biographie von seinem Sohne J. H. Fichte. (1830.) Th. II. S. 153—154.

Drang der Noth sein, der jetzt, „nachdem die alten Mittel vergeblich gewesen", die Herrscher bewogen habe, den Feldruf der „Freiheit und Selbstständigkeit" zu erheben, um dann, wenn das Mittel seinen Dienst gethan und zur Vertheidigung der alten „Herrschermacht im falschen Begriffe" geholfen habe, „es wieder bei Seite zu stellen und Alles wieder in die gewohnte Lage einzuführen!" Aber in diesen Reden wirft er diesen Argwohn als gefährlich zurück. „Denn solcher Argwohn könnte machen, daß es geschähe." Er setzt seine Hoffnung nicht auf die Großen und Alten, sondern auf das Volk und auf die Jugend. Denn „in der Regel sei in dieser Zeit der Mensch, je vornehmer und je älter, desto schlechter; das Gute noch bei gemeinen und jüngern". Ihnen daher gießt er den feurigen Strom seiner Lehren in's Herz: „daß das Leben nur in Freiheit ein lebenswürdiges, die Gewinnung und Erhaltung der Freiheit höchster Lebenszweck sei, daß auf diese Freiheit alle gleiche Ansprüche haben, über die hinaus nichts gelte; daß darum Alle gleich im wahren Staate des Rechts, „nicht zwei Stände, sondern einer", und daß es, da das Vernunftgesetz nicht verjährt, keine Verjährung giebt von Vorrechten, die der Freiheit aller widersprechen. Diese Sätze bestimmen den Charakter des gegenwärtigen Kriegs, sie machen ihn zu einem wahren Kriege, zu einem Volkskriege, zu einem Kampfe um die höchsten Lebensgüter, zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Denn „wer sterben kann, wer will den zwingen?" „Kein Friede, kein Vergleich", ruft er aus, „auch nicht, falls der zeitige Herrscher sich unterwürfe und den Frieden schlösse. Ich wenigstens, — setzt er hinzu, und hier erhebt sich des Mannes Selbstgefühl zur höchsten Erhabenheit — ich habe den Krieg erklärt und bei mir beschlossen, nicht für seine

(des Herrschers) Angelegenheit, sondern für die meinige, meine Freiheit: giebt Er mir mein Wort zurück, so kann Ich es mir doch nicht selbst zurückgeben. In solchem Falle sind der Herrscher, und die, welche bei ihm bleiben, als Staat, als möglicher Entwicklungspunkt eines Reiches des Rechts, gestorben. Was soll den, der frisches Leben in sich fühlt, bewegen, innerhalb der Verwesung zu beharren?"

So, verlangt er, soll jeder Einzelne denken und handeln, denn nicht faules Gottvertrauen, sondern nur die eigene That könne der Nation helfen: „Gott selbst kann nicht das Gute, das wir gern möchten, uns geben, außer durch unsere Freiheit! Wir sollen nicht erwarten, wie Gott nach seinen geheimen Wegen alles zum Besten wenden werde, — sondern wir selbst sollen die Dinge nach unseren eigenen klaren Begriffen zum Besten kehren!"

Und nun wendet er sich in der dritten Rede zur Betrachtung des Gegners, und entwirft jenes Bild desselben, das kein Späterer je wieder erreicht hat. Er zeigt ihn ausgestattet „mit jenen Bestandtheilen der Menschengröße: ruhiger Klarheit und festem Willen, durch die er der Wohlthäter und Befreier der Menschheit hätte werden können, wenn auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechts in seinen Geist gefallen wäre". Er zeigt ihn hocherhaben über alle damaligen Fürsten Europa's in Kühnheit und Gewaltigkeit seiner Denkart, mit der er bereit ist alle Mittel an seinen, wenn gleich falschen Zweck, an den Zweck seiner persönlichen Weltherrschaft zu setzen. „In dieser Klarheit und in dieser Festigkeit" — ruft er aus — „beruht seine Stärke. In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft ist sein, alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden seine Stärke. Wie der Geier

ſchwebt über den niederen Lüften und umherſchaut nach Beute, ſo ſchwebt er über dem betäubten Europa, lauſchend auf alle falſchen Maßregeln und alle Schwäche, um flugſchnell herabzuſtürzen und ſie ſich zu Nutze zu machen. In der Feſtigkeit: die andern Fürſten wollen auch wohl herrſchen; aber ſie wollen noch ſo vieles andere nebenbei, und das erſte nur, wenn ſie es neben dieſem anderen führen können; ſie wollen ihr Leben, ihre Geſundheit, ihren Herrſcherplatz nicht aufopfern. — Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an: ſein Leben und alle Bequemlichkeiten deſſelben ſetzt er daran, der Hitze, dem Froſte, dem Kugelregen ſetzt er ſich aus, das hat er gezeigt. Auf beſchränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er ſich nicht ein, ruhiger Beherrſcher von Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht ſein, ſondern ruhiger Herrſcher der Welt will er ſein, und, falls er das nicht kann, gar nicht ſein. So iſt unſer Gegner. Er iſt begeiſtert und hat einen abſoluten Willen. Er iſt zu beſiegen auch nur durch Begeiſterung, und zwar durch die ſtärkere, nicht für eine Grille, ſondern für die Freiheit." — Die Fürſten hatten es Napoleon für ein Verdienſt — das einzige in ihren Augen — angerechnet, daß er die Revolution niedergeworfen, und die franzöſiſche Nation um den Preis ihrer Opfer, um die Freiheit betrogen. Fichte ſieht in dieſer That des Mannes Hauptverbrechen, den Hauptbeweis ſeiner gänzlichen Blindheit für die ſittliche Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, ein Verbrechen, gegen welches gehalten ſeine vielverſchrieene Ermordung Enghien's „in Nichts verſchwinde". „Wäre ein Funke von Verſtändniß für das, was die Nation und die Zeit erſtrebte, in ihm geweſen, ſo hätte er den Zweck der Revolution nicht aufgegeben, wohl aber das Mittel geſucht.

Es hätte ſich ihm nicht verborgen, daß dieſes ſei: eine vielleicht mehrere Menſchenalter dauernde regelmäßige Erziehung der franzöſiſchen Nation zur Freiheit. An die Spitze dieſer Nationalerziehung hätte er ſich ſetzen, der Freiheit des Menſchengeſchlechts hätte er ſich aufopfern ſollen, und uns alle mit ſich; und dann müßte Jeder, der die Welt ſieht, wie ich ſie ſehe, freudig ſich ihm nachſtürzen in die heilige Opferflamme."

Und endlich: welches iſt das letzte Ziel, das der erhabene deutſche Volksredner ſeiner Nation hinſtellt für den Kampf auf Leben und Tod, zu welchem er ſie befeuert?

Sie ſoll ein Volk werden, ſtatt vieler Völker, in die ſie zerfallen, und zum Beſten „einer gewiſſen Anzahl von Familien als deren Erbbeſitz" auseinander getheilt worden iſt. Als allgemeines Poſtulat, als Forderung, ſagt er, hat ſich der Einheitsbegriff eines deutſchen Volkes trotz alledem immerfort lebendig erhalten. „Dieſes Poſtulat nun von einer Reichseinheit aller Deutſchen, eines wirklich organiſch durchaus verſchmolzenen Staates darzuſtellen, ſind die Deutſchen berufen. In ihnen ſoll das Reich ausgehen von der ausgebildeten perſönlichen, individuellen Freiheit: von der Perſönlichkeit gebildet für's erſte, vor allem Staate vorher, gebildet ſodann in den einzelnen Staaten, in die ſie dermalen zerfallen ſind, und welche als bloßes Mittel zum höheren Zwecke ſodann wegfallen müſſen!"

Was will gegen dieſe erhabene Prophezeiung des edelſten deutſchen Sehers die kindiſche Zuverſicht beſagen, mit welcher heute dynaſtiſche Blindheit ſich vermißt, daß ſie ſelber bleiben werde, „bis an's Ende aller Dinge!!"

„Und ſo wird", — alſo ſchließt der Redner ſeine begeiſterte

Verkündigung, in die auch wir gläubig einstimmen — „und so wird von den Deutschen erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist: alle die Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten, Freiheit gegründet auf Rechts-Gleichheit alles dessen, was Menschenangesicht trägt. Nur von den Deutschen," meint er, „wird dieses Reich dargestellt werden, die für diesen großen Zweck seit Jahrtausenden da sind und langsam demselben entgegenreifen."

VII.

Diese Reden und das in ihnen verkündete Evangelium, die wahrhafte „frohe Botschaft" von der einstigen Erlösung und Erhebung unsres Volkes und Vaterlandes, waren der Schwanengesang des großen Mannes. Er erlebte noch die ersten glänzenden Siege der deutschen Waffen; er sah noch die Macht des Tyrannen auf Leipzigs Ebenen zerschmettert und ihn selbst und die Trümmer seiner stolzen Gewalthaufen vom Boden des Vaterlandes hinweggefegt und über den Rhein geworfen. Mitten in der Freudigkeit des Sieges, den sein Geist mit erfechten geholfen, trat der Tod ihn an. Sein geliebtes Weib erkrankte tödtlich am Nervenfieber, das sie, erfüllt von seiner Gesinnung, die wunden Kämpfer pflegend, sich in den Spitälern geholt. Es war im Anfange des Januar 1814. Am Tage der schwersten Gefahr nahm er, der sie selbst treu gepflegt

hatte, Abends von der schon bewußtlosen Geliebten den letzten Abschied, um, vom Sterbebette der Gattin kommend, seiner Pflicht getreu seine angekündigten Vorträge zu beginnen. Als er heimkehrte, fand er sie in Folge einer plötzlich eingetretenen wohlthätigen Krise so gut wie gerettet. Aber fast in demselben Augenblicke, wo er sich über ihr Lager beugend die ihm neu Geschenkte entzückt mit seinen Armen umfing, ward der Keim derselben Krankheit in ihn selbst gesenkt. Elf Tage nach dem Ausbruche der Krankheit, am 27. Januar 1814, war er nicht mehr.

Fichte's Tod war ein schwerer Verlust für die deutsche Nation, aber er war ein Glück für ihn selbst. Er kam zu ihm als Befreier, als Erretter und Bewahrer vor unsagbarem Schmerze. Denn es erfüllte sich, was seine Seele gefürchtet! Jener Argwohn, den sein edler Sinn gewaltsam von sich gewiesen, jener Argwohn, daß die deutsche Nation um den Preis ihres Opfermuthes betrogen werden, daß alles theure Blut vergebens vergessen sein werde, er ward zur vollen schrecklichen Wahrheit!

Er selbst hatte es in jenen letzten Reden ausgesprochen, was in solchem Falle sein Schicksal sein würde. „Wenn sich nun hinterher doch zeigte, daß es nicht Ernst gewesen wäre, wenn nach Errettung im Kampfe abermals die Selbstständigkeit der Nation dem Vortheile der Herrscherfamilie aufgeopfert würde, wenn sich zeigte, daß der Herrscher zwar wollte, daß für seine Herrschaft das edelste Blut seines Volkes flösse, er dagegen für die Selbstständigkeit desselben seine Herrschaft nicht wagen wolle: so könnte unter einem solchen der Vernünftige durchaus nicht bleiben." — Es ward ihm erspart, solchen „Zustand der Verstockung" zu erleben, aus dem, nach seiner

Anſicht, „der Edle ſein unſterblich Theil nur retten könne, indem er ihn flieht“. Es ward ihm erſpart, die Periode der wahren „tiefſten Erniedrigung“ des deutſchen Volkes zu erleben, in welcher die „Reden an die deutſche Nation“ von den Schergen der wiederhergeſtellten Fürſtengewalt als ſtaatsgefährliche Verbrechen bezeichnet und der Kampfgenoſſe der Stein und Arndt als Verführer und Irrlehrer der Jugend gebrandmarkt werden durfte. Fürwahr, ſein früher Tod war der Kranz, den das Schickſal als Lohn für ſein edles Leben dem Geiſteshelden auf die Stirne drückte:

Zu edel war Er für die Zeit der Schmach,
Drum retteten vor ihr Ihn gnäd'ge Götter!

Fichte's hundertjährige Geburtstagsfeier naht. Faſt ein halbes Jahrhundert iſt ſeit ſeinem Tode dahingegangen, und noch hat die Stadt, in der er gelebt, hat das Vaterland, für das er mit todverachtendem Muthe ſeinen Weckerruf erhoben, deſſen Männer und Jünglinge ſein Wort zum Kampfe begeiſtert hat, nicht daran gedacht, dem Helden unter Deutſchlands Denkern die Ehrenſchuld des Dankes abzutragen.

Fichte's Standbild fehlt noch unter den Erinnerungsſtandbildern von Preußens größter Zeit!

Will das preußiſche, das deutſche Volk, minder als Könige gegen die Diener ihres Willens, dankbar ſein gegen den deutſchen Geiſteshelden, der es in ſeiner tiefſten Noth getröſtet und erhoben, der es zu ſeinem glorreichſten Kampfe für Freiheit und Selbſtſtändigkeit begeiſtert und kühnen Muthes auf das Endziel ſeiner erhabenen Beſtimmung hingewieſen hat?

wenig findet man von den Werken seiner Freunde und Verehrer, so oft er sich auch der ihnen zum Schreiben gegebenen Anregung als einer Frucht seiner philosophischen Leistungen rühmt [1]), genauere Kunde des Einzelnen was sie geleistet; und hier ist es, wo wir auf seine schwache Seite treffen und der Eitelkeit zu begegnen scheinen, die den Alleinbesitz eines Verdienstes in der Litteratur nicht gern mit irgend einem, auch dem weit geringeren Mitbewerber theilen mag.

Wenn es noch einen Römer gab, der zu Cicero's Zeit vor allen seinen Landsleuten dem Letzteren den Ruhm der gründlichsten Kenntniss aller damals bekannten Schriften des Stagiriten vielleicht streitig machen dürfte, so war dies der Mann, dessen Erscheinung von allen Römern allein den Stempel einer gewissen geistigen Verwandtschaft mit dem Genius des Griechen zu tragen scheint. Denn

Marcus Terentius Varro *von Reate*

darf als der Repräsentant alles dessen gelten, was der römische Geist auf dem Felde der Forschung und des Wissens überhaupt hervorzubringen vermocht hat. Vielleicht nicht ganz unbewusst scheint er dasselbe Ziel, die Gewältigung und encyklopä-

1) Vgl. De Offic. II, cp. 1. §. 2. u. das. Beier. Tom. II, p. 10.

Es wäre eine würdige Aufgabe für den deutschen Nationalverein und die deutsche Fortschrittspartei, dafür zu sorgen, daß am hundertjährigen Geburtstage des Redners der deutschen Nation der Grundstein zu seinem Ehrendenkmale in der Hauptstadt Preußens gelegt werde, deren Bürger bei dieser Gelegenheit sich erinnern mögen, daß ihr Mitbürger Fichte einstmals ihre Stadt durch seine Entschlossenheit vor schwerem Schicksale bewahrt hat*)

Aber unendlich wichtiger als die Aufrichtung seiner vergänglichen äußerlichen Gestalt in einem Denkmale von Stein und Erz ist die Aufrichtung und Erweckung seines manneskühnen tapferen und patriotischen Sinnes in unserm eigenen Herzen, ist die Erhebung unserer Gemüther zu dem festen Entschlusse: mit Seinem alle Gefahr gering achtenden Muthe und mit Seiner Beharrlichkeit zu wirken und zu streben für das große Ziel, das Er, der Held unter Deutschlands Denkern, Seinem Volke unverrückbar vorgezeichnet hat, für

das einige und freie Reich deutscher Nation!

*) S. d. Anhang.

Anhang.

Fichte als Retter Berlins möchte den meisten Zeitgenossen unbekannt sein, und doch ist sein Verdienst um die Bewahrung der preußischen Hauptstadt vor dem schrecklichen Schicksal der Verwüstung und Plünderung eine Thatsache.

Es war in den letzten acht Tagen des Februar 1813. Berlin war noch in den Händen der Franzosen, die es mit etwa fünf- bis sechstausend Mann besetzt hielten. Noch war Preußen mit Napoleon verbündet, der König unentschlossen, aber die Volksstimmung auf das Aeußerste erregt. Schon hatte Oberst Tettenborn es gewagt, mit einem Kosackenhaufen in Berlin einzudringen und das Volk hatte ihm Beifall zugejubelt, und sich zu einem Losbrechen geneigt bewiesen, wenn sich ein Führer fände, der ein solches zu organisiren den Muth hätte. Ein solcher fand sich denn auch. Es war (so erzählt Fichte's Sohn in der Biographie seines Vaters Th. I., S. 567) ein Mann voll Muth und Vaterlandsliebe, der zugleich einen großen Anhang und mancherlei Verbindungen unter den Jünglingen hatte, die leicht erregbar, nicht früh genug ihren Eifer wie ihren Haß an den Tag legen konnten. Mit ihnen entwarf er den Plan, die französische Besatzung Nachts in den

Häusern zu überfallen und niederzumachen, und ihre Magazine anzuzünden. Man hoffte durch eine solche kühne That nicht nur den Muth des Volkes zu allgemeinem Aufstande zu entflammen, sondern auch, was noch wichtiger war, durch eine solche entscheidende That die zaudernde Regierung zu kräftiger Entscheidung fortzureißen. Alles war verabredet und die Ausführung auf eine der nächsten Nächte festgesetzt. Nur ein Theilnehmer an der Verschwörung fühlte sich von Gewissenscrupeln über den Meuchelmord gequält: es war ein Jüngling, der sich später im ehrlichen Kampfe das eiserne Kreuz erwarb, ein Schüler und begeisterter Anhänger Fichte's. Er beschloß, den hochverehrten Lehrer über die Zulässigkeit solcher That zu befragen. Am nächsten Morgen eilt er zu ihm und entdeckt ihm, auf Fichte's Andringen, den ganzen Plan. Fichte, entsetzt über einen so nutzlosen Frevel, weiß ihn bald nicht nur von dem Thörichten und Unerlaubten eines solchen Anschlags zu überzeugen, sondern eilt auch sofort zu dem damaligen Chef der Polizei Berlins, um demselben die nöthigen Mittheilungen zu machen. Es gelang, die Hauptleiter des Anschlags aus Berlin zu entfernen und die Ausführung einer That zu verhindern, welche selbst im Falle des Gelingens die furchtbarste Rache des Feindes über Berlin heraufbeschworen haben würde. Denn noch stand der Vicekönig Eugen mit einem französischen Armeecorps an der Oder, der nicht gesäumt haben würde, sich mit demselben auf Berlin zu werfen und an der Hauptstadt die blutigste und gerechteste Rache zu nehmen.

So ward es denn Fichte vergönnt, die Stadt, die einst den Vertriebenen gastlich aufgenommen, vor einem unheilvollen Schicksal, ja vielleicht vor der Vernichtung zu bewahren. Da

der treffliche Verfasser der neuesten Geschichte des Befreiungskrieges diesen Vorfall nicht erwähnt hat, so ist es wohl an der Zeit, auch dies Verdienst Fichte's um Berlin und Preußen bei Gelegenheit seines hundertjährigen Geburtstages den Mitlebenden in Erinnerung zu bringen.

Kleine biographische Aufsätze.

Ludwig Tieck. Lamennais. Silvio Pellico.
Eckermann. Karl August. Heinrich Simon.
Stein.

Ludwig Tieck.

(1853.)

Der letzte unter den großen Namen unſerer großen literariſchen Epoche am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts iſt von uns geſchieden! Ein müder Greis, halb verſchollen und vergeſſen, hat Ludwig Tieck am 28. April ſein greiſes Haupt zur Ruhe gelegt in derſelben Stadt, die ihn vor 80 Jahren am 31. Mai 1773 geboren werden ſah.

Halb verſchollen und vergeſſen! Denn nur Wenige dachten daran, wenn ſie durch das Menſchengewühl der großen Friedrichsſtraße, der langen Pulsader Berlins, vor ſeinem Hauſe vorbeiwandelten, daß dort der Dichter des Phantaſus und der Genoveva wohne! und wie ſo gar manchen habe ich gehört, der bei der Lectüre von Heinrich Laube's letzten Mittheilungen aus ſeinem Beſuche bei dem Dichter verwundert fragte: ob denn Tieck noch am Leben ſei! Nicht einmal die Zeitungen brachten eine Nachricht von der letzten, dem Todesſchlafe zuführenden Wendung ſeines langen Siechthums; man erfuhr davon erſt durch die Kunde des Todes ſelbſt. Wie ſo anders war das doch bei dem Dahinſcheiden unſerer älteren Literaturheroen! Auch Goethe war ein hochbetagter einſamer Greis, der „ſich ſelber zuletzt faſt mythiſch vorkam", und ſeine letzten

Lebensjahre fielen in eine Zeit, deren Intereſſen weit ablagen von den ſeinen. Und doch, welch' ein Unterſchied im Verhalten der Menſchen, im Verhalten ſeiner Nation, ja der ganzen gebildeten Welt aller Länder zu dem Daſein des dreiundachtzigjährigen Greiſes, zu ſeiner Krankheit, zu ſeinem Tode! Er war vom Weibe geboren wie wir andern auch; und doch ſchien es faſt, als glaubte man ihn entnommen dem allgemeinen Geſchicke der ſterblichen Menſchen, als könne dieſen Gewaltigen nicht das gemeine Loos der Sterblichkeit treffen. Immermann gab nur dem allgemeinen Gefühle Worte, wenn er von ſeinem Empfinden bei der Todeskunde ſchrieb: „es ſei ihm geweſen, da der Alte nun auch ſo mit fortgefegt wurde, als gebe es nun keinen rechten Verlaß mehr auf etwas Irdiſches in der Welt". Und ſo tief empfand dieſer ſtarke Mann den allgemeinen Verluſt, daß es ihn drängte nach Wetzlar zu pilgern, „um ſich wieder herzuſtellen auf der Tenne, wo der Hingegangene die erſten Garben gedroſchen".

Iſt es die große Stadt, deren Strudel auch die bedeutendſte Erſcheinung zuletzt verſchlingt? iſt es die Mattigkeit der Zeit und der Mangel an Pietät und Dankbarkeit in ihren Menſchen? iſt es der ſchwüle Druck, unter dem heute das deutſche Leben keucht, was dem jetzt Dahingeſchiedenen, einſt ſo hoch Gefeierten ein ſo ganz anderes Schickſal ſeines Lebensausganges bereitete? Oder iſt zwar von dem allen etwas, aber doch lange nicht alles zur Erklärung zu gewinnen für dieſes Geſchick, dem ſelbſt die königliche Huldigung und Verehrung, welche die letzten Lebensjahre des Greiſes verſchönten, den Dichter nicht zu entziehen vermochte? Dieſe Frage kann ausführlich und gerecht nur in einer biographiſchen Monographie ihre Erledigung finden, wie wir deren zahlreiche und zum Theil treffliche über

unſere Geiſtesheroen, einen Winckelmann, Leſſing und Herder, Schiller und Goethe beſitzen, während uns eine ſolche noch immer fehlt von dem Führer der Romantik und dem Hauptvertreter aller ihrer Richtungen. Auch dieſer Mangel iſt bezeichnend. Die Schwierigkeit der Aufgabe iſt keine hinreichende Erklärung deſſelben, auch nicht der Umſtand, daß der Dichter ſelbſt eben bisher noch lebte. Auch in der Literatur ſind es letztlich, um einen ſehr materiellen Vergleich nicht zu ſcheuen, das Bedürfniß und die Nachfrage, welche die Production hervorrufen. Das Volk, die Nation bedurfte der Biographien ſeiner Heroen, der Ueberſichten und Erläuterungen ihrer Entwicklung und ihrer Werke; darum wurden ſie geſchrieben. Selbſt der geheimnißliebende Goethe, der ſein Eignes und Perſönliches ſo gern verbarg, er ließ ſich durch das Bedürfniß ſeiner Zeit und die Bitten ſeiner Freunde beſtimmen, mit eigner Hand an ein ſolches Werk zu gehen, und das „kaum Erreichbare" zu verſuchen, in einer Selbſtbiographie „ſich ſelbſt in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen und zu zeigen, wiefern ihm das Ganze widerſtrebt, in wiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich eine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet, und wie er ſie als Künſtler, Dichter, Schriftſteller wieder nach außen abgeſpiegelt". Von dem allen iſt über Tieck nichts vorhanden, nicht eigene Memoiren und Selbſtbekenntniſſe, nicht ausführliche und zuſammenhängende Darſtellungen von Seiten befreundeter Verehrer. Von ihm gilt wie von Wenigen jenes Wort:

Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt
Schwankt ſein Charakterbild —

vor unſern Blicken. Einſt ungemeſſene Verherrlichung, die ihn weit über das Maß ſeiner Kraft und Befähigung emporhob

zu einer Neben- und Gegenkaiſerſchaft mit Goethe, der ruhig ſagen konnte: „Tieck thue Unrecht, wenn er ſich ihm gleichſtellen wolle und ſtellen laſſe," und dann lächelnd hinzufügte: „Ich kann das wohl ſagen, denn ich habe mich nicht gemacht." Dann ſpäter ebenſo ungemeſſene Herabſetzung zur Zeit jener herben Polemik, welche die Sturm- und Drangperiode der Halleſchen Jahrbücher in ihrem Kampf für den Humanismus und die freie Wirklichkeit, weniger gegen das alternde Haupt der poetiſchen und literariſchen Romantik, als gegen die praktiſchen Conſequenzen des romantiſchen Princips erhob. Nirgends faſt ruhige einheitliche Würdigung, hervorgehend aus vollſtändiger und abſchließender biographiſcher Entwickelung einer Erſcheinung und Perſönlichkeit, die denn doch, man denke nun über den Dichter Tieck, wie man wolle, ihres Gleichen in ihrer Gattung weder gehabt hat, noch wieder haben wird. Und es iſt kein Zufall, daß das einzige Werk der einzigen Gattung, in welcher Tieck Vollendetes zu leiſten befähigt war, daß ſeine Roman-Novelle „der Aufruhr in den Cevennen" trotz aller Bitten ſeiner Verehrer unvollendet geblieben iſt. Die große Mehrzahl der jüngeren Generation, ſelbſt ſolche, die alle oder doch die meiſten ſeiner Werke geleſen — es werden ihrer freilich nicht allzuviele ſein — hat von der Geſammtheit derſelben doch nur einen kaleidoſkopiſchen Eindruck bunteſter Farben und wunderlichen Wechſels der Geſtaltungen, eines Nacheinander, das keine Entwickelung iſt. Selbſt ein Gervinus leiſtete bei Tieck nicht, was ihm z. B. bei Leſſing ſo trefflich gelang. Wo aber iſt unter allen Tieck'ſchen Schriften auch nur ein Werk, das den ganzen Tieck ſo klar und treu vor uns hinſpiegelte, wie, um nur Eins zu nennen, Wilhelm Meiſter uns Goethe's ganzes Weſen vor Augen ſtellt? Bei Schiller ſehen wir Alle,

dische Darstellung des gesammten menschlichen Wissens, verfolgt zu haben; und die an das Fabelhafte gränzende Zahl von nahe an fünfhundert Schriften, der Frucht eines langen, ganz den Wissenschaften geweihten Lebens, giebt hinreichendes Zeugniss von der grossartigen Weise, in welcher er sich, seines Vorbildes nicht unwürdig, diesem Ziele näherte. Es ist hier nicht der Ort, die Vergleichung beider Männer weiter durchzuführen; vielmehr muss es uns genügen, an Varro nur eine Seite, sein Verhältniss zur Philosophie herauszuheben, und für seine Kenntniss der Aristotelischen Schriften aus den wenigen Trümmern seiner Werke einige Beiträge zu liefern.

In der meisterhaften Lobrede, mit welcher Cicero zu Anfange der Academica die ausgebreiteten Verdienste seines Freundes feiert [1]), gedenkt er auch seiner Bemühungen für das Studium der Philosophie bei seinen Landsleuten, indem er sie als höchst anregend charakterisirt [2]). Es handelt sich hier bekanntermassen um Varro's Jugendwerk, die im Geschmack des Menippos geschriebene Satire, in deren reichhaltigen bunt gemischten Stoff auch Erörterungen über Philosophie eingeflochten waren [3]), über deren Art und Weise sich der Verfasser selbst bei Cicero dahin vernehmen lässt,

---

1) Academ I, cp. 3.

2) a. a. O. §. 9. atque ipse varium et elegans omni fere numero poëma fecisti, philosophiamque multis locis inchoasti *ad impellendum satis*, ad edocendum parum.

3) *Bernhardy* Grundriss d. Röm. Literaturgesch. S. 245. Vgl. S. 511.

ſo wie der Name nur genannt wird, das parabeliſche Aufſteigen ſeiner Entwickelung, deren ſchwungvolle Linie abbricht in dem Momente des erreichten Höhenpunktes. Bei Goethe überſchauen wir mit einem Blicke den ſanft geſchwungenen Bogen einer Laufbahn, der ſich in milder Klarheit reinen Farbenglanzes wie ein Irisbogen über eine Welt ſpannt. Tieck dagegen, von ſeinem Abdallah und Lovell bis zu ſeiner Vittoria Accorambona, und von der Wunderphantaſtik ſeiner zaubervollen Märchenwelt, die den Sinn „gefangen“ hält, bis zu der traurigen Proſa jener Werkeltagswirklichkeit in den letzten Novellen — welches ähnliche Bild entſpricht bei ihm jenen Anſchauungen, die uns der bloße Name ſeiner großen Zeitgenoſſen und Mitſtrebenden vor die Seele führt?

Tieck trat zuerſt als Novellen- und Romandichter auf, und daſſelbe Genre war es auch, mit dem er die Reihe ſeiner zahlreichen Productionen beſchloß. Er war ein Zwanzigjähriger, als er, halb Klinger halb Rouſſeau, „William Lovell“ und „Abdallah“ ſchrieb. Schon Jean Paul hat bemerklich gemacht, daß Tieck überhaupt in dieſer erſten Periode immer ſich an verſchiedene Vorgänger anlehnte; an Sterne, Thümmel und Muſäus mit ſeinem Roman „Peter Lebrecht“, aus dem plötzlich der Sohn des freigeiſtigen Berlins ſprach, und der wie im Dienſte deſſelben Nikolai geſchrieben erſchien, gegen deſſen ganze Richtung ſich Tieck ſpäter ſo entſchieden mit allen Waffen des Spottes und der Ironie wenden ſollte. „Sternbald“ dagegen (1798) erinnerte wieder an Goethe's Meiſter. Aber in ihm kam das weſentliche Verhältniß Tiecks zur Poeſie zum Vorſchein, das in faſt allen Productionen bis auf die neuere Novellenperiode daſſelbe geblieben iſt. Dies Verhältniß war das der rein ſubjectiven Befriedigung, der ſelbſtherrlichen Willkür,

ja der Caprice. Der Dichter und die Dichtung werden der Welt und dem Weltlaufe entgegengeſetzt. Der Sternbald iſt denen gewidmet: die ihre Liebe noch mit ſich ſelber beſchäftigt und noch nicht dem Strom der Weltbegebenheiten hingegeben hat, die ſich noch mit Innigkeit an den Geſtalten ihrer Phantaſie ergötzen, und ungern durch die wirkliche Welt in ihrem Traume geſtört werden. Die Abſtraction von der Wirklichkeit und dem realen Leben, das iſt das Princip nicht bloß dieſer, ſondern der von Tieck vertretenen romantiſch-phantaſtiſchen Dichtung überhaupt. Alles was der Dichter ſchafft, auch das Allerwunderlichſte, Unnatürlichſte, iſt dennoch natürlich, eben weil es ja ein Menſch iſt, der darauf verfällt, der es producirt. Und inſofern Tieck dieſer Richtung den ſtärkſten Trieb gab, ſtellt ihn Gervinus ganz mit Recht an die Spitze der Dichtung jener Zeit, deren Seele dies Verweilen auf dem Unwirklichen, Wunderbaren und Phantaſtiſchen iſt. Damit ſtimmte überein die Neigung zur Allegorie und die Herabſtimmung im Märchen zur forcirten Kindlichkeit, wodurch Stoffe, die den Kern großer Epopöen in ſich trugen, unter der Hand des Erzählers zu Ammenmärchen zuſammenſchwanden. Der „Phantaſus“ (1812), einſt das Lieblingsbuch der Zeit, vereinte alle Gattungen, in denen ſich die Tieck'ſche Poeſie überhaupt bewegte: Kindermärchen und romantiſche Novelle, Sage, Trauerſpiel und Luſtſpiel. Und während der Dichter in ſeinen erſten Dramen die Neigung zum Formloſen in einer Weiſe begünſtigte, daß kaum ein einziges ſeiner Stücke — wenn man von Immermann's Verſuchen mit dem „Blaubart“ abſieht — je auf die Bühne gelangen konnte, waren und blieben die komiſchen Dramen, die Luſtſpiele doch nur eine wunderliche Art oppoſitioneller Kritik gegen das damalige lite-

rariſche Philiſterthum und gegen Tendenzen und Richtungen, die zum Theil des großen Aufwandes nicht werth waren, und deren Geißelung und Verſpottung ſchon damals faſt nur den literariſchen Kreiſen verſtändlich und genießbar, für das heutige Geſchlecht ſchon bei Lebzeiten des Dichters unverſtändlich und daher vergeſſen war. Ungleich wichtiger und folgenreicher waren Tieck's Leiſtungen als Kritiker. Als feiner Dramaturg, wie ihn ſeit Leſſing Deutſchland nicht mehr beſeſſen; als geiſtvoller Ueberſetzer und ſinniger Erklärer Shakſpeare's und Cervantes', als Wiedererwecker der Kenntniß des altdeutſchen und des altengliſchen Dramas, als Verredner und Herausgeber von Lenz's und anderer Schriften, als Vollender endlich des Kunſtſtils der deutſchen Novelle in einzelnen meiſterhaften Arbeiten dieſes Genre wird Tieck in dankbarem Andenken unſerer Nationalliteraturgeſchichte leben; — als nationaler Dichter vielleicht nur mit wenigem Einzelnen bleiben. Eine ſondernde Zuſammenſtellung des Bleibenden unter dem Vergänglichen ſeiner Schriften iſt neben einer biographiſchen und culturhiſtoriſchen Darſtellung ein Bedürfniß, deſſen Befriedigung auf dankbarſte Anerkennung rechnen kann. Es iſt der wohlverdiente Lorbeerkranz, den ihm bald eine berufene Hand auf ſein Grab legen möge.

Zu dieſem Grabe geleiteten wir ihn heute am erſten Tage deſſelben Maienmondes, der ihn vor 80 Jahren ans Licht gebar, in mildumwölkter lichtdurchfloſſener Sonntagsfrühe. Im Trauerhauſe hatte der Geiſtliche, Herr Sydow, am Sarge würdige Worte geſprochen vor einem Kreiſe zahlreicher Verehrer, unter denen auch die ehrwürdige Geſtalt Alexander von Humboldt's nicht fehlte. Aber Sinn und Augen weilten doch weniger bei dem Redner, als bei den Gegenſtänden, welche

zuletzt die Umgebung dieſes ſo bedeutenden Daſeins geweſen: bei den Bildern, die ihn in Lebensgröße zeigten mit dem edlen Haupte, der erhabenen Stirn und den dunklen Wunderaugen, mit dem beredten Munde, den die Grazie der lächelnden Ironie umſpielte, niederblickend auf das Treiben um ihn her. Ich ſah die Geiſter Shakſpeare's und Calderon's, Lope de Vega's und Cervantes', deren Werke die Wände bedeckten, und denen jetzt ſein Geiſt ſich geeint hatte im All der Unendlichkeit; und dann fielen meine Augen auf den kleinen gelben Tiſch mit dem Leſepulte, vor dem der leere Seſſel ſtand, auf dem ſitzend er ſo vielen Hunderten ja Tauſenden die Schöpfungen jener erhabenen Geiſter vor die Sinne gezaubert. Auch ich hatte vor langen Jahren unter ihrer Zahl gelauſcht, und das Angedenken an jene Abende, an denen Hamlet und Romeo und Julie mir durch Ihn verkörpert erſchienen, verſetzte mich aus der Gegenwart wie mit einem Zauberſchlage weit zurück in jene Tage, wo in dem unſcheinbaren Eckhauſe am Marktplatze des deutſchen Florenz mir zuerſt jener Genuß zu Theil geworden war! Erſt mit den himmliſchen Tönen des Domchorgeſanges, der die Rede des Geiſtlichen beſchloß, erwachte ich wieder aus meinen Träumen zur Wirklichkeit.

Am erſten Mai, in frühlingsduftiger Sonntagsmorgen-Friſche, geleitete ein langer Wagenzug den Sarg, welcher den entſchlafenen Dichter des Phantaſus umſchloß, hinaus nach dem Friedhofe vor dem Halleſchen Thore. Das lang herniederwallende ſchwarze Bahrtuch, welches den Sarg verhüllte, entzog den Blicken die Blumenkrone und den wohlverdienten Lorbeerkranz, mit denen Liebe und Verehrung denſelben geſchmückt hatten. Kein Fremder, der dem Zuge begegnet wäre, hätte aus ſolchem äußeren Zeichen abnehmen können, daß man

hier den letzten großen deutschen Dichter jener größten und bedeutendsten Periode unserer poetischen National-Literatur zu Grabe geleitete. Nur der königliche Wagen mit den reich galonirten Dienern ließ vermuthen, daß hier nicht ein gewöhnlicher Erdensohn hinausgeleitet würde, um der Erde übergeben zu werden, aus der er entnommen. Von einer Betheiligung des Volks zeigte sich keine Spur; nur die gewöhnliche Anzahl Neugieriger stand als Zuschauer vor dem Trauerhause Nr. 208 der großen Friedrichsstraße, und ihre Theilnahme galt offenbar mehr der prachtvollen Hof-Equipage, als der Persönlichkeit dessen, den auch noch im Tode zu ehren sie gesendet war. Ich habe das Haus mit Absicht bezeichnet, in welchem Ludwig Tieck am 28. April gestorben ist; denn in Berlin vermißt der Fremde fast überall ähnliche Kunde von den Stätten, wo die großen Menschen geweilt, die einst hier ihren, wenn auch nur zeitweiligen, Wohnsitz gehabt. So viel ich weiß, ist nur Moses Mendelsohn's Haus mit einer Gedenktafel bezeichnet. Für die Stätten, wo ein Lessing und Ramler, ein Schleiermacher, Hegel, Fichte und so manche andere bedeutende Menschen gewohnt, sucht der Fremde vergeblich selbst in den Berliner „Führern" nach einer Notiz. Nur zufällig theilte in diesen Tagen eine Zeitung mit, daß man das Haus noch kenne, in welchem Ludwig Tieck vor achtzig Jahren am 31. Mai 1773 das Licht erblickt. Es ist das Haus der Roßstraße, das mit Nr. 1 bezeichnet wird. Eine Gedenktafel kostet so wenig; vielleicht setzt man sie jetzt an der Geburts- und an der Todesstätte des größten Dichters, den Berlin hervorgebracht. Solche Erinnerungszeichen sind wichtig, weil sie der Stadt einen historischen Charakter auch im Aeußern geben helfen und Vergangenheit und Gegenwart auf sinnfällige und eindringliche Weise mit einander

vermitteln. Berlin vor allen anderen großen Städten hat solche Zeichen nöthig und wer nur jemals einen Guide von Paris wie den jedem Fremden unentbehrlichen von Girault de Saint-Fargeau: Les quarante-huit quartiers de Paris, durchblättert hat, der wird wissen, was in dieser Beziehung die für Berlin geschriebenen Fremdenführer vermissen lassen. Diese Zeit lebt überdies so schnell. War doch, wie gesagt, selbst Ludwig Tieck fast schon ein Verschollener in der Stadt seiner Geburt, wohin die Verehrung des Herrschers den Dichter der „mondbeglänzten Zaubernacht" am Abende seines Lebens zurück berufen. Wie Viele wußten kaum, ob er noch lebe, als die plötzliche Nachricht seines Todes auf einmal die Erinnerung wach rief an das ehrwürdige Haupt des einst so hochgefeierten Oberführes der deutschen Romantik! An keinem der zahlreichen Kunst- und Bilderläden sah man sein Bildniß unter den unzähligen Eintagsfliegen, welche die Schaufenster bedeckten; und die Sammlung der kritischen Schriften und ihre Besprechung in einzelnen literarischen Blättern, verbunden mit Heinrich Laube's neulichen Mittheilungen über seinen letzten Besuch bei dem Dichter kamen nur eben noch zu rechter Zeit, um kurz vor seinem Hinscheiden die Augen des Publikums auf ein Dasein zu richten, dessen letzte Lebensflamme schon unter dem Flügelschlage des nahenden Todes zuckend dem Erlöschen zuflackerte. In der Spener'schen Zeitung verkündete ein mit M. unterzeichneter Artikel die Todes-Nachricht mit den Worten: „Das Joachimsthal'sche Gymnasium hat einen Zögling verloren, der demselben große Ehre machte!" und der Pedant, der das Dahinscheiden eines Ludwig Tieck unter dem Gesichtspunkte eines Gymnasiums auffaßte, dem ein hoffnungsvoller Abiturient gestorben, hatte ebenein sich nicht einmal um die Richtigkeit dieses

Joachimsthal'schen Gymnasial-Verlustes gehörig bekümmert; denn schon die nächste Nummer der Spener'schen brachte die Berichtigung: Ludwig Tieck sei nicht ein Schüler des Joachimsthal'schen, sondern des Friedrichs-Werder'schen Gymnasiums gewesen, in das er als neunjähriger Knabe aufgenommen und wo er unter Gedike's Leitung gebildet worden, der den talentvollen und vielversprechenden Knaben vom ersten Moment nicht außer Augen gelassen." Wir erfahren an Lebens-Notizen ferner, daß er von 1792 bis 1794 abwechselnd in Halle, Göttingen und Erlangen studirt, und daß ihm 1816 die Universität Breslau das philosophische Doctor-Diplom übersendet habe. Gegenüber solcher Misère gab ein ausführlicher Aufsatz von Willibald Alexis in den Spalten der Vossischen Zeitung einigen Ersatz, der ein Gesammtbild des Mannes, wenigstens in Umrissen, wie sie eine Zeitung erlaubt, zu zeichnen versuchte. Aber diese Aufgabe ist schwieriger, als bei irgend einem anderen unserer großen Literatur-Heroen, und mag auch hier einer hoffentlich nicht mehr fernen Zukunft überlassen bleiben. Ludwig Tieck ist eine Proteïsche Erscheinung und unendlich schwerer zu fassen und darzustellen, als die klaren und plastischen Gestalten eines Schiller und Goethe. Dazu kommt noch, daß er in der Gesammtheit seines Lebens und seines Schaffens als ein Torso vor uns erscheint, aber nicht wie einer jener antiken, welche die Zeit dazu gemacht, sondern als ein solcher, der in der Werkstatt des Meisters selber unvollendet stehen geblieben. Es ist wunderbar aber bezeichnend für Tieck, daß der Charakter des Anfänglichen, des Beginnens und Versuchens bei ihm vorherrscht. Sehen wir auf ihn als Dramatiker. Seine lange vorbereiteten großen deutschen Kaiser-Tragödien, mit denen er im Jahre 1813 der Nation zeigen zu wollen versprach,

„daß er sich wohl zu ihr rechne", sind nie ausgeführt und geschrieben worden, trotz der Bitten seines Freundes Solger, der ihn Jahre lang vergebens beschwor, an die Ausführung dieses großen Planes zu gehen. Tieck suchte alle möglichen Gründe auf, um diese Ausführung von sich abzulehnen. Ich habe vor Jahren in Prutz' literar-historischem Taschenbuch*) nachgewiesen, wie diese Ablehnung mit Tieck's ganzem Wesen zusammenhing, und wie sich dieser Charakter des Anfangens und Nichtvollendens fast durch alle Thätigkeiten und Dichtgattungen zieht, in denen sich Tieck nur immer versucht hat. Wie er als Dramatiker die historische Tragödie anfaßte, ohne ein einziges der projectirten Stücke zu vollenden, so ging es ihm mit seinen Shakespeare- und anderen Studien. Sein großes zusammenhängendes Werk über Shakespeare, auf das er ein halbes Leben lang in Vorreden und Einleitungen, in Einzelaufsätzen und gelegentlichen Noten hinwies, ist nie geschrieben worden, seine Illustration der großen altdeutschen Gedichte eben so wenig; ja, sein vortrefflichstes Werk in demjenigen Genre, in welchem er als Dichter überhaupt das Beste geleistet, den historischen Roman des „Aufruhrs in den Cevennen", brach er mit dem ersten Bande ab. Vergebens beschworen ihn Freunde und Verehrer fast ein Menschenalter lang um die Fortsetzung und den Abschluß eines Werkes, in welchem er allerdings, um mit den Worten eines auf diesem Felde gewiß competenten Beurtheilers, Wilibald Alexis, zu reden: das Geheimniß gefunden zu haben schien, wie man die Geschichte im Roman dichterisch behandeln müsse. Wie die Cevennen-Novelle, so war auch schon früher der Roman Sternbald's Wanderungen ein Torso geblieben.

*) Erster Jahrgang. 1843. S. 65—88.

Es lag diese Scheu vor dem Abschlusse in seiner innersten Natur, die das Endlose, Unabsehliche liebte und die lockende freie Möglichkeit des Thuns jener herben Beschränkung vorzog, welche die abgeschlossene That verlangt. Sie ging bis ins Kleinste, diese Scheu vor dem Abschlusse, diese Lust des Aufschiebens, des Stehenlassens von Verzahnungen, des Ablehnens erschöpfender Behandlung. Leser seiner kritischen und dramaturgischen Schriften werden ihr überall begegnet sein.

Es lief ein Gerücht um, Tieck sei katholisch geworden, ein Gerücht, das man auf eine Nachricht des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons zurückführte. Bei dem Begräbnisse sprach indessen der protestantische Prediger Sydow und versuchte sich in einer literar-historischen und ästhetischen Würdigung des Dahingeschiedenen. Mir wollte das nicht gefallen. Der Diener der Kirche sollte an solcher Stätte lieber bloß Gott geben, was Gottes ist, und uns Andere dafür sorgen lassen, daß auch der Kaiser erhält, was des Kaisers ist. Man kann nicht gut zweien Herren dienen. Bei dem Zuge vermißte ich viele Mitglieder des königlichen Theaters. Ich erfuhr, daß sie in der Probe beschäftigt seien. Das königliche Theater hielt Probe an dem Morgen, wo der größte Dramaturg, den die deutsche Bühne nach Lessing gehabt, und der nebenbei einer der größten Dichter unserer Nation war, zu Grabe getragen wurde! Darüber ist nichts weiter zu sagen.

Im Trauerhause sah man unter denen, die dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu bezeigen gekommen waren, auch Alexander von Humboldt. Auch einzelne bekannte Schriftsteller und Dichter Berlins hatten sich eingefunden, wenn schon wenige der Zahl nach. Die schönste Feier aber gewährte der Frühlings-Himmel, der, leicht verhüllt in lichtdurchwebten Wolken-

schleier, in milder wehmüthiger Freundlichkeit hernieder leuchtete auf den Leichenzug und auf die letzte Ruhestätte des Dichters, der die Natur und ihre stillen Zauber so wunderbar besungen. Daß der Dichter des Phantasus am 1. Mai, am Morgen nach der Zaubernacht und an einem wirklichen Maientage, in sein ewiges Ruhebett hinabgesenkt ward, das ist eines jener anmuthig sinnvollen Spiele des Zufalls, wie es der Liebling der romantischen Phantastik selber sich nicht besser hätte wünschen mögen. Dagegen ist jener Wunsch, den der Dichter einst in jenem wunderbar ergreifenden Liede —

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn —

ausgesprochen hat, unerfüllt geblieben. Seine Asche ruht auf einer kleinen Anhöhe, zu der hinauf sich, nach der Hasenhaide zu, der neue Kirchhof vor dem Halleschen Thore zieht, inmitten der sandigen Fläche seiner heimischen Gegend. Aber es wird doch Mancher dahin pilgern, um den Grabhügel zu sehen, unter welchem einer von Deutschlands größten Dichtern schläft.

dass die heitere und fassliche Darstellung doch dabei Vieles aus den abstraktesten Gebieten der Philosophie und Dialektik begriffen habe [1]). An derselben Stelle wird Aehnliches auch von den *Laudationes*, den Lob- und Denkschriften auf berühmte Verstorbene, und von den Proömien der Antiquitates erwähnt [2]). Wenn wir aber dort auch aus Varro's eigenem Munde hören, wie beharrlich er philosophische Schriftstellerei in Cicero's Weise von sich ablehnt, so lassen uns doch auch eben die Gründe, welche er zugleich für sich anführt, eine hohe Meinung von seinem gründlichen und tiefern Studium der griechischen Originalwerke fassen, eine Meinung, welche Cicero's ängstliche, fast scheue Sorge um das Urtheil des gelehrten Freundes über seine philosophischen Produktionen nur bestätigen kann. Welcher Philosophie er für seine Person eigentlich zugethan gewesen, wird für uns Entfernte um so schwerer auszumachen sein, als wir sehen, dass sein eigner Zeitgenoss und Freund Cicero darüber im Irrthum gewesen ist. Als dieser mit Abfassung der zweiten Bearbeitung der Academica beschäftigt war, liess er den Varro aus keinem andern Grunde den Akademiker Antiochus vertheidigen, als weil er ihn selbst für einen

1) Et tamen in illis *veteribus* nostris, quae Menippum imitati, non interpretati, quadam hilaritate conspersimus, *multa admixta ex intima philosophia, multa dicta dialectice.*

2) Quaeque, quo facilius minus docti intelligerent, jucunditate quadam ad legendum invitati, in *laudationibus*, in his ipsis antiquitatum prooemiis, philosophice scribere voluimus.

Lamennais.

(1854.)

Die Zeitungen meldeten kürzlich, daß Lamennais schwer darniederliege, und da trieb es mich, sein Schattenbild aus der Erinnerung zu fixiren, welche mir die Begegnung mit diesem merkwürdigen Manne hinterlassen hat.

Es war im September des Jahres 1850 als ich ihn besuchte. Auf die Absendung eines Empfehlungsbriefes eines seiner Freunde war die freundlichste schriftliche Einladung erfolgt. Die Handschrift des Billets erregte meine Aufmerksamkeit. Es waren die feinsten bestimmtesten Züge, klein, scharf, fest, ohne jede Spur des Alters, — man mußte dabei an einen eigenthümlichen Ton der Stimme denken, und so wenig ich sonst gewohnt und geneigt bin, von der Handschrift eines Menschen auf seine äußere Erscheinung zu schließen, so drängte dieses Blatt mir doch die Vorstellung einer bestimmten Persönlichkeit auf, die ich — sonderbar genug — im Leben verwirklicht finden sollte.

Madame B. N., deren Hause Lamennais sehr nahe befreundet war, hatte uns von dem berühmten Schriftsteller in einer Weise gesprochen, die seine Verhältnisse als sehr beschränkt darstellte, was freilich ein relativer und hier durch Pariser

Verhältnisse bedingter Begriff sein mochte. Seine Wohnung in der Rue Milan 3. war aber nicht nur schicklich, sondern auch stattlich zu nennen. Eine ältliche Dienerin öffnete uns die Thür und ging uns anzumelden, „weil sonst Niemand in diesem Augenblicke da sei". Das Vorzimmer, in welchem man uns warten hieß, zugleich eine Art von Speisesaal, wie man das in Paris häufig findet, war an allen Wänden mit großen Oelgemälden behängt, die zum großen Theil biblische Darstellungen enthaltend, auf den ersten Blick nicht eben von künstlerischer Bedeutung schienen. Aber wir konnten sie kaum beobachten, denn wir wurden alsbald durch ein zweites in ein drittes Zimmer geführt, in welches, mit uns zugleich, von der entgegengesetzten Seite her, Hr. v. Lamennais eintrat. Er war damals ein Mann in der Nähe der siebziger Jahre. Seine Erscheinung erinnerte auf den ersten Anblick lebhaft an Börne. Eine kleine, magere, ein wenig gebückte Gestalt mit glattanliegendem schwarzem, mit Grau untermischtem Haar. Der ganze Typus seines Aeußern gehörte dem vorigen Jahrhundert an. Es war eine jener feinen, scharf zugespitzten Physiognomien, mit starker, schmaler Nase, mit feinen beredten Lippen und schwachem Kinn, wie man sie häufig bei den Denkern des 18. Jahrhunderts sowohl in Deutschland wie in Frankreich findet und die jetzt seltener geworden sind. Er trug eine Art von losem dunkelbraunem Hausrock, darunter eine wunderlich altmodische gelbe Weste mit rothen Pünktchen, wie ich sie seit meinen Knabenjahren nicht mehr gesehen und wie sie nur noch an den alten Magisterfiguren der Theater vorzukommen pflegen. Er entschuldigte sich, daß er im Hausrock komme, aber er sei unwohl, und „im Alter müsse man ein wenig auf seinen Körper hören". Nachdem wir Platz genommen, wendete sich das

Gespräch in Folge einer Erwähnung der soeben von Georg Sand übersetzten Mazzini'schen Schrift: **sur la monarchie et sur la république en Italie** auf die stilistischen Unterschiede beider Sprachen und auf den historischen Charakter des französischen Stils, von dessen Entwickelungsgeschichte er uns fast eine halbe Stunde lang eine Uebersicht vortrug. Vortragen ist das rechte Wort, denn seine Gesprächsweise hat durchaus etwas Lehrendes, wenngleich ohne alle doctrinäre Pedanterie. Er sprach fast ausschließlich, denn er sah, wie gern wir ihm zuhörten, und er sprach sehr klar, dem Gehalt wie dem Ausdrucke nach. Dabei war seine feine graciöse mündliche Darstellungsweise ohne alle Spur einer Beimischung jener mystisch priesterlichen Salbung, die man in vielen seiner Schriften anzutreffen gewohnt ist. Dagegen hatte sein äußerer Habitus beim Sprechen Etwas, das immerfort den katholischen Geistlichen verrieth. Er schnupfte sehr stark — wovon seine Wäsche unwiderlegliche Spuren trug — und die Weise, in welcher er die Dose brauchte, die Art, in welcher er leise mit dem Zeigefinger gestikulirte, war genau so, wie man sie an den katholischen Weltgeistlichen von Norden bis Süden beobachten kann.

Den weiteren Inhalt unseres Gesprächs findet man in meinem Buche „Zwei Monate in Paris" ausgeführt; ich werde weiterhin noch auf Einiges daraus zurückkommen. Ich sah Lamennais nach diesem ersten Besuche noch mehrmals, namentlich an einem heitern Abende bei M. B. R. Wir hatten zusammen mit Lamennais dort essen sollen, waren aber durch eine andere Einladung daran verhindert worden, und hatten uns die Erlaubniß erbeten, zum Thee zu kommen. Indeß, als wir anlangten, fanden wir, daß man in heiterer Stimmung länger als gewöhnlich am Tische sitzen geblieben war und uns Plätze

für das Desert und den Champagner reservirt hatte. Lamennais liebt die Freuden einer guten Tafel in kleinerem Kreise vertrauter Bekannten, und was man uns auch von seiner heitern Liebenswürdigkeit bei solchen Anlässen erzählt, wir fanden es übertroffen durch seine herzliche joviale Laune, die den fast Siebzigjährigen bei einer gewissen väterlichen Gehaltenheit, doppelt wohl ließ. Man konnte weder sagen, daß er besonders witzig sei, noch daß er besondere Dinge spreche, aber sein Auge und sein Geist leuchteten wie milder Sternenschein über Alle und über Jedes, und diesmal trat jene Aehnlichkeit mit Börne, welche mir in seiner Haltung bei dem ersten Begegnen so überraschend gewesen war, vor seiner gemüthlichen, unbefangenen Heiterkeit ganz zurück. Er war im schwarzen Ueberrock, und sah nun erst recht wie ein Weltgeistlicher aus. Unsere Wirthe und die anwesenden Gäste, unter denen sich auch der Marquis de Flotte befand, sahen mit liebender Verehrung zu ihm empor, und als er vor den Anderen aufbrach und nach Hause fuhr, war es nicht sein Geist, sondern „seine unzerstörbare Güte", welche Alle rühmten.

Lamennais ist ein Bretagner, geboren den 19. Juni 1782 zu St. Malo, wo sein Vater, ein wohlhabender Handelsherr, ihn ursprünglich zu dem eigenen Geschäft bestimmte. Nach einer leidenschaftlich verlebten Jugend, die zwischen Lebensgenuß und eifrigen aber ungeregelten Studien getheilt, ganz besonders durch Rousseau'sche Einflüsse bestimmt wurde, wählte er zusammen mit einem jüngeren Bruder den geistlichen Stand, in welchem er jedoch erst 1817 die Priesterweihe erhielt. Seit 1811 war er Lehrer der Mathematik im Seminar seiner Vaterstadt. Familientradition und religiöse Richtung ließen ihn nach dem Sturze Napoleons als eifrigen Anhänger der Restau-

ration auftreten. Die hundert Tage nöthigten ihn, nach England auszuwandern. Nach der Rückkehr der Bourbons begann er eine eifrige journalistische Thätigkeit im Verein mit den royalistischen Schriftstellern, welche die Pläne und Absichten der Restauration in dem „Conservateur", den er mitbegründen half, so wie im „Defenseur" und im „Drapeau blanc" verfochten. Wie weit er hier ging, beweist wohl am besten der Umstand, daß selbst seine vom Gouvernement so hoch geschätzte Loyalität ihn nicht vor einer Anklage und Verurtheilung wegen der Maßlosigkeit seiner Angriffe gegen die Universität schützen konnte. Dem eifrigen Verfechter von Altar und Thron bot Papst Leo XII., derselbe Papst, welcher die Inquisitionsgefängnisse wieder aufrichtete, das Gebet um Ausrottung der Ketzerei anordnete und die Bibelgesellschaften und die Freimaurerei in seiner Antrittsbulle verdammte — sogar den Cardinalshut an. Lamennais schlug ihn aus, wie er schon früher das ihm vom Minister Decazes bestimmte Bisthum zurückgewiesen hatte. In dieser Zeit, wo Lamennais als fanatischer Reactionär im romantischen Gewande zu den Hauptverfechtern der Restauration zählte, war er wiederholt Gegenstand der Angriffe ihres kühnsten und hochsinnigsten Bekämpfers. „Der Abbé de Lamennais", schrieb der kaustische Paul Louis Courier von ihm im Jahre 1819, „ist der Conservator aller Ruinen, aller Feudalschlösser und verlassener Burgthürme, alles dessen, was dem Einsturz und der Verwesung verfallen ist. Man baue eine Fabrik mit dem verödeten Trümmerwerk solcher alter Eulennester, so schreit er: da sieht man den zerstörerischen Geist der Revolution. Was für einen Lärm würde er erst am Schöpfungstage gemacht haben! Er würde sicher gerufen haben: mon Dieu! conservons le chaos!" Wie Courier's scharfer Blick hier früher als

Andere den politischen Conservatismus Lamennais' als poetische Romantik erkannte, so ließ er sich auch von der religiösen Begeisterung und priesterlichen Salbung seiner Schriften nicht blenden. Als Lamennais seinen berühmten Essai sur l'indifférence en matière de religion herausgab, schrieb Courier: L. habe über dies „Hauptübel der Zeit" ein Buch geschrieben, „wie die Aerzte Bücher über eine Krankheit schreiben, von der sie selbst ergriffen sind, und eben darum nun um so besser darüber schreiben. Auch handelt es sich (setzt er sarkastisch hinzu) in des Abbé's und seiner Collegen Streitschriften weit weniger über Dogmen als — um die Einkünfte des Clerus".

Mit der Julirevolution, die er in seiner ein Jahr vorher erschienenen Schrift: Progrès de la révolution et de la guerre contre l'église fast bestimmt vorhergesagt hatte, beginnt eine neue Epoche in Lamennais' Leben. Die Forderung einer Trennung der Kirche vom Staate hatte er schon früher gestellt. Jetzt trat er mit derselben noch offener und rückhaltloser hervor. Vergebens verdammte Papst Gregor XVI. seine Ansichten, vergebens bewog ihn selber seine Scheu vor offnem Bruche mit dem Haupte der Kirche bis zu einem Widerrufe (1832). Die zwei Jahre später erschienenen Paroles d'un croyant, das Buch, durch welches allein der Verfasser zur europäischen Berühmtheit wurde, das in alle lebende Sprachen übersetzt und in unzähligen Auflagen wiederholt wurde — bewiesen, daß jener Widerruf nur einer augenblicklichen Stimmung angehört hatte. Den Eindruck, welchen diese Schrift unter andern auf Börne machte, der sie übersetzte und auf eigne Kosten drucken ließ, hat Gutzkow in seinem Leben Börne's (S. 262) sehr gut geschildert. Der Bruch mit Rom ward jetzt unheilbar.

Sa diction superbe et son accent sacerdotal ne transmettaient point à ses lecteurs la fièvre révolutionnaire dont son âme était tourmenté. Dies Urtheil iſt in vielfacher Hinſicht richtig und bedeutend für den politiſchen Charakter von Lamennais' ſchriftſtelleriſcher Wirkſamkeit. In Lamennais waren zwei Naturen und, wie Stern es ausdrückt: S'il pensait souvent comme Danton, il parlait toujours comme Bossuet. Wenn ihn die Leidenſchaft zum Journaliſten machte, zwang ihn die langgewöhnte kräftige Disciplin ſeines Geiſtes, Kirchenvater zu bleiben. Sein Abſcheu gegen die communiſtiſchen Theorien auf der einen, und ſein Widerwille gegen L. Blanc's doctrinären Freiheits-Deſpotismus auf der andern Seite ließen ihn ſich an Lamartine und die gemäßigte Seite des proviſoriſchen Gouvernements anſchließen. Erſt nach deſſen Fall trat er auf die Seite der ſocialen Oppoſition, bei der er verharrte, obſchon er auch diesmal das Scheitern der neuen Revolution ſchon lange vor ihrem Ausbruche vorausgeſehen hatte, weil, wie er ſich ausdrückte, „das franzöſiſche Volk noch nicht vorbereitet ſei auf eine dauerhafte Errichtung der Freiheit". Dieſe Vorbereitung aber erſchien ihm eine weſentlich von der Religion ausgehende zu ſein, und man muß ſagen, daß ſeit 20 Jahren ſeine ganze Wirkſamkeit hauptſächlich einer religiöſen Reform zugewendet geweſen iſt. Lamennais iſt der religiös-philoſophiſche Metaphyſiker Frankreichs, und ſeine wichtigſten poſitiven Reſultate auf dieſem Gebiete finden ſich in ſeiner Schrift: „De la religion" niedergelegt, während die Grundzüge ſeiner ſocial-politiſchen Anſchauungen in dem Werke du passé et de l'avenir du peuple enthalten ſind. — Lamennais ſtellt in den Wandlungen ſeines langen Lebens den Entwicklungsproceß dar, den eine nicht kleine

Anzahl seiner Volks- und Zeitgenossen mit ihm und zum Theil durch ihn erlebt hat. — Die Zeitungen berichteten von Versuchen der Bekehrung und des Widerrufs, die am Krankenbette des Leidenden gemacht seien, aber auch zugleich, daß sie vergeblich geblieben.

Silvio Pellico.

(1854.)

— E ancor' s'attende il canto
Che piacque a Italia tanto! . . .
Ma Silvio non è più! —

So ſchloß vor einem Menſchenalter der Klagegeſang um den geliebten Dichter Italiens, den die Seinen geſtorben wähnten in der Kerkernacht des Spielbergs, während er, ein Lebendigbegrabener, noch viele Jahre in demſelben verſeufzte, ehe die Stunde der Befreiung ſchlug. Das Klagelied durfte damals nicht gedruckt werden; aber ſie ging in Tauſenden von Handſchriften von Hand zu Hand und von Mund zu Munde, die rührende Todtenklage um den Liebling des Volks, den glorreichen Märtyrer ſeiner geiſtigen Erhebungsverſuche. Wie er damals ein Verſchollener war, ein lebendig Todtgeglaubter und Beweinter — denn kein Lebenszeichen drang zehn Jahre lang durch die Kerkermauern des Gefangenen zu den Seinen — ſo berichtet auch jetzt die wahre Todesbotſchaft von ihm wie von einem längſt Verſchollenen und Begrabenen. Wohl hat er den Tag der Freiheit wiedergeſehn, und auch die kurze Erhebung ſeines einſt ſo heiß geliebten Vaterlandes hat er noch erlebt. Aber ſeines Geiſtes Schwingen waren für immer gebrochen;

Anhänger dieses Systems halten zu dürfen meinte; während er doch grade zu derselben Zeit, wie aus den Ueberresten der Bücher De Lingua latina hervorgeht, die Stoische Philosophie zu der seinigen gemacht hatte [2]).

Indem wir uns jetzt zu dem zweiten Theile unserer Aufgabe wenden um einzelne Zeugnisse der Bekanntschaft Varro's mit Aristotelischen Schriften zusammenzustellen, begegnen wir zunächst einem von Gellius erhaltenem Fragmente der Satire „Testamentum," in welcher sich eine Berufung auf Aristoteles findet, welche aus dessen Thiergeschichte entnommen ist [2]). Dass für das

1) „Eo tempore, quo Academica posteriora conscribebat, quam philosophandi rationem ille (Varro) potissimum probaret, non ex ejus ore acceperat, sed conjectando tantum assequi studebat. Et fefellit eum conjectura: nam cum putaret illum Antiochi Academici philosophandi genere maxime delectari (ut scribit ad Atticum XIII, 19 et similiter ad Fam. IX, 8.) atque ei propterea hujus Antiochi, qui e nova in veterem Academiam remigraverat, partes defendendas tribuisset; ex ipsis his de Lingua Lat. libris intelligitur, Varronem eodem tempore Stoae addictissimum fuisse, ex qua derivata sunt, quaecunque de mundo, de anima, de deis placita largiore manu, quam a grammatico exspectaveris, in his libris dispersa inveniuntur. Itaque Cicero non sensisse videtur, Varronem a vetere Academia quam Antiochus instauraverat, ad Zenonem, (quem et Aelius Varronis magister secutus fuerat, teste Cic. in Brut. 30, 206) transiisse eodem fere tempore, quo ipse novae Academiae, quam Arcesilaus inchoaverat, in castra discesserat." *Otfr. Muller* praef. ad Varr. d. L. L. p. V—VI.

2) Hodie quoque in Satira forte M. Terentii Varronis, quae inscribitur *Testamentum*, legimus verba haec: *Si quis mihi filius unus pluresve* in decem mensibus gignuntur, ii si erunt ὅτου λόγος, exheredes sunto: quod si quis undecimo mense, κατ' Ἀριστοτέλη, natus sit etc., Gell. III, N. Att. cp. 16, §. 15. p. 324. *Lion.* vgl. *Arist.* Hist. An. III, 4.

die vorzeitige Todtenklage hatte Recht behalten: „Silvio — war nicht mehr!“

Es ist wohl kaum Einer unserer Zeitgenossen, der sich nicht des Eindrucks erinnerte, welchen vor nunmehr zwanzig Jahren die Schilderung der Gefängnißleiden Silvio Pellico's in seinem Buche Le mie prigioni auf die Gemüther der Menschen hervorbrachte. Die unsagbare Marter, deren Gemälde sich in diesem Buche den Blicken entrollte, erfüllte alle Herzen mit um so größerem Entsetzen, je sanfter und ergebener die Schilderung selbst, je freier sie war von aller Bitterkeit und von jeder auch noch so berechtigten Empfindung des Hasses gegen seine Peiniger. Wenn jemals so sah man hier das schwere Gebot des Erlösers erfüllt, der selbst die Feinde lieben und Fluch mit Segen zu erwiedern gebot. Aber gerade dadurch ward dieses sanfteste aller Bücher, die jemals geschrieben worden, zu dem furchtbarsten Ankläger und zu dem unerbittlichsten Verurtheiler jenes Systems erbarmungsloser Tyrannen, als deren Opfer hier einer der edelsten und besten Menschen und seine Freunde, die unglücklichen Söhne des unglücklichen Italiens, jene Gonfalonieri, Porro, Ottoboni, Maroncelli und wie viele andere noch hervortraten. Dies Buch war wie der helle Sonnenstrahl, der erleuchtend eindrang in die Nacht, ein Symbol gleichsam „des Lichts, welches herabfällt auf alle Verfolgungen im Namen des göttlichen Rechts, obgleich es seinen Mittag noch nicht erreicht hat“. Und als man durch die Zusätze, welche der Dichter Maroncelli, der Freund und Leidensgenosse Silvio Pellico's, zu jenem Buche lieferte, erst den ganzen Umfang dessen erfuhr, was der sanfte Pellico erlitten und — verschwiegen, da steigerte sich das allgemeine Gefühl zu jener Entrüstung, die ihre Früchte tragen sollte. Dieses kleine Buch ist

Silvio Pellico's größte Schöpfung; es hat eine historische Bedeutung. Man versteht Italiens letzte Geschichte, wenn man es liest. Man denke sich einen vom deutschen Volke geliebten deutschen Dichter, einen Schiller, einen Körner in einem von Fremden unterworfenen Deutschland so behandelt von den fremden Machthabern, einen Edelen der deutschen Nation so von ihnen gemartert, wie man Silvio und seine Freunde in den unterirdischen Kerkern Spielbergs gepeinigt hat — und versuche es, sich in die Stimmung ihrer Landsleute zu versetzen gegen die fremden Machthaber!

Und welches war sein Verbrechen gewesen?

Er hatte, der gefeiertste Dichter seiner Nation, an der geistigen Veredlung und Erhebung seines Volkes gearbeitet, an der Belebung des italienischen Nationalgefühls durch Verbreitung von Bildung! Er war kein Verschwörer, kein Rebell, kein Führer bewaffneten Aufstandes; er war ein Denker, ein Dichter, eine Seele voll glühender Liebe für sein Vaterland und für die Menschheit — ein Gemüth, wie es reiner und schöner die Erde Italiens nicht getragen hat!

Piero Maroncelli hat in der Ausgabe von Silvio Pellico's Werken eine kurze Biographie seines Freundes gegeben. Silvio Pellico wurde im Jahre 1789 zu Saluzzo geboren. Der körperlich überaus schwächliche, mit einer höchst reizbaren Phantasie begabte Knabe verlebte seine Jugend im Schooße seiner liebenswürdigen, hochgeachteten Familie, deren Haupt, Silvio's Vater Onorato Pellico, selbst ein Dichter und feingebildeter Mann, dem Sohne eine sorgfältige Erziehung gab. Die zärtliche Liebe, mit der Silvio sein ganzes Leben lang an den Seinen hing, tritt vorzüglich rührend in der Schilderung seiner Gefangenschaft hervor. Von früh auf zeigte sich in ihm eine

Neigung zu ſanfter Schwermuth. Das Wort: il più bel giorno della mia vita sarà quello, in cui morrò, blieb von früh an ſein Wahlſpruch. Seine erſte Jugend brachte er in Saluzzo und in Pignerolo zu, an deſſen altes Schloß eine Tradition die Sage von der „eiſernen Maske“ knüpfte. Eine Jugendliebe, die ihm früh ſtarb, und deren Erinnerung ihn durch das ganze Leben begleitete, vermehrte ſeinen natürlichen Hang zu ſchwermüthiger Lebensanſchauung. Es war, als ob ein Vorgefühl großer Lebensleiden ſchon auf dem Jünglinge laſtete. Die Verheirathung ſeiner Lieblingsſchweſter führte ihn im Jahre 1805 nach Lyon, wo er mehrere Jahre verweilte, und in Studien, Lebensgewohnheiten und Anſchauungen faſt völlig Franzoſe zu werden ſchien, als die Bekanntſchaft mit Ugo Foscolo's Dichtungen in ihm die ſchlummernde Liebe zum Vaterlande mächtig erweckte. Von Sehnſucht getrieben kehrte er in die Heimat zurück, wo er ſich an Foscolo und Monti anſchloß. Er ward in Mailand Profeſſor der franzöſiſchen Sprache an dem dortigen Militärwaiſenhauſe, und trat bald mit allen bedeutenden Dichtern Norditaliens in nähere Verbindung. Zwei Tragödien, Laodicea und Francesca von Rimini — zu deren letzterer ihn eine junge ausgezeichnete dramatiſche Künſtlerin begeiſterte, ſtellten ihn bald den Beſten ſeines Volkes ebenbürtig zur Seite und begründeten ſeinen Ruhm durch ganz Italien.

Als nach dem Sturze der napoleoniſchen Herrſchaft S. Pellico's Familie nach Turin zurück ging, trat er ſelbſt als Erzieher der Söhne des Grafen Briche und weiterhin des Grafen Porro in das Haus des Letzteren. Mailand war damals das Athen Oberitaliens, und das Haus des Grafen Porro, der ſpäter in das Unglücksſchickſal des Dichters verflochten ward, bildete den Sammelplatz nicht nur der ausgezeichnetſten

Männer Italiens, sondern auch aller bedeutenden Fremden. Hier sah Silvio Pellico Madame Staël und A. W. Schlegel, hier lernte er Gelehrte und Staatsmänner, Künstler und Dichter, wie Davis, Brougham, Thorwaldsen, und vor allen Byron kennen, mit dem er in nahe persönliche Berührung trat und dessen Manfred er in's Italienische übersetzte, wie Byron hinwiederum des italienischen Dichters Trauerspiel Francesca di Rimini aus der Handschrift ins Englische übertrug. Bei diesem Verkehr mit den ausgezeichnetsten Zeitgenossen aller Länder und Völker kam ihm seine Kenntniß der Hauptsprachen zu Statten. Er beherrschte das Französische fast wie seine Muttersprache, war des Englischen genügend mächtig, und verstand auch das Deutsche so weit, um unsere Klassiker lesen zu können, während er die alten Dichter, zumal die der römischen Literatur, gleichfalls in der Ursprache las. — Aber schon mit seinen Dichtungen stieß er, trotz ihrer politischen Unschuld, auf Censurschwierigkeiten. Seine Tragödie Eufemia da Messina ließ Graf Porro (1820) im Auslande drucken, und als die österreichische Censur später die Erlaubniß zum Drucke in der Heimat gab, geschah es unter der Bedingung: „daß das Stück nicht auf die Bühne gebracht werde"! Dabei blieb es indessen nicht. S. Pellico hatte in Verbindung mit ausgezeichneten Freunden eine Zeitschrift „il Conciliatore" gegründet, die es sich zur Aufgabe stellte, durch Verbreitung wissenschaftlicher und Förderung sittlicher Bildung eine zunächst literarische Erhebung und Wiedergeburt Italiens anzustreben. Der treffliche Manzoni, dessen von Goethe so ehrend anerkannte Dichtung „Graf Carmagnola" in dieser Zeitschrift zuerst erschien, war einer der Hauptmitarbeiter.

Unglaublich waren die Schwierigkeiten, welche den trefflichen

Männern die Censur in den Weg legte, und nur zu bald erwiesen dieselben sich als unüberwindlich selbst für die geduldige Fügsamkeit eines Silvio Pellico. Italienischen Autoren, welche ein Amt bekleideten, wurde die Theilname an der (wenngleich erlaubten) Zeitschrift bei Strafe der Amtsentsetzung untersagt, die übrigen Mitglieder auf alle Weise chikanirt. Die Zeitschrift mußte zuletzt eingehen aus Mangel an druckfähigen Beiträgen. Die Gesellschaft der Conciliateri löste sich auf. Einer ihrer Genossen, der Dichter Ludovico Breme, starb bald darauf — zur rechten Zeit. Die Verfolgung begann. Silvio Pellico und seine Freunde wurden verhaftet. Im Angesichte des schimpflichen Galgentodes erfolgte die Begnadigung zu zwanzigjährigem „harten Gefängniß" (carcere duro) in den Katakomben von Spielberg!

Hier legen wir die Feder nieder. Der Leser mag das Buch des Jammers selbst aufschlagen und lesen, welch' ein Schicksal dem einunddreißjährigen Dichter unter Venedigs Bleidächern und in seiner Kerkerzelle auf dem Spielberg bereitet wurde. —

Es war im Winter 1845—1846, als mir in Rom in der Einsamkeit der Laubgänge von Villa Borghese die verfallene, an Leib und Seele gebrochene Gestalt des Dichters der Francesca begegnete. Nie sah ich in meinem Leben ein Menschenantlitz, auf dem Leiden und Elend solche Spuren hinterlassen hatten. Schon damals schien er dem sichern Tode verfallen. Aber mehr noch als sein hinfälliger Leib war sein Geist gebrochen. Jede Lebensfreudigkeit, jede Hoffnung, jede Energie des Strebens war einer ascetischen Entsagung, einer mystischen Frömmigkeit gewichen. Er war wie ein Fremdling auf der Erde, die ihn noch trug, und nur der sanfte Glanz, der hin und wieder beim Sprechen aus seinen dunkeln Augen leuchtete, gemahnte an die

unverwüſtliche Menſchenliebe, die ſeines Weſens Kern bildete. Eine Freundin bat um ein Blatt ſeiner Handſchrift. — Es liegt vor mir, während ich dieſe Zeilen ſchreibe. Die Worte, die es enthält, lauten: Dieu Vous bénisse! Armer Silvio! Es wird ſchwerlich ein Herz in Italien geben, das bei der Nachricht Deines Todes Dir nicht den gleichen Segenswunſch in Deine Gruft nachriefe!

Zur Erinnerung an Eckermann.

(1854.)

Der gute Eckermann ist nun auch dahingegangen, der liebenswürdigste und sinnigste aller derjenigen, die uns noch aus nächstem persönlichem Verkehr Aufschlüsse gegeben haben über den größten aller deutschen Dichter. Mit ihm hat Weimar die letzte lebensvolle Reliquie verloren aus einer Zeit, die schwerlich jemals wiederkehren wird. Eckermann's „Mittheilungen aus Gesprächen mit Goethe" haben ihm ein bleibendes Denkmal gestiftet in den Herzen aller Freunde und Verehrer des großen Dichtes, dessen Dienste dieser Mann mit einer pietätsvollen Hingebung und Selbstverläugnung ohne Gleichen den besten Theil seines Lebens und seiner Kräfte gewidmet hat. Seine Liebe und sein Verhältniß zu Goethe hingen auf das Genaueste zusammen mit der ganzen Richtung seiner Natur, die auf liebevolle Hingebung und auf sinnvolles Beobachten, als Folge dieser Hingebung, angelegt erschien. Eine Individualität wie Eckermann, der sich dem Leben und Weben des geringsten Geschöpfes in der Natur mit einer Theilnahme zuwandte, von welcher namentlich der dritte Band seines genannten Werkes so rührend Zeugniß giebt, mußte das eigene Ich bis zu vollständiger Selbstvergessenheit zurücktreten lassen, als das

Schickſal ihn dem größten Genius ſeiner Nation zuführte. Für Goethe alles zu ſein, was er ihm ſein konnte, ſich ihm dienſtbar zu machen mit allen ſeinen Kräften und Fähigkeiten, ihn verſtehen zu lernen und ihm immer näher zu kommen durch ſolche Dienſtbefliſſenheit, und jede Aeußerung ſeines Olympiers wie ein werthes Vermächtniß heilig zu bewahren — das wurde, ſeit Goethe ihm in ſeiner Nähe dauernd zu weilen vergönnt hatte, die Aufgabe ſeines Daſeins. Es gehört große Selbſtverläugnung dazu, ſich zum Träger und Gefäß allein für die Gedanken eines Anderen zu machen, wenn man ſo gedankenreich iſt, wie Eckermann war, und zugleich ein ſo ſeltenes Talent künſtleriſcher Schilderung und Darſtellung beſitzt. Nicht viele unſerer gefeierſten Schriftſteller würden im Stande geweſen ſein, Goethe's Geſpräche in der Weiſe zu reproduciren, wie Eckermann es gethan hat; und die von ihm dieſen „Geſprächen" vorangeſchickte Selbſtbiographie und nicht wenige der in dem Buche ſelbſt gegebenen Schilderungen ſind, was Stil und Darſtellung anlangt, geradezu meiſterhaft zu nennen.

Als ich ihn vor drei Jahren in Weimar kennen lernte, machte er mir, trotz einer gewiſſen Abſonderlichkeit in ſeiner äußeren Erſcheinung, den Eindruck eines Menſchen, zu dem man ſich, ungeachtet ſeiner Zurückhaltung, augenblicklich hingezogen fühlt, weil dieſe Zurückhaltung nicht aus irgend welchem Hochmuth, ſondern vielmehr aus Beſcheidenheit entſprang. Ein ziemlich ſtarker Kopf auf einer kaum mittelgroßen Figur zeigte in Profil und Augenaufſchlag etwas Falkenartiges, während das Geſicht, en face geſehen, große Güte und herzliches Wohlwollen als den vorwaltend charakteriſtiſchen Ausdruck aufwies. Seine unſichere Art, ſich zu bewegen, ſein langherabhangendes braunes, ſchon ſtark mit Silber vermiſchtes Haar, die ſtille

Zutraulichkeit seines Behabens, wenn er einem ihm werthen Menschen gegenüberstand, das Weltfremde, Kindliche seines ganzen Wesens haben mich oft an die liebenswürdige Figur des Goldsmith'schen Pfarrers von Wackefield erinnert, mit dem er auch den in großer Beschränkung zufriedenen Sinn gemeinsam hatte. Man mußte ihn in seiner Häuslichkeit sehen, um ihn ganz kennen zu lernen; denn nach außen hin nahm er nicht die Hälfte seines eigentlichen Wesens mit. Früh Wittwer geworden, hatte er die Pflege und Erziehung seines einzigen Sohnes, eines damals etwa fünfzehnjährigen Knaben, ganz allein geleitet und war seit dem Tode der Mutter der unzertrennliche Genosse desselben geblieben. Wie Eckermann selbst früh einen Trieb zur Malerei gezeigt hatte, dem die Verhältnisse keine Entfaltung gestatteten, so hatte sich das Talent auf seinen Knaben vererbt. Die Neigung des Vaters, sich mit der Thierwelt, namentlich mit den Vögeln, zu beschäftigen, ließ den Knaben sich mit Vorliebe der Nachbildung von Thieren zuwenden, und ein berühmter Künstler, der Maler Rudolf Lehmann, mit welchem ich einmal die Arbeiten des jungen Eckermann betrachtete, erklärte, daß dieselben von der feinsten Naturbeobachtung und von einer nicht gewöhnlichen malerischen Darstellungsgabe Zeugniß ablegten. Dem Sohn zu Liebe hatte nun aber auch der Vater die ganze Wohnung zu einer Art von Vogelhaus gemacht. Gleich das Wohnzimmer, das ihm zum Studirzimmer und dem Sohne als Atelier diente, war an allen Fenstern und Wänden mit zahlreichen Vogelkäfigen besetzt, und vollends in der anstoßenden Schlafstube zirrte, zwitscherte, schrie und krähte Groß und Klein, wohin man sah und hörte. Die Fenster beider Stuben waren fast stets geöffnet, damit die Vögel der frischen Luft nicht entbehrten, gegen deren

Zug ſich der dafür überaus empfindliche alte Herr dadurch zu ſchützen ſuchte, daß er ſtets in doppelter Kleidung, in Paletot und Mantel und mit dem Hut auf dem Kopfe, am Schreibtiſche oder auf dem Sopha ſaß. Zwiſchen den Hecken der kleineren Vögel thronte als gegenwärtiges Hauptſtück der gefiederten Menagerie in einem geräumigen Rundkorbe, mitten auf dem Fußboden des Schlafzimmers, ein junger Falke, den Eckermann aus einem Ei, welches ihm Knaben gebracht, aufgezogen hatte. Es herrſchte nämlich zwiſchen ihm und allen Knaben der Stadt und den umliegenden Dorfſchaften ein höchſt lebhafter, auf ſeine Liebhaberei bezüglicher Verkehr, und kein Fund der Jugend auf ihren ornithologiſchen Expeditionen blieb dem allbekannten Vogelfreunde vorenthalten, der ebenein für jedes ihm gebrachte derartige Exemplar paſſende Belohnungen ertheilte. Damals galt es, den mühſam aufgezogenen jungen Falken mit ihm gemäßer Nahrung zu verſehen, und ſo waren denn Eckermann's Myrmidonen unermüdlich, ihm an Mäuſen und Wieſeln, kleinen Vögeln, Maulwürfen und dergleichen das Nöthige herbeizubringen, wobei es denn nicht fehlen konnte, daß die durch Anſammlung ſolcher Vorräthe verurſachten Gerüche ihn mit Hausgenoſſen und Nachbarn in allerhand Colliſionen brachten. Rührend aber war es zu ſehen, mit welcher Treue er den Vogel beobachtete, wie er ihm alles zubereitete, was dazu dienen konnte, ihn „ſich ſchön entwickeln zu laſſen", während Eckermann junior eifrig beſtrebt war, den Falken in allen ſeinen Entwicklungsſtufen, in den verſchiedenartigſten Stellungen, Stimmungen und Aeußerungen ſeines Naturels zu zeichnen und zu malen. Ein Wort Eckermann's, das er in Bezug auf das von ihm wahrhaft zärtlich geliebte und ſtündlich genau beobachtete Thier äußerte, iſt mir noch in Erinnerung

erste Werk der einundvierzig Bücher rerum divinarum et humanarum antiquitates Aristoteles historische und naturwissenschaftliche Schriften nicht unbenutzt geblieben sein werden, würden wir a priori annehmen dürfen, auch wenn uns Gellius in eben derselben Stelle nicht ausdrücklich von einer gewissen Bemerkung aus dem Gebiete der Anthropologie berichtete, dass Varro dafür in jenem Werke sich auf Aristoteles Autorität berufen habe [1]). Auch in den Büchern *de Lingua Latina* findet sich zweimal Aristoteles erwähnt. Einmal ist es eine nicht ganz genaue Darstellung der Ansicht des Philosophen von den Redetheilen [2]). Bei weitem wichtiger ist dagegen die zweite [3]), aus welcher sich verschiedene Folgerungen ziehen lassen; einmal dass die sogenannten Νόμμα Βαρβαρικά (Bräuche der Barbaren) ein eignes, von den Politien getrenntes Werk im Alterthum, und zwar wirklich unter diesem Titel, ausmachten; sodann dass dieselben noch zur Zeit des Varro vorhanden waren, die Zeit ihres Untergangs also weiter hinab zu rücken ist. Ferner erhalten wir durch diese

1) Nam mense nonnúmquam octavo editum esse partum, in libro quarto decimo Rerum divinarum scriptum reliquit, quo in libro etiam undecimo mense aliquando nasci posse, Aristotelem laudat auctorem. Gell. N. Att. a. a. O. §. 6. p. 518. Lion. vgl. Arist. St. St. VII, 4. Plin. H. N. VII, 5.

2) *Varro* de Lingua Lat. VIII, §. 11. u. das. Otfr. Müller. p. 471.

3) De Ling. Lat. VII, 70 *praefica* dicta, ut Aurelius scribit, mulier ad lectum quae conduceretur, quae ante domum mortui laudeis ejus caneret. *Hoc factitatum Aristoteles* scribit in libro qui inscribitur *Νόμμα βαρβαρικά*.

geblieben. „Wir sind so gewohnt“, sagte er einmal, „unsere Menschen-Maßstäbe an alles Erschaffene zu legen, daß wir eben so ungerecht gegen die Thiere werden, als wir es meist gegen einander sind. Rohes Fleisch zu essen, widersteht dem cultivirten Menschen; darum nennen wir nicht nur den uncultivirten Südsee-Insulaner, sondern auch den Löwen, den Tiger, den Falken blutdürstig, räuberisch, grausam, und legen ihnen diese und andere schlimme Eigenschaften bei, während hier mein armer Falke gerade so gut wie die Taube dort nur seinen Hunger stillen will, und ein eben so unschuldiges Thier ist als sie. Daß diese sich von Körnern nährt, während er das Fleisch anderer Thiere verspeist, dafür sind beide gleich wenig verantwortlich.“ — Wir konnten nicht müde werden, ihm zuzuhören, wenn er uns dann die Eigenthümlichkeiten der Thiere je nach ihrer Nahrung aus einander setzte und uns von den Individuen seiner Sammlung die wunderlichsten Charakterzüge mittheilte. Einer seiner Freunde erzählte uns, daß Eckermann im Frühling gewöhnlich allen den Vögeln die Freiheit gebe, die er im Laufe des Winters gastlich aufgenommen. Seine Anhänglichkeit an den Falken, seinen Liebling, war aber so groß, daß eine wichtige Reise, zu der bereits die Koffer gerüstet standen, wieder aufgegeben wurde, weil ihm über die Zuverlässigkeit der Person, welche sich zur Pflege des Falken anheischig gemacht hatte, Zweifel aufstiegen. Besondere Festtage pflegte er dadurch zu feiern, daß er einige seiner Vögel fliegen ließ, und man erzählte uns, daß er an dem letzten Geburtstage der von ihm hochverehrten Großherzogin drei Dompfaffen in Freiheit gesetzt habe.

So hatte sich diese reiche und liebevolle Sinnpflanzen-Natur zu einer Art von Sonderling zusammengestaltet, seit mit Goethe

die Sonne seines Lebens untergegangen war. Zu literarischer Mittheilung hatte er mehr und mehr die Lust verloren, obschon ihm aus seinen Erinnerungen noch eine reiche Fülle von Denkwürdigkeiten aus jenem großen Leben zu Gebote stand, in dessen Abendgluthen er sich gesonnt hatte. So viel ich weiß, hat er seit dem dritten Bande seiner „Mittheilungen", die in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden sind, nichts mehr geschrieben. Für alle, die ihn gekannt, wird es eine fühlbare Lücke sein, beim Besuche der geheiligten Stätte unserer großen Geistesentwicklung seiner freundlichen Gestalt nicht mehr zu begegnen. Aber keiner, der dort Goethe's Spuren aufsucht, wird vergessen, auch das bescheidene Grab des treuesten aller verehrenden Diener des Genius aufzusuchen und mit einem Have, pia anima! zu segnen.

Karl August von Weimar.

Eine Festbetrachtung.

(1858.)

I.

Am dritten September dieses Jahres wird in Weimar ein Jubelfest gefeiert, das wohl mit Recht ein deutsches Nationalfest heißen darf. Denn soweit die deutsche Zunge klingt, wird jeder Deutsche es feiernd mitbegehen, der etwas von Weimar, und von Goethe und Schiller weiß, deren Denkmalgruppe dort an diesem Tage von dem Enkel des Fürsten weihend enthüllt wird, der vor hundert Jahren, am 3. September 1757, nicht nur seinem kleinen Erblande, sondern dem ganzen deutschen Vaterlande zum Ruhm und Heil geboren wurde.

Es ist Karl August von Weimar, dessen hundertjähriger Geburtstag mit diesem Jubelfeste feierlich begangen und für dessen ehernes Denkmal an diesem Tage der Grundstein gelegt wird. Man könnte Weimar und Deutschland den Vorwurf machen, daß sie lange gezögert, ehe sie sich an die Abtragung dieser großen Ehrenschuld erinnerten. Indessen — sie hatten eine Entschuldigung für sich. Denn in der That, Karl August von Weimar hat dafür gesorgt, seinen Namen mit so unauslöschlichen Zügen in die Geschichte der deut-

schen Nation einzuzeichnen, daß er nur mit dieser selbst untergehen kann. Wie sich an den Namen und die Thaten des großen Preußenkönigs das erste Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls auf dem kriegerischen und politischen Gebiete knüpft, so knüpft sich an den Namen und die Wirksamkeit seines Großneffen, Karl August's von Weimar, der noch in der Wiege lag als Jener die deutsche Ehre gegen eine Welt in Waffen rettete, die geistige Auferstehung Deutschlands und des deutschen Selbstbewußtseins in seiner Nationalliteratur.

Fünfzehn Jahre später sah der große Friedrich den an der Schwelle des Jünglingsalters stehenden Fürsten, und sein Adlerblick erkannte die Größe dieser wahrhaft fürstlichen Natur. Mit prophetischem Geiste sprach er zu Karl August's Großvater, dem Herzoge von Braunschweig, die bekannten Worte: „Noch niemals habe ich einen jungen Menschen von dem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtigte!“ und er sollte die Wahrheit seiner Prophezeiung noch selbst erleben. Als er sein ruhmgekröntes Haupt im Jahre 1786 zur Ruhe legte, stand der neunundzwanzigjährige Karl August bereits da unter den deutschen Fürsten, als derjenige, welcher die geistige Führung der Nation im Bunde mit Deutschlands edelsten Geistern übernommen hatte, als der verdienteste, populärste und geliebteste Fürst des deutschen Volkes, der Freund und Schirmherr seiner größten Dichter und Denker, und als der Vertreter und Verkämpfer einer Periode der Aufklärung, Bildung und Humanität, an deren Früchten sich noch viele Geschlechter nach uns laben und stärken werden.

Die Lebensgeschichte dieses Mannes wird ein erhebendes Capitel sein in der deutschen Culturgeschichte. Sie wird es sein, — denn noch ist sie nicht geschrieben! Noch hat sich in

dem schreibfleißigen Deutschland kein Berufener die lohnende Aufgabe gestellt, der deutschen Nation ein würdiges und vollständiges Lebensbild eines ihrer größten und edelsten Fürsten und Menschen zu geben. Was bisher an biographischen Versuchen und Skizzen in den Schriften von Weyland, Döring, Friedrich v. Müller und Anderen zu Tage getreten ist, bleibt mit einziger Ausnahme etwa der kleinen Schrift von Wegele (Leipzig, 1850), und der neuesten Lebensskizze Karl August's von Gustav Treumund (G. Steinacker) in der Jubelschrift „Weimars Genius", allzuweit selbst hinter den billigsten Anforderungen zurück, als daß es irgendwie auch nur als Material in Betracht kommen könnte. Es wäre ein würdiger Act der Pflichterfüllung, wenn das hundertjährige Geburtsfest Karl August's von seinem Enkel zugleich als Veranlassung betrachtet würde, einem künftigen Biographen des gefeierten Fürsten durch Veröffentlichung des zahlreich in Weimars Literaturarchiven vorhandenen Materials die fehlenden Bausteine zu einem historischen Ehrendenkmale zu gewähren. Karl August besaß Neigung und Talent zu schriftlicher Aeußerung, wie wir durch Goethe wissen, in hohem Grade; und doch ist bisher von seinen zahlreichen Briefen nur sehr weniges veröffentlicht worden, und selbst dies wenige nicht einmal vollständig und getreu; wie denn z. B. seine Briefe an Knebel durch die censirende Hand des Kanzlers von Müller, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, sehr bedeutende Auslassungen, ja selbst directe Abänderungen erfahren haben.

Das Geburtsjahr Karl August's ist zugleich das Jahr, welches in der Schlacht von Roßbach die erste große nationaldeutsche Waffenthat gegen das übermüthige Frankreich, den einzigen wahrhaft populären Sieg Friedrichs und der deutschen

Tapferkeit gegen das Ausland begrüßte, einen Sieg, der überall in dem vielgetheilten Deutschland mit nationalem Gefühle als solcher empfunden und gefeiert werden konnte. So schien der Zufall selbst dem Sohne Anna Amaliens und ihres jungen Gemahles ein glückverheißendes Symbol deutscher Zukunft an seine Wiege zu stellen.

Herzog Constantin, sein Vater, war ein Jüngling von zwanzig Jahren, als ihm die achtzehnjährige Gemahlin am 3. September 1756 den Sohn gebar, der schon vor der Vollendung des ersten Lebensjahres den Vater verlieren sollte. Aber Anna Amalie war eine Mutter, die ihm diesen Verlust zu ersetzen vermochte, wie sie ihrem Lande, das sie sechszehn Jahre lang als Regentin durch die schwersten Zeiten und durch alle Schrecknisse des siebenjährigen Krieges glücklich hindurchführte, den Regenten mit treuer und weiser Sorge zu ersetzen verstand. Auch Karl August war, wie sein Goethe, vorzugsweise der Sohn seiner Mutter, die entsprossen aus einem ruhm- und ehrenreichen Fürstenstamme, Nichte des größten Königs seiner Zeit, frühzeitig mit mannigfachen Bildungselementen in Braunschweig, ihrer Vaterstadt, umgeben, selbst geweckten, heiter freien Geistes, sinnlich und geistig stark erregbaren Naturells, eine lebhafte Neigung für mannigfaltigste Bildung mit rastlosem Drange nach Selbstvervollkommnung und unermüdlicher, durch schwere Schicksale früh gerüfter Energie und Thätigkeit verband. Anna Amalie war, nach Wieland's begeistertem Ausdrucke, „eine Fürstin, deren Unterthan man wurde, sobald man sie sah und hörte“. Die wenigen Seiten, welche Goethe im Jahre ihres Todes (1807) ihrem Andenken geweiht hat (Werke letzter Hand Bd. 32, S. 225—232), sind ein Meisterbild dieser herrlichen Frau, die es verdiente, daß von ihr für Weimar

und Deutschland Begonnene und Erstrebte, ja all' ihre früheren Wünsche „unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes selbst über Hoffnung und Erwartung erfüllt zu sehen".

Auf dieses Sohnes Erziehung war von Anfang an ihre herzlichste Sorge gerichtet. Verständige Liebe einer edlen Frau, des Fräuleins Kotzebue, bewachte die Jahre seiner Kindheit. Tüchtige Lehrer, Seidler und Herrmann, eröffneten dem lebhaften Knaben das erste Verständniß der Dinge um ihn her und des Lernbaren aus Natur und Wissenschaft, und selbst die Berufung des jungen Grafen von Goertz, späteren preußischen Staatsministers, zum Gouverneur des sechsjährigen Prinzen war wenigstens eine Wahl, die zwar einen Pedanten aber einen ehren- und gewissenhaften Mann traf. Nur schwache Naturen werden das Opfer einer falschen Erziehung und Methode, starke befestigt gerade der Gegensatz in der ursprünglichen Tendenz und Grundlage ihres Wesens. Karl August war eine solche Natur. Der Zopfzwang, den ihm der aristokratische Pedantismus des in Geschmack und Geistesrichtung durchaus französischen Erziehers aufnöthigte, bestärkte in ihm nur die angeborene Neigung für zwanglose Form und freie Bewegung. Der fürstliche Knabe, der in dem kleinen Weimar auf Schritt und Tritt in Tracht und Behaben eines Prinzen des steifen Versailler Hofes zu erscheinen gezwungen wurde, ward von dem ersten Augenblicke seiner Freiheit an das Muster schlichter Einfachheit und der Feind aller und jeder Ostentation und Etiquette. Noch jetzt existirt im Schlosse zu Ettersburg von ihm ein Bild, das den zehnjährigen Knaben in der lächerlich steifen französischen Hofkleidung darstellt. Aber schon hier hat das kindlich offene Gesicht mit den sprechenden Augen jenen Ausdruck überwältigender Freimüthigkeit, vor der die Lüge der Klügsten zu Schanden

wird. Und je mehr ihn der Pedantismus ſeines gräflichen Erziehers, deſſen Bild uns der Ritter von Lang in ſeinen Memoiren ſo humoriſtiſch gezeichnet hat, auf Formen- und Scheinweſen hinzulenken befliſſen war, um ſo kräftiger entwickelte ſich in dieſer kernigen Natur die angeborne Neigung und das lebhafte Gefühl der Vorzüge des Weſens vor der Form, welche er in ſeinem ganzen Leben ſo glänzend bethätigt hat. Wer befähigt und berufen iſt, verbeſſernd auf menſchliche Irrthümer und fehlerhafte Zuſtände einzuwirken, wird dies mit um ſo mehr Erfolg zu thun im Stande ſein, wenn er ſelbſt früher wenigſtens theilweiſe unter denſelben gelitten hat. Dies war Karl Auguſt's Fall, ſeinem Erzieher gegenüber. Der eingefleiſchte Ariſtokrat, voll Vorurtheile gegen deutſche Bildung und Bürgerthum, mußte es erleben, daß ſein Zögling der bürgerlichſte, vorurtheilsfreieſte Fürſt ſeiner Zeit, der abgeſagte Feind alles Junker- und Franzoſenthums, der brüderliche Buſenfreund eines bürgerlichen Dichters wurde; und die philiſterhafte Engherzigkeit und die pedantiſche Schwerfälligkeit der Lehrmethode, deren lähmende Wirkung der junge Fürſt an ſich erfahren, ſtählten nur den Drang ſeiner Seele nach Einfachheit und Klarheit menſchlich freier Entwickelung.

Karl Auguſt war vierzehn Jahre alt, als ſein bisheriger Erzieher ſelbſt, im Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit, ſich nach einem Gehülfen umſah. Auf Dalbergs Anregung ward 1771 Wieland als Prinzenlehrer berufen, obſchon der Hofadel ſich gegen die Wahl des bürgerlichen Dichters auflehnte*). Wielands Ueberſiedelung nach Weimar war der erſte Schritt

*) S. Denkwürdigkeiten des K. Preuß. Staatsminiſters Joh. Euſtach v. Goerz. 1. Theile (Cotta 1827), Th. 1, S. 26.

für die Erhebung der bis dahin wenig bekannten, dürftig kleinen Reſidenzſtadt zur Metropole der neuen deutſchen Literatur, für die ſelbſt ein Leſſing vergebens nach einer feſten Stätte geſucht hatte. Sie war aber auch zugleich der Beginn eines weniger beengten Lebens für den jungen Fürſten, der ſich durch den innigen Verkehr mit einem der bedeutendſten deutſchen Schriftſteller jener Zeit in eine Welt neuer freierer Anſchauungen verſetzt ſah. Wieland zur Seite wirkten Knebel, und für die Einweihung in die Geſchäfte des Regentenberufs der ſpätere Geheimerath und Kanzler Schmid. In Begleitung des Erſteren und des Grafen Goertz machte der Prinz ein Jahr vor ſeiner Mündigkeit eine Reiſe nach Paris. Dieſe Reiſe ward entſcheidend für ſein ganzes Leben. Denn nicht nur fand er auf derſelben in der Prinzeſſin Louiſe von Darmſtadt ſeine künftige Gemahlin; er fand auch den Freund, der ihn über ein halbes Jahrhundert lang durch ſein ganzes Leben begleiten ſollte und mit dem vereint ſein Name durch die fernſte Nachwelt leuchten wird. Es war am 11. Februar des Jahres 1774, daß der Erbprinz von Weimar in Frankfurt zum erſten Male den acht Jahre älteren Goethe ſah, deſſen Götz und Werther ihn entzückt und deſſen humoriſtiſche Züchtigung Wieland's den lebhaften Jüngling, trotz der Liebe für ſeinen Lehrer, heiter ergötzt hatte. Von dieſem Tage datirt eine Periode der deutſchen Culturgeſchichte.

Die erſte That des mündig gewordenen Fürſten war die Berufung Goethe's nach Weimar. An ſeinem Geburtstage, den 3. September des Jahres 1775, hatte er den Thron beſtiegen, und am 7. November deſſelben Jahres traf Goethe in dem Weimar ein, das, ſo lange er lebte, den Thron der deutſchen Poeſie und Literatur in ſeinen Mauern ſehen ſollte. Wie

zwei helle Sterne ging dies seltenste Freundespaar, das der Genius geweiht, an dem deutschen Himmel auf. Der achtzehnjährige Fürst, aus streng umschränkten Verhältnissen und mangelhafter Vorbereitung zur schrankenlosesten Freiheit der Selbstbestimmung gelangt, fand in Goethe den leitenden Gehülfen an dem Werke der Selbsterziehung, die er zu machen hatte, um zu werden, was seinem dunklen Drange vorschwebte: ein Fürst und Mensch im edelsten Sinne des Worts. Daß er es wurde, ist Goethe's unsterbliches Verdienst, der ihn durch allen Sturm und Drang der Jugend und durch alle Verirrungen einer Zeit voll wilder Verdelust, die der Dichter des Werther selbst mit heraufbeschworen hatte, zur Klarheit und zum Maaße hindurch zu führen wußte. Es war ein schweres Geschäft, aber die ausharrende Liebe des Freundes machte es möglich, und der unverwüstliche Adel einer Natur wie die Karl August's kam ihm erleichternd entgegen. Dalberg, der den jungen Fürsten wenige Tage nach seiner Thronbesteigung sah, charakterisirte ihn in einem Briefe an den Grafen Goertz (Denkwürdigk. 1, S. 21) mit den Worten: „Verstand, Charakter, Offenheit und Treuherzigkeit, eine Fürstenseele, wie ich sie nie sah". Die Briefe der Zeitgenossen Wieland und Merck, sowie Goethe's eigne Briefe an Frau v. Stein und vor Allem sein herrliches Gedicht „Ilmenau", in welchem er schon acht Jahre später dem fürstlichen Freunde an dessen Geburtstage die bereits mehrere Jahre hinter beiden liegende stürmische Epoche des Werdens als eine historisch abgeschlossene im Spiegel der Dichtung zeigen konnte, geben reichliches Zeugniß über Goethe's Erziehungswerk, sowie über die Hülfe, welche ihm sein fürstlicher Freund und Zögling selbst bei demselben entgegenbrachte. Mehr als funfzig Jahre später äußerte sich Goethe über diese Erstlingszeit Karl

einzige Notiz eine Idee von dem Inhalte des Werks, und mittelbar endlich auch einen Beleg für den Umfang, in welchem der römische Polyhistor die Werke seines Vorgängers studirt hatte.

Ungleich reichhaltiger aber an Nachweisungen für unsern Zweck sind die uns erhaltenen Bücher von der Landwirthschaft. Unter den „mehr als funfzig griechischen Schriftstellern," auf welche der alte achtzigjährige Bibliothekar mit recht behaglicher Selbstzufriedenheit, und nicht ohne einen kleinen Anflug von Stolz auf den Umfang seiner Litteraturkenntniss, seine Gattin *Fundania* verweist, „damit sie sich bei ihnen über das, was sie etwa in seinem Werke vermissen dürfte, Raths erholen möge," sind denn auch „*Aristoteles* und *Theophrastus* die Peripatiker" natürlich nicht vergessen [1]). In diesen Büchern sind es nun vorzugsweise die thierkundschaftlichen Schriften, deren Studium sich überall verräth [2]). Ja es finden sich selbst ganze grössere Abschnitte, wie z. B. der über die Bienen, die aus Aristoteles entlehnt [3]), andere kleinere die fast wörtlich übersetzt sind [4]). Hin und wieder scheinen Aristotelische Beobach-

1) *Varro* de R. R. I, cp. 1. §. 8. p. 135. Gesn. u. für Bezugnahme auf *Theophr.* περὶ φυτῶν findet Victor. unter andern ad II, cp. 11, §. 4. p. 304.

2) Die Nachweisungen für die Werke: *Historia de Animalibus*, De generatione animalium u. a. m. finden sich in den Noten der Ausleger *Popma Victorius*, *Scaliger*, *Schoettgen*, *Gesners*, z. B. *Vict.* ad II, cp. 5. §. 8. *Scalig.* ibid. §. 9. *Gesner* ad II, cp. 1. §. 19. p. 248. Scalig. ad II, cp. 3. p. 270.

3) *Victor.* ad III, cp. 16, §. 37. ad II, cp. II, §. 4.

4) S. d. Inttpp. ad II, cp. 3. §. 3.

Auguſt's gegen ſeinen treuen Eckermann folgendermaßen: „Er war damals noch ſehr jung, und wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gährung. Er wußte mit ſeinen Kräften nicht wo hinaus, und wir waren oft ſehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken Gräben und durch Flüſſe, Berg auf Berg ein ſich tagelang abarbeiten und dann Nachts unter freiem Himmel campiren, das war nach ſeinem Sinn. Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm Nichts, aber hätte er ſich eins erringen, erjagen, erſtürmen können, das wäre ihm etwas geweſen. Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam; aber ſchon damals zeigten ſeine Keime und Knospen, was einſt der Baum ſein würde. Er ſchloß ſich bald auf das Innigſte an mich an, und nahm an Allem, was ich trieb, gründlichen Antheil. Daß ich faſt zehn Jahr älter war als er, kam unſerm Verhältniß zu Gute. Er ſaß ganze Abende bei mir in tiefen Geſprächen über Gegenſtände der Kunſt und Natur und was ſonſt allerlei Gutes vorkam. Wir ſaßen oft tief in die Nacht hinein, und es war nicht ſelten, daß wir neben einander auf meinem Sopha einſchliefen. Funfzig Jahre lang haben wir es mit einander fortgetrieben, und es wäre kein Wunder, wenn wir es endlich zu Etwas gebracht hätten."

Und ſie haben es zu Etwas gebracht, in dieſem Freundſchafts- und Strebensbunde des Fürſten und des Dichters, des Herrſchers und des Weiſen, der ſeines Gleichen nicht hat in der Culturgeſchichte unſeres Volks. Sie haben Weimar erſchaffen; haben das dunkle Landſtädtchen verwandelt in eine ſtrahlende Sonne der Cultur und Wiſſenſchaft, der Poeſie und Schönheit, in die Hauptſtadt des deutſchen Geiſtes, der deutſchen Bildung, Literatur und Humanität, in die geweihte Stätte der Erinnerung an alles Große Schöne Edle und

Menſchlich-Freie, was uns Troſt gegeben hat und giebt, und erhebend hinabgeleuchtet hat und hinableuchtet in unſere Leidens- und Prüfungszeiten, wie die hellen Sterne vom dunkelbewölkten Himmel der Nacht. Sie haben vor Allem ſich ſelbſt emporgebildet zu freien und ganzen, ſchönen Menſchen und uns ein Vorbild gegeben, dem wir nachſtreben ſollen, auch auf Wegen und Bereichen, die ihnen noch verſchloſſen waren.

Und Karl Auguſt! — Gewiß iſt's, daß Weimar und Deutſchland ihn nicht hätten ohne Goethe. Aber eben ſo gewiß, daß Deutſchland auch ſeinen Goethe nicht hätte ohne Karl Auguſt, der ihm „Auguſt und Mäcen" war und blieb, bis an's Ende ſeines Lebens. Was ſein Erbland dem Regenten verdankt, bezeugt die herzliche Liebe, die noch heute bis zur letzten Hütte das Andenken dieſes wahrhaften Landesvaters feiernd erhebt. Was ihm Deutſchland verdankt, knüpft ſich an die Namen, die jedes Deutſchen Stolz ſind, an die Namen Wieland und Herder, Goethe und Schiller, knüpft ſich an das edelſte Gut geiſtiger Einheit im Geiſte jener freien, menſchlichen Bildung, deren Banner er, als ein echter Herzog, ohne Wanken emporgehalten hat ein halbes Jahrhundert lang. Goethe ſelbſt geſtand, daß er ſich bei dem Ueberblick des thatenreichen Lebens, in der vom Kanzler von Müller bald nach dem Tode des Fürſten niedergeſchriebenen überſichtlichen Darſtellung deſſelben, „wie von einem geiſtigen Schwindel ergriffen fühle" über die Fülle deſſen, was Karl Auguſt Alles geleiſtet.

Laſſen wir noch weiter den greiſen Dichter ſich ausſprechen über das Weſen und die Natur ſeines Fürſten, „den doch im Grunde Niemand ſo durch und durch gekannt hat wie er ſelber". Zunächſt über die Gründlichkeit ſeiner Bildung und den

umfaſſenden Reichthum ſeines Wiſſens, die ſelbſt einen Humboldt in Erſtaunen ſetzten. „Nur ein lumpiges Jahrhundert länger“, ruft Goethe einmal bei Eckermann nach der Klage über den Tod des Großherzogs aus, „nur ein Jahrhundert länger, und wie würde er, an ſo hoher Stelle, ſeine Zeit vorwärts gebracht haben“! — „Sie ſehen“, fährt er mit Bezug auf einen ſpäter zu erwähnenden Brief Humboldts über den Großherzog fort, „wie ſein außerordentlicher Geiſt auch das ganze Reich der Natur umfaßte. Phyſik, Aſtronomie, Geognoſie, Meteorologie, Pflanzen- und Thierformen der Urwelt und was ſonſt dazu gehört. Er hatte für Alles Sinn und Intereſſe. Eine ſo gründliche Bildung wie er ſie beſaß iſt ſehr ſelten bei fürſtlichen Perſonen. Es giebt zwar Viele, die fähig ſind, über Alles ſehr geſchickt mitzureden; aber ſie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Freilich iſt es kein Wunder, wenn man die entſetzlichen Zerſtreuungen und Zerſtückelungen bedenkt, die das Hofleben mit ſich führt, und denen ein junger Fürſt ausgeſetzt iſt. Dabei kann ſich nichts ſetzen und nichts Wurzel ſchlagen, und es gehört der Fond einer gewaltigen Natur dazu, um bei ſolchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen. Karl Auguſt war aber freilich ein geborener großer Menſch, womit Alles geſagt und Alles gethan iſt.“

Aber nicht nur im Gebiete der wiſſenſchaftlichen theoretiſchen, ſondern auch im Felde der praktiſchen Thätigkeit als Regent bezeugt Goethe die Größe ſeines fürſtlichen Freundes. „Er war ein Menſch aus dem Ganzen, und es kam bei ihm Alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, ſo war das Einzelne gut, er mochte thun und treiben, was er wollte. Dabei kamen ihm zur Führung des

Regiments besonders drei Dinge zu Statten. Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann aber hatte er noch etwas, das ebensoviel war, wo nicht mehr. Er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte von ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes, und ganz zuletzt erst ein wenig an sich selber. Edlen Menschen entgegen zu kommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer offen und bereit. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe; und wer geliebt ist, hat leicht zu regieren."

„Und drittens: Er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, bessere, in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürstliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienst zurücksetzte und empfehlene Lumpe in Schutz nahm. Er sah überall selber, und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis. Dabei war er schweigsamer Natur und seinen Worten folgte die Handlung." Daneben hebt Goethe das rastlos Fortschreitende seiner Natur hervor: „Er war groß in seiner Theilnahme und seinem Interesse für Alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach schlagen, in welches es wollte. Er war immer vorschreitend, und was in der Zeit irgend an guten und neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen. Wenn etwas mißlang, so war davon nicht weiter die Rede. Ich dachte oft,

wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entschuldigen wollte, allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise und ging immer sogleich wieder auf etwas Neues los. Es war dies eine eigne Größe seines Wesens und zwar nicht durch Bildung gewonnen sondern angeboren." Deshalb nennt Goethe ihn ein andermal „eine dämonische Natur voll unbegrenzter Thatkraft, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein gewesen wäre, eine dämonische Natur, dergleichen die Griechen unter die Halbgötter rechneten". Dies Dämonische seines Wesens zeigte sich nach Goethe's Zeugniß auch in der Herrschaft, welche er über die Menschen übte, die in seine Nähe kamen, und Goethe vergleicht ihn darin mit Friedrich dem Großen. „Niemand konnte ihm widerstehen. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles was ich auf seinen Rath unternahm, glückte mir; so daß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichten, ihn nur zu fragen brauchte, was zu thun sei, wo er es dann instinctmäßig aussprach, und ich immer im Voraus eines guten Erfolges gewiß sein konnte."

Was Karl August selbst einmal als Dreiundzwanzigjähriger in einem Briefe an Knebel über den trefflichen Fürsten Franz von Dessau, sein Vorbild in so vielen Dingen, äußert: „Ich habe nie Jemanden gesehen, der durch seine bloße Existenz mehr Wohlwollen, Treuherzigkeit und Menschenliebe allen denen, so um ihn sind, mittheilt, als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser mit ihm!" — das konnte mit gleichem Rechte von ihm selbst gelten. Productivität ohne alle und jede egoistische Tendenz ist es, was Goethe bei einer andern

Gelegenheit an ihm hervorhebt. Es ist bekannt, von welcher umgestaltenden Wichtigkeit jene einsame Reise durch die Schweiz war, welche Goethe am Schlusse der ersten stürmischen Zeit in Weimar mit seinem fürstlichen Freunde machte, um der letzteren einen beschließenden Markstein zu setzen. Goethe bemerkte funfzig Jahre später bei Gelegenheit dieses Ereignisses und seiner Folgen: „Karl August liebte überhaupt das Reisen, doch war es nicht sowohl um sich zu amüsiren und zu zerstreuen, als um überall die Augen und Ohren offen zu haben, und auf allerlei Gutes und Nützliches zu achten, das er in seinem Lande einführen könnte. Ackerbau, Viehzucht und Industrie sind ihm auf diese Weise unendlich viel schuldig geworden. Ueberhaupt waren seine Tendenzen nicht persönlich, egoistisch, sondern rein productiver Art, und zwar productiv für das allgemeine Beste."

Wohl mochte es sich darum der vom Blödsinne als „Fürstendiener" gescholtene greise Dichter als eine Ehre anrechnen, der Diener eines solchen Fürsten gewesen zu sein, und rührend und erhebend zugleich klingt es, wenn er in dem Jahre, wo er das funfzigjährige Jubelfest dieses treuen Dienstes begangen hatte, zu seinem Eckermann die Worte sprach: „Ich bin dem Großherzog nun seit einem halben Jahrhundert auf das Innigste verbunden, und habe ein halb Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet. Aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun oder auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich, was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe? Ist seine Tafel, seine Wohnung, seine Kleidung etwa besser bestellt, als

die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unſere Seeſtädte und man wird Küche und Keller eines angeſehenen Kaufmanns beſſer beſtellt finden, als die ſeinen. Sein funfzigjähriges Herrſchen, was war es weiter als ein beſtändiges Dienen! als ein Dienen zur Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl ſeines Volkes! Soll ich denn alſo mit Gewalt ein Fürſtenknecht ſein, ſo iſt es wenigſtens mein Troſt, daß ich der Knecht eines ſolchen bin, der ſelber ein Knecht des allgemeinen Beſten iſt!"

II.

Kein Fürſt hat weniger wie Karl Auguſt dem Ruhme mit äußern Mitteln nachgejagt. Er iſt berühmt geworden bloß wegen ſeiner innern Tüchtigkeit. „Ein Holz brennt, weil es Stoff dazu in ſich hat, und ein Menſch wird berühmt, weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Alles Jagen danach iſt eitel. Es kann ſich wohl Jemand durch allerlei künſtliche Mittel eine Art von Namen machen; fehlt aber dabei das innere Juwel, ſo iſt es eitel und hält nicht auf den andern Tag."

Goethe ſelbſt hat dieſe Worte in Bezug auf ſeinen fürſtlichen Freund ausgeſprochen, und es kann nach dem Vorigen nicht zweifelhaft ſein, daß dies „innere Juwel" in Karl Auguſt vorhanden war. Sein Leben fiel in eine große Zeit, in der der Ruhm nicht wohlfeil war. Fürſten, groß durch Thaten, Geiſt und Charakter, ein Friedrich der Große und Joſeph II., ein Karl Friedrich von Baden und Franz von Deſſau lebten

und wirkten um und mit ihm, und mit ihnen hatte er zu wetteifern um die Ehre eines geschichtlichen Namens. Sein Land war klein und seine Mittel bis zur Dürftigkeit beschränkt, den Prunk und Glanz großer Anstalten und kostspieliger Unternehmungen nicht gestattend. Er mußte um Ruhm und Namen zu erwerben groß *sein*, um groß zu erscheinen; er mußte Bedeutendes erstreben und wirken, durch Geist und Charakter zugleich den wahren Größen seiner Zeit sich anreihen, durch edelste Selbstbeherrschung und menschliche Liebenswürdigkeit sie alle übertreffen, um aus seinem Weimar zu machen, was er daraus gemacht hat, und um unvergeßlich bei der Nachwelt fortzuleben. Die Zeit war groß auch an neuen Gedanken und Ideen, an reformatorischen, ja revolutionären Bestrebungen in allen Bereichen des menschlichen Daseins, in Staat und Kirche, Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, eine Zeit mächtigster Umwälzungen und weltbewegender Katastrophen. Aber diese Zeit fand in ihm einen Mann und Fürsten, der ihr Wesen begriff und der unter Spreu und Schlacken ihren Kerngehalt erfaßte und sich aneignete; der ein Vorderster war in dem Kampfe für die großen Güter der geistigen Freiheit, der wissenschaftlichen Einsicht, der Bildung und Humanität, ein Vorkämpfer für die Mündigmachung des Menschen, für die Befreiung von Aberglauben, Vorurtheil und geselligem Zwange, von Kastengeist und Unnatur, ein Vorkämpfer für die Herrschaft der Vernunft unter den Menschen. Das Glück begünstigte ihn, indem es ihm einen Goethe, Schiller und Herder zuführte, aber es war ein Glück, wie es nur dem Verdienste zu Theil wird. Er gewann sie, weil er sie erkannte und würdigte, weil seine große edelmenschliche Natur ihn selbst dem Genius dieser Unsterblichen ebenbürtig machte. Nie, weder vor noch nachher,

hat das Genie auf dem Throne so die Sache des Genie's im Bürgerkleide plaidirt, wie der neunzehnjährige Karl August, als er die Opposition von Adel, Hof und Büreaukratie gegen die Anstellung seines Freundes Goethe im Juli des Jahres 1776 mit jenem berühmten Erlasse niederschmetterte: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie sind bekannt. Einen Mann von Genie an einem andern Ort gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath und Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen. Ich aber sorge und arbeite wie jeder andere nicht um des Ruhmes, um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Er war unduldsam nur gegen Vorurtheil, Pedantismus und Schlendrian, wo er sie fand, und er fand sie beim Antritt seiner Regierung fast überall, wohin er blickte, in Verwaltung und Regierung. Als er die eingeforderten Vorschläge über die Verbesserung der Schule und des Unterrichts durchlas, schrieb er an seinen Knebel: Es sei entsetzlich, „wie man noch immer glaube, dem allermenschlichsten von allen menschlichen Begriffen, der Erziehung des Menschen, im Actenstyle und modo voti aufhelfen zu können; denn wenn Keiner einen Begriff von einer menschlichen Behandlung habe, so müsse er ihn durch's Contrarium bekommen, so bald er diese Acten läse"! Was er in diesem Sinne und Geiste als Regent für sein Land geleistet, ist auch nur aufzuzählen nicht Raum. Aber was weit über die Grenzen desselben hinausging: sein

Antheil an dem Flor der Universität Jena, die unter ihm eine Epoche nie wiederkehrenden europäischen Glanzes erlebte; die Ausbildung einer deutschen dramatischen Kunst durch das Weimarische Theater; die Erhebung der deutschen Nationalliteratur zur Ehrensache der Nation durch die Ehrenstellung, welche Weimar ihren Trägern gab; das Beispiel freier menschlicher Verbindung im geselligen Verkehre der von Geburt und Geschick Hochgestellten mit den geistigen Größen, die erste wahre Erfüllung des Dichterwortes, das da verlangt, „daß der Dichter mit dem König gehe", weil beide, wenn sie wahrhaft sind was sie heißen, „auf der Menschheit Höhen wandeln", — das Alles sind Dinge, die nur genannt zu werden brauchen, um den hellen Schein ihres Werthes und ihrer Bedeutung auf Karl August zu werfen.

Aber der August und Mäcen der deutschen Bildung, Kunst und Wissenschaft, deren Spitzen sich um ihn geschaart hatten, war auch auf dem politischen Gebiete ein deutscher Fürst im vollsten Sinne des Wortes. Sein Leben lang waren Deutschlands Ehre und Deutschlands politische Erhebung zu Einheit, Macht, Größe und Freiheit das Ziel seines Strebens. Wer möchte sagen, welche Resultate er erreicht haben würde, wenn das Schicksal ihn an die Spitze Deutschlands gestellt hätte!

Schon daß er sein Leben lang treu zu Preußen, zu dem Preußen stand, das sein großer Oheim geschaffen, bezeichnet seine Anschauung über Deutschlands Zukunft. Mit Begeisterung ergriff er die Idee des deutschen Fürstenbundes, jener „Union" mehrerer deutschen Reichsstände zum Schutze der deutschen Reichsverfassung gegen die Ländergier und Gewaltthätigkeit des Hauses Habsburg. Aber er betrachtete sie aus

tungen nach dem Vorgange anderer Gewährsmänner angeführt zu sein [1]); dagegen sind die Stellen selten, in welchen er sich eine abweichende Meinung erlaubt [2]). Wie sehr es ihm aber darum zu thun war zu zeigen, dass sein Studium dieser Werke, welche zu seiner Zeit wohl vielen nur von Hörensagen bekannt sein mochten, ein selbstständiges sei, dürfen wir aus dem kleinen, gewiss nicht bedeutungslosen Zuge erkennen, dass er einen der Unterredner, bei Gelegenheit einer merkwürdigen naturhistorischen Beobachtung, ausdrücklich zu ihm gewendet sagen lässt: „Was es mit der Ursache jener Erscheinung für eine Bewandtniss hat, werdet ihr wissen, die ihr den Aristoteles leset [3])." — Und in der That, hätte nicht ein ungünstiges Geschick schon bei Lebzeiten des Verfassers einen grossen Theil der Früchte seines Fleisses und seiner staunenswerthen Gelehrsamkeit der Nachwelt entrissen [4]), und die Barba-

1) Wie z. B. III, cp. 16. §. 18. nach dem Ephesier Menekrates vgl. Scalig. das.

2) *Scalig.* ad II, cp. 4, §. 7. ad III, cp. 16, §. 10.

3) De R. R. II, cp. 5, §. 15, p. 279. Mas an foemina sit concepta, ostendit descensu taurus, — si quidem, si mas est, in dexteriorem partem abit; si foemina, in sinisteriorem. *Cur hoc fiat, vos videritis, inquit mihi, qui Aristotelem legitis*, wo *Victorius* die so bezeichnenden Worte inquit *mihi* mit Recht aus alten Handschrr. restituirt hat.

4) Er ward, wie Cicero und andere, durch Antonius geächtet, und rettete mit Mühe sein Leben durch Flucht und Verborgenheit. Appian 13. Civ. IV, 47. Aber seine Bibliotheken wurden, wie er selbst erzählt, (Gell. N. A. III, 10) geplündert, und viele seiner Schriften fanden dabei ihren Untergang. Vgl. *Otfr. Muller* praef. ad Varr. d. Ling. Lat. p. VI. sqq.

einem echt nationalen Gesichtspunkte von größter Tragweite. Er sah in dieser Union (wie er sich in einem ungedruckten Briefe an Knebel äußert) „eine feste Grundlage, auf der ein großes und schönes Gebäude" aufgeführt werden könne, ein Gebäude, welches Nationalgeist und dessen Wirkungen zu logiren und zu bewirthen vermöge; und darum drängte er so sehr auf rasche und vollständige Ausführung, damit nicht durch Säumen und Zaudern dies „noch frei liegende Fundament selbst, wie in der Natur, durch Unsorgsamkeit, üble Witterung, Frost ꝛc. auseinander getrieben, zerstückelt, unhaltbar und vernichtet werde". Er wollte die materiellen Interessen der Nation mit dieser Union eng verbunden und die letztere durch die ersteren gestützt und befestigt wissen, und in seinem Kopfe lebte schon damals zuerst der Gedanke eines wenigstens theilweisen deutschen Zollvereins. Er stand treu zu Preußen, mit dessen Heere er bereits für die Rettung des Königthumes in dem von den französischen Jacobinern heraufbeschworenen Kriege gefochten hatte, — als Preußen im Jahre 1806 seinen Todeskampf kämpfte. Mit Hintansetzung seiner eigenen theuersten Interessen fecht er gegen den großen Unterdrücker aller nationalen Selbstständigkeit, und besiegt und der Willkür des Gewaltigen Preis gegeben, beugte er sich nie vor ihm, während so viele andere deutsche Fürsten, ihrer Würde und Ehre vergessend, vor der Macht im Staube krochen. Napoleon selbst beehrte ihn mit seinem Hasse, und sah in ihm einen geschworenen Feind seiner Pläne gegen Deutschland, ein Mitglied des „Tugendbundes". Für Karl August bedurfte es 1813 keiner Aufforderungen und Versprechungen, um ihn das Schwert für die deutsche Sache ziehen zu lassen, sobald er nur wieder den Arm regen konnte. Und als das Werk der Be-

freiung von der Fremdherrschaft gelungen war, da war wieder Er der erste deutsche Fürst, der es als Gewissenspflicht erkannte, die dem deutschen Volke damals von seinen Fürsten gegebenen Verheißungen zur Wahrheit zu machen, ohne zu drehen und zu deuteln an dem verpfändeten Worte. Er war der erste deutsche Fürst, der seiner Souveränetät von Napoleons Gnaden entsagte und schon im Jahre 1816 seinem Lande ein freisinniges Landesgrundgesetz und volle Preßfreiheit verlieh. Er ging sogar weiter als sein Volk. Er schlug seinen Ständen Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen vor, und hatte den Schmerz, sie abgelehnt zu sehen. Mit ausharrender Festigkeit und Energie schützte er, so lange er konnte, das junge Reis politischer Freiheit gegen die Anfechtungen von außen her, bis die Androhung offener Gewalt den Widerstrebenden zwang, die von ihm gepflegte Schöpfung freier politischer Lebensbewegung der Reaction der deutschen Großmächte Preis zu geben. Noch leben Zeugen, die davon zu sagen wissen, wie tief und schwer sein treuer deutscher Fürstensinn unter solchem Zwange der Gewalt gelitten hat.

Bis an seinen Tod trug er die Entwickelung des deutschen Volkes und Vaterlandes in seinem Herzen. Wir besitzen dafür das Zeugniß in dem Briefe, welchen Alexander von Humboldt, den ein günstiges Geschick dazu ausersehen hatte, der Zeuge der letzten Tage und Stunden dieses großen Fürsten zu sein, über das Hinscheiden desselben an den Weimarischen Kanzler v. Müller richtete. „Niemals“, so schrieb er, der dreißig Jahre lang mit Karl August in engster Verbindung der Freundschaft und gegenseitiger Verehrung gestanden hatte, „niemals habe ich den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder, und an aller fernern Entwickelung

des Volkslebens theilnehmender geſehen als in den letzten Tagen, die wir ihn hier (in Berlin) beſaßen.“ Neben den ſchwierigſten Fragen und Problemen aus allen Reichen der Naturwiſſenſchaft kam er, wie Humboldt berichtet, immer wieder auf dieſen letztern Gegenſtand zurück. „Er klagte über den einreißenden Pietismus, und den Zuſammenhang dieſer Schwärmerei mit politiſchen Tendenzen nach Abſolutismus und Niederſchlagen aller freien Geiſtesregungen. „„Dazu ſind es unwahre Burſche““, rief er aus, „„die ſich dadurch den Fürſten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten. Mit der poetiſchen Vorliebe zum Mittelalter haben ſie ſich eingeſchlichen!““ — Nun freilich — „Freunde, wir haben's erlebt“ und erleben es noch heute alle Tage!

Alle dieſe Eigenſchaften und Tugenden des genialen Culturförderers und Mäcens der deutſchen Literatur, des gerechten, milden, weiſen und tapferen Regenten, wie ihn mit voller Wahrheit die Inſchrift an dem ehernen Sarkophage in Weimars geheiligter Fürſtengruft nennt, des freiſinnigen deutſchen Fürſten und echten Patrioten, erhielten den krönenden Schlußſtein durch Karl Auguſt den Menſchen. Il principe uomo lautet die Inſchrift der Denkmünze, mit welcher Italien Karl Auguſt's Anweſenheit in Mailand feierte. Sie ſpricht das Herrlichſte aus in ſeiner klaren ſonnenhellen Natur, jene ſchöne, freie, edle Menſchlichkeit ſeines innerſten Weſens, die nur auf den Gehalt, nie auf den Schein gerichtet, überall und zumal gegen die, welche ihm nahe ſtanden, nie den Gönner und Herrn, immer nur den Freund und den Menſchen herauskehrte. Wer ſein Herz erquicken will an einem ſo ſeltenen Schauſpiele, der leſe nur ſeine Briefe an Knebel, und er wird dieſen Fürſten lieben, auch wenn er ſonſt nichts von ihm wüßte. All' ſein Thun

war durchleuchtet von dieser Sonne einfach reiner Menschlichkeit, und selbst sein äußeres Erscheinen mit seiner allen Prunk geringachtenden Schlichtheit war ein Ergebniß derselben. Darum hat er auch nicht nur Freunde gehabt, sondern, was mehr ist, keinen Freund verloren, den er jemals besessen. Er war auch hierin der würdige Sohn seiner fürstlichen Mutter, welche in einem ihrer Briefe einmal die Frage: ob Fürsten Freunde haben können? mit den herrlichen Worten entschied: „Wenn der Fürst und sein Freund edel gesinnt sind, so kann wohl nichts anders als die größte und edelste Freundschaft entstehen. Aber wenige Große und wenige Menschen überhaupt besitzen ein edles Gefühl und also auch keine Fähigkeit zu einer wahren Freundschaft." Karl August aber besaß diese Fähigkeit kraft des Adels seiner Menschennatur, und hat sie in einem Beispiele bewährt, das allen kommenden Geschlechtern ein Vorbild sein kann in der Freundschaft des „Fürst-Menschen" und des Dichterfürsten —

„Die mit und durch einander erst geworden
So groß und einzig als die Welt sie kennet,
Die sie voll Lieb' und Stolz die Ihren nennet,
Glanzsterne in dem engen Menschheitserden.
Unsterblich leben Ihrer Freundschaft Manen,
Die Einst und Jetzt in That und Lied umschlossen
Und sich als reicher Lebensstrom ergossen,
Der eine Welt gelenkt auf seinen Bahnen"*).

Unter allen Gedichten Goethe's ist nur ein einziges dem Lobe Karl August's direct gewidmetes. Aber so klein es ist,

*) Gustav Freymund: Weimar's Genius, eine Festgabe in Lebensbildern zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Karl August's (Weimar, 1857).

ſo inhaltreich ſpricht es die Größe des Fürſten und Herrſchers, wie die des Freundes und Menſchen aus:

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freilich der meine,
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach Innen, ſo wende nach Außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſein.

Ja, ſo war und iſt es in der That, und wohl kann man ſagen: in Karl Auguſt von Weimar hat dasjenige Deutſchland, das nach übrig blieb, als das alte Reich deutſcher Nation in Trümmer zerfiel, das geiſtige Deutſchland, ſeinen erſten Kaiſer gehabt! — Möge es nicht der letzte geweſen ſein!

Und wie ein Kaiſer, aufrecht ſtehend, iſt er auch geſtorben, als ihn am 14. Juni des Jahres 1828 am offenen Fenſter zu Graditz, friſche Luft ſchöpfend und der ſinkenden Sonne mit letztem Blicke nachſchauend, ein raſcher Tod hinwegriß aus dem Leben. Die Kunde dieſes Todes durchzuckte ganz Deutſchland mit ihrem Schmerze. Bis in das innerſte Mark aber drang ſie dem greiſen Freunde, der einſam zurückblieb und allen Troſt ablehnte in dem Gefühl, daß in ſein Daſein eine unerſetzliche Lücke geriſſen ſei. „Ich hatte gedacht", ſagte Goethe, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns empor zu halten, ſo gut und ſo lange es gehen will." Noch vier Jahre hielt er ſich empor, ehe auch Er ſich zur Ruhe legte; zur Ruhe an der Seite ſeines fürſtlichen Freundes und Strebensgenoſſen in Weimars Fürſtengruft, die auch Schillers geheiligte Reſte umſchließt, ein heiliges Grab für alle Bekenner des Glaubens an den Geiſt edler, freier, ſchöner, nach allem Beſten und Edelſten unabläſſig und freudig ringender Menſchlichkeit.

Wir ſtehen am Ende unſerer Betrachtung des großen Fürſten und Menſchen. In einem langen ſegensvollen Leben hatte er erfüllt, was ihm ſein Freund und Bildner einſt in den Jahren heißer Jugend zugerufen:

— — — — — — — — — —

„Du kennſt lang die Pflichten deines Standes,
Und ſchränkſt nach und nach die freie Seele ein.
Der kann ſich manchen Wunſch gewähren,
Der kalt ſich ſelbſt und ſeinem Willen lebt;
Allein wer Andere wohl zu leiten ſtrebt,
Muß fähig ſein, viel zu entbehren.

Sie wandle Du, — der Lohn iſt nicht gering, —
Nicht ſchwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß halb ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwiſchen Dornen fiel;
Nein! ſtreue klug wie reich, mit männlich ſtarker Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land:
Dann laß es ruhn! Die Ernte wird erſcheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen.

Sie war erſchienen, dieſe Ernte, nicht bloß beglückend für „Ihn und die Seinen", ſondern für ganz Deutſchland, für die Welt, als am 3. September 1826 Weimar das funfzigjährige Jubiläum der Regierung ſeines Karl Auguſt beging, deſſen beſcheiden großer Sinn nur nach langem Widerſtreben die Huldigung annahm, welche ihm ein ganzes durch ihn glückliches Land und mit demſelben verbunden das ganze gebildete Deutſchland darbrachte. Sie war erſchienen, als es ihm in demſelben Jahre vergönnt ward, die funfzigjährige Wiederkehr des Tages feiernd zu begehen, die Ihm und ſeinem Weimar einſt den Stolz beider, ſeinen Goethe, zugeführt hatte. Sie

dauert fort, diese Ernte eines großen, reichen, edel geführten, den höchsten Menschheitsinteressen und Culturzwecken geweihten Fürstenlebens, und bewährt sich aufs Neue auch an diesem hundertjährigen Feste seines Ruhmes, dieses echten Ruhmes, der kein Blut und keine Thränen gekostet hat, und dessen sich alle Deutschen, ja die ganze Welt freuen kann, weil die Ueberwundenen dieses fürstlichen Helden und Siegers keine anderen sind als die ewigen Feinde der Menschheit: Unbildung und Dumpfheit, Intoleranz und Heuchelei, Gemeinheit, Lüge und Vorurtheil, die er bekämpfte mit den siegreichen Waffen der Aufklärung und Humanität, der Duldung, Wahrheit und Freiheit.

Noch heute können wir und werden Unzählige mit uns wiederholen, was wir vor Jahren von diesem Ideale eines deutschen Fürsten feiernd aussprachen, der in Leben und That verwirklicht hat, was Herder, Schiller und Goethe in ihren Dichtungen verklärend darstellten — das reine, freie, edle Menschenthum. Er war ein Fürst der ein Genie, und ein Genie das ein Fürst und zugleich ein Mensch war; ein ganzer, voller, freier Mensch und ein Fürst im ursprünglichen eigentlichen Sinne des Wortes, weil er der Fürderste war in dem Reigen jener edlen nach freier Menschlichkeit strebenden Geister, den er um sich versammelt hat. Das war der Magnet in Karl August, der den Schiller und Goethe zu ihm zog und an ihn fesselte mit magischer Gewalt. Freie Menschlichkeit war der Zauber, dessen Hauch ihm das Herz der begabtesten Geister wie des geringsten Mannes im Volke unwiderstehlich gewann, der Zauber, der selbst den ärmsten Treiber der fürstlichen Jagden Müh' und Noth vergessen ließ, wenn ein Blick aus dem Auge seines Fürsten auf sein schweißbedecktes Antlitz

fiel. Karl August war ein Mensch, die Menschlichkeit, die Humanität sein Glaube, sein Leitstern, sein Panier; und darum ward ihm, dem Herzoge des kleinen Weimarlandes, der unsterbliche Ruhm beschieden: in Deutschlands Geschichte als Schirmherr und Bannerträger voranzuziehen dem Heerbann des deutschen Geistes für alle Zeiten.

Heilig bleibe sein Gedächtniß seiner Nation, die in diesen Tagen sein hundertjähriges Geburtstagsfest begeht in dem Weimar, das Er geschaffen, wo er ruht unter den Seinen und mit den Seinen, wo sich die ehernen und marmornen Denkmäler seiner Herder und Wieland, Schiller und Goethe erheben, und wo seinem glücklichen Enkel beschieden ist, den Grundstein zu legen zu dem Standbilde Karl August des Menschlichen, das die vergängliche Gestalt dieses großen deutschen Fürsten einer Nachwelt zu zeigen bestimmt ist, die mit Liebe und Bewunderung hinaufschauen wird zu ihm als zu einer Zierde und Freude des deutschen Volks und Vaterlandes.

Heinrich Simon.

Ein Nachruf.

(1860.)

Das deutsche Volk hat einen edlen Bürger verloren: Heinrich Simon von Breslau ist todt.

In dem Verlaufe der eilf Jahre, welche seit dem Versuche der Erhebung Deutschlands zur Einheit, Größe und Freiheit verflossen sind, hat keines politischen Mannes Tod in Deutschland ein solches Gefühl der Trauer, ein so einmüthiges Bewußtsein des damit verbundenen schweren Verlustes wachgerufen, als das unerwartete und plötzliche Dahinscheiden dieses tapfern und muthigen Vorkämpfers unserer Nationalsache. Und dieser Mann, dessen Tod unser Volk als einen Nationalverlust beklagt, dieser Mann, für den jetzt, wo sein Herz und sein Muth, seine Begeisterung und seine Thatkraft unwiederbringlich dahin sind, sich das Mitgefühl aller edlen patriotischen Männer in Nachrufen der Anerkennung und des Schmerzes Luft macht — er war ein Geächteter, den die siegreiche Partei aus dem Vaterlande vertrieben, zu lebenslänglichem Zuchthause verurtheilt hatte, weil er von sich sagen durfte, was einst von dem letzten Römer, von dem ruhmwürdigen Besiegten im

Kampfe gegen den ersten Imperator gesagt worden ist: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Das ist eine Erscheinung, die zu ernsten Gedanken auffordert! — Doch wir haben die Pflicht, dem Dahingeschiedenen den gerechten Zoll unserer schmerzvollen Dankbarkeit dadurch darzubringen, daß wir dem jüngern Geschlechte, welches seit den Tagen, wo Heinrich Simon's Name im deutschen Volke unter seinen vordersten Kämpfern genannt ward, zu Männern erwachsen ist, sagen: was er gewesen und gethan hat, um ihnen ein Vorbild zu sein in dem Streben und in dem Kampfe, in der ausharrenden Energie und in dem freudigen Opfermuthe, dessen die Sache, für die er gelebt hat, bedarf und in nächster Zeit im vollen Umfange bedürfen wird.

Wie sich in dem Leben jedes Theils das Ganze offenbart, so ist auch in der Entwickelungsgeschichte jedes einzelnen Menschen dem sehenden Auge der Bildungsgang der gesammten Menschheit erkennbar. In frühester Kindheit — unmerklich und unbewußt — durchläuft die Entwickelung des Einzelmenschen die seiner Geburt vorangegangenen geschichtlichen Bildungsphasen der Menschheit; langsamer, mehr oder minder bewußt und mitthätig durchlebt er die Entwicklungsepoche seiner eigenen Zeit. — So ist jedes einzelne Menschenleben ein treuer Spiegel der Zeitgeschichte, aber ein thätiger, lebendiger Spiegel, der selbst an dem Bilde, das sich in ihm spiegelt, mitschafft, mitarbeitet, mitgestaltet.

Je höher der Mensch steht, je größer seine Einsicht und Thatkraft sind, desto klarer dieser lebendige Spiegel, desto mächtiger wird durch Betrachtung desselben die Selbsterkenntniß der Zeitgenossen gefördert, desto stärker der Thatdrang, das Vorwärtsstreben nach dem großen Ziele der Menschheit in ihnen

rel späterer Zeiten nur etwas mehr als die jetzt vorhandenen Trümmer übrig gelassen, so würden sich aus Varro allein, dem als Aufseher der öffentlichen Bücherschätze alle Hülfsmittel zu Gebote standen [1]), während sein unglaublicher Fleiss keins derselben unbeachtet liess, die in Roms Bibliotheken damals vorhandenen Aristotelischen Schriften vielleicht vollständiger aufweisen lassen, als dies jetzt aus der gesammten Litteratur seiner Nation geschehen kann. Und so würde denn auch die Möglichkeit zur Ermittelung des Verhältnisses gegeben sein, in welchem die Gesammtheit der in unsern Händen befindlichen Werke des Stagiriten zu der Summe derjenigen stehen, welche die in Rom durch jene beiden griechischen Grammatiker veranstaltete Sammlung umfasste. Eine Frage, deren Beantwortung jetzt wohl für immer zu den frommen Wünschen gehören wird.

Varro's jüngerer Zeitgenoss *M. Vitruvius Pollio* führt zwar in seinen zehn Büchern *de architectura* unter seinen griechischen Quellen und Vorgängern [2]) den Aristoteles nirgends namentlich als solchen an; doch findet sich, namentlich

1) Vgl. *Schneider* de vita Terentii Varronis Rest. librorumque ab eo scriptorum annis, in Scriptt. R. R. Vol. I, P. II, p. 223 ff. — Den Bibliothekar verrathen die alphabetisch genau geordneten Kataloge der zu Anfange der Libri d. R. R. aufgezählten Quellen (vgl. Columella de R. R. I, 1. 10 – 12.), so wie Komödien des Naevius (de Ling. Lat VII, extr. §. 107. und das. *Otfr. Muller* p. 165. vgl. Praefat. p. XI.)

2) Vgl. *Vitruv.* praef. ad Lib. VII., wo er ihn jedoch unter den berühmtesten Philosophen mit erwähnt, deren Schriften auf seine Zeit gekommen. Vgl. *Schneider* praef. T. I, p. LXII, u. f.

erweckt. Wenn irgend ein Leben in unſerer an Charakteren ſo armen Zeit dies Gepräge trägt, ſo iſt es das Leben Heinrich Simon's, das jetzt vollendet vor uns liegt. Wer treu das innere und äußere Leben dieſes Mannes zu ſchildern verſtände, der hätte damit zugleich die vollſtändige vaterländiſche Geſchichte der letzten dreißig Jahre gegeben, deren religiöſe, ſociale und politiſche Kämpfe für die Entwicklung des deutſchen Volkes von ſo großer Bedeutung geweſen. Es ſind dieſe dreißig Jahre die erſt beginnende mühſame Erntezeit einer vorangegangenen langen Arbeit geiſtiger Ausſaat.

Es kann hier nicht unſere Abſicht ſein, eine ſolche Lebensſchilderung zu geben, wir können und wollen andeutend nur daran erinnern, wie warm und lebendig Heinrich Simon an allen jenen Kämpfen — und zwar ſtets im Vordertreffen — mit ſelbſtloſer Hingabe theilgenommen. Aber ſchon dies wird genügen, ſein Bild und ſein Andenken in dem Herzen des Volkes wach zu rufen, das er ſo ſehr geliebt, für das er freudig Alles hingegeben, und das ſo viel Urſache hat, ihm dankbar zu ſein.

Heinrich Simon's erſtes öffentliches Auftreten begann faſt gleichzeitig mit der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV., von welcher für Preußen wie für ganz Deutſchland eine Periode der Bewegung und des Aufſchwungs im öffentlichen Leben datirt. Dieſes Auftreten nahm ſeinen Ausgangspunkt von den Studien und von der Lebensſtellung, in welcher Heinrich Simon ſich befand. Rechtsgelehrter und praktiſcher Juriſt, in richterlicher Stellung thätig — waren es Geſetz und Recht ſeines Vaterlandes, deren Aufhellung und Verbeſſerung er ſeine Kräfte widmete. Wir erinnern hier an ſeine Schriften über die Geſetzgebung in Betreff der Juden in Preußen und über

das preußiſche Staatsrecht, von denen er die erſte allein, die zweite im Verein mit ſeinem Freunde Rönne herausgab. Die bedrohte Unabhängigkeit des preußiſchen Richterſtandes rief ſeine Schrift zur Vertheidigung dieſer Unabhängigkeit, und damit einen Kampf gegen den damaligen preußiſchen Juſtizminiſter hervor, welcher, als Simon's Anſtrengungen vergeblich blieben, mit ſeinem freiwilligen Austritte aus dem Staatsdienſte endete. Schon hier bethätigte er jenen Muth der Conſequenz und jene Alles an Alles ſetzende Energie, welche bald auf einem größeren Felde ſich erproben ſollte. Seine juriſtiſche öffentliche Thätigkeit war abgeſchloſſen, ſeine politiſche begann.

In ſeinem Werke über das deutſche Staatsrecht hatte er auf die bisher unerfüllt gebliebene Verheißung einer reichsſtändiſchen Verfaſſung aus dem Jahre 1815 mit Nachdruck hingewieſen. Die Erfüllung dieſer Zuſage erſchien ihm als das Ziel, auf deſſen Erreichung alle Kraft der Bürger gerichtet ſein müſſe. Als daher im Jahre 1847 ſtatt ſolcher Erfüllung dem vereinigten Landtage das Patent vom 3. Februar vorgelegt wurde, erhob er in ſeiner Schrift „Annehmen oder Ablehnen“ ſeine Stimme laut zu Gunſten jenes früheren königlichen Wortes, indem er vom Standpunkte des poſitiven Rechts die Ablehnung des Patentes den Vertretern des preußiſchen Volkes als unabweisbare Pflicht darſtellte. Trotz des Verbotes durchflog dieſe Schrift und der Name des Verfaſſers ganz Deutſchland. Mochten auch ſogenannte praktiſche Politiker die Einſeitigkeit des juriſtiſchen Standpunktes in einer großen ſtaatsrechtlichen Frage tadeln; die Wirkung der Schrift, in welcher mit dürren Worten das Anerbieten der Krone als eine Umgehung der Rechts-Anſprüche des Volkes auf eine reichs-

ständische Verfassung dargethan war, blieb darum nicht minder von großer Bedeutung. Für den Verfasser derselben hatte sie zunächst die thatsächliche Folge, daß er in Anklagestand gesetzt und auf einer Reise von Breslau nach Ostpreußen begriffen, steckbrieflich verfolgt wurde, worauf er sich sofort freiwillig dem Gerichte stellte. Aber während die Staatsgewalt ihn so als Verbrecher betrachtete, überreichten ihm eine Anzahl patriotischer Männer und Standesgenossen einen Ehrenbecher mit der Inschrift Virtuti, d. h.: dem Mannesmuthe!

Indessen die Ereignisse folgten einander schnell in jenen Tagen. Vergebens hatte der Vereinigte Landtag, wie einer seiner Führer, der spätere Minister Camphausen sich ausdrückte, weit vorgebogen die Hand zur Vereinigung und Versöhnung hingestreckt; diese Hand ward zurückgewiesen, und der Anfang des nächsten Jahres brachte, als Frucht des ausgesäeten Windes, den Sturm der März-Revolution. Der erste Beginn der Bewegung verschlang mit allen andern kleinlichen Dingen auch den gegen Heinrich Simon erhobenen Proceß und führte den Verfolgten statt auf die Bank der Angeklagten an die Stufen des Thrones, wo er als Abgesandter Breslaus die Wünsche und Forderungen jener Tage geltend machte, führte ihn in das Vorparlament und in den Fünfziger Ausschuß, sowie in das erste deutsche Parlament, in welches ihn die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger berief: ein Umschlag des Schicksals, wie er für einen deutschen Bürger jäher nicht gedacht werden konnte!

Die Geschichte des deutschen Parlamentes ist bekannt. Heinrich Simon war in demselben Führer einer der großen Parteien, in welche diese Versammlung sich spaltete. Nicht der Schimmer glänzender Redekunst, wohl aber die Tüchtigkeit

und der Adel seines Charakters, seine Einsicht und seine Kenntnisse, verbunden mit der ebenso gewinnenden als imponirenden Persönlichkeit seines Wesens, bildeten die Grundlage seiner Stellung sowie der Achtung, die ihm selbst von Gegnern gezollt ward. Er sprach selten, und immer nur bei den wichtigsten Veranlassungen, überall nachdrücklich, klar, sachlich, gehaltvoll, und seine Reden, wie die über den Malmöer Waffenstillstand und die Kaiserwahl, werden vielen Zeitgenossen noch erhebend im Gedächtniß leben. Mehr aber als durch seine Parlamentsreden wirkte er als Parteiführer durch das Talent und die Kunst verständigender Vermittelung. Denn derselbe Mann, der an zäher Beharrlichkeit und eiserner Consequenz wenige seines Gleichen hatte, war zugleich eben so geschickt als befähigt, da, wo höhere Gründe der Zweckmäßigkeit vorwalteten, der Uebung jener Eigenschaften zu Gunsten ausgleichender Bestrebungen zu entsagen, wobei ihm eine gewinnende Liebenswürdigkeit und die Freiheit und Feinheit seiner Umgangsformen vorzüglich zu Statten kamen. Einen Beweis dieser letzteren Eigenschaft gab er in der berühmt gewordenen Unterhandlung wegen der Kaiserwahl. Das Original des Documents, in welchem Herr v. Gagern und seine Partei ihre Ehre dafür verpfändeten, daß sie an der vom Parlament beschlossenen Reichsverfassung unverrückbar festhalten wollten, wenn die Partei Heinrich Simon's ihr in Sachen der Kaiserwahl nachgäbe, bewahrte Heinrich Simon noch in der Verbannung.

Heinrich Simon stand vom Beginne der Bewegung an auf Seiten der gemäßigten Linken; aber durch die Macht der Verhältnisse und Ereignisse wurde er Schritt für Schritt auf die Seite derjenigen hingedrängt, welche nur in der äußersten Consequenz — wenn nicht Rettung, so doch einen ehrenvollen

Untergang des deutschen Parlaments ersahen. Er ging mit der deutschen National-Versammlung nach Stuttgart und ward daselbst in die deutsche Reichsregentschaft gewählt. Bisher hatte er keine Amtsstellung angenommen: jetzt, wo die Aussicht auf Sieg immer geringer, der Untergang immer wahrscheinlicher und die Gefahr immer drohender ward, trug er kein Bedenken, seine ganze Zukunft der Sache zum Opfer zu bringen, die er für die gerechte hielt. Nach der gewaltsamen Auflösung der National-Versammlung in Stuttgart begab er sich mit einigen Gefährten nach Baden, von wo er, nachdem hier die Bewegung jener Zeit ihr Ende gefunden, nach der Schweiz ging. Er hat die Heimath nicht wieder gesehen.

Aber bis zu seinem letzten Athemzuge waren alle seine Gedanken und Wünsche, seine Sehnsucht und seine Hoffnung, ja, soweit davon die Rede sein konnte, seine Kraft und Thätigkeit dem Vaterlande und seinem Volke geweiht. Seine nächste Sorge galt dem Loose der zahlreichen deutschen Flüchtlinge in der Schweiz. Mehrere Jahre hindurch verwandte er seine Zeit und seinen Fleiß auf die Herbeischaffung von Unterstützungen für diese Unglücklichen, um ihnen die Mittel zu neuer Selbstständigkeit zu gewähren; es ist im wörtlichen Sinne zu nehmen, daß er sein karges Brod in jenen Zeiten oft mit seinen Leidensgenossen theilte.

Schwere Prüfungen kamen über ihn. Von Vaterland und Familie getrennt, mußte er den greisen Vater, mußte er die Mutter, die er über Alles liebte, sterben lassen, ohne den nach ihm Rufenden die Augen schließen zu können. Eben so schwer drückte die Unthätigkeit, zu der er verdammt war, den an thätiges Wirken gewöhnten Mann. Aber auch hier bewährte sich die Energie und Vielseitigkeit seiner Natur. Theils um sich

eine Thätigkeit zu schaffen, theils gezwungen durch die Nothwendigkeit sich seinen Unterhalt zu gewinnen, begründete er, der bisher sich nur in den Sphären der Jurisprudenz und Staatswissenschaft bewegt hatte, zwei großartige industrielle Unternehmungen. Das Glück begünstigte ihn nur kurze Zeit; da brach die große europäische Geldkrisis des Jahres 1857 aus, und nur seine Festigkeit und unermüdliche Thätigkeit, verbunden mit einer seltenen Umsicht, vermochten diesem Stoße zu stehen. Doch zogen selbst diese Sorgen und Arbeiten für seine und seiner Familie Existenz keinen Moment sein Auge ab von den allgemeinen Geschicken des deutschen Vaterlandes. Er, der Verbannte, der Ausgestoßene, begrüßte freudig den in Preußen im Jahre 1858 eingetretenen Umschwung der Dinge, wenn gleich er sich keinen Illusionen über die Natur und Tragweite desselben und am Wenigsten über dessen Bedeutung für sein eignes Schicksal hingab. Er gehörte zu den wenigen Charakteren, die im Exil nicht den Haß schärfen, sondern die Persönlichkeit steigern, bei denen der Schmerz über die nicht erreichten Ideale nicht die gerechte Würdigung dessen zurückdrängt, was der Augenblick und die veränderte Lage Tröstliches und Hoffnungsvolles bieten. Ja! er besaß sogar die seltene Kraft, sich zu sagen, daß ein langes Exil wie das seine fast jede Aussicht auf spätere eigene Wirksamkeit in der Heimath raube, selbst wenn, woran er stets zweifelte, die siegreiche Partei sich entschließen sollte der besiegten eine annehmbare Amnestie zu ertheilen. Aber je drohender die deutschen Verhältnisse sich gestalteten, um so tiefer empfand er seine Betheiligung an dem Geschick des Vaterlandes. Die Schrift: „Don Quixote der Legitimät oder Deutschlands Befreier?“, welche er im Jahre 1858 schrieb, war ein Warnungsruf an Preußen, seine Zukunft, und

damit die Zukunft Deutschlands nicht zu Gunsten eines Systems und einer Macht zu verscherzen, die von jeher der Feind Beider gewesen ist. Als dann endlich die seit den Zeiten des ersten deutschen Parlaments niedergehaltene deutsche Einheitsbewegung sich in dem deutschen Nationalverein den ersten Ausdruck zu geben versuchte, da trat er mit der Mahnung an das deutsche Volk hervor, daß es das Banner der Einigung in der von seinen frei gewählten Vertretern rechtsgültig beschlossenen und von vielen Regierungen bereits anerkannten Deutschen Reichsverfassung besitze. Er hat diese Mahnung noch wiederholt an dem Tage, welcher dem letzten seiner Tage voranging.

Fassen wir jetzt das Gesammtbild des Mannes, dessen kraftvolles Leben am 16. August die Wasser des Wallensees in ihre Tiefe hinabzogen, in wenigen Hauptzügen zusammen. Heinrich Simon war Jurist, und er hat den Stempel, den ihm seine Studien und sein Wirken als Mann des Rechts aufprägten, nie verleugnet. Die Wurzel aller seiner Eigenschaften, die ihn als Bürger den bedeutendsten Männern unseres Volkes zugesellen, war ein hoher Gerechtigkeitssinn, ein tiefes Rechtsgefühl, dem sein juristischer Scharfsinn und sein juristisches Wissen keinen Abbruch thaten. Ruhiges Selbstgefühl, männliche Thatkraft, bürgerlicher Muth im Erfassen und Zähigkeit im Festhalten des für Recht und Pflicht Erkannten waren ihm im hohen Grade eigen. Seine Empfänglichkeit und Begeisterung für die Idee war eine solche, die nicht zurückschreckt vor irgend einer Verantwortlichkeit in Betreff der erforderlichen Mittel, und seine Energie reichte stets soweit als seine Einsicht. Feind war er stets jenem Rausche der Begeisterung, der — mit dem physischen Rausche verwandt — von gleich kurzer Dauer ist. Sein Wahlspruch hieß: „nicht müde werden!“

Männer wie Heinrich Simon verkünden durch ihr Leben eine beſſere Zukunft, ſind ſelbſt eine troſtreiche, frohe Botſchaft für unſer, trotz ſeiner hohen Eigenſchaften zurückgeſetztes und verkanntes Volk. Auch in dem Bewußtſein des deutſchen Volks taucht endlich wieder jener antike Begriff der Sittlichkeit auf, der ſo lange durch ein mißverſtandenes Chriſtenthum verdunkelt und getrübt worden, jener Sittlichkeit, die von *jedem* Menſchen Bürgertugend, Gemeinſinn, Hingebung für das Vaterland fordert und ohne dieſe Tugenden keinen ſittlichen Werth des Menſchen anerkennt, wäre er im Familien- und Privatleben auch noch ſo fromm und gut. Dieſe *antike* Sittlichkeit beſaß Heinrich Simon in vollem Maße. Der zärtlichſte Sohn und Bruder, der treueſte Freund ſeiner Freunde, ein unermüdlicher Helfer aller Gedrückten und Nothleidenden, war doch über Alles dieſes hinaus der Stern ſeines hellen Auges vorwiegend auf das *Allgemeine*, auf die Ideen des Rechts und der Freiheit, auf ihre Verwirklichung im Vaterlande gerichtet. Und ſo ſoll auch dieſer Nachruf, den die bebende Hand des Freundes ſchreibt, und bei dem im Angedenken an die herrliche Erſcheinung, die noch vor kurzer Zeit in ihrer ganzen Stattlichkeit vor uns ſtand, uns das Herz erzittert, keine Lobpreiſung des Mannes ſein — eine ſolche wäre wenig in ſeinem Sinne — vielmehr eine tröſtende Ermuthigung, ein heller Aufruf an das deutſche Volk: auf dem Wege vorwärts zu ſtreben, den Heinrich Simon als tapferer Vorkämpfer mitangebahnt. Eine Mahnung ſoll es ſein, daß das Volk inne werde, welche Kräfte und Männer ſich im Elend verzehren, was ſie *im* Vaterlande für das Vaterland zu leiſten vermöchten. Es ſoll das Volk auf ſein Anrecht an dieſe Männer und deren Wirkſamkeit hingewieſen —, es ſoll beſtimmt werden, ſie auf jede geſetzliche

Weiſe mit Ernſt und Feſtigkeit von ſeinen Fürſten zurückzu fordern.

Männlich und ſchön, wie Heinrich Simon's Leben, iſt ſein Ende geweſen. Schönheit aber war ſeiner innerſten Seele Bedürfniß, und ſeine ganze Bildung als Mann der Erkenntniß und der That erhielt ihre Krone durch ſeine Empfänglichkeit für das Schöne. Sein Ideal war der vollendete Menſch im edelſten Sinne des Helleniſchen Alterthums, war „das Schöne zum Guten". Er ſtrebte und verſtand es, aus ſeinem Leben ſelbſt ein Kunſtwerk zu machen, und das Geſchick, das ihn bei dieſem Streben begünſtigte, vergönnte ihm einen dem Ganzen entſprechenden ſchönen Abſchluß. Im Vollgefühl aller ſeiner Kräfte, das Herz von neuer Hoffnung belebt für die Zukunft ſeines Vaterlandes, die Bruſt von Jubel und Freude geſchwellt über die Erfolge des Freiheitskampfes, die er wenige Wochen zuvor in dem von ihm geliebten Italien mit eigenen Augen geſchaut hatte, ſo iſt er an jenem ſonnig hellen Nachmittage des 16. Auguſt in freudiger Lebensfülle dem Elemente in die Arme geſunken, in welchem ſich zu bewegen von jeher ſein größter Genuß geweſen war.

Mögen die Geiſter der Tiefe den Leib des Dahingeſchiedenen feſthalten im feuchten Elemente — ſein Geiſt iſt nicht niedergeſunken: er lebt fort in dem Herzen ſeiner Freunde, in dem Andenken eines dankbaren Volkes; er ſchließt ſich dem herrlichen Geiſterzuge aller jener Tapfern an, die jemals für die höchſten Güter der Menſchheit geſtritten und gelitten haben.

Stein

und die deutschen Fürsten in den Jahren 1813—1815*).

(1851.)

(Stein's Leben, von Pertz. 3. Band 1851.)

Der dritte Band dieses Meisterwerks deutscher historischer Biographie, von dem so eben auch der vierte Band erschienen ist, umfaßt die Vorbereitungen zu dem großen Zusammenstoße zwischen Rußland und Frankreich (1809—1812), den russisch-französischen und den europäischen Befreiungskrieg von 1813 und 1814. Am Anfange des Bandes finden wir den geächteten Flüchtling Stein, le nommé Stein, in der Verbannung zu Prag, kaum wissend, wohin er sein Haupt bergen mag unter Oesterreichs zweideutigem Schutze. Auf der letzten Seite schreibt derselbe Mann aus Paris, der Hauptstadt des Landes, das er zum großen Theil damals regiert und administrirt, von Napoleon und seinen Brüdern, Herzögen und Fürsten: „So ist nun all' dieses Lumpengesindel zu Boden!"

---

*) Diese Anzeige des Pertz'schen Werks wagte die National-Zeitung nicht zu drucken. Sie blieb von 1851—1858 im Redactionspulte liegen, bis sie der Verfasser zurücknahm. Signatura temporis!

im zehnten Buche, eine solche Uebereinstimmung mit Einzelnheiten der Aristotelischen *Quaestiones Mechanicae*, dass *Schneider* aus der Vergleichung beider nicht geringen Gewinn für die Kritik entnehmen mochte [1]). Wahrscheinlich mag hier Vitruvius aus jüngern Griechen geschöpft haben, die den Aristoteles, gleichfalls ohne ihn zu nennen, ausgeschrieben hatten. Wissen wir doch, dass dergleichen Diebstähle in alter Zeit so wenig unerhört waren wie heutzutage, wenn gleich seltener und — verzeihlicher.

VI.

Varro, der im Jahre R. 718, im neunzigsten seines Alters starb, stand auf der Grenzscheide einer neuen Zeit, in den letzten Jahren seines Lebens verlassen und einsam. Es wird diese Zeit begriffen unter dem Namen des Augustischen Principats, unter welchem im Verlaufe eines halben Jahrhunderts durch die wesentlichen Umgestaltungen, welche das gesammte öffentliche Leben in allen seinen Theilen veränderten, nothwendig auch das bisherige wissenschaftliche Leben und Treiben und die litterarische Production nach allen Richtungen hin bedeutende Veränderungen erleiden

1) *Schneid.* praef. T. I, p. XLII. u. p. V. u. Commentar. Th. III, ad X, 2, p. 243. ad X, 3, p. 202. Das ganze 3te Kapitel ist, wie schon Philander sah, aus Aristot. Quaest. Mechann. geflossen. Schneider a. a. O. p. 207.

Wenn es einen Mann giebt, an den sich die Geschichterzählung dieser Zeit des glorreichsten deutschen Volksaufschwungs mit vollem Rechte knüpfen läßt, so ist es Stein. Wenn von einem einzigen Manne gesagt werden kann: ohne ihn wäre Napoleon nicht gestürzt worden, ohne ihn hätte Goethe Recht behalten, da er im Frühlinge von 1813 Körnern in Dresden zurief: „Schüttelt nur an Euren Ketten! Der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nur tiefer ins Fleisch zerren", — so muß es von dem Manne gesagt werden, der, als er jenen Ausruf Goethe's erfuhr, nur die ruhige Antwort gab: „Laßt ihn, er ist alt geworden". Aus dieser Lebensbeschreibung und den mit ihr veröffentlichten Documenten geht unwidersprechlich hervor: ohne Stein wäre schon vor Moskau Friede geschlossen; ohne Stein würde von den siegreichen Russen der Niemen nicht überschritten, ohne Stein wäre am Rhein, und noch in Frankreich mit Napoleon Friede gemacht worden. (S. S. 481 und 516.)

Stein hatte dem Kaiser Alexander schon im Jahre 1808 in einer eignen Denkschrift vorhergesagt, wohin ihn seine Politik führen werde (Pertz II., S. 226—229). Als die Prophezeiung eingetroffen war, da erinnerte sich Alexander des Propheten. In seinem ungeheuren Reiche fand der mächtige Kaiser keinen einzigen Mann, dessen Charakter und Gesinnungsadel, dessen felsenfeste Redlichkeit und Energie, dessen geniale Urkraft und Geistesbegabung dem Kaiser verstattet hätten, sich ganz und voll ihm zu vertrauen. Da gedachte er Stein's und beschwor ihn in einem eigenhändigen Briefe, zu ihm zu kommen, sein Berather, sein Stab und seine Stütze zu sein. (März 1812.) Stein kam. Alexander hatte sich nicht in ihm getäuscht. Er stellte sich ihm zur Verfügung mit allem was er war und vermochte. Aber er machte eine Bedingung, die

hieß: Freiheit. Er lehnte jedes Amt, jeden Lohn für Gegenwart und Zukunft ab, nur seinen augenblicklichen Unterhalt nahm er an, da seine Güter von Napoleon confiscirt waren. So entwaffnete er im Voraus jeden Neid der Russen gegen den Fremden, während diese Uneigennützigkeit die Hochachtung Alexanders vor seinem Charakter bestärkte. Stein fand Rußland in der bedenklichsten Lage. Im Augenblicke der höchsten Gefahr, wo sich die ungeheure Wetterwolke des Verderbens bereits dräuend heranwälzte, stand es vereinzelt in Europa, ohne Freunde, ohne Zutrauen, ohne einen großen kräftigen Charakter an der Spitze oder im Mittelpunkte der Geschäfte, der es verstanden hätte, neue Kräfte zu entwickeln oder die vorhandenen zusammenzufassen, und mit Nachdruck auf den einen Hauptpunkt zu richten. Alexander war einsichtig genug zu wissen, was ein Mann werth sei in solcher Lage. Er rief Stein, und — zwei Jahre später hielt er mit ihm zusammen seinen Einzug in Paris! Wenn es leider wahr ist, daß ohne Alexander Deutschland vielleicht nimmer von der Fremdherrschaft befreit worden wäre, so ist es ein Trost für Deutschland, daß ein Deutscher es war, der den Willen Alexanders stählte und ihn aufrecht erhielt gegen alle Beugungsversuche von Russen und Deutschen, wie es ein Deutscher, General Pfuel, war, dessen Plan das Werk der Vernichtung des französischen Invasionsheeres in Rußland bereitete.

Stein war nach Rußland gegangen um Deutschland zu erretten. Jeder Athemzug in Rußland galt diesem seinem Ziele. Er hoffte alles von dem deutschen Volke, nichts von dessen Fürsten. Eine Volkserhebung in Deutschland möglich zu machen durch eine englische und russische Invasion, das war sein Ziel. Darauf verwandte er alle Kraft, alle Energie, allen Witz, alles Streben

einer großen begeisterten Seele. Wenn Deutschland jemals eine Nation, eine Einheit wird, so muß Stein als derjenige verehrt werden, der zur Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Volkes dies Ziel fest wie Keiner im Auge hielt, der vor keinem Mittel zurückbebte das dazu führen mochte, am allerwenigsten vor der Vernichtung einiger Dutzend deutscher Souveränetäten, und der Deutschland errettet, es eins, frei und groß gemacht haben würde, wenn ihn das Geschick auf einem deutschen Throne hätte geboren werden lassen. Gab es doch selbst damals patriotische Männer in Deutschland, Officiere sogar, welche daran dachten, Stein zum Kaiser Deutschlands zu machen, und der Staatsrechts- und Geschichtsprofessor Vogt, Metternichs alter Lehrer, erwiederte auf die deshalb an ihn gerichtete Frage, daß eine solche Wahl nach dem Reichsgesetze unbedenklich erlaubt sei (Pertz III., S. 479—481).

Stein's ganzes Sinnen und Denken in Rußland war vorzugsweise darauf gerichtet, eine Erhebung Deutschlands aus eigner Volkskraft, eine Volkserhebung vorzubereiten und zu befördern. Napoleons Besiegung in Rußland, an die er fest glaubte, war ihm nur Mittel, nicht Selbstzweck. Eine deutsche Volkserhebung unter dem Schutze einer Armee im Rücken des besiegten, zurückweichenden, vielleicht gar zurückfliehenden Feindes, das war es, was er unverrückt im Auge hielt. Er kannte Deutschland wie Keiner. Er rechnete nicht auf den Adel, nicht auf die Beamten, die er mit „Degradation und Todtschießen" aus ihrer „Lauigkeit und Schlaffheit" zum Patriotismus und zum Aufstande zwingen wollte; nicht auf den „Miethlingsgeist" der Büreaukraten, nicht auf die „Weichlichkeit" der reichen und höheren Stände, noch weniger rechnete er auf die Fürsten. Aber er rechnete auf das Volk, dessen gesunder Kern noch

nicht durchfressen war von der allgemeinen Verderbniß, und dies Vertrauen, das durch sein ganzes Wirken geht, hat ihn nicht getäuscht. Dies Buch von Pertz ist ein „Höllenzwang", mit dem in der Hand der deutsche Faustus die Geister citiren kann, die dem deutschen Volke damals Schmach und Verderben bereitet hatten, und die, soviel an ihnen lag, dies Werk fortsetzten, auch als bereits ganz Preußen, vom deutschen Geiste beseelt, sich erhoben hatte gegen die Schmach des Vaterlandes. Schon Schlosser hat hier vorgearbeitet. Pertz mit seinem Leben Stein's reißt die letzte Verhüllung hinweg. —

Ein Jahr zuvor, ehe er nach Rußland ging, schreibt Stein an den Grafen Münster: „Der allgemeine Unwille hat in Deutschland auch die Bande, die den Unterthanen an den Fürsten knüpften, gelöst. Er sieht in ihnen entweder feige Flüchtlinge, die nur für ihre Erhaltung besorgt, sich durch die Flucht retteten, taub gegen die Forderungen der Ehre und Pflicht; oder betitelte Sklaven und Untervögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Unterthanen eine hinfällige Existenz erbetteln. Daher der allgemeine Wunsch nach einer Verfassung, auf Einheit, Kraft und Nationalität gegründet; jeder große Mann, der sie herzustellen fähig wäre, würde der Nation willkommen sein. Die Individualität der Fürstenhäuser selbst ist herabgesunken; durchaus herrscht in ihnen Erbärmlichkeit, Schwäche, niederträchtige kriechende Selbstsucht." (Pertz III., S. 46.) In der Denkschrift, welche Stein ein Jahr später (18. Juni 1812) an Kaiser Alexander über die Lage Deutschlands vorlegte und darauf Vorschläge gründete, um die deutschen Truppen für die gerechte Sache zu gewinnen, dem Feinde in Deutschland Hindernisse zu schaffen und das Volk für eine offne Erhebung vorzubereiten, sprach er dieselbe Ansicht unver-

hohlen aus: „die deutsche Nation sieht ihre Unabhängigkeit, ihr Blut, ihr Vermögen dem Vortheil der Fürsten geopfert, welche sie verrathen haben." (S. 68.) Er wiederholte diese Ansicht in dem Manifeste, welches der Kaiser von Rußland an die Deutschen in Napoleons Heere erließ. „Ihr seid unterdrückt", ruft er darin den Deutschen zu, „aber noch nicht erniedrigt und entartet. Verriethen gleich viele Eurer Fürsten die Sache des Vaterlandes, statt für sie zu bluten und zu fallen, ließen sich gleich viele Eures Adels und Eurer Staatsbeamten zu Werkzeugen seines Unterganges brauchen, statt dem ehrenvollen Berufe zu gehorchen, seine Vertheidiger zu werden, so ist doch die große Mehrheit Eures Volkes bieder und tapfer, des Drucks der Fremden unmuthig, Gott und dem Vaterlande treu." Es thut nichts, daß Alexander's Bleistift diese Stelle als anstößig bezeichnete. Sie ist darum doch der Geschichte erhalten geblieben (Pertz III., S. 602). Ihr Grundton geht durch das ganze Buch, durch alle Reden, Schriften und Thaten des Mannes. Vergebens versuchten deutsche Fürsten, die vor Napoleon nach Petersburg entflohenen Herzöge von Oldenburg, bei Alexander die Meinung geltend zu machen: Stein gehe zu weit, seine Vorschläge seien von jakobinischer Gefahr, man dürfe durchaus nicht das Volk zur Erhebung anfeuern, alles müsse vielmehr von oben her, durch die Fürsten geschehen. Stein wies mit bitterm Hohne nach, was dabei heraus kommen werde, wenn man auf diese Art verfahre, wenn man die thätig zu machenden Kräfte zersplittere, sie großentheils unfähigen Personen vertraue, und seine Hoffnung auf die Wirksamkeit von „Cabinetten, Höflingen, Kammerdienern und Maitressen setzen wolle", statt auf „Theilnahme und Mitwirkung des Volks" zu rechnen (Pertz S. 96—99, S. 145, S. 181—182).

„Diese Menschen", ruft er in einem Briefe an Gneisenau (29. September 1812) zornig aus, „sind blind und taub. Ich habe sie mir abgeschüttelt."

Fortan leitet er die deutschen Dinge in der Petersburger Commission allein. Er unterhandelt wegen Schwedischer und Englischer Landungen, an die sich der Aufstand in Norddeutschland anschließen könne; er überzieht Deutschland mit einem Netz von Spähern, die des Feindes Stärken und Schwächen, Bewegungen und Pläne beobachten und berichten, seine Couriere mit bewaffneten Streifern auffangen. Er beruft Arndt nach Petersburg und setzt den ungeheuren Hebel der Presse in Bewegung gegen den Feind. Er sucht die deutschen Gelehrten durch Titel und Orden, von Rußland verliehen, zu gewinnen (S. 75—76), und auf die akademische Jugend einzuwirken, auf die Jugend, „die am empfänglichsten sei für edle Gefühle und fähig aufopfernder Begeisterung" (S. 128). Er ist sicher, daß die Erhebung des Volks, sich anlehnend an die deutsche von England übernommene und gelandete Legion, auch die Fürsten fortreißen werde. „Das Lumpengesindel der deutschen Fürsten (schreibt er an Münster 25. September 1812) wird vor dem nordischen Bundesgenossen ebenso kriechen, wie sie 1801 und 1802 vor Laforest und Mathieu Favier gekrochen haben" (S. 175).

Aber das ganze Gebäude der mühsamsten Vorbereitungen für eine deutsche Volkserhebung wird zertrümmert durch deutschen Verrath. Justus Gruner, die Seele dieser Vorbereitungen, Stein's treuester Genosse in Deutschland, wird auf Verlangen der Preußischen Polizei in Prag verhaftet. Metternich erfährt den ganzen Umfang der eingeleiteten Verständnisse und verräth ihn an den französischen Gesandten!! Er warnt denselben vor Preußen, wo „ein böser Geist herrsche, der leicht

eine Erschütterung, einen Aufstand bewirken und hunderttausend Menschen zum Vortheil Rußlands in die Waagschale werfen könne; man müsse nicht die Kraft des Volkes mit dem Willen des Königs verwechseln" (Pertz S. 130—131). „Metternich" — schreibt Stein — „zeigt einen Doppelsinn, der alles befürchten läßt" (3. October 1812). Wir werden sehen, wie Stein ihn als den bösen Dämon Deutschlands, vor dem „seine Seele schauderte", wenn er sich ihn an der Spitze dachte, fortwährend in dieser Zeit betrachtete.

Gruners Verhaftung war ein harter Schlag. Aber Stein war nicht der Mann, den Muth zu verlieren. Während Napoleon siegreich die russischen Heere vor sich her treibt, seine unüberwindliche Armee sich gegen Moskau, des Reichs aralte Hauptstadt, wie eine Riesenschlange heranwälzt, die Czarenstadt des heiligen Rußland in Flammen auflodert, und Alexander's Haar, des tiefgebeugten, in wenig Wochen erblich, sehen wir Stein unaufhörlich mit Deutschland beschäftigt, das Verderben des Siegers dort in dessen Rücken bereiten, und des Erfolges gewiß, Pläne ausarbeiten für eine künftige Verfassung Deutschlands. Seine Denkschrift über Deutschlands künftige Verfassung (Pertz S. 140—148) stellte drei Möglichkeiten auf: 1) Vereinigung Deutschlands zu einer Monarchie, oder 2) Theilung unter Preußen und Oesterreich durch die Mainlinie oder 3) zwei Bündnißgruppen, wobei einige der größeren deutschen Staaten als solche bestehen blieben. Jeder von diesen drei Punkten sei besser als der gegenwärtige Zustand, und als eine Erneuerung der alten deutschen Reichsverfassung. Stein zeigt sich bei dieser Gelegenheit als der gründlichste Beurtheiler dessen, was man von Seiten einer gewissen Partei historische Entwicklung und historisches Recht zu nennen liebt. „Die alte deutsche Ver-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52808-6
FN. I1405/040

faſſung", ſagt er, „war nicht das Ergebniß des Willens einer durch Erfahrung und Kenntniß ihres wahren Vortheils aufgeklärten Nation; ſondern ſie verdankt ihren Urſprung den verderblichen Ränken der ehrgeizigen Päpſte, der Treuloſigkeit und dem aufrühreriſchen Geiſte deutſcher Fürſten, und dem Einfluſſe der fremden Mächte." — Deutſchland möge es ſich merken! Es iſt der Freiherr von Stein, der das ſagt, der von Napoleon geächtete Preußiſche Staatsminiſter, welcher den Satz aufſtellt: eine wahre Verfaſſung iſt nur die, welche das Ergebniß des Willens einer durch Erfahrung und Kenntniß ihres wahren Vortheils aufgeklärten Nation iſt.

Je dunkler das Gewölk der Gefahr rings um ihn her nachtete, ſagt ſein Biograph, deſto heller und blitzender ward er. Man denkt unwillkürlich an das ſtolze Wort des Schillerſchen Wallenſtein:

„Nacht muß es ſein, wenn Friedlands Sterne ſtrahlen!"

Wo die haltloſen Maſſen vom Schrecken betäubt nur Verwirrung und Untergang erblickten, nur in Unterwerfung und Knechtſchaft ihr Heil ſuchten, da ſtand er unerſchüttert, den feſten Muth des unerſchrockenen tadelloſen Mannes der Gefahr entgegenſtemmend, das Feuer ſeiner Bruſt auf die Schwächeren ausſtrömend, die Willigen belebend, die Edlen vereinend, die Zweifelnden und Ermattenden aufrichtend, die Feigen und Schlechten, die Selbſtſüchtigen und Verräther mit dem Blitz ſeines Auges, mit dem Donner ſeiner Rede zu Boden ſchlagend. Als die Nachricht kam, daß der vermeinte Sieg bei Borodino, den Kutuſow gemeldet und Petersburg und der Hof mit Jubel und Tedeums gefeiert hätten, in der Wirklichkeit

eine Niederlage geweſen, daß Moskau verloren ſei; und als die Kaiſerin Mutter, der Großfürſt Conſtantin und alle Umgebungen und Räthe des Kaiſers nach Frieden riefen, da war es Stein, der ſein Haupt hoch emportrug und den Kaiſer aufrecht hielt bei ſeinem Entſchluſſe: nicht zu ruhen, bis Napoleon vernichtet ſei. Da ſchrieb er (15. October) an ſeine Frau nach Deutſchland, während alles um ihn her verzagte: Er hoffe auf Sieg in dieſem gemeinſamen Kampfe: „Meine Hoffnung gründet ſich auf die Güte unſerer Sache, auf die Mittel und die Thatkraft des Volks.“ Vierzehn Tage ſpäter, als der Umſchwung begann und der Auszug Napoleons angetreten war, da herrſchte Uebermuth unter den noch eben erſt ſo verzagten. Der Hof feierte gerade ein Familienfeſt, als die erſten Nachrichten anlangten. Stein war bei Tafel. Die Kaiſerin Mutter rief aus: „Fürwahr, wenn von dem Franzöſiſchen Heere ein Mann über den Rhein zurückkommt nach Frankreich, ſo werde ich mich ſchämen, eine Deutſche zu ſein.“ Stein's Angeſicht überflog Leichenbläſſe des Zorns, und raſch ſich erhebend, brach er in die Worte aus: „Ew. Majeſtät haben ſehr Unrecht das zu ſagen, und zwar vor den Ruſſen zu ſagen, welche den Deutſchen ſoviel verdanken. Sie ſollten nicht ſagen, Sie würden ſich der Deutſchen ſchämen, ſondern Sie ſollten Ihre Vettern nennen, die deutſchen Fürſten. Ich habe in den neunziger Jahren am Rhein gelebt. Das brave deutſche Volk hatte nicht Schuld. Hätte man ihm vertraut, hätte man es nur zu brauchen verſtanden, nie wäre ein Franzoſe über die Elbe, geſchweige über die Weichſel oder den Dnepr gekommen!“ (Pertz III., S. 199—200.) Die beſtürzte Kaiſerin faßte ſich und erwiederte: „Sie haben Recht, ich danke Ihnen für die Lection!“

mussten. Während diese nun in der neuesten Geschichte der Römischen Litteratur eine Darstellung gefunden haben, die an tiefer Einsicht und eindringendem Begreifen dieser entscheidenden Periode kaum etwas zu wünschen übrig lässt [1]), mag es uns vergönnt sein, einem dort mit Stillschweigen übergangenen Punkte, dem **Verhältnisse dieser Zeit zu den philosophischen Studien**, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden [2]).

Wenn wir den Ernst und die Gründlichkeit betrachten, womit von Cicero und den Edelsten seiner Zeitgenossen die Philosophie, wenn gleich zu den verschiedensten Zwecken getrieben wurde, so muss uns die Kälte und Vernachlässigung um so mehr befremden, mit welcher wir in dem darauf folgenden Zeitalter diese Studien behandelt sehen. Kein Nachfolger des Cicero versuchte es in seinem Geiste die römische Litteratur zu bereichern; eben so wenig finden wir Männer, die wie Catulus, Brutus, Cato das Bild der Philosophie, zu der sie sich bekannten, in ihrem Leben auszuprägen suchten. Aber auch diese Veränderung war eine nothwendige; auch sie war bedingt durch jene Umgestaltungen, welche Form und Wesen des gesammten Nationallebens erfahren hatten und fortwährend erfuhren. Zunächst war es die Beeinträchtigung, ja man kann sagen die Vernichtung der alten Beredsamkeit, jener grossartigsten und gewaltigsten Kunst und

1) Bernhardy Grundriss der Römischen Litteratur. Augusteisches Zeitalter. S. 98 – 106.

2) Einiges Hierhergehörige liefern *Wieland* zu Horat. Epp. I, 1. S. 38 – 42. *Obbarius* zu Hor. Ep. I, 1. S. 16.

Unglaublich waren die Schwierigkeiten, mit welchen Stein bei seinen Bestrebungen, von Rußland aus für Deutschland und auf dasselbe zu wirken, kämpfen mußte. Monate vergingen, ehe die Briefe auf weiten Umwegen an die Vertrauten anlangten, — Monate, ehe die Antworten kamen. Und oft paßte bei unterdessen veränderten Umständen weder Brief noch Antwort auf den jetzigen Zustand der Verhältnisse. Aber nichts schreckte den rastlosesten der Menschen zurück. Stein war ein deutscher Napoleon, nur an Adel der Seele dem Korsen unendlich überlegen, der ihn eben darum so tödtlich haßte, weil er des eignen Geistes Macht in dem Gegner verspürte. Hätte Stein eine deutsche Revolution, wie die französische Napoleon, an die Spitze Deutschlands getragen — welche unermeßlichen Leiden wären unserm Volke erspart geblieben! Er wußte das selbst, wenn er den Alles von ihm fordernden im Jahre 1813 erwiederte: „ich bin kein König und habe kein Heer". Groß wie Napoleon wo es galt den Sieg vorzubereiten, war er nicht minder groß, den Sieg zu benutzen. In einem Augenblicke wo das Glück kaum angefangen hatte, der deutschen Sache aus der Ferne zu lächeln (1. November 1812), ging er schon zum entschlossenen Handeln für Deutschland über, forderte er Englands Hülfe (S. 201), um Deutschland seine alten Gränzen, Vogesen und Maas zurückzugeben, ihm eine feste Verfassung zu sichern und — das siegreiche Rußland vor der Erweiterung seiner bisherigen Gränzen gegen Westen zurückzuhalten! Holstein und Schleswig bis zur Eyder müsse von Dänemark los und zu Norddeutschland zurück. — Wenn man Steins damalige Briefe und Denkschriften liest, so glaubt man einen Seher der Zukunft vor sich zu haben — so wörtlich hat sich in den letzten dreißig Jahren seine Vorhersagung über Rußlands

Vordringen bestätigt (Vgl. S. 206—208). Zu gleicher Zeit übergab er dem Kaiser Alexander eine Denkschrift, daß und wie der Krieg nach Deutschland fortzusetzen und zu führen sei, wie man Deutschlands Streitkräfte Napoleon entreißen und mit sich verbinden, wie man den Unwillen des Volks gegen die fremden Unterdrücker schüren und benutzen, die Regierungen überwachen, leiten, fortreißen und in gewissen Fällen sich ihrer bemächtigen müsse. Preußens König werde zu gewinnen sein, wenn man ihm andere Räthe gebe, Schön, Scharnhorst, Dohna zu Ministern mache. „Was die übrigen deutschen Fürsten betrifft, so haben sie — was auch ihr Betragen sein mag, — kein Recht, die Beibehaltung oder Wiederherstellung ihrer Oberherrlichkeit zu verlangen. Sie sind jetzt in feindlichem Stande, und im Augenblick des Eintritts der verbündeten Heere können deren Fürsten eine solche Anwendung des Rechts der Eroberung machen, wie ihr eigener Vortheil es erheischen wird. Selbst die vertriebenen Fürsten haben kein Recht, ihre Wiedereinsetzung zu verlangen — denn sie sind keineswegs Verbündete der Mächte, welche die Franzosen aus Deutschland zu jagen beabsichtigen, und haben keine Gewähr gegeben." Alexander billigte die Denkschrift und beschloß die Fortsetzung des Krieges zur Befreiung Deutschlands. Er entfernte den Kanzler Romanzow, der napoleonisch gesinnt war, und wählte Männer von Stein's Ansichten zu seinen Räthen. Der Niemen ward überschritten. York capitulirte, der König von Preußen ward fortgerissen, der Aufruf von Kalisch an die Deutschen erlassen, aber nur die Hansestädte und Mecklenburg hatten sich bis zum 19. Mai 1813 für die deutsche Sache erklärt. „Die deutschen Fürsten", schreibt Stein aus Kalisch an Münster, „gehen durch ihre eigene Schlechtigkeit unter, nicht durch unser Benehmen." Er drang

ſchon damals auf die Suſpendirung des Sachſenkönigs, der noch immer Napoleon „für einen Mann von Gott geſandt" hielt (S. 356, 382). „Dieſe kleinen Tyrannen freuen ſich ihrer Souveränetät, des Genuſſes des Geraubten, und ſind gleichgültig gegen die Leiden und die Schande des Vaterlandes" (S. 342).

Napoleon ſiegt bei Lützen und Bautzen. Alle Fürſten des Rheinbundes ließen zur Feier des Sieges Te deum ſingen. Der König von Würtemberg erließ, um den Geiſt der Empörung in Deutſchland zu bannen, ein Geſetz, wonach bei Hochverrath und Majeſtätsbeleidigung keinem Angeklagten ein Vertheidiger gegeben werden ſollte (S. 363—364).

Darum kannte Stein gegen dieſe Fürſten — und es war die Mehrzahl der deutſchen Fürſten, die ſo dachte — keine Schonung. Auch der ariſtokratiſche Graf Münſter dachte damals wie ſein Freund. Sechs Wochen vor der Schlacht von Leipzig ſchrieb er an Stein: „Ich will gewiß der Fürſten nicht ſchonen, die ſich wie der Sachſe betragen. Er verdient geächtet, nicht geachtet zu werden. So der Baier und der Würtemberger Zaunkönig, wenn ſie nicht bald heran kommen" (S. 399). Selbſt Münſter hielt die Souveränetät der kleinen deutſchen Fürſten für ein Unglück. „Das Schickſal der Deutſchen würde höchſt zu beklagen ſein", ſchreibt er an Stein am 8. October 1813, „wenn ſie künftig dem Willen kleiner Deſpoten unterworfen ſein ſollten. Beim gänzlichen Ruin der Finanzen in allen Ländern würde ihr Loos beklagenswerth ſein." „Sollte dieſe Art der Souveränetät für das arme Deutſchland beliebt werden, ſo wäre ich bereit" — ſagt Graf Münſter! — „mich auf die Seite der Revolutionairs zu ſtellen!"*)

*) Vgl. Pertz S. 419—421.

Wenn eine Vereinigung unter den deutſchen Staaten zu Stande käme, meint derſelbe Graf Münſter, bei welcher die deutſchen Fürſten die alleinigen Contrahirenden wären, ſo ſei allerdings Ausſicht, daß ein ſolcher Bund (der deutſche Bund!) auch ohne Kaiſerwürde eine Art von Conſiſtenz erlangen werde; dann aber würden die Unterthanen der deutſchen Fürſten bloße Sklaven werden! (S. 421.) Graf Münſter, der hannoverſche Edelmann, hat es geſchrieben. Dieſe Souveränetät aber war es gerade, der Metternich aus allen Kräften ſchmeichelte, die er mit allen Kräften aufrecht zu erhalten ſuchte. Und es gelang ihm.

In dieſem Manne ſah Stein Deutſchlands größtes Unglück. Metternich hatte, wie wir ſahen, 1811 Gruner'n verhaften laſſen und Stein's Befreiungspläne den Franzoſen mitgetheilt. Seitdem hielt ihn Stein zu allem fähig (S. 185). Zwei Jahre ſpäter, als ſchon die verbündeten Heere Preußens und Rußlands ſich mit Napoleon gemeſſen hatten, ſchreibt Stein aus Reichenbach an Münſter (17. Juli 1813): „Zu ſpät hat ſich der gute Neſſelrode überzeugt, daß Metternich flach, unmoraliſch und doppelſinnig iſt; er handelt entweder als ein Verräther, oder was wahrſcheinlicher, er beſitzt nicht die Kraft und den auf perſönliches Anſehen gegründeten Einfluß, ſeinen Kaiſer zu lenken. Auf Metternich iſt das Wort Mephiſto's im Fauſt anz wenden:

„Ein Kerl der ſinaſſirt*)
Iſt wie ein Thier auf dürrer Haide ꝛc."

Es war um die Zeit des Waffenſtillſtandes und Stein klagt laut: Inmitten des geſtählten, friſchen, freudig aufgeregten

*) Ein Lieblingsausdruck von Stein.

Geiſtes mit einem Heere von 400,000 Mann voll Siegesmuth und Begeiſterung laſſe man ſich von einem eitlen, pfiffigen, leichtſinnigen, flachen Metternich zu Unterhandlungen, vielleicht gar zu einem verderblichen Frieden verleiten (S. 390—391). Metternich (ſagt Stein im September 1813) habe ganz im Gegenſatze zu ſeinen Vorgängern, den Stadion's, ſeit 1809 dahin geſtrebt, „den Geiſt der Oeſterreichiſchen Nation zu lähmen, und durch diplomatiſche Künſte das große Problem der Regeneration Europas zu löſen". Das ſei zum Theil gelungen: „die Nation war und iſt lau, die Armee ſchlägt ſich nicht ſonderlich, und niemand vertraut weder auf den ſchwachen Regenten, noch auf ſeinen egoiſtiſchen, kalten, ſchlauen Miniſter, der zwar rechne, aber ohne Tiefe. Er iſt ein guter Buchhalter, aber kein großer Mathematiker" (S. 417).

Metternichs Werk war die Begünſtigung des Baiernkönigs im Rieder Vertrage, war der Grundſtein zu Deutſchlands Elend, die Vereitelung aller Hoffnungen auf ein künftiges einheitliches Deutſchland. Stein war empört. Aber der Schritt war einmal gethan. „Man ließ es ſich gefallen", ſagt Pertz, „die Bahn des Unrechts zu betreten, auf der man dann im Laufe der Jahre noch manchen traurigen Schritt zu gehen gehabt hat" (S. 429). Metternich ſtrebte nach einem überwiegenden Einfluſſe, zu dem ihn, wie Stein ſagt, weder ſeine Fähigkeiten noch ſein Charakter berechtigten. Stein nannte ihn „einen Menſchen ohne große Anſichten, der ſich das Ziel nahe ſtecke, um auf die bequemſte und kürzeſte Art die Sache einſtweilen auszuflicken". An ihm lag es nicht, daß damals ſchon im Sommer 1813 ein höchſt elender und verderblicher Friede zu Stande kam (S. 418). Nach der Schlacht von Leipzig ſuchte er auf alle Weiſe Stein vom Kaiſer Alexander zu entfernen

um zu verhindern, daß der geſchlagene Schwiegerſohn des Oeſterreichiſchen Kaiſers weiter als bis an den Rhein verfolgt werde (S. 428—429). Er ließ Stein's Briefe, ſobald ſie über Oeſterreich gingen, wie alle andern, erbrechen (S. 424). Wie er in der Schweiz intriguirte, um die „alte Ordnung der Dinge" dort wieder herzuſtellen, und wie er den Kaiſer Alexander dabei hinter deſſen Rücken compromittirte, mag man bei Pertz (S. 497—498) nachleſen.

Nie hat es zwei Menſchen gegeben, die ſich ſo im Innerſten des Weſens entgegengeſetzt waren, wie Stein und Metternich. Stein ſah kaum das große Bündniß der drei Mächte gegen Napoleon abgeſchloſſen (9. September), als er auch ſchon darauf drang, dieſen günſtigſten aller Momente für Deutſchlands zukünftige Geſtaltung zu benutzen. Die Theilung zwiſchen Oeſterreich und Preußen erſchien unmöglich. Er gab ſie freudig auf — Kaiſerwürde, Reichstag und Reichsgerichte in verbeſſerter Geſtalt, mit repräſentativen Verfaſſungen in allen einzelnen Ländern, das war es, worauf er drang. Metternich im Gegentheil wollte Deutſchland in einige zwanzig unabhängige Fürſtenthümer zerſtückelt laſſen, ohne Verbindung untereinander oder mit Oeſterreich und Preußen. „Die Kleinheit und Nichtigkeit jener Staaten", ſagt Pertz, „würde dahin geführt haben, die Einheit der Nation zu zerſtören" (ſoll heißen: unmöglich zu machen), „den Geiſt des Volkes zu erniedrigen, und dem diplomatiſchen Einfluſſe Frankreichs auf das ſüdliche Deutſchland freies Spiel zu laſſen." Dagegen war ſelbſt ein „Deutſcher Bund", nach Stein's Anſicht, noch ein Glück für Deutſchland. Er ſchlug einen ſolchen vor, und ſeine und Humboldts Entwürfe wurden 1814 die Grundlage der Berathungen (S. 415—416). Er mußte, ſo oft er an Kaiſer und Reich

für Deutschland dachte, selbst bekennen, „daß ihn jedesmal schaudere, wenn er sich erinnerte, daß es Franz und Metternich sein würden, denen in diesem Falle die ersten Rollen zufallen müßten“ (S. 456).

Aber kaum war der Rhein überschritten, kaum standen die verbündeten Heere im Herzen Frankreichs, dessen Departements der von dem Franzosenkaiser geächtete Stein jetzt einrichtete und administrirte, als der treue Eckart Deutschlands schon wieder auf das Einzige, was Noth thue, auf eine Vereinigung Deutschlands durch eine Bundesverfassung drang. Die Grundsätze einer solchen, wie er sie in einer Denkschrift an Kaiser Alexander, Hardenberg und Münster entwickelte, waren groß und einfach. Sie hießen:

1. Vernichtung der Souveränetät aller einzelnen Fürsten als conditio sine qua non, als die nothwendigste Bedingung jeder wahrhaften Einheit Deutschlands;
2. Leitung der deutschen Angelegenheiten durch ein Directorium, bestehend aus Oesterreich, Preußen, Baiern und Hannover, durch eine unabhängige mit Finanzen und Heer auszustattende Centralgewalt;
3. Gemeinsame Grundrechte für alle Deutschen;
4. Repräsentative Verfassungen in jedem Einzelgebiete;
5. Eine Bundesversammlung berathend und beschließend für das Ganze, deren Abgeordnete zum Theil von den Fürsten gewählt, zum Theil von den Ständeversammlungen entsendet werden. Sie werden jährlich zu ¼ erneuert. Dieser Bundestag giebt die Gesetze für den Bund, bestimmt die Auflagen für Bundeszwecke; entscheidet die Streitigkeiten zwischen Fürsten unter sich, sowie zwischen Fürsten und Unterthanen, und führt die Entscheidungen

auch aus. Er ist competent im vollen Sinne des Worts.

6. Die deutschen Landstände haben das Recht der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung;
7. Alle Binnenzölle und Einfuhrverbote eines deutschen Staats gegen den andern werden abgeschafft;

Zu den Grundrechten jedes Deutschen gehört: daß er nur durch seine natürlichen Richter verurtheilt werden, daß er nicht länger als 48 Stunden verhaftet sein darf, ohne vor sie gestellt zu werden, damit sie über die Ursachen seiner Verhaftung entscheiden;

Daß jeder Deutsche das Recht hat auszuwandern und in jedem deutschen Lande Civil- und Kriegsdienste zu nehmen;

Daß jeder einzelne Deutsche, wie jede Corporation das Recht hat, durch die Presse seine Beschwerde gegen Regierung und Behörden bekannt zu machen; und endlich:

Daß jedem Deutschen das Recht auch auf sein wissenschaftliches und künstlerisches Eigenthum gewährleistet wird.

Diese Verfassung auszuarbeiten, schlug Stein Männer wie Humboldt, Spiegel und Solms-Laubach vor. Sobald es geschehen, sollten die Abgeordneten der deutschen Fürsten von den Mächten berufen werden, um die Bundesacte zu unterzeichnen, worauf dann das Directorium dieselbe ausführen und die Bundesversammlung berufen werde.

Also Stein im März des Jahres 1814. Sechsunddreißig Jahre sind seitdem vergangen, und trotz Juli-, Februar- und Märzrevolutionen ist Deutschland noch nicht dahin gelangt, wohin es Stein im Jahre 1814 gestellt wissen wollte! Man mag den Jammer des Biographen darüber (S. 561—563) nachlesen. Wer aber war es, der sich diesem heilvollen Plane wi-

verſetzte, deſſen Ausführung damals „ein Federſtrich bewirken konnte“, in einem Momente, wie er bis 1848 nie wiederkehren ſollte, in einem Momente, wo kein Einfluß des Auslandes, kein angeblicher Vortheil der Einzelnen, kein Neid entgegenſtand, in einem Momente endlich, wo Rußland durch einen edelherzigen Kaiſer vertreten im Bunde ſtand mit der Idee der deutſchen Einheit und Freiheit?

Die deutſchen Rheinbundfürſten waren es und Oeſterreich, das heißt Metternich.

Stein kannte ſeine Gegner. Er wußte was geſchehen mußte, um ſie zu beſeitigen, und er war muthig genug, hier im Angeſichte eines großen Ziels keinen Terrorismus zu ſcheuen, zumal wo dieſer ſo berechtigt und geboten von der Nothwendigkeit auftrat. Stein wollte wenigſtens zum Theil tabula rasa gemacht wiſſen. Er ſchlug dem Kaiſer Alexander ſchon gleich nach der Schlacht von Leipzig vor, alle Rheinbundfürſten vorläufig abzuſetzen und aus ihren Ländern zu entfernen. Thue man es nicht, ſo würden ſie ſich zwar zum Scheine unterwerfen und Truppen ſtellen, aber in Wirklichkeit — (und ſo geſchah es) — die Benutzung ihrer Landeskräfte erſchweren, die Maßregeln der Verbündeten lähmen; Ja „im entſcheidenden Augenblicke werden ſie uns im Unglück verlaſſen und verrathen“. Metternich verhinderte die Ausführung dieſes Plans. Allen dieſen Fürſten wurde ihre Souveränetät vielmehr auf ſeinen Betrieb ausdrücklich gewährleiſtet (S. 466—467) und dadurch jede Möglichkeit eines einheitlichen Deutſchlands in der Geburt vernichtet. „Dieſe Prinzlein“, ſchreibt Stein, „ſind ſelber erſtaunt, daß man ſoviel Umſtände mit ihnen macht, und ihnen ein ehrenvolleres Daſein zugeſteht, als ſie durch ihr Betragen verdient haben“ (S. 485). Die Folge davon war zunächſt die,

welche Stein vorausgesagt hatte. Theils zeigten sich diese Souveräne „denen", wie Stein schrieb, „ihre Souveränetät weiter nichts gekostet hat, als Niederträchtigkeit und das Blut ihrer Unterthanen" — lau und flau in der Förderung der deutschen Sache, theils hinderten sie, wie der König von Würtemberg, jeden Aufschwung ihrer Völker. Die Neigung für ihren Wohlthäter Napoleon auf der einen, die Furcht vor seiner Rache auf der andern Seite, ließen sie ihrer eigenen Sicherheit wegen jede freiwillige Regung der Völker scheuen und niederdrücken. Der König von Würtemberg verbot die Errichtung von Freiwilligen und Landwehr in seinem Reiche; „er wollte nichts vom Kampf für das Vaterland reden hören, sondern nur blinden Gehorsam und Linienfeldaten". Er machte sogar den Anschlag, den preußischen General Rühle in Karlsruhe verhaften zu lassen! Die Verbündeten verlangten allgemeine Landesbewaffnung. Seine Antwort war, daß er allen seinen Unterthanen die Waffen und Gewehre nehmen, und selbst die Piken in die Zeughäuser verschließen ließ. Er hielt sich offen für Napoleons Wiederkehr bereit. Hatte er doch in einem aufgefangenen Briefe demselben zu seinen Siegen über die Schlesischen Heere Glück gewünscht, und die Hoffnung auf „nahe Rückkehr unter seine glücklichen Fahnen" ausgesprochen!! (Pertz S. 590). Ohngefähr ebenso verfuhren der König von Baiern und sein Minister Montgelas. In Baden und Darmstadt ward die rasche Entwicklung ebenfalls durch napoleonisirende Fürsten zurückgehalten, in Kurhessen und Hannover aus Lauheit und Egoismus. „Von allen deutschen Fürsten waren es fast nur der Herzog von Anhalt-Dessau, die meisten Herzoge von Sachsen, die Fürsten Lippe-Bückeburg (Fürstin Pauline von Lippe blieb napoleonisch und bewies, daß sie nur der Gewalt ge-

Lebensthätigkeit, welche auch ihresthells auf die philosophischen Studien zurückwirkte, insofern diese früher als Mittel zum Zweck von vielen betrachtet und mit Eifer und Ernst getrieben worden waren. Nächst dem Nutzen aber hatte das letzte Geschlecht des republikanischen Roms auch Vergnügen in Ausfüllung des sparsam zugemessenen Otium und endlich Trost und Hoffnung [1]) in der Pflege dieser Studien gesucht und gefunden. Aber für das nächstfolgende war die erste Rücksicht des unmittelbaren praktischen Nutzens mit der Vernichtung des Endzweckes selbst vernichtet; die einst so seltene Musse der römischen Edlen, durch Augusts und seiner Freunde klug berechnete Wirksamkeit über das Leben ausgedehnt, forderte andere Mittel zur Ausfüllung der ungeheuren Leere, als die Philosophie, die zur alleinigen Lebensaufgabe zu machen ganz und gar nicht in der römischen Natur lag. Mit dem gänzlichen Verschwinden der Hoffnung endlich auf bessere Zeiten und Rückkehr der alten Verhältnisse und mit der gewaltsamen Vernichtung und dem Aussterben derjenigen, die jene Zeiten der Republik

1) Statt vieler hier eine Stelle aus Cicero's Briefen an Varro (ad Famil. IX, 2. §. 3.) Sed haec tu melius: modo nobis sit illud, una vivere in studiis nostris, a quibus antea *delectationem* modo petebamus, nunc vero etiam *salutem*; non deesse, si quis adhiberi volet, non modo ut architectos, verum etiam ut fabros, *ad aedificandam rem publicam* — si nemo utetur opera, tamen et scribere et legere *salutare*: et si minus in curia atque in foro, at in *literis et libris*, ut doctissimi veteres fecerunt, navare rempublicam, et *de moribus ac legibus* quaerere.

horche"), Schwarzburg und die Städte Bremen und Lübeck, welche ihre deutsche Schuldigkeit thaten." Mecklenburg und Hamburg wurden durch Davoust in Schach gehalten. Alle andern deutschen Fürsten und Regierungen bestätigten Stein's Ansicht über ihre Gesinnung durch ihr Verhalten.

Von besonderem Interesse ist ein Punkt, weil er in nächster Beziehung zu der jüngsten Vergangenheit steht. Es ist das Verhalten jener deutschen Fürsten und Regierungen, zu der von der damaligen deutschen Centralverwaltung, an deren Spitze Stein sich befand, anbefohlenen allgemeinen Volksbewaffnung.

Gegen nichts sträubten sich die meisten deutschen Fürsten mehr als gegen diese, nach Stein's Plane von den alliirten Mächten durch die deutsche Centralverwaltung angeordnete, allgemeine Bewaffnung und Wehrbarmachung der Nation. Selbst Graf Münster gesteht, daß die Sache durch den Widerstand der Fürsten in eine üble Lage gebracht sei (Brief an Stein vom 14. März 1814, Pertz S. 725—726). Den vollständigsten Aufschluß darüber giebt der Bericht des Oesterreichischen Hauptmanns Meyer, der unter dem Preußischen Oberst Rühle für die Verwirklichung jener Maßregel arbeitete, an den damaligen Feldmarschallieutenant und Chef des Generalquartiermeisterstabes, Grafen Radetzky: „Die allgemeine Bewaffnung", heißt es in demselben, „geht ihren langsamen Gang, und wenngleich vom Volke willig, doch von oben herab mit einem so schlaffen oder vielmehr so sträubenden Sinne angenommen, daß der alte Geist, welcher seit Jahrhunderten das zerstückelte Deutschland von allem Großen zurückhielt, nicht gebessert durch das Vergangene, sondern verschlimmert erscheint." Der Berichterstatter zeigt nun, wie in Würtemberg

mit der übernommenen Verbindlichkeit zur Bewaffnung des Volks ein höhnendes Spiel getrieben werde; wie in Baden „von oben her“ Lauheit herrsche, und wie man in Darmstadt darauf ausgehe, „die allgemeine Bewaffnung zum Spotte zu machen“. „Lächerlich soll sie werden durch ihre Ohnmacht, um als unnützer Haufe gebrauchloser Menschen so recht auf immer zu vergehen“. „Mögen auch diese Haufen leiden, Deutschland in allen Ursachen seiner Ohnmacht verharren — die aus Frankreich stammende Souveränetät dieser kleinen Fürsten will bestehen. Was sie ihrem Meister Napoleon nie zu versagen gewagt haben würden, das verweigern sie der Erhaltung von Deutschland. Daß Napoleons Rückkehr den meisten von ihnen erwünschter wäre als sein Sturz, ist die Meinung der meisten Männer dieser Gegend.“ Meyer findet in allen Verordnungen der Regierungen über die allgemeine Volksbewaffnung „keine Spur davon, daß man suche, dieselbe als Werk der eignen Rührigkeit des Volks hervorzurufen, Sinn und Neigung des Volks dafür zu benutzen oder zu gewinnen“. „Diese allgemeine Bewaffnung“, sagt der wackre Oesterreichische Hauptmann, „ist der Prüfstein und das Schreckbild, an welchem sich die Gesinnungen und die Besorgnisse der deutschen kleinen Souveräne erweisen. Sie fühlen, daß diese Bewaffnung, wenn sie von einem Mittelpunkte ausgeht, den, welcher diesen Mittelpunkt handhabt, zu ihrem Obern macht, daß eine Macht entsteht, welche der ihrigen Schranken setzt. Sie sind beinahe alle so wenig deutsch, daß sie im Herzen das Vergangene zurückwünschen, und daß sie bei einem Umschlage mit Freuden die Truppen, welche sie jetzt für die Verbündeten werben, dem alten, ihren Wünschen weit verwandteren Gebieter zum Sühnopfer darbringen würden. Darum trachten sie, die allgemeine

Bewaffnung so gebrauchlos als möglich entstehen zu lassen; darum wären ihnen einige laut ausbrechende Unordnungen sehr willkommen (es waren dergleichen vorgekommen aber aus sehr begreiflichen Gründen. S. S. 527), um an solchen Unordnungen gegen die ganze Anstalt zu declamiren."

Meyer sah das Richtige. „Kommt es", so schließt sein Bericht, „kommt es nicht zur vollständigen Organisation dieser Volksbewaffnung, zur klugen Verschmelzung der Truppen, der Landwehr und des Landsturms als dreier Theile eines unzertrennlichen Ganzen, dessen Gestaltung in den Händen der höchsten Reichsmacht beruht, kommt es nicht zur Einführung einer Farbe und eines Feldzeichens für alle, — so bleibt Deutschland was es war: ein Land der kleinlichsten Interessen, der Intrigue aller Fremdlinge von Osten zu Westen, welche seine souveräne Zerstücklung benutzen. Die Nation selbst aber bleibt ohne politischen Gehalt, Würtemberger und Darmstädter, aber keine Deutschen; der Moment einer großen Wiedergeburt geht vorüber, und alte Erniedrigung ist zu fürchten."

Und so ists gekommen. Als nach 35 Jahren der günstige Moment wiederkehrte — da verhallte die gleiche Stimme eines andern Propheten ebenso ungehört in der Paulskirche zu Frankfurt, wie die Stimme jenes wackern Mannes verhallte in der Wüste Deutschlands. Dafür errichtete 1813 der Herzog von Cumberland in Hannover, während man die Freiwilligen nach Hause zu gehen zwang und die Bildung einer Volkswehr auf den Nimmermehrstag vertagte, „ein Reiterregiment mit ausschließlich adlichen Officieren!" „Es war dieselbe Truppe, welche mit Ausnahme weniger Officiere, anderthalb Jahre darauf allein aus dem ganzen Hannoverschen Heere, von ihrem muthlosen Obersten geführt, das Schlachtfeld von Waterloo ver-

ließ und den fleckenlosen Glanz der Hannoverschen Waffen trübte!“ (Pertz S. 476.)

Wir sind zu Ende. In einer Zeit, wo von einer Seite her soviel über Untreue und Verrath der deutschen Völker Wehe gerufen wird, thut es Noth daran zu erinnern, auf welcher Seite sich damals Untreue und Verrath befanden in jenen Jahren, wo die Nacht der Trübsal sternenlos über Deutschland hing. Das hat Pertz gethan mit diesem Buche. Wir haben bisher über dem Buche den Autor vergessen. Vielleicht ist dies das beste Lob, das einem Schriftwerke überhaupt gezollt werden mag.

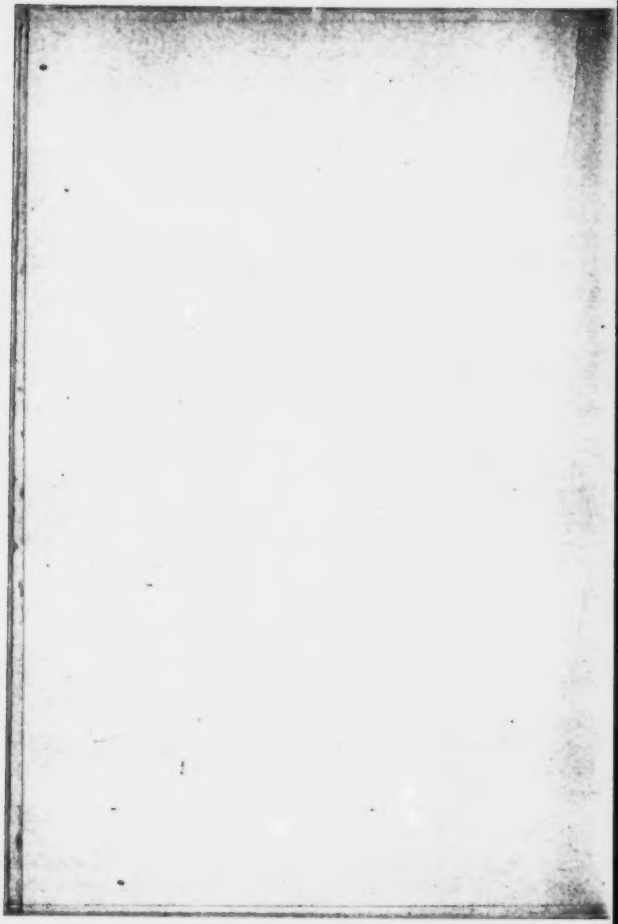

Echtermeyer und Ruge.

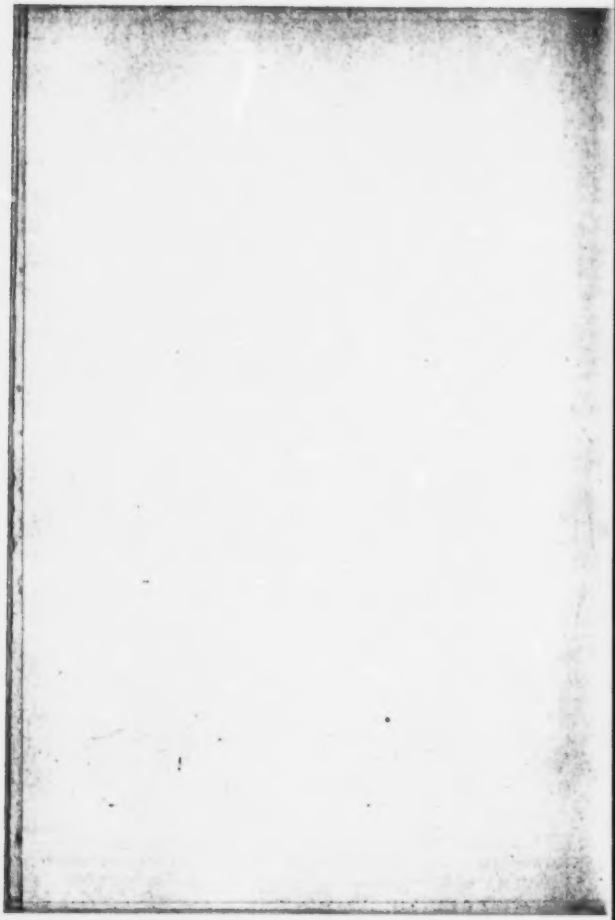

Theodor Echtermeyer.

Ein Denkſtein.

(1844.)

Vor einigen Tagen ward mir von Freundeshand aus Dresden die ſchmerzliche Kunde, welche jetzt auch ihren Weg in die öffentlichen Blätter gefunden hat, daß Dr. Theodor Echtermeyer, der Mitbegründer und Mitredacteur der ehemaligen „Halliſchen, (dann Deutſchen) Jahrbücher“, in der Blüthe ſeiner Jahre, nach unſäglichem Leiden einer unheilbaren, furchtbaren Krankheit am 6. Mai erlegen ſei.

Möge es mir, einem vieljährigen Freunde des ausgezeichneten Mannes, erlaubt ſein, hier einige Notizen über eine literariſche Perſönlichkeit mitzutheilen, um deren ſchönſte und reiffſte Entfaltung ein grauſames Geſchick unſre Literatur gebracht hat.

Ernſt Theodor Echtermeyer ward im September 1805 zu Liebenwerda im Königreich Sachſen, wo ſein Vater eine Stellung als Finanzbeamter bekleidete, geboren. Seine erſte Bildung empfieng er auf der altberühmten Fürſtenſchule Pforta (ſeit 1818), wo er in der klöſterlich ſtrengen, altſächſiſchen Schulzucht, unter vorwaltend altklaſſiſcher Richtung, den Grund zu einer gediegenen, auf ächtphilologiſcher Baſis ruhenden

Wissenschaftlichkeit legte. Der ehrwürdige Ilgen, der damals noch mit starker Hand das Schulscepter der Porta führte, und dessen Andenken Echtermeyer vor allen andern Lehrern seiner Jugend hochzuhalten pflegte, sowie die Professoren Lange und Koberstein, waren diejenigen, denen er am meisten Anregung und Förderung schuldig zu sein bekannte. Namentlich war es der letztere, dessen Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte ihn früh einem Felde zuführte, auf dem er später sich vorzugsweise und mit einem Erfolge bewegen sollte, von dem durch die Ungunst des Geschicks nur der kleinste Theil — wenig mehr als Andeutungen — an das Licht der Oeffentlichkeit getreten sind. Von seinem Vater dem juristischen Staatsdienste bestimmt, bezog er im Jahre 1824 die Universität Halle, welche er später mit Berlin vertauschte. Als der erste Rausch eines jugendlich erregten Studentenlebens verschwunden war, dessen abenteuerlicher Ungebundenheit sich seine bis dahin klösterlich bewachte Jugend mit aller Lebhaftigkeit einer kräftigen, geistig begabten Natur hingegeben hatte, fühlte er sich mehr und mehr der ihm äußerlich aufgedrungenen Berufswissenschaft der Jurisprudenz entfremdet, und eine unüberwindliche Abneigung führte ihn fast am Ende des herkömmlichen Triennium zu dem Entschlusse, wie es in der Studentensprache heißt: „umzusatteln," und vorzugsweise Philosophie, Litteratur und Geschichte zu den Gegenständen seines Studiums zu erwählen. Vorzüglich war es die Philosophie, die sich in Berlin, wo Hegel damals die geistige Blüthe der Nation zu seinen Füßen versammelte, ihm erschloß, welche auf diese Umgestaltung seines Lebensplanes den größten Einfluß übte. Die nächste Folge desselben war für ihn mit allerlei Widerwärtigkeiten verbunden. Die Seinigen, denen er jenen Schritt mitzutheilen lange Bedenken trug, erfuhren lan-

gere Zeit nichts von dem Treiben des jungen Mannes, bis dieſen zuletzt die äußerſte Noth und Bedrängniß ſeiner ökonomiſchen Lage zu freimüthigem Geſtändniſſe nöthigte. Wen er neben Hegel in Berlin von ausgezeichneten Dozenten noch gehört, möchte ſchwer anzugeben ſein. Er ſelbſt pflegte nur noch etwa Gans und Lachmann als diejenigen zu erwähnen, deren Vorleſungen er beſucht. Echtermeyer gehörte überhaupt zu denjenigen, denen die Univerſitäten im Ganzen wenig mehr als die Gelegenheit eigner freier Studien und das allgemeine Element, jene Atmoſphäre der Wiſſenſchaftlichkeit, bieten, in welcher bedeutende Geiſter den reinſten Antrieb und die gemäßeſte Förderung ihrer eignen inneren Entwicklung durch freie Selbſtthätigkeit finden. Unter den jüngern Litteraten, an die er ſich während ſeiner Berliner Studienzeit anſchloß, iſt beſonders Karl Simrock zu erwähnen, mit welchem er zuſammen (1829—1830) den Plan eines Werks „Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen“ entwarf, von welchem die erſten drei Bände, die „Quellen des Shakeſpeare in Novellen, Märchen und Sagen“ zu Berlin in der Finkeſchen Buchhandlung 1831 erſchienen. Dieſe Sammlung ſollte alle diejenigen poetiſchen Erzählungen umfaſſen, welche der dichteriſchen Thätigkeit eines ganzen Volks oder der Ueberlieferung von Volk zu Volk ihr erſtes Entſtehen verdanken, und dann nur zuletzt, mit größerer oder geringerer Selbſtthätigkeit des Einzelnen, aufgezeichnet worden ſind. Echtermeyer's unmittelbarer Antheil an dieſem Werke beſchränkte ſich nächſt der Entwerfung des Planes im Allgemeinen nur auf einzelne Stücke des erſten Bandes, da ſeine inzwiſchen eingetretene Entfernung von Berlin ihm die Theilnahme an der weitern Fortführung des Werks unmöglich machte. Nachdem er die philoſophiſche

noch gesehn, hörte auch das Bedürfniss auf, in der Philosophie die Quelle des Trostes zu suchen. Dagegen unterstützte der stark ausgeprägte Egoismus des römischen Charakters das Bestreben derer, von denen als den Mittelpunkten des gebildeten römischen Lebens dessen neue Gestaltung ausging. Behaglicher Genuss des von politischen Geschäften freien Lebens, Vergnügen im Ueberfluss des Reichthums und des Luxus, wurden jetzt Ziel und Aufgabe des Lebens, dessen Charakter erst jetzt die Farbe der modernen Geselligkeit erhielt; und als bewegender geistiger Mittelpunkt dieses Lebens erschien — die Kunst.

In Horatius Satiren und Episteln ist uns der treue Spiegel erhalten, in welchem sich das Bild des Lebens jener Zeit nach allen seinen Richtungen und Aeusserungen schauen lässt. So sind sie denn auch überaus reich an Bezügen auf das Verhältniss seiner Zeit zur Philosophie, und es lässt sich aus ihnen die gewisse Ueberzeugung gewinnen, dass im Allgemeinen ernstes Studium derselben nirgends mehr zu finden war, ja selbst in den Augen der Tonangeber der feinen und gebildeten Welt als lächerliche Pedanterei erschien. Gnade fand vor den Augen eines Mäcen viel mehr die launige Verspottung jener moralischen Austerität, die sonst das System der Stoa den Catonen werth gemacht hatte. *Horatius* selbst giebt uns über sich selbst in dieser Beziehung in der ersten Epistel des ersten Buchs die genauesten Aufschlüsse, wenn er gesteht, dass erst in den letzten Lebensjahren Sättigung und Ueberdruss an dem zerstreuenden

Doctorwürde erworben und durch ein Examen sich zur Uebernahme eines höhern Schulamts befähigt erwiesen hatte, folgte er einem Rufe an das Königliche Pädagogium zu Halle (1831), wo ihm von dem Dirigenten der Anstalt, dem Prof. und Dr. theol. H. Agathon Niemeyer neben dem Unterrichte der alten Sprachen in den mittleren Klassen der Anstalt, die wichtigen Lehrfächer der mittlern und neuern Geschichte, sowie der deutschen Sprache und Litteratur in der ersten Klasse anvertraut wurden. Wie Ausgezeichnetes er in diesen Fächern als Lehrer geleistet, wie er die Schüler der Anstalt zu einer Höhe und Tüchtigkeit der Leistungen zu fördern wußte, deren Resultate in den Maturitätsprüfungsarbeiten sich wiederholt die auszeichnendste Anerkennung der Preußischen Unterrichtsbehörden erwarben, wie hoch ihn die Tiefe und Gründlichkeit seines Wissens, die Liebenswürdigkeit seines Charakters, die Feinheit und das tactvolle Maaß seines Wesens und Benehmens in der Achtung und Liebe seiner Schüler so wie seiner Collegen stellten, davon kann ich selbst am besten Zeugniß geben, da es mir vergönnt war, fünf Jahre lang mit ihm an derselben Anstalt durch das innigste Verhältniß der Amtsgenossenschaft und Freundschaft sowie durch gleiches oder doch ähnliches wissenschaftliches Streben verbunden einem Berufe zu leben, als dessen Zierde er mit Recht gelten durfte. Die eigenthümlichen Verhältnisse des Hallischen Pädagogiums, die von den Behörden fast unabhängige Stellung des Directoriums, dem für die Besetzung der Lehrerstellen stets die Auswahl unter einer großen Anzahl junger Männer, wie sie die philologischen und pädagogischen Seminarien der Universitätsstadt lieferten, offen stand, vereinte gerade um diese Zeit einen Kreis junger strebsamer Männer an jener Anstalt, welche dieselbe als einen Durchgangspunkt zu weiterer Beför-

berung betrachtend alle Kräfte an die Erhebung derſelben und an eigene wiſſenſchaftliche Leiſtungen ſetzten. Ich nenne hier nur Dr. Carl Peter (jetzt Director des Gymnaſiums und Schulrath zu Meiningen), Dr. Seyffert (jetzt Profeſſor in Brandenburg), Förtſch (jetzt Director des Domgymnaſiums zu Naumburg), Moritz Fleiſcher (jetzt Profeſſor in Cleve), zu denen ſich der als Grammatiker rühmlich bekannte leider zu früh verſtorbene Inſpektor der Anſtalt, Maximilian Schmidt, ſpäter Mitdirector der Franke'ſchen Stiftungen, geſellte.

Aber auch außerhalb dieſes nächſten Kreiſes bot die Univerſität und namentlich die jüngeren Docenten an derſelben, die Philoſophen Roſenkranz, Hinrichs und Beſſer, die Hiſtoriker Leo und Lorenz, die Philologen Meier und Ritſchl u. a. m. erwünſchte litterariſche Anknüpfungspunkte, zu denen ſich bald auch Arnold Ruge's energiſch hervortretende Perſönlichkeit geſellte, der nach ſiebenjähriger Abgeſchiedenheit von der Welt aus ſeiner Feſtungshaft zu Colberg, anfangs etwas ſcheu und zurückhaltend, bald aber mit aufgeſchloſſenſtem Humor in dieſen Kreis eintrat. — Es waren gute Tage, die Tage jenes Halleſchen Lebens von 1831 bis 1836, in denen die widerſtrebendſten Elemente noch ſo friedlich und freundſchaftlich neben einander hergingen, zwiſchen denen ſo bald der Kampf auf Leben und Tod in aller ſeiner Heftigkeit ausbrechen ſollte. Oft haben wir ſpäter auf dieſe Tage, in denen die geſelligen Vereine des „ungelegten Eis“ und der „namenloſen Geſellſchaft“ alle die, nachher in ſo verſchiedene Fractionen auseinander tretenden Perſönlichkeiten des halleſchen litterariſchen Mikrokosmus zu den heiterſten und oft ausgelaſſenſten Scherzen verbanden, von denen ſich ſelbſt

ältere Celebritäten wie Geſenius, Mühlenbruch, Blanc, Scherk u. a. nicht ausſchloſſen, — oft haben wir ſpäter auf dieſe Tage wie auf idylliſche Zuſtände zurückgeblickt.

Den entſchiedenſten Einfluß gewann in dieſer Zeit Echtermeyer's Perſönlichkeit auf Ruge, der ſich damals in einem merkwürdigen Uebergangsſtadium befand. Es wird gewiß den Wenigſten, die den Entwicklungsphaſen dieſes merkwürdigen und für unſere kritiſche Litteratur ſo höchſt bedeutenden Mannes von dem glänzenden Anfange der Halleſchen Jahrbücher bis zu ſeiner letzten, pſychologiſch nur allzu erklärlichen Verſtimmung gefolgt ſind, bekannt ſein, daß dieſer radicalſte Verfechter und conſequenteſte Vertreter der ſogenannten äußerſten Linken der Hegel'ſchen Philoſophie noch im Jahre 1831, alſo nahezu in ſeinem dreißigſten Lebensjahre (Ruge iſt 1802 geboren) ein entſchiedener Gegner des Syſtems war, das ſpäterhin ſein Lebensprincip werden und an deſſen theilweiſe Verwirklichung in der Litteratur er alle Kräfte ſeines Lebens ſetzen ſollte. Der Verkehr mit Echtermeyer war es, der den erſten Anſtoß zu dieſer Umänderung bewirkte. In langwieriger Kerkerhaft lediglich auf das Studium der Alten angewieſen, ohne Verkehr und Zuſammenhang mit der Welt und ihrer litterariſchen und philoſophiſchen Bewegung gerade in den entſcheidendſten Lebensjahren, ſtellte ſich für Ruge der neueſte philoſophiſche Umſchwung als ein durchaus Fremdes, Unvermitteltes, ſchroff, feindſelig, allen ſeinen bisherigen Anſchauungen widerſprechend gegenüber.

Wenn es heute kaum einen gebildeten Menſchen mehr giebt, der nicht irgendwie, ſelbſt ohne daß er davon ein klares Bewußtſein hätte, ſich in einem Verhältniß zu der, durch jenen großen Denker unſers Jahrhunderts bewirkten Evolution des Geiſtes befände, ſo war vor vierzehn bis funfzehn Jahren die

Lage der Dinge eine wesentlich verschiedene. Bei weitem die Mehrzahl der damaligen Generation, selbst der jüngeren (von den älteren gar nicht zu reden) hatte von Hegel nur vom Hörensagen Kunde — etwa diejenigen ausgenommen, die in Berlin Philosophie studirt hatten. Von seinen Werken war, außer der Phänomenologie, der Logik und der Encyclopädie in ihrer ersten Gestalt, nur noch die Rechtsphilosophie erschienen. In die vorhandenen hatten nur Wenige tiefer einzudringen versucht, noch Wenigern war es gelungen, sich durch die unzugängliche Umgebung einer wunderbaren Sprache, durch das Gewirr der Kategorien, durch die sogenannte „Abgeschmacktheit", ja „Tollheit" (wie es hieß) der Sätze und Begriffsentwicklungen, durch all' den „Wust der Scholastik", hindurchzuarbeiten. Der Hegelianer Hinrichs paradirte durch Platens verhängnißvolle Gabel als „Obertollhausüberschnappungsnarrenschiff" zum höchlichsten Ergötzen aller derjenigen, die, wie wir Jüngere, damals nicht übel Lust hatten, diese Bezeichnung der ganzen „Hegeliterei" zu Statten kommen zu lassen. Die Hegelsche Philosophie galt ziemlich allgemein für die Philosophie des politischen Absolutismus und der krassesten religiösen Orthodoxie, und Hegelsche Philosophie und Knechtsphilosophie galten nicht blos in Süddeutschland für ziemlich identische Begriffe. In der That war sie damals die Königlich Preußische concessionirte und approbirte Staatsphilosophie, ihren Anhängern waren Beförderung und Auszeichnung so gewiß wie jetzt — das Gegentheil. Man sollte erst später zu der Einsicht kommen, daß dieser tiefsinnige Schwabe, wie Börne sich ausdrückte, „sehr revolutionäre Ideen auf das Kalbfell einer preußischen Trommel schrieb"! und daß das verrufene Wort von der Vernünftigkeit alles Dessen, was da wirklich, und von der

Wirklichkeit des Vernünftigen, etwas Tieferes besage, als was der wohlfeile Witz selbst hochgelahrter Professoren des amplissimus philosophorum ordo zu Halle dahinter finden wollte.

So stand Echtermeyer damals uns, seinen Hallescher Freunden, in seinem tiefsten Interesse anfangs unverstanden gegenüber, und mancher Spaziergang, manche bis tief in die Nacht ausgedehnte Disputation ließ uns nur schärfer gespannt auseinandergehen, während wir doch ins Geheim die Ueberlegenheit seines Standpunkts anerkennen, und, wenn auch unwillig, uns der Schärfe seiner Dialektik beugen mußten. Ruge, damals in Plato und Aristoteles versenkt, für Schleiermacher begeistert, und an seiner „Platonischen Aesthetik" arbeitend, fühlte sich mehr und mehr von Echtermeyer angezogen, dessen ausgebreitete Litteraturkenntniß, Eleganz und Gründlichkeit des Wissens, die Freiheit und Schärfe seiner philosophischen Entwicklung Jedem, der ihm nahe trat, wohl imponiren konnte. Echtermeyer war es, der diesen energischen Geist dem Studium der Hegelschen Philosophie und zunächst der Logik zuführte, einem Studium, in welchem derselbe für sich eine neue Welt des Geistes entdecken, und welches später für den kritischen Entwicklungsproceß der Philosophie von den bedeutendsten Folgen sich erweisen sollte.

Neben seinen ästhetischen und litteraturhistorischen Studien, die er schon damals im größten Umfange auf eine Geschichte der deutschen Nationallitteratur anlegte, beschäftigte sich Echtermeyer wunderlicher Weise in dieser Zeit auch mit der Förderung eines Unterrichtszweiges, dem er selbst als alter „Portenser" mit besonderer Neigung anhing. Es waren dies die poetischen, oder wenn man will metrisch-rhythmischen Uebungen in lateinischer Versification, durch deren geschickte Leitung für

das tiefere Eindringen in Form und Geist der römischen Dichtersprache, in Anschauungsweise und Composition der antiken Welt, wie er aus eigner Erfahrung wußte, ein sehr gewichtiges Förderungsmittel gewonnen werden konnte. Seiner Anregung und positiven Förderung aus dem Schatze seiner umfassenden Belesenheit namentlich in der neueren lateinischen poetischen Litteratur, verdankte ein Werk sein Entstehen, welches er gemeinschaftlich mit seinem Collegen Dr. Moritz Seyffert (1833 und folg. J.) begann, und welches unter dem Titel: „Palaestra Musarum, Materialien zur Einübung der gewöhnlichern Metra und Erlernung der poetischen Sprache der Römer" in vier Abtheilungen (mit den dazu gehörigen Texten der „Anthologie aus neueren lateinischen Dichtern" zusammen acht Bändchen) ein noch jetzt unübertroffenes Schulbuch bildet*). Wie meisterhaft er selbst die fremde Sprache zu behandeln und dichterisch zu gewältigen verstand, hatte er in der freien poetischen Uebertragung einzelner Dichterwerke Goethe's und Schillers (Carmina aliquot Goethii et Schilleri, latine reddita ediderunt Theod. Echtermeyer et Maurit. Seyffert. Halle 1833) bewiesen, in welcher selbst die Gegner der Sache vom Standpunkte der Gymnasialmethodik die congeniale Freiheit in der Reproduction zu bewundern hatten. Die zu diesen Arbeiten erforderlichen Studien, welche später wieder aufgenommen wurden, führten ihn in der Folge zu den feinsten Combinationen und den überraschendsten Entdeckungen in dem beachtungswerthen Zusammenhange der neueren lateinischen mit der deutschen poetischen Nationallitteratur, von denen vielleicht aus seinem litterarischen Nachlasse Manches sich zur Mittheilung eignen dürfte.

*) Halle in der Waisenhausbuchhandlung 1834—1835.

Aehnlicher Art, und gleicherweise aus seiner amtlichen Wirksamkeit hervorgegangen ist ein anderes Buch: „Auswahl deutscher Gedichte für die untern und mittlern Klassen gelehrter Schulen (Halle 1836)“, welches in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte, und sich allgemeiner Verbreitung zu erfreuen hatte. Ausgehend von der Ansicht, daß der Unterricht in der Muttersprache auf Gymnasien weniger die Tendenz habe, den Schüler mit dem materiellen Bestand und dem grammatischen Formalismus derselben bekannt zu machen, als ihn in die geistige Welt seines Volkes einzuführen, und den ideellen Reichthum desselben ihm nach und nach zum Bewußtsein zu bringen, hielt er dazu die Beschäftigung mit der vaterländischen Poesie für das geeignetste Mittel. Denn die Kunst sei als diejenige Form und Weise zu betrachten, in der sich das innere Leben der Völker am unmittelbarsten und vernehmlichsten dem jugendlichen Gemüthe offenbare. Eine schätzbare Zugabe zu den späteren vermehrten Ausgaben dieser vortrefflichen, mit großer Umsicht und feinem Tacte ausgewählten Sammlung bildeten zwei kleine Abhandlungen: über unsre Romanzen- und Balladenpoesie und über „Goethe als Stegreifdichter“. —

Diese Halleische Periode bis 1836 war die glücklichste in Echtermeyer's Leben. Jung und von blühender Gesundheit, in glücklicher amtlicher Wirksamkeit, hegte er die umfassendsten Entwürfe einer großartigen literaturhistorischen Leistung, und begrüßte mit Begeisterung die ersten Anfänge des damals erscheinenden (1835) großen Werkes von Gervinus, mit dem er sich vielfach in Auffassung und Gestaltung des Einzelnen, trotz aller Verschiedenheit des philosophischen Standpunktes, im Einklange fühlte. Der Gedanke, eine neue Zeitschrift zu begründen, tauchte schon damals (1835), wenn gleich noch nicht

in der spätern Bestimmtheit, in unserem Kreise auf. Auch an eine Habilitation als Docent an der Universität — ein Beruf, zu dem er recht eigentlich sowohl durch die Tiefe seiner Studien als durch die Gabe der Gestaltung geschaffen war, dachte er zuweilen. So aufstrebend, und außerdem glücklich im Besitz der wünschenswerthesten Häuslichkeit durch eine geliebte Gattin (er hatte sich im Jahre 1834 mit einem Fräulein von der Planitz verheirathet), traf ihn im Jahre 1836 der erste Schlag eines schweren Geschicks, von dessen Gewicht er sich nur auf kurze Zeit wieder erholen sollte, um dann im langen Kampfe endlich zu erliegen. Im Herbste dieses Jahres ward ihm sein geliebtes Weib durch den Tod entrissen. Kaum hatte hatte er von diesem Verluste sich einigermaßen herzustellen begonnen, als eine furchtbare Krankheit (der sogenannte Markschwamm) den schönen und kräftigen Mann ergriff, welche am linken Arme ausbrechend nach unzähligen vergeblichen Heilungsversuchen ihm zuletzt nur die Wahl zwischen Verstümmelung und Tod gestattete. Nach langem Bedenken entschloß er sich zu der Amputation, durch welche ihm der Arm über dem Ellenbogen abgenommen wurde. Nachdem er im Mai 1838 das Krankenlager verlassen, machte er sich auf, um durch eine größere Reise Erholung und Zerstreuung zu suchen. Nachdem er zuerst vier Wochen im Bade zu Kissingen verweilt hatte, ging er den Rhein hinauf durch die Schweiz in das südliche Frankreich, und von Marseille zu Wasser nach Genua, wo er im Gebrauche der Seebäder abermals einen Monat verweilte. Seine Rückreise über Mailand, wo er die Kaiserkrönung mit erlebte, durch Oberitalien, das Wormser Joch, Insbruck führte ihn nach München und Nürnberg. Diese Reise erwies sich für ihn von den wohlthätigsten Folgen. Der freiere Blick in das

Weite, die vielfache Berührung und Bekanntschaft mit bedeutenden litterarischen Persönlichkeiten, welche seine Stellung als Mitredacteur der Jahrbücher (von denen gleich die Rede sein wird) vermittelte, wirkten erfrischend und belebend auf sein Gemüth wie auf seinen körperlichen Zustand. „Ich habe (schrieb er mir später) meine höchst interessante und anmuthige Reise um so mehr genossen, da mich niemals die geringste Unpäßlichkeit anwandelte. Meine Einarmigkeit hat mich nie incommodirt; ich war schon gewohnt, alles was andere thun, ohne fremde Beihülfe zu verrichten, und so bin ich denn jetzt überhaupt getrösteter wegen dieses Verlustes als Du glauben magst; weiß ich ihn doch auch äußerlich so zu verbergen, daß auf der ganzen Reise Niemand meine Einarmigkeit geahndet hat. Bleibe ich nur so gesund und geistig frisch, wie ich mich jetzt fühle, so will ich gegen das Schicksal nicht murren. Was ist die ganze Endlichkeit geistigen Interessen gegenüber! und von solchen bin ich jetzt erregt und erfüllt, wie kaum jemals in meinem Leben."

Diesen erneuerten innerlichen Aufschwung verdankte nun unser Freund einem litterarischen Unternehmen, durch welches er, im Vereine mit seinem Freunde Arnold Ruge, einen längst gehegten und oft mit mir besprochnen Plan ins Werk zu setzen begonnen hatte. Es dürfte kaum zu sagen sein, welchem von beiden Männern der erste Gedanke zu den „Halleschen Jahrbüchern" angehören möchte. Gewiß ist es, daß Echtermeyer sich an dem Entwurfe und der Einleitung sowie an dem Programme des Ganzen auf das Thätigste betheiligte, wie er denn auch den ersten Aufsatz zu demselben, „die Universität Halle" lieferte. Schon vor jener oben erwähnten Erkrankung war Hand an das Werk gelegt worden. Endlich

am 22. October 1837 konnte er mir „als ein Geburtstagsgeschenk", wie er sich ausdrückte, den Abschluß der nächsten und äußerlichsten Vorbereitungen brieflich melden. „Während der Messe (schrieb er mir) war ich mit Ruge in Leipzig, um die Idee der neuen Litteraturzeitung, mit der wir uns, wie Du weißt, schon lange getragen, endlich zu realisiren. Schneller als wir erwartet hatten, gelang es uns, in Otto Wigand einen Verleger zu finden, der, nachdem wir ihm Plan und Tendenz des neu zu begründenden Blattes ausführlich mitgetheilt, eben so lebhaft wie wir selbst, sich für das Unternehmen zu interessiren begann. Nach wenigen Tagen war der Contract mit ihm abgeschlossen und heute liegen die Prospecte gedruckt vor uns, um in alle Welt zu wandern. Du bist der Erste, dem ich ein Exemplar davon sende, da ich weiß, wie sehr Du die Angelegenheiten Deiner Freunde zu Deinen eigenen zu machen pflegst. Dazu kommt, daß wir Alles aufbieten müssen, wenn das Journal schon mit dem ersten Januar des nächsten Jahres ins Leben treten soll, und indem wir uns nach rüstigen Mitarbeitern umsehen, uns Keiner einfällt, auf dessen prompte Unterstützung wir so sicher wie auf die Deinige rechnen zu können glauben. Wir haben Dir auch gleich eine bestimmte Arbeit zugedacht und fragen an, ob es Dir genehm ist, Biese's Darstellung der Aristotelischen Philosophie für unser Blatt zu recensiren. Du könntest in der Einleitung Dich über die Verdienste der neuesten Zeit um Aristoteles im Allgemeinen verbreiten und dabei Hegels gedenken, dem das neubelebte Studium des großen Philosophen soviel verdankt. Wenn diese Arbeit, wie ich nicht zweifle, nach Deinem Sinne ist, so thust Du uns wohl die Liebe, sie ohne weiteres vorzunehmen, daß wir sie gleich in eine der ersten Nummern können abdrucken lassen. Dazu aber

Treiben des Lebens die Sehnsucht nach Einkehr in sich selbst und nach einem festeren tröstenderen Halt erweckten, und wie er sich dann der Philosophie zugewendet und in ihr Gebiet, freilich nur um für den augenblicklichen Bedarf aus den Schätzen der griechischen Litteratur zur Nothdurft einzusammeln, Spaziergänge gethan; da es leider für eine ernstliche Wanderung zu spät sei [1]). Die zwei Verse, mit denen er seine eklektisch herumschweifenden Studien charakterisirt:

> Nunc agilis fio et mersor civilibus undis
> Virtutis verae custos rigidusque satelles

mit einem neueren Ausleger [2]) auf die Stoiker zu beziehen, möchte aus manchen Gründen unräthlich sein. Dagegen empfiehlt sich gewiss *Lambin's* Vorschlag, der hier an die Litteratur der Peripatetiker [3]), und wir setzen hinzu an Platon, erinnert, da zumal sich in den Satiren und Episteln sichre Spuren finden, dass *Horatius* in den Werken Plato's wohl bewandert war [4]). Ueberhaupt achtete der Dichter die Beschäftigung mit der Philosophie und ihrer Litteratur mehr, als er seinen

1) Epp. I, 1.
Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono,
Quid verum atque decens, curo et rogo et omnis in hoc sum;
Condo et compono, quae mox depromere possim.
— — — — — — —
Restat ut his ego me ipse *regam solerque* elementis.

2) *S. Obbarius*: Des Q. Horat. Flacc. erster Brief des ersten Buchs S. 20.

3) Ad Epp. I, 1. pag. 241. (Frcf. 1696.)

4) S. *Schmid* ad Epp. I, 1. Th. I, S. 55. *Heindf.* ad Sat. p. 206. A. P. 310.

wäre freilich erforderlich, daß der Aufſatz ſpäteſtens zu Anfange Decembers hier einträfe u. ſ. w." Außer mehreren andern Vorſchlägen, die alle auf eine ſtreng wiſſenſchaftliche Haltung des Blattes hinausliefen, meldete er mir auch von dem Eindrucke, den das Unternehmen dort (in Halle) mache. „Unſer Unternehmen macht viel Aufſehen. Die Alten ſchütteln den Kopf oder raiſonniren; die jüngere Generation dagegen nimmt den lebhafteſten Antheil und verſpricht thätigſte Unterſtützung. Die Eifrigſten von den Hallenſern ſind: Hinrichs, Pott, Schaller, Bergk. Außerdem haben auch Leo, Witte, Wilda, Ulrici, Rödiger, Roquett ihre Mitwirkung zugeſagt. In Königsberg will Roſenkranz, in Breslau Ritſchl für uns wirken und werben. Nach Berlin will ich ſelber reiſen, um dort mein Heil zu verſuchen, Ruge aber wird in dieſen Tagen eine Tour durch das weſtliche Deutſchland beginnen, auf der er alle namhaften Städte dieſes Strichs zu berühren gedenkt. Wir hoffen auf reiche Ausbeute."

An dieſer Thätigkeit dachte er ſich von dem harten Schlage, der ſein häusliches Glück vernichtet hatte, aufzurichten: „Reuſſiren wir mit unſern Jahrbüchern, und werde ich von einem ſehr böſen Armübel, an dem ich ſeit einem Vierteljahre leide, wieder hergeſtellt, ſo ſoll mir dies eine Aufforderung ſein, mich nach langem Kummer und unſäglichem Leid wieder aufzurichten und mit erneutem Muthe und friſcher Thätigkeit dem Leben zuzuwenden. Ich muß mich an die Zukunft halten! Denke ich der Vergangenheit, ſo blutet mein Herz noch immer wie von friſcher Wunde."

Wir ſahen, in wie trauriger Weiſe ſeine erſte Thätigkeit für die Jahrbücher unterbrochen wurde. Als ſeine Geneſung und Heilung durch jene Operation geſichert und ſeine Geſund-

heit wieder befestigt schien, wendete er sich mit erneueter Freudigkeit der Thätigkeit bei der Redaction der Jahrbücher zu. Seine Verhältnisse machten es ihm möglich, in Erwartung eines günstigen äußerlichen Erfolges der Unternehmung, seine Stellung als Lehrer am Pädagogium (Ende 1838) aufzugeben, da zumal der Gehalt, welcher damit verbunden, gering, und die Last der Arbeiten, welche seine neue Thätigkeit ihm zuwendete, bedeutend war. Das Ende des Jahres 1838 und das Jahr 1839 waren in dieser Hinsicht am reichsten. Er arbeitete angestrengt an dem Emporblühen der jungen Zeitschrift, und sein Verhältniß zu Ruge war das beste. „Die Jahrbücher (schrieb er mir um diese Zeit den 28. Februar 1839) heben sich immer mehr, und doch soll es bei diesem Unternehmen noch nicht sein Bewenden haben. Nun kommt eine Buchhandlung daran, und wir haben selbst schon ein paar Werke in Petto, die wir gemeinschaftlich arbeiten und in unserem Verlage erscheinen lassen wollen. Ein tüchtiger Buchhändler wird uns zur Seite stehen." Dieser letztere Plan kam indessen nicht zur Ausführung, da er zunächst an den kriegerischen Aussichten jener Tage ein Hinderniß fand. —

Dagegen gewannen die Jahrbücher in dieser Zeit ihren Culminationspunkt, als welcher wohl der größte aller Aufsätze, welche sie überhaupt gebracht haben, das sogenannte „Manifest": „der Protestantismus und die Romantik. Zur Verständigung über die Zeit und ihre Gegensätze von Ruge und Echtermeyer" bezeichnet werden kann (s. Hallesche Jahrbücher 1839 Seite 1953—2480 und Jahrgang 1840, Seite 417—512). Zu dieser bedeutenden Arbeit hatte Echtermeyer fast allein das Material aus dem Schatze seiner litteraturhistorischen Studien geliefert und das Netz der Begriffs-

entwicklung verzeichnet, während die Ausführung zum größeren Theile, in Verknüpfung und Formirung, Ruge'n anheimfiel, dessen rascher, stets bereiter und vorwärtsdringender Thätigkeit, Echtermeyer's langsamere und behaglichere Weise zu produciren und seine Scheu, die Sache zum Abschluß zu bringen, nicht Genüge that. Diese Arbeit ward später die erste Veranlassung zu Mißhelligkeiten zwischen beiden Freunden, die jedoch nie beide einander völlig entfremdeten. Nächst diesem Manifeste sind noch die Artikel über die Universität Halle, über Goeschels pietistische Vermittlungsversuche Goethe's mit dem christlichen Glauben, und vor allem die vortreffliche Recension der Laube'schen Litteraturgeschichte als seine Hauptbeiträge zu den Jahrbüchern hervorzuheben. Sowohl diese als die übrigen theils mit, theils ohne seinen Namen erschienenen Artikel gehören sowohl hinsichtlich der Eleganz und Feinheit der Form als in Rücksicht auf Gediegenheit und Gründlichkeit des Inhaltes, mit zu dem Besten, was die Jahrbücher in jener Zeit unter so vielem Trefflichen aufzuweisen hatten. Der rastlosen Thätigkeit, welche damals beide Freunde dieser Zeitschrift widmeten, der Begeisterung, mit der sie sich ganz ihrer Thätigkeit für dieselbe hingaben, Alles, selbst das Kleinste mündlich oder schriftlich gemeinsam behandelten, entsprach dem Enthusiasmus, mit dem besonders die jüngere Generation in der wissenschaftlichen Welt die Jahrbücher nicht aufnahm, sondern verschlang. Prutz war um dieselbe Zeit 1840 zu beiden Redactoren in ein näheres Verhältniß getreten, und während die Schule der Althegelianer einerseits und die christlich germanische Partei mit Leo andrerseits nur zu bald zur Seite oder in offene Opposition trat, schloß sich fast Alles, was in Deutschland an jugendlich strebenden Kräften sich regte, dem Panier der „unabhängigen freien Kritik" an.

Man hat häufig Echtermeyer's Verhältniß zu Ruge in der Redaction der Jahrbücher als das des calmirenden, gemäßigten, zurückhaltenden Elementes dem Ungestüm und der rücksichtslosen Entschiedenheit des letzteren gegenüber bezeichnet. Mag dies im Einzelnen und für die letzte Zeit seiner Theilnahme richtig sein; Im Ganzen und für die Zeit seiner thätigsten Mitwirkung muß diese Ansicht entschieden als unrichtig bezeichnet werden. Damals war Echtermeyer so radical und durchgreifend in seinem kritischen Verhalten, wie es Ruge nur irgend sein konnte, und wenn ihn auch sein feiner Formsinn vor den Ausbrüchen einer gewissen Derbheit und Rusticität seines Freundes bewahrte, so war doch, wie namentlich aus dem Manifeste hervorgeht, sein Urtheil nur von um so schneidenderer Schärfe. Er war es, der in den mündlichen Besprechungen dieser Kämpfe gegen den Romanticismus die treffendsten Pointen, die schlagendsten Wendungen, die schärfsten satyrischen Bezeichnungen zu finden wußte, und die Entwicklung alles Dessen, was seitdem zuerst unter den Gesammtbegriff der Romantik gefaßt worden ist, bis auf Tag und Stunde der Gegenwart im Gebiete der Religion und Politik fortgeführt wissen wollte; — ein Unternehmen, dem denn doch zuletzt die Scheere der Censur hindernd in den Weg trat. Ueber Echtermeyer's damaligen Radicalismus pflegte auch der Verleger O. Wigand manche Klage zu führen, der sich gerade deshalb zum öftern in Opposition mit ihm befand, da ihm durch die Schärfe und Schonungslosigkeit der Angriffe gegen die Romantik die Existenz der Jahrbücher oder doch ihre Verbreitung gefährdet schien.

Diese Zeit des einmüthigen Zusammenwirkens und Strebens beider Redactoren währte indessen nicht lange. Echtermeyer

war überhaupt nicht für eine solche anhaltende journalistische Thätigkeit geschaffen wie Ruge, der stets in Waffen, immer zum Produciren bereit, von unermüdlicher Thätigkeit, stets vor den Riß trat, und der die ganze umfassende Correspondenz und Redactionsarbeit bald fast allein auf seine Schultern gelegt sah, weil, wie er mir oft brieflich und mündlich klagte, Echtermeyer ihn mehr und mehr im Stiche lasse, und ihm seine Last nur wenig erleichtere. Das Factum mochte allerdings richtig sein, aber für den, welcher die Verhältnisse näher zu betrachten Gelegenheit hatte, erklärte es sich leicht. Echtermeyer war vorherrschend contemplativer, innerlicher, grübelnder Natur. Bei seinem Streben, immer in die Tiefe zu gehen und den Gegenstand von allen Seiten erschöpfend zu behandeln, producirte er überdies nur sehr langsam, und so meisterhaft er die Form zu handhaben verstand, so schwer entschloß er sich zu der Arbeit, das gewonnene Material zu formiren. Theils nämlich war ihm das Studium selbst die eigentliche Befriedigung und der wahre Genuß, theils machte er selbst sehr große Ansprüche an die Darstellung und Gestaltung. Dies erstreckte sich selbst auf seine Briefe, deren er nicht leicht einen ohne eine gewisse formgebende, fast ängstliche Sorgfalt schrieb, während Ruge dergleichen im Umsehen von der Hand schlug. Dazu kam, daß er nicht, wie sein Freund, öconomisch unabhängig genug war, um die Verluste, welche Anfangs mit ihrem Unternehmen nothwendig verbunden waren, leicht ertragen zu können. Als diese aufhörten, entsprach der Ertrag weder seinen Bedürfnissen noch seinen Erwartungen und Anforderungen, zu denen er sich vielleicht um so berechtigter hielt, je höher er, wenn nicht den unmittelbaren so doch den mittelbaren Einfluß und Werth seiner Theilnahme und Förderung des Unter-

nehmens anſchlagen zu können meinte, und in der That auch wohl anzuſchlagen berechtigt war. Die hierüber allmählig eintretende Verſtimmung und Verdüſterung ſeines Weſens trug nicht dazu bei, jene Uebelſtände zu heben. Zu dieſem Allem kam nun noch ſein körperlicher Zuſtand, die Freudloſigkeit und Verödung ſeines Hauſes, das geheime Gefühl, daß ſein Inneres einen tödtlichen Feind in der Anlage zu jener ſchrecklichen Krankheit beherberge, deren möglicher Wiederausbruch, von der Heilkunde faſt als unvermeidlich befürchtet, ſtets wie ein Damoklesſchwert über ihm hing, und wie ein Geſpenſt ihn in Stunden des Mißmuths verfolgte.

Indeſſen gewann doch von Zeit zu Zeit auch wieder eine mehr heitere und lichtere Stimmung die Oberhand. So beſchäftigte ihn 1840 lebhaft die Redaction des „deutſchen Muſenalmanachs", welche er nach Chamiſſo's und Gaudy's ſchnell und unerwartet nacheinander erfolgtem Tode gemeinſam mit Ruge übernahm und durch zwei Jahrgänge hindurch fortführte. (Vgl. R. Hiecke in den Halleſchen Jahrbüchern 1840 S. 1349 ff.) Neben dieſem ſehr mühevollen Geſchäfte und ſeiner fortgeſetzten Theilnahme an den Jahrbüchern begann er um dieſelbe Zeit die Vorbereitungen zu einem neuen litterariſchen Unternehmen. „Ich habe (ſchrieb er mir im Sommer 1840) ein „Jahrbuch für Geſchichte der deutſchen Litteratur" gegründet, das mit dem Jahre 1841 erſcheinen wird; jährlich ein Octavband von einigen zwanzig Bogen, äußerlich an Raumers „Taſchenbuch für Geſchichte" ſich anſchließend. Es ſoll die Geſchichte des deutſchen Geiſtes, ſoweit er ſich in Poeſie und Wiſſenſchaft manifeſtirt hat, bis dahin darſtellen, wo das Terrain der Halleſchen Jahrbücher anfängt, und zwar in Specialabhandlungen und Monographien von verſchiedenen Ver-

faſſern. Ruge hat eine Charakteriſtik Hippels zugeſagt, Prutz bearbeitet den „Göttinger Hainbund“ (woraus ſpäter ein eigenes Werk: „der Göttinger Dichterbund“ erwuchs), ich ſelbſt für den erſten Band die lateiniſche Poeſie in Deutſchland im funfzehnten bis ſiebzehnten Jahrhundert und ihr Verhältniß zur Nationallitteratur der Zeit. Simrock, Meuſebach, Uhland Grimm, Roſenkranz, Hiecke u. a. ſind zur Theilnahme theils ſchon eingeladen, theils in dieſen Tagen einzuladen. Nun möchte ich auch Dich gern für das Unternehmen gewinnen, und eine Arbeit, die ſich etwa an J. H. Merck oder einen ſeiner Zeitgenoſſen anſchlöſſe, von Dir erbitten. Ich bemerke im Allgemeinen nur noch dies, das die Perioden nach der Reformation, welche noch am wenigſten durchgearbeitet und meiſt nur dilettantiſch behandelt ſind, vorzugsweiſe berückſichtigt werden ſollen, und daß ich, eben dieſem Dilettantismus gegenüber, die gelehrte Seite, eine auf neuen und gründlichen und empiriſchen Studien beruhende Behandlungsweiſe, wie ſie die altdeutſche Philologie darbietet, auch für die nachreformatoriſche Zeit anregen und hervorheben möchte, doch ſo, daß dabei auch die tiefere philoſophiſche Erkenntniß und die ſpeculative Entwicklung mehr und mehr zu ihrem Rechte käme. Zu dem Ende will ich ſelbſt eine kurze Geſchichte des deutſchen Geiſtes, den innern Entwicklungsgang unſerer Litteratur nach ſeinen idealen Momenten, dem erſten Bande des Jahrbuchs mit beigeben.“ Aber auch dieſes Unternehmen, welches ſpäter Prutz mit erweiterter Tendenz in ſeinem „Litterarhiſtoriſchen Taſchenbuche“ ausführte, zerſchlug ſich, ſo viel ich weiß, aus rein äußerlichen Umſtänden, da O. Wigand von dem Verlage zurücktrat, weil er bei der größten Achtung vor Echtermeyer's Talent und Befähigung doch der Energie ſeiner Thätigkeit in der praktiſchen Ausführung

und Durchführung eines ſolchen Unternehmens mißtraute. Dagegen verſuchte er vergeblich, ihn zu einem Handbuche der deutſchen Litteraturgeſchichte zu bewegen, eine Arbeit, zu der Echtermeyer wie Wenige ausgerüſtet war, und zu der ihn mein und andrer Freunde Zureden wiederholt aufforderte. Er verſprach und verſchob, begann und kam nicht zu Ende, da Stimmung und Geſundheit ihn mehr und mehr verließen. In demſelben Sommer hatte er indeſſen in Berlin neue Verbindungen für die Jahrbücher angeknüpft, und es war ihm gelungen, jene vielbeſprochenen Artikel über die Univerſität Berlin einzuleiten. Dennoch hatte Ruge zu klagen, daß der Freund „alle ſeine hergehohen Excerpte und Entwürfe unvollendet und ihn ſelbſt im Stiche laſſe", wobei denn freilich häufige, durch ſeinen Zuſtand gebotene Badereiſen das ihrige thaten.

Zu Oſtern des folgenden Jahres (1841) ſah ſich Echtermeyer veranlaßt, von Halle nach Dresden überzuſiedeln, wohin ihm einige Monate ſpäter Ruge nachfolgte. Die polizeilich der Redaction der Jahrbücher gemachte Eröffnung: daß die letzteren in Zukunft entweder in Halle gedruckt und unter Preußiſche Cenſur geſtellt, oder in den Preußiſchen Staaten verboten werden ſollten, führte dieſe Ueberſiedelung und die Veränderung der „Halleſchen" in die „Deutſchen" Jahrbücher (Juli 1841) herbei. Noch iſt die Zeit nicht gekommen, die Geſchichte der Jahrbücher und ihrer verſchiedenen Entwicklungsphaſen unpartheiiſch und freimüthig zu ſchreiben. Jedenfalls ſahen beide Redactoren ſchon damals voraus, daß die Zeitſchrift auf die Dauer ſich der Gewalt gegenüber nicht halten laſſen werde. Von dieſer Zeit an nahm Echtermeyer zu Ruge's wiederholtem klagenden Bedauern ſo gut wie gar keinen Theil mehr an der Redaction. Mit ihm fiel in Folge jener officiellen

Schritte gegen die Jahrbücher, wie Ruge mir klagend meldete, „fast die ganze angestellte Preußische Welt von den Jahrbüchern ab", ein Verlust an Bildung und Gelehrsamkeit, den Ruge sehr tief und auch persönlich schmerzlich empfand, und der ihn in die schlimmste Lage versetzte. Es ließen sich darüber aus brieflichen Mittheilungen von jenen Tagen die interessantesten Details hervorheben. Gegen den Herbst 1841 gab Echtermeyer die formelle Erklärung, „daß er von der Redaction abtrete, um seinen Studien zu leben". Daß er Ruge in einem Augenblicke verließ, wo dieser fast von Allem verlassen seiner Hülfe am meisten bedurfte, kann einestheils wohl nur aus seinem durch den Körper bedingten Gemüthszustande erklärt werden. Auf der andern Seite aber eröffneten sich auch gerade jetzt zwischen ihm und seinem Freunde tiefe, principielle Differenzen auf dem Gebiete der Religion und Politik, die ein weiteres Zusammenwirken in der früheren Weise unmöglich machten. Dennoch, so stark diese hervortraten, kann man nicht sagen, daß Echtermeyer dem Geiste der Halleschen Jahrbücher untreu geworden sei, wenn er sich auch von dem Radicalismus der „Deutschen" Jahrbücher, namentlich in der Theologie und Religion, zurückzog. Auch ward das persönliche Freundschaftsverhältniß zwischen beiden durch jene Trennung nicht erschüttert, da es auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhte.

Seit seiner Uebersiedlung nach Dresden vergrub sich nun unser Freund mehr und mehr in die Einsamkeit seiner litteraturhistorischen und sprachlichen Studien, wozu ihm die reichen Hülfsmittel der dortigen, sowie der nahen Leipziger und Halleschen Bibliotheken erwünschte Förderung gewährten, während die Dresdner Kunstschätze seinen kunstwissenschaftlichen Neigungen und Forschungen die Hand böten. Wir alle, die ihn

näher kannten, erwarteten anfangs von dieser freiwilligen Muse die schönsten und reifsten Früchte. Doch nur zu bald hatten wir zu bemerken, daß er auch hier nicht über die mannigfaltigsten und umfassendsten Vorbereitungen und Entwürfe hinaus zur letzten Ausführung und Gestaltung kam. Wir schoben, nach der Weise der Menschen, auf die Schwäche des Charakters und den Mangel an Energie, was doch, wie es sich später auswies, nur Folge des in ihm langsam aber sicher fortarbeitenden und nagenden Todeskeimes war. Dieser ewige Druck der kranken, halbgebrochenen Leiblichkeit, der auf der Psyche lastete, di geheime Ahnung eines frühen Todes trugen dazu bei, ihn, wenn man will, egoistischer in seinem Geistesleben und indifferenter gegen die Oeffentlichkeit und jedes Produciren für dieselbe zu machen. Es war ihm, wie ich mich in schriftlichem und mündlichem Verkehre bald überzeugte, mehr darum zu thun, dem eignen innern Erkenntnißdrange zu genügen, und von allen Erscheinungen in Wissenschaft und Kunst möglichst schnell nur für sich noch die Frucht zu brechen, und so Geist und Sinn immer mehr zum Ewigen zu erweitern. So verhielt er sich, zur Aristokratie der Bildung gehörend, immer mehr und mehr nur kritisch genießend und in Gedanken arbeitend mit dem feinsten Zergliederungssinne eines geistigen Anatomen, statt die Resultate seiner ausgebreiteten Forschungen zu ordnen und zu verarbeiten. Nur in seinen Vorlesungen, die er im Winter und Frühling des Jahres 1843 vor einem zahlreichen ausgewählten Publikum über deutsche Literaturgeschichte und ihre organische Entwicklung mit großem Beifalle hielt, zeigte er sich noch einmal nach Außen thätig und productiv. Ueber etwaige litterarische Pläne aber beobachtete er selbst gegen seine Freunde ein ablehnendes und fast mißtrauisches Schweigen,

Gönner Mäcenas merken zu lassen für gut fand, und es darf als bezeichnend für seine Gesinnung angesehen werden, wenn er einem jüngern Freunde, der diese Studien mit dem Kriegsleben zu vertauschen im Begriff stand, misbilligend zuruft:

— Quis neget arduis
Pronos relabi posse rivos
Montibus et Tiberim reverti,

Cum *Tu* coemptos undique nobiles
Libros Panaeti *Socraticam* et *domum*
Mutare loricis Iberis,
Pollicitus meliora, tendis!

In wie weit die Kunstbestrebungen dieser Zeit in Rhetorik und Dichtkunst Aristotelische Kunst-Theorie und antiquarische Forschungen in den Kreis ihrer Studien zogen, mag bei dem Mangel genügender Spuren unentschieden bleiben. Immer aber wird es Beachtung verdienen, dass nach den Ansichten späterer Grammatiker, wie Macrobius und Servius, dem „ängstlich gelehrten" Virgil Schriften des Aristoteles über Dichter und Dichtkunst eben so wenig als einzelne Lehrsätze seiner Philosophie unbekannt gewesen sind. Doch davon wird später ausführlicher zu handeln sein.

VII.

In der Augustischen Zeit war die Gleichgültigkeit gegen Philosophie und philosophische Studien auch noch durch die berechnete Milde des Augusti-

welches er durch einige bittere Erfahrungen gerechtfertigt glaubte. Eine öffentliche Stellung als Conservator bei irgend einem der zahlreichen Dresdner Kunstinstitute zu erlangen, und so eine äußerlich mehr gesicherte Lage zu gewinnen, wollte nicht gelingen. Ebenso wenig eine Berufung als Universitätslehrer, die seinen Neigungen entsprochen und ihm einen erhöhten Schwung der Thätigkeit gegeben haben würde. — Die Sommermonate dieser letzten Jahre verlebte er zum Theil in dem Bade Kösen bei Naumburg, dessen Gebrauch ihm von den Aerzten angerathen war. Neben dem Umgange mit Ruge, Julius Mosen und seinem Verwandten, dem in der philologischen Welt mit Auszeichnung bekannten Professor Julius Sillig und andern geistig bedeutenden Männern, widmete er einen großen Theil seiner Zeit der Erziehung seines einzigen Kindes, eines hoffnungsreichen Knaben.

Gegen das Ende des Jahres 1843 brach endlich das von seinen Freunden oft Gefürchtete, von ihm selbst, wenn auch nicht in so schrecklicher Nähe, Geahnte über ihn herein. „Unser Freund (so schrieb mir Julius Mosen am 2. März 1844) ist in diesem Winter sehr leidend. Sein altes Uebel, dem er schon den einen Arm vor fünf Jahren opfern mußte, hat sich in das Schenkelgelenk geworfen, und er kann jetzt kaum über die Stube gehen. Ich besuche ihn zuweilen, so oft es mir der Wirrwarr meiner Geschäfte erlaubt. Dafür ist er dankbar wie ein gutes Kind. Nächsten Montag will er in die Wasserheilanstalt nach Kreischa. Vielleicht wird ihm dort geholfen. Wir müssen bei dieser dämonischen Krankheit ihm Vieles, insbesondere auch seine Arbeitsunlust in früherer Zeit, nachsehen. Wer solch' einen fürchterlichen Feind in Mark und Blute verbirgt, dem versagt wohl die betrübte Psyche den fröhlichen Aufschwung

zu ſchaffendem Entzücken. Ich kann zuweilen über das fürchterliche Etwas, das in dieſer Zeit in den Leibern und Geiſtern herumſchleicht, mich entſetzen.“ Aber nur zu bald ſollte auch der letzte Strahl der Hoffnung zur Erhaltung des theuren Mannes ſchwinden! Denn acht Wochen ſpäter ſchrieb derſelbe Freund in dem Augenblicke, wo er ſelbſt zum letzten Abſchiede von Dresden ſich rüſtete um nach Oldenburg überzuſiedeln, wohin ich ihm im Vereine mit dem Intendanten des Hoftheaters einen Ruf als Dramaturgen verſchafft hatte: „Heute Abend wird mir auf der Brühlſchen Terraſſe ein großes Abſchiedsfeſt gegeben. Ich bin aber ſehr traurig, denn das Bild des todtkranken Echtermeyer drängt ſich in jede Abſchiedsſcene hinein. Nur ein Wunder könnte ihn retten! So jung, ſo hoffnungsreich, in der Blüthe der Bildung und des Weltverſtändniſſes, und doch verloren ſein, ohne ſich in Thaten ausgeprägt zu haben, iſt ſo hart, ſo bejammernswerth, daß ich jeden Troſt verachte, welchen man mir bieten möchte! Sein Bild iſt mir um ſo tiefer in den letzten Zeiten in die Seele getreten, je wunderſamer ihn eine unnennbare Liebe zu mir erfaßt hat. Ich weiß wohl, daß ſie bedingt iſt von einer kranken Gemüthsſtimmung, aber man müßte kein Menſch ſein, wollte man davor nicht zerſchmelzen. Als ich ihn neulich in Kreiſcha beſuchte, mußte ich mich immer ſo ſetzen, daß er mein ganzes Geſicht ſehen konnte. Der Unglückliche leidet furchtbar. Er kann ſeit Monaten nicht mehr liegen! Ich kann darüber weiter kein Wort mehr ſchreiben, denn meine ganze Seele krümmt ſich vor Mitgefühl und Schmerz.“

Er ſollte nicht lange mehr leiden. Das Maß der Prüfung war erfüllt. Nur wenige Tage noch und er war dahingegangen in:

The undiscover'd country from whose bourn
No traveller returns.

Am 6. Mai gegen Mitternacht endete ein sanfter Tod die namenlosen Leiden des schwer geprüften Mannes. „Das gräßliche Uebel (schrieb mir Professor Sillig aus Dresden) hat ihn endlich besiegt, und so können, wie die Sachen einmal stehen, seine Freunde nur Gott danken, daß er und nur er allein so hartnäckig auf eine Wasserkur drang, die glücklicherweise, indem sie die Krankheit mehr auf die innern Theile drängte, seinen unvermeidlichen Tod beschleunigte, und so seine Leiden, die er mit großer Ergebung trug, verkürzte. Alles, was ihm seine Freunde in den letzten Jahren wohl vorwerfen zu müssen glaubten, ist nun erklärt; wir haben ihm nur unsere Bitte um Verzeihung ins Grab nachzurufen, und es ist, glaub' ich, der Hinterbliebenen heilige Pflicht, ihn, der ja einen Namen in der Litteratur sich durch frühere Leistungen gemacht hatte, wegen späterer scheinbarer Mängel zu entschuldigen — *τὸ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων!*" (denn das ist die Ehre der Todten!)

Echtermeyer war von mittlerer Größe, zierlich kräftiger Gestalt, frischem und bis in die letzten Jahre blühendem Aussehen. Seine äußere Erscheinung war in seinen gesunden Tagen von einer großen Anmuth, der ein gewisses halbschüchternes und dabei sehr feines Wesen und ein höchst geistreich-schalkhafter Ausdruck des Gesichts einen eigenthümlichen Reiz verlieh, welcher in Stunden lebhafter Erregung durch die höchst geistvolle und gewinnende Weise der Mittheilung noch gesteigert wurde. Allem Rohen und Formlosen Feind — wie ihn denn

ein Ausdruck deſſelben tief verletzen und oft im Geſpräch für den Reſt der Unterhaltung verſtummen machen konnte — war er doch im vertrauteren Verkehr von der bequemſten und liebenswürdigſten Gemüthlichkeit, und wo er ſich verſtanden und anerkannt wußte, von herzgewinnender Hingebung und Offenheit, ehe die bittern Lebenserfahrungen der letzten Jahre ſein Gemüth verdüſterten. Tief in das Innerſte philoſophiſcher Erkenntniß eingedrungen und auf der freien Höhe ſelbſt-erarbeiteter, nicht angelernter Bildung ſtehend, war er doch von jenem Radicalismus weit entfernt, der die hiſtoriſchen Reſultate der weltgeſchichtlichen Bewegung mit einem Fingerſtriche löſchen und die Welt zur tabula rasa machen möchte. Er war kein „gläubiger Chriſt“ im Sinne mancher excluſiven Chriſten. Aber das Chriſtenthum in ſeinem menſchlichen Kerne war ihm, wie einem Leſſing, die höchſte Offenbarung und Erſcheinung des ſittlichen Geiſtes auf Erden, und als ſolche ewiger Entwicklung fähig. Er achtete die Selbſtverläugnung, welche die perſönliche Fortda :r — nicht „läugnet“, (denn dies iſt, ſo oft er auch gehört wird, ein alberner Ausdruck) — ſondern als unmöglich nachzuweiſen ſich von ihrem philoſophiſchen Gewiſſen gedrungen fühlt; aber er ſprach es unumwunden aus, nicht etwa, daß er dieſe Selbſtverläugnung nicht beſitze, ſondern daß ſeine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung eine entgegengeſetzte ſei. Es war in der Frühe eines ſchönen Sommermorgens des Jahres 1842, als er, bei einem belebten Geſpräche über Feuerbach's Weſen des Chriſtenthums auf der Brühlſchen Terraſſe in Dresden mir und meinem Bruder Karl Stahr hierüber ſeine Seele aufſchloß und in tiefſinniger, begeiſterter Rede ſeine Gedanken dahinſtrömen ließ. Der Begriff der Form bildete ihm den Angelpunkt. „Wir ſind als formirter Geiſt

— selbſt nothwendige ewige Form. Die Perſönlichkeit iſt das Einige, über alle ihre Entäußerungen und Entfaltungen Uebergreifende. Wir ſind gezwungen", ſo ſchloß er, „die Unſterblichkeit zu denken, wenn wir es auch aufgeben müſſen, ſie vorſtellig zu machen." — Die Morgenſonne funkelte hell über dem fluthenden Strom und den fernen Bergen. Wir drückten uns die Hand zum Abſchied. Es war der letzte. Ich habe ihn nicht wieder geſehen. —

Arnold Ruge.

Eine Charakteriſtik.

(1847.)

I.

Ruge iſt nicht in Frankreich geblieben. Er iſt nach Deutſchland zurückgekehrt, ein anderer als er gegangen und doch im Innerſten derſelbe. Er hat nichts vergeſſen — denn was die Phraſe auch ſagen mag, dies ſteht nicht in des Menſchen Macht; — aber er hat viel gelernt, und iſt entſchloſſener wie je, das was er gelernt, ſeinem Vaterlande zu gute kommen zu laſſen. Nicht als ob Ruge jetzt ein „Vaterländiſcher“ im engeren Sinne geworden wäre. Behüte! Ruge iſt himmelweit von dem deutſchen Patriotismus der Arndtianer entfernt. Theoretiſch nämlich. Praktiſch aber hat er eingeſehen, daß wer die alte Welt aus ihren Angeln heben will, haben müſſe, wo er ſtehe. Er hat ſoeben die Reſultate ſeiner früheren Thätigkeit in einer Sammlung ſeiner Schriften*) abgeſchloſſen, und es uns möglich gemacht, die Art und Wirkſamkeit dieſer energiſchen Perſönlichkeit im Zuſammenhange zu überblicken. Ruge

*) Geſammelte Schriften von Arnold Ruge. Mannheim, Verlag von J. P. Grohe, 1846, vier Bände. Den fünften und ſechsten Band bilden: Zwei Jahre in Paris, Leipzig bei Wilhelm Jurany 1846.

ist ein Ferment in einer bedeutenden Entwicklungsphase unserer Zustände gewesen, deren Beginn kaum ein Jahrzehend hinter uns, doch schon zu einem historischen Abschlusse gelangt ist. Denn unsere Zeit lebt schnell. Aber er selbst ist nichts weniger als ein Gewesener. Denn es bezeichnet gerade die unverwüstliche Energie und Elasticität dieses Mannes, daß fast unter allen Zeitgenossen keiner an sich selbst so viele Entwicklungen durchgemacht, und mit denselben so ununterbrochen dem Zuge der allgemeinen Entwicklung gefolgt ist. Seine Gegner werden das Wankelmuth und Unbeständigkeit schelten, seine Freunde dagegen werden darin den Beweis finden, daß es ihm mit seiner philosophischen Ansicht von dem ewigen Processe alles historischen Lebens ein Ernst ist. Sie werden auf ihn anwenden, was er selbst einmal bei Gelegenheit seiner Charakteristik von George Sand ausspricht*): „es ist unmöglich, mit einem wahrhaft lebendigen und sich selbst unermüdlich ausbildenden Geiste zum Abschlusse zu gelangen und ihm seine Stelle anzuweisen, denn er verändert seine Stelle".

Dennoch müssen wir es versuchen, mit der Charakteristik dieses Schriftstellers zu einem solchen Abschlusse zu gelangen, wenn derselbe auch die Möglichkeit einer weitern Entwicklung nicht nur nicht ausschließt, sondern sogar seinem Wesen nach bedingt. Ruge ist nicht nur ein lebender, er ist auch ein lebendiger Zeitgenosse. Er steht in der Blüthe männlichen Alters und in der Fülle seiner Kraft. Er hat eine reiche Vergangenheit hinter sich. Suchen wir diese zu überblicken, um uns zugleich über seine Bedeutung in derselben und über seine

*) Ruge: Gesammelte Schriften, Th. 2. S. 351.

Stellung für unsere nächste Zukunft aufzuklären. Ruge hat neben tüchtigen Freunden zahlreichere Feinde als vielleicht irgend ein lebender deutscher Schriftsteller. Die Meisten derselben hat er mit Ehren erworben, durch seinen seit zehn Jahren unabläßig geführten Kampf gegen den weitverbreiteten politischen, religiösen und philosophischen Jesuitismus und die bewußten und unbewußten Beförderer desselben. Andere durch die Art seiner Entwicklung, die ihn oft nach kurzer Zeit denen gegenüberstellte, welche bis dahin an seiner Seite gefochten hatten. Andere durch die rücksichtslose Schroffheit, mit welcher er, der Feind aller milden Uebergänge, namentlich in früherer Zeit die seinigen markirte, durch die Leidenschaft des Ausdrucks, zu der ihn das Pathos seines Wesens hinriß, und nicht minder durch den schlagfertigen Witz und Spott, dessen zweischneidiges Schwert er wie wenige zu handhaben weiß. Eines solchen Mannes Bild zu entwerfen ist schwer; ein nach allen Seiten befriedigendes unmöglich, wenigstens für die Gegenwart, in welcher die Heftigkeit des Kampfes der Gegensätze keine Verständigung möglich macht. Unsere Zustände haben sich nicht einmal zu scharf gesonderten Parteien entwickelt. Es ist noch ein wüstes wirres Durcheinander, in dessen Dunkel nicht selten die Verfechter einer und derselben Sache aufeinander einhauen. Aber der Tag beginnt zu dämmern und bei seinem Lichte werden die Kämpfenden sich untereinander und ihren Irrthum erkennen.

Die folgenden Blätter werden einen vorherrschend biographischen, so zu sagen, thatsächlichen Charakter haben. Sie sollen das Werden, den Bildungsproceß und die Wirksamkeit eines energisch thätigen Zeitgenossen in kurzen festen Zügen umreißen. Mehr nicht. Doch auch so schon dürften sie manchen Lesern nicht unwillkommen sein.

Arnold Ruge ist ein Sohn des kritischen Norddeutschlands. Auf der Insel Rügen, wo seine Eltern Landwirthschaft trieben, ist er geboren (13. September 1802). Das Gymnasium von Stralsund, dem er seine Schulbildung verdankt, entließ ihn als einen ausgezeichneten Zögling, der besonders ein tüchtiger Schulphilologe zu werden versprach. Auf den Universitäten Halle und Jena studirte er vorzugsweise die altclassische Philologie, welcher sich in der Restaurationsperiode die besten Köpfe zuzuwenden pflegten. An Philosophie ward damals auf deutschen Universitäten wenig gedacht, außer in Berlin, wo Hegels neues Gestirn aufgegangen war. Desto mehr beschäftigte ihn das frische Leben der Gegenwart, welches sich damals in der jugendlichen Phantastik der deutschen Burschenschaften auf unsern Universitäten Luft machte. Wir werden das Wesen dieser Bewegung weiterhin mit seinen eigenen Worten schildern. Tüchtig und tapfer in seinem ganzen Behaben, an Charakterkraft, Bildung und Einsicht der Mehrzahl seiner Genossen überlegen, schwang er sich bald zu einem der Häupter und Stimmführer jenes Jünglingsbundes empor, der seine enthusiastischen Hoffnungen und romantischen Träume von einem starken freien und einigen Deutschland an die Vorspiegelungen bedeutender Unterstützung von Seiten hochgestellter Männer knüpfen zu können glaubte. Aber die Parole: „Kein Preußen, kein Oesterreich, sondern ein einiges gemeinsames Deutschland", welche zwanzig Jahre später den legitimen Trinkspruch eines Oesterreichischen Erzherzogs an der Festtafel des Königs von Preußen bildete, war in jenen Tagen noch ein festungsträflicher Hochverrath. Ruge hatte an dem Burschentage zu Würzburg Theil genommen, und obschon er auf demselben den Vorschlag gemacht hatte, den Bund aufzulösen, ward

er doch bald darauf in Heidelberg verhaftet, erst nach Mainz und dann nach Köpnik, der Walhalla der deutschen Patrioten abgeführt, und dann, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, nach einjähriger qualvoller Untersuchungshaft, zu fünfzehnjährigem Festungsgefängniß verurtheilt. Dies Geschick, das so viele andere minder kräftige Naturen unter seinen Leidensgefährten brach oder doch knickte, stählte seinen festern Charakter, dem ein unverwüstlicher Humor und eine ihm eigne Gabe, das Heitere und Komische selbst in den bedenklichsten Lagen und Situationen sich zum Genusse herauszufinden, zur Hülfe kam. Weder die lange Haft und die mit ihr verbundenen harten Entbehrungen, die er bei dürftigen Verhältnissen seiner Familie durch nichts erleichtern konnte, noch die Aussicht in eine zertrümmerte Zukunft vermochten ihn niederzuschlagen. Was so viele jener jungen Männer damals lastend niederdrückte: die Erfahrung, daß die Masse der Nation die Begeisterung ihrer Jugend selbst mit der gemüthlichen Theilnahme im Stiche ließ und sich fast durchaus auf die Seite der Gewalt stellte, beugte ihn nicht. Hatte er schon auf der Universität mit seiner weitern Weltanschauung und seinem humoristischen Bewußtsein über der Masse seiner Genossen und ihren abenteuerlichen Plänen gestanden, so bestärkte er sich in der Einsamkeit seines Gefängnisses auf dem Lauenburger Thor der alten Pommerschen Festung Colberg in dem Glauben an die Bewegung der Welt zur Freiheit, getreu seinem Wahlspruche:

Der Freiheit Mutter ist die Tyrannei,
Durch Kettenträger wird die Erde frei,
Und wo die Riegel klirrten um den Freien
Sollt Ihr der Menschheit heil'ge Stätten weihen.

schen Principats gefördert worden, die, den Uebergang aus dem republikanischen Leben zur monarchischen Staatsform so unmerklich und sanft als möglich herbeizuführen bestrebt, auch durch Augustus persönlichen Charakter an bedeutendem Einflusse auf die Gemüther gewonnen hatte. Das Leben, wie es sich unter diesen Verhältnissen gestaltete, bewahrte immer noch einen Schein von Freiheit, und mochte selbst edleren und begabteren Geistern, besonders nach den furchtbaren Stürmen, in welchen das alte Leben mit der Republik untergegangen war, eine gewisse Befriedigung gewähren, während geringere durch die behagliche erschlaffende Friedensruhe gänzlich eingeschläfert wurden. Aber dieser Zustand der Dinge war an die Persönlichkeit eines Einzigen geknüpft; und als dieser die Augen schloss, und nun das Musterbild scheusslichster Tyrannei in Tiberius verkörpert, wie die Riesenschlange ihr Opfer, die römische Welt fast ein Vierteljahrhundert lang immer enger umschlungen hielt, bis die letzte Lebenskraft so gänzlich zerbrochen war, dass die halb stumpfsinnigen, halb wahnwitzigen nächsten Nachfolger ungehindert die Schändung und Misshandlung der Menschheit und des Lebens vollenden durften, da wendeten sich die Gemüther der Edleren voll Sehnsucht der vorher verschmäheten einzigen Trostesquelle wieder zu, die der heidnischen Welt, welcher die Gnade des göttlichen Evangeliums nicht zu Theil geworden, in der Philosophie zugänglich war. Die unglaubliche Verkennung, welche die Philosophie dieser Zeit noch ganz neuer-

In der Weltabgeschiedenheit seiner Haft strebte er manche Versäumniß seiner akademischen Studien nachzuholen. Er schulte sich auf's Neue an dem Geiste der Alten, deren Dichter und Denker er in seinem Kerker mit eiserner Consequenz alltäglich zu festgesetzten Stunden las. Er übersetzte den Theokrit, Aeschylus und Sophokles metrisch. Den Sophokleischen Oedipus auf Kolonos bearbeitete er in fünffüßigen Jamben mit gereimten Chören, und ließ ihn später (Jena 1830 bei August Schmid) in Druck erscheinen. Diese kleine Arbeit enthält in der ihr vorausgeschickten Einleitung schon Züge, welche bedeutsam sind für Ruge's späteres Streben. In der poetischen Widmung an seinen Defensor, den Regierungsrath Hänisch in Colberg, sagt er, sie sei bestimmt

Nicht zu der Schule eingeschränktem Trost,
Nicht für den Klügler, der um todte Rhythmen
Und längst verklungne Weisen sich erbost;
Dem Leben ein Lebendiges zu widmen,
Des Alten Lied in wohlbekanntem Ton:
Das ist mein Dichten, und sein höchster Lohn
Daß du, und wer geweiht wie du, die Chöre
Mit freiem Ohr und mitbegeistert höre.

Längst hatte zwar Friedrich Schlegel (Werke Th. 5, S. 47 ff.) ausgesprochen: mit dem Begriffe von der Kunst lasse sich der Reim einmal nicht vereinbaren, der auf diesem Standpunkte immer als eine fremdartige Störung erscheinen werde. Ruge bestritt diesen Standpunkt. In der kleinen, vortrefflich geschriebenen Einleitung führte er den Gedanken aus: wenn eine Uebersetzung, namentlich des Sophokles, ein Gedicht bleiben und als solches auf ein durch Jahrtausende von dem Original getrenntes Geschlecht wirken solle — nicht blos auf die Gelehrten

sondern auf alle für Poesie Empfänglichen, „so dürfe es durchaus nicht zu hören sein, daß sie Uebersetzung sei“. In einzelnen Partieen, ich nenne nur den wundervollen Chorgesang zum Preise Athens, ist dem Uebersetzer die Durchführung dieses Gedankens offenbar gelungen. Man wird mit ihm über sein Princip rechten können, aber ihm zugestehen müssen, daß seine Uebersetzung dieses entzückenden Preisliedes der Herrlichkeit Attikas (S. 42—44) jeden ungelehrten Hörer weit tiefer ergreifen wird als die gelehrte bis zur Unverständlichkeit treue Solgersche Uebersetzung. Und wollen wir aufrichtig sein, so werden wir auch bekennen müssen, daß das hier befolgte Princip das der Antike selbst ist; wenigstens das der römischen Welt in ihren Versuchen, sich die Schöpfungen der hellenischen übertragend anzueignen. Und Schillers Vorgang in seinen Kranichen des Ibykus und sonst darf auch wohl in die Wagschale gelegt werden. Rührend ist das Bekenntniß, welches der Uebersetzer am Schlusse von seiner Arbeit ablegt: „dem Dichter verdanke ich viel. Mit Begeisterung ergriff ich den Gedanken, ihn heimisch unter uns zu machen, und ein widriges Geschick war insofern ein gutes, daß es mir die Freude am Gelingen, die Muße zum Vollenden und durch die nöthige Täuschung über den Stand der Litteratur die Begeisterung bis zu Ende gewährte. Von dem Schicksale dieses Versuches hängt es ab, ob sie sich mir erneuert, von meinem eigenen aber, ob ich ihr folgen kann“.

Neben den hellenischen Dichtern war es besonders Platon, dem er ein eifriges Studium widmete, an welches sich die Lectüre Jean Paul's und hauptsächlich seiner Vorschule der Aesthetik, und die der englischen Humoristen anschloß. Die Sehnsucht nach andern Studien war auf der Festung nicht wohl zu befriedigen, und über die philosophische Bewegung der

Zeit durch die Hegelsche Philosophie blieb er in völliger Unwissenheit. Eine Frucht seiner poetischen durch die Beschäftigung mit der tragischen Poesie der Hellenen angeregten Stimmung war das Trauerspiel: **Schill und die Seinen** (Stralsund 1830), das er gleichfalls auf der Festung vollendete, und in welchem er die Gestalt dieses durchaus volksthümlichen Helden der patriotischen Begeisterung nicht ohne Geschick und poetischen Schwung in Scene zu setzen versuchte.

So verfloß das erste Drittheil seiner Kerkerhaft. Aber funfzehn Jahre sind lang und der Drang nach Freiheit mächtig. Schon waren Gedanken und Pläne zu einer möglichen Flucht gefaßt, als im Jahre 1830 die Begnadigung erfolgte, welche den Verurtheilten den Rest der Strafzeit erließ. Die völlige Purification, die ihn wieder befähigte, in seinem Vaterlande eine seinen Bestrebungen entsprechende Stellung nachzusuchen, erfolgte jedoch erst über ein Jahr später.

Wir sehen, Ruge ist vom Anfange her ein Sohn derselben **Romantik**, welche er später so schonungslos angreifen sollte. Von ihr ist er ausgegangen, von ihr war seine Jugend erfüllt. Die Romantik, sagt er selbst in seiner Schilderung der religiös-patriotischen Jugend (Gesammelte Schriften Th. IV, S. 94 ff.), ist der reactionäre Idealismus, dessen Inhalt nicht die gegenwärtige Bildung und Freiheit, sondern die jenseitige phantastische vergangene Herrlichkeit des Christenthums und Deutschthums ausmacht. Ihr Ideal ist jenseitig, phantastisch, unmöglich, und je abenteuerlicher, desto überschwenglicher. Die Jugend aus der Zeit der Freiheitskriege und zunächst nach ihnen verfiel in diese Romantik. Wer mitgekämpft hatte, war von dem Ereigniß eingenommen; aber auch die Jugend, welche nicht an dem Kriege gegen Napoleon Theil genommen, lebte nichts

desto weniger unter seinem gewaltigen Eindrucke, und alle Gemüther wandten sich glücklich und schwelgend mit der Erinnerung zu ihm zurück. Wir haben das Holz zu den Freudenfeuern mit herbeigetragen, die durch die nächsten Oktobernächte leuchteten, wir haben die Gefallenen beneidet um ihren Tod und um ihren Ruhm, wenn die Gläser zu ihrer Ehre zusammenklangen. Das Andenken wirkte erhebend; die Poesie war hier keine Redensart mehr, sie war das Leben und die Wirklichkeit selbst gewesen. Aber sie war es gewesen. Dadurch erhielt die Wirklichkeit des Idealen wieder die Form der Erinnerung. Nun war die Erinnerung auch die Form der Schenkendorfschen Romantik, die in seinen melancholischen Liedern unter der Jugend fortlebte. So floß die Erinnerung der nächstvergangenen und der längstvergangenen deutschen Herrlichkeit in ein unbestimmtes Bild zusammen für die Jugend, die bei dem Aufschwunge des Krieges sich nicht selbst hatte betheiligen können. — Die burschenschaftlichen Romantiker, im Gefühle der leeren Gegenwart, suchten den mächtigen, herzerhebenden Inhalt theils sehnsüchtig in der Vergangenheit, theils ungeduldig in der Zukunft. Die betrügerische Politik, welche mit Hülfe der indolenten Spießbürger statt der vorbereiteten Freiheit den alten Despotismus wieder herstellte, schürte die Unzufriedenheit der jugendlichen Idealisten. Aber diese Unzufriedenheit hatte wenig zu bedeuten. Die religiösen und politischen Romantiker predigten, sangen und sprachen vom „Kaiser und vom Reich" (nach Max Schenkendorf's:

Ich will mein Wort nicht brechen
Nicht Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich!

das wir noch in der Mitte der zwanziger Jahre mit so herzinniger Einfalt in den Commersen und Burschenversammlungen zu Halle und Jena sangen). „Sie priesen die vergangene Frömmigkeit, welche sich jene großen Dome am Rhein errichtet; sie wußten wenig von der wahren geistigen und politischen Freiheit, wie sie denn auch gegenwärtig meist Pietisten und Reactionäre sind. Aber sie begeisterten sich für ihren phantastischen Gegensatz gegen die Prosa des alten, wiederhergestellten Regiments und conspirirten dagegen. Bei seiner kindischen und phantastisch ungeschickten Praxis wurde dieser altdeutsche Geist bald ergriffen und von den Schülern der Napoleonischen Polizei leicht überwältigt. Alle diese vielverschrienen Conspirationen der Studenten waren indessen nur Conspirationen der „guten Gesinnung", keineswegs zu einer bestimmten That. Jede Jury hätte diese naiven Verschwörer freigesprochen, während die geheime Vehm der deutschen Richter sie lange Jahre in den Kerkern umherzog. Wäre das Ideal der in Erinnerung schwelgenden und für die Ausbreitung des Bekenntnisses der guten Gesinnung schwärmenden Jugend, die mit der gemeinen Wirklichkeit wenigstens theoretisch zu brechen wagte, wirklich Herzenssache der Zeit gewesen, so hätte der Aufschwung der Universitätsjugend noch einmal dem allgemeinen des Volks entsprochen. Jetzt war es anders, und dadurch wurde die Begeisterung zur Coterie, zur Secte: sie wurde im Conflict mit der Welt eine fanatische Abnormität, der es so sehr an einem reellen Gegenstande fehlte, daß der deutsche Harmodius nicht einmal seinen Hipparch finden konnte; Sand erstach einen Hofrath, weil er Deutschland bei dem russischen Cabinette denuncirte. Sands intimste Freunde aber finden wir später unter den Jesuiten und in der politischen Reaction."

Ruge war als einer der besonnensten unter diesen politisch-romantischen Schwärmern auf die Festung gegangen. Er verließ sie als ein gereifter Mann. Es war im Jahre 1831 als er von Jena, wo er den Doctorgrad der philosophischen Facultät erworben hatte, nach Halle kam. Ich habe von seinem ersten Auftreten dort bei einer andern Gelegenheit gesprochen (S. Theodor Echtermeyer, ein Denkstein, Jahrbücher der Gegenwart 1844, S. 532 ff.). Ein Freund, H. A. Niemeyer, Director der Francke'schen Stiftungen zu Halle, vermittelte für ihn eine Wirksamkeit als Lehrer an dem königlichen Pädagogium; daneben schrieb er kritische Aufsätze über allerhand belletristische Erscheinungen in die Brockhaus'schen Blätter für litterarische Unterhaltung, und wie in dieser Zeit seine Richtung vorwiegend auf das Aesthetische ging, arbeitete er eine erschöpfende Darstellung der platonischen Philosopheme über das Schöne und die Kunst, welche im Jahre 1832 unter dem Titel die Platonische Aesthetik erschien, aber von der Kritik nicht nach Verdienst beachtet wurde*). Und doch ward in diesem Buche — dem vielleicht nur eine zu starre Beibehaltung der Schleiermacherisch-Platonischen Form der Entwicklung und der dadurch herbeigeführte Mangel an Uebersichtlichkeit und Präcision zum Schaden gereichte — zuerst die ganze Platonische Doctrin vom Schönen und der Kunst in eine Einheit zusammengefaßt und herausgestellt, während sich die bisherigen Aesthetiker, A. W. Schlegel in den dramatischen Vorlesungen J. Paul in der Vorschule, und selbst Solger im Erwin nur mit gelegentlichen Berufungen auf diese große Autorität begnügt hatten. Zu derselben Zeit arbeitete er an einer humo-

*) Am ausführlichsten von C. H. Weisse in den Berliner Jahrbüchern 1832 und von Wiese in Jahn's Jahrbüchern für Philologie 1833.

ristischen Darstellung seiner Erlebnisse, welche er später unter dem Titel „der Novellist“ (Leipzig 1839 Otto Wigand) herausgab, und deren einzelne komische Partien mehr als das Ganze ansprechen, dessen Formlosigkeit nach Seiten der Composition hinter den durch jene Einzelheiten erregten Erwartungen zurückblieb*). Bald darauf bei der Universität habilitirt las er, noch ganz auf dem Standpunkte J. Pauls, Solgers und Schleiermachers stehend, über Aesthetik und trat bald darauf, durch eine glückliche Heirath in eine äußerlich völlig unabhängige Lage versetzt, mit seiner Frau eine zweijährige Reise nach Italien an, von der er jedoch später nur einzelne touristische Bruchstücke veröffentlichte.

Bereichert durch eine Fülle neuer Anschauungen kehrte er im Herbste 1832 nach Halle zurück, wo er bald den Mittelpunkt eines gesellig und geistig äußerst regsamen Kreises bildete. Bei der Universität setzte er seine Vorlesungen über Logik und Aesthetik fort. Er schien es auf eine Universitätscarriere im gewöhnlichen Stil angelegt zu haben. Aber er war noch immer nicht persona grata geworden, so wenig als ihm von seinem ersten freien Auftreten an eine Spur der Zerknirschung und Umwandlung anzumerken war, in Folge deren so viele seiner Schicksalsgefährten zu Gnaden gelangten. Die spätere Unternehmung der Jahrbücher trug auch von vornherein nicht eben dazu bei, dies Verhältniß zu ändern, und als er acht Jahre lang Privatdocent gewesen war, ohne es zu der Würde eines P. P. extraord. bringen zu können, gab er die ganze Universitätslaufbahn auf, um desto freier seine literarischen Pläne verfolgen zu können.

*) S. Prutz Recension in den Hall. Jahrb. 1839.

Ruge war, wie schon bemerkt, durch seine lange Festungshaft der philosophischen Bewegung der Zeit fremd geblieben. Bei seinem ersten Auftreten in Halle wußte er, ein dreißigjähriger Mann, von Hegel nur so viel, um, wie wir andern auch, mit Scherz und Spott gegen die fanatischen Hegeliter und ihre „Scholastik" zu polemisiren, die unsere aus Plato und Aristoteles geschöpfte philosophische Kultur nicht anerkennen wollten*). Zu diesen letzten gehörte besonders Echtermeyer, damals Lehrer am Hallischen Pädagogium, mit dem sich Ruge bald näher zusammenfand. Von diesem ausgezeichneten Manne, dessen trauriges Lebensgeschick und früher Tod nicht genug zu beklagen ist, ging die Anregung aus, welche Ruge's energischen Geist dem gründlichsten Studium der Hegel'schen Philosophie zuführte, einem Studium, das auf Ruge's ganze Richtung den größten Einfluß übte, wie es durch ihn später für den kritischen Entwicklungsproceß des deutschen Geistes von den bedeutendsten Folgen sein sollte. Wir waren nicht wenig erstaunt, den sonst allzeitfertigen Spötter über die Berliner Scholastik und die Constructionstollheit der Hegelei eines schönen Tages bekennen zu hören, „daß in dieser Philosophie eine neue Welt entdeckt sei, und daß Männer wie Hegel nur alle Jahrtausende einmal geboren würden". Die erste Folge dieser neuen philosophischen Studien waren Vorlesungen über Hegel'sche Logik. Sie fanden wenig Zuhörer, weil überhaupt damals in Halle die Jugend noch gegen alles „Hegelthum" eingenommen war. Auch besaß Ruge selbst, so ausgezeichnet er schon damals als Stilist sich

*) Hiernach ist der Artikel im Brockhaus'schen Conversationslexicon (Bd. VII. S. 315 der neuesten Ausgabe 1846) zu berichtigen, welcher Ruge sich schon „auf der Festung" entschieden dem Hegel'schen Systeme anschließen läßt.

zeigte, und so sehr ihm die Gabe der Rede im Gespräch zu Gebote stand, doch nicht dasjenige, was der Studiosus einen fließenden und anziehenden Vortrag nennt. Es ist deßhalb überhaupt zu bezweifeln, ob er als Universitätslehrer je bedeutend geworden sein würde. Mehr gefielen seine ästhetischen Vorlesungen, aus denen seine: „Neue Vorschule der Aesthetik. Das Komische mit einem komischen Anhange" (Halle, 1837) entstand. In diesem Buche, dessen feine und geistreiche Entwicklung des Komischen als der subjectivsten Form des Schönen und des Zusammengehens von Subject und Object sich dauernde Geltung erwarb, erkannten selbst die Hegelianer der strictesten Observanz eine wesentliche und wissenschaftliche Bereicherung der Aesthetik. Sie trat mit Vischers Monographie über das Komische und Erhabene zu gleicher Zeit hervor, und traf in vielen wesentlichen Punkten mit ihr zusammen, wie ihr denn auch Vischer in seiner späteren Entwicklung des Komischen im ersten Theile seiner Aesthetik vorzügliche Beachtung geschenkt hat. Ein komischer Anhang, in welchem der Verfasser seine Theorie praktisch zu erläutern suchte, wurde unmittelbar nach dem Erscheinen des Buchs, ich weiß nicht mehr aus welchen Gründen, confiszirt. Soviel aber ist mir davon noch erinnerlich, daß in demselben neben Heine's Zerrissenheitspoesie auch Börne's Franzosenfreundlichkeit und politischer Liberalismus verspottet wurden. So politisch unschuldig war damals noch der Verfasser der „zwei Jahre in Paris"!

Es war damals überhaupt eine nicht bloß politisch noch äußerst unschuldige Zeit. Das Hallesche Leben jener Tage kann dafür als Beleg dienen. Alle Richtungen gingen friedlich neben einander her, die Lämmer weideten neben den Wölfen, Leo fraternisirte mit Ruge, in unsern junggeselligen Vereinen

herrschte der unschuldigste Humor, der keinen Menschen nach dem religiösen oder philosophischen, noch weniger nach dem politischen Glaubensbekenntniß fragte, und Gott einen guten Mann sein ließ. Die einzige Spaltung war die der Tholuckianer und Wegscheiderianer. Aber ihre Händel waren vergessen; über den Denunciationen von Anno 1830 war Gras gewachsen. Die alten Literaturzeitungen recensirten friedlich alle Schriften der Leipziger Messe von den Anweisungen über Tabaksbereitung und Schafzucht bis zu den philologischen Tractaten de ἀν particula, deren jede Messe dutzendweise brachte. Die Wissenschaftswolkenperücke der Berliner Jahrbücher prangte in unangefochtener Hoheit auf dem Haupte der „Societät". Aber es war ein Paradiesesleben kurz vor dem Sündenfalle. Noch ehe ich Halle verließ (1836), hatte Echtermeyer schon zum öftern den Gedanken der Errichtung eines neuen kritischen Organs ausgesprochen, das den allmälig starr gewordenen Hegelianismus in Fluß bringen sollte. Echtermeyer war damals noch ein strenger philosophischer Orthodox, aber die philosophische Tyrannei der Berliner Jahrbücher, die, wie Ruge sich ausdrückte, „auch den letzten Hegelianer nicht kritisiren lassen wollte, wenn er nur bekannte", verdroß ihn heftig. Zu dem verlautete allerhand über gewisse Einflüsse einer außerhalb der „Societät" stehenden Macht, die auch in rein wissenschaftlichen Dingen sich Uebergriffe erlaube, und Lob und Tadel der Kritiken, wenn nicht bestimme, doch trübe und bedinge. Die Bestätigung dieser Unwürdigkeiten, welche sich wirklich die deutsche Gelehrsamkeit hat gefallen lassen, ist erst neulich von Varnhagen im siebenten Bande seiner Denkwürdigkeiten mit lobenswerther Freimüthigkeit gegeben worden. Ruge schrieb um diese Zeit eine Kritik der damaligen Literaturzeitungen, welche er in den Brockhaus'-

lich erfahren hat [1]), mag es entschuldigen, wenn wir bei ihrer Darstellung etwas länger verweilen, und es versuchen, die Formen in welchen sie erscheint, in ihrer innern Nothwendigkeit zu begreifen, und durch eine solche Entwickelung und Sonderung die allgemeinen verwerfenden Urtheile über eine Erscheinung zurückzuweisen, welche in einem Bilde des Entsetzens und Abscheus, was diese Zeit dem Beschauer darbietet, fast die einzigen tröstenden und mit der Menschheit versöhnenden Momente gewährt.

In einer Zeit und in einem Volke, in welchem der Krebsschaden allgemeiner Verderbtheit alle Lebenselemente bis zu hoffnungsloser Heillosigkeit ergriffen hat, wo sclavische Niederträchtigkeit und gänzliche Ehrlosigkeit aller Stände dem scheusslichsten Despotismus in jedem verruchtesten Beginnen nicht nur geduldig sich fügt, sondern auch bereitwillig die Hände bietet [2]), sehen wir eine Philosophie wieder neue Kraft gewinnen, die einst in demselben Volke in den schönsten Tagen seiner Freiheit sich die Edelsten zu Bekennern gewonnen hatte. Der Stoicismus dieser Zeit war, genau betrachtet, wirklich noch derselbe, seine Tendenz nur bis zur Einseitigkeit moralisch. Allein verschieden erscheint er, je nach der specifischen

1) S. *Bernhardy* a. a. O. S. 114 ff.

2) Wir dürfen uns hier mit Hinweisung auf die Schilderung dieses Zustandes in einer Schrift begnügen, die zu den lebensvollsten und erfreulichsten Früchten der Studien des Alterthums gehört: die Weltanschauung des Tacitus v. Dr. Karl Hoffmeister. 1854. vgl. bes. S. 28—40.

schen Blättern für literarische Unterhaltung veröffentlichte. Sie wirkte auf Echtermeyer und seine Pläne entscheidend. Durch sein Zureden bestimmt entwarf Ruge den Plan zu den „Hallischen Jahrbüchern". Ich habe bei Gelegenheit der Charakteristik Echtermeyers die äußere Geschichte dieser Zeitschrift, soweit sie durch die Persönlichkeiten der beiden Herausgeber bedingt war, ausführlicher dargestellt, und kann den Leser auf diese Schilderung jetzt zurückweisen.

Selten oder vielleicht nie ist in Deutschland ein wissenschaftlich journalistisches Unternehmen so zur rechten Zeit gekommen, wie die „Halleschen Jahrbücher" im Jahre 1838. Mit dem Losungsworte ihres Programm's: „die „Hallischen Jahrbücher sollen geschrieben werden von Fachgelehrten, aber nicht für Fachgelehrte", war der ganze Gegensatz gegen das bisherige Treiben der sämmtlichen deutschen Recensiranstalten ausgesprochen, die sich auch seitdem, soweit sie nicht später, durch das gegebene Beispiel gedrängt, sich zu verjüngen und umzugestalten trachteten, von dem tödtlichen Stoße nicht wieder erholt haben, den sie durch die Realisirung jenes Programms erlitten. Man kann sagen, daß sich den Jahrbüchern gleich nach ihrem ersten Auftreten die allgemeine begeisterte Theilnahme aller jugendlich frischen Kräfte der Litteratur und Wissenschaft zuwandte. Eine Charakteristik derselben in den „Jahrbüchern der Gegenwart" hat in kurzen und treffenden Zügen die damalige Bedeutung derselben und ihr Verhältniß zu der allgemeinen Zeitstimmung ausgesprochen. „Es ist (heißt es dort) als ob zwischen jener morgendlichen, leidenschaftlich erregten, gebärungslustigen Zeit, in welcher die Jahrbücher hervortraten, und zwischen der schwülen Stimmung, dem gereizten Schweigen, dem verhaltenen Groll des gegenwärtigen Augenblicks (Ende 1843) ein Menschenalter

mitten inne läge. Gegründet in einem Zeitpunkte, als der neue, durch Strauß heraufgeführte Umschwung der Hegelschen Philosophie eben sich Bahn zu brechen begonnen hatte, voll Elasticität, voll Entwicklungsfähigkeit, voll Gährungskraft, wußten sie sich schnell der Tagesfragen und wissenschaftlichen Streitpunkte zu bemächtigen, ein gemeinschaftliches Losungswort" (— Protestantismus und Romantismus) „für sie zu finden, auch dem im engern Sinne Litterarischen letzte praktische Gesichtspunkte abzugewinnen, und so, durch die steigende Gunst des Publikums unterstützt, manchen ihrer Aufsätze die Bedeutung öffentlicher Ereignisse zu geben. Schon in der ersten Zeit ward die Defensive in die Offensive verwandelt, und mancher glückliche Streifzug in Feindesland gemacht. Durch unermüdliche Verfolgung aller reactionären Tendenzen, in welchem Gewande sie auch auftraten, hatten sie sich bei diesen, wenn nicht beliebt, so doch gefürchtet gemacht, und bei Menschen, die keinen andern Zügel kennen als die Furcht vor der Oeffentlichkeit, manche Gewaltthat und manche Niedertracht verhindert. Was sie in rein theoretischem Gebiet für viele Fachwissenschaften positiv geleistet, in andern wenigstens angeregt haben, wird ein unverlornes Gut der Zukunft bleiben.— Durch die Consequenz ihrer Prämissen in eine immer unhaltbarere Stellung fortgerissen, allzu praktisch und unpraktisch zugleich, zu stolz um einzulenken, zu rückhaltlos und ungeduldig, um zu laviren, mußten sie, wenn auch dem Einsichtigen nicht unerwartet, doch ein beklagenswerthes Opfer der Polizeigewalt fallen."

Wie wenig man aber von beiden Seiten bei dem Beginnen der Jahrbücher noch ein klares Bewußtsein über die principiellen Differenzen hatte, zeigt wohl am besten der Umstand, daß Ruge damals noch mit Leuten wie Leo u. A. bei seinem

neuen Unternehmen Hand in Hand zu gehen hoffen konnte. In der That finden wir Leo, diesen radikalsten Gegensatz zu dem neuen Principe, in den ersten Heften der neuen Zeitschrift als Mitarbeiter thätig. Aber die Freude dauerte nur kurze Zeit. Ruge's Kritik des Leo'schen Sendschreibens an den alten Görres (Hall. Jahrbb. Nr. 147—151) riß die unausfüllbare Kluft auf, welche den katholisirenden Pietismus der Reaction von dem unter der Devise des „Protestantismus" für das Princip der Freiheit kämpfenden Progressismus trennte. Es war ein unglaublicher, nur aus speziellen persönlichen Verhältnissen erklärbarer Irrthum Ruge's, wenn er noch am Anfange des beginnenden tödtlichen Kampfes Leo für einen „in seinem innersten Kerne freien, kühnen, protestantischen Mann" erklärte, der „durchaus nie der Meinung gewesen, von dem Principe der freien Wissenschaftlichkeit abzufallen" (Hall. Jahrbb. a. a. O. S. 1179). Ruge überließ sich dabei einer wohlmeinenden Illusion: er glaubte, wie auch später in seiner Stellung, die er zu dem preußischen Systeme annahm, durch eine Politik zu wirken, welche die Menschen und Dinge zu demjenigen bereits erklärt, als was sie dieselben gerne sehen möchte. Später hat er es bekanntlich mit dem entgegengesetzten Extreme ebenso erfolglos versucht. Leo und die Seinen ließen sich aber durch solches Lob keineswegs beirren. Sie sahen die Gefahr für ihre Partei gleich beim Anfange, und traten mit den schmählichsten Denuntiationen gegen die Jahrbücher auf, welche indessen damals noch in dem Berliner Ministerium Altenstein eine Hauptstütze fanden.

Ruge hat in seinen so eben erschienenen gesammelten Schriften bei verschiedenen Gelegenheiten sich über die Geschichte der Jahrbücher mit eben soviel Wahrhaftigkeit als gerechtem Selbst-

gefühl ausgesprochen*). Die Kritik auf allen Gebieten, auf dem der Kunst, der Wissenschaft, überhaupt der geistigen Wirklichkeit — die Begleitung der werdenden Geschichte mit der Theilnahme des Praktikers und mit der Kritik des Philosophen, diese Aufgabe des Journals ging weiter als die Tragweite der gelehrten und politischen Zeitungen unserer Vorzeit. Zugleich war es hier nicht blos auf die Kritik der Theologie und Schulphilosophie abgesehen. Die Jahrbücher machten von Anfang an die Entwicklung zu ihrem Princip. Sie wollten die Geschichte mitleben und mitmachen, sie stellten daher an sich selbst die Zeit dar. Eben so angeregt als fortreißend, wurden sie die bewußte Praxis der historischen Dialektik, eine bis dahin unerhörte Erscheinung. Immer hatte der Localgeist irgend einer Universität, immer eine fertige Farbe die gelehrten Zeitungen beherrscht, nie war weder eine Redaktion noch ein Kreis von Mitarbeitern kühngenug, die Kritik der prüfenden Zeit selbst ans Ruder zu stellen. Dies ist der Vorzug der Jahrbücher. Ihre Geschichte ist ein Stück Zeitgeschichte**). Ihr Hauptverdienst aber bestand zunächst darin, daß sie „die Bewegung, die Parteiung, den Zweifel, die Kritik, das Gefühl der Freiheit im Gegensatze zu dem offiziellen Tode Deutschlands aus den Reihen der Gelehrten selbst“ zum Leben erweckten, und dadurch „den Boden zu menschlichen und freien Thaten ebneten“ und die Gegensätze in scharfer Scheidung einander gegenüber stellten. Der erste oben erwähnte Conflikt auf dem Boden der Religion mit der pietistisch reactionären Partei und ihren jesuitischen Organen führte Ruge nach Berlin, um bei dem Minister Altenstein Schutz für die in ihrer Existenz

*) Gesammelte Schriften Bd. VI. S. 74 ff. S. 146 ff. Bd. IV. S. 114 ff. S. 60 ff. S. 99—113. S. 143.

**) Ruge, gesammelte Schriften. Bd. VI. S. 74.

durch die jesuitischen Denuntiationen bedrohten Jahrbücher zu suchen. Altenstein, welcher so eben erst bei Gelegenheit der Cölnischen Dinge Preußen feierlich für den Beschützer der freien Geistesbildung erklärt hatte, gab ihm persönlich die Versicherung seines Schutzes für die principielle Diskussion, und stellte nur das Verlangen möglichster Entfernung der persönlichen Polemik, „welche weiter greife, als es vielleicht gemeint sei, und bei der man allerlei in Preußen bisher Unerhörtes zwischen den Zeilen lese“ *).

Ruge folgte dieser Weisung. Die Jahrbücher gaben für eine Zeit die Kritik der religiösen Gegenwart auf und spielten dafür den Kampf auf das litterarisch-historische Gebiet, in welchem sie mit dem sogenannten Manifeste: „der Protestantismus und die Romantik“ von Ruge und Echtermeyer ihren Gipfelpunkt erreichten. Seit dieser Zeit wurden Romantik und romantisch die Stich- und Schlagworte der Partei. Dieser jetzt von Ruge zu einem eignen Buch verarbeitete Artikel (auf dessen Umarbeitung wir weiterhin zurückkommen werden) hatte sich die Aufgabe gestellt: die letzten funfzig Jahre der deutschen Geistesentwicklung unter dem Gesichtspunkte des Rückfalls von der Aufklärung darzulegen. Die Jahrbücher faßten die Romantik als Restauration des Christenthums unter den Formen der Bildung, Aufklärung, Genialität, Poesie und selbst der Philosophie. Sie benutzten, bei der wesentlich politischen Absicht, in welcher diese Artikel gegen die Romantik geschrieben wurden, „das Abendroth des philosophischen Preußens“, um mit ihm oder unter seinem Schutze das romantische oder reactionäre System, noch ehe es in dem

*) Gesammelte Schriften Bd. IV. S. 117.

ersten deutschen Staate förmlich zur Herrschaft gelangt war, zu beleuchten, und einer noch unbefangenen Zeit das Princip ihrer offiziellen Zukunft klar zu machen. Den ersten Streifzug in das Gebiet politischer Kritik begann Ruge in den Jahrbüchern 1839 mit dem Aufsatze über das „Preußenthum", „von einem Wirtemberger", als dessen Verfasser lange Zeit Strauß angesehen wurde (Ges. Schr. III. S. 315—340). Mit diesem Aufsatze gab Ruge selbst derjenigen Stimmung einen Ausdruck, welche sich in der That in Süddeutschland und seinen konstitutionellen Staaten gegen das Belobten des „freien" Preußens durch die Jahrbücher, dessen Motiv wir oben andeuteten, gebildet hatte. Preußen ward jetzt in seinem Wesen als katholisch bezeichnet, das freie Princip, von dem es abzufallen drohe, als der Protestantismus ausgesprochen; verhüllende Schlagworte, weiter nichts. Der Aufsatz, der als zweites Manifest angesehen werden konnte, machte unglaubliches Aufsehen. Man staunte über die Kühnheit, welche plötzlich auszusprechen wagte, was längst offenbares Geheimniß war: der preußische Staat sei eine Hierarchie; die Beamten, (die Bureaukratie) seine Priester, sein Klerus, „sie haben zwar Theil an dem Absoluten, und sie verkündigen es den Laien, dem Volke, welches gar nichts davon weiß; aber die geringeren Priester sind selbst nur im abgeleiteten und secundären Besitz: der absolute Staat ist die Weisheit des Monarchen und der allerhöchsten Behörden. Nur diese kennen ihn als das Bestimmbare, während alle Diener und alle Unterthanen den Staat als ein Jenseitiges verehren, und seine Bestimmungen und Aeußerungen als Existenzen, als vorgefundene Zustände aufzunehmen haben." In Preußen gebe es noch gar kein Staatsbürgerthum, sondern nur, nach der Hegelschen Ausdrucksweise, Theilnehmer an

der „bürgerlichen Gesellschaft“. Als Aufgabe Preußens wird ausgesprochen: Haupt und Mittelpunkt des europäisch bedeutenden, freien Deutschlands zu werden durch Anschluß an das konstitutionelle Princip, das aber unter der verkappenden Hülle des konsequenten „Protestantismus“ bezeichnet wird — eine Forderung zu deren Verwirklichung jetzt, acht Jahre später, durch das Patent vom 3. Februar wirklich der erste Schritt geschehen ist.

Was jetzt bereits Thatsache der Geschichte geworden ist, erregte damals, so verhüllt es auch ausgesprochen wurde, ein allgemeines Kriegsgeschrei der Reaction. Die Augsb. Allg. Zeitung stellte die Jahrbücher geradezu „als Macht gegen Macht“ dem preußischen Staate gegenüber. Mit dem Umschwunge des Jahres 1840 in Preußen traf die Jahrbücher der erste Schlag. Ein Kabinetsbefehl forderte Ruge auf, den Druck der Zeitschrift aus Sachsen nach Preußen zu verlegen, d. h. sie unter die Censur ihrer erbittertsten Gegner zu stellen. Ruge verließ Preußen und siedelte nach Sachsen über, wo er mit verändertem Titel seines Journals seit 1841 in den „Deutschen Jahrbüchern“ seinen Kampf bis zum Januar 1843 weiter fortsetzte.

Nach den offiziellen Zeichen der Ungnade fiel ein großer Theil der angestellten preußischen Gelehrtenwelt von den Jahrbüchern ab, wodurch das Journal einen empfindlichen Verlust an Bildung und Gelehrsamkeit erlitt. Ruge selbst verschlimmerte seine Sache, durch Zurückkehren zu dem vorher verlassenen religiösen Thema. Wenn man die Erhebung Feuerbach's, und das Treiben der Gebrüder Bauer in den Jahrbüchern las, so konnte man sich nicht verhehlen, daß die Zeitschrift allmälig sich immer mehr den Boden unter den Füßen weggrabe. Gerade

jetzt wäre die frühere Politik am Platze gewesen, die sich mit dem augenblicklich-Möglichen begnügte, und vor allen Dingen das Terrain zu behaupten strebte. Eine solche zuwartende Politik, wenige Jahre durchgeführt, würde die Zeitschrift und mit ihr Ruge's hauptsächlichste Wirksamkeit für Deutschland erhalten haben. Wir sind weit entfernt hier anzuklagen, aber die erste Bedingung zur Wirksamkeit ist und bleibt, daß man existire. Ruge täuschte sich über die Lage der Dinge in Deutschland, die er für günstiger hielt als sie war; er täuschte sich über den Stand der allgemeinen Bildung, über die Bildung des Volks, welches auch die Jahrbücher in ihrer mehr oder weniger immer noch philosophischen Exclusivität weit hinter sich zurück, ja unbeachtet gelassen hatten. Die Jahrbücher bestärkten selbst in ihrer besten Zeit fast immer nur die wenigen Wissenden, die kleine Partei, die im Sturmschritt, mit fliegenden Fahnen in kurzer Zeit über jahrhundert alte Hindernisse und Vorurtheile hinwegrennen zu können vermeinte, und ärgerten dabei gelegentlich die Gegner, die Reactionäre, während sie ihnen doch zugleich Mittel und Wege zur Unterdrückung des verhaßten Gegners selbst in die Hände reichten. Sie gewährten eigentlich nur der jugendlichen Partei des Fortschritts einen Sammelpunkt, und damit war immer schon viel gewonnen. Aber die große Masse der Nation, selbst der Gebildeten, verhielt sich gleichgültig oder mißbilligend; von thätiger Betheiligung zu Gunsten der „Extravaganz" war gar nicht zu reden. Was seine Landsleute sonst im übergroßen Maaße besitzen, das gerade fehlte Ruge: die Geduld. Er ward immer gereizter, leidenschaftlicher. Unter dem Schutze der Censur glaubte er sich und sein Journal geborgen, und sah nicht, daß man die Censurscheere als Falle gegen ihn gebrauche. Möglich auch, daß er

des Kampfes müde einen Bruch herbeiführen wollte. Jedenfalls ist es gewiß, daß er das Aeußerste wagte. „Es war (sagt er selbst) nicht bei dem Ausklopfen der alten Universitätsperüquen, nicht bei der Erschütterung des Glaubens an ihre stille Weisheit, nicht bei den Kritiken des Pietismus, der Romantik und der Reaction geblieben. Eine Beurtheilung der preußischen Geschichte, welche die nothwendige Entwicklung dieses Staates zur Demokratie und die Lebensgefahr nachwies, in welche bisher noch jeder Verrath des herrschenden Zeitgeistes Preußen gestürzt hatte; wiederholte Kritiken der christlichen Religion und des christlichen Staats, deren Auflösung in menschliche Freiheit existire und bevorstehe; endlich eine Selbstkritik des Liberalismus, der theoretischen Freiheitsliebe, und die Forderung: ihn in Demokratismus zu verwandeln, in die wirkliche Lösung der praktischen Probleme unserer Zeit, z. B. die Aufhebung der Kirche in die Schule, und des Pöbels durch Nationalerziehung — diese Dinge schienen dem altdeutschen System der Religion und Politik unerträglich, und führten im Januar 1843 zur Unterdrückung des Journals durch die sächsische Regierung." Es liegt eine humoristische Naivetät in diesem „scheinen". Als ob sich das Gegentheil eigentlich von selbst verstanden hätte! Die Thorheit lag ja gerade in diesem unpraktischen und unpolitischen Doctrinarismus, der dem Gegner vor dem Kampfe den Schlachtplan, zu seiner Vernichtung entworfen, durch einen Trompeter übersendet. Ruge warf den Gegnern die brennende gefüllte Bombe ins Haus, und wunderte sich, daß dieselben nichts Eiligeres zu thun hatten, als einen Eimer Wasser über den glimmenden Zunder zu gießen! Sie wären thöricht gewesen, wenn sie es nicht gethan hätten. Die wahre Aufgabe

für Ruge wäre aber vielmehr gewesen, die eigne Theorie im Einzelnen, und an praktische Fragen, an concrete Fälle und besondere Ereigniſſe anknüpfend, thätig werden zu laſſen, und ſo ihr Eingang, Theilnahme und Wirkſamkeit zu verſchaffen, ſtatt von Bülletins vor den Schlachten, und von Manifeſten und Feldzugsplanen einen unmöglichen Erfolg zu hoffen. Von der andern Seite iſt es dagegen ebenſo wahr, daß ſie, genauer betrachtet, durch die Vernichtung dieſer doctrinären und principiellen, ebenſo leicht zu überwachenden als wirkungsloſen Oppoſition gerade die entgegengeſetzten Früchte erndtete, und dasjenige ſelbſt zeitigen half, was die Jahrbücher zu berückſichtigen verſäumt hatten: das Zurückführen des Kampfs in die Maſſen und auf das Terrain der concreten Wirklichkeit.

Ruge hatte den Jahrbüchern einen hingebenden Eifer und eine aufopfernde energiſche Thätigkeit gewidmet, die ihn die Vernichtung derſelben gemüthlich tiefer empfinden ließen, als er ſelbſt es verrathen wollte. Die bei der ſächſiſchen Kammer gethanen Schritte zur Aufhebung des Verbots blieben erfolglos; Bundesmaßregeln nahmen zugleich jede Ausſicht zur Erneuerung der bisherigen journaliſtiſchen Thätigkeit. So verlor er mehr und mehr den Glauben an Deutſchland und die deutſchen Zuſtände. In Frankreich glaubte er wiederzufinden, was er in Deutſchland ſah, den Boden einer freien Wirkſamkeit. Er wanderte aus nach Paris, nachdem er vorher noch in zwei Bänden (Anekdota) die aufgeſpeicherten Vorräthe der von der Cenſur ganz oder theilweiſe geſtrichenen Artikel, welche die Jahrbücher nicht hatten bringen dürfen, veröffentlicht hatte.

Verschiedenheit der Lebensansicht seiner Anhänger, und diese ist es, die wir jetzt betrachten wollen.

Zunächst nun erkennen wir bei allen, die sich in jener Zeit der Philosophie zuwandten, ein gemeinschaftliches Bedürfniss, erregt durch eine gemeinsame Ursache. Sie suchen Rath, Trost, Beruhigung und Stärkung zur Ertragung einer unerträglichen Zeit. Es sind alles mehr oder weniger edle Naturen, die sich retten wollen aus der Selbstverachtung, der sie sich im Bewusstsein dessen, was sie ertragen, preisgegeben sehn. Aber hier verfahren sie auf verschiedene Weise. Die eine Klasse bilden diejenigen, welche der Hinblick auf die Vergangenheit ihres Volks, die Vergleichung des Sonst mit dem Jetzt, verbunden mit der einseitigen Auffassung der starren Lebensgrundsätze des strengen Stoicismus, der Klugheit gänzlich entfremdet. Sie stellen sich in ihrem unzeitigem Eifer als die Fanatiker dar, welche, begeistert zugleich von der Hoffnung auf die Möglichkeit eines Erfolgs ihrer vereinzelten Bestrebungen und verblendet über das Maass ihrer Kräfte, sich dem Strome des allgemeinen Verderbens offen in den Weg stellen. Wenn wir aber sehen, wie sie von diesem erbarmungslos in seine Strudel hinabgerissen werden, so ziemt es uns Glücklicheren schlecht, in unserer hoffärthigen und sichern Weisheit, da nur „Trotz und dünkelhaften Pomp“ zu sehen, wo eine solche Hingebung Mitgefühl erwecken sollte.

Wenn wir nun diesen Theil der Bekenner des Stoicismus allerdings handelnd auftreten und eben

Die Art und Weise, wie er diese seine freiwillige Verbannung betonte, entfremdete ihm für einen Augenblick selbst die Sympathien derjenigen, welche bisher seinem Geschick mit Theilnahme gefolgt waren. Ein unglücklicher Ausdruck, von seinen Gegnern geschickt ausgebeutet, trug dazu bei. Es ist noch nicht vergessen, daß Ruge damals den deutschen Geist, so weit er zur Erscheinung komme, als „niederträchtig" bezeichnete. Gestehen wir es, die Beleidigung war tödtlich, und dies Eine Wort hat Ruge mehr geschadet, ihm seine Wirksamkeit und seine Zukunft in Deutschland auf lange hinaus weit mehr erschwert, als Alles andere sonst gethan haben würde. Jetzt aber, wo Jahre vergangen sind, ist es Pflicht, darauf hinzuweisen, daß ein tödtlich Gereizter, ein Verzweifelnder diesen Ausbruch der schmerzlichen, ungerechten Leidenschaft sich erlaubte. Keine der zahlreichen Stimmen, welche sich damals und noch jetzt in unserer gefesselten Presse gegen diese Beleidigung erhoben, hat die Ehrlichkeit gehabt, hinzuzusetzen, daß jene beleidigende Anklage einem Briefwechsel entnommen ist, in welchem der folgende Brief die Behauptung des vorangehenden widerlegt. Ferner: daß jener wilde Aufschrei zugleich die bereuende Selbstanklage schon in seinem Gefolge hatte, daß Ruge in jenem Briefe, den seine deutsch-französischen Jahrbücher brachten, unmittelbar nach demselben hinzusetzte: „Ich weiß, daß ich dazu (zu Deutschland) gehöre; glauben Sie nicht, daß ich mich der allgemeinen Schmach entziehen will. Werfen Sie mir vor, daß ich es nicht besser mache als die andern, fordern Sie mich auf, mit dem neuen Princip eine neue Zeit heraufzuführen, und ein Schriftsteller zu sein, dem ein freies Jahrhundert folgt, sagen Sie mir jede Bitterkeit; ich bin darauf gefaßt. Unser Volk hat keine

Zukunft, was liegt an unserm Ruf!“ — Haben wir Börne vergeben, weil er aus Liebe zu Deutschland seinen Schmerz um Deutschland in die härtesten Anklagen kleidete, so wird es nicht schwer sein, in dieser leidenschaftlichen Selbstanklage das gleiche Motiv, wenn nicht zur Rechtfertigung, doch zur erklärenden Entschuldigung einer Verirrung aufzufinden, deren ganze Schwere bisher allein auf das Haupt des Anklägers zurückgefallen ist. Die Zukunft wird gerechter sein.

Ruge ging nach Paris, um „freie Luft zu athmen“. Er gab Deutschland um so eher auf, als er sich in demselben alle und jede Wirksamkeit für die Zukunft abgeschnitten sah. „Die Freiheit hat kein Vaterland, so wenig wie die Wahrheit, und die ganze Erde ist das einzig würdige Denkmal des Geistes, der sie gestaltet. Das Vaterland ist die Fahne des Zwiespalts der Völker, die Freiheit ist das Zeichen ihrer Versöhnung“ — das waren die Gedanken, mit denen er das Aufgeben des Vaterlandes begründen zu können meinte. Die Aufgabe schien ihm jetzt: den Deutschen von Frankreich her der politischen und civilisirten Welt zuzuführen, und den Franzosen die deutsche Kritik der Philosophie und Religion zu gute kommen zu lassen. Dies Unternehmen sollten die neuen „deutsch-französischen Jahrbücher“ realisiren, zu deren Herausgabe er sich mit einem gleichfalls ausgewanderten deutschen Publicisten Marx verband. Aber es scheiterte schon nach den ersten zwei Heften, und Ruge hatte dabei die niederschlagendsten Erfahrungen zu machen. Er hatte sich sowohl in finanzieller Hinsicht getäuscht, als auch über die Stimmung Deutschlands und über die verfügbaren Kräfte der Mitarbeiter. In Deutschland ward das Journal obenein verboten, während dessen Inhalt, wie oben bemerkt, das Nationalgefühl beleidigte.

Er wollte eine factische Preßfreiheit etabliren, suchte Lamartine und andere Politiker für seine deutsch-französische Allianzidee zu gewinnen, und schrieb, wenn man einen einzelnen Ausdruck streicht, selbst so, daß man es in Deutschland hätte lesen und existiren lassen können. Aber die Rohheit seiner Mitarbeiter, welche mit Gewalt die Methode festhielten, den Leuten ins Gesicht zu schlagen, die sie überzeugen wollten, und die Eitelkeit, immer die neueste Mode zu haben, also damals Communisten zu sein, dies und noch anderes waren die Ursachen, die das Gelingen des schon auf schwachen Füßen stehenden Plans unmöglich machten. Daß Ruge mit Heine Kameradschaft machte, dessen Frivolitätsevangelium er in den Jahrbüchern so gründlich aufgedeckt hatte, schadete ihm auch in der öffentlichen Meinung, die als Charakterschwäche und Wankelmuth auslegte, was für diejenigen, welche Ruge persönlich kannten, weder das eine noch das andere war. Ruge erkannte in Heine den eigentlichen politischen Satiriker unserer Zeit, weche ihm selbst eben nur noch dieser Gattung der Zeitpoesie Raum zu gestatten schien. Ueber die Unverträglichkeit mit seinen übrigen Gesellen sollte er selbst nur zu bald ins Klare kommen. Seitdem lebte Ruge zurückgezogen von journalistischer Thätigkeit seinen Studien. Ein Ausweisungsbefehl gegen ihn ward zurückgenommen, als er bewies, daß er kein Flüchtling, sondern sächsischer Staatsbürger sei, und die gegen ihn angebrachten Anschuldigungen widerlegte. Privatverhältnisse nöthigten ihn Paris zu verlassen und zunächst nach Zürich überzusiedeln. Als hier das Unternehmen einer preßfreien historischen Encyclopädie im großen Stile fehlschlug, wandte er seine ganze Muße zur Sammlung und Sichtung seiner schriftstellerischen Arbeiten an.

Seit zwei Jahren hatte man von Ruge in Deutschland wenig vernommen. Von den deutsch-französischen Jahrbüchern hatten nur vereinzelte Exemplare sich durch das Polizeinetz geschlichen. Nur einige Aufsätze im Telegraphen und der Mannheimer Abendzeitung, in der letzteren der vortreffliche Nachruf „dem Andenken Theodor Echtermeyers“ geweiht*), erinnerten hier und da, daß der alte rüstige Kampfgeist noch ungebrochen in ihm lebe. Jetzt ließ er die Früchte seines Pariser Aufenthalts: Zwei Jahre in Paris (Leipzig 1846 bei W. Jurany) erscheinen. Wie verschieden man auch über den Inhalt urtheilen mochte, die Form erschien in ihrer Art vollendet. Ruge zeigte hier, mit welchem Nutzen er in den letzten Jahren die Alten und die Franzosen studirt hatte. Sein Stil erscheint hier fast völlig von jener doctrinären Schulmäßigkeit gereinigt, die in den Jahrbüchern immer noch selbst seinen besten Sachen eine gewisse Schwerfälligkeit verlieh. Der erste Band schildert in Reisebeschreibungsform die Empfindungen und Gedanken, mit denen er Deutschland verließ, und den ersten Eindruck, den die „unwiderstehliche“ Stadt der neuern Weltbewegung auf ihn machte! seine „socialen Bekanntschaften“, „Cabet und den Humanismus“, „Dezamy und die Preßfreiheit“, den „Salen der Democratie pacifique“, den Fourierismus und das Problem der bürgerlichen Gesellschaft, Flora Tristan und die Union ouvrière, Lamennais und Louis Blanc, Ledru Rollin und die republikanischen Salons, Jugend und Volk des gegenwärtigen Frankreichs, die Stellung der Deutschen in Paris und die eigenen Schicksale bei der Expulsion einiger deutschen Schriftsteller. Ein Operntext „Spartacus“ ist ein eigenthümliches Stück ra-

*) Abgedruckt im zweiten Bande der Zwei Jahre in Paris, S. 139—159.

dicaler Poesie mit manchen bittern Seitenhieben auf den deutschen Charakter. Eine anziehende Schilderung von Land und Volk ist die Fahrt in die Touraine S. 347—370. — Der zweite Band gab eine Geschichte der neusten philosophischen, theologischen und politischen Entwicklung Deutschlands während der letzten zehn Jahre (1835—1845), die mit Schelling und Hegel beginnend, mit der Sophistik des systematischen Egoismus abschließt. Das Resultat ist: Die Bewegung des deutschen Geistes ist bei einem Wendepunkte angekommen, von dem erst der Beginn einer wirklichen Geschichte zu erwarten steht. Ruge ruft den Franzosen, für welche diese Darstellung bestimmt ist, zu: „die theoretische Befreiung ist nirgends in der Welt so gründlich vorhanden und fortdauernd im Werke als in Deutschland!“ Dieser Zuruf galt dem Uebermuthe der Franzosen, unter denen Ruge jetzt selbst gelernt hatte, wie tief selbst noch ihre Voltairianer in der theoretischen Unfreiheit stecken. „Die Geburt der wirklichen, der praktischen Freiheit ist der Uebergang ihrer Forderung auf die Masse.“ „Der Pöbel“, „die Hefe des Volks“, „der Auswurf der Menschheit“, wie diese Masse selbst in neueren diplomatischen Actenstücken genannt wird (man vergleiche die Verhandlungen der Bundesversammlung von den revolutionären Bewegungen des Jahres 1830 bis auf die geheimen Wiener Ministerconferencen. Heidelberg bei Groos 1846), muß entpöbelt, muß humanisirt und zu Staatsbürgern erzogen werden. Das Vortreten solcher Forderung beweist, daß die Theorie verdaut worden ist und ins Blut, d. h. in die Existenz zu treten beginnt. Deutschland liegt für den Augenblick noch unter einem harten Druck. Aber „der Kopf der Gesellschaft ist im Klaren“, und so wird jede Noth und jeder Druck eine neue Belehrung für die Masse,

die Hand der Gesellschaft. Das alte System zerstört sich daher selbst, indem es durch seine unerbittliche Last die Noth steigert und die Intelligenz ächtet. Das Feuer der Freiheit ist angezündet, es wird von der deutschen Erde verbannt, aber es brennt unterirdisch fort, wenn man es auf der Oberwelt erstickt, und sammelt sich, bis mit einem Erdbeben seine Eruption erfolgt, und die Oberfläche der Erde, die es zusammendrückte, verwandelt wird. Das Ende der theoretischen Befreiung ist die praktische. Die Praxis aber ist nichts anders als die Bewegung der Massen im Sinne der Theorie: der Herzschlag der ewig jungen Welt."

Was diesem Buche den Eindruck in Deutschland erschwerte, war Ruge's leidenschaftlicher Angriff auf den Patriotismus, nicht den deutschen allein, sondern gegen allen Patriotismus überhaupt (Bd. II., S. 237—346). Hier erscheint Ruge wieder als abstracter Doctrinär. Er dringt auf die Praxis und wird selbst unpraktisch. Er will gehandelt wissen, nachdem „der Worte genug gewechselt", und beginnt damit, das erste Lebenszeichen erwachender praktischer Bethätigung einer Nation, den Ausdruck des Nationalbewußtseins als absurd zu verwerfen! Er bindet dem Kinde, das reden lernen soll und will, den Mund zu, weil ihm das erste Stammeln keine demosthenische Beredsamkeit dünkt. „Humanismus" und „Freiheit" sind ihm die Parole; aber er ignorirt die Bedingungen des allgemeinen Weltzustandes, unter denen doch allein die Verwirklichung dieser Ideen möglich ist. Er vergißt, daß die beiden größten und freiesten Völker der Erde, von denen wir politische Freiheit lernen sollen, wenigstens gegenwärtig noch gerade die leidenschaftlichsten Patrioten sind, und sein ganzes so beredtes und scharfsinniges Raisonnement gegen den Patriotismus schwebt,

echt deutsch im schlimmsten Sinne, in der blauen Luft. Es ist abenteuerlich, einem Volke, wie die Deutschen, zuzurufen: hört auf Patrioten zu sein! während diesem Volke ein anderes gegenübersteht, bei dem noch neulich ein Redner mit vollem Rechte sagen konnte: „unter den 35 Millionen Franzosen lebt nicht einer, der etwas anderes sein möchte als ein Franzose!" Ruge's Polemik gegen den Patriotismus gehört in die Zeit des tausendjährigen Reichs. Aber sie ist charakteristisch für ihn selbst. Prutz hat Recht, wenn er ihm in seiner Entgegnung: „Vaterland oder Freiheit?" zu hören giebt, es liege in jener Polemik noch ein Nachklang von jener abstracten Einseitigkeit des Systems, von jenem doctrinären Hochmuthe, aus dem wir uns vielmehr herauszuarbeiten haben, damit das Unvergängliche und Wahre desselben, sein Kern und innerstes Wesen zur Entfaltung komme. Die Nationalität ist die Persönlichkeit — Patriotismus als das Bewußtsein dieser Persönlichkeit die Ehre der Völker. Das Princip, die Freiheit hat sich innerhalb der Nationalität zu verkörpern, sie hat also an der Nationalität, dem Beharren in der bestimmten Existenz, ihre nothwendige Voraussetzung. Wie die Individuen nicht blos Persönlichkeiten, sondern von dem Allgemeinen erfüllte, geistig berechtigte Persönlichkeiten sein sollen, so sollen die Völker nicht blos Nationen sein, sondern freie Nationen. Man kann hier dieselbe Wendung gegen Ruge geltend machen, die er selbst gegen den Communismus (in den Epigonen) mit so schlagender Ueberzeugungskraft geltend gemacht hat: daß das Allgemeine sich nicht im Allgemeinen, sondern nur in den bestimmten Einzelheiten realisiren kann. Es ist ebenso richtig, wenn Prutz in diesem vaterlandvernichtenden Furor Ruge's, in diesem Fanatismus gegen Alles, was nach

Patriotismus, nach Nationalität, nach Deutschthum schmeckt, den alten Burschenschafter und Burschentägler von Anno 1823 wiedererkennt, als welcher Ruge seine politischen Lehrjahre gemacht, wenn er ihm zuruft: „du hassest das Deutschthum darum, weil du so gründlich in einem falschen gesteckt. Du kritisirst den Patriotismus, weil du an dir selber erfahren, was Alles für Thorheit unter diesem Namen passirt, du verbietest vom Vaterlande zu sprechen, weil dir dabei immer das Vaterland, das unfreie, mittelalterliche, romantisch deutschthümelnde deiner Studienzeit einfällt!" Dies ist ebenso wahr, als die andere Bemerkung, daß Ruge mit seinem eifernden Verdammen des deutschen Volks und mit dem Schelten, welches die politische Besserung der Nation nur und allein aus deren Sündenbewußtsein ableiten will, in den tragikomischen Irrthum der von ihm so oft verhöhnten geistlichen Eiferer verfällt, welche auch meinen, nur aus der sittlichen Selbstvernichtung könne die sittliche Erhebung hervorgehen, und das sei eine schlechte Tugend, die aus etwas Anderem emporwachse, als aus der Zerknirschung der Creatur. Es ist eben das „Sündenelend" und der „Lügenknüppel" unserer alten pietistischen Gesangbücher, ins Politische übersetzt".

Die „Zwei Jahre in Paris" wurden in Preußen, (vielleicht auch anderwärts, ich weiß nicht) verboten. Die preußische Anklage des Staatsanwalts Hrn. v. Lüderitz veranlaßte Ruge zu einer Entgegnung: „Rettung des Humanismus" im dritten Bande der Wigand'schen Epigonen. Diese Schrift gehört zu dem Besten, was die deutsche Literatur an politisch literarischer Polemik besitzt, und ist an humoristischer, den Gegner spielend

und mit anscheinender Bonhommie vernichtender Unwiderstehlichkeit, und allverständlicher Leichtigkeit nur mit Lessing contra Götze und Klotz, unter den Franzosen und Engländern mit Paul Louis Courier und dem Verfasser der Juniusbriefe zu vergleichen. — Wenn es wahr ist, daß die Form befreiende Kraft besitzt, daß sie, zumal von ehrenhaftester Gesinnung und werthvollem Inhalte getragen, eine unwiderstehliche Waffe bildet, so haben wir nach dieser Richtung hin fortan Ruge als einen der am besten gerüsteten Kämpfer gegen alle Unfreiheit im Leben und Wissen zu erkennen. Er hat seine Pariser Muße auch in dieser Beziehung vortrefflich benützt, und ist an Virtuosität der Darstellung, die er früher schon meisterlich handhabte, noch um eines Hauptes Höhe gewachsen.

Nebenbei hatten ihn die zwei in Paris verlebten Jahre und die dort und in der Schweiz gemachten Erfahrungen auch von seinen Illusionen über den Communismus befreit, dessen deutsche Stimmführer ihn bei seiner leicht auf Alles eingehenden und aufnehmenden Weise etwas vorschnell zu den Ihrigen gerechnet hatten. Ruge erkannte die theoretische Nichtigkeit dieser Richtung, und zeigte sie mit überlegner Bildungsschärfe auf. Sein Panier blieb fortan die demokratische Republik, welche mit der Verwirklichung des Humanismus wirklichen Ernst macht. Das Mittel dazu ist nicht Revolution der rohen, brutal zerstörenden Gewalt, sondern Bildung der Massen zur Einsicht in ihren Zustand, Vermittelung unserer Bildungs- und Wissenschaftsresultate mit der Masse auf dem Wege der im vollsten Sinne populären, allgemeinfaßlichen, d. h. wahrhaft künstlerischen Darstellung, die von oben her, die gebildeteren Schichten der Gesellschaft durchdringend und gewinnend, dann mit ihrer Hülfe auch zu den unteren und untersten hinabdringt. Ueber den

Irrthum und Widerſpruch: politiſche Freiheit zu dieſem Zwecke zu wollen, für ſie zu ſterben und zu kämpfen, und doch die Grundbedingung der Exiſtenz politiſcher Freiheit, das Vaterland, zu verwerfen, über dieſen Irrthum wird er hinauskommen, wie er über ſo viele andere hinausgekommen iſt. Zeigt doch ſein ganzer Entwicklungsgang einen ſtetigen Fortſchritt vom Kantiſchen Ariſtotelismus und Schleiermacherſchen Platonismus durch die Scholaſtik Hegelſcher Orthodoxie zur freien Höhe philoſophiſcher Bildung, auf der wir ihn in ſeinen letzten Arbeiten erblicken, und hat er doch aus dem Irrgarten derſelben Romantik, deren gründlichſter Bekämpfer er geworden, ſeinen Weg zur Freiheit des Humanismus gefunden, unter deſſen Vorkämpfern ihn die Geſchichte unſerer Zeit jedenfalls in erſter Reihe zählen wird.

In Zürich veranſtaltete nun Ruge die zu Eingange dieſes Artikels erwähnte Sammlung ſeiner Schriften, auf die wir jetzt näher einzugehen haben. Im Herbſte 1846, nach mehr als dreijähriger Abweſenheit, kehrte er nach Deutſchland zurück. Preußen verbot ihm den Aufenthalt, den ihm Sachſen gewährte. Mit Erſtaunen ſah man ihn, den alten Wallenſtein der weiland Halliſch-Deutſchen Jahrbücher, jetzt unter der Fahne des Cenſors Herrn Marbach, ſich an einer neuen Leipziger Revue betheiligen. Aber was blieb ihm übrig, wenn er in Deutſchland journaliſtiſch wirken wollte, da er ſelbſt immer noch „verboten“ war? Die Allianz hat auch ſo nicht lange gedauert, denn ſo eben leſe ich, daß wegen dieſer Betheiligung Ruge's die Zeitſchrift auf höheren Wink zu erſcheinen aufgehört hat. Für Ruge iſt jetzt eine ihm gemäße Wirkſamkeit nur unter Einer Bedingung möglich, nach der auch wir alle mit allen Kräften ſtreben und trachten. Es iſt Preßfreiheit, welche

durch ihre Grundsätze zum Handeln getrieben sehen, so wollen wir uns doch hüten, *Johannes v. Müllers* Ansicht „dass der Stoicismus unter den Kaisern zur Apathie und unfruchtbaren Thatenlosigkeit geführt habe," allzu voreilig als „unhistorisch" zu bezeichnen. Wir müssten denn etwa den Tacitus selbst meistern wollen, der ausdrücklich sich dahin erklärt: dass die Meisten seiner Zeit Philosophie studierten, um unter einem glänzenden Namen ihre thatenscheue Musse zu verhüllen [1]). Hierher gehören alle die, deren Streben es war, sich ihrer Zeit und der Macht der Verhältnisse mit fügsamer Klugheit zu bequemen, unterthan zu sein den Gewalthabern, alles zu meiden, was auch nur den gefährlichen Schein einer Erhebung veranlassen könnte. Während sie so eine trügliche und schwankende Sicherheit des Lebens und seiner äussern Güter durch Erniedrigung ihrer Römerwürde erkauften, fanden sie auf der andern Seite ihren Trost in der pharisäischen Vergleichung ihrer eigenen sittlichen Grundsätze mit dem herrschenden Laster, priesen die Philosophie, der sie es dankten, dass sie nicht wären wie ihre Zeitgenossen, Räuber, Mörder und Ehebrecher, und gefielen sich in der ihnen angewiesenen Wirksamkeit als Prediger der Besserung und Bekehrung zur Tugend eben so wohl, als manche Eiferer neuerer

1) Helvidius Priscus — — ingenium illustre altioribus studiis juvenis admodum dedit. Non ut plerique, ut nomine magnifico segue otiumque velaret. Tac. Hist. IV, 5.

Männern, wie Ruge, erlaubt, frank und frei auf eigne Gefahr und Verantwortung vor den geſchworenen Richtern ihres Volks, das Banner der Partei aufzupflanzen, und den Kampf mit gleichen und ehrlichen Waffen zu führen. An Gegnern wird es ihm ſo wenig wie an Mitkämpfern fehlen. Aber die Zeit iſt wahrhaft ſchlecht, wo ein ſolcher Mann mit ſolchen Kräften den Knebel der Geiſtespolizei im Munde im Vaterlande umhergehen muß; wo die vor jedem Luftzug zuſammenzuckende Machtgewalt, inmitten ihrer Kanonen und Bajonette, ſich ſtützend auf den von ihr ſo viel gerühmten „geſunden Sinn“ der „großen Mehrzahl unſerer Landsleute“, und obenein, wie ſie ſelbſt behauptet, im Beſitze „der guten Sache“, der doch Gott immer letztlich den Sieg verleiht, und des wahren Glaubensfelſens, den ſelbſt die Pforten der Hölle nicht überwältigen können, — immer noch den geiſtigen Angriffen ihrer Gegner nichts anders als die rohe Polizeigewalt entgegenzuſetzen weiß.

Ruge iſt zum Journaliſten, zum Führer einer konſequenten theoretiſchen Oppoſitionspartei geboren. Keiner unter unſern Zeitgenoſſen beſitzt dazu in höherem Maaße alle nothwendigen Erforderniſſe: Gründlichkeit und Umfang der philoſophiſchen Bildung, reiche Erfahrung, Energie des Charakters, Ueberzeugungsredlichkeit und jenes immer ſchlagfertige Gerüſtetſein, das jeden Moment zu benützen weiß, in jedem Augenblicke immer die ganze Summe ſeiner Kraft, ſeines Wiſſens und ſeines Witzes gegenwärtig und verfügbar hat. Zur Zeit der Jahrbücher ſagte einmal ein Freund in Beziehung hierauf von ihm „er ſchläft ſelbſt im Harniſch!“ Ruge jetzt an der Spitze eines Journals würde hauptſächlich nach zwei Richtungen ſeine Waffen wenden: gegen die Abſtractionen des Communismus, und gegen die Sophiſtik der Egoiſten. Es iſt unbegreiflich, daß die

Regierungen ein ſolches Streben hindern, das ſie im eignen Intereſſe aus allen Kräften fördern ſollten! —

Hat Ruge noch eine Zukunft für Deutſchland? Dieſe Frage drängt ſich uns faſt unabſichtlich auf am Schluſſe unſerer Skizze ſeiner bisherigen Thätigkeit. Die Antwort hängt, wie mir ſcheint, davon ab, wie ſich in nächſter Zeit für Deutſchland ſelbſt der Kampf der Freiheit und der Reaction entſcheidet. Aber freilich: wer weiß, ob die zehn Jahre bald um ſind, nach deren Ablauf die Veſte des alten Priamus in die Hände der Griechen fallen ſoll! und wir Sterbliche ſind *ἄνθρωποι μυιοβάδιοι πλέοντες!* Hat doch auch Achill ſo wenig wie ſein Patroklus den Fall Ilium's mit Augen geſehen.

II.

Bei der Sammlung ſeiner Schriften hatte Ruge den doppelten Zweck, ſeine Arbeiten aus der journaliſtiſchen Zerſtreuung zu neuer Wirkſamkeit in eine Einheit zu bringen, und zweitens bei ihrer Bearbeitung die neugewonnene franzöſiſche Kunſtform der Darſtellung auf die Principfragen noch mehr als bisher geſchehen war, anzuwenden. Die vier erſten Bände (zu denen die Zwei Jahre in Paris den fünften und ſechsten Band bilden) enthalten faſt nur Zeugniſſe ſeiner Thätigkeit für die Jahrbücher. Doch hat er manche ſeiner Beiträge, die ihm keinen Kunſtwerth oder keinen Inhalt von bleibendem Intereſſe zu haben ſchienen, von der Sammlung ausgeſchloſſen. Das Aufgenommene aber hat durchgängig eine verbeſſernde Umarbeitung erfahren, und durch Einleitungen und Nachworte zu

den größeren Aufsätzen ist für den Zusammenhang derselben mit der Gegenwart und ihren theoretischen Zuständen gesorgt.

Durch Ruge's gesammte journalistische Thätigkeit zieht sich ein konsequenter Zusammenhang, der durch die gegenwärtige Sammlung um so mehr in seiner vollen Klarheit hervortritt, je mehr der Autor bemüht gewesen ist, die zerstreuten Einzelheiten in geschichtlicher Form aneinander zu reihen.

Die wichtigste Leistung der Hallischen Jahrbücher war das Manifest „der Protestantismus und die Romantik". Dieser Aufsatz ist jetzt völlig umgeschmolzen, und bildet als eine Geschichte unserer neuesten Philosophie und Poesie, oder unserer Klassiker und Romantiker seit Lessing den ersten und wichtigsten Band der Sammlung. Die künstlerische und wissenschaftliche Freiheit unserer Klassiker bildete von Anfang her für Ruge die Basis der Kritik und den Ausgangspunkt für die Belebung unserer deutschen Geisteswelt. Zu dieser gegenwärtigen Arbeit sind nun die in dem Manifeste auch von Echtermeyer beigesteuerten Studien mit wenigen Ausnahmen fast nur als Material benutzt. Echtermeyer würde bei den neuesten jetzt genommenen Wendungen, wenn er seinen damaligen Standpunkt auch jetzt noch festgehalten hätte, fast immer protestiren, außer etwa bei der Darstellung Jean Pauls und der Stürmer und Dränger, deren Darstellung auch jetzt noch in seinem Sinne geblieben ist. Das völlig Neue aber in dieser Behandlung unserer größten Literaturepoche ist die genaue Verbindung der principiellen und künstlerischen Geistesbewegung unseres Volkes in einer geschichtlichen Darstellung, welche diesen genetischen Zusammenhang auf das Ueberzeugendste nachweist. Das Buch ist eine Reihe charakteristischer Darstellungen unserer Heroen, eine wahre Ruhmeshalle der

großen Gestalten unserer Literatur. Jeder spricht möglichst in seiner Sprache, und an dem Orte wo er wirkt und durchbricht. Als die gelungenste Darstellung unter diesen zum Theil mit hinreißender Begeisterung geschriebenen Schilderungen erscheint die Schillers, dessen Gestalt gleichsam den Angelpunkt der ganzen Bewegung bildet. Schiller ist namentlich auch als der Philosoph hervorgehoben, der das Absolute (als freies Kunstwerk oder als freie Schönheit) zuerst als eine Realität begreift, und begeistert darstellt. Als Kern seines Wesens wie unserer klassischen Literatur überhaupt erscheint überall der Gedanke des großen weltreformirenden Humanismus. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß eine so klare, so durchgebildete, so allgemein verständliche Darstellung, welche in einer Reihe der anziehendsten Charakterschilderungen selbst die tiefsinnigsten Gedanken unserer Philosophen dem allgemeinen Verständnisse entgegenbringt, bisher in unserer Literatur noch kaum dagewesen ist. Wir haben hier ein echtes historisches Kunstwerk vor uns, eine Frucht jener französischen Schultechnik, welche Ruge so eifrig studiert und deren Rüstzeug er mit deutscher Bildungsgründlichkeit auf die Darstellung des tiefsten Gehalts meisterhaft anzuwenden verstanden hat. Zugleich aber ist dieses Buch ein augenfälliger Beweis, wie Ruge's Reden gegen den Patriotismus vielmehr einer doctrinären Verwirrung der Verstandesabstraction als seinem Herzen und seiner Einsicht angehört. Denn dieses ganze Buch ist durch und durch patriotisch. Es ist die energischste Betonung der deutschen Ehre auf dem Felde der Theorie und der freien Principien, sowie der künstlerischen Gestaltung derselben, ein so stolzer Geistesbau, wie ihn keine Nation der Welt mehr aufzuweisen hat. Mag immerhin die gelehrte Zunft dieser Geschichtsdarstellung

Einseitigkeit und Unvollständigkeit vorwerfen! Jene Einseitigkeit ist nothwendig wie alle Beschränkung, wo es die consequente Durchführung eines Gedankens, eines Princips gilt; und diese Unvollständigkeit wird eben deshalb ein Vorzug, weil sie von dem Hauptgedanken und seiner Entwicklung Alles zerstreuend-Ablenkende fern hält.

Ruge scheidet die Geschichte unserer Poesie und Philosophie seit Lessing in vier Perioden. I. Die Periode der unmittelbaren Aufklärung oder die Lessingsche; II. die Periode der kritischen Aufklärung und der bewußten Kunst, die Kantische oder klassische Zeit; III. die Reaction der Romantik, welche er als die Periode des wissenschaftlichen Abfalls von der Wahrheit, Freiheit und Schönheit bezeichnet, welche Novalis und Schelling anführen; IV. die Wiederherstellung der Philosophie und Kunst, d. h. die Periode Hegels und der Entwicklung des gegenwärtigen Zeitgeistes zur Kritik der Romantik und zur Reform der Litteratur und des Lebens. Die Abhandlung „unsre letzten zehn Jahre", welche wir oben aus den Zwei Jahren in Paris anführten, welche mit Hegel beginnt und mit den Sophisten unserer Tage endet, bildet den Schluß der im ersten Bande seiner Schriften gegebenen Entwicklungsgeschichte unserer Philosophie und Poesie seit Lessing. Zwischen diesem Schlusse und dem letzten Abschnitte des ersten Bandes ist die Sammlung der Aufsätze des vierten Bandes einzureihen. Dieser Band führt den Titel: „zur neuesten Geschichte des deutschen Geistes" und stellt die Entwicklung der Romantik dar durch den Freiheitskrieg hindurch bis auf die neuesten Machtphasen derselben, und darüber hinaus bis zur praktischen Befreiung des Volksgeistes aus den Fesseln der Reaction. Auch zu diesem Bande ist das früher Geschriebene zum großen Theile nur als

Material und Studium genutzt und fast durchaus in eine neue Form der Darstellung gegossen. Der zweite Band, welcher den Titel führt: „Ueber die gegenwärtige Poesie, Kunst und Litteratur", enthält in einzelnen Charakteristiken die Darstellung der gegenwärtig bedeutendsten Dichter und Schriftsteller, vornehmlich in der Richtung auf den neuen Durchbruch, der sich in Heine, Freiligrath und Herwegh verschieden darstellt, und mit der Emancipation der Philosophie selbst überall zusammenhängt und in Verbindung gesetzt wird. In dem vierten Bande endlich sind die polemischen und publicistischen Aufsätze aus den Jahrbüchern gesammelt, welchen der Autor einen principiellen künstlerischen Werth beilegte. Obschon dieser Band keine directe geschichtliche Anknüpfung an die durch die drei vorhergehenden fortgeleitete Entwicklung hat, so liefert er doch ganz interessante Ergänzungen zu einzelnen Punkten derselben, und wird manchen Lesern das Andenken an jene Zeit des lebhaften Kampfbeginns von 1838—1841 erneuern.

Charakteristisch für Ruge sind auch die Widmungen, welche den einzelnen Bänden beigegeben sind. Dieselben sind an Echtermeyer, Johann Jacobi, Prutz und Wislicenus gerichtet, und bezeichnen den Zusammenhang, in welchem derselbe zu der von diesen Männern vertretenen litterarisch poetischen, politischen und religiösen Bewegung der Zeit steht. Die Geschichte unserer Klassiker und Romantiker (der erste Band) ist „dem Andenken Theodor Echtermeyers" gewidmet. Es spricht sich in dieser dankbaren Widmung ein echt antiker Freundschaftssinn aus. „Ich könnte sie ihm (sagt Ruge) alle viere widmen. Denn seiner Anregung verdanke ich alle die Studien, aus denen sie entsprungen sind, alle die Erfolge, die sich an die Arbeit jener Zeit knüpfen, und den ehrenvollen Haß unsrer Feinde,

der ihm durch seinen frühen Tod entging, mir nun aber gewiß als unbestrittnes Erbtheil anheimfällt. Ich trete sie an, diese Erbschaft, und zugleich erneure ich den ganzen Proceß, den wir damals vor dem Publikum anhängig machten, in meinem eignen Namen." Eine schönere Anerkennung als dieses Bekenntniß der Dankespflicht, konnte Arnold Ruge seinem Freunde und Mitstreiter nicht auf das Grab legen, das nun schon seit Jahren den zu früh uns Entrissenen deckt.

Diese gesammelten Schriften sind ein Abschluß des theoretischen Kampfes einer Periode, die bereits einer neuen praktischen zu weichen beginnt. Um so mehr sind diese Bände der aufstrebenden Jugend unsrer Zeit zu empfehlen, welche die Resultate der Theorie in die Praxis umzusetzen und durchzusetzen berufen ist. Die Geschichte soll die Richtigkeit des Denkens bewähren: „Aber die Geschichte", ruft uns der Autor zu, „die Geschichte sind wir! Fordere sich also jeder, der die Verwirklichung der großen Principien seinem Zeitalter nicht mißgönnt, welche nur in der deutschen Entwicklung zur vollständigen Klarheit hindurchgedrungen sind, zu neuer Anstrengung auf. Wem es aber an Vertrauen fehlt, der lasse sich die unglaublichen Erfolge der Romantik aus ihrem absolut nichtigen Princip zum Beweise dienen, welche Macht den entschiedenen und entschlossenen Gegensätzen innewohnt, zuerst sich durchzusetzen, und dann unausbleiblich ihre Negation zu erzeugen. Mehr als Beispiel ist unser eignes Bewußtsein und seine unsterbliche Gestalt in den Heroen unsrer freien Philosophie und Dichtung. Es ist Wirklichkeit und Begriff!"

Ueber

Arnold Ruge's Memoiren*).

(1862–1863.)

I.

Diese Memoiren eines der tapfersten Vorkämpfer für die Freiheit unseres Volks gehören ohne Frage zu den lesenswerthesten Büchern unserer Zeit. Der erste Theil derselben umfaßt die Jahre der Kindheit und Jugend bis an die Schwelle des Universitätslebens. Der vorliegende zweite Theil schildert die Universitätsjahre von 1821 bis Ende 1823.

Es ist ein Rügegericht vernichtender Art, welches der tapfere Sohn Rügens in diesem Buche ausübt über die schwere historische Schuld, welche die deutschen Regierungen in jenen Tagen durch die Verfolgung und Unterdrückung des Geistes der deutschen Nation in seinen edelsten Vertretern, in jener begeisterten Jugend auf sich geladen haben, welche den Muth und die Hingebung besaß, sich der von den Regierungen verlassenen und verrathenen Sache eines freien deutschen Volksthums und jener großen Gedanken der Einheit, des Rechts und der Freiheit anzunehmen, welche die Seele des großen Befreiungskampfs und

*) „Aus früherer Zeit", von Arnold Ruge, I.—III. Band. Berlin 1862–1863.

der verheißene Preis der unerhörten für ihn gebrachten Opfer gewesen waren. Es ist aber auch ein Gericht über den Stumpfsinn und die Gleichgiltigkeit des Volkes selbst, das damals — ein in der Geschichte vielleicht einziges Beispiel — seine eigene Jugend verleugnete und verdammen half. Die gerechte Strafe hat beide dafür getroffen: zuerst das Volk, später die Gewalthaber, und sie ist für die letzteren noch nicht zu Ende. Der Verfasser dieser Memoiren hat die Bewahrheitung des Goethe'schen Wortes erlebt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." An der Schwelle des Alters stehend, ein Sechzigjähriger, aber jung geblieben wie wenige Junge jetzt sind, trotz langer Kerkerhaft, die ihm die schönsten Jahre der Jugend raubte, trotz Verfolgung und Maßregelung, die seine Unternehmungen vernichtete, seine Habe verzehrte und ihn zuletzt vom Boden der Heimath und des Vaterlandes ins Exil getrieben hat. Das freudige Bewußtsein, daß die Geschichte den Idealen seiner Jugend Recht gegeben hat, denen er mit unwandelbarer Treue angehangen, daß ihr Wahrspruch, auf den er mit Stolz verweisen darf, seine und unsere Ehre — denn auch ich darf mich zu den Gläubigen von damals zählen — gerettet hat, dies freudige Bewußtsein ist es, welches zugleich seinen Mittheilungen jene wohlthuende, von aller Bitterkeit entfernte Frische und Heiterkeit, und jenen souveränen Humor verleiht, von dem sich Jeder unwillkürlich zu gleichen Empfindungen erhoben fühlt. Nur ein einziges Mal überwiegt die Zornesempfindung über die Schmach jener Zeiten und ihre brutale Verfolgung des edelsten Strebens, wie es sich damals in der Jugend der deutschen Burschenschaft bethätigte, bei dem Erzähler soweit, daß sie den jetzt Sechzigjährigen im Hinblick auf dieselbe ausrufen läßt (II. S. 168): „Wenn ich daran denke,

welch' ein Zustand vollkommener Rechtlosigkeit auf unserer Seite und ungezügelter Willkür von Seiten der Gewalthaber herrschte, welchen wahnsinnigen Phantasien kopfloser Politiker ein so vernünftiges und ehrenwerthes Streben wie das unsrige, das mit den besten Interessen des Vaterlandes und des Staats, in dem wir lebten, so entschieden im Einklange stand, aufgeopfert ward, so steigt mir noch jetzt das Blut vor Zorn in die Brust!" — „Kein Wunder", setzt er hinzu, „daß wir damals die Geduld verloren und unserm gerechten Unwillen nachgaben."

In der That, diese drei Universitätsjahre eines deutschen Studenten aus dem Anfange der zwanziger Jahre sind nicht nur ein überaus unterhaltendes, sie sind auch ein sehr lehrreiches Buch, sie sind ein wichtiges Stück deutscher Geschichte. Denn sie beschäftigen sich mit dem Wichtigsten, was damals in unserm Vaterlande, das nach dem großen männlichen Aufschwunge der Jahre 1813—1815 von seinen Regierungen wieder in „die große Kinderstube" umgewandelt werden sollte, geschehen ist: mit der Mißhandlung, Verfolgung und Unterdrückung des Kerns der deutschen Jugend, die in edelmüthiger Hingebung sich die Aufgabe gesetzt hatte, den Geist der Freiheitskriege lebendig zu erhalten und zu seinen Consequenzen fördern zu helfen. Ich werde an einem Orte Gelegenheit haben, die Geschichte dieses Strebens, wie es auf den damaligen Brennpunkten deutschen Lebens, den Universitäten, in dem Gedanken und der Stiftung der deutschen Burschenschaft mit großartig edler Offenheit zu Tage trat, näher darzustellen. Hier muß ich mich begnügen, an der Hand des Erzählers seiner Erlebnisse nur die zweite Periode jener Geschichte im Umriß zu zeichnen, die Periode, in welcher jenes Streben durch das böse

Zeit; oder aber, wenn ihnen das Bewusstsein der eignen Entwürdigtheit zu mächtig wurde, suchten sie in strengern wissenschaftlichen Studien und Forschungen Vergessenheit ihrer selbst und ihrer Zeit; auch nicht ohne das wohlthuende Gefühl, sich eben dadurch vor den eitlen Bestrebungen ihrer Zeitgenossen vortheilhaft auszuzeichnen. Und erst wenn das so lang und so ängstlich vermiedene Unvermeidliche sie doch ereilte, wenn die Henker der Tyrannen ihnen nahten, fanden sie ihren Trost und ihre Erhebung in der lang und fern gehaltnen Ueberzeugung: dass der Tod Befreiung und einem geschändeten Leben vorzuziehn sei. Als Repräsentant dieser Klasse von Stoikern, die sich eben dadurch auf den Eklekticismus zur Ergänzung und Ersetzung des in dem Stoicismus Mangelnden oder Widerstrebenden angewiesen sahen, erscheint uns *Seneca;* als ihr Ideal und gewiss von Tacitus Pietät [1]) idealisirt ein *Agricola*, dem es gelang, bei der Vorliebe für philosophische Studien, den jugendlichen Drang nach Verwirklichung des Erhabenen zu überwinden und das Princip kluger Mässigung zu bewahren; und als nothwendige Ausartung endlich die von Tacitus gebrandmarkte Nichtswürdigkeit eines P. Egnatius, der die Würde und das Ansehn der Stoischen Schule in Wort und Gestalt zur Schau trug, und durch den falschen Schein der Tugend die Bosheit, Treulosigkeit, Wollust und Habsucht

1) *Hoffmeister* a. a. O. S. 206 ff. vgl. S. 80. u. 16.

Gewiſſen und den böſen Willen ſeiner Feinde aus der Tageshelle der freien öffentlichen Entfaltung in das Geheimniß und letztlich in die Verſchwörung hineingetrieben ward. Denn, wie unſer Autor (S. 169) ſagt: „Die damalige Karlsbader Verfaſſung Deutſchlands war — Unterdrückung der freien Aeußerung des öffentlichen Geiſtes, gemäßigt durch Verſchwörungen.“

Die große Volksbewegung von 1813—1815 war es, von welcher Ruge ſagt, daß ſie ſein Schickſal wie das des Jahrhunderts geworden iſt, — denn „der Saame dieſer Zeit iſt aufgegangen und ſelbſt die unwilligen Schnitter müſſen zur Ernte ſchreiten“. Dieſe Zeit und die aus ihr nachzitternde Bewegung drang unendlich tiefer als ein ſpäteres Geſchlecht ſich vorzuſtellen vermag, ſelbſt in die Gemüther derjenigen Jugend ein, deren Arm noch nicht fähig war, die Waffen für die große Idee der Freiheit, für die „gute Sache“, wie es damals hieß, zu ergreifen. Alle ſeine Altersgenoſſen, deren Bewußtſein in dieſe Zeit hinabreicht, werden es mit mir unterſchreiben, wenn Ruge ſagt: „Wir, wie das Volk überall, empfanden von dieſer Bewegung nur den Aufſchwung eines geſteigerten und veredelten Lebens, einer Begeiſterung für Freiheit und Vaterland. Alles war im Zuge, König Friedrich Wilhelm III. ſelbſt mußte in Breslau dem Zuge folgen; und das Volk, das ſo viele Jahrhunderte nichts gewollt und nicht gehandelt hatte, zeigte plötzlich einen entſchiedenen kräftigen Willen; es wollte die Fremden zum Lande hinauswerfen, und ein deutſches Volk ſollte wieder ins Leben gerufen werden. Die Gemüthsbewegung war national.“ Die Bewegung war von Männern geleitet und begeiſtet worden, deren Deutſchthum nicht zweifelhaft iſt. Die Namen Arndt, Jahn, Görres, Körner, Luden, Oken, Fries, Stein, der Tugendbund ꝛc.

brauchen nur genannt zu werden, um das deutsche Vaterlandsgefühl wieder in Erinnerung zu bringen.

Wie tief die Nationalbewegung jener Zeit in die Herzen und Gemüther selbst der Jugend gedrungen war, davon ist der Knabe Ruge ein Beweis, der als Dreizehnjähriger im Jahre 1815 bei der Nachricht, daß der große Bezwinger Deutschlands wieder auf dem Plane sei und die Unabhängigkeit des Vaterlandes aufs neue bedrohe, in der Nacht einsam auf den Knien in einem dunklen Gange des Pfarrgartens zu Gott betete: der Tyrann möge zu Grunde gehen, ehe er die befreite deutsche Erde wieder erreiche, und daran das Gelübde knüpfte: denselben, wenn er Deutschland noch einmal unterjochen sollte, mit eigner Hand zu tödten! Aber weiter über diese unklare Gefühlsinnerlichkeit, über die Selbstbefriedigung der glücklich gelungenen Befreiung von der Fremdherrschaft hinaus ging die Bewegung jener Zeit, wie Ruge im ersten Bande seiner Lebenserinnerungen vortrefflich geschildert hat, in der Masse des Volkes nicht. Ja diese Masse stimmte sogar bald darauf denen bei, welche den treibenden Geist jener großen Bewegung aus allen Kräften niederzuwerfen suchten und für lange Zeit glücklich niederwarfen. Vergebens rief damals Görres den deutschen Fürsten zu: „nicht darum seien so furchtbare Stürme über Europa hergezogen, daß schen, während sie noch nachdonnernd am Horizonte stehen, jenes Reich der Mittelmäßigkeit sich zusammenfinde, in welchem jede Kraft ein Mißklang ist, jedes Talent eine gefährliche Gewalt, jede Idee als eine Plage gilt, und jede Erhebung und Begeisterung als eine gefährliche Narrheit behandelt wird!“ Ein solches „Reich der Mittelmäßigkeit“ war es gerade, was die Reaction in Deutschland haben wollte. In diesem Sinne nannte einer ihrer berüchtigt-

sten Vorkämpfer, der preußische Minister v. Kamptz, die noch nach den Kriegen in vielen Gemüthern fortlebende Stimmung und deutschnationale Begeisterung „Ueberspanntheit", und sein berufenes Wort: „Burschenschaft ist Burschenschaft!" mit welchem er die Vertheidiger des in dieser von ihm verfolgten Verbindung deutscher Jugend fortlebenden nationalen Gedankens zurückwies, war eine treue Wiederholung des Wortes: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt", das Lessing seinem Patriarchen in den Mund legt. Zwar der Lessing'sche Jude ward nicht verbrannt, denn Sultan Saladin stand nicht auf Seiten des Patriarchen. Aber das Verdammungsurtheil: „Burschenschaft ist Burschenschaft!" d. h. mit andern Worten: mag die Idee, welche die deutsche Jugend beseelt, noch so edel, noch so förderlich für das Wohl, noch so nothwendig für das Heil des deutschen Volkes, mag die sittliche Würde und Ruhe, die Ehrlichkeit und Offenheit, mit der man zu Werke geht, noch so klar bewiesen sein, gerade um desto eher muß sie unterdrückt werden — dieses brutalste aller Verdammungsurtheile wurde erbarmungslos vollzogen; und eins der Opfer wurde auch der Jüngling, der uns jetzt als Sechzigjähriger die Geschichte seiner Jugend erzählt.

II.

Sand's unglückselige That hatte der bewußten deutschen Reactionspartei das gegeben, was sie brauchte. Dieser unselige deutsche Hamlet, der den Polonius Kotzebue erstach, wie Börne sich ausdrückte, lieferte ihr mit seiner durchaus vereinzelt ste-

henden That den Faden, aus dem sie alsbald den Strick zu drehen wußte, mit dem sie die deutsche Burschenschaft und die Freiheit der deutschen Universitäten erwürgte. Wir wissen jetzt durch die meisterhafte Darstellung Varnhagens von Ense im fünften Bande seiner „Denkwürdigkeiten“ (S. 453—508), wie von den feudalen Diplomaten und Regierungen dies Ereigniß ausgebeutet ward. Merkwürdig war es freilich, wie die That eines beschränkten Schwärmers im ersten Augenblick auf die Masse des Volkes wirkte. Es ist Thatsache, daß die überwiegende Mehrheit den begeisterten Fanatiker in Schutz nahm. Ruge, damals Primaner in Stralsund, hatte von seinem eignen Lehrer, dem als Director von Schulpforta verstorbenen Professor Kirchner zu hören, daß dieser sehr loyale Alterthumsforscher den „heldenmüthigen Jüngling“ mit den antiken Tyrannenmördern Harmodios und Aristogeiton verglich. Nicht einmal der alte Goethe hatte in seinen Tages- und Jahresheften (32, 149) ein directes Verdammungsurtheil über die unselige That; wohl aber hatte er anderthalb Jahre zuvor, als die deutschen Burschen auf dem Wartburgsfeste 1817 auch Kotzebue's Schriften dem Feuer überantworteten, die Verse „an Kotzebue“ niedergeschrieben, die, wenn er sie damals (1819) veröffentlicht hätte, ein schweres Ungewitter auf sein Haupt herabgezogen haben würden:

„Du hast es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Heben geschrieben,
Hättest gern die tiefste Niedertracht
Dem Allerhöchsten gleich gemacht.
Das hat denn Deine Zeitgenossen,
Die tückt'gen, mein' ich, daß verdrossen;
Hast immer doch Ehr' und Glück genossen.

Sanct Peter hat es Dir aber gedacht,
Daß Du ihn hätteſt gern klein gemacht;
Hat Dir einen böſen Geiſt geſchickt,
Der Dir den heimiſchen Sinn verrückt,
Daß Du Dein eignes Volk geſcholten.
Die Jugend hat es Dir vergolten:
Aller End' her kamen ſie zuſammen
Dich haufenweiſe zu verdammen;
Sanct Peter freut ſich Deiner Flammen!"

Wenn das am dürren Holze geſchah, was war vom grünen zu erwarten? Die Politik drang damals ſelbſt in die Schule ein. Der deutſche Michel hatte in ſeiner hoffenden Gutmüthigkeit ſogar auf den Zopf des „deutſchen Bundestages" angebiſſen, den der alte Jahn freilich ſchon damals nur „das deutſche Bunt" nannte, und erging ſich in hoffnungsſeligen Träumen über dieſe „großartige Schöpfung", die halb Europa umfaſſe und Deutſchland wieder zum entſcheidenden Schwerpunkte von Europa machen werde! Der Primaner Arnold Ruge hatte über das Thema eines „Amphiktyonengerichts für Deutſchland" einen deutſchen Aufſatz zu ſchreiben und über die künftige Herrlichkeit des todtgeborenen Kindes zu ſpeculiren! Nun kam noch der Eindruck der Sand'ſchen That und die zum Theil geradezu begeiſterte Würdigung derſelben hinzu. Was Wunder, daß der ſiebzehnjährige Jüngling nach Anhörung der Rede ſeines Lehrers über den „heldenmüthigen Jüngling" mit dem Gedanken nach Hauſe ging: „Alſo giebt es noch Menſchen wie Harmodios und Ariſtogeiton und wie Mutius Scaevola! Welch' ein Leben muß es ſein unter den Jünglingen, die ſo denken und ſo zu handeln im Stande ſind!" —

Zwei Jahre ſpäter ward ſein Wunſch erfüllt. Er bezog die

Universität, zuerst Halle, dann Jena. Zwar die öffentliche allgemeine deutsche Burschenschaft war vernichtet, und selbst die Burschenschaften der einzelnen Universitäten waren der in Folge von Sand's That aufs Höchste gesteigerten Angst und Verfolgungssucht der Regierungen zum Opfer gefallen. Selbst die ruhmwürdige Vertheidigung, welche der großherzige Karl August seiner Jenaer Burschenschaft hatte angedeihen lassen, war nicht im Stande gewesen, dieselbe vor dem allgemeinen Banne zu retten. Vergebens hatte dieser vortreffliche Fürst durch seinen Gesandten in der Bundestagsversammlung erklären lassen (S. Varnhagen Denkwürdigkeiten V, S. 506—508): es sei unwahr, daß die studirende Jugend der deutschen Burschenschaften staatsgefährliche Absichten und Zwecke verfolge, die ihnen böser Wille oder Unvorsichtigkeit angedichtet. Vergebens hatte er seinen deutschen Mitfürsten in eben dieser Erklärung den bittern Vorwurf zugerufen: „Als die studirende Jugend im Jahre 1813 auf Deutschlands Hochschulen aufstand, als sie eilte Theil zu nehmen an dem Kampfe für die Freiheit, die Ehre, die Sitte, die Sprache des Vaterlandes, da wurde sie mit offenen Armen empfangen, da wurde sie in Schaaren geordnet, da sah man in ihr keine Kinder, sondern werdende Männer. Als sie zurückkehrte aus dem Kampfe, als sie auf Zeichen männlicher Handlungen sich berufen durfte, da konnte ihr nicht sofort das laute Sprechen und Schreiben über die Güter versagt werden, für welche sie geblutet hatte, für welche in ihrer Mitte Freunde und Brüder gefallen waren, da konnte man nicht sofort diejenigen als Unmündige behandeln, welche man in ihrer edlen Begeisterung als Emancipirte, als Wehrhafte gebraucht hatte."

Was den Vorwurf der Jugend betraf, welche junge Männer von 20—23 Jahren zu absoluter Unmündigkeit des Urtheils

über die Angelegenheiten des von ihnen miterretteten Vaterlandes verurtheilen sollte, so ziemte es allerdings einem Karl August sich daran zu erinnern, daß man fürstlichen, kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglingen, die man für volljährig und regierungsfähig erklärt, unendlich größere Dinge zu- und anvertraut, indem man ihnen das Schicksal ganzer Länder und Staaten in die Hände legt, wie es ihm selber in seinem achtzehnten Jahre geschehen war. Allein seine vereinzelte Stimme verhallte ungehört. Ein politischer Mord war begangen worden, der Thäter war ein Student gewesen, und dieser Umstand genügte der deutschen feudalen Reaction, obschon das Alleinstehen des Thäters, trotz aller angewandten Bemühungen das Gegentheil zu erweisen, eine zweifellose Thatsache war und blieb, in dem deutschen Universitätswesen und zumal in seiner sittlichen und geistigen Wiedergeburt durch die deutsche Burschenschaft die Wurzel jenes Verbrechens und die Quelle des furchtbarsten Unheils zu erblicken. „An allen Höfen, — sagt ein diesen Regionen sehr nahestehender Berichterstatter aus jener Zeit — in allen vornehmen Kreisen, in allerhöchsten Staatsbehörden hallte durch ganz Deutschland diese Anschuldigung nach, wurde mit Heftigkeit die Ausrottung des Uebels gefordert. Oesterreich, das längst keine Lehrfreiheit mehr geduldet, das mit Neid und Sorgen die im übrigen Deutschland noch waltende Freiheit der Wissenschaft und ihrer Jünger gesehen, wies auf seine geknechteten hohen Schulen als auf die Muster hin, die jetzt überall nachgeahmt werden sollten. In Preußen rief eine dunkle, am Hof und in der Regierung gefährlich wachsende Partei heftig nach Maßregeln der Gewalt gegen alle Geistesfreiheit, und hoffte ihre verhaßtesten Gegner, denen sie sonst nicht beikommen konnte, in der Erniedrigung der Universitäten

mit zu erniedrigen. Der größte Unsinn, die baare Unvernunft wurden laut, alles wurde aufgeboten, die Mächtigen zu schrecken und zu den strengsten Maßregeln zu bewegen.“ Die Geschichte hat gelehrt, mit welchem Erfolge.

Als Ruge zur Universität kam, war das „stattliche Haus“, das die Burschenschaft gebaut hatte, für den patriotischen Zusammenhalt der deutschen studirenden Jugend bereits von den Feinden des nationalen Gedankens zertrümmert. Aber wenn auch „die Form zerbrochen“ war, „der Geist lebte fort“, und dieser Geist ergriff den an Leib und Seele gesunden, von dem Hauche einer großen Zeit frühzeitig genährten, in Familie und Schule tüchtig vorgebildeten, nach Wahrheit strebenden und für das Ideale begeisterten norddeutschen Jüngling mit gewaltiger Macht. Ein Hauch dieses Geistes der Sittlichkeit und Mannestüchtigkeit, des Festhaltens an dem patriotischen Gedanken der Einheit, des Rechts und der Freiheit, als die für unser Vaterland mit aller Kraft zu erstrebenden höchsten Güter, überdauerte sogar die zweite große Verfolgung, welcher drei Jahre nach Ruge's Eintritt in das Hallesche Leben er selbst und so viele treffliche junge Männer zum Opfer fielen, und erfüllte noch uns, die wir als die nächsten Nachfahren die Lücken ausfüllten, mit seiner erhebenden Kraft. Ich kenne keine einzige Darstellung, die von dem Leben und Treiben jener Zeit auf Deutschlands Universitäten ein so allseitiges und vollständiges Bild in so naturtreuen Localfarben gäbe, wie diese Ruge'sche Schilderung, die Ernstes und Heiteres, Tragisches und Humoristisches, Allgemeines und Besonderstes vereinend, jene inhaltvolle Vergangenheit als die Mutter der Gegenwart aufzeigt, und so einen der wichtigsten und werthvollsten Beiträge zur Geschichte des deutschen Geistes, wie zur Culturgeschichte über-

haupt liefert. Wir finden in dieser Darstellung nicht nur die heutigen großen Gegensätze der kämpfenden Parteien, sondern auch die verschiedenen Schattirungen derselben vorgezeichnet.

Die Geschichte zeigt uns kaum ein kühneres Unternehmen, als das dieser Elite deutscher Jugend: gegen die ungeheuerste reale Uebermacht auf Seiten der von den treibenden Ideen der Freiheitskriege abgefallenen Regierungen, den Kampf für diese Ideen der Freiheit und Rechtsgleichheit, der Einheit und Selbstbestimmung des Volks fortzuführen. „Aber in den Jahren der werdenden Männlichkeit verzweifelt man nicht, und mit den Hindernissen wächst nur der Muth." Denn „die Jugend", wie schon der tiefste aller alten hellenischen Denker, Aristoteles, gesagt hat, „ist hochherzig und hoffnungsreich, dem Guten und Edlen zugewandt, weil sie durch den Druck des Lebens noch nicht gebeugt worden ist, sie lebt mehr nach dem sittlichen Gefühle (τῷ ἤθει), als nach der Berechnung (τῷ λογισμῷ) und thut lieber das Rühmliche als das Nützliche." Diese Charakteristik paßte damals vollkommen auf die deutsche Jugend der Universitäten in ihrer überwiegenden Mehrzahl, und es hat den Machthabern schwere Künste gekostet, das Gegentheil zu bewirken und eine Jugend großzuziehen, deren spießbürgerlich verengter Sinn das Nützliche, die Carrière und Besoldung, an die Stelle des Edlen und Ruhmwürdigen setzte.

Und doch — was hat es ihnen schließlich geholfen? Darf nicht jetzt nach wenig mehr als einem Menschenalter ein Vertreter jenes mißhandelten Geistes der deutschen Jugend mit vollem Rechte ausrufen: „die despotische und spießbürgerliche Partei, welche damals die Zeitungen und Bücher fast ausschließlich in ihrer Hand hatte, sie hat uns in beiden fortdauernd für Phantasten und Ueberspannte ausgeschrieen. Aber politische

Phantaſterei und die überſpannteſte Gewaltthätigkeit gegen den naturgemäßen Lauf der Dinge waren weit mehr auf ihrer als auf unſerer Seite. Man erinnere ſich jetzt, was ſie damals wollten und was ſie jetzt zu thun gezwungen ſind. Haben ſie nicht ihre Weisheit aufgeben und unſere „Phantaſien“ annehmen müſſen? Ja, ſind ſie nicht mit allen ihren Armeen zum Gelächter Europas geworden? Die Erklärung der engliſchen Regierung gegen die Gewaltthaten der Congreſſe und für die Reformen in Spanien und Italien gab uns aber ſchon damals recht; und die engliſchen Tories waren doch wahrlich keine Geiſterſeher. Wenn wir aber damals noch ſtark in der Minderheit waren, ſo lag das nicht an unſerem, ſondern am Unverſtande des Volks, das mit allem andern beſſer umzugehen wußte, als mit ſeinen eigenen öffentlichen Angelegenheiten, und das uns und unſerer harten Schulung in den Leiden einer verzweifelten, unabläſſigen und endlich 1848 ſiegreichen Oppoſition alle politiſche Fähigkeit und alle Ausſicht auf ein ehrenvolles und ſicheres Daſein ſchuldig iſt, die man jetzt endlich bei ihm findet, wenn auch noch nicht in dem Maße, wie man ſie wünſchen ſollte. Unſere Ehre hat die Geſchichte gerettet; ich verweiſe auf ſie“. — „Und wenn Deutſchland gerettet werden kann, ſo ſind es wahrlich nicht Kamptz und Metternich, Schmalz und Gentz, ſondern ſo ſind es die Gedanken und Thaten der patriotiſchen Jugend, ſo ſind es die politiſche und wiſſenſchaftliche Oppoſition gegen den ſchmählichen Deſpotismus jener und der ſpätern Zeit, die es retten müſſen. Wir die „jungen Solone“ (ein Schmähwort des berufenen Kamptz), wurden verſpottet, aber die einzigen und älteſten „Solone“ jener Zeit, die Engländer, waren ganz und gar mit uns einverſtanden, und es iſt nicht gerade ehrenvoll für die ergrauten

seines Herzens versteckte [1]), während doch auch er und seines Gleichen ihrem Geschicke nicht zu entfliehn vermochten.

Aber mit Liebe und Bewunderung wendet sich unser Herz deinem Bilde zu, o Thrasea, in dem die Weisheit der Stoa das Edelste und Erhabenste geoffenbart hat, was sie in dieser Zeit der Entartung der römischen Menschheit hervorzubringen vermochte. Du erkanntest in deinem Geiste, dass Rettung der Republik ein täuschender Wahn sei, der nutzlos die von ihm Verblendeten dem gewissen Opfertode entgegenführe; aber wenn du deshalb auch nicht eingriffest in das zerschmetternde Rad der Zeit, so mochtest du doch auch nicht gleich nutzlos wie *Agricola*, durch jene Mässigung, die vor dem strengen Richterstuhle deiner Philosophie nicht bestehen konnte, noch durch Selbstentwürdigung wie *Seneca*, das eitle Gut des Daseins in einer Welt voll Schmach erkaufen; noch in verzagender trostloser Verzweiflung das Leben eigenmächtig von dir werfend die Herzen der Deinigen betrüben. — Sein ganzes Leben war gerichtet auf Bewahrung seiner Ehre und seines Seelenadels gegenüber dem lasterhaften Tyrannen, so wie der Erhaltung der Ehre des Standes, dem er angehörte, und der Förderung des Gemeinwohls, selbst der entfernten Angehörigen des Reichs, und es mahnt uns an das Wort jenes Helden aus dem Geschlechte der Maccabäer: „Ist unsere Zeit gekommen, so wollen wir ritterlich sterben um

1) *Tacit.* Ann. XVI, 32.

Staatsweisen des Continents, daß der unzweifelhaft richtige Wille der deutschen Jugend von 1821 noch immer als ein unerreichbares Ideal in der Luft schwebt. Warum? Weil diese Staatsweisen die Weisheit jener „jungen Solone“ (die jetzt übrigens alt genug sind) noch immer nicht erreicht haben, und weil — die Deutschen nicht das Talent besitzen, die Geduld mit dem Blödsinn zu verlieren, der sich ihrer Bestimmung widersetzt.“ —

Ich übergehe die Schilderung des Halle'schen Lebens, sowie der Ferienreise nach der Schweiz, welche er mit einer Baarschaft von nicht mehr als fünf Friedrichsd'or in Begleitung eines Genossen, der wenig mehr zur gemeinsamen Reisecasse zuzuschießen hatte, unternahm und richtig zu Ende führte (S. 63—163). In Halle war seines Bleibens nicht mehr lange. An die Stelle der organisirten öffentlichen Burschenschaft hatte sich seit deren von oben herab decretirten Auflösung eine sogenannte „Allgemeinheit“, d. h. ein Zusammenhalten der Gleichgesinnten ohne Verbindungsgesetze und Statuten gebildet, aber selbst diese ward verfolgt. Mehr und mehr wurde die Jugend in diejenige Art von Stimmung hineingedrängt, in welcher bei den Entschiedenen zuletzt die Ansicht die Oberhand gewann, daß es zur letztlichen Erreichung der patriotischen deutschen Endziele „ohne Hauen und Stechen“, oder um das Wort des neuesten preußischen Staatsmannes zu brauchen, „ohne Blut und Eisen“ nicht abgehen könne. Es entstand der seiner Zeit viel genannte „Jünglingsbund“ als Filial eines vorgespiegelten „Männerbundes“, zu dem sogar preußische Generale, wie Gneisenau und andere gehören sollten, der sich aber, wie Ruge bald genug erfahren sollte, als ein reines Hirngespinnst des in der Schweiz lebenden Karl Follen erwies.

Ruge trat in dieſe „Verſchwörung“ ein, und tagte mit in der Verſammlung der Abgeordneten deutſcher Univerſitäten auf dem Stein bei Würzburg. Hier enttäuſcht über die vorgeſpiegelte Exiſtenz eines „Männerbundes“, war man darauf und daran, die ganze Verbindung aufzugeben und ſich aufzulöſen, als ein Mitglied, ein Juriſt Planck aus Erlangen, geltend zu machen wußte: dieſe Auflöſung helfe jetzt nichts mehr, da die Thatſache, daß der Jünglingsbund beſtanden habe, ſtehen bliebe, und jeden Theilnehmer, auch wenn man jetzt den Bund auflöſe, als Hochverräther gravire! So verharrten die Mitglieder dabei, den Bund beſtehen zu laſſen — zu ihrem Unglücke.

Ich ſchließe hier die Anzeige dieſes Buches, dem ich ſo viele Leſer wünſche, als es Deutſche giebt, die ihr Vaterland lieben, und ſich darüber unterrichten wollen, wie viel die Gegenwart dem kühnen Streben und der opfermuthigen Hingebung der deutſchen Jugend jener Zeiten verdankt. Möge der vortreffliche Freund, den wir am Schluſſe dieſes Bandes in den Händen der Diener der Gewalt verlaſſen, uns bald mit der Fortſetzung dieſer Denkwürdigkeiten erfreuen. Ich drücke ihm für das bisher Gegebene im Namen vieler alter Genoſſen dankend aus der Ferne die Hand.

III.

Wir verließen den Autor auf den letzten Blättern des zweiten Bandes ſeiner Lebenserinnerungen beim Beginne des Jahres 1824 in den Händen derer, die ihn in Heidelberg am Schluſſe ſeiner Studienzeit in den Kerker führten. Der jetzt

vorliegende dritte Band erzählt die Geſchichte ſeines Proceſſes und ſeiner Verurtheilung, ſeines tapfer beſtandenen Märtyrerthums in den preußiſchen Kerkern und des darauf folgenden glücklichen Umſchwungs in ſeinen Lebensverhältniſſen nach überſtandener Straf- und Leidenszeit.

Die Heiterkeit der Seele und der freie Humor, welche ſich der Autor auch in dieſem Theile ſeiner Darſtellung auf eine wahrhaft bewundernswürdige Art bewahrt hat, machen die Lectüre auch dieſes Bandes zu einem wahren Genuſſe. Aber freilich darf er auch mit ſeltener Genugthuung auf dieſe von der Gegenwart durch nahezu vierzig Jahre getrennte Periode ſeines Lebens zurückblicken. Denn abgeſehen davon, daß er die ſeltene Energie beſeſſen hat, jene Zeit der Leiden und des Kerkers für ſich ſelbſt in eine Schule der Freiheit zu verwandeln, und durch angeſtrengte Geiſtesarbeit die Befreiung ſeines innern Menſchen inmitten der Kerkermauern auf eine nachhaltigere Weiſe zu vollziehen, als es den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen außerhalb derſelben gelungen iſt, — darf er ſich zugleich jetzt ſagen, daß die große Prüferin, die Geſchichte, den Gedanken und Beſtrebungen, die ihn und ſeine Genoſſen damals in die Kerker brachten, auf eine ſchlagende und ſeine damaligen Verfolger vernichtend bloßſtellende Weiſe Recht gegeben hat. Denn was jene vereinzelte, von ihrer Zeit im Stich gelaſſene Jugend unſerer deutſchen Univerſitäten wollte und erſtrebte, wofür ſie kühnen Muthes Freiheit und Leben zu wagen bereit war, — das iſt heute das bewußte Ziel unſerer ganzen Nation, das erreicht werden wird und erreicht werden muß, weil ohne ſeine Erreichung die deutſche Nation ſelbſt ihren Untergang als ſolche vor Augen ſieht.

Die deutſche Burſchenſchaft, deren Ausgang gleichſam uns

in dieſem Buche vor Augen tritt, war zunächſt nichts Anderes als der Gegenſatz gegen den rohen landsmannſchaftlichen Particularismus, der auf unſern Univerſitäten vor der Zeit des großen nationalen Befreiungskampfes von 1813—1815 das Elend der deutſchen Zerſpaltenheit mikrokosmiſch abſpiegelte. Sie war das Vorbild der heißerſehnten deutſchen Einheit, der erſte Verſuch, einen Archimediſchen Punkt für die Herbeiführung und Aufrichtung derſelben zu ſchaffen. Die Idee einer ſolchen allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft, einer auf jenen Zweck geſtellten Genoſſenſchaft des edelſten Kerns unſerer gebildeten deutſchen Jugend iſt auf den deutſcheſten aller Denker und Jugendlehrer unſeres Volkes, auf Fichte zurückzuführen, der ſchon im Jahre 1795 eine ſolche Verbindung „deutſcher Jünger" zu Stande zu bringen verſucht hatte. Fichte nahm zwölf Jahre ſpäter in Berlin nach der Kataſtrophe von 1806 dieſen Gedanken wieder auf. Es kam damals — und zwar mit Vorwiſſen des preußiſchen Staatsminiſters Hardenberg*) — in Berlin eine Burſchenſchaft zu Stande, deren Statut ſpäter bei der Gründung der Burſchenſchaft in Jena benutzt wurde. Der großen Zeit des Befreiungskampfes war es vorbehalten, den Keim des Fichte'ſchen Gedankens feſte Wurzeln ſchlagen zu laſſen. Die deutſche Burſchenſchaft, wie ſie ſich unmittelbar nach dieſem Kampfe, zunächſt in Jena, bildete, war das Product der reinſten Begeiſterung, welche eine Zeit voll gewaltiger Thaten in den Herzen des edelſten und gebildetſten Theils der deutſchen Jugend entzündet hatte. Dies war die Jugend der deutſchen Univerſitäten.

Dieſe Jugend, d. h. derjenige Theil der Nation, der die

*) G. Gervinus' Geſchichte des 19. Jahrhunderts. Th. II. S. 372—375.

Beſtimmung in ſich trug, als Lehrer und Erzieher des Volks in Kirche und Schule, als Austheiler des Rechts im geſetzlichen Gericht, und als Verwalter und Ordner der öffentlichen Dinge im Staatsleben zu wirken, war damals der einzige, der nicht nur ein Bewußtſein von demjenigen in ſich trug, was dem, mit durch ſeine Hingebung und ſeinen Todesmuth auf den Schlachtfeldern von den Feſſeln der fremden Gewaltherrſchaft befreiten Vaterlande Noth thue, ſondern auch der einzige, der der Natur der Dinge nach den kühnen Muth und die Begeiſterung beſaß, welche zu einem großen Reformwerk gehören. Die Geſchichte des Bundes, den dieſe Jugend in der Gründung der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft aufrichtete, iſt ein Ehrendenkmal des deutſchen Geiſtes in einer ſchmählichen Zeit. Dieſe Gründung ſelbſt aber, und mit ihr der erſte Aufſchwung des nationalen deutſchen Geiſtes zu dem Gedanken einer Reform des deutſchen öffentlichen Lebens und der Einigung Deutſchlands ſollte in demſelben kleinen Lande vor ſich gehen, welches die Herberge und Werkſtätte unſerer poetiſchen und philoſophiſchen Erhebung geweſen war, in dem Lande, das Karl Auguſt ſeinen Herrſcher nannte. Karl Auguſt von Sachſen-Weimar war der erſte und einzige Fürſt geweſen, der treu ſein gegebenes Wort erfüllend, ſchon im Jahre 1816 eine konſtituirende Verſammlung ſeiner Landſtände berufen hatte, um, wie er ausdrücklich erklärte, „die für Deutſchland aufgegangenen Hoffnungen in ſeinem Lande zu verwirklichen und die Lehre der außerordentlichen Schickſale benutzend, das Glück des Staates auf Eintracht zu gründen“. Die mit ſeinen Ständen vereinbarte Verfaſſung konnte als ein Muſter für ganz Deutſchland gelten. Nur in dieſem Lande konnte daher auch jener Geiſt der Jugend eine Stätte finden, der darauf gerichtet war, die-

ſelben Wohlthaten dem geſammten Vaterlande zu bereiten. So ward Jena die Wiege und der Stammſitz der deutſchen Burſchenſchaft.

Die deutſchen Regierungen hatten den Sinn und Gedanken des großen Kampfes, zu dem ſie in der Stunde der bitterſten Noth das deutſche Volk aufgerufen hatten, im Augenblicke der beſeitigten Gefahr ebenſo, wie ihre damals gemachten Verſprechungen vergeſſen, und das Volk, müde und erſchöpft vom Kampfe und ohne ein ſtarkes, allgemein verbreitetes Bewußtſein ſeines Rechts und ſeiner Anſprüche, verſuchte keinerlei Widerſtand, erhob keinen Einſpruch. Nur die ſtudirende Jugend wagte beides. Dieſe Jugend war unter den Erſten geweſen, welche dem Rufe zum Kampfe „für das gemeinſame Vaterland und ſeine Freiheit" begeiſtert gefolgt war. Sie kam nicht zurück wie ſie gegangen war. Sie hatte ihr Blut auf zahlreichen Schlachtfeldern vergoſſen, und die drei Jahre des Kampfes hatten ſie von Jünglingen zu Männern gereift, ihre Anſchauungen weit hinaus gehoben über den beſchränkten Geſichtskreis des bisherigen Treibens der Univerſitätsjugend. Sie hatten die innern Schäden erkennen gelernt, an denen das gemeinſame Vaterland ſiechte. Die Idee dieſes gemeinſamen großen Vaterlandes war es, die ſie als den wahren Gewinn des ausgefochtenen Befreiungskampfes betrachteten. „Wir haben erkennen lernen," ſo ſchrieb einer von ihnen in jenen Tagen, „daß wir Ein Volk ſind, daß wir Ein Vaterland haben, und daß das Heil deſſelben einzig nur in der Einigkeit und Liebe, in dem Verſchmelzen und Unterordnen jedes Einzelwillens unter dem der Geſammtheit beſtehen kann. In Parteien zerſplittert, waren wir der Raub jeder fremden Macht; vereint trotzen wir einer Welt! Das iſt eine der großen Lehren, welche die

Geſchichte dieſer Zeit für jeden aufſtellte, der ſie begriff.“ (S. Joachim Leopold Haupt: Burſchenſchaft und Landsmannſchaften. Leipzig 1820. S. 45.)

Mit ſolchen Ueberzeugungen war die deutſche Jugend der Hochſchulen zurückgekehrt aus dem großen Kampfe gegen die fremden Unterdrücker. Es blieb den Zurückkehrenden nicht verborgen, daß gerade die Hochſchulen, die Bildungsanſtalten der Jünglinge, die einſt als Männer das Volk leiten, ſein Beiſpiel und Vorbild ſein ſollten, von dem Gifte des alten ſchlechten Geiſtes, von dem Krebsſchaden des Sondergeiſtes und der Abwendung vom Allgemeinen am tiefſten ergriffen geweſen waren. Von edelſter Begeiſterung erfüllt, beſchloſſen ſie, das Uebel an ſeiner Wurzel anzugreifen, die Quellen des öffentlichen Geiſtes ſelbſt zu reinigen. Im Geiſte ſchon eins, verbrüderten ſich die Beſten und Reifſten enger mit einander und gaben ihrer öffentlichen Vereinigung eine freie und feſte Form. So entſtand zu Jena die erſte deutſche Burſchenſchaft, und nach manchen harten Kämpfen gelang es ihr, die bisher beſtandenen Landsmannſchaften, ihren Partikulariſmus, ihre wüſte Rohheit und ihr ideenloſes kindiſches Treiben zu beſiegen und alle Parteien zu einem großen Ganzen zu vereinigen. Die Stifter dieſer großen allgemeinen Vereinigung, die ſich bald über die meiſten deutſchen Univerſitäten hin erſtreckte, ſprachen es offen an der Spitze ihrer Verfaſſungsurkunde aus: „daß Freiheit und Selbſtändigkeit des Vaterlandes ihr Ziel, und daß dies Ziel dem Zwecke und dem Weſen der deutſchen Hochſchulen angemeſſen ſei, weil nur in ihnen die allſeitige Ausbildung der Jugendkraft zum Heile des gemeinſamen Vaterlandes erhalten und gefördert werden könne.“

Es waren keine Studenten gewöhnlicher Art, welche dieſe

Gedanken hegten und zu verwirklichen unternahmen. „Nicht an Alter allein waren sie solchen voraus — viele standen im vierundzwanzigsten Lebensjahre und noch reiferen Alter —, sondern auch die Zeit hatte sie gekräftigt und gereift. Viele waren Officiere gewesen oder trugen Orden, welche sie auf den Schlachtfeldern verdient, wo alle dem Tode ins Auge geschaut hatten*). Es waren Männer, von denen des Dichters Wort galt:

„Sie schämten sich der eigenen Gedanken,
Wenn sie wie Schwalken an der Erde flögen!"

Die neu gegründete Verbindung war dabei in keiner Weise politisch im revolutionären Sinne. Man kann dreist behaupten, daß nie eine Reform in reinerer Gestalt aufgetreten ist. Der reformatorische Gedanke, der sie belebte, war ausschließlich auf das Nächste, auf eine Verbesserung des Lebens der akademischen Jugend gerichtet, die Aufgabe war, „einen rechtlichen und sittlichen Zustand unter Freien und Gleichen auf den deutschen Hochschulen zu begründen, in welchem jeder Studirende durch sittlich-geistige und durch leibliche Ausbildung zum Dienste des Vaterlandes Befriedigung finden sollte". Auf diesem Wege sollten dem deutschen Volksleben gesunde Säfte zugeleitet und eine Erhebung desselben zu großen allgemeinen Zielen vorbereitet und ermöglicht werden. Ihrer guten und gerechten Sache sich bewußt, trat daher die Burschenschaft überall frei und offen mit ihren Zielen und ihrer Verfassung auf. Sie wandte sich zunächst in Jena direct mit derselben an die Staatsregierung und erbat sich von derselben Billigung und Anerkennung. Aber obschon der akademische Senat nicht nur ihrem

*) Vgl. Geschichte des Jenaischen Studentenlebens, von Dr. Rob. Keil (Leipzig, Brockhaus, 1858), S. 368.

ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Geiſte hohes Lob zollte und die Regierung ſelbſt ſpäter die Erklärung abgab, daß in Folge der burſchenſchaftlichen Reform des akademiſchen Lebens „ſich eine ſtrenge Beobachtung landesherrlicher Geſetze zeige, deren Aufrechterhaltung vorher ein vergebliches Beſtreben der Behörde geweſen ſei“*), und obſchon Weimars großherziger und echt deutſch geſinnter Fürſt perſönlich mit Wohlgefallen auf das neue friſche Leben blickte, das ſich ſeit der Gründung der Burſchenſchaft auf ſeiner Univerſität entfaltete, ſo wagte er es dennoch nicht, den Wunſch derſelben nach offener geſetzlicher Anerkennung zu erfüllen. Denn bereits laſtete auf dieſer einzigen Frucht des großen deutſchen Befreiungskrieges der Widerwille und Haß derjenigen deutſchen Regierungen, denen das Weſen und der Gehalt dieſer Verbindung ein Greuel war, weil dieſelbe in ihren Folgen allerdings dem deutſchen Particularismus gefährlich erſcheinen mußte. Zudem war die Burſchenſchaft ein Product der Begeiſterung, und — wie der engliſche Geſchichtſchreiber der römiſchen Kaiſerzeit richtig ſagt: **all enthousiasm, no doubt, is hateful to tyranny.**

Der deutſche Abſolutismus war bis zur Zeit der Befreiungskriege erträglich geweſen, weil das Volk, das er beherrſchte, ohne alles politiſche Bewußtſein, und er ſelbſt in ſeinem Gebahren bis dahin ſich naiv und unbefangen gefühlt hatte. Das ward anders nach jener Epoche der Erhebung. Der Despotismus verlor ſeine Unbefangenheit, weil ſein Gewiſſen ihm ſagte, daß er Verheißungen gemacht habe und Verpflichtungen eingegangen ſei, die er zu halten nicht geſonnen war, weil ſie ſeinen Fortbeſtand als abſolute Herrſchermacht gefährdeten. Das

*) Worte aus dem Bericht des Staatsminiſters von Fritſch an den Großherzog Karl Auguſt vom 10. November 1817.

erſte, was ſeinem böſen Gewiſſen zum Opfer fiel, war die Burſchenſchaft und ihr großer idealer Reformgedanke. Die Gelegenheit dazu gab das Wartburgfeſt zur Jubelfeier der deutſchen Reformation am 18. October 1817.

Die Feier dieſes Feſtes war der idealſte Aufblitz des neuen von Jena aus über die deutſchen Hochſchulen verbreiteten Geiſtes. „Einen Silberblick deutſcher Geſchichte, einen Blüthendurchbruch der Zeit“ nannte ſie ein Theilnehmer, der treffliche Jenaer Profeſſor und Ritter des eiſernen Kreuzes Dr. Kieſer in ſeiner bald darauf veröffentlichten Beſchreibung. Das heitere Nachſpiel des komiſchen Autodafés, das ſich wie ein keckes Satyrdrama an den hohen Ernſt der voraufgegangenen Feſtfeier knüpfte: die von einigen wenigen der verſammelten Burſchen ohne Vorwiſſen und ohne Genehmigung des Feſtausſchuſſes und der großen Mehrzahl vorgenommene Verbrennung einiger Maculaturballen, welche eine Anzahl volksfeindlicher Schriften vorſtellen ſollten, entzündete alles trockene Holz der reactionären Bosheit wie der deutſchen Philiſterei zu hellen Flammen. Selbſt ein Niebuhr ſchämte ſich nicht, ſein empörtes Wehe zu rufen über „die kaum mannbaren Burſche, die die Geſetzgeber machen wollten“, während ſich dieſelben doch nur höchſtens eine kleine Cenſur über die wirklichen Geſetzgeber — über einen Kamptz und Schmalz und Haller! — erlaubt hatten. (S. Gervinus a. a. O. II., S. 491). Noch ganz anders brachen die letzteren ſelbſt los. Als Chorführer derſelben trat Kamptz auf, deſſen Name in der Geſchichte der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands während der Reactionsperiode mit rabenſchwarzer Schrift verzeichnet ſteht. Er erließ eine beleidigende Denunciation an den Weimariſchen Großherzog gegen das Wartburgfeſt, das er eine Verſammlung von „verwilderten Profeſſoren

unsrer Brüder willen und unsre Ehre nicht lassen zu Schanden werden," wenn wir auch ihn, allen Schrecken der Gewalt gegenüber, nicht weichen und wanken sehn von der Gerechtigkeit, auf dass seine Ehre nicht zu Schanden würde [1]). Dafür ist er es auch, den nebst seinem Geistesverwandten Boreas Soranus ein Tacitus „die Tugend selbst" nennt [2]), dem er die ungetheilte Liebe und Bewunderung seiner grossen Seele weihet, „an dessen einfacher Grösse und altrömischem Freiheitssinne, wie die Rebe an der Ulme sein Tochtermann Helvidius Priscus emporrankte [3])," und ein Arulenus Rusticus das Feuer seiner Seele entzündete. Und aller dieser Edlen Sinn begegnete sich in, und sog seine Nahrung aus den Lehren einer Philosophie, die, wie Tacitus sagt, lehrte: nur was ehrenvoll, sei ein Gut, Uebel nur was schändlich, Macht, Reichthum, Adel und das Uebrige ausser der Seele weder den Gütern noch den Uebeln beizuzählen. Würdig des sterbenden Sokrates finden wir auch den Thrasea bei Vernehmung seines Todesurtheils, in einem Kreise ihn bewundernder gleichgestimmter Seelen, im aufmerksamen Gespräch mit dem Stoischen Weisen Demetrius „über die Natur der Seele und über die Trennung des Geistes vom Körper," und an diesen richtete er, als ihn die Qualen des Todes schon ergriffen, seine

1) „Ne gloria intercideret." *Tacit.*
2) Annal. XVI, 21.
3) *Karl Hoffmeister* a. a. O. S. 171.

und verführten Studenten" nannte, und verlangte in den maßlosesten Ausdrücken Genugthuung für die beleidigten Schriftsteller, zu denen auch er gehörte, da sein „Gensd'armerie-Kodex" gleichfalls in dem Autodafé mit inbegriffen gewesen war. Die Kabinette der Großmächte schritten gleichfalls ein. Von Berlin wurde Hardenberg, von Wien Zichy nach Weimar geschickt, um die begangenen Frevel zu untersuchen. Von Paris schickte Richelieu eine ähnliche Mahnung, und Rußland versäumte nicht, sich anzuschließen. Also eröffneten vier Großmächte gegen Weimar den Polizeifeldzug (Gervinus II., S. 492). Der bedrängte Großherzog wandte sich an Stein, die fünfte Großmacht. Aber der war in seiner damaligen Verbitterung und Sinnesverdüsterung noch schlimmer als Niebuhr. Ungesehen und ungehört verurtheilte er die Jenenser Professoren, daß sie „Mord und Aufruhr und Zerstörung alles Alten predigten", schuldigte Oken, — der grade die Studenten vor aller Ausschreitung gewarnt hatte, als demokratischen Aufreger an, und rieth dem Großherzoge, den Professor Fries abzusetzen. Dagegen erklärte die weimarische Regierung durch den Minister von Fritsch, „daß die Studirenden das in sie gesetzte Vertrauen nicht getäuscht hätten, daß das Fest des 18. October im Ganzen mit religiösem Ernste und würdiger Haltung gefeiert sei, und daß jener Uebermuth der Bücherverbrennung nur Einzelnen zur Last falle". Selbst der österreichische Abgesandte, Graf Zichy, mußte sich nach eigener Untersuchung zu dem Geständnisse bequemen, daß man das Fest und seinen Geist verleumdet habe. Doch wurde eine Widerholung desselben im folgenden Jahre nicht gestattet. Wohl aber ließ man es geschehen, daß vom 10. bis 19. October 1818 in Jena ein allgemeiner Burschentag abgehalten wurde, den die Abgeordneten von vierzehn deutschen Universitäten beschickten

und auf welchem die „allgemeine deutsche Burschenschaft“ förmlich constituirt wurde.

Aber die Reaction und die Feinde der deutschen Volkserhebung ruhten nicht. Um dieselbe Zeit, wo in Jena der große Schritt einer Vereinigung aller deutschen Hochschulen in dem patriotischen Sinne der Anbahnung einer geistigen Einheit des Vaterlandes geschah, legte der russische Staatsrath v. Stourdza dem seit 18. October 1818 in Aachen versammelten Monarchencongresse seine „Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands“ vor, in welcher Jena und die deutschen Universitäten als die Herbergen aller revolutionären Verworfenheit und Nichtswürdigkeit bezeichnet und ihre Umgestaltung in jesuitischem Sinne dringend anempfohlen wurde. Diese Denkschrift ward trotz ihrer Geheimhaltung bekannt, und erregte bei den Angegriffenen die höchste Erbitterung. Die Geschichte hat es jetzt längst anerkannt, daß es die Niedertracht der Reaction gewesen ist, welche den gesunden Geist der deutschen Jugend, dessen Ehrenzeugniß man bei Gervinus a. a. O. II., S. 373, nachlesen mag, vergiftete und die Milch der frommen Denkart in gährend Drachenblut verwandelte. Die litterarischen Söldlinge des Absolutismus scheuten sich sogar nicht, öffentlich mit der Behauptung aufzutreten: „nichts sei grundloser als die Meinung, daß die Begeisterung der Nation in den Befreiungskriegen gewirkt habe; das Volk habe einfach nur dem Befehle seines Königs gehorchend seine Pflicht gethan, und die Begeisterung mehr geschadet als Nutzen gestiftet.“ Wenn uns heute nach einem halben Jahrhundert solche Behauptung in Empörung versetzt, wie mußte sie erst auf die damalige Jugend wirken, die das Schauspiel „das Volk steht auf, der Sturm bricht los“ selbst mithandelnd erlebt hatte!

Bei einem einzigen entzündete sich an dem gerechten Zorne Aller die Flamme einer fanatischen That. Der elende, von allen Guten und Tüchtigen der Zeit verachtete Kotzebue, dessen deutsche Geschichte zu Goethe's Freude auf dem Wartburgfeste mit verurtheilt worden war, ward im März 1819 von Karl Sand erstochen. Er hatte die Stirn gehabt, jene Sourdza'sche Schandschrift öffentlich zu vertheidigen, welche die deutschen Universitäten „wahre Mördergruben und Werkzeuge der Hölle, Schlupfwinkel aller Verworfenheit und Nichtswürdigkeit" genannt, die Burschenschaft als eine aufrührerische Verbindung, die Universitätslehrer als gemeine Demagogen, und das gesammte deutsche Volk als ein solches dargestellt hatte, das durchaus politisch unmündig und dem politischen und kirchlichen Despotismus unterworfen bleiben müsse! Sand's That gab der Reaction die langersehnte freie Bahn. Preußens Regierung beeilte sich auf derselben voranzugehen. Kaum acht Tage nach Sand's That erließ sie an sämmtliche in Jena studirende Preußen den Befehl, die Universität binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Die weimarsche Regierung ward zur Amtsentsetzung Oken's gezwungen. In Preußen wurden die Turnanstalten geschlossen, gegen Männer wie Arndt, Jahn, die beiden Welcker und Görres Untersuchungen verfügt, und criminelles Verfahren gegen die ehemaligen Mitglieder des Tugendbundes eingeleitet. Dann folgte der directe Angriff gegen die deutschen Universitäten und die Burschenschaft. Die Beschlüsse der Karlsbader Ministerversammlung achteten die allgemeine deutsche Burschenschaft als eine geheime staatsgefährliche Verbindung. Eine Centraluntersuchungscommission ward in Mainz niedergesetzt. Man erklärte eine Verbindung zum Umsturz des deutschen Bundes und der Landesverfassung entdeckt zu haben, in welcher

man Schuldige und „Schwerſchuldige“ ſcheiden könne. Aber von den Letzteren konnte im ganzen Lauf der Unterſuchungen nicht ein Einziger nachgewieſen werden und fünf Jahre ſpäter mußte die preußiſche Regierung öffentlich eingeſtehen, daß damals (1819—1820) geheime Verbindungen „überhaupt noch gar nicht beſtanden hätten“!!

Man wählte den 18. October dazu, um (1819) in Preußen das verſchärfte Cenſuredict zu erlaſſen, in welchem ſelbſt die Cenſurfreiheit der Akademien und Univerſitäten aufgehoben ward (Gervinus II, 669). Jeder Studirende, der fortan einer Burſchenſchaft angehörte, ſollte in allen Bundesſtaaten von jeder Staatsanſtellung ausgeſchloſſen ſein. Die Univerſitäten erhielten disciplinariſche und polizeiliche Wächter in der Perſon ſogenannter bundesherrlicher Regierungsbevollmächtigten. Weimars Großherzog, der die Burſchenſchaft lange tapfer vertreten hatte, ward gezwungen, den Befehl zur Auflöſung derſelben in Jena zu erlaſſen. Die Jenaer Burſchenſchaft gehorſamte dem Befehle, und erließ zugleich, ehe ſie ſich auflöſte, eine Adreſſe an den Großherzog, in welcher ſie ihm ihren Dank für ſeinen bisherigen Schutz ausſprach und in Betreff ihrer ſelbſt an das Urtheil der Geſchichte appellirte. Das ergreifende Actenſtück iſt in dem Keilſchen Buche (S. 472—73) aufbehalten. Es war ein ſchöner Stern, der mit der deutſchen Burſchenſchaft unterging am Himmel unſeres Volkes. Vergebens rief der edle Haupt den deutſchen Gewalthabern zu: „Fürchtet Euch nicht vor dem Geiſte den wir verbreiten, es iſt der Geiſt der Ordnung und Geſetzlichkeit, der Geiſt der Vaterlandsliebe der Euch geſchützt und gerettet hat in den Gefahren des blutigen Kampfes. Ihr ſelbſt habt ihn heraufbeſchworen unter Kanonendonner und Schlachtengetön. Und glaubtet Ihr wirklich, daß er Euch jetzt

nicht mehr frommte und wolltet Ihr ihn darum vernichten mit den Formeln und Sprüchen Eurer Macht — jetzt ist es wahrlich zu spät, denn die Geister lassen sich nicht spotten. Ein anderer Kampf ist mit ihnen, denn mit irdischen Kriegern. Riesengroß wachsen sie durch offenen Widerstand und zerschmettern den, der sich ihnen entgegenstellt. Feuer und Schwert, Festungen und Ketten sind vor ihnen schwache Werkzeuge der Ohnmacht, Wind die Gebote der Gewaltigen und ihr Drohen ein leeres Nichts."

Die Lebensgeschichte des Mannes, zu der wir uns jetzt zurückwenden, liefert den besten Beweis für die Wahrheit dieser prophetischen Worte, die freilich damals (1820) ungehört verhallten. Der zweite Band hat uns gezeigt, wie der Druck den Gegendruck erzeugte, wie die Angst vor politischen Verschwörungen der studirenden Jugend wirklich Verschwörungen hervorrief, Verschwörungen freilich, die sehr bald von den Theilnehmern selbst als unausführbare Thorheit erkannt und aufgegeben wurden, die aber dennoch die daran betheiligt Gewesenen zum Märtyrerthume führen sollten. Einer dieser ersten Märtyrer der Idee deutscher Einheit und Freiheit, — einer Idee, die zu hegen, inmitten der jämmerlichen politischen Unmündigkeit und verknechteten Sinnesart des damaligen deutschen Mittelstandes, wie ihn der Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts (II. 389—391) gezeichnet hat, nur die begeisterungsfähige Hingebung der Jugend fähig war, steht Arnold Ruge vor uns. Das Motto, das er dem ersten Abschnitte des dritten Theils als „Gefängnißinschrift" vorgesetzt hat:

„Wo sich der Kerker schließt um Eure Denker,
Wo Ihr den Freien Ketten schickt und Henker,
Da reißt der Menschheit alter Wahn entzwei —
Durch Fesselträger wird die Erde frei."

er hat es treulich an ſich ſelbſt und durch ſein Beiſpiel bewahrheitet. Begleiten wir ihn jetzt durch das Märtyrerthum ſeiner Jugend. Ruge ſtand im zweiundzwanzigſten Jahre, als er in Heidelberg auf Requiſition der preußiſchen Regierung verhaftet und über Mainz nach Berlin und Köpenik geführt wurde. Dort ſaß er über ein Jahr lang in Unterſuchungshaft, an deren Schluſſe er zu fünfzehn Jahren Feſtung verurtheilt und nach Colberg gebracht ward, wo er mit einem jungen Mediciner Schliemann den Kerker theilte. Leider dulden die Mittheilungen, zumal über die Unterſuchung und die Art ihrer Führung, die Begegnung mit dem Miniſter von Kamptz und deſſen wundervolle Abfertigung durch den gefangenen „Hochverräther“, durchaus keinen Auszug, da der Hauptreiz derſelben in der liebenswürdig humoriſtiſchen Darſtellung beſteht, den jede Verkürzung weſentlich beeinträchtigen würde. Die Härte, welche man zeitweiſe gegen den Gefangenen anwandte, vermochte ſeinen ebenſo feſten als heiterfreien Sinn nicht zu beugen. Ein heimlich durchgeſchmuggelter Ariſtophanes ward ſein Tröſter in der Langenweile des Kerkers, und bald machte ſein tapfrer Gleichmuth ſelbſt auf den Gefängnißinſpector einen ſolchen Eindruck, daß derſelbe dem Gefangenen einen in Schwermuth verfallenen Leidensgefährten zum Zimmergenoſſen gab, damit derſelbe von Ruge aufgemuntert und zurechtgebracht würde, ein Geſchäft, dem ſich denn auch unſer Freund mit beſtem Erfolge zu unterziehen keinen Anſtand nahm. Berückſichtigt man dabei, daß Ruge von vornherein ſeinen Proceß als verloren anſah, daß er durch das Endurtheil ſein Leben gefährdet glauben durfte, und daß daneben die Erinnerung an Eltern und Geſchwiſter auf ihm laſtete, deren einzige Hoffnung in ihren gedrückten Verhältniſſen er als der älteſte Sohn ge-

weſen war, ſo erfüllt uns ſein tapferer Frohmuth und ſeine heitere Energie mit doppelter Achtung und Bewunderung. Allen Widerwärtigkeiten, welche ihm Menſchen und Verhältniſſe, welche Härte und Liebloſigkeit der Beamten auf der Feſtung ihm bereiten, weiß er die Stirn zu bieten und ihnen wo möglich noch eine humoriſtiſche Seite abzugewinnen, die ihn ſelbſt befreit und über ſie erhebt. Er hat es ſich vorgenommen, durch die äußerſte Tapferkeit und durch die geizigſte Benutzung aller und jeder kleinſten Vortheile ſeiner Lage ſich nicht nur aufrecht zu erhalten, ſondern ſeine Gefangenſchaft ſogar zu ſeiner innern geiſtigen Befreiung auszunutzen, und es gelingt ihm. Es iſt eine Luſt zu ſehen, wie er ſeinen Kerkergenoſſen ſchließlich nach hartem Kampfe, bei dem ſogar Blut vergoſſen wird, zu ſeiner Anſicht bekehrt, und wie er ſich und dem Freunde nun allmälig Alles, was er zur Ausführung ſeines Planes nöthig hat, das Lager, die Koſt, den Raum, die Luft, das Licht mit beharrlicher Anſtrengung erringt, und es dahin bringt, daß man ihn in der Verwerthung ſeiner Zeit gewähren und Morgens früh um drei Uhr aufſtehen und ſtudiren läßt, damit er bei Tage nicht genöthigt iſt, zu Gunſten ſeiner Studien auf den erlaubten täglichen mehrſtündigen Wallſpaziergang und Genuß der Luft zu verzichten. So ſchult er ſich an dem Studium der großen Griechen, ihrer Denker und ihrer Geſchichtſchreiber. Er überſetzt den Thukydides und macht ſich den Platon zu eigen, und in dieſen Studien befeſtigt er ſich in den Gedanken der ſtaatlichen Freiheit und der Würde des echten Bürgers eines freien Staates, um derentwillen man ihn in den Kerker geſchickt hat. Er lieſt die Dichter des unſterblichen Volkes der Freiheit und Schönheit, und macht den Verſuch durch Ueberſetzung in moderner Form den größten derſelben, den Sophokles, dem eig-

nen Volke nahe zu bringen. Fünf Jahre lang arbeiten und ſtudiren die beiden jungen Männer ſo zuſammen in der engen kalten Zelle, bei elendeſtem Licht der ſelbſtgefertigten Lampe, ihre kargen Mahlzeiten ſich ſelbſt auf Tage vorher bereitend, jeder ſtill über ſeine Bücher gebückt, und alles Geſpräch verſchiebend auf die Stunden der Wanderung über die ihnen geöffneten ſiebzig Schritte Feſtungswall, wo ſie Gedanken austauſchen, wie ſie wohl nie zuvor ausgetauſcht waren auf den Wällen einer preußiſchen Feſtung, Gedanken über die Urſachen der Größe des republikaniſchen Athens, „dem wir Alles verdanken, was noch Gutes und Menſchliches in der Welt iſt“. Aber wie kurz hat dieſes ſchöne republikaniſche Daſein beſtanden! rufen die Gegner. Was kurz oder lang! antwortet Ruge. „Die noch nie den Kopf über dem Waſſer gehabt haben, werfen denen, die doch einmal glorreich gelebt haben, vor, daß ſie nicht noch am Leben ſind! Nicht daß ein Menſch lange lebe, ſondern daß er Großes leiſte, iſt die Aufgabe; nicht daß ein Staat wie die egyptiſche Sklaverei, ſich durch viele Jahrtauſende hinſchleppe, ſondern daß er in ſo kurzer Zeit wie der Atheniſche Freiſtaat ſolche Männer, ſolche Thaten und ſolche Werke hervorbringe, darauf ruht ſein ewiger Ruhm.“

Neben der Verſenkung in das claſſiſche Alterthum vergißt er ſeiner Zeit und ſeines Volkes nicht. Er dichtet ſein Trauerſpiel „Schill“, in das er ſein ganzes eigenſtes Innerſte hineinlegt, und dichtet Lieder wie das „Harmodieslied“ (S. 165), das Feierlied auf Harmodios und Ariſtogeiton. — Unermüdetes Suchen der Wahrheit und unaufhaltſame treue Hingebung an die gefundene Wahrheit, das iſt in kurze Worte gefaßt das Weſen Arnold Ruge's, zu dem er ſich im Kerker der Feſtung ſelbſt erzog. Mit Recht darf er ſagen, daß die Heiterkeit und

Kraft, welche dem Menſchen eine ſolche Hingebung an die Wahrheit und eine ſolche Auswanderung in die metaphyſiſche Welt des freien Geiſtes eintrage, ein unſchätzbares Gut ſei. „Allerdings iſt es nur wenigen zugänglich; und unter ihnen ſind wieder nur Wenige, die ſo von der Noth und dem Zwange aus in Charakter, Geſinnung und Leben Philoſophen werden, ehe ſie es noch durch Belehrung und Einweihung in die Wiſſenſchaft geworden ſind. Uns wurde es nun ſo gut durch den göttlichen Alten (Platon), und wir verwandelten das Gefängniß in einen Tempel der Freiheit.“

Am erſten Januar 1830 ſchlug ihm endlich die Stunde der Befreiung aus dem Kerker. Er geht zu den Seinen nach Pommern, und verlebt nach langer Trennung mit ihnen glückliche Monate, während deren er ſeinen „Schill“ herausgiebt. Dann zieht er aufs Neue in die Welt, um ſich eine Stätte des Wirkens zu gründen. Er geht nach Jena, wo er alte Beziehungen mit befreundeten Männern der Wiſſenſchaft neu wieder anknüpft. Von dort aus ſucht und findet er endlich eine beſcheidene Stellung als Hülfslehrer an dem Königlichen Pädagogium und den Franke'ſchen Stiftungen in Halle. Zuvor jedoch mußte er erſt ſeine Rehabilitation in Preußen bewirken, denn das Ueberſtehen der ihm zuertheilten ſchweren Strafe gab ihm, nach den beſtehenden Geſetzen, noch keineswegs ſeine bürgerlichen Rechte zurück, es bedurfte dazu eines eignen königlichen Gnadenactes. Faſt ein Jahr lang blieb ſein Geſuch ohne Antwort, und der Verſuch, durch Vermittlung einer preußiſchen Prinzeſſin die Erfüllung ſeines beſcheidenen Wunſches zu beſchleunigen, mißglückte in komiſcher Weiſe. Die Prinzeſſin, der er auf den Rath ſeiner Jenaiſchen Freunde zugleich mit dem Geſuche ſeinen „Schill“ und ſeine Ueberſetzung des Sopho-

kleiſchen Oedipus überſendet hatte, ließ ihm, ſtatt der gewünſchten Antwort, den Ausdruck ihres Dankes und einen Ducaten überreichen! Beides, der Dank und der Ducaten, war „an den Herrn von Rügen“ adreſſirt, welche Adelserhebung er ſich dadurch zugezogen hatte, daß ſein Geſuch die Unterſchrift trug: „Arnold Ruge, von Rügen“. (S. 295.) Endlich kam auf wiederholte Vorſtellung an den König die Entſcheidung, welche ihn befähigte, in Preußen ſein Brod zu verdienen, indem er als Hülfslehrer an den obengenannten Anſtalten Unterrichtsſtunden gab, welche theils mit 2¼, theils mit 5 Silbergroſchen honorirt wurden!

Von dieſer Zeit (1831) an datirt meine nähere Bekanntſchaft mit dem trefflichen Manne, deſſen Auftreten in unſerm Kreiſe in Halle bald bedeutende Aufmerkſamkeit erregte. Wir waren damals am Königlichen Pädagogium ein Lehrercollegium *von lauter jungen ſtrebſamen Männern, die ſich ſpäter alle als* Schulmänner, Gelehrte und Schriftſteller einen Namen gemacht haben. Ruge ſchloß ſich vorzugsweiſe neben dem ihm von der Univerſität her befreundeten Director der Franke'ſchen Stiftungen, Hermann Niemeyer, an mich und meinen Freund und Collegen Echtermeyer an. Schon damals trug er ſich mit dem Plane zur Begründung eines neuen kritiſchen Journals, aus dem ſieben Jahre ſpäter die „Halliſchen Jahrbücher“ hervorgingen. Hier begann er, durch Echtermeyer angeregt, das Studium der Hegelſchen Philoſophie, in Folge deſſen er ſich ſpäter als Docent an der Univerſität zu Halle habilitirte. Ueber unſer damaliges Zuſammenleben und Streben enthalten die letzten Partien der Memoiren manche heitere Züge, wie ich mich denn auch des S. 340 erzählten Disputs mit unſerm Freunde Echtermeyer, zu welchem der Verfaſſer mich als Zeu-

letzten Worte, die uns das neidische Geschick nicht mehr vergönnt hat. Denn hier endigen sich die Werke des Tacitus mit der erhabensten ihrer Darstellungen, „wie ein in den reinen Aether ragendes Gebirg, dessen höchster Gipfel dem menschlichen Auge nie wieder sichtbar wird [1]).“

So waren, so dachten, lebten und starben die Stoiker jener Zeit; und es ist schmähliche Verkennung des Grossartigen und Erhabenen ihrer Erscheinung inmitten der Erniedrigung und Versunkenheit der römischen Welt, die, ohne Berücksichtigung jener Verschiedenheit, über alle ein und dasselbe kalte, lieblose, wegwerfende Urtheil fällt, und die Verblendung kaum zu begreifen, welche die Vorwürfe, womit *Tacitus*, die niederträchtigsten *Delatoren* einen Paetus Thrasea und Plautus und ihre Philosophie bei einem *Nero* anklagen lässt [2]), als keineswegs ersonnene Beschuldigungen betrachten kann [3]). Es wird uns jetzt erlaubt sein, den wissenschaftlichen Gehalt der philosophischen Richtungen dieser Zeit, deren hauptsächlichste wir so eben in allgemeinen Umrissen zu skizziren versuchten, an den einzelnen

1) *Hoffmeister.* S. 171.

2) Annal. XVI, 22. Capito Cossutianus spricht zum Nero: Ista secta Tubcrones et Favonios, veteri quoque Reipublicae ingrata, genuit. Ut imperium evertunt, libertatem ipsam adgredientur. — Annal. XIV, 57. Tigellinus spricht zum Nero: Plautum — ne fingere quidem cupidinem otii, sed veterum Romanorum imitamenta praeferre: adsumpta etiam Stoicorum adrogantia sectaque, quae turbidos et negotiorum adpetentes faciat.

3) Vgl. *Bernhardy* a. a. O. Note 206.

gen für die dort erwähnte Behauptung unseres „fanatischen Hegelianers" aufruft, in allen Einzelheiten noch gar wohl erinnere.

Inzwischen trat in Ruge's äußeren Verhältnissen bald ein sehr günstiger Umschwung ein, der auf seine Lebensstellung einen wesentlichen Einfluß übte. Ein junges liebenswürdiges Mädchen, eine reiche elternlose Erbin, die Geist genug besaß, seine Bedeutung zu erkennen und zu würdigen, schenkte ihm den Vorzug vor allen andern Bewerbern und gab ihm ihr Herz und ihre Hand. Jetzt allen Sorgen entnommen, war er im Stande, ganz seinen Studien und seiner Ausbildung zu leben. Er ging zunächst mit seiner jungen Gattin auf anderthalb Jahre nach Italien. Die letzten Capitel des Buches enthalten Skizzen aus dieser Reise. Zurückgekehrt hatte er den Schmerz, seine Frau wenige Monate später durch den Tod zu verlieren. Er lud jetzt seine Familie, Eltern und drei Geschwister in sein verödetes Haus und vertiefte sich, um den Schmerz über seinen Verlust zu bekämpfen, in das Studium der Hegel'schen Philosophie, das für ihn selbst und für die deutsche Litteratur die bedeutendsten Folgen und Umwandlungen herbeiführen sollte.

Hier schließt der dritte Band dieser Lebenserinnerungen, die ich wohl den Lesern dieser Blätter nicht erst weiter zu empfehlen brauche. Möge die Fortsetzung bald folgen. Sie verheißt uns die interessantesten und wichtigsten Aufschlüsse über die mit den folgenden Jahren zunächst auf dem geistigen Gebiete der philosophischen Kritik beginnende Umwälzung, der gar bald die politische auf dem Fuße folgen sollte, deren Wellenschlag uns jetzt höher und höher steigend umgiebt.

Hegel als Politiker.

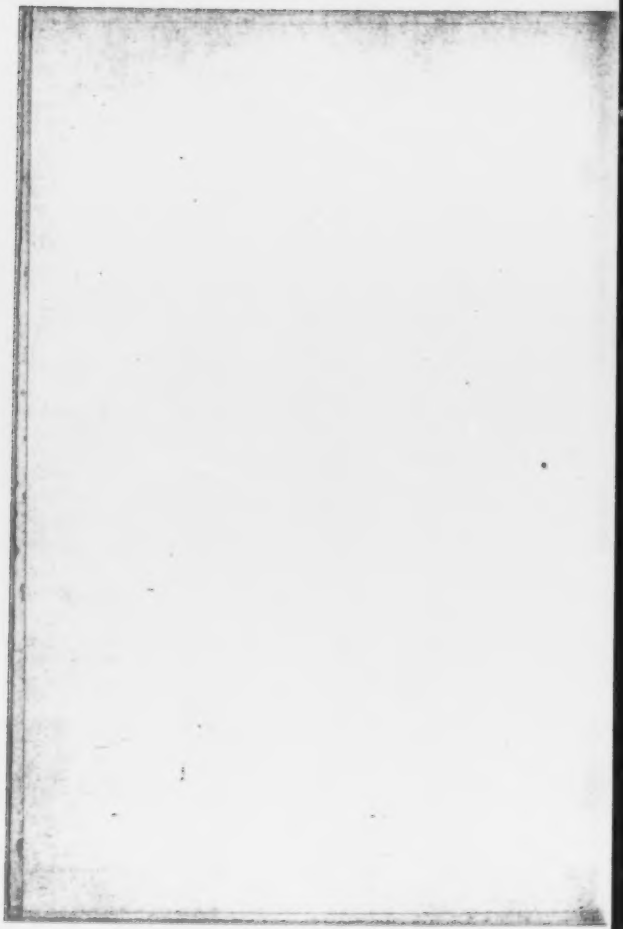

Hegel als Politiker.

Bericht über Hegel's Leben von Rosenkranz*).

(1844.)

Fünf Jahre hat Rosenkranz an diesem Werke gearbeitet. Was hat sich in diesem halben Decennium nicht Alles geändert! Mit dem Umschwunge deutscher Dinge, welchen das Jahr 1840 brachte, hat auch die Philosophie des Mannes, dessen Biographie hier dem deutschen Volke von treuer und geschickter Hand geboten wird, eine neue Epoche ihrer Geschichte eintreten sehen, eine „vom Schulegoismus freie Epoche", in welcher diese Philosophie den Läuterungsgang durch das Fegefeuer äußerlicher Ungunst angetreten hat. Rosenkranz drückt sich darüber in seiner Vorrede also aus: „wie ein Mensch, wenn die Welt ihn verläßt, wenn die falschen Freunde abfallen, wenn alle äußeren Vortheile seiner Lage stürzen, wenn er auf allen Schimmer zu verzichten hat, in dessen eitlem Glanze die faule Masse sich so gerne sonnt, wie ein Mensch in solcher Vereinsamung zeigen kann, ob er eine Substanz in sich hat, die ihn ausdauern läßt im Unglück und ihm den Muth erhält zum Fortstreben: so hat dieß die Hegel'sche Philosophie jetzt zu zeigen."

*) Georg Wilh. Friedr. Hegel's Leben, beschrieben durch K. Rosenkranz. Supplement zu Hegel's Werken. Berlin. Duncker und Humblot. 1844. XXXI und 566 Seiten. gr. 8.

Die äußere Wendung des Geſchicks, welche kaum ein Jahrzehend nach dem Tode Hegel's ſeiner Philoſophie zu Theil werden ſollte, war ſchon früher vorauszuſehen. Die Sturmwolken, welche an ihrem Horizonte heraufzogen, blieben den Augen derer, welche ſchärfer in die Zukunft blickten, nicht verborgen. An dem Grabe, in welches am dämmernden Herbſtabende des 16. November 1831 die ſterbliche Hülle dieſes weltumfaſſenden Geiſtes eingeſenkt wurde, fand dieſe Ahnung Worte. „Heran denn", ſo ſchloß die letzte Grabrede, „heran denn, ihr Stürme des Winters und bedeckt mit rauhem Froſt und hohem Schneelager dieß Grab, unſere Liebe wird nicht erkalten; heran, ihr Phariſäer und Schriftgelehrten, die ihr hochmüthig und unwiſſend ihn verkanntet und verläumdetet, wir werden ſeine Ehre zu vertreten wiſſen; heran Thorheit, Wahnſinn, Feigheit, Abtrünnigkeit, Heuchelei, Fanatismus, heran knechtiſche Geſinnung und Obſcurantismus! wir fürchten euch nicht, denn ſein Geiſt wird unſer Führer ſein." Nun, ſie ſind herangekommen, und der heiß entbrannte Kampf iſt noch lange nicht beendet. Das Buch von Roſenkranz wird ihn vielleicht nur noch ſtärker anfachen. Mag es doch ſein. Es iſt gut, wie Dr. Martin Luther ſagt, wenn „die Geiſter auf einander platzen".

Das beinahe ſechshundert Seiten ſtarke Buch zerfällt in zwei Theile, deren erſter, der größere, die Biographie ſelbſt (S. 1—429), der zweite die Urkunden und einen Theil der nachgelaſſenen Fragmente bietet. Unterſtützung von außen her iſt dem Verfaſſer, wie er klagt, wenig geworden. Nicht einmal Schellings Briefe an Hegel hat er von dem Erſteren erhalten. Dennoch muß man ihm nachrühmen, daß er aus den Materialien, über die er verfügen konnte, ein Werk geſchaffen hat, deſſen Verdienſt bleibend ſein wird, wenn es auch zu wünſchen iſt,

daß Ergänzungen und Berichtigungen aller Art nicht allzu lange werden auf sich warten lassen. Schlicht, treu und wahr hat er des Mannes Leben und Entwicklungsgang geschildert, und als ernster unbestochner Zeuge der Wahrheit auch diejenigen wenigen Punkte nicht verschleiert, in welchen der „Berliner Staatsphilosoph" dem Geiste der Freiheit gegenüber in dem letzten Jahrzehend seines Lebens von dem eigenen Standpunkte zurückgewichen ist. Diese Biographie ist wohl geeignet, auch einem größeren Publikum den Einblick in das innerste Wesen einer Persönlichkeit zu verschaffen, deren Träger, auch ganz abgesehen von seiner historischen Wichtigkeit in der Geschichte der Gedankenbewegung, durch die gediegene Einfachheit, die antike Schlichtheit, die ächt deutsche Redlichkeit seines Charakters, in allen Verhältnissen seines nur wenig bewegten äußeren Lebens, als Mensch und Bürger, als Gatte, Vater und Freund, die Herzen aller Leser dieses Buchs gewinnen muß. Aber die Darstellung hat auch dafür gesorgt, daß manche Zeitgenossen, die sie lesen, an ihre Sünderbrust schlagen werden, wenn bei dem Herniedersteigen dieses Geistes die Stimme des Gewissens in ihnen erwacht.

Ich will mich in den folgenden Blättern darauf beschränken, nur einen Theil des Werks den Lesern vorzuführen, und zwar denjenigen, aus welchem sich Hegel's Verhältniß zum Staate und zur Politik entnehmen läßt.

Schon in frühester Jugend finden wir bei Hegel den hervorstechenden Zug zu dem Begriffe der Geschichte. In dem Tagebuche, welches der vierzehnjährige Knabe führte, freut er sich „durch Schröckh's Compendium einen, wenn auch noch dunklen und einseitigen Begriff von pragmatischer Geschichte zu bekommen". Die Lectüre des Livius macht Epoche bei ihm. Er kommt auf den Gedanken: „daß für die Aufklärung des gemeinen

Mannes etwas geschehen könne", hält aber die Behandlung dieser Aufgabe für sich zu schwer, „weil er noch nicht philosophisch und gründlich Geschichte studirt habe". „Sonst (fährt er fort) glaube ich auch, diese Aufklärung des gemeinen Mannes habe sich immer nach der Religion seiner Zeit gerichtet" S. 445). Unter den zahlreichen Werken, die er schon damals mit eisernem Fleiße excerpirend studirte, finden wir auch Rousseau's Werke und Meiners' Geschichte der Menschheit.

Auf der Universität, die er im Herbste 1788 als Studiosus der Theologie bezog, finden wir ihn bald leidenschaftlich für die französische Revolution begeistert. Es ist bekannt, wie seine großartige und freie Würdigung dieses ungeheuren politischen Phänomens sich unter allen Umständen später gleichblieb, und seine Philosophie letztlich in den Geruch des Destructiven und Corrosiven bringen half. Noch in der letzten Zeit in Berlin schrieb er in sein Tagebuch (Rosenkranz S. 559) bei Gelegenheit der Walter Scott'schen Capuzinade gegen die französische Revolution: „Walter Scott im Leben Napoleon's sagt von den Ursachen und dem Zweck der französischen Revolution: „„der Himmel zur Strafe der Sünden Frankreichs und Europa's, um dem menschlichen Geschlecht eine große Lehre zu geben, überließ die Macht und Gewalt solchen Menschen, die nur die Werkzeuge seiner Rache (!) und seiner geheimen Absichten waren."" — Wie? wenn die Sünden Frankreichs und Europa's so groß waren, daß der gerechte Gott die furchtbarste Strafe über den Welttheil verhängte, so wäre ja die Revolution nothwendig und kein neues Verbrechen, sondern nur die gerechte Züchtigung alter Verbrechen gewesen! — anmaßende Phrasen, die kaum einem Capuziner, der seine Unwissenheit beschönigen will, nachgesehen werden könnten! — „„das geistreichste Volk

(heißt es Bd. I. S. 47) ließ ſich durch die gröblichſten Täuſchungen und die verderblichſten Grundſätze verführen!“ Seichter Kopf.“ — Wie mußte ſich erſt in jener Zeit, wo die edelſten Geiſter Deutſchlands, ein Klopſtok, Schiller, Kant, Forſter, Schlabrendorf, Merk, Jacobi, ſich in der glühenden Erwartung einer ſittlichen Wiedergeburt Europa's, beim Hinblick auf die zu Anfange der Revolution decretirten Rechte der Menſchen begegneten, der jugendliche Enthuſiasmus einem ſo erhabenen, noch nicht durch die ſpäteren Schreckniſſe getrübten, Schauſpiel zuwenden, jenem Schauſpiel, das da verhieß, „einen Staat aus der Idee des Staats, aus dem Begriff der für ſeine Exiſtenz weſentlichen Mächte in die Wirklichkeit treten zu laſſen, nachdem er die abgewelkte Haut einer zur Lüge, zum Unrecht gewordenen Vergangenheit durch den Akt einer feierlichen Entſagung von ſich geſtreift hatte“! (Roſenkr. S. 32). Es bildete ſich in dem Tübinger Stifte ein politiſcher Klubb, in welchem man eifrig die franzöſiſchen Zeitungen las, und deſſen übrigens harmloſe Exiſtenz zu einer Unterſuchung gegen die Mitglieder, zu denen auch Hegel gehörte, führte, die der Herzog Karl von Würtemberg ſelbſt perſönlich leitete, aber letztlich niederſchlug. Die jungen Klubbiſten des Tübinger Stifts hielten ſogar einmal einen von dem Emigrantencorps des Grafen Mirabeau, das zu Rottenburg lag, nach Tübingen entflohenen Republikaner mehrere Tage im Stifte verborgen, und halfen ihm durch Geld heimlich über den Rhein. Der junge Hegel, einer der eifrigſten Theilnehmer und Redner dieſer jugendlichen Verbindung ſah ſich durch ſeine Anſichten mit ſeinem ſtreng ariſtokratiſch geſinnten Vater oft in die heftigſten Differenzen verſetzt, wobei er bei aller Pietät die lebhafteſten Debatten nicht ſcheute (Roſenkr. S. 33). Aus dieſer trüben Gährung des edlen jungen Moſtes, aus dieſem

poetiſchen Kosmopolitismus der Freiheitsbegeiſterung entwickelte ſich bei Hegel in der erſten Periode nach der Univerſität, die er als Hauslehrer in der Schweiz verlebte, die tiefere Einſicht in den Begriff des Staats. Während dieſer Periode, in welcher er ſich völlig „von der todten Theologie Tübingens emancipirte," erhob ſich die Philoſophie in ihm allmählig zum bewußten Zielpunkte ſeines Lebens. Bei der Oppoſition von Kirche und Staat ſehen wir ihn hier die Controle ausſchließend dem Letzteren vindiciren. Nur der Staat und auch dieſer nur von Seiten des Rechts darf eine ſolche über den Einzelnen üben, und zwar nicht eine ſolche, die ſich auf das Gewiſſen, das Innere, ſondern nur eine ſolche, die ſich auf ſeine Thaten, das entäußerte Innere bezieht. Der Staat nahm ſchon damals ſeine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Selbſt praktiſche Lebensentwürfe zielten darauf hin. Die Umwälzung aller Verhältniſſe durch die Revolution in Frankreich und den Nachbarländern gab zu ſolchen Gedanken vielfache Veranlaſſung. War doch ſo mancher ſeiner Commilitonen, nicht blos der nachmalige Pair von Frankreich, der Theologe Reinhard, vom Tübinger Stift nach Paris gegangen, dort eine Rolle zu ſpielen. So finden wir denn Hegel mit den praktiſchen Detailſtudien der Staatswiſſenſchaft eifrig beſchäftigt. Er arbeitet die Finanzverfaſſung Bern's bis in das kleinſte Detail, bis zum Chauſſeegeld u. ſ. w. aus, er übt ſich eifrig im franzöſiſch Sprechen und Schreiben, und ſtudirt beſonders eifrig die Schriften Benjamin Conſtant's. In ſeiner Weiſe behandelte er auch in beſondern Aufſätzen andere politiſche Materien, z. B. die Veränderung, welche im Kriegsweſen dadurch entſteht, daß die Verfaſſung eines Staates von der monarchiſchen zu der republikaniſchen Form übergeht.

Was aber immer wieder auf's Neue ſich vordrängt, iſt die Betrachtung des Verhältniſſes zwiſchen Staat und Kirche, Deſpotismus und Orthodoxie, politiſcher Unfreiheit und Glaubenszwang. So ſchreibt er an Schelling im J. 1795 die merkwürdigen Worte: „die Orthodoxie iſt nicht zu erſchüttern, ſo lange ihre Profeſſion, mit weltlichem Vortheile verknüpft, in das Ganze des Staats verwebt iſt. Dieß Intereſſe iſt zu ſtark, als daß ſie ſobald aufgegeben werden ſollte, und wirkt, ohne daß man ſich's im Ganzen deutlich bewußt iſt. So lange nun hat ſie den ganzen, immer zahlreichſten Trupp von Gedanken- und von höherem Intereſſe-loſen Nachbetern oder Schreiern auf ihrer Seite" (S. 67); und weiterhin: „Ich glaube, es wäre intereſſant, die Theologen, die kritiſches Bauzeug zur Befeſtigung ihres gothiſchen Tempels herbeiführen, in ihrem Ameiſeneifer möglichſt zu ſtören, ihnen Alles zu erſchweren, ſie aus jedem Ausflucht̃swinkel heraus zu peitſchen, bis ſie keinen mehr fänden und ſie ihre Blöße dem Tageslicht ganz zeigen müßten. Unter dem Bauzeug das ſie dem Kantiſchen Scheiterhaufen entführen, um die Feuersbrunſt der Dogmatik zu verhindern, tragen ſie aber auch wohl immer brennende Kohlen mit herein, und erleichtern die allgemeine Verbreitung philoſophiſcher Ideen."

Schon damals weiſſagte der kaum fünf und zwanzigjährige Jüngling den ungeheuren Umſchwung, den die neuere Philoſophie ſeines Freundes und Fichte's zur Folge haben werde. Durch die Conſequenzen, welche ſich daraus ergäben (ſchreibt er an Schelling, 16. April 1795), würden manche Herren einſt in Erſtaunen geſetzt werden. Man werde ſchwindeln bei dieſer höchſten Höhe. „Aber," fährt er fort, „warum iſt man auch ſo ſpät darauf gekommen, die Würde des Menſchen höher anzuſchlagen, ſein Vermögen der Freiheit anzuerkennen,

in der Literatur erhaltenen Erscheinungen heraustreten zu lassen, wobei sich denn die unserer Aufgabe entsprechenden Resultate von selbst herausstellen werden.

Seneca.

Mag man auch über *Seneca*, den Menschen wie den Philosophen, noch so verschieden urtheilen, immer wird man zugestehn müssen, dass in ihm und seinen Schriften allein uns das vollständigste und treuste Bild der Geistesrichtung jener jammervollen Zeit geblieben ist, in welcher die Entwürdigung des einst so gewaltigen Volks bereits ihren Gipfel erreicht hatte. Zu Corduba in Spanien geboren, durch sorgfältigen Unterricht und den unmittelbaren Einfluss einer durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen ausgezeichneten Familie [1]) gebildet und gefördert, am Hofe des elenden Klaudius durch Weiberintriguen befördert, gestürzt und wiedererhoben, sehen wir ihn aus einer mehrjährigen Verbannung wieder nach Rom zurückkehren, um den traurigen Ruhm bei der Nachwelt zu hinterlassen, der Erzieher des schamlosesten Ungeheuers gewesen zu sein, das je auf einem Throne gesessen hat. Denn erst dadurch wird sein Leben, so gern es auch ältere und neuere Verehrer seiner selbstseligen Lebensweisheit und prunkenden Moral als fleckenlos darstellen möchten, geschändet für ewige Zeiten, durch seine ge-

1) *Bernhardy* a. a. O. S. 313.

das ihn in die gleiche Ordnung der Geister setzt? Ich glaube, es ist kein besseres Zeichen der Zeit als dieses, daß die Menschheit vor sich selbst so achtungswerth dargestellt wird. Es ist ein Beweis, daß der Nimbus um die Häupter der Unterdrücker und der Götter der Erde verschwindet. Die Philosophen beweisen diese Würde, und die Völker werden sie fühlen lernen, und ihre in den Staub erniedrigten Rechte nicht fordern, sondern selbst wieder annehmen, sich aneignen. Religion und Politik haben unter einer Decke gespielt. Jene hat gelehrt, was der Despotismus wollte: Verachtung des Menschengeschlechts, Unfähigkeit desselben zu irgend einem Guten, durch sich selbst Etwas zu sein. Mit Verbreitung der Idee, wie alles sein soll, wird die Indolenz der gesetzten Leute, Alles zu nehmen, wie es ist, verschwinden!" Fünf und zwanzig Jahre später in Berlin lautete freilich die Parole anders, und die Verachtung der „Idee wie Alles sein soll," des Fichtianismus, war das Feldgeschrei einer zahlreichen Jüngerschaar des „preußischen Staatsphilosophen"! — Er weissagt neuen Aufschwung im Dienste der Ideen: „die belebende Kraft der Ideen, sollten sie auch immer noch Einschränkungen an sich haben, wie die des Vaterlandes, seiner Verfassung u. s. w., wird die Gemüther erheben und sie werden lernen, ihnen aufzuopfern, da gegenwärtig der Geist der Verfassungen mit dem Eigennutz einen Bund gemacht, auf ihm sein Reich gegründet hat". — Ist es nicht als hörte man die Donner der Fichte'schen Reden an die deutsche Nation, welche ein Jahrzehend später an die Herzen der Menschen schlugen? Er ruft sich selbst und dem Freunde das Hippel'sche Wort zu: „Strebt der Sonne entgegen, Freunde, damit das Heil des menschlichen Geschlechts bald reif werde. Was wollen die hin-

dernden Blätter, was die Aeste? Schlagt Euch durch zur Sonne! Und ermüdet ihr, auch gut! deſto beſſer läßt ſich ſchlafen". Ein Tübinger Magiſter hatte über Schelling geſagt: er ſei zu aufgeklärt für dieſes Jahrhundert, im nächſten etwa würden ſeine Grundſätze am Platze ſein. Hegel findet dieſes „fade" Urtheil charakteriſtiſch für die ganze große Claſſe derjenigen, die es nicht für wohlgethan halten, über die Linie der in ihrem Zeitalter, Cirkel oder Staate herrſchenden Aufklärung, über das allgemeine Niveau ſich zu erheben, ſondern die die behagliche Hoffnung haben: es werde ſchon Alles mit der Zeit kommen, und dann ſei es für ſie noch übrig Zeit genug, einen Schritt vorwärts zu thun, oder vielmehr ſie haben die Hoffnung, ſie werden auch ſchon mit fortgeſchoben werden. „Selbſt die Beine aufgehoben, meine Herrn"! ruft er ihnen zu.

In Tübingen herrſchte damals, wie Schelling klagte, der finſtere Geiſt des Obſcurantismus und der Beförderung nach „Frömmigkeit und Glauben". Die Art, wie Hegel ſich hierüber ausläßt, iſt ſo charakteriſtiſch, daß ich ſeine Worte herſetzen will. „Der Geiſt, den die vorige Regierung einzuführen drohte, war in Heuchelei und Furchtſamkeit, eine Folge des Deſpotismus, gegründet, und ſelbſt wieder Vater der Heuchelei: ein Geiſt, der in jeder öffentlichen Conſtitution herrſchend werden muß, die den chimäriſchen Einfall hat, Herzen und Nieren prüfen zu wollen, und Glauben und Frömmigkeit zum Maaßſtabe der Schätzung des Verdienſtes und der Austheilung der Aemter zu nehmen. Ich fühle innigſt das Bejammernswürdige eines ſolchen Zuſtandes, wo der Staat in die heiligen Tiefen der Moral hinabſteigen und dieſe richten will. Bejammernswürdig iſt er, auch wenn der

Staat es gut meinte. Noch unendlich trauriger, wenn Heuchler das Richteramt in die Hände bekommen, welches geſchehen muß, wenn es auch anfangs gut gemeint geweſen wäre." Wenn Hegel dieſe Worte Anno 1844 in Berlin (wo jetzt Schelling, derſelbe Schelling, an den dieſer Brief gerichtet iſt, ſeines Freundes Philoſophie zu vernichten ſtrebt) geſchrieben hätte, ſie würden darum um kein Haar weniger wahr und treffend ſein. In demſelben Sinne ruft er dem Freunde Hölderlin in der Dichtung „Eleuſis" als Wahlſpruch beider zu (Roſenkr. S. 78):

„Der freien Wahrheit nur zu leben,
Frieden mit der Satzung,
Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn"!

Zu Anfange des Jahres 1797 ſehen wir Hegel als Hauslehrer in Frankfurt. Hier dem Schauplatze der politiſchen Entwicklung näher gerückt, finden wir ſeine Theilnahme an derſelben noch geſteigert. Vor allen iſt es England, deſſen Erwerbe- und Beſitzverhältniſſe er zu erforſchen ſucht. Er excerpirt die bedeutendſten engliſchen Zeitungen, um den Parlamentsverhandlungen über die Armentaxe, „das Almoſen, mit welchem die Adels- und Geldariſtokratie den Ungeſtüm der ſubſiſtenzloſen Menge zu beſchwichtigen ſuchte", zu folgen. Auch über die Reform des preußiſchen Landrechts ſchrieb er Bemerkungen nieder, von denen die über das Gefängnißweſen (ſ. Roſenkranz S. 85—86) von Intereſſe ſind. Die großartigſten und tiefſten Blicke in Politik und Geſchichte, die feinſten Bemerkungen über das Weſen der bürgerlichen Geſellſchaft, über Bedürfniß und Arbeit, über Theilung der Arbeit und Vermögen der Stände, Armenweſen, Polizei, Steuern u. ſ. w. legte er in einer Reihe von kleinen Abhandlungen nieder, die er als Com-

mentar zu Stewart's Werk „von der Staatswirthſchaft“ ſchrieb, ein Werk, das noch jetzt handſchriftlich vorhanden iſt. Stewart war noch ein Anhänger des Merkantilſyſtems. Gegen ihn bekämpfte Hegel mit Begeiſterung und einer Fülle intereſſanter Beiſpiele das Todte deſſelben, indem er inmitten der Concurrenz und im Mechanismus der Arbeit wie des Verkehrs das Gemüth des Menſchen zu retten ſtrebte (Roſenkranz S. 86). Hand in Hand mit dieſen Studien ging das Studium und die Kritik der Kantiſchen Rechtslehre, Tugendlehre und der Metaphyſik der Sitten. Er bekämpfte hier die Kantiſche Trennung zwiſchen Staat und Kirche, „die (nach Kant) ſich einander in Ruhe laſſen ſollten, weil ſie einander nichts angiengen“. Eine ſolche Trennung ſchien ihm unmöglich. So wenig der Menſch aus ſeiner Einheit in die Zweiheit eines Staats- und eines Kirchenmenſchen zertheilt werden könne, ebenſo wenig könne der Staat oder die Kirche jedes ein Fragment für ſich ſein. Denn das Princip des Staats ſei eben „ein vollſtändiges Ganze“. Jeſuiten und Quäker erſchienen ihm als die beiden Extreme der Conſequenzen einer ſolchen Trennung (S. 87 ff.). Von allgemeinen Betrachtungen über die Bedeutung der Zeitgeſchichte, ihr Verhältniß zur Zukunft, von den allgemeinen Geſichtspunkten, unter denen er eine Schilderung der damaligen „Weltkriſe“ zu geben verſuchte (Roſenkranz S. 88—91), ſehen wir ihn auf Deutſchland und deſſen Geſchick innerhalb jener „Weltkriſe“ übergehen und eine politiſche Flugſchrift (1798) verfaſſen, deren Druck auf den Rath mehrerer Freunde wegen der Ungunſt der Zeiten unterblieb und von der jetzt nur noch Fragmente vorhanden ſind. Der urſprüngliche Titel lautete: „daß die Würtemberger Magiſtrate vom Volke gewählt werden müſſen“. Es handelte ſich um nichts Geringeres

als um eine neue Organisation der Würtemberger Landstände. Die von Rosenkranz mitgetheilten Fragmente dieser Schrift sind von großer Schönheit der Sprache und von klarstem, körnigstem Ausdruck. „Es wäre einmal Zeit," so lautet der Eingang, „daß das Würtembergische (müßte jetzt heißen das deutsche) Volk aus seinem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, aus seiner Abwechslung von Erwartung und von Täuschung in seiner Erwartung heraus träte. Ich will nicht sagen, daß es auch Zeit wäre, daß Jeder, der in einer Veränderung der Dinge oder in der Erhaltung des Alten nur seinen beschränkten Nutzen, oder den Nutzen seines Standes wünscht, nur seine Eitelkeit um Rath frägt, — jene dürftigen Wünsche aufgäbe, diese kleinlichen Sorgen fahren ließe, und die Sorge für das Allgemeine sich auf die Seele bände. Für die Menschen von besseren Wünschen, reinerem Eifer, wäre es besonders Zeit, ihrem unbestimmten Willen die Theile der Verfassung vorzuhalten, welche auf Ungerechtigkeit gegründet sind, und auf die nothwendige Veränderung solcher Theile ihre Wirksamkeit zu richten."

„Die ruhige Genügsamkeit an dem Wirklichen, die Hoffnungslosigkeit, die geduldige Ergebung in ein zu großes allgewaltiges Schicksal, ist in Hoffnung, in Erwartung, in Muth zu etwas Anderm übergegangen. Das Bild besserer gerechterer Zeiten ist lebhaft in die Seelen der Menschen getreten, und eine Sehnsucht, ein Seufzen nach einem reineren freieren Zustande hat alle Gemüther bewegt und mit der Wirklichkeit entzweit. Der Drang, jene dürftigen Schranken zu durchbrechen, hat seine Hoffnungen an jedes Ereigniß, an jeden Schimmer, selbst an Freveltaten geheftet. Woher könnten die Würtemberger gerechtere Hülfe erwarten als von der Versammlung

ihrer Landstände? Das Aufschieben der Befriedigung dieser Hoffnungen, die Zeit, kann jene Sehnsucht nur läutern, aber sie wird den Trieb nach dem, was einem wahren Bedürfniß abhilft, nur verstärken, jene Sehnsucht wird sich durch die Zögerung nur desto tiefer in die Herzen eingraben. *Sie ist kein zufälliger Schwindel*, der vorübergeht. Nennt sie einen Fieberparoxysmus! aber — er endigt mit dem Tode, oder wenn die kranke Materie ausgeschwitzt ist. Er ist eine Anstrengung der noch gesunden Kraft das Uebel auszutreiben."

„Allgemein und tief ist das Gefühl, daß das Staatsgebäude, so wie es jetzt noch besteht, unhaltbar ist. Allgemein ist die Aengstlichkeit, daß es zusammenstürzen und in seinem Falle Jeden verwunden werde. Soll mit jener Ueberzeugung im Herzen diese Furcht so mächtig werden, daß man es aufs gute Glück ankommen läßt, was umstürzen, was erhalten werden, was stehen oder was fallen möge? Soll man nicht das Unhaltbare selbst verlassen wollen? Mit ruhigem Blicke untersuchen, was zu dem Unhaltbaren gehört? *Gerechtigkeit* ist in dieser Beurtheilung der einzige Maaßstab; *der Muth, Gerechtigkeit zu üben, die einzige Macht*, die das Wankende mit Ehre und Ruhm vollends wegschaffen und einen gesicherten Zustand hervorbringen kann. Wie blind sind diejenigen, die glauben mögen, daß Einrichtungen, Verfassungen, Gesetze, die mit den Sitten, den Bedürfnissen, der Meinung der Menschen nicht mehr zusammenstimmen, aus denen der Geist entflohen ist, länger bestehen; daß Formen, an denen Verstand und Empfindung kein Interesse mehr nimmt, mächtig genug seien, länger das Band eines Volkes auszumachen! Alle Versuche, Verhältnissen, Theilen einer Verfassung, aus welchen der Glaube entwichen ist, Zutrauen zu verschaffen, die todten

Gräber mit ſchönen Worten zu übertünchen, bedecken nicht nur die ſinnreichen Erfinder mit Schande, ſondern bereiten einen viel fürchterlicheren Ausbruch, in welchem dem Bedürfniſſe der Verbeſſerung ſich die Rache beigeſellt, und die immer getäuſchte unterdrückte Menge an der Unredlichkeit auch Strafe nimmt. Bei dem Gefühl eines Wankens der Dinge ſonſt nichts thun, als getroſt und blind den Zuſammenſturz des alten, überall angebrochenen, in ſeinen Wurzeln angegriffenen Gebäudes zu erwarten, und ſich von dem einſtürzenden Gebälk zerſchmettern zu laſſen, iſt ebenſoſehr gegen alle Klugheit als gegen die Ehre. — Wenn eine Veränderung geſchehen ſoll, ſo muß etwas verändert werden. Eine ſo kahle Wahrheit iſt darum nöthig geſagt zu werden, weil die Angſt, die muß, von dem Muthe, der will, dadurch ſich unterſcheidet, daß die Menſchen, die von jener getrieben werden, zwar die Nothwendigkeit einer Veränderung wohl fühlen und zugeben, aber, wenn ein Anfang gemacht werden ſoll, doch die Schwachheit zeigen, Alles behalten zu wollen, in deſſen Beſitze ſie ſich befinden, — wie ein Verſchwender, der in die Nothwendigkeit verſetzt iſt, ſeine Ausgaben zu beſchränken, aber jeden Artikel ſeiner bisherigen Bedürfniſſe, von deſſen Beſchneidung man ihm ſpricht, unentbehrlich findet, nichts aufgeben will, bis ihm endlich ſein Unentbehrliches wie das Entbehrliche genommen wird. Das Schauſpiel einer ſolchen Schwäche darf ein Volk, dürfen Deutſche nicht geben" — und ſetzen wir hinzu, auch Fürſten, deutſche Fürſten dürfen es nicht!

Roſenkranz meint in ſeiner Vorrede, es ſei bedeutſam, daß Hegel's Leben gerade in Königsberg gleichſam unter den Augen von Kants unſterblichen Manen geſchrieben worden. Denn Königsberg ſei nicht nur für die Natur geographiſch, ſondern auch

für den Geiſt eine Wetterſcheide. Jedenfalls haben die Worte Hegel's, welche wir ſo eben gehört haben, gerade von Königsberg aus in unſeren Tagen einen eigenen herzergreifenden Klang.

Die Kataſtrophe der Jenaer Schlacht traf Hegel'n, der damals als Profeſſor in Jena lehrte, nicht unerwartet. Sie beſtätigte nur ſeine Vorausſagungen. Die Zeit jugendlicher Illuſionen von einer friedlichen, ſturmloſen, politiſchen Entwicklung Deutſchlands zur Freiheit, wie ſie in der zuvor erwähnten Schrift noch vorherrſchen, waren der tiefern Einſicht in eine Wirklichkeit gewichen, deren heilloſe Verſumpfung erſt der Orkan eines furchtbaren Weltgeſchickes reinigen ſollte. Hegel, der begeiſterte Verfechter der Freiheit, fühlte ſich gezwungen in Napoleon die Kraft und Energie des Willens zu bewundern, dieſen „Muth, der will," der eben darum die „Angſt, welche muß," beſiegte und in den Staub trat. Es liegt eine wunderbare Größe auch in dieſer Huldigung, in welcher bekanntlich Hegel mit Goethe zuſammentraf. Mitten unter dem Donner der Schlacht, unter plündernden Soldaten, denen der einſame Denker zuletzt Wohnung und Habe, Bücher und Papiere, die werthvollſten unerſetzlichſten Beſitzthümer überläßt, um nur ſeine Perſon der Gewaltthat zu entziehen, in einem Momente, wo er alle ſeine Ausſichten vernichtet, ſich ſelbſt „ohne einen Pfennig Geld" ſieht, in ſolchen Stunden der Angſt und Schreckniß kann er dennoch ſeine Bewunderung vor dem Gewaltigen nicht zurückhalten, der dies Alles über ihn und ſo viele Tauſende gebracht hat. Am 13. Oktbr. 1806 ſchreibt er an Niethammer: „Den Kaiſer, dieſe Weltſeele, ſah ich durch die Stadt zum Recognosciren herausreiten. Es iſt in der That eine wunderbare Empfindung, ein ſolches Individuum zu ſehen, das hier, auf einem Punkt concentrirt, auf einem Pferde ſitzend, über die Welt übergreift

und sie beherrscht! Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen — aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewundern."

Die Aussichtslosigkeit der akademischen Verhältnisse nach der Schlacht von Jena zwangen Hegel jetzt zur Annahme eines Antrags, den ihm sein Freund Niethammer schon früher gestellt hatte. Er ging nach Bamberg und übernahm die Redaction der dortigen politischen Zeitung, welche er ein volles Jahr lang (1807 bis 1808) führte. Freilich machte die damalige Weltlage und Napoleons Uebergewalt den Plan Hegel's, „die Zeitung durch leitende Artikel zu einem politischen Organ zu gestalten und den französischen Zeitungen anzunähern", unmöglich. Er mußte sich auf übersichtliche und anschauliche Berichterstattung der merkwürdigsten Thatsachen beschränken. Dennoch regte sich der politische Trieb mächtig in ihm, und was er in der Zeitung nicht durfte, versuchte er in einer eigenen Schrift, nämlich eine ausführliche Darstellung des politischen Zustandes von Deutschland und den Plan zu einer neuen Verfassung desselben. Merkwürdig ist hier wieder Hegel's Uebereinstimmung mit Fichte. Es war, wie Rosenkranz sagt (S. 236), das unendliche Bedürfniß nach Einheit, was beide Philosophen zu ihren gleichzeitigen Bestrebungen vermochte. Drei bis viermal schrieb Hegel den Eingang zu seinem (leider nicht ganz vollendeten) Werke, nur allein bei allen diesen Veränderungen ließ er die verhängnißschweren fünf ersten Worte stehen:

„Deutschland ist kein Staat mehr!" *).

*) In Hegels Notizbuche findet sich aus einem französischen Werke der Satz excerpirt: L'empire germanique est un être moral sans action par lui même.

Dieſes Unglück erſchien ihm als eine nothwendige Folge der vom Geiſte des Lebens verlaſſenen mittelalterlichen Verfaſſung, des Feſthaltens an den Formen des Feudalſtaates (S. 237). Der erſte Schritt zur Wiederbelebung Deutſchlands iſt die Richtung der Politik auf die Concentration ſeiner Macht nach Außen hin. Und hier ſehen wir den Philoſophen mit ſeinen Vorſchlägen faſt wörtlich auf das hinaus kommen, was etwa ein Jahrzehend ſpäter der deutſche Bund verwirklichen wollte! Man ſieht, daß denn doch die Speculation ihre ſehr praktiſche Seite hat. Er verlangt vor allen Dingen, daß die Armee Deutſchlands, obſchon aus verſchiedenen Contingenten zuſammengeſetzt, doch eine gleichmäßig geſchulte ſei. Jeder Fürſt müſſe der geborne General ſeines Truppencontingents werden. Ebenſo ſollten die verſchiedenen Staaten eine Bundeskaſſe bilden, die ihrerſeits gegen die Art und Weiſe, wie der einzelne Staat ſeine Steuern zu dieſem Behufe erheben wolle, indifferent ſein müſſe. Er verlangt für die auswärtigen Angelegenheiten einen Bundescentralort, „etwa Mainz," wo alle Bundesſtaaten „eine gemeinſame Regierung hätten". Dagegen verlangt er für die innern Angelegenheiten jedes Staats, Eigenthum, Sitte, Bildung, Religion, völlig freie Entwicklung. Für die Bürger: Selbſtverwaltung ihrer beſondern Angelegenheiten. Denn nur dadurch könne „die grenzenloſe Unförmlichkeit der innern Verfaſſung der Staaten ſich vermindern, und die zuſammenfaſſende Energie nach Außen ſich vermehren". Bei der Entwicklung dieſer Dinge bewies er eine ausgebreitete, in das Detail gehende Kenntniß der Verhältniſſe des deutſchen Reichs.

et il est un corps, mort par sa constitution. Dazu Hegel: „Deutſchland iſt kein Staat, ſondern ein Reich. Reich ſoll ein Begriff ſein, oder vielmehr, wenn es Staat ſein ſoll, eine Anſchauung, die leer iſt.

schmeidige Nachsicht gegen die Lüste seines Zöglings, seine knechtische Fügsamkeit gegen den Tyrannen, aus dessen blutbefleckten Händen er Gut und Habe der Schlachtopfer seines Argwohns dankend annahm. Und wenn wir den Rathgeber oder doch Vertheidiger des Muttermordes nicht ganz mit dem Abscheu betrachten, den er verdiente, und wenn wir von seinen an Tugendsprüchen überfliessenden Schriften seinen selbstseeligen Betrachtungen über die Unverlierbarkeit der wahren Freiheit, die er doch verläugnete, über die Verachtung und Nichtigkeit des irdischen Besitzes, den er doch selbst auf unreinem Wege nicht verschmähete, über die Nichtachtung des Todes, in dessen freier Wahl allein schon eine unversiegbare Trostquelle für alle Leidenden sich öffne, — wenn wir uns von all dieser eitlen und hohlen Scheinweisheit nicht mit Unmuth und Widerwillen abwenden, so ist es allein sein würdiger, ja erhabener Tod, der uns mit einem unwürdigen Leben versöhnt [1]). Der sterbende Seneka ist nicht mehr der Höfling, der schmiegsame Lobredner eines eben so verächtlichen als verabscheuungswürdigen Tyrannen, nicht mehr der von dem Pesthauch seiner vergifteten Mitwelt angesteckte Zeitgenoss der Neronen, Agrippinen und Messalinen; es ist ein Sokrates, es ist der die Fesseln abstreifende, die Schranken des Raums und der Zeit durchbrechende freie Genius, der dem langen Schlafe eines dunk-

1) Tacit. Ann. XV, 60 — 66. *Karl Hoffmeister*: Die Weltanschauung des *Tacitus*. S. 165. ff.

Als Hegel diese Schrift ausarbeitete, war sein Geist im tiefsten bewegt von der Schmach des Vaterlandes. Zwar unterdrückte er den Ausbruch dieses tiefen Unmuths, denn er wollte mit demselben „das Verstehen dessen, was ist, und damit die ruhigere Ansicht und ein gemäßigteres Ertragen desselben fördern". Dazu hand ihm der Druck der Zeiten die Hand. Aber in seinem Tagebuche aus jener Zeit findet sich eine Stelle (s. Rosenkranz S. 553), in welcher die verhaltene Leidenschaft des Zornes und Ingrimms sich in Worten Luft macht, wie sie zerschmetternder und gewaltsamer selbst Börne so viele Jahre später nie gesprochen hat. „Lieber (sagt er) sich zehn Millionen mit Gewalt nehmen, sich ins Gesicht spucken, sich mit Füßen treten, sich prügeln lassen, als eine Million freiwillig geben, freiwillig sich einer Wunde aussetzen, indem man Wunden austheilt, — das ist der Sinn der deutschen Nation. Mit dem zehnten Theile des Aufwandes an Geld und Naturalien, mit dem tausendsten Theile der Leiden, mit Ersparung des Gebirgs von Schande, die die Deutschen der vergangene Krieg gekostet hat, konnten sie durch $^1/_{10}$ des Verlornen $^{999}/_{1000}$ der Leiden abwenden, und statt der Schande Ehre erwerben. Aber die Deutschen wollen lieber die Ehre haben, neutral zu bleiben, d. h. von beiden Theilen sich ausscheiden zu lassen, als einem Theil anhangen. Sie haben die Befriedigung: doch für sich geblieben zu sein. Sie sind die Quäkernation von Europa. Nehmen lassen sie sich Alles, den Rock, und aus Gutmüthigkeit, um kein böses Gesicht zu bekommen, geben sie noch das Wamms. Wenn sie einen Backenstreich von einer Seite, von einer der kriegführenden Mächte bekommen, so setzen sie sich in die Stellung, von der andern auch bekommen zu müssen; wie Tertullian die Christen beschreibt."

Um ſo mehr Anerkennung verdient die ruhige Haltung jener oben erwähnten Staatsſchrift. In dieſer erinnert er immer wieder daran, daß Deutſchland als Staat durch Frankreich vernichtet ſei, oder vielmehr, daß es in dem Kriege mit Frankreich die Erfahrung habe machen müſſen, wie es kein Staat mehr ſei. Der Friede nun, der mit ſo viel Opfern und Schmach erkaufte Friede ſoll dazu benutzt werden, die Urſachen dieſes Reſultats zu erkennen und abzuſtellen. Dazu mitzuwirken in Rede, Schrift und That ſei jeder Deutſche berufen und verpflichtet. Vor allem gelte es, die in Deutſchland ſo gewöhnliche Unredlichkeit abzulegen: nichts zu geſtehen, wie es iſt, noch es für nichts mehr und weniger zu geben, als in der Kraft der Sache wirklich liegt. Man ſieht, auch hier iſt Hegel in völliger Uebereinſtimmung mit Fichte und deſſen Reden an die deutſche Nation. Er vertheidigt die Concentration der Regierungsgewalt und die Nothwendigkeit des monarchiſchen Princips, aber er will den Staatsbürgern (nicht „Unterthanen“, denn dieſen Begriff erkennt er ſo wenig als Fichte an*)) bei ihrer Rechtspflege, bei der Verwaltung „freien Spielraum“ geſichert wiſſen. Mit bitterem Spotte geißelt er (S. 241—243) die Willkühr und den Schneckengang der Verwaltung,

*) Fichte „vom wahren Kriege“ S. 30: „Unterthanen ſind wir alle insgeſammt des göttlichen Willens, der ſich im Sittengeſetze ausſpricht, und das iſt unſere Ehre und Würde; und der glänzendſte Herrſcher kann ſich keine größere Ehre erweiſen, als daß er ſich als Mitunterthan bekenne im göttlichen Reiche. Daher kein Individuum glauben darf, Andere, ihm gleiche, müßten unterthan ſein ſeinem perſönlichen Willen, denn dadurch würde er ſich ſelbſt zu einem Gotte machen, und den einigen Gott läſtern.“ — So ſchrieb Fichte im Jahre 1813 zu Berlin, als er die Jugend zum Kampfe gegen den Welttyrannen anfeuerte und man hat nicht gehört, daß eine Feder ſich damals gerühret hatte, ihm zu widerſprechen, als er die offizielle Bezeichnung „Unterthanen“ eine „alte ſchlimme Angewöhnung“ und „Inconſequenz“ nannte.

die Anſicht von dem Staate als einer „Maſchine“ mit einer Feder und unendlichem Räderwerk, das Zuvielregieren und Bevormunden, wo alle, auch die kleinſten Einrichtungen und Lebensregungen, die das Weſen einer Geſellſchaft mit ſich bringt, von der oberſten Staatsgewalt ausgehen, regulirt, befohlen, beaufſichtigt, geleitet werden ſollen. „Die pedantiſche Sucht: alles Detail zu beſtimmen, die unfreie Eiferſucht auf eigenes Anordnen und Verwalten der Stände, Corporationen u. ſ. f., dieſe unedle Mäkelei alles eigenen Thuns der Staatsbürger hat z. B. im preußiſchen Staate (S. 244) eine ſolche Dürre des Lebens erzeugt, daß ſie Jedem auffällt, der das erſte Dorf deſſelben betritt, der ſeinen völligen Mangel an wiſſenſchaftlichem und künſtleriſchem Genie ſieht, oder ſeine Stärke nicht nach der ephemeriſchen Energie betrachtet, zu der ein einzelnes Genie ihn für eine Zeit hinaufzuzwingen gewußt hat.“ Daß Hegel mit dieſen Worten damals in das Herz der Sache traf, zeigte die bald darauf folgende organiſche Umgeſtaltung des preußiſchen Staates durch Stein und Hardenberg in den Jahren 1809—1815. — Endlich auf das geſammte Deutſchland zurückblickend, ſpricht er (S. 244) das ſchlagende Wort aus: Der Zuſtand der Barbarei beſteht darin, daß eine Menge ein Volk iſt, ohne zugleich ein Staat zu ſein, daß der Staat und die Einzelnen im Gegenſatz und in einer Trennung exiſtiren. Und in dieſem Zuſtande befindet ſich Deutſchland.“ „In den meiſten Europäiſchen Ländern (ſetzt er hinzu) hat der Staat vollſtändig den Sieg über die Einzelnen davon getragen, in manchen freilich noch auf unvollſtändige Weiſe, in keinem, bei der Prätenſion ein Staat zu ſein, ſo unvollkommen als in Deutſchland.“

Hegel glaubte damals, daß es für Deutſchland ſehr ſchwer

ſein werde, zu freier Geſetzlichkeit zu gelangen. Jedenfalls nicht auf friedlichem Wege. Er theilte den Meſſiasglauben ſo vieler Deutſchen nicht, die ſich gerade wie die Juden für das Volk Gottes par excellence halten, und deßhalb meinen, daß Gott für ſie ein beſonderes Wunder thun und die Geſetze der hiſtoriſchen Lebensbewegung in den Volksorganismen zu ihrem Beneſiz aufheben werde. Hegel, wie geſagt, machte ſich damals ſolche Illuſionen nicht. Deutſchlands Einheit zu einem Staate, „wenn auch alle Theile durch ſie gewinnen würden, und wenn auch, der allgemeinen Bildung gemäß, dies Bedürfniß tief und beſtimmt gefühlt würde“, ſchien ihm nur als Frucht einer gewaltſamen hiſtoriſchen Kriſis möglich. Solche Begebenheit (ſagt er) iſt nie die Frucht der Ueberlegung geweſen, ſondern der Gewalt. Er mochte dabei einen Augenblick an Napoleon denken, wenn er fortfährt: „der gemeine Haufe des deutſchen Volkes mit ſeinen Landſtänden, die von gar nichts anderm als Trennung der deutſchen Völkerſchaften wiſſen und denen die Vereinigung derſelben etwas ganz Fremdes iſt, müßte durch die Gewalt eines Eroberers in Eine Maſſe verſammelt, ſie müßten gezwungen werden, ſich zu Deutſchland gehörig zu betrachten. Dieſer Theſeus müßte die Großmuth haben, dem Volke, das er aus zerſtreuten Völkchen geſchaffen hätte, einen Antheil an dem, was Alle betrifft, einzuräumen; Charakter genug, um, wenn auch nicht mit Undank wie Theſeus belohnt zu werden, durch die Direction der Staatsmacht, die er in Händen hätte, den Haß ertragen zu wollen, den Richelieu und andere große Menſchen auf ſich luden, welche die Beſonderheiten und Eigenthümlichkeiten der Menſchen zertrümmerten*).“ —

*) Wie wunderbar prophetiſch klingen dieſe Aeußerungen heute im Jahre 1871!

Rosenkranz bemerkt, Hegel habe mit dieser Schrift der Machiavell Deutschlands werden wollen, und macht zugleich darauf aufmerksam, daß auch der edle Fichte zu derselben Zeit in dieselbe Bahn gedrängt wurde und sich eifrig auf das Studium Machiavells legte. Es war eben eine verzweifelte Zeit, wo die Edelsten und Reinsten dem allgemeinen Verderben um sich her, dieser Verwesungsfäulniß des todten Reichskörpers, nur die Hoffnung auf die reinigende Macht des Ungewitters der Gewalt entgegenzusetzen wußten! Von Machiavells Werke aber sagt Hegel, es bleibe ein großes Zeugniß, das er seiner Zeit und seinem eigenen Glauben ablegte, daß das Schicksal eines Volkes, welches seinem Untergange zueile, durch Genie gerettet werden könne. Was aber des deutschen Denkers Hoffnungen betrifft, so ist zur Zeit der ersehnte „Theseus" wohl noch ferne*).

In jenen Tagen, die das Ungeheuerste durch eines Mannes Energie mit Staunen vollenden sahen, mochte Hegel, wie gesagt, wohl zuweilen Napoleon als denjenigen ansehen, der da berufen sei die Deutschen zu „zwingen" aus einem Volke, aus einem Provinzenbündel, ein Staat zu werden. Seine Bewunderung für den Kaiser brachte ihn später als Rector in Nürnberg sogar in den Ruf eines „Franzosenfreundes". Merkwürdig genug ist es, daß in dem Rosenkranz'schen Buche sich nirgends ein einziges Wort über das Verhältniß Hegel's zu den Bewegungen Deutschlands und den Kämpfen der Nationalkriege in den Jahren 1813, 14, und 15 findet! Diese Lücke ist geradezu unbegreiflich und unerklärlich, nach der bedeutenden Ausdehnung, die der Biograph der Schilderung von Hegel's politischen Studien und Arbeiten bis zu diesem Punkte gewidmet hat. Fehlten denn über diese Zeit, über die ersten Congresse und ihre Folgen

*) Heute, 1871, ist er endlich gefunden!

alle Materialien, um Hegel's theoretiſche Betheiligung an dieſen Ereigniſſen zu ſchildern? Iſt dies Schweigen ein gezwungenes oder freiwilliges? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß auch in der Heidelberger Periode von Hegel's Leben (vom Jahre 1816—1818) deſſen Theilnahme an den Bewegungen des äußern Lebens ſehr unvollſtändig geſchildert, ja eigentlich ſo gut wie gar nicht berührt iſt. Roſenkranz ſcheint z. B. nichts davon gewußt zu haben, daß ſich Hegel in Heidelberg als Univerſitätslehrer, wie dies Studirende aus jener Zeit mir bezeugt haben, dem Leben der Jugend mit großer Theilnahme zuwandte, daß er beſonders die ſpäter ſo boshaft verketzerten und bitter und ſchonungslos verfolgten, in ihrem tiefſten Grunde aber edlen und reinen Beſtrebungen der deutſchen Jugend in der Burſchenſchaft damals in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen wußte, und den Studirenden in dieſer Hinſicht ſtets gern mit Rath und Hülfe zur Seite ſtand, die ſie denn auch oft genug bei ihm ſuchten. Die Zeit iſt Gottlob jetzt vorüber, wo auch eine ſolche Aeußerung cenſurwidrig oder gar criminell war. Es iſt nicht mehr ein Verbrechen, jene erſten Lebensregungen des deutſchen nationalen und politiſchen Einheitsdranges zu loben, — jetzt nicht mehr, wo der edle Burdach zu Königsberg vor den Ohren des Preußiſchen Cultusminiſters es ausſprechen durfte, daß er mit Begeiſterung zurückdenke an die edle Richtung, die zur Zeit der Burſchenſchaft die deutſche Jugend eingeſchlagen, und daß er es als das Glück ſeines Lebens ſchätze, daß der Beginn ſeines Lehramtes zu Königsberg in dieſe Zeit gefallen ſei.

Daß Hegel indeſſen den politiſchen Alpdruck der deutſchen Atmoſphäre in jener Zeit empfand, iſt unzweifelhaft und wenigſtens ein Zeugniß dafür hat ſich in einem von Roſenkranz

(S. 304) mitgetheilten Fragmente eines Briefs von Hegel an seinen Schüler und Freund, den Esthländischen Baron Boris Yrkull erhalten. Europa, schrieb Hegel, sei jetzt eine Art Käficht geworden, in welchem nur zwei espèces von Menschen sich frei zu bewegen scheinen. Der eine, der selbst mit Herz und Seele den Verschließern angehöre (wie etwa Genz), der andere, der unter dem großen Drahtgewölbe sich einen Fleck suche, wo er weder für noch wider dessen Drähte zu agiren oder zu reagiren habe. Es sei jetzt nichts übrig, als für sich als Privatperson „auf gut Epicureisch oder sonst" zu leben und die Stellung eines Zuschauers zu behaupten, die wenigstens die „Möglichkeit großer Wirksamkeit" in Aussicht stelle.

Die letzte politische That Hegel's aus dieser Periode ist seine berühmte Kritik über die gedruckten Verhandlungen der Landstände des Königreichs Würtemberg (1815—1816), die er im Jahre 1817 in den Heidelberger Jahrbüchern erscheinen ließ. Mit unerbittlicher Schärfe geißelte er hier die sophistische Täuschungspolitik der Landstände, die die Erhaltung ihrer Privilegien, den Rechten des allgemeinen, vernünftigen Staatsbürgerthums gegenüber, zur „Sache des Volks" machen, und ihren Privateigennutz mit dem Mantel des „guten alten Rechts" decken wollten. „Auch jetzt", sagt er, „hätten sie nichts vergessen und nichts gelernt. Das Volk sei das Ganze, zu dem auch sie gehörten, was sie immer noch nicht begreifen wollten". Durch corporatives Leben der Gemeinden und Stände wollte er den Sinn für den Staat, das Allgemeine, wollte er ein echtes Staatsbürgerthum auch in den untern Sphären erweckt wissen. Die Schreiberwillkür, die das Volk von der Selbstverwaltung der Justiz ausschloß und durch ihre Betriebsamkeit in steter Abhängigkeit erhielt, während sie dasselbe

durch den Kostenaufwand für die geringfügigsten Rechtshandlungen aussog, den Finanzunfug der alten Landstände und ihre eigennützige Wirthschaft auf Kosten des allgemeinen Beutels, ihr bornirtes Festhalten des Historischen, gleichviel ob es vernünftig oder unvernünftig, ihre Scheu vor jeder Kritik des Inhalts politischer Institutionen, ihr stets wiederholtes Geschrei „über das Gift der französischen Grundsätze", das Alles deckte er mit schonungsloser Klarheit auf. Und obschon dieses meisterhafte politische Manifest bei dem Volke soviel Anklang fand, daß der Herausgeber eines würtembergischen Volksblattes (der Volksfreund) Hegeln bewog, von demselben einen besonderen Abdruck zu größerer Verbreitung und Wirkung zu machen, so war es doch eben diese gründliche und freimüthige Kritik, welche ihm die engherzige Aristokratenpartei nie vergeben, und um derentwillen sie ihn, wie Rosenkranz sich ausdrückt, „als einen Servilen verschrieen haben, weil er die Vernunft und Volksmäßigkeit des königlichen Willens gegen ihren Egoismus vertheidigte".

Es gab eine Zeit, wo in Deutschland der Glaube verbreitet war, mit seiner Versetzung aus Süddeutschland nach Preußen sei Hegel von dem früheren Staatsbegriffe seiner Philosophie abgefallen und habe denselben eigends für die absolutistischen Interessen der Preußischen Monarchie umgemodelt und zurecht gemacht. Selbst begeisterte Anhänger, wie sein Freund der dänische Gutsbesitzer und Hausvoigt Thaden in Flensburg, beurtheilten die 1821 erschienene Rechtsphilosophie in diesem Sinne. Sie erblickten in manchen Punkten derselben, z. B. in der Vertheidigung des Majorats, eine Gefährdung der Sache

des politischen Fortschritts (Rosenkranz S. 280), und sprachen sich darüber derb und entschieden aus. Der Königsberger Biograph vertheidigt unsern Philosophen gegen diese und ähnliche Anklagen, ohne im Einzelnen in Abrede zu stellen, daß von jenem Wendepunkte seines Lebens an Hegel hinter der Entwicklung der politischen Idee in einzelnen Punkten zurückblieb. Aber im Ganzen und Großen vergab seine Philosophie der sittlichen Autonomie nichts. Er forderte, daß ein Volk sich selbst Gesetze gebe, und erklärte es für lächerlich, für eine Schmach, wenn man es dazu nicht für reif halte. Er forderte das Friedensgericht, die Oeffentlichkeit der Rechtspflege und das Schwurgericht, die administrative Selbstständigkeit der Communen und Corporationen. Endlich forderte er die Volksrepräsentation, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen zur Gesetzgebung, und die Freiheit der Presse zur Bildung einer wahrhaft öffentlichen Meinung. Hegel war damals, unter Hardenberg, überzeugt, daß alle diese Begriffe, in denen er die ewige Vernunft des Staats überhaupt erkannte, auch die Seele des Preußischen ausmachten. In einem Schreiben an den Staatskanzler, mit welchem er demselben ein Exemplar seiner Rechtsphilosophie übersandte, sprach er diesen Glauben ganz entschieden aus. Noch hatte der Congreß von Verona keine Reaction der Regierungen gegen die Bestrebungen der Völker zum Selfgovernment organisirt; noch zweifelte in Preußen Niemand daran, daß es über kurz oder lang zu einer Volksvertretung in ganz Deutschland kommen werde, und Hegel, nachdem er so lange in kleineren Staaten gelebt hatte, fand sich von den größeren Perspectiven Preußens ganz eingenommen.

Wie war es nun möglich daß eine Philosophie, daß ein

Denker, der ſolche Grundpfeiler der politiſchen Freiheit in einem zur Zeit noch ſtreng monarchiſchen und in den meiſten Beziehungen patriarchaliſchen Staate aufzumauern wagte, dennoch als ein Feind der Sache des Fortſchritts, als ein Prediger des politiſchen Quietismus, als ein Philoſoph des Serviliſmus lange Zeit hindurch verſchrieen werden konnte?

Vor allen war es ein Ausſpruch, jener unglückliche Kanon, den er in dem paradoxen Satze: „was wirklich iſt, iſt vernünftig“, in der Vorrede zu ſeiner Rechtsphiloſophie aufſtellte, der dieſe Verkennung zu Wege brachte. Vergebens, daß er hinzufügte: was vernünftig ſei, das ſei auch wirklich“; das ſophiſtiſch-Paradoxe lag zu ſehr auf der flachen Hand, als daß ſich der geſunde Menſchenverſtand durch des Philoſophen ſpätere Erklärung: er verſtehe unter dem Wirklichen nicht jede mit dem Zufall behaftete, und darum möglicherweiſe auch ſchlechte, empiriſche Exiſtenz der unmittelbaren Realität, hätte abfinden laſſen ſollen. Denn das war es ja eben, um das es ſich handelte! Wo war der Maßſtab und der Kanon für das Vernünftige in der Realität und für das handgreiflich Unvernünftige in derſelben? Hegel hatte ſeit dieſer Zeit gut ſchelten auf das „Sollen“. Es war ſo ſchwer nicht, ihm nachzuweiſen, daß in der Erſcheinung (in der doch eben auch die Vernunft ſelbſt zu erſcheinen hat) die Vernunft eben in der Form des Relativen erſcheint, und daß das Relative eben auch eine Seite an ſich hat, nach welcher es noch nicht iſt, was es ſein ſoll, oder nicht mehr iſt, was es ſein ſollte“ (Roſenkranz a. a. O.). Hegel kam zu jener ſchroffen Aufſtellung ſeines Satzes durch den Unwillen und die Empörung ſeines Gemüths gegen die bodenloſe Schwärmerei ſo mancher politiſchen Idealiſten jener Zeit, welche allem Beſtehenden die Vernunft abſprachen, und

len Lebens entflohen und zum Bewusstsein seines angebornen Seelenadels gelangend, in einem reinern Elemente die Schwingen entfaltet. Und hier ist es der Gedanke an die erhabene Grösse des Geistes, der sterbend die mit seinem Blute gemischte Libation, im freudigen Gefühl der gekommenen Erlösung aus der Sünde des Lebens „*Jupiter* dem *Befreier*" darbrachte, der uns mit ihm selbst versöhnt, und uns mit mehr Liebe und Schonung in seinen Schriften wirklich hin und wieder Ergüsse eines unruhigen Herzens schauen lässt, das, der Welt zu widerstehn zu schwach, um so feuriger beredter und sehnsüchtiger die Gefühle und Grundsätze der Tugend in der Einsamkeit seines Studirzimmers ausspricht und verherrlicht, als ihm dieselben in öffentlicher That und freiem Leben zu bewähren und zu üben die Kraft gebrach. Hören wir doch auch heut noch oft aus sündigem Munde das wärmste ergreifendste Lob christlicher Tugend, ohne dass wir immer Heuchelei voraussetzen dürften. —

Wenn wir uns nun zu seinen Schriften wenden, um aus ihnen den Grad der Bekanntschaft und Vertrautheit des Verfassers mit den Schriften und der Philosophie des Aristoteles nachzuweisen, so wird wohl Niemand hier eine genauere Charakteristik *Seneca's* als Philosophen oder eine Darstellung der Eigenthümlichkeiten seines eklektischen Stoicismus erwarten [1]), da für unsern Zweck wenige Andeutungen vollkommen ausreichen. Suchen

1) Gründlich und ausführlich ist über die Hauptpunkte Tennemann Gesch. d. Phil. Bd. V, S. 443—477.

deren Treiben sich zu der sittlichen Verirrung der beklagenswerthen Excesse einzelner jugendlicher Schwärmer steigerte. Aber der Schlag, den er gegen sie mit jenem Machtspruche zu führen gedachte, verwundete ihn selber. Es war ein Wort der Leidenschaft, und Freund und Feind mußten erkennen, daß dieser Grundsatz einer Philosophie eine gefährliche zweischneidige Waffe sei. Es war dem gesunden Menschenverstande nicht zu verdenken, daß er jenes Wort mit dem Pope'schen Ausspruche „wathever is, is right" identificirte, und darin eine Vertheidigung des Bestehenden à tout prix, oder, wie Börne in einem humoristischen Aufsatze ausführte, eine Lehre erkannte, wie sie revolutionärer und gefährlicher für die Ruhe der Staaten und die Sicherheit der Regierungen nicht gedacht werden könne (Börne, Werke Th. 3. S. 277 der Stuttgarter Ausgabe). —

Man muß sagen, daß seit dieser Zeit Hegel mehr und mehr das Zutrauen der Nation in politischen Dingen verlor. „Nicht ganz mit Unrecht", gesteht selbst sein Biograph S. 335, „wandten sich durch jene Worte erschreckt, Alle, welche Preußens Zukunft vor Augen hatten, mißtrauisch von Hegel als einem Manne ab, dessen Politik zu beschränkt, und von der Beziehung auf Preußen, wie er es fand, zu abhängig sei." Dazu gesellte sich nun freilich auch noch Anderes. Wir haben schon gesehen, daß seine Rechtsphilosopie selbst in vielen Punkten den Freunden des politischen Fortschritts, welche zum Theil auch Hegel's Freunde waren und auf seine Philosophie für die Verwirklichung der Freiheit im deutschen Leben große Hoffnungen setzten, nicht genug that. In manchen blieb er in der That selbst hinter den bereits gethanen Fortschritten der preußischen Gesetzgebung zurück. Von einer solchen mit der Monarchie harmonischen Demokratie, wie die Städteordnung Preu-

ßens, d. h. von einem ſolchen Begriffe der politiſchen Gemeinde finden ſich bei ihm nur Anſätze, nicht Ausführungen. Sein Feſthalten an dem Zweikammerſyſtem, an einem Geburts- und Majoratsadel (der für Preußen bereits geſetzlich antiquirt war und gegen den er ſich auch ſpäter in der Kritik der engliſchen Reformbill ſelbſt kehrte), ſein Nichtbegreifen des preußiſchen Wehrſyſtems, dem gegenüber er das Militär als einen beſondern Stand der Tapferkeit conſtruirte und feſthielt, — das alles waren Dinge, die, wie Roſenkranz freimüthig zugeſteht, entſchiedene Schattenſeiten ſeiner Rechtsphiloſophie bildeten. Endlich verdarb Hegel es vollends mit der öffentlichen Meinung ſeiner Zeit nicht nur durch ſeine ungerechte Polemik gegen ſeinen früheren Collegen Fries, ſondern auch dadurch, daß er, der Vertheidiger der Preßfreiheit und der freien Wiſſenſchaft, die Polizeigewalt gegen die Litteratur in eigener Sache zu Hülfe rief.

Es iſt lobend anzuerkennen, daß Roſenkranz dieſen widrigen Handel mit offener Unparteilichkeit geſchildert und beurtheilt hat (S. 335—337), während er zugleich die ſegensvolle Wirkſamkeit der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie trefflich hervorhebt. Es iſt eine Thatſache, daß durch dieſes Werk eigentlich dem deutſchen politiſchen Reflectiren erſt feſter Grund und Boden gegeben, und daß durch daſſelbe namentlich die Jugend aus dem Bereich ihrer nebelhaften ſubjectiven Allgemeinheiten und ihres inhaltleeren politiſchen Gefühlsidealismus heraus und zu einer verſöhnenden Betrachtung und tieferen Erkenntniß der Wirklichkeit erhoben wurde. Schon in ſeiner frühern Schrift über Deutſchlands Verfaſſung hatte Hegel als eine deutſche Untugend die Tadelſucht, das thatenloſe Bekritteln, die Unredlichkeit und den Widerſpruch zwiſchen dem Fordern in Worten und dem eigenen Thun in der Wirklichkeit bezeichnet. Mit der Rechts-

philoſophie ſuchte er dieſem Unweſen praktiſch entgegenzuwirken, und man darf ſagen, daß es ihm vielfach gelang. Sehr richtig bemerkt in dieſer Hinſicht Roſenkranz (S. 338): „die geiſtvolle Auffaſſung der beſondern Elemente des Staatsorganismus, welche Hegel gab, erſchuf ein ganz anderes Bild des Staates als die ſubjectiven Allgemeinheiten der burſchenſchaftlichen Politik hatten bieten können. Man fand ſich angenehm überraſcht, in der Gegenwart doch ſchon mehr Freiheit und praktiſche Vernunft anzutreffen, als das ſehnſüchtige Pathos der überſchwänglichen Reden es erwarten ließ. Viele junge Männer, welche in Folge der ſeit 1817 und mehr noch 1819 begonnenen burſchenſchaftlichen Unterſuchungen nach Berlin kamen und Hegel's Zuhörer wurden, fingen an, ihm ein wahrhaft neues Leben zu verdanken, und bildeten recht eigentlich den Kern ſeiner Anhängerſchaft, an den ſich erſt allmählig die breitere Maſſe anſetzte. Gar manche Namen wackerer, jetzt angeſehener Männer könnten hier genannt werden, welche zu Hegel in ſolchem Verhältniß ſtanden, und für welche er unermüdlich, mit väterlichem Gemüth, mit Aufopferung aller Art, ja mit perſönlicher Gefahr thätig war.“ Es iſt bei Roſenkranz ſehr anmuthig zu leſen, wie der alte Hegel einmal ſelbſt ſich herbeiließ, einen ſeiner Schüler, der in jener Zeit der blühenden Demagogenriecherei als „Umtriebler“ in die Berliner Stadtvogtei geſetzt war, Nachts im Kahne, mit jugendlichen Freunden des beiläufig ganz unſchuldig Eingeſperrten zu beſuchen, um ihn zu tröſten. Dieſe Situation iſt eine der komiſchſten in Hegel's Leben. Die Philoſophie Nachts auf der Spree einen unſchuldigen Demagogen durch's Fenſter der Berliner Stadtvogtei tröſtend in lateiniſcher Sprache! Was würden Herr von Kamptz, Tſchoppe und Comp. dazu geſagt haben, wenn ſolcher Frevel eines König-

lich preußiſchen Staatsphiloſophen und Profeſſors zu ihrer Kunde gekommen wäre!

Die Verehrung welche der Miniſter Altenſtein für den Philoſophen empfand und durch zahlreiche Beweiſe bethätigte, gründete ſich auf wahre Begeiſterung für die Wiſſenſchaft, in die er ſelbſt tief genug eingedrungen war, um einen Denker wie Hegel und eine Philoſophie wie die ſeine nach Verdienſt ſchätzen zu können. In den ſchriftlichen Verhandlungen zur Berufung Hegels von Heidelberg nach Berlin fügte er zu den ſehr günſtigen pecuniären Bedingungen in Betreff einer Gehaltserhöhung noch ausdrücklich hinzu: „Sollte indeß künftig ſich ein Grund dazu entwickeln, ſo ſchlägt das Miniſterium den Gewinn eines ſo tiefen, mit gründlicher Wiſſenſchaft ausgerüſteten, und von ſo ernſtem und richtigem Streben beſeelten Denkers und akademiſchen Lehrers zu hoch an, als daß es nicht gern Alles beitragen ſollte, was zur Erleichterung Ihres hieſigen Aufenthaltes nöthig ſein dürfte.“ Hegel war wenigſtens auch darin praktiſch Philoſoph, daß er nicht, wie Hr. von Schelling im ähnlichen Falle früher (nach Dorows Bericht) Titel und Orden forderte, und zwar ſo hohe, daß ſie der Staatskanzler nicht verwilligen zu dürfen glaubte. Aber daß ihm eine praktiſche Theilnahme an der Staatsregierung als letztes Lebensziel bei ſeiner Berufung vorſchwebte, hat Roſenkranz (S. 318) wahrſcheinlich gemacht. Den geiſtloſen preußiſchen Beamtenſtaat zur Zeit der Jenenſer Kataſtrophe hatte Hegel nach Gebühr gewürdigt. Jetzt aber, wo er nach Preußen berufen ward, hatte ſich ſehr Vieles geändert, und ein thätiges Miteingreifen zur Vollendung der von den großen preußiſchen Staatsmännern nach 1806 eingeſchlagenen Richtung mochte ihm wohl als wünſchenswertheſte Lebensaufgabe erſcheinen. Altenſtein ſelbſt*) erkannte in der

*) S. den Brief A.'s an Hegel bei Roſenkranz S. 337.

Hegel'schen Rechtsphilosophie „die einzig richtige Stellung der Philosophie zur Wirklichkeit". Freilich legte er dabei überwiegend das Gewicht auf die Erfassung des Vernünftigen, soweit es sich bereits in Gegenwart und Wirklichkeit manifestirt habe. Die Postulate an die Zukunft des concreten Staates, in dessen Hauptstadt Hegel die Principien seiner keineswegs blos conservativen Politik lehrte, die Forderungen, die er selber an einen vernünftigen Staat machte: jene Forderungen der Preßfreiheit und Oeffentlichkeit, der Schwurgerichte, des eigenen Rechts, der Volksgesetzgebung und Volksrepräsentation — ignorirte man, wenn man sie nicht übersah.

Hegel that übrigens auch nichts, diesen ruhigen Glauben an seine Philosophie als die Vertheidigerin des Bestehenden durch offenes Hervortreten zu stören. Lag es doch an den reactionären Aristokraten selbst, daß sie seine Rechtsphilosophie nicht lasen. Als die preußische Staatszeitung im Jahre 1819 den Beweis führte, daß eine freie Verfassung viel kostspieliger sei, als ein absolutes Regiment, und ihre auf des Philisters Materialismus und seine Liebe für den eignen Geldsack wohl berechnete Diatribe mit den Worten schloß: „Ferne sei es zu verkennen, wie mächtig dieses Anregen aller Einzelnen auf den Geist des Ganzen, auf die Erziehung des Menschengeschlechts wirkt. Die Völker leben ihres Glaubens, aber sie bezahlen ihn auch", setzte Hegel in seinem Tagebuch hinzu (Rosenkranz S. 458):

„**Und zwar gern!** — Die ihres Unglaubens leben, müssen ihn auch bezahlen"!

Ist das nicht eine Kritik, so fein, scharf und treffend wie ein Epigramm? Was liegt Alles in diesem vortrefflichen: „Und zwar gern"! Eine ganze siegreiche Abhandlung*). Zwölf

*) Werke XVII. S. 435.

Jahre ſpäter, in der Kritik der engliſchen Reformbill, ſtimmte freilich Hegel ſelbſt in jenen Staatszeitungston ein.

Indeſſen je älter Hegel wurde, je mehr er ſich während einer langen Friedensperiode in Preußen und ſeinem Beamtenſtaat einlebte, deſto mehr gewöhnte er ſich an die wohlthuende Täuſchung: in der ihn umgebenden Welt, wie Roſenkranz es ausdrückt, das Abbild ſeiner Begriffe zu ſehen. Ging er doch in gutmüthiger Verblendung ſoweit, die Univerſität des heutigen preußiſchen Staates noch für eine förmliche Corporation im autonomiſchen Sinne zu halten. Es iſt nicht zu verſchweigen, und Roſenkranz hat es auch nicht verſchwiegen: in Preußen fiel Hegel zuletzt ab, nicht nur von den Freiheitsbegriffen ſeiner Jugendjahre, nein auch von dem Princip des Conſtitutionalismus. Er gewöhnte ſich, auch in dem monarchiſchen Princip als ſolchem, auch ohne Volksrepräſentation, ohne Kammern, ohne Budget, ohne freie Preſſe, ohne Oeffentlichkeit, das Heil der Staaten zu finden. Er ward wie Goethe im Alter Napoleoniſt. „Die Macht als Macht, um den ſchlechten Willen, die kleinen Leidenſchaften, die Eitelkeit des Beſſerwiſſens, die zweckloſe Neuerungsſucht niederzuhalten, ward ihm ein Idol.“ Er ward mit jedem Jahre conſervativer. „Das Volk galt ihm wieder als die unbeſtimmte atomiſtiſche Menge. Die Steuerbewilligung durch die Stände erſchien ihm als ein Unrecht, wenn die Regierung in ihren Mitteln ſollte dadurch beſchränkt werden können. Die Wahlrepräſentation ward ihm zum Zufall der Unvernunft; die Franzoſen, die ihm 1826 zu Paris noch ſo wohl gefallen, ſchalt er nun als leichtfertig, als ziellos unruhig“. Sollte nicht einer ſolchen Umwandlung in den meiſten Fällen ein Naturgeſetz zum Grunde liegen? Iſt es nicht das Gefühl, daß man nur bis zu einer gewiſſen Stufe des Le-

bens noch bewegendes, vorwärts treibendes Glied des Menschheitsorganismus ist? Daß man auf dieser Stufe unmerklich das Gefühl davon erhält, daß nur die Jugend die Geschichte macht, und daß Niemand seine Zeit, die ihn umgebende Gegenwart länger als eine gewisse Reihe von Jahren völlig versteht, wenn er auch selbst früher ihr voraus war? Goethe sprach einmal dies Gefühl aus, wenn er sagte: man habe erstaunliche Mühe, sich im Alter so klug zu erhalten, wie man in der Jugend gewesen. Und das feinfühligste Volk der Erde, die Griechen, hatten dies Gefühl, wenn sie den Edelmuth der Selbstverläugnung und Aufopferung, die große Gesinnung, auch zugleich die jugendliche*) nannten. Man versteht den Abfall des Alters von der eigenen Jugend und von der Jugend überhaupt, wenn man Aristoteles' Schilderung der Altersstufen in seiner Rhetorik liest.

So sah sich denn auch Hegel von der französischen Julirevolution in einer Weise erschüttert, und zu einer Ansicht getrieben, die an Schwarzsichtigkeit ihn auf gleiche Stufe mit seinem Antipoden in der Geschichtsbetrachtung, mit Niebuhr, stellte. Seine Besorgnisse vor den verderblichen Folgen dieser historischen Bewegung gingen auf das Aeußerste. Er wurde sogar mehrere Monate leiblich krank am kalten Fieber. Aristoteles sagt: „das Alter ist furchtsam und vor Allem bangend, — denn auch die Bangigkeit ist eine fröstelnde Empfindung". Aber seine starke, im innersten Kerne gesunde geistige Natur erholte sich von einem Schlage, dem Niebuhr erlag. Schon im Wintersemester des Jahres 1830/1831 konnte er in seiner Philosophie der Geschichte (S. Werke Bd. IX. S. 444) die

*) Ἔστι δὲ οὐδέποτε, οἶμαι, μέγα καὶ γενναῖον φρόνημα λαβεῖν, μικρὰ καὶ φαῦλα πράττοντας. Demosthenes Olynth. III. ep. 10.

Nothwendigkeit der Julirevolution anerkennen. Wo von zwei Parteien, die beide eine Verfaſſung beſchworen haben, die eine, in Frankreich die katholiſche, „es ſich zur Gewiſſensſache gemacht hatte (und noch gegenwärtig macht!), die vorhandenen Inſtitutionen zu vernichten, da mußte der Bruch unausbleiblich erfolgen". — Merkwürdig! Selbſt der verzweifelnde Niebuhr gab dies zu. Er gab zu, daß er die Ordonnanzen für die Einführung eines „abſcheulichen Unweſens" gehalten, daß er ſtets geglaubt, daß ſie „auf die Länge" nicht beſtehen könnten, ja daß ihnen wohl „in ein paar Jahren, ſogar die Dynaſtie zum Opfer fallen werde, wenn es die Prieſter zu toll machten". In ein paar Jahren! Und nun verzweifelte er an der Menſchheit und ihrer Geſchichte, an aller Bildung der Zukunft, weil — die Revolution, die er ſelbſt als nothwendig und von den verblendeten Vorkämpfern des politiſchen und religiöſen Krebsganges im tollen Aberwitze provocirt anerkennen mußte, „ein paar Jahre" früher, als er erwartet hatte, eintrat! Welche traurige Verblendung! Aber auch für Niebuhr gilt wenigſtens theilweiſe dieſelbe Erklärung, wie für Hegel. Bei dieſem vermehrten die Revolutionen von Warſchau und Antwerpen noch die peinlichen Befürchtungen. Er konnte ſich namentlich über den ſiegreichen Ausgang der belgiſchen Erhebung nicht zufrieden geben. Freilich war damals die Verachtung gegen Belgien und die Belgier in Berlin an der Tagesordnung! Und jetzt, feiert man Feſte am Rhein zu internationaler Brüderſchaft und baut gemeinſam Eiſenbahnen!

Hegel's letzte politiſche Manifeſtation war die Kritik der engliſchen Reformbill (Werke XVII. S. 428—476), deren Anregung in England ſeine krankhafte politiſche Stimmung nur noch ſteigerte, die ſich namentlich auch im perſifflirenden Schel-

ten auf die damaligen „kleinen Aufstände in Deutschland" Luft machte. Man kann diesen zum Theil meisterhaften und auf tiefste Kenntniß des historischen und statistischen Details gegründeten Aufsatz dennoch nicht ohne das Mißbehagen lesen, welches eine durchgehende Verdüsterung und Unstätheit der Stimmung immer erweckt. Hegel muß zugeben, daß die Reformbill eine von der Gerechtigkeit und Billigkeit geforderte Maßregel sei, und doch — fürchtet er ihr Durchgehen um ihrer Consequenzen willen. Er kennt die Krebsschäden Englands genau, und doch will er das System nicht angetastet wissen, aus dem sie ihre unheilvolle Nahrung ziehen, jenes System eines „nur positiven Rechts", welches das Princip Englands bilde, und von dem abfallen, ihm als der Untergang von England, wie es ist, erschien. Er, der Philosoph, der Vertreter des absoluten Rechts der ewigen Vernunft, er schien hier an der Sache und an dem Siege der Vernunft zu verzweifeln! Es ist etwas Trost- und Rathloses in seiner Auffassung der englischen Staatszustände, die er absichtlich in's Schwärzeste ausmalt, um der blinden Bewunderung Englands entgegenzutreten, und um so schärfer die Lichtseiten deutscher und insbesondere preußischer Zustände hervortreten zu lassen. Den Schlüssel zu dieser trostlosen Ansicht giebt die letzte Seite des Aufsatzes. Es war die Ueberzeugung, die sich ihm aufdrang, die Besorgniß, welche ihn quälte, daß England, einmal von der Reform erfaßt, eine Revolution nicht werde vermeiden können.

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Friedrichstr. 9.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Adolf Stahr's

gesammelte

Kleine Schriften.

Zweiter Band.

wir daher lieber zunächst eine sichere Ansicht von der Bildungshöhe überhaupt zu erlangen, auf welcher sich der römische Philosoph in Bezug auf Wissenschaft und Philosophie befindet.

Sorgfältiger Unterricht hatte seine Jugend geleitet, die ersten Philosophen ihn herangebildet. Wir lesen, dass der Stoiker Attalus, der Pythagoräer Sotion, der Cyniker Fabricius [1]) und andere Philosophen, wie Papirius Fabianus und die beiden Sextii [2]), durch Unterricht und Umgang in früheren und spätern Jahren seinen Studien ihre Richtung gaben, so wie uns als sein Genosse an dem erfolglosem Werke von Nero's Erziehung ein nicht unbedeutender Peripatetiker Alexander Aegaeus namhaft gemacht wird [3]); und seine verschiedenen Schriften liefern die Beweise für eine nicht gemeine Kenntniss der griechischen Litteratur überhaupt und der philosophischen insbesondere [4]). Und auf dem Felde der letzteren sind es wiederum die Naturforscher, deren Werke er mit sichtbarer Vorliebe und überwiegender Genauigkeit studiert und benutzt hat. Mögen wir auch immerhin von den älteren Naturphilosophen seine Kenntniss nur eine mittelbare, aus dem Studium jüngerer Schriften abgeleitete

1) Vgl. des Jesuiten Andreas Schott vita Senecae. (Opp. I, cp. 3.)

2) Fromondus zu Senec. Nat. Quaestt. VII, extr. zu III, praef. p. 393. Epist. 59. und 98.

3) S. Suid. s. v. Eudocia Violar. p. 30.

4) Vgl. Koeler disquisitt. de Senecae quaest. Natur. vor seiner Ausg. p. 27. sqq.

Alle gesetzlichen Rechte vorbehalten.

Kleine Schriften

zur Litteratur und Kunſt

von

Adolf Stahr.

Zweiter Band:

Biographiſches und Kritiſches.

Berlin.

Verlag von F. Guttentag.

(D. Collin.)

1872.

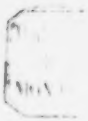

An Dr. Hermann Althof,

Arzt in New-York.

Mein geliebter Freund!

In dem Augenblicke wo ich mich anschickte, Dir diesen zweiten Theil meiner gesammelten „Kleinen Schriften" über den Ocean zu senden, trifft mich die frohe Kunde Deines Briefes: daß wir endlich, nach elfjähriger Trennung, Deinen Besuch und die Freude des Wiedersehens in den nächsten Tagen zu erwarten haben.

So möge denn dies kleine Buch Dich bei der Ankunft in Europa freundlich begrüßen und Dir ein Zeichen sein der unwandelbaren herzlichen Liebe

Deines Freundes

Adolf Stahr.

Berlin, den 8. April 1872.

Inhalt.

I. Biographische Skizzen und Nachrufe.

Widmung an Dr. Hermann Althof . . . . . S. V
Karl Immermann (1844) . . . . . S. 3—120
Theodor von Kobbe. Ein Denkstein (1845) . . . . " 123—169
Christian Rauch (1857) . . . . . " 173—184
Ernst Rietschel (1864) . . . . . " 187—213
Gluck. Der Reformator der Oper (1862) . . . . " 217—237
Karl Mathy (1869) . . . . . " 241—263
Eduard Jungmann, der Sieger von Eckernförde (1862) " 267—282
Paul de Flotte (1864) . . . . . " 285—292
G. A. von Halem (1840) . . . . . " 295—305

II. Zu unsern Klassikern.

1. Lessing.

Lessing und Friedrich der Große. Eine Festrede (1861) . " 309—325
Elise Reimarus über Lessing (1861) . . . . . " 326—339
Ein Brief Lessing's und was daran hängt (1870) . . " 340—348
Lessingiana (1871) . . . . . " 349—358

2. Zu Goethe und Schiller.

Goethe und Béranger (1856) . . . . . S. 361—396
Goethe und Herder (1856) . . . . . „ 399—414
Göz von Berlichingen in Goethe's Dichtung und in der Geschichte (1857) . . . . . „ 415—427
Goethe und die Selenheimer Friederike (1871) . . „ 428—436
Friedrich Schiller. Eine Festschrift (1859) . . . „ 437—455
Goethe und Schiller in ihrer Bedeutung für das deutsche Geistesleben (1860) . . . . . „ 456—471
Schillers „Kabale und Liebe" (1860) . . . . . „ 472—482
Palleske's Biographie Schiller's (1859) . . . . . „ 483—529

Karl Immermann.

(1844.)

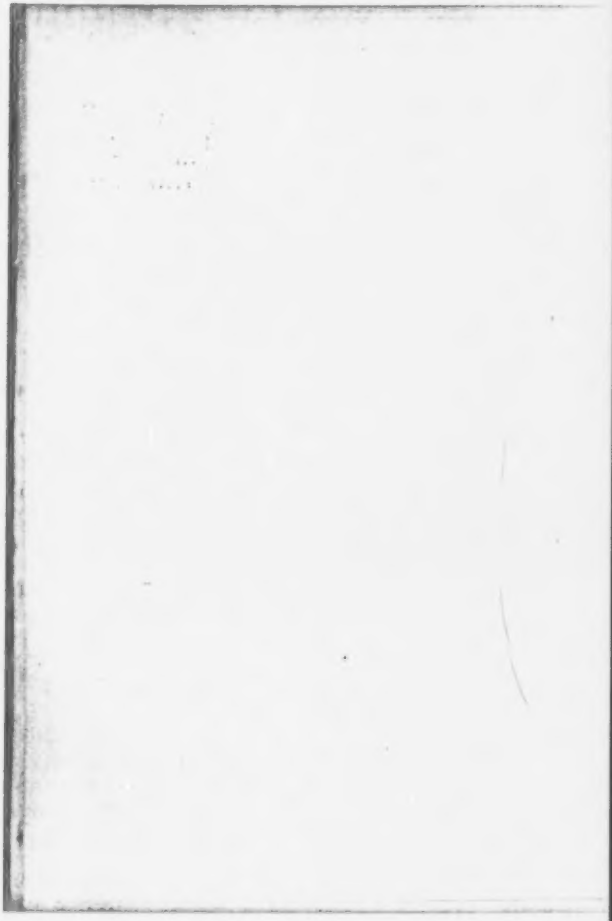

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Karl Immermann.

(1844.)

I.

„Mit Kraft begannen, die mit Schönheit enden."

Immermann.

Als vor kaum drittehalb Jahren die Trauerkunde von Immermann's plötzlichem und unerwartetem Tode durch Deutschland erscholl, traf dieselbe wie ein Wetterschlag aus heiterem Himmel die Herzen der Menschen gerade in dem Augenblicke, in welchem sich die deutsche Nation dessen bewußt zu werden begann, was sie an diesem ihr völlig angehörenden Dichter besitze.

Die Trauer war tief und allgemein, und jedes Bruchstück, das nach seinem Tode aus dem Nachlasse des Dahingeschiedenen von Freundeshand zu Tage gefördert wurde, ließ die Größe des Verlustes nur um so tiefer ermessen, der hier unsere Literatur getroffen hatte.

Dies galt vornehmlich auch von den Memorabilien des eigenen Lebens, von denen kaum ein Drittheil beendet war, als ein grausames Geschick den Faden dieses Lebens selbst zerschnitt. Was seitdem als Ergänzung an einzelnen Bausteinen aus dem Nachlasse mitgetheilt worden, kann, so unschätzbar es jetzt sein muß,

nennen, sein Urtheil über ihre Ansichten für kein selbstständiges, sondern durch seine Quellen bestimmtes achten, immer bleibt dem Seneca ein grosses, und für jene Zeit vielleicht einziges [1]) Verdienst strenger wissenschaftlicher Studien unter einer erschlafften Mitwelt, die allem Ernste philosophischer Bestrebungen und wissenschaftlicher Forschungen so ganz entfremdet war, wie Seneca selbst sie so wiederholt geschildert hat [2]). Den eigentlichen Bestand dieses Verdienstes genauer zu würdigen; nachzuweisen, wie weit das eigene selbstständige Studium griechischer Philosophie und Literatur sich in den übriggebliebenen Werken Senecas offenbart, wäre eine Aufgabe, deren Erledigung, auf alle Ueberreste des römischen Alterthums ausgedehnt, über den eigentlichen Bestand und die Höhe der wissenschaftlichen Bildung der Römer in den verschiedenen Perioden ein sicheres Urtheil und tiefere Einsicht verschaffen würde, als uns jetzt die Bearbeitungen der Litteratur dieses Volks gewähren mögen. Als einen geringen Beitrag für beide Aufgaben wünschte ich das, was mir zu liefern möglich war, betrachtet zu sehn.

Von den Schulen der griechischen Philosophen ist keine dem Seneca unbekannt. Von allen ver-

---

1) Man vergl. nur den Schluss der Quaestt. Natt. (VII, cp. 32.) Epist. 108.

2) Die „claritudo studiorum ejus," und „multarum rerum experientia" rühmt ihm *Tacitus* (Annal. XII, cp. 8. u. XIII, cp. 2.) nach und princeps eruditionis sui temporis" nennt ihn der ältere *Plinius* N. H. IV, 14. S. die Elogia in dem ersten Bande der Gronovschen Ausgabe.

doch für den Verlust nicht entschädigen, den die Litteratur und Geschichte unserer Zeit durch die verhinderte Vollendung des Ganzen erlitten hat. Die ganze Bildungsgeschichte des bedeutenden Mannes, sein akademisches Leben und Streben, die Einsicht in den Bildungsproceß des werdenden Dichters während der langen Entwickelungsjahre dieser schwer ringenden und in die Tiefe arbeitenden Natur, ist zum Theil an Lebensverhältnisse und Ereignisse geknüpft, zu denen uns jetzt der Zugang fehlt. Und doch bedarf gerade diese Periode seines Ringens und Strebens, um die dichterischen Erzeugnisse derselben völlig verstehen und würdigen zu können, jenes biographischen Schlüssels von Lebensmittheilungen und Selbstbekenntnissen, wie sie für Goethe's Jugend in so reicher Fülle vorliegen, und wie sie die Fortsetzung der Memorabilien ohne Zweifel gebracht haben würde, wenn wir aus dem im ersten Bande Gegebenen einen Schluß auf den Inhalt der folgenden Bände zu machen berechtigt sein dürfen. Bis hier die Hand eines näheren Freundes, wie Schnaase oder Uechtritz, ergänzend eingreift, müssen wir uns begnügen, aus den dichterischen Produktionen jener angedeuteten Periode selbst biographische Rückschlüsse auf die Lebensverhältnisse zu versuchen, unter denen sie entstanden*).

Für ein besonderes Glück haben wir es indessen zu achten, daß uns durch den Anfang jener Memorabilien der Boden und die Atmosphäre vollständig geschildert worden, unter deren Einflüssen eine so eigenartige Erscheinung und ein so vielfach mißverstandener Charakter wie Immermann ihre erste Gestaltung erhielten. An diese Darstellung werden wir uns daher vorzugsweise bei der Jugendgeschichte des Dichters anzuschließen haben.

*) Diese Ergänzung ist später gegeben in dem Buche: Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke (herausgegeben v. G. zu Putlitz), Berlin 1870. Zwei Bände.

Karl Lebrecht Immermann, der älteste von sechs Geschwistern, ward am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren. Sein Vater, Preußischer Kriegs- und Domainenrath, leitete seine Abstammung nicht ohne Stolz von einem schwedischen Offiziere, Peter Immermann, ab, der mit der Armee des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf als der erste dieses Stammes nach Deutschland gekommen war, für „teutsche Gewissensfreiheit" bei Lützen mitgefochten und sich zuletzt auf einer wüsten Hofstelle im Dorfe Etgersleben bei Magdeburg seßhaft gemacht hatte. Von diesem Stammvater der Familie hatte sich dieselbe durch Landleute, Handwerker, Schullehrer und Prediger verbreitet, bis sie in Immermann's Vater zu einem für jene bescheidenen Zeiten hochgeschätzten Ansehen gelangt war. Durch diese Familientradition knüpften sich die ersten historischen Eindrücke des Knaben an die lichte Heldengestalt des dreißigjährigen Krieges, den das graufe Geschick der eigenen Vaterstadt noch näher an Gemüth und Phantasie des erwachenden Knaben brachte. Die zweite große Gestalt, um die sich gleichfalls eine Art von Heroenkultus der Familie bewegte, war Friedrich der Große, von dem Vater Immermann's stets nur „der König" schlechtweg genannt, selbst als bereits der Enkel desselben den Thron bestiegen hatte. Immermann's Vater, im Jahre 1750 geboren, hatte sich erst als Fünfundvierziger verheiratet, und konnte so dem Sohne aus eigenem Gedächtnisse von dem siebenjährigen Kriege und den Thaten des preußischen Kriegshelden erzählen, in dessen Dienste er als Auditeur bei dem General Saldern seine frischesten männlichen Jahre verlebt hatte. Er gehörte, wie Schnaafe ganz in Uebereinstimmung mit Immermann's eigener Darstellung sich ausdrückt*), zu jenen ächt preußischen

*) In dem kurzen Nekrologe Immermann's, in der Beilage zur Preußischen Staatszeitung von 1841, Nr. 268.

Beamtennaturen, bei denen die strenge Disciplin, welche die Regierung Friedrich Wilhelm's I. charakterisirt, mit der Begeisterung, die durch Friedrich den Großen erzeugt worden, sich zu einer festen Persönlichkeit verbunden hatte. Unumschränkte Herrschaft des Vaters in seinem Hause, wie des Monarchen in seinem Reiche, pünktlicher, schweigender, vertrauender, aber doch reglementsmäßiger Gehorsam der Seinigen gehörten zu seinem Systeme. Widerspruch wurde überhaupt nicht geduldet („nicht raisonnirt!" war der altpreußische Grundsatz), ein überflüssiges Wort selten gestattet. Bei alledem war er ein höchst zärtlicher Vater, der neben der Last seiner Amtsgeschäfte den ersten Unterricht nicht bloß bei seinem Erstgebornen, sondern auch bei seinen folgenden fünf Kindern übernahm. Doch möchte ich Schnaase nicht beipflichten, wenn er hinzusetzt, daß die Liebe der Kinder ihrer Ehrfurcht zu dem Vater gleichgekommen sei. Es fühlt sich aus Immermann's Darstellung heraus, daß jener schweigende Gehorsam, jene scheue Ehrfurcht dem hingebenden Vertrauen schadete und in dem Kreise der Familie eine Insichgezogenheit und lautlose Scheu vor dem Familienoberhaupte erzeugte, die der geistigen Atmosphäre immer etwas Gedrücktes verleiht. Laute Aeußerung der Freude und kindischen Lust war nur an einzelnen Saturnalientagen verstattet, an denen die leitende Hand des Vaters die straffen Zügel der Disciplin absichtlich lockerer ließ. Ein Verhältniß gemüthlichen Vertrauens und offener Mittheilung dessen was das Innere des Knaben bewegte, existirte nicht, wohl aber geben die Memorabilien Züge des Gegentheils, welche über das bestehende Verhältniß und dessen Einfluß auf den sich bildenden Charakter keinen Zweifel lassen. Gewiß ist es, daß dieser Einfluß in vielem Betrachte dennoch ein heilsamer war. Von dem früh als höchstes Muster männlichen Wesens betrachteten Vater, dessen genaueste Bezeich-

nung die altrömiſche Virtus geben möchte, erhielt der Sohn das Gepräge einer faſt ſchroffen Feſtigkeit und Regelrechtigkeit, verbunden mit unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit und einem tiefen patriotiſchen Gefühle. Von ihm ſtammte auch die Neigung für perſönliche Heroengeſtalten der Geſchichte, ſo wie überhaupt Immermann's Anſicht von dem Verhältniſſe der Perſönlichkeit und ihrer Einwirkung auf das Weltganze und deſſen Entwickelung, die ihn z. B. ſpäter einer mythiſchen Geſchichtsauffaſſung, wie er ſie in Niebuhr und Strauß erlebte, ſo feindſelig machte. Aber wie die Eigenthümlichkeiten der Eltern auf begabte Kinder gewöhnlich eine Doppelwirkung ausüben, indem ſie theilweiſe auf ſie übergehen, theilweiſe durch den Widerſpruch den Gegenſatz hervorrufen, ſo war es auch hier der Fall. Die Forderung unbedingten, ſchweigenden, appellmäßigen Gehorſams, die in der norddeutſchen Familie jener Tage aus der Anſicht von dem unbedingten Eigenthumsrechte der Eltern in Bezug auf die Kinder entſprang, die Strenge und Herbigkeit der Erziehung, der Mangel an freier Aeußerung, die Scheu vor vertrauender Hingebung ließen bleibende Spuren in Immermann's Weſen zurück. Daher ſchrieb ſich z. B. wohl jene einſame Eigenartigkeit und ſchroffe Abſonderung, jene zurückhaltende Scheu und Befangenheit, beſonders fremden Perſönlichkeiten gegenüber, ſo wie ein gewiſſer mit beiden zuſammenhangender Zug der Unſicherheit und des Mißtrauens, wie ſie ſpät noch an dem Manne hervortraten, und eigentlich erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens mehr und mehr bewältigt wurden. Dazu kommt noch ein zweites. Gutzkow hat einmal die innerſte Eigenthümlichkeit Immermann's dahin ausgeſprochen, daß in demſelben als Hauptfactoren der Dualismus zweier ſelten, und noch ſeltener in ſolcher Vollendung vereinigten Elemente, Verſtand und Phantaſie, anzunehmen ſei, denen als den beiden

Polen alle seine Produktionen zusteuerten. Hiermit sei, bekannte Immermann selbst mündlich gegen mich, zum erstenmale etwas ausgesprochen, was in der That den innersten Kern seines Wesens treffe.

Dieser Dualismus nun, an dessen Ueberwindung und Versöhnung der Dichter ein ganzes Leben lang zu ringen hatte, ward vorzugsweise durch Immermann's Jugenderziehung zu der ganzen Schärfe und Tiefe des Gegensatzes aufgeklüftet.

Die entschiedene dichterische Anlage des Sohnes begegnete einem Vater und Erzieher, nach dessen Ansichten die schöne Litteratur in die Kategorie des Ueberflüssigen gehörte und daher, als dem Nützlichen schädlich, in seinem Hause streng verpönt war. Die bei Immermann, wie bei allen talentvollen Kindern früh entbrannte Lesewuth, mit der die Phantasie des Knaben namentlich in dem Genusse der Dichter schwelgte, erfuhr von dem Vater weniger eine Leitung als vielmehr eine strenge Unterdrückung, die denn nothwendig zur Heimlichkeit des Genusses führte. Daß der Vater dabei in „allerstrengster Weise" verfuhr, bezeugt wohl schon die harte Strafe, welche der unschuldigen Lectüre des Polyeuct von Corneille in einer alten Wiener Uebersetzungsschwarte zu Theil ward*). Dem unwiderstehlichen Drange des Knaben nach allem Dunklen, Geheimnißvollen, Umhüllten, dem Zuge einer Phantasie, die in dem Kleinsten und Unscheinbarsten das Größte und Bedeutendste ahnend zu erspüren trachtete, begegnete die kalte, trockne, scharfe und dabei doch imponirende Verstandesrichtung eines Vaters, der als ächter Sohn seiner Zeit die „Aufklärung" als das Höchste erachtete, und dem jene Seite seines Wesens in irgend einem Zuge zu vertrauen für den Knaben die unmög-

*) Memorabilien I. S. 171. ff.

lichſte aller Unmöglichkeiten, ja nahezu ein Frevel erſchien. „Der Athem der Friedericianiſchen Aufklärung," ſagt Immermann ſelbſt in den Memorabilien*), „umwehte uns von allen Seiten, und des Offenbarungsglaubens kam uns gar wenig zu." Aber wie tief er dieſen Mangel in ſeiner Jugenderziehung empfand, hat er in dem Romane „die Papierfenſter eines Eremiten" ausgeſprochen, aus welchem beſonders folgende Stelle aus den Briefen Friedrichs, in deſſen Schickſal der Dichter gar Vieles von ſeinem eigenen Leben und Weſen verwebt hat, hierher gehört: „Du weißt wie ich auferzogen bin, die Eltern ſtarben, ehe ich zum Bewußtſein kam. Der Oheim, der ſich meiner annahm, ein rechtſchaffener Mann, ſtammte aus den Zeiten der Aufklärung her, und haßte Alles, was ſich nicht begreifen und demonſtriren ließ. Er meinte es herzlich gut. Statt der Bibel bekam ich Götzens nützliches Allerlei, ſtatt der Kindermärchen den entlarvten Aberglauben in die Hände. Eine Wärterin wurde fortgejagt, weil ſie uns vom ſchwarzen Kater erzählt hatte. Der Oheim ging nie in die Kirche und hielt keinen dazu an. Ich erinnere mich, daß ich im zwölften Jahre über die Exiſtenz Chriſti disputiren hörte. Der Oheim ſagte, er ſei deshalb davon überzeugt, weil auch Tacitus der Perſon erwähne. Ich werde bitter und will es doch wahrlich nicht ſein. O ihr Erzieher, bedenkt ihr das Schickſal der euch Anvertrauten ſo wenig, daß ihr euch immer nur gehen laßt, und nie auf die zarte Pflanzung Acht habt, daß ihr mit wüſter Hand in das ſchöne Gebiet kindlicher Ahnung greift? Die Natur lernte ich nur aus Büchern kennen, ich wußte alle Genera Plantarum nach Linné am Schnürchen herzuzählen, ſah aber im Freien den Eichbaum für den Schlehenbuſch an.

*) I. S. 42.

Wie ſpielt um andrer Menſchen Jugend ein goldner myſtiſcher Nebel, — wie lange haben ſie in einer geheimnißvollen Zauberwelt gelebt! meine Geſchichte iſt arm und trocken."

„Dennoch ließen ſich Phantaſie und Herz ihre angeſtammten Rechte nicht rauben. Die Geiſter waren todtgeſchlagen; nun ängſtigte mich die weſenloſe Stille bei Nacht und Tage, eine unbegreifliche, alberne Furchtſamkeit trieb mich aus der Einſamkeit in die Geſellſchaft. Ich ſah nichts und ſcheute das geſpenſtige Nichts. Meine Empfindung wollte einen Gegenſtand, und ich wandte ſie mit leidenſchaftlicher Heftigkeit auf einen dummen häßlichen Jungen, der ſie ſpöttiſch zurückwies. Faſt wahnſinnig machte mich ſeine Kälte, ich wollte Liebe erzwingen — ich trug ihm den Stuhl nach, entſchuldigte ihn in der Schule, war ſein ewiger Partiſan im Kampfe, ſparte mir vom Taſchengelde ab, um ſeine Wünſche zu erfüllen, und weinte halbe Nächte durch, daß mir das Alles nichts von ſeiner Seite einbrachte als ein heiſeres greinendes Lachen*)."

Man ſieht, hier ſind die Farben von dem vierundzwanzigjährigen Poeten ſtärker aufgetragen, als ſie ſich in dem Bilde finden, welches der vierundvierzigjährige Mann von den eigenen Jugendzuſtänden entwarf. Aber die Grundlage iſt in beiden dieſelbe, nur die leidenſchaftliche Empfindung jener Ein- und Nachwirkung erſcheint gemildert.

In die oben geſchilderte Geſtaltung des Familienlebens von Immermann's Jugend fuhr nun der Wetterſtrahl eines ungeheuren Weltgeſchicks, die Zertrümmerung des preußiſchen Staates im Jahre 1806. Preußen und das Friedericianiſche Preußenthum waren dasjenige, was der Knabe als das Erhabenſte

*) Die Papierfenſter eines Eremiten, herausgeg. v. K. Immermann. Hamm 1822. S. 9—10.

und Mächtigſte anzuſchauen und zu betrachten gewöhnt war. Dem Heroenkultus Friedrich des Großen hatte ſich verehrende Neigung und begeiſterte Liebe zu Friedrich Wilhelm III. und der ſchönen Königin Louiſe zugeſellt. Beide Perſönlichkeiten waren dem Knaben unmittelbar vor der furchtbaren Kataſtrophe nahe getreten, als ſie unter dem Jubel der Magdeburger dieſe Stadt beſuchten. Von einem gemeinſamen deutſchen Vaterlande hatte eine Zeit keine Ahnung, in welcher Napoleons Siege über die Oeſterreicher den Jubel der ächten Preußen erregten, deren ſtolzes Sicherheitsgefühl übrigens, einem möglichen Zuſammentreffen mit dem ſoldatiſchen Vergewaltiger gegenüber, ſelbſt auf den zehnjährigen Knaben übergegangen war. Da geſchah das Entſetzliche, das Unerwartete: die Trümmer des bei Jena vernichteten Preußens — denn das damalige Preußen ſchien das Heer, — ſtrömten in wilder Flucht nach Magdeburg, und die erſte große Anſchauung des für ſolche Eindrücke durch Anlage und Erziehung hinlänglich gereiften und empfänglichen Knaben war der grauſenvollſte Sturz und Ruin, der ſchmachvollſte Feigheitsverrath in der eigenen Vaterſtadt, die völlige Auflöſung aller öffentlichen Verhältniſſe, kurz das Erwachen einer ganzen Generation aus hiſtoriſchen Träumen, die für Wirklichkeit gegolten hatten, zu einer Wirklichkeit, die faſt wie ein grauſer Traum ausſah.

In Folge dieſer Ereigniſſe, durch welche Immermann's Vaterſtadt nebſt ſeinem eigenen Vater von Preußen abgetrennt wurden, nahm der ſtrenge Ernſt der Familie einen noch trüberen Charakter an. Immermann hat dieſe Umwandelung in ſeinen Memorabilien mit einer Meiſterſchaft geſchildert, die mich hier nur auf ſeine Darſtellung verweiſen läßt. Iffland gilt ihm als der Quellenſchriftſteller der ethiſchen Zuſtände jener Zeit, über deren

Familienbau das Dach damals zusammenstürzte. Die Isolirung der Familie trat besonders stark in den an den Feind abgetretenen Landestheilen hervor, mit ihr die Liebe und Sehnsucht nach dem verlorenen Vaterlande, als dessen Vertreter das Regentenhaus und sein Haupt erschien. Die in allem Wechsel der Zeit gleich gebliebene tiefe Anhänglichkeit und Verehrung Immermann's für beide wurzelte in den Erlebnissen jener Prüfungszeit.

Ueber seine Schulbildung spricht Immermann nirgends. Er erhielt sie auf dem Klostergymnasium u. l. Frauen in Magdeburg. Der Drang nach der goldnen akademischen Freiheit, der bei jenem Jugendgeschlechte leidenschaftlicher wie irgend jemals, aus den doppelten Motiven des allgemeinen Despotismus und dem verstärkten Drucke der Familienschranken hervorbrach, erfaßte auch ihn und führte ihn noch vor vollendetem siebzehnten Jahre zu Anfange des Frühlings 1813 zur Universität Halle, die er bezog, um nach der Bestimmung seines Vaters die Rechte zu studiren.

II.

Es war ein wunderbares Geschlecht, diese Jugend, welche sich damals auf den deutschen Universitäten befand. Die Einflüsse, unter denen sie herangewachsen, hat Immermann in den letzten Abschnitten seiner Memorabilien vortrefflich geschildert. Noch nicht durch Reflexion abgebraucht, durch die Eindrücke des früheren Lebens nicht eingenommen, empfing sie von dem Kriegs- und Weltsturme der modernen Völkerwanderung gewisse, für ihre ganze Zukunft bestimmende Eindrücke. „Während die Lehre ihr das Faßlichste bot, die Familie sie lyrisch stimmte, die Litteratur

sie an tugendhafter Hand in das Weite führte, riß das Größeste, das Unfaßlichste ihre Seele auseinander, brachte die schneidendste Skepsis die wunderlichste Curve hinein." So nannte Immermann den Despotismus das reinste Erziehungsmittel seiner Jugend. „Das Leben in einer seiner ungeheuersten Entfaltungen half die damalige Jugend mit erziehen. So war keine frühere, so ist die spätere Jugend nicht erzogen worden. Die damalige Jugend lebte mehr in starken Vorstellungen als in umfassenden, mehr in Gefühl und Entschluß als in Verstand und Betrachtung." Ihren Durchschnittszustand möchte er eine edle Barbarei nennen.

In den ersten blutigen Rosenmonaten der deutschen Erhebung genoß Immermann die Honigmonate seiner akademischen Freiheit. „Nach Giebichenstein und Cröllwitz wurde allabendlich gepilgert, die Saale in Kähnen, die nicht viel breiter und sicherer sind als die Canots der Wilden, bis zur Höltybank befahren. Zwischen den grünen Büschen des Giebichensteiner Gartens oder unter den Felsen von Cröllwitz lagerte sich die junge Horde, seelenvergnügt bei der schmalsten Kost, und dort ging uns Tieck's Gestirn auf, welches wir eben kennen gelernt hatten, und das uns mit unsäglicher Freude erfüllte. Wirklich stieg da die wundervolle Märchenwelt uns empor in der alten Pracht, und wie oft stürmten wir jauchzend über den Jäger im Runenberg, über den Kater, die Studenten Löwe und Tieger, das Rothkäppchen und den König Gottlieb in mondbeglänzter Zaubernacht, die den Sinn gefangen hielt, heim." Die Sonnenstrahlen des poetischen Eindrucks hatten sich damals noch nicht durch die schwere dumpfe Nebelschicht jener schwerschrötigen Deutschthümelei und ihrer Lyrik durchzuarbeiten, unter deren Einflusse wenige Jahre später Goethe und Tieck, wie überhaupt Litteratur und Poesie, Kunst und Bil-

räth er wenigstens historische Kenntniss. So zeigt er sich denn auch mit den Häuptern der peripatetischen Disciplin und ihrem Verhältniss zu einander wohl vertraut. Er gedenkt mancher interessanten Lebensumstände des Weisen von Stagira, als Erzieher Alexanders [1]) und in andern Lagen; obgleich es ihm auch wohl begegnet, dass er von dem Schüler Theophrast etwas auf den Meister überträgt [2]). Mit wenigen Worten würdigt er richtig eine von Verläumdern schwer angefochtene Seite in dem Charakter des Letztern [3]) und fällt ein so besonnenes Urtheil über die Darstellung in den Werken des Ersteren [4]), den er als Schüler und Freund des Aristoteles kennt und wiederholt bezeichnet [5]), dass schon dadurch allein der Beweis, dass er seine Schriften selbst gelesen, geführt werden könnte. Ausserdem kennt er die tüchtigsten Peripatetiker, den Straton, den er nach seiner vorherrschenden naturwissenschaftlichen Richtung wohl charakterisirt, und in seiner Stellung als Nachfolger Theophrast's richtig bezeichnet [6]); ferner den Kallisthenes, den er

1) De fra III, 17. Aristotelia I, S. 185.

2) De brevitate vitae I, 1. Aristotelia I, S. 185.

3) De vita beata cp. 27.

4) Quaest. nat. VI, 13. (T. II, p. 793.) In hac sententia ponas licet Aristotelem et discipulum ejus Theophrastum, non, ut Graecis visum est, divini, tamen et dulcis eloquii virum et nitidi sine labore.

5) Quaest. N. a. a. O. De brevitat. vit. cp. 14. Quaest. Nat. VI, 13.

6) Quaest. Nat. VI, 13. Straton ex eadem schola est, qui hanc partem philosophiae maxime

dung der studirenden Jugend entfremdet zu werden begannen. Die herandräuende Nähe eines ungeheuren Weltentscheidungskampfes diente nur dazu den poetischen Genuß des Augenblicks für diejenigen zu erhöhen, die noch außerhalb seines Bereiches sich befanden. Fouqué's Zauberring, Arnim's Gräfin Dolores und Ahasver, Brentano's Ponce de Leon, kurz die ganze Romantik und Hyperromantik jener Zeit ward in allem Champagnerschaum sprudelnder Frische genossen. Daneben lief eine Begeisterung für Schiller, die an Andacht gränzte. Ueber jene poetischen Anregungen hinaus ragte noch eine andere Erscheinung der edelsten Schönheit. Die von Goethe gebildete Weimarsche Schauspielergesellschaft, damals in ihrer höchsten Blüte, spielte in Halle und Lauchstedt, und Immermann, der von frühster Jugend an einen unwiderstehlichen Hang zum Dramatischen gefühlt hatte, und doch durch seine strenge Erziehung so gut wie völlig vom Theater abgeschnitten gewesen war, erlebte hier das Glück, daß der offene und unentweihte Sinn des Jünglings gleich von einem Höchsten in seiner Art entzündet wurde. Noch im reifen Mannesalter gedachte er der dort empfangenen Eindrücke mit Entzücken. „Ich war bis zu meinem siebzehnten Jahre vielleicht drei- bis viermal im Theater gewesen, und nun wurde mir, der ich durch etwas Falsches noch nicht geirrt worden war, diese Offenbarung des Feinen, Würdigen, diese Musik des Vortrags, dieser Reigentanz des Ganges und der Geberden, dieser Aether der Poesie, wodurch der große Dichter seine Anstalt zum Abdruck der eignen harmonischen Brust gemacht hatte. Von Vergnügen war da nicht die Rede, sondern entzückt war ich und verzückt; die alte Kirche, worin man die Bühne aufgerichtet hatte (jetzt steht an ihrer Stelle das Hallische Universitätsgebäude), war mir eine geweihte Halle und die Andacht zum Gottesdienste

des Wortes, welcher darin ſeine Stätte fand, ſtammte vermuthlich brünſtiger als die frühere des Orts.“ Dieſe Eindrücke würden ihm formgebend für die ganze Zukunft. An ſie knüpften ſich ſeine ſpäteren Beſtrebungen für eine Regeneration der deutſchen Bühne, Beſtrebungen denen nicht der Erfolg fehlen ſollte, wohl aber die Gunſt des Glücks, die den Erfolgen allein Dauer verleihen konnte.

Mitten unter dieſe Kunſt- und Lebensſtudien, denen ſich denn die „nach Gelegenheit beſuchten“ juriſtiſchen und philoſophiſchen Collegien, ſowie die mit Vorliebe gehörten Vorleſungen des alten Schütz über Horaz' Epiſteln und Ariſtophanes' Fröſche nebſt der beſtändigen Privatlectüre ſeines Lieblingsſchriftſtellers Tacitus anſchloſſen, fiel die Aufhebung der Univerſität durch Dekret des über dieſelbe ſchwer erzürnten Franzoſenkaiſers. Die Alma Friedericiana ward wüſt und leer, und auch Immermann, der den Befehl des Vaters: vor Ablauf des erſten Univerſitätsjahres nicht nach Hauſe zu kommen, für ſolch' ein außerordentliches Ereigniß nicht gegeben anſah, pilgerte heim nach Magdeburg. Allein er hatte ſich geirrt. Der römiſch ſtrenge Mann verwies ihm gemeſſen die Uebertretung ſeines Gebotes. Nur zwei Tage durfte er zur Erholung im Vaterhauſe raſten, dann mußte er nach Halle zurückkehren „um dort für ſich zu ſtudiren, bis der Vater anderweitig über ihn beſtimmen werde“. Gehorſam kehrte er zurück und verlebte in der geſpenſtiſchen Oede der verlaſſenen Stadt peinliche Tage und Wochen bis mit der großen Entſcheidungsſchlacht von Leipzig die allgemeine Bewegung auch ihn in die Wege fortriß, die ſo viele Andere gingen. Den Vater ſollte er nicht wiederſehen: er ſtarb in dem von Tauenzien belagerten Magdeburg.

Mit höchſter Begeiſterung ſchloß ſich Immermann dem Kampfe

gegen den Unterdrücker des Vaterlandes an, ward aber bald von einem Nervenfieber befallen, das ihn an den Rand des Grabes brachte, und ihm erst dann gestattete zu seinem Detachement zu stoßen, als der Feldzug bereits beendet war. Für Immermann war dies ein harter Schlag, und er verfiel darüber, wie Schnaase erzählt, in einen Zustand von Schwermuth, der an Verzweiflung gränzte; die Besorgniß der Seinigen um ihn stieg in dem Grade, daß der Wiederbeginn des Krieges nach Napoleons Rückkehr ihnen fast als ein Glück für ihn erschien. Von diesem Kriege und seinen Abenteuern wissen wir nur, daß Immermann den blutigen Entscheidungskampf bei Bellealliance mitfocht, und mit den verbündeten Heeren in Paris einzog. Als Offizier verabschiedet kehrte er in die Heimath zurück, gestählt an Seele und Leib, bereichert mit einem Schatze von Erfahrungen, ein Mann im Jünglingsalter, denn der Krieg reift schnell. In Halle wurden die unterbrochenen Studien wieder begonnen, auch die Theilnahme am Weimarischen Theater ruhete nicht, und die originelle Gestalt eines wenige Meilen von Halle im Gebirge wohnenden, begüterten alten Oheims, zu dessen zahlreichen Steckenpferden auch das Theaterwesen gehörte, gab Gelegenheit, sich in eigenen phantastischen Scherzen zu versuchen. Diesem alten Oheime, dessen Theaterliebhaberei Immermann später in dem Lustspiele „die Verkleidungen" mit so frischem Humor ausgebeutet hat, hat er in seinen Memorabilien ein Denkmal in einem eigenen Kapitel, errichtet, welches ich dem Schönsten derartiger Schilderung in unserer Litteratur beizähle, und aus dem die ganze Seligkeit frischer, ausgelassener Jugendlust wie Waldesduft und Quellengerisel uns entgegenhaucht.

Die Festigkeit seines Charakters und sein unverzagter Muth des Entschlusses und der That sollten schon im Verlauf seiner

wiederbegonnenen Universitätsjahre auf eine entscheidende Probe gestellt werden. In Halle hatte sich noch vor dem Entstehen der Burschenschaft zu Jena eine Studentenverbindung, Teutonia genannt, gebildet, welche trotz allen Anflugs vaterländischer Gesinnung dennoch in Formen und Grundsätzen das alte landsmannschaftliche Princip festhielt, an dessen Zerstörung gerade damals die besten Köpfe und edelsten Herzen der Jugend arbeiteten. Trotzdem, daß die Grundlage jener Verbindung die Idee der Einheit des deutschen Volks sein sollte, fehlten ihr doch die Grundfesten derselben: Allgemeinheit, gleichmäßige Freiheit und Berechtigung der Einzelnen und Schützung der Rechte Aller, wie sie die spätere Burschenschaft erstrebte. Der Despotismus roher Gewalt, mit welcher sie die nicht ihrer Verbindung Angehörenden, die schlechtweg Sulphuristen (Schwefelbande) genannt wurden, verfolgte, grenzt an das Unglaubliche, und einzelne Züge, die mir davon durch ehemalige Teutonen selbst bekannt worden sind, tragen das Gepräge einer rohen Unmenschlichkeit, gegen die sich jedes Gefühl empören mußte. Immermann befand sich in diesem Falle. Jene Verbindung hatte einen armen Studenten, der ihren Vorschriften sich nicht fügen wollte, öffentlich und schmählich gemißhandelt. Man hatte ihn am hellen Tage auf öffentlichem Platze beim Austritt aus dem Knapp'schen Auditorium am großen Berlin zu Halle „gehetzpeitscht", ja selbst das Haus des Kanzlers Niemeyer, wohin sich das arme Opfer dieser Brutalität geflüchtet, war nicht als Asyl geachtet worden. Dieser Akt der Ungerechtigkeit veranlaßte Immermann, die Gleichgesinnten unter seinen Kommilitonen zu einer feierlich erklärten Mißbilligung des Vorgefallenen und zu entschiedener Protestation gegen verjährte Mißbräuche auf den deutschen Universitäten zu vereinigen. Die Folgen dieses Schrittes blieben nicht aus.

Immermann sah seine Person von jenen Machthabern in einer Weise bedroht, gegen welche die Maßregeln des ohnmächtigen akademischen Senats nicht ausreichend oder nicht kräftig genug schienen. Er war in seinen vier Wänden nicht mehr an Leib und Leben sicher. Da faßte der zweiundzwanzigjährige Jüngling den Entschluß, sich zur Aufrechthaltung des Gesetzes unmittelbar an das Oberhaupt des Staates zu wenden. Er eilte nach Berlin, überreichte eine von ihm und zwei Kommilitonen unterzeichnete Vorstellung dem Könige selbst, und erlangte dadurch eine Kabinetsordre, welche kräftigeres Einschreiten der Behörden zur Folge hatte. Leider habe ich die kleine Schrift, in welcher er diesen ganzen Vorfall der Oeffentlichkeit übergab, nirgends auftreiben können. Dagegen liegt mir eine zweite vor, (Letztes Wort ꝛc. Leipzig, Klein 1817), in welcher er die Anschuldigungen seiner Gegner siegreich und kräftig widerlegte, und die nicht weniger für Immermann selbst, als für jene Zeit und das Treiben der Jugend von damals bezeichnend ist. Wie sehr aber die öffentliche Meinung eines großen Theils seiner Alters- und Standesgenossen gegen jene Schrift eingenommen war, beweist wohl am besten der Umstand, daß Immermann's Schrift auf dem Wartburgsfeste mit verbrannt wurde. Immermann hat später diese Studentenwirren in seinem ersten Romane (die Papierfenster eines Eremiten S. 28—30) mit einigen Strichen angedeutet, sein Verhältniß zu denselben jedoch nicht klar genug dargestellt. Dahingegen finden wir in den dort niedergelegten Betrachtungen über die unselige That Sand's (S. 86—87) eine Reife des Urtheils, die Immermann's Verhältniß zu jenen Schwärmern charakterisirt, und die damals selbst älteren Männern, wie man am besten aus Solger's Briefwechsel sieht, fehlte.

Zu Ende des Jahres 1817 verließ Immermann die Univer-

ſität und trat in den Staatsdienſt. Hier arbeitete er bis 1819 als Auskultator und Referendar in Magdeburg und Groß-Aſchersleben, in welchem Jahre er als Auditeur nach Münſter verſetzt wurde. In den vier Jahren, welche er hier verlebte, drängte ſich die lange gehegte poetiſche Productionsluſt mit einer Fülle von Arbeiten hervor. Manches von lyriſchen und dramatiſchen Gedichten, was ſchon auf der Univerſität begonnen war, ward hier vollendet. So erſchienen in raſcher Folge die Gedichte „Jung Osrik“ und „das Requiem“ (im Fouquéſchen Frauentaſchenbuche für 1820), das Luſtſpiel „die Prinzen von Syrakus*),“ drei Trauerſpiele: „das Thal von Ronceval“, „Edwin“, und „Petrarca“**), der Roman „die Papierfenſter eines Eremiten“***) und eine Sammlung von Gedichten†). — Die falſchen Wanderjahre, welche damals von Quedlinburg „in die Welt hinaustrabten“ und einer kleinlichen Verketzerung unſeres größten Dichters, die ſich in gewiſſen Kreiſen zu regen begann, das Wort liehen, veranlaßten Immermann, ſolcher Verkennung in Scherz und Ernſt entgegenzutreten. So entſtanden die beiden Schriften: „Ein ganz ſchön Trauerſpiel von Pater Brey dem falſchen Propheten in der zweiten Potenz gedruckt in dieſem Jahr“, und der: „Brief an einen Freund über die falſchen Wanderjahre††)“. Auch das Trauerſpiel: „König Periander und ſein Haus“ (1823), das vortreffliche Luſtſpiel „das Auge der Liebe“ (1824) und eine Novelle „der neue Pygmalion“ gehören in dieſe Münſterſche Periode.

Von allen dieſen Jugendarbeiten hat Immermann bekanntlich, mit Ausnahme eines vielfach umgeſchmolzenen Theils der Gedichtſammlung, nichts in die ſpätere Sammlung ſeiner Schriften

*) Hamm 1821. **) Ebendaſ. 1822. ***)†) Ebendaſ. 1822. ††) Beides Münſter 1823.

aufgenommen. Streng wie er war in seiner Selbstkritik, „legte er dabei selbst Manches zurück, was ihm aus ältern Zeiten her lieb war, weil ihm die Stimmung nicht erscheinen wollte, es noch einmal als frischen Stoff zu betrachten und in diesem Gefühl zu verjüngen". Wir aber werden bei diesen Jugendarbeiten um so eher etwas länger verweilen dürfen, weil sie für Immermann's Entwickelung eben so bedeutend, als im Ganzen wenig bekannt sind.

Unter ihnen ist der Roman: „die Papierfenster eines Eremiten" ganz aus der subjectiven Lage und Stimmung des Dichters hervorgegangen. Es ist die Krankheitsgeschichte eines durch doppelten Liebesirrthum zerstörten Herzens, welche der Dichter, dessen eigenstes Leben dabei auf's Tiefste betheiligt ist, zu schildern versucht. Der Stoff der in Briefform gekleideten Novelle ist einfach. Friedrich liebt Cölestinen. Die Gluth seiner Empfindung überrascht und überwältigt bei ihrem ersten Hervorbrechen den Gegenstand seiner Neigung. Sie läßt ihn einen Augenblick die volle Erwiederung seiner Gefühle hoffen, während sie schon im nächsten aus ihrer Ueberraschung erwachend fühlt, daß sie ihn nicht liebe, ihm nicht angehören könne. Fast um sich vor ihm zu retten, reicht sie einem andern ihre Hand. Friedrich lange verzweifelnd und ruhelos umhergetrieben, findet endlich in der ländlichen Einsamkeit engumfriedeter Zustände einer Pachterfamilie Beruhigung, ja Ersatz des Verlornen. Ein liebenswürdiges Landkind gewinnt sein krankes Herz, aber ihr und ihm zum Verderben. Wie früher Cölestine so täuscht sich hier Friedrich über den wahren Grundgehalt seiner Neigung. So schön der Traum dieser neuen Liebe aufblüht — und die Schilderung derselben ist ein Meisterstück, würdig den schönsten Partien von Immermanns letzter Dichtung an die Seite gesetzt zu werden, — so furchtbar ist das Erwachen.

Der Getäuſchte kann den Selbſtbetrug ſich nicht lange verhehlen, Kultur und Natur bleiben unverſöhnt. Das Feldblümchen, verpflanzt aus ſeiner unſchuldigen Umgebung, für die es die Natur ſchuf, in den Ziergarten der Modekultur, verſtreut ſeinen Duft vergebens ſelbſt für den, der ſonſt an ihm ſo gern ſich erquickte. Das Erſcheinen des Gegenſtandes der erſten Liebe zerreißt den letzten Faden der ſelbſtgeſponnenen Herzenstäuſchung. Sowohl Geiſt als Herz bricht bei dem Anblick der Wahrheit, Friedrich nimmt Gift. Vom Tode gerettet, ſiecht er an Leib und Seele unheilbar krank noch traurige Tage hin, denen freiwilliger Hungertod ein Ziel ſetzt. Dieſer letzte Theil des Romans iſt nur aus Tagebuchsblättern, Reflexionen und dichteriſchen Bruchſtücken zu entnehmen, die den zweiten Abſchnitt des Ganzen bilden.

Man ſieht: wir ſtehen auf Wertheriſchem Boden. So allgewaltig beherrſchte Goethe's Romandichtung noch dieſe Generation, daß Immermann, ohne Zweifel der kräftigſte Geiſt derſelben, weder hier noch anderthalb Jahrzehnte ſpäter in den Epigonen ſich ganz ſeinem Einfluſſe zu entziehen vermochte. Shakſpeare und Goethe's Jugenddichtung wühlen hier in der jugendlichen Bruſt des Dichters, die von eignen ſchweren Liebesleiden erzitternd nach der Befreiung ringt: „zu ſagen, was ſie leide". Nun aber „tragen alle Schöpfungen des Menſchen das Gepräge der Stimmung an ſich, in welcher er ſchafft"*), und ſo ſehen wir auch hier Immermann in der Hamletsſtimmung gegenüber einer matten Zeit, deren Zwieſpalt mit der nächſten thatkräftigen Vergangenheit drückend auf ihm wie auf ſo Vielen laſtete. Dies iſt ausgeſprochen in der Bemerkung über Shakſpeare's Hamlet (Papierſ. eines E. S. 6). „Er iſt das Bild

*) Immerm. Memorab. I. 124.

auch unſres Lebens. Studirt haben wir, edle Empfindungen ſind uns nicht fremd, zu reden wird uns leicht. Wir beſpötteln die Poloniusklugheit der ehrlichen Leute, verlachen die Oſriksgecken, ſchmähen die Könige und Königinnen, wir ſpielen mit den Ophelien, und dieſe ſind auch nichts Beſſres werth, — da ſteigt, wie der alte Geiſt, die Geſchichte kräftigerer Tage vor uns auf und mahnt uns zu kühnen Thaten! Zum erſten Male fühlen wir unſere Mattherzigkeit — im Aufruhr aller Gedanken retten wir uns in die Tollheit, die wahrhaftig keine verſtellte iſt, heimlich macht ſich die gequälte Bruſt Luft und ſchreit:

„O what a rogue and peasant slave am I!“

Dieſe Worte am Eingange des Gedichts ſind bedeutungsvoll für den Charakter und die Entſtehung des Ganzen. Es iſt die Zeit nach dem großen Weltkriege, in der ſich der Einzelne, wie das ganze Deutſchland im Gefühle ſeiner Mattherzigkeit der Grille der Gefühlsromantik in die Arme wirft, und von außen gelähmt, in ſeinen Hoffnungen und Erwartungen getäuſcht, an der Verwirklichung ſeiner Ideale gehindert, um geſchichtlich politiſche Lebensentfaltung betrogen, ſich eigenſinnig bis zur Tollheit in ſein ſubjectives iſolirtes Leben verſenkt und ſich in und mit demſelben faſt völlig auszuhöhlen und zu verzehren Gefahr läuft. In dieſem Gefühle läßt der Dichter ſeinen Friedrich ſchon zu Anfange mit Hamlet ausrufen:

How weary, stale flat and unprofitable
Seems to me all the uses of this world!
Fie on't! etc. . . .

Dieſe Saite politiſcher Stimmung klingt überall mit ihrem ſchrillen Klange durch das Werk, am ergreifendſten in dem „Abendliede des alten Wächters an der Lützener Schlachtſäule“

(S. 129). Daß Immermann viel aus seinem eigenen Jugendleben in diesen Roman hineingedichtet, ist schon oben gezeigt worden. Ein gleichzeitiges, leidenschaftliches und leidvolles Liebesverhältniß mit der Gräfin von Ahlefeldt, der Gattin des gefeierten Generals von Lützow, wollen wir hier nur andeutend erwähnen. Wenn wir aber bei diesem Erstlingswerke des jugendlichen Dichters länger verweilen, so geschieht es, weil in demselben schon fast der ganze Umfang von Immermann's Talent und dessen späteren Leistungen vorgedeutet liegt. Hier haben wir die „Epigonen" und „Münchhausen", und zwar beide Richtungen des letzteren im Keime, wie denn überhaupt diese Befähigung zur prosaisch-poetischen Romandarstellung in seiner ersten Novelle überwiegend heraustritt. In den Aphorismen der zweiten Abtheilung findet sich eine Schärfe und Tiefe des Urtheils, die bei dieser frühen Produktion in Erstaunen setzt. Es sind Splitter eines zerbrochenen Spiegels jener Zeit und ihrer sozialen und litterarischen Zustände. Aus allen diesen Reflexionen und Beobachtungen spricht ein Gefühl tiefer Vereinsamung inmitten einer schlaffen, dürren, traurig-mattherzigen Zeit. „Nur ein großer Mann", meint er, „könne diesem Jahrhundert helfen" (S. 88). Solche Stimmung drängt naturgemäß zur Satire (Humorist war Immermann nie), und diese wendet sich dann zunächst mit allem Witze der Bitterkeit gegen den Spiegel des Lebens — gegen das Theater. Die „alphabetisch-dramaturgischen Bemerkungen" sind noch heute nicht veraltet. Das geistlose Gesellschaftsleben, die philisterhafte Bierkannegießerei, die erbärmliche Personalsatire, (wobei der jetzt längst vergessene „Satiriker Friedrich" verhöhnt wird,) die Weiberliteratur, die Kriecherei, die tolle Gesetzmacherei sind Gegenstände der nächsten satirischen Ausfälle. Aber diese Jagd auf die Thorheiten ist eine freudlose, träumerische Jagd.

vielleicht allein im ganzen Alterthum richtig gewürdigt zu haben das Verdienst hat [1]). Auch dürfen wir nicht vergessen, dass mit ihm zugleich ein bedeutender Peripatetiker Alexander Aegaeus als Lehrer *Nero's* erwähnt wird, dessen Umgang auch für *Seneca's* Kenntnisse des Peripateticismus nicht ohne Einfluss sein konnte.

Ehe wir nun zur Bezeichnung der einzelnen Schriften übergehen, von denen wir Spuren in den Abhandlungen Seneka's vorfinden, will ich eine Stelle besonders hervorheben, weil sich aus ihr für das Studium der Schriften, die uns hier interessiren, und ihre Zugänglichkeit zu jener Zeit etwas zu ergeben scheint. In seiner anziehenden Betrachtung „über die Kürze des Lebens" stellt er einmal, in seiner Weise, nicht ohne Selbstgefälligkeit den Gegensatz auf, den der mit den Studien der Weisheit beschäftigte, in sein Museum gebannte Forscher zu denen bilde, die das Haschen nach eitlen Aussendingen und das Streben, eingebildeten Pflichten zu genügen, Tag für Tag rastlos umhertreibt. „Nur von denen," ruft er aus, „dürfen wir sagen, dass sie wahrhafter Pflichten Erfüllung leben, deren Streben es ist, mit Zeno, mit Pythagoras und Demokritos und den übrigen Häuptern der Wissenschaft, mit Aristoteles und Theophrastos fortwährend möglichst vertraut zu leben.

---

coluit, et rerum naturae inquisitor fuit. Hujus tale decretum est et cet.

1) Aristotelia Th. I, Seite 128 ff.

Das Gute ist das allein Positive, Dauernde, und zu ihm sehnt sich sein Herz zurück, und so wandten sich denn auch schließlich die Apherismen dem Inhaltsvollen und Ewigen des Wahren und Guten zu. Dieser Abschnitt ist voll reiner Goldkörner. Ein Volkslied aus dem Wunderhorn regt ihn auf, den Stoff zu dramatisiren. Es entsteht das Drama: „die Verschollene". Shakspeare's Sprache und Weise fühlt sich heraus aus den Figuren des Thürmers und des Knappen, während die Geißelung der hektischen Frömmelei jener Zeit eine fremdartige Zuthat ist.

III.

In den drei Trauerspielen dieser Periode tritt gleichfalls der Einfluß Shakspeare's entschieden hervor. Wahl der Stoffe, Art der Behandlung, Composition, Einmischung des Komischen in das Tragische, das Alles ist bis auf Einzelheiten der Sprache Reflex des britischen Dichters. Am Deutlichsten ist dies in dem ersten, dem „Thal von Ronceval". Die Sage tritt als Prolog auf. Ein großer Griff in die Urzeit christlich germanischen Heldenthums ist gethan, der Boden, auf dem wir stehen, ist durch und durch Shakspearisch. Riesige Gestalten werden herauf beschworen, Karl der Große und seine Paladine, Held Roland und sein treuer Olivier, der weise Turpin und der schlimme Ganelon, der Mohrenkönig Marsiliar und seine heldenhafte Tochter, die schöne Zoraide, der wilde Ferragus und der böse Baltid treten vor uns auf. Christus und Mahmud stehen sich entgegen, und nur die Liebe weiß im Tode die Kluft des Abgrundes auszufüllen, die zwischen beiden gähnt.

Der siegreiche Frankenkaiser lagert am Ebro unweit Saragossa. Die geschlagenen Mauren wagen den letzten Kampf; er endet mit ihrer Niederlage. In diesem Kampfe treffen Roland und Zoraide auf einander, und wir sehen den Paladin der Paladine in den Banden unheilvollster Liebesleidenschaft. Dem Siege des Christenheeres folgt der Friede, welchen anzunehmen Karl von seinen kampfesmüden Heeresfürsten gezwungen wird. Er belohnt Roland mit der Krone der eroberten spanischen Mark, die er früher Ganelon versprochen hat. Zwar mahnt ihn der weise Erzbischof Turpin, sein Wort nicht zu brechen, aber Ganelons offenkundige, unkriegerische Feigheit, und die Ueberzeugung, daß es eines Helden wie Roland zum Schutz des Landes bedürfe, lassen zwischen dem Unwürdigsten und dem Würdigsten keine Wahl. Da wird der so gekränkte Ganelon zum Verräther. Er macht gemeinsame Sache mit den Feinden, zu denen ihn Karl auf Kundschaft gesendet. Vergebens klagt Turpin ihn auf Verrath an, Roland vertheidigt den Bruder. Der Heimzug des Kaiserheeres beginnt. Roland giebt ihm mit den Seinen das Geleit. Im Felsenthal von Ronceval überfallen die Mauren ihn, der die Nachhut deckt. Die treue Zoraide hat nur eben so viel Vorsprung gewonnen, um als sie den Verrath entdeckt, Roland zu warnen. Er fällt mit den Seinen, doch nicht ungerächt. Sein Hornruf ist zu des Kaisers Zelt gedrungen. Er kehrt um, schlägt die Mohren, nimmt Ferragus gefangen, und erneunt Roland's Wittwe (die Turpin indessen getauft und dem sterbenden Roland vermählt hat) zur Königin des spanischen Christenlandes. Ganelon der Verräther soll zu Aachen gerichtet werden.

Das Erste was uns hier auffällt ist die Schwäche der tragischen Collisien. Ein nicht gehaltenes Versprechen führt dieselbe herbei. Aber der Dichter hat diesen Ganelon in den ersten

Akten zu einer so erbärmlichen Erscheinung gemacht, daß wir nicht begreifen, wie König Karl diesem feigen Hallunken, den der letzte Troßbub im Heer verachtet, je einen Thron versprechen konnte, noch weniger aber, wie Turpin seinem Zöglinge es verübeln kann, daß er sich eines solchen Versprechens der Wirklichkeit gegenüber, die einen Helden zum Herrscher fordert, entbunden achtet. Das Zweite ist der Widerspruch in Ganelon's Erscheinung. Feig, verächtlich und verachtet zu Anfang des Stücks, zeigt er zuletzt einen Muth, eine Energie, Consequenz und Entschlossenheit im Bösen, wodurch er alle Gestalten überragt. Dies alles und das Bewußtsein, daß er der Verrathene, daß sein Verrath nur nothwendige Folge des an ihm begangenen ist, erscheint mir als ein Resultat der Einsicht des Dichters in jenen ersten Fehlgriff, den er gut machen wollte; und hier haben wir eine Probe von jener Willkür und Gewaltsamkeit, die Uechtritz bei Immermann in der Behandlung des Dramas findet. Was Immermann auf diesem Wege schafft, ist oft vortrefflich; das Fehlerhafte liegt nur in der mangelnden Harmonie.

Eine andere Hauptschwäche der Composition ist der Mangel einer durchgehenden Einheit dramatischer Handlung, und des dramatischen Interesses. Karl und Ganelon stehen für sich, Roland und Zoraide, Ferragus und seine Liebe zu der letztern sind Episoden ohne nothwendigen Zusammenhang mit der Haupthandlung, an der sie nichts motiviren, nichts herbeiführen, nichts ändern. Roland's Trübsinn und Liebesleiden, sein Aufsuchen der Geliebten im Schlosse zu Saragossa, das Alles, so schön es geschildert ist, so wenig nothwendig und dramatisch bestimmend greift es in das Ganze ein. Der epische Charakter des Ganzen ist nicht dramatisch gewältigt, wie das auch der bunte Scenenwechsel zeigt, der an die gleiche dramatische Unbehülflichkeit in

Goethe's Götz erinnert. Der zuchtlose Zustand des Heers zu Anfange des ersten Akts, ist, abgesehen von der puppenspielhaften Behandlung der Figuren der einzelnen Kriegsknechte, in welcher sich der Einfluß Tieck'scher Dichtung vernehmbar macht, schon darum zu tadeln, weil dadurch nichts motivirt, und das Ganze zu nichts benutzt wird. Karl selbst, der Hauptheld des Ganzen nach des Dichters Anlage, ist eine verschwommene, markloſe, nebelhafte, idealistische und doch auch wieder prosaisch reflectirende Gestalt, welcher der verächtliche Ganelon wie ein Heros gegenüber steht. Seine Selbstgesprächsreflexionen sind matt und wirkungslos, und Turpin spricht zu ihm oft wie der fromme Beichtvater eines schwachen Königs. Seine großen Worte werden dadurch zu Rodomontaden. In der Schlacht, wo er dem durch Zauberkünste unverwundbaren Ferragus das Schwert aus der Hand schlägt, antwortet er, statt den Entwaffneten gefangen zu nehmen, als Ferragus ausruft: „Pest und Tod! das Schwert zurück!" bloß: „Mit meinem Leben will ich es vertheidigen!" Nicht weniger komisch klingt es, wenn er den fliehenden Mohren zuruft:

— — „Fort, ihr Heiden!
Mit Karl ist Gott! Da hilft kein Widerstreben!"

Die Abhängigkeit des jugendlichen Dichters von Shakspearscher Weise zeigt sich nicht nur in der Behandlung der Kriegsknechte, unter denen z. B. Gumprecht als ein karikirter Falstaff erscheint, sondern auch in einzelnen wörtlichen Reminiscenzen, wie z. B. die Macbethschen:

„O öffne dich, du festgefügter Boden."

oder:

„Ich bin so tief in Eurer Treu verschuldet,
Daß ich mich nur mit Dank zu lösen weiß."

und die Worte in Karl's Selbstgespräch:

„An alle Thaten hängen sich Gewichte,
Entschlüsse schrumpfen ein, die weit und groß,
Und selbst des freien Muthes rascher Schritt
Sinkt unter in dem Sumpfe der Bedenken".

können ihren Vater Hamlet so wenig verleugnen, wie das Liebespathos Roland's seinen Ursprung aus den Zuständen des Dichters, der hier und im „Petrarca" sein eignes Geschick und dessen Leiden abgebildet hat.

Merkwürdig und für Immermann charakteristisch ist in dieser Jugendtragödie endlich das harte Nebeneinander der trockensten Prosa (wie z. B. in der Scene II, 7 zwischen Karl und Ganelon) und der vollsten reinsten Poesie, wie sie in der Unterredung Roland's und Olivier's, in dem darauf folgenden Selbstgespräche des erstern (I, 7 und 8), in der Mohrengesandtschaft, in der Begegnung Roland's und Zoraiden's aufblüht. Dazwischen schlingt sich der tolle Spuk eines wüsten Magierwesens. Kurz, wir haben hier jenen Dualismus des romantisch Poetischen und des praktisch Verständigen in Immermann's Natur, der sich durch alle seine Dichtungen hindurch zieht, und der hier in diesem Jugendwerke um so schärfer heraustritt, je weniger er noch die romantische Anregung Tieck's, Arnim's und Brentano's und die Schwärmerei für Shakspeare überwunden hatte, aus denen heraus er zur Dichtung kam. Der romantische Zauber uralter Heldensage und die modernste Ironie kreuzen sich im wunderlichsten Durcheinander. Ueberall aber zeigt sich die gährende Jugendkraft eines großen Talents und eines bedeutenden Charakters, der mitten in verworrener, dumpfer, verletzender Gegenwart „sich flüchtet aus dem peinlichen Gewirr zum stillen Borne der Vergangenheit", eine Jugendkraft, von welcher der Dichter selbst so bezeichnend für sein eignes Werk den greisen Turpin sagen läßt:

„Seltsames liebt die Jugend, und vermeint,
Es sei das Große und Gewaltige."

Das zweite Trauerspiel „Edwin" erscheint gegen das „Thal von Ronceval" gehalten als ein bedeutender Fortschritt.

Adalfried, König von Northumberland, hat seinen Neffen und Mündel Edwin, Erbprinzen von Deiri, aus dem Wege räumen lassen und dessen Reich an sich gerissen. Der Verrath trägt seine Frucht. Adalfried ist gealtert, Grausamkeit und Mißtrauen, die Begleiter der Usurpation, rufen Empörung in dem unterworfenen Lande hervor. Der Häuptling Redwald, einst sein Bundesgenosse, erhebt in Deiri die Fahne der Empörung, unter dem Vorwande, Edwin, der rechtmäßige Thronerbe, sei noch am Leben. Adalfried's Feldherr Kerdrick wird geschlagen und getödtet, sein Heer vereint sich mit den Rebellen. Da fordert Oswy, der einzige Sohn Adalfried's, daß der Vater ihn gegen die Rebellen ziehen lasse. Nach langem Sträuben läßt er es geschehen, denn ihm selbst ist aller alte Muth verloren, seit er an Edwin's Tode zweifeln lernte. Als er den Sohn von sich ziehen sieht, da bricht die harte Rinde, die seine Frevel um sein Herz gelegt, und er ahnet blutigen Ausgang. Edwin aber lebt wirklich, wenn auch nicht im Lager der Rebellen. Des Königs Mordgehülfe, Offa, hat ihn heimlich gerettet und in tiefster Waldeinsamkeit als seinen Pflegesohn erzogen. Hier hauset er als freier Jäger mit seinem Weibe, Offa's Tochter, und einem Knaben. Als Adalfried allem Volke Auslieferung der Waffen anbefiehlt, wird er mit seinem Geschoß von Spähern ergriffen, nach wilder Gegenwehr übermannt und nach Kendal abgeführt, wo ihn das Gericht des Königs zum Tode verurtheilt. Der König bestätigt den Spruch. Im Kerker in der Todesnacht erscheint dem Gefangenen sein Vater Aella und entdeckt ihm seine Abstammung. Schon ist den Bürgern Kendals

seine Aehnlichkeit mit ihrem alten Könige aufgefallen. Da naht sich Rettung. Prinz Oswy's Heer ist geschlagen, er selbst getödtet. In dem Augenblicke, wo Redwald, der Rebellen Führer, den Seinen trügerisch erklärt, Prinz Edwin sei auf's neue in Adalfried's Hände gefallen und getödtet, bringen Clym und William, Offa's Söhne, die Nachricht, der ächte Edwin lebe, und sitze zu Kendal auf den Tod gefangen. Das Heer, welches längst seines Führers falsches Spiel geahnet, bricht ohne diesen auf nach Kendal, und befreit seinen König Edwin in dem Augenblicke, wo er das Schaffott besteigen soll. Edwin, jetzt König seines Erbes, stellt sich an die Spitze des Heeres, und rückt an die Gränze Northumberlands ohne sie zu überschreiten. Denn erst will er in Güte versuchen, Adalfried zur Herausgabe seines Raubes zu bewegen. Hier verschwören sich Redwald und Ugly die Feldherrn zum Tode des so gegen ihre Plane wirklich auferstandenen Königs, der nur durch die Treue eines Mitwissers um jenen Mordplan gerettet wird. Dafür aber entführt ein Abgesandter Adalfried's Edwin's Söhnchen Osfried, und Edwin findet, als er mit seinem Heere gen Carlisle zu Adalfried's Schlosse eilt, dort nur die Leiche des von dem alten halb wahnsinnigen Könige ermordeten Kindes. Er erschlägt diesen im Zweikampfe, und nimmt nun selbst einsam (denn sein Weib die Köhlerstochter hat sich von „dem Könige" geschieden) und verwaiset von den Thronen Northumberland's und Deiri's Besitz. Sein Trost ist in den Schlußworten des Ganzen:

— Und ich! — —
Allein wer sagt dir, eigennützig Herz,
Daß dieser Erde Bau in Trümmer falle,
Weil dir dein kleines Glück zu Trümmern ward?

Schon diese Skizze kann beweisen, daß Immermann in diesem

Trauerspiele der poetischen Wirklichkeit der Historie einen Schritt näher gerückt ist. Die Exposition giebt einen klaren Einblick. Die Figur des in der Wildniß auferzogenen Königssohnes ist vortrefflich. Der Uebergang aus der unbändigen Wildheit strotzender Naturkraft zu dem ruhig festen Ernst des Herrschers durch den Anblick der Kultur und das Bewußtsein königlicher Abstammung ist, trotz aller Gewaltsamkeit, doch dramatisch von großer Wirkung. Die Rebellenführer Redwald, Ugly, Sharp, Prinz Oswy und die treue Rosalinde sind nicht ohne individuelles Leben. Aber der Schluß des Ganzen, die tragische Katastrophe ist unbefriedigend. König Adalfried erscheint zu hohl und schattenhaft, und seine letzte Handlung, der Mord von Edwin's Knaben, ist unnütz und untragisch. Das Interesse endlich erscheint auch hier wieder gespalten. Daneben spielt die romantische Ironie dem Stücke übel mit. „Junker Dunst", in welchem Fouqué und seine lichtbraune Pferdepoesie persiflirt, „Pandemchen" die wohl das Publikum bedeuten soll, mit dem der alte Romanteske Don Quixote sein Minnespiel treibt, sind mit Allem was darum und daran hängt geistreich und witzig, aber ohne alles Verhältniß zu dem wesentlichen des Gedichts. Es ist eine förmliche Mißhandlung seines Werks, die sich der Dichter mit diesen Figuren erlaubt. Man kann das Alles wegstreichen ohne daß das Geringste vermißt wird. Eben so erkältend und alle Einheit, alle Illusion zerstörend wirkt der Spott über die formentolle Juristerei, über die burschenschaftliche Ueberschwänglichkeit und die feige Philisterhaftigkeit seiner Zeit, den wir in den Personen Tiberimus, des Richters, der Bürger Dull und Dumb ausgegossen sehen, lauter Figuren von denen des Dichters eigne Worte gelten:

— — Bild der Lumpen dieser Zeit,
Die markles ist und altklug. —

Wenn man diese gestissentliche Zerstörung aller poetischen Einheit und Illusion, diese modernsten Tagesbeziehungen der Satire und Ironie mitten unter die Vorgänge uralter sagenhafter britischer Heldenzeit gemischt sieht, so erinnert man sich der Worte, welche Immermann im „Petrarka“ der Laura über einen tollen Brief in den Mund legt:

So Zierliches und Närrisches auf einem
Demselben Blatt ist, wie wenn Geld und Spreu
Sich in dem nämlichen Gefäße fänden.

Zugleich begreift man aber auch, warum der alte Goethe, dem Immermann dies Trauerspiel mit wunderschönen Stanzen zueignete, von einem Werke keine Notiz nehmen mochte, in welchem er die Irrthümer seiner Jugendumgebung wieder aufleben sah. In der That sind beide Dichter auch später nie in persönliche Berührung gekommen. Als Immermann ein Jahr vor Goethe's Tode den alten Dichterpatriarchen aufzusuchen gedachte, verhinderte ein Zufall die Ausführung dieses Vorhabens. Es war eine Einbuße, die Immermann damals keinen Schmerz verursachte. „An eine erquickende Begegnung war nicht zu denken. Wer ein halbes Jahrhundert voraus hat, dem kann der Jüngere, wenn er selbstständig ist, nichts mehr sein, und dieser steht immer in Gefahr bei dem Andern anzustoßen oder sich gegen denselben heuchlerisch verstellen zu müssen*).

Das dritte Trauerspiel der Sammlung, „Petrarca“, ist vielleicht nach Styl, Composition und Behandlung das reinste von allen. Das Feuer der Liebesleidenschaft erglüht aber nur in dem Herzen der unschuldigen Jeanneton zur verzehrenden Flamme. Die Liebe Petrarca's zu Laura ist einseitig, ein kalter Schlag,

*) Immermann's Reisejournal S. 425.

Von diesen hat keiner jemals Abhaltung, entlässt keiner den zu ihm Kommenden ohne seine Glückseligkeit erhöht, seine Liebe für ihn gesteigert zu haben, lässt Niemand einen mit leeren Händen von sich gehen. Bei Tag und Nacht steht allen Sterblichen der Zutritt zu ihnen offen [1]). " Wir haben nicht nöthig die noch bis zu Ende des Kapitels fortgehende Lobrede auf das Studium der alten griech. Weisen weiter zu übersetzen; die angezogenen Worte scheinen das, worauf es ankam, genügend zu erweisen, dass die Schriften jener beiden Männer zu Seneca's Zeiten in Rom hinlänglich verbreitet und zugänglich waren.

Wir beginnen jetzt unsere Musterung mit den ethischen Schriften [2]) Seneca's. In der jüngsten seiner Schriften [3]), den drei Büchern „Vom Zorn," ist seine feindselige Richtung gegen die Peripatetische Schule unverkennbar, deren Ansichten über den Nutzen der gemässigten Affekten, und also auch des Zorns, er im ersten Buche lebhaft bestreitet; und zwar mit namentlicher Hin-

---

1) De brevitate vitae cp. XIV, p. 513. Gron. Hos in veris officiis morari licet dicamus, qui Zenonem, qui Pythagoram quotidie et Democritum ceteroque antistites bonarum artium, qui Aristotelem et Theophrastum habere volent quam familiarissimos. Nemo horum etc.

2) Joh. Colmar: *dissertat. de Stoicor. et Aristotelicor. circa gradum necessitatis bonorum externorum ad summam beatitatem disputatione* habe ich nicht zu Gesicht bekommen. Gatakers Praeloq. ad Anton. enthält nichts hierher Gehöriges.

3) Geschrieben unter *Caligula*, obschon erst später bekannt gemacht, wie die meisten seiner Schriften.

leichtsinnige Thrasyll ist bald beruhigt, als er des Vaters Reue und die Sühnung des Mordes vernimmt. Nicht so Lykophron. Ihm wird der eben zuvor noch vergötterte Vater jetzt ein Gegenstand tiefen Abscheus. So naht er ihm, so stößt er ihn von sich. Der Vater will des Sohnes Starrsinn brechen, indem er ihn seine Macht fühlen läßt. Er verbietet allen Bürgern ihn in's Haus aufzunehmen und ihm Speis und Trank zu reichen. Die eigenen Sklaven des Hauses verstoßen den so Geächteten. Aber selbst der verzehrende Hunger und das tiefste Elend beugen den Starren nicht, ändern nicht seines Herzens Gesinnung. Da verbannt der zum zweitenmal zurückgestoßene Vater den Sohn nach Corcyra, und beschließt, den argen Prokles, der ihm dies Unheil im Hause gestiftet, mit Krieg zu züchtigen. Prokles wird besiegt und gefangen nach Korinth geführt. Indessen ist dort Aufruhr ausgebrochen, und Periander muß die eigne Stadt erstürmen, um seinen Siegeseinzug zu halten. Die Rebellen straft er mit dem Beil des Henkers; Prokles, zu ewigem Gefängniß bestimmt, verwünscht den Schwiegersohn und seine eigene frühere Milde, und verkündet ihm prophetisch sein eigenes grauses Geschick: nimmer werde der verstoßene Sohn ihm wiederkehren, einsam und verlassen werde er sterben! Periander wird durch diesen Fluch auf's Tiefste erschüttert. Schon der nächste Augenblick bringt einen Theil der Erfüllung. Sein Bote, den er nach Corcyra gesendet, kehrt ohne Lykophron, der ihn keiner Antwort gewürdigt, zurück. Er bringt zugleich die Kunde, daß die Corcyräer schwierig und in Waffen seien, des Sohnes Verbannung für eine List Perianders halten, ihre Blößen auszuspähen und sie zu unterjochen. Der König sendet jetzt zu seiner Tochter Melissa; sie das einzige ihm gebliebene Kind (denn Thrasyll ist kindisch und stumpfsinnig) soll ihn durch ihre Liebe trösten, sie will er ab-

senden, den zürnenden Sohn zur Rückkehr zu bewegen. Aber vergebens fordert er jetzt Liebe von der Tochter, die in ihm nur den Herrn, in sich nur die willenlose Sklavin zu sehen gewohnt ist. Sie versteht die im Unglück erwachende Sprache seines Herzens nicht, und was schlimmer, sie ist verhärtet dagegen. Der Boden, der die Liebe keimen und sprossen läßt, ist ungepflegt verdorrt. Melissa geht nach Corcyra. Dort findet sie den kranken Bruder, der mit seinem Aufseher, dem alten Rhadamist, den ihm Periander mitgegeben, einsam dahinlebt. Der Anblick der kräftigen Schwester öffnet alle Schleusen seines kranken Herzens. An ihrem Busen könnte er gesunden, aber auch für ihn empfindet sie keine Schwesterliebe, sie hat nur verständige Theilnahme. Nicht Liebe zum Bruder, wie dieser wähnt, hat sie hergeführt, sondern der Befehl Periander's, dessen Botschaft sie jetzt ausrichtet. Des Bruders Seelenleid versteht sie nicht, seine Schwäche ist ihr widerwärtig. Da auch in der letzten Hoffnung getäuscht, ergreift ihn Wahnsinn. Das Schwert in der Faust, zwingt er die stolz sich über ihn erhebende, seiner und seines Geschlechts spottende Schwester, durch Todesfurcht, ein falsch Bekenntniß ihrer befleckten jungfräulichen Ehre ab, und höhnt die so gedemüthigte; den alten Rhadamist, der zur Hülfe herbeieilt, erschlägt er (Hamlet und Polonius!). Der Wahnsinn steigt noch höher. Die Unnatur, die ihn so schwer getroffen, will er jetzt überbieten. Sein Vater soll dem Throne entsagen, vor ihm sich beugen und seine, des Verbannten Stelle in Corcyra einnehmen. (Calderon's Leben ein Traum!) Ein an wilder Großartigkeit in diesem Gemälde kaum seines Gleichen findender Zug ist die Scene, wo Lykophron den Leichnam des erschlagenen Rhadamist beim Gelage auf das Polster setzen läßt und ihm sein Leben abwürfelt. Er will zu Schiffe nach Corinth und droht den Corcyräern, deren König er in seinem

Wahnsinn zu sein vermeint, grimme Rache für den ihm bewiesenen Trotz durch Periander ihren neuen Herrn. Da erschlagen ihn die Corcyräer. Periander hat indessen sich angeschickt seines Sohnes Befehlen zu gehorchen. Er will dem Throne entsagen und rüstet sich zur Abfahrt nach Corcyra. Da meldet ihm Melissa des Sohnes Tod. Jetzt ist sein Schicksal erfüllt. Auch für der Tochter jetzt erwachte Liebe hat er kein Herz mehr. Er gedenkt nur seiner Verbrechen, und eilt, sie durch freiwilligen Tod zu sühnen.

Hier sehen wir die entgegengesetztesten Elemente in wildem Gemisch durcheinander brodeln. Antiker Dialog und Shakspearische Bedientenscenen, Hamletisch-Faustische grübelnde Gedankenvertiefung mitten in hellenischer Weltanschauung, Christliches und Heidnisches — Korinthisches Erz zu einer Kirchenglocke geformt. Shakspeare, Calderon und die antike Schicksalstragödie haben hier mitgewirkt in dem Versuche des jungen Dichters sich von diesen Einflüssen durch Gestaltung zu befreien. Der Fehler des getheilten Interesses tritt auch hier wie in den früheren dramatischen Versuchen schneidend hervor. Er steigert sich zu seinem Gipfel in dem drei Jahre später verfaßten Trauerspiel „Cardenio und Celinde", dessen Exposition und Beurtheilung wir uns sparen können, weil sie Börne in seinen dramaturgischen Blättern meisterhaft gegeben hat. Börne muß als der Einzige genannt werden, der in dem wild aufstrebenden jungen Dichter den gehaltvollen Kern durch die rauhe Schaale des Irrthums hindurch erkannte. Daß diese Erkenntniß ihm grade an der wildesten und verzerrtesten Produktion des Dichter einleuchtete, gereicht seinem kritischen Tiefblicke nur zu um so größerer Ehre. Man sei so ungewohnt, sagte er, bei den dramatischen Dichtern der Gegenwart Fülle der Gesundheit und Kraft und Muth zu finden, daß die Freude über diese schönen Gaben uns überrasche und zur Nachsicht stimme,

daß man der Fülle die Ungemessenheit, dem Muthe den Uebermuth, der Kraft ihre Rauhheit gern verzeihe. Immermann erscheint ihm in Cardenio und Celinde (und das gilt für alle bisher von uns betrachteten Dramen) als ein Dichter, dem wenig mangle, der aber Vieles zu viel habe. Das sei, meint er, ein erträglicher Fehler, da man hoffen dürfe, daß die Erfahrung, die leichter nehme als gebe, ihn verbessern werde. „Besonnenheit giebt die Zeit, Begeisterung der Herr der Zeit; die eine ist Lohn, die andere Geschenk. Wem aber der Himmel sich gnädig zeigte, dem soll auch der Mensch gewogen sein, und er soll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte." Börne will die Mängel des Stücks nur rügen, um zu zeigen, wie groß die Nachsicht sei, die dem Dichter gebühre, und wie viele Schulden seine gütige Natur für ihn bezahle. Und so schließt er denn auch seine strenge Analyse des Stücks mit einer Prophezeiung, die zu beider Ehre in Erfüllung gegangen ist. Der Dichter kränkle zwar, aber nicht ohne Ende und Hoffnung. Er habe eines von jenen tüchtigen Uebeln, aus welchen der Kranke, wenn er genese, nur kräftiger hervorgehe. „Die Sprache ist frisch, die Bilder quellen hervor, sie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freuen uns des guten Stoffs, können wir auch nicht seine Gestaltung loben. Wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biscuits und schalen Alabasters sind wir satt und übersatt. Der Kraft fehlt die Anmuth, — wohl nicht auf immer, denn sie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters ist ein Gastmahl, zu dem sich die Götter alle, wenn sie ihm gnädig sind, versammeln, die Grazien aber kommen erst spät zum süßen Nachtische. Ehe sie erscheinen, vernehmen wir ungemessene Reden, hören wir Männerspäße erschallen, die, ob sie zwar den Wein loben, sich nicht geziemen. Doch die Anmuth erscheint und der Uebermuth verschwindet."

Schöner, wahrer, treffender ist nie über Immermann und seine Jugendproduktionen geurtheilt worden.

Sahen wir bisher Immermann in der Tragödie sich innerhalb der Shakspeare'schen Schulformen bewegen und mitten in einer Periode der Verweichlichung unserer poetischen Litteratur einen neuen Aufschwung zum Kräftigen, Großen und Erhabenen mit allen Mitteln eines energievollen Talents versuchen, so finden wir ihn auch in der Komödie ganz auf demselben Wege. Die beiden Lustspiele „die Prinzen von Syrakus" (1821) und „das Auge der Liebe" gehören unstreitig zu dem Schönsten, was die romantische Richtung, für deren Magnetnadel Shakspeare der Pol war, bei uns in dieser Gattung hervorgebracht hat. Hier geht dem derbsten Humor, der wunderlichsten, nur selten an das Possenhafte streifenden Ausgelassenheit, eine Tiefe und Innigkeit der Empfindung zur Seite, wie sie im Lustspiel Immermann später nicht wieder gelungen ist. Die ferne, bunte Welt des mittelalterlich märchenhaften Südens, in der beide Dichtungen sich bewegen, die Freiheit und Kühnheit der Behandlung, die nur in dem ersten Stücke zuweilen über die Grenzen des poetisch Erlaubten streift, der bunte Wechsel der Prosa und Poesie in der Sprache, die plastische Rundheit der Figuren, das Alles ist echt Shakspearisch. Dabei ist zugleich überall auf die Aufführbarkeit Bedacht genommen. Endlich haben diese Lustspiele vor Immermann's gleichzeitigen tragischen Produktionen das voraus, daß sie von allem Tendenzmäßigen und Subjectiven, dem Kerne der Dichtung selbst Fremdartigen, durchaus rein gehalten sind. Soll man hier von Nachahmung Shakspeare's sprechen, so wird man wenigstens gestehen müssen, daß nirgends in unserer Litteratur die Nachahmung ihrem Muster näher gekommen ist. Immermann selbst hat zugegeben, daß jener, bis zum Ueberdrusse gegen ihn

erhobene Vorwurf seine frühesten Versuche nicht ohne Grund getroffen, obschon ihn selbst damals nie ein äffischer Trieb kitzelte, sondern stets ein innerer Drang bewegte*)

IV.

Alle diese Werke entstanden nun im Laufe weniger Jahre in den engbeschränkten Verhältnissen einer norddeutschen Provinzialstadt, deren abgelegene Lage, die Einsamkeit und einsiedlerische Stimmung des Dichters noch erhöhte. In dieser Enge kleinstädtischer Spießbürgerlichkeit und bornirter Philisterei war es schon eine Aufgabe: „nicht im Amte zu verbauern", wie das denn auch der Dichter in dem ersten Gedichte seiner damals erschienenen lyrischen Sammlung ausspricht. Diese lyrischen Gedichte geben jenem Gefühle der Einsamkeit, der Verlassenheit, das doch wieder in dem festen Kerne einer tüchtigen Persönlichkeit seinen Halt findet, in einer Menge von Ergüssen Sprache. Der Münster'sche ascetische Katholizismus, das Heiligen- und Legendenwesen regen gleichfalls zu poetischer Gestaltung an. (Sanct Antonius.) Durch die Ausbrüche der verzehrendsten Leidenschaft schlingt sich jene tiefblickende, liebevolle Naturbetrachtung, wie sie in gar vielen Gedichten der dritten Abtheilung vorherrscht. Verlorne Klänge der Sturm- und Drangzeit der Befreiungskriegsjahre tönen noch herüber. Am schwächsten ist das Element der Romanze vertreten. Das Requiem goethisirt zu auffallend auch in der, der Braut von Korinth entlehnten Form. Goethische Reminiscenzen sind oft mit einem gewissen Trotze beibehalten, wie Seite 87:

*) Brief an Tieck vor dem letzten Bande des Münchhausen, S. IV.

Immer zu, immer zu,
Ohne Rast und Ruh
Ihr entgegen u. s. w.

Was Immermann später von diesen lyrischen Erstlingen in die Sammlung seiner Werke aufgenommen hat, das hat er in einer Weise umgearbeitet, die für seine Entwickelung und für die Strenge seiner Selbstkritik gleich bezeichnend ist. Ich werde darauf noch später zurückkommen.

Die Münster'schen Verhältnisse waren ihm nach und nach unerträglich geworden. Doch erst im Jahre 1824 erlangte er die Versetzung in seine Vaterstadt, anfangs als Kriminalrichter beim Inquisitoriate, später auch als Assessor beim Oberlandesgericht. Wie lebendig ihn sein neues Amt, besonders die psychologische Seite des Kriminalrechts, interessirte und beschäftigte, bezeugt die Mittheilung eines Kriminalfalles in Hitzig's Annalen. Daneben ward die Uebersetzung von Walter Scott's Ivanhoe vollendet, und der alte Stoff des Gryphius „Cardenio und Celinde" zu einem Trauerspiele verarbeitet, mit dem er von jener wilden Jugendrichtung, wie sie sich in „König Periander und sein Haus" gezeigt hatte, für immer Abschied nahm. In dieser Periode war es denn auch, wo er sich dem Studium der griechischen Tragiker zuwendete. Eine Frucht dieser Beschäftigung war die vortreffliche Abhandlung über den rasenden Ajax des Sophokles. Durch eine scharfe Analyse jenes antiken Meisterwerks suchte er darzulegen, daß, wie jede Kunst, so auch die tragische Poesie eine historische Erscheinung und ihr Entwickelungsgang in Form und Wesen durch den Charakter des Volks so wie durch die individuellen Umstände ihrer Entstehung bedingt sei. Zu einer Zeit, wo der deutsche Tragiker, zwischen Sophokles und die Anforderungen der Gegenwart gestellt, sich selbst und

sein Ziel aus den Augen und den Boden unter den Füßen verlor, wo die Müllner und Grillparzer als Nachahmer der Antike galten, war dieser Nachweis keine unnöthige Arbeit. Er entwickelte Fabel, Stoff und Behandlung, Wahl und Stellung des Chors, zeigte das bei den Alten waltende „tragische Gesetz“ und die „tragische Ironie“ und beantwortete zum Schlusse die Frage: ob eine Nachahmung der alten Tragödie möglich? dahin, daß es das gerathenste scheine, „wenn wir den ehrwürdigen Nachlaß verschwundener Zeiten, ohne die Anmaßung, ihn vermehren zu wollen, betrachten und unsere Kraft daran stärken, um desto frischer die uns gesetzten Preise zu erkämpfen“.

Diese Abhandlung, deren Werth von der zünftigen Philologie jener Zeit nur zum geringsten Theile erkannt, von den jüngeren Strebenden jedoch tiefer empfunden wurde, und gar Manchem über die Buchstabenklauberei hinaus weitere Aussichten in das Wesen alter Kunstlitteratur eröffnete, war in ihrem Resultate zugleich bedeutungsvoll für Immermann's eigene Entwickelung. Was hier von der Nachahmung der antiken Muster ausgesprochen war, mußte er selbst folgerichtig auf alle Nachahmungen anwenden, mochten sie nun Sophokles und Aeschylos oder Shakspeare und die Spanier sich zum Ziele setzen. Es war dies die Epoche, in welcher Immermann die wichtige Einsicht gewann, daß die Kunst nichts Absolutes, daß sie eine historische Erscheinung sei, daß man dem Geheimnisse ihrer Erzeugung nur auf historischem Wege, die Kunst aus der Geschichte und diese aus jener deutend, beikommen, daß man ein Kunsterzeugniß überhaupt nur dann richtig würdigen könne, wenn man die Lebensbedingungen sich vergegenwärtige, unter denen es entstand und allein

entstehen konnte oder mußte. Auf demselben Wege ging ihm auch später in den „Düsseldorfer Anfängen“ das Verständniß des Aristophanes und der Attischen Komödie auf.

Die nächste Frucht dieser neu gewonnenen Ueberzeugung des Dichters war das Trauerspiel Hofer (in der ersten, später von Immermann selbst verworfenen Gestalt das „Trauerspiel in Tyrol“ genannt), in welchem er zuerst den kühnen Griff in die Geschichte der nächsten Vergangenheit zu thun wagte. Die unmittelbare Veranlassung war eine rein zufällige. Der Gesang der Gebrüder Rainer war es, der die Stimmung dazu hervorrief. Ein „unwiderstehlicher Trieb“ drängte ihn zu diesem Helden der jüngsten Vergangenheit, und die Begeisterung, mit welcher er den Stoff erfaßte, war so groß, daß das Werk in der ersten Gestalt in kaum vier Wochen vollendet ward. Dennoch ward ihm bange, als der Wurf gefallen war. Er meinte sich völlig vergriffen zu haben. Durch Holtei's Vermittelung, der sich, als es ihm der Dichter mittheilte, hoch erfreut darüber zeigte, ward es zuerst in Berlin durch Vorlesung vor mehreren hundert Personen bekannt. Als es erschien, erhielt es Beifall und eine Kritik (Börne's), die der spätern Bearbeitung in den wesentlichsten Punkten zu Gute kam. Immermann's Name ward allgemeiner genannt, und er selbst „fühlte sich anders, als zuvor“.

Zu diesem Gefühle trug noch ein anderer, äußerlicher Umstand das Seinige bei, der in der Lebens- und Entwickelungsgeschichte des Dichters von den wichtigsten Folgen war, — seine Versetzung an den Rhein. Im Jahre 1827 wurde er als Landgerichtsrath nach Düsseldorf in die Stelle versetzt, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Die Magdeburger Verhältnisse hatten ihn vielfach eingeengt. Aus „dumpfer Arbeitsschwüle“ trat er

jetzt in einen heitern Kreis, dessen Arbeit auf die Schönheit ging, und an dessen Bestrebungen Theil zu nehmen ihm freiere Muße verstattete; „aus formlosen Umgebungen unter solche, denen unter den Händen Alles zur Form wurde, nicht allein ihr geistiges Leben und Weben, sondern auch des Alltags Ernst, Scherz, der geringste Einfall". Die „Düsseldorfer Anfänge", deren unübertreffliche Darstellung uns den klarsten Einblick in diese Lebensperiode des Dichters gewährt, dürfen uns hier als Leitstern für unsern biographischen Versuch dienen. Mitten in den ersten Beginn eines neuen künstlerischen und litterarischen Lebens, dessen Mittelpunkt jene Stadt bildete, trat Immermann hinein, voll Werdelust in vollster Kraft und Frische einer energievollen, das Höchste anstrebenden Natur, und half hier jene Zustände und Anfänge schaffen, erweitern und ausgestalten, die er mit so unnachahmlichen Farben geschildert hat. Bisher von der klemmenden Enge oder der ordonnanzmäßigen Knappheit eines kleinbürgerlichen Lebens und altpreußischer Beamtenatmosphäre umgeben, umspielte ihn hier der Weltverkehr des Rheins mit dem Wellenschlage eines großartigen Welt- und Reiselebens, in welchem der Zufluß bedeutender Persönlichkeiten aus allen Ländern, eine mächtige, begüterte Aristokratie, der soziale Mittelpunkt eines Hofes, des zu Düsseldorf residirenden Prinzen Friedrich von Preußen, eine aufstrebende Künstlergenossenschaft, und als breite Basis von dem Allen ein frisches, reges, heiteres, leichtblütiges Volksleben die wesentlichsten Elemente bildeten. Was er selbst später von dem anfrischenden und aufmunternden Einflusse dieses rheinisch-deutschen Lebens eines rührigen, anstelligen, gewitzigten, „aller patriarchalischen und nebenbei vigilanten Behandlung abholden" Volkes auf die uniformere, knappere östliche Bevölkerung des Preußenstaates gesagt hat, das hatte er hier

weisung auf Aristoteles, den „Defensor des Zorns," wie er ihn nennt [1]). Dieser Angriff gegen Aristoteles wird im dritten Buche fortgesetzt, in welchem Seneca über die Heilmittel dieses Affekts redet. Wir können uns hier kurz fassen, und uns, um der Ermüdung unserer Leser vorzubeugen, mit Angabe der Stellen begnügen, wo entweder gegen die Peripatetiker im Allgemeinen, oder gegen ihren Meister speciell die Polemik gerichtet ist; wobei es genügen mag zu bemerken, dass es die Nikomachische Ethik des Letztern ist, die der Römer hier im Auge gehabt hat [2]). Dieselbe Polemik gegen das vermittelnde Streben der Peripatetischen Moralphilosophie finden wir in den Briefen wieder. Hier ist es die von Aristoteles und seiner Schule empfohlene Mässigung der

1) De Ira III, cp. 3. Atqui, ut in prioribus dixi, stat Aristoteles, defensor irae, et vetat illam nobis exsecrari.

2) De Ira I, 16. (vgl. I, 31.) Aristoteles ait: affectus quosdam, si quis illis bene utatur, pro armis esse. Quod verum foret, si velut bellica instrumenta sumi deponique possent, inducntis arbitrio. Haec arma, quae Aristoteles virtuti dat, ipsa per se pugnant, non expectant manum, habent et non habentur. Mit Bezug hierauf III, cp. 3. Atqui ut in prioribus libris dixi, stat Aristoteles defensor irae, et vetat illam nobis exsecrari; calcar ait esse virtutis: hac erepta inermem animum et ad conatus manos pigrum inertemque fieri. Gemeint sind die Peripatetiker an Stellen, wie I, 7. Optimum igitur quidam putant, temperare iram, non tollere, wo die Note v. Lipsius nachzusehn ist, der unter andern auch auf Arist. Eth. Nic. II, cp. 3. verweiset. *Aristoteles* handelt aber über d. *Zorn* im III. u. VII. Buche des gedachten Werks (vgl. III, 8, VII, 6.). Die populäre Vertheidigung des Zorns wird I, cp. 12. u. cp. 14. auch dem *Theophrast* vorgeworfen.

zunächst an sich selbst zu erfahren; und auch die Wirkung von der andern Seite auf die erstere konnte er dabei wenigstens theilweise repräsentiren.

In den Vordergrund trat zunächst für Immermann sein Verhältniß zu Wilhelm Schadow und der durch ihn gestifteten Düsseldorfer Malerschule. Dies Verhältniß war namentlich im Betreff Schadow's am innigsten in der Zeit von 1827—1830, in welche Immermann selbst die Düsseldorfer Anfänge setzt. Schadow hatte sich und seine Kolonie von jungen Künstlern dem Hofe und den Vornehmen angeschlossen und die Repräsentation hatte nicht ungern die Kunst unter ihre Flügel genommen. In diesen Kreis nun, dessen geselligen Mittelpunkt das Schadow'sche Haus bildete, trat Immermann ein, und half das phantasievolle Treiben ausgestalten, welches den Reiz des Lebens in den Spielen der Imagination, der Laune, des Witzes, ja selbst der Grille fast systematisch zur Hauptsache zu machen beflissen war. Mit Schadow hatte er ein eigenes Verhältniß. „Wir waren polarisch entgegengesetzte Naturen, aber ein Zug tiefer Innigkeit wachte dennoch schnell auf, und ließ die Sorge nicht emporkommen, wenn sie unter der Hand von der Mißlichkeit eines solchen Bündnisses schon damals flüsterte. Freilich fühlte ich bald, daß ich in seinem Idiom mit ihm reden müsse, um ihm verständlich zu sein, und das that ich denn auch, weil ich ihn liebte, nicht aus Verstellung.“ Es war dieser nicht genug erkannte und gewürdigte Zug tiefer Innigkeit und antiken Freundschaftsbedürfnisses in Immermann's Natur, der ihn dabei leitete und ihn auf Fegefeuer und Heiligentheorie gern in warmen Gesprächen eingehen ließ, um dem geliebten Freunde und Künstler zu willfahren. Schadow führte ihm einige seiner Lieblingsschüler zu, die ihm später Freunde wurden. Das schönste Wechselleben

begann. „Mit Entzücken belauschte ich die Sprossen der werdenden Kunst in den weiten Ateliers der Akademie, sie hörten was bei mir entstand, von Kritik war gegenseitig nicht die Rede, uns erquickte ein naives Empfangen und Genießen. Wenn die Mitternacht bei Schwank und Gedicht, das oft aus dem Stegreif entstand, herangekommen war, und die Gläser zum letzten Male an einander klangen, dann zerstreute sich die muntere Horde, aus dem Garten heimgehend unter den Bäumen mit muthwilligem Liede. Oder das Gestein wurde befahren, und in seinen buschichten Klippen, deren Fuß das Bächlein drunten so heimlich wäscht, stieg gehalten fröhlicher vierstimmiger Gesang auf. Nun erst die Geburtstage, die feierlichen Gelegenheiten, die Feste! Wer zählt die Maskenspiele, die Attrappen, die Pantomimen jener ersten fröhlichen Jahre? Alles wurde dramatisirt; Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblicks, und wenn auch nicht alles Brillant vom reinsten Wasser wurde, so konnte man doch mit dem Vikar sagen: What the conversation wanted in wit, was made up in laughter. Zu allen diesen feierlichen, lustigen, kuriosen Dingen hatten wir ein Publikum empfänglicher Männer und Frauen, nicht selten nahm die halbe Stadt an unsern Schönbartspielen Theil."

Bei dieser und ähnlicher Schilderung jenes Lebens und Treibens darf man nun freilich nicht vergessen, daß, als Immermann sie entwarf, die Vergangenheit schon zur freundlichen Sage geworden und in eine historische Ferne getreten war, die der Zauberhauch liebevoller poetischer Erinnerung umwitterte. So hat man denn auch neben den Erzählungen des schwarzen Domines in seinen vortrefflichen „Maskengesprächen"*) die Reden

*) Zuerst gedruckt in der Pandora, Band III, 1840, später im Nachlaß: Memorabilien, Band III.

und Einreden des blauen, rothen und papageigrünen Dominos wohl zu beachten, um das Bild jener Tage zu vervollständigen. Denn auch die Kehrseite fehlt nicht, das Schiefe, Täuschende, Unwahre jener Anfänge, in welchem der Keim ihrer Auflösung lag. Das vornehme Publikum, das den „goldnen Rahmen“ zu jenem Leben bildete, die hohen und höchsten Kreise, auf deren glänzenden Parquets die Musen sich in Vorlesungen, lebenden Bildern, Kunstgesprächen bewegten, sah oft gar seltsam in ein Treiben, dem es im Ganzen nicht gewachsen, und das ihm selbst so zu sagen über den Kopf gewachsen war. Es gab die lächerlichsten Irrungen und Mißgriffe, die wunderlichsten Anekdoten, als man es wagte Shakspeare's Falstaff in die „gute“ Gesellschaft einzuführen. Die Sparsamkeit und Knauserei, die durch die glänzenden „Kunstfeste“ hindurchschimmerte, störte oft auf das Aergerlichste die Illusionen. Und endlich, es gab Tage und Stunden, wo ein ernster, tiefer Geist wie Immermann sich in der „kleinen Rheinstadt“ sehr einsam und verlassen fühlte. Dies war namentlich der Fall in den Jahren jener Anfänge von 1827—1830, ehe sich ein tieferes Zusammenleben mit Uechtritz und Schnaase gestaltete. Die freilich immer etwas hypochondre Klage über seine Einsamkeit „in der Prosa einer kleinen Rheinstadt“, wo er nichts sehe und höre, was ihn geistig errege und auffrische, „wo er alle Riemen seines Daseins aus dem eignen Felle schneiden“, ohne alle Kommunikation mit freien, selbstständigen, gesunden Naturen leben müsse, die Klage über Mangel an Austausch, Berührung im Geiste, in der Wahrheit, in den ewigen, allein eines Mannes würdigen Interessen, die ihn verdamme, „Alles aus den eigenen Pfoten zu saugen“ — diese Klage erneuert sich häufig in den Briefen an seinen Freund Michael Beer. (Siehe M. Beer's Briefwechsel, herausgegeben

von Ed. v. Schenk 1837. S. 35, 55, 73, 102, 202.) Meist jedoch ist es die Winterzeit, die ihm solches Klagen erpreßte, und es ist sehr bezeichnend, daß er einmal selbst hinzusetzt, im Sommer werde er vielleicht über diese seine Stimmung wie über vieles Andere lachen. Wir werden auf diesen hypochondrischen Zug in Immermann's Wesen noch später zurückkommen.

In jenen Boccazisch heitern Tagen ward indessen auch ernst gearbeitet. Der Düsseldorfer Kunstverein ward gegründet, Immermann, Kortüm und Fallenstein machten das Statut. Der Gedanke, daß dieser Verein auch öffentliche Werke ins Leben rufen solle, ward bei demselben zuerst in Deutschland ausgesprochen. Daneben schuf Immermann rüstig eine poetische Produktion nach der andern. Es war die vorwaltend dramatische Periode seines Lebens, wie sich denn auch seine praktische Thätigkeit zur Neugestaltung der deutschen Bühne und Schauspielkunst unmittelbar daran anschloß. Das „Trauerspiel in Tyrol", die Tragödie „Kaiser Friedrich II.", die Lustspiele: „Die Verkleidungen", „Die schelmische Gräfin", „Die Schule der Frommen", das liebenswürdige komische Epos „Tulifäntchen", eine zweite Sammlung Gedichte, die Novelle „Der Carneval und die Somnambule", der Kampf mit Platen, der tiefsinnige „Merlin" und die Trilogie „Alexis", die Anfänge der „Epigonen", sowie einzelne kritische Arbeiten, fallen alle in den kurzen Zeitraum von kaum viertehalb Jahren!

Den besten Einblick in die Werkstatt des Dichters zu dieser Zeit eines rastlosen Schaffens neben einem Staatsamte, das keineswegs eine Sinecure war, und unter Zerstreuungen, Hemmnissen, Anfechtungen und Abhaltungen aller Art, wie sie das Düsseldorfer Leben und die deutsche Kritik einer praktisch-thatlustigen, nervös-sensitiven Natur wie Immermann bereiteten,

gewinnt man durch den Briefwechsel Immermann's mit seinem Freunde Michael Beer, vom Winter 1827 bis zum Frühlinge 1831.

Ueber sein Verhältniß zu diesem ihm zu früh entrissenen und nie wieder ersetzten Freunde will ich ihn selbst reden lassen. „Mit Michael Beer hatte ich das wohlthuendste Zusammen- und Ineinanderleben, ruhend auf gemeinsamem Streben, Drang, vorwärts zu kommen, und Bedürfniß, Alles, was den Einen beschäftigte und förderte, auch zum Eigenthum des Andern zu machen. Keine Schmeichelei entwürdigte diesen Bund, Wahrheit hieß unser Wahlspruch. Er war viel in Düsseldorf und auf längere Zeiten. Ich erinnere mich dieser Wochen und Monate mit einer frommen Bewegung. Die Pläne und Vorsätze waren unendlich, kein Gespräch versiegte vor tiefer Mitternacht. Alles was Litteratur, Zeit, Welt uns darreichte, wurde betrachtet. Wenn ich erwäge, wie leicht ich mich damals mittheilen konnte, und wie schwerfällig ich seitdem geworden bin (1839), komme ich mir wie ein anderer Mensch vor. Er hatte unendlich viel gesehen und gehört, denn er war fast in allen Hauptstädten von Europa gewesen; sein Reichthum, sein geselliges Talent öffneten ihm den Zugang überall. So konnte er mich denn mit einer Fülle von Anschauungen in seiner stillen Klause erquicken. Mit Recht sagt sein Biograph von ihm, daß ihm Freundschaft Lebensbedürfniß und Lebenslust gewesen sei. Es war in der That so. Einen Theil unsres Lebens faßt der Briefwechsel in sich, den die Erben herausgegeben haben. Freilich ist oft das Beste und Bezeichnendste daraus weggelassen werden, manch kleines Lebens- und Genrebild ist getilgt." Einer so weichen, liebevollen, hingebenden, an den Starken sich anlehnenden Natur bedurfte Immermann, um alle Schönheit und Liebenswürdigkeit seines Wesens

frei zu entfalten. Der Briefwechsel zwischen Beiden ist vielleicht das Einzige, was zu dem Goethe-Schiller'schen in moderner Zeit ein Analogon bietet. Auf diesen und auf das Verhältniß jener beiden Heroen in ihrer weltabgeschiedenen Selbstgenugsamkeit kommen denn auch beide Freunde häufig zu sprechen. Ein solches Verhältniß, solche Weltzustände, die dasselbe möglich machten, sind oft Gegenstand ihrer Sehnsucht*). Für Immermann kam dieser neue geistige Zusammenhang, diese gegenseitige Mittheilung, Anregung, Förderung sehr gelegen. Ein solches Element entbehrte er eben damals schmerzlich in Düsseldorf. Das bunte Faschingstreiben, die Karnevalatmosphäre des Künstler- und Gesellschaftslebens war denn doch seiner vorwiegend ernsten, auf das Gründliche, Gehaltvolle, Dauernde gerichteten märkischen Natur nicht ganz und nicht immer zusagend. Selbst der „Beischmack einer gewissen honnetten Philisterei", der, wie er selbst einmal gestand**), in seiner Individualität stecke, mochte sich gegen so manches in jenem Treiben auflehnen.

Den Hauptinhalt jenes Gedankenaustausches zwischen beiden Freunden bildete die Poesie, die dramatischen Produktionen beider und deren Verhältniß zur deutschen Bühne. Hier konnte ihm denn Beer gleich Anfangs aus München berichten, daß sein Hofer einen Augenzeugen und Mitkämpfer dieses tyrolischen Trauerspiels, Joseph von Hormayr, durch die Wahrheit der Gestalten des Gedichtes in Erstaunen und Bewunderung gesetzt und ihn zu einer höchst anerkennenden Kritik in seinem Archive für Geschichte und Kunst veranlaßt habe***). Die mehrmalig Aufführung des Stücks auf der Düsseldorfer Bühne (Anfang

*) Briefwechsel zwischen Immermann und Beer. S. 53. 58, 100, 132 u. a. O.
**) Briefw. mit B., S. 191.
***) A. a. O. S. 25.

1829), so ungenügend sie war, gab denn auch dem Dichter die Ueberzeugung, daß ihm ein wirklich dramatisches Gedicht gelungen sei*). „Lesen Sie (schreibt er) aus diesen Zeilen keinen Hochmuth heraus; bei der Insolenz der deutschen Bühne gegen mich ist ja das Bewußtsein das Einzige, woran ich mich aufrichten kann". Diese Insolenz hatte er denn freilich in reichem Maße zu erfahren. Zwar meldet ihm der Freund, um ihn zu trösten, daß das „Auge der Liebe" zu München mit dem glücklichsten Erfolge gegeben worden sei, aber das konnte ihn nur wenig dafür trösten, daß sein Friedrich II. selbst durch des Freundes Vermittlung wegen des Ultramontanismus, der sich hinter theatralische Cunängeleien zu stecken wußte, nicht zur Aufführung gelangen konnte, und seine „Schule der Frommen" in Hamburg und anderwärts durch protestantischen und katholischen Gezianismus von der Bühne ausgeschlossen ward, „weil sich Spott über Mißbrauch der Frömmigkeit nicht zu öffentlicher Darstellung gezieme"! Giebt es irgend geplagte, gehetzte, gemarterte Menschen, so sind es in Deutschland die dramatischen Dichter; die diesen Namen verdienen, versteht sich, denn der Schund hat im lieben Vaterlande von jeher auf den Brettern florirt. Während Beer in Paris zu Molière's Geburtstag dessen „Tartüffe" zujauchzen hörte, und des Dichters Büste mit zahllosen Lorbeerkränzen umschlungen sah, mußte ein deutscher Dichter im Lande der Denker seinen Tartüffe anderthalb Jahrhunderte später von diesem Volke von Denkern geächtet sehn, — natürlich blos weil es ein deutsches Produkt war. Immermann hatte gar nicht übel Lust, das Stück einem französischen Bühnendichter zu überlassen, um den Triumph zu haben, es von Theodor Hell und den

*) B. a. O. S. 72.

Seinen revertirt und so deutsches Original als französische Uebersetzung auf die deutschen Bühnen gebracht zu sehen.

Noch schlimmer ging es ihm mit seiner Hohenstaufentragödie. Ist dieser Friedrich II. auch eins der schwächeren dramatischen Werke des Dichters, so ragte er doch um mehr als eines Hauptes Länge über demjenigen hervor, was damals von Raupach, Müllner, Houwald u. s. s. auf den Brettern tragirte. Es hat etwas Herzzerreißendes, in Beer's Briefen nachzulesen, was man z. B. in München von dem Dichter forderte, um das Stück aufführbar zu finden. Das Drama war seinem Baue nach darauf angelegt, den Sieg des reinen großen Katholizismus über den Freigeist, selbst den gewaltigsten, darzustellen. Und dennoch: was verlangte man im Isar-Athen? Nichts weniger als die Streichung aller den Katholizismus irgend angreifenden Reden des Kaisers in dem Drama! Eßlair habe ihm versichert, schreibt Beer, daß bei dem Münchener Publikum, das Alles eher vertragen könne, als Angriffe auf religiöse Grundsätze und Dogmen, sich gewiß das lauteste Murren erheben werde, wenn Friedrich z. B. über die Messe spreche und sich etwa so ausdrücke: „es höre sie, wer Lust h..t!" Auf alle Stellen der Art und gewiß nicht die wenigst poetischen müsse in der Darstellung Verzicht geleistet werden. Nebenbei verlangte man auch noch Kürzung um „ein Drittheil". Vergebens wendet nun Immermann ein, daß ja eben, um den Sieg der Kirche über den Freigeist hervorzuheben, dieser sich doch zuvörderst möglichst kraftvoll und kühn aussprechen müsse, daß er wohl alle Stellen, welche direkt gegen das Dogma gingen, streichen wolle, daß aber alles Uebrige und namentlich die Angriffe gegen die weltliche Hierarchie bleiben müsse, wenn die Dichtung nicht in ihrem Grunde geschwächt und zerstört werden solle. So war es damals, so ist es heute noch in Deutschland.

Daß in Oestreich nicht einmal ein Novellchen gedruckt werden darf, in welchem auf Gustav Adolph's Siegeszug nur vorübergehend hingewiesen wird, hat uns noch in diesen Tagen Heinrich Laube in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erzählt. Indessen Oestreich ist — Oestreich. Aber das übrige Deutschland und sein Drama, seine Bühne! Ist es nicht Thatsache, daß kein Hof es duldet, daß ein Vorfahr seines Fürsten auf der Haupt- und Hofbühne irgend eine historische und poetische Bedeutung erhält? daß Tell verboten werden konnte in der Stadt der Intelligenz? Ist es nicht Thatsache, daß der Alp der Unfreiheit auf allen dreißig deutschen Hofbühnen noch jede dramatisch bedeutende Produktion, die das Gebiet der Historie berührt, fortwährend belastet, und den Poeten ihr Leben und Streben verkümmert und verbittert? daß Dramen, die Schweden oder gar Rußlands Historie berühren, sich's gefallen lassen müssen, daß man sie nach Portugal oder sonst in irgend ein Land verpflanzt, und daß man aus Katharina II. etwa eine portugiesische Königin, aus ihrem Potemkin einen Marquis Pombal macht? Ja, man begreift nicht, warum nicht lieber irgend ein außereuropäischer Staat mit seinem Dei, Chan, Vezir u. s. w. zum Sündenbock der deutschen Bühne gemacht wird.

Dieser Jammer kam denn auch zwischen den beiden Freunden zur Sprache. Beer hatte nicht übel Lust, den historischen Boden für das Drama ganz aufzugeben und sich nach Indien zu den Parias oder in die Regionen der „freien Phantasiegebilde zu flüchten". Immermann widerspricht durchaus. Er zeigt, wie nothwendig der historische Boden dem Dramatiker, namentlich für das Trauerspiel, sei. Er weist die Anforderungen historischer Treue, die gerade damals von Raumer und Andern stark geltend gemacht wurden, siegreich zurück. Er vindicirt dem Dichter

hier die volle Freiheit des schaffenden und umschaffenden Gestaltens, durch welche allein planvolle Kunstwerke erzeugt werden können, die den Zuschauer mit einer harmonischen Empfindung entlassen. Dramatisirte Geschichte sei keine Tragödie, selbst wenn ein Shakspeare „die Chronik dialogisire". Dagegen nimmt er Goethe's Egmont eifrig in Schutz. Dieser ganze Brief (der 14te) sowie ein früherer, in welchem er die Aufgabe der Dramatiker der Versunkenheit der deutschen Bühne und ihres Schauspielwesens gegenüber aufstellt (Brief 8), sind vortrefflich und voll der feinsten und tiefsten Blicke in das Wesen und Gesetz dramatischer Dichtung. Den Kern der Sache aber trifft Immermann im 31sten Briefe, wo er das Verhältniß der Deutschen zum ernsten historischen Drama behandelt. Er nennt die mythische Helden- und die Staats- und Volkstragödie den Pfeiler und die Osteologie alles Dramatischen bei den nordischen Völkern. „Diese aber kann deshalb nie ein im Ganzen und Großen nachhaltiges Interesse bei uns gewinnen, weil uns das Gefühl des Heldenthums, das Bewußtsein eines Staats und Volks mangelt." Man sieht, diese Erkenntniß ist doppelt wichtig im Munde des loyalsten preußischen Beamten vom Jahre 1829, der auch, vermöge des wunderbaren Zwiespalts seiner innersten Natur, nie dazu kam, die Konsequenzen, die er auf dem Felde der Poesie wohl zu machen wußte, auch auf dem prosaischen Gebiete der Politik zu ziehen. „Wie sollen die Menschen die Wichtigkeit des Streits um eine Krone begreifen, sie, denen es ja im Grunde ganz gleichgültig ist, wer bei ihnen die Krone trägt, wenn sie nur zu Hause brav Kinder zeugen und ihre Kost essen dürfen? Die höchsten tragischen Motive sind also für uns schon verloren, wenigstens nicht von der Bedeutung, wenn es zur Oeffentlichkeit der Dichtung kommt, die sie doch haben müssen, sollen sie die

Leidenschaften überhaupt, gegen welche sich Seneca, der auf gänzliche Ausrottung dringt, ereifert [1]). Doch während er an solchen Stellen trotz einem Stertinius und Damasippus gegen alle und jede Hingebung an irgend einen Affekt eifert, begegnet auch ihm, was der Dichter jenen Gesellen zurief:

Cum ventum ad verum est, sensus morasque repugnant.

wie das aus einem andern Briefe hervorgeht, der sich vor vielen durch ein gewisses Gepräge der Wahrheit im Ausdruck der Empfindungen und Ansichten auszeichnet [2]). Endlich bekämpft Seneka auch jene, von Aristoteles an durch die ganze Peripatetische Schule festgehaltene Ansicht von dem Werth der äusseren Glücksgüter [3]), den er denn natürlich als ächter Stoiker ganz verwirft; während er dagegen in einem andern Streite [4]) seiner Sekte mit den Peripatetikern, seiner eklektischen Tendenz getreu, sich auf die Seite der Letztern schlägt, und in seinen Ansichten über die Freundschaft sich mit Vorliebe dem Theophrastus, den er nennt, und dem Aristoteles, den er nicht nennt, anschliesst [5]).

1) Epist. CXVI, vgl. Ep. LXXXV. (p. 334. Gron.) de Ira I, cp. 9. p. 17 sqq.; cp. 16. p. 31 sqq.

2) Epist. CIV. p. 314. Gron. „Indulgendum enim est honestis affectibus.

3) Epist. LXXXVII. p. 373. u. p. 380.

4) An inter sapientiam et sapere nihil intersit. Epist. CXVII. p. 578.

5) Vgl. Epist. III, (cfr. Theophr. apud Plutarch. de fraterno amore angef. v. *Lipsius*). Ep. IX. Ep. XLVIII. u. a. a. O.

eigentlich regulirenden [illegible]. Das Häusliche, Sentimentale ist unser Lebenselement, darin sind wir heimisch; deshalb ist die Familientragödie diejenige, welche bei uns allein zur vollkommenen Anschauung gebracht werden kann." Daß damit auf die eigentliche ideale Größe verzichtet werden müsse, leuchtet von selbst ein. So sind denn auch „nicht die Schauspieler, nicht die Dichter, nicht das Theaterpublikum, jedes für sich an dem Verfalle schuld, sondern alle zusammen können kein Theater hervorbringen, wo der Boden für das Gerüste fehlt. Selbst unsre größten Geister mußten an das gute Herz der lieben Landsleute klopfen, damit Herein! gerufen wurde. Sie, und mich, und vielleicht noch ein paar Hundert in Deutschland entzückt Wallenstein und das bewegte Leben um ihn, — die übrigen Millionen sahen am liebsten Max und Thekla allein. Was wäre Egmont ohne Klärchen! und wie schlecht stände es um Maria Stuart, wäre sie nichts als die zu Boden getretene Majestät, wäre sie nicht die liebenswürdige, galante Sünderin! Hiermit ist auch das Einmischen sentimentaler Motive, welches sich Goethe und Schiller bei großen Staatsactionen erlaubten, gerechtfertigt, wenigstens vollkommen entschuldigt. Sie wären ohne diese Zuthat ganz unverständlich geblieben, und der Tadel, den man deshalb gegen sie ausgeschüttet hat, beweist nur eine andere liebenswürdige Eigenschaft der Deutschen, nämlich die: von den Dichtern immer das Unmögliche zu fordern, während man ihnen weder Stützpunkt noch Vorschub gewährt".

Diese und andere Mittheilungen können auf den Gehalt der Dinge schließen lassen, welche in diesem geistigen Zusammenleben Immermann's mit seinem Freunde verhandelt wurden. Bewundernswürdig erscheint dabei die Rastlosigkeit des Dichters, mit welcher er ungenirt durch alle diese äußern und innern Hemm-

niſſe immer vorwärts drang. Dichteriſches Schaffen war bei ihm innerer Zwang, organiſche Nothwendigkeit. Sein Streben war dem Kriegszuge eines Feldherrn vergleichbar. Das deutſche Publikum, d. h. die deutſche Kritik — denn jeder Deutſche iſt ein geborner Kritiker — verlangt bei einem Dichter immer direkten Fortſchritt in grad aufſteigender Linie. Dieſen Gang kann aber Künſtlerleben und Streben, zumal in unſerer Zeit, nicht gehen. Der Hauptſchlachten ſind wenige; dann wird auch wohl in leichten Scharmützeln hier und dort geplänkelt, hier und da geht ein Gefecht verloren, eine Poſition muß aufgegeben werden, das Heer zertheilt ſeine Kraft zu Seiten- und Querzügen; aber der Feldherr behält ſein Ziel im Auge, und unverſehens rücken die Maſſen wieder zuſammen, und ein neuer entſcheidender Sieg krönt des Führers Anſtrengungen. So war es bei Immermann. Daß er von dieſer Eigenthümlichkeit ſeiner Natur ein Bewußtſein hatte, ſpricht er ſelbſt einmal gegen Beer aus (Brief 18). Er hat eben ein Werk vollendet: „Nun wollen wir nicht raſten (ſchreibt er), ſondern gleich wieder vorwärts. Man muß in der dichteriſchen wie in der kriegeriſchen Laufbahn die Niederlagen nicht ſcheuen. Sieg und Schlappe führen am Ende, wenn der Kern nur etwas taugt, doch an's Ziel, wie der alte Blücher, oft geſchlagen, endlich doch nach Paris kam. Ich kann wenigſtens nach meinem Naturell nichts erſinnen, ſondern muß Alles mir erleben und erdichten." Und doch verhehlt er ſich nicht, daß ſeine realiſtiſch-politiſche Zeit, wo der Dichter immerfort in den praktiſchen, von dem Poetiſchen ganz hinwegführenden Strudel geriſſen werde, keinen Dichter im höchſten Sinne des Worts (er denkt an Goethe und Schiller) hervorbringen könne. „Die Wirklichkeit hat ſich eine große, ungeheure Geltung erworben, die nur der Thor leugnen oder beſtreiten kann, und ihre Laſt liegt auf

unsrer Aller Brust. Indessen, man thut, was seines Amtes ist, und bildet sich, soweit es die Umstände gestatten".

In diese Zeit fällt auch Immermann's Streit mit Platen, dessen ebenso unerwarteter als hämischer Angriff ihn um so tiefer schmerzte, als er grade damals im Begriff stand, das Interesse, mit welchem er die Leistungen Platen's verfolgte, und die Achtung, welche er seinem Talente zollte, in einer Zuschrift an denselben, mit der ihm eigenthümlichen, ehrlichen und hingegebenen Offenheit auszusprechen. Erst volle zwölf Jahre nach dem Erscheinen des „im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Kavaliers", mit welchem er auf Platen's romantischen Oedipus antwortete (1829), hat sich Immermann über sein wahres Verhältniß zu seinem Gegner ausgesprochen; denn der Cavalier, sowie die Vorrede dazu, entstanden unter dem Einflusse des Momens, der den schwer verletzenden, boshaften Angriff gebracht hatte. Der Odem des Friedens und der Versöhnung weht in jener späteren Schilderung und Charakteristik Platen's, wie sie die Düsseldorfer Anfänge*) enthalten. Stärke und Schwäche des so unverhofften und unerwünschten Gegners sind dort mit den schärfsten Zügen der Wahrheit ausgesprochen, und die Litteraturgeschichte wird diese Kritik wohl unverändert zu Buche nehmen können. Alte Liebe rostet nicht, und Liebe hat hier den Griffel geführt, die Liebe zu dem, was Platen besaß und was Immermann nach dem schönen Worte des Platonischen Sokrates eben darum an ihm liebte, weil es ihm selbst fehlte, weil er darin seine Ergänzung empfand.

*) Pandora III, S. 47—50 und S. 57—58.

Damals galt es nun freilich, den ihm werth gewesenen Dichter und unerwarteten Freund in anderer Weise zu begrüßen. Allein so stark auch gegen die spätere Milde die Keulenschläge jener geharnischten Sonette abstachen, mit denen er dem vorwitzigen Angreifer Hohn und Spott vergalt, — die Gerechtigkeit, ein Grundzug in Immermann's Natur, fehlte auch hier nicht. Er ließ dem Feinde das ihm eigenthümliche Verdienst, er sprach es unverholen als ein solches aus, aber er vernichtete schonungslos den Nimbus, innerhalb dessen Platen seine Formengewalt als selbstständig zu hypostasiren und seinen Stuhl zu den höchsten Ehrensitzen des Parnasses aller Zeiten hinaufzurücken strebte. Und die Form der Streitgedichte selbst führte den Beweis — der Platen vielleicht am härtesten traf — daß seine metrischen Künste denn doch nicht so ganz außer dem Bereich der Begabung seines Gegners lagen. Was aber die Hauptsache war: Immermann's Prophezeiung bewährte sich als eine wahre. Es war die Aufforderung, die er ihm im zwanzigsten Sonette zuschleuderte:

Hierher! mich angeschaut, Fechtbodenspringer!
Jetzt gilt's! ein Lied nur! eins voll Herz, Gehalt,
Eins, hörst Du? eine einzige Gestalt! u. s. w.

Platen hat den Handschuh nimmer aufgenommen, und die Liga von Cambray, die der Versuch dazu sein sollte, ist eben nur ein Versuch geblieben.

Auch ohne die Art, wie Heine gleichzeitig Platen's Angriff gegen ihn erwiderte, zu vergleichen, stellt sich unsers Dichters edle Natur in ihr hellstes Licht. Er selbst antwortete dem Angreifer nur, weil er ihn achtete, und weil denn auch gute Freunde und Feinde an ihm herumhetzten. Bezeichnend aber für seinen Charakter war es, daß er den Angriff seines Gegners nie ge-

leſen hat. Er wollte ſich die Laune zu ſeinem Geplänkel nicht verderben, er meinte, es könne ihm denn doch etwas Menſchliches begegnen, wenn er ſich ſo ſeltſam abkonterfeit ſähe. Darum ließ er ſich blos von einem Freunde über das Bild berichten und ſchrieb ſo den Cavalier. Zufällig mußte er daneben auch den buchhändleriſchen Spediteur ſeiner Polemik machen, und als nun der geſchnürte Ballen mit den tauſend Cavalieren in ſeinem Zimmer lag, „war es ihm komiſch ſchauerlich, den poetiſchen Hohn in ſo materieller Wucht vor ſich zu ſehen“, und er war froh, als ihm der Fuhrmann „das Zeug vom Halſe ſchaffte“.

Wäre nur auch der Eindruck des Angriffs ſelbſt auf Immermann's Gemüth ſo leicht zu beſeitigen geweſen! Aber die Wunde, die ihm dadurch geſchlagen war, (äußert ſich ein Freund aus jener Zeit) heilte nicht ſo bald. Oft hörte man damals von ihm die Klagen über die Gleichgültigkeit des Publikums und der Großen gegen die Dichtkunſt, die Willkür und Grundloſigkeit parteiiſcher Kritik, die materielle oder ſcholaſtiſche Richtung der Zeit — in denen ſich Wahres mit phantaſtiſcher Uebertreibung miſchte, und aus denen ſich eine Bitterkeit erzeugte, über die er erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens wieder Herr werden konnte. Nur dann empfand er ſie nicht, wenn der Gedanke einer neuen Produktion ihn begeiſterte, was niemals lange ausblieb. Eine gute Folge jenes kränkenden Angriffs war indeſſen die, daß er durch denſelben mehr auf das ihm eigenthümliche Gebiet des Gedankens und der Beobachtung zurückgedrängt wurde, und es mochte faſt etwas wie Dankbarkeitsgefühl mit im Spiele ſein, wenn er zehn Jahre ſpäter im Münchhauſen Platen ſeinen Ehrenplatz in der Wallhalla vindizirte.

VI.

Wenden wir uns von dieser Episode zu den Düsseldorfer Verhältnissen des Dichters und seinem Leben und Streben bis 1830 zurück. Zu seinem nächsten persönlichen Verkehre mit Schadow und den Künstlern traten noch Wilhelm von Norrmann, ein junges vielversprechendes Dichtertalent und Friedrich von Uechtritz, der Dichter des „Darius“ und der „Rosamunde“, der dem Freunde in seinen „Düsseldorfer Künstlern“ und in einigen Aufsätzen in den Blättern für literarische Unterhaltung späterhin ein wenigstens vorläufiges Denkmal setzte. Auch Heine hatte sich an Immermann angeschlossen und ein Briefwechsel entstand zwischen beiden, der wohl noch seiner Veröffentlichung harrt. Mit Uechtritz, der dauernd örtlich in Düsseldorf blieb, ergab sich ein noch näheres, bedeutenderes Verhältniß. Das Vorwiegen der Reflexion in Uechtritz gab jenen phantastisch-bunten Düsseldorfer Anfängen einen heilsamen Gegensatz. Sein Wissen, sein ganzes Wesen mahnte zum Nachdenken, zur Sammlung, Immermann gestand selbst, daß er durch ihn über ganze Strecken der Erkenntniß aufgeklärt worden. Mehreres, was in den Epigonen seinen Platz fand, deren Anfänge schon in diese Periode des Dichters reichen, war wörtlich zwischen beiden früher so abgesprochen worden. Noch tiefer und inniger war der Zusammenhang mit Schnaase, dem Verfasser der „Niederländischen Briefe“ und der „Geschichte der Kunst“. Mit wahrhafter Begeisterung gedenkt Immermann dieses Zusammenlebens in seinen Düsseldorfer Maskengesprächen. „Wie groß war der Drang der Mittheilung, wie rege die Lust des Empfangens! Die Dichter werden nicht müde, den Frühling zu preisen und die Liebe. Aber was die Liebe und der Frühling

der Jugend ist, das sind die Stunden, in denen Zwei mit einander Gedanken erzeugen und ausschaffen, dem Mannesalter." Dies ist ächt antike Ansicht von Freundschaft, für die der alte Aristoteles den Ausdruck des „Zusammenlebens im Zusammenschaffen" fand. So war auch für Immermann Freundschaft zwischen Männern nicht auf den „schönen Schein" eines persönlichen Wohlgefallens, sondern auf ein beiden gemeinsames Objective gegründet, und wie nach Platon, Zeugen die That der Liebe sei, so müßten, meinte er, auch Männer im Wahren, im Gegenständlichen diese That mit einander vollbringen, solle ihr Bund eine Wirklichkeit bleiben.

Solcher Theilnahme der nächsten Umgebung, der Freunde, bedurfte aber unser Dichter um so mehr in einer Zeit, in welcher die Kritik, wie sie an ihm irre wurde, weil sie das Ganze einer starken, nach Entwickelung ringenden Individualität nicht in's Auge faßte, ihn selbst irre zu machen oder doch seine Thätigkeit und Begeisterung zu hemmen und zu trüben drohte. Zwischen den beiden Polen des reflectirenden, satirisch-empfindsamen Romans und des romantischen Drama's, wie sie in seinen Erstlingswerken hervorgetreten waren, hatte sich bisher seine Production mannigfach hin und her bewegt. Ehe sie den vollen Ausdruck beider Richtungen gegen das Ende seiner Laufbahn in Münchhausen und den Epigonen und in dem umgearbeiteten Hofer und den Opfern des Schweigens fand, hatte sich die kraftvolle, aber herbe und gewaltsame Natur des Dichters in einer Reihe von Produktionen durch ihre Entwickelungsperiode hindurch zu arbeiten. Eine solche Entwickelungsperiode läßt aber grade bei tieferen Geistern alles Uebermäßige, Herbe und Gewaltsame um so mehr hervortreten, je mehr es ihnen darauf ankommt, nicht sowohl leichte Erfolge zu erringen, als vielmehr nur einen Ausdruck

ihrer innerſten Empfindung zu gewinnen*). So ward auch Immermann, anfangs mit Aufſehen empfangen, nur zu bald Gegenſtand einer feindſeligen, oft unbilligen Kritik. Des Platenſchen Angriff's iſt ſchon oben gedacht worden, ſo wie auch des tiefen und nachhaltigen Eindrucks der Bitterkeit, den er in der Seele des Dichters zurückließ. Und doch war Immermann der unpartheiliſchſte Selbſtkritiker ſeiner eignen Werke, ſobald ſie ſich von ihm abgelöſt hatten, und die ſpätere Sammlung ſeiner Werke ließ ihn eben deshalb mit einer Strenge verfahren, die wir jetzt zu bewundern, aber auch zu beklagen haben, da durch ſie es äußerſt ſchwer hält über die verzettelten und verſtreuten früheren Arbeiten des Dichters einen Ueberblick zu gewinnen.

Indeſſen der belebende Verkehr mit jenen Freunden, die innere Luſt am Schaffen, die hier und da ſich einfindende Anerkennung — die ſelbſt in Frankreich, wie wir aus Beer's Briefen ſehen, einen Ausdruck fand, — ließen ihn bald ſich ſelbſt wieder gewinnen. Dieſer edlen Natur mußte Alles zur Schule und Läuterung werden. Der Schiller-Goetheſche Briefwechſel, von dem ſich Beer zu Boden gedrückt fühlte, wirkte anfangs auch auf ihn in dieſer Weiſe. „Der Anblick eines idealen Strebens (ſchreibt er) läßt immer im Anfange einen Stachel in der Seele zurück. Indeſſen — ſetzt er hinzu — kann dergleichen, wie alles Vollkommene, in letzter Inſtanz doch nur heilſam wirken.“ In dieſer encyclopädiſchen, Alles fördernden und Alles verbrauchenden Zeit ſei die Zerſtreuung die größte Feindin. Vor ihr ſich hüten, heiße ſchon unglaublich viel gewonnen. Im Angeſichte jenes Zuſammenſtrebens der beiden Heroen unſerer Litteratur ging ihm die Erkenntniß auf, welcher unendlichen Steigerung das Talent fähig ſei, „wenn

*) Schnaaſe a. a. O.

man so glücklich war, den rechten Kreis zu finden, und wenn es immerfort durch die homogensten Elemente genährt wird". Als Hausmittel dazu empfahl er: immer wieder zur Lesung der Alten zurückzukehren, deren geschlossene Welt wohl am sichersten vom leeren Brüten und vom Verlieren in Lappalien zurückziehe. In derselben Zeit war es, wo er mit der Idee der Epigonen selbst sich jenem „rechten Kreise" zuwendete, ein Umstand, durch welchen jene Aeußerung eine noch höhere Bedeutung gewinnt. — Seine Lust zu schaffen muthete sich das Schwerste zu. In ein und derselben Zeit, wo ihn jene Romanansänge beschäftigten, arbeitete er an Merlin und Alexis, vollendete das reizende komische Epos „Tulifäntchen", welches Heine den epischen Kolibri nannte, entwarf das Liebesepos „der Schwanenritter" und den Plan zur freien Umarbeitung des „Tristan" von Gottfried von Straßburg, worauf ihn die durch Merlin angeregte Beschäftigung mit altdeutscher Poesie führte. Zugleich trug er sich mit dem Plane, Schwarzenberg, einen Stoff aus der preußischen Geschichte, als Tragödie zu behandeln. Doch gab er denselben bald wieder auf.

In dieser Zeit fielen die Donnerschläge der französischen Julirevolution. Immermann, durch Beer's Pariser Briefe mitten in das Gewoge der Dinge versetzt, ward von derselben im Tiefsten ergriffen. Eine Reise nach Paris, zu der ihn sein Freund dringend aufforderte, mußte sich der preußische Beamte leider versagen. Es ist hier der passendste Ort, Immermann's Verhältniß zur Politik und zu der politischen Bewegung seiner Zeit etwas ausführlicher zu betrachten, da er grade in dieser Hinsicht die entschiedenste Mißkennung erfahren hat. Der Briefwechsel mit Beer bietet uns auch hier die Anknüpfungspunkte.

Nie hatte ein Ereigniß so gewaltig und erschütternd auf ihn gewirkt als die Julirevolution. Sie berührte ihn „wie ein

Wunder", und ließ ihn in den ersten Wochen vor Aufregung zu keiner Arbeit kommen. Daß sich nach all dem Sturm und Blut von vierzig Jahren die Revolution wiederholte, nur noch imposanter als das erste Mal, sei ohne Beispiel in der Geschichte, und zeige die nicht zu berechnende Kraft des Jahrhunderts und der Nation. Einzig dürften die Franzosen mit Recht diese Katastrophe nennen, weil sie nicht, wie gewöhnlich, aus physischer Noth, sondern aus einem geistigen Drange, aus dem Drange, sich in seinem Rechte zu behaupten, hervorgegangen sei. In dieser Begeisterung für etwas Uebersinnliches habe das Ereigniß für ihn Aehnlichkeit mit der religiosen Bewegung des Mittelalters, „und vielleicht", setzt er hinzu, „ist auch das Agens unserer Zeit das Politische, wie der Glaube damals". So tiefen und richtigen Blickes faßte er damals, als der Donner der Kanonen kaum noch verhallt war, das Ereigniß und seine Bedeutung auf. Er zollte dem Tacte und dem Scharfblicke, womit bis dahin die Kammer und die übrigen Machthaber sich benommen, Achtung und Ehrfurcht. Daß sie sich selbst die Vollmacht schrieben, in einem Augenblicke, wo alle früheren Vollmachten erloschen waren, und noch keine Gewalt existirte, welche neue hätte ausstellen können, werde ihnen in der Geschichte zum ewigen Ruhme gereichen. Freilich sagten ihm die nächsten Folgen wenig zu. Das Gewöhnliche und Gemeine, zu welchem es gar bald wieder an der Seine gekommen ist (schreibt er am 29. Septbr. 1830), der unkönigliche König, die nüchterne Phraseologie der Stimmführer, die Stellenjagd, das gänzlich unbestimmte Wesen, in welchem sich die Regierung herumtreibt, der große Fehltritt, im Kampfe für die Charte diese selbst zu verletzen, bestätigten ihm, so natürlich er sie fand, doch nur die alte Ueberzeugung, daß man bei Einzelnen wie bei Massen immer nur auf Momente der Erhebung und

Wir verlassen die Ethik, um zur Anzeige der übrigen aristotelischen Schriften überzugehen, auf deren Benutzung einige Stellen in Seneca's Werken zu deuten scheinen. Hier mögen denn die Probleme den Zug eröffnen, deren Lektüre überhaupt in der römischen Literatur oft zu bemerken ist, und die, wie wir im Folgenden zu bemerken Gelegenheit haben werden, besonders späteren Sammlern, wie Gellius und Makrobius, willkommen waren, um ihre Raritätensammlungen zu bereichern [1]). Bei andern Erwähnungen des Aristoteles ist es zweifelhaft, welche Schrift Seneca vor Augen gehabt hat, da jener nur allzuoft ein und dieselben Dinge an sehr verschiedenen Orten behandelt. So finden wir die von Seneca angeführte Definition des Zorns ausser der Ethik, sowohl in der Schrift von der Seele, als in der Rhetorik [2]). Für die Vorlesungen über Naturwissenschaft (*Ἀκρόασις φυσικὴ*)

---

1) Sen. Quaest. Nat. V, 1. und daselbst *Fromond* p. 944. wo jedoch *Seneca*, wenn er hier *Aristoteles* als Gewährsmann vor Augen hatte, einen Irrthum beging, s. Fromond a. a. O. — De Tranquillitate animi cp. XV, extr. (p. 387. Gron.) Nam sive graeco poetae credimus, aliquando et insanire jucundum est, sive Platoni .... sive Aristotelis: nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae est. *Lipsius* bemerkt, dass hier, wie bei *Cicero* Tuscul. I. (38, §. 80. s. Aristotelis II, S. 438.), auf Problem. XXX, sect. 1. Rücksicht genommen sei. — Die dritte Stelle ist de Ira I, 7. und dort Lips., vgl. Prohl. Arist. XIII.

2) Seneca de Ira I, 3. cfr. 6. Aristotelis finitio non multum a nostra abest; ait enim: iram esse cupiditatem doloris reponendi [Lactantius: rependendi] vgl Arist. de Anima I, 1. p. 3. lin. 26. Bekk. min. Rhet. II, cp. 2. in. Eth. Nic. VII, cp. 6. § 4.

Begeisterung, nie aber auf eine gewisse Folge und Consequenz im Sublimen (hier hören wir den Dichter) rechnen könne. Aber diese Betrachtung änderte sein Urtheil über die große Begebenheit selbst nicht, die immer in der Geschichte als eine wesentliche Krisis, wodurch die Welt ihre Wiedergeburt bezweckte, dastehn werde. An dem Bleibenden in der Form des Neuhervorgerufenen zweifelte er freilich, und hatte Recht zu zweifeln. Er hielt diese Reaction nur für eins der Fermente, welche durch Gährung in der Zukunft die neue Gestalt erzeugen werden! Daß ein Kampf der beiden Systeme „ein Kampf auf Leben und Tod" hinausgeschoben werden würde, hielt er für wahrscheinlich, daß er aber in nicht allzu ferner Zeit ausbrechen müsse, war ihm gewiß.

Allein nur zu bald wendet er sich von dem Felde der Politik zurück. Nicht bloß weil seiner ächt künstlerischen, immer auf das Ganze gerichteten Natur der matte, verworrene Ausgang widerstrebte. Der Grund lag tiefer. Er that es, „weil ihm" als Preußen, als Deutschen „ein thätiger oder auch nur ein allgemein nationeller Antheil versagt sei". Das Gefühl dieser Kette ward für ihn entscheidend, und jenes kurze Wort (Briefw. S. 217) enthält den Schlüssel zu Immermann's späteren Aeußerungen über die in Folge der Julirevolution auch nach Deutschland übergreifende politische Bewegung, Aeußerungen, die in dem Reisejournal (1833) ihren Ausdruck fanden, und den Dichter bei sehr Vielen in ein schiefes Licht zu rücken geeignet waren. Dem Ganzen und Vollen, dem Großen und Gewaltigen zugänglich, konnte er sich mit dem Halben und Kleinlichen nicht befreunden, das in den deutschen Bewegungen jener Zeit zum Vorschein kam, und dieselben namentlich in ihren Anfängen mehr nur als Nachahmungen und Nachäffungen der Dinge jenseit des Rheins erscheinen ließ. Der Mangel des Nationalen, das Einheitlose, Provinzielle,

das Kleinliche und Machtloſe, der Mangel einer männlichen, grad und einfach aufs Ziel losgehenden Offenheit: das Alles ſtieß ihn ab; das Mißtrauen, die Erbitterung der ſüddeutſchen Liberalen gegen ſein Preußen, beleidigte ſeine theuerſten Sympathien um ſo mehr, als er in jener Zeit wohl ſagen durfte, daß das Organiſche, um deſſen Erlangung man ſich dort abquäle, in Norddeutſchland längſt als ruhiger Beſitz genoſſen werde. Das demagogiſch Verworrene, die Petulanz der Angriffe von Seiten der Excentriſchen tasteten in ihm die Pietät für den reinen Monarchismus an, eine Pietät, in der er auferzogen, für die er in den Jahren des Kampfes gefochten, die mit ſeinem ganzen Weſen verwachſen war. Es war auch hier ein merkwürdiger Widerſpruch in dem Manne. Er verheimlichte ſich auch ſpäter keineswegs die bedenkliche Stellung Preußens dem Freiheitsprincip des ſüddeutſchen Conſtitutionalismus gegenüber; die Ueberwucht einer, allem organiſch freien Staats- und Bürgerleben feindlichen Büreaukratie blieb von ihm nicht unbemerkt, er hat ſie, er hat das ritterbürtige Ritterthum und ſeine feudalen Beſtrebungen ſcharf durchſchaut und bitter gegeißelt. Noch mehr: Er war in allem Geiſtigen, Literariſchen dem Umſchwunge einer Neuerung unbedingt zugethan, deren Nothwendigkeit er anerkannte. Aber während er auf dem Felde der geiſtigen Intereſſen ſich revolutionär erwies, ſtemmte er ſich auf's Aeußerſte dagegen, die Conſequenzen, welche er hier zugab, auch auf dem politiſchen Gebiete gelten zu laſſen. Hier war er, wie Gutzkow richtig von ihm geſagt hat, „preußiſcher Beamter und ehemaliger Freiwilliger", und als ſolcher ſteckte er die ſchwarz und weiße Cocarde auf, und proklamirte ſich als „Franzoſenfeind" und abſoluten Monarchiſten. Er konnte ſich, wie er ſelbſt geſtand, von den Begriffen nicht trennen, mit denen er groß geworden war. So war er, ſo iſt er geblieben. Viel-

leicht hat sein früher Tod ihm das harte Schicksal erspart, einen Theil seiner selbst nothgedrungen aufgeben zu müssen.

VII.

Wir kehren jetzt zu Immermann's dichterischer Thätigkeit zurück. Zunächst zum Lustspiel. Es ist merkwürdig, daß Immermann diese Seite seiner dramatischen Produktivität nicht über das Jahr 1830 hinaus fortsetzte. Auch im Lustspiel hatte er nach und nach alle Töne anzuschlagen versucht: den romantisch Shakspeareschen in dem „Prinzen von Syrakus“ und in dem „Auge der Liebe“, von denen ich das letztere unbedenklich für das Beste halte, was Immermann überhaupt in dieser Gattung gedichtet hat; den leicht französirenden, an die Grenze der Frivolität hinstreifenden, in dem „Morgenscherz“, in der „schelmischen Gräfin“ und in der „Schule der Frommen“, in denen er auch den Alexandriner mit Glück anwendete; und endlich den des typisch deutschen Charakterlustspiels in der kleinen heitren dramatischen Idylle „die Nachbarn“ (1824) und in den „Verkleidungen“. Zu dem letzteren Stücke hatte ihm, wie vorhin erwähnt, die Gestalt seines alten „Oheims“ den Stoff gegeben. Mit keinem dieser Stücke erreichte er indessen eine durchgreifende Wirkung, wenn gleich einzelne auf den Repertoiren Eingang fanden. Woher kam das? Mich dünkt daher, weil dieselben, so große Vorzüge sie auch im Einzelnen hatten, doch wesentlich nichts Neues boten, sondern Gattungen zusteuerten, in denen vollendete Musterwerke bereits vorhanden waren und zur Vergleichung aufforderten. Dies gilt namentlich von den beiden ersten der drei bezeichneten Genre's, in denen sich Immermann's komische Muse bewegte. In dem dritten kam

noch ein anderes Etwas hinzu. Das Luſtſpiel „die Verkleidungen“ nimmt einen friſchen Anſatz zu etwas Neuem, Kräftigem, es ſtreift ſchon leiſe an diejenige Gattung heran, welche der deutſchen Komödie neueſten Datums vielleicht allein noch ſichere Erfolge bieten dürfte, — an das hiſtoriſche Luſtſpiel. Aber es verläßt ſogleich dies Terrain wieder und verliert ſich in das Groteske und Bizarre einer Charakterzeichnung aus dem bürgerlichen Leben, deren ſtarker Farbenauftrag die Karikatur an die Stelle des Charakteriſtiſchen ſetzt und ſo das Ganze verdirbt. Immermann ſelbſt verhehlte ſich dies nicht. Wir ſehen dies aus der Art, wie er ſich deswegen gegen ſeinen Freund Beer zu rechtfertigen ſucht. Er geſtand ein, daß der Mangel an ſcharf ausgeprägten Charakteren in der Gegenwart für den Luſtſpieldichter ein Kreuz ſei, namentlich wenn er ſeine Figuren aus der ſogenannten guten Geſellſchaft nehme. Eben dieſer Umſtand habe ihn bewogen, in ſeinen Luſtſpielen, auf die Gefahr ein Karikaturenzeichner genannt zu werden, „die Farben entſchieden aufzutragen“. Er tröſtete ſich dabei mit der Hoffnung, daß wenn auch jetzt die Originale fehlten, ihre Zeit wohl einmal wieder kommen, und er alsdann mit ſeinen Sachen noch in die Reihe der naturwahren Gemälde treten werde! Ein wunderlicher Troſt! Als wenn der Dramatiker, der wahre Dichter der Gegenwart, es machen dürfe wie jener Sonderling, der ſich aus Sparſamkeit ſeine Kleider, um in der Mode zu bleiben, nach dem Zuſchnitt einer älteren Periode anfertigen ließ, weil er bemerkt hatte, daß alte Moden wiederkehrten. Doch gab er auch ſeine Zeit in komiſcher Hinſicht nicht ganz auf. Die Affektation, jede eigenthümliche Denk- und Empfindungsweiſe untergehen zu laſſen, ſei es in allgemeinen politiſchen Grundſätzen wie in Frankreich, oder in einer gewiſſen allgemeinen humanen Bildung und Eleganz wie in Deutſchland, ſei ſchon etwas ganz Un-

natürliches und Widersinniges und könne als ein komisches Grundverhältniß unserer Zeit betrachtet werden, aus welchem sich für den feinen Beobachter gewiß tausend Fälle ergeben würden, wo das Individuum mit dem generellen Costüm, das es zu tragen, freiwillig oder gezwungen, übernommen habe, in komischen Conflict gerathe.

Mit ganz besonderem Eifer aber ergriff er den von Beer zufällig hingeworfenen Gedanken des historischen Lustspiels. Man kann sagen, daß er mit zwei Worten alle die Vortheile heraushebt, welche der Anbau dieses Genre's dem modernen deutschen Drama gewähren könne. Vor allem habe man hier gleich festen Boden unter den Füßen, Farben und Charaktere. Wegen der Bedeutung der Figuren könnte auch die Sache nie in's Kleinliche und Alberne fallen. Die fruchtbarste Anschauung für dieses Genre — setzt er hinzu — werde freilich die Meinung der Memoiristen sein, daß die großen Dinge in der Welt durch sehr kleine Motive herbeigeführt werden. Am schwierigsten dürfte die Behandlung der Könige sein; denn wie der König der Gipfel in der ernsten Darstellung sei, so müsse er auch bei diesen komischen die Spitze bilden, wobei denn freilich die Gefahr nahe liege, ihn in's Marionettenhafte zu zeichnen*). Immermann ist nie dazu gekommen, die Ausführung dieser Idee zu versuchen. Einen Stoff, den er als ihm von Beer zu diesem Zwecke mitgetheilt erwähnt, habe ich in den Briefen des letztern nicht aufgefunden.

Wir haben jetzt noch zwei Werke Immermann's zu betrachten, welche aus der neuen Richtung ihren Ursprung datiren, die in dem Dichter durch das Zusammentreffen bedeutender innerer Revolutionen mit der großen Volksbewegung des Jahres 1830

*) Briefw. mit Beer, S. 143 ff.

hervorgerufen wurden. Es ſind: die Mythe „Merlin“ und die Czaarentragödie „Alexis“, eine Trilogie.

Ueber den Merlin iſt nicht mit zwei Worten abzuurtheilen, wie das wohl hier und da geſchehen. Thatſache iſt, daß dieſes tiefſinnige, gedankenſchwere Gedicht, welches der Dichter ſelbſt wohl das liebſte Kind ſeiner Muſe nannte, faſt ſpurlos an der Mitwelt vorüberging, und bis auf dieſen Augenblick ſich nur eine kleine Gemeinde von Verehrern gewonnen hat. Es nützt nichts, auf die Nation zu ſchelten, daß ſie, die Goethe's Fauſt zu ihrem Eigenthum machte, die ſich den Hamlet anzueignen wußte, dieſem Immermann'ſchen Fauſt die Aufnahme verſagte. Für den Dichter iſt der Ausſpruch der Mitwelt ſouverain, und man weiß von keinem, der von ihrem Urtheil auf die ferne Nachwelt mit Erfolg appellirt hätte. Auch that Immermann dies letztere nicht. Aber er that etwas Schlimmeres: er verachtete ſeine Mitwelt. Er ſchrieb den Merlin (wie er ſpäter in den Epigonen geſtand) in dem Bewußtſein, „daß Niemand ſeiner achten werde!“*) Die Mitwelt nahm ihn beim Worte, und dies Gedicht, in welchem er ſein tiefſtes Weſen ausgeſprochen zu haben meinte, blieb der Nation fremd. Man könnte ſagen: fremd darum, weil er eben nur ſein tiefſtes Weſen, dieſes letzte, unausſprechbare, ſubjective auszuſprechen gerungen, und würde damit nicht weit dem Ziele vorbeiſchießen. Denn eben dieſer Umſtand erklärt es zugleich, warum ſeine perſönlichen Freunde und Verehrer ſich immer und immer wieder zu dieſem Werke hingezogen fühlen, ohne doch den Bann löſen zu können, der es von der Nation im Ganzen ſcheidet. Man leſe nur die Expoſitionen, welche von Uechtritz**), Kinkel***), Schücking†) u. A. verſucht worden ſind, und vergleiche

*) Epigonen III. S. 217. **) Blätter f. lit. Unterhalt. 1841. No. 228—229.
***) Zu Freiligrath's Erinnerungsbl. 1842. S. 5—18. †) Ebendaſ., S. 21—55.

damit das scharfabschneidende Urtheil Gutzkow's*), um sogleich diesen Gegensatz zu empfinden. Dazu gesellt sich noch ein Zweites. Man kann die Vergleichung mit dem Goethe'schen Faust hier nicht vermeiden, wo die Verehrer des Immermann'schen Merlin selbst von einem „zweiten Faust" reden. An Nachahmung ist dabei freilich nicht zu denken, ebensowenig als an Ueberbietung. Immermann konnte auf so alberne Vorwürfe mit Recht erwidern, daß er gar nicht in das Gebiet des Faust eingetreten sei. „Nicht die Sünde schwebte mir als Unglück der Welt vor, sondern der Widerspruch. Merlin sollte die Tragödie des Widerspruchs werden. Die göttlichen Dinge, wenn sie in die Erscheinung treten, zerbrechen, decomponiren sich an der Erscheinung. Selbst das religiöse Gefühl unterliegt diesem Gesetze. Nur binnen gewisser Schranken wird es nicht zur Karikatur, bleibt aber dann freilich jenseits der vollen Erscheinung stehen. Will es in diese übergehen, so macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger sich vom Lächerlichen ganz frei gehalten hat. Diese Betrachtungen (setzt Immermann hinzu) faßte ich im Merlin sublimirt, vergeistigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichen Wahnwitz." Als Immermann ein Jahrzehend später das Gedicht wieder in die Hand nahm, erregte es ihm „eine eigne schmerzliche Empfindung", nun zu sehen, woran es demselben gebreche. Er erkannte als die beiden Hauptfehler, die ihn „um den Gewinn gebracht" (denn jetzt, nachdem die glücklichen Erfolge seiner letzten Werke den starren Trotz und die einsiedlerische Erbitterung gegen das Publikum besiegt hatten, konnte er von „verlornem Gewinne" reden!): die Entlegenheit der wenig bekannten Sage und ihrer fernen unpopulären Träger, dieser Klingsor, Artus, Merlin, Lanzelot, Ginevra, Hüter

*) Götter, Helden, Don Quixote. S. 155. 162.

des Grals, Namen bei denen ſich Niemand etwas denke; und zweitens: die Belaſtung der Durchſichtigkeit und Grazie eines poetiſchen Kunſtwerks durch intellektuelle Anſchauungen der ſonderbarſten Art, unter deren metaphyſiſcher Rüſtung die Geſtalten erliegen. Ein dritter Fehler iſt in dem Geſtändniß angedeutet: „je dunkler, feiner, geiſtiger ein Stoff, deſto kräftigere Träger ſind ihm vonnöthen.“ Hier liegt der Kernpunkt, und hier knüpfen wir wieder an Goethe's Fauſt an, in dem das Große, Zwingende, Hinreißende, Welterobernde der Wirkung eben nur durch das unbewußte Walten einer künſtleriſchen Einſicht gelungen iſt, zu welcher Immermann erſt nach Vollendung ſeines Werks zu ſpät gelangte, während Goethe ſie im zweiten Theile des Fauſt verlor. Wir haben keine Anknüpfungspunkte in unſerer innerſten Natur für die völlig aus dem Kreiſe alles Menſchlichen, aus Zeit und Geſchichte, aus aller Begränzung heraustretenden Hauptgeſtalten Satan's und Merlin's; die Froſtigkeit der allegoriſchen Typen, der leib- und blutloſen Abſtractionen, die hier unter den Namen Placidus, Candida, Klingſor und Nimiane, Lanzelet und Ginevra u. ſ. w. auftreten, wird nicht beſiegt weder durch die Gedankentiefe und Erhabenheit, noch durch die formelle, poetiſche Schönheit und theilweiſe Vollendung des Gedichts. Hier kann von Liebe und Haß ebenſowenig als von „naturwahren Charakteren“ die Rede ſein, mit denen Kinkel jene Geſtalten vergleicht, die er ſelbſt doch kurz zuvor als rein abſtracte „Typen“ richtig bezeichnet hat. Denn hier iſt weder Natur, noch Wahrheit, noch Charakter möglich, weil eben die Begränzung gebricht. Und es fehlt nicht an Stellen, wo dieſer Mangel zur wahrhaften Verzerrung und Mißhandlung aller Form, Kunſt und Schönheit wird*).

*) Etwas der Art hat Kühne in ſeiner Entwicklung des Merlin: Portraits und Silhouetten. Bd. II., S. 55 ff., angedeutet.

Einer der nächſten Freunde und täglichen Beobachter Immermann's berichtet, daß ſich Immermann damals, als er den Merlin dichtete, und in demſelben ſeine tiefinnerſte Perſönlichkeit, ſein Verhältniß zu Gott und Welt, zu Religion und Philoſophie, zu Goethe's Dichten und Hegel's Denken auszuſprechen ſtrebte, in einem ſozuſagen träumeriſch-prophetiſchen Zuſtande befunden habe. Er rang umſonſt darnach, ſeine Freunde über den Plan und Sinn des Gedichts aufzuklären, und wohl geſchah es, daß er in ſcharfluftiger Märznacht nach ſolchen Verſuchen das „eigentlich Unausſprechliche“ der Geheimniſſe jener Fabel darzulegen, den Freund auf Lüfte, Mond, Wolken und Himmel als Dolmetſcher wies. Man ſah, erzählt Uechtritz, daß eine Macht in ihm arbeitete und dichtete, zu der er ſich gewiſſermaßen als dienendes Organ verhielt, deren pathiſche Ausſprüche er ohne ſie deuten zu können verkündete. Die Doppelnatur Merlins, der zugleich ein Kind des Satans (oder gnoſtiſchen Demiurgos) und einer reinen chriſtlichen Jungfrau iſt, giebt nur ein Abbild der damaligen religiöſen Zerſpaltenheit des Dichters ſelbſt. In ihm kämpfte zu jener Zeit die tief mit ſeiner Natur verwachſene chriſtlich religiöſe, bis zu asceti'ch puritaniſcher Färbung geſteigerte Anſicht von Gott, als einem außerweltlichen, der Welt feindlichen, mit der lebensvollen „Herrlichkeit, Fülle und Schönheit des Irdiſchen und Weltlichen“; es kämpften Chriſtenthum und Heidenthum den ſchweren Entſcheidungskampf. Aeußere Verhältniſſe, die hier nur von fern anzudeuten ſind, mochten den Bruch noch klaffender machen. Verſöhnung auf philoſophiſch dialektiſchem Wege blieb ihm fremd, ja ſeiner dichteriſch realen, auf das Volle, Ungetheilte, Ganze gehenden Natur feindlich. Der Merlin iſt daher voll bitterer Anſpielungen und ſcharfer Ausfälle gegen die Philoſophie der Zeit und ihren Egoismus ſowie gegen die rein heidniſche „Selbſtſucht“

der Goethe'ſchen Poeſie. Hier bleibt kein Ausweg, als der am Schluß des Merlin gewählte, des unwandelbaren, durch Elend, Marter und Tod nicht zu erſchütternden Feſthaltens an der Gewißheit von Gott und an dem Bewußtſein einer unzerſtörbaren Gemeinſchaft des Individuums mit ihm; und dieſer Schluß iſt allerdings — das Motiv einmal zugegeben — von einer ächt religiöſen Erhabenheit.

Die Trilogie „Alexis" entſtand zu derſelben Zeit, welcher der „Merlin" ſeine Entſtehung verdankt. Die beiden erſten Theile derſelben, „die Bojaren" und „das Gericht von St. Petersburg", halte ich mit Schnaaſe und Uechtritz für das Vollendetſte und zugleich Bühnenmäßigſte, was Immermann von hiſtoriſchen Dramen überhaupt gedichtet hat. Der dritte Theil, „Eudoria", iſt in der That eine kaum erklärliche Verirrung des Dichters. Dieſe Nachbildung antiker Maße und Rhythmen hat etwas eiſig Starres, tödtlich Erkältendes, welches mit dem friſchen Leben der beiden erſten Theile in ſchroffem Kontraſte ſteht. Dieſem Ausgange fehlt ferner jede tragiſche Verſöhnung. Es iſt ein großes Leichentuch von Eis und Schnee, das ſich über ein Schlachtfeld breitet. Dagegen iſt in den beiden erſten Theilen das Charakteriſtiſche des ruſſiſchen Volks, der Gegenſatz des aſiatiſchen Altruſſenthums zu des Czaaren europäiſirenden Beſtrebungen, das Bojarenthum und ſein lackirter Barbarismus, das wüſte Gewirr wilder Leidenſchaften, das verſchlungene Gewebe von Falſchheit, Argliſt, Egoismus, Bigotterie, Nationalſtolz, Muth und Feigheit mit Meiſterhand gezeichnet. Ueberall umweht uns der Odem einer allem Germaniſchen durchaus fremden Luft. Dieſe ruſſiſchen Verſchwörungen und ihre Stifter,

findet sich eine Stelle, die schon darum Aufmerksamkeit verdient, weil sich daraus etwas für die Bekanntschaft Seneca's mit den metaphysischen Büchern und sein genau vergleichendes Studium beider Werke zu ergeben scheint [1]). Dass ferner Seneca die naturhistorischen Schriften des Aristoteles und Theophrastus und namentlich des ersteren Hauptwerk, die Historia de animalibus, gelesen hatte, bezeugen, wenn es anders für dies bei den Römern sehr beliebte Werk des Beweises bedarf, mehrere Stellen [2]) derjenigen Schrift, welcher wir uns jetzt mit um so grösserem Interesse zuwenden, als sie einzig in der römischen Literatur dasteht, und an Werth und Wichtigkeit alle ähnlichen Werke bei weitem übertrifft.

Die Naturwissenschaften hatten den Seneca schon als Jüngling angezogen. Er selbst nennt uns als die Frucht seiner Jugendstudien auf diesem Gebiete ein Schriftchen über die Erdbeben [3]).

1) Epist. LXV. Causam Aristoteles putat tribus modis dici. Prima inquit causa est ipsa materia, sine qua nihil potest effici. Secunda opifex. Tertia forma, quae unicuique operi imponitur tamquam statuae. Nam hanc Aristoteles Idos vocat. Quarta quoque, inquit, his accedit, propositum totius operis. Vgl. Aristot. Physic. Ausc. II, cp. 3. p. 46. Pac. Metaphys. I, cp. 6. p. 9. lin. 20. Brand, X, p. 244, 4. u. a. a. St. Wie wenig aber *Seneca*, aus Mangel an Fähigkeit und Interesse für den speculativen Theil der Philosophie, sich die Resultate der Aristotelischen Speculation angeeignet hatte, zeigen Definitionen wie die der Einheit, Quaest. Nat. II, 2., womit Fromond p. 833. Arist. Phys. Auscult. V, cp. 3. vergleicht. —

2) Nat. Quaest. III, 16. Fromond p. 807. Q. N. V, cp. 6. Fromond p. 915.

3) VI, cp. 4. Ut, quamvis aliquando de motu ter-

dieſe Gleboff, Dolgorucki, Tolſtoi und Menzikoff haben nirgends bei uns ihres Gleichen. Man fühlt den ſeheriſchen Zug heraus mit dem der Dichter dieſem Volke eine von den Intentionen ſeines Reformators weit abliegende Zukunft angewieſen hat.

Die Trilogie ſelbſt gliedert ſich folgendermaßen. Der erſte Theil (die Bojaren) giebt die Expoſition der dem Czaar und ſeiner Schöpfung feindlichen Elemente. Die Hauptperſonen des ganzen Werks, Peter, Alexis, Katharine, treten hier noch hinter die Nebenfiguren der Bojaren zurück. Aber ſie ſind mit kühnen und großen Strichen gezeichnet. Es iſt das letzte krampfige Aufbäumen der altruſſiſchen Nationalität, des aſiatiſchen Barbarismus gegen eine ihm gewaltſam aufgedrungene formale, ſeinem innerſten Weſen widerſtrebende Kultur, und der blutige Sieg der letztern über die erſte, der aber ſchon über ſich hinaus und auf die ihm folgende Niederlage hinweiſet. Der zweite Theil, das Gericht von St. Petersburg, enthält die Kataſtrophe des Alexis. „Die künſtliche und unnatürliche Schöpfung Peter's tritt immer ſchärfer hervor, er ſelbſt wird in den Gang lebloſer Formen hineingeriſſen, gewinnt die Einſicht in die Nichtigkeit ſeiner Welt, und muß ſich zuletzt ſchmerzlich überzeugen, daß er den, der eigentlich der Beſte iſt (Alexis), dieſem ſchlechten Machwerke zu opfern gezwungen iſt.“ Mit dieſen Worten giebt Immermann ſelbſt den Inhalt des zweiten Theils (Briefwechſel mit Beer, S. 254—255), und darin liegt meines Bedünkens zugleich das Untragiſch-Grauſame und Verſöhnungsloſe des Schluſſes dieſer Tragödie. Alexis' Ende, der Mord des Sohnes durch den Vater, um einem als ſchlecht erkannten Werke Dauer zu ſchaffen, iſt herzzerreißend und empörend. Die äußere Fabel des dritten Theils, den der Dichter als einen „tragiſchen Nachgeſang“ bezeichnet, der alle Elemente der frühern Theile auf einem hö-

hern Punkte wieder verſammle und die Töne in zuſammengefaßter Harmonie auf einmal ausklingen laſſe, iſt: die völlige Verfinſterung der letzten Lebenstage Peter's und ſein verzweiflungsvolles Sterben. Die „innere Idee" ſoll die ſein: „daß der Dämon des Verſtandes und der Aufklärung, wie er Peter'n ſo mächtig trieb, am Ende beſiegt wird, wenn er die Natur in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt, weil ſich dort die auf's Aeußerſte Gebrachte in mythiſcher Rieſengeſtalt aufrichtet und den verwegenen Feind niederſchlägt". Man ſieht, wie hiermit ſchon das Verlaſſen des feſten Bodens der Wirklichkeit und Geſchichte und das Hinüberſpielen der Dichtung in das Allegoriſch-Symboliſch-Mythiſche gegeben iſt. Zugleich aber erkennt man auch, wie dieſe Auffaſſungsweiſe den Dichter zu jenen metriſchen Neuerungen führen konnte, die den fremdartigen Charakter dieſes Schluſſes noch verſtärken.

VIII.

Schon während Immermann noch mit dieſer dramatiſchen Produktion beſchäftigt war, hatte er bei ſeinem liebſten Freunde Michael Beer die Erfahrung zu machen, daß in unſerer kritiſchen Zeit ſelbſt unter den ſich am nächſten Stehenden an ein reines Aufnehmen nicht zu denken iſt. Beer, dem er den erſten Theil überſendet hatte, erwiderte mit einer ſo in das Leben des Ganzen ſchneidenden Kritik, daß ſie Immermann ernſtlich erzürnte und ihn ein halbes Jahr den Briefwechſel unterbrechen ließ. Doch ſo hart und theilweiſe unbegründet ihm auch ſeines Freundes Urtheil erſchien, ſeine edle Natur ward doch bald Meiſter über jene Aufwallung der Empfindlichkeit, ja, er machte

sich gar manche Ausstellungen zum Besten des Werkes selbst zu Nutze, und vergaß das Uebrige bald, als ihn der Freund über den inzwischen vollendeten zweiten Theil mit liebevollster Anerkennung überhäufte. Auch Grabbe stimmte später in seinen fragmentarischen Blättern über das Düsseldorfer Theater, auf dem die beiden ersten Theile später zur Aufführung gelangten, jener Anerkennung bei. Desto schmerzlicher aber mußte es dem Dichter selbst sein, daß er auch mit diesen Dramen weder in der Litteratur, noch auch hauptsächlich auf den deutschen Bühnen durchzudringen vermochte. Je tiefer in der letztern Beziehung bei ihm die Erkenntniß Wurzel faßte, daß es die traurige Verwahrlosung der deutschen Bühnen, der gänzliche Verfall der Schauspielkunst, der Mangel jedes leitenden Prinzips bei den Bühnenvorständen sei, was wie ein Alp auf aller ächten dramatischen Poesie laste, ihre lebendige und verkörperte Erscheinung erschwere, ja unmöglich mache, und so Sinn und Urtheil, Geschmack und Verständniß für dramatische Poesie bei dem Publikum mehr und mehr austilge, — um so mehr gewann bei ihm der Gedanke Raum, hier in einer andern, als in der Weise poetischer Produktion, reformirend einzugreifen, und selbst den Versuch zu wagen: ob nicht auch in der Gegenwart mit den rechten Mitteln auch die rechten Erfolge gewonnen werden könnten. Es war nichts Geringeres als eine gänzliche Reform des deutschen Theaters und der Schauspielkunst, welche seinem Geiste hierbei vorschwebte, eine Umgestaltung des Schlendrians der planlosesten Routine und des zufälligsten empirischen Umhertappens in bewußte Kunst und absichtsvolles, durch ein Prinzip geregeltes Streben. Es galt, den Beweis zu führen, daß und wie eine solche Umgestaltung möglich sei, und daß und wie durch sie das bisher unmöglich Erachtete ausgeführt werden könne, dem Flügel-

ſchlage des Genius ächter Poeſie auf der deutſchen Bühne Raum, Achtung und Anerkennung zu verſchaffen.

Immermann hat dieſen Beweis geführt, geführt trotz tauſend Hinderniſſen, in der kürzeſten Zeit, ohne alle Hülfe der Großen und Mächtigen, er, ein einzelner Mann, in einer kleinen Stadt, mit den beſchränkteſten Mitteln. Er hat eine Bühne geſchaffen, wie Deutſchland keine beſaß, vielleicht keine beſeſſen hat — und dennoch — doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen.

Schon lange vorher, ehe er Hand an die Ausführung ſeines Planes legte, hatte Immermann ſich den Boden ſeiner Wirkſamkeit zubereitet. Der freundſchaftliche Verkehr mit den Düſſeldorfer Künſtlern hatte ihm Gelegenheit gegeben, dramatiſche Aufführungen von Dilettanten zu leiten. Das mimiſche Talent der Künſtler, ihr feines, leicht erregtes Gefühl für poetiſche Schönheiten, ihre Luſt an heitern, farbenreichen Darſtellungen kamen ihm hiebei zu Statten, obſchon er ſich das Mißliche und Mangelhafte dieſes Dilettantenweſens, wie wir aus ſeiner Schilderung einer ſolchen Aufführung (von Wallenſteins Lager) in den „Düſſeldorfer Anfängen“ ſehen, keineswegs verhehlte. Jedenfalls halfen dieſe bei Schadow angeſtellten, oder durch ihn herbeigeführten dilettantiſchen Verſuche, wie Immermann ſelbſt in den Düſſeldorfer Anfängen bemerkt, den Sinn für das Dramatiſche in dem exkluſiven Kreiſe erregen, der ſich nun nur um ſo ekler von den Komödianten abwendete, da die Liebhaber dem Bedürfniß, wenn auch keine künſtleriſch zubereitete Speiſe, doch etwas Natürlich-Geiſtreiches boten.

Eine andere Vorbereitung für die Umgeſtaltung und Erneuerung der Bühne lieferten die Vorleſungen aufgezeichneter dramatiſcher Werke aus allen Litteraturperioden, welche Immermann mehrere Winter hindurch vor größeren Verſammlungen

hielt. Zwar war er weit entfernt, dieſe zuerſt von Tieck mit großer Meiſterſchaft geübte und von Holtei u. A. fortgeſetzte Kunſt der dramatiſchen Rezitation zu überſchätzen. Sie blieb ihm eine „Zwitterkunſt“, an der nur ein Zeitalter Geſchmack finden könne, „dem die Partitur entkommen ſei“. Er verglich eine ſolche Vorleſung, gegenüber der vollen Inſtrumentalmuſik der wirklichen theatraliſchen Aufführung, im glücklichſten Falle dem guten Spiele auf dem Flügel, einem Falle der nur dann eintrete, wenn Organ und Individualität des Vorleſers gerade beſonders zum Gedichte paßten. Immermann war durch die Kraft und Biegſamkeit ſeines Organs, wie durch lebendige Phantaſie und mimiſches Talent zu dieſer Kunſt ſehr wohl geeignet. Doch konnte es ihm begegnen, daß ein fades oder verſteinertes Geſicht unter ſeinen Zuhörern ihm gegenüber ihn ganz aus dem Konzepte brachte, weshalb ihm denn dergleichen Vorleſungen immer am beſten gelangen, wenn er in engſter Häuslichkeit, beim Scheine der traulichen Lampe, den Eindruck der Dichtwerke von einem empfänglichen Antlitz wiederglänzen ſah. So habe ich ſelbſt ihn (im Sommer 1838) Hamlet, Rothkäppchen und einige ſeiner eigenen Sachen an mehreren in ſeinem Hauſe verlebten unvergeßlichen Abenden vortragen hören, und ſtehe nicht an, ihm ſelbſt vor Tieck in manchen Stücken den Preis zuzuerkennen.

Indeſſen konnte doch eine bedeutende Wirkung jener halböffentlichen Vorleſungen nicht ausbleiben, und dieſelbe mußte Immermann's Theaterprojekt in hohem Grade förderlich werden. In einem, ihm zu jenem Zwecke von den Malern eingeräumten Atelier, deſſen graue Wände mit allerhand Zeichnungen, Cartons und Farbenſkizzen bedeckt waren, führte er zwei Winter hindurch eine ganze Reihe der ausgezeichnetſten dramatiſchen

Kunstwerke: Iphigenie, Blaubart, Wallenstein, König Johann, Romeo, Leben ein Traum, standhafter Prinz, Däumchen, Hamlet, Prinz von Homburg, gestiefelter Kater, König Oedipus, Oedipus in Kolonos, nach und nach an einigen Hundert Menschen in lebhaftester Hörbarkeit vorüber, und bildete so ein Publikum, das sich gewöhnte, einen ästhetischen Hauptgenuß in der konzentrirten Einheit eines dramatischen Kunstwerks zu finden. Dabei ward denn von selbst der Wunsch in dem Zuhörer rege, das so Gehörte auch als ein Gesehenes in leiblicher Anschaubarkeit zu genießen. Aber auch ihn drängte es, das Ideal seiner Jugend, das ihm in Goethe's Schöpfung bei den Halleschen Vorstellungen der Weimarischen Gesellschaft aufgegangen war, jetzt unter seiner Hand ins Leben treten zu sehen.

Das Düsseldorfer Theater war, wie eben fast alle deutschen Theater, in einem erbärmlichen Zustande. Es gehörte zum guten Tone der gebildeten Gesellschaft, sich aller Theilnahme an demselben zu enthalten, es gänzlich zu ignoriren. Immermann setzte sich mit dem Direktor der Truppe in Verbindung, und begann damit, den Schauspielern einzelne Stücke sorgfältig einzustudiren; so seinen Hofer und Goethe's Clavigo, der zur Todtenfeier Goethe's in Verbindung mit einem von Immermann gedichteten Epiloge*) gegeben wurde. Mittlerweile war statt des alten, wirklich düstern, ein neues geschmackvolles Schauspielhaus in Düsseldorf erbaut worden. Der Anblick desselben reifte in einer stillen Stunde den begeisterten Entschluß in Immermann's Seele: es koste was es wolle, diese neuen Räume mit einem edleren Inhalte als bisher zu beleben. Ohne auf die zahlreichen, jedem Andern vielleicht unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten zu achten, schritt er noch an demselben Tage (Oktober 1832) zur

*) Immermann's Memorabilien, II, S. 333 ff.

Ausführung. Ein Theaterverein ward gestiftet, der das Organ der Gebildeten sein und den Direktor und seine Truppe in Schule und Regel nehmen sollte. Wir lassen hier Immermann selbst erzählen: „Als die Sache angefangen war, da zeigten sich erst die Schwierigkeiten. Die ehrsamen Väter der Stadt, mit denen denn doch die Sache als eine städtische verhandelt werden mußte, machten die erstaunlichsten Gesichter über diese von einem Tage zum andern hervorgetretene Oligarchie von ganz zum Theil einflußlosen Leuten. Im Demos erhob sich eine Opposition unter den Freunden des Alten. Wir selbst begingen in diesem Geschäfte Fehler, ich nicht die kleinsten. Alles das war aber nichts gegen die Hemmnisse, die sich auftaten, als der Impresar mit seiner Truppe anlangte. Zwar in Worten mußte er sich willfährig bezeigen, denn wir bezweckten ja das Heil der Kunst, welches er auch im Munde zu führen hatte. Aber im Herzen hegte er den innigsten Abscheu gegen so aufdringliche Beredlungsversuche, und selten sind wohl die Musen Jemandem so durchaus fatal geworden, als wie wir sie unserm ergrauten Schüler machten."

„Wir ließen uns indessen durch Nichts abschrecken. Gelder wurden gesammelt, um Prämien an die Willfährigen ertheilen zu können, und ich setzte mich mit den Schauspielern in Verbindung. Mein Gedanke war: ein Experiment anzustellen. Die Rose bricht auf, wenn wir sie zu erziehen wissen, das Haus muß gebaut werden, damit es stehe, die Kunst kehrt zurück, wenn Kunstwerke nicht anbefohlen, sondern geliefert werden. Von dieser Praxis in meinen Gedanken ausgehend, entstand mir der Vorsatz, mit den Schauspielern eine Reihe von Aufgaben an bedeutenden Werken praktisch zu lösen, so vollkommen als es möglich sei. Diese Versuche waren mir der Nerv der ganzen Sache. So entstanden in zwei Wintern die Vorstellungen, die wir Subscriptionsvorstellungen

nannten. Das Publikum nannte ſie Muſtervorſtellungen, und die Schauſpieler hießen ſie Kunſtvorſtellungen, wodurch ſie vielleicht andeuteten, daß in den andern die liebe Natur walte. Es waren aber folgende: Emilia Galotti, ſtille Waſſer ſind tief, der ſtandhafte Prinz, der Prinz von Homburg, Don Juan, Egmont, Nathan, der Waſſerträger, die Braut von Meſſina, Andreas Hofer. So folgten ſie der Zeit nach in den Wintern von 1832 und 33. Seydelmann nahm an Nathan Theil, Weymar an der Braut und an Hofer. Uechtritz, der ſich ſehr warm für das Unternehmen intereſſirte, ſtudirte „Stille Waſſer ſind tief“ ein, und unterſtützte mich ſonſt mit Rath und That. Felix Mendelsſohn lieferte die beiden Opern. Mir fielen die übrigen Stücke zu.“

„Ich verfuhr nun ſo. Des Dichters Werk, dachte ich, entſpringt aus einem Haupte, deshalb kann die Reproduktion desſelben vernünftigerweiſe auch nur aus einem Haupte hervorgehen. Der Satz von der künſtleriſchen Freiheit der darſtellenden Individuen iſt zwar auch nicht ganz zu verneinen, darf aber nur eine ſehr beſchränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern jenes falſchen Prinzips hat die Verwilderung und Verluderung der Bühne herbeigeführt.“

Bei der Durchführung des ſeinigen kam es nun dem Dichter zu Statten, daß er ſeine Wirkſamkeit einer kleinen Bühne mit kaum mehr als mittelmäßigen Talenten zuwendete. Hier gelang es ihm, den Beweis zu liefern, daß mit mittelmäßigen Subjekten, die einem Haupte mit verehrender und auf Achtung begründeter Unterordnung folgen, „ſich korrekte Darſtellungen liefern laſſen, die den wahren Kunſtfreund zu erfreuen im Stande ſind, während man an andern Orten das Gedicht durch große Talente zerfleiſchen ſieht“. Sein Verfahren war nun im Speziellen folgendes. Er las zuerſt das Stück, welches gegeben

werden sollte, den Schauspielern vor. Dann hielt er mit jedem Einzelnen Spezial-Leseproben, aus denen sich dann die allgemeine Leseprobe aufbaute. Ertönten in dieser noch Disparitäten des Ausdrucks, so wurden die schadhaften Stellen so lange nachgebessert, bis das Ganze in der Rezitation als fertig gelten konnte. Die Action stellte er dann zuerst in Zimmerproben fest, die oft nur einzelne Akte, zuweilen nicht mehr als ein paar Scenen umfaßten, damit der Darstellende in den nackten, nüchternen Wänden seine Phantasie um so mehr anspannen lernte, und die falschen Geister, die jetzt durch jeden deutschen Theaterraum flattern, die Dämonen des Gespreizten, Rhetorischen, oder der hohlen Handwerksmäßigkeit, nicht verwirrend auf ihn einwirkten. Erst wenn das Gedicht so ohne alle illusorische Nothkrücke fertig da stand, ging er mit den Leuten auf das Theater. Gegeben aber wurde das Stück nicht eher, als bis jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, seine Sache wenigstens so gut machte, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend verstatteten.

Ich verweile bei dieser größtentheils mit Immermann's eigenen Worten gegebenen Schilderung seiner dramaturgischen Wirksamkeit und der dabei angewandten Methode mit Fleiß länger, weil aus derselben ein Bild von der Art und Weise einer Thätigkeit gewonnen werden kann, die von so großen Erfolgen begleitet war, und auf die Immermann selbst, als auf die verdienstlichste und liebste Wirksamkeit zurückzublicken pflegte. Ist überhaupt noch eine Regeneration der deutschen Bühne zu hoffen, so kann sie nur auf dem von Immermann angebahnten Wege bewirkt werden.

Durch jene „Mustervorstellungen" ward nun hauptsächlich das gewonnen, daß in dem Schönheitsgefühle einer großen

Menge wenigſtens ein glücklicher Moment eintrat, in dem ſie nichts als das Gute, Feine und Würdige zu ſchauen begehrte. Weder Immermann noch ſeine beiden Freunde Uechtritz und Mendelsſohn waren im Beſitze einer „Geheimlehre“, aber alle drei hatten Sinn und Begeiſterung für das Ganze und den feſten Muth, ihren Sinn durchzuſetzen. Immermann ſelbſt ſprach es ſpäter unumwunden aus, daß die Palingeneſie der deutſchen Bühne keineswegs von einer zu entdeckenden neuen Weisheit, ſondern von Entſchließungen moraliſcher Art abhängig ſein werde.

Gleich die Wirkung der erſten Vorſtellung, Emilia Galotti, war entſcheidend. Das Spottwort der „gelehrten Bühne“, womit die, in Deutſchland überall wo ſich Neues und Großes zu regen beginnt, ſtets bereite Oppoſition der Mediokrität auch gegen dieſe noch ungeborenen Beſtrebungen ins Feld gerückt war, wurde durch den ſchlagenden Erfolg wenigſtens für's Erſte völlig beſeitigt. Es gehörte bald zum guten Ton, das Vortreffliche vortrefflich zu finden und durch Beifall zu belohnen. Der Abſtand zwiſchen dem jetzt Gebotenen und dem früher Gewohnten war denn auch allzu ſchlagend, und wo ihn bei ſeinen Unternehmungen, z. B. bei den Aufführungen ſeiner Calderoniſchen Lieblinge, die Honoratioren im Stiche ließen, da griffen ihm Volk und Gallerie unter die Arme. Und was das Beſte war, ſeine Schauſpieler, die er ſich nach und nach heranzog, hielten unerſchütterlich zu ihm, wenn ſie ihm gleich nichts von all dem Aerger und Verdruß erſparten, die mit einer ſolchen Stellung und Wirkſamkeit, wie die ſeinige, unzertrennlich verbunden ſind. Aber ſchon die erſte gelungene Muſtervorſtellung hatte bei ihnen die Tradition erzeugt, daß der Sieg unter ſeinen Fahnen blühe, und die Schauſpieler waren und ſind — „Sklaven der Tradition“.

Der Verlauf eines unruhigen Lebens, Bestrebungen, deren Leerheit er an der Schwelle des Greisenalters und im Vorgefühle des nahen Endes mit rührender Wehmuth bekennt [1]), hatten ihn davon abgeführt. Aber die Sehnsucht nach jener früh erstrebten Erkenntniss der Natur führte den Greis zurück zu den Studien seiner Jugend, und sein letztes Werk, das er kurz vor seinem Tode (er starb im 63. Jahre, in gleichem Alter wie Aristoteles, Demosthenes und Cicero) vollendete, vielleicht gar nicht einmal öffentlich bekannt machte, waren die **sieben Bücher naturwissenschaftlicher Untersuchungen** [2]). Ohne sich irgend einer bestimmten Schule anzuschliessen, hat er in denselben vielmehr die Ansichten der alten griechischen Physiker zusammengestellt und vergleichend kritisirt [3]); aber auch aus dem Schatze eigner Beobachtung wenigstens in einzelnen Theilen vermehrt und berichtigt. Ungenauigkeiten in Benutzung seiner Quellen, freilich nicht ganz so selten wie man wohl annimmt [4]), und schon von *Quintilian*

---

rarum volumen juvenis ediderim, tamen tentare me voluerim et experiri, an aetas aliquid nobis aut ad scientiam aut certe ad diligentiam adjecerit.

1) Nat. Quaest. III, praef. Daza Fromond. p. 603.

2) Man zweifelt selbst, und mit Grund, an der Vollendung des Werkes, sicherlich aber daran, dass es ganz und in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen sei. Kosler a. a. O. p. 251.

3) Dr. Karl Fischer Beiträge zur Urgeschichte der Physik. Nordhausen 1833. (Schulprogramm) S. 8—9.

4) Rubkopf Senec. Opp. Vol. IV, p. XII, sqq. — Kosler disquisitiones de Senecae Quaest. Natural. p. 253. seiner Ausgabe der Quaest. Nat.

Auf dieſe Weiſe trat nach und nach das Projekt ins Leben. Die dringendſten Geldmittel wurden durch Aktien gedeckt*), dem Dichter zuerſt von der Regierung ein einjähriger Urlaub mit der Erlaubniß, während deſſelben die Leitung des ſtädtiſchen Theaters zu übernehmen, verwilligt. Von der frühern Truppe wurden die beſſeren Mitglieder behalten und neue engagirt, welche Immermann auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland aufzufinden wußte, obſchon er, wie Grabbe bemerkt, dieſen Umſtand in ſeinem Reiſejournale (1833) gefliſſentlich überging. Als nächſte Aufgabe ſtellte ſich heraus: „das Tagesbedürfniß zu befriedigen, aus demſelben aber immer zu höheren Geſtaltungen aufzuſtreben". Felix Mendelsſohn-Bartholdy ſtand ihm als Muſikdirektor, Uechtritz als Kunſtfreund zur Seite. Der letztere hat in den Blättern für litterariſche Unterhaltung (1841. Nr. 182—183) Immermann's Thätigkeit als Theaterdirektor in einem eigenen Aufſatze geſchildert, an den wir hier anknüpfen wollen.

Immermann trat nicht revolutionär und terroriſtiſch auf. Er ſuchte vielmehr die Umſtände und die durch ſie gegebenen Bedingungen zur Verwirklichung ſeiner Pläne zu benutzen. Wo einem Volke, wie dem deutſchen, mit der Fülle eines kräftigen Nationallebens und Nationalbewußtſeins zugleich der volle und höchſte poetiſche Ausdruck deſſelben in einer reichen dramatiſchen Litteratur gebricht, wird die Bühne immerhin ſich genöthigt ſehen, zu den Schätzen des Auslandes ihre Zuflucht zu nehmen. Bei einem ſo überwiegend litterariſchen Volke wird auch deſſen Bühne den litterar-hiſtoriſchen Charakter annehmen müſſen, und es ſich, mit mehr oder weniger Bewußtſein, zur Aufgabe ſtellen: „als Kolporteur und Vermittler zwiſchen dem Volke und den Schätzen

*) Das Nähere über die äußerliche Begründung des Düſſeldorfer Theaters findet man in Grabbe's Schrift: Das Theater in Düſſeldorf (1835), S. 23 ff.

der dramatiſchen Litteratur des Auslandes und Inlandes von Kalidaſa bis Raupach die reichſte und bunteſte Wirkſamkeit zu entfalten". Auch Immermann hatte auf dieſes Ziel ſein nächſtes Abſehn zu richten, wenn er auch die Möglichkeit eines im vollen Sinne nationalen deutſchen Theaters dabei nie ganz aus den Augen verlor. Von ſeiner Bühne herab redeten die edelſten Geiſter der verſchiedenſten Völker und Zeiten, und bewegten nicht blos die Bruſt des einſamen Leſers, ſondern durchzuckten, noch einmal in das Leben tretend, die Herzen vieler Hunderte mit den Blitzſchlägen des Genius. Man wird ſich einen Begriff von Immermann's raſtloſer Thätigkeit in dieſer Beziehung machen können, wenn man lieſt, daß allein in dem erſten Halbjahre ſeiner Intendantur nahezu an ein viertelhundert Trauerſpiele, hiſtoriſche und romantiſche Dramen, ganz neu einſtudirt und gegeben wurden! Es waren: Prinz Friedrich von Homburg, Käthchen von Heilbronn, Macbeth, Hamlet, Kaufmann von Venedig, König Johann, Leben ein Traum, Stella, Maria Stuart, Wallenſtein's Tod, Maria Tudor, Struenſee, Emilia Galotti, Rafaele, Herr und Sklave, Boccacio, die Räuber, die Jungfrau, Tieck's Blaubart, der Arzt ſeiner Ehre, Alexis und einige Raupachiana. Und doch wußte neben ſo großen Leiſtungen Immermann noch Platz für Sachen anderer Art zu ſchaffen. Von größeren Converſationsſtücken ſah man in derſelben Zeit: Minna von Barnhelm, die Schule der Alten, Donna Diana, die beiden Klingsberge, ſtille Waſſer ſind tief, die Stimme der Natur, das Epigramm, der beſte Ton, die vier Sterne, die Ausſteuer, die Mohrin, Richard's Wanderleben. Von kleineren Luſt- und Feſtſpielen finden wir erwähnt aus derſelben Zeit: Churfürſt Johann Wilhelm im Theater (von Immermann zur Einweihung des neuen Theaters gedichtet, ein Muſter einer dra-

matiſchen Gelegenheitsdichtung, vortrefflich in der Wahl des unmittelbar nahe liegenden Stoffes, einfach und voll anſprechender Beziehungen), Goethe's Geſchwiſter, der Mann meiner Frau, der Juriſt und der Bauer, die Schleichhändler, das Taſchenbuch, der Verräther, die ſchelmiſche Gräfin, Hans Luft, Maske für Maske, die beiden Philibert, nehmt ein Exempel d'ran, der Platzregen, die Mäntel, die junge Pathe, Mirandolina, der Kammerdiener, Philipp, Laßt die Todten ruhen, die Benefizvorſtellung, die unterbrochene Whiſtpartie, die Königin von ſechszehn Jahren ꝛc. Neben allem dieſem forderte auch die Oper ihre Rechte und erhielt ſie. Die Düſſeldorfer Bühne lieferte während derſelben Zeit: Templer und Jüdin, Oberon, Fra Diavolo, Freiſchütz, die Entführung aus dem Serail, Johann von Paris, Tancred, die Zauberflöte, die Schweizerfamilie, die Stumme von Portici, Othello, Don Juan, Orv. Neben dieſen Gebirgen erſten und dritten Ranges wuchſen, wie Grabbe ſich ausdrückt, auch am Rauſt kleinere Blumen, wie: Rataplan, Wiener in Berlin, Ochſenmenuett, der Unſichtbare, das Feſt der Handwerker, beide Turennes, Dorfbarbier ꝛc.

Sollte man es glauben, ungeachtet dieſes reichhaltigen Repertoirs gab es doch Leute genug, die ein mannigfaltigeres forderten, und über Repetitionen eines Meiſterwerks, die bei der Kleinheit des Orts nur in ſeltenen Fällen möglich, und dann ſtets verbeſſert ausgeführt wurden, ſeufzten! Man muß die ſchnelle Verdauung eines deutſchen Theaterpublikums und den unerſättlichen Heißhunger der deutſchen „Gründlichkeit“ nach Neuem kennen, um dieſe Erſcheinung erklärlich, ja in der Ordnung zu finden. Nur eine pekuniär unabhängige Bühne könnte hiergegen mit einigem Erfolge ankämpfen. Aber Immermann war nicht in dieſem Falle. Dennoch verlor er den Muth nicht. Mit aller Kühn-

heit und Energie ſeines durch außerordentliche körperliche Rüſtigkeit unterſtützten Geiſtes wagte er ſich an die ſchwierigſten Aufgaben, deren Löſung zum Theil an andern Bühnen für eine Unmöglichkeit gehalten worden war. Der Richter von Zalamea, die Tochter der Luft, die Doppelrolle der Semiramis, der ſtandhafte Prinz, wurden gewagt und glücklich durchgeführt. Auch eine theilweiſe Reproduktion der antiken Tragödie lag nicht außerhalb des Kreiſes ſeiner Unternehmungsluſt, wobei er es zunächſt auf den Sophokleiſchen König Oedipus abgeſehen hatte. Den bedeutendſten Erfolg aber errang er, wenn wir einem Augenzeugen, wie Uechtritz, glauben dürfen, mit der Aufführung des Tieckſchen Blaubart, der ihn ſogar an die Aufführung des geſtiefelten Katers denken ließ. Hier kam es ihm freilich zu Statten, daß ihm bei dieſem Verſuche, das romantiſche Drama par excellence auf der deutſchen Bühne heimiſch zu machen, ein Publikum zur Seite ſtand, unter dem die Düſſeldorfer Künſtler, für Gedicht und Dichter gleich begeiſtert, einen Hauptbeſtandtheil bildeten, und den Sieg entſcheiden halfen; denn freilich kann es ſich ſelbſt Uechtritz nicht verhehlen, daß dieſem Drama der Phantaſtik und des Mährchenhaften denn doch eigentlich der Boden der Empfänglichkeit bei dem eigentlichen Publikum im Großen und Ganzen fehle. „Man darf gegen dieſes Publikum (ſagt er) nicht ungerecht ſein. Mit der aufgeklärten Vernünftigkeit des heutigen Lebens' verbindet ſich bei unſerm Volke ein träumeriſches Bedürfniß der Phantaſie nach der Welt des Wunderbaren, das ebenſowohl ſeine Befriedigung ſucht. Aber — es iſt bloß Bedürfniß, nicht Glaube. — Das Theater hat es nun im Tiefſten nur mit der gegenwärtigen Wirklichkeit zu thun, und wir können uns daher nicht verwundern, wenn jenes Publikum (ſoll heißen: das nicht excluſive Publikum) das Mährchen auf der Bühne,

ſobald es nicht blos in der Oper oder Wieneriſchen Poſſe auftritt, als etwas Unpaſſendes zurückweiſt, ſich darüber erzürnt, daß man verſtändigen, mündig gewordenen Leuten dergleichen Kindereien als Wahrheit aufbürden wolle." Zu dieſen im Jahre 1841 geſchriebenen Worten haben die neueſten Berliner Experimente mit Sommernachtstraum und geſtiefeltem Kater die Beſtätigung geliefert.

So kann denn auch derſelbe Berichterſtatter nicht verſchweigen, daß der Immermannſche Verſuch eben wegen der von ihm eingeſchlagenen Richtung an einem Uebelſtande krankte, welcher wenigſtens mittelbar und theilweiſe den Untergang des Inſtituts beſchleunigte. Es war der, daß die Bühne ſelbſt als Inſtitut kein nationales, ſelbſtſtändiges Leben erlangte, und daher vom Publikum immer nur als Gerüſte, als Rahmen, als Ausſtellungsſaal betrachtet wurde. Man wird dies zugeben können, ohne doch behaupten zu dürfen, daß Immermann, Alles genau betrachtet, einen andern Weg hätte einſchlagen können. So war denn auch das Intereſſe der Düſſeldorfer Künſtlerwelt, auf deren Theilnahme er vorzugsweiſe zählen mochte, viel weniger der Bühne als ſolcher zugewendet, als es ſich vielmehr an einzelne Leiſtungen derſelben knüpfte. In einer Univerſitätsſtadt, mit einem Publikum von Studenten, meinte Immermann wohl ſelbſt, würde er dauernden Boden gewonnen haben. Dennoch blieb ſein Eifer für die Sache unverändert. Die Reſultate ſeiner Anſtrengungen waren zu augenfällig, ſie blieben immer im Steigen, und ſo hatte er als guter Arbeiter ſeinen Lohn, und verſpürte keinerlei Ermüdung in ſeinem Berufe. Er hatte nie die Bühne überſchätzt, aber er wies ihr allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an, und war der Meinung, daß dieſe nicht vom Pietismus, nicht von der Philoſophie, nicht vom Kommerziellen oder

vom Bilderbeſehen, oder von hundert andern Dingen, mit denen ſich die Leute jetzt beſchäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden könne (Maskengeſpräche, S. 9). Von dieſer Ueberzeugung durchdrungen, blieb er dem einmal angegriffenen Werke bis zum letzten Augenblicke und unter den ſchwierigſten Verhältniſſen treu. Die Gründlichkeit der Regie, von der noch jetzt einzelne Mitglieder ſeiner Bühne mit Bewunderung ſprechen, blieb in aller Strenge beſtehn. Seine Thätigkeit ging in's Unglaubliche (wer ein Beiſpiel davon haben will, der leſe ſein Tagebuch Memorabilien II., S. 190), zumal da ihm bald auch die Oper nach Mendelsſohn Bartholdy's Austritt zufiel. Dabei war ſein Verhältniß zu den Schauſpielern das würdigſte, das ſich denken läßt. Seine tiefe Einſicht, ſeine unermüdliche Thätigkeit, die eiſerne Conſequenz ſeiner Handlungsweiſe, verbunden mit der ſtrengſten Gerechtigkeit, konnten ihres Eindrucks nicht verfehlen. Man kann ſagen, daß nie ein Bühnenvorſtand im gleichen Grade die Verehrung und Liebe ſeiner Untergebenen genoſſen hat. Dies zeigte ſich namentlich in der Zeit, wo die Düſſeldorfer Bühne ihrer Auflöſung mit raſchen Schritten entgegen ging, und ohne die Energie eines Charakters wie Immermann und ohne die tiefgewurzelte, auf Ueberzeugung begründete Anhänglichkeit ſeiner Schauſpieler eine allgemeine Demoraliſation unvermeidlich eintreten mußte. Immermann hat den Schauſpielern das nie vergeſſen. Er ſchilderte mir noch im Jahre 1838 ihr Verhalten mit dankbarer Bewunderung, und in den Maskengeſprächen (S. 9) ſagt er darüber: „Ich muß ihnen (den Schauſpielern) das Zeugniß des ehrenhafteſten Fleißes geben. Ich habe meinen Schauſpielern nie geſchmeichelt, ich habe ihnen Anſtrengungen zumuthen müſſen, wie ſie ſonſt nirgends den Leuten auferlegt worden, ſie haben mir auch durch ihre Trakaſſerien und Grillen tauſendfachen Verdruß

gemacht, aber in der Hauptsache, in der Lust und Liebe zum Dinge, in der Ausdauer und Beharrlichkeit sind sie Kerntruppen zu vergleichen gewesen, welche sich noch schlagen, wenn auch kein Sieg mehr zu hoffen ist, und die Milizen längst davon gelaufen sind. Am ersten April 1837 hörte die Düsseldorfer Bühne auf, und ein Vierteljahr vorher war dem ganzen Personal gekündigt. Es war also eine Zeit damals eingetreten, in der sonst die Kräfte eines Instituts erlahmen, weil die Gedanken, ohne Interesse an der Nähe, schon wild in der Ferne umherschweifen. Und da haben meine Schauspieler am 1. März Egmont, am 16. Julius Cäsar, am 22. Iphigenie, am 31. Griseldis geliefert, neben der übrigen kurzen Tageswaare. Und von diesen Werken war Egmont in den Hauptrollen, alle übrigen ganz neu. Daß zu den Proben unter solchen Umständen nicht selten ein Theil der Nacht verwendet werden mußte, begreift sich; sie thaten und leisteten aber dieses, weil sie ihre Ehre darin setzten, daß die Bühne im höchsten Glanze ihrer Thätigkeit untergehe." Daß es auch die Liebe für ihn gewesen, welche zur Erweckung solcher ehrenhaften Gesinnung mitgewirkt, verschweigt Immermann hier freilich, sowie auch den Umstand, daß bei der Kunde von seinem Austritte mehrere der Besten sich erboten, wenn er die Sache fortführen wolle und könne, einen guten Theil ihres Gehalts aufzugeben, um nur das Institut zu erhalten. Er verschweigt endlich auch die großen Geldopfer, welche er, als Alles ihn verließ, der Sache brachte, und deren Nachwirkung auf seine ökonomischen Verhältnisse er bis an's Ende seines Lebens empfand.

So erreichte er, was ihm unter solcher Ungunst der Verhältnisse das allein noch Wünschenswerthe war: in höchster Kraft und vollster Blüthe ging seine Schöpfung unter. Die letzte Vorstellung war eine der vollendetsten und gelungensten. Er schloß

sie mit einem Epiloge, in welchem er bei allem Schmerze das Gefühl dieser Befriedigung aussprach, und dem wir hier, da er in der Sammlung der Immermann'schen Schriften fehlt, einen Platz vergönnen wollen:

Zum letzten Male hob der Vorhang sich
Von diesem Schauplatz, der des Lebens Bilder,
Die heitern, wie die ernsten, wechselvoll
Seit dreien Wintern Euch entgegentrug.
Die Stunden eilen, und es naht die trübe,
Die unser Bündniß löst. Nach allen Winden
Zerstreut das Schicksal, was, gesellt im Fleiß,
Einträchtig schaffend hier zusammenstand.

Das ist das Leben! Plötzlich küßt ein Hauch
Des Glücks die volle Knospe auf. Die Blüthe
Erschließt sich, lacht und — welkt!
So war auch unser Glück, in Eurer Mitte
Uns unsrer bunten Thätigkeit zu freuen,
Nur ein Moment. Kaum glich so manches Schroff-
Mißtönende der ersten Zeit sich aus,
Kaum fügten sich zu Einem Bau die Steine
Harmonisch in einander, alsobald
Zerschlägt die Noth das Werk mit rauher Hand.

Doch auch das Trübste sei an diesem Orte,
Von dem der Druck des Lebens fern sich hält,
Mit Heiterkeit betrachtet! Wenn die Bühne
In ihrer Kraft und Frische, jugendlich,
Dem Dienst der Göttertochter Poesie
Sich weih'nd, hier untergeht,
Ist's nicht im Grund ein Heil? Der Tod galt stets
Noch für den glücklichsten, der an die Kraft,
Die ungeschwächte, rasch die Sichel legt,
Der trifft, noch eh' das Leben allgemach
Bewußtsein, Muth und Sinne ausgelöscht.

Sei dieſer Tod ein Gleichniß unſers Falls.
Und dieſes Gleichniß beut uns ſanften Troſt.
Noch kämpfte, wagte, ſtrebte hier ein Jeder,
Noch waren viele Kränze aufgeſteckt
Und nicht erſiegt, noch hatte nicht der Alltag,
Nicht das Gemeine, dem des Menſchen Werk
Im Lauf der Jahre leicht verfällt, entſtellend
Die Scene überwuchert; — Fehler, wer verneint ſie?
Manch Ungeſchick, wer wagt es abzuleugnen?
Allein, das ſprechen wir mit Zuverſicht
Und Wahrheit aus: — ward hier geirrt, ſo irrte
Der Eifer, nicht gleichgült'ge Läſſigkeit.

So ſchlöſſe ſich vielleicht zu rechter Zeit
Das Haus! ſo gingen unter günſt'gen Sternen wir
Von hinnen! — Gebt die Hoffnung unſern Schritten
Als Reiſeſegen mit, daß nicht an's Ziel
Vor Eurem Blick gelangt, Ihr uns im Geiſt
Verdringend, wachend, ſtrebend ſchauen wollt,
Daß Ihr der Dichtung Traum, aus dem wir jetzt
Erwachen müſſen, ſtill in der Erinnerung
Verſchönt, verklärt, zu Ende träumen wollt!

Die Hoffnung geht mit uns, der Dank bleibt hier.
Im Namen Aller, bring' ich allen Guten,
Die freundlich uns auf unſerm Pfad begleitet,
Aus voller Seele beſten, reinſten Dank.
Des Dichters Wort, des Künſtlers Red' und Zeichen
Erſtehen erſt zum vollen, ganzen Leben,
Wenn ſie die ew'ge Melodie erwecken
Die in dem Buſen jedes Edlen ſchläft.
Für jeden Abend, wo Ihr uns in's Daſein
Bedeutende Gebilde rufen halft,
Bleibt unſer Herz Euch immerdar verbunden,
Und ſo, im Nachgefühle froher Stunden,
Hört unſern Ruf des Abſchieds: — Lebet wohl!

IX.

Der Untergang der Düſſeldorfer Bühne, den Immermann nie völlig verſchmerzen konnte, wird ein ewiger Flecken für den Staat der Intelligenz bleiben, deſſen Gouvernement, während es Hunderttauſende für die Frivolitäten des Ballets und der Oper in dem Centrum der Intelligenz verſchwendete, nicht daran dachte, eine jährliche Unterſtützung von armſeligen viertauſend Thalern der Erhaltung eines Inſtituts zuzuwenden,*) das beſtimmt war, in die Reihe der wichtigſten Rheiniſchen Kunſtanſtalten mit einzurücken. Mit tiefer Bitterkeit pflegte Immermann darüber zu klagen, daß weder die Rheiniſchen „Optimaten“ ſoviel Patriotismus, noch ein einziger deutſcher Fürſt ſoviel Kunſtſinn und Kunſtliebe beſeſſen habe, um eine Bühne mit ſo geringen Opfern ſich zu erhalten, die in ihrer Art anerkanntermaßen ihres Gleichen in Deutſchland nicht hatte, eine Bühne, die unter ſolcher Leitung vor allen berufen und geeignet geweſen wäre, dem Wiederaufleben der dramatiſchen Poeſie und dem Auftreten junger friſcher Talente einen geeigneten Spielraum zu bieten, den ſie wenige Jahre ſpäter ſo ſchmerzlich entbehren ſollten. Er wollte die Geſchichte dieſer ſeiner Bühne ſchreiben, und in ſeiner Weiſe die Sache umfaſſend angreifen. Die Aufgabe war: an einem Beiſpiele Deutſchland zu zeigen, auf welche Weiſe die Reorganiſation der Bühne bei uns möglich ſei. Dazu war es nöthig, tief in die Geſchichte derſelben hinabzuſteigen, um Gegenwart und Zukunft aus der Vergangenheit zu begreifen. Er ſammelte daher von fern und nah Hülfsmittel für eine ſolche Arbeit,**) las und ex-

*) S. Maskengeſpräche S. 11.

**) Vergl. K. Immermann, ein Gedenkbuch von Freiligrath. S. 104 u. S. 86.

gerügt und erklärt, sind doch keineswegs häufig; desto unangenehmer stören die ermüdenden moralischen Declamationen und bis zum Ekelhaften gesteigerten Schilderungen der Verderbtheit seiner Zeit, an denen es in keinem der sieben Bücher fehlt, und deren selbstgefällige Breite an ähnliche Stellen in den jüngern Schriften widerwärtig erinnert [1]). Bei alledem bleibt das Werk des Mannes würdig, dem sein grosser Nachfolger auf diesem Felde, Plinius, den Ehrennamen eines **princeps eruditionis sui temporis** beizulegen sich bewogen fand. Durch das ganze Mittelalter hindurch zieht sich sein Einfluss auf die Studien desselben, vereint mit dem gleichfalls hochverehrten Plinius: wie denn auch beider Namen durch eine glänzende Tradition fast zu mythischen Personen gemacht wurden [2]).

Es sind aber vorzüglich Aristoteles vier Bücher der **Meteorologica**, auf welche sich *Seneca* in diesem Werke fortwährend bezieht; nicht selten jedoch finden wir, dass er dem Aristoteles Ansichten unterlegt, die, nach unseren Texten der Meteorologik zu schliessen, ihm fremd sind; doch

1) Man lese nur Lib. VI, zu Anf. u. z. Ende; Lib. V, cp. 18.; Lib. VII, ext.; Lib. V, cp. 15. Lib. IV, cp. 1, u. 13. und den Schandfleck des Werks I, cp. 16, wovon Lessing irgendwo sagt: „man sollte glauben, er rede von dem freiwilligen Tode des *Cato*, so feurig wird er dabei."

2) **Jourdain** Gesch. d. aristotel. Schr. im Mittelalter S. 22. d. Uebers. — Vgl. **Jul. Sillig's** treffliche Abhandlung: **Ueber das Ansehn der Naturgeschichte des Plinius im Mittelalter**, in der Allgem. Schuls. 1833. Abth. II, N. 82. u. 83.

cerpirte, was er irgend an dergleichen auftreiben konnte, und schon im Jahre 1838 waren die Vorarbeiten zu seinen „dramaturgischen Erinnerungen", verbunden mit genau geführten dramaturgischen Akten aus seiner Theaterzeit, zu gewaltigen Stößen angewachsen. Die Herausgeber seines Nachlasses erwähnen derselben mit der Klage, daß nur ein Theil des Tagebuchs (vom September 1836 bis Februar 1837) sich zum Druck geeignet ausgewiesen. Alles Uebrige lag noch in unzureichender Form, mit persönlichen Notizen, mit Manchem vermischt, das nur durch eine bestimmte Anwendung auf das Theaterwesen, durch Gedanken Bedeutung erhalten haben würde, deren Ausführung der Verfasser sich vorbehalten hatte. So sollte dem trefflichen Manne auch nicht einmal die Befriedigung des Wunsches vergönnt sein, dem schnell vorüberrauschenden Streben ein Gedächtniß zu stiften, „damit doch etwas davon nachbleibe*)." Er durfte sich sagen, daß er mit seinem Buche etwas Praktisches und Nützliches zu geben hoffen durfte, da sich in ihm zwei Dinge vereinigten, welche sich, so verbunden, bei denen nicht fänden, die in den letzten Decennien über die Bühne geschrieben hätten (Brief an den Kanzler von Müller, bei Freiligrath, S. 145). Und so war denn auch wirklich der Hinblick auf dieses dramaturgische Werk „nach dem Untergange seiner Bühne sein ganzer Trost". Aber auch dieser sollte ihm versagt bleiben. —

Den einzigen Ersatz für diesen beklagenswerthen Verlust bilden, neben einzelnen Partieen der „Düsseldorfer Anfänge" und dem Tagebuche über die Herbst- und Wintermonate 1836 und 1837, die Blätter, welche er dem Andenken eines Mannes gewidmet hat, mit dem ihn sein aufopfernder Edelmuth eben damals (1834)

*) Brief von O. v. B. Wolff bei Freiligrath. S. 86.

in ein näheres Verhältniß brachte.*) Es war Grabbe, der sich in völlig zerstörten Lebensverhältnissen, Hülfe und Rettung suchend, an ihn gewendet hatte. Mit der edelsten Bereitwilligkeit, mit persönlicher Aufopferung und Selbstverleugnung nahm sich Immermann des Unglücklichen an, verschaffte ihm die Mittel, durch geregeltere Thätigkeit seinen Unterhalt zu gewinnen, setzte ihn mit Buchhändlern und mit dem Theater in Verbindung, sorgte für die kleinsten Bedürfnisse seiner Existenz und suchte seinen zerstörten Körper- und Geisteszustand durch alle möglichen Mittel herzustellen, und so wenigstens noch über die letzten Tage eines kurzen, düstern Lebens einen letzten freundlichen Strahl der verklärenden Sonne zu verbreiten. Zugleich förderte er ihn durch Zuspruch und Rath aller Art in seinen letzten schriftstellerischen Arbeiten, und war nur mit Mühe von dem Vorhaben abzubringen, ihn selbst in sein Haus aufzunehmen. Für alle diese in ihrer Art und in unsern deutschen Verhältnissen einzige Theilnahme hatte er keinen andern Lohn als den, seine Handlungsweise später auf die widerlichste Weise in den Schmutz des Journalgeklätsches gezogen zu sehen. Denn die anfangs unbegrenzte Dankbarkeit und enthusiastische Verehrung jenes wunderlichen Charakters verwandelte sich später, sei es durch die eigene Schwäche des Mißtrauens, sei es durch fremde Einflüsterungen, in grollende Abneigung. Wer Grabbe kannte, weiß, zu welcher Verkennung und Entstellung der theuersten und heiligsten Verhältnisse ihn solche Stimmungen und Gemüthsaffectionen führten, und wie wenig Glauben bei dem unzurechnungsfähigen Zustande seines Geistes in den letzten Jahren seine Aeußerungen über die ihm nächsten und theuersten Personen verdienten. Immermann gestand mir

*) Grabbe, Erzählung, Charakteristik, Briefe. Bruchstück dramaturgischer Erinnerungen. Memorabilien, Theil II, S. 1—181.

selbst, daß er den Ausgang dieses Verhältnisses nur zu bald vorausgesehen habe. Dennoch blieb seine Theilnahme für den Bedauernswerthen unverändert. „Wir sind nie eigentlich Freunde gewesen," sagt er am Schlusse des Denkmals, das er dem Hingeschiedenen errichtete, „unser Wesen war zu verschieden. Aber über die Kluft, die uns trennte, reichte bei mir das Gefühl hinaus, welches uns bei dem Anblicke einer gewaltigen Menschennatur erschüttert, die laokoontisch mit ihren Schmerzen ringt. Das Gemeine war allerdings im Stande, Grabbe'n zu überwuchern, aber er erhielt sich auch unter solchem Schlinggeflechte in seinem Innern eine Stelle, wohin das Gemeine nicht drang".

Der Vortheil, welcher Immermann durch diesen Eintritt Grabbe's in seinen Kreis zuwuchs, war dessen Theilnahme an dem jungen Theater, über deren Art und Weise, neben jener oben angeführten Grabbe'schen Schrift über die Düsseldorfer Bühne, besonders die zahlreichen Briefe und Billette Grabbe's an Immermann Aufschluß geben, welche Immermann seiner Charakteristik des ersteren einverleibt hat. Um ihm Unterhaltung zu gewähren, hatte ihm Immermann ein für alle Mal einen Platz im Theater angewiesen. Hier nun sah sich Immermann durch einen Antheil belohnt, dessen Frische, Reinheit und Tiefblick ihm im höchsten Grade erfreulich sein mußten. Grabbe gehörte zu den Ersten, welche die Eigenthümlichkeit der werdenden Bühne erkannten und welche begriffen, worauf es dem Schöpfer derselben ankam, und welche Mittel derselbe wählte, seine Ueberzeugungen durchzuführen. Er mäkelte nicht an dem Gelungenen, und sah er auch zuweilen mehr als wirklich erreicht war, so war doch dieser Glaube und ein solches Vertrauen, welches in der Knospe schon die aufgeschlossene Blüthe erblickt,

gerade das, was Immermann, wie er selbst gestand*), bedurfte, und was Jeder bedarf, der an einem schwierigen Werke nicht erlahmen soll. Die einzelnen Theaterkritiken, welche er in Lokalblättern herausgab, waren ohnehin fast das Einzige, was in öffentlichen Organen von Immermann's Thätigkeit für die Bühne, sowie von der letzteren und ihren Erfolgen verlautete. Denn übrigens hat sich damals keine Feder bewegt, kein beredtes Wort vernehmen lassen, um die Gunst des Hofes, die Ambition der Reichen und Mächtigen für die Erhaltung des Instituts rege zu machen. Dieselbe Journalistik, die damals tagtäglich mit dem erbärmlichsten Theaterklatsch ihre Spalten füllte, erwähnte der Düsseldorfer Bühne, wo wirklich materiell Interessantes in Führung, Behandlung der Stücke, Arrangement des Scenischen geschah, nie mit einem Worte. Es gilt auch hier das Wort des alten Goethe:

Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Hierbei sei uns eine Bemerkung vergönnt. In einem Briefe an O. L. B. Wolff schrieb Immermann diesem (2. Juni 1836): „Glück und Umstände, Fürsten, Gelehrte und Kunstrichter haben mich immerdar rechtschaffen ignorirt; dafür ward mir aber der größere Segen, in einer höchst eigenthümlichen, reich ausgestatteten Zeit geboren zu werden, und für jede ihrer Erscheinungen offene Sinne zu haben." Allein dieser Ersatz reichte bei Immermann nicht aus. Wenn irgend einer, so war dieser sonst so stolze, in sich selbst ruhende Charakter einer äußern Anerkennung und monarchischen Förderung bedürftig. Sein ganzes Wesen war monarchisch und der Mangel eines solchen Anlehnungs-

*) Memorabilien II, S. 51.

punktes war grade einer Sinnesart wie der seinen doppelt empfindlich. Daß Immermann darüber selbst ein Bewußtsein hatte, geht unter Anderm aus einer Aeußerung in einem Briefe an den Kanzler Müller hervor, die ihm bei Gelegenheit seiner Bekanntschaft mit den Koryphäen des jungen Deutschlands aus der Feder fließ. Er beklagte es, daß das Talent gegenwärtig (1838) ohne Schutz und Schirm von oben in Deutschland sei. „Eines solchen bedarf es aber in einem immer noch so im Innersten monarchisch gesinnten Lande, wenn sich ihm nicht, bei dem Mangel aller sonstigen Stützen mit einer gesunden, freien, starken, öffentlichen Meinung, eine Säure und Schärfe auf die Nerven werfen soll, deren natürliche Folgen dann wieder leicht litterarische Exantheme werden."

X.

Die praktische Beschäftigung mit dem Theater, welche für eine Zeit lang alle schriftstellerische Thätigkeit hemmte, hatte zugleich den Einfluß auf Immermann geübt, ihn auf ein ganz neues Gebiet überzuleiten. Je mehr er die haltungslose und unmögliche Stellung einer wahrhaft künstlerischen Bühne seiner Zeit gegenüber erkannte, desto entschiedener fühlte er sich der Neigung und Stimmung zum Drama entfremdet. Die Coulissen haben sich, schrieb er Ende 1836 an einen Freund, mit breitem Rücken zwischen mich und alles dramatische Produziren geschoben. Die Lyrik fühlte er durch die Influenzen der Gegenwart in sich gleichfalls abgetödtet. So wird man denn wohl, setzte er hinzu, vom vierzigsten Jahre ab (welches er in dieser Zeit zurückgelegt hatte), sich auf das epische Contempliren verlegen.

Nachdem er schon früher, 1834, eine Sammlung seiner Schriften bei Schaub in Düsseldorf begonnen (von welcher seine strenge Selbstkritik indessen leider den größten Theil seiner älteren Arbeiten ausschloß) und zu diesem Behufe seine lyrischen Sachen neu redigirt und dem Trauerspiele Hofer eine ganz neue Gestalt gegeben hatte*), vollendete er in der letzten Zeit seiner theatralischen Wirksamkeit einen schon vor zwölf Jahren (1823) angelegten großen Roman, die Epigonen (1835). Es war „das Leben der Gegenwart, selbst in seinen räthselhaften Verschlingungen", welches ihn zu dieser Composition führte. Ein großes Stück seines Lebens und seines Selbst hatte er hineingearbeitet. Mit der Vollendung des Werks löste sich eine ganze Vergangenheit von ihm ab**). In diesem Gebiete hatte er das Terrain gefunden, welches er als das ihm gemäße, in seinen frühesten novellistischen Arbeiten gesucht und zuerst wieder mit Erfolg in dem „Reisejournal" (1833) betreten hatte, mit welchem zwar, wie ein Kritiker sich ausdrückt, das Maß der Impopularität im Verhältniß zu den neuerwachten Zeittendenzen überfloß, aber zugleich auch eine offene und feste Stellung der Kritik gegenüber gewonnen wurde. Die Epigonen vollendeten diesen Erfolg. Selbst diejenige Kritik, welche auch hier Nachahmung und Goethe'sche Analogieen aufzustechen wußte, sah sich zu dem Geständnisse gezwungen, daß seit Goethe keine ähnliche Bereicherung dem Gebiete des deutschen Romans zu Theil geworden sei. Wenn etwas den befriedigenden Eindruck dieses Kunstwerks beeinträchtigte, so war es der trübe Schatten einer herben Weltansicht, der sich stellenweise über die Klarheit

*) Ein Ausflug nach Tyrol (Blick ins Tyrol 1833) hatte ihm die Lokalfarben erneuern helfen.

**) Briefe an Wolff, S. 85.

und plastische Schönheit seiner Gestaltungen verbreitet zeigte, und jener Rest tiefinnerlicher Verstimmung, die, noch nicht ganz in der eigenen Brust des Dichters überwunden, dem Schlusse die volle Versöhnung und die Aussicht in eine schöne Zukunft entzog. Mit großer Klarheit hatte er der Zeit und ihren sozialen Lebensfragen in das Antlitz geschaut, bis an die Grenzen des Erlaubten hatte er ihren Elementen Ausdruck und Gestaltung verliehen; und wie ein echter Dichter immer zugleich ein Seher ist, so hat auch Immermann in diesem merkwürdigen Buche über seine Zeit hinausgreifend einen Konflikt zweier politisch-sozialen Prinzipien geschildert, deren schärfstes Aufeinanderstoßen erst zehn Jahre später unsere Gegenwart erleben sollte. Es ist daher sehr natürlich, daß das Interesse an dieser Dichtung Immermann's mit den Jahren nur zunehmen konnte, und die völlige Würdigung und Anerkennung des Geleisteten eigentlich der Zukunft aufbehalten bleibt, für die das Peinliche, Befangende, der aus der unmittelbaren Gegenwart genommenen Motive mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Seiner eigenen Zeit war dieses Konterfei ihres Antlitzes in zu beengende Nähe gerückt. Die Deutlichkeit schadete der Wirkung, und ließ die aufgesetzten Farbenlichter allzu grell und massig erscheinen. Immermann selbst täuschte sich darüber nicht, und die beistimmenden Urtheile Einzelner erfreuten ihn desto mehr, je besser er wußte, daß „die Zeit gern mit sich liebäugelt und die Kranken nicht gern ihre Geschichte erzählen hören". Er ergab sich darein, daß das Verständniß des Werks noch eine Zeitlang ausbleiben werde. Um so inniger erfreute ihn die Anerkennung, welche er von der Kritik des damaligen „jungen Deutschlands" durch Gutzkow dem Werke gewährt sah, zumal wenn er sie dem Verfahren des alten Deutschlands gegenüber hielt, das zu der-

selben Zeit einer anerkennenden Kritik der Epigonen von Wolff*) die Aufnahme in die Jenaer allgemeine Litteraturzeitung verweigerte, weil jene Kritik „der Pietät der Redaction für Goethe's Namen widerstrebe"! Und welches war diese Impietät? Nichts anders, als daß Wolff auf die höhere Stellung des Helden zur Welt in den Epigonen, im Vergleich zu Goethe's Wilhelm Meister hingedeutet und sie aus dem veränderten Weltzustande als nothwendig aufgezeigt hatte! „Wäre ich noch fähig, über etwas in dem deutschen Litteraturwesen zu erstaunen," schrieb Immermann bei dieser Nachricht, „so würde das Verfahren des Herrn Eichstädt mir diese Regung entlockt haben. So aber habe ich mir jene Emotionen längst abgewöhnt; sie sind nicht wohl angebracht einem Gebiete gegenüber, wo sich gegenwärtig knabenhafte Petulanz, Servilismus und eunuchische Abgötterei mit dem Berwesten den Preis des schmutzigen Sieges streitig machen. Schlimm nur für mich, daß dergleichen die Veröffentlichung eines für mich so ehrenvollen Zeugnisses hindert."

Nach solchen Anstrengungen der drei letzten Jahre gönnte er sich den Genuß einer kurzen Ausspannung durch Reiseausflüge, die er im Herbste 1837 und 1838 unternahm. Ueber den ersteren hat er selbst in dem nach seinem Tode herausgegebenen dritten Theile der Memorabilien, über den zweiten haben Wolff und Fr. Müller in dem Freiligrath'schen Gedenkbuche berichtet. Weimar bildete den Schlußpunkt seiner Reisetage. Vergangenheit und Gegenwart zogen ihn dort gleich stark an. Sein Tagebuch des Weimarischen Aufenthaltes zeigt den tiefen Eindruck, den die Erinnerung an Goethe auf ihn machte. Es ist die höchste Weihe pietätsvoller Frömmigkeit über diesen Blättern ergossen, deren

*) Sie ist abgedruckt in Freiligrath's Gedenkbuch an Immermann, S. 88 bis 95.

Huldigung wohl zu den schönsten Todtenopfern gehört, die den Manen des unsterblichen Dichters dargebracht werden sind. „Hierher, zu Goethe's Wohnstätte," ruft er aus, „soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Konsequenz." Goethe's Persönlichkeit, sein gewaltiges, Alles versammelndes Dasein war es, das ihm immerfort ein lieber Gegenstand der erregtesten Betrachtung blieb. Jene Blätter gaben später Freiligrath die Veranlassung zu seiner schönen Rämie auf Immermann, welche den Schluß des mehrerwähnten Gedenkbuches bildet. In Weimar war es, wo Immermann zuerst den dortigen Kreis mit Freiligrath's erwachendem Talente bekannt gemacht hatte. Auch sein eigenes letztes dramatisches Gedicht, Ghismonda (die Opfer des Schweigens), hatte er dort vorgelesen und dessen spätere Aufführung eingeleitet. In Berlin ward es gleichfalls aufgeführt. Doch ging auch diese sinnigste seiner dramatischen Produktionen ohne bedeutende Wirkung vorüber, um nur zu bald in der Fluth des Schlechten und Frivolen, welches die Tageskost der deutschen Bühne ausmacht, zu versinken. Er hatte noch die Kränkung zu erfahren, daß eine böswillige Journalkorrespondenz sich in geradezu unwahrer Weise über die Aufnahme des Stücks in Berlin aussprach, ein Umstand, dessen er im Sommer 1838 gegen mich in tiefster Entrüstung gedachte. Interessant war seine Mittheilung über die Art und Weise der Entstehung dieses seines letzten dramatischen Werkes. In einer schlaflosen Fiebernacht lebhaft mit der bekannten Novelle Tankred und Ghismonda beschäftigt, hatte er lange vergeblich einen Reim auf „Ghismonde" gesucht. Da entschloß er sich im Aerger, das Sujet dramatisch zu behandeln, und so waren noch in derselben

Nacht Plan und Scenenfolge ausgearbeitet worden, worauf das Drama selbst in den nächsten vier Wochen vollendet ward. Ein Ausflug nach Hamburg im Spätherbste 1838 führte ihn mit Wienbarg und Gutzkow zusammen. Gutzkow hat dieses Zusammentreffen in einem eigenen Aufsatze (Vermischte Schriften, Bd. 3) geschildert. Auf der Rückreise sah ich Immermann in Bremen, wo er brieflich mit mir und einem Freunde, Theodor von Kobbe, ein Rendezvous verabredet hatte, und kann hier nur das bestätigen, was Gutzkow von dem Eindrucke berichtet, welchen das persönliche Begegnen einer Immermann bisher nur litterarisch bekannten Zeit- und Geistesrichtung auf den Dichter gemacht hatte. Nicht nur der großartige Weltverkehr Hamburgs hatte ihn angezogen; auch von den dortigen litterarischen Persönlichkeiten zeigte er sich auf die wohlthuendste, frischeste Weise angeregt. „Diese Reise", rief er aus, „wird einen bedeutenden und wie ich hoffe wohlthätigen Einfluß auf mein poetisches und praktisches Verhalten üben, und mich in grauen Haaren immer mehr dahin führen, im Leben und Schaffen alles Negative, alle Entsagung, sowie alles das mir vom Leibe zu halten, was mir weder Förderung noch Genuß bereitet." Es war in Bremens weltberühmtem Rathskeller. Wir saßen beim Feuerwein der „Rose aller Rosen", und unsere grünen Gläser klangen lustig zusammen, als er „die Jugend" leben ließ.

Und wirklich war es, als sollte eine zweite Jugend in aller Pracht und Schönheit dem Dichter aufgehen. Denn eben in diesen Tagen hatte eine tiefe Liebesempfindung mit aller Gluth der frischen Jugend das Herz des vielgeprüften Mannes ergriffen, deren Erwiederung bald das Glück seines kurzen Lebensrestes bilden sollte.

Auch von außen her war ihm allerhand Erfreuliches wider-

lassen sich solche Irrungen leicht erklären, wenn man bedenkt, wie sehr die Alten bei Anführungen aus fremden Werken ihrem Gedächtnisse vertrauten. So heisst es gleich zu Anfange des ersten Buchs der Q. N: Aristoteles habe den Namen *Αἶγες* für Kometen **aufgebracht**, während Aristoteles in der betreffenden Stelle der Meteorologik doch nur sagt, dass man die Feuerkugeln so nannte [1]). Aehnliche Irrthümer, so wie auch Abweichungen von Aristoteles Ansichten, hat der Belgier **Libertus Fromond** mehrere angemerkt [2]). Im ersten Buche nun, welches von den Feuererscheinungen (Meteoren) handelt, ist nächst **Posidonius** und andern jüngern Griechen **Aristoteles** wiederholt berücksichtigt [3]). Das zweite Buch handelt von der Luft und den in ihr erzeugten Erscheinungen des Blitzes und Donners. Hier werden neben **Aristoteles** [4]) die Ansichten des Anaxagoras, Anaximander, Anaximenes, Theophrastus [5]) und Diogenes von Apollonia angeführt und verworfen, und eine eigne Ansicht aufgestellt. Im

1) Sen. Q. N. I, cp. 1. vgl. Arist. Meteorol. I, cp. 4, p. 7, 17. Bekk. οἱ καλούμενοι ὑπό τινων δαλοὶ καὶ αἶγες. vgl. pag. 8, 10 und 13. Fromond zu Senec. I, 1. p. 874. Fischer a. a. O. S. 8.

2) Zu Sen. Q. N. VII, 23. p. 946. vgl. Arist. Meteor. I, 7. Abweichende Ansichten Fromond. ad Sen. A. N. p. 885, p. 885, p. 895, p. 910, p. 914, p. 927 und anderwärts.

3) Nat. Quaest. I, 1. s. d. vorige Bemerkung und Lib. **Fromond** ad I, cp. 3. cp. 3. p. 873, p. 878 u. 879.

4) N. Q. II, 1. und das. **Fromond** p. 889. II, 12. From. p. 895. Ueber die letzte Stelle sehe man J. Fr. Gronov. Observat. III, 14. p. 425 sqq. Plata.

5) N. Q. II, 22. **Fromond** p. 897.

fahren. Die ausgezeichnete Aufnahme, welche ihm in Weimar zu Theil geworden, führte mittelbar die Ehre der philosophischen Doctorwürde herbei, welche ihm die Jenaische Universität im Sommer 1838 ertheilte. Ich sah ihn wenige Tage nach diesem Ereignisse bei einem Besuche in Düsseldorf, in der heitersten Stimmung über diese erste, öffentlich ihm erwiesene Anerkennung und Auszeichnung, und freute mich der frohen Scherze, mit welchen er mich als seinen „Herrn Kollegen in sapientia" begrüßte. Bisher hatte er, wie Schnaase bemerkt, die Fakultätsgelehrten als seine Gegner angesehen, und deshalb freute er sich doppelt dieser Befreiung von seinem Wahne. Seine Universitätsstudien mochten bei der Unterbrechung durch die Kriege und der Aufregung eines jugendlich bewegten Gemüthes nicht anhaltend und gründlich gewesen sein. Und obschon späterhin sein rastloser Fleiß diese Versäumniß sehr vollständig nachgeholt hatte, obgleich ihm bei seinem Wissensdrange, bei der Energie seines Strebens und Willens, die von einer großen Leichtigkeit der Auffassung unterstützt wurden, kaum irgend ein Gebiet des Wissens fremd geblieben war, so war er selbst doch nur zu geneigt, jene Jugendversäumniß und Unterbrechung seines Bildungsganges zu überschätzen. Er „glaubte, daß er bei gründlicheren Studien ein ganz anderer Mensch geworden sein müsse, und war daher nur zu sehr im Falle, auch bei Andern stets einen dahin zielenden Vorwurf zu argwöhnen, den er denn doch wieder im Gefühl und in der Erfahrung seines richtigen und umfassenden Urtheils als ungerecht ansehn mußte"*). Seine wiederkehrende Heiterkeit zeigte sich auch in der Stiftung und lebendigen Theilnahme an einer „zwecklosen Gesellschaft", deren humoristischen Orden er

*) Schnaase a. a. O.

als einen Vereinigungspunkt für die paar aufgeweckten Köpfe Düsseldorfs stiftete. „Der Herr gebe seinen Segen dazu", schreibt er an Wolff. „Gestern Abend war große Ordensaufnahme mit lächerlichem Ritual und dito Reden nach dem Muster der Zauberflöte. Ich machte das mystische Oberhaupt Saraſtro mit thurmhoher Mütze, langem Flachsbart und greiser Allongenperrücke. Das Komischste bei der ganzen Sache war, daß die Neophyten durch alle Komik nicht aus ihrem Ernste zu bringen waren."

Um dieselbe Zeit schloß sich auch Freiligrath's jugendlich aufstrebendes Talent an Immermann an. Immermann selbst war es, der, vom ersten Auftreten an den Entfaltungen desselben mit dem größten Interesse folgend, die persönliche Bekanntschaft des jungen Dichters aufsuchte und von diesem Augenblicke an mit ihm stets in dem engsten Verhältnisse freundschaftlichen Wohlwollens und reger Theilnahme für seine Ausbildung so wie für seine Befreiung aus den drückenden Verhältnissen einer ungünstigen äußern Lage blieb. Die von Freiligrath in seinem Gedenkbuche mitgetheilten Briefe Immermann's beweisen, mit wie lebhaftem Interesse Immermann sich für die Bestrebungen Jüngerer zu interessiren im Stande war, und wie er da, wo sein Rath gewünscht ward, auch das Eingehen in das kleinste Detail nicht verschmähte.

Im Jahre 1838 war ein Vierteljahrhundert verflossen, seit Deutschland sich durch gemeinsame Erhebung von dem Drucke fremder Zwingherrschaft befreit hatte. Immermann hatte einen Theil jenes Entscheidungskampfes mitgefochten; er hatte das heilige Feuer der Begeisterung jener Tage im tiefsten Herzen bewahrt. Die Feier jenes 25jährigen Jubiläums, welche man in Köln bereitete, der Enthusiasmus, welcher sich dort bei den Vorbereitungen zu dem Feste kund gab, fanden in seiner Seele den vollsten Wiederklang und gaben seinen patriotischen Gefühlen den

höchsten Schwung. Mit wahrem Entzücken gedachte er jener Festfeier, deren Gedächtniß durch eine Beschreibung zu bewahren ihm von den Ordnern des Festes der Auftrag geworden war. Er genügte demselben durch die Schrift: „das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine" (Köln am Rhein bei J. P. Bachem, 1838), in welcher er nicht nur eine ächt historische Urkunde in edlem Style lieferte, sondern auch ein herrliches Zeugniß seiner begeisterten patriotischen Gesinnung ablegte. Sein Gedicht: „die silberne Hochzeit zu Köln am Rheine," mit dem er die Kameraden anredete, gehört zu den markigsten Erzeugnissen vaterländischer Lyrik. Die Schilderung von Preußens Fall und Erhebung, welche jene Denkblätter geben, liefert in scharfen und großen Lapidarzügen auf kaum sechszehn Seiten ein vollständiges Bild jener merkwürdigen Zeit und der ihr folgenden Friedensperiode. Nie ist die Jugend und Poesie jenes Kampfs, wie sie in Körner und der Freischaar ihre Spitze gewann, schöner dargestellt worden, nie ihr ein schönerer Gedächtnißgruß gesungen. Dieses in seiner Art einzige Fest bestärkte in ihm den Glauben und die Ueberzeugung, daß der Geist des Volkes noch frisch, daß das Nationalbewußtsein der Deutschen im Steigen sei. Solche Vereinigung und Brüderschaft freier und treuer Männer in einer hohen Empfindung vereinigt, galt ihm für das heiligste Unterpfand jener ächten, wahren Einheit des Vaterlandes. Er that den Vorschlag, eine Erneuerung dieses Festes nicht auf neue fünfundzwanzig Jahre hinauszuschieben, sondern sie von fünf zu fünf Jahren folgen zu lassen und durch Heranziehung der Jugend aller Stände der Vergangenheit ihre Bürgschaft in Gegenwart und Zukunft zu sichern. „Immer deutlicher," so schloß er, „beginnt jetzt sich der Gewinn unserer Anstrengungen aus den Strudeln und Wirren, welche die nothwendige Folge einer aufgeregten Periode waren,

hervorzuheben. Jetzt, und vielleicht erst jetzt sei es Zeit, an Nationalfeste zu denken, weil erst jetzt sich das Erz von der Schlacke geschieden habe." — Er sollte selbst den Ablauf einer so kurzen Periode nicht mehr erleben!

XI.

Die so erregte schwungvolle Stimmung des patriotischen Gefühls und die freudige Zuversicht zu dem innersten Kern des deutschen Volkslebens sollte nun auch einem Werke zu Gute kommen, welches er bald nach Vollendung der Epigonen begonnen und in welchem er recht eigentlich den vollen Gehalt seines dichterischen Wesens auszusprechen unternommen hatte. Der Münchhausen darf wohl als die Ergänzung der Epigonen in mehr als einem Sinne betrachtet werden. Denn während sich der Dichter hier in dem einen der beiden Kreise, aus welchem dieses wunderbare Werk besteht, alles Scharfen und Bittern, aller Verstimmungen und Verdrießlichkeiten — kurz alles Negativen gründlich entledigte und seine satirisch-humoristischen Schlaglichter auf alle Verkehrtheiten, auf alles Halbe, Gemachte, Affectirte und Unnatürliche in Litteratur und Leben der Gegenwart fallen ließ, wendete er die ganze Fülle seiner Liebe und die ganze positive Kraft und Energie poetischer Gestaltung jenem zweiten Kreise zu, dessen Mittelpunkt der westphälische Oberhof bildete. Kühner und rücksichtsloser hatte noch nie ein moderner deutscher Dichter seiner Zeit den Spiegel der Satire und des poetischen Humors vorgehalten. Selbst Goethe's und Schiller's Xenien, Tieck's Mährchen und Lustspiele hatten es doch nur ausschließlich mit Litteratur und Poesie zu thun, während der Aristophanische Theil des Immer-

mann'schen Münchhausen die Gegenwart nach der ganzen Breite der Erscheinungen ihres socialen bürgerlichen und politischen wie ihres litterarischen Lebens mit den Arabesken seiner Satire umschlang. Der Roman mochte anfangs auf eine noch weitere Ausbreitung dieses satirischen Theils angelegt sein. Immermann war, als er ihn begann (1837), im Tiefsten verwundet durch den Untergang seiner Bühne, durch die hartnäckige Abweisung seiner dramatischen Bestrebungen von Seiten des deutschen Theaters, auf dem sich die Raupach'sche Elendigkeit behaglich spreizen durfte, durch gar manche schiefe Beurtheilungen seines letzten großen Werks (der Epigonen), von einer Kritik, die zugleich die tollsten, widerwärtigsten und affectirtesten Produktionen mit ihrem Lorbeer bekränzte. Allein bald widerstand ihm selbst die freudlose Jagd auf die Thorheiten und Verzerrungen der Zeit. Seine Satire wird, je weiter es in das Buch hinein geht, immer weniger scharf und schneidend, und mit dem neuen Liebesleben, das in seinem Herzen bald darauf erwachte, ließ er den satirisch-humoristischen Theil fast ganz fallen und wendete sich völlig dem eigentlichen Kerne des Ganzen, dem Liebesepos des Oberhofes und der Vollendung dieser ächt nationalen Welt zu. Was einst Lessing von Shakspeare's Romeo und Julie sagte, das läßt sich auch von diesem Liebesepos unsers vaterländischen Dichters sagen, daß es die Liebe selbst gedichtet.

Dem Romane als Ganzes ist vorgeworfen worden, daß es ihm an organischer Einheit mangle, daß die beiden Kreise, in denen er sich bewegt, nur lose neben einander laufen und ihre Beziehung auf einander eine mehr durch gedankenmäßige Reflexion als durch schöpferische Ineinsbildung vermittelnde sei. Dieser Vorwurf ist zuzugeben. Immermann selbst hat ihn, scheint es, schon durch den Titel des Werks selbst zugestanden. Aber

jenes Verhältniß zu ändern lag außer dem Bereiche seiner Macht, weil es selbst mit den Verhältnissen unsers deutschen Lebens gegeben war, auf dessen Basis er seine Schöpfung zu erbauen hatte. Daß er bei der Mangelhaftigkeit solchen Fundaments dennoch den glücklichsten Griff that, daß er mit der Figur Münchhausens an das noch lebendige Volksbewußtsein einer ächt deutschen komischen Gestalt anknüpfte, während er auf der andern Seite diesem Träger der verblasensten Windigkeit das granitne Gegengewicht des an die Scholle gefesteten germanischen Bauernlebens entgegensetzte, daß er mit dem Hofschulzen und seiner Umgebung eine nie dagewesene Figur in unsere poetische Literatur in erzner Festigkeit und Gediegenheit hinstellte und mit einem Striche all das unwahre, gemachte, idyllische Wesen von der Tenne fegte, daß er auf den unverwüstlichen Kern des deutschen Volks eine Aufmerksamkeit lenkte, die jetzt schon ihre poetischen Früchte zu tragen beginnt, und daß er endlich inmitten dieser neugebornen Welt das reine Verhältniß edler Bildung in Oswald und Lisbeth wie eine blühende Lilie aus dem Wust und Wirrniß der Afterbildung und ihrer Verzerrung sich erheben ließ, — das war die That des Meisters, der in kräftigem Schöpfungsdrange neue Wege zu betreten wagen durfte, eine That, welche alle Herzen der Nation in Einstimmung dieser Schöpfung sich mit Liebe zuwenden ließ.

Und wohl war es eine Göttergabe des Glücks zu nennen, daß dem Dichter vergönnt wurde, inmitten dieser schöpferischen Lust, in reifer Kraft des Mannesalters, ein eigenes beglückendes Liebesbündniß zu gewinnen, und so die höchste Begeisterung zur Darstellung des reinsten und schönsten Bildes der Weiblichkeit aus der eigenen Wirklichkeit zu schöpfen. Es war im Frühherbste 1839, als Immermann zu Magdeburg Marianne Niemeyer, eine En-

kelin des in ganz Deutschland wohlbekannten Kanzlers Niemeyer zu Halle, welche er ein Jahr früher bei einem Besuche seiner Verwandten in Magdeburg kennen gelernt hatte, als seine Lebensgefährtin heimführte. In Weimar, über welches er seine Rückreise nahm, ward ihm von allen Seiten die ehrenvollste Aufnahme. Am Abende seiner Ankunft wurde er im Theater mit einer erneuten Aufführung seiner Ghismonda bewillkommnet. Bei einem ihm am Tage darauf gegebenen Ehrenfeste sprach er mit jener bescheidenen Würde, die, ein Grundzug seines Charakters, ihn durch alle Lebensverhältnisse begleitete, seine Empfindungen in Erwiederung eines ihm gebrachten Toastes mit den schönen Worten aus: „Wie die Säule des Memnon frisch erklingt, wenn der Strahl der ewigen Sonne sie bewegt, so fühl auch ich mich frisch begeistigt und ermuthigt, so oft ich den Boden betrete, den die größten und edelsten von Deutschlands Dichtern geheiligt haben. Hier, wo die reichsten Erinnerungen sich mit einer ihrer würdigen lebensfrohen Gegenwart vereinigen, wo ein Kranz von Freundschaft und Wohlwollen mich umschlingt, dessen reinste Blüthe sich mir in dem Mitgefühle meines neuen häuslichen Glückes entfaltet, hier darf ich es wohl bekennen, daß ich es für den schönsten Lohn meiner Bestrebungen achte, in so edlem Kreise verstanden und geliebt zu werden, und auch abwesend in ihm fortzuleben*)." Auch die Weimarischen Fürstlichkeiten ehrten sich in huldvoller Auszeichnung des deutschen Dichters. In Düsseldorf traten ihm die gleichen Gesinnungen in der geselligen Feier seiner Heimkehr erfreulich entgegen. Auch für seine äußere Lage eröffneten sich ihm jetzt bessere Aussichten. Seine Lage als Beamter war bisher, wie Schnaase meldet, keine günstige gewesen. Denn obschon

*) Müller a. a. O. S. 148.

er bei seinen umfassenden litterarischen Bestrebungen sein Amt keineswegs vernachlässigte, sondern auch in seinem staatsdienstlichen Verhältnisse bei dem Kollegium, welchem er angehörte, als ein gewissenhafter und ausgezeichneter Arbeiter hochgeachtet war, so hatte man ihn doch zwölf Jahre hindurch (seit 1827) in seiner Stellung gelassen, ohne weder seinen Gehalt noch seinen Rang zu erhöhen. Vergeblich hatte er mehrere Male die Beförderung in den Rheinischen Appellations-Gerichtshof zu Köln nachgesucht, immer standen Hindernisse oder bevorrechtete Bewerber ihm im Wege*). Dazu kam, daß eben seine poetischen Arbeiten, und namentlich seine Epigonen, sowie einzelne Partieen des Münchhausen seine Stellung als Persona ingrata nicht eben gebessert hatten. Sein gerechter Mannesstolz, der dies tief empfand, machte sich nur selten durch eine vertrauliche Aeußerung Luft, wie er ihn denn auch von manchen Schritten, die wohl dazu geführt haben möchten, seine Wünsche zu erfüllen, zurückhielt. Jetzt indessen, wo seine Verheirathung eine Vermehrung seiner Einkünfte nothwendig machte, schritt er zur Erneuerung seiner früheren Gesuche, und erhielt in Folge derselben die königliche Zusage, bei nächster Vacanz in jenen höheren Gerichtshof einzurücken.

So mit der Außenwelt versöhnt — denn auch die Kritik war ihm seit einiger Zeit günstiger geworden — inmitten seines häuslichen Glücks und der Aussicht auf eine noch sorgenfreiere, glücklichere Gestaltung seiner äußeren Lage, trat er in eine neue, in die schönste Periode seines Lebens ein. Der späte Genuß eines solchen Friedens und eines schwer erarbeiteten Glücks, verbunden mit dem Vollgefühle körperlicher und geistiger Kraft und Gesundheit, gab seiner Stimmung den höchsten Schwung. Noch in

*) Schnaase a. a. O. S. 1078.

den Flitterwochen strömte er in der freien Bearbeitung des alten Romanzenstoffes von „Tristan und Isolt," den er schon Jahre lang mit sich herumgetragen hatte, die ganze Seligkeit dieser Glücksempfindung mit einem Feuer aus, das Alles Aehnliche früherer Ergüsse weit hinter sich zurückließ. Seine Feder, sagt ein Freund, schien durch das Gefühl des Glücks beflügelt, ein Gesang nach dem andern entstand in unglaublicher Schnelle und wurde von dem Kreise der Freunde, denen er sie mittheilte, mit freudiger Begeisterung begrüßt. Man hielt dies Gedicht für sein gelungenstes Werk. Die ersten Gesänge, welche das „Rheinische Jahrbuch" mittheilte, fanden diesen Beifall auch in einem größeren Kreise, und die trümmerhaften Reste, welche später gesammelt erschienen, ließen den Verlust nur tiefer empfinden, den unsere poetische Litteratur durch die unterbrochene Vollendung des Ganzen und durch die mangelnde Ueberarbeitung des bereits Niedergeschriebenen erfahren hat. Zu gleicher Zeit entstand ihm der Plan, in biographischen Mittheilungen aus seinem Leben die Summe seiner Existenz zu ziehen und sein Verhältniß zu seiner Zeit und den Einfluß der letztern auf seine Bildung auch historisch in der Weise der Goethe'schen Denkwürdigkeiten darzulegen. So ward schnell der erste Band der „Memorabilien" für den Druck vorbereitet, den er jedoch gleichfalls nicht mehr erleben sollte. Auch dieses Werk sollte, wie sein ganzes Leben, ein Fragment bleiben. Merkwürdig und für sein Wesen bezeichnend ist dabei die Art und Weise, wie er sich über den „Werth" dieser seiner Mittheilungen aussprach. „Eins kann ich versichern: daß mich dabei der Trieb nach Wahrheit geleitet hat und stets leiten wird. Der Mangel an Wahrhaftigkeit ist der böse Schaden eines großen Theils des heutigen Schriftenthums. An Talent fehlt es durchaus nicht, an Wahrhaftigkeit Vielen. Und dadurch ist der Stand weit

tiefer gesunken, als durch den Umstand, daß kein deutscher Fürst jetzt die Schriftsteller beschützt, kein Mächtiger sie fördert. Alle Protection neigt sich ihrem Ende zu und Jegliches was da ist oder sich vorbereitet wird sich auf das Volk verlassen müssen, natürlich auf das Volk im besten und höchsten Sinne. Dieses Volk will keine Schmeicheleien, es will keine Sophisten- und Sykophantenkünste; es achtet nur die Schriftsteller, welche ihm Zeugen der Wahrheit sind, ernste, einfache, unbestochene Zeugen."

Der diesem Werke vorangeschickte „Avisbrief" zeigt, wie das Werk selbst, im Vergleich zu dem „Reisejournal", einen Fortschritt in klarer, ungetrübter Auffassung der Gegenwart, eine Hinneigung zu dem sie leitenden Zuge des Geistes, eine Freudigkeit der Aussicht in die Zukunft des Vaterlandes und seiner Entwicklung, welche wohl am besten den Fortschritt der politischen Bildung bezeugt, der sich mit jener mehr und mehr zurückweichenden Verbitterung der Stimmung des Dichters in ihm entwickelte. Die Erkenntniß: daß wir in einer Periode des Ueberganges der Subjectivität in eine Zeit der Objectivität leben, daß Deutschland „zu seinem Glücke" sich mit seinen Kräften in die allgemeine Strömung geworfen, da sie nun einmal in die Zeit sich ergießen sollte; die Hoffnung, welche er auf das Volk und dessen Entwicklung zu seinem wahren Begriffe auch für die Litteratur setzte, alle diese Dinge begegnen uns hier in diesem Buche zuerst in überraschender Weise. Es ist kaum zu sagen, wohin Immermann gerathen sein würde, hätte er das Jahr 1848 erlebt. So viel ist gewiß, daß ihm sein frühes Todesgeschick eine schwere Prüfung, einen Konflikt mit dem Prinzipe, welches von seiner Jugend an mehr oder weniger bewußt sein Gemüthsleben erfüllt und geleitet hatte, erspart und ihn vor einem Zwiespalte bewahrt hat, an welchem er vielleicht

dritten Buche, welches vom Wasser handelt, finden wir gleichfalls den Theophrastus [1]) und Aristoteles Meteorologik berücksichtigt [2]) und mehrere Naturmerkwürdigkeiten angeführt, deren Kenntniss Seneca sehr wahrscheinlich seiner Lektüre der naturhistorischen Schriften der beiden Peripatetiker verdankte [3]). Den Inhalt des vierten Buches bilden höchst interessante Untersuchungen über den Ursprung und die besondern Eigenschaften des Nilstroms, wobei sich in den ersten Kapiteln die Belesenheit des Verfassers beurkundet, die selbst das tragische Dichterkleeblatt der Griechen für eine gewisse Ansicht als Gewähr anzuführen nicht verschmäht [4]). Auch hier erscheinen Aristoteles und Theophrast zum Theil mit, zum Theil ohne Nennung ihrer Namen berücksichtigt [5]). Den Beschluss machen Bemerkungen über Regen, Hagel, Schnee und Eis, und ein Epilog gegen — die Leckerei der Römer an Gefrorenem! Spärlicher sind die Bezüge auf Aristoteles Meteorologik in dem fünften Buche, welches vom Winde handelt [6]), und die Ansichten des Demokritos

---

1) III, cp. 11. ib. From. p. 895.

2) Fromond. ad III, 9. p. 895. ad III, 15 ibid. denn ohne Zweifel schöpfte Seneca sein Wissen von den Ansichten älterer Physiker, wie *Thales* u. a., aus *Aristoteles* und Jüngeren.

3) Vgl. Q. Nat. III, 10. Fromond p. 897. Derselbe zu III, 15.

4) IV, 2. p. 751.

5) IV, cp. 2. 751. Fromond p. 910. a. und b.

6) Siehe Fromond ad V, cp. 9. p. 946. cp. 10. cp. 13. und 12. (From. p. 947.)

auf die eine oder die andere Weise hätte zu Grunde gehen mögen.

Ihn selbst mag eine Ahnung davon durchzittert haben, als ihn in dem letzten Jahre seines Lebens der Tod König Friedrich Wilhelms III. mit einer Gewalt erschütterte, die selbst diejenigen, welche mit ihm in der Pietät für den greisen Fürsten sympathisirten, in Erstaunen setzte. Es schien, als sei ihm die Gestalt dieses Herrschers durch die Gemeinsamkeit des Erlittenen und Erlebten zu einer Art Erforderniß seines Daseins geworden. „Die Aeußerungen seines Schmerzes, die Betrachtungen, welche sich daran knüpften (sagt Schnaase), werden seinen Umgebungen unvergeßlich bleiben. Der Gedanke des großen Ganges der Weltregierung, die Hoffnung der Zukunft erhob und stärkte ihn wieder." Er glaubte, daß in ihm nicht nur „der redlichste Mann des Landes, der lebendige Anhalt für unsere größten historischen Erinnerungen", sondern auch „eine ganze Zeit" zu Grabe ging. In einer Gedichtstrophe bei dem Tode des Königs sprach er tief erschüttert diese Empfindungen und Gedanken aus*).

Seine damaligen häuslichen Zustände schildert der Bericht eines Freundes, der ihn im Sommer 1840, kurz vor seinem Tode, in Düsseldorf besuchte. „Wie erquicklich, wie genußreich wurden mir diese wenigen Stunden durch den wohlthuenden Einblick in den stillen Frieden seines häuslichen Glücks. Freundliche, von den Gebilden der Kunst sinnig geschmückte Räume ließen überall das froheste Behagen, den harmonischen Schönheitssinn der Bewohner erkennen, spiegelten gleichsam das innere Gefühl zufriedenen, harmlos in sich befriedigten Daseins wieder. Die sonst so ernste Stirne des Dichters war entwölkt, eine

*) S. Memorabilien II, S. 442 ff.

frische geistige Jugend hatte sich in allen seinen Zügen ausgeprägt, und versöhnt mit dem Geschicke blickte sein Auge voll froher Ahnung der Zukunft entgegen, deren nächste Stunden schon ihm Vaterglück zu gewähren versprachen."*) „Sein persönliches Glück schien den Gipfel zu erreichen. Eine Vacanz bei dem Gerichtshofe trat ein, die Aussicht, in eine ruhige, ehrenvolle, bleibende Amtsstellung einzurücken, war keine entfernte mehr. Bald darauf gebar ihm seine Frau eine Tochter, Mutter und Kind waren gesund, er war selig in seiner Vaterfreude. Seine körperliche Konstitution schien die stärkste: Anstrengungen aller Art ertrug er mit Leichtigkeit. Zwar hatten sich in den letzten Jahren heftige Krankheitsanfälle mehrmals eingestellt, aber seine kräftige Natur wurde stets Herr darüber, eine heftige Krisis befreite ihn schnell davon. Er schien auf langes Leben mit Sicherheit rechnen zu können.

„Wenige Tage nach der Niederkunft seiner Frau erkrankt er; das Uebel selbst schien sogleich gehoben, nur eine Schwäche zurückgeblieben. Acht Tage später bricht ein heftiges Fieber aus, von den Aerzten zunächst für ein Wechselfieber, für eine heilsame Krisis gehalten. Aber bald zeigen sich Symptome gefährlicherer Art, die Heftigkeit des, nun als nervös erkannten Fiebers steigert sich. Am folgenden Tage (den 25. August) tritt ein Lungenschlag hinzu. Seine junge Gattin ist Witwe, sein zehntägiges Kind eine Waise geworden."**)

So war geschehen, was von den nächsten Freunden bis zur letzten Stunde ungeahnet, den fernen bei der ersten Kunde wie ein Mährchen klang. In ihrer vollen Kraft und Schöne hatte des Geschickes Blitzstraht, aus wolkenloser Höhe niederzuckend,

*) Müller a. a. O., S. 150.
**) Schnaase a. a. O., S. 1078.

diese deutsche Sangeseiche zerschmettert, die, tief in des Vaterlands innerstes Mark die Wurzeln senkend, stark und stolz die kraftstrotzenden Zweige in den Himmel breitete. Sein Wunsch, den er selbst in wunderbarer Ahnung in dem herrlichen Gedichte „an den blitzgetroffenen Baum“ aussprach (Immermann's Schriften, Band I, S. 154—174), war erfüllt worden:

Der Sänger aber sang bei dem Gesichte:
Bin ich durch deine Wärm', o Lieb', entfaltet,
Spielt um mich Luft der Freiheit, wenn ich dichte,

Hat mich der Schönheit göttlich Licht gestaltet:
So well' auch mich, Geschick, wie den zerschmettern,
Bevor mein allerbestes Theil erkaltet,

Damit ich frisch und freh in heil'gen Wettern,
Von meiner Kraft, von meiner Fülle trunken,
Ein Jünglingsstern aufleuchte zu den Göttern!

Immermann's leibliche Erscheinung entsprach durchaus dem geistigen Wesen des Mannes. Von mittlerer Größe, aber stark und kräftig gebaut, eine gedrungene, antike, römische Gestalt, mit breiter Brust und starken Schultern, konnte er auch äußerlich wohl den Eindruck eines der alten Imperatoren machen, „der in einem späteren bescheidenen bürgerlichen Dasein den Stolz und die Härte eines früheren abbüßen müsse“ *). In seinen letzten Jahren neigte er zu einem gewissen Embonpoint, worüber er wohl zu scherzen liebte. Machte indessen die erste Gesammterscheinung den Eindruck des Kräftigen, Festen, Gediegenen

*) Fr. v. Uechtritz a. a. O., N. 222, S. 225.

und Würdigen, so ward derselbe noch erhöht durch den imponirenden Ausdruck eines Gesichts, welches, eben so selten als schwer zu beschreiben, das scheinbar sich Widersprechendste in wunderbarer Vereinigung zeigte. Eine breite, hohe, majestätische Stirn, von dem starken, dunkeln, schon hier und da ins Graue neigenden, schlichten Haare mäßig beschattet, spiegelte eine gehaltene Hoheit und Ruhe, welche durch die kräftig geschlossenen Lippen und das scharf und tief blickende Auge zu dem Charakter strengen Ernstes und fester Entschlossenheit gesteigert wurde. Dieser Ausdruck, welchen das von Hildebrandt gezeichnete und von J. Keller gestochene Portrait Immermann's am besten wiedergiebt, stand in völligem Einklange mit einer gewissen knappen Kürze und trockenen Strenge der Sprache, wie sie besonders in der ersten Unterhaltung dem Fremden gegenüber hervortrat. Hier gab das scharf Abschneidende in gewissen Ausdrücken, die, fern von dem banalen Zubehör inhaltsloser Conversenzwendungen, immer wie der Pfeil auf's Ziel den geraden Weg nahmen, und ein „Nein" oder „Ja" selten mit einer Phrasenborte verbrämten, der ganzen Persönlichkeit das Gepräge einer gewissen Abgeschlossenheit und geistigen Vornehmheit, aber auch einer gesinnungsvollen Entschiedenheit und Zuverlässigkeit, wie sie Napoleon durch sein Urtheil über solche Individuen, die er „des hommes carrés par la base" nannte, zu bezeichnen pflegte; ein bildlicher Ausdruck, den schon ein alter hellenischer Dichter in dem bekannten Worte: anér agathos kai tetragonos ausgeprägt hat.

Dies war der Eindruck, den Immermann's äußere Erscheinung bei der ersten Begegnung auf mich machte. Aber wie bald verschwand bei mir all das Befangende desselben, als nach und nach Theilnahme und Wohlwollen, Heiterkeit und Scherz den

Ernst seiner Züge durch die freundlichste Milde verklärten, als der sonst kaum merkbare Zug liebenswürdiger Schalkheit die beredten Lippen zu umspielen und das sinnende Auge voll Tiefe und Klarheit freundlicher auf uns zu ruhen begann. Die wenigen Tage, welche mit dem vortrefflichen Manne in engster Gemeinschaft und im Austausche aller uns bewegenden Interessen zu durchleben vergönnt waren, haben sein Bild auch äußerlich mit unauslöschlichen Zügen mir in die Seele geprägt. Nie habe ich wieder in solchem Maße den Vollgenuß eines geisterfüllten Gesprächs empfunden. Nichts Geringfügiges, Kleines, Unbedeutendes hörte man von ihm. Nur im Würdigen, Großen, Gehaltvollen bewegte sich seine Mittheilung, und selbst dem Scherze fröhlicher Unterhaltung wußte er den Reiz und die Würze satirisch-ironischer oder humoristischer Bedeutsamkeit zu geben. In solchen Gesprächen erst ward man den ganzen weitreichenden Umfang seiner Bildung und seines Wissens inne, dem keine Bestrebung der Gegenwart und ihrer Wissenschaft und Kunst fern und fremd geblieben war. Ueberall aber und in Allem, worüber sich der Austausch gegenseitiger Mittheilung verbreitete, trat der Adel einer großen, freien Seele hervor, die rückhaltslos stets dem Gedachten das letzte Wort, den bestimmtesten Ausdruck, die schärfste Beziehung verlieh. Mochte er über Hegel und Strauß, über Preußenthum und Konstitutionalismus, über die Litteratur der Gegenwart und Vergangenheit, über Dinge und Personen reden, es blieb nichts in seiner Seele zurück, Ansicht und Ueberzeugung, Widerspruch und Geständniß traten stets ganz und unverschleiert hervor. Man wußte immer, woran man bei ihm war, und eben darum übte jene Freiheit geistiger Mittheilung auch bei den Andern zeugende Kraft der Wahrheit.

Fassen wir noch einmal den Gesammteindruck der geistigen Bedeutung des Mannes ins Auge, mit dem sich diese Blätter beschäftigten, dessen Bild sie zu umreißen strebten, so ergiebt sich für seine Stellung in der Litteratur unsers Volks etwa Folgendes.

Immermann war wie jeder Dichter das Produkt seiner Zeit und der Richtungen, welche ihr Grundlage und Bestimmung geben. Goethe und die Romantiker bildeten für ihn die Ausgangspunkte. Aber indem er beide in Epos, Lyrik und Dramen fortsetzte, oder, um den banalen Ausdruck zu brauchen, nachahmte, sehen wir ihn, mit seiner Zeit und seiner Bildung in ihr, zur Ausgestaltung eines Eignen, Neuen rastlos fortschreitend zuletzt den Kranz berühren, dessen völlige Erreichung, so weit menschliches Ermessen urtheilen mag, ihm nur ein frühes Todesgeschick versagt hat. Das Gebiet aber, bei dessen Betreten er sich von seinen Vorgängern und Mustern losmachte und auf dem er frei und selbstständig die Kraft und Energie einer hochbegabten, abgehärteten Persönlichkeit, in kühnen und freien Schöpfungen bewährte, — dies Gebiet ist die Wendung eines männlich tüchtigen Lebens nach den großen Mächten eines volksthümlichen Gesammtlebens hin. Diesem Bedürfnisse nach einem vollen, gesättigten Gesammt- und Volksleben, dieser tiefen, gemüthvollen, aus der Wurzel seines eigenen gesunden und energischen Lebens hervorwachsenden Vorstellung, welche er davon im Busen trug, hat er zuerst, wie ein tiefsinniger Kritiker sich ausdrückt*), von allen unsern großen Dichtern in lebendigen, aus den ächtesten Schöpfungen hervorgewachsenen poetischen Gebilden die Sprache unmittelbaren Lebens verliehen. Hier hat er

*) Fr. v. Uechtritz a. a. O., S. 913, 921.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.

3-598-52808-6
FN. 11406/041

einen Schritt über die poetischen Bildungselemente seiner Jugend hinaus gethan und sich eine Stellung in der Achtung seiner Zeit errungen, welche ihm die Geschichte unserer Litteratur, wenn sie gerecht ist, nicht versagen wird. Für den Ausdruck aber dieser, sein Inneres mehr und mehr völlig erfüllenden Lebensmacht hat er endlich eine Prosa geschaffen, welche für lange Zeit in ihrer markigen Schönheit, in dem vollen Brusttone männlicher Entschiedenheit, ein nachahmenswerthes Muster bleiben wird.

Theodor von Kobbe

ein deutscher Humorist.

(1845.)

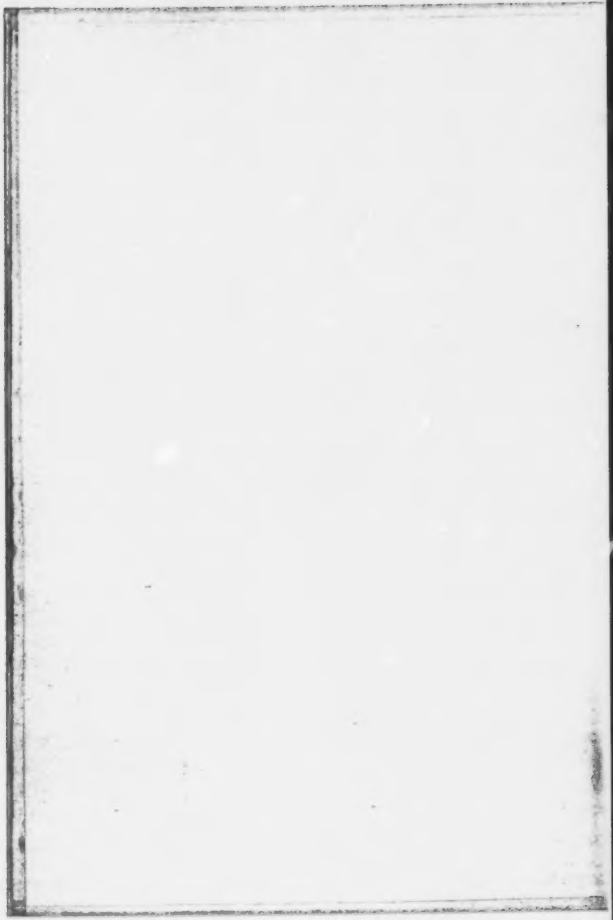

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR.A.
3-598-52808-6
FN. 11370/005

Theodor von Kobbe.

Ein Denkstein.

(1845.)

Während sie dadraußen in der schneedurchwirbelten Winternacht sein Grab aufschaufeln, will ich für dasselbe diesen kleinen, unscheinbaren Denkstein rüsten, der die Stätte so lange bezeichnen mag, bis der herbe Schmerz des unmittelbar gegenwärtigen Verlustes jener ruhig stillen Trauer gewichen sein wird, die es vergönnt, dem geliebten Freunde ein würdigeres Denkmal aufzurichten.

Theodor von Kobbe wurde den 8. Juni 1798 zu Glückstadt geboren; — nicht unter den glücklichsten Constellationen, wie er zu sagen pflegte, während eines schweren Gewitters, welches das Nachbarhaus in Asche legte. Von seinem Geburtsorte bemerkte er scherzend, daß er später nie Ursache gefunden in dem Namen „Glückstädter" ein Omen der Schicksalsgunst zu erkennen, wie er sich denn auch schon als Student seine Matrikel mit einem „Glockstadiensis" anstatt mit einem Tychopolitanus habe zeichnen lassen. Seine Familie war von väterlicher Seite dem alten Holsteinischen Adel, von mütterlicher Seite dem berühmten Grafengeschlechte von Ranzow angehörig. Sein Vater bekleidete die Stelle eines Landvoigts der Nordseeinsel Föhr. Früh von den Eltern ge-

trennt, wurde er nach dem Tode seiner Mutter, im Jahre 1805, mit zwei älteren Brüdern — von denen der älteste, der als Historiker nicht unrühmlich genannte Dr. Peter von Kobbe ihm vor Kurzem im Tode vorangegangen ist, in dem Holsteinischen Kloster Uetersen bei seinem Großvater, dem Grafen von Ranzow, Prälaten des Klosters, nach dessen Tode (1809) bei dem Rector Andresen, dem Vorsteher der dortigen Stadtschule, erzogen. Die Dankbarkeit und Verehrung, womit er Zeit seines Lebens dieses seines Jugendlehrers und Erziehers gedachte — wie denn eine unbegränzte Dankbarkeit für alle diejenigen, von denen er je Liebes erfahren, stets in ihm lebendig war — findet ihres Gleichen nur in der Begeisterung und in dem Entzücken, mit welchem er an Uetersen, dieser geweihten Stätte seiner Jugend, dem Eldorado seiner glücklichen Knabenjahre, hing und haftete. Ein wunderbares, staunenswerthes Gedächtniß, für das, wie er wohl scherzend sagte, „die Sicherheitspolizei eine tüchtige Miethe geben könnte", setzte ihn in den Stand, das Glück dieser freundlichen Jugendjahre durch eine treue, stets gegenwärtige Erinnerung an Hunderte und Tausende von Einzelnheiten stets zu erneuern, welche dem Mikrokosmus dieser seiner Uetersenschen Lebensperiode angehörten. In seinen zahlreichen Schriften wie in seinen mündlichen Mittheilungen blieb denn auch Uetersen ein nie versiegender Quell frisch sprudelnder Herzensergießungen, aus dem er die reizvollsten und anmuthigsten seiner kleinen humoristischen Idyllen immer neu zu schöpfen wußte. Durch den Tod der Mutter und die darauf folgende Entfernung aus dem Vaterhause früh der nächsten Gegenstände kindlicher Liebe beraubt, breitete seine liebevolle und liebebedürftige Seele die ganze Innigkeit der Zuneigung über alle seine Umgebungen aus. In dieser Liebe suchte und fand er, wenigstens theilweise, einen Ersatz für das ihm

geraubte Glück des Elternhauses. Dabei erweiterte diese Vereinsamung, dieses Entbehren der heimlichengen Schranken des Elternhauses und Familienkreises schnell seinen Blick auf Menschen und Dinge um ihn her, und wie seine Erinnerungen aus dieser Lebensperiode in seinen spätern Schriften zu deren anmuthigsten Partien gehören, so kann man sagen, daß jene Lebensstellung früh die Grundlage zu seiner humoristischen Weltbetrachtung, zu seiner umfassenden Liebe für die Menschheit, zu seiner Vielgeschäftigkeit für Andere und zu seiner Neigung für ein, von keinen Familienschranken gebundenes Leben legen half.

Von seinem würdigen Lehrer, dem Rector Andresen, wohl vorbereitet bezog er einige Jahre später im Herbste 1814 das altberühmte Johanneum zu Hamburg, und wurde von dem Director desselben, dem Professor Gurlitt, in die zweite Klasse aufgenommen. Hier legte er unter Zimmermann und Gurlitt den Grund zu einer tüchtigen altklassischen Schulbildung, wie er denn noch in späteren Jahren die römischen Autoren, namentlich Terenz und Horaz, mit Leichtigkeit und feiner Auffassung las. Die Stürme des großen Völkerkrieges von 1813 und 14 hatten ihn noch in Uetersen getroffen, und seine gedruckten Erinnerungen aus dieser Zeit sind voll von einzelnen dahin gehörigen Begebnissen aus seiner Umgebung, die der Knabe schon humoristisch aufzufassen wußte. Als Napoleons Rückkehr von Elba die Welt aufs Neue in die Waffen rief, bewog der damals noch nicht siebenzehnjährige Jüngling seinen Großoheim, ihm einen Platz im Oesterreichischen Heere zu verschaffen. Aber seine Ernennung zum Kornet in einem Oesterreichischen Reiterregimente traf erst ein, als der Kampf durch die Schlacht bei Belle-Alliance bereits entschieden war.

Im Zimmermann'schen Hause, wo er sich in Pension befand,

ward er früh mit dem litterarischen Treiben und mit litterarischen Persönlichkeiten Hamburgs bekannt. Zimmermann selbst hatte sich als Dramaturg und Kunstkenner einen Namen gemacht. In dessen Hause sah er die jetzt verschollenen Poeten Prätzel und Veit Weber. Hier übte er selbst sein erwachendes poetisches Talent in Parodien und Travestien, zu denen sein Lehrer Zimmermann wohl gar den Stoff hergeben mußte. Ein richtiger Tact hat ihn jedoch später abgehalten, dieses parodistische Talent zu kultiviren, so viel Glück auch jene Versuche gemacht hatten. Die bedeutenden geselligen Verhältnisse in den ausgezeichnetsten Hamburger Kreisen trugen dazu bei, jene Ueberlegenheit seiner geselliger Kultur zu entwickeln, durch die er später auf der Universität nur um so leichter seine Umgebungen beherrschte. Das großartige Leben endlich in einer Welthandelsstadt wie Hamburg förderte sein natürlich waches, lebhaftes Wesen und seine angeborene Neigung, sich mit Menschen aller Art in lebendigen Verkehr zu setzen.

Im Jahre 1817 bezog er, um die Rechte zu studiren, die Universität Heidelberg, welche er zwei Jahre später mit der Universität Kiel vertauschte, weil er als dänischer Unterthan genöthigt war, ein Jahr auf einer inländischen Universität zuzubringen. —

In Heidelberg war es, wo Theodor v. Kobbe in einem tapfern und frischen Studentenleben allen Zauber einer Individualität entfaltete, die vorzugsweise für die damals in höchster Blüthe stehende Romantik des deutschen Universitätslebens geschaffen schien. Seine „humoristischen Erinnerungen aus dem akademischen Leben“ (Bremen, bei Kaiser, 1842) geben freilich nur zersplitterte Scherben jener wunderbaren Zustände des aufgeregten deutschen Jugendlebens, in welchem alle Elemente, welche damals die Zeit be-

wegten, in wunderlicher Mischung durcheinander brodelten. Wir sehen unsern Freund schon hier als den Virtuosen jugendfrischer, geistbelebter Geselligkeit, als Chorführer ächt deutscher akademischer Lebenslust sich geltend machen. Man kann sagen: sein ganzes späteres Leben liegt in dieser Periode schon vorgebildet vor uns. Niemand hat dies tiefer und schöner herausgefühlt als der feinsinnige Wienbarg, welcher im Jahre 1841 in seiner Anzeige der Kobbeschen „akademischen Erinnerungen" aus diesem Buche allein, und nur vorübergehend von Kobbe's persönlicher Erscheinung berührt, ein Portrait unseres Freundes entwarf, dessen sprechende Aehnlichkeit die nächsten Freunde desselben überraschend ergriff. „Eine Natur wie die Kobbesche", heißt es dort, „mußte die Einbuße des stoffreichen und frischen Burschenlebens viel schmerzlicher fühlen, als es von dem großen Haufen der Studirenden oder von denjenigen geschieht, deren Ehrgeiz im Staate oder in der Litteratur eine Entschädigung sucht und findet. Wie gestaltsam ist dieser reiche jugendliche Stoff in seiner Freiheit unter der Hand eines burschikosen Schöpfers! In Deutschland gewährt oder gewährte bisher nur die Universität diese höchste Lust der Persönlichkeit: rein durch Natur und Talent auf die Menschen einzuwirken und von der Art und Stärke des Magnetischen, das man in sich birgt, die reinsten und von keiner fremden Einwirkung verunsicherten Beweise sich abzuziehen. Wer kann sagen, daß er im Staats- und bürgerlichen Leben eine solche Erfahrung zu machen im Stande sei! Hier, wo Verhältnisse, Rang, Geld die Hauptrolle spielen, wo nicht sowohl die Persönlichkeit als die Entäußerung derselben, den Mann geltend macht; wo sich die Egoismen ihre gesetzlichen Kanäle gegraben und ausgemauert haben, und wo das Scheinwesen, die Scheinkraft, die Scheinheiligkeit und Alles, was vor dem Ich und Du, vor dem offnen Blick der In-

gend keinen Augenblick bestehen kann, sich hinter Rang und bürgerliche Ordnung verschanzt, und ächtes Wesen in Schatten stellt." Von der litterarischen Bedeutung der „Erinnerungen" selbst urtheilt Wiensarg: „die Natur hat ihm unstreitig mehr ein gesellschaftlich als schriftstellerisch produzirendes Talent verliehen. Jenes Talent des gesellschaftlichen Produzenten, der seinem lebendigen Stoffe gegenüber aus allen Poren Lebensnahrung einsaugt, und sich im lustigen Widerschein seiner Thaten sonnt, stand in Kobbe's Burschenzeit im höchsten Flor, und wir erinnern uns sehr gut, in unserer eigenen, mehrere Jahre später angeblühten Burschenzeit seinen Namen als eines der geistreichsten und witzigsten Virtuosen deutsch akademischer Lebenslust vielfach gehört zu haben. Seine vorliegenden Erinnerungen erklären sehr wohl diesen Ruf, der damals, wie auch jetzt noch, keine geringen Ansprüche auf meine Werthschätzung hatte. Nicht weniger erklären sie, daß ein Talent dieser Art herausgerissen aus dem erregten und bewegten Jugendkreise Heidelbergs und verpflanzt in die bürgerliche Sphäre des Nordens, wo Lebendigkeit und Witz, weit entfernt heimisch zu sein und sympathetische Funken zu erregen, gleichsam nur Gastrollen spielen, Angesichts eines steinernen, gaffenden, lauernden Publikums, das hinterher seinen Dank für die gute Unterhaltung mit Glossen abträgt — daß, sage ich, ein solches Talent der Gefahr ausgesetzt sein mußte, an Beweglichkeit, Frische und Erfindung abzubrechen und einen gewissen stereotypen Charakter anzunehmen." —

Bezeichnend für Kobbe war es, daß er, der Adlige, gleich nach seiner Ankunft in Heidelberg sich für die deutsche Burschenschaft entschied, obgleich ein Jugendfreund, den er wie seinen Augapfel liebte, in eine dortige landsmannschaftliche Verbindung trat. Kobbe entzog der damaligen nationalen Bewegung, die sich

in dem Burschenschaftswesen zu erkennen gab, seinen Antheil nicht. Er war, wie sein Humor, von Grund des Herzens demokratisch, obschon er sich zu Zeiten wohl auf seine Abstammung etwas zu Gute thun konnte, besonders weil sie ihn in den Stand setzte, alles, was irgend nach Adelstolz, Adelsprätentionen und Vollblutshoffahrt schmeckte, mit um so größerer Freiheit über seine humoristische Klinge springen zu lassen. In jener burschenschaftlichen Verbindung erwarb er sich bald entschiedene Geltung. Auf dem großen allgemeinen deutschen Burschentage zu Jena 1818 „tagte" er mit als erwählter „Abgeordneter" der Heidelberger Burschenschaft, und wir finden ihn Reden haltend und Protokolle führend unter den jugendlichen Schwärmern, von denen der unselige Sand, sein guter Kamerad, bald nachher eine so unheilvolle Berühmtheit erlangte. Während ihn indessen der Schwung seines Geistes und die Liebe zur Idee dem Ernste dieser Dinge ein lebendiges Interesse zuwenden ließ, schützte ihn doch seine gesunde humoristische Natur gegen alle und jede Verirrungen der Schwärmerei und des Fanatismus. Feind allem heimlichen Wesen, drang er stets auf Oeffentlichkeit alles Thuns und Lassens der Verbindung. Und um alle gefährlichen Elemente dieses politisirenden Burschenlebens und seiner Gott-Freiheit-Vaterlandsschwärmerei unschädlich zu machen, suchte er die allzu hoch geschrobene Stimmung durch Stiftung einer humoristischen Verbindung, einer sogenannten „Cerevisia" zu paralysiren. Er erfand einen Biermythus, der ihn selbst zum Sohne der „Biervernunft", die sich in ihm verkörpert habe, erklärte. Als solcher führte er den Titel Eminenz und gab Gesetze der XII Tafeln, deren erstes lautete: Eminentia errare nequit. Er stiftete den St. Kannenorden und den des Bierließes, theilte Würden und Reichsämter aus, dichtete eine Menge „Cervisslieder" und hielt

— ganz im Gegensatze zu sonstigem Brauche ähnlicher Verbindungen — streng auf Mäßigkeit und Nüchternheit seiner zahlreichen Unterthanen. Noch volle zwanzig Jahre später war ich Zeuge, wie bei einem Erinnerungsfeste, das er ausgeschrieben, und zu dem sich (im Sommer 1838) eine Anzahl seiner ehemaligen Cerevisianer auf dem Bierhäuschen in der Hirschgasse zu Heidelberg eingefunden hatten, einige der Anwesenden gestanden, daß „die Eminenz" (wie er noch immer hieß) sie und viele Andere durch jene humoristischen Dinge vor manchen verderblichen Verirrungen bewahrt habe. Ueberhaupt bewährte sich die tiefere sittliche Bedeutung dieses Vereins durch die ununterbrochene Freundschaft, welche die meisten Glieder desselben auch im spätern Leben eng verbunden bleiben ließ. — Hier in Heidelberg war es auch, wo er das in seiner Art einzige Freundschaftsbündniß mit seinem Freunde, dem jetzigen Professor an der polytechnischen Schule zu Carlsruhe, Philipp Stieffel, schloß. Mit ihm unterhielt er über fünfundzwanzig Jahre lang, trotz ihrer weiten Entfernung von einander, einen regelmäßigen wöchentlichen Briefwechsel, der den bei weitem größten Theil seines Lebens tagebuchartig umfaßt, und aus dem allein sich das ganze Bild des Dahingegangenen herstellen lassen würde. Ihn besuchte er später fast jedes Jahr einmal. Und um das wunderbare Bild dieser Männerfreundschaft zu vollenden, darf auch der Zug nicht fehlen, daß sich beide nach Kobbe's Vorschlage an einem bestimmten Tage des Jahres Briefe schrieben, welche nach dem Tode des Einen von Beiden, an den Ueberlebenden in bestimmten Zeiträumen abgesendet werden, und den brieflichen Verkehr der Liebe auch noch über das Grab hinaus fortsetzen sollten*).

*) Bei Kobbe's Tode fanden sich eine ganze Reihe solcher Briefe versiegelt, adressirt und mit Nummern der Absendungstermine bezeichnet.

Diese Freundschaft nahm in seinem reichen und großen Herzen den ersten Platz ein, sie war ihm Andacht, Religion. Der Sinn und das Talent für Freundschaft — die Hellenen nannten es eine Tugend — war ein antiker Zug in dem Wesen des Mannes. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der ein solches Talent, eine solche Virtuosität in der Freundschaft besessen hätte. Wen er einmal geliebt hatte, der behielt eine bleibende Stätte in seinem Herzen. „Meine Freundschaft ist unauflöslicher als die katholische Ehe," schrieb er mir einmal, als es sich darum handelte, einen Artikel gegen Heine in sein Blatt aufzunehmen. „Meine Objectivität ist Subjectivität. Ich habe mit Heine Pfirsiche gegessen und bin ein Diener meiner Freunde und nicht des kalten Wortes „Wahrheit", das mir auch schwerer zu ergründen ist als Sanskrit. Hätte auch Heine in mehr als einer Hinsicht den Tod verdient, ich lass' ihn laufen und begnadige ihn durchaus, denn — ich hatte ihn einmal lieb, und das ist für mich unauslöschbar wie die katholische Priesterweihe." —

Neben seinen studentischen Verhältnissen knüpfte der früh gereifte, geistig reich begabte Jüngling auch innige Verbindung mit älteren, durch wissenschaftliche und litterarische Leistungen schon bedeutenden Männern, mit dem Professor Heinrich Voß, mit dem Dichter Ludwig Robert, mit dem neuerlich als ältesten Schüler Hegels in Rosenkranz' Biographie des Philosophen geschilderten liefländischen Baron Yxküll u. a.

In Heidelberg blieb sein Herz zurück, als er es verließ, um sich in Kiel zum Examenkandidaten und angehenden Philister einzuspinnen. Rührend ist die Beschreibung seines Abschiedes von Heidelberg, die, wie so vieles andere in den „Akademischen Erinnerungen", zu den schönsten Perlen humoristischer Darstellung gehört. Seine Pietät für seine Lehrer, die Begeisterung für die

Männer der Idee, für Hegel und Jean Paul sprechen sich in den anmuthig rührendsten Zügen aus. Seine Freunde, seine Cerevisianer vergötterten ihn. Ihr Schmerz bei seinem Scheiden war gränzenlos. Als sich derselbe in den Briefen, die ihm nach Kiel folgten, allzu trübe aussprach, antwortete er:

Habt Ihr immer trüben Sinn
An den Neckarthoren,
Weil ich dort geschieden bin
Und Euch dort verloren; —
Hebt doch Brust und Kopf empor!
Habt Ihr's nicht vernommen?
Glaubt's: durch dieses selbe Thor
Werd' ich wieder kommen.

Nachdem er in Kiel seine akademischen Studien beendigt und die Staatsprüfung bestanden hatte, trat er am 6. September 1820 in den Dienst des Herzogs Peter von Oldenburg, der ihn als Auditor bei dem Landgerichte zu Oldenburg anstellte, bei welchem er als Assessor Zeit seines Lebens verblieben ist. Theodor von Kobbe war damals von so schwächlicher Gesundheit, daß man in der neuen Heimath dem jungen „Ausländer" im Stillen ein baldiges Ende prophezeite. Er war von Jugend auf zart von Körperbeschaffenheit. Schneller Wachsthum, eine langwierige Krankheit und die Anstrengungen des letzten Studienjahres, in welchem er täglich fünfzehn Stunden gearbeitet, oder vielmehr „den Wissenschaften im eigentlichsten Sinne des Wortes auf einem Sopha obgelegen", hatten ihn, wie er sich ausdrückte, zu einem „langen menschlichen Ausrufungszeichen gemacht". „Niemand (erzählt er in seinen „Humoresken aus dem

widerlegt. Allein von weit grösserem Interesse ist das sechste Buch, in welchem er, der Augenzeuge furchtbarer vulkanischer Ausbrüche und Erderschütterungen, sich über die Entstehung und Veranlassung dieser Naturerscheinungen vernehmen lässt [1]). Hier wird gleich zu Anfange eine Bemerkung des Aristoteles ermässigt, dass im Winter Erdbeben sehr selten seien [2]), und weiterhin bei verschiedenen Gelegenheiten die Ansichten aller Hauptperipatetiker, Aristoteles, Theophrastus, Straton über die Erdbeben und Kallisthenes Nachrichten über den Ursprung des Nils mitgetheilt [3]). Die Theorie von den Kometen endlich, welche den Inhalt des letzten Buchs ausmacht, ist zum grössten Theil auf Aristotelischem Grund und Boden erwachsen, wenn gleich er auch seine Ansicht über die Natur dieser Himmelserscheinungen verwirft, und sich der der Chaldäer zuwendet. In diesem Buche zeigt sich die Gelehrsamkeit und Belesenheit des Mannes in ihrem glänzendsten Lichte. Es werden nach einander die Meinungen fast aller früheren Physiker, die diesen Gegenstand irgend berührt haben, angeführt, wobei denn natürlich die Menge des uns Verlornen nicht gering ist. Um nur einige zu nennen, so

1) Muretus führt zu Anf. dieses Buchs Arist. Meteorologic. Lib. II, Plin. II, 79. und Plutarch de placit. philos. als die Alten an, welche denselben Gegenstand behandelten.

2) Muret. ad VI, 1. p. 702.

3) VI, cp. 15. Arist. Meteorol. II, 8. Fromond. p. 926; Ueber Kallisthenes VI, cp. 25. vgl. Aristotelia I, S. 121 – 150.

Philisterleben") glaubte, daß ich das erforderliche Alter, um Bischof zu werden, je erreichen würde. Der Indiskretion eines meiner späteren Freunde verdanke ich vielleicht die Contrerevolution der Genesung. Am Tage meiner Ankunft hatte ich ein schönes Rostbeaf verschmäht, weil ich fürchtete, es werde mir den Schlaf rauben. Da hörte ich in einem Nebenzimmer die grausamen Worte, deren Sprecher mich schon auf meinem Zimmer wähnte: der hätte sich auch nur sollen in Holstein begraben lassen, statt hierher zu kommen, um mit dem ersten Blätterfall den ohnehin stark besetzten Kirchhof zu vermehren. Der Gedanke: nicht sterben zu wollen, gab mir eine wunderbare Kraft. Ich kehrte zu meinem verlassenen Teller zurück, aß eine ungewöhnliche Portion Rostbeaf, schlief, verdaute, und legte dadurch den Grund zu meinem jetzigen (1841) Embonpoint, das wenigstens nicht geeignet ist, einem Abgesandten in Hungersnoth beim Landesherrn anzugehören."

So begleiteten seine treuen Freunde, der unverwüstliche Humor und der neckische Kobold, das Abenteuer, seinen ersten Eintritt in die neue Heimath, der er ein Vierteljahrhundert lang angehören und die an ihm eins ihrer anhänglichsten Kinder gewinnen sollte, wie er denn selbst im Laufe einer so langen Zeit mit allen Fasern seines Herzens in sie hinein verwuchs. Was er oft scherzend sagte, daß er nach dem Landesfürsten der beste Oldenburger sei, war eine Wahrheit. Er liebte das Land und die Stadt, die ihm die Heimath geworden, wie wenige Eingeborene, und hätte sie um keinen Ort der Welt vertauschen mögen.

Kobbe pflegte zu sagen, daß er die ersten fünf bis sechs Jahre seines Oldenburger Lebens verträumt habe. In seinen Erinnerungen finde ich darüber Folgendes aufgezeichnet: „Mit

Ausnahme eines Liebhabertheaters, in dessen Kreise und Gesellschaft ich etwa ein halbes Jahr selig verlebte, führte ich ein so gewöhnliches Leben, ohne besondere geistige Beschäftigung, ohne Anregung, daß ich noch jetzt bei dem Gedanken an jene Zeit erröthe, wo ich keine Stunde des Tages mehr herauswünschte, als die sechste, um meine Partie L'hombre zu spielen, bei der ich, obschon ich meine meisten Mitspieler übersah, doch in der Regel verlor, weil ich lauter Kunststücke, Ole Bull'sche Concerte auf einer Saite spielen wollte, und weil der größte aller Philister, der Zufall, überhaupt immer mein Todfeind war und sein wird, obgleich ich seine Kassenbillets, die Lotterieloose, immer respectirt und wie sichere Tratten honorirt habe. Ich kann mir diese prosaische Sandstrecke auf meinem poetischen Lebenswege, diese meine geistige mehrjährige Apathie nicht wohl anders erklären, als daß eine körperliche Asthenie die geistige herbeigeführt hat." Freunde und Genossen jener Zeit wissen indessen grade aus dieser Periode eine Fülle von Bethätigungen seiner nie rastenden poetischen Laune und geselligen Produktivität zu erzählen. Aus Allem ergiebt sich, daß er, dem das frische, fröhliche, seiner selbst gewisse, akademische Genossenleben das unentbehrliche Lebenselement geworden war, mit allen Kräften darnach strebte, sich das prosaische Philisterleben auf seine Weise zu einem Aequivalent, einem Ersatz für das Verlorne umzugestalten. Man kann sagen, daß dies die Aufgabe seines ganzen Lebens geblieben, und daß seine ganze dichterische und schriftstellerische Thätigkeit auf diesen Begriff zurückzuführen ist, wie sie in ihm auch ihr Ziel und ihren Mittelpunkt fand. Eine solche Aufgabe aber erfordert ungeheure Mittel — nicht um sie zu lösen —, denn dies ist der Natur der Sache und dem heutigen Weltzustande nach unmöglich, — sondern um selbst nur einen Schein

ihrer Lösung herbeizuführen, der, immer wieder verschwindend, immer wieder der Erneuerung bedarf. Sie erfordert aber eben deshalb auch eine gränzenlose Verschwendung aller dieser Mittel des Geistes und Gemüths, ein rücksichtsloses Verwenden des Kapitals, ohne an Zinsenertrag zu denken. Beides vereinte sich in Kobbe im vollsten Maße. Er glich den Zauberwesen in Goethe's Märchen, bei deren geringstem Schütteln die blitzenden Goldstücke nach allen Seiten flogen. Lange bevor er noch an schriftstellerische Produktion dachte, verpuffte er so in Feuerwerken des Augenblicks ganze humoristische Gedichte, Romane und Novellen, die er als Einfälle, Witzpointen, Impromptu's aller Art zerflattern ließ. So die belebende Seele aller Gesellschaften, der unermüdliche Anstifter und Förderer aller geselligen Lust und Heiterkeit, lebte er lange ein sorglos geniales Dasein, wie der Vogel auf den Zweigen. Aber solche Blüte geselliger Lust, das Leben solcher Kreise ist kurz und vorübergehend. Kobbe, der gerade diesen Mangel an Dauer nicht ertragen konnte, sah sich daher bald genöthigt, die „Dauer im Wechsel" durch immer neue Anläufe zu erringen, sich immer neue Kreise, Gesellschaften, Vereine nicht nur zu schaffen, sondern auch für ihre Belebung und Erhaltung immer neue Mittel aufzuwenden. Eine genauere Aufzählung dieser Kreise würde, wenn sie thunlich wäre, die verschiedenen Phasen seines Lebens scharf bezeichnen.

Indeß eine solche Weise geistigen Lebens, solche Verschwendung geselliger Geistesgastfreundschaft hat neben der Gefahr der Verarmung auch noch einen andern Uebelstand für eine dichterische, reichbegabte Natur in ihrem Gefolge. Sie gewöhnt an diese Weise sporadischer und rhapsodischer Produktion, und macht dadurch zuletzt jede Sammlung zu formgebender Composition, jedes Zusammenfassen zu einem Ganzen unmöglich. Dichter und

Gedicht ist nicht umsonst schon in unserer tiefsinnigen Sprache dem Begriffe des Lockeren und Zerfahrenen entgegengesetzt. Wir sind hier an einem Punkte angelangt, welcher nothwendig erledigt werden muß, ehe es möglich ist, über Kobbe als Schriftsteller und Dichter ein richtiges Urtheil zu fällen.

Kobbe's erste poetische Versuche waren Parodien und Travestien. Wir sagten schon oben, wie er diese Gattung der Produktion später völlig verwarf, obschon er ihr seinen frühesten und lebendigsten Ruf, namentlich in Norddeutschland, verdankte. Schon auf der Schule hatte er mit einigen angeregten Köpfen eine Art von Dichterbund geschlossen. In Heidelberg ward der zwanzig Jahre ältere Ludwig Robert sein poetischer Berather. So gab ihm derselbe einst die ersten Akte eines Trauerspiels mit den Worten zurück: „Schreiben Sie frisch darauf los, noch sechs solche Trauerspiele, verbrennen Sie aber ja alle, dann werden Sie Glück mit dem siebenten haben.“ Robert blieb ihm auch später ein theilnehmender Freund seiner poetischen Bestrebungen. Die persönliche Nähe und unmittelbare Einwirkung eines solchen durch Wissen und Lebenserfahrung überlegenen Freundes wäre Kobbe zu wünschen gewesen. Sie hätte sehr wahrscheinlich dazu beigetragen, ihn zu einem schärferen Zusammenhalten und Formiren zu bewegen, ihn dem Begriffe künstlerischer Composition zuzuführen. Allein dieses Glück blieb ihm versagt, und als gegen das Ende seines Lebens theilnehmende Kritik an ihn herantrat — war es zu spät.

So lange indessen das Leben selbst in der frischen Kraft begeisterter Jugend seiner Produktivität genügte, dachte er nicht an Schriftstellerei. Seine geniale Auffassungsweise der Dinge schuf das Leben selbst zur Poesie: jeder Tag ward ein humoristisches Gedicht. Was dabei von geschriebener und gedruckter Poesie ab-

fiel, war unbedeutend im Vergleich zu seiner poetischen Praxis des Lebens. Doch sind die beiden Erstlingswerke seiner Muse bezeichnend für seine damalige Stimmung. Das erste, ein Gedicht, welches unter dem Titel „des Burschen Erdenwallen" (Bremen bei Kaiser 1822) erschien, entstand aus dem Drange, die Gestalten und Elemente seines nahen akademischen Lebens poetisch zu fixiren, und ist ein lebenstreues, warmfarbiges Bild jener längst historisch gewordenen Zustände deutschen akademischen Lebens, voll individueller, charakteristischer Züge, und in der Form vollendeter als fast alle seine späteren Arbeiten in gebundener Rede. Das zweite „die Leier der Meister in den Händen des Jüngers" (Oldenburg 1826), in welchem er achtzehn Dichter des deutschen Parnasses, ältere und neuere, nachzuahmen versuchte, war mehr ein Nachklang jener früheren parodistischen Produktionsweise und ein übermüthiges Spiel mit den reichen Mitteln eines leicht beweglichen, schnell fremde Form sich aneignenden Talents, als die Bethätigung eines freien poetischen Triebes. Schon die Entstehung und Veranlassung durch einen geselligen Wettkampf mit einem musikalischen Freunde, der in gleicher Weise auf dem Flügel einer Reihe großer Componisten nachphantasirte, zeigt darauf hin. Weit bedeutender erscheinen dagegen Kobbe's Leistungen als Improvisator und Gelegenheitsdichter, von denen freilich das Wenigste erhalten und noch weniger durch den Druck bekannt ist. Von unserm Freunde konnte man hier sagen, daß jenes Goethesche:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!

eine Wahrheit war. Seine poetische Gabe war stets zur Hand, stets dienstbereit. Und wie sich an allen Verhältnissen immer sein Herz betheiligte, so war ihm der Ausdruck dieser Theilnahme bei

allen Gelegenheiten, bei Familienfesten, bei Ehren-, Geburts- und Namenstagen der Freunde Bedürfniß. Hier zeigte er eine Consequenz der Anhänglichkeit und Liebe, eine Beharrlichkeit der zartesten Aufmerksamkeit, der nie vergessenden Theilnahme, die einen wunderbaren Contrast zu seinem scheinbar so zerstreuten, regellosen Leben bildete. Im Drange der Geschäfte, in Krankheit und Sorgen, auf Reisen in weite Ferne, überall begleitete ihn die Erinnerung an seine Freunde, und mit ihr die Pflicht, ihre Freuden- und Festtage durch seine Muse zu verschönern. Seine Gewissenhaftigkeit ging hier ins Unglaubliche. Und unter diesen Improvisationen und Gelegenheitsgedichten, — Kindern des Augenblicks — befinden sich Poesien, die an Tiefe der Empfindung, Feinheit der Wendungen, überraschenden Reiz der Pointen, an individuellem Leben und theilweise selbst an Schönheit der Form dem Vollendetsten angehören, was in dieser Art in unserer Litteratur vorhanden ist, und die, in gesichteter Sammlung, auch über den Kreis seiner zahlreichen Freunde hinaus Interesse erwecken würden. Selbst wo die formelle Vollendung mangelte, wo der Gedanke nicht klar und scharf heraustrat, fehlt doch nie der Reiz einer bestimmten, neuen, charakteristischen Wendung, wie er denn fast kein Billet schrieb, daß nicht irgend eine geistreiche Pointe gehabt hätte. Das war nicht ermühte Manier, es war natürlicher Reichthum, den er mit vollen Händen ausstreute. Acht Jahre mit ihm an einem Orte lebend, verging selten ein Tag, nie eine Woche, daß ich nicht eins oder mehrere solcher Billete, zu Zeiten auch in gebundener Rede, erhalten hätte, deren er Tags oft über ein Dutzend zu schreiben hatte. Denn diese Weise persönlicher Bethätigung hing mit seinem ganzen Wesen aufs Engste zusammen, mit seiner liebevoll bemühten Bielgeschäftigkeit, seiner Neigung zu geselligem Verkehr, mit der unruhigen Hast seines

Produzirens. Sie beförderte und nährte aber auch den improvisatorischen, gelegenheitlichen Charakter, das Ab- und Ueberspringende, Compositionslose seiner schriftstellerischen Produktionen. Der Reichthum an poetischen Pointen, die Sicherheit der Wirkung im geselligen Kreise, und der mühelose Genuß, den diese Art des Produzirens ihm bereitete, verwöhnte ihn allmälig zu einer Gleichgültigkeit gegen den formgebenden, feilenden, wählenden Fleiß. Er vergaß, daß das Wort zwar lebendig, aber der Buchstabe todt ist, daß der bequeme, genial nachlässige Hausrock der Sprache zwar im Leben behaglich, im Salon der Litteratur aber unbehaglich und anstößig ist. Er, der geistvolle Erzähler und Improvisator im geselligen Kreise, glaubte seine Maxime für die mündliche Improvisation: „man muß, um des Erfolges gewiß zu sein, nur die Pointe und das Ende im Auge haben, und braucht sich dann um das Andere nicht zu kümmern," — auch auf die schriftstellerische Darstellung anwenden zu können, bei welcher sie doch völlig unanwendbar ist, weil diese nicht vor unserm Ohre flüchtig vorüberrauscht, sondern als ein bleibendes Ganze unsere Aufmerksamkeit für alle Theile in Anspruch nimmt. Daher war es ihm denn auch oft schmerzlich und unbegreiflich, daß seine besten Sachen später, geschrieben und gedruckt, die erwartete Wirkung nicht hervorbrachten. Doch davon wird noch weiterhin zu reden sein.

Wir kehren jetzt zu der Reihenfolge seiner schriftstellerischen Arbeiten zurück. Mehrere Jahre nach jenen ersten Versuchen begann er, als seine dichterische Lebenspraxis ihn nicht mehr völlig befriedigte, einen Anlauf zu schriftstellerischer Gestaltung. Er schrieb einen historischen Roman: „die Schweden im Kloster Uetersen," gab ein Bändchen „humoristischer Skizzen und Bilder", sowie mehrere Bände „Novellen" heraus, und gründete im Verein

mit andern Freunden eine Art poetischen und novellistischen Almanach: „die Wesernymphe.“ Alle diese Arbeiten fallen in die Jahre 1830 und 1831 und schließen sich der damaligen auf die Novelle und den Roman gewendeten Richtung der deutschen poetischen Litteratur an, in der sie sicher zu den bessern Leistungen ihres Schlags gehörten. Allein abgesehen von ihren Mängeln und Vorzügen, die zu erörtern hier zu weit führen dürfte, traf er mit allen diesen Sachen nicht den günstigen Moment, um sich Aufmerksamkeit zu verschaffen, und als die Donner der französischen Julirevolution und des polnischen Vernichtungskampfes verhallt waren, hatte man diese Erstlinge eines noch unbekannten Talents vergessen. Nur der Roman fand hier und da Beachtung und ward später sogar ins Holländische und wenn ich nicht irre auch ins Schwedische übersetzt. Dieser geringe Erfolg und die galligen Kritiken Müllner's, des „Advokaten von Weissenfels“, über seine beiden Erstlingsversuche entmuthigten Kobbe's Bestreben für größere Compositionen, während eine gründliche Beachtung von Seiten der Kritik vielleicht seinen Ehrgeiz gereizt haben würde. Seitdem entsagte er jeder ähnlichen Bestrebung und ward mehr und mehr der Genremaler des Moments, der Memoirist des Augenblicks. Ist dieses Genre auch klein, so war er doch groß, — ja man darf es ohne Uebertreibung sagen, — fast einzig in demselben. Fortan verarbeitete er sein ganzes Leben, das vergangene wie das gegenwärtige, unaufhörlich zu hunderten von kleinen poetischen humoristischen Skizzen. Seine Reisen und Reiseabenteuer, seine Bekanntschaften, die Erlebnisse seiner Amtspraxis als Richter, die Vorkommnisse des täglichen Lebens, der Geselligkeit, des Umgangs, der Freundschaft — das Alles begann er jetzt, statt es zu Farbenstudien für größere poetische Compositionen zu benutzen, selbstständig zu fixiren. Dazu kam noch ein anderes.

Das Terrain seines täglichen humoristisch poetischen Lebens in einer kleinen Stadt war beschränkt. So erfinderisch er sich auch immer neue Kreise zu bilden, immer neue Verhältnisse zu schaffen wußte, — so ließ sich doch auf die Dauer eine gewisse Eintönigkeit, ein gegenseitiges Auswendigwissen nicht vermeiden. Mehr und mehr fühlte er das Bedürfniß eines größern Publikums auch für diese Art seiner poetischen Produktion. So entstand mit innerer Nothwendigkeit der Gedanke, sich ein solches Publikum zu schaffen, die Raum- und Zeitgränzen, die ihn von seinen zahlreichen Freunden und Bekannten in ganz Deutschland, von den Genossen seiner idealen Jugendjahre trennten, zu überwinden, und diesen Entfernten und von ihm Getrennten ein Bild seines Lebens, seiner Gegenwart und Vergangenheit und zugleich ein Vermächtniß seiner Muse zu stiften. Aus diesem Gedanken gingen 1838 die „Humoristischen Blätter" hervor, die er denn auch mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit bis zu seinem letzten Athemzuge fortgesetzt hat.

Die Gründung eines solchen Organs war für unsern Freund, wie wir gesehen haben, eine innere Nothwendigkeit geworden. Die journalistische Form dieses alle Woche erscheinenden Blattes sagte seiner Produktionsweise zu, und versprach dabei auch äußerlich einen Ertrag. Auf einen solchen aber war es um so mehr abgesehen, je tiefer ihn seine poetische Behandlung des Lebens, seine humoristische Sorglosigkeit und vor allem seine gränzenlose Gutmüthigkeit in die Abhängigkeit des von ihm so verachteten Geldes gestürzt hatten. Hier sollte nun der Humor Hülfe schaffen. Was er Jahre lang umsonst zum Vergnügen aller Welt mit vollen Händen ausgestreut hatte, sollte ihm jetzt selbst auch einen wirklichen Vortheil bringen. Sanguinisch, wie er war, baute er auf diesen Journalgedanken die rosigsten Hoffnungen für eine sorgenfreie, viel-

leicht gar überhaupt freie Zukunft. Ich war nicht lange vorher ihm näher getreten, und erstaunte über die Sicherheit und Festigkeit, mit welcher er, an den Abenden, wo ihn zuerst dieser Plan beschäftigte, auf bedeutende Renten zählte, welche alle aus diesen Blättern erblühen sollten. Er dachte an seine zahlreichen Freunde, an seine unzähligen Bekanntschaften in Deutschland — kurz, es konnte nicht fehlen. Ja, er war nahe daran, als ich es ablehnte sein Mitunternehmer zu werden, mir in allem Ernste den Vorwurf zu machen, daß meine Weigerung „eine Unverantwortlichkeit gegen Frau und Kinder sei".

Ich bin hier auf eine Charaktereigenthümlichkeit unseres Freundes gekommen, die mit vielen andern wunderlichen Unternehmungen zusammenhängt. Er war leichtgläubig wie ein Kind! — er glaubte, was er wünschte. Der Drang, seine Schulden zu bezahlen — die ihn, so humoristisch er auch diese Verhältnisse zu behandeln und zu beherrschen wußte, doch mehr und mehr empfindlich drückten — trieb ihn zu immer neuen Versuchen, die Mittel dazu zu finden. Seine rastlos arbeitende Phantasie ließ ihn dabei die abenteuerlichsten Projekte machen, seine Leichtgläubigkeit die wunderlichsten Entwürfe Anderer, wenn sie ihn zur Betheiligung aufforderten, mit Enthusiasmus unterstützen. Bald waren es Erfindungen und Plane zur Cultivirung von Landstrichen, Austrocknung von Meerbusen, bald Universalmittel gegen irgend eine Krankheit, oder zur Ausrottung schädlichen Unkrauts, Vorschläge zur Münzprägung und Gott weiß was sonst noch für Plane, denen er eine Zeitlang alles Interesse und alle Thätigkeit zuwendete, für die er alle seine Freunde, ja alle Monarchen Deutschlands in Bewegung setzte. Aber abgesehen davon, daß ihn das Phantastische dieser Dinge reizte und anzog, war auch der äußerliche Grund ein sehr ehrenwerther. — Ebendahin gehört der

begegnen wir den Namen *Demokritus*, *Epigenes*, *Eudoxus*, *Apollonius Myndius*, *Kallisthenes*, *Artemidorus*, *Ephorus*, *Zeno*, *Konon*, *Chorimander*, *Niketas* fast auf allen Seiten. Am ausführlichsten verweilt Seneca bei der Widerlegung des Epigenes, wobei er sich der Hülfe des Aristoteles, den jener missverstanden zu haben scheint, vorzüglich bedient [1]). Dagegen ist ihm selbst, wie schon erwähnt, auch in diesem Buche ein ähnliches Missverständniss des Aristoteles begegnet [2]). Was im dritten Kapitel über Demokritos gesagt ist, scheint er ebenfalls dem Aristoteles zu verdanken [3]).

Indem wir hier unsere Bemerkungen über das Hauptwerk Seneca's abschliessen, bleibt uns nur noch sehr Weniges nachzuholen über die Beziehung einzelner noch übriger Anführungen des Aristoteles, die ich in den uns erhaltenen Werken des Stagiriten nicht unterzubringen weiss [4]). Ein trefflicher Ausspruch des Aristoteles über die Ehrfurcht, mit welcher man von der Gottheit zu reden habe, dürfte vielleicht aus dem theologischen Werke entnommen sein [5]). Die verlorne Schrift *Seneca's* de matrimonio stellt Hieronymus der K. V. mit der

1) VII, cp. 4, cp. 5 bis cp 9. Fromond ad cp. 9. p. 936. p. 937.

2) Op. 26. Fromond p. 946 sqq.

3) Arist. Meteor. I, 6. Fromond p. 936.

4) Dahin gehört Epistol. 58. und de Ira I, 9. woselbst Lips.

5) Quaest. Nat. VII, cp. 30. Egregie Aristoteles ait: numquam nos verecundiores esse debere, quam cum de Diis agitur.

Widerspruch, daß er, der beredte Bekämpfer des Lotto und jedes Hazardspiels, doch ein eifriger Bewerber um die Gunst des Zufalls war, dieses „ersten aller Philister," wie er ihn nannte, der doch stets „sein Todfeind" blieb. Fast in allen seinen humoristischen Schriften schwingt er über diesen seinen innern Widerspruch die Peitsche der heitersten Selbstverspottung. Dabei machte kein Fehlschlagen, keine Enttäuschung seinen Glauben wankend, und mit einem lustigen: Le roi est mort! vive le roi! wandte er sich, wenn eine Unternehmung fehlgeschlagen war, sofort wieder einer neuen zu. — Ebenso ging es ihm mit den Menschen. Er, der feinste Beobachter, der durchschauende Kenner des menschlichen Herzens, war doch die sicherste Beute aller Schelme und Betrüger, weil er eher an Alles, als an vorsätzliche Täuschung glaubte. So ward er der nie ermüdende Beschützer aller freizügigen Litteraten und vagabondirenden Schriftsteller, Subscribentensammler, heruntergekommenen Künstler und Virtuosen, verkannter Genies, u. s. f., mit denen er dann auch wohl seinen Freunden beschwerlich fiel. Es genügte eben unglücklich und in Noth zu sein, um auf seine Theilnahme und Hülfe Anspruch zu haben. Er wollte sich lieber zehnmal betrügen lassen, als an seinem Glauben an die Menschheit Einbuße leiden.

Doch zurück zu den „Humoristischen Blättern". Es konnte nicht fehlen, daß der pecuniäre Ausfall unendlich unter seiner Erwartung blieb, obschon er in seiner Art die erstaunlichsten Anstrengungen anwendete, hunderte von Briefen schrieb, nahe und fern seine Freunde in Bewegung setzte, und selbst Autoren wie Immermann zur thätigen Betheiligung vermochte, dessen Münchhausen theilweise zuerst in den Humoristischen Blättern erschien. Dazu war er — ein in Deutschland unerhörter Fall — der eigne Censor seines Blattes und genoß so eine Freiheit, die er doch

niemals mißbrauchte. Zweierlei war es, was einem größern Erfolge hauptsächlich im Wege stand. Das Erste war der Mangel an Sinn für Politik, politische Tendenz und politische Partei, wofür er kein Organ besaß. Das zweite war die ächt poetische Harmlosigkeit seines Humors, dem Alles, was nach direkter Satire schmeckte, fremd und widerwärtig war*). Dies hat Wienbarg in seiner oben gedachten Kritik vortrefflich ausgesprochen. „Wäre Kobbe medisant (sagt er dort S. 6), wäre er so boshaft als er gutmüthig ist, wie würde die höhere Gesellschaft, der er seiner Geburt und seinen Verhältnissen nach angehört, seine Waffen fühlen, und wie respektvoll würde man die Zuchtruthe eines Satirikers scheuen, verwünschen, und in der Nähe küssen. Aber mit seinen harmlos abgerissenen Zweigen, Blättern und Blumen des Lebens, die er mit so herziger Laune auf die Tafelrunde wirft, ist er nur ein botanischer Gast, von dem man Raritäten verlangt. Auf dem Schlachtroß der satirischen Anekdote sitzend, blinzelnd durch die Visirlöcher seines Helmes, die spitze Lanze über den Kopf seines Pferdes vorgestreckt, würde mancher Gauch im Staube vor ihm liegen und seinen Ritt bewundern, auch wenn er der tausendste wäre gegen dasselbe Ziel. Mit der Burschenkappe auf seinem humoristischen Steckenpferde reitend, und mit seiner edlen und zarten Bonhommie hinter der burschikosen Außenseite wie eine vom rauhen Leben unberührte Blume duftend, muß er mit dem Beifall und der Freundschaft derjenigen vorlieb nehmen, die für die Liebenswürdigkeit seines Wesens offen sind."

*) Doch liebte er zuweilen, wenn er sich mit Recht oder Unrecht gekränkt glaubte, mit geheimen „Memoiren von Oldenburg" zu drohen, an denen er arbeite, und die nach seinem Tode für manche Unbill Genugthuung nehmen sollten. Aber er hat nie eine Zeile von dergleichen geschrieben, aus keinem andern Grunde als weil es seinem Herzen unmöglich war.

Konnte und mochte er nun weder als humoristischer Politiker sich einer Partei anschließen, noch als Satiriker sich gefürchtet machen und den Skandal in den Bereich seines Blattes ziehen, fehlte es ihm ferner an kritischen Anknüpfungspunkten mit der modernen Litteratur, zu welcher er eigentlich durchaus kein Verhältniß hatte, so mußte auch schon die Oertlichkeit, das Erscheinen des Blattes in einem kleinen, vom litterarischen Marktverkehr abgelegenen Orte, hindernd auf die Verbreitung desselben wirken. Der Humor ist in Deutschland ein exotisches Gewächs, und so fehlte es ihm denn auch an Mitarbeitern seines Genres. Seine eigenen Mittel aber reichten für den Verbrauch eines Journals nicht aus. Freilich waren seine Abonnenten meist seine Freunde und Bekannte. Aber gerade bei diesen hatte er sich in achtzehnjährigem Verkehre verausgabt. Der Stoff ging ihm aus, um so mehr, da er mit demselben, seiner Methode nach, verschwenderisch verfuhr, seine Diamanten ungeschliffen, seine goldhaltigen Erzstufen für ein Geringes losschlug, fast nie einen ergiebigen Stoff ausführte, sondern von allen nur geschwind den Champagnerschaum des humoristischen Gehalts in anekdotenartiger Pointe seinen Lesern zu bieten sich beeilte. Ueber das Anekdotenidyll geht es fast nie hinaus; zur novellistischen Gestaltung, zum Roman, fehlen Zeit und Geduld. Und doch kann die einzige Erzählung: „der Steinadler“*) zeigen, wie bedeutend auf diesem Terrain Kobbe für die Litteratur werden konnte, wenn er sich zusammenzufassen und zur Composition und ruhigen Feile zu entschließen vermocht hätte. Diese kleine Novelle ist nach Inhalt, Form und Behandlung ein Brillant vom reinsten Wasser. Immermann setzte sie den schönsten der kleineren Novellen des Cer-

*) Liebe Humoristische Blätter 1838.

vantes an die Seite. Allein solche Vollendung in Form und Behandlung war bei Kobbe's Produktionen zufällig und selten. Er glich hierin einem schlecht gehaltenen Gartenbeete, wo auf demselben Grunde doch nur einzelne Blumen lustig und frei emporsprießen, weil sie zufällig ein freies Plätzchen treffen und nicht, wie die übrigen, durch harte Erdschollen, Steine und Unkraut behindert, verkümmern.

Nun darf man aber die obige Bezeichnung des Anekdotenartigen in Kobbe's humoristisch-poetischem Genre nicht mißverstehen. Er ist himmelweit entfernt von dem, was sich sonst in diesem Fache der Philistermuse breit macht. Ich kann auch hier nur Wienbarg's Urtheil unterschreiben, und will es deshalb ausführlich hersetzen, weil es das Beste ist, was je die Kritik über dies Genre unsers Freundes ausgesprochen hat. „Ein sehr ausgebildetes Talent Kobbe's (sagt er a. a. O.) ist die Anekdote, mit all den lebendigen Ausführungsmitteln, welche die geschriebene kaum zum Schatten der gesprochenen machen. Man darf ihn jedoch mit einigen Renommirtheiten in diesem Genre durchaus nicht verwechseln. Sein Anekdotentalent ist nur ein Zweig seines Lebenstalents, die Folge seiner grundgemüthlichen, leicht satirischen, parodistischen Art, sich Menschen und Dinge anzusehen, ihnen ein prägnantes äußeres Merkmal abzulauschen, endlich aus Allem, was unter seinen Augen vorgeht, auch dem scheinbar Unbedeutendsten, sich ein Ereigniß zu machen, das, aus seinem Munde berichtet, auch ohne alle zulaufende Spitze, bald eine epigrammatische, bald eine idyllische Wirkung macht. Seine Anekdoten sind seine Erlebnisse; und man wird überall nur wenig fremdes Gewächs unter seinem Weizen finden. Nun ist aber solches Talent, so schätzbar und erfreulich auch, doch für den Inhaber von Haus aus ein gefährliches zu nennen, weil

es Dinge und Personen mehr im Vorübergehen leicht anzustreifen, als weilend tiefer zu ergründen liebt, weil es, zur Virtuosität ausgebildet und zur gesellschaftlichen Erheiterung bestimmt, leicht an seiner Naivetät verletzt werden kann, weil es so leicht sein eigener Nachahmer und Wiederholer wird, indem die aufsteigenden Jahre mehr zum Verbrauche des vorhandenen Kapitals als zum Erwerbe eines neuen einladen, endlich weil es das Leben in eine Sammlung zu zersplittern droht. Fügt man alle diese Momente zu den, mit Bezug auf die exclusive Stellung witziger Leute in Norddeutschland angedeuteten hinzu, so begreift es sich, daß wir Kobbe von einem allgemeineren Loose, von dem wir mehr als ein Beispiel anführen könnten, weder ausnehmen können noch wollen. Sein Talent, Anekdoten zu erzählen, konnte mit dem ursprünglichen, Anekdoten zu erleben, nicht gleichen Schritt halten; und wo ist die humoristische Energie, Anekdote zu machen, Feuer aus träge glimmenden Kohlen anzublasen, wo ist diese Energie, dieser lustschöpferische Thätigkeitstrieb beschränkter, gekränkter, anstandswidriger, kurz übler daran, als im norddeutschen Philisterium! „Was kann man mit den Leuten aufstellen!“ kann der Scherz so gut sagen und seufzen wie der Ernst, der Humorist so gut wie der Historiker. — — Und wie abgeweidet wird nicht allmälig ein kleiner Kreis der Existenz! wie wenig Erfrischendes blüht dem heitern Auge von selbst entgegen, meist nur an abgelegenen und niedern Stellen, auf der Reise, im Wirthshause, auf der Landstraße! Ein wahrheitsliebender Humorist wie Kobbe muß klettern, fliegen, schwimmen, jagen, um seinen Hang nothdürftig zu befriedigen. Herr von Münchhausen wußte die Bequemlichkeiten des Lebens und den Geschmack seiner Leser besser zu würdigen.“ —

„Klettern, fliegen, schwimmen, jagen“ — das that er denn

auch redlich während seiner humoristischen Laufbahn. Vorzüglich benutzte er dazu seine vielen Reiseausflüge, die er, so gern er in Oldenburg lebte, doch jedes Jahr unternahm, weil er für seinen humoristischen Einathmungsprozeß von Zeit zu Zeit neue Lebensluft brauchte. Auf diesen Reisen mußte man ihn sehen, um seine durch und durch humoristische Natur in ihrer schönsten Blüte zu bewundern. Er selbst sagt einmal in seinen „Erinnerungen aus dem Philisterleben" über diese Reisen, die er meist im Sommer in das südliche Deutschland zu seinem Freunde Stiefel unternahm: „Ich bedarf vieler Menschenanblicke in dieser Zeit, um zu überwintern. Ich grase dann auf den Lebenswegen in einer Weise, die einen Elephanten in Staunen setzen würde, und komme sehr bepackt nach Hause. Nur ist mir sodann unmöglich, sogleich meinen neugierigen Freunden etwas zu erzählen. Es spinnt sich Alles erst allmälig ab, und ich verhalte mich langsam wiederkäuend, oder wie der Kommandant von Wardehuus, der täglich nur eine seiner überjährigen Zeitungen liest, und seine Neugierde weise bis morgen zügelt. Ich komme mir dann vor wie eine aufgezogene Spieluhr, welche ihre Stückchen, eins nach dem andern, zum Besten giebt. Aber allezeit bin ich selbst am neugierigsten, zu erfahren, was mir Alles passirt ist." Er plätscherte in diesem Reiseelemente wie ein Fisch im Wasser, denn für ihn bot das Reisen hundertfältigen Genuß. Ihm vor Allen begegneten hundert Abenteuer, weil unter seinen Händen Alles zum Abenteuer wurde. Selbst der Reiseverdruß kleiner Widerwärtigkeiten, schlechte Gasthöfe, schlechte Bedienung, verlorne Effekten, Paßscherereien und was sonst noch zu den kleinen Leiden reisender Menschen gehört, ward ihm zum Genuß, weil er wie eine Biene aus allen, selbst aus Distelblüten, humoristischen Honig sog. Auf einen schlechten Gasthof, auf einen

Wirth, der seine Gäste, die er prellte, als seine Klienten, sich selbst als seinen ersten Gast ansah, konnte er sich lange vorher freuen. Die Methode, nach welcher er in solchen Fällen verfuhr, pflegte er seine Zufriedenheitstheorie, seine Philosophie des Reisens, zu nennen. Statt nämlich durch Schelten und Poltern sich Aerger und Verdruß zu bereiten oder zu mehren, befreite er sich von solchen Empfindungen durch Lobsprüche, die er selbst dem Widerwärtigen zollte, und nahm den Unangenehmen seinen Stachel, indem er es lobend verspottete. Werke der Kunst interessirten ihn auf solchen Ausflügen wenig, Naturschönheiten noch weniger. Er reiste „auf Menschen", und irgend eine Bekanntschaft, eine Person, die ihn anzog, ließ ihn die schönste Gegend um ihn her vergessen. Ich erlebte es auf einer Rheinfahrt, daß er am sonnigsten Sommertage auf dem Dampfboote zwischen Coblenz und Mainz die ganze Zeit in der Kajüte zubrachte, um einer ihm völlig unbekannten, schwer kranken Frau Gesellschaft zu leisten und ihren Trübsinn durch seine heitern Erzählungen zu verscheuchen. Als er zum erstenmal eine Eisenbahnfahrt machte, übte dieser Anblick der größten Erfindung des Jahrhunderts einen wunderbaren Einfluß auf ihn. Er konnte dies Maschinenwesen und dessen unruhige Leblosigkeit nicht ertragen und schlief nach zehn Minuten ein. Alles Mechanische war ihm überhaupt zuwider, es widerstand seiner lebensprühenden Natur, die nur dem Lebendigen etwas abzugewinnen vermochte. Seine zahlreichen Reisen nach Süddeutschland, der Schweiz, Holland und Belgien, nach Paris, Dresden und dem östlichen Deutschland dienten dazu, das Heer seiner Bekanntschaften ins Unglaubliche zu vermehren. Auch hierin besaß er eine Virtuosität, der sein bewundernswürdiges Gedächtniß zu Hülfe kam. Das durchaus Ungewöhnliche seiner Erscheinung und seines Auftretens übte

dabei fast über alle Menschen, denen er begegnete, einen eigenen Zauber. Wer ihn einmal gesehen hatte, vergaß ihn schwerlich wieder, und er selbst trug Sorge, durch Correspondenz und persönliches Wiederaufsuchen, sobald sich dazu Gelegenheit bot, jede ihn irgend interessirende Bekanntschaft fortzusetzen. Indem er die Freude, den Genuß, die erhöhte Spannung seines Geistes, welche ihm das Reisen gewährte, auf Alles, was ihm begegnete, zu übertragen strebte, erhöhte er sie zugleich für sich selbst. Man kann sagen, daß sein Erscheinen überall Heiterkeit und Lust bereitete, von den Postillionen und Schirrmeistern, Aufwärtern und Lohnbedienten, Paßpolizisten et hoc genus omne an, bis zu den höchsten Sphären der Bildung und Gesellschaft. Mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der Litteratur hatte er durch diese häufigen Reisen Verbindungen angeknüpft; Immermann, Tieck, Heine, Zschokke, Gutzkow u. A., auch Gelehrte und Forscher, wie Schlosser, zählte er zu seinen Bekannten und Befreundeten, und mehr als der Vortheil seiner aristokratischen Geburt öffnete ihm seine originelle Persönlichkeit selbst den Zutritt zu den Höfen der Fürsten. Die litterarischen Früchte dieser Reiseausflüge, so weit sie nicht seinen „Humoristischen Blättern" zu Gute kamen, sammelte er in einzelnen Reisebildern und Skizzen, von denen ich nur seine „Reiseskizzen aus Belgien und Frankreich" (1835), seine „Humoristischen Reisebilder" (Hamburg 1843), seine „Briefe über Helgoland" (Bremen 1840), sein Reisetagebuch „Prießnitz und Gräfenberg" (Oldenburg 1841) hier erwähnen will.

In den Jahren 1840 und 1841 versuchte er seine Erlebnisse in Form humoristischer Memoiren zusammenzureihen. So entstanden die zwei Bändchen: „Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel 1817—1819", denen bald darauf zwei Bändchen: „Humoresken aus dem Phi-

listerleben" nachfolgten. Auch hierzu trieb ihn dasselbe Bedürfniß, aus welchem die „Humoristischen Blätter" hervorgegangen waren. Er selbst hatte ein Bewußtsein davon, daß er zum Schriftsteller im eigentlichen Sinne, wie man so sagt, verdorben sei. „Ich bin (sagt er einmal in diesen humoristischen Memoiren) eigentlich nur ein Autor aus Desperation. Ich schreibe Euch das Alles nur, weil ich es Euch nicht von Mund zu Ohr anvertrauen kann, und weil die Entfernung der Maulkorb des Erzählers ist." Leider entsprach dem fühlbaren Mangel an Ordnung und Composition in diesen Bänden eine unerhörte Nachlässigkeit der äußern Ausstattung, deren Uncorrectheit vielleicht kaum irgendwo ihres Gleichen findet, und die den Genuß der vortrefflichen Einzelheiten übermäßig beeinträchtigt. Die beiden ersten Bändchen fanden in Wienbarg einen Beurtheiler, wie ihn Kobbe bis dahin nie gehabt hatte. Noch jetzt kann ich nicht ohne Rührung an die kindliche Freude denken, mit der ihn jene Beurtheilung erfüllte, die so ganz ins Schwarze traf und den innersten Kern seines Wesens und Talents so meisterhaft herausstellte. Es war eigentlich die einzige bedeutende litterarische Anerkennung, die er erlebte. Die beiden letzten Bändchen geben, wie der Titel sagt, humoristische Bilder aus seinem „Philisterleben". Hier versuchte er die humoristischen Thaten seiner ersten glänzendsten geselligen Wirksamkeit zu fixiren. Aber freilich stehen diese Schilderungen jenen früheren bedeutend nach. Dennoch sieht man auch hier, wie er selbst die ärmlichsten Umgebungen der Moor- und Haideflächen mit seinem Humor zu überwinden und die Langeweile kleiner Verhältnisse durch seinen Geist zu beleben verstand. Diese kleinen Abenteuer, diese Badebelustigungen in dem winzigsten Seebade der kultivirten Welt, zu Dangast am Jahdebusen, diese Staffage von Landleuten und Fischern,

komischen Subjekten von Aufwärtern und Barbieren, improvisirten Theatern u. s. f. haben freilich ein vorherrschend lokales Interesse. Aber der durchgehende rothe Faden, an den diese bunten Steine und Glasperlen, vermischt mit mancher ächten Perle, aufgereiht sind, ist denn doch immer eine ächt humoristische Auffassung, die das Unzulängliche, Komische und Lächerliche überall mit sicherem Blicke zu entdecken, und im schnellsten Wechsel von Ernst und Scherz, Freude und Leid, Antheil und Gleichgültigkeit selbst dem Widerwärtigen und Traurigen eine komische Seite abzugewinnen weiß. —

Es war im Jahre 1836, als ich bei meiner Ankunft in Oldenburg Kobbe kennen lernte, der damals noch in der Blüte körperlicher und geistiger Kraft stand. Unser erstes Zusammentreffen war eben kein besonders freundliches. Er glaubte sich von dem neuen Ankömmlinge, der ihm trotz freundlicher Aufforderungen keinen Besuch gemacht hatte, vernachlässigt, und ließ es ihn durch eine empfindliche Aeußerung merken. Er befand sich nämlich damals in einer gereizten Stimmung und so zu sagen auf dem qui vive mit einem Theile dessen, was man auch an kleinen Orten gute Gesellschaft nennt. Seine genialen Lebensgewohnheiten, sein etwas wildes Wirthshausleben, zu dem er sich seiner Natur nach um so mehr genöthigt sah, als der kalte, verschlossene Ernst des nordischen Publikums erst bei der Flasche seiner stets gleich aufgeregten Stimmung wenigstens einigermaßen empfänglich entgegenkam, seine finanziellen Verlegenheiten — kurz alle die bürgerlichen Nachtheile, die denn doch zuletzt unausbleiblich im Gefolge einer Natur wie die Kobbe'sche erscheinen, wenn nicht große äußere Mittel den Schwung eines solchen

gleichfalls verlornen Schrift des Aristoteles über denselben Gegenstand zusammen [1]). Von Benutzung der historischen Schriften des Aristoteles und seiner Schule finde ich keine Spur. Für diese Studien hatte Seneca keinen Sinn, und die grossartige Bedeutung der Historie hat kein Alter schwerer verkannt und einseitiger beurtheilt [2]). Auch die Politik scheint er nicht gelesen zu haben; denn sonst würde er über die Verfassung Karthago's anders geurtheilt haben, als es in der kleinen Schrift von der Musse des Weisen geschehen ist [3]).

Mit Seneca schliesst die Darstellung, sofern sie sich auf die römische Philosophie bezieht, für diesen Zeitraum ab, und es bleibt uns nur noch übrig, die Nebenrichtungen im Allgemeinen zu bezeichnen, welche sich neben jener vorherrschenden des Stoicismus herausstellen. Als solche hebt Bernhardy in seiner Literaturgeschichte zwei trostlose Erzeugungen einer trostlosen Zeit hervor: einerseits pythagoreisirender zum Theil fanatischer Mysticismus, getragen durch den Hang der römischen Natur zur Superstition und zu astrologischen

---

1) Hieronym. in Jovian I: scripsere Aristoteles et Plutarchus et Seneca noster de matrimonio libros, ex quibus et superiora nonnulla sunt, et ista quae subjicimus. Fabric. Bibl. Gr. III, p. 390. Harl.

2) Quaest. Natt. VII, 16. IV, 3. p. 734. III, praef. p. 705.

3) Seneca de otio sap. cp. 28. T. I, p. 809 sqq. Gron. vgl. Aristot. Politic. II, cp. 8.

Daseins stützen — das Alles hatte unsern Freund in einen etwas bedenklichen Ruf gebracht. Ja, mancher Wohlmeinende warnte mich vor ihm in bester Absicht. Allein das hielt nicht lange vor. Der Zauber seiner Persönlichkeit wirkte auf mich um so unwiderstehlicher, da er für den Fremden den vollen Reiz der Neuheit mit der Gewalt einer Originalität verband, wie sie mir bisher in meinem Leben nirgends entgegengetreten war. Ich sah in ihm eine Jean Paul'sche Figur, in seinem Freundschaftsverhältnisse zu seinem Stieffel die Schoppe-Leibgeber'sche Doppelgängerei verwirklicht, und bei näherer Einsicht die Poesie von der Wirklichkeit übertroffen. Gemeiner Sinn nennt die Liebe blind, da sie doch just das Göttlich-Seherische ist. Nirgend trat dies schöner hervor als bei unserem Freunde, dessen liebestrahlendes Auge überall durch die irdischen Mangelhaftigkeiten hindurch nur das Gute, Schöne, Göttliche in seinen Freunden sah und suchte und darum auch für sich in ihnen fand. Seine hingebende Neigung, seine überschwängliche, alles Maß überschreitende Anerkennung verstattete die Möglichkeit einer Einwirkung, die ihm hier und da zu Gute kommen sollte. Eine gemeinsam mit ihm in den Süden Deutschlands zu seinem Carlsruher Freunde Stieffel unternommene Reise, auf der ich ihm die Bekanntschaft und Freundschaft des unvergeßlichen Immermann und anderer trefflicher Menschen verdankte, schloß mir an der Stätte seiner genialsten Jugendperiode den ganzen Reichthum seiner eigenartigen Natur auf. Fortan blieben wir in unzertrennlicher Lebensgemeinschaft, der ich viele der schönsten Stunden meines Lebens verdanke, wie sie allein der tiefe Einblick in eine reine, ureigne Menschennatur gewährt. Er seinerseits begann nach langer Unterbrechung sich wieder an der geistigen und litterarischen Bewegung der Zeit zu betheiligen. Ein „Hunger des Wissens

und Erkennens" bemächtigte sich seiner. Er las, was ich ihm als besonders bedeutend mittheilte. Er folgte der neuen kritischen Bewegung, die sich mit den Hallischen Jahrbüchern bildete, mit seinem Sinne und einem richtigen Tacte des Urtheils, dessen Fassung immer eine humoristische war. Er näherte sich wieder manchen früher von ihm aufgegebenen Kreisen der Gesellschaft und half durch seine geselligen Bemühungen einen kleinen Kreis von Freunden bilden, der es sich zur Aufgabe stellte, die Philosophie der Zeit, wie sie in den Werken Hegel's vorlag, durch gemeinsames, gründliches Studium in sich aufzunehmen und bis zu ihren letzten Ausgangspunkten zu verfolgen. In diesem Vereine des sogenannten „Philosophicums", wie Er ihn zuerst benannte, blieb er über sieben Jahre lang, bis an seinen Tod ein theilnehmender Genosse, der die geselligen Stunden desselben durch seine ewig frische Laune würzte, und jede Spaltung, jede Heftigkeit des Zusammenstoßens in Discussion und Meinungskampf, durch das milde Oel seiner überall ausgleichenden, vermittelnden, das Herbe persönlichen Zwistes oft durch ein glückliches Wort, eine humoristische Wendung mildernden und versöhnenden Persönlichkeit zu beschwichtigen und zu lösen wußte. Zu dem Inhalte der Philosophie selbst gewann er bald das glücklichste Verhältniß. Mit der Sicherheit des Naturinstincts wußte er das ihm Gemäße herauszufinden und sich auf seine Weise anzueignen. Er nahm auf, was ihm nach irgend einer Seite hin Förderung versprach, was seine Neigungen und Sympathieen bestätigte, kurz, was in dem dialektischen Denkprozesse seiner humoristischen Auffassungsweise der Menschen und Dinge entsprach, und ließ bei Seite liegen, was mit ihr im Widerspruche sich befand, ohne die Lücken zu beachten oder auch nur zu empfinden, die für eine, nach vollem Zusammenhange strebende Betrachtungsweise aus

solchem rhapsodischen Verhalten entstehen mußten. Was er sich nicht durch sinnliche Exemplifikation, durch metaphorisch-humoristische Wendungen, durch unmittelbares Anknüpfen an die Erfahrung des eigenen Bewußtseins, oder sonst auf dem Wege der Vorstellung, kurz, was er sich nicht poetisch aneignen konnte, existirte für ihn nicht, bekümmerte ihn nicht. Eine Consequenz, deren Prämissen er zugeben mußte, wie z. B. die Begründung der Todesstrafe in der Rechtsphilosophie, verwarf er ohne Weiteres, wenn sie seinem Herzen widersprach, ohne sich dadurch im Geringsten an dem Werthe dessen irren zu lassen, was damit sonst zusammenhing. Die kopfbrechendsten Schwierigkeiten der Logik überwand er spielend, indem er sich dieselben zu einem humoristischen Bonmot, zu einer witzigen Pointe zurecht spitzte. So bewahrte er stets seine poetische Freiheit, indem er die Bethätigung derselben zugleich seinen Freunden in tausend lustigen Einfällen und Sprüngen zu Gute kommen und nie den Ernst der gemeinsamen Forschung von der Trockenheit pedantischen abstracten Wesens überrosten ließ.

Wir haben schon gesehen, daß Kobbe in dieser Periode seines Lebens zugleich einen neuen Anlauf nahm, den poetischen Gehalt seines Innern in Thaten auszuprägen. Das Bewußtsein früherer Versplitterung von Kraft und Talent spornte ihn zu dem Streben, seinem Dasein litterarisch und praktisch einen größern Halt, eine würdigere Sammlung zu geben, in Litteratur und Leben sich Wirksamkeit und Geltung zu erringen. Was er nach der erstern Seite hin für diesen Zweck gethan, ist bereits besprochen worden. Wir haben auch nicht verschwiegen, wie weit die Ausführung hinter der Absicht, das poetische Werk hinter seinem Begriffe zurückblieb. Trotzdem verdiente sein Streben auch nach dieser Seite alle Achtung und Anerkennung, wenn auch nicht

das vortreffliche Einzelne der Leistungen dieselbe ohnehin in Anspruch nähme. Aber was ihm in frühern Jahren, in der Periode der ersten Entwicklung heilsam gewesen wäre: der Rath und die Zurechtweisung, ja selbst die scharfe Kritik litterarisch überlegener, theilnehmender Freunde, das hatte er damals nicht gefunden. Wer hatte auch Interesse daran, eine solche, von genialem Jugendübermuthe schwellende, neidlos sich und ihr Bestes dem Allgemeinen der Geselligkeit aufopfernde Natur, anders zu wünschen, sie zu dem Egoismus des Zurathehaltens und Aussparens ihrer poetischen Mittel hinzuführen! Jetzt aber, wo die Kritik der Freunde ihm nahe, oft zu nahe trat, war es zu spät. Er war schon zu sehr verfestet in der oben geschilderten sorglosen, um Composition und Formirung unbekümmerten Manier seines Schaffens, als daß ihm, zumal bei allmälig bergabsteigender Kraft, eine Aenderung möglich gewesen wäre. Und doch konnte er sich zuweilen selbst nicht verhehlen, was durch eine solche für ihn zu gewinnen sein würde. Die Vernachlässigung alles eigentlichen theoretischen Studiums, ohne das in unsern Kulturverhältnissen selbst die genialste Anstrengung, ein poetisches Leben durchzuführen, auf die Dauer vergeblich wird, empfand er um so schmerzlicher, je mehr er bei seinem Naturell und vorgerücktern Jahren die Unmöglichkeit des Nachholens einsah. „Ihr habt gut reden," pflegte er dann wohl auf allerhand Vorschläge und Zumuthungen für seine schriftstellerischen Arbeiten zu erwiedern, „Ihr, die Ihr die Gold- und Silberflotten der Wissenschaft und Gelehrsamkeit kommandirt, während ich mit meinem einzigen Dukaten einen Reiter zu Pferde vergolden muß!" — Was ihm als Studenten nach einer Doctoropposition einmal Thibaut gesagt hatte: „Für einen, der nichts gelernt hat, haben Sie Ihre Sache vortrefflich gemacht!" liebte er auch wohl mit lustiger

Selbstverspottung bei solchen Gelegenheiten anzuführen. Dieses Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber der Strenge der objectiven Anforderung steigerte sich denn endlich zu einer Höhe, daß er es nicht anders als durch den festen Entschluß überwinden konnte, die Schranken seiner Natur und ihrer historischen Gestaltung nicht durchbrechen zu wollen, sondern innerhalb derselben sich in der ihm gemäßen und bequemen Weise nach Kräften ferner zu bethätigen. Und man muß jetzt, wo sein Leben abgeschlossen vor uns liegt, sagen, daß er Recht hatte, und daß er in seiner Lage verlangen durfte, was Schiller jeder bedeutenden Natur zuerkannte, daß man bei seiner Beurtheilung mehr auf das sah, was er war, als was er that. Im Bewußtsein seines redlichen Strebens, in dem Gefühle, daß er wirklich allein die Größe der Anstrengung beurtheilen konnte, die ihm das, was er Fleiß und Arbeiten nannte, kostete, und in dem Instincte, daß ihn jeder zurechtweisende Einfluß wohl vor dem einzelnen Fehler bewahren, sonst aber nur irren und seine Thätigkeit lähmen könne, schrieb er mir einmal (1839): „Ich brauche jetzt vor allen Dingen Lob und Ermunterung, und Euer Kritisiren, so sehr Ihr auch in der Sache Recht haben mögt, kommt mir doch, wenn ich es als gegen mich gerichtet betrachte, vor, als wenn man Jemandem, der eifrigst beschäftigt ist, gerettete Sachen aus einem brennenden Hause zu tragen, zuriefe: Du, deine Weste ist falsch geknöpft." „Betrachtet mich," schrieb er mir in den letzten Jahren, „wie einen Nachtwandler, beobachtet mich, aber ruft mich nie beim Namen." Ein andermal pflegte er sich mit einem baufälligen Hause zu vergleichen, das man höchstens äußerlich stützen, aber nicht gründlich repariren wollen dürfe, wenn es nicht ganz zusammenstürzen solle. So befreite er sich durch die Kraft seines Humors auch von dem schwersten Drucke eines

Gefühls und Zustandes, in welchen ihn der Humor seines Lebens gestürzt hatte, und keine Aeußerung gefiel ihm besser, als die von ihm erzählte (Humorist. Erinner. aus dem akadem. Leben. Th. II. S. 16) jenes alten achtzigjährigen Kieler Chirurgen, der jeden Versuch, sich zu der „neuen Religion" des Kieler Claus Harms zu bekehren, mit den Worten ab und zur Ruhe verwies: „Der Harms soll sehr gut predigen und eine sehr brave neue Religion erfunden haben, welche die Menschen zu sehr guten Dingen anhalten soll. Aber ich müßte doch ein schlechter Kerl sein, wenn ich mich in meinen Jahren noch bessern wollte."

Wie richtig er übrigens sich selbst beurtheilte, beweist wohl am schlagendsten unter allen ähnlichen Aeußerungen das Wort, das er mir einmal in einer brieflichen Confession schrieb: „Ich war zu sehr Poet in meinem Leben, um es in der Litteratur sein zu können." Es ging ihm eben wie jener schwärmenden Jugend in Goethe's Rheinischer Periode, den Stollberg's, Lenz u. s. w., von denen Merk sagte, daß ihr Bestreben, die Realität in die Idealität zu verwandeln, sie poetisch zu Grunde richte. —

Ebenso tapfer und tüchtig wie in seinen schriftstellerischen Bestrebungen war er namentlich in dieser letzten Periode seines Lebens bemüht, sich mit den Anforderungen des Amtes und der praktischen Thätigkeit ins Gleiche zu setzen. Und wenn man in Beziehung auf seine amtliche Stellung auf die Eigenartigkeit einer solchen originellen Natur billige Rücksicht nimmt, so wird man gestehen müssen, daß er auch hier in seiner Weise das ihm Mögliche leistete. Zumal wenn man bedenkt, daß er aus dem ihm eigentlich wenig gemäßen Kreise seines amtlichen Lebensberufs sich einen Ausweg zu einer Thätigkeit anzubahnen wußte,

in welcher zuletzt seine ganze Seele mit allen ihren Interessen aufging. Fünfundzwanzigjährige Beschäftigung mit dem menschlichen Elende und der menschlichen Schwäche und Verderbtheit in seinem Amte als Untersuchungsrichter, konnten das warme Gefühl seines Herzens für die leidende Menschheit nicht erkalten, den lebendigen Strom seiner Theilnahme nicht austrocknen. War er früher versucht, sich über manches Peinigende und Quälende dieser Art mit der Springstange seines Humors hinwegzuschwingen, so ging in der letzten Periode seines Lebens sein ganzes Streben fast ausschließlich darauf hinaus, helfend einzugreifen und rettend beizuspringen. Und neben dem Einzelnen der unverdrossensten Verrichtung jener „stets wiederkehrenden Ritter- und Liebesdienste gegen Noth, Armuth und Kümmerniß" wendete er mehr und mehr seine Liebesthätigkeit den tiefliegenden Ursachen des Elends und Verbrechens und ihrer Abhülfe zu. Ich werde auf diesen Theil seiner Wirksamkeit weiter hin zurückkommen, wo er in der Gründung von Vereinen seine frühere particulare Thätigkeit erweiterte.

So sehen wir ihn auch hier in seiner praktischen wie dort in seiner poetischen Thätigkeit im entschiedenen Fortschritt, von dem Vereinzelten, Momentanen, zu dem Allgemeineren und Bleibenden. Thätige Liebe ward so in immer höherem Maße die bewegende Seele seines Lebens. Wer, der ihn je gekannt, unterschreibt nicht Wienbarg's Worte, wenn er von unserm Freunde bei der Besprechung seiner „Akademischen Erinnerungen" ausruft: „Nicht liebenswürdiger zeigt sich diese, vom Sonnenschein der Liebe und Lust durchwärmte Natur, als in ihrem rastlosen Bemühen, nach Kräften feindliche Mißverständnisse auszugleichen, gefährlichen Bewegungen die Spitze abzubiegen, Dumpfes auszulüften, der Schwerfälligkeit Flügel anzusetzen,

überall auf ihre Weise durch Laune und Herzigkeit den Frohsinn des Lebens zu mehren, und gegentheils das Störende, Peinliche und Gefährliche aus dem Wege zu schaffen. Dieser beispringende, hülfreiche, vermittelnde Thätigkeitstrieb beherrscht ihn überall, beim Becherklange, beim Degenklirren, beim Läuten der Feuerglocke, auch schreckt es ihn nicht ab, wenn er einmal als unbefugter Retter Kolbenstöße in Empfang nehmen mußte. Wenn er einmal sagt, daß er Nachts nicht besser schlafe, als wenn er Tags herumgelaufen, um sich zur Abhülfe der Lebensbedrängnisse von Noth und Armuth ins Mittel zu legen, so wird ihn kein Leser des Selbstruhms bezüchtigen, sondern eher an den Goethe'schen naiven Spruch: „Ich habe mich nicht gemacht!" zu seinem Vortheile erinnert werden."

Dieser beispringende hülfreiche Thätigkeitstrieb hatte nach und nach einen wahren Jean Paul'schen Armenadvokaten aus ihm gemacht, und er pflegte wohl selbst zu sagen, daß alle schlimmste Noth und Misère in und um Oldenburg sich an ihn wende. Seine eigenen Mittel waren gering, und doch überstieg, was er gab, oft die Gaben weit wohlhabenderer Leute. Daneben aber ward er in schriftlichen und mündlichen Bevorwortungen, Suppliken, Subscriptionsveranstaltungen u. dergl. ein unermüdlicher, seinen Freunden oft recht störsamer Anwalt der Armen und Nothleidenden. Als er einmal höchsten Orts, wo er für seine Schützlinge allmälig eine ergiebige Goldquelle flüssig gemacht hatte, im Eifer des Verlangens: für einen sehr dringenden Fall eine bedeutende Unterstützung zu erwirken, in seiner Bittschrift sich freiwillig verpflichtet hatte, im Gewährungsfalle nicht wieder mit seinen Gesuchen zu behelligen, nahm er vierzehn Tage später diese seine Verpflichtung in der nächsten Supplik unter Bezeugung der höchsten Reue wieder zurück, indem

er das humoristische Gelöbniß hinzufügte, „sich künftig nie wieder ein solches Versprechen beigehen zu lassen“.

Diese Neigung zum Helfen führte zuletzt von selbst zur Gründung eines Vereins für die Verbesserung des Schicksals entlassener Strafgefangenen, der gegenwärtig an hundertundvierzig Mitglieder zählt, und dessen ehrenwerthe und segensreiche Thätigkeit bald überall anerkannt wurde. Für diesen Verein, mit dem er eine Art Vorschule zum Mäßigkeitsverein in Verbindung setzte, lebte und strebte er wie gesagt in den letzten Jahren fast ausschließlich. Auch in seiner journalistischen und schriftstellerischen Thätigkeit waren es mehr und mehr ernste Fragen des allgemeinen Menschenwohls, die ihn beschäftigten. So schrieb er mit wahrer Begeisterung für die armen deutschen Heimathlosen, für die Aufhebung der von deutschen Fürsten privilegirten Spielhöllen der Bankbäder und des Lotto's, für den Mäßigkeitsverein, für Toleranz und Duldung in Glaubenssachen, für Glaubensfreiheit. Hier überstieg er in seinen Angriffen auf die, welche er für seine Gegner hielt, nicht selten das Maß. Er ward selbst persönlich, weil er, ein rein persönlicher Mensch, Sache und Person nie ganz zu trennen vermochte. Ging es doch im Verkehre des täglichen Lebens mit ihm nicht anders. Seine Antipathieen waren ebenso unbedingt, ebenso übertrieben, ebenso maßlos und blind wie seine Sympathieen; aber mit dem Unterschiede, daß er wohl diesen, nie aber jenen handelnd Folge gab. In dieser Hinsicht konnte man oft die ganze Reinheit seiner Natur bewundern. Er hatte manche Verunglimpfung, manchen boshaften Angriff erlitten, er hatte Menschen, die ihn mißverstanden, in Menge, und selbst Widersacher fehlten ihm so wenig, wie seinem Halbbruder Yorick, und er empfand tief jede ihrer Kränkungen. Aber obschon ihm die Waffe des schlagendsten Witzes, der tref-

fendsten Satire wohl zu Gebote stand, hat er sich selbst mit solchen Mitteln schwerlich jemals in seinem Leben gerächt. Seine vortreffliche Natur warf jeden ihr fremden Tropfen Galle so schnell aus ihrem Blute, daß es ihm selbst unmöglich war, an denjenigen Menschen, gegen welche er — und nicht immer ganz mit Unrecht — sich oft am entzürntesten aussprach, auch nur irgend eine Vergeltung praktisch zu üben. Ja ich habe Fälle erlebt, wo er Leuten dieser Art Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten, die ihnen von Anderen bereitet waren, ersparte, ohne daß sie davon je Ahnung erhielten, oder die Hand bemerkten, welche ihnen die Steine aus dem Wege geräumt hatte, worüber sie hätten stolpern können. —

Seit dem Sommer des Jahres 1841 zeigte sich, daß seine Gesundheit wankend geworden war. Bei seiner Rückkehr aus der Wasserheilanstalt zu Weinheim fiel seinen Freunden die plötzliche Umwandlung seiner frühern federkräftigen Haltung und seiner geistbelebten Gesichtszüge zu leidender Abgespanntheit und einer gewissen schlaffen Müdigkeit schwer auf das Herz. Seitdem ging es in jedem Jahre sichtbar mit seinem äußern Menschen mehr bergab. Aber grade diese letzten Jahre — in denen sein Humor, wie ein zum Tode getroffener Adler nur noch am Boden mit den Flügeln zuckte, bewährten ihn als einen heldenmüthigen Kämpfer gegen die schweren Leiden eines von unheilbarer furchtbarer Krankheit immer enger und enger umstrickten Körpers. Laokoontisch mit dem erbarmungslosen Feinde ringend, wich er nur Fußbreit vor ihm zurück. Gewohnt, Alles, was ihn drückte und beschwerte, tief in die eigene Brust zu verschließen,

Treiben [1]). Auf der andern Seite fand, wie derselbe Gelehrte bemerkt, „ein skeptischer Atheismus, gewöhnlicher mit dem unpassenden Namen des Epikureismus belegt, bei den edelsten und gelehrtesten Denkern des Volkes Eingang, weil der Verstand, abgestossen von der scheusslichen Verunstaltung des Lebens, und nirgend zur Einsicht in eine göttliche Vorsehung erhoben und belebt, doch überwältigt vom grossartigen Gange der Natur und dem unerschütterten Geleise der unvernünftigen Wesen, alle bisherigen Ueberzeugungen der Religion zerstörte und das menschliche Geschick als den Inbegriff planloser Uebel verzweifelnd aufgab."

Wenn aber in den unmittelbar darauf folgenden Worten behauptet wird, „dass diese (atheistische) Gesinnung von keinem entschiedner als von dem ältern *Plinius* entwickelt und angewandt worden sei, so mag dies Urtheil Hrn. B. selbst später gereut haben, da er bei der besondern Darstellung von Plinius Eigenthümlichkeit [2]) sich dahin erklärt, dass des Mannes sentimentaler Skepticismus und seine gemüthliche Kritik des menschlichen Geistes und Lebens mit Unrecht als atheistisch bezeichnet werde. Das Läugnen und Bezweifeln einer göttlichen Fürsorge für menschliche Dinge theilt er mit Tacitus [3]), und zwar aus dem nämlichen Gründen. Aber die bittere Ironie, welche, un-

1) Siehe *Bernhardy* a. a. O. S. 113
2) Gesch. d. Röm. Prosa S. 517
3) *Hoffmeister* die Weltanschauung des Tacitus S. 98 ff.

nie seinen Freunden mit eigenen Leiden beschwerlich zu fallen, mied er lieber diejenigen, die seinem Herzen die Nächsten waren, als daß er Unmuth und Verstimmung, Trübsinn und Niedergeschlagenheit vor ihnen gezeigt hätte. Von jeher eigentlich nur für Andere lebend, suchte er, in der Ahnung eines nicht mehr fernen Lebenszieles, die Gränzen seiner Liebeswirksamkeit, seiner Thätigkeit für Menschenwohl, für das Heil der Armen und Verlassenen immer mehr zu erweitern, und seine reine und edle Seele durch solches Streben immer mehr zum Ewigen und Göttlichen zu verklären. Sein Brustübel trat immer bestimmter und schrecklicher hervor, und fast während des ganzen letzten Jahres war sein Zustand der eines Schwerkranken. Was tausend Andern unmöglich gewesen wäre, gelang der Kraft seines Willens. Er hielt sich aufrecht, thätig, fast bis zum letzten Athemzuge. Als schon die Füße ihm den Dienst versagten, ließ er sich in die Sitzung des von ihm gestifteten Vereins für die Verbesserung des Geschicks entlassener Sträflinge tragen (den 19. Januar 1845), um dort seine letzte Rede zu halten*). Es war sein letzter Ausgang. Der harte Frost, der Feind der Armen, quälte sein Herz. Er veranstaltete eine Ausstellung von Raritäten und Kunstsachen zum Besten der Armen, und hatte die Genugthuung, für deren Erlös gegen vierhundert Fuder Brennmaterial angekauft zu sehen, die er noch in seinen letzten Lebenstagen vertheilen half. Es war seine letzte Freude. Das Brustübel — von ihm zuletzt erkannt — griff stärker um sich und raubte seinen Freunden erbarmungslos jede Hoffnung seiner Erhaltung. Er selbst hätte gern noch gelebt. In der Blüte des

*) Sie ist gedruckt in dem „dritten Jahresbericht für die Wirksamkeit des Vereins" (Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung 1845).

Mannesalters stehend, mochte er wohl noch die freundliche Gewohnheit des Daseins um einige Jahre verlängert wünschen; — denn manche Verpflichtung, und namentlich die Sorge für die Hinterlassenen seines ältesten Bruders, band ihn noch an das Leben. Doch selbst unter den Schauern des nahenden Todes verließ ihn sein Humor nicht. Seine Pflegebefohlenen, die Armen und Sträflinge, welche ihn besuchten, um von ihm Unterstützungen oder Anweisungen auf solche in Empfang zu nehmen, ermahnte er zu thätigem Verharren auf dem Wege des Guten, da er nun bald nicht mehr werde für sie sorgen können. „Man muß alle Umstände zum guten Zwecke benutzen", sagte er einmal bei solcher Gelegenheit lächelnd zu mir. In den letzten Tagen, als ihm der Arzt ein Glas Wein erlaubt hatte, schrieb er mir: „Der Wein hat mich wunderbar gestärkt, er wirkt auf mich wie das Blut auf die klassischen Todten im Hades." Als er schon die Feder nicht mehr in der zitternden Hand halten konnte, diktirte er einem Freunde die Antworten auf die eintreffenden Billets. In einem solchen hatte ich ihm vorgeschlagen, im Frühlinge mich auf einer Gesundheitsreise nach Nizza zu begleiten. Es war wenige Tage vor seinem Tode, wo er, wie er klagte, den Verstand nur auf einige Stunden zusammenhalten konnte. Er antwortete darauf diktirend: daß er alle Tage dümmer werde und so die gegründetste Aussicht habe, gegen Ostern wegen Dummheit seinen Abschied nehmen zu müssen. „Dann begleite ich dich wenigstens bis nach Wallis, wo ich meine letzte Erdenrolle als Cretin zu spielen hoffe." Von dieser Art ließen sich noch manche Züge anführen. Noch am Tage seines Todes redigirte er die letzte Nummer seiner Humoristischen Blätter. Sein Verstand blieb hell und klar, wie sein strahlendes Auge, bis zum letzten Augenblicke, wo er mich, als ich an sein Lager eilte,

mit den Worten: „Bitte, Lieber — geh! ich kann nicht sprechen!“ mit einer Handbewegung begleitet, mich zu entfernen bat. Es war eine tapfere männliche Scham, die keinen Zeugen einer etwaigen Schwäche haben mochte. Zehn Minuten später, und eins der edelsten und schönsten Herzen, das je die Erde getragen, hatte zu schlagen aufgehört. Am 22. Februar gegen halb fünf Uhr Nachmittags mit der scheidenden Sonne ging seine müde, leidgequälte Seele zur ewigen Ruhe ein. Eine wunderbare Hoheit tiefen Friedens lag über den Zügen des Todten gebreitet, ein mildes Lächeln spielte um die geschlossenen Lippen. Eines Künstlers glückliche Hand hat dies schöne Bild des Todes erhalten.

Am 28. Februar begleitete ein ungewöhnlich zahlreicher Leichenzug, aus allen Ständen und Klassen der Bevölkerung gemischt, die sterblichen Reste des theuren Mannes zu seiner letzten Ruhestätte. Hier zeigte sich, wie viele Freunde er besaß, und wie reich die Saat der Liebe, die er im Leben unablässig ausgestreut, in den Herzen seiner Mitbürger aufgegangen war. Wohl ließen sich auf ihn die schönen Worte anwenden, die der Dichter des Wallenstein seinem Lieblinge Max Piccolomini nachruft:

„Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht;
Denn Viele sind bei uns, die seine Großmuth
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und Alle rührte sein Geschick.“

Es war ein schöner Morgen, an dem sie ihn hinaustrugen auf den Friedhof, dessen Eingang die alte Inschrift: „O ewig is so lang!“ sinnvoll bezeichnet. Die Sonne warf ihre milden

Strahlen vom blauen Himmel hernieder auf die tief in das weiße Leichentuch von Schnee und Eis gehüllte Erde. Es war das Abbild seines Wesens und Lebens. So ruhte stets der warme Sonnenschein seines liebevollen Herzens auf der kalten Welt. Als die Träger den Sarg an der Gruft, der ersten des neu eingeweihten Gottesackers, niedergesetzt hatten, stimmten die Gesangvereine, welche den Trauerzug begleiteten, Klopstock's tief ergreifendes: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub" — an. Keine Rede ward an seinem Grabe gehalten, denn die es gewollt, vermochten es nicht. Aber manche Thräne aus Männeraugen begleitete die Handvoll Erde, die wir ihm als letzten Abschiedsgruß nachwarfen auf den Deckel seines kleinen schwarzen Hauses in der kalten Wintergruft, wo das wärmste Herz seinen ewigen Schlaf schläft.

Unser Freund ist hinter den dunklen Vorhang getreten, dahin ihm unsere Augen nicht folgen können, und wird ruhig schlafen bis an den jüngsten Tag. Aber seine Auferstehung in uns hat er schon gehalten, in unsern Herzen ist er auferstanden in all der unvergänglichen Schönheit seiner edlen, reinen, großen Seele. Und die Liebe, deren Apostel auf Erden er war, wird sein Andenken begleiten, so lange sein Name von den Lippen redender Menschen genannt wird. Fahr' wohl! Geliebter, fahre wohl! —

Theodor von Kobbe war von hoher schlanker Gestalt, die erst in den letzten zehn Jahren zu einem gewissen Embonpoint neigte. In frühester Jugend zart und schwächlich, hatte sich seine Konstitution durch Leibesübungen und Vorliebe für Bewegung im Freien zu einer Kräftigkeit entwickelt, welche allen stürmischen

Zumuthungen, die seine übersprudelnde Lebhaftigkeit an sie machte, trotzen zu können schien. Denn freilich in gar mancher Beziehung konnte in seiner Blütezeit von ihm selbst gelten, was er einmal in seinen Lebenserinnerungen von einem Freunde sagt, daß er seine Halbgottgestalt täglich wie einen Walhallaheldenkörper zu ertödten und am andern Tage wieder verjüngt zu zeigen verstand. Ehe ihn die Wucht der Krankheit zusammenbeugte und den Zügen seines ausdrucksvollen, die ganze frohe Lebendigkeit seines Innern wiederstrahlenden Gesichts den bleiernen Stempel des Leidens aufprägte, war Kobbe ein schöner Mann. Das braune liebevolle Auge war von außerordentlicher Anmuth, nie jedoch schöner als in solchen Momenten, wo sein Blick sinnend auf einem ihm theuren Gegenstande weilte, oder sich in dem Wiederschein irgend einer geistigen Ueberlegenheit sonnte, oder wenn er mit Kindern, seinen Lieblingen, verkehrte, die er nie unbeschenkt entließ. Schenken war überhaupt seine Lust. Sein Freund Stieffel sagte deshalb einmal scherzend von ihm: „Der liebe Gott und Kobbe können das Schenken halt nimmer lassen." Was von Büchern in seinen Besitz gerieth, wenn sie nicht etwa beim Ausleihen „die Gewohnheit des Wiederkommens ablegten", verschenkte er meist an seine Freunde. „Du thust mir einen Gefallen, wenn du es annimmst," sagte er einmal, als er mir Immermann's Werke, die ihm der Dichter selbst verehrt, zum Geschenke aufdrang, „denn so weiß ich doch, wo die Sachen bleiben." Und wie traulich und behaglich saß sich's an seinem gastlichen Tische in dem kleinen, mit humoristischen Wandgemälden neckisch ausgeputzten Hause, wo er den liebenswürdigsten Wirth machte, und wo unter tausend lustigen Feuerwerken seines geistsprühenden Humors die Stunden im Fluge entschwanden. Hier entfaltete er die ganze Fülle seines außerordentlichen

Erzählertalents, den ganzen Reichthum seiner humoristischen Rhapsodik und Improvisation, seine unvergleichliche Gabe schöpferischer Individualisirung und dramatischer Charakteristik, wobei ihn alle Mittel eines fein organisirten Sprachtalents, das sich in allen Besonderheiten nationaler und provinzieller Verschiedenheit mit Leichtigkeit zu bewegen wußte, unterstützten. Hier strömte er über von epigrammatischen Scherzen, humoristisch-satirischen Impromptus, die er jedoch, sobald sie auch nur entfernt einen persönlichen Stachel hatten, nie in die Oeffentlichkeit gelangen ließ, so nahe ihm auch die Versuchung zuweilen gelegt wurde. Sein Herz meisterte stets seinen Kopf. Ohne dieses Verhältniß wäre sein Witz vielleicht eine gefürchtete Geißel seiner Umgebungen geworden.

Indem ich das Geschriebene überblicke, sehe ich, wie ich eigentlich schon über den Schluß dieser Skizze hinaus gerathen bin. Aber die Fluth der Erinnerungen stürzt zu mächtig auf mich ein, und es ergeht mir, um ein Bild des Freundes zu brauchen, wie dem Fährmann, welcher, schon vom Lande abgestoßen, immer und immer wieder durch neu herandrängende Passagiere zur Rückkehr an die verlassene Abfahrtsstätte sich genöthigt sieht. Und es ist so schwer von ihm zu scheiden, zumal für mich, der eine lange Zeitstrecke zwischen diesem Entwurfe des Bildes und einer Rückkehr zu seiner Ausführung in Aussicht hat. So stehen wir ja oft beim Scheiden von geliebten Menschen lange zögernd noch nach dem Abschiede den Griff der Thüre in der Hand, ohne es zu wagen, sie zu öffnen und die Schranke der Trennung zwischen uns und ihnen zu schließen.

Wenn Ihr, lieben Freunde, einmal Heidelberg besucht, so laßt Euch auf der „Hirschgass" am Fuße des kleinen Hügels im Garten die Marmorplatte zeigen, auf der die Zeichen seines

Jugendfreundschaftsbundes, „Rose, Weinblatt und Jasmin“, eingemeißelt sind. Dies Gedenkzeichen, das die Wiege seines jugendlichen Genius schmückt, mögt Ihr ihm auf den Stein setzen, den die Freundschaft seinem Grabe zugedacht hat, und darunter die Worte meißeln lassen, die er bei dem Tode des ihm so theuren Immermann einem Freunde schrieb:

„O wie viel Ursach' hat man, sich lieb zu haben,
so lange es tagt.“*)

*) Diese Worte schmücken seinen Denkstein auf dem Friedhofe zu Oldenburg.

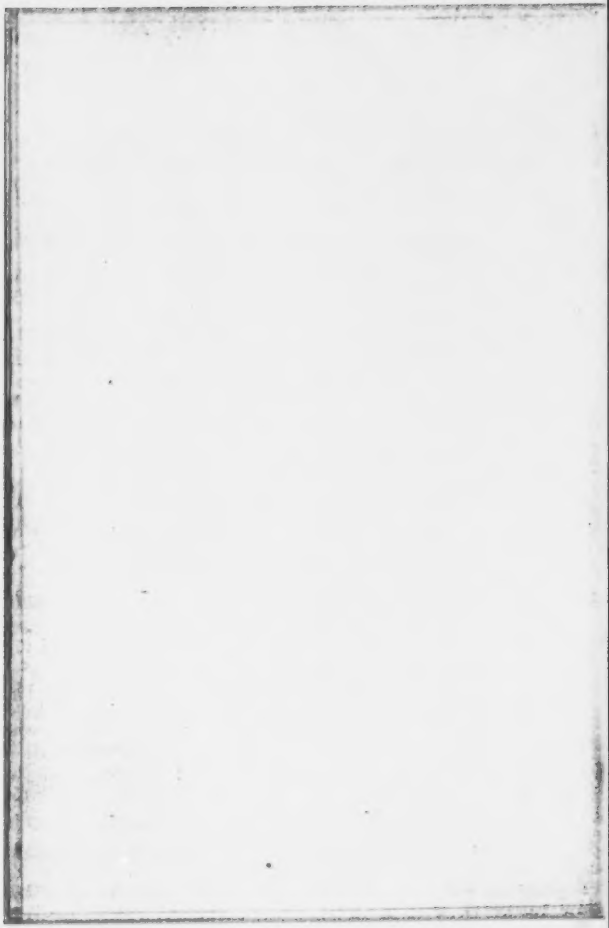

Christian Rauch.

(1857.)

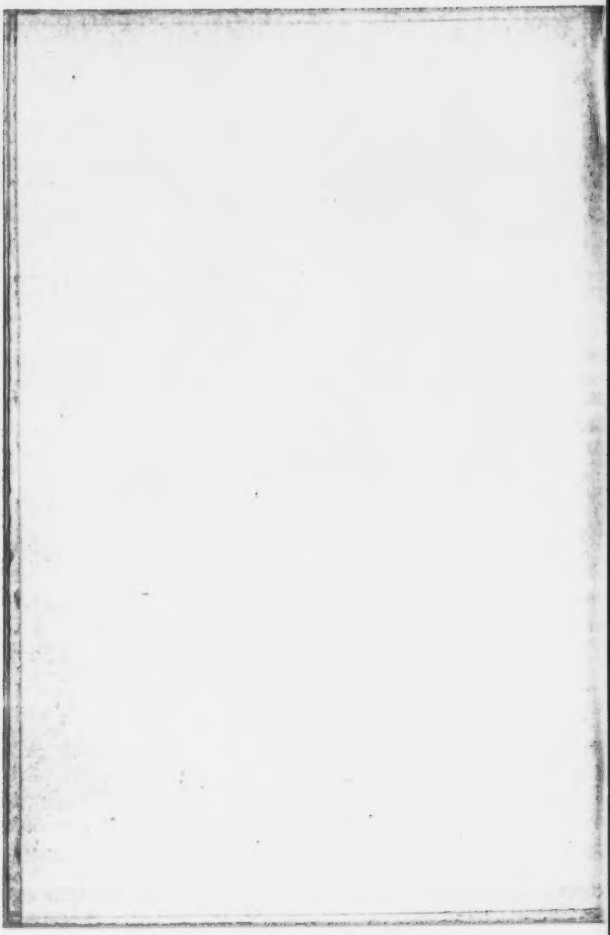

natürlich gereizt durch eine Welt voll Laster und Abscheulichkeiten um sich her und von der tiefen Entrüstung des Augenblicks hingerissen, den Gedanken an unmittelbare göttliche Fürsorge von den menschlichen Dingen zurückweiset, darf noch nicht als Atheismus angesehn werden; und Plinius selbst liefert uns durch seltsame Widersprüche den hinreichenden Beweis, dass im Innersten seiner Ueberzeugung der Glaube tiefe Wurzeln besass, den er hier und da von sich zu werfen den Anschein hat.

Doch nun zurück zum Verfolg unserer Darstellung, der es gestattet sein mag, sich in skizzenhafter Form über die einzelnen Erscheinungen der römischen Literatur bis zur Zeit des ersten der *Antonine* hin verbreiten zu dürfen. Mag es Andern überlassen bleiben, den kläglichen Zustand der Philosophie zu schildern, insofern sie ein verächtliches Spiel der Laune und Ueppigkeit so vieler Scheingebildeten ward, die sich an Hausphilosophen erlustigten [1]), oder die Büdnisse der griechischen Weisen und ihre Autographe, ähnlich den Bibliomanen neuerer Zeit, in ihren Prunkbibliotheken aufstellten [2]); uns will es verdienstlicher und lohnender bedünken, mit Liebe und Sorgfalt bei der Betrachtung dessen zu verweilen, was mitten in

1) Böttiger's Sabina S. 283 ff. 310 – 315.

2) Juvenal. Sat. II. geisselt die „Philosophen" seiner Zeit und die Liebhaberei gebildetthuender Reichen die:
Indocti primum, quamquam plena omnia gypso
Chrysippi invenias: nam perfectissimus horum est,
Si quis *Aristotelem* similem vel Pittacon emit
Et jubet archetypos pluteum servare Cleanthis.

Christian Rauch.

(1857.)

Berlin, 4. Dezember 1857.

Preußens Phidias ist nicht mehr! In den Morgenstunden des gestrigen Tages zuckte von der Sächsischen nach der Preußischen Hauptstadt auf dem gedankenschnellen Botschaftsträger des neunzehnten Jahrhunderts die erschütternde Kunde herüber, daß Christian Rauch am 3. Dezember, Morgens ½ 7 Uhr, an der Schwelle des zweiundachtzigsten Lebensjahres dahingeschieden sei.

Er hatte in der ersten Woche des Oktober Berlin und seine Werkstatt verlassen, um in Dresden wegen eines allzu lange vernachlässigten Steinleidens einen für die Behandlung dieser Krankheit sehr berühmten Arzt zu Rathe zu ziehen. Der Zufall wollte, daß ich, der ich gerade damals einen längern Aufenthalt in Dresden machte, das Glück haben sollte, mir Gestalt und Wesen des herrlichen Greises im vielfachen Beisammensein mit ihm noch einmal unvergeßlich einzuprägen, ehe er unsern Augen auf immer entrückt würde. Zwar wer ihn damals sah in seiner olympischen Stattlichkeit, die hohe Gestalt nur wenig gebeugt von der Last der einundachtzig Jahre, das majestätische Haupt umwallt von der Fülle des silbernen Gelocks, geistreich theilnehmend an allem Neuen, was dort geschaffen war, seit er

Dresden nicht gesehn, freudig bewegt von dem frischen Ruhme seines ältesten und berühmtesten Schülers, des Meister Rietschel, dessen Augen in verklärter Freude an den verehrten Zügen seines greisen Lehrers hingen — der konnte nimmer dem Gedanken Raum geben, daß Er in wenigen Wochen nicht mehr zu den Lebenden gehören, daß die Stadt, wo er die ersten großen Anregungen und Eindrücke seiner Kunst vor mehr als einem halben Jahrhunderte empfangen, zu seiner Todesstätte werden sollte.

Es war am 9. Oktober, als ich ihm in den Räumen des neueingerichteten Museums der Antiken-Abgüsse in Dresden begegnete, in denen er allein und unbegleitet still umherwanderte. Wir hatten uns am Abende zuvor im traulichen Kreise bei Rietschel getroffen, und mit freundlicher Begrüßung forderte er mich auf, ihn durch das Museum zu begleiten, dessen neue Einrichtung und Aufstellung er noch nicht kannte. Da ich dasselbe einen Monat lang fast täglich besucht hatte, so war ich im Fall, dem verehrten Greise manches Einzelne, was er zu sehen wünschte, sofort zeigen zu können. Nie werde ich den Ausdruck inniger Freude vergessen, mit dem er bald sinnend vor den wohlbekannten alten-Meisterwerken hellenischer Plastik verweilte, bald Einzelnes ihm, wie er sagte, noch Unbekannte unter den Abgüssen, wie den berühmten Kolossalkopf der Juno von Zarskoeselo (Nr. 48, S. 61 des Katalogs), und die kolossale Marmormaske der sogenannten Juno von Turin (Nr. 67, S. 63 des Katalogs) mit freudigem Erstaunen betrachtete. In Betreff der erstern, welche Köhler sogar über die berühmte Ludovisische stellen zu dürfen meinte (Welcker zu Ottfr. Müller's Handbuch der Archäologie, S. 524), bemerkte er, als ich ihm dies mittheilte: daß ihm dieser Kopf mit dem lächelnden, fast portraitartig indivi-

duellen Ausdrucke kaum überhaupt eine Juno zu sein dünke, jedenfalls aber mit der Herrlichkeit der Juno Ludovisi in gar keinen Vergleich kommen könne. Bei dem Turiner Junokopfe aber hatte ich die Freude, für meine Ansicht daß derselbe vielmehr der Kopf einer Sterbenden, vielleicht einer sterbenden Cleopatra, und ein Seitenstück zu dem berühmten sterbenden Alexanderkopfe sei, seine volle Zustimmung zu erhalten, indem er, auf das Detail der Darstellung genauer eingehend, den Ausdruck des Sterbens in den Zügen nachwies, und mich darauf aufmerksam machte, daß die Haarbehandlung auf ein Bronze-Original hinzudeuten scheine. Eine andere als Juno bezeichnete Büste aus England (Nr. 66 d. Kat., S. 63), die ihm gleichfalls neu war, erkannte er als einen nach einem Bronze-Original gearbeiteten Kopf einer Amazone. In dieser Weise durchwanderten wir nach und nach die ganze Sammlung, und ich konnte nicht aufhören, über die geistige Frische und Lebendigkeit des verehrten Greises zu erstaunen.

Ueber die Einrichtung des Museums wie über das Ganze des neuen Dresdener Kunstbaus sprach er eine Freude aus, die nur durch den vergleichenden Hinblick auf den Berliner Neubau und seine innere Einrichtung in Betreff der Gypsabgüsse, welche auch er als eine durchaus verfehlte bezeichnete, getrübt wurde. Dann verweilte er bei der Erinnerung, wie er in seiner Jugend als ein Fünfundzwanzigjähriger durch diese Mengs'schen Gypsabgüsse die ersten tiefen Eindrücke von antiker Bildkunst erhalten, und schien sich sinnend in die ferne Zeit seines Werdens zu versenken.

„Wenn ich das Damals mit dem Jetzt vergleiche", sagte er, „so kann ich mich der freudigen Rührung über die gewaltigen Fortschritte der Kunst bei uns nicht erwehren, und noch jedes-

mal, wenn ich in Berlin über die Schloßbrücke gehe, so überkommt mich beim Anblick der Marmorgruppen immer ein Gefühl der Bewunderung, daß so etwas in Deutschland doch hat gemacht werden können!“ Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, wie erhebend es für ihn sein müsse, sich in dieser Beziehung als den Schöpfer der neuen, mit so viel trefflichen Werken der Plastik geschmückten Gestalt der preußischen Hauptstadt zu wissen, die man seit zwanzig Jahren kaum wiedererkenne. Er ging darüber hinweg mit der Bemerkung: „Sie hätten Berlin vor sechszig Jahren sehen müssen, dann würden Sie noch anders erstaunen über das Heute!“ Mir kam es fast mythisch vor, ihn von einem Zeitraume reden zu hören, der mein, des doch schon Funfzigjährigen, Lebensdasein noch um ein Jahrzehend überstieg. Dabei strahlte aus seinen Augen das Feuer eines Jünglings und eine milde Heiterkeit verlieh den edlen Zügen seines Angesichts einen fast erhabenen Ausdruck. Unvergeßlich wird mir dieser Ausdruck vollen befriedigten Ausruhens bleiben, mit welchem er Abends, am Tische seines Freundes und Schülers Rietschel, der Erzählung des Letzteren von dessen erster schüchterner Annäherung und von der mit Furcht gemischten Andacht lauschte, mit welcher der namenlose, arme junge Mensch die ersten Worte des damals bereits hochberühmten Meisters vernommen, die es ihm vergönnten, in des Meisters Werkstatt als Lehrling einzutreten.

Ein volles Menschenalter war seitdem verflossen. Aus dem schüchternen Lehrlinge war ein Meister seiner Kunst, aus dem namenlosen Jüngling ein Mann von europäischer Berühmtheit geworden, der von der Jury der großen Pariser Weltausstellung den ersten Größen seiner Kunst zugeordnet, und gerade in diesem Augenblick, umstrahlt von dem frischen Ruhme seiner Dioskurengruppe von Weimar, als ein Ebenbürtiger neben seinem geliebten

Meiſter ſaß, und mit Thränen in den Augen aufblickte zu dem ehrwürdigen Haupte, das unter der Laſt der Ehrenkränze ſich zu neigen begann. Nimmer habe ich eines ſchönern Anblicks genoſſen, als dieſes Zuſammenſein zweier großen Männer, bei welchem die neidloſe Freude des Meiſters an ſeinem Schüler, dem er ſelbſt bei Gelegenheit jenes Weimariſchen Nationaldenkmals hatte nachſtehen müſſen, nur in der verehrenden Dankbarkeit und Liebe des letzteren ihres Gleichen fand.

Es war ein ſchöner Abſchluß eines langen ehrenreichen Lebens! Chriſtian Rauch ſollte nicht wiederkehren in die Stadt, die er mit unſterblichen Werken geſchmückt, in ſeine Werkſtatt, die er „ſeine Heimath“ nannte, und wo die koloſſale Moſesgruppe, die letzte Schöpfung ſeines Genius, ihrer erfüllenden Auferſtehung in Marmor wartete. Das Auf und Ab von Hoffnung und Furcht in dem Verlaufe ſeiner Krankheit, das mehrere Wochen lang ſeine zahlreichen Verehrer und Freunde in ängſtlicher Spannung gehalten hatte, und das erſt in den letzten Tagen der traurigen Gewißheit von der Unmöglichkeit der Erhaltung ſeines koſtbaren Lebens wich, wurde beendet durch die Nachricht des geſtrigen Tages, welche verkündete daß der große Meiſter „nicht mehr zu den Sterblichen gehöre“.

In dem kleinen Ländchen Waldeck, das Deutſchland drei der größten Künſtler dieſes Jahrhunderts, Rauch, Drake und Kaulbach, gegeben, wurde am 2. Januar des Jahres 1777 Chriſtian Daniel Rauch, der Sohn armer Eltern, geboren. Wir wiſſen wenig Anderes von ſeiner Jugend, als daß ſie hart und traurig war; — der erſte Lebensweg des Genius iſt ſelten ein geebneter. Das frühzeitig hervortretende plaſtiſche Talent des Knaben führte

ihn nach Kassel, wo er bei einem sehr mittelmäßigen Bildhauer, Namens Ruhl, den ersten Unterricht empfing. Aus diesem Anfange einer künstlerischen Laufbahn ward er jedoch durch den Tod seines älteren Bruders herausgerissen, der in dem königlichen Hofhalte zu Berlin irgend eine untergeordnete Dienerstellung bekleidet hatte. Um seine Hinterlassenschaft zu erheben, ging Christian Rauch nach Berlin, wo der arme zwanzigjährige Jüngling, den eine ungewöhnliche Schönheit auszeichnete, es als ein Glück anzusehen hatte, daß ihm die Dienerstellung seines Bruders übertragen und er dadurch der drückenden Sorge für seinen Lebensunterhalt enthoben wurde. Der verstorbene Großherzoglich Oldenburgische Oberkammerherr Baron Alexander von Rennenkampff, seiner Zeit als geistreicher Schriftsteller bekannt und mit Rauch von Rom her persönlich befreundet, pflegte mir gern zu erzählen, daß er den größten und gefeiertsten Künstler Deutschlands im Lakaienrocke aufwartend gesehen habe. Aber unter dem betreßten Dienerrocke schlug sein Herz fort und fort für die Kunst, deren Zierde er zu werden bestimmt war, und verzehrte sich in Sehnsucht nach der Erfüllung seines Lebensberufes. Ein glücklicher Zufall sollte ihm dazu verhelfen. Ich erzähle ihn nach der Mittheilung jenes zuvor genannten Freundes des dahingeschiedenen Meisters.

Der Bildhauer Schadow, der Begründer der Berliner Bildhauerschule, hatte den Auftrag erhalten, die Büste der Königin Louise, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., auszuführen. Der junge Rauch, den sein Dienst häufig in die Nähe dieser durch Liebenswürdigkeit und Schönheit ausgezeichnetsten Fürstin ihrer Zeit brachte, versuchte insgeheim, zu der gleichen Zeit, die Züge derselben aus dem Gedächtniß in einer Büste zu fixiren, die er auf eigene Hand in Thon zu modelliren unternahm. Sein Ver-

ſuch gelang in ſo überraſchender Weiſe, daß die Königin, aufmerkſam gemacht auf das Werk des jungen Mannes, deſſen Arbeit ihr durch irgend eine demſelben günſtige Vermittelung vor Augen gebracht worden war, ihn der Kunſt zurückzugeben beſchloß. So geſchah es, daß der junge Rauch die Gelegenheit erhielt, zunächſt einige Zeit unter Schadow's Anleitung zu arbeiten, wo er bald die bedeutendſten Fortſchritte machte. Die Unterſtützung ſeiner Königlichen Beſchützerin machte es ihm möglich, bald darauf nach Dresden zu gehen, wo ihm das Studium der Mengs'ſchen Gypsabgüſſe, deren Sammlung damals eine der berühmteſten und umfaſſendſten in Europa war, eine neue Welt erſchloß. Ich habe oben erzählt, wie er wenige Wochen vor dem Ende ſeines Lebens noch mit tiefer Rührung in dieſer Sammlung verweilte, die dem Achtzigjährigen ſo reiche Erinnerungen ſeiner Jugend wach rief.

Im Jahre 1804 ward es ihm endlich möglich, die erſehnte Wallfahrt nach Italien und Rom anzutreten. Als Begleiter eines ſchleſiſchen Grafen ging er durch das ſüdliche Frankreich über Genua nach Rom, wo er in Thorwaldſen einen ſeiner würdigen Meiſter fand, der ſehr bald die künftige Größe des jungen Preußen vorahnend erkannte, deſſen ſtracke ſtattliche Erſcheinung, verbunden mit einem gewiſſen zurückhaltenden Ernſte ſeines Weſens, allgemeines Aufſehen erregte. In Wilhelm von Humboldt, der damals als Preußiſcher Miniſter-Reſident in Rom lebte, fand er einen fördernden Gönner und Beſchützer, in deſſen Auftrage er ſeine erſte Statue, die Portraitſtatue von Humboldt's eilfjähriger Tochter, in Marmor ausführte. Mehrere Koloſſal- und lebensgroße Portraitbüſten, unter ihnen die des Königs und der Königin von Preußen und die Büſte des gefeierten Malers Rafael Mengs, welche letztere er für den König von Bayern

arbeitete, vornehmlich aber seine beiden Reliefs Hippolyt und Phädra, und Mars und Venus von Diomed verwundet, lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn und veranlaßten den König von Preußen, ihn im Jahre 1811 von Rom nach Berlin zurückzurufen, um mit mehreren anderen Künstlern Entwürfe zu einem Denkmale für die verstorbene Königin einzureichen. Hatte ihn schon der trauervolle Sturz seines großen Vaterlandes, trotz der Ferne und Weltabgeschiedenheit seines römischen Lebens, schwer erschüttert, so hatte er doch noch um Vieles tiefer das von allen Preußen beweinte Dahinscheiden einer Fürstin empfunden, der er die glückliche Wendung seines ganzen Lebensgeschickes verdankte. Begeistert von seinem Schmerze und seiner Verehrung, entwarf er sein Denkmal derselben und hatte die Freude, seinen Entwurf angenommen und sich mit der sofortigen Ausführung desselben beauftragt zu sehen. Dies Denkmal, das er, nach Italien zurückgekehrt, in Carrara und später zu Rom im Jahre 1813, dem Jahre der glorreichen Erhebung Preußens, beendete und im Jahre 1814 selbst an seinem Standorte in dem Mausoleum zu Charlottenburg aufstellte, begründete seinen Künstlerruhm in Italien. Schon damals erkannte man in der dortigen Kunstwelt den originalen Charakter des jungen deutschen Bildhauers, dessen Styl, obschon er sich in seinen Basreliefs an den Styl Thorwaldsen's anschloß, doch bereits ein ganz eigenthümliches Gepräge und einen Charakter zeigte, der ihn unabhängig neben den großen Meistern Canova und Thorwaldsen erscheinen ließ. Seine Vorliebe für das Massenhafte und Grandiose in dem Faltenwurfe seiner Gewandbehandlung verrieth bereits jenen Charakter des Männlichen, Kühnen und Imposanten, der später seine Schöpfungen auszeichnete. Wenn man jedoch etwas an jenem großen Erstlingswerke auszusetzen fand, so war es, daß

in demſelben der Marmor mehr den Schlummer eines blühenden Lebens als die feierliche Majeſtät des Todes zeigte, und dadurch in Conception und Ausführung hinter dem Ernſte der Aufgabe zurückblieb.

Ein glückliches Geſchick hatte den Künſtler während der herben Unglückszeit des Vaterlandes von demſelben fern gehalten. Bei ſeiner Rückkehr in daſſelbe fand er die Preußiſche Hauptſtadt und das Preußiſche Volk erfüllt von dem Siegesjubel eines ruhmreich beſtandenen Kampfes. Getragen von den hochgehenden Wellen jener Begeiſterung, ſchuf er im Auftrage des Königs die koloſſalen marmornen Monumentſtatuen der beiden Helden des Befreiungskrieges, Bülow und Scharnhorſt, welche ſeit dem Jahre 1822 die Berliner Hauptwache zieren. Ihnen folgten in den Jahren 1826 und 27 die beiden ehernen Monumentalſtatuen des populärſten preußiſchen Kriegshelden der neuern Zeit, die Standbilder des „Marſchall Vorwärts“ zu Berlin und Breslau. Es war, wie Goethe ſich ausdrückt, die ſchönſte Belohnung des ernſt und unausgeſetzt ſtrebenden Künſtlers, daß zu der Zeit, wo ſeine Landsleute ſich im Kriege durch große Thaten verherrlicht hatten, ihm das nicht minder herrliche Loos beſchieden ward, durch meiſterhafte Bildwerke den Dank zu beurkunden, welchen die Nation für ſo große Verdienſte ſchuldig zu ſein mit fröhlichem Enthuſiasmus ausſprach. Goethe ſelbſt, deſſen Bekanntſchaft Rauch nach ſeiner Rückkehr von Italien gemacht, und deſſen Büſte er im Jahre 1820 zu Weimar im Hauſe des Dichters modellirt hatte, beſprach in einem eigenen Aufſatze die meiſterhaften Basreliefs am Piedeſtal des koloſſalen Blücherſtandbildes zu Berlin, in welchem nicht mehr, wie bei dem Reliefſchmuck der Denkmäler Bülow's und Scharnhorſt's, ideale allegoriſche Geſtalten dem neuern Leben angeeignet erſchienen,

ſondern der Uebergang zum Real-Modernen auf das Glücklichſte gemacht worden war (Goethe's Werke, Bd. 44, S. 50—53). Es war damit eine Fortſetzung der von Schadow in Berlin begründeten Schule der hiſtoriſch-monumentalen Plaſtik gegeben, die durch Rauch ſpäter zur höchſten Großartigkeit erhoben werden ſollte.

Neben den zuletzt genannten Arbeiten hatte der unermüdliche Meiſter im Laufe von kaum zehn Jahren (1815—1824) bereits über ſiebzig Büſten, unter welchen ſich gegen zwanzig Koloſſalbüſten befanden, mit eigener Hand in Marmor ausgeführt, desgleichen das Modell zu einer der Statuen, welche das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin zieren. Bald darauf ſchuf er (1829) für München die ſitzende, in Erzguß ausgeführte Monumentalſtatue des Königs Maximilian I. von Bayern und modellirte die ſo populär gewordene Statuette Goethe's, die er nach dem Leben ausführte.

Immer höher ſtieg ſein Ruhm mit der Zahl ſeiner Werke, die faſt alle der monumental-hiſtoriſchen Gattung angehörten. Wir erwähnen hier nur in flüchtiger Ueberſicht: die Monumentalgruppe des Stifters des Halliſchen Waiſenhauſes, Auguſt Hermann Franke, welche im Jahre 1828 vor dem Königlichen Pädagogium zu Halle in Erzguß aufgeſtellt wurde; das Dürer-Monument zu Nürnberg, das er im Auftrage König Ludwig's von Bayern, die Erzſtatuen der alten Polenkönige Mieczyslav und Boleslav, welche er im Auftrage des Grafen Raczynski für den Dom zu Poſen ſchuf; das Grabdenkmal der Königin von Hannover für das Mauſoleum zu Herrenhauſen und die Sarkophagſtatue König Friedrich Wilhelms III., mit welcher er das Seitenſtück zu dem Grabmonumente der Königin Louiſe lieferte, ſowie das erzene Standbild des Großherzogs Paul von

dieser Zeit Einzelne als Ausnahmen geschaffen und gewirkt; die Anregung und den Einfluss uns zum Bewusstsein zu bringen, den die Werke jenes grossen bewunderten Genius auf die Hervorbringungen in den verschiedensten Kreisen der römischen Literatur ausgeübt haben.

Cajus Plinius Secundus

nach Varro der gelehrteste und belesenste Römer, geboren zu Novum comum i. J. 23 n. Chr., den Wissenschaften im kräftigsten Mannesalter durch zu frühen Tod beim Ausbruche des Vesuv i. J. 79 entrissen. Die sieben und dreissig Bücher seiner Historia naturalis, ein unvergängliches Denkmal eines edlen, ganz in die Wissenschaften versenkten und in ihnen Ruhe und Selbstvergessenheit suchenden Geistes, waren die Frucht eines Fleisses und einer Belesenheit, die an das Wunderbare gränzen [1]). Wenn wir bei ihm nur flüchtig verweilen, so geschieht dies einmal aus dem Grunde, weil grade er es ist, von dem wir das sprechendste Zeugniss über sein Studium Aristotelischer Schriften wir besitzen; dann aber auch, weil der detaillirtere Verfolg und die Nachweisung der Benutzung aristotelischer Forschungen für alle Einzelnheiten hier eben so wenig erforderlich sind, als uns die dazu nöthigen tieferen Vorstudien zu Gebote stehn. Was die Persönlichkeit des Stagiriten anbetrifft, so war sie dem Römer sehr genau bekannt. Mehrere Nach-

1) Plinii Epp. III, ep. 8.

Mecklenburg zu Schwerin. Daneben ſchuf er in den ſechs koloſſalen Victorien, die er für die Walhalla arbeitete, und in einer Najade für den Kaiſer von Rußland ſeine vollendetſten Werke im Gebiete der antik-idealen Sculptur. Faſt alle dieſe Arbeiten fallen, neben vielen koloſſalen und lebensgroßen Portraitbüſten, in den kurzen Zeitraum von zehn bis zwölf Jahren (1828—1840). Denn von da ab nahm das Denkmal Friedrich's des Großen, zu welchem Friedrich Wilhelm's III. brechende Augen 1840 noch den Grundſtein legen ſahen, die ganze Kraft und Thätigkeit des Meiſters in Anſpruch, deſſen Namen es in die fernſte Nachwelt tragen wird.

Es iſt hier nicht der Ort, dies Werk ausführlich zu ſchildern; auch bedarf es deſſen nicht. Als hiſtoriſches Monumentalwerk ſteht es ohne Gleichen da in der ganzen neueren Sculptur Europa's, ſo einzig, wie der große Herrſcher, dem es gewidmet iſt, daſteht unter den Fürſten der neueren Zeit. Es muß ein wunderbares Gefühl geweſen ſein für den Meiſter, dem es beſchieden war am Ende ſeiner ruhmvollen Laufbahn das größte Werk ſeines langen Lebens zu ſchaffen, wenn er in ſtiller Betrachtung dieſer ſeiner Schöpfung ſich ſagen mußte, daß ihm hier ein Werk zu vollenden gelungen ſei, welches ihn um Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtauſende überleben und für ihn zeugen, und von ihm ausgehend fortwirken werde, wenn die Geſchlechter, zu denen er gehörte, kein Name mehr nennt, wenn die Zeit, in welcher er lebte, faſt zum Mythus geworden ſein wird. Das Gefühl ſolcher ſichtbaren Unſterblichkeit, ſolcher erfaßbaren und immer auf's Neue Begeiſterung zeugenden Fortdauer war wohl der ſchönſte Lohn neben allen den lohnenden Ehren, welche die Vollendung dieſes Werkes auf das ſilbergelockte Haupt des ehrwürdigen Greiſes häufte.

Unermüdlich fortarbeitend in seiner Werkstatt, sah er noch die Monumentalstatuen Gneisenau's und York's neben seinem Blücherdenkmale aufrichten, schuf er endlich noch die von uns an einem andern Orte geschilderte Mosesgruppe, — in dieser Gattung plastischer Darstellung wohl sein vollendetstes Werk.

Umgeben von zahlreichen hochbegabten Schülern, selbst bereits berühmten Meistern ihrer Kunst, hochgeehrt von seinem Herrscherhause, bewundert von der Mitwelt, ein Gegenstand der Liebe und Verehrung für Alle die ihm näher standen, auf der äußersten Höhe menschlichen Lebensalters und doch in ungeschwächter Kraft des schöpferischen Wirkens das Höchste des Ruhmes erlebend, ohne sich zu überleben, im Gefühl gesicherter künstlerischer Unsterblichkeit neben den ersten Meistern aller Zeiten — so ist er von uns gegangen, ein Glücklicher bis an sein Ende, ein Heros, dessen Tod nur der Beginn unsterblichen Lebens ist für alle Zeiten.

Ernſt Rietſchel.

(1864.)

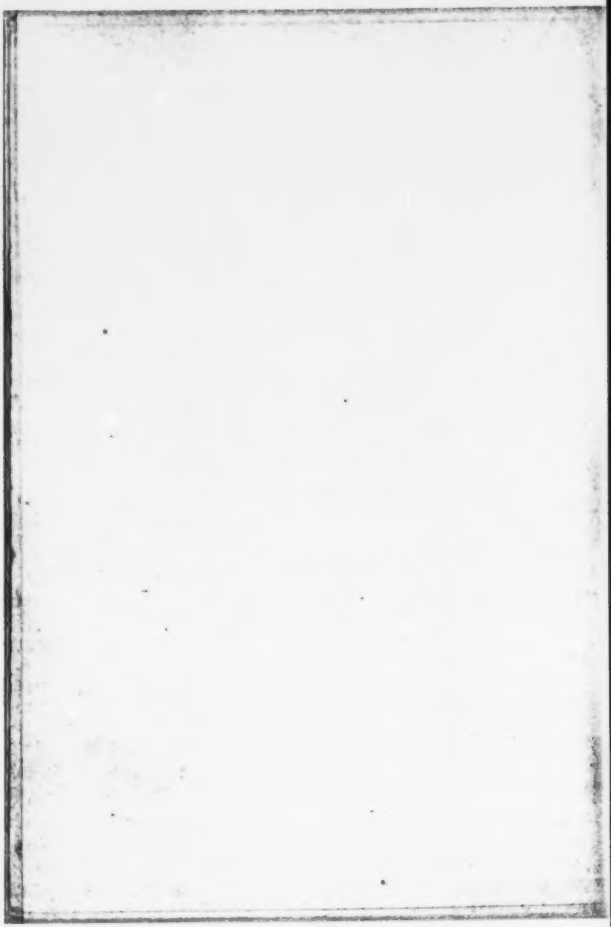

Ernſt Rietſchel.

(1864.)

Vor mir liegen die autobiographiſchen Aufzeichnungen, welche der vor kaum drei Jahren (21. Februar 1861) dahingegangene, von ganz Deutſchland geliebte und verehrte Künſtler, deſſen Name an der Spitze dieſer Zeilen ſteht, ſeiner Familie hinterlaſſen hat. Sie umfaſſen die Jahre ſeiner Jugend und bilden einen Theil des trefflichen Gedenkbuches, welches ſein Schwager Andreas Oppermann vor Kurzem über Leben und Werke des allzu früh Dahingeſchiedenen veröffentlicht hat*).

Dieſe Aufzeichnungen, von dem Künſtler ſelbſt für ſeine Familie niedergeſchrieben und urſprünglich nicht für den Druck beſtimmt, gehören nach Form und Inhalt zu dem Werthvollſten, was wir an autobiographiſchen Erinnerungen bildender Künſtler in unſerer Litteratur beſitzen. Sie zeigen den großen Künſtler auch als Meiſter der Darſtellung auf einem Gebiete, dem ſein Leben und Streben fremd war; denn ſie geben uns von der wahren und echten Natur des Menſchen ein Bild, das ſprechender, treuer und plaſtiſch deutlicher ſelbſt die Kunſt des größten Meiſters biographiſcher Darſtellung nicht zu liefern vermögend

*) Ernſt Rietſchel. Von Andreas Oppermann. (Leipzig, bei F. A. Brockhaus, 1869.)

gewesen wäre. In der That, diese eigenen Lebenserinnerungen Rietschel's sind ein Schatz, den sich jede deutsche Familie aneignen, den jeder deutsche Hausvater, jede deutsche Hausmutter ihren Kindern in gemeinsamer Lectüre zuführen sollte, um ihnen an dem Bilde eines der edelsten und liebenswürdigsten Menschen und eines der größten Künstler aller Zeiten zu zeigen, wie treuer Fleiß und reines Bestreben im Bunde mit deutscher Beharrlichkeit zuletzt siegreich alles schwerste Hinderniß der Lebensbahn zu überwinden vermögen.

Denn Ernst Rietschel war — gleich der Mehrzahl der großen Genien Deutschlands und gleich seinem Meister und Freunde Rauch — ein Kind des Volkes, ein Kind der Armuth. Auch von ihm gilt, was schon vor fast zweitausend Jahren ein römischer Dichter sang:

Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat
Res angusta domi!

oder wie es zu Deutsch lautet:

Schwer nur ringt sich empor das Talent, dem schon an der Wiege
Armuth sperrte den Weg!

Und die Armuth saß an der Wiege des Kindes, das dem wackern Handschuhmacher Friedrich Ehregott Rietschel und seinem Weibe, einer Schulmeisterstochter, Karoline Salome Röllig, am 15. Dezember des Jahres 1804 als drittes Kind in dem kleinen Städtchen Pulsnitz in jener Provinz geboren ward, die Deutschland bereits einen Lessing und Fichte gegeben hatte, und die ihm in Ernst Rietschel einen seiner größten Künstler schenken sollte. Aber der Pfad des letzteren zu seinem Ziele war nicht weniger dornenvoll und rauh, als derjenige, welchen seine beiden großen Landsleute auf ihrem Wege zu Ruhm und Unsterblichkeit zu durch-

wandern gehabt hatten. Eine armſelige Schule gab ihm wie allen Kindern des kleinen Ortes kaum einen nothdürftigen Elementar-Unterricht, der über Leſen, Schreiben, Rechnen und ein wenig vaterländiſche Geographie nicht hinausging. Die Theilnahme an dem Privat-Unterrichte im Lateiniſchen und Klavierſpiele, welchen der Diakonus von Pulsnitz ſeinem eigenen Sohne gab, und zu dem derſelbe, um den letzteren aufzumuntern, den barfüßigen Spielkameraden des Sohnes herbeizog, mußte der arme Knabe durch Arbeit im Garten und Hauſe des Pfarrherrn verdienen. Doch gewährte ihm dieſer Verkehr in den beiden Predigerhäuſern den Vortheil, daß manches Bildungselement, das ihm ſonſt fremd geblieben wäre, an ihn herankam. Er durfte an den Winterabendſtunden Theil nehmen, in welchen der Paſtor Bachmann ſeinen Kindern Campe's „Robinſon" vorlas. „Da war mein Glücksgefühl" — ſo erzählt er — „unausſprechlich, und die Sehnſucht nach ſolchen Unterhaltungen trieb zu allerhand Verſuchen, Bücher zum Leſen und Kupferſtiche zum Kopiren zu borgen." Was das Letztere betrifft, ſo hatte ſich ſein Intereſſe an Bildern, verbunden mit Neigung und Talent zum Zeichnen, ſchon früh bemerklich gemacht. Es heißt darüber u. A. in ſeinen „Erinnerungen": „In meinem ſechsten Jahre malte ich eine liegende Kuh — welche viel Beifall hervorrief. Es blieb nun bei mir das Intereſſe für Zeichnen und Bilder anhaltend rege; freilich fielen mir letztere ſehr ſparſam zu, denn nur ſelten konnte ich vom Vater den Ankauf eines Bilderbogens für ſechs Pfennige erlangen!" Jedes neuerworbene Bild, das er geſchenkt erhielt oder fand, wurde eifrig von ihm kopirt und die Schiefertafeln ſeiner Schulkameraden zu deren großem Ergötzen oft genug voll Soldatenzüge und Schlachten gezeichnet. Sein erſtes Honorar erhielt er im Jahre 1813 von einem Koſaken-Unter-

offizier, den er nebst einem bei den Eltern im Quartier liegenden Baschkiren „abmalte“ und der ihm dafür eine kleine Silbermünze schenkte. Ein armer Maler, Namens Köhler, der als Zeichenlehrer in dem Städtchen lebte und vielen Kindern im Zeichnen von Blumen, Landschaften und Thieren einen, freilich höchst unzulänglichen, Unterricht ertheilte — so unzulänglich, daß er, wie Nietschel sich ausdrückt, „selbst den allerdürftigsten Ansprüchen, die jetzt gemacht werden, weit nachstand“, — ward auf das keimende Talent des Knaben aufmerksam; aber die Eltern desselben waren zu dürftig, um auch nur das bescheidene Honorar zahlen zu können, welches dieser Vertreter der Kunst zu Pulsnitz von seinen Schülern zu erhalten pflegte. Wohlwollend und gutmüthigen Charakters, wie er war, nahm der Lehrer den kleinen Ernst unentgeltlich als Schüler auf, der bald so große Fortschritte machte, daß er von dem Meister Köhler den Namen seines „Altgesellen“ erhielt und in Kurzem von ihm sogar als Gehülfe zu seinem Broderwerbe benutzt werden konnte. Köhler malte nämlich für einen Leipziger Kaufmann Tischdecken in Oel auf schwarze Wachsleinwand, die mit einer Landschaft verziert und anderthalb bis zwei Ellen lang und entsprechend hoch, dem Meister das Stück mit acht bis zehn guten Groschen honorirt wurden. Ernst Nietschel half ihm dabei die Staffage malen, Thiere und Menschen, die als dunkelbraune Schattenrisse untermalt und worauf dann die Lokalfarben als Lichter aufgesetzt wurden. Auch die Scheiben zu Preisschießen half er seinem Lehrer malen, und noch heute befinden sich einige dieser Erstlingswerke Nietschel's auf dem Schießhause seiner Vaterstadt. Bald wurde unser Ernst das Factotum seiner Vaterstadt in allen Dingen, bei denen Farbe und Pinsel nöthig waren. Meister Köhler wurde alt und wies die Leute mit ihren Kunstverlangnissen an seinen Zögling. „Da gab es“, so erzählt

derſelbe, „unaufhörlich Modeltücher und Wäſche zum Sticken vorzuzeichnen, kleine Transparente mit Tempel und Opferflamme zu Geburtstagsgeſchenken, Kirchennummern mit Oelfarben zu ſchreiben. Desgleichen malte ich ein Hutmacherſchild, einige Grabkreuze, und bei einem Tiſchler mußte ich einſt zwei Bettſtellen für ein junges Ehepaar mit Blumenguirlanden in Oelfarben verzieren. Alle Stammbücher, die im Orte circulirten — und ſie waren damals ſehr in der Mode — gingen durch meine Hände und wurden von mir mit Blumen, Landſchaften und Symbolen geſchmückt.“ Zum Neujahr lieferte er die beliebten gemalten Neujahrswünſche, die er, mit Blumenkränzen, Landſchaften und Felspartieen verziert, auf Vorrath arbeitete, und deren Preis von ſechs Pfennigen ſich für die beſten bis zu vier Groſchen ſteigerte. Selbſt Zeichen-Unterricht gab er eine Zeit lang an vier Knaben und Mädchen, und der kleine Direktor dieſer Pulsnitzer Kunſtakademie wußte ſich bei ſeinen Schülern, trotz ſeines armſeligen Koſtüms, das in buntgeblümter Kattunjacke und Lederhoſen, ohne Stiefel und Mütze beſtand, in Reſpekt zu ſetzen. Die Erträgniſſe ſeiner Kunſtfertigkeit, welche ſich in den letzten Jahren vor ſeiner Konfirmation auf zehn bis zwölf Thaler geſteigert hatten, floſſen in die meiſt leere Kaſſe der Eltern, die nach den Kriegsjahren von 1813—1815 immer mehr verarmten und erſt durch eine kleine Anſtellung, einen Kirchner- und Küſterpoſten den der Vater erhielt, aus der drückendſten Noth und Sorge befreit wurden. Eine Geſammteinnahme von nicht mehr als höchſtens 150 Thalern jährlich bewirkte dieſen glücklichen Umſchwung in der Lage der Familie! Daß dabei keine großen Sprünge gemacht werden konnten, daß unſer Rietſchel in ſeiner Jugend hinreichende Gelegenheit hatte, ſich an Entbehrungen aller Art zu üben, leuchtet von ſelbſt ein.

Es ist ein Kleinleben rührendster Art, das uns die „Lebenserinnerungen“ des großen Meisters aus dieser seiner Jugendzeit entrollen, ein Lebens- und Familienbild so echt deutscher Art, so reich an ergreifenden Zügen der Hingebung und Geduld, der gottergebenen, ausharrenden Frömmigkeit, der stillen Bescheidenheit und Sanftmuth, daß jede Hand an der Aufgabe erlahmt, dies alles anders als mit den eigenen Worten des Erzählers wiederzugeben.

„In dieser Armuth welche Fülle!“ Dieser Ausruf Faust's drängt sich einem bei der Lectüre des Buches unwillkürlich über die Lippen. Diese Weihnachtsabende, wenn auch ohne Christbaum und Geschenke, so doch nicht ohne den von der fleißigen Mutter für den Festtag bereiteten Stollen, in dessen Erwartung der Knabe glücklich einschlief; dieser Farben-Muschelkasten, mit dem der Vater einst für wenige schwer erworbene Groschen den Sohn überraschte; diese Ausflüge in Wald und Feld, um trockenes Holz zu sammeln und Aehren zu lesen; die Wanderungen auf die nächsten Dörfer in Botengängen für den Herrn Pastor; die Schilderung des Fleißes der rastlos sorgenden Mutter, das Bild der Sitten und Bräuche der Bewohner des kleinen Städtchens, die Erzählung, wie der arme Vater gegen die Weihnachtszeit drei Jahre hinter einander regelmäßig ein altes buchhändlerisches Verzeichniß von Weihnachtsbüchern hervorsucht und mit seinem Knaben durchliest, um ihm bei jedem Buche, dessen Titel den Zusatz „mit sauber illuminirten Kupfern“ führt, zuzurufen: „Sieh', Ernst, wenn wir das kaufen könnten!“ und wie sie beide dann nach einer heitern halben Stunde diesen geistigen litterarischen Schmaus beenden mit dem glücklichen Gefühle, „daß wir hatten denken können, wie es sein möchte, wenn dies oder jenes Buch wirklich unser hätte werden können“, — dies alles, und

richten über sein Leben verdanken [1]) wir ihm allein; wobei hier zugleich der Ort sein mag, zur Steuer der Wahrheit das Bekenntniss abzulegen, dass wir uns gröblich geirrt haben, als wir, durch flüchtige Ansicht der Worte verleitet, im dreissigsten Buche des Plinius zu lesen glaubten, dass der alte, besonnene, von so tiefer Ehrfurcht vor seinem Aristoteles durchdrungene Plinius das Mährchen von der Vergiftung Alexanders durch Hülfe seines ehemaligen Lehrers für wahr gehalten habe [2]). Mit noch grösserer Beschämung aber erkennen wir das Unrecht, was wir dem gelehrten und wahrheitsliebenden Manne in anderer Beziehung früher angethan haben. Durch den gründlichen und gerade in diesen Kreisen ganz heimischen *Schneider* verleitet [3]), sprachen wir ihm früher die unmittelbare Benutzung der Aristotelischen Schriften rund ab, und erklärten das aus diesen Angeführte für entlehnt aus den Schriften des **Fabianus Papirius** und **Trojus Pompejus** [4]). Mit innigem Vergnügen erinnere ich

1) z. B. VII, 29; XXIX, cp. 1, XXXV, 12; XXXV, 9. Aristotelia I, S. 92. S. 171 a. a. O.

2) Plin. XXX, cp. 16. Aristotelia I, S. 139.

3) **Schneid.** ad Arist. Hist. d. Anim. Vol. I, p. XVIII. Itaque ubi Aristoteles appellatur a scriptoribus, meminisse debemus, notitias saepe ex rivalis satis lutulentis, quam ex ipso fonte haustas tradi. Quod vel in Plinii historia naturali locum habet; qui raro aut numquam Aristotelis libros inspexisse et interpretatus esse, sed quaecunque Aristotelem antestatus refert, ex **Fabiani Papirii** vel **Pompeji Trogi** — — libris de animalibus, ex Aristotelicis conversis, transtulisse videtur.

4) **Aristotelia** Th. II, S. 98 ff.

wie vieles Aehnliche! läßt ſich durchaus nicht berichtend wiedergeben; man muß es in Rietſchel's eigenen Worten nachleſen.“

Bei aller Noth der Armuth, die uns vielfach in dieſen Erinnerungen umgiebt, fühlen wir uns bei der Lectüre doch in keiner gedrückten Stimmung. Denn das fröhliche Glücksgefühl des Kindes, das ſich heimiſch fühlt in ſeiner Umgebung und auf den freien Tummelplätzen ſeiner Spiele, leuchtet durch alle Trübniß wie Sonnenſtrahl durch Nebelgewölk ſiegreich hindurch. Wie ſchön ſagt er ſelbſt darüber: „Ich beklage kein Kind, wenn es arm und in Entbehrung aufgewachſen iſt; freilich nur nicht ſo, daß unter dem Drucke der Noth, oder der Härte, oder der mitleidigen Herablaſſung der Menſchen der Keim zu beſſern Empfindungen zerdrückt und ein Gefühl eigener Geringſchätzung erzeugt wird. Ich war ſehr arm, und was Kinder wohlhabender Eltern Freude und Genuß nennen, kannte ich nicht; doch bis zum Hungerleiden, bis zu einer Stellung, wo dem Kinde jeder behaglich Genießende eine unangenehme Mahnung wird, war es nie gekommen.“ — So blieb er fern von allen Anſprüchen und doch empfänglich für jede Kleinigkeit. Und welcher Stoff zur Freude, und welches Entzücken, wenn nach den Schulſtunden der Spielplatz — ein großer Plan mit alten Linden beſetzt — ihn und ſeine Kameraden aufnahm — „wenn dann oft der Wirth des nahe dabei liegenden Gaſthauſes, nach allzu großem Lärm, mit einer Hetzkarbatſche, die er, langſam und ſcheinbar unbefangen ſich nähernd, auf dem Rücken hielt, Jagd auf uns Kinder machte; oder wenn auf ſchmalem Teichdamme Jagd und Räuber geſpielt wurde, wo mich wegen meiner Schnelligkeit — wir gingen Alle barfuß — Keiner fing; oder wenn der Bach uns einlud, durchzuwaten, und bis ins freie Feld ſich unſere Spiele erſtreckten! Das iſt etwas Anderes, als ein durch Häuſer beengter Spielplatz

in großen Städten!“ Wie fühlt man dem großen Meister diese Seligkeit der freien ländlichen Jugenderinnerung nach, wenn man selbst das Glück hatte, seine eigene Kindheit und Jugend fern von den engen Zwangsställen großer Städte in der Freiheit ländlicher Naturumgebung zu verleben!

Die Konfirmation beendete dieses freie Jugendglück. Es galt, einen Lebensberuf zu ergreifen. Man dachte an Schulmeisterei, an eine Schreiberstelle, zuletzt an Handelschaft, an Alles, nur nicht an das, was dem Knaben vor Allem am Herzen lag, an die Kunst; denn wo sollten zu einer solchen Laufbahn die Mittel herkommen? Endlich brachte man ihn zu einem Krämer seiner Vaterstadt in die Lehre. Der aber fand bald, „daß der Junge keinen Kaufmannsgeist habe“, und seine wiederholten Zurufe: „Du bist ein Strohkopf, aus Dir wird im Leben nichts!“ waren nicht eben geeignet, dem armen Lehrlinge Muth zu machen. Nach acht Wochen führte ihn Krankheit ins Elternhaus zurück, wo er erklärte: jedes Handwerk sei ihm recht, wenn er doch nicht Künstler werden könne, nur Krämer möge er nicht werden. Den Vater jammerte des Sohnes Lage, dessen Sehnsucht, auf der Dresdener Akademie sich zum Maler auszubilden, er kannte. Wie gern hätte er ihm diesen Wunsch gewährt, wäre es nicht unmöglich gewesen, die Mittel seines Unterhaltes aufzubringen! Dennoch verlor er den Muth nicht ganz. Es gelang ihm, durch einen Hof-Baudirektor aus Dresden, der in Pulsnitz Verwandte besuchte und dem er die Zeichnungen und Malereien seines Sohnes vorlegte, den damaligen Inspektor der Dresdener Akademie, Professor Seifert, soweit zu interessiren, daß derselbe den jungen Rietschel aufforderte, sich ihm in Dresden vorzustellen.

Diese Aufforderung war „ein ungeheures Ereigniß“ in dem Leben des noch nicht sechszehnjährigen Knaben. Ein Unmögliches

schien ihm plötzlich als wirklich nahe gerückt, und er fühlte sich wie betäubt, als er mit Schauern der Ehrfurcht — er, der bisher nie ein Kunstwerk gesehen und von dem Dasein einer „Akademie“ erst durch einen reisenden Handlungs-Commis gehört hatte — zum ersten Male vor einen „Professor“ der Kunst trat, in welchem er den verkörperten Inbegriff alles höchsten Erreichbaren anstaunend verehrte. Er war sprachlos vor Erregung, und der Vater, mit dem er hingewandert war, mußte die an ihn gerichteten Fragen des Professors für ihn beantworten. Das Resultat war ein günstiges. Der Professor lobte die mitgebrachten Arbeiten, und sein Spruch, der über das Lebensschicksal unseres Freundes entscheiden und Deutschland einen seiner größten Künstler geben sollte, lautete für Aufnahme in die Akademie zu Michaelis des Jahres 1820.

Sechszehn Jahre alt, durch Unterstützung einiger Freunde und durch eigene Ersparnisse mit der allernothwendigsten Ausrüstung versehen und mit einem baaren Geldvorrathe von sechs Thalern in der Tasche, zog der neue Kunstjünger in das schöne Elb-Florenz ein. Eine Wohnung fand sein Vater für ihn bei einer armen Waschfrau, mit der und ihren beiden Kindern er die einzige Wohnstube theilte, in welcher ihm ein Tisch und ein Fenster für seine Arbeiten überwiesen ward. Als Schlafraum ward ihm ein kleiner Bodenverschlag des einstöckigen Häuschens zu Theil, der im Sommer heiß zum Ersticken, im Winter dafür desto kälter war und ihn oft dem Erfrieren nahe brachte, indem bei Schneegestöber der Wind den feinen Schnee ihm durch die Ziegel auf's Bett wehte, auf welchem oft sein Athmen eine Eiskruste bildete! Dafür kosteten aber Wohnung und Frühstück auch nur 1 Thlr. 10 Groschen monatlich. Kartoffeln, Brod und Butter, welche die Eltern zuschickten, mußten die anderen Mahl-

zeiten liefern; denn ein Mittagbrod im Speisehause war unerschwinglicher Luxus bei einem „Wechsel", der meist nur aus Geldsendungen von vier bis acht Groschen, höchstens Einem Gulden bestand, vermehrt zuweilen durch eine treue Schwester, die von ihrem sauer erworbenen Lohne — sie diente als Magd — immer noch einen Sparpfennig für den Bruder Künstler zu erübrigen wußte. Zwar die Jugend, sagt man oft, erträgt all dergleichen leicht. Aber doch ist es herzbeklemmend, zu denken, daß in dieser Zeit der Noth und Entbehrung solche Wohnung und solche unzureichende Ernährung eines Jünglings in den entscheidenden Entwicklungsjahren den Grund gelegt haben mögen zu jenem Siechthum, das der Welt den herrlichen Meister so früh entreißen sollte!

Mit eisernem Fleiße arbeitete der junge Kunstschüler an der Seite eines neu gewonnenen Freundes, des später berühmten Kupferstechers Julius Thäter, der „wo möglich noch ärmer" als er selbst, sich gleichfalls unter den Schülern befand, an seiner ersten Zeichnung zur Akademie-Ausstellung. Sie erhielt einen Preis von 25 Thalern, in deren Besitze er sich ein Crösus dünkte. Ein Extrazuschuß von einem Dukaten, den ihm ein sächsischer Edelmann für die Zeichnung gab, erhöhte sein Glücksgefühl bis zu der Kühnheit, sich auch einmal ein Mittagessen in einem Speisehause zu Gute zu thun, ein Genuß, den er bisher immer nur als das Eigenthum „reicher und bevorzugter Menschen" betrachtet hatte. Rührend ist es zu lesen, wie er, nach langem Zaudern, heimlich und zeitiger, als sonst die Tischgäste sich einzufinden pflegten, in das nahe an der Akademie gelegene Speisehaus „zum goldenen Fasse" schleicht, sich irgend eine Speise ohne Wahl von dem Zettel geben läßt, sie so rasch hinunterißt, „daß er sich die Zunge verbrennt", und, froh,

ungeſehen wieder hinanſeilen zu können, ſich davonmacht, als habe er etwas Verbotenes begangen! Ach, es iſt nur allzu wahr, was er hinzuſetzt, daß das Kind armer Leute direkt und indirekt gewöhnt wird, jeden, der ein gutes Kleid trägt, gut ißt und trinkt, mit Einem Worte, wohlhabend und bevorzugt iſt, als einen Vornehmeren zu betrachten, zu dem der Arme allemal in einem untergeordneten und abhängigen Verhältniſſe ſteht, indem ihm durch jenen irgend etwas in ſeiner Exiſtenz gebeſſert oder gefährdet werden kann, je nachdem derſelbe ihm wohl oder übel geſinnt iſt!

Ein Jahr lang hielt er aus in jener erſten Wohnung, dann bezog er eine eigene, für einen halben Thaler Miethe monatlich, ein Dachſtübchen auf dem Boden eines Hinterhauſes, freilich — ohne Ofen im Winter. Aber dafür war die neue Wohnung ganz ſein eigen, und der Winter von 1821 war wunderbar mild und kam ihm trefflich zu Statten. Seine Arbeiten im Gypsſaale gehörten wieder zu den beſten. Er erhielt auf's Neue den Geldpreis, ja, der Profeſſor Matthäi, einer der ausgezeichnetſten Lehrer der Akademie, dem Rietſchel viel zu verdanken bekennt, kaufte ihm ſeine Zeichnungen ab als Vorlegeblätter für ſeine Privat-Akademie, was den jungen Kunſtſchüler nicht wenig ermuthigte. Auch einige Freitiſche fanden ſich bei wohlwollenden Gönnern, wodurch ſeine Ernährung verbeſſert wurde. Es war hohe Zeit, denn er litt bereits an einem ſchweren Huſten und an allen Folgen eines ſpäten und darum um ſo ſchnelleren körperlichen Wachſens bei völlig unzureichender Pflege des Körpers.

Auch dieſe erſten Dresdener Lehrjahre ſind in den autobiographiſchen Lebenserinnerungen voll reizender idylliſcher Bilder. Bald finden ſich zu ſeinem Freunde Thäter noch andere gleich-

gesinnte Genossen, an deren höherer Bildung und reicheren Schulkenntnissen er die Mängel seines Jugendunterrichtes zu ergänzen strebt, wie er denn sein ganzes Leben lang mit wahrhaft bewundernswürdigem Eifer und Fleiße Alles erfaßte, was die Lücken seines Wissens auszufüllen geeignet war. Der Minister Graf Einsiedel läßt ihn auffordern, sich zum Modelleur auszubilden, um als solcher später für sein Eisenwerk in Lauchhammer thätig zu werden, und verspricht ihm dafür sofortige Unterstützung an Geld und spätere Empfehlung an Dannecker oder Rauch. Rietschel, dem alle Mittel fehlten, sich nach absolvirter Schulzeit als Maler weiter zu bringen, sah sich gezwungen, auf den Antrag einzugehen, wofür er von dem Herrn Grafen eine Geldunterstützung von monatlich — drei Thalern erhielt! Sein Lehrmeister in der Plastik, der sächsische Hofbildhauer und Professor Pettrich, erwies sich ihm bald als einen unwissenden Stümper, und er sah sich selbst im äußerlich Technischen ganz allein auf sich angewiesen. Unsäglich waren die Mühen und Beschwerden, unter denen er jetzt, autodidaktisch ohne allen und jeden Beirath, seine ersten Arbeiten begann, unter Anderem einen 8 Fuß hohen Neptun für einen Brunnen zu Nordhausen. Die drei Jahre, welche er bei Pettrich arbeitete, waren völlig verloren. „Ich hatte", schreibt er selbst, „dabei nichts gelernt, ja, gar Manches mir angewöhnt, was wieder abzulegen Zeit erforderte." Jeder Rath, jede Ermuthigung fehlten ihm, und der Hofbildhauer, sein Lehrmeister, erklärte ihm zum Ueberfluß: „aus ihm werde nie ein Bildhauer werden!" Er sah, daß in Dresden, wo er nun sechs Jahre fast so gut wie verloren hatte, seines Bleibens nicht sei. Seine nächsten Freunde hatten es ohnehin bereits sämmtlich verlassen. So entschloß er sich denn, ihrem Beispiele zu folgen und nach Berlin zu Rauch zu wandern; — zu wan-

dern im buchſtäblichen Sinne, denn zu der theuren Poſtfahrt reichten ſeine Mittel nicht aus. In Torgau aber zwang ihn das wilde Novemberwetter, ſich auf die ordinäre Poſt zu ſetzen. Ein mitleidiger Poſtillion hüllte den in ſeiner leichten Bekleidung halb Erfrorenen in eine Pferdedecke!

So kam er nach Berlin; ohne Mittel, ohne Empfehlungen, ohne Freunde und Bekannte betrat er die große Stadt, wo er die erſten bedeutenden Sculpturwerke neuerer Kunſt in den Statuen Blücher's, Bülow's und Scharnhorſt's erblickte, und trat mit klopfendem Herzen in die Werkſtätte ihres Meiſters, des von ihm verehrten, aber eben ſo gefürchteten Rauch, den er kaum einmal vorübergehend in Dresden geſehen hatte. Der Empfang war wenig ermuthigend, ja, Rauch deutete ihm geradezu an, daß er kaum glaube, ihn in ſeinem Atelier behalten zu können. Doch erlaubte er ihm, vor der Hand „ein paar Wochen zu bleiben"! Es zeigte ſich ſofort, daß der neue Kunſtjünger der Plaſtik in allem Techniſchen faſt ſo unwiſſend ſei, wie ein Hurone; er wußte nicht einmal, wie ein Relief modellirt werde. Dabei hatte er in Dresden eine nazareniſche, die Antike verachtende Richtung bekommen, was ihn bei Rauch natürlich noch weniger empfehlen konnte. Aber das Auge des Meiſters ſah doch tiefer und erkannte bald unter all der unverſchuldeten Vernachläſſigung des Jünglings, der ſein Schüler zu werden gekommen war, den reinen Goldgehalt der künſtleriſchen Begabung und des echten Genius. Während er den Schüler im Atelier mit ſtrenger Herbheit und ſelbſt Rauhheit behandelte, zog er ihn außerhalb desſelben mehr und mehr in ſeine perſönliche, fördernde Nähe. Er ließ ihn an verſchiedenen ſeiner Arbeiten helfend Theil nehmen, und ſchon im nächſten Jahre (1827) empfahl er ihn zur Ausführung des Denkmals, welches man in Dresden dem Könige

Friedrich August zu errichten gedachte, ja, er ließ ihn bald darauf, obschon er der jüngste der Schüler im Atelier war, auf seine Kosten zum Dürer-Jubiläum nach Nürnberg reisen, um bei dem Feste „seine Werkstatt dort zu vertreten". Auf der Rückreise ward ihm das Glück, in Weimar Goethe sehen und ihm von dem Verlaufe des Festes und von Rauch's Arbeiten berichten zu dürfen.

Auch seine äußeren Verhältnisse besserten sich. Er konnte sogar seinen durch eine kleine Hypothekschuld hart bedrängten Eltern durch Vermittlung eines reichen Freundes, der ihm auf sein ehrliches Gesicht die Summe zinslos darlieh, rechtzeitige Hülfe gewähren. Mehr und mehr arbeitete er sich in Leben und Kunst, in Wissen und Bildung aus seiner unverschuldeten Mangelhaftigkeit heraus. Die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit seines bescheidenen, treuen, tüchtigen Wesens, seine volle Hingebung an die Kunst, deren höchste Aufgabe er früh als eine sittliche im vollen Sinne des Wortes erkannt, sein rastloses, nie sich genügendes, aller Belehrung, selbst wenn sie in herber Form geschah, stets offenes Vorwärtsstreben, die kindliche Reinheit endlich seines für alles Schöne, Edle und Große glühend empfänglichen Gemüthes und seine Virtuosität in der Freundschaft gewinnen ihm bald die Herzen der Menschen und den fördernden Verkehr mit den Besten. Er gewinnt bei der Preisbewerbung um das dreijährige Stipendium zu einer italienischen Reise — (eine Bewerbung, an der er sich nur der Ehre halber betheiligt, denn als „Ausländer" konnte ihm das Stipendium selbst nicht ertheilt werden!) — den ersten Preis, und die Empfehlung Rauch's und des akademischen Senats verschafft ihm von seiner vaterländischen Regierung ein Reise-Stipendium auf drei Jahre. Das Jahr darauf, 1829, ging er mit seinem Meister nach München,

wo er Rauch bei seinen Arbeiten an dem Königs-Monumente Hülfe leistete und ihn dann auf der Reise nach Italien, das er selbst erst ein Jahr später besuchen sollte, bis Innsbruck geleitete.

Hier brechen die eigenen Aufzeichnungen Rietschel's ab, und es beginnt, zum Theil das bisher Erzählte ergänzend und weiterführend, die Charakteristik des Künstlers und der Werke, die er seiner Nation geschaffen, durch seinen Biographen Oppermann — ein Werk, bei dem innige Liebe und feines Verständniß des Menschen und Künstlers die Feder geführt haben. Es ist hier nicht der Ort, dem Biographen durch das thatenreiche und doch so einfache Leben des großen Meisters im Einzelnen zu folgen. Nur Einen Punkt sei mir gestattet, aus demselben hervorzuheben: das Verhältniß, in welchem der Schüler vom Anfange bis zum Ende seiner Laufbahn zu seinem Meister Rauch gestanden hat, weil ich das Glück genossen habe, dasselbe zum Theil aus eigener Anschauung und Kenntniß beurtheilen zu können. Dieses Verhältniß war das edelste, das sich denken läßt. Hören wir zunächst die Charakteristik, welche der Schüler von seinem Meister entwirft. „Rauch war durch und durch gesund an Geist und Körper; ihm war das Extravagiren in Phantasieen und Stimmungen zuwider, eben so leidenschaftlicher Ehrgeiz. Er verlangte, was er selbst war und that — reine Liebe, volles Aufgehen in der Kunst, Streben nach besten Kräften, nichts zu viel und nichts zu wenig. Jeder sollte streben, zu erreichen, so weit ihm die Flügel gewachsen wären, aber nicht darüber hinaus mit leerem Ehrgeiz sich quälen. Rauch war unerbittlich gegen sich selbst und konnte, wenn ihm in seiner Arbeit etwas mißfiel, das Resultat monatelanger Mühe vernichten, unermüdlich von Neuem beginnen. Er strebte wie ein Jüngling, und mühte sich, als sei sein Leben bis jetzt ohne Resultat gewesen. Er war bescheiden im tiefsten

Sinne des Wortes; manche Aeußerung von ihm hat mich in dieſer Beziehung wahrhaft gerührt und hätte Tauſende beſchämen müſſen. Eben ſo war er auch neidlos. Er konnte ſich an Allem wahrhaft erfreuen, wo etwas Gutes und Schönes erreicht war, ja ſelbſt dann, wenn er vielleicht ſelbſt fühlte, daß dies eben ſo zu erreichen ſeinem gerade ihm eigenthümlichen Talente verſagt bleiben müßte. Mochte nun ein ſolches Werk von einem Meiſter, wie etwa Thorwaldſen, ſein oder von einem jungen obſcuren Künſtler: ſein Mund floß dann von Freude und Lob über, und er wünſchte und ſuchte Jeden, wo er konnte, an dieſer Freude und Anerkennung mit zu betheiligen. So iſt er auch immer jugendlich geblieben, weil er jede Arbeit, als hätte er noch nichts erreicht, mit einem immer friſchen Anlaufe und Eifer begann." — Es iſt dies eine Charakteriſtik, von der man zugleich jedes Wort auf Rietſchel ſelbſt anwenden kann.

Ernſt und ſtreng bis zur Herbigkeit hatte Rauch den Schüler angefaßt, als derſelbe zuerſt in ſeine Lehre kam. Vor Allem ſuchte er ihn aus der von Dresden mitgebrachten aſcetiſchen Romantik des Nazarenismus herauszutreiben. Als der junge Rietſchel einmal an dem neu angekommenen Abguſſe einer herrlichen Niobe, die Rauch's Entzücken war, ſtillſchweigend vorüber und an ſeine Arbeit ging, rief er ihm in ſcharfem, gereiztem Tone zu: „Nun! ſagen Sie denn gar nichts?" — „Was denn?" fragte der verdutzte Schüler. „Haben Sie denn draußen das herrliche Werk nicht geſehen?" fuhr Rauch fort, und als jener verneinte, rief Rauch noch gereizter: „Sie haben es nicht geſehen? Nicht wahr, wenn es eine Madonna geweſen wäre, würde ſie Ihnen wohl in die Augen gefallen ſein?" Aber zugleich war Rauch derjenige, der in des Schülers erſter Arbeit, in jener Reliefdarſtellung: „Der Abſchied der Penelope von

mich aber auch zugleich der schönen Stunden, in denen der gelehrte Kenner des Plinius, Hr. Dr. **Sillig**, in freundlichem Gespräch mich wohlwollend auf jenen Irrthum aufmerksam machte. Nein, in der That „*Plinius* ist eine zu ehrliche Seele," als dass wir, wenn er in der bekannten Stelle über die berühmte Entstehung der Aristotelischen Thiergeschichte [1]) die Worte schreibt: „quae (quinquaginta ferme volumina) **a me collecta in arctum** cum iis, quae ignoraverat, quaeso, ut legentes boni consulant, in universis rerum operibus, medioque clarissimorum omnium regum desiderio cura nostra breviter peregrinantes — irgend an seiner Wahrhaftigkeit zweifeln dürften.

Dass *Plinius* in seiner Zeit der grösste Gelehrte gewesen, wie ihn namentlich die *Vita* bei *Sueton* für den grössten Polygraphen erklärt, erkannten auch die Nachkommen bereitwillig; nur darin von wunderlicher Eitelkeit befangen, dass sie, wie z. B. ein *Gellius*, den ersten Rang ihm nicht auch für ihre eigene Zeit anweisen mochten [2]). Es ist hier, wie gesagt, keineswegs der Ort, die Plinianische Belesenheit in der griechischen Literatur genauer nachzuweisen. Für uns genügt die Bemerkung vollständig, dass er die Aristotelischen und Theophrastischen [3]) Schriften, mit Ausnahme

1) S. Aristotelia I, S.

2) Gell. IX, 4. §. 13. N. A. — Plinius Secundus vir in temporibus **aetatis suae** ingenii dignitatisque gratia auctoritate magna praeditus. — ep. 16. 1. Plinius Secundus existimatus est esse suae aetatis doctissimus.

3) Ueber Theophrast s. H. N. III, 8. **Theophrastus**,

ihrem Vater Ikarios", welche ihm das Reise-Stipendium für Italien verschaffte, den Grundzug von Rietschel's künstlerischem Wesen erkannte und aussprach: „Ungesuchte Natürlichkeit der Motive, Deutlichkeit und Geschmack in der Anordnung und eine seltene Tiefe des Ausdrucks" — so hieß es in dem Urtheile der Akademie, bei dem Rauch ohne Zweifel die erste Stimme führte — ließen die Arbeit des jungen Künstlers einstimmig des ersten Preises würdig achten. Von der einfachen Liebe zur Natur, von dem Bestreben, die menschliche Empfindung in allen ihren Nüancen zum Ausdruck zu bringen, ist Rietschel — dieser Felix Mendelssohn unter den Plastikern unserer Zeit — ausgegangen, und dieser Grundzug ist es, der sein ganzes Künstlerleben und Schaffen beherrscht hat.

Von dieser Zeit an behandelte Rauch den Schüler, behandelte der auf der Höhe des Ruhmes und der Meisterschaft stehende dreiundfünfzigjährige Meister den fünfundzwanzigjährigen Jünger mehr und mehr als einen ebenbürtigen Freund. Er blieb mit ihm, nach der Trennung in Innsbruck, von Italien aus nach München im lebendigsten brieflichen Verkehre, der sich auch späterhin durch das ganze Leben beider erstreckte. Er giebt dem Schüler die allergenauesten Reiseberichte voll jugendlicher Frische und Anmuth; ja, als er befürchtet hatte, daß der eine seiner italienischen Reisebriefe verloren gegangen sein möchte, läßt er sich die Mühe nicht verdrießen, ihm seine Reise von Innsbruck nach Mailand in aller Ausführlichkeit noch einmal zu beschreiben. Noch mehr! Der große Künstler schüttet dem Schüler sein volles Herz aus, als er in Rom beim Anblicke von Thorwaldsen's Arbeiten, wie er an Rietschel (7. Jan. 1830) schreibt, „in diesem großen, vielseitig erleuchteten Spiegel — nur seine eigene Unzulänglichkeit vergleichend — sein Nichts" zu erblicken meint!

Und wie rührend iſt es, wenn der Schüler darauf, den Meiſter zu tröſten, ihm zuzurufen wagt: daß, „wenn auch ein Genius, wie Thorwaldſen, mit ſpielender Leichtigkeit und jugendlicher Friſche die ſchönſten, mannigfachſten Geſtalten und Formen hervorzuzaubern verſtehe, welche die Sinne ergreifen, die Augen entzücken, wenn derſelbe allerdings auf die höchſte geiſtige Weiſe, ganz Herr in dieſem Gebiete, herrſche, — ſo doch auch noch Andere da ſeien, die, wenn auch vielleicht mit jener glänzenden Leichtigkeit minder begabt, wohl aber mit männlichem Ernſte, gründlicher Tiefe und beharrlichem Willen die höchſte Meiſterſchaft erworben; welche viele Freuden des Lebens hingeben, um Werke zu ſchaffen, die mit ſchönen Formen nicht blos das Kennerauge ergötzen, ſondern — was noch weit mehr ſei — Werke, die vom Volke begriffen werden, es erheben, erfreuen, verſittlichen, begeiſtern, wodurch doch allein ein Kunſtwerk die wahre Autorität erhalte.“ Während der Schüler mit dieſen Worten, die das ihn beglückende innigſte Vertrauen ſeines verehrten Meiſters ſeiner Beſcheidenheit abnöthigte, den großen Künſtler über deſſen ſelbſtquäleriſche Reflexionen zu beruhigen ſuchte, hat er mit denſelben zugleich das beredteſte und ſchlagendſte Zeugniß abgelegt, daß er über ſein eigenes Kunſtideal, welches er ſein ganzes edles Leben hindurch verfolgt und das er, wie wenige ſeiner mitſtrebenden Zeitgenoſſen, erreicht hat, ſchon am Beginne ſeiner ruhmvollen Laufbahn völlig im Klaren ſich befand.

Im folgenden Jahre ging Rietſchel ſelbſt von München nach Italien. Die Zeit politiſcher Aufregung (1830—1831) und die damaligen Verhältniſſe des römiſchen Kunſtlebens waren ſeinen Reiſeeindrücken nicht günſtig; das Warum? mag man bei ſeinem Biographen nachleſen. Er begnügte ſich, nach Thorwaldſen's

Rath, „zu ſehen, zu ſammeln und zu behalten“. Nach Berlin zurückgekehrt, begann und vollendete er die für die Walhalla ihm aufgetragene koloſſale Marmorbüſte „Luther's“ — ein Auftrag, der, wie er aus Rom ſeinem Meiſter ſchrieb, ihn „unausſprechlich glücklich gemacht hatte“. Er ahnte nicht, daß am Ende ſeiner Laufbahn ein unendlich größerer Auftrag ſeinen Namen für alle Zeiten an den Namen desſelben gewaltigen Mannes knüpfen und daß ihm gerade die Vollendung dieſes Werkes verſagt ſein ſollte!

Nachdem er in Berlin im Atelier ſeines Meiſters noch das lebensgroße Hülfsmodell zu dem Friedrich-Auguſt-Monumente für Dresden vollendet hatte, rief ihn ſeine Ernennung zum Profeſſor an der Akademie der Künſte von Rauch's Seite fort nach Dresden. Aber dieſe Entfernung trennte die beiden durch Freundſchaft eng verbundenen Künſtler nur äußerlich. Ihr inniger Zuſammenhang, die Theilnahme an dem beiderſeitigen Schaffen dauerte fort und überwand ſelbſt alle nach und nach hervortretenden Verſchiedenheiten in künſtleriſchen Dingen. Wenn einmal der Briefwechſel beider Männer — wozu wir, ſo wie überhaupt zur Herausgabe von Rietſchel's Briefen und Aufzeichnungen, hiermit dringend auffordern — herausgegeben ſein wird, dann wird auch dieſer edle, an Goethe's und Schiller's Freundſchaft erinnernde Zuſammenhang beider großen Künſtler in ſein volles Licht treten. Daneben ließ Rietſchel faſt kein Jahr vergehen, ohne eine Reiſe nach Berlin zu ſeinem Rauch zu unternehmen, um ſich an ihm und ſeinen Werken zu erfriſchen. Wohl fanden ſich allmählich hier und da auch weſentliche Abweichungen der Anſichten, ja, im Gegenſatze zu ſeinem Meiſter trat Rietſchel allmählich in ſeinen Auffaſſungen mehr und mehr entſchieden und bewußt hervor. Aber nie kam es zwiſchen beiden jemals zu einer

Verſtimmung ihres ſchönen Verhältniſſes. Als Rauch ſeinem ehemaligen Schüler, der jetzt ſelbſt als Meiſter da ſtand, einmal (1835) brieflich zurief: die Büſte Tieck's, deren Auftrag er ihm zugewendet, „doch ja nicht zu zahm, ſondern recht heroiſch" aufzufaſſen, ſchrieb ihm Rietſchel zurück: „Den weichen, romantiſchen Tieck kann ich mir nicht heroiſch, wohl aber nobel denken. Was nützt es, wenn ich ihm kühne Stellung und Blicke gebe, die ſeinem Charakter fremd ſind? Ich werde jene Zahmheit zu vermeiden ſuchen, die Sie von mir fürchten — früher vielleicht mit Recht!" Rauch nahm dieſe milde und doch ſelbſtbewußte Ablehnung mit gleich würdigem Sinne auf, indem er die volle, berechtigte Selbſtändigkeit des einſtigen Schülers mit großem Sinne anerkannte. Dieſer aber fuhr fort, alles was ihn beſchäftigte, was ihn in ſeinem perſönlichen Leben wie in ſeinem Kunſtſtreben erfreute und bekümmerte, erhob oder niederdrückte, dem theuren Meiſter mitzutheilen, der ihm für Alles das gründlichſte Verſtändniß entgegenbrachte, während Rietſchel das, was einſt Rauch an ihm gethan, durch dasjenige vergalt, was er ſelbſt jetzt an einem Jünglinge, der arm und hülflos zu ihm ſich wandte, an Auguſt Wittig that, den er zu einem ſeiner bedeutendſten Schüler erzog.

Rauch's Durchdringen mit ſeinem Entwurfe zu dem Monumente Friedrich's des Großen, — ein Ereigniß, das Rauch in einem Briefe an Rietſchel „das glücklichſte ſeines Lebens" nannte, befeſtigte und beſtärkte den jüngeren Meiſter in ſeiner eigenen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer realiſtiſchen, unbefangen volksthümlichen Monumentalſculptur. Er nannte ſpäter das Rauch'ſche Monument „ein Werk, das ewig ſei, und für das niemals eine Zeit kommen könne, in der es geringer geachtet werden könnte, ein Werk der Begeiſterung, der echten Liebe, der

Gewiſſenhaftigkeit, reicher Erfahrungen, einem männlich ſtarken Geiſte allein angehörig". „An dieſem Werke, ſetzt er hinzu, wird ſich die Nachwelt begeiſtern können, wenn vieles Geprieſene jetziger Zeit vergeſſen und gemißachtet iſt." Rauch ſelbſt aber ſchrieb ihm: „Sie nur können beurtheilen, wie dieſe Arbeit die letzten Lebensfunken von allen Seiten anſchürt, um dies mir von Gottes Gnade allein beſchiedene große Werk zu vollenden! Wären Sie nur hier in der Nähe, damit ich manchmal die Stimme klarer, wahrer Beurtheilung in den Kriſen lähmender, ja, tödtender Ungewißheit auf Augenblicke vernehmen könnte....! Nur kämpfend gelingt es mir manchmal, das ewige Hinderniß zu beſeitigen, welches durch Ein Wort, Einen Blick des friſchen Auges des Freundes alles erſpart werden könnte!"

Es währte lange, ehe Rietſchel als Künſtler völlig zur Anerkennung durchdrang. Die Jahre ſchwerer Prüfung wurden ihm als Meiſter eben ſo wenig wie früher dem Schüler erſpart. Zehn Jahre, nachdem er ſich ſelbſtändig gemacht, vergingen ohne größere monumentale Aufträge, nach denen er ſich ſehnte. So ſchrieb er 1843 an Rauch, deſſen Ausruhen nach Vollendung einer großen Arbeit er mit „der Ruhe Adam's im Paradieſe" verglich: „Ich ruhe auch, wie Adam; aber vor dem Paradieſe; die Thür macht einen gewaltigen Unterſchied dazwiſchen!" In der Bewerbung um die Ausführung der Olbers-Statue in Bremen mußte er dem Bremer Steinhäuſer weichen. Die Ausführung des Hochreliefs für das berliner Opernhaus konnte, bei aller Trefflichkeit des auch von Rauch höchlich bewunderten Werkes, doch dem innerſten Drange und Zuge ſeines Weſens nicht Genüge thun. Dies gelang ihm erſt in ſeiner Pietà, in ſeinen Arbeiten am dresdener Muſeum und vor Allem in der herrlichſten aller deutſchen Monumental-Statuen, in dem Stand-

bilde Lessing's und in der Schiller- und Goethe-Gruppe zu Weimar, — Werke, die allein hinreichen, dem Namen Rietschel in der Geschichte der Kunst unseres Volkes unsterbliche Dauer zu sichern. Bei dem Standbilde Lessing's warf er zuerst den herkömmlichen drapirenden Mantel weg. „Ich will ihn ohne Mantel machen", schrieb er, „denn Lessing suchte in seinem Leben nie etwas zu bemänteln, und gerade bei ihm wäre mir der Mantel wie eine rechte Lüge vorgekommen." Seit Schadow's „Ziethen" und „altem Dessauer" hatte das Keiner gewagt, selbst Rauch hatte sich niemals des plastischen Mantels entschlagen mögen. Dieses Werk erwarb ihm bald die Bewunderung Europa's. In Paris, wo es nebst der Pietà eine Zierde der großen Weltkunstausstellung des Jahres 1855 bildete, gestanden mir die beiden ersten plastischen Künstler Frankreichs, die großen Bildhauer Dumont und Rude, es sei das Größte, was in monumentaler statuarischer Plastik dieser realistischen Gattung geleistet sei. Auch befand sich Rietschel unter den fünf oder sechs Künstlern, welchen die große goldene Ehrenmedaille von den Preisrichtern zuerkannt wurde. Für dieses Werk giebt es nur Eine Kritik, und diese ist in den drei Worten enthalten: „Das ist Lessing." Wie Rauch sich zu diesem Werke verhalten, welches der deutschen Monumentalkunst eine neue Bahn erschlossen hat, sagt Rietschel's Biograph nicht. Wohl aber wissen wir, daß Rauch, der bei jener Preisvertheilung Uebergangene, der Erste war, der seinen Rietschel zu der erhaltenen Ehrenbezeigung in herzlicher Freude beglückwünschte. Bald jedoch sollte der ehemalige Schüler mit dem Meister, der Freund mit dem Freunde selbst in die Schranken des Wettkampfes sich gerufen sehen.

Karl Alexander von Weimar hatte Rauch aufgefordert, Schiller's und Goethe's Standbilder für Weimar auszuführen,

während das Standbild Wieland's Rietſchel zugedacht war. Rauch's Modellſkizze zeigte die beiden Heroen zu einer Gruppe vereinigt, in antikem Coſtume, was König Ludwig von Baiern, der im Coſtume hiſtoriſche Treue verlangte und deren Beobachtung als Bedingung ſeines erheblichen Beitrages zu den Koſten aufſtellte, eine „Maskerade“ nannte. Karl Alexander ſtellte ſich aus Ueberzeugung auf Seite des kunſtliebenden Königs, und Rauch, der nicht nachgeben wollte, verzichtete endlich ganz auf den Auftrag. Rietſchel war eben von einer Geſundheitsreiſe nach Italien zurückgekommen. An ihn wandte man ſich jetzt. Er ſchwankte lange. Es ſchien ihm eine Verletzung der Freundſchaft, wenn er hier an Rauch's Stelle trete. Aber Rauch war und dachte nicht minder edel, wie ſein Schüler. Er war groß genug, ihm zur Uebernahme des ehrenvollſten Antrages dringend zuzureden, obſchon er ſich ſelbſt nur mit ſehr ſchwerem Herzen von demſelben zu trennen vermochte. Einen Augenblick dachte der ſchon Fünfundſiebenzigjährige daran, ſeinen Entwurf der Gruppe durch lebensgroße Ausarbeitung zu einer ſpäteren Ausführung in Marmor vorzubereiten, und Rietſchel beſtärkte ihn in dieſem Vorſatze durch brieflichen Zuſpruch. Es kam nicht dazu — aber, was höher iſt: dieſe gefährlichſte aller Klippen, welche die, wie Rauch ſich ausdrückte, „ins Widerwärtige gezogene Denkmalſache“ der Freundſchaft beider großen Künſtler drohte, ward für beide zur höchſten Ehre und zur ſicherſten Beſtätigung der Unzerſtörbarkeit ihres Freundſchafts-Verhältniſſes; und ſo iſt die Gruppe unſerer beiden befreundeten Dichter-Heroen zugleich eine bleibende Erinnerung an die neidloſe Freundſchafts-Verbindung zweier großen ihnen geiſtverwandten Künſtler unſerer Nation. Während der ganzen Zeit, in welcher Rietſchel mit der tiefen, ſtillen Gluth ſeiner Seele an dieſem Werke arbeitete, ſehen

wir ihn alle seine Nöthen und Bedenken, seine Sorgen und Mühen dem alten Meister und Freunde in Briefen anvertrauen, wie Rauch einst gegen ihn bei seinem Friedrichs-Monumente gethan.

Als Rietschel das Werk vollendet hatte, machte er sich auf nach Berlin, die Büste seines geliebten Meisters zu fertigen. Sie ward ein Meisterwerk der modernen Portrait-Bildkunst, ein Werk, von dem Alexander v. Humboldt gestand, „daß ihm Herrlicheres in der Sculptur der menschlichen Gesichtsbildung nie vor die Augen gekommen". Am 14. Juli 1857 schreibt Rietschel an seinen Meister nach der Rückkehr von einer Erholungsreise nach Tyrol im Vollgefühle des Glückes solcher Freundschaft und in dankbarer Erinnerung dessen, was ihm seit seinen Schülerjahren durch Rauch geworden: „Wie gern möchte ich jetzt mit Ihnen mich aussprechen, vor Allem meine Freude aussprechen, daß in den dreißig Jahren, in denen ich das Glück hatte, bei und mit Ihnen zu sein und zu leben, im geistigen und herzlichen Verkehr nie etwas eingetreten ist, was einen Mißton hervorgerufen, daß ich mich fort und fort von Ihnen geliebt und geschützt wußte, daß ich in Ihnen den treuen väterlichen Freund, den großen Künstler, mein hohes Vorbild lieben und verehren durfte. Daß dieses Glück mir noch lange erhalten bleibe, ist mein heißer Wunsch." — Er sollte nicht in Erfüllung gehen!

Es war im Herbste desselben Jahres, daß ich die beiden Meister in Rietschel's Hause zu Dresden beisammen sah, wohin Rauch gekommen war, um einen berühmten Arzt wegen seines beschwerlichen Steinleidens zu Rathe zu ziehen. Es war ein herzerhebender Anblick, die beiden großen Künstler beisammen zu sehen, zu hören, wie sie in Erinnerungen gemeinsamen Lebens und Strebens sich ergingen, zu schauen, wie der volle Blick des schönen Greises, dessen olympische Stattlichkeit kaum gebeugt

ſchien von der Laſt ſeiner achtzig Jahre, oft mit freudigem Ausdrucke ſinnend ruhte auf den blaſſen, durchgeiſteten Zügen der ſchlanken, feinen Geſtalt ſeines gefeierten Zöglings und Freundes, deſſen friſchen Ruhm der greiſe Meiſter wie ſeinen eigenen mit hoher Befriedigung genoß. — Es waren die letzten Strahlen der ſinkenden Sonne. Eine Reiſe nach Teplitz zu dem Arzte in rauher Jahreszeit verſchlimmerte den Zuſtand Rauch's, und auch Rietſchel, der den Freund dorthin begleitet hatte, kehrte angegriffen und krank zurück. Wenige Wochen darauf erlag Rauch ſeinen Leiden, am 3. Dezember 1857.

Rietſchel's Schmerz über den Tod ſeines „edlen, geliebten Meiſters" war unbeſchreiblich, der Ausdruck desſelben von rührender Erhabenheit. „Mir war immer," ſo ſchrieb er einem Freund, „ſo lange ich ihn lebend, ihn mir im Herzen nahe wußte, als hätte ich einen Halt, eine Zuflucht, einen Rath, wo jeder andere unzulänglich — eine Hülfe zur Ausdauer und zum Muthe. Mir iſt's jetzt wie einem jungen Künſtler, der, aus des Meiſters Atelier entlaſſen, nun anfängt, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Nicht dem Weſen nach iſt es ſo geweſen — denn Rauch dort, ich hier, konnte er mir unmittelbar nichts von dem Erwähnten ſein. Aber in ſeiner Liebe, in ſeinem Vertrauen zu mir, in ſeinem Beifalle lag etwas, das mich wohlthuend und feſtmachend berührte. Wie zwei, die auf dem Feſtlande, weit getrennt, doch das Gefühl haben: wenn es nöthig, könnt ihr bald bei einander ſein! ſo war es mit uns. Nun liegt das Weltmeer dazwiſchen!"

Nicht lange ſollte er den dahingeſchiedenen Freund überleben. Schon in der Blüthe des Mannesalters hatte der Wurm des Todes an ſeinem Innern das Werk der Zerſtörung begonnen. Kaum drei Jahre waren ihm ſelbſt nach ſeines Meiſters Heim-

gange noch zum Wirken und Schaffen vergönnt. Sie ſind bezeichnet durch die drei großen Werke der braunſchweiger Quadriga, der Koloſſalſtatue Karl Maria v. Weber's und durch das gewaltige Luther-Denkmal für Worms, deſſen Vollendung ihm ein neidiſches Geſchick verſagte. Wohl hegte er in der leidenden Bruſt die tiefe Sehnſucht, ja, den frommen Glauben, daß er nicht ſcheiden werde von der grünen Erde, ehe er dieſes ſein letztes und größtes Werk vollendet geſehen, das ſo wunderbar das Ende mit dem Beginne ſeiner ſchöpferiſchen Laufbahn verknüpfte. Noch auf ſeinem Krankenlager, das bald ſein Sterbelager werden ſollte, ließ er ſich, wenige Tage vor ſeinem Tode, das große Gipsmodell ſeines Luther, an dem er bis zum letzten Hauche ſeiner Kraft gearbeitet hatte, aus dem Atelier in den Garten bringen. Von ſeinem Krankenzimmer aus betrachtete er mit tiefer Bewegung dieſes ſein letztes Werk. Er ordnete noch Einiges dafür an, doch ſchien er im Ganzen befriedigt. Am 21. Februar 1861 ſollte es ausgeſtellt werden: am Morgen desſelben Tages, in der Frühe um 6 Uhr, entſchlief der Meiſter ſanft und ſchmerzlos.

Ernſt Rietſchel war nicht nur einer der größten Künſtler, ſondern auch einer der liebenswürdigſten Menſchen ſeines Volkes. Die Werke des Künſtlers mit ihrer Rafaeliſchen Grazie und ihrer eben ſo charaktervollen als herzgewinnenden Schönheit ſtehen vor Jedermanns Augen. Der geiſtige Adel, die ſittliche Schönheit des Menſchen, der ſein Inneres ſelbſt zu einem edlen und ſchönen Kunſtwerke gebildet hatte, der Zauber dieſer anmuthvollen, bei aller Weiche und Sanftmuth des Fühlens und Empfindens doch da, wo es die höchſten Intereſſen ſeiner Kunſt und die idealen Pflichten des ſittlichen Menſchen galt, ſo ſtahlfeſten Perſönlichkeit finden ein beredtes Zeugniß an dem Buche,

des seinem Gesichtskreis fremden logischen und metaphysischen Theils derselben, studierte und benutzte. Von *Theophrast* sagt er selbst, dass er seinen Werken eifrig nachgetrachtet und sogar verschiedene Exemplare selbst für einen Gegenstand verglichen habe [1]); wie denn überhaupt die andern auf ihn bezüglichen Angaben alle eine vertraute Bekanntschaft mit dem Manne verrathen. Ausgezeichnet aber ist die Bewunderung und Verehrung, die er fast überall, wo er des Aristoteles selbst gedenkt, an den Tag legt. Diese Ehrfurcht vor seinem „unermesslichen Scharfsinn [2])" verläugnet er selbst da nicht, wo er sich eine Behauptung des grossen Mannes zu bezweifeln erlaubt, und es giebt in dieser Hinsicht kein schöneres Zeugniss für dieses Gefühl wahrhafter Pietät gegen sein grosses Vorbild, als seine eignen Worte bei einer solchen Gelegenheit: „ich wundre mich zwar, dass

---

qui primus externorum aliqua de Romanis diligentius scripsit, — Circejorum insulae et mensuram posuit stadia octoginta in eo volumine quod [in —?] scripsit Nicodoro Atheniensium magistratui, qui fuit urbis nostrae quadringentesimo et sexagesimo anno. An andern Stellen spricht er über die Zeit, in welcher derselbe schrieb, wie XXXIII, cp. 7. XIX, cp. 3., nennt ihn e celeberrimis Graec. scriptor. XV, 1. in. vgl. Praefat. und führt eine Schrift de coronis von ihm an (XV, 1.), deren ich in dem Index in Fabr. Bibl. Gr. nicht gedacht finde.

1) H. N. XIX, cp. 3. Theophrastus auctor est — — — neque quidquam diligentius, praeterquam eriophoron id appellari, in exemplaribus quae quidem invenerim, tradit; neque omnino ullam mentionem habet sparti, cuncta cura magna persecutus.

2) Vir immensae subtilitatis. XVIII, 34.

das die Hand der Liebe ſeinem Gedächtniſſe gewidmet hat. Daß dieſes Zeugniß vermehrt werde durch die Herausgabe von Nietſchel's Briefen und ſonſtigen Aufzeichnungen, iſt eine Bitte, die wir im Namen ſeines Volkes hier noch einmal an die Hinterbliebenen ſtellen und deren Gewährung wir im Intereſſe der Idee, für die der große Meiſter gelebt und geſtrebt hat, mit Zuverſicht erwarten dürfen.

Gluck,

der Reformator der Oper.

(1862.)

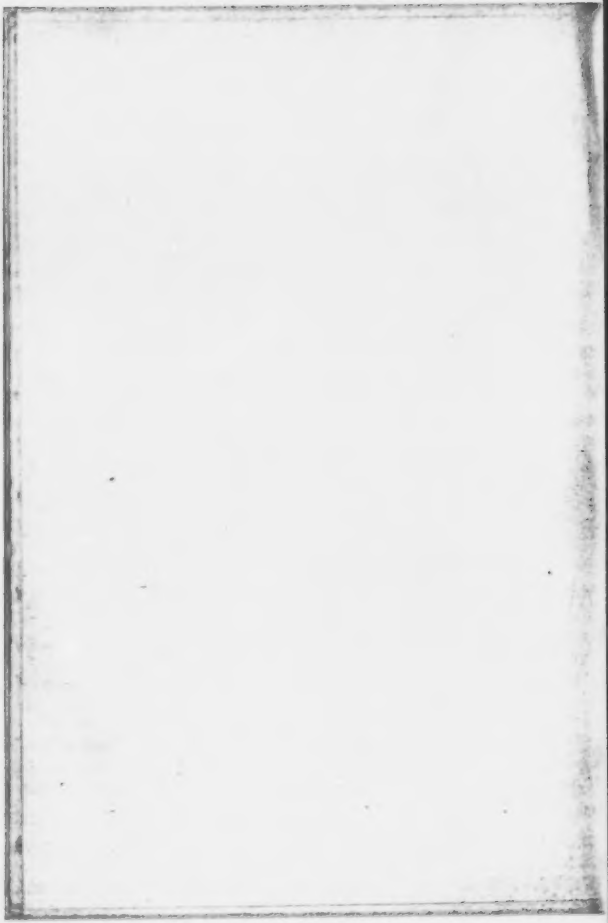

Gluck,
der Reformator der Oper*).

(1862.)

I.

Derselbe Meister, welchem wir die Darstellung von Beethoven's Leben und Schaffen verdanken, hat uns in diesem Werke das historische Ehrenstandbild des großen Deutschen aufgerichtet, der für das musikalische Drama der europäischen Kulturwelt dasselbe gewesen ist, was sein großer Zeit- und Volksgenosse Lessing für das deutsche Drama, — das Ehrenstandbild Christoph Willibald Gluck's, des Reformators der Oper.

Musas praeposuit Sirenis!

so lautet die Unterschrift unter der marmornen Kolossalbüste Gluck's, welche, von Houdon's Meisterhand geschaffen, neben den Büsten Quinault's, Lully's und Rameau's im Hause der „großen Oper" zu Paris dem deutschen Besucher den Ruhm seines großen Landsmannes ins Gedächtniß ruft**). „Er hat die Musen über die Sirenen gesetzt" — kein treffenderes Motto

*) Gluck und die Oper. Von Adolf Bernhard Marx. 2 Bände. Berlin, Verlag von Otto Janke. 1862.

**) Nach dieser Büste ist das Portrait Gluck's, von Albert Hertel gezeichnet, welches das Marx'sche Werk ziert.

könnte gefunden werden für das Wirken und Schaffen des Mannes, als dieser alte pythagoreische Ausspruch, den schon unser Wieland auf ihn angewendet hat. Das ganze Marx'sche Werk ist ein einziger siegreicher Beweis dafür. Es zeigt in einer, auch dem Laien klar verständlichen Weise den Werth, die Wichtigkeit und die Größe des Mannes und seiner Schöpfungen auf. Es zeigt uns mit ächt historischer Gedankentiefe das Woher? und Wohin? seines Künstlerlebens und Waltens; es erschließt uns mit der Gründlichkeit des Wissenden und mit der seherischen Begeisterung des Schauenden die innerste Natur des großen Reformators und das Wesen seiner Schöpfungen, und lehrt uns zugleich die wunderbaren Widersprüche in seinem künstlerischen Lebensgange aus innern und äußern Bedingnissen des Menschen begreifen. Der philosophisch geschulte Denker und der gelehrte Kenner der Kulturgeschichte, der Psychologe und der Dichter, der gebildete Historiker und der theoretische und praktische Musiker und Fachmann sind thätig gewesen an diesem Werke, das den Namen seines Verfassers unvergänglich an das Gedächtniß des Mannes knüpfen wird, dessen Leben und Wirken es schildert.

Von den fünf Büchern, in welche das Ganze zerfällt, schildert das erste nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung und den Beruf Gluck's die Jugendgeschichte des Meisters bis zu dessen siebenundzwanzigstem Jahre. Das zweite die „italische Zeit", sein Schaffen auf dem Standpunkte und mit den Mitteln der bisherigen italienischen Oper, seine ersten Berührungen mit französischen Musikern in Paris und mit Händel in London. Diese Periode reicht bis in Gluck's achtundvierzigstes Lebensjahr, — denn erst in einem Alter, in welchem die meisten seiner großen Kunstgenossen bereits die Höhe ihrer Wirksamkeit erreicht haben, begann bei dem spät reifenden der entscheidende Durchbruch zu

der seinigen, zur Erfüllung seiner Aufgabe, der „Reformation der Oper", in den zehn Jahren seiner Wiener Thätigkeit (1760 bis 1770), welche das dritte Buch schildert, und deren siegreichen Erfolg nach heftigsten Kämpfen auf der großen Ringstätte von Paris das vierte Buch erzählt. Das fünfte Buch endlich berichtet über den „Ausgang" des großen Künstlerlebens.

Man hat es in der Anordnung des Werks getadelt, daß der Verfasser nicht, zur bequemern Ueberschau des Lesers, den individuell-biographischen von dem ästhetisch-kritischen Theile äußerlich streng gesondert, sondern es vorgezogen hat, sie beide chronologisch in einander zu verflechten. Ich erkenne in diesem Tadel vielmehr ein Lob. Denn nicht die Bequemlichkeit des flüchtigen Lesers ist bei einer biographisch-historischen Komposition, wie diese, das Maßgebende, sondern die künstlerische Nothwendigkeit ist es, welche auf eine höhere Einheit dringt, und die dem biographischen Künstler nicht gestattet, das künstlerische Individuum, das er schildern will, von seinen Werken, sein äußeres Leben von seinen Schöpfungen zu trennen. Zumal bei einem Manne wie Gluck, dessen äußeres persönliches Leben, abgetrennt von seinen Werken und der Entfaltung seines Wesens in ihnen, fast unbedeutend erscheinen muß. Aber wäre dieses Leben auch hundertmal reicher und wechselvoller, wäre es an Fülle des persönlichen Interesses selbst dem Leben eines Goethe vergleichbar, — welchem Biographen könnte es einfallen, Goethe's Leben von seinen Werken, den äußern Gang seiner persönlichen Schicksale getrennt von seiner innern Entwickelung und deren Ausprägung in seinen Schöpfungen darzustellen?

Christoph Willibald Gluck stammte aus einer Försterfamilie der Oberpfalz, wo er am 2. April 1714 zu Weidenwang seinem Vater, dem dortigen Förster, geboren ward. Der Vater, früher

Büchsenspanner des Prinzen Eugen von Savoyen, siedelte indeß schon drei Jahre nach des Sohnes Geburt nach Böhmen über, wo er als Forstmeister in die Dienste verschiedener böhmischer Magnaten, der Fürsten Kaunitz, Kinsky und Lobkowitz trat. Die Nachrichten über des Sohnes Jugendjahre sind spärlicher Art. Aber Eins steht fest: er hat eine glückliche Jugend gehabt. An Körper und Seele wohlgeboren, wuchs er auf, fern vom Geräusch der Städte im frischen grünen böhmischen Waldleben, so recht am Herzen der Natur, unverzärtelt durch die Erziehung des Vaters, den seine Buben oft auf seinen Waldritten selbst mitten im Winter barfuß begleiten mußten, um ihm Jagdgeräth oder Meßwerkzeug nachzutragen. Das zweite Glück war, daß er von frühzeitiger Musikdressur verschont blieb, denn sein Vater dachte nicht daran, aus dem lebhaften, starken und feurigen Knaben einen Musiker zu machen, eher einen Forstmann. Musik lernte er spielend und von selbst in dem musikfrohen Böhmerlande. Er sang und spielte Violine und Violoncello schon ziemlich fertig, als er noch in des Vaters Försterwohnung sein Wesen trieb. Das dritte Glück ward ihm zu Theil durch eine für jene Zeiten sehr tüchtige Schulausbildung. Der Vater wollte einen Mann aus ihm machen, der sich zu den Studirten zählen könne, und brachte ihn mit vierzehn Jahren auf das Jesuiten-Gymnasium zu Kommotau, wo er bis zu seinem zwanzigsten Jahre den Unterricht genoß. Was auch von der knechtenden Engherzigkeit der Jesuitenschulen gesagt werden mag, gewiß ist, daß Gluck dieser Anstalt eine nicht verächtliche formale Ausbildung und ein Wissen verdankte, wie man es bei Musikern von Haus aus nicht gerade häufig findet. Ein guter „Schulsack“ ist aber eine dankenswerthe Mitgift ins Leben für den Künstler. Auch seine musikalische Ausbildung ward dort gefördert. Er lernte Klavier und

Orgel spielen, und durfte bei den Kirchenmusiken mitwirken. Zwanzigjährig bezog er die Universität zu Prag. Hier war er angewiesen, sich selbst fortzuhelfen, denn die Mittel des Vaters waren beschränkt und die Familie zahlreich. Musik und Gesangunterricht mußten aushelfen, den Musensohn zu erhalten, und in den Ferien wanderte er als ächter „Prager Student" im Lande umher, und spielte den Dörflern zum Tanze auf, wofür er oft nur in Lebensmitteln bezahlt ward.

Bessere Erträge gewährte später sein Violoncell- und Violinspiel bei Konzerten in größeren böhmischen Städten und auf den Schlössern des reichen Adels, unter dem er in der Familie Lobkowitz, der viele seiner Vorfahren als Förster gedient hatten, besondere Gönner fand, durch deren Vermittlung es ihm möglich ward (1736), nach Wien zu gehen, um sich dort weiter musikalisch auszubilden. Hier lernte ihn im Lobkowitz'schen Hause der lombardische Principe Melzi kennen, der ihn zu seinem Kammermusikus ernannte und ihn mit sich nach Mailand nahm, wo er ihn der Leitung des Komponisten San Martini übergab. In der Schule dieses Letztern blieb Gluck vier Jahre. Dann trat er am Mailänder Theater mit seiner ersten Oper Artaxerxe auf, der binnen fünf Jahren noch sieben andere große Opern folgten. Alle diese Opern waren durchaus in der Weise der italienischen Oper geschrieben, die damals, Frankreich ausgenommen, alle Bühnen Europa's beherrschte.

Die italienische Oper war aus dem Gedanken hervorgegangen, das altgriechische Drama, die Verbindung von Poesie und Musik, wiederherzustellen. Aber so begreiflich diese Idee bei den Romanen sein mochte, — ihre Ausführung war eine Unmöglichkeit in einem Volke und in einer Zeit, denen alle Lebensbedingungen und Grundlagen fehlten, unter denen und auf welchen die antike

Tragödie erwachsen war. Was durch jenes Streben gewonnen wurde, war die freie Gestalt der Musikrede, das Recitativ, und die Seelenmacht edlen, nach Wahrhaftigkeit trachtenden Gesanges. Aber der sittliche, religiöse und politische Inhalt der antiken Tragödie fehlte der neuen Schöpfung, wie er dem gesunkenen, in Knechtschaft, Sinnlichkeit und Geistesträgheit verkommenen italischen Volke fehlte. Freilich waren die Dichtungsstoffe, die man wählte, fast durchweg dem antiken Leben, oder vielmehr der griechischen und römischen, wie der mittelalterlichen Geschichte entnommen, und die Götter und Heroen der alten Mythologie bewegten sich in der neuentstandenen Oper, dem musikalischen Drama, unter und neben den großen Namen der Könige und Helden, der Kaiser und Tyrannen des Alterthums. Aber sie waren Schatten ohne Körper, hohle Namen ohne Inhalt, Masken, hinter denen sich die neue italische Zeit, ihr Leben, ihre Weltanschauung und das einzige Pathos versteckten, dessen diese italische Menschheit fähig war. Dies Pathos war die Liebe, die sinnliche, mit Intriguen durchflochtene Liebe, wie sie der italische Romane des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vorfand. Hannibal und Scipio, Cato und Nero, Cäsar und Alexander, das ganze Heer der großen Helden und Herrscher der alten Welt, — ihrer Aller Lebensinhalt auf der Bühne in dem neuerweckten antiken Drama war — die Liebe. Und wo diese nicht ausreichte, trat der Prunk äußerer Ausstattung und das Schaugepränge der Aufzüge, Verwandlungen u. s. f. ausfüllend hinzu, — jene Auskunftsmittel der geistigen Armseligkeit, berechnet auf das gaffende Staunen der blöden Masse, vor dem schon Aristoteles in seiner Poetik die Dichter warnen zu müssen glaubte*). Ein weiteres

*) Aristot. Poetik. Kap. XIV., § 2—3. (Seite 118 der deutschen Uebers. v. Ad. Stahr.)

Aristoteles an solche Dinge [1]) nicht nur geglaubt, sondern diesen Glauben auch ausgesprochen hat; doch, ob ich sie schon für ungegründet und nicht ohne Bedenken vorzubringen halte, damit nicht jeder ängstlich auch an sich dergleichen Vorbedeutungen aufsuche, so will ich doch nicht unberührt lassen, was ein so grosser Mann in den Wissenschaften nicht verachtet hat."

In den Kreis unserer Betrachtung gehört endlich auch noch *Seneca's* älterer Zeitgenoss, der Arzt

A. Cornelius Celsus [2]),

der Varro seiner Zeit, und von seinen entfernteren und näheren Zeitgenossen *Quinctilian*, *Columella* und *Plinius* mit Achtung genannt. Namentlich stellt ihn der erstere von diesen mit Varro und selbst mit Aristoteles zusammen [3]); und wenn er ihn dabei doch nur einen Mann „von mittelmässigem Geiste" nennt, so darf nach Morgagni's gewiss richtiger Bemerkung [4]) nicht übersehen werden, dass dieses scheinbar herabsetzende Urtheil durch eben jene Zusammenstellung mit den

1) Praescita vitae esse aliqua in corporibus ipsis. XI, 52.

2) Vgl. *Bernhardy* a. a. O. S. 322.

3) Quinctilian XII, 11, 24. p. 639. Gesn. Quid plura? Cum etiam Cornelius Celsus, mediocri vir ingenio, non solum de his omnibus conscripserit artibus, sed amplius rei militaris et mysticae etiam et medicinae praecepta reliquerit; dignus vel ipso proposito, ut cum scisse omnia illa credamus.

4) Epistol. in A. C. Celsum (Hag. Comit. 1724.) p. 11.

Ausfüllungsmittel der inhaltlichen Hohlheit waren ferner die Ballete, die, ohne Zusammenhang mit der Oper selbst, als Zwischenspiele eingeschaltet wurden, während man die Bereicherung und Ausdehnung des dramatischen Hergangs der Oper selbst durch Verdoppelung des Hauptmotivs und durch allerhand fremdartige Zusätze bewirkte, zu dem einen Liebesverhältnisse ein zweites und drittes stellte, und der Liebe außer den verwandten Motiven der Eifersucht, Untreue ꝛc. auch noch ganz fremdartige: Ruhm- und Herrschsucht, Hofintriguen, Palastrevolutionen u. s. w. zugesellte. In allen diesen Dingen war die italische Oper nur der getreue Abdruck des wirklichen Lebens der Zeit und der sittlichen und politischen Verkommenheit des italischen Volks, wie das Marx vortrefflich nachweist.

So war die Dichtung beschaffen, mit der der Komponist es zu thun hatte, die er durch seine Musik zum erhöhten Leben bringen sollte. Aber diese Aufgabe war nur am Lebendigen zu lösen, nicht an dem von Hause aus Todten! Und diese Personen, diese Maskenbilder mit prunkendem Namen, waren todt und lebensunfähig, ihr Charakter, ihr Dasein, ihr Pathos ohne Wahrheit. Was blieb dem Musiker übrig, als sie für das zu nehmen, was sie für den Dichter gewesen waren, für harmlosen Maskenscherz, und sich an den eigentlichen Inhalt des hinter diesen Larven verborgenen Tageslebens zu halten? Darauf verstand sich die Musik des italischen Volkes damals so trefflich wie heute. Sie ward die Stimme dieser durch sie beseelten Masken, der Gesang wurde die Seele der Oper, und die Sänger die Träger derselben; für sie und ihre Individualität zu wirken ward die Aufgabe des Komponisten, und die Melodie als Ausdruck der vorwaltenden Persönlichkeit damit das Hauptmoment der Oper. Und da für diese alleinherrschende Melodie die gün-

stigste Stimme erkoren werden mußte, diese aber der Diskant ist, so ward damit in naturnothwendiger Folgerichtigkeit die Herrschaft der Sängerinnen in der Oper entschieden, und die Komponisten daneben zu „Leibschneidern für Stimme und Manier der jedesmaligen Hauptsängerin herabgesetzt". „Die Sängerin war die Oper!"

Doch nicht ganz! Neben die Sängerinnen traten als Mitregenten die Kastraten. Kastraten spielten und sangen, nicht nur im Alt und Tenor, sondern auch im Diskant, die Helden und Liebhaber in dem neuen musikalischen Drama, die Catone und Thoas, die Alexander und Cäsar! — für uns unfaßbar und undenkbar, für die damaligen Italiener ohne Anstoß, denn ihnen war es lediglich um den Gesang, um die Stimme des Singenden zu thun, um derentwillen die ganze Oper ja allein da war, die aus einer möglichst reichen Garnitur von dreißig bis vierzig und mehr Arien bestand, an die sich in sehr geringer Zahl Duette und noch spärlicher Terzette und Quartette, sowie ein paar kurze und bedeutungslose Chorsätze anschlossen. Vorbereitende und einleitende Ouvertüren gab es nicht. Sie waren nicht nöthig für eine Oper, die lediglich auf sinnlich-vergnügende Unterhaltung des Hörers gestellt war. Das „trockene Recitativ" (recitativo secco), das die Arien verknüpfte, sollte nichts anders vorstellen, als die platte prosaische Rede des gemeinen Lebens. Es war ein nothwendiges Uebel, eine lästige Aeußerlichkeit und wurde als solches behandelt. Die Zuschauer konversirten, scherzten und lachten, aßen und tranken, liebelten und kokettirten während des Zwischenraums von einer Arie zur andern, in Logen und Parterre, wie zum Theil noch heute in Italien geschieht. Der Bau der Arie selbst, das Hauptstück der Oper, war von einer unglaublichen Einförmigkeit.

So war die Oper beschaffen, als Gluck nach Italien kam. Sie war durchaus der gemäße Ausdruck des Lebens und Charakters der Nation, und die Theilnahme an dieser Volkslust und die Thätigkeit für sie gingen ins Ungeheure. In Venedig allein wurden in sechzig Jahren (1637—1700) Dreihundertsiebenundfünfzig neue Opern von vierzig Komponisten gegeben und zehn Jahre später war diese Zahl auf fast ein halbes Tausend gestiegen! Die Fruchtbarkeit der Komponisten gränzte an das Unglaubliche; ein Hasse wußte selbst nicht mehr, wie viele Opern er eigentlich geschrieben. „Eine Oper muß in einem kleinen Monat gemacht, gelernt und aufgeführt sein", schrieb noch 1773 ein italiänisirter deutscher Musiker, Naumann, aus Italien nach Deutschland. Originalität war dabei unmöglich, doch zeigten einzelne Blüthen, z. B. in den Opern Traetta's und Majo's, die reiche Begabung des Volks und die Möglichkeit eines tiefergreifenden Fortschritts, den zu thun einem fremden, dem deutschen Volksgeiste, vorbehalten war.

So schildert der Biograph den Grund und Boden, auf dem Gluck erwachsen und dem er die Möglichkeit seines künstlerischen Daseins verdanken sollte. Es ist eine Schilderung voll ächt historischen Geistes, erfüllt von jener philosophischen Anschauungsweise, welche jedes Volk und jede Zeit mit ihren Produktionen als nothwendige Momente in dem Entwicklungsgange des Menschenthums zu begreifen strebt, und darum allein auf Gerechtigkeit und Wahrheit Anspruch erheben darf.

Gluck tritt uns beim Beginn und in der ganzen ersten vierzehnjährigen Periode seiner Komponisten-Laufbahn durchaus nicht als Reformator entgegen. Die sämmtlichen Opern, die er während dieser Zeit schuf — acht an der Zahl —, bewegen sich durchweg in dem herkömmlichen, oben geschilderten Wesen, nur

daß hier und da bei dem Deutschen ein mehr wahrhafter Gefühlsausdruck als bei den meisten Italienern sich geltend macht. Er erwirbt sich in Italien einen Namen und wird, nach der hyperbolischen Sprache der Zeit, berühmt alle stelle; aber er bleibt wesentlich ein Opernkomponist wie andere auch. Im Jahre 1745 geht er als Begleiter seines Gönners, des Fürsten Lobkowitz, über Paris, wo er Rameau kennen lernt, nach London, wo die Begegnung mit dem fast dreißig Jahre älteren Meister Händel nachhaltig auf ihn einwirkt, und die Berührung mit dem ersten musikalischen Genius des Jahrhunderts ihn gekräftigt und erhoben entläßt, trotzdem daß seine Oper: la caduta de' Giganti, die er in London auf die Bühne brachte, keinen irgend bedeutenden Erfolg errang. Von London (1746) nach Deutschland zurückkehrend, feiert er zwei Jahre lang. Er fungirt eine Zeitlang bei dem Operndirektor Mingotti in Hamburg und Dresden als Kapellmeister und komponirt für denselben ein Festspiel in der gewöhnlichen Art. Aber erst in der Oper Semiramis, welche er 1748, nach Wien zurückgekehrt, zu Maria Theresia's Geburtsfeste komponirte, begann der Genius in ihm die ersten Flügelschläge. Die Oper ist noch ganz italiänisch, der Gegenstand, das Libretto, ein Produkt des damaligen „untrüglichen Opernpapstes" Metastasio, nicht seine Wahl. Dennoch beginnt hier der Fortschritt, regt sich bereits mitten in welscher Umgebung das deutsche Gemüth in ihm. „Wie ein hochaufgestautes Wasser jedes Ritzchen aufsucht, um durchzusickern und vielleicht mächtigern Abfluß zu gewinnen, so quillt bei jedem Anlaß, bei jedem Naturbilde, bei jeder gelegentlichen Regung das geschäftig wühlende Gemüths- und Musikleben hervor, und endlich — grade wo es einzig möglich war, wo die Oper ein einzig Mal Drama wird, bricht es machtvoll durch und gewährt einen Ein-

blick in die schnell wieder verhüllte Zukunft des Künstlers und der Oper."

II.

Vierundzwanzig Jahre lang (1748—1773) blieb jetzt Wien der Hauptsitz Glucks. Er komponirt während dieser langen Zeit zunächst eine Reihe von sechzehn Opern und Festspielen, alle mehr oder weniger im Geschmack der italischen Oper, unter denen neben der Semiramis besonders die Oper Telemacco, welche er 1750 in Rom aufführen ließ, Glück machte. Die Leitung der Aufführungen seiner Opern führte wiederholte Reisen nach Rom, Neapel und Kopenhagen herbei, die seinen Ruf erhöhten. Auch äußere Erfolgzeichen fehlen nicht. Der Papst verleiht ihm die Ritterwürde des Goldenen Sporns und er durfte fortan sich il cavaliere de Gluck schreiben und der adligen Gesellschaft ebenbürtig achten. Die Kaiserin Maria Theresia ernannte ihn (1754) zum Kapellmeister ihres Hoftheaters, ein reicher Banquier in Wien giebt ihm seine Tochter zur Ehe, mit der er in glücklicher Gemeinschaft bis zum Schlusse seiner Laufbahn lebte; die Wiener hohe Gesellschaft liebte und ehrte ihn, alle Thüren standen dem berühmten Maestro, dem heitern Sänger, dem trefflichen Geiger, dem liebenswürdigen Gesellschafter offen. Es fehlte eben an keinem Guten, an keinem Lebensglücke und äußern Erfolge. Und doch — wenn der fünfzigjährige Mann jetzt gestorben wäre, so würde die Geschichte der Musik kaum Ursache haben, auch nur seines Namens zu erwähnen. Denn alles das, was ihn zu Gluck, zu dem Gluck machen sollte, mit welchem sich eins der trefflichsten Werke der Kunst-

geschichte neuerer Zeit beschäftigt, alle die Schöpfungen, die seinen Namen unsterblich machen und eine völlige Reformation der Oper hervorbringen sollten — sie lagen damals noch vor ihm, noch ungeschaffen im Nebel der Zukunft. Gluck, der Schöpfer der wahren Oper, begann seine eigentliche Laufbahn in einem Lebensalter, in welchem die meisten andern großen Musiker dieselbe bereits beschlossen haben. Und auch dann war diese Bahn keine solche, die in grader Linie von Stufe zu Stufe ohne Umweg zum Ziele aufsteigt, vielmehr hat Marx vortrefflich gezeigt, wie Gluck selbst, nachdem ihm bereits die Sonne der neuen Wahrheit aufgegangen war, immer wieder von Zeit zu Zeit von ihr und von sich selbst ab- und in das alte Wesen der Aeußerlichkeit und Unwahrheit zurückfiel, aber nie, ohne daß sich dieser Abfall empfindlich an ihm rächte.

Schon in der Oper Telemacco (1750) hatte er den ersten Versuch gemacht, den Standpunkt der italiänischen Oper zu Gunsten festerer dramatischer Gestaltung zu überschreiten. Es war ein Vorversuch der späteren Reformation (Marx I. S. 201—202, vgl. S. 189 ff.), für deren Schöpfungen er bedeutende Theile und Gedanken dieser früheren Arbeit zu benutzen keinen Anstand nahm. Den ersten wahrhaft musikalischen Stoff fand er in der Innocenza giustificata (1755). Von da ab führte ihn das eigenste innere Bedürfniß, unterstützt durch seine wachsende allgemeine ästhetische Bildung, für die er ernstliche Studien machte, (M. S. 280 u. 286) auf den Kern und Grund dessen, was ihm fehlte, um seine ganze Kraft und Begabung als Musiker zu bethätigen und sich selbst in seinem Schaffen zu befriedigen. Er konnte es sich nicht länger verhehlen, daß es der Dichter sei, der bisher den Opernkomponisten im Stiche gelassen, und daß der Oper bisher die würdige Unterlage eines einheitlichen, auf Wahr-

heit eines menschlichen Pathos gebauten, dramatisch wirksamen Gedichts gefehlt habe. Mit dieser Einsicht begann die Reformation der Oper, „denn nur aus dem Zurückgehen auf den Grund der Dinge kann überall Reformation und Fortschritt erwachsen". Mögen die deutschen Komponisten den warnenden Rath beherzigen, den ihnen bei dieser Gelegenheit in Bezug auf die dichterische Grundlage der Oper der Meister der Musikwissenschaft zuruft (S. 288).

Schritt vor Schritt sehen wir jetzt Gluck dem eigentlichen Ziele seiner Lebensaufgabe näher rücken. Das Glück begünstigt ihn, indem es ihm einen gebildeten Freund giebt, der mit Gluck zu fühlen im Stande ist, was der Oper noth thut, und hinreichende poetische Begabung besitzt, um dem sehnenden Verlangen des Musikers nachzukommen. Ein kaiserlicher Beamter in Wien, Italiäner von Geburt, ein litterarisch und ästhetisch gebildeter Mann und als solcher mit Gluck schon längere Zeit in eng befreundetem Verkehre lebend, Raniero di Calzabigi dichtet ihm, was er braucht, den Operntext zum Orpheus. Welchen Antheil Gluck an dem Gedicht hatte ist von Marx (I, S. 289—90, vgl. 391 ff.) nachgewiesen.

Der „Orpheus" (1762) ist nur erst ein Schritt auf der Bahn der Reformation, aber ein mächtiger. Die ersten Morgenstrahlen der neuen Sonne erscheinen mit diesem Werke am Himmel der Kunst des musikalischen Drama's. Durch das Gedicht — so dramatisch unvollkommen es auch sein mag — hat jetzt Gluck zuerst ein würdiges Substrat seiner Musik gewonnen. Er schafft sich das Recitativ als die „hohe Sprache" des Drama's; er gestaltet die Arie um zu dramatischem Anschlusse an die Einheit des Ganzen, und gründet so das musikalische Drama als musikalisch einheitliches Werk. Wir müssen es uns

versagen, auf die meisterhaften Ausführungen des Marx'schen Werks näher einzugehen, da ein Auszug derselben schlechterdings unmöglich ist. — Dem „Orpheus" folgte fünf Jahre später (1767) die „Alceste" und dieser zwei Jahre darauf die Oper „Paris und Helena", zu denen wiederum Calzabigi als Dichter den Text lieferte. Der Fortschritt vom Orpheus zu Alceste war ein musikalischer, indem die letzte Oper gegen die erste gehalten, mit der sie übrigens den Mangel an wahrhaft dramatischer Handlung theilte — den italischen Boden durchaus verlassen und mit dem deutschen vertauscht hatte. Mit „Paris und Helena" dagegen führt Gluck das Moment wirklicher Handlung, den Konflikt, das Ringen des Menschen gegen den Menschen und den Gegensatz der Charaktere zuerst in das musikalische Drama ein. Die wesentlichen Eigenschaften Glucks, Treue und Großheit, kommen in diesen drei Werken zu ihrer vollen Entfaltung, und wenn auch diese Werke noch lange nicht die höchsten sind, die er geschaffen: die Großheit in der tiefdurchdachten Auffassung des dichterischen Stoffs, und die hingebende Treue, mit welcher er sich vor allem in ihn versenkt, verdienen es, von dem Biographen als Aeschyleisch bezeichnet zu werden. Die dichterische Komposition ist es, von der er überall ausgeht, sie ist ihm das prius, der Ausgangspunkt, die Operationsbasis seines musikalischen Schaffens. „Ehe ich arbeite, suche ich vor allen Dingen zu vergessen, daß ich Musiker bin!" sagt er selbst. Er schafft (wie er selbst sich ausdrückt) als „säße er bereits selbst im Parterre" als ergriffener Schauer und Hörer, und das ist die rechte Weise, in der, wie schon Aristoteles gesagt hat, der dramatische Dichter schaffen soll und muß. „Er muß", sagt der alte Weise von Stagira in seiner Poetik Cap. XVII, „seine Fabeln so komponiren und in der sprachlichen Darstellung aus-

führen, daß er dieſelben in jedem Augenblicke, ſoviel als irgend möglich, ſich ſelbſt leibhaftig vor Augen gegenwärtig hält. Denn ſo allein, wenn er ſie mit möglichſter Deutlichkeit ſieht, als wenn er ſelbſt bei allem was geſchieht mit anweſend wäre, kann er finden, was das jedesmal Paſſende iſt, und ſich möglichſt wenig über das Gegentheil täuſchen." — Grade ſo verfuhr, ſo ſchuf Gluck, denn nur das vom Künſtler innerlich mit Erlebte wirkt, „zieht Blut" (tira sangue), wie er zu ſagen pflegte. Ja ſelbſt Gluck, der Dirigent des bereits geſchaffenen Kunſtwerks unterlag dieſem Zauber. Ein Zeitgenoſſe, der berühmte Kontrabaſſiſt Joſeph Kämpfer, ſchildert uns ſein Verhalten als Dirigent der Proben am Klavier, wie „jede Stelle des Affekts, des Wilden, Sanften, Traurigen ſich in allen ſeinen Mienen und Geberden malte". „Er lebt und ſtirbt mit ſeinen Helden, wüthet mit dem Achill, weint mit der Iphigenia, und in der Sterbearie der Alceſte, bei der Stelle: Manco . . . ., moro . . . e in tanto affanno non ho pianto — ſinkt er ordentlich zurück und wird mit ihr beinahe zur Leiche."

Trotz alledem iſt es eine falſche Vorſtellung, zu glauben, daß Gluck, ſeit er den erſten Schritt auf ſeiner reformatoriſchen Bahn gemacht hatte, dem erkannten Ideale in unverrückbarer Folgerichtigkeit nachgeſtrebt habe. Mit feinſter pſychologiſcher Erkenntniß von dem Weſen und der Bedingtheit ſeines Helden zeigt uns hier der Biograph den wahren Sachverhalt auf. Dem Manne, „der damit begonnen hatte, ſich aus Dunkelheit und Armuth Schritt vor Schritt empor zu arbeiten, ihm, mit dieſem (grunddeutſchen) Grundzuge der Dienſtlichkeit in ſeinem Charakter, und mit dieſem, allen Künſtlern eignen, Drange ſich zu bethätigen — ihm ſcheint es ſchlechthin unmöglich geweſen zu ſein, ſich zu verſagen, wo nur irgend eine Gelegenheit zur Bethätigung

sich darbot. Man muß eben bei der Betrachtung von Menschen begreifen lernen, daß sie von allzuvielfältigen Strebungen bewegt werden, als daß ihr Verhalten stets derselben graden Linie folgen könnte, welche die Grundlinie ihrer Bestimmung, das in ihnen lebende Ideal ist. Um diese ideal-grade Lebenslinie schlingt sich, in Wellenlinien links und rechts abweichend das wirkliche Leben; und grade diese Wellenlinie, bald so bald anders gewunden ist der Ausdruck des individuellen Charakters jedes Menschen."

Dennoch hatte Gluck ein volles Bewußtsein seiner großen Aufgabe und über die Art, wie er sie zu lösen unternommen. Dies beweisen seine Zueignungsschriften zu den Partituren der Alceste und der Oper Paris und Helena, welche Marx (I. S. 440—460) mittheilt und bespricht. Ich zweifle keinen Augenblick, daß beide Schriften von Gluck selbst herrühren. Das Verdienst ihrer richtigen Würdigung gehört dem Verfasser der Biographie.

III.

So hatte also ein Deutscher in Deutschland das Kunstwerk des neuen musikalischen Drama's geschaffen. Aber Deutschland war nicht die Stätte, wo der neuen Idee das volle Verständniß, dem Werke der Reformation die Stätte fruchtbarer und entscheidender Wirksamkeit geboten werden konnte. Hatte doch auch Händel diese Stätte im Auslande sich suchen müssen, die ihm das durch die Fürstenwirthschaft des achtzehnten Jahrhunderts tief herabgekommene Vaterland nicht darbot. Auch Gluck fühlte das, und die Begeisterung für sein Ideal ließ den jetzt Sechzigjährigen den Gedanken fassen, seine Wirksamkeit nach Paris,

grössten Geistern der Vorzeit bedingt wird. Sein umfassendes, populär gehaltenes Werk in zwanzig Büchern, eine wahre Encyklopädie der Wissenschaften (de Artibus), begriff nicht bloss Philosophie, Ackerbau, Medicin und Jurisprudenz [1]), sondern umfasste auch nach Quintilian's klaren Worten Kriegswissenschaft, Rhetorik, Naturwissenschaft und Geschichte im weitesten Umfange [2]). Zwar finden sich in den uns allein übrigen acht Büchern der Arzneiwissenschaft keine unmittelbaren Bezüge auf Aristoteles; doch berechtigt die Beschaffenheit des Gesammtwerks zu der Folgerung, dass *Celsus* das Studium seiner Schriften unmöglich vernachlässigt haben könne; und die vielfache Bezugnahme auf den Arzt **Erasistratus**, einen Peripatetiker aus der Schule Theophrast's [3]), den er an mehreren Stellen sogar widerlegt, scheint geeignet diese Annahme zu bestätigen [4]).

Von der naturwissenschaftlichen Literatur dieses Zeitabschnittes haben wir endlich nur noch von dem Zeitgenossen des *Celsus* und *Seneca* [5]),

Luc. Jun. Moderatus Columella

zu reden, der in seinen zwölf Büchern vom Land-

1) Wie **Bähr** Gesch. d. röm. Lit. § 334. p. 300. angiebt.

2) Die Folge der drei ersten **Artes** scheint aus der angezogenen Stelle Quintilians sich zu ergeben.

3) S. Fabric. Bibl. Gr. III, p. 492.

4) **Haller** praefat. ad Cels. p. XX. p. XXII.

5) Vgl. Colum. III, cp. 3; I, cp. 1. §. 15. **Gessner** praef. ad script. R. R. §. VI. ss.

dem damaligen Mittelpunkte aller aufstrebenden Bildung Europa's zu verlegen, nach Paris, das allein eine große Oper besaß, „die etwas Anderes war und wollte, als die italische," und die vor Allem Gewicht auf den dramatischen Charakter legte. Ein Freund, der Bailli des Maltheserordens, du Rollet, ein Mann von feinem Kunstsinn und Geschmack, der die drei Reformopern Gluck's verständnißvoll in sich aufgenommen hatte, bestärkte ihn in diesem Vorsatze.

Du Rollet that noch mehr. Er verfaßte ihm zum Zwecke seines Auftretens in Paris „Iphigenie in Aulis" nach Racine's Dichtung. Gluck ging an's Werk, die Komposition ward vollendet, und seine ehemalige Schülerin Marie Antoinette, jetzt Gemahlin des Dauphins von Frankreich, erwirkte den Befehl zur Aufführung der Oper und die Einladung an den Komponisten, nach Paris zu kommen, um Proben und Aufführung persönlich zu leiten. Ich übergehe die vortrefflichen Kapitel des zweiten Bandes, in welchen Marx über die antike Iphigenie, über Racine's und Rollet's Dichtungen, sowie über Gluck's Komposition eine Fülle der tiefsten und feinsten Untersuchungen mittheilt, und begnüge mich, den weitern historischen Verlauf von Gluck's reformatorischer Wirksamkeit in kurzen Umrissen zu skizziren.

Zahllose Schwierigkeiten setzen sich ihm entgegen. Seine Energie, sein stolzes Selbstbewußtsein, unterstützt von der Gunst seiner mächtigen Schülerin Marie Antoinette, überwindet sie alle. Der Sohn des von den Franzosen damals noch so tief verachteten deutschen Volks erringt in Paris den vollständigsten Triumph. Seine „Iphigenie in Aulis", sein „Orpheus" erregen Enthusiasmus, überhäufen den Schöpfer derselben mit Gold und Ehren, verschaffen ihm die Schätzung und Freundschaft der ersten Geister

Frankreichs. Der Erfolg berauscht ihn nicht, aber er erweckt ihm heftige Gegner, die ihm in dem Italiener Piccini einen Rival gegenüberstellen, und einen Kampf herbeiführen, der die ganze damalige gebildete Welt Frankreichs in zwei feindliche Heerlager theilte. Gluck war nicht stark genug der Versuchung zu widerstehen, durch gesteigerte Produktion, und — was schlimmer war — durch theilweisen Abfall von seiner Idee in der Umarbeitung seiner früheren reformatorischen Werke, Vortheil, Ehre und Erfolg steigern zu wollen. Die Strafe dafür blieb nicht aus. Ein Revolutionair, der Konzessionen macht, ist immer verloren, und Gluck war ein Revolutionair im Reiche des musikalischen Drama's. Schon meinten seine Gegner ihn besiegt, da raffte sich der alte Löwe auf's Neue empor zu einer Schöpfung, die sein Prinzip wieder in hellem Glanze erstrahlen ließ. Er schuf seine „Armide" nach Quinault's Dichtung (1777), und sein Meisterwerk, die „Iphigenie auf Tauris" (1779). Der Erfolg dieser beiden Werke, zumal der letzteren Oper, die in drei Jahren hundertundfunfzigmal in Paris aufgeführt wurde, war ein alles überwältigender. Der Sieg des neuen Prinzips war entschieden, und der vollendetste Ausdruck desselben, die „Taurische Iphigenie", hielt ihren Triumphzug über alle Bühnen Europa's, und steht noch heute da als unerreichtes Muster des ächten großen tragischen Stils im musikalischen Drama der neuen Zeit.

Gluck's Laufbahn war abgeschlossen, er hatte sein Ziel erreicht, seine Aufgabe gelöst. Am Vorabende des großen politischen Drama's, das die sozialen Zustände der Welt umgestalten sollte, hatte er die friedliche Revolution auf seinem Kunstgebiete vollendet, und dieselbe Marie Antoinette, deren Haupt jenes furchtbare Revolutionsdrama treffen sollte, hatte die Revolution des Künstlers fördern helfen. Gluck starb, an Jahren und Ehren

reich, in seinem lieben Wien, wohin er sich nach seinen Pariser Triumphen zurückgezogen hatte, am 15. November 1788, kaum ein Jahr vor dem einbrechenden Untergange der Welt in der er gelebt hatte, und deren Händel unbemerkt an ihm vorübergezogen waren. Es war wohlverdiente Gunst des Schicksals, daß es dem ruhmreichen Greise erspart blieb, den Sturz des lyrischen Italianismus in Leben und Staat des 18. Jahrhunderts durch den Komponisten Weltgeist zu erleben, und das Haupt seiner angebeteten Gönnerin Marie Antoinette unter dem blutigen Taktschlage der Guillotine fallen zu sehen.

Lassen wir das letzte Wort dem Manne, dessen biographisches Meisterwerk uns zu diesen Zeilen Veranlassung geboten hat. Anknüpfend an ein Wort A. W. Schlegel's (Dramat. Vorles. I, S. 68, 3. Ausg.) über das Wesen der Oper und an die verschärfte Anklage der Musik überhaupt in ihrer gegenwärtigen Verwilderung und erschlaffenden Ueberwucherung, welche Geist und Charakterkraft unseres Volkes gefährlich bedrohen — eine Anklage, die unter Andern Gervinus in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts (I, 486) mit leidenschaftlicher Stärke erhoben hat, — läßt sich der Verfasser von „Gluck und die Oper" am Schlusse seines Werkes also vernehmen:

„Erheben wir uns über den Standpunkt des bloßen Musikers zu dem höhern, auf dem die menschlichen Dinge unparteiisch gegen einander und in Hinsicht auf die geistige und sittliche Wohlfahrt der Völker gewogen werden, so können wir Angesichts der heutigen und schon lange bestehenden Ueberwucherung des ganzen Lebens durch Musik und obenein durch eine tiefgesunkene Musik, in welcher Zerstreuung, Sinnengenuß und virtuosische Hoffahrt die Herrschaft an sich gerissen haben, dem einsichtigen und gesinnungsedlen Geschichtsschreiber nicht widersprechen. Ja,

wenn die Musik nicht edlere Kräfte in sich trüge, so hätte auch der Dramaturg (Schlegel) Recht, der der Oper keine andere als jene niedere Sphäre zuweisen will, weil er sie zu der höhern nicht befähigt erachtet. Allein eben hier tritt, neben der tiefern Erkenntniß von dem Wesen der Musik, die Geschichte derselben tröstend und belehrend heran. Sie berichtet, wie viele Männer von hohem Geiste und edler Gesinnung in der Musik den Ausdruck ihres Lebensinhaltes gefunden, wie viele Tausende — und unter ihnen Hervorragende an Geist und Gemüth — sich an den Offenbarungen dieser Kunst erhoben und beseligt haben — an Offenbarungen, die eben nur sie kundzugeben vermochte, wie denn im Kreise der Künste jede ihren besondern, von keiner andern ersetzbaren Beruf und Wirkungskreis erfüllt. Hierin, nicht im Uebermaß der Verwendung und im Verderb, ist Wesen und Recht der Tonkunst zu fassen. Darum wird, so lange Menschen menschenwürdig bestehen, die Tragödie in ihrer klaren Höhe walten, unantastbar durch die Oper. Aber in Regionen und Zeiten, welche der Tragödie nicht zugänglich sind, sondern den Zutritt der Musik fordern, da wird das musikalische Drama in allen seinen Gestaltungen in sein Recht treten. Die höchste dieser Gestaltungen aber hat die Geschichte an den Namen Gluck geknüpft. Er hat jene Heroengestalten ohne Gleichen wieder heraufgeführt, von denen die Muse der Tragödie nach innerer Nothwendigkeit längst und für immer zurückgetreten ist, — wofern sie nicht in ganz veränderter Bedeutung (Goethe's Iphigenie) dieselben Gestalten zu neuem, ganz anderem Leben herbeigerufen hat. Und in diesen Kreis hoher Gestalten und Geschicke hat Gluck eingeführt, als kein Dichter vorhanden war, Gleiches zu gewähren, und kein Volk reif, solchen Dichter aus sich zu erzeugen oder aufzunehmen."

„Die Zeit steht vor den noch verschlossenen Pforten des heutigen Daseins, wo die Völker sich durch harte Kämpfe zu neuem, in Freiheit erhöhtem Dasein emporringen werden. Dann — und nicht eher — wird die neue Idee das Leben der Völker durchflammen und überglänzen. Dann wird der berufene Dichter die Tragödie schaffen, die das klare hochherrlich tönende Wort ausruft über die Völker. Dann aber — und nicht eher — wird der neue Gluck erstehen und die Gemüther erfüllen und beflügeln, in der Harmonie der Töne die Harmonie des neuen Lebens zu vernehmen."

Ich stehe am Schlusse meines Berichts. Er ist kaum ein flüchtig mit der Hand geschöpfter Trunk aus der reichen Quelle, die in dem Werke selbst dem nach Erkenntniß des Genius und seiner Werke Verlangenden fließt; aber er hat seinen Zweck erfüllt, wenn es gelungen sein sollte, den Leser einzuladen, sich an die Quelle reichster Belehrung und Erhebung selbst zu wenden.

Carl Mathy.

(1863.)

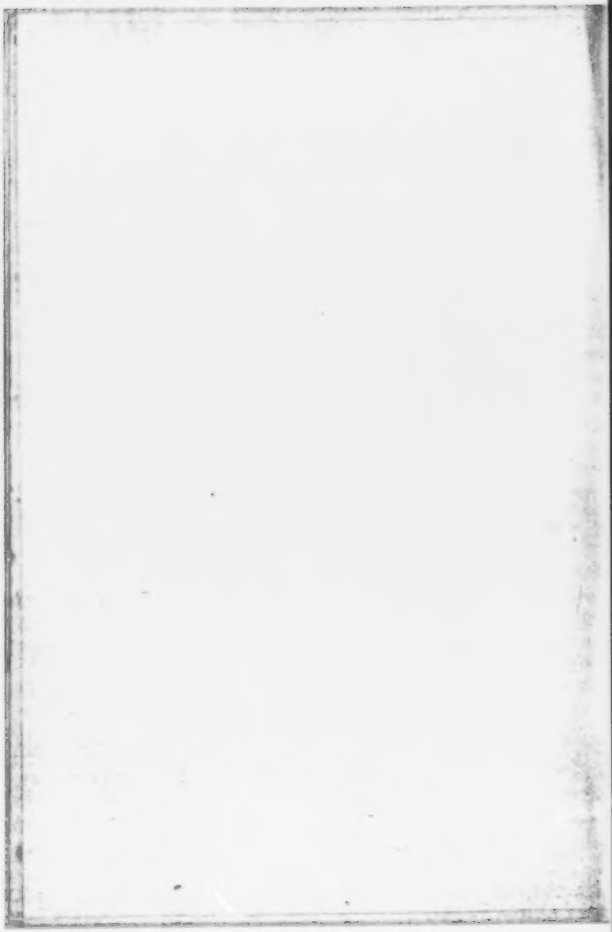

Karl Mathy*).

(1869.)

I.

Ein deutscher Flüchtling der dreißiger Jahre, von der bundestäglichen Polizei seiner Zeit selbst auf Schweizerboden von Ort zu Ort, von Versteck zu Versteck gehetzt, als Schullehrer eines schweizer Dorfes, als Journalist, mühsam sein und seiner Familie Leben fristend, und wenige Jahrzehnte später — zwei Jahre sind's her — sein Leben endend als vertrautester Rathgeber seines Fürsten, dessen Vorgänger ihn als ihren Feind beargwohnt hatten, als Staatsminister die Last dreier Ministerien tragend in demselben Staate, der ihn einst zum Exil gezwungen, und diese Wandlung seines Geschickes nicht einem Abfalle von seinen Ueberzeugungen, von den Idealen und Lebenszielen seiner Jugend verdankend, sondern dem unerschütterlich treuen Festhalten an denselben, nicht einer Umkehr und Bekehrung im Dienste der Reaktion, sondern seinem beharrlichen Fortwirken für die Einheit, Größe und Freiheit seines deutschen Vaterlandes: ein solcher Mann ist keine gewöhnliche Erscheinung in unserm Vaterlande und in unserer Zeit. Wohl hat er es verdient, daß ihm einer

*) Lebensgeschichte Karl Mathy's von G. Freytag (Leipzig, Hirzel 1870).

der liebenswürdigsten unter den lebenden deutschen Schriftstellern mit dieser „Geschichte seines Lebens“ ein Denkmal aufrichtete, und daß unsere ruhelos dahinstrudelnde Zeit bei diesem Lebensbilde verweile, um an ihm zu lernen, was einfache Charaktergröße und Ueberzeugungstreue, was Uneigennützigkeit und Redlichkeit, Mannesfestigkeit im Unglück und Besonnenheit im Glücke, was „fester Muth in schweren Leiden“ und „Wahrheit gegen Feind und Freund“ vermögen und werth sind.

Ein solcher Mann war Karl Mathy von Mannheim, und die Geschichte seines Lebens von 1807 bis 1868 ist zugleich ein Spiegelbild der deutschen Geschichte dieser Jahre. Denn „die sechszig Jahre seines Erdenlebens umschließen,“ wie sein Biograph mit Recht sagt, „das Aufsteigen deutscher Volkskraft aus Verarmung und politischem Elend zu verhältnißmäßigem Wohlstande und zu einer Großmacht. Es war eine Zeit harter Arbeit, mühsamen Ringens, vergeblicher Anläufe und doch eines stillen unaufhaltsamen Wachsthums. Wie sich in ihr ein einzelnes Menschenleben darstellt, soll hier gezeigt werden. Es ist das Leben eines Süddeutschen, der bei seiner Geburt keine Heimat fand, deren Geschichte ihm patriotischen Stolz oder auch nur patriotische Trauer möglich machte. Wie einen gescheuten, warmherzigen Deutschen der rheinischen Pfalz Sehnsucht, Verständniß und Kampffreude für die Zukunft des deutschen Staats umhertrieb und erhob“, wie ein solcher Mann als Journalist und Volkslehrer, als Abgeordneter, als Leiter großer Geschäfte und als Staatsmann seine Kraft für Andere gerade immer in den Thätigkeiten verwerthet, welche nach dem Zuge der Zeit obenanstanden, und endlich: wie unter Allen, welche den großen Bildungsprozeß der Nation in den letzten vierzig Jahren durchgemacht haben, „kaum Einer ist, der so hingebend, so mühevoll, so

bau in klassischer Sprache die früheren Studien Cato's und Varro's nicht ohne selbstständige Benutzung griechischer Vorgänger wieder aufnahm [2]). In dem Verzeichnisse der letzteren, welches er gleich zu Anfange seines Werkes giebt [2]), wird auch „des Meister's und Gesellen der Peripatetiker" nicht vergessen. Von dem Ersteren ist hier vorzüglich an die Thiergeschichte und an die Probleme zu denken, auf welche sich denn auch einzelne Bezüge in dem Werke selbst finden [3]). Für das neunte Buch Columella's, das über die Bienenzucht handelt, wird *Aristoteles* Thiergeschichte sogar ausdrücklich als Quelle erwähnt [4]), und der fleissige Erklärer Virgils, la Cerda, bemerkt in seinem Commentare zum vierten Buche der *Geor-*

---

4) *Bernhardy* a. a. O. S. 322.

2) Col. d. R. R. I, cp. 1. §. 7. p. 595. Gesner. Magna porro et Graecorum turba est de rusticis rebus praecipiens; cujus princeps, celeberrimus vates non minimum professioni nostrae contulit Hesiodus Boeotius. Magis deinde eam juvere fontibus orti sapientiae Democritus Abderites, Socraticus Xenophon, Tarentinus Architas, *Peripatetici magister ac discipulus, Aristoteles* cum *Theophrasto* etc. Ueber die eigenthümliche Beschaffenheit des darauf folgenden Catalogs der Script. R. R. s. oben S. 65.

3) Colum. VII, 3. 12. Was dort „Aristoteles vir callidissimus rerum naturae" lehrte, ist aus Arist. Hist. d. Animal. VI, entnommen, wie Schöttgen ad Pallad. d. R. R. VIII, Tit. IV, p. 970. Gesn. nachweiset. Palladius schreibt den Columella aus.

4) IX, cp. 3. in. p. 665. Peripateticae sectae conditor Aristoteles in libris, quos de Animalibus conscripsit, apum sive examinum genera complura demonstrat. vgl. Hist. d. Anim. V, 22.

tapfer und in ſo ausgeſetzter Stellung alle Konflikte durchgekämpft hat und zu ſo ſicherer Freiheit in ihnen gewachſen iſt, wie Karl Mathy" — dies darzulegen, hat ſich ſein Biograph zur Aufgabe geſtellt, und wir dürfen ſagen, daß ihm gelungen iſt, dieſe Aufgabe zu löſen.

„Ein Guter, ſtammend von Guten!" Dies Glück, welches die alten Hellenen rühmen, ward Karl Mathy zu Theil. Sein Vater, ein katholiſcher Geiſtlicher und Jugendlehrer, war ein tüchtiger, freidenkender Mann, der als ſolcher von den durch ihn angegriffenen Jeſuiten und Jeſuitengenoſſen angefeindet und verfolgt, mit dem geſammten römiſchen Prieſterthume brach, ſeine Prieſterſtelle niederlegte, zum Proteſtantismus übertrat und Profeſſor der lateiniſchen Sprache und Mathematik am neuerrichteten Lyceum zu Mannheim wurde. Von ihm erbte ſein älteſter Sohn Karl, der dem Dreiundfünfzigjährigen geboren wurde, den Ernſt der Redlichkeit und das Talent und die Luſt zum Lehren, den methodiſchen Fleiß der Arbeit und den gewiſſenhaften Ordnungsſinn, ſowie die ſtrengſte Wahrhaftigkeit gegen ſich und andere, die vor keiner Schwierigkeit zurückſchreckte. Von der Mutter das liebevolle Herz und die hingebende Aufopferungsfähigkeit. Noch nicht achtzehnjährig, bezog er (1824) die Univerſität Heidelberg, um „Staatswiſſenſchaften" zu ſtudiren, damals Kameralia genannt, deren Studium in jenen Zeiten die beſte Ausſicht für den Staatsdienſt gewährte. Und er „ſtudirte" wirklich; denn ihm war es ernſt mit einer Wirkſamkeit im Staate und für den Staat, wie den meiſten derer, die wie er, damals der „Burſchenſchaft" angehörten, — jener erſten preiſenswürdigen Erhebung der deutſchen ſtudirenden Jugend aus Wüſtheit und ideenloſer Rohheit, deren Vertreter, die vielgeſpaltenen Landsmannſchaften, nur allzutreu das Bild unſerer elenden politiſchen Zuſtände widerſpiegelten. Dabei

war er kein Duckmäuser; er wußte, wenn nöthig, auf der Mensur seinen Mann zu stehen. Aber das gewöhnliche studentische Treiben interessirte ihn nicht. Sein Blick ging früh über die kurzen Universitätsjahre hinaus auf ernste Ziele. Dazu kam noch Persönliches. Sein Vater starb, ehe der Sohn noch seine Universitätszeit beendet hatte, und ließ ihn, den ältesten Sohn, mit achtzehn Jahren zurück als Berather und Stütze einer zahlreichen unbemittelten Familie, auf seine eigene Arbeit angewiesen, um sich zu erhalten. Mit Stundengeben brachte er sich durch, ein mühsames Brot; indeß die schwere Arbeit stählte ihm Kraft und Charakter. Als er aber nach beendeten Universitätsstudien an der Schwelle der „Staats-Karrière" stand, stockte sein Fuß. „Die Ideen von Freiheit und Manneswürde, von einem großen Deutschland und dem Stolz eines Bürgers" — Ideen mit denen sich seine burschenschaftliche Jugend genährt hatte, — „waren damals nur Träume schwärmender Jugend. Was er als Beamter werden konnte, ein kleiner Tyrann eines kleinen Staates, der vom Aktentische die Unterthanen des Landes im Gehorsam hielt, das erschien seinem wahrhaften Sinne als ein Unrecht gegen sich selbst und gegen Andere." Jung und kräftig, waffengeübt und kenntnißreich, lockte es ihn in die Ferne, zur Theilnahme an dem Erhebungskampfe der Griechen und der Neubegründung eines Staates. Es war damals die Zeit des Philhellenenthums, viele tüchtige Männer — nicht wenige aus den deutschen Burschenschaften — folgten diesem Zuge. Auch Mathy entschloß sich dazu. Mit mühsam erspartem Gelde ging er, ohne seinen Vorsatz irgend wem kund zu geben, nach Paris zu dem griechischen Hauptcomité. Aber trotzdem daß er über ein Vierteljahr dort verweilte, wieder mit Unterrichtertheilen sein Leben fristend, erreichte er seinen Zweck nicht. So blieb ihm

keine Wahl. Er wanderte zu Fuß nach Mannheim zurück, bestand ehrenvoll seine Staatsprüfung und trat als jüngstes Mitglied in die „regierende Corporation“ seines kleinen Vaterlandes, in die badische Büreaukratie ein.

Aber seines Bleibens in ihr sollte nicht lange sein. Das Jahr 1830 brach herein, und Mathy gehörte nicht zu den letzten, die sein Aufschwung mächtig erfaßte. Er hatte schon früher für Journale zu schreiben begonnen, denn seine Anstellung trug ihm kein Gehalt ein. Jetzt verdoppelte er diese Thätigkeit, es schien an der Zeit, erfolgreich für Reform der Zustände wirken zu können. Für Reform, nicht für Revolution; nur jene, nicht diese, war das Ziel schon des Vierundzwanzigjährigen, und die erste selbständige Schrift, die er damals (1831) schrieb, war nicht eine Phrasenbroschüre, sondern eine wissenschaftliche Schrift „über die Einführung einer Vermögenssteuer in Baden“, von der Manches noch heute Beachtung verdient. Regierung und Kammeropposition wurden jetzt aufmerksam auf ihn, aber seine eigenen Sympathien waren bei der letzteren. Das von Freytag vortrefflich geschilderte Hambacher Fest regte ihn an zur Gründung eines eigenen Journals „Der Zeitgeist“; indeß schon am Tage nach dem Erscheinen der ersten Nummer hob der Frankfurter Bundestag die gesetzlich geregelte badische Preßfreiheit auf, und jetzt begann der kraftaufreibende verbitternde Kampf mit einer Censur, die nur wir Aeltere noch in ihrer ganzen empörenden Schmählichkeit kennen. Mathy und sein Blatt erlagen in diesem Kampfe. Er selbst ward gezwungen, aus dem Staatsdienste zu treten und war jetzt ganz auf journalistischen Erwerb und Thätigkeit angewiesen, um sich und die Seinen — denn er hatte sich inzwischen verheirathet und seine Gattin ihm den ersten Knaben geboren — zu erhalten. Das Glück des Hauses entschädigte ihn für alle Noth und Mühsal,

und beide waren nicht klein für den siebenundzwanzigjährigen Mann und Hausvater. Aber während er für die eigene Existenz rang, verlor er nicht Liebe und Sorge für das Allgemeine. Er war der erste und einzige in seinem Lande, der eine Schrift für den Anschluß Badens an den Zollverein schrieb gegen die demselben feindliche, allgemeine Strömung um ihn her, und er, der arme Journalist, ließ diese Schrift auf seine Kosten drucken! Daneben schrieb er die Kammerberichte für die „Allgemeine Zeitung", korrespondirte für andere Journale, arbeitete für das damals von Welcker und Rotteck begonnene „Staatslexikon", schrieb Erläuterungen zur Gemeindeordnung, und übte sich als Setzer in der Druckerei eines Freundes, wo der englische Lord Stanhope ihn eines Tages dessen englisches Manuskript mit großem Erstaunen gleich aus dem Englischen in's Deutsche setzen, und sich von dem Setzer englisch angeredet sah.

Trotz alledem aber sollte seines Bleibens im Vaterlande auf dem so mühsam erkämpften Boden nicht lange mehr sein. Die politischen Verfolgungen begannen. Mathy war niemals Mitglied einer geheimen Gesellschaft, weder damals noch später in seinem Leben. Er hatte eine tiefe Abneigung gegen all dergleichen Geheimtreiben. Aber er hatte Verfolgten geholfen, Flüchtige unterstützt oft mit persönlicher Gefahr und Aufopferungen aller Art, denn er sah in ihnen Opfer der unerträglichen Tyrannei, die damals auf den deutschen Zuständen lastete. So mißbilligte und verwarf er den kopflosen Frankfurter Aufstandsversuch, aber er konnte es nicht über's Herz bringen, den Opfern desselben, denen die Schergen auf dem Nacken saßen, seine Hülfe zum Entkommen zu versagen, wenn sie ihn darum baten. Er kam darüber in Untersuchung und Gefängniß. Aus dem letzteren ward er bald entlassen, jedoch die Untersuchung blieb zwanzig Monate spruch-

los über ihm ſchweben. Hausſuchungen folgten auf Hausſuchungen. Man fand nichts Strafbares. Aber die Mainzer Centralunterſuchungs-Kommiſſion forderte von Baden größere Strenge. Alle Freunde riethen Mathy ſich wenigſtens für die nächſte Zeit vor neuer Haft in Sicherheit zu bringen. Wer es weiß, wie wenig damals dazu gehörte, einen des Liberalismus angeſchuldigten Mann in jahrelangen Unterſuchungskerker zu bringen, wird es begreifen, daß Mathy nach langem Widerſtreben endlich dem Rathe folgte. „Ich habe ertragen," ſchrieb er den Seinen, „was nur immer möglich war, ſo lange mir ein Schimmer von Hoffnung blieb, in meinem Vaterlande als nützlicher Bürger zu leben." Er ging in die Schweiz, um dort Lehrer zu werden. Der kaum 28jährige Mann war heimatlos und — allein, als er an einem Frühlingsmorgen zu Fuße aus dem Thore von Karlsruhe wanderte. Weib und Kind ſollten ihm nachfolgen, ſobald er eine bleibende Stätte gefunden haben würde.

Der Abſchnitt, welcher Mathy's ſechsjährigen Aufenthalt in der Schweiz behandelt, iſt ohne Frage der gelungenſte und anziehendſte des Freytag'ſchen Buches, leidet aber eben deshalb kaum einen Auszug. Das Schweizer Flüchtlingsleben der dreißiger Jahre mit ſeinen Thorheiten, von denen ſich Mathy fern zu halten, mit ſeinem Elende und ſeinen Nöthen, von denen er ſein ſchweres Theil männlich zu ertragen weiß; die Geſtalten, welche dabei in den Vordergrund treten: voran Mazzini, dem ein eigenes Kapitel gewidmet iſt, das „junge Europa" und die „Junge Schweiz", das deutſche Flüchtlingstreiben und die damals viel genannten, jetzt lange verſchollenen Namen eines Georg Fein und Rauſchenplatt, Siebenpfeiffer, Harro Harring, Sauerwein, Alle treten uns in lebensvollen Bildern entgegen. Oft in tief ergreifenden. Denn Elend und Verkümmerung waren das Schick-

ſal der meiſten deutſchen Flüchtlinge, zumal als, von Deutſchland her geſchürt, die Verfolgung auch hier über ſie einbrach. Schon vorher verarmt an Mitteln und Hoffnung, überkam ſie jetzt tödtliche Ermattung, ſtumpfe Gleichgültigkeit, zuletzt Verzweiflung. „Schnell wurden ſie alt und welk an Leib und Seele, losgeriſſene Blätter, welche im Wirbel daherfuhren; viele hat der Gram getödtet, viele ſind ſchlechter geworden, nicht wenige haben in Wahnſinn geendet. Wer dieſe Zeit überſtand, ohne Einbuße von Lebenskraft und Pflichtgefühl, der mußte ein feſtes Gefüge haben an Körper und Geiſt.“

Mathy überſtand ſie. Aber es gab Momente, wo ſelbſt er nahe am Unterliegen war.

Das erſte Jahr verging leidlich. Es gelang ihm Erwerb zu finden für ſich und ſeine ihm nachgekommene Familie, wenn auch ſpärlichen. Er lernte Mazzini kennen und wurde Ueberſetzer, Mitarbeiter, Redakteur, zuletzt Faktotum für deſſen neues Blatt, und er gewann die Freundſchaft Giovanni Ruffini's, des nachmals berühmt gewordenen Romandichters, des Verfaſſers von „Doktor Antonio“, der ihm noch vor wenigen Jahren in ſeinem Buche „Ein ſtiller Winkel“ ein ſo ſchönes Denkmal der Erinnerung aus jener Schweizer-Zeit geſetzt hat. Er ſchrieb wieder für die „Allgemeine Zeitung“ und gab Lehrſtunden am Gymnaſium der kleinen Stadt Biel, wo ſein Blatt erſchien. Dann aber brach auch über ihn das Unglück herein. Die Flüchtlingshatz begann. Er ward ins Gefängniß geworfen, und am Schluſſe der Haft ihm das Gaſtrecht gekündigt. Von Ort zu Ort, von Kanton zu Kanton flüchtete der Ausgewieſene, bald mit, bald ohne Weib und Kind, um ein Aſyl zu ſuchen. Sogar die Rückkehr nach Baden verſuchte er durch einen Vermittler. Vergeblich! Auch dort, ſo lautete der Beſcheid, erwarteten ihn Haft und Unterſuchung. Viele

treffliche Männer der Schweiz wollten ihm wohl, aber der Druck von außen auf die Regierungen vereitelte ihre Bemühungen. Bern, Zürich, Luzern, Solothurn und zuletzt auch Aarau wiesen ihn aus. In Aarau ſucht man ihm eine Anſtellung als Lehrer des Gymnaſiums zuzuwenden. Er macht die Prüfung, heimlich im Regierungsgebäude, während die Polizei auf ihn zu fahnden angewieſen iſt, beſteht ſie ehrenvoll, und — ein anderer erhält durch Umtriebe die Stelle! Er flüchtet bei Nacht mit Weib und Kindern nach dem kleinen Badeorte Grenchen. Auch dahin folgen ihm die Schergen der Polizei, und zwingen ihn mehrmals zu ſchnellem Entweichen. Da endlich kam nach vier Monaten die Kunde, daß ſein Name in Bern von der Proſkriptionsliſte geſtrichen ſei. Eine Schrift „Ueber und gegen den Zehnten“, die er trotz aller dieſer Unruhen auszuarbeiten noch Zeit und Kraft gefunden, war mit dem Preiſe gekrönt worden und verſchaffte ihm in der Schweiz überall Anerkennung. Einen Mann von ſolchem Urtheil und Kenntniſſen, hieß es, müſſe man im Lande zu behalten ſuchen. Bald darauf ernannte ihn die Regierung von Solothurn zum Lehrer an der neuerrichteten Sekundärſchule von Grenchen. Selbſt der katholiſche Pfarrer des Dorfs hatte ſich zu ſeinen, des Proteſtanten, Gunſten ausgeſprochen. So ward der ſpätere Miniſter Dorfſchulmeiſter von Grenchen. Sein Leben lang war er ſtolz darauf es geweſen zu ſein, ſtolzer als auf Alles, was er ſpäter erreichte. Er hatte ſich übrigens Alles erſt zu erobern und zu ſchaffen, ſelbſt die unentbehrlichſten Lehrmittel nicht nur für ſich, ſondern auch für die Schüler. Einrichtung, Lehrplan, die ganze Schule war und ward ſein Werk. Er hatte die Rohheit und Gleichgültigkeit der Einwohner, ihr Mißtrauen gegen den „Fremden“, den Proteſtanten, den böſen Willen Mancher zu überwinden, und er überwand ihn. Er hatte die

Liebe der Jugend zu gewinnen, und er gewann sie in einem Grade, wie selten ein Lehrer sie besessen hat. Er hatte sich zu wahren vor Vereinsamung und geistigem Zurückgange in den engen Verhältnissen, ohne alle literarischen Hülfsmittel, bei einer Besoldung von sechs, später achthundert Schweizerfranken (wenig über vierhundert Thalern), belastet mit der Sorge für Weib und Kinder; aber das Gefühl endlich doch festen Boden unter den Füßen zu haben, verdoppelte seine Kraft. Um seine Mittel zu mehren, schrieb er in den spärlichen Mußestunden für Journale und Jugendschriften. Als er nach langer Zeit das Honorar dafür — 500 Gulden — erwartet, hat der Verleger Bankerott gemacht und das Weite gesucht; statt des Geldes kamen ein Paar Kisten mit Bilderbogen und Spiele für die Jugend als sein Antheil von den Trümmern des Geschäfts, und der treue Mann setzt sich nieder und schnitzt und pappt sie zurecht bei nächtlicher Weile zum Verkauf und Vertrieb in der Umgegend und schreibt in sein Notizbüchlein: „Gutes Glück! Es ist für Weib und Kind!" Wer diese ganze in ihrer Einfachheit so erhabene Idylle des Schulmeisters von Grenchen, wie sie Freytag geschildert hat, ohne Rührung und ohne Erhebung lesen kann, der muß sehr trockenen Herzens sein.

Ueber drei Jahre blieb Mathy in Grenchen. Inzwischen war im Vaterlande sein ihn völlig freisprechendes Urtheil gesprochen, sein Name von der Liste der Verdächtigen gestrichen. Die Heimkehr stand ihm offen. Er hatte sie immer ersehnt, denn sein Herz gehörte Deutschland. Vieles vereinigte sich, ihn zur Rückkehr zu bestimmen, obschon man ihn jetzt, wo man seinen Werth voll erkannt hatte, durch Aussichten aller Art in der Schweiz fest zu halten bemüht war. Als daher ein Freund, der Buchhändler Groos von Mannheim nach Grenchen kam, und ihm die Stelle eines Redakteurs bei einer neu gegründeten Badenschen

Zeitungan trug, ſchlug er trotz des geringen Gehalts von nur tauſend Gulden ein. Präſident und kleiner Rath des Kantons gewährten die erbetene Entlaſſung mit dem Ausdrucke tiefen Bedauerns und einer Anerkennung ſeiner Verdienſte, wie ſie ehrenvoller nicht ausgeſprochen werden kann; und er durfte ſich ſagen, daß er dieſelbe vollauf verdient hatte.

II.

Es war im Jahre 1841, daß Mathy nach Baden zurückkehrte. Er hatte viel gelernt im Exile, und viele Erfahrungen geſammelt, auch ſein Urtheil über die Zuſtände der Heimat war milder geworden, ſeit er erlebt, daß auch in Republiken Egoismus und parteiliche Bevorzugung, Polizeiwillkür und Rechtsverletzung gelegentlich nicht minder arg ihr Weſen trieben, als daheim im bureaukratiſchen Vaterlande. Er kam zurück ein gereifter, geſeſteter Mann, ohne lockende Erwartungen und Illuſionen. Und er hatte es nöthig: denn der erſte Empfang des Zurückkehrenden war kein wohlthuender für ſein Gemüth.

Wieder begann er die vor ſechs Jahren aufgegebene journaliſtiſche Thätigkeit, und bald erfuhren die Daheimgebliebenen, was dieſer Mann für die Sache des Liberalismus werth ſei. Die von ihm geleitete Zeitung erhob ſich bald an Gehalt und Form zum erſten Range unter den deutſchen Provinzial-Zeitungen. Als ſie nach Jahresfriſt durch den Tod des Verlegers unterging, hatte Mathy bereits die allgemeine Aufmerkſamkeit der Oppoſition des Landtages dergeſtalt auf ſich gelenkt, daß dieſelbe ein eigenes Blatt für ihn gründete, die „Landtagszeitung", und ihn an die Spitze deſſelben berief. Schon damals hatte er

es seinen süddeutschen Lesern offen ausgesprochen, wohin sich die Augen seiner Hoffnung für Deutschland richteten. Es war am 1. Juli 1841, daß er in seiner Zeitung drucken ließ: „Das einzige Preußische Recht von Gottes Gnaden sei, das Haupt des vereinigten Deutschlands zu sein!“ Ein Vierteljahrhundert später war ihm beschieden, als Minister seines Landes wenigstens den Anfang der Verwirklichung eines Gedankens und einer Ueberzeugung mitwirkend zu erleben, denen er während seiner ganzen Laufbahn als Journalist, Politiker und Staatsmann unwandelbar treu geblieben war.

Da, wenig über ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr, traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag. Von seinen drei Kindern entriß ihm ein jäher Tod in wenigen Wochen zwei, einen Sohn und eine Tochter. Bisher hatte ihn das häusliche Glück einer ächt deutschen Musterehe mit einer ihm an einfacher Charaktergröße und Tüchtigkeit ebenbürtigen Frau, und der Besitz geliebter Kinder bei allen Nöthen immer aufrecht erhalten. Jetzt untergrub ein hartes Geschick ihm auch diese Stütze. Dennoch raffte er sich auf zu erneuter Thätigkeit im Gefühle der Pflicht für die ihm gebliebenen Seinen, für sein Vaterland. Seine „Landtagszeitung“ hatte ihm einen Namen gemacht und ihn unter die ersten Vorkämpfer der freiheitlichen Opposition gestellt. Von der Schweiz kamen ehrenvolle Rufe zur Anstellung mit Anerbieten des Bürgerrechts. Aber seine politischen Freunde hielten ihn für Baden unentbehrlich. Sie forderten ihn auf, in die Kammer einzutreten. Er ward in Constanz gewählt, und seine Wahl, trotz aller Anstrengungen der Regierung dieselbe für ungültig zu erklären, bestätigt. Um seine Stellung auch bürgerlich fester zu begründen, ward er Buchhändler als Compagnon des Bassermann'schen Verlagsgeschäfts und siedelte nach Mannheim über.

gica [1]), wo er die Angaben der Alten, und namentlich des *Aristoteles* und *Columella*, über diesen Gegenstand der Landwirthschaft zusammenstellt, dass der Römer die Beobachtungen des Griechen vielfach bereichert habe.

Haben wir bisher die philosophische Seite der römischen Literatur in ihren Leistungen auf den Gebieten der Moralphilosophie und Naturwissenschaft durchmustert, so bleibt uns, um zum Abschlusse dieses Zeitraums zu gelangen, nur noch der Einfluss aufzuweisen übrig, welchen das Studium des Aristoteles auf die Begründung der von den Römern mit so grosser Vorliebe behandelten Disciplin der theoretischen Rhetorik gehabt habe. Hier gewährt uns nun eine so beträchtliche als willkommene Erleichterung unserer Forschung der Umstand, dass sich in einem Manne gleichsam die Summe aller Leistungen auf diesem Gebiete dargestellt und glücklicherweise erhalten hat. Es ist

M. Fabius Quinctilianus,

geboren im J. 42 n. Chr. zu Calagurris in Spanien, dem Heimathlande ausgezeichneter römischer Gelehrten dieses Jahrhunderts, der, unbewusst dem Drange seiner Zeit nach umfassender encyklopädischer Gelehrsamkeit [2]) folgend, in seinem Meisterwerke der zwölf Bücher Institutionum oratoriarum

1) ad Georg. IV, 93. sqq. S. Gesner ad Colum. I, 1.
2) *Bernhardy* a. a. O. S. 118.

Dabei ſchrieb er, die neue Cenſurfreiheit für Bücher über zwanzig Bogen benutzend, ſeine „Vaterländiſchen Hefte über innere Angelegenheiten, für das Volk“. In der Kammer war er nicht nur die ſtärkſte Arbeitskraft, ſondern auch bald das im Lande angeſehenſte und populärſte Mitglied. Seit 1845 durfte er als der eigentliche Führer der Liberalen Badens gelten, das damals für Deutſchland die Vorſchule bildete für alle die politiſchen Ideen, auf denen unſer modernes Staatsleben gegründet iſt. Dabei hielt er, der Süddeutſche, fortwährend ſein Auge auf Norddeutſchland, auf Preußen gerichtet, von deren damals zuerſt beginnender politiſcher Bewegung er prophezeite: „daß ſie nachhaltiger ſein werde, als die Bewegung in unſerm wetterwendiſchen Süden.“ In dieſem Sinne half er 1847 die „Deutſche Zeitung“ mit Gervinus und Baſſermann gründen, die erſte Zeitung einer „deutſchen“ Partei, und betrieb die Verſammlung von Abgeordneten der deutſchen Staaten, welche im Oktober deſſelben Jahres ſich in Heppenheim zuſammenfand, um zu berathen: „auf welchem Wege zu einem deutſchen Staate durchzudringen ſei.“ Wenige Monate ſpäter (5. Februar 1848) bewirkte er mit ſeinen Freunden die Stellung des Antrags auf Einführung eines Parlaments der deutſchen Nation in der badiſchen Kammer, der ganz Deutſchland elektriſirte, und der die Vorſtufe geworden iſt zu der Verſammlung in der Paulskirche und zur Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes.

Bis dahin war Mathy an der Spitze der vorwärts treibenden Kräfte in der großen deutſchen Reformbewegung geweſen; der Ausbruch der Februarrevolution, deren Gewitterſturm jetzt über Deutſchland dahinbrauſte, veränderte ſeine Stellung mit einem Schlage. Er war und blieb ſein Leben lang der Anſicht: daß der Weg gewaltſamer Revolution nicht der kürzeſte zum Ziele

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

der Einheit und Freiheit sein könne, und er handelte danach. Er gehörte zu den einundfunfzig Männern, die am 5. März zu Heidelberg ein Vorparlament nach Frankfurt luden zur Einberufung einer konstituirenden Nationalversammlung, und im Voraus die Grundlage einer deutschen Reichsverfassung aufstellten, die im Wesentlichen das Ziel alles folgenden Ringens bleiben, und zwei Jahrzehnte später, in der Hauptsache wenigstens, für die dreißig Millionen Norddeutschlands zur Wirklichkeit werden sollte. Als Mitglied des Vorparlaments und des Fünfziger Ausschusses, sowie des Frankfurter Parlaments und des Reichsministeriums, sehen wir ihn dann ebenso wie als Minister seines badischen Heimatlandes in staunenswerther Thätigkeit, für Aufrechthaltung gesetzlicher Ordnung gegen wilde Versuche gewaltsamen Vorschreitens, selbst den Kampf gegen alte Freunde nicht scheuend, Volksgunst und Leben einsetzend. Die von ihm persönlich auf eigene Verantwortung und Gefahr ausgeführte Verhaftung Fickler's, durch die er einem kopflosen Aufstande in Baden die Spitze abbrach, gab seinem Namen schlimmen Klang bei den republikanischen Radikalen Süddeutschlands. Aber er bewies, daß er ein besserer Republikaner war, als sie, indem er als ein solcher handelte. „Wenn Sie mich tadeln", schrieb er als Antwort auf ein Mißtrauensvotum seiner republikanischen Constanzer Wähler, „daß ich als Bürger gethan habe, was nur der Polizei zukomme, so reinigen Sie sich dadurch völlig von dem Verdachte, Republikaner zu sein. Denn wer da glaubt, daß nur die Polizei sich um das Wohl und Wehe des Ganzen zu kümmern hat, daß der Bürger sich nicht damit befassen soll, selbst nicht in solchen Augenblicken, wo er allein großes Unheil verhüten kann, — wer so denkt, der ist gewiß kein Republikaner, sondern nur reif für den Polizeistaat." So bewies er, daß er nicht umsonst fünf

Jahre in einer Republik gelebt hatte. In Baden, wo der alte Beamtenſtaat aus den Fugen ging, erſchien er jetzt als der Mann, deſſen Energie die Verfaſſung aufrecht halten könne. Er ward ins Miniſterium berufen und folgte dem Rufe. Es war ein Fehler, den er ſpäter ſelbſt einſah, und gegen den ihn ſein Biograph vergebens gegen ihn ſelbſt zu vertheidigen ſucht. Denn dieſer Schritt lähmte ſeine Wirkſamkeit, weil er das Vorurtheil gegen ihn aufrief, als trenne er ſich von der Sache des Volkes zu Gunſten des Fürſten. Auch von Würtemberg aus trug man ihm bald darauf ein Miniſterium an, das der Finanzen. Er lehnte ab.

Gagern's Wort in der Nationalverſammlung, das Wort von dem „kühnen Griffe“ (nach dem Reichsverweſer) hat ſprichwörtliche Berühmtheit erlangt; und doch gehört es nicht ihm, ſondern dem unmittelbar vor ihm gegen die Allgewalt der Nationalverſammlung aufgetretenen Mathy. Er hatte erklärt, daß auch er „einen kühnen Griff nach ſolcher Allgewalt nicht nur für erlaubt, ſondern ſogar für geboten halte“, aber nur, wenn er „durch die Noth, d. h. durch Weigerung der Pflichterfüllung gegen das gemeinſame Vaterland von Seiten der Regierungen geboten ſei“. Seine warnende Stimme war vergebens. Der Reichsverweſer ward gewählt. Es war der erſte Nagel zum Sarge der großen deutſchen Einheits- und Freiheitsbewegung des Jahres 1848.

Ich übergehe die Schilderung des weiteren Verlaufs derſelben in Freytag's Darſtellung, die Verſammlungen von Gotha und Erfurt, an denen ſich Mathy thätig betheiligte, bis zum Tage von Ollmütz, der ſeine und ſeiner Genoſſen, der „Gothaer“ letzte Hoffnungen auf Preußen zu Boden ſchlug. Dieſe Darſtellung iſt parteiiſch; das iſt begreiflich. Sie iſt unvollſtändig; das iſt er-

klärlich aus ihrer biographiſchen Natur und Haltung. Aber weder ihre Widerlegung noch ihre Ergänzung kann hier unſere Aufgabe ſein. Doch iſt anzuerkennen, daß der Biograph wenigſtens andeutet, an welchem Mangel damals einer der großartigſten und idealſten Entwickelungsverſuche unſerer Nation elend zu Grunde ging. Der große Moment fand den Mann nicht auf Preußens Throne, der ihm gewachſen, ihn zu benutzen fähig, für den ſelbſt die Gefahr nur eine ſieglockende Sirene geweſen wäre. „Wenn Sie Ihre beredten Worte“, alſo ſprach Friedrich Wilhelm IV. zu dem letzten Botſchafter des deutſchen Parlaments, „an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann geweſen! Ich bin kein großer Regent!“

Doch zurück zu Mathy. Wieder einmal war ſein Lebensſchiff geſtrandet, diesmal freilich im allgemeinen Schiffbruche. Im Juni 1849 war er aus ſeiner Stellung als badiſcher Miniſter entlaſſen worden, natürlich ohne Penſion; der Mohr hatte ſeine Schuldigkeit gethan. Der Träger zweier Miniſterportefeuilles ward wieder Journaliſt und trat wieder an den Comtoirtiſch der Buchhandlung des hoffnungslos erkrankten Freundes. Seine Erſparniſſe hatte er aufgezehrt als Redacteur der Zeitung ſeiner Partei; er mußte wieder für das tägliche Brot ſorgen. Aber er hielt ſich tapfer aufrecht. Er war mit ungleich weniger Illuſionen als die Meiſten in die vergangene große Bewegung eingetreten, darum traf ihn der Ausgang minder gewaltſam, als faſt alle ſeine Freunde und Genoſſen. Selbſt der Undank ſeiner Regierung kränkte ihn zwar, aber er trug ihn ſchweigend. Dunkler und dunkler ſenkte ſich die Nacht der Reaktion auf Deutſchland; er tröſtete ſich, daß doch trotz alledem und alledem die Nation in gar Manchem vorwärts gekommen, daß nicht alles Ringen und Mühen vergeblich geweſen ſei. Die Buchhandlung, für die er

zehn Jahre gearbeitet, mußte aufgelöst werden; ſtatt durch ſie Vermögen zu erwerben, hatte er den größten Theil dieſer Zeit von den Journalartikeln leben müſſen, die er in den kurzen Mußeſtunden ſchrieb. Er war den Fünfzigen nahe, als er ſich auf denſelben Standpunkt zurückgeſchleudert ſah, von dem er vor einem halben Menſchenalter ausgegangen war. Es iſt ein ergreifendes Schauſpiel zu ſehen, wie der Miniſter Badens und des Deutſchen Reichs ſich jetzt um Zulaſſung als Mitarbeiter an dieſem und jenem Journale bemühte! In Bremen, wo man ihn noch vor Kurzem bei einem Beſuche mit Jubel als einen Vorkämpfer der Nation empfangen hatte, bot ihm jetzt die „Weſerzeitung" die Stelle eines Redacteurs an, wenn er — einer der erſten und verſuchteſten Publiziſten Deutſchlands — „auf Probe" arbeiten wolle!

Eine Einladung nach Grenchen, wo man das Stiftungsfeſt ſeiner Schule nicht ohne den Stifter feiern wollte, führte ihn zu einem kurzen Beſuche zurück in ſein geliebtes Schweizerbergthal, und die Beweiſe rührender Dankbarkeit und Verehrung, mit denen man ihn überhäufte, waren ihm ein erheiternder Sonnenblick. „Es war", wie er ſelbſt ſagte, „um wieder Schulmeiſter zu werden". Es that ihm wohl und Noth, zu erfahren, daß er „für Pflichterfüllung auch einmal Dank erworben, daß er auch auf dem verlorenen Poſten nicht vergebens gelebt". Endlich kamen beſſere Ausſichten, wenigſtens für ſeine äußere Lage. Nach dem Falle aller großen idealen und nationalen Strebungen in Deutſchland, warfen ſich Sinn und Thätigkeit der Menſchen auf das Gebiet der materiellen Intereſſen. Das Jagen nach Geld und Geldgewinn begann in einem bis dahin unerhörten Umfange. Große Bankinſtitute, induſtrielle Unternehmungen aller Art ſchoſſen gleichſam über Nacht wie Pilze empor. Da erinnerten

ſich alte politiſche Freunde, wie Mevissen und Hanſemann, des Mannes, deſſen umfaſſende Kenntniſſe auf dem Gebiete des finanziellen und Geſchäftslebens, deſſen Vertrautheit mit den Verkehrsgeſetzen der deutſchen Staaten, deſſen Erfindungskraft, Umſicht und Scharfblick ihn wie wenige geeignet und befähigt machten, für ſolche Intereſſen als Rathgeber und Theilnehmer mitzuwirken. Es war David Hanſemann, der ihn ſich als Gehülfe für ſeine großen Bankprojekte auserſah und nach Berlin zog, wo er bald darauf zu einem der Direktoren der großen Hanſemann'ſchen Diskontogeſellſchaft mit anſehnlichem Gehalt und Gewinnantheil ernannt ward. Es war ein Wechſel äußerer Lebensverhältniſſe aus ſorgenvoller Bedrängniß in reichliche Zuſtände, der ihn und ſeine Gattin bei der einfachen Genügſamkeit beider faſt märchenhaft anmuthete. Aber ſie ſollten ſich des guten Glücks nicht lange erfreuen.

Von ihren ſämmtlichen Kindern war ihnen nur ein einziges geblieben: ein Sohn, ein ſchöner, hoffnungsvoller Jüngling, das verjüngte Ebenbild des Vaters. Mit achtzehn Jahren war er an einem Lungenleiden erkrankt. Ein wiederholter Aufenthalt im Süden, erſt in Hyères, dann in Palermo, vom Vater durch Anſtrengung aller Kräfte ermöglicht, hatten ihn ſcheinbar hergeſtellt. Jetzt trat das Uebel auf's Neue hervor. Diesmal tödtlich. Dreiviertel Jahr lang kämpfte das junge Leben gegen den Tod einen langen, ſchweren Kampf, unter den Augen der troſtloſen Eltern. Dann ſtarb er. „Es war das letzte Kind; nur einundzwanzig Jahre war es den Eltern geblieben. Da es geboren wurde, war der Vater flüchtig in der Schweiz geweſen, er hatte den Sohn nicht auf ſeine Arme gehoben, als dieſer zum Leben erwachte. Jetzt hielt er ihn feſt, bis die Augen ſich ſchloſſen. Und als ihm dies letzte Kind ſtarb, — grade da war der Vater in eine

Lage verſetzt, in welcher er reichlich für die Zukunft des Sohnes ſorgen konnte."

Es war kurz nach dieſer Zeit, daß ich Mathy und ſeine Gattin perſönlich kennen lernte und beiden näher zu treten das Glück hatte. Das Glück — denn niemals habe ich ein Menſchenpaar geſehen, an welchem ſich in ſolchem Maße die veredelnde Kraft deutſcher Ehe bewährt hätte. Wie ein verklärender Heiligenſchein lag der Schmerz über dieſen beiden Menſchen, und die Reſignation, mit der ſie die Zerſtörung aller ihrer Hoffnungen und Wünſche trugen, mußte jeden, der ihnen nahte, mit Ehrfurcht erfüllen. Ihr ganzes Leben war nur noch ein rührendes Aufblicken der Liebe, mit welcher Eins auf das Andere ſchaute, Eins für das Andere und in dem Andern weiter zu leben ſich beſtrebte. Was konnte ihnen auch auf Erden noch Weiteres geſchehen? Das Schickſal hatte ſein Härteſtes an ihnen gethan, und es gewährte dem Manne, den es ſo ſchwer heimgeſucht, jetzt wenigſtens den einzigen Wunſch für ſich ſelbſt, der ihm geblieben war: die Gattin nicht überleben zu dürfen. Ein alter Weiſer nennt es „ein Schauſpiel der Götter würdig, einen tapfern Mann im Kampfe mit dem übermächtigen Schickſal zu ſehen". Leider geben ſich die Götter dies Schauſpiel nur allzu oft, denn es ſind eben die Starken, denen viel auferlegt wird. Und Karl Mathy war ein ſolcher. Aber im Verkehre mit ihm und ſeiner Gattin empfand der Gaſt des Hauſes nichts von der niederdrückenden Dumpfheit verzweifelnden Schmerzes, nichts von alle dem, was dieſes Mannes Seele, dieſer beiden Menſchen Herz belaſtete. Mit voller Einſtimmung kann ich beſtätigen, was ſein Biograph an dieſem Punkte ſeiner Darſtellung von ihm ſagt: „welch guter Mann er war, zeigte ſich jetzt in neuer Weiſe; was ihm ſein Leben ferner bot: neue Freunde, neue Arbeit und den alten

Glauben an die große Zukunft ſeines Vaterlandes, dem widmete er mit unverminderter Energie ſeine Gedanken.“ Im Laufe der achtzehn Jahre, die ich in Berlin verlebt habe, gehört die Zeit, in welcher uns ſein Umgang gegönnt war, zu den Lichtpunkten edelſten geſelligen Verkehrs und wahrhaft fördernder und belebender Gemeinſchaft. Inmitten eines wildbewegten, aufregenden, die Meiſten geiſtig völlig auszehrenden Geſchäftslebens der Geld- und Börſenwelt, bewahrte er ſich warme Theilnahme für alles Große und Schöne, für die würdigſten Intereſſen des menſchlichen Geiſtes und Herzens, für Wiſſenſchaft und Litteratur, für Kunſt und Poeſie; und wie er vor Jahren, als verfolgter Flüchtling ſich erquickt und erhoben hatte an edler Dichtung, ſo liebte er auch jetzt, aus dem wüſten Jagen und Treiben des lärmenden Tages Ruhe und Erholung im Genuſſe ſeelenerhebender Schöpfungen der Poeſie zu ſuchen. Unvergeßlich ſind mir die abendlichen Stunden, in welchen er uns beim ſtillen Lampenſcheine mit ſeiner klangvollen Stimme Altes und Neues aus den poetiſchen Schätzen unſerer Litteratur vorlas, und Längſtbekanntem neuen Reiz, dem Neuen erhöhte Wirkung durch ſeinen ſeelenvollen Vortrag zu verleihen wußte.

In Berlin blieb er drei Jahre. Perſönliche Verhältniſſe nöthigten ihn ſeine dortige Stellung aufzugeben, wogegen er eine ähnliche (1858) in Gotha als Direktor der dort errichteten Privatbank übernahm. Es war etwa das ſiebzehnte Mal, daß beide Gatten auf's Neue ein Hausweſen einrichteten, diesmal vielleicht am behaglichſten, und doch war es wieder nur für kaum zwei Jahre. Denn ſchon Ende 1859 zog ihn ein Ruf als Direktor der großen Leipziger Kreditgeſellſchaft nach Leipzig. Auch dort entſprach ſeine Wirkſamkeit völlig den Erwartungen, die ihn empfingen. Aber die Laſt der Arbeit war groß, und

der ſtarke Mann begann unter ihrem Drucke zu leiden. Das Herzübel, zu dem die Noth und Haſt der erſten Schweizerflüchtlingszeit den erſten Grund gelegt, begann ſich weiter zu entwickeln. Dabei zehrte im Stillen an ihm das Bewußtſein, daß er Anderes und Beſſeres vermöge, als was jetzt ſeit Jahren ſeine Aufgabe geworden war: ſich in endloſer Arbeit abzumühen, um Geld und Vermögen Anderer in einer Börſenthätigkeit und Prozentgeſchäftigkeit wuchern zu machen, auf die er kühl herabſah, er, dem nie am Gelde viel gelegen geweſen, der jetzt nicht einmal Kinder hatte, für die er hätte ſammeln mögen, und der, während er Millionen für Andere erwarb und erwerben half, bei ſeinem Tode nicht ſo viel hinterließ, „daß, wie ſein Biograph ſagt, von den Zinſen eine gebildete Familie mit den mäßigſten Anſprüchen in größerer Stadt leben könnte“. Er fühlte „in ſich eine Kraft, in den härteſten politiſchen Kämpfen geſchult und bewährt, großartig, für die höchſten Angelegenheiten der Nation geſchaffen; und dies Leben verrann in einer Thätigkeit — die das Beſte ſeines Weſens nicht zur Geltung brachte. Auch das ſchien ein deutſches Loos, daß der kriegeriſche Vertreter der beſten patriotiſchen Ideen als müder Beamter einer Aktiengeſellſchaft ſein Daſein beenden ſollte.“

Aber das Schickſal hatte ihm einen würdigeren Abſchluß bereitet. In ſeinem Heimathlande Baden und bei deſſen Regenten waren endlich die nationalen Ideen zur Geltung gelangt, für die Mathy ſeit mehr als zwanzig Jahren geſtrebt hatte. Er ward ehrenvoll in die Regierung berufen und folgte dem Rufe. Das Unrecht, das ſein Heimatland an ihm begangen hatte, ward jetzt voll und reich geſühnt, und die nächſten Jahre ſeiner neuen, ihm allein gemäßen, ſeiner Kraft würdigen Thätigkeit waren die glücklichſten ſeines Lebens. Denn jetzt endlich ſchlug auch die

Stunde, die er vor langen Jahren vorausgesagt, die Stunde der entscheidenden Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich, und mit ihr die Möglichkeit zur Verwirklichung dessen, „was die heiße Sehnsucht seiner Jugend, der Kampfpreis seiner Mannesjahre gewesen war, wofür er geschrieben, gesprochen, gedarbt und sein Leben in die Schanze geschlagen hatte, — der Einheit Deutschlands". Zwar schloß sich Baden nothgedrungen gegen seine Stimme an Oesterreich an, zwar schrieb er am 18. Juni des Jahres 1866 im grimmigen Schmerze darüber in sein Tagebuch: „Wir stehen auf der unrechten Seite für das Faule, Habsburg und Welf, gegen das Frische! Der Ausgang wird es lehren!" Und der Ausgang lehrte es wirklich. Zuerst freilich kamen Nachrichten von preußischen Niederlagen, und Mathy, der am 1. Juli aus dem Ministerium trat, sah seine eigenen Zeitungsartikel für den Anschluß an Preußen in der „Badischen Zeitung" vom Ministerium mit Beschlag belegt. Aber kaum vier Wochen später erhielt er den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden und an dessen Spitze zu treten. Er that es und bald fühlte das Land die sichere Führung einer starken Hand. „Gewaltig faßte Mathy seine Lebenskraft zusammen, sein Wesen war hoch gesteigert, seine Arbeitskraft schien verzehnfacht. Die Last dreier Ministerien trug er spielend, täglich von einem zum andern schreitend. Er hatte das Ungeheure erlebt, er selbst durfte dazu helfen!"

Nicht lange mehr! Er war seinem eigenen Ziele nahe; näher als er selbst, als sein Fürst, sein Land, seine Freunde glaubten. Sein letztes Schriftstück war ein Memoire an den Kanzler des neuen norddeutschen Bundes für Unterstützung des Eintritts von Baden in den Bund. Sein Mühen blieb erfolglos. Als er die auf ein „vielleicht einmal!" vertröstende Antwort seinem Groß-

die Früchte der Studien eines ganzen langen Lebens niederlegte. Auf eine würdige Weise stellte sich auch dies Denkmal grossartiger wissenschaftlicher Bestrebungen dem Werke seines Zeitgenossen *Plinius* zur Seite; und wenn die wissenschaftliche Basirung seiner Theorie auf ethische Principien unsere Achtung in Anspruch nimmt, so erregt der Umfang seiner Belesenheit, für welche die Anführung von mehr an hundert griechischen Schriftstellern, Dichtern, Rednern, Rhetoren, Historikern, Grammatikern u. a. sprechen mag, in eben dem Maasse unsere Bewunderung, als sie uns eine Gewähr giebt für die Kenntniss der Literatur und den Umfang der literarischen Hülfsmittel, welche dem fleissigen Manne zu Gebote standen. Wie vieles citirt er, was uns ganz verloren, wie manchen Autor erwähnt er, dessen Andenken fast nur durch ihn erhalten ist. Dabei aber dürfen wir uns einen auch sonst gerügten Mangel an philosophischer Durchbildung um so weniger verhehlen, als sein Verhältniss zur Philosophie überhaupt, zum Theil freilich durch die Ungunst der Zeitverhältnisse bedingt, ihn als ächten Römer von altem Schrot und Korn erscheinen lässt. Der alte Kato selbst könnte aller abstrakten Spekulation nicht mehr feind gewesen sein, als der römische Professor eloquentiae zweihundert Jahre nach ihm. Auch nach seiner Meinung giebt sich der vir vere sapiens nicht „müssigen Disputationen und Spekulationen" hin, sondern weihet seine Kraft dem öffentlichen Leben, „von dem sich die sogenannten Philosophen (isti qui vocantur philosophi) in möglichster

Herzoge mittheilte, zitterte zum erſten Male in ſeinem Leben ſeine Hand, und das Papier, das ſie hielt, ſank auf den Tiſch. Aber ſchnell ſich zuſammen raffend, ſprach er: „Und wir thun doch unſere Pflicht!“

Ja! Du haſt ſie gethan, Karl Mathy, Dein Leben lang. Hätten ſie alle, deren Sache es war, gethan, wie Du, ja, hätteſt Du ſelbſt nur ſie thun dürfen in einem Staate, deſſen Machtmittel Deiner Kraft entſprechend geweſen wären, es ſtände anders und beſſer um Deutſchland!

Seitdem ging es ſchnell mit ihm zu Ende. Noch auf dem Krankenlager, ja noch am letzten Januar 1868 ließ er ſich die laufenden Ausfertigungen zur Unterſchrift bringen. Zwei Tage ſpäter, in der Nacht des dritten Februar, ſtarb er.

In Karl Mathy verlor Deutſchland einen ſeiner treueſten und tüchtigſten Söhne, Preußen einen ſeiner tapferſten und bewußteſten Freunde im Süden unſeres Vaterlandes. Sein ganzes Leben, wie es in Freytag's Buche vor uns liegt, iſt für Beides ein einziger Beweis. Und dieſes Buch ſelbſt, das der Freund dem Freunde als Ehrendenkmal aufgerichtet hat, und das ich zu dem Beſten rechne, was der beliebte Schriftſteller und Dichter ſeiner Nation dargeboten hat, wird keinen Leſer unbewegt und unerhoben laſſen, ſelbſt ſolche nicht, die auf einer anderen Seite politiſcher Anſicht über Vergangenes und Gegenwärtiges ſtehen. Es iſt ein ſchöner Bürgerkranz von Eichenlaub, mit dem Freytag das Bild des Dahingegangenen geſchmückt und von dem meine Hand ſich in dieſen Zeilen geſtattet hat, ein Blatt abzupflücken, um es auf dem Grabe des tapferen Lebenskämpfers weihend niederzulegen.

Eduard Jungmann,

der Sieger von Eckernförde.

(† 28. März 1863.)

(1862.)

Eduard Jungmann,

der Sieger von Eckernförde.

(† 28. März 1862.)

(1862.)

Am 28. März dieses Jahres ist in Hamburg ein deutscher Held von seinen Waffenbrüdern in die Erde gesenkt worden. Es war der Mann, von dem heute vor dreizehn Jahren der preußische General von Bonin in seinem Korpsbefehle das Wort aussprach: daß er eine Waffenthat ausgeführt habe, auf welche die Armee mit Stolz hinblicke und deren ruhmwürdiges Andenken nimmer aussterben werde in dem Gedächtnisse jedes braven Soldaten der Schleswig-Holsteinischen Armee, — der Major Eduard Jungmann, der Sieger von Eckernförde!

Er hat das Gnadenbrod kärglicher „Unterstützung", das ihm ohnehin erst in den letzten Jahren von Seiten des deutschen Bundes und der preußischen Regierung zu Theil wurde, nicht lange gegessen! Im kräftigsten Mannesalter, noch nicht siebenundvierzig Jahre alt, ist er dahingegangen, verdüsterten Geistes und gebrochenen Herzens über das Schicksal seines Vaterlandes. Die „Kriegsherren" Deutschlands hatten keine Stelle in ihren Heeren für den Mann, der in untergeordneter Stellung die glorreichste Waffenthat ausgeführt hatte, von der die Geschichte

deutscher Kriegertapferkeit seit einem Menschenalter zu berichten wußte. Sein Name steht nicht einmal im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon! Aber er steht dafür desto fester eingegraben in den Herzen aller Derer, die Gefühl haben für den Ruhm und die Heldenehre Deutschlands.

Ich habe das Glück gehabt, den Tapfern zu kennen. Es war am dritten Jahrestage des wunderbaren, in den Annalen deutscher Kriegsgeschichte unerhörten Sieges, der bei Eckenförde eine Handvoll braver Männer, geführt von einem unerschrockenen Helden, über eine mehr als zehnfach überlegene Macht erfochten hatte. Major Jungmann lebte damals zurückgezogen in Oldenburg. Ich war unter denjenigen, welche sich am Morgen dieses Tages in das kleine, niedrige, vor dem Thore gelegene Haus begaben, um dem Sieger von Eckernförde ihre glückwünschenden Huldigungen darzubringen. Wir fanden einen mittelgroßen, schlanken, ernst und einfach ausschauenden Mann, etwas über die Mitte der Dreißig, von soldatischer aber nichts weniger als steifer Haltung, der mit offener Freundlichkeit und ruhigem Wohlgefallen unsern Ehrengruß entgegennahm. Irre ich nicht, so hatte ihm auch der treffliche Großherzog Paul Friedrich August — der nun auch schon hinübergegangen ist, und in dem Deutschland einen seiner edelsten Fürsten verehrte, — zur Feier dieses Tages seinen Hausorden verliehen. Es ist, so viel ich weiß, das einzige Ehrenzeichen, das außer dem Orden des Herzogs von Koburg die Brust des tapferen Mannes geschmückt hat. Wir sahen uns nur noch einige Male in längerem Zusammensein, denn ich verließ Oldenburg bald darauf. Aber ich nahm von ihm das Andenken an einen Kriegsmann mit, wie ich deren unserm Vaterlande viele wünschen möchte in der nahenden Stunde der Entscheidung. In mehreren vertrauten Gesprächen — denn wir

fühlten uns gegenseitig zu einander hingezogen — erfuhr ich Einiges über sein Leben und seine Schicksale.

Im gebirgigen Theile von Schlesien geboren, hatte er früh das Waffenhandwerk ergriffen und auf preußischen Militär-Unterrichts-Anstalten seine erste Ausbildung erhalten, wie er denn auch seine ersten Dienstjahre als Offizier in der preußischen Armee verlebt hatte. Des Friedensdienstes überdrüssig war er in türkische Dienste gegangen, wo ihm bald eine seinen Fähigkeiten und Wünschen entsprechende Stellung zu Theil ward. Er befehligte die Batterien am Bosporus — denn die Artillerie war seine Waffe — wo 450 Stück Geschütze unter seinem Kommando standen. Es war anmuthig, ihn von seinem dortigen Leben, von der Herrlichkeit der Gebirgsnatur Kleinasiens, von der Schönheit der Meeresufer, an denen die alte Konstantinsstadt, die Hauptstadt zweier Welttheile, liegt, von den Menschen und Dingen in dem Osmanenreiche erzählen zu hören. Denn er war nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern auch eine tiefpoetische Natur, fähig alles Schöne und Große lebendig zu fassen und wiederzugeben. Manche gute Stunde habe ich mit ihm fragend und hörend verbracht. Nur über seine letzte große Waffenthat war er zurückhaltend. Als ich aber von Oldenburg fortging, beschenkte er mich mit einem Berichte über den Kampf bei Eckernförde, den er ursprünglich für seinen Freund, den preußischen Oberstlieutenant von Kuczkowsky zu Konstantinopel, niedergeschrieben und später auf Bitten vieler Freunde drucken lassen. Ich verwahre diese kleine Schrift mit den von seiner Hand hineingeschriebenen für mich freundlichen Zeilen unter meinen liebsten Besitzthümern. Er war damals noch nicht arm an Hoffnung. Es schien ihm unmöglich, daß Deutschland länger als ein Paar Jahre die dänische Schmach und die Niederwerfung

aller seiner gerechtesten Hoffnungen ertragen werde. Er sollte es anders lernen! Nun ist er dahingegangen, ohne den neuen „Morgen der Vergeltung“ tagen zu sehen, auf den er damals so sicher hoffte! Aber er wird kommen, dieser neue Morgen, gewiß, gewiß! und die Sonne der Freiheit und Ehre des Vaterlandes wird ihre hellsten Strahlen senden, wenn sie das schmucklose Grab des Helden von Eckernförde bescheint, das dann sicherlich nicht ohne ein Ehrendenkmal bleiben wird, und auf das jetzt wenigstens treue Hände den wohlverdienten Lorbeerkranz niedergelegt haben.

Inzwischen will ich sein Andenken dadurch feiern, daß ich nach seinem Berichte die Leser dieser Blätter an jenen Tag seines Ruhmes, an den Tag von Eckernförde, erinnere. Eine „artilleristische Episode“ nannte er selbst die Schrift, welche seinen Bericht enthielt. Aber sie ist weit mehr als das. In lapidarer Kürze, in einem Style, der so unmittelbar die Sache trifft, wie ein wohlgezielter Schuß das Centrum der Scheibe, schmucklos und einfach wie der Alten Einer, ohne alle Selbstgefälligkeit, aber auch ohne jene falsche Bescheidenheit, die dem Manne übel ansteht, der da weiß, was er und seine That werth sind, — so erzählt er das Ereigniß. Nur wenige Blätter sind es, aber sie sind mehr werth, als viele dicke Bücher; und — sie sind zugleich das beste Portraitbild des Mannes, der die That vollbracht hat, von der er geschrieben.

Es war am 5. Februar des Jahres 1849, als er seine Stellung im Osmanischen Heere verließ, um seinen Arm der deutschen Sache im Kampfe Schleswig-Holsteins gegen dessen Unterdrücker zu bieten. Wenige Monate später gelangte die Kunde, mit welchem Erfolge er es gethan, mit der Siegesbotschaft des 5. April an die Ufer des Bosporus, von wo ihm sein Freund und Waffen-

bruder den Glückwunsch an das Ufer der Ostsee sandte. Ich kann es mir nicht versagen, hier einige Zeilen aus dem Widmungsbriefe herzusetzen, mit dem Jungmann diesen Glückwunsch beantwortete. Sie zeigen den Kriegsmann zugleich als Meister des Worts und der Darstellung, den Mann von dichterischer Empfindung in dem kühnen Soldaten: „Beim Niederschreiben dieser Zeilen hab' ich oft an Sie gedacht. Ich erinnerte mich der Stunde, da ich Schleswig-Holsteins Nationallied zum ersten Male aus der Augsburger Zeitung von Ihren Lippen hörte. Es war in Ihrem Köschk auf Moda-Burnu. Der erfrischende Hauch des Liedes erquickte uns in der Stille des Orients. Der schneebedeckte Gipfel des Bithynischen Olymps blickte aus der Ferne zu uns herüber, und drüben in den Strahlen der untergehenden Sonne lag das geheimnißvolle Stambul. Das Geräusch, welches von der Hauptstadt der beiden Welttheile emporstieg, war verhallt, ehe es an das asiatische Bosporusufer gelangte. Nur der Kanonendonner des Abendschusses im goldenen Horn und einzelne abgerissene Klänge der türkischen Musik kamen mit den Möven über den Bosporus geflogen. Unaufhörlich aber rauschte das Marmor-Meer um die Klippen von Moda-Burnu, — und jede Welle trug einen neuen Gedanken heran." —

Am 5. Februar hatte er das Schlachtfeld von Troja verlassen; am 10. März traf er, Tag und Nacht reisend, in Schleswig ein. Noch in türkischer Militärtracht meldete er sich beim kommandirenden Generale. Zwei Stunden später erhielt der bisherige Kommandant der Batterien des Bosporus und ihrer fünfthalbhundert Geschütze seine Ernennung zum Schleswig-Holsteinischen Artilleriehauptmann zweiter Klasse und Befehlshaber einer Festungsbatterie. Ob er sonst noch etwas wünsche? fragte ihn der Chef des Stabes der Armee, der treffliche Delius,

die Seele des jungen Heeres. „Möglichst nahe an den Feind gestellt zu werden," war die Antwort. Sein Wunsch ward erfüllt. Schon Tags darauf ward er zum Chef der Festungsbatterie ernannt, welche nach Eckernförde abmarschiren sollte. Erst am Tage vor dem Ausmarsche konnte er den Dienst der Batterie in die Hände nehmen. Am 17. März verließ er Rendsburg an der Spitze seiner Mannschaft. Sie bestand aus einem Feldwebel, vier Unteroffizieren, sechs Bombardieren und achtzig Kanonieren. Ihr Hauptmann war der einzige Offizier, — denn es war großer Mangel an Offizieren in der Armee. Von der Mannschaft bestand die Hälfte aus eben eingetretenen Rekruten, die andern aus jungen Leuten, deren Dienstzeit wenige Monate und Wochen zählte. Nur ein Bombardier hatte länger als ein Jahr gedient: der einzige alte Soldat war der Feldwebel Clairmond. Aber die Leute waren tüchtigen Willens; sie wußten, daß ihr Führer ein tapferer Kriegsmann sei, der eine hohe Stellung aufgegeben und aus dem fernen Asien herbei geeilt sei, um sie zur Feuertaufe zu führen gegen die Feinde Deutschlands. Und als er an dem trüben Märzmorgen an ihrer Spitze gen Eckernförde ritt, sangen sie ihm das Lied zu:

„Der Hauptmann er lebe!
Er geht uns kühn voran.
Wir folgen ihm muthig
Auf blutger Siegesbahn."

Am Nachmittage desselben Tages rückte er in Eckernförde ein. Die freundliche Stadt von 4000 Einwohnern, welche ihren Namen Eckernförde, d. h. Eichenbucht, von der einst mit Eichenwaldungen bewachsenen Einbuchtung der Ostsee führt, an deren Strand sie liegt, besaß zum Schutze ihres wichtigen Hafens zwei Batterieschanzen, östlich und südlich der Stadt. Die erste, eine

Entfernung halten [1]). Diesen „Philosophen von Profession [2])“ ist er durchaus spinnefeind. Ihr Haften an den Worten scheint ihm sklavisches Wesen (servitus) [3]), vor dem sich der Mann nach seinem Herzen bewahrt; ja dass dieser, der künftige Redner, von ihnen überhaupt zu lernen habe, sei eigentlich nur durch die Schuld der Redner selbst geschehen, die sich hier von einem ihnen eben so wohl gehörigen Felde hätten verdrängen lassen [4]). Endlich sei allerwegen die Philosophie niedriger als die Beredsamkeit, denn von der ersteren lasse sich der Schein erwerben, von der letztern aber nicht [5]). Welcher Philosoph, ruft er aus, war je gewaltig in Gerichten und Volksversammlungen? Wer hat je weniger seinen Bürgerpflichten genügt als die Philosophen? Wer von ihnen hat sich endlich je mit der Staatsverwaltung, worüber sie doch alle Vorschriften geben, praktisch befasst [6])? In dieser Beschränktheit aber hören wir den Mann reden, der unter einem Tyrannen schrieb, welcher so eben nur die ihm

1) Vgl. Institut. orat. XI, cp. 1, §. 35. XII, cp. 2, §. 6—8. XII, cp. 3. z. Ende.

2) XI, cp. 1. §. 35. philosophiam ex professo, ut quidam faciunt, ostentantibus.

3) Rarissima enim apud eos (oratores) reperietur illa ex consuetudine philosophorum ducta servitus (est enim certe servitus) ad certa se verba adstringendi.

4) A philosophorum vero lectione ut essent multa nobis petenda, vitio factum est [alio] oratorum, qui quidem illis optima sui operis parte cesserunt etc. Instit. orat. X, cp. 1, §. 35,

5) Instit. orat. XII, cp. 3, §. 12.

6) Inst. or. XII, cp. 2. §. 6—7.

halbe Stunde von der Stadt entfernt, führte den Namen der Nordbatterie, die zweite, nur etwa 13—1400 Schritt von der Stadt südlich gelegene, hieß die Südbatterie. Die ganze Armirung beider bestand aus nur zehn Geschützen. Jungmann hatte nur noch wenige Tage des Waffenstillstandes vor sich, um die allernothwendigsten Vorbereitungen für den sicher zu erwartenden Kampf zu treffen, die Geschütze aufzupflanzen, Schießübungen nach einer schwimmenden Scheibe anzustellen, Signale zwischen den Batterien zu verabreden, und seine ganz dienst- und kriegsunerfahrene Mannschaft auf die nöthigsten Leistungen einzuüben. Den Befehl der Südbatterie übertrug er noch in der letzten Stunde dem Unteroffizier von Preusser, in welchem sein scharfes Auge unter dem bescheidenen Aeußern eine ungewöhnliche Verbindung von Einsicht, Energie und Thatkraft entdeckt hatte. Louis Theodor von Preusser war ein junger Mann, der begeistert von der Erhebung seines Vaterlandes aus einer höchst wünschenswerthen Stellung als selbstständiger Verwalter eines großen Gutes freiwillig zu den Fahnen geeilt war, und sich bereits bei mehreren Gelegenheiten glänzend ausgezeichnet hatte. Jungmann erkannte in ihm das Genie des gebornen Soldaten. Er schrieb eben in seinem Quartiere im Dorfe Barby das Gesuch an das Generalkommando um Beförderung des tapfern Mannes zum Offizier nieder, als ein Alarmschuß der Nordbatterie ihn im Schreiben unterbrach und im Sprunge auf seinen Posten eilen ließ.

Es war Abends am 4. April. Eine dänische Flotte von neun Schiffen segelte heran und legte sich an der Mündung des Hafens vor Anker. Augenblicklich ward Alles zum Kampfe für den andern Morgen bereit gemacht. Jungmann ließ darauf seine Mannschaft zeitig zur Ruhe gehen, um Kräfte für die be-

vorstehende heiße Arbeit zu sammeln. Ihn selbst weckte sein treuer Feldwebel Clairmond um 4 Uhr Morgens, wie er befohlen. Ein Blick durch den grauenden Morgen von der Brustwehrkrone seiner Batterie zeigte ihm reges Leben auf den Schiffen der feindlichen Flotte. Von dem riesigen Linienschiffe, dem Christian VIII., wurden Flaggensignale gegeben, die von den übrigen Schiffen erwiedert wurden; Dampfer bewegten sich dazwischen. Dann stiegen die Segel empor an den Masten und blähten sich im leichten Ostwinde. „Es war ein prächtiger Morgen, kein Wölkchen am Himmel, Sonnenschein überall. Ein feiner Meerduft ruhte auf dem Wasser." Da plötzlich bewegten sich die Meerkolosse. Allen voran segelte der gewaltige Christian VIII. im majestätischen Bogen in den Hafen ein; ihm folgten die übrigen Schiffe. „Es war ein stolzer Anblick!"

Noch immer stand der Kommandeur der Batterie allein auf der Brustwehr, unter ihm, von ihr gedeckt, seine Mannschaft bei den Geschützen, die Lunten in der Hand, zum Feuern bereit. Hatte er schon in den vorhergehenden Tagen durch die von ihm veranstalteten erfolgvollen Schießübungen nach einer auf dem Wasser festgeankerten Scheibe das Vertrauen seiner jungen Mannschaft auf ihre Waffe gestärkt, so hielt er es jetzt für nothwendig, auch ihren moralischen Muth durch ein Wagniß zu erhöhen, das unter anderen Umständen Verwegenheit, hier von kluger Kühnheit geboten schien. Darum hatte er sich vorgenommen, die ersten Geschütz-Lagen des Feindes auf der Brustwehr stehend zu empfangen. Und den Kühnen begünstigte das Glück. Er kommandirte auf der Brustwehrkrone stehend: „Feuer!" Der erste antwortende Schuß des auf tausend Schritt herangedampften Kriegsdampfers schmetterte seine Kugel zwei Fuß unter ihm in die Brustwehr, und ihr folgte die erste volle Lage des größten

Linienschiffes, ohne ihn zu beschädigen. „Ihr seht, Leute, nicht alle Kugeln treffen!“ rief er herunterſteigend den Seinen zu, die ihn mit freudigem Hurrah begrüßten.

Es war sieben Uhr Morgens, als der ungleiche Kampf begann. Fünf Schiffe umzingelten die kleine Nordbatterie in einem Halbkreise zuerſt auf tausend Schritt Entfernung. Eine Korvette, zwei Kriegsdampfer, eine Fregatte, die Gefion, und das Linienſchiff Chriſtian VIII. überſchütteten, lagenweiſe ihr Feuer abgebend, die Batterie mit allen Arten von Geſchoſſen. Aber die wackern Artilleriſten Jungmanns blieben ihnen die Antwort nicht ſchuldig, und bei der Größe der Ziele, welche die Schiffe ihnen darboten, ging keine ihrer Kugeln fehl. Dennoch war der Kampf ein überaus ungleicher. Eine einzige volle Breitſeite, welche die Batterie richtig gefaßt hätte, würde ſie vernichtet haben.

Schon in der erſten Stunde fanden die erſten Verwundungen ſtatt. Der Ordonnanz Jungmanns, dem Trompeter Hanſen, ward an ſeiner Seite von einer Kanonenkugel die eine Wade weggeriſſen, ein Kanonier (Ehlert) von einer krepirenden Granate niedergeſchmettert. Die Bedienungsmannſchaft ſprang von dem Geſchütze ihren Kameraden zu Hülfe. Aber ein kleiner ſchwächlicher Kanonier, der auf ſeinem Poſten blieb, und allein das Geſchütz zu laden verſuchte, brachte die Beſtürzten zu ihrer Pflicht zurück, indem er ihnen zurief: „Hierher! ihr verd*** Kerls! hier iſt euer Poſten!“ Der tapfere Mann, der durch ſeine Geiſtesgegenwart die entmuthigte Mannſchaft zu ihrer Pflicht zurückrief, war ein Jude, Elias mit Namen. Jungmann ernannte ihn für ſein tapferes Benehmen zum Bombardier.

Das erſte Schiff, welches durch das wohlgezielte Feuer der Batterie gezwungen wurde, den Kampfplatz zu verlaſſen, war die Korvette. Aber ihre letzte Kugel hatte ein Geſchütz der Bat-

terie getroffen und dasselbe von seiner Stellung hinabgestürzt. Zu diesem schweren Unfalle gesellte sich alsbald eine viel größere Gefahr. Der Christian VIII. hatte sich so weit in den Hafen hineingezogen, daß sein Feuer die Batterie Jungmanns in der rechten Flanke fassen konnte. Dort lag das Pulvermagazin der Batterie, dessen unbeschützte weiße Holzthür den Schüssen des Linienschiffes ein deutliches Ziel bot. Schon schlugen die feindlichen Kugeln in der Nähe der Thür ein, der Kopf des einen Thürpfostens ward weggeschossen. Ein unglücklicher Schuß, der die Thür selbst traf — und die ganze Batterie flog mit Mann und Maus in die Luft. Jungmann befahl Balken und Bohlen zur Blendung auf die Thür zu legen. Der Ruf: „Freiwillige vor!“ erscholl, und in fünf Minuten war das gefährliche Werk, unter Leitung des tapfern Clairmond vollbracht. Es war hohe Zeit! denn bei der nächsten Feuerlage des Feindes setzte eine Granate, welche die Thür getroffen haben würde, auf der schrägen Fläche der Blendung auf und prallte krepirend in die Luft, nur einen Mann verwundend. Der Feldwebel, dessen rasche Ausführung die Batterie gerettet hatte, ward sofort zum Oberfeuerwerker ernannt. —

Das zweite Dampfschiff nähert sich, um seine volle Ladung abzugeben. Jungmann läßt die eine seiner 84pfündigen Bombenkanonen auf dessen Radkasten richten. Der Bombardier zielt ruhig und genau, und dumpfen Anschlags bricht die Bombe ein in den Rumpf des feindlichen Schiffes, dessen volle Lage fast in demselben Augenblicke gegen die Batterie heranfauft. Niemand in derselben war getroffen — aber das Rohr der Bombenkanone ragte vorn hoch in die Luft; die Hinterachse war zerschossen, das Geschütz unbrauchbar. Doch auch das feindliche Schiff feuerte nicht wieder; es zog sich mit dem andern Dampfer langsam aus dem Hafen zurück.

Der unerſchrockene Jungmann, der ſofort den Bombardier, welcher den glücklichen Schuß gethan, zum Unteroffizier ernannt hat, ſieht, daß Alles daran liegt, an die Stelle des unbrauchbar gewordenen Geſchützes ein anderes zu bringen; Aber er hat kein anderes als jenen kurz zuvor von der Brüſtung herabgeſtürzten Vierundzwanzigpfünder, der nutzlos im Innern der Batterie liegt. Er ruft einem Bombardier zu, der Tags zuvor um Beförderung gebeten: Hier ſei die Gelegenheit dazu, wenn er das Geſchütz zur Aufſtellung bringe, ſolle er Unteroffizier ſein. Von dieſer Ausſicht begeiſtert, machte ſich der wackere Bombardier an das ſchwierige Werk, das ihm mit Hülfe herbeigeeilter Mannſchaften des in Eckernförde liegenden Infanteriebataillons in zwei Stunden glücklich gelang. Inzwiſchen wüthete der Kampf ununterbrochen fort. Die deutſche dreifarbige Flagge, welche auf der Bruſtwehrkrone der Batterie flattert, wird von Kugeln zerriſſen und zerfetzt; endlich ſchneidet eine Kugel das Seil durch, an dem ſie aufgezogen iſt, und unter dem donnernden „Hurrah!“ der Dänen ſtürzt das geheiligte Symbol des Kampfes nieder in das Innere der Batterie. Jungmann ſelbſt ergreift das herabgeſchoſſene Banner und richtet es, begleitet von dem Lieutenant Schneider des Reſervebataillons und vier andern Braven auf der Höhe des Blockhauſes wieder auf. Die Dänen, welche anfangs gemeint hatten, die Batterie habe die Flagge geſtrichen, erneuerten ihr Feuer mit beiſpielloſer Wuth, als ſie die verhaßte deutſche Tricolore wieder luſtig im Winde flattern ſahen. Jungmann ſelbſt ſagt: „Die Geſchoſſe überſchütteten uns. Volle Lagen aus den Breitſeiten des Linienſchiffs Chriſtian VIII. und der Fregatte Geſion ſandten ſie nach der Batterie. Aber die Flagge blieb ſtehen. Sie wurde wohl noch mehr zerfetzt; aber ſie blieb ſtehen, — und ſie ſtand noch als die Geſion

ihre Flagge gestrichen hatte und der Christian VIII. in die Luft geflogen war!"

Außen gab man die Batterie und ihre Tapferen verloren. Das Gerücht war in die Umgegend gedrungen: die Verwundeten und Todten lägen haufenweise in der Batterie, dem Kommandeur seien beide Beine weggeschossen u. s. w. Ein beherzter Landmann konnte es nicht ertragen, die Verwundeten hülflos zu wissen. Er spannte seine besten Pferde vor den Leiterwagen und jagte in der Karriere vor das Pallisadenthor der Nordbatterie. Man konnte ihn wenigstens dazu benutzen, die Schwerverwundeten zum Arzte zu schaffen. Kaum waren sie hinaufgehoben, als eine volle Lage durch die Luft heulte. Granaten und Kugeln schmetterten gegen Wall und Pallisaden, eine Kanonenkugel tödtete den Kanonier, der freiwillig als Begleiter der Verwundeten auf den Wagen gesprungen war. Die erschreckten Pferde jagten davon, die Verwundeten waren gerettet.

Gegen drei Stunden hatte der Kampf schon gewährt, da kam die Nassauer Artillerie der bedrängten Nordbatterie zu Hülfe, indem sie sich in ihrer Nähe aufstellte, und so wenigstens einen Theil des feindlichen Feuers von ihr auf sich ableitete.

Jetzt wandten sich aber die beiden feindlichen Schiffe von der Nordbatterie ab, um den zweiten Angriffsstoß gegen die schwächere Südbatterie zu führen, die bis dahin das Feuer der Nordbatterie tapfer unterstützt hatte. Der Stoß war furchtbar. Lage auf Lage sandten die beiden mächtigen Schiffe der kleinen Südbatterie zu, und Jungmann und die Seinen hörten deutlich das Krachen und Schmettern der Geschosse gegen Brustwehr, Blockhaus und Pallisaden der kämpfenden Batterie. Aber ihr tapferer Kommandeur, der Unteroffizier von Preusser, erwiederte mit seinen vier Geschützen mannhaft das feindliche Feuer. Ueberall, so er-

zählen Augenzeugen, war er zugegen, und überall griff er ein, wo es Noth that. Sein Zuruf: „Frisch, ihr Leute! frisch!“ scholl ermuthigend durch den Geschützesdonner. — „Er war der Bravste unter den Braven!“ sagt Jungmann in seinem Berichte: Das Wort wäre die schönste Inschrift auf einem Denksteine des jungen Helden, der nach dem Siege als letztes und kostbarstes Opfer fallen sollte. Schweren Herzens blickte Jungmann über die Brüstung seiner Batterie nach der Stelle, wo die kleine Schanze, auf die der Wind den Pulverdampf zuführte, zuweilen ganz in Staubwirbel und Dampfwolken verschwand. Aber immer wieder erschien sie, und immer wieder gaben ihre tapfern Kanoniere das Feuer ihrer vier Geschütze ab auf den übermächtig drängenden Feind. Die Explosion einer Kartusche in der Südbatterie wirft fünf Mann verwundet nieder, zwei ihrer vier Geschütze werden durch feindliche Kugeln unbrauchbar; Preusser hat nur noch je ein Geschütz gegen jedes der beiden Schiffe. Aber er feuert fort und Jungmann sekundirt ihm so lange er kann mit seiner einzigen noch übrigen Bombenkanone. — Endlich versagt auch diese den Dienst.

Da — plötzlich, wird das Feuern der Feinde schwächer. Es ist ein Uhr Mittags. Das Linienschiff zieht eine weiße Flagge auf. Beide Schiffe hören auf zu feuern. Ein dänischer Parlamentär langt mit einem Briefe an, in welchem für die Schiffe freier Rückzug verlangt wird. Versage man denselben von Seiten der Batterien, so würden die Dänen die Stadt Eckernförde in einen Aschenhaufen verwandeln. Der Bürgermeister von Eckernförde überbringt dem Kommandeur der Batterien diesen Antrag, mit der Frage, was er zu thun gedenke. Jungmann's Antwort war: „Ich werde schießen, so lange ich ein Geschütz und einen Schuß habe!“ Zugleich aber erließ er an den dänischen Flotten-

Kommandanten Paludan ein Antwortschreiben, in welchem er die Zerstörung einer offenen Stadt als eine That des Vandalismus bezeichnete, „deren Fluch selbstverständlich auf Dänemark zurückfallen werde“. Er wußte, was er that. Die Dänen hatten sich, indem sie das Linienschiff und die Fregatte zwischen beide Batterien legten, ehe sie die eine derselben ganz zum Schweigen gebracht, in eine Zange begeben, die sie festhielt. Zugleich war der Ostwind im Laufe des Tages immer stärker, und gegen Abend sogar heftig geworden. Auch dieser hielt die Schiffe in ihrer schlimmen Lage fest. Und endlich hatte Jungmann bemerkt, daß höchst wahrscheinlich auf dem Linienschiffe Feuer ausgebrochen sei, das die Dänen zum Parlamentiren genöthigt hatte.

Um 4 1/2 Uhr Nachmittags erhielt Jungmann die Nachricht, daß die Dänen den Kampf auf's Neue beginnen würden.

Er hatte indeß die Zwischenzeit auf's Beste benutzt. Seine einzige Bombenkanone war wieder schußfertig gemacht, der hinabgeworfene Vierundzwanzigpfünder wieder aufgestellt, seine todtmüden Leute hatten sich mit Speise und Trank erquickt, die man ihnen aus der Stadt gesendet. Er hatte an Preusser Verstärkung von Munition in die Südbatterie geschickt und ihm befohlen, von jetzt an mit glühenden Kugeln zu schießen. Er hatte endlich vier Nassauer Feldgeschütze so postirt, daß ihr Feuer das der Batterien wirksam unterstützen konnte, falls die Schiffe noch näher herankämen.

Und sie kamen näher heran. Das Linienschiff spannte seine Segel auf und fuhr, im Bereiche der Nordbatterie, auf Kartätschenschußweite an die Südbatterie heran, um diese zu vernichten. Es war sein letzter Verzweiflungskampf. Der Kartätschen Hagel der Nassauer Geschütze schmetterte die Seekadetten und Matrosen wie fallende Früchte von der Takelage der Masten

herab. Die Fregatte strich zuerst die Flagge und ergab sich. Ein Dampfer erschien, um das bedrängte Linienschiff zu retten, aber Jungmann's Geschütze bewogen ihn zur Umkehr.

Um 6 Uhr Abends war der Kampf zu Ende. Auch das Linienschiff, in dessen Innern der Brand wüthete, hatte sich ergeben.

Zehn Stunden hatte der Kampf gedauert. Von ½7 Uhr früh bis Mittag 2 Uhr, und wieder von ½5 Uhr bis Abends ½7 Uhr. Drei Segelschiffe und zwei Dampfschiffe mit hundertundvierzig Kanonen hatten gegen die zehn Kanonen der beiden Batterien gestritten. Es war nicht ein Quadratfuß in den Werken der letzteren, der nicht die Spuren gezeigt hätte von den mörderischen Geschossen, mit denen sie überschüttet worden waren. Der herbeigeeilte Kommandeur der Truppen, welche in der Nähe von Eckernförde lagen, Herzog Ernst von Koburg, umarmte den tapfern Helden des Tages, der unmittelbar darauf zum Major ernannt ward. Aber ein schweres Opfer sollte nach dem Siege dieser Tag noch kosten. Als die blutige Arbeit vollendet war, sprengte Jungmann nach der Südbatterie, um seinen wackeren Kampfgenossen, von Preusser, zu begrüßen. Er fand ihn nicht dort. Der Brave war nach dem brennenden Schiffe geeilt, um dort zu retten, was zu retten war. Da plötzlich ward die Nacht taghell erleuchtet, die Erde bebte von einer gewaltigen Explosion. Das Linienschiff war in die Luft geflogen, mit ihm der Held, der es besiegen helfen. Die Regierung des Landes ehrte sein Andenken. Im Tode ward er zum Offizier ernannt, und sein Name als solcher fortgeführt in den Offizierranglisten der Artilleriebrigade. Bei allen Truppenkorps ward dieser Ehrenbefehl verlesen.

Preussers Schicksal war ein beneidenswerthes, wenn man es

vergleicht mit dem seiner überlebenden Waffengenossen. Im Hochgefühle heldenhaften Sieges war er dahingegangen, noch erfüllt von dem Bewußtsein, geholfen zu haben an einer Waffenthat, deren Kunde bald darauf die Herzen der deutschen Nation mit einem Freudengefühle patriotischen Stolzes elektrisch durchzuckte. Aber diese Waffenthat war das letzte Aufleuchten des ersten, seit einem Menschenalter wieder von Deutschen für Deutschlands Sache geführten Kampfes. Der Sieger von Eckernförde blieb leben, um die Vernichtung aller seiner Hoffnungen sich vollziehen zu sehen. Ein halbvergessener Mann, mit Sorge sogar um die Existenz kämpfend, gebrochenen Herzens verzehrte er sich im Grame um das Geschick seines Vaterlandes, bis man ihn in die Erde legte. Möge sie ihm leicht, und sein Andenken und Name unvergessen sein im deutschen Volke.

verhassten Philosophen aus Rom und ganz Italien verwiesen hatte [1]). Und dieser Tyrann war der Gönner und Beförderer *Quinctilian's*; und der Erzieher der kaiserlichen Enkel gewann es über sich, mindestens heftiger als seine Ueberzeugung es verlangte zu reden, vielleicht um des verdachtvollen Despoten Blick von den eignen Studien abzuwenden [2]); wiewohl ich deshalb noch nicht sagen möchte, dass ihn Juvenal's bittre Worte unverdient getroffen haben [3]). — Hiernach ergiebt sich nun wohl von selbst, wiefern wir für die Frage, welcher philosophischen Sekte sich Quinctilian zugeneigt habe, aus seinem Werke Andeutungen zu einer Beantwortung finden möchten. Neben seiner Verachtung für diejenige Masse von Philosophen seiner Zeit, deren elendes banausisches Treiben allerdings den Widerwillen edlerer Männer rechtfertigte, spricht er von den Hauptsekten der griechischen Philosophie, von den Platonikern, Peripatetikern, Stoikern, Cyrenaikern und Epikureern, eben nur, insofern sein Gegenstand ihn darauf führt. Ihr Verhältniss zur Rhetorik ist es, was sein Interesse an ihnen bedingt; und wie in Rom die Redekunst überhaupt zur Königin aller Künste erhoben worden war, so sehen wir auch, dass *Quinctilian* die Studien seines ganzen Lebens in

1) Sueton. v Domit. cp. 10. A. Gell. N. A. XV, cp. 11.
2) Gesner ad Instit. Oratt. XII, cp. 2. §. 6. Praef. §. 15. ad Prooem. §. 15, p. 4. ad IV, cp. 2. ad XII, cp. 3, §. 12. vgl. Ruperti ad Juven. Sat. Th. II, p. 34.
3) Sat. VII, 186. Dodwell und Spalding bei Ruperti das. Th. II, p. 449—457. und p. 299.

Erinnerung

an

Paul de Flotte.

(1864.)

Erinnerung an Paul de Flotte.

(1864.)

Paris, October 1864.

Endlich habe ich nach langem vergeblichen Umherfragen etwas Näheres erfahren über das Schicksal und den Hingang dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Bekanntschaft für mich zu den wichtigsten Ereignissen meines ersten Pariser Aufenthalts gehörte.

Als ich Paul de Flotte im Herbste des Jahres 1850 im Hause unserer Freundin, der Madame Bardonneau-Narcy, kennen lernte, war sein Name in Aller Munde; seine im Frühlinge des Jahres mit 127,000 Stimmen erfolgte Wahl zum Abgeordneten für Paris in die Assemblée législative hatte das größte Aufsehen erregt. Er war der Sprosse einer alten royalistischen Adelsfamilie, und hatte als sechszehnjähriger Jüngling sich selbst an dem Aufstandsversuche für die legitimistische Partei der Herzogin von Berry betheiligt. Späterhin, in Folge von Studien und reichen Lebenserfahrungen, hatte er aus Ueberzeugung den Ueberlieferungen und Vorurtheilen seiner Kaste und damit zugleich der Legitimistenpartei entsagt und sich den Ideen der Freiheit und des Republikanismus mit voller Entschiedenheit hingegeben. Die Revolution von 1848 fand den jungen Marineoffizier als

einen ihrer feurigsten Anhänger. Die ungeheure Majorität, mit welcher ihn Paris zu seinem Abgeordneten wählte, zeugte für das Gewicht, welches die Anhänger der Republik und der Freiheit auf den Eintritt eines Mannes in die Volksvertretung legten, dessen edler und makelloser Charakter, dessen große Fähigkeiten, verbunden mit voller Hingebung an die Sache der Freiheit und des Rechts, dessen milder Ernst und ruhige Unerschütterlichkeit überall, wo es die Vertheidigung der großen Grundsätze der Freiheit galt, ihn vor vielen seiner Genossen auszeichneten. Mit tiefem Schmerze hatte er durch die Fehler der Regierung den furchtbaren Juniaufstand des Jahres 1848 heraufbeschwören sehen, der im Gefolge seiner nothwendigen blutigen Niederwerfung den ersten Nagel in den Sarg der kaum gebornen Freiheit Europa's einschlagen und dem lauernden Bonapartismus den Weg zu seiner Restauration bahnen sollte. Als ich de Flotte ein Jahr später kennen lernte, machte er sich über das nächste Schicksal Frankreichs keine Illusionen mehr, wenn er gleich die Katastrophe etwas später erwartete als sie eingetreten ist. Er hatte die Wahl Louis Napoleons zum Präsidenten der Republik vorausgesagt und den Grund derselben ganz richtig bezeichnet.

„Man muß das französische Landvolk kennen, wie ich es kenne, der ich unter ihm aufgewachsen bin, um seine Wahl dieses Napoleon ganz begreiflich zu finden. Der französische Bauer hat nur einen politischen Grundgedanken, und dieser entstammt seinem eignen Familienverhältnisse. Dieser Grundgedanke ist die Heiligkeit und Nothwendigkeit des Erbrechts. Daß der Besitz des Vaters auf dessen Sohn oder sonstigen Familienerben übergehe, scheint ihm die Grundbedingung aller staatlichen Ordnung und allen menschlichen Daseins für Hoch und Niedrig. Nun also, vergegenwärtigen Sie sich die Lage der Dinge in Frankreich. Mit den

älteren Bourbons hat der französische Landmann keinen Zusammenhang mehr; die Revolution von 1789 hat zwischen ihnen und dem Lande eine Kluft gerissen, über die hinweg und zurück, für den französischen Bauer nichts mehr existirt. Alles was er von den Bourbons weiß, ist, daß sie ihm die fremden Heere ins Land gebracht haben, wofür er sie von Herzen verwünscht, und daß sie ihm gern das alte feudale Joch des Absolutismus wieder aufgedrückt hätten, wofür er sie verabscheut. Die Dynastie der Orleans ihrerseits hat nie Boden im Landvolke gewonnen. Sie regierte zu kurze Zeit und vor Allem — der Bauer vergab es dem alten Louis Philippe nicht, daß er doch eigentlich das Erbrecht verletzt hatte. Blieb also nur der Bonapartismus übrig. Der Kaiser Napoleon war für den Bauern der einzige in seinem Bewußtsein noch lebendig gebliebene Träger des dynastischen Besitzrechts, des droit du commandement héréditaire, und der legale Erbe des Kaisers war für ihn der Neffe des Kaisers. Es bedurfte daher auch gar keiner großen Künste, um ihn dahin zu bringen, den Namen Napoleon auf seinen Stimmzettel zu schreiben oder schreiben zu lassen. Er that es von selbst aus Ueberzeugung, daß es ein Akt der Gerechtigkeit sei, und daß das Erbrecht es verlange."

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, uns aus der Gesellschaft nach Hause begleitend in einer mondhellen Oktobernacht auf dem Vendomeplatze vor der riesigen Denksäule des großen Gewaltmeisters mit diesen und ähnlichen Reden sein Herz gegen uns ausschüttete, und seinen schweren Befürchtungen für die Zukunft der Freiheit in Frankreich und Europa beredte Worte verlieh. Eine ausgearbeitete muskulöse stattliche Gestalt, runde lebhafte geistglänzende Augen, der ernste Ausdruck der von einer gewissen sinnenden Schwermuth überschatteten Züge, das bläuliche Schwarz

des Haars und Bartes, schon hier und da leicht mit Grau gemischt, — so erschien er mir, obschon noch nicht vierunddreißig Jahr alt, doch bereits als ein angehender Vierziger.

Daß ein Mann wie Paul de Flotte auf der Seite der Tapferen stehen würde, welche dem Verbrechen der Verschwörer des zweiten Dezember entschlossenen Widerstand zu leisten versuchten, konnte nicht zweifelhaft sein. Aber die Catilina's des republikanischen Frankreichs blieben Sieger in dem ausbrechenden Kampfe, und das Napoleonische Kaiserthum erhielt am 4. Dezember 1851 seine fürchterliche Bluttaufe. Anfangs hieß es, auch de Flotte sei im Kampfe gefallen. Es war ein falsches Gerücht. Aber die Dezemberverschwörer hatten ihn nicht aus den Augen verloren. Sein Name ward mit auf die Proskriptionslisten gesetzt, und lange Zeit hindurch hieß es: er habe das Schicksal der Tausende getheilt, welche in Folge dieser Proskription — der fürchterlichsten, welche die Weltgeschichte seit den Tagen der letzten Triumvirn Roms kennt, — nach Afrika und Cayenne transportirt wurden, um in den giftathmenden Gefängnissen dieser Himmelsstriche eines elenden Todes zu sterben. Es waren, nach den eigenen amtlichen Berichten der Sieger, nicht weniger als sechsundzwanzigtausend fünfhundert Männer, welche dieses Schicksal traf! So wurde Frankreich „entmannt". Denn dieser Verlust bedeutete unendlich mehr als der Verlust eines gewöhnlichen Heeres von hunderttausend Soldaten und Arbeitern. Ein solches hätte Frankreich ohne besondere sichtbare Schwächung verlieren können, „aber keine Nation der Welt, selbst Frankreich nicht" — setzt der englische Historiker der Dezemberrevolution*) hinzu — „ist so überreich an Männern, welche fähig sind für Ehre und Freiheit etwas

*) Kinglake. The invasion of the Crimea II. p. 33–34 (Tauchn.).

zu wagen, um im Stande zu sein, einen Verlust von zwanzig- bis dreißigtausend Männern ungeschwächt zu ertragen, die das Verderben aus den Thatkräftigsten und Muthigsten des Landes herausgreift. Ein solcher Verlust mußte auf lange Jahre hin Frankreich entmannen.

Es gelang de Flotte, der Transportation zu entgehen. Aber er konnte sich nicht, gleich so vielen Andern, zur Flucht ins Ausland entschließen; er konnte es nicht ertragen, sein geliebtes Frankreich zu verlassen. Verkleidet war er aus Paris entkommen und hatte bei Freunden seiner Heimatprovinz ein sicheres Versteck gefunden. Er verließ es nur, um unter einem angenommenen Namen in eine Stelle bei der Verwaltung einer Eisenbahn einzutreten, zu der ihn seine Fachstudien vorzüglich befähigten, und deren Ertrag bei seiner Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit für seinen Lebensunterhalt vollkommen ausreichte. Obschon Viele um das Geheimniß wußten, so fand sich doch kein Verräther, und de Flotte lebte sechs Jahre lang unangefochten in dem kaiserlichen Frankreich. Aber als Garibaldi die Sturmfahne der Freiheit Italiens zum zweiten Male erhob, da litt es ihn nicht länger in dem niedergeworfenen Vaterlande. Er eilte, sich dem sizilianischen Feldzuge des großen italienischen Befreiers anzuschließen, um noch einmal den Kampf für Volksfreiheit zu wagen. Er wußte, daß die Freiheit nicht minder solidarisch sei für die Völker Europa's als die Tyrannei, und lebte des Glaubens, daß *eine* Nation befreien helfen an der Befreiung aller andern mitarbeiten heiße. Manche Freunde glaubten, er habe den Tod gesucht; denn seine Seele war müde und traurig bis zum Tode über das Schicksal seines Vaterlandes und über die Zerstörung aller seiner Hoffnungen. Welche Dienste er der Sache Italiens geleistet, welche Verehrung er bei Garibaldi und seinen Tapfern ge-

noß, bezeugt der weiterhin mitzutheilende Nachruf, den ihm der große Diktator der Freiheit in dem Tagesbefehle widmete, mit welchem er den Tod des französischen Freiheitshelden seinem Heere und Volke bekannt machte.

Paul de Flotte sollte die letzte glorreiche Entscheidung des Kampfes nicht mehr erleben. Schon war Sizilien glücklich befreit, und es galt nun für Garibaldi, seine siegreichen Schaaren von dort nach dem Festlande überzusetzen. Ein vereinzelter Versuch ward in der Nacht vom 20. zum 21. August (1860) unternommen, wobei de Flotte auf seine Bitte den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Avantgarde des General Cosenz zu führen. Er landete glücklich zwischen Scylla und Bagnara in Kalabrien, und schickte sich an, auf die Höhen von Aspromonte zu marschiren, um dort der nachrückenden Abtheilung des General Cosenz Stellung zu sichern. Sein kleines Korps bestand aus Franzosen und Engländern, die er als Freiwilliger führte. Es war sein erstes Unternehmen zu Lande, denn bisher hatte er nur als Anführer zur See Dienste geleistet. Gegen Ende der Nacht stieß er auf ein starkes Bataillon neapolitanischer Truppen, welche einen Hügel bei dem kleinen Dorfe Solano besetzt hielten. Er griff es unverzüglich im Sturme an, wobei er persönlich an der Spitze seiner kleinen Schaar einen Gegner niederschoß und zwei Gefangene machte. Die Königlichen wurden geworfen und flüchteten sich in Auflösung hinunter in das Dorf, wo sie sich zu setzen suchten. De Flotte verfolgte sie und stürzte sich, Allen voranleuchtend durch seine Kühnheit, auf's Neue in den Kampf, der mit der vollständigen Niederlage des Feindes endete. Aber die Sieger zahlten einen theuern Preis. Der letzte Schuß des Kampfes, den ein hinter einer Gartenhecke des Dorfes versteckter neapolitanischer Soldat gegen den heldenmüthigen Anführer auf

wenige Schritte Entfernung abfeuerte, zerschmetterte de Flotte's Haupt und streckte ihn todt nieder.

Die Trauer der Seinen, des ganzen Heeres, war unbeschreiblich. Garibaldi's Tagesbefehl lieh ihr sein beredtes Wort: „Wir haben de Flotte verloren!“ so lautete derselbe. „Die Benennungen des braven, ehrenhaften, des wahren Demokraten sind unfähig, den ganzen Heroismus dieses unvergleichlichen Mannes auszudrücken. De Flotte, Frankreichs edler Sohn, ist einer dieser bevorzugten Geister, die ein einziges Land nicht das Recht hat, sich allein anzueignen. Nein, de Flotte gehört der ganzen Menschheit, denn für ihn war sein Vaterland da, wo ein leidendes Volk sich für die Freiheit erhob. De Flotte, der für Italien gestorben ist, hat für sie gekämpft, wie er für Frankreich gekämpft haben würde. Dieser ausgezeichnete Mann ist ein kostbares Band für die Verbrüderung der Völker, welche das Ziel der Menschheit ist. Gefallen in den Reihen der Alpenjäger, war er mit vielen seiner braven Landsleute der Vertreter seiner edelherzigen Nation, die man wohl einen Augenblick in ihrer Bahn aufhalten kann, die aber trotz alledem und alledem vom Weltgeschick berufen ist, als Vorvolk an der Spitze der Völkerbefreiung und der Civilisation der Welt einherzuschreiten. Garibaldi.“

Dieser Nachruf, — der es unter anderm auch klar macht, welche gegründete Ursache der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs zu dem Todhasse wider sein Gegenbild Garibaldi seit jenen Tagen hat, — ist das beste Denkmal des gefallenen Freiheitskämpfers.

Mehrere Tage vor seinem Tode umdüsterte Todesahnung, wie sein Kampfgenosse Maxime Du Camp erzählt, seinen Sinn. „Ich habe nie einen Menschen getödtet“ — äußerte er gegen vertraute Freunde, „ja, ich habe nie im Kampfe ein Gewehr

abgefeuert. Ich bin gewiß, bei dem ersten Menschen, den ich tödte, — und ich werde nur tödten, wenn es die Vertheidigung meines eigenen Lebens gilt, — wird mein Leben den Schicksalsmächten verfallen sein." Es geschah, wie er gesagt hatte: er tödtete und ward getödtet. Aber diese düstern Vorgefühle eines sichern und nahen Todes hatten keinen Einfluß auf seinen Kampfmuth; er besaß die stolze Tapferkeit derer, die an ein unbezwingliches Verhängniß glauben. Bei verschiedenen Angriffen und Landungsversuchen, die er in den vorhergehenden Tagen geleitet hatte, hielt er sich stets aufrecht am Steuer seines Schiffes, den feindlichen Kugeln seine hohe Gestalt in der rothen Blouse verachtungsvoll darbietend. Ein Hang zur Mystik lag in dem Wesen dieses so ganz auf That gestellten Mannes, und dieser Hang gewann an Boden bei ihm, je mehr seine Hoffnung schwand, die Ideale seines Herzens in dem eigenen Vaterlande und den Sieg seines Prinzips, des Prinzips der Freiheit und Menschlichkeit und der brüderlichen Arbeit der europäischen Nationen für diese beiden erhabenen Ziele, verwirklicht zu sehen. Er liebte die Menschheit, er glaubte an sie und ihre Bestimmung, aber der langdauernde Erfolg des zweiten Dezember hatte seinem Herzen eine tödtliche Wunde geschlagen. Selbstlos, aufrichtig, von unwandelbarer Treue für sein Prinzip, und stets bereit, Alles für dasselbe hinzugeben, jede Gelegenheit benutzend, demselben seine Kraft zu weihen, nie mit sich und seinen Interessen, aber immer mit denen des Allgemeinen beschäftigt, dabei von großer Sanftmuth und Milde im persönlichen Umgang und Verhalten — so schildern ihn seine Freunde, so habe ich selbst ihn gekannt; und so hat er gefunden, was er zuletzt vielleicht zu finden wünschte: den Tod im Kampfe für die Sache der Freiheit, der er sein Leben geweiht hatte.

den verschiedenen Gebieten beider Literaturen einzig und allein auf die Theorie seiner Kunst als Zweck und Mittelpunkt bezog [1]), wovon denn auch das zehnte Buch seiner Institutionen den vollen Beweis liefert. Wenn also bei Quinctilian der Peripatetiker gedacht wird, so geschieht das, wie gesagt, nur in Bezug auf ihre Stellung zu seiner Wissenschaft. So erfreut er sich z. B. an der Erwähnung ihrer mit den Stoikern zusammentreffenden Anerkennung der Rhetorik als einer Kunst [2]). Ein andermal bei Gelegenheit der Definition, welche der Schüler des Peripatetikers Kritolaos, Ariston, von der Redekunst gegeben, zeigt er eine Abweichung des philosophischen Sprachgebrauchs beider Schulen in Bezug auf diese Definition auf [3]), und zu Anfange des dritten Buchs, in der mit der Sicherheit des Meisters hingeworfenen Skizze einer Geschichte der Rhetorik und ihrer Literatur, gedenkt er der Peripatetischen Schule und ihres Gründers mit besonderer Auszeichnung als hochverdient um die Theorie seiner Kunst [4]), wogegen

1) Besonders beachtungswerth ist hier Manso: Ueber das rhetorische Gepräge der römischen Literatur, in seinen Vermischten Schriften. Breslau 1821.

2) Instit. Oratt. II, cp. 17. §. 2—3. p. 105. Gesn.

3) Qui vero non omnia subjiciebant oratori, sollicitius ac verbosius, ut necesse erat, adhibuerunt discrimina; quorum fuit Ariston, Critolai Peripatetici discipulus, cujus hic finis est: scientia videndi et agendi in quaestionibus civilibus per orationem popularis persuasionis. Hic sententiam, quia Peripateticus est, non, ut Stoici, virtutis loco ponit. Quinctil. I. O. II, cp. 15. §. 19. 20.

4) Instit. Orat. III, cp. I. §. 14—16.

G. A. von Halem.

(1840.)

G. A. von Halem*).

(1840.)

Lasse sich Niemand durch die für unsere Zeit auffallende Ineleganz in der äußeren Ausstattung dieses Buches von seiner Lektüre abschrecken. Es ist ein ebenso interessanter als nach manchen Seiten hin wichtiger Beitrag zur Spezialgeschichte der Litteratur wie der socialen Zustände der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; und wenn gleich der Mann selbst, an den sich die hier gebotenen Notizen und Documente anschließen, in dem großen Weltgewoge des deutschen Bildungsprocesses nur ein verschwindendes Moment, und außerhalb seines Vaterlandes jetzt wohl vollständig vergessen ist, so bleibt doch seine Biographie, so wie jene brieflichen Documente eines ausgebreiteten persönlichen und litterarischen Verkehrs mit vielen bedeutenden Männern einer vergangenen Culturepoche von um so größerer Wichtigkeit, je weniger noch gerade das Verhältniß dieses nörd-

*) Gerhard Anton von Halem's Selbstbiographie, nebst einer Sammlung von Briefen an ihn von Biester, Bode, Bürger, Cramer, Justi, Knigge, Rosegarten, Lavater, Meißner, v. Meister, Nicolai, Oelsner, v. Ompteda, Reinhold, v. Schlieffen, Schröder, F. L. Gr. zu Stolberg, v. Ungern-Sternberg, Voß, Wieland u. A., zum Druck bearbeitet von seinem Bruder L. W. C. v. Halem, herausgegeben von C. F. Strackerjan. Oldenburg, 1840. IV, 203 u. 215 S. 8. Verl. der Schulze'schen Buchhrl.

lichen Theiles von Deutschland, dem Halem durch Geburt und Lebensstellung angehörte, zu den großen geistigen Bewegungen, die in der zweiten Halbscheid des vorigen Jahrhunderts ein neues Leben und neue Bildungsprocesse vermittelten, durch ähnliche Mittheilungen aufgehellt ist.

Das veraltete Aeußere des Buches aber, das uns um ein Vierteljahrhundert zurückversetzt, verzeiht man leicht, wenn man hört, daß das Buch wirklich schon vor zwanzig Jahren bis auf ein Paar Bogen fertig gedruckt war, aber aus übertriebener Aengstlichkeit des Herausgebers L. W. C. v. Halem, der mit dem Buche, man weiß nicht welchen, Anstoß zu geben befürchtete, bis zu seinem vor einem Jahre erfolgten Tode zurückgehalten wurde.

Die Selbstbiographie geht bis Seite 100. Der Verfasser schrieb sie nicht für die öffentliche Bekanntmachung, sondern nur für seine Familie und den näheren Kreis seiner Freunde schon im Jahre 1798, und setzte sie 20 Jahre später bis zu dem angegebenen Punkte fort. Nach seinem Tode beendigte sie sein Bruder, der auch die Briefsammlung besorgte. Mit welcher mehr als deutschen und nur aus den lokalen Lebensverhältnissen und ihrer Beschränktheit erklärlichen Aengstlichkeit der ehrwürdige Greis dabei verfuhr, kann man daraus sehen, daß er aus dem überaus reichen Vorrathe nur Briefe Verstorbener, und auch von diesen nur die vor 1801 geschriebenen auswählte. Und dennoch war es eben nur die Furcht vor einer dadurch begangenen Impietät, die den liebenswürdigen Greis, der seine letzten Jahre gelähmt, auf einem Rollstuhle verlebte, von der Ausgabe des bereits gedruckten Buches abhielt, mit dem er ein Denkmal seiner brüderlichen Liebe für den vor ihm Hingeschiedenen zu errichten beabsichtigt hatte. Welch ein Unterschied von der Gegenwart und ihrer Rücksichtslosigkeit in so Vielem!

Halem, der Aeltere, wurde zu Oldenburg im Jahre 1752 am 2. März geboren. Glückliche äußere Verhältnisse eines wohlhabenden und wohlunterrichteten, durch Reisen gebildeten Vaters gaben ihm eine sorgfältige Erziehung. Reisen, auf denen der Knabe den Vater nach Holland, Hamburg, Bremen u. s. w. begleitete, eröffneten früh den Blick über die engen Grenzen der kleinen damals unbedeutenden Vaterstadt. Sein Lehrer Herbart (Großvater des Philosophen in Göttingen) machte früh ihn und Andere zu Proselyten Klopstock's, der damals sowohl von den Gottschedianern als von den Franzosenfreunden par excellence als barbarischer Neuerer verschrieen war. Solche Häresie mußte selbst dem alt-classisch gebildeten Vater geheim bleiben, der in enger Freundschaftsverbindung mit dem hamburger Schöngeist Johann Matthias Dreyer stehend, dessen Abneigung gegen Klopstock auf das Entschiedenste theilte. Dreyer, dessen satirische Gedichte in Hamburg confiscirt und unter dem Geläute der Schandglocke vom Henker verbrannt wurden, nachdem alle dortigen Prediger, namentlich der Hauptpastor Götze, wider ihre Ruchlosigkeit geeifert, schrieb unter Anderem an Halem's Vater (S. 15):

Den Weisen dichtet Haller,
Den Schönen singet Gellert,
Den Bürgern reimet Stoppe.
Wem aber singet Klopstock?
Zu ungelehrt für Weise,
Zu trocken für die Schönen,
Zu dunkel für die Bürger! —
Wenn er die Psalmen plündert,
Und, was der große Luther
Schön und mit Nachdruck sagte,
Bloß holpricht-undeutsch saget,

So mögen seine Lieder
Voll Andacht ohne Denken
Die alten Weiber singen.

Mehr von seinem Vater als von der Schule vorbereitet, bezieht Halem die Universität zu Frankfurt, besucht Straßburg, Wetzlar und Kopenhagen, um die Rechtswissenschaft zu studiren und den juristischen Doctorhut zu erwerben. Seine Mittheilungen über diese Studienjahre sind höchst interessant für den damaligen Zustand des akademischen Lebens, und geben über einzelne Persönlichkeiten von Bedeutung, mit denen er in Berührung kam, artige Notizen. Das überrohe Studentenleben in Frankfurt grenzt dicht an Escarpins, Chapeaubas und Degen der feineren Zirkel. Die leibeigenen, vor der Thür der studirenden kurländischen Junker wie Hunde liegenden Bedienten derselben finden ihr Gegenbild in den Unterthanen der Grafen Lynar zu Lübbenau an der Spree, die sich beim Anblick der hochgräflichen Equipage grüßend zur Erde werfen. In Straßburg (1770) sieht und beschreibt er die Festlichkeiten beim Einzug Marie Antoinette's, — auch Göthe war bekanntlich damals in Straßburg, — und in seine Oldenburgische Heimat zurückgekehrt, die damals eine ziemlich stiefmütterlich behandelte dänische Provinz war, lernen wir bei seinem mehrmonatlichen Aufenthalte in der Hauptstadt Kopenhagen die Verderbtheit der dortigen Zustände, die Käuflichkeit der Gunst und der Staatsämter, und ein an gleichzeitige französische Verhältnisse erinnerndes Weiberintriguenwesen kennen, — lauter Dinge, die in der „guten alten Zeit" gar nichts Auffallendes hatten. In Oldenburg als zweiundzwanzigjähriger Jüngling bereits tief in den Acten vergraben, verläßt ihn doch die frühere Neigung zu Poesie und Litteratur nicht. Er studirt Englisch, um Shakspeare und Milton, und Griechisch, um Homer

und die Tragiker lesen zu können. „Schauspieler-Banden", die sich vereinzelt hierher verirren, und Stiftung von litterarisch-geselligen Lesevereinen, bei denen er sich thätig zeigt, wecken auch in seiner Umgebung den Sinn für Bildung und neuere Litteratur. Im Jahre 1778 wird mit Boje, dem Beiträge für das deutsche Museum eingesandt werden, ein fleißiger litterarischer Briefwechsel begonnen, der bis zu dessen Tode fortgesetzt wurde. Auch mit Friedrich Stolberg, so wie mit Klopstock, Büsch, Bode und Schröder wird bei Gelegenheit einer Reise nach Hamburg Verbindung geknüpft. Klopstock lernte er in der von diesem gestifteten litterarischen Gesellschaft kennen, in welcher Lectüre und Kartenspiel abwechselten, an welchem letztern jedoch Klopstock nicht Theil nahm, „der sich sehr lebhaft mit den Damen unterhielt und mit ihnen schäkerte und lachte".

Ueber seine sonstigen Beziehungen zu den bedeutenden Männern seines Jahrhunderts giebt die Briefsammlung Aufschluß, denn die Autobiographie bricht leider früh ab, und die ergänzende Hand des Bruders hat sich mehr darauf beschränkt, die Familienverhältnisse, die amtliche Wirksamkeit des in verschiedenen Staatsämtern eifrig thätigen Mannes und seine persönlichen Schicksale in Folge der Katastrophe, die sein Vaterland mit dem französischen Kaiserreiche in eine vorübergehende Vereinigung brachte, zu schildern. Auch der letztliche Herausgeber hat es von der Hand gewiesen, die Bedeutung Halem's als Schriftsteller und Poet des vorigen Jahrhunderts in einer kurzen Charakteristik hervorzuheben. Und doch war eine kurze Charakteristik des Mannes, der sich in lyrischen, dramatischen und epischen Arbeiten sowie als Historiker versucht hat, von dem Herausgeber um so mehr zu erwarten, da er sich gewiß die Mühe genommen hat, jene Productionen durchzulesen, was ihm

im ganzen Umfange jetzt schwerlich Jemand nachthun wird. Dennoch aber möchte man mit ihm nicht übereinstimmen, wenn er eine neue vollständige Ausgabe der poetischen Werke Halem's „zeitgemäß“ nennt. Die ungeheure Masse dessen, was der außerordentlich gewandte und sich in einer gewissen Formleichtigkeit, die an Wieland und Thümmel erinnert, bewegende Mann zusammengeschrieben hat, setzt weniger in Erstaunen, wenn man die ungeheure Schreiblust und die Unbefangenheit bedenkt, mit der damals jeder Stoff ergriffen ward. Nichts in der ganzen Welt gab es, was Leute, wie Halem, nicht zu Gedichten begeisterte; politische Ereignisse so gut wie die Pockenimpfung des Töchterchens werden wohlgefällig besungen. Der Gehalt kam wenig in Betracht, und die Form war diesen Anakreonen und Pindaren geläufig und leicht. Sein Epos „Jesus, der Stifter des Gottesreiches“, in 12 Gesängen und 2 Bänden (Hannover, 1810), und Dramen, unter denen auch ein Wallenstein (1786) und eine Johanna von Neapel, werden wohl kaum noch in Compendien erwähnt. Verdienstlicher sind seine historischen Arbeiten und darunter seine Geschichte Oldenburgs. Die wahrhaft immense Anzahl seiner Schriften dieser und ähnlicher Gattung, zu denen noch Hunderte von Aufsätzen für Zeitschriften und Almanache, ja die Herausgabe eigener von ihm gegründeter Journale gehören, würde bei einem amtlich bedeutend in Anspruch genommenen Manne in Erstaunen setzen, wenn man nicht einen erklärenden Zug dieser ungeheuerlichen Vielthätigkeit in der von ihm gegebenen Notiz fände, „daß er nie ein Buch, ohne Excerpte zu machen, gelesen,“ wie denn diese Excerpte schon früh eine stattliche Reihe von Bänden füllten.

Tüchtig und segensreich wirksam als praktischer Geschäftsmann und Jurist, strebsam nach Fortschritt mit der ästhetischen Bildung

seines Jahrhunderts, und diese erfolgreich mit seinen näheren Umgebungen vermittelnd, wird Halem aber mehr noch, als durch die Unzahl seiner vielseitigen Productionen, ehrenwerth und bedeutend durch den Geist Herder'scher Humanität, durch den Eifer für Denkfreiheit und Aufklärung, durch den Anschluß an die Bewegung des Geistes, in Folge dessen er mit seinem nächsten Freunde Stolberg zuletzt gänzlich zerfiel. Dies Verhältniß ist wohl einer näheren Beachtung würdig, da die reichhaltigen Briefe des Apostaten Stolberg (es sind deren über funfzig) so manchen Aufschluß über die praktische Wendung geben, die der Romanticismus am Schlusse des 18. Jahrhunderts in der Person eines seiner Hauptträger nahm.

Das Verhältniß Halem's zu Stolberg währte nahe an zwanzig Jahre. Gleiche Bestrebungen für Uebertragung des Aeschylus, — wobei zu bemerken, daß Halem, der eine Uebersetzung des Agamemnon herausgab, sehr wenig Griechisch verstand und sich meist an englische und lateinische Uebertragungen hielt, — gegenseitiges Loben und Preisen der poetischen Productionen, wie es damals an der Tagesordnung war, die Verehrung Beider für Klopstock und seine Richtung, die enge Verbindung mit Voß in Eutin bildeten die Grundfäden in dieser Verbindung sehr heterogener Naturen, die durch persönliches öfteres Zusammenleben nur noch fester wurde. In diesem Briefwechsel erscheint Stolberg, der damals in Eutin, Tremsbüttel und Neuenburg lebte, außerordentlich liebenswürdig. Einer gewissen Selbstgefälligkeit, mit der er sich in seinen Productionen bespiegelt, hält wiederum jene Bescheidenheit die Wage, mit der er z. B. Voß und seine Homerische Uebersetzung hoch über die seinige stellt (S. 43), und sich selbst durch Halem's entgegengesetztes Urtheil (S. 45) nicht bestechen läßt. Bemerkenswerth für die

damaligen äußeren Litteraturverhältnisse kann der Umstand genannt werden, daß Stolberg, wie er selbst schreibt (1787), für alle seine Schriften kein Honorar, sondern nur Freiexemplare erhielt.

Nach dem Tode seiner ersten Gattin (1788), der ihn, wie seine Briefe bezeugen, tief darniederbeugte, verließ Stolberg seinen Aufenthalt in Neuenburg und vertauschte seine dortige Stellung mit einem Gesandtschaftsposten in Berlin. Der Tod jenes überaus liebenswürdigen Wesens erwies sich verhängnißvoll für Stolberg's ferneres Geschick. Sie war es gewesen, die, wie Göthe sich ausdrückt, das Unvereinbare von Stolberg's und seiner Freunde Natur vermittelt, als Engel das irdische Unwesen besänftigt und als Graziose eine furchtbar drohende Tragödie mit anmuthiger Ironie durch die ersten Acte zu mildern gesucht hatte. Kaum war sie abgetreten, so that sich das Unversöhnliche hervor, und lange ehe sein öffentlicher Abfall zum Katholicismus der Trennung das Siegel aufdrückte, hatten sich die früher geknüpften Bande schon gelöst. Stolberg war längst katholisch in Gesinnung und Handeln, ehe er es äußerlich wurde.

In dem vorliegenden Briefwechsel sehen wir nun den Gang jener Trennung näher verzeichnet. Das nächste Moment bildet das gewaltige Weltereigniß der französischen Revolution. Alle in diesen Briefwechsel verflochtenen Personen zeigen sich von diesem weltbewegenden Pathos ergriffen und begeistert. Halem selbst, Oelsner, Ungern-Sternberg, v. Hennings, Knigge, Voß und sogar Wieland sprechen dies laut und frei aus, und diese Mittheilungen haben schon darum ein wesentliches geschichtliches Interesse, weil sie beweisen, wie die Donner dieses geistigen Gewitters selbst in den fernsten Winkeln Deutschlands in allen Herzen wiederhallten. Auch Stolberg schrieb (27. Oktober 1789

gehalten freilich das, was er an einem andern Orte von ihren praktischen Bestrebungen in der Rhetorik berichtet, nahe an herben Spott zu streifen scheint [1]). Von einzelnen Peripatetikern finden sich ausser Theophrastus, (über dessen Verhältniss ein interessanter Ausspruch auf sorgfältig vergleichende Studien eines Theils der Werke beider schliessen lässt [2]), noch Theodoktes, Kritolaos, Ariston u. a. erwähnt. Gehen wir von der Schule zum Meister selbst über, so stossen wir schon bei flüchtiger Durchmusterung des Quinctilianischen Werks überall nicht nur auf Spuren eines genauen Studiums der Aristotelischen Schriften, so weit sie das Gebiet der Kunst berühren, und auf stete Berücksichtigung seiner Lehren und Grundsätze, sondern wir haben auch vielfache Gelegenheit wahrzunehmen, wie dem gelehrten Römer selbst die Persönlichkeit des Stagiriten in ihrer wahren Grösse wohlbekannt gewesen sein muss. Mehrere biographische Notizen über sein Verhältniss zu Alexander [3]), über seine

---

1) Peripatetici studio quoque se quodam oratorio jactant. Nam theses dicere exercitationis gratia fere est ab iis institutum (Vgl. Aristotelia Th. I, S. 63 ff. Manso Vermischte Schr. S. 32 ff.) Inst. Orat. XII, 2, 25.

2) Inst. Orat. III, cp. 8, §. 62. Ideoque Theophrastus quam maxime remotum ab omni affectatione in deliberativo genere voluit esse sermonem: secutus in hoc auctoritatem praeceptoris sui; quamquam *dissentire* ab hoc non timide solet. vgl. IX, cp. 4. §. 88.

3) I, 1, 23. Orat. Instit. Aristotelia Th. I. S. 90.

aus Berlin): „Ueber Frankreich freue ich mich, obwohl mancher Gallicismus die herrliche Sache der Freiheit befleckt, dennoch von ganzem Herzen. Ich fühlte mich nie kosmopolitischer als jetzt, und möchte das macte nova virtute! ausrufen von den Pyrenäen bis zum Rhein, vom Canal bis zur Garonne." Und im Jahre 1790: „Was ich als Knabe unter dem Drucke allgemeinen Widerspruchs fühlte, was ich in meinem ersten Gedichte „die Freiheit" mit lallender Poesie zu päanen mich unterwand, das wird nun Volkseinsicht. Deutsche Zeitungen, dieser Abschaum des Gemeinorts-Kleinmuths und knechtischer Kannegießerei, sagen nun Wahrheiten, welche der große Montesquieu umhüllen mußte. Der Monarchisten Ausdrücke werden gemäßigter, und Keiner wagt es, die edlen Belgen Rebellen zu nennen, selbst hier nicht, in diesem Berlin, welches seinen Friedrich, sobald er todt war, einzig und Menschenfreund nannte. Jede Zeitung wetzt jetzt an dem Griffel, welcher in dauernden Tafeln die Schmach der sclavischen Panegyristen und deren Götzen eingräbt, welche man groß nannte, weil Millionen ihnen den Schutt zuhäuften, auf welchem sie hoch standen."

Hier finden sich also die Extreme noch friedlich beisammen wohnend, die später den Riß im Geiste des Schreibenden herbeiführten: Schwärmerei für die abstrakte Freiheit des Subjekts, und bitterer, blinder Haß gegen den Träger der Freiheit des Geistes und seiner Entwicklung, Friedrich den Großen, gegen dessen Erscheinung und sein Prinzip sich instinktmäßig das trübe Bewußtsein des Romantikers empört. Aber schon 1791 verzweifelt Stolberg an der Revolution vollständig. Der „Enthusiasmus" ist vorüber; „ich war so enthusiasmirt für Frankreichs Revolution, als man es nur sein kann", schreibt er (den 20. Januar), „aber jetzt ist alle Hoffnung vorüber." Und während Halem sich durch

eine Reise nach Frankreich nur immer tiefer in das Pathos der Freiheit versenkt, während Voß den lauten Jubel seines Herzens nicht verhehlt, gewinnt in Stolberg die Reaktion immer mehr Boden. Voß' eben erwähnter Brief ist höchst bedeutend für die Kenntniß der damaligen Stimmung jener durch ihn bezeichneten Richtung. „Welche Zeiten erleben wir!" schreibt er (den 26. September 1791), „welche Aussichten in die nahe Zukunft! Auch Stolberg wird sich besinnen, wird von seiner schweren Betäubung genesen. Freilich betäubt ihn wohl am meisten seine dumpfe Alleinseligmacherei, die jetzt in Lavater's Dunstkreise noch mehr in Gährung geräth, aber vielleicht endlich die trüben Hefen ausstößt, wenn er durch die Ruinen des schönen Alterthums fortgerüttelt wird. Etwas thut auch wohl seine Deutschheit, die den verachteten Franzosen das franke Werk nicht verzeihen kann. Wie konnte er sonst so weit gehen, sogar den Adel zu vertheidigen! Klopstock glüht von Freiheitsliebe wie ein Jüngling. Seine Aeußerungen waren so stark, daß an ihrem Uebertriebenen der ... sich glaubte ergötzen zu dürfen. Die Aristokraten werden schon aufhören, zu schimpfen und zu spotten, sie werden mit sardonischem Lächeln zuerst, und endlich, zum Durchbruche gereift, mit wahrem Ergötzen ihre Adelsbriefe, Bänder und Schlüssel zum Mond aufsteigen sehen." Und bei dem Einrücken der verbündeten Heere in Frankreich schreibt er (den 18. September 1792): „Es wird doch ein gutes Ende nehmen, doch! Und wenn die Welt voll Preußen wär', und wollte sie verschlingen." — So der gute tapfere Voß.

Stolberg, unterdessen nach Italien gereist, schreibt aus Rom sich nur immer fester in seinen Widerwillen hinein. Er findet „in dieser ganzen Gährung" nur ein trübes, verderbenschwangeres Chaos; „nur einige Schönredner, kein einziger Mann von Geist

und Charakter ist bis jetzt dort aufgestanden." Bonaparte ist ihm ein „Polisson", und in der Aufhebung des Jesuitenordens sieht er die Quelle von Frankreichs Unglück (S. 194). Unterdessen werden die Zeichen in Deutschland immer bedenklicher. Die reaktionäre Partei tritt schroffer und thatkräftiger auf. Interessante Details liefert hier der Briefwechsel S. 149, 155 u. a. a. St. Stolberg kehrt aus Italien zurück und triumphirt über den Gang der Ereignisse, der ihm freilich ein einseitiges und vorübergehendes Recht giebt (S. 158). Selbst für den edlen Schmerz der für den Moment so furchtbar getäuschten Freunde hat er kein Gefühl. „Seine Ueberzeugung", schreibt ein Freund an Halem, „geht immer in Groll gegen Andersdenkende über. Ich habe so sehr gewünscht, Vernunft gegen Vernunft mit ihm wechseln zu können, aber es ist unmöglich. Er kennt nur zwei Worte: Meinen und Verdammen" (S. 183). So giebt denn auch ein geringfügiger Umstand Stolberg Anlaß zu völligem Bruche mit Halem, und der letzte Brief Stolberg's, in welchem er „auf die jugendliche Erwartung, den einstigen Freund zu seiner Denkart herumzubringen", verzichtet, wirft ein helles Licht auf den wunderlichen Charakter eines Mannes, dessen Leben und Handeln selbst für unsere Zeit nicht ohne Bedeutung ist. — Auch außer diesem berührt der Briefwechsel noch manche interessante Verhältnisse, und seine Veröffentlichung verdient wohl als ein Beitrag zur Litteratur- und Zeitgeschichte freundlich aufgenommen zu werden.

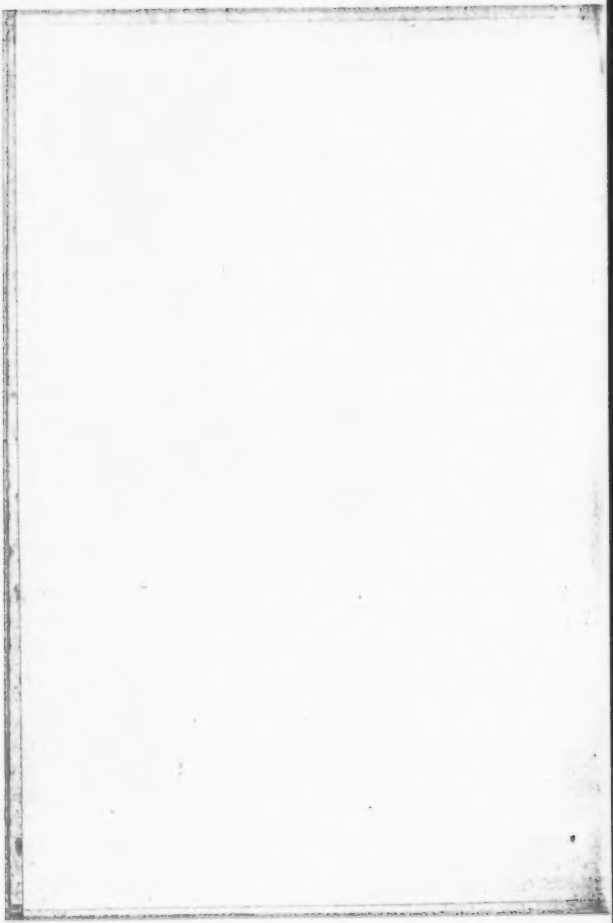

Zu unsern Klassikern.

Lessing.

Lessing und Friedrich der Große.

Rede bei der zweiten Lessing-Feier in Leipzig.

Gehalten am 22. Januar 1861.

Vorbemerkung.

Die Stadt, welche mit der Schillerfeier in Deutschland vorangegangen ist, hat jetzt auch das erste Beispiel eines regelmäßig wiederkehrenden Jahresfestes am Geburtstage Lessing's, des großen Bewegers von Deutschland, aufgestellt.

Dieses Beispiel fordert zur Nachahmung auf. Möge es an derselben nicht fehlen! Lessing's Wirken, seine Gestalt und seine Werke, seinen erhabenen Charakter, seinen freudigen Kampfesmuth, seine begeisterte Wahrheitsliebe und Wahrheitsforschung, sein unerschütterliches Ausharren im Kampfe um die höchsten geistigen Güter der Menschheit unserm Volke, das diesen seinen Helden noch weit nicht genugsam kennt, immer näher und näher zu bringen, dazu sind solche Erinnerungsfeste ein unschätzbares Mittel. Mögen sich alljährlich einmal in allen Städten deutschen Landes Männer und Frauen versammeln am Geburtstage des Dichters, der uns den Nathan gedichtet, um sich und andere daran zu erinnern was wir alle diesem Helden des Lichtes und

der Wahrheit verdanken. Denn Lessing vor allen muß jetzt unser Führer und Vorbild sein in dem neuentbrannten Kampfe des Lichts wider seine Verdunkler von heute. Und in seinem Zeichen werden wir siegen!

Berlin, 26. Januar 1861.

Hochverehrte Versammlung!

Als wenige Monate nach der verhängnißvollen Schlacht von Jena der große Historiker Johannes Müller in der Hauptstadt des niedergeworfenen und gedemüthigten Preußenlandes die Gedächtnißfeierrede auf Friedrich den Großen, auf den einzigen Mann hielt, an dessen Erinnerung sich der Muth der Schwergebeugten wieder aufzurichten hoffen konnte, da pries er die Sitte, jährlich das Andenken unsrer großen Männer zu erneuern, mit folgenden Worten: „Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußeren Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volke einen Rang unter den Nationen zu behaupten; wenn immer neu, niemals zum Ueberdruß eine solche Lobrede keiner Künste bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen tröstend aufrecht zu halten, die im Begriffe sind sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht! Ein solcher Mann gehört dann — nicht mehr einem gewissen Lande, einem einzelnen Volke, — er gehört der ganzen Menschheit an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten."

Diese Worte, — auf wen können sie mit größerem Rechte angewendet werden, als auf den großen Deutschen, dessen Er-

innerungsfest wir heute an seinem Geburtstage begehen? Von wem können sie mit vollerer Wahrheit gesagt werden, als von dem Manne, dessen Name in der That schon hinreicht, unsrem Volke seinen Rang unter Europa's Kulturnationen zu behaupten? Von dem Manne, dessen Lobredner in Wahrheit keiner Künste bedarf, um die Theilnahme starker, großempfindender Seelen zu erwecken, und die Schwachen und Verzagenden von heute tröstend aufzurichten durch den Hinweis auf sein kampferfülltes, mit Ruhm und Dornen gleichmäßig gekröntes Heldenleben? Von dem Manne endlich, der schon lange nicht mehr blos seinem Volke, sondern der ganzen Menschheit angehört, von Gotthold Ephraim Lessing, der da vor uns steht als —

Das echte Abbild von der Menschheit Adel,
Der treuste Ritter aller Geisteswahrheit,
Ihr Spiegelbild Er Selbst in Sonnenklarheit:
Der Freiheitskämpfer ohne Furcht und Tadel!

Jene Sitte, das Andenken großer Männer durch Jahresfeste zu erneuern, ist jetzt in unserem Volke von den irdischen Königen auch, und mit vollstem Rechte, ausgedehnt worden auf unsere Könige im Reiche des Geistes, auf die großen deutschen Geistesfürsten des achtzehnten Jahrhundert, diese wahren und echten „Herrscher von Gottes Gnaden". Mehr und mehr fühlt sich unsere Zeit von einem tiefen, halb unbewußten Drange getrieben, das berüchtigte Wort von der „Umkehr" des Geistes und der Wissenschaft auch ihrerseits anzuwenden und zu einer Wahrheit zu machen, das heißt: um und zurückzukehren zu den erhabenen und leuchtenden Gestalten unsrer großen Geisteshelden des verflossenen Jahrhunderts, und aus der vertieftern Erkenntniß ihres Lebens und Strebens, aus dem erfrischenden Born ihrer unsterb-

lichen Freiheitsgedanken Erhebung und Stärkung in schwüler, dumpfer Gegenwart, Vertrauen auf den Genius unserer Nation und Hoffnung auf den endlichen Sieg der Idee, auf den Sieg der Humanität, der Freiheit, Schönheit und Wahrheit zu schöpfen. Solch eine „Umkehr", die ein Fortschritt zugleich ist, ist auch die Umkehr zu Lessing!

Jemehr ein anderer Hang und Zug unserer Zeit unwidersprechlich als ein Hang zu rohem Materialismus bezeichnet werden muß, je mehr die sich am meisten auf die Oberfläche des Zeitstroms drängende Thätigkeit und das vorwiegende Interesse einer großen Anzahl unserer Zeitgenossen — unbekümmert um die edelsten Güter der Menschheit — auf das Sinnliche und Materielle, auf Gewinn, Genuß und eitlen Glanz gerichtet erscheint: um so nothwendiger bedarf unsere Zeit „zur Aufrechthaltung ihrer Würde" des immer erneuten Hinweises auf jene erhabenen Vorbilder, bedarf sie der Katharsis, der sittlichen Reinigung ihrer niedern Leidenschaften und Triebe durch die immer erneute Aufstellung jener edlen und erhabenen Menschheitsziele, für welche die großen deutschen Geisteshelden des achtzehnten Jahrhunderts, deren verpflichtete Epigonen wir sind, gekämpft und gelitten haben. Denn diese Helden sind es, welche Ernst gemacht haben mit jenem heiligen Gebote, das da lautet: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere Alles zu Theil werden!" Dieses „Reich Gottes" aber ist kein anderes als das Reich der Humanitätsidee, der Bildung zu Freiheit, Schönheit und Wahrheit. Und ein Prophet, ein sieghafter König und Mehrer dieses Reichs Gottes auf Erden, ist uns der Mann, der heute vor hundertzweiunddreißig Jahren unserem Volke und der ganzen Menschheit geboren ward, ist Gotthold Ephraim Lessing, dessen Geburtsfest wir heute in der

Rivalität gegen seinen Zeitgenossen *Isocrates* [1]) zeigen genaue Kenntniss seiner Lebensverhältnisse aus den letzten historischen Quellen, die damals wohl noch zumeist erhalten waren. Er erkennt in ihm „den grössten Philosophen jener Zeit [2]),“ den tiefsten Forscher [3]) und zuverlässigsten Gewährsmann in historischen Dingen, dessen Autorität ihm bei einem Streite der Ansichten den Ausschlag giebt [4]); und man darf es bei einem Manne wie Quinctilian für mehr als leere Deklamation und gemachte Begeisterung halten, wenn man ihn ausrufen hört: er wisse nicht, was er an Aristoteles mehr bewundern solle, den Umfang des Wissens und die Menge und Mannigfaltigkeit seiner Schriftwerke, oder die schlichte Anmuth seiner Sprache und die Schärfe seines Erfindungsgeistes [5]). Und wenn er ein andermal über den Fleiss desselben Aristoteles in die bewundernde Frage ausbricht [6]): „Wieviel Jahrhunderte denn der Mann gelebt habe, dass er nicht nur was in den Bereich der Philosophen und Redner gehöre mit seinem Wissen umfasst, sondern auch aller Thiere und Gewächse Naturen zu durchforschen vermocht habe,“ so

1) Instit. Orat. III, 1, 14. Aristotelia Th. I, S. 63—71. Th. II, S. 283.
2) Instit. Orat. I, 1, 23.
3) Instit. Orat. II, 17, 14.
4) Instit. Orat. III, 1, 14.
5) Instit. Orat. X, 1, 83.
6) Instit. Orat. XII, 11, 24. Quot saeculis Aristoteles didicit, ut non solum quae ad philosophos atque oratores pertinerent, scientia complecteretur, sed animalium satorumque naturas omnes perquireret?

Stadt, welche die ersten Blüthen seines Geistes sich erschließen sah, in feierlicher Bewegung festlich begehen.

Ja, feierlich bewegt im innersten Herzen muß sich jeder Deutsche empfinden, der heute zurückblickt auf das, was Deutschland und die deutsche Kultur waren in der Zeit, als in der ärmsten der Sechsstädte jener kleinen Provinz, an die für ewig der unsterbliche Name Lessing's geknüpft ist, in dem armseligen Pfarrhause zu Camenz der Erneuerer des deutschen Geisteslebens geboren ward!

Der Beginn des achtzehnten Jahrhunderts fand in Deutschland ein Volk vor, dem seine große geschichtliche Vergangenheit und das Bewußtsein nationalen Zusammenhangs fremd geworden, dem jede Kraft eines starken Gemeingefühls abhanden gekommen, dem jeder Zusammenhang mit seiner früheren selbstständigen Kultur und damit jedes selbstbewußte Gefühl des eignen Werthes verloren gegangen war. Durch einen dreißigjährigen Religionskrieg waren Wohlstand und Bildung um Jahrhunderte zurückgeworfen worden. Getheilt in unzählige Territorien, belastet von dem Joche eines despotischen Fürsten- und Beamtenregiments, dessen Unkraut auf der wüsten Kriegesbrandstätte wuchernd aufgeschossen war, erscheint das deutsche Volk jener Zeit — verlustig seines einstigen großen historischen Charakters und seiner alten Kernhaftigkeit, verlustig seiner früheren eigenartigen Kultur und Litteratur — als ein Volk von Philistern, beschränkt in seinem Leben, verknöchert in seinen Ansichten und Begriffen, verkommen in seiner Litteratur wie in seinem ganzen Dasein, auf geistigem Gebiete ebensowenig wie auf dem politischen mitzählend unter den Kulturnationen Europa's. Spielball und Affe zugleich des Auslandes, ward es gering geachtet, ja verachtet selbst von denjenigen, die es als seine Muster und Vorbilder blind be-

wunderte und verehrte. Ob ein Deutscher Geist haben könne? war eine Frage, die jenseit des Rheins noch mit entschiedenem Nein! beantwortet wurde, als Lessing bereits in Leipzig seine ersten Flügelschläge versuchte. Der größte König des Jahrhunderts, Preußens Friedrich II., fand keine Litteratur in seiner Nation vor, an der sich seine geniale Jugend hätte erwärmen mögen. Denn was konnte ihm eine Litteratur bieten, in welcher die „Dichtungen" eines Gottsched und seiner Jünger als Meisterwerke galten, und eine Sprache, die in ihrer kanzleitrocknen Steifheit und Pedanterie, lächerlich aufgeschnörkelt mit lateinischen und französischen Brocken, nur ein Bild der Verzerrung und des Ungeschmacks darbot? War es zu verwundern, daß seine Jugend sich abwandte von dieser Litteratur und dieser Sprache, den Erzeugnissen eines verkommenen und in sich verknöcherten Daseins, in welchem alles ursprünglich eigne Leben erstorben war, wo auf allen Lebensgebieten hergebrachte, theils veraltete, theils fremde Formen despotisch herrschten, jeden lebendigen Trieb und Keim in der Geburt erstickend und dem ganzen Dasein der Nation das uniforme Gepräge eines langweiligen, bezopften und bepuderten Philisterthums aufdrückend?

Und nun — blicken wir aus jenen Tagen, wo der Studiosus Lessing in den Mauern dieser Stadt weilte, nur fünfzig Jahre vorwärts, und wir sehen diese klägliche Gestalt des deutschen Geisteslebens wie mit einem Zauberschlage geändert. Eine Revolution war vollbracht worden in diesem deutschen Geistesleben, wie die Welt kaum eine zweite gesehen, und beispiellos wie sein Fall war auch die Erhebung des deutschen Geistes. Noch war das letzte Jahr des achtzehnten Jahrhunderts nicht abgelaufen, da zählte das verachtete Deutschland bereits wieder geistig mit unter den Kulturnationen Europa's; da hatte es die Fesseln der

geistigen Fremdherrschaft zerbrochen, hatte es aus ureignem Geiste eine neue Nationallitteratur und in den Werken derselben eine Sprache geschaffen, welche, an Adel und Würde und Vielseitigkeit des Ausdrucks keiner andern nachstehend, an Bildungsfähigkeit und Schmiegsamkeit im Wiedergeben fremder Geisteserzeugnisse allen voran stand; hatte es endlich seine gesammte Denkart emporgehoben zu den Idealen freier und schöner Humanität und im Gebiete des Gedankens mit kühnem Fluge eine Höhe der Freiheit erreicht, zu der noch heute die andern Nationen verehrend emporblicken.

Ja, eine Revolution war vollbracht worden in dem deutschen Geistesleben, und an der Spitze dieser glorreichsten aller Revolutionen steht Lessing da, Lessing, „das Revolutionsgenie", wie ihn der Geschichtschreiber der deutschen Nationallitteratur genannt hat; Lessing, der Pfadfinder des Geistes, der durch das wuchernde Gestrüpp und Schlingkraut dessen, was damals deutsche Litteratur und Dichtung hieß, mit scharfer Sichel nach allen Seiten freie Pfade öffnete und die Merk- und Richtsteine setzte für die nach ihm Kommenden; der den Despotismus der französischen Geschmacksregel niederwarf und die ewigen Gesetze der Natur und Wahrheit an ihre Stelle setzte; der den Deutschen das Alterthum und Shakespeare erschloß und ihnen die Wissenschaft vom Schönen — die Aesthetik — und die Wissenschaft der Erkenntniß des Wahren und Falschen — die Kritik — neu erschuf, und beide durch Schöpfungen erläuterte und bewährte, die noch heute die Freude Aller und der Stolz unserer Litteratur sind; der endlich, wie durch Wort und Schrift, so durch Leben und Beispiel alle Pedanterie und unfruchtbare Schulgelehrtheit, alle Engherzigkeit und Philisterei, alle Unfreiheit und knechtische Gesinnung, alle religiöse Unduldsamkeit und theologischen Zelotis-

mus, so wie alle Halbheit liberaler Vermittlung mit dem siegreichen Schwerte seines Geistes bekämpfte, und so auf allen Gebieten die Deutschen mit seiner starken Hand emporriß aus ihrer Schlaftrunkenheit und schlaffen Selbstgefälligkeit zum Bewußtsein ihrer schlummernden Kräfte und ihrer geschichtlichen Aufgabe. —

So steht Lessing an der Spitze der Epoche unserer geistigen Wiedergeburt, und sein Name ist es, nach dem diese Epoche für immer genannt werden wird. Und wenn das alte hellenische Wort wahr ist, das den Anfang die Hälfte und mehr als die Hälfte des Ganzen nennt, so wird keine Geschichtsschreibung unseres nationalen Lebens Lessing jene Ehre versagen können. Wohl strahlen Goethe's und Schiller's Namen mit hellerem Glanze in der Geschichte des deutschen Geistes und der deutschen Litteratur. Aber ohne Lessing, als dessen siegreiche Epigonen sie dastehen, — welche Kräfte hätten sie verschwenden müssen, um nur die Stätte zu gewinnen, die Lessing ihnen mit seiner Arbeit bereitet hatte! Sie waren die Glücklicheren, denen es beschieden war, in die noch frischen Furchen, die er mit scharfem Pfluge in dem verwilderten Boden aufgerissen hatte, die goldene Saat ihres Wirkens und Schaffens säen zu können! Daß aber diesen Heroen ein glückliches Geschick einen Lessing als Vorläufer sendete, der die Nation emporhob aus ihrer mehr als hundertjährigen Verdumpfung und Versunkenheit, das war zugleich das größte Glück, welches unserem Volke seit langen Zeiten widerfahren war. —

Der große Beweger seines Volkes hatte keinen ihm ebenbürtigen Bundes- und Arbeitsgenossen unter den litterarischen Männern seiner Zeit, und es gab Stunden, wo das Bewußtsein seiner Vereinsamung schwer auf dem Starken lastete. Wohl aber hatte er einen solchen an dem großen Herrscher, dessen

Name bisher in der Schilderung von Lessing's Lebensgange und Schicksalen nur mit Schmerz von dem Biographen genannt worden ist, mit Schmerz darüber, daß der große preußische Friedrich den einzigen Mann nicht beachtete, nicht erkannte, der unter seinen Augen gleich große, ja größere Thaten vollführte, als er selbst auf der Höhe seines Thrones und an der Spitze seiner Heere; daß er es verschmähte, den Mann zu dem Seinen zu machen, den er allein von allen Herrschern Europa's den Seinen zu nennen würdig gewesen wäre. Aber dennoch war Friedrich II., wenn auch ohne es zu wissen, ein geistiger Bundesgenosse und Mithelfer Lessing's an dem Werke der Erweckung und Erhebung des deutschen Geistes. Lassen Sie mich bei dieser Betrachtung einige Augenblicke verweilen.

Die Männer, welche Ihrer Stadt diese Lessingfeier geschaffen haben -- die in allen Städten unseres Vaterlandes Nachahmung zu finden verdiente, haben mir, indem sie mich würdig achteten, bei dieser Feier den Manen des Unsterblichen die schwache Huldigung meines Wortes darzubringen, die höchste Ehre erzeigt, welche freie Männer, und sie allein, einem freien Manne erweisen können; denn Ehre kommt jedem nur von Seinesgleichen. Und indem sie an mich, den preußischen Deutschen, diese Ehrenaufforderung ergehen ließen, schienen sie mir zugleich Anlaß und Berechtigung zu geben, den Namen des größten Preußenkönigs zusammenzurücken mit dem Namen des größten sächsischen Geisteshelden. Gestatten Sie mir daher, anzudeuten, wie der große Sohn Preußens mit dem großen Sohne Sachsens geistig Hand in Hand gegangen und ihm unbewußt ein Helfer geworden ist an seinem Lebenswerke.

Man faßt den großen Preußenkönig nicht nach seiner vollen Bedeutung auf, wenn man ihn nur als den Begründer der

preußischen Staatsmacht und ihrer politischen Weltstellung, und daneben als einen aufgeklärten Regenten betrachtet. Viel bedeutender steht er zunächst in der Geschichte unseres deutschen Volkes da als Wiedererwecker der ersten Regungen deutschen Nationalbewußtseins, als die erste große Persönlichkeit, im Hinblick auf welche der Deutsche als solcher seit lange wieder einmal jenen edlen Stolz empfinden konnte, den Lessing in seinem Volke zu erwecken so unablässig beflissen gewesen ist.

Wir wissen aus Goethe's biographischen Jugendbekenntnissen, wie „der Enthusiasmus für den offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Mann, der täglich bewies und darthat, was er vermöge", sich durch ganz Deutschland und selbst in den stillen, abgeschlossenen Kreisen des Frankfurter Lebens geltend machte, und wie in der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser die Begeisterung für diesen Empörer gegen Kaiser und Reich selbst Familien und Befreundete zu erbitterter Parteinahme auseinanderriß. So waren der Knabe Goethe und die nächsten Seinen, wie er in „Dichtung und Wahrheit" sagt, „Fritzisch gesinnt"; „Fritzisch", fährt Goethe fort, „nicht preußisch! denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." — Und wie der Knabe Goethe die fliegenden Blätter der Siegeslieder auf die Thaten des großen Königs und die Spottlieder auf seine Feinde und Gegner eifrig abschrieb, so stand auch dem in Leipzig studirenden Jünglinge Goethe Friedrich II. noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts. Selbst das Elend und die Gräuel, mit welchen der langjährige Krieg einen Theil Deutschlands so schwer heimsuchte, konnten diese Begeisterung nicht mindern. „Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten auf einander, verschlangen sich, schienen sich

aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrich's, sein Name, sein Ruhm in Kurzem wieder oben."*) War es doch seit Jahrhunderten das erste Mal, daß ein deutscher König über auswärtige Feinde Siege erfocht, die das deutsche Nationalgefühl erwecken konnten! Es war ein Großes für diese Erweckung des deutschen Selbstgefühls, daß Friedrich die prahlerischen Franzosen, die übermüthigen Verächter alles Deutschen, bei Roßbach zum Hohn und Spott der Welt machte — zehn Jahre bevor Lessing ihrer geistigen Despotie über Deutschland ihr Roßbach angedeihen ließ — und daß sächsische Bauern auf der Siegesstätte der Preußen ein Denkmal errichteten. Daß er die räuberischen Erbfeinde Deutschlands demüthigte, daß er die barbarischen Horden Rußlands niederwarf, daß er, er allein, einer Welt in Waffen sieben Jahre lang, ungebeugt und letztlich siegreich, Trotz bot: das ließ viele Deutsche vergessen, was der Krieg Schreckliches über sie brachte. Das war es, was sie in dem Empörer wider Kaiser und Reich vielmehr nur den muthigen, aufstrebenden Helden sehen ließ, der über die niedergeworfenen Schranken des Hergebrachten hinweg dem instinktiven Drange seines Geistes nach freier Entfaltung seiner Kraft und eigener Gestaltung und Erfüllung seines Lebens und seiner Lebensaufgabe mit kühnem, auf sich selbst allein gestellten Muthe folgte. Das war es, was die Gemüther der Menschen jener Zeit unwillkürlich auf Friedrich's Seite zog; das war es, was die Tellheims, wie Lessing sie schildert, unter seine Fahnen trieb, und was den Sachsen Lessing hinzog zu dem Verwüster seines Vaterlandes. Das endlich war es, was einen Goethe aussprechen ließ: daß durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges der erste

*) Goethe: Werke XXIV., 112.

wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie und mit ihr in die lebendige Seele der Nation gekommen sei, und daß dadurch das protestantische Deutschland für seine Litteratur einen Schatz gewonnen habe, welcher der Gegenpartei fehlte. Neben solchem Verdienste um die Erweckung des deutschen Nationalgefühles sind es weiter besonders zwei Gedanken, welche den großen Preußenkönig als den Vorläufer und Mitstreiter Lessing's bezeichen.

„Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden!"

Mit diesem herrlichen Ausspruche hatte Friedrich wie mit einem strahlenden Sonnenaufgange seinen Regierungsantritt und seine erste Regierungshandlung, die Zurückberufung des von seinem Regierungsvorgänger schimpflich vertriebenen Philosophen Wolf begleitet. Diese Worte enthalten den innersten Lebenskern des Prinzips der freien Selbstthätigkeit und der souveränen Berechtigung des nach Erkenntniß der Wahrheit strebenden Menschengeistes über die Welt des Gegebenen um ihn her.

Der zweite berühmte Ausspruch des großen Herrschers ist nur eine nothwendige Consequenz jenes ersten. Er lautete:

„Alle Religionen müssen tolerirt und ein Jeder muß nach seiner Façon selig werden."

Mit diesen beiden Sätzen, die seine Macht in seinem Staate aufrecht erhielt, so lange sein klares Auge über Preußen wachte, tritt Friedrich ebenbürtig hin neben seinen größten Zeitgenossen, als dessen Vorläufer er damit auf dem Gebiete der Geistesfreiheit erscheint. Das Wort Friedrich's von der höchsten Werthachtung, welche unter aller menschlichen Gesellschaft dem muthigen Wahrheitforscher gebühre, dieses herrliche Wort, das unsere Zeit

noch lange nicht eingelöst hat, ist es nicht gleichsam das Motto der Lessing'schen Schriften zur Vertheidigung des Verfassers der Wolfenbüttelschen Fragmente gegen die Götze von damals, deren Saat eben jetzt wieder so wuchernd emporschießt? Und jenes andere Wort des großen Königs — ist es nicht, in unscheinbarer Form, der Grundgedanke des Nathan, des erhabensten Werkes, das Lessing seinem Volke und der Menschheit hinterlassen hat?

Es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht mehr allzu ferne, in welcher man von Friedrich nur noch das wissen und preisen wird, was er im Sinne des größten deutschen Geistes seiner Zeit, als Lessing's dienender Helfer gethan und gewirkt hat. Es wird eine Zeit kommen, wo all der blutige Ruhm der Schlachten und Kampfthaten des siebenjährigen, von Bruderblut befleckten Krieges in dämmernden Schatten gehüllt und nur noch etwa einem Spezialhistoriker bekannt sein wird. Aber die Heldenthaten des Geistes, welche Lessing, der Tapferste der Tapfern, für die Befreiung des menschlichen Geistes aus den Fesseln des Irrthums und der Intoleranz vollbracht hat, — sie werden nimmer vergessen werden. Nein! dieser Thaten Ruhm wird vielmehr nur immer höher steigen unter den Geschlechtern der redenden Menschen, in je weiteren Kreisen unseres Volkes diese Thaten gekannt und nach ihrem Werthe erkannt werden. Und ist es nicht jetzt schon die höchste Huldigung, welche dem Genius dargebracht werden kann, wenn schon heute gesagt werden darf, daß der höchste Ruhm des größten Königs seines Jahrhunderts darin besteht, daß er zu seinem Theile ein Mitstreiter Lessing's gewesen ist? Fürwahr! es wird hinfort kein deutscher König mehr im Herzen und in der Geschichte des deutschen Volkes fortleben, der nicht sich würdig macht, daß dereinst von ihm gesagt werden

könne, er habe sich und sein Thun erfüllt mit einem Hauche Lessing'schen Geistes! —

Gleiches zieht das Gleiche an. War es ein Wunder, daß Lessing sich angezogen fühlte von Friedrich? Daß Er, der immer auf sich selbst Gestellte, Er, der Charakter im Vollsinn des Wortes, die Größe der charaktervollen Persönlichkeit des auf sich selbst gestellten Königs empfand? Aber auch Lessing, der Sachse, war, wie Goethe, der Frankfurter Patrizierſohn, eben nur „Fritzisch" gesinnt, nicht preußisch. Er, der keine Ader von Lokalpatriotismus besaß und anerkannte, wohl aber deutschen Patriotismus hegte, sich als Deutscher empfand in einer Zeit, wo deutscher Patriotismus seinen meisten Volksgenossen ein vollständig fremder Begriff war, — er, dessen Geburtsland der Krieg verwüstete, er trug sich während dieses Krieges hier in Leipzig mit dem Entwurfe einer Ode auf den großen Preußenkönig. Er, der in Leipzig als Preußenfreund verdächtigt wurde, während er in Berlin als eingefleischter Sachse angesehen ward, — er sehnte sich von Leipzig fort nach Berlin, wo er (wie er seinem Freunde Gleim schrieb) „nicht länger nöthig haben werde, es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König sei". Er wußte wohl, warum er so fühlte und empfand. Er schrieb in sein Tagebuch: „Ich beneide alle jetzt regierenden Könige, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist: Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei". Schon als Jüngling hatte er in Berlin den großen Regenten besungen, aber als einen solchen, „dem es ein Glück sein würde, wenn sein Volk seiner schon werth wäre". Das heißt mit andern Worten: wenn selbst ein so erleuchteter Despotismus für dasselbe entbehrlich wäre. Wem fällt nicht als Kommentar hierzu das schwermüthige Bekenntniß des ster-

würde sich der einer Ungerechtigkeit schuldig machen, der sich weigern wollte, hier einen Beweis dafür anzuerkennen, dass *Quinctilians* Studium der Aristotelischen Werke sich auch über den engen Kreis der rhetorischen Schriften des Philosophen hinaus erstreckt und alle gleichmässig umfasst hat. Ueberhaupt finden wir die Ehrfurcht vor des Stagiriten umfassender Gelehrsamkeit, gleichsam wie eine Tradition, in allen Partien der römischen Literatur verbreitet, so dass wir selbst Leute wie *Valerius Maximus* [1]) mit Verehrung von so grosser und so ausgebreiteter Wissenschaft des Mannes reden hören.

Was nun die namentlichen Anführungen Aristotelischer Ansichten betrifft, so lässt sich zum Voraus schliessen, dass dieselben bei weitem zum grössten Theile die uns erhaltene Theorie der Rhetorik in drei Büchern betreffen. Wie genau und sorgfältig Quinctilian diese benutzt hat, soll indess erst weiterhin nachgewiesen werden. Jetzt werfen wir zunächst einen Blick auf die Schriften des Philosophen, welche sich ausser jenen Büchern erwähnt finden; und hier stossen wir denn zunächst auf das treffliche, von Cicero so hoch gepriesene historische Werk, jene Geschichte der Rhetorik, deren Verlust wir nach dem der Politien für den beklagenswerthesten halten, welcher die Literatur jener Zeit getroffen hat, und dessen Gewicht durch Alles, was uns die Alten davon be-

1) Valer. Max. VIII, cp. 3. tanta et tam late patens scientia.

benden Königs ein: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen!“

So urtheilte Lessing über Friedrich, über den König der ihn nicht kannte, nicht beachtete, und dessen Schwächen und Mängel er selbst schärfer als die meisten andern Zeitgenossen durchschaute, er, der mit seinem persönlichen Interesse das Opfer dieser Schwächen und Mängel wurde. Aber Lessing sah und ehrte in ihm den Helden und den Charakter, weil er selbst Beides, ein Held und ein Charakter, war.

Friedrich und Lessing, die Großen, waren groß, eben weil sie Charaktere waren. Denn der Charakter ist es, der den Menschen groß macht. Charakter nennen wir jenen Inbegriff von Grundsätzen des Handelns, der, durch immer neue Anwendung „im Strome der Welt“ ausgebildet und gestählt, stark genug ist, dem Wollen und Handeln des Menschen in jedem einzelnen Falle und siegreich gegen jeden Widerstand seine unerschütterlich feste Richtung zu geben. Durch den Charakter erst gewinnt der Mensch die innere Freiheit, gewinnt er die Würde des Bewußtseins, welche „Männerstolz vor Königsthronen“ verleiht, oder, wie Lessing es ausdrückt, die Würde, welche den freien Mann berechtigt, zu einem Könige zu sprechen: „Wenn auch mächtiger als ich, darfst du dich darum doch nicht besser dünken.“ Der Charakter ist die Basis und Voraussetzung aller Freiheit, auch der politischen. Das meinte Lessing, als er am Schlusse seiner Dramaturgie bitter klagend ausrief: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht (fährt er fort) von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter.“ Jenes kleine Wörtchen „blos“ ist bedeutungsvoll. Denn dies eine Wort drückt aus, daß der sittliche

Charakter eben die Vorbedingung und Grundlage der wahrhaften Nationalität und ihres Ausdrucks in einheitlicher und freier nationaler Verfassung und Selbstständigkeit ist.

Zu dieser Vorbedingung aber, uns Deutsche zu erziehen, ist Keiner so geeignet als derjenige Mann, der vor allen Deutschen, nicht blos seines Jahrhunderts, dasteht als das unübertroffene, ja unerreichte Musterbild eines Charakters. „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth", — klagte der greise Goethe am Abende seines Lebens im Hinblick auf die von der romantischen Reaction niedergedrückte Nation; „aber wo ist jetzt noch ein solcher Charakter!" Sagen wir Alles in Allem: Lessing ist der deutsche Charakter, wie er sein soll, und darum war er und ist er uns in einer sclavischen Zeit der Freiste der Freien. Darum war er in einer Zeit, wo es ein Deutschland noch nicht gab, — selbst ein litterarisches noch nicht, das er erst schaffen sollte — ein Deutscher, würdig des Deutschlands und der Zeiten, die auch uns erst noch kommen sollen, und die da sicherlich kommen werden, wenn die Saaten, die Lessing gestreut hat, voll und ganz aufgegangen sein werden in den Herzen aller deutschen Volksgenossen!

In Lessing's Charakter liegt das Geheimniß der Macht seines Wirkens, dessen Umfang ich hier nicht weiter zu schildern brauche, weil ihn an dieser Stätte die beiden Festredner des vorigen Jahres mit meisterhaften Zügen dargelegt haben*). Der Charakter ist es, der Lessing immer noch größer erscheinen läßt, als jedes, auch das größte seiner Werke. Sein Genie, seine Thaten sind uns unerreichbar. Aber seinem Charakter können und sollen

*) Man s. „Die erste Lessingfeier in Leipzig". Herausgegeben vom Schillervereine.

wir nachſtreben. Seine erhabenen, in keinem Augenblicke ſeines Lebens verleugneten Grundſätze des Wollens und Handelns, ſeinen unerſchütterlichen Wahrheitsmuth, ſeinen Muth nicht der kupplerischen halben, ſondern der ganzen Wahrheit, die können und ſollen wir uns zu eigen machen!

Man hat unſere Zeit wohl geringſchätzend „eine Zeit der Epigonen“ genannt. Nehmen wir dieſe Bezeichnung an, aber erinnern wir uns, woher dieſer Name ſtammt. Er bezeichnete einſt in den helleniſchen Heroenzeiten die Nachkommen der im rühmlichen Kampfe vor Theben gefallenen Helden, er bezeichnete jene tapferen Söhne, die ſich an dem Heldenthume ihrer Väter zur Wiederaufnahme und Vollendung des Werks begeiſterten, das ihre Väter unvollendet gelaſſen. Und dieſe „Epigonen“ waren es, welche die feſte Burg des Kadmos eroberten. Wohlan denn! Unſere glorreichen Vorfahren, Leſſing voran, haben uns die Rüſtung und Waffen geſchmiedet, mit denen allein die feſten Burgen der Geiſtesknechtſchaft, der Inhumanität und Intoleranz bezwungen werden können. Brauchen wir dieſe Rüſtung, dieſe Waffen! Sammeln wir uns Alle, — alle Söhne Deutſchlands — unter dem Panière des Kampfes für die Geiſtesfreiheit, das uns Leſſing's unſterbliche Geſtalt vorträgt! Und weil wir denn Epigonen ſind, laſſen Sie uns ſtreben gleich jenen alten, werth unſrer Väter — *ſiegreiche* Epigonen zu ſein! —

Elise Reimarus über Lessing.

(1861.)

In dem Augenblicke, wo ich im Begriffe stehe, die zweite mannigfaltig vermehrte Ausgabe meiner Biographie Lessing's dem Drucke zu übergeben, kommt mir eine Schrift zu Händen, welche wohl die wichtigste Bereicherung heißen darf, die unsere Kenntniß von Lessing's persönlichen Verhältnissen seit vielen Jahren erfahren hat. Es sind dies die Briefe von Lessing's Freundin Elise Reimarus an den Schwager ihres Bruders, den dänischen Kammerherrn von Hennings, aus welchen ein Enkel des letzteren, Herr Archivar W. Wattenbach zu Breslau, alle Lessing betreffenden Stellen im achtunddreißigsten Bande des Neuen Lausitzer Magazins veröffentlicht hat.

Diese Mittheilungen, für jeden Freund Lessing's von höchstem Interesse, geben zugleich ein Bild von jener Frau, in deren Freundschaft Lessing in der Trübsal seiner letzten Lebensjahre Trost gefunden hatte. Bisher wußten wir von ihr nur aus Lessing's an sie gerichteten Briefen; denn ihre Briefe an Lessing sind auf unbegreifliche Weise verschwunden und trotz wiederholter Aufforderungen ist bis auf den heutigen Tag keine Nachricht über ihren Verbleib zum Vorschein gekommen. Auch der Herausgeber der vorliegenden Auszüge schweigt über diesen wich-

tigsten Theil der Korrespondenz; und doch geht aus einem Briefe derselben an Hennings (vom 18. September 1781) hervor, daß ihre Briefe an Lessing ein halbes Jahr nach dessen Tode noch in Lessing's wohlgeordnetem Korrespondenznachlasse sich befanden. Sie erzählt dort nämlich: daß Mendelssohn, Nicolai „und noch ein dritter" sich gleich nach Lessing's Tode an den Herzog von Braunschweig gewendet, „um ihre Privatkorrespondenz heraus zu bitten," ohne daß ihre Bitten Erfolg gehabt hätten, und fügt dann hinzu: „Uebrigens soll des Verstorbenen Privatkorrespondenz in der größten Ordnung sein. Gut und nicht gut für diejenigen, die es betrifft, wie man's nehmen will. Ich will mein Schicksal unter meinem anonymen Mantel erwarten." Elise Reimarus scheint hiernach ihre Briefe und die in denselben enthaltenen und dieselben begleitenden Dichtungen — denn sie war auch Dichter — nicht mit ihrem Namen unterzeichnet zu haben. Möchten doch alle diejenigen, welche über diesen Umstand Aufschlüsse zu geben in der Lage sind, dieselben den Freunden und Verehrern Lessing's nicht länger vorenthalten. Der Wunsch, von einer Frau, der ein Lessing die geheimsten Tiefen seiner Seele erschloß, und von ihren Briefen mehr und Näheres zu erfahren, wird durch die oben erwähnten dankenswerthen Mittheilungen des Herrn Wattenbach jetzt nur noch mehr gesteigert und berechtigt, wo wir statt der bisherigen dürftigen Notizen über sie, welche in meiner Biographie Lessing's (Th. II., S. 170 bis 171., S. 333 und 335, S. 337—340) gesammelt sind, sie selbst in der Tüchtigkeit ihres Geistes und mit dem vollen Verständnisse der alle seine Zeitgenossen überragenden Größe Lessing's von diesem ihrem Freunde reden hören.

Die vorliegenden, jetzt zum ersten Male mitgetheilten Briefe oder vielmehr Briefauszüge von Elise Reimarus beginnen erst

mit dem Jahre 1776, und knüpfen sich an einen ihnen vorausgeschickten Brief ihres Schwagers August von Hennings, welcher damals als dänischer Geschäftsträger in Dresden lebte. Lessing, von seiner unglücklichen italienischen Reise zurückkehrend, hatte ihn, wohl um der Freundin willen, in Dresden besucht, und war von dieser vorwiegend enthusiastischen Natur „mit aller Wärme, die das Genie und die Macht des Geistes einem Bewunderer einflößen", empfangen worden. Die Zeitungen hatten gemeldet, Lessing kehre nur nach Deutschland zurück, um bald für immer dem Vaterlande Valet zu sagen und sich in Italien niederzulassen. Der junge Diplomat beschwor ihn daher, „ein Deutscher zu bleiben und kein Italiener zu werden", was Lessing, der diese Besorgniß im Stillen belächeln mochte, ihm denn auch, wie er meldet, „versprach". Ueberhaupt sehen wir aus diesem Briefe, daß Lessing, wie der junge Staatsmann klagt, etwas ceremoniös „im vollen Anzuge, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arme", und jedenfalls dem fremden Adligen gegenüber mit einer gewissen vorsichtigen Reserve aufzutreten für gut befand, und daß von einer aufgeschlossenen persönlichen Annäherung, wie sie der begeisterte junge Mann, der vor dem großen Manne seine ganze philosophische Freiheitsschwärmerei ausschüttete, gewünscht und erwartet haben mochte, nicht die Rede war, sondern die Unterhaltung meist in den Grenzen litterarischer und philosophischer Mittheilung blieb, und der Besuch überhaupt nicht lange verweilte.

Hieran knüpft nun der erste Brief von Elise Reimarus an. Sie antwortete umgehend am 8. Februar 1776 (Hennings' Brief war vom 27. Januar): „Und wenn er nur eine halbe Stunde dauerte, so beneide ich Ihnen doch Lessing's Besuch, dieses Mannes, der trotz dem Grafen Stollberg, „„Gottlob!!! ganz Verstand

iſt"",*) und deſſen Geiſtestriebwerk mit der mehrſten Menſchen ihrem wie ſein Pulsſchlag in Verhältniß ſteht." In Bezug auf dieſen Vergleich fügt ſie hinzu: „ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, daß er einſt hiervon in unſerm Hauſe die Probe machte, wo ſich's dann fand, daß ſein Puls bei völliger körperlicher Geſundheit die Geſchwindigkeit eines Fieberpulſes hatte. Möchten Sie in dieſem ſeltenen Manne doch auch einmal, außer dem Philoſophen, den angenehmen Geſellſchafter kennen lernen, der die Jagd nach Allem was Witz und Schein heißt ebenſo erbſündemäßig haßt, als ſeine ungeſuchte Laune die geſchmackvolle Freude der Geſelligkeit unvermerkt zu beleben und zu erhalten weiß. Daß wir ihn diesmal nicht hier ſehen ſollen, wußte ich ſchon durch ſeine hieſige Korreſpondentin, Madame König, eine liebenswürdige Frau von vielem Verſtande, der vermuthlich alles, was Herz an Leſſing iſt, gehört. Glücklich genug indeß, daß wir ihn in Deutſchland behalten." Auf dieſe perſönliche Liebenswürdigkeit Leſſing's und auf den überwältigenden Eindruck derſelben kommt Eliſe Reimarus wiederholt zurück. „Leſſing war hier," ſchreibt ſie aus Hamburg, 28. Auguſt 1776, „Leſſing war bei uns, und zwar allein, denn ſonſt kann man dieſes überall belagerten Mannes nicht recht froh werden, ſich nicht durch und durch an ſeinem überſchwenglichen Geiſtesfeuer wärmen und muß, — um von einem Bilde zum andern überzugehen — hart an der Quelle Durſt leiden." Dieſer überwältigende Eindruck ſeines Weſens bei perſönlicher Erſcheinung trat beſonders hervor, als Leſſing nach der Herausgabe ſeines letzten „Fragments" zum Erſtenmale wieder nach Hamburg kam, wo die Freundin für ihn

*) Stollberg hatte im Deutſchen Muſeum (I, 47) von Lavater geſchrieben: „er weiß, daß der Menſch Gottlob!!! nicht ganz Verſtand iſt."

eben jenes Fragments wegen einen schlimmen Empfang gefürchtet hatte. Dagegen schreibt sie selbst (25. Sept. 1778): „Ueber seine Aufnahme hier bin ich erfreut. Alles was ihn nach der Ausgabe des letzten Fragments wie die Erbsünde zu hassen schien, empfängt ihn als den alten Freund, und nie hätte er Gözen einen ärgeren Streich spielen können, um sein Werk bei den neuen Anhängern wieder einzureißen." „Was hätte ich darum gegeben — schreibt sie in einem der nächsten Briefe an Hennings — „wenn Sie mit dem Manne selbst hier zusammengetroffen wären! Mehr gesunden, gleich dem Blitz gerade durchfahrenden Menschenverstand glaub' ich giebt's nicht unter dieser Erde Bewohnern. Und daher gesteht er auch, daß er Klopstock nicht nur blos in seinen Epigrammen, sondern in seinen alltäglichsten Reden, die den Epigrammen gleichen, nicht allemal verstehe, — und daher schläft er auch so oft in einem Cirkel von Schöngeistern, umtönt von Bonmots à la ..... (Klopstock?) ein, und schwatzte doch bei uns bis Mitternacht von den trockensten Materien ohne müde zu werden, blos weil echte Vernunft zum Grunde lag." —

Ein Beispiel des heitern Humors, mit welchem er selbst damals noch, in seinem durch den Tod der geliebten Gattin so schwer verdüsterten Zustande, in Gesellschaften eine Thorheit so zu verspotten verstand, daß selbst der Verspottete ihm nicht böse werden konnte, ist folgendes, welches Elise Reimarus in demselben Briefe erzählt. Lessing hatte damals gerade in Hamburg den später berühmten Jugendschriftsteller Joh. Heinr. Campe kennen gelernt, der sich von dem Basedow'schen Philanthropin zurückgezogen und in der Nähe von Hamburg eine Pension errichtet hatte. Campe's Frau, die, wie Elise Reimarus sich ausdrückt, „ihre kleinen Anfälle von Herrnhutherei" hatte, konnte es nicht unterlassen, Les-

ſingen in Geſellſchaft von der Ceremonie des Auferſtehungsfeſtes auf dem Kirchhofe zu Barby weitläufig zu erzählen, wo unter andern Uebungen die Namen der verſtorbenen Brüder und Schweſtern feierlich aufgerufen würden. „Und ſie antworteten eins nach dem andern: Hier!“ fiel Leſſing plötzlich ein. „Ein lautes Lachen“, ſetzt Eliſe hinzu, „machte der ganzen Feierlichkeit, und ich darf ſagen, dem ſo lange in dem Herzen der Campe davon gebliebenen Eindrucke auf einmal ein Ende. So gewiß iſt es, daß wir ſelten mehr Luſt behalten, an das zu glauben, worüber wir einmal gelacht haben.“

Aus Leſſing's Biographie iſt bekannt, daß Eliſe Reimarus es war, durch deren Vermittelung das handſchriftlich nachgelaſſene Werk ihres Vaters in Leſſing's Hände gelangte, welcher daraus die berühmten „Fragmente“ der Welt mittheilte. Die Veröffentlichung dieſer Fragmente und die Art, wie Leſſing dabei verfuhr, die Stellung, welche er zu denſelben einnahm, bilden denn auch einen Hauptgegenſtand dieſer Briefe der Freundin. Sie hatte von vornherein die Geſammtherausgabe des Werks zu hintertreiben geſucht, weniger wohl aus dem Grunde, daß dergleichen Herausgehen mit kühnen Widerſprüchen gegen Vorurtheile „immer entweder zu früh oder zu ſpät geſchehe“ (ſ. S. 5), als, wie ſie in einem anderen Briefe eingeſteht, aus Liebe zum Frieden und aus echt weiblicher Scheu vor Familienſpaltungen. Im Herzen aber ſtand ſie in dieſem ganzen Kampfe durchaus auf Seiten Leſſing's, und ſo ſchreibt ſie denn auch am 30. Dezember 1777, alſo nach der Zeit, als der Zorn der Orthodoxen gegen das Werk am heftigſten entbrannt war, an Hennings: „wäre es nicht um der Ruhe einiger theuren Perſonen willen, ich hätte mich längſt von dem verhaßten Zwange los gemacht, der mir täglich mehr zur Laſt wird. Denn was können wir auch in der That

Besseres für die Religion thun, als wenn wir durch unser Beispiel der Welt zeigen, daß es außer dem (dogmatisch orthodoxen) Christenthum nicht nur ebenso gute, sondern auch etwas bessere Menschen giebt, als in demselben!“ Der hier erwähnte „Zwang“ war die fortdauernde Verschweigung der Autorschaft ihres verstorbenen von aller Welt hochgeachteten und verehrten Vaters zu dem Werke, dem die von Göze und den Orthodoxen als Ausgeburt des Teufels verschrieenen „Fragmente“ entnommen waren. Elise Reimarus erscheint überhaupt in diesen ihren Briefen als eine starke und geistesmuthige Frau, und wir meinen Lessing selbst zu hören, wenn sie ihrem Schwager zuruft: „Lassen Sie uns denn auch fortfahren, ein jeder in seiner Sphäre und mit den Waffen, die ihm angemessen sind, wider die Unterdrückung der Vernunft und Menschenfreiheit zu kämpfen! Nur daß es keiner äußern Disharmonie je erlaubt sei, dem kleinen Staate in uns die Ruhe und Harmonie zu verderben, die das erste Merkmal der Vollkommenheit ist.“ Aber sie theilt zugleich auch Lessing's Vorsicht. Sie will keine Revolution, sondern allmälige Entwickelung, und warnt ihren heißblütigen Korrespondenten vor allem unnöthigen Herausfahren mit ketzerischen Ansichten. Langsam und sicher! ist ihr Wahlspruch. Dem ungeduldigen Hennings, dem selbst ein Lessing noch allzu vorsichtig zu Werke zu gehen scheint, ruft sie zu: „Nicht um es mit keiner Seite zu verderben, hat er diese Maske genommen, sondern um unter dieser Maske mehr für die gute Sache thun zu können.“ Dabei ist sie aber, gerade wie Lessing auch, Feind allen „Akkordirens“ mit der Wahrheit, wie es die von Lessing so tief verachtete aufgeklärtseinwollende Halbheit der damaligen modernen Theologen den Fragmenten gegenüber betrieben: „Lieber“, schreibt sie, „wollt ich zu der ganz alten gehören und Götzen

richten, nur noch erhöht wird [1]). Dass Quinctilian dies Werk kannte, lehrt uns eine schon angeführte Stelle [2]), wo Gorgias der Lehrer des Isokrates genannt wird. Quinctilian erwähnt dabei eines Streits über diesen Gegenstand, und setzt hinzu: „ich jedoch glaube dem Aristoteles.“ Mit Unrecht führte hier *Gesner* eine Stelle der Rhetorik als Quelle des Quinctilian an [3]), denn dort ist keineswegs von einem Ausspruch des Gorgias über Isokrates, sondern vielmehr über sich selbst die Rede; auch giebt es der Zusammenhang bei Quinctilian an die Hand, dass in der betreffenden Stelle Aristoteles ausführlich über Isokrates Bildungsgeschichte geredet haben wird. — Gleichfalls in die Zahl der verlornen Werke gehört ferner jener Dialog Gryllus, „in welchem Aristoteles, nach seiner Weise, um der Untersuchung willen einige seinem Scharfsinne eigenthümliche Beweise für die Behauptung, dass den Redner nicht die Kunst bilde, ausgedacht hat [4]).“ Als drittes Werk

---

1) Aristotelis Th. II, S. 132, 133. Excerpt. ex Prolegg. Scholior. ab Aldo editar. ad Hermogenem in Reiske Oratt. Gr. VIII, 106. Montfaucon Bibl. Coislin. p. 502. bei Wetzel ad Ciceron. Brutum p. 14. Manso Vermischte Schriften (Breslau 1811.) S. 8.

2) Inst. Or. III, 1, §. 14. Clarissimus Gorgiae auditorum Isocrates, quamquam de praeceptore ejus non constat; nos autem Aristoteli credimus.

3) Gessner ad Quinct. I. 1. p. 118: huc retulerim Arist. Rhetor. III, 17. (§. 11. p. 504 Buhle) *Ἐν δὲ τοῖς ἐπιδεικτικοῖς δεῖ τὸν λόγον ἐπαινετοῦ ἐπαίνους, οἷον Ἰσοκράτης ποιεῖ· οὐδὲ γάρ τινα εἴρηγε καὶ ὃ ἔλεγε Γοργίας, ὅτι οὐχ ἱκανὸν αὐτὸν ὁ λόγος.*

4) Quinctil. II, 17, 14, (vgl. Diog. Laert. V, 24. ib.

anbeten. Das Aergste ist, daß diese Leute für's Erste noch einen Damm schlagen werden, der desto fester halten wird, je mehr Theilchen von Vernunft mit dem Unsinn zusammengeknetet sind."

An allen Lessing'schen Produktionen aus jener Zeit, an den Schriften wider Göze, an den Freimaurerbriefen, an der Erziehung des Menschengeschlechts, an seinem Nathan sehen wir die treffliche Frau den lebendigsten Antheil nehmen. Sie berichtet über deren Wirkungen auf ihre Umgebung in Hamburg, sie kritisirt den Inhalt und Ton der philosophischen und polemischen Schriften, sammelt eifrig von nah und fern Subskribenten für den „Nathan", und berichtet, als derselbe erschienen war, dem nach Theilnahme lechzenden Lessing die wenigen anerkennenden Urtheile über das Werk in seine Wolfenbüttler Einsamkeit. Als in Hamburg ein Zelot von der Kanzel herab die Hamburgische Obrigkeit aufforderte, den Verfasser der von Lessing herausgegebenen Fragmente zur Ehre Gottes und wohlverdienten Bestrafung des Frevlers auszuforschen, ruft sie aus: „als ob Lügen dadurch Wahrheit würden, daß man den Namen dessen wüßte, der ihren Betrug aufdeckte!" — ein Wort, das man auch heute noch bei vielen ähnlichen Gelegenheiten wiederholen möchte. „Ueber den Nathan", schreibt sie (23. Juni 1779), „sind hier die Unverständigen ziemlich laut und die Verständigen ziemlich stille." Was dies zu bedeuten hat, mag man in meiner Biographie Lessing's nachlesen. Es war Feigheit und Furcht, sich durch Anerkennung des Werks seinem wesentlichen Gehalte nach zu kompromittiren, was jenen „Verständigen" den Mund schloß, und selbst einen Campe hinderte, mit seinem Lobe öffentlich herauszugehen*).

*) S. „Lessing. Sein Leben u. seine Werke" von Ad. Stahr, Th. II. S. 267—269.

Zu den persönlich interessanten Zügen, die wir aus Elisens Briefen erfahren, gehört Lessing's Begegnen mit dem wunderlichen Basedow im Sommer des Jahres 1778 zu Hamburg, bekanntlich Basedow's Vaterstadt. Bei ihrem ersten Zusammentreffen in einer Gesellschaft beschränkte sich der Letztere nämlich darauf, „Lessingen heimlich Drohungen zuzuwinken", die dieser anfangs gar nicht verstand, bis ihm Elise Reimarus mittheilte, daß der revolutionäre Phantast gegenwärtig durchaus orthodox geworden sei, und also in Lessing ein Stück des Antichrists erblicke. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit auch, daß Lessing von dem Basedow'schen Philanthropin zu Dessau und von seinem ganzen Sektestiftenden Treiben nichts hielt. Auch der geringe Zusammenhang, den Lessing mit dem hohenpriesterlichen, sich in dunkle Orakelsprüche hüllenden Klopstock hatte, wird durch diese Briefe bestätigt.

Was Lessing's eigne persönliche Verhältnisse anbetrifft, so interessirt uns zunächst die Art und Weise, wie die Freundin seine Verheirathung auffaßt. Aus allen auf dieselbe bezüglichen Aeußerungen in den Briefen von Hennings geht nämlich hervor, daß sie dieselbe, trotz des Lobes, welches sie, wie wir gesehen haben, der Auserwählten Lessing's zollte, doch eigentlich für einen Fehler hielt. Nach ihrer Ansicht hätte eigentlich „ein Philosoph", ein Mann wie Lessing gar nicht heirathen müssen. Möglich, daß hierbei ein wenig weibliche Eifersucht mit unterlief. Jedenfalls dünkte es ihr — und darin hatte sie zweifellos Recht — daß das Leben in dem einsamen Wolfenbüttel in keinem Wege für Lessing gemacht sei, und sie verdachte es der Frau, die ihn mit allen Kräften zu dem Entschlusse bestimmte, dort zu bleiben, und in einer sehr beschränkten Lage zu verharren. Auch die äußeren Umstände waren nicht dazu angethan, die Partie

als vortheilhaft erscheinen zu lassen, die Lessing machte, der sich aus Liebe zu seiner Eva mit einer kränkelnden Frau und mit der Sorge für fünf Stiefkinder belud, die allerdings schwer auf ihm lastete, als er die Frau nach einjähriger Ehe verlor. Elise Reimarus schreibt darüber am 16. Januar 1778 unmittelbar nach diesem traurigen Ereignisse, fast sarkastisch: „Lessing, der arme Lessing, hat die Thorheit, eine Frau für diese Welt genommen zu haben, theuer bezahlen müssen. Kaum ein Jahr, und sie stirbt ihm im ersten Wochenbette und ohne ihm einen eigenen Sohn zu hinterlassen, läßt sie ihm die Sorge für fünf fremde Kinder. Er hätte sich mit so einem Mädchen als die Wahrheit zur Maitresse schon behelfen können, die sogar in der andern Welt, wenn's für uns eine giebt, ihren Reiz behält."

Aber wir wissen, — und diese Briefe bestätigen es, — daß sie dem Freunde seitdem in seinen letzten Lebens- und Leidensjahren treu zur Seite stand.*) Ihre Briefe, die sie, ohne ihren Namen zu unterzeichnen, an Lessing richtete, sind, wie schon gesagt, sowie viele Briefe Lessings an sie selbst und an ihren Bruder leider spurlos verschwunden. Nur eine Stelle aus einem der verlornen Briefe Lessing's an sie ist aufbehalten, und bezeugt seinen traurigen leiblichen und geistigen Zustand in dieser leidenvollen Periode seines Lebens, der in den Worten Ausdruck findet: „alle meine Nerven sind so herabgespannt, daß ich weder lesen noch schreiben mag und nur noch par raisonnement lebe!" Wir sehen aber aus Elisen's Briefen auch, daß sich gerade jetzt die drohenden Wolken persönlicher Verfolgung immer finsterer über dem leidenden Manne zusammenzogen. Es gab jetzt unter den geistlichen Zeloten, die ihn gern „zum Widerrufe pfäffisch ge-

*) S. jedoch den folgenden Aufsatz: Ein Brief Lessings u. s. w.

zwungen" hätten, wohl kaum einen, der die Meinung des sächsischen Pastors zu Seiffersdorf theilte, der noch im Jahre 1776, wie Hennings an Elise berichtet, „weil er mit Lessing zugleich in Leipzig studirt hatte und einige Studentenstreiche von ihm wußte", sich zu dem Urtheil berechtigt meinte: „daß Lessing ein seichter Kopf und kein gefährlicher Feind der Religion sei!"

Er sollte nicht lange mehr leiden! Die Nachricht von seinem Tode erschütterte die Freundin um so tiefer, je weniger sie auf dieselbe vorbereitet gewesen war. Ihr schien es im ersten Augenblicke als ob mit dem gewaltsamen Auslöschen dieses hellstrahlenden Wahrheitslichts die Nacht sich sternenlos über die Welt zu breiten beginne. Am 2. März schreibt sie an Hennings: „So hab' ich Sie mir gedacht bei dem Tode unseres Lessing, liebster Hennings, und es ist mir wohl gewesen, Einen zu wissen, auf den ich meine Gedanken bei dieser Gelegenheit heften könnte! Denn außer unserem und dem Campeschen Hause darf ich's hier auf keinen. — Es soll Finsterniß bleiben! Ja Hennings, das schreckliche Wort sollten wir uns täglich wiederholen, damit wir uns an den Gedanken gewöhnten und nicht über dem, was wir sehen, über jede bitter getäuschte Hoffnung rasend würden. Ich hab' es, so oft ich gekonnt, Lessing selbst zugerufen: nicht um ihn muthlos zu machen, — denn das war unmöglich gegen den Widerstand aller Synoden der Welt — aber wohl muthlos gegen das Einwirken der Vorsehung damit er sich nicht fruchtlos abzehrte, und wo möglich seinen Durst nach Wahrheit in einem andern Strome löschte. Umsonst! Es war also auch Plan der Vorsehung, dieses Licht in seinem vollen Leuchten zu ersticken, während andre bis auf den letzten armseligen Docht ausschweelen. Nun ja, wer's nur ausharren kann, bis wir's schauen, wo es weiter fortbrennt."

Aus ihrem nächſten Briefe erfahren wir, wie ſich die Regierung der Hoch- und Wohlweiſen von Hamburg in Betreff einer von dem dortigen Theater beabſichtigten Todtenfeier für den großen Mann benahm. Sie wagten nicht, dieſe Trauerfeier offen zu verbieten, aber ſie verſuchten dieſelbe durch eine heimliche Warnung an den Bühnenvorſtand, zu der ſich ein Mitglied des Magiſtrats hergab, zu hintertreiben. Allein einer der Vorſteher — leider verſchweigt Eliſe Reimarus den Namen dieſes wackern Mannes — gab die männliche Antwort: „Die Trauerfeier würde poſitiv gehalten werden, wenn man es ihnen nicht direkt verbiete. Im letzteren Falle aber würde man ebenſo poſitiv den Grund der Unterlaſſung in allen Zeitungen bekannt machen.“ Das wirkte. Die Trauerfeier, zu der Leſſings Emilia Galotti aufgeführt wurde und der Altonaer Profeſſor Unzer den Trauerepilog dichtete, den der große Mime Schroeder ſprach, fand ſtatt. Aber der Cenſor behauptete ſein Recht, und es durfte weder über die Trauerfeier ſelbſt in den öffentlichen Blättern Hamburgs berichtet, noch irgend ein Gedicht zum Lobe Leſſing's in dieſelben aufgenommen werden! — „O der dicken, dicken Dummheit!“ ruft Eliſe Reimarus aus. Noch charakteriſtiſcher war das Benehmen von Leſſing's erbitterſtem Feinde, dem berüchtigten Hauptpaſtor Goeze bei dieſer Gelegenheit, über welches ſie folgendermaßen berichtet: — „und was mich noch mehr ärgert, iſt, daß Goeze, wie das Miniſterium ſich bewegt hat, um gegen die Trauerfeier für Leſſing bei dem Rathe zu proteſtiren, geſtimmt haben ſoll: Man möchte ihm doch ja dieſe elende Ehre nicht rauben, von Komödianten gelobt zu werden! — ein Beweis, daß dieſer Schurke wenigſtens noch mehr Verſtand hat, als der ganze Haufe der Schwarzröcke zuſammen.“

Sie selbst aber, die Freundin, dichtete an Lessing einen Nachruf, der gleichfalls erst jetzt zuerst bekannt geworden, aber ohne Frage der schönste ist von allen, die bei dieser Gelegenheit veröffentlicht wurden. Ich theile zwei Stellen aus demselben mit. „Die Wahrheit", deren lichte Gestalt Wache hält an Lessing's Grabe, ruft den seiner Ruhestätte nahenden Freunden des Lichts, die namentlich genannt werden, zu:

„Ich bin die Wahrheit! Hier ist Lessings Grab.
Wie Sonnen untergehn, so sank Er hin
In vollem Glanz, und leuchtet andern Welten,
Doch gleich der Sonne, die in ihrem Umlauf
Das Saamkorn aufschließt, das mit tausend Früchten
Bis ins Unendliche den Segen streut,
So Er in meinem Reich! — Und bis dies Reich
In Gottes weiter Schöpfung Eins nur ist,
Wach ich an seiner Urne hier, und sammle
Die Eide derer, die ihn Bruder nannten.
Und, wißt es! Tausende und abertausend
Sind schon verstreut in alle, alle Welten
Sich wider Euch und Eure Macht zu rüsten."

Am Schlusse aber wendet die Dichterin selbst sich an die überlebenden Freunde mit dem herrlichen Mahnrufe:

Doch Ihr, die Ihr um Lessings Asche trauert,
Soll Eure Thräne nicht Grimasse sein,
So schwört an seiner Urne, schwört's im Ernst:
Für Wahrheit, für der Menschheit heil'ges Recht,
Wie Er, trotz Vorurtheil und Fürst und Pfaffen,
So lang mit unerschrocknem Muth zu kämpfen,
Bis Gott auch Euch ins Reich der Wahrheit ruft!

Gewiß! Dieſe Frau war würdig, die Freundin und Vertraute eines Leſſing zu ſein, und ſie verdient wohl, daß ihr eignes Lebensbild dem deutſchen Volke von einer liebevollen Hand aufgerichtet werde. In Ermangelung eines Befähigteren möchte ich ſelbſt mich dieſer Aufgabe unterziehen und richte zu dieſem Ende an alle diejenigen, die von ihren Briefen und anderweitigem litterariſchen Nachlaſſe etwas beſitzen und von ihrem Lebensgange und von der etwanigen Exiſtenz eines Portraits derſelben Kunde haben, hiermit die freundliche Bitte: mir dieſelben oder Mittheilungen darüber zukommen zu laſſen.

Berlin, 17. Mai 1861.

Ein Brief Lessing's und was daran hängt.

(1870.)

In meiner Biographie Lessing's habe ich an mehreren Stellen des Freundschaftsverhältnisses erwähnt, in welchem, namentlich während der letzten Jahre seines Lebens, der vom Schicksal so schwer heimgesuchte Mann mit Elise Reimarus, der Tochter des Verfassers der berühmten „Fragmente" gestanden hat. Nach den spärlichen, mir damals zu Gebote stehenden Nachrichten über dieses Freundschaftsverhältniß konnte ich dasselbe nur als ein solches schildern, das für Lessing ein durchaus wohlthuendes, Elise Reimarus als eine Frau, welche über alle Kleinlichkeit erhaben und nur bestrebt gewesen sei, den durch den Verlust seiner Gattin tiefgebeugten Mann durch den Zuspruch ihrer freundschaftlichen Theilnahme wieder aufzurichten.

Dieses Urtheil hat durch die neuliche Veröffentlichung eines in der bisherigen Briefsammlung Lessing's fehlenden, wahrscheinlich von dem ersten Herausgeber derselben absichtlich unterdrückten Briefes von Lessing an Elise Reimarus, eine wesentliche Veränderung erfahren, welche ich den Freunden meiner Darstellung von Lessing's Leben nicht vorenthalten will. Es geht aus diesem Briefe leider hervor, daß dem großen unglücklichen Manne gelegentlich selbst von einer Seite her bitteres Weh und Leid be-

reitet wurde, von welcher er sich desselben am wenigsten versehen haben mochte. Und ferner: daß Elise Reimarus wenigstens in einem Punkte, ihm gegenüber, sich durchaus nur als eine „gewöhnliche Frau“ im schlimmen Sinne des Wortes bezeigte, die, ohne Rücksicht auf die nothwendige Wirkung, ihren Freund — (und dieser Freund war ein Lessing!) — durch die Mittheilung und Bestätigung des jämmerlichsten Klatsches behelligte und, wie wir sehen werden, tief verletzte.

Die Sache war diese. Der Tod seiner Gattin Eva, die ihm nach kaum einem Jahre der glücklichsten Ehe sammt dem Knaben, den sie ihm eben geboren hatte, durch ein grausames Geschick entrissen wurde, hatte den fünfzigjährigen Mann mit einer Schwere getroffen, über die seine wenigen, aus dieser Zeit vorhandenen kurzen Briefe ein wahrhaft erschütterndes Zeugniß geben. Er empfand sich im eigentlichsten Sinne des Wortes vernichtet und fühlte im tiefsten Innern, daß er diesen Schlag nicht lange überleben werde. Sein Gefühl täuschte ihn nicht. Nicht volle drei Jahre vermochte er es, „seinen einsamen Weg“ noch weiter fortzuschwanken, ehe er sich zur ersehnten Ruhe legte.

Lessing's Lage nach dem Tode seiner Frau war in der That die beklagenswertheste. Seine Vereinsamung in dem öden Wolfenbüttel, in welcher ihm der endlich mühsam errungene Besitz der geliebten Frau der einzige Ersatz gewesen war, lastete schwerer als jemals auf dem überdies noch von Sorgen und Bedrängnissen aller Art niedergedrückten Manne. Der einzige Trost und die einzige äußerliche Stütze seines verlassenen Hauswesens war die hinterlassene Tochter der Verstorbenen, seine Stieftochter Amalie König, obschon dieselbe bei dem Tode der Mutter erst wenig über sechzehn Jahre alt war. Ihre „häuslichen Tugenden“, wie Lessing sich ausdrückt, ihre Sorgfalt und

Liebe für ihren Stiefvater waren ihm während seiner wenigen letzten Lebensjahre der einzige — wenn auch schwache, so doch von ihm selber als ein Glück empfundene Ersatz für seinen Verlust. Aber — selbst diesen Ersatz und Trost gönnte ihm die Erbärmlichkeit der Menschen nicht! Noch hatte Amalie nicht ihr achtzehntes Jahr erreicht, als bereits die allzeitfertige Klatschsucht gewisser guten Bekannten das Verbleiben der heranwachsenden Tochter im Hause des im zweiundfünfzigsten Jahre stehenden Stiefvaters zum Gegenstande böswilliger Bemerkungen und Befürchtungen machte. Und — traurig zu sehen — eine Elise Reimarus, die von Lessing so hochgestellte Freundin, war es, die sich dazu herbeiließ, das Mundstück dieser Frauhasereien Lessing gegenüber zu werden! In wie kränkender und verletzender Weise für Lessing dies geschehen sein muß, davon liefert der obengedachte Brief, den er derselben als Antwort zu schreiben sich genöthigt sah, ein leider nur allzu beredtes Zeugniß.

Dieser Brief, datirt aus Wolfenbüttel den 7. Mai 1780, acht Monate vor seinem Tode, lautet wie folgt:*)

An Elise Reimarus in Hamburg.

„Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für den freundschaftlichen Wink Ihres letzten Briefes!"

„Aber, liebe, liebste Freundin, sollte ich nicht ein wenig schmählen (oder haben Sie lieber, wenn ich Sie ganz in der Stille bei mir ein wenig auslache?), daß ein solch' Gerede, seiner Ruchbarkeit wegen, endlich auch bei Ihnen Glauben gefunden?

„Und womit beweiset man es, daß ich in meine Stieftochter verliebt bin? — Weil ich mich nicht von ihr trennen will?

*) S. Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von A. Schöne, Anhang S. 511—514.

mag die sogenannte Theodektische Rhetorik betrachtet werden, welche Quinctilian gleichfalls, und zwar in einer Weise anführt, dass er geneigt scheint, sie dem Aristoteles zuzuschreiben [1]). Ausser dieser findet sich endlich eine Erwähnung der zehn von Aristoteles in der gleichnamigen Schrift aufgestellten Kategorien [2]).

Indem wir uns nun denjenigen Stellen des Quinctilianischen Werks zuwenden, in denen auf das noch vorhandene Werk des Aristoteles Rücksicht genommen wird, gedenken wir nicht den Leser durch langweilige Aufzählung aller Einzelnheiten zu ermüden, und wollen daher nur diejenigen angeben, wo Quinctilian seinen Vorgänger und Gewährsmann ausdrücklich nennt. Zunächst sind es nur drei Stellen, an welchen das betreffende Werk des Aristoteles selbst angeführt, und nur eine von diesen, in welchen sogar das entsprechende Buch citirt wird [3]); in allen übrigen, es sind ihrer etwa ein-

---

Menag. II, 33. pliq. Menage p. 103.) Aristoteles, ut solet, quaerendi gratia quaedam subtilitatis suae argumenta excogitavit in Gryllo; sed idem et de arte rhetorica tres libros scripsit, et in eorum primo non artem solum eam fatetur, sed ei particulam civilitatis, sicut dialecticae, assignat. (vgl. Rhetoricor I, 2. 15 Gesner. p. 103.)

1) Quinct. Inst. Orat. II, 15, 10. Theodectes, sive ipsius id opus est, quod de rhetorice nominecjus inscribitur, sive, ut creditur, Aristotelis. Vgl. Aristotelis Th. 2, S. 154 und 228.

2) I. O. III, 6, 25. Ac primum Aristoteles decem elementa constituit, circa quae versari videatur omnis quaestio. vgl. Aristot. Categor. cp. IV.

3) I. O. V, 10, 17. wo Quinctilian angiebt: „quid Aristoteles libro secundo de Arte Rhetorica diligentissime executus sit." Ebendas. II, 17, 14 – 15.

Nun, womit beweiſet man denn, daß ich mich nicht von ihr trennen will? Weil ich ſie noch nicht von mir geſtoßen habe? — Denn, wahrlich, nicht viel weniger als von mir ſtoßen hätte ich ſie müſſen, wenn ich ſie dem kalten Anerbieten ihrer Anverwandten ſofort hätte überliefern wollen!

„Oder weiß man etwa, daß ich Urſache bin, daß ſie meinetwegen bereits eine Partie ausgeſchlagen? Kann ſein, daß ſie an einem luſtigen Abend in Hamburg ſchon mehreremale verſprochen worden, worüber man den Gecken von Stiefvater in äußerſter Verzweiflung zu ſehen geglaubt! Hier (in Wolfenbüttel) iſt uns ſo etwas noch nicht vorgekommen.

„Kurz, liebſte Freundin — denn ich plaiſantire nicht gern über etwas, worüber ſich ſo leicht plaiſantiren läßt — kurz: ſchaffen Sie dem armen guten Mädchen einen Mann; oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den ſie kennt und liebt, ſie zu ſich verlangt; oder auch, daß eine verſtändige und gefällige Freundin in Hamburg ſie bei ſich zu haben wünſcht: und ſehen Sie dann, wie ich handeln werde. Nur antragen ſoll ſie ſich, mit meinem Willen, keinem von dieſen; und ich will es durchaus nicht ſein, der ſie nöthigt, ſich ſtockfremden Menſchen in die Arme zu werfen, oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus ſehr guten Gründen, ſo ungern zurück wollte.*) Wer dieſe meine Geſinnung gegen ſie Liebe nennen will, der kann ſeine Worte brauchen wie er will. Auch iſt es allerdings Liebe, und ich geſtehe gern, daß mir das Mädchen dieſe Liebe auf alle Art, die ich nur wünſchen kann, erwiedert.

*) Anſpielung darauf, daß Leſſing's Gattin Eva König, wie ſie ſelbſt es in einem Briefe an Leſſing (1771, v. 10. December) ausſpricht „immer eine Abneigung gegen ihre Vaterſtadt gehabt hat."

„Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnern kann, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häuslichen Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, obgleich ich ihn meines eigenen Nutzens wegen keinen Augenblick verschieben will. Denn ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können, als ehedem, und der ich also zu entgehen mich vielleicht auf das andere Ende werfen könnte; so, daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen habe: als ein Landstreicher, und als ein weit ärgerer als ehedem, indem mich die Lust zum Studiren auch nicht einmal so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrgeiz Alles über mich vermochten, gethan hat. —

„Nun gut!“ — werden Sie mir in's Wort fallen, — „gesetzt, daß Sie ohne Ihre eigne Gefahr ein junges reizendes Mädchen länger um Sich wissen können, denken Sie doch an das Mädchen selbst.“ — Ich habe daran gedacht, meine Beste! Und, sehen Sie, da hat sich ein Zufall meiner Tugend angenommen und hat mich auch hier in dem Glauben bestärkt, daß sich der Zufall immer eines Mannes annimmt, der mit Gewalt kein Schurke sein will. Ich bin nämlich hinter ein Geheimniß ihres kleinen Herzens gekommen, aus welchem ihr dreiundfünfzigjähriger Stiefvater, zur äußersten Kränkung freilich seiner Eitelkeit, ersehen, daß er es nun ganz und gar nicht ist, der ihr gefährlich werden könnte. Der Einzige, der es ihr werden könnte, kann es aber auch nicht, denn es hat eben die Bewandtniß mit ihm, in welche Rousseau seinen Emil zu setzen wünschte, um ihn

vor den üblen Folgen einer ſinnlichen Liebe zu ſchützen: er iſt ſo weit weg, daß ſie in einem Taumel der Leidenſchaft ſich nicht erreichen können.

„Ich könnte Ihnen mehr davon ſagen, aber ich ſehe, ich bin ſchon am Schluſſe der vierten Seite meiner Vertheidigung, die mich zum Geſpötte eines Kindes machen könnte, wenn es was davon zu leſen bekäme.

„Laſſen Sie mich alſo nur noch mit einem Worte das Ding auch von der dritten Seite betrachten, von der es betrachtet werden könnte. Dieſe dritte Seite iſt das Publicum, in deſſen Augen das Mädchen doch immer verlieren könnte. Denn was ich darin verlieren kann, will nicht viel ſagen. Von mir iſt es doch nun ſchon das Schlimmſte zu glauben geneigt, und nun erſt anzufangen, mich nach ſeinen Capricen zu richten, würde mir nur eine ſchwache Seite mehr geben. — Alſo das Mädchen, dem ich ſo wohl will!*) — Ach, meine Freundin! Ein Mädchen iſt beſtimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publicums zu machen, und was die Augen dieſes Einzigen nicht ſehen, das hören ſie nicht. Wir ſehen nur mit unſeren Ohren, wenn wir für alle Liebe untauglich zu werden anfangen.

„Aber bin ich nicht ein Thor, liebe Freundin, daß ich vergeſſen zu haben ſcheine, die ſchlimmſte Anklage ſei in gewiſſen Dingen eine Vertheidigung? Leſſing."

Es iſt nicht recht erſichtlich, ob dieſer Brief wirklich an Eliſe Reimarus abgeſendet oder von Leſſing im Entwurfe zurück-

*) Hier iſt zu ergänzen „könnte in den Augen des Publicums durch ſolches Verbleiben bei mir verlieren!"

behalten worden ist. Wenn das Erstere der Fall gewesen ist, so wird schwerlich jemand die Empfängerin um denselben beneiden mögen, obschon Lessing's edle Sinnesart seinem gerechten Unwillen über die erlittene Kränkung die möglichst schonende Form verliehen hat. Denn trotz dieser milden Form, der man die Müdigkeit des Dulders anzumerken glaubt, sich mit menschlicher Erbärmlichkeit herumzuschlagen, fühlt man es doch dem ganzen Briefe an, daß er sich von der „Freundin" — (und es sind ja meist immer unsere „guten Freunde", welche es für ihre Freundespflicht erachten, uns dasjenige Widerwärtige und Unangenehme zur Kunde zu bringen, das wir ohne ihre Beiserung gar nicht erfahren würden!) — auf das Tiefste verletzt fühlte, deren Glauben an den kindischen Hamburger Stadtklatsch ihm, wie er deutlich zu verstehen giebt, nur die Wahl ließ, ob er selbst sich für einen „Schurken" oder für einen Narren und kindischen „Gecken" angesehen halten wollte.

Wie aber kam eine sonst gescheite, wohlgesinnte und gebildete Frau, als welche sonst Elise Reimarus geschildert wird, wie kam Lessing's Freundin, die so viele Beweise seiner Freundschaft und Hochschätzung erfahren hatte, dazu, diesem Freunde einen Brief zu schreiben und einen „freundschaftlichen Wink" zu geben, der den ohnehin tiefgebeugten vereinsamten Mann so bitter zu berühren und ihm diese Antwort zu entlocken vermochte?

Die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Ich habe im zweiten Theile meiner Biographie Lessing's im sechsten Kapitel des vierzehnten Buchs die Vermuthung ausgesprochen, daß Lessing möglicherweise an eine Eheverbindung mit jener Freundin gedacht, daß er aber den Gedanken an die Gründung eines neuen Familienlebens in dem Gefühle, daß sein Lebensziel nahe sei, aufgegeben habe. Jetzt, nach Veröffentlichung dieses Briefes, bin

ich geneigt, an die Stelle jener Vermuthung eine andere, nämlich die zu ſetzen: daß es vielmehr Eliſe Reimarus war, welche ſich Hoffnung auf Leſſing's Hand gemacht haben mochte. Denn nur eine Art weiblicher Eiferſucht auf eine Nebenbuhlerin in der Perſon von Leſſing's junger und ſchöner Stieftochter, welche jener Hoffnung im Wege zu ſtehen ſchien, kann es pſychologiſch ausreichend erklären, daß Eliſe — welche unverheirathet war und in der Mitte der Vierzig ſtand (ſie war 1735 geboren) — jenen Hamburger Klatſch an Leſſing berichten und zwar in einer Weiſe berichten mochte, die ſehr deutlich zeigte, daß ſie ſelber dem albernen Gerüchte nicht nur Glauben ſchenkte, ſondern von Leſſing ſogar erwartete, daß er ihrem „freundſchaftlichen Winke“ Folge leiſten und ſeine Stieftochter von ſich entfernen werde.

Trotzdem ward Leſſing's Zuſammenhang mit Eliſe durch jene eiferſüchtige Tactloſigkeit der letzteren nicht abgebrochen. Sein letzter Beſuch, den er in Hamburg im Jahre vor ſeinem Tode machte, galt der Freundin. Hier wird es zu mündlichen Erklärungen gekommen ſein, in Folge deren er ihr nach ſeiner Rückkehr in dem erſten Briefe, den er an ſie richtete (derſelbe iſt vom 28. November 1780, anderthalb Monate vor ſeinem Tode), die bedeutungsvollen Worte ſchrieb: „Behalten Sie mir Ihre Freundſchaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen oder höher zu ſtimmen verſuchen werde.“

Eliſe Reimarus überlebte ihren Freund noch vierundzwanzig Jahre. Sie ſtarb 1805, ſiebzig Jahre alt. Leſſing's Stieftochter verheirathete ſich ein Jahr nach ihres treuen Pflegevaters Tode mit dem Poſtrathe Henneberg zu Braunſchweig, wo ſie als ſiebenundachtzigjährige Greiſin im Jahre 1848 geſtorben iſt. Aus ihrem Nachlaſſe ſtammt das jetzt bekannt gemachte

Portraitbild ihrer Mutter, Eva König, von dem ich zuerst in meiner Biographie Lessing's (Th. II., S. 268 der sechsten Ausgabe) Kunde gegeben habe. Sie bewahrte ihrem berühmten Pflegevater und Erzieher bis an ihr Ende die tiefste und liebevollste Verehrung, und es ist tröstlich zu denken, daß sie von den widerwärtigen Erörterungen zwischen ihm und der Freundin, deren unschuldige Veranlassung sie gewesen war, wahrscheinlich niemals etwas erfahren hat.

Lessingiana.

(1871.)

Die Hoffnung, welche ich hegen zu dürfen glaubte, als ich zuerst vor dreizehn Jahren meine Biographie Lessing's herausgab*): daß das Erscheinen derselben vielleicht die Bekanntmachung von etwa noch vorhandenen Resten des litterarischen Nachlasses an Tagebüchern, Briefen u. s. w. veranlassen würde, ist bis jetzt nur in einem sehr geringen Maße in Erfüllung gegangen.

Um so dankbarer begrüßen wir daher zwei soeben erschienene Veröffentlichungen, welche wenigstens hier und da eine kleine Lücke in den sonst vorhandenen Nachrichten über Leben und Leiden des großen Mannes ausfüllen und unsere Kenntniß seiner Zustände und Erlebnisse in etwas zu erweitern geeignet sind. Die erste dieser Veröffentlichungen ist betitelt: „Zur Erinnerung an Gotthold Ephr. Lessing", herausgegeben von dem braunschweigschen Bibliothekar Dr. O. von Heinemann (Leipzig, Hirzel 1870). Es sind allerhand Briefe, Berichte und sonstige Aktenstücke, welche sich zum Theil in den herzoglich braunschweigschen Landesarchiven befinden und die der Herausgeber zur hundertjährigen

*) G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke von Adolf Stahr. Zwei Bände, Berlin bei J. Guttentag, 1858. (Sechste vermehrte Auflage 1869.)

Feier des Tages, an welchem Lessing seiner Zeit, am 7. Mai 1770, seine Stellung als Bibliothekar zu Wolfenbüttel übernahm, bekannt gemacht hat.

Die elf Jahre, welche Lessing vom 7. Mai 1770 bis zu seinem Todestage am 15. Februar 1781 als Bibliothekar in Wolfenbüttel verlebte, bilden bekanntlich mit Ausnahme eines einzigen glücklichen Jahres, das ihm daselbst an der Seite seiner geliebten Eva König zu leben vergönnt war, die schwerste Leidenszeit in dem Leben des vielgeprüften Mannes. Jeder weiß jetzt, wie viel Schuld daran die leichtsinnige Engherzigkeit des damaligen Regenten von Braunschweig trug, der einen Genius wie Lessing im eigentlichen Sinne des Wortes Jahre lang bei schmalem Gehalte darben und fast bis zur Verzweiflung auf die verheißene geringe Verbesserung seiner Umstände vergebens warten ließ, während das Gold des Landes mit verschwenderischer Hand an Maitressen und in kostspieligem Prunke vergeudet wurde — worüber man sich in meiner Biographie Lessing's ausführlich belehren kann. Es macht daher einen wunderlichen Eindruck, wenn der Herausgeber der gedachten Mittheilungen in der Vorrede noch immer preisend von „dem hochherzigen Sinne" jenes Fürsten spricht und es ihm als ein hohes Verdienst anrechnet, Lessing zu der Wolfenbüttler Bibliothekarstelle mit 600 Thalern Gehalt berufen zu haben, während doch vielmehr zu sagen wäre, daß jener Fürst das Glück in keiner Weise zu würdigen gewußt hat, welches ihm die unverdiente Gunst gewährte, einen Lessing, den ersten Dichter und Schriftsteller des damaligen Deutschlands seinem Lande und Dienste gewinnen zu können. Es wäre wirklich nachgerade Zeit, daß solche unwürdige Schweifwedelei vor den Fürsten, wie sie in ähnlichen Urtheilen gegenüber den schreienden Thatsachen noch immer hier und da geübt wird, zur Ehre

des deutschen und insbesondere des Lessing'schen Geistes ein Ende nähme.

Die erste Abtheilung des Heinemann'schen Buches bilden sechs und zwanzig bisher ungedruckte Briefe oder vielmehr kurze Billets von Lessing an Eschenburg, damals Professor am Carolinum in Braunschweig. Sie sind bis zum Jahre 1775 mit französischer Adresse versehen, während nachher die deutsche eintritt. Ihr Inhalt ist übrigens unbedeutend. Bibliothekarische Aufträge, Besuchs-Einladungen, kleine Geldanleihen, wechseln ab mit Bestellungen von Lotterieloosen Wein und Büchern, Anzeigen von Besuchen, die sich in Wolfenbüttel eingefunden (wie z. B. Georg Forster, Br. v. 20. Januar 1779) und litterarischen Anfragen. Die kurzen Briefe aus den drei letzten Lebensjahren Lessings, nach dem Tode seiner Gattin, enthalten zum Theil Beweise seiner durch Lebensmüdigkeit verdüsterten Stimmung und seiner durch die geistigen Leiden untergrabenen früher so kräftigen Gesundheit. So schreibt er einmal nach einem Besuche, den er in Braunschweig gemacht: „Noch bin ich seit meiner Rückkunft nicht in der Bibliothek gewesen. So sehr ekelt mir Alles." Kurz zuvor schreibt er (29. Dezember 1779) über seine Krankheit, mit dem ihm eigenen bittern Humor die Nomenklatur der Aerzte verspottend: „Ich befinde mich seit einigen Tagen sehr übel. Es soll zwar nur ein Flußfieber sein. Aber ich habe den Henker davon, wie die Dinge heißen, die uns das Leben so unangenehm machen".

Die zweite Abtheilung enthält Bruchstücke aus Lessing's „amtlicher Korrespondenz". Den wesentlichsten Theil derselben bilden kurze Briefe des regierenden Herzogs Carl von Braunschweig an Lessing, und dessen Antworten darauf. Der Beherrscher von Braunschweig redet in denselben Lessing noch mit „Er" an; um dieselbe Zeit, wo ein anderer deutscher Herzog, der unsterbliche

Karl August von Weimar, mit dem jungen Dichter des Götz und Werther, den er, wie er sagte, „den seinen zu nennen das Glück habe", das brüderliche „Du" tauschte! Zugleich erfahren wir aus diesem Briefwechsel, daß unter diesem braunschweigischen Fürsten, dessen verschwenderischer Hofhalt das Land bis nahe an einen schmachvollen Bankrott führte, — die unter ihm entstandenen Schulden beliefen sich auf nahezu zwölf Millionen Thaler — für die Wolfenbütteler Bibliothek, an deren Spitze er einen Lessing berufen hatte, der jährliche Fonds zu Neuanschaffungen die jämmerliche Summe von zweihundert Thalern betrug, von denen nach Abzug der Kosten des Buchbinders und anderer Aeußerlichkeiten, wie Lessing klagt, kaum 120 Thaler jährlich zu Neuanschaffungen verwendbar blieben — soviel wie heutzutage mancher schmalbesoldete Schulmann oder Professor auf seine Bibliothek verwendet. Damit man es glaube, will ich Lessing's eigene Worte hersetzen. Sie sind an Herzog Karl's Sohn und Nachfolger, den bekannten Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, den Führer des Champagnefeldzuges und der Unglücksschlacht von Jena, gerichtet in einer brieflichen Bittvorstellung vom 3. September 1780 zu Gunsten der Lessing anvertrauten Wolfenbütteler Bibliothek, welcher ein Kabinetsbefehl des Herzogs eine Anzahl Doubletten entziehen wollte, aus deren Verkauf und Austausch an andere Bibliotheken Lessing für die Wolfenbüttler Bibliothek einen kleinen Zuschuß zu ziehen hoffte. Er bittet daher ihm jene Doubletten zu belassen: „Lediglich in Betracht, daß der jährliche Fond zur Unterhaltung der fürstlichen Bibliothek nur so mäßig ist, daß von den ausgeworfenen 200 Thalern nach Abzug dessen, was an die Buchbinder, die gelehrten Zeitungen und Schreibmaterialien bezahlt werden muß, jährlich selten für 120 Thlr. wirkliche Vermehrungen angeschafft werden können."

undzwanzig, genügt ihm die blosse Nennung des Aristoteles. Die Rhetorik selbst nun citirt er unter dem Titel „die drei Bücher von der rhetorischen Kunst“ und nur einmal drückt er sich allgemeiner aus [1]); doch ist es nicht einmal ausgemacht, ob das dort Angeführte wirklich aus jenen drei Büchern der heutigen Rhetorik entnommen ist. Direkt ausgesprochene Abweichungen von den Ansichten des von Quinctilian so hochverehrten Aristoteles erinnere ich mich nur zwei gefunden zu haben, und auch diese werden so bescheiden motivirt, dass sie fast gar nicht dafür gelten können [2]). *G. J. Vossius* Tadel wegen allzuhäufigen unnützen Abweichens von Aristoteles Grundsätzen (De rhetoricae constit. cp. VI, p. 47.) scheint daher wohl etwas ermässigt werden zu müssen. — Die übrigen Stellen, die eben nur das schon Ausgesprochene beweisen, können wir füglich in eine Note zusammenwerfen [3]).

---

1) Aristoteles in rhetoricis III, 6, 48. wozu Turnebus (ap. Gesner. p. 137..) Arist. Rhet. I, 3 citirt.

2) Es ist dies die schon angeführte Stelle, wo des Gryllus gedacht wird, Instit. Orat. II, cp. 17, §. 14. u. III, cp. 0. §. 5. III 4, 14.

3) a) Allgemeine praecepta rhetorica ohne Anführung der Quelle I. O. I, 4, 18. II, 15, 10. b) Ueber Einzelnheiten, wie den Namen etymologia = *σύμβολον* I, 6, 28. Ueber Prodicus III, 14, 52. ibiq. Gesner. p. 177. Abweichung von Isocrates: Aristoteles de Isocrate parte in una dissentit. Inst. Or. IV, 2, 52. vgl. Arist. Rhet. III, cp. 10, §. 6. Buhl. c) In wesentlichen Bestimmungen der Theorie: z. B. Definition der Rhetorik II, 15, 15. vgl. Arist. Rh. I, cp. 2, §. 1. — Tres partes orationis nehmen mit Aristoteles die bedeutendsten alten Theoretiker an. Quinct. II, cp. 21, §. 23. III, 4, §. 4. vgl. Arist. Rhet. I, cp. 3. in. — Von der Translatio,

So sah es im Bereiche der Förderung von Wissenschaft und Gelehrsamkeit mit dem hochgepriesenen Mäcenatenthume eines deutschen Fürsten aus, welchen ein früherer Biograph Lessing's, Herr Guhrauer (Lessing II, S. 277) sich nicht entblödete, wegen seiner hohen Achtung vor den Interessen des Geistes „den großen Seelen des Alterthums" an die Seite zu setzen!

Im Uebrigen ist aus der obengenannten zweiten Abtheilung von Schriftstücken nur noch ein Antwortschreiben Lessing's von Interesse, in welchem er dem Herzog, auf eine Anfrage über die Aechtheit oder Unächtheit einer von dem Fürsten in Hamburg angekauften antiken Bronze Auskunft ertheilt. Lessing's Auskunft ist bejahend für die Aechtheit. Unter den Gegengründen hatte man den Umstand hervorgehoben „daß die äußere Fläche des Kunstwerkes zu glatt und zu rein und nicht so äruginös und beschlagen sei, wie eine lange in der Erde gelegene Bronze zu sein pflege." Gegen diesen Einwand bemerkt Lessing mit heiterem Spotte über die ihm aus seinem Hamburger Leben wohlbekannte übergroße Reinlichkeitssucht der Hamburger: man müsse bedenken, daß der frühere Besitzer des fraglichen Kunstwerks eben in Hamburg gelebt habe, „wo man Alles scheuert und putzt, das Brennholz auf dem Boden und die Alterthümer in dem Kabinete".

Aus der harmlosen Atmosphäre solcher Dinge führt uns dagegen der dritte Abschnitt, enthaltend „Aktenstücke, die von Lessing herausgegebenen Schriften, insbesondere die von ihm herausgegebenen Fragmente eines Ungenannten betreffend (H. S. 51—90) in die traurigste Zeit von Lessing's Leben. Diese Aktenstücke bezeugen, wie Lessing in den Jahren von 1778 bis wenige Wochen vor seinem Tode in Folge der pfäffischen Hetzereien des Braunschweiger Konsistoriums eine ununterbrochene Reihe von Anfechtung und Verdruß bitterster Art durchzumachen hatte. Im Inner-

sten gebrochen durch sein häusliches Unglück, krank und lebensmüde, in Gefahr, sogar seine Stelle zu verlieren und auf's Neue sein früheres heimatlos streifendes Leben beginnen zu müssen, verläßt ihn doch sein Muth und sein gewisses Selbstgefühl in keinem seiner Briefe, mit denen er die im Namen des Herzogs gegen ihn gerichteten Vorwürfe, Befehle und Drohungen beantwortet. Jeder dieser Briefe zeigt, daß er, trotz des „unterthänigen Knechtes", als welchen er sich dem damaligen Curialstile gemäß unterzeichnet, doch seine Würde als freier Mann und Dichter dem Fürsten gegenüber energisch zu wahren verstand. So schließt er unter anderm einen Brief an den letzteren mit den starken Worten: „Wenn Ew. Durchlaucht auf die Anzeigungen des Consistorii resolviren, so ist meine Pflicht zu gehorchen, und das thue ich. Aber zugleich die Klugheit und Billigkeit der Anzeigungen des Consistorii in allen Stücken anzuerkennen, das kann zu meiner Pflicht unmöglich gerechnet werden."

Eine dankenswerthe Zugabe bildet endlich der Abschnitt: „Zeitgenössisches über Lessing", in welchem der Herausgeber Bruchstücke aus einer umfangreichen Briefsammlung Eschenburg's und die durch Guhrauer benutzten Tagebücher von Leisewitz mitgetheilt hat. Beide befinden sich in den öffentlichen Bibliotheken zu Braunschweig. Viel Erfreuliches erfahren wir freilich aus den Briefen nicht. Gegenüber den Ausdrücken der Liebe und Anerkennung wie wir sie z. B. in Boie's und Gleim's Briefen finden, steht die kleinherzige Philisterei, welche in den Aeußerungen eines Langer und Heyne nicht undeutlich zu verstehen giebt: daß man doch eigentlich aus Lessing viel zu viel gemacht habe. So schreibt der Göttinger Heyne noch im Jahre 1801 an Lessing's bibliothekarischen Nachfolger Langer: „Sie öffnen mir den Mund, über Ihren berühmten Vorgänger als Biblio-

thekar endlich (!) meine Meinung laut zu gestehen. Es ist und war ein Fanatismus der Eitelkeit von denen, die mit ihm in Verbindung gestanden haben wollten, weil sie sich dünkten nun auch etwas zu bedeuten, daß man ihn zu allem machte, und also auch zum Bibliothekar und Antiquar, und was weiß ich noch!“ Als eine Hauptfrage unmittelbar nach Lessing's Tode erscheint in diesen Mittheilungen die nach der Besetzung von Lessing's Stelle, zu der sich sofort eine Anzahl von Bewerbern, unter ihnen Johannes Müller, der damals keine Anstellung in Berlin gefunden, eifrig zu melden beflissen sind. Auch Leisewitz gehörte zu ihnen und die Art und Weise, wie derselbe darüber in seinem Tagebuche berichtet, hat etwas Komisch-Klägliches. Dieser Leisewitz hatte als ganz junger Mensch das Glück gehabt Lessing durch ein Trauerspiel, Julius von Tarent, bekannt zu werden, das er als Zweiundzwanzigjähriger geschrieben hatte, und das seine einzige dichterische Leistung geblieben ist. Lessing, der bei der damaligen Armuth an deutschen Originaldramen jedem Versuche auf diesem Felde seine freundliche Beachtung schenkte, hatte darüber ein weit über Gebühr wohlwollendes Urtheil geäußert, das noch heute den Namen des Verfassers eigentlich allein vor der Vergessenheit bewahrt, und hatte zugleich den jungen Mann, der später Anstellung in Braunschweig gefunden hatte, in den letzten Jahren seines Lebens zu dem Kreise seiner näheren Bekannten zugelassen. Die Auszüge aus Leisewitz' Tagebüchern, welche Hr. v. Heinemann mittheilt, reichen vom Anfange des Jahres 1779 bis zum 22. März 1781 und sind im Ganzen genommen überaus dürftig. Sie beschränken sich fast lediglich auf die Angabe der Tage, an welchen der Tagebuchende mit Lessing bei andern Personen oder im Klubb in Angott's Weinkeller zu Braunschweig zusammen gewesen, Piquet gespielt, Wein

getrunken und „Tabak geraucht," „radotirt" und „philosophirt" hat. Von dem Inhalte der Gespräche und Diskussionen erfahren wir so gut wie Nichts. Nur einmal heißt es sehr naiv und kurz, bei Gelegenheit der Erwähnung eines „Diskurses über die Liebe": „Ich behauptete, bei der eigentlichen Liebe laufe Alles auf physische Bedürfnisse hinaus, Lessing war anderer Meinung." Das will ich glauben! Und dabei weiß sich der Mann, dem das Glück zu Theil wurde, Jahre lang mit einem Lessing zu verkehren, nicht wenig mit diesem Tagebuche, wie eine cynisch unverschämte Aeußerung beweist, welche er einmal gegen Lessing gethan zu haben sich rühmt. „Lessing" — so schreibt er am 28. Oktober 1779 in sein Tagebuch — „kann es gar nicht vergessen, daß ich einmal zu ihm sagte: es käme mir vor, als wenn man wie ein Schwein in die Welt hinein lebte, wenn man kein Tagebuch hielte!" Lessing führte bekanntlich kein Tagebuch; — aber er war groß genug, dem fünfundzwanzigjährigen Menschen diese Roheit lachend hingehen zu lassen, der Selbstgefühl genug hatte, nach einem Besuche bei Goethe in Weimar (14. August 1780) in seinem Tagebuche zu vermerken: „Heute zu Goethen, der mir doch ungemein gefiel." Dies „doch" ist köstlich. Bei derselben Gelegenheit bemerkt der Tagebuchführer, daß Goethe zu ihm von Lessing „mit der größten Hochachtung gesprochen, insbesondere wegen seines Nathan und seiner theologischen Controversen", und daß man in Gotha am Hofe „Lessing seine Theaterstücke nicht goutire", was, wie ihm Engel gesagt, „daher käme, weil die Fürsten in der Emilia übel behandelt wären."

Etwas ausführlicher sind die Tagebuchaufzeichnungen über Lessing bei dessen Tode. Leisewitz hatte den Kranken noch wenige Stunden zuvor besucht und ihn mit der Hoffnung der Besserung verlassen. Er meldet, daß ihn die Nachricht seines Todes „un-

gemein frappirt" habe, so daß er „den Mittag wenig habe essen können". Er rühmt sich, daß er stets „ein Apostel seines Ruhmes gewesen". „Ich hätte gerne die ganze Welt dazu bekehrt, und habe (deshalb) oft, zumal in den letzten Lebensjahren Lessing's, etwas gelobt, was ich nicht glaubte!!" Aber schon am Nachmittage ist er mit ganz andern Gedanken beschäftigt. „Nach Tische" — berichtet er weiter — „ging ich auf den Wall und beschäftigte mich nunmehr ungemein lebhaft mit dem Gedanken: Lessing's Stelle zu bekommen. Ich bildete diesen Plan nach meiner Art auf das Reizendste aus und machte schon die Weise aus, in welcher ich M. S. (seine Braut und spätere Frau, Sophie Seyler) „auf das Angenehmste überraschen wollte." Diese Angelegenheit bildet nun den Hauptinhalt der weiteren Tagebuchaufzeichnungen über ein Ereigniß wie der Tod Lessing's! Er erzählt uns alle Schritte, die er gethan, um die Stelle des Dahingeschiedenen zu erhalten, seine Hoffnungen und Befürchtungen, und hebt vor Allem seine würdige Haltung gegenüber dem endlichen Fehlschlagen wiederholt hervor: „Nun muß ich bekennen" — schreibt er drei Tage nach Lessing's Tode, als dessen sterbliche Hülle noch über der Erde stand — „daß ich mich wirklich gefaßt bei der Sache betrug." Er motivirt weitläufig das Verdienst dieser seiner Fassung und schließt mit den Worten: „Wenn man dieses Alles bedenkt, — so darf ich noch einmal versichern, daß mir mein Betragen ungemein viel Ehre macht. Ebert schien das auch zu fühlen."

Armer Lessing, in dessen damaliger Umgebung, die man in Weimar so richtig schätzte (S. S. 136), dieser armselige Geist noch zu den Besten gehörte! — Uebrigens erfahren wir noch, daß der vielgepriesene Herzog von Braunschweig Carl Wilhelm Ferdinand, der Lessing nie hatte leiden mögen, den Abdruck

eines Gedichtes auf den großen Todten in der Braunschweiger Zeitung verbot (S. 145), und daß überhaupt am dortigen Hofe das böswilligste, „dumme Geschwätz“ über Lessing an der Tagesordnung war. Was aus einem Aufsatze, einer „historischen Lobschrift“, geworden, welche Leisewitz über Lessing zu schreiben unternommen hatte (S. 145), weiß ich nicht zu sagen. Sie wird unausgeführt geblieben sein, gerade so wie die Setzung eines simplen Grabdenkmals, über welche Nicolai von Berlin aus mit Eschenburg noch fünfzehn Jahre nach Lessing's Tode korrespondirte, durch die Nachlässigkeit der Braunschweiger „Freunde“ unterblieb. Der Dichter des Nathan starb so arm, daß der Herzog genöthigt war, ihn auf Staatskosten begraben zu lassen. Aber zur Setzung eines Grabdenkmals reichte die fürstliche Munifizenz nicht aus, und es kostete in unseren Tagen bekanntlich große Mühe, die Stätte aufzufinden, wohin man die sterblichen Ueberreste des Unsterblichen gebettet hatte.

Béranger.

(1857.)

Béranger.

(1857.)

I.

Frankreichs größter Chansonnier ist todt, — „mort et enterré", wie's in dem berühmten Marlboroughliede heißt. Was das letztere, sein Begräbniß, betrifft, so ist es Jammerschade, daß er es nicht selbst erlebt hat. Was würde der Dichter des „Königs von Yvetot" daraus für einen prachtvollen Chanson gemacht haben! Indessen: Béranger auf Kosten der Civilliste Louis Napoleons begraben, mit polizeilich auserlesenem Leichengefolge, unter dem Schutze von Bajonetten mit geladenen Läufen darunter, ist auch schon ein Epigramm, das nicht zu verachten ist. Er mußte erst todt sein, um von der Civilliste etwas anzunehmen!

In der That, Napoleon der Dritte hat Ursache, sich vor seinen Freunden zu fürchten; denn mit seinen Feinden ist er bisher noch ganz gut fertig geworden. Den letzteren aber hätte nichts Angenehmeres passiren können, als dieses Begräbniß Béranger's. Napoleon III., in eigener Person, als Leidtragender dem Leichenzuge des populärsten Dichters von Frankreich, dem unsterblichen Sänger des gestürzten Heldenthums die letzte Ehre erweisend — das wäre die Art gewesen, wie der „Neffe des Onkels" sein Anrecht wie seine Dankespflicht in würdiger

Weiſe hätte geltend machen können bei dem Tode des Dichters, der ihm mehr als eine Sproſſe eingeſetzt hat zu der Leiter, auf welcher er zu ſeiner ſchwindelnden Höhe emporgeklommen iſt, des Dichters, deſſen

Parlez nous de Lui, grand' mère,
Parlez nous de Lui!

ſeinen Weg gefunden hat bis zu den letzten Hütten Frankreichs. Er hat es nicht gethan, und damit einen derjenigen politiſchen „Fehler" gemacht, die nach dem berufenen Worte des machiavelliſtiſchen Altmeiſters „ſchlimmer ſind als ein Verbrechen."

Jedoch laſſen wir das auf ſich beruhen, und ſehen wir uns dafür den Mann etwas genauer an, der ein hochbetagter ſiebenundſiebzigjähriger, ſeit den letzten zehn Jahren faſt vergeſſener Greis, bei ſeinem Hinſcheiden die ganze franzöſiſche Welt in Aufregung verſetzen, und am Tage ſeines Todes durch ſeinen bloßen Namen zu einer Fahne werden konnte, deren Rauſchen dem Beſieger und Beſitzer des gefürchtetſten Reichs der Erde Beſorgniß einzuflößen vermochte.

Béranger war mehr als der größte Chanſonnier ſeiner Nation, er war vor allen Dingen ein Charakter. Der Charakter ohne Talent in der Litteratur iſt von dem glänzendſten aller charakterloſen Talente mit ſeinem ſtahlſcharfen Witze vortrefflich verſpottet worden. Aber deshalb wird es wohl nicht minder wahr bleiben, was ein unendlich höheres Genie, das zugleich auf dem diamantnen Grunde des edelſten Charakters ruhte, über die Verbindung beider geſagt hat: „Der perſönliche Charakter des Schriftſtellers iſt es, der ſeine Bedeutung beim Publikum hervorbringt, nicht die Künſte ſeines Talents." Wenn Goethe dieſer Aeußerung, die er auch auf Schiller anwandte, hinzufügt: „deshalb ſtehe auch Lafontaine bei den Franzoſen in

Von bedeutender Wichtigkeit für die Ansicht dieser Zeit von dem Einflusse des Studiums der Peripatetischen Philosophie und Schriften müssen uns endlich einige gelegentliche Aeusserungen eines Mannes erscheinen, der durch das eine uns hinterlassene Denkmal seines Geistes sich als den feinsten Beurtheiler der wissenschaftlichen Richtung seiner Zeit bewährt; wir meinen den geistvollen Verfasser jenes interessanten Ge-

---

welche zuerst Hermagoras entwickelte, „quamquam semina ejus quaedam citra nomen ipsum apud Aristotelem reperiuntur.“ Quinct. III, 6, 59. — Ueber das genus causarum, quod constat in laude ac vituperatione, heisst es: Quod genus videtur *Aristoteles*, atque eum secutus *Theophrastus*, a parte negotiali, hoc est πραγματικῇ removisse, totamque ad solos auditores relegasse: et id ejus nominis, quod ab ostentatione ducitur, proprium est. Sed mos Romanus etiam negotiis hoc munus insernit. Quinct. III, cp. 7. §. 1. Gesn. ad Quinct. III, 4, 1. p. 125. Arist. Rh. I, 9. — Ueber denselben Gegenstand weiter §. 25. vgl. mit Arist. Rh. I, cp. 9, §. 41. — Ueber die Exordia Quinct. III, 9, 8—9. Arist. Rhet. III, cp. 14. §. 42 und §. 3. — Aristoteles idoneam maxime ad scribendum demonstrativam, proximamque ab ea judicialem putavit. Quinct. III, 8, 65. — Tamen nec iis assentior, qui detrahunt refutationem tanquam probationi subjectam, ut Aristoteles. III, cp. 9. §. 3. — Ueber die Nothwendigkeit der Procemien, Inst. Or. IV, 1, 75. XII, cp. 10. §. 69. vgl. Ar. Rhet. III, 14, 52. — Allgemeine Anerkennung, welche die partitio probationum ab Aristotele tradita gefunden V, cp. 1. §. 1. — Probatio potentissima ex moribus dicentis nach Aristoteles (Rhet. II, 1, 9.) I. O. V, 12, 9. — I. O. VIII, 3, 6 ist der Satz: „eloquentia admirationem habere debet“ genommen aus Ar. Rhet. III, cp. . §. 3. διὸ κυρίως δεῖται τὴν δεικτικὸν θαυμαστοῦ γὰρ τῶν ἀκόντων ἐστὶν, οὗ δὲ τὸ θαυμαστόν. — Ueber die Wortfüsse Inst. Or. IX, 4, 87—90. vgl. Ar. Rhet. III, 8, 7. vgl. Demetr. de Elocut. §. 30.

ſo hoher Achtung, nicht ſeines poetiſchen Verdienſtes wegen, ſondern wegen der Großheit ſeines Charakters," ſo haben wir volles, ja noch höheres Recht, jenen Ausſpruch im Goethe'ſchen Sinne auch auf Béranger anzuwenden, bei welchem Goethe dieſes feſte Beruhen auf ſich ſelbſt und auf dem eignen Innern als das Preiswürdigſte an dieſem großen Talente hervorhob.

„Béranger", ſagt er einmal in den Eckermann'ſchen Aufzeichnungen, „iſt ein Talent, das ſich ſelber genug iſt. Er hat daher auch nie einer Partei gedient. Er empfindet zuviel Satisfaktion in ſeinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben könnte." Mit dieſem Urtheile ſtellt er den großen franzöſiſchen Chanſonnier jenen zahlreichen Talenten geringerer Art gegenüber, denen der Parteihaß als Alliance diente, und die ohne ſolchen Anſchluß keine Wirkung gethan haben würden; er ſpricht ihm damit aber auch zugleich jene Eigenſchaft des in ſich ſelbſt beruhenden Charakters zu, von welcher er ſagt, daß durch ſie vorzugsweiſe das Talent des Dichters und Schriftſtellers Bedeutung beim Publikum erlange. Goethe hat überhaupt in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens wie mit der franzöſiſchen Litteratur im Allgemeinen ſo insbeſondere mit Béranger als einem ihrer begabteſten Vertreter ſich eifrig und theilnehmend beſchäftigt, und wir glauben den großen franzöſiſchen Chanſonnier nicht beſſer ehren zu können, als wenn wir die verſchiedenen Aeußerungen unſeres größten deutſchen Dichters über ihn zum Zeugniſſe ſeines Werths zuſammenſtellen.

Goethe war kein Freund der politiſchen Poeſie, zumal nicht der politiſchen Tendenzlyrik. Um ſo höher iſt daher ſeine Schätzung Béranger's auch nach dieſer Seite hin anzuſchlagen, die uns Eckermann in ſeinen Geſprächen mit Goethe überliefert hat. Zwar war er geneigt den heitern Liebesliedern des fran-

zösischen Chansonniers vor dessen politischen den Vorzug zu geben, weil, wie er sich ausdrückt, „ein rein poetischer Stoff einem politischen soweit voranstehe, als die reine ewige Naturwahrheit der Parteiansicht". Aber er unterschätzte dabei keineswegs den Werth und die Tragweite der politischen Gedichte; ja er sprach es unbedenklich aus: daß Béranger sich mit den letzteren „als Wohlthäter seiner Nation" erwiesen habe. „Nach der Invasion der Fremden fanden die Franzosen in ihm das beste Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete sie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser, dessen Andenken noch in jeder Hütte lebendig war, und dessen große Eigenschaften der Dichter liebte, ohne jedoch eine Fortsetzung der despotischen Herrschaft zu wünschen." Diese letzteren Goethe'schen Worte geben zugleich den besten Kommentar zu dem Béranger'schen: Je n'ai flatté que l'infortune! worin durch das einzige Wort flatter so unübertrefflich fein die einseitige Auffassung des gewaltigen Imperators ausgedrückt ist, während dieselbe zugleich durch das zweite Wort so wundervoll motivirt erscheint.

Noch vollständiger aber entwickelt Goethe das Wesen des politischen Chansonniers bei einer andern Gelegenheit, als man gegen denselben geltend zu machen versuchte, daß er doch auch nur sein eigenes subjektives Innere ausgesprochen habe. „Das ist auch ein Mensch darnach," erwiederte Goethe, „dessen Darstellung und dessen Inneres etwas werth ist. Bei ihm findet sich der Gehalt einer bedeutenden Persönlichkeit. Béranger ist eine durchaus glücklich begabte Natur, fest in sich selber begründet, rein aus sich selber entwickelt, und durchaus mit sich selber in Harmonie. Er hat nie gefragt: Was ist an der Zeit? was wirkt? was gefällt? und was machen die Andern? damit er es

ihnen nachmache. Er hat immer nur aus dem Kern ſeiner eigenen Natur herausgewirkt, ohne ſich zu bekümmern, was das Publikum oder was dieſe und jene Partei erwarte. Er hat freilich in verſchiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünſchen und Bedürfniſſen des Volkes hingehorcht; allein das hat ihn nur in ſich ſelber befeſtigt, indem es ihm ſagte, daß ſein eignes Innere mit dem des Volkes in Harmonie ſtand; aber es hat ihn nie verleitet etwas Anderes auszuſprechen, als was bereits in ſeinem Herzen lebte. Sie wiſſen, ich bin im Ganzen kein Freund von ſogenannten politiſchen Gedichten; allein ſolche, wie Béranger ſie gemacht hat, laſſe ich mir gefallen. Es iſt bei ihm nichts aus der Luft gegriffen, nichts von bloß imaginirten oder imaginären Intereſſen, er ſchießt nie in's Blaue hinein, vielmehr hat er ſtets die entſchiedenſten und zwar immer bedeutende Gegenſtände. Seine liebende Bewunderung Napoleons und das Zurückdenken an die großen Waffenthaten, die unter ihm geſchahen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Erinnerung für die etwas gedrückten Franzoſen ein Troſt war; dann ſein Haß gegen die Herrſchaft der Pfaffen und gegen die Verfinſterung, die mit den Jeſuiten wieder einzubrechen droht: das ſind denn doch alles Dinge, denen man wohl ſeine völlige Zuſtimmung nicht verſagen kann. Und wie meiſterhaft iſt bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und rundet er den Gegenſtand in ſeinem Innern, ehe er ihn ausſpricht! Und dann, wenn alles reif iſt, welcher Witz, Geiſt, Ironie und Perfidlage, und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritt entfaltet! Seine Lieder haben Jahr aus Jahr ein Millionen freier Menſchen gemacht, und ſie ſind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Klaſſe, während ſie ſich über das Niveau des Gewöhnlichen ſo ſehr erheben, daß

das Volk im Umgange mit diesen anmuthigen Geistern gewöhnt und genöthigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?"

So urtheilte der achtzigjährige deutsche Dichter über den großen französischen Chansonnier im Frühlinge des Jahres 1830, und am Vorabende jener Revolution, die das „schwachgewordene Geschlecht der Bourbonen," wie es selbst Goethe nannte, mit ihrem stählernen Besen aus Frankreich hinausfegte, — am Vorabende einer Revolution, die Béranger's Lieder nicht zum kleinsten Theile mit bereiten geholfen! Daß diese wesentlich französisch gedacht und empfunden waren, rechnete Goethe ihnen gerade zum höchsten Lobe.

Sein Eckermann wollte an den politischen Chansons, deren spezielle Bezüge ihm oft nicht völlig deutlich waren, keinen rechten Gefallen finden. „Das ist Ihre Sache!" erwiederte ihm Goethe, „auch sind die politischen gar nicht für Sie geschrieben. Fragen Sie aber die Franzosen, und sie werden Ihnen sagen, was daran Gutes ist. Ein politisches Gedicht ist überhaupt im glücklichsten Fall immer nur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meisten Fällen nur als Organ einer gewissen Partei zu betrachten; aber von dieser Nation und dieser Partei wird es auch, wenn es gut ist, mit Enthusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Produkt eines gewissen Zeitzustandes anzusehen, der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Werth nimmt, den es vom Gegenstande hat. Béranger hatte übrigens gut machen! Paris ist Frankreich. Alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes konzentriren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Widerhall. Auch ist er

in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten; vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtentheils von so allgemeinem nationalen Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird." Dies führt denn auf eine Vergleichung mit unsern deutschen Zuständen, bei denen, wie Goethe mit einem tiefen Seufzer bemerkt, ein solches Einwirken, ein solches Vernommenwerden des Dichters als große Volksstimme nicht möglich sei. „Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen können: Hier ist Deutschland! Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Oesterreich, und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen. Blos vor sechszehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, da war Deutschland überall." — Und so wird es denn auch wohl bleiben, bis wieder einmal die allerhöchste Noth mit ihrem eisernen Hammer das Getrennte und Zersplitterte, hoffentlich zu festerer Vereinigung, zusammenschweißt!

Beranger war nur in Frankreich möglich, wo Paris Frankreich ist. Diese Wahrheit drängt sich Goethen auf bei der Betrachtung des Lebensganges, den der französische Dichter genommen, und bei Erwägung der Förderniß, die ihm dabei sein Leben in der gewaltigen Weltstadt gewähret. Es gab Zeiten, wo der deutsche Altmeister seine Vereinsamung in dem kleinen Weimar, und die Zerstreutheit der deutschen Talente in dem vielzerstückelten Deutschland, so wie die große Schwierigkeit derselben, sich auf einsamem Wege durchzuhelfen, schwer empfand und die Franzosen um ihr Paris beneidete, wo die besten Köpfe eines großen Reichs auf einem einzigen Flecke beisammen seien und im täglichen Verkehre, Kampfe und Wetteifer sich gegenseitig steigerten; wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erd-

bodens der täglichen Anschauung offen stehe; diese Weltstadt, wo jeder Gang über eine Brücke oder über einen Platz an ein Stück Geschichte erinnere, dies Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit einer ganzen Reihe von Menschenaltern eine solche Fülle von Geist in Cours gesetzt sei, wie sie sich auf der ganzen Erde nicht zum zweiten Male auf einem einzigen Flecke finde. Er verglich die frühe Reife junger französischer Autoren mit der Unreife in den Erstlingswerken selbst eines so großen deutschen Talents wie Schiller, und schob die Schuld der letztern auf den Kulturzustand der Nation und die durch ihn herbeigeführte Verkümmerung des aufstrebenden Talents.

In dem Zusammenhange solcher vergleichenden Betrachtung, wie ich sie in meinem „Weimar und Jena“ (I, 307 bis 326) ausführlich entwickelt habe, war es, wo er zu Eckermann sagte: „Nehmen Sie dagegen Béranger. Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgend einem Bureau, er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie und feinster Ironie, und von einer solchen Kunstvollendung und musterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht blos die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa's ist. Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten kümmerlich fortsetzen, und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum in einem solchen Boden und in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen wohl würde getragen haben.“

Um dieſe Würdigung Béranger's durch Goethe abzuſchließen, haben wir nur noch einige Aeußerungen über das Genre ſeiner Poeſie, ſoweit ſie nicht vorzugsweiſe politiſchen Gehaltes iſt, nachzutragen. Die erſte derſelben bezieht ſich auf die Stellung, welche Béranger's Chanſons zu den Parteien der franzöſiſchen Klaſſiker und Romantiker einnehmen. Hier hebt es Goethe als einen Vortheil hervor, „daß das Genre, in welchem Béranger dichtete, ein älteres, herkömmliches, kurz ein ſolches ſei, woran man gewöhnt war; doch hat auch er ſich in manchen Dingen freier bewegt und iſt deshalb von der pedantiſchen Partei angefeindet worden.“ Wir wiſſen, daß erſt im Jahre 1840 die Akademie daran dachte, Béranger einen ihrer bequemen Großvaterſtühle anzubieten, und daß Béranger, wie immer ſich ſelbſt getreu, auch dieſe Ehre wie ſo manche andere ablehnte, während er der gelehrten Körperſchaft ihre feindſelige Ausſchließung Victor Hugo's in's Gewiſſen rückte. „Das Lebenselement des Chanſons, ſchrieb er damals an die Akademie, iſt die Freiheit. Der Chanſon muß unabhängig ſein, um populär zu bleiben, denn das Volk kann noch einmal dieſer Waffe benöthigt ſein, ſo zerbrechlich ſie auch ſein mag.“ Leider war er zu alt dazu, ſeine Waffe zu führen, als die Zeiten kamen, in welchen ſich ſeine Prophezeiung erfüllte, aber ſeine zitternde Hand war doch noch ſtark genug, um den Orden zurückzuweiſen, den Napoleon III., ungeſchreckt durch die Vergangenheit des Mannes, ihm anzubieten wagte.

Von der ſittlichen Seite fand ſich Goethe durch Béranger immer an Horaz und Hafis erinnert, „die auch beide über ihrer Zeit ſtanden und die Sittenverderbniß ſpottend und freiend zur Sprache brachten.“ An eigentlich ſittlichen Stoffen, meinte er, würde ein Talent wie Béranger nichts zu thun finden, deſſen

Liedern vielmehr fast durchgehends ein unsittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liege, so daß eigentlich nur ein so großes Talent der Behandlung, wie es Béranger bewähre, es dahin zu bringen vermöge, die behandelten Gegenstände erträglich, ja sogar anmuthig zu machen. Dazu kommt ferner, daß der Dichter in vielen seiner Chansons „eben an den Verkehrtheiten der Zeit seine eigne bessere Natur offenbart und entwickelt." Und endlich schließt Goethe seine Vergleichung Bérangers in sittlicher Beziehung mit Horaz und Hafis, deren Stellung zur sittlichen Welt und zu ihrer Umgebung auch die des französischen Chansonniers sei, durch die feine Bemerkung ab: Weil er aber selbst aus niederer Umgebung heraufgekommen, so sei ihm zugleich das Liederliche und Gemeine nicht allzu verhaßt, und er sei im Stande, es noch mit einer gewissen Neigung zu behandeln. — Dieses Urtheil ist ohne Zweifel unendlich richtiger und zugleich weit humaner als die etwas puritanische Einseitigkeit einer gewissen moralisch-kritischen Richtung des neuesten Frankreichs, der in Bezug auf Béranger auch unser vortrefflicher Freund Maxime du Camp angehört, welche in ihrem rigoristischen sittlichen Idealismus über den heitern, leichtherzigen und allerdings mitunter auch leichtfertigen Chansonnier als über den Dichter der Frivolität den Stab brechen möchte.

Und so möge es denn gestattet sein, den Kranz, den wir aus den goldenen Aussprüchen des greisen deutschen Dichters zu winden versucht haben, als feiernde Ehrengabe auf das Grab des nun auch dahingegangenen Sängers huldigend niederzulegen. Erschien doch den Alten das Laudari a laudato viro, „gelobt zu werden von einem lobreichen Manne," als der schönste Ruhm, und wo hätte Deutschland an Lob und Ehre einen reicheren aufzuweisen als seinen Goethe? Als der strahlendste Edelstein

aber in diesem Ehrenkranze leuchtet der Ausspruch, der den bescheidenen Liederdichter zu den großen Talenten stellt, deren volle Wirksamkeit und Bedeutung auf dem Adel ihrer Persönlichkeit und auf der schlichten Größe ihres Charakters beruht, und die zu reich und selbstgenügend in ihrem Innern waren „als daß ihnen die Welt hätte etwas geben oder nehmen können."

II.

Wir haben unsern größten deutschen Dichter Zeugniß ablegen lassen über den großen französischen Chansonnier zu einer Zeit, in welcher der letztere die geflügelten Pfeile seiner Lieder gegen die stumpfsinnige Tyrannei entsendete, unter welcher damals das von den Bourbonen regierte Frankreich seufzte. Es verlohnt sich, jetzt mit der letzten Ausgabe der Béranger'schen Chansons in der Hand,*) des gefeierten Dichters Laufbahn von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem Ende zu verfolgen, und hier begründend, dort ergänzend und berichtigend, das Urtheil Goethe's zu vervollständigen.

Béranger war ein Kind des Volk's. Armuth und Elend waren seine Wiege, und der Weg von der Dachstube des armen Schneiders, seines Großvaters, in der er am 19. August 1780 das Licht der Welt erblickte, bis zu dem kaiserlichen Leichenbegängnisse, das sieben und siebzig Jahre später ein ganzes großes Volk verhinderte, den ersten Chansonnier Frankreichs in der ganzen seiner würdigen Weise zu Grabe zu geleiten, war ein

*) Chansons de Jean Pierre de Béranger 1852 (Leipzig, Brockhaus). Ich citire nach dieser Ausgabe, der einzigen, welche mir in meiner ländlichen Einsamkeit zu Gebote steht.

weiter und dornenvoller. Er selbst hat, wie weiland Horaz, mit dem er überhaupt manches Aehnliche hat, in dem Gedichte Le tailleur et la fée (S. 377—379) dies ausgesprochen:

Dans ce Paris plein d'or et de misère,
En l'an du Christ mil sept cent quatre-vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand-père,
Moi, nouveau-né, sachez ce qui m'advint.
Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs; —

Kellnerbursche, Buchdruckerlehrling, Geschäftskommis, das waren, wie er weiter singt, die Staffeln, die seine Jugend emporklomm, die Vorbereitungen zu dem Berufe, den er die Fee an seiner Wiege mit den Worten aussprechen läßt:

„Tous les plaisirs, sylphes de la jeunesse,
Eveilleront sa lyre au sein des nuits.
Au toit du pauvre il répand l'allégresse,
A l'opulence il sauve des ennuis. —
— — — — — — —
Des grands ont de moins beaux succès,
Ses chants légers seront chers aux Français,
Et du proscrit adouciront les larmes." —

Erst bei der letzten Sammlung seiner Chansons im Jahre 1833 erfuhr man, wem Béranger die erste Aufmunterung und nachhaltige Unterstützung seines jugendlichen Strebens zu danken hatte. Der dankbare Dichter widmete sie dem damals von Frankreichs Boden verbannten Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte, dem edelsten unter den Brüdern Napoleons, mit einem Briefe, in welchem er erzählte, was er ihm verdanke. Béranger hätte an sich selbst erfahren, daß, wie er später so schön sagt, „die Noth die Klippe des Talents" ist. Im Jahre

sprüchs über den Verfall der Beredsamkeit, welches ganz neuerlich noch ein scharfsinniger Kritiker für Tacitus unbedingt in Anspruch genommen hat [1]). Dort, wo *Messala*, auf Cicero's Beispiel fussend, die unendliche Wichtigkeit hervorhebt, welche gründliche und umfassende philosophische Studien für die vollendete Ausbildung des Redners haben, weiset er auch der Peripatetischen Philosophie ihren Platz mit den Worten an: altos fusa et aequalis et ex communibus ducta sensibus oratio magis delectat; ad hos promovendos mutuabimur a Peripateticis aptos et in omnem disciplinam paratos jam locos [2]), eine Weisung die ganz eigentlich an eine ähnliche von Cicero ausgesprochene Ansicht erinnert, und auch oben von uns nicht unerwähnt gelassen worden ist [3]). Dabei fällt wunderbar auf die gänzliche Verkennung einer Hauptstärke dieser Philosophie, der Dialektik, welche ausdrücklich von ihnen gesondert wird [4]). Neben dieser Verkennung aber sehen wir in ihm einen richtigen Beurtheiler, und warmen Verehrer von Studien, deren Vernachlässigung ihm als Hauptgrund des Verfalles der Be-

---

1) Chr. Herm. Weisse zu seiner Uebersetzung der Aristotelischen Schriften von der Seele und von der Welt. S. 381.

2) Dialog. ep. XXXI.

3) S. oben S. 12. vgl. Cic. Brut. ep. 31. Topic. in Orator XIV, 46.

4) Ebendas. ep. 31. Sunt apud quos adstrictum et collectum et singula statim argumenta concludens dicendi genus plus fidei meretur, apud hos dedisse operam dialecticae proficiet.

1803 als dreiundzwanzigjähriger Buchdruckergehülfe, der nach der Armenschule seine Bildung aus der Lektüre der Bibel und des Homer gewonnen hatte, schickte er eines Tages, „arm und hülflos, müde von getäuschten Hoffnungen seine poetischen Versuche, die er ohne Ziel und Aufmunterung, ohne Belehrung und Rath gemacht hatte," durch die Post an den ältesten Bruder des damaligen ersten Konsuls, den durch großes Rednertalent und Liebe für Kunst und Wissenschaft schon damals berühmten Lucian Bonaparte. Wer es weiß, in welcher Weise Gönner solcher Art von der Zudringlichkeit — und die jungen Poeten, zumal die Lyriker, sind die schlimmsten unter den Schlimmen! — bestürmt und überfluthet werden, wird es dem Kopfe nicht minder wie dem Herzen Luciens zu unvergänglicher Ehre anrechnen, daß er schon nach drei Tagen dem jungen Dichter, der voll republikanischen Stolzes auf keinen Erfolg gerechnet und darum in seinem Briefe den Schmerz bittstellern zu müssen um so stärker ausgedrückt hatte, nicht nur antwortete, sondern ihn zu sich berief, sich selbst nach seiner Lage erkundigte, deren nächsten Druck er sofort großmüthig beseitigte, während er ihm in seinen dichterischen Bestrebungen Rath, Hülfe und Aufmunterung angedeihen ließ. Als darauf Lucian Frankreich zu verlassen gezwungen war und der junge Béranger sich vergessen glaubte, erhielt er plötzlich aus Rom von ihm eine Anweisung zur Erhebung des Gehalts, das jener als Mitglied des Instituts zu beziehen hatte, begleitet von einem Briefe, in welchem Lucian es aussprach, „daß er in ihm einst eine Zierde des französischen Parnasses zu sehen hoffe." Vergebens versuchte der junge Dichter seiner Dankbarkeit wenigstens durch ein Gedicht Worte zu geben. Die Censur versagte zur Ausübung dieser edelsten aller menschlichen Tugenden ihre Erlaubniß. Lucian Bonaparte war ein Verbannter!

Béranger ist ein Republikaner gewesen von Kindesbeinen an und er ist es geblieben in der edelsten Bedeutung des Worts bis zu seinem letzten Athemzuge. Nicht Ruhm und Glanz des Kaiserreichs, nicht Menschenfurcht unter der Reaktion der Bourbonen, nicht die Schmeichelei der freiheitfälschenden Heuchelei der Julidynastie, und noch viel weniger der Glanz und die Lockungen des unter Blutströmen erneuten Kaiserreichs, nicht Verfolgung und Leiden noch Reichthum, Orden und Ehrenstellen, die man ihm vergebens bot in dem nach diesen Dingen so gierig lüsternen Frankreich, haben ihn abwendig gemacht von den Idealen seiner Jugend, von den Ueberzeugungen seiner männlichen Jahre. Nur fester hing er an ihnen, je mehr er für sie und mit ihren Vorkämpfern zu leiden hatte, und seinem brechendem Auge schwebte noch tröstend vor das Bild der Göttin, der er gedient sein Leben lang, der Göttin der Freiheit und Menschlichkeit, als der Schutzgottheit für die Zukunft des Menschengeschlechts.

Werfen wir einen Blick zunächst auf Béranger den „politischen Dichter" von den Tagen seiner Jugend an bis dahin, wo der Greis seine Leier verstummen ließ. Es ist ein Rückblick auf die ganze Geschichte unserer Zeit, die wir Männer auf der Höhe des Mannesalters mit so lebhaft bewegten wechselvollen Empfindungen durchlebt haben.

Béranger's erstes Auftreten als politischer Dichter berührt das erste Kaiserreich. Seine Bewunderung für Napoleon I. — er darf dies selbst mit Recht von sich sagen — verblendete ihn nie über den unaufhörlich wachsenden innern und äußern Despotismus des großen Gewaltherrschers. Er sah 1811 mit Grauen den Uebermuth desselben, der mit dem Schicksal von „armen Königen" spielte, und ahnte die Nemesis bei dem vermessenen Zuge „gegen den Norden", der das stolzeste Heer der

Welt in Trümmer begrub (Le mort vivant S. 17.). Er fand den inneren Zustand seines Vaterlandes trostlos und sein Gedicht Ainsi soit-il, in welchem er 1812 diesen Zustand schilderte (S. 26.), ist darum nicht weniger erschütternd, weil sich der Schmerz unter der Maske des Humors verbarg und zu verbergen gezwungen war, wenn er als Prophet erst für das Jahr dreitausend vorhersagte:

On rira des erreurs des grands,
On chansonnera leurs agents
Sans voir arriver l'alguazil.
Ainsi soit-il!
En France enfin renait le goût,
La justice règne partout
Et la vérité sort d'exil.
Ainsi soit-il!

Erst als die fremden Heere in Frankreich eingefallen, singt er — aber für die Vertheidigung des Vaterlandes, nicht seines Beherrschers — sein Sturmlied: Les Gaulois et les Francs (S. 52—54) und seinen „vielleicht letzten Chanson" (S. 69); und als dann die Marschälle, die Napoleon „mit Gold und Ehren vollgestopft", ihren Herrn und Meister verließen und verriethen, da spricht er im April 1814 (S. 467—469) die Stimmung der gemeinen Krieger aus in dem schönen Gedichte „die beiden Grenadiere" auf der Schloßwacht zu Fontainebleau, dem Heine seine „Zwei Grenadiere" nachgebildet hat. Wir haben fünfundzwanzig Jahre gedient und wollten uns zur Ruhe setzen, sagt am Schluß der Eine, und der andere antwortet:

Moi, tout couvert de cicatrices,
Je voulais quitter les drapeaux.
Mais quand la liqueur est tarie

Briser le vase, c'est d'un ingrat!
Adieu femme, enfants, patrie,
Vieux Grenadiers, suivons un vieux soldat!

Sie folgen ihm nach Elba und kehren mit ihm zurück. Aber der Chansonnier bleibt frei von dem bonapartistischen Taumel, der jetzt fast das ganze Frankreich ergreift. Gleich zu Anfang der „hundert Tage", im April 1815, dichtet er seinen „neuen Diogenes". Er selbst ist dieser neue Diogenes, der frei und zufrieden sein Faß wälzt:

Diogène,
Sous ton manteau
Libre et content je roule mon tonneau —

sein Faß, das er als guter Bürger „nur dann hergeben will, wenn es an Fässern fehlte für die Segensfülle des nächsten Winzerfestes" (S. 96). Aber er geht noch weiter. Schon im Mai desselben Jahres schreibt er seinen Chanson mit der Ueberschrift: „Eine politische Vorlesung für Lisette", ein Muster feinster politischer Anspielung. Lise ist hier die Maske für Napoleon, und nirgends kann man so wie aus diesem Gedichte sehen, wie Béranger über den großen Gewaltherrscher seines Vaterlandes gedacht hat. „Wenn Dein Regiment über uns, die wir von Gottes Gnaden Deines Gleichen sind, Bestand haben soll, so vergiß nicht, daß Deine Freunde Franzosen sind, gestatte ihnen über Deine Irrthümer zu lachen,

Und verschwör' das Tyranniren
Zu der Unterthanen Glück. —

Mache keine Eroberungen mehr, und respektire unsere Freiheiten." Daß er keinen Enthusiasmus für das Bonapartenthum der hundert Tage zeigte, daß er sich noch weniger entschließen konnte,

seine Muse diesem Bonapartenthum während seines erneuten kurzen Aufschwunges in Dienst zu geben, um beim Volke die Begeisterung dafür zu schüren, kostete ihm selbst die Freundschaft seines von ihm so hoch verehrten Gönners Lucian, der, darin ein ächter Bonaparte, ihm diese Zurückhaltung nie verziehen hat. Aber nichts konnte den freien Chansonnier bewegen, Hingebung an ein Prinzip zu heucheln, das ihm widerstrebte. Zwar die Kreise des Faubourg Saint Germain, deren Hoffnung es war, ihre Freunde und Stützen, die „Fremden", recht bald wieder in dem unterworfenen Frankreich zu sehen, auf sie dichtete er noch während der hundert Tage sein tödtlich scharfes L'opinion de ces Demoiselles (S. 137) mit dem berühmten Refrain:

Viv' nos amis!
Nos amis, les ennemis.

Aber Er selbst ging nicht zu Hofe bei dem wiedergekehrten Imperator, wie man auch von vielen Seiten in ihn drang, und dicht neben das zuvorgenannte Lied stellte er sein L'habit de cour, oder „Mein Besuch bei einer Altesse" (S. 149).

Da schmettert Waterloo den Kolossen für ewig in Trümmer. Auf's neue ist Frankreich ein überwundenes, ja ein erobertes Land, und im Juli 1815 ertönt sein tiefempfundenes Schmerzgedicht: Plus de politique (S. 151). Er sieht Frankreich erniedrigt, am Boden liegen, blutend aus tausend Wunden, aller Ehren, allen Glanzes beraubt, hoffnungslos selbst für die Zukunft! Und jetzt, erst jetzt, da der Mächtige gefallen für immer, jetzt erst wird er der „Schmeichler des Unglücks", der liederreiche Homer der gestürzten Größe, der den nationalen Helden und die glorreichen Kriegsthaten seiner Streiter immer wieder und wieder feiernd besingt, der den Ruhm und das Gedächtniß des kleinen Mannes im grauen Rocke, vor dem alle Herrscher

Europa's einſt gebebt, der Könige vernichtet und geſchaffen mit einem Worte ſeines Mundes, lebendig erhält in der letzten Dorfhütte Frankreichs, wo die alte Großmutter, oder ein verkrüppelter greiſer Invalide von Ihm erzählen. Und daß er mit vollem Rechte von ſich ſagen durfte:

Je n'ai flatté que l'infortune!

dies unwiderſprechbare Zeugniß der Reinheit ſeiner Muſe gab ſeinen Liedern, mit denen er den Tiefgeſtürzten feierte und ſein Andenken in den herrlichen Gedichten „der fünfte Mai", „das alte Banner", und vor allen in jenem unſterblichen Chanſon mit dem Refrain

Parlez nous de Lui, grand-mère,
Parlez nous de Lui!

der Nation an das Herz legte, den Zauber unwiderſtehlicher Wirkung. Sein Zuſpruch tröſtete die Nation in der Zeit ihres ſchweren Leidens durch die Erinnerung an die einſtige Größe und durch die Hoffnung auf die Wiederkehr beſſerer Tage. Er will, daß die franzöſiſche Heiterkeit den fremden Siegern Zeugniß des ungebrochenen Muthes ſei, und deshalb ruft er im Dezember 1815 ſeinem Genoſſen Defaugier zu: relève la gaîté française, à la barbe de l'étranger! Er iſt Franzoſe vor Allem, und darum hofft ſeine Marketenderin, daß:

Unſere Feinde, die ſich jetzt
Mit unſerm Gelde ihre Taſchen füllen,
Kommt's wieder mal zum Tanz, zuletzt
Bezahlen werden unſern Durſt zu ſtillen.

Verzeihung für die ſchlechte Ueberſetzungsweiſe eigner Fabrik, die das epigrammatiſch kurze:

Mais nos ennemis, gorgés d'or
Paîront encor à boire!

der verwegenen Marketenderin so schlecht ersetzen! Aber ich habe gerade keine gute Uebersetzung zur Hand! — Er ist auch Franzose genug, es einen „famosen Diebstahl" zu nennen, daß die Alliirten ihr von Frankreichs Heeren ihnen entrissenes Eigenthum von Kunstschätzen, das sie mit dem Schwerte wiedergewonnen hatten, aus dem pariser Museum wieder heimführten! In dieser Nation sind eben die Paul Louis Courier's, die über solche Dinge richtig denken, selten wie weiße Raben, und unser Gellert'scher Junker mit seinem hochmüthigen: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders!" ist der getreue Typus französischer Sinnesart und Urtheilsweise in solchen Fragen. Daß ihre Heere in Berlin und Wien, in Madrid und Moskau siegreich eingezogen, das ist in der Ordnung, ist ewiger Ruhm; daß aber die Preußen und Oesterreicher es ihnen wett gemacht, und ihrerseits als Sieger in Paris eingezogen sind, ist eine Barbarei, ein welthistorischer Gräuel und unser Marschall Vorwärts ist ihnen nicht viel besser als ein hunnischer Attila, obschon er und seine Genossen nicht, wie die französischen Marschälle, gestohlen und geraubt und Millionen an Geld und Kunstschätzen erpreßt, sondern ihre Hände überall ehrlich und rein erhalten hatten.*) Indessen Béranger hat für seine Vorurtheile mehr als eine Entschuldigung. Er sang damals im ersten Schmerze, und sang den Schmerz seines Volkes über einen beispiellosen Sturz von schwindelnder Höhe zu tiefster Demüthigung. Er gestand dies später selbst, und nahm seine poetischen Invektiven gegen die Preußen und Engländer und andere „oppresseurs" feierlich zurück (S. 220). Er, der bittere Spötter über die „heilige Allianz" der Könige**),

*) Spätere Anmerkung: Es war damals gerade wie jetzt 1871.

**) Man lese: La Sainte Alliance barbaresque (1816) S. 195., und La mort du roi Christophe (1820) S. 306.

forderte schon, als er 1818 den Abzug der fremden Heere aus Frankreich in einem patriotischen Liede feierte (S. 269), die Nationen Europa's auf zu einer wahrhaft heiligen Allianz der Völker und der Bruderliebe, gegenüber den „Tenquicheten der Willkür“ (S. 307). Und wenn er in jener Periode sein Volk im Elende tröstete, indem er ihm im Spiegel seine Größe vorhielt, so verschwieg er ihm darum nicht schmeichlerisch seine garstigen Flecken und Fehler. Nicht blos die legitime Aristokratie, Les chiens du Faubourg St. Germain und ihr Anhang empfanden die scharfen Pfeile seiner Satyre (S. 82. S. 87). Er kennt die Unbeständigkeit seines wankelmüthigen Volkes und ruft in dem „Vieux habits, vieux galons“, wo ihm die Bude des Kleiderträdlers als geschichts-philosophischer Stoff dienen muß, seinen Landsleuten das schmerzliche Geständniß zu:

L'on sûtera toujours en France
L'habit du jour!

Ruhmgekrönte Marschälle des Kaiserreichs, wie Soult und Konsorten, traf der Blitz seiner vernichtenden Anklage in der „Todtenfeier Achills“, und sein Prince de Navarre faßt alles Elend Frankreichs und alles Unheil der Zeit zusammen (S. 239). Die konstitutionelle Heuchelei der „vierhundert Marionetten“ der Kammer (S. 329), die Niederträchtigkeit der Ehrt ministeriellen Deputirten, deren Typus, der Béranger'sche Ventru (S. 250 und 263), es sich zur Ehre macht, von seiner Gesinnung zu rühmen:

J'aurais voté dans un jour
Dix fois contre et dix fois *pour*!

die verpestende Thätigkeit der geheimen politischen Polizei, die in Monsieur Judas (S. 219) charakterisirt wird; die Auflösung der Nationalgarde durch Karl X. (S. 331), der spanische Feldzug (S. 333); die Tyrannei der Zensur, die selbst Gedanken-

ſtriche in des Dichters Liedern polizeilich und kriminell verfolgt (S. 290); die Frömmelei, die den Namen Gottes frech mißbraucht (S. 297); vor allem endlich das wieder mächtig ſein Haupt erhebende Jeſuitenthum und die verfolgungsſüchtige Tyrannei des Pfaffenthums der Reaktion — ſie alle haben es zu empfinden, daß der Chanſon eine gefährliche Waffe iſt, wenn ein Genie, das zugleich ein reiner unbeſtechlicher Charakter iſt, ihn in den Kampf führt.

Immer dunkler ſank die ſternenloſe Nacht in dieſen erſten zehn Jahren der Reaktion herab auf das Bourboniſche Frankreich, und immer mehr fühlt Béranger, daß er zum Chanſonnier geboren iſt (Ma vocation S. 157) und daß

La chanson est une arme utile,
Qu'on oppose à plus d'un chagrin.

Er ſelbſt iſt der arme Paillasse qui saute pour tout le monde (S. 179). Seine beſten Freunde, wie der Dichter Arnault, müſſen fliehen oder werden ins Exil getrieben. Er tröſtet ſie durch ſeine Lieder, unter denen das wundervolle Les oiseaux, an Arnault gerichtet, wohl ein Meiſterſtück von Innigkeit heißen darf, das ich eben darum um ſo lieber hier in einer in meinem Beſitze befindlichen handſchriftlichen Ueberſetzung meines Bruders Karl Stahr mittheile, weil mir dieſelbe wie wenige vollendet gelungen erſcheint. Hier iſt es:

Oede Winterſtürme ziehen
Ueber Feld und Flur entlang
Und die Sommervögel fliehen
Südwärts hin mit Lieb' und Sang.
Doch in linder Lüfte Wehen
Denken ſie ans alte Glück.
Vögel, die im Winter gehen,
Kehren mit dem Lenz zurück.

Ach! sie trieb vom heim'schen Aste
Ein Geier, uns nur zur Qual;
Von der Hütte, vom Pallaste
Klang des Liedes Wiederhall.
O, so zieht denn hin zu Andern,
Singet dort von Ruh und Glück:
Vögel, die im Winter wandern,
Kehren mit dem Lenz zurück.

Festgebunden an der Erden,
Wie beneid ich euren Lauf!
Finster schon beginnt's zu werden,
Wolken ziehn im Norden auf.
Glücklich, wer mit leichten Schwingen
In die Ferne kehrt den Blick.
Vögel, die im Winter gingen,
Kehren mit dem Lenz zurück.

Werden unsrer Leiden denken,
Wenn das Wetter sich verzog,
Nieder sich zur Linde senken,
Die so oft im Sturm sich bog.
Schmettern über Thal und Hügel
Dann ihr Lied voll Freud und Glück:
Vöglein hat im Winter Flügel,
Aber kehrt im Lenz zurück. —

Allein der „Winter", der die freien Sänger „ins Exil trieb", dauerte lange und immer schwerer und härter ward das Joch des Pfaffenthums im Bunde mit den feudalen Prätensionen der Marquis von Carabas (S. 173) und ihrer Sippen. Da entsendete er aus seinem reichgefüllten Köcher die schärfsten seiner Pfeile. Die Kapuziner, die „Kosacken der Kirche", werden in Frankreich wiederhergestellt durch den Einfluß derselben Jesuiten, die seit 1819 bereits überall sich in Frankreich hervorgethan

redsamkeit erscheint, während ihm Demosthenes, der Schüler Platons, und Cicero, der dankbare Zögling der Akademie, als vollwichtige Beweise für die Richtigkeit seiner Behauptung gelten [1]).

VIII.

Schon unter Trajanus, und mehr noch mit und durch Hadrianus, beginnt sichtbar ein neuer Abschnitt in dem Geistesleben der römischen Nation. Der eigenthümliche Entwickelungsgang des gesammten Organismus der sogenannten silbernen Literatur, nachdem er in Seneca, Quinctilian und Plinius die ausgezeichnetsten Vertreter der Philosophie und Wissenschaft gefunden, ist auch in allen andern Kreisen der literarischen Produktion zum Abschluss gelangt. Die freigebigen, den Alexandrinischen Ptolemäern nachgeahmten Unterstützungen, welche von Seiten der Kaiser, von Hadrian und Trajan bis zum letzten der Antonine, Kunst und Wissenschaft im Gegensatze zu dem despotischen Drucke der frühern Verhältnisse neu beleben sollten [2]), verfehlten im Ganzen ihres Zwecks, und

1) Ergo hanc primam et praecipuam causam arbitror, cur tantum ab eloquentia antiquorum oratorum recesserimus. Si testes desiderantur: quos potiores nominabo, quam apud Graecos Demosthenem? quem studiosum Platonis auditorem fuisse memoriae proditum est. Et Cicero his, ut opinor, verbis, quidquid in eloquentia effecerit, id se non rhetorum sed Academiae spatiis consecutum. Ibid. cp. XXXII.

2) Bernhardy. S. 120. N. 222. S. 127. N. 121.

hatten und im Begriff ſtanden, ſich wieder des geſammten öffentlichen Unterrichts zu bemächtigen. Von da an beginnt Béranger's Kampf gegen den Ultramontanismus. Statt der früheren, heitern, voltairiſch gefärbten Spöttereien in den Gedichten „die Paradiesſchlüſſel", „das Concordat", „der Küſter", „der Sohn des Papſtes" (S. 226. 233. 138. 416.) folgen jetzt die tödtlich treffenden Schläge in ſeinen „Les Missionaires", „Les révérends pères" und „Les reliques" (S. 254. 272. 537.), und durch ganz Frankreich, ja durch die ganze gebildete Welt tragen die Lüfte den berühmten Refrain:

En vendant des prières
Vite, soufflons, soufflons, morbleu!
Etéignons les lumières
Et rallumons le feu!

Das Lied iſt noch heute gut zu ſingen, und es wird noch lange hin haben, bis es veraltet iſt und der gelehrten Erklärung bedarf, die ſpäten Enkeln ſagen wird, was Himmelsbriefe unſers Herrn Jeſus Chriſtus, gedruckt oder geſchrieben, auf freiem Felde gefunden, was Ausrufe wie gloire à l'ignorance! und Verſe bedeuten wie:

Par Ravaillac et Jean Chatel
Plaçons dans chaque prône,
Non point le trône sur l'autel,
Mais l'autel sur le trône!
Comme aux bons temps féodaux
Que les rois soient nos bedeaux!

oder wie die vom blutigen Scheine der Mordtage im ſüdlichen Frankreich gegen die Proteſtanten beleuchteten Verſe:

L'intolérance, front levé
Reprendra son allure;

Les protestans n'ont point trouvé
D'onguent pour la brulure.*)

Les philosophes aussi
Deja sentent le rousi!
Eteignons les lumieres,
Et rallumons le feu.

Kein Wunder, daß von jetzt an der kühne Chansonnier Gegenstand des tödtlichsten Hasses und der grimmigsten Verfolgung von Seiten derjenigen wurde, deren Werk er zu stören wagte. Schon 1821 wurde er vor Gericht gezogen und verurtheilt. Zugleich nahm man ihm seine kleine Expedientenstelle an der Universität, und warf ihn in's Gefängniß (8. Dez. 1821). Manche Freunde verließen ihn, aber die Massen blieben ihm treu, und die verurtheilten Lieder flogen durch ganz Frankreich. Er sang nach überstandenem Gefängniß fort, wie er in demselben fortgesungen hatte. Sein reicher Freund Jacques Lafitte bot ihm zum Ersatz für sein verlorenes Aemtchen eine Stelle in seinen Bureaux an. Das Gedicht „Les Conseils de Lise" seiner Freundin „Lisette", lehrt uns, weshalb er sie ausschlug. Er wollte seinen Freund nicht kompromittiren, und — er wollte frei und unabhängig bleiben, frei auch von seinen Freunden und Parteigenossen. Die Freiheit, die persönliche Unabhängigkeit war ihm Lebensbedürfniß, und er konnte sie sich schaffen, weil er arm zu sein verstand, weil laeta pauperies „fröhliche Armuth" der Wahlspruch des Dichters war, der in dem herrlichen Worte:

„Voir c'est avoir!"

*) Diese Verse erinnern an den neulichen kannibalischen Wuthausruf der „Times" gegen die indischen Empörer: „Gottlob, daß sie das Gehängtwerden verstehen!"

so wundervoll das Glück ausgesprochen hat, das der genießt, der in der Freude über das Gute und Schöne, was er sieht, das Glück des Mitbesitzers der Welt um ihn her empfindet. In diesem Sinne ist sein Lied Les Bohémiens zu verstehen, nicht in gemeiner Plattheit wörtlicher Auffassung:

Voir, c'est avoir! Allons courir!
Vie errante
Est chose enivrante.
Voir, c'est avoir! Allons courir!
Car tout voir c'est tout conquérir.

Darum war ihm selbst unter Napoleon's Eisenscepter die Freiheit möglich gewesen, weil er nichts wollte und verlangte von der Macht und ihrem Reichthum. Daher seine Lebensphilosophie in dem Liede Les gueux sont des gens heureux! das so wenig ein Preisgesang auf die pure, nackte, bettelnde Vagabondage ist, wie Hafis ausgelassene Liebeslieder Preisgesänge der Liederlichkeit sind. Horaz hatte unter ähnlichen Verhältnissen eine ähnliche Lebensphilosophie wie Béranger, und wenn er von seinem Mäcen ein Gunstgeschenk annahm, so lehrt doch sein berühmtes: cuncta resigno, das er dem Gönner in's Antlitz warf als dieser Ansprüche, wenn auch nur gesellig freundschaftlicher Art, an ihn machte, daß er bereit war: Alles wieder hinzugeben für seine Unabhängigkeit. Aber Béranger ging freilich noch weiter; er nahm nie irgend etwas an von Mächtigen und Reichen; und die glänzende Stellung, die ihm Napoleon in den hundert Tagen bot, lehnte er ab, obschon er in Armuth lebte. Nur ein einziges Mal, als ihn, wie wir bald sehen werden, die Verfolgung seiner Feinde zu einer Geldstrafe von 10,000 Fr. verurtheilte, gab er es zu, daß eine Subskription diese für ihn unerschwingliche Summe zusammenzubringen eröffnet ward, und daß sein Freund

Bérard das Fehlende deckte. Sein Diogenesthum war keine Phrase. Selbst später, im Jahre 1832, besaß er nichts als eine Jahresrente von achthundert Franken, für die er damals seinem Verleger Perrotin das Eigenthumsrecht an alle seine Chansons, die vorhandenen, wie die künftig noch zu machenden, verkauft hatte; und nur der Umstand, daß dieser ehrenhafte Sosius, bei den rasch einander folgenden Auflagen, jene kärgliche Rente von freien Stücken anständig erhöhte, und so dem Dichter einen Theil seines großen Gewinnstes großmüthig zuwandte, schützte das Alter des liederreichsten Dichters gegen Dürftigkeit und Entbehrung.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zurück zu der weitern Thätigkeit des politischen Sängers. Aus dem Gefängnisse entlassen, sehen wir ihn auf's Neue an allen politischen Ereignissen der Restaurationszeit Theil nehmen. Rußlands dräuende Uebermacht und die Erhebung der Griechen werden, jene im „Liede des Kosaken", diese in dem Gedichte Pfara den Zeitgenossen geschildert (S. 392. 433). In Frankreich selbst wird es schlimmer und schlimmer, seit Karl X., der Chef der „unfindbaren Kammer" den Thron bestiegen hatte. Selbst das Briefgeheimniß ward nicht mehr geachtet; der Chansonnier züchtigt dafür die Polizei in seinem Gedichte Le cachet (S. 399). In einer Zeit, in der die Macht Alles kauft —

„Wo man kauft des Dichters Leier
Und des Bettlers Dudelsack" —

um das Lob der Bourbonen erschallen zu lassen, greift er in dem reizenden Liede „an Marie" zu der gewagten Form der Ironie, indem er selbst erklärt: daß auch Er jetzt gesonnen sei, die Ideale Freiheit, Ehre, Ruhm und Vaterland aufzugeben und sein Glück als Hof-Dichter zu machen (S. 421—423); oder er

ſpiegelt in der Sklaverei der alten Gallier die der neuen ab in dem herrlichen Gedichte an Manuel (S. 426). Der große Meiſter David, der Erneuerer der Malerkunſt Frankreichs, ſtirbt im Exil (Ende 1825), und die Regierung Frankreichs ſchlägt die Erfüllung ſeines letzten Wunſches ab: ſie wehrt den Gebeinen des Todten in Frankreichs Erde zu ruhen. Béranger ergreift ſeine Leier, und Mark und Bein durchzitternd klingt ſein Lied Le Convoi de David durch ganz Frankreich, dröhnt der Refrain Priez pour Charles dix des Gedichtes Le petit homme rouge mahnend an das Ohr der Macht. Die Macht greift auf's Neue den kühnen Chanſonnier (1829), und ſperrt ihn ein in das Gefängniß La Force. Béranger läßt ſich greifen. Man hatte ihm Flucht in die Schweiz vorgeſchlagen; er lehnt ſie ab, er will nicht fliehen, will ſein Frankreich, ſein Paris nicht verlaſſen. Ebenſo weiſt er alle Anerbietungen zur Erleichterung ſeiner Gefangenſchaft ab. Er will den verhaßten Feinden und Gegnern noch weniger etwas verdanken, als den Freunden. Durch die Eiſengitter ſeines Gefängniſſes, „hinter denen er nun ſchon das vierte Karneval von Paris verſitzen muß", ruft er Karl dem Zehnten lachend zu: Nimm Dich in Acht —

„Auch ich weiß wie ein Fürſt zu grollen,
Du zahlſt es, guter König, mir!

Er ſoll's ihm zahlen, daß er hier einſam ſitzen muß, während ſeine Freunde draußen in freier toller Faſchingsluſt ſchwärmen und ſeine Liſette ſich in Ermangelung ihres eingeſperrten Freundes auf einem Faſchingsballe tröſten muß! — Auch der Herr Erz-Biſchof von Toulouſe Clermont Tonnère, der, wie viele andere hohe geiſtliche Kollegen, in öffentlichen Hirtenbriefen gegen den Dichter und ſeine Chanſons gedonnert hatte — eine ſo gefürchtete Perſon war der arme kleine Chanſonnier — auch

er bekommt seinen Pfeil aus dem Köcher des Chansonnier's mit dem Gedichte Le cardinal et le chansonnier, das Béranger aus demselben La Force an ihn richtete (S. 508).

Die Zahlung, die der Dichter von dem Könige einzutreiben gedroht, erfolgte bald. Kaum ein Jahr später brach die Julirevolution aus. Unter ihren Hauptbeförderern der ersten Einer war er der Einzige, welcher nichts von ihrer Siegesbeute annahm. Er schlug alle Ehren und Titel aus, die ihm seine Minister gewordenen Freunde anboten. Selbst einen Sitz in der Akademie nahm er, wie gesagt, nicht an. Sein Gedicht: à mes amis devenus ministres spricht diese Gesinnung aus mit dem Refrain:

„Als Gott mich schuf, sprach er: Du, werde nichts!"
En me créant Dieu m'a dit: Ne sois rien!

Nur Eins war und blieb er: Freund der Freiheit. Die Belgische Revolution begrüßte er mit spottendem Zuruf. Dagegen sprach er seine volle Sympathie mit dem unglücklichen Polen in einer Reihe begeisterter Gedichte aus, unter denen ich nur Hâtons nous (S. 558), Poniatowsky (S. 560) und sein Widmungsgedicht der Polenlieder an Lafayette (S. 654) zu nennen brauche.

Béranger hatte am Tage nach der Julirevolution von 1830 das Wort ausgesprochen: „Man hat Karl X. und die Chanson zugleich entthront." Dies Wort, das damals sogar ein gläubiger Deputirter des Centrums von der Tribüne herab wiederholte, war ein voreiliges gewesen. Der alternde Chansonnier sollte sich sehr bald überzeugen, daß er vor der Zeit abdizirt habe. Schon ein Jahr später sprach er diese seine Ueberzeugung und seine Enttäuschung über die lebendige beste Republik auf zwei Beinen, Louis Philipp, und über dessen Guizot, den „dol-

trinären Planeten von Gent", die „blasse Herbstsonne" aus in seinem Gedichte: La Restauration de la Chanson, in welcher er der letzteren zurief:

Chanson, nimm deine Krone wieder!
Ihr Herren: großen Dank!

Er tritt sein Reich wieder an. Aber der Umfang desselben erweitert sich mehr. Die Heiterkeit und Lebenslust, wie die politischen Satiren treten zurück, der nationale Gesichtskreis wird zum menschlichen. Die Poesie des leidenden Theiles der Menschheit stimmt jetzt die Saiten seiner Leier unter dem Regimente der Satisfaits, der florirenden Bourgeoisie, der ministeriellen Korruption, der konstitutionellen Intrigue und des hartherzigsten Egoismus des „Ungeheuers Staat genannt". Die Leiden der Armuth und des verwilderten Elends, der ausgesogenen Pächter und Bauern, der armen Wilderer, der Blinden, der Bettler, der Heimathlosen sind es, denen er in herzrührenden Gedichten Sprache verleiht (Vgl. z. B. Jacques S. 579). Das Schicksal der Idealisten, der Wenigen, wie unser größter Dichter singt —

— — Die was davon erkannt,
Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten —

und die man eben deshalb zu aller Zeit „gekreuzigt und verbrannt hat," — das Schicksal dieser von der Welt als „Narren" Gescholtenen singt er in seinem Gedichte Les fous (S. 583). Er erhebt sich zuletzt, er, der Franzose, selbst über den Begriff des Vaterlandes zur höchsten Idee der Menschheit im Sinne unserer großen deutschen Geistesheroen, eines Lessing und Herder, Schiller und Goethe, mit seinem wahrhaft erhabenen Gedichte: „Die vier historischen Weltalter" (S. 597), und das Bewußtsein, seine Mission treu erfüllt zu haben, läßt ihn, trotz

seiner Bescheidenheit, doch zuletzt mit Horazischem Selbstgefühle den Werth seiner Dichtungen aussprechen in dem Schlußgedichte, mit dem er seiner Muse, der Chanson, sein Lebewohl zuruft. — Tief verstimmt über die Zustände zieht er sich in sich selbst zurück (S. 613—615), denn sein Ohr vernimmt das dumpfe Brausen des Sturms, der der neuen Sündfluth vorhergeht.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung der politischen Thätigkeit des großen Chansonniers. Die Februar-Revolution, die seine Prophezeiungen für Ludwig Philipps Thron erfüllte, berief ihn vergebens in die Nationalversammlung durch die Wahl der Pariser Bevölkerung. Er lehnte diese Ehre ab und bat seine Mitbürger in einem rührenden Briefe, seinem hohen Alter die Ruhe der Einsamkeit zu gönnen. Er sollte sie nicht finden! Wie er die Dezembertage und ihre Folgen empfunden, ob sie dem Greise noch einmal den Griffel in die Hand gedrückt, um wenigstens in seinem stillen Kämmerlein zu Passy das Herz zu erleichtern, ist bis jetzt nur seinen nächsten Freunden bekannt. Gewiß ist aber, daß er zeitgeschichtliche Memoiren zur Charakteristik von Personen und Ereignissen, denen er nahe genug stand, um mehr wie die meisten von ihnen zu wissen, hinterlassen hat.

„Wenn der Schnee schmilzt wird sich's finden!"

III.

Es bleibt nun noch übrig, Béranger's Dichtung unter denjenigen ästhetischen und ethischen Gesichtspunkten zu betrachten, die ich bisher nur vorüberstreifend berühren konnte, um die Uebersicht seiner politischen Dichtung nicht zu unterbrechen.

Wir kennen Alle den Namen „Poesie der Verzweiflung“, mit welchem Goethe die Mehrzahl derjenigen Produktionen benannt hat, welche die Sturm- und Drangperiode der französischen Litteratur zu Tage förderte. Statt dasjenige, was den Menschen erhebt und für das Leben stärkt und tröstet, verklärend hervorzuheben, beschäftigten sie sich, wie er meinte, am liebsten grade mit all der Misère, die sich ein gesunder und vernünftiger Mensch möglichst vom Halse zu schaffen und vom Leibe zu halten sucht. Nicht viel besser fand er es zu derselben Zeit in Deutschland, wo, wie er einmal ausrief, die Poeten fast alle schrieben als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazareth, wo Einer den Andern in noch größere Unzufriedenheit hineinhetze, während die Poesie doch eigentlich die Aufgabe habe, die Schwächen und Mängel der Wirklichkeit und des Lebens versöhnend auszugleichen, und den Menschen mit Muth auszurüsten, die Kämpfe des Lebens zu bestehen.

Weder von jener französischen „Poesie der Verzweiflung“, noch von ihrer Zeitgenossin, der deutschen „Lazarethpoesie“, ist in Béranger eine Spur zu finden. Er hat Goethe's Urtheil sicher nie gekannt, aber er hat es fast buchstäblich mit denselben Worten ausgesprochen in jenem Gedichte an seinen musikalischen Freund Wilhem, in welchem es unter Anderm heißt:

Notre littérature est folle — —
De meurtres elle tient école
Et pousse à des Werther nouveaux.
On l'entend, d'excès assouvie,
En vers, en prose s'essouffler
A décourager de la vie
Ceux qu'elle en devrait consoler.

Diese innere Gesundheit des Dichters war es vor Allem, was seinen großen deutschen Zeitgenossen Goethe zu dem französischen

Chansonnier hinzog. Wir haben gesehen, daß derselbe Dichter, der in den Worten: „Ein garstig Lied, pfuy! ein politisch Lied!“ wirklich seine Herzensmeinung ausgedrückt hatte, dennoch sogar der politischen Poesie so, wie sie Béranger handhabte, Gerechtigkeit widerfahren ließ, und daß er ebenso geneigt war, eine gewisse Frivolität und Leichtfertigkeit eines Theils der Béranger'schen Dichtung in den Kauf zu nehmen, weil er sie aus des Dichters Herkunft und Lebensgang, Umgebung und Zuständen sich erklärend zurechtlegen konnte.

Und dies ist in der That das Richtige. Béranger selbst hat es ausgesprochen, daß er von seinen Gedichten nicht zu trennen sei, in seinem berühmten Worte: Mes chansons c'est moi. Er ist wesentlich ein Pariser Kind, und es steckt in ihm ein gut Stück seines Jean de Paris (S. 590—93), der nie und nimmer lassen kann von dieser „einzigen Stadt“, „deren Mauern der Teufel zu seinem Paradies gemacht hat“. Es ist ein ungeheurer Realismus, und zwar ein spezifisch Parisischer, in den hierher gehörigen Theilen seiner Dichtung. Er hat offenbar nach dem Leben gemalt, ja daguerreotypirt in vielen liederlich leichtfertigen Rundgesängen und Chansons, in denen er sein jugendlich lustiges Wirthshausleben, seine soupers fins mit dem berauschenden Schaume des Feuerweins der Champagne (man lese nur „die Bachante“!), kurz, in denen er sein eigenstes Selbst in Scene gesetzt hat. Mes chansons c'est moi! Béranger ist ein Pariser Kind, und für ein solches ist eben Paris Frankreich, ja die Welt! — Der Restaurant, der Champagner, die „Fretillons“ und „Lisetten“ sammt sonstigem Zubehör von lustigen Freunden in seinen Chansons — das Alles ist spezifisch Pariser Leben, spiegelt vorzugsweise Pariser Zustände und Verhältnisse (vgl. das Gedicht Voyage du pays de Cocagne, S. 60); und hier

waren vielmehr insofern entschieden nachtheilig, als sie „der Mittelmässigkeit und dem Ungeschmack wohl gar zum Stützpunkte dienten [1]),“ während sie zugleich auch an und für sich selbst den Beweis von dem steigenden Verfalle des öffentlichen Unterrichts und der Wissenschaften geben mögen, da jetzt die vom Staate unterstützt werden mussten, welche sonst im Privatstande ihren reichlichen Unterhalt gefunden hatten [2]). Die Gebiete der Naturwissenschaft und Mathematik bieten dem Blicke nur eine weite Leere dar, die durch keine irgend bedeutende literarische Produktion unterbrochen wird. Für die philosophische Literatur sind Appulejus und Chalcidius die einzigen, nicht eben erfreulichen, Erscheinungen. Die Theorie der Kunst, aller Systematik leer und ledig, vermag in Macrobius nur einen traurigen Abstand von der bewussten und umfassenden Wissenschaftlichkeit eines Quinctilianus darzubieten. Es ist die mit dem nahen Tode ringende Erschöpfung und Altersschwäche, deren hoffnungsloses Streben nach Erhaltung eben nur um so bestimmter ihren heillosen Zustand verräth. Gleich beim Eingange dieses Zeitabschnitts bietet uns der jüngere Plinius, eben indem er uns zu einer Vergleichung mit seines Oheims gediegenen Bestrebungen auffordert, ein klares Bild des Abstandes beider Perioden dar. Die praktische Rhetorik und ihr Tummelplatz, die

1) Bernhardy a. a. O. S. 123. Sprengel Vers. einer pragmat. Gesch. der Medic. Th. II, S. 215.
2) Sprengel a. a. O. S. 212 ff.

finden wir eine nicht kleine Anzahl unter Béranger's Chansons, an denen sich das französische Volk außerhalb Paris, das keinen Champagner trinkt, schwerlich sehr theilnehmend bezeigt hat. Dagegen fehlt es freilich auch nicht an ebenso zahlreichen Liedern und Gedichten, die unmittelbar aus den Empfindungen und Zuständen auch dieses Volkes geschöpft und ihnen völlig gemäß gehalten sind, wie, um nur eins zu erwähnen, das bekannte L'ivrogne et sa femme, das nebenbei gar nicht so frivol ist, wie es auf den ersten Blick aussieht.

„Frech und froh!" ist freilich sehr oft die Devise des lustigen Chansonniers, zumal in der Jugend seiner Muse. Aber um diese seine „Frechheit" richtig zu verstehen und zu würdigen, muß man sich immer daran erinnern, daß er auch hier sehr oft bewußt und absichtlich eine, freilich zuweilen stark aristophanisch gefärbte Opposition macht gegen die Heuchelei und Scheinheiligkeit, gegen die religiöse und moralische Prüderie und Pedanterie seiner Zeit. Dahin gehören z. B. seine Lehre vom Teufel in der humoristischen Descente aux enfers, und seine unübertreffliche, an den „Herrn" in Goethe's Faustvorspiel erinnernde Personifizirung des lieben Herrgotts in dem Gedichte Le bon Dieu, in welchem sich derselbe das närrische Treiben der Menschen auf der Erde von dem Fenster seines himmlischen Schlafzimmers aus ansieht, und ein Mal über das andere ausruft:

„Wenn ich davon ein Wort versteh',
Soll mich, mein Treu', der Teufel holen!"

Dahin gehören ferner Gedichte wie La vertu de Lisette und das Gedicht Les deux sœurs de charité, in welchen aller Prüderie ins Angesicht die Lehre ausgesprochen wird, daß auch die von der „Gesellschaft der Tugendhaften" ausgestoßene Grisette ihre Tugend hat, und daß es vor dem Gott, der die Liebe ist,

auch noch andere „barmherzige Schwestern“ und Platz für sie in seinem Himmel mit den vielen Wohnungen gebe, als die grauen Schwestern in den Hospitälern.

Eine andere Reihe der in diese Kategorie gehörigen Gedichte sind als treue Sittenbilder und Abspiegelungen sozialer Zustände aufzufassen und zu beurtheilen. Dahin gehören: „die Erziehung der jungen Mädchen“ (S. 27), der Lebenslauf der Pariser Lorette in dem Gedicht Les cinq étages (S. 529), und vor Allem das Meisterstück dieser Gattung „Le sénateur“, eins der frühesten und berühmtesten Gedichte des Chansonniers. Diesen Gedichten schließen sich an: die zum Theil in Theophrast's Charakteristikmanier gehaltenen Schilderungen des „alten Hagestolzen“ (48), des „Freund Robin“ (49), der Pantoffelherrin mit dem dritten Ehemanne, des guten geistlichen Herrn, des Curé nach dem Herzen des Chansonniers, des Carillonneur, der die plaudernde Skandalchronik des Kirchsprengels ist, des liederlichen Bruder Küsters, der die lange Predigt seines Herrn Pfarrers verwünscht, die ihn die Stunde eines Stelldicheins versäumen läßt, die blinde Mutter und ihre verliebte Tochter, und so noch Vieles. Manche andere Lebens- und Charakterbilder, die der späteren Zeit angehören, haben freilich einen düsterern Ton und schwärzere Schlagschatten, wie das herzrührende Gedicht „die rothe Hanne“, „der alte Vagabond“, und vor Allem das Mark und Bein erschütternde Lied vom armen „Jacques“. Sie sind aber darum nichts weniger nach dem Leben gemalt wie jene heitern Genrebilder.

Durchaus frivol ist dagegen fast durchgängig die Ehe behandelt. Die Schlußwendung in dem Gedichte „die Großmutter“ ist charakteristisch für den ausbündigen Leichtsinn, mit dem z. B. das Verhältniß und die Tugend ehelicher Treue aufgefaßt wird.

Man weiß, daß Béranger nie verheirathet war; und hier kommt denn überhaupt jenes Goethe'sche Wort zur Geltung, daß ein Talent wie Béranger seiner Natur nach an eigentlich sittlichen Stoffen nichts zu thun finde, ja daß vielen seiner Lieder vielmehr ein unsittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liege, dergleichen er aber eben meisterhaft zu behandeln wisse, und für den er sogar eine gewisse Neigung nicht verleugnen könne, da er selbst aus niedriger und gemeiner Umgebung hergekommen und heraufgewachsen sei. — Daher kommt es denn auch, daß Béranger nur selten beleidigend und widerwärtig wird, und daß mit Ausnahme etwa des Gedichts La Cantharide, in welchem ein sentimentaler Cynismus abstoßend wirkt, wir selbst da uns seiner reizenden Form zu erfreuen mögen, wo wir uns mit dem Inhalte in sittlichem Widerspruche befinden.

Freilich liegt hier der wunde Fleck seiner Dichtung. Wir empfinden bei ihm, wie in so manchen Byron'schen Dichtungen, „das Vorherrschen einer verruchten empirischen Welt, der sich der Geist, welcher sie uns vor die Sinne führt, gleichsam assoziirt hatte. Nicht der angeborne größere und reinere Sinn eines hochbegabten Dichters begegnet uns, sondern des Dichters Denkweise scheint durch den häufigen Verkehr mit jener empirischen Welt und ihrer Verderbniß von gleichem Schlage geworden zu sein." Das gute Wort, daß dem Reinen Alles rein sei, hat seine Grenzen und will mit mehr als einem Salzkorn verstanden sein; denn man sage, was man will, es ist noch Niemand rein durch den Schmutz gegangen!

Dagegen ist die eigentliche Tugend unseres Dichters die Freundschaft, und kaum hat ein Dichter sie schöner wie im Leben bewährt, so in der Dichtung gefeiert, als Béranger in so vielen seiner schönsten an Personen gerichteten Gedichte, von denen wir

nur das überaus reizende Le coin de l'amitié und die Gedichte an seine Freunde Wilhem, Arnault, Desaugiers, Manuel, Chateaubriand und viele Andere zu nennen brauchen. Dabei durchdringt die freiheitathmende Seele des Dichters alle diese Lieder, selbst das anmuthvolle süße Lied „die Nachtigallen" und das reizende „Halte-là!" an seine Freundin Marie**. Ueberhaupt aber würde der sehr irren, der unserem Dichter nach unseren früheren Bemerkungen Tiefe des Gefühls für Liebe und Unschuld absprächе. Die einzigen Lieder Maudit printemps (432) und Si j'étais petit oiseau (S. 228), oder das liebliche „Qu'elle est jolie", können ihn eines Bessern belehren. Die feinste und tiefste Empfindung in seelenvollstem Ausdrucke durchklingt Gedichte wie Mon habit, Les hirondelles, Le prisonnier, Le grenier (S. 440. 629) und vor Allem das in dem früheren Artikel von uns in der Uebersetzung mitgetheilte Gedicht Les oiseaux; und ganz Horazisch ist das häufige heitere und doch auch nicht ohne Trauer über die Vergänglichkeit der Jugend mögliche Zurückblicken auf sich selbst und sein frühes Alter, das sein Kopf, „der kahl noch eh' die dreißig kamen", bezeugt. Man lebt rasch in Paris. Béranger kommt sich schon mit 50 Jahren als ein Greis vor, und er hielt mit 53 es für Zeit, seine Laufbahn als Chansonnier zu schließen.

Es ist viel Zeitlichvergängliches in seinen Gedichten. Aber selbst bei der strengen Sichtung, die das Sieb der Zeit nothwendig herbeiführen muß, wird immer noch genug Unvergängliches zurückbleiben, das im Herzen wie im Munde des Volkes leben wird, so lange es ein französisches Volk und eine französische Sprache giebt.

Zu Goethe und Schiller.

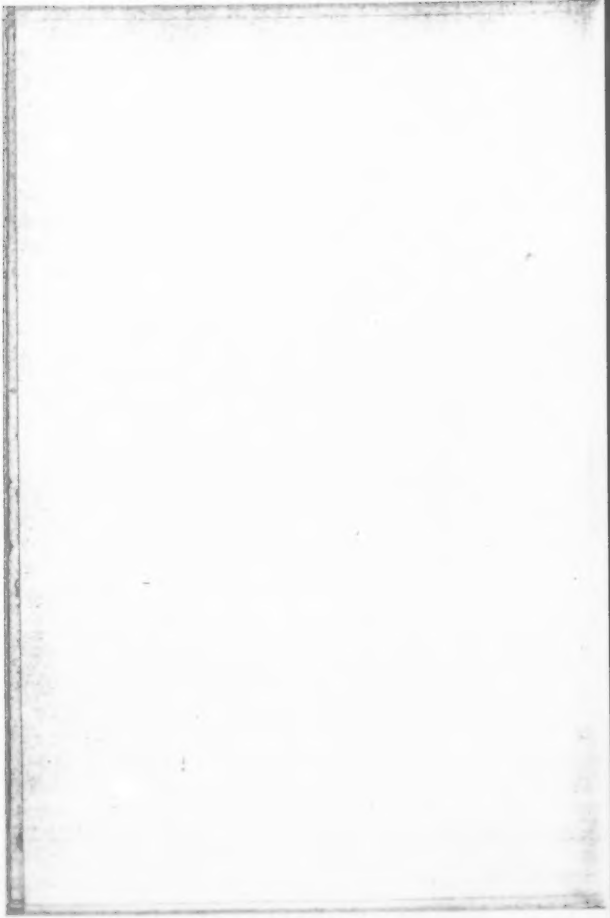

Goethe und Herder.

(1856.)

Auch von der neuesten Veröffentlichung wichtiger Lebenszeugnisse aus der Zeit unserer großen Litteraturheroen, wie sie in dem kürzlich erschienenen Herder'schen Nachlasse vor uns liegt, darf das Wort gelten, das ich vor fünf Jahren bei Gelegenheit des Knebel'schen Briefwechsels ausgesprochen. Denn auch diese Veröffentlichung ist wieder eine neue Verherrlichung des Mannes, von dessen Geistesadel und schöner reiner Menschlichkeit noch jedes aus der Verborgenheit des geheimsten Verhältnisses an das Licht gezogene Blatt immer neues und glänzenderes Zeugniß gegeben hat. Man fühlt sich dabei unwillkürlich an jene altrömischen Bauwerke erinnert, bei denen, nachdem alle äußere Glanz- und Schmuckpracht der Marmor- und Metall-Bekleidung längst abgefallen und vernichtet ist, der innere Mauerkern in solcher Schönheit festgefugter Solidität zu Tage tritt, als wäre sein Steingefüge von Anfang an bestimmt gewesen, das Auge des Beschauers durch seine nackte Makellosigkeit zu erfreuen.

Wir haben seitdem ein „Leben Goethe's" erhalten, das, wie es im Ganzen seiner würdig, so auch bestrebt gewesen ist, den Menschen Goethe in der vollen Schönheit und dem Adel seines Wesens der Zeit als Spiegel vorzuhalten. Wenn uns bei

dem Werke des Engländers G. H. Lewes irgend etwas schmerzlich berührte, so war es der Umstand, daß es kein Deutscher, daß es ein Fremder sein mußte, der Deutschland zuerst ein einigermaßen würdiges „Leben Goethe's" hinstellte; und nur die Betrachtung mochte uns trösten, daß es auch den Engländern selbst mit ihrem Shakespeare wie uns mit unserm Goethe ergangen sei. Inzwischen ist aus dem Herder'schen Nachlasse ein neuer reicher Beitrag zu Lewes' Auffassung und Schilderung des Menschen Goethe durch die hundert Briefe des Letzteren an Herder hinzugekommen; und von diesem unsere Leser zu unterhalten ist der Zweck dieser Zeilen.

Diese Briefe Goethe's umfassen über ein Menschenalter, von der ersten Bekanntschaft beider Männer im Merk'schen Hause zu Darmstadt (1770) bis zu Herder's Tode (1803). Wir überschauen hier mit einem wundersamen Gefühl auf wenigen Blättern die verschiedensten Lebens- und Entwicklungsstufen des größten deutschen Dichters. Es ist das geheimste persönlichste Leben des Jünglings und des Mannes, das sich hier vor uns auf Blättern ausbreitet, die zum großen Theile von dem, der sie schrieb, ausdrücklich der Vernichtung bestimmt waren. Und doch — wer nichts weiter von Goethe wüßte, wer von den zahllosen Briefsammlungen und Bekenntnissen aus jener Zeit nichts gelesen hätte — aus diesen Briefblättern allein müßte er Goethe den Menschen verehren und lieben lernen!

Zunächst verehren. Denn obschon in Gesellschaft der Ersten jener Zeit, in der Gesellschaft eines Herder, Klopstock, Lenz, J. Paul, Lavater u. s. w. erscheinend, ragt er doch an geistiger Gesundheit und Einfachheit hervor über all diesem Volke, obschon es ein Volk von Fürsten ist, das ihn umgiebt. Auch in seinen ersten Briefen weht zwar der Sturm- und Drang-

geist jener Zeit der Ueberschwänglichkeit, aber er ist olympische Klarheit und einfachste Natur, wenn man diese Goethe'schen Briefe mit den in derselben Sammlung befindlichen von Lenz vergleicht; und doch galt Lenz als der Erste nach Goethe unter den Stürmern und Drängern jener Periode. Auch Goethe sentimentalisirt hier und da in jener Zeit, wo Alles sentimentalisirt, wo des Ach und Oh's, der thränenvollen Ueberschwänglichkeit, der ewig aus der Haut fahren wollenden Gefühlsschwärmerei nicht Maß noch Ziel war. Aber man lese die Lavater'schen, ja selbst die Herder'schen und Jean Paul'schen Briefe der Sammlung und der Jüngling Goethe erscheint wie ein Nüchterner unter Trunkenen, er der Jüngste und Reichstbegabte von Allen, weil er inmitten all jenes Ueberschwanges sich den Schatz geistiger und leiblicher Gesundheit und die Krone des Charakters, die innere Wahrhaftigkeit in allem Denken, Urtheilen und Empfinden und die von aller Eitelkeit und allem Scheinwesen freie reine Güte des Herzensgehalts bewahrte. Das eben ist es, was bei uns zur Verehrung die Liebe gesellt.

Goethe war einundzwanzig, Herder sechsundzwanzig Jahr alt, als sie sich kennen lernten. Dieser Unterschied der Jahre, welcher in späteren Lebensepochen als ein Unwesentliches erscheint, war ein überaus wichtiger in jener Periode der Jugend Beider. Und wie an Alter, so war Herder seinem jungen Freunde auch an Lebenserfahrung, an Wissen und Stellung in der litterarischen Welt voraus, und er wußte dieses vielfache Uebergewicht oft in einer Weise geltend zu machen, die nur eine so auf Hingebung und Anerkennung gestellte Natur wie Goethe ohne abgestoßen zu werden ertragen mochte. Goethe selbst hat sich darüber in „Dichtung und Wahrheit" ausgesprochen, und die nun veröffentlichten Briefe liefern den Kommentar dazu. Gleich der

zweite der Sammlung gehört hierher. Herder hatte ihm auf die Mittheilung des Götz von Berlichingen einen wenig ermuthigenden Brief geschrieben, einen „Nieswurzbrief“, wie Goethe sich ausdrückt; aber dieser war so weit entfernt, ihn übel zu nehmen, daß er vielmehr in der lebhaftesten Weise ihm seinen Dank ausdrückt. Bleiben Sie mir, ruft er aus, was Sie mir sind! Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern und treu sein; ein freundlicher Mond der Erde! „Aber“ — setzt er nicht ohne Selbstgefühl hinzu — „aber, fühlen Sie's ganz, daß ich lieber Merkur sein wollte, lieber der Letzte, der Kleinste unter sieben, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der Erste unter fünfen, die um den Saturn ziehen.“

Unablässig ist er mit und für den von ihm verehrten Freund beschäftigt. Er schickt ihm Bücher nach Bückeburg, sammelt für ihn Volkslieder, und giebt ihm Rechenschaft von seinen Ossianischen und Shakespeare'schen sowie von den griechischen Studien, zu denen ihn Herder angeregt hatte, mit der Treue und Ausführlichkeit eines dankbaren Schülers. Er vertraut ihm seine geheimsten Entwürfe zu eigenen Arbeiten, und hat immer nur den einen Wunsch, zu dem Verehrten als ein Jünger aufblicken, sich zu ihm hinwenden, mit ihm sich in Gemeinschaft fühlen zu dürfen — „ein treuer Knabe Georg zum ritterlichen Herrn und Meister“. Männlich edel und aufrichtig gesteht er ihm indessen auch, was er gegen ihn auf dem Herzen hat! „Ihr fühlt, wie Ihr den umfassen würdet, der Euch das sein könnte, was Ihr mir seid. Laßt uns nur nicht dadurch, daß wir nothwendig manchmal an einander gerathen müssen, wie Weichlinge abgeschreckt werden. Stoßen sich unsre Leidenschaften, — können wir keinen Stoß aushalten? — Genug, habt Ihr was wider mich, so sagt's. Grad und ernst, oder bös, grinsend, wie's kommt.“ Er bekennt

öffentlichen Gerichte, haben alle fähigen Köpfe an sich gezogen. Die Recitationen der neuen Schriften in öffentlichen, frei zugänglichen Hörsälen sind es, um die sich in ermüdender Weise fortwährend das Interesse der Plinianischen Kunstbriefe dreht. Ausser der pretiösen Schilderung des stoischen Philosophen Euphrates [1]) und der Freundschaft mit dem Philosophen Artemidorus [2]) findet sich von philosophischen Studien, weder des Briefstellers selbst noch seiner Freunde, auch nicht die geringste Spur. Nicht einmal der Name irgend eines der grössten griechischen Philosophen wird erwähnt, keiner Schule, als solcher, gedacht; und selbst auf die hier und da vorkommenden Angaben über den Grad der wissenschaftlichen Bildung einzelner Zeitgenossen ist wenig zu geben, da Plinius selbst uns das Kriterium dazu in dem Grundsätze giebt: Omnes equidem, qui aliquid in studiis faciunt, venerari etiam mirarique soleo. Est enim res difficilis, ardua, fastidiosa, si quis eam aestimat [3]). Diese aller Oberflächlichkeit holde Unwahrheit der Gesinnung die sich im gegenseitigen Bewundern und Geltenlassen gefällt, ist ein charakteristischer Grundzug jener ganzen Zeit.

Das Studium der Werke des Platon, Aristoteles und Theophrastus ist da, wo es sich in den Ueberbleibseln der Literatur dieses Zeitalters fin-

1) Plin. Epp. I, 10. Dass er kein Platoniker war (wie Plinius fast anzudeuten scheint), sondern ein eklektischer Stoiker, lehren die Sammlungen bei Fabric. Bibl. Gr. Vol. III, p. 475, vgl. mit p. 502—505.

2) Epp. III, 11.

3) Epp. VI, 16.

ihm, daß er ihn im ersten Zorn über eine unverdient harte Rüge eines Gedichts „einen intoleranten Pfaffen“ gescholten, und macht so den Anfang mit der verlangten Offenherzigkeit. Herder quälte damals sich und seine Geliebte, Karoline Flachsland, durch seine Entschlußlosigkeit, von der der jetzt veröffentlichte Briefwechsel Beider im dritten Theile des Nachlasses ein wunderliches Zeugniß ablegt. Der viel jüngere Goethe, den Herder unbegreiflicherweise „einen kalten Weiberhasser“ nennt (so wenig war der Mann in Goethe's innerstes Wesen eingedrungen!), wollte dieser Quälerei ein Ende gemacht wissen, und ließ sich darum alle Härten und Herbigkeiten gern gefallen, die für sein Bemühen von Seiten des oftmals sehr Swiftisch bittern Herder auf ihn zurückfielen. Wußte er doch, daß seiner uneigennützigen Liebe auf die Dauer selbst ein Herder nicht widerstehen konnte! und daß dieser zuletzt bekennen würde, was er (Dezember 1772) an seine Braut schrieb: „Goethe liebe ich wie meine Seele. Nur, soll und darf ich's ihm bezeugen? Ich habe noch nichts in der Welt für ihn thun können, sonst wüßte ich nicht, was ich nicht thun wollte.“

Aber wenn Herder „nichts für Goethe that“, ja sich mit ihm zeitweilig sogar überwarf, und eine fast zweijährige Entfreundung (1773—1775) herbeiführte, so that Goethe dafür desto mehr für ihn. Er war kaum in Weimar angekommen, als er, der selbst noch nicht daran dachte, sich dort eine bleibende Stätte einzurichten, sofort alle Hebel in Bewegung setzte, den Freund, der sich in der Bückeburger Stellung von Tage zu Tage unglücklicher fühlte, in ehrenvollster Weise nach Weimar zu bringen. Schon im Dezember 1775 schreibt er ihm (S. 54), daß der Herzog eines Generalsuperintendenten bedürfe, und daß er bereit sei, wenn Herder wolle, Alles zu thun, um die Wahl auf ihn zu lenken.

Die in dieser Angelegenheit geschriebenen Goethe'schen Briefe — es sind die Nummern 13—23 — zeigen ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Die Aufgabe war heikler Art. Herder freilich griff mit beiden Händen zu, und der junge Herzog war ihm wohlgesinnt, aber sonst war in Weimar „Alles gegen ihn". Nur der Statthalter von Erfurt sagte dem jungen Fürsten Gutes von dem Empfohlenen, und Goethe „verbürgte sich für Herder's politische Klugheit in geistlichen Dingen", weil „der Herzog absolut keine Pfaffentrokasserien über Orthodoxie und den Teufel" haben wollte, und alle Orthodoxen im Lande in Herder einen Freigeist und Antichristen sahen. Die Kabale der Contremine gegen Goethe's Plan scheint sogar, aus einer Andeutung in Goethe's Brief (S. 56) zu schließen, bis zum heimlichen Erbrechen der Goethe'schen und Herder'schen Postkorrespondenz gegangen zu sein. Vor Allem kam es darauf an, das Zeugniß eines angesehenen rechtgläubigen Theologen für Herder aufzubringen. Goethe verweist auf den Wolfenbütteler Konsistorialpräsidenten Jerusalem, und ermuntert Herder'n, sich keine Mühe verdrießen zu lassen; das Ziel sei es werth. „Lieber Bruder", schreibt er in einem andern Briefe, „nenne mir nur einen einzigen Theologen, der rechtgläubigen Namen hat und der für Dich ist ... der, wenn man ihn fragte, Guts von Dir sagte. Denn in meiner politischen Chrie gilt hier: Sum a testimonio! Befolge, was ich Dir schreibe, pünktlich als Kommando und glaub', daß Alles durchgedacht." Es ist fast komisch zu hören, wie er ein ander Mal mit Bezug auf die Schwierigkeit eines derartigen beizubringenden Zeugnisses in der damaligen Kraftsprache ausruft: „Lieber Bruder, wir haben's von jeher mit den Sch ... kerlen verdorben, und die Sch ... kerle sitzen überall auf dem Fasse. Der Herzog will und wünscht Dich, aber hier ist

Alles gegen Dich. Indeß ich laß nit los, wenn's nit gar zu dumm geht!"

Bald aber zeigt sich's, daß der tapfere Muth des ausdauernden Freundes alle Schwierigkeiten siegreich zu überwinden weiß. „Bruder, sei ruhig", so lautet ein späterer, wie die meisten übrigen, datumloser Brief, „ich brauch' der Zeugnisse nicht, habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, und es kann nicht lange mehr stocken, so hast Du den Ruf. Ich will Dir ein Plätzchen suchen, daß Du gleich hier sollst die Zügel in die Hand nehmen. Vielleicht bleibe ich auch eine Zeit lang da. Wenn ich das ins Reine hab', dann ist mir's auf eine Weise wohl; denn mit mir ist's aufgestanden und schlafen gangen das Projekt, und durch die besten Wege. Eh' Du herkommst, Bruder, muß noch erst bollus modus vieler Sachen verabredet werden. Unser Herzog ist ein goldner Junge. Die Herzoginnen wünschen Dich auch. Schreib mir doch einmal weitläuftig. — Es geht nichts in der Welt mit coups de bayonnette — und doch auch. Vielleicht kriegst Du den Ruf mit dieser Post schon."

Und also geschieht es auch. Da ist denn nun Goethe gleich wieder mit allerlei guten Rathschlägen über Herder's erstes Auftreten und Benehmen bei seinem Erscheinen in Weimar zur Hand, die sich von der Antrittspredigt bis auf das Alleräußerlichste der Kleidung und des Benehmens erstrecken, und die, um bei dem so leicht verstimmbaren Herder ja keinen Anstoß zu erregen, immer in allerhand humoristische Wendungen, ja zum Theil selbst in die scherzhafte Form einer poetischen Epistel eingekleidet werden. Es ist ordentlich rührend zu sehen, welche Herzensfreude und Genugthuung Goethe bei dem Gedanken empfindet, seinem verehrten Freunde eine demselben in jeder Weise angemessene Lebensstätte und Wirksamkeit bereitet zu haben,

die ihn drückenden Verhältnissen auf das Ehrenvollste entzog. Er fährt fort, Alles zu bedenken und zu besorgen, richtet ihm die Wohnung ein, läßt Oefen setzen, Fenster repariren, Wände ziehen und anstreichen, zankt sich, wenn's sein muß, mit den knausernden städtischen Behörden deshalb herum, schickt Risse der künftigen Wohnung nach Bückeburg, bringt den verwilderten Garten in einige Ordnung, und treibt dies Kleinste und Verdrießlichste aber doch so Nothwendige mit einem Eifer, einer Stätigkeit und Selbstverleugnung, als wäre es das Wichtigste und Bedeutendste, und als hätte er sonst gar nichts anders zu thun. Denn das ist eben das menschlich Schöne und Liebenswürdige in dieser großen Natur, daß sie überall, auch im Kleinsten und Widerwärtigsten, sich durch hingebende Treue redlichen Thuns bewährte. So schreibt im Jahre 1784 einmal Herder an Jacobi, indem er dem Letztern von dem Fortschreiten einiger poetischen Arbeiten Goethe's Meldung thut, die der vielgeplagte und mit geschäftlichen Arbeiten überbürdete Mann seinen wenigen Mußestunden abzugewinnen wußte: „Die Arbeiten und die Stunden sind wohl die einzigen, die den trefflichen Menschen ihm selbst zurückgeben; wiewohl er auch in der kleinsten und sogar gehässigsten anderweiten Beschäftigung mit einer ganzen Ruhe wohnt, als ob sie die einzige und eigenste für ihn wäre." Wohl mochte Herder dies in seinen guten Stunden um so tiefer empfinden, je weniger er selbst in allen Lebenslagen, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe (S. Weimar und Jena. Th. I. S. 43—50, zweite Ausg.), eine ähnliche Selbstverleugnung zu üben im Stande war.

Und Alles, was Goethe so that, um für Herder die erwünschte Stätte in Weimar zu bereiten, that er ohne alle Rücksicht auf sich selbst, denn er dachte damals an nichts weniger als an sein

eigenes Verbleiben an jenem Orte. Vielmehr sagt er ausdrücklich in einem der in jener Sache an Herder gerichteten Briefe: „Das muß ich noch stiften, ehe ich scheide.“ Und wie schön weiß er dem Freunde dessen künftige Wirksamkeit in Weimar auszumalen, wenn er ihm nach einem Gange in die dortige Hauptkirche, von deren Kanzel herab künftig sein Herder „Licht, Liebe und Leben“ verkünden sollte, zuruft: „Ich dachte Dir wird's doch wohl werden, Alter, wenn Du da oben stehst, und rechts in dem Chor des unglücklichen Johann Friedrich's Grab und seinen Nachkommen, den besten Jungen, Dir gegenüber, der wohl die Chur werth wäre, werth, daß das Schicksal ihm wiedergäb, was es jenem nahm. Und Herzog Bernhard's Grab in der Ecke, und und all der braven Sachsen Gräber herum. Auf dem Altarblattflügel den Johann Friedrich wieder in Andacht und die Seinen, von seinem Cranach, und in der Sakristei Luther in drei [illegible]rieden von Cranach, immer ganz Luther und ein ganzer Kerl — ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer!“

Und Herder kam und Goethe blieb in Weimar. Aber der Letztere hatte lange Zeit hindurch wenig Freude von dieser Vereinigung. Der kränkliche und deshalb grillenhafte, launische, zur Unzufriedenheit, zu bitterer Mäkelei an Menschen und Dingen nur allzugeneigte Herder machte dem Freunde viel zu schaffen, und es bedurfte nicht selten der ganzen nachsichtigen Herzensgüte Goethe's, um ein einigermaßen leidliches Verhältniß im Gange zu halten, oder das gestörte wieder herzustellen. Erst fünf Jahre nach Herder's Ankunft in Weimar konnte (21. September 1781) Goethe an Knebel schreiben: „Mit Herder bin ich in ein Verhältniß gekommen, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht. Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52808-6
FN. I1407/042

Unsrigen wieder näher werden können." Solcher liebenden Schonung war denn auch der Lohn nicht versagt. Es bildete sich allmälig ein schönes Verhältniß gegenseitiger Lebenstheilnahme zwischen beiden Männern, dessen ungetrübter Bestand, vorübergehende Störungen abgerechnet, eilf Jahre lang währte, und von dem auch die neu veröffentlichten Goethe'schen Briefe an Herder und dessen Frau ein höchst interessantes Zeugniß abgeben. Schon aus Goethe's Italienischen Reisebriefen wissen wir, wie selbst diese Trennung die gegenseitige Theilnahme an ihrem beiderseitigen Leben nach allen Richtungen hin nur steigerte. In dieser Zeit war Herder so glücklich, auch Goethe den Menschen in der ganzen Herrlichkeit und Schönheit seines Wesens klar zu erkennen, und Schiller, der damals zuerst sich in Weimar aufhielt, empfing davon durch Herder selbst die beredtesten Eindrücke. Herder nannte Goethe einen Mann „von klarem universalischem Verstande bei wahrstem innigsten Gefühle und größter Reinheit des Herzens". „Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Er ist rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch nie einen Menschen verfolgt, noch keines Anderen Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso sehr, und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist." Und in der That geben von Goethe's Genauigkeit und Rücksichtnahme, von seiner milden Art, Menschen und Dinge zu behandeln, von seiner Ordnungsliebe und Klarheit in Geschäften auch diese Briefe mehr als einen Beleg, wie sie zugleich zeigen, daß diese Eigenschaften dem Freunde, der einzelne derselben in geringerem Grade besaß, sehr zu Gute kommen.

Als Goethe aus Italien nach Weimar zurückkehrte, fand er Herder nicht mehr dort, der seinerseits mit Dalberg die Reise nach Italien angetreten hatte. Das gehörte auch zu dem Schweren, was Goethe damals zu tragen hatte. Diese Rückkehr war überhaupt für ihn eine „harte Prüfung“ (S. 91). Er wurde in der ersten Zeit „des Lebens weder gewahr noch froh“. Seinen Herzog fand er „in einer schlimmen Lage“ (S. 91). Sein eigenes Verhältniß zu seiner alten Herzensfreundin war zerstört, nicht ohne Schmerz und Widerwärtigkeit für sein Empfinden. Sein Herder war fern — und so fehlten ihm die „beiden einzigen Menschen“, von denen er früher, wie er selbst gestand, in Weimar „Interessen bezogen hatte“. Das rauhe Klima, die triste Farblosigkeit des Nordens lagen verdüsternd über seinen an Italiens milde Schönheit gewöhnten Sinnen. Rührend klagt er in seinen Briefen an Herder: „Das Wetter ist immer sehr betrübt und ertödtet meinen Geist. Wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben. Ich wollte gern Alles ertragen, wenn es nur immer heiter wäre.“ Aber dieser kimmerische Himmel belastet ihm ganz unglaublich das Herz. Seine ganze Seele ist noch in dem geliebten Lande, wo er „zum Erstenmal rein glücklich gewesen“. „Wenn Du in mein hold Quartierchen (in Rom) kommst, so laß Dich's einen Augenblick reuen, daß Du mich herausgejagt hast.“ „Daß meine römischen Freunde an mich denken (schreibt er ein andermal), ist sehr billig. Auch ich kann eine leidenschaftliche Erinnerung an jene Zeiten nicht aus meinem Herzen tilgen. Mit welcher Rührung ich Ovids Verse (vergl. Goethe's Werke 24, S. 298) oft wiederhole, kann ich Dir nicht sagen:

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in urbe fuit!

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild in die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der ewigen Stadt."

„Ich fühle nur zu sehr was ich verloren habe, seit ich mich aus jenem Elemente wieder hierher versetzt sehe. Ich suche es mir nicht zu verbergen, aber mich so viel als möglich auch hier wieder einzurichten." Um so herzlicher ermahnt er fort und fort den Freund, nur ja Italien recht zu genießen, sich nichts von all dem Schönen und Guten entgehen zu lassen, Mahnungen, die leider nur allzu nothwendig waren bei dem armen Herder, der sich mit seiner trüben Brille auch hier Leben und Genuß verdarb (s. Weimar und Jena I., S. 45—47). „Wir haben hier", schreibt er im Dezember 1788, „tiefen Schnee und große anhaltende Kälte. Ich habe mich in meinem Stübchen ganz eingepackt, indessen Du in der freien schönen Welt herumwandelst. Jeder muß an die Reihe kommen." Und wie sorgt er für die Zurückgelassenen des abwesenden Freundes! wie treulich steht er ihnen bei in allen kleinen und großen Lebensnöthen! Wie berath er den reisenden Herder auf das Beste, sorgt sich um dessen Finanzen, fleht ihn an, nicht durch falsches Ehrgefühl gegen Dalberg Opfer zu bringen; wie genau setzt er ihn an fait über die Menschen, die Hirt, Bury, Reiffenstein, Tischbein, die ihn während seines Verweilens in Italien und Rom fördern können. Er vermittelt die Geldsendungen; er behütet den Freund vor Nachtheil; er warnt ihn, sich durch Klatschereien und Aeußerungen von Weimaranern, die auch ihm seine Reise mißgönnten, wie sie dieselbe Goethe'n mißgönnt hatten, beirren oder stören zu lassen, Aeußerungen, welche Herder'n natürlich gute Freunde oder wohl selbst die Frau nach Italien mitzutheilen sich pflichtschuldigst beeilt hatten. „Sei ruhig!" schreibt dagegen Goethe,

„die guten Menſchen gönnen Dir alle die Reiſe, und wer wollte nach den andern fragen!“

Um des Freundes guten Reiſehumor nicht zu ſtören, enthält er ſich ſpäter ſelbſt der eignen Klagen, ja er weiß ſogar ſeine Zuſtände als ſehr behaglich darzuſtellen: „Dein Leben in Neapel freut mich (ſchreibt er S. 107 vom 2. März 1789), es wird Dir ein heller lichter Blick durch's ganze Leben bleiben. Ich habe mich ſchon wieder eingehamſtert, und bin wohl auch nach meiner Art recht vergnügt. Trutz Schnee und Himmelgrau laß ich mir das Beſte von Kunſt und Natur trefflich ſchmecken, und habe meine ganze Einrichtung ad intus (d. h. nach Innen, für's Haus) gemacht.“ Er bittet Herder's etwas Elektramäßig leidenſchaftliche Frau, doch nur in ihren und ihres Gatten Verhältniſſen „nichts ohne ſeinen Rath zu thun, der ja immer zu haben ſei“, nimmt ſich der Kinder an, von denen er einen Sohn Herder's zu ſeinem Begleiter auf ſeinen Amtsreiſen macht — kurz er bewährt ſich allerwegen als den herzlichſten, aufrichtigſten, unermüdetſten und aufopferndſten Freund des abweſenden Freundes und der zurückgebliebenen Seinen.

Dafür erweiſen ſich denn wieder auch Herder und ſeine Frau als menſchlich theilnehmende Freunde Goethe's in einem Verhältniſſe, das dieſer gerade jetzt geknüpft, und das nicht wenig dazu beigetragen hatte ihm ſeine Exiſtenz in der Heimath, wie wir ſahen, wieder behaglich zu machen. Goethe hatte Chriſtiane Vulpius kennen lernen, die er ſpäter auch vor der Welt zum Range ſeiner Gattin erhob. Frau Herder war die erſte geweſen, der Goethe dieſe ſeine Liebe anvertraut hatte, und Herder und ſeine Gattin ſind es auch, deren Obſorge er fortan bei ſeinen Reiſen nach Venedig, nach Schleſien und zur Campagne nach Frankreich ſein „geliebtes Mädchen“ empfiehlt. Denn daß es

det, wie sich schon aus dem eben Gesagten ergiebt, keineswegs hervorgegangen aus dem Drange, die philosophischen Leistungen dieser alten Heroen der Wissenschaft sich zum Bewusstsein zu bringen; es ist vielmehr ein rein formeller Zweck, der die griechischen Studien dieser Zeit überhaupt bedingt, einmal die Bildung des Stils und der Gewinn schmückender Sentenzen für die eigne rhetorische Komposition; und für eine andre Klasse die behaglich müssige Geschäftigkeit zur Befriedigung der Neugier durch eine ziemlich seichte Polyhistorie. Für die ersteren haben wir den jüngeren Plinius und seines Gleichen; für die letzteren, ungleich bedeutenderen, wüssten wir keinen entsprechenderen Gewährsmann zu finden als

Aulus Gellius.

Ohne uns indess hier auf die Wichtigkeit einzulassen, welche dieser Schriftsteller für die Alterthumsforschung überhaupt, durch den in seinen zwanzig Büchern Attischer Nächte wunderlich aufgestapelten Schatz höchst interessanter Notizen, den Ertrag einer vielseitigen und gewählten Belesenheit, immer haben wird, wollen wir unsre Aufmerksamkeit vielmehr einem Blicke in das wissenschaftliche Treiben seiner Zeit zuwenden, von welchem sich grade aus jenem seltsamen Werke noch das deutlichste Bild gewinnen lässt. Denn einmal bildet Gellius für den Abschnitt jener oben charakterisirten Periode, an deren Schwelle der

herzliche Liebe gewesen, die ihn mit dem eben so guten als schönen Kinde vereinte, das beweisen selbst für diejenigen, die unsere frühere Entwickelung dieses Verhältnisses (in „Weimar und Jena“ Th. II. S. 136—152) noch nicht überzeugt haben sollte, diese Briefe an Herder unwidersprechlich. Seit er sie gefunden, sehnt er sich von überall her nach Hause zu ihr und seinem Kinde zurück. Der Abschied, als er 1790 nach Venedig abreiste, von ihr und ihrem drei Monat alten Söhnchen, zerriß ihm fast das Herz, und da nun, schreibt er an Herder, beide ganz verlassen seien, wenn ihnen etwas zustieße, wo Christiane sich nicht zu helfen wüßte, „so habe ich ihr gesagt, sich in solchem äußersten Falle an Dich zu wenden. Verzeih!“ In Venedig nennt er sie seinen „guten Schatz“, der ihm unmittelbar neben den liebsten Freunden steht, und in einem Dankbriefe an Herder aus Mantua (24. Mai 1790), in welchem er herzlich für gute Nachricht von „seiner Kleinen und dem Kinde“ dankt, schreibt er: „Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelassenen danke ich Euch von Herzen, sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt.“ In Schlesien dichtete er an sie das reizende Gedicht aus dem Feldlager (Werke I., S. 216) und schreibt von dort an Herder: „Auch mir hat sich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga vermehrt. Es ist all' und überall Lumperei und Lauferei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geruht habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen mir treu ist, und mein großer Ofen gut heizt, so habe ich fürerst nichts weiter zu wünschen.“

In dieser Weise geht das Verhältniß Herder's und Goethe's

in den Briefen in treuer gegenseitiger Theilnahme an allen Interessen und Bestrebungen fort. Vor Allen ist es Goethe, der sich hier unermüdlich thätig erweiset. Er vermittelt Geldgeschenke und Zulagen vom Herzog für den mehrfach bedrängten Herder (S. 132. S. 149.), berät den Letzteren, der sich bei einer Rangerhöhung, die er mit einem anderen theilen sollte, störrig erwies, und ermahnt ihn die Sache philosophisch würdiger zu nehmen, etwa so, „wie er selbst (Goethe) seinen Adelsbrief hingenommen habe"; und noch der letzte Brief der Sammlung, kurz vor Herder's Tode geschrieben, betrifft einen wichtigen Dienst, den er in einer ähnlichen Sache dem alten Freunde leistete, der schon seit Jahren — nicht mehr sein Freund war.

Denn ach! das schöne Verhältniß ging zu Ende, noch ehe der Tod es vollends zerschnitt. Es lockerte sich, als Schiller sich enger und enger an Goethe anschloß, und dieser diese Annäherung mit immer wachsender Neigung erwiederte. Herder wurde immer bitterer, grilliger, ablehnender gegen Goethe und alles Das, was dieser ihm von seinen Arbeiten mittheilte. Ein Brief Herder's aus dem Jahre 1795 über Goethe's Wilhelm Meister, von Düntzer in der Einleitung zu Goethe's Briefen an Herder erst jetzt veröffentlicht, zeigt die Kluft, welche zwischen den früher so innig Verbundenen aufgerissen war. Herder erscheint hier völlig auf dem Standpunkte, den mehr als ein Menschenalter später Börne's moralischer Rigorismus der vollendetsten Dichtung Goethe's gegenüber einnahm. Er nimmt Alles zurück, was er selbst früher zum Lobe und Preise jener Dichtung gesagt und geschrieben. „Die Marianen und Philinen, die ganze Wirthschaft" ist ihm „verhaßt", und „die Liebe, die Wilhelm auf ein Geschöpf wie Marianne geworfen", dünkt ihm ein unauslöschlicher Flecken seines moralischen Charakters! Ja, er läßt

im Grunde von allen Charakteren des Romans nur einen gelten, und dieser eine ist — „der alte Harfenspieler!“ „Das ist mein Mann!“ schreibt er. — Der arme Herder! Er selbst war damals in seiner immer steigenden Verdüsterung dem alten Harfner in Goethe's Dichtung zu vergleichen, der wie ein finsteres Traumbild durch das blühende Leben zieht!

„Licht! Liebe! Leben!“ Mit wie eigener Empfindung liest man auf dem grauen Steine, der in der Stadtkirche von Weimar Herder's Asche deckt, diesen Sehnsuchtsruf des Todten aus seiner Gruft, der als Lebender in der Freundschaft eines Goethe soviel Licht, Liebe und Leben besaß, ohne ihrer auf die Dauer froh zu werden. Wir aber wollen diese Skizze schließen mit dem Ehrengedächtniß, das ihm der treue Freund in den Worten aufgerichtet hat:

Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn erspriesst,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.
— — — — — — — — — —
Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen:
Humanität sei unser ewig Ziel.

Götz von Berlichingen

in Goethe's Dichtung und in der Geſchichte.

(1857.)

„Edler, edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß! Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt!“

Mit dieſen Worten ſchließt das allbekannte Drama unſeres größten Dichters, das von Anfang bis zu Ende ein einziger Panegyricus iſt auf den Mann, deſſen Namen es trägt. Es ſind nicht alle berühmt, die es zu ſein verdienen, und die es ſind, verdienen es weit nicht alle!

Das Letztere trifft leider zu bei dem berühmten Helden des Erſtlingswerkes unſerer modernen Litteratur. Hätte Goethe die Reſultate geſchichtlicher Forſchung vor ſich gehabt, deren wir uns heute, ſechsundachtzig Jahre ſpäter, erfreuen, er würde ſich zweimal bedacht haben, ehe er den Mann zum Helden erkoren hätte, deſſen Leben und Thaten er nur aus ſeinen eigenen Zeugniſſen kannte. Wenn dieſen jetzt „die Nachkommenſchaft“ — freilich nicht in dem bei Goethe gemeinten Sinne — „verkennt“, wenn der Name des „biedern Ritters“ Götz von Berlichingen von einer falſchen poetiſchen Ruhmesglorie umſtrahlt erſcheint, wenn deutſche und nichtdeutſche Leſer ſeinem Andenken eine Verehrung weihen, die er nimmer verdient hat, ſo iſt dies allein die Schuld

Goethe's. Es ist ein Unglück, daß die Liebe des Genius auf eine historische Persönlichkeit gelenkt worden ist, die im Lichte unserer heutigen Kenntniß der Geschichte jener Zeit und der großen tragischen Bewegung, in welche sie verwickelt war, nichts weniger als diese Auszeichnung verdiente, während unendlich edlere und größere Gestalten derselben Zeit, wie der heldenhafte Florian Geier, der großartige Staatsmann Wendel Hippler, ja, selbst der edelbegeisterte Schwärmer Thomas Münzer, klanglos zum Orkus hinabgesunken sind, denn:

„Nur wen der Dichter gerühmt, der wandelt dort unten gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu."

Goethe's Götz von Berlichingen ist in historischer Beziehung ein trauriges Denkmal der Unreife des Dichters wie seiner Zeit an geschichtlicher Bildung und Einsicht, und die Geschichte erscheint in dieser Dichtung in einer Weise gefälscht, wie wohl selten in einem berühmten Dichtwerke historischen Stoffes. Wir wollen nur auf die Anschauung des Bauernkrieges aufmerksam machen, welche in demselben durchgängig vorherrscht. Der Dichter des Götz hat diese eben so großartige als tragische Erhebung des von seinen weltlichen und geistlichen Zwingherren grausam unterdrückten deutschen Volkes gegen seine erbarmungslosen Dränger durchaus unwürdig behandelt. In der zweiten und dritten Bearbeitung seines Götz ist auch das Wenige noch weggeblieben, was er in der ersten für die Bauern gesagt hatte. Möglich, daß er, selbst wenn er die Ursache wie den Verlauf dieser Bewegung gründlicher gekannt hätte, sich dennoch seiner Natur nach nicht für sie begeistert, ja, vielmehr dennoch von ihr abgestoßen gefühlt haben würde. Er war nun einmal, wie er selbst sich nannte, „ein Kind des Friedens", und seinem Geiste war es, wie er gleichfalls selbst bekennt, eigenthümlich, daß er sogar „lieber eine

Ungerechtigkeit ertragen mochte, als eine Unordnung", — ein Geständniß, das freilich im Munde eines Dichters zugleich einen Verzicht auf die Befähigung historischer Dichtung und historischer Tragödie in sich schließt. Aber jedenfalls würde er in dem oben bezeichneten Falle schwerlich seinen Götz von Berlichingen gedichtet haben.

Das Verhältniß des Ritters mit der eisernen Hand zu dem großen deutschen Bauern-Aufstande des Jahres 1525 war ein durchaus anderes, als Goethe es darzustellen für gut fand. Die Forschungen von Bensen in seiner „Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken", und ganz neuerdings Zimmermann in seiner zweiten Bearbeitung der „Geschichte des großen Bauernkrieges nach Urkunden und Augenzeugen" (Stuttgart 1856) haben dies unwiderleglich dargethan, und es wird gut sein, die geschichtliche Wahrheit gegen die Dichtung in ihr gebührendes Recht wieder einzusetzen.

Ritter Gottfried von Berlichingen auf seiner Burg zu Hornberg am Neckar war seiner Zeit ein weit und breit im Reiche durch seine Tapferkeit und Raufluft bekannter Edelmann, ein kühner Wegelagerer und Raubritter. Er haßte die Geistlichen, er haßte die den freien Rittersmann einengenden Fürsten, er haßte die Ordnung des schwäbischen Bundes und „schmierte gern", wie er sich ausdrückte, „einem Bundesrath ein wenig über den Kopf". Den reichen Herren in der Stadt war er auch nicht hold; und wenn er auch gern zuweilen die Sache eines geringen Mannes, der mit seinem Rechte nicht aufkommen konnte, zu der seinigen machte, um dadurch erwünschten Anlaß zu haben, die großen Herren zu befehden, so war er doch selbst so ganz auf Willkür, Gewalt und faustrechtliche Selbsthülfe gestellt, daß er ganz naiv „in einer Zahl Wölfe, die in

eine Schafherde führen", sein und seiner Freunde natürliches Ebenbild sah*).

Als die geistigen Leiter der großen Volksbewegung von 1525, an ihrer Spitze der feine Staatsmann Wendel Hippler, die Seele des obersten Kriegsrathes, sich nach einem Führer des Bauernheeres umsahen, der Kriegserfahrung und Ansehen genug besäße, um Einheit und Ordnung in die zerstreuten Wagnisse zu bringen und dessen Name über Freund und Feind Gewicht hätte, fanden sie keinen anderen für solches Bedürfniß geeigneten Mann in den Reihen des deutschen Adels als Götz von Berlichingen. Wendel Hippler, der ihn im Kriegsrathe zum obersten Feldhauptmann vorschlug, irrte sich schwerlich über das Maß seiner Befähigung. Er wußte, daß der tapfere Ritter, dessen Thaten sich bisher nicht über Wegelagerungen und Raufhändel zwischen Neckar, Main und Nürnberger Waldungen hinaus erstreckt hatten, bei denen der Zusammenstoß von einem halben Hundert Reisiger schon als etwas Bedeutendes erschien, kein Feldherr war, ja, daß er kaum einen bedeutenden Krieg gesehen hatte. Er wußte auch, daß er in Bildung und politischer Anschauung, wie in der Auffassung der Sache der Freiheit und Einheit Deutschlands, um die es sich handelte, nicht von fern mit einem Sickingen und Hutten zu vergleichen war, und daß er eigentlich doch nur in der Adelsgenossenschaft sein Vaterland sah. Aber Sickingen und Hutten lebten nicht mehr, und so war Götz die einzige populäre Gestalt von bekanntem Namen, zugleich der einzige Ritter, dessen Grundsätze und Ruf ihn dem Unternehmen zu verbinden geeignet schienen. Er war ein gefürchteter Feind der hohen Geistlichkeit, die selbst gegen ihn predigte. Er

*) Zimmermann I, 147, 188.

war ein Feind des schwäbischen Bundes, gegen den er für Herzog Ulrich von Würtemberg gefochten, der ihn zwei Jahre lang unwürdig und widerrechtlich gefangen gehalten und eben erst vor drei Jahren auf Urfehde freigelassen hatte. Er war der Schwager des großen Sickingen und galt für den Theilnehmer an dessen großartigem Plane, ganz Deutschland zu einem wirklich einheitlichen Reiche unter einem einzigen obersten Beherrscher, dem Kaiser, umzugestalten. So schien er gleichsam der politische Erbe von Sickingen's Ruhm und Stellung zu sein. Aber noch mehr! Er selbst hatte sich den Bauern als Mitglied ihrer „freien christlichen Vereinigung und Bruderschaft" angetragen, und noch existirt das Dokument, durch welches ihm von den „Obristen und Hauptleuten des christlichen Heeres der Bauern" der Eintritt gewährt und ihm und den Seinen Schirm und Schutz zugesagt wurde. Der „getreuherzige Götz" hatte seine Ursachen, warum er später in seiner Lebensbeschreibung davon nichts wissen wollte; denn dieser Umstand stempelte sein Betragen, als er am Vorabende der letzten blutigen Entscheidung entwich, zu einer That verrätherischer Desertion! Auch für seinen Bruder, der auf Jaxthausen saß, erlangte er Sicherheit und Schutz von den Bauern.

Aber nicht nur in den Bund der Bauern war Ritter Götz im Hauptquartier der Obersten zu Kloster Schönthal freiwillig für seine eigene Person eingetreten, er hatte ihnen auch zugesagt: „er vermöge die Edelleute zu ihnen zu bringen." Er dachte daran, die große Volksbewegung im Interesse der „kleinen Herren" gegen die größeren Landesherren, der fränkischen Ritterschaft gegen die geistlichen Fürsten zu benutzen. Auch die Regierungen fürchteten das, und schon ehe Götz die Feldhauptmannsstelle übertragen worden war, schrieb der würtembergische Obervogt

von Schöndorf an die österreichische Regierung nach Stuttgart: „Götz von Berlichingen sei der Bauern oberster Hauptmann, wiewohl man den offen dafür nicht ausgeben dürfe.“ In der That hatte Götz bereits ein Ausschreiben an die fränkische Ritterschaft erlassen, „sich in vierzehn Tagen wohlgerüstet zu einer allgemeinen Versammlung einzufinden“.

Da geschah die That von Weinsberg. Sie veränderte plötzlich die Stellung Götzens zu den Bauern. Der fränkische Adel, den Götz mit den Bauern zu vereinigen gedacht hatte, ward von Entsetzen ergriffen. Zum Volke zu treten und mit demselben vereint die geistlichen Fürsten anzugreifen, davon war jetzt keine Rede mehr, wo man sah, daß es im Bauern-Heere eine Partei, wenn auch die bei Weitem kleinere, gab, die radikal zu verfahren und nicht nur die geistlichen, sondern auch die weltlichen Herren abzuschaffen und nur Einen Stand, den der Gemein-Freien, in dem neuen Reiche deutscher Nation herzustellen gedachte. Ein Theil dieser Partei war es, der, angestiftet von dem wilden Jäcklein Rohrbach, ohne Wissen der überwiegenden Mehrzahl des Bauern-Heeres, die Blutrache zu Weinsberg geübt und den edlen Herren gezeigt hatte, was ihrer warte, wenn sie ihrerseits fortführen, die Gegner als solche anzusehen, die man nicht als gleiche Streiter betrachten und nach Kriegsrecht zu behandeln, sondern als empörte Sklaven grausam zu bestrafen habe. Zwar machten jetzt die meisten Ritter und Edlen, um sich zu retten, ihren Frieden mit den Bauern, und Götz sah seine eigenen Brüder und fast alle Edelleute seiner Umgegend in die Brüderschaft derselben treten. Aber mit seiner Neigung für die Sache war es vorbei, seit er zu bemerken glaubte, daß hier Elemente vorhanden waren, die ihm weit über den Kopf gingen. Auch ihm selber traute im Bauern-Heere der gemeine Mann nicht

mehr recht, und der Vorschlag Wendel Hippler's, des Kanzlers, der seine Wahl zum obersten Feldhauptmann fortwährend dringend empfahl, stieß auf entschiedenen Widerwillen. „Wir haben einen Bauern-Krieg", hieß es, „was bedürfen wir dazu des Adels?" Und als Hippler ihnen vorstellte, daß ein Feind wie Götz von Berlichingen ein gefährlich Ding für ihre Sache sein würde, so fragte man dagegen: „Warum henkt man ihn denn nicht an einen Baum?" (Zimmermann II. 74. Bensen S. 167.) Indessen Wendel Hippler und die anderen Freunde des Ritters im Bauernrath drangen durch, und Götz von Berlichingen ward zum Feldhauptmann gewählt.

Der „getreuherzige" Ritter weiß in seiner Lebensbeschreibung viel davon zu erzählen, wie man ihn gezwungen habe; aber er sagt nicht, daß er schon einige Wochen vorher mit im Kriegsrathe der Bauern zu Gundelsheim gesessen und seinen Plan entwickelt hatte, wie man mit den Bischöfen von Mainz und Würzburg den Angriff beginnen müsse. Freilich mochte sein Hab und Gut, vielleicht auch sein Leben auf dem Spiele stehen, wenn er ablehnte. Aber hat ein „Ritter" danach zu fragen, in solchem Falle? Es ist falsch und unwahr, wenn er erzählt, daß er die Hauptmannschaft nur unter der Bedingung angenommen habe: „daß sie nichts Anderes wollten als das Wort Gottes, sonst ihrer Obrigkeit Gehorsam leisten, alle Lasten, Gülten, Zinsen und Frohnden tragen und leisten, und alle Mängel ihren Herren anheimstellen, keines Edelmannes Haus schädigen und bloß ihre rechtlichen Ansprüche vorbehalten wollten." Unwahr und lächerlich! Denn Götz hatte bei seinem Eintritt in die Verbrüderung der aufgestandenen Bauern die zwölf Artikel ganz einfach und ohne alle Bedingniß unterschrieben und beschworen; und wenn die Bauern hätten handeln wollen, wie er verlangte, so hätten sie

Kaiser Hadrian steht, die Spitze und Blüthe der von jenem kaiserlichen Pedanten angeregten und beförderten Richtung der Literatur, die sich, wenn gleich entfernt, mit den bei weitem grossartigeren Bestrebungen der Alexandrinischen Grammatiker unter den Ptolomäern vergleichen lässt; während auf der andern Seite selbst die Form seines Werks vorzugsweise von der Art ist, dass durch sie die Erlangung jener Einsicht in die philosophischen Studien und den Grad der wissenschaftlichen Bildungshöhe seiner Zeit, durch mehrere grösstentheils unabsichtlich und des Schmucks wegen eingestreute Züge und Bemerkungen, begünstigt wird.

Gellius [1]) hatte seine wissenschaftliche Bildung durch einen mehrjährigen Aufenthalt zu Athen begründet und gesichert; denn der Besuch dieses Sitzes der Wissenschaft war eben so, wie zweihundert Jahre früher zu Cicero's Zeit, noch immer unerlässliche Bedingung für jeden Römer, der auf gründliche wissenschaftliche Bildung Anspruch machte [2]). Selbst Hadrianus wählte dort zweimal seinen Winteraufenthalt [3]), und Gellius gedenkt verschiedentlich eines Kreises von dort studierender Römern, dem auch er sich angeschlossen hatte [4]). Gründ-

1) Geboren unter Hadrian, gestorben unter Antoninus Philosophus (Lion praef. p. XII.). vgl. die zweifelhafte Angabe XX, cp. 1.

2) Spartian. Vit. Hadriani cp. XII. Dio Cass. LXIX, p. 792. Beutler de Athenarum statu politico sub Romanis pag. 6. Not. 3.

3) Von vielen Stellen nur Gell. I, cp. 3.

4) Herodes Atticus, vir et graeca facundia et consulari honore praeditus, arcessebat saepe nos, quum apud

vor allen Dingen nach Hause gehen und die Waffen niederlegen müssen, statt sich einen obersten Feldhauptmann zu wählen. Götz hatte sich nur seine Pflicht gegen den schwäbischen Bund vorbehalten, und gefordert, daß solche tyrannische Handlungen wie die Bluthat zu Weinsberg nicht mehr statt fänden. Das Erstere hatte man ihm zugestanden; und auf das Zweite hatte man geantwortet: „es wär' geschehen; wo mit, geschäh' es vielleicht nimmer!" Das war die Wahrheit. Die große Majorität des Bauern-Heeres und seiner Führer hatte die That, die ohne ihr Wissen geschehen war, entschieden gemißbilligt, und ihr Vorschlag, Götz von Berlichingen zum obersten Feldhauptmann zu machen, war nichts Anderes, als ein Ausdruck dieser Mißbilligung. Die gemäßigte Partei hatte im Bauernrathe gesiegt über die extreme, deren Führer Jäcklein Rohrbach sich mit seiner Schaar in Folge dessen von dem Hauptheere trennte. Zum Unglück für den Ausgang der Sache selbst verließ auch Herr Florian von Geier mit seiner erlesenen „schwarzen Schaar" das große Heer, den sogenannten „hellen Haufen", und schloß sich dem fränkischen Heere an.

Aber auch die Räthe und Hauptleute des großen Heeres trauten ihrem erwählten Feldhauptmann nicht, und waren darüber einig, auf alle seine Schritte ein wachsames Auge zu haben. Götz hatte die Feldobersten-Stelle zunächst nur auf vier Wochen angenommen; doch hatte er sein Versprechen erneuert, den Adel für die Sache der Bauern zu gewinnen, und seine ersten Pläne für die Kriegsführung waren verständig. Er rieth ab von der Belagerung der starken Festung Frauenberg des Bischofs von Würzburg, deren Erfolglosigkeit er voraussah und an der später wirklich zum großen Theil die Sache der Bauern zu Grunde ging. Sein Plan war: mit Zusammenziehung aller Haufen

zunächst dem Hauptgegner, dem schwäbischen Bunde, entgegen zu rücken und dessen Macht in einer oder zwei offenen Feldschlachten niederzuwerfen, worauf dann Städte, Festungen und Schlösser von selbst fallen mußten. Aber dieser Plan ward verworfen. Man zog gegen das reiche Kloster Amerbach, das rein ausgeplündert ward, und die Zeugenaussage des Abtes bewieß später, daß der biedere Ritter gehörig „mitmachte". Er verspottete den alten Abt, als dieser tief seufzend die Kostbarkeiten des Klosters von dem Beutemeister des Bauern-Heeres versteigern sah; er half ihm die versteckten silbernen Becher abpressen, und erstand für 150 Gulden die blaue Pracht-Inful des Abtes, aus deren Geschmeide er seiner Hausfrau einen Halsschmuck machen ließ, während diese sich aus dem Sammt eine Jacke schneiderte. Die Bauern waren mit ihrem Feldhauptmann so wohl zufrieden, daß sie ihm den dritten Theil des Kaufschillings erließen, wie sie ihm zuvor schon den Wildzug von Hornek geschenkt hatten.

Aber das gute Einvernehmen dauerte nicht lange. Noch in Amerbach versuchte Götz mit Wendel Hippler die in den zwölf Artikeln aufgestellten Forderungen beträchtlich zu mildern, um die Städte und den Adel zu gewinnen. Dadurch verlor er das Vertrauen des Heeres und kam selbst in Lebensgefahr, aus der ihn nur Georg Metzler, sein Mithauptmann, und andere Hauptleute retteten. Seitdem aber war es um sein Ansehen geschehen, und obschon noch der überwiegende Theil der Räthe und Hauptleute für ihn war, und obgleich er noch viel Brennen und Plündern verhinderte, gewann er doch die Beliebtheit bei dem Heere nicht wieder. Die Bauern fühlten, daß er vermitteln wollte, wo nur Sieg entscheiden konnte, und er war seitdem mehr ein Gefangener im Zuge des Haufens, als dessen oberster Feldhauptmann. Doch ward von dem Heere, bei dem er war, keines

Edelmannes und Grafen Haus mehr eingeäschert, und selbst Reichsfürsten traten dem Bunde der Bauern bei.

Götz zog mit nach Würzburg gegen den Frauenberg, nachdem gegen seinen Rath die Belagerung desselben beschlossen worden war. Vergebens drang er auch hier noch darauf, mit der Besatzung einen Vertrag zu schließen und sich gegen Bamberg und Würzburg zu wenden. Ihn verlangte sicherlich danach, an diesen seinen alten Feinden Rache zu nehmen. Aber er drang nicht durch, und die Belagerung ward beschlossen. Ihr schlechter Erfolg ist bekannt. Während das Hauptheer hier sich nutzlos erschöpfte, gewannen die geistlichen und weltlichen Fürsten Zeit, ihre Truppen zu sammeln und zu verstärken. Der gefürchtete Truchseß von Waldburg schlug bei Böblingen und Sindelfingen die vereinzelten Bauern-Heerhaufen, übte zu Weinsberg das gräßliche Blutgericht, bei dem er den Bauern-Hauptmann Jäcklein von Rohrbach, mit einer Kette an einen Pfahl geschlossen, in einem Feuerkreise langsam verbrennen ließ, wie er kurz zuvor den Pfeifer des Grafen von Helfenstein eines zweistündigen Flammentodes hatte sterben lassen. Er ließ Weinsberg dem Erdboden gleich machen und rückte gegen Würzburg an. Da endlich drang Hippler's Meinung durch. Das Belagerungsheer theilte sich; nur 4000 Mann blieben mit dem schweren Geschütze zu Würzburg. Die übrigen 7- bis 8000 Mann zogen dem Truchseß entgegen zum Entscheidungskampfe. Es galt, sich zuvor mit dem fränkischen Zuzuge, 5000 kampfentschlossenen Männern, bei Oehringen zu vereinen. Ein Seitenmarsch, den Götz von Berlichingen anrieth, hinderte diese Vereinigung. Die Heerhaufen verfehlten sich. Verwirrung ergriff das Bauern-Heer, welches Götz von Berlichingen führte, und des Führers Verrath vollendete diese Verwirrung. Götz von Berlichingen „entritt" mit zehn Begleitern zu Adolf-

furth. „Er wolle mehr Leute bringen“, hatte er vorgespiegelt. Er hatte ausgerechnet, sagt er in seiner Lebensbeschreibung, daß gerade an diesem Tage, dem 28. Mai, die Zeit um war, für welche er den Oberbefehl übernommen hatte, und er rechnete darauf, daß in dem Drange der Umstände Niemand daran denken würde, daß die vier Wochen um seien. „Ich glaub nit“, sagt er, „daß sie die Abenteuer wußten, daß gerade meine Zeit um war!“ Aber er dachte nicht daran, daß er nicht bloß als oberster Feld-Hauptmann, sondern als Mitglied und Bruder dem Bunde der Bauern und ihrer „christlichen“ Sache gehuldigt und sich zugeschworen hatte, und daß weniger Ehre dabei war, wenn der Feldherr von dem Heere, das von dem Ablaufe seiner Feldherrnzeit keine Ahnung hatte, auf dem Rückzuge in der äußersten Noth, wenige Stunden vor der Schlacht, sich hinwegstahl, als wenn er selbst widerwillig bei denen aushielt, die in ihm noch immer ihren Feld-Hauptmann und Bundesbruder sahen. Er ging zum Feinde und schrieb am andern Morgen an seinen guten Freund Hans Reuter von Bieningen, den Schultheißen des Heerhaufens, den er verlassen hatte: sie sollten sich dem Bunde auf Gnade und Ungnade ergeben; er selbst habe bereits mit einem Rathe des Bundes, dem Ritter Dietrich Späth, ihrethalb geredet! Als die Flucht und der Verrath Berlichingen's bekannt wurden, ergriff Entsetzen das verlassene Heer. Ein altes Volkslied, in welchem sich der Zorn und Haß des Volkes später gegen den Verräther Luft machte, singt von der Schlacht bei Königshofen, in welcher der Rest des hellen Haufens vernichtet ward:

„Doch Götz, von Berlichingen genannt,
Ihr Hauptmann, war verschwunden!“

Aber sein Verrath bekam ihm schlecht, und statt des gehofften Dankes wurden Schmach und Gefängniß sein Lohn. Zwar mit

dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Bischofe von Würzburg vertrug er sich bald, und der kaiserliche Fiscal nahm die gegen ihn erhobene Anklage zurück und stellte ihm einen Unschuldsbrief aus. Aber der schwäbische Bund setzte ihn gefangen und ließ ihn erst nach zwei Jahren aus dem Gefängniß auf Bedingungen, die für den alten Ritter härter sein mußten, als der Tod. Er, der von Jugend auf frei durch Wald und Gebirg gestreift hatte, mußte geloben, nie mehr die Markung seines Schlosses Hornberg zu überschreiten, keine Nacht außer seinem Hause zuzubringen, lebenslang kein Roß mehr zu besteigen, dem Kurfürsten von Mainz und dem Bischof von Würzburg wegen Schadenersatz zu Recht zu stehen, Bürgschaft bis auf 25,000 Gulden zu stellen und sich an dem Bunde und den Bundesgliedern nie zu rächen. In diesem Zustande lebte er sechszehn Jahre lang, von den Fürsten gehaßt und von den Gemeinen, deren Sache er verlassen hatte, mit den bittersten Spottliedern verfolgt. Erst Karl V. hob seine Urphede auf, und der alte Haudegen machte noch als Greis einen Kriegszug nach Frankreich und die Belagerung von St. Dizier mit, ehe er sich, „ein erlebter und betagter Mann", zur Ruhe legte.

Wer diese geschichtliche Darstellung mit der Goethe'schen Dichtung vergleicht, wird erkennen, wie unverantwortlich die historische Wahrheit von dem großen Dichter verfehlt, um nicht zu sagen: gefälscht, worden ist. Die größte Unwahrheit ist der Tod und der letzte Ruf des Goethe'schen Götz nach — „Freiheit!"

Es gab nur Einen Helden dieses Kampfes, in dessen Munde dieser Ruf eine Wahrheit war. Das ist der edle Genosse des großen Sickingen, der Ritter, der von den Höhen des Lebens freiwillig herabstieg in die Reihen seines Volkes, für dessen Noth und Bedrängniß er ein volles Herz hatte, der seinen freiherr-

lichen Rittermantel wegwarf, um ein schlichter Gemeinfreier zu werden im neuen Reiche, der vom ersten bis zum letzten Augenblicke keine Umkehr kannte von der einmal betretenen Bahn, und der das große Trauerspiel des Volkskampfes würdig schloß mit einem heldenhaften Untergange — Florian Geier von Geiersberg, der wahrhaft ritterliche Held des Kampfes der deutschen Gemeinfreien für die politische und religiöse Einheit, Freiheit und Gleichberechtigung der deutschen Nation. Noch hat er keinen Sänger gefunden, der ihn, wie Goethe an Götz so unverdient gethan, unsterblich gemacht und in's innerste Herz seines Volkes unvergeßbar eingeschrieben hätte. Aber er wird ihn finden, so gewiß dieses Volk, für das er sich geopfert, noch eine andere Zukunft hat, als diejenige, welche ihm seine Feinde bereiten möchten.

Goethe und die Sesenheimer Friederike*).

(1871.)

Die Lektüre des unten genannten Buches, welches Goethe's Straßburger Aufenthalt und seine Sesenheimer Liebesepisode behandelt, ist recht geeignet, zu tröstlichen Betrachtungen anzuregen über die wunderbare Macht, welche das Geistige und Ideale in Bezug auf Dauer und Wirkung auf die Menschheit über die gewaltigsten Erscheinungen des Realen und Materiellen hoch hinaushebt.

Ein junger Mensch von 21 Jahren, ein Student, erlebt vor hundert Jahren in einem Elsässischen Pfarrhause eine Liebesidylle. Eine Jugendliebe, wie sie Tausende und aber Tausende erlebt haben und noch erleben, leidenschaftlich gesteigert durch drei bis vier kürzere und längere Ferienbesuche des jungen Straßburger Studiosen in den Herbst- und Frühlingstagen von 1770—1771, endet im Hochsommer des letzteren Jahres nach einer Blüthe von kaum zehn bis elf Monden mit schmerzvoller Trennung, da Verhältnisse und Umstände dem Jünglinge die Pflicht auferlegen, der jugendlichen auf's Gerathewohl gehegten Neigung zu ent-

*) Goethe zu Straßburg. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Dichters, von J. Heyser. Mit Facsimilen und Abbildungen. Neustadt an der Haardt, 1871.

ſagen. Was kann alltäglicher, gewöhnlicher ſein, als dieſer Vorgang, der ſich ſeitdem in unzähligen ähnlichen Fällen wiederholt hat?

Aber dieſer Jüngling iſt ein Menſch, der im ſichern Gefühle ſeiner Kraft, ſeiner Beſtimmung und Lebensaufgabe, es über ſich gewinnt, die Liebesleidenſchaft unreifer Jugend ſeinem Genius zum Opfer zu bringen, ſtatt denſelben an der Schwelle des Lebens in die Feſſeln der Ehe zu ſchlagen. Er iſt — oder vielmehr er wird ein Goethe, der größte Dichter ſeiner Nation, in ſeiner Perſon zugleich das höchſte Kunſtwerk menſchlicher Bildung und Ausbildung darſtellend für kommende Geſchlechter. Die Liebesepiſode ſeiner Jugend wurde — wenigen bekannt wie ſie es war — nach ein Paar Jahren ſelbſt im Kreiſe der Jugendgenoſſen vergeſſen, und das Geſchick wie der Name der unverheirathet gebliebenen Seſenheimer Pfarrerstochter würden in Dunkelheit und Schweigen gehüllt geblieben ſein, wenn Goethe nicht faſt ein halbes Jahrhundert ſpäter auf der Höhe ſeines Ruhmes die nicht genug zu preiſende Dankbarkeit gegen die Geliebte ſeiner Jugend geübt hätte, ihrem Andenken durch die Schilderung jener glücklichen Jugendtage eine wahrhaft beneidenswerthe Unſterblichkeit zu verleihen. Die Inſchrift auf dem Denkmale, welches jetzt Friederike Brion's Aſche auf dem Friedhofe von Meiſſenheim bezeichnet:

„Ein Strahl der Dichtung fiel auf ſie,
So reich, daß er Unſterblichkeit ihr lieh!"

ſie ſagt die Wahrheit. Reich und überreich ſind die kurzen Jugendſchmerzen, welche dem ſechszehnjährigen jungen Mädchen beſchieden geweſen waren, durch das verklärende Denkmal der Dichtung vergolten worden, welches ihr der Jugendgeliebte in

Dichtung und Wahrheit für alle Zeiten aufgerichtet hat. Er vollendete es in demselben Jahre 1813, in welchem Friederike Brion aus dem Leben schied, mitten unter den Stürmen des furchtbaren Krieges, welche damals über die Erde rasten.

Ich habe im ersten Theile meines Werks über Goethe's Frauengestalten*) den Versuch gemacht, die dichterisch verklärte Gestalt Friederikens aus Goethe's unübertrefflicher Darstellung der Sesenheimer Liebesepisode zu entwickeln, und zugleich zu zeigen, mit welcher rührenden Offenheit und mit welcher seltenen Strenge gegen sich selbst der große Dichter in seiner Schilderung jenes Jugendereignisses verfahren ist. Eine Betrachtung aber, welche ich zu Anfange dieser Zeilen angedeutet habe, wird hier nachzufügen erlaubt sein.

Hundert Jahre sind vergangen seit dem Tage des August 1771, an welchem der zweiundzwanzigjährige eben zum Doktor juris promovirte Frankfurter Patriziersohn durch seinen schmerzlichen Abschied von der Elsässischen Pfarrerstochter die Sesenheimer Liebesidylle abschloß, von der volle dreiundvierzig Jahre lang kein Mensch — mit Ausnahme weniger Einzelnen — irgend etwas wußte. Da entwarf Goethe im zehnten und elften Buche seiner Selbstbiographie jenes zauberhafte Gemälde, in welchem er „die Bilder froher Jugendtage" mit den geliebten Gestalten die sie einst belebten auf's Neue in ein höheres kunstverklärtes Dasein rief, jenes Gemälde, „warm und duftig wie Claude Lorrains bezaubernde Schöpfungen, ausgezeichnet durch die feinste Technik der Darstellung"**) und von einer Tiefe und Innigkeit der Empfindung, die auf jedes Menschenherz ihre unwiderstehliche

*) Goethe's Frauengestalten, dritte Ausgabe. (Zwei Theile, Berlin 1870.) — I, S. 183—203.

**) Leyser, S. 91.

Macht übt und üben wird, so lange die Sprache geredet wird in der dieſe ſchönſte aller Liebesdarſtellungen geſchrieben iſt.

Was iſt Alles geſchehen, wie Ungeheures iſt vorgegangen in den hundert Jahren ſeit jenem einfachen Ereigniſſe in dem Elſaſſer Pfarrhauſe! Aber alle die Revolutionen, die ſeitdem Europa erſchüttert, alle die hundert und aberhundert Schlachten, welche den Boden Europa's vom Tajo bis zur Moskwa mit Blut getränkt haben, die Könige die erhoben und vertrieben, die Städte welche eingeäſchert, die Throne welche errichtet und zerbrochen worden ſind, alle dieſe Begebniſſe, die in der Zeit ihres Geſchehens die Welt ſo viel von ſich reden machten, und in denen ſich die Gewalt des Realen und Materiellen mit ihren Rieſenfäuſten ſo fürchterlich bethätigte — ſie hängen nur noch wie trockne Blätter am Baume hiſtoriſcher Erinnerung. Jene unſcheinbare Epiſode dagegen, vom Dichter geſtaltet und verklärt, lebt noch nach hundert Jahren ein immer friſcheres Leben in den Herzen der Menſchen, deren ſie viele Hunderttauſende gerührt und zu liebevoller Theilnahme bewegt hat und bewegen wird. Das iſt die Macht des Idealen über die gemeine Realität, die Macht des Geiſtigen über das Materielle, des Dichters, des Genius Unſterblichkeit verleihende Kraft und Herrſchermacht, die allein wahrhaft „von Gottes Gnaden“ zu heißen verdient! Und ſo iſt es denn in dieſer ſchweren Zeit ein tröſtlicher Gedanke: daß dieſe Elſaſſer Liebesdichtung Goethe's und ihre Wirkung auf die Herzen und Gemüther der Menſchen auch die Erinnerung an all das Elend und alle die Gräuel des Kriegsunwetters, mit welchem im Säkularjahre der Seſenheimer Idylle das ſchöne Heimathland derſelben zum Schmerze jeder fühlenden Menſchenbruſt überzogen werden mußte, weit, weit überdauern wird!

lichere Kenntniss der griechischen Sprache und Literatur mussten bei einem solchen der Wissenschaft gewidmeten Leben in dem Hauptsitze der antiken Weltbildung um so mehr gefördert werden, als die Stadt der Pallas damals in der That noch immer, sowohl durch bedeutende Büchersammlungen als durch das Zusammentreffen der geistvollsten und gebildetsten Männer, den Strebenden alle mögliche Förderung bot. Sehen wir, unseren Zweck im Auge, auf den damaligen Zustand der Philosophie in Athen, so finden wir auch hier für die Belehrung der fremden römischen Gäste durch äussre Anstalten wohl gesorgt. Durch Kaiser Markus Aurelius milde Liberalität waren neben andern auch für die Philosophie besoldete Lehrstühle errichtet, deren Besetzung zunächst unter kaiserlichem Einflusse, dann aber auch nach der Wahl der Athener selbst erfolgte. Für jede der Hauptsekten, die ein halbes Jahrtausend hin immer noch ein, wenn gleich vielfach verkümmertes Leben gefristet hatten, wurden zwei solche öffentliche Lehrer gewählt; und so sehen wir denn die schattigen Haine der Akademie und die Wandelgänge des Lykeions, sammt der Stoa und den Gärten des heitern Epikur, wieder den Lehren ihrer alten Gründer geöffnet [1]). Die Peripatetische Schule nun war gleichfalls zu keiner Zeit in Athen

magistros Athenis essemus, in villas et urbi proximas, me et cl. vir. Servilianum complaresque alios nostrates, qui Romae in Graeciam ad capiendum ingenii cultum concesserant. Gell. N. A. I, 2.

1) Beutler a. a. O. p. 9–12.

Gehen wir von diesen Betrachtungen über zu dem Buche, durch welches sie veranlaßt wurden, so ist zunächst das fleißige Studium des zahlreich vorhandenen litterarischen Materials, sowie die sorgfältige Aufspürung mancher bisher noch unbenützter Quellen zur Vermehrung und Berichtigung einzelner Punkte rühmend zu erwähnen. Der Verfasser wollte, wie er selbst uns sagt, durch diese seine Behandlung eines einzelnen Abschnittes im Leben und Entwicklungsgange des Dichters ein Beispiel geben: wie etwa das Leben Goethe's „für das große Publikum allgemeiner Bildung zu schreiben wäre, dem seit Lessing die deutsche Litteratur angehört". In gewissen Partieen seines Buches ist ihm dies gelungen. In Betreff des Ganzen aber scheint er übersehen zu haben, daß die von ihm beliebte Ausführlichkeit, wenn sie ein zukünftiger Biograph Goethe's in gleicher Weise auf die Gesammtdarstellung eines so langen und so reichen Lebens anwenden wollte, zu einer Ausdehnung führen müßte, welcher mehr als ein Dutzend solcher Bände, wie der vorliegende, noch nicht genügen würden. Herr Leyser übersieht, daß Styl und Behandlung solcher Monographien, wie die seine, wesentlich andere sind, als diejenigen, welche ein biographisches Gesammtbild für sich verlangt und verlangen muß. Wer über diese letzteren gründlich nachgedacht und sich in dem Falle befunden hat, selbst die praktische Erfahrung jenes Unterschiedes zu machen, wird eben daher nicht umhin können, jenen Anspruch des Herrn Verfassers von vorn herein abzuweisen. Seine Monographie ist eben weiter nichts als ein — sehr nützlicher — einzelner Baustein, aber auch eben nur ein solcher für den zukünftigen Meister, der einst der Nation den gewaltigen Pyramidenbau dieses großen Daseins würdig vor die Augen stellen wird. Ein „Leben Goethe's", wie wir Andern es in der Seele tragen, dürfte ein

Werk ſein, an welches ein hochbegabter hiſtoriſcher Künſtler wohl ein halbes, wenn nicht ein ganzes Leben zu ſetzen haben wird, wenn ſein Werk der Größe der Aufgabe entſprechen ſoll. Was wir bis jetzt von ſolchen Verſuchen einer Biographie Goethe's beſitzen, ſind eben nur unvollkommene, wenn auch verdienſtliche und dankenswerthe — Verſuche.

Aber ſelbſt über den Werth ſolcher Monographien wie die vorliegende für die Kenntniß und Erkenntniß des Dichters müſſen wir uns ins Klare ſetzen, um uns keiner Täuſchung hinzugeben. Soweit dieſelben Thatſächliches aus dem Leben des Dichters zuſammenſtellen, berichtigen und ergänzen, liefern ſie dankenswerthes Material für den zuſammenfaſſenden Biographen. Wo ſie aber darüber hinaus gehen, und an dem Kunſtwerke der Selbſtbiographie des Dichters die von demſelben gefliſſentlich im Dämmerlichte gelaſſenen Umſtände und Verhältniſſe der realen proſaiſchen Wirklichkeit von der Schönheit der künſtleriſchen Formirung entkleidet aufzuzeigen ſich die unfruchtbare Mühe machen, da verfallen ſie dem Tadel, welchen Goethe einmal über ſolches Verfahren in den Worten der Xenie ausſpricht:

„Was wir Dichter ins Enge bringen,
Wird von ihnen ins Weite geklaubt.
Das „Wahre" klären ſie an den Dingen,
Bis Niemand mehr daran glaubt!"

Das Lenſer'ſche Buch iſt in manchem Bezuge nicht von dieſem Vorwurfe des Dichters frei zu ſprechen. So z. B. hat die Elſaſſer Pfarrerstochter für uns nach hundert Jahren lediglich und allein nur Intereſſe als die Friederike, wie ſie Goethe in ſeiner Schilderung unſterblich verklärt hat. Auch ihre Eltern und Geſchwiſter intereſſiren uns nur in der ihnen von Goethe gegebenen Geſtaltung. Völlig gleichgültig und unweſentlich iſt es

dagegen, wenn wir ihre Namen, Geburts- und Todesjahr u. s. w. erfahren, wenn unbedeutende Briefe und Stammbuchblätter von ihnen mitgetheilt werden. Aber geradezu störend, ja beleidigend ist es, wenn eine prosaische Neugierde aus dem späteren Lebensschicksale einer Friederike, wie Herr Leyser (S. 209 bis 212) thut, Widerwärtiges aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorzieht, wenn er das holde, vom Dichter gezeichnete Bild der Friederike von Dichtung und Wahrheit durch den Nachweis der von aller Welt seit fast 90 Jahren vergessenen „Thatsache" entstellt: daß die Jugendgeliebte eines Goethe, die protestantische Pfarrerstochter sich so und so viele Jahre später von dem katholischen Geistlichen von Sesenheim, „einem gewandten Manne", verführen lassen und in Folge dieses Verhältnisses einen Knaben geboren habe, der im frühen Alter zu Stephansfeld bei Straßburg gestorben sei! Es ist wahr, Herr Leyser ist nicht der erste, der diesen Ertrag einer Art von Handwerksburschenneugier zu Markte bringt.

Schon bei Goethe's Lebzeiten beging ein deutscher Pedant, der Bonner Professor Näke, sogar die unglaubliche Taktlosigkeit, dem Dichter der Sesenheimer Idylle diesen seinen Fund vorzulegen! Herr Leyser meldet, daß durch die oben erwähnte Mittheilung von dem Fehltritte der Sesenheimer Pfarrerstochter „sich ein förmlicher Federkrieg in Betreff des Für und Wider entsponnen habe". Ich glaube ein ziemlich guter Kenner der Goethe-Litteratur zu sein, und seiner Zeit, vor dreißig Jahren, auch das Näke'sche Buch gelesen zu haben; aber jenes Widrige war mir total aus dem Gedächtnisse entschwunden, und ich weiß es Herrn Leyser keinen Dank, daß er es uns wieder in die Erinnerung gerufen hat, und zwar nicht ohne eine gewisse Selbstbefriedigung darüber kund zu geben, „daß er in der Lage ist, das letzte und zwar das bestätigende Wort in dieser Streitfrage zu reden". Das ist

ein unliebsamer Flecken in dem sonst wohlgemeinten und wohlgelungenen Buche, ein Fehler, den ich nicht um dieser Einzelheit willen, sondern deshalb hervorhebend erwähne: weil man im Interesse des Schönen und der Kunst, und im Interesse jener Wahrheit, welche im Gebiete beider, in der Poesie, die alleinige ist, gegen solche prosaische Nachspürerei der den Kunstwerken zum Grunde liegenden und ihnen als Motiv dienenden materiellen Realität — zumal in einer Zeit wie die unsere — nicht lebhaft und nachdrücklich genug warnen und Protest erheben kann. Und was hat am Ende das vorliegende Buch mit seinem mühsamen Aufgraben der Lebensspuren der realen Friederike als letztes Resultat zu Tage gebracht? Nichts als den Beweis, daß die Sesenheimer Pfarrerstochter des Jahres 1771 eine im Grunde unbedeutende Perso war, deren fünfzehnjährige anmuthige Erscheinung mit dem Auge der Liebe eines Dichtergenius gesehen und ein halbes Jahrhundert später von ihm mit der rührenden Dankbarkeit der Erinnerung an eine Jugendliebe geschildert, ihre ganze Bedeutung eben nur dieser Schilderung verdankt; ein Mädchen, das mit einem Goethe als Gattin verbunden sich vorzustellen selbst für den bloßen Gedanken, im Hinblick auf die Mission dieses Genius, etwas Unerträgliches ist; ein Wesen endlich so ohne Tiefe des Gefühls und Bewußtseins über die durch die Liebe eines Goethe ihrer Existenz und ihrem Leben gegebene Weihe, daß sie sich in dem reifen Alter von einigen dreißig Jahren der unreinen Leidenschaft eines katholischen, zur Ehelosigkeit verpflichteten Priesters ergeben konnte! Mag sie immerhin, wie uns Herr Leyser berichtet, später als Matrone den Ihrigen eine gute „Tante“ gewesen sein — wir wollen es gern glauben.

Was wir aber nicht glauben, und zwar nach Herrn Leyser's

eigenen Entdeckungen über ihren späteren Liebeshandel mit jenem „gewandten“ katholischen Geistlichen nicht glauben, ist, „daß sie die hohe Liebe zu Goethe wandellos in ihrem Herzen getragen“ und um dessenwillen „ehrenvolle Bewerbungen“ stets mit den Worten zurückgewiesen habe: „Welches Herz von Goethe geliebt worden, das kann keinem Manne weiter angehören!“ (Leyser, S. 202—203.) Statt also von einem „tragischen Geschicke“ zu reden, durch welches eine Studentenverlobung zurückgegangen, sollte jeder Freund unserer Nation und der Menschheit nur Freude darüber empfinden, daß Goethe in seinem dunklen Jugenddrange das Wort wahr zu machen die Kraft gehabt hat, welchem ein Elsässer Dichter unserer Tage bei dieser Gelegenheit Ausdruck gegeben hat in den schönen Zeilen:

„Wo Einer sich ein Ideal erkoren
Und kniend ihm, in heilig frommer Scheu,
Sein ganzes Sein und Wollen zugeschworen,
Da gilt nur Ein Gesetz: Du bleibest treu!“

Friederike von Sesenheim aber, weit entfernt unser beklagendes Mitleid aufzuregen, theilt vielmehr das beneidenswerthe Glück der ganzen Straßburger Umgebung Goethe's, der Salzmann, Lerse, Weiland, Wagner, Lenz und wie sie weiter heißen, — das Glück, daß ihr Dasein und ihre Gestalten durch die bloße streifende Berührung des jungen Adlers und seines Genius aus der Nacht der Vergessenheit errettet und emporgetragen worden ist zur poetischen Unsterblichkeit im Gedächtniß „der redenden Menschengeschlechter“. Was sie sonst noch gewesen und gelebt, ist ein verschwindendes Moment für unser Interesse.

Friedrich Schiller.

(Ein Lebensbild*).

(1859.)

Ein ganzes Volk von vierzig Millionen
Hebt Händ' und Herzen feiernd heut empor,
In Hütten wie auf hohen Fürstenthronen,
Drängt Ein Gefühl erhebend sich empor;
Wo Deutsche auf dem weiten Erdball wohnen,
Schallt: „Er war unser!" heut im Jubelchor.
Verstummen muß der Frevelmund des Spottes,
Denn solche Volksstimm' ist Stimme Gottes!

Heute sind es hundert Jahre, daß in der niederen Hütte eines deutschen Städchens, am zehnten November des Jahres 1759, zu Marbach im Schwabenlande ein zartes, schwächliches Kind geboren ward. An seiner ärmlichen Wiege saßen Mangel und Sorge neben der Elternliebe; aber zu ihren Häupten stand der Genius des deutschen Volks, und begrüßte mit seinem Glorienscheine den Neugebornen. Denn in dieser Wiege lag der einstige Fürst und mächtigste Herrscher im Reiche des deutschen Geistes, dessen Geburtstag nach hundert Jahren gefeiert werden

*) Verfaßt auf den Wunsch des Vereins für die Schillerfeier 1859 und für die Schulen Berlin's in 60,000 Exemplaren abgedruckt.

sollte soweit die deutsche Sprache über den Erdball tönt, als ein Fest- und Feiertag seines Volks und der ganzen gebildeten Menschheit.

Das heutige Jubelfest ist ein einziges in seiner Art; es ist ein Fest, um welches alle Kulturvölker der Erde unser deutsches Volk beneiden können, während sie zugleich dankbar bewundernd an seiner Feier Theil nehmen. Denn keines von allen besitzt einen Propheten und Verkündiger des Menschheitevangeliums der Tugend und Sittlichkeit, der Schönheit und Humanität, der Freiheit und Brüderlichkeit aller Menschen, wie ihn unser Volk an seinem Schiller besitzt. Und eben weil er, der deutscheste der Dichter, zugleich ein Eigenthum der Welt geworden ist, weil die erhabenen Gedanken und Lehren, die er in unsterblichen Werken in der Sprache unseres Volkes ausgesprochen und ausgestaltet, und für die er gelebt und gelitten hat, als weltbürgerliche der ganzen Menschheit angehörende dastehen: darum wird selten eines Mannes Gedächtniß so weit hin auf dem Erdboden als ein Freudenfest der Menschheit begangen werden, wie das Fest unsers Schillers, bei dessen lichtem Namen Allen, die ihn nennen, die Strahlen des Lichts und der Schönheit, der Liebe, Wahrheit und Freiheit wie Sonnenglanz entgegenleuchten.

Versuchen wir mit kurzen Hauptzügen die Bahn zu zeichnen, welche dieser Mann von der niedern Geburtsstätte bis zum Gipfel solcher Größe, bis zum Herrscherthrone deutschen Geistes durchschritten hat. Sie war mühe- und dornenvoll diese Bahn, denn schon ein alter Dichter singt:

Schwer nur ringt sich empor das Talent, dem schon an der Wiege
Armuth sperret den Weg! —

Johann Christoph Friedrich Schiller ward am Geburtstage Luthers, den 10. November 1759, zu Marbach geboren. Das

liederreiche, waldgrüne Schwabenland, durch das der silberne Neckar, von Rebenhügeln umkränzt, dahinfließt, war die Wiege von Schiller's Kindheit, und diese Kindheit war bei aller Armuth seiner Eltern dennoch eine glückliche. Denn diese Eltern, denen er als erster und einziger Sohn im zehnten Jahre ihrer Ehe geboren ward, waren zwei treffliche Menschen, Beide Kinder des Volks, Kinder jenes deutschen Bürgerthums, dem die meisten unserer großen Geister entsprossen sind. Die Mutter, Elisabeth Kodweiß, war die Tochter eines kleinen Gastwirths zu Marbach; der Vater, Johann Kaspar Schiller, der Nachkomme einer ehrsamen Dorfbäckerfamilie. Aber in beiden leuchtete der göttliche Funken des ächten deutschen Geistes der Familienliebe und Treue, der gottergebenen Redlichkeit und der wahren Tugend und Frömmigkeit. Und sie hatten diese Tugenden nöthig in ihrem Leben, auch um des Sohnes willen, dessen hohen Ruhm sie beide noch erlebten, der ihnen aber zuvor durch sein Geschick schwere Prüfungen bereiten sollte. Herr Johann Kaspar hatte sich hart durch das Leben schlagen müssen, ehe er sich vom Unteroffizier und Feldscheer im rauhen Kriegsleben zum schlecht besoldeten Lieutenant und Hauptmann emporrang. Zugleich hatte er, von edlem Ehrgeiz getrieben, jede Stunde benutzt, um durch eigenes Lesen und Studiren ohne fremde Beihülfe als Mann dasjenige nachzuholen, was den Knaben und Jüngling die Ungunst der Umstände zu lernen verhindert hatte. Als ihm sein Sohn geboren ward, erhob der fromme Mann zu seinem Gotte das Gebet: „diesem Sohne an Geistesstärke zuzulegen, was er selber aus Mangel an Unterricht nicht erreichen können!“ Und noch ist das Blatt vorhanden, auf welchem der glückliche Vater später diesem Gebete zusetzte: „Dank Dir, mein Gott, Du hast mich erhört!“

Wie der Vater energisch, kraftvoll, strebsam und von unermüdlicher Thätigkeit, so war die Mutter, die große, schlanke wohlgebaute Frau mit den goldblonden Haaren und den sanften Augen, deren Ebenbild der Sohn im Aeußern war, das trefflichste, häuslichste Weib und das beste Mutterherz, sanft und fest zugleich. Im Schoße dieser ächten deutschen Familie, die der Geist der Liebe und Ordnung, der Gottesfurcht und Mäßigkeit beseelte, wuchs an der Seite einer zwei Jahre älteren Schwester Christophine die zarte Kindesblume zum helläugigen fröhlichen Knaben empor. Er war kein frühreifes Wunderkind, das schon im Anfange des Lebens seine erhabene Zukunft angedeutet hätte; er war eben ein Kind wie andere auch, zart von Körper wie von Gemüth, ein liebevoller Bruder und ein gefühlvolles Kind, bei dem besonders eine unüberwindliche Neigung, Andere zu beschenken, als ein charakteristischer Zug hervortrat. Desgleichen zeigte sich eine frühe Aufmerksamkeit auf Alles, was man im Familienkreise vorlas; und das geschah meistens aus der Bibel und aus Gellert's Gedichten. Wenn der Vater das Morgen- und Abendgebet laut sprach, eilte das Kind von seinem liebsten Spiele herbei. „Es war ein rührender Anblick, — erzählt seine ältere Schwester, — den Ausdruck der Andacht auf dem lieben Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm den Ausdruck eines Engelsköpfchens." An einem schönen Ostermontag, als die Mutter mit den beiden Kindern über Land ging, die Großeltern zu besuchen, erzählte sie ihnen die Geschichte von den Jüngern, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emaus Jesus zugesellt hatte; und so gerührt und begeistert wurden Mutter und Kinder, daß sie auf der einsamen Berghöhe vor

Marbach niederknieten und beteten. „Dieser Berg", erzählt Christophine Schiller, „wurde uns zum Tabor!"

Daneben horchte dann der heranwachsende Knabe nicht minder aufmerksam zu, wenn Abends der vielgewanderte Vater von seinen Erlebnissen draußen in der Fremde der weiten Welt, vom siebenjährigen Kriege und den Heldenthaten des „alten Fritz" erzählte, oder auf Spaziergängen nach der Höhe des Klosters Lorch, wo die Ahnherrn der Hohenstaufen begraben liegen, von der Herrlichkeit der deutschen Kaiser dieses Geschlechts berichtete. In Lorch fand der Knabe einen trefflichen Lehrer an dem Ortspfarrer Moser, einem Freunde der Schiller'schen Familie, der ihn an dem Unterrichte seiner eigenen Söhne Theil nehmen ließ. Dafür hat ihm der dankbare Schiller später mit seinem „Pfarrer Moser" in dem Trauerspiele „Die Räuber" ein ewiges Gedächtniß gestiftet.

Der Eindruck, welchen dieser würdige Geistliche auf den Knaben machte, war bedeutend. Sein höchster Wunsch ward, ein Pfarrer, ein Verkünder des göttlichen Worts zu werden, wie sein Lehrer es war, und beide Eltern, deren Wünsche auf eine gleiche Bestimmung des geliebten Sohnes gingen, stimmten freudig zu. Die lateinische Schule zu Ludwigsburg, nach welchem Orte der Vater 1766 versetzt wurde, erhielt an dem kleinen Fritz einen fleißigen Schüler, der alle Klassen derselben mit großem Lobe durchmachte, nebenher aber auch, angeregt durch das glänzende Theaterwesen, das er in Ludwigsburg sah, mit ausgeschnittenen Papierpuppen Trauerspiele aufführte, zu denen die geschickte Schwester die Coulissen und die Anzüge malte. Hier entstand auch sein erstes Gedicht. Es war sein Glaubensbekenntniß, das er bei seiner Einsegnung zum großen Erstaunen seiner Eltern in poetischer Form abfaßte. Es war das erste dämmernde Aufleuchten seines Genius.

ganz ausgestorben. Bis auf Cicero lassen sich selbst mit ziemlicher Sicherheit in fortlaufender Reihe ihre Häupter und Vorsteher aufzählen, und auch von da ab bis auf die Zeit, von der wir jetzt reden, fehlt es wenigstens nicht an einzelnen Namen und Notizen. Der vielgewanderte [1]) Eklektiker **Favorinus**, Hadrian's Zeitgenoss, Lehrer des Herodes und Gellius, steht nicht allein für seine Zeit als **Lehrer** der Peripatetischen Doktrin da [2]). Mit und neben ihm nennen Philostratus und Lucian [3]) die mehr oder weniger bekannten Namen **Agathokles**, **Herminus**, **Rufinus**, und zu Kaiser Markus Aurelius Zeit nennt Lucian zwei Peripatetiker, **Bagoas** und **Diokles**, als Bewerber um den Lehrstuhl der Aristotelischen Philosophie zu Athen [4]), wo etwa vierzig Jahre später dem reinen Aristotelismus durch den trefflichen **Alexander von Aphrodisias** und seine Schule neue kräftige Förderung zu Theil wurde. Wer aber die Gründlichkeit und Gediegenheit in den philosophischen Studien der Griechischen Lehrer der Philosophie dieser Zeiten allzu bedenklich fände, den könnten wir an die Thatsache erinnern, dass grade die Griechen dieses zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrech-

1) Er lehrte in mehreren Städten Asiens, in Athen, und zuletzt in Rom, wo er gestorben zu sein scheint.

2) ὁ δὲ Φαβωρῖνος αὐτὸς τὰ μὲν ἄλλα δαιμονιώτατος Ἀριστοτέλους ἑρμηνῆς ἐστι καὶ τῷ Περιπάτῳ νέμει μεγίστη τοῦ πιθανοῦ πλείστην. Plut. Quaest. Sympos. 10.

3) Beutler a. a. O. S. 60.

4) Lucian Eunuch. cp. 3. Beutler S. 60.

Das harmlose Glück dieser frühesten Jugendzeit war ein Schatz, an dem er lange zehren sollte. Denn es war von kurzer Dauer. Eine gewaltthätige Hand griff in sein Leben, um alle Richtungen desselben und alle Hoffnungen und Wünsche der Eltern gewaltsam umzubrechen. Es war eine Hand, der sich nicht widerstehen ließ, die eiserne Hand des Landesherrn. Herzog Karl von Würtemberg hatte eine Militairakademie zur Ausbildung von Beamten aller Art, die spätere „hohe Karlsschule", gestiftet. Nach einem wilden Jugendleben versuchte dieser Fürst jetzt, von Reue getrieben, sich ernsteren Dingen zuzuwenden. Die Erziehung der Jugend ward seine Liebhaberei. Begierig, seine Pflanzschule mit Zöglingen zu füllen, ließ er in den Schulen des Landes nach fähigen Offizierssöhnen Nachfrage halten. Als ein solcher ward ihm auch der vierzehnjährige Friedrich Schiller genannt. Die fürstliche Aufforderung an den Vater, ihm den Sohn in die neue Pflanzschule zu geben, war eine Gnade, welche ein Befehl war. Alle Wünsche und Hoffnungen der Eltern und des Sohnes wurden durch diese Gnade zerstört, denn der Herzog bestimmte, daß der junge Schiller statt eines Theologen ein Jurist werden sollte.

Acht Jahre (1773—1780) verlebte Schiller von den Eltern getrennt in dieser militairischen Anstalt, deren überaus strenge Gesetze, deren harter Zwang seiner ganzen Natur ebenso zuwider waren, als das juristische Studium, das er daher auch bald mit einem andern, freilich auch nur aus Noth von ihm gewählten, dem medizinischen, vertauschte. Aber an der Härte dieses Zwanges stählte sich seine Liebe zur Freiheit; im Kampfe wider die Willkür, welche über ihn verfügt hatte, härtete sich seine weiche Natur zur demantenen Festigkeit des Charakters, und in den Mauern und unter dem Zwange der Karlsschule schuf der achtzehnjährige Jüngling sein erstes großes dramatisches Gedicht,

ſchuf er die Tragödie der „Räuber“, deren wilder Schmerzensſchrei bald als eine laute Anklage gegen die damaligen Zuſtände die Welt durchhallen ſollte.

Aber auch Gutes ging hervor aus dem Uebel. Er lernte auf der Karlsſchule die Stunden des Tages mit eiſerner Pünktlichkeit zu nutzen; er gewöhnte ſich an den beharrlichen Fleiß, ohne welchen die größte Begabung fruchtlos bleibt; er lernte arbeiten und ſich unter die Disziplin der Schule, d. h. unter die Nothwendigkeit beugen. Schiller ſelbſt hat es ausgeſprochen, als er ſpäter die Worte niederſchrieb: „Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward und widerſprach dem Plane ſeines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthuſiasmus mit der militairiſchen Regel. Aber die Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt ſtark wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an! Verhältniſſen zu entfliehen, die meinem Herzen eine Folter waren, flüchtete ſich mein Herz in eine ideale Welt!“ — in die Welt der Freiheit und Dichtung. Was auch der Jüngling durch den Zwang der Karlsſchule gelitten haben mag, die Nation hat es zu ſegnen, daß es kam, wie es kam, daß das Schickſal den Jüngling der Laufbahn entriß, für die man ihn anfänglich beſtimmt hatte. Das Leben in dieſer Anſtalt gab ihm durch den Verkehr mit Jünglingen aus den höheren Ständen der Geſellſchaft, mit Weltleuten und Militairs, mit dem Herzoge ſelbſt und mit ſeiner ſpätern Gemalin, der liebenswürdigen Gräfin Franziska von Hohenheim, eine Freiheit der Form und eine Sicherheit im Verkehr mit Höhergeſtellten, die ſich gleich bei ſeinem Eintritt in die Welt bewährte, und ihn ſpäter ſelbſt einem Goethe gegenüber in Vortheil ſetzte. Auch im Aeußern blieb ihm — ehe Krankheitsleiden ihn beugte, eine gewiſſe militairiſche und ſelbſtbewußte Haltung und ſoldatiſches

Weſen. Der Jüngling ward früh von jener unterwürfigen Demuth und Schüchternheit frei, die der Niedriggeborne, damals noch weit mehr wie jetzt, dem Hohen und Mächtigen gegenüber empfand. Schiller als Theologe wäre vielleicht ein trefflicher Kanzelredner, ein würdiger Geiſtlicher und Beamter geworden, aber ſchwerlich der größte dramatiſche Dichter ſeiner Nation. Auch das Theater wäre ihm in einem der „Stifte" Altwürtembergs niemals nahe getreten, während er auf Herzog Karl's durchaus weltlicher Anſtalt, wo die Zöglinge Dramen von Goethe und andern Dichtern aufzuführen angeleitet wurden, mit der Bühne und ihrer Kunſt in unmittelbarſte Berührung kam. Ohne die Karlsſchule endlich hätte er nimmer aus der engen und beengenden ſchwäbiſchen Heimath ſeinen Weg in die „weite Welt" gefunden, die ihm nöthig war, um ihn zu dem zu machen, was er geworden iſt: zum Dichter, zum univerſalſten Lehrer und Bildner ſeiner Nation.

Gleich bei ſeinem Austritt aus der Karlsſchule ließ Schiller ſeine „Räuber" drucken, und dieſe erſte Dichtung koſtete ihm Familie und Vaterland! Während ſein gewaltiges Erſtlingswerk, deſſen Aufführung in Mannheim (1782) der jetzt als Regimentsmedicus mit dem Range eines — Feldwebels und einem Gehalte von 18 Gulden monatlich angeſtellte Dichter nur heimlich ohne Urlaub beiwohnen durfte, die Leſer und Zuſchauer mit elektriſchen Schlägen erſchütterte, grollte ſein Herr und Fürſt dem kühnen Dichter. Niedrige Angeber ſchürten den fürſtlichen Zorn. Herzog Karl wollte den trotzigen Geiſt ſeines Zöglings brechen, wie er den Geiſt eines andern ſchwäbiſchen Dichters, Schubart, gebrochen hatte, den er ſeit Jahren in den Kerkermauern des Hohenasperg verſchmachten ließ. Er hieß Schiller vor ſich kommen, und verbot ihm bei Caſſation und Feſtungs-

ſtrafe, jemals wieder etwas anderes als mediziniſche Bücher zu ſchreiben! Aber dem Mächtigen, der ſich in ſo frevelhaftem Uebermuthe an einer Dichterſeele vergriff, ſtand ein Dichter gegenüber, der in ſeinem Buſen die Stimme des Gottes vernahm, der ihn gewürdigt hatte, ein Gefäß des Edelſten und Schönſten zu ſein. Statt ſich zu beugen, opferte Schiller das Einzige, was er beſaß: Familie, Heimath, Vaterland, und arm und hülflos, nicht wiſſend, wo er ſein Haupt hinlegen werde, ging er als ein Flüchtiger und Heimathloſer, auf Gott und auf die eigne Kraft vertrauend, in die weite Welt.

Es war eine verhängnißvolle Stunde, dieſe Nacht des 17. September 1782, in welcher Schiller aus ſeiner Heimath entfloh. Nur der Mutter und Schweſter hatte er ſich entdeckt, und ihre bitteren Thränen floſſen dem geliebten Sohne und Bruder, als er ſie wenige Stunden vor ſeiner Flucht zum letztenmal umarmte. Der Vater durfte nichts wiſſen, denn — er war Soldat und Offizier ſeines Fürſten. Von einem treuen Freunde, Andreas Streicher, begleitet, ging Schiller zuvörderſt nach Mannheim. Hier hatten ſeine „Räuber“ zuerſt unter allgemeinem Zujauchzen die Bühne beſchritten, und deren Vorſtand, der Freiherr von Dalberg, hatte ihm Förderung verſprochen. Aber er ward getäuſcht.

Der Freiherr von Dalberg benahm ſich gegen den flüchtigen Dichter „kleinlich und elend“. Er verließ ihn in ſeiner Noth, ja er nahm ſogar Schiller's zweites Trauerſpiel „Fieſko“ nicht zur Aufführung an, auf das der pfennigloſe Dichter ſeine Hoffnung geſetzt hatte, und verweigerte ihm ſelbſt ein Ermunterungsgeſchenk an Gelde, wozu ihn der damals an der Mannheimer Bühne angeſtellte große Schauſpieler Iffland dringend aufgefordert hatte. In dieſer Noth zeigte ſich die Größe von Schiller's

Charakter. Von Anstrengung und Aufregung erschöpft, bald sich versteckend vor etwaigen Verfolgern des Herzogs, bald mit wunden Füßen zwischen Mannheim und Frankfurt hin und her wandernd, dichtete er in der ärmlichen kalten Stube einer elenden Fuhrmannsherberge zu Oggersheim sein drittes Trauerspiel „Kabale und Liebe", das herzzerreißende Gemälde des bürgerlichen Elends, unter dem das damalige deutsche Leben seufzte. Die elf Louisd'or, welche er für den Verkauf seines „Fiesko" von dem Mannheimer Buchhändler Schwan erhielt, reichten kaum aus, um seine Rechnung in der Herberge zu Oggersheim und den elenden Postwagen zu bezahlen, der den flüchtigen Dichter nach Franken führen sollte, wo eine edle deutsche Frau, Frau v. Wolzogen, ihm in der Einsamkeit des abgelegenen Dorfes Bauerbach ein Asyl angeboten hatte. In winterlicher Kälte, von dem nothwendigsten Schutze wärmender Kleidung entblößt, — trat er die Reise an, die ihn nach sieben langen Tagen und Nächten in das verschneite Thal des rauhen Rhöngebirges führte. Aber der freundliche Empfang guter Menschen und die Freundschaft, welche jene edle Frau dem Ausgestoßenen angedeihen ließ, erwärmten bald wieder sein Herz, das die in Mannheim erlittene Behandlung schon fast zum Menschenhasse erkältet hatte. „Sie haben", — schrieb er später an Frau von Wolzogen, — „den zu einem guten Menschen gemacht, der wenn er schlecht wäre, Gelegenheit gehabt hätte, Tausende zu verderben." Während er hier an seiner vierten großen Tragödie, am „Don Carlos" arbeitete, rief ihn der Herr von Dalberg, da er merkte, daß Herzog Karl den Dichter nicht weiter verfolgte, nach Mannheim zurück, und bot ihm eine Stellung als Theaterdichter mit fester Besoldung an. So gering die letztere war, entschloß sich doch Schiller, sie anzunehmen, um nur irgendwo

festen Fuß zu faſſen, und vor allen Dingen, um die Schulden tilgen zu können, die er in Stuttgart zurückgelaſſen. Es waren Schulden, die er gemacht hatte, um ſeine „Räuber“ und ſeine erſten Gedichte drucken zu laſſen! Dieſe Schulden laſteten um ſo ſchwerer auf ihm, als ein Freund dafür Bürgſchaft geleiſtet hatte, der jetzt durch ſeine Flucht ſelbſt in Verlegenheit gerathen war. Damals war eine Zeit in Deutſchland, wo der Druck von Dichterwerken, welche die Nation mit Begeiſterung las, den Dichter, ſtatt ihm Geld zu bringen, in Schulden ſtürzte! denn das geiſtige Eigenthum war damals noch vogelfrei, und jedem Diebſtahl des frechſten Nachdrucks Preis gegeben! So haben Goethe und Schiller der Nation ihre erſten Werke — geſchenkt, und Schiller hat an der Laſt der dafür gemachten Schulden viele Jahre lang ſchmerzlich getragen!

Nach Mannheim zurückgekehrt, warf er ſich mit dem ganzen heiligen Feuereifer ſeiner Begeiſterung für die Bühne, welche er als eine Schule der Sittlichkeit und Veredlung anſah, auf ſeinen Beruf. Sein Ziel war, das Theater zu heben und zu einer nationalen Förderungsſtätte wahrer Volksbildung zu machen. Aber auch hier litt er, wie vor ihm Leſſing, Schiffbruch an denſelben Klippen deutſcher Engherzigkeit und kleinlicher Verhältniſſe, und an dem Geize des Intendanten, den die erhabenen Zwecke des Dichters wenig kümmerten. Von Arbeiten und Sorgen faſt aufgerieben, körperlich krank, dazu von unglücklicher Liebesleidenſchaft verwirrt und von nagender Sorge um ſeine Stuttgarter Schulden gepeinigt, ſah er ſich zuletzt dem Untergang nahe. Da reichte ihm die Freundſchaft, „die er früh geſucht und früh gefunden“, die rettende Hand. Ein trefflicher Mann, Chriſtian Gottfried Körner aus Leipzig, das Muſter eines großartig edlen deutſchen Charakters, der Vater des Dichters von „Leier und Schwert“,

von Bewunderung ergriffen durch das Leſen der Schiller'ſchen Dichtungen, that, was keiner der deutſchen Fürſten und Großen thun mochte: er bot dem Dichter eine Freiſtätte an, zu ruhigem Schaffen. Die Art, wie dieſer Treffliche, der ſelber nicht reich war, jetzt und ſpäter gegen den von aller Welt Verlaſſenen ſeine großmüthige Aufopferung übte, war es werth, daß er bis an des Dichters Lebensend den erſten Platz in Schiller's großem und dankbarem Herzen behauptete, und daß ſein Name unſterblich geknüpft ſein wird an den Namen des Lieblings der deutſchen Nation. „Die Thränen" (ſchrieb ihm Schiller, der ſeiner Einladung gefolgt war), „die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, Dir zur Verherrlichung vergieße, werden wiederkommen, wenn dieſe Laufbahn vollendet iſt. Werde ich, was ich jetzt träume, wer iſt glücklicher als Du!" und mit ſelbſtbewußter Ahnung ſeiner einſtigen Größe fügt er hinzu: „Zerreiße dieſen Brief nicht, Du wirſt ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer ſeltenen Empfindung leſen, und auch im Grabe wirſt Du ſanft darauf ſchlafen".

Ein neues Leben ging in Leipzig und Dresden dem Dichter an der Seite liebender und verehrender Menſchen auf, und herrliche Früchte entwuchſen dieſem neuen Leben. Denn „Leid bringt wohl Früchte, aber nur Freude kann ſie ernten". Seine Sehnſucht nach einem ihn ganz verſtehenden Freunde hatte in Körner ihre Erfüllung gefunden; darum ſtrömte er ſeinen Freudenjubel über ſein Glück: jetzt „eine Seele ſein zu nennen auf dem Erdenrunde", in dem begeiſterten Hymnus „an die Freude" aus, der ſeine würdige Wohnung gefunden hat in der letzten und größten Tonſchöpfung des großen Meiſters Beethoven. Es waren glückliche Tage, die er hier (1784—1787) verlebte, Tage der ſittlichen und geiſtigen Läuterung und Aufklärung

über ſich ſelbſt und ſeinen Beruf. Wie Viele ſind ſeitdem andächtig hingewandert zu dem unſcheinbaren Gartenhauſe in Gohlis bei Leipzig und zu dem kleinen Weinbergshäuschen in Loſchwitz bei Dresden, wo in geweihten Stunden der „Don Carlos“ geſchaffen ward, in den der Dichter alle ſeine Begeiſterung für die höchſten Güter der Menſchheit niederlegte; wo der Roman „Der Geiſterſeher“ entſtand, und wo dem Dichter die gewaltige Geſtalt ſeines Wallenſtein zuerſt aus ſeinen hiſtoriſchen Studien aufdämmernd vor die Seele trat!

Aber auch hier konnte ſeines Bleibens nicht ewig ſein. Die Sehnſucht, Weimar, die geweihte Stätte der erneuerten deutſchen Dichtung und Bildung, die Stadt, wo Herder, Wieland und Goethe lebten und wirkten, zu ſehen und an dem Umgange mit dieſen Großen ſich weiter zu bilden; die Hoffnung, dort vielleicht gleichfalls eine Stellung zu erhalten, die den noch immer Heimathloſen wieder ſeßhaft machte und ſeine beſcheidenen Anſprüche auf Selbſtändigkeit erfüllen möchte, trieben ihn im Sommer 1787 von Leipzig fort nach Weimar.

Aber „der Liebling der Himmliſchen“ war kein Kind des Glücks. Er kam zur Unzeit nach Weimar. Goethe war in Italien; Herzog Karl Auguſt ebenfalls auf längere Zeit abweſend, und Weimar ohne ſeine beiden Augen zeigte dem neuen Ankömmlinge ein wenig tröſtliches Geſicht. Seine erſte Aufnahme bei den dortigen Größen Wieland, Knebel, Herder und der Fürſtin Amalie war nicht viel anders, als ſie dort ſo ziemlich jeder erſte beſte fahrende Litterat zu finden pflegte. Hatte doch ein Mann wie Herder nicht einmal Schiller's bisherige Dichtungen geleſen! An eine Anſtellung oder ſonſtige äußere Förderung war gar nicht zu denken; und der Mann, deſſen Name und koloſſales Ehrendenkmal jetzt Weimars größte Zierden ſind,

fand ſich damals, wie er ſelbſt erzählt, in einer Lage, wo er einmal in ſeinem gemietheten Studirſtübchen ſaß „und alles Geld bis auf zwei Groſchen ausgegeben hatte, ohne zu wiſſen, woher anderes nehmen!“ Aber die Qual ſolcher Noth „erlahmte an ſeinem Stolze“. Was Andere zu Boden gedrückt hätte, hob ihn höher empor. Er verglich ſich mit den Größen, die ſeine ehrfurchtsvolle Bewunderung aus der Ferne bisher weit über ſich geſtellt hatte, und er fand, wie er ſeinem Körner ſchrieb, daß ſeine gute Meinung von ſich ſelber ſehr geſtiegen ſei. Auf dieſen Boden ſeines edlen Selbſtgefühls zog er ſich jetzt zurück. Mit erneuter Begeiſterung warf er ſich auf das Studium der Geſchichte und des Alterthums. Zurückgezogen von der Welt in Weimar und Rudolſtadt lebend, ſchrieb er die „Geſchichte der Niederländiſchen Revolution,“ und gab mit dieſem Werke ſeiner Nation das erſte Beiſpiel einer wahrhaft philoſophiſchen, gedankenvollen und zugleich populären Geſchichtſchreibung, in welcher die Lehre von einem unwandelbaren Geſetze fortſchreitender Entwicklung der Menſchheit die belebende Seele bildete; dichtete er ſeine „Götter Griechenlands“ und ſeine „Künſtler“; entwarf er den Plan zu einem Heldengedicht auf den großen preußiſchen Friedrich. In Rudolſtadt endlich fand er in Charlotte von Lengefeld die Liebe ſeines Lebens und gründete mit ihr verbunden den langerſehnten eigenen Heerd in der neuen Heimath. Die Ausſteuer, welche ſeine neuen Landesherren ihm dazu auf Bitten der Familie ſeiner Braut gaben, waren: eine unbeſoldete Profeſſur an der Univerſität Jena und ein Hofrathstitel!

So hatte nun der Flüchtling, der Vertriebene wieder eine Heimath und ſogar eine bürgerliche Stellung. Aber die letztere vermehrte nur ſeine Arbeit, ohne ſie zu lohnen. Der kühne Mann ging ſeiner Kraft vertrauend auf's Neue in den Kampf

des Genius mit der Noth des Lebens. Aber hier zum erſten Male erlag ſeine Kraft. Nicht der Geiſt, wohl aber der Leib erlag unter der Laſt, die man dem „Pegaſus im Joche“ aufgeladen hatte, der vierzehn Stunden, außer ſeinen Vorleſungen, arbeitend am Schreibtiſche ſaß, um des Lebens Nothdurft für die Seinen zu gewinnen. Schon im zweiten Jahre brach der ſtarke Mann zuſammen. Entbehrungen und übermenſchliche Anſtrengung hatten den Grund zu einem Siechthum gelegt, das ihn nicht mehr verlaſſen ſollte. Eine ſchwere Krankheit warf ihn aufs Lager nieder, und ſein geängſtetes Weib wußte nicht, „ob ſie die zweihundert Thaler Gehalt, welche die Gnade des Fürſten von Weimar verliehen hatte, in die Küche oder in die Apotheke ſchicken ſollte!“ Da kam — vom fernen Auslande — Rettung in höchſter Noth! Ein Geſchenk von dreitauſend Thalern auf drei Jahre vertheilt, dem todtkranken Dichter von zweien ſeiner Verehrer in Dänemark dargereicht und mit Ausdrücken der Dankbarkeit, die man ohne Thränen nicht leſen kann, angenommen, brachte dieſe Rettung, und erhielt dem deutſchen Volke den Dichter, der ihm die edelſten Kleinodien ſeiner nationalen Litteratur ſchenken ſollte.

Jetzt, wo er endlich, endlich! erreicht, was er erſehnt: ein paar Jahre Sorgenfreiheit des Lebens und Schaffens, jetzt trieb es den kaum halb Geneſenen, die vor zehn Jahren verlaſſenen Geliebten in der Heimath wiederzuſehn. Er ſah ſie wieder und verlebte mit den greiſen Eltern glückliche Monate (1793—1794) in dem ſchwäbiſchen Heimathlande, wo ihn der grollende Herzog finſter ſchweigend duldete, während bei einem Beſuche der Karlsſchule der Jubelruf der Zöglinge den Stolz des Schwabenlandes begrüßte. Erheitert und geſtärkt kam er nach Jena zurück.

Und nun ſchien es, als ob ſelbſt das Schickſal, müde den

nung an gründlicher Gelehrsamkeit und eifriger Thätigkeit sich vor den nächsten Jahrhunderten auszeichnen [1]), und ihre Leistungen gegen die Mittelmässigkeit, Unselbstständigkeit und Oberflächlichkeit der gleichzeitigen römischen Produktionen in einem Kontraste erscheinen, der kaum auffallender gedacht werden kann [2]). —

Diese Bemerkungen werden es rechtfertigen, wenn wir sofort behaupten, dass Gellius und seine Zeitgenossen von Aristotelischer Philosophie überhaupt wohl unterrichtet und mit den Schriften ihrer beiden Meister nicht unbekannt sein konnten; und da es uns nun eben um das Letztere vorzugsweise zu thun ist, so werden wir jetzt im Einzelnen die Belege dafür aufzuzeigen haben. — In Rom war seit Hadrian der eklektische Platonismus über die Reste des einst unter den ersten Kaisern allein herrschenden, zum Theil gleichfalls eklektischen Stoicismus Herr geworden [3]); jedoch nicht in dem Maasse, dass er jede andere Richtung gänzlich vernichtet hätte. Bei **Gellius** sehen wir noch Stoiker genug, aber freilich selten in gutem Lichte dargestellt. Auch an entschiedenen und reinen **Platonikern** fehlt es nicht, wie der geistvolle **Taurus**, der Commentator des Platonischen Gorgias, der entschiedene Gegner der Stoiker, der wenigstens eine Zeit lang in Rom

1) Bernhardy Grundriss d. röm. Literatur S. 128.
2) Manso: „über das rhetor. Gepräge der röm. Literatur." In seinen verm. Schriften.
3) Bernhardy a. a. O. S. 312. vgl. S. 114.

erhabenen Dulder zu verfolgen, ihm für den kurzen Reſt ſeines Daſeins noch alles Höchſte und Beſte gewähren wollte, was eines Menſchen Leben ſchmücken und verherrlichen mag. Es gab ihm Vaterglück und Vaterfreude an der Seite einer trefflichen, ganz ſeiner würdigen Gattin. Es ließ ihm das Streben gelingen, die Thätigkeit von ganzen Lebensaltern zuſammenzudrängen in den kurzen Spannraum der kaum zehn ihm noch gegönnten Lebensjahre, und Werke zu ſchaffen, große, unerreichte, unſterbliche, welche die Menſchheit zu ihren Schätzen ſtellt. Es gab ihm die immer wachſende Verehrung und Liebe ſeiner Zeitgenoſſen und ſeines Volks, deſſen ahnender Inſtinkt in dem Dichter des Tell den Führer und Fahnenträger ſeiner nationalen Zukunft erkannte. Und es krönte endlich den Gipfel ſeines Daſeins, indem es ihm das Herz und die Freundſchaft des einzigen Mannes gewährte, der, wie er heute in Rietſchel's hohem Erz-Denkmale zu Weimar Hand in Hand mit ſeinem großen Freunde zu uns Nachgebornen herniederſchaut, ewig mit und neben ihm genannt werden wird, ſo lange redende Menſchengeſchlechter die Erde bewohnen werden: — es gab ihm die Freundſchaft Goethe's, nach der er ſich lange vergebens geſehnt, die er, unbeirrt durch bittere Gefühle über den glücklicheren Nebenbuhler, unbeirrt ſelbſt von der Kälte und der Abneigung, welche der Fertige dem Strebenden anfangs entgegenbrachte, als ein höchſtes Gut erſtrebte, weil er, „deſſen Muſe das Gewiſſen war," in dieſem Manne, wie er ſelbſt ausſprach, den Einzigen erkannte, der ihm geben könne, wonach ſeine Seele dürſtete: „Wahrheit über ſich ſelbſt und ſein dichteriſches Streben." Dieſer erhebende Freundſchaftsbund der zwei größten Dichter-Geiſter ihres Volks und Jahrhunderts gab dem älteren, wie er dankbar bekannte, eine zweite Jugend, während ſie alle Blüthen des Genius in dem jüngeren

zur vollendeten Reife bringen half. Vereinten Kampfes richteten sie zuerst, um dem Erwachsen eines neuen Geistes nationaler Dichtung Raum und Boden zu schaffen, die weithintreffenden Geschosse ihrer Sinngedichte (Xenien) gegen alles Schlechte und Gemeine, gegen die selbstgefällige Mittelmäßigkeit und Philisterei, gegen die Schlaffheit und Trägheit ihrer Zeit und gegen die raffinirte Unnatur einer, den schlechten und weichlichen Affekten des großen Haufens der Halbgebildeten schmeichelnden, Kotzebue'schen und Lafontaine'schen Dichtung. Durch eine Poesie voll männlicher Würde, Kraft und Schönheit, durch eine Poesie, welche die erhabensten Gedanken und höchsten Strebens-Ziele sittlicher, nationaler und allgemein menschlicher Bildung in der edelsten und reinsten Form „goldene Früchte in silberner Schale" der Nation darbot, diese Nation zum Wahren, Guten und Schönen, zu einem Volke von Männern und edlen freien Menschen zu erziehen, das war die Aufgabe, die Beide, die Schiller vor allen sich stellte. Schiller, dieser wahrhafte „Aristokrat des Geistes", war eben darum, weil er es war, zugleich der ächteste Volksmann. Denn sein Streben war kein Sich-Herablassen, sondern ein Emporheben Anderer zu der eignen Höhe; kein Herrschenwollen, sondern ein Befreien; und er war darum zugleich der wahrhaft Adlige, weil er die ganze Kraft seines Genies daran setzte, durch das Beste, Edelste und Herrlichste, was er selbst besaß, die Menschen, „seine Brüder alle", zu Denkenden, Wissenden und Edelgesinnten zu machen.

Durch das Beste, was er selbst besaß! — Er hat es niedergelegt in der glanzvollen Reihe erhabener Schöpfungen, die er in diesen letzten zehn Jahren eines Lebens, das nur noch ein stetes Ringen des strebenden Geistes mit den Leiden eines gebrochenen Leibes war, an das Licht gebracht hat. Er hat es

niedergelegt in seinen gedankentiefen lyrischen Gedichten, in den Romanzen und Balladen, in denen er mit seinem großen Freunde um den Preis rang, in seinen tiefsinnigen Schriften über Kern und Wesen aller Kunst und Poesie, über die ewige Berechtigung und den unveräußerlichen Werth beider für die Bildung der Menschheit. Er hat es niedergelegt endlich in seinen großen dichterischen Thaten, in jenen Werken der tragischen Dichtung, die wie leuchtende Sterne am Himmel unserer Nationallitteratur prangen, und deren Namen „Wallenstein," „Maria Stuart," „Jungfrau von Orleans," „Die Braut von Messina," und die Krone von Allem „Wilhelm Tell," nicht nur jeder Deutsche, sondern alle gebildeten Menschen der Erde mit Bewunderung nennen. Jede dieser Geisteslhaten war ein neuer Sieg auf seiner Heldenlaufbahn. Und erst, als er den letzten und schönsten errungen, entfiel das Geistesschwert, die Feder, der Hand des siegesmüden Kämpfers.

Wie seine Kunst, so hatte er auch sein ganzes Wesen hinaufgeläutert zu der höchsten für Menschen erreichbaren Höhe sittlicher Vollkommenheit, und neben dem größten Dichter stand der edelste Mensch, von dem Goethe singen durfte, daß:

— hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!

In seiner ganzen, fast schon den Schranken des Menschlichen enthobenen Erscheinung, auch in der äußerlichen, war Alles an ihm groß und erhaben, nur die Augen waren sanft. Er hatte als Mensch und Dichter, wie ein anderer geistesverwandter Freund und Zeitgenosse, Wilhelm v. Humboldt, noch bei Schiller's Leben sich ausdrückte, „das Höchste ergriffen und hatte die Kraft, es festzuhalten. Es war seine Religion geworden. Und nicht genug, daß ihn das gewöhnliche Leben nicht darin störte, so brachte er

aus jenem höhern eine Güte, eine Milde, eine Klarheit in dieses hinüber, die unverkennbar ihre göttliche Abkunft verriethen. Für Ihn brauchte man das Schicksal nur um Leben zu bitten!"

Doch gerade dieses Einzige ward ihm, ward der Welt versagt. Wohl hatte sein erhabener Geist im Angesichte seiner großen Aufgabe stets mit starkem Muthe „die Angst des Irdischen von sich geworfen". Aber die Anstrengung des Kampfes um das irdische Dasein hatte seine Kraft frühzeitig verzehrt. Es half ihm nichts mehr, daß ihm ein Jahr vor seinem Tode nach seinem ersten und letzten Besuche in Berlin der preußische König Friedrich Wilhelm III. einen Gehalt von Dreitausend Thaler nebst freier Hofequipage anbot, wenn er Berlin zum Wohnsitz wählen wollte; es half ihm nichts mehr, als der Herzog von Weimar, da der kränkelnde Dichter sich von Weimar und von seinem Goethe nicht trennen mochte, ihm das kümmerliche Gehalt von 400 Thalern an der Schwelle des Grabes auf 800 Thaler erhöhte. Er trug den Tod im Herzen; und das Gefühl, die Seinen, trotz so großer Arbeit, unversorgt zurückzulassen, umdüsterte seine Seele bei der Ahnung, daß die Scheere, die seinen Lebensfaden abschneiden sollte, bereits von der Hand der unerbittlichen Todesgöttin erhoben sei.

Am 9. Mai des Jahres 1805 weinten seine trostlose Gattin und seine vier unmündigen Waisen am Todtenlager des besten Gatten, des treuesten Vaters und Erhalters, vernahm das deutsche Volk die erschütternde Kunde, daß der strahlendste Stern am Himmel des deutschen Geistes niedergesunken und erloschen sei, und daß ihm nur noch übrig bleibe dem Worte des großen Ueberlebenden zu folgen, das ihm zurief:

So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!

Goethe und Schiller

in ihrer Bedeutung für das deutsche Geistesleben.

(1860.)

Unser deutsches Volk hat viel Unglück gehabt. Als das achtzehnte Jahrhundert anbrach, von welchem die geistige Wiedergeburt der deutschen Nation datiren sollte, war zu einer solchen Wiedergeburt sehr wenig Anschein vorhanden. Es fand in dem Lande, welches Deutschland hieß, ein Volk vor, dem seine große geschichtliche Vergangenheit, in welcher es einst das bewegende Herz Europa's gebildet hatte, fast spurlos abhanden gekommen war. Das stolze weiland heilige römische Reich deutscher Nation fristete zwar noch ein elend hinsiechendes Scheindasein. Aber das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit und die daraus hervorgehende Kraft eines starken Gemeingefühls waren den deutschredenden Menschen entschwunden. Durch die Religionsspaltung in zwei feindliche Hälften zerrissen, war Deutschland in Folge derselben ein volles Menschenalter hindurch unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges von einem Ende bis zum andern niedergetreten und in einer Weise verwüstet worden, wovon die Geschichte Europa's kaum ein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Durch diesen Krieg, dessen Folgen noch zu Anfang unseres Jahrhunderts nicht vollständig verwischt waren, waren

Wohlstand und Bildung unseres Volks um Jahrhunderte zurückgeworfen worden. Auf dem sich wieder regenden Leben der Nation lastete das Erzeugniß jenes Krieges, der despotische Beamtenstaat von hundert kleineren und größeren Territorien und absoluten Dynastien mit eiserner Wucht. Das Volk im Ganzen hatte seinen großen historischen Charakter verloren, wie es seine alten Sitten und Bräuche, seine eigenartige Kultur und den Zusammenhang mit seiner alten Litteratur verloren hatte. Es war ein Volk von „Philistern" geworden, der Spielball und zugleich der Affe fremder Nationen, zumal der Franzosen; beschränkt in seinem Leben, wie in seinen Ansichten und Begriffen, verkommen in seiner Litteratur, in Wissenschaft und Kunst, nicht mitzählend unter den europäischen Kulturvölkern, geringgeschätzt, ja verachtet und verhöhnt von seinen Nachbarn, selbst von denen, die es bewunderte und nachzuahmen suchte. Als zu Frankfurt am Main Goethe in seiner Wiege lag, konnte man in Frankreichs Hauptstadt alles Ernstes über die Frage disputiren: ob es möglich sei, daß ein Deutscher „Esprit", d. h. Witz und Geist haben könne? Der größte König des Jahrhunderts, Preußens unsterblicher Friedrich II., fand keine Litteratur in seiner Nation vor, an der sich seine strebende Jugend hätte emporbauen, ja die ihm nur hätte Interesse einflößen können. Denn was konnte einem Geiste wie dem seinigen eine Litteratur bieten, in welcher die Tragödien eines Gottsched und die jetzt längst vergessenen Dichtungen seiner Genossen als Meisterwerke galten, und eine Sprache, die in ihrer hölzernen Pedanterie, in ihrer wüsten Untermischung mit lateinischen und französischen Brocken, als ein Bild der Verzerrung und des Ungeschmacks erschien.

Und wenig mehr als ein halbes Jahrhundert später war diese Gestalt des deutschen Lebens wie mit einem Zauberschlage

geändert. Ebenso beispiellos wie der Fall, war die Erhebung des deutschen Geistes. Denn als das erste Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht abgelaufen war, da zählte das verachtete und verhöhnte Deutschland bereits wieder unter den ersten Kulturnationen des Weltheils, hatte es eine Litteratur aufzuweisen, die, aus ureignem deutschen Geiste neu geschaffen, die Fesseln der geistigen Fremdherrschaft zerbrochen, unsere Nation von der französischen Abhängigkeit befreit, und in Werken, die bald die Bewunderung Europa's erzwangen, eine Sprache geschaffen hatte, welche an Adel und Würde, an Schwung und Erhabenheit, an Vielseitigkeit und Reichthum des Tones und des Ausdrucks keiner andern weichend, an Bildungsfähigkeit und Schmiegsamkeit in der Wiedergabe fremder Geisteserzeugnisse allen voranstand.

Ja, unser deutsches Volk hat viel Unglück gehabt, aber auch viel Glück — das sollen wir, die wir uns desselben heute erfreuen, dankbar anerkennen und verehren!

Denn war es nicht ein großes, ein unverhofftes Glück, daß unserm Volke in dem ersten Drittheil des verflossenen Jahrhunderts der Mann geboren wurde, der, allein und auf sich selber beruhend in seiner Zeit, den beiden großen Geistern, deren Namen an der Spitze dieser Blätter stehen, durch die Heldenkraft seines allseitigen Geistes die ersten Wege bahnen sollte? daß ihm sein Lessing gesendet ward als ein Pfadfinder des Geistes, der durch das wuchernde Schlingkraut und Gestrüpp dessen, was damals deutsche Litteratur und Dichtung hieß, nach allen Seiten die Bahn öffnete und die Merk- und Richtsteine setzte für die nach ihm Kommenden; der den Deutschen ihre Freiheit wiedergab von den Fesseln des fremdländischen Einflusses und Geschmacks, der den Despotismus der französischen

Regel niederwarf und die ewigen Geſetze der Natur und Wahrheit an ihrer Stelle ſetzte; der, auf Shakspeare und auf die Muſter des griechiſchen Alterthums gleichmäßig hinweiſend, den Deutſchen die Wiſſenſchaft vom Schönen, die Aeſthetik, und die Wiſſenſchaft der Kritik, der Erkenntniß des Aechten und Falſchen, neu erſchuf, und beide durch Kunſtwerke erläuterte und bewährte, die noch heute die Freude Aller und der Stolz unſerer Litteratur ſind; der endlich durch Leben und Beiſpiel, wie durch Wort und Schrift alle Pedanterie und alle unfruchtbare bloße Schulgelahrtheit, alle Philiſterei und Engherzigkeit, alle religiöſe Unduldſamkeit und allen theologiſchen Zelotismus bekämpfte und mit ſeiner ſtarken Hand die Deutſchen auf allen Gebieten aus ihrer Schlaftrunkenheit und aus ihrer ſchlaffen Selbſtgefälligkeit aufrüttelte.

Ohne Leſſing, ohne dieſen Vorläufer unſerer beiden Heroen, was wären Goethe und Schiller geweſen? Welche Kräfte hätten ſie verzehren müſſen, um nur die Stätte zu gewinnen, die er ihnen mit ſeiner Arbeit bereitet hatte? Aber auch: was wäre aus Leſſing's Arbeit geworden, wenn nicht das Glück dem deutſchen Volke gerade zur rechten Zeit ſeinen Goethe und ſeinen Schiller und mit ihnen die Männer geſendet hätte, welche in die noch friſchen Furchen des mühſam urbar gemachten Bodens ihre goldenen Saaten ſtreuen und ſich des aufhorchenden Ohrs ihrer durch Leſſing geweckten Volksgenoſſen erfreuen durften?

Die ganze heutige deutſche Litteratur und Bildung, das deutſche Leben bis in ſeine feinſten Adern und Verzweigungen hinein, iſt gar nicht zu denken, ohne die beiden Männer, deren erzene Koloſſalbilder in der geweihten Stadt Weimar, dieſer Geburtsſtätte einer neuen deutſchen Kulturepoche, von Rietſchel's Meiſterhand geſchaffen, die Dankbarkeit des deutſchen Volks ſeinen

beiden Bannerträgern, seinen einzigen nationalen Herrschern aufgerichtet hat. Ja, es liegt etwas Nichtauszudenkendes, Schwindelerregendes in der bloßen Vorstellung, die es einen Augenblick versucht, sich deutsche Litteratur, Poesie und Kunst, die ganze deutsche Bildung, Welt- und Lebensanschauung unseres Jahrhunderts, ohne diese beiden Heroen zu denken. Es wäre, wie wenn man aus einem großen figurenreichen historischen Gemälde gerade den Mittelpunkt der dargestellten Handlung ausgeschnitten sähe, auf welchen das Thun und Bewegen aller Uebrigen hinweist, und von dem es der Künstler, der es schuf, bedingt und bestimmt erscheinen lassen wollte.

Und ein Umstand steigert noch das Wunderbare, welches in der Erscheinung unserer beiden großen Nationalheroen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts liegt. Es ist dies die Betrachtung der ganzen Zeitlage und der Hinblick auf die Zustände der Nation, inmitten deren und trotz deren wir sie erstehen, wachsen, wirken und ihre weltbeherrschende Höhe ersteigen sehen.

Denn bei allen Kulturnationen der alten und neueren Zeiten gewahren wir das Auftreten und Wirken ihrer großen Dichter, geknüpft an die Blüthezeit des nationalen Lebens, verbunden mit den Glanzperioden großartiger Machtentfaltung und kühnen Aufschwunges ihres Volks. Die großen Tragiker der Griechen, deren Schöpfungen wir noch heute nach mehr als zwei Jahrtausenden bewundern, sehen wir erstehen in der glorreichen Zeit der Perserkriege, sehen sie getragen werden von dem die ganze Nation durchdringenden stolzen Bewußtsein, daß hellenische Freiheit und Bildung in dem todesfreudigen Opferkampfe bei Thermopylä das Uebergewicht Europa's über den Orient bewährt, die despotischen Barbarenhorden des Persersultan, trotz ihrer hundertfachen Ueberzahl, in den Schlachten von Marathon, Sa-

lamis und Platäa nach Asien zurückgeworfen hatten. Die großen Dichter des römischen Volks erstanden, als Rom von seinem Kapitol und Palatin herab über die bekannte Welt gebot. Die Zeit der Dichter des mittelalterlichen Italiens und des neueren Spaniens war zugleich die Zeit hoher Blüthe beider Nationen. In England erschuf Shakspeare's Dichtergenie seine unsterblichen Werke unter der glorreichen Regierung der Königin Elisabeth, der Begründerin von Englands nationaler Machtgröße, und in Frankreich sah das glänzende Zeitalter des vierzehnten Ludwig die großen Nationaldichter Corneille, Racine und Molière erstehen. So kann man sagen, daß bei allen Kulturvölkern die Höhe des nationalen Bewußtseins und der Schwung des Volksgeistes es waren, welche in ihren großen Dichtern gleichsam sich zu ihrer Blüthenspitze zusammenfaßten, und daß den letzteren von ihrer Nation unzählige Förderung entgegen gebracht wurde.

Nur bei uns war es nicht also, war es vielmehr umgekehrt. Unsere beiden großen Dichter sind nicht von der nationalen Macht und Kulturblüthe gefördert worden, welche dieselben gleichsam als ihre reifste und schönste Geistesfrucht aus sich erzeugt hätte. Sie vielmehr sind es gewesen, die ihre Nation mit ungeheurer Anstrengung aus der Versunkenheit emporgehoben und sich nachgerissen haben. Sie erstanden in der Zeit von Deutschlands tiefstem politischen Elende, in der Zeit äußerster Schwäche und Zurückgekommenheit. Das Nationalgefühl, das sonst die Dichter trägt, sie mußten es, so zu sagen, erst in der Nation wieder erschaffen. Goethe und Schiller haben beide mehr als einmal die Klage ausgesprochen, daß ihnen ihre Nation so wenig Förderung entgegen brachte, und es gab Zeiten, wo beide fast daran verzweifelten, daß es den Deutschen jemals gelingen werde, „sich zu einer Nation auszubilden". Ja, von Schiller kann

gelebt zu haben scheint [1]). Aber auch Anhänger der Peripatetischen Philosophie lassen sich aus ihm nachweisen. So vertheidigt ein ungenannter Jünger derselben [2]) die Quintessenz der Aristotelischen Ethik, die Lehre von der durch äussere Güter bedingten Glückseligkeit, ganz im Geiste ihres Gründers und fast in wörtlicher Uebereinstimmung mit dessen Auseinandersetzung dieses Gegenstandes in der Ethik an Nikomachus; und an einer andern Stelle gedenkt Gellius eines Freundes, der ein begeisterter Anhänger des Aristoteles und in dessen Schriften wohl bewandert gewesen; wie denn auch sein Eifer auf eine eigenthümliche Art an der genannten Stelle [3]) bewiesen wird, wo der wohlwollende Gesell auf einer Reise die mit Schneewasser sich erfrischenden Freunde über die Schädlichkeit dieses Genusses aus Aristoteles belehrt, und um die noch Ungläubigen durch Schwarz auf Weiss zu überzeugen, unterwegs sich aus der Bibliothek zu Tiburtum die betreffende Schrift des Stagiriten zu verschaffen weiss. — Wie sich nun Gellius selbst zur Philosophie überhaupt verhalten habe, finden wir an mehreren Stellen seines Werkes angedeutet. Im Allgemeinen besass seine Zeit weder zu tieferem Eindringen in das Innerste der alten Systeme, noch zu eignem Hervorbringen hinlängliche Energie, Tiefe und Ernst. Aber die Römer waren

1) Beutler a. a. O. S. 85. Gell. N. A. XX, 4.
2) Gell. N. Att. XVIII, cp. 4.
3) N. Att. XIX, 5. vir bonus, ex Peripatetica disciplina — bene doctus — Aristotelis unice studiosissimus.

man es recht eigentlich sagen, daß im Anfange seiner Laufbahn der Zorn seine Muse war; der Zorn über die Versunkenheit der Nation, über ihr äußeres und inneres Elend, der in seinen Jugendwerken, in seinen Räubern, in Kabale und Liebe wie ein Lavastrom aus seiner glühenden Seele hervorbrach.

Um so bewundernswürdiger ist die Fülle dessen, was beide große Genien trotz alledem für ihr Volk geleistet haben.

Goethe's und Schiller's Bedeutung für das deutsche Geistesleben läßt sich unter drei Gesichtspunkten fassen. Sie ist neben der rein litterarischen und künstlerischen zugleich eine sittliche und eine nationale. Sie ist in allen diesen Beziehungen eine weit über die engen Grenzen einer einzelnen Volksindividualität hinausgreifende welthistorische Bedeutung, bestimmt, auf Jahrhunderte hinaus ihre Wirkungen fortzusetzen. Denn Größen solcher Art streut die Natur nur mit sparsamer Hand über die Menschheit aus, und die volle Wirksamkeit derselben beginnt erst dann, wenn sie selbst längst nicht mehr unter den Lebenden wandeln, weil die Menschheit Jahrhunderte braucht, um sich allmälig durch eigene angestrengte Arbeit in den vollen Besitz der Schätze zu setzen, welche sie gespendet, und dadurch die Früchte der Saaten an sich selbst und für sich selbst zu ernten, welche jene ausgestreut haben. Für diese übergreifende Weltbedeutung noch besonders den Beweis zu führen, können wir uns ersparen. Ein Rückblick auf das in unsern Tagen nicht nur in ganz Deutschland, sondern bei fast allen Kulturvölkern der Erde gefeierte Jubelfest des hundertjährigen Geburtstages des nationalsten unserer beiden Dichterheroen reicht aus, die Weltbedeutung desselben in einer Weise zu bewahrheiten, wie sie augenfälliger und glänzender die gesammte Geschichte der Menschheit nicht aufzuzeigen hat. Und wenn die ähnliche Jubelfeier Goethe's der

Säkularfeier ſeines großen Genoſſen nachſtand, ſo darf neben andern Gründen billig auch der Umſtand in Betracht kommen, daß dieſelbe in eine Zeit fiel, wo Deutſchland und Europa, von dem Elende einer verunglückten Revolution niedergedrückt, weder Sinn noch Stimmung haben konnten, ſich dem Genuſſe einer geiſtigen Kulturfeier hinzugeben.

Es iſt ſchwer, ja vielleicht unmöglich, die Bedeutung Goethe's und Schiller's für das deutſche Geiſtesleben auf dem karg gemeſſenen Raume weniger Blätter anders, als in annähernder Andeutung vorzuführen, bei einem Stoffe, der ſelbſt für den Umfang eines Buches in faſt erdrückender Fülle ſich vor uns ausbreitet. Faſſen wir zunächſt die litterariſch-künſtleriſche Seite dieſer Bedeutung ins Auge, ſo tritt uns die Thatſache entgegen, daß die Werke dieſer Männer den Kern und Mittelpunkt deſſen bilden, was wir in unſerer Nationallitteratur als das Klaſſiſche zu benennen gewohnt ſind. Dieſe Bezeichnung hat ihren Schwerpunkt an jener harmoniſchen Verbindung von Natur und Kultur, von antikem und modernem Geiſte, welche durch Goethe's und Schiller's Werke zuerſt und auf das Glücklichſte und maßgebend für alle Folgezeit erreicht worden iſt. Glücklichſte Naturbegabung, im Bunde mit reichſter Reflexionsbildung, haben dieſes Wunder hervorgebracht, das unſere Nationallitteratur vor aller übrigen neuerer Völker auszeichnet. Dazu ſehen wir in dieſer unſerer klaſſiſchen Dichtkunſt zugleich die Poeſie in erſter Verbindung mit dem ganzen Lebensgebiete und Lebensgehalte der Nation. Im Wiſſen und Können, in Philoſophie und Weltanſchauung, in Wünſchen und Strebenszielen des Daſeins iſt dieſe Poeſie unſerer beiden „Klaſſiker“ die klarſte Darlegung des innerſten deutſchen Geiſtes, ſind Goethe und Schiller ſelbſt, durch ihre Werke wie durch ihr Leben, die ächteſten und reinſten Vertreter

des heutigen deutschen Gesammtlebens. Ihre Werke, in denen der heilige Dreiklang des Wahren, Guten und Schönen in reinen Kunstformen wiederklingt, ruhen auf dem diamantnen Grunde einer Kunstanschauung, die, hervorgegangen aus dem Adel des eignen Innern der Dichter und aus dem tiefen Eindringen in die Welt des Schönen und der Kunst, deren Werke die Glanzperioden der Menschheit schmücken, nur eben so viel Zeitliches und Vergängliches an sich trägt, als Allem, auch dem Größten anhaftet, was die Zeit hervorbringt. So viel auch unsere Litteratur noch zu erstreben haben mag, von dem Wege, den ihr Goethe und Schiller vorgezeichnet, von den Formen, die sie der Poesie geschaffen, wird sie sich nimmer ohne Gefahr des Verirrens entfernen, von den ewigen Gesetzen, die sie neu begründet, niemals, ohne Schaden an ihrer Seele zu leiden, abweichen dürfen. Goethe und Schiller, beide vereint, beide sich ergänzend, sind die Leuchtthürme für unsere Litteratur, die aus der festen Vergangenheit ihre erhellenden Strahlen senden, weit hinaus über das unendliche Meer der ungewissen Zukunft.

Beide vereint! Beide sich ergänzend! Denn wohl kann man sagen, daß es der Natur selbst unmöglich war, den ganzen Reichthum des ursprünglichen poetisch-schöpferischen Geistes unserer Nation in einem einzigen Individuum zusammenzufassen; daß sie diesen Reichthum vertheilen, daß sie zwei hochbegabte Dichter zu einer und derselben Zeit erschaffen mußte, um, den einen durch den andern ergänzend, ein Gesammtbild der ganzen Fülle, Kraft und Schönheit deutschen Geistes darzustellen. Und sie that es. Sie schenkte den Deutschen dieses Glück, und sie krönte ihr Werk, indem sie unserem Volke in seinen beiden größten Dichtern ein Freundespaar erschuf, dessen erhabene Verbindung zu reinster selbstloser Freundschaft, von beiden dem eigenen anfäng-

lichen selbstsüchtigen Widerstreben glorreich abgerungen, dessen innige neidlose Vereinigung aller Kräfte zu dem gleichen hohen und heiligen Ziele: ihre Nation durch die Bildung und Schönheit der Kunst zur Bildung und Schönheit des Lebens, durch den Adel der Kunstform und des Kunstgehalts zum Adel der lebendigen Gesinnung emporzuheben, einzig und beispiellos dasteht in der Geschichte der Litteratur aller Zeiten und Völker. Schon durch diesen ihren Freundschaftsbund, durch diese ihre nie unterbrochene Vereinigung sind Schiller und Goethe die sittlichen Vorbilder unseres Volks geworden. Auf sie kann man dasselbe hinweisen, an die herrlichen Erfolge solcher brüderlichen Einigkeit im Wollen und Wirken, kann man es mahnen, wenn — wie ach! noch immer — unter den zerrissenen vielgetheilten Bruderstämmen Neid und Eifersucht von den Feinden deutscher Einigkeit geflissentlich und verbrecherisch geschürt werden. Aber wie ihr Leben, so haben auch ihre Werke die ganze geistige Atmosphäre, die uns umgiebt, mit sittlichen Bildungseinflüssen erfüllt, die wir alle wissentlich und unwissentlich einathmen und als belebende und stärkende Lebensluft in uns aufnehmen. Es giebt schwerlich unter uns allen einen Menschen, dessen sittliche Bildung nicht durch ein Wort, einen Gedanken, eine Tendenz, einen Erfahrungssatz, einen Zuruf Goethe's oder Schiller's bei der einen oder der andern Gelegenheit, sei es in der Stille einer der Lectüre gewidmeten Stunde, oder durch ein Wort, das herab von „den Brettern, die die Welt bedeuten", in unser Ohr und Herz drang, gefördert worden wäre. Wenn Goethe's Lieder für alle fühlenden Menschen ein reiner Spiegel der tiefsten Innerlichkeit aller Seelenzustände des in Liebesleid und Liebeslust bewegten Menschenherzens sind, wenn sein Faust die tiefsten Abgründe menschlichen Denkens und Sinnens vor uns erschließt,

wenn die hundert und aber hundert Weisheitssprüche seines beschaulichen und vielerfahrenen Alters uns einen unerschöpflichen Schatz von Lehren, Rath und Trost in allen Lebensverhältnissen bieten, und wenn die himmlischen Gestalten seines Gretchen und seiner Mignon, dieser Urbilder der deutschen und der romanischen weiblichen Natur, unsere Seele durch ihr Schicksal tragisch reinigen: so redet Schiller in tausend und aber tausend Aussprüchen seiner erhabenen Lehrgedichte und seiner großen tragischen Schöpfungen, unser Bestes zur männlichen That, zu tapferem Wagen, zu edlem Heldenmuthe herausfordernd, zu unserem Wollen und Streben, es reinigend, verklärend und zum Anschauen und Festhalten des Bleibenden und Ewigen über dem Vergänglichen und Zeitlichen erhebend. In wessen Herz ist nicht schon in banger Stunde einer jener Mahnrufe aus den Werken unserer großen Dichter gedrungen, die uns „die Noth des Irdischen von uns werfen“ und „nicht an die Güter unser Herz hängen“ heißen:

„Die das Leben vergänglich zieren!“

die uns zurufen, daß der Mensch wachse mit der Größe seiner Zwecke, die uns tröstend hinweisen auf die Zukunft der Menschheit, als deren Bürger jeder, der Großes für die Menschheit fördern will, leben solle und müsse, hinweisen auf die „Besten unserer Zeit“, denen genug gethan haben, „für alle Zeiten leben“ heißt? Eine Sammlung aus den Werken unserer beiden Dichter, die es sich zum Ziele setzte: ihren sittlichen Einfluß auf unser Volk in Beispielen aller der Kernsprüche darzuthun, welche aus ihren Dichtungen ins Leben übergegangen sind, würde uns einen Reichthum erschließen, der uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen müßte. Denn glaube man nur nicht, daß es so leicht sei, einen Gedanken, eine Betrachtung, eine Wahrheit, eine Lehre,

einen Satz der Erfahrung, der moraliſchen und ſittlichen Weltanſchauung in der Dichtung ſo auszuprägen, daß er dadurch zu einem Gemeingute des Volks, zu einer überall als vollwichtig geltenden Gedankenmünze angenommen wird! Nur den Königen, den Herrſchern im Reiche des Geiſtes iſt dieſes fürſtliche Vorrecht verliehen! Es haben mit und nach Schiller und Goethe Dichter von nicht geringem Talente und von unbeſtrittener dichteriſcher Fähigkeit gelebt, ohne daß es ihnen gelungen wäre, auch nur ein einziges ſolcher geiſtigen Goldſtücke, mit ihrem Gepräge verſehen, bei ihrer Nation in Kurs zu bringen. Es gehört dazu neben der Größe der poetiſchen Begabung des Dichters auch jene ſittliche Größe und Erhabenheit des Menſchen und Charakters, durch welche unſere beiden Klaſſiker, Schiller vor allen, ſo ausgezeichnet daſtehn. Denn wie ſie als Künſtler nur den erhabenſten Zielen nachſtrebten, wie in dem Bereiche ihres dichteriſchen Sinnens und Schaffens ihr Blick immer nur der reinen Sonnenhöhe des Vollkommenen, welches wir das Ideale nennen, zugewendet war, ſo war auch in ihrem Leben ſelbſt ihr unverrückbares Streben darauf gerichtet, ihr eigenes Selbſt zu jener Höhe der Sittlichkeit hinaufzuläutern, welche von der Ueberzeugung durchdrungen iſt, daß:

„das Geſetz allein kann Freiheit geben!"

Aus dieſer ihrer litterariſch-künſtleriſchen und menſchlich-ſittlichen Größe geht endlich als höchſtes Reſultat hervor ihre nationale Bedeutung.

Schiller und Goethe — indem der Deutſche dieſe Namen ausſpricht, nennt er zugleich das geiſtige Band, welches in der Verehrung dieſer unſerer Geiſtesförderer unſer Volk zu der durch ſie errungenen geiſtigen Einheit zuſammenſchließt; nennt er die

Namen, welche gegenüber allen Kulturvölkern der Erde die wahren und bisher einzigen Vertreter der deutschen Nationalität bilden; nennt er den Inbegriff dessen, was den nationalen Stolz und die geistige Erhebung Deutschlands, die Hoffnung seiner Zukunft ausmacht. Durch sie sind wir, ist unsere Nationallitteratur dem Höchsten und Besten, was der Menschengeist aller Zeiten im Reiche des Gedanken und der Dichtung geschaffen, ebenbürtig an die Seite getreten. Mit Schiller und Goethe hat für die neue Zeit der deutsche Geist die Führung übernommen in dem großen Reigen der Volksgeister. Denn wo sind in allen Litteraturen des letzten Jahrhunderts ein Goethe und ein Schiller? Die Litteratur aber, die poetische Nationallitteratur eines Volkes ist die höchste Blüthe, die edelste Frucht, die eines Volkes Gesammtgeist aus sich zu erzeugen vermag; und wenn das Wort: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!“ ein ewig wahres ist, so darf das deutsche Volk solcher Prüfung der Früchte mit dem freudigsten Bewußtsein entgegen sehen. Und erscheint nicht schon in unserer jüngsten Geschichte die nationale Bedeutung unserer großen Dichter in herrlichster Weise bewährt? Ist es nicht Schiller gewesen, dessen Worte und Mahnungen in den Tagen unserer ersten und größten nationalen Erhebung, in den Befreiungskriegen, Begeisterung zündend, von Mund zu Mund gingen, wie sie uns in den vorhergehenden Tagen des Unglücks und der nationalen Schmach getröstet und erhoben hatten? Ist es nicht Schiller gewesen, der über sein frühes Grab hinaus seinem unglücklichen Volke zurief:

„An's Vaterland, an's theure schließ dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.“

War es nicht der Drommetenruf seines Wortes:

„Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre!“

der alle Schläfer weckend durch ganz Deutſchland erſcholl, als die Zeit erfüllt war, und der alle edlen Herzen trieb, „das Leben einzuſetzen, damit das Leben gewonnen werde?“ Ja, es war Schiller's Geiſt, der wie eine heilige Oriflamme dem deutſchen Volke voranflog und deſſen Sturmeswehen tauſend edle Herzen trieb, „für's Vaterland in Kampf und Tod zu geh'n.“ Es war ſein Geiſt, der die Sänger dieſer Heldenzeit unſeres Volksaufſchwunges, der die Arndt und Stägemann, die Schenkendorf, und vor allen den fleiſchgewordenen Inbegriff der nationalen Begeiſterung jener großen Tage, Theodor Körner, erfüllte und ſie in immer neuen Formen den Gehalt Schiller'ſcher Dichtung und Schiller'ſchen Geiſtes dem deutſchen Volke an das Herz legen lehrte. Es iſt Goethe's Geiſt, der, als der Sieg errungen war, den deutſchen Gewaltigen, welche die Schickſale der von äußern Feinden, von fremder Gewaltherrſchaft befreiten deutſchen Nation in ihren Händen hielten, ſeinen Fluch zurief, wenn ſie jetzt, ſtatt die Einheit und Kraft Deutſchlands zu ſtärken, wie weiland Napoleon auf ſeine Schwäche und Getheiltheit hinarbeiteten:

Fluch dem, der mit Gewalt und Rath
In überfrechem Muth
Das, was der Korſe Franke that,
Nun als ein Deutſcher thut!
Er finde ſpät, er finde früh:
Es gäb' ein ewig Recht!
Es geh' ihm trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen ſchlecht!

Wir brauchen uns nicht allzuſehr umzuſchauen, um zu erkennen, daß ſein Fluch in Erfüllung gegangen iſt. Aber er hat auch

den getrennten Bruderstämmen unserer Nation die einzige Parole zugerufen, deren Befolgung allein der deutschen Nation zu dem heißersehnten Ziele ihrer nationalen Einigung verhelfen kann. Er hat sie uns zugerufen mit den Worten, die in goldner Schrift leuchten sollten — über jedem Raume, wo die deutsche Sache berathen wird und werden wird, — in den Worten:

„Immer strebe zum Ganzen! und kannst du selber kein Ganzes
Werden, — als dienendes Glied schließ an ein Ganzes Dich an!"

Und so steht das große Paar der Dioskuren, stehen die „Götterſöhne" Goethe und Schiller in ihrer nationalen, sittlichen und litterarisch-künstlerischen Bedeutung gleichsam als die Schildhalter des deutschen Volksgeistes da über seiner geistigen Ehrenhalle. Und wie die Weisen des Alterthums in dem gewissenhaften Gebrauche der von der Gottheit verliehenen Gaben den besten Dank an die Geber und Verleiher derselben erkannten, so ergeht billig auch an unser Volk die Aufforderung: den wahren Dank für das ihm von des Geschickes Gunst durch den Besitz dieser seiner Geisteshoroen verliehene Glück dadurch abzutragen, daß es sich in diesem Besitze seinem ganzen Umfange nach immer tiefer in Leben und Streben, in Litteratur und Wirklichkeit des nationalen Daseins befestige. Hier ist noch viel zu thun. Jahrhunderte noch werden die Geschlechter der deutschredenden Menschen zu streben und zu arbeiten haben, um diese große Verlassenschaft der Vergangenheit sich voll anzueignen, um den großen Bau eines Volkslebens auszubauen, der, getragen von den Säulen der Wahrheit, Schönheit und Freiheit und überwölbt von den

erhabenen Gedanken der Humanität, dem deutſchen Geiſte, wie ihn Goethe und Schiller gefaßt und dargeſtellt haben, die ſeiner würdige Wohnſtätte bereitet.

Und wenn dereinſt nach aber hundert Jahren —
Wenn längſt zerſtäubt das heutige Geſchlecht —
Auf's Neue unzählbare Völkerſchaaren
Die Dichter feiern, die für Menſchheitrecht,
Für Wahrheit, Schönheit, Freiheit, die Gefahren
Des Kampfs getheilt im edelſten Gefecht:
Dann mag, was ihr Prophetenmund geſungen,
Ihr einig Volk mitfeiern als — errungen! —

von jeher ein unphilosophisches Volk. In die Tiefen der Spekulation hat sich in mehr als tausend Jahren keiner von ihnen verstiegen. Das philosophandum est paucis, nam omnino haud placet, der Grundsatz aller bedeutenden Männer, ein Wahlspruch, zu dem selbst der erhabene Genius eines Tacitus sich bekannte [1]), wie hätte ihn die Zeit des Gellius verleugnen sollen [2])? Er und seines Gleichen interessirten sich für Philosophie, d. h. sie lasen die Werke eines Plato, Theophrastos, Aristoteles, so weit sie folgen konnten; aber schwerlich möchten sie sich mit des Letztern Analytik, Physik oder gar mit der Metaphysik viel zu schaffen gemacht haben. Sie lasen, woraus sie ihre Sammlungen bereichern, ihre Neugierde befriedigen konnten. Das Ganze eines Platonischen Kunstwerks, seine Idee, fassten sie nicht, erforschten sie nicht; daher blieb ihr Studium unfruchtbar, es regte sie nicht an zu eignem Schaffen. Daher der Mangel an philosophischen Productionen aus jener Zeit und von jenen Männern. So las Gellius den Aristoteles und Theophrast, wie dies aus den Erwähnungen beider bei ihm klar hervorgeht.

Ehe wir aber die hierher gehörigen Stellen einzeln betrachten, erfordert die Gerechtigkeit, von der andern Seite die Bemerkung nicht zu verschweigen, dass Gellius dagegen von dem Literar-

1) R. Hoffmeister Weltanschauung des Tacitus, S. 16—17.

2) Gell. N. Att. V, 15. X, 22.

Ueber

Schiller's „Kabale und Liebe".

(1860.)

Der Plan zu diesem Trauerspiel, das an historischer Bedeutung weit über den „Räubern" steht, ward im Gefängniß entworfen. Ganz Deutschland war damals ein Gefängniß, und Würtemberg, das Land, wo Herzog Karl Eugen den Französischen Ludwig XIV. spielte und den Dichter Schubart zehn Jahre in den Kerkermauern des Hohenasperg verschmachten ließ, war „eins der schlimmsten".

Es war im Juli des Jahres 1782, als der zweiundzwanzigjährige „Regimentsmedikus" Friedrich Schiller auf der Stuttgarter Hauptwache im Arrest saß, wohin ihn sein Herzog geschickt hatte, weil er ohne Urlaub eine Reise „in's Ausland", das heißt eine Tour nach Mannheim gemacht hatte, um dort seine „Räuber" aufführen zu sehen. Zugleich hatte ihm der Würtembergische Tyrann verboten, jemals wieder mit dem „Ausland" in Beziehung zu treten. Ist es ein Wunder, daß das Werk, welches unter solchen Umständen in dem Gehirn und Herzen des Dichters entstand, Kerkerluft athmet, daß es eine Luft athmet, die erfüllt ist von den Flüchen der Empörung des

beleidigten Menſchenrechts gegen die frevelnde Tyrannei, unter der das ganze deutſche Leben jener Zeiten ſeufzte?

Aber das eben war die Strafe der Tyrannei, daß ſie ſelbſt ihre eigene Zuchtruthe ſich binden, daß ſie ſelbſt das Eiſen glühen mußte, mit welchem ihr für alle Zeiten das Brandmal auf die Stirn gedrückt werden ſollte. „Kabale und Liebe“ iſt ein ſolches Brandmal der Tyrannei, unter der damals des Dichters Geburtsland und mit ihm das ganze Volksleben in Deutſchland ſeufzte. Und wenn alle Geſchichtsbücher aus der Welt verſchwunden wären, aus dieſem Trauerſpiele könnte ein Geſchichtſchreiber unſerer Tage ein Bild herſtellen von dem Elend, von der Verſunkenheit und Dumpfheit, in welchen ſich damals das deutſche Leben unter ſeinen zahlreichen kleinen Tyrannen hinſchleppte, ein Bild von dem frevelhaften Uebermuthe, von der Gewalt, von der Fäulniß der Sitten, von der Verachtung aller Menſchenrechte bei den Hohen, die das deutſche achtzehnte Jahrhundert ſo ſchrecklich kennzeichnen! Im Gefängniſſe, ſchon den Entſchluß zur Flucht in der Seele, faßte der Dichter den Plan, „dem Jahrhundert mit ſeiner Dichtung dieſen furchtbaren Spiegel vorzuhalten, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen“; und auf der Flucht, in der armſeligen kalten Stube einer Fuhrmannsherberge zu Oggersheim, beim ſpärlichen Schein eines Dreierlichts führte er ihn aus, ſchuf er ſeine Tragödie „Louiſe Millerin“, die Iffland ſpäter in „Kabale und Liebe“ umtaufte, ſchuf er die Tragödie des geknechteten, zertretenen deutſchen Volks- und Bürgerthums, das erſte ſoziale Drama der deutſchen Litteratur. —

Kabale und Liebe iſt ein geſchichtliches Stück, trotz der engen bürgerlichen Grenzen, in denen es ſich ſcheinbar — aber nur ſcheinbar — geſchloſſen hält. Es rollt und grollt darin aus

der tiefſten Seele des Dichters der Donner des großen Gerichtstages der heranziehenden franzöſiſchen Revolution, welche dem damaligen Weltzuſtande ſein blutiges Recht angedeihen laſſen ſollte. Nur ſcheinbar iſt das Leben der Familie, ſind Liebe und Liebesleid der Grund und Boden des Stücks; das, warum es in Wirklichkeit ſich handelt, iſt der Staat. „Dieſen Degen gab Ihnen der Fürſt!“ ſagte Lady Milford, die fürſtliche Maitreſſe zu dem Major. „Der Staat gab ihn mir durch die Hand des Fürſten!“ antwortet Ferdinand von Walter. Dieſe Antwort bedarf keiner Erklärung; ſie ſagt Alles. Sie enthüllt den Abgrund, der zwiſchen zwei Weltanſchauungen ſich klaffend öffnet: zwiſchen dem: „der Staat bin ich!“ wie Ludwig XIV., und „das Vaterland bin ich!“ wie Herzog Karl Eugen von Würtemberg es ausdrückt, zwiſchen dem Staate der Gewalt und dem Staate des Geſetzes und des Rechtes, deſſen erſter Diener der Fürſt iſt.

Sehen wir uns das Stück genauer an. Die Namen desſelben ſind nicht hiſtoriſch, was man ſo „hiſtoriſch“ nennt, ſie ſtehen in keinem damaligen Staatskalender; deſto mehr aber ſind es die Charaktere der Perſonen, die hinter dieſen Namen ſtecken, und auf die damals, als Schiller ſeine Dichtung in die Welt ſeiner Zeit ſchleuderte, in und außer Würtemberg Jeder mit Fingern zeigen konnte. Dieſer Fürſt, der überall nur im Hintergrunde bleibt, iſt der richtige Würtembergiſche Herzog, wie er zur Zeit ſeiner Sündenblüthe lebte und regierte. Dieſer allmächtige Miniſter-Präſident von Walter iſt der leibhafte Miniſter des Würtembergiſchen Herzogs, jener berüchtigte Graf Montmartin, der es mit ſeinem Vorgänger in der Gunſt gerade ſo gemacht hatte, wie der Präſident in Kabale und Liebe. Auch der Spießgeſelle des letztern, der Geheimſekretair Wurm, hat in der wirklichen Geſchichte ſein Urbild in dem Hofſekretair Gegel, der

feilen Kreatur des Briefe fälſchenden Miniſters Montmartin; und zu der Lady Milford, die mit beſonderer Liebe gemalt iſt, hatte der Dichter das Original in der letzten Favoritin des Herzogs, in der liebenswürdigen Gräfin Franziska von Hohenheim leibhaftig vor Augen.

Laſſen wir indeſſen für's Erſte dieſe lebendigen Vorbilder der damaligen geſchichtlichen Wirklichkeit, und betrachten wir einfach den Zuſtand des öffentlichen und bürgerlichen Lebens, wie er uns in der Tragödie vom Dichter vorgeführt wird, dieſen Lebenszuſtand, der zu dem jammervollen Geſchicke zweier Liebenden den düſtern Hintergrund und die wirkende Urſache bildet.

Der Fürſt erſcheint nicht als auftretende Perſon, aber wir hören genug von dem „durchlauchtigſten Herzoge", um uns ein Bild von dieſem Landesvater zu entwerfen, der wohl für ſeine Günſtlinge und Maitreſſen ein mit vollen Händen Gold und Ehren ſpendender Vater und Verſorger, aber für ſein Land und ſein Volk ein deſto ſchwärzerer Rabenvater iſt. Er iſt jung, ſchön und von feinſtem Geſchmack, aber leichtſinnig bis zur Herzloſigkeit, und es fehlt kein Zug in ſeinem Bilde von dem damaligen Ideale eines eleganten, prachtliebenden, verſchwenderiſchen, jedes Mittel zur Befriedigung ſeiner Geldbedürfniſſe für erlaubt haltenden unumſchränkten deutſchen Gebieters über ſo und ſo viel Unterthanenſeelen, für die er perſönlich auch in ihren höchſten Nöthen unnahbar iſt, weil ſeine Günſtlinge ihm alle Noth und alles Elend fern zu halten ſich befleißen. Ueberdies ſind dieſe Großen, (wie Louiſe Millerin ſagt), „verſchanzt vor der Wahrheit hinter ihren eigenen Laſtern wie hinter Schwertern der Cherubim". Er jagt, hetzt, liebelt, hält Levers, giebt Maskeraden und Vauxhalls, unterhält Oper und Ballet, und vorausgeſetzt daß das Geld nicht ſtockt, iſt er für ſeine Umgebung

immer bei guter Laune. Geld aber muß geschafft werden; und wenn's nicht anders geht, wenn für einen neuen, aus Venedig verschriebenen kostbaren Diamantenschmuck das Geld von den erschöpften steuerzahlenden Unterthanen nicht mehr zu erpressen ist, so wird Menschenhandel getrieben und einige tausend Landeskinder werden an die Engländer verkauft, um sich in Amerika todtschießen zu lassen; — „die zahlen Alles", wie der greise Kammerdiener sagt (Akt II, Scene 2), der „auch ein Paar Söhne darunter hat". Diese Art von Menschenhandel, zur Füllung der durch Prachtlust und Ueppigkeit aller Art erschöpften fürstlichen Kassen, war damals in Deutschland gang und gäbe, und der Fürst in unserem Stücke thut damit nur, was außer dem Würtembergischen Herzoge, seinem Urbilde, auch viel andere seiner deutschen Mitfürsten und Landesväter thaten. Wer nicht mit will, kommt in die Eisen, wer gar zu murren wagt, wird vor der Fronte niedergeknallt, und die Uebrigen nehmen sich ein Exempel daran, und rufen „freiwillig:" „Juchhe, nach Amerika!"

Neben diesem Fürsten steht sein Schatten, sein Günstling und erster Minister, der Präsident von Walter, der eigentliche Inhaber der fürstlichen Macht, der die fürstliche Puppe am Drahte seiner Intriguen und seiner Unentbehrlichkeit regiert. Er kennt nur eine Leidenschaft: den Ehrgeiz, nur ein Ziel: die Befriedigung desselben durch Befestigung seiner Stellung und seiner Macht. Verrath und Verbrechen sind die Stufen gewesen, auf denen er seine Höhe erstiegen hat; gefälschte Handschriften — von ihm und seiner Kreatur Wurm gefälscht — die Mittel, mit denen er seinen Vorgänger in der Macht an's Messer geliefert hat, während er sein Busenfreund zu sein sich anstellte. In diesem Manne ist kein Funke sittlichen Gefühls. Er verachtet jede Tugend als Hirngespinnst, denn er sieht in seinem Kreise, in der

höhern „Geſellſchaft“, nichts als Laſter und Gemeinheit. In dieſer „Geſellſchaft“ ſind alle ſittlichen Bande gelockert, alle Verhältniſſe, die Menſchen an Menſchen ſittlich binden, wie Ehre und Familie, vergiftet, vom Fürſten an, der in dem Augenblicke, wo er ſich aus Staatsrückſichten vermählen muß, Anſtalten trifft, ſich den ungeſtörten Genuß ſeiner bisherigen Maitreſſe dadurch zu ſichern, daß er ſie an den Sohn des Präſidenten, mit Hülfe des Vaters, verkuppelt, bis hinab in alle Kreiſe des adligen Hoflebens, in welchem, wie der freche Cynismus des Präſidenten es ausdrückt (Act I, Scene 5): „ſelten eine Mariage geſchloſſen wird, wo nicht wenigſtens ein halb Dutzend der Gäſte oder der Aufwärter das Paradies des Bräutigams geometriſch ermeſſen kann!“ Dieſem Präſidenten iſt daher jedes Mittel, ſich in ſeiner Stellung zu behaupten, recht, und er begreift kaum, wie ſich ſein Sohn dagegen ſträuben kann, ſich an die fürſtliche Maitreſſe vom Vater verkuppeln zu laſſen, um den Einfluß des Letzteren und ſeine eigene Karrière zu fördern und zu ſichern.

Dieſer vergifteten Hof-, Adel- und Beamtenwirthſchaft ſteht gegenüber — nein! liegt vielmehr zu Füßen — ein verachtetes, getretenes, ausgeſogenes, durch ſeelenmörderiſchen Polizeidruck an Seele und Leib erniedrigtes und verſklavtes Volks- und Bürgerthum, „die Bürgerkanaille“, wie der Präſident ſich in der Sprache ſeiner Zeit ausdrückt, ohne Selbſtgefühl, weil ohne Recht und Ehre, ohne Selbſtachtung, weil jeder Willkür Preis gegeben. Wie das ſcheue Wild duckt und kauzt es ſich zuſammen in der engſten Enge ſeines Familiendaſeins und ſchützt ſich, ſo gut es gehen will, durch Unbemerktbleiben und demüthigen Gehorſam vor der Schädigung durch ſeine Dränger. Sein einziger Troſt iſt die Religion und der Glaube an ein Jenſeits, wo alle Schranken fallen, wo ſeine Pein aufhöret, und wo ſeine Dränger ihre

Strafe erhalten werden. Aber selbst die Flucht dahin, die Errettung aus einem unerträglichen Leben durch die Selbsthülfe, die das Leben freiwillig von sich wirft, ist ihm versagt; denn solche Selbsthülfe gilt ihm als das schwerste der Verbrechen, „als die abscheulichste der Sünden (Act V, Scene 1), die der Mensch gegen Gott begehen kann.

Inmitten dieser Sumpfluft sind Ferdinand und Louise, sind die beiden Personen aufgewachsen, durch welche die oben geschilderten beiden Lebenskreise mit einander in Konflikt gerathen. Ihre Liebe ist die Rebellion gegen den allgemeinen, herrschenden Weltzustand um sie her; sie ist die Erhebung des Menschenrechts und der Freiheit gegen die Gewalt und den Despotismus, gegen Privileg und Kastenthum. Aber diese Empörung führt nicht zum Siege, sie deckt nur das allgemeine Unheil und Unglück auf. Frei machen kann sich nur der, welcher selbst innerlich frei ist. Ferdinand und Louise aber sind selbst noch mehr oder weniger innerlich gebunden an die allgemeine Unfreiheit des Weltzustandes um sie her.

Ferdinand von Walter, der Sohn des allmächtigen Ministers, des Edelmanns von uraltem Adel, mit zwanzig Jahren Major, eine glänzende Karrière vor sich als Nachfolger seines Vaters, ist mit alledem eine Ausnahme seines Standes. Er hat studirt, und wie Wurm sagt: „von der Akademie gewisse Grundsätze von Seelengröße und persönlichem Adel mitgebracht, die am allerwenigsten an einem Hofe passen, wo die größte Weisheit diejenige ist, im rechten Tempo auf eine geschickte Art groß und klein zu sein“, und wo dergleichen Gedanken im besten Falle als „phantastische Träumereien“ angesehen werden. Er ist mit dem ganzen Weltzustande um ihn her zerfallen; die Hohlheit und Fäulniß desselben ekelt ihn an. Er scheidet in seinem Den-

ken den „Fürſten“ vom Staate, und ſieht wie Friedrich der Große in dem erſteren nur die „Hand“ des letzteren. Das ſind ſehr revolutionäre Anſichten für einen zwanzigjährigen Major, und Ferdinand hat in der That alle Anlagen, ein revolutionärer Fanatiker zu werden. „Er hat immer zu dem Regimente ſeines Vaters den Kopf geſchüttelt.“ Er ſieht, wie Laune und Ehrgeiz, Tyrannei und Habſucht die herrſchenden Mächte ſind, denen Volk und Staat zum Spielball ihrer Willkür dienen, und er ſieht an der Spitze dieſes allen ſeinen Ideen hohnſprechenden Regiments — ſeinen Vater! Das iſt das Zauberwort, das ſeinen Arm lähmt und das Schwert des Handelns ſeiner Hand entſinken läßt. Obenein iſt er natürlicherweiſe Mitwiſſer des Geheimniſſes, welches das Verbrechen ſeines Vaters umhüllt; er weiß, durch welche ſchwarze That dieſer Vater „Präſident geworden iſt“. So einſam mit ſeinen Ueberzeugungen, angeekelt von der allgemeinen Lüge um ihn her, gelähmt durch ſein Wiſſen um des Vaters Verbrechen, wird er ein brütender Träumer, ein Phantaſt; er lernt die Flöte blaſen. Der Sohn eines andern Vaters, auf anderer Lebensſtufe, hätte er vielleicht für die allgemeine Freiheit, das Wohl des Vaterlandes, im Kerker oder auf dem Schaffotte geendet; der Sohn des allmächtigen Miniſters, der Edelmann, „deſſen Stammbaum ein halbes Jahrtauſend zählt“, der Offizier, thut das Einzige, was ihm übrig bleibt: er rettet ſeine Freiheit in das Reich der Liebe. Er hat den Ruin des Vaterlandes, die Verhöhnung des Menſchenrechts im Staate, die Herrſchaft der Kabale und Lüge, des Trugs und Verraths, des Laſters und Verbrechens in der Welt um ſich her ertragen, ſtatt ihr im Kampfe entgegen zu treten. Er flüchtet ſich „in des Herzens heilig ſtille Räume“, die Liebe ſoll ihn entſchädigen „für die Flüche, die ihm der Landeswucher ſeines

Vaters vermachen wird". Erst als auch hierhin ihn die Welt verfolgt, da, im Kampfe der verzweifelnden Nothwehr, wendet er sich gegen diese Welt, gegen ihre Vorurtheile und hochmüthigen Ansichten von Standesunterschieden, wirft er Namen, Wappen, Rang und Stand, Aussichten und Vaterland in die Schanze, wendet er sich im verzweifelten Kampfe für sein Menschenrecht selbst gegen den eigenen Vater. Es ist der gehetzte Hirsch, der sich endlich gegen seine Dränger kehrt.

Und dieser Muth, dieser Fanatismus der Leidenschaft, der Alles an sein Ziel setzt, der selbst vor dem Gedanken einer Flucht nach Amerika nicht zurückschreckt, er könnte sein Ziel erreichen, könnte im gewöhnlichen Sinne über seine Gegner triumphiren, wenn ihm nicht Eins entgegenstände, woran er nicht gedacht, wenn ihm nicht ein unbesiegbares Hinderniß gerade in dem Bereiche entgegenstände, aus welchem allein er seine Stärke schöpfen kann. „Du, Louise, und Ich und die Liebe! liegt nicht in diesem Cirkel der ganze Himmel?" Er ist auf Alles gefaßt: „laß auch Hindernisse wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen, und darüber hin in Louisens Arme fliegen. Ich fürchte nichts! nichts — als die Grenzen Deiner Liebe!" — Ach, er weiß nicht, indem er diese Worte ausspricht, wie furchtbar prophetisch sie sind! Denn Louisens Liebe hat Grenzen! Und dies ist der tragische Knotenpunkt des Ganzen. Louise Millerin ist die Hauptperson dieser Tragödie, die daher auch der Dichter selbst mit Recht nach ihr benannt hatte.

Louisens Liebe hat Grenzen, Grenzen, die sie nicht überschreiten kann. Dieser Gestalt des Dichters hat keiner tiefer in's Herz geschaut, als Palleske, der Biograph Schiller's. „Sie lebt mit Angst in der Welt, Angst vor der Liebe Ferdinand's, Angst vor einem künftigen Gericht, Angst vor unberechenbaren Angriffen

auf Leben, Freiheit und Unschuld. Ihre ängstliche Frömmigkeit, ihre rührende Pietät für den Vater, ihre Gebundenheit an ihren Stand führen ihr Geschick herbei. Auf Allem, was sie spricht, liegt ein Trauerflor. Diesem Wesen ist jede heroische Freiheit, die eine Julia Shakespeare's ziert, durch ihre bürgerliche Geburt gemordet, sie ist das zerschlagene Herz des deutschen Volks; nur die Freiheit zu vergehen hat sie, nicht den Muth, glücklich zu sein. Ihre Aengstlichkeit, ihre Pietät ist ihre ganze Schuld; ihre Tugend, ihre Liebe zum Vater ihr Verderben." Diese Gebundenheit an ihren Stand, an die Enge des bürgerlichen Daseins und Gesichtskreises macht sie unfähig, ihrem Ferdinand in die Freiheit zu folgen, und diese Entdeckung ihrer Unfreiheit verwirrt die Seele ihres Geliebten zu der schrecklichen Blindheit der Eifersucht, durch welche die Katastrophe herbeigeführt wird, welche Schuldige und Unschuldige in's Verderben reißt.

Der alte „Miller", dieses Meisterstück gestaltschöpferischer Kraft, der unter glücklicheren Verhältnissen ein Muster selbstbewußter Bürgertugend geworden wäre, die kindisch-eitle, sich im Gedanken der Vornehmheit berauschende Mutter, die der Dichter am Ausgange so künstlerisch-weise verschwinden läßt, sie sind die richtigen Repräsentanten des damaligen deutschen Bürgerthums. Wer sich aus demselben zu erheben versucht, der verfällt entweder, wie Louise, der romanhaften Ueberspannung, oder, wie Wurm, dem Verderbniß glücksjägerischer, verbrecherischer Dienstbarkeit. Wurm ist kein vollständiger Bösewicht. Er dient der Schlechtigkeit der Großen zu seinen Zwecken, aber er kennt und verachtet diese Schlechtigkeit, und in Sachen der Ehe und Familienehre denkt er, wie er selbst sagt, „als Bürgersmann". Noch mehr: Dieser Mensch liebt, liebt wirklich, er liebt Louisen. Er, der aufstrebende „Geheime Secretair", der Vertraute des

historischen der Philosophie und Schriften beider Männer nicht verächtliche Kenntnisse besass. Seine gründliche Belesenheit in den besten literaturhistorischen und biographischen Werken der Griechen, wie Dikaiarchos, Hermippos, Apollodoros, Verfassers der Chronika, des Andronikos von Rhodos, Sotion u. a. wird uns verbürgt durch die wichtigen, und zum Theil allein von ihm erhaltenen Nachrichten, die er, namentlich auch über Lebensumstände des Aristoteles und seines Schülers, seinem Werke einverleibt hat [1]), und von denen auch eine strenge Kritik keine als unglaubwürdig zurückweisen kann.

Dass er nun die von ihm angeführten Aristotelischen Schriften selbst gelesen, und nicht die Citate aus früheren Schriftstellern entnommen, werden wir einmal darum annehmen dürfen, weil seit den Bemühungen Tyrannion's und Apellikon's in den öffentlichen und grösseren Privatbibliotheken Roms [2]), die den Leselustigen leicht zugänglich waren, ja selbst in denen kleinerer Landstädte [3]) die Werke des Aristoteles, wenn auch nicht immer vollständig, zu finden waren. Dann aber beweisen es auch Stellen, wo Gellius selbst sich so ausdrückt, dass kein Zweifel mehr übrig bleiben kann [4]). Auch

1) Hierher gehören Noct. Att. III, 17.; IV, 11.; VIII, 9.; XIII, 4. 6.; IX, 3. XVII, 21. XX, 3. u. a. behandelt in Aristotelia Th. I. S. 110. 116. 197. S. 29 — 32. u. a. m.

2) Noct. Att. XI, 17. XVI, 8.

3) N. A. XIX, 3.

4) N. Att. IV, cp. 13. Invenī nuper in Theophrasti libro etc. u. XIII, 7. placuit libros Aristotelis philo-

Ministers, sucht keine „Mariage“, die ihn emporbringen könnte; er will die Tochter des armen Musikanten heirathen! Schönheit, Seelenreinheit, Liebenswürdigkeit haben Macht über diesen Menschen. Seine Bewerbung ist keine Spekulation, sie ist Leidenschaft, und als er sein Ziel sich entrissen sieht, wirft er sein Dasein weg; denn jetzt hat er nur noch eine Leidenschaft: die der Rache und des tödtlichen Hasses gegen den vornehmen Genossen seines Frevels.

Groß, unerreicht, als die einzige wahre soziale Tragödie ihrer und unserer Zeit steht dies Jugendwerk des zwei und zwanzigjährigen Dichters da in unserer Litteratur. Sie hat noch immer Geltung in einer Zeit, in welcher der Kampf zwischen Menschenrecht und Vorurtheil, den wir in dieser Tragödie vor uns sehen, noch lange nicht zum endlichen vollgültigen Siege des ersteren ausgefochten ist.

Ueber

Palleske's Biographie Schiller's.

(1858.)

I.

Man hat unsere Zeit die Zeit der „Epigonen" genannt, das heißt die Zeit der Nachgeborenen jener großen Heroen, welche die Litteratur und Kultur unseres Volkes neu begründet und in unsterblichen Werken den reichen Samen der Bildung und Humanität für die kommenden Jahrhunderte ausgestreut haben. Man hat mit dieser Bezeichnung vorwiegend etwas Geringschätziges verbinden zu müssen geglaubt, ohne zu bedenken, daß solche Geringschätzigkeit mit derselben durchaus nicht nothwendig verbunden, und daß es keine Schande ist, ein „Epigone" zu sein, wenn man nur ein rechter ist. Die Natur ist nicht so verschwenderisch, daß sie die Heldengeister der Menschheit in steter Reihe immer wieder neu wachsen ließe, denn die Menschheit braucht Zeit dazu, sich in den vollen Besitz dessen zu setzen, was ihre Heroen geschaffen und verkündet, sich zu durchdringen mit dem Geiste des Wahren, Guten und Schönen dessen, was sie hervorgebracht haben. Und dazu ihr nach Kräften zu verhelfen, das ist eine Aufgabe der „Nachgebornen", der Epigonen in Leben und Litteratur, eine Aufgabe, die, mit Begeisterung ge-

faßt und würdig gelöst, wohl das berühmte Goethe'sche Wort auf sich anwenden darf:

„Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön."

In diesem Sinne ist das Wort, das uns Epigonen nennt, kein Wort des Schimpfes, sondern ein Name der Ehre, wie er es im Alterthum gewesen ist für die „Epigonen" der sieben gegen Theben verbündeten Helden, für die siegreichen Erneuerer des Kampfes gegen die Burg des Unrechts, die angethan mit der Rüstung ihrer Heldenväter den Kampf, den diese begonnen hatten, siegreich zu Ende führten. Ja, auch wir sind Epigonen, und weil wir es sind, wollen wir es würdig sein. Immer und immer wieder wollen wir zurückkehren zu den großen Werken und Thaten unserer Väter in Wissenschaft und Kunst, im Gebiete des Wahren, Guten und Schönen; und in diesem Sinne wollen wir auch uns das verrufene Wort von der „Umkehr der Wissenschaft" gesagt sein lassen. Denn in diesem Sinne umkehren von den Verirrungen der Gegenwart, und zurückgehen zu den Wegen und Zielen unserer Heroen heißt fortschreiten!

Dieser Zug und Drang unserer Zeit und unseres Volkes offenbart sich denn auch für den aufmerksamen Beobachter in der immer mehr und mehr zu Tage tretenden Neigung unserer Litteratur, den Goldgehalt unserer großen vergangenen Kultur- und Litteraturepoche immer wieder auf's Neue der Nation vor die Augen zu führen, und die großen Träger derselben durch immer tiefer in ihr Leben und Streben eindringende Forschung und Darstellung mit der Gegenwart zu vermitteln. Während unbeirrt von dem mißtönenden Geschrei der Finsterlinge, die unser Volk seinen großen Kulturheroen entfremden möchten, dieses Volk seine Lessing, Herder, Wieland, Goethe und Schiller von begeisterten Künstlern in Erz und Marmor auf-

stellen läßt, und die Säkulartage ihrer Geburt in dankbarer Pietät als nationale Jubelfeste feiert, bestrebt sich die Litteratur, wetteifernd mit der Kunst des Bildners, auch ihrerseits in biographischen Darstellungen das Andenken an jene Heroen immer lebendiger zu erneuen, und jenes Gefühl der Dankbarkeit immer klarer und tiefer im Bewußtsein der Nation zu begründen. Und nicht die deutsche Litteratur allein ist es, die diesem Streben Ausdruck giebt. Die Ahnung einer Weltlitteratur, die das Herz unseres größten Dichters entzückte, beginnt Wahrheit zu werden, und Er selbst, sein Leben und Streben, seine Werke und seine Ziele sind es, welche in der Darstellung eines britischen Schriftstellers Zeugniß geben von dem Streben der Kulturvölker, sich ihre Geistesschätze und Errungenschaften, die Erkenntniß und Förderung ihrer großen Genien gegenseitig anzueignen.

Es steht uns im kommenden Jahre ein Säkularfest bevor, wie Deutschland in neuerer Zeit mehrere gesehen, aber keins von so durchgreifend nationaler und volksthümlicher Bedeutung wie das bevorstehende Säkularfest der Geburt seines nationalsten Dichters, das hundertjährige Geburtsfest seines Schiller. Industrielle Spekulationen aller Art werden nicht verfehlen, sich auch auf dem litterarischen Gebiete an diese große Feier zu knüpfen, und schon hören wir von verschiedenen Unternehmungen dieser Art, welche dahin gerichtet sind, der Nation diesen Festtag und seinen Helden in's Gedächtniß zu rufen. Das würdigste, was uns von solchen bis jetzt bekannt geworden, ist der Versuch einer neuen Biographie Schiller's, welcher uns in dem soeben erschienenen ersten Bande von Emil Palleske's „Schiller's Leben und Werke" vorliegt.*)

*) Schiller's Leben und seine Werke von E. Palleske. Erster Band. Berlin bei Franz Duncker. 1858. Zweiter Band 1859.

Wenn man die Litteratur über Leben und Wirken unserer großen Dichter im Ganzen überschaut, so kann man die in derselben zu Tage tretende verschiedene Behandlungsweise auf drei verschiedene Kategorien zurückführen.

Da ist zunächst die litterarisch-historische. Sie zeigt uns in größeren Universalwerken oder in Schilderung einzelner Epochen die großen Dichter als Knotenpunkte eines historischen Entwicklungsprozesses, den sie mehr oder weniger in seinem stetig fortschreitenden Gange darzustellen versucht.

Ihr zur Seite unternahm zweitens die ästhetische Kritik die Aufgabe, die Werke der Dichter, einzeln oder im Zusammenhange zu durchdringen und chemisch zu zersetzen, oder zu einem Genusse für das reine Wissen philosophisch zu konstruiren, was man mitunter wohl auch als ein sogenanntes Nachschaffen des Dichters zu bezeichnen sich erlaubte.

Bei diesen beiden ersten Methoden kam die einzelne Dichtergestalt in ihrer vollen Persönlichkeit durchaus nicht zu ihrem Rechte. Denn der Dichter ist mehr als ein praktischer Held; er hat seine Thaten als ebensoviel neue Geschöpfe in die Welt gesetzt, und diese Geschöpfe machen dem Litterarhistoriker soviel zu schaffen, daß man kühnlich behaupten kann, was Schiller einmal vom Philosophen im Vergleich zum Dichter sagt: der beste Litterarhistoriker ist gegen den eigentlichen Historiker nur eine Karikatur. So wenig man in einer Bilder-Gallerie einen Meister in seinem vollen Werth und Wesen erfassen, so wenig man einen Titian außer Venedig, außer dem lebendigen Venedig seiner Zeit studiren und völlig verstehen kann, so wenig kann man Lessing, Goethe, Schiller ihrem ganzen Wesen und Gehalte nach in dem beschränkten Rahmen einer Litteraturgeschichte darstellen, denn dazu gehört vor Allem, was bisher noch mangelte,

eine gründliche und künstlerische biographische Geschichtsdarstellung dieser Geistesheroen. Viel freier steht in dieser Beziehung die kritische oder ästhetisch nachkonstruirende Behandlung der einzelnen Werke da. Hier sind denn auch sehr viele Arbeiten aufgetreten, welche von dem schwindelnden Gipfel „Hinrichs" und seiner „absoluten" Konstruirmethode hinunter bis zu der anspruchslosen Ebene des bescheidenen Schulprogrammes sich verbreitend den deutschen Parnaß umgeben.

So viel Verdienstliches auch in diesen beiden Richtungen geleistet ist, so sehr sich auch einzelne Kritiker bemüht haben, dem deutschen Volke seine Könige ohne Krone zu zeigen: im Kerne des Volks hat sich das Urtheil über dieselben dadurch nicht wesentlich verändert. Noch immer bleibt das Wort Goethe's wahr, daß jeder junge Mensch Epochen erlebt, wo es ihm vorkommt, als sei der Werther ausdrücklich für ihn geschrieben. Dasselbe läßt sich in Bezug auf Schiller's „Resignation", auf seine „Götter Griechenlands" sagen; und eine jede Aufführung der Jugenddramen Schiller's macht die Rangordnung zu Schanden, welche die Kritiker so schön unter den einzelnen Schiller'schen Werken festgestellt haben. Es bleibt eben der alte Goethe'sche Spruch in Kraft:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt,
Und Jungens immer geboren.

So macht sich denn in Deutschland seit einiger Zeit eine heilsame Reaktion geltend gegen das summarische Verfahren, welches die Litterarhistoriker über unsere Dichter verhängt haben. Man faßt nicht mehr einseitig den Lehrzweck und seine Parole „zum Verständniß" in's Auge, so wenig, als man sich mit einer

Tretmühle von Standpunkten befriedigt, in welcher die einzelnen Persönlichkeiten als bloße Stufen unter den Füßen des Litterarhistorikers dahinglitten und alle Gestalt sich sammt der Liebe für dieselbe zu verflüchtigen drohte. Man sucht vielmehr die einzelnen großen Menschen in plastisch realistischer Darstellungsweise an- und aufzufassen, jede statuarisch für sich, wie es ihnen zukommt und gebührt. Man läßt sie auf dem Boden der Zeit und des Volks in freier, fröhlicher Selbstherrlichkeit erwachsen, und statt das Volk immer mehr zum quängelnden und nergelnden Ausstellen und Fehleraufspüren anzuleiten, hinter dem gewöhnlich die unproduktive Beschränktheit steckt, leitet man es lieber zurück zu jener großen Anschauungsweise, welche Goethe an Schiller schreiben ließ (Briefw. II., N. 165): „mir kommt immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur!“ Diesem goldenen Worte gemäß handelt man, wenn man statt jenes Nergelns und Quängelns dem Volke in der Betrachtung und Darstellung seiner großen Menschen das erquickliche Gefühl der Verehrung wiedergiebt, das, wenn es auf das wahrhafte und im Kerne Tüchtige geht, den Charakter erhebt und ihn tauglicher macht zu edlen Entschlüssen und Thaten als alles Predigen von Moral und Sittlichkeit. Man strebt, mit einem Worte, durch den ganzen Menschen wieder auf den ganzen Menschen zu wirken.

Dies ist eine sehr erfreuliche und gesunde Wendung der Dinge in unserem Zeit- und Volksgeiste, und wir sehen mit Freude die frischesten Kräfte und Talente auf diese Wendung eingehen.

Es ist noch nicht lange, daß wir das Werk eines Ausländers, die biographische Darstellung Goethe's von dem Engländer Lewes, als einen glänzenden Versuch auf diesem Felde begrüßten, daß wir das Werk unseres Landsmannes David Strauß über Hutten als eine Meisterarbeit voll Kraft und Tiefe wie voll liebender Begeisterung für seinen Helden bewunderten; und schon bietet sich uns in E. Palleske's „Leben Schiller's" ein neuer erfreulicher Anlaß dar, auf diese Seite litterarischer Produktion anerkennend zurück zu kommen. Bevor wir jedoch auf das genannte Buch selbst spezieller eingehen, wird es zweckmäßig sein, einen Blick auf die bisherigen Biographien Schiller's zu werfen, weil sich daraus die Berechtigung dieser neuen ergeben muß.

Unter den bisher vorhandenen biographischen Darstellungen Schiller's nimmt der Zeit nach die erste Stelle jene von Schiller's Freunde, Körner, verfaßte Skizze ein, welche im Jahre 1812, sieben Jahre nach des Dichters Tode, erschien und unsern Lesern als Anhang der Cotta'schen Ausgabe von Schiller's Werken hinreichend bekannt ist. Sie gab von biographischen Notizen eben nur das Nothdürftigste; es war ein bloßes Skelett, dem Fleisch und Blut fehlte. Und, was als Uebelstand sich erst später herausstellte: sie wehrte nicht den Wust von Erfindungen ab, der sich als Mythologie bereits in den Köpfen des Publikums festgesetzt hatte. Zwar gab achtzehn Jahre später Karoline von Wolzogen, Schiller's Schwägerin, (1830) manche Partieen ausführlicher. Sie nahm Familienbriefe mit auf, die einen tiefen Einblick in das Geistesleben des Dichters gewährten. Dabei aber konnte doch nicht fehlen, daß diese fein- und zartsinnige Frau sehr Vieles, was vielleicht nur einem männlichen Griffel zu zeichnen möglich war, mit allzu zarten, fast verschwimmenden Umrissen ausstattete, während sie Anderes, was

eben nur ein Fernerstehender zu enthüllen sich entschließen mochte, gänzlich verhüllte. Und wenn sie ferner auch Manches mit großer Sorgfalt behandelte, so fehlte ihr doch diejenige Gründlichkeit des Verfahrens, die in neuerer Zeit, namentlich durch Eduard Boas, einer Darstellung von Schiller's Leben erst die Wege bahnte. Jener geistvollen und verdienten Frau fehlte überdies bei ihrer Arbeit die ausführliche Erzählung von Schiller's Jugendfreunde und Fluchtgenossen Andreas Streicher; ihr fehlten die Memoiren von Schiller's Freundin Charlotte von Kalb; die Briefwechsel von Schiller und Goethe und Schiller und Körner hat sie ebenfalls nicht, oder so gut wie gar nicht benutzt, und was die Charakteristik betrifft, so kann man sagen, daß ihr Hauptstreben dahin gegangen sei, alle Schroffheiten und Schärfen in Schiller's Wesen und Charakter mit lieberoller Hand zu verwischen und zu mildern.

Als die Quellen anfingen, reichlicher zu fließen, als das liebenswürdige Büchlein von Streicher und der Goethe'sche Briefwechsel erschienen waren, als manche Jugendzeugen, wie Petersen und Scharffenstein, ihre Erinnerungen in Journalen mitgetheilt hatten und das Bedürfniß einer neuen Gesammtdarstellung des Dichters sich in Folge dessen zu regen begann, welche wenige Jahre zuvor in England der begeisterte Verehrer Schiller's Thomas Carlyle versucht hatte, unternahmen diese Aufgabe in Deutschland zu gleicher Zeit zwei Männer: Gustav Schwab (1840) und Karl Hoffmeister (1838—1842).

Hier zeigte sich nun bei diesen immerhin verdienstlichen Arbeiten beider Männer der Uebelstand einer ungenauen und unkritischen, ja leichtfertigen Aufnahme der verschiedenartigen Materialien und Notizen in seinen schlimmen Folgen; namentlich in dem Schwab'schen Werke, das eine realistische Behandlung

der Einzelheiten versuchte, und eben dadurch zu einer Quelle verlockt wurde, welche zwar sehr pikante, aber auch eben so unwahre Anekdoten enthielt. Es würde zu weit führen, die Unwahrheiten nachzuweisen, welche durch zwei Bücher von K. W. Oemler in das biographische Werk von Schwab eingedrungen sind. Sie erschienen gleich nach dem Tode Schiller's, diese „Scenen und Charakterzüge aus Schiller's Leben", sie wurden als ein Gewebe gröblicher Lügen sofort von gewichtigen Zeugen gebrandmarkt; trotzdem ist Vieles daraus von Schwab unbesehen als Wahrheit aufgenommen worden, so daß sogleich die ersten Seiten seiner Schillerbiographie von Unrichtigkeiten voll sind. Da soll der kleine Schiller beim Gewitter auf einen Baum gestiegen sein, im neunten Jahre ein Tagebuch geführt haben, u. s. w. — kurz, der kleine Herakles in der Wiege ist auf's Schönste ausstaffirt, um das nachherige Genie zu erklären. Nur schade, daß von all den schönen Dingen Nichts wahr ist, wie sich aus den Aufzeichnungen von Schiller's älterer Schwester Christophine Reinwald ergiebt, und wie außerdem durch die vielen offenbaren Lügen bekundet wird, welche die Oemler'schen Bücher enthalten. So war z. B. Schiller's erster Jugendfreund nicht Karl, sondern Ferdinand Moser; so ist der Brief an Karl Moser, der in der neuesten Sammlung der Schiller'schen Briefe, trotz Boas' Einsprache, wieder paradirt, von Oemler wie aus der Luft gegriffen, u. dgl. m. — Was aber vor allen Dingen die Lectüre des Schwab'schen Buches verleidet, das ist die beschränkte kirchliche Ansicht des Verfassers, ein Standpunkt, der bei aller sonstigen achtbaren poetischen Begabung des wackern Pfarrers denn doch wohl zur richtigen Auffassung und Darstellung eines Schiller am wenigsten geeignet ist.

Ungleich befähigter zeigte sich Hoffmeister zur Lösung seiner

ist er wahrheitliebend genug, da, wo er nicht selbst gelesen, seine Mittelspersonen anzuführen, wie dies namentlich in einer Stelle (III, 16.) mit Varro geschieht. Und wenn er von dem Philosophen sagt, „er habe den höchsten Umfang alles menschlichen Wissens besessen," so können wir glauben, dass er, auch ohne selbst Philosoph zu sein, doch des Mannes Erhabenheit wenigstens zum Theil aus eigner Anschauung geahnet hat. Es kommen aber unter den Anführungen selbst noch für uns ganz verlorne Werke vor; dahin gehört z. B. die Notiz über das Zeitalter Homers, die er wohl aus Arist. Geschichte der Dichtkunst und der Dichter entnahm [1]), ein Werk das uns, so wie die Geschichte der Beredsamkeit, zu unersetzlichem Verluste der Alterthumswissenschaft verloren gegangen ist. Auch von Theophrast finden wir Bruchstücke aus einem verlornen Werke, von der Freundschaft, nach eigner Lektüre angeführt [2]). Anderer Schriften Theophrasts geschieht noch an drei andern Stellen Erwähnung, (IV, 13. Ego nuperrime in libro

---

sophi inspici, quos de animalibus exquisitissime composuit (es folgt aus dem sechsten Buche der Histor. de Animalibus ein bedeutendes Fragment). Taurus, sein Lehrer in Athen las mit ihm Aristotelische Schriften XIX, cp. 6.

1) Noct. Attic. III, cp. 11. die Schrift des Aristoteles führte den Titel περὶ ποιητῶν in drei Büchern.

2) N. Att. I, cp. 3. vgl. Argument. VIII, 6. Der Zusatz „si recte memini" in der erstern Stelle deutet auf Citation aus dem Gedächtniss, wenn es nicht eine Art von Coquetterie mit seinem guten Gedächtnisse ist, denn die Stelle ist fast zu lang.

Aufgabe mit seinem Werke: „Schiller's Leben, Werke und Geistesentwickelung im Zusammenhange", welches eine „Naturgeschichte des Schiller'schen Geistes" sein sollte, und mit einer gewissen Zuversicht das Thema erschöpfend abzuschließen meinte. Was aber diesem, in vieler Hinsicht verdienstlichen Werke schadete und ihm die Popularität verschloß, waren hauptsächlich zwei Dinge. Einmal die allzugroße Breite der Ausführung — es umfaßte drei starke Bände — und zweitens ein gewisser Scholastizismus in Verfolgung des Lehrzwecks, mit dem es den Dichter in drei Theile theilte, und den Leser mit Hülfe schulmeisterlicher Krücken aus der Periode der Naturdichtung zur Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung u. s. f. weiterführte, worüber denn alle Frische und Freiheit der Darstellung verloren ging. Dabei blieben selbst in der eigentlichen Biographie bedeutende Lücken unausgefüllt, was man leicht begreiflich finden wird, wenn man erfährt, daß auch Hoffmeister weder die Denkwürdigkeiten der Frau von Kalb noch den Körner'schen Briefwechsel benutzt hat. Sind auch die Verstandeswidersprüche in einzelnen Dramen Schiller's scharfsinnig, obschon nicht zum ersten Mal, von ihm aufgedeckt, so ist doch die Reihe von Einzelkritiken, welche sein Werk in die Breite treiben, nach dem Stande der ästhetischen Wissenschaft unserer Tage weit nicht genügend. Und was noch schlimmer ist: es fehlt hinsichtlich der historischen Darstellung jener in das Leben und Weben der Zeit selbst lebendig eindringende Geist, der aus dieser Zeit und ihren Bedingnissen heraus die Gestalt des Helden zu erfassen und dieselbe auch am Hintergrunde der politischen und sozialen Zustände vor uns hinzustellen versteht.

Noch weniger konnte dies bei jenem Auszuge aus Hoffmeister's größerm Werke der Fall sein, den der Verfasser selbst begann

und den der verdiente Viehhoff mit löblichem Eifer fortsetzte. Hier mußten manche neue Daten aufgenommen werden, die mit dem früheren Werke in Widerspruch standen. Daraus bekam denn das neue Buch ein unwirrsches Ansehen. Der Verfasser überzeugte sich, daß seine große Naturgeschichte des Schiller'schen Geistes nicht so erschöpfend war, als er gehofft hatte. Auch fehlte beiden Biographen diejenige geistige Verwandtschaft mit ihrem Helden, welche die Voraussetzung einer vollen Einsicht in das Leben und die Natur des Dichters, in das Weben und Schaffen, Thun und Leiden des Genius bildet.

Erst mit Eduard Boas beginnt für die Biographie Schiller's eine neue Wendung. Er zuerst ging an die Arbeit, die Quellen gründlich zu sichten, merzte hier Falsches aus, setzte dort die richtigen Daten wieder in ihre Rechte ein, und brachte mit emsigem Fleiße die eigentlichen Materialien von überall her zusammen. Leider übereilte ihn der Tod in seiner Arbeit, von welcher im Jahre 1856 zwei Bände unter Herausgabe W. von Maltzahn's erschienen. Sie führen den Titel: „Schiller's Jugendjahre" und gehen bis zu Schiller's Flucht nach Mannheim. Die Darstellung ist zerrissen und kämpft mit dem Material, das in solcher Breite aufgenommen ist, wie es eine kritisch-bibliographische Behandlung verlangt. Allein eben dieser letztere Umstand hindert die künstlerische Form und schließt die Dichtung in jenem edleren Sinne aus, welche jede historische Darstellung sein soll. Und selbst die Wahrheit ist auch hier, bei aller Sorgfalt, nicht ganz zu ihrem Rechte gekommen, indem Boas theils einige Urkunden nicht kannte (wie z. B. das von Schiller's Vater verfaßte „curriculum vitae meum", wie die Krankenberichte von Fr. Schiller, die Briefe des Letzteren an den Herzog von Würtemberg und an Seeger, welche auf der Flucht geschrieben sind), theils mit

Thatsachen und Angaben hier und da etwas zu willkürlich umsprang, wodurch eine Partie von Lebensumständen aus den Fugen gerathen ist.

Wir haben uns erlaubt, in der Uebersicht des bisher für Schiller's Biographie Geleisteten diejenigen Ausstellungen hervorzuheben, aus welchen unsere Leser abnehmen möchten, was wir etwa von einem neuen Biographen Schiller's zu verlangen gemeint sind.

Als Goethe seiner Selbstbiographie den Namen „Dichtung und Wahrheit" gab, sprach er damit ein Gesetz aus, welches kein Historiker ungestraft verletzen darf. Goethe stellte keinen Lehrzweck vor sein Werk, kein allgemeines Kulturbild seines Jahrhunderts. Er verfuhr wie ein Epiker und ging nach kurzer Verbeugung vor seinem Publikum unbefangen in medias res hinein. Er ließ sich, ohne sich mit philosophisch-kritischen Betrachtungen über seine Kindesanfänge aufzuhalten, vor unsern Augen in die Zeit und Umgebung muthig hineinwachsen, und entfaltete, indem seine Augen mehr sahen, immer größere Horizonte vor den Augen seiner Leser. So kam die Zeit in einer bewundernswürdigen Weise zu ihrem Rechte; so behielt seine Persönlichkeit in Irrthum und Tüchtigkeit immer ihren Reiz, wenn sie ruhig und lebensfrisch wieder aus den Coulissen hervortrat. Er tadelte sich wenig; er sagte einfach: so war ich, wer sich rein fühlt, hebe den ersten Stein auf. Aber Goethe hatte die große Gunst des Selbsterlebenden, er war Lebensgenosse und Augenzeuge der Zeit und Verhältnisse, und konnte aus der reichen Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Erfahrungen dasjenige auswählen, was ihm paßte. Er konnte das Bedeutende auswählen, denn das Unbedeutende hatte für ihn keinen Werth, hatte nicht jenen Werth des Wirklichen, des Glaubwürdig-That-

sächlichen, mit welchem jeder Biograph eines fremden Helden so überladen wird, über welches eine verführerische Freude des oft mühsam erworbenen Besitzes Jeden ergreift und fesselt, der nicht künstlerische Technik und Selbstüberwindung genug besitzt, das nicht Wesentliche, das minder allgemein Interessirende resolut über Bord zu werfen. Wie dadurch der Biograph in Gefahr geräth, seine Arbeit mit unnöthigem Ballast zu überladen und zu ungenießbarer Breite des Details anzuschwellen, dafür ließen sich aus unserer neueren Litteratur sehr eklatante Beispiele anführen, unter denen der Danzel-Guhrauer'sche Lessing eine der ersten Stellen einnimmt.

Wenn wir indessen bei jeder Biographie, die wir beurtheilen, „Wahrheit und Dichtung" als Muster aufstellen, wie etwa Lessing die Regeln des Aristoteles als dramatischen Kanon aufstellte, und wenn wir uns nicht enthalten können, das große Goethe'sche Muster an ein historisches Lebensbild zu halten, so dürfen wir nicht vergessen, daß uns dabei zugleich die Pflicht obliegt, eben so verständig zu verfahren, wie Lessing in dem verglichenen Falle zu thun verstand, der jene Regeln eben so sehr bei Shakespeare wie bei den Griechen erfüllt fand. Wir dürfen es uns zunächst niemals verhehlen, daß der zehnte Biograph eines großen Mannes eine andere Aufgabe und eine andere Stellung zu seinem Vorwurfe hat, als der erste. Jener wird oft plaidiren müssen, wo dieser nur einfach erzählt; jener wird oft stillschweigend die Beweise benutzen, die dieser ausführlich darlegt und endlich wird durch die nothwendige Abwehr, durch die Aufnahme von bibliographischen Notizen, von Darlegungen und Beurtheilungen der Werke eine Art von Formlosigkeit entstehen, welche gegen die künstlerische Geschlossenheit der Selbstbiographie eben so sehr im Nachtheil erscheint, als die Shakespeare'schen Dramen in Bezug

auf Einheit gegen die antiken Tragödien. Aber dieser Nachtheil ist doch nur ein scheinbarer. Denn der Vortheil des Schriftstellers, welcher das Leben Anderer, welcher bereits abgeschlossene Existenzen behandelt, ist nicht leicht wiegend, ist vielmehr so in die Augen springend, daß wir uns die Ausführung um so mehr ersparen können, als wir nur auf die Theilnahme hinzuweisen brauchen, welche gerade in unserm Falle sich neuerdings das biographische Werk von Lewes trotz „Wahrheit und Dichtung" bei uns errungen hat.

Was die Wahrheit betrifft, so glaubt nun einmal die Geschichte nicht dem, der vor ihren Schranken steht, sondern sie urtheilt allerdings wie ein Geschwornengericht, nach dem Zeugenverhör. Das Publikum verlangt mit Recht nicht blos die innere Wahrheit, nicht blos so viel Wahrheit als schön ist, sondern so viel Wahrheit als möglich, und vor Allem so viel als nothwendig, um den ganzen Menschen kennen zu lernen.

Schon in dieser Beziehung hat das Palleske'sche Buch einen ganz ungemeinen Vorsprung und Vortheil vor allen bisherigen Biographien unseres großen Dichters. Nicht allein die Parthien, welche Boas in größter Ausführlichkeit behandelt hat, boten sich ihm zuerst als wünschenswerthe Vorarbeit, deren Richtigkeit er, wie man bald wahrnimmt, überall sorgfältig selbst geprüft hat; sondern auch da, wo das Boas'sche Werk abschließt: für den ersten Mannheimer Aufenthalt, für Schiller's Leben in Bauerbach, und für den zweiten Mannheimer Aufenthalt stand dem Verfasser eine so reiche Auswahl neuer Materialien zu Gebote, daß wir allen Lesern, die Schiller's Leben bisher nur aus den früheren Biographien kannten, gar manche durchaus neue interessante Aufschlüsse über sein Werden und seine inneren Entwicklungskämpfe versprechen können. Unser Verfasser hat bis-

her unbenutzte Familienbriefe einsehen, er hat Namen ergänzen dürfen, welche bisher als unerkannte Anfangsbuchstaben in Karoline von Wollzogen's Leben Schiller's, als Th. und M. Räthsel aufgaben; er hat die Denkwürdigkeiten Charlotten's von Kalb in einer Weise ausgebeutet, wie dies bisher noch von keinem früheren Biographen Schiller's geschehen ist; und endlich ist es ihm möglich gewesen, eine nicht unbedeutende Anzahl von Daten zu berichtigen und festzustellen, die bisher, da die früheren Biographen des Dichters die Chronologie nicht gehörig berücksichtigten, entweder schwankten oder falsch angegeben waren.

Aber so empfehlenswerth auch eine Biographie Schiller's nach dieser Seite hin sein mag, so zeigt doch die erreichte thatsächliche Wahrheit nur den gründlichen Fleiß des Forschers, während den schöpferischen Geist des Biographen erst die als Dichtung bezeichnete Seite bewähren muß. Denn was hilft zuletzt aller Reichthum, alle kritische Sicherheit und Gewißheit des Stoffes, wenn der Historiker nicht diesen Stoff in sich selbst erlebt hat, wenn er nicht eine Ader seines Helden besitzt, wenn er nicht selbst ein Charakter, eine Persönlichkeit ist, durch welche der dargestellte Charakter sich würdig und stark aussprechen kann? Damit ist nicht gesagt, daß nur ein Dichter eine Biographie Schiller's schreiben könne, aber die Möglichkeit zu einem Dichter muß aus dem Biographen sprechen, seine Darstellung muß uns überzeugen, daß er eines Dichters Geheimnisse kennt. Das Auge muß „sonnenhaft" sein, um das Licht zu erblicken; denn:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnte es das Licht erblicken!
Wär' nicht in uns des Geistes eig'ne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!"

Das vorliegende biographische Werk ist eine Erstlingsarbeit des Verfassers in diesem Fache. Herr Palleske war bisher nur noch als dramatischer Dichter, und zwar als ein solcher bekannt, der sich in seinen Trauerspielen „König Monmouth“ und „Oliver Cromwell“, wie in seinen Jugenddramen „Achilles“, „die Braut von Korinth“ u. a., unbeirrt durch die herrschende Zeitrichtung und die Sympathien unserer Bühnenverwaltungen für das Miserable, stets den großen Stylprinzipien einer auf Kunst und Schönheit gerichteten Periode zugewendet hatte. Zum ersten Male begegnen wir ihm in dieser Biographie Schiller's auf einem Gebiete, zu dem er, nach dieser Probe zu schließen, eine nicht gemeine Befähigung und fast alle diejenigen Eigenschaften besitzt, welche den Erfolg des Lewes'schen Buches über Goethe bei uns bewirkt haben. Wie bei dem geistreichen englischen Autor, finden wir auch in diesem Biographen einen Mann, der mit gründlicher und umfassender Studienbildung zugleich jene andere Bildung verbindet, die ein vielseitig bewegtes inneres und äußeres Leben allein dem Schriftsteller zu gewähren vermag, und die doch wieder allein im Stande ist, jene kongeniale Verwandtschaft mit dem Dichter hervorzubringen, deren es noch mehr als der blos belesenen Gelehrsamkeit bedarf, um ein wahrhaft lebendiges Bild von der Persönlichkeit und dem Wesen eines Dichters wie Schiller vor uns hinzustellen. Man braucht nur in diesem ersten Bande die Darstellung Schiller's als Dramatiker, die Entwickelung seiner Jugenddramen, seiner dramatischen und theatralischen Erfahrungen, Ziele und Gesichtspunkte zu lesen, um sogleich heraus zu fühlen, daß hier Schiller einen Darsteller gefunden hat, der selbst nicht nur in der Werkstatt des dramatischen Dichters praktisch zu Hause ist, sondern der sich auch durch eigene Erfahrung und Bethätigung Einblicke in

die Geheimnisse der Verlebendigung des dramatischen Gedichts auf der Welt der Bretter in das Verhältniß von Bühne und Publikum, in die Bedingungen der Wirksamkeit, der Anregung und Befruchtung des Dichters und des Lebens durch die Bühne und Poesie und umgekehrt der Bühne und Dichtung durch die Wirklichkeit des Lebens, erworben hat. Dazu gesellt sich die Begeisterung des Autors für seinen großen Gegenstand, und in der Darstellung jene noch unabgeschriebene Frische, die in unserer mit Dampf schreibenden Zeit eine wahre Seltenheit ist, und durch welche die Unbeholfenheit in gewissen Einzelnheiten schriftstellerischer Technik reichlich aufgewogen und vergütet wird. Ja, diese Jugendfrische ist der greisenhaften Altklugheit, dieses liebevoll begeisterte Eingehen ist der blasirten Allweisheit unserer neuesten litteraturkritischen Betrachtungsweise gegenüber geradezu erquickend. Wir sehen den jugendlichen Schiller vor uns werden und wachsen, sehen ihn die ersten Flügelschläge versuchen, die stürmischen Leiden und Freuden des Jugenddranges erleben und überwinden, sich in Ueberschwänglichkeit aller Art bewegen; und sehen dies Alles durch das Medium einer Darstellung, die überall, theils bewußt theils unbewußt, mit ihrem Inhalte in Harmonie ist, weil der Darsteller selbst in der lebendigen Erinnerung eigener Lebenserfahrungen und des eigenen analogen Werdeprozesses die richtigen Farben findet. Es ist Schwung und Zug in seinem Buche: jenes wunderbare Etwas, das den Leser, selbst den mit dem Stoffe ziemlich vertrauten, festhält und zum Wiederlesen reizt. Es ist darin ein wunderbares Verständniß, ein inniges Durchdrungensein des Verfassers von Schiller's ganzer Natur, ein Sinn für historische Gerechtigkeit gegen Menschen und Dinge einer vergangenen Zeit, wie wir ihnen selten begegnen, und eine wohlthuende Freiheit von allem konstruirenden

Formalismus, der in unserer Litteratur so viel Schaden angerichtet hat. Statt wie sein Vorgänger an Schiller's Werke überall den kritischen Maßstab des vollkommenen Drama's anzulegen und mit diesem fertigen Begriffe an die Jugenddramen heranzutreten, die dabei sehr übel fahren, betrachtet er, wie es sich gebührt, den Dichter und seine Schöpfungen mit jenem historischen Blicke, dem es vor allem darauf ankommt, beide aus ihrer Zeit heraus zu würdigen. „Ein Werk kann nach unsern hochgespannten Ansprüchen große Fehler haben und doch zu seiner Zeit eine sehr bedeutende That gewesen sein; darum ist nirgends die Pflicht, einen großen Mann aus der Geschichte heraus zu würdigen, größer als in seiner Geschichte. Die Bahn, die gebrochen wird, kann man nur schätzen, wenn man das Terrain kennt."

Der erste Band führt uns in fünf Büchern bis zu Schiller's Weggang in Mannheim im Jahre 1785. Neu und geradezu vortrefflich ist die Auffassung und Darstellung des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg, der in seinem Verhältnisse zu Schiller und dessen Jugendschicksalen vielleicht zum ersten Male einer Beurtheilung unterzogen erscheint, die, ächt historisch, beiden gerecht wird. Unter den Beurtheilungen der Schiller'schen Jugendwerke mache ich besonders aufmerksam auf das Kapitel über „Kabale und Liebe", in welchem der Verfasser mit vollem Rechte die Auffassung zurückweist, welche die Intrigue für den Lebensnerv des Stückes erklärt. Dagegen ist das Festhalten der bestehenden Wirklichkeit mit ihrer jezeitigen Unvernunft als Motiv in dem Drama vortrefflich nachgewiesen und die Vergleichung mit Shekspeare's Romeo und Julie, an welche dieser Nachweis geknüpft wird, ist schlagend. Es ist eine wunderliche Zumuthung moderner Aesthetiker, daß der Dichter sich mit seinem Bewußtsein größer zeigen soll, als die Zeit und die Welt, deren Bild er geben will, so

wie die Forderung an den Dramatiker, die Intriganten wegzulassen, nicht viel sinnvoller ist, als es die Forderung sein würde, die „Väter“ und „Mütter“ wegzulassen. Das Schiller'sche Drama giebt das für eine tragische Entwickelung nothwendige Weltbild mit der erforderlichen Vollständigkeit und Richtigkeit, und damit ist, wie der Autor mit Recht hinzusetzt, Alles in Ordnung. Ja, darin gerade liegt die wahre Größe des Dichters selbst. Denn jede Dichtung wird an den beliebten „ihrer Zeit entfremdeten“ Gestalten zur Unmöglichkeit, und selbst Shakspeare's wahre Größe zeigt sich gerade darin, daß er nirgends klüger ist als seine jedesmaligen Schöpfungen, so sehr er sie auch beherrscht, und so hoch er auch über ihnen steht. Muß der Dichter sich nothwendig als der allmächtige Gott der von ihm geschaffenen Welt offenbaren, so hat er, wie Lessing es in seiner Erziehung des Menschengeschlechts darstellt, auch die Aufgabe: dieser Welt seiner Schöpfungen von seiner allwissenden Einsicht nur soviel zukommen zu lassen, als sie in dem Augenblick gerade fassen und vertragen kann.

Die Welt nun, mit der es der Dichter in Kabale und Liebe zu thun hat, schildert unser Verfasser mit meisterhaften Zügen, wenn er den Charakter Louisen's zeichnend sagt: „Wir haben vor uns auf der einen Seite das Regiment einer Maitresse, deren Vorgeschichte zugleich die Vorgeschichte des Hofes und des Dinges ist, was man damals Staat nannte. Wir haben im Präsidenten einen Minister, bei dem sogleich ganze Reihen im Gedächtniß aufstehen: Jud' Süß, Montmartin, bis herunter zu Wöllner und Haugwitz. Genußsucht und Herrschsucht sind die Triebfedern der ganzen Maschine, Intrigue und gefälschte Handschriften die Räder, Stolz und brutale Ueberhebung ihre Politik ihr Selbstgefühl. Die Söhne des Landes werden verkauft, wer nicht will, wird nieder-

Theophrasti scriptum inveni, viperarum moribus tibicinium — mederi VII, 8. XVI, 15.) wozu jedoch keiner der Ausleger die Stelle aus den übrig gebliebenen Schriften des Theophrast nachzuweisen vermocht hat. Den reichsten Stoff boten aber den Curiositätenliebhabern Schriften wie die Aristotelischen Probleme, die in Rom damals sehr gelesen und verbreitet gewesen zu sein scheinen. So wird uns denn mit Aristoteles Worten selbst die Erklärung der Spartanischen Sitte unter Flötenklang in die Schlacht zu gehen mitgetheilt [1]). „Sie wollten, dass dadurch der Krieger Siegesvertrauen und Freudigkeit (securitas et alacritas) deutlicher herausträte. Denn Furcht und Misstrauen in seine Kraft stehen schlecht bei einem solchen Einherschreiten, und Niedergeschlagenen und Furchtsamen ist ein so unerschrockener und würdevoller Marschtakt fremd." Diese interessante Stelle fehlt in unsern Exemplaren der Aristotelischen Probleme [2]), wie denn noch manche Spuren uns darauf führen werden, dass diese wunderliche Sammlung im Alterthum viele Veränderungen erlitten hat. Man hat sie wohl für Kollektaneen gehalten, die Aristoteles zu eignem Gebrauche angelegt; allein dem widerstreitet manches, und namentlich die Form, sowie ferner die bald mehr bald minder wörtlichen Wiederholungen derselben Sachen und die im Allgemeinen durchgehends Aristo-

1) N. Att. I, cp. 11. §. 17. Lion.

2) In den heutigen Problemen handelt Arist. XIX, 43. T. II. p. 922. Bkk. von der Eigenthümlichkeit des Tons der Flöte. vgl. Polit. VIII, cp. 6.

geschossen. In dieser Welt fehlt Nichts, selbst nicht der Punkt auf dem J, nicht „das Strumpfband der Prinzeß Amalie“, das eine Todfeindschaft zwischen Bock und Kalb vermacht. Auf der anderen Seite zittert das eingeschüchterte, ausgesogene Volk, das schon so weit heruntergebracht ist durch ein ruchloses Polizeisystem, daß es alle Widerstandskraft verloren hat. Es hat noch einen dumpfen Glauben an das edle Herz des Fürsten; Religion ist sein einziger Trost, ein wenig Musik und Romanlesen seine einzige Bildung. Kriecherei und Angst sind die häßlichen Züge, die der Dichter nicht vergessen hat; denn Wurm gehört auf diese Seite. Da paßt Alles zusammen. In solchen Zuständen ist der einzige Heroismus der Selbstmord. In solcher Welt ist der Einzelne an seinen Stand gebunden, und das ist die tragische Anlage Luisen's. Sie lebt mit Angst in der Welt, mit Angst vor der Liebe zu Ferdinand, vor einem künftigen Gericht, Angst vor unberechenbaren Angriffen auf Leben, Freiheit, Unschuld — sie ist die tragische Heldin, und Schiller wußte was er that, als er anfänglich sein Stück nach ihr benannte. Ihre ängstliche Frömmigkeit, ihre rührende, so begreifliche Pietät für den Vater, ihre Gebundenheit führt ihr Geschick herbei. Auf Allem was sie spricht, liegt ein Trauerflor. Diesem Wesen ist jede heroische Freiheit, die eine Julia ziert, mit ihrer Geburt gemordet, sie ist das zerschlagene Herz des deutschen Volks; nur die Freiheit zu vergehen hat sie, nicht den Muth, glücklich zu sein. Wer das Bürgerthum, welches von jenen Wunden zu genesen anfängt, gründlich kennt, wird gestehen, daß dieser Charakter von einer erschütternden Wahrheit ist. Gerade die Halbbildung ist hier ein Zug, der nicht fehlen durfte. In solchen Zuständen hört die Naivetät auf.“

Diese Stelle mag zugleich eine Probe abgeben von Styl und Darstellungsweise des Verfassers. An seiner Besprechung der

Kompoſition des Fieſko (S. 299—313.) mögen neuere Bearbeiter hiſtoriſcher Stoffe zugleich lernen, was es mit dem Reſpekt vor der ächten geſchichtlichen Wahrheit auf ſich hat, den wir von unſeren neueſten Dramatikern gerade ſo wie von der Induſtrie der geſchichtlichen Romanfabrikanten ſo oft mit Füßen getreten ſehen. — Doch dieſe Wucherer und Falſchmünzer aus dem Tempel der Kunſt zu jagen, den ſie entweihen, bedarf es einer anderen Geißel als der, welche die Hand der Kritik unſerer Tage zu führen vermag, bedarf es eines allgemeinen hiſtoriſchen Strafgerichts, deſſen Gewitterſchläge allein die geſammte Atmoſphäre unſerer Zeit von der Peſtluft ihrer verſumpften Zuſtände zu reinigen vermögen, und deſſen Heranziehen ſchon manche Zeichen verkünden zu wollen ſcheinen.

In der Darſtellung von Schiller's Mannheimer Leben finden wir eine Epiſode zum erſten Male ausführlich behandelt, über welche die bisherigen Biographen nur flüchtig hinweggingen. Ein ganzes Kapitel, das fünfte des letzten Buchs, iſt Charlotten von Kalb und ihrem Verhältniſſe zu Schiller in dieſer Periode gewidmet. Die Lebhaftigkeit der Theilnahme, mit welcher der Verfaſſer das Bild dieſer bisher nur unvollkommen gekannten Frau gezeichnet hat, grenzt faſt an leidenſchaftliche Vorliebe, und vielleicht iſt es gerade dieſe Partie ſeines Buches, in welcher gar manchem Leſer die liebenswürdige Eigenſchaft unſeres Autors: ſich in die Zuſtände, Empfindungen und Anſchauungen ſeiner Figuren hineinzuleben — dieſe Eigenſchaft, die dem dramatiſchen Dichter ſo unentbehrlich iſt und die auch dem kritiſchen Darſteller darum nicht fehlen darf, weil ſie ihm leicht gefährlich werden kann — wo, ſagen wir, dieſe Eigenſchaft zu weiten Spielraum gewonnen zu haben ſcheinen wird.

II.

„Schließen wir uns an unser Größtes und Bestes fest an, verlieren wir nicht über dem Unwesentlichen, das sich von selbst korrigirt, das Wesentliche, was unzerstörbar ist!“ — Diese schönen Worte des Biographen könnte man dem Werke, dessen zweiter und letzter Theil so eben erschienen ist, während der rüstige Verleger bereits eine zweite wohlfeile Volksausgabe des ganzen Werkes veranstaltet, — mit Fug und Recht als Motto an die Stirn setzen. Denn in diesen Worten finde ich gleichsam die innerste Seele des Palleske'schen Buches ausgesprochen.

Was auch Andere oder der Verfasser selbst — denn welcher redlich und begeistert Strebende empfände nicht nach dem Abschlusse einer solchen Arbeit lebhafter die Mängel, als das Gelungene? — an diesem Buche aussetzen oder vermissen mögen: das wird schwerlich von irgend einem gerechten Beurtheiler bestritten werden können, daß mit diesem Buche das bevorstehende erste Säkularfest unseres deutschen Nationalheros würdig eingeleitet worden ist, und daß nicht leicht ein Anderer ihm den Rang streitig machen wird, soviele auch mit ihren Feiergaben, befugt oder unbefugt, sich dem Weihaltare genaht haben und nahen werden. Unsere Anerkennung wird noch gesteigert durch den Umstand: daß, wie gesagt, dieses Buch die erste Leistung ist, welche der Verfasser in dieser Gattung prosaischer Darstellung geliefert hat. Es kann dieses Lob nicht beeinträchtigen, wenn man zugleich ausspricht, daß der Verfasser während seiner Arbeit über sich selbst hinausgewachsen ist, und daß der zweite Theil den ersten in vieler Beziehung an Sicherheit und Ruhe der Behandlung, an Klarheit der Darstellung und Gruppirung, an Einfachheit des Styls und an einer ge-

wissen Solidität der Technik übertrifft, ohne von den liebenswürdigen Eigenschaften des ersten Theils, von seiner Herzenswärme und Schwungkraft, irgend etwas vermissen zu lassen.

Nach der Mißbehandlung, welche Schiller's Genius durch eine Kritik erfahren hatte, welche nicht selten sich schulmeisternd über den großen deutschen Nationaldichter zu Gericht setzte, ist dieses Buch, dessen kritische Tendenz direkt und indirekt einen Protest gegen ein solches Verfahren bildet, allen Freunden des Dichters ein wahres Labsal, und es wird wenige Leser geben, die nicht von Herzen die zahlreichen Zurechtweisungen unterschrieben, welche dieser zweite Band des Palleske'schen Werkes (z. B. S. 177—178. S. 245. S. 307. S. 325. S. 307. S. 382. S. 392.) jenem Beginnen verdientermaßen angedeihen läßt. Palleske's kritische Bildung zeigt sich dabei jener abstrakten Manier des Hin- und Her- und an den Dingen herum Raisonnirens in jedem Betrachte überlegen, und wer den Unterschied zwischen einer ächten, d. h. einer genetischen positiven und darum zugleich produktiven, und einer rein subjektiven negativen Kritik sich in einem schlagenden Beispiele vergegenwärtigen will, der braucht blos die Abschnitte über die Schiller'schen Balladen, über die Glocke und über den Tell bei Palleske nachzulesen und mit demjenigen zu vergleichen, was man sonst wohl in neueren deutschen Litteraturgeschichten über diese Schätze unserer nationalen Dichtung zu hören gehabt hat. Ueberhaupt fühlt es sich in dem Palleske'schen Buche überall durch, daß es ein produktiver Geist, daß es eine schöpferische Dichternatur ist, welche hier einem Dichter nachdenkt, nachempfindet und nachschafft; daß es ein Künstler ist, der hier in das innerste Wesen einer künstlerischen Organisation und künstlerischer Organismen eindringt, daß mit einem Worte ein verwandter Geist hier das Wesen des großen Dichters vor

uns enthüllt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet müssen selbst gewisse Mängel der Darstellung dazu dienen, den Ausdruck des Ganzen als eines individuell beseelten Kunstwerks an diesem Buche zu verstärken, dessen Darstellung selbst gleichsam den Entwickelungsprozeß des Dargestellten in der Weise mit durchmacht, daß sie mit dem Schwärmenden schwärmt und mit dem Reifenden reift.

Mag man diese Weise biographischer Darstellung eine subjektive, persönliche nennen. Immerhin! Denn im Grunde genommen trägt jedes Buch dieser Art einen persönlichen Charakter, und es kommt eben nur darauf an, ob die subjektive Individualität, die sich in ihm zur Erscheinung bringt, eine bedeutende und gehaltvolle, oder eine unbedeutende und gehaltlose, ob sie eine liebenswürdige und edle oder eine unedle und unliebenswürdige ist. Niemand aber kann über seinen Schatten springen, und so kann auch kein Schriftsteller selbst bei glänzender Begabung technischen Talents seinem Werke einen anderen Gesammtcharakter verleihen, als den sein eigenes innerstes Wesen demselben unwillkürlich aufprägt. Alle Anstrengung, solchen Ausdruck der subjektiven Individualität fern zu halten, ist vergeblich, und führt höchstens zu einer gezierten Manierirtheit, die sich nicht nur dem Blicke des Kundigen, sondern auch dem Auge jedes unbefangenen Lesers leicht verräth. Das übergreifend Wirksame in allem Schriftthum ist und bleibt immer die Persönlichkeit, und namentlich auf dem Felde, mit dem wir es hier zu thun haben, ist es, wo Goethe's von seinem großen Freunde bestätigtes Wort seine Anwendung findet: daß, „wenn man von Schriften wie von Handlungen bedeutender Menschen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spreche, am Ende so wenig davon übrig bleibe, daß es der Rede gar nicht werth sei." Denn „Lust, Freude und Theilnahme an

den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Reellität hervorbringt, Alles andere ist eitel und vereitelt nur!"

Eine Persönlichkeit solcher Art ist es, die uns in dem Palleaske'schen Buche entgegentritt. Eine Kritik, „die sich an das unwesentliche hängt, was sich von selbst korrigirt", und die das Große und Erhabene selbstgefällig bekrittelt, bringt das deutsche Volk in Gefahr, das Wesentliche seiner nationalen Besitzthümer im Gebiete des Schönen zu verlieren. Sie fördert in unserer Jugend den verderblichen Hang und Trieb, den Blick, statt auf das Aechte, Große, Schöne und Ewige, vielmehr auf das Unwesentliche und Zufällige, auf das Zeitliche und auf die einzelnen Sommersprossen der Aeußerlichkeit zu heften — und zieht so ein Geschlecht groß, das gleich dem alten Hofrath Huisgen in Goethe's Selstbiographie seinen Stolz darin setzt: „auch in Gott Fehler zu entdecken". Die Palleske'sche Darstellung ist entschieden auf das Gegentheil gerichtet, und gerade darum für jedes edle Herz ebenso wohlthuend und erfreulich, als sittlich und geistig fördernd für die gesunde Ausbildung des Volks. Man erquickt sich an der edlen Gerechtigkeit, mit der sie einem Körner den verdienten Ehrenkranz auf die Stirn drückt, an der Schilderung dieses Mannes, der es werth war, der rettende Busenfreund eines Schiller zu sein, an der Schilderung dieses edelsten Repräsentanten bürgerlich deutscher Tüchtigkeit jener wenigen Trefflichen, „die einem elenden Staatsmechanismus und einer verschrobenen Gesellschaft zum Trotz, mit Hülfe von Philosophie und Kunst freie Menschen wurden, und die, als das Vaterland nur solche und keine Sklaven brauchen konnte, die Sünden anderer geräuschlos mit ihren Tugenden gut machten." Man erquickt sich daran ebenso wie an der von aller Herbigkeit freien Gerechtigkeit, mit welcher der Verfasser das so vielfach

verkannte Verhältniß Schiller's zu Goethe in das Licht einer richtigen Würdigung setzt.

Daß in einer Lebensbeschreibung das biographische Element vorherrscht, scheint so natürlich, daß man darüber eigentlich gar nicht weiter reden sollte. Und doch ist es nöthig. Denn was diesem Palleske'schen Buche so vorwiegend seine anziehende Kraft verleiht, ist gerade der Umstand, daß der Verfasser vorzugsweise den biographischen, nicht den kritischen Standpunkt festgehalten hat. Mit richtigem Takte hat er es erkannt, daß während z. B. bei einer Darstellung von Lessing's Leben und Wirken der Hauptaccent auf den Werken und auf der entwickelnden Analyse des Geleisteten liegen muß, bei Schiller dagegen das Leben und Werden des Menschen, wie des Dichters und Denkers sich von selbst in den Vordergrund unseres Interesses rückt. Schiller selbst, die Persönlichkeit dieser erhabenen Individualität, der Heros, der sich als Mensch und Dichter aus den Anfängen chaotischer Gährung und unreifer Ueberschwänglichkeit in einem so kurz gemessenen, von den dornenvollsten Hindernissen und Mühen aller Art erfüllten Leben, im Bewußtsein einer großen Aufgabe und einer eben so großen Kraft, mit einem Heldenmuthe ohne Gleichen zur Reife idealer Klarheit und zu der Höhe vollendeter Schönheit emporarbeitet, bis er, wie ein moderner Herakles in der Fülle der geistigen Kraft den siechen siegesmüden Leib den Flammen des selbstgethürmten Scheiterhaufens übergiebt, aus denen sein Unsterbliches in verklärter Gestalt zum Olymp aller großen Genien der Menschheit emporsteigt — Schiller der Held, der Heros ist es, dessen Dichterleben, mit der Wärme begeisterter Liebe und Verehrung geschrieben, den Inhalt dieses Buches bildet, das eben darum erwärmend und die gleichen Empfindungen erzeugend auf den Leser zurückwirkt. Es wird alle Menschen von

Kopf und Herz und alle Unterrichteten und Wissenden, so wie alle ehrlich Strebenden zu Freunden haben, wenn es auch allen kritischen Philistern eben wegen seiner Gesinnung mißfallen, und den Bedürfnissen mancher Ununterrichteten, weil es vielleicht hier und da zu viel voraussetzt, nicht genügen sollte. Aber um das viele Neue, was uns der Biograph gebracht hat, bringen zu können, und um vor Allem dem denkenden Dichter sein Recht wiederzugeben, das ihm diejenigen zu nehmen versucht haben, welche aus Schiller einen falschen Idealismus, einen Schein- und Schattenkultus herausgelesen haben, mußte er allerdings den denkenden Leser, den unterrichteten Freund des Dichters voraussetzen.

Daraus ergiebt sich ein Mangel des Buchs, der sich namentlich in Bezug auf die Analyse der Werke hier und da fühlbar macht, bei der manche Leser eine größere Ausführlichkeit in der Entwickelung der Komposition der Dramen vermissen werden. Hier ist die Darstellung theils zu aphoristisch, theils zu sehr blos andeutend und symbolisirend. Es fehlt die übersichtliche Darstellung des Entwickelungsgangs der Handlung, jener „Verflechtung der Thatsachen", in welche schon Aristoteles in seiner Poetik nicht mit Unrecht den Kern der dichterischen Kunst des Dramatikers setzt, und hier und da die ausführliche Charakteristik der Hauptpersonen der Handlung. Der Raum dafür wäre vielleicht durch Weglassung mancher weniger bedeutenden biographischen Spezialitäten zu gewinnen gewesen, sowie wir von dem erfahrenen Schauspieler und Dramaturgen ein genaueres Eingehen auf das Verhältniß zur Bühne und auf die verschiedenen Bühnenbearbeitungen, z. B. der „Räuber" erwartet hätten. Dagegen ist zuzugeben, daß sich eine gleiche Behandlungsart für alle Schiller'schen Dramen in einer Biographie, wie sie der Verfasser zu geben beabsichtigte, nicht wohl durchführen ließ, und daß er allerdings bei

„Don Carlos“ und bei der „Jungfrau“ sich schon vom Dichter selbst auf den Weg symbolischer Auffassung hingewiesen fand, den er nur mit dem Stabe unserer erweiterten Geschichtsphilosophie nachzuschreiten hatte, während es beim „Wallenstein“ und bei „Maria Stuart“ auf das Charakterproblem, bei der „Braut von Messina“ und beim „Tell“ wieder auf etwas Anderes ankam.

Wenn der Verfasser ferner (II, S. 29) bei Gelegenheit des Schiller'schen „Geisterschers“ sich zu einer ungerechten Verurtheilung der ganzen Kunstform des Romans verleiten läßt und für diese Verurtheilung gewissermaßen Schiller's Autorität in Anspruch nimmt, so darf der Vertheidiger einer mit der ganzen modernen Welt überhaupt in so wesentlichem Zusammenhange stehenden Kunstgattung — wenn er auch jene Verurtheilung in Bezug auf die überwiegende Masse dessen, was heutzutage als Roman schmarotzerhaft in unserer Litteratur überwuchert, von Herzen unterschreibt — doch wohl darauf hinweisen, daß schon Schiller's begeistertes Entzücken an Goethe's Meister allein für die Würdigkeit dieser Dichtungsgattung als berechtigte Kunstform sprechen kann. Und wenn auch in den Augen der strengen Aesthetik an der Gattung durch die Stofflichkeit ein kleiner Makel haftet, so brauchen wir wohl dem Verfasser nicht erst zu sagen, „daß es Bastarde giebt, die ächter sind, als die legitimen Kinder,“ und daß ein Roman ein vollendetes dichterisches Kunstwerk sein kann, wenn auch der Roman als Gattung kein ästhetisches Vollblut ist.

Der zweite Band des Palleske'schen Buches beginnt mit Schiller's Eintreffen in Leipzig und seinem glücklichen Zusammenleben mit Körner und den Seinen in Leipzig und Dresden. Das Lied „an die Freude“, das im Zusammenhange mit der „Resignation“ und der „Freigeisterei der Leidenschaft“ ein biographisch höchst wichtiges Zeugniß einer großen inneren Verän-

derung bildet, spricht es aus, daß mit diesem hier zur Göttin hypostasirten Gefühle, wie Palleske es so schön ausdrückt, eine neue Bahn, die Bahn, die der Dichter zu immer neuen Siegen wandelte, begonnen ward. „Und immer wenn sie wiederkehrte, die himmlische, in ganzer Glorie: als Liebesglut, als Freundschaft, in der Wahrheit Feuerspiegel, als Gesundheit, als Vaterfreude, als Ruhm und geistiges Kraftgefühl, dann erhöhte sich sein Trieb und seine Leichtigkeit zu gestalten. Denn Leid bringt wohl Früchte, aber Freude nur kann sie ernten." Wer in Marx Werke über Beethoven die herrliche Enthüllung des einheitlichen Lebensgeistes gelesen hat, welcher Beethoven's nicht gemachte, sondern erlebte neunte Symphonie durchdringt, der wird wissen warum der Meister, als die Musik, verarmend vor den Schauern der Weltliebe, seiner herzzersprengenden Sehnsucht nach Theilnahme an dem großen Chor der freudebewegten Weltgemeinde den Ausdruck versagte, in seinem Ringen nach denselben keine gewaltigeren Worte fand, als jenen Jubelhymnus des Dichters, der, als er ihn schuf, den glückseligen „Sommernachtstraum" der Jugendfreundschaft und Freude durchlebte, welchen uns das erste Buch des zweiten Bandes so reizvoll schildert.

Das Erwachen aus diesem Sommernachtstraum der Jugend, das in Weimar erfolgte, — wohin es unsern Dichter wie Tasso nach Rom zog, und wohin die Sehnsucht nach Charlotte von Kalb ihn gleichfalls lockte, — war ernüchternd genug. Schiller hatte zwei Jahre mit Körner und den Seinen gelebt, als er im Sommer 1787 nach Weimar pilgerte, das für ihn das gelobte Land der geistigen Größen des Jahrhunderts war, die er sehen, mit denen er sich messen wollte. Er hätte zu keiner unglücklicheren Zeit dorthin kommen können. Ich habe diese Umstände früher in „Weimar und Jena" darzustellen versucht, und meine

telische Farbe des Ausdrucks; neben einzelnen bedeutenden Abweichungen lässt sich das Ganze eher als Kollektaneen eines angehenden Peripatetikers aus sämmtlichen Werken des Meisters, meist mit dessen eignen Worten ausgezogen, ansehn. Demzufolge mag die hier von Gellius erhaltene Nachricht ursprünglich aus der Politie der Lakedämonier stammen. Dagegen ist uns eine andere Bemerkung des Aristoteles über die Moralität der Schauspieler, durch deren Mittheilung der Peripatetiker Taurus bei Gellius einen jungen reichen Schüler vor dem Umgange mit Leuten solches Gelichters warnen wollte, in den heutigen Problemen erhalten, obschon kein Herausgeber des Gellius sie bemerkt hat. Wenn Gellius die enkyklischen Probleme des Aristoteles citirt, so ist dies ein Zusatz, der bei den andern Anführungen wohl nur zufällig fehlt [1]). Aber nicht ausser Acht darf die Verschiedenheit in den Worten des Aristoteles selbst gelassen werden, die bei Gellius in Vergleich zu unsern Ausgaben herrscht, und die ich weniger auf Citiren aus dem Gedächtniss zurückführen, als aus der verschiedenen Gestalt der Exemplare dieser Bücher im Alterthume ableiten möchte [2]). Dies

1) Nachweisungen über die Anführung von Schriften unter diesem Titel (ἐγκύκλια) giebt Fabric. B. gr. III. im Index der Aristotel. Schriften und Buhle Arist. Opp. T. I. p. 152. sqq.

2) Gell. XX, 4. nach Lion: Διὰ τί οἱ Διονυσιακοὶ τεχνῖται ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ πονηροὶ εἰσιν; Ἢ ὅτι ἄμοιρα λόγου καὶ φιλοσοφίας κοινωνοῦσι; διὰ τὸ περὶ τὰς ἀναγκαίας τέχνας αὐτῶν τὸ πολὺ μέρος τοῦ βίου εἶναι καὶ

Darstellung wird durch die erschöpfende Schilderung Palleske's bestätigt. Die Einleitung des Kapitels „Weimar" ist meisterhaft und die Harmonie des Dargestellten mit dem Rhythmus der Sprache wahrhaft künstlerisch. Ueberhaupt besitzt Palleske ein seltenes Talent für diese musikalische Harmonie der Darstellung, welche den Wechsel nicht blos erlaubt, sondern fordert. Und selbst wo er darin zu weit geht, wie z. B. S. 51—55 in dem Gespräche über Don Carlos, das allerdings etwas aus dem Tone des ganzen Werkes fällt, bewährt er jenes Talent durch die glückliche Nachahmung einer an Lessing erinnernden naiven Darstellungsform des vorigen Jahrhunderts, der selbst das Zöpfchen nicht fehlt. Wir sehen eben den Dramatiker vor uns, der sich in Geist und Styl der Zeit mit virtuosistischer Leichtigkeit zu versetzen weiß. — Doch zurück zu Schiller. Man hat bei den ersten Eindrücken, welche Schiller von Weimar empfing, und bei seinen ersten oft herben und harten Urtheilen über die dortigen Zustände, über die Gesellschaft und ihre hervorragendsten Mitglieder, niemals genug in Betracht gezogen — auch Palleske nicht —, in welcher Lage und Stimmung sich der achtundzwanzigjährige Dichter dort befand. Er kam, ein Werdender, der Anerkennung noch zu seiner eigenen Kräftigung und Vollendung Bedürfender, zu lauter fertigen Menschen, denen seine Werthschätzung ihrer Verdienste lange das nicht aufwog, was er von ihnen zu empfangen hoffte.

Er kam, neugierig aufgenommen, ein Fremder, ein junger Mann, ein Einzelner in eine altgeschlossene Gesellschaft, die, wo er auch erschien, in Gesammtheit über ihn zu Gericht saß. Und wenn dies schon an und für sich eine unbehagliche Lage ist, so ward sie für Schiller noch dadurch verschlimmert, daß er aus einem Kreise eng befreundeter, ihn schwärmerisch liebender, ja fast vergötternder Menschen, sich in eine Umgebung versetzt fand,

in welcher er hier Zweifeln und Vorurtheilen zu begegnen hatte, die man gegen ihn hegte, dort in jedem Augenblick der Theilnahme entſprechen, die Werthſchätzung rechtfertigen mußte, welche man ihm zu bereiten ſich herbeiließ. Dazu kam noch anderes. Goethe war in Italien, Karl Auguſt auf Reiſen abweſend. Weimar erſchien verödet, und auf den Rauſch der Genieperiode ſchien ein Zuſtand abgeſpannter Nüchternheit gefolgt, der auf den begeiſterten Dichter des Don Carlos ſehr herabſtimmend wirken mußte. Darum erſcheint auch der Titel „im ſichern Port“, welchen Palleske dem achten Buche, das die Jahre von 1787 bis Anfang 1790 umfaßt, vorgeſetzt hat, nichts weniger als glücklich gewählt. Denn vielleicht nie war und fühlte ſich Schiller weniger in ſolcher Sicherheit mit ſeinem Lebensſchiffe als gerade in dieſer Zeit. Und wenn die Nation, wenn die Menſchheit das zu frühe Scheiden dieſes Genius ewig zu beklagen hat, ſo hat der Biograph doch zu wenig auf die Klippe hingewieſen, auf der ſein Lebensſchiff grade in dieſer Zeit den erſten tödtlichen Leck bekam, hat er zu wenig die Verſchuldung gegen den Genius hervorgehoben, von der weder Goethe noch Karl Auguſt in dieſer Periode völlig freizuſprechen ſind, die für den Dichter der „Räuber“ und des „Fieſko“, „Kabale und Liebe“ und „Don Carlos“, für den Geſchichtsſchreiber der „Rebellion der Niederlande“ nichts hatten, als eine unbeſoldete außerordentliche Profeſſur in Jena, d. h. die Erlaubniß mit einem Titel anſtändig zu verhungern oder ſich um des täglichen Brodes willen todt zu arbeiten. Daß er zu dem letzteren gezwungen wurde, hat Palleske nicht verſchwiegen, aber weſſen Schuld war es, daß der heldenhaft ringende Mann unter der allzu ſchweren Laſt der Arbeit für die nackte Exiſtenz im zweiten Jahre ſeines Jenaer Lebens (1791) zuſammenbrach? Schiller

war ohne Besoldung angestellt worden. Er hatte mit innerem Widerstreben ein Amt angenommen, das seine Ausgaben steigerte, während es die Muße für seine Erwerbsarbeiten beträchtlich verringerte. Er hatte es angenommen, weil ihn — die Liebe drängte und weil die Sehnsucht nach Vereinigung mit der Erwählten seines Herzens in diesem Titel eine Aussicht auf Erfüllung erblickte. Aber das erste Gehalt, das ihm nach fast zwei Jahren auf Betrieb der Frau von Stein Weimar's musenbeschützender Fürst „mit niedergeschlagenen Augen" bot, waren — zweihundert Thaler! Es ist irrig, daß Schiller, wie Eckermann erzählt, jemals tausend Thaler Jahresgehalt vom Herzog bekommen habe. Es blieb bei den zweihundert Thalern neun Jahre lang, bis 1799, obschon ihm der Herzog schon seit 1794 Gehaltserhöhung zugesichert hatte (Pall. II, 315)! Selbst als der letztere den Wunsch äußerte, Schiller auf längere Zeit in Weimar zu sehen, und dieser selbst eine solche Uebersiedelung dringend erwünschte, war Schiller gezwungen, ihn mit „unterthänigster Bitte" an das Versprechen der Gehaltserhöhung als die dazu nothwendige Bedingung zu erinnern! Erst jetzt wird sein Gehalt von zwei auf vierhundert Thaler gestellt; und erst als der König von Preußen im Jahre 1803 Schiller'n ein Jahrgehalt von dreitausend Thalern bieten ließ, wenn er Berlin zum Wohnorte wählen wolle, — erst jetzt ward Herzog Karl August, durch Schiller's Benehmen diesem, nicht blos für jene Zeit wahrhaft glänzenden, Anerbieten gegenüber, veranlaßt, dem Dichter, statt der bisherigen 400, einen Gehalt von 800 Thalern zu geben, den derselbe kaum ein Jahr genießen sollte! Palleske ereifert sich (S. 155) über den mangelhaften Patriotismus derjenigen, welche es schmerzlich empfanden und empfinden, daß Schiller in seiner höchsten Noth, deren Schilderung man noch heute nicht

ohne Rührung lesen kann, Errettung aus dem Auslande kommen mußte. Aber man ist darum noch kein schlechter Patriot, wenn man, ähnlich wie Lessing bei Gelegenheit von Klopstock's dänischer Pensien, zur Ehre des Vaterlandes gewünscht hätte, daß Karl August und Goethe, daß irgend ein deutscher Fürst, daß ein König von Preußen, der damals einem Kotzebue eine Präbende von 1600 Thalern verlieh, — dem todtkranken deutschen Dichter am Rande des Unterganges die hülfreiche Hand geboten haben möchte.

Schiller war übrigens in jedem Betrachte ein guter Haushalter; der große Idealist war zugleich ein sehr praktischer Mensch. Ueberhaupt liegt etwas Erhebendes darin, wenn man in dem Leben unserer großen Dichter, in dem Leben nicht nur Klopstock's, Lessing's, Wieland's und Herder's, sondern auch Schiller's und Goethe's es dargethan sieht, wie stark ihre Familienliebe, und wie sehr, namentlich auch in Schiller, die bürgerliche Tüchtigkeit und hausväterliche Rechtschaffenheit und Sorgsamkeit ausgeprägt waren. Schiller und Goethe waren bei vorherrschender Neigung zur Großmuth und Wohlthätigkeit gewissenhafte Haushalter und Rechner, und jene von der Leichtfertigkeit fragmentarischer Talente erfundene und von der Oberflächlichkeit nachgesprochene Lehre: daß das Genie nicht rechnen und kein guter Wirth sein könne, daß ein Dichter nothwendig auch ein unpraktischer Mensch sein müsse, erhält durch sie, und nicht blos durch sie, eine gründliche Widerlegung. Wenn es wahr ist, daß der Styl den Menschen verräth, so kann man fast eben so gut sagen: wer fähig ist, ein Kunstwerk rein und harmonisch zu organisiren, der müsse es auch verstehen, sein eigenes Leben zu ordnen und auszugestalten. In der That läßt sich dafür gerade aus dem Leben unserer großen Dichter fast durchgehend der Beweis entnehmen; und selbst von Lessing, dem man

mitunter den Vorwurf finanzieller Unordnung gemacht hat, weiß der Kundige, wie wenig dieser Vorwurf begründet ist.

Dazu hatte Schiller im Leben nicht minder wie in der Kunst den großen Zug, den selbst Goethe zu entbehren sich anklagt, daß er immer an seine Zwecke auch die rechten Mittel zu wenden den Muth besaß, und dann auch vor großen Wagnissen nicht zurückschreckte.

Sein ganzes Leben kann eigentlich dafür als Beweis dienen. Der Ruhe zu seinen Schöpfungen bedürfend, kauft er sich in Jena einen Garten, baut er sich in demselben ein Haus, kauft er sich später in Weimar an und weiß sich durch seine Arbeit seinen Besitz zu erwerben und zu sichern. Seine Gesundheit — sein einziges Kapital — zu stärken, unternimmt er mit der ganzen Familie kostspielige Reisen u. s. w. Und dabei fehlte ihm, was in unsern Tagen dem tüchtigen und begabten Schriftsteller die sichere Aussicht gewährt, sich unabhängig von der Gnade und Gunst der Großen selbständig zu erhalten, die Sicherung des geistigen Eigenthums und seiner materiellen Erträge. Wäre Schiller vor dem Nachdruck seiner Werke geschützt gewesen, hätte er Tantièmen von seinen dramatischen Werken gehabt, wäre das Leben so bewegt und erleichtert gewesen, wie die großen Erfindungen und der beförderte Verkehr es jetzt gemacht haben: keines Grafen Schimmelmann, keines Prinzen Augustenburg hätte der edelstolzeste der Dichter bedurft, ihn über ein Jahr der Krankheit fortzutragen, und selbst des kargen Gnadengehaltes von Weimar hätte er entrathen können, um dessen sehr langsame und spärliche Erhöhung anzuhalten seinem stolzen Herzen bitter genug gewesen ist. — Auch geistig steht es jetzt anders und besser. Man liebt es hier und da noch immer, von den offenen Herzen des damaligen Publikums und von der freudigen Anerkennung zu sprechen, mit denen Schiller und Goethe es ihrer

Zeit im Vergleich zu der unſrigen zu thun gehabt. Aber die Biographen dieſer beiden Heroen haben es dargethan, wie wenig jene Behauptung begründet, wie ſie eben ſo ungerecht gegen die Dichter als gegen unſere Zeit iſt. Wenn man ſieht, wie z. B. ein Herder von dem nach Weimar kommenden Schiller, der doch ſchon die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos gedichtet, nichts geleſen hatte*); ein Wieland ihn ungünſtig beurtheilte; ein Gotter ihm entſchieden feindſelig gegenüber trat und ſeinen Don Karlos am Weimariſchen Hofe durchfallen machte (Palleske II, S. 66—67); wenn man lieſt, wie noch viel ſpäter, zur Zeit von Schiller's vollendeter Reife, ein Herder und Knebel ihn nicht nur mit einem Kotzebue zu vergleichen wagen, ſondern ſich dabei in vieler Beziehung ſogar oft von den Kotzebue'ſchen Produkten befriedigter fühlen mochten — ſo darf man ſich wohl geſtehen, daß eine ſolche Vergleichung und ein ſolcher Ausfall des Vergleichs jetzt überhaupt kaum noch möglich ſein dürfte.

Man hat der Palleske'ſchen Biographie Schiller's vorgeworfen, daß ſie Schiller „den Philoſophen" ungenügend behandle, daß namentlich dem vierten Kapitel des achten Buchs erſchöpfende Tiefe und lichtvolle Klarheit der Darſtellung fehle. Dieſer Vorwurf iſt allerdings nicht unberechtigt. Dagegen darf es als Thatſache gelten, daß wir bis jetzt keine Biographie Schiller's des Menſchen und Dichters dieſer neuen Lebensbeſchreibung an die Seite zu ſetzen haben. Hier bewährt unſer Autor alle Eigenſchaften, die für eine ſolche Aufgabe erfordert werden, in vollem Maße. Obenan ſteht hier der Fleiß der Forſchung, der keine Mühe ſcheut, ſiche des vorhandenen, aber zum Theil verſteckten, erſt von ihm aufgefundenen oder doch zuerſt benutzten Materials in möglichſter Vollſtändigkeit zu bemächtigen, und die Schärfe

*) Vgl. „Weimar und Jena", Th. I, S. 203. 2. Ausg.

und Genauigkeit des kritischen Blicks, der das Falsche von dem Wahren, die Spreu von dem Weizen zu scheiden weiß. Daran reiht sich der feine psychologische Takt, der in das Innerste der Leidenschaft, in die Geheimnisse des menschlichen Herzens und Gemüths eindringt und seine Pulsschläge nachfühlt; die Kunst der Kombination, welche das scheinbar weit auseinanderliegende in seinem inneren Zusammenhange von Ursache und Wirkung erfaßt und verknüpft; die sympathische Mitleidenschaft, die sich mit dichterischer Fähigkeit in die Verhältnisse und Stimmungen des Helden versetzt, ohne sich selbst darin zu verlieren und jenes Maß von Kälte und Besonnenheit darüber einzubüßen, welches zur künstlerischen Reproduktion durch die Darstellung erfordert wird; die genaue Kenntniß und das fühlende Verständniß der Zeit, um die es sich handelt, und ihrer sozialen und litterarischen Kulturverhältnisse; und endlich die Fähigkeit beredter Darstellung der gewonnenen Resultate, in einer Form, welche durch geschickte Gruppirung, richtige Beleuchtung und entsprechende Farbengebung ein Ganzes hervorbringt, in welchem die historische Wahrheit nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern wirksamer gemacht und gehoben wird durch die bewußte Kunst des Biographen.

Ueber die Quellenforschung des Verfassers kann schon die Vorrede zu diesem zweiter Bande Aufschluß geben, seine historische Kritik wird man an vielen Stellen desselben bethätigt sehen, und wer zu den übrigen Eigenschaften Belege haben will, den dürfen wir getrost auf Abschnitte wie die „Schiller und Lotte (S. 75 bis 133), Schiller's Ehe (S. 133—150), Schiller und Goethe (S. 221—234), ja auf den größten Theil des ganzen Buches verweisen. Es wird nicht an solchen fehlen, welche dem Biographen — dessen Behandlung Schiller's ich kein Bedenken trage, in vieler Beziehung ebenso weit über die Lewes'sche Goethebio-

graphie zu setzen, als auf diesem Gebiete der Deutsche überhaupt dem Ausländer überlegen ist — Parteilichkeit für seinen Helden, namentlich in Bezug auf Goethe, Schuld geben und sagen werden, daß den Biographen sein Held überwältigt und in seinen Bann genommen habe. Solchen vermag ich nicht besser zu antworten, als indem ich diese Anzeige mit dem Bilde beschließe, welches einst der ältere Humboldt in einem Briefe an Körner von dem gereiften in der Vollkraft seines Wesens stehenden Schiller entwarf, ein Bild, das in seiner erhabenen Größe fast kaum noch den Menschen zeigt, „der wie ein fröhliches Kind genoß, wie ein Mann handelte und wie ein Held litt", sondern fast die überirdische Signatur des Dämonischen aufweist.

„Niemand" — so heißt es in diesem nach der lebendigen Natur gezeichneten Bilde — „Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen, als eben Schiller. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, im Gespräche manchmal so werden ließ, wie ich nie einen Anderen gesehen habe. Es ist unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Anderen, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkamen, wie beschäftigt mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen auf irgend einer Seite, wie wenig begeistert für das augenblickliche Gespräch und dadurch unfruchtbar an neuem Stoff. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Niemand so billig und gerecht war als Er, obgleich vor keinem Richterstuhle Niemand so sehr sein volles Recht empfing,

doch eigentlich Alle, die eine Empfindlichkeit dieſer Art haben, aufregen mußte. Er konnte Alle aufrichtig und allſeitig beurtheilen; ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreiſe hätte verdrängen können, und er noch immer im Durchſchauen aller gleich groß geblieben wäre; weil ſein gewöhnliches Leben vom Moment ſeines Erwachens bis zum Abend ſo war, daß er alles Gewöhnliche, womit ſich doch auch die Beſten viel und gern und angelegentlich beſchäftigen, wie Staub unter ſich ließ, und zwar nicht ſo, daß er irgend eine Beſchäftigung, ein Vergnügen, wenn es ſich darbot, abgewieſen hätte, ſondern immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte."

Hier iſt die Wahrheit und Wirklichkeit des erhabenen Worts, das ihm ſein großer Freund nachſang:

Und hinter ihm, im weſenloſen Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Möge Er uns alle, möge er ſeinem theuren deutſchen Volke ewig darin als Muſter und Vorbild voranleuchten. Und wie der große Sohn Süddeutſchlands, aus dem ſüddeutſchen Volksgeiſte geboren, von dem brüderlichen Norddeutſchland aufgenommen und großgenährt, jetzt daſteht als der Gegenſtand der Liebe, der Bewunderung, der Verehrung beider großen — ach nur zu eigenem Verderben ſich oft ſo feindlich grollenden Bruderſtämme: ſo möge er für alle Zeit und vornehmlich für die unſere, das leuchtende Symbol ſein und bleiben von der brüderlichen Einheit beider, zu ſeiner und zu Deutſchlands Ehre!

Buchdruckerei von Guſtav Schade (Otto Francke)
Berlin, Marienſtr. 19.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Adolf Stahr's

gesammelte

Kleine Schriften.

Dritter Band.

gilt von allen ähnlichen Erscheinungen in den übrigen Citaten aus den Problemen, deren sich ausser den genannten noch fünf andre finden. In der ersten, welche sich zu Ende des zweiten Buchs der Nächte befindet, sagt Gellius ausdrücklich, dass er die Probleme des Aristoteles sich excerpirt habe (cum Aristotelis libros problematorum praecerperemus), und übersetzt dann die angezogene Stelle so: Cur austro spirante mare caeruleum fiat; aquilone obscurius atriusque? An propterea quod Aquilo minus mare perturbat? Omne autem, quod tranquillius est, atrum esse videtur [1]). Dass die Aristotel. Probleme aber zu Gellius Zeit schon nach Büchern und Abschnitten abgetheilt waren, beweiset das folgende zweite Citat, welches ausdrücklich aus dem sechsten Buche der Probleme angeführt wird. Gellius gedenkt hierbei des Plutarch, der dasselbe wie Aristoteles über die

---

ὅτι ἐν ἀκρασίαις τὸν πολὺν χρόνον εἰσὶν, ὅτε δὲ ἐν ἀνομίαις· ἀμφότερα δὲ φαυλότητος παρασκευαστικά. Aristot. Probl. XXX, 10. T. II, p. 956. b. 11. Bekk. *Διὰ τί οἱ Δ. Τ. ..... εἰσὶν; ἢ ὅτι ἥκιστα λόγου σοφίας κοινωνοῦσιν, διὰ τὸ περὶ τὰς ἀναγκαίας τέχνας τὸ πλὲον μέρος τοῦ βίου εἶναι· καὶ ὅτι ἐν ἀκρασίαις τὸ πολὺ τοῦ βίου εἰσὶν, τὰ δὲ καὶ ἐν ἀνομίαις; ἀμφότερα δὲ φαυλότητος παρασκευαστικά.* Dabei ist zu bemerken, dass in ältern Ausgaben des Gellius, z. B. der Elzevirischen von 1651, noch andere bedeutende von Lion nicht bemerkte Varianten sind. Der neuste Herausg. d. Aristot. hat solche Stellen gar nicht berücksichtigt; nicht einmal angeführt. — Ueber d. Namen d. Schauspieler s. Rhetor. III, 2, §. 10. und daselbst die Auslegg.

1) Aristot. Problem. XXVI, 37. p. 944. b. 23. Bekk. (Lion. p. 264 citirt X, 38. Die richtige Angabe konnte er schon bei Grosov. p. 204 sqq. finden): *Διὰ τί ποτε τοῦ μὲν νότου πνέοντος ἡ θάλαττα κυανέα γίνεται, τοῦ δὲ βορέου ζοφώδης; ἢ ὅτι ὁ βορέας ἧττον τὴν*

Alle gesetzlichen Rechte vorbehalten.

Kleine Schriften

zur Litteratur und Kunst

von

Adolf Stahr.

Dritter Band:

Aus dem alten Weimar.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)
1875.

H. ut. P. 300 ½ / 3.4

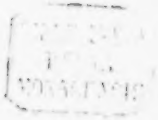

73 a

An

Carl und Johanna Hilty

in Bern.

Nehmet, Ihr Lieben, die Widmung dieser beiden Bändchen meiner „Kleinen Schriften" freundlich auf als ein Zeichen liebevollen und dankbaren Gedenkens an Eure altbewährte treue Freundschaft.

Bad Liebenstein, Ende August 1875.

Adolf Stahr.

Inhalt.

Aus dem alten Weimar.

Seite

I. Ein Herzog von Weimar vor hundertdreißig Jahren . . 3
II. Eine Weimarische Prinzessin 17
III. Die Malerin Louise Seidler 38
IV. Corona Schröter 69
V. Christiane Neumann-Becker 85
VI. Frau von Stein 98
VII. Ein Weimarischer Minister aus Göthe's erster Weimarischer Zeit 161

Anhang.

Die Shakspearefeier in Weimar 1864.

Sechs Briefe an Dr. Friedrich Zabel in Berlin 199

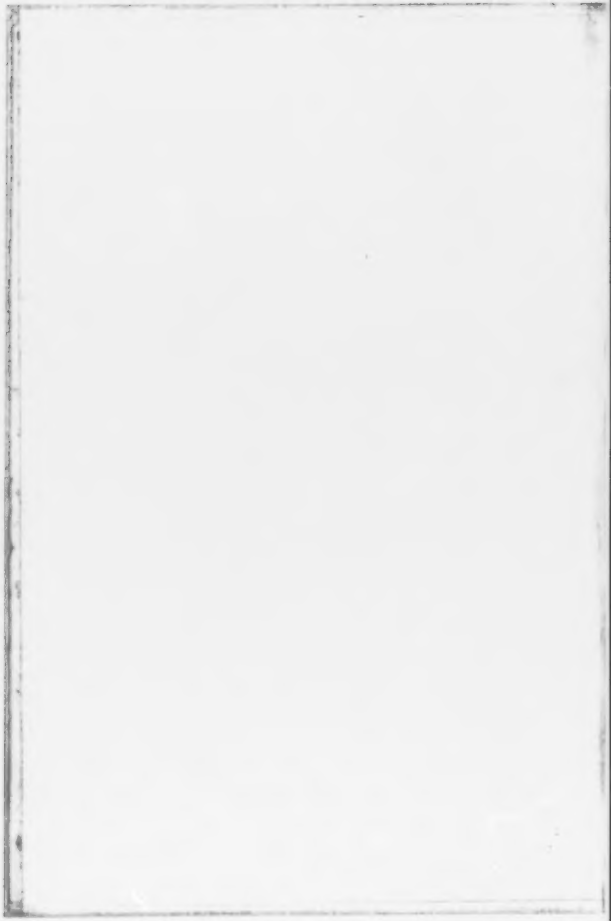

Aus dem alten Weimar.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

Ein Herzog von Weimar vor hundertdreißig Jahren.*)

(1872.)

Der Herzog von Weimar, den die Ueberschrift meint, ist der Großvater Karl August's, der Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar-Eisenach, dessen Leben und Regierung uns der, durch seine werthvolle Schrift „über den Hubertusburger Frieden" bekannte Kulturgeschichtsforscher, Freiherr von Beaulieu-Marconnay, in einer sehr interessanten Monographie geschildert hat. Seine Darstellung, fast ausschließlich auf bisher ungedruckten, in den Hauptstaatsarchiven von Weimar und Dresden aufbewahrten Materialien beruhend, giebt einen ebenso anziehend geschriebenen als lehrreichen Beitrag zur Kulturgeschichte der ersten Hälfte des deutschen achtzehnten Jahrhunderts, in welcher der gedachte Weimarische Herzog, ein barockes Gemisch der widerstreitendsten Charakter- und Regenteneigenschaften, sich als eine überaus charakteristische Figur hervorhebt.

Es war dies die Zeit, von welcher mit Bezug auf die damaligen Fürsten Deutschlands der große preußische Friedrich als Kronprinz die Worte schrieb: il n'y a pas jusqu'au cadet d'une

*) Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Kulturgeschichtlicher Versuch von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. (Leipzig, S. Hirzel.)

Eigenthümlichkeit des Palmbaumholzes erzähle [1]); und da wir überzeugt sein können, dass Gellius die Probleme selbst gelesen hatte, so sehen wir hierin einen Beweis, wie aufmerksam Gellius überhaupt las, und wie bestrebt er war, die Nachrichten jüngerer Autoren auf ältere Gewährsmänner zurückzuführen. Für die übrigen Stellen endlich würden wir uns mit einer Nachweisung begnügen können, wenn nicht in der einen der Ausdruck: „Aristoteles in den Physischen Problemen," (Aristotelis libri sunt, qui Problemata physica inscribuntur, lepidissimi et elegantiarum omne genus referti) unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nähme. Es bringt uns aber diese Anführung auf den Gedanken, dass wir zu Gellius Zeit die Anordnung der Probleme etwa so zu denken hätten: der Haupttitel war Enkyklische Probleme, und dieses Ganze mochte in Physische, Ethische, Politische u. s. f. abgetheilt sein [2]). Wunderbarerweise existirt indess jetzt auch noch eine Abtheilung mit der Ueberschrift *Ἐπιτομὴ φυσικῶν* (X, p. 891. Bekk.), und Macrobius an einem bald zu nennenden Orte [3]) führt eine Stelle ex quaestionibus physi-

---

θάλατταν παράπτει, τὸ δὲ ἀπαντήσαν ἄπαν μᾶλλον φαίνεται;

1) III, Noct. Att. cp. 6. Plutarch. Sympos. cp. 4. 3. Die entsprechende Stelle des Aristoteles findet sich weder im VII. Abschnitte, noch sonstwo in unsern Problemen.

2) Gell. N. A. XIX, cp. 4. vgl. Arist. Problem. VIII, 3. und 27. 4.

3) Saturnal VII, cp. 12. p. 346 (edit. Lugd. 1560). Dass dort Aristoteles in physicis quaestionibus suis citirt wird, beweisst eben nur, dass der Haupttitel

ligne apanagée, qui ne s'imagine, d'être quelque chose de semblable a Louis XIV; il batit son Versailles, il a ses maitresses et entretient ses armées. Zu ſolchen Bewunderern und Nachahmern des gleißend glänzenden Franzoſenkönigs und ſeines, alle Rechte der Unterthanen unter die Füße tretenden Abſolutismus gehörte auch der Weimariſche Herzog Ernſt Auguſt, der Erbauer der Schlöſſer von Dornburg und Belvedere, von Eiſenach und Niederroßla, ſowie zahlreicher anderer Luſt- und Jagdſchlöſſer, der Stifter des Ordens vom weißen Falken und zugleich einer der eifrigſten Soldatenſpieler ſeiner Zeit, der zuletzt ſeine „Armee“ auf die Zahl von zehntauſend Mann zu bringen trachtete, und einmal (1732) ein Kontingent von dreitauſend Mann Fußvolk und tauſend Küraſſieren als Hülfstruppen zu den kaiſerlichen Heeren in Italien und am Rhein ſtoßen ließ, in der vergeblichen Hoffnung, zum Lohn dafür — „ein Kommando“ zu erhalten! Natürlich konnten ſolche Zuſtände nur auf der willkürlichen Unterdrückung und grauſamen Ausbeutung der Unterthanen auferbaut werden, deren Beherrſcher aus der jammervollen Zerſtörung und den ſchweren Leiden, welche der dreißigjährige Krieg über das unglückliche Deutſchland gebracht hatte, allein einen Vortheil: den Gewinn vermehrter Macht und Bedeutung, gezogen hatten, und die im Gefühle derſelben mehr und mehr das Bewußtſein obliegender Fürſtenpflicht gegenüber dem Glauben an ihr Fürſtenrecht verloren. Sie wurden Selbſtherrſcher in der ſchlimmſten Bedeutung dieſes Wortes. „Die Rechte und der Einfluß der Landſtädne wurden mißachtet oder durch Gewaltmaßregeln beſeitigt, ein Heer von Beamten diente als gefügiges Werkzeug für die Ausführung der Launen des regierenden Herrn und übte in eigenem ſelbſtſüchtigen Intereſſe einen peinigenden Despotismus. Steuern und Abgaben wurden ohne Rückſicht auf volkswirthſchaftliche Grundſätze auf einander ge-

häuft, Handel und Gewerbe durch Verkauf von Monopolen beeinträchtigt, überdem je nach Laune und Gelegenheit die Münzen verſchlechtert. Und hierzu noch die in immer ſteigender Progreſſion beliebte Aushebung und Anwerbung von Kriegsheeren, je kleiner das Land, deſto ſchreiender das Mißverhältniß, weſentlich nur zweien Zwecken dienend: als Spielzeug zur Unterhaltung der Fürſten und als Darlehnswaare an größere Mächte gegen Zahlung bedeutender Subſidiengelder, die nicht etwa in die Staatskaſſe, ſondern in den fürſtlichen Säckel floſſen."

Zu der Zahl ſolcher deutſchen Fürſten jener Zeit gehörte nun auch der Weimariſche Herzog Ernſt Auguſt. Doch war er nicht etwa einer der ſchlimmſten, ſondern er gehörte zu der Zahl derjenigen Miniaturkopien des vierzehnten Ludwig, bei denen trotz alledem dennoch die angeborne gute deutſche Natur hier und da faſt unwillkürlich hervortrat, und ſich, im Widerſtreite zu dem angenommenen Wahlſpruche l'état c'est moi, in manchen Fällen durch eine gewiſſe Berückſichtigung der Verhältniſſe ihres Landes bethätigte. Dieſer innere Widerſpruch im Weſen und Behaben war es, welcher den Biographen reizte, das Lebensbild dieſes Fürſten zu entwerfen, deſſen Geſtalt bisher faſt nur durch die Pöllnitz'ſchen Memoiren und durch die karikirenden Aufzeichnungen der Markgräfin von Baireuth bekannt war.

Als Ernſt Auguſt geboren wurde, war das Erſtgeburtsrecht der Thronfolge in dem kleinen Lande, welches nach der Mühlberger Kataſtrophe der älteren Linie des ſächſiſchen Fürſtenhauſes verblieben war, noch nicht eingeführt. In Folge deſſen war daſſelbe durch die wiederholten Erbtheilungen in ein halb Dutzend geſonderte Ländchen zerſpalten. Der Weimariſche Zweig war in drei Linien: Jena, Eiſenach und Weimar, getheilt, die jede ihren eigenen Hof und ihre eigene Regierung hielten. In Weimar ſelbſt gab es deren ſogar zwei, die ſich obenein meiſt feindlich

gegenüberſtanden. Dies war namentlich der Fall, als Ernſt Auguſt durch den Tod ſeines Vaters (1707) Mitregent ſeines Vaterbruders Wilhelm Ernſt wurde. Der neunzehnjährige Mitregent ertrug die Unterordnung, in der ihn ſein ihm in jeder Rückſicht überlegener Oheim hielt, ſehr ſchwer, und die unaufhörlichen Streitigkeiten und Demüthigungen, welche er einundzwanzig Jahre lang bis zum Tode des letzteren durchzumachen hatte, trugen ihr Theil dazu bei, die angeborene Heftigkeit, den Eigenſinn und die Excentricität ſeines Charakters noch zu ſteigern. Es waren wunderliche Zuſtände, von denen man ſich heutzutage kaum eine Vorſtellung machen kann: zwei Regenten eines kleinen Ländchens, in demſelben armſeligen kleinen Städtchen Schloß an Schloß wohnend und Hof haltend, jeder dem andern feindlich geſinnt, jeder des andern Räthe gelegentlich in das Gefängniß ſteckend oder mit dem Tode bedrohend, jeder von Zeit zu Zeit Reſkripte und Befehle veröffentlichend, die denen des anderen zuwiderliefen oder ſie für ungültig erklärten! Dieſe unaufhörlichen Zänkereien, bei denen von Zeit zu Zeit Kurſächſiſche oder Kaiſerliche Vermittlung angerufen wurde, geben in der ausführlichen Darſtellung unſers Autors ein höchſt unerfreuliches Bild, und laſſen es als eins der wenigen Verdienſte des jüngern Herzogs Ernſt Auguſt erſcheinen, daß er, kurz zuvor ehe er durch den Tod des Oheims zur Alleinregierung gelangte, die Primogeniturerbfolge für Weimar durchzuſetzen wußte: eine Maßregel, die für das Geſchick des kleinen Landes und deſſen ſpätere glänzende und für ganz Deutſchland ſo bedeutungsreiche Zukunft entſcheidend werden ſollte.

Inzwiſchen verleidete der Druck, unter welchem der leidenſchaftliche junge Herzog-Mitregent ſich in Weimar fühlte, ihm das Leben und den Aufenthalt in ſeiner Stadt und in ſeinem Lande. Er wollte in fremde Kriegsdienſte treten. Aber der

Oheim und deſſen Räthe verſagten dazu ihre Einwilligung und die nöthigen Geldmittel, indem ſie ihm zugleich bemerklich machten, daß — wie der ſchriftliche Beſcheid lautete: „Ihre Durchlaucht zum künftigen Landesregiment geboren und für ſolche Beſtimmung in der Campagne nichts zu profitiren ſei.“ So begrub er ſich denn in die Einſamkeit ſeines Lieblingsjagdſchloſſes München, wo er ſich, ohne Rückſicht auf ſeine überdies ſehr ſchwächliche Körperkonſtitution, ſeiner vorwaltenden Leidenſchaft für die Jagd und daneben ſeiner Paſſion für Tafel- und ſonſtige Ausſchweifungen in einem Grade überließ, der dem Oheim-Mitregenten bald die ſchwerſten Sorgen bereitete. Denn der letztere war kinderlos, und der bereits ſiebenundzwanzigjährige Neffe war jetzt der einzige Stammhalter der Weimariſchen Familie und noch unvermählt. Die Vorſtellungen des Oheims bewogen ihn endlich, ſeine Eheloſigkeit aufzugeben und ſich mit einer Köthen'ſchen Prinzeſſin, und nach deren zehn Jahre ſpäter erfolgtem Tode zum zweitenmale mit einer Prinzeſſin von Baireuth zu vermählen.

Herzog Ernſt Auguſt war bereits vierzig Jahre alt, als ihn der Tod ſeines Oheims endlich an das Ziel ſeiner Wünſche, zur Alleinregierung ſeiner Lande brachte. Aber die zwanzig Jahre in einer ſchiefen Stellung, unter verbitterten Verhältniſſen und ſteten Mißerfolgen ſeiner ehrgeizigen Beſtrebungen verlebt, hatten nicht verfehlen können, auf ſein Gemüth und ſeinen Charakter einen nachtheiligen Einfluß zu üben. Zum Manne gereift unter den ſtachelnden Einwirkungen unbefriedigten Ehrgeizes und grade dadurch verderblichen Rathſchlägen zweideutiger Charaktere in ſeiner Umgebung zugänglicher, traten jetzt, nach endlich erlangter Selbſtſtändigkeit, alle Sonderbarkeiten und ſchlimmen Seiten ſeines Weſens nur um ſo ſchärfer hervor. Er wäre ein Tyrann im ſchlimmſten Sinne des Worts geworden, hätte nicht

ein gewisser angeborner Instinkt für das Gute und Rechte in manchen Fällen sich bei ihm geltend gemacht, und hätte er nicht in seinem Minister, dem Freiherrn von Rheinbaben, einen Ehrenmann gefunden, der nicht nur positiv in vielen organisatorischen Verordnungen segensreich für das kleine Land wirkte, sondern auch allein im Stande war, den jähzornigen, leidenschaftlichen Fürsten vor manchen Extravaganzen zu bewahren. Der letztere erkannte diese Verdienste seines Premierministers im vollen Maße an. Als derselbe im Jahre 1729 gefährlich erkrankte, schrieb der Herzog einem Freunde, dem Grafen v. Hatzfeld: „Wie höchst bekümmert ich darüber bin, können Sie Sich leicht wohl einbilden; denn dies ist der sonstige beste Minister von der ganz Welt in allen Tugenden und Geschicklichkeiten, und der eine Sache reell und unintressirt zu traktiren weiß." Leider starb der so mit Recht gerühmte Minister schon im Jahre 1739, und Beaulieu weist darauf hin, daß erst von diesem Jahre an nicht blos in den Verordnungen ein anderer Geist hervortritt, eine rauhere tyrannischere Sprache geführt wird, sondern daß auch erst von diesem Zeitpunkte an jene eigenthümlich bizarren Handschreiben und willkürlichen Eingriffe in die Bereiche der Behörden beginnen, die dem Fürsten eine so wunderliche Berühmtheit verschafft und ihn zu einer Art von Karikatur unter den deutschen Selbstherrschern seiner Zeit gemacht haben.

Von diesen Dingen finden wir nun in der Biographie die ergötzlichsten Beispiele mitgetheilt, die zugleich auf die damaligen Kulturzustände grelle Schlaglichter werfen, während sie das Bild des willenskräftigen, strengen und thätigen, aber jähzornigen, hochmüthigen und launenhaften Fürsten vervollständigen. Ernst August war, wie alle Fürsten seines Hauses, ein treuer Anhänger der Lutherischen Kirche — ohne jedoch anderen Kulten die Toleranz zu versagen, was er freilich in Betreff des katholischen

Gottesdienstes schon seiner geworbenen Soldaten wegen nicht thun durfte, unter denen sich viele Katholiken befanden. Dagegen überwachte er desto strenger die Geistlichen seiner eigenen Kirche, als deren „obersten Bischof" er sich betrachtete. Er erließ eine Kirchenordnung, in welcher er ihnen unter anderm streng gebot: „auf der Kanzel sich aller Personalien zu enthalten", und alle dogmatische „Polemik" zu vermeiden. Zur „besseren Beibehaltung einer brünstigen Andacht bei den Zuhörern" sollte ferner „nicht länger als dreiviertel Stunden gepredigt", auch Klingelbeutel und Beichtgeld abgeschafft werden. Um die Prediger und Schullehrer persönlich kennen zu lernen, besuchte er zum Oefteren die Sitzungen des Oberkonsistoriums und lud gelegentlich Geistliche beider Konfessionen zu Tische. Als ihm bei einer solchen Gelegenheit einmal das Betragen und der Bildungszustand eines oder des andern der Eingeladenen nicht genügten, erließ er einen sogenannten „Signaturbefehl" an das Oberkonsistorium, in welchem er seinen Unwillen darüber in den stärksten Worten aussprach, und mit der Drohung schloß: „wir werden als summus episcopus diesem eingerissenen Uebel zu steuern suchen, und alle Geistlichen durch das ganze Land, einen nach dem andern zu unsrer fürstlichen Tafel ziehen, selbigen das hic Rhodus, hic salta proponiren und nach Befinden der Ungeschicklichkeit und Grobheit einen nach dem andern ad carceres (in's Loch) bringen lassen." In andern solchen Erlassen schrieb er den Geistlichen strenge Kleiderordnungen vor, verbot die Allongeperüken — nur „kleine Apee- (Abbee) „Perüken" gestattete er „solchen, die kein eigen Haar haben", — und warnte und schalt über das Wirthshausbesuchen und Tabakrauchen. Von Juden und Judenbekehrungen wollte er nichts wissen, da er selbst in diesem Punkte eine schlimme Erfahrung gemacht hatte, indem ein bekehrter Jude, den er an die Spitze einer zu begründenden

Proselyten-Anstalt gestellt hatte, mit den ihm anvertrauten Geldern durchgegangen war. Seitdem erließ er wiederholte Signaturbefehle gegen alle solche Proselytenmacherei an die Geistlichen. In einem derselben schrieb er wie folgt: „Es wundert Uns gar sehr, daß das fürstliche Ober-Konsistorium sich unterstanden hat, einen verlaufenen Landstreicher und schelmischen Juden anzunehmen und solchen in der Schloßkirche taufen lassen zu wollen, anzutragen. Da Uns aber sowohl als euch genug bekannt ist, wie dergleichen Gesindel niemals gut thut und von alten Zeiten das Sprüchwort Lutheri eingetreten: daß es am besten sei, immer dergleichen Proselyten gleich nach der Taufe zu ersäufen — als verbiethen Wir ernstlich, daß der getauft sein wollende Jude in der Schloßkirche dieses Sakrament empfange, viel weniger eines von Unsern fürstlichen Kindern oder sonst Jemand vom Hofe dabei sei, wie denn auch Unsere Geistlichen sich in Zukunft ohne Unsern Befehl mit dergleichen Judenbekehrung, so doch am Ende umsonst ist, nicht meliren sollen." Sie sollten lieber, schrieb er ein andermal bei ähnlicher Gelegenheit „die christlichen Juden unter uns zum thätigen Christenthum zu bringen suchen."

Wenn man in diesen seinen Aeußerungen dem wunderlichen Fürsten nicht ganz Unrecht geben kann, so erscheint auch Vieles von dem, was er über und gegen seine Beamten in ähnlicher Weise verordnete, bei dem gesunkenen sittlichen Zustande des damaligen deutschen Beamtenwesens ganz vernünftig und zweckmäßig. Auch von solchen Erlassen hat unser Verfasser zahlreiche Beispiele gegeben. Und wenn auch die Art und Weise, wie der Herzog Industrie, Verkehr und Ackerbau zu heben suchte, unserer heutigen national-ökonomischen Einsicht oft sehr verwunderlich erscheinen mag, und als Hauptgrund der meisten seiner dahin zielenden Verordnungen das von ihm ganz naiv eingestandene

fiskalische Interesse gelten muß, so war es doch damals schon viel, daß ein Regent sich überhaupt um solche Dinge persönlich kümmerte.

Das Schlimmste war seine Militärliebhaberei, die ihn und das Land in Schulden stürzte und ihn zuletzt in harte Konflikte mit dem preußischen Könige Friedrich II. brachte, in denen schließlich seinem Hochmuthe fühlbar gemacht wurde, daß das Wort „denn ich bin groß und Du bist klein", das er so oft andern gegenüber als ultima ratio gebraucht hatte, auch auf ihn selbst Anwendung finden könne. Zu drakonischer Strenge überhaupt geneigt — (ein Regierungscircular vom Jahre 1745 setzte auf Wäsche-, Obst- und Felddiebstahl die Strafe des Stranges!) — kannte diese seine Strenge keine Grenzen, wenn es sich um Beeinträchtigungen seiner Hauptlebenspassion, der Jagd, handelte. In einem Reikript vom Jahre 1741 verordnete er: daß alle Wilderer „als offenbare Straßenräuber und Mörder angesehen und auf Betreten sofort aufgehenkt, deren Weiber gebrandmarkt und mit ihren Kindern ins Zuchthaus gesetzt werden sollten." Ein anderer Paragraph dieses landesväterlichen Reskriptes lautete: „Ein Förster oder Jäger, der einen Wilddieb todtschießt, erhält 50 Thlr.; wird er selbst todtgeschossen, so bekommt seine Wittwe lebenslänglich 200 Thlr. Pension (eine für jene Zeiten exorbitante Summe). Ein Jäger, der den Wilddieben durch die Finger sieht, wird aufgehenkt!"

Neben der edlen Passion für die Jagd und der selbstherrlichen Lust am Soldatenspiel theilte ferner der wunderliche Herzog die damals bei vielen Höfen im Schwange gehende Neigung zur Alchemie und Zauberkünsten in einem Grade, welcher allen denjenigen unglaublich erscheinen muß, die nicht wissen oder nicht bedenken, wie sehr der Glaube an diese Dinge in der damaligen Welt verbreitet war. Eine ansehnliche Zahl von Aktenbänden

im Weimarischen Staatsarchive und viele sorgsam eingebundene, die Spuren fleißigen Durchstudierens tragende Manuskripte der dortigen Bibliothek sind angefüllt mit Abhandlungen und Anweisungen zur Auffindung des „Steins der Weisen“ und zur „Auffangung“ des geheimnißvollen Spiritus mundi, von denen unser Biograph eine ergötzliche Probe mittheilt. Herzog Ernst August, der anfangs die Experimente persönlich mitbetrieb, ging in seinem Eifer zuletzt sogar soweit, daß er in einem eigenen Reskripte die Kunst des Goldmachens für ein Regal erklärte. Seine Korrespondenz über solche „chemische Arbeiten“ ging nach allen Himmelsgegenden. Da er in einer Bibelstelle (Hiob 28. 3) eine Hinweisung auf den „Stein der Weisen“ gefunden zu haben glaubte, so forderte er verschiedene Geistliche und Professoren der Theologie auf, den kabbalistischen Sinn derselben zu enträthseln, und die von dem Biographen mitgetheilten fabelhaften Proben solcher Versuche beweisen, daß man ihm zu willfahren nicht unterließ. Die durch sein ganzes Leben fortgesetzte Beschäftigung mit diesen Wahnwitzigkeiten versetzte den Herzog zuletzt selbst theilweise in einen analogen Zustand. So machte er im Jahre 1742 seinen getreuen Unterthanen ein sehr eigenthümliches Weihnachtsgeschenk durch ein Patent, in welchem er ein „unfehlbares“ Mittel zur Dämpfung von Feuersbrünsten verordnete. Es sollten nämlich, so befahl er, „in jeder Stadt und Dorfe verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen gewesen“, mit einem in dem Patente vorgezeichneten kabbalistischen Zeichen beschrieben, vorräthig gehalten werden, und vorkommenden Falls unter dem Ausrufe: „Im Namen Gottes!“ ins Feuer geschleudert werden, „dadurch denn die Gluth unfehlbar gedämpfet wird!“ Daneben verfaßte er eine kabbalistisch-theosophische Schrift, die er zwar ohne seinen Namen, aber mit deutlicher Hinweisung auf ihn als Autor, drucken ließ und an Freunde

und Bekannte verſendete, von denen der früher ſächſiſche Kabinetsminiſter, der bekannte Graf von Manteuffel in einem Briefe an den Grafen Brühl ſeine Meinung über Geiſt und Ausdrucksweiſe des Buches mit den Worten ausſprach: que le Sérénissime auteur est très versé dans le langage d'un échappé des pétites maisons.

Das Alles geſchah zu einer Zeit, wo Friedrich der Große, der Freund Voltaire's, bereits ſeit acht Jahren auf dem Throne ſaß.

Aber auch für den geſammten ſonſtigen Bildungszuſtand der vornehmen Geſellſchaft, der Fürſten und Fürſtinnen und ihrer Umgebungen liefert dieſe Biographie durch Mittheilung bisher ungedruckter Briefe aus dieſen Kreiſen reichhaltige Beläge. Der ergötzlichſte unter denſelben, eine wahre Perle ſeiner Art, iſt der Brief einer vornehmen Hofdame, Baronin von Aſſeburg, den dieſelbe an den Herzog Ernſt Auguſt im Jahre 1747 nach dem Tode ſeiner zweiten Gemahlin richtete, um dem ſechzigjährigen Fürſten eine Naſſauiſche Prinzeſſin, ihre Herrin, als Erſatz vorzuſchlagen und zu empfehlen. Dieſer Brief — einen aus der großen Zahl ähnlicher, mit denen der betrübte fürſtliche Wittwer bei dieſer Gelegenheit heimgeſucht wurde — läßt von Seiten der Rechtſchreibung, der Ausdrucksweiſe und des Stils Alles weit hinter ſich, was heut zu Tage unſere den Köchinnenbriefſtil gelegentlich nachzuahmen verſuchende Witzblätter im Scherz zu Tage fördern. Mehr als ein ganzes Buch gewährt dieſer Muſterbrief ein belehrendes Zeugniß von dem traurigen Zuſtande der Bildung und Sitte und von der Gefühlsroheit, welcher damals in den höchſten Kreiſen der deutſchen Geſellſchaft der herrſchende war. Ich kann es mir daher nicht verſagen, denſelben dem Leſer wortgetreu mitzutheilen. Hier iſt er:

cis an, die Gellius aus den Problemen genommen haben will. In einer andern Stelle desselben Buchs ist ein bedeutender Abschnitt mit so grosser Genauigkeit angeführt, dass derselbe mit dem neusten Aristotelischen Texte Bekkers bis auf zwei kaum bemerkenswerthe Varianten ganz vollständig übereinstimmt [2]). Dagegen fehlen zwei im fünften Kapitel desselben Buchs angeführte Fragmente in den heutigen Ausgaben der Probleme ganz [3]), obschon auch Macrobius sie als Aristotelisch anführt [4]).

Haben wir uns bei den fast räthselhaften Problemen länger als billig aufgehalten, so werden wir dafür bei den übrigen Stellen des Gellius, die seine Kenntniss Aristotelischer Schriften beweisen, desto kürzer sein können. Für Gellius Bekanntschaft mit den Naturhistorischen Werken zeugt eine Stelle, in welcher ein bedeutendes Fragment (das ganze einunddreissigste Kapitel der alten Ausgaben) „aus dem sechsten Buche der Geschichte von den Thieren" mitgetheilt ist [1]), und zwar in

προβλήματα φυσικά einer gewissen Abtheilung also lautete. vgl. VII, cp. 11.

1) Gell. N. A. XIX, cp. 2. (ausgeschrieben von Macrob. Saturn. II, 8.) vgl. Arist. Probl. XXIX, 7. p. 949 b. lin. 37. — p. 950 a. l. 12. Die übrigen Stellen sind: Gell. XIX, cp. 4. aus Arist. Probl. VIII, 3. p. 886, a, 35 Bk. u. XXVII, 10. p. 946, b. 38. wo jedoch mehrere Abweichungen bemerklich sind.

2) Gell. XIX, cp. 5 u. 6. Ein neuer Beweis, dass von dieser Schrift Gellius ein von der heutigen verschiedenes Exemplar vor Augen hatte, wie das auch schon Friedr. Gronov. zu Gell. a. a. O, p. 850 bemerkt.

3) Gell. XIX, 6.

4) Gell. XIII, 7. Vgl. Arist. de An. hist. VI, 28. p. 310. Schneid. ohne alle Abweichungen v. Lesarten. vgl. Schneid. Th. 3. S. 316 sqq.

Durchlauchſter Fürſt,
Großmächtigſter Fürſt und Durchlaucht Hertzog.

Euhr hochfürſtlich Durchlaucht werden mir gnädigſte Erlauben das mir unter winde mit dieße ſchlechte Zeillen zu incommodiere, ſo ich mit großen Beſtrützunge Erfahren habe, das dem allerhöchſten gefallen hadt dero hochfürſtliche durchlauchte Gemahle durch das Band der liebe von todte Entrieſſen worden von der hochfürſtliche ſeidt, ſo condollier in aller tiefſſten respect mit aller Devosigone Ueber den Schmerzlichen Hochfürſtliche todes falle, ich unterfange mir zu gleiche, ales eine Devosté Dierine (Dienerin) und ales eine auffrichtige Freiindine, von Ihro hochfürſtl. Durchl. mich Nahen darff, eine forſchlage vor zu tragen, das Sie nicht mießbilligen würden; ſo wohl nach ſter Muſten Ihro hochf. Durchl. zum driten Mahl zu einer fer Möhlunge ſchreiten würden, ſo wüßte ich Eine charmante durchl. princeſſin, Henrietten Albertinen von Naſſau Dietze, Sie ſind zwar 2 Jahr Elter, aber man ſieht ſie nicht dafir an in dem ſie eine ſchöne bruente (Brünette) iſt, und ſehr ſtatt ſeinen, u. ſo robuste wie einen von 40 Jahren und ſehr wohl gewachſen und die ſchönſten manier von der Wehlt, Sie ſind ſehr afabel und von großm ferſtand und recht viel Düſſöer (douceur) das eine scharmé bey ihr zu ſeinen, indem ich ihr gantze hommöer kenne, weil ich 3 Jahr bei ihr binen, und allzeit von égalene hommöer, nach meine wieſſen Bekommen ſie vor ihr Doté 24 tauſend Thaler mit, ſo nach meinem denken die aller convenabelst partie vor Ihro hochf. Durchl. währe, die durchl. princeſſine haben fiel partie gehadt, alleine Sie haben ſie ale Refuſiert, indem Ihr ſeinen jeder Zeit auff beruht hadt, ein groß mächtigen Heern zu haben, der Regiert und fiel Länder hat, indem ich fiel anferwandten hab, die mich ſehr gerühmt haben ihro hochfürſtl.

Durchlaucht dero ſchöne qualieté, die großmächtigſter Fürſt beſitzet muß, ſo wohlt denn nichts mehr wünſchen (als) daß dieſe durchl. princessine schaueissir (choisir), und kame es darauff an daß Ihre hochf. durchlaucht in ferdeckten Nahmen hier in Orangensteine eine treffen, ales eine graffe von Nostietze, welcher einen anferwandter von mir iſt und ich bey der durchl. princessine zur geſellſchaft bine, ich nicht manquieren würde, meine möglich wolſt tuhen, daß in ihrem for Nahmen favoriſiren ſolt bei der scharmante Durchl. princessine, denn ſie gewiß preiss würdig iſt Ihro hochf. Durchl. alesden ſelbſt wärden finden. Es ſind noch drey gönere (jüngere) princessine Schweſter, die aber gewiſſe nicht bei der Elſte kommen, an ferſtand und manier, wen ja Ihro hochf. Durchl. reflecksigoné (réflexion) ſolt machen über meine forſchlage, ſo Bitte unterthänigſt zu Gnaden auß, mir mit eine antwort ſchreiben zu Begnadigen, wen ja die princessine wohlt far Reiſen, ſo es faſt alle Sommer arreviert indeſſen unter der handt (da-) von abzuhalten; das ihro hochf. Durchl. nicht Uehmen ſonſten (umſonſt) kommen, und ich ferhahre in aller Devosigohne mit aller suppmisigon tiefſten respect, hochf. Durchl. groß Mächtigſter Fürſt ganze unterthänigſt

Orangenstein a Nassau Dietze 31 Mertze 1747.

baronne d'Assebourg.

So ſchrieb, ſtiliſirte und empfand man in der deutſchen hohen Geſellſchaft dreißig Jahre, ehe Goethe in Weimar ſeine Iphigenie und ſeinen Wilhelm Meiſter dichtete! — Und ſo ſah es in dem Weimariſchen Lande aus, kaum ein Menſchenalter, bevor der Enkel des von Herrn v. Beaulieu in ſeinem trefflichen Buche geſchilderten wunderlichen Fürſten — (der bei all ſeinen Verkehrtheiten doch noch an Bildung und Wiſſen gar manche ſeiner deutſchen Mitfürſten übertraf) — bevor Herzog Karl Auguſt

den Thron seines Großvaters bestieg und eine neue Aera über sein kleines Land und über ganz Deutschland im Bunde mit den Göthe und Wieland, Herder und Schiller herbeiführte! Es ist heilsam und wohlthuend, daß wir uns von Zeit zu Zeit daran erinnern: wie nahe die erbärmlichen Zustände der Rohheit, Unbildung und Niedrigkeit noch hinter uns liegen, aus denen wir uns in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von kaum mehr als hundert Jahren zu dem heraufgearbeitet haben, was wir heute sind.

II.

Eine Weimarische Prinzessin.

(1872.)

Es ist eine Tochter — oder vielmehr die einzige Tochter Karl August's von Weimar, die Vatersschwester unserer deutschen Kaiserin, die Mutter der 1858 verstorbenen Herzogin von Orleans und Großmutter des Grafen von Paris, von der ich hier Einiges mitzutheilen beabsichtige. Nicht die genannten fürstlichen Titel sind es jedoch, welche dieser Frau ein Anrecht an die Theilnahme der Leser geben, sondern ihre persönlichen Eigenschaften und Tugenden, welche sie als eine der an Geist und Herz ausgezeichnetsten Frauen unseres Jahrhunderts erscheinen lassen, und ihr inniger Zusammenhang mit den Heroen der klassischen Zeit Weimars, mit Wieland und Herder, Schiller und vor Allen mit Goethe, dessen geistige Größe sie, wie wenige, erkannte und bewundernd verehrte. Davon die Belege beizubringen, soll die Aufgabe dieser kleinen Personalskizze sein, zu der die spärlich vorhandenen zerstreuten Materialien nicht ohne Mühe zusammengebracht worden sind.

Was mich veranlaßte ihren Spuren nachzugehen, war ein schlagendes Wort von ihr über den französischen Charakter, das ich in irgend einem Blatt vor einiger Zeit angeführt las, ohne

daß die Quelle angegeben gewesen wäre. Ich fand dieselbe in dem dreibändigen Buche „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", das zu Anfang der sechziger Jahre erschienen, mir, trotz meiner Vorliebe für diese Art memoiristischer Literatur unserer klassischen Zeit bisher unbekannt geblieben war. In diesem weitschichtigen Sammelwerke — die 3 Bände umfassen weit über anderthalbtausend Seiten größten Oktavformats — fand ich nämlich unter den zahlreichen Briefwechseln Charlottens von Schiller mit ihren Freunden und Freundinnen auch eine Reihe von Briefen an die Prinzessin Karoline von Sachsen-Weimar nebst den von dem Herausgeber, Hofrath Urlichs in Würzburg, leider nur theil- und auszugsweise gegebenen Antwortbriefen der jungen Fürstin. Diese Briefe an Schiller's Wittwe sind meines Wissens das Einzige, was bisher von ihr veröffentlicht worden ist. Aber selbst aus diesen arg verstümmelten und verschnittenen eigenen Mittheilungen geht hervor, daß sie außerdem mit zahlreichen Freunden und Freundinnen, sowie mit Wieland, Knebel, Goethe und andern bedeutenden Zeitgenossen korrespondirt hat; und nach den wenigen von Urlichs mitgetheilten Briefen wäre es sehr zu wünschen, daß diese Zeugnisse ihres Wesens, soweit sie noch vorhanden, der Veröffentlichung nicht vorenthalten würden.

Karoline Louise von Weimar, die Tochter Karl August's und Louisens, wurde am 18. Juli im Jahre 1786 in Weimar geboren. Ihre Erziehung, von Henriette von Knebel, der Schwester des bekannten Freundes von Karl August und Goethe, geleitet, war die sorgfältigste, und alle in der Brief- und Memoirenliteratur jener Zeit vorhandenen Zeugnisse ihrer Umgebung stimmen darin überein, daß sie schon früh unter den durch hohe Geistes- und Herzensbildung ausgezeichneten fürstlichen Frauen ihres Hauses eine der ersten Stellen einnahm.

Mit Herder, der ihren Religionsunterricht geleitet hatte (ſeine bei ihrer Einſegnung gehaltene Rede iſt noch heute in Herders geſammelten Werken vorhanden) — ſtand ſie bis zu deſſen von ihr ſchmerzlich empfundenen Tode in naher Verbindung. Ebenſo mit dem ehrwürdigen Wieland, der ſie unter dem Namen „Serena“ beſang. Der Name war eine Anſpielung auf jene ihr eigene, ſelbſt durch harte Schickſale unzerſtörbare Heiterkeit ihres Weſens, welche auf dem Grunde tiefen Ernſtes und edelſter Selbſtverleugnung beruhte. Beſonders eng war ihre Verbindung mit Schiller und deſſen Gattin. Schiller wählte ſie zur Pathin bei ſeiner jüngſten Tochter Emilie (1804), und das Billet, welches er dabei an ſie richtete, ſpricht ſeine Empfindungen gegen ſie in herzlichſter Weiſe aus. „Die innigſte Ergebenheit und herzliche Verehrung — ſchrieb er —, die ich Ihnen, beſte Prinzeſſin, gewidmet habe, ſoll in dieſem lieben Kinde fortleben, und ihr Name ſich an meine ſchönſte Freude anknüpfen.“ Ihre Erwiderung lautete: „Ich kann Ihnen die Freude nicht beſchreiben, die Sie mir durch Ihr gütiges theures Zutrauen machen, das Sie mir auf eine ſo angenehme Art bewieſen haben; — — möchten mein Antheil und mein Segen dem lieben Kinde heilbringend ſein und ich Ihnen jemals meine ganze innige Hochachtung und Dankbarkeit beweiſen können“*). Auf den von ihr nach Schillers Tode mit deſſen Wittwe elf Jahre lang unterhaltenen Briefwechſel werden wir weiterhin ausführlich zurückkommen.

Der innigſte und für ihre Bildung folgenreichſte Zuſammenhang aber war der mit Goethe, in welchem ſie recht eigentlich ihren Lehrer und „Meiſter“ verehrte, wie ſie ihn denn auch in allen ihren Briefen an Charlotte v. Schiller nie anders als mit dieſem letzteren Namen, „der Meiſter“, benennt. Goethe hatte

*) S. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I. S. 300 und 301.

ſich der Ausbildung ihrer reichen Anlagen für Wiſſenſchaft und Kunſt ſeit ihrer früheſten Jugend angenommen. Er beſuchte ſie regelmäßig in ihrer Wohnung im „Fürſtenhauſe“ allwöchentlich einmal, und empfing ebenſo regelmäßig in ſeinem Hauſe ihren Beſuch an den beſtimmten Tagen, die jedesmal „für ſie Feſttage waren“, zu den belehrenden Mittheilungen über Poeſie und Kunſt, Literatur und Naturwiſſenſchaft, mit denen er einen kleinen ausgewählten Kreis bewirthete. Sein Freund Meyer, der bekannte Kunſtgeſchichtsforſcher, welcher mit ihr in demſelben Hauſe wohnte, in welchem ſich damals auch die von Goethe gegründete Weimariſche Zeichenſchule befand, hielt ihr Vorleſungen über Kunſtgeſchichte, und der Dresdener Landſchaftsmaler Kaaz förderte ihr Talent und ihre Neigung zur eignen Ausübung der Kunſt, für die ſie nach Goethe's Zeugniß, in einem nicht gewöhnlichen Grade befähigt war*). Goethe ſelbſt, ſein Lebenlang ein leidenſchaftlicher Zeichner, hatte an ihr eine freundliche Theilnehmerin ſeiner Beſtrebungen, der er wiederholt die Früchte ſeines zeichneriſchen Fleißes zum Geſchenk machte. Eine ſolche Sendung eines mit ſeinen Handzeichnungen angefüllten Stammbuches begleitete 1807 das erſt unter ſeinen nachgelaſſenen Schriften veröffentlichte Widmungsgedicht an Pr. C. v. S. W. (1807), in welchem er in ſo heiterer Weiſe die Unfruchtbarkeit ſeiner zeichneriſchen Beſtrebungen verſpottet, indem er bemerkt: „wie im Jenſeits jeder Heilige ſein Marterinſtrument trage, woran man ihn allein erkenne“,

„So werd' auch ich wohl in Abrahams Schooß
Bleiſtift und Pinſel nicht werden los;
Bei vieler Luſt und wenig Gaben
Werd' ich doch nur gekritzelt haben.“

*) Goethe Werke 32, S. 51 und 67 (Ausg. letzterer Hand). Briefe an Frau v. Stein III. 413.

Die Zueignung aber an die Prinzessin schließt mit den liebevollen Worten

„Doch sei dem Allen, wie es sei
Kein Blatt im Buch ist überflei;
Und so nichts weiter übrig bliebe
Als daß Du glaubst: das viele Papier,
Was auch drauf stehe, gehöre Dir.
Und dazu hast du Fug und Macht,
Immer war Dein dabei gedacht.
So steht dein Bild auch klar und glatt
In unserm Herzen auf jedem Blatt
Und Liebe bleibt, zu unserm Gewinn,
Ein besserer Zeichner als ich bin."

Ueber eine frühere, ihr von Goethe im Jahre vorher als Geschenk verehrte ähnliche Sammlung schrieb sie ihrer Freundin Schiller (11. September 1806) voll Freude: „Goethe ist hier, das wissen Sie; aber das wissen Sie wohl nicht, Schlüsseldame, daß er 32 Zeichnungen auf seiner Reise gemacht hat, die hübschesten und geistreichsten, und mir sie geschenkt hat! Liebe Loloa, können Sie Sich mein Glück recht lebhaft denken? und meinen Stolz, wenn ich Uebermuth in der Seele hätte." Der Titel „Schlüsseldame", den sie hier der Freundin giebt, und der sich gleichfalls auf Goethe bezieht, wird seine Erklärung weiterhin finden. Der durch solche gemeinsame Neigung zum Zeichnen veranlaßte Zusammenhang mit Goethe findet sich auch in mehreren Briefen Goethe's an Frau von Stein aus den Jahren 1802 — 1816 erwähnt.

Prinzessin Caroline gehörte zugleich zu der gewählten Zahl derjenigen Personen, denen Goethe seine dichterischen Produktionen noch vor der Veröffentlichung mitzutheilen pflegte, weil er ihrer verständnißvollsten Theilnahme sicher sein durfte. Und doch

mag er selbst schwerlich im vollen Umfange gewußt haben, welch eine Freundin und Vertheidigerin auch des Menschen in ihm er neben ihrer unbedingten Verehrung für seine Dichtergröße in dieser jungen Fürstin besaß, auf deren Charakter und Geist alles Große und Gute in der Natur ihres Vaters: seine Einfachheit und Schlichtheit des Wesens, sein durchdringender Verstand, sein klarer Gerechtigkeitssinn, seine großartige Humanität in Beurtheilung der Menschen und Dinge sich vorzugsweise vererbt zu haben scheint.

Je tiefer man in das Kleinleben der Weimarischen geselligen Verhältnisse eindringt, in deren Enge Goethe sein Dasein zu führen gehabt hat, desto inniger erkennt man die Wahrheit und Berechtigung jener vereinzelten Klagen, in denen er von Zeit zu Zeit seinem Innern poetisch Luft machte, über die zahlreichen Leiden und Nöthen aller Art, welche er durch kleinliche Anfeindung, Neid und Uebelwollen, Klatschsucht und Afterreden der Menschen in nächster Nähe sein Leben lang zu dulden hatte. Zu den Wenigen, die dies erkannten und in schmerzlicher Theilnahme die Unwürdigkeiten empfanden, welche der Titan durch die unaufhörlichen Nadelstiche solcher Verunglimpfungen zu leiden hatte, gehörte in erster Reihe die Prinzessin Caroline. Darum hatte sie schon in früher Jugend mit ihrer zwanzig Jahre älteren Freundin Lotte Schiller einen sogenannten „Schutz- und Trutzbund“ geschlossen mit dem Gelübde und zu dem Zwecke: überall, sowohl öffentlich als insgeheim für den geliebten und verehrten „Meister“ vertheidigend einzutreten (S. Charl. v. Schiller I., 646. 647. 706); und dieser Bund ward auch dann noch fortgesetzt, als seine Begründerin bereits Weimar verlassen und mit Schwerin als Gattin des Mecklenburgischen Erbprinzen vertauscht hatte. In diesem Bunde, von dessen Bethätigung die einzigen Spuren in der Korrespondenz beider Freundinnen erhalten sind,

ſtand Caroline obenan; ja ſie hatte ſogar zuweilen die Vertheidigerpflicht ſelbſt gegenüber ihrer eigenen Mitverbündeten auszuüben. Dies zeigt ſich gleich zu Anfange des Briefwechſels, der unmittelbar nach Schillers Tode beginnt. Lotte hatte ihr geklagt, daß Goethe „nicht den Muth habe ſie zu ſehen, und daß ſie ſeine Theilnahme vermiſſe.“ Die Prinzeſſin antwortete darauf (12. Juni 1805): „daß Ihnen unſer anderer Freund (Goethe) nicht ſo wohlthätig ſein kann, thut mir leid für ihn; denn er muß in einer traurigen Stimmung ſein, nicht Stärke genug haben, ſich Troſt geben zu wollen.“ Es iſt bekannt, wie ſehr ſie damit das Richtige traf. Goethe war um die Zeit von Schillers Tode „elend krank“, wie der jüngere Voß an Lotte ſchreibt (III. S. 217), und auch dieſer war der leidende Zuſtand des Freundes zu jener Zeit keineswegs unbekannt (I., 404). In jenem erſten Briefe, den die Prinzeſſin nach Schillers Tode an deſſen Wittwe ſchrieb, als dieſelbe wieder einige Faſſung gewonnen hatte, ſpricht ſie über das letztere ihre Freude mit dem Zuſatze aus: „Wie tröſtlich iſt es mir, von Ihnen zu hören, daß Sie ruhiger ſind, ſo, wie es nothwendig Schillers Andenken mit ſich bringen muß. Ich glaube, daß die Wirkung der Menſchen nach ihrem Tode auf die Zurückgebliebenen am wahrſten von Ihnen zeugt.“ — Schon dieſe einzige Aeußerung läßt einen Blick thun in das gereifte Innere der noch ſo jungen, erſt neunzehnjährigen Fürſtin.

Während der ganzen zehn Jahre, welche ihr Briefwechſel mit Lotte Schiller umfaßt, bleibt ihre Theilnahme an Goethe immer dieſelbe. Jeder Augenblick, den ſie in ſeiner Geſellſchaft verleben durfte, galt ihr als ein Glück, ſo lange ſie in Weimar weilte; und nachdem ſie es (1810) für immer verlaſſen hatte, bilden ſein Ergehen und ſeine Geſundheit, ſeine dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten, ſeine Theaterleitung, ſein ganzes Thun

einer Art, die uns an Gellius eigner Lektüre dieses Werks nicht zu zweifeln erlaubt. Andere Stellen, wo dieses Werks gedacht wird, sind, jedoch ohne Anführung der Worte des Aristoteles selbst, mehrere vorhanden [1]). Für die nicht minder wichtigen Politien folgere ich Aehnliches aus der Anführung eines bekannten Solonischen Gesetzes gegen die Neutralität bei bürgerlichen Unruhen, wobei Aristoteles als Gewährsmann aufgestellt wird [2]), so wie aus der Erzählung des Textes der hochherzigen Naxierinn Polykrita [3]). — Wir zählen jetzt die übrigen Aristotelischen Schriften auf, aus denen Gellius seine Sammlungen bereichert hat. In dem interessanten Kapitel des zweiten Buchs, welches von den verschiedenen Namen der Winde handelt [4]), heisst es unter andern: Est etiam Ventus nomine Caecias, quem Aristoteles ita flare dicit, ut nubes non procul propellat, sed ut ad sese vocet, ex quo versum istum proverbialem factum ait

— — — — — — κατὰ
Ἐφ ἑαυτὸν ἕλκων ὡς ὁ Καικίας νέφος.

Diese Stelle ist aus Aristoteles Meteorologik

1) Vgl. Noct. Att. III, cp. 16. §. 6. aus Arist. Hist. d. Anim. VII, 4. (cfr. Plin. VII, 3.); und III. cp. 16. §. 13. aus Hist. de Animal. III. cp. 4. In der letztern Stelle wird jedoch Aristot. eigentlich von Varro citirt. — Endlich N. Att. X, cp. 2, §. 1. aus Arist. Hist. Anim. VII, cp, 3. ud. dazu Schneider T. 3. p. 330—340.

2) Gell. II, 12. Die Ausleger schweigen.

3) Noct. Att. III, 15. Plutarch. de mulier. virtut. V, 2. p. 214. ed. Stereotyp.)

4) N. Att. II, 22.

und Treiben, den Hauptinhalt der Korrespondenz zwischen den beiden Freundinnen. Der Verkehr mit dem „Meister“ ist das Einzige, um welches die Fürstin in ihrer Mecklenburgischen Verbannung ihre in Weimar zurückgebliebene Freundin beneidet; denn im Uebrigen war ihr, aus ganz persönlichen Gründen, die Erinnerung an Weimar und ihre eigenen dortigen Zustände keineswegs erfreulich. Desto mehr erquickt sie sich an jedem Lebens- und Erinnerungszeichen, das ihr der entfernte „Meister“ spendet, an jedem Briefe, den er ihr schreibt, an jedem seiner Werke, das er ihr mittheilt oder mittheilen läßt. Immer will sie von ihm hören. Einer ihrer ersten Briefe aus ihrer neuen Heimath (vom 14. Januar 1811, S. 560—561) ist fast ganz von ihm erfüllt. „Der Meister hat mir (unter uns) eine große Freude gemacht, und mir auf meine Bitten die Ballade vom beschütteten Westchen geschickt, auch Verschen auf eine Volksmelodie, wie ich sie lieb habe. Durch Knebel hat er mir auch die Rede von Jakobs: „Ueber den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken“ zu lesen geschickt. Kennen Sie sie? mir hat sie erstaunend viel Freude und Genuß gegeben und nach meiner geringen Einsicht ist sie vortrefflich. — Wie lebt sich's denn recht in Weimar? Genießt man den Meister viel? giebts noch kleine Thee's im blauen Zimmer, wo der Meister ließt?“ Bald darauf heißt es in einem anderen Briefe (11. April 1811): „Der beste Meister hat mir auch den besten Brief geschrieben, der mich wirklich erquickt hat. Sagen Sie es ihm nur, ob ich's ihm gleichwohl schon selbst gesagt habe, aber gemein und dumm. Und grüßen Sie ihn, meine Lolo, und freuen Sie Sich seines Umgangs und seines Zutrauens. Ihnen gönne ich diesen Besitz von Herzen, da Sie ihn schützen müssen.“

Was das Letztere betrifft, so war Goethe gerade damals der Gegenstand bitterſten Klatſches über ſeine häuslichen Verhältniſſe.

Die weibliche Gesellschaft, Frau von Stein an der Spitze, ward nicht müde, die Frau, welche Goethe seit 1806 zu der Stellung und dem Range seiner Gemahlin erhoben hatte, mit einem wahrhaft ingrimmigen Hasse zu verfolgen, und alle Schritte, welche Goethe, wie es seine Pflicht war, that, um ihr in dieser Stellung zu Hilfe zu kommen und Anerkennung zu verschaffen, auf das böswilligste und unbarmherzigste zu bekritteln und zu verläumden. Da erscheint denn Karl Augusts Tochter unter allen Frauen des Weimarischen und mit Weimar zusammenhängenden Kreises in diesen ganzen drei Bänden des Briefwechsels von Charlotte Schiller als die Einzige, welche auch hier die Gerechtigkeit zu wahren weiß und jener Handlungsweise Goethe's ihre Anerkennung nicht versagt. Lotte Schiller hatte ihr berichtet, wie Goethe im Sommer 1811, da er seine Frau mit nach Karlsbad genommen, sie klug und geschickt mit gutem Erfolge in die dortige Gesellschaft einzuführen gewußt habe, und darüber ihre nicht eben wohlmeinenden Glossen gemacht. Caroline antwortet darauf: „daß sie Goethe'n darum nur loben könne" und daß es eben ein Unglück sei, daß er seine Frau „nicht auch in Weimar zu einer neuen Erscheinung machen und ihr dadurch einen Standpunkt geben könne, der ihm und seinen Freunden bequemer wäre!" Das eben war es. Ihre in ganz Weimar bekannte arme bürgerliche Herkunft war es, die der Armen in der Weimarischen Gesellschaft im Wege stand. Wäre sie „von Adel" gewesen, — die „Gesellschaft" würde ihr, sie hätte sein mögen wie sie wollte, die gesellschaftliche Anerkennung nicht versagt haben.

In demselben Briefe, in welchem die junge Fürstin diesen ihr zu hoher Ehre gereichenden edlen Gerechtigkeitssinn im Gegensatze zu der ganzen weiblichen Gesellschaft Weimar's — Lotte Schiller nicht ausgenommen — bezeugte, spricht sie zugleich ihr Verhältniß zu Goethe's Genius und ihre hohe Verehrung des-

ſelben in einer Weiſe aus, welche nach Inhalt und Ausdruck unſere Bewunderung verdient. Es iſt die Rede von einer Goetheſchen Dichtung in den Propyläen, die ſie geleſen hatte. Sie ſchreibt darüber: „Auf's Neue habe ich den Meiſter lieb gehabt und verehrt. In ihm verehre ich immer den Schöpfer in ſeinem Geſchöpf, in der Fülle ſeiner Natur ſehe ich den Widerſchein des Reichthums der ewigen Natur. Wie vor einem hohen Gebirge ſtehe ich vor ihm, das ich nicht zu erklimmen vermag, nicht zu ſtudiren, nicht durchzukommen, das mir aber das Herz erhebt, nach dem ich blicke und ſage: mein Heil kommt von den Bergen, und deſſen hohen Empfindungen, die es in mir erweckt und die mir doch hin und wieder das Verſtändniß öffnen, ich treu mich hingebe. „Ihnen," ſo ſchließt ſie dieſen ihr aus tiefſter Seele entquollenen Hymnus — „Ihnen kann ich es ſagen, dem Meiſter nicht. Plump hingeſetzte Lobſprüche ſchmecken ſo ſchlecht als der Tadel. Auch lobe und preiſe ich da eigentlich nicht den Meiſter ſondern nur ſeine Natur!"

Sie intereſſirte ſich ſehr für den Magnetismus und wünſcht ſehr, zu erfahren ob auch Goethe daran Theil nehme, was denn ihre Korreſpondentin auch bald zu melden hat (S. 618 und 625). Ganz entzückt aber iſt ſie von dem erſten Theile ſeiner Selbſtbiographie, den ihr der Dichter ſelbſt zugeſendet hatte. „Der Meiſter hat mir ſein liebes Leben geſchickt — die Herzensgüte und Billigkeit, die man in ſeinem „Leben" bei ihm findet, habe ich ihm immer zugetraut, wenn er zuweilen den Menſchen nicht ſo erſchien. Was er ſagt: daß man die Menſchen gewöhnlich alle für geſund hielte, und was er davon ableitet, iſt ſo wahr! wie überhaupt ein unermeßlicher Reichthum von treffenden und aus der Wahrheit ergriffenen Bemerkungen in dieſem Buche ſind" (S. 640). Einige Jahre ſpäter ſchreibt ſie aus Toeplitz, wohin diesmal Goethe, auf deſſen Wie-

derſehn ſie ſehnlich gehofft hatte, zu ihrem größten Schmerze nicht hatte kommen können: „Geſellſchaft giebt es hier, Gott Lob und Dank! gar keine. Meine Liebſte iſt mein Goethe. Sagen Sie ihm, daß ich mich ausſchließlich mit ihm beſchäftige, da er nicht herkommen und ſich mit mir beſchäftigen wollte, und ich entſchädige mich auf dieſe Art ganz gut.“ Ihr oben ausgeſprochenes Urtheil über Goethe als Menſchen ſtimmte, wie wir ſehen, vollkommen überein, mit dem Schiller's, von welchem der jüngere Voß (1807) in einem der an Lotte Schiller gerichteten Briefe dieſer Sammlung (III. S. 231) berichtet, wie er wenige Jahre vor ſeinem Tode im Hauſe von Voß' Eltern „mit Begeiſterung von Goethe's durchaus edler aber oft verkannter Natur geſprochen habe.“ „Und aus welchem Herzen“, ſetzt Voß hinzu, „entſprangen dieſe Worte! Wahrlich eine ſchönere Verherrlichung giebt es nicht, kann es nicht geben! Die Nachwelt wird ſtaunen über die Größe von Goethe's Geiſte, aber lieben und mit Innigkeit an ihm hangen wird ſie, wenn ſie erfährt, daß ihn Schiller mit ganzer Seele geliebt hat.“ — Freilich, die Verkleinerer von Goethe's edlem Charakter glaubten und glauben noch heute ihn beſſer zu kennen, als ein Schiller ihn kannte!

Auch als deutſche Patriotin beſter Art lernen wir Karoline von Weimar aus dieſen Briefen kennen. Sie war zwanzig Jahre alt, als das Unglück von Jena über Weimar und Deutſchland im Herbſte 1806 hereinbrach. Ihr Vater und ſein Land waren dadurch vorzugsweiſe hart betroffen. Napoleon's Zorn laſtete ſchwer auf dem erſteren, und dieſer Zorn ward noch verſtärkt im Sommer des folgenden Jahres durch den Umſtand, daß Herzog Karl Auguſt durch einen unglücklichen Zufall den Allgewaltigen bei ſeiner Durchreiſe durch Weimar zu empfangen verſäumte. Ein Brief der Prinzeſſin vom 25. Juli 1807 berichtet darüber, im Weſentlichen gleichlautend mit der Erzählung des Kanzlers von

noch auf dem Herzen, Ihnen zu ſagen, daß ich nicht ganz ſo mit des Meiſters Gedicht auf die eine Dame zufrieden bin, als Sie es mir zu ſein ſcheinen. Mir deucht, daß er Vieles bequemer hätte ungeſagt ſein laſſen können, ob es gleich ſehr ſchön und vortrefflich geſagt iſt." Bei ſolcher Geſinnung war es denn natürlich, daß ſie die erſten Anfänge der deutſchen Volkserhebung des Jahres 1813 in ihrer nächſten Nähe auf das Freudigſte begrüßte. Schon am 27. März 1813 meldet ſie davon aus Schwerin ihrer Freundin: „Den 12. kamen die erſten Koſacken hier an, ein ruſſiſcher Offizier mit ein paar Mann Eskorte, der eine Art Auftrag hierher hatte. Leicht werden Sie denken, wie intereſſant es für Alle war, wie eigen, ein Muſterchen derjenigen mit Augen zu ſehen, die jetzt, wie es ſcheint, der Welt eine andere Geſtalt geben wollen. Den Sonntag kam Tettenborn an der Spitze mehrerer Kavalleriſten hier in loco angeſprengt. Der Einzug ſeiner ihm folgenden Kavallerie, meiſt aus Koſacken beſtehend, war unter Muſik und Geſang; das Ganze äußerſt abenteuerlich durch Anblick, Umſtände, Zeit und Stimmung, und mir unvergeßlich. Wie es bei unſern Nachbarn, den Hanſeſtädtern, ausſieht, werden ſie wohl wiſſen und die frohen Aeußerungen einer ſich ſelbſt bewußten Freiheit kennen. Alle dieſe Seeſtädte glauben von Neuem zu leben. In der unſrigen, muß ich Ihnen doch ſagen, wurde von den Schiffern, als ſie die Stadt durchzogen, Schiller's Reiterlied geſungen! Heute Morgen rückte hier die Garde aus mit Jubel nach Hamburg. Viele ſollen nachfolgen, die ſich freiwillig ſtellen werden, mit Luſt und Freude. Geſtern waren wieder fremde Truppen über die Elbe gekommen, aber vom Volk zurückgewieſen worden; man erwartet ſie auch in hieſiger Gegend, 500 Bauern waren bereit, ſie in Empfang zu nehmen." Wenn man bedenkt, daß damals Deutſchland noch faſt ganz in den Händen der Franzoſen war, ſo wird man den

Muth der Schreiberin achten, der dazu gehörte, solch einen Brief dem Wege von Mecklenburg nach Weimar anzuvertrauen, was natürlich nur durch sichere Privatgelegenheit geschehen konnte.

Auch in den folgenden Briefen sehen wir die vortreffliche Prinzessin mit ganzer Seele an der fortschreitenden Erhebung theilnehmen, Freiwillige ausrüsten und für die Pflege der Verwundeten sorgen, obschon ihre eigene Gesundheit bereits leidend war. Als aber nach dem glücklich beendeten Kriege im Jahre darauf die Kunde von Napoleons Rückkehr erscholl und Alles mit Entsetzen erfüllte, da ist ihr erster Gedanke der: daß dies Ereigniß doch vielleicht dadurch sein Gutes haben könne, daß es der schmachvollen Behandlung der deutschen Dinge auf dem Wiener Kongresse von Seiten der dort versammelten Mächtigen und ihrer Diplomaten eine Wendung zum Bessern geben könne. Hören wir diesen ersten Ausbruch ihrer Empfindung mitten in dem Briefe vom 14. März, den sie an ihre Freundin schrieb: „So weit war ich, als die Nachricht von Napoleons Entweichung eintraf. Was soll denn das geben? ich bin seiner und Alles was zu ihm gehört, so satt, daß mir für den Augenblick die ganze Geschichte nur ekelhaft ist. Indessen denke ich, daß vielleicht der Himmel, der ihn schon so oft mit solchem Succeß als Strafruthe gebraucht hat, ihn, gleich einem Sturmwind, nur so für den Moment losläßt, um die sich jetzt Berathenden und Verwirrenden in einen heilsamen Schreck zu setzen, daß sie sich besinnen: die Zeit sei edel, und seine fünf Sinne zusammenhalten thäte uns Noth. Diese Guten bedurften wohl der stärkendsten Kräuter zu einem Kopfbade. Die Kräuter müßten indessen von ganz absonderlichen Kräften sein, unter ganz besonders günstigen Gestirnen ausgestreut und von Engeln selbst gepflückt!"

Wenn sich hier die junge Fürstin als eine scharfsinnige und freimüthige Politikerin und in der Kritik des Wiener Kongresses

als die ächte Tochter ihres Vaters zeigt, so ſtimmt ſie mit dem letzteren auch überein in der Beurtheilung des franzöſiſchen Charakters und ſeiner wankelmüthigen und leichtſinnigen Unzuverläſſigkeit. Sie meldet, daß Napoleon nach Wien an „ſeine Kaiſerin" geſchrieben habe: Que les peuples l'avaient appelé, und ſetzt hinzu: „Ich möchte gar zu gern, daß Napoleon ewig der Franzoſen Kaiſer bliebe, wenn er nur nicht über die Grenze kann! Meine Kinder aber lehre ich doch ganz gewiß in der Naturgeſchichte: daß die Franzoſen Franzoſen, d. h. eine den Menſchen untergeordnete Klaſſe von Geſchöpfen ſind. Das wird ihnen weit richtigere Anſichten über Vieles geben." Die achtundzwanzigjährige Fürſtin, welche dieſes ſchrieb, war die Mutter jener ſpäteren Herzogin von Orleans, die im Jahre 1848 von dem franzöſiſchen Charakter die herbſte Erfahrung machen ſollte! Karl Auguſt aber, Karolinens Vater, der die Literatur der franzöſiſchen Nation gar wohl zu ſchätzen wußte, ſchrieb über dieſelbe ſchon 1793 an Knebel: „Wer dieſe Nation in der Nähe ſieht, muß einen wahren Ekel für ſie faſſen. Sie ſind alle ſehr unterrichtet, aber jede Spur eines moraliſchen Gefühls iſt in ihnen ausgelöſcht; ich habe nichts ähnlicher mit dem jüdiſchen Charakter gefunden, als den der Franzoſen. Was hilft der ſogenannte und ſo hoch belobte Atticismus, oder wie man es ſonſt nennen will — dieſer Nation, bei der ſonſt alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloſchen iſt."

Die zuvor mitgetheilten Aeußerungen gehören zu den letzten, welche wir von der Prinzeſſin beſitzen. Ihre letzte iſt ein Gruß an Goethe, von deſſen Erkrankung ihr, der ſelbſt ſchon ſchwer Kranken, die Freundin geſchrieben hatte. „Daß der Meiſter krank war", heißt es in dem letzten ihrer mitgetheilten Briefe an Lotte Schiller, „habe ich recht bedauert. Gucken Sie ja in

seinen Garten und in einem vertraulichen Stündchen sagen Sie ihm auch von mir, daß ich ihn recht lieb habe. Sagen Sie ihm das nur so erument; ich scheue mich nicht davor!"

Die schlichte Einfachheit, welche sich hier, wie in allen ihren Aeußerungen kundgiebt, bildete recht eigentlich den Grundzug ihres Wesens, über dessen vollendete Liebenswürdigkeit bei großer innerer Tüchtigkeit in allen über sie vorhandenen Zeugnissen nur eine Stimme herrscht*). Ihre Herzensgüte, ihre Dankbarkeit selbst für die kleinsten ihr erwiesenen Dienste, ihre Fähigkeit für treue Freundschaft, ihre Liebe für alles Schöne und Gute, ihr gänzliches Entferntsein von allen und jeden Standesvorurtheilen, ihre Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit bei gründlicher Bildung und ausgebreitetem Wissen, das sie durch eine fleißige Lektüre des Besten in alter und neuerer Literatur zu erweitern lebenslang bestrebt war, ihre hingebende Verehrung des Genius in unsern großen Dichtern und Denkern, in deren Nähe ihr zu leben vergönnt war, machen sie zu einer der erfreulichsten Erscheinungen unter den deutschen Frauen ihres Standes und ihrer Zeit. Als die von Goethe so hochgefeierte Künstlerin Corona Schröter arm und unbeachtet (1802) in Ilmenau starb, war sie von allen Weimaranern allein es, die in dankbarer Erinnerung daran dachte, den vernachlässigten Grabhügel derselben heimlich mit einem von ihr gezeichneten Denkmale zu schmücken. Er ist noch auf dem Ilmenauer Kirchhofe zu sehen und zeigt an den

*) Man vergleiche: Goethe's Werke XXXII., S. 67 (Ausg. l. H.); Goethe's Briefwechsel mit Knebel II. S. 184.; Müller's Gespräche mit Goethe S. 133; Knebel litt. Nachl. I., 250, u. III., 75; Briefwechsel mit seiner Schwester an zahlreichen Stellen: — Zelter an Goethe, Briefe II., 215; — Briefw. zwischen Goethe u. Karl August II., S. 62, 64, 80 u. 96; — Goethe's Briefe an Frau v. Stein Theil III., 348, 357, 366, 374, 383, 389, 417—419, 450; Briefe der Fräul. Caroline v. Bose an Knebel an vielen Stellen, sowie die Briefe von Schiller's Schwägerin Karol. v. Wolzogen u. a. m.

vier Ecken eine Harfe, einen Lorbeerzweig, Schmetterling und Thränenkrug, mit der Inschrift: Hier ruht Corona Schröter, gest. 23. August 1802*).

Das eigne Leben dieses liebenswürdigen zum Glücke und Beglücken geschaffenen Wesens war trotzdem kein glückliches zu nennen. Und zwar war das Haupthinderniß ihr Verhältniß zu ihrer Mutter. Nach mündlicher Tradition gereichte es allen der Prinzessin näher stehenden Personen zu einem unbegreiflichen Räthsel und zur Betrübniß, daß die so edle Herzogin Louise, diese gute, von allen geliebte Tochter nicht zu lieben schien, sie vielmehr ihren beiden Brüdern auffallend nachsetzte und sie kalt, schroff und hart behandelte. Die Briefe ihrer Erzieherin Henriette v. Knebel enthalten darüber zahlreiche Klagen und bittere Andeutungen. Der Grund lag ohne Zweifel in der tiefen Verschiedenheit des Naturells und der Charaktere von Mutter und Tochter. Die Mutter war eine einsame unaufgeschlossene Natur, die zu ihrem Unglück über diese Mängel ihres Wesens, welche ihr auch nach ihrem eigenen Geständniß nicht gestatteten, „andern im Umgange etwas zu sein", ein tiefes Bewußtsein hatte, und deren vornehme, repräsentirende Zurückhaltung, deren Scheu vor jeder Versäumung und gar Verletzung der äußeren Formen mit der Art und dem Wesen der Tochter, die in allen diesen Beziehungen mehr nach ihrem Vater geartet war, in schneidendem Kontraste stand. Dieser Gegensatz verkümmerte der Prinzessin das Leben in den Weimarischen Verhältnissen, und mochte ihr die Bewerbung des verwittweten Erbprinzen von Mecklenburg, dem sie im Sommer 1810 ihre Hand reichte, als eine Befreiung erscheinen lassen, obwohl sie den Bewerber nicht gerade liebte. Wir haben darüber ihr eigenes Zeugniß in einem Briefe,

*) Knebel Briefe mit s. Schwester (herausgeg. v. H. Düntzer) S. 157. 161. 164.

entnommen [2]), und von Gellius wahrscheinlich die richtige Lesart aufbewahrt. Die Schrift περὶ μνήμης, aus der auch bei Stobaeus [3]) ein Fragment sich findet, wird einmal für einen Satz als Quelle angeführt [4]), den wir jetzt, wenn auch mit andern Worten, in den Büchern von der Seele, und in dem kleinen Traktat vom Schlafen und Wachen lesen. Dieselbe Schrift, nur mit hinzugefügtem Artikel (περὶ τῆς Μνήμης), excerpirte Gellius in seinem leider verlornen achten Buche, wie das übriggebliebene Argument bezeugt [5]).

Die logischen Schriften sind nur an einer Stelle

---

1) Arist. Meteorologic. II, cp. 6. p. 364 b. 12. Bekk. ὁ δὲ Κτησίας οὐκ ἀληθεύει, ὅτι ἀναπάμπει τὰς αὐτὰς ὄψεις καὶ λέγεται ἡ παροιμία ἡ Ἔλαττον ἢ αὐτὸν ὄντες Κτησίας τέρας.

2) Stob. Serm. 25.

3) Nullum autem signi animal Aristoteles dicit, quod aut gustu sensu careat aut tactus. Verba ex libro ejus, quem περὶ Μνήμης composuit, haec sunt: Τὴν δὲ ἁφὴν καὶ τὴν γεῦσιν πάντα ἔχει πλὴν εἴ τι τῶν ἀτελῆ ζώων. N. Att. VII, 3. vgl. Aristot. de Anima III, cp 12. u. II, cp. 2. p. 434 b. 22 sqq. p. 413 b. 4 Bkk. de somno et vigil cp. 2. p. 455 a. 25. Bkk. (vgl. Problem. XXVIII, 2.) τὴν δὲ ἁφὴν καὶ τὴν γεῦσιν πάντα ἔχει πλὴν εἴ τι τῶν ζώων ἀτελές. Hier wage ich eine Vermuthung. Gellius hat sich versehen, als er die kleinen naturwissenschaftlichen Schriften excerpirte, und περὶ μνήμης zu einer Notiz gesetzt, statt περὶ ὕπνου καὶ ἐγρηγορσεως.

4) VIII. N. Att. cp. 7. p. 387 Lion. Ex Aristotelis libro, qui περὶ τῆς Μνήμης inscriptus est, cognita acceptaque de natura et habita memoriae: atque inibi alia quaedam de exuberantia aut interita ejus lecta auditaque. Vgl. Hist de Animal. I, 1, 5. 13. de Anima II, 4. de Memoris et Reminiscentia T. I. p. 449b—453b. Bekk.

den ſie, wenige Monate nach ihrer Verheirathung, aus der neuen Heimath an Lotte Schiller richtete. „Wie ſieht es denn“ (ſchreibt ſie 16. Oktober 1810) „in dem alten Weimar aus, liebe L.? Nun muß ich Ihnen etwas geſtehen: ſtellen Sie Sich vor, daß ich gar keine Sehnſucht zurück nach Weimar habe, ſo ungern ich es verließ, und ſo lieb ich die Menſchen dort noch immer habe. Jetzt erinnere ich mich, daß immer, ſo oft ich von irgend einer Reiſe zurück nach Weimar kam, mir's war, als fiele die Welt auf mich, als käme ich in einen Kerker. War ich einmal dort und im alten Lebenstrain, hätte ich mir nie unterſtanden, mir einen andern zu wünſchen. Nun erſt, liebe L., fühle ich den Zwang, den ich dort litt. Dieſes Gefühl der Freiheit, auf das ich gar keinen Anſpruch mehr machte, giebt mir eine unerwartete glückliche Empfindung in meiner neuen Lage. Das bleibt aber, liebe Lotte, unter uns, ob's gleich wohl natürlich und nicht tadelhaft iſt.“ Auch ihre Mutter nannte die Verheirathung der Tochter in einem Briefe an Knebel „ein aus manchen Rückſichten recht erfreuliches Ereigniß!“

Um ſo ſchmerzlicher empfanden alle ihre Freunde ihr Scheiden von Weimar. Vor allen fühlte Charlotte von Schiller dieſen Verluſt, wie ihre Briefe an ihre Schweſter und an Fritz von Stein bezeugen. „Ihr war“, ſo ſchrieb ſie dem letzteren, „als müſſe ſie eine neue Exiſtenz beginnen, wenn ſie ſich das Leben ohne dieſe geliebte Geſtalt denken ſolle, in deren reiner Umgebung ſie ſich über das Leben erhaben gefühlt und mit der ſie die ſchönſten Genüſſe des Daſeins getheilt habe.“ Der greiſe ſiebenundſiebzigjährige Wieland ſchrieb an Knebel (Litt. Nachl. II., 226): „Unſere Prinzeſſin, der Liebling unſerer Herzen, deren Trennung von uns nur durch den Gedanken, daß ſie glücklich iſt, erträglich wird, kann mit ihrem Verſtand und Gemüth, in

einer Lage wie ihre gegenwärtige, — und in der That in jeder andern als der vormaligen — nicht anders als glücklich machen und glücklich ſein. Ganz vollkommen iſt nichts unter dem wechſelnden Monde. Mag doch der Erbprinz mitunter etwas wunderlich ſein. Dies giebt ſeiner Gemahlin nur deſto mehr Gelegenheit, die ihr vorzüglich eigenen Tugenden und die ganze Liebenswürdigkeit ihres Charakters zu bewähren, und ich müßte mich ſchrecklich irren, wenn die kluge Nachſicht und ruhige Sanftmuth, womit ſie alles an ihm erträgt, nicht mit der Zeit wohlthätig auf ſein Gemüth wirken ſollte."

Der alte Dichter irrte ſich nicht. Die Prinzeſſin gewann in der That die Liebe und Verehrung nicht nur ihres Gatten, deſſen Kindern aus der früheren Ehe ſie eine muſterhafte Erzieherin und Mutter ward, ſondern auch des ganzen Landes, dem ſie fortan angehörte. Aber ihre Tage waren gezählt. Ihre ſchwächliche Konſtitution litt unter der Rauheit des dortigen Klima's und es entwickelte ſich nur zu bald der Keim einer langwierigen tödtlichen Krankheit, die allen Heilungsverſuchen und Badekuren Trotz bot. Sie erlebte noch die Befreiung Deutſchlands vom franzöſiſchen Joche. Auch Weimar ſah ſie noch einmal, im Jahre 1814 bei Gelegenheit einer Badereiſe nach Toeplitz, wieder. Seitdem aber wurden die Nachrichten über ſie, welche dorthin gelangten, immer trauriger und hoffnungsloſer. Ihre tiefe gottergebene Frömmigkeit half ihr ihr hartes Geſchick tragen. Die Bibel war immer ihre Lieblingslektüre geweſen: „Ich kehre immer", ſchrieb ſie an Lotte Schiller, „ſehnſüchtig dahin zurück, wenn ich es eine Zeit lang nicht that, und gelabt komme ich davon her. Ich freue mich ſchon auf die Zeit, wo ich meinen Kindern daraus werde vorleſen können!" Sie ſollte dieſe Zeit nicht erleben. Im Vorgefühl ihres Todes hatte ſie die rührenden Zeilen bei dem Tode einer theuren

Freundin gedichtet, die Knebel dem Schluſſe der Sammlung ſeiner eigenen Gedichte hinzufügte*):

„Unerbittlich Geſchick, du reißeſt vom Buſen die Freunde,
Reißeſt die Wurzeln uns aus, die an die Erd' uns geknüpft!
Doch der entwurzelte Stamm treibt höher zum Himmel die Zweige
Schöpfet von oben herab neue verborgene Kraft;
Treibet, vom Thau des Himmels genährt, aufſproſſende Blüthen,
Und begegnet der Schaar unſrer Geliebten allda."

Am 20. Januar 1816 endete der Tod ihre Leiden. Der Schmerz ihrer Freunde um ſie war grenzenlos, aber er entſprach nur ihrem Werthe. Goethe feierte ihr Andenken in der Freimaurerloge, der ſie angehört hatte, durch das ſchöne Gedicht, welches ſich mit der Ueberſchrift: „Trauerloge" in ſeinen Werken findet, und für das ihm der Vater, an den es gerichtet war, ſeinen Dank mit wenigen aber deſto tiefer empfundenen Worten ausſprach**). Es iſt die poetiſche Ausführung ſeines Wahlſpruches, den er mehr als einmal ſeinem Freunde Zelter zuruft: „Und ſo, über Gräber, vorwärts!" und lautet:

„An dem öden Strand des Lebens,
Wo ſich Dün' auf Düne häuft,
Wo der Sturm im Finſtern träuft,
Setze dir ein Ziel des Strebens. —
Unter ſchon verloſchnen Siegeln
Tauſend Väter hingeſtreckt,
Ach, von neuen, friſchen Hügeln
Freund an Freunden überdeckt!

Haſt du ſo Dich abgefunden,
Werde Nacht und Aether klar,
Und der ewigen Sterne Schaar

*) S. Knebel an Lotte v. Schiller III. S. 363.
**) Briefw. zw. Goethe und Karl Aug. II. 98, vgl. S. 63, 64 und 80.

Denke Dir belebte Stunden,
Wo Du hier mit Ungetrübten
Treulich wirkend, gern verweilst,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegeneilst."

Wie er einſt ihrem Eintritt in das Daſein in dem Jahre 1786, dem Jahre ſeiner eignen geiſtigen Wiedergeburt, harrend zur Seite geſtanden hatte, ſo war es ihm beſchieden, auch das Ende ihres, von ihm und ſeinem Geiſte erfüllten Lebens, mit dieſem Cypreſſenkranze zu ſchmücken. Daß ſie dieſe Ehre in vollem Maße verdiente, wird den Leſern dieſer Skizze nicht zweifelhaft ſein. Und wenn es wahr iſt, was Lotte Schiller einmal an Frau von Stein ſchreibt, daß dem Dichter der herrlichſten Frauengeſtalten doch im wirklichen Leben ſelbſt keine ähnliche, „weder eine Natalie noch eine Leonore je begegnet ſei," ſo iſt es doch auch nicht minder wahr, daß Karoline von Weimar zu denen gezählt werden muß, welche den Goetheſchen Idealgeſtaltungen edelſter Weiblichkeit am Nächſten ſtehen.

III.

Die Malerin Louise Seidler.

(1873).

Die erst vor sieben Jahren in dem hohen Alter von achtzig Jahren verstorbene Weimarische Hofmalerin Louise Seidler gehört zu den liebenswürdigsten und anmuthvollsten Frauengestalten, deren Weimars klassische Epoche so viele aufzuweisen hat. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihrer an einem andern Orte (s. Goethe's Frauengestalten, Th. II., S. 269, 4. Ausgabe) als derjenigen Künstlerin zu gedenken, von welcher wir das einzige lebensgroß in Oel gemalte Portrait Minna Herzlieb's, — der „Ottilie" der Goethe'schen Wahlverwandschaften — besitzen. Die wenigen Nachrichten, welche mir damals über die Künstlerin zu Gebote standen, sind jetzt durch ihre so eben erschienene Selbstbiographie: Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, herausgegeben von Hermann Uhde (Berlin, Besser'sche Buchh. 1874), durch deren Herausgabe und vervollständigende Bearbeitung sich H. Uhde den Dank aller Freunde der Geschichte von Weimars klassischer Zeit verdient hat, in wünschenswerthester Weise vermehrt worden. Das Buch ist eines der liebenswürdigsten, welches mir im Bereiche unserer kulturhistorischen Memoirenliteratur seit längerer Zeit vorgekommen, und ich zweifle

nicht, daß die Leſer, deren ich demſelben recht viele wünſche, dies Urtheil zu theilen geneigt ſein werden. Denn wie der Herausgeber mit vollem Rechte am Schluſſe des Buches ſagt: „mit Louiſe Seidler iſt ein Stück des alten Ilm-Athen„ wie es im Gedächtniß der dankbaren Nachwelt ewig leben wird, zu Grabe getragen; was aber mehr iſt: eine hochſinnige, edle, harmoniſch-abgeſchloſſene Natur. Glänzendere Geiſtesgabe mag man finden, ſelten ein reineres, liebenswürdigeres, hingebenderes Gemüth.“ Nach allen dieſen Seiten hin reiht ſie ſich in der That würdig an die edelſchöne Lebensgeſtalt der Prinzeſſin Karoline von Weimar, deren Bild ich in der vorhergehenden Skizze zu zeichnen verſucht habe, wie ſie derſelben auch ähnlich iſt durch ihre tiefe dankbare Verehrung Goethe's, dieſer großen alles Gute und Schöne belebenden Centralſonne Weimars, der auch ſie während der größeren Hälfte ihres Künſtlerlebens jede Art liebevollſter Förderung zu verdanken gehabt hat, eine Förderung, von der erſt jetzt, nahezu ein halbes Jahrhundert nach ſeinem Tode, in den Aufzeichnungen der greiſen Künſtlerin die rührendſten Zeugniſſe veröffentlicht worden ſind. Und ſo erfüllt ſich auch durch die Publikation dieſer Memoiren auf's Neue die früher von mir ausgeſprochene Bemerkung: daß noch durch alle nach Goethe's Tode geſchehenen zahlreichen Veröffentlichungen über ihn und ſein Leben und Handeln, die Größe und Güte ſeiner Natur nur immer leuchtender und ſchöner dargelegt worden ſind.

Das oben genannte Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. Von ihnen enthält nur die erſte und ſtärkſte die eigenen autobiographiſchen Aufzeichnungen, welche die Künſtlerin in ihrem hohen Alter und halb erblindet, wenige Jahre vor ihrem Tode, nach ihren Tagebüchern und Briefen, befreundeten Perſonen in die Feder diktirte. Dieſe Erinnerungen umfaſſen die erſten ſiebenunddreißig Jahre ihres Lebens von 1786—1823. Den Schluß

(1823—1866) bilden Ergänzungen, welche der Herausgeber nach den für diese zweite Lebenshälfte ihm zu Gebot gestellten hinterlassenen Briefen, Notizbüchern und sonstigen Aufzeichnungen zu geben bestrebt gewesen ist.

Louise Seidler wurde am 15. Mai 1786 zu Jena geboren, wo ihr Vater die Stelle eines Universitätsstallmeisters bekleidete. Ihr Großvater, ein geborner Braunschweiger, von der Herzogin Anna Amalie als Oberkonsistorialrath und Prinzeninstruktor 1770 nach Weimar berufen, war der Sohn eines preußischen jungen Adligen, der sich vor der tyrannischen Soldatenliebhaberei König Friedrich Wilhelms I., der ihn zum Soldaten pressen wollte, durch die Flucht gerettet, seinen adligen Namen mit einem bürgerlichen vertauscht, sein Vermögen und seine Familienverbindungen aufgegeben und in Braunschweig, wohin er sich gewendet, eine Anstellung als Professor am dortigen Collegium Carolinum erhalten hatte. Schon als Kind kam Louise mit Goethe in Berührung, der bei seinen häufigen Anwesenheiten in Jena, der Amtswohnung ihres Vaters im Querbau des Schlosses gegenüber, in dem Hauptflügel desselben seine Wohnung zu nehmen pflegte, aus deren Fenstern er zuweilen, wenn die zehnjährige Louise mit seinem siebenjährigen Sohne August, „einem wunderschönen Knaben", ihre Spiele im Schloßhofe trieb, allerhand Näschereien, an einen Bindfaden gebunden, für die spielenden Kinder zum Haschen niederließ.

Seitdem verlor Goethe sie nicht mehr ganz aus den Augen, zumal da sie im Frommannschen Hause bald die innige Freundin seines Lieblings, der ihr gleichaltrigen Minna Herzlieb, wurde, deren von ihr gegebene Schilderung vollkommen mit der von mir in den „Goethe'schen Frauengestalten" gegebenen übereinstimmt. Der Ernst des Lebens trat früh an sie heran, denn ihr Vater war arm, und sie sah sich schon in der ersten Jugend

darauf hingewiesen, sich bei mangelndem Vermögen durch Erwerbung vielseitiger Kenntnisse und Fertigkeiten die Aussicht auf eine selbstständige Existenz vorzubereiten. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung, bei welcher neben der Musik besonders das Zeichnen und Malen, wozu sie schon in den Kinderjahren Neigung und Anlage gezeigt hatte, unter tüchtigen Lehrern fleißig getrieben wurde. Um sich vollends zur Erzieherin auszubilden, schickten ihre Eltern die vierzehnjährige Tochter in ein Pensionat nach Gotha, wo eine ihrer Tanten mit dem berühmten Philologen Friedrich Jacobs verheirathet war. Hier verlebte sie drei glückliche an mannigfacher Förderung ihrer Bildung gewinnreiche Jahre. Als erwachsene Jungfrau in ihre Vaterstadt zurückgekehrt, bot ihr der Verkehr mit dem Frommann'schen Hause, welches damals den Sammelpunkt so vieler bedeutender Männer und Frauen bildete, erwünschte Gelegenheit, ihren geistigen Gesichtskreis zu erweitern. Sie lernte Männer wie Knebel, die beiden Schlegel, Schelling, Tieck, Hufeland, Loder, Gries, Seebeck, Zacharias Werner, Frauen wie Dorothea Schlegel, Dorothea Tieck und Louise Marezoll kennen, und durfte sich erneuter Annäherung an Goethe erfreuen, der im Frommann'schen Hause, neben den gehaltvollen literarischen und Kunstinteressen, auch nicht selten an dem Treiben der weiblichen Jugend einen heiteren Antheil zu nehmen sich herbeiließ, von welchem die „Erinnerungen" ein paar liebenswürdige Züge mittheilen.

Allerdings war dies Leben in Jena, nur durch kleine Reisen nach Gotha unterbrochen, wo sie sogar gelegentlich in die Hofkreise gezogen wurde, ihrem Entschlusse Erzieherin zu werden nicht förderlich, vielmehr ward ihr eine solche Aussicht mehr und mehr zuwider. Und als nun gar der Maler Roux von Dresden mit den dort von ihm angefertigten Kopien vieler Werke der Dresdner Galerie nach seiner Vaterstadt Jena kam,

ward in ihr der unbezwingliche Wunsch rege, sich unter Leitung dieses Künstlers ganz der Malerei zu widmen. Aber ihr Vater war nicht geneigt, die theuren Unterrichtsstunden zu bezahlen, zumal da er ihren Entschluß für eine vorübergehende Grille hielt. Hier nun entfaltete sie zum ersten Male die später so vielfach bewährte Energie ihrer sonst so sanften und weichen Natur. Durch Nähen, Sticken und Stricken, häufig bei Nacht „zu jämmerlichen Preisen betrieben", wußte sie das Geld zur Bezahlung der Lehrstunden zu erwerben. Sie kopirte so eifrig, daß der Lehrer bald keine Vorbilder mehr für sie hatte. Als sie aber jetzt begann, nicht ohne Glück Portraitstudien nach der Natur zu machen, wußte die Frau ihres Lehrmeisters, die in ihr eine Nebenbuhlerin ihres Mannes auf dem Gebiete der Portraitkunst fürchtete, es dahin zu bringen, daß Roux ihr den Unterricht aufkündigte. „So war ich", schreibt sie, „in der Kunst nun wieder auf mich selbst und meinen Instinkt angewiesen."

Es war dies in derselben Zeit, in welcher über ihre Vaterstadt das entsetzliche Unheil der Schlacht von Jena mit seinen Schreckensscenen von Brand, Plünderung und Verwüstungsnoth aller Art einbrach, deren lebensvolle Schilderung man noch jetzt nicht ohne Antheil lesen wird. Und doch sollte sich bald die allgemeine Trauerzeit für sie zu „dem schönsten Abschnitte ihres Lebens" gestalten. Die Liebe nahte ihr in der Gestalt eines trefflichen Mannes. Ein französischer Generalarzt, der Oberaufseher der kolossalen, in und um Jena etablirten Lazarethanstalten, Namens Geoffroy, lernte sie kennen und warb um ihre Hand, nachdem er ihr Herz gewonnen. Die Eltern willigten ein, der Vater um so rücksichtsloser, als er aus eigenen Erfahrungen den Bewerber als einen edlen und tüchtigen Mann kennen gelernt hatte, der, ein persönlicher Freund des Marschalls Bernadotte, und als heimlicher Republikaner ein Gegner Bona-

parte's, auch in politischer Beziehung mit den Ansichten und Gefühlen der Familie sympathisirte. Aber das Glück Louisens sollte nicht von langer Dauer sein. Die Kriegsstürme des Welteroberers rissen den Verlobten von ihrer Seite. Mehrere Jahre währte der eifrig unterhaltene Briefwechsel; dann blieben seine Briefe aus, und an ihrem vierundzwanzigsten Geburtstage erhielt die Unglückliche die Kunde, daß ihr Verlobter in Spanien ein Opfer des Lazarethfiebers geworden sei. Wie tief sie diesen Verlust bis an das Ende ihres Lebens gefühlt, wie treu sie das Andenken an den Geliebten ihrer Jugend bewahrt, davon geben die Erinnerungen ein rührendes Zeugniß. „Mehr als ein halbes Jahrhundert," schreibt die achtundsiebenzigjährige Greisin, „ist seitdem entschwunden; mein Haar ist gebleicht, mein Gesicht gefurcht, mein Auge stumpf. Aber dennoch kann ich nur mit tiefer Bewegung die vergilbten Blätter betrachten, welche seine theuren Schriftzüge tragen und welche man eines Tages mit mir einsargen wird." Eine Anmerkung des Herausgebers meldet, daß das letztere wirklich geschehen sei.

Aus der Vernichtung drohenden Dumpfheit des Schmerzes, welche sie nach diesem Schlage befallen hatte, errettete sie ihre wiedererwachende Liebe zur Kunst, die fortan ihre treue und tröstende Begleiterin durch ein langes Leben werden sollte. Eine Freundin hatte sie, um sie dem Zustande dumpfen Hinbrütens zu entreißen, überredet, sie auf einer Reise nach Dresden zu begleiten, und hier, wo ihr zum ersten Male das Glück wurde, die Schätze wahrer Kunst mit Augen zu schauen, gewann ihr Geist allmälig Fassung und Sammlung wieder. „Ich sah die Gemäldegallerie, und eine neue Welt that sich mir auf. Ein unbeschreibliches Gefühl durchzitterte mich; wie schwarze Schleier fiel es von meinem Innern ab: die hohe, heilige Kunst legte sich erbarmend an mein Herz." Ihr Entschluß, die Kunst

benutzt [1]), wo aus der Analytik die Definition des Syllogismus mitgetheilt wird.

Wenn wir bei Gellius noch der so eben beendeten Durchmusterung seines Werkes nur einer Art transitorischer Studien, eigentlich nur Lektüre, der Aristotelischen Schriften begegneten, so bietet sich dagegen in seinem Zeitgenossen

Appulejus von Madaura

eine Erscheinung dar, die nicht nur von unserm besondern Standpunkte aus an Wichtigkeit jenen bei weitem übertrifft, sondern auch überhaupt ein grösseres allgemeineres Interesse für sich in Anspruch nehmen darf. Geboren zu Madaura [2]), einer Gränzstadt Numidiens und Getuliens, von edlen Eltern [3]), zunächst in Karthago's Schulen gebildet, gab er, ganz im Geiste der alten Philosophen, seinen Studien durch grosse Reisen und bedeutenden Aufenthalt in den Hauptsitzen der Wissenschaft, Athen und Rom, ihre Vollendung, wobei ihn ein bedeutendes, von seinem Vater hinterlassenes Vermögen unterstützte. In seine Heimath zurückgekehrt und mit Auszeichnung empfangen, finden wir ihn abwechselnd in Madaura öffent-

1) Noct. Att. XV, 26. und Analyt prior. I, 1. §. 5. T. II, p. 134 Buhle.

2) Ueber Leben und Schriften s. Bosscha im Apulej. Oudendorp. T. III, p. 305—311. Brucker II, p. 171 sqq.

3) Dass er mütterlicher Seits dem Plutarch v. Chaeronea verwandt gewesen, ist ein verbreiteter Irrthum. S. Oud. ad Metam. I, p. 11.

fortan zu ihrer einzigen Lebensaufgabe zu machen, war sofort gefaßt. Sie beschloß, den Sommer über in Dresden zu bleiben und zu studiren. Der Professor Vogel nahm sie als Schülerin an. Aber ihre Lage war innerlich und äußerlich eine sehr gedrückte. Mißwollen und hochmüthige Geringschätzung ihrer Person und ihres Talents, achselzuckendes Bekritteln ihres Entschlusses, ihrer Begabung und ihrer Leistungen, zumeist von Frauen und namentlich von der bekannten Schopenhauer ausgehend, verbitterten ihr das Leben in härtester Weise und waren nahe daran, sie an sich selber irre zu machen, als ihr plötzlich ein rettender Stern aufging.

Es war Goethe, der im Jahre 1810 von seiner Karlsbader Badekur nach Dresden kam. Er hatte seine „kleine Nachbarin" vom Jenaer Schlosse nicht vergessen, obschon er bisher von ihren Kunstbestrebungen nichts gewußt hatte. Die Schilderung seines Zusammentreffens mit ihr auf der Galerie und die Darstellung seines darauf folgenden Benehmens gegen sie ist eine der liebenswürdigsten Episoden des Buchs; und die ganze Art und Weise, wie er sie vor allen andern auszuzeichnen und dadurch ihre Lage und Stellung gleichsam mit einem Schlage zu verändern und sicher zu stellen wußte, zeigt den liebevollen Menschen in dem großen Dichter im schönsten Lichte.

Diese zehn Tage von Goethe's Verweilen in Dresden legten den Grund zu Louise Seidler's ganzer späteren Lebenslaufbahn; denn sie begründeten einen Zusammenhang, der schützend, helfend und fördernd bis zu Goethe's Tode währte. Er hatte in Dresden mit einem Blicke ihre gedrückte Lage überschaut, und er — stets der Freund aller Gedrückten — nahm sich ihrer alsbald in auffallender Weise an. Kein Tag verging, wo er sie nicht durch sein Verhalten vor allen anderen auszeichnete. „Sie wissen noch nicht", schrieb Louise Seidler ein Jahr später an einen

Hamburger Freund, der ihr die damals erschienene Sammlung von Goethe's Werken zum Geschenk gemacht hatte, „wie nahe ich in Dresden mit Goethe bekannt geworden bin, wie er sich meiner annahm, wie er sich mir durch seine Güte, seine väterliche Liebe und Fürsorge noch täglich werther machte, und wie ich ihn erst jetzt kenne, liebe und verehre." Dann, nachdem sie über die dort vorher erlittenen Kränkungen ihr Herz ausgeschüttet, fährt sie fort: „Goethe erschien mir da als ein rechter Schutzengel und Rächer. Er brachte zehn Tage in Dresden zu und übersah mit Einem Blicke meine Lage. Wollte er die Anderen demüthigen? Ich weiß es nicht; aber er war mir ein väterlicher, aufmerksamer, gütigster Freund, der mich nicht nur bei meinen Arbeiten liebevoll aufmunterte, sondern mich auch dreimal selbst besuchte, mich überall mit hinnahm, mich in Allem auszeichnete und sich, außer um Seebeck, der beständig mit ihm war, gar nicht um die Anderen bekümmerte." Man hatte es mit Achselzucken bekrittelt, daß sie es unternommen, Carlo Dolce's orgelspielende Cäcilie zu kopiren — „obschon ich die Arbeit," wie sie bescheiden bemerkt, „mit Zustimmung meiner Lehrer angefangen hatte." Goethe stopfte den Mißwollenden auch hierin den Mund, indem er die Kopie nicht nur wohlgelungen nannte, sondern auch den Verkauf dieser und einer anderen Arbeit an den Weimarischen Herzog Carl August vermittelte und die junge Künstlerin dadurch in den Stand setzte, im Jahre 1811 wieder nach Dresden zu gehen, um ihre Studien dort fortzusetzen. Beim Abschiede endlich lud er sie ein, ihn im Winter zu Weimar in seinem Hause zu besuchen.

So hatte sie denn das Glück, nach ihrer Rückkehr mehrere Wochen hindurch als Gast des von ihr verehrten Meisters in seiner intimsten Häuslichkeit zu leben, deren Schilderung in ihren Memoiren man mit um so größerem Interesse lesen wird,

als dergleichen Nachrichten noch immer zu den Seltenheiten gehören. „Nächst der munteren frischen Hausfrau traf ich bei ihm ein reizendes Mädchen, Fräulein Karoline Ulrich, eine Waise, die im Goethe'schen Hause eine Zuflucht gefunden hatte und die später Riemer's Frau wurde. Sie verstand es, sich in die Frau Geheimräthin von Goethe zu schicken, war deren treue Begleiterin auf Bällen und Vergnügungspartien und trug durch ihre liebliche Erscheinung dazu bei, den Reiz der Goethe'schen Häuslichkeit zu erhöhen. Es ging bei dem Dichterfürsten oft ganz patriarchalisch zu, besonders wenn Goethe an stillen Abenden mit seiner Frau und Fräulein Ulrich eine Partie Whist „mit dem Strohmann" spielte, wobei ein Gläschen Punsch nicht fehlen durfte. Des Spieles unkundig, saß ich daneben, langweilte mich oft und erlaubte mir dann wohl neckend muthwillige Störungen, welche Goethe voll Scherz, aber nie zürnend, abwehrte. Beim Mittagessen war Goethe mit Riemer, Meyer und andern Gästen, deren Zahl jedoch niemals acht überstieg, immer sehr heiter. Das Mahl war stets von gediegener Einfachheit, das Getränk trefflicher Burgunder. Beim Dessert entfernten sich die Damen des Hauses, „die lustigen Weiber von Weimar", wie Goethe sie scherzend nannte" — das heitere Gedicht „die Lustigen von Weimar", das um diese Zeit gedichtet ward, erhält dadurch, wie man sieht, seinen näheren Bezug — „um spazieren zu fahren. Auch August, sein schöner erwachsener Sohn, wiewohl bei Tisch am Gespräch theilnehmend, zog sich still zurück und ging andern Geschäften nach. Die Herren — denn nur sehr selten wurden Damen zu Mittag geladen — blieben dann sitzen. Auch ich hatte ein für alle Mal die Erlaubniß zum Dableiben. Sobald wir allein waren, nahm Goethe jederzeit einen bestimmten Gegenstand vor, an welchen er seine scharfsinnigen Bemerkungen reihte — und unter solchen interessanten

und belehrenden Gesprächen kam unmerklich der Abend herbei, der neue Genüsse brachte, da man gewöhnlich in's Theater fuhr. Riemer und Meyer pflegten Goethe zu begleiten; bisweilen schlossen sich auch die Damen an. Der Dichter hatte schon damals eine geschlossene Parterreloge, unterhalb der fürstlichen. In den Zwischenakten wurde kalte Küche präsentirt, auch der Burgunder fehlte nicht. Goethe's Kritik der Aufführungen war in die geringsten Kleinigkeiten eingehend. War er mit einer Darstellung zufrieden, so ertönte sein Beifall durch lautes dreimaliges Händeklatschen, deutlich vernehmbar für Zuschauer und Schauspieler."

Ueber das Verhältniß Goethe's zu seiner Frau bemerkt sie: „Auch hier bewährte sich des großen Dichters Neigung für das Natürliche, wenn dasselbe nur tüchtig war. Wie wenig passend bisweilen das Benehmen der Frau Geheimräthin außerhalb des Hauses auch sein mochte, welche derben Ausdrücke sie gelegentlich auch gegen die Dienstboten gebrauchte: im Grunde ihres Herzens war sie doch gutmüthig, dem Dichter gegenüber stets aufmerksam, sorglichpflegend, Unangenehmes abwährend. Ihre durch nichts zu erschütternde unbefangene Heiterkeit und ihr neckisches Geplauder waren Goethe ganz recht." Sie wurde ihm im Juni 1816 durch eine Entzündungskrankheit unerwartet entrissen. „Da ich wußte," erzählt L. Seidler, „daß Goethe sie von Herzen lieb gehabt, daß er stets gefühlt, wie sie ihm das Leben erleichtert und möglichst bequem gemacht durch Abwehren von Dingen, die ihm lästig wurden, so drängte es mich, ihm schriftlich mein innigstes Mitgefühl auszusprechen. Ich erhielt folgende Antwort: „„Den lieben Jenaischen Freunden und Nachbarn tausend Dank für Ihre tröstlichen Worte. Bei dem großen Verluste kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist."" Aber selbst in diesem Briefe mochte der so hart

getroffene Mann, der diesen Verlust bis an sein Ende in seiner Häuslichkeit schwer empfunden hat, nicht unterlassen, sich nach einer Arbeit seines Schützlings theilnehmend zu erkundigen!

Es war Louise Seidler vergönnt, das Glück solchen längeren intimen Verkehrs im Goethe'schen Hause auch in den nächstfolgenden Jahren, von 1812 bis 1816 zu genießen, so oft sie von Dresden, wo sie Sommer über ihre Studien fortsetzte, in die Heimath zurückkehrte. Goethe hatte ihr bei ihrem ersten Besuche „täglich einige seiner kostbaren Morgenstunden gewährt," um sein Portrait zu malen, und ihr gestattet, dasselbe als Eigenthum zu behalten, damit es ihr als Empfehlung nützlich würde. Sie hütete es ihr Leben lang wie ihren kostbarsten Besitz, den sie auf allen Reisen mit sich herumführte. Erst drei Jahre vor ihrem Tode erlaubte sie, daß eine Lithographie desselben zum Besten einer Gymnasialstiftung in Berlin angefertigt und durch den Handel veröffentlicht wurde*). Zahlreich sind die Beispiele, welche sie von Goethe's Herzensgüte und steter Hilfsbereitheit zum Unterstützen fremder Noth und Bedürftigkeit, besonders bei Künstlern, zu erzählen hat, und wo seine eigenen Mittel nicht ausreichten, da wußte er auf andere Weise, mit Aufopferung von Zeit und Mühewaltung aller Art, für die ihm Empfohlenen Rath und Hülfe zu schaffen. Einer der rührendsten Züge ist folgender. Bei einer der Sitzungen, welche er der Künstlerin für sein Portrait gewährte, hatte ihm dieselbe von einer Dresdener Bekannten, der Wittwe eines bankerotten und mit dem Reste des Vermögens nach Amerika entwichenen Kaufmanns erzählt, die mittellos mit zwei kleinen Kindern zurückgeblieben, ein kleines Geschäft mit Stickereien, deren Muster sie mit künstlerischer Geschicklichkeit selbst zeichnete, unternommen

*) Das Bild ist gegenwärtig im Besitze der Frau Gisela Grimm in Berlin. — Die Lithographie erschien daselbst im Verlage der C. H. Schröder'schen Kunsthandlung.

hatte, wozu ihr mitleidige Menschen die kleine Summe von 25 Thlrn. vorgeschossen hatten. Louise S. berichtete, wie die kränkliche Frau, ohne Mittel, eine Wärterin zu bezahlen, bei ihren Arbeiten ihre Kinder, „das eine an ihren Arbeitsstuhl festgebunden, das andere auf dem Boden spielend", stets um sich habe, und daneben, in Ermangelung einer Dienstmagd, sogar die gröbsten häuslichen Arbeiten selbst verrichten müsse. „Sogleich ward sein großes Herz zum wärmsten Mitleid bewegt, und unverzüglich sann er auf werkthätige Hülfe. Er trug mir auf, die Wittwe zu veranlassen, ihm eine Anzahl ihrer Stickereien nach Weimar zu schicken. Die Sendung erfolgte bald. Nun veranstaltete Goethe eine Matinée in seinem Hause für die erste Gesellschaft der Residenz; die Stickereien mit den daran gehefteten Preisen waren ausgelegt. Er erzählte die Geschichte der Wittwe und bat die Anwesenden, sich bei einem guten Werke zu betheiligen. Der Erlös war sehr reichlich." Ein S. 70—71 mitgetheilter Brief Goethe's an L. Seidler, der ein genaues Verzeichniß enthält, zeigt, daß der Dichter selbst sich mit nahezu der Hälfte der aus dem Verkaufe eingegangenen Summe betheiligt hatte, wie er denn später auch noch fast alle unverkauft gebliebenen Stücke unterzubringen sich bemühte! Es giebt nicht viele Briefe Goethe's, die mich mehr gerührt hätten, als dieser Geschäftsbrief.

Aus den Jahren 1810—1816, welche die Künstlerin theilweise in Dresden verlebte, geben ihre „Erinnerungen" reiche und interessante Schilderungen der damaligen Kunstzustände und dort lebenden Künstler und Künstlerinnen, wie der Maler Vogel, Friedrich, Kersting, Doris Stock und der Familie Körner, Anton Graff, Gerhard von Kügelgen, Friedrich Matthaei (der Lehrer Philipp Veit's), der vielbekannten Malerin Therese aus dem Winkel u. a. m., mit denen allen sie dort freundschaftlich verkehrte.

Nicht minder interessant sind ihre ausführlichen Mittheilungen über den Hof von Gotha, wo sie nach dem Schluß der Dresdener Galerie den Herbst von 1811 zubrachte und von dem damaligen Herzoge August von Gotha mehrfach mit Aufträgen beschäftigt wurde. Die Aufgaben, welche er damals und später der Künstlerin stellte, sind neue Belege der bekannten Excentricität dieses wunderlichsten aller deutschen Fürsten des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Bild uns in L. Seidler's Mittheilungen in jener Klarheit und Anschaulichkeit hervortritt, welche überhaupt alle ähnlichen Portraitschilderungen in diesen ihren Memoiren auszeichnet.

Inzwischen kam das verhängnißvolle Jahr 1813 heran, und mit ihm eine schlimme Zeit auch für die Künstler, die in derselben keinerlei Absatz für ihre Arbeiten fanden. Zu ihnen gehörte auch Louise Seidler. Aber auch hier bewährte sich ihre tüchtige Natur. Da ihr Ehrgefühl es nicht litt, ihren selbst bedrängten Eltern zur Last zu fallen, und da ihr jede Möglichkeit, sich durch ihre Kunst zu ernähren, abgeschnitten war, wußte sie sich im Jahre 1813 durch Nähen von Wäsche und Anfertigung von Stickereien die Mittel zu erwerben, im folgenden Jahre ihre Studien in Dresden wieder aufzunehmen. Der bald darauf erfolgende Tod ihrer Mutter vermehrte ihre Lebenslast. „Es galt nun dem Vater die gewohnte Häuslichkeit treu zu erhalten, während er dringend verlangte, daß ich mich auch ferner meiner Kunst fleißig widmen sollte, denn auf diese war ja meine Zukunft gebaut. Ich bedurfte daher meiner ganzen physischen wie moralischen Kraft, um Ansprüchen gerecht werden zu können, welche so widersprechend und daher nur schwer zu erfüllen waren." Es war das schwerste Jahr ihres Lebens, und ihre Gesundheit litt unter den ihr auferlegten Anstrengungen. Aber auch hier bewährte sich ihr freundlicher Beschützer Goethe.

Er lud sie auf's Neue, um sie aufzuheitern, für einige Zeit als Gast nach Weimar in sein Haus, und bald darauf bestellte er ihr eine größere Arbeit: die Ausführung eines von ihm für die Rochus-Kapelle bei Bingen nach Meyer's Entwurfe bestimmten Altarbildes, über das er mit ihr einen in den Memoiren mitgetheilten Briefwechsel führte und dessen er in seinen „Tages- und Jahresheften" rühmend gedenkt. Als sie dasselbe zu seiner Zufriedenheit vollendet hatte, ward sie durch die freudige Botschaft überrascht, daß auf Goethe's Verwendung der Großherzog Karl August ihr ein Stipendium von vierhundert Thalern verliehen habe, damit sie in München ein Jahr lang sorgenfrei ihre Kunststudien fortsetzen könne. Dieses Stipendium, das ihr nachmals noch zweimal, 1818 und 1819, erneuert wurde, entschied über ihr ganzes weiteres Schicksal, weil es ihr die Möglichkeit gewährte, nicht nur in München fast zwei Jahre lang zu verweilen, sondern auch von dort nach Rom, dem Ziele ihrer Sehnsucht, die Wanderschaft anzutreten.

In München fand sie freundliche Aufnahme im Hause F. H. Jacobi's, dem sie Goethe in einem eigenen Briefe — dem letzten, den er an den alten Jugendfreund schrieb (s. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 274) — warm empfohlen hatte. Sie studirte dort unter der Leitung des Akademiedirektors Langer. Schon dies war eine große Vergünstigung, die sie ebenfalls ihren Weimarischen Empfehlungen verdankte. Denn im Allgemeinen war es damals verboten, Frauen das Studiren auf der Kunstakademie zu verstatten, und die begabte Historienmalerin Marie Ellenrieder*), mit der Louise S. später in Rom befreundet wurde, hatte nur dadurch für sich eine Ausnahme von dieser inhumanen Maßregel erwirken können,

*) S. über dieselbe Gubl: Die Frauen in der Kunstgeschichte S. 286—87 und L. Seidler's Memoiren S. 241—245.

daß sie dem Direktor „unter Thränen vorstellte, wie ihre Taubheit sie zu jedem andern Berufe unfähig mache!“

Diesem ihren Aufenthalte in München verdankte L. Seidler die ersten Schritte zu einer gewissen künstlerischen Selbstständigkeit, während die Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Bescheidenheit ihres Wesens sie durch die damals in München sich feindlich entgegenstehenden Kunstrichtungen der Akademiker und der Altdeutschen glücklich hindurchführte und ihr die Theilnahme der Führer und Anhänger von beiden gewann, wie sie denn auch neben dem Jacobi'schen Hause zugleich in dem Schelling'schen, trotz der zwischen Schelling und Jacobi herrschenden literarischen Zerwürfnisse, eng befreundet war, und in dem letzteren, wo ihre Jugendfreundin Pauline Gotter als Gattin Schellings waltete, die Bekanntschaft vieler ausgezeichneter Männer, wie Steffens, Atterbom, Hjort, Ringseiß, machte. Auch mit Goethe blieb sie während dieser Zeit in einer steten Verbindung, von der mehrere jetzt zum ersten Male publizirte Briefe des großen Dichters an sie beredtes Zeugniß geben. Sie erfreute ihn mit einer sorgfältig in Originalgröße gefertigten Zeichnung des damals entdeckten Marmorfrieses vom Tempel des Apoll zu Bassae (s. über denselben meinen „Torso“ I. S. 249—274), welche noch heute die Goethe'sche Kunstsammlung aufbewahrt, und er beeilte sich, ihr dafür in einem liebenswürdigen Briefe seinen wärmsten Dank auszusprechen.

Eine schwere Last war ihr während dieses Münchener Aufenthalts die Arbeit für ein von dem oben erwähnten Herzoge August von Gotha bestelltes Bild: „Wischnu als Christus gedacht.“ Die Aufgabe charakterisirt den halbverrückten fürstlichen Auftraggeber. Die Gestalt sollte „Perlmutteraugen, Fingernägel mit Alhenna roth gefärbt, auf der Brust einen Fisch haben.“ Die arme Künstlerin zermarterte sich lange an dieser

absurden Aufgabe, ohne doch schließlich etwas anderes für das endlich „nach unsäglicher Mühe“ zu Stande gebrachte Bild zu erlangen als eine spottende und sarkastische Kritik des fürstlichen Narren und ein Honorar, das sie „ein sehr reichliches“ nennt, obschon es nur zehn Louisd'or betrug! Das ist auch ein Beitrag zur ökonomischen Kulturgeschichte der damaligen Zeit, wie denn an solchen Louise Seidlers „Erinnerungen“ überhaupt reich sind. Diese Zeit war einer Einfachheit beflissen, von der die unsrige, die es in der Schätzung und Ueberschätzung des sogenannten Komforts, des materiellen Lebensgenusses und seiner Luxusunentbehrlichkeiten so herrlich weit gebracht hat, kaum eine Vorstellung besitzt. Das Wort L. Seidler's: „Bequemlichkeit galt nichts, man lebte nur um zu streben,“ galt nicht blos von den damaligen Lebenszuständen der deutschen Künstler und Kunstfreunde in Rom, sondern auch in Deutschland, wo alle unsere großen Männer und bedeutenden Frauen mit diesem Sinne für Einfachheit und Verschmähung des Luxus vorangingen, und ein Goethe sich als ein erklärter Feind desselben erwies.

Im Herbste des Jahres 1818 durfte sie endlich die ersehnte Reise nach Rom antreten, auf der Goethe's „Italienische Reise“ ihren „unübertrefflichen Führer“ bildete. Ein junger Künstler, der ihr treu befreundete Maler Schinz, war ihr Begleiter. Die Reise über Verona, Venedig, Parma, Bologna und Florenz nach Rom währte sieben volle Wochen, da die Reisenden überall die großen Kunstsammlungen dieser Städte kennen zu lernen strebten, während heutzutage dieselbe Zeit oft zu einer Reise durch ganz Italien bis Sizilien von Vielen ausreichend befunden wird, um über Land und Leute, Kunst und Kunstwerke sich ein Urtheil zu bilden. Am Thore Roms, durch das sie am 30. Oktober ihren Einzug in die ewige Stadt hielt, überraschte sie ein neues Zeichen von dem fürsorglichen Gedenken ihres

liche Würden bekleidend und sowohl dort wie in Oea (Tripolis) und Karthago durch rhetorische und philosophische Lehrvorträge zahlreiche Beweise der Huldigung und Verehrung seines Genies einerndtend. Widerwärtige Familienverhältnisse, herbeigeführt durch die Verheirathung mit einer reichen Wittwe, Pudentilla zu Oea, welche auf einige Zeit sein Glück trübten, und ihn durch den Neid seiner Verwandten in eine Anklage der Zauberei verwickelten, lösten sich für ihn befriedigend und seinen Ruhm noch erhöhend durch die glänzende Vertheidigung (Apologia de Magia) vor einem einsichtsvollen und gebildeten Prätor Claudius Maximus, der unter Antoninus Pius die Provinz verwaltete [1]), und die Unabhängigkeit, durch den Besitz eines grossen Vermögens gesichert, gewährte ihm reiche Mittel, die Studien seiner Musse durch kleinere Reisen, nach Alexandria, wohin ihn die dortigen literarischen Schätze führten, nach Karthago u. a. O., so wie durch naturwissenschaftliche Excursionen in verschiedene Theile Nordafrika's zu fördern [2]). Zeit und Ort seines Todes sind unbekannt.

Appulejus ist einer von denjenigen Schriftstellern der Zeit des Verfalls der römischen Lite-

1) Boscha a. a. O. p. 310. u. ad Apolog. p. 377 a.

2) Alle diese Nachrichten über sein Leben lassen sich jener Apologia de Magia entnehmen. Die beste Zusammenstellung giebt Boscha a. a. O. — Worauf die Tradition: dass er das Latein erst erlernt habe (Brucker. a. a. O. p. 175. Tillemont. Hist. imp. T. II, p. 722.) beruhe, weiss ich nicht anzugeben.

Beschützers Goethe, der „ohne Aufhebens und ohne vorher darüber zu sprechen“, sie nicht nur dem damaligen preußischen Gesandten Niebuhr brieflich warm empfohlen, sondern ihr auch durch denselben einen Passirschein ausgewirkt hatte, der ihr zur Porta di Popolo entgegengesendet, sie und ihre Effekten der beschwerlichen Zolluntersuchung überhob.

Ihr Aufenthalt in Rom und Italien währte volle fünf Jahre. Er bildete die schönste und inhaltreichste Epoche ihres ganzen Lebens. Das Heimathsgefühl, welches sie von dem ersten Eintritte in Rom an empfunden hatte, blieb ihr während der ganzen Zeit, wie sie denn gesteht, „während dieser fünf Jahre ihres ersten italienischen Aufenthalts nie Sehnsucht nach dem Vaterlande empfunden zu haben“. Derselbe erschien noch der Greisin, als sie ihre Erinnerungen aufzeichnete, „als ein einziger heller Frühlingstag“. Und auch uns tritt derselbe als ein solcher entgegen aus dem hierher gehörigen Abschnitte dieser Memoiren, der in jeder Hinsicht als die Krone derselben gelten darf, wie er den eigentlichen Höhepunkt des Lebens der Verfasserin darstellt. Aber eben deßhalb leidet derselbe keine Auszüge. Man muß diese lebendige und anmuthigste Darstellung des damaligen künstlerischen und geselligen Lebens in Rom, diese feine Portraitirung und Charakteristik der bedeutenden Personen aller Lebenskreise, mit welchen sie während einer so langen Zeit verkehrte, diese lebensvolle Schilderungen von Zuständen, Erlebnissen und Oertlichkeiten, von Sitten, Volkscharakteren und Festen, selber lesen, um sich zu überzeugen, daß man es hier mit einer Darstellerin zu thun habe, die aus dem Vollen reichster Erinnerung schöpfend ein Gesammtbild von dauerndem Werthe und dauernder Bedeutung zu geben um so mehr im Stande war, als ihre vom liebevollen Sinne getragene scharfe Beobachtung durch eine gleich große Gabe unbefangener Darstellung unterstützt wurde. Beson-

ders interessant sind ihre feinen Gemälde römischer Lebenszustände für denjenigen, dem es, wie mir selber, dreiundzwanzig Jahre später in den Jahren 1845 und 1846 vergönnt war, noch einen letzten Abglanz derselben in ihrer nie wiederkehrenden Eigenthümlichkeit zu schauen und zu genießen. Nimmt man als Ergänzung dieser Schilderungen, welche sich im Wesentlichen innerhalb der deutschen Kreise der damaligen Gesellschaft Roms bewegen, die gleichzeitigen in ihrer Art einzigen Bilder aus der eingebornen römischen Gesellschaft hinzu, wie sie jetzt in d'Azeglio's Memoiren (I miei ricordi, di Massimo d'Azeglio. 1868. Firenze) uns vorliegen, so hat man ein Gesammtbild römischer Zustände jener Zeit beisammen, wie es farbenreicher und interessanter kaum gegeben werden kann.

Groß ist die Zahl bedeutender Männer und Frauen, mit denen Louise Seidler während ihres langen römischen Aufenthalts in nähere Berührung trat. Um nur einige derselben zu nennen, so gehörten zu ihren Umgangsgenossen Künstler wie die beiden Veit, Overbeck, Cornelius, Koch, Eberhard, Wagner, Karl Begas, die beiden Riepenhausen, und vor allen der ihr nah befreundete Thorwaldsen, über dessen damalige persönlichen Lebensverhältnisse ihre Erinnerungen sehr interessante Mittheilungen enthalten. Von Italienern begegnen wir Canova, Palmaroli, Grassi und Camuccini, sowie dem musikalischen Meteor Paganini; von Frauen Henriette Herz, Dorothea von Schlegel und vor allen Frau von Humboldt; von Gelehrten und Staatsmännern, Schriftstellern und Kunstforschern, Bunsen, Brandis, Witte, Kestner, Friedrich Schlegel, von Quandt, Stockmar (einen Jugendgenossen der Künstlerin), und vor allen Niebuhr, mit dem sie bis zu seinem Tode in freundschaftlicher Verbindung blieb.

Aus einem solchen Lebenskreise zu scheiden, in welchem sie sich der liebevollsten Anerkennung und Schätzung ihres Talents wie

ihres ganzen Wesens erfreuen durfte, war schwer, und nur das starke Gefühl ihrer Kindespflicht konnte sie bewegen, auf die Nachricht von der unheilbaren Erkrankung ihres Vaters dem Gedanken zu entsagen, Rom für immer zu ihrer Heimath zu machen. Die rührende Schilderung ihres Abschieds, an dessen Feier sich alle ihre Freunde betheiligten, bildet den Schluß dieser „Erinnerungen".

Der folgende vom Herausgeber hinzugefügte Abschnitt giebt in kurzer Uebersicht die Notizen über ihre folgenden Lebensjahre von 1823—1866. Sie stand im siebenunddreißigsten Lebensjahre, als sie nach siebenjähriger Abwesenheit Weimar wieder betrat. Hier ward sie freundlich aufgenommen. Man vertraute ihr den Zeichenunterricht der Prinzessinnen Marie und Augusta (der jetzigen deutschen Kaiserin), zu dem ihr alter Gönner Goethe sie empfohlen hatte, und auf ebendesselben Empfehlung übertrug ihr der Großherzog Karl August die Aufsicht über die Großherzogliche Gemäldesammlung im sogenannten Jägerhause. Freie Wohnung nebst Atelier in demselben und eine kleine Besoldung von nur einhundert Thalern reichten aus, mit den Erträgnissen ihrer Arbeit und den Zinsen eines kleinen Kapitals, das sie in Italien erworben, „der Anspruchslosen, deren gesammte Ausgaben fünfhundert Thaler selten überstiegen, ein auskömmliches Dasein zu verschaffen." Mit Goethe blieb sie bis an dessen Tod in herzlicher Beziehung. Ihr war gestattet, was nur wenigen zu Theil ward, ihn selbst in dem Allerheiligsten seines kleinen Arbeitszimmers aufzusuchen, wenn sie ihm als ihrem amtlichen Vorgesetzten in Kunstsachen Mittheilungen zu machen hatte.

Um so schwerer erschütterte sie daher das, trotz des hohen Alters von fast dreiundachtzig Jahren, ihr und allen unerwartet eintretende Dahinscheiden des geliebten und verehrten Meisters. Es waren ihre eigene Empfindungen, welche ein mitgetheilter Brief ihres Freundes, des bekannten Kunstforschers von Quandt,

dem sie über Goethe's Hinscheiden ausführlichen Bericht erstattet hatte, aussprach. „Mit Ihm", heißt es in demselben, „hat mein Leben seinen Glanz und seine Wärme verloren. Mein Stern ist untergegangen, nach dem ich meine Bahn lenkte, zu dem ich empor blickte und mich gestärkt fühlte. Seine Werke sind zwar unsterblich, aber der Mensch, der Lebende, will den Menschen. Ich hatte mich gewöhnt, bei Allem was ich that, bei Allem was mich erfreute, an Goethe zu denken. Ich scheute keine Anstrengung, wenn ich dachte: Er wird sich darüber freuen. Was mich beglückte, erfreute mich doppelt, wenn ich es Ihm mittheilen konnte. Das ist nun aus! „„Wir sind verwaist"", sagt Tieck zu mir. Das ist das Wort was mein Gefühl ganz ausspricht: ein Gefühl, das viele Tausende erfüllt. Ist es doch als hätte das Schicksal einen Versuch machen wollen ein vollständiges Menschenleben uns vorüberzuführen. Goethe Kind, Jüngling, Mann und Greis stellt das Menschenleben in seinem Normalzustande dar. Er war ein vollständiger Mensch in der vollsten Bedeutung des Worts. Alle Leiden und Freuden der Menschheit fühlte sein großes Herz und schuf aus diesem edelsten Stoffe unsterbliche Werke, in denen die Welt sich spiegelt und im Gewande der Zeit das Ewige erscheint."

Die Frau, in deren Busen ein solcher Mann seinen Schmerz über den gemeinsamen Verlust niederlegen mochte, war es werth, der Schützling eines Goethe zu sein. Wem dies ihre Memoiren noch nicht bewiesen haben sollten, der mag es aus dem Charakterbilde ersehen, welches der Herausgeber am Schlusse derselben von der Dahingegangenen entworfen hat.

Um sich von dem erschütternden Schlage herzustellen, unternahm sie einige Monate nach Goethe's Tode eine zweite Pilgerreise nach Rom. Aber —: es war nicht mehr das Rom, „das sie einst mit Schmerzen verlassen," in dem zu leben und

zu ſterben einſt ihr Wunſch geweſen war. Auch ſie hatte das Bedenkliche und Gefährliche zu empfinden, das immer in ſolchem Wiederſehen der Stätte einer entſchwundenen glücklichen Lebensepoche liegt. Von da ab war nach ihrer in Jahresfriſt erfolgten Rückkehr ihr weiteres Daſein ein ganz der Ausübung ihrer Kunſt geweihtes Stillleben in dem verwaiſten Weimar. Leider dachte ſie erſt in den letzten Lebensjahren daran, die Erinnerungen ihres reichen Lebens aufzuzeichnen oder vielmehr — da ſie zuletzt faſt ganz erblindet war — zu diktiren, wobei ſie, als ſie bis zum Jahre 1823 gekommen war, der Tod überraſchte. Dadurch, ſowie durch das bisherige Fehlen ihrer eigenen Briefe, ſind wir um den größten Theil ihrer Lebenserinnerungen gekommen — ein Verluſt, der hoffentlich durch Mittheilungen in etwas ergänzt werden wird, welche dies Buch hervorzurufen geeignet iſt. Die aus demſelben von mir gegebenen Mittheilungen konnten den reichen Inhalt nur in wenigen Einzelzügen andeuten. Vieles höchſt intereſſante, — wie z. B. die Aufzeichnungen aus den Jahren 1813 und 1814 nach den Briefen des verſtorbenen Profeſſor Kieſer, die über Goethe's lebhafte Theilnahme an den Geſchicken des Vaterlandes in dieſer Epoche ganz neue Aufſchlüſſe geben, mußte übergangen werden. Aber auch ſo glaube ich das von mir zu Anfange dieſer Skizze ausgeſprochene Urtheil über dieſe Memoiren genügend begründet zu haben.

Unweit der Fürſtengruft zu Weimar, in welcher ihre edlen Beſchützer und Wohlthäter Karl Auguſt und Goethe ruhen, deckt ein ſchlichter Stein mit von ihr ſelbſt gewähltem Spruche und ihrem Namen bezeichnet, die Aſche Louiſe Seidlers. Wie ihr ganzes Leben nur eine Reihe von Erweiſen der liebevollen Güte ihres Herzens geweſen war, ſo hatte ſie zu dem Niederſchreiben ihrer Lebenserinnerungen lediglich die Abſicht bewogen: durch den Ertrag der Veröffentlichung derſelben, die erſt nach ihrem

Tode stattfinden sollte, der in Weimar bestehenden Falk'schen „Anstalt für verwahrloste Kinder", einen Beitrag zuzuwenden.

Und so mögen diese Zeilen denn als ein einfacher Kranz der Erinnerung auf dem Grabe eines der bescheidensten, liebenswürdigsten und gütevollsten Menschenwesen aus Weimars schöner Vergangenheit niedergelegt sein!

IV.

Corona Schröter.

In der ersten dieser Skizzen aus dem alten Weimar, in welcher ich das Bild der liebenswürdigen und hochbegabten Tochter Karl August's von Weimar, Prinzessin Caroline, der treuesten Verehrerin und Freundin Goethe's zu zeichnen versuchte, hatte ich Veranlassung, der liebevollen Pietät zu gedenken, mit welcher die gedachte junge Fürstin das Gedächtniß einer der edelsten künstlerischen Frauengestalten des alten Weimar durch Errichtung eines Denkmals auf dem Grabe derselben zu ehren sich hatte angelegen sein lassen. Diese Frauengestalt ist die von Goethe in einem der schönsten seiner Gedichte „Auf Mieding's Tod", besungene Sängerin, dramatische Künstlerin und Komponistin Corona Schröter, einst der leuchtendste Stern jener poetisch-genialen Zeit des von Goethe gestifteten und geleiteten Liebhabertheaters von Weimar in den Jahren 1777 bis 1783.

Wer war Mieding? Ein schlichter Mann aus dem Volke, ein alter kränklicher Tischlermeister in Weimar, nicht bekannt über das Weichbild der kleinen damals erst in den Anfängen ihres Aufstrebens befindlichen Musenstadt an der Ilm, aber eine Art von tausendkünstlerischem „Faktotum", schon vor Goethe's Ankunft in Weimar, an der von der Herzogin-Regentin Anna

Amalia improviſirten Bühne, bei welcher er als Maſchiniſt und ſpäter als Theatermeiſter thätig war. Er erlebte nur noch die erſten fünf Jahre von Goethe's Leitung dieſer in unſerer Theatergeſchichte ſo berühmten, von Eduard Devrient in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt“ ſo liebevoll gewürdigten Weimariſchen Liebhaberbühne. Aber dieſe kurze Zeit hatte hingereicht, dem großen Dichter, der wie kein anderer ein Auge hatte für die beſcheidenen Tugenden des ſogenannten „niederen“ Volkes, einen Mann werth zu machen, der, wie kaum ein anderer, alle jene guten Eigenſchaften unter ſeinen Augen bewährt hatte, welche der Dichter ſo oft in der ſogenannten guten Geſellſchaft ſchmerzlich vermißte. Schon zu Ende des Jahres 1777 ſchrieb er darüber von ſeinem abenteuerlichen Harzritte aus an ſeine Freundin, die nicht nur von Geburt, ſondern auch von Geſinnung hocharistokratiſche Frau von Stein: „Wie ſehr habe ich wieder auf dieſem dunklen Zuge Liebe zu der Klaſſe von Menſchen gekriegt, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchſte iſt! Da ſind doch alle Tugenden beiſammen: Beſchränktheit, Genügſamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gute, Harmloſigkeit, Dulden, Dulden, — Dulden in un — un — ich will mich nicht in Ausrufungen verlieren!“ Wenn wir auch ſonſt kein anderes Zeugniß hätten: dieſe einzige Aeußerung, die erſt ſiebzig Jahre ſpäter an die Oeffentlichkeit kam, würde genügen diejenigen zu beſchämen, die unſerm größten Dichter vorwerfen zu dürfen glaubten, daß er der „Höfling“ der „Ariſtokrat“, der „Fürſtenſchmeichler“, kein Herz für das Volk gehabt habe (S. Weimar und Jena, 2. Ausg. I. Seite 157 — 162). In Mieding hatte er, wie geſagt, alle jene Eigenſchaften des Volks verkörpert gefunden, und darum erwählte er dieſen Mann des niedern Volks, um ihn, als derſelbe zu Anfang des Jahres 1782 als ein Opfer ſeiner treuen begeiſterten Hingebung an die Kunſt

ſtarb, den Kranz der Unſterblichkeit auf den „ſchlecht verzierten Sarg“ in einem Nachrufe zu legen, um den Kaiſer und Könige den armen Weimarer Tiſchlermeiſter beneiden dürften. Und ein anderes Kind des niedern Volkes, die Muſikantentochter Corona Schröter, war es, welche er dieſe Unſterblichkeit im Liede des Dichters theilen ließ, indem er ihrer Stimme die herrlichen Schlußworte jenes Nachrufs und ihrer Hand den Kranz anvertraute, den er dem Gedächtniſſe des Dahingeſchiedenen in ſein ſchlichtes Grab weihend nachreichte. Vorher aber geht in dem Gedichte jene Schilderung der Künſtlerin ſelbſt, die wie ein ſtrahlendes Diadem die Stirn Corona Schröter's für alle Zeiten ſchmückt. Die Scene iſt am offenen Grabe, in das ſo eben der beſcheidene Sarg hinabgeſenkt iſt. Der Dichter fragt:

„Wer iſt's der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh noch die Erde rollt, der Chor verklingt?

und er richtet dieſe fragende Aufforderung beſonders an die Jüngerinnen der Bühnenkunſt, die ſoviel Urſache haben, dem Dahingeſchiedenen dankbar zu ſein. Seine Aufforderung wird erhört:

„Ihr Freunde Platz! Weicht einen kleinen Schritt
Seht, wer da kommt und feſtlich näher tritt!
Sie iſt es ſelbſt; die Gute fehlt uns nie;
Wir ſind erhört, die Muſen ſenden ſie.
Ihr kennt ſie wohl; ſie iſt's, die ſtets gefällt,
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt.
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Vollendet nun, ſie iſt's und ſtellt es vor.
Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So häuft ſie willig jeden Reiz auf ſich,
Und — ſelbſt dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbei: Seht ſie gefällig ſtehn!
Nur abſichtslos, doch wie mit Abſicht ſchön.
Und hocherſtaunt ſeht Ihr in ihr vereint,
Ein Ideal, das Künſtlern nur erſcheint."

„Ein Ideal, das Künſtlern nur erſcheint!" ſo nannte der Dichter die damals einunddreißigjährige Künſtlerin. Und nicht ihm allein erſchien ſie alſo. Es lebte Keiner damals in Weimar, der dieſe Bezeichnung übertrieben gefunden hätte, obſchon gar Mancher und Manche die ſo Gefeierte, um dieſen „unverwelklichen Ehrenkranz" — wie ihn Herzog Karl Auguſt in einem Briefe an Knebel nannte — im Stillen beneiden mochte. Goethe ſelbſt hielt bekanntlich dies Gedicht unter ſeinen ähnlichen Arbeiten vorzugsweiſe werth, und freute ſich deshalb doppelt der durchgreifenden ſchönen Wirkung, die daſſelbe in ſeinem ganzen Kreiſe hervorbrachte. „Ich bin mir noch keiner ſo ſchönen Senſation bewußt als dieſes Gedicht in unſerm Kreis gemacht hat, und wünſche, daß es bei Dir auch ſo anſchlagen möge", ſchrieb er einige Wochen nach der Vollendung deſſelben an ſeinen Freund Knebel. Aber er ſelbſt hatte zu dieſem Werke ſeiner Muſe auch einen ganz eignen perſönlichen Bezug: denn er hatte in dem Bilde des treuen und uneigennützigen, für ſeine Kunſt leidenſchaftlich begeiſterten, erfindungsreichen und dabei zu jeder Aufopferung in ſeinem Berufe ſtets freudig bereiten Mannes auch ein Stück ſeines eignen Weſens geſchildert. Und als er ſieben Jahre ſpäter in Rom einmal in trüber Stimmung im Voraus ſein eignes Grabdenkmal bei der Pyramide des Ceſtius zeichnete*), ſchrieb er den Freunden in der Heimath: daß er das Gedicht auf Mieding's Tod und das auf Hans Sachs darum an den Schluß der damals im Drucke befindlichen achtbändigen Samm-

*) S. Goethe's Briefe an Friedr. v. Stein, S. 51.

ratur, der seine gerechtere Würdigung noch erwartet; denn bisher sind die Leistungen der Philologie für eine solche noch in bedeutendem Rückstande. Seine Schriften sind in den jetzigen Ausgaben nur erst von einer Seite behandelt; mit Ausschluss der Metamorphosen ist an Interpretation der andern eben so wenig gedacht worden, als man den Forderungen der höheren Kritik zur Scheidung, Sichtung und Charakteristik seiner Schriften irgend Genüge geleistet sieht. Während das Grossartige seiner Erscheinung eine halbe Anerkennung findet, welche meistens die Seichtigkeit ihres Studiums unter hergebrachtem Phrasenkram nur schlecht zu verbergen vermag, werden auf der andern Seite geistige Eigenthümlichkeit, wissenschaftlicher Gehalt und selbst Sprache und Darstellung des Mannes mit den widersprechendsten Prädikaten bezeichnet, und so der gewissen Verkennung Preis gegeben. Wem fallen nicht im Betreff des letztern Punkts bei dem Namen des Appulejus jene Prädikate „Afrikanischer Blähung," „Verzerrung," „Witzelei," „fanatischer Diktion," des „Stachels eines gereizten Appulejanischen Vortrags" ein, mit denen wir noch in der neuesten Darstellung seinen Stil bezeichnet sehn. Und doch hat schon Ruhnken auf die Grundverschiedenheit seines Stils je nach den verschiedenen Schriften mit ehrender Anerkennung hingewiesen [1]). Was er

1) Quippe in Apologia tam vacuus est ab his ineptiis, ut ejus orationi nihil, aut certe non multum ad summam sanitatem deesse videatur. Ad quem modum si ceteros libros scripsisset, cum sine ulla

lung seiner Schriften gestellt habe, weil diese beiden Gedichte, „wenn man ihn unterdessen bei der Pyramide des Cestius zur Ruhe bringe, statt Personalien und Parentation gelten könnten.“

Goethe's erste Bekanntschaft mit Corona Schröter datirte aus seiner Leipziger Studentenzeit, wo er sie im Beginne ihrer künstlerischen Laufbahn zum öftern in Konzerten gehört und gesehen hatte. Sie war dritthalb Jahre jünger als Goethe und wurde im Jahre 1751 den 19. Januar in der sächsischen Provinzialstadt Guben, wo ihr Vater Stadtmusikus gewesen zu sein scheint, als die älteste von vier Geschwistern: zwei Brüdern und einer Schwester, geboren. Die künstlerische und besonders die musikalische Begabung erscheint als erblich in der Familie. Alle Geschwister theilten dieselbe und alle übten sie später als ihren Lebensberuf. Der ältere der Brüder, anfangs Sänger dann ausgezeichneter Klaviervirtuose und Verfasser zahlreicher Kompositionen, starb nur achtunddreißig Jahre alt in England (1788) als Mitglied der Kapelle des damaligen Prinzen von Wales. Der jüngere, welcher ihm früh dorthin nachgefolgt war, der Liebling des Vaters und wie es scheint der begabteste von allen, der schon als siebenjähriger Knabe in Leipzig in Konzerten als Virtuos auf der Geige aufgetreten und später dem Vater auf dessen Kunstreisen durch seine Leistungen überaus förderlich gewesen war, verscholl in England, ohne daß es dem Vater, der diesen Verlust nie verschmerzte, gelang, über Ort, Zeit und Anlaß seines frühen Todes irgend eine Nachricht erhalten zu können. Von einer Schwester, welche gleichfalls früh als Sängerin auftrat, und bereits mit achtzehn Jahren als Kammersängerin der Kapelle des Erbprinzen von Darmstadt angehörte, wird weiterhin die Rede sein. —

Corona war noch nicht drei Jahre alt, als ihr Vater mit

seiner Familie seine Heimathstadt Guben verließ, und, einem Rufe des sächsisch-polnischen Hofes folgend, nach Warschau übersiedelte. Während dieses etwa zehn bis zwölf Jahre dauernden Warschauer Aufenthaltes verlor sie ihre Mutter, eine geborene Hefftter aus Guben, einer alten sächsischen Bürgerfamilie angehörig. Ihr Vater, nach dem Wenigen, was wir von ihm wissen, eine unruhige Musikantennatur, vertauschte bald nach dem Tode seiner Gattin Warschau mit Leipzig, wohin ihn ein Antrag des Musikdirektor Johann Adam Hiller, damaligen Dirigenten des großen Leipziger Konzerts, und die Aussicht gelockt haben mochte, die Begabung seiner Kinder vortheilhafter verwerthen und zugleich auch deren weitere musikalische Ausbildung besser fördern zu können. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Sowohl er selbst als seine Söhne und die älteste Tochter erhielten nicht nur sofortige Verwendung an der von Hiller neu eingerichteten großen Konzertanstalt, sondern Corona fand zugleich in dem letzteren einen ausgezeichneten Lehrer der Gesangskunst und wurde bald, neben der später so berühmt gewordenen, gleichfalls von Goethe besungenen Mara, seine hervorragendste Schülerin. Schon bei ihrer Ankunft in Leipzig war sie als sechzehnjährige mit großem Beifall im Konzert aufgetreten. Als Goethe zwei Jahre später die dortige Universität bezog, war sie bereits der erklärte Liebling des Leipziger gebildeten musikalischen Publikums. Im Jahre 1767 hörte er sie neben der Mara-Schmehling, unter anderen bei der Aufführung der Hasse'schen Sancta Helena, und theilte das Entzücken der Zuhörer an ihrer Kunstleistung wie an der alles um sie her verdunkelnden Schönheit und dem Adel ihrer äußeren Erscheinung. Ihre persönliche Bekanntschaft machte er damals wohl bei ihrem Lehrer und Freunde Hiller. Denn er erwähnt in einem Aufsatze, den er als sechsundsiebzigjähriger Greis über eine Biographie Hiller's von Rochlitz niederschrieb, daß er in

jener Zeit, wo er „in Leipzig im studentischen Dunkel und Dünkel umherging und alles guten Willens sich bewußt nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen tastete“, auch „den guten Hiller besucht und bei ihm freundliche Aufnahme gefunden habe“, obgleich derselbe sich „mit seiner wohlwollenden Zudringlichkeit und mit seiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde so wenig als andere zu befreunden vermocht habe“. Wir können jedoch als sicher annehmen, daß es weit weniger der Musikunterricht des Meisters, als vielmehr die Bekanntschaft mit dessen bewunderter Schülerin der gefeierten im Glanze der Jugend und Schönheit strahlenden Corona Schröter war, was ihn in das Hillersche Haus zog, in welchem dieselbe eine zweite Heimath, und in Hillers Gattin, ihrer Pathe, einen Ersatz für die früh verlorne Mutter gefunden hatte. Zwar suchen wir in Goethe's eigner Lebensdarstellung vergebens nach einer Andeutung seiner damaligen Annäherung und Bekanntschaft mit der gefeierten Schönen. Nicht einmal ihr Name findet sich in dem sechsten bis achten Buche von Dichtung und Wahrheit genannt*). Aber wir werden sehen, daß die Erinnerung an sie sich mit unverlöschlichen Zügen seinem Herzen eingegraben hatte, und daß er acht Jahre später, als ihn sein Geschick wieder in ihre Nähe führte, es sein Erstes sein ließ, diese Erinnerung lebhaft zu erneuern.

Vierzehn Jahre lang weilte Corona in Leipzig, während deren sie ihre Stellung und ihren Ruf als Künstlerin immer mehr befestigte. Sie blieb in dieser ganzen Zeit der erklärte Liebling des dortigen Publikums und der Gesellschaft. Diese Zeit war vielleicht die glücklichste ihres Lebens. Von Huldigungen

*) In dem Aufsatze: Leipziger Theater 1768 (Werke, Ausg. letzter Hand. Bd. 60, S. 218 – 219) sagt er, daß er für andere Verehrer Corona's Huldigungsgedichte gemacht habe.

aller Art umgeben, als Künſtlerin ebenſo wie als Schönheit der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung, welche die Reinheit ihrer Sitten und der angeborene Adel ihres ganzen Weſens zur Verehrung ſteigerte, ließ ſie ſich niemals von der Verfolgung ihrer künſtleriſchen Lebensaufgabe abwenden, noch weniger zu Selbſtüberſchätzung und eitlem Stolze auf ihre Erfolge verleiten. Verſuchungen aller Art — und wo fehlten ſolche einer durch Schönheit und Begabung ſo ausgezeichneten weiblichen Erſcheinung der Künſtlerwelt? — traten zahlreich an ſie heran. Reichthum und hohe Geburt, Leidenſchaft und Sinnlichkeit vieler Anbeter ſuchten vergebens ihre Gunſt zu gewinnen. Sie widerſtand allen. Es war etwas von einer Athene Parthenos, von der Herbheit der ſtrengen jungfräulichen Göttin in dieſer bevorzugten Natur. Und obwohl es an Andeutungen nicht fehlt, daß ſie unter ſolchen ihr Herz beſtürmenden Verſuchungen mehr als einmal ſchwer zu leiden gehabt hat, ſo iſt doch nicht minder Thatſache, daß ſie in einer Zeit frivoler Sittenleichtigkeit und laxer Moral ihren Ruf bis an das Ende ihres Lebens unangetaſtet bewahrte. Vor allen huldigte ihr in Leipzig die ſtudirende Jugend und neben Goethe und zahlreichen andern gehörte auch Schiller's ſpäterer Freund Körner noch in den letzten Jahren ſeines Leipziger Aufenthalts zu ihren ſchwärmeriſchen Anbetern. Aber ſo wenig ſie ſich dazu herbeiließ, ſolche Liebesbegeiſterung leidenſchaftlich hingeriſſener Jugend zu beachten, eben ſo wenig konnte ſie es über ſich gewinnen, aus äußerlichen Rückſichten der Bewerbung eines älteren Mannes, des damaligen Bürgermeiſters Müller von Leipzig, zu folgen, der ihr Reichthum, Rang und feſte bürgerliche Stellung nebſt der Ausſicht auf eine geſicherte Zukunft mit ſeiner Hand anbot. Hier war es die Liebe zu ihrer Kunſt ebenſowohl, wie die in ihr vorwaltende Abneigung, ihre Hand ohne ihr Herz zu vergeben, was ihr Han-

deln bestimmte, während zugleich ein ihr eigenes stolzes Freiheitsgefühl mitwirken mochte, ihr jede nicht durch das eigne Herz über sie verhängte Entäußerung ihrer selbsterworbenen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu verbieten.

Corona Schröter war nicht blos eine ausgezeichnete Koncertsängerin, sondern sie besaß auch eine gleich große, vielleicht sogar eine noch höhere Begabung für die Schauspielkunst. Daß sie in Leipzig die Bretter der öffentlichen Bühne nicht betrat, lag an dem sittlich verwahrlosten Zustande des damaligen Leipziger und fast aller andern deutschen Theater und an der berechtigten Mißachtung, ja Verachtung, welche auf den zünftigen Schauspielern in gesellschaftlicher Beziehung lastete. Corona sah sich durch die ehrenvolle gesellschaftliche Stellung, deren sie sich in Leipzig zu erfreuen hatte, an dem öffentlichen Auftreten auf dem Theater verhindert. Nur auf einem Privattheater hatte sie Gelegenheit, ihr Talent auch als Schauspielerin zu zeigen und in verschiedenen größeren Rollen eine Begabung zu beweisen, deren Leistungen von Zeitgenossen denen der besten damaligen Künstlerinnen gleichgestellt wurden. Die Herausgeber der damals (1775) in Leipzig veröffentlichten für die Geschichte des deutschen Schauspiels nicht unwichtigen „Chronologie des deutschen Theaters" liefern dafür den Beleg. Das Werk war der allgemein beliebten Künstlerin gewidmet, und der Verfasser der Widmung hebt es in derselben mit Genugthuung hervor, daß er der erste sei, der hier Gelegenheit nehme, in ihr neben der mit Recht gefeierten Gesangskünstlerin auch ihren nicht minder zu bewundernden schauspielerischen Talenten seine Huldigung darzubringen. Er erwähnt, daß ihren Leistungen als Schauspielerin von allen Kennern nur diejenigen der damaligen ersten Leipziger Bühnenkünstlerinnen, der Damen Starke und Seiler, an die Seite gesetzt würden, und er beklagt es bitter, daß der gegenwärtige

Zuſtand der deutſchen Bühne — ſo lange dieſelbe nicht „öffentliche Anſtalt ſei“ — jede Hoffnung unmöglich mache, ſolche Begabung und ſolche Leiſtungen, wie die ihrigen, die ſie auf Privattheatern bewieſen, jemals auf der öffentlichen Bühne glänzen zu ſehen. „Denn wer möge ſich entſchließen, andere ehrenvollere Verbindungen und Stellungen aufzugeben, um ſich jener zu weihen?“

In der That hat auch Corona Schröter niemals einer Bühne als „Schauſpielerin“ von Fach angehört, ſelbſt in Weimar nicht, obwohl Goethe's Biograph Lewes nach einer unrichtigen Mittheilung Ottilien's von Goethe ſie als ſolche bezeichnet. Sie war und galt in Weimar wie in Leipzig als Geſangskünſtlerin und als Dame und berechtigtes Mitglied der „guten Geſellſchaft“, von welcher damals jede eigentliche Schauſpielerin ausgeſchloſſen war. Wie angeſehen ihre Stellung in dieſer Hinſicht in Leipzig war, dafür liefert die ihr bewieſene Ehre der Widmung jenes Werkes einen ſprechenden Beweis. Sie verkehrte außer dem Hiller'ſchen in den angeſehenſten und gebildetſten Häuſern, und wußte jede Gelegenheit zu benutzen, ihre geiſtige und wiſſenſchaftliche Bildung zu ſteigern und ihre mannigfachen künſtleriſchen Anlagen zu entwickeln. Im Zeichnen und Malen ward der von Goethe hochgeſchätzte Oeſer ihr Lehrer, und ſie brachte es darin zu einer Virtuoſität, welche, weit hinausgehend über gewöhnlichen Dilettantismus, in ihren ſpäteren Jahren neben der Kunſt der muſikaliſchen Kompoſition ihre Hauptbeſchäftigung bildete. Leipzig ward ſchon, als Goethe dort ſtudirte, in einer 1768 erſchienenen Beſchreibung der Stadt ein „Paris im Kleinen“ genannt — eine Bezeichnung, welche Goethe bekanntlich ſpäter ſeinem Fauſt einverleibte, als er einen der jungen Geſellen in Auerbach's Keller ſagen ließ:

„Mein Leipzig lob ich mir!
Es iſt ein klein Paris und bildet ſeine Leute.“

Ein einheimischer, reicher und weltgebildeter Kaufmannsstand, die geistige Atmosphäre einer altberühmten Universität, der Zusammenfluß zahlreicher Fremden aus allen Ländern, ein vielseitiges Kunstleben, unterstützt durch Sammlungen von Kunstwerken aller Art in dem benachbarten Dresden, die damals in Deutschland kaum irgendwo ihres Gleichen hatten, machten zu jener Zeit Leipzig zu einem Mittelpunkte vielseitiger, zumal künstlerischer Bildung. Dort lebten und wirkten der begabte Zeichner und Maler Oeser, der feinsinnige Kunstkenner Christian Ludwig von Hagedorn, die gelehrten Kunstarchäologen Lippert und Christ. Auch Corona Schröter's Lehrer und Gönner Hiller war ein vielseitig gebildeter Mann, der in seinem gastlichen Hause die Elite der Bildung versammelte und dadurch der strebsamen jungen Künstlerin Gelegenheit gab, den Verkehr in demselben zu eigner mannigfacher Förderung zu benutzen. Sie lernte die vorzüglichsten Erscheinungen der damaligen jungen deutschen Literatur kennen. Sie erwarb sich die Kenntniß auch fremder Literaturen und Sprachen, wie sie denn außer ihr[illegible] Muttersprache und des in ihrer ersten Jugend in Warschau erworbenen Polnischen, auch des Französischen, Italienischen und Englischen sich zu bemächtigen wußte.

So fand sie Goethe, als er sie acht Jahre nach dem ersten Begegnen in Leipzig wiedersah. Es war im Frühling 1776. Er war im Herbste zuvor nach Weimar gekommen, und der erste Reiseausflug, den er von dort unternahm, galt Leipzig. Man war in Weimar schon längere Zeit vorher auf die durch ihre Kunst und Schönheit, wie durch ihre hochgebildete Persönlichkeit berühmte Künstlerin aufmerksam geworden. Sie war dem jungen Herzoge Karl August, sowie dessen Mutter, der Herzogin Amalie persönlich bekannt, und der Wunsch, sie nach Weimar herüberzuziehen und ihre Talente für das damalige

fürstliche Liebhabertheater und für die musikalischen Aufführungen bei Hofe dauernd zu gewinnen, fand in Goethe sofort lebhafte Unterstützung. Seine bald darauf unternommene Reise nach Leipzig scheint die Erfüllung dieses Wunsches zum Hauptzwecke gehabt zu haben, denn Corona Schröter galt dort sein erster Besuch. Er hatte ihr einen Ruf nach Weimar und die Stellung als Kammersängerin der Herzogin-Mutter anzutragen und sie wo möglich zu sofortiger Annahme desselben zu bewegen. Das letztere scheiterte an der gewissenhaften Dankbarkeit der Künstlerin. Corona Schröter hatte Verpflichtungen gegen ihren Freund und Lehrer Hiller, auf deren Erfüllung sie bestehen zu müssen glaubte, so ehrenvoll und lockend ihr auch das Weimarische Anerbieten erscheinen mußte, das zugleich ihre fernere Zukunft durch eine feste Anstellung sicherte, während es ihr die Aussicht des Eintritts in den Kreis der damals im Beginne seiner geistigen Blüthe begriffenen Weimarer Musenhofes eröffnete, an dessen Himmel soeben der bereits von ganz Deutschland gefeierte junge Dichter des „Götz" und „Werther" als ein Stern erster Größe aufgegangen war. Goethe verließ Leipzig nach achttägigem Aufenthalte, ohne mehr als ihr Versprechen mitzunehmen, daß sie nach Weimar kommen wolle, sobald es, ohne ihre Pflicht gegen Hiller zu verletzen, geschehen könne; ein Zeitpunkt, der erst im Laufe des nächsten Jahres eintrat.

Der Eindruck, welchen Corona bei diesem Wiedersehen auf Goethe machte, spiegelt sich wieder in den Briefen, die er von Leipzig aus an seinen fürstlichen Freund und an Frau von Stein nach Weimar schrieb. Es war vor Allem der seelische Zauber edelster Weiblichkeit und hoher sittlicher Schönheit, der ihm in der zu vollendeter Blüthe entwickelten Künstlerin entgegentrat. Dem Herzoge gestand er, daß das Begegnen mit „dem Engel, der Schrötern," ihn gegen alle Verführung sinnlicher Art in der

leichtfertigen Leipziger Welt, an die ihn so viele unerfreuliche Erinnerungen seiner eigenen leichtsinnigen Jugend mahnen mochten, „präservire." Und in gleichem Sinne schrieb er über sie zu wiederholten Malen an Frau v. Stein, deren Eifersucht er vielleicht dadurch zuerst erweckte: „Die Schröter ist ein Engel! wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich Euch könnte in Frieden lassen; doch — sie sieht Dir nicht ähnlich genug." Wenige Tage darauf heißt es in einem zweiten Briefe: „Ich bin bei der Schrötern; ein edel Geschöpf in seiner Art — ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre, beste Frau! was sollte aus der werden!" Und am Schlusse seines Aufenthaltes schreibt er: „Bald komm' ich. Noch kann ich von der Schrötern nicht weg!" Man hat diese Aeußerungen, in denen er die Künstlerin gleichsam als eine der letzten Welt- und Charakterausbildung durch die hochadlige Weimarische Hofdame bedürftige Schülerin darstellte, für nichts weiter zu nehmen, als was sie waren: für ein galantes Kompliment gegen die Frau, die sich des jugendlich enthusiastischen Dichters und erklärten Günstlings des regierenden Fürsten gleich bei seinem Eintritte in den Weimarischen Hofkreis zu bemächtigen gewußt hatte. Doch davon wird später in einem eigenen, Frau von Stein und ihr Verhältniß zu Goethe behandelnden Aufsatze zu reden sein.

Corona Schröter war sechsundzwanzig Jahre alt, als sie im Jahre 1777 nach Weimar kam, wo sie als Hofsängerin mit einem lebenslänglichen Gehalte in den Kreis des Hofes der Herzogin Amalie eintrat. Sie stand damals, wie Schade in seinen „Weimarischen Didaskalien"*) sich ausdrückt, „im üppigen Sommer ihrer Schönheit." Ihre prächtige junonische Gestalt, der Adel der Haltung und die angeborene Grazie in jeder Be-

*) S. Minerva 1856. Bd. II. Heft 1. Vergl. Pasqué: Goethe's Theaterleitung in Weimar II. S. 335—343. Bielschowsky: Goethe's Leben II. S. 281—82.

wegung, die zur Natur gebildete Kunst der Anmuth ihres ganzen Auftretens und Betragens, ihr hoher Wuchs, mit dem sich das schönste Ebenmaß verband, gaben ihrer ganzen Erscheinung etwas Idealisches, dessen Anziehungskraft noch durch die künstlerisch geschmackvolle Wahl und Einfachheit ihrer Kleidung gesteigert wurde. Ein Brief Wielands an Merck vom 3. Juni 1778 spricht mit Begeisterung von ihrer Schönheit und von „der unendlich edlen attischen Eleganz und Simplizität" ihrer ganzen äußern Erscheinung. Wie Goethe die Frauen, so bezauberte sie bei ihrem Auftreten die Männer, die jedoch bald erkannten, daß diese strahlende Schönheit für ihre Huldigungen unnahbar bleiben sollte. Denn von ihr konnte, nach allem, was wir über sie wissen, das Schiller'sche Wort von dem „Mädchen aus der Fremde":

„Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit!"

im vollen Umfange gelten.

Ihre öffentliche Wirksamkeit als theatralische Künstlerin in Weimar beschränkte sich auf das von Goethe in seinem Mieding geschilderte fürstliche Privatliebhabertheater, das fünf Jahre nach Corona's Ankunft in Weimar seine Endschaft erreichte, und dessen höchste Zierde sie während der Zeit von 1778—1783 bildete. Sie glänzte als Primadonna desselben nicht blos im Singspiele — auf das man sich dort aus Mangel an Mitteln zu beschränken hatte; — sondern auch im redenden Schauspiele wurden die Rollen der ersten Liebhaberinnen und Heldinnen ihr anvertraut. Die Hauptrollen, in denen sie auftrat, findet man in den zuvor angeführten „Weimarischen Didaskalien" verzeichnet. Die Krone ihrer Leistungen als Schauspielerin aber war ihre

von der Apologie bemerkt, wird sich zum Theil mit gleichem Rechte auf die übrigen philosophischen Schriften und namentlich auf das zweite Buch de dogmate Platonis ausdehnen lassen, dessen Stil zu dem Klarsten und Reinsten gehört, was an philosophischer Darstellung nach Cicero auf uns gekommen ist.

Wem wir mit diesen und den folgenden Bemerkungen über die Grenzen unserer Untersuchung hinauszugehn scheinen sollten, bei dem mag die Entschuldigung vielleicht Gehör finden, welche wir sowohl aus dem eben Bemerkten selbst, als aus dem Umstande entnehmen, dass die Aussicht in die traurige Oede der philosophischen Literatur nach Appulejus uns bei diesem letzten und würdigsten Vertreter derselben mit grösserer Liebe und Aufmerksamkeit zu verweilen anreizt. — Appulejus gedenkt wiederholt und mit Selbstgefühl seiner emsigen und gründlichen Studien, denen er schon seine früheste Jugend zuwendete [1]). Eitelkeit finde ich darin nicht, denn „seines Fleisses darf sich jedermann rühmen," wie viel mehr ein Mann,

---

exceptione cum Mureto (Var. Lectt. XVII, 19,) eruditum inprimis et venustum scriptorem vocarem. Ruhnk. Praef. p. IV.

1) De eloquentia vero, si qua mihi fuisset, neque mirum neque individiosum deberet videri, si ab ineunte aevo unis studiis litterarum ex summis viribus deditus, omnibus aliis spretis voluptatibus, ad hoc servi, haud scisam anne super omnes homines impenso labore, diuque noctuque, cum despectu et dispendio bonae valetudinis eam quaesivissem. Sed nihil ab eloquentia metuam; si quid omnino promovi, potius spero quam praesto. Apol. p. 8. Bip. p. 589. Oudendp.

Darstellung der Goethe'schen Iphigenie, die durch sie zum ersten Male im Jahre 1779 gestaltet in sichtbare Erscheinung trat. Kein geringerer als der Dichter selbst stand ihr dabei in der Rolle des Orest zur Seite. Es war das ideal schönste Menschenpaar, das jemals zusammen auf den Brettern in einer so ganz dem Ideale angehörenden dichterischen Schöpfung zur Verkörperung dieser Gestalten gewirkt hat. Ein Zeitgenosse, dem das Glück zu Theil ward, dieser mehrmals wiederholten Darstellung beizuwohnen, sagt von derselben: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orest im griechischen Kostüme bei der Aufführung seiner Iphigenie machte; man glaubte einen Apoll zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit."

Wenn es jemals ein von der Natur für einander geschaffenes Menschenpaar gegeben hat, so waren es Goethe und Corona Schröter. Es gehört zu dem tragischen Geschick in Goethe's Leben, daß er an der Verbindung mit diesem in jeder Beziehung zu ihm passenden und seiner würdigen, von ihm als Künstlerin und Frau so hoch verehrten und geliebten weiblichen Wesen durch Einflüsse, über die wir bei dem gegenwärtigen Mangel aller Quellen nur Vermuthungen haben können, verhindert und dadurch von der Ausfüllung seiner Existenz durch eine seiner würdigen Ehe und von der Begründung eines sittlichen Familienlebens abgehalten wurde, das er in den ersten Jahren seines Lebens in Weimar ebenso sehr ersehnte, als er, wie Wenige, für ein solches geschaffen war.

Es ist für mich unzweifelhaft, daß zwischen Beiden während der ersten drei bis vier Jahre nach Corona's Ankunft in Weimar ein Herzensverhältniß bestand, welches von Seiten Goethe's nach dem Zeugnisse des intimsten Kenners der Verhältnisse Goethe's (Riemer II., S. 63) bei weitem „leidenschaftlicher" und inniger

war, als seine damaligen romantisch überschwänglichen Huldigungen und Beziehungen zu Frau v. Stein, die erst später, seit dem Frühlinge des Jahres 1781 den „neuen" Charakter einer vollständigen intimen „Liaison" annahmen, während noch im Sommer des Jahres 1779, wie eine von Riemer aus dem Goethe'schen Geheimtagebuche mitgetheilte kurze vereinzelte Notiz bezeugt, seine Neigung entschieden auf Corona's Seite stand. Durch ebendenselben langjährigen Vertrauten Goethe's wissen wir, daß es überhaupt in Goethe's früherem Weimarischen Leben „nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen für eine zu schließende eheliche Verbindung fehlte, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben." Zu diesen „Versuchen" dürfte auch Goethe's Verhältniß zu Corona Schröter gehört haben, das im Jahre 1779 einem solchen Abschlusse nahe gewesen zu sein scheint. In der Reihe aber der von Riemer angedeuteten verhindernden Ursachen stand, wie wir weiterhin sehen werden, obenan Frau von Stein, für welche die ihr an Schönheit und Jugend wie an künstlerischer Bildung, Adel des Herzens und Güte des Charakters weit überlegene Corona Schröter von Anfang an den Gegenstand jener heftigen Eifersucht*) gebildet zu haben scheint, unter welcher Goethe überhaupt, sowohl vor als nach dem Zeitpunkte des endlichen, mehr von Berechnung als von wahrer Leidenschaft herbeigeführten Zugeständnisses ihrer vollen Gunst, so schwer gelitten hat.

Nach jenem Zeitpunkte gestaltete sich natürlich Goethe's Verhalten zu Corona Schröter anders als früher. Zwar blieben Beide in freundschaftlichem und künstlerischem Zusammenhange, wie ihn Goethe's Briefe an Frau von Stein an vielen Stellen bezeugen. Sie componirte die Musik zu Goethe's „Fischer", in

*) Vergl. Goethe Briefe an Frau von Stein I. 121 und 124.

welchem sie die Hauptrolle spielte. Sie war in Begleitung ihrer Gesellschafterin und Freundin, eines Fräulein Probst, die sie aus Leipzig mitgebracht hatte und die ihr bis an ihr frühes Lebensende eine treue Gefährtin blieb, oft Goethe's Tischgast in seinem Gartenhause bei Gelegenheit von Proben und Vorbereitungen theatralischer Aufführungen; und auch Goethe folgte häufig ihren gesellschaftlichen Einladungen zu musikalischen Genüssen, die sie bei sich veranstaltete. Auch bei Frau von Stein hatte er sie eingeführt, doch ohne daß zwischen Beiden ein freundschaftliches Verhältniß zu Stande kam. Jene Stelle in dem Gedichte auf Miedings Tod, mit dem Goethe die Künstlerin unsterblich gemacht hat, war gleichsam eine Abschiedshuldigung seiner Liebe zu ihr. Sein fürstlicher Freund, der Herzog Karl August, schrieb darüber in seiner heiter derben, zuweilen an Cynismus streifenden Art an Knebel (23. März 1782): „Mieding ist fertig, und Corona bekommt darin einen ganz unverwelklichen Kranz. Schade, daß der Minnesold in neueren Zeiten so theuer ist; wäre er es weniger, gewiß sie könnte Goethe'n nicht anders als mit ihrer Person danken. O wie wollten wir noch in unsern alten Tagen Verse machen lernen!*)" Die „alten Tage" nehmen sich freilich komisch aus im Munde des damals erst im fünfundzwanzigsten Lebensjahre stehenden Fürsten; aber seine Aeußerung selbst ist ein Ehrenzeugniß für die tadellose Sittenreinheit Corona's, über welche erst ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tode die Klatschsucht der Gemeinheit, die es liebt, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub", zu sich hernieder, „zu ziehen", Anzweiflungen zu erheben gewagt hat, für welche bis heute auch nicht der Schatten einer Begründung hat beigebracht werden können.

*) S. Knebel's lit. Nachlaß I. 132. Schade a. a. O. S. 122–23.

Mit dem Aufhören des Weimarischen Liebhabertheater's endete Corona's Auftreten als Schauspielerin auf der Bühne. Sie beschränkte sich seitdem auf das Mitwirken in den Hofkoncerten und sonstigen musikalischen Aufführungen, an welchen sie in ihrer Stellung als Hofsängerin theilzunehmen hatte. Für die im Jahre 1784 errichtete Bühne, deren Leitung Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien übernahm, wirkte sie nur insofern, als man ihrer Lehre und Leitung ausgezeichnete junge Talente anvertraute, unter denen die von Goethe unter dem Namen „Euphrosyne" in dem gleichnamigen Gedichte gefeierte Schauspielerin Amalie Louise Neumann-Becker den ersten Platz einnimmt. Daß es ihr bei dieser Thätigkeit auch zuweilen an bitteren Erfahrungen schnödesten Undanks von Seiten einiger Schülerinnen nicht fehlte, dafür liefert ein von Pasqué in seiner Geschichte von Goethe's Theaterleitung mitgetheilter Fall ein schlagendes Beispiel.

Während Goethe's Abwesenheit in Italien kam bekanntlich Schiller nach Weimar. Er war durch seine Dresdener Freunde an Corona empfohlen worden, und machte in Folge dessen bald die Bekanntschaft der Künstlerin, mit der er, wie später seine Frau, in dauernder freundlicher Verbindung blieb. Zur richtigen Beurtheilung seiner in den Briefen an Körner vorkommenden Aeußerungen über Corona muß man festhalten, daß er in denselben auf Körner's frühere sehr ernstliche Leidenschaft für die schöne Künstlerin und auf Frau Minna Körner's dadurch hervorgerufene Eifersucht Rücksicht nehmen zu müssen glaubte. Denn obschon Schiller damals überhaupt in seiner Beurtheilung Weimarischer Personen und Zustände sich mehr als einmal übereilte und einer durchaus unrichtigen Auffassung in seinen Briefen Worte lieh, so ist doch das abfällige Urtheil, welches er gleich nach der ersten sehr flüchtigen Begegnung über Corona Schröter

an seine Leipziger Freunde schrieb, ohne Berücksichtigung jenes Motivs kaum zu entschuldigen und zu erklären. „Dieser Tage", schreibt er an Körner (12. August 1787), „hatte ich auch Gelegenheit, Mlle. Schröter kennen zu lernen. Ihre Figur und die Trümmer ihres Gesichts (!) rechtfertigen Deine Verplemperung. Sie muß in der That schön gewesen sein, denn vierzig Jahre haben sie noch nicht ganz verwüsten können." (Corona stand damals erst im 36. Jahre und war selbst damals noch in der vollen Nachblüthe ihrer allgemein bewunderten Schönheit!) „Uebrigens dünkt sie mir ein höchst gewöhnliches Geistesprodukt zu sein. Die übertreibende Bewunderung guter Köpfe hat ihr eine bessere Meinung von sich aufgedrungen, als sie sich angemaßt haben würde und als sie gegen ihr Selbstgefühl vielleicht behaupten kann. Ihr richtiges Verdienst, glaube ich, wäre: einer Haushaltung vorzustehen; von der Kunst scheint sie mir sehr genügsame nüchterne Begriffe zu haben. Man hat sich übrigens ganz gut und bequem in ihrem Umgange, aber man geht ruhig und leer von ihr hinweg."

Körner's Antwort auf diese ihn ohne Zweifel sehr überraschende Schilderung lautet: „Aus Gefälligkeit gegen mich hättest Du Dich wohl ein wenig in die Schröter verlieben können. Du hättest sehen sollen, wie Minna" (Körner's Frau) „über Deine Nachricht triumphirte. Nimm Dich übrigens in Acht; sie (Corona) könnte sich rächen!" Das Letztere geschah nun zwar nicht, aber sie mußte doch bald mehr Anziehungskraft für Schiller bezeigt haben, als man nach jener obigen Schilderung erwarten sollte. Denn schon einen Monat später nennt er unter den wenigen Personen, auf die seine Besuche eingeschränkt seien, auch „Deine Schröter"; und bald darauf, bei Gelegenheit einer von ihm zu Stande gebrachten Whistpartie, an welcher auch die Schröter theilnahm, bemerkt er: „Du wirst

gestehen, daß ich auch für die Augen dabei gesorgt habe." In demselben Briefe meldet er, daß auf der Weimarischen Bilderausstellung „sehr gute Sachen von der Schröter sein sollen", die er jedoch noch nicht gesehen habe. Und wenige Tage darauf berichtet er, daß die Schröter ihm und seiner Freundin Charlotte von Kalb Goethe's Iphigenie nach dem ersten Manuskript, nach welchem es in Weimar gespielt wurde, vorgelesen habe: „Die Schröter liest gut, sehr gut, weit weniger gezwungen als Gotter, mit Affekt und richtiger Auseinandersetzung. Als ich sie lesen sah und hörte, wurde die Erinnerung jener Zeit in mir lebendig, wo sie dasselbe in ihrer Blüthe gethan haben soll. Sie war mir dadurch interessanter, das kannst Du leicht denken. Wir sehen einander jetzt oft, fast drei- bis viermal die Woche. Sie ist doch eigentlich eine von unseren behaglichsten Bekanntschaften, und uns (ihm und Frau von Kalb) sehr attachirt." In demselben Briefe, in welchem er Körnern den Gedanken an eine Uebersiedelung nach Weimar empfehlen möchte, nennt er denn auch bereits Corona Schröter neben anderen ausgezeichneten Persönlichkeiten, wie Frau v. Stein und Frau v. Imhof, Herder, Bode, Bertuch u. a., als solche, „dergleichen man in einem Orte nie beisammen findet." Sie schenkte ihm ihre damals (1786) herausgegebene erste Sammlung ihrer Liedercompositionen, unter denen viele Herder'sche und auch einige Goethe'sche Lieder sich befanden, und Körner scherzt darüber: daß er (Schiller) jetzt „vermuthlich sich eifrig damit beschäftige, dieselben spielen und singen zu lernen". Als im Sommer des folgenden Jahres (1788) Körner ihm mittheilte, daß er das Karlsbad besuchen werde, berichtet ihm Schiller von einigen Weimaranern, die er dort treffen werde, und fügt am Schlusse scherzend hinzu: „Ja so! Fast hätte ich das Schönste vergessen: Mlle. Schröter wird hinkommen. Gesagt ist es wenigstens worden; denn ich weiß,

daß ich mich gewundert habe, wovon sie die Dépense macht, und eben fällt mir's ein, ich hab's von der S.(chmidt): also dürfte wohl ein Bischen Médisance mit unterlaufen. Aber um dir eine so gar interessante Nachricht mit Gewißheit zu geben, will ich morgen an sie schreiben." Körners Antwort darauf lautet in gleichem aus Scherz und Ernst gemischten Ton: „das Karlsbad soll sehr reizbar machen; also wird Minna sich eben nicht über die Anwesenheit der Schröter freuen. Doch denke ich, soll sie mir jetzt nicht gefährlich werden." Dennoch mochte es ihm um des ehelichen Friedens willen lieb sein, als er im nächsten Briefe von Schiller erfuhr, daß „die Schröter nicht nach Karlsbad gehen werde."

In den letzten zehn Jahren ihres Aufenthalts in Weimar (1788—98) waren neben ihrer bereits erwähnten Thätigkeit in der Ausbildung junger Talente für die Bühne, zu welcher sie vom Hofe veranlaßt wurde, musikalische Komposition und Oelmalerei ihre Hauptbeschäftigung. Da ihre Pension nach den damaligen Weimarischen Verhältnissen nur spärlich war, sah sie sich genöthigt, jene Talente zur Verstärkung ihrer Mittel zu benutzen, die wie es scheint auch durch die Unterstützung ihres zu Kassel in dürftigen Verhältnissen lebenden alten Vaters in Anspruch genommen wurden. Denselben, wie sie wünschte, ganz zu sich zu nehmen, ward sie durch das Verhältniß desselben zu einer Verwandten gehindert, das zu beseitigen nicht in ihrer Macht lag. Er überlebte übrigens seine älteste Tochter um nahezu zehn Jahre und starb in Kassel 87 Jahre alt. Dagegen finden wir, daß sie im Jahre 1794 ihre in Darmstadt an einen fürstlichen Beamten verheirathete zehn Jahre jüngere Schwester bei dem gefürchteten Herandringen der Franzosen mit ihrer Familie zu sich nach Weimar einlud. Sie selbst zog sich mehr und mehr von der Gesellschaft zurück und verließ sogar in ihren letzten

Lebensjahren Weimar, um ihren ständigen Aufenthalt in dem kleinen Ilmenau zu nehmen, wozu sie neben ökonomischen Gründen auch die Rücksicht auf ihre schwankend gewordene Gesundheit bewegen mochte. Von Zeit zu Zeit erschien sie jedoch noch in der Weimarischen Gesellschaft, zumal im Schiller'schen und Goethe'schen Hause, um dieselbe mit ihrem noch immer schönen Gesange eigener und fremder Kompositionen zu erfreuen. So heißt es in einem Briefe von Schiller's Gattin an den in Jena mit der Vollendung seiner „Jungfrau von Orleans" beschäftigten Schiller (vom 7. März 1801): „Die Schröter hat uns den Taucher gesungen, den sie sehr glücklich komponirt hat, und so gut vorgetragen, daß es einem einen rechten Genuß gab. Sie hat so einen Schwung in dieser Komposition, wie sie selten in anderen Liedern hat, das Ganze ist sehr einfach. Auch „die Würde der Frauen" hat sie sehr glücklich komponirt, und die verschiedenen Strophen in einem sehr hübschen Ton angegeben." Schiller hatte ihr seine Gedichte zum Geschenk gemacht, und Lotte findet, „daß dasselbe, da sie es wirklich sehr glücklich benutze, recht gut angewendet sei". Um dieselbe Zeit (15. März 1801) sang sie auch noch mit der Jagemann in einer großen Gesellschaft bei Goethe, worüber Lotte Schiller nach ihrer üblen Gewohnheit allerhand Klatsch berichtete, den wir hier nicht wiederholen mögen. Erklärlicher ist es, daß Frau von Stein, bei ihrem unversöhnlich nachtragenden Charakter, der einstigen Rivalin in der Liebe Goethe's eine Abneigung bewahrte, die wir namentlich in ihrem Briefe an Lotte Schiller, (19. Juni 1796) in welchem sie über ihr Zusammentreffen mit Corona bei Jean Paul berichtet, in widerwärtiger Weise hervortreten sehen.

Corona Schröter starb den 23. August 1802 zu Ilmenau in den Armen ihrer treuen Gesellschafterin, im vierundfünfzigsten Lebensjahre. Sie hatte die letzten anderthalb Jahre dort

in vollständiger Zurückgezogenheit gelebt. Keiner ihrer zahlreichen Freunde und Verehrer in Weimar war anwesend oder hatte auch nur einen Kranz gesendet, als man die sterblichen Reste der gefeiertsten Erscheinung aus Weimar's schönster Zeit in ihr Grab senkte! Denn in Weimar liebte man — wie Prinzessin Caroline sagte — es damals nicht, „sich um die Todten zu kümmern." Man hielt es mit dem Leben und Lebendigen. Nur die siebzehnjährige Tochter Karl August's, der die Verstorbene sehr werth gewesen war, betrübte sich über das „schlechte Begräbniß", und ließ heimlich durch Knebel ein von ihr entworfenes Denkmal auf ihrem Grabe errichten*).

Ein wohlgelungenes Portrait von ihr befindet sich nach Schade im Besitze des Großherzogs von Weimar, ebenso die von Kraus entworfene Zeichnung einer Scene aus Goethe's Fischerin, welche sie als Dortchen unter den Erlen darstellt. Ein Selbstportrait, das sie in ganzer Gestalt an der Staffelei sitzend darstellte, sah ich vor Jahren im Besitze Varnhagens von Ense. Einen Abguß ihrer schönen Hand und ein von Goethe im Jahre 1777 gezeichnetes Portrait Corona's (S. Riemer II., S. 42) bewahren die Goethe'schen Sammlungen. Aus der Erwähnung dieses von Goethe im Jahre 1777 gezeichneten Portraits geht übrigens hervor, daß Corona Schröter schon im Sommer dieses Jahres nach Weimar gekommen sein muß.

Keine Spur dagegen ist erhalten von ihrem ohne allen Zweifel sehr reichen Korrespondenznachlasse. Bisher ist weder von ihren eigenen Briefen an andere, noch von den Briefen anderer an sie — mit einer einzigen Ausnahme — das Geringste an die Oeffentlichkeit gelangt, und selbst über das Vorhandensein von solchen im Weimarischen Archive habe ich keine Kunde erhalten

*) S. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester S. 157, 161 und 179.

können. Und doch scheint es unmöglich, daß dergleichen nicht vorhanden sein sollte bei der großen Zahl ausgezeichneter Zeitgenossen, mit denen sie während ihres Lebens im Verkehre stand. Die einzigen von ihr bis jetzt zu Tage gekommenen Schriftstücke sind zwei Briefe an ihre jüngste Schwester aus den Jahren 1788 und 1794, welche Pasqué vor etwa dreizehn Jahren in Darmstadt bei deren Nachkommen entdeckte und im zweiten Bande seines mehrerwähnten Buches über Goethe's Theaterleitung mittheilte. Sie entsprechen nach Form und Gehalt dem Bilde, welches wir uns von dem Herzensadel, von der Güte und Einfachheit ihres Wesens und von der nicht gewöhnlichen Art ihrer geistigen Bildung entwerfen durften, und machen das Verlangen nur um so dringender, mehr von ihren Briefen an das Licht gefördert zu sehen Ein Schreiben ihres Schwestersohnes, mit dem derselbe jene zwei Schriftstücke an den Herausgeber übersendete, sagt von ihr: „Der Charakter der Corona kann nach den Aeußerungen meiner Mutter, nach der hohen Achtung und innigen Liebe, die sie zu ihr hegte, nur ein sittlich reiner und edler gewesen sein."

Corona Schröter hat das werthvollste Geheimniß ihres Lebens — die Aufklärung ihres Verhältnisses zu Goethe — mit sich in's Grab genommen. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie vor ihrem Ende, bei ihrer Scheu vor aller Veröffentlichung rein persönlicher Beziehungen, vielleicht selbst alle in ihrem Besitze befindlichen Briefe von ihm vernichtet oder deren Vernichtung nach ihrem Tode ihrer Freundin anbefohlen hat.

Ich schließe diese Skizze mit der Stelle der Goethe'schen Jahres- und Tageshefte, in welcher der damals bereits über die Mitte der siebzig hinausgelangte Greis bei der Verzeichnung der Ereignisse des Jahres 1802 der einstigen Geliebten seiner Jugend zu gedenken sich veranlaßt fand. Die Worte lauten:

der im Bewusstsein seiner Ueberlegenheit es mit boshafter Beschränktheit zu thun hat, die ihm das zum Verbrechen zu machen strebt, worauf er stolz zu sein sich berechtigt fühlt. Damit soll jedoch die eitle Ueberhebung in einer Stelle der Florida um so weniger entschuldigt werden, als sie gar nicht auf Rechnung des Appulejus gesetzt werden darf [1]). Als Resultat dieses Fleisses erscheint eine umfassende Belesenheit, eine ausgebreitete, für jene Zeiten der Oberflächlichkeit gründlich zu nennende Gelehrsamkeit. Seine Zeit und seine Lehrer zu Athen und Rom gewannen ihn für den herrschenden Platonismus, der überdies mit der ganzen Eigenthümlichkeit seines Wesens vollkommen übereinstimmte. Platon selbst war sein Ideal; seine Schriften studierte er mit Begeisterung, und namentlich war es das Dichterische in ihnen, das Phantastische in der Persönlichkeit des Platonischen Sokrates, was er ganz in sich aufzunehmen strebte, und was sich in ihm zu einer, durch die gesammte Richtung seiner Zeit getragenen und bedingten schwärmerischen Mystik ausbildete, von der jedoch übertriebene Vorstellungen eine Beschränkung und Ermässigung aus genauem Studium seiner philosophischen Werke erhalten [2]). Indess bleibt diess zu verfolgen bil-

1) Florida p. 148 Bip. p. 98 Oud. wo ohnedem die Vulgata: Appulejus noster unbedenklich richtig scheint. Dass diese sogenannten Florida Excerpte eines jüngern Verfers des Appulejus sind, darf wohl für ausgemacht gelten.

2) M. vgl. B. de Genio Socratis p. 241 Bip. p. 164—165 Oudend. Die Angaben von seiner Wunderthäterei

„Corona Schröter starb; und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu setzen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor so viel Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten gewußt hätte. Es war ebenmäßig bei einem Todesfalle, bei dem Abscheiden Mieding's, des Theater-Dekorateurs, daß in ernster Heiterkeit der schönen Freundin gedacht wurde. Gar wohl erinnere ich mich des Trauergedichts auf schwarzgerändertem Papier, für das Tiefurter Journal reinlichst abgeschrieben. Doch für Corona war es keine Vorbedeutung. Ihre schöne Gestalt, ihr munterer Geist erhielten sich noch lange Jahre. Sie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte."

V.

Christiane Neumann-Becker.

(Goethe's „Euphrosyne.")

Unter den Gedichten, mit welchen Goethe das Andenken einzelner ihm werther Menschen gefeiert und unsterblich gemacht hat, nimmt die „Euphrosyne" überschriebene Elegie neben dem in der Skizze Corona Schroeter erwähnten Gedichte auf Mieding's Tod an Vollendung der dichterischen Form und Tiefe des Gefühls die erste Stelle ein. Auch hier war diejenige, der unser größter Dichter in dankbarer Liebe ein beneidenswerthes Denkmal setzte, ein Kind des armen Volkes, ein Komödiantenkind und wie ihre Eltern eine Schauspielerin, die ihr junges Leben noch vor der Vollendung ihres zwanzigsten Jahres abschloß und damit an der von Goethe begründeten und geleiteten Weimarischen Bühne eine nie wieder vollständig ausgefüllte Lücke zurückließ.

Bevor sie jedoch die folgende Skizze lesen, bitte ich die freundlichen Leser, das oben bezeichnete Gedicht in Goethe's Werken aufzusuchen. Sie werden nach erneuter Lesung desselben unsere Mittheilungen über die liebliche, in jener herzrührenden Todtenklage gefeierte junge Künstlerin vielleicht mit erhöhter Theilnahme begleiten.

Im Jahre 1791 war Goethe als oberster Leiter an die Spitze des vom Herzoge Karl August zu Anfange dieses Jahres

neu gegründeten Weimarischen Hoftheaters getreten, an dessen Stelle bis dahin, — nach dem Aufhören des fürstlichen Liebhabertheaters der Jahre 1775—1783, dessen Seele gleichfalls Goethe gewesen war — die Bellomosche aus Oberdeutschland dahin gezogene Gesellschaft Hof und Stadt mit theatralischen Genüssen versorgt hatte. In dieser Gesellschaft befand sich unter andern auch ein Schauspielerehepaar Namens Neumann, mit einem Töchterchen, der später in den Annalen des Weimarischen Theaters so berühmt gewordenen Christiane. Geboren zu Crossen (25. Dezember 1778), hatte sie bis dahin das herumziehende Leben der Eltern getheilt und war schon als fünfjähriges Kind von ihrem Vater, der damals als Prinzipal einer eignen kleinen Truppe vorstand, zu allerhand kleinen theatralischen Leistungen angeleitet und verwendet worden. Sie war noch nicht volle neun Jahre alt, als sie zum erstenmale auf der Weimarischen Bühne in der Rolle des Edelknaben in Engel's gleichnamigen Drama auftrat. Kleine Residenzen mit einem kunstsinnigen Hofe sind der Erziehung junger Talente bekanntermaßen günstiger als große. Das reichbegabte Kind, dessen wunderbares Talent sofort die Aufmerksamkeit der Herzogin Mutter Anna Amalia erregte, wurde von ihr der berühmten Corona Schroeter zur künstlerischen Ausbildung übergeben, an der sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien auch persönlich mit lebhaftem Interesse betheiligte. So ward ihr in frühester Jugend das Glück zu Theil, den größten Dichter und Dramaturgen und die berühmteste Künstlerin des theatralischen Vortrages zu ihren Lehrmeistern zu haben. Als ihr Vater kurz vor der Einrichtung des neuen Hoftheaters starb, war Christiane wenig über zwölf Jahre alt, nicht „vierzehnjährig", wie Goethe sie in den Tages- und Jahresheften nennt. Sie war, wie er hinzusetzt: „das liebenswürdigste natürliche Talent, das mich um Ausbildung anflehte." Er

gewährte ihr dieſelbe mit immer wachſendem Intereſſe und mit einer liebevollen Sorgfalt, wie ſie weder vorher noch nachher einem anderen theatraliſchen Talente von dem großen Meiſter zu Theil geworden iſt. Schon damals (1791) ſtudirte er ihr jene Rolle des Arthur in Shakeſpeare's König Johann ein, deren Darſtellung durch ſie er in ſeinem Gedicht „Euphroſyne“ in ſo rührender Weiſe gedenkt, und deren Wirkung er ſelbſt als eine „wundervolle“ bezeichnet.

Von dieſem Tage an ward und blieb ſie der Liebling des Hofes und des Publikums von Weimar. „Wenn ſie ſo fortfährt“, äußerte Wieland, „wird Deutſchland bald nur eine Schauſpielerin haben“; und der berühmte Iffland, welcher bei ſeinen Gaſtſpielen in Weimar Gelegenheit hatte, ihr wunderbares Talent zu beobachten, faßte ſeine Bewunderung für die jugendliche Künſtlerin in das Urtheil zuſammen: „Sie könne Alles, weil ſie frei ſei von aller gemachten Empfindſamkeit“. So ausgezeichnet waren ihre Leiſtungen, daß Goethe, wie er bei Gelegenheit ihrer Darſtellung des Shakeſpeare'ſchen Arthur im „König Johann“ ausdrücklich bemerkt, große Mühe darauf zu verwenden hatte, „alle die Uebrigen mit ihr in Harmonie zu bringen.“ Ihre liebevolle Hingabe an ihres großen Lehrmeiſters bildende und leitende Theilnahme war für Goethe vorzugsweiſe das Band, welches ihn an die neubegründete, ſeiner Leitung untergebene Anſtalt feſſelte. „Durch ſie ſei er an die Bretter gewöhnt worden,“ hörte man ihn ſpäter zum öftern ſagen. Sie wählte er daher jedesmal, wenn er in ſeinen Prologen und Epilogen — jenen kleinen Theaterreden von unnachahmlicher Anmuth — zum Publikum zu ſprechen, demſelben ſeine Wünſche und Erwartungen, ſeine Bitten und fördernde Theilnahme an der Anſtalt und um freundliche Beurtheilung des etwa noch Mangelhaften oder als mangelhaft Erſcheinenden, vorzutragen hatte. Es ſind dies die

„rührenden Reden voller Gehalt", von denen es in dem Gedichte Euphrosyne heißt, daß der Dichter sie den „kindlichen Lippen" seines Lieblings „zum Volke zu sprechen vertraut habe." Dahin gehört der rührende „Epilog" zu der letzten Vorstellung des Jahres 1791 (nicht 1792 wie in der Ausgabe der Goethe'schen Werke letzter Hand Bd. XI., S. 357 unrichtig angegeben ist*), der von der dreizehnjährigen Christiane, umgeben von einer Gruppe vieler Kinder gesprochen wurde, — ein Gedicht, das besser und eindringlicher wie ganze Bücher die sittliche Beziehung und Einwirkung der Bühne auf das Leben in wunderbar einfacher Weise ausspricht. Ebenso die Prologe vom 15. Oktober 1793 und vom 7. Oktober 1794. Diese von Schiller wegen ihres ganz eigenen, reizenden und anziehenden Charakters bewunderten Theaterreden muß man lesen und sich dieselben von der lieblichsten Erscheinung mit der seelenvollsten Stimme und einer zur Natur erhobenen Kunst gesprochen denken, um den Zauber zu empfinden, den sie aus Christianens Munde nach den erhaltenen Äußerungen von Zeitgenossen überall, wo die Weimarische Gesellschaft auftrat, in Weimar, Erfurt, Rudolstadt, Lauchstedt und Halle, auf die Hörer ausübten.

Die Vielseitigkeit dieses wunderbaren Talents ist vielleicht ohne Beispiel in der deutschen Theatergeschichte, zumal wenn man die Kürze der Lebenszeit bedenkt, welche ihr zur Bethätigung desselben vom Geschick vergönnt war; denn noch ehe sie ihr neunzehntes Jahr vollendet hatte, wurde sie, wie wir weiterhin sehen werden, ihrer Kunst und dem Leben entrissen. Aber in dieser kurzen Zeitspanne von kaum fünf Jahren, seitdem die Vierzehnjährige zuerst als Arthur im König Johann ihrem Lehrer Goethe Thränen der Bewunderung entlockt hatte, durchmaß sie

*) E. C. W. Weber: Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. S. 288

auf den Flügeln des Genius den ganzen Bereich weiblicher Darstellungen der größten Gestalten dramatischer Dichtung. „Ophelia“ in Shakespeare's Hamlet, „Clärchen“ in Goethe's Egmont, „Amalie“ in den Räubern, „Prinzessin Eboli“ im Don Carlos „Emilia Galotti“ und „Minna von Barnhelm“ in Lessing's gleichnamigen Dramen, „Louise“ in Kabale und Liebe und „Marianne“ in Goethe's Geschwistern werden von den Annalisten der Weimarischen Bühne als diejenigen unter ihren Leistungen höheren Stils genannt, in welchen sie auch in der Folgezeit auf dem Weimarischen Theater unerreicht blieb. (S. Genast, Tagebuch eines alten Schauspielers; Pasqué: Goethe's Theaterleitung in Weimar; Musculus: Euphrosyne. Leben und Denkmal (1836); Dr. E. W. Weber: Zur Geschichte des Weimarischen Theaters.) Aber diese hier genannten klassischen Hauptrollen finden wir umgeben von einem Rahmen zahlreicher anderer, in welchen sich die an das Wunderbare grenzende Vielseitigkeit ihrer reichen Begabung auf das Anmuthigste ebensowohl in heiter komischen und phantastischen als in rührenden Gestaltungen offenbarte. Mochte sie heute den „Kellnerjungen“ Franz in Shakespeare's Heinrich IV., morgen im Goethe'schen Großkophta die „Nichte“ der Marquise spielen, hier in einem Gozzi'schen Märchen die Geliebte eines Königs, dort in einer Beil'schen Posse einen lustigen Theaterdiener darstellen — immer und überall, als Knabe, als Mädchen, als Shakespearescher Prinz Gloster (in Heinrich IV., zweiter Theil) oder als Kotzebue'sche Gurli bewährte sie die angeborene Meisterschaft und Vielseitigkeit des glücklichsten Naturells. In der großen Anzahl ihrer Rollen, die sie in allen Fächern der dramatischen Kunst, in Schauspiel, Trauerspiel und Lustspiel nach und nach darzustellen hatte, und deren die Verzeichnisse bei Musculus und Pasqué nicht weniger als fünfunddreißig aufzählen, wird auch nicht einer

einzigen gedacht, die ihr irgendwie mißlungen wäre. Der Schauspieler Genaſt der ältere, Goethe's langjähriger Regiſſeur, der ſie zuerſt als noch nicht dreizehnjährige im Jahre 1791 in der Rolle der „Bärbel“ in Iffland's „Jägern“ ſah, berichtet mit Staunen, „was dies ſchon zur Jungfrau erblühte Kind aus der an ſich unbedeutenden Rolle zu ſchaffen vermochte. Dieſe Trägheit im Ausdruck des Geſichts, im Sprechen und in allen Bewegungen war unbeſchreiblich charakteriſtiſch. Ein Sturm von Applaus erhob ſich, als ſie die Bühne verließ, nachdem ſie dieſelbe mit unnachahmlicher Trägheit aufgeräumt hatte.“ (Ed. Genaſt, Tagebuch I., S. 80.) Sie war eben gleich groß in Darſtellung und Charakteriſtik der unbedeutendſten wie der bedeutendſten dramatiſchen Geſtalten.

Alle Huldgötter ſchienen ſich vereint zu haben, um dies wunderbare Weſen, das der Erde und der Kunſt nur ſo kurze Zeit gegönnt ſein ſollte, mit den reichſten Gaben ſchmückend auszuſtatten. Ihr ganzes Weſen wie ihre äußere Erſcheinung, ihr zierlich ſchlanker Wuchs und die reizend einnehmende Geſichtsbildung des von blonden Locken umgebenen Kopfes trugen das Gepräge bezaubernder Anmuth und Lieblichkeit. So erſcheint ſie noch heute in den erhaltenen, wiewohl meiſt nur flüchtigen und von Dilettanten, unter denen ſich auch die Herzogin Mutter Amalie befindet, gemalten und gezeichneten Abbildungen, von denen eine im Stahlſtich wiederholte mir vorliegt. Dazu geſellte ſich das Organ einer Stimme, die, jeden Ausdrucks fähig, ſchon bei dem einfachſten Sprechen dem Hörer ein Genuß war, und die in heitern wie in tragiſchen und leidenſchaftlichen Partien unwiderſtehlich in die Herzen eindrang. Sie ſchien nicht, ſie war immer was ſie ſpielte. Das war es, was ſie zur Künſtlerin machte; denn auch in ihrer Kunſt gilt das Wort, daß der Künſtler, wie der Dichter, nichts zu ſchaffen vermag, was er nicht ſelber

mehr oder weniger in sich trägt und besitzt. Endlich ein fein gebildeter in dem vertrauten Verkehr mit ihrem Lehrer und Meister Goethe, mit Wieland und mit allen bedeutenden Persönlichkeiten des damaligen Weimarischen Hofes, früh geschulter Geist und Geschmack, der sie weit über die gewöhnliche Sphäre der Schauspieler hinaushob, und der durch die Eigenschaften ihres liebevollen Herzens und ihres tief empfindenden Gemüths, von denen die rührendsten Züge erzählt werden, seine Vollendung erhielt.

Noch nicht volle vierzehn Jahre alt, war sie bereits zur Jungfrau erblüht, nicht minder wegen ihrer Schönheit als durch die Höhe ihrer künstlerischen Leistungen Gegenstand allgemeiner Liebe und Bewunderung. Aber eben diese Frühreife sollte ihren Untergang herbeiführen. Ein junger preußischer Edelmann, ein Herr v. Blumenthal, der aus Liebe zur Kunst sein Vaterland und seinen Adel aufgegeben hatte und unter dem Namen Becker, den er lebenslang beibehielt, ein geschätztes Mitglied des Weimarischen Theaters geworden war, gewann ihr Herz und schon im Juli 1793, erst fünfzehnthalb Jahr alt, reichte sie ihm ihre Hand. Ein Jahr darauf gebar sie ihm eine Tochter — die sie nach ihrer großen Lehrerin Corona nannte — die spätere Mutter des ausgezeichneten Aquarellmalers Karl Werner, und anderthalb Jahre darauf eine zweite.

Als sie nach der Geburt ihrer ersten Tochter zum ersten Male wieder, und zwar in einer Knabenrolle („Jakob" in Iffland's „Alte und Neue Zeit") auf dem Theater in Weimar erschien, feierte Goethe das Auftreten der jugendlichen Mutter (7. Oktober 1794) durch einen von ihr selbst im Charakter ihrer Rolle gesprochenen Prolog, der wohl in seiner Art durch die spezielle Bezugnahme auf die Person der Sprechenden einzig dasteht. Es heißt in demselben:

„Ja! alt und neue Zeit, das sind fürwahr
Besondre Worte! — Seh ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen, auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jakob soll ich heißen,
Ein Knabe sein? — das glaubt kein Mensch.
Wie viele werden nicht mich sehn und kennen,
Besonders die, die mich, als kleine Christel
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.
Was soll das nun? — Man zieht sich aus und an;
Der Vorhang hebt sich, da ist alles Licht
Und Lust, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel.
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiß,
Was sie zu ihren Kindern sagen soll."

Es liegt etwas ahndungsvoll Trauriges in diesen scheinbar heitern Zeilen, wie eine Ahndung des kommenden Geschicks, das denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Denn diese Entbindungen in so jugendlichem Alter, verbunden mit den außerordentlichen Anstrengungen ihres künstlerischen Berufes brachen die Kraft des zarten jungen Weibes. Nach der Geburt ihrer zweiten Tochter im Sommer 1796 erkrankte sie bedenklich. Goethe that alles Mögliche, das von ihm so geliebte Leben zu erhalten. Er erleichterte ihr in jeder Weise ihre Stellung, ließ andere in ihre Rollen eintreten, ja er erbot sich sogar, sie auf lange Zeit ganz vom Spielen zu dispensiren, und suchte zu diesem Ende eifrig irgend einen Ersatz für sie zu schaffen. Sie dagegen raffte alle Kraft zusammmen, um den verehrten Meister seine Sorge um sie und die ihm untergebene Anstalt zu erleichtern. Es war treue Wahrheit, was der Dichter in der ihr geweihten Elegie Euphro-

ſyne den Geiſt der Dahingeſchiedenen zu ſich ſprechen und bitten läßt: daß er ihrer gedenken ſolle:

„Wenn eine Dir jemals
Sich im verwornen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an Deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den Du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte
Selbſt bis zur Pforte des Grab's, freudiges Opfer ſie bringt:
Guter! dann gedenkeſt Du mein und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!"

Selbſt bis zur Pforte des Grabes! — Alſo war es. Die letzte Rolle, in welcher ſie auf dem Weimariſchen Theater auftrat (14. Juni 1797), war die der Ophelia. Unmittelbar darauf ging die Weimariſche Hoftheatertruppe nach dem Bade Lauchſtedt. Chriſtiane ließ ſich trotz ihres bedenklichen Geſundheitszuſtandes nicht abhalten, ſie zu begleiten, um nicht den Erfolg der Saiſon für die Bühne zu beeinträchtigen. Sie ſpielte dort in der That noch mehrere kleinere Rollen, die letzte am 31. Juli. Aber es war das letzte Aufflackern des dem Verlöſchen zueilenden Lebens. Zu Anfang des Auguſt verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand in gefährlicher Weiſe. Herzog Karl Auguſt ſchickte ſeinen bequemſten Reiſewagen nach Lauchſtedt, um die Kranke von dort nach Weimar zurückzuführen. Es gelang mit Mühe. Aber keine Kunſt und Sorgfalt der Aerzte vermochte das fliehende Leben zurückzuhalten. Die Bruſtkrankheit entwickelte ſich raſch zu tödtlicher Stärke. Der plötzliche Tod ihres jüngſten Kindes gab ihr den letzten Stoß. Wenige Wochen nach ihrer Heimkehr, am 22. September 1797, entſchlief ſie, — „ein Bild der Geduld, der Güte und Ergebung", wie es in einem Nachrufe heißt, in einem Alter von nicht mehr als achtzehn Jahren und neun Monaten.

lig andern überlassen. Wir beschränken uns hier auf die Darstellung seines Verhältnisses zu Aristoteles je nach den verschiedenen Richtungen seiner Bestrebungen, und auf die Ermittelung des Maasses, in welchem das Studium Aristotelischer Schriften ihn gefördert hat. Hier erinnert uns nun zuförderst eine bewundernswürdige Vielseitigkeit in Studien und schriftstellerischer Produktion an den Meister der Gelehrten; wobei wir indess zu gedenken haben, dass der bei weitem grösste Theil der Appulejanischen Schriften verloren gegangen ist. Diese letztern, unter denen sich auch freie Uebertragungen Platonischer Dialogen, z. B. des Phaedon [1]), erwähnt finden, betrafen die Gebiete der Geschichte, Rhetorik, Poesie nicht minder, als die der Mathematik [2]), Medicin (?) und der Naturwissenschaft [3]) im weitesten Umfange des Worts. Dabei begegnen uns mehrere Schriften, deren Titel an ähnliche Aristotelische erinnern, und zum Theil auch schon im Alterthum mit solchen zusammengestellt worden sind [4]). Dahin gehören die Bücher

(z. B. bei Lactantius Instit. V, cp. 3. §. 7. u. §. 21. p. 394. p. 396 Bük.) fallen weniger ihm selbst als einer spätern Zeit zur Last, der alle naturwissenschaftlichen Forschungen nur in diesem Lichte erschienen.

1) Bosscha a. a. O. p. 314. Fragmente davon bei Oud. Th. II, p. 608.

2) Isidor. Origen. III, cp. I. §. 3. p. 105 Lindem. Numeri disciplinam apud Graecos primum Protagoram autumant conscripsisse ac deinde a Nicomacho diffusius esse dispositam; quam apud Latinos primus Appulejus, deinde Boetius transtulerunt.

3) Bosscha de scriptis Appuleji p. 311.

4) Ueber die Quaestiones Convivales, gl. Macrob. VIII, 3. Bosscha p. 313.

Goethe war von Weimar abwesend, als sie in Lauchstedt erkrankte. Er hatte am 30. Juli seine dritte Schweizerreise angetreten. Hier erreichte ihn in der einsamen Hochgebirgswelt, der klassischen Stätten der Tellsage, mit deren epischer Gestaltung sich damals sein Dichtergeist beschäftigte, die Trauernachricht von dem Tode seines Lieblings. Er hatte sie mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters und mit der ganzen Freude eines Meisters an seinem vollendetsten Zöglinge geliebt. Auf einen der Briefe, welche ihm diese Kunde meldeten und die ihn zugleich über die durch den erlittenen Verlust sehr gefährdete Lage seines Theaters zu beruhigen versuchten, indem sie ihn benachrichtigten, daß alle Mitglieder desselben bereit seien ihr Aeußerstes zu thun, erwiderte er (an Böttiger): „Das gute Zeugniß, das Sie unserm Theater geben, hat mich sehr beruhigt; denn ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich gewesen. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust, für's Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich gewiß sie vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten. Ich wünsche, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen sein möchte."

Diese „Rhythmen zur Ehre der Todten" sind die Elegie „Euphrosyne", welche damals in der schweizerischen Gebirgswelt entstand — vielleicht das tiefstempfundene Gedicht, das seiner Seele entflossen. Euphrosyne ist der Name einer der drei Charitinnen, der Huldgöttinnen des hellenischen Olymp. Diesen Namen hatte er ihr schon früher, vielleicht auf Veranlassung

einer gleichnamigen Rolle aus einer Zaubermärchenoper, beigelegt, um den alle Herzen im Leben wie in der Kunst gewinnenden Zauber eines Wesens auszudrücken, das in der Lieblichkeit und Anmuth seiner ganzen Erscheinung, in der sittlichen und künstlerischen Schönheit des Empfindens und Bewegens, Würde und Hoheit mit Kindlichkeit verbindend, in der That als die Verkörperung einer jener Huldgöttinnen erscheinen konnte. Jetzt schmückte er mit demselben Namen das herrliche Gedicht, das er ihrem Andenken weihte, und mit dem er ihr Gedächtniß der Unsterblichkeit übergab. In diesem Gedichte ist das, was sie ihm, was sie der Kunst gewesen, in einer Weise ausgesprochen, welche noch jetzt jedes Herz zu Thränen zu rühren vermag und das seine Wirkung üben wird, so lange die Sprache gesprochen wird, in der es gedichtet ist. Ich enthalte mich jeder weiteren ausführenden Bemerkung über die Komposition dieses Meisterwerks; doch kann ich es mir nicht versagen, an einer Stelle desselben zu zeigen, wie der Dichter Züge der realen Wirklichkeit in seine Dichtung zu verweben verstand und liebte. Es ist die Stelle des Gedichtes, in welcher Euphrosyne's Schatten den Dichter an die Stunde mahnt, wo er sie zuerst als Arthur in Shakespeare's König Johann „auf dem Brettergerüste, der höheren Kunst ernstere Stufen geführt“:

„Knabe schien ich, ein rührendes Kind, Du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild,
Drohtest mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach, da warst Du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest Du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang, dir an dem Busen den Tod.

Endlich schlug die Augen ich auf, und sah Dich, in ernste
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt ich empor und küßte die Hände Dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß Dir den gefälligen Mund!"

Diese der Wirklichkeit entnommene Schilderung bezeugt als solche eine Mittheilung des damaligen bei einer Probe anwesenden Regisseurs, des älteren Genast, mit folgenden Worten (S. Tagebuch I., S. 83): „Bei der Hauptprobe zeigte Christiane nicht genug Entsetzen bei dem Anblick des glühenden Eisens. Ungeduldig hierüber riß Goethe dem Darsteller des Hubert das Eisen aus der Hand und stürzte mit solch' grimmigem Blick auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete nun Goethe zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund — eine schöne und rührende Offenbarung der väterlichen und kindlichen Neigung Beider zu einander."

Bald nach seiner Rückkehr aus der Schweiz machte sich Goethe daran, das Gedächtniß Euphrosynens auch noch durch ein sichtbares Denkmal im Andenken Weimars zu bewahren. Sein Freund Heinrich Meyer entwarf die Zeichnung für dasselbe, und der in Gotha lebende Bildhauer, Professor Döll, übernahm auf Goethe's Antrag die Ausführung, zu welcher die Mittel durch eine von Goethe veranstaltete Subskription sowie durch die bei Gelegenheit der öffentlichen theatralischen Todtenfeier eingegangenen Beträge gewonnen wurden. Es wurde in dem Theile des herzoglichen Parks errichtet, welcher damals der Rosengarten hieß und den später Karl August der Weimarischen „Erholungsgesellschaft" schenkte, in deren Garten das Monument noch heute zu sehen ist. Eine Abbildung desselben findet

man, nebst dem Portrait Euphrosynens, in der Zeitschrift Freya (V. Jahrgang 1865. S. 148 bis 149).

Im Gehölz des Parks, jenseits der Ilm — so lautet dort die von Adolf Schöll gegebene Beschreibung — erhebt sich auf einem Würfel eine Säule, deren Wulst mit den Zodiakalbildern, der Schaft mit den Reliefgestalten der Horen geschmückt ist. Am oberen Ende der Säule verbindet ein Schleiergehänge heitere und tragische Masken, und den Knauf bildet ein Pinienapfel, der, nach alter Symbolik so die Grabestrauer bezeichnet, wie er, als Krone des Thyrsus, die begeisternde Kunst bedeutet. Der Würfel aber trägt zwischen Blumengewinden die einfache Inschrift:

EUPHROSYNEN.

VI.

Frau von Stein.

1.

Unter der Zahl der Frauengestalten, denen das Glück zu Theil geworden, durch die Berührung mit dem größten Dichtergenius unseres Volkes aus der dunklen Unbedeutendheit ihrer vergänglichen Existenz an das Licht poetischer Verklärung emporgehoben und durch seine Liebe eines Antheils an seiner eigenen Unsterblichkeit theilhaftig zu werden, ist keine, die sich dieser Gunst des Geschicks in einem solchen Maße zu erfreuen gehabt hätte als die Frau, deren Charakterbild ich in dieser Skizze zu zeichnen versuchen will. Aber auch keine hat auf Goethe's Lebensgang und Charakterentwickelung sowie auf sein eigenstes privates Lebensschicksal einen solchen Einfluß — im Guten wie im Schlimmen — ausgeübt als diese Frau, mit der ihn, den Sechsundzwanzigjährigen, bei seiner Ankunft in Weimar im Spätherbste des Jahres 1775, sein Stern „in der Laune seiner Bahn", theils zu seinem Heile, aber zugleich auch und noch mehr zu seinem Unheile, zusammenführte.

Die zuerst im Jahre 1848 von Adolf Schöll herausgegebenen „Briefe Goethe's an Frau von Stein aus den Jahren 1775 bis 1826" (zweite Ausgabe 1857), bilden für den inter-

essantesten Lebensabschnitt Goethe's, für die elf Jahre von seiner Ankunft in Weimar bis zu seiner Flucht nach Italien, nicht nur die inhaltreichste Quelle werthvollster Mittheilungen über seine Entwickelung während dieser wichtigen Lebensperiode: sondern sie erschließen uns auch — wie ein neuerer Beurtheiler mit Recht sagt — „den ganzen Menschen mit allem, was um, in und an ihm ist," in so wunderbarer Klarheit und Offenheit, sie bringen alles Schöne und Gute, Große und Edle von Goethe's Natur so ungesucht, so völlig spontan und doch unbewußt zum lebendigsten und ergreifendsten Ausdrucke, daß man mit vollem Rechte behaupten darf: Wer aus diesen Briefen, zumal aus der letzten Hälfte derselben — Goethe nicht verstehen, ehren und lieben lerne, der möge es aufgeben, überhaupt einen Menschen in seiner ganzen Wesenheit zu würdigen und zu verstehen.

Keineswegs dasselbe aber ist in Betreff des Wesens und Charakters der Frau zu sagen, an welche diese liebenswürdigsten und liebevollsten aller jemals geschriebenen Liebesbriefe gerichtet sind. Nicht daß uns dieselben *völlig* darüber im Unklaren ließen. Aber es hat doch mit den in denselben überwiegend hervortretenden Licht- und den — höchst selten und nur in gedämpftester Färbung hier und da angedeuteten Schattenseiten ihres Wesens, eine eigene, bisher lange nicht genug beachtete Bewandtniß. Denn es ist eben der *Liebende*, es ist der mehr und mehr von glühender Leidenschaft erfüllte Liebhaber, der in ihnen die Feder führt. Und wenn wir auch nicht Mephistopheles Wort von dem Tranke der Leidenschaft, von dem erfüllt sein Faust —

„bald Helenen in *jedem* Weibe"

sieht, auf den jugendlichen Dichter des Faust in diesem Falle anwenden wollen, so werden wir uns doch auch andererseits

davor zu hüten haben, in Frau von Stein alles das und nur das zu sehen, was der hingebendste, empfänglichste und weichste aller Liebenden in diesen Briefen in ihr gesehen, das Bild als völlig treu, wahr und unbefangen gemalt zu achten, welches seine überschwängliche, mit Dankbarkeit verbundene Liebe und Verehrung von der Geliebten entworfen hat. Besäßen wir, neben diesen Goethe'schen, auch die an Goethe gerichteten Briefe der Frau von Stein, so würde es bei weitem leichter sein, ein der Wahrheit und Wirklichkeit entsprechendes Bild ihres Wesens und Charakters und ihres ganzen, durch beide bestimmten Verhaltens während jener elf Jahre, vom ersten Beginn ihres Verhältnisses zu Goethe durch die sehr verschiedenen Phasen desselben hindurch, zu gewinnen. Dies ist aber — wie jetzt die Dinge liegen — wenn nicht absolut unmöglich, so doch überaus erschwert durch den Umstand, daß Frau von Stein ihre sämmtlichen an Goethe gerichteten Briefe vor ihrem Tode vernichtet hat. Sie hatte sich dieselben, nach dem im Jahre 1789 erfolgten Bruche mit ihrem Geliebten, zurückgeben lassen, während sie die Briefe Goethe's, der eine solche Forderung zu stellen großmüthig verschmäht hatte, bis auf das kleinste Zettelchen sorgfältig aufbewahrte. Nur diejenigen Briefe und Tagebücher, welche er aus Italien vom Spätherbste des Jahres 1786 bis zum Frühlinge des Jahres 1788 an sie gerichtet hatte, erbat und erhielt er zurück, um aus ihnen später seine „Italienische Reise" zusammenzustellen.

Mit ihren sämmtlichen ihr zurückgegebenen Briefen an Goethe vernichtete Frau von Stein, nach der Angabe des späteren Herausgebers der Goethe'schen Briefe an sie, auch eine Anzahl an sie gerichteter Gedichte Goethe's, obschon für dieselben eine Freundin Fürbitte einlegte. Sie wußte nur zu gut, warum sie beides that. Sie entrückte durch diese Vernichtung den Augen

und dem Urtheile der Nachwelt alle diejenigen Urkunden, welche über ihr eigenes wahres Verhältniß in dieser langjährigen intimen Verbindung ein Zeugniß abgelegt haben würden, das der später ihr angekünstelten platonischen Jugendaureole schwerlich zu Statten gekommen wäre. Welche Ungerechtigkeit gegen Goethe aber in der einseitigen Veröffentlichung seiner Briefe ohne die der entsprechenden Briefe des andern Theils lag, das scheint man bisher ebensowenig genügend berücksichtigt zu haben, als man den Umstand beachtet hat, daß die Redaktion der Briefe Goethe's doch offenbar nur nach derjenigen Sammlung erfolgte, die die Empfängerin, die Betheiligte, ausgewählt, und aus der sie ohne Zweifel Alles vorsichtig beseitigt hatte, was etwa gegen sie sprechen, ihren Charakter und ihr Verhalten irgendwie bloßstellen oder in ein ungünstiges Licht rücken konnte. So konnte es denn auch geschehen, daß ihre Persönlichkeit in der Darstellung des späteren Herausgebers, vom reinsten Aetherlichte sittlicher Erhabenheit und hoher weiblicher Tugend umflossen, als ein Bild mustergiltigen Verhaltens edelster Selbstlosigkeit und treuester Hingebung an den Freund erschien, dessen Wohl, dessen richtige Führung seines Genius während der ganzen ersten Periode seiner Weimarischen Lebenslaufbahn den einzigen Gegenstand ihrer uneigennützigen Liebe, das wesentliche Motiv ihres ganzen Verhaltens in der Verbindung mit ihm gebildet habe.

Wie viel oder wenig Wahres an dieser Auffassung und Darstellung sei, wird aus der folgenden genaueren Prüfung der vorhandenen Akten hervorgehen, durch welche ich mein bereits vor längeren Jahren in meinem Buche „Weimar und Jena" (Th. II. S. 130—135, zweite Ausg.) abgegebenes Urtheil ausführend zu bestätigen beabsichtige.

Charlotte von Stein, geborene von Schardt, einer der ersten thüringischen Adelsfamilien angehörend, war am 25. Dezember

1742 geboren. Ihr Vater war Hofmarschall am Weimarischen Hofe, an welchem sie selbst als Hofdame der regierenden Herzogin Amalie ihre Ausbildung erhielt. Zweiundzwanzig Jahre alt, verheirathete sie sich mit dem Hofstallmeister Baron von Stein, Erbherrn auf Kochberg, einem Hofkavalier von angenehmen Formen und schöner Gestalt, der ohne höhere Interessen und geistige Bildung, fast ausschließlich theils seinem Dienste und der Geselligkeit, nebenbei auch der Bewirthschaftung seiner Güter lebte, und deshalb in seinem Hause wenig daheim war. Es war eine anständige Kavalierehe, ohne tieferes Gemüths- und Herzensbedürfniß auf beiden Seiten, trotzdem aber von zahlreichen Kindern gesegnet, deren sie ein Jahr zuvor ehe Goethe nach Weimar kam, ihrem Gemahle während einer zehnjährigen Ehe bereits sieben geboren hatte.

Unter der großen Zahl derjenigen, welche der lange erwarteten Ankunft des jungen Dichters des Götz und Werther damals in Weimar mit neugieriger Spannung entgegensahen, befand sich die vornehme Hofdame in erster Linie. Denn eine Mittheilung des bekannten Arztes Zimmermann hatte ihr einige Zeit zuvor berichtet: daß der Anblick ihrer Portraitsilhouette — es herrschte damals in der Gesellschaft das durch Lavater angeregte physiognomische Silhouettenfieber — den jungen Dichter zu überschwenglicher Bewunderung ihrer Persönlichkeit hingerissen, ihm „drei schlaflose Nächte“ gekostet, und daß er unter jene Silhouette die Worte geschrieben habe: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe; so ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck!“

Es war das eine physiognomische Analyse, die, obschon so ziemlich das Gegentheil des Wirklichen aussprechend, doch nicht

verfehlen konnte, trotz ihrer, für uns Heutige kaum noch verständlichen galanten Ueberschwänglichkeit, das Original lebhaft zu interessiren. Dies Interesse aber ward noch bedeutend gesteigert, als sie bald darauf erfuhr, daß der gefeierte Genius, der literarische „Löwe" des Tages, von dem jungen Regenten von Weimar, der dessen persönliche Bekanntschaft gemacht und sich ihm mit dem leidenschaftlichen Ungestüm seines energischen Wesens angeschlossen hatte, dringend eingeladen sei, nach Weimar zu kommen, wo ihm bereits in den Kreisen der Gesellschaft eine dauernde hohe Stellung als erklärtem Freunde und Günstlinge des Herzogs prophezeit wurde. Frau von Stein war eine kluge Frau. Umsichtig und berechnend, gewahrte sie bald nach Goethe's Erscheinen in Weimar, daß die Prophezeienden Recht behalten würden, und daß selbst der Widerstand der Abgeneigten, bei dem ihr genau bekannten, selbstwilligen „eisenfesten Charakter" des jungen Fürsten nur dazu beitragen könne, Karl August in seiner Neigung und in der Bethätigung derselben gegen seinen Günstling zu bestärken. Grund genug für sie, sich denselben in ihrem und ihrer Familie Interesse möglichst zu verbinden.

Sehr Vieles kam ihr dabei zu Hülfe, um ihr den Einfluß zu verschaffen, den sie auf den interessanten Ankömmling zu gewinnen wünschen mußte, und den sie in der That mehr und mehr zu gewinnen wußte, seit es sich entschieden hatte, daß Goethe in Weimar bleiben werde. Diese sozusagen politische Seite ihrer Verbindung mit und ihres Verhältnisses zu Goethe ist bisher nicht genügend in's Auge gefaßt worden.

Goethe war trotz der vielerlei Erfahrungen, die er im Bereiche des persönlichen Familienlebens und seiner menschlichen Leidenschaften und Wirrnisse gemacht hatte, doch auf dem Schauplatze, den er in Weimar betrat, ein vollständiger Neuling. Die verwickelten Verhältnisse, der glatte, schlüpfrige Boden des Hof-

De Republica, De Proverbiis, und die Quaestiones Convivales. — Vor allen nun waren es seine naturwissenschaftlichen Studien, in denen ihn, bei eigner Vorliebe für Beobachtung der Natur im Einzelnen, die Werke des Aristoteles und seiner nächsten Schüler leiteten [1]). Die Apologie giebt uns darüber die vollständigsten Aufschlüsse und Zeugnisse, indem seine Ankläger auch diesen Theil seiner Studien der Zauberei verdächtigt, und ihre Beweise namentlich aus seinem Aufsuchen und Zergliedern der Fische hergenommen hatten [2]). Hierauf erwiedert er denn, wie er allerdings nicht nur von Fischern mit beträchtlichen Unkosten sich seltene Seethiere zu verschaffen gesucht, sondern auch seine Freunde überall beauftragt habe, ihm dergleichen naturhistorische Seltenheiten, wenn sie sich ihnen zeigten, lebendig oder todt, oder doch in Beschreibungen mitzutheilen [3]); und endlich, mit beissendem Spotte sich gegen seinen Ankläger wendend, macht

1) Apolog. p. 494.

2) Apolog. p. 31 Bip. p. 464. Cur, inquit, piscium quorundam genera quaesivisti? quasi id cognitionis gratia philosopho facere non liceat, quod luxurioso gulae causa liceret. p. 457 Oud. Nunc, ut institui, proficiscar ad omnia Aemiliani hujus deliramenta, orsus ab eo, quod ad suspicionem Magiae quasi validissimum in principio dici animadvertisti: nonnulla me piscium genera per quosdam piscatores pretio quaesivisse.

3) Sed profiteor me quaerere et cetera, non piscatoribus modo, verum etiam amicis meis negotio dato, quicunque mihi cogniti generis piscis inciderit, ut ejus mihi aut formam commemorent, aut ipsum vivum, si id nequiverint, vel mortuum ostendant. Apolog. p. 471 Oudend. p. 38 Bip.

lebens waren dem jungen siebenundzwanzigjährigen Poeten, der sich bisher fast nur in der allerzwanglosesten süddeutschen Gesellschaft mit genialer Ungebundenheit bewegt hatte, ein völlig Neues und Fremdes. Jetzt fand er sich plötzlich inmitten einer Hof- und Adelsgesellschaft, welcher er als bürgerlicher Eindringling gegenüberstand, und die trotz aller Humanität und genialen Leichtlebigkeit des Herzogs und der Herzogin-Mutter, doch ihre Standesprivilegien zu behaupten gar wohl verstand und eifrig beflissen war. Ohne einen Menschen in dieser Gesellschaft näher zu kennen, ohne berathende Freunde in den in einem solchen Hof- und Staatsmikrokosmus waltenden und zu berücksichtigenden Verhältnissen und Einflüssen, wurde es ihm selber, bei seinem angeborenen Scharfblicke bald klar, daß ihm, wenn er hier mehr suchen und gewinnen wolle, als einige Monate geistreichen Lebensgenusses, der Rath und die Führung einer in diesem Elemente und auf diesem Terrain heimischen Person unentbehrlich sein würde. Eine solche aber bot sich ihm in Frau von Stein dar, die ihn gleich bei seiner Ankunft mit Auszeichnung aufgenommen, und in der er bald auch für seine damaligen persönlichen Herzenszustände eine theilnehmende Freundin gefunden hatte.

Charlotte von Stein war damals ohne Frage eine der interessantesten Frauen des Weimar'schen Kreises. Ohne eigentliche tiefere Bildung hatte sie doch eine für jene Zeit sorgfältige Erziehung genossen. Sie las gern, nahm Antheil an der Literatur, hatte Interesse auch für ernstere Lektüre und war überhaupt nicht ohne ein gewisses Streben sich fortzubilden. Sie war musikalisch, hatte Neigung für das Zeichnen, welches zu jener Zeit eine Hauptbeschäftigung der Gesellschaft bildete, und in welchem sie besonders mit Goethe sich begegnete. Die Lust am Zeichnen war, beiläufig bemerkt, damals in der Gesellschaft

gradezu epidemisch, etwa wie heutigen Tages das Klavierspiel; nur ungleich weniger störend und andere belästigend, und im Ganzen bei weitem nützlicher für die Ausübenden als das letztere. Goethe's Leidenschaft für das Zeichnen ist bekannt. Er trieb es, wie wir aus seinen Briefen an die Stein sehen, in denen es einen stehenden Artikel bildet, in jedem freien Augenblicke, selbst auf Jagdpartien, auf Reisen, in jedem Wetter und jeder Jahreszeit. Man lieferte sogar Zeichnungen für die Weimarische Ausstellung; und es hat für uns Heutige etwas Rührend-Komisches zu sehen, wie man damals in diesen dilettantischen Versuchen, meist landschaftlichen Kritzeleien, nicht nur selbst die eigene „Seele" und das eigene „Gefühl" ausdrücken, sondern auch aus denen der Befreundeten und Geliebten dasselbe herauslesen zu können glaubte. Es gehört auch dies zur Signatur der in jener Zeit herrschenden Gefühlsüberschwänglichkeit und der aus ihr hervorgehenden, uns jetzt so völlig fremden, Tonart der Ausdrucksweise, wie wir derselben unter andern auch noch in den Goethe'schen Briefen der ersten Weimarischen Jahre begegnen. Diese Tonart war jedoch keineswegs eine vollkommen unbefangene. Sie war eine Art geistiger Modetracht, und enthielt etwas Gemachtes, Bewußt-Uebertriebenes, selbst bei Goethe, dem eigentlichen Urheber dieser Tonart, der sich denn auch am ersten davon befreite; und zwar nicht ohne Einwirkung seiner neuen Freundin, deren ganzer Empfindungs- und Denkweise dieser konventionelle Empfindungs- und Genialitätston ferner als den meisten andern gelegen zu haben scheint.

Die erste Annäherung Goethe's an Frau v. Stein ward herbeigeführt durch Goethe's damalige Herzenslage. Er hatte sich, kurz zuvor ehe er nach Weimar kam, von seiner geliebten Lili, seiner verlobten Braut, mit großem Schmerze widerwillig und eigentlich fremden Einflüssen nachgebend losgerissen, und

sein Herz blutete noch von der frischen Wunde, die ihm diese Trennung geschlagen hatte*). Mittheilsam und theilnahmebedürftig wie er war, suchte und fand er in Frau von Stein bald, was sein Herz zunächst bedurfte: eine Freundin, gegen die er dasselbe um so rückhaltloser ausschütten konnte, als ihm, dem siebenundzwanzigjährigen, leidenschaftlich bewegten jungen Manne in ihr eine sieben Jahre ältere, verheirathete, welterfahrene Frau gegenüberstand, die ihm an Haltung und Takt, an Weltgewandtheit und Lebensklugheit, wie an Sicherheit des Betragens und an Charakterfestigkeit bei weitem überlegen war. Daß sie eine „gesetzte" verheirathete Frau, eine vornehme Dame aus hohem Geschlechte war, vermehrte noch ihre Ueberlegenheit einem jungen Dichter gegenüber, den bis dahin seine zahlreichen Liebesverbindungen nur mit sehr jungen Mädchen, meist einfachen Naturkindern, zusammengeführt hatten. Aber ein solches Verhältniß ist — wie schon ein früherer Beurtheiler desselben bemerkt hat, — für die Herzensruhe beider Theile ein sehr gefährliches. „Es bringt Beide einander, und zwar in kürzester Zeit, näher, als sie sich sonst gekommen sein möchten, und aus dem Vertrauen des einen, aus der Theilnahme des andern Theils, aus der beiderseitigen Bewegung und Erregung entwickelt sich nur zu leicht das wärmste gegenseitige Interesse, die wirkliche volle Liebe, und am allerleichtesten da, wo jemand, wie Goethe, sich und sein vereinsamtes Gefühl einer noch jungen, liebenswürdigen, durch Leben, Stellung und Verhältnisse nicht grade beglückten Frau, wie Charlotte von Stein, in einer vertrauten Umgangsweise zutragen durfte, der sich nach den damaligen Weimarischen Sitten von keiner Seite wesentliche Schranken entgegenstellten."

*) Man sehe das Nähere in meinem Buche: „Goethe's Frauengestalten" Th. I. S. 235—260.

In diesem Falle befanden sich die Beiden, und aus dieser Lage entwickelte sich das folgende Verhältniß Beider zu einander in den verschiedenen Phasen, die es während der ersten fünf Jahre durchmachte, und bei dem, nach Ausweis der vorliegenden Briefe, Frau von Stein von Anfang an die leitende und bestimmende Rolle übernahm und durchführte.

Charlotte von Stein, obschon im Ganzen „eine kalte Natur", besaß doch Empfänglichkeit genug, um von dem unwiderstehlichen Zauber nicht unberührt zu bleiben, den sie Goethe's Erscheinung damals auf alle ihre Umgebungen, Frauen wie Männer, ausüben sah, und sie hätte kein Weib sein müssen, um sich nicht durch die auszeichnende Huldigung geschmeichelt zu fühlen, welche ihr der schönste und geistvollste Mann Deutschlands von Anfang an in überschwänglichster Weise darbrachte. Daß sie gleich in den ersten Monaten ihrer Bekanntschaft tiefer für ihn fühlte, als es sich mit ihrer Stellung als Gattin und Mutter und mit ihrem eigenen Gewissen vertrug, und daß sie eine Leidenschaft, die bei dem Dichter des Werther zu dieser Zeit noch keineswegs als eine völlig wahre, ihn vollständig und ausschließlich beherrschende erscheint, ihrerseits im Stillen lebhaft erwiederte, ist unzweifelhaft bezeugt durch die Zeile, die sie 1776 auf die Rückseite seines leidenschafterfüllten Briefes vom 7. Oktober desselben Jahres schrieb:

„Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß, die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen;
Vernicht' es Himmel Du, wenn's mich je könnt' anklagen!"

Freilich: „der Himmel" legte sich nicht in's Mittel, um dasjenige zu bewerkstelligen, was ihre eigne Pflicht und was ihr allein möglich gewesen wäre: „die liebe Sünde" eines solchen Verhältnisses einer verheiratheten Frau und Mutter zu einem

jungen Manne von sich abzuthun und der weiteren Fortspinnung einer Liebschaft zu entsagen, die für beide Theile zu keinem guten Ende führen konnte, während dieselbe dem von ihr festgehaltenen Manne die Möglichkeit nahm, ein wirkliches mit der Sitte in Einklang stehendes und seinem innersten Bedürfniß entsprechendes Ehebündniß zu schließen. Daß sie dies nicht gethan, daß sie ihrer selbstischen Neigung, ihrer Eitelkeit und dem Wunsche, den Genius dauernd in ihrer alleinigen Abhängigkeit zu behalten und ihn ausschließlich zu beherrschen, das Lebensglück Goethe's rücksichtslos konsequent zum Opfer gebracht hat — darin liegt die wahre „Sünde", welche sie ihm gegenüber begangen hat.

Sie hatte Zeit genug dazu, sich auf diese ihre Pflicht gegen ihn — und, setzen wir hinzu, auch auf ihre Pflicht gegenüber ihren eigenen Verhältnissen — zu besinnen. Denn das „Noviziat", das sie ihn, wie er sich später, in dem Briefe vom 12. März 1781, ausdrückt, durchmachen ließ, „war doch lang genug, um sich zu bedenken." Es währte über volle fünf Jahre; und es fehlte während dieser Zeit keineswegs an Versuchen seinerseits, sich aus den ihn langsam aber sicher umspinnenden gefährlichen Banden loszureißen und andere Verbindungen zu knüpfen, die zu einem mehr der Natur und Sitte gemäßen Lebensresultat geführt haben würden, als dasjenige war, zu dem ihn seine Liaison mit einer verheiratheten Frau zum schließlichen Unheile Beider allein führen konnte und führen mußte. Dafür sprechen die von mir bereits in einem früheren Aufsatze erwähnten kurzen Andeutungen Riemer's (I. 356) über die mehrfachen „Versuche und ernsten Bewerbungen, die alle aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben"; die „leidenschaftlichen Zustände", in die ihn während der ersten Jahre seines Weimarischen Lebens mehr als ein Verhältniß zu anderen weiblichen Wesen außer

Frau von Stein versetzt hatte und von denen wir ihn selbst in seinen Gesprächen mit Eckermann (III., S. 201—204) als 78jährigen Greis in liebenswürdiger Ausführlichkeit eines besonders prägnanten Falles gedenken sehen. Und endlich spricht dafür seine leidenschaftliche Liebe zu der schönen, geistvollen, hochgebildeten Künstlerin Corona Schroeter, welche gleichfalls in dieser Periode sich entwickelte und über deren Verlauf vielleicht spätere Veröffentlichungen vollen Aufschluß geben werden.

Frau von Stein aber war und blieb entschlossen, ihren Gefangenen nicht freizulassen, sondern ihn dauernd an sich zu fesseln. Wir können in die Mittel, deren sie sich dazu mit einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit zu bedienen wußte, freilich — bei dem Fehlen ihrer eignen, nur aus den Goethe'schen Briefen einen unvollständigen und einseitigen Einblick gewinnen. Allein auch dieser ist vollkommen ausreichend uns über die Gewandtheit und Klugheit ihrer ganz auf Goethe's Charakter und seine von ihr völlig durchschaute Bestimmbarkeit und Gemüthsweichheit berechneten Verfahrensweise ein sicheres Urtheil zu bilden. Es war, wie es der bereits zuvor von mir angeführte Beurtheiler etwas derb, aber im Ganzen richtig bezeichnet hat, ein geschicktes „Katz- und Mausspiel", welches sie während der Periode jener ersten fünf Jahre mit ihm spielte, „ein unaufhörliches Spiel des Zankens und Vertragens, des Schmollens und Versöhnens, des Verbannens und Wiederheranholens", gewürzt durch gelegentliche Bezeugung ihrer Eifersucht auf jede einer anderen erwiesene Freundlichkeit oder Huldigung, ein Spiel, welches sie voll kluger, immer auf ihren Zweck gerichteter Berechnung zu führen verstand. Ebenso selbstisch, wie er selbstlos, ebenso sich und ihr Empfinden stets beherrschend und vorsichtig über ihr Betragen wachend, wie er damals zu unvorsichtiger Hingebung seines Innersten geneigt war; mit einem scharfen

Auge vorzugsweise für das Mangel- und Fehlerhafte an Menschen und Dingen begabt, während er seinerseits nur zu geneigt war an beiden vorzugsweise immer nur das Gute und Schöne zu sehen und zu überschätzen; ebenso herrschbegierig, wie er zu dienen bereit — konnte es nicht fehlen, daß sie, die ihm gegenüber so unendlich kleinere Natur, dennoch in dem ungleichen Kampfe den Sieg über ihn davontrug. Und als der Kampf zuletzt zweifelhaft und ihr Sieg gefährdet zu werden drohte, da waren der feste Vorsatz und das lebhafte Verlangen, ihr so lange verfolgtes Ziel zu erreichen und ihre Herrschaft über ihn zu behaupten, verbunden mit ihrer eigenen mehr und mehr gewachsenen Leidenschaft, stark genug, um sie zu bestimmen: jetzt im letzten kritischen Momente ihre bis dahin fest gehaltenen sittlichen Grundsätze und Rücksichten durch vollständige Hingebung an die Liebesleidenschaft des Liebenden zum Opfer zu bringen.

Mit der im Frühlinge oder Herbste des Jahres 1781 erfolgten*) Ausführung dieses Entschlusses erfuhr das Verhältniß Beider zu einander natürlich eine völlige Um- und Neugestaltung.

Es beginnt eine Periode der erfüllten und durch diese Erfüllung voll beglückten Liebe. Alle Unruhe der leidenbringenden Leidenschaft scheint verschwunden und untergegangen in der endlich gewährten Sicherheit des Besitzes der Geliebten, mit der ihn fortan, wie er es einmal ausdrückt, eine Art von „Sakrament" vereinigt, in welchem alle Bedingnisse, die nach den Schlußworten des Hauptmanns Balandrino in der bekannten Goethe'schen Dichtung zu einem solchen gehören, ihre Erfüllung gefunden hatten. Seine Verbindung mit ihr war seitdem in

*) Nach dem Briefe vom 29. August 1782 (II., S. 240) ist das letztere Datum das wahrscheinlichere.

der That die einer Ehe, der das Geheimniß, in welchem sie gehalten bleiben mußte, nur einen um so stärkeren Zauber verlieh. Indeß „Dichter lieben nicht zu schweigen" — weder von dem was sie unglücklich noch von dem was ihr Glück macht; und so sehen wir denn auch Goethe im Beginn dieser neuen Periode seinem erfüllten Glücke in mehr als einem Gedichte einen kaum halb verschleierten Ausdruck verleihen, der jedenfalls über das Aufhören des früheren Platonismus in dem beiderseitigen Verhältnisse keinen Zweifel gestattet. Dahin gehören unter andern die Gedichte „An Lida" (ursprünglich „an Lotte"), „Nachtgedanken", „Der Becher", „Versuchung", kurz jene ganze Gruppe von Lida-Liedern und auf sein neues Verhältniß bezüglichen Epigramme, z. B. „Erkanntes Glück", „Zeitmaß", „Erwählter Fels" u. a. (S. Viehoff, II., 410—12), die uns aus der Fülle anderer an die Geliebte gerichteten, aber später von ihr vernichteten Gedichte erhalten geblieben, und die doch wieder nur gering an Zahl sind, gegenüber dem immer neu variirten Ausdruck seiner fast täglich von Neuem dargebrachten Liebeshuldigung, wie ihn selbst die flüchtigsten an die Geliebte gerichteten Briefzettel darbieten.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, das Glück zu schildern, welches anfangs für Goethe aus dieser Verbindung hervorging, die ihm für eine wirkliche und offenbare Ehe vollkommen Ersatz zu gewähren schien. Man kann es aus seinen Briefen selbst herauslesen, in denen er fortan in den nächsten Jahren den ganzen Inhalt seines Daseins, all' sein Erleben, Thun und Leiden, sein Wirken und Arbeiten als Geschäftsmann, und sein Schaffen als Dichter mit ihr lebt und theilt. Skrupel und Zweifel an seinem innern Rechte zu diesem Glücke störten ihn nicht. Dazu waren die Sitten der Zeit und des Kreises, in welchem er lebte, überhaupt nicht angethan, zumal da von beiden Seiten der äußere

Anstand streng beobachtet und die volle Intimität des Verhältnisses auch von seiner Seite mit unverbrüchlicher Diskretion gewahrt blieb. Aber auch für Frau von Stein galt innerhalb der Gesellschaft das Wort, das ihr einmal die Gräfin Branconi im Hinblick auf Goethe zugelispelt hatte: pour celui là, on Vous le pardonne! Wie sich ihr wirklicher Ehegatte, der Vater ihrer sieben Kinder damit abfand, das war seine Sache. Es ist aber keine Spur bemerkbar, daß er sich irgend einmal über die, nach unseren Begriffen doch allerdings sehr wunderliche Rolle, welche er dabei spielte, irgendwie beunruhigt hätte. Die poetische Ueberschwänglichkeit der Empfindung, welche er zwischen beiden walten sah, war ihm eben so vollständig fremd als die geistigen und künstlerischen, die Gemüths- und Literaturinteressen Beider ihm fern lagen.

Nach allen diesen Seiten hin erschien also das Glück Beider gesichert; und wenn es das Geschick gefügt hätte, daß Charlottens Gemahl etwa in dieser Periode gestorben wäre, so ist nicht zu zweifeln, daß sie sich beeilt haben würde, den Geliebten auch vor der Welt in seine Stelle treten zu lassen. Allein der geduldige Ehemann starb erst, als Frau von Stein bereits zweiundfünfzig Jahre alt und es überhaupt zu spät war. Herr von Stein, obschon lange leidend, starb erst 27. Dezember 1794. Goethe selbst aber sollte die Erfahrung machen, daß es Wünsche giebt, „die von neidischen Göttern erhört werden", und er sollte die uralte Wahrheit bestätigt finden: daß „aus einem scheinbar Guten" — und erscheine es dem Besitzer noch so herrlich und preisenswerth — schließlich doch immer „ein wirkliches Uebel mit Nothwendigkeit hervorgehe".

Trotz all der Beseeligung, welche er in seiner Verbindung mit Charlotte von Stein empfand, fehlt es doch nicht an Anzeichen, daß sich seiner zuweilen jenes bängliche Gefühl bemäch-

tigte, welches in dem tiefsinnigen Worte des alten römischen Dichters, in jenem

— medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat!

herzbeklemmend erklingt:

„Aus der Fülle des Lebensgenußquells
Steigt etwas Bitteres auf, das inmitten der Blumen beängstigt."

2.

Wenn Goethe eine Zeit lang sich dem Glauben hingegeben hatte, daß mit der Neugestaltung seines Verhältnisses durch den endlichen Vollbesitz der Geliebten und durch seine eigene ausschließliche Hingabe an dieselbe, nun auch alle die zahlreichen Nöthen und Quälereien für immer beendigt sein würden, mit denen ihn die eifersüchtigen Launen und die Herrschsucht seiner Freundin in den früheren Perioden gepeinigt und ihm vielfach alle seine freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Menschen verbittert hatten, so sollte er bald genug erfahren, daß er sich in dieser Hoffnung getäuscht habe.

Charlotte von Stein war in ihrem innersten Wesen eine kleine, egoistisch-engherzige Natur. Ihr Hauptbestreben war von Anfang an völlige Ausschließlichkeit im Besitze ihres Verehrers nach allen Seiten hin, und wir begegnen mehr als einmal, ihr und andern gegenüber, dem Bekenntnisse Goethe's, daß sie ihn mehr und mehr völlig „isolirt habe" (III. 90). Jeder freundliche Verkehr mit dritten Personen, zumal ihres Geschlechts, erschien ihr schon früher als ein Eingriff in ihre Rechte, als eine Beeinträchtigung dessen, was ihr allein und ausschließlich gebühre. Eben so argwöhnisch und zweifelsüchtig, als er arglos und vertrauensvoll, war oder zeigte sie sich stets unsicher über

er sich lustig über dessen Unkunde in der Literatur, da er nicht einmal wisse, dass schon die ältesten Philosophen Aristoteles, Theophrastus, Eudemus [1]), Lykon und andere nach Platons Zeit solche Forschungen angestellt und zahlreiche Schriften über Geburt, Lebensart, Theile und die gesammte Verschiedenheit der Thiere hinterlassen hätten [2]). In derselben Stelle ist es gewiss nicht ohne Interesse, wenn wir sehen, dass Appulejus sich in Sachen des Aristoteles auf seines Richters eigne Belesenheit beruft, und bei diesem die Kenntniss Aristotelischer Werke wie z. B. der Bücher *περὶ ζώων γενέσεως*, *περὶ ἀνατομῆς*, und *περὶ ζώων ἱστορίας* so wie der Probleme voraussetzen zu dürfen meint [3]). Schon allein diese

1) Sprengel in seiner Gesch. d. Medicin Th. I, S. 363 hätte diese Stelle benutzen können, um dem Zeitgenossen des Erasistratus seinen Platz unter den älteren Anhängern des Aristoteles anzuweisen. Vgl. Ebendas. S. 468.

2) Legat veterum philosophorum monumenta, tandem ut intelligat, non me primum haec requisivisse, sed jam pridem majores meos, Aristotelem dico et Theophrastum et Eudemum et Lyconem ceterosque Platonis minores, qui plurimos libros de genitu animalium deque victu deque particulis deque differentia reliquerunt. Apolog. p. 477 Oudendp.

3) Bene, quod apud te maxime eaum agitur, qui pro tua eruditione legisti profecto Aristotelis *περὶ ζώων γενέσεως*, *περὶ ἀνατομῆς*, *περὶ ζώων ἱστορίας* multijuga volumina; praeterea problemata innumera ejusdem, tum ex eadem secta ceterorum, in quibus id genus varia tractantur. Apolog. p. 477 Oudendp. vgl. p. 494. Die griechischen Titel scheinen indess nicht sicher zu sein. Oudendp. bemerkt, dass sie zuerst der Herausgeber der Junt. post. hinzugefügt habe, da sie in den alten Handschr. u. Drucken fehlen. Er selbst schlägt vor *περὶ ζώων γενέσεως*, *περὶ*

ihn und sein Empfinden. Sie war eifersüchtig, nicht nur auf kleine poetische Huldigungen, die er gelegentlich anderen darbrachte, und jeder Zuträgerei leicht zugänglich (I. 365): sondern selbst auf alles Freundliche, was ihm von anderen, als von ihr, erwiesen wurde.

Schon in der früheren Periode hatte er sich zu beklagen gehabt über „ihr unüberwindliches Gelüst ihn zu schelten“ (I. 159), über „den Druck“, den sie durch ihr Betragen oft auf seine Seele ausübe, und der ihn zuweilen zu Versuchen „sich loszureißen“ führe (I. 93); über ihren Zweifel und Unglauben an seine Liebe zu ihr, der auf ihn wirke wie der Anruf auf „einen Nachtwandler (I. 101, 121, 295), über ihr schweigendes Schmollen oder ihr Gleichgültigthun gegen ihn, und über „den bösen Nebelvorhang“, den sie damit über seine Stimmung werfe (I. 357, 359, 364); über ihre grundlose Eifersucht auf kleine Freundlichkeiten, die er gelegentlich andern erzeige. Ihre Herbigkeit im Urtheile über andere, ihr Mangel an liebevoller Verträglichkeit mit ihrer Umgebung, wovon wir später schlagende Belege beibringen werden, hatten ihn schon auf seiner mit dem Herzoge unternommenen Schweizerreise das leise mahnende Wort an sie richten lassen: „auch ich mag wohl sagen“ (wie Lavater): „Kinderlein liebt Euch! — wahrhaftig, man weiß nicht, was man an einander hat, wenn man sich immer hat!“

Wie weit überhaupt das innerste Wesen ihrer Seele entfernt war von Goethe's großer, die Welt liebevoll umfassender Natur und von der unendlichen Feinfühligkeit seines reichen und weichen Herzens, von der sie niemals ein volles Verständniß besessen zu haben scheint, das verrathen uns zuweilen einzelne scheinbar kleine Züge. Er hatte ihr bald nach dem Antritt seiner zuvor gedachten Reise einen Schreibtisch als Geschenk zustellen lassen, und sie hatte in dem ersten Briefe, den er unterwegs von ihr

empfing, die dafür gemachte Ausgabe allzu kostbar gefunden. Die Art, wie er sie darüber liebevoll zurechtweist, ist charakteristisch für Beide. „Glauben Sie mir“ (schreibt er aus Zürich 30. November 1779), „ich halte ihn auch für kostbar, und muß es; denn seit Anfang des Jahres hab ich mich beschäftigt, ihn zusammenzutreiben, alles selbst ausgesucht und aufgesucht, davon viele Anekdoten zu erzählen wären; bin oft vergnügt von Ihnen weg zum Tischler gegangen, weil etwas im Werk war, das Sie freuen sollte, das nicht auf der Messe erkauft, das von seinem ersten Entwurf meine Sorge, meine Puppe, meine Unterhaltung war. Wenn Freundschaft sich bezahlen läßt, so ist, dünkt mich, das die einzige von Gott und Menschen geliebte Art. Also, meine Beste, verzeihen Sie mir diese Rodomontade. Ich werde verleitet, Sie auf den eigentlichen Preis des Dings zu weisen, da Sie nur einen Augenblick an einen andern denken konnten!“

Die oben geschilderten Mißstände in dem Verhalten der Frau von Stein, welche ihr Verehrer so oft peinlich zu empfinden hatte, nahmen nicht ab, sondern zu, je näher sie Beide einander rückten. Es mußte weit gediehen sein mit ihrer sich auf Alles und Jedes ausdehnenden Eifersucht, wenn wir ihn noch am 6. Juni 1781 in die Klage ausbrechen hören: „ich bitte Dich recht herzlich, mich nicht unglücklich zu machen, und mir nicht, durch die Furcht Dir zu mißfallen, die wenigen geselligen Regungen gegen die Menschen noch zu verschließen!“ (II. 74 vgl. II. 85, 93.) In demselben Jahre war sein Geburtstag mit einem heitern Festspiele, die Geburt Minerva's, gefeiert worden, bei dem der Herzog selbst mitgewirkt, und Corona Schröter als Minerva die Hauptrolle gespielt, seinen Namen mit einem Kranze umflochten und die ihr dargebrachten Göttergeschenke, die Leier Apoll's, der Musen Blumengaben ꝛc.

ihm geweiht hatte. Frau von Stein, angeblich durch Kränklichkeit verhindert, dem Schauspiele beizuwohnen, muß ihre Unzufriedenheit über diese Huldigung bezeugt haben, bei der ihrer Eifersucht besonders die Rolle der schönen Corona anstößig sein mochte; denn ein am folgenden Tage geschriebenes Billet Goethe's schließt mit den bittend klagenden Worten: „Bleibe mir und, wenn's möglich ist, lasse mich die Freuden rein genießen, die mir das Wohlwollen der Menschen bereitet.“ Wie tief lassen diese Worte: „wenn's möglich ist“, in das Innere des Verhältnisses und der aus demselben für Goethe hervorgehenden mannigfachen Leiden blicken!

Im Verlaufe der zunächst auf diese Klage folgenden Zeit trat, wie bereits gesagt, die schließliche Umgestaltung und Befestigung des bisherigen Verhältnisses ein, welche man aus dem völlig veränderten Tone der Briefe unschwer herauslesen kann, der uns durchaus in die Atmosphäre beglückt erfüllter Liebe Neuverbundener versetzt. Aber schon kaum ein Jahr später führten Charlottens ewige Unruhe und Ungleichheit des Betragens neue Störungen und Anstöße herbei, bei denen jedoch Goethe seinerseits jetzt nicht mehr die frühere Unterwürfigkeit schweigend duldenden Hinnehmens zeigt. Als sie einmal wieder mit ihm schmollt, ihm Vorwürfe macht und dann die Stumme spielt, schreibt er ihr (16. Juli 1782): „Du mußt mir noch ein Wort sagen, sonst hab' ich keine Ruhe.“ Ja er ermannt sich sogar zu der Erwiderung: „ich bin Dir viel schuldig, das weiß ich wohl, aber Du bist mir's auch. Laß mich nicht so“ — d. h. in diesem Zustande des Unbehagens, „bei dem ihm Tage lang nicht wohl wurde“. Zwei Tage darauf heißt es, da sie noch immer hartnäckig schweigt: „Sag mir, ist es physisch, oder hast Du etwas in der Seele, was Dich kränkt? Das einzige Interesse meines Lebens ist, daß Du offen gegen mich sein

magſt. Das Eingeſchloſſene halte ich nicht aus. — Du haſt mein Herz in Verwahrung, und alſo brauchſt Du weiter nichts. Die Zeit wird ja wohl wiederkommen, wo das Deinige ſich öffnet.“ Und wiederum drei Tage ſpäter, als ſie ihm endlich mit völlig unbegründeten Anklagen und Vorwürfen geantwortet hatte, erwidert er ruhig: „Ich will nicht überläſtig ſein, aber nur ſo viel ſagen, daß ich's nicht verdient habe: daß ich's fühle und ſchweige.“ Und als es ſich endlich aufgeklärt, „daß es ein Mißverſtändniß geweſen, welches ſie ihr Billet ſchreiben ließ“ (23. Juli), da laſſen uns ſeine Briefe in den ganzen Abgrund des Schmerzes blicken, in den ihn ihre Vorwürfe, ihr Unglaube an ihn und ſeine Treue geſtürzt hatten, bei dem wieder ihre Eiferſucht auf Corona Schröter im Spiele geweſen zu ſein ſcheint. Goethe war nämlich mit derſelben gerade um dieſe Zeit oft zuſammen, da er mit ihr die Aufführung ſeiner „Fiſcherin“ vorbereitete, in der Corona die Hauptrolle ſpielte und welche am 22. Juni 1782 zuerſt ſtattfand. „Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod; man hat ein Wort und keinen Begriff für ſo etwas.“ — „Es wird leidlicher mit mir“, ſagt ein anderes Zettelchen als Antwort auf ihre Verſuche wieder einzulenken, „doch habe ich noch keinen Gebrauch der Welt.“ Und am Tage darauf: „Noch weiß ich nicht, wie mir iſt; o daß der Zuſtand bald vorübergehen möge! In einigen Stunden will ich kommen, will abwarten, wo es hinaus will; mein ganzes Weſen iſt in ſeinem Innerſten angegriffen. So tief Deine Liebe drang und mir wohl machte, ſo tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir ſelbſt zuſammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin. Es wird, hoff ich, werden. Noch ſitz ich da und ſehe vor mich hin; es iſt mir ſo eine Leerheit in meinem ganzen Weſen.“ Noch mehrere Tage iſt es ihm „wie einem vom Blitz Geſtreiften

und Gelähmten." — „Wenn ich noch daran" (an das ihm von ihr Angethane) „zurückdenke, so grauſt mich's wieder, und ich kann nicht eher ruhig werden, als bis ich für die Zukunft ſicher bin." — „Jeder Zweifel von Dir erregt ein Erdbeben in den innerſten Feſten der Tiefe meines Herzens." Und als ſie erſchreckt über die Wirkung, welche ihr kleinlich peinigendes Verhalten auf ihn geübt hat, ihre Begütigungsverſuche verdoppelt, antwortet er ihr (27. Juli 1782): „Du biſt herzlich gut und lieb, aber Du kannſt auch nicht zu viel thun. Denn nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht ſtimmend von Dir zu mir herüberkommt, verändert die ganze Atmoſphäre um mich."

Was muß ein Mann wie Goethe, der einmal von ſich ſelbſt ſagt: „daß er das Gemeine kaum faſſen könne", daß er „das Unreine und Gemeine fliehe," gelitten haben von einer Frau, welche während ihrer ganzen Verbindung mit ihm die gemeinſte und unreinſte der menſchlichen Leidenſchaften, die Eiferſucht und den unaufhörlichen Zweifel und Unglauben an die Wahrheit ſeiner Empfindung nie ganz zu unterdrücken vermochte, und die nie ein volles Gefühl dafür gehabt zu haben ſcheint, wie tief ſie ſein innerſtes Weſen dadurch kränkte und verwundete!

Inzwiſchen ſcheint die ſoeben geſchilderte Eruption ſeines ſchmerzlichen Unwillens ſie doch vorſichtiger und ihre „unwiderſtehliche Luſt ihn zu ſchelten" und mit Eiferſüchteleien zu quälen für einige Zeit gedämpft zu haben. Denn im Verlaufe der nächſten Monate ſehen wir ähnliche Scenen wie die ſoeben geſchilderte in den Briefen nicht wiederkehren, — wobei freilich immer wieder zu berückſichtigen iſt, daß wir die letzteren nur nach der Redaktion der Empfängerin beſitzen und alſo über die Vollſtändigkeit nicht ganz außer allem Zweifel ſein können. Erſt im September des folgenden Jahres (1783) ſagt uns ſein

mahnender Zuruf: „Laß uns ja nie auch nur vorübergehend verkennen, was wir einander sind!“ daß es doch solcher gelegentlichen warnenden Mahnungen noch immer bei ihr bedurfte.

Dieses und das folgende Jahr (1784) erscheinen als die glücklichste Zeit in dem Verhältnisse beider Liebenden. Goethe's Briefe fließen über von dem immer erneuten Ausdrucke grenzenloser Hingegebenheit und rührender Dankbarkeit für das Glück, welches er in dem Besitze der Geliebten findet; und auch Charlotte ihrerseits, die jetzt zweiundvierzigjährige, erscheint, wie zahlreiche Stellen seiner Briefe bezeugen, mehr als jemals früher von seiner Liebesgluth ergriffen. „Mit immer neuen Banden“ ist sie bestrebt, ihn an sich zu fesseln, ja er erscheint zuweilen in der Lage, sie bitten zu müssen: in ihrer Zärtlichkeit Maß zu halten und ihm nicht ganz die vorsichtige Besonnenheit zu rauben, deren es denn doch in diesem wunderlichen Verhältnisse, der Welt gegenüber, bedürfte. (III. 35—36, 37 und 120.) Ihre frühere Eifersucht tritt nur noch selten und in gelinden Vorwürfen hervor (III. 98 und 276). Freilich hat sie zu derselben auch schon seit lange keinen auch nur scheinbaren Grund mehr gegenüber einem Manne, dessen Zustand wohl am schlagendsten durch sein eigenes Geständniß charakterisirt wird: „*seine Liebe für sie sei nicht mehr eine Leidenschaft, sondern eine Krankheit*, aber eine Krankheit, die ihm theurer sei als die vollkommenste Gesundheit, und von der er nie geheilt werden wolle“ (III. 97).

Wie vollständig Frau von Stein ihn damals beherrschte, und wie er sich sogar jedem ihrer Einfälle, selbst widerwillig, unterwarf, das beweist unter andern die Art der Korrespondenz, die er während seiner Abwesenheit in Folge einer Reise an den Braunschweiger Hof mit ihr führte. Sie hatte ihm auferlegt,

ihr während dieser ganzen Zeit nur französisch zu schreiben, und diese französische Korrespondenz auch nach seiner Rückkehr noch fortzusetzen. Und so haben wir denn während nahezu zwei Monaten, statt des hinreißenden Stromes der immer neu anmuthenden Schilderung und Darstellung seiner inneren und der ihn umgebenden äußeren Welt, wie er uns in andern Reisebriefen dieser Sammlung entzückt, eine Reihe von stammelnden Schulexercitien, in denen er, wie er selbst klagt, sich mit höchstem Widerstreben abquält, „die wahren und ursprünglichen Empfindungen seines Herzens in die ihm fremde und eigentlich verhaßte Sprache zu übersetzen und einzukleiden." Der Herausgeber, Herr Schöll, findet darin freilich, wie er sagt, nur „ein Zeugniß von Goethe's fast kindlicher (!) Bereitwilligkeit, immer zu lernen und sich zu üben," und „den Eindruck eines anmuthigen (!) Kontrastes einer so lebendigen Geistesreife mit der sich (soll heißen: ihm) auferlegten Form von Exercitien." Uns andern dagegen macht es vielmehr einen widerwärtigen, ja peinlichen Eindruck, den reichsten und reifsten Dichtergenius der deutschen Sprache sich einer Frauengrille zu Liebe im Knabenkleide der Schüler in einer fremden widerwillig bewegen zu sehen. Ja, ich stehe sogar nicht an, zu behaupten: daß die Frau, die einen Goethe, trotz seinem Widerstreben, dergleichen zuzumuthen und damit zugleich so leichtherzig auf den Genuß zu verzichten vermochte, den seine deutschen Briefe an sie noch heute dem Herzen jedes Lesers durch ihre Fülle poetischer Schönheit gewähren, — in ihrem innersten Wesen niemals die volle Empfindung und das wahre Verständniß dessen gehabt haben kann, was Goethe war und was sie an ihm besaß, an ihm, der während er so wochenlang mit seufzendem Gehorsam ihr diese französischen Liebesbriefe schrieb, die schönsten an sie gerichteten Stanzen seiner „Geheimnisse" dichtete (III. 97). Ja wohl hatte er Recht, da-

mals ſeine Liebe zu ihr „eine Krankheit“ zu nennen! Man athmet ordentlich mit ihm auf, wenn er endlich die ihm auferlegte Feſſel abwirft und ſeinen Brief vom 27. September mit dem Ausrufe beginnt: „Und nun auch kein Wort Franzöſiſch mehr!“

Auch die Briefe des Jahres 1785 ſind noch im Tone und Geiſte der beiden vorhergehenden Jahre. Dann aber beginnt das Ungeſunde des ganzen Verhältniſſes ſich mehr und mehr für Goethe durch den Druck fühlbar zu machen, den es gelegentlich auf ihn ausübte. Immer unabweislicher ſehen wir das Gefühl ſich ihm aufdrängen, daß es für ihn höchſte Zeit ſei, nach zehnjährigem ſchweren aufopfernden Dienſte für die Intereſſen anderer, für ſeinen Fürſten und deſſen Land, ſowie für die Intereſſen ſeiner Freunde, endlich an ſich ſelbſt, an ſeinen wahren Beruf als Dichter und Künſtler zu denken. Dies Gefühl wird allmälig die Quelle des zu ſeiner Selbſterhaltung gebotenen Entſchluſſes: alle ſeine Weimariſchen Verhältniſſe plötzlich für mehrere Jahre abzubrechen, um fern von Allem, was ihn band und drückte, endlich ſich einmal auf ſich ſelbſt, auf ſeine wahre Lebensaufgabe zu beſinnen. Die Fluchtreiſe nach Italien war die Frucht dieſes Entſchluſſes. Er ſah ſie, wie er ſelbſt ſagt, an als eine Kur, „welche ihn von all' den phyſiſch-moraliſchen Uebeln heilen ſollte, die ihn in der Heimath quälten und zuletzt unbrauchbar machten“.

Unter dieſen Uebeln aber nahm ſein Verhältniß zu Frau von Stein nicht die am wenigſten bedeutende Stelle ein. Es war und blieb ein verzwicktes, künſtliches, nur mühſam durchzuhaltendes, und bei aller Leidenſchaft und Schönheit der Empfindung, die in ſeinen Briefen herrſchen, ſchließlich doch vielfach für ihn unbefriedigendes, raſt- und ruheloſes Verhältniß. Er war verheirathet und war es doch wieder nicht. Er

hatte eine Familie mit allen Sorgen und Mühen, die sie auferlegt, und doch dafür kein Aequivalent in einer eigenen Häuslichkeit, kein festes, ruhiges Beisammen „unter einem Dache“ mit der Frau, die er so liebte, wonach er sich mehr und mehr zu sehnen, dessen Entbehrung er mit jedem Jahre stärker zu empfinden begann. Diese Getrenntheit der täglichen Existenz, welche die Last der Mühen und Sorgen verdoppelte, die er für Charlottens Bedürfnisse, für ihre Gesundheit, für die Erziehung ihres jüngsten und für Pflege eines älteren unheilbar kranken Sohnes, sowie für hundert andere Dinge auf sich genommen hatte, wurde ihm, wie wir es in mehr als einer Stelle seiner Briefe aus der letzten Zeit angedeutet finden, zuletzt täglich empfindlicher. Selbst diese täglichen, jahrelang schriftlich wiederholten Betheuerungen seiner Liebe und Bitten um die Erhaltung der ihrigen haben etwas Ungesundes, Ermüdendes. Dergleichen wäre unmöglich, weil unnöthig gewesen in einer wirklichen Ehe, selbst mit der idealsten, der vortrefflichsten Frau, ja grade erst recht in einer solchen Ehe. Dazu kam die Nothwendigkeit des unaufhörlichen Versteckenspielens vor der Welt und Oeffentlichkeit, selbst gegenüber dem eigenen Sohne Charlottens, der bei ihm lebte, den er erzog, und den er doch nicht ahnen lassen durfte, wie nahe er der Mutter stand, und daß er sie und sie ihn in Briefen und im tête à tête Du nannte. Seine Stimmung ward öfter wie zuvor „dunkel“ und gedrückt; sie prägte sich auch in seinem Aeußern, in Blick und Mienen, unwillkürlich aus, und er war genöthigt, Charlotten zu versichern, daß sein Herz ihr ergeben sei, „was auch mein Auge für einen Blick haben mag“.

Von alledem scheint Frau von Stein nichts gefühlt und begriffen zu haben. Sie war im Gegentheil überzeugt, daß ihm nichts fehlen, seinem Glücke nichts gebrechen könne. Von seinem

tiefen innerſten Bedürfniſſe nach Ruhe und Sammlung für ſeinen eigentlichen Beruf, von ſeiner Sehnſucht nach Freiheit aus der Dürre und Laſt des Weimariſchen Geſchäftslebens und aus der beklemmenden und aufreibenden Enge ſeiner Verhältniſſe, hatte ſie keine Ahnung, kein Verſtändniß. Ihrer Anſicht nach hatte er ja Alles, was er wünſchen konnte: er war der Freund, der Günſtling, der erſte Miniſter ſeines Fürſten, der angeſehenſte Mann des Landes und des Hofes und daneben der begünſtigte Freund und Geliebte einer Frau wie ſie, die ihm Alles zu ſein und Alles gewährt zu haben glaubte, und die in ihrem anſpruchvollen Egoismus und in der hohen Meinung, die ſie von ſich hegte, nur zu geneigt ſein mußte, das „Opfer“, das ſie ihm ihrer Meinung nach gebracht hatte, als ſie ſich herbeiließ, die Liebe und anbetende Verehrung eines Goethe anzunehmen, für ein ſolches zu achten, das ihn für Alles, was er etwa entbehren möchte, vollauf entſchädigen müſſe. Das Gewahrwerden, daß dem doch nicht ganz ſo ſei, kränkte ihren Stolz. Es kam zu neuen Zerwürfniſſen, die ihre Unzufriedenheit mit ihm und ſeiner Stimmung herbeiführte, und von denen uns die Briefe, ſelbſt in ihrer jetzigen Unvollſtändigkeit, genügende Andeutungen geben.

Der Ausbruch erfolgte im Juni 1786. Zwei undatirte und unvollſtändige, ſowie ein datirter Brief aus dieſer Zeit zeigen, wie ſehr er unter demſelben litt. Seine Stimmung erſcheint darin in einem Grade verdüſtert wie nie zuvor. „Ich korrigire an Werther“ — (ſchreibt er am 25. Juni 1786), „und finde immer, daß der Verfaſſer übel gethan hat, ſich nicht nach geendigter Schrift zu erſchießen!“ Das iſt ein ſchwerwiegendes Wort in dem Munde eines Mannes, der damals bereits ſiebenunddreißig Jahre alt, und weniger wie irgend Einer geneigt und gewohnt war, ſolche Empfindungen der Un-

Anführungen genügen vollkommen, um uns von dem Reichthum der Literatur der Peripatetischen Schule einen Begriff zu machen, über welchen Appulejus noch gebot. Seinen Zweck nun bei seinen eigenen schriftstellerischen Arbeiten in diesem Felde giebt er gleichfalls selbst an. Es war ihm, ähnlich wie einst dem Cicero, darum zu thun, die römische Literatur mit Werken zu bereichern, die in leichten wohlgeordneten Uebersichten alle Resultate jener früheren Forschungen zusammengefasst bieten sollten [1]). Doch scheinen mehrere dieser Schriften auch in griechischer Sprache (vielleicht gar in beiden zugleich) verfasst gewesen zu sein, so wie Appulejus sich denn auch nicht mit dem Geschäft des Excerpenten begnügte, sondern auch selbstständige Zusätze und Bereicherungen hinzufügte. Der Titel dieser Werke ist problematisch [2]), doch waren sie nach verschiedenen Abtheilungen geordnet [3]). Das Buch, aus welchem

---

ζώων ξ θεων καὶ βλων (aus Athen. VII, p. 282 u. 307.) περὶ ζώων μορίων und περὶ ζώων ἱστορίας zu schreiben, „ut singula singulis respondeant, de genitu, de victu, de particulis, et agmen claudat nobilissimum illud opus, quo omnem animalium differentiam explicuit."

1) Quae tanta cura conquisita, honestum et gloriosum fuit illis scribere, cur turpe sit nobis experiri, praesertim cum ordinatius et cohibitius eadem Graece et Latine admitar conscribere, et in omnibus omissa anquirere aut defecta supplere? Apolog. p. 478 Oudendp.

2) Naturalium Quaestionum libri, bezweifelt von Oudendp. ad Apol. p. 478 b. Doch sind die Gründe eigentlich ohne rechtes Gewicht.

3) Apol. a. a. O. p. 478. Permittite, si opera est, quaedam legi de Magicis meis. — Prome tu librum ex Graecis meis, quos forte hic amici habuere sedulique

luſt zu übertreiben. In dieſe Zeit gehört denn auch ohne Frage jener undatirte Brief (III. S. 326), den der Herausgeber mit Unrecht in eine drei Jahre ſpätere Zeit geſetzt hat. „Wenn Du es hören magſt", heißt es in demſelben, „ſo mag ich Dir gerne ſagen, daß Deine Vorwürfe, wenn ſie mir auch im Augenblick empfindlich ſind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklaſſen. Auch ſie weiß ich zurechtzulegen, und wenn Du manches von mir dulden mußt, ſo iſt es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es iſt auch ſo viel beſſer, daß man freundlich abrechnet, als daß man ſich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reuſſirt, aus dem Wege geht." Es folgt dann ſein großmüthiges Geſtändniß: „mit Dir kann ich am wenigſten rechten (rechnen?), weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe." Zum Schluſſe die liebevolle Ermahnung: „Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menſchen zu tragen hat, ſo werden wir ja noch, Liebe, einander nachſehen", verbunden mit dem Erbieten, ihr gelegentlich wieder etwas von der ſpeziell an ſie gerichteten Dichtung „Die Geheimniſſe" mitzutheilen.

Während der letzten zwei Monate, welche ſeiner bereits im Stillen geplanten Fluchtreiſe nach Italien vorhergingen, erfolgte nun zwar allerdings eine Ausgleichung dieſes neuen Zwieſpalts. Aber völlig befreit fühlte er ſein Herz doch erſt wieder, als er faſt dreiviertel Jahre ſpäter aus Palermo ſchrieb: erſt jetzt, „da die weite Ferne, die Abweſenheit Alles gleichſam weggeläutert hat, was die letzte Zeit zwiſchen uns ſtockte, brennt und leuchtet die ſchöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen." Indeſſen vom 18. April 1787, wo er dieſe Zeilen ſchrieb, bis zum 20. April des folgenden Jahres, wo er Rom mit ſchwerem Herzen verließ, verging ein volles Jahr, in deſſen Verlaufe eine andere

leidenſchaftliche Liebe in ſeinem Herzen aufgeflammt war, die das Bild der alten Weimariſchen Geliebten in den Schatten drängte. Wohl mochte er noch — nach der Treue ſeines dankbaren Herzens — Freundſchaft und Dankgefühl für die Weimariſche Vergangenheit bewahren; aber mit ſeiner Liebesleidenſchaft für Frau von Stein war es bereits vollſtändig zu Ende, als er in der Vollmondnacht des 18. Juni 1788 aus Rom und Italien heimkehrend, ein völlig erneuter, zum Vollbewußtſein ſeiner ſelbſt gekommener Menſch, in das enge kleine unverändert gebliebene Weimar einfuhr.

3.

Frau von Stein war nicht in dem Geheimniſſe von Goethe's italieniſchem Reiſeplane geweſen. Um denſelben hatte überhaupt kein Menſch außer dem treuen Kammerdiener Goethe's, Philipp Seidel, gewußt, der in Weimar zurückblieb, um die Privatangelegenheiten ſeines abweſenden Herrn wahrzunehmen. Selbſt der Herzog war nicht im Geheimniß des eigentlichen Goetheſchen Reiſeplanes. Die Behauptung Schöll's, „daß die Vertrauteſte ſeiner Seele das Geheimniß ſeines Planes getheilt habe“ (G.'s Briefe an Fr. v. Stein III., S. 289) iſt unbegründet. Sie wußte nur, daß Goethe nach Beendigung ſeines Karlsbader Kuraufenthaltes, den ſie getheilt und von dem er ſie auf ihrer Rückreiſe nach Weimar am 14. Auguſt eine Strecke weit bis Schneeberg zurück begleitet hatte, wo er die Bergwerke beſichtigen wollte, — zur Nachkur einige Wochen, vielleicht einige Monate lang incognito eine Erholungsreiſe unternehmen wolle, um endlich einmal nach ſo langen Jahren wieder „in der freien Welt, in glücklicher Einſamkeit ohne Namen und Stand zu le-

ben und der Erde näher zu kommen, aus der wir genommen sind." Von der Richtung und dem Ziele dieser Erholungsreise war ihr etwa nur soviel bekannt, daß dieselbe sich vielleicht bis nach Oberitalien ausdehnen möchte (Werke 27, 40 A. letzter Hand). Jedenfalls aber erwartete Frau von Stein, wie alle Welt in Weimar, daß Goethe vor Anfang des Winters zurückgekehrt sein werde. Ihr dreizehnjähriger jüngster Sohn Fritz, den Goethe seit seinem neunten Jahre zu sich in sein Haus genommen und dessen ganze Erziehung und Unterricht er geleitet hatte, blieb deshalb noch mehrere Monate lang in Goethe's Hause, seine Rückkehr erwartend, bis es ihm dort zu einsam ward und er zu seiner Mutter zurückzog.

Die erste Person außer dem Herzoge, welcher Goethe von seiner Ankunft in Rom Nachricht gab, war seine Mutter, die seinen am 4. November aus Rom abgesendeten Brief am 15. desselben Monats empfing und mit Jubel begrüßte. „Eine Erscheinung aus der Unterwelt", antwortet sie ihm zwei Tage darauf — „hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können als Dein Brief aus Rom. Jubiliren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einem Menschen wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit Deinem großen Blick vor Alles, was gut, groß und schön ist, muß eine solche Reise auf sein ganzes Leben vergnügt und glücklich machen, und nicht allein Dich, sondern alle, die das Glück haben, in Deinem Wirkungskreiß zu leben. Vor ungefähr vier Wochen schrieb Fritz von Stein (sie korrespondirte mit dem Knaben, der einige Wochen lang ihr Gast gewesen war): „er wäre deinetwegen in großer Verlegenheit; kein Mensch, selbst der Herzog nicht, wüßte, wo Du wärest, Jedermann glaubte Dich in Böhmen u. s. w." Aber selbst in diesem seinem Briefe — der bisher nicht ver-

öffentlicht worden ist*) — muß Goethe seiner Mutter das Schweigen über seinen jetzigen Aufenthaltsort zur Pflicht gemacht haben, wie das nicht blos aus einer Stelle ihres Antwortschreibens, sondern noch deutlicher aus dem Umstande hervorgeht, daß sie noch vier Wochen später an Fritz Stein (17. Dezember 1786) schreibt: „Wissen Sie denn noch immer nicht, wo mein Sohn ist? Das ist ein irrender Ritter. Nun er wird schon einmal erscheinen und von seinen Heldenthaten Rechenschaft ablegen."

Inzwischen hatte allerdings Frau von Stein bereits zu Anfang des Dezember endlich durch einen Brief Goethe's an den Herzog, den ihr letzterer am 2. Dezember zuschickte, die Ausdehnung der Fluchtreise ihres Freundes bis nach Rom erfahren. Sie theilte diesen Brief mit andern später geschriebenen, nach Goethe's Anweisung, dessen Mutter, der Frau Rath mit, welche sich dafür unter dem 9. Januar 1787 in einem eigenen Schreiben bedankte und ihre Freude darüber aussprach: „daß die Sehnsucht Rom zu sehen, ihrem Sohne geglückt sei, dessen Tagesgedanke und Nachts sein Traum es von Jugend auf gewesen!"**) Frau von Stein dagegen war durch die endliche Enthüllung von Goethe's ihr sorgfältig verheimlichtem Plane keineswegs angenehm überrascht. Sie schrieb an ihre junge Freundin Lottchen von Lengefeld, Schiller's nachmalige Gattin und später, nach dem erfolgten Bruche mit Goethe, die intime Vertraute ihres Grolles gegen denselben, am 25. Dezember 1786: „Aus Rom habe ich viele hübsche (!) Briefe von Goethe, die

*) Ueberhaupt fehlen uns alle Briefe, welche Goethe nachweislich an seine Mutter aus Rom schrieb (so z. B. der wichtige Brief vom 5. Januar 1788), und ebenso alle Briefe der Frau von Stein an Goethe's Mutter.

**) Frau Rath. Briefwechsel von Katharine Elisabeth Goethe. (Leipzig 1871.) S. 260.

ich Ihnen, wenn Sie zu uns kommen, will zu leſen geben. Daß er bald wieder zu uns zurück will, iſt gewiß ſein Vorſatz; aber der Himmel beſchließt manchmal anders, als wir gebundene Sterbliche wollen. Ein Bischen unartig hat er ſeine Freunde verlaſſen." Die letztere Aeußerung drückte ihre Empfindlichkeit darüber aus, daß Goethe ſie nicht in das Geheimniß ſeines Reiſeplans gezogen hatte. Im Uebrigen war ſie durchaus beſtrebt, dahin zu wirken, daß er ſeinen Aufenthalt in Rom nicht zu lange ausdehne. Wie ſie darüber dachte, ſehen wir aus einer Aeußerung ihres Sohnes Fritz gegen Goethe's Mutter, welche ihm darauf (9. März 1787) antwortete: „Sie ſind alſo nicht der Meinung, daß mein Sohn noch eine längere Zeit ausbleiben wird? Ich für meine Perſon gönne ihm gerne die Freude und Seligkeit, in der er jetzt lebt, bis auf den letzten Tropfen zu genießen, und in dieſer glücklichen Konſtellation wird er wohl Italien nie wiederſehen. Ich votire alſo aufs längere Dableiben, vorausgeſetzt, daß es mit der Bewilligung des Herzogs geſchieht."

Daß der junge Stein hier nur das Mundſtück ſeiner Mutter war, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Auch an Goethe ſelbſt ließ ſie ihn um dieſelbe Zeit ſchreiben, um ihn mit dem Verlangen ſeiner baldigen Rückkehr zu beſtürmen. Wir ſehen dies aus Goethe's Antwortbriefe aus Neapel vom 10. März 1787, in welchem es heißt: „Ich komme ſobald zurück, als mir möglich iſt, ſobald ich mir nur eine gewiſſe Kenntniß von dieſem Lande erworben habe, ſobald ich das Merkwürdigſte von Natur und Kunſt geſehen habe. Mache Dir keine traurigen Vorſtellungen von meinem Außenbleiben. Es war mir höchſt nöthig, daß ich wieder eine große Maſſe von Kenntniſſen, von neuen Begriffen mir eigen machte, an denen ich wieder eine Weile verarbeiten kann. Es wird mir und allen

den Meinigen zu Gute kommen" (Briefe an Fritz von Stein, S. 40). Einen Monat ſpäter (26. Mai 1787) wiederholt er, aus Sizilien zurückgekehrt, auf neues Andringen dieſelbe Verſicherung ſeiner „baldigen" Zurückkunft, obſchon über dieſelbe noch Jahr und Tag vergehen ſollte.

Immer höher aber ſtieg in Weimar bei Frau von Stein im Laufe dieſer Zeit die Ungeduld. Die Aeußerungen derſelben, von Klagen und Vorwürfen gegen den zu lange Ausbleibenden begleitet, gelangten wiederum durch den jungen Stein zu Ohren von Goethe's Mutter, welche nicht unterließ darauf in ihrer aufrichtigen Art verweiſend zu antworten: „Ich hab einen Brief vom 3. aus Rom" — ſchreibt ſie an Fritz Stein am 22. Februar 1788 — „wo mein Sohn ſchreibt: gegen Oſtern wollte er mir kund thun, ob ich ihn dieſes Jahr zu ſehn bekäme oder nicht, — ich glaube daher, daß es noch höchſt ungewiß iſt ob er über Frankfurt zurück geht. Daß er gegen ſeine Freunde kalt geworden, glaube ich nicht; aber ſtellen Sie Sich an ſeinen Platz: in eine ganz neue Welt verſetzt, in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele dran hing, und den Genuß, den er nun davon hat! Ein Hungriger, der lange gefaſtet hat, wird an einer gutbeſetzten Tafel, bis ſein Hunger geſtillt iſt, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können."

Diejenige indeſſen, an deren Adreſſe in Wirklichkeit dieſe Ermahnung gerichtet war, verargte es ihm trotzdem. Sie hatte nichts von der liebevollen Uneigennützigkeit der Frau Rath in ihrem Herzen, und der Gedanke, daß Goethe auch das Jahr 1788 noch in Rom und Italien verweilen und ihrem Einfluſſe und ihren egoiſtiſchen Bedürfen entzogen bleiben ſollte, wurde ihr mehr und mehr unerträglich. Daß aber eine ſolche Ver-

längerung seines Außenbleibens damals in Goethe's Wünschen und Absichten lag und daß sein fürstlicher Freund diesem seinem Wunsche entgegenkam, kann seit der Bekanntmachung seiner Korrespondenz mit dem Herzoge Karl August kaum bezweifelt werden. Noch gewisser ist es jedoch, daß Frau von Stein dagegen lebhaften Einspruch erhob. Die ganze so lang ausgedehnte Reise Goethe's erschien ihr überhaupt nur als eine Grille. Sie schrieb um diese Zeit (12. Januar 1788) an ihre junge Herzensfreundin nicht ohne Bezug auf Goethe: „Alles will jetzt bei uns nach Italien. Ich sage Alles, und es ist doch nicht so ganz wahr: ich selbst lobe mir mein Zuhaus, und wem Zuhaus nicht wohl ist, dem ist nirgend wohl, und ist solche Reise nur eine Palliativkur. Ein anderes ist's in der Jugend, welche glaubt, es sei noch außenherum etwas zu finden!" Daß eine Frau, die sich in solcher Weise äußern mochte, für Goethe's tiefstes Bedürfen kein Verständniß hatte, ist einleuchtend. Darin freilich hatte sie mehr, als sie selbst wußte und ausdrücken wollte, Recht: „daß es ihm zu Hause nicht wohl gewesen war." Wie sie selbst jedoch daran einen nicht geringen Theil der Schuld getragen hatte — diese Erkenntniß lag ihrer Meinung von sich selbst und von ihren Verdiensten um Goethe meilenfern.

Wie schwer diesem aber der Gedanke an das Fortgehen aus Rom und Italien erschien, sehen wir unter Andern aus einer brieflichen Aeußerung vom 10. Januar 1788, in welchem er sein Fortgehen dem Tode vergleicht. „Ich bereite mich", schrieb er, „zu meiner Auflösung, damit ich mich ihr getrosten Muthes hingebe, wenn die Himmlischen sie auf Ostern beschlossen haben. Es geschehe was gut ist!" Riemer bemerkt zu dieser Aeußerung (II., S. 290): „Es schienen jedoch weniger die himmlischen Dämonen als vielmehr die irdischen gewesen

zu ſein, die Goethe'n in der Mitte ſeiner Laufbahn gehemmt hätten." Daß ſich unter dieſen letzteren auch die Einflüſſe der Frau von Stein befanden, dürfte ſchon nach unſerer bisherigen Darſtellung nicht wohl zu bezweifeln ſein. Aber es wird auch noch durch Goethe's ausdrückliches Zeugniß beſtätigt. In dem bekannten Briefe, mit welchem er ſich ein Jahr nach ſeiner Rückkehr aus Italien gegen die ihm unerträgliche Behandlung, welche er unmittelbar nach ſeiner Rückkehr von der alten Freundin zu erdulden gehabt hatte, offen und energiſch erklärte, ſprach er unter Andern auch direkt aus: daß ihn hauptſächlich die Rückſicht auf ſie zu dem ſchweren Entſchluſſe, ſeinen Aufenthalt in Italien abzukürzen, bewogen habe. „Wie ſehr ich Dich liebe" (ſchreibt er), „wie ſehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab ich durch meine Rückkunft aus Italien bewieſen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort." In demſelben Briefe erklärt er zugleich, daß er aus demſelben Grunde das dringende Anerbieten abgelehnt habe, mit der Herzogin Amalie bald nach ſeiner Ankunft in Weimar wieder nach Italien zurückzukehren, und daß er nur „um der Freunde willen geblieben, wie er um ihretwillen gekommen ſei."

4.

Frau von Stein hat, wie alle ihre Briefe an Goethe, ſo auch die, welche ſie an Goethe nach Italien ſchrieb, vernichtet. Die Goethe'ſchen aus dieſer Zeit ſind erhalten, aber ſie ſind im Archive der Goethe'ſchen Familie begraben. Nur von zweien derſelben hat Schöll nach Abſchriften, welche Frau von Stein genommen zu haben ſcheint, ein Paar Stellen mitgetheilt, in welchen ſich, wie wir ſehen, die alte Zärtlichkeit Goethe's für ſie und die Hoffnung auf ein künftiges ungetrübteres Zuſammen-

leben ausſpricht, da, wie er ſich ausdrückt, „jetzt die weite Ferne und die Abweſenheit alles gleichſam weggeläutert habe, was in der letzten Zeit zwiſchen ihnen geſtockt“. Goethe ſchrieb ihr, wie ſie ſelbſt erzählt, aus Italien „alle Sonntage“ (S. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde II. S. 260). Sie rühmte ſich deſſen gern gegen ihre Bekannten, und Schiller erfuhr, als er 1787 nach Weimar kam, daß ſie „wohl über tauſend Briefe von Goethe beſitze und daß ihr derſelbe aus Italien noch jede Woche geſchrieben habe“ (Schiller-Körner I. S. 136).

Ueber dieſe italieniſchen Briefe Goethe's, aus denen Goethe, wie ich ſchon früher bemerkte, ſein italieniſches Reiſebuch zuſammenſtellte, haben wir nur den kurzen Bericht Schöll's, dem ein Einblick in die Originale vergönnt geweſen iſt. Derſelbe ſagt darüber: „Zum größten Theil iſt der Inhalt wörtlich derſelbe, nur häufig in den beſonderen Stücken umgeſtellt und anders vertheilt. Manches iſt hinzugethan, Vieles weggeſchnitten. Denn nicht nur ſind in den Briefen die Berichte fortwährend durchflochten mit eben ſolchen Ausdrücken unverbrüchlicher warmer Anhänglichkeit, wie alle Blätter der vorhergehenden Jahre ſie enthielten; ſondern es iſt auch die Darſtellung und Erörterung an Naturbeobachtungen hie und da viel ausführlicher, in der Beſprechung von Gebäuden, Kunſtwerken mehr Erguß. Jenem allerdings klaſſiſchen Charakter, welchen die Umarbeitung der Tagebücher gab, hat ſie manche Stelle geopfert, die an ſich von der Sinnenhelle des Dichters und ſeiner gemüthlich tiefen Verehrung der Schöpfung einen liebenswürdigen Eindruck gewährt.“ Der Biograph Goethe's, Viehoff, berichtet dagegen, daß in den während Goethe's zweitem Aufenthalte in Rom geſchriebenen Briefen eine deutliche Aenderung des früheren zärtlichen Tons wahrzunehmen ſei.

Der Ausdruck ſcheinbarer Reſignation, mit welchem Goethe

ſich von Rom losriß, wich ſchon während der Rückreiſe einer ganz anderen Stimmung. Dies beweiſen ſeine letzten unterwegs, noch auf italieniſchem Boden an den Herzog geſchriebenen Briefe, welche von dem Tone eines, Goethe ſonſt fremden, wahren „Galgenhumors“ erfüllt ſind, hinter dem ſich ſeine ſtille Verzweiflung über den ihm abgenöthigten Entſchluß zu verbergen ſuchte, — eine Verzweiflung, die noch nach ſeiner Ankunft in Weimar längere Zeit in ihm fortwirkte. Er ſelbſt ſpricht es aus, „daß ihn auf der ganzen Reiſe die ſchmerzliche Stimmung einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, trotz aller Zerſtreuung und Ablenkung, nicht verließ.“ Er gab dieſer Stimmung in ſeinem Taſſo Ausdruck, an dem er auf derſelben arbeitete; denn „mit Taſſo's Schickſal glaubte er das ſeine vergleichen zu dürfen“.

Von der Freude aber, die Weimariſche „Geliebte“ wiederzuſehen, von der er nun ſchon faſt zwei Jahre lang getrennt geweſen war, findet ſich keine Andeutung. Weit wahrſcheinlicher iſt es vielmehr, daß er dieſem Wiederſehen mit dem Gefühle geheimen Bangens entgegenging, das, wie die Verhältniſſe lagen, nur allzu begründet war.

In einem der erſten Briefe, welche Goethe aus Rom an die Freunde nach Weimar ſchrieb, richtet er an dieſelben die Bitte: daß ſie, wie ſie ſelber ſein Verſchwinden ganz ſo wie er wünſchte, genommen hätten, nun auch dazu thun möchten, „jedes Gemüth zu verſöhnen, das daran dürfte Anſtoß genommen haben.“ Er ſelbſt ſchwieg in dieſem Briefe über die Urſachen, zumal über die perſönlichen, welche zu ſeinem Fluchtentſchluſſe mitgewirkt hatten. „Gott behüte mich,“ ruft er aus, „daß ich jemals mit den Prämiſſen zu dieſem Entſchluſſe einen Freund betrübe!“ Jene obige Bitte war wohl an Herder

er bei jenem Gerichtshandel selbst Stellen, die aber in den Handschriften ausgefallen sind, vorlesen lässt, bezog sich allein auf die Fische, und sein Inhalt ist noch von Appulejus selbst an derselben Stelle entwickelt [1]). In Betreff seiner lateinisch geschriebenen naturhistorischen Werke rühmt er sich einer Bereicherung der Sprache durch eine Menge aus dem Griechischen übertragener nach vorhandenen Analogien gebildeter Kunstwörter [2]). Einen besondern Fleiss versichert er ferner auf die Durchforschung und Vermehrung der Aristotelischen Bücher *Ἀνατομῶν* verwandt zu haben [3]).

[Casaub. u. A. sed utique] Naturalium Quaestionum, atque eum maxime, in quo plura de pisciam genere tractata sunt.

1) Apolog. p. 480 Oud. Audisti Maxime, quorum pleraque scilicet legeras apud antiquos philosophorum, et memento de solis piscibus haec volumina a me conscripta: qui eorum coitu progignantur, qui ex limo coalescant; quoties et quid anni cujusque eorum generis feminae subeant, mares suriant; quibus membris et causis discreverit natura viviparos eorum et oviparos, ita enim appello, quae Graeci *ζωοτόκα καὶ ὠοτόκα*. Et ne operose per omnes animalium genitus pergam, deinde de differentia et victu et membris et aetatibus ceterisque plurimis, scitu quidem necessariis, sed in judicio alienis, pauca etiam de Latinis scriptis meis ad eandem peritiam pertinentibus legi jubebo.

2) Apol. a. a. O. p. 481. In quibus animadvertes, cum res cognitu rara, tum nomina etiam Romanis inusitata et in hodiernum, quod sciam, infecta: ea tamen nomina labore meo et studio ita de Graecis provenire, ut tamen Latina moneta percussa sint.

3) Apolog. p. 491. Auf den Vorwurf, dass er einen von seinem Sclaven Themison ihm gebrachten seltenen Fisch behufs seiner Zauberei zerschnitten habe, erwiedert er: quasi vero non paullo prius dixerim, me de particulis omnium animalium, de situ earum atque numero, deque causa conscribere ac libros *Ἀνα-*

und Knebel gerichtet. Die Perſon aber, der ihr Inhalt vorzugsweiſe galt, war Frau von Stein, die allerdings in der Lage war, an ſeinem Verſchwinden und an ſeiner Geheimhaltung des Planes zu demſelben vor ihr um ſo mehr Anſtoß zu nehmen, als es die erſte Erfahrung dieſer Art war, welche ſie nach einer langjährigen abſoluten Beherrſchung ihres Verehrers jetzt unerwartet zu machen gehabt hatte. Daß ſie ſelber unter „den Prämiſſen zu jenem ſeinem Entſchluſſe“ eine Stelle, und zwar nicht die am wenigſten bedeutende, einnahm, ſagte ſie ſich ganz gewiß nicht. Und doch war dem alſo.

Goethe ſelbſt hat ſich darüber, daß zu ſeinem Fluchtentſchluſſe neben dem von ihm tief empfundenen Bedürfniſſe, ſeine Lebensbahn und Thätigkeit nach zehn Jahren andauernder Unterbrechung endlich wieder ſeinem wahren Berufe, dem Berufe des Künſtlers, zuzuwenden, auch andere perſönliche und gemüthliche Urſachen mitwirkten, wiederholt und unzweideutig für den Verſtehenden ausgeſprochen. „Die Hauptabſicht meiner Reiſe“ — ſchreibt er in dem bekannten ausführlichen Briefe, den er aus Rom am 25. Januar 1783 an ſeinen Fürſten richtete — „war, mich von den phyſiſch-moraliſchen Uebeln zu heilen, die mich in der Heimath quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten; ſodann“ (alſo erſt in zweiter Reihe) „den heißen Durſt nach wahrer Kunſt zu ſtillen. Das Erſte iſt mir ziemlich, das Letzte ganz geglückt.“ Er wiederholt es an zahlreichen anderen Stellen, daß er durch dieſe Reiſe beabſichtigt habe, „die Falten, die ſich in ſein Gemüth geſchlagen, wieder auszuglätten,“ die ſeit lange verlorene Friſche, Freiheit und Beweglichkeit ſeines Weſens wiederzugewinnen, eines reinen, unbefangenen Daſeins wieder froh zu werden und aus dem Drucke jenes ewigen Wechſels von Steigen und Fallen ſeiner Stimmung herauszukommen, wie wir ihn in ſeinem Ver-

hältniß zu Frau von Stein während der letzten Jahre haben beobachten können.

Was alles ihm in demſelben gefehlt, was er mit immer ſteigendem Schmerze vermißt hatte, das ſehen wir am Beſten aus ſeinem entzückten Bekenntniſſe über dasjenige, was ihm bald nach der Ausführung ſeines Entſchluſſes zu Theil wurde. Schon auf der Reiſe fühlen wir mit ihm in ſeinen Berichten die freudige Stimmung eines Menſchen, der ſich aus dem dumpfen Drucke eines Gefängnißzuſtandes durch kühne Flucht befreit hat. Der Ausdruck dieſer Stimmung ſteigert ſich in jedem Briefe höher, vor allen in Rom. Schon in den erſten Wochen ſeines dortigen Aufenthalts bekennt er: „daß er hier mit einer Klarheit und Ruhe lebe, von der er lange kein Gefühl mehr gehabt“ und daß er von dem Tage, da er Rom betreten „einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt zähle.“ Jahr und Tag ſpäter hofft er: „an Leib und Seele radikaliter kurirt“ zurückzukehren; und am Schluſſe ſeines römiſchen Aufenthalts legt er das ſchwerwiegende Geſtändniß ab: „In Rom habe ich mich ſelbſt zuerſt gefunden, bin ich zuerſt übereinſtimmend mit mir ſelbſt, glücklich und vernünftig geworden.“ Das iſt nicht die Sprache eines Liebhabers, der daheim ein großes Glück verlaſſen, eines Mannes, der, als er dies ſchrieb, bereits über anderthalb Jahre von der Geliebten getrennt war, von der behauptet wird, daß ſie ſo viele Jahre lang ſein ganzes Glück, die höchſte Erfüllung ſeines Daſeins ausgemacht, daß ſie ſeinem Weſen die höchſte Entwicklung zu geben geholfen habe, und die ſich ſelbſt allerdings mit dieſer Einbildung wohl ſchmeicheln mochte. Sondern es iſt die Sprache eines Mannes, der ſich allmälig bewußt geworden war, daheim in einem Verhältniſſe gelebt zu haben, das, von Anfang an ein überſpanntes, unnatürliches und ungeſundes, dieſe Eigenſchaften in den ver-

ſchiedenen Stadien ſeiner Entwicklung während elf Jahren immer mehr an ihm ſelbſt erwieſen und bethätigt hatte.

Das geheime Bangen, mit welchem er der Heimkehr entgegengeſehen hatte, war daher ein nur allzu begründetes geweſen. Das innerliche Unglücksgefühl, das er über ſein Verlaſſen Italiens empfand, ward nur noch verſtärkt durch den Umſtand, daß der Entſchluß dazu kein freiwilliger und doch auch kein ſolcher geweſen war, den er widerwillig zu faſſen geradezu genöthigt geweſen wäre. Daraus entſteht immer eine peinigende Stimmung des Gemüths, und dieſe Stimmung ward nicht gemildert, ſondern geſteigert durch die Art und Weiſe, wie ſich der mit wundem Herzen Heimgekehrte nach ſeiner eigenen Schilderung (Werke 58, S. 115–16) von „den Freunden“ empfangen ſah, auf deren Verſtändniß und Mitgefühl er gerechnet hatte, und die, ſtatt ihm durch liebevolle Theilnahme über ſeinen Schmerz hinwegzuhelfen, ihm vielmehr über denſelben bittere Vorwürfe machten.

Unter dieſen „Freunden“ ſtand Frau von Stein obenan. Ihr Bruch mit ihm geſchah unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft. Ich habe denſelben und ſeine Motive an einem andern Orte ausführlich erzählt, und kann mich daher damit begnügen, auf dieſe Darſtellung zu verweiſen*). Nur einiges Weſentliche mag hier noch ſeinen Platz finden.

Wenn jemals, ſo war jetzt der Moment da, wo Frau von Stein zeigen konnte, daß ſie der Liebe eines Mannes werth geweſen ſei, der dieſer Frau ſein ganzes Selbſt geſchenkt, der zehn Jahre lang mit unendlicher Selbſtverleugnung ſich ihr liebend untergeordnet und ihr mit einer Hingebung zu eigen geweſen war, welche faſt an den ritterlichen Minnedienſt des Mittelalters

*) Weimar und Jena II., S. 113–136 (2. Ausg.).

erinnert. Jetzt konnte ſie zeigen, ob ſie ihm, wenn nicht Gleiches ſo doch Aehnliches in ſelbſtloſer Freundſchaft zu erwidern, ob ſie die Prüfung in der Art von Liebe zu beſtehen vermöge, welche auf dem Grunde aufopferungsfähiger Selbſtloſigkeit ruht. Dieſe Prüfung — Frau von Stein beſtand ſie nicht. Ja, ſie konnte ihrer innerſten Natur nach dieſelbe nicht beſtehen, und es zeigte ſich jetzt, wie unendlich Goethe ſie ſelbſt und ihre Liebe zu ihm in der früheren Zeit überſchätzt hatte. Nicht liebevoll ſchonend kam ſie dem Zurückgekehrten entgegen, ſondern verſtimmt, beleidigt, daß er nicht gekommen wie er gegangen, als derſelbe ſchmachtende Anbeter. Seine vertrauenden Mittheilungen über ſeine römiſchen Erlebniſſe wies ſie mit unfreundlicher Eiferſucht zurück; ſeinen Schmerz über das Verlaſſen Italiens empfand ſie als eine Beleidigung ihrer ſelbſt, als Undankbarkeit und Kälte, als Mangel an Herz und Theilnahme für die gegenwärtigen Freunde. Es muß hart gekommen ſein, wenn wir ihn endlich ſolchem Gebahren gegenüber ſich in einem ſeiner Briefe zu der offenen Manneserklärung aufraffen und ihren wiederholten Vorwürfen und ihren Klagen über Mangel an Offenheit und Vertrauen mit dem Geſtändniß begegnen ſehen: „Aber das geſtehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt haſt, kann ich nicht erdulden. Wenn ich geſprächig war, haſt Du mir die Lippen verſchloſſen; wenn ich mittheilend war, haſt Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachläſſigkeit beſchuldigt. Jede meiner Mienen haſt Du kontrollirt, meine Bewegungen, meine ganze Art zu ſein getadelt, und mich immer mal à mon aise geſetzt. Wo ſollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorſätzlicher Laune von Dir ſtießeſt! Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfaſſung eher beleidigen als verſöhnen könne.“

Goethe's Leidenschaft für Charlotte von Stein war erloschen, zum Theil vielleicht schon ehe er nach Italien entfloh, jedenfalls während der zwei Jahre, während deren er dort verweilte. Dazu war Charlotte während dieser Zeit nicht jünger geworden. Sie stand jetzt im sechsundvierzigsten Jahre und war eine Matrone, während er noch nicht volle 39 Jahre alt war. Dennoch blieb ihr eins, worin, wie Lewes richtig sagt, „eine edle Natur nicht geringen Trost gefunden haben würde: seine liebste Freundin konnte sie auch jetzt noch sein, und solch eines Mannes Freundschaft war mehr werth als eines andern Liebe." Aber Charlotte von Stein war keine solche „edle Natur." Die Freundschaft, die ihr Goethe gewähren konnte und die sein dankbares Herz ihr bis an ihren Tod, durch die folgenden neununddreißig Jahre treulich bewahrt und bewährt hat, verschwand vor ihren Augen in ein Nichts, bei dem Gedanken an die Zeit, in welcher ihr dieser Titan ganz zu eigen gehört und ihren Launen, wie Herkules an Omphale's Spinnrocken, Sklavendienste geleistet hatte.

5.

Versuchen wir jetzt das Bild von dem Wesen und Charakter der Frau von Stein aus einzelnen gelegentlichen Aeußerungen von Zeitgenossen und aus einer Anzahl von Briefen zu vervollständigen, welche sie von 1785 bis 1825 an ihre vierundzwanzig Jahre jüngere Freundin Charlotte von Lengefeld, die spätere Gattin Schiller's gerichtet hat. Diese Briefe — leider nur unvollständig und in Auszügen vor zwölf Jahren durch den Druck veröffentlicht, — sind, neben den wenigen von Kahlert 1846 bekannt gemachten Briefen der Frau von Stein an ihren Sohn Friedrich von Stein, und einer bald zu erwähnenden Dichtung

Dido die einzigen von ihr ſelbſt herrührenden Zeugniſſe über das ſpätere Leben und Verhalten wie über Charakter und Sinnesart der Frau, der ein Goethe die ſchönſten Jahre ſeines Lebens in Verehrung und Liebe gewidmet hat. Dieſelben ſprechen nicht grade zu Gunſten deſſen, was von ihren Panegyrikern über den „Seelenadel", die „Sanftmuth und feine Empfindung" und die ſonſtigen liebenswürdigen Eigenſchaften der „edlen Frau" preiſend geſagt worden iſt*).

Unter den Beurtheilern ihres Weſens ſteht billig Karl Auguſt von Weimar voran, zu deſſen Gemahlin, der Herzogin Louiſe, Frau von Stein durch lange Jahre in einem nahen Umgangsverhältniſſe ſtand, ohne doch, wie der Herzog an Knebel (1788) ſchreibt, dem Bedürfniſſe derſelben nach Freundſchaft und wohlthuender geiſtiger Anregung Genüge thun zu können. Sie ſei dazu — meint der Fürſt — ebenſo wie die Herder, „zu häuslich, zu wenig à leur aise und für ſeine Frau zu leicht" (Knebel's litt. Nachlaß I., 167). Er vermißte alſo in ihr eine gewiſſe Gediegenheit inneren Gehalts und freier Bildung, während er zugleich die ſtete Unzufriedenheit beider Frauen mit ihrer Umgebung und ihren Verhältniſſen, und in der Bezeichnung „zu häuslich" noch eine andere „üble Eigenſchaft" hervorhebt, welche an Frau von Stein auch von anderen ihrer nächſten Freunde beſtätigt wird. Frau von Stein war eine ſehr eifrige Hausfrau, die in ihrem Hauſe in der Stadt wie auf ihrem Gute Kochberg ſich Haushalt und Wirthſchaft emſig angelegen ſein ließ. Aber ſie that als Hausfrau des Guten zu viel, ſie war, wie Karl Auguſt ſich ausdrückt, „zu häuslich", zu ſehr dem Detail ſolchen Thuns und Waltens hingege-

*) Die Briefe der Frau von Stein an Charlotte Schiller ſtehen im zweiten Bande von Charl. von Schiller und ihre Freunde (herausgegeben von L. Urlichs. Stuttgart 1862) S. 253—350.

ben und, nach dem Zeugniſſe ihres eigenen Sohnes und ihres Freundes Knebel, von ihren Untergebenen „ſchwer zu befriedigen“*). Es iſt bezeichnend für ihren Charakter, daß ſie im Volke als eine „ſchlimme Frau“ bekannt und verrufen war, weil ſie unaufhörlich mit ihren Dienſtboten wechſelte, an jedem etwas auszuſetzen hatte und oft nur mit Mühe eine Kammerjungfer finden konnte, die ſich dazu verſtehen mochte, in ihren Dienſt zu treten. So berichtet Knebel, an den ſie ſich mit dem Auftrage, ihr eine ſolche zu ſchaffen, gewendet hatte. „Es iſt ſeltſam“, fügt er hinzu, „wie eine ſo gute Frau doch ſo wunderbare Tücken haben kann.“ Es kam zuletzt dahin, daß ſie in ſpäteren Jahren gar keine Köchin mehr hielt, und ſich zum großen Verdruſſe der Ihrigen lieber vom Traiteur ſpeiſen ließ (Fritz von Stein an Lotte Schiller I., 511).

Auch hierin, wie in ſo vielem Andern, war Frau von Stein der vollſtändige Gegenſatz zu Goethe, der ſein Leben lang faſt immer mit ſeinen Dienern zufrieden war, und ſie meiſt viele Jahre lang behielt, weil er eben ſo leicht, als Frau von Stein ſchwer zu befriedigen war. Der Grund lag in der Charakterverſchiedenheit Beider. Frau von Stein hatte nichts von ſeiner Geduld und Milde der Beurtheilung, von ſeiner Freundlichkeit und Dankbarkeit gegen dienend Untergebene und überhaupt gegen das ſogenannte „niedere Volk“; und wir verſtehen jetzt den Grund, warum er, wie wir ſahen, in ſeinen Briefen an die Stein ſo wiederholt auf die guten und verehrungswerthen Eigenſchaften dieſer „Menſchenklaſſe“ hinweiſt, „die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchſte iſt.“ Sie hingegen war herriſch und hart gegen eine Klaſſe, auf die ſie von der Höhe ihres adligen Vorurtheils tief herabſah. Dazu kam die

*) Charl. Schiller I, 511, 673. vgl. II, 645. Knebel, Briefwechſel mit ſeiner Schweſter S. 500.

außerordentliche Heftigkeit ihres Temperaments, die sie zuweilen über alle Schranken der Weiblichkeit hinausriß. So schreibt sie einmal an Lotte Schiller über einen Zank, den sie mit Knebel gehabt (1791): „ich habe mich so mit ihm entzweit, daß meine Schwester (die zugegen war) glaubte, ich wollte ihm eine Ohrfeige geben." Dieselbe Schlagfertigkeit sehen wir wiederkehren in dem Briefe, in welchem sie der Freundin über ihre Reise zu ihrem Sohne nach Schlesien und über die „Trübsale" berichtet, welche sie auf derselben von Lohnkutschern und Postmeistern zu erdulden gehabt habe. Der ganze Brief ist eine lebhafte Illustration ihres oben geschilderten Verhaltens gegen Leute niederen Standes. Als ein braver Posthalter ihr vorstellig zu machen wagt, daß sie doch ihren Lohnkutscher „nicht so drücken" und ihm den erbetenen Vorspann bewilligen möge, erzählt sie: „Der kleine fatale Posthalter wollte mich ordentlich kommandiren! Er stand mir so recht zur Hand am Wagen, daß ich, hätte ich mich nicht vor den Leuten geschämt, ihm gern eine rechte Ohrfeige gegeben hätte." Man sieht, die damals (1803) doch bereits einundsechzigjährige vornehme Dame erscheint hier als ein richtiger „Junker im Unterrocke" der vorjenaischen Zeit.

Egoistische Härte, Heftigkeit und Unnachgiebigkeit bildeten einen Grundzug ihres Wesens; daher war sie „ewig im Streite", selbst mit der von ihr verehrten Herzogin Louise, die ihr einmal (1799) bei einem solchen Anlasse in's Gesicht sagte: „sie könne sich recht vorstellen, daß Goethe sie nicht hätte lieb behalten können!" Es fehlte ihr durchaus an jener Freundlichkeit der Beurtheilung und Behandlung anderer, die wie mildes Oel im persönlichen Verkehre wirkt. Die Art, wie sie in den Briefen ihres kränkelnden und seit 1791 von einem Schlage am Arm gelähmten Mannes gedenkt, ist fast durchweg unwohlthuend hart für unser Gefühl, und ein ähnlicher auffallender

Mangel an weicher Empfindung macht sich zuweilen selbst in dem Tone bemerklich, in welchem sie von ihrem kranken Sohne redet. Ueber ihren Gatten, der sich in schwerer Hypochondrie mit dem Gedanken verrückt zu werden quälte und der sie durch seinen traurigen Zustand an's Haus fesselte, heißt es einmal in einem Briefe an Schiller's Gattin: „ich sehne mich recht, bei Ihnen in Jena zu sein, aber wo mit dem Stein hin? Seine Hypochondrie nimmt ihm alle Geisteskräfte und ich darf ihn garnicht verlassen; aber ich suche es doch möglich zu machen" (1790). „Mein trauriger, kranker Gesellschafter" (heißt es in einem andern Briefe 1791) „hemmt den Lauf meiner Gedanken und ich werde dumm mit ihm." Nie hat sie für den unglücklichen Mann ein Wort der liebevollen Theilnahme, sondern nur Klagen: daß sie ihn „in das ennuiante Bad Lauchstädt begleiten müsse"; daß „sie der Zustand vielleicht noch auf viele Jahre binde", daß er ihr „eine große Last sei" u. s. w. Und ebenso herzlos äußert sie sich bei Erwähnung des Zustandes ihres unheilbar kranken Sohnes.

Goethe's Mutter äußert sich einmal in einem ihrer beiden an Frau von Stein gerichteten Briefe — die einzigen, die bis jetzt veröffentlicht sind — wie es komme, daß sie selber „die Gnade von Gott habe, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von ihr gegangen sei, weß Standes, Alters und Geschlechts dieselbe auch gewesen", und sie erklärt diese Gnade wie folgt: „Ich habe die Menschen sehr lieb, gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, — bemoralisire Niemand, suche immer die guten Seiten auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt; womit die Ehre habe zu verharren" u. s. w. — Scheint es doch

faſt, als habe hier die alte, ſehr ſcharfblickende Frau Rath, die hier als die richtige Mutter ihres herrlichen Sohnes erſcheint, der Frau von Stein, die mit ihm wie faſt mit allen Menſchen und Dingen unaufhörlich unzufrieden war, das Gegenbild des eignen Weſens wie im Spiegel vorzuhalten beabſichtigt. Als Frau v. Stein ſie ſpäter (1789) in Frankfurt beſuchte, um ihr über Goethe's Untreue vorzuklagen, ſcheint dieſelbe eine gründliche Abfertigung erhalten zu haben, denn in ihrem Briefe an Lotte Schiller, in welchem ſie über ihre Reiſe berichtet, fand ſie es für gut, von ihrem Beſuche bei der Frau Rath zu ſchweigen.

Ihr Mangel an Selbſtbeherrſchung zeigte ſich bekanntlich auch in dem Eigenſinne, mit welchem ſie Goethe's Vorſtellungen über eine ihrer Geſundheit nothwendige Diät begegnete, wie ſie es denn ſelbſt einmal mit ſehr richtiger Selbſterkenntniß als Erfahrungsſatz ausſpricht: „daß man nie befolge, was ein anderer rathe.“ Eben ſo unmöglich war es ihm, ſie von ihrem abergläubiſchen Achten auf ihre Träume abzubringen, in denen ſie Vorzeichen künftiger Geſchehniſſe erblickte. Von dieſem Aberglauben, mit dem ſie ihn vielfach quälte und beunruhigte, und der nicht gerade für ihre Geiſtesreife ſpricht, finden ſich auch in ihren Briefen wiederholte Andeutungen. Was ihren äſthetiſchen Geſchmack anlangt, ſo bekennt ſie ſelbſt einmal (1799) der Freundin ſehr offenherzig, daß ihr Kotzebue's Sachen eigentlich wohlgefallen, obſchon ſie ihn ſelbſt perſönlich nicht möge, da er ihr „leichtſinnig und unzuverläſſig vorkomme.“ „Ich habe leider“ (auch dies hochmüthige „leider“ iſt charakteriſtiſch) „den Geſchmack des Publikums, alſo eigentlich den gemeinen, denn ich kann die Kotzebue'ſchen Stücke nicht ſo übel finden, und wenn ich ſchreiben könnte, würde vermuthlich auch nichts Beſſeres herauskommen.“ Es liegt eine erſtaunliche Selbſtüberhebung in dieſem beſcheiden ſein ſollenden „nichts Beſſeres“, die durch ihre

Der Specialfall, dem wir diese Bemerkung verdanken, ist zu interessant, um ihn hier zu verschweigen. Appulejus ward in seinen Untersuchungen namentlich durch einen gescheuten Sclaven Themiso, (er selbst nennt ihn medicinae non ignarus) unterstützt. Durch diesen hatte er einen höchst seltenen Fisch erhalten und secirt. Seine Ankläger

---

νομῶν Aristotelis et explorare studio et augere. Ueber dieses Werk des Aristoteles sind die Untersuchungen noch zu keinem genügenden Resultate gediehen. Diog. Laert. nennt acht, der Anon. Men. sechs Bücher *Ἀνατομῶν* (S. Menag. ad Diog. L. Th. II, S. 198), das arabische Verzeichniss sieben Bücher de Animalium motu eorumque Anatome. (Casiri biblioth. Arabico-Hispan. T. I, p. 307.) Unter den *ψευδεπίγραφα* zählt endlich der Anonym. Menag. eine *Ἀνατομὴ ἀνθρώπων* auf, welche Menage (ap. Fabric. Bibl. Gr. III, p. 589. Had.) für identisch hielt mit jener wahrscheinlich aus Aristotelischem Material zusammengezimmerten Abhandlung *περὶ τῶν ἐν ἀνθρώπους μορίων*, die Petrus Laurembergius (Hamb. 1616. 4. Amsteloid. 1618, 4. Lugd. Batav. 1744. 8. c. notis Trilleri) unter dem Titel Anonymi philosophi antiquissimi *Εἰσαγωγὴ ἀνατομική* herausgegeben hat. Auf dasselbe Werk bezieht Fabric. a. a. O. eine Stelle des (Ps.) Galenus Isagog. cp. X, T. IV, p. 376. — Aber keiner der genannten Kritiker, auch Schneider nicht, der in seiner Ausgabe der Thiergeschichte Praef. Th. I, p. XII – XIII. Th. III. p. 184 genauer über dieses Werk handelt und aus Aristoteles selbst erweist, dass es mit Zeichnungen und Abbildungen versehen gewesen, gedenkt dieses wichtigen Zeugnisses des Appulejus für Art und Inhalt des Werks. Nur einen kenne ich, dem auch dies nicht entgangen, und der überhaupt mit einem Aufwande verdienstvoller Belesenheit über Aristoteles anatomische Studien und die Ansicht der Alten von diesen überhaupt gehandelt hat; und das ist der heutzutage fast ganz vergessene alte Königsberger Professor Melchior Zeidler in seiner Introductio in Aristotelis lectionem cap. X.

eigene poetische Leistung, die sogenannte „Tragödie“ Dido, keineswegs gerechtfertigt erscheint.

Wo sie übrigens sonst in den Briefen auf Aesthetisches und Literarisches zu sprechen kommt, erhebt sich ihr Urtheil nicht über das durchaus Triviale. Daß sie das Clärchen im Egmont nicht leiden mochte und dies dem Dichter nach Rom hin schrieb, ist freilich erklärlich*); sie sah in der Liebe des gefürsteten Grafen zu dem niedrigen Bürgermädchen eine beleidigende Ungehörigkeit und in dem liebend ganz dem Helden hingegebenen Clärchen doch eigentlich nur eine — „gemeine Person.“ Aber als ganz gewöhnlich erscheint sie in ihrem Urtheile über Kritik und Kritiker. Die „Lesewelt“ und was diese entschiede, sei für sie maßgebend, meint sie, nicht die Kritik; „denn die Kritiker kann ich nicht gut leiden; mir däucht, das Gefühl wäre der beste Kritikus.“ (Charl. II., 321.) Daß sie keinen Sinn für das Komische, für heiteren Scherz in der Dichtung hatte, würde man im Voraus annehmen können, auch wenn es nicht durch Goethe's Zeugniß bestätigt würde. Als er seine „Vögel“ gedichtet hatte, schrieb er ihr: „ich wollte, Sie könnten an Platitüden so eine Freude haben wie ich, das Stück würde Sie herzlich lachen machen.“ Sie war überhaupt eine schwerlebige und in ihrem innersten Wesen prosaische Natur. An mehr als einer Stelle in den Briefen der Ihrigen begegnen wir der leisen Klage, daß mit ihr schwer zu leben, daß sie scharf und hart in ihrem Urtheil über andere, und geneigt sei, Ansprüche zu erheben, deren Befriedigung außer der Möglichkeit der Beanspruchten liege. Wir sehen sie selbst sich gelegentlich gegen ihr Freundin sogar über ein kleines Opfer beklagen, welches sie für ihren Sohn, ohne dessen Wissen, gebracht hatte. Der nüchterne Prosaismus ihrer Lebensanschauung

*) In meinen „Goethe's Frauengestalten“ I., S. 114 – 15 ist, statt „Herder“, Frau v. Stein zu lesen. S. Uelich's Anmerk. zu Charl. v. St. II., S. 260.

drückt sich am stärksten aus in dem mehrmals gegen ihre Freundin wiederholten Geständnisse: Die beiden einzigen Uebel, die sie fürchte, seien Mangel und Krankheit. „Ueber alle Uebel kann man Herr werden", schreibt sie (12. Januar 1788, „außer nur nicht über Mangel und Krankheit"; und schon früher (13. Mai 1786): „Krankheit und Mangel sind die zwei wirklichen Uebel, die meinem Herzen einschneiden, denn die übrigen Leiden hängen mehr oder weniger von unserer Vorstellungsart ab, gegen jene aber giebt's keine Waffen."

Bei einer solchen Sinnesart war es ihr denn freilich möglich, sechs und achtzig Jahre alt zu werden, und den selbstverschuldeten Verlust von Goethe's Liebe vierzig Jahre zu überleben. —

Von irgend einem tieferen gemüthlichen Verhältnisse zur Religion und von religiösen Empfindungen ist in ihren Briefen keine Spur bemerklich. Das einzigemal, wo davon die Rede ist (Brief vom 4. November 1787), geschieht es, um ihr Nichtkommen nach Rudolstadt mit den Worten zu entschuldigen: „ich mußte heute einmal hier" (auf ihrem Gute Kochberg) „in die Kirche gehen, um kein Aergerniß zu geben; sonst wäre ich doch noch gekommen!"

Nichts in der langen Reihe ihrer Briefe ist endlich geeignet zu zeigen, daß diese Frau fähig war, einen Goethe zu verstehen und zu würdigen, ihm geistig und gemüthlich das zu sein, was er in seiner überschätzenden Liebe so lange an ihr zu haben geglaubt hatte.

Sie erlebte noch das Erscheinen aller seiner nach der italienischen Reise von ihm geschaffenen Werke. Aber über keines derselben finden wir ein warmes, freudig theilnehmendes Wort der Anerkennung, geschweige denn jener Begeisterung, wie sie z. B. in dem Briefwechsel der Prinzessin Caroline von Weimar

mit ihrer Freundin Charlotte Schiller so wohlthuend hervortritt. Wo sie eines solchen erwähnt, geschieht es fast nur, um Tadel und Bitterkeit daran zu knüpfen. Wir haben gesehen, daß und warum Egmont ihr nicht gefiel. Daß sie den „Großcophta“ nicht mochte, wollen wir ihr nicht gerade verdenken, obschon die Motivirung ihres Urtheils über das Stück stark von ihrer Bitterkeit gegen Goethe's Person gefärbt erscheint*). Auch daß die „Römischen Elegien“ ihr nicht wohl thaten, war wohl erklärlich. „Ich habe eben für diese Art Gedichte keinen Sinn“, schreibt sie der Freundin (27. Juli 1795). Sie waren ihr zu unmoralisch. „Wenn Wieland üppige Schilderungen machte, so lief es doch zuletzt auf Moral hinaus (!) oder er verband es mit ridiculos. Auch schrieb er solche Scenen nicht von sich selbst!“ Welch eine Heuchelei im Munde einer Frau, die es mit ihrem Gewissen vereinbar gefunden hatte, als Gattin und Mutter einem anderen Manne Jahre lang in freier Liebe anzugehören! Sie stimmte ganz mit Herder überein, der bei Gelegenheit dieser Elegien gegen die Herzogin geäußert habe: „Goethe sei in Italien überhaupt sehr sinnlich geworden, während es ihn (Herder'n) dort angeekelt habe.“ Des „Wilhelm Meister“ wird nur einmal gedacht, und zwar des „fünften Buches“, das ihr wegen der Bekenntnisse der schönen Seele „sehr wohl gefallen habe“, von denen sie richtig vermuthet, daß sie von einem Frauenzimmer seien und das Goethe sie wohl nur zugestutzt habe. Die Venetianischen Epigramme dagegen scheinen ihr eben so zuwider gewesen zu sein, wie die „Elegien.“ Ueber eines derselben, das da lautet:

„Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr, Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu!“

*) Brief vom August 1796 II., S. 287, vgl. 295, 308.

schüttet sie die ganze Schale ihres giftigen Hasses in den Worten aus: „Ich kann das Epigramm noch immer nicht aus meinem Kopfe kriegen und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und sentimentalische Dichtergeist darin beisammen steht; aber meinem Spitz muß ich es immer vorsagen, wenn ihm so recht hündisch wohl ist, denn er ist mir recht treu und recht fromm, er beißt Niemanden und ist wirklich kein Schuft." Bei den „Xenien" hat sie nur den einen Gedanken, daß die Veröffentlichung derselben Schillern schaden könne. „Eigentlich ist mir's politisch nicht recht, daß die beiden guten Freunde diese Späße haben drucken lassen. Goethe schadet's zwar nicht, aber Schiller könnte es in der Folge schaden, besonders im Holsteinschen. Man lebt doch nicht vom Verstand allein. Ich denke freilich nicht wie eine Poetin, sondern hausmütterlich" (1796 2. November). Bei der schönen Elegie „Hermann und Dorothea", die sie sonst „recht poetisch schön" findet und „wie Anakreon (!) würde von sich gedichtet haben" bekennt sie, „daß ihr bei der Gattin, die am reinlichen Heerd kocht, immer die Jungfer Vulpius die Illusion verderbe" (7. Februar 1797). Daß Goethe diese dort einfach mit dem Ehrennamen seiner „Gattin" bezeichnete, war wohl ihr Hauptanstoß. Daneben spricht sie es wieder aus (13. Juni 1798), „daß ihn doch sein häusliches Verhältniß ganz apoetisiren müsse!" Und das zu einer Zeit, in welcher (1797—1798) gerade Goethe's dichterische Produktion die schönsten Blüthen und Früchte zeitigte! — Ueber die herrliche Elegie „Euphrosyne", die rührendste und ergreifendste aller ähnlichen Dichtungen Goethe's hat sie nichts als das kahle Wort: „Goethe's Elegie auf die Becker hat mich sehr interessirt, doch ist mir etwas dunkel drin." Und unmittelbar darin schließt sich ein Kompliment für Lotte Schiller, von der derselbe Musenalmanach des Jahres 1799 drei Gedichte (unterzeichnet Louise) gebracht

hatte: „Meine Kollegin beneide ich ein wenig, daß ich nicht auch etwas so Artiges machen kann.“ Erwähnen wir endlich noch, daß ihr Goethe's „Natürliche Tochter“ beim Lesen weniger als bei der Aufführung gefiel. Sie schreibt darüber an Lotte Schiller (9. Mai 1803): „Unter uns gesagt, Goethen's Stück hat mir im Lesen doch nicht so gefallen, wie bei der Vorstellung, anstatt daß mir das bei Schiller's Stücken umgekehrt ist; man braucht bei ihnen durch nichts bestochen zu werden. Die Jamben wurden mir auch sehr schwer, manche Stellen mußte ich zwei-, dreimal lesen, ehe ich sie fassen konnte, aber das mag wohl in meinen unpoetischen Organen liegen.“

Das ist Alles, was wir in den vierzig Jahre umfassenden Briefen der Frau von Stein an ihre intimste Freundin von Aeußerungen über Goethe'sche Werke finden! Und es ist wenig genug in jedem Betrachte.

Goethe ist und bleibt indeß durch alle ihre Briefe an Lotte Schiller in den Jahren von 1785—1818 ein Hauptgegenstand ihrer Mittheilungen an die Freundin. In den Briefen der ersten Zeit bis zu Goethe's Rückkehr aus Italien sind diese Mittheilungen meist nur freundlicher Art (Charl. v. Sch. II. 255, 256, 257, 258, 259, 260). Doch fehte es, wie wir sahen, schon damals nicht an Andeutungen, daß sie mit der italienischen Reise ihres Liebhabers und deren langer Ausdehnung nicht zufrieden war und daß sie von den Folgen derselben für sie selbst nichts Gutes ahnte. Dahin deutet unter andern ihr Ausruf in dem Briefe vom 28. Dezember 1787: „Ach, wenn man immer wüßte, wie Alles endigt, wie würde man sich fürchten anzufangen!“

Dem ersten Ausbruch einer indirekten Klage begegnen wir vier Monate nach Goethe's Zurückkunft, in ihrem Briefe vom 18. November 1788, um die Zeit wo Goethe zuerst das Ver-

hältniß mit seiner späteren Frau angeknüpft hatte. „Man bildet sich oft ein", schreibt sie, „unsere Moralität hange mehr von uns ab, als es wahr ist. Ach! die Thorheiten überfallen manchmal den Menschen ebenso wie die Krankheiten!" Schon zu Anfange des folgenden Jahres, noch ehe es zwischen ihr und Goethe zum vollständigen Bruche gekommen war, spricht sie ihre Lebensmüdigkeit aus (II. 264). Sie war mehr und mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß es mit dem früheren ausschließlichen Verhältnisse Goethe's zu ihr, und mit ihrer absoluten Herrschaft über ihn vorbei sei, und daß sie sich in der Hoffnung getäuscht habe, Beides durch die Art, wie sie ihn nach seiner Rückkehr aus Italien behandelt hatte, wiederherstellen zu können. Schon am 29. März 1789 hören wir sie klagen: „Der andere" (d. h. veränderte) „mir mühsame Begriff von meinem ehemaligen vierzehn Jahre gewesenen Freunde liegt mir auch manchesmal wie eine Krankheit auf, und ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen. Wenn ich Sie sehen werde, will ich Ihnen mancherlei darüber erzählen, das ich nicht schreiben mag." In ihrem Schmerze um die ihr, nach ihrer Ansicht, von Goethe bewiesenen Untreue, war sie geneigt, „die Männer" überhaupt insgesammt zu verdammen (II. 273) und sich immer mehr einer melancholischen Stimmung zu überlassen (II. 280, 286). Als ob sie — eine Frau, die Welt und Menschen kannte, nicht überall die Erfahrung gemacht haben mußte, daß solchen Verhältnissen, wie das ihre zu Goethe, der Natur der Sache nach niemals eine unveränderliche Dauer gestattet sein könne!

Erst zu Anfang des Jahres 1795 schreibt sie, daß Goethe anfange „sie wieder ein klein wenig in der Welt zu bemerken." „Es kommt mir vor" — setzt sie hinzu — „er sei einige Jahre auf eine Südsee-Insel verschlagen gewesen und fange nun an,

auf den Weg wieder nach Hause zu denken." In dieser Hoffnung irrte sie jedoch. Goethe dachte nicht daran, den von ihr gewünschten „Weg nach Hause" einzuschlagen. Er war sich bewußt, sein Möglichstes gethan zu haben, um zwar nicht das frühere leidenschaftliche, aber doch ein gutes und freundlich theilnehmendes Verhältniß zu Frau von Stein wieder herzustellen, was er bei der Enge der Verhältnisse einer kleinen Stadt und eines kleinen Hofes eben so als eine Nothwendigkeit, wie als schicklich für beide Theile empfand. Dies gelang ihm jedoch in der ersten Zeit nicht gegenüber einer Frau, welche darauf bestehen zu müssen glaubte, daß ihr Verhältniß zu ihm entweder völlig das alte oder gar nicht sein müsse. Goethe hatte inzwischen nicht aufgehört, ihr durch die Art, wie er sich der Interessen ihrer Familie und der Förderung ihres Sohnes, seines ehemaligen Pfleglings annahm, Beweise seiner treuen Freundschaft zu geben. Bei dem Tode ihres Mannes beeilte er sich, den Herzog anzugehen, daß er sich der Hinterbliebenen hülfreich annehme. Seit dem Jahre 1795 scheint denn auch wieder eine Art von Annäherung von ihrer Seite erfolgt zu sein. Sie sahen sich, wenn auch selten, bei Festlichkeiten und gelegentlichen Begegnungen (II. 301, 307, 308), auch meldet sie, daß Goethe sie zuweilen besuchte, und ihr durch seinen siebenjährigen Sohn August Blumen, Früchte und Grüße bringen ließ. Gelegentlich wird dabei ihre eigene Stimmung etwas milder. Sie schreibt der Freundin (Mai 1796) daß sie sich duldsamer und milder werden fühle in ihrer Verlassenheit, in der sie seit Jahren die Empfindung habe, „als ob sie Niemandem angehörig sei". (II. 306.) „Ich bin durch Goethe's Abschied von allen mir noch bevorstehenden Schmerzen geheilt worden, ich kann Alles dulden und Alles verzeihen."

Dies Letztere jedoch war eine starke Selbsttäuschung der

leidenschaftlichen Frau. Denn um dieselbe Zeit gab sie sich die Genugthuung, in einer eigenen Dichtung ihren „ehemaligen vierzehn Jahr lang gewesenen Freund“ auf das allerunwürdigste und bitterste zu mißhandeln und zu einem Zerrbilde zu verarbeiten, dessen Häßlichkeit auf sie selbst zurückfällt.

Wenn es noch nöthig gewesen wäre, den Beweis zu führen, mit welchen Gefühlen blinden Hasses und unversöhnlicher Erbitterung die Seele dieser Frau seit Goethe's Rückkehr aus Italien Jahre lang gegen den „ehemaligen Freund“ erfüllt war, der es nicht mehr vermochte, das endlich abgeschüttelte Joch ihrer souveränen Beherrschung und seiner hypersentimentalen Dienstbarkeit wieder aufzunehmen, so würde dazu die neuerlich erfolgte Veröffentlichung des Manuskripts ihrer Dichtung Dido vollkommen ausreichen*).

Sie verfaßte diese Tragödie in Prosa in den Jahren von 1795 bis 1796 und benutzte dieselbe gleichsam als ein Gefäß, in welches sie neben ihren anderen „Pik's“ auf einzelne Personen der damaligen Weimarischen Gesellschaft (Knebel, Bertuch, den Herzog Karl August) vor allem ihren verachtungsvollen Groll gegen ihren ungetreuen ehemaligen Geliebten auszuschütten sich beeiferte. Es scheint, auch sie wollte zeigen, wie sie von dem Letzteren gelernt habe, daß das Dichten eine Art von Erleichterung und Befreiung des Innern sei. Aber die Art und Weise, wie wir sie das Gelernte ausüben sehen, kann die abgrundtiefe Kluft zeigen, welche ihre Gemüths- und Sinnesart von derjenigen des großen Dichters trennte. Nicht sanfte Klage um ein verlorenes Schöne — zu der sie vollberechtigt war, kein mildversöhnender Hauch jener edlen Trauer, wie sie sich in

*) Dido. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Charlotte Alb. Ern. von Stein-Kochberg, geb. v. Schardt. Herausgegeben von Dr. Heinr. Düntzer. Frankfurt a. M. 1867.

Goethe's: „Ich besaß es doch einmal" so rührend ausspricht, lebt in dieser sogenannten „Tragödie", sondern das brennende Verlangen, die volle Schale ihres giftigen Grimmes über den „verwandelten Ungetreuen" auszugießen. In dem Dichter „Ogon" hat sie eine Karikatur Goethe's, hat sie ein Bild gegeben, dessen echte Züge sämmtlich in's Häßliche verzerrt, oder wie ein neuerer Beurtheiler sich ausdrückt, „in einen entstellenden Spiegel gefallen sind." Selbst der Herausgeber, Herr Düntzer, der Ursache hatte, in der Beurtheilung des ihm von der Familie zur Herausgabe überlassenen Manuskripts der Dichtung so glimpflich als möglich zu verfahren, kann nicht umhin, in Bezug auf die Verfasserin zu bekennen, daß dieselbe mit unleugbarer Ungerechtigkeit und haßvoller Bitterkeit gegen Goethe verfahren sei. „Der Dichter Ogon (sagt er) in welchem Frau von Stein Goethe und sein Verhältniß zu ihr mit bitterster Ungerechtigkeit und glühender Eifersucht dargestellt hat, erscheint als ein Mensch, der Alles seiner selbstsüchtigen Sinnlichkeit aufopfert, alles dem (gemeinen) Genusse und seiner Eitelkeit nachsetzt, dem Wahrheit, Treue, Tugend leere Trugbilder sind, und der so nicht allein die ihm von Herzen anhängende Geliebte (Elissa gleich Frau von Stein) verletzt, sondern auch sogar seine Königin (Dido) verräth." Das ganze frühere Leben und Thun dieses Ogon-Goethe wird von der rachsüchtigen Eifersucht der Verfasserin als eitel Heuchelei geschildert und seine „Moral" als „abhängig von seiner Küche" dargestellt. Goethe's ruhiges Bewußtsein des Werths und der Würde des Genius wird zu frechem Uebermuthe, sein wohlbegründeter Realismus in der Betrachtung und Schätzung der Außendinge zu gemeinstem Materialismus verzerrt, für den alle erhabenen Empfindungen nur aus einem zusammengeschrumpften Magen kommen, und für den „Wein und Mädchen" die allein des Besingens werthen Gegenstände

sind. Aeußerungen und Maximen Goethe's, die wir an ihm kennen, sogar seine Gewohnheit, Vorkommnisse der Wirklichkeit des Lebens dichterisch zu verwerthen, werden mit einem wahren Raffinement bösen Willens karikirt, und selbst Aeußerlichkeiten, wie sein Stärkerwerden, das nach seiner Rückkehr von Italien bei dem Vierzigjährigen eintrat, und auf das sie auch in ihren Briefen an Lotte Schiller zum öfteren spottend zurückkommt, dienen ihr, um ihren Hohn daran zu knüpfen.

Als Dichtung ist dies Pasquill, das Frau von Stein eine Tragödie betitelt hat, von einer seltenen Werthlosigkeit, obschon Schiller in einem Briefe an die Verfasserin sich über das Machwerk — aus höflicher Rücksicht und wohl auch seiner Lotte zu Liebe — lobend auszusprechen herbeiließ, ja es sogar drucken zu lassen empfahl! Dazu mochte sich jedoch Frau von Stein nicht verstehen. „Sie könnte sich damit Feinde machen," schrieb sie der Freundin (II. 328), und wir sehen, daß diese ihre Furcht nicht unbegründet war. Dagegen war sie beeifert, das Stück ihren nächsten Freunden in Abschrift mitzutheilen. Daß sie es unternahm, dieses Zerrbild Goethe's einem Schiller vorzulegen, mit dem damals Goethe's freundschaftlicher Zusammenhang bereits ein so inniger war, spricht allerdings weder für ihre Einsicht noch für ihr Herz. Denn welche Wirkung konnte sie sich davon versprechen? Selbst wenn Schiller vielleicht mit der verlassenen Weimarischen „Elissa" Mitleid empfinden mochte, so konnte er sich doch in seinem Urtheile über das von ihr gelieferte Zerrbild seines großen Freundes schwerlich von dem unsrigen entfernen. Dafür spricht auch der Rath, den er ihr gab, demnächst statt der Tragödie lieber eine Komödie zu machen, den sie denn auch zu befolgen nicht unterließ. Doch scheint das Manuskript dieser Komödie glücklicherweise verloren zu sein.

geben an, es sei dies ein Seehase (lepus marinus) ein Fisch giftiger Natur [1]) gewesen. Appulejus leugnet dies mit der Bemerkung, dass er diesen Fisch bisher noch gar nicht gesehn, der gefundene aber ein ganz anderer, ihm freilich auch noch unbekannter sei, den er auch seinen anwesenden Freunden vorgezeigt habe. „Wie ich ihn nennen soll," fährt er fort, „wage ich, bevor ich darüber genauere Untersuchung angestellt habe, nicht zu entscheiden, zumal da ich seiner Eigenthümlichkeit auch bei den alten Philosophen nicht gedacht finde, obgleich sie höchst abweichend und gewiss erwähnenswerth ist. Er allein hat nämlich soviel ich weiss, während er übrigens grätenlos (exossis) ist, in seinem Bauche zwölf Knöchelchen ähnlich den Sauknöcheln (talorum suillorum), die mit einander wie eine Kette verbunden sind. Ein Umstand, den Aristoteles, wenn er ihm bekannt gewesen wäre, zu melden gewiss nicht unterlassen haben würde, er, der die Beobachtung, dass der Eselfisch (piscis asellus) allein unter allen das Herz mitten im rivus hat, als etwas höchst Wichtiges erwähnte" [2]). Hieraus lassen sich für die

1) Vgl. Plin. IX, 49, 72. XXXII, 1, 3.

2) Falsi (sunt accusatores mei), quod leporem marinum fuisse dixerunt, qui alius omnino piscis fuit, quem mihi Themison servus noster, medicinae non ignarus, ut ex ipso audisti, ultro attulit ad inspiciendum. Nam quidem leporem nondum invenit. Apolog. p. 474. Oud. — Hunc adeo pisciculum, quem vos leporem marinum nominatis, plurimis qui aderant ostendi, necdum etiam decerno, quid vocent, nisi quaeram sane accuratius: quod nec apud veteres philosophos proprietatem ejus piscis reperio; quamquam sit omnium rarissima, et hercule memoranda.

Daß es in den Briefen an bitterbösen Ausfällen der vornehmen Dame gegen ihre niedriggeborene Nachfolgerin, gegen Goethe's junge Hausgenossin, Christiane Vulpius, nicht fehlt, versteht sich von selbst. Frau von Stein's Zorn gegen dieselbe ward noch durch den Umstand gesteigert, daß man am Hofe nicht den gehäfften rigoristischen Anstoß an einem Verhältnisse nahm, das ihr selbst nur „Ekel" einflößte, während ihr eigener ältester Sohn Karl dasselbe sehr in der Ordnung fand (II. 315). Sogar die sittenstrenge Herzogin Louise fand sich genöthigt, Goethe gegen die bitteren Anspielungen der Frau von Stein zum öfteren in Schutz zu nehmen (S. Weimar und Jena II. 132—33), und der Herzog war sehr zufrieden, daß das frühere überspannte Verhältniß zu Frau von Stein endlich ein Ende genommen hatte. Sie selbst hingegen verharrte in ihrer haßvollen Stimmung gegen die, im Grunde ihres Wesens durchaus harmlose Christiane bis an deren Tod, ja noch über denselben hinaus, und ein großer Theil des über Goethe's Gattin von der höheren weiblichen Gesellschaft eifrig in Umlauf gesetzten böswilligen Klatsches ist auf Frau von Stein als Hauptquelle zurückzuführen*). Ihr Widerwille gegen die „dicke gemeine Person," die nach ihrer Meinung Goethe'n eben dieser Eigenschaften wegen gefiel (II. 315), bricht überall in den Briefen hervor. Am heftigsten in einem Briefe, in welchem sie Goethe'n sogar „einen ungeschickten Menschen" schilt, weil er abreisend versäumt hatte, ein ihr bestimmtes Geburtstagsangebinde mit einem Briefe zu begleiten. Ein andermal, wo sie einen ihr von der Kammerjungfer ihrer Mutter zugetragenen Klatsch über die

*) Man vergl. „Weimar und Jena" II. 130—133. Den ganzen Umfang dieses über ein Vierteljahrhundert lang von der Weimarischen weiblichen „Gesellschaft" gegen Goethe's Frau eifrig betriebenen Klatsches ersieht man aus zahlreichen Stellen der drei Bände der Lotte Schiller'schen Korrespondenz.

„Vulpia" erzählt, äußert sie sich wieder mit einer Art Mitleid über „das arme Wesen, das Er (Goethe) wohl recht bedrücken mag, und dem's mit einer gemeinen Natur gewiß wohler gewesen wäre als mit dem Genie" (II. 329). Zu derselben Zeit meldet sie bei Gelegenheit einer ihr hinterbrachten freundlichen Aeußerung, die Goethe bei Hofe „mit dem Ausdruck süßen Weins nach der Tafel" zu Miß Gore gethan hatte: „Er muß doch noch ein Winkelchen in seinem Herzen haben, wo ihm noch Liebe sitzt." Sie selbst aber „hat nicht gern, wenn man zu Goethe von ihr spreche". „Ich habe (schreibt sie) ein zu lebhaftes Gefühl davon, daß Er gar kein Interesse an mir nehmen kann; ich aber habe noch so viel Interesse an ihm, daß ich nicht leiden kann, daß man ihn damit plagt." Man sieht aus diesem und ähnlichen kleinen Minauderien, daß sie auch damals (1799) noch nicht ganz die Hoffnung auf seine Wiedergewinnung aufgeben mochte.

So finden wir denn auch in den Briefen aus diesem und den nächsten Jahren (1799—1806) einen gesellschaftlichen Zusammenhang mit Goethe hergestellt (II. 335, 336, 337, 339, 348, 349, 351). Aber ihre stille Hoffnung, daß derselbe Ernst machen und sich von seiner ungetrauten Gattin trennen werde, erfüllte sich nicht. Vielmehr erlebte sie, daß Goethe dieselbe allmälig mehr und mehr in der Gesellschaft seines Hauses voranstellte. Das erneuerte ihren Ingrimm. Als ihr im Sommer 1805 Wieland erzählte, daß er bei Goethe mit Friedrich Jacobi und dessen Schwester in größerer Gesellschaft gespeist habe, schreibt sie an Lotte Schiller: „Die Vulpia war von der Gesellschaft*). Am Tisch — sagt Wieland, habe Goethe ihr mit

*) Die Sterne, welche eine Lücke in dem briefischen Berichte bezeichnen, sind von dem Herausgeber der Briefe, der, wie es scheint, hier einige ihm zu stark scheinende Ausdrücke der „edlen" Frau gestrichen hat.

zarten Attentionen begegnet; und doch ist's entweder Lüge, oder er müßte eine Analogie mit der Mägdenatur haben!" Wenn hier von einer solchen die Rede sein kann, so ist es nicht zweifelhaft, auf welcher Seite dieselbe zu suchen ist.

Am 29. Oktober 1806 ließ Goethe bekanntlich seiner Ehe in aller Stille die kirchlich-bürgerliche Weihe geben. In den Briefen an Charlotte Schiller gedenkt Frau von Stein dieses Schrittes, der für sie ein Todesstreich war, nicht. Aber an ihren Sohn schrieb sie: „Während der Plünderung" (die am 13. und 14. Oktober stattfand) „hat er sich mit seiner Maitresse öffentlich in der Kirche trauen lassen." Und Lotte Schiller, die ebenfalls in Weimar anwesend war, schrieb an eben denselben (24. November 1806): daß „diese Trauung in einer Kirche, wo Tags zuvor Todte und Verwundete lagen, für sie etwas Grauenhaftes habe." Beide Angaben sind nicht einmal sachlich genau und richtig (Weimar und Jena II. S. 143—145).

Seitdem findet sich in den Briefen der Frau von Stein Goethe's nunmehrige Gemahlin, („die dicke Ehehälfte," wie sie in der Sprache des Kreises der Frau von Stein und Lotte Schiller vorzugsweise genannt wird) nur noch ein paar Mal erwähnt (II. 356 und 357), nicht ohne Spott über seine Zufriedenheit im Kreise „seiner Familie." Wie stark die Prätensionen der nun bereits 67 Jahre alten Dame an ihres „ehemaligen Freundes" Aufmerksamkeit noch immer waren, zeigt eine Aeußerung in dem Briefe vom 11. Juli 1809. Goethe hatte seit einiger Zeit seine Briefe an sie, wie er seit lange an alle Freunde zu thun pflegte, diktirt. Das verursachte ihr eine fieberhafte Aufregung, der sie gegen Lotte Schiller mit den Worten Ausdruck gab: „Dem Goethe schrieb' ich wohl gern, aber die diktirten Briefe zur Antwort sind mir fieberhaft!" Goethe erfuhr davon, und gütevoll nachsichtig wie er war, eilte er bald

darauf, die alte Freundin, wie dieselbe meldet, durch „einen eigenhändigen stattlichen Brief“ zu versöhnen, über dessen Stil und Haltung sie jedoch nicht unterlassen kann, ihre spottenden Glossen zu machen. Nur noch einmal in einem Briefe aus dem Jahre 1818 erwähnt sie seiner mit der Bemerkung: „es ist recht betrübt, daß man ihm nicht mit Liebe beikommen kann, sondern nur mit der Kunst!“ Wie sehr sie darin irrte, ist unnöthig zu sagen.

Wir dürfen es ohne Zweifel beklagenswerth nennen, daß Goethe durch das nach seiner Rückkehr eingegangene Verhältniß mit seiner späteren Frau nicht nur der Gesellschaft Grund zu gerechtem Anstoß gab, sondern auch sich selbst des Glücks beraubte, welches er in der Ehe mit einer anderen, nach allen Seiten hin seiner würdigeren und seiner Stellung angemessenen Gattin gefunden haben würde. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß an dem Verfehlen dieses Glückes der Egoismus der Frau von Stein einen großen, wo nicht den größten Theil der Schuld trug. Die lange Verbindung mit ihr hatte ihm jede standesmäßige Verheirathung innerhalb des Weimarischen Kreises so gut wie unmöglich gemacht. Ihre Eifersucht hatte nicht nur jede Annäherung von seiner Seite an irgend ein junges Frauenzimmer dieses Kreises zu hintertreiben gewußt, sondern auch bewirkt, daß das Annehmen einer Bewerbung von Seiten eines solchen, bei der Offenkundigkeit seiner vieljährigen Verbindung mit ihr, kaum möglich erschien. Ueberdies wäre, bei der Stellung der Frau von Stein am Hofe und bei der Enge und Kleinheit des Ortes und seiner Verhältnisse, eine Verheirathung Goethe's auch nach seiner Rückkehr aus Italien und unmittelbar nach der Trennung seiner vierzehnjährigen Liaison mit der ersten Dame der Weimarischen Gesellschaft, für ihn zu einer Kette von gesellschaftlichen Widerwärtigkeiten geworden, denen Trotz zu bieten

er seiner innersten Natur nach sich nicht entschließen konnte. Der Ausweg, den er wählte, war und erwies sich freilich auch als ein sehr bedenklicher und gefährlicher. Aber es schien ihm, wie die Verhältnisse lagen, kaum ein anderer übrig zu bleiben. Und daß er auf diesem einmal eingeschlagenen Weg verharrte, daß er es verschmähte, das bis zu seiner Verbindung mit ihm völlig unbescholtene junge Mädchen, das sich ihm in vertrauender Liebe zu eigen gegeben, das ihm den Sohn geboren, das ihm alle Beschwerlichkeiten, Sorgen und Mühen des äußern Lebens in langer treuer und opferwilliger Dienstbarkeit abgenommen hatte, um einer andern willen zu verstoßen, daß er es vielmehr an der ihm eingeräumten Stelle beließ, und daß er die „Niedriggeborene“ zuletzt auch vor der Welt zu dem Range und der Stellung seiner rechtmäßigen Gattin erhob — das darf von uns wohl getrost in der sittlichen Schätzung seines Wesens und Charakters auf die gute Seite seiner treu dankbaren Natur gestellt werden.

Charlotte Schiller empfing den letzten Brief ihrer Freundin im Jahre 1825; im darauf folgenden Jahre starb sie, und am 25. Januar 1827 folgte ihr Frau von Stein nach. Ich habe an einem anderen Orte (Weimar und Jena II. 133—135) berichtet, wie sie selber ihre Selbsttäuschung über das von ihr noch immer vorausgesetzte tiefere Empfinden Goethe's für sie, selbst noch als fünfundachtzigjährige Matrone bewahrte. Sie hatte letztwillig verordnet: daß man ihren Sarg nicht an Goethe's Hause vorübertragen möchte, weil es ihn angreifen könne. Ihre Anweisung konnte nicht befolgt werden. Auch war ihre Befürchtung eine grundlose gewesen. In seinem Herzen war die für ihn so leiden- und verhängnißvolle Leidenschaft seiner Jugend für diese Frau seit vierzig Jahren begraben, und ihr Tod mußte dem achtundsiebzigjährigen Greise in

jedem Sinne für Beide nur als verklärender Befreier erscheinen.

Die vorstehende Charakteristik ward geschrieben, ehe das neuste Düntzer'sche Buch über Frau von Stein (Charlotte von Stein, Goethe's Freundin. 2 Bände 1874) in meine Hände kam. Obschon dasselbe durchaus im apologisirenden Sinne gehalten ist, so habe ich doch aus den nahezu tausend Octavseiten lediglich nur die Bestätigung meiner Beurtheilung der Frau zu finden vermocht, die das unverdiente Glück gehabt hat, von einem Goethe geliebt zu werden.

Zunächst erheben die Mittheilungen Düntzer's über die gedrückte Stimmung der Frau von Stein, welcher dieselbe bald nach Goethe's Abreise im September 1786 sogar in Gedichten Ausdruck gab (I. S. 267—68), meine Annahme, daß sie sich innerlich bewußt war, den Geliebten durch ihr Verhalten vielleicht für immer von sich fortgetrieben zu haben, zur Gewißheit. Ebenso werden durch Düntzer alle Härten und Widrigkeiten in ihrem Charakter, wie sie sich namentlich gegenüber Goethe's Verhältniß zu seiner Gattin zeigen, in einer erschwerenden Weise bestätigt. Ein Zug statt alle andern möge genügen.

Als Goethe sein viertes Kind, eine Tochter, bald nach der Geburt verlor, und sich darüber dem tiefsten Schmerze hingab, meldet Frau von Stein dies Ereigniß mit den höhnenden Worten: „Die neue Tochter hat sich gleich wieder der Welt empfohlen, um sich von einem ordentlichen Ehepaar wiederbringen zu lassen!!" So vermochte selbst der Schmerz des Mannes, der ihr einst die schönsten Jahre seines Lebens geweiht hatte — weit entfernt ihr heilig zu sein, — nicht einmal die boshafte Bitterkeit ihres Empfindens und dessen rohen Ausdruck zu mildern!

Wie wenig sie fähig war, Goethe's Schöpfungen zu würdi-

gen, beweist unter andern ihr von Düntzer mitgetheiltes Urtheil über den Wilhelm Meister. Das Gefühlvolle und Gute darin, meint sie, „sei aus alten Zeiten". „Uebrigens" (so heißt es weiter) „sind seine Frauen darin (!) alle von unschicklichem Betragen, und wo er edle Gefühle in der Menschennatur dann und wann in Erfahrung gebracht hat, die hat er alle mit einem bischen Koth beklebt, um ja in der menschlichen Natur nichts Himmlisches zu lassen. Es ist immer, als wenn einen der Teufel zurechtwiese, daß man sich ja nicht etwa in seinen Gefühlen irre, und sie für etwas Besseres halte, als sie wären!" Daß dieser Frau dagegen ein Buch, wie das nichtswürdige Italienische Reisebuch eines Kotzebue, in welchem bekanntlich auch Goethe schmählich gemißhandelt wurde, sehr zusagte und sie sehr gut unterhielt (II. 370), ist begreiflich. Sah sie doch auch in Goethe's Bitte, ihm zum Behufe der Redaktion seiner Italienischen Reise die an sie geschriebenen Briefe zurück zu geben (1811), vorzugsweise nur eine Intrigue seiner Frau, und eine Aeußerung seines Unwillens darüber, daß sie „das seiner unwürdige Geschöpf zu tadeln" sich erlaubt habe, wie sie denn auch aus Goethe's Lebensgeschichte in Dichtung und Wahrheit nur zu ersehen vermochte: „daß Goethe von Jugend auf so war, seinen Freunden wehe that."

VII.

Ein Weimarischer Minister aus Goethe's erster Weimarischer Zeit*).

1.

Wenn ich bisher in diesen Skizzen „aus dem alten Weimar" Veranlassung hatte, das Andenken an solche Gestalten der gefeiertsten geistigen Kulturstätte Deutschlands zu erneuern, welche vorzugsweise dem künstlerischen und gesellschaftlichen Lebenskreise Weimar's angehörten, so ergreife ich um so lieber die mir durch eine so eben geschehene werthvolle Veröffentlichung bisher unbekannter Dokumente gebotene Gelegenheit, die Theilnahme der Freunde des „alten Weimar" auf einen Mann hinzulenken, der nicht nur als Staatsmann und Berather Anna Amalia's und ihres großen Sohnes Carl August vor und zur Zeit von Goethe's Weimarischen Anfängen, einen hervorragenden Antheil an der Grundlegung zu dem Weimarischen kleinen Staatswesen gehabt hat, auf dessen solidem Unterbaue sich das spätere geistige und literarische Weimar erheben sollte, sondern der auch, wenngleich anfänglich ein Gegner Goethe's und dessen Berufung in

*) Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. Beitrag zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Carl Freih. v. Beaulieu-Marconnay (Weimar B. Böhlau 1874).

den Weimarischen Staatsdienst, später demselben als belehrender Leiter in den Geschäften und hülfreicher Mitarbeiter Jahre lang (1777 bis 1786) treulich zur Seite gestanden hat.

Dieser Mann ist der Weimarische Staatsminister Jacob Friedrich von Fritsch (geboren zu Dresden, 22. März 1731, gestorben am 23. Januar 1814 zu Weimar), der Sohn jenes kursächsischen Ministers, der als sächsischer Bevollmächtigter an dem Hubertusburger Friedensschlusse einen hervorragenden Antheil nahm. Der Freiherr Karl von Beaulieu Marconnay, dem wir die Darstellung dieses Friedensschlusses nach archivalischen Quellen verdanken, hat jetzt in seiner Schrift: „Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch", ein Lebens- und Charakterbild des Sohnes geliefert, das mit vollem Rechte ein „Beitrag zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte" der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts heißen darf. Und zwar ein solcher Beitrag, der in der trüben Zeit des Verfalls der staatlichen und sittlichen inneren Zustände unseres Vaterlandes, wie wir sie aus Schlosser's Darstellung des achtzehnten Jahrhunderts kennen, einen herzerfreuenden Lichtpunkt gewährt durch das Bild der Tüchtigkeit und Treue, der Uneigennützigkeit und vor allem des edlen Freimuths und der unerschütterlichen Gewissenhaftigkeit seinem Fürsten gegenüber, welches die Mittheilungen des Verfassers über diesen Weimarischen Staatsdiener von demselben vor uns hinstellen. Was aber unser Interesse an den Mann noch in hohem Grade zu steigern geeignet ist, das ist der Umstand, daß dieser hier geschilderte Staatsmann durch die Art seiner Berührung mit dem achtzehn Jahre jüngeren Goethe, und seines späteren Verhältnisses zu demselben wie durch seinen ganzen Charakter, mit einer der Hauptgestalten in Goethe's poetischem Spiegelbilde seiner Weimarischen Anfänge in engem Zusammenhange steht. Wir wissen durch Goethe's

späteres Geständniß, daß in seiner Tassodichtung nichts enthalten ist, was nicht eigenes innerliches Erlebniß des Dichters gewesen wäre. Es war die ihn umgebende reale Wirklichkeit des eigenen Lebens, welche ihm, dem großen Seelenmaler, die Farben lieferte, aus deren Mischung die Charaktergemälde und Gestalten seiner Dichtung emporgeblüht sind, von denen er eben deshalb sagen durfte:

„Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind."

Und so hat denn auch der Verfasser der oben erwähnten Schrift, wie wir zeigen werden, ein volles Recht, am Schlusse derselben die Ansicht als eine wohlbegründete auszusprechen: „daß Goethe bei der Ausarbeitung seines Tasso den Charakter des Antonio wesentlich aus den Erinnerungen und Eindrücken geschaffen habe, die ihm aus dem Wesen, der Natur und dem Verhalten des Ministers von Fritsch zu Theil geworden waren." Ein solcher Mann verdient es wohl, daß wir von ihm und seinem Antheil an den Weimarischen Anfängen nähere Kenntniß zu geben versuchen.

Diese Anfänge führen uns zunächst auf die Fürstin, welcher das Verdienst gebührt, das bis dahin für Deutschland durchaus bedeutungslose Weimar aus dem Dunkel seiner Unbedeutendheit gezogen und das spätere Ilm-Athen gleichsam aus dem Nichts hervorgerufen zu haben. Es giebt überhaupt nicht eben viele Fürsten und Regenten männlichen Geschlechts, deren Regierungstüchtigkeit und Leistungen sich mit denen Anna Amalia's von Weimar vergleichen lassen. Mit neunzehn Jahren Wittwe ihres nur wenig älteren Gemahls, des Herzogs Ernst August Constantin, sah sie als Vormünderin ihrer beiden unmündigen Söhne und als Regentin des Landes, die schwere Aufgabe der Erziehung der ersteren, und zugleich die Sorge für die Herstellung

Literaturgeschichte einige nicht unwichtige Folgerungen ziehen. Zunächst nämlich findet sich allerdings die erwähnte Abnormität jenes Fisches bei Aristoteles nicht erwähnt [1]), und dies zeugt für Appulejus Genauigkeit. Aber auch das von ihm als wichtige Bemerkung des Aristoteles angeführte Beispiel sucht man in des Stagiriten heutzutage übrigen naturhistorischen Werken vergebens [2]). Es ist daher die Vermuthung vielleicht nicht ganz verwerflich, dass dies aus den eben angeführten Büchern der Zergliederungen entnommen sei. — Scheinen wir diese Einzelnheiten vielleicht etwas zu weit verfolgt zu haben, so darf doch auch nicht übersehen werden, wie eben dadurch auch, nächst den für unsern eigentlichen Zweck gewonnenen Resultaten, sich noch einige Nebenergebnisse für die richtigere Würdigung des

---

Quippe solus ille, quantum sciam, cum sit cetera exossis, duodecim numero ossa ad similitudinem talorum suillorum, in ventre ejus connexa et catenata sunt. Quod Aristoteles si scisset, numquam profecto omisisset scripto prodere, qui aselli piscis solius omnium in media alvo corculum situm pro maximo memoravit. Ibid. p. 492. Oud.

1) Weder da, wo er von den Animalibus exossibus redet, (Schneider ad Hist. de An. IV, 1, 15. p. 133. Th. III.) noch da, wo er den Knochen im Herzen gewisser Thiere erwähnt, de Partib. Animal. II, cp 4. V, cp. 7. Histor. de Animal. II. cp. 15. bei Schneider cp. 11. §. 3. Comment. p. 105.

2) Obschon er des Asellus piscis erwähnt VIII, cp. 17. §. 4 Schn. und über die Lage und Verbindung des Herzens der Thiere ausführlich handelt. S. Schneid. im Index Th. IV, p. 369. s. v. cor. Oudendorp. (ad Apol. a. a. O. p. 492.) bemerkt, dass die hier dem Aristoteles zugeschriebene Bemerkung sich öfters bei Athenaeus und Aelian ausgesprochen finde.

der arg vernachlässigten inneren Zustände des letzteren auf ihre jugendlichen Schultern gelegt. Und das zu einer Zeit, wo der ausgebrochene siebenjährige Krieg das Schwierige ihrer bedrängten Lage noch in vieler Hinsicht vermehrte und nicht nur arge Noth über ihr Land brachte, sondern sie auch nöthigte, als Reichs-Fürstin auf der ihrem großen Oheim, dem Preußenkönige, den sie hoch verehrte und der sie ebenfalls hochschätzte, feindlichen Seite zu stehen. Das Lebens- und Charakterbild dieser bedeutenden Frau und Fürstin ist noch zu schreiben. Denn bis heute ist der bekannte ihrem Andenken gewidmete offizielle Nachruf Goethe's das Einzige geblieben, was über Anna Amalia im Zusammenhange gesagt worden ist. Um so dankbarer haben wir daher dem Verfasser der vorliegenden Schrift zu sein für den werthvollen Beitrag, den er durch die Veröffentlichung wichtiger Dokumente — einer Korrespondenz Anna Amalia's mit ihrem ersten Minister — sowie sehr interessanter von dem letzteren mit ihrem Sohne und Nachfolger Carl August gewechselten Briefe dem künftigen Biographen für die Würdigung der beiden berühmten fürstlichen Personen gegeben hat.

Unter den Weimarischen Staatsdienern, welche im Jahre 1756 den jungen Herzog Ernst August Constantin von Weimar zu seiner Vermählung nach Braunschweig begleiteten, befand sich auch der damals fünfundzwanzigjährige wirkliche Hofrath und Geheime Referendar Baron von Fritsch, der bereits seit mehreren Jahren durch den bekannten Grafen von Bünau, den Beschützer Winckelmann's, in den Weimarischen Staatsdienst berufen worden war. Hier in Braunschweig lernte ihn Anna Amalia kennen und schätzen, und es knüpfte sich zwischen beiden ein Band der Hochachtung und des Vertrauens von der einen, und der unbegrenzten Hingebung von der andern Seite, das ein halbes Jahrhundert lang bis zum Tode der trefflichen Fürstin

ungestört bestanden hat. Bald nachdem Anna Amalia an der Stelle ihres unmündigen Sohnes Carl August die obervormundschaftliche Regierung übernommen hatte, berief sie daher den einunddreißigjährigen Fritsch als Geheimenrath in ihre unmittelbare Nähe, in das geheime Konseil, und ernannte ihn später (1772) zu ihrem Premierminister und Vorsitzenden des genannten höchsten Kollegiums. Sowohl sie selbst als ihr Land hatten sich Glück zu wünschen zu dieser Wahl eines Mannes, der alle Eigenschaften besaß, welche eine solche Stellung erforderte, in welcher ihm, außer den wichtigen Arbeiten, die ihm als Mitglied und Chef der höchsten Staatsbehörde zufielen, bald noch zahlreiche andere Obliegenheiten übertragen wurden, welche seine ungewöhnliche Arbeitskraft und seine gründliche Kenntniß der Staats- und Landesverhältnisse nach den verschiedensten Seiten hin in reichem Maße in Anspruch nahmen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn der größte Theil der segensreichen Wirksamkeit von Anna Amalia's siebzehnjähriger obervormundschaftlicher Regierung auf Rechnung der Mitwirkung dieses ihres Ministers gestellt wird. Unter der Leitung zweier bedeutenden Geschäfts- und Staatsmänner, seines Vaters und des Grafen von Bünau, zu seinem Berufe vorbereitet, „früh zum Fleiße gewöhnt, in den alten und neuen Sprachen gründlich unterrichtet, zur sorgfältigsten Beachtung des äußeren Anstandes gebildet, rein und ernst von Sitten, durchdrungen von wahrer Frömmigkeit, begann er mit dem ersten Strahl der Morgensonne die Arbeit, oft unterbrochen im Laufe des Tages durch dienstliche Anforderungen an seine Person; nur wenige Stunden waren der Erholung, seltene den Genüssen freundlicher Geselligkeit gewidmet. Die höchsten Anforderungen an sich selbst stellend, sein ganzes Denken und Wirken den Interessen seines Fürstenhauses und des Landes widmend, verlangte er von Jedem, der im Dienste des Staates

ſtand, dieſelbe Hingabe, dieſelbe unermüdliche Leiſtungsfähigkeit, und konnte nicht verſtehen, daß in ſolchen wichtigen und ernſten Geſchäften auch anders geartete Eigenſchaften von Perſonen ſich bewähren ſollten, die nicht, wie er, im ſtrengen Dienſte geſchult worden waren." Der letzte Theil dieſer Charakteriſtik muß im Auge behalten werden, wenn wir ſeinen ſpäteren energiſchen Widerſtand gegen die Anſtellung des jungen Goethe durch Carl Auguſt begreifen und richtig würdigen wollen. Dem Lande jedoch kam, wie ſein Biograph mit Recht bemerkt, dieſe ſeine einſeitige Richtung ſehr zu Statten. Denn unverdroſſen war er bemüht, die unter Bünau in den Verhältniſſen des kleinen Staats eingeführte Ordnung aufrecht zu erhalten und weiter auszubilden, alle Zuſtände zu regeln, die ſtändiſchen Gerechtſame zu erneuern, die Verwaltung zu vervollkommnen und alles Gemeinnützige eifrigſt zu fördern. Ihm, dem eifrigen Freunde der Wiſſenſchaften, dem durch eigne, beſonders hiſtoriſche, Gelehrſamkeit ausgezeichneten Manne verdankte unter andern die Univerſität Jena viele ihrer beſten Einrichtungen und Anſtalten, wie ihn denn auch nach ſeinem Tode ein Nekrolog in der Jenaiſchen „Allgemeinen Literaturzeitung" vom Februar 1814 nachrühmen durfte, daß er „eine lange Reihe von Jahren hindurch der Vater dieſer gelehrten Bildungsanſtalt geweſen ſei."

Das von Herrn von Beaulieu in ſeiner Schrift über Fritſch zum erſten Male mitgetheilte urkundliche Material des Briefwechſels, welchen der Weimariſche Miniſter mit Anna Amalia und Carl Auguſt und daneben auch mit Knebel und Wieland, ſowie mit ſeinem Vater geführt hat, iſt dem Familienarchive der dem Herausgeber verwandten Familie Fritſch entnommen, und wohl geeignet, nicht nur einzelne Lücken in der intimen Geſchichte Weimar's auszufüllen, ſondern auch manche bisherige Schilderung der Zuſtände und Verhältniſſe der genannten Perſonen zu

berichtigen und endgültig festzustellen; wie denn namentlich die Hergänge bei der ersten Anstellung Goethe's in Weimar, von welchem letzteren vier bis fünf bisher unbekannte Briefe mitgetheilt werden, durch die Veröffentlichung der darüber zwischen Carl August und seinem ersten Minister gepflogenen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen in ein ganz neues, den Herrn wie seinen Diener gleich ehrendes Licht gerückt werden.

Wir gewinnen zunächst einen Einblick in das Verhältniß innigen Vertrauens, in welchem Fritsch zu Anna Amalia während ihrer langen vormundschaftlichen Regierung stand. Er wirkte mit zu der Berufung Wieland's nach Weimar als Erzieher der Prinzen. Wir erfahren, daß Wieland diese Stelle bereits im September 1772 antrat und daß es nicht — wie selbst Goethe noch in seiner Gedächtnißrede auf Wieland angiebt — Dalberg war, der hierbei den Vermittler machte, sondern daß die Berufung aus eigenem Entschlusse der Herzogin erfolgte. Diese Berufung geschah unter Zusicherung einer lebenslänglichen Pension von 600 Thalern, welche später der dankbare Herzog Carl August auf tausend Thaler erhöhte, jedoch mit der Bedingung, daß Wieland diese Pension „im Lande verzehre", — eine Bedingung, welche den letzteren nach seinem eigenen Geständniß im Jahre 1796 abhielt, „in sein geliebtes Schwabenland zurückzukehren", als er sich theils durch die Xenien, theils durch die aus der enger werdenden Verbindung Goethe's mit Schiller hervorgehende Beeinträchtigung seines Journals, des Merkur, verstimmt fühlte. Ebenso wie Fritsch sich für die Berufung Wielands thätig erwiesen hatte, sehen wir ihn auch bei der Herzogin zu dessen Gunsten wirksam einschreiten, als Anna Amalia ihm schon ein Jahr darauf vertraute, daß sie Ursache zu haben glaube, die mit Wieland getroffene Wahl zu bereuen, da sie den Argwohn hegte, daß Wieland im Bunde mit dem ihr verhaßten Grafen Goertz,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52808-6
STAAR,A. FN. 11408/043

dem Gouverneur des Erbprinzen, ihr die Liebe und das Vertrauen ihres Sohnes zu entziehen trachte. Die Verstimmung der Fürstin war so groß, daß sie ihrem vertrauten Minister den Entschluß mittheilte: schon damals, im Jahre 1773, ihre Regentschaft niederzulegen. Der Brief, in welchem dies geschah, enthält merkwürdige Aufschlüsse und Urtheile über ihre eigene schwierige Lage, über den Charakter ihres Sohnes, über Goertz und über Wieland, welchen letzteren sie sehr scharf, aber nicht unrichtig als „einen Mann von gefühlvollem Herzen und ehrenwerther Gesinnung", aber zugleich als „einen schwachen Enthusiasten mit viel Eitelkeit und Eigenliebe" bezeichnet, der „für seine Stellung nicht gemacht, zu schwärmerisch für die jungen Leute, zu schwach ihnen die Spitze zu bieten und zu unvorsichtig" in seinen Reden sei, der zwar in seinen Schriften zeige, daß er das menschliche Herz im Allgemeinen kenne, der aber in der Wirklichkeit des Lebens unfähig sei, Individuen zu verstehen und zu behandeln.

Die Antwort des Ministers auf diesen vertrauensvollen Brief ist ein Muster freimüthig aufrichtiger, klarer und überzeugender Darstellung der Verhältnisse. Mit unwiderleglichen Gründen stellte er seiner Herrin vor, daß und warum sie nicht daran denken dürfe, ihre Regentschaft vor der von ihrem Gemahle testamentarisch bestimmten Zeit niederzulegen, indem er sie zugleich über ihren Argwohn gegen Wieland beruhigte. Und er hatte die Genugthuung, seine Vorstellungen von der Fürstin als maßgebend anerkannt und seine Vertheidigung Wieland's durch die Folge bestätigt zu sehen. Die Herzogin verblieb in ihrer Stellung bis zum 3. September des Jahres 1775, wo ihr Sohn die Regierung antrat, und Wieland blieb ihr Freund bis zum Ende ihres Lebens. In seinem Briefe hatte Fritsch die Fürstin zugleich auf die Nothwendigkeit hingewiesen, Maßregeln für die weitere Ausbildung und die Feststellung der Zukunft ihres zweiten

Sohnes, des Prinzen Konstantin, zu treffen. In Folge dieser seiner Vorstellungen erfolgte die Berufung des Hauptmanns von Knebel als militärischer Instruktor der beiden Prinzen, welche Fritsch gegenüber einer heftigen Opposition von Seiten des inländischen Hofadels gegen den „Ausländer" nach langen Verhandlungen durchsetzte, von denen der betreffende Abschnitt des Beaulieu'schen Buches durch Mittheilung der zwischen Knebel und Fritsch gewechselten Briefe zum ersten Male genauere Kunde giebt.

Am schwierigsten aber war die Stellung des Ministers in den zeitweiligen Konflikten zwischen Anna Amalia und ihrem Sohne, dem Erbprinzen Carl August, welche in den letzten Jahren ihrer Regentschaft hervortraten, und von denen wir jetzt zum ersten Male Genaueres erfahren.

Die Regentin-Mutter hatte ihrem Sohne gegenüber in der Behandlung desselben einen Fehler begangen, der dem Verhältnisse beider mehr und mehr schädlich zu werden drohte. Sie hatte dem jungen Prinzen nicht, wie es Brauch und Sitte bei andern Höfen war, die äußere Ehrenstellung des künftigen Herzogs, sondern nur die eines Erbprinzen gegeben und sie hatte es unterlassen, ihn in den letzten Jahren seiner Minderjährigkeit allmälig in die Regierungsgeschäfte einzuführen. Dieser Fehler der Mutter, von der Umgebung des künftigen Regenten benutzt, war der eigentliche und bisher unbekannte Grund jener Verstimmung geworden, welche den jungen Carl August von seiner Mutter entfernte. Der Minister, von seinem erfahrenen Vater auf diesen Punkt aufmerksam gemacht, suchte wenigstens jenes Versäumniß einigermaßen gut zu machen, indem er im Jahre 1774 die Regentin bewog, den Sohn in das Geheime Konseil einzuführen und ihm zugleich einen eigenen Hofkavalier in der Person eines seiner Lieblinge, des Hofstallmeisters von Stein,

beizugeben. Doch scheint sich Anna Amalia nicht dazu haben entschließen können, es thatsächlich anzuerkennen, daß dem Prinzen von Rechtswegen überhaupt schon vor seinem Regierungsantritte die äußere Ehrenstellung des Herzogs gebühre. So blieb denn der geheime Grund seines Mißvergnügens und seiner Verstimmung gegen die Mutter bestehen, und der Minister hatte, wie die Beaulieu'schen Mittheilungen lehren, mehr als eine Gelegenheit, sein Talent ausgleichender Vermittelung bei verschiedenen Anlässen zu bethätigen. Eine solche gab unter andern der bekannte Schloßbrand, welcher im Jahre vor dem Regierungsantritte des jungen Herzogs das alte stattliche Herzogsschloß in Asche legte. Mutter und Sohn waren streitig über die Wahl einer neuen Residenz unter den wenigen damals in Weimar zu Gebote stehenden Gebäuden. Fritsch bewirkte, daß die Regentin Mutter nachgab. Das noch unfertige Landschaftshaus, das jetzige „Fürstenhaus", wurde nach dem Willen des jungen Fürsten gewählt, der später die schlimmen Folgen seines durchgesetzten Willens viele Jahre lang zu empfinden haben sollte. Der treue Diener aber sorgte für seine Herrin, indem er ihr das Opfer brachte, ihr sein eignes sieben Jahre zuvor bei seiner Vermählung neuerbautes Haus an der Esplanade zu überlassen. Die Herzogin bezog dasselbe und behielt es als ihre Wohnung bis zu ihrem Tode (1807). Es ist das sogenannte „Witthumspalais", das jedem Besucher Weimar's bekannt ist, und das neuerdings der pietätvolle Urenkel Anna Amalia's, Großherzog Karl Alexander, zu einem Museum der Erinnerung an Weimar's große Regentin geweiht hat.

Mit der Niederlegung der Regentschaft von Seiten Anna Amalia's im September des Jahres 1775 minderten sich natürlich die nahen Beziehungen zwischen der Fürstin und ihrem Minister, welche hauptsächlich in Staats- und Regierungsgeschäften

ihre Begründung gefunden hatten. Aber die vorhandenen Zeugniſſe beweiſen, daß Beide auch nach dieſem Zeitpunkte in freundſchaftlichem Zuſammenhange verblieben. Beſonders verdient eine Korreſpondenz aus dem Jahre 1788 hervorgehoben zu werden, welche, obſchon ganz privater Natur, doch für uns darum von Intereſſe iſt, weil ſie uns einen Einblick in das bürgerliche — um nicht zu ſagen philiſtröſe Kleinleben des damaligen Weimar eröffnet. Die Sache war dieſe.

Goethe's begeiſterte briefliche Mittheilungen von ſeinem Aufenthalte in Italien, ſeine enthuſiaſtiſchen Schilderungen der ihm dort gewordenen reichen Kunſt- und Naturgenüſſe hatten, wie wir durch Frau von Stein wiſſen, den ganzen Weimariſchen Geſellſchaftskreis elektriſirt und alle Blicke nach Italien gewendet. Auch die Herzogin Amalia ward von dem lebhaften Verlangen ergriffen, ſolcher Genüſſe ebenfalls theilhaftig zu werden. Schon mit Beginn des Jahres 1788 wurden die Vorbereitungen zu einer italieniſchen Reiſe getroffen, die jedoch erſt im Spätſommer, nach Goethe's Rückkehr aus Italien, angetreten werden konnte. „Daß damals ein ſolcher Entſchluß in der kleinen Stadt ein ungeheures Aufſehen machen konnte, kommt uns Enkeln", wie von Beaulieu bemerkt, „gar nicht in den Sinn, die wir uns weit eher darüber wundern würden, wenn unſere Zeitgenoſſen ein Jahr lang ruhig auf dem Flecke verweilten, der ihnen durch Geburt oder Beſtimmung angewieſen worden iſt." Genug, die ganze ehrſame Bürgerſchaft von Weimar gerieth in namenloſe Aufregung. Sie wandte ſich durch eine Deputation an den Miniſter von Fritſch, damit er ihren Gefühlen bei der Herzogin Ausdruck gebe und ihren abmahnenden Wünſchen ein günſtiges Gehör verſchaffe. Der Brief, welchen der würdige alte Miniſter in Folge deſſen an ſeine Fürſtin richtete, hebt es ausdrücklich hervor, daß „im ganzen Lande nur eine Stimme herrſche,

welche diese Reise für das größte Unglück ansehe, wenn dieselbe, wie man allgemein befürchte, der Gesundheit der Fürstin nachtheilig werden sollte". Die geschickte Art und Weise, wie er daneben auch „den Ausfall" berührt, „welchen die lange Abwesenheit derselben ohne Zweifel in dem Handel und Vertrieb unserer Stadt und unseres ganzen Landes verursachen würde", zeigt deutlich, daß der alte Herr als sparsamer und für das Wohl des Landes sorgsamer Finanzmann, auf Seiten der scheinbar nur für die Gesundheit der Fürstin besorgten Weimarischen Bürgerschaft stand. Trotzdem ward die Reise im Spätsommer 1788 angetreten, und erst zwei Jahre später kehrte Amalia von derselben nach Weimar zurück, heimgeleitet von Goethe, der ihr bis Venedig entgegengereist war.

2.

Fritsch in seinem Verhältniß zu Karl August und zu Goethe's Anstellung.

Wenige Monate vor dem Regierungswechsel, durch welchen der bisherige Erbprinz Karl August die Zügel des Regiments ergriff, fand sich Fritsch in einer peinlichen Lage. Er hatte während der vielfachen Mißhelligkeiten zwischen Mutter und Sohn meist auf Seiten der ersteren gestanden. Er glaubte daher Grund zu der Befürchtung zu haben, daß ihm seine bisherige Stellung als Vorsitzender des Geheimen Konseils und erster Minister des neuen Regenten durch den Charakter und die Ansichten des jungen Fürsten sehr erschwert werden dürfte, der sich, wie ihm nicht unbekannt war, mit bedeutenden Aenderungsplänen trug. Indessen gab er den Gedanken, schon jetzt seine

Mannes herausstellen. So viel Liebe und Neigung, so viel beharrlicher Fleiss in der Betrachtung und Erforschung der Natur in ihren vereinzeltsten Erscheinungen, setzen bei einem Manne von so viel Geist, Phantasie, Geschmack und Kenntnissen zugleich auch eine so würdige, wahrhaft Aristotelische Ansicht von Philosophie und ihren Anforderungen und ein solches Maass gesunden unbefangenen Sinnes und klarer Anschauung der Natur voraus [1]), dass damit die gemeinen Ansichten von seiner ungezügelten Phantasie, abentheuerlichen Superstition u. dgl. mehr, nur schlecht bestehen können. Auch das darf als bedeutend und bemerkenswerth an dem Manne gelten, dass er, der so eifrige Verehrer des Platon, die Grossartigkeit des so verschiedenen Aristoteles zu würdigen verstand, in einer Zeit, wo einseitiges Anschliessen an einen Führer und eine Richtung nur allzu oft mit gänzlichem Ausschliessen aller anderen identisch ward. Seine Bewunderung [2]) für den „weisesten und gelehrtesten Philosophen“ [3]) entsprang aus tiefer eigner Anschauung, aus einem, wie wir sahen, durchaus gründlichen Studium seiner Werke. Und in der That mögen wir von dem Treiben der Afrikanischen Schulen jener Zeit schon eine etwas günstigere Meinung hegen, wenn wir einen Appulejus

1) Auch wir finden, aber eben für das Gesagte, seinen Ausspruch charakteristisch: An hariolis licet jocinera rimari; philosopho contemplari non licebit, qui se sciat omnium animalium haruspicem, omnium Deum sacerdotem? Apolog. p. 495. Oudendp.

2) Apolog. p. 494.

3) De Mundo. zu Anf.

Stellung niederzulegen und dieſelbe mit der eines Präſidenten des oberſten Juſtizkollegiums zu vertauſchen, in Folge der ihm von ſeinem Vater gemachten Gegenvorſtellungen vorläufig auf, und beſchloß in ſeiner bisherigen Wirkſamkeit zu verharren und die Ereigniſſe abzuwarten.

Der Konflikt mit dem neuen Regenten, welchen er vorausgeſehen hatte, ſollte indeß nicht lange ausbleiben.

Karl Auguſt beſaß trotz ſeiner Jugend Verſtand und Einſicht genug, um die Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit ſeines erſten Miniſters zu begreifen und zu ſchätzen. Aber er war achtzehn Jahr alt, unerfahren in den Regierungsgeſchäften, und dabei voll Eifer für Einführung von allerhand Aenderungen in dem inneren Getriebe der letzteren, die er mit der Lebhaftigkeit ſeines zu raſcher That geneigten Naturells ſofort in's Werk zu ſetzen ſtrebte. Vor Allem aber war es ihm darum zu thun, ſeinem neuen Freunde Goethe, der ſich ſeit dem 7. November bei ihm in Weimar befand und an den er ſich mit aller Begeiſterung jugendlicher Freundſchaftsempfindung angeſchloſſen hatte, ſowie einem zweiten Günſtlinge, einem Kammerherrn von Kalb, bedeutende Stellungen zu geben, indem er dem erſteren einen Platz im Geheimen Konſeil, dem letzteren die Stelle eines Präſidenten der Finanzkammer zugedacht hatte. Mit Beidem jedoch ſtieß er bei ſeinem Miniſter auf hartnäckigen Widerſtand. Fritſch war ſehr bereit, ſeine eigene bisherige Stellung mit einer andern, im Range niedrigeren, zu vertauſchen. Er glaubte zu empfinden, daß ſein Charakter und ſein ganzes aller Excentricität und aller „genialen“ Behandlung des Lebens und der Geſchäfte abgeneigtes Weſen nicht zu dem des Herzogs paſſe, und er ſprach das Bewußtſein darüber in einer Eingabe aus, mit welcher er am 9. Dezember 1775 den jungen Herzog bat, ihn ſeiner Stellung als Konſeilsminiſter zu entheben. „Ich finde“, ſo lautet dieſe

merkwürdige Selbſtkritik des wackeren Mannes — immer mehr Eigenſchaften in mir, welche mich in meinen Augen als zu dieſem Platze untüchtig darſtellen. Der erſte Mann in Euer Durchlaucht Miniſterio ſollte viel um Ihro Perſon, viel an Ihrem Hofe ſein, um zu aller Zeit Ihre Befehle vernehmen und vollziehen zu können. Wie könnte aber ich, der ich zu viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel oft an das Mürriſche grenzende Ernſthaftigkeit, zu viel Unbiegſamkeit und zu wenig Nachſicht gegen das, was herrſchender Geſchmack iſt, an mir habe, am Hofe gefallen oder eine günſtige Aufnahme mir verſprechen können? Und müßte ich nicht immer fürchten, — wenn auch Ew. Durchlaucht aus unverdienter Güte eine Zeit lang über Alles dieſes hinweg und blos auf meine wenigen guten Eigenſchaften ſehen wollen — Ihnen doch endlich durch das, was in meinem Charakter liegt, was aber mit den zunehmenden Jahren eher zu- als abnimmt, mißfällig zu werden?"

Dieſe Eingabe blieb zunächſt ohne ſchriftliche Antwort. Dagegen ließ der Herzog zwei Monate ſpäter den Miniſter zu ſich rufen und eröffnete demſelben in einer langen Unterredung, deren Inhalt uns nach einer Aufzeichnung des Miniſters vorliegt, daß ſein Beſchluß auf die in ſeinem Geheimen Konſeil vorzunehmenden Perſonalveränderungen, auf die Einführung „des Dr. Goethe" als Mitglied deſſelben, und auf die Anſtellung des Herrn von Kalb als Kammerpräſidenten feſt ſtehe. Die Oppoſition des Miniſters war zunächſt vorzugsweiſe gegen die letztere gerichtet und die Erfahrung belehrte bald darauf den jungen Fürſten in ſehr bitterer Weiſe, wie ſehr Recht Fritſch mit ſeinem Widerſtreben gegen die Anſtellung eines Mannes gehabt hatte, von dem, als er kaum vier Jahr ſpäter ſchimpflich entlaſſen werden mußte, ſein früherer Freund Goethe an Knebel zu ſchreiben ſich

genöthigt ſah: daß derſelbe „ſich als Geſchäftsmann mittelmäßig, als politiſcher Menſch ſchlecht und als Menſch abſcheulich aufgeführt habe".

Aber auch mit ſeinem Widerſtande gegen die Anſtellung Goethe's war der treue und erfahrene Diener ſeines jungen Fürſten in einem, bisher lange nicht genug anerkannten Rechte, deſſen Gewicht wir erſt jetzt durch die von Beaulieu veröffentlichten Dokumente zu würdigen in der Lage ſind, während bisher von Goethe's Biographien aller Nachdruck auf die Haltung und das Verfahren Karl Auguſt's in dieſer Sache gelegt worden iſt.

Es iſt nämlich nichts weniger als verwundernswerth, wenn wir den erſten Miniſter des Landes, den Präſidenten des höchſten Kollegiums lebhaften Einſpruch gegen eine Maßregel erheben ſehen, mit welcher ſein Fürſt, ohne den Rath ſeines erſten erfahrenen Dieners zu erfragen und zu beachten, aus bloßer Laune der Favoritengunſt eine Verfügung traf, welche nicht nur alles geſchäftliche Herkommen auf den Kopf ſtellte, ſondern auch in den Augen aller Urtheilsfähigen als ſchädlich für das Intereſſe des Landes erſcheinen mußte. Wir dürfen zugleich bei der Beurtheilung der Sache nicht an den Goethe denken, der jetzt vor unſerem Bewußtſein ſteht, ſondern an den Goethe von 1775 und 1776, wie er einem Geſchäfts- und Staatsmann wie Fritſch erſchien und erſcheinen mußte, der von dieſem jungen Frankfurter Doktor Goethe nichts weiter wußte, als daß er einen ſehr bedenklichen Roman und ein Paar Schauſpiele gedichtet habe, die der vielbeſchäftigte Miniſter zu leſen ſchwerlich Zeit gehabt hatte, und die ihm jedenfalls wenig ausreichend erſcheinen konnten, dem jungen Poeten eine Anwartſchaft auf eines der wichtigſten und höchſten Aemter in der Regierung des Landes zu ertheilen. Was er und ſeine Kollegen ſonſt noch

von dem jungen Favoriten des Herzogs wußten und mit Augen zu sehen Gelegenheit hatten, war dazu noch weit weniger geeignet. Das Auftreten des bewunderten jungen „Genie's“ in Weimar hatte alle, auch die nothwendigsten Regierungsgeschäfte in's Stocken gebracht, und den jungen Herzog, wie ihm sein Minist mit edlem Freimuthe im Verlaufe der zwischen beiden sich erhebenden schriftlichen Diskussion vorzustellen den Muth hatte, abgehalten, sich mit den wichtigsten Regierungsangelegenheiten zu beschäftigen. Eine Hetzjagd rauschender Vergnügungen und toller Jugendstreiche, bei denen Goethe den Anführer machte, hatten den Herzog und seinen Hof in einen Strudel der Zerstreuung und Ausgelassenheit hineingewirbelt, und schienen allen Ernst in der Behandlung des Lebens und der Interessen der Geschäfte verschlingen zu wollen. Um so anstößiger und befremdender mußte es daher dem ersten Minister des Landes sein, wenn ein junger Frankfurter Literat und Schöngeist, der sich seither nur als maître des plaisirs am Hofe dargestellt hatte, jetzt plötzlich als Mitglied der höchsten Behörde auftreten und in derselben neben ihm selber seinen Platz nehmen sollte. Dieses Befremden ist so natürlich und selbstverständlich, daß es, wie Fritsch's Biograph bemerkt, „schwer begreiflich wird, wie diese Zeitverhältnisse in den Schilderungen dieser Periode nie zur Geltung gekommen sind“. Es ist dies eine Unterlassungssünde, deren auch ich mich schuldig gemacht zu haben bekenne, die aber allerdings durch die bisherige Unbekanntheit der jetzt mitgetheilten urkundlichen Dokumente entschuldigt werden mag.

Der weitere Verlauf der Sache war nun folgender.

Schon in der oben erwähnten Unterredung mit dem Herzoge hatte der Minister demselben seine Bedenken gegen die Anstellung Goethe's erklärt. Als nun durch eine an ihn gerichtete schriftliche Mittheilung der Fürst ihm kund gab, daß er dieselbe sowie

alle übrigen von ihm beabsichtigten Veränderungen im Personal des Konseils aufrecht erhalte, trug Fritsch kein Bedenken, schon am Tage darauf mit der ihm eigenen Offenheit und Gradheit in einem ausführlichen Schreiben auszusprechen, daß er unter diesen Umständen sich genöthigt sehe, um seine Entlassung aus dem Dienste zu bitten. Ich übergehe alle anderen in diesem Schreiben berührten Differenzpunkte und beschränke mich blos auf denjenigen, welcher Goethe's Anstellung betrifft. Von dieser heißt es in dem ebenso unumwundenen als streng begründeten Absagebriefe des Ministers wörtlich also: „Ueber den Dr. Goethe und dessen Placirung im Geheimen Consilio habe ich Ew. H. D. ebenfalls schon mit aller Freimüthigkeit meine wenigen Gedanken gesagt. Ich nehme mit Bekümmerniß wahr, daß meine gegen diese letztere — wie ich vor Gott bezeugen kann, ohne allen Widerwillen oder Abneigung gegen diesen Mann, blos nach dem, was mir mein Eifer vor Dero Ruhm und vor Dero Dienst an Handen giebt — geäußerten Bedenklichkeiten Höchstdero Aufmerksamkeit so wenig auf sich gezogen haben, daß Sie auf einem Entschluß bestehen, welcher Ihnen von aller Welt verdacht werden, welcher alle Ihre treuen und verdienten Diener, so auf eine dergleichen ansehnliche Stelle Anspruch machen können, unendlich niederschlagen muß; (einen Entschluß), welchen Dr. Goethe, falls er, wie ich ihm zutrauen will, wahres Attachement und Liebe vor Ew. H. D. hat, Ihnen selbst widerrathen und die ihm zugedachte Gnade verbitten sollte. Ich würde es gegen mich selbst nicht verantworten können, wenn ich nicht Alles anwenden wollte, Höchstdieselben von der Ausführung dieser Idee abzubringen. Da solches aber vermuthlich nicht mehr zu bewerkstelligen ist, so bleibt mir nichts mehr übrig, als mit aller schuldigen Ehrerbietung, zugleich aber auch mit aller Entschlossenheit eines, von dem, was er Ew. Durchlaucht, andern und sich

ſelbſt ſchuldig iſt, tief durchdrungenen Mannes zu erklären, daß ich in einem Collegio, deſſen Mitglied gedachter Dr. Goethe anjetzt werden ſoll, länger nicht ſitzen kann"; — worauf dann die Bitte folgt, die von ihm bisher bekleideten Stellen niederlegen zu dürfen. Das ganze Schriftſtück iſt dazu angethan, uns mit wahrer Hochachtung vor dem Manne zu erfüllen, der in einer Zeit des abſoluteſten Abſolutismus ſeinem Souverain ſo feſt gegenüberzutreten wagte; und unſere Hochachtung wird noch geſteigert, wenn wir erfahren, daß er mit ſeinem freiwilligen Austritt aus dem Staatsdienſte ſich in der Lage ſah, jede Vergeltung ſeiner langjährigen Dienſte durch eine Penſion von der Gnade des Fürſten abhängig zu ſehen, da in damaliger Zeit, wie wir durch Beaulieu's Mittheilungen erfahren, ein Anſpruch auf eine ſolche von Seiten ausſcheidender Staatsdiener nicht ſtand.

Aber nicht minder verdient die Art und Weiſe, in welcher der junge Herzog dieſen ihn ſo vielfach verletzenden Abſagebrief ſeines Miniſters aufnahm und beantwortete, unſere Hochachtung, ja unſere Bewunderung. Das betreffende, ganz von Karl Auguſt's eigener Hand geſchriebene fünf Quartſeiten füllende Antwortſchreiben iſt von Fritſch's Biographen jetzt zum erſten Male vollſtändig mitgetheilt worden, während bisher nur eine einzige, unzählige Male von den Biographen Goethe's und den Schriftſtellern über das alte Weimar angeführte Stelle deſſelben bekannt war, von der man überdies die Quelle, aus der ſie ſtammte, und den Namen deſſen, an den ſie gerichtet war, nicht kannte. Ich ſtehe daher nicht an, dieſes wichtige Aktenſtück zur Geſchichte Goethe's und des „alten Weimar" hier ausführlich mitzutheilen. Es lautet, wie folgt:

„Ich habe Ihren Brief, Herr Geheimer Rath, vom 24. April richtig erhalten. Sie ſagen mir in demſelben Ihre Meinung

mit aller der Aufrichtigkeit, die ich von einem so rechtschaffenen Manne, wie Sie sind, erwartete. Sie fordern in eben demselben Ihre Dienstentlassung, weil, sagen Sie: Sie nicht länger in einem Collegio, wovon Dr. Goethe ein Mitglied ist, sitzen können. Dieser Grund sollte eigentlich nicht hinlänglich sein, Ihnen diesen Entschluß fassen zu machen. Wäre der Dr. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, (so) würde ein jeder Ihren Entschluß billigen. Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen. Nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehen, daß hier ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit in einem Landes-Collegio von unten auf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen*) kann, heißt denselben mißbrauchen; ich hoffe, Sie sind von dieser Wahrheit so wie ich überzeugt. Was den Punkt, daß dadurch vielen verdienten Leuten, welche auf diesen Posten Anspruch machten (zu nahe getreten werde**) anbetrifft, so kenne ich Niemanden in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte; zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner Unterthanen steht, nach Anciennetät, sondern nach Vertrauen vergeben. Was das Urtheil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den D. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Cammer- oder Regierungsrath war, dieses verändert

*) Im Original steht durch einen Schreibfehler „nicht gebrauchen". Wahrscheinlich dachte der Herzog nicht an das erste „nicht". Der Sinn bleibt derselbe, ob man das erste oder das zweite „nicht" tilgt.

**) Das Eingeklammerte fehlt im Original.

gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber, und jeder, der seine Pflicht thun will, arbeiten nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, und suchet auch ohne den Beifall der Welt zu handeln. Nach diesen allen muß ich mich sehr wundern, daß Sie, Herr Geheimer Rath, die Entschließung fassen, mich jetzt in einem Augenblicke zu verlassen, wo Sie selber fühlen müssen und gewiß fühlen, wie sehr ich Ihrer bedarf. Wie sehr muß es mich befremden, daß Sie, statt sich ein Vergnügen daraus zu machen, einen jungen fähigen Mann, wie mehrbenannter D. Goethe ist, durch Ihre in einem 22jährigen treuen Dienst erlangte Erfahrung zu bilden, lieber meinen Dienst verlassen, und auf eine, sowohl für den D. Goethe, als, ich kann es nicht leugnen, (auch) für mich beleidigende Art; denn es ist als wäre es Ihnen Schimpflich, mit demselben in einem Collegio zu sitzen, welchen ich doch, wie es Ihnen bekannt, für meinen Freund ansehe, und welcher nie Gelegenheit gegeben hat, daß man denselben verachte, sondern vielmehr aller rechtschaffenen Leute Liebe verdient." — Ich übergehe den Rest dieses merkwürdigen Briefes, in welchem der junge Herzog seine anderweitigen Veränderungen und Stellenbesetzungen vertheidigt und den Entschluß seines Ministers, seine Stelle niederzulegen, bekämpft, und füge nur noch den Schluß hinzu, welcher lautet: „Hier haben Sie mit aller möglichen Aufrichtigkeit, was ich über Ihren Entschluß denke. Sie sind Herr und Meister, zu thun, was Sie wollen; ich hielte es für eine Ungerechtigkeit, es sei wen es wolle, in so wichtigen Vorfallenheiten seines Lebens einzuschränken; aber wie sehr wünschte ich, Sie bedächten Sich anders".

Carl August, H. z. S.

Gewiß, Niemand wird sich dem „eigenthümlichen Zauber" entziehen können, welcher, wie der Herausgeber sagt, in diesem

Briefe liegt, in welchem Wahres und Falsches, Empfindung und Einbildung in so wechselvoller Weise sich verbunden finden. „Uns ergreift vor allem bei der ersten Hälfte desselben ein Gefühl der Bewunderung, wie ein junger Fürst von achtzehn Jahren mit so warmer Beredtsamkeit für den Freund eintritt, der ihm der liebste geworden war auf der Welt, an den er während der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens sich mit der ganzen Kraft seiner großen Seele angeschlossen hatte, so daß er Alles mit ihm theilen wollte, alle Freuden des Lebens, aber auch alle Sorgen und Mühen — denn sie sind ein Herz und eine Seele, und nichts giebt es, dessen der Freund nicht würdig, dem er nicht gewachsen sei. Und dieses Gefühl erhebt ihn zu einem Bewußtsein des Rechts, vor dem man sich unwillkürlich beugt, selbst in diesem so eigenthümlich interessanten Falle, wo er einem Manne gegenübertrat, der nicht weniger von demselben Bewußtsein durchdrungen war, und dem zugleich die Pflicht oblag, nicht blos die Rechte dritter Personen zu vertheidigen, sondern auch dem unerfahrenen jungen Fürsten mit seiner Erfahrung zur Seite zu stehen und ihn auf die Folgen eines nicht genugsam überlegten Schrittes aufmerksam zu machen; der sonach die ganze Wucht der auf ihm ruhenden Verantwortlichkeit empfand, und in diesem Gefühle kein Bedenken trug, das Aeußerste zu wagen." Allerdings hat, was Goethe betrifft, die Folgezeit dem jungen Fürsten glänzend Recht gegeben, wie es sein begeistertes Eintreten für den Genius verdiente, und zwar in einem Umfange Recht gegeben, der seine kühnsten Hoffnungen übertraf. Aber darum bleibt die Opposition seines Ministers um nichts weniger als eine vollberechtigte bestehen, und in allen anderen Punkten von des jungen Fürsten souveränen Verfügungen war das Resultat ein sehr verschiedenes. Hier bewies die Folge, daß der völlig in den Geschäften unerfahrene junge Herzog sich dem alten er-

fahrenen Minister gegenüber eine Kenntniß und eine Beurtheilung von Menschen und Dingen angemaßt hatte, von denen er nichts verstand, und deren unrichtige Behandlung die schlimmsten Folgen nach sich ziehen sollte.

Der Herzog hatte sich einen halben Monat Zeit zur Abfassung seines Briefes genommen. Die Antwort seines Ministers erfolgte schon am Tage nach dem Empfange desselben, am 11. Mai 1777. Sie ist beider Männer im höchsten Grade würdig. Der Minister zollt in derselben zunächst dem Herzoge seinen Dank für die Art und Weise, wie derselbe im Allgemeinen seine Freimüthigkeit aufgenommen habe. Da er denselben aber in seinen von ihm, dem Minister, bekämpften Willensentschließungen „decidirt" sehe, so enthalte er sich jedes weiteren Eingehens auf dieselben, da er mit seinen Einwendungen gegen dieselben, bei denen er auch jetzt noch beharren müsse, seine Schuldigkeit und Pflicht gethan zu haben glaube. Nur auf den „ihm über alles empfindlichen Vorwurf", daß er durch seinen Widerspruch gegen die Anstellung Goethe's den Herzog selbst beleidigt habe, bittet er mit einigen Worten erwidern zu dürfen. Er sei „weit entfernt, dem D. Goethe, dem Manne, welchen Ew. H. D. mit dem Nahmen Ihres Freundes beehren, eine einzige von den vielen guten Eigenschaften, welche Höchstdieselben ihm beizulegen geruhen, bezweifeln zu wollen; aber demohnerachtet und bei aller der guten Meinung, so ich von ihm zu hegen geneigt bin, kann ich ihn gleich jetzt für ein brauchbares Mitglied Ew. H. D. erstem und ansehnlichstem Collegii nicht erkennen, oder aber mit Betrübniß voraussetzen muß, daß Höchstdieselben Ihr Geheimes Consilium vor ein so unbeträchtliches Collegium halten müssen, daß Sie in selbiges zwar an und vor sich habile und gute Hoffnung von sich gebende, keineswegs aber bei den Geschäften hergekommene, mit selbigen und mit Ihrem und Ihro Herzoglichen Hauses Angelegenheiten

aus ihnen hervorgehn und später in ihnen lehren sehn; und sein eignes Zeugniss spricht hinsichtlich der Aristotelischen Literatur laut dafür, dass diese damals in den Bibliotheken der Hauptstädte Afrika's in einer bedeutenden Vollständigkeit vorhanden war, und von den Schülern der Philosophen fleissig studiert wurde [1]). Er selbst sagt von sich: die Lektüre der Aristotelischen Werke habe ihn zur Nacheiferung angefeuert, wobei ihm zu einiger Aufmunterung auch die Worte „seines Plato" gedient hätten, dass der, der solchen Dingen nachtrachte und nachspüre, „Unsterbliches und Göttliches denke, wenn er die Wahrheit berühre [2])."

Auch urweltliche Forschungen nehmen sein Interesse in Anspruch, und so finden wir ihn denn auf den Hochgebirgen in Mitten Gätuliens auf geologischen Wanderungen versteinerte Fische suchend, Ueberbleibsel deukalionischer Weltfluth [3]).

---

1) Hoc in me accusas, quod ego et Maximus in Aristotele miramur, cujus nisi libros bibliothecis exegeris et studiosorum manibus exterseris, accusare me non potes. Apolog. p. 494. Oudendp.

2) Ceterum me etiam veneficii reum postularent, ut qui hoc negotium ex lectione et aemulatione Aristotelis nactus sim, nonnihil et Platone meo adhortante, qui ait eum, qui ista investiget φρονεῖν ἀθάνατα καὶ θεῖα, ἂν τε ἐφάπτηται ἀληθείας. Apol. p. 495 und daselbst Oudendp., der Platons Worte aus Timaeus nachweist.

3) Ajunt mulierem magicis artibus, marinis illecebris a me petitam eo tempore, quo me non negabunt in Gaetuliae mediterraneis montibus fuisse, ubi pisces per Deucalionis diluvia reperiantur. Apolog. p. 493. Oud.

nur im mindeſten bekannte Perſonen ſetzen, und Plätze, welche ſonſt blos langwährigen Dienſten und ausgezeichneten Verdienſten aufbewahrt zu ſein pflegen, auf dieſe Art ausfüllen zu können glauben. In dieſer Rückſicht, gnädigſter Herr, glaubte ich nicht länger Mitglied eines Collegii ſein zu können, welches durch die Placirung des D. Goethe in ſelbigem, in den Augen des Publikums gar ſehr heruntergeſetzt werden muß. Ew. H. D." — fügt der unerſchrockene alte Diener mit direkter Anſpielung auf einen von dem Herzoge in ſeinem Briefe gebrauchten Ausdruck hinzu — „werden dieſes ein Vorurtheil zu nennen gnädigſt gut finden. Allein, gnädigſter Herr! ich geſtehe hierunter meine Schwäche; ich habe es noch nicht dahin zu bringen vermocht — und ich verdanke es meinem günſtigen Geſchicke — mich über die gegründeten Urtheile der Welt hinausſetzen zu können".

Das iſt wohl das Stärkſte, was, zumal in damaliger Zeit, einem regierenden Herrn wie Carl Auguſt von ſeinem Diener geſagt werden konnte, und es ſpricht für die Charaktergröße des jungen Fürſten, daß er nicht nur dieſe, ſondern auch eine weitere Zurechtweiſung, welche ihm ſein Miniſter in dem vorliegenden Briefe angedeihen ließ, ruhig hinzunehmen vermochte. Er hatte, wie wir geſehen, in ſeinem erſten Briefe von den Arbeiten ſeiner Beamten in geringſchätzender Weiſe geſprochen. Mit Bezug darauf heißt es in dem Antwortſchreiben des Miniſters: „Noch eines, gnädigſter Herr, und ich ſchließe. Gilt meine unterthänigſte Bitte noch etwas bei Höchſtdenſelben, ſo beſchwöre ich Ihro, von denen Arbeiten ſovieler wackern und einſehenden Männer, welche in dero Collegiis ſitzen, Sich eine andere und günſtigere Vorſtellung zu machen und Sich davon, daß Höchſtdieſelben ſolche vor mechaniſch, langweilig und leicht halten wollen, nichts merken zu laſſen. Ew. H. D. würden dieſe meine redlichen

Mitdiener dadurch unendlich niederschlagen, und gar leicht bewirken, daß sie von nun an erst ihren Dienst handwerksmäßig, mit Unzufriedenheit, mithin, welches die unausbleibliche Folge davon ist, nicht zu Ihro Vortheil verrichten würden." Dabei zeigt sich der treffliche Mann keineswegs unempfindlich für die Ehre, welche ihm der Herzog dadurch erwiesen hatte, daß er es ihm in seinem Briefe gleichsam zur Pflicht gemacht hatte: seinen Freund Goethe zu einem tüchtigen Staatsdiener auszubilden. Wäre etwas auf der Welt fähig, erwiderte er — „ihn von seinem Vorhaben, aus dem Dienste zu scheiden, abzubringen", so wäre es der Umstand, daß der Herzog „es ihm gleichsam zur Pflicht mache, Ihro in der Person eines Mannes, den Sie Ihrer vorzüglichen Liebe würdigen, einen künftig vor Sie recht brauchbaren Diener bilden zu helfen". Das mußte für einen Mann von dem Charakter, wie wir ihn an Fritsch kennen gelernt haben, das stärkste Heilpflaster auf die seinem Gefühle geschlagene Wunde sein; und wenn er auch erklärte, daß er zu solchem Dienste sich nicht fähig fühle und bei seinem Gesuche um Entlassung beharren müsse, so ließ er sich doch wenigstens dazu herbei, den Eindruck der Raschheit seiner Antwort zu mildern, und behufs weiterer Ueberlegung um eine Urlaubsfrist von einigen Wochen zu bitten.

Inzwischen wendete sich der Herzog, dem Alles daran gelegen war, einen so treuen und zuverlässigen Minister an der Spitze der Geschäfte zu behalten, an Diejenige, welche allein hier vermittelnd eintreten konnte, an seine Mutter, um Beistand. Anna Amalia gewährte ihm denselben durch einen zwei Tage später (13. Mai 1776) an Fritsch gesendeten Brief, in welchem sie ihren alten Freund und Diener in der eindringlichsten Weise beschwor, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen

und in ſeiner Stellung bei ihrem Sohne zu verbleiben. Dieſer Brief, welcher uns die fürſtliche Frau in ihrer ganzen Bedeutung zeigt, kann als ein Muſter von menſchlicher Liebenswürdigkeit und zugleich von Klugheit und tiefer Einſicht in die Verhältniſſe und Charaktere der betreffenden Perſonen gelten, während er daneben für alle die bei der obwaltenden Differenz betheiligten Perſonen das ehrenvollſte Zeugniß ablegt. Es heißt in demſelben, der beiläufig bemerkt, wie alle ihre Briefe, franzöſiſch geſchrieben iſt: „Mein Sohn, der Herzog, hat mir das Vertrauen bewieſen, mir die Korreſpondenz zu zeigen, die zwiſchen ihm und Ihnen in Betreff der nothwendig zu machenden neuen Einrichtungen ſtattgefunden hat. Ich erſehe aus derſelben mit Schmerz, daß Sie die Abſicht haben, meinen Sohn zu verlaſſen, und das in einem Augenblicke, wo er Ihrer am nothwendigſten bedarf.“ Dann zu den Gründen ſolchen Schrittes übergehend, fährt ſie fort: „Die Gründe, welche Sie dafür anführen, ſind eines Mannes von Geiſt wie Sie, und der die Welt kennt, nicht würdig. Sie ſind eingenommen (préoccupé) gegen Goethe, den Sie vielleicht nur aus unwahren Berichten kennen, oder den Sie nur in einem falſchen Lichte ſehen. Sie wiſſen, wie ſehr mir der Ruhm meines Sohnes am Herzen liegt und wie ſehr ich darauf hingearbeitet habe und noch täglich hinarbeite, daß er von Ehrenmännern umgeben ſei. Wäre ich überzeugt, daß Goethe zu jenen niedrigen Schleichern gehörte, denen kein anderes Intereſſe am Herzen liegt als ihr eigenes, und für deren Handeln die einzige Triebfeder ihr Ehrgeiz iſt, ſo würde ich die Erſte ſein, die ihm entgegen arbeitete. Ich will Ihnen nicht von ſeinen Talenten, von ſeinem Genie ſprechen, ſondern nur von der moraliſchen Seite ſeines Weſens. Seine Religion iſt die eines wahren und guten Chriſten, die

ihn lehrt, ſeinen Nächſten zu lieben und zu ſtreben ihn glücklich zu machen, was denn doch das erſte Hauptgebot unſeres Schöpfers iſt. Doch laſſen wir jetzt Goethe und ſprechen wir von Ihnen. Greifen Sie in Ihr Inneres, mein Freund! Können Sie bei Ihrer Religioſität und Gewiſſenhaftigkeit wirklich einen jungen Regenten verlaſſen, der Ihnen zeigt, daß er Vertrauen zu Ihren Talenten und zu der Güte Ihres Herzens hat! und das obenein in einem Augenblicke, wo Sie ihm ſo nothwendig ſind! Und das (erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen ſage) lediglich wegen einer unrichtigen Vorſtellung, die Sie ſich in den Kopf geſetzt haben! Sie ſagen, daß die Welt meinen Sohn tadeln würde, wenn er Goethen in ſein Conſeil ſetzte; aber wird man nicht auch Sie tadeln, wenn Sie den Dienſt meines Sohnes um eines ſo geringfügigen Grundes wegen quittiren? Machen Sie Bekanntſchaft mit Goethe, ſuchen Sie ihn kennen zu lernen. Sie wiſſen, daß ich meine Leute erſt gründlich zu prüfen gewohnt bin, ehe ich über ſie urtheile, daß die Erfahrung mir eine gewiſſe Sicherheit in der Erkenntniß der Menſchen gegeben hat, und daß ich ohne Vorurtheil richte. Glauben Sie einer Freundin, die Ihnen wahrhaft zugethan iſt, ebenſowohl aus ſchuldiger Dankbarkeit als aus herzlicher Zuneigung. Selbſt wenn der Herzog, mein Sohn, einen übereilten Schritt gethan hätte, haben Sie dann nicht genügend Ihre Pflicht dadurch gethan, daß Sie ihn darauf aufmerkſam gemacht haben? und wenn er darauf beharrt, iſt dann die Schuld Ihre? Mir meinerſeits ſcheint es, daß die Welt es von Ihnen tadelnswerth finden würde, wenn Sie einen Fürſten verließen, der Ihrer Einſicht und Ihrer Rechtſchaffenheit bedarf. — Noch einmal: blicken Sie in Ihr Inneres. Ich kenne Sie als dankbar; ich bitte Sie: aus Liebe für mich ver-

laſſen Sie meinen Sohn nicht unter den obwaltenden Umſtänden! Ich rathe es Ihnen, und ich bitte Sie darum ebenſowohl aus Liebe für meinen Sohn als aus Liebe für Sie ſelbſt.

Ich bin mit aller erdenklichen Freundſchaft Ihre
am 13. May 1776. Ihnen ſehr wohlgewogene Freundin
Amalie."

Es mußte für den Empfänger dieſes Briefes die ſchönſte und ehrenvollſte Genugthuung ſein, von der ſo hoch von ihm verehrten Fürſtin ſolchen Werth auf ſein ferneres Verbleiben im Dienſte ihres Sohnes gelegt zu ſehen, während er dieſelbe zugleich für Goethe mit ſo warmer Fürſprache eintreten ſah. Dennoch ergab er ſich nicht ſogleich; aber er hielt es für gerathen, ſich an das Urtheil ſeiner beiden Kollegen im geheimen Conſeil, der geheimen Räthe Schnauß und Schmidt zu wenden. Daſſelbe fiel ganz im Sinne der Herzogin für ſein Verbleiben, als nothwendig für das Heil des Landes, aus, zumal das noch erhaltene ſchriftlich abgegebene Votum des Geh. Raths Schnauß, welches, von dem Herausgeber mitgetheilt, uns einen intereſſanten Einblick in das Innerſte der obwaltenden Verhältniſſe gewährt. Erſt jetzt gab Fritſch nach. In einem unmittelbar darauf (15. Mai) an die Herzogin Mutter gerichteten Briefe ſprach er es aus, daß ihm, den ihm von derſelben und von ſeinen Kollegen gemachten Vorſtellungen gegenüber „nur der Entſchluß der Ergebung und Unterwerfung übrig bleibe." Er verhehlte nicht, daß er mit dieſem Entſchluſſe „ein wahres Opfer" bringe, „das der Zurückgezogenheit und Ruhe ſeines Lebens, welche er nach mehr als zwanzigjähriger angeſtrengter, oft ſehr mühſeliger Arbeit endlich etwas zu genießen gehofft habe." Daneben erklärte er, daß er für ſich durchaus keinerlei Entſchädigung für das gebrachte Opfer verlange, wohl aber darauf beſtehen müſſe, daß man ihn in die Lage ſetze, ſeine Amtsverrichtungen in wür-

diger Weise ausführen und diejenigen unter seinen Kollegen entschädigen zu können, welche durch die vom Herzoge beabsichtigten neuen Einrichtungen benachtheiligt würden.

Diese Nachgiebigkeit des Ministers ward von Mutter und Sohn, wie ein Brief der ersteren bezeugt, mit freudiger Dankbarkeit anerkannt. Und nachdem vier Wochen später Goethe als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil von dessen Chef eingeführt worden war, übersandte der Herzog dem Minister ein Dekret, in welchem er demselben für den Fall eines späteren Rücktritts von den Geschäften eine lebenslängliche Pension von 1500 Thalern verlieh. Das Handschreiben, mit welchem Karl August diese Verleihung begleitete, spricht die dankbare Gesinnung des Fürsten gegen den treuen Diener in würdigster Weise aus. „Nehmen Sie", so lautet es, „lieber Herr Geh. Rath, dieses als ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit, meiner Freundschaft an. Seien Sie von der wahrsten Hochachtung von mir versichert und behalten Sie mich lieb.

d. 11. Juli 1776. Carl August, H. z. S."

Noch volle vierundzwanzig Jahre verblieb seitdem Fritsch in seiner Stellung als erster Minister des Landes, bis er siebzig Jahre alt seine Entlassung nahm, die er unter den ehrenvollsten Bedingungen erhielt. Seitdem verlebte er den Rest seiner Tage theils in Weimar, theils auf seinem Landgute unter den Schätzen seiner großen von ihm gesammelten Bibliothek, mit gelehrten Studien beschäftigt und an den gewaltigen Ereignissen der Zeit — er erlebte noch die Stürme von 1806 und die erste Besiegung Napoleons — lebendigen Antheil nehmend. Er starb als vierundachtzigjähriger Greis zu Anfang des Jahres 1814 in Weimar. Mit Karl August war er nach der für beide Theile gleich ehrenvollen Beseitigung des geschilderten Zerwürfnisses in ungestörtem Vertrauen verblieben. Das Weimarische

Staatsarchiv bewahrt die Beweise davon in drei starken Aktenbänden, welche mit eigenhändigen Briefen und Billeten des Herzogs an Fritsch angefüllt, wie der Herausgeber bemerkt, dem dereinstigen Biographen des Fürsten sehr wichtiges Material liefern können. Auch das vorliegende Beaulieu'sche Buch enthält noch mehrere Zeugnisse des schönen Verhältnisses, welches zwischen Herrn und Diener in vielen Beziehungen obwaltete, und in welchem die Uneigennützigkeit, mit welcher der Letztere alle äußeren Belohnungen durch Gehaltserhöhung und sonstige Vortheile ablehnte, in der hochherzigen Gesinnung, mit welcher der Fürst auf deren Annahme, als einer Verringerung seiner eigenen Schuld bestand, ihre Entsprechung findet.

3.

Goethe und Fritsch.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf das persönliche Verhältniß, welches sich zwischen Goethe und dem Manne gestaltete, der seiner Einführung in den Staatsdienst, wie wir sahen, eine so energische Opposition gemacht hatte, so finden wir, daß dasselbe sich nicht etwa, wie man anzunehmen leicht geneigt sein sollte, zu einem schwierigen und unfreundlichen, sondern zum Gegentheile eines solchen gestaltete. Auch hier bewährt sich durch die von Beaulieu veröffentlichten Mittheilungen ein früher von mir ausgesprochenes Wort: daß alle neuen Veröffentlichungen über Goethe's Leben und Charakter nur immer unsere Hochachtung und Verehrung des großen Genius tiefer und fester zu begründen dienen.

Was zunächſt Fritſch betrifft, ſo waren es, wie Beaulieu hervorhebt, nicht Goethe's Weſen, Perſönlichkeit und am wenigſten ſein Genie, welche den Widerſtand des alten Staatsdieners gegen deſſen Anſtellung hervorgerufen hatten; ſondern ſeine Jugend, ſeine Unerfahrenheit in den Geſchäften und Verhältniſſen des Landes und daneben ſeine Eigenſchaft als „Fremder" und ſein excentriſches Betragen in den erſten Monaten nach ſeiner Ankunft in Weimar waren die Punkte geweſen, welche dem ſtrenggeſchulten Miniſter die Einführung Goethe's in das höchſte Kollegium des Landes, durch welche der junge Regent ſeinen Freund an ſich feſſeln wollte, als ein höchſt bedenkliches Experiment erſcheinen laſſen mußten. Nachdem jedoch das letzte Wort in dieſer Angelegenheit geſprochen worden war, geſtaltete ſich ſehr bald zwiſchen beiden, in ihrem Weſen allerdings ſehr verſchiedenen Männern, ein auf gegenſeitiger Anerkennung und Hochachtung begründetes Verhältniß. „Der wiſſenſchaftlich gebildete, ſehr beleſene Fritſch entging nicht dem Zauber, den das Genie des jungen Kollegen auf Alle ausübte, die mit ihm in Berührung kamen", und die Arbeitskraft, der gewiſſenhafte Fleiß und die angeſtrengte Bemühung, mit welcher er denſelben ſich den Geſchäften und den Intereſſen des Landes widmen ſah, gewannen Goethe'n bald die Achtung und Anerkennung eines Vorgeſetzten, der ſelbſt nur für ſeinen Beruf lebte, während ſeinerſeits Goethe ſich auf der ihm neuen Bahn durch den freundlichen Beirath ſeines ihm an Erfahrung und Geſchäftskenntniß ſoweit überlegenen Chefs vielfach belehrt und gefördert fand. Zehn Jahre lang wirkten Beide einträchtig zuſammen, bis Goethe's italieniſche Reiſe der Theilnahme des Dichters an den eigentlichen Regierungsgeſchäften ein Ende machte. Noch als Greis rühmte Goethe einmal gegen den Kanzler von Müller, wie dieſer in ſeinen Aufzeichnungen über

Goethe berichtet: „daß Fritsch stets redlich gegen ihn gewesen, obgleich sein, Goethe's, Treiben und Wesen ihm durchaus nicht habe zusagen können. Aber derselbe habe doch immer seinen reinen Willen, sein uneigennütziges Streben und tüchtige Leistungen anerkannt." Die Charakteristik, welche Goethe bei dieser Gelegenheit von seinem ehemaligen Chef gab: „daß dessen Gegenwart und Aeußerlichkeit nicht gerade erfreulich, vielmehr scheinbar starr und hart und ohne Feinheit und Behaglichkeit in den Formen, dabei aber von großer Energie des Willens und vielem Verstande gewesen", stimmt vollkommen überein mit demjenigen, was wir oben den alten Minister von sich selbst aussagen hörten, und im Verlaufe unserer Darstellung des Mannes hervortreten sahen. Aber eines solchen Mannes wie Fritsch bedurfte Karl August, neben einem Goethe, um das zu leisten, was er als Regent seines Landes geleistet hat.

Zu dem guten Verhältnisse, welches sich zwischen Goethe und Fritsch in den Jahren ihres Zusammenwirkens bildete, und für welches eine Anzahl bisher ungedruckter Briefe Goethe's in dem Beaulieu'schen Buche Zeugniß geben, trug nun vor Allem die liebenswürdige gewinnende Art und Weise bei, in welcher wir Goethe seinen Chef behandeln und sich ihm überall achtungsvoll unterordnen sehen. Dieses Verhalten konnte Goethe um so weniger schwer werden, als er in seinem Innersten sich gedrungen fühlte, die Berechtigung der Gründe anzuerkennen, auf welchen der Widerstand des gewissenhaften Ministers gegen seine Anstellung beruht hatte. Und so sehen wir ihn denn auch gegen denselben in seinen Briefen einen Ton anschlagen, der nicht verfehlen konnte, ihm die gute Meinung seines Chefs mehr und mehr zu gewinnen. Goethe war bekanntlich überhaupt Meister in der Kunst, Sprache und Haltung seiner Briefe nach dem Wesen und der Eigenthümlichkeit der Empfänger zu be-

messen und einzurichten, und so haben denn auch die Briefe an Fritsch keine Spur von dem Tone so vieler seiner gleichzeitigen Briefe an andere seiner Freunde und Freundinnen aus jener Zeit der 70er und ersten 80er Jahre. Der alte Minister konnte nicht unempfänglich bleiben gegenüber der ehrfurchtsvollen Haltung, in welcher sich ihm der alles vermögende Liebling des Fürsten, der bewunderte Dichter stets nahte. Fritsch war Meister vom Stuhl der Weimarischen Freimaurerloge; — Goethe bewarb sich bei ihm um Aufnahme in dieselbe, und nahm später die Beihilfe des dadurch geschmeichelten alten Herrn zur Förderung seines Vorschreitens in den verschiedenen Logengraden in Anspruch. Schon in einem Briefe Goethe's, auf dessen Schweizerreise 1779 geschrieben, sehen wir beide Männer in einem sehr freundschaftlichen Zusammenhange. Goethe meldet, daß „er diese Reisezeit unter die glücklichsten seines Lebens rechne"; „und wenn ich", setzt er hinzu, „bei meiner Rückkunft die alten freundschaftlichen Gesinnungen und die Gewogenheit von Ew. Excellenz noch unverändert antreffe, so bleibt mir nichts für den Augenblick zu wünschen übrig." Dieses gute Verhältniß sehen wir im Laufe der nächsten Jahre in einem anderen Briefe Goethe's vom 2. August 1782 sogar zu einer gewissen gemüthlichen Behaglichkeit heiter vertraulicher Mittheilung über Personen und Vorfälle gesteigert, während in Bezug auf das dienstliche Verhältniß Goethe sich zu dem schmeichelhaften Bekenntniß herbeiläßt: „In allem wird die von Ew. Excellenz mir zugesicherte Gunst eine der ersten Triebfedern sein, mich selbst zu bearbeiten, und indem ich mich selbst verbessere, mich nützlicher zu machen. Möge Ihr Wohlsein, Zufriedenheit, und die gute Meinung von meinem besten Willen und den aufrichtigsten Gesinnungen sich immer gleich erhalten, und ich zu meiner Aufmunterung manchmal davon versichert werden."

Ehe wir nun die naturwissenschaftliche Seite des Mannes verlassen, wird es nicht unnütz sein, hier die Bemerkung einzuschalten, dass sich ausser den schon erwähnten Beziehungen auf Theophrastus noch einige andere, ja sogar Anführungen uns verlorner Werke finden. Freilich beruht die Nennung der Schrift περὶ ὀαχετῶν ζώων καὶ βλητικῶν neben den θηριακά des Nikander nur auf Casaubonus Vermuthung [1]). Dagegen ist die der Schrift περὶ ἐπιλήψεως, welchen Titel Appulejus de Caducis übersetzt, desto sichrer, während die ganze dortige Stelle zugleich der Tradition von Appulejus medicinischen Studien und Kenntnissen eine Stütze giebt [2]). Auch diese hatten die Klage der Zauberei und Magie verstärken helfen müssen, und er vertheidigte sich deshalb mit einem wirklichen Aufwande von Gelehrsamkeit, wie er selbst treuherzig genug bemerkt, selbst die Bücher der berühmtesten Philosophen namentlich citirend [3]), um dadurch seinen Anklägern zu imponiren. Eine andere höchst interessante Schrift des Theophrast wird ebendaselbst unter dem Titel von den neidischen Thieren nicht nur erwähnt, sondern auch eine noch

1) Apolog. p. 404 u. das. Casaub. und Oudendp. Athen. VII, p. 314. Diog. L. V, 43. Fabric. Bibl. Gr. III, p. 448.

2) Apolog. p. 300. p. 310 sqq. Oudendp.

3) Haec idcirco commemoravi, nobilium philosophorum disputata simul et libros sedulo nominavi, nec ullum ex medicis aut poetis volui attingere, ut isti desinant mirari, si philosophi suapte doctrina causas morborum et remedia noverunt.

Wie sehr es sich ferner Goethe angelegen sein ließ, gegen gelegentliche Verstimmungen und Aeußerungen übler Laune und geschäftlicher Pedanterie des älteren Mannes freundliche Nachsicht zu üben, davon giebt ein Brief Zeugniß, welchen Goethe ein Jahr später (6. Mai 1783) an denselben richtete, um sich gegen einen ihm indirekt von demselben gemachten Vorwurf zu vertheidigen. Die Art, in welcher es geschieht, ist eben so charakteristisch für die zuweilen recht morose Pedanterie des alten Herrn als für die Liebenswürdigkeit und Geduld, mit welcher Goethe derselben zu begegnen wußte. Goethe hatte sich in einem schriftlich abgegebenen geschäftlichen Gutachten eines Ausdrucks bedient, in welchem der gerade durch ein verdrießliches Geschäft verstimmte alte Minister eine tadelnswerthe Anmaßung gefunden zu haben glaubte, welche er durch Unterstreichen des von Goethe gebrauchten Wortes bei Zurückgabe des Votums anzudeuten sich erlaubte. Goethe antwortet darauf am Schlusse des gedachten Briefes wie folgt:

„Ich kann nicht schließen, ohne Ew. Excellenz zu entdecken, wie empfindlich und schmerzlich, und auch wie unerklärlich mir die Art und Weise gewesen, mit welcher mir Ew. Excellenz in dem gestrigen Voto ein unschuldiges Wort haben zurückgeben wollen. Ew. Exc. ist am Besten bekannt, wie ich die Erinnerungen und Winke eines erfahrenen, verständigen und hochachtungswerthen Mannes in Scherz und Ernst aufzunehmen gewohnt bin. Sie wissen, daß ein gutes Verhältniß, in dem ich mit Ihnen zu stehen das Glück habe, eine meiner größten Beruhigungen, Ermunterungen und Belohnungen ist; um so unerwarteter war es mir, von Ew. Exc. Unwillen über einen zaudernden Käufer zugleich mit getroffen zu werden."

„Man bedient sich des Wortes mein, um ein Verhältniß zu Personen und Sachen anzuzeigen, mit denen man aus Nei-

gung oder Pflicht verbunden ist, ohne sich darüber eine Herrschaft oder Eigenthum anzumaßen. Ein Cassier sagt: meine Casse, man sagt: unsere Finanzen u. s. w., obgleich alles des Fürsten oder des Landes ist. „Meine Herrn Cameralen" konnte also wohl nichts weiter heißen, als: die Herren von der fürstlichen Cammer, die durch Serenissimi Willen in gewissen Sachen an mich gewiesen sind, mit denen ich öfters zu thun habe, mit denen ich als geschickten, verständigen, arbeitsamen Leuten gern zu thun habe. Verzeihen Ew. Excellenz, wenn ich diese Sache vielleicht zu ängstlich und ernstlich nehme; allein so lange Sie die Güte haben, mich mit Vertrauen wie bisher zu beehren, so kann ich nichts auf dem Herzen behalten, was mich drückt. Sehen Sie es als einen Beweis an, wie bedeutend mir Alles ist, was von Ihnen kommt, und wie sehr es in Ihrer Gewalt steht, mich in jedem Geschäfte, dessen ich mich nach Kräften gern unterziehe, mit Einem guten Worte aufzumuntern".

Solcher Liebenswürdigkeit im Ablehnen einer ebenso ungerechten als kränkenden Zurechtweisung dürfte man selten bei einem Manne begegnen, der denn doch auch bereits 34 Jahre alt und den Schülerjahren entwachsen, und daneben — Goethe war. Wenn man aber diese und die tausend anderen größeren Widerwärtigkeiten und Aergernisse bedenkt, von denen Goethe, der Beamte und Geschäftsmann, — der nebenbei gerade damals das vierte Buch des Wilhelm Meister schrieb — sich auf allen Seiten umgeben fand, so begreift man den in einem gleichzeitigen Briefe an Frau von Stein ausgesprochenen Stoßseufzer, mit dem er von sich sagt: „Es ist ein sauer Stückchen Brot, wenn man darauf angenommen ist, die Disharmonie der Welt in Ordnung zu bringen. Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf, und man wird von Noth und Ungeschick der Menschen immer hin- und wiedergezogen!" Und man

begreift auch, wie derselbe Mann seiner tiefen Sehnsucht nach innerer und äußerer Ruhe jenen rührenden Ausdruck geben mochte, dem wir zu derselben Zeit in dem Gedichte:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh" ꝛc.

begegnen. — Noch drei Jahre trug er die ihm aufgebürdete Last, die er aus Liebe zu seinem fürstlichen Freunde über sich genommen, ehe er sich durch gewaltsamen Entschluß von ihr befreite, und die heiß ersehnte „Ruhe" da suchte, wo er sie fand und wo er sich selber als das, was er seinem eigensten Wesen nach war, als Künstler, wiederfand, in Italien. Ueber den vollen Umfang dessen aber, was er in den voraufgehenden zehn Jahren seiner Wirksamkeit als Beamter und Geschäftsmann geleistet und ertragen, werden erst unsere Nachkommen ein richtiges Bild erhalten, wenn die sieben Siegel endlich einmal gelöst sein werden, welche die vorhandenen dokumentarischen Schätze des Goethe'schen Hausarchivs bis jetzt noch immer der Benutzung durch seine Biographen entziehen. Um so dankenswerther muß für uns der Beitrag sein, welchen dazu in der vorliegenden Schrift der Herausgeber derselben geliefert hat.

Anhang.

Die
Shakspearefeier in Weimar
1864.

Die Shakspearefeier in Weimar 1864.

Sechs Briefe
an
Dr. Friedrich Babel in Berlin.

I.

Weimar, 26. April 1864.

Als ich Sie, mein theurer alter Freund, am 19. April in Ihrer Klausur in den düsteren Räumen des Berliner Stadtvoigteigefängnisses zum letzten Male besuchte, um mich bei Ihnen vor Antritt meiner Reise zur Weimar'schen Shakspearefeier zu verabschieden, nahm ich mir vor, den ersten meiner Ihnen für Ihre Zeitung versprochenen Briefe von dem Tage Ihrer Erlösung aus jener Herberge des menschlichen Elends zu datiren, in der Sie sechs Wochen Zeit hatten, um über den merkwürdigen Erfahrungssatz nachzudenken, daß doch nicht in allen Fällen zwei mal zwei nothwendig gleich vier sei. Noch ehe ich aber meine Feder ansetzte, hatte ich durch Freund W. zu erfahren, daß unsere Berechnung des Tages unrichtig gewesen, und Ihrer Haftdauer bei näherem Zusehen noch ein Goldagio von einigen Tagen zugelegt worden sei. Mit dem Befreiungsgruße vom heutigen, 26., ist es also Nichts, und mein Brief aus der Geburtsstätte der deutschen Humanität, aus der einstigen Heimath

Goethe's und Schillers, Herders und Wielands, — deren Erzbilder jetzt die geheiligte Stätte schmücken, auf welcher jene Heroen gewirkt und gewandelt, — trifft Sie noch in der unfreiwilligen Einsiedelei, inmitten der etwa tausend habituellen Bewohner jenes Kerkers, der bei uns gelegentlich auch solche Männer in sich aufnimmt, deren ganzes Vergehen darin besteht, über Verfassung und Staatswohl Ansichten zu haben, deren Aussprechen den Bestimmungen unseres zeitweiligen Preßgesetzes zuwiderläuft! — Vorbei, vorbei! —

Der Frühlingsmorgen unserer Abfahrt war seiner diesjährigen Vorgänger würdig. Schnee und Regen novemberten durcheinander, als wir an den Saalufern und ihren wohlbekannten Burgruinen vorbeiflogen, und schneidende Kälte ließ uns die zurückgelassenen Pelze und Fußsäcke, deren wir bei der Nähe des „Wonnemonds" entrathen zu können gemeint hatten, empfindlich vermissen. Wir hatten indessen dabei doch einen tröstlichen Gedanken, nämlich den, daß der gefangene Freund durch seine Haft wenigstens um keinen wirklichen, sondern nur um einen deutschen Kalenderfrühling gebracht werde, den man dies Jahr recht wohl zwischen vier Wänden versitzen mochte, zumal wenn der Sonnenschein eines guten Gewissens und die Liebe treuer Freunde dieselben mit jenem Lichte und jener Wärme erhellte und erwärmte, wie dies bei Ihnen der Fall war.

Endlich lag es vor uns in der Thalschlucht der Ilm, das kleine Städtchen, an das sich die edelsten und erhebendsten Erinnerungen unseres Volks und seiner Kulturgeschichte unsterblich knüpfen, der Ort, von dem Goethe gesungen hat:

„O Weimar, Dir fiel ein besonderes Loos,
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß!"

Die deutsche „Nekropolis", die Todtenstadt hat man es genannt, seit der letzte jenes strahlenden Viergestirns die leuchtenden

Sonnenaugen am 22. März 1832 geschlossen. Wir gedachten dessen, als wir durch den Regennebel in das stille Weimar einfuhren; aber wir gedachten auch, wie ungerecht diese Bezeichnung sei, wenn man sie, wie das wohl hie und da zu geschehen pflegt, mit einem gewissen mitleidig spottenden Hinblick auf das heutige, das nachklassische, seiner Heroen von ehemals beraubte Weimar anwendet. Was kann es dafür, daß Heroen wie Goethe und Schiller sterblich sind, und daß ihres Gleichen einem Volke nicht alle Jahrhunderte, kaum alle Jahrtausende geboren werden? Selbst ein Karl August, wenn er heute wiedererschiene, würde vergeblich nach solchen Genossen suchen, wie sie ihm, dem glücklichsten aller Fürsten deutscher Nation, ein günstiges Geschick zu Theil werden ließ, das ihm, der es vor allem verdiente, die Gunst gönnte, seinen Namen für alle Zeiten an die erlauchtesten Namen und die erhabensten Geistesthaten des deutschen Volks zu knüpfen. Es ist schon genug und allen Rühmens werth, daß sein Weimar, auch nach ihm, nicht abgefallen ist von der ihm hinterlassenen Tradition, und daß sein Fürstengeschlecht der Pflichten eingedenk zu bleiben bestrebt ist, welche diese geheiligte Tradition ihm auferlegt.

Daß dem also sei, wird Niemand leugnen können, der mit Gerechtigkeit die letzten Decennien der Geschichte Weimar's überblickt. Nicht blos die erzenen Standbilder, die Ehrendenkmale der Heroen unserer Nationalliteratur und der durch sie bewirkten glorreichen Erhebung unseres Volksthums, — denen sich bald auch das Standbild des Fürsten anschließen wird, der ihnen „August und Mäcen" war, — und nicht blos die Fürstengruft, in deren Gewölben die irdischen Reste Schiller's und Goethe's mit denen ihres fürstlichen Freundes vereint ruhen, sind davon redende Zeugen. Auch andere Zeugnisse thun kund, daß Karl August's Enkel seine Ehre darin setzt, die ihm vererbte Ueberlieferung

Weimar's durch treue und liebevolle Theilnahme an allen edelsten geistigen Interessen der literarischen und künstlerischen Kultur unsres Volks nach besten Kräften und Vermögen lebendig zu bewahren. Die Beweise dafür liegen Allen offen, und sie sind, zumal wenn man bedenkt, daß das Goethe'sche:

„Klein ist unter den Fürsten Germanien's freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag!"

auch jetzt noch seine Gültigkeit hat, — viel bedeutender und größer als dasjenige, was reicherer und größerer deutscher Lande Herrscher in ähnlicher Richtung geleistet haben und leisten. Und selbst das Fest, zu dessen Begehen in diesen Tagen sich Gäste von nah und fern in Weimar zusammengefunden haben, das dreihundertjährige Jubelfest der Geburt Shakspeare's, des Genius, an den sich die Wiedergeburt unserer deutschen poetischen National-Literatur knüpft — selbst dieses Fest und die Art und Weise seiner Feier darf sich jenen redenden Zeugnissen für die Fortdauer der altgeheiligten geistigen Traditionen Weimar's anreihen.

Solcher Art waren die Gedanken, mit denen wir unsern Einzug in Weimar hielten, und bald darauf die allbekannten stillen Straßen der deutschen Musenstadt durchwanderten. Auch Persönliches mischte sich darin, wie immer, wenn man, selbst über die Höhe des Lebens hinaus, Stätten früherer Tage wiedersieht, und der eigne Lebensgang und seine Wandlungen uns gegenständlich werden. Durch diese Straßen war ich vor länger als einem Menschenalter als Hallescher „Musensohn" mit dem Reiseranzen auf dem Rücken, der verpönten schwarzroth-goldnen Burschenmütze auf dem Haupte, deren Farben man in Weimar dreist von dem sie in Halle verhüllenden Bande befreien durfte, einsam zum Frauenplan geschritten. Dort, an dem Brunnen des Platzes, hatte ich stundenlang gestanden, um viel-

unter den griechischen Fragmenten befindliche Notiz daraus angeführt [1]). Von den naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles, die sich bei Appulejus erwähnt finden, sei endlich auch noch der Probleme gedacht, auf deren bedeutenden Umfang der Zusatz unzählige schliessen lässt; aber interessanter ist unstreitig die Andeutung, dass zu seiner Zeit ähnliche Sammlungen vieler andern alten Peripatetiker existirten, von denen sich denn wohl Manches in die uns erhaltene Aristotelische Sammlung eingeschlichen haben mag [2]), während anderes wiederum fehlt, was Appulejus noch darin vorfand. So wird aus Aristoteles Problemen ausdrücklich eine medicinische Beobachtung über die Behandlung der Epilepsie angeführt, die ich weder in den Problemen, noch in der Schrift über Schlaf und Wachen, wo Aristoteles gleichfalls diesen Gegenstand berührt, auffinden kann [3]).

---

1) Longum est, si velim Theophrasti quoque sententiam de eodem morbo recensere; est enim etiam ejus egregius liber de Caducis. Quibus tamen in alio libro, quem de invidentibus animalibus conscripsit, remedio esse ait exuvias stellionum, quas velut senium, more ceterorum serpentium, temporibus statis exuant. Sed nisi confertim eripias, malignone praesagio, an naturali appetentia illico convertuntur et devorant. Die letztere Schrift kennen Diog. Laert. Photius, Aelian und Plinius, angef. in Fabric. Bibl. Gr. III, p. 428. Harl.

2) Apolog. p. 41 Bip. p. 477 Oud. praeterea Problemata innumera ejusdem, tum ex eadem secta ceterorum, in quibus id genus varia tractantur.

3) Apolog. p. 310 Oud. p. 83 Bip. Es handelt sich dort um einen mit dem Morbus comitialis behafteten Knaben: Ceterum quod dextrae auris crebriores tinnitus fatebatur, signum erat morbi penitus adacti.

leicht die Gunst des Anblicks jenes erhabenen Jupiterhauptes zu genießen, das die Mauern des breiten gelbröthlichen Hauses da drüben umschlossen. Sie war mir zu Theil geworden diese Gunst des Glücks, und noch heute fühle ich das Erbeben meines Herzens, das mich erfaßte, als ich den Dichter des Faust in leiblicher Gestalt an einem der Fenster der mittleren Reihe erscheinen und einen Augenblick gedankenvoll auf den Platz hinausblicken sah, ehe er verschwand, um nicht wieder zu erscheinen. Es war der erste Kultus des Genius, den ich in mir erlebte. Ich mochte nichts weiter in Weimar sehen, und kaum eine Stunde darauf wanderte ich schon weiter durch den klaren Herbstnachmittag der Straße nach dem Rheine zu, um auch Frankfurt und Goethe's Geburtshaus zu besuchen und meine Andacht an der Stätte seiner Jugend zu verrichten, und Straßburg und Wetzlar zu sehen, wo ihm als Jüngling Shakspeare aufgegangen und wo er den „Werther" erlebt hatte. „O Traum der Jugend, o goldener Stern!" . Möge niemals, — wenn das Geschlecht, das mit ihm selbst noch dieselbe Luft geathmet, dahin ist, — eine Zeit kommen, in welcher solche Begeisterung unserer Jugendtage keinen Widerhall mehr in den Herzen der deutschen Jugend fände, oder gar ihr unverständlich bliebe! —

Uns verlangte das Innere des Goethehauses zu sehen. Aber dieser Wunsch sollte unerfüllt bleiben. Bekanntlich hat der Eigensinn der Goethe'schen Erben seiner Zeit den bereits durch die Bemühungen eines für Weimar's Ehre begeisterten Mannes, des verstorbenen Kanzlers Friedrich v. Müller dem Abschlusse nahe gebrachten Ankauf des Hauses und der Sammlungen von Seiten des deutschen Bundes vereitelt. Die Lage der Dinge ist dadurch noch dieselbe, wie ich sie vor zwölf Jahren in meinem Tagebuche von „Weimar und Jena" beschrieben habe; oder vielmehr noch schlimmer. Das Haus, an das sich die Theil-

nahme aller gebildeten Menschen Europa's, ja der Erde knüpft, das eigentliche Wahrzeichen Weimar's und seiner glorreichen Vergangenheit, das Haus, das, wenn irgend eins auf deutscher Erde Nationaleigenthum und als solches allen Verehrern des Genius offen sein sollte, geht dem Verfalle entgegen. Die Räume, in denen sich das reichste deutsche Dichterdasein bewegte, sind theils vermiethet, theils für alle Besucher von fern und nah hermetisch verschlossen. Selbst in dieser Woche der Shakspearefeier war der Eintritt nicht geöffnet!

Ich finde keinen Ausdruck für die Bezeichnung dieses Verfahrens der Erben des größten deutschen Namens, die das „noblesse oblige!“ so ganz vergessen zu haben scheinen, daß sie mit einer Rücksichtslosigkeit ohne Beispiel aus privatem Eigensinne dem frommen Kultus des Genius und den berechtigten Ansprüchen ihrer Nation sich in den Weg stellen. Sie sind kaum viel besser, als der berufene englische Pfaffe, jener Reverend Francis Gastrell, der vor hundert Jahren Shakspeare's Wohnhaus in Stratford einriß und den von Shakspeare selbstgepflanzten Maulbeerbaum umhieb, weil ihn die Besuche der Verehrer des großen Dichters genirten und der Kultus, welchen man dem Genius erwies, seiner hochkirchlichen Frömmigkeit ein Aergerniß war. Die Verwünschungen der Stratforter Einwohner folgten dem Vandalen, als er bald darauf die Avonstadt verließ. Und er war doch kein Nachkomme Shakspeare's, er trug nicht, wie die jetzigen Besitzer des Weimarischen Goethehauses, die Ehre jenes großen Namens. Die „Enkel Goethe's“ aber, die das Glück genießen, seinen Namen zu tragen, und deren schönste Pflicht es sein sollte, dafür zu sorgen, daß die Stätte, an welcher der Genius ein halbes Jahrhundert hindurch gelebt und gewirkt, der diesen Namen für alle kommenden Zeiten unsterblich gemacht hat, ein Heiligthum Weimar's und der

deutschen Nation sei und bleibe, — sie haben kein Gefühl für die Ehre dieser Pflicht. Sie lassen das Haus verfallen, lassen die Räume des Arbeitszimmers, in denen Er so viel Großes geschaffen, und des Gemachs, in welchem er nach „mehr Licht" verlangend, seinen Geist verhaucht hat, in Verschlossenheit verdumpfen und verkommen; sie lassen den Garten am Stern mit dem kleinen durch tausend Erinnerungen geweihten Hause verwildern und verwachsen und gönnen den Tausenden, die ein Anrecht auf die Verwandtschaft mit dem Geiste Goethe's haben, nicht einmal den fromm verehrenden Einblick in die Heiligthümer ihrer theuersten geistigen Erinnerungen! In der That, es ist hohe Zeit, daß endlich „mehr Licht" in das dumpfe modrige Dunkel komme, das sich um diese sichtbaren Stätten geweihter Erinnerung in der Ilmstadt gelagert hat.

II.

Weimar, 30. April 1864.

Ich habe fast die ganze Shakspearefestwoche vergehen lassen müssen, ehe ich dazu kam, meinem ersten Briefe diesen zweiten folgen zu lassen. Sie werden das natürlich finden, wenn Sie bedenken, daß ein kleiner Ort, von einer Idee und ihrer Ausführung erfüllt und bewegt, es dem Beobachter, zumal dem fremden Gaste, der in demselben zahlreiche Beziehungen hat, unendlich mehr als eine große Stadt erschwert, ja eigentlich es ihm gradezu unmöglich macht, sich die nöthigen Stunden der Ruhe und Sammlung für die Verarbeitung und Gestaltung der erhaltenen Eindrücke zu gewinnen. Wenigstens war dies mein Fall, obschon ich mich zu jenem Zwecke, sowie aus andern Ursachen von der Theilnahme an der Gründung eines deutschen Shakspeare-Vereins, dessen Stiftung gleichfalls einen Theil der

Weimarischen Shakspearefeier bildete, geflissentlich fern hielt, ohne damit der Zweckmäßigkeit und Verdienstlichkeit jenes vor einigen Tagen glücklich zu Stande gebrachten Vereins irgendwie zu nahe treten zu wollen. Derselbe wird immerhin, auch wenn nicht alle seine Ziele erreicht werden sollten, eine dauernde Erinnerung an die deutsche Jubelfeier des britischen Dichters bleiben, mit der sich Weimar selbst geehrt und dem wohlerworbenen Lorbeerkranze, der seine Vergangenheit schmückt, ein neues frisches Blatt hinzugefügt hat.

Meine Gedanken über die Jubelfeier zum Andenken Shakspeare's und über ihre spezielle so wie über die allgemeine Bedeutung dieser und ähnlicher Festfeiern habe ich Ihnen bereits früher ausgesprochen. Was ich aber damals noch nicht ahnen konnte, war der geistige Sieg, den bei dieser Gelegenheit unser Deutschland über das Vaterland des Dichters, das hochmüthige Albion, davongetragen und die Ueberlegenheit seiner sittlich-ästhetischen Kultur, die es bei dieser Gelegenheit auf's Neue bewährt hat. Eine Feier, wie das kleine Weimar sie mit seinen verschwindend geringeren äußeren und materiellen Mitteln geplant und zu Stande gebracht hat, ist von dem stolzen reichen Britenlande auch nicht einmal versucht, geschweige denn ausgeführt worden. Und während in Deutschland schwerlich eine Bühne und eine Stadt gewesen sind, die den 23. April nicht durch irgend eine Feier ausgezeichnet haben, ist in England das Shakspearejubiläum fast vollständig gescheitert. „Die Shakspearefeier", — so schreibt mir Jemand, der in diesen Wochen England durchreiste — „ist in ganz Großbritannien eine failure, ein Fiasko, gewesen. Ich habe Nichts davon gesehen in allen Orten, die ich besuchte, und nur durch die Presse davon gehört, und zwar als Resumé des Ganzen: daß es eben eine failure gewesen. Das Raisonnement, mit dem man sich über diese welt-

geschichtliche Schande zu trösten versuchte, war ebenso jämmerlich als die Thatsache selbst. Shakspeare, hieß es, sei eben nicht, wie Schiller, national, sondern Kosmopolit; er sei zu groß, um nach deutscher Art auf Jubelfesten gepriesen zu werden, und was dergleichen Elendigkeiten und Beschönigungen mehr waren. Ich fand eine bessere Erklärung in dem Gebetbuche des Dampfers, auf dem ich von Leith nach Edinburgh fuhr, in welchem zu lesen steht und den hochkirchlichfrommen heuchlerischen Landsleuten des größten dramatischen Dichters der Welt eingeschärft wird: if you have the Lord and the holy ghost in yourself, how can you venture to enter in such a frivolous place as a theatre! (d. h. Wenn Ihr den Herrgott und den heiligen Geist in Euch tragt, wie könnt Ihr da wagen, einen solchen frivolen Ort wie ein Theater ist, zu betreten!) Sind doch auch Sonntags in ganz England alle Theater streng geschlossen, und sagte mir doch mein Freund Mr. R. in Edinburgh: it is not fashionable in Edinburgh to go to theatre. Wo soll bei diesem „verkirchten", in seine abstrusen Bekenntnißartikel eingedumpften, geistig verknechteten und verknöcherten Volke Sinn und Begeisterung für die Feier des freisten Geistes der Nation herkommen!"

Ich glaube mein junger Korrespondent hat das Wahre getroffen, und „es ist Schade, daß es wahr ist", kann man mit Shakspeare's Polonius sagen. Schade, daß das Volk, zu dem wir Deutsche so lange mit blind bewundernder Verehrung hinaufschauen zu müssen glaubten, von Tag zu Tag eine Stufe tiefer in seinem öffentlichen Geistesleben hinabsteigt. In der That, dieses Fiasko der Shakspearefeier in England, das sich fast überall, wo Engländer sich auf dem Kontinente zusammenfanden und selbst in ihrer Hauptherberge, in Rom, wiederholt hat, ist eine düstere Signatur für das heutige englische Volk. Ein Volk, das für seinen größten Genius keine würdige Jubel-

feier mehr zu Stande zu bringen vermag, ist gerichtet, sein geistiger decline and fall konstatirt. In England ist das Materielle zu riesiger Uebermacht gelangt; sein London selbst ist keine „Stadt" mehr; dies täglich wachsende Stadtungeheuer von der Größe eines Königreichs vermag nicht mehr als eine Einheit zu handeln, nicht mehr zum Selbstbewußtsein und Selbstgenusse eines übersehbaren Organismus zu kommen. Es erfüllt sich an ihm das Wort, welches bereits vor zweitausend Jahren der Vater der Politikwissenschaft, Aristoteles, über solche ungeheuerlich maßlose Kolossalität im dritten Buche seiner Politik ausgesprochen hat. Dieses englische Volk, dem seine eigenen geistigen Organe in der Presse mit cynischer Offenheit nachsagen, daß selbst sein Garibaldienthusiasmus hohler, folgeloser Schwindel sei, dies Volk, verkommen im Mammonsdienste und in Anbetung rein äußerlicher Macht und Hoheit, hat kein Jubelfest, kein würdiges Denkmal, weil keine Begeisterung und kein bewußtes Verständniß mehr für seinen größten Dichter! Die Errichtung eines eigenen Nationaltheaters zu dem Zwecke: auf ihm die Schöpfungen des größten dramatischen Genius der modernen christlichen Welt seinem Volk wieder in's Leben zu rufen — das wäre eine Jubelfeier gewesen, wie man sie von dem Vaterlande des Dichters der englischen „Historien" zu erwarten berechtigt und die es mit den kolossalen Mitteln seines Reichthums zu leisten im Stande gewesen wäre. Aber wo der Geist fehlt, da sind eben alle äußeren Mittel nichts als Diener des Ungeistes.

Wie erhebend sticht dagegen der Geist unseres eigenen, lange genug von den übermächtigen „Stammverwandten" jenseits des Kanals mit frecher Geringschätzung betrachteten deutschen Volkes ab, wenn wir unserer Schillerfeier des Jahres 1859 gedenken. Ein Volk, das dieser reinen Erhebung und Begeisterung für seinen Genius fähig war, hat sicherlich damit eine Anwartschaft

an die Zukunft. Ein Volk, das in seinem Lessing, Kant und Schiller die Evangelisten der Religion der Freiheit, in seinem Goethe den Verkünder des Evangeliums der Schönheit und in Shakspeare den Dichter der geschichtlichen That und des ewigen sittlichen Gesetzes besitzt und mit täglich wachsendem Verständnisse verehrt, darf eine große nationale Zukunft für sich selbst und für die Menschheit beanspruchen.

Mit dem heutigen Tage geht die theatralische Festfeier durch die Vorführung des Cyklus der sieben Shakspeare'schen Historien auf der hiesigen Bühne zu Ende. Ehe ich jedoch von derselben, von ihrer Ausführung und Bedeutung genaueren Bericht abstatte, lassen Sie mich der obenerwähnten vorgestern gestifteten Shakspearegesellschaft und ihrer Statuten noch mit einigen Worten gedenken. Der Zweck derselben ist: die Pflege Shakspeare's in Deutschland auf dem Wege und durch die Mittel wissenschaftlicher und künstlerischer Association zu fördern.

Man will zunächst ein der Shakspeareliteratur gewidmetes Jahrbuch begründen, das als Monats- oder Vierteljahrsschrift erscheinen, neue Beiträge zur Shakspeareliteratur, Kritiken und Uebersichten deutscher Shakspeare-Aufführungen und ähnliche Aufsätze in sich versammeln soll. Man will zweitens neben diesem Jahrbuche eine Shakspearebibliothek zu bilden versuchen, die ihren Platz in Weimar haben soll. Man will drittens Erläuterungen und Illustrationen zu Shakspeare's Werken, Theatervorstellungen Shakspeare'scher Stücke, Vorlesungen aus und über Shakspeare und schließlich sowohl kritische und gelehrt erklärende als auch neue volksthümliche Ausgaben und Uebersetzungen anregen und veranstalten. Die Mittel für die Unternehmungen der deutschen Shakspearegesellschaft, deren Mitglieder überall bemüht sein werden, Filialvereine zu stiften, welche mit dem in Weimar befindlichen Mittelpunkte der Gesellschaft in Verbindung blei-

ben, hofft man außer den regelmäßigen jährlichen Beiträgen der Mitglieder durch außerordentliche freiwillige Beiträge, Zuwendungen von Gönnern, Erträgnissen aus Theaterbenefizen, Vorlesungen u. dgl. beschaffen zu können — eine Hoffnung, von der nur zu wünschen ist, daß sie sich nicht als allzu illusorisch erweise.

Gleichzeitig mit dem hiesigen hat sich auch in Dresden, wie die öffentlichen Blätter melden, ein Shakspeareverein zusammengethan, dessen Zwecke indeß in etwas verschieden sind. Man will die Rechte und Interessen der dramatischen Dichter und Tonsetzer, namentlich durch allgemeine Einführung der Tantième fördern; man will hinarbeiten auf Veredlung der Schauspielkunst und Dramaturgie, auf ein gediegenes, vorzugsweise deutsches Repertoire, sowie endlich auf die Einführung eines allgemeinen deutschen Theatergesetzes. Das Wesentliche bei allen diesen Lebensäußerungen ist, daß sie Zeichen sind für die traurige fast überall mit Händen zu greifende Wahrheit, daß die Zustände des redenden Theaters in Deutschland sich im tiefsten Verfall befinden. Aber es ist mehr als zweifelhaft, ob es Vereinen, wie die hier bezeichneten, gelingen kann und wird, irgend eine wesentliche Besserung herbeizuführen; denn die Ursachen jenes Verfalles wurzeln in Regionen und in Verhältnissen, in welche alle solche Bestrebungen nicht zu dringen vermögen. Ehe nicht das Theater als sittliche und ästhetische Bildungsschule Sache des Staates, Sache des Allgemeinen wird, und ehe nicht die Leiter unserer Bühnen aus den Reihen derjenigen genommen werden, deren wohlvorbereiteter Lebensberuf und Lebensaufgabe die höchste, schwerste und wichtigste aller Künste, die dramatische Kunst ist, werden alle, auch die wohlgemeintesten Versuche der Besserer im Wesentlichen erfolglos bleiben. Was jedoch von tüchtigen Führern und Leitern auch unter den jetzigen

Umſtänden noch geleiſtet werden kann, dafür ſprechen die Namen Eduard Devrient, Heinrich Laube und Franz Dingelſtedt. Man beſetze alle Leiterſtellen unſerer deutſchen Hauptheater mit Männern wie ſie, und ein guter Theil der Uebelſtände, welche jetzt auf dem deutſchen Theaterweſen laſten, wird bald ohne alle Vereine gehoben ſein.

III.

Weimar, 1. Mai 1864.

Der geſtrige Abend hat alſo den Schluß der theatraliſchen Shakſpeareſeier gebildet, mit der ſich die Weimariſche Bühne ein ihrer großen Vergangenheit würdiges Denkmal geſetzt und ſich auf's Neue in die Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt ehrenvoll eingezeichnet hat.

Deutſchland iſt nicht nur das Land der Denker, ſondern auch das Land der Bedenklichkeit. Als die erſte Kunde bei uns verlautete, daß der Leiter einer der kleinſten aller deutſchen Hofbühnen den kühnen ja verwegenen Entſchluß gefaßt habe, in den Räumen des „ärmlichſten der deutſchen Schauſpielhäuſer", — wie der Prolog ſelber es geſtand, — mit den unzureichenden Mitteln und Kräften eines gering dotirten Perſonals, unter dem ſich keine einzige der jetzt bekannten Celebritäten der dionyſiſchen Kunſt befindet, ein Unternehmen wie die Aufführung der ſämmtlichen „Hiſtorien" Shakſpeare's zu wagen: da vernahm man überall zahlreiche Stimmen, welche ſolcher Verwegenheit einen ſchlechten Ausgang zu prophezeien ſich angelegen ſein ließen. Sieben der größten Shakſpeare'ſchen Dramen, darunter drei zum erſten Mal, in acht Tagen hinter einander aufzuführen, in einer kleinen Stadt, die weit nicht die Bewohner einer Hauptſtraße Berlin's zählt, vor einem Publikum, das täglich aus den-

selben Personen besteht, mit einem Bühnenpersonal, das, wenn ein einziges Glied versagte, keine Möglichkeit der Aushülfe bot, da alle seine Kräfte bis zum letzten Figuranten hatten angespannt, ja selbst Mitglieder der Oper herangezogen werden müssen, — dazu die Geringfügigkeit aller Ausstattungsmittel, die rauhe Herbigkeit und die grandiose Entfremdetheit des Stoffs der meisten dieser Dichtungen von dem theils verweichlichten, theils verwilderten Geschmack der Gegenwart — das Alles und noch viele andere Schwierigkeiten, die sich dem Kundigen von selbst aufdrängen, schien einen glücklichen Ausgang des gewagten Unternehmens ernstlich in Frage zu stellen.

Dennoch ist dasselbe gelungen, und heute unter dem noch frischen Eindrucke des Geleisteten darf ich Ihnen das Geständniß ablegen, daß ich seit mehr als zwanzig Jahren keine ähnliche Leistung irgend einer deutschen Bühne gesehen, keine ähnlich mächtige und bedeutungsvolle dramatisch-theatralische Einwirkung auf Herz, Gemüth und Geist empfangen habe. Und ich darf hinzusetzen, daß ich mit diesem Bekenntnisse nicht allein stehe. Es ist das einstimmige Urtheil fast aller derjenigen, deren Stimme ich unter den aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes herbeigekommenen Freunden und Kennern Shakspeare's und der Bühne vernommen habe. Ehre dem Ehre gebührt! Ehre der Geschicklichkeit, Ausdauer und Energie des Mannes, unter dessen Führung diese siebentägige Bühnenschlacht siegreich geschlagen worden; aber Ehre und Ruhm auch der hingebenden Begeisterung, dem redlichen Zusammenwirken, dem unermüdlichen Eifer und Fleiße, dem aller Anstrengung und Erschöpfung der Kräfte trotzbietenden Enthusiasmus der von ihm geführten Weimarischen Künstlerschaft, durch die es ihm möglich geworden ist, diesen Kunstsieg zu erstreiten, diesen Erfolg zu erringen. Denn der geschickteste Führer ist nichts ohne sein Werkzeug, das Heer; nur

Wenn wir die Reihe der bisher mitgetheilten Einzelnheiten überschauen, werden wir uns wohl zu dem Bekenntniss genöthigt fühlen, dass der vergessne Apulejus für die Geschichte der Naturwissenschaft und selbst der Medicin ein immer beachtungswerthes Moment bilde; wie wir denn auch die Thatsache nicht verschweigen mögen, dass er als solches in dem Meisterwerke des verewigten Kurt Sprengel nicht nur seine gebührende Stelle nicht erhalten hat, sondern dass auch mehr als eine der in seinen Schriften und namentlich in der so eben durchgegangenen Apologie uns erhaltenen wichtigen Notizen dort nicht benutzt worden ist. Wie sehr sich aber eine solche Vernachlässigung gerächt hat, mag der einzige Umstand lehren, dass derselbe Gelehrte, der die Verdienste des Aristoteles um die Wissenschaft der Medicin so hoch anschlägt und so ausführlich behandelt, bei der Entwickelung seiner unsterblichen Verdienste um die Anatomie den wichtigen Umstand übergangen hat, dass das Alterthum eigne ausführliche Werke des

---

Nam dextera corporis validiora sunt, eoque minus spei ad sanitatem relinquunt, cum et ipsa aegritudini succumbunt. Aristoteles adeo in Problematis scriptum reliquit, quibus aeque caducis a dextero morbus occipiat, eorum esse difficiliorem medelam. — Aristoteles spricht über diese Krankheit in den Problem. X, 49. Parv. Natural. De Somno et vigil. cp. 3. p. 27. ed. G. A. Becker. Auch ist die Ansicht, dass die rechten Körpertheile stärker sind als die linken, durchaus Aristotelisch. cf. Problem. XXXI, 12, 15. de partib. animal. IV, 8. ext. III, 9. de incessu animal. cp. 4 extr. Hist. Anim. I, cp. 15. (cp. 11 Schn.) Gener. Anim. IV, 1.

freilich ist es nicht das Heer, das den Feldherrn macht. Ein Führer, der wirklich ein solcher ist, weiß auch mit mittelmäßigen Truppen rühmliche Erfolge zu erringen, weil er sie zu erheben und zu leiten versteht, während ein schlechter Kommandeur selbst das beste Heer zuletzt verdirbt. Wäre ich an der Stelle des Weimar'schen Herrschers, ich ließe Oper und vollends gar Ballet, — diese kretinistisch gewordene Gestalt der erscheinenden Schönheit, — getrost dahinfahren, und wendete alle vorhandenen Mittel und Kräfte dem redenden Schauspiele, als dem einzigen dramatischen Institute zu, das allein noch unter den heutigen Verhältnissen bei einer richtigen Leitung eine Zukunft auch an kleineren deutschen Orten haben kann, und auf das vor Allem Weimar, die Stadt Schiller's und Goethe's, durch seine Tradition hingewiesen ist.

Diese letzte große Leistung der Weimarischen Bühne kann dafür als Beleg dienen, und kein Mißwollen wird diese Leistung der Ehre berauben können, an einem glänzenden Beispiele gezeigt zu haben, daß der anerkannte tiefe Verfall der deutschen Bühne und Schauspielkunst — der fast überall das Interesse der Gebildeten von dem Treiben beider völlig losgelöst hat, — nicht sowohl an der Unzulänglichkeit der heutigen Schauspieler, als vielmehr an dem Mangel an Geist und Befähigung der Oberleitungen vieler unserer Bühnen liegt. Denn, — um in dem frühern Gleichnisse zu bleiben, — wo ein Heer verwildert, die Bande der Disziplin sich lockern, die Streitfertigkeit sich mindert, das Wesentliche im Unwesentlichen untergeht, gleißender äußerer Putz an die Stelle der Tüchtigkeit und Zweckmäßigkeit, Paradewesen an die Stelle der kriegerischen Fertigkeit tritt, und die Gefühle und Begriffe des für die edelsten Güter des Menschen und Bürgers mit den Waffen eintretenden Staatsgenossen dem ideelosen soldatesken Ungeiste weichen, da wird kein

Verständiger das Heer und die einzelnen Soldaten, wohl aber die leitenden Mächte wegen solchen Verfalles anklagen und verantwortlich machen. Mens agitat molem, — der Geist ist es, der die Masse leitet. Wo aber der leitende Geist fehlt, da geht eben Alles unaufhaltsam dem Verderben entgegen, und gerade das seiner Natur nach Edelste, Beste und Schönste unter den menschlichen Thätigkeiten und Künsten am sichersten und schnellsten.

Das Schönste aber wird das Häßlichste, wenn der Krebs des Verderbens es ergreift. Wer ist es, der im Hinblick auf unsere gegenwärtigen Theaterzustände diese furchtbare Wahrheit zu leugnen wagte?

Mit Entsetzen gewahrt der aufmerksame Beobachter, wie seit den letzten zwanzig Jahren die Mehrzahl der deutschen Bühnen, zumal die sogenannten Volksbühnen, statt unter weiser und einsichtiger Leitung des Theaterwesens, Mittel der sittlichen Hebung und ästhetischer Bildung des Volks zu sein, mehr und mehr entsittlichende, Herz, Gemüth und Geist vergiftende, den Geschmack am Guten und Schönen verderbende Verpöbelungsanstalten geworden sind! Ein fanatisches Puritanerthum, welches diese Verpöbelungsanstalten auf Jahre hinaus schlösse, selbst wenn es daneben auch für die Dauer dieser Zeit allen andern Theatern den Garaus machte, müßte als ein Segen angesehen werden.

Doch dies ist ein Thema, auf das ich später zurückzukommen gedenke, ein Thema, bei welchem jeder Freund des Vaterlandes und der Volksbildung, bis hinauf zu dem wahren Staatsmanne, gleichmäßig interessirt ist. Jetzt zurück nach Weimar.

Ein Prolog Dingelstedt's leitete am 23. April die Jubelfest-Darstellungen würdig ein. Er erbat Nachsicht, daß man es

gewagt, in dem „engbeschränkten Raume“ „des ärmsten schier der deutschen Schauspielhäuser“, das Jubelfest des Riesengeistes, der heute vor dreihundert Jahren der Welt geboren ward, mit seiner Werke mächtigsten und schwersten zu begehen, daß man sich unterfange „aus fernentlegenem Himmelsstriche das Siebengestirn dieses Werks am Horizonte heraufzubeschwören:

Das einst ein Licht- und Richtpunkt werden kann
Im Meer der Kunst dem irren Schiffersmann.“

Schon Schiller hatte diesen Gedanken ausgesprochen, als er auf der Höhe seiner dramatischen Kraft den auch von Goethe gebilligten Plan faßte, diese Reihe der Shakspeare'schen Historien für die deutsche Bühne zu bearbeiten. „Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden“, schrieb er damals dem zustimmenden Freunde. Was die beiden Heroen unausgeführt ließen, hat jetzt ein Epigone auszuführen gewagt. Ueber das Wie dieser Ausführung, soweit es die Bearbeitung der einzelnen Theile des großen Gesammtwerkes betrifft, das, seitdem es geschaffen, zum ersten Male auf einer Bühne im Zusammenhange vorgeführt werden sollte, werde ich später meine Bedenken und Ausstellungen nicht zurückhalten. Aber Aller Herzen wurden ergriffen, als der Prolog die Berechtigung zu jenem Wagnisse unter Hinweis auf die Stätte, innerhalb deren die gedrängte Menge einheimischer und fremder Zuschauer dem Kommenden entgegenharrte, mit den Worten aussprach:

Wir durften's wagen, unter vielen wir!
Besinnt euch, wo wir stehen. Dies ist die Bühne,
Worauf, vom Wirbel bis zur Zeh' gehamischt,
Der erste Wallenstein gewandelt hat. —
Von seinem Fußtritt dröhnen noch die Bretter;
Hier stand die Wiege Egmont's, Tasso's, Tell's!
O goldne Namen schöner Vorbedeutung

Und schönerer Erfüllung, seid gegrüßt!
Bei eurem Klang schwillt höher jede Brust,
Und es erweitert sich durch euren Zauber
Das nied're Haus zum edelsten der Tempel,
Auf Säulen ruhend, ew'ger als das Erz,
Und himmelan die Marmorwölbung streckend.
Ja, hier wird wahr ein oft mißbrauchtes Wort,
Daß diese Bretter eine Welt bedeuten,
Belebt, bevölkert von Erinnerungen,
Die jedem deutschen Herzen theuer sind,
Die sich verkörpern in dem Doppelbild,
Das an der Schwelle draußen Euch empfängt.
Seht, heut gesellt im heil'gen Bund der Dritte
Zu Deutschland's Dioskuren sich der Brite;
Auch Er ist unser, ruf' ich jubelnd aus,
Am Shakspeare-Fest im Goethe-Schiller-Haus!

Die politischen Anspielungen auf die gegenwärtige Weltlage, welche darauf folgten, hätten etwas kürzer sein mögen. Wohlberechtigt dagegen erschien die Verherrlichung des Thüringerlandes und seiner Bedeutung in der Geschichte deutscher Vergangenheit, welche in den Worten hervortrat:

Thüringen, Deutschland's ewig junges Herz,
Hat stets, in guten und in bösen Tagen,
Nicht für die Kunst allein in Spiel und Scherz
Nein, auch im Ernst für Licht und Recht geschlagen.
Wenn draußen Kirchenbann und Reichesacht
In blindem Eifer gegen sie gewüthet,
Hat hier des Volkes Muth, der Fürsten Macht
Getreu der Menschheit heil'gen Hort gehütet.
Ihr wißt, was an der Wartburg Zinnen steht,
Als wenn's geschrieben wär' in goldnen Lettern,
Was, wie in unsers Waldes grünen Blättern
In der Geschichte Weimar's rauscht und weht:

Wie viel der Feinde auch, wie arge, nah'n —
Das Wort, die Wahrheit soll'n sie lassen stahn,
Die feste Burg, das Recht sieht Keiner an!
Ja dies Bewußtsein soll uns Niemand rauben,
Daß wir an unsre gute Sache glauben
Und ihren sichern, wenn auch späten Sieg.

In solcher Zuversicht und der hohen Sendung, welche die zwei größten Meister, der Brite Shakspeare und der Deutsche Schiller, dem Theater vorgezeichnet, müsse es vergönnt sein, „im ernsten Spiel der Zeit ein Spiel voll Ernst wetteifernd zu beginnen", eingedenk des Shakspeare'schen Worts, daß es der Beruf der Bühne sei: der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Und eingedenk des Schiller'schen Worts zu seinem Wallenstein, geziemt sich's doppelt in Tagen wie die unsern: „Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo wir den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn, wo um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen" — in solcher Zeit und in solchen Tagen gezieme sich's:

Daß höhern Flug die Welt der Bühne nehme,
Damit nicht die Weltbühne sie beschäme.

Und damit bahnte sich denn der Prolog den Uebergang zu der Schlußapostrophe, welche die Bedeutung des an dem dreihundertjährigen Jubelfeste vorzuführenden gewaltigen Dichterwerks den versammelten Hörern an das Herz legte:

Steigt aus dreihundertjähr'gem Todesschlafe
Denn wiederum empor an's Lampenlicht,
Ihr ehrnen Schatten Lancasters und Yorks:
Durchwandert unsre (blutigen und trocknen!)

Schlachtfelder. Setzt, wie Banque's Geist, euch nieder,
Hinter dem grünen Tisch der Staatenkünstler,
Vor der Tribüne schlauer Volkstribunen,
Auf Wechslerbänken, unter Orgien,
An dem Belsazarmahl der Gegenwart!
Der Dorn der rothen und der weißen Rose
Reiße noch einmal alle Wunden auf,
Woraus im dreißigjähr'gen Bruderkampfe
Das lustige Altengland, ähnlich wie
Das deutsche Reich, grausam verblutete.
Die Großen sollen lernen, sammt den Kleinen,
Wohin das Unrecht, die Entzweiung führt;
Doch auch getröstet mögen sie erkennen,
Daß ein gesundes, lebensfähiges Volk
Aus innerm Drangsal wie aus fremdem Druck
Sich durch die eigne Kraft erheben kann,
Sobald es sie und sich zu sammeln weiß.
Und wenn sich also, im gewaltigsten
Der Werke, die historische Kunst erschaffen,
Das strenge Wort bewährt, das Schiller spricht:
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht,
So übt darin, versöhnend und verklärend,
Doch auch ihr Mitteramt die Poesie,
Durch Shakspeare, ihrer Hohenpriester höchsten,
Er eint, wie Prospero, was der Sturm geschieden,
Und ruft uns zu: Weltpoesie — Weltfrieden."

Es waren erhebende Eindrücke, mit welchen uns dieser Prolog zu dem großartigen Schauspiele, das unser wartete, vorbereitend emporhob in die höchsten Regionen geweihter Weltgedanken, mit denen die wahre Kunst ihren Gottesdienst feiert. Ich hätte sie ausgedehnt sehen mögen über alle die Tausende und Abertausende, welche an dem Tage die deutschen Theater füllten, wie ich jetzt am Schlusse der Feier wünschen möchte, daß alle größeren

deutſchen Bühnen an dieſem Vorgange, den eine der kleinſten unter ihnen gewagt, ein Beiſpiel genommen, daß ſie die Gelegenheit ergriffen hätten, ihren Zuſchauern durch Vorführung dieſer Reihenfolge der Shakſpeare'ſchen Hiſtorien, — des gewaltigſten Werks, das ſeit Anbeginn der Kunſt die dramatiſche Geſchichtspoeſie geſchaffen, — gleiche ſeelenreinigende und erhebende Eindrücke zu gewähren, wie wir ſie in dieſen Tagen empfangen haben. Dann erſt würden die ſchönen Schlußworte des Prologs eine Wahrheit ſein:

„Und dermaleinſt, wenn unſre Enkel leſen,
Welch ſeltner Feierabend heut geweſen,
Wie jedes Haus geopfert zu dem Feſte
Von ſeinem und von Shakſpeare's Gut das Beſte —
Dann werden ſie, mit uns zufrieden, ſagen:
Es war ein Sonnenblick in grauen Tagen,
Auf Sturmgewölk ein ſiebenfarbner Bogen,
Den über tiefe Dämpfe, weite Meere,
Zu Englands und zu Deutſchlands eigner Ehre,
Als Friedensband die freie Kunſt gezogen."

IV.

Shakſpeare's „Hiſtorien".

Unter den zehn aus der Geſchichte Englands geſchöpften Schauſpielen des britiſchen Dichters bilden die acht, oder in der Dingelſtedt'ſchen Bearbeitung ſieben hiſtoriſchen Dramen: König Richard II., die zwei Abtheilungen Heinrichs IV., Heinrich V. und die beiden Heinrich VI., ſowie das Schlußdrama des dritten Richard einen eigenen, von dem Dichter zu einem großen Ganzen bewußtvoll zuſammengeordneten Cyklus. Es iſt dieſes Werk, nach Schlegel's Ausdruck, gleichſam als ein hiſto-

rifches Heldengedicht in dramatifcher Form anzufehen, wovon die einzelnen Schaufpiele die Rhapfodien ausmachen, eine dramatifche Epopöe, wie fie in diefem Werke nur einmal vorhanden ift in allen Literaturen der Welt.

Gervinus hat darauf hingewiefen, daß alle hiftorifchen Schaufpiele Shakfpeare's und feiner Zeitgenoffen, deren Stoff aus der englifchen Gefchichte entnommen ift, in nicht viel mehr als einem Jahrzehnt entftanden, und zwar in dem glücklichften Zeitpunkte der glorreichen Regierung Elifabeths, in welchem eine feltene nationale Erhebung das ganze engliſche Volk durchdrang und damit die Kraft feiner Dichter auf den Gipfel der höchften Begeifterung fteigerte. Von ihr getragen plante und fchuf der größte derfelben fein gigantifches Werk, das von Richard II. bis zu Richard III. beinahe ein Jahrhundert in ununterbrochener Reihenfolge der furchtbarften und grauenvollften, wie der ruhmreichften und erhebendften Begebenheiten und Thaten umfpannend, die Leiden und Freuden, die Siege und Niederlagen, den ganzen Kreislauf der blutigften Wechfelfälle im Leben der Nation mit ihren Revolutionen und Parteikämpfen, ein- und abgefetzten oder ermordeten Königen, inneren und äußeren Kriegen, in einem koloffalen und doch überfichtlichen Bilde abfpiegelt. *Πόνος πόνῳ πόνον τίκτει!* Dieſes Wort der alten griechifchen Tragödie wäre das Motto, welches man an die Stirn dieſes Werkes fetzen könnte, das den fortzeugenden Fluch des Böſen auch im großen geſchichtlichen Völkerleben im furchtbaren Beiſpiele darſtellt. Das Böſeſte und Verhängnißvollſte aber iſt im politiſchen Leben die Schwäche mit Hochmuth gepaart. Von ihr nimmt daher dieſe große einheitliche Shakſpeare'ſche Geſchichtstragödie, deren Akte wieder ganze Tragödien ſind, ihren Ausgang in „Richard II“. Das Leben, der Charakter und das Schickſal dieſes Königs, der im Jahre 1377 als Enkel und

Nachfolger des gewaltigen dritten Eduards, des Schreckens der Franzoſen und Schotten, den Thron Englands beſtieg, bildet den Anfang des großen Ganzen dieſer tragiſchen Epopöe, das durchaus den Beſtimmungen entſpricht, welche der Vater der Philoſophie des Drama's, Ariſtoteles, über die Verknüpfung der Thatſachen, „das Weſentlichſte bei der Tragödie", aufſtellt, und die wunderbar genug ganz ſo ausſehen, als ob ſie Ariſtoteles aus dem Werke des britiſchen Dichters abſtrahirt hätte; wie denn auch bekanntlich ſchon Leſſing es ausgeſprochen hat, daß ſich Shakſpeare unendlich mehr im Einklange mit den ſogenannten „Regeln" des alten griechiſchen Denkers befinde, als die dafür geprieſenen Franzoſen.

Dieſe Beſtimmungen lauten in der unſerer Zeit faſt völlig fremd gewordenen Einfachheit und Naivetät der Sprache der Alten: „Die Tragödie iſt Nachahmung einer ganzen und vollſtändigen Handlung von feſtbegrenztem Umfange. — Ganz iſt was Anfang, Mitte und Ende hat; Anfang aber iſt, was ſelbſt zwar nicht nothwendig etwas anderes zur Vorausſetzung hat, wohl aber ſolcher Art iſt, daß nach ihm etwas anderes daſein oder werden muß." Genau dieſen einfachen Beſtimmungen entſprechend, gliedert ſich das Ganze des Shakſpeare'ſchen Werks in die gedachten drei Theile, in denen Richard II. den Anfang, die ſämmtlichen Heinriche die Mitte, und Richard III. das Ende bilden, das, wie die Ariſtoteliſche Definition weiter lautet, „ſeiner Natur und Beſchaffenheit nach in nothwendiger Folge, oder doch gemäß dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, nach etwas anderem folgen muß, während auf es ſelbſt nichts anderes (d. h. nichts unmittelbar aus ihm hervorgehendes) mehr folgt". —

Verſuchen wir einen raſchen Ueberblick über das mächtige Ganze des großen Dichterwerks, in welchem der höchſte dichte-

rische Geist der modernen Welt mit ebensoviel historischer Treue als poetischer schöpferischer Freiheit das scheinbare Chaos einer ganzen gewaltigen Geschichtsperiode seines Volks zu verständlicher Uebersichtlichkeit zu gestalten und die bewegende Seele aller menschlichen Dinge, das Moralgesetz, in seiner richtenden Unerbittlichkeit und Konsequenz darzustellen unternommen hat.

Der Anfang ist auch hier die Hälfte des Ganzen. Shakspeare fand ihn in König Richard II. — Wie in der Wirklichkeit der Geschichte tritt auch in seiner Dichtung ein Herrscher vor uns auf, wie ausersehen vom Geschicke zur Heraufbeschwörung eines Kampfes streitender Gegensätze, die bisher gebunden ruhend, durch seine ebenso übermüthig verwegene als schwache Hand entfesselt, ihn selbst und sein Volk und Reich in ihren vernichtenden Zwiespalt rissen. Erbe eines mächtigen festgegründeten Thrones und Reiches, wohlausgestattet mit körperlichen und geistigen Vorzügen, mit glänzendem Geiste und ungewöhnlicher Rednergabe, aber auch mit einem Herzen, trotzig und verzagt zugleich, mit einem mystischen Gefühle seiner Königswürde, in welchem er seine Person als Träger und Ausdruck der göttlichen Ordnung mit dieser selbst identifizirt, ist er der fanatische Vertreter jenes mystischen Königsthums von Gottes Gnaden, das keine andere Schranken kennt als das Belieben des zufälligen tyrannischen Eigenwillens. Als der Gesalbte des Herrn von der Unwiderstehlichkeit seiner Macht und von der unanzweifelbaren Heiligkeit aller seiner Handlungen und Entschließungen in phantastischem Dünkel überzeugt, vermag erst der zerschmetternde Schlag des von ihm durch seine Mißregierung und seine Ungerechtigkeit, seine Rachsucht und seine leichtsinnige Verschwendung des Staatsvermögens heraufbeschworenen Unglücks ihm über sich selbst und seine Schuld die Augen auf kurze Zeit zu öffnen in dem Augenblicke, wo er durch die Fol-

Stagiriten über diesen Theil der Arzneikunde besass, denen, wie oben bemerkt, erklärende Zeichnungen beigefügt waren, auf welche sich Aristoteles in seinen noch übrigen Werken bezieht.

Bei Durchmusterung der übrigen Schriften des Appulejus werden wir uns schon darum kürzer fassen können, weil in ihnen der Bezüge auf Aristotelische Schriften weit weniger angetroffen werden. Der Gedanke Bosscha's [1]), dass Appulejus die Ansichten der grössten Denker in encyklopädischen Abrissen habe darstellen wollen, und dass darnach seine drei Schriften de Deo Socratis, de dogmate Platonis und de Mundo zu beurtheilen seien, hat viel Scheinbares; doch möchte er sich schwerlich durchführen lassen, und namentlich bietet die Gestaltung des zweiten Werks, wie wir bald sehen werden, eigenthümliche Schwierigkeiten dar. Die erste, De deo Socratis, in welcher die Nothwendigkeit gewisse Mittelwesen zwischen Menschen und Göttern (da sonst nach Platon zwischen beiden keine Gemeinschaft denkbar sei), Bewohner der Luftregionen [2]), anzunehmen erwiesen werden soll, ist zugleich eine Art Lobrede auf die Philosophie, mit lückenhaftem Anfange und Schlusse [3]). Auch in dieser Schrift indess findet

1) a. a. O. p. 309.

2) Antiquarisches Interesse hat hier die Darstellung von p. 234 Bip. (p. 150 Oud.) sqq.

3) Diess schliesse ich aus der im übrigen oft hervortretenden (cfr. p. 166 Oud. u. a. a. O.) Form der deklamirenden Rede, u. aus a. Umständen. Selbst in der Mitte scheinen Lücken zu sein. Denn so citirt z. B. Isidor. Hispal. Orig. VIII, cp. 11. §. 100. p. 281.

gen seines Handelns seinen Thron und bald darauf auch das Leben verliert. Der von ihm mit schmählicher Ungerechtigkeit behandelte, aus dem Reich verbannte und seiner Güter beraubte Herzog Bolingbroke, sein Vetter, benutzt die allgemeine Mißstimmung der Großen des Reichs. Er kehrt zurück mit gewaffneter Hand, angeblich nur sein Recht und Abstellung der Mißbräuche des Regiments zu fordern, aber innerlich entschlossen, die Krone auf sein eignes Haupt zu setzen. Die Usurpation wird vollzogen, die Ermordung des entthronten Richard II. besiegelt dieselbe, und der schlaue, macchiavellistische Bolingbroke, der Stifter der Lancasterdynastie, besteigt als Heinrich IV. den durch Verrath und Mord gewonnenen Thron.

Die Folgen dieses Einbruchs in das Heiligthum des königlichen Erbrechts für den vom Glück begünstigten Usurpator bilden den Inhalt der beiden nächsten Dramen, Heinrich IV. erste und zweite Abtheilung. Die Tragödie von York und Lancaster beginnt mit dieser Usurpation. Die Katastrophe der unterliegenden Legitimität war naturnothwendig. Der biblische Spruch „es muß ja Aergerniß kommen" erfüllt sich, doch eben so auch sein Nachsatz: „aber wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt." Des Usurpators Regierung ist eine Kette von Leiden und Unheil für ihn und das Reich. Die Eigenschaften, welche er besitzt und entfaltet, reichen hin, ihn auf dem gewaltsam errungenen Throne zu behaupten, aber nur durch die Mittel, mit denen er ihn gewonnen, — durch Gewalt und Blut. Die Großen des Reiches, durch deren Hülfe er zur Krone gelangt ist, sehen sich in ihren Erwartungen der Belohnung getäuscht. Sie bedauern ihren an dem rechtmäßigen Könige begangenen Verrath, aber indem sie sich gegen den von ihnen erhobenen Usurpator empören, ziehen sie selbst die Strafe für ihren früheren Frevel auf ihre Häupter herab. Indeß auch ihr Besieger genießt die

Frucht seines Verbrechens und seines Ehrgeizes nicht in Ruhe. Sein Leben ist ein beständiger Kampf der Selbsterhaltung wider die von ihm heraufbeschwornen Mächte des Verraths und der Untreue, des Unrechts und der Verachtung gegen das oberste Staats- und Sittengesetz. Gewissensbisse über sein an Richard II. begangenes Verbrechen, schwere Sorgen über die Zukunft seines Reichs und Hauses, Kummer über seinen scheinbar ungerathenen und verwilderten ältesten Sohn und Thronerben, umgeben und verdüstern den Ausgang seines Lebens. Krank und gebrochen richtet nur im letzten Augenblicke den sterbenden Usurpator die Einsicht wieder auf, daß er sich in dem Sohne vollkommen geirrt, und so sehen wir ihn mit der Hoffnung scheiden: daß die Krone, die er durch „Nebenschlich' und krumme Wege" des Verbrechens gewonnen, und nur „durch Schrecken, mit Gefahr des Lebens". sich erhalten, befreit von „jedem Flecken der Erlangung" —

„— mit bessrer Ruh
Mit bessrer Meinung, besserer Bestätigung"

seinem Sohne und Nachfolger zufallen werde.

Diese Hoffnung geht in dem nächstfolgenden Stücke in Erfüllung. Heinrich V., Shakspeare's Lieblingsheld, auf den er alle Liebenswürdigkeit des Menschen, alle ritterlichen Tugenden des Nationalhelden und alle großen Eigenschaften eines ebenso weisen und gerechten als energischen und großmüthigen Herrschers gehäuft hat, gelingt es, für die Dauer seines Regiments die Urschuld seines Vaters in Vergessenheit und die waltende Nemesis in Schlaf zu bringen. Getreu dem Rathe seines sterbenden Vaters, der ihn ermahnte, die unruhigen Gemüther der Großen „stets mit fremdem Zwiste zu beschäftigen", damit „Wirken in die Ferne das Angedenken voriger Tage banne", unternimmt er den glorreichen, aber trotz allen Glanzes erfoch-

tener Siege in ſeinen Folgen doch mehr für England ſchädlichen, als erſprießlichen Krieg zur Eroberung Frankreichs, auf deſſen Beſitz die Krone Englands Rechtsanſprüche zu beſitzen glaubte. Dieſer Krieg iſt es, den Shakſpeare in dem vierten Stücke des Hiſtoriencyklus, in Heinrich V., verherrlicht, in welchem er ſowohl dieſem, ſeinem Lieblingshelden, als auch dem Heldenmuthe, den kriegeriſchen Tugenden und dem ſtolzen Nationalbewußtſein ſeines Volkes ein ewiges Denkmal errichtet hat. Der Sieg von Azincourt legt das übermüthige Frankreich zu des von ihm verachteten Englands Füßen, und Heinrich's V. Vermählung mit der ſchönen Königstochter Frankreichs fügt zu dem Erfolge der Waffen die Form eines neuen Rechtsanſpruchs auf das von der eigenen Mutter des franzöſiſchen Thronerben verrathene Land und Reich. Die Dynaſtie des Hauſes Lancaſter ſcheint durch den Erfolg der Thaten feſt begründet und zur Legitimität erhoben. Aber, wie der Dichter im Epiloge am Schluſſe Heinrich's V. ſagt:

„Nur kleine Zeit, doch groß in ſeiner Kraft
Schien Englands Stern!“

Nur ein Aufſchub, nicht eine Aufhebung der rächenden Nemeſis ſollte das Leben und Regiment des herrlichen Königs ſein, an deſſen Sarge wir den würdigen Herzog Gloſter am Beginne der Tragödien des ſechſten Heinrich klagend ausrufen hören:

„Vor ihm hatt' England keinen König noch!
Tugend beſaß er, auserſehn zum Herrſchen;
Blind machend ſtrahlte ſein gezucktes Schwert,
Die Arme ſpannt' er weit wie Drachenflügel,
Sein funkelnd Auge, grimmen Feuers voll,
Betäubte mehr und trieb zurück die Feinde,
Als Mittagsſonn' auf ihre Stirn gewandt.

Was red' ich? Ihn erreichen Worte nicht,
Er hob die Hand nie auf, daß er nicht siegte!"

In der Blüthe seiner Jahre ist Heinrich V. seinem Volke und Reiche entrissen. Durch seinen frühen Tod werden alle die von seiner starken Hand gebändigten Dämonen der Verschuldung seines Vaters wieder entfesselt. Unter der Regierung eines Kindes, seines unmündig auf den Thron erhobenen Sohnes, des schwachen sechsten Heinrich, beginnen die entfesselten Leidenschaften des Ehrgeizes und der Herrschsucht, des Verraths und der schamlosen Untreue auf's Neue ihr blutiges Spiel. Die jetzt folgenden vier Stücke, die sechsten Heinriche und der dritte Richard eröffnen dem Blicke das fürchterliche Schauspiel eines Weltzustandes, in welchem die durch kein Staats- und Sittengesetz gezügelten Leidenschaften der handelnd auftretenden Menschen, wilden Bestien gleich, einander zerfleischen und vernichten. Wie wenn man durch ein Hydrooxygengas-Mikroskop den Kampf der sich gegenseitig verschlingenden durcheinanderwimmelnden Ungeheuer eines Wassertropfens beobachtet, so gemahnt uns der Einblick in diese Schöpfungen des Dichters, in denen alle Individuen in wilder ungebändigter Selbstsucht sich gegen die gesetzlichen und moralischen Garantien der Staatsgesellschaft auflehnen, wo immer und immer wieder der Eine vom Andern vernichtet wird, bis der jedesmalige Sieger, und endlich der entsetzlichste von allen diesen Verbrechern gegen die ewige göttliche Ordnung, das Richtbeil des verletzten Rechts und Sittengesetzes selbstmörderisch auf seinen Nacken herabzieht. Denn die unzerstörbare Macht des Moralgesetzes, auf dessen demantner Grundlage allein das menschliche Leben „in der Koinonie", d. h. in der Verbindung und Gemeinschaft des Staates, dauernd möglich ist, diese Macht ist die Seele der

Shakſpeare'ſchen Dichtung, und die Verklärung derſelben der eigentliche und weſentliche Inhalt dieſes ſeines großen dramatiſchen Epos, das wir auf der Bühne Weimars zum erſtenmale in ſeinem ganzen Umfange an unſern Augen erſchütternd und erhebend vorübergehen ſahen.

Ja, erſchütternd und erhebend war der Eindruck, trotz aller dreiſten Willkürlichkeit der Bearbeitung, die ich in keiner Weiſe beſchönigen oder gar vertreten will, und die in der That an mehr als einer Stelle den Genuß beeinträchtigte und trübte. Aber es waren Mängel und Fehler eines Verſuchs, den bisher noch Niemand gewagt hatte; und dieſen Verſuch gemacht, und zu ſeinem größten Theile glücklich durchgeführt zu haben, iſt und bleibt eine That, deren Ehrenplatz in der Geſchichte unſeres Theaters ſelbſt für Feinde und Gegner Dingelſtedt's ſchwer zu beſtreiten ſein wird. Für mich wenigſtens gehören dieſe Aufführungen, welche über eine Woche lang alle fremden und einheimiſchen Bewohner der Ilmſtadt in den Kreis großer und erhabener Empfindungen bannten, dieſe Eindrücke, welche uns hoch über die Miſere der Alltäglichkeit und über die Dumpfheit der ſorgenbangen Gegenwart hinweg und emporhoben in den reinen Aether gewaltiger hiſtoriſcher Gedanken und ſittlicher Wahrheiten, zu den beſten Erträgniſſen, welche mir jemals von den weltbedeutenden Brettern der Bühne herab zu Theil geworden ſind. Dazu aber trug ein Weſentliches bei die Ausführung und Darſtellung, welche dem Werke durch die ausübenden Künſtler der Weimariſchen Bühne ermöglicht wurde. Sie verdient es, daß ich ihrer im nächſten Briefe beſonders gedenke.

V.

Als ich vor dreizehn Jahren das Theater in Weimar, die einſt mit ſo vieler Liebe von unſeren beiden Dichterheroen gepflegte Stätte des redenden Schauſpiels kennen lernte, fand ich daſſelbe in einem Zuſtande ſichtlicher Verkommenheit und traurigen Verfalles. Die Oper zwar hatte unter Liszt's Führung und in der von ihm begünſtigten Richtung Richard Wagner's einen neuen bedeutenden Aufſchwung gewonnen, aber das redende Schauſpiel ward durch ſie nur noch mehr in den Hintergrund gedrängt, und die alte ruhmreiche Tradition des klaſſiſchen „Theaters von Weimar“ ſchien völlig verſchwunden.

Der erſte Schritt zu einer Beſſerung und Erhebung ſollte indeſſen bald darauf erfolgen, als ein kunſtſinniger und für das redende Schauſpiel ebenſo verſtändnißvoller als begeiſterter Mann in der Perſon eines neuen Intendanten, des damaligen Hofmarſchalls Freiherrn von Beaulieu-Marconnay der Weimariſchen Bühne ein Leiter zu Theil wurde, der es ſich zur Ehrenaufgabe ſetzte, die vorhandenen Mängel und Schäden allmälig, ſoweit die vorhandenen Mittel und Kräfte reichten, aufzubeſſern und zu heilen. Als derſelbe nach Verlauf von vier bis fünf Jahren aus Geſundheitsrückſichten ſeine mühevolle Stellung aufzugeben wünſchte, benutzte er die Gelegenheit, um in Franz Dingelſtedt der Weimariſchen Bühne einen Nachfolger zu gewinnen, von dem er glauben durfte, daß derſelbe der Mann dazu ſei, das von ihm begonnene Reſtaurationswerk vollends zu Ende zu führen. Es ſollte ſich bald zeigen, daß er ſich in dieſer Erwartung nicht getäuſcht hatte. Unter der Leitung dieſes, durch Studien und Begabung wie durch vieljährige in ſeinen früheren Stellungen zu Stuttgart und München geſammelte Erfahrungen zu einer ſolchen Aufgabe vorbereiteten Mannes ſah man im Laufe

weniger Jahre das kleine Weimarische Theater zu einer Bühne ersten Ranges sich erheben und schließlich mit Wagnissen theatralischer Leistungen hervortreten, die, wie die Aufführung der Wallensteintrilogie an einem Tage, und endlich die fortlaufende Darstellung des Cyklus der Shakspearehistorien, alles hinter sich ließen, was in unsern Tagen die deutschen Bühnen ihrer Nation zu bieten pflegen. Die ruhmvoll in der Theatergeschichte verzeichneten Tage des Düsseldorfer Theaters unter Immermann, dieser Schöpfung reinster Kunstbegeisterung eines charaktervollen Mannes und Dichters, der als Muster nachzustreben der Bühne des kleinen Oldenburg in den vierziger Jahren eine Zeit lang vergönnt war, erneuerten sich jetzt in Weimar unter der Leitung eines Intendanten, dessen unternehmungslustige Waghalsigkeit und dessen persönlicher Ehrgeiz in seiner rücksichtslosen Energie eine ebenso kräftige als nothwendige Stütze besitzt.

Ich habe schon in einem früheren Briefe mich über die Tüchtigkeit der von ihm geschulten Weimarischen Schauspieler-Gesellschaft ausgesprochen. Wie Immermann seiner Zeit, so hat auch Dingelstedt den Beweis geliefert: daß auch in dieser Zeit des allgemeinen theatralischen Verfalls der deutsche Schauspieler sogleich wieder ein ganz anderes Wesen wird, wenn man ihn nur richtig anzufassen versteht, und wenn ihm, nicht in hohlen Worten, sondern in der That und Wahrheit das Bewußtsein beigebracht wird von einem im tüchtigen Sinne unternommenen Wirken; wenn der Intendant gestaltend, ordnend, erfindend, bis in das Kleinste eingreift und durch die That bewährt, daß er selbst „von der Klinge ist“. „Man macht“, — wie Immermann in seinen „Düsseldorfer Anfängen“ hinzufügt, „Rechner zu Finanziers, Juristen zu Richtern, Maler oder Bildhauer zu Direktoren der Kunstschulen, — aber im Gebiet der schwierigsten und verwickeltsten aller Künste macht man Hof-

leute zu Intendanten; — es iſt ein Widerſinn, der kaum größer gedacht werden kann!"

Ich muß noch ein anderes Wort deſſelben trefflichen Mannes anführen, der ohne die Bedeutung der Bühne für die Nationalbildung zu überſchätzen, ihr doch eine wichtige Stelle im Kulturleben eines Volkes anwies, eine Stelle, die, wie er meinte, nicht vom Pietismus, nicht von der Philoſophie, nicht vom Induſtriellen und Kommerziellen oder vom Bilderbeſehen und hundert andern Dingen, womit die Leute ſich jetzt beſchäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden könne, und der nicht mit dem Strohfeuer eines dilettantiſchen Enthuſiasmus, ſondern mit dem Ernſte liebevoller und einſichtiger Begeiſterung an die Aufgabe ging, eine Reform der verfallenen Kunſt herbeizuführen. Dies Wort lautet: „Alle echten Mittel der Kunſt, und namentlich der ſceniſchen Kunſt, ſind höchſt einfach und koſten kein Geld, ſondern erfordern nur Verſtand. Goethe wußte mit einem alten Lappen, den er irgendwo aufgetrieben, Wunderdinge auszurichten. Die heutigen Intendanten aber" — (das iſt vor einem Vierteljahrhundert geſchrieben) — „meinen, das, wofür ſie nicht Geld ausgegeben, ſei überhaupt Nichts werth: und aus dieſen wenigen Worten iſt der ganze Verfall deutſcher Bühnenkunſt beſchrieben zugleich und erklärt."

Nun, dieſe Art der Geldverſchwendung verbietet ſich von ſelbſt bei einer Bühne wie die Weimariſche, wo die Hauptmitglieder auf wenig mehr als etwa tauſend Thaler jährlicher Gage angewieſen ſind. Von einer Herbeiziehung renommirter „Virtuoſen" kann alſo dort ebenſowenig, als von dem Prachtaufwande äußerlichen Glanzes und Reichthums in der ſceniſchen Ausſtattung die Rede ſein. Und doch lieferten dieſe Darſtellungen der Shakſpeare'ſchen Hiſtoriendramen, der ſchwierigſten, welche es für die heutige Bühne geben kann, den Be-

weiß, daß es auch ohne ſolche Dinge geht, ja beſſer geht als mit ihnen; und Kunſtfreunde und Künſtler, — unter ihnen Charlotte von Hagn — geſtanden mir: daß ſie ſeit langen Jahren Geſammtleiſtungen von ähnlichem Gehalte, von ſolcher Harmonie des Kolorits im Zuſammenſpiele nicht geſehen, wie dieſe Aufführungen, wo kein Einzelner unter den Mitwirkenden aus dem Rahmen hervortrat, keine iſolirte Virtuoſität ſich, die andern verdunkelnd, hervordrängte, und wo endlich, trotz der Maſſenhaftigkeit des erforderlichen Perſonals, auch kein untergeordneter Komparſe ſtörend wirkte. Ein Freund, dem ich meine Verwunderung darüber äußerte, bemerkte mir erwidernd: „Das iſt ſehr natürlich! Auch ich habe meine beſten Theatergenüſſe mit geringen Ausnahmen an nur einigermaßen wohlgeleiteten kleineren Bühnen zweiten Ranges gehabt. Bei unſern großen Theatern kommt es, wie ſie jetzt und ſeit lange beſchaffen und geleitet ſind, niemals zu einem Gleichmaße zwiſchen den verſchiedenden ausübenden Perſonen, und ohne ein ſolches iſt doch an eine harmoniſche Wirkung des Ganzen nicht zu denken. Keinem Maler kommt es bei, daß man ein gutes Bild zu Stande bringe, wenn man etwa dieſen oder jenen Baum in einer Landſchaft, oder dieſe und jene einzelne Figur in einer hiſtoriſchen Kompoſition mit aller Kraft und Kunſt ausführe, während man alles Uebrige in dem Zuſtande ſkizzenhafter Untermalung belaſſe. Kein Dichter meint, daß es genug ſei, wenn er eine oder zwei Hauptfiguren oder Scenen vollendet ausführe und das Uebrige nur leichthin ſchematiſirend erzähle. Aber die Bühnenleiter meinen nicht ſelten, ein dramatiſch Vollendetes erreichen zu können, wenn ſie neben einem oder höchſtens zwei virtuoſiſtiſch dargeſtellten Charakteren ſich die ungeſchulte zuchtloſe Mittelmäßigkeit und Unfähigkeit nach Belieben breit machen laſſen. Einem durchweg Mittelmäßigen, mit Verſtand und Ein-

sicht Geschulten und Vorbereiteten kommt auf der Bühne die Phantasie des Zuschauers mitarbeitend und ergänzend zu Hülfe. Dahingegen bei der Mischung von Vortrefflichem und Schlechtem wird die Kritik unerbittlich herausgefordert. Und da die Vortrefflichkeit in diesen, rein auf dem Persönlichen des einzelnen Schauspielers basirenden und auf Herausstellung seiner Virtuosität gerichteten Leistungen alle übrigen rücksichtslos herunterdrückt, so ist grade das jetzige wandernde Einzelvirtuosenthum — man denke nur an die Rachel und die Bande von subalternsten Mimen, mit denen sie durch Europa ziehend sich zur Schau stellte — mit eine der Hauptursachen des Verfalls unserer heutigen Schauspielkunst." — In der That, wie ganz anders würde es wirken, wenn es möglich wäre, daß z. B. ein Dingelstedt mit dieser seiner von ihm geschulten Kunstgenossenschaft die uns in diesen acht Tagen vorgeführten Leistungen auf Theatern wie die Berlins und anderer größerer Städte Deutschlands produziren und dem Theaterpublikum deutscher Nation einmal wieder zeigen dürfte, was sich durch ein wohlgeordnetes künstlerisch durchgeistigtes Zusammenspiel auch mit geringen Kräften und Mitteln leisten lasse!*)

Das wird nun wohl ein frommer Wunsch bleiben, zumal bei dem Privilegium, das z. B. bei uns zu Gunsten des Hoftheaters auf allen andern Bühnen unserer Hauptstadt lastet. Aber unmöglich wäre die Ausführung keineswegs, wenn — — doch wozu Bedingungen aufstellen, an deren Erfüllung jetzt nicht von fern zu denken ist.

Gestatten Sie mir lieber, hier mit einigen kurzen Andeutungen ihrer Verdienste wenigstens die Namen einiger der wackern Künstler zu erwähnen, deren begeisterte Hingebung und

*) Den hier ausgesprochenen Gedanken hat zehn Jahr später die Herzoglich Meiningen'sche Hofbühne erfolgreich ausgeführt.

sich Aristoteles erwähnt. Zunächst ist es wieder eine naturhistorische [1]) Beobachtung aus Aristoteles Thiergeschichte entnommen, mit welcher er seine Behauptung belegt, dass alle vier Elemente Aufenthalt lebendiger Geschöpfe seien. Eine zweite Anführung aber wird aus einem verlornen Werke des Stagiriten über die Pythagoräer entnommen sein; wenigstens finde ich keine Spur in den uns erhaltenen Schriften [2]).

Die drei Bücher de dogmate Platonis haben ihre richtige Gestaltung von der höhern Kritik noch zu erwarten. Titel und Stellung sind selbst

---

Lindem. eine Etymologie von manes, die sich jetzt im Appulejus in der betreffenden Stelle p. 152 Oud. nicht mehr findet. Vgl. August. de Civit. Dei IV, 11. Scriver ap. Oud. T. II, p. 600.

1) De Deo Socratis p. 137 sqq. Oud. Nam quum quatuor sint elementa notissima, veluti quadrifariam natura magnis partibus disterminata, sintque propria animalia terrae, aquae flammarumque; (siquidem Aristoteles auctor est in fornacibus flagrantibus quaedam propria animalia pennulis apta volitare, totumque aevum suum in igni diversari, cum eo exoriri, eumque eo exstingui) etc. Vgl. Aristot. de Animal. Hist. V, cp. 17. §. 12—15. p. 225. Schneid. in dessen Anmerk. Theil 3, S. 333. Die Verweisung auf Apulej. fehlt.

2) Credo plerosque vestrum hoc, quod modo dixi, cunctantius credere et impendio mirari formam daemonis Socrati visitatam. At enim Pythagoricos mirari oppido solitos, si quis se negaret umquam vidisse daemonem, satis, ut reor, idoneus auctor est Aristoteles. App. I, 1. p. 106—107 Oud. Die sechs verschiedenen Titel dessen, was Aristoteles über die Pythagoräer geschrieben haben soll, findet man nachgewiesen bei Fabric. Bibl. Gr. III, p. 404. Harl. Auch Gellius citirt ein solches Werk des Arist. nach Plutarch. vgl. Noct. Att. IV, 11, §. 11.

aufopfernde Anſtrengung aller ihrer Kräfte an der Ehre dieſer ſieben Shakſpearetage der Weimariſchen Bühne gerechten Antheil hat.

Da war zunächſt der treffliche Grans, der in den ſechs erſten Stücken die ſchwierigſten aller Rollen, die des Königs Richard II., des Prinzen Heinrich, des König Heinrich V. und König Heinrichs VI. hintereinander durchzuführen hatte, und ſich dieſer koloſſalen Aufgabe in der erſten wie in der letzten Rolle mit einer wirklichen Meiſterſchaft gewachſen erwies. Und wenn er mich auch in der Rolle des „Prinzen" an ſprühendem Leben und feuriger, heldenhafter Energie wie an übermüthigem Humor nicht immer zu befriedigen vermochte, ſo durfte er ſich doch auch in dieſer Leiſtung den beſten Schauſpielern, die ich in dieſer Rolle geſehen, ebenbürtig zur Seite ſtellen. Sein Richard II. aber und ſein Heinrich VI. ſichern ihm in der Erinnerung an dieſe Tage das bleibende Andenken einer in ſich vollendeten Leiſtung. Herr Lehfeld (Bolingbroke, — König Heinrich IV., — Erzbiſchof von Canterbury — Kardinal von Wincheſter, — Herzog Richard von Gloſter, — und Richard III.) war ſogar in allen ſieben Schauſpielen mit Hauptrollen betheiligt. Nur die erſte derſelben vergriff er bei dem erſten Stücke im Grundtone, indem er ſtatt der biegſamen Schlauheit und heuchleriſchen Milde und Loyalität allzuſehr jene grauſame Energie und Heftigkeit hervortreten ließ, die allerdings auch einen Beſtandtheil dieſes weſentlich „gemiſchten" Charakters bildet; und in ſeinem Herzog Richard von Gloſter hielt er ſich nicht frei von Uebertreibung und zu ſtarkem Farbenauftrage. Alle übrigen Partien dagegen und namentlich die Sterbeſcene des vierten Heinrich, der Kardinal von Wincheſter und vor allem ſein Richard III., — bei dem mir nur die äußere Mißgeſtalt zu ſcharf markirt erſchien — erwieſen ihn als einen Künſtler, deſſen Mittel und

Talent ihn den bedeutendſten gegenwärtigen Darſtellern dieſer Charaktere gleich erſcheinen ließen; wie ich denn kein Bedenken trage, ſeinen Richard III. dicht neben den Dawiſon's zu ſetzen, welchem er überdies an Kraft und Ausdauer des Organs überlegen ſein dürfte. — Herr Wünzer (Heinrich Percy — Lord Oberrichter, — Großconnetable, — Graf Warwick, — Buckingham —), eine männlich ſchöne Heldengeſtalt, von kraftvollem wohlgebildetem Organ, war beſonders als Percy Heißſporn vortrefflich, und die Weimar'ſche Bühne, die er nach ſiebenjährigem Verweilen verläßt, um in das Wiener Burgtheater einzutreten, wird für ihn nicht ſo leicht in dieſen wie in den anderen Rollen einen genügenden Erſatz finden. — Der Fallſtaff des Herrn Deſſoir jun. war eine hier und da nicht zum Vortheile veränderte Kopie unſeres Theodor Döring, des unübertroffenen Meiſterdarſtellers dieſes Vaters aller Humore. Die Bezeichnung „Kopie" ſoll kein Tadel ſein, ſondern ein Lob. Der junge Künſtler bewährte in ſeiner Leiſtung ein nicht unbedeutendes komiſches Talent. Aber die Art, wie er mit demſelben haushält, erſcheint mir gefährlich für ſeine Zukunft. Er war der Einzige unter den Hauptdarſtellern, der ſich hier und da nicht in den zuſammenhaltenden Rahmen fügen zu wollen ſchien; und dazu fehlte, wenigſtens in der erſten Abtheilung des vierten Heinrich, ſeinem Fallſtaff diejenige edelmänniſche Haltung, die ihm trotz aller Komik ſeiner Erſcheinung und ſeines Behabens doch nicht fehlen darf. Im zweiten Theile bewies er dagegen ungleich mehr Haltung. Aber ſein John Cade in Heinrich VI. war in äußerer Erſcheinung und Koſtüm wie in Behaben und Aktion eine überkarikirte Darſtellung dieſer hiſtoriſchen Figur, an der ſchon Shakſpeare karikirend ein Unrecht begangen hat, das in der Bearbeitung noch vermehrt erſchien. — Noch erwähne ich die würdevolle Darſtellung des alten Herzogs von Lancaſter,

Johann von Gaunt durch den früheren erſten Sänger der Weimariſchen Oper, Herrn Milde, der auch als Sir Walter Blunt, als Erzbiſchof von York und vorzüglich als Herzog von Gloſter, Protektor des Reichs unter Heinrich VI. und in anderen kleineren Rollen zum Gelingen des Ganzen weſentlich mitwirkte.

Was die Frauenrollen anlangt, ſo iſt die Zahl derſelben bekanntlich in allen ſieben Stücken des Hiſtoriencyclus nur eine ſehr geringe, aber die vorhandenen ſind dafür um deſto ſchwieriger. Ja es erſcheint faſt als eine Unmöglichkeit in unſern von der Kultur und Ueberkultur abgeſchwächten Zeiten auch nur annähernd entſprechende Darſtellerinnen für manche dieſer Shakſpeare'ſchen Rieſenweiber zu finden. Vielleicht nur eine Schröder-Devrient in der Fülle ihrer Kraft hätte es vermocht, uns eine Geſtalt wie die der Königin Margarethe, dieſe „Fluch-Erinnys" des in Trümmer zerfallenden Königshauſes der Lancaſter, vor die Augen zu führen, und nur ihr geiſtesverwandte Künſtlerinnen würden im Stande geweſen ſein, den chorartigen Wechſelgeſang der himmelanſteigenden Klagen und Flüche, die im dritten Richard „Gottes ſanft entſchlafnen Frieden wecken", der Dichtung vollkommen würdig ertönen zu laſſen. Dennoch gebührt auch den Künſtlerinnen des Weimar'ſchen Theaters daſſelbe Lob, welches wir vorher den Künſtlern ertheilten. Die Margarethe wie die Lady Percy der Frau Hettſtedt, die Herzogin von York der Frau Stör, die Herzogin von Gloſter des Fräulein Knauff waren jede in ihrer Art wohlgelungene Darſtellungen, und Frl. Bußler, welcher die Rollen der Königin Iſabella von Valois, Gemahlin Richards II., der Prinzeſſin Catharina von Frankreich und der Königin Eliſabeth in Richard III. zugefallen waren, lieferte in der zweiten der genannten Rollen ein Muſterbild von koketter fürſtlicher Anmuth.

Ich müßte noch mehr, ja eigentlich die Namen faſt aller

Mitwirkenden aufzählen, wie denn auch der Jubelhervorruf der Zuhörer am Schlusse der letzten Darstellung „Allen“ den verdienten Dank aussprach. Denn was uns geboten worden war, das war ein Werk, an dem eben alle redlich mitgearbeitet, an dessen Gelingen alle ihr Bestes gesetzt hatten, nicht zu vergessen die Männer (Grans und Dessoir), welche die Regie geführt, den Herrn Hoftheatermaler Händel, der die Dekorationen gemalt, und den Herrn Professor Döpler, welcher mit eben soviel Geschmack als historischer Kunsteinsicht die Kostüme entworfen hatte, bei denen sich jenes obenangeführte Wort Immermann's auf das Glänzendste bewährte.

VI.

Es bleibt mir jetzt übrig, von der Art und Weise der Bearbeitung der Shakspeare'schen Historien zu berichten, durch welche der Leiter der Weimarischen Bühne die Aufführung des gewaltigen Gesammtwerks ermöglicht hat.

Aber diese Aufgabe bietet große Schwierigkeiten. Die Bearbeitungen sind nicht gedruckt, sie haben mir ebensowenig in der Handschrift vorgelegen, und selbst das stärkste Gedächtniß dürfte außer Stande sein, nach bloßem einmaligen Sehen der Aufführungen, im Urtheile über alle Zusätze und Auslassungen, Umstellungen und Zusammenziehungen dem Original und der Bearbeitung völlig gerecht zu werden.

Was die letztere betrifft, so schien sich der Bearbeiter als Hauptaufgabe gestellt zu haben, den Verlauf der durch die einzelnen Theile hindurchgehenden, ungeheuren geschichtlichen Evolution für die Masse des zuschauenden Publikums von heute, dem die Ueberfülle der dargestellten Ereignisse und Personen so leicht den Ueberblick verwirrt, in möglichster Klarheit und über-

ſichtlicher Deutlichkeit des Zuſammenhangs nahe zu bringen. Die Löſung dieſer Aufgabe darf man mit Fug und Recht als wohl gelungen bezeichnen. Zum erſten Male trat durch das kühne Unternehmen einer ſolchen Bearbeitung für die heutige Bühne den Zuſchauern das koloſſale Abbild von dem feudalen Staate des Mittelalters und von der vulkaniſchen Gewaltſamkeit der inneren Kämpfe ſeiner beiden Hauptelemente, Ariſtokratie und Königthum, entgegen, in denen ſich derſelbe zur befeſtigten auf Geſetz und Recht baſirten Monarchie, zur herrſchenden Alleingewalt des Erbkönigthums im Vaterlande des Dichters emporrang. Zum erſten Male ſahen wir es Blatt für Blatt auf der Bühne ſelbſt vor uns aufgeſchlagen, dieſes furchtbare „Lehrbuch der Könige“, dieſen grandioſen Codex Shakspeareanus des Moralgeſetzes der Menſchheit und ihres höchſten Vereins, des auf dem Sittengeſetze ruhenden Staatsvereins, mit ſeiner tiefgewurzelten Macht, und mit der Unerbittlichkeit ſeiner furchtbaren Folgewucht von Urſach und Wirkung, Schuld und Sühne, Strafe und Vergehen, bethätigt an Allem, was da lebt in dieſer Welt der zerrütteten, auf den Eigenwillen der ſubjektiven Leidenſchaft und ihrer egoiſtiſchen Zwecke geſtellten Menſchheit. Und der Mangel an jeder abſichtsvollen Tendenz des Dichters, deſſen Genius allerhellend wie die Sonne über die Böſen und Guten, über Gerechte und Ungerechte niederſcheint und alle Farben und Geſtalten in ihrer ungetrübten Wahrheit erſcheinen läßt, und der nur in der überall hervorglühenden Vaterlandsliebe und in dem ebenſo ſtarken als berechtigten Nationalgefühle den Dichter ſelbſt hervortreten läßt, der ſich ſonſt überall als Perſönlichkeit unſern Blicken verbirgt, giebt dem Abbilde dieſes Weltzuſtandes und dieſem ſich von erſter Schuld zu letzter Sühne unaufhaltſam fortwälzenden Strome der Ereigniſſe und Handlungen durch die ſichtbare

Darſtellung eine erſchütternde Majeſtät, der ſich nichts anderes, was der Bühne und ihrer Kunſt möglich iſt, vergleichen läßt.

Kein Beſonnener und vor Allem kein wirklicher und praktiſcher Kenner der heutigen Bühne, kein ruhiger Erwäger endlich der Verhältniſſe, Sitten- und Kulturzuſtände der Gegenwart, wird an dem alten Tieckſchen Dogma von der theatraliſchen Unantaſtbarkeit Shakſpeare's feſthalten und die Wahrheit des Satzes leugnen wollen: daß Veränderungen, und zwar bedeutende Veränderungen, bei den meiſten Shakſpeare'ſchen Dramen, und zumal bei dem Cyklus dieſer Hiſtorien, wenn man ihn in ſeiner Geſammtheit unſerer Bühne wiedergewinnen will, eine unbedingte Nothwendigkeit ſind. Auch Dingelſtedt hat alſo nur ein Recht in Anſpruch genommen, wenn er bei dieſem Verſuche — und es iſt nie bei der Beurtheilung zu vergeſſen, daß es eben ein erſter Verſuch war, den wir vor uns ſahen — ſich nach einer gewiſſen Seite hin die ausgedehnteſten Freiheiten erlaubt hat. Ich ſage: „nach einer gewiſſen Seite hin", und meine damit zunächſt Alles dasjenige, was unter die Kategorie der nothwendigen Kürzungen und überleitenden Verbindungseinſchaltungen, der zweckmäßigen Umſtellungen dieſer und der wirkungsvollen Einfügungen anderer vorhandenen Glieder und Scenen, der Milderungen gewiſſer Grobheiten in Handlung und Ausdrucksweiſe, der Unterdrückung von unnöthigen Roheiten und nur zeitweilig berechtigten Geſchmackloſigkeiten fällt; ſowie endlich Alles, was dazu dient, durch Auslaſſung oder Zuſatz die innere Verbindung und den Zuſammenhang des Ganzen und der einzelnen Theile, überſichtlich hervortreten zu laſſen, und den Grundgehalt der Handlungen und Begebenheiten, den Charakter und die Bedeutung der handelnden Perſonen und das Weſentliche der Motive möglichſt wirkungsvoll darzulegen.

Ueberall, wo ſich der Bearbeiter auf dieſes Gebiet beſchränkt hat, da wird man zwar im Einzelnen mit ihm rechten, wird man über das Mehr oder Weniger, über Gelungenes oder Verfehltes, über den Vorzug dieſes gewählten Auskunftsmittels vor einem andern, kurz über die in der Praxis bethätigte Geſchicklichkeit und Kunſteinſicht in Betreff dieſes oder jenes Punktes abweichender Anſicht ſein können; aber man wird ihm in dem Prinzipe des Verfahrens ſelbſt beiſtimmen, und wie in dem vorliegenden Falle Vieles anzuerkennen, manchen geſchickten Griff zu bewundern, manche Verwegenheit, wenn auch nicht zu rechtfertigen, ſo doch zu entſchuldigen im Falle ſein.

Anders hingegen wird ſich das Urtheil ſtellen müſſen, wenn der Bearbeiter den im Obigen ſchon ſehr liberal und weit gezogenen Kreis der ihm zugeſtandenen Freiheiten überſchreitend die verändernde und reſtaurirende Hand an die gewaltigen Stylgebilde *des britiſchen Genius in einer Art zu legen unternimmt*, welche ihr eigenſtes Weſen ſelbſt, — den Gehalt und den innerſten Lebenskern ihrer Motive, die Grundfarbe und den Charakter ihrer Geſtalten und der Zeit und Welt, der ſie angehören, der Gefühls- und Empfindungsweiſe, ja der ganzen ſittlichen Weltanſchauung, die der Dichter in ihnen ausgeprägt hat, — anzutaſten und zu verändern droht. Daß ſich der Weimariſche Bearbeiter von ſolchen Eingriffen nicht immer freigehalten, daß er bei mehr als einer Gelegenheit gegen dieſes höchſte Gebot des Reſpekts vor dem Genius ſich verfehlt, daß er die grandioſe Einfachheit und ſchlichte Erhabenheit dieſer ſtarren Erzgebilde hier und da verſucht hat, mit dem Strohfeuer melodramatiſch berechneter Effekte zu verquicken, Motive hier zu tilgen, welche das Handeln einer Perſon beſtimmen helfen, dort andere hinzuzuſetzen, welche den Charakter einer andern antaſten und die z. B. aus der wilden dämoniſchen Her-

bigkeit und fast naiv zu nennenden Verruchtheit der Gestalt einer Margarethe in Heinrich VI. urplötzlich Ergüsse ganz modern sentimentaler Gefühlsfeinheiten hervorbrechen lassen — über diese und ähnliche Uebelstände der Dingelstedt'schen Bearbeitung herrschte, wie ich versichern zu dürfen glaube, unter den urtheilsberechtigten Anwesenden wohl nur eine Stimme. Was mich selbst betrifft, so durchzuckte mich jedesmal bei solchen Stellen ein Gefühl unmuthigen Schmerzes, wie man es immer da empfindet, wo man ein sonst wohl gelungenes Unternehmen plötzlich gestört, in seiner Wirkung beeinträchtigt und die Schönheit und Einheit eines Kunstwerks durch ungehörige Zusätze verunstaltet erblickt. Es beleidigte mein Gefühl, als ich sehen mußte, wie z. B. in Heinrich VI. nicht nur die leidenschaftliche Scene zwischen den beiden stolzen Weibern, der übermüthigen französischen Margarethe und der hochfahrenden Gemahlin des Reichsprotektors Gloster mit ihrer Ohrfeigenkatastrophe in ein gewöhnliches mit gleichen Worten geführtes Zankduett abgedämpft worden war, wie es in der etikettegerechtesten klassisch-französischen Staatsaktion gar wohl seine Stelle hätte finden mögen, sondern wie auch durch den Fortfall dieses Shakspeare'schen Motives die ganze fernere Haltung und das Schicksal der schwer beleidigten Herzogin dadurch ihrer motivirenden Erklärung beraubt wurden. Noch verletzender aber wirkte auf mich die Zerstörung des tiefen Eindrucks, welchen es in demselben Stücke bei Shakspeare auf uns macht, wenn wir den streng gerechten und doch liebenden Gemahl die grausam bestrafte Gattin vom Pranger hinwegführen und mit dem Schilde seiner Ehre die Beschimpfte decken sehen. Statt dieser Scene führte uns die Dingelstedt'sche Bearbeitung die Greuel eines ächten Mobaufruhrs vor, wo der Pöbel die heimkehrende Büßerin wörtlich in Stücke zu reißen drohte! Bei Shakspeare — der doch sonst

ſich wohl auf Darſtellung der Natur des Pöbels verſteht, und den wahrhaftig kein moderner Liberalismus abzuhalten pflegt, das Volk, — das Volk von damals — das wüſte Chaos grauſam bedrückter und verwahrloſter Hörigen und Leibeigenen, in ſeiner ſchlimmſten Geſtalt in Scene zu ſetzen, findet ſich davon in dieſer Scene auch nicht die leiſeſte Spur. Er läßt nur die Herzogin zu ihrem Gatten klagend reden von der Schmach, daß das Lachen des Pöbels ihre Thränen und ſeine Hohnworte den wankenden Tritt ihrer nackten Füße auf den rauhen Kieſeln der Straßen begleitet habe. Weshalb alſo hier die Prinzeſſin Lamballe und den bluttriefenden Mordpöbel der Pariſer erſten Revolution in Scene ſetzen?! Wo Shakſpeare ſchonte, — das Volk ſchonte — da hatte ſich ſein Bearbeiter doppelt und dreifach zu hüten, ihm dunkle Farben zu leihen.

Etwas Aehnliches gilt, wie ich ſchon früher erwähnte, bei den Volksſcenen des John Cade'ſchen Aufſtandes. Dingelſtedt mußte ohne Zweifel ſo gut wie wir andern, daß der große Dichter bei der Zeichnung dieſes Aufſtandes, der geſchichtlichen Wahrheit und Bedeutung deſſelben nicht gerecht geworden iſt, obſchon ihn ſeine Quellen wohl dazu veranlaſſen konnten. Er zeichnete karikirend eben nur den reinen Wahnſinn eines auf Momente toll gewordenen Volks und ſeines wilden Führers. Die zehnfach verruchtere Welt der adligen Großen, gegen die ſich das arme wundgedrückte Volk unter Jack Straw wie unter John Cade empörte, hatte kein Recht, demſelben Moral zu predigen. Dieſe geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Herren, dieſe Lords, Herzöge und Erzbiſchöfe, die wir von einem Verrath und Meineid zum andern ſchand- und ehrlos ſchreiten, mit Schwert und Gift und Dolch wie mit Hinterliſt und Treubruch gegen ihren König und gegeneinander wüthen, und die Ehre und das Intereſſe des Vaterlandes ihren Eigengelüſten und

ihrem Vortheile schmählich opfern sehen, — klingt es nicht in ihrem Munde wie blutiger Hohn und Lästerung, wenn sie von dem „Wankelmuth“, von der „Untreue“, von der „niedrigen Gesinnung“ und der „Eigensucht“ dieses armen „Volks“ zu reden sich erfrechen, das in der historischen Wirklichkeit nur aus höchster bitterster Noth für die gerechtesten Forderungen und Anfangs mit einer Mäßigung des Verfahrens, wie seine Herren sie nie geübt, die Waffen der Empörung ergriff, und das selbst bei Shakspeare noch Sinn für die Ehre und das Interesse des Allgemeinen, des Vaterlandes, zeigt, die so viele seiner Großen schmählich Preis gaben?

Da ich hier einmal von Shakspeare's Behandlung des Volks in diesen Historien rede, so will ich gleich hinzufügen, daß ich allerdings der Meinung derjenigen bin, welche hier wie im Coriolan die Gerechtigkeit des Dichters vermissen. Dieser Ansicht ist z. B. auch Vischer, wenn er in der neuen Folge seiner „Kritischen Gänge“ sagt: „Shakspeare behandelt das Volk hier (d. h. in den Historien) ebenso verächtlich wie im Coriolan; hätte er den Bauernkrieg gekannt, er würde ihn ohne Zweifel höchst ungerecht beurtheilt haben. Er weiß es nicht anders, und der Irrthum liegt tief in der germanischen Natur, die noch heute nicht ganz den Vorurtheilen der Leibeigenschaft entwachsen ist, welche die Leibeigenschaft zurückgelassen hat. Shakspeare ist darin allerdings sehr undankbar, denn die beste Kraft seiner Poesie ist Volkskraft, Volksphantasie, und er selbst der Sohn eines armen ländlichen Wollhändlers. Aber die Phantasie des Volkes selbst suchte die Persönlichkeit, das Ich, noch außerhalb seiner, im Glanze des Adels, des Klerus, des Fürsten.“ Indeß selbst in der karikirten Gestalt des Shakspeare'schen John Cade lebt ein Bewußtsein dieses Elends, wenn er seine abtrünnigen Genossen allesammt „feige Memmen“ schilt, die „eine Freude daran ha-

nach der äussern Gewähr der Handschriften und alten Ausgaben im höchsten Grad schwankend und unsicher [1]); und es ist eine keineswegs unfruchtbare Vermuthung des scharfsinnigen und gelehrten Oudendorp, dass das jetzige erste Buch oder de philosophia naturali das zweite des ganzen Cyklus, und als das erste dieses letzteren das räthselhafte Buch de Mundo zu betrachten sei [2]). Doch wir versparen die Entwickelung dieser Wirrnisse auf eine eigne Untersuchung über das letztere Werkchen, und wollen hier vorläufig noch die gewöhnliche Anordnung beibehalten. Wir übergehen, weil sich in ihnen für unsern Gegenstand nichts findet, die beiden ersten Bücher, in welchen ausser Nachrichten über das Leben Plato's (in denen sich Appulejus, der sonst selten seine Gewährsmänner zu nennen pflegt, einmal auf das biographische Werk des Speusippus als noch vorhanden, und dessen Benutzung der „Familiennachrichten" beruft [3]), ein Abriss der Platonischen Physik und Ethik zu geben versucht wird. Desto interessanter ist dagegen

1) Am besten belehrt darüber Oudendorp's Note Th. II, p. 179—180.

2) Schon Vulcanius und Scaliger nahmen diese Transposition der Bücher vor, und die Florentiner Handschrift bestätigte dieselbe. Grund für die Voranstellung des Liber de Mundo ist dem Oudendorp hauptsächlich die Anrede an den Faustinus, die sich dort, so wie in dem zweiten Buche de dogm. Plat. (v. de philosoph. morali) findet, während sie in dem jetzigen ersten Buche fehlt.

3) Nam Speusippus domesticis instructus documentis et pueri ejus acre in percipiendo ingenium et admirandae verecundiae indolem laudat. de dogm. Plat. Lib. I, p. 125.

ben, in der Sklaverei des Adels zu leben und ſich von ihm den Rücken mit Laſten zerbrechen zu laſſen". Und König Heinrich V., dieſe Lichtgeſtalt in der dunklen Nacht der von Shakſpeare dargeſtellten Zeiten, erhebt ſich zur höchſten Höhe der modernen demokratiſch-politiſchen Weltanſchauung, wenn er allen ſeinen Mitſtreitern am Morgen des Crispinianustags von Azincourt die Worte zuruft:

„Denn welcher heut ſein Blut mit mir vergießt,
Der iſt mein Bruder, ſei er noch ſo niedrig,
Der heut'ge Tag wird adeln ſeinen Stand!"

Klingen dieſe Worte nicht etwa wie gewiſſe deutſche Aufrufe aus dem Beginn des Jahres 1813, in denen der bisherige Adel für verwirkt erklärt und ſeine Erneuerung von der Tapferkeit und Mannestugend und Aufopferungsfähigkeit des Volks erwartet wurde?

Doch zurück zu der Weimariſchen Bearbeitung, die leider in der erwähnten Scene nur das Lächerliche und Thörichte, nicht auch das Gewaltige und Furchtbare hervortreten ließ.

Unter den willkürlichſten Einſchaltungen des Bearbeiters ſteht die des Traumes obenan, deſſen Erzählung, der Wittwe Percy Heißſporns in den Mund gelegt, darauf berechnet war, den alten Northumberland von der Theilnahme an dem erneuten Aufſtande gegen König Heinrich IV. und ſeine Dynaſtie abzuſchrecken. So geſchickt und wirkſam dieſer Zuſatz auch erſchien, und ſo wenig wir ihm an und für ſich betrachtet ſeinen poetiſchen Werth abſprechen möchten, ſo bleibt ſeine Nothwendigkeit doch ſehr fraglich, und nur eine unbedingte Nothwendigkeit vermag in meinen Augen fremde Einſchaltungen ſo bedeutenden Umfangs bei den Werken eines Genius wie Shakſpeare zu rechtfertigen. Mögen dieſelben bei der Mehrzahl der Zuſchauer unbeachtet und ohne Anſtoß zu erregen hingehen, mag durch

dieſelben ſogar ihrer Auffaſſung des Zuſammenhanges zu Hülfe gekommen, oder, wie hier die Partie der betreffenden Schauſpielerin, die theatraliſche „Dankbarkeit“ der Rolle verſtärkt und gehoben werden; — der Kenner des Dichters fühlt trotz alledem ſich von dem fremden Elemente unwillkommen überraſcht und in ſeiner Illuſion geſtört. Die hingebende Aufmerkſamkeit wird von der handelnden Perſon abgezogen und zu kritiſcher Beobachtung eines dem Werke fremden Elements hingewendet, wodurch der ungeſtörte Zug und Fluß des künſtleriſchen Eindrucks gewaltſam unterbrochen wird. Es dürfte daher zu empfehlen ſein, auch bei ſolchen Dingen ſich in der ferneren Bearbeitung auf ein ſtrengeres Maß zu beſchränken.

Trotz aller dieſer Ausſtellungen und Mängel, deren Aufzählung ſich noch weiter fortſetzen ließe, bleibt dennoch als Reſultat für mich das Urtheil beſtehen, daß Dingelſtedt mit dieſem Wagniſſe einer Wiedergewinnung des geſammten Shakſpeare'ſchen Hiſtorienzyklus für die deutſche Bühne und mit der Art, wie er theatraliſch dieſe ſchwierigſte aller Aufgaben löſte, ſich ein Verdienſt um die deutſche Bühne der Gegenwart erworben hat.

Wie nothwendig aber eine Wiedererhebung der deutſchen Bühne bei dem gegenwärtig herrſchenden Zuſtande der Verwilderung ſei, davon geſtatten Sie mir wohl im folgenden Briefe einige Worte zu ſagen.

VII.

Ich will über die Verſunkenheit unſerer Theaterzuſtände einen geliebten Dahingeſchiedenen, einen der edelſten Freunde unſeres Vaterlandes und alles deſſen, was zur ſittlichen und politiſchen Erhebung des ſeit kaum einem Menſchenalter in der

Entwicklung begriffenen freien und selbstbewußten Bürgerthums bei uns dienen kann, sprechen lassen, dessen leider unvollendet gebliebener Aufsatz über die Hindernisse, welche der allseitigen gesunden Ausbildung eines solchen bei uns entgegenstehen, in der Handschrift vor mir liegt*).

„... Auch eine andere kaum weniger edle Quelle idealer Kräftigung", heißt es in demselben, „eine andere herrliche Gelegenheit zu einem „edlen Genusse der Muße", im antiken Sinne des Vaters der Wissenschaft von der Erziehung und Ausbildung des Menschen zum Staatsbürger, — erscheint heute für uns versiegt und wie es den Anschein hat, auf lange Zeit dahin. Das ist das Theater, die Bretter, welche heutzutage in fast verhängnißvollem Sinne die Welt bedeuten. Der Verfall unserer Bühne ist eine unleugbare Thatsache. Freilich findet sich diese Thatsache auch in andern Epochen. Aber diese entsetzliche Tiefe des Verfalls, diese sich an dieselbe knüpfende grauenerregende Verwilderung des Geschmacks ist wohl in der Geschichte ohne Beispiel. Es mag dreist behauptet werden, daß es im Durchschnitt genommen, dem heutigen Menschen mehr Gewinn bringe, Renzens Pferde im Cirkus als die heutigen Theater zu sehen. Wo sind sie geblieben, — nicht nur die edlen Anstrengungen der Heroen unserer erneuten nationalen Dichtung, unserer Lessing, Schiller und Goethe, das deutsche Theater zu einer ästhetischen und versittlichenden Bildungsanstalt ihres Volks zu erheben, — sondern selbst die ehrenwerthen Bestrebungen unserer Zeitgenossen in den vierziger Jahren, welche damals doch der deutschen Kritik, — die wie die Deutschen überhaupt, über dem Verlangen nach dem Vollkommenen und

*) Der Verfasser desselben ist mein am 6. Mai 1863 verstorbener Bruder, der Oberlehrer Dr. Karl Stahr, dessen hinterlassene Schriften in einem Bändchen zur Herausgabe vorbereitet werden.

Beſten nur all zu leicht das Gute und Leidliche aus der Hand läßt, — ſo unvollkommen und ungenügend erſchienen! Man hat in unſern Tagen bereits längſt aufgehört, irgend welche ideale Forderungen an das Theater und an die dramatiſchen Produkte zur Verſorgung deſſelben zu ſtellen, oder auch nur ſich derjenigen zu erinnern, die einſt von unſeren Literaturheroen geſtellt wurden. Hieß es doch ſonſt wohl: daß dem deutſchen Volksgeiſte die Bühne mehr zu ſein habe, als bloße Menſchen-, Sitten- und Moraldarſtellung, wie ſie etwa ein Molière zeige, daß der deutſche Volksgeiſt im Drama ſeinen ganzen Gemüths- und Ideengehalt in den reinſten Formen und Geſtalten verkörpert ſehen wolle! — Und jetzt?! — Von Poeſie, ja ſelbſt nur von einem verſtändigen Zuſammenhange iſt in den allermeiſten der elenden Machwerke, welche die Mehrzahl der heutigen Bühnen ihren Beſuchern vorführen, auch nicht die geringſte Spur mehr zu finden. In dem chaotiſch-wüſten ſchmutzigen Gewoge der alles ſittlichen Inhalts entleerten ausländiſchen Frivolität und äſthetiſchen und moraliſchen Blaſirtheit, wie es die Dichter des neuſten Imperialismus zu uns herüberſenden, und jenes von ihnen angeſteckten einheimiſchen Geiſtes, der bei uns das ekelhafte Zerrbild dieſer in's Deutſche überſetzten Eigenſchaften, die „Poſſe" zeitigte, — erſcheinen nur noch, wie Schiffbruchstrümmer — rari nantes in gurgite vasto — von Zeit zu Zeit, in verkümmerter Geſtalt mühſam auftauchend, die Schöpfungen ächter Dichtung, verirrte Fremdlinge in der Oede, ungehörte Prediger in der Wüſte."

„Was ſieht der aufmerkſame Beobachter heute, auf unſern Theatern, die Menge, — nicht etwa nur des ſogenannten niederen Volks, ſondern der ſich ſelbſt gern ſo nennenden höheren Stände, vorzugsweiſe anziehen? Er ſieht Bühnenſtücke, gegen die gehalten Iffland's und Kotzebue's Sachen faſt wie leuch-

tende Sterne erſcheinen; er ſieht ſeinen Gemüths- und Ideengehalt ausgeprägt in Poſſendichtungen, die oft in einer raffinirt berechneten Oscillation zwiſchen zwei Polen einherſchwanken, deren einer das Bordell, der andere das Zuchthaus iſt! Ach! zeigt mir dagegen ein geſundes Stück Iffland, einen Streifen Molière, und es ſoll dagegengehalten eine himmliſche Zufriedenheit über mich kommen!"

„Und dabei muß man, um gerecht zu ſein, noch unter jenen Produkten ſelbſt einen Unterſchied machen. Die „Berliner Maſchinenbauer" ſtehen nicht auf gleicher Stufe mit dem „Goldonkel", dieſer nicht mit dem „gebildeten Hausknecht", der „gebildete Hausknecht" nicht mit „Kieſelak und ſeine Nichte", dieſer nicht mit dem „Jongleur" oder mit der Poſſe „Berplefft", wie dem Kellerjargon entſprechend der Titel lautet. Würdigung und Unterſchied liegen hier jedoch nicht etwa in irgend einem poetiſchen Elemente, ſondern lediglich in dem geringen Mehr oder Weniger von geſundem Menſchenverſtande, der in ihnen angetroffen wird. Die gemeine Anſpielungszote, der krudeſte Kellerjargon ſind lange nicht das Schlimmſte in dieſen Stücken. Dies iſt vielmehr die abſolute Sinnloſigkeit, ja oft das Fehlen des Wortverſtändniſſes, abgeſehen von aller und jeder ſchönen Darſtellung der Lebenswirklichkeit. Und Produkte ſolcher Art begrüßt ein mehr und mehr in ſeinem Geſchmacke ſich verpöbelndes Publikum mit wieherndem Gelächter, es belacht ſogar das abſolut Sinnloſe und dieſes am meiſten, und verfällt ſo immer tiefer in den Abgrund einer Geſchmacksroheit, die ſelbſt beſſere Schichten der Geſellſchaft gefahrdrohend anfrißt. Denn was kann ſolche Bühne anders zeugen, als Pöbel? Und ſo verſtärkt ſie auf äſthetiſchem Gebiete das Kontingent des verrohenden Proletariats, das auf ökonomiſchem, politiſchem und anderen Gebieten ſchon in hinreichender Fülle geſtellt wird."

„Aber das ist noch nicht Alles. Selbst die elementare Alles tragende Grundlage des Drama, welches, um in der Sprache unserer Väter zu reden, zu den „schönen Redekünsten“ gehört, die Rede, die Sprache selbst ist tief erschüttert. Ich citire ein Beispiel. Man kann es diesem Geschlechte bieten, es zu einem Theaterstücke zu laden, in welchem der Held alle Akte hindurch — was thut? etwa radotirt? mit Zoten um sich wirft? sich in hohlen und niedrigen Gemeinplätzen und Frivolitäten ergeht? — Nicht doch! in welchem er fünf Akte hindurch stottert. Das Stück heißt „Feenhände“ und ist von dem Franzosen Scribe. Die Moral desselben ist, wenn man einige heuchlerische Verbrämungen abreißt: Arbeit schändet! und dieser stotternde Held ist die einzige Person, welche unter schallendem Gelächter des Publikums fünf Akte hindurch dagegen seine stotternde Opposition erhebt. Die Tage des tiefsten Kunstverfalls in Rom und Byzanz, was sind sie gegen eine solche Barbarei! Wage es die Heuchelei, die Schuld von der eignen Gemeinheit ab und auf die notorische Fäulniß der Bourgeoisie des imperialistischen Frankreichs zu werfen. Dort ist das schnöde Pilzgewächs aus dem faulenden Baumstamme naturgemäß hervorgewachsen. Doppelte Schande für Euch, daß Ihr es auswählt und importirt. Ich bin kein häufiger Besucher des Theaters, — schon deshalb nicht, damit nicht die verhängnißvolle Macht der Gewohnheit allmälig ihren mit der herrschenden Barbarei aussöhnenden Einfluß über mich gewinne, darum war der Eindruck aber auch unvertilgbar. Ein Stotternder auf der Bühne! Die herrlichste der Menschengaben, die Mittheilung durch die Rede, die das „Ebenbild Gottes“ vom Thiere unterscheidet, auf das Häßlichste entstellt, und in dieser ihrer widerwärtigsten Entstellung vom Beifallklatschen des Publikums begrüßt. Das ist die Art, wie diese Leute sich heute vergnügen! Wer trägt die Schuld?

Diejenigen, welche ſolche Speiſe vorſetzen, oder Diejenigen, welchen ſie genehm iſt? Mögen ſie das unter ſich ausmachen."

„Die verpöbelnde Wirkung durch ſolches Theater hat vor zweitauſend Jahren ſchon Ariſtoteles vorhergeſagt. Es iſt eine der ſchwerſten Sünden, welche der moderne Staat begeht, daß er die Bühne, die in ihrer guten und ſchlechten Einwirkung auf Volksbildung und Volksmoralität wichtiger faſt, weil mächtiger, als die Kanzel iſt, total und faſt wie gefliſſentlich vernachläſſigt. So lange das nicht anders wird, ſo lange nicht das ganze Schauſpiel- und Bühnenweſen in den Dienſt der ſtaatlichen Volkserziehung und Volksbildung genommen wird, wird ſie bleiben, was ſie heute iſt, überwiegend eine Pflanzſchule der Roheit, der Frivolität, des Ungeſchmacks und der ſittlichen Verderbniß, die nur Pöbel erzeugt."

„Der Verfall des gegenwärtigen Theaters iſt nicht auf das redende Schauſpiel beſchränkt, er hat eben ſo vollſtändig auch das Singſpiel oder die Oper ergriffen."

„Man erzählt ſich eine merkwürdige Aeußerung Roſſini's über dieſen Punkt, die alſo lautet: „Von Mozart bis auf mich iſt der Verfall der Oper ſchon ziemlich bedeutend; von mir bis auf Verdi iſt er unermeßlich." Wollte der große Künſtler hiermit ſagen, daß die Oper nicht tiefer ſinken könne, als ſie mit Verdi geſunken ſei, ſo war er leider im Irrthum. Von Verdi bis auf unſere jüngſte Gegenwart herab hat vielmehr der Verfall noch in dem Grade zugenommen, daß nunmehr darüber hinaus wirklich kein Sinken mehr möglich ſein dürfte. Mit einem Machwerke, wie der „Orpheus in der Unterwelt" ſcheint dieſer letzte Punkt erreicht, und es lohnt ſich ſchon deshalb hierbei ein wenig zu verweilen, weil ſich ein ſchwacher Schimmer

von Hoffnung zum Beſſeren — nicht etwa darin zeigt, ſondern daraus entnehmen läßt. Dieſe Hoffnung liegt darin, daß das genannte Machwerk im Grunde eine herannahende Selbſtvernichtung der ganzen Kunſtform ausſpricht. In dieſem „Orpheus“ nämlich ſind alle Darſtellungsmittel des Singſpiels: der Text, die Rede, die Muſik, die Malerei, das Dekorative u. ſ. w. nicht um eines poſitiven Zweckes willen verwendet, ſind nicht beſtimmt, einen Eindruck auf Seele und Gemüth des Zuhörers und Zuſchauers hervorzubringen; ſondern ſie ſind nur dazu da, in ächt Heine'ſchem Geiſte (der überhaupt bei dieſem Verfalle der Kunſt des Schönen weit tiefer betheiligt iſt, als die meiſten Zeitgenoſſen ahnen) ſich ſelbſt zu verhöhnen, eine Nichtigkeitserklärung ihrer ſelbſt abzugeben, ſich gleichſam ſelbſt aufzuheben, und dadurch das Publikum zu „amüſiren“, was in dieſem Falle freilich nur ſo viel heißt, als es unmuſiſch zu machen und zu verrohen. Ich ſchweige von dem Inhalte, von einer irgendwie verſtändig ſich entwickelnden Folge von Handlungen, die zu irgend einem ernſten oder komiſchen Abſchluſſe und Ergebniſſe führte, von einem totum, einem künſtleriſch geordneten Ganzen, — denn es exiſtirt nicht. Es iſt da wohl ein Nebeneinander und ein Nacheinander von Worten und Liedern, Geſtalten und Bildern, aber durchaus ohne allen geſunden Menſchenverſtand und organiſchen Zuſammenhang. Man ſieht den Olymp, den Wohnſitz der Götter, mit einem Aufwand von Dekoration und Koſtüm dargeſtellt; aber beides iſt nur dazu da, dieſe hohen Idealgeſtalten, die edelſten und ſchönſten Formen, in welche die helleniſche Menſchheit einſt den Werth und Gehalt ihres eigenen Weſens gefaßt hat — Göttergeſtalten, denen wir noch heute Ehrfurcht entgegenzubringen haben, Ehrfurcht und Dank zugleich — zur Karikatur, zu einem „Götter-Cancan“, wie der edle

Vischer ſich ausdrückt, herabzuziehen, damit eben der Pöbelgeiſt der Gemeinheit einmal ſein Müthchen kühlen könne an den Geſtalten, welche die Bildung bisher, vielleicht zu ſeinem ſtillen Aerger, verehrte. Und wenn nur noch Schärfe, Witz und Geiſt ſich in dieſer Karikirung bethätigte, oder wenn ein fanatiſcher Puritanereifer, eine vorurtheilsſtarke bornirte Ueberhebung ſich darin zeigte, — es wäre doch noch Etwas. Wenn irgend ein fanatiſcher Pfaffe von ſeiner Kanzel herab ſein Anathema ausſpricht über die „verfluchten griechiſchen Götzen“, wenn ein Bummler von Familie ſeinen Hund Jupiter nennt, ſo ſteht man doch wenigſtens vor keinem Räthſel, vor keinem äſthetiſch-pſychologiſchen Wunder. Aber die abſolute Albernheit, die krudeſte, jeden Augenblick in den Blödſinn hinüberſpielende Plattheit erregen bei einem geſunden Geiſte nichts als Ekel. In dem genannten Machwerke erſcheinen auch Perſonen, ſehr reich koſtümirt, — aber es ſind witternde Schatten. Man hört auch Lieder, ja, man ahnt ſogar eine muſikaliſche Begabung des Komponiſten; aber die Muſik übt keine Wirkung auf die Seele aus, auch ſie iſt nur dazu da, ſich ſelbſt aufzuheben. Ich habe früher nicht glauben mögen, daß unter den Millionen von Kombinationen, welche die acht Töne der Skala eingehen, ſich irgend welche befinden könnten, welche ein Ausdruck der Gemeinheit ſein könnten; es ſchien, als wolle die Schönheit des Materials das nicht geſtatten. Darüber iſt man nun heutzutage eines andern belehrt. Man weiß durch bekannte Beiſpiele, daß auch die Muſik es dahin gebracht hat, ſich in einer beſtimmten Melodie dem Ausdrucke des Häßlichen zu widmen.“

„Wenn es aber mit einer Kunſtform erſt ſoweit gekommen iſt, daß die in ihm verwandten elementaren Mittel nur wie zur Selbſtverhöhnung angewendet erſcheinen, ſo wird dadurch die

Auflösung der ganzen Form vorbereitet, und — Gott sei Dank! es kann nicht mehr weit sein von diesem Ziele!"

Kein aufmerksamer Beobachter unserer heutigen Theaterzustände wird die hier mitgetheilten Herzensergießungen eines reinen und edlen Vaterlandsfreundes der Uebertreibung anklagen, oder die Nachtheile und Gefahren in Abrede stellen, welche der ästhetischen Kultur unseres Volks aus diesen Zuständen erwachsen müssen.

Denn was sehen wir in denselben rings um uns her im Bereiche der eigentlichen nationalen Bühne und jener höchsten Blüthe nationaler Kunst und Poesie des redenden Schauspiels, zu dessen Pflege das Theater vorzugsweise bestimmt ist? Auf den meisten der größeren und besseren, — weil wenigstens von dem nackten Mammonsdienste, von dem rücksichtslosen Jagen nach Gelderwerb durch alle und jede Mittel in Etwas befreiten Bühnen, herrscht ein regelloser Schlendrian, ein chaotisches Durcheinander von Gut und Schlecht, ein gänzlicher Mangel an prinzipieller Führung zu idealen Aufgaben und Zielen, Respektlosigkeit vor dem Genius und der Heiligkeit ächter und wahrer Kunst, und ein blindes Haschen nach dem, was man das „Pikante" nennt. — Und als Resultat ein täglich wachsender Verfall der Schauspielkunst, Ueberwuchern des vereinzelten Virtuosenthums auf der einen und ein vollkommenes Sichabwenden der ächten Bildung von der Bühne auf der andern Seite. Bei den übrigen Bühnen, von den materiell größeren bis zu den kleineren Volks- und Sommertheatern herab, ist überall von Kunst und Kunstzwecken und Absichten gar nicht mehr die Rede.

für uns das dritte Buch. Es führt den Titel de philosophia rationali, nach einer gleich zu Anfange gegebnen Andeutung des Verfassers selbst [1]), wozu noch der griechische Titel *Περὶ Ἑρμηνείας* sich gesellt, unter welchem es mehrere Spätere [2]) und namentlich der Bischoff Isidorus von Hispalis [3]) als ein besonderes, für sich bestehendes Werk anführen. So wenig wir bei gänzlichem Mangel an allen fremden und genügenden eignen Vorarbeiten im Stande sind, einen vollständig befriedigenden Aufschluss über das Buch nach allen Seiten hin zu geben, so werden sich doch folgende Resultate als sicher herausstellen lassen. Einmal liegt es am Tage, dass Appulejus, wie auch schon der alte Helmstädter Professor Cornelius Martinus von Antwerpen bemerkt hat [4]), in seiner Lehre von den Sätzen (de enunciationibus) sich dem Aristoteles anschliesst. Dann aber in der Lehre von den Schlüssen verlässt er ihn ohne

1) Studium sapientiae, quam philosophiam vocamus, plerisque videtur tres species seu partes habere: naturalem, moralem, et, de qua nunc dicere proposui, *rationalem*, qua continetur ars disserendi. (p. 268. Oud.)

2) z. B. Carolus Magnus de non adorandis Imaginibus Lib. IV. bei Bossche Theil III, p. 830. Vgl. die Interpp. zu Anfange des Buchs p. 234—283 über Titel und Verhältniss des Buchs. — Auch in Handschriften findet sich dieser Titel.

3) Origin. II, cp. XXVIII de syllogismis dialecticis §. 22. p. 94. Lindem. Has formulas categoricorum syllogismorum qui plene nosse desiderat, librum legat, qui inscribitur Perihermenias Appuleji, et quae subtilius sunt tractata cognoscet.

4) Bei Oudendorp. p. 262—265.

Sie ſind herabgeſunken zu reinen induſtriellen Spekulationsunternehmungen, die den einzigen Zweck, Geld zu machen, mit allen und jeden Mitteln verfolgen, denen die ſehr laxe Praxis einer ſittenpolizeilichen Aufſicht nicht gerade direkt in den Weg tritt. Hier überwuchert nicht nur das äſthetiſch und künſtleriſch Schlechte, Form- und Geiſtloſe, ſondern ſelbſt das ſittlich Verwerfliche, das moraliſch Anſtößige in einem geradezu fürchterlichen Maße. Ein großer Theil deſſen, was dem Publikum hier als dramatiſche Poeſie, als Sittenbild der Zeit geboten wird, iſt geeignet, dem ſchlechteſten Hange, den niedrigſten Anſchauungen und den unwürdigſten Leidenſchaften der Menſchennatur zu ſchmeicheln, der höhnenden Geringſchätzung des Idealen, der Verſpottung des ſubſtantiellen Inhalts aller edleren Empfindungen der Menſchenbruſt durch arſenikaliſche Bewitzelung Vorſchub zu leiſten, und ſelbſt bis auf Sprache und Ausdrucksweiſe den Geſchmack des Zuſchauers — zumal der Jugend — zu verderben und zu verpöbeln. Die Verwilderung und Verrohung iſt ſoweit gediehen, daß derjenige, welcher gegen dieſe Dinge in der Geſellſchaft ſeine Stimme erhebt, es gelegentlich hören kann, daß man ſeinen Standpunkt als einen zurückgebliebenen bemitleidet. „Ach, Sie ſind alſo auch noch der Anſicht", — erwiderte mir neulich ein ſich ſehr „gebildet" dünkender reich gewordener Börſenbourgeois bei einer ſolchen Gelegenheit, — „daß das Theater bilden und veredeln ſoll?! Nein, wir andern, wir wollen nicht denken und empfinden, wir wollen uns amüſiren!" — Gewiß! aber iſt es denn einerlei, woran man ſich „amüſirt"? — „Nun, der Geſchmack iſt eben verſchieden!" — Freilich! aber fällt es Ihnen nicht bei, daß es doch auch, ſelbſt im allermaterielſten Bereiche, in dem des Eſſens und Trinkens, einen gebildeten und einen ungebildeten, einen gemeinen und rohen,

und einen guten und feinen Geschmack giebt, und daß man bei den verschiedenen Geschmäcken auch von einem barbarischen zu reden pflegt? — —

Diesem Zustande gegenüber, sind — ich wiederhole es — Bestrebungen zur Hebung der deutschen Bühne, wie die von uns in diesen Briefen besprochene des Weimarischen Theaters, nicht hoch genug zu rühmen und zur Nacheiferung allen denen, die es angeht, zu empfehlen. —

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) Berlin, Lindenstr. 116.

Kleine Schriften

zur Litteratur und Kunst

von

Adolf Stahr.

I. Band. **Biographisches.** Inhalt: Fra Girolamo Savonarola — Michel Angelo — Winckelmann — Fichte — Ludwig Tieck — Lammenais — Silvio Pellico — Eckermann — Karl August von Weimar — Heinrich Simon — Stein und die Deutschen Fürsten in den Jahren 1813—1815 — Theodor Echtermeyer — Arnold Ruge. Eine Charakteristik — Arnold Ruge's Memoiren — Hegel als Politiker.

II. Band. **Kritisches und Biographisches.** Inhalt: Karl Immermann — Theodor von Kobbe, ein deutscher Humorist — Christian Rauch — Ernst Rietschel — Gluck, der Reformator der Oper — Karl Mathy — Eduard Jungmann, der Sieger von Eckernförde — Erinnerung an Paul de Flotte — G. A. v. Halem — Zu unseren Klassikern: **I.** Lessing: Lessing und Friedrich der Große — Elise Reimarus über Lessing — Ein Brief Lessing's und was daran hängt — Lessingiana. **II.** Zu Goethe und Schiller: Goethe und Béranger — Goethe und Herder — Götz von Berlichingen in Goethe's Dichtung und in der Geschichte — Goethe und die Sesenheimer Friederike — Friedrich Schiller — Goethe und Schiller in ihrer Bedeutung für das deutsche Geistesleben — Schiller's „Kabale und Liebe" — Palleske's Biographie Schiller's.

III. Band. **Aus dem alten Weimar.**

IV. Band. **Aus meinen Lebenserinnerungen.** Inhalt: Eine Begegnung mit Moltke im Jahre 1841 — Der Tod des letzten Papstes — Edgar Quinet & Comp. — Der 15. Juli 1870 in Berlin — Allerhand über Berlin — Preuß. Universitätszustände vor 40 bis 50 Jahren — Im Breisgau — Vierzehn Tage im Elsaß. — Ein Pfarrhaus im Elsaß — Der Teufel a. D. — **Biographisches und Kritisches.** Winckelmann in Rom — Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter — Lucrezia Borgia — Eggers' Biographie Carl Rauchs — Karl Rosenkranz' Selbstbiographie.

Bd. I. und II. à 6 Mark; gebdn. à 7 Mark.

Bd. III. und IV. à 3 Mark; gebdn. à 4 Mark.

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in Berlin.

In demſelben Verlage erſchien:

Bilder aus dem Alterthume von Adolf Stahr.

4 Bände.

I. Tiberius. 2. Aufl. 7 Mark. II. Cleopatra. 6 Mark. III. Römiſche Kaiſerfrauen. 6 Mark. IV. Agrippina, die Mutter Nero's. 6 Mark.

Das Ziel des Verfaſſers bei Herausgabe dieſer „Bilder aus dem Alterthume" iſt allgemeine Verſtändlichkeit und Popularität der Darſtellung, bei gründlicher quellenmäßiger Erforſchung des vorhandenen biographiſchen Materials und pſychologiſcher Entwickelung der betreffenden Charaktere. — Die gelehrten Studien, auf deren Fundament dieſe „Bilder aus dem Alterthume" ruhen, werden dem Genuſſe des Leſers nirgends hinderlich oder beſchwerlich; wie ja durch die großen Erfolge ſeiner früheren Werke hinlänglich bekannt, verſteht es Stahr meiſterhaft, ſeine Forſchungen in einer Darſtellung zu verwerthen, welche nirgends beſondere Speciallenntniß des behandelten Gegenſtandes vorausſetzt und deren durchſichtige Klarheit und kunſtvolle Schönheit jeden Freund des Alterthums und ſeiner großen geſchichtlichen Charaktere zu intereſſiren und zu feſſeln geeignet iſt.

Tacitus' Geſchichte der Regierung des Kaiſers Tiberius. (Annalen Buch I — VI.) Ueberſetzt und erklärt von Adolf Stahr. 1871. 8 Mark.

Vor mehreren Jahren unternahm es Adolf Stahr durch ſein bekanntes Buch über Tiberius, das Urtheil der Welt über einen Herrſcher auf das richtige Maß zurückzuführen, deſſen Name in der Geſchichte als Bezeichnung alles Schlimmſten gebraucht wurde, was in dem Begriffe eines unmenſchlichen Tyrannen zuſammengefaßt, den Abſcheu der Menſchen erregen mag. Das Werk machte Aufſehen und veranlaßte Erwiderungen, deren Verfaſſer ſich meiſt auf Tacitus ſtützten, in welchem der Kaiſer Tiberius einen gerechten und vorurtheilsfreien Beurtheiler und Darſteller gefunden haben ſollte. — Es iſt nun die Abſicht des Herausgebers geweſen, in den obigen Anmerkungen zu Tacitus' Darſtellung der Regierungsgeſchichte Tiber's den vollſtändigen Beweis zu liefern, daß Tacitus ſeine Behauptung, er habe dieſe Geſchichte sine ira et studio geſchrieben, keineswegs bewahrheitet, ſondern ſich vielmehr faſt durchweg als feindlich voreingenommen gegen den großen Claudier erwieſen, und demnach deſſen Handlungen und Charaktereigenſchaften mit falſchen Farben übermalt hat.

Adolf Stahr's

gesammelte

Kleine Schriften.

Vierter Band.

Alle gesetzlichen Rechte vorbehalten.

Kleine Schriften

zur Litteratur und Kunſt

von

Adolf Stahr.

Vierter Band:

Aus meinen Lebenserinnerungen.
Biographiſches und Kritiſches.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)
1875.

An

Carl und Johanna Hilty

in Bern.

Nehmet, Ihr Lieben, die Widmung dieſer beiden Bändchen meiner „Kleinen Schriften“ freundlich auf als ein Zeichen liebevollen und dankbaren Gedenkens an Eure altbewährte treue Freundſchaft.

Bad Liebenſtein, Ende Auguſt 1875.

Adolf Stahr.

Noth, wahrscheinlich aber durch spätere Peripatetiker verleitet [1]), kehrt seine Formen um, oder thut neue hinzu. Das Buch genoss indess bei den Späteren ein bedeutendes Ansehn, wie sich denn auch Martianus Capella und Isidorus bei ihren Abrissen streng daran hielten. Die enge Verbindung mit Aristoteles, oder vielmehr der Aristotelische Charakter der Schrift, mag es auch veranlasst haben, dass sie in einem Leidner Codex dem Commentar des Boethius zu dem gleichnamigen Werke des Aristoteles angehängt ist. Jedenfalls steht es in gar keiner Verbindung mit den beiden Büchern de dogmate Platonis. — Leider bekennt Oudendorp, diesem höchst verdorbenen, seiner Gelehrsamkeit so sehr bedürftigem Buche nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt zu haben [2]). Wahrscheinlich mochte ihn die Schwierigkeit des behandelten Gegenstandes selbst abschrecken, mit dem er schwerlich ganz vertraut war.

Sehen wir nun auf das Einzelne, so müssen wir selbst in der Darstellungsform hier und da gewisse Aristotelische Anklänge zu finden behaupten [3]). Der offenbare Bezug auf den Stagiriten

1) Vgl. p. 200 Oudend.

2) „Corruptissimum hunc librum, qui multis locis ex Aristotele et Cassiodoro emendari debet, nos modo transcursim perlegimus, variasque lectiones adnotavimus. Optime de eo meruit Floridus, plurima loca e duobus Mss. Carnotensibus emendans.“ Oudend. p. 265.

3) Dahin gehören Nachahmungen der ächt Aristotelischen Redeform *λέγω δέ* etc. z. B. p. 271: dico autem illationem vel illativum rogamentum, quod ex acceptionibus colligitur et infertur. — p. 272. directim autem

Inhalt.

Aus meinen Lebenserinnerungen.

		Seite
I.	Eine Begegnung mit Moltke im Jahre 1841	3
II.	Der Tod des letzten Papstes	15
III.	Edgar Quinet & Comp.	25
IV.	Der 15. Juli 1870 in Berlin	38
V.	Allerhand über Berlin	47
VI.	Preußische Universitätszustände vor vierzig bis fünfzig Jahren	56
VII.	Im Breisgau. Ein Tagebuch-Fragment (1872)	66
VIII.	Vierzehn Tage im Elsaß. Blätter aus meinem Reisetagebuche (1869).	
	I. Ein Pfarrhaus im Elsaß	87
	II. Der Teufel a. D.	100

Biographisches und Kritisches.

Winckelmann in Rom 113

Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" . . 157

Lucrezia Borgia 181

Egger's Biographie Rauch's 208

Aus meinen

Lebenserinnerungen.

(1872.)

I.

Eine Begegnung mit Moltke im Jahre 1841.

Es ist lange her, daß diese Begegnung stattfand, gute einunddreißig Jahre; und sie geschah in so eigenthümlicher Weise und durch einen so wunderlichen Zufall, daß ich mich schon um deswillen — ganz abgesehen von dem Interesse, das sie heute für mich hat — ihrer noch immer mit dem größten Vergnügen erinnere.

Es war im Sommer des Jahres 1841, daß mich der Rath der Aerzte anwies, gegen ein hartnäckiges Halsleiden, welches mich in meiner amtlichen Wirksamkeit — ich war damals Professor des großherzoglichen Gymnasiums zu Oldenburg — schwer behinderte, in dem nervenstärkenden Seebade von Helgoland Herstellung zu suchen. Helgoland war jener Zeit noch nicht in dem Maße wie später ein vielbesuchtes Bad, die Communicationsmittel bestanden nur aus einem einzigen Dampfschiffe mit nicht sehr regelmäßigen Fahrten, das erst seit einigen Jahren die beschwerlichen und hie und da auch nicht ungefährlichen kleinen Segelboote ersetzte, mit denen allein man noch in der Mitte der dreißiger Jahre zu dem vielberufenen Felsen-Eilande gelangen konnte. Die meisten Badegäste lieferte Hamburg, selbst die sonst überall zu findenden Berliner waren wenig vertreten. Geistige Ressourcen waren keine vorhanden, selbst nicht einmal für eine

Leihbibliothek hatte man von Seiten der Vorsteher der Bade-Anstalt gesorgt, wohl aber für eine Roulette, weil deren Pachtzins Geld einbrachte. Von dem ersteren Umstande durch Freunde unterrichtet, hatte ich daher vorsorglich einen tüchtigen Vorrath an alten und neuen Büchern mitgenommen, um geistiger, stiller Unterhaltung — auf die ich ohnehin bei meinem Halsleiden in dieser Einsamkeit vorzugsweise angewiesen war — nicht entbehren zu dürfen.

Und einsam genug war in der That mein Leben in den ersten Wochen, so einsam, wie ich mich kaum jemals gelebt zu haben erinnere. Der einzige Mensch, den ich im Verlaufe derselben kennen gelernt hatte, war ein junger Kestner aus Hannover, Enkel der aus Goethe's Dichtung bekannten Werther-Lotte, ein feingebildeter, kunstsinniger und kunstbegabter junger Mann, trefflicher Zeichner und Musiker, Besitzer einer reichen Sammlung europäischer Volkslieder und Melodien, wie sein Vater, der erst kürzlich in einem Alter von 92 Jahren verstorbene Archivrath Kestner in Hannover, eine der werthvollsten und literarisch interessantesten Sammlungen von Handschriften besaß, zu deren Schätzen auch die damals noch ungedruckten **Briefe Goethe's aus der Wetzlarer Wertherzeit** gehörten, deren Lectüre in den vergilbten Original-Blättern mir in Folge der Bekanntschaft mit dem Sohne bald darauf verstattet wurde.

Mit diesem jungen Freunde verlebte ich seit unserem Bekanntwerden die Tage des eintönigen Badeaufenthaltes in engster Gemeinschaft. Unsere täglichen Fahrten nach der dem Felsen-Eilande gegenüber liegenden Badedüne, unsere Bootfahrten um die Insel und zum Dorschfange mit Angeln, unsere Spaziergänge auf dem baumlosen beschränkten Plateau des rothen Felsblockes geschahen gemeinsam; und da er sich weniger als ich mit

Lectüre versehen hatte, so war ich in der Lage, ihm von meinen Vorräthen mittheilend aushelfen und ihm dadurch meinen Dank für vielfache mir erwiesene Freundlichkeiten bezeigen zu können.

Unter den von mir mitgebrachten Büchern befand sich, neben mehreren anderen neuen und neuesten Producten des literarischen Marktes, auch ein soeben erst erschienenes touristisches Werk, welches den Titel: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839" führte. Der Verfasser hatte sich auf dem Titel nicht genannt, aber die Vorrede hatte kein Geringerer als der berühmte Geograph Heinrich Ritter geschrieben und unterzeichnet, und in dieser Vorrede war von dem Buche das Vortheilhafteste gesagt. Die Briefe, hieß es darin, seien zwar keineswegs für eine öffentliche Mittheilung, sondern nur privatim an verschiedene theilnehmende Freunde geschrieben; aber sie hätten eben darum nur einen um so größeren Werth durch die ebenso lebensvolle, als treue und geistreiche Auffassung und Abspiegelung einer seltenen Reihe überraschender Situationen und merkwürdiger Begebenheiten, in die „der unternehmende Verfasser" während seines fast vierjährigen Aufenthaltes im türkischen Oriente nach und nach verwickelt worden sei. Von einer blos zu seiner Belehrung unternommenen Wanderung an den herrlichen Bosporus ausgehend, habe derselbe, durch die Zeitumstände und seine eigene militärische Ausbildung begünstigt, eine einflußreiche Stellung für die Organisation des türkischen Heeres zu gewinnen gewußt, und in Folge dessen eine seltene Gelegenheit gehabt und benützt, Beobachtungen und Erfahrungen, Entdeckungen und Unternehmungen der mannigfaltigsten Art in den Ländern der Türken und Turkmanen, der Araber und Kurden am obern Euphrat und Tigris zu machen, wie sie sich zum zweitenmale nicht leicht wiederholen dürfte. Selbst für die geographische

Wissenschaft wurden viele seiner Mittheilungen von dem Meister derselben als „ein überaus reicher Gewinn“ bezeichnet. Dazu kam das allgemeine Interesse, welches sich damals in hohem Grade an die politischen und kriegerischen Verwicklungen im Oriente und an den Conflict des Osmanenreiches mit Egypten heftete, an deren letztem blutig entscheidendem Zusammenstoße im Sommer des Jahres 1839 der Verfasser der Briefe, wie aus denselben hervorging, einen bedeutenden thätigen Antheil genommen hatte. Kein Wunder also, daß mich die Lectüre des Buches in hohem Grade fesselte, zumal ich alle von dem Herausgeber demselben nachgerühmten Eigenschaften vollkommen bestätigt fand.

Frisch erfüllt von dem gehabten Eindrucke, beeilte ich mich am Morgen nach der Beendigung der Lectüre, denselben meinem jungen Freunde, als wir nach der Bade-Insel hinüberfuhren, lebhaft auszusprechen. Es war ein wolkiger, regensprühender, durchaus nicht sommerlicher Julitag, die Ueberfahrt bei völliger Windstille ungewöhnlich langsam. Wir saßen, in unsere Mäntel gehüllt, in dem geräumigen Boote, welches die sechs Ruderer mühsam durch die von dem heftigen Winde des vorigen Tages noch aufgeregten Wellen arbeiteten, und in welchem sich außer uns nur noch ein einziger, uns unbekannter Badegast befand. Ich hatte bereits meinem Gefährten ausführlich den Genuß gerühmt, welchen mir das gedachte Buch bis zu Ende gewährt habe, und ihm die Lectüre desselben dringend empfohlen. „Nur an Einer Stelle“, so schloß ich meine kritische Mittheilung, „habe ich eine kleine Uebertreibung in dem sonst durchaus das Gepräge einfacher Wahrheit tragenden Buche zu bemerken geglaubt, und das ist bei dem Gewaltritte nach der verlorenen Schlacht von Nisib, auf welchem der Autor zuletzt sechsundvierßig Meilen in wenig mehr als ebensoviel Stunden zurück-

gelegt zu haben behauptet. Das scheint mir doch etwas unglaublich!"

In demselben Augenblicke richtete sich der etwa zwei Schritte von uns sitzende, in einen grauen Mantel gewickelte Mann ein wenig auf, und sagte mit ruhiger Stimme: „Sie können es dennoch immerhin glauben, mein Herr, denn ich selbst bin es, der den Ritt gemacht hat!"

Ich war so erstaunt, ja überrascht durch dieses unerwartete Zusammentreffen, daß ich im ersten Augenblicke nur mit zwei Worten etwas Entschuldigendes erwidern konnte, was er jedoch mit der artigen Bemerkung ablehnte: „daß eine Anerkennung seines Buches, wie er soeben deren unfreiwilliger Ohrenzeuge geworden sei, jenen kleinen Zweifel mehr als aufwiege". Als wir unmittelbar darauf an's Land stiegen und gemeinsam zu dem Badestrande gingen, betrachtete ich mir ihn genauer. Es war eine hohe, hagere Gestalt, von scharfgezeichneten Gesichtszügen des mageren, wettergebräunten Antlitzes, dessen schmallippiger, festgeschlossener Mund und dessen schweigsamer Ernst in keiner Weise der frischen Heiterkeit, dem nicht seltenen schalkischen Humor und der beredten Aufgeschlossenheit der Mittheilung in seinem Buche entsprechend erschienen. Wohl aber sah man ihm an, daß er wirklich die oft unglaublichen Strapatzen durchgemacht haben mußte, von denen ich in seinen Briefen gelesen hatte, und die nur ein stählerner Wille und eine von Jugend auf gesparte Gesundheit zu ertragen ihn befähigt haben konnten. Er gab dies auch zu, als ich es auszusprechen mir erlaubte, fügte aber zugleich hinzu, daß seine Nerven doch durch die ertragenen Anstrengungen und Entbehrungen „einen Stoß bekommen hätten", den er mit dem Gebrauche dieses Bades auszugleichen hoffe. Er war damals erst vierzig Jahre alt, aber sein Aussehen ließ ihn um nahezu zehn Jahre älter er-

ſcheinen. Als ich mich und meinen Begleiter ihm namentlich vorſtellte, gab auch er uns ſeinen Namen als „v. Moltke, Hauptmann im preußiſchen Generalſtabe zu Berlin“.

Unſer Zuſammenſein währte ſeitdem noch etwas über acht Tage, in deren Lauf wir uns faſt täglich begegneten. Obſchon ſelbſt wenig ausgiebig in der Unterhaltung, nahm er doch an meinen Mittheilungen über Dies und Jenes, die er durch kurze Fragen über Land und Leute meiner damaligen Heimath Oldenburg, über die Eigenthümlichkeiten des Charakters und Lebens der Marſchbewohner des Butjadingerlandes und des Stedingerlandes, über den Zuſtand des Militärweſens im Großherzogthume hervorrief, ein erſichtliches Intereſſe, wie er denn auch den jungen Keſtner bat, von den ſehr genauen Zeichnungen Kenntniß nehmen zu dürfen, welche derſelbe von den verſchiedenen Anſichten der Inſel Helgoland, ihren Klippen und ihrer Sanddüne entworfen hatte und von denen ich ihm ſpäter auf ſeinen Wunſch Durchpauſungen verſchaffte.

Was mir an ihm beſonders auffiel, war die bei einem preußiſchen Officier damals nicht eben häufig anzutreffende Einfachheit und ſchlichte Natürlichkeit ſeines ganzen Weſens, deſſen Zurückhaltung eben nur als eine gewiſſe angeborene Schweigſamkeit erſchien. Als er die Inſel verließ, hatte ich verſäumt, ein paar Briefe nach Berlin rechtzeitig zur Poſt aufzugeben, und kaum erfuhr er dies, als er ſich freiwillig erbot, dieſelben mitzunehmen und zu beſorgen; ein kleiner, aber charakteriſtiſcher Zug ſeines einfachen freundlichen Weſens. Von Berlin aus ſchrieb er mir noch einmal, um mir für die Zuſendung der Zeichnungen zu danken, wobei er zugleich anzeigte, daß er im kommenden Sommer wieder das Bad von Helgoland zu beſuchen gedenke und ſich freuen werde, mir dort wieder zu begegnen. Leider war ich nicht in der Lage, dieſem freundlichen Wunſche

logische Schriften lässt sich aber zum Theil noch wörtlich nachweisen. So wird als die beste Definition eines Schlusses die Aristotelische empfohlen und wörtlich genau aus der Analytik und Topik übersetzt [1]). Dagegen ist es uns nicht möglich gewesen die Stelle im Organon aufzufinden, auf welche bald darauf Appulejus sich bezogen haben mag [2]), so wie von einer andern Stelle [3]) schon Floridus bemerkt, dass die dort von Appulejus aufgestellte Anzahl von Schlussformeln der Aristotelischen Theorie gradezu widerspricht. Während ferner eine polemisirende Richtung gegen die Stoische Logik und Dialektik nicht zu verkennen ist [4]), findet sich, wie wir schon einmal andeuteten, neben Aristoteles auch ein fortwährender Bezug auf Theophrastus und die folgenden Peripatetiker. Bald wird der erstere von Aristotelischem Standpunkte aus widerlegt [5]), bald er, wie „die,

dico inferri etc. u. a. m. Ferner Uebergänge wie p. 273: Ac de his quidem satis dictum. Nunc tradendum est, quibus etc. und Achnliches.

1) Appulej. II. Ἑρμ. p. 272 Oud. Secundum Aristotelem commodissimé potest ita definiri: Oratio, in qua concessis aliquibus aliud quiddam praeter illa, quae concessa sunt, necessario evenit, sed per illa ipsa concessa. (Eine Definition, welche sofort genauer erläutert und dabei der Stoiker Antipater tüchtig abgefertigt wird.) Damit vgl. man Aristot. Analyt. Prior. I, 1, §. 8. p. 434. Topic. I, cp. 1. §. 5. p. 42 Buhle. *Ἔστι δὲ συλλογισμὸς λόγος, ἐν ᾧ τεθέντων τινῶν ἕτερόν τι τῶν κειμένων ἐξ ἀνάγκης συμβαίνει διὰ τῶν κειμένων.*

2) Appulej. II. Ἑρμην. p. 290.

3) Ebendas. p. 476.

4) Ebendas. p. 272 med. p. 286 ext. p. 276. p. 279 sqq.

5) Ebendas. p. 276.

zu entsprechen. Erst fünf Jahre später traf ich noch einmal, und zwar zum letztenmale mit ihm persönlich zusammen. Es war in Rom, im Frühjahre von 1846, wenige Tage vor meiner Abreise aus der Siebenhügelstadt, daß ich ihm eines Tages unerwartet an dem Schaufenster eines Bilderladens an der Piazza di Spagna begegnete, wo er mit seiner jungen Frau die aushängenden Bilder und Ansichten musterte. Er war damals Major oder Oberstlieutenant im Generalstabe und als Adjutant dem preußischen Prinzen Heinrich beigegeben, welcher in Rom lebte und kurze Zeit darauf dort verstarb, und er benützte seinen Aufenthalt dazu, eine genaue Karte der römischen Campagna aufzunehmen, welche später erschienen ist.

Seitdem ist er im Laufe von fünfundzwanzig Jahren zur Weltberühmtheit als erster Stratege des Jahrhunderts emporgestiegen. Sein Name hat den aller gleichnamigen Träger desselben dergestalt in Schatten gestellt, daß bei der Nennung desselben kein Lebender mehr an irgend Einen des stolzen alten Grafengeschlechtes der Moltke, sondern nur an ihn, den Sprossen einer obscuren Seitenlinie denkt. Er ist neben Bismarck der berühmteste und populärste Held Preußens und Deutschlands geworden, und liebevolle Ehrfurcht begrüßt überall, wo er sich zeigt, den „großen Schweiger", von dem es, mit Bezug auf sein Verhalten im Reichstage, dessen eifriges Mitglied er ist, im Berliner Volkswitze heißt: „Reden ist Lasker, Schweigen Moltke".

Ich habe es, obschon zwanzig Jahre mit ihm in derselben Stadt lebend, unterlassen, ihm mit Bezug auf unsere in so eigenthümlicher Weise vor einem Menschenalter gemachte Bekanntschaft noch einmal persönlich zu nahen. Es genügte mir, diese wunderbare Erscheinung in ihrem Lebensgange streifend

berührt zu haben. Aber ich konnte es mir nicht versagen, in den glorreichen Tagen der Siegesheimkehr des von ihm zum Siege geleiteten deutschen Heeres jenes Buch wieder einmal zu lesen, welches jene Bekanntschaft mit dem gefeierten Helden vor dreißig Jahr herbeigeführt hatte; und ich kann nicht umhin, den Lesern dieser Blätter die Lectüre desselben als eine höchst genußreiche und belehrende zu empfehlen. Alle großen Eigenschaften, welche den jetzt so hoch gefeierten Mann auszeichnen, treten uns bereits in demselben deutlich entgegen: seine stille Beharrlichkeit, sein entschlossener Muth, den er selbst durch seinen Wahlspruch: „Erst wägen, dann wagen!“ bezeichnet, seine scharfe Beobachtungsgabe, sein umfassender Blick für geographische und Terrain-Verhältnisse, sein offenes Auge für alle Zustände fremder Volks-Existenzen, seine fast prophetisch sichere Würdigung der politischen wie der ökonomischen und militärischen Verhältnisse und Bedingungen der staatlichen Existenzen. Und daneben eine Fülle des gediegensten historischen Wissens, eine feine Empfindung für Natur- und Kunstschönheit des fremden Landes, für die Eigenthümlichkeiten und den Charakter des Volkes und der Einzelnen, mit denen er zu thun hat, vom Sultan abwärts bis zu dem gemeinen türkischen Soldaten, dem fröhnenden Bauer und dem streifenden Beduinen der Wüste. Dazu eine Darstellungsgabe und ein Styl, die in ihrer einfachen Objectivität und klaren Angemessenheit durchaus antik zu nennen sind, und von denen alle heutigen Touristen lernen können. Bekanntlich war dem preußischen Offizier damals die Aufgabe zugefallen, die durch die Unglücksschläge der ersten Dreißiger-Jahre völlig zerrüttete Heeresmacht der Hohen Pforte für den drohend bevorstehenden neuen Kampf mit dem egyptischen Vasallen-Könige Mehemed Ali wieder einigermaßen reorganisiren und herstellen zu helfen,

oder, wie er sich in einem der Briefe humoristisch ausdrückt: „den alten, etwas eingerosteten Krummsäbel, so gut es gehen will, alla franga anzuschleifen, für den Fall, daß er gebraucht werde*).“ Es gelang dies jedoch nur zu einem geringen Grade, und als es zum Gebrauche kam, zeigte es sich, daß der Säbel zwar äußerlich das Ansehen eines solchen gewonnen hatte, daß aber „die Klinge den Dienst versagte, weil sie von Blei war!“ Kurze humoristische Züge und Ausdrucksweisen, wie diese, sind überall, wo sie in den Briefen hervortreten, eben ihrer Kürze und Prägnanz wegen von um so durchschlagenderer Wirksamkeit (man vergleiche z. B. Seite 62, 63, 66, 75, 107, 110, 112, 113, 119, 136, 140—141, 233, 252, 306), als sie an dem vorherrschenden Ernste des Ganzen ihr Gegengewicht finden.

Dabei begleiten ihn überall auf dem mit vieltausendjähriger Geschichte gesättigten Boden Kleinasiens die lebendigen Erinnerungen an die gewaltige Vergangenheit desselben, denen er nicht selten in wahrhaft ergreifender Weise Ausdruck giebt. Nur ein Beispiel davon: „In einer sternenhellen Nacht“, so schreibt er dem Freunde in dem unten angeführten Briefe, „stand ich unlängst auf den Trümmern des alten Römerschlosses Zeugma**). Der Euphrat glitterte tief unten in einer felsigen Schlucht und sein Rauschen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julian im Mondenscheine vorüber. Von diesem selben Punkte hatten sie das Reich des Chosroes jenseits des Stromes gesehen, und gerade so gesehen; denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich, dem Andenken des großen Römer-

*) S. 232, Brief aus Diarbekir vom 12. April 1837.

**) Altes Castell an einem Brückenübergange des Euphrat.

volkes die goldenen Trauben zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht und die ich von ihres weiten Reiches westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe hinab, sie tauchte, tanzte und glitt den Strom entlang dem indischen Weltmeere zu. — Sie vermuthen aber sehr richtig, daß ich sie vorher geleert hatte! Ich stand da, wie „der alte Zecher“:

Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth
Ich sah ihn stürzen, trinken
Des Euphrat gelbe Fluth,
Die Augen thäten mir sinken —

Ich trank nie einen Tropfen mehr. Die Flasche hatte einen Fehler gehabt: sie war die letzte gewesen!“

Das oben citirte hervorragende Wort war mir, seiner bezeichnenden Kraft wegen, dreißig Jahre lang in der Erinnerung geblieben, und ich freute mich ordentlich, als ich es wieder las und den gleichen Eindruck verspürte. Seine Beschreibungen von Constantinopel und der Umgegend, von den zauberhaften Villen der Großen des Reiches, von seinen verschiedenen Audienzen bei dem Sultan, von einer Reise, die er im Gefolge desselben durch Bulgarien und Rumelien machte — „ganz en petit comité, aber doch mit achthundert Pferden“ (S. 125—145) — sind von der reizendsten Lebendigkeit und gesättigt mit Localfarben. Bei jener fünf Wochen dauernden Reise schildert er unter Anderem das Verhalten des Großherrn bei den verschiedenen Vorstellungen der Provinz-Beamten und städtischen Notabeln, wobei es öfters zu echt dramatisch-komischen Scenen kommt. Bei aller Unterthänigkeit der Formen“, schreibt er, „herrschten doch keines-

wegs der strenge Ernst und die Abgemessenheit der Etikette wie bei uns, und es hat etwas Gemüthliches, wenn der Padischah seine lange Pfeife im Phaëton „trinkt", auf dessen Rücksitz zwei Pagen sitzen, von denen jeder einen kleinen weißen Bologneserhund auf dem Schoß hält, während wir mit mächtigen Rosensträußen daneben reiten. In diesem Style der Zwangslosigkeit sind auch die Anreden des Großherrn an seine Unterthanen. Heute war eine große Austheilung von Ehrenmänteln (Harwani), und während der Sultan oben am Fenster saß, sprach sein erster Secretär für ihn unten im Hofe. Da Se. Hoheit aber selbst mehrmals einfielen, so entspann sich eine Art von Zwiegespräch zwischen dem Herrn und seinem redenden Organ. „Der Hunkjar, unser Kaiser" — sagte Wassaf-Effendi — „will, daß seine Vorschriften pünktlich vollzogen werden; Er wird künftig immer auf's Neue zu Euch wiederkehren, um sich selbst zu überzeugen, ob Alles ausgeführt, was er befohlen hat." — „Ja, aber alle Jahre geht das nicht, hei! hei! Effendi!" schaltet hier der Sultan ein. „Ganz recht", fuhr der Redner fort, „jedoch so oft es Se. Hoheit für nöthig finden werden."

Ich müßte das halbe Buch ausschreiben, wenn ich all' das Interessante an Schilderung und Darstellung hervorheben wollte, was es noch heute, nach so vielen über Constantinopel und den türkischen Orient geschriebenen Büchern — von denen ich nur als eines der vorzüglichsten des Freiherrn Alexander v. Warsberg „Ein Sommer im Orient" (Wien, Gerold 1869) erwähne — dem Leser darbietet. So will ich nur noch kurz auf die auch von Ritter hervorgehobene gewagte Beschiffung und Recognoscirung des oberen Euphratlaufes in der Terra incognita seines Taurus-Durchbruchs von Palu bis Samosata, sowie auf die, bis auf seinen kühnen Versuch ebenfalls unbekannt gebliebene, auf dem Tigris, von Diarbekir bis Mossul, hinweisen, — Unter-

nehmungen, die an Kühnheit des Wagnisses und Beschwerlichkeit der Strapazen ihresgleichen suchen; endlich auch auf die ergreifende Schilderung der Entscheidungsschlacht von Nisib und der ihr vorausgehenden Tage, in Folge deren Moltke's Mission im Oriente ein jähes Ende nahm, bei dem er selbst nur durch ein halbes Wunder dem Schicksal entging, seinen frühzeitigen Tod im Euphratlande zu finden.

II.

Der Tod des letzten Papstes.

Als ich im Frühlinge des Jahres 1845 zum ersten Male nach Rom kam und der mir befreundete, dort seit Jahren heimische deutsche Bildhauer Heinrich Kümmel mich auf meinem ersten Gange durch einige Straßen und Plätze der alten, drittthalbtausendjährigen Welthauptstadt als erwünschter Führer geleitete, machte er mich an der langen Straßenfronte des Quirinal-Palastes, durch welche wir dem Platze der Dioskuren des „Phidias und Praxiteles“ zuschritten, auf eine der Schornsteinröhren des Quirinal-Palastes aufmerksam, die von historischer Wichtigkeit sei. Auf meine verwunderte Frage: wie so? versetzte er launig: „Nun, der Dampf, welcher aus diesem Schornsteine von Zeit zu Zeit aufgestiegen ist und vielleicht bald wieder aufsteigen wird, ist weltgeschichtlicher blauer Dunst. Denn in diesem Schornsteine, müssen Sie wissen, werden bei der Papstwahl, wenn sie vollzogen, die Stimmzettel verbrannt, und der aufsteigende Rauch verkündet den harrenden Römern: che il Papa è fatto, daß der Papst gemacht ist, und daß Rom und die Welt wieder einen geistlichen Imperator, Christus wieder einen Stellvertreter auf Erden hat. Sie können solch' Ereigniß vielleicht hier selbst noch erleben, da Sie ja Jahr und Tag bei uns bleiben wollen; denn Papa Gregorio ist gute achtzig Jahre alt

und lebt durch die Kunst seines Leibarztes, unseres rheinischen Landsmannes Doctor Alertz, den Römern, die sehr nach einem neuen Papste verlangen, schon viel zu lange!"

Allein obschon ich in der That nahezu ein Jahr lang in Rom blieb, war ich doch nicht in der gedachten Weise vom Glücke begünstigt. Gregor XVI. lebte noch, als ich am 29. April 1846 Rom verließ; wiewohl nicht lange mehr. Denn kaum vier Wochen später erreichte mich auf der Rückreise nach Deutschland in Venedig die Kunde von seinem am 1. Juni erfolgten Tode, der für Rom und Italien wie für die ganze europäische Welt eine neue Epoche bilden sollte, deren volle Bedeutung freilich damals noch kein Mensch zu ahnen wagte. Ich bedauerte lebhaft, daß es mir nicht vergönnt gewesen war, dieses Ereigniß und die neue Papstwahl in Rom selbst zu erleben, wo, nach Briefen meiner dort zurückgelassenen Freunde, der Tod des alten, starren, allen liberalen Ideen, ja überhaupt allen und jeden Aenderungen des Alten im Leben, Staats- und Kirchenregiment feindlich abgeneigten Herrschers die freudigste Aufregung hervorgerufen hatte.

Das Letztere befremdete mich weniger. Es war zu erwarten; nicht blos, weil das Regiment des verstorbenen Papstes in seiner despotischen Härte und politischen Unfähigkeit während seiner langen fünfzehnjährigen Dauer wie ein Alp auf Rom und Italien gelastet und schweres Elend über beide gebracht hatte, sondern weil ich wußte, daß seit Jahrhunderten für Rom und die Römer der Tod jedes Papstes eine Art Freudenfest und daß man gewohnt gewesen war, ein solches Ereigniß in der Hauptstadt mit einer Art von Carneval wilder Ausgelassenheit zu feiern. War es doch in den Zeiten des Mittelalters ein stehender barbarischer Brauch, daß nach dem Tode eines Papstes Diener und Volk über die Gemächer des Todten herfielen, und

nicht allein diese, sondern auch den ganzen Palast plünderten, und was sie eben fanden, Gold, Silber, Prachtstoffe, Edelsteine, frech davonschleppten. Der sonderbare Zustand von Anarchie, in welchen Rom durch den Tod jedes Papstes versetzt wurde, veranlaßte solche Excesse. „Das Hinscheiden des Oberhauptes", sagt der deutsche Geschichtsschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, „brachte jedesmal ausgelassene Freude unter dem Volke hervor. Das Interregnum wurde wie eine Art Carneval angesehen, denn nach dem Tode jedes Papstes schien das Schiff Petri gestrandet und sein Gut herrenlos und plünderungsfrei *)." Und da nach der Sitte der neue Papst gehalten war, sofort nach seiner Ordination dem Clerus, den Klöstern und Schulen Roms reiche Geldgeschenke zu geben und Brot und Fleisch unter die Armen zu vertheilen, wozu er oft, wenn er den Schatz ausgeraubt fand, in sein eigenes Vermögen greifen mußte, um die Gierigen zu befriedigen, so gab es nach dem Tode eines Papstes in Rom ein doppeltes Fest: die Plünderung des Palastes des todten, und die Geschenke des neuen Papstes.

Die erwähnten Volks-Excesse fanden noch am Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts statt. Vor mir liegt ein altes, in Holland im Jahre 1724 in vermehrter zweiter Auflage erschienenes Prachtkupferwerk über die sämmtlichen Städte Italiens, von dessen vier Großfolio-Bänden der erste Darstellungen aus dem alten und neuen Rom enthält. Auf einem der riesigen Blätter desselben (Tafel LXXIX), auf welchem in neunzehn Abtheilungen, wie die Inschrift lautet, die Cérémonies des conclaves des Papes à Rome sehr ausführlich dargestellt sind, fehlt es denn auch nicht an einer solchen, welche uns den jedesmaligen Zustand anarchischer Unordnung, dem Rom

*) Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, III. S. 228.

nach dem Tode eines Papstes zu verfallen pflegte, sehr lebhaft durch blutige Tumultscenen auf Straßen und Plätzen vorführt. Die Darstellung trägt die Unterschrift: Désordre après la mort du Pape à Rome, welche schon durch ihre Fassung das Vorkommniß als ein regelmäßiges bezeichnet. In den letzten Menschenaltern haben nun freilich diese wilden Ausbrüche anarchischer Ausgelassenheit eine Abnahme erfahren; gewisse Reste davon haben sich jedoch noch in unserem Jahrhunderte erhalten. Zwar ward der Palast des zum neuen Papste erwählten Cardinals nicht mehr vom Volke ausgeplündert, allein seine Staatscarrosse verfiel den diensthabenden päpstlichen Schweizer Trabanten, die sich ihrer bemächtigten, während der Kutscher seine Peitsche zerbrach und vom Bocke stieg. In neuester Zeit löste jedoch der neue Papst Pferde und Wagen mittelst einer Summe von einigen hundert Scudi wieder ein.

Was nun den Tod des damaligen Papstes betrifft, so erfuhr ich über das traurig verlassene Ende des greisen Gregor XVI. in jenen Tagen durch Briefe allerhand Einzelheiten, mit denen man sich in Rom trug und die mir damals fast unglaublich erschienen. Dieselben wurden mir jedoch einige zwanzig Jahre später als durchaus richtig bestätigt durch die Lectüre der Memoiren M. d'Azeglio's, die zu dem Besten gehören, was in den letzten fünfzig Jahren in Italien geschrieben worden ist. D'Azeglio hatte einen großen Theil seines Lebens in Rom verlebt, wo sein Oheim einer der Cardinäle, und er selbst in der Lage war, Rom und römisches Wesen und Treiben durch weit tiefere Einblicke kennen zu lernen, als es sonst irgend einem Fremden möglich war. Er erlebte dort den Tod der Päpste Pius VII. und Leo XII. und die Erhebung ihrer Nachfolger auf den päpstlichen Thron (1823 und 1829), sowie das letzte Jahr der Regierung des sechszehnten Gregor, und nimmt dabei die Gelegenheit wahr,

übrigen" Peripatetiker, als Ergänzer ihres Meisters angeführt [1]), während endlich an einer Stelle ein namhafter Aristoteliker, der Alexandriner Aristo und „einige jüngere Peripatetiker" wegen ihrer Abweichung von Aristoteles hart getadelt werden [2]). Schon diese Nachricht von dem Schicksale der logischen Schriften der Peripatetischen Schule, und diese Andeutungen über ihr Verhältniss zu dem Organon ihres Meisters dürfen uns als ein erfreuliches Resultat unserer Untersuchungen über Appulejus Schriften gelten, die wir denn hier mit der Bemerkung schliessen, dass selbst in diesem logischen Traktat die Belesenheit des Verfassers in Aristoteles naturwissenschaftlichen Werken in der Benutzung einer in demselben mehrmals vorkommenden interessanten Observation über den Knochenbau des Krokodiles hervortritt [3]), indem mittelst derselben die Unrichtigkeit eines Schlusses dargethan wird.

---

1) Ebendas. p. 280.

2) Aristo autem Alexandrinus et nonnulli Peripatetici juniores quinque alios modos praeterea suggerunt universalis illationis, in prima formula tres etc. quod perquam ineptum est etc.

3) Nam et in inductione quaedam concedantur ut puta: „Homo inferiorem malam movet: equus inferiorem malam movet: item bos et canis. Ex istis acceptionibus in conclusione aliud quid infertur: Ergo et omne animal inferiorem malam movet. Quod cum sit in Crocodilo falsum, potes, superioribus concessis, illationem ipsam non recipere. Aristoteles gedenkt dieses Umstandes mehrmals; so de Animal. Histor. I, cp. 9. §. 6. III, cp. 6. §. 3. Schneid. p. 104 und ausführlich De partibb. Animal. IV, 11. Zu verwundern ist es, dass Schneider in den Curis posterioribus zu sei-

uns zu erzählen, „wie es bei dem Tode eines Papstes zuzugehen pflegt“ und wie es bei dem Tode des zuletzt verstorbenen Papstes zugegangen ist.

„Die Umstände“, heißt es in seinem vor drei Jahren erschienenen Buche „I miei ricordi“ II., p. 221, „welche den Tod eines Papstes zu begleiten pflegen, verdienen es wohl, daß ich davon einige Worte sage. Die Bräuche und Gewohnheiten, wie die halb-barbarischen Mißbräuche und Traditionen des Mittelalters sind überall eher als am römischen Hofe verschwunden. Das ist ganz natürlich: Rom fürchtet die Gegenwart und klammert sich an die Vergangenheit aus Instinkt der Selbsterhaltung. Wenn der Papst im Sterben liegt und an sein Wiederaufkommen augenscheinlich nicht wohl gedacht werden kann, so reißen plötzlich alle Bande, welche bis dahin seine intimsten Vertrauten und Hausgenossen an ihn knüpften. Die Interessen entfesseln sich. Es ist keine Zeit zu verlieren, denn es handelt sich um Stunden und vielleicht um weniger, und es ist nothwendig, sie zu benützen. Demzufolge macht sich Jeder rasch daran, zu nehmen und bei Seite zu bringen, was sein ist und auch das, was nicht sein ist: wichtige Papiere, Juwelen, Kostbarkeiten, baares Geld, Gewänder u. s. w. Es ist ein allgemeines Sauve qui peut, und in vielen Fällen stirbt der unglückliche alte Mann einsam und verlassen.“

So geschah es denn auch Gregor dem Sechszehnten, dessen Tod d'Azeglio fast ganz übereinstimmend mit demjenigen, was ich selber meinerzeit darüber erfahren hatte, folgendermaßen erzählt:

„Ein armer Gartenarbeiter des Belvederegartens, der dem Papste von Herzen zugethan war, weil derselbe bei seinem täglichen Spaziergange ihn öfters mit einigen Worten angesprochen

und ihm je zuweilen einen halben Scudo geschenkt hatte, erfuhr durch seine Bekannten unter den Domestiken, daß es mit dem Papste zu Ende gehe und daß derselbe im Verscheiden liege. Dieser arme Mensch konnte dem Drange nicht widerstehen, seinen Herrn und Wohlthäter noch einmal zu sehen. Er findet die geheime Treppe offen, steigt die Stufen hinauf, kommt an ein Zimmer, klopft an; Niemand antwortet. Er kommt an eine zweite Thüre, öffnet die, und findet wieder Niemand. Er öffnet eine dritte, findet sich in dem leeren Schlafzimmer des Papstes und sieht zu Kopfenden des Lagers einen Berg von Kopfkissen übereinander gethürmt. Der Sterbende hatte sich wahrscheinlich in einem Anfalle von Erstickung helfen wollen, sich aber dabei ganz auf eine Seite geworfen und hing mit Kopf und Oberleib von dem Lager auf den Boden herab, während der untere Theil des Körpers sich noch im Bette befand. Bei diesem jammervollen Anblick stürzte der arme Gärtner hinzu, um ihm zu helfen, und legte ihn, so gut er konnte, wieder auf das Bett in die richtige Lage. Dann ruft er ihn an, befühlt ihn und findet ihn bereits starr und kalt! Da wirft er sich weinend auf die Knie und betet ein „De profundis“ für den todten Papst. In diesem Augenblicke trat Einer von der päpstlichen Hausdienerschaft herein, der von einem Gange, auf dem er Sachen in Sicherheit gebracht hatte, zurückkehren mochte, erschrickt heftig, fährt den Gärtner scheltend an, bedroht ihn, wenn er ein Wort von dem spreche, was er gesehen, und jagt ihn dann fort. Aber — der Gärtner sprach.“

„Was nun aber“, fährt der Erzähler fort, „das Auffallendste ist, das ist der Umstand, daß, während solche Abscheulichkeiten in der Dienerschaft des Papstes möglich sind, die Vorzimmer des Palastes vollgefüllt sind mit Nobelgarden,

Schweizer-Hellebardieren, Schildwachen, Monsignori, Thürstehern, Dienern u. s. w. u. s. w. Rom, das erscheinende, und Rom, das wirkliche und wahre, werden immer ein großes Geheimniß sein für Jeden, der es nicht Jahre und Jahre lang gründlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat."

„Sobald nun der Papst gestorben ist, wird zunächst der Cardinal-Kammerherr (il cardinal camerlingo) davon benachrichtigt, der sich dann mit anderen Prälaten einstellt. Er ruft den todten Papst dreimal bei seinem Namen an, und da er natürlich keine Antwort erhält, so wird ihm auf einer Schüssel ein silberner Hammer mit einem Griffe von Ebenholz präsentirt, mit welchem er dreimal auf die Stirn der Leiche klopft. Damit gilt der Tod des Papstes als festgestellt, und es wird jetzt derselbe zuerst dem Senator von Rom gemeldet, den man aus dem Vorzimmer, wo er wartend steht, herbeiruft. Dann wird dem todten Papste der Fischerring (annulus piscatoris) abgezogen und zerbrochen, worauf der „Senator" die Worte spricht: „Jetzt also übernehme ich das Regiment von Rom" (Io prendo dunque il Comando di Roma). In der That aber übernimmt er ganz und gar nichts, als daß er, nach dem Capitol zurückgekehrt, den Befehl gibt, die große Glocke des Capitol-Thurmes ertönen zu lassen, deren Stimme sich bald die Glocken aller Kirchen von Rom anschließen. Nach vierundzwanzig Stunden wird die Leiche in eine leere Kammer getragen, deren Fußboden etwa einen Palm (¼ Fuß) hoch mit Sägespänen bedeckt ist, und dort auf einen Tisch hingestreckt. Hier wird der Körper geöffnet, Herz und Eingeweide werden herausgenommen und in ein Gefäß gelegt, das nach der Kirche von Santa Anastasia (in der Nähe des alten Circus Maximus) gebracht wird. Dann wird der Körper einbalsamirt, mit den pon-

tifikalischen Gewändern bekleidet und in feierlich prächtigem Aufzuge die Treppen hinab in den Sanct Peter getragen und in der Capella di Sagramento ausgestellt."

Die Exequien eines Papstes, die, wie alle Ceremonien des katholischen Cultus, einen gewissen künstlerischen, etwas theatralischen Charakter haben, dauern neun Tage und heißen die neuntägigen (i Novendiali). Drei Tage hintereinander bleibt die Leiche auf einem abwärts geneigten Gerüste in der sogenannten Sacraments-Capelle der Peterskirche in ihrer Prachtkleidung, aber mit bedecktem Gesichte, ausgestellt, die Füße dicht an dem Gitter, welches die Capelle von der Kirche trennt, damit das neugierig vorbeipassirende Volk sie küssen kann. Jeden Tag findet eine Leichenfunction statt. Inmitten des Hauptschiffes ist ein riesiger Katafalk errichtet, der bis an die Höhe der Corniche reicht.

Sobald die „Novendiali" vorüber sind, beginnt unmittelbar darauf das Conclave, dem sodann die Feierlichkeiten der Erhebung (esaltazione) des neuen Papstes folgen, worauf dann Alles eine andere Gestalt gewinnt. Die Cardinäle und ihre Umgebungen, die Monsignori, die Hofangehörigen aller Klassen legen die Trauerfarben ab, und erscheinen in der farbenreichen Pracht ihrer verschiedenen Festtrachten. Die Wände der Kirchen schmücken sich mit ihren Festgewanden, und wenn der neu erwählte Papst zum erstenmale als solcher in der Sedia gestatoria mit echt byzantinischem Pompe unter dem Jubel des Volkes zum St. Peters-Dome getragen wird, kann er, im Hinblicke auf das triste Lebensende seines Vorgängers, auch ohne daß ihm die allegorische „Wergflocke" (la Stoppa) vor den Augen mit dem Zurufe: „Sic transit gloria mundi!" verbrannt wird, sich sagen, daß jenes Schicksal bald auch das seine, und

sein Tod gleicher Anlaß zur Freude des popolo Romano sein wird.

Der letztverstorbene Papst hat sein Grabdenkmal in der Peterskirche. Die zahlreichen Cardinäle, welche er während seines Regiments ernannt, haben es ihm, ebenso prachtvoll als geschmacklos, nach Amici's Zeichnungen in der Capelle der Madonna del Soccorso, der fünften rechter Hand vom Hauptschiffe des Doms, aufrichten lassen. Aber der Sarg mit seiner einbalsamirten Leiche steht noch in dem für die erste Beisetzung der Leichen der gestorbenen Päpste bestimmten oberen Verschlußraume einer Wandnische, in welchem ihm sein Vorgänger vor 26 Jahren Platz machen mußte, und erwartet seine Ablösung durch seinen Nachfolger Pio nono, die menschlichem Denken nach nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen wird. Pius der Neunte ist der zweihundertundsechzigste Papst in der fast zweitausendjährigen, pharaonenhaft langen Reihe der geistlichen Imperatoren, welche auf dem Stuhle des galiläischen Fischers gesessen haben, die meisten unter ihnen geborne Römer oder doch Italiener. Aber auch Griechen, Franzosen, Engländer, Spanier und Deutsche finden wir unter ihnen das ganze Mittelalter hindurch bis zum Jahre 1522, wo der letzte nichtitalienische Papst in der Person des sechsten Hadrian, eines Deutschen, den Thron bestieg. Damit, daß seitdem bis heute, vierthalb Jahrhunderte lang, das große Prinzip aufgegeben wurde, daß die Nationalität des Papstes gleichgiltig sei — ein Prinzip, welches aus dem weltbürgerlichen Geiste des Christenthums entsprang, das die Nation in die Menschheit aufgehen läßt — lieferte das Papstthum selbst, wie Gregorovius bemerkt, ein Zeichen der verengerten Grenzen seines weltumfassenden Machtgebietes*). Das neue

*) „Gesch. d. Stadt Rom". III., 438—39.

Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes — des neunten Pius verhängnißvolles Lebenswerk — wird schwerlich dazu beitragen, diese Grenzen wieder zu dem alten Umfange zu erweitern. Gewiß aber ist es, daß das nächste Conclave nicht mehr im Quirinal-Palaste abgehalten werden und daß der welthistorische Schornstein desselben keinen Rauch mehr von verbrannten Wahlzetteln in die Lüfte steigen lassen wird.

III.

Edgar Quinet & Comp.

Die Erfahrungen, welche ich nach dem Ausbruche des letzten französischen Krieges, und zumal seit der Katastrophe von Sedan, mit und an meinen französischen Freunden gemacht habe, lassen mich häufig an ein Wort Ludwig Bamberger's gedenken, der am Anfange seiner trefflichen kleinen Schrift: „Zur Naturgeschichte des französischen Krieges" (Leipzig, 1871) sich zu dem Ausrufe gedrungen fühlte: „Soviel steht fest, Niemand kann sich rühmen, vor dem 6. Juli des Jahres 1870 die Franzosen gekannt zu haben!"

Ein solches Bekenntniß wiegt schwer in dem Munde eines Mannes, der, zwanzig Jahre in Frankreich lebend, in Paris als großer Geschäftsmann angesessen, durch Umstände und Beobachtungsgabe gleich befähigt war, den französischen Charakter zu studiren und kennen zu lernen; eines Mannes, der in dem Lande und Volke, für welche er eine ausgesprochene Vorliebe hegte, zahlreiche Bekannte, Geschäftsverbundene und Freunde aus allen Lebenskreisen und Berufsarten sich gewonnen hatte, und der endlich, als er nach dem Ausbruche des Krieges Paris und Frankreich verließ, sich in der Lage befand, so gut wie gar nicht von den Verfolgungen und Schädigungen betroffen zu werden, welche durch den brutalen Grimm des bis zur Raserei

Es war ein Traum! Kein Einziger von allen meinen zahlreichen französischen Bekannten und Freunden hat meine Erwartungen erfüllt. Und doch — hätte mir Jemand zu Anfang des Jahres 1870, ja noch in den ersten Julitagen jenes Jahres vorausgesagt, was ich seitdem erlebt habe, daß sie Alle, aber auch Alle ohne Ausnahme, in das allgemeine Wuthgeschrei des Hasses gegen unser Volk einstimmen, daß sich kein Einziger unter ihnen finden würde, der sich auch nur einigermaßen Besonnenheit, Maß und Gerechtigkeit des Urtheils zu bewahren im Stande wäre — ich hätte ihm nimmer geglaubt.

Zu den bedeutenderen Franzosen, welche ich in den letzten Jahren vor dem Kriege kennen lernte, und zwar intimer kennen lernte, als es sonst wohl zu geschehen pflegt, gehörte der französische Schriftsteller Edgar Quinet, der, seit 1852 aus Frankreich exilirt, in der französischen Schweiz am Ufer des Genfer Sees in Veytaux lebte. Ich hatte die schriftstellerische Laufbahn und Wirksamkeit des weiland vielgenannten Mannes, der lange Zeit mit seinem Freunde Michelet als einer der Hauptvertreter französischen Freisinnes und philosophischer Aufklärung galt, mit Aufmerksamkeit begleitet, hatte erst kürzlich sein im Jahre 1865 erschienenes Geschichtswerk über die erste französische Revolution, in welcher er aus den ungedruckten Memoiren des Convent-Mitgliedes Baudot manche wichtige neue Aufschlüsse und Beiträge zur Kritik des welthistorischen Ereignisses gegeben hatte, mit großem Interesse gelesen. Ich versäumte es daher nicht, als ich im Frühsommer 1867 von Italien nach Glion am Genfer See kam, auf die Einladung seines mit uns in einem Hause wohnenden Freundes, des National-Oekonomen Prosper Paillotet, dem verbannten Schriftsteller meinen Besuch zu machen, und hatte alle Ursache, mir zu einer Bekanntschaft Glück zu wünschen, die, während nahezu eines

ganzen Jahres durch fast tägliche Zusammenkünfte und gemeinsame Spaziergänge an den herrlichen Ufern des Sees zwischen Chillon, Veytaux und Montreux unterhalten, mir vielfachen Genuß gewährte und zu immer näherer gegenseitiger Vertrautheit und Theilnahme heranwuchs.

Edgar Quinet stand damals in der Mitte der Sechzig. Obschon von einem Nervenleiden angegriffen, das ihn die sonnigen Tagesstunden meiden und nur Abends gegen Sonnenuntergang seine Spaziergänge machen ließ, war er noch immer eine stattliche Erscheinung. Sein noch wenig ergrautes, langes blondes Haar und die feinen länglichen Formen seines Kopfes mit den hellen blauen Augen und dem feingeschnittenen Munde gaben ihm weniger das Ansehen eines Franzosen, als das eines Engländers oder eines Deutschen. Das Gesicht, dessen Züge uns ein wenig an Varnhagen erinnerten, war von Schwermuth überschattet; denn das lange Exil — es waren gegen siebzehn Jahre, daß er Paris und Frankreich hatte mit der Fremde vertauschen müssen — und der tiefe Kummer über die Zustände seines Vaterlandes lasteten schwer auf dem Verbannten. In Betreff seiner Rückkehr nach Frankreich schien er fast hoffnungslos zu sein; denn er wollte den Boden seines Heimatlandes nicht wieder betreten, „so lange es unter der Knechtschaft de cet homme schmachte". Zu dessen Beseitigung aber schien, wie er selbst bemerkte, damals weniger als jemals Aussicht. „Cet homme a tué la conscience humaine en France!" war ein Ausruf, den er mehr als einmal wiederholte, wenn er über die gegenwärtigen politischen und Sittenzustände Frankreichs sprach. Ich hatte des Wortes gegen ihn erwähnt, das Charles Blanc, Louis Blanc's Bruder, vor einigen Jahren in Paris zu mir geäußert: „Nous sommes corrompus jusqu'à la moelle des os!" Er bestätigte das durchaus. Der gelungene Staatsstreich

Selbst das Mittelalter kannte diese Seite der Studien des Appulejus. Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen citirt in seinem Werke über die Falkonirkunst bei einer naturhistorischen Bemerkung den Appulejus neben Aristoteles, ohne jedoch das betreffende Werk des erstern zu nennen [1]).

Hier nun möchten wir unsere Bemerkungen über Appulejus abschliessen, — abschliessen! ruft wohl mancher unserer geneigten Leser, ohne der Schrift auch nur gedacht zu haben, die vor allen übrigen in den Bereich dieser Untersuchungen gehört? Das heisst doch warlich nach Röm reisen und weder Papst noch St. Peter sehen!

Einen kleinen Augenblick Geduld. Wir erinnern uns, dass Aristoteles selbst einmal, bei einer ähnlichen Gelegenheit, vor dem Beginne einer Untersuchung sich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren kann, wie es jedem Wohlwollenden und Fried-

---

ner Ausg. der Thiergeschichte, wo er (Theil IV, p. 413—418) ausführlich über die Aristotelischen Notizen von diesem Thiere redet, unsrer Stelle nicht gedenkt.

1) Fridericus II. Imp. de arte venandi cum avibus sive de re accipitraria (ap. Oud. T. II, p. 609): Ciconiae et illae, quae dicuntur ab Aristotele in libris animalium Pellecani, qui ab Appulejo dicuntur Cofani vgl. Arist. St. et An. VIII, 14. §. 2. Schn. T. 3. p. 621. IX, cp. 11. Comm. p. 77. Ueber das Werk des kaiserlichen Schriftstellers selbst vgl. Schneider praef. ad Arist. Hist. d. Animal. praef. p. XXIX sqq.

und „das lange Regiment des Verbrechers“ haben Frankreich durch und durch in allen Lebensbeziehungen vergiftet, den öffentlichen Geist verderbt, die Charaktere gebrochen und den niedrigsten Egoismus und Materialismus an die Stelle der Hingebung an das Allgemeine und an ideale Interessen treten lassen. „Seitdem ich es erlebt habe“, setzte er hinzu, „daß selbst der schmähliche Ausgang des mexikanischen Abenteuers nicht im Stande gewesen ist, eine Erhebung der französischen Nation gegen den elenden Tyrannen hervorzurufen, seitdem verzweifle ich daran, daß eine solche Erhebung überhaupt bei seinen Lebzeiten möglich sein wird; und — er ist sieben Jahre jünger als ich! Ich werde im Exile sterben“.

Es war in der Zeit der kriegsschwangeren Luxemburger Frage, und ich bemerkte ihm, daß vielleicht Napoleon III. zu einem Zusammenstoße mit Preußen und Deutschland getrieben werden könnte, der Frankreich im Innern Luft zu einer Revolution schaffte. Er gestand, daß er diese Hoffnung theile. „Aber für diesen Fall“, sagte ich, „ist es nothwendig, daß Frankreich in einem solchen Zusammenstoße den Kürzeren zieht“. — „Warum?“ fragte er lebhaft. — „Nun“, versetzte ich, „darum, weil nur in einem solchen Falle Ihr Frankreich von seinem Despoten frei werden kann. Denn wenn Napoleon in diesem Kriege glücklich wäre, Deutschland besiegte, den Rhein gewänne und den norddeutschen Bund, den Anfang unserer Constituirung zu einem einheitlichen Deutschland, vernichtete, so würden, an der Spitze einer siegreichen Armee, getragen von einem Erfolge, welcher der populärste in Frankreich ist, seine Herrschaft und seine Dynastie mehr wie jemals gefestigt und jede Aussicht auf innere Befreiung Frankreichs auf lange Zeit verloren sein!“ Er stutzte einen Augenblick; dann aber erklärte er mit leidenschaftlicher Heftigkeit: „Nein, ich kann ein Unter-

liegen der französischen Waffen nicht zugeben, kann es als Franzose niemals wünschen!" — „Selbst dann nicht", warf ich ein, „wenn, wie es hier der Fall sein würde, die Sache, für die Frankreich kämpfen würde, die schlechtere sein sollte?" — „Nein, auch dann nicht!" erwiderte er; „j'ai toute confiance dans les forces de mon pays; je veux le croire invincible!" — „Nun denn, so muß Frankreich sich darauf gefaßt machen, unter seinem Joche zu verbleiben!"

Da hatte ich denn den richtigen Franzosen! Im Herbste desselben Jahres fand die zweite römische Expedition des Napoleon'schen Frankreichs statt, bei welcher die Chassepots ihre bekannten mörderischen „Wunder" gegen die Garibaldianer bei Mentana thaten. Ich fand Quinet darüber in Verzweiflung. „Die erste Expedition im Jahre 1849", rief er schmerzbewegt aus, „hat Frankreich seine Freiheit gekostet, gebe der Himmel, daß uns diese zweite nicht noch theurer zu stehen kommt!" Er reichte mir ein Blatt des Pariser „Temps" vom 7. November 1867, in welchem er seinem Herzen Luft gemacht hatte. Ich fand in demselben, was ich in unseren Gesprächen schon mehrfach gehört hatte. Der schrecklichste Gedanke war ihm der, daß Deutschland aus dieser Expedition zu Gunsten der Theokratie und des Papstthums, zu Gunsten der Sache der Unfreiheit Kapital machen, daß dieselbe für Preußen, wie er sich ausdrückte, ein zweites Sadowa bedeuten werde. Es war merkwürdig, zu gewahren, wie richtig er dabei die deutsche, von Preußen vertretene Sache würdigte. Er rief seinen Landsleuten zu: „Frankreich ist Schuld daran, daß diesem von Preußen repräsentirten Deutschland die Mission zufällt, die Frankreich einst gehörte, die Aufgabe, den modernen Staat (l'état moderne) zu repräsentiren, den Staat der Denkfreiheit und religiösen Glaubensfreiheit. Deutschland ist sich dessen bewußt, — das bezeu-

gen alle ſeine Lebensäußerungen in Literatur und Politik. Es weiß ſich in dieſer ſeiner Miſſion als den geiſtigen Erben ſeines Kant und ſeines großen Friedrich, und Frankreich, das ſich auf die Seite des Alten, der Unfreiheit, der Theokratie geſtellt hat, hilft Deutſchland dazu, ſein Glück zu machen.“ Dann hieß es weiter: „Die deutſche Race iſt es, die den großen Schritt thut, der uns unſern Platz in der Sonne der Theilnahme der Völker nimmt, und ſich an unſere Stelle ſetzt!“ — Ich konnte nur wiederholen, was ich ihm früher geſagt hatte: „Und dieſem bonapartiſtiſchen Frankreich und ſeinem Inhaber wünſchen Sie trotz alledem und alledem bei dem herandrohenden Kampfe den Sieg über uns, die wir, wie Sie ſelbſt bekennen, die beſſere Sache vertreten?“

Quinet galt für einen der wenigen Kenner Deutſchlands unter ſeinen Landsleuten, und er legte großes Gewicht auf dieſe ſeine Kenntniſſe unſerer Literatur und unſeres Landes und Volkes. Ich fand indeß bald, daß es damit eben nicht weit her war. Zwar hatte er als junger Menſch von einigen zwanzig Jahren einige Zeit in Heidelberg gelebt und Herder's „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit“ in's Franzöſiſche überſetzt. Aber Deutſchland ſelbſt hatte auch er nicht kennen gelernt, da er nicht über Baden hinausgekommen war, und ſeine Bekanntſchaft mit unſerer Literatur erſchien mir nicht ſehr bedeutend, da ſie ſich in der Hauptſache auf Dies und Jenes aus der Weimar'ſchen Literaturperiode und einiges Hiſtoriſche und Philoſophiſche beſchränkte. Was unſere geſchichtliche Literatur betrifft, ſo fand ich in ihm, wie in allen meinen franzöſiſchen Bekannten, einen leidenſchaftlichen Gegner Sybel's und ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolutionszeit, weil deſſen gründliche Forſchung zuerſt der Revolution einen großen Theil des traditionellen Nimbus geraubt hatte, mit welchem franzöſiſche Darſtellung ſie zu um-

geben gewohnt gewesen war. Im Uebrigen hatte ich während der ganzen Zeit unseres Verkehrs anzuerkennen, daß er über Deutschland und die Deutschen sich stets in der achtungsvollsten Weise äußerte; daß er uns um unsere verbreitetere Volksbildung, um unser Schul- und Universitätswesen, um unsere reineren Sitten, unsere festere Moral im Verhältniß zu dem heutigen Frankreich fast beneidete. „Avec tout cela votre Allemagne ira loin!“ rief er einmal seufzend aus. Ich sah wohl, daß dabei die Absicht, dem Deutschen etwas Angenehmes zu sagen, nicht ganz ohne Einfluß blieb, wie ich denn auch wohl bemerken konnte, daß all das Gute und Anerkennende doch immer in einer gewissen herablassend patronisirenden Weise geäußert wurde, welche ich überall bei Franzosen in ähnlichem Falle wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hatte. Aber so viel stand doch fest: uns für „Barbaren“ zu halten, war der Mann meilenweit entfernt, der unserem Volke „den Ehrgeiz und die Fähigkeit zu einer solchen erhabenen Mission“, wie die oben erwähnte, zuschrieb, wenn er es auch beklagte, daß dasselbe durch Frankreichs Fehler habe eine solche vortheilhafte Position nehmen können.

Hier nur noch ein kleiner Zug zum Beweise, wie empfänglich er damals für deutsches Wesen und dessen Gemüthlichkeit war. Gegen das Ende unseres Aufenthaltes mußte er das Haus in Beytaux, welches er mit seiner Frau, einer gebornen Moldauerin, seit langen Jahren bewohnt hatte, mit einer andern Wohnung vertauschen, welche seine Frau glücklicherweise in dem nächstgelegenen kleinen Orte ausfindig gemacht und, ohne daß er selbst es wußte — denn sie hatte ihm die Kündigung ihrer alten Wohnung bis zu den letzten Tagen verborgen gehalten, um ihn in seinen Arbeiten nicht zu stören — fast völlig eingerichtet hatte. Wir Beide, Fanny Lewald und ich, die im

Geheimniß waren, trugen Tags zuvor, ehe er einzog, einer alten norddeutschen oder vielmehr ostpreußischen Sitte gemäß in die neue Wohnung eine Vase mit Salz, Brot und einem in das letztere gesteckten Geldstücke, umgeben von einem Blumenkranze, als symbolischen Ausdruck des Wunsches: daß es in der neuen Wohnung den Bewohnern weder am Nothwendigen noch am Schönen fehlen möge. Eine Zuschrift, die ihm den Sinn erklärte und die von einem Lorbeerkranze begleitet war, rief dem Exilirten das: Omne solum viro forti patria! zu, erinnernd an die zahlreichen Verbannten der großen englischen und der ersten französischen Revolution, welche einst an den gastlichen Ufern dieses See's ihre Zuflucht gefunden*). Ich werde nie den Eindruck vergessen, den diese unbedeutende Aufmerksamkeit augenscheinlich auf den Mann gemacht hatte. Als wir ihn in der neuen Wohnung zu begrüßen kamen, schloß er mich tief gerührt in die Arme, indem er wiederholt ausrief: „Es sind nur Deutsche, die so an Fremden theilzunehmen vermögen! Ich habe das auch heute meinen Freunden nach Paris geschrieben und werde es niemals vergessen!"

Und von eben diesem selben Manne, mit dem wir fast Jahr und Tag in solcher Weise verkehrten, der unser Volk achten und schätzen zu müssen bekannte, der dasselbe an Herzensgüte, Redlichkeit und Moralität fast über das seinige zu stellen sich herbeiließ, und der offen anerkannte, daß es mit seinen Bestrebungen die Sache des modernen Staates und der Geistesfreiheit vertrete — von eben diesem selben Manne mußte ich zwei Jahre später erleben, daß er nach dem Ausbruche des Krieges, den Frankreich

*) Das Wort Seneca's stand als Inschrift an dem Hause, in welchem der exilirte Ludlow, einer der Richter des enthaupteten Königs Karl I. von England, gewohnt hatte. Ein fanatischer Royalist aus England kaufte die Tafel in neuerer Zeit und führte sie nach England.

in der frevelhaftesten und ungerechtesten Weise gegen Deutschland begonnen hatte, sich den wildesten Schmähern und Schimpfern über unser Volk zugesellte, blos weil dies Volk sich nicht von den „unbesiegbaren“ französischen Waffen hatte schlagen lassen, sondern sich die Freiheit genommen hatte, den frechen Angreifer seinerseits zu Boden zu schlagen! Daß dieser unser Sieg es gewesen war, der dem Herrn Quinet die Rückkehr in sein Vaterland möglich gemacht, welches wiederzusehen er bereits verzweifelt hatte, bedachte er ebensowenig, als irgend ein Franzose daran dachte, daß nicht sie sich, sondern wir Deutsche sie von ihrem „Despoten“ befreit hatten. Da wir Deutsche „nach Sedan“ nicht sofort mit der neuen, am 4. September durch einen Pariser Straßentumult improvisirten Republik fraternisirt hatten und nach Kuß und Umarmung mit einem Stück Geld wieder nach Hause gegangen waren, — eine Zumuthung, die man nur machen, einen Glauben, den man nur hegen konnte, wenn man die Deutschen für verklärte Engel mit Flügeln an den Schultern oder — für unergründlich dumme Teufel hielt — so waren wir jetzt auch für Freund Quinet einfach „Barbaren“, „Hunnen und Vandalen“.

Mit wahrem Erschrecken sah ich das Gebahren des einst geachteten Mannes. Er war mir ein schlagendes Beispiel, bis zu welchem Grade das Uebermaß verwöhnter Eitelkeit Individuen und Nationen fortzureißen im Stande ist. Frankreich war seit Jahrhunderten das enfant gâté Europa's gewesen. Seine Sprache und seine Literatur, seine Lebens- und Umgangsformen, seine Moden und Sitten hatten eine unbestrittene Suprematie über Europa geübt; seine Revolution hatte das französische Volk als das „Vorvolk“ der Welt hingestellt, und selbst die Tyrannei des ersten Bonaparte hatte wenigstens den Zauber der Erhabenheit unerhörter Kriegserfolge und den Strahlenkranz

der Gloire als Ersatz für die von ihm in die Tasche gesteckte Freiheit gegeben — einen Ersatz, den selbst der constitutionelle Bürgerkönig durch den Kultustempel, den er als Herbergsvater „aller Gloiren Frankreichs“ im Versailler Schlosse aufrichtete, als einen schützenden Regenschirm über sich und seine Dynastie zu halten beflissen war. Von dieser Stellung heruntergeworfen zu sein, und zwar heruntergeworfen zu sein durch das jüngste aller europäischen Kulturvölker, durch diese Deutschen, die man sich zu verachten, geringzuschätzen und höchstens zu bemitleiden gewöhnt hatte — das war zu viel für den Jahrhunderte lang im Treibhause der Eitelkeit aufgewucherten französischen Hochmuth. Dieser jähe Umschlag hat selbst einen Quinet, wie sein Buch: „Le siége de Paris“ mir bewies, den richtigen Verstand genommen. Ich erhielt und las dasselbe, als Paris schon capitulirt und unmittelbar darauf die Kommunistenbande an der unglücklichen Stadt bereits ihr die Menschheit entehrendes Werk gethan hatte. Die kurze Vorrede war vom 11. Februar 1871. Sie berauschte sich, wie die ganze Schrift, in Phrasen über die Heldenthaten von Paris, an welche denkend jeder Franzose das Recht habe, zu sagen: Je ne suis pas vaincu! Es war ein Wesen, das ganz dicht an den Tambour-Major französischer blague, an Victor Hugo streifte. Auch nicht eine einzige Seite in dem ganzen Buche, bei der ich mich nicht hätte an den Kopf fassen und mich fragen müssen: Ist dies möglich? Ist dies wirklich der Edgar Quinet von Beytaux?

Wir *Deutschen*, was waren wir jetzt in seinen Augen geworden? „*Barbaren*“, „*Meineidige*“, „*süßliche Vandalen*“, „die falsch schworen, daß sie nur gegen Napoleon, nicht gegen Frankreich Krieg führen würden (pag. 114, 118, 124)“; ein Volk, dessen „Cynismus in der Schamlosigkeit so weit geht, daß es frech alle diejenigen sittlichen Grundsätze verleugnet,

die es früher selbst als Richtschnur des Wahren aufgestellt hat" (pag. 116); ein Volk, „das sein eigenes geistiges Licht ausgelöscht hat und nun auch das der übrigen Völker Europa's auslöschen will, weil es der Nacht bedarf pour sa grande orgie tudesque, qu'elle appelle son époque". Und die Siege dieses Barbarenvolkes haben den Hort der Humanität, der Freiheit und des Rechtes, haben Frankreich niedergeworfen und bewirkt, „daß Europa jetzt nur noch ein Körper ohne Seele, der Gnade einer Horde Uhlanen hingegeben ist!" Aber getrost! „Frankreich ist vom Cäsarismus befreit und Deutschland stürzt sich in denselben hinein; es erniedrigt sich, während wir uns erheben!" Noch mehr! Dem deutschen Streben, zu politischer Macht und Geltung zu gelangen, ist die verdiente Strafe bereits auf dem Fuße gefolgt. Es ist jetzt „aus" mit dem, was wir Deutsche an geistigen Schätzen bisher besaßen, mit unserer großen Philosophie, unserer Moralität, unserer Literatur. Mit der ersteren wußten wir ohnehin ohne französische Hülfe nichts Rechtes anzufangen. „Der berühmte Professor Creuzer in Heidelberg fragte mich einst" — so erzählt Herr Quinet — „wie es doch kommen möge, daß er (Creuzer) die deutsche Philosophie nur dann begreife, wenn sie ihm ein Franzose explicire?" — „Das sei kein Wunder", habe er ihm geantwortet; „denn: pour descendre dans un caveau il faut une lanterne!" — „Weil Frankreich dies Licht der Welt ist", fährt er fort, „darum haben die Deutschen geschworen, es auszulöschen!" (pag. 116—117.) — „Berlin will sich an die Stelle von Paris setzen. Es will in den Künsten und Wissenschaften, in der Literatur, Philosophie und Aesthetik die erste Stelle einnehmen. Der Rector der Berliner Universität, assistirt von dem Doctor Gervinius (sic!) und dem Doctor Mommsen, wird für Paris den dirigirenden Meister spielen (régentera Paris)." — Beiläufig bemerkt: Der große

französische Kenner Deutschlands und seiner Literatur kennt von dem größten deutschen Historiker unserer nationalen Literatur nicht einmal den Namen richtig! Was würde er von einem deutschen Schriftsteller sagen, der ihn selber als Monsieur Quinay citirte!

Doch genug und übergenug. Armer Quinet! Die obige Schrift war das Einzige, was mir seit dem Ausbruche des Krieges von ihm als Lebenszeichen auf meine freundliche Zuschrift zugekommen ist, und ich muß bekennen, daß der Unwille, den mir Anfangs die Beschimpfung meines Volkes in derselben einflößte, bald von dem Mitleid überwogen wurde, welches ich bei dem Anblicke einer solchen Geistesverirrung eines der bedeutenden Schriftsteller des heutigen Frankreich empfand. — Zur Selbsterkenntniß zu gelangen, scheint den Franzosen unmöglich. Aber wie kann das anders sein, wenn ihre ersten Geister alle ohne Ausnahme die Nation in ihrer verblendeten Eitelkeit bestärken, und wenn die Wenigen, die „was davon erkannt", sich entweder in feiges Schweigen hüllen, oder, wie z. B. der in Deutschland sehr überschätzte Herr Ernest Rénan, die Wirkung der Wahrheiten, welche sie ihren Landsleuten gelegentlich über ihren Leichtsinn, ihre Eitelkeit und ihre Unwissenheit zu sagen sich erlaubten, durch den schmeichlerischen Zusatz wieder aufheben; daß trotz alledem und alledem „keineswegs zu wünschen sei, daß der französische Charakter sich irgendwie ändere*)."

*) Vgl. Ern. Rénan, „Questions contemporaines" pag. 113.

IV.

Der 15. Juli 1870 in Berlin.

Städte haben, wie einzelne Menschen, ihre großen Tage, in denen alle ihre tüchtigen Eigenschaften wie in einem Brennpunkte versammelt an's Licht treten.

Ein solcher Tag war für Berlin der 15. Juli des Jahres 1870. Die Eindrücke, welche ich an diesem Tage von der Haltung der Hauptstadt meines Vaterlandes empfing, gehören zu den größten und erhebendsten meines Lebens. Sie sind nicht verwischt worden durch die ungeheuren Ereignisse, welche diesem Tage folgten: durch die Reihe beispielloser Siege, die ein Kaiserthum zertrümmerten und den frechen Uebermuth des unerhörtesten Angriffs in den Staub warfen; nicht vermindert worden durch die berechtigten Ausbrüche des Jubels über die Thaten unseres Heldenheeres, über Sedan, Metz und Paris, über den endlich glorreich gewonnenen Frieden und die Aufrichtung des theuren Gesammtvaterlandes zu einem einigen Reiche deutscher Nation. Ja selbst das unvergeßliche Schauspiel des triumphirenden Heimkehr-Einzuges am 16. Juni 1871 — des größten, das Berlin gesehen, seit die Geschichte von ihm redet — es hat nicht vermocht, die Erinnerung an jenen Tag bei mir zurückzudrängen, an welchem die eisernen Würfel in den Becher ge-

fertigen so natürlich ist, wenn er sich genöthigt sieht, „zur Rettung der Wahrheit“ selbst gegen Ansichten von Männern sich zu erklären, denen er lieber nur Hochachtung und Beistimmung zollen möchte. In diesem Falle befinden wir uns gegen den neusten Uebersetzer der fraglichen Schrift von der Weltordnung, dessen mehr als kühne Kritik schon wegen der Gewaltsamkeit der Form bei manchen, selbst da wo er das Recht, wenn nicht ganz, doch zum guten Theil auf seiner Seite hat, den Widerspruch aufreizen muss; geschweige denn da, wo das Gegentheil als erweisbar sich nahe stellt. Denn sollte nicht, schon allein so vielen und so bedeutenden Auctoritäten, Meistern der Alterthumskritik wie Jos. Scaliger und J. Lipsius gegenüber, die Erklärung etwas zu hart klingen: dass man auch in dieser Schrift den individuellen und, wie alles Individuell-Charakteristische, in Wahrheit unnachahmlichen Typus des Aristotelischen Styls, der freilich nur dem einzigen Beobachter wahrnehmbar, wiedererkenne, und es demnach für eine vollkommene Unmöglichkeit ansehen müsse, dass irgend ein andrer ihr Verfasser sei? Und dann, wohin soll in der Kritik die durchgehende absichtliche Vernachlässigung aller historischen Momente führen, die sich in der weitern Ausführung dieser Behauptung so offen und schenlos kund giebt?

Was wir im Folgenden über diesen Gegenstand zu sagen gedenken, darf und kann auf erschöpfende Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen. Diese erfordert eine Ausführlichkeit, welche Eben-

than wurden, deren Wurf entscheiden sollte über das Schicksal Preußens und Deutschlands.

Der Anfang des Monats Juli bildet für Berlin den Beginn der allgemeinen Reise-Auswanderung, zu welcher die Unerträglichkeit des Berliner Sommerklima's viele Bewohner nöthigt. So hatte denn auch bis zum 8. und 9. Juli des Jahres 1870 fast der ganze Kreis unserer zahlreichen Bekannten die sonnenbrandige, stauberfüllte Hauptstadt verlassen, um an den Gestaden der Ost- und Nordsee, in den Bädern Schlesiens und Böhmens, oder in den grünen Waldbergen Thüringens und der Schweiz Erquickung und Erholung zu suchen. Wir selbst waren diesmal länger als gewöhnlich zurückgeblieben, weil die Beendigung literarischer Arbeiten sich verzögert hatte. Aber am 10. standen auch unsere Koffer zur Abreise gepackt. An demselben Tage meldete uns ein Telegramm unserer seit zehn Jahren als Kaufleute in Frankreich — in Lille, der Hauptstadt des Nord-Departements — ansässigen Söhne, daß sie von dort abzureisen im Begriffe seien, um sich mit uns in der Nähe des Rheins oder in Thüringen ein Rendezvous zu geben und nach langer Trennung Eltern und Heimat wieder einmal zu begrüßen. So wenig dachte man auch in Frankreich's bürgerlichen Kreisen, ebenso wie bei uns, an das Ungeheure, das sich im Laufe weniger Tage mit der Schnelligkeit und Unerwartetheit eines vulcanischen Ausbruches aus den elenden diplomatischen Zänkereien in Ems, von denen man kopfschüttelnd und lächelnd seit ein paar Tagen in den Zeitungen gelesen, entwickeln und Europa mit einem politischen Erdbeben heimsuchen sollte. Unser greiser König trank seinen Brunnen in Ems; die Minister hatten sich auf ihre Landsitze oder in die Bäder begeben, der „eiserne Graf" saß ruhig in seinem pommer'schen Tusculum Varzin, und noch am 12. Juli meldete uns ein Brief aus Ems, dessen Nachrichten

aus der unmittelbaren Umgebung des Königs geflossen waren, daß keine Störung des Friedens zu fürchten sei, und daß wir also unsere Reise unbesorgt antreten könnten.

Aber der Telegraph überholte den Brief, und seine Meldungen steigerten die Besorgniß, welche sich in den letzten beiden, dem 15. Juli vorausgehenden Tagen allgemein in der Stadt zu verbreiten begann. Unsere Abreise war indeß auf den 14. festgesetzt. Wir machten Tags zuvor unsere Abschiedsbesuche bei ein paar noch in Berlin zurückgebliebenen Freunden, und erfuhren bei einem derselben, der in der Lage war, wohl unterrichtet zu sein, daß es doch für uns rathsam sein dürfte, noch einige Tage mit unserer Abreise zu warten. Noch sei zwar nichts entschieden und aller Wahrscheinlichkeit nach die Hoffnung auf friedlichen Ausgang des von Frankreich heraufbeschworenen Conflictes überwiegend. „Aber", setzte er hinzu, „die Entscheidung muß in den nächsten drei bis vier Tagen erfolgen. Denn wenn Frankreich wirklich Krieg sucht, so hat es sein Absehen auf einen raschen Ueberfall gerichtet. Sie thun daher besser, Ihre Abreise noch zu verschieben. Ich wenigstens bin gewillt, bis zur Entscheidung am Heerde der Sorge zu bleiben." Seine Worte machten Eindruck auf uns, und wir beschlossen, seiner Mahnung zu folgen. Schon der nächste Tag bewies, daß sie richtig gewesen war.

Die Aufregung in der Stadt war unbeschreiblich. Gerüchte kreuzten sich von Stunde zu Stunde an diesem und dem folgenden Tage, und als der Telegraph am Morgen des 15. Juli die Nachricht brachte, daß der König an diesem Tage Ems verlassen und nach Berlin zurückkehren werde, erreichte die allgemeine Aufregung ihren Gipfelpunkt. Unter den Tausenden und aber Tausenden von Briefen und Telegrammen, welche von Berlin ausgingen, Reiseverabredungen zu widerrufen, Badequartiere ab-

zubestellen, abwesende Angehörige aus halb Europa zurückzurufen, waren auch wir mit mehr als Einem vertreten. Vor Allem galt es, unsere beiden jüngeren Söhne aus Frankreich zu benachrichtigen; aber alle unsere Nachrichten kamen zu spät. An demselben Tage, an welchem die furchtbare Gewißheit des Bevorstehenden über uns in Berlin hereinbrach, am 15. Juli erhielten wir einen Brief von ihnen, der uns meldete, daß sie in Weimar angekommen seien, und uns am nächsten Tage dort zu einem gemeinsamen Ausfluge in das Thüringerland zu begrüßen hofften. Der sorglos freudige Ton dieses Briefes bildete einen schneidenden Contrast zu der Stimmung, in welche uns, wie ganz Berlin, die soeben angelangte Kunde versetzt hatte: daß das Entsetzliche, was noch vor wenigen Tagen kaum Einer für möglich gehalten, ja, an das zu glauben noch Tags zuvor den Meisten als Wahnwitz erschienen, nun zur Wirklichkeit geworden war.

Den Abend dieses fünfzehnten Juli in Berlin vergesse ich nicht, und wenn ich hundert Jahre lebte; und Niemand, der ihn mit Bewußtsein erlebte, wird ihn vergessen. Eine selbst in Berlin seltene Sommergluth brütete über der aufgeregten Hauptstadt. Am Spätnachmittage holten uns Freunde mit ihrem Wagen ab, um nach Charlottenburg zu fahren und auf eine Stunde frische Luft zu schöpfen. Als wir zurückkamen — es mochte gegen acht Uhr sein — fanden wir die ganze Länge der Straße „Unter den Linden“, vom Brandenburger Thore bis zum Palais des Königs am Operuplatze, und den Platz selbst mit Menschen Kopf an Kopf bedeckt. Wir verließen den Wagen, der in dem Menschengewühle nicht weiter konnte, und mischten uns unter die Menge, die des Königs harrte, dessen Eintreffen, wie wir erfuhren, auf neun Uhr Abends vom Telegraphen gemeldet worden war. Ganz Berlin schien versammelt. Die

männliche Bevölkerung aller Stände füllte die breiten Asphalt-Trottoirs, und bildete in vier- und fünffachen Reihen Spalier an beiden Seiten des rechten Hauptweges, durch welchen der Wagen des Königs kommen mußte, vom Potsdamer Bahnhofe an bis zum Brandenburger Thore und von dort bis zu dem bescheidenen Wohnhause des verehrten Herrschers. Die Kunde von dem Krieg bedeutenden Beschlusse der Pariser Versammlung war soeben angelangt. Sie flog von Mund zu Mund durch die Massen. Einander ganz fremde Menschen sprachen sich an und theilten einander die Nachricht mit. Flüche und Verwünschungen gegen den Franzosenkaiser und die Franzosen wechselten ab mit Ausdrücken der Empörung über die Schmach, welche man „unserem greisen Könige“ angesonnen hatte. Diese Empfindung war die vorherrschende bei Allen. Sie drängte alle anderen Gefühle zurück. Die bange Besorgniß der Erwartung, die berechtigte Sorge im Angesichte der drohenden Gefahr eines Krieges, von dem Keiner sich hatte verhehlen können, daß er ein Kampf auf Leben und Tod werden, daß er, selbst im Falle endlichen Sieges auf unserer Seite, ungeheure Opfer fordern, im unglücklichen Falle aber Alles, was dem Menschen das Theuerste ist: Vaterland und Nationalität, die Existenz Preußens, die Zukunft Deutschlands, Hab' und Gut und Leib und Leben der Einzelnen bedrohen und vernichten müsse — alle diese Empfindungen traten zurück gegen das Gefühl zorniger Empörung über das in seinem Könige beleidigte preußische Ehrgefühl. Hier konnte man sehen, wie tiefe Wurzeln das monarchische Bewußtsein im Preußenvolke besitzt. Niemand dachte an sich in dieser Stunde. Alles Mitgefühl concentrirte sich auf den alten König; und der Umstand, daß Niemand daran zweifelte, daß derselbe zur Erhaltung des Friedens das Aeußerste gethan habe, daß er, um den furchtbaren Zusammenstoß abzuwenden, gegen-

über dem frechen Herausforderer bis an die äußerste Grenze deſſen gegangen ſei, was ihm als dem Träger und Repräſentanten der nationalen Ehre eines ganzen großen Volkes geſtattet geweſen war, ſteigerte das Gefühl der Theilnahme für den jetzt faſt in einer Art von Flucht zu ſeiner Hauptſtadt zurückeilenden greiſen Herrſcher zu einer Empfindung von Mitleid im edelſten Sinne des Wortes. „Alſo ſie wollen den Krieg!“ hörte man in vielen Gruppen ausrufen; „nun denn, ſie ſollen ihn haben!“

Mich ſelbſt ergriff dieſe Empfindung. Jedes Gefühl des „bänglichen Schwankens trüber Gedanken“, das mich in manchen Stunden der letzten Tage befallen hatte, wich von mir wie mit einem Zauberſchlage inmitten dieſer mich umgebenden heroiſchen Stimmung Berlins. Sie umwogte mich wie ein Stahlbad, kräftigend, verjüngend, begeiſternd. Tauſenden wird es gegangen ſein wie mir. Unter der Maſſe der ſich durcheinander drängenden oder in Gruppen und Reihen ſtehenden Männer fand ich viele Bekannte, die ich ſeit längerer oder kürzerer Zeit abgereiſt wußte. Sie waren, wie faſt Alle, denen Berlin in einer Fahrt von acht bis zehn Eiſenbahnſtunden erreichbar war, im Laufe des Tages und der vorhergehenden Nacht zurückgekehrt, viele von ihnen ſogleich, ohne ihre Wohnung zu betreten, von den Bahnhöfen aus hierher geeilt, um den König zu begrüßen und ihn durch ihren Zuruf zu ſtärken.

Endlich um 9 Uhr kam er. Erſt unterwegs, auf der Station Potsdam, hatte er erfahren, daß die Entſcheidung in Paris gefallen ſei. Sie mochte ihn tief erſchüttert haben. Denn er hatte ſchweigend den Kronprinzen, ſeinen Sohn, umarmt und Thränen waren ihm niedergefloſſen auf ſeinen ſilberweißen Bart bei dem Gedanken an die furchtbare Laſt der Aufgabe, die das

Schicksal ihm, dem zweiundsiebzigjährigen Greise, und seinem Volke und Vaterlande jetzt unwiderruflich gestellt hatte. Das Herz mochte ihm wohl schlagen bei dem Gedanken, wie sein Berlin die verderbenschwangere Kunde aufgenommen habe, wie es ihn selber empfangen werde. Es war aber, als ob jeder der zu seinem Empfange versammelten Männer dies innerlich ahne, und entschlossen sei, ihm keinen Zweifel daran zu lassen, daß sein ganzes Volk mit ihm sei auf Tod und Leben. An diesem Tage, in dieser Stunde zeigte Berlin, daß es würdig sei, die Hauptstadt zu sein des ersehnten Reiches deutscher Nation. Fernes Rufgetöse von dem Bahnhofe her deutete uns an, daß der König angelangt sei. Es schwoll stärker und stärker an, je näher er kam. Als aber der Wagen durch das Brandenburger Thor auf den Pariser Platz einfuhr, da vernahm mein Ohr ein Hurrahrufen, wie ich es nie zuvor in meinem Leben vernommen. In einem Augenblicke verbreitete es sich von dem Thore bis zu der Mitte der Linden, wo wir standen, und weiter hinauf bis zum Standbilde des großen Friedrich, dessen vierter Nachfolger jetzt einen Kampf bestehen sollte, dessen Gewaltigkeit die Kraft und das Genie des größten Kriegshelden seines und vieler Jahrhunderte beanspruchte. Es war ein einziger, unaufhörlicher, stets auf's neue gewaltiger anschwellender Zuruf, donnernd wie das Brausen des Meeres, wenn es, vom Orkane erfaßt, gegen die Felsenufer der Küsten anstürmt. Der König konnte die Bedeutung nicht verkennen.

Es war wie der zornige Kriegsruf eines in seiner Ehre beleidigten tapferen und bei aller Friedlichkeit seiner Neigungen kriegsgeübten und furchtlosen Volkes, das in diesem Augenblicke mit diesem Zurufe seinem Führer sagen wollte: „Was auch komme, sei getrost! Wir stehen zu dir bis auf den letzten

Mann!“ Es war ein Zuruf voll tiefen Ernstes und zugleich voll freudigen Muthes und fester Zuversicht auf die eigene Kraft und die gerechte Sache; ein Zuruf, erhaben und erhebend in seiner Mächtigkeit für Alle, und sicher nicht am wenigsten für den Mann, dem er galt, für den greisen König, der an der Seite seines Sohnes in dem bekannten kleinen, offenen Wagen durch die mit Hüten und Tüchern Willkommen winkenden Tausende und aber Tausende ernsten, tiefbewegten Antlitzes grüßend hindurchfuhr. Es war ein erschütternder und doch zugleich herzerhebender Moment. Der so empfangene König brachte seinem Volke mit seiner Ankunft die Gewißheit des Schrecklichsten; er brachte ihm den Krieg, einen Krieg, der es ihm auferlegte, Alles an Alles zu setzen; und doch empfing ihn dies Volk, als bringe er das Freudigste und Beste! Wenn man ihn selber fragen könnte, in welcher Stunde seines Lebens er die Sympathie Berlins für ihn und mit ihm auf ihrer höchsten Höhe gefunden und empfunden habe — ich zweifle nicht, daß seine Antwort lauten würde: „Am 15. Juli des Jahres 1870.“

Die Wogen des donnernden Zurufes hatten den König vom Thore bis zu seinem Palais getragen. Kaum zehn Minuten später sahen wir die hohe, hagere Gestalt Moltke's schweigend an uns vorüber demselben zuschreiten. Alle Häupter entblößten sich bei seinem Anblicke. Ihm folgten bald andere Generale. Die Massen strömten ihnen nach zum Hause des Königs. Die Zurufe wollten nicht enden. Da plötzlich trat der alte „Schlachtendenker“ aus der Thür auf den Perron und winkte mit der Hand, Schweigen erbittend. Augenblicklich trat Todtenstille ein. „Der König“, sprach er, „ist in Berathung mit seinen Ministern und Generalen. Er bedarf der Ruhe

und Stille zu derselben. Sie werden ihm dieselbe nicht versagen!“

Mehr bedurfte es nicht. In wenigen Minuten war der ungeheure Platz geleert. Der König konnte ruhig berathen. Das Resultat der Berathung war die Mobilmachung des gesammten preußischen Heeres.

V.

Allerhand über Berlin.

Es sind gerade fünfundvierzig Jahre, daß ich Berlin bei meinem Abgange vom Gymnasium meiner Vaterstadt Prenzlau in der Uckermark zur Universität Halle zum erstenmale sah. Denn obschon die Entfernung der Hauptstadt von meinem Geburtsorte nur etwa funfzehn Meilen betrug, so bedurfte es doch, um dieselben zu Wagen zurückzulegen, bei dem damaligen Zustande der Straßen und Kommunikationsmittel eines Zeitaufwandes, welcher heute zu einer Reise nach Paris ausreicht.

In demselben Verhältnisse stand das damalige Berlin zu dem heutigen. Es zählte wenig über den vierten Theil seiner heutigen Einwohner, und sein Umfang war beschränkt auf die erst jetzt vor wenigen Jahren niedergelegte Stadtmauer, innerhalb deren es jedoch an großen unbebauten Weitungen, Korn- und Kartoffelfeldern, Gemüse- und Obstgärten nicht fehlte. Die preußische Hauptstadt war damals noch die unfertigste aller großen Städte Europa's, wenn schon sie in den Augen derjenigen älteren Leute, welche sie schon fünfzig Jahre früher gekannt hatten, als ein Wunder von Größe und Stattlichkeit erschien. Zu diesen älteren Berlinern gehörte ein Verwandter meines Vaters, ein pensionirter Beamter, der seit fast zwei Menschenaltern in Berlin gelebt hatte, mit der Geschichte seiner Vater-

stadt sehr wohl vertraut war und, während er meinen Cicerone machte, mich von derselben zu unterrichten nicht verabsäumte. Das war mir ebenso erwünscht als nothwendig; denn Dank unserer damaligen, ausschließlich auf die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums gestellten Gymnasial-Unterrichtsweise wußte ich zwar in der Geschichte von Rom und Griechenland ziemlich Bescheid, aber desto weniger von Berlin's und Preußen's Vergangenheit, da unsere Geschichtskurse nicht über das Mittelalter hinausgingen.

Es war mir daher völlig unbekannt, daß diese „Königin der Städte", wie sie Lessing schon 1767 in einem Briefe an Gleim nannte, noch vor kaum dreihundert Jahren ein kümmerliches Nest mit größtentheils hölzernen, stroh- oder schindelbedachten Häusern gewesen war, in deren schmutzigen, ungepflasterten Straßen Schweine- und sonstige Viehheerden ihr Wesen trieben, deren Ställe längs der Häuserreihen der Straßen erbaut waren. Und das war doch noch vor dem dreißigjährigen Kriege gewesen, nach dessen Beendigung die Stadt einen noch weit elenderen Anblick bot, nachdem Schweden und „Kaiserliche" im Vereine mit Pest und Hungersnoth ihr grauses Werk gethan, die Einwohner nicht etwa decimirt, sondern zu mehr als drei Viertheilen ausgerottet, Handel und Gewerbe völlig zerstört und von Berlin nichts übrig gelassen hatten, als ein paar Tausende verarmter, halbverhungerter Bewohner in einer verwüsteten Stadt voll Brandschutt und verödeter Baustellen, die nahe daran war, wie manche andere Orte der damaligen Zeit, völlig und spurlos unterzugehen oder zurückzusinken in die Existenz eines Fischerdorfes, aus der es sich während dreier Jahrhunderte mühsam erhoben hatte.

Das war im Jahre 1825 kaum mehr als hundert und einige siebzig Jahre her, und es war den Berlinern deshalb umso-

maass und Verhältniss unserer Abhandlung zerstören würde, und die zugleich bei dem gänzlichen Mangel der weitläuftigen über den Gegenstand vorhandenen Literatur, uns selbst nicht einmal möglich sein würde. Denn keine der vielen durch diese Schrift veranlassten Untersuchungen ist uns zu benutzen vergönnt, und die von Fabricius Harless daraus gegebnen Notizen können einen solchen Mangel natürlich nicht ersetzen.

Als Thatsache stellt sich nun zunächst Folgendes heraus. Unter dem Nachlasse des Appulejus befindet sich eine Schrift, in Form und Darstellung nicht minder wie durch ihren Inhalt durchaus den Charakter ihres Verfassers tragend, von ihm selbst hinsichtlich der Form als sein Eigenthum ausdrücklich bezeichnet und von keinem alten Zeugen für etwas anderes gehalten, vielmehr von einem nicht verächtlichen Gewährsmanne ohne ein Bedenken als sein Werk angeführt [1]). Ihr zur Seite stellt sich unter den vielen Trümmern der alten Literatur eine Art von Doppelgänger, in griechischer Sprache, unter dem Namen des Aristoteles bekannt gemacht, von der in Bezug auf ihren Verfasser fast durchaus das Gegentheil gilt. Zwischen beiden ergiebt sich dem genau vergleichenden Leser bei unverkennbarer, zum Theil wörtlicher Identität und Uebereinstimmung im Ganzen, welche die eine oder die andere für eine Uebersetzung zu halten zwingt, zugleich eine un-

1) Augustinus de Civitate Dei IV, 2. (ap. Oudend. p. 283).

weniger zu verdenken, wenn sie auf ihr Berlin, das seitdem die glänzende Hauptstadt des größten deutschen Königreiches geworden war, mit einem Stolze blickten, der dem Fremden oft als Hochmuth erschien. „Berlin", pflegte mein alter Onkel zu sagen, „ist das größte Kunststück der Welt; zeigt mir noch eine Stadt, die in hundertsiebzig Jahren solche Carrière gemacht hat!" „Aber", fügte er dann wohl hinzu, „Berlin ist den Berlinern auch sauer geworden; denn die Natur hat verzweifelt wenig dafür gethan. Der Fleiß und die Arbeitsamkeit der Menschen haben unseren Fürsten geholfen, hier auf dieser Dreieinigkeit von Sumpf, Moor und Sand in anderthalbhundert Jahren eine königliche Residenzstadt herzurichten, die in ganz Deutschland nicht von ferne ihresgleichen hat!" — „In ganz Deutschland!" denn Wien und Oesterreich rechnete der alte Preuße und Berliner natürlich nicht zu Deutschland.

Aber er hatte Recht! Berlin hat wirklich, wie er es in seiner preußischen Beamtensprache ausdrückte, „eine schnelle Carrière gemacht." Noch in der Regierungszeit des großen Kurfürsten, dem die Stadt ihre erste Erhebung aus dem verwüsteten Zustande verdankte, bedurfte es wiederholter scharfer Verordnungen, um die Schweineheerden und ihre Ställe aus den Straßen zu verbannen, die obenein voll Dünger- und Unrathhaufen lagen. Gegen die letzteren ward damals vorgegangen durch Anstellung von Gassenkehrern, welche angewiesen waren, jedem Bürger, vor dessen Hause sie dergleichen „Immondezzai" fanden, wenn er für das Fortschaffen nicht bezahlen wollte, „den Unrath in das Haus zu werfen." Auch von einem Versuche der Straßenerleuchtung, der damals zuerst gemacht wurde, wird berichtet, indem verordnet ward, daß jedes dritte Haus eine Laterne zum Fenster hinaushängen mußte. Man wird gestehen, daß die Ansprüche der Berliner vor hundertfünfzig Jah-

ren auf Erleuchtung sehr bescheiden gewesen sein müssen, da diese Einrichtung als ein großer Fortschritt angesehen wurde. Am Ende seiner fast fünfzigjährigen Regierung (1688) hinterließ der große Kurfürst Berlin, das er inzwischen zu einer Festung umgeschaffen hatte, als eine aufblühende Stadt mit einer Bevölkerung von 40,000 Einwohnern, die aber zum Theile immer noch in hölzernen Häusern mit Strohdächern und Lehmschornsteinen wohnten. Das Letztere änderte sich erst unter seinem Nachfolger, dem ersten Könige von Preußen, der auch zuerst die bis dahin getrennten fünf Städte: Berlin, Köln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichsstadt zu einer einzigen vereinigte, ihre verschiedenen Magistrate und Rechte aufhob und für die so vereinte Stadt den Gesammtnamen Berlin bestimmte. Das geschah im Jahre 1709, wo die Bevölkerung bereits 50,000 Seelen zählte, und Meister Schlüter, der nordische Michel Angelo, mit dem Königsschlosse und dem Zeughause der Stadt die ersten großartigen monumentalen Bauwerke und mit seinem Reiterstandbilde des großen Kurfürsten das erste, und noch immer schönste, Denkmal plastischer Kunst erschuf. Unter dem zweiten preußischen Könige stieg die Einwohnerzahl Berlin's auf neunzigtausend. Aber erst unter seinem Nachfolger, dem großen Friedrich, erhielt die Stadt ihren modernen architektonischen Charakter, den sie noch in dem ersten Viertel des jetzigen Jahrhunderts vollständig bewahrte. Das Opernhaus und das damals sogenannte „französische Theater" auf dem Gensd'armenmarkte, die Bibliothek, die Akademie, der Dom auf dem Schloßplatze, die Kriegsschule, die katholische Kirche, das heutige Universitätsgebäude, die Prachtthürme der beiden Kirchen des Gensd'armenmarktes, und fast sämmtliche diesen Platz umgebenden Gebäude, unter ihnen die Seehandlung und das Lotteriegebäude, sind Schöpfungen Friedrich's des

Großen und seiner Baumeister v. Knobelsdorf, v. Gontard und Unger — nicht zu vergessen die riesigen Kasernen, die in verschiedenen Stadttheilen sich erhoben. Bei seinem Tode hinterließ er Berlin um mehr als das Doppelte der Häuserzahl, welche er bei seinem Regierungsantritte vorgefunden hatte, nämlich von 3400 auf 8900 vermehrt, während die Zahl der Einwohner von 90,000 auf 145,000 gestiegen war.

Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. gab Berlin das herrliche Brandenburgerthor, noch heute der schönste Schmuck Berlins, gebaut nach dem Vorbilde der Propyläen der Akropolis zu Athen, von dem trefflichen Baumeister Langhans, der zuerst den griechischen Baustyl in Deutschland einführte und damit den Vorläufer von Schinkel bildete, welcher unter Friedrich Wilhelm III. der preußischen Hauptstadt einen neuen architektonischen Charakter aufprägte.

Bis zum Todesjahre Friedrich Wilhelm's III. (1840) war die Geschichte der Stadt Berlin eigentlich nur die Geschichte seiner Herrscher. Ihre ganze Entwicklung erscheint als ein Werk derselben. Die Zeiten alter, fast reichsstädtischer Freiheit, Selbstregierung und Selbstverwaltung der Stadt, oder vielmehr der beiden Schwesterstädte Berlin und Köln, die Zeiten, wo deren Rath seinen gnädigen Herren, den Markgrafen und Kurfürsten nur, wenn sie ohne bewaffnetes Gefolge kamen, den Einlaß in die Stadt gewährte, lagen vier Jahrhunderte zurück. Seit Kurfürst Friedrich der Eiserne im Jahre 1442 durch Verrath mit seinen sechshundert Harnischreitern in die Thore Berlin's eingedrungen war und mit eigener Hand die alten Urkunden städtischer Freiheit zerrissen, einen Aufstandsversuch im folgenden Jahre blutig niedergeschlagen, der Stadt einen großen Theil ihrer Besitzungen an Dörfern genommen und in-

mitten der alten Doppelstadt an der Spree eine Zwingburg errichtet hatte, war Berlin aus einer unabhängigen freien Stadt eine bloße fürstliche Residenzstadt geworden, mit deren bisherigem Wohlstand und Handel auch bald der alte Freiheitssinn der Bürger verloren ging. Berlin ward sozusagen Eigenthum seiner Regenten, von denen ihm in den letzten zweihundert Jahren Jeder auch sein äußerliches Gepräge aufdrückte, das sich noch heute vielfach verfolgen läßt. Und so sehr war diese Stadt bis auf die neueste Zeit die Schöpfung ihrer Könige, daß selbst ihre Industrie und ihr Fabrikwesen, ja theilweise selbst der Handel auf königlichen Anstalten beruhten. Als ich im Jahre 1825 zuerst Berlin sah, hatte es noch keine irgend bedeutende Fabrik und keine Dampfmaschine, und die jetzt dicht mit Industriewerkstätten und Fabriken besetzten oberen Stromufer lagen wüst oder wurden als Bleichen und Holzplätze benützt.

Berlin's selbstständige materielle Entwicklung beginnt, genau genommen, erst mit dem Jahre 1840 und dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV., wenn auch durchaus unabhängig von demselben. Denn was seitdem in Betreff des architektonischen Charakters und der Vergrößerung der Stadt, wie in ihrem industriellen, Handels- und Fabrikswesen und in ihrer Stellung als Geldmarkt verändert und geschaffen worden ist, das ist nicht nur überwiegend, sondern fast allein das Werk der Stadt selbst, das von Seiten der Regierung oder des „Staates" — wie man sich euphemistisch zur Umgehung der Bezeichnung der Macht des absoluten Herrschers über Stadt und Reich ausdrückte — weniger gefördert als vielfach behindert wurde.

Als ich zu Anfang der Vierziger Jahre die preußische

Hauptſtadt, die ich ſeit 1825 zwar öfter, aber immer nur auf wenige Tage beſucht hatte, bei einem längeren Aufenthalte wiederſah, fand ich ihre ganze Phyſiognomie bedeutend verändert. Berlin zählte damals bereits dreimalhunderttauſend Einwohner, und ſtatt der im Jahre 1816 conceſſionirten achtzig Droſchken gab es deren, nachdem die Concurrenz freigegeben und das Privileg des erſten Unternehmers aufgehoben war, ſchon gegen ſechshundert, während heute die Zahl derſelben — außer den damals noch gar nicht exiſtirenden Omnibuſſen — weit über ſechstauſend beträgt. Vielen ſchien damals das Wachſen und die Blüthe Berlins bereits den Culminationspunkt erreicht zu haben. Man ſagte ſich vielfach — wie damals ein Berliner Publiciſt, Theodor Mügge, ſchrieb — daß dieſe Stadt, mit ihrer bedrohten Lage im Norden Deutſchlands, in ſo gefährlicher Poſition gegenüber dem nordiſchen Rieſenreiche, bei ihren ſo ungünſtigen Handels- und Bodenverhältniſſen, ihrem ſchmalen Fluſſe, doch weniger „ein Produkt natürlicher Nothwendigkeit“, als vielmehr ein künſtliches Erzeugniß der Macht und des Glückes ihrer Könige ſei, ein Emporkömmling wie dieſe, und gebunden an das noch durchaus nicht feſt gegründete Anſehen und die Macht eines ſchmalleibigen, langgeſtreckten, ſchlecht arrondirten Königreiches, das, vom Rhein bis zum Niemen reichend, gegen zwei übermächtige Nachbarreiche Front machen und unaufhörlich in ſchwerer Rüſtung daſtehen müſſe, weil jeder ſieglos geführte Krieg es an den Rand des Unterganges zu führen drohe. Mit dem Falle des Hohenzollern-Reiches aber müſſe und werde auch Berlin von ſeiner raſch erklommenen Höhe herabſinken. Seine einzige Hoffnung auf Beſtand und Entwicklung zu noch weiterem Flore beruhe auf der Ausſicht, „daß Preußen einſt Deutſchland werde“. Aber auch wenn ſich dieſer hoffnungsvolle Traum mancher

Patrioten verwirkliche, wenn wirklich die Prophezeihungen derſelben ſich erfüllten, „daß ein neues deutſches Reich, eins und einig, aus ſo vielen Trümmern eines großen Volkes entſtünde“, an deſſen Spitze die Hohenzollern zu treten hätten, ſo ſei doch keine Ausſicht vorhanden, daß Berlin dieſe neue Größe derſelben theilen werde; denn dieſe ſo weit nördlich liegende Stadt könnte dann doch keinesfalls der Sitz der Könige Deutſchlands verbleiben. Ohne der Centralpunkt eines großen Staatslebens zu ſein, müſſe es aber ſinken und zerfallen, da es nichts Anderes zur Erhaltung ſeiner Größe beſitze.

So dachten und fürchteten noch vor kaum dreißig Jahren gar manche gute preußiſche Patrioten in Berlin. Aber es iſt herzerhebend, heute zu ſehen, wie ſchon damals eben derſelbe Schriftſteller, der dieſen Gedanken und Befürchtungen im Jahre 1841 Ausdruck lieh, voll Vertrauen auf Preußens deutſche Zukunft denſelben widerſprach und kühn behauptete: daß, weit entfernt von ihrem baldigen Niedergange, Berlin, „dieſe Stadt des modernen Lebens, eben erſt beginne, ihre feſteſten Wurzeln in die Zukunft zu ſchlagen,“ daß ihr weiteres Emporſteigen durch die Entwicklung der Induſtrie und des Handels, durch die preußiſche Schöpfung des deutſchen Zollvereines und durch die neue weltbewegende und weltumgeſtaltende Erfindung der Eiſenbahnen — von denen damals doch Berlin kaum die erſten Anfänge beſaß — als geſichert zu betrachten ſei. „In dieſer neueſten glänzenden Entwicklung des menſchlichen Geiſtes“, rief er aus, „liegt die größte Sicherheit für Berlin, daß es, wie auch die Schickſale der Zukunft ſein mögen, auf ſehr lange hinaus nichts von ſeiner Wichtigkeit verlieren kann.“

Das Buch, in welchem der verſtorbene treffliche Freund dies ausſprach, liegt vor mir, und ich finde am Rande des Blattes

zu den lezten Worten von meiner Hand ein großes zweifelndes Bleistiftfragezeichen gemacht. Wie befriedigend hat seitdem die Zeit dies Fragezeichen beantwortet! — Ehre dem Andenken des braven Berliners, dem ein früher Tod (Mügge starb 1861 in Berlin, erst 54 Jahre alt) nicht vergönnt hat, die glänzende Erfüllung seines Vertrauens auf Preußens und seiner Vaterstadt deutsche Zukunft zu erleben!

VI.

Preußische Universitätszustände vor vierzig bis fünfzig Jahren.

Meine Jugend fiel in die politisch unglückseligste und schmachvollste Zeit Preußens und Deutschlands. Die Jahre von 1820 bis 1828, welche ich auf dem Gymnasium und auf der Universität verlebte, bezeichnen in der Geschichte unseres Vaterlandes eine Periode der Herabwürdigung und Erniedrigung des deutschen Volkes, gegen welche gehalten selbst die Zeit von 1806 bis 1812 in den Schatten tritt. Denn die Schmach, welche demselben in der letzteren Periode durch den französischen Vergewaltiger angethan, der Druck und die Tyrannei, welche durch Napoleon über Deutschland, und zumal über Preußen, gebracht worden waren, sie waren das Werk Fremder gewesen, und hatten als solches in den Gemüthern der Menschen gewirkt. Sie hatten männliche Gefühle tiefer Empörung, tödtlichen Hasses und zugleich das brennende Verlangen in den Menschen erzeugt, das erniedrigende Joch der Fremdherrschaft abzuwerfen und die erlittene Schmach in dem Blute der Verhaßten zu sühnen.

Anders war es bestellt mit der Schmach der Tyrannei, welche die Periode der sogenannten Restauration in jenen Jahren

über Preußen verhängt und mit welcher der preußische König Friedrich Wilhelm III., als gefügiges Werkzeug der Metternich'schen Politik, seinem Volke die heldenmüthigen Befreiungskämpfe von 1813 und 1814 gelohnt hatte. Denn diese Schmach erlitten Preußen und Deutschland von ihren eigenen Fürsten, die mit wenigen Ausnahmen sämmtlich der Metternich'schen Politik sich eifrigst anschlossen. Sie erlitten sie von Denen, die kraft ihrer Stellung und ihres Berufes die Pflicht und die Möglichkeit gehabt hätten, als wirkliche Vordermänner und Führer ihrer Nation das Gegentheil von dem zu thun, was sie thaten. Sie erlitten endlich die neue schlimmere Erniedrigung der nationalen Ehre und Würde gerade von Denjenigen, die durch Dankbarkeit und gegebenes Wort verbunden waren, den so berechtigten als für die Existenz und Sicherheit der Nation nothwendigen, sehr bescheidenen Wünschen und Ansprüchen auf nationale Einigung und gesetzliche Freiheit Erfüllung zu schaffen. Vor allen Andern stand der preußische König auf der Höhe solcher Verpflichtung; und daß gerade er es war — er, den sein Volk liebte, dem es vertraute und dem es in jedem Beginnen zur Erfüllung derselben treu zur Seite zu stehen bereit war — daß gerade er sich nicht nur seiner nationalen Pflicht und Aufgabe nicht gewachsen, sondern ihr auch im Innersten durchaus abgeneigt erwies, das brachte in den Zeitgenossen, welche fähig waren, das Elend zu empfinden, eine Stimmung der Niedergeschlagenheit hervor, welche mit der Stimmung der Zeit von 1806 bis 1812 in einem schneidenden Contraste stand

Alle gemischten Empfindungen aber haben etwas Lähmendes, die Energie des Geistes Abstumpfendes, und lahm und stumpf war denn auch damals die Stimmung der Menschen. Die Partei der Reaction in Preußen, der die Volkserhebung des Jahres 1813 von Anfang an ein Gräuel gewesen war, begriff

gar bald, daß sie dieser Stimmung gegenüber das Aeußerste unternehmen durfte, ohne Widerstand zu befürchten. Der König war seit dem von Sand gegen den armseligen Kotzebue verübten Morde — dem ersten politischen Morde, den man in Deutschland erlebt — völlig in ihrer Hand. Er glaubte fest an das ihm vorgespiegelte Bestehen einer gegen Thron und Leben aller deutschen Fürsten gerichteten Verschwörung der sogenannten „Liberalen" und ihres Anhanges, der Studenten-Burschenschaften auf den deutschen Universitäten; und dieses ihm arglistig vorgespiegelte Schreckgespenst, so durchaus unbegründet und so absurd es war, hatte genügt, den ohnehin nicht eben starken Verstand des sonst allgemein als gutmüthig und milde geltenden Mannes gänzlich zu umnebeln. Eine allgemeine Verfolgung der sogenannten „Demagogen" hatte seit dem Jahre 1819 begonnen und setzte sich fort durch die nächsten zwei Jahrzehnte. Es galt, das Demagogenthum, das heißt jede nationale, auf Einheit und verfassungsmäßige Freiheit gerichtete Regung, wie sie namentlich in vielen Männern der Wissenschaft und in der studirenden Jugend Deutschlands vorhanden war, vollständig niederzutreten und auszurotten. Der intellectuelle Urheber dieses Feldzugsplanes war Metternich, der zum ausführenden Schergen sich klüglich Preußen auserkor. Und so rücksichtslos und zugleich mit so raffinirter Verhöhnung des Nationalgefühles ging das letztere in dieser Ausführung zu Werke, daß man dort zum Verkündigungstage der verruchten Karlsbader Beschlüsse des Jahres 1819 — durch welche nicht nur alle Burschenschaften verboten, alle Universitäten und ihre Lehrer unter strengste polizeiliche Ueberwachung gestellt und die Presse durch eine schimpfliche Censur geknebelt, sondern auch eigens Kommissionen zur Aufrechthaltung dieser Beschlüsse und zur kriminellen Verfolgung aller politischen „Umtriebe" eingesetzt wurden — den 18. October,

abweisliche und keineswegs zufällige, sondern charakteristische und berechnete Verschiedenheit und Abweichung in unzähligen Einzelnheiten. Das angebliche Griechische Original, welches den Namen des Aristoteles an der Stirn trägt, und in den verschiedenen Handschriften die verschiedensten Titel führt [1]), entbehrt zunächst aller nothwendigen äussern Gewähr seiner Aechtheit. Denn wenn Hr. Weisse sagt [2]), „dass eine nicht unbeträchtliche Anzahl von angesehenen Schriftstellern des Alterthums sie als eine Aristotelische erwähnen und benutzen, und dass unter denen, von welchen man eine Erwähnung derselben erwarten könne, nur etwa bei Diogenes Laertius eine ausdrückliche vermisst werde, so erlauben wir uns, diese Behauptung, je wichtiger sie für die Entscheidung der Streitfrage ist, um desto entschiedner so lange zurückzuweisen, bis uns dazu die nöthigen Belege vorgelegt sein werden. Einstweilen aber müssen wir grade das Gegentheil

1) Bekker hat aus zwei Hdschrr. beibehalten: *Περὶ κόσμου πρὸς Ἀλέξανδρον*, zählt aber folgende Abweichungen seiner Codd. auf, *a) Ἀριστ. περὶ κοσμογραφίας* (Marc. 216 et γρ. Q.); *b) Ἀριστ. περὶ κόσμου παντὸς πρὸς Ἀλέξανδρον βασιλέα* (Cod. Z.); *c)* dasselbe ohne d. Zusatz *παντὸς* Cod. O.; *d) Ἀρ. πρὸς Ἀλέξανδρον περὶ κόσμου* (Barocc. 123.); *e) Ἀριστ. πρὸς Ἀλέξανδρον περὶ κόσμου καὶ ἑτέρων ἀναγκαίων* (Cod. Reg. 1605.); *f) Ἀριστ. πρὸς Ἀλέξανδρον σύντομος φιλοσοφίας περὶ κόσμου*. Dazu kommen zwei andre Titel bei Fabricius (Bibl. Gr. III, p. 252.); *a) περὶ κοσμοποιίας* in einer Hdschrr. von D. Heinsius: und *b) πρὸς Ἀλέξανδρον ἐπιστολὴ περὶ τοῦ παντὸς* bei Stobaeus vgl. Fabric. Bibl. Gr. III. p. 238.

2) Arist v. d. Seele u. v. d. Welt. S. 302.

also gerade denjenigen Tag wählte, an dessen Bedeutung sich bis dahin die so bescheidenen Hoffnungen aller deutschen Patrioten inner- und außerhalb Preußens geknüpft und den sie bis dahin als einen nationalen Festtag gefeiert hatten! Triumphirend konnten die Leiter der österreichischen Politik, ein Gentz und die Seinen damals ausrufen: „Die Proclamirung der Karlsbader Beschlüsse am Jahrestage der Leipziger Schlacht sei ein Sieg, wichtiger als der bei Leipzig*)." Er war es für das Metternich'sche Oesterreich, dem er für ein Menschenalter die Suprematie in Deutschland sicherte. Der Besiegte aber war das von seinem guten Genius verlassene Preußen, dessen Verhaßtheit in Deutschland, als Feind jeder nationalen und freiheitlichen Regung, jedes freien Aufschwunges in Wissenschaft und Literatur wie im Leben der akademischen Jugend, von diesem Tage an datirte und fortschreitend wuchs. Und ebenso wie die Karlsbader Beschlüsse und die Unvernunft und Maßlosigkeit der Verfolgungssucht, welche vor Allen die preußische Regierung in ihrer Ausführung bewies, recht eigentlich die Revolution von 1848 heraufbeschworen haben — eine Wahrheit, die man heutzutage sogar in manchen preußischen Schulbüchern lesen kann, — ebenso thatsächlich gewiß ist es auch, daß jene Verhaßtheit Preußens und das berechtigte allgemeine Mißtrauen, mit dem man es im übrigen Deutschland betrachtete, die eigentliche Ursache gewesen sind, welche im Jahre 1848 einen für Deutschland vortheilhaften Ausgang jener großen Bewegung verhindert haben; „denn jede Schuld rächt sich auf Erden!"

Als ich im Frühlinge des Jahres 1825 die Universität Halle bezog, war im Jahre zuvor die Allgemeine deutsche Burschenschaft ein Gegenstand der härtesten Verfolgung gewesen. Die berüchtigte Mainzer Central-Untersuchungs-Kommission hatte

*) Gentz, „Tagebücher", 1861, S. 367.

eine große Anzahl von Mitgliedern derselben processirt. Verurtheilungen zu den härtesten Kerkerstrafen, oft bis zu fünfzehn Jahren, hatten viele der unglücklichen Opfer getroffen und Trauer und Kummer über zahlreiche Familien verbreitet. Relegationen und Wegweisungen von der Universität waren massenhaft verhängt worden, ja es war sogar eine preußische Verordnung ergangen, daß auf keiner preußischen Universität ein von einer andern deutschen Hochschule kommender Student aufgenommen werden sollte, wenn er sich nicht vollständig darüber ausweisen könne, daß er zu keiner Art von burschenschaftlicher Verbindung gehört habe! Und doch war diese Verbindung, welche man in Preußen mit so fanatischem Hasse verfolgte, dieselbe, welcher ein Menschenalter später ein Gervinus das Ehrenzeugniß ausstellte: „Wohin sich die Burschenschaft ausbreitete, von Freiburg bis Königsberg, haben die besonnensten Männer ihren Mitgliedern das Zeugniß des ehrenhaften Geistes, des wissenschaftlichen Ernstes, der sittlichen Reinheit und Tüchtigkeit des Charakters geben müssen. Der französischen Sittenlosigkeit gram, waren diese Jünglinge wie ihre Lehrer Fichte, Luden, Fries u. s. w. der Voltaire'schen Aufklärung und dem herzlosen Rationalismus wie dem lichtscheuen Pfaffenwesen, das die Religion zur Parteisache machte, gleich abgeneigt. Fand diese feurige Kraft und Begeisterung Beschäftigung, Anleitung und selbst nur eine sichere Aussicht, so war sie zu jeder verständigen Richtung und rühmlichen Anstrengung zu gewinnen."

Aber trotzdem, daß sie von dem Allem das Gegentheil fand, war die Idee, welche den Lebenskern bildete, doch nicht zu unterdrücken. Verfolgt, verstümmelt, verleumdet und von den härtesten Strafen bedroht, lebte die Burschenschaft auf den meisten deutschen Universitäten, und so auch in Halle, fort, und wenn auch nicht im Lichte vollster Oeffentlichkeit, so doch auch nicht im

eigentlichen Sinne im Geheimen. Denn — und dies darf als eine eigenthümliche Signatur der damaligen Zeit gelten — der Reaction und ihren tyrannischen Befehlen mangelten die zur pünktlichen Vollziehung bereitwilligen Schergen unter den Professoren und Universitäts-Behörden. Zwar eine offen organisirte Burschenschaft bestand damals in Halle nicht, während die Gegner derselben, die Landsmannschaften — obschon in dem officiellen Verbote aller Verbindungen mit einbegriffen — ihre festgegliederten Verfassungen offen zur Schau trugen und tragen durften. Aber Prorector und Senat wußten, daß eine Art von Burschenschaft fortbestand; sie kannten, genauer oft als viele derjenigen Studenten, welche, wie der Ausdruck lautete, „sich zur Burschenschaft hielten", die Persönlichkeiten, welche, an Zahl gering, aber an Charakter und Tüchtigkeit ausgezeichnet, den Kern und Halt des großen exoterischen Kreises der burschenschaftlichen Gemeinde bildeten, die nach vielen Hunderten zählte. Sie verhandelten sogar zuweilen bei wichtigen Gelegenheiten, wie bei Vorbereitung allerhöchster Geburtstags-Festzüge und andern Anlässen, mit denselben, um eine Gemeinsamkeit herzustellen oder Zerwürfnisse auszugleichen. Die schwarz-roth-goldenen Bänder und Abzeichen waren ausdrücklich als Embleme der Burschenschaft von der Regierung geächtet und verpönt; aber trotzdem wurden sie offen getragen, und der Prorector des Jahres 1825, der alte Staatsrath v. Jacob, der mich recipirte und mir dabei den Handschlag an Eidesstatt abnahm: daß ich keiner verbotenen Verbindung angehöre oder angehören wolle, konnte, da er nicht blind war, auf meiner Brust und an meiner Mütze die schwarz-roth-goldenen Burschenschaftsfarben sehr wohl wahrnehmen, welche bewiesen, daß ich meinerseits ebenso die Unwahrheit sagte, wie er dieselbe wider besseres Wissen als Wahrheit in Empfang nahm.

Daß ein ſolcher Zuſtand die Sittlichkeit nicht förderte, und daß ſolche Heuchelei die Achtung vor den Behörden keineswegs ſtärken konnte, liegt auf der Hand. Denn es war zugleich eine bekannte Thatſache, daß eben dieſelben Behörden, deren überſehende Nachſicht das Fortbeſtehen der von der Regierung gehaßten und für ſtaatsfeindlich erklärten Verbindung begünſtigte, ja eigentlich allein ermöglichte, keinerlei Bedenken trugen, wider die Mitglieder derſelben eifrigſt mit einer Razzia einzuſchreiten, ſobald bei irgend welchem Anlaſſe ein erneuter Hetzruf aus Berlin erging, dem dann natürlich zahlreiche Opfer fielen, die für jene falſche Nachſicht mit Relegation und nicht ſelten mit viel ſchwerern Strafen den Zoll nachzuzahlen hatten.

Ein ſolches Opfer einer plötzlich von oben herab verfügten Razzia wurde unter zahlreichen Andern auch mein jüngerer Bruder Karl Stahr. Sein Fall, obgleich noch weitaus nicht einer von den härteſten, iſt wohl geeignet, von der damaligen Verfahrensweiſe der preußiſchen Regierung wider die ſtudirende Jugend ein ſprechendes Bild zu geben. Ich hatte bereits meine Univerſitätsſtudien beendet, hatte promovirt und nach beſtandenem Gymnaſial-Oberlehrer-Examen eine Anſtellung am königlichen Pädagogium zu Halle erhalten, als er, ſieben Jahre jünger als ich, die dortige Univerſität bezog, um gleich mir Philologie und Geſchichte zu ſtudiren. Weil er indeſſen doch auch das eigentliche Studentenleben kennen lernen wollte, ſo hatte er ſich, nach meinem Vorgange und Rathe, „zur Burſchenſchaft gehalten“, da die wilde Roheit des landsmannſchaftlichen Verbindungsweſens in ungeminderter Wüſtheit fortbeſtand. Er gehörte indeſſen nicht zu der kleinen Zahl der eigentlichen Burſchenſchaft, ſondern, nach dem herrſchenden Sprachgebrauche, nur zu den „Renoncen“; doch war er Mitglied eines Leſekränzchens innerhalb der Verbindung geworden, in welchem man neben allerhand

historischen Schriften auch gelegentlich Bücher wie Haupt's „Burschenschaft und Landsmannschaft", Herbst's „Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens" und dergleichen mehr gemeinsam zu lesen pflegte. Auch einige verbotene politische Broschüren mochten gelegentlich dabei mit unterlaufen. Indessen schon mit dem Ablaufe seines ersten Studienjahres hatte er die Theilnahme an diesem Lesevereine, sowie überhaupt seinen Zusammenhang mit der Burschenschaft, der eigentlich nur in dem Besuche der gemeinsamen sogenannten „Kneipe" bestand, gänzlich aufgegeben, da der Ernst, mit dem er seine Studien verfolgte, ihm dazu keine Zeit mehr verstattete. Eine von der philosophischen Facultät zu Ehren des königlichen Geburtsfestes gestellte Preisaufgabe aus dem Gebiete der classischen Philologie: die Sammlung aller vorhandenen Fragmente des großen Aristotelischen Werk's der „Politien", das heißt der sämmtlichen Staats- und Stadtverfassungen des hellenischen Alterthums, hatte ihn gereizt, die Lösung derselben zu unternehmen, und es war ihm gelungen, seine Arbeit gekrönt zu sehen. Er hatte sich darauf zum Oberlehrer-Examen gemeldet und bereits die ihm aufgegebenen schriftlichen Arbeiten vollendet, als er plötzlich, drittehalb Jahre nach seinem Austritte aus der Burschenschaft, eines Morgens früh verhaftet und zum Universitätsrichter geführt wurde.

Es war wieder einmal von obenher durch den berüchtigten Kamptz eine Demagogenhetze verordnet worden. Bei einer solchen gab es für die eifrigen Jäger Orden und Beförderung zu verdienen, und der untersuchende Universitätsrichter war nicht der Mann, sich eine solche Gelegenheit entgehen zu lassen. Das erste Verhör, welches er mit dem Inculpaten anstellte, währte über acht Stunden. Zwei Dinge waren es, welche der Untersuchungsrichter als ganz besonders gravirend hervorhob, und

das erste derselben war — die Lösung jener zuvor erwähnten Preisaufgabe! Der Angeklagte hatte sich zum Beweise, daß er für die Theilnahme an der burschenschaftlichen Verbindung keine Zeit mehr gehabt, auf seine angestrengte Arbeit an der Lösung jener von der Universität gestellten Aufgabe berufen. Und was ward ihm geantwortet? Gerade darin, daß er diese Arbeit unternommen, müsse man den Beweis dafür sehen, daß er sein Hauptinteresse politischen Dingen zuwende! Unglaublich und doch wörtlich wahr! Die freimüthige Entgegnung des Angeklagten: daß unter solchen Umständen ja eigentlich die Universitäts-Facultät, welche den Studirenden jene Aufgabe gestellt habe, als der schuldige Theil, als eine Art Agent provocateur anzusehen sein dürfte, wurde durch eine scharfe Rüge solcher „ungehörigen und respectwidrigen Bemerkung" beantwortet. — Der zweite als gravirend bezeichnete Umstand war — ein seidenes Damenhutband, welches man unter den in Beschlag genommenen Papieren um ein Convolut von Gedichten meiner eigenen Handschrift und Verfasserschaft gefunden hatte. Der Untersuchungsrichter behauptete, daß es „die Farben einer entdeckten Verbindung zur Mittheilung verbotener Druckschriften" zeige, und inquirirte eifrig nach dem Namen Desjenigen, von welchem der Angeklagte es erhalten habe. Zum Glück für mich verschwieg mein Bruder klüglich meinen Namen, weil ich sonst unfehlbar mit in die Untersuchung verwickelt worden wäre, was für mich mindestens zeitweilige Suspension von meinem Amte zur Folge gehabt haben würde, und nannte dafür den eines kürzlich verstorbenen Freundes.

Das Resultat dieser kindischen Verfolgung eines absolut unschuldigen Menschen war: eine Verurtheilung zu — fünf Jahren Gefängnißhaft und Verlust der Anstellungsfähigkeit im preußischen Staate!

In der That ſaß mein Bruder ein volles Jahr lang in Kerkerhaft auf der Feſtung Stettin, bis es der perſönlichen Verwendung einer vornehmen, einflußreichen Dame gelang, bei Herrn von Kamptz ſeine „Begnadigung“ zu bewirken. Auch die Erlaubniß zur Beendigung ſeiner Examina und zur Bewerbung um eine Anſtellung ward ſpäter ertheilt. Was aber nicht wieder herzuſtellen war, das war — die Geſundheit meines Vaters, den die Verurtheilung dieſes ſeines jüngſten Sohnes und Lieblings auf das tiefſte erſchüttert hatte, und der ſich von dieſem Schlage, der ihn getroffen, nicht mehr erholte.

So verfuhr man in Preußen vor vierzig Jahren gegen Diejenigen, deren „Verbrechen“ darin beſtand, an ſeine Beſtimmung und an die Herſtellung eines in Kaiſer und Reich geeinten Deutſchlands geglaubt und den Gedanken und die Begeiſterung dafür in ihren jungen Herzen gepflegt zu haben. Und doch ſind es die Früchte dieſer Begeiſterung der deutſchen Burſchenſchafts-Jugend, welche in unſern Tagen der Sohn und Erbe jenes feindſeligen Verfolgers derſelben zu Deutſchland's Heil und zu ſeinem Ruhme zu ernten das Glück gehabt hat.

VII.

Im Breisgau.

Ein Tagebuch-Fragment (1872).

I.

Unſer erſter Ausflug von Freiburg aus galt dem uralten Breiſach, oder vielmehr dem Einzigen, was davon noch aus ſeiner mittelalterlichen Glanzzeit übrig iſt, dem Münſterdome auf der Höhe des alten Mons Brisiacus; denn die alte Stadt ſelbſt, die Hochſtadt mit ihren Thürmen und Thoren, ihren Kirchen und Klöſtern und ihrem ſtattlichen Rathhauſe und Kaiſerſchloſſe iſt vom Erdboden verſchwunden.

Eine erſt vor wenigen Jahren gebaute Eiſenbahn führt in drei Viertelſtunden von Freiburg nach Breiſach. Sie ſtreckt ſich im Bogen durch die moorigen Wieſengründe des „Mooswaldes“, in welchem vor Jahrtauſenden die Urbewohner des Landes ihre umwallten Zufluchtsſtätten hatten, zwiſchen den vulcaniſchen Höhenzügen des Kaiſerſtuhles und des Tuniberges hindurch. Es war ein heißer Juli-Nachmittag. Die Sommerſonne glühte in voller Macht von dem lichtblauen Himmel nieder auf das grüne Rheinthal, das ſich zwiſchen Vogeſen- und Schwarzwald-Gebirge in all' ſeiner viele Meilen breiten Pracht zu beiden Seiten des Rheinſtromes ausdehnte. Der Weg von dem kleinen hölzernen Stationsgebäude bis zur Stadt — etwa ſo weit, als

eine Zündnadelkugel trägt — ſtaubig und nur ſpärlich von Bäumen beſchattet, mußte zu Fuß zurückgelegt werden; denn das einzige vorhandene Gefährte, beſtimmt, die mit der Eiſenbahn ankommenden Paſſagiere durch die Unterſtadt über die Rheinbrücke nach Neu-Breiſach zu führen — ein enger, kurzleibiger, vorſündflutlicher Poſt-Omnibus — war beſetzt, ehe wir ihn erreichten. Aber dieſer Weg war von ſybaritiſcher Bequemheit gegen denjenigen, welchen wir über das Straßenpflaſter der langgeſtreckten, breiten, ſonnedurchglühten Gaſſen der armſeligen Unterſtadt, welche jetzt den Namen der alten ſtolzen deutſchen Reichsſtadt trägt, bis an den Fuß des Münſterberges und dann weiter hinauf zu deſſen Höhe zurückzulegen hatten. Das Pflaſter dieſes Weges muß den frommen Wallern als Pönitenz und Bußübung angerechnet werden, wenn es Gerechtigkeit im Himmel giebt. Nie in meinem Leben haben meine Füße ein Aehnliches erduldet, ſelbſt nicht in den verfallenſten Neſtern des römiſchen Gebirges, ganz abgeſehen davon, daß es in dieſen Jedermann vorzieht, die gepflaſterten Berggaſſen auf Eſeln zu erklimmen, die hier ebenſo wie in Freiburg fehlen, wo ſie zum Genuſſe der ſchönen Ausſichtspunkte in der Nähe der Stadt ebenſo wünſchenswerth wären.

Aber der Weg lohnte der Mühe, als wir das Ziel erreicht hatten. Nicht blos „vor den Ruhm“, auch vor das Schöne „haben die Götter den Schweiß geſtellt“, wie es im alten helleniſchen Sprüchworte heißt. Oder, da das Ziel unſeres Steigens ein chriſtlicher Dom war, will ich den Weg lieber mit dem Tugendpfade vergleichen, von dem der fromme Dichter ſingt:

„Der Tugend Pfad iſt anfangs ſteil,
Läßt nichts als Mühe blicken,
Doch ſchließlich führet er zum Heil
Und endlich zum Entzücken!“

Und entzückend war es da oben, auf dem ſtillen, grasbewachſenen, rings mit einer etwa drei Fuß hohen Mauerbrüſtung eingefaßten Platze der Felſenhöhe, in deſſen Mitte ſich der altersgraue, vielthürmige Dom erhebt, an dem vom Beginne des zwölften Jahrhunderts an bis tief in das fünfzehnte hinein zahlreiche Geſchlechter der Stadt und Umgegend gebaut haben. Und vor Allem entzückend war die Ausſicht nach allen Seiten über die herrliche Thalebene, eine Ausſicht, der ich an Weite, Schönheit und Reichthum nur den Ausblick von der Hochſtadt von Bergamo über die weite lombardiſche Ebene zu vergleichen weiß. Nur daß dieſer letzteren — die ich in meinen „Herbſtmonaten in Ober-Italien“ zu ſchildern verſucht habe, — der Schmuck des majeſtätiſchen Rheinſtromes fehlt, der hart am Fuße der Akropole von Breiſach vorüberzieht, und durch die aneinandergedrängten Boote der Schiffbrücke ſtrudelnd ſein ſanftes Wellenrauſchen zu uns hinaufſendet. Es iſt das einzige Getön, das unſere Ohren vernehmen, während wir, über die Mauer gelehnt, ſchweigend hinausſchauen in die Lande. Denn in der kleinen Stadt unten ſcheint alles Leben eingeſchlafen in der heißen Sonnenglut des Nachmittags, und hier oben iſt es ſo ſtille, daß ſich ſelbſt die Blätter der alten Linde nicht regen, die auf dem grünen Raſenplatze zwiſchen dem Münſter und dem weißen Hauſe, zu welchem ſoeben ein geiſtlicher Herr keuchend hinaufſchreitet, ihre breite, vielgeäſtete Krone in die Lüfte ſtreckt. Kein Menſch iſt außer uns auf dem Platze zu ſehen. Doch! — da kommt einer aus dem weißen Hauſe hervor. Es iſt der Küſter, der Dom-Cicerone. Er hat uns bemerkt, und bereitet ſich, wie es ſcheint, uns das Innere des Münſters zu zeigen, deſſen Seitenthüre er bereits geöffnet hat. Aber er bleibt ruhig ſtehen im Schatten der Linde, ohne eine fragende Aufforderung an uns zu richten — ein Beweis, daß ſeine Discretion noch

versichern. Kein einziges der wenigen für sie sprechenden sichern Zeugnisse reicht über Appulejus hinaus; ein Umstand, den wir wohl zu merken bitten. Beachtung aber verdient von ihnen allen (es sind Stobaeus, Justinus Martyr, der Anonymus Menagii und Jo. Philoponos) nur Philoponos, dem das angebliche Zeugniss des Pseudo-Demetrius, in der Schrift περὶ Ἑρμηνείας, bei Fabricius und andern vor und nach ihm, welches, wenn es wirklich existirte, fast entscheidend sein würde, beruht auf einem handgreiflichen Irrthume [1]). Der Anonymus Menagii aber giebt nur den Titel der Schrift und noch dazu verändert in seinem kritiklosen Kataloge [2]). Dem Philoponos endlich, der allerdings einige Worte aus der erhaltenen Schrift mit wörtlicher Berufung auf Aristoteles anführt [3]), setzen wir

1) Fabric. a. a. O. p. 232. u. p. 276. führt als Zeugen der Aechtheit auch Demetr. de Elocut. §. 233 auf. Dort steht gar nichts und §. 243 (worauf Fabric. Citat wohl gehen soll) ist die einzige Notiz über Aristoteles Briefe an Alexander diese: Ἔτι δὲ καὶ πόλεσί ποτε καὶ βασιλεῦσι γράφομεν, ἴσασιν τοιαῦται αἱ ἐπιστολαὶ μικρὸν ἐῤῥηκέναι πως στοχαστέον γὰρ καὶ τοῦ προσώπου, ᾧ γράφεται ἐῤῥηκὲν μέτοι, καὶ οὐχ ὥσπερ σύγγραμμα εἶναι ἀπὸ ἐπιστολῆς· ὥσπερ αἱ Ἀριστοτέλους πρὸς Ἀλέξανδρον καὶ πρὸς τοὺς Λίνους οἰκείους ἢ Πλάτωνος. Vgl. Aristotelia Th. I, S. 209. ff.

2) Περὶ κόσμου γενέσεως.

3) Philoponus de mundi aeternitate advers. Proclum VI, 18. ὡς φησιν Ἀριστοτέλης ἐν τῷ περὶ κόσμου λόγῳ ὡς ἐκ θεοῦ πάντα etc. vid. Elmenhorst ad Appulej. p. 285. Fabric. l. l. Ebenso Justinus Martyr Adhortat. ad Graecos p. 6. b. Ἀριστοτέλης δὲ ἐν τῷ πρὸς Ἀλέξανδρον, τὸν Μακεδόνα λόγῳ σύντομόν τινα τῆς ἑαυτοῦ φιλοσοφίας ἐκτιθέμενος ὅρον σαφῶς καὶ φανερῶς, τὴν Πλάτωνος ἀναιρεῖ δόξαν κ. τ. λ. cf. p. 34. a.

nicht durch zahlreiche Touriſtenbeſuche abgenützt iſt. Und er thut wohl daran, denn wir haben keine Luſt, erhitzt, wie wir ſind, uns in den gewölbten Hallen der kühlen Kirche — alle Kirchen ſind geſundheitsgefährlich für beſchwüthige Touriſten, zumal im Sommer — eine unvermeidliche Erkältung zu holen, und wir haben deshalb ſofort beſchloſſen, den Beſuch des Innern und ſeiner Sehenswürdigkeiten, obwohl wir von denſelben nur wenige Schritte entfernt ſind, auf das nächſte Wiederkommen an einem minder heißen Tage zu verſchieben. Denn daß wir wiederkommen, mehr als einmal wieder hieherkommen werden, iſt bereits für uns außer Frage. Wir erklären das dem guten Manne, der ſich denn auch mit dieſer vertröſtenden Erklärung zufrieden giebt, obſchon ſeine Miene zu verrathen ſcheint, daß er uns für wunderliche Käuze zu halten geneigt ſei.

Auf unſere Frage: „ob ſein Münſter im letzten Kriege von dem Feuer des gegenüberliegenden Fort Mortier berührt worden ſei?“ deutet er auf eine vorſpringende Ecke des einen der beiden Hauptthürme, wo wir etwa zwölf bis fünfzehn Fuß vom Boden die Zertrümmerung eines der gewaltigen Quadern gewahren, neben der in ſchwarzer Farbe eine Inſchrift ſich befindet mit den lakoniſchen Worten: „Bombardement am 4. November 1870.“ Das iſt denn alſo das jüngſte hiſtoriſche „Denkzeichen“ von Breiſach, der Stadt, die während ihres faſt zweitauſendjährigen Beſtehens der hiſtoriſchen Kataſtrophen ſo viele und ſo entſetzliche erlebt hat, wie keine andere in deutſchen Landen! Möge es das letzte ſeiner Art geweſen ſein. Das franzöſiſche Fort, aus dem im Jahre 1870 dieſe Kugel nebſt anderen gegen die Stadt geſchleudert wurde, liegt in Trümmern; die deutſchen Kanonen haben es zuſammengeſchoſſen zu einem unförmlichen Schutthaufen. Jetzt iſt es aber ein deutſcher Beſitz, wie das ganze Elſaßland bis hinauf zum Kamme der Vogeſen, die ſich

in nebeliger Graubläue am fernen Horizonte jetzt als Schutzwall Deutschland's vor unseren freudigen Blicken hinziehen. Und ich denke, es soll „deutsch verbleiben" bis zum Anbruche des ersehnten tausendjährigen Reiches, wo der allgemeine Völkerfrieden und die internationale Verbrüderung aller Culturnationen, wovon die Freunde der Menschheit träumen, eine Wahrheit geworden sein werden. Bis dahin wird freilich noch viel Wasser rheinabwärts in's Meer fließen, und vielleicht wird noch mehr als einmal diese Felsenhöhe, auf der wir stehen, ihrem uraltkeltischen Namen Brisiac — d. h. „schützender, wellenbrechender Damm" — wider die romanisirten Abkömmlinge der alten Kelten jenseits der Vogesen zu entsprechen haben.

Ungeheure Wandlungen und Schicksale sind über diese Felsenhöhe dahingegangen seit jenen Tagen grauer Vorzeit, wo ein Theil des großen Keltenvolkes in diesen Landen wohnte und Brisiac, die Hauptstadt der keltischen Sequaner, auf derselben Stätte, wo jetzt der christliche St. Stephans-Münster sich erhebt, die Kultstätte des Sonnengottes trug, die noch vor Beginn unserer Zeitrechnung den Altären der römischen Götter weichen mußte, als die Macht der Kelten dem römischen Schwerte erlag. Schon Tiber's Bruder Drusus errichtete hier ein römisches Castell auf dem Mons Brisiacus, wie ihn die Römer mit Latinisirung des altkeltischen Namens benannten. Damals lag der Berg auf dem linken Ufer des Rhein's, denn selbst die Natur hat sich hier gewandelt im Laufe der zwei Jahrtausende, welche die Geschichte Breisach's zählt. In den Anfängen derselben bildete der Kaiserstuhl eine große Rheininsel, der Berg von Breisach lag am linken Ufer des Rhein's und war mit dem festen Lande des Elsaß verbunden. Später ward er selbst durch Veränderung des Rheinlaufes zur Insel, und erst seit etwa siebenhundert Jahren wurde Breisach in Folge neuer Wand-

lungen des Rheinbettes wieder mit dem Gaue verbunden, der von ihm den Namen trägt. Ein halbes Jahrtausend hindurch besaßen die Römer hier auf dem Mons Brisiacus ihre festeste Schutz- und Trutzstellung gegen die germanischen Grenzvölkerschaften. Hier war ihre Münzstätte; hierher führten sie ihre Heerstraßen aus Italien, Gallien und Vindelicien, welch' letztere über den Schwarzwald gingen; es ist die alte „Steig", deren Spuren noch heute erhalten sind. Hier auf dieser alten Römer-Zwingburg residirten zeitweise viele der späteren römischen Kaiser und erließen von hier aus ihre Kriegsbefehle und Gesetze, bis zum Anfang des fünften christlichen Jahrhunderts die Zerrüttung des Reiches und der immer gewaltigere Ansturm der Alemannen den römischen Adler für immer von diesem seinem Felsenhorste vertrieb. Damit kam die Zeit, wo der römische Jupiter optimus maximus der Verehrung Odin's Platz machte, der nach Einführung des Christenthums wieder vor dem dreieinigen Gotte das Feld räumen mußte. Aber noch heute lebt Odin als „wilder Jäger" im Volksglauben fort und ihm voran geht als Warner bei seinen Zügen über die Schwarzwaldgebirge der „treue Eckart". Denn die rührende Sage von seiner Treue gegen seinen unwürdigen Herzog Harelung hat hier bei Breisach ihren Sitz; der Felsenhügel südwestlich von Breisach, wo seine Burg gelegen war, heißt noch heute der „Eckartsberg". Auch die Nibelungensage hat hier ihre Anknüpfungspunkte. In und um Breisach findet sich der Name Nibelung als Geschlechtsname, und nach dem Aufhören der Römerherrschaft tritt die deutsche Sage an die Stelle der beglaubigten Geschichte; die Heldenlieder von den Harelungen, den Abkömmlingen Wodan's, sprechen oft von dieser Felsenhöhe.

Dann kam das Kaiserreich deutscher Nation, und während seiner ganzen tausendjährigen Bestandzeit spielte Breisach eine

hervorragende Rolle in seiner Geschichte, bis die Revolution von 1789, die das uralte Heilige Römische Reich deutscher Nation vernichtete, auch Breisach in Schutt und Asche warf. Doch davon nachher.

Kaum einen Kaiser des Mittelalters giebt es, dessen Schritt nicht einst in Breisach widerhallte. Die Sachsen, die Franken, die Schwaben sind hier auf dieser Höhe gewandelt; auch der herrliche zweite Friedrich, der strahlendste unter den deutschen Kaisersternen des Mittelalters, hat von der jetzt in Trümmern liegenden Burg auf dem anderen Ende der alten Hochstadt als Jüngling, das Herz voll großer Entwürfe, hinabgeschaut auf sein Elsaß und Breisgau, das Land der Minnesinger. In seinem Meister Walther hatte Breisach seinen Antheil an der Blüthe der Poesie des Mittelalters. Aber daneben hieß und war es bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein „der Schlüssel von Deutschland", „des Heiligen Römischen Reiches Kopfkissen". Spätere Dichter besangen es als das „Capitol" und den „tarpejischen Felsen" Deutschland's; Oesterreich's Ferdinande hießen es ihr „kostbarstes Kleinod". Der wilde Burgunder-Herzog Karl der Verwegene, der es eine zeitlang besaß, gedachte es zum Hauptsitze seines Reiches am Oberrhein zu machen. Sein Statthalter, der stolze Ritter Hagenbach, residirte hier oben als Landvogt seines Breisgaues jahrelang in fürstlicher Pracht und Herrlichkeit und hielt nach dem Verluste der umliegenden Landschaften Breisach noch eine zeitlang für seinen Herrn, bis ihn die Bürger Breisach's, vereint mit seinen eigenen meuternden Söldnern, gefangen nahmen und der kleine Scharfrichter von Colmar dem gefürchteten Tyrannen von Breisach den Kopf abschlug. Von da ab bis zum dreißigjährigen Kriege ist die eigentliche Blüthezeit Breisach's. Der Sturm des Bauernkrieges ging schadlos an seinen starken Mauern vorüber. Auch die Reformation

Luther's erschütterte die Bürger nicht wesentlich in ihrem Festhalten an dem „alten Glauben"; wohl aber waren sie rasch dahinterher, die reichen Güter ihres Frauenklosters, wo sich ketzerische Neigungen gezeigt hatten, zu Gunsten des Stadtsäckels einzuziehen und theilweise zum Ausbaue und Schmuck ihres Münsters zu verwenden.

Die Stadt hatte zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts den Gipfel ihrer Blüthe an Wohlstand, Macht und Ansehen erreicht. In ihren festen Mauern hatten selbst viele Mitglieder des Breisgauer Adels sich niedergelassen und Besitzthum und Bürgerrecht erworben. So die edlen Herren v. Neuenstein, v. Staufen, v. Pfirt, v. Truchseß, v. Wessenberg, v. Stein, v. Kageneck, v. Falkenstein, ja selbst ein Markgraf von Baden. Der berühmte schwäbische Freiherr Lazarus Schwendi, der Freund und Diener dreier Kaiser, gleich ausgezeichnet als Staatsmann und Feldhauptmann, war eine zeitlang Burgvogt von Breisach.

Da kam der unselige dreißigjährige Krieg, der Vernichter von Deutschland's Macht, Cultur und Wohlstand, dessen Folgen noch heute nicht überall vollständig überwunden sind. Das ganze Vollgewicht seiner Schrecken fiel vor Allem in tragischer Weise auf Breisach. Der Kampf um seinen Besitz ward lange Zeit mit solcher Erbitterung, wie kaum um eine andere deutsche Stadt geführt, zumal seit Herzog Bernhard von Weimar, als Führer des Schwedenheeres, den Plan faßte, Breisach zur Hauptstadt des unabhängigen Herzogthumes am Oberrhein zu machen, das er sich mit Hülfe Frankreich's zu begründen trachtete. Er erreichte diesen Zweck, aber er bereitete sich damit den Tod durch französisches Gift. Sein von ihm in furchtbaren Kämpfen nach einer Belagerung von vier Monaten erobertes Breisach, das der Grund- und Eckstein seines Reiches werden sollte, ward (1639) Frankreich's Beute.

Am 19. December des Jahres 1638 hatte der deutsche

Held, der größte Condottiere seiner Zeit, seinen Einzug gehalten in die endlich eroberte Stadt, deren Ausharren in den Leiden einer viermonatlichen Belagerung selbst Dasjenige weit hinter sich läßt, was Paris in unseren Tagen geleistet und ertragen hat. Hier oben auf dem Münsterplatze, wo wir heute stehen, empfing er die Huldigung des Magistrates, der ihm die Schlüssel der Stadt und zweihundert Ducaten Breisacher Gepräges überreichte. Dann schritt er in den Münster, um Gott für seinen Sieg zu danken, und begab sich hierauf durch die jetzt in Trümmern liegenden Straßen der Oberstadt zu dem alten Kaiserschlosse, begleitet von seinen fürstlichen Mitstreitern, dem Herzoge von Württemberg und dem Markgrafen von Baden, und von dem Gefolge seiner Kriegsobersten und seines Hofstaates. Mit ihnen tafelte er in dem Saale der prachtvollen Burg, wo er Schätze an Gold, Silber und Kleinodien gefunden hatte, hinreichend, seine Kriegskosten zu ersetzen, obschon die Belagerung ihm über eine Million Thaler und außerdem 8000 Mann gekostet hatte. Die eroberten Geschütze donnerten in das Thal hinab den Siegesgruß, während „der neue Brennus", wie ihn der Dichter Balde nannte, Tafel hielt „auf dem deutschen Capitol", und die Städte des Elsaß — jetzt sein Besitz — erwiderten den Donnergruß. Er ließ Siegesdenkmünzen prägen auf derselben Stelle, auf welcher einst die Römer ihre Münzstätten gehabt, Denkmünzen auf seine Eroberung und auf die Gründung seines Reiches. Wenige Monate darauf trugen seine Officiere die Leiche ihres fürstlichen Kriegsherrn auf ihren Schultern in denselben Münster, wo kurz zuvor der Ambrosianische Lobgesang zur Feier seines Sieges erschollen war.

Denn Frankreich war vom Anfange an nicht gewillt gewesen, Breisach bei Deutschland und Breisgau und Elsaß in den Händen eines deutschen Reichsfürsten zu lassen.

„Breisach ist unser!“ rief Richelieu jubelnd seinem sterbenden Pater Josef zu, als er die Nachricht von dem Falle der Stadt erhielt.

Es ist interessant, aus den Mittheilungen eines Zeitgenossen, des Franzosen Le Laboureur, zu ersehen, wie schon damals die französische Politik sich derselben Phrasen bediente, die wir in unseren Tagen so oft vernommen haben. „Brisac“, heißt es dort, „étoit nécessaire à la France pour la conservation de l'Alsace et de la Lorraine, qu'elle enferme; elle restreint la puissance de l'Empereur au-delà du Rhin — elle nous donne un passage pour porter nos armes partout où il sera besoin pour la liberté germanique!“ Schon damals also spielte Frankreich den Beschützer der „deutschen Freiheit!“ „Breisach in Frankreich's Hand“, heißt es weiter, „assécure la franchise des villes Impériales du Rhin — elle sera la protectrice des villes libres, l'assécurance des princes opprimés et l'asile de tous ceux qui seront proscrits pour s'être opposés à la Monarchie que la maison d'Autriche (1870 hieß es: „la maison de Prusse“) médite de rendre héréditaire etc. C'est àprésent notre Arsenal d'Allemagne“. Die letzten Worte enthielten die Wahrheit. Ueber dem jetzt zugemauerten Rheinthore von Breisach las man damals die Inschrift:

„Limes eram Gallis, nunc pons et janua fio!
Si pergunt, Gallis nullibi limes erit!“

Das heißt zu deutsch:

„Einst war ich Grenze den Franken, jetzt werd' ich Brücke und Pforte: Fahren sie weiter so fort, gibt's für sie Grenze nicht mehr!“

Ueber ein halbes Jahrhundert blieb Breisach in Frankreich's Händen. Als es im Frieden von Riswyk (1697) wieder an Oesterreich abgetreten werden mußte, lieferten die Franzosen es nicht eher wieder aus, als bis ihr Vauban den Bau der gegen-

überliegenden Feſtung Neu-Breiſach vollendet hatte. Dieſer Bau ward verhängnißvoll für Alt-Breiſach.

Viele Jahrhunderte lang war die feſte Stadt der „treue Eckart“ des deutſchen Reiches geweſen. Da nahm ihr Maria Thereſia den ſchweren Kriegspanzer ab, indem ſie 1740 die Feſtungswerke ſchleifen ließ. Seitdem war und blieb Breiſach eine offene Stadt. Reich an Erinnerungen, an Denkmalen ihres kriegeriſchen Ruhmes, hatte ſie ſich während des darauffolgenden halben Jahrhunderts zu neuer, friedlicher Blüthe erhoben, als plötzlich das Unglück — diesmal in Geſtalt völliger Vernichtung — auf's neue über ſie hereinbrach.

II.

Es war im Jahre 1793. Der öſterreichiſche General Wurmſer hatte ein paar Dörfer bei Weißenburg, deren Bewohner auf ſeine Truppen geſchoſſen hatten, in Brand ſtecken laſſen. Als Vergeltung dafür befahlen die Commiſſäre des Convents die Zerſtörung des ſchuldloſen Breiſach. Der franzöſiſche Commandant von Neu-Breiſach ward angewieſen, das Urtheil an der nichts ahnenden Stadt durch ein Bombardement zu vollſtrecken, das zur Vergrößerung des Schreckenseindruckes ohne alle vorhergehende Anzeige, und zwar um Mitternacht beginnen ſollte! Er fühlte eine menſchliche Regung, und wagte ſeinen Kopf, indem er ſchon in der Abenddämmerung des 15. September ſein unſeliges Werk begann, „damit die unglücklichen Bewohner, noch wachend, wenigſtens ihr Leben und einige Habe retten könnten“.

Zwei Augenzeugen, die ſpäteren Verfaſſer der „Geſchichte der Stadt Breiſach“, Roßmann und Ens, haben uns eine Schilderung dieſer letzten Kataſtrophe der altehrwürdigen Stadt

hinterlaſſen. Als man von der Höhe der Stadt bemerkte, daß hart am gegenüberliegenden Ufer des Rheins Batterien aufgeworfen und mit zahlreichen Mörſern und Kanonen beſetzt wurden, wollte anfangs die noch in Breiſach befindliche öſterreichiſche Beſatzung einen Verſuch machen, dies gefahrdrohende Werk zu zerſtören. Aber die Bürgerſchaft erhob Einſprache dagegen, indem ſie vorſtellte, daß man ja eine offene, wehrloſe Stadt nicht beſchießen werde, während ein Angriff von dieſſeits leicht dazu führen könne. Ihre Zuverſicht ſollte ſchrecklich getäuſcht werden, als man am Abend des 15. September das franzöſiſche Bombardier-Corps „mit klingendem Spiele“ aus den Thören von Neu-Breiſach herausmarſchiren und zur Beſchießung ſich anſchicken ſah.

Die erſten Bomben waren auf die höheren Gebäude, das Rathhaus, das Franziskaner-Kloſter, den 180 Fuß hohen Radthurm — den uralt-römiſchen Brunnenthurm der Hochſtadt — auf das Schloß, die Kirchen und das Zuchthaus gerichtet, aus welchen ſich bald hohe Feuerſäulen loderend erhoben und den Bombardirenden zur Leuchte bei der Fortſetzung ihres hölliſchen Werkes der Zerſtörung dienten. Immer neue feuerſchwangere Bomben flogen in weiten Bogen gleich Meteorkugeln über den Rhein in die dem Verderben geweihte Stadt, durchbrachen die feſteſten Gewölbe und vernichteten auch noch die wenige in dieſelben geflüchtete Habe. Wetteifernd im Zerſtören mit den Bombenkeſſeln, entſendeten auch die Kanonen ihre verderbenbringenden Kugeln, durch welche ſelbſt die den Flammen trotzenden Mauern der Thürme und Hausgiebel krachend zuſammenſtürzten. In den Donner dieſes zwiefachen Geſchützfeuers und in das Praſſeln der himmelanſteigenden, im Rhein ſich ſpiegelnden Flammen miſchte ſich das herzzerreißende Jammergeſchrei der Menſchen. Durch vier volle Tage und fünf

Nächte setzten die Franzosen dieses Werk der Barbarei fort, das selbst unter den unzähligen ähnlichen von der „großen Nation“ in den deutschen Rheinlanden seit 1688 verübten Mordbrennereien nur wenige seinesgleichen findet!

Am 19. September war die altberühmte Stadt nur noch ein einziger Schutt- und Trümmerhaufen, über den sich allein noch das Münster, dessen feste Mauern der Gewalt der Kugeln widerstanden hatten, in düsterer Vereinsamung erhob. Zwar war auch sein Inneres durch eine einfallende Bombe in Brand gerathen, wobei die Orgel zerschmolz und die Seitenaltäre verbrannten; aber der Hochaltar, dessen kunstreiches, in seiner Art fast einziges Schnitzbild, von dem ich weiter erzählen werde, das Wahrzeichen der Stadt bildet, blieb wie durch ein Wunder erhalten.

Und eine Trümmerstätte ist noch heute, was einst die Hochstadt Breisach war, ein Scherbenberg ehemaliger Größe und Herrlichkeit.

Zwei Gassen mit einigen wenigen, an die alten Mauerreste angeflickten, armseligen Hütten führten uns zu den Ruinen des Schlosses, die den westlichen Theil des Berges bedecken; sie sind in Gartenanlagen verwandelt, wie die übrigen Theile des Plateaus, auf dem sich noch vor acht Jahrzehnten die Stadt mit ihren Kirchen und Thürmen, ihren Patrizierhäusern und ihrem stattlichen Rathhause erhob, zu Weinpflanzungen und Gemüsegärten geworden sind. Als Einfriedungen derselben dienen halb stehengebliebene Häuserfront-Mauern, an denen man noch die steinernen Thür- und Fenster-Einfassungen und hie und da über den verzierten Steinportalen die Wappen und Inschriften bemerken kann. Es ist ein Anblick, wie ich in Deutschland keinen ähnlichen kenne, ein Anblick, der das Herz mit Trauer, aber auch mit Zorn erfüllt gegen das Volk, das diesen Gräuel vor

dreist zwei mindestens gleich gewichtige Zeugnisse entgegen, durch die das seinige vollkommen paralysirt wird. Es sind dies der fast zwei Jahrhunderte ältere Proklos († 485), der gradezu das Werk bezweifelt [1]), und Symplikios, der in der Vorrede zu seinem Commentar der Aristotelischen Bücher De Coelo nicht minder offen erklärt, dass Aristoteles über die Welt nicht in einer eignen Schrift, sondern vielmehr in der gesammten Masse seiner physischen Untersuchungen gehandelt, und erst der Peripatetiker Nikolaos von Damaskos daraus einen besonderen Traktat zusammengestellt habe [2]).

Auch wenn wir, was immer billig ist, das Moment fremder Autoritäten wenigstens erwähnen, so ergiebt sich gleichfalls ein überwiegendes Gewicht gegen die Aechtheit der Schrift. Während verhältnissmässig nur wenige Kritiker, unter denen P. Petitus, Gassendi, Elmenhorst, B. Vulcanius, Fabricius und Riccobonus [3]) die bedeutendsten,

---

1) In Timaeum V, p. 322. ὡς ποὺ φησι πάλιν Ἀριστοτέλης, εἴπερ ἐκείνου τὸ περὶ κόσμου βιβλίον.

2) Simplic. ad Arist. de Coelo, prooem. ap. Fabric. l. l. p. 233. ἀλλ' εἴπερ βούλοιτό τις τὴν Ἀριστοτέλους περὶ κόσμου θεωρίαν ἰδεῖν, ἣν πάσαις ὁμοῦ ταῖς φυσικαῖς αὐτοῦ πραγματείαις περὶ κόσμου πραγματεύσθαι ἔφημεν. διὸ καὶ Νικόλαος ὁ περιπατητικὸς περὶ πάντων τῶν ἐν τῷ κόσμῳ κατ' εἶδος ποιεῖται λόγον. Daher denn auch mehrere Gelehrte die heutige Schrift περὶ κόσμου diesem Peripatiker zugeschrieben haben, wie z. B. Petrus Victorius (var. lectt. XXV, 13.) Sim. Portius, Nicol. Heinsius u. a.

3) Bei Fabricius wird unter den Vertheidigern der Aechtheit des Werkchens auch St. Croix (Exam. critique des hist. d. Alex. p. 266.) genannt; aber in der uns

neunundſiebzig Jahren an einer wehrloſen Stadt, an einer der älteſten Culturſtätten Deutſchlands verübt hat!

Unbeſchreiblich ſchön aber war der Rundblick von den verſchiedenen Seiten der grünumwachſenen Schloßtrümmer auf die weite Landſchaft, auf die Ebenen von Elſaß und Breisgau, auf die Kette der Vogeſen und der dunklen Schwarzwaldberge und auf den Rhein, der dieſen „Garten Gottes“ durchfließt. Die ſinkende Sonne warf ihr Goldlicht über die herrliche Landſchaft, die im tiefen Frieden des ſchönſten Sommerabends, bedeckt vom Segen der reifenden Ernten, zu ruhen ſchien. Ein Gefühl frommer Dankbarkeit überkam mich bei dem Gedanken, daß ich den Tag erlebt, wo dieſe herrlichen Lande und ihr Strom dem deutſchen Vaterlande wiedergewonnen worden durch deutſches Blut und deutſche Tapferkeit in dem gerechteſten aller Kriege, von denen die Geſchichte der letzten Jahrhunderte meldet; daß ich den Tag erlebt, an dem der freche Uebermuth des Franzoſenvolkes in ſeiner dünkelhaften Verblendung ſelbſt die gerechte Vergeltung heraufbeſchworen hat für alle die Gräuel der Zerſtörung und Verwüſtung, die es einſt in den hundert Jahren von 1688 bis 1797 in den deutſchen Rheinlanden verübt hat. Dankbar gedachte ich aller unſerer deutſchen Brüder, die in Vollziehung dieſes hiſtoriſchen Gottesgerichtes ihr Blut und Leben gelaſſen, und ſo lange meine Augen offen ſtehen, ſollen ſie mit Dankbarkeit und Ehrfurcht auf Jeden hinblicken, auf deſſen Bruſt das beſcheidene Denkzeichen der Kriegsjahre von 1870 und 1871 verkündet, daß er „mit dabei war“.

* * *

Wir haben unſeren Beſuch von Breiſach wiederholt, um die neulich verſäumte Beſichtigung des inneren Domes, wie wir es dem würdigen Domküſter verſprochen, nachzuholen.

Das Innere hat etwas Leeres und Wüstes. Die im Jahre 1793 zerstörten Seitenaltäre sind nicht wieder aufgebaut. Bilderschmuck ist außer ein paar größeren, neueren, von einem Freiburger Maler Dürr vor zwanzig Jahren gestifteten Gemälden keiner vorhanden. Die Reliquienfärge der Stadt-Schutzheiligen Gervasius und Protasius — der Sage nach ein Geschenk Kaiser Barbarossa's von der Beute des zerstörten Mailand — interessirten mich ebensowenig, wie die beiden vergoldeten Kelche, deren einen Ludwig der Vierzehnte hieher gestiftet haben soll, und die nebst einer silbernen Monstranz die einzigen „Schätze" sind, welche die einst so reiche Schatzkammer des uralten Domes heute noch bewahrt. An der Fensterwand derselben hängt ein dritthalb Fuß langer schwarzer eiserner Schlüssel, das Wahrzeichen Breisachs, als des „Schlüssels von Deutschland".

Das Hauptwerthstück der Kirche aber ist ihr Hauptaltar, ein Holzschnitzwerk, das an Größe des Umfanges und Meisterschaft der Ausführung nur wenige seinesgleichen haben dürfte.

Es ist die Krönung der Jungfrau Maria durch Gott Vater und Sohn, welche der fromme Bildschnitzer, dem die Stadt die Ausführung dieses Werkes übertrug, darzustellen unternommen hat. Von der Größe und dem Umfange desselben kann man sich eine Vorstellung machen, wenn ich sage, daß es die ganze Höhe und Breite des Chores einnimmt, ja die Höhe desselben auf eine sinnreiche Weise noch überragt. In der Mitte des Bildwerkes sitzt die jungfräuliche Gottesmutter in kolossaler Größe auf einem Throne, den ihr faltenreiches Gewand verdeckt. Die Hände demuthvoll über der Brust gefaltet, empfängt sie die himmlische, thurmartig gestaltete Krone, welche zur Rechten Gott der Vater, zur Linken Gott der Sohn über ihrem Haupte hält, während über ihr die Heiligegeisttaube schwebt. Eine reiche Schaar von Engeln, die den Saum der Gewänder

tragen, auf Musik-Instrumenten spielen oder aus aufgeschlagenen Psalterien singen, umgiebt die dargestellte Scene. Auf dem einen dieser Psalterien hat der Meister das Jahr der Vollendung seines Werkes, 1526, und auf einem Täfelchen, das ein Engel zu Füßen Mariens hält, sein Monogramm H. L. eingeschnitten. Dreifache Spitzbogen fassen als Rahmen das Hauptbild ein. Ueber dem Gesammt-Tableau, dessen ausführliche Schilderung zu weit führen würde, erheben sich als abschließende Krönung des Ganzen fünf durch Schnitzwerk leicht ineinander verflochtene thurmartige Aufsätze, deren mittlerer bis an die Decke des Chorgewölbes hinaufsteigt. Hier in seinem Weiterstreben gehemmt, neigt er sich in einem Bogen wie ein überhängender Strauch abwärts und macht so das Ganze zu einem Wahrzeichen von Breisach, indem das Gebilde des Meisters einen Altar darstellt, „der höher als die Kirche ist!“

Dieser Absonderlichkeit hat sich nun der dichtende Volksgeist bemächtigt und eine poetische Erklärung derselben geliefert, die ich, obschon sie der Historiker der Stadt Breisach mit vornehmem Stillschweigen übergeht, doch so anmuthig finde, daß ich mich nicht enthalten kann, sie dem greisen Küster, von dem ich sie erfragte, hier möglichst getreu nachzuerzählen. Denn — daß ich es nur gestehe — was er darüber aus dem Volksmunde berichtete, nahm meine Theilnahme fast mehr als das Schnitzwerk selbst in Anspruch, oder als die Frage nach dem Meister, der, wie Goethe sagt, es geschnitzt:

„Mit leichter Hand und so verständig,
Als würde Geschnitztes wieder lebendig.“

Die Gelehrten behaupten, daß derselbe Hans Liefrink geheißen habe, während Andere das H. L. als Monogramm des Bildschnitzers Hans Leykmann erklären, und wieder An-

dere darin den ausgezeichneten Holzschneider Hans Lützelburger angedeutet finden wollen, der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts schöne Schnitzarbeiten nach Holbein gefertigt habe. Aber der dichtende Volksgeist weiß besser, wenn auch nicht gerade, wie der Künstler geheißen, so doch, was er für ein Landsmann gewesen und wie es mit seinem Werke zugegangen.

In der Zeit — so erzählt der Volksmund — als Bürgermeister und Rath der damals reichen und angesehenen Stadt Breisach den Beschluß gefaßt hatten, ihr Münster mit dem bisher entbehrten Schmucke eines entsprechenden Hochaltars zu zieren, lebte in Breisach ein junger Bildschnitzer, der aus der Fremde, wo er jahrelang gewandert, erst vor nicht langer Zeit in die Heimat zurückgekehrt war. Als derselbe den Beschluß und das Vorhaben des Bürgermeisters und Raths seiner Vaterstadt erfuhr, faßte er sich ein Herz und meldete sich als Bewerber für die Ausführung eines solchen Werkes, als zu welchem er schon lange im Stillen für sich einen Plan und Entwurf gemacht habe, als er in Nürnberg unter einem großen Meister, Albrecht Dürer geheißen, gearbeitet. Da nun dem Breisacher Rathe nicht unbekannt war, daß gedachter Albrecht Dürer der kunstreichste Mann in Deutschland sei, so sendete er zwei seiner Mitglieder an ihn, die ihm die Zeichnung, welche der junge Bildschnitzer gemacht hatte, vorlegen und ihn zugleich auf sein Gewissen fragen sollten: ob er dieselbe billige, und insbesondere, ob er glaube, daß sein ehemaliger Geselle der Mann sei, dem man die Ausführung eines so großen und schweren Werkes, an dessen Gelingen die Ehre der ganzen Stadt betheiligt sei, anvertrauen könne? Als die abgesendeten Rathsherren von ihrer Fahrt zurück nach Breisach kamen und vermeldeten, daß Meister Albrecht Dürer ihre beiden Anfragen mit Ja beantwortet und außerdem erklärt habe, daß er in Deutschland und Italien kei-

nen Bildſchnitzer wiſſe, dem er ein ſolches Werk lieber anvertraut ſehen möchte, als dem jungen Breiſacher, da freute ſich ganz Breiſach darüber, als über eine der Stadt angethane große Ehre. Niemand aber freute ſich wohl mehr als der junge Künſtler. Denn außer der Ehre und dem Ruhme, die er ſich von ſeinem Werke verſprach, glaubte er, als ihm nun durch Beſchluß des Rathes wirklich die Ausführung deſſelben übertragen wurde, auch noch am Ziele einer anderen, ihm nicht minder am Herzen liegenden Hoffnung zu ſtehen.

Der junge Bildſchnitzer trug nämlich eine große Liebe im Herzen zu der Tochter eines reichen Breiſacher Bürgers, deſſen ſtattliches Haus neben dem kleinen Hauſe ſeiner Eltern ſtand. Sie hatten als Nachbarskinder oft zuſammen geſpielt, und als er in die Fremde gezogen war, hatte das Mädchen ihm heimlich einen Strauß aus ihres Vaters Garten geſchenkt und ihm weinend geſtanden, daß auch ſie ihn liebe, wie er ſie. Als er dann von der Wanderſchaft zurückgekommen war und ſich als Meiſter in ſeiner Vaterſtadt geſetzt hatte, da war er zu ihrem Vater gegangen und hatte um ſeine Tochter angehalten. Aber der hatte ihn rund abgewieſen, denn der junge Meiſter war arm und er ſelbſt ſehr reich und wollte höher hinaus mit der einzigen Tochter. Als nun jetzt der ehrenvolle Auftrag an den jungen Künſtler kam zu dem großen Chorbildwerke des Domes und das Zeugniß verlautete, welches der hochberühmte Meiſter Albrecht Dürer ihm ausgeſtellt hatte, da verſuchte er es zum zweitenmale mit ſeinem Antrage bei dem Vater ſeiner Geliebten. Aber ebenſo vergebens. Denn der reiche Vater fragte nicht viel nach Ehre und Ruhm ſeines künftigen Schwiegerſohnes, ſondern deſto mehr nach Geld und Gut, das der junge Geſelle leider nicht hatte. Der fand nun ſeinen einzigen Troſt in der Arbeit an ſeinem großen Werke, und es gelang ihm denn auch außer-

ordentlich wohl; denn die heilige Gottesmutter, zu deren Verherrlichung er arbeitete und an die er täglich sein Gebet richtete, verlieh ihm Muth und Kraft und stärkte seine Hand. Als das Hauptstück des Bildwerkes fertig war und die Vorsteher der Bürgerschaft befahlen, daß dasselbe ausgestellt werde, damit ganz Breisach es sehen könne, erhob sich eine solche Bewunderung bei Allen, daß sie sich glücklich priesen darüber, daß ihre Stadt das schönste Altar-Bildwerk solcher Art besitzen werde, und Alle den Rath lobten, daß er ihrem Mitbürger das Werk übertragen habe. Auch der Vater der Liebsten des jungen Meisters, der sich unter den Beschauern befand, konnte nicht umhin, in das allgemeine Lob mit einzustimmen; und da es bekannt geworden war, daß der Bildschnitzer schon zweimal vergebens um seine Tochter angehalten hatte, legten jetzt Bürgermeister und Rath selbst ein Fürwort zu Gunsten des Bewerbers ein, als sie das nächstemal im Rathhause zusammenkamen; denn der Vater des Mädchens war einer der Rathmänner und war bei der Sitzung anwesend. Aber auch ihre Fürsprache fruchtete nichts. Er blieb dabei, daß er nie und nimmermehr seine Tochter dem armen Schlucker geben werde. Vergebens stellte man ihm vor, daß der junge Meister bereits in Schwermuth über seine Weigerung versunken, und zu befürchten sei, daß er dadurch wohl gar gehindert werden möge, sein schönes Werk zu vollenden, da sein Liebesgram an seinem Leben nage. Der harte Mann blieb unbewegt durch solche Vorhaltungen, und als man nicht aufhörte, in ihn zu dringen und zuletzt der junge Meister auf Zureden des Bürgermeisters sich selbst noch einmal mit seiner Werbung an ihn wendete, gab er ihm höhnend zur Antwort: „Nun, ich will dir meine Tochter geben, aber nicht anders, als wenn du ein Altarbild machst, das höher ist als die Kirche!“ Mit diesem Bescheide ging der junge

Bildschnitzer traurig von dannen; denn er sah wohl ein, daß nun alle Hoffnung für ihn verloren sei.

An dem ganzen Tage vermochte er keinen Schnitt zu thun an seiner Arbeit, und auch die Nacht verbrachte er schlaflos in seinem schweren Kummer. Er hörte kaum die Donnerschläge des Gewitters, das in dieser Nacht mit Sturm und Regengüssen über die Stadt hinraste; denn er konnte an nichts denken als an seinen Kummer und an sein Herzeleid über seine verlorene Hoffnung.

Als er des andern Morgens früh sich von seinem Lager erhob, ging er in sein kleines Gärtchen hinter dem Hause, um zu sehen, ob der Sturm der Nacht in demselben Schaden angerichtet, und besonders, ob derselbe einen Rosenstock versehrt habe, den er einst als Knabe mit seiner Gespielin gepflanzt und von dessen Rosen er seiner Liebsten so manchen Strauß geschenkt hatte. Es war gerade in der Rosenzeit, und der Stock gestern voll von aufgeblühten Rosen gewesen. Sie waren alle in der Nacht vom Regenunwetter zerschlagen und bedeckten entblättert den Boden. Aber siehe da! — während er traurigen Blickes darauf hinschaute, als auf ein Sinnbild seines eigenen Schicksals, sah er, daß der Sturmwind der Nacht den Strauch, der nahe bei der offenen Gartenpforte stand, mit seiner Krone, welche höher war als die Pforte, durch den Steinbogen derselben hindurch getrieben hatte, so daß er, an dessen obere Wölbung stoßend, nach Außen weit überhing.

Ein Freudenruf entrang sich seiner Brust. Er hatte jetzt den Weg gefunden, die Bedingung zu erfüllen, die ihm der harte Vater seiner Liebsten als etwas, was zu leisten unmöglich sei, gestern vor dem ihn begleitenden Bürgermeister gestellt hatte. Freudigen Sinnes und der heiligen Jungfrau dankend, der er diese Weisung zuschrieb, eilte er in seine Werkstatt und

an seine Arbeit, Niemandem etwas sagend von dem, was er zu machen gedachte. Als nun endlich das Werk vollendet war und in dem Chor der Kirche aufgerichtet stand, da sah man, wie das Bildwerk, an die Gewölbdecke stoßend, mit dem zierlichen Schnitzwerk seiner Spitze nach vorne weit überhing, und Alle, die es sahen, erkannten und bekannten laut, der junge Meister habe das Wort der ihm gestellten Bedingung wahr gemacht und einen Altar geschaffen, „der höher sei als die Kirche". Auch Der, welcher die Bedingung gestellt hatte, sah sich gezwungen, einzugestehen, daß der kunstreiche junge Meister dieselbe erfüllt habe.

Das Weitere ergibt sich von selbst. Von Bürgermeister und Rath genöthigt, mußte er sein Wort erfüllen und dem armen Bildschnitzer seine Tochter zum Weibe geben. So ward das Werk, das die Liebe geschaffen, zum Wahrzeichen der guten Stadt Breisach bis auf den heutigen Tag.

VIII.

Vierzehn Tage im Elſaß.

Blätter aus meinem Reiſetagebuche (1869).

I. Ein Pfarrhaus im Elſaß.

Barr, 16. Oktober 1869.

Um zehn Uhr Morgens langten wir vorgeſtern in Straßburg an, nachdem wir, von Ragatz kommend, in der gewerbreichen Fabrikſtadt Mühlhauſen — Mulhouſe von den Franzoſen umgetauft — genächtigt hatten. Aber der Bahnzug von Straßburg nach Barr ging erſt Nachmittags zwei Uhr ab, und ſo hatten wir Zeit, die alte „wunderſchöne Stadt" des deutſchen Volksliedes zu durchwandern und alte Erinnerungen aufzufriſchen, an denen es uns Beiden nicht fehlte.

Einunddreißig Jahre waren vergangen, ſeit ich zum erſten Male ſtaunend vor dem Münſter geſtanden und dann von ſeinem gigantiſchen Thurme niedergeſchaut hatte auf die in ſommerlicher Pracht ſtrahlende elſaſſiſche Ebene, das Herz bewegt von dem Gedanken an Goethe's hier verlebte Jugendzeit, an Seeſenheim und Friederike, an die Tafelrunde ſeiner Jugendgenoſſen, mit denen er hier auf dieſer Plateform ſo oft, die vollen Römer in der Hand, ſeinen Blick geweidet an der Schönheit des weiten herrlichen Landes zu ſeinen Füßen. Das Alles erſchien mir

damals noch ſo friſch und nahe, als hätt' ich es ſelber mit erlebt; und jetzt, jetzt lag es ſo weit, ſo weit von mir, — ſo weit ab, wie die eigne Jugend und die Freunde, die damals mit mir waren, und die nun ſchon, ach ſo lange! den ewigen Schlaf ſchlafen! Das Alles ging vorüber an meinem innern Geſicht, wie die leiſen Wolkenſchatten, die über die fernen Berghänge zogen. —

Ein Telegramm aus Barr, das wir beim chef de la gare vorfanden, benachrichtigte uns, daß wir dort erwartet und willkommen ſeien. Wir hatten aber Mühe gehabt, dieſes von uns beſtellten Zeichens habhaft zu werden. Denn vor lauter echt franzöſiſcher Reglementirerei und unzähligen Verboten — das Il est défendu ꝛc. lieſt man alle Augenblicke irgendwo auf dieſen franzöſiſchen Bahnhöfen, — herrſcht auf denſelben nicht ſelten die greulichſte Unordnung und Verwirrung. —

Von Straßburg nach Barr ſind es für einen rüſtigen Fußgänger etwa ſechs Stunden. Unſer Bahnzug brauchte davon nahezu die Hälfte. Dieſe Schneckenlangſamkeit des Zuges, der ſtreckenweiſe faſt kaum ſchneller fuhr als eine unſerer berufenen Berliner Droſchken, ſetzte uns Anfangs in Erſtaunen, bald aber in gelinde Verzweiflung, da uns dergleichen auf allen unſeren Reiſen nicht vorgekommen war. Wir glaubten, es ſei etwas an der Maſchine beſchädigt, aber auf unſere Anfrage erwiederte der Zugführer, daß Alles in Ordnung ſei. Allmälig erfuhren wir dann die Urſache dieſer auffallenden Langſamkeit. Dieſe Eiſenbahn iſt nämlich von etwa zwölf bis dreizehn Dorfgemeinden auf ihre Koſten erbaut und blos für ihre ſpeciellen Verkehrszwecke ſo eingerichtet, daß ſich bei jeder kleinſten Ortſchaft eine eigne Haltestation befindet, von denen beiſpielsweiſe die letzte vor Barr gelegene nur einen guten Büchſenſchuß weit von dieſem Städtchen abliegt. Dadurch geht dann die Eiſenbahn wie im Zickzack hin

meist nur in flüchtigen und beiläufigen Aeusserungen sich zu Gunsten der Aechtheit erklärten, sehen wir eine überwiegende Zahl, und unter ihnen Koryphäen der Philologie, einhellig gegen die Vaterschaft des alten Stagiriten zu dem ihm so unähnlichen Kinde Protest einlegen [1]).

Der älteste Zeuge in seiner eignen Sache ist und bleibt somit Appulejus selbst. Er verdient also um so mehr gehört zu werden, je grössere Gefahr er läuft, falls das griechische Exemplar das ältere, wenn auch nicht ächt Aristotelisch ist, als ein unerhört schamloser Falsarius gebrandmarkt zu werden. Man mag aber über Appulejus urtheilen wie man will, zweierlei wird man ihm zugestehen müssen, tüchtige Kenntniss der Aristotelischen Literatur und ein unverächtliches Talent leichter Darstellung. Zugegeben also, Appulejus hätte nach seiner Weise eine Uebersetzung einer ihm vorliegenden Aristotelischen Schrift wie die vorhandne ist, geben wollen, — wie wir ja auch aus der Apologie gesehn haben, dass er allerdings verschiedene Aristotelische Schriften in dieser Weise bearbeitet hat, so sehe ich es doch für eine vollkommne Unmöglichkeit an, dass ein Mann von nicht ganz bornirtem Verstande, einigem Ehr-

---

bekannten zweiten Ausgabe p. 703 in d. Anmerk. erklärt er sich vielmehr für das Gegentheil.

4) Unter ihnen befinden sich (Fabric. Bi. Gr. III. p. 233.) J. C. u. Jos. Scaliger, Victorius, Casaubonus, Salmasius, J. Lipsius, Muretus, Drakenborch, Dan. u. Nic. Heinsius, Menage, Vossius, Huetius, Naudaeus, Spencer, Cudworth, Brucker, J. G. Walch, Meiners.

und her, und da auf dieſen drei bis vier Meilen etwa dreizehn Mal gehalten wird, ſo kann natürlich nur ſehr langſam gefahren werden, während zugleich die Anhaltezeiten zuſammen nahezu ebenſo lange währen als die Fahrt ſelbſt. An jeder dieſer kleinen Stationen aber ſtand ein „Mann der Ordnung", ein ſtattlicher Gensd'arm mit Zweiſpitz und gelbweißem Bandelier, ſo daß alſo für dieſe winzige Bahnſtrecke etwa ein Dutzend ſolcher rieſigen Fainéants nöthig ſind. Gegen fünf Uhr kamen wir endlich in Barr an, wo unſere Freunde Herr und Frau Schuré uns an dem kleinen Bahnhofe erwarteten — verſteht ſich: nicht auf dem Perron, ſondern hinter dem abſchließenden Zaungitter. Denn es ſcheint, als glaube man in Frankreich, das Empire müſſe in Gefahr gerathen, wenn erwartenden Freunden, wie bei uns, Zutritt auf den Perron geſtattet würde. Freilich fanden wir dieſelbe polizeiliche Pedanterie auch in den Bahnhöfen der franzöſiſchen Schweiz.

Ein kleiner offener Charàbanc führte uns raſch durch die freundliche Stadt hinauf zum Pfarrhauſe, das auf der letzten Höhe derſelben dicht neben der uralten, wie es heißt auf römiſchen Kaſtellfundamenten erbauten Kirche liegt. Der ehrwürdige Pfarrherr und ſeine Gattin, die Schwiegereltern unſres Freundes, empfingen uns voll Herzlichkeit, und wir fanden uns gleich in der erſten Stunde ſo bekannt und eingewohnt, als ob wir altvertraute Freunde des Hauſes wären. Unſere Wohnung erhielten wir angewieſen in einem großen Zimmer des Obergeſtocks, mit der prachtvollſten Ausſicht über die weite elſaſſiſche Ebene. Wenn es hell iſt, ſehen wir gerade aus vor uns jenſeit des Rheins die Gebirgszüge des Schwarzwaldes blauen, und links den Straßburger Münſterthurm am Horizonte aufragen. Das Pfarrhaus ſelbſt, zu dem eine ſtraßenbreite leiſe getreppte Anſtiege führt, liegt halb in einem Weingarten, hart

am Fuße der letzten Ausläufer des Vogesengebirgs, dessen waldige Kuppen mit zahlreichen Burgruinen (Landsperg, Hohen-Andlau ꝛc.) gekrönt sind. Die ganze Gegend erscheint, so weit das Auge reicht, wie ein einziger Garten, Hügel und Ebene mit Weinbergen, Wallnußbäumen und zahmen Kastanien bedeckt, welche alle noch in ziemlicher Höhe der Berghänge gedeihen. Touristen kommen keine hierher, obschon dies Elsaß ein Paradies an sanfter landschaftlicher Schönheit, gesunder Luft und Fruchtbarkeit ist.

Es ist uns hier zu Muthe, als verständen wir jetzt erst völlig Goethe's Schilderung von Seesenheim und von seinen Fahrten durch das Elsaß im neunten bis elften Buche von Dichtung und Wahrheit. Auch hat unser junger Straßburger Freund Schuré seine Mathilde fast in derselben Weise — wie einst Goethe seine Friederike in Seesenheim — hier in diesem Barrer Pfarrhause gefunden, wohin ihn vor Jahren ein mit ihm in Straßburg studirender Freund zum Besuche mitnahm.

Die beiden Pastorsleute stammen von Vater und Großvater her aus Pfarrersfamilien. Der alte Herr ist der sechste oder gar siebente Pfarrer seines Geschlechts von Vater auf Sohn im Elsaß; und er ist noch nicht der letzte. Denn einer seiner Söhne ist gleichfalls bereits Pfarrer in der Nähe von Schlettstadt, während ein zweiter Officier, ein dritter Kaufmann in Buenos Ayres und ein vierter Musiker ist. Musikalisch sind übrigens alle Glieder der Familie, mehrere auch dichterisch begabt; und unser Freund, der uns hierher geladen hatte, der Verfasser der trefflichen, auch bereits in's Deutsche übersetzten Histoire du lied allemand, Herr Edouard Schuré, fand und findet im Hause seiner Schwiegereltern das vollste Verständniß und gar manche Förderung für seine dahin gerichteten Studien.

Barr, den 18. Oktober 1869.

Man kann nicht leicht eine ehrwürdigere Gestalt sehen, als diesen herrlichen alten siebzigjährigen elsasser Pfarrherrn. Hochgewachsen, mit lockigem Silberhaar, hellen blauen Augen, dabei lebhaftesten Geistes; theilnehmend an allem Großen, Guten und Schönen, von milder Freisinnigkeit und ausgerüstet mit der Weisheit reicher Lebenserfahrung — kann er wohl als das Muster eines deutschen evangelischen Pfarrers gelten. Einst in jungen Jahren ein rüstiger Fußwanderer und Jäger, hält er sich trotz seiner siebzig Jahre noch gerade und aufrecht wie ein Junger, obschon eine schwere Krankheit, die er sich vor Kurzem durch Ueberanstrengung in seinem Berufe zugezogen, doch seine Kraft gebrochen und ihn genöthigt hat, sich einen jungen Predigtamtscandidaten zum Vicar und Gehülfen beigeben zu lassen, da er, nahezu fünfzig Jahre im Amte, seit jenem Krankheitsstoße nicht mehr im Stande war, die ganze, sehr schwere Geschäftslast allein zu tragen. Da der junge Vicar gleichfalls in dem nicht großen Pfarrhause wohnt und außer uns noch der Schwiegersohn und die Tochter, und seit gestern auch der Sohn aus Schlettstadt auf Besuch anwesend sind, so ist jedes Räumchen und jeder Platz im Hause und an dem gastlichen Tische besetzt. Aber diese Enge vermehrt nur noch die Traulichkeit.

Wir selbst und noch mehr unsere freundlichen Wirthe bedauern es jetzt sehr, daß wir durch unser langes Verweilen in Ragatz hier die Weinlese versäumt haben, die seit acht Tagen vorüber und sehr heiter und lustig gewesen ist. Auch hat sich das Wetter geändert; die Wärme hat aufgehört, und ein kalter wärmelügender Sonnenschein ist an ihre Stelle getreten. Wer das Elsaß mit Genuß besuchen will, muß es im August und September bis zur Hälfte des October thun, meint unser Pfarrer,

und wir haben verſprechen müſſen, uns im nächſten Jahre danach zu richten. —

Im Hauſe wird nur Deutſch geſprochen, und ich habe überall das Gefühl, in deutſchem Lande zu ſein. Sind es ja doch noch keine zweihundert Jahre her, daß dieſe urdeutſchen Lande, in Folge des unſeligen dreißigjährigen Krieges und der Schwäche des deutſchen Reichs, demſelben von dem eroberungsgierigen Frankreich entriſſen worden ſind. Der letzte Reſt der Zuſammengehörigkeit mit Deutſchland ging erſt 1681 durch Ludwig den Vierzehnten verloren. Begünſtigt wurde dieſer Verluſt, wie mir ſcheint, hauptſächlich durch den Umſtand, daß das Elſaß damals keineswegs ein einheitliches Ganze, ſondern unter zahlloſen größeren und kleineren Herren und Dynaſten, in eine Anzahl kleiner, mehr oder weniger gegen einander abgeſchloſſener, Gebiete und Herrſchaften, Adel, Geiſtlichkeit und Stadtregierungen getheilt war. Die Reichsritterſchaft allein beſtand aus nicht weniger als vierzig bis fünfzig Familien, die alle faſt als unbeſchränkte Herrſcher ihrer kleinen Gebiete auf ihren Schlöſſern ſaßen, und gegen deren Tyrannei und Willkürherrſchaft die Zuſammengehörigkeit mit einem großen Reiche, welche Frankreich dem Elſaß zu bieten hatte, in vielen Fällen als eine Wohlthat erſcheinen konnte. Die große Revolution von 1789 that dann das ihrige, Land und Volk des Elſaß noch enger mit Frankreich zu verbinden. Wie grunddeutſch Elſaß noch zu Goethe's Straßburger Zeit vor neunzig bis hundert Jahren war, davon giebt uns die Goethe'ſche Selbſtbiographie in der Straßburger Epiſode genügendes Zeugniß, in deren Darſtellung man ſich durchaus heimatlich deutſch angemuthet empfindet. Seitdem haben alle franzöſiſchen Regierungen, und, wie Pfarrer Neßler hinzuſetzte, die letzte Napoleoniſche nicht zum wenigſten, alles Mögliche

gethan, die deutsche Provinz zu „französiren“, und vor Allem die französische Sprache zur herrschenden zu machen; und dies zumal durch den Schulunterricht, der seit fünfzig Jahren nur Französisch ertheilt wird. Selbst die Ortsnamen der Städte, Flecken und Dörfer hat man überall durchweg französirt, und es soll dem Fremden schwer werden z. B. aus den Stationsorten Obernai, Nidernai, Rossain ꝛc. die deutschen allerdings noch im Munde des Volks fortdauernden Namen Ober-Ehnheim, Nieder-Ehnheim, Roßheim herauszuhören. Mit den Bewohnern der Städte und namentlich mit den sogenannten höheren Ständen, die als Verkehrssprache sich durchaus des Französischen bedienen, ist denn auch die Französirung ziemlich vollständig gelungen; weit weniger dagegen mit dem Landvolke, das fast durchweg noch vorzugsweise Deutsch, sein provinzialdialectisches Deutsch spricht.

Es sind jetzt vierundzwanzig Jahre her, daß ich im Frühling 1845 auf meiner ersten Reise nach Italien durch das Elsaß hindurch der Schweiz zu fuhr. In meinem Buche „Ein Jahr in Italien (I, S. 9) finde ich darüber Folgendes aufgezeichnet. „Mit mir reiste ein Elsasser, ein Landbesitzer aus der Umgegend von Straßburg, der von Stuttgart kam, wohin er seinen Sohn gebracht hatte, damit derselbe auf der dortigen Handelsschule sich ausbilde und daneben „auch Deutsch lerne!“ Der Mann wollte die deutsche Sprache nicht missen, obschon er selbst sie sehr unvollkommen handhabte. Dagegen war er nach Gesinnung und Sprache durchaus Franzose. Er hatte nicht die geringste Lust, und, wie er versicherte, keiner seiner elsassischen Landsleute, wieder Deutsch, d. h. Badener, Hessen-Darmstädter oder sonst ein Großherzogthümler zu werden. Sein Spruch war und blieb: „C'est toujours mieux d'appartenir à une grande nation!“

Das ist noch heute so im Elsaß, trotzdem daß die grande

nation, die sich von einem verbrecherischen Abenteurer um alle Freiheit hat bringen lassen, auf ihre inneren Zustände keine Ursache hat stolz zu sein, während wir Deutsche trotz alledem und alledem doch seit einem Menschenalter im steten Fortschreiten zu freier politischer Entwickelung geblieben sind, und namentlich das Jahr 1866 einen wichtigen Anfang auch zu fester äußerer Zusammenfassung geschaffen hat. Indessen mögen die Elsasser Franzosen bleiben, wenn sie es durchaus wollen; des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Auch konnte ich unserm elsasser Gastfreunde mit Wahrheit versichern, wenn wir auf diese Dinge zu sprechen kamen, daß bei uns in Deutschland kein Mensch daran denke, das Elsaß wieder für Deutschland zurückerobern zu wollen, obschon das ewige Geschrei der Franzosen aller Parteien nach der Annexion unserer deutschen Rheinlande an Frankreich allerdings hier und da deutsche Stimmen veranlaßt habe, die ungerechte Abreißung des deutschen Elsaß von Deutschland in Erinnerung zu bringen. Diese Versicherung war ebenso ehrlich gemeint als sie wahr ist; und doch, wenn ich mich innerlich prüfe, muß ich gestehen, daß, seit ich hier bin, in mir selber ein Gefühl aufsteigt, als sei es unmöglich, daß dieses Land und Volk für ewige Zeiten bei Frankreich bleiben könne.

Barr, den 19. October 1870.

Unser alter würdiger Pfarrer von Barr ist, wie ich schon neulich sagte, das wahre Bild eines deutschen protestantischen Pfarrherrn. Es ist in ihm und seiner Gattin kein Zug französischen Wesens oder der Vorliebe für dasselbe zu bemerken, während sein zum Besuche anwesender Sohn, der Pfarrer von Schlettstadt („Schelestatt" haben es die Franzosen umgetauft) schon mit einer Art von Geflissenheit den Franzosen hervorzukehren scheint.

Gestern Abend las uns der alte Herr aus Hebel's Gedichten in allemannischer Mundart das reizende Gedicht, „Die Wiese", im Dialecte meisterhaft vor, trotzdem daß seine Stimme durch den Katarrh, an dem in Folge des jähen Wetterwechsels fast das ganze Haus leidet, etwas behindert war. Es war ein hoher Genuß, das liebliche deutsche Gedicht hier im französischen Lande vortragen zu hören. Daß man in einem Hause, wo der Schwiegersohn seine Geschichte des deutschen Liedes*) verfaßt hat und gegenwärtig an einer biographisch ästhetischen Studie über Goethe arbeitet, überhaupt mit der deutschen Literatur in engem Zusammenhange ist, kann freilich nicht befremden. Es ist überhaupt bei größter, fast an Aermlichkeit grenzender Einfachheit alles Aeußerlichen, weit mehr echte deutsche Bildung in diesem elsässischen Pfarrhause als in gar vielen unserer goldstrahlenden reichen Häuser Berlin's. An Zeitungen haben wir in demselben, außer unserer Kölnischen, den Temps, die Revue des deux mondes, und den Courrier du Bas-Rhin, welcher Deutsch und Französisch erscheint, und in seiner gestrigen Nummer einen der Briefe Fanny Lewald's über die Frauenfrage, aus der Kölnischen abgedruckt, brachte. Mir selbst machte der jüngere Pfarrer Reßler das Compliment, daß meine Biographie Lessing's in seinem Kreise wohlbekannt sei, und daß er auch nach der lebendigen Darstellung und Sprache in derselben für einen Mann etwa in der Mitte der Dreißig gehalten habe! Wollte der Himmel, dem wäre also!

Auch die Bibliothek des alten Pfarrherrn ist wohlversehen mit Büchern aus den verschiedensten Fächern, und namentlich reich an älteren historischen und antiquarischen Werken. Auch

*) Histoire du lied ou de la chanson populaire en Allemagne par Ed. Schuré. Paris. 1868. — Deutsch übersetzt von P. Lebedan. Berlin. 1870.

die deutsche Nationalliteratur ist vielfach vertreten. „Bücher und Kinder sind der Reichthum der Pasteren", sagt ein Sprichwort meiner märkischen Heimat; und dies Sprichwort bewahrheitet sich auch hier. Denn die Bücherei dieses nichts weniger als reichen Pfarrers ist zehn und zwanzigmal größer wie die Bibliotheken vieler unserer reichen Geldleute, die jährlich Tausende auf Diners und die Toiletten ihrer weiblichen Mitglieder verwenden, während sie es als eine erschreckende Zumuthung betrachten, wenn man voraussetzt, daß sie für Literaturwerke jährlich einige dreißig bis vierzig Thaler ausgeben, oder überhaupt nur ein bedeutendes und interessantes Werk „kaufen" sollen, statt dasselbe aus der Leihbibliothek, oder, wenn möglich, von dem ihnen befreundeten Verfasser zu leihen!

Ich habe mir aus der Bibliothek des alten Herrn eine Anzahl Geschichtswerke über Elsaß heraufgeholt, um mich mit der Vergangenheit von Land und Volk etwas genauer bekannt zu machen. Das älteste derselben ist die „Elsassische Chronik" des Priesters Jacob von Königshoven aus Straßburg, verfaßt gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, gedruckt herausgegeben aber erst 1698 von einem Doctor Schilter. Es ist ein dicker Quartband von nahezu zwölfhundert Seiten, mit einem starken Register. Der wackere Chronist beginnt seine vaterländische Stadtgeschichte nicht blos figürlich, sondern wirklich mit der Erschaffung der Welt. Diese letztere fand seiner Angabe nach statt „5199 Jahre vor Gottes Geburt". Auch den Geburtstag unserer alten Stammeltern Adam und Eva weiß er anzugeben: „Gott beschuf Adam in dem Merzen, uf den Tag, alſo nun vellet (fällt) unserer Frowen Tag in der Fasten." Jetzt wißt Ihr doch, wann Ihr Adam's Geburtstag zu feiern habt. In demselben Abschnitte bemerkt er ferner über den Umstand, daß Eva aus einer Rippe Adam's erschaffen worden, während

Adam selbst nur „aus Erde“ erschaffen sei: Daher komme es, daß wenn Frauen beisammen seien, sie mehr „klaffen“, d. h. lauter schwätzen und plappern, als Männer. „Denn“ (sagt er) „wenn man Knochen in einen Korb oder Sack thut und schüttelt, so klappert es mehr als ein Sack oder Korb mit Erde gefüllt.“ Ist das nicht guter Humor von dem alten straßburger Priester? Im Uebrigen zeigt sich der Mann jedoch für seine Zeit überaus verständig und selbst human. So z. B. im fünften Capitel seines Werkes, wo er über die grausamen Judenverfolgungen in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts berichtet, und erzählt, wie man im Jahre 1349 in Straßburg allein an zweitausend arme Schelme von Juden verbrannt habe, die da angeklagt worden waren: behufs der Erzeugung einer Pest alle Brunnen vergiftet zu haben, um alle Christen zu tödten — ein Verbrechen, zu welchem sie sich nach gehörig angewandter Folter denn auch schließlich bekannten. Hierzu nun bemerkt der wackere Chronist, dessen Worte ich mir in's jetzige Deutsch zu übertragen erlaube: „Alle ausstehenden Forderungen der Juden und alle darüber in ihrem Besitze befindlichen Pfandbriefe wurden vernichtet und ihr baares Geld und ihr Gut vom Rath unter die Zünfte vertheilt, und „das war auch die Vergift so die Juden döttete“, d. h. das war denn auch die eigentliche Vergiftung, welche die Juden tödtete!“ Auch sonst enthält die Chronik viel sittengeschichtlich Interessantes, und die Erzählung von dem Streite zwischen der Bürgerschaft von Straßburg und den in der Stadt ansässigen Junkern, welcher mit einer Auswanderung der letzteren aus der Stadt im Jahre 1420 endete, liefert Bilder von der oft bestialischen Rohheit des Uebermuths, den sich die adeligen Junker gegen Bürger und namentlich gegen Bürgerfrauen erlaubten.

Dies Land ist durch und durch mit historischen Erinnerungen gleichsam gesättigt. Celtisches und römisches Alterthum wie das frühe Mittelalter haben fast überall ihre sichtbaren Spuren hinterlassen. Auch die Revolution von 1789 ist bis in die kleinsten Orte mit ihrer Panacée der Menschheit, mit der Guillotine umhergezogen. Hier in Barr hatte eine Zeitlanz der fürchterliche Eulogius Schneider sein Tribunal aufgerichtet als accusateur public der Republik im Jahre 1793, und ließ auf dem Marktplatze seine Guillotine nach Herzenslust arbeiten. Dieser ehemalige Franciskaner und Hofprediger des Herzogs von Württemberg, dann als Professor der griechischen Literatur von dem Kurfürsten von Köln nach Bonn berufen, Uebersetzer des Anakreon (!) und selbst anakreontischer Dichter, erwies sich bald darauf unter den Schreckensmännern des Convents als einer der furchtbarsten. Hier in Barr wollte er sich eben mit einer jungen schönen Barrerin verheirathen (die Frau ist erst vor wenigen Jahren gestorben), als ihn endlich die Strafe seiner Verbrechen erreichte. Sein ehemaliger Busenfreund und Genosse, der Dictator von Straßburg, Monet, hatte sich mit ihm entzweit, und berief ihn plötzlich von Barr nach Straßburg, wo sich eben auch Saint-Just befand, den Eulogius Schneider gleichfalls beleidigt hatte. In einem sechsspännigen Wagen, begleitet von einer berittenen Ehrengarde, zog der Uebermüthige in Straßburg ein. Aber schon in der Nacht nach seiner Ankunft ließen Saint-Just und Lebas, die Commissäre des Convents, ihn verhaften und ihn Tags darauf, „weil er durch seinen aristokratischen Einzug die republikanischen Sitten beleidigt habe", an die Guillotine gebunden dem Volke zur Schau ausstellen. „Selbst da noch" — so erzählte der alte Pfarrherr nach dem Berichte von Augenzeugen — „wagten Viele nicht diesem Schauspiele beizuwohnen, aus Furcht, der Blutmensch möge sie von seinem

gefühl, ein Mann endlich, dem die Form so wenig Schwierigkeiten machte wie Appulejus, selbst das Sendschreiben an seinen Freund Faustinus, womit er seine Arbeit einleitet, fast Wort für Wort und nur mit den nöthigen Auslassungen und Veränderung der Person, an welche das griechische gerichtet sein will, sollte gestohlen haben; ich begreife ferner nicht, wie der wörtliche Uebersetzer einer Schrift des Aristoteles sagen kann: dass er den vorliegenden Gegenstand nach besten Kräften zu entwickeln versuchen wolle und sich dabei nicht nur an den scharfsinnigsten und gelehrtesten Denker Aristoteles, sondern auch an Theophrastus zu halten gedenke [1]). Die erste wie die letzte Versicherung werden zur leersten unverschämtesten Lüge, wenn wir die darauf folgende Entwicklung für reine Uebersetzung halten müssen. Entscheidendes Gewicht für die Bekräftigung des Verdachts gegen das griechische angebliche Original hat also eben diese wörtliche Uebereinstimmung der Einleitungsepistel an seinen Faustinus (dem auch das sogenannte zweite Buch de dogmate Platonis gewidmet ist) mit dem griechischen Sendschreiben an Alexander, welches dagegen an sich als solches betrachtet, ganz und gar in die Kategorie der früher von uns behandelten [2])

1) Quare nos Aristotelem, prudentissimum et doctissimum philosophorum, et Theophrastum auctorem secuti, quantum possumus cogitatione contingere, dicemus de omni hac caelesti ratione, naturas et officia eorum plexi, et cur et quemadmodum moveantur explicabimus. Appul. de Mundo. p. 250. Bip.

2) Aristotelia Th. II, S. 184 ff.

Pranger aus gewahren und später Rache an den Zeugen seiner Erniedrigung nehmen." Allein diese Besorgniß war grundlos. Eulogius Schneider ward am nächsten Tage nach Paris geführt, woselbst er bekanntlich guillotinirt wurde. Gerade einige Tage vor unserer Ankunft hatte die Frau Pfarrerin bei einem Besuche in Straßburg ein großes Blatt Actenpapier als Umschlag zur Einwickelung von ein paar Handschuhen in einem Laden erhalten. Als man dasselbe in Barr zufällig näher betrachtete, fand es sich, daß dasselbe ein Schriftstück von Eulogius Schneider's eigner Hand aus der Zeit seiner Dictatur als öffentlicher Ankläger in Straßburg war. Es enthielt einen Strafbefehl desselben gegen einen Geistlichen auf rohem gelblichen Papier mit leichter fließender Handschrift hingeworfen. Das Actenstück, das ich nicht ohne Bewegung betrachtete, lautete folgendermaßen:

Au Citoyen Procureur-général Syndic du Département à Strasbourg.

11290. XXXX.

D'après l'interrogatoire subi par le nommé Cormann Reb, Ex-Capucin, frère lay, il appert qu'il s'est évadé de chez lui, pour se soustraire à la loi qui veut, que toute la vermine monacale soit transportée à la Guyanne française. Je Vous le renvoye donc, Citoyen, en Vous priant, de l'enfermer au séminaire ou ailleurs, ou bien de le renvoyer à Saarlouis, chef-lieu du District dans lequel il a eu son dernier domicile.

Je l'ai provisoirement —

Strasbourg, le 22 Mai 1793.

L'accusateur public du Bas-Rhin

Euloge Schneider*).

*) An den Bürger General-Procurator, Syndicus des Departements, zu Straßburg.

Die Worte Je l'ai provisoirement — sind von dem Schreiber durchstrichen, und der Satz ist unbeendet geblieben. — Es ist wunderbar, welche vergegenwärtigende Kraft solch ein handgreifliches Zeugniß eines gewaltigen geschichtlichen Ereignisses auf die Phantasie des Menschen ausübt. Die blutige Gestalt des Guillotinenprofessors war mir bisher nur ein Name gewesen. Dieses vergilbte Blatt machte aus dem schattenhaften Namen für mich eine sichtbare Realität!

II. Der Teufel a. D.

Barr, 27. October 1869.

Heute schüttete mir der würdige alte Herr sein Herz aus über die Nöthen des Protestantismus und der protestantischen Kirche im Elsaß. Nicht genug, daß dieselbe unter dem gegenwärtigen Regimente und durch den Einfluß der bigottkatholischen Spanierin, in der das heutige Frankreich seine Kaiserin und gelegentlich sogar seine factische „Regentin" zu besitzen und zu verehren die Auszeichnung genießt, gar viele Anfechtungen zu erleiden habe, so erhebe in ihrem eignen Schooße seit einiger Zeit ein sectirerisches hyperorthodoxes Lutherthum (gerade wie bei

---

Aus dem Interrogatorium, welchem der Ex-Capuziner und Laienbruder, Namens Germann Reb, unterworfen worden, erhellt, daß er aus seiner Heimat entwichen ist, um sich dem Gesetz zu entziehen, welches verordnet, daß das ganze mönchische Gesücht nach dem französischen Guyanna transportirt werde. Ich sende Ihnen denselben daher zurück, Bürger, indem ich Sie bitte, ihn im Seminar oder anderswo einzusperren, oder noch besser ihn nach Saarlouis zurückschicken, der Hauptstadt des Distriktes, in welcher er sein letztes Domizil gehabt hat. Ich habe ihn provisorisch —

Straßburg, den 22. Mai 1793.

Der öffentliche Ankläger des Nieder-Rheins.
Eulogius Schneider.

uns!) verwirrend, Unheil und Zerwürfniß stiftend, gegen jede rationelle Richtung drohend das Haupt, wie es ihm denn selber in seiner eigenen Umgebung schwer zu schaffen mache. Die an der Spitze dieses mittelalterlich orthodoxen Wesens stehenden streitsüchtigen und intriguanten Geistlichen, welche sich sogar gelegentlich auch mit Teufelaustreibung und dergleichen zu schaffen machten, erfreuten sich des heimlichen und offenen Vorschubs in den höheren Regionen; und wenn das so weiter fortgehe, so sei kaum abzusehen, bis zu welchem Unheil diese Bestrebungen das Volk im Elsaß führen möchten. „Sind es doch", rief er aus, „noch keine zweihundert Jahre her, daß auch hier bei uns der Glaube an den Teufel und was darum und daran hängt, zu den entsetzlichen Gräueln der Hexenprocesse und Scheiterhaufen geführt hat!"

Und so ist es in der That. Auf meinem Tische liegt ein Heft von des Pfarrers Hand geschrieben, enthaltend Auszüge aus den Acten des Schloßarchivs der weiland Herren von Landsberg, die ihren Herrschersitz auf der oberhalb Barr jetzt in Trümmern liegenden Dynastenburg hatten, und noch vor anderthalbhundert Jahren die hohe Gerichtsbarkeit über ihre Eingesessenen in ihren unterthänigen Ortschaften ausübten. Es sind Acten über Hexenprocesse, die vor hundertachtzig bis neunzig Jahren hier stattgefunden haben. Aus diesen sogenannten Malefizprotokollen, die jedoch nur sehr unvollständig erhalten sind, ersehe ich mit Schaudern, daß in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts während eines einzigen Jahres in der kleinen Dorfgemeinde des nahebelegenen Oertchens Niederehnheim zwölf Personen, und im Laufe der nächsten drei Jahre sechsundzwanzig Personen, meist Ehefrauen und Wittwen, wegen Verführung durch den Teufel als Hexen processirt, zum Scheiterhaufen verurtheilt und den gräßlichen Feuertod gestorben sind!

Neben den Namen der unglücklichen Opfer steht in dem „Malefizbuche“ das confiscirte Vermögen derselben in Gelde verzeichnet, von dem der vierte Theil „der Herrschaft“, d. h. den Herren von Landsberg, zufiel, die also in diesen Processen nebenbei eine nicht unbedeutende Einnahmequelle besaßen.

Alle diese Unglücklichen haben, wie die Protocolle besagen, das ihnen zur Last gelegte Verbrechen: „Verkehr mit dem Teufel“, letztlich eingestanden — aber alle erst dann, nachdem sie ein oder mehrere Male die „peinliche Frage“ der Folter erlitten hatten, oder, wie es in dem Malefizprotocolle mit schauerlicher Naivetät heißt: „nachdem Meister Hans (der Henker) sie ein weniges uffzogen, mit oder ohne Gewichte!“ Was es mit diesem „Aufziehen“ für eine Bewandtniß hatte, darüber kann man sich in der Sammlung der Folterwerkzeuge im bayrischen Nationalmuseum zu München mit Grauen belehren.

Der Hergang des Proceßverfahrens ist bei allen Angeklagten ziemlich derselbe. Sämmtliche in Haft Genommene werden zuerst „gütlich“ examinirt, und da sie nicht gestehen, mit Anderen, die schon auf der Tortur gewesen und „von Meister Hans mit oder ohne Gewicht, Steinen u. s. w. uffzogen worden“, confrontirt; oder es werden ihnen die gegen sie gerichteten Aussagen der bereits Hingerichteten vorgelesen, und wenn sie trotzdem „hartnäckig beim Leugnen verblieben“, werden sie selber schließlich zur Folterbank geführt. Die meisten halten die Folterqualen nur ein- bis zweimal aus, dann gestehen sie, was die die Untersuchung führenden Herren eben gestanden haben wollen: nämlich, daß ihnen der Teufel (aber meistens in der Gestalt des Mannes oder des Geliebten) zum erstenmale erschienen sei, daß sie „seines Willens lebten“ und daß sie erst beim Verschwinden merkten, daß er einen „Hundsbotzen“ (Hundefuß) oder einen Gänsefuß habe. Bei den folgenden Erscheinungen werden sie von ihm

angemuthet und gezwungen: Gott und die lieben Heiligen zu verleugnen, an ihn (den Teufel) zu glauben und ihm zu folgen. Dann wird ihnen in der Regel angekündigt, daß sie Hochzeit mit ihm halten müßten, unter einem Eichbaume, auf irgend einem nahegelegenen Berge oder im Walde. Bei diesen teufli-schen Hochzeiten giebt sich der Teufel verschiedene Namen, so auch der Hochzeit selbst. Die Teufelsbräute tragen Kränze von Laub oder Stroh, es wird geschmaust „Gesottnes und Gebratnes", aber immer, wie ausdrücklich bemerkt wird, ohne Salz und Brod! Es sind „Spielleute" dabei, es wird „getanzt und gesprungen", und dann auf Gabeln, Stöcken, Hunden, Geisböcken wieder heimwärts geritten. Die armen Frauen bekennen dann, vom Teufel ein verzaubertes Stabel, oder ein Pulver von dunkler oder weißer Farbe erhalten zu haben, mit dem sie Menschen und Vieh beschädigen, siech machen oder tödten. Manche gestehen vierzehn bis zwanzig Morde, schandbaren Mißbrauch des heiligen Abendmahls, Beschädigung oder Tödtung von Hausthieren und andere oft noch tollere Dinge: wie sie Nebel machen, um die Eicheln, Trauben und Früchte zu verderben; wie sie Hagelunwetter brauen in Häfen, die sodann umgestoßen werden; wie das Geld, das ihnen der Teufel gegeben, sich oft in Laub und Stroh verwandelt u. s. w. Und alle diese wahnsinnigen Geständnisse entreißt den Unglücklichen immer nur erst der entsetzliche Folterschmerz. Genauer sind diese Folter in den Malefizprotocollen nicht beschrieben; es heißt in denselben, wie schon bemerkt, nur lakonisch: „Meister Hans habe sie ein weniges uffzogen!" Beim zweiten Male werden ihnen schwere Gewichte an die Füße gehängt und bei fortwährendem Nichtbekennenwollen werden sie auf einen Stuhl gesetzt und ein Kranz von Nagelknöpfen ihnen um den Hals gelegt. Dieser letzten Folterqual widersteht Keine.

Ich kann es mir nicht versagen, aus dem Malefizbuche eine Copie eines „Urtheils“ herzusetzen, welches nach vollendetem Prozeßverfahren. Zeugenverhör und bestandener Folter wider eine solche Unglückliche schließlich gefällt worden ist. Es lautet wie folgt:

„In peinlichen Malefizsachen zwischen dem wohledlen und gestrengen Herrn des wohllöblichen Namens und Stammes von Landsberg und den wohlverordneten Herrn Anwälden, als Klägern an einem; Entgegen und wider Margredt, Mattheiß Cuntzmanns, Bürgers zu Meistratzheim Hausfrauen, Beklagte, anderntheils — Wegen ihrer bekannten mannigfaltig begangenen Zauberei und Hexerei sind die sieben vorgestellten Zeugen, vor welchen sie, Margredt, der ihr vorgelesenen Missethaten geständig gewesen, von einem ehrsamen Malefizrichter für gut und genugsam erkannt und angenommen. Anlangend ihre vielfältig geübte und begangene Zauberei und Hexerei, indem sie Gott den Allmächtigen und alle Heiligen verleugnet, mit dem Teufel sich vermischet, auch vielfältige Mordthaten an Menschen und Vieh und andere mehr mannigfaltig begangene Zauberei und Hexerei: ist, ihrer Inredt' (Einrede) unverhindert, durch einen Ehrsamen Malefizrichter mit Urtheil zu Recht erkannt:

„Daß, weil sie, Margredt, mit ihrem Leibe gesündigt, sie auf den heutigen Tag mit demselben auch zu büßen schuldig sein sollte.

Soll deswegen, weil sie wider die Gebote Gottes vielfältig ungöttlich und unchristlich gehandelt, mit Leib und Leben büßen, Nemlich dem Nachrichter alsobald übergeben und an die Hand befohlen und geliefert werden, der sie an die gewöhnliche Richtstatt führen, mit einer eisernen Kette an einen Pfahl gebunden, mit lebendig schwebendem Feuer vom Leben zum Tode richten und zu Pulver und Asche

verbrennen soll; auch folgendes die Aschen davon unter das Hochgericht verdolben (verscharren), daß weder Menschen noch Vieh davon mehr Schaden geschehe; ihre zu wohlverdienter Strafe, anderen bösen Menschen zu einer Verwahrung sich zu bessern und von dem Bösen abzustehen, den Frommen zu einem guten Exempel, im Guten zu verharren."

„Kann sie bei der Obrigkeit Gnad erlangen, mag's ihr ein ehrsamer Richter wol gönnen. Der allmächtige Gott wolle ihrer armen Seele gnädig sein, uns Allen gnädiglich verzeihen, seine Barmherzigkeit uns verleihen und mittheilen! Amen!"

Worin die bei der Obrigkeit zu erlangende „Gnade" bestand, sagt uns eine Nachbemerkung zu dem vorstehenden Urtheil, in welcher es heißt:

„Hat auf ihr bittliches Anhalten bei der Obrigkeit Gnad erlangt, daß sie mit dem Schwerdt gerichtet werde und hernach verbrannt werden soll, welches geschehen ist Montags den 8. Februar Anno 1670."

Der letzte in den erhaltenen Resten des erwähnten Malefizbuch's verzeichnete Teufels- und Hexenproceß ist aus dem Jahre 1672; — die übrigen Blätter sind im Original ausgeschnitten. Er ist vielleicht von allen der jammervollste, und das ausführlich erhaltene Protocoll gewährt ein grausenhaftes Bild des damals herrschenden Wahnsinns.

Das Opfer war diesmal die Ehefrau eines Bürgers zu Niederehnheim. Eine kurz zuvor als Hexe verurtheilte und hingerichtete Bürgerfrau desselben Orts hatte sie unter den Qualen der Tortur, bei der Frage nach ihren Mitschuldigen, als solche „angegeben". Sie wurde in Haft genommen und nicht weniger als achtzehn Zeugen gegen sie abgehört, deren Aussagen, alle sorgsam in dem Protokoll verzeichnet, ein Gemisch von so hand-

greiflichem kindischen Unsinn enthalten, daß es einem schwindelt bei dem Gedanken, wie auf solche Albernheiten hin nur halbwegs verständige Menschen ein verurtheilendes Verdikt zu sprechen vermochten. Rührend ist es zu lesen, wie das unglückliche Weib fortwährend ihre Unschuld behauptet und einmal ausruft unter Thränen: „Ach, wenn nur unser Herrgott ein Wort reden könnte, er würde sagen, daß ich nichts Böses gethan habe!“ — Als eins der am meisten gravirenden Beweise für ihren Zusammenhang mit dem Teufel wird von einem Zeugen geltend gemacht: „daß sie mehrmals bei eigenen und fremden Unglücksfällen in Lachen ausgebrochen sei.“ Vergebens beruft sie sich dagegen auf den Umstand, daß dieses Uebel des Lachkrampfs erblich in ihrer Familie sei. Sie findet keinen Glauben. Ihre Mutter, ihr Vater, der eigene Ehemann, mit denen Allen sie im besten Einvernehmen bis dahin gelebt, wagen kein Wort für sie zu sprechen, aus Furcht, in ihren Proceß mit verwickelt zu werden! So von Allen verlassen, behauptet sie in den Verhören fort und fort ihre Schuldlosigkeit in der rührendsten Weise. Einmal lautet ihre Betheuerung in dem Protocolle: „Wenn ich bei irgend einem Hexentanz oder Zauberwerk gewesen bin, so will ich gleich auf der Stelle untergehen!“ „Dabei“ so heißt es weiter — „lamentirte sie viel wegen ihren Kindern und hat dann, den Rosenkranz in der Hand haltend, in der Stille gebetet. Auf Befragen: was sie bete? geantwortet „das Vater unser!“ Ferner, heißt es, sagte sie zu ihren Richtern und Anklägern: „Ihr lieben Herren, wenn mich Jemand an den Tanz oder jenen Tanz (mit dem Teufel) *gesehen* hat, so“ — und schwieg dann stille. Man sieht leicht, daß die Arme ihr sehr logisches Raisonnement mit den Worten „so müßte er doch auch dabei gewesen sein“ voll auszusprechen sich scheute, weil sie ihre Richter und die Zeugen zu beleidigen fürchtete!

Als Beweis ihrer Eigenschaft einer Teufelsverbündeten findet sich sogar ihre ruhige Fassung bei Unglücksfällen geltend gemacht! Es heißt nämlich in dem Protocolle: „Da ihr vorgehalten wurde, daß sie ein so großes Unglück mit ihrem Vieh gehabt, indem ihr da eine Kuh und dort eine gefallen sei, habe sie es nicht geachtet, sondern darüber gelacht — sagte sie: „Was schadet es denn! man muß das Vieh ziehen im Glück und im Unglück." Daß sie aber darüber gelacht, dafür könne sie nichts; das Lachen wäre so in ihrer Freundschaft (Familie), ihr Vater lache auch also."

So vertheidigt sie mit eben so viel Klugheit und gesundem Verstand als offener Ehrlichkeit und rührender Zuversicht auf ihre Unschuld durch das ganze Protocoll der verschiedenen Verhöre hindurch ihre Sache. Ihr Fall muß wichtig gewesen sein, denn „der hochedle und gestrenge Junker Georg Ludwig von Landsberg und der Junker von Duttling" wohnten den Verhören bei, und ein Doctor Juris, Herr Weylandt, examinirte sie. In allen diesen gütlichen Verhören stand der Scharfrichter neben ihr und zeigte ihr von Zeit zu Zeit die verschiedenen Folterwerkzeuge vor, um sie durch die Angst zum gütlichen Geständnisse zu bringen. Allein, sie gestand Nichts, und als ihr von dem Inquirenten vorgehalten wurde: „Ob sie so viele ehrliche Leute, die geschworen hatten, zu Meineidigen machen wolle?" da lautet ihre Antwort: „Es hätten schon Manche falsche Eide geschworen, sie müßten es einmal in der Hölle büßen, und auch diese (die Zeugen) würden ihren Lohn dafür schon empfangen. Sie selber aber wolle das heilige Abendmahl darauf empfangen, daß sie ein frommes Herz habe und ein gutes Gewissen." Daß man sie schon früher verklagt habe, wisse sie wol: der verstorbene Junker „wäre ihr nie hold gewesen. Aber Gott wird mich nicht verlassen; aber ich gebe es

Denen auf ihr Gewissen und ihre Seele, die mich hierher gebracht haben!"

Auf die lächerlich elenden Beschuldigungen: daß sie auf einem Geisbock geritten, daß sie dem Pfarrer von Gutzwiller Butter verkauft habe, die zum Kamin hinausgeflogen sei, sagte sie: „O mein Jesus, wer hat denn solches gesehen? Wer kann es sagen? Wenn etwas zu Straßburg geschehen ist, muß ich es gethan haben!" Sie wäre unschuldig, sie wisse nichts, sie kenne nichts Böses, und zum Zeichen ihrer Unschuld wolle sie nach ihrem Tode ihrem Manne in weißen Kleidern erscheinen."

Als man ihr endlich wegen ihrer großen Hartnäckigkeit mit der Folter droht, ruft sie aus: „Reißet mir eine Ader nach der andern aus, ich muß es leiden, aber gestehen kann ich nichts! Ich kann nur einmal sterben. O, die Leute müssen einmal Rechenschaft geben am jüngsten Gericht!"

Auf die Anschuldigung, daß sie geäußert habe: „sie wolle wol ein Stück Geld zulegen, wenn ihr Ehemann etwas für sie zahlen wolle", und auf die verfängliche Frage: wie viel sie wolle zahlen helfen? erwidert sie ebenso verständig als richtig: „wenn sie was zahlen wollte, so würden die Leute sagen, sie wäre also wie man ihr nachrede, das heißt eine Hexe. Sie könne nichts versprechen, und wolle lieber sterben."

Das arme Weib stand da vor ihren unbarmherzigen Peinigern, allein gestützt von dem Bewußtsein ihrer Unschuld; denn ihr Mann, ihre Eltern, alle Freunde hatten sie verlassen. Das Protokoll sagt ausdrücklich: „sie begehrten nicht zu ihr." Die Ursache liegt am Tage. Vielleicht konnten auch sie verdächtigt, in Haft genommen, gütlichem Verhör unterworfen und später gefoltert werden! Aus dem ganzen Protocoll geht hervor, daß die Angeklagte ihren Richtern überlegen war, und daß die letzteren eine Art beschämender Empfindung davon hatten. Blieb

Stilübungsstücke spätester Zeit gehören würde. Auch erinnert in der That die in demselben zugesetzte Schlussphrase, deren letzte Worte man übrigens weder im Original noch der neusten Uebersetzung genügend versteht [1]), lebhaft an ähnliche Redensarten in den andern untergeschobenen Briefen [2]), obschon Weisse der Meinung ist, dass in dieser, die Einleitung würdig schliessenden Anrede an den König die königliche Wissenschaft von Welt und Gott sich in den wohlgesetzten Worten des Aristoteles gleichsam von selbst zu ihm herabzuneigen scheint. [3]). Und weil wir denn eben von dieser Schlussphrase reden, so wollen wir doch auch gleich hier demselben Gelehrten einen kleinen historischen Stein des Anstosses in den Weg zu legen nicht versäumen; wenn nämlich die Schrift wie Hr. Weisse behauptet, und, falls er seine Ansicht retten will, behaupten muss, nicht als an den Besieger Asiens, sondern als an „einen jugendlichen

---

1) *Πρέπειν δὲ οἰμαίγε καὶ σοί, ὅτι ἡγεμόνων ἀρίστῳ, τὴν τῶν μεγίστων ἱστορίαν μετιέναι, φιλοσοφίᾳ τε μηδὲν μικρὸν εἰσοίσειν, ἀλλὰ τοῖς τοιούτοις δώροις δεξιοῦσθαι τοὺς ἀρίστους.* de Mundo p. 391. lin. 8 Bkk. Weisse p. 344.: „Ziemen aber glaube ich wird es auch dir, der du unter den Häuptern der erste bist, auf die Wissenschafs von den Grössten einzugehn und der Philosophie nichts Geringes anzusinnen, (?) sondern mit ihren Gaben die besten zu begrüssen" (?). Budaeus: — tum vero ex philosophiae studio nihil jam non grande animo agitare, optimates etiam viros iis rebus invitare, quibus rebus ipsi ab eadem munifice praedito esse contingit.

2) Vgl. 1ster Brief an Alexand. Aristotelis II, p. 178. IIter Brief. p. 179.

3) Weisse Seite 384.

also nur noch die Folter übrig, die ja letztlich immer zum Siege über „die Verstocktheit" und „Hartnäckigkeit" der Angeklagten führte. Da warf die Arme den letzten Hoffnungsanker, der Tortur zu entgehen, durch die Erklärung aus: daß sie seit zwei Monaten schwangeren Leibes sei.

„Darauf", heißt es in dem Protocoll, „ist von hochlöblicher Obrigkeit (d. h. von dem Junker von Landsberg) erkannt worden: noch etliche Wochen zuzusehen, ob dem also sei? inmittelst aber sie in gefänglicher Haft zu behalten und ein summarisches Extractum und Bericht aus den Acten aufzusetzen*), und der löblichen Juristenfacultät in Freyburg Gutachten zu erfordern, ob man auf die vorliegenden Inzichten (Aussagen der Ankläger und Zeugen) trotz des Zustandes der Angeklagten ad torturam gehen möge oder nicht."

Und die „löbliche Juristenfacultät von Freyburg" hat ihr „erfordertes" Gutachten gegeben. Es liegt vor uns im Original, ist datirt vom 9. August 1672 und enthält auf siebenundfünfzig Foliofeiten eine im Juristenlatein geschriebene Consultation, in deren Eingange die löbliche Facultät bittet: daß Gott sie erleuchten und ihren Geist auf den Weg der Gerechtigkeit und Billigkeit leiten möge (Deus illuminet intellectum nostrum et ducat eum in viam justitiae et aequitatis!)! Und diese Erleuchtung läuft darauf hinaus, daß das Gutachten es recht und billig erkennt: daß die Martha „ahn (an) die Folter zu spannen sei."

Wozu ich Euch diese Dinge erzähle? Weil diese Gräuel in ihren letzten Ausläufern noch fortgedauert haben in dem Jahrhunderte, welches bereits Lessing und Herder, Goethe und

*) Dieser summarische Bericht ist erhalten und die Quelle der obigen Darstellung.

Schiller als Apostel der Aufklärung und Erleuchtung der armen blinden Menschheit zu besitzen das Glück hatte; und weil es jetzt im Jahre 1869 in und außerhalb der „hochaufgeklärten" Intelligenz-Hauptstadt eine Menge Pfaffen und Pfaffengenossen giebt, welche schlechterdings den Teufel und den Glauben an den Teufel als nothwendig zum wahren Christenthum und zum Seelenheil der Menschheit zu stempeln und wieder einzuführen bestrebt sind.

„Lächerlich!" — sagen die Indifferentisten und Superklugen, die nirgends Reaction sehen. Nein! sage ich. Jene Bestrebungen à la Knaak und Consorten sind nichts weniger als lächerlich. Ihr Treiben ist entsetzlich, ist bedrohlich, ist furchtbar. Denn es muß — wenn es gelänge — wieder ähnliche Gräuelzustände wie die eben geschilderten über die Menschheit bringen. Ist die leibliche Existenz des Teufels und der Glaube an ihn wieder officiell, nun, so ist das auch der Fall mit des Teufels Activität und mit dem Glauben an dieselbe. Denn ein Teufel ohne alle Wirksamkeit, ohne Function und Thätigkeit zur Verführung der Menschen, ein Teufel a. D. so zu sagen, ist sicherlich nicht im Sinne der eifrigen Orthodoxen, wie das obenerwähnte Beispiel der Elsasser Zeloten der Teufelsorthodoxie genugsam beweist. Folglich ständen wir mit der weitern Ausbreitung derselben und ihres Teufelsglaubens wieder ziemlich dicht an Hexerei, Zauberei und Teufelskünsten und an Hexenprocessen mit obligater Folter und Scheiterhaufen!

Biographisches und Kritisches.

Winckelmann in Rom*).

(1872.)

I.

Ich habe im erſten Theile meiner Kleinen Schriften über den erſten Band des Juſti'ſchen Werks berichtet, in welchem der Verfaſſer uns zum erſtenmale den erſchöpfenden Aufſchluß gab über das allmälige Werden und Wachſen des Mannes in ſeiner auf deutſchem Boden zugebrachten erſten größeren Lebenshälfte**). Wenn Winckelmann ſelbſt — der Winckelmann der zweiten Periode, der bis dahin als eine räthſelhafte Erſcheinung vor uns ſtand, die man anſtaunte, ohne ihre Möglichkeit zu begreifen — ſpäter in ſeiner römiſchen Lebensperiode zuweilen ſein ganzes, bis zum achtunddreißigſten Jahre in Deutſchland verbrachtes Leben für ein verlorenes zu erklären keinen Anſtand nahm, ſo führte ſein Biograph zum erſtenmale den Nachweis: daß ohne dieſes in Deutſchland gelebte Leben der ſpätere Winckelmann nicht möglich geweſen wäre.

Der Biograph hat an die Stirn dieſer zweiten Abtheilung

*) Carl Juſti: Winckelmann. Sein Leben, ſeine Werke und ſeine Zeitgenoſſen. Zweiter und dritter Band

**) S. Winckelmann in Deutſchland, in Kleine Schriften von Adolf Stahr I. S. 181—241.

seines Werks die Worte gesetzt, welche Shakespeare die Volumnia gegenüber ihrem Sohne Coriolan sprechen läßt:

— — — I have lived,
To see inherited my very wishes
And the buildings of my fancy, — —
(Ich hab's erlebt
Erfüllt zu sehn den allerhöchsten Wunsch,
Den kühnsten Bau der Einbildung; —)

Kein treffenderes Motto hätte sich für diesen kaum dreizehn Jahre umfassenden Schlußabschnitt eines Lebens finden lassen, das erst hier, in Rom und Italien, seine Vollerfüllung fand, — eine Erfüllung wie sie der arme Schuhflickersohn der preußischen Altmark in seinen kühnsten Träumen nicht geträumt hatte. Wenn sich während der ersten nahezu vierzig Jahre seines deutschen Lebens alle Noth und alle Hindernisse eines freien Aufschwungs gegen den unverdrossenen Ringer nach einem idealen Ziele scheinbar unüberwindlich aufgethürmt, und kaum ein vereinzelter Hoffnungsstrahl des Glücks ihm gelächelt hatte: so sehen wir von dem Augenblicke an, wo es ihm endlich gelang, seine deutschen Verhältnisse von sich zu werfen und in das Land seiner Sehnsucht die Pilgerfahrt anzutreten, nicht nur „ein milderes und freundlicheres Gestirn über seinem Lebenswege aufgehen", sondern wir erblicken in ihm von dem ersten bis zum letzten Tage seines noch übrigen unter Italiens Himmel vollbrachten Lebens einen bevorzugten Günstling des Glücks, das sich gleichsam vorgesetzt zu haben schien, alle und jede erdenkliche Gunst der Umstände der Förderung seiner idealen Zwecke und seines Ruhmes dienstbar zu machen.

Schon Goethe hat in seinem bekannten Aufsatze auf die Reihe von „Glücksfällen" hingewiesen, die sich für Winckelmann in Italien vereinten, und Justi's Buch liefert dazu in diesem zweiten, die

Jahre 1755 bis 1763 umfassenden Abschnitte, welcher die „römischen Lehrjahre“ schildert, die vollständigste Ausführung, deren Summe er gleich zu Anfange derselben in folgender Aufzählung vorausschickt. „Dieser kürzere zweite Theil von W.'s Laufbahn ist eine Kette glücklich zusammentreffender Fügungen, deren Gesammtergebniß der berühmte Name ist, den bis jetzt noch kein ähnlicher hat verdrängen können, weil eben ähnliche Fügungen nicht wieder zusammengetroffen sind, und wohl kaum wieder zusammentreffen werden. Er kommt nach Rom und findet sogleich eine Zuflucht im Hause eines deutschen Malers“ (des berühmten Rafael Mengs) — „eines denkenden Künstlers, dessen Erfahrung die Frucht langer, ebenso sorgfältiger wie begeisterter Betrachtung der Kunstwerke, ihm viel Lehrgeld erspart. Er baut nun gleich fort auf einem Grunde, den selbst zu legen ihm viele Jahre gekostet hätte. Er gewinnt die Gunst eines Kirchenfürsten“, des Kardinals Passionei, „der ihm eine köstliche Bibliothek, sein fünfzigjähriges Lebenswerk, zur Verfügung stellt, die unentbehrliche Atmosphäre seines forschenden Daseins. Ein feiner Prälat, ein Gräcist“ Michelangelo Giacomelli — „führt ihn ein in die Kreise der römischen Gelehrtenwelt, deren freigebige Konversationen ihn bald den auf Roms unterrichtendem und unersetzlichem Boden Aufgewachsenen naherücken. Briefe von diesseits und jenseits der Berge bereiten ihm, als er von Rom aus Neapel besucht, eine Aufnahme wie sie noch Niemandem zu Theil geworden war; Herkulanum, das Neapelsche Eifersucht so lange verborgen gehalten, von dem Neapelsche Gelehrte nicht schreiben durften oder konnten — für ihn schien es aufgehoben zu sein. Ein alter Gemmensammler“ (der Baron von Stosch) „mit dem er eben Briefe zu wechseln begonnen hatte, stirbt, und er wird eingeladen, dessen Kabinet, das unterrichtendste der Welt für einen der beliebtesten Zweige der Alterthümer, der

Welt bekannt zu machen. Dabei muß er sich die Ergebnisse des lebenslangen Sehens und Forschens dieses ersten Kenners seiner Zeit aneignen, und wird nun selbst den ersten Kennern seiner Zeit beigezählt. Er wird endlich der Freund und Hausgenosse des Kardinals Albani, der über zwei Menschenalter das Haupt der Alterthumskundigen in Rom gewesen; er ist Zeuge und Berather einer künstlerischen Anlage" — der berühmten Villa Albani — „der würdigsten und einsichtigsten, die je zur Aufstellung der Reste alter Plastik geschaffen wurde. Ein seit mehr als einem halben Jahrhundert unberührter Schatz unerklärter Denkmäler fällt dem glücklichen Ausleger in den Schooß; die lebendige Tradition des antiquarischen Verkehrs des ganzen achtzehnten Jahrhunderts hat er dabei in seinem Herrn zur Seite. Kurz: Alles war für ihn parat! Daher die Erfolge, die er in einer kurzen Reihe von Jahren nicht nur erringen, sondern auch genießen durfte. Daher, nach langen Jahren des Schwankens und Suchens, des Sammelns und Dienens, der Dunkelheit, nun die Zeit der Freiheit, der Ehre, des Schaffens. Er hatte sich selbst gefunden: er hielt sich nun auch fest. Werke von rascher Entstehung und langer Dauer folgten sich so dicht hintereinander, daß man glauben möchte, sein Leben lang habe er sie im Stillen vorbereitet. Aber erst in Italien ist er auf sie gekommen; Gegenstände, Plan und Sinn hat Rom ihm eingegeben." Seine Schriften waren, in dem Sinne, in welchem Goethe das Wort von seinen eigenen Dichtungen gebraucht hat, Gelegenheitswerke.

Ja, Winckelmann in Italien erscheint als ein Glückskind, aber wohlgemerkt wieder im Sinne des herrlichen Goetheschen Wortes, das den zahlreichen Kurzsichtigen, die so oft in den großen Erfolgen bedeutender Menschen nichts als „Glück" sehen, den treffenden Denkzettel giebt:

„Wie ſich Verdienſt und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein!
Wenn ſie den Stein der Weiſen hätten,
Der Weiſe mangelte dem Stein.“

Denn: wer konnte, ſo fragen wir mit dem Biographen, von allen dieſen dargebotenen Gelegenheiten dieſen Gebrauch machen als eben nur der, der ſo angelegt und ſo vorgebildet war wie Winckelmann? Kein anderer unter den Lebenden! „Wie das Auge im dunkeln Mutterſchooße zugerichtet wird für Licht und Seele, ſo hatte er im deutſchen Vaterlande die Organe ſich bereitet für die ihm beſtimmte Erbſchaft: für Rom's Kunſt und Alterthum.“

Und auch das endlich gehörte zu den Gunſten, die das Glück ſeinem in harter Prüfung bewährt erfundenen Schützlinge bereitete, daß es ihn aus Deutſchland entfernte und in ſein gelobtes Land verſetzte am Vorabend des gräuelvollen ſiebenjährigen Krieges, deſſen Waffengeteſe ſich in Rom nur als ferner Wiederhall brach, während es den Strom der aus Deutſchland nach Italien reiſenden Landsleute auf viele Jahre hemmte, und ſo Winckelmann zwang, mit den Italienern ausſchließlich zu leben, ihnen ſich möglichſt gleich zu machen — was, wie Juſti richtig bemerkt, die Vorausſetzung alles andern war. „Als der Friede geſchloſſen war, als deutſche Künſtler, Fürſten, Liebhaber wieder über die Alpen eilten, als ehrenvolle Einladungen Winckelmann nach Deutſchland zurückriefen, war er ſchon angewurzelt, ein römiſch gewordener Preuße, ein päpſtlicher Beamter, ein italieniſcher Schriftſteller.“

Die Stufenfolge dieſer Glücksumſtände und ihre Benutzung von Seiten Winckelmann's in ſeinen erſten acht römiſchen Lehrjahren ſchildert nun Juſti in der erſten Abtheilung des zweiten Bandes der Biographie, deſſen Erſcheinen wir ſeit ſechs Jahren

mit Ungeduld erwarteten. Aber — „was lange währt, wird gut!“ sagt ein deutsches Sprüchwort, und seine Wahrheit hat sich an diesem Werke solidesten deutschen Forscherfleißes auf das Glänzendste bestätigt. Die erste Abtheilung zerfällt in sieben Kapitel. Das erste derselben schildert Winckelmann's Reise nach und Ankunft in Rom, sowie seine dortige Existenz im ersten daselbst verlebten Jahre, den Eindruck der Stadt und ihrer Umgebungen, seine ersten Bekanntschaften, meist mit Deutschen, unter denen Mengs obenansteht, die Wirkung der Vatikanischen Kunstwerke auf ihn und den Niederschlag derselben in den Versuchen der „Beschreibungen“ gewisser Hauptwerke unter denselben, die aber ungedruckt blieben, und deren Manuskript erst Justi in einer Florentiner Bibliothek zu entdecken gelang. In diesem ganzen ersten Jahre lebte Winckelmann scheinbar sein Dresdener Leben in Rom unverändert weiter. Aber in dieser Einsamkeit, fern von dem eigentlichen römischen Leben, wo er unbekannt und vergessen sich in Bibliotheken und Kunstsammlungen versenkte, alle Gesellschaft theils aus Unbekanntschaft mit der Sprache, theils aus Sparsamkeit mied, in dieser Zeit, wo er an fremder Hand, von Mengs geleitet, seine ersten Schritte that, legte er gleichwohl den Grund für die Umwandlung seines Wesens und für seine ganze literarische Zukunft.

Zum ersten Male in seinem Leben empfand er sich als einen Freien, von aller ihm äußerlich auferlegten Zwangsbeschäftigung Losgebundenen. Dazu kam vom ersten Tage an die Glücksempfindung: in Rom zu sein, die ihn nie mehr verließ und die sich mit jedem Jahre nur verstärkte. Er fühlte, daß er hier — wie sein Kurfürst sich ausgedrückt hatte — „in sein rechtes Wasser gekommen sei.“ Dies erste Jahr war für ihn eine Zeit geistiger Sammlung und einer Freiheit von Zerstreuungen, wie er sie später nie wieder hatte. Um sich zu stimmen las er

Herrscher, der in die Welt bezwingend und gebietend einzutreten im Begriff stand [1]," gerichtet anzusehn ist, so wäre es eine des Aristoteles ganz unwürdige Kriecherei, diesen milchbärtigen, wenn auch Grosses versprechenden Helden, „den besten der Feldherren" und Fürsten zu nennen, wie das der Verfasser oder vielmehr Umarbeiter des Briefes allerdings thut.

Wir bekennen uns also kurzweg zu der freilich nicht neuen, sondern schon, wiewohl flüchtig und ohne Beweis, von Heumann [2]) und andern [3]), hingeworfenen Ansicht, dass vielmehr das heutige griechische angebliche Original eine Uebersetzung, und wir fügen hinzu: eine mit Absicht und Plan veränderte und umgestaltete Uebersetzung des Lateinischen Textes sei. Da es uns nun aber darauf ankommt, die Unächtheit des Griechischen möglichst schlagend hervortreten zu lassen, so führen wir hier nur noch einige dahin einschlagende äusserliche Momente an, bei deren Beseitigung der mehrerwähnte Gelehrte am gewaltsamsten verfahren ist, während wir uns von allen aus dem philosophischen Inhalt und der entsprechenden Darstellungsform zu entnehmenden Beweisen geflissentlich fern halten.

---

1) Weisse. S. 309.

2) Heumann wirft, ohne es zu wissen, zwei Ansichten hin, nämlich die oben erwähnte und die, dass die Schrift einem geringern Peripatetiker gehöre. Vgl. Fabric. Bibl. Gr. p. 232 u. p. 234. Istpp. ad Appulej. p. 283.

3) Nunnes. Miscellan. Obss. V, 7, p. 106. angeführt von Oudend. ad Appul. a. a. O.

aufs Neue den Plato; denn für ihn waren die griechischen Künstler zugleich Philosophen. Es war die Zeit einer rein kontemplativen Stille, wo er, die Seele ganz erfüllt von den geschauten Herrlichkeiten alter Kunst, deren Anblick damals Rom allein gewähren konnte, vom Kapitol und Vatikan kommend, sich in der anmuthvollen, den Geist erhebenden Einsamkeit der römischen Villagärten in träumerischem Hinbrüten dem Nachgenusse des Geschauten und dem Ausspinnen der in ihm erweckten Empfindungen und Gedanken hingab. Alle Hauptgedanken seiner späteren Arbeiten, die Ideen über Schönheit, Anmuth und Ideal, selbst der Plan der Kunstgeschichte entstammten jener ersten Zeit. Die Grundlinien der epochemachenden Werke späterer Jahre, die eigenthümlichsten Gebilde seines Genius, seines Stils — sie drängen sich zusammen in jene erste kurze Zeit, in diesen blüthenreichen Frühling seines neuen zweiten Lebens. „Es ist der Wein aus dem köstlichen Saft, den die Trauben durch den Druck der eigenen Schwere ohne Kelter von sich geben." Winckelmann's Erkennen war in der That, wie der Biograph es so schön bezeichnet, ein Schauen, ein Hineinsehen in die Dinge durch innere Geisteskraft, die sich die inneren Organe geheimnißvoll für ihren Gegenstand geformt hatte, lange bevor die äußeren Organe mit diesem in Berührung getreten waren. Denn: „das Studium ist nur Gelegenheitsursache der wahren Einsicht. Ein Shakespeare schafft aus wenigen dürftigen Erlebnissen und Skizzen eigener Leidenschaften seine ewigen Gemälde der Menschheit; der gewöhnliche Mensch tritt aus ungeheuren Erfahrungen und Kämpfen eines langen stürmischen Lebens eben so unwissend über sich selbst, über Menschenherz und Menschenschicksal heraus, wie er hinein kam."

Aber neben dem schauenden, oft visionärisch begeisterten

schaffenden Dichter blieb in Winckelmann der Kritiker thätig. Schon in diesem ersten Jahre entwarf er eine Schrift über die verkehrten Ergänzungen so vieler Antiken, in welcher er den damaligen namhaftesten Gelehrten, den Fabretti, Montfaucon, Rossi, Spence, Battari und Gori zahlreiche, oft an das Unglaubliche streifende Irrthümer, begangen aus Leichtfertigkeit und Mangel an eigener Untersuchung, nachwies. Auch diese Abhandlung aber, obschon bereits druckfertig, blieb ungedruckt, weil der Plan der Kunstgeschichte sie zurückdrängte, in deren Vorrede später nur ein Abschnitt aus derselben aufgenommen wurde.

Am 18. November des Jahres 1755 hatte Winckelmann durch die Porta del Popolo seinen Einzug in Rom gehalten, aber erst zu Ende des folgenden Jahres begann sein erstes Bekanntwerden mit der eigentlichen römischen Welt und Gesellschaft, sein Eintritt in die römische Gelehrtenrepublik. Die Schilderung dieser römischen Gelehrtenrepublik zur Zeit Winckelmann's bildet den Inhalt des zweiten Kapitels, eines der interessantesten und lehrreichsten von allen sieben Kapiteln dieses Buchs. Die Gestalten der Männer, denen Winckelmann von da ab seine Hauptförderung verdankte, und von denen uns bisher nicht viel mehr als die Namen aus gelegentlichen Aeußerungen in Winckelmann's Briefen bekannt waren, treten uns in zum Theil sehr ausführlichen Portraitzeichnungen entgegen. So der in aller Wissenschaft gelehrte Prälat Giacomelli, der geheime Kaplan des regierenden Papstes (Benedikt XIV., Lambertini), ein profunder Kenner des Plato und Aristophanes, Uebersetzer der griechischen Liebesgeschichte des Chariton, dabei ein Gelehrter ohne Neid und Eifersucht, freigebig mit seiner Anerkennung und seinen Kenntnissen mit Rath und That wie fast alle damaligen Gelehrten Rom's die sämmtlich Geistliche, oft hohen Ranges, waren. Er war es, der Winckelmann mit

dem Kardinal Passionei bekannt machte, den Voltaire „den geistvollsten aller römischen Kardinäle“ nannte und höchlich verehrte. Diese freisinnige, gelehrte, wegen seines derben Freimuths gefürchtete Sonderling im Kardinalspurpur, der die Römer haßte, und die Franzosen, noch mehr aber die Deutschen, bevorzugte (grand partisan du génie allemand nannte ihn der gelehrte de Brosses), nahm Winckelmann freundlich auf. Er gewährte ihm, was für den von Büchern verlassenen unschätzbar war, die freiste Benutzung seiner eigenen großen Bibliothek, an der er fast ein halbes Jahrhundert mit eben so viel Kenntniß als Geldopfern, und nebenher auch mit kluger Benutzung seiner hohen Stellung, gesammelt hatte. Sie stand in seiner Wohnung auf Monte Cavallo, im Palaste der Konsulto, und mehr als einmal habe ich von den Marmorkolossen des M. Cavallo mit Ehrfurcht hinaufgeschaut zu den Fenstern der Säle und Zimmer, in welchen der Schöpfer der antiken Kunstgeschichte die gelehrten Buchstudien zu derselben jahrelang gemacht hat und ich gedachte dabei dieses geistvollen und aufgeklärten Kirchenfürsten, der seine Bibliothek „seine Frau“ nannte und mit ihren Schätzen alle wissenschaftlichen Unternehmungen bereitwillig förderte, der die vatikanische Bibliothek den Gelehrten aller Länder auf das Liberalste erschloß (während jetzt das Gegentheil der Fall ist), der dabei die Jesuiten so tödtlich haßte, daß er keines ihrer Bücher in seiner Bibliothek duldete. Als der Papst sich den Spaß machte, heimlich eins derselben unter die Novitäten seines Büchertisches praktiziren zu lassen, schleuderte der Kardinal es vor den Augen des heiligen Vaters, der hinter dem Fenster seines Quirinalpalastes lachend zusah, höchst eigenhändig zum Fenster hinaus. — Das Bild dieses Mannes, wie es uns Justi gezeichnet hat, ist ein Juwel der Darstellung. An dasselbe reihen sich dann in weiterem Verfolge die Portraits anderer

berühmter Mitglieder der damaligen römischen Gelehrten-Republik, mit denen Winckelmann im Verlaufe der nächsten zwei Jahre bekannt wurde: des Kardinals Archinto, dessen freiwilliger Bibliothekar W. eine Zeit lang wurde; der Prälaten Paciaudi, Corsini und jenes Baldani, der sein Lehrer und Berather auch im italienischen Stil ward; der gelehrten Jesuitenväter Contuovi und Lagomarsini, sowie des Franziskaners Bianchi und — last, not least — des damaligen Papstes Benedikt XIV., des Mittelpunktes und der Seele dieser zerstreuten Gelehrtenrepublik. Dieser Papst ist eine höchst eigenthümliche Figur auf dem Stuhle Petri, und obgleich Winckelmann zu demselben in keine nähere Berührung — außer einer einmaligen Audienz — trat, so hat der Biograph seinem Bilde doch einen ausführlichen Abschnitt gewidmet, wofür wir ihm die erbetene Absolution bereitwilligst ertheilen.

II.

Was bei seinem Eintritte in diese für ihn neue Welt des römischen Gelehrtenthums Winckelmann zunächst auffiel, waren die Gelehrten selbst und ihr ganzes Behaben.

Zunächst waren es fast durchgängig lauter Geistliche, die gelehrten Studien nicht ihr Lebensberuf, sondern Liebhaberei und Erholung in den Stunden einer oft karg gemessenen Muße. Es gab im damaligen Rom begeisterte Verehrer des modernsten Wissens, Verehrer und Erklärer Newton's; aber sie bewohnten eine Zelle auf Trinita dei Monti oder im Collegio Romano. Dabei hatte der wissenschaftliche Verkehr in Rom noch etwas Antikes, unmittelbar Persönliches und Lebendiges. Er ward nicht durch die Buchdruckerkunst, durch Journale u. s. w. vermittelt, sondern durch persönliche Zusammenkünfte, gelehrte „Abu-

nanzen" und „Converſazionen", an denen Winckelmann, der ſich ſeit 1757 als Abate kleidete, Theil nehmen durfte. Zweierlei war es, was ihn dabei auffallend berührte. Zunächſt die Ueberlegenheit ſo vieler dieſer alten römiſchen Gelehrten an Umfang und Fülle des aus unmittelbarer Anſchauung auf dem Boden ihres Landes und ihrer Stadt gewonnenen Wiſſens über ihn, den Fremdling, trotz ſeiner Beleſenheit. Sodann: der wohlthuende Unterſchied dieſer römiſchen Gelehrten gegen das privilegirte Gelehrtengeſchlecht ſeines nordiſchen Vaterlandes, von deſſen Hochmuth und Pedanterie, Neid und Zurückhaltung er daheim als armer Privatgelehrter, der nicht zu der Körperſchaft beſoldeter und betitelter Profeſſoren gehörte, ſo manche bittere und niederſchlagende Erfahrung gemacht hatte. Hier in Rom fand er Männer, die die Wiſſenſchaften rein um ihrer ſelbſtwillen betrieben, die wenig, oft gar nichts von den Erträgniſſen ihrer Forſchung drucken ließen, oft nicht einmal dergleichen aufſchrieben; Männer, die ohne Lohn, ohne Titel und Würden, ohne gekannt zu ſein oder gekannt ſein zu wollen, ohne die Eitelkeit des Bücherſchreibens und den Ehrgeiz des Entdeckers, blos vom Reiz des Gegenſtandes und dem Zuge des Genius getrieben, in der Stille ihrer Zellen den Muſen geopfert, durch fortgeſetztes Leſen und Nachdenken die ſeltenſten Schätze des Wiſſens erworben hatten, und die dieſelben ohne Beigeſchmack von Metier- und Amtsſtolz, mit einer faſt kindlichen Anſpruchsloſigkeit andern, und ſo auch ihm, dem unbekannten Fremdling, mittheilten. Und Winckelmann war ganz der Mann dazu, ſich den perſönlichen Verkehr mit dieſen Männern, lebendigen Kollektaneen alles deſſen, was ihn intereſſirte, in vollem Umfange zu Nutze zu machen, den Umgang mit dieſen profunden Alterthumskennern, denen jede Eiferſucht des geiſtigen Eigenthums fehlte, und bei denen er, da ſie deshalb freigebig

bis zur Generosität waren, auf alle seine Fragen und Zweifel meist die belehrendsten Antworten und Auskünfte fand. Und wenn er daneben die Freiheit ihres Behabens und ihrer Ausdrucksweise, die Anmuth ihrer Umgangsformen, die mit Würde gepaarte Zwanglosigkeit ihres Auftretens bei wohlbegründetem Selbstgefühle mit dem in den Kreisen deutscher Universitätszöpfe herrschenden Tone und Geiste verglich, so konnte es nicht fehlen, daß seine Eingenommenheit für die römischen Zustände — wie seine Briefe bezeugen — von Tage zu Tage höher und höher stieg.

Als ein Muster solcher römischen Gelehrten schildert uns Justi den damaligen gelehrtesten Antiquar Roms, den Jesuitenpater Contuccio Contucci, Vorsteher des im Kollegio Romano befindlichen Museums, der nicht nur in Rom, sondern in ganz Italien als antiquarisches Orakel von allen Gelehrten konsultirt wurde, ohne selbst jemals etwas geschrieben oder auch nur sein Kollegio verlassen zu haben. Als Winckelmann ihn kennen lernte, war derselbe bereits ein siebzigjähriger Greis. Keine Rücksicht auf Namen, Ansehen und Ruhm hatte ihn bewegen können, die Resultate seiner kostbaren Forschungen in eigenen Werken zu veröffentlichen; aber alle Geduld und Willigkeit, die ihm für seine eigenen Arbeiten fehlte, besaß und verwendete er auf die Förderung der Arbeiten anderer. Er war „ein Bild reiner Selbstlosigkeit und Entsagung bei höchster geistiger Regsamkeit." Ihm ähnlich war der Jesuitenpater Lagomarsini, der größte Lateiner in Rom.

Der volle Ausdruck aber dieser geistigen Zustände in dem damaligen Rom, als dessen Bürger der deutsche Gelehrte sich bald zu fühlen begann, war der Mann, der, wie schon bemerkt, „die zerstreuten gelehrten Sonderlinge und die in Alterthümern und Bibliotheken wühlenden Einsiedler zum geselligen Kulturzustande zu sammeln" bestrebt war, der damalige Papst Bene-

dict XIV. Es verlohnt sich bei seinem Bilde einen Augenblick zu verweilen.

Schon zehn Jahre vor seiner Thronbesteigung hatte er an einen gelehrten Freund geschrieben: „Die Pflicht eines Kardinals, der beste Dienst, den er dem heiligen Stuhle leisten könne, sei: gelehrte und redliche Leute nach Rom zu ziehen. Denn der Papst könne sein Ansehen — da er keine Heere und Waffen habe, nur aufrecht halten, indem er Rom zum Muster aller Städte mache." Nach dieser Ansicht handelte er, als er selbst den Thron bestieg. Von seiner Regierung datirte — wie selbst Gegner zugestanden, — die Wiederbelebung der Wissenschaften und Künste in Italien. Er war daneben selbst einer der gelehrtesten und wissenschaftlich gebildetsten aller Päpste. Voltaire nannte ihn den Papst: qui a éclairé le monde chrétien avant de le gouverner. Er widmete ihm seine Tragödie Mahomet, in welcher er den Fanatismus geißelte, und der Papst war frei genug, ihm dafür schriftlich Dank auszusprechen. Er haßte den Zwang der Etikette, der Audienzen und Ceremonien und suchte ein erleichterndes Gegengewicht für alle diese Sekkaturen seiner Stellung in dem Verkehr mit den Gelehrten Roms, die er in vier Akademien vereinigte. Obwohl selbst gelehrter Schriftsteller über kirchengeschichtliche Dinge, wollte er sich doch nicht als eigentlichen „Theologen" angesehen wissen. Deste eifriger betrieb er die Kunst- und Alterthumswissenschaften. Das neue kapitolinische Museum ist zum großen Theile seine Schöpfung. Er meinte: die Schatten der alten Römer, welche „insultirt" worden seien durch die Versetzung der Bettelmönche auf das Kapitol, müßten versöhnt werden durch Aufstellung der Philosophen und Kaiserbüsten!

In der That, dieser Bolognesische Edelmann von ebenso großer Derbheit des Wesens als unverwüstlicher guter Laune,

Arbeitskraft und Arbeitslust, Freisinnigkeit und Einfachheit bildet eine seltene Erscheinung auf dem Stuhle Petri. Er belobte den Scipio Maffei in einem eigenhändigen Schreiben wegen seiner Vertheidigung des Theaters, während er zugleich der Profanirung der Kirchenmusik zu steuern suchte. In dem von ihm geschaffenen Kapitolmuseum, das damals den Mittelpunkt römischen Kunstlebens bildete, gingen Winckelmann die Grundzüge seiner Kunstgeschichte auf. Auch die Architektur in Rom verdankte diesem Papste Vieles. Er war es, der zuerst der Zerstörung des Kolosseums Einhalt that, indem er dieses verstümmelte Denkmal des weltbeherrschenden Roms (19. September 1756) zur öffentlichen Kirche weihte. Er baute die Façade von S. Maria Maggiore und vollendete die herrliche Fontana Trevi, das Wahrzeichen des modernen Roms, das keiner vergessen kann, dem beschieden war es zu schauen, und das dem Biographen Winckelmann's Anlaß zu einem ebenso wahren als tiefempfundenen Hymnus auf Rom giebt, den wir als eine Probe des an solchen Stellen sich zum höchsten Schwunge erhebenden Stils mittheilen wollen. „Als am 24. August 1743 zum ersten Male vor der auf dem engen Platze zusammengedrängten Menge die Pracht dieser Gebirgswasser aus den wie übereinander hergestürzten Felsblöcken ungestüm hervorrauschte, als die Springbrunnen zu spielen anfingen und unten ein Spiegel sich sammelte; und als die wilden Tritonen und Seerosse mit hervorzubrausen und der darüber schwebende Oceanus das Alles mit dem Wink seines mächtigen Arms herauszurufen schien: da glaubte man sich aus der Gluth und Fieberluft der römischen Gassen weggerückt in ferne Berge. Da überhörte man die Stimmen der Tadler, welche die Dissonanz der eleganten korinthischen Façade mit den formlosen Felsen darunter und die Breite der Anlage mit der Enge des Platzes tadelten. Auch

die französischen Schaaren, als sie vor diesen Brunnen traten, empfanden zum ersten-Male wieder einen Eindruck wie der unter den Pyramiden gewesen war. Nirgends lassen wir uns die Päpste mit der Lapidarschrift ihres Selbstlobes so gern gefallen, wie hier, wo sie, in Nachfolge ihrer ungetauften Vorgänger, ja jener Patriarchen, welche Reiche gründeten, indem sie Brunnen gruben, „Ströme lebendigen Wassers“ spenden, in eben so humaner Realität wie schöner Symbolik andersartiger Ansprüche. Und diese Symbolik läßt sich noch weiter spinnen. Inmitten des Verfalls in diesem seltsamen Staatswesen, wo alles, was geschah, durch das Gewebe der Mißbräuche — in nicht purifizirender Filterung — durchsickern mußte; wo sich alle ungesunden und verpestenden Wirkungen eines gesellschaftlichen Körpers ansammelten, der sich vom Leben und seinen Bedingungen abschloß: hier finden sich nach einer wunderlichen Schicksalslaune auch reine Quellen der Menschlichkeit, ewige Vorbilder des Schönen, Gedanken von den höchsten, die des Menschen Geist je gehabt, Wunder hellenischen Meißels und italienischen Pinsels, Wunder der Natur. Und, — so edel und dauerhaft hat die Natur den Menschen hier angelegt! — noch in Resten eine Schönheit der Gestalt, ein Reichthum der Begabung, ein Würdegefühl der Humanität, das wie ein Schimmer höherer Abkunft ist, der diesen hochbegnadeten Fleck der Erde zu verlassen zögert.“

Schöner ist das Rom Winckelmann's schwerlich zu schildern, dessen Zauber dem armen Sohne der nordischen Altmark das Herz so bestrickte, daß er nie mehr lassen mochte von der neugewonnenen Heimath, und dessen Erinnerung auch uns, die wir noch einen Abglanz dieses Rom's gekannt — eine schwermüthige Klage entlockt über den Untergang einer Existenz, die einzig in ihrer Art dastand auf der weiten Erde, und für

deren von den Nachfolgern jenes Benedikt verschuldeten Verlust keinerlei Ersatz zu finden sein wird.

Und dieser Papst, für dessen Erhaltung die Christenheit betete, war, als Winckelmann nach Rom kam, nicht beliebt in Rom! Denn er — lebte und regierte den Römern zu lange, bereits gegen achtzehn Jahre! Für die Römer aber war eine neue Papstwahl jedesmal ein Glückslotto, wo jeder einen Treffer zu ziehen hoffte. Selbst seine Tugenden verwandelte man in Fehler, wobei der päpstliche Hof den Ton angab. Man verdachte es ihm sogar, daß er für seine Nepoten nichts that, ja ihnen verbot nach Rom zu kommen; daß er die Zahl der Kirchenfesttage beschränkte, und den europäischen Kabinetten gegenüber lieber Ansprüche fahren ließ, um Konflikte zu vermeiden. Selber die Einfachheit, welche er in seinem Auftreten zeigte, sein Widerwille gegen Etikette und schmeichlerische Huldigungen, die Derbheit seiner Ausdrucksweise unterlagen dem Tadel. „Am übelsten", sagt Justi, „nahmen es ihm die großen Pfaffen, daß er durch seine Konkordate die kirchlichen Einkünfte merklich geschmälert, der Kurie (wie sie sagten) die Mittel entzogen hatte, welche ihren Glanz erzeugen; und das Volk wenn es ihn so unceremoniös mit seinem langen spanischen Rohr über die Straße schreiten sah, stimmte bei: „è un birbante, questo Papa!"

Freilich, auch Winckelmann hoffte auf einen neuen Papst, da der alte bereits über achtzigjährige Benedikt XIV. nichts für ihn that. W. war damals freilich in einer kritischen Lage. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatte ihm seine schmale sächsische Pension genommen, und er dachte einen Augenblick ernstlich daran, Mönch zu werden, um seine Subsistenz in Rom zu sichern, da dort mit schriftstellerischen Arbeiten nichts zu verdienen war. Die Ausführung dieses Plans unterblieb jedoch, als ihm aus Dresden von dem Kurfürsten eine kleine Geld-

Die Aristotelische Meteorologik ist bekanntlich vor Alexanders Zuge gegen Persien verfasst [1]). Aristoteles selbst giebt einen Bestimmungspunkt, wenigstens nach einer Seite hin, durch Erwähnung des Athenischen Archonten Nikomachos, dessen Archontat in Ol. 109, 4. fällt [2]). Auf diese Schrift aber ist anerkanntermassen die in unserm Tractat gegebne übersichtliche Darstellung des Weltalls basirt [3]), während ihre Abfassung gleichfalls, ihre Aechtheit, vorausgesetzt, in die angegebene Zeit vor Alexanders Zuge gedacht werden müsste. Nun findet sich aber in der letztern bei Erwähnung des kaspischen Meeres ein eben so offener als unbegreiflicher Widerspruch gegen die erstere. Während nämlich in der Meteorologik Aristoteles die richtige Ansicht, dass jener See mit andern Meeren in keiner Verbindung stehe, sondern rings umwohnt sei, als eine sichere Thatsache aufstellt [4]), lesen wir in unse-

1) St. Croix Examen critique des anc. histor. d'Alex. p. 705: Ce traité a été composé postérieurement a l'archontat de Nicomaque (Ol. 109, 4.) car le nom de ce magistrat eponyme s'y trouve; mais antérieurement au temps où les Grecs eurent des connaissances plus étendus sur l'Inde par l'expedition d'Alexandre, puisque Aristôte ne fait pas mention du Gange parmi les grands fleuves du monde. Ebenderselbe macht auf mehrere irrige Angaben hinsichtlich der Gebirge Asiens in demselben Werke aufmerksam p. 695.

2) Meteorolog. I, cp. 7. p. 45, 12 Bkk. min. Ἔτι δ' ἐπ' Ἄρχοντος ἐγένετο Νικομάχου Ἀθήνησιν ἀλίγας ἡμέρας Κομήτης περὶ τὸν ἰσημερινὸν κύκλον, οὗπερ ἡλιος ποιεῖται τὴν ἀνατολήν, ἐφ' ᾧ τὸ πρὸς Κόρινθον πνεῦμα γενέσθαι συνέπεσεν.

3) Weisse a. a. O. S. 394. ff. u. öfters.

4) Arist. Meteorol. II, 1. p. 35, 13. Bkk. min. ἡ δ' Ὑρκανία καὶ Κασπία περιρρεόμενα τε ταύτης καὶ πρὸς-

ſendung kam, und der Kardinal Archinto ihm Wohnung im Palaſte der Cancelleria und freien Tiſch gab. Doch blieb ſeine äußere Exiſtenz noch immer eine unſichere und zunächſt ausſichtsloſe.

In dieſer Lage richtete er ſein Abſehen auf Neapel, wohin ihn die Herkulaniſchen Entdeckungen zogen, die damals ſelbſt noch in vielen Orten Italiens für apokryph galten; ſo wenig Sicheres war darüber von Neapel aus bekannt geworden. Er hoffte dort auf eine Anſtellung als Mitglied der neugeſtifteten Akademie der Herkulaniſchen Alterthümer, jedenfalls auf den Vortheil: von den Entdeckungen an Ort und Stelle Kenntniß nehmen und ſichere Nachrichten darüber für die europäiſche Gelehrtenwelt ſammeln zu können. Dieſe erſte Reiſe Winkelmann's nach Neapel (1758), ſein Aufenthalt und ſeine Erfahrungen daſelbſt — (ſie waren nicht eben erfreulicher Art) — bilden den Inhalt des dritten Kapitels. Wir müſſen es uns verſagen, hier dem Biographen in ſeinen ausführlichen Schilderungen des Eindrucks, den Neapel auf Winckelmann machte, in ſeiner Charakteriſtik des Hofes und der geiſtigen Atmoſphäre, in die derſelbe ſich verſetzt fand, der damaligen leitenden Staatsmänner Firmian und Tanuzzi, der neapolitaniſchen Alterthumsgelehrten Piazzi, Martorelli, Mazzocchi, Paderni, Carcani, Galiani u. ſ. w. zu folgen. Es iſt ein Kapitel, das Niemand ohne Genuß und vielfache Belehrung leſen wird. Es wird von Juſti nicht verſchwiegen, daß Winckelmann den antiken Gemälden und Grotesken keineswegs in ſeiner Beurtheilung gerecht wurde, und über dieſelben faſt nur die tadelnden Bemerkungen der Pedanten damaliger Zeit wiederholte.

Während der drittehalb Monate, welche Winckelmann in Neapel verweilte, gewann er noch Zeit, die Reiſe nach Päſtum zu machen. Der Eindruck, welchen er von den dortigen Tem-

peln empfing, war ein außerordentlicher. In dem festen Glauben, daß an der weiteren Südküste des Landes dergleichen Reste noch mehr erhalten sein möchten, faßte er den Plan, ganz Süditalien als Pilger gekleidet zu Fuß zu durchwandern, um dieselben aufzusuchen. Aber die Nachricht, daß es mit dem dreiundachtzigjährigen Papste endlich zu Ende gehe, rief ihn (Mai 1758) nach Rom zurück. Indeß seine Hoffnung, daß einer seiner Gönner, Archinto oder Albani, gewählt werden werde, erfüllte sich nicht. In dem Verdrusse über diese Enttäuschung wollte er anfangs seine Reiseprojekte nach Unteritalien, Sizilien, ja selbst nach Griechenland wieder aufnehmen; aber zum Glück wurde dieser Entschluß beseitigt durch einen Ruf nach Florenz, wohin ihn der Neffe und Erbe des bekannten Alterthumsforschers, Baron von Stosch dringend einlud, um dessen hinterlassene Gemmensammlung zu katalogisiren. Winckelmann nahm die Aufforderung an, und dieser Umstand ward von entscheidendem Einflusse für sein Leben. Zwar die Arbeit selbst, die er während seines neunmonatlichen Florentiner Aufenthalts nur aus dem Gröbsten brachte, und erst in weiteren neun Monaten in Rom beendete, war äußerst beschwerlich; sie schadete seiner Gesundheit, sie ruinirte ihm die Augen und zwang ihn, sich einer Brille zu bedienen. Aber sie machte ihn zum berühmten Manne in Italien und im Auslande, trug ihm akademische Diplome und sonstige Ehren ein, und gab ihm zugleich Gelegenheit, seine große Entdeckung über die Stilnuancen der antiken Kunstvölker und der Periode der griechischen Kunst der Welt mitzutheilen. Während dieses seines Aufenthaltes in Florenz, den das vierte Kapitel des Justi'schen Buches schildert, verfaßte er zugleich mehrere kleine Aufsätze für Deutschland — so z. B. die Abhandlung „über die Betrachtung der Kunstwerke", die zu dem Anziehendsten gehören, was er geschrieben hat. Justi

theilt aus denſelben das Weſentlichſte der Maximen und Beobachtungen mit; er entwickelt die darin enthaltenen beſtimmten Kriterien der Kunſt, und zeigt Winckelmann's Lehre von der Schönheit auf als ein Kind ihrer Zeit. — Die Anmuth des Lebens in Florenz und die Art, wie Winckelmann daſſelbe genoß, die Kreiſe und Perſonen, mit und in denen er ſich bewegte, der Unterſchied der florentiniſchen von den römiſchen Gelehrten, der ſich ihm bemerkbar machte, ſein Verhältniß zu der damals bei den erſteren herrſchenden Etruskomanie und ſeine Abneigung gegen dieſelbe, welche in ihrer einſeitigen Ungerechtigkeit auch Michel Angelo umfaßte, — dem er überhaupt nie gerecht geworden iſt, — das Alles wird von dem Biographen daneben ausführlich abgehandelt. Wir haben uns eben daran zu erinnern, daß der Titel des Werkes den Zuſatz aufweiſt: „mit Skizzen zur Kunſt- und Gelehrtengeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.“ Und wenn die Fülle und Ausführlichkeit ſolcher Studien und Skizzen auch — wie nicht zu leugnen — der biographiſchen Kunſtform und ihrer Ueberſichtlichkeit vielfach nachtheilig geworden iſt, ſo wird doch ſchwerlich ein Leſer zu finden ſein, der dieſe Exkurſe und den in ihnen ausgeſchütteten Reichthum hinwegwünſchen, dieſe meiſterhaften Schilderungen intereſſanter Perſönlichkeiten und Zuſtände, dieſe lebhaften, oft farbenglänzenden Gemälde von Natur und Volk des Landes in alter und neuer Zeit entbehren möchte.

Ein wahres Pracht- und Kabinetsſtück ſolcher Art bietet uns nun das fünfte, dem Kardinal Alexander Albani gewidmete Kapitel. Und in der That, dieſer Mann, ohne deſſen großartige Förderung und Freundſchaft Winckelmann niemals die volle Höhe ſeiner Stellung in der Kulturgeſchichte hätte erſteigen können, dieſer geiſtvolle, kunſtliebende, feinſinnige, geniale Kirchenfürſt, deſſen Name mit dem Namen und dem Ruhm Winckel-

mann's für alle Zeit untrennbar verbunden bleibt, verdiente es, von dem Biographen des letzteren uns in so ausführlicher Darstellung vorgeführt zu werden, wie das in diesem und dem folgenden Kapitel von Justi geschehen ist. Winckelmann war ihm schon im Jahre 1757 durch den Baron Stosch empfohlen worden, und diese Empfehlung kam ihm zu Gute in einem Momente, wo der Tod des Kardinal Archinto seiner Stellung in Rom die nöthige materielle Stütze entzog. Eine solche ward ihm jetzt durch den Kardinal Albani in einem Maße zu Theil, wie sie kein gelehrter Kunstforscher vor und nach ihm jemals besessen hat.

Don Alessandro Albani, an dessen Haus sich die erste Sorge der Päpste für Erhaltung und Aufstellung der alten Kunstdenkmale knüpfte, denn sein Oheim Papst Clemens XI. (1700—1721) darf als der Begründer der Vatikanischen Sammlung gelten, — hatte schon als Knabe diese Neigung seines Hauses getheilt, die ihn während seines ganzen Lebens durch alle Stadien und Wechselfälle desselben begleitete. Mit siebzehn Jahren Obrist eines Dragonerregiments, mit fünfundzwanzig Nuntius am Wiener Kaiserhofe, mit achtundzwanzig Kardinal („den Benjamin des heiligen Kollegs" nannte ihn Pasquino) ohne die Priesterweihe genommen zu haben, hatte er als einer der ersten Lebemänner Roms und Italiens eine stürmische Jugend verlebt. Aber die Liebe für Kunst und Alterthum war ihm unter allen Ausschweifungen und Liebesintriguen treu geblieben. Geldnoth hatte ihn gezwungen, seine kostbaren Antikensammlungen, die Frucht dreißigjähriger Sammlermühe, nach Dresden und an den Papst zu verkaufen; aber kaum war es geschehen, als er von Neuem zu sammeln begann. Um die Zeit als Winckelmann nach Rom kam, war seine Sammlung schon wieder fast die erste in Rom, und der bereits fünfundsechzigjährige Fürst eifrig beschäftigt,

dieſelbe nicht nur mit Aufwendung aller Mittel, die ihm ſeine koloſſalen Einkünfte boten, zu vermehren, ſondern ihr auch eine würdige Stätte durch den Bau ſeiner berühmten Villa vor dem Salariſchen Thore herzurichten, mit welcher er der Welt ein Denkmal ſeines wahren Selbſt hinterlaſſen hat, das noch heute jeden Beſucher Roms mit Bewunderung und Entzücken erfüllt, eine wahrhaft unvergleichliche Schöpfung, die als ein einziges Kunſtwerk ihrer Art in der Welt daſteht. (Man ſ. Juſti's treffliche Beſchreibung S. 305—311).

Für dieſen Mann war ein Gelehrter und Kunſtenthuſiaſt wie Winckelmann ein Fund, den er zu ſchätzen wußte. Er machte ihn zu ſeinem Bibliothekar und Kunſtberather. Zwar der Geldgehalt war anfangs gering, — kaum zweihundert Thaler des Jahrs; aber die übrigen Vortheile deſto ſchätzbarer: in dem Palaſte des Kardinals zu Rom (alle quattro fontane), ſowie auf den Landhäuſern deſſelben in Caſtell Gandolfo und an der See freie Wohnung, freien Tiſch und Bedienung; dazu Portofreiheit für ſeine Korreſpondenz, vielfache Gunſtgeſchenke und völlig freie Dispoſition über die reiche Bibliothek, die er als ſeine eigene betrachten durfte. Dazu Theilnahme an allen Genüſſen geſellſchaftlicher, poetiſcher und muſikaliſcher Art, welche die glänzende Hofhaltung des geiſtreichen alten Fürſten darbot — und dies Alles erhoben und verſchönert durch ein perſönliches Freundſchaftsverhältniß des armen märkiſchen Schuſterſohns zu dem hochgebornen Kirchenfürſten, wie es eben nur in Italien, und zwar in dem Italien von damals, möglich war. Gleich vom Anfang ihrer Bekanntſchaft an hatte der alte Herr, der ſo viel Zeit mit Höflingen, Büreaumenſchen, Gunſtbedürftigen, lauter Menſchen in Masken, zubrachte, „Gefallen gefunden an dem formloſen eigenwilligen und doch geſchmeidigen deutſchen Bären", deſſen originelles Weſen ihm das Herz er-

frischte, und der zugleich für ihn eine lebendige Bibliothek war, wie er selbst für jenen „ein Schatz von Memoiren eines sechzigjährigen antiquarischen Kommerz“. Beide Männer versüngten sich in diesem innigen Zusammenleben. Des Kardinals Sammellust entzündete sich auf's Neue an Winckelmann's unruhigem enthusiastischen Forschergeiste, und auch Winckelmann erlebte damals so zu sagen eine zweite Jugend. Er fühlte sich zum Erstenmale in seinem Leben frei von jeder lästigen Abhängigkeit. Er war den Mann (Archinto) los, dessen Protektion ihn seit zwanzig Jahren in Deutschland und Italien gedrückt hatte. An dessen Stelle war jetzt ein Gönner getreten, der ihn niemals seine Gönnerschaft fühlen ließ, der ihm rückhaltloses Vertrauen gewährte, ihm seine Freundschaft schenkte, und ihm an allen seinen, mit W.'s eigenen Neigungen und Plänen zusammengehenden Lebensbestrebungen den vollsten Antheil zu nehmen gestattete. Und was dies Glück noch steigerte, war das stete lebhafte Bewußtsein desselben, das Winckelmann sich während der ganzen noch übrigen Zeit seines Lebens dankbar bewahrte, und von dem alle seine in den Jahren von 1758 bis 1768 geschriebene Briefe beredtes Zeugniß geben. „Er hatte sich“, wie Justi so schön sagt, „in Dienstbarkeit und Entbehrung die Liebe zur Freiheit, die Frische der Sinne und des Herzens bewahrt; nun konnte er in der milden Luft des Südens, bei so anmuthigen Studien, in der Bewegung der Reisen, noch der Leichtigkeit italienischen Lebens sich überlassen. Jenes bewegte Treiben war die unentbehrliche Bedingung der eigenthümlichen Freundschaft beider Männer; das Element von Kunst und Alterthum war das Medium, in welchem sie sich gleich fühlten, die doch durch Alter und Stand soweit getrennt waren. Denn verschiedenere Wege giebt es nicht auf Erden, als die welche ihr Dämon sie geführt hatte. Von todter Büchergelehrsamkeit, aus Hunger und

Kummer kam der eine, aus der pomphaften Nichtigkeit geiſtlichen Hoflebens der andere. Spät trafen ſie ſich, der Kirchenfürſt aus Urbino und der Schuſterſohn aus der Altmark an einer Stätte, die von beider Ausgang ſo fern lag, der griechiſchen Kunſt, und ſie fühlten ſich wie zwei Brüder."

Das Mitſchaffen an dem Lebenskunſtwerk des Kardinals, an der Villa Albani, vollendete den Reiz der neuen Exiſtenz, indem es dem Forſcher und Gelehrten die praktiſche unmittelbare Aufregung des Schaffens verlieh, und durch immer neue Funde alter Kunſtwerke und Denkmäler ſeine Begeiſterung ſtets aufs Neue anfachte, die ihn allerdings verleitete, zuweilen in ſeinem Enthuſiasmus des Preiſens ſolcher unter ſeinen Augen entdeckten Alterthümer das Maß zu überſchreiten. Daneben ward er durch dieſe mitſchaffende Theilnahme an dem Lieblingswerke ſeines Gönners eingeführt in das Treiben des römiſchen Kunſthandels (geſchildert S. 317—320), in die Wiſſenſchaft der Reſtauration verſtümmelter Denkmäler, ja ſelbſt in die Malerei und Architektur ſeiner Zeit. Das Reſultat all' der Förderung, welche er für ſeine Kenntniß der letzteren gewann, war ſeine Schrift „Anmerkungen über die Baukunſt der Alten", das erſte deutſche Buch, das Winckelmann von Rom aus in Deutſchland drucken ließ (1761), und das allgemeine glänzende Aufnahme fand. Die Mangelhaftigkeit dieſer ſeiner Aeſthetik der Baukunſt, hervorgehend aus ſeiner Auffaſſung der griechiſchen Tempel, ſeiner Abneigung gegen den Barockſtil, einem puritaniſchen Rigorismus gegen alle Ornamentik, ſo wie aus dem fehlenden Sinne für das Maleriſche, und aus ſeiner ungenügenden Kenntniß und Anſchauung im Gebiete der modernen Baukunſt hat Juſti (S. 355—362) überzeugend nachgewieſen. Hier war ihm ſein Zeitgenoſſe Piraneſi überlegen, der als Verherrlicher der römiſchen Architektur daſteht, wie W. als der der griechiſchen,

und in dessen Stichen uns das Rom der Winckelmann'schen Zeit treu erhalten ist.

Zu Anfange des Jahres 1762 unternahm W. eine zweite Reise nach Neapel, von wo er trotz der neidischen Ueberwachung durch die neapolitanischen bei den Ausgrabungen angestellten Beamten, die ihm alles Aufzeichnen von Notizen an Ort und Stelle unmöglich machten, doch ein reiches Material schriftlicher Aufzeichnungen zurückbrachte, die er nach seiner Rückkehr zu seiner eignen Schrift „Ueber die Herkulanischen Alterthümer" während seiner Villeggiatur auf dem Landschlosse seines Patrons zu Castel Gandolfo verarbeitete. Er wiederholte diese Reise im Jahre 1764, um die pompejanischen Entdeckungen kennen zu lernen. Die literarischen Resultate dieser Reise, die glänzende Anerkennung, welche Winckelmann's Mittheilungen in Paris fanden, wo man sich beeilte sie zu übersetzen, und die Anfeindungen, welche ihm daraus in Neapel erwuchsen und ihm vor der Hand die Rückkehr dorthin und die Wiederaufnahme seiner Untersuchungen verschlossen, bilden den Schluß des zweiten Bandes der Biographie.

III.

Mit dem dritten und letzten Bande ist ein Werk zu Ende geführt worden, dessen Gleichen die deutsche biographische Literatur an erschöpfender Vollständigkeit im mühsamen Zusammenbringen des schwer zugänglichen viel verstreuten biographischen Materials, sowie an Gründlichkeit der Forschung und Schärfe und Tiefe des Urtheils in der Analyse der Schriftwerke des großen Erneuerers der Antike sehr wenige ähnliche aufzuweisen haben dürfte. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß nach allen diesen Seiten hin ein Abschluß erreicht wor-

den ist, über den schwerlich ein Künftiger hinauszugehen vermögen wird. Eine Analyse der Schriften und Lehren Winckelmanns konnte auch in Deutschland geschrieben werden, und der Verfasser hat dieselbe in der That während der zehn Jahre, die er auf sein Werk verwandte, in Deutschland geschrieben. Aber alles was sich in den beiden Schlußabtheilungen auf Schauplatz und Nebenpersonen, Denkmäler und Zeitgenossen bezieht, wurde in den Jahren 1867 bis 1871 auf italienischem Boden von ihm gesammelt. Dies war, — wie der Verfasser hinzusetzt — der bei weitem mühsamere aber zugleich der dankenswertheste Theil der Arbeit. „Die Zustände eines Orts, den Stand eines Alterthumsfeldes, eines Museums in einem bestimmten Jahre anschaulich festzustellen, die originellen Menschen, unter welche uns der Verfolg dieser Lebensgeschichte versetzt und die selbst in ihrem Vaterlande heute kaum mehr gekannt sind, der Gegenwart wieder lebendig zu machen, forderte das beharrlichste Suchen; und oft lieferte das Beste der Zufall, aber der Zufall, welcher nur dem Suchenden" — und, setzen wir hinzu, nur dem so wie der Verfasser vorbereiteten Sucher — „aufstößt". Es ist schon früher bemerkt worden: daß die aus den Resultaten dieses Suchens hervorgegangenen Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts einen sehr umfangreichen Theil dieser Lebensgeschichte bilden; und es darf nicht verschwiegen werden, daß ein gewisses Ueberwuchern derselben — trotz aller lehrreichen Erfreulichkeit jeder einzelnen dieser Studien und Skizzen, doch die Uebersichtlichkeit und den Fluß der biographischen Darstellung störend beeinträchtigt und dem vortrefflichen Werke den Charakter eines biographischen Kunstwerks raubt. Und doch würde ich in Verlegenheit sein, wenn ich aufgefordert werden sollte anzugeben, welche von diesen zahlreichen Episoden ich wegwünschen oder auch nur gekürzt

sehen möchte. Dabei kommt freilich der Umstand in Betracht, daß ich zu der Zahl derjenigen Leser des Werkes gehöre, welche durch eigne lange Beschäftigung mit dem Gegenstande desselben einigermaßen vorbereitet und im Stande sind, dem Darsteller in seiner Lebensschilderung des großen Mannes, trotz jener zahlreichen und zum Theil sehr ausführlichen Episoden, ziemlich ungehindert folgen zu können — eine Lage, in welcher sich die große Mehrheit der Leser des Buchs nicht befinden dürfte. Aber auch sie werden sich durch ein Studium desselben für die angewandte Mühe reichlichst entschädigt und in der Erkenntniß der Literatur-, Kunst- und Kulturzustände des für unsere Gegenwart so überaus wichtigen achtzehnten Jahrhunderts in ungeahnter Weise gefördert finden.

Der Schlußband des Justischen Werks umfaßt die letzten sechs Lebensjahre Winckelmanns. Es waren in jedem Betrachte die glücklichsten, an Arbeit, Ruhm und Erfolgen reichsten seines dreizehnjährigen römischen Lebens. Ueber sieben Jahre lang hatte er sich vergeblich bemüht, eine gesicherte äußere Stellung in Rom zu erlangen, da er zu dem Schritte, welcher dazu am leichtesten geführt haben würde — die Weihen zu nehmen und Priester zu werden — sich niemals überwinden konnte, obschon er wußte und sah, daß in Rom alle Stellen nur an Geistliche vergabt wurden. Immer wieder, wenn die Versuchung an ihn herantrat „sein Haupt der Scheere zu bequemen", — wie er sich ausdrückte — siegte seine Antipathie, und so steht sein Bild wenigstens „von dieser Frage unentstellt da". Bis zum Jahre 1763 blieb er was er war: der Hausabate seines Gönners, des Kardinals Albani, von dessen kleinem Gehalte und der schmalen sächsischen Pension von 200, zuletzt nur hundert Thalern, er nicht nur sein Leben fristete, sondern selbst noch einen „Nothpfennig" zurückzulegen wußte.

rer Schrift grade das Gegentheil [1]): dieser See hange mit dem Ocean zusammen. Da nun zur Vermittlung und Ausgleichung eines so handgreiflichen Widerspruch's selbst die, schon an sich ziemlich unbestimmte Notiz, welche die letztere Meinung auf einen gewissen Patroklos, Admiral des Seleukus und Antiochus zurückführt, wegen der widerstrebenden Zeitverhältnisse nicht angewendet werden darf [2]), wie auch Hr. Weisse recht wohl einsieht [3]), so sollte man meinen, dass doch die Unabweislichkeit einer solchen Thatsache einen Schlagbaum abgebe, den selbst die springfertigste Speculation respectiren müsse. Aber keineswegs! dergleichen hindert nur beschränkte Köpfe; Hr. Weisse aber findet gar kein Arg in der Erklärung: „dass man einen Widerspruch im Einzelnen, über eine an sich ungewisse Sache (als wenn sie das wäre!) lieber übersehn möge." Das liesse sich immer noch anhören; wenn er aber zur Empfehlung dieses Auskunftsmittels „auf die bekannte Nachlässigkeit der Alten und auch des Aristo-

κουμένας γνώμη, ὥστ' οὐκ ἂν θαυμάσειεν εἴ τινι τόπῳ αὐτῶν ἦσαν.

4) De Mundo cp. 3.

2) Mannert Geographie der Griechen u. Römer. Th. I. (2te Ausg.) p. 115. „Diese wunderliche Hypothese (von der Verbindung des Kaspisch. Meeres mit dem Ocean) hat ihren Ursprung den Gefährten Alexanders zu danken, vorzüglich aber Patroklos, dem Admiral des Seleucus und Antiochus, von welchem Plinius ziemlich deutlich zu verstehn giebt (VI, 17.), er sei von Indien aus durch die nördliche Meerenge in das Kaspische Meer geschifft, wenn ich die Stelle recht verstehe.

3) Weisse a. a. O. S. 398.

Endlich im Jahre 1763 erhielt er die langersehnte Anstellung als „Antiquar der apostolischen Kammer“ d. h. als „Oberaufseher (Sovrintendente) aller Alterthümer in und um Rom.“ Diese Stelle, zu der bald noch eine zweite, ein Sekretariat in der Vatikanischen Bibliothek kam, war, trotz des mit ihr verbundenen sehr geringen Gehalts, auf diesem Gebiete der Kunst- und Alterthümerwissenschaft die angesehenste und wichtigste in Rom. Sie gab ihm endlich nicht nur das langentbehrte Fundament seiner äußerlichen Existenz in der ewigen Stadt, sondern veränderte auch seine Stellung zum Auslande, und — was dem bereits fünfundvierzigjährigen Manne das Wichtigste und Wohlthuendste war, — zu seinem deutschen Heimathlande, wo man ihn bis dahin immer als einen armen titellosen Hungerleider, der vom Fremdenführen als „Cicerone“ leben müsse, gering geschätzt hatte. Der Titel, mit dem er sich jetzt an die Spitze seiner, in dem genannten Jahre publizirten Abhandlung „von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen“ nicht ohne Selbstgefühl als „Präsident der Alterthümer in Rom und Scrittore der Vatikanischen Bibliothek, Mitglied der Königlich Englischen Akademie der Alterthümer u. s. w.“, seinen Landsleuten präsentirte — dieser Titel und diese Stellung, inmitten eines Volkes fremder Zunge errungen, gab ihm seinen Landsleuten gegenüber mit einem Schlage ein anderes Ansehen. Man fand jetzt in Deutschland, daß solche Auszeichnung eines Deutschen zugleich ein Ruhm sei für die deutsche Nation, und die in jener Abhandlung von Winckelmann angekündigte „Geschichte der Kunst“ ward jetzt mit nur um so größerer Spannung erwartet, da der Name des Verfassers gleichsam mit dem amtlichen Beglaubigungsstempel seiner Autorität als erster Kenner in seinem Fache versehen schien.

Der Mann, dem Winckelmann diese Stellung verdankte,

war der Kardinal Spinelli, der bedeutendste in dem Kollegium der Kirchenfürsten. Es war die letzte That des ausgezeichneten Mannes, denn wenige Tage nach derselben raffte ihn ein Fieber hinweg, zur großen Freude der Jesuiten, deren gefährlichster Gegner er stets gewesen war. Und hier wollen wir gleich des merkwürdigen Umstandes gedenken, daß Winckelmann seine Förderung nicht unter dem aufgeklärten, friedfertigen jesuitenfeindlichen Papste Benedikt XIV., sondern unter dessen Nachfolger Clemens XIII. empfing, der namentlich auch in der damals brennenden Jesuitenfrage das Gegentheil seines Vorgängers war; der nicht nur durch seine Bigotterie den Römern ihr Karneval verdarb, sondern auch zu Winckelmanns grimmigem Aerger den Laokoon, den Apoll und alle übrigen Statuen des Belvedere an gewissen Theilen mit Blechplatten versehen ließ. „Eine eselsmäßigere Regierung" — schrieb Winckelmann (1760) in seiner gelegentlich sehr derben Sprache, „ist kaum in Rom gewesen wie die jetzige ist, da die Dummheit auf dem Throne sitzt, und kein Mensch Bücher kauft!" Und in Bezug auf die Jesuitenfrage, in welcher Papst Clemens XIII. und sein Minister, der tyrannisch hochmüthige Torrigiani bestimmt waren, die jesuitenfeindliche Stimmung der katholischen Welt bis zu dem Grade zu reizen und zu erbittern, der erreicht werden mußte, um die Aufhebung des Ordens zu wagen, schrieb Winckelmann über dieselbe Zeit einem Freunde: „Von den Händeln eines kindischen Papstes und thörichter Priester mit mächtigeren und gescheiteren als sie sind, werde ich nur halbwahr schreiben können. Das Pfaffenreich nähert sich seinem Sturz und Untergang von allen Seiten. Man befürchtet hier schon (1760): daß Oesterreich, wenn es sollte Frieden bekommen, dem Papste Ferrara nehmen würde; ja die Kardinäle selbst prophezeien: daß in dreißig Jahren der Papst

nichts mehr außer den Ringmauern von Rom werde zu ſagen haben." Gleicherweiſe ſchrieb Friedrich der Große an d'Alembert: „Der Papſt kommt mir vor, wie ein alter Seiltänzer, qui voulant réfaire les tours de sa jeunesse, se casse le cou." Das heutige Papſtthum des Jeſuitismus iſt, wie wir ſehen, eifrig daran, dieſen Verſuch zu erneuern und die Prophezeiung Friedrichs des Großen und Winckelmanns wahr zu machen. Wie allgemein übrigens damals dieſe Stimmung und Anſicht von dem hiſtoriſch nothwendigen Ausgange des römiſchen Papſtthums war, zeigte der gleichzeitige Ausſpruch des berühmten Neapolitaniſchen Miniſters Tanucci: „Gleich wie Rom mit ſeinem Schatten von Wiſſen und mit der Ignoranz der Jahrhunderte einſt ſeinen Wunderbau aufgerichtet hat, ſo wird derſelbige zu Grunde gehen durch die Unwiſſenheit der Kirche und durch die Wiſſenſchaft der Weltlichen, weil: unum quidque dissolvitur eodem modo, quo colligatum est" (d. h. jedes auf dieſelbe Weiſe aufgelöſt wird, wie es zuſammengebracht worden iſt). Und der Abate Galiani erwiderte ihm darauf in ſeiner kauſtiſchen Manier: „Es iſt das Privileg Roms, ſich für die ewige Stadt zu halten. Das alte hatte die Augurien des Gottes Terminus und der Göttin Fortuna; das neue hat die Pforten der Hölle, auf die es baut: Selbſtvertrauen iſt ja die eigenſte Qualität aller thörichten und ungeſchickten (inetti) Herrſcher."

Doch zurück zu Winckelmann, den, wie wir ſehen, ſelbſt die wichtige Förderung, welche er unter dieſem Papſte erfuhr, nicht über das Unheilvolle des herrſchenden kirchlich-politiſchen Syſtems zu verblenden vermochte. Ein Opfer deſſelben ward auch ſein alter Gönner, der gelehrte, freiſinnige, die Jeſuiten tödtlich haſſende, auf ſeine Unabhängigkeit ſtolze Kardinal Paſſionei. Gezwungen durch die dringenden Bitten ſeiner Freunde

ein jesuitisches päpstliches Breve zu unterschreiben, schleuderte er, nachdem es geschehen, die Feder schluchzend zu Boden und rief: è fatto della Santa Sede! („Es ist aus mit dem heiligen Stuhle"!) Fast unmittelbar darauf rührte ihn der Schlag.

Die ersten sieben Jahre (1755—62) von Winckelmann's römischem Aufenthalte waren von Justi als die „Lehrjahre" bezeichnet worden. Die letzten sechs (1763—68), welche den Inhalt dieses Schlußtheils bilden, erscheinen als die „Meisterjahre". Denn sie enthalten die Summe desjenigen, was Winckelmann uns heute ist. In die sieben Kapitel dieses letzten Buches ist ein ungeheures Material zusammengedrängt worden, dessen Verarbeitung recht eigentlich das Ehrendenkmal Winckelmann's bildet. Weit über die Hälfte dieses starken Bandes ist einer detaillirten Analyse der in Rom geschaffenen Werke Winckelmann's gewidmet. Entstehung, Anlage und Ausbildung, Inhalt und Methode der Ausführung, Verdienste und Mängel, Bleibendes und Vergängliches an Vorzügen und Irrthümern sind mit solcher Klarheit und Ausführlichkeit entwickelt, daß selbst der mit Winckelmann's Werken nicht durch eigene Lektüre vertraute Leser aus des Biographen Darstellung ein Bild von dem, was Winckelmann geleistet, zu gewinnen vermag.

Obenan steht hier die „Geschichte der Kunst des Alterthums". Diese Kunstgeschichte ist das eigentliche Werk des Mannes, das Buch schlechthin. Sie ist es unbeschadet der unvollendeten Gestalt, in der sie vor uns steht, trotz dreizehnjähriger Arbeit, während deren das Werk in vier wiederholten Anläufen und Umarbeitungen heranwuchs. Die mit Geschichte gleichsam gesättigte Atmosphäre Roms war es, die dies Geschichtswerk erzeugte, wie sie zu derselben Zeit in Gibbon den Gedanken seines Buchs vom Fall und Untergange des Römerreichs erzeugte, und ein halbes Jahrhundert später Niebuhr zu

seinem römischen Geschichtswerke inspirirte. Winckelmann war kaum ein Jahr in Rom, als er bereits seinem Verleger einen „Versuch zu einer Geschichte der Kunst“ ankündigte, „ein Bändchen nur einen Finger dick“, wie er im November 1756 schrieb. Der Biograph giebt eine meisterhafte Charakteristik des allmäligen Entstehens. Wir belauschen den Schöpfer in seiner Werkstatt, hören ihn sein hohes Ziel aussprechen, sehen ihn, — seiner alten Liebhaberei für schöne äußere Gestalt folgend — auf sorgfältige, ja prächtige Ausstattung eifrig bedacht. Aber das schon nach Deutschland gesendete Manuskript ward 1759 wieder von ihm zurückgezogen, um einer zweiten neuen Bearbeitung Platz zu machen, die sich unter seiner Hand zu einem völlig andern Werke gestaltete und erst vier Jahre später im Druck erschien. Als aber die beiden Quartbände ein Jahr später von Dresden nach Rom zu ihm gelangten, war der rastlose Forscher schon wieder über diese Gestalt hinaus, und da eine neue Ausgabe, die ihm nothwendig schien, aus buchhändlerischen Gründen nicht möglich war, so entschloß er sich: seine Zusätze und Verbesserungen in einem eigenen Werke, den „Anmerkungen über die Geschichte der Kunst“ bekannt zu machen, was im Jahre 1766 geschah. Zu gleicher Zeit gab das Erscheinen einer ohne sein Wissen unternommenen französischen Uebersetzung und das Projekt einer englischen ihm den Anreiz zu einer vierten Bearbeitung der Kunstgeschichte, die er, um seinem Dresdener Verleger zu entgehen, in Berlin in französischer Sprache erscheinen zu lassen beabsichtigte. Die fast vollendeten Vorarbeiten, welche noch von den Herausgebern der nach seinem Tode veranstalteten Wiener Ausgabe (1776) benutzt wurden, sind seitdem spurlos verschwunden.

Dies Werk also, an welches er — wie er selbst gesteht — „alle Kräfte gewandt und alle Segel ausgespannt hatte“, dies

Buch, auf dem der Ruhm seines Namens ruht, ist, wie der Biograph sagt, der eigentliche Rechtsgrund einer so ausführlichen Erzählung seines Lebens. „Indem er die griechische Kunst, bis dahin ein versiegeltes Buch, wieder aufschließt, ihre menschliche ewige Bedeutung fühlbar macht: so wird nun auch überall da, wo dies Bewußtsein von dem unvergänglichen Werthe dieser Kunst für Humanität lebendig ist, seines Wirkens dankend gedacht, sein Bild mit Interesse betrachtet. Er hat seinen Namen mit der griechischen Kunst so eng verknüpft, daß — nach dem Bilde eines englischen Dichters — das „große Fahrzeug sein Boot durch das Meer der Zeiten mit sich fortführt".

Justi giebt uns zunächst eine Uebersicht der Entstehungsbedingungen dieses Werkes, indem er die Wurzeln bloßlegt, durch die dasselbe mit der gelehrten Literatur der nächst vorhergehenden Zeit zusammenhängt. Er charakterisirt die Arbeiten der Junius, Goguet, Christ und Caylus, von denen der zuletztgenannte in Geschmack und Grundgedanken am meisten Winckelmann verwandt, ja in der Zergliederung antiker Werke als Kunstprodukte sogar ihm überlegen erscheint. Wenn Winckelmann ihn trotzdem unter seinen Vorgängern zu nennen unterließ, so war das nicht Mangel an Einsicht in den Werth und die Bedeutung des französischen Kunstforschers. Er selbst hat es in einem Briefe an Bianconi ausgesprochen: daß Caylus „der Ruhm gehöre, zuerst in das Wesentliche des Stils der alten Völker eingedrungen zu sein." Es war ein Gefühl der Eifersucht, das in Winckelmann überhaupt häufig — so z. B. auch gegenüber Lessing, — hervortritt, welches ihn hinderte, da überall gerecht zu sein, wo er Besorgniß für seine Alleinherrschaft auf dem Gebiete der alten Kunst empfand. Und bei Caylus kam noch obenein der Umstand hinzu, daß derselbe ein Franzose, ein Mitglied der Nation war, gegen welche Winckel-

mann durchgehends eine unüberwindliche und nicht unmotivirte leidenschaftliche Abneigung empfand, die sich erst in seinen letzten Lebensjahren etwas mäßigte.

Wenn **Caylus** (geb. 1692, † 1765) dem Grundgedanken der Winckelmann'schen Kunstgeschichte am nächsten kam, so erscheint in Stil und schriftstellerischer Behandlungsweise ein anderer Franzose, Büffon, der große „Kolorist des Stils" als Vorgänger des deutschen Verfassers der ersten Kunstgeschichte; und zwar in einem Maße, daß, wie Justi zeigt, die in dieser Beziehung von Condorcet und Cuvier gegebenen Charakteristiken Büffon's fast wörtlich auf Winckelmann passen. Beide waren gleich in dem Streben, ihre wissenschaftlichen Arbeiten in edelster Weise zu populariſiren und die Menschen für dieselben zu gewinnen und zu erwärmen. Beide halfen so zugleich den modernen gebildeten Menschen und ebenso die Nationalliteratur durch ihre Werke recht eigentlich erschaffen.

IV.

Die jetzt bei Justi folgende Schilderung der Entstehung und des Planes der Kunstgeschichte, die Niemand ohne Bewegung lesen wird, läßt uns den Wegen des Meisters auf Tritt und Schritt nachgehen. Sie zeigt die Triebfedern und Operationen auf, denen ein unsterbliches Werk sein Dasein und seine Vorzüge verdankt: die Motive selbstloser Begeisterung für die Sache und persönlicher Ehrliebe. Man bemerkt, wie der Verfasser sich ausdrückt, „eine allseitige Sorge, die wie die Natur, im Größten und Kleinsten, im Innerlichsten und Aeußerlichsten gleich gegenwärtig ist; man versteht, in welchem Sinn ein solches Werk im ersten Moment fertig, und in welchem es in ewigem Werden begriffen ist, und endlich sieht man: wie die freie Schöpfung

des Genius, wo sie in das materielle Dasein treten will, mit allen Miseren der Erde handgemein werden muß".

Die „Geschichte der Kunst" ist ein Werk, bei dem die Gelehrsamkeit des Alterthumskenners, die Anschauungsfülle des römischen Antiquars, die Erfahrung des Bildhauers, das Denken des Philosophen zusammenarbeiten mußten, um, verbunden mit dem begeisterten Pathos des Stilisten, ein Originalwerk zu schaffen, welches als eines der frühesten und gepriesensten Denkmale unserer werdenden Nationalliteratur dasteht und noch bis heute trotz aller Erweiterung der Alterthumswissenschaft durch kein gleich großartig angelegtes und mit solch schriftstellerischer Meisterschaft ausgeführtes Werk verdunkelt worden ist. Zunächst jedoch tritt uns die überraschende Wahrnehmung entgegen, daß diese „Geschichte" weder allein noch vorherrschend vom historischen Gesichtspunkte geschrieben ist, ja daß dem Historischen überhaupt nur ein secundärer Werth beigelegt wird. Schon Herder hob hervor: Winckelmann's Absicht sei in diesem Werke mehr auf eine „historische Metaphysik des Schönen aus den Alten, zumal der Griechen, gerichtet gewesen, als auf eigentliche Geschichte." Winckelmann setzte den Vorzug seines Buchs weit weniger in die gelehrte Belesenheit, die allen damaligen Lesern — auch Lessing — so auffiel, als in die lange Anschauung der alten Kunstwerke und in den inneren Sinn für die Kunst, aus denen es hervorgegangen, in eine gewisse mystische Begabung des Autors, durch die er sich „auf mächtigen Schwingen in die Betrachtung des Schönen" bei der Abfassung erhoben gefühlt habe. Und in der That war es ein Werk der Begeisterung, das eben auch durch Begeisterung wirkte. Winckelmann's Beschreibungen alter Kunstwerke sind Uebertragungen plastischer Gebilde in Hymnen. Platon scheint wieder aufgelebt in diesem Kinde des rauhen kimmerischen Nordens, dessen Sehnsucht es

war, das Wesen der Schönheit zu ergründen, den Schleier dieses offenbaren Geheimnisses zu heben. Zu denjenigen Stellen seines Werkes, in denen ihm dies vorzugsweise gelungen ist, zählt sein Biograph mit Recht diejenige, in welcher Winckelmann den von ihm erfundenen Begriff der hohen oder strengen Grazie in Worten auszudrücken unternommen hat. „Die Grazie des Phidias und seiner Zeitgenossen," — heißt es dort — „ist wie die himmlische Venus, von der Harmonie gebildet, beständig und unveränderlich. Eine Gesellin aller Götter, scheint sie sich selbst genugsam und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden. Sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen, denn das Höchste hat, wie Plato sagt, kein Bild. Mit den Weisen allein unterhält sie sich, und dem Pöbel erscheint sie störrisch und unfreundlich. Sie verschließt die Bewegungen der Seele in sich und nähert sich der seligen Stille der göttlichen Natur, von welcher sich die großen Künstler, wie die Alten schreiben, ein Bild zu entwerfen suchten. Dieser Grazie opferten die Künstler des hohen Stils. Mit dem Phidias wirkte sie in der Bildung des olympischen Jupiter; sie krönte das Haupt der Juno von Argos, . . an welchem sie dem Polykletus die Hand führte. Durch sie wagte sich der Meister der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen und erreichte das Geheimniß: die Todesangst mit der höchsten Schönheit zu vereinigen; wurde er ein Schöpfer reiner Geister und himmlischer Seelen, die keine Begierde der Sinne erwecken, sondern eine anschauliche Betrachtung aller Schönheit wirken, denn sie scheinen nicht zur Leidenschaft gebildet zu sein, sondern dieselbe nur angenommen zu haben."

Als Winckelmann diese Worte niederschrieb, die er durch seine daran geknüpfte Schilderung der Grazie des auf den hohen folgenden Stils ergänzte, hatte noch kein Auge in Europa die

erhaltenen Reste des hohen Stils der Phidiaszeit geschaut, dessen Wesen hier mit seherischer Divination ausgedrückt ist. Wohl mag sein Biograph diese Worte „eine wahre Leuchte der Kunst“ nennen. Worte, die, als er sie niederschrieb, „vielleicht den schönsten Moment seines Lebens bildeten, und die in Verleiblichung eines Begriffs bis zur halbdurchsichtigen Gestalt an das Herrlichste in den Reden des griechischen Weisen erinnern“. Sie begeistern selbst den ernsten Forscher zu einem Hymnus der Verehrung. „Je mehr man kennen lernt,“ ruft er aus, „von jener großen Zeit und an ihr seine Begriffe verbessert, um so klarer sieht man auch, daß in den angeführten Worten der Charakter der Kunst höchster Ordnung gegenüber aller Kunst zweiter Ordnung verzeichnet ist, — der Kunst, die sich an die edlen Elemente menschlicher Natur wendet, an ihre Fähigkeit, Erhebung in dem zu finden, was sie zu demüthigen scheint. Zeus, Here, Pallas, ausgeführt in der geisterhaften Größe und Pracht der Goldelfenbeinkunst und für diese gedacht — sie versinnlichten das Göttliche in seiner Ruhe, Erhabenheit, Ueberweltlichkeit, wo es uns des Gefühls seiner Gegenwart theilhaftig macht, indem es uns in den Staub der Endlichkeit niederwirft. Die Kunst kann das Göttliche auch mittelst der Seelensprache darstellen, durch den Ausdruck jenes höheren Lebens, jenes gesteigerten Zustandes, der dem Plato ein gottverhängter schien, — mochten es nun die Musen sein, oder Eros, oder der Orakel- und Sühngott, oder Dionyses, die ihn gesendet. Letzteres war der Weg der folgenden Zeit. Aber die Selbstgenügsamkeit, die sich nicht anbietet, sondern aufgesucht werden will, die zu erhaben ist, um sich sehr sinnlich zu machen, und die der seligen Stille göttlicher Natur sich nähert, unwandelbar wie die Himmelsharmonie, die ungesuchte Zier, das Lächeln mit Unschuld und Verborgenheit, die Gestalten, die kein Sinnenfeuer entfachen

teles in solchen Einzelnheiten" provocirt, „zumal wo sie, wie hier an beiden Stellen, durch den Zusammenhang verführt worden seien, die eine oder die andre von zwei entgegengesetzten Ansichten, welche in diesen Zusammenhang eben passte, als eine entschiedne Thatsache auszusprechen [1]), so mag ihm der Genius des grossen Mannes, dessen Genauigkeit in den allerkleinsten Dingen das ganze Alterthum wie die gründlichsten neuern Forscher, auf allen Gebieten der Wissenschaft als einzig anerkennen, diese Versündigung an der Wahrheit vergeben, die auf dem Gebiete der neuern historischen Forschung und in einer noch ärgern Behauptung Ast's ihr Seitenstück findet [2]).

Ein zweiter Umstand ähnlicher Art ist die Erwähnung der Insel Taprobane (*Ταπροβάνη*) [3]), von der es selbst nach W. ausdrücklichem Geständniss „die allgemeine, durch das Stillschweigen der frühern und durch manche Aeusserungen der spätern unter den Alten bestätigte Meinung ist, dass dieser Name den Griechen erst durch Alexanders Zug bekannt geworden sei [4])." Nach einem solchen unumwundenen Bekenntnisse kann man die folgende Einschränkung, dass auf diese Nachrichten „zwar ein grosses, doch kein so grosses Gewicht zu legen sei, dass man sie für

1) Weisse ebendas. 396 ff.
2) Ast. Platon's Leben u. Schriften S. 390. Anmerk.
3) De Mundo cp. 3. p. 393, 14. Bkk.
4) Weisse. S. 396.

und nicht zur Leidenschaft bestimmt scheinen: nie sind Worte dem Geheimniß so nahe getreten, haben Worte das Unaussprechliche einer Kunst fast verrathen, die nichts zu wollen scheint und alles kann, die dahinaus sich verstieg, wo der Gedanke selbst nicht hinreicht, und was sie dort schaute mit solcher Machtvollkommenheit des Geistes und der Hand in die Körperwelt herabholte; die jungfräulich rein war, und gegen deren männlich meisterliches Verwalten der Sinnen- und Geisterwelt alle Nachgeborenen unwürdig erscheinen; die durch nichts den Sinnen entgegenkommt und doch ein Unendliches uns sinnlich nahe bringt und fühlbar macht! Als die Kunst" — (die Kunst in der Zeit Winckelmann's) — „diese Worte vernahm, da" (so schließt der Winckelmann's würdige Dithyrambus seines Biographen) — „da fing sie an inne zu werden, daß sie gefallen, daß die Gnade von ihr gewichen war. So ist der Seele zu Muthe, nach der alten Sage, wenn ihr ein himmlischer Magier, der sich aus unendlich fernen Regionen zu ihr herabbemüht, das Bild ihres verlorenen, ja vergessenen Vaterlandes zeigt, Gestalten voll Majestät und Schöne und Reinheit in lichten Bildern ihr vorspiegelt, — einst ihre Gespielinnen; — ein Anblick, der in einem Moment das Wunder der Reinigung, neuen Lebens, der Heimkehr vollbringt!"

Dieser „himmlische Magier" für die verfallene Kunst ward Winckelmann durch seine Kunstgeschichte.

Denn in der That fast magisch zu nennen war auch der Eindruck und die Wirkung, welche das Werk auf die Zeitgenossen übte. Mit Ausnahme von Heyne's neidischen Nörgeleien, in denen sich die damals modische Motivweisheit — diese „Philosophie der Gemeinheit", wie Justi sie nennt*) — glänzend offenbarte, war die Aufnahme eine begeisterte zu nennen. Die Freude, ein solches Originalwerk, ein Werk, das als erster Versuch einer

*) Justi, II. 2. S. 232.

neuen Wissenschaft auftretend, gleich als ein Meisterwerk dastand, von einem Deutschen, in fremdem Lande fast verschollenen, in so hinreißender Sprache geschrieben zu sehen, ward noch verstärkt durch den Vergleich mit der damaligen Dürftigkeit der deutschen Prosaliteratur, der bereits der Wunsch und das Streben, dieselbe emporzubringen, zur Seite gingen. Obenan unter den Bewundernden stand kein geringerer als Lessing. Der Biograph hat der Vergleichung und dem Verhalten beider Männer zu einander einen eigenen Abschnitt gewidmet, für den ich ihm noch ganz persönlich wegen der durch denselben mir gewordenen vielfachen Belehrung zu danken habe. Er verfolgt sodann die „Kunstgeschichte" auf ihrem Wege durch Europa. Er zeigt, wie die in derselben enthaltene neue Offenbarung der Griechenkunst zunächst der Poesie zu Gute kam, und warum Winckelmann keinen Nachfolger fand, wenn auch im Einzelnen zahlreiche Fortführer des archäologischen Bestandtheils. Er schildert die Wirkung auf Mendelssohn, Schiller und Schelling, auf Diderot, der zuerst Winckelmann's eigenthümliche Originalität hervorhob, und theilt uns die Stimmen eines Millin, Visconti, Frau von Staël, Ed. Gerhard, A. W. Schlegel, Gervinus, Cicognara u. a. über das Verdienst der Winckelmann'schen Kunstgeschichte mit, von denen hier das Urtheil unseres Landsmannes Gerhard den Abschluß bilden mag. „Winckelmann's Verdienst war: Gefühl und Verständniß des Schönen gewahrt und geschichtlich begründet, die Kunsthöhe des Alterthums gezeigt, die geschichtliche Entwickelung der Kunst in Denkmälern nachgewiesen, die Denkmäler selbst im Zusammenhange von Kunst und Alterthum eingehend gewürdigt zu haben. Kunsturtheil, Kunstgeschichte und selbst die davon abhängige antiquarische Forschung haben im Schooße deutscher Gelehrsamkeit nur mangelhaft sich entwickelt, so oft nicht W.'s Schönheitsgefühl seine philologische

Bildung, sein kritischer Blick für Echtes und Falsches, sein kombinatorisches Talent und die dabei unerläßliche Fülle monumentaler Anschauung auch seinen Nachfolgern zu Gebote stand. Die Vereinigung so großer Eigenschaften ist es, die ihn zum Musterbilde echter Forschung gemacht hat. Erfolge zu erreichen, wie er sie gehabt, ist keinem seiner Nachfolger mehr möglich. Dem ersten Gründer der Kunstgeschichte, dem nie verstummenden Herold der Kunst der Hellenen, dem jede Abschwächung seines Ruhms früh vorausgeeilten Propheten und Märtyrer für Kunst und Alterthum gebührt mehr als einem der von seinem Haupte unzertrennliche erste Kranz." Diesen Kranz auf seinem Haupte neu befestigt zu haben, ist das Verdienst der Justi'schen Biographie.

Nachdem Winckelmann der Welt und Nachwelt seine Kunstgeschichte gegeben und mit ihr das Beste und Wichtigste gesagt, was er zu sagen hatte, schien ein Gefühl abendlicher Sabbathruhe über den noch kräftigen, erst siebenundvierzigjährigen Mann gekommen. Die Jahre von 1764—67 waren entschieden die glücklichsten seines Lebens. In dieser Zeit war es, wo er sich, wie er einem Freunde schrieb, „täglich Morgens eine Feierstunde aussetzte, um über sein Glück nachzudenken", und wo er sich, — er der Katholik, der Konvertit, in Rom, im Palaste des Kardinals! — aus seinem lutherischen Gesangbuche die Kernlieder seiner Jugend aus der väterlichen Hütte zur Erbauung sang. Aus allen Ländern Europa's kam ihm jetzt das Echo seines Ruhmes. Alle Reisenden von einiger Auszeichnung, unter ihnen einige der bedeutendsten Fürsten Deutschlands, beeiferten sich, ihn in seiner Klause, im Palaste auf Quattro Fontane aufzusuchen. Zwar die Aussichten auf Anstellungen in Dresden, Braunschweig und in Berlin — wo Friedrich der Große sich ihn ebenso entgehen ließ, wie er sich Lessing hatte entgehen lassen —

waren verschwunden; aber das war eigentlich für ihn selbst vielmehr ein Glück. Seine Stellung in Rom war befestigt, und er selbst hatte mehr und mehr einsehen gelernt: daß Rom und Italien „der einzige Hafen seiner Ruhe" sei und bleiben müsse. Zwar arbeitete er in den letzten ihm noch beschiedenen Lebensjahren trotz seines Ruhebedürfnisses quantitativ fast noch mehr als früher. Aber es waren Sammlerarbeiten, „Werke, wie sie dem Forscher, der ein großes unbekanntes Land sich erobert hat, nebenbei zufallen", mühevoll und äußerlich oft schwer belästigend, aber ohne die Konzentration aller Seelen- und Geisteskräfte, aus der die Kunstgeschichte hervorgegangen war, geschrieben meist in italienischer Sprache, inmitten der Zerstreuung lärmender Geselligkeit der Villeggiaturen, und in den wenigen Stunden, welche ihm die Führergänge mit vornehmen Reisenden übrig ließen, welche das vierte Kapitel dieser Abteilung schildert. Der „Versuch einer Allegorie" war eine trockene Registerarbeit, deren Grundgebrechen Justi darlegt. Die „Anmerkungen über die Geschichte der Künste", wenn auch durch lebendige persönliche Färbung von Interesse, doch sachlich von geringer Bedeutung. Die „Monumenti", sein zweites großes Hauptwerk, schloß die Betrachtung der Kunst geradezu aus, und ging lediglich auf die, für ein italienisches Publikum berechnete, Darlegung von gelehrter sogenannter Erudition. Das Werk ward daher zwar in Italien mit Enthusiasmus, in Deutschland jedoch schon mit manchem kritischen Bedenken aufgenommen. Doch war trotz aller Fehler und Mängel in Methode und Behandlung die Gesammtwirkung dieses Werkes groß, eingreifend und Grund legend für archäologische Erklärung. Er brachte das große und überaus kostspielige Werk ganz allein auf eigene Kosten zu Stande, aber freilich unter Mühen, Sorgen und Aengsten, die eine wahre Sorgen- und Leidensgeschichte seiner

letzten Lebensjahre bilden. Der Ertrag sollte, wie er hoffte, sein Kapital für ein sorgenfreies Alter und zugleich sein eigenes Denkmal bilden. Aber das letztere hatte er sich bereits mit seiner Kunstgeschichte aufgerichtet, und das erstere — sollte er bald nicht mehr bedürfen. Das Hauptverdienst dieser Arbeit war die Aufstellung und Durchführung des Grundsatzes: daß die Sujets aller antiken Bildwerke (zumal auf Basreliefs) mit geringen Ausnahmen mythische, aus dem ältesten griechischen Sagenkreise entnommene seien. Dies Prinzip, aus dem eine Reihe glücklicher Erklärungen folgte, war zur damaligen Zeit, wo man gewohnt war alles auf römische Geschichte zu beziehen und zu deuten, eine völlige Revolution. Sein letztes Werk, der sogenannte „Trattato preliminare", — äußerlich mit dem vorhergehenden verbunden, obschon ohne allen und jeden Zusammenhang mit demselben, — war eine Zubereitung der Kunstgeschichte für römische Leser, für italienischen Geschmack und Bedürfnisse, eine bündige Zusammenfassung jenes Werks und der späteren „Anmerkungen" zu einer kurzen übersichtlichen Abhandlung, in welcher er dem italienischen Geiste und seinen Vorurtheilen zugleich manche Konzessionen zu machen sich herbeiließ, ohne irgend wesentlich neues zu geben.

Alle diese anstrengenden Arbeiten hatten seine Gesundheit schwer angegriffen und seine Kräfte so erschöpft, daß er im Frühling 1767 genöthigt war, durch eine längere Villeggiatur in Porto d'Anzo Erholung zu suchen. Er genoß dieselbe mit einer Glücksempfindung als ob er ahnte, daß es für ihn das letztemal sein, daß er „diese elysische Gegend", wie er sie in einem Briefe an seinen Freund Franke nannte, „diesen Ort seiner Seeligkeit" mit Augen schauen sollte. Diese Villeggiatur hatte ihn jedoch in zwei Monaten geistig und körperlich so gekräftigt, daß er zu Ende des Sommers eine lang geplante vierte Reise

nach Neapel unternehmen konnte, die er mit seinem Freunde dem Baron Riedesel auf Sizilien auszudehnen beabsichtigte. Während der zwei Monate, welche er diesmal in Neapel verweilte, wo er einem Ausbruche des Vesuv beiwohnte, ging ihm zuerst die volle Bedeutung der Pompeji'schen Funde für die Kunstgeschichte, die er bisher viel zu gering angeschlagen hatte, in ihrem ganzen fast überwältigenden Umfange auf. Mit einer Geschäftigkeit, die etwas Ueberreiztes, Fieberhaftes hatte, suchte er sich in Eile des neuen Stoffes zu bemächtigen. Neben den neuen Bearbeitungen der drei früheren Werke und einer stets wachsenden Korrespondenz, überließ er sich weitaussehenden Reiseplänen nach Sizilien, Griechenland und den griechischen Inseln; jeder Brief an seine Freunde enthielt den Bericht über ein neues Vorhaben.

Da plötzlich, fast unmittelbar nach seiner Rückkehr in das heimathliche Rom, erfaßte ihn eine bisher nie gekannte Sehnsucht: sein Geburtsland, Deutschland, wieder zu sehen. Diese Sehnsucht, dieser Wunsch war menschlich erklärlich. Der Gedanke, in das Land seines langen Märtyrerthums — „das Land der Märtelei", wie er es oft in seinen Briefen nannte — und zu den Zeugen seiner einstmaligen Niedrigkeit und Dunkelheit jetzt als ein hochberühmter Name, als ein päpstlicher Hofbeamter, als eine von ganz Europa gefeierte Celebrität zurückzukommen, mochte dem Manne wohl behagen, der einst als armer Schulmeister von Seehausen vergeblich bittstellend bei einem märkischen Superintendenten antichambrirt hatte. Aber noch ein Anderes kam dazu, seinen Wunsch bis zu einer Art Monomanie zu steigern: das Bedürfniß nach Ruhe, das Gefühl der Ueberladung mit Arbeiten und Plänen, und eine dadurch herbeigeführte fieberhafte Ueberreizung seines ganzen Wesens. Diese Ruhe, die für ihn in Rom, in seiner Werkstatt, unmöglich war, hoffte er durch

eine Reise nach Deutschland zu finden. Die Gedanken an die Mühsale und Beschwernisse einer solchen Reise — in damaliger Zeit unglaublich groß und kaum vorstellbar für uns Jetztlebende — kamen bei ihm nicht auf gegen diesen Drang der Sehnsucht und gegen die Vorstellung von den Freuden des Wiedersehens mit alten Lebensgenossen, mit den zahlreichen deutschen Freunden, die er während ihres Reiseaufenthalts in Rom gewonnen hatte. Denn das ist eine der Schattenseiten des Lebens in Rom, daß ein Mann in Winckelmann's Lage und Stellung dort eine gesellige Existenz zu führen gezwungen ist, die ihm zwar die vorzüglichsten Menschen seiner Zeit aus allen Ländern zubringt, und ihn vielen derselben auf das Innigste verbindet, aber bei dem unvermeidlichen raschen Wechsel, nach der Entfernung solcher neu gewonnenen und dem Herzen theuer gewordenen Freunde, eine herzbedrückende Oede und ein Gefühl der Vereinsamung zurückläßt, das noch keinem, der lange in Rom lebte, erspart worden ist, und das auf Winckelmann von Zeit zu Zeit um so schwerer lastete, je empfänglicher sein Herz für Freundschaft war, die bei ihm sich bis zu einem Kultus gesteigert hatte, der ihm die Liebe ersetzte.

Diese Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Freunde im Heimathlande ward sein Verhängniß. Die furchtbare Art, in welcher ihn dasselbe ereilte, ist bekannt. Wir mögen bei Justi's Darstellung der Katastrophe nicht verweilen, sondern wollen lieber mit der erhebenden Betrachtung schließen, mit welcher Goethe am Ende seiner unübertrefflichen Skizze „Winckelmann und sein Jahrhundert" den Hingang des Mannes begleitet:

„So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen können, der Welt entschwunden. Ihn erwartete das Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen; alle Aeußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte,

alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er soviel Werth legte, warteten seines Erscheinens um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn glücklich preisen, daß er vom Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten."

Zwei Bildnisse, das des Kardinals Alexander Albani von Nelli gezeichnet, und das Porträt Winckelmann's, von der schönen zweiundzwanzigjährigen deutschen Künstlerin Angelika Kauffmann im Jahre 1764 in Rom gemalt, bei weitem das gelungenste aller Bildnisse Winckelmann's, zieren das Justi'sche Werk, in welchem auch der Künstlerin selbst ein eigenes Kapitel gewidmet ist. In demselben Jahre, in welchem Winckelmann's größtes Werk, die Kunstgeschichte, in die Welt hinausging ward ihm und uns das Glück, das Abbild des Meisters in dem vollendetsten Werke der großen Bildnißmalerin erhalten und von ihr in einem jener Momente fixirt zu sehen, wo ein Strahl jener Begeisterung sein Antlitz durchleuchtete, in welcher er selber das Wesen höchster Schönheit in Worte zu fassen unternahm.

Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter".

(1873.)

Wohl Keiner dem das Glück zu Theil ward, längere Zeit auf dem von der Geschichte geweihten Boden Rom's zu weilen, wird sich des Gefühls erwehrt haben: daß nirgends auf Erden so wie hier der Geist der Geschichte den sinnigen Betrachter der Vergangenheit des Menschengeschlechts auf Tritt und Schritt umschwebt und, ihn von der Gegenwart abwendend, gleichsam von seiner Seele Besitz nimmt.

So geschah es einer ganzen Reihe großer Historiker, daß die Anregung, die sie auf diesem Boden Roms im Anblicke der noch in ihren trümmerhaften Resten fast unfaßbaren Größe der alten Weltbeherrscherin empfingen, bei ihnen den Gedanken und Entschluß zu ihren Geschichtswerken hervorrief, die noch heute als unerreichte Meisterwerke in der historischen Literatur Europa's dastehen. In Rom war es, wo im Jubiläumsjahre 1300 der Florentiner Giovanni Villani, wie er selbst erzählt, den Plan zu seiner Weltchronik faßte — „der größten und naivsten Chronik, welche Italien in seiner kindlich zauberischen Sprache hervorgebracht hat." In demselben Rom war es, wo dem Engländer Gibbon, als er von dem Hügel des Kapitols nieder-

schaute auf die Trümmerwelt zu seinen Füßen, der Gedanke aufging, seine „Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Weltreichs“ zu schreiben — in eben demselben Jahre 1764, in welchem ein anderes nicht minder großes Geschichtswerk, dessen Plan und Gedanken gleichfalls Rom erzeugt hatte, Winckelmann's unsterbliche „Geschichte der Kunst“, das Licht der Welt erblickte. In Rom endlich war es, wo ein halbes Jahrhundert später der deutsche Forscher Barthold Georg Niebuhr seiner Darstellung der Anfänge Roms und der römischen Geschichte die Vollendung gab.

Auch der Verfasser der „Geschichte Roms im Mittelalter“, welche jetzt mit dem achten Bande abgeschlossen vor uns liegt, bekennt am Schlusse seines Werks: daß der Plan zu demselben „aus dem überwältigenden Anblicke der monumentalen Natur Roms entsprang“.

Die unserem Volke eingeborene Sehnsucht, nach Rom zu wandern, hatte vor jetzt einundzwanzig Jahren den jungen Königsberger Geschichtsforscher und Dichter aus der fernen germanischen Nordostmark zu der Siebenhügelstadt getrieben, nicht ahnend, daß dieselbe fortan seine zweite Heimath werden und ihn zu der Unternehmung eines Werks veranlassen sollte, das mit dem Muthe glücklicher Jugend von dem zweiunddreißigjährigen begonnen und, mit der Energie und Ausdauer deutscher Art fortgeführt und vollendet, den Namen des fünfzigjährigen Mannes jener obengedachten Reihe großer Geschichtsschreiber auf das würdigste anschließt. In einer bescheiden versteckten Stelle der Anmerkungen des fünften Bandes fand ich, als es mir vor sechs Jahren vergönnt war, das Werk, soweit es bis dahin erschienen war, an Ort und Stelle wieder durchzulesen, eine kurze Notiz über die Stätte, auf welcher den fremden deutschen Rompilger zuerst der Gedanke an die Unternehmung

ganz und gar untrüglich und Gründen für die entgegengesetzte Meinung keinen Raum mehr lassend halten sollte [1]),“ für wenig mehr als leeres Hin- und Herreden halten.

Der dritte Punkt ist die Erwähnung der „Bretannischen Inseln Albion und Ierna als der grössten in dem nordwestlichen Ocean [2]).“ Wenn gleich der wackre Mannert diese Nachrichten als Aristotelisch ohne Arg beibehält, so entwaffnet doch sein eignes freimüthiges Geständniss über den Umfang seiner Kenntniss des Aristoteles jede Kritik [3]). Aber Aristoteles **konnte** von diesen Inseln nichts wissen, nicht von ihnen als allgemein bekannten Ländern reden. Erst **Pytheas**, aller Wahrscheinlichkeit nach ein jüngerer Zeitgenoss des Stagiriten, gab von ihnen höchst fabelhafte Kunde, wie das aus Strabon schlagend erhellt [4]). War aber, was kaum erweisbar sein wird, Pytheas Reisebericht dem Aristoteles noch zu Gesicht gekommen, so hätte er nothwendig neben jenen Inseln auch das berufene Thule des Pytheas [5]) erwähnen müssen.

Die pomphafte, ganz im Ton der Märchen aus Tausend und Eine Nacht gehaltene, und in die fernste Vergangenheit gerückte, Schilderung der

---

1) Ebendas. S. 390.

2) De Mundo p. 393. lin. 11. *ἐν τούτῳ γε μὴν νῆσοι μέγισταί τε τυγχάνουσιν οὖσαι δύο, Βρεττανικαὶ λεγόμεναι, Ἄλβιον καὶ Ἶέρνη, τῶν προειρημένων μείζους, ὑπὲρ τοὺς Κελτοὺς κείμεναι.*

3) Mannert a. a. O. Th. I, S. 75 u. ff.

4) Mannert a. a. O. S. 64 ff

5) Mannert a. a. O. S. 67.

seines Werks erfaßte. Bei der Schilderung des Bildes, welches der Anblick Roms im dreizehnten Jahrhundert mit seinen Trümmerbergen und Ruinen, seinen Thürmen und Adelsburgen gewährte, heißt es: „In Trastevere standen die Thürme der Papa und der Romani, der Normanni und Stefaneschi, wozu später die Festung der Anguillara kam. Ein Thurm Anguillara steht noch an der Lungaretta. Von der Cestischen Brücke aus" — es ist der alte pons Cestius, der die Tiberinsel mit Trastevere verbindet, erbaut unter Augustus, heute Ponte S. Bartolommeo geheißen. — „stellt sich das Trasteveriner Mittelalter seltsam dar; unter modernen Häusern am Flusse steigt noch hier und da ein grauer Baronalthurm auf. Es war beim Anblicke Rom's von dieser Brücke aus, daß der Plan zu dieser Geschichte der Stadt entstand."

Der so gelegte Keim ward befruchtet durch zwei Betrachtungen. Einmal durch die Erwägung, daß die Geschichte Roms im Mittelalter als ein in sich Bestehendes und Ganzes noch nicht geschrieben und zu einer Abfassung derselben von Seiten der zu solcher Aufgabe am meisten berufenen Römer damals keine Aussicht vorhanden war. Sodann durch die, wie der Verfasser am Schlusse seiner Arbeit selbst bekennt, dunkel in der Zeit ruhende Ahnung: daß die Geschichte des römischen Mittelalters ihrem völligen Abschlusse durch den Untergang der päpstlichen Herrschaft nahe sei, und daß die Stadt Rom, nach der langen Dauer ihrer Vergeistlichung einer zweiten Metamorphose, ihrer Wiederverweltlichung, entgegengehe. Während er so vom Jahre 1852 an diese Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter plante und schrieb, war er Augenzeuge, erst der Restauration des Papstthums nach seinem nur augenblicklichen Falle im Jahre 1848, und dann all' der großen Umwälzungen Italiens, welche die letzte Katastrophe Roms herbeigeführt haben. Diese Erleb-

nisse förderten sein Werk, denn sie schärften ihm den Blick für die Grundideen und geschichtlichen Triebe der römischen Vergangenheit, während sie ihm zugleich viele Archive Roms und Italiens öffneten, welche ihm ohne jene Umwälzungen kaum zugänglich geworden wären.

Eine seltene ja fast wunderbare Gunst des Geschicks und der Umstände hat über diesem Geschichtswerke gewaltet und seine Ausführung ermöglicht. Durch sie geschah es, daß dasselbe unternommen wurde in einem Zeitpunkte, wo der äußere Abschluß einer ungeheuren historischen Weltepoche, der Abschluß der Geschichte Roms als der Hauptstadt des mittelalterlichen päpstlichen Priesterstaats näher und näher heranrückte und, wenn auch als nothwendig von vielen geahnt, doch noch weit genug entfernt zu liegen schien, um der Erforschung und Darstellung der Geschichte dieser Epoche ein vollgenügendes Interesse zu sichern. Durch jene Gunst des Geschicks geschah es ferner, daß der Lösung dieser Aufgabe sich ein Mann unterzog, wie er geeigneter zu derselben schwerlich gefunden werden konnte. Zunächst ein Deutscher, ein Sohn desjenigen Volks, das, wie der Autor selbst im Eingange seines Werks es ausspricht, vor allen anderen Völkern Europa's durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch „ein außerordentliches und ruhmvolles Verhältniß zu der Stadt behauptet hat". Sodann: ein Protestant, der freien Sinnes über den kirchlichen Gegensätzen stehend sich die Unbefangenheit historischer Betrachtung zu bewahren vermochte. Dazu kamen noch andere nicht minder wichtige und fördernde Gunstumstände.

Der Verfasser unternahm sein Werk in der Blüthe der ersten Mannesjugend, und hatte das Glück, es in der reifen Fülle des Mannesalters abzuschließen. Er begann es in der Stadt selbst, deren Geschichte im Mittelalter er zuerst zu schreiben unternom-

men, und es war ihm vergönnt, es in derſelben Stadt zu Ende führen zu können. Doch „vergönnt“ iſt nicht das richtige Wort! Es war ſein Verdienſt; es war eine Folge jener ſittlichen Energie, mit welcher er, unbeirrt durch mancherlei Ausſichten zu ehrenvoller Stellung im Vaterlande, ſich entſchloß, an der ſelbſtgeſtellten Aufgabe feſtzuhalten. Denn dieſes Werk, eine Zierde der hiſtoriſchen Literatur des Jahrhunderts, ward ausgeführt von einem Privatgelehrten, ohne jede Unterſtützung eines Staats, in faſt zwanzigjähriger Arbeit, unter ſchwierigen Verhältniſſen, ohne Ausſicht oder Rückſicht auf äußeren Lohn, ganz allein aus eigner Kraft und Begeiſterung. Und nur inſoweit war die Gunſt des Glücks zu erkennen, daß es dem ſeltenen Manne beſchieden war: ohne weſentliche Störungen und Unterbrechungen durch Krankheit und ſonſtige äußere Unglücksfälle in einer ſo langen Reihe von Jahren ſein großes Unternehmen zu Ende zu führen. Das war nichts Kleines, wenn man bedenkt, in welchem Lande und in welcher Stadt der Verfaſſer dieſe Geſchichte Roms im Mittelalter ſchrieb: unter einer Regierung argwöhniſcher Prieſter, wo eine wohlangebrachte Verdächtigung ſein Werk aufhalten, hemmen, vielleicht den Abſchluß deſſelben unmöglich machen konnte; unter Zuſtänden, wo ſelbſt die Abſendung des Manuſkripts nach Deutſchland bei den zwiſchen dem Kirchenſtaate und dem Königreiche Italien obwaltenden Verhältniſſen*) gefährlich, unſicher und nur durch perſönliche Uebermittlung oder auf dem Wege diplomatiſcher Gelegenheitsbeförderung möglich war, die keineswegs immer genügende Sicherheit zu bieten vermochte. Erinnere ich mich doch aus meinem römiſchen Winter- und Frühlingsaufenthalte zu Rom, im Jahre 1866

*) Man findet eine Schilderung derſelben in meinem Buche: Ein Winter in Rom (2. Ausg.) S. 208—9.

bis 1867, daß auf dem zuletzt genannten Wege einmal das ganze Manuskript des vollendeten sechsten Bandes (im Drucke über siebenhundert Seiten stark) mehrere Monate hindurch scheinbar spurlos verschwunden war, — ein Verlust, der in der ganzen römischen Gesellschaft die allgemeinste Theilnahme, wie das endliche Wiederauffinden der Papiere die lebhafteste Freude erweckte. Denn Gregorovius, der damals bereits siebzehn Jahre in Rom verweilte, war daselbst in der fremden und heimischen Gesellschaft eine der bekanntesten und geehrtesten Gestalten, ein Hauptvertreter deutscher Bildung, Wissenschaft und Charaktertüchtigkeit, und seine Arbeiten kaum einem der zahlreichen Fremden in Rom unbekannt. Es dürfte nicht uninteressant sein hier anzuführen, was damals über seine äußere Erscheinung und deren Eindruck eine deutsche Schriftstellerin im Frühjahre von 1867 aus Rom berichtete.

„In einem anderen Sinne mit Rom verwachsen", schrieb Fanny Lewald, „ist ein anderer unserer Landsleute; ich meine Ferdinand Gregorovius, der nun seit sechzehn Jahren in Rom verweilt und seine Geschichte Roms im Mittelalter bis auf die letzten Bände vollendet hat. So oft ich ihn sehe, wünsche ich mir: einmal mit seinem Wissen von den römischen Dingen durch die Straßen der Stadt und in ihrer Umgebung umherwandern zu können. Er wird etwa am Ende der vierziger Jahre stehen, und wie als Gelehrter und Forscher groß und tief, ist er auch als Dichter und Mensch sehr anziehend. Seine schlanke Gestalt, der verhältnißmäß kleine Kopf, mit dem reichen rabenschwarzen Haare und den dunklen tiefliegenden Augen, die feinen und sehr regelmäßigen Formen des Gesichts würden schön zu nennen sein, wenn nicht eine gewisse Unbeweglichkeit der Züge und ein meist düsterer Ausdruck einen geheimnißvollen Schleier über das Antlitz breiteten. Gregorovius ist ernst und abgeschlossen bis zur

Wortkargheit, wenn nicht eine lebhaft angeregte Empfindung ihn einmal fortreißt. Er ist mehr beobachtend als mittheilend, man möchte sagen: mehr gewohnt mit sich und der Vergangenheit, als mit den lebenden Menschen zu verkehren. Er ist in sich versunken und geheimnißvoll wie Rom. Aber es muß auch etwas Ueberwältigendes und Bannendes darin liegen, das Stück Mittelalter, das sich hier abgespielt hat, in allen seinen kleinsten Einzelheiten in sich aufgenommen zu haben; und ich kann es mir lebhaft vorstellen, wie ein Mensch, der mit diesem „Grauen zur Nacht gespeist hat", ein für allemal die Möglichkeit leichten und freien geselligen Lebensgenusses einbüßt, wenn ihm auch dadurch die Freude am Dasein und an der Schönheit der Natur nicht entzogen wird, die Gregorovius mit tiefem dichterischen Gemüthe versteht und mit bewundernswerther dichterischer Kraft wiederzugeben vermag. Rom zu kennen, wie er es kennt — — das muß eine eigenartige Seelenstimmung erzeugen, muß niederschlagen und zugleich erheben."

Diese aus der Erhebung und Niedergeschlagenheit zusammengesetzte Seelenstimmung ist es denn auch, welche in der Darstellung seiner Geschichte Roms — wie in allem was er auf italischem Boden sonst noch an Wanderbildern und Schilderungen des Landes und der Menschen geschaffen hat — den oft bis zur Verdüsterung ernsten, tragisch erhabenen Grundton bildet. Die Muse dieses Historikers hat das Lächeln verlernt, und ich entsinne mich in den ganzen acht Bänden und ihren über fünftausendzweihundert Seiten, welche die Darstellung des mittelalterlichen Roms umfaßt, keiner einzigen Stelle, welche dem widerspräche. Gregorovius schildert einmal in seinen italischen Wanderungen das Gefühl, das ihn in den Katakomben der Achradina von Syrakus beim Anblicke dieser ungeheuren leeren Nekropole der verschiedensten Völker und Zeiten erfaßte, wo

Alles „hohl und leer und still ist wie das Nichts“, und wo die Zeit, welche die Werke des Lebens oben auf Achradina spurlos vertilgte, hier unten selbst den Tod getödtet hat. „Mit Schaudern stand ich“, sagt er, (Wanderjahre III., S. 247), „in diesen gähnenden Gassen und fühlte die ganze grenzenlose Tiefe der Nacht, über der unser winziges Menschenleben grausam hingestellt ist und zitternd schweben muß!“

Dies ist die Stimmung, in welche sich der Erforscher der Geschichte Roms im Mittelalter bei seiner jahrelangen Vertiefung in diese schauerliche Grabstätte der europäischen Menschheit oft genug versetzt fühlen mochte, wie es denn auch der Gesammteindruck ist, welchen die Lektüre seines Werkes in dem Leser am Ende zurückläßt. Wenn trotzdem der Verfasser am Schlusse bekennen mochte, das die Arbeit an demselben ihn lange Jahre hindurch „beglückt“ habe, so liegt die Erklärung dafür in der segensvollen Wirkung, welche jede ernste Arbeit geistigen Forschens in sich selber trägt, sowie in dem Bewußtsein: seine Aufgabe in einer Weise gelöst zu haben, die als eine fragmentarische zu bezeichnen nur seiner eigenen Bescheidenheit gestattet sein dürfte. Was aber den Leser seines Werkes betrifft so fühlt sich derselbe, — auch abgesehen von der Großartigkeit des dargestellten Verlaufs dieses Stücks der Geschichte menschlicher Entwickelungskrankheit — gehoben durch den überall durchscheinenden Charakter des Darstellers. Es giebt wenige Geschichtswerke, wo Buch und Mensch in solcher Einheit sind; und dies Persönliche, im besten Sinne, bildet, für mich wenigstens, die Hauptanziehungskraft desselben. Man fühlt überall durch, daß es ein edler, vornehmer, selbstständiger, voll in sich beruhender Geist ist, der aus dieser Darstellung und in dieser Sprache zu uns redet. Man kann — und ich befinde mich mehrfach in diesem Falle — die geschichts-philosophische Grund-

anschauung, auf welcher das Ganze erbaut ist, bezweifeln, bestreiten, verwerfen, ihre inneren Widersprüche aufzeigen, — und fühlt sich doch trotzdem erhoben von der Charaktereinheit und der sittlichen Kraft des nichts Unedles beschönigenden, durch keine äußerlichen Erfolge in seinem Urtheil über den sittlichen Gehalt ihrer Gewinner zu beirrenden Idealismus. Grezorovius ist Deist. Er glaubt festiglich an das Walten einer durch ihre Beschlüsse den Lauf der menschlichen Dinge, welchen wir Geschichte nennen, nach einem vorher bestimmten Plane leitenden und ordnenden Vorsehung, die er als Dichter — denn die lyrisch-dichterische Natur ist vorherrschend in seiner Begabung — in die verschiedensten Gewandungen kleidet, mit den verschiedensten Namen: Schicksal, Verhängniß, Fatum, geschichtliche Macht, „Geschichte" bezeichnet. Die geschehenden menschlichen Dinge als einfachen Prozeß von Ursache und Wirkung, von Bedingung und Bedingtem aufzufassen liegt dieser Natur fern, würde ihr sogar als profaische Entweihung erscheinen. Ja so weit geht bei diesem Manne sein frommer Glaube an die direkte Einwirkung einer überweltlichen Macht auf menschliches Thun und Lassen, daß er am Beginne seines Werkes sich gedrungen fühlt, davon auch mit speziellem Bezuge auf sich selbst ein ausdrückliches Bekenntniß abzulegen. „Ich will", — so sagt er im ersten Bande — „die Geschichte langer und zum Theil dunkler Jahrhunderte Roms beschreiben — ein großer, tragischer, ja dämonischer Gegenstand und zu furchtbar für meine allzukleine Kraft. Aber — wie die Alten gesagt haben, es ist immer schön nach dem Großen zu streben, und ich will ruhig an die Ausführung gehen, das Ziel und alles Uebrige jener Macht anheimgebend, welche die Arbeit an die menschliche Intelligenz vertheilt."

Dies Bekenntniß läuft im Wesentlichen hinaus auf eine

Erklärung, welche mir vor Jahren einer meiner Freunde gab, den ich zur endlichen Ausarbeitung eines großen kulturhistorischen Geschichtswerks, zu dem derselbe seit zwanzig Jahren die umfassendsten Studien gemacht hatte, auf das Dringendste anzumahnen mir erlaubte. „Wenn es nothwendig ist" — so lautete seine Antwort, „daß durch mich meine historisch-philosophische Arbeit gemacht wird, so wird sie von mir gemacht werden. Ist sie überhaupt nothwendig für die Weltordnung, so wird sie jedenfalls gemacht werden, gleichviel ob durch mich oder durch einen Andern." Der Mann, der so sprach, war kein Deist, war der entschiedenste Antipode der Gregorovius'schen transcendentalen Weltanschauung, der „Fortgeschrittenste" unter den Fortgeschrittenen, in absoluter philosophischer Freiheit von aller religiöser Beeinflußtheit; und doch mündete seine Weltanschauung zuletzt mit jener Erklärung in demselben Hafen, wie die des Verfassers der Geschichte Roms im Mittelalter. Denn, was besagen beide — von aller verbergenden, hier poetisch dort philosophisch gestalteten Umhüllung entschält — was besagen sie anders als das einfache Wort des gottgläubigen Frommen: „Wenn es Gottes Wille ist, so wird es schon geschehen?" Les extrêmes se touchent!

Aber ein Unterschied zeigt sich doch zwischen dem spinozistisch geschulten Philosophen und dem dichterischen Historiker, und zwar ein sehr wesentlicher. Der Erstere gebraucht seinen Weltordnungsglauben als Entschuldigung für seine mangelnde Entschlußkraft, an ein schweres Werk heranzugehen. Der Letztere dagegen läßt sich durch die Ungewißheit des Erfolges nicht abhalten, sein Werk tapferen Muthes zu beginnen, und befolgt so den Zuruf des alten Dichters: Incipe — dimidium facti qui coepit habet! im Vertrauen, daß ihm der Segen „der Macht, welche die Arbeit an die menschliche Intelligenz vertheilt" wohl

zur Seite stehen werde, wenn er es verdiene, d. h. wenn er zu dieser Arbeit Befähigung, Energie und Treue mitbringe und bewahre.

Und das ist am Ende doch der Sinn, mit welchem allein eine solche Arbeit wie das Gregorovius'sche Geschichtswerk unternommen und zu Ende geführt werden konnte. Ohne diesen frommen gläubigen Sinn hätte beides — wenigstens von diesem Manne — nicht geschehen können.

Bei einem Werke so langen Athems wie diese Geschichte Roms im Mittelalter, einem Werke, dessen Vollendung zwei Drittheile eines Menschenalters erforderte, konnte es nicht fehlen, daß bei aller auf dem Charakter und der Weltanschauung des Verfassers beruhenden Einheit des Tones im Ganzen sich doch in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Theilen eine gewisse Verschiedenheit der Ausführung und der dieselbe leitenden Gesichtspunkte einstellte.

Als Gregorovius sein Werk begann, lag der Umfang, zu welchem dasselbe im Verlauf der Jahre angeschwollen ist, wahrscheinlich nicht in seiner Absicht. Noch zu Anfange des dritten der vierzehn „Bücher", aus welchen dasselbe besteht, scheidet er die Aufgabe „des Annalisten der Stadt Rom" ausdrücklich von der „des Geschichtsschreibers der Kirche", und lehnt es demgemäß ab: das allmälige Wachsthum und Emporsteigen des Gebäudes der römischen Hierarchie aus den Trümmern des alten Staats zu verfolgen. Auch sehen wir ihn in den folgenden drei Büchern — wenn auch in immer vermindertem Maße — dieser Scheidung und Beschränkung ziemlich treu bleiben. Aber je tiefer er durch eigene Forschungen — denn im ersten

Bande erscheint er noch wesentlich abhängig von Gibbon's meisterhafter Geschichtsdarstellung — in die Massenhaftigkeit des mehr und mehr sich vor ihm aufthuenden Stoffes eindringt, desto mehr entfernt er sich von jener Beschränkung, desto weiter rückt er die Umschließungsgrenzen seiner Aufgabe hinaus; nicht zum Schaden der geschichtlichen Wissenschaft im Allgemeinen, — wohl aber zum Nachtheile der Ausführung seiner eigentlichen Aufgabe, einer Geschichte der Stadt Rom, die durch die Ausführlichkeit der Behandlung der Papstgeschichte, der Geschichte der Hierarchie, zu einem übermäßigen Umfange angeschwollen ist.

Die ersten sechs Bücher (Band I—III) führen die Geschichte Roms im Mittelalter vom Anfange des fünften bis an den Ausgang des zehnten Jahrhunderts, also durch die größere Hälfte des Zeitraums, welchen zu behandeln der Verfasser sich vorgenommen hatte. Das siebente und achte Buch (Band IV) geben die Geschichte Roms, im elften und zwölften, das neunte und zehnte Buch (Band V) dieselbe im dreizehnten Jahrhundert bis zum Jahre 1305. Die Ereignisse des vierzehnten Jahrhunderts (bis 1420) bilden den Inhalt der zwei folgenden Bücher, des elften und zwölften (Band VI), während die beiden letzten Bücher, das dreizehnte und vierzehnte, welche die Geschichte der Renaissanceperiode und die hundert Jahre von 1421 bis 1531 umfassen, den Raum von ebensoviel Bänden (VII u. VIII) einnehmen, deren letzter, über siebenthalbhundert Seiten stark, den ersten drei Dezennien des sechzehnten Jahrhunderts gewidmet ist. — Schon aus dieser kurzen rein äußerlichen Uebersicht kann man gewahren, wie sich im Fortschritte seiner Arbeit der zu bewältigende Stoff immer mehr zudrängte und über den Rahmen gleichsam überquoll. Die unausgesetzten Durchforschungen der römischen nicht nur, sondern auch fast aller bedeutenden Privat- und öffentlichen Archive Italiens, die

Herrlichkeit des Persischen Hofes und Reichs [1]) wird zur vollkommnen Absurdität im Munde des Aristoteles gegen einen Fürsten und zu einer Zeit, in welcher genaue diplomatische und politische Bezüge und Verbindungen zwischen Makedonien und dem Hofe von Susa Statt fanden, und welche selbst von jener geschilderten Periode des Glanzes noch keine anderthalbhundert Jahre entfernt war. Dagegen passt eben diese an das Fantastische streifende Schilderung vortrefflich für die Zeit und Eigenthümlichkeit des Appulejus. Und hier wollen wir denn auch wieder zu diesem einlenken.

Aristoteles kann nicht Verfasser der Schrift, Appulejus, nach seiner eignen Aussage und nach vielen andern, in seinem Werkchen vorhandenen Spuren nicht Uebersetzer derselben sein. Von diesen letztern wollen wir einige der bedeutendsten erwähnen. Freilich hat Weisse bei Beantwortung der Streitfrage auf die Existenz des Appulejanischen Traktats nicht die mindeste Rücksicht genommen; da er jedoch seines Stillschweigens Gründe nicht angiebt, so mögen wir fast annehmen, dass der ganze Umstand ihm unbequem gewesen, weil der Handel dadurch verwickelter zu werden schien.

Für die Autorschaft des Appulejus, abgesehen von dem Stoffe, den er gradezu nicht nur aus Aristoteles sondern auch aus Theophrast entlehnt zu haben gesteht, — was er grade wie Cicero [2])

1) De Mundo cp. 6. p. 390. Bkk.
2) S. Aristotelis II, S. 143.

der unermüdliche Historiker auf seinen jahrelangen Wanderzügen durch die Städte und Provinzen der Halbinsel anstellte, deren touristische und dichterische Blüthen uns in seinen „Italischen Wanderjahren“ als klassische Muster ihrer Art erfreuen, trugen dazu bei, die stattlichen Materialien zu seinem Werke in einer Weise anzuhäufen, die ihm zuletzt trotz aller Beherrschungskraft mehr und mehr über den Kopf wuchs. Oder vielmehr: wenn nicht ihm selbst so doch den Lesern seines Werks. Es ist nämlich das Eigenthümliche aller solcher historischen Spezialforschung, daß viele ihrer Resultate, oft mit großen Mühen und Opfern errungen, für den Forscher einen Werth gewinnen, der ihn ihre relative Unwichtigkeit für das Ganze des darzustellenden historischen Gemäldes übersehen läßt, und ihn verhindert zu bemerken, daß eine gewisse Ueberfülle an Thatsachen, Namen und Daten die Wirkung seines Werks auf den Leser beeinträchtigt, weil demselben durch diese Massenhaftigkeit der ihm mitgetheilten Details die Uebersicht über das Ganze des dargestellten Bildes erschwert wird, ja theilweise verloren geht. In diesem Bezuge wäre es wünschenswerth, das vortreffliche Werk auf etwa die Hälfte seines jetzigen Umfangs durch einen Auszug reduzirt zu sehen, der unter Einschränkung der den europäisch-politischen Dingen, sowie der den zahllosen Kriegen und Fehden der Päpste mit den Kaisern gewidmeten Ausführlichkeit, sich mehr auf die eigentliche Geschichte der Stadt Rom und ihr inneres Leben, auf ihre äußere Gestalt und ihre Kulturzustände beschränkte.

Denn Niemand wird in Abrede stellen können, daß gerade die hierher gehörigen Abschnitte der acht Bände bei weitem das Interessanteste und Lehrreichste des ganzen Werks ausmachen. Die Kapitel, welche die Geschichte der architektonischen Physiognomie Roms von der unvergleichlichen Prachtgestalt, in welcher

die alte Welthauptstadt noch im Anfange des fünften Jahrhunderts aufrecht stand, schildern, und durch alle Phasen ihres allmäligen, hauptsächlich durch das Christenthum herbeigeführten, Verfallens und Zusammensinkens durch elf Jahrhunderte begleiten, liefern eine Geschichte der „Ruinen" Roms wie sie bisher noch nie geschrieben war. Und dasselbe gilt von allen den zahlreichen Abschnitten der acht Bände, welche dem allmäligen Entstehen des christlichen und des feudalen Roms, der Architektur und dem Schmucke seiner zahllosen Kirchen und Dome, der Verwandlung der antiken Prachtbauten in die Feudalburgen und Fehdethürme der rauf- und raublustigen Barone des mittelalterlichen Roms — zumeist deutscher Abkunft — gewidmet sind, sowie von denen, welche das Auf und Ab der Kulturzustände im Laufe der Jahrhunderte, den Zustand der Wissenschaften und Literatur, der Künste und Kunstgewerbe, des Ackerbaues und der Finanzwirthschaft, der Sitten und Lebensformen der verschiedenen Stände behandeln.

In letzterer Hinsicht bildet bekanntlich das zehnte Jahrhundert die Periode der tiefsten Versunkenheit. Das Papstthum war zu einer römischen Baronie geworden, und der Zustand der geistigen Bildung und Sittlichkeit in Rom und Italien tief unter den der Epoche Karl's des Großen herabgesunken. Nirgends tiefer als in Rom. Dort hatte alle Pflege der Wissenschaft und Kunst völlig aufgehört; die Schulen waren eingegangen, die Bibliotheken verkommen und verwüstet. Von den Handschriften der alten römischen und griechischen Literaturschätze wurde aus Papiermangel der antike Inhalt weggeschabt, um auf den entleerten Blättern, welche die Geisteswerke eines Plato und Aristoteles, eines Cicero, Livius und Tacitus enthalten hatten, Märtyrergeschichten und Heiligenlegenden zu schreiben; und es war ein Glück, daß man zu gleicher Zeit wenigstens jenseit der

Alpen, in Frankreich und Deutschland sich bemühte, die kostbaren Trümmer der geistigen Hinterlassenschaft des Alterthums aufzusuchen und zu sammeln.

Das war die Zeit, in welcher die zu Reims versammelten Bischöfe Galliens ihr Verdammungsurtheil aussprachen über den Zustand der geistigen Kultur Roms und seiner Geistlichkeit. „In Rom", so lautete dasselbe, „giebt es gegenwärtig fast Keinen, der die Wissenschaften gelernt hat, ohne welche doch, wie geschrieben steht, kaum Jemand zum Pförtner befähigt sein soll. Mit welcher Stirn will nun derjenige von Dingen lehren, der sie garnicht gelernt hat? Denn im Vergleiche zum römischen Bischof mag die Unwissenheit bei andern Priestern einigermaßen erträglich sein; aber beim Bischof Roms kann sie nicht geduldet werden, da er über Glauben, Lebenswandel und Disziplin der Geistlichkeit und mit einem Worte über die allgemeine katholische Kirche zu richten hat." Und wie lautete nun gegen dieses Urtheil und gegen die Beschuldigung der krassen Unbildung die Vertheidigung, welche Rom durch den apostolischen Legaten Leo, Abt von St. Bonifaz, derselben entgegensetzte, und die uns in den Monum. Germ. noch heute erhalten ist? „Die Stellvertreter Petri und seine Schüler, heißt es in derselben, wollen zu ihrem Lehrmeister weder den Plato, noch Virgil noch Terenz noch das übrige Philosophen-Vieh (neque ceteros pecudes philosophorum), welches sich im stolzen Fluge wie die Vögel in die Luft erhebt, wie die Fische des Meeres in die Tiefe taucht, und wie die Schafe Schritt vor Schritt die Erde mißt. Und weßhalb sagt Ihr: diejenigen welche mit solchen Geisteserzeugnissen nicht gefüttert sind, dürften nicht einmal den Rang eines Pförtners bekleiden? Ich aber sage Euch: diese Behauptung ist eine Lüge. Denn Petrus wußte von dergleichen nichts, und doch wurde er zum Pförtner des Himmels bestellt,

da der Herr selbst zu ihm sprach: Ich werde Dir die Schlüssel des himmlischen Reichs geben. Daher sind seine Stellvertreter und Schüler in den apostolischen und evangelischen Lehren unterrichtet; sie schmücken sich aber nicht mit dem Prunk der Rede, sondern mit dem Sinn und Verstand des Worts. (Es steht geschrieben: Die Einfältigen der Welt erwählet Gott, um die Mächtigen zu beschämen. Und vom Anfange der Welt hat Gott nicht die Philosophen und Gebildeten, sondern die Unwissenden und Ungebildeten (illitteratos et rusticos) auserwählt." „Dies war", setzt Gregorovius hinzu, „das dreiste Selbstbekenntniß Roms im zehnten Jahrhundert. Ohne Erröthen gestand die römische Kirche ihre Unwissenheit in den humanen Wissenschaften, ja ihre Verachtung gegen die Philosophie ein. Sie verläugnete ruhig S. Paul, den gelehrten Doktor der Welt; aber sie zeigte, daß der ungelehrte Fischer Petrus die Schlüssel des Himmels besitze; und die gelehrten Bischöfe Galliens und Deutschlands streckten die Waffen ihres Geistes vor dem „plumpen aber festen Felsen Petri."

Aber ist es denn heute, nach achthundert Jahren, anders? Ist nicht heute die Unwissenheit, die Unbildung noch immer der eigentliche „Fels Petri", der für den Stuhl des Stellvertreters Christi das tragende Fundament bildet? Und ist die Sprache, welche in der zweiten Halbscheid des neunzehnten Jahrhunderts der heilige „unfehlbare" Vikar Gottes auf Erden gegen Forschung und Wissenschaft, Philosophie und Bildung in seinen Encyclika's und in seinem Syllabus führt, etwa im Wesentlichen verschieden von der Sprache Roms in der Nacht der Barbarei des zehnten Jahrhunderts?

Von dieser sternenlosen Nacht der Barbarei, die damals auf Rom und Italien lastete, giebt der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter im dritten und vierten Bande seines Werks

die furchtbarsten Belege. Man lese nur die Schilderung der wahnsinnigen Raserei der Reliquiensucht und der Manie des Pilgerns (Bd. III. S. 78—89), die Beschreibung des Zustandes der Campagna von Rom, die damals zur fiebervollen Wüste ward; die Schilderung Roms, das der schrankenlose Ehrgeiz eines herrschsüchtigen Papstes, Gregor's VII., durch seinen Bundesgenossen, den wilden Normannenherzog Robert und seine rasenden Schaaren, mit mehr als vandalischer Zerstörung und Grausamkeit heimsuchte und in Trümmer warf. Aber alle diese Gräuel des päpstlichen Mittelalters treten zurück gegen das Schauspiel, das ein Papst in dieser Zeit der christlichen Welt durch die Art und Weise gab, wie ein „Stellvertreter Christi" auf Erden das Gebot der „Religion der Liebe" an einem seiner Vorgänger ausübte. Es war der Papst Stephan VI., welcher die von so viel blutigen Gräueln belastete Geschichte des Papstthums durch eine so unerhörte Scene von Barbarei schändete, wie sie wohl niemals eine Zeit gesehen hat. Sie ist aufbehalten in den Annalen unter dem Namen der Gräuel-Synode (Synodus horrenda) und der Hergang war folgender.

Im Jahre 891 hatte der Kardinalbischof von Portus, Formosus den päpstlichen Stuhl bestiegen. Es war das erste, und war ein nicht kanonisches Beispiel, daß ein Geistlicher unmittelbar vom Bischofsstuhle auf den Sitz Petri berufen ward. Aber die Noth der Zeit erforderte einen Mann zum Papst, der eine kräftige und weise Regierung versprach, und Formosus, durch seine früheren Schicksale und Leistungen hochberühmt, war damals der ausgezeichnetste Mann, den Rom besaß. In den von Parteien zerrissenen römischen Verhältnissen behauptete er sich fast fünf Jahre lang bis zu seinem Tode gegen seine erbitterten Feinde auf dem gefährlichen Throne. Aber als jetzt einer derselben, der Römer Stephanus, sein Nachfolger wurde, ver-

sagte derselbe sich nicht, seine Rache an dem fühllosen Leichname seines Vorgängers auszulassen. Von wildem Parteihasse ergriffen, der den Charakter völligen Wahnsinns annahm, gab er der Welt ein Beispiel, welchen Gräuels der Fanatismus priesterlichen Hasses fähig sei. Er berief ein öffentliches feierliches Gericht um über das Vergehen des verstorbenen Papstes zu richten, und lud den Todten in Person vor das Tribunal der im Lateran versammelten Synode. „Es war im Februar oder März 897. Die Kardinäle, die Diakonen, die Bischöfe Roms und viele andere höchste geistliche Würdenträger versammelten sich. Die Leiche des Papstes, schon von mehr als achtmonatlicher Verwesung im Zerfall, war aus ihrer Gruft im Sanct Peter herausgerissen worden; mit den päpstlichen Gewändern bekleidet, wurde sie auf dem Papststuhl im Konzilienſaal niedergesetzt. Während die Versammelten voll Schauder auf dies schreckliche Gespenst starrten, welches den Saal mit seinem Anblick und Modergeruch verfinsterte, erhob sich der Advokat des Papstes Stephanus, richtete sich an das Gerippe, dem ein Diakonus als Anwalt zur Seite stand, wie an einen Lebendigen und Angeklagten, hielt ihm die Klagepunkte entgegen, und der lebende Papst fragte den todten in irrsinniger Wuth: „„Warum hast Du aus Ehrfurcht den apostolischen Stuhl von Rom usurpirt, da Du doch zuvor nur Bischof von Portus warst?““ Der Anwalt des Formosus brachte seine Vertheidigung vor, soweit ihm Schauder und Angst zu reden erlaubten. Der Todte ward überführt und verurtheilt; die Synode unterschrieb sein Absetzungsdekret, sprach das Verdammungsurtheil über ihn aus, und bestimmte, daß alle diejenigen, welche von Formosus ordinirt gewesen, als ihres Grades abgesetzt, von Neuem zu ordiniren seien. Wenn die ruchlos geschändete Leiche des Statthalters Christi plötzlich sich erhoben und auf die ihr

gemachten Beschuldigungen, selbst geantwortet hätte, so wäre die Synode in Todesschrecken auseinandergefahren, und einige jener frechen Grabesschänder würde das Entsetzen wahrscheinlich zu Boden gestreckt haben; aber die Mumie des Formosus saß schweigend da. Die päpstlichen Gewänder wurden ihr nun abgerissen, die drei Finger der rechten Hand, mit welcher die Lateiner den Segen ertheilen, wurden ihr abgeschnitten, und man schleppte den Todten an den Füßen unter barbarischem Geschrei aus dem Saal, schleifte ihn durch die Straßen und stürzte ihn unter dem Zulaufe des heulenden oder lachenden Pöbels in den Tiberfluß." Dort trieb die Leiche in den Wellen, wo sie arme Fischer fanden; und als Stephan wenige Monate später, vom Verhängniß ereilt, von den Anhängern des Formosus entthront und im Kerker erwürgt worden war, wurden die Reste des Formosus im St. Peter beigesetzt.

Vergebens versucht der Kardinal Baronius, der berühmte Kirchengeschichtsschreiber des sechzehnten Jahrhunderts, in seinen Annalen der Papstgeschichte den so eben geschilderten Gräuel eines Nachtstückes dieser Geschichte, zu dessen Abschilderung, wie Gregorovius bemerkt „der Pinsel eines Höllen-Breughel gehört", durch die der pfäffischen Sophistik geläufige Wendung zu beschönigen: „daß die Kirche davon nicht geschändet werden könne, weil sie wie die Sonne bisweilen von Gewölk verdüstert werde, um dann desto heller zu strahlen!" Wir halten es mit dem Geschichtsschreiber unserer Tage, der darin ein sprechendes Zeugniß erkennt für den verwilderten moralischen Zustand einer Zeit, „in welcher sich das finstere Rom jener Tage darstellte als ein moderuder Kirchhof, welchen Hyänen durchwühlten." Wir unterschreiben nach sorgfältigem Durchlesen seines umfangreichen Werks von ganzem Herzen und mit tiefem Schauder über den Verlauf der pathologischen Geschichte menschlicher Leidenschaft,

Verirrung und Thorheit, den daſſelbe in ſeinen acht Bänden mit ſchrecklicher Ausführlichkeit darſtellt, den Ausruf, zu dem ſich der Verfaſſer an einer Stelle gedrungen fühlt: „Die Stadt Rom, man muß es ſagen, war während des Mittelalters nur die ſchreckliche Karikatur einer erhabenen Idee!“ (IV. 36.)

Das einzige Prinzip, das in Rom während des Mittelalters dauernd blieb, und an dem wir Antheil zu nehmen vermögen, war „der Widerwille gegen die Civilgewalt des Papſtthums“. Dieſer Widerwille war Urſprung und Urſache aller mittelalterlichen Kämpfe der Stadt Rom gegen ein Syſtem, welches die Bürger dieſer Stadt zu ewigem bürgerlichen und ſtaatlichen Tode verdammte, wie gegen das Kaiſerthum, das ihnen ſogar die Nationalität zu rauben drohte. Die gegen das Papſtthum gerichtete politiſche Oppoſition der Stadt Rom ſah ſich denn auch in der That eine Zeit lang mit Erfolg gekrönt. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts errang Rom ſeine civile Unabhängigkeit vom Papſtthume, und nach dem Sturze der neben demſelben beſtandenen Adelsoligarchie im Jahre 1143, trat für längere Zeit wieder eine republikaniſche Kommune unter Oberhoheit des Papſtes, die einen großen Rath von ſechsundfünfzig Senatoren, meiſt Plebejern aus den vierzehn Regionen der Stadt, errichtete, Münzen mit dem alten S. P. Q. R. (Senatus populusque Romanus), und dem Bilde nicht des Papſtes, ſondern eines Apoſtels, als princeps Romanorum, prägte, die Civiljuſtiz ausübte, und offen den Grundſatz ausſprach: daß es kein Königthum von Gottes Gnaden gebe, ſondern daß die Geſetze gebende Gewalt der Krone ein dem Volke entfloſſenes Amt ſei. In der That hatte die Formel „von Gottes Gnaden“ (Dei gratia) im Mittelalter niemals den ihm in neuern Zeiten beigelegten myſtiſchen Sinn, ſondern bedeutete bei einem Kaiſer

nur gerade soviel und nicht mehr wie bei einem Stadtpräfekten. Betrachtet man das Alter dieses Kampfes des politischen Prinzips gegen das sich seiner hohen Lebensdauer rühmenden geistlichen Herrschaftsprinzips, und das in unsern Tagen endlich erfolgte entscheidende Resultat dieses Kampfes, so wird man gestehen müssen, daß es auch noch andere Dinge als den Felsen Petri zwischen Himmel und Erde giebt, die selbst „von den Pforten der Hölle" nicht dauernd überwältigt werden können. Das sind die Ideen des Fortschritts der Menschheit zur Freiheit und Selbstbestimmung durch Vernunft und Wissenschaft.

Dies sind die Ziele, denen die Menschheit unaufhaltsam zustrebt. Das Ziel dagegen, welches sich Rom in den zwei Phasen seiner drittehalbtausendjährigen Geschichte setzte, war davon himmelweit verschieden. Das heidnische, republikanische, wie kaiserliche Rom kannte und verfolgte nur ein Ziel: die Herrschaft über die Welt; und das christliche oder vielmehr päpstliche Rom, welches sich an die Stelle des heidnischen Imperatorenthums setzte, trat ganz in die Fußtapfen seines Vorgängers. Vergewaltigung der Welt, Unterwerfung derselben unter seine Macht, war die Aufgabe, die es sich stellte, und die es mit allen Mitteln verfolgte. Zunächst freilich mit den „geistlichen" des Systems einer Organisation, die ihres Gleichen nicht gehabt hat in der Menschheitsgeschichte. Dann aber auch, wo diese nicht ausreichten, durch die weltlichen Gewaltmächte, die es sich dienstbar zu machen wußte, und schließlich durch den lange fortgesetzten, mit Strömen von Blut und zum unsäglichen Unheil Italiens durchgeführten Versuch: sich selbst eine politische Basis an Länderbesitz, ein Papst-Königreich zu erwerben, das dem geistlichen Imperatoventhum der Kirche eine weltliche, politische sicht-

und greifbare Grundlage geben und das δός μοι ποῦ στῶ, auf Erden erfüllen sollte.

An diesem Streben vornämlich scheiterten das neue Rom und sein Papstthum, wie die Gregorovius'sche Darstellung, zumal der Geschichte der drei Päpste, Borgia (Alexander VI.), Rovere (Julius II.) und Medici (Clemens VII.) auf allen Seiten lehrt. Unter dem zuletzt genannten Papste sah sich das politisch verweltlichte und durch solche Verweltlichung seiner einheitlichen Kraft beraubte päpstliche Rom zu einer Machtlosigkeit herabgebracht, welche es seinem Besieger Kaiser Karl V. möglich gemacht hatte, schon damals zu thun, was erst über dreihundert Jahre später geschehen sollte: den Kirchenstaat ganz aufzuheben, „der Italien, dem Reiche, ja der Kirche selbst so verderbensvoll geworden war." „Mit einem Edikte, so schien es, konnte der Kaiser Rom wieder zur Hauptstadt des Reichs erheben, den Papst, wie die Reformation es verlangte, als Bischof in den Lateran zurückführen, und die Kirche endlich durch ein Konzil reformiren. Eine unermeßliche Umwälzung mußte dann durch die Säkularisation des Kirchenguts in Europa erfolgen, und der Fall der päpstlichen Souveränität oder des Kirchenstaats zog dann wohl auch den Zerfall der Kirche in Patriarchate und Landeskirchen nach sich, die ihre Vereinigung nur in einer föderativen Verfassung zu suchen hatten." Und es gab Staatsmänner, welche dem Kaiser dringend zu einem solchen Schritte riethen. Aber die Eifersucht der gegen Karl V. verbündeten Mächte, zumal Frankreichs und Englands hinderte den Kaiser dem Rathe Folge zu geben. So blieb dem Papstthume der Kirchenstaat, in dessen Fortbestande es „die Grundbedingung seiner geistlichen Macht sah" und seit Jahrhunderten zu sehen sich gewöhnt hatte, seitdem es schon im achten Jahrhundert seine weltliche Herrschaft über Rom selbst mit

mit dem Ausdrucke sequi bezeichnet — sprechen nun zunächst alle direkten, Individualität und selbstständige Darstellung andeutenden Aeusserungen, die im Griechischen entweder ganz ausgelassen oder doch verändert und verwischt sind. Dahin gehören Erklärungen, wie die, dass er sich kurz fassen und so gut er könne seine Ansicht entwickeln wolle [1]) und vieles Aehnliche [2]); worunter sogar Andeutungen sich finden, die darauf schliessen lassen, dass Appulejus die Schrift während seines Aufenthalts zu Rom abgefasst haben mag; denn so nur ist es begreiflich, wie er dazu kommt von einem Vesuvius noster zu reden [3]), (der ähnliche Ausdruck mare nostrum ist freilich [4])

1) Appulej. d. Mundo p. 332. Oudend. Verum enimvero ut possum de universitate quod breviter absolvam; ausgelassen bei Pseudo-Arist. p. 396 Bkk., wo überhaupt die ganze Stelle v. lin. 17—33 die grösste Abweichung diabietet. — Ferner Appul. p. 341: quoquomodo possumus.

2) Appul. d. M. p. 296. Nec sum nescius, plerosque huius operis auctores terrarum orbem ita divisisse: partem insulas esse etc. Dafür bei Ps. Ar. p. 392, 20 τὴν μὲν οὖν οἰκουμένην ὁ πολὺς λόγος εἰς νήσους καὶ ἡμίσφαιρα διεῖλεν, ἄγνοῶν ὅτι κ. τ. λ.

3) App. d. M. p. 326. Nam quibusdam sub terris occulti sunt spiritus et flantes incendii indolem suspirant, ut Lipare, ut Aetna, ut Vesuvius etiam noster solet. Pseud. Arist. p. 395 Bkk. ὥσπερ Λιπάρα τε καὶ Αἴτνη καὶ τὰ ἐν Αἰόλου νήσοις. Vgl. die Anmerkung von Bosscha.

4) Appulej. p. 298. Oud. Insularum quae sunt in nostro mari, hiermit ist das Mittelmeer gemeint. An einer andern Stelle p. 300 heisst es bei Aufzählung der Meere: quorum unum Gallicum dicitur, alterum Africum, quod quidem Aristoteles Sardiniense maluit dicere (vgl. p. 393, 27 Bkk.: τό τε Σαρδόνιον καὶ τὸ Γαλατικὸν καλούμενον καὶ Λιβύαν.)

diplomatiſcher Meiſterſchaft zu begründen gewußt hatte. Aber es blieb ihm damit zugleich die Verwicklung in einem „unentwirrbaren Labyrinthe“ geiſtiger Widerſprüche, in welche ſich daſſelbe „durch Schuld der Verfälſchung ſeines geiſtlichen Begriffs“ verſtrickt hatte, und aus welchem es erſt in unſern Tagen, und zwar ſehr gegen ſeinen Willen, befreit werden ſollte. Es iſt nun die Frage, ob der Zeitgenoſſe Clemens VII., der italieniſche Hiſtoriker Guicciardini, Recht hat, wenn er im Einklange mit dieſem Papſte, ſeinem Herrn, ausſprach: „wenn ein Papſt ſeine Angelegenheiten nicht mehr mit aller Art weltlicher Waffen und Macht behaupten könne, ſo ſei es zweifellos, daß ſeine geiſtliche Macht eben ſowohl als ſein Kirchenſtaat zu Grunde gehen müſſe.“

Aus dem Schlußkapitel des Gregorovius'ſchen Geſchichtswerks kann man erſehen, daß nach der Anſicht des Verfaſſers die Epoche der weltlichen Herrſchaft der Päpſte über Rom für immer abgeſchloſſen iſt. Damit iſt die von Guicciardini geſtellte Bedingung beſeitigt. Die an die Beſeitigung dieſer Bedingung aber geknüpfte Behauptung dürfte nicht ausbleiben. Sie iſt nur noch eine Frage der Zeit, deren Beantwortung die Aufgabe der Zukunft ſein wird. Nicht ohne eine gewiſſe innere Bewegung kann ich der Worte gedenken, in welchen ich ſelbſt vor ſiebenundzwanzig Jahren in Rom bei einer äußerlichen Veranlaſſung der geheimen Ahnung, daß es mit der alten Geſtalt des Papſtthums zu Ende gehe, Ausdruck gab. „Die Kirche, ſo ſchrieb ich damals, war der Verſuch, die Brüderlichkeit der großen Völkerfamilien vorzubereiten, wie die Hirten- und Bauernſöhne unter ihren Kardinälen und Päpſten den heilſamen Gegenſatz bilden zu der Theorie des bevorzugten Blutes und der göttlichen Erbrechte weltlichen Herrſcherthums. Allein das Ende des „Papſtthums“ ſcheint mir nahe bevorzuſtehen.

Der Papst aber ist der Schlußstein des riesigen Kuppelgewölbes der Kirche, und man weiß welche Bedeutung in der Architektur dieser Schlußstein hat. Schon jetzt gilt es hier als ein unheilverkündendes Omen, daß die Kuppel des St. Petersdomes einen neuen gefährlichen Riß zeigt. Man schreibt dies dem Umstande zu, daß die Kraft der zehn Fuß dicken Mauer sowie der vier kolossalen Pfeiler, auf welchen die Kuppel ruht, durch Anlegung innerer Treppen in denselben geschwächt sei. Auch dies mag symbolisch erscheinen." (Ein Jahr in Italien. III. S. 129—130.)

Es ist dem neunten Pius aufbehalten gewesen, die Ueberlastung der Tragkraft des Systems der Kirche durch Syllabus und Encyklika und schließlich durch das Infallibilitätsdogma, das die Krönung des phantastischen mittelalterlichen Weltimperiums bilden sollte, zu vollenden. Die Folgen sind nicht ausgeblieben. Pius IX. wird, wenn auch nicht der letzte Papst überhaupt, so doch sicherlich der letzte Papst im mittelalterlichen tausendjährigen Stile gewesen sein, wenn man seine Leiche im St. Peters-Dome bestattet.

Das mittelalterliche Rom aber ist bestattet in diesem Geschichtswerke des deutschen Historikers, das seinen würdigen Monumentalsarkophag bildet, und die Bürger der Hauptstadt des neuerstandenen Italiens haben dem Werke nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, da sie in dankbarer Anerkennung eine Uebertragung desselben in die italienische Sprache auf öffentliche Kosten zu veranstalten beschlossen.

Lucrezia Borgia*).

(1874.)

Vorurtheile haben bekanntlich ein zähes Leben. Das allerzäheste aber haben die Vorurtheile über geschichtliche Personen, deren Gestalt eine lange historische Tradition mit scharf ausgeprägten, weil einseitigen, Zügen durch Jahrhunderte in der Vorstellung der Menschen befestigt hat. Und wenn sich dann gar noch die Poesie einer solchen historischen Person bemächtigt und dieselbe der umlaufenden Tradition gemäß gleichsam zu sichtbarer Gestaltung ausgeprägt hat, so wird es für die später eintretende historische Kritik der Ueberlieferung eine, wenn nicht absolut unlösliche, so doch sehr schwer zu lösende und zugleich sehr undankbare Aufgabe: durch ihre gewissenhaftesten Bemühungen die neu entdeckte geschichtliche Wahrheit an die Stelle der altbefestigten Legende zu setzen.

Am schwierigsten und undankbarsten erscheint diese Bemühung des kritischen Geschichtsforschers, wenn die betreffende Gestalt der historischen Tradition, ihrer legendaren Darstellung nach, der Nachtseite menschlicher Charaktere, so zu sagen dem Reiche des Bösen angehört. Für solche scheint in der That das Wort:

*) Lucrezia Borgia. Nach Urkunden und Korrespondenzen ihrer eigenen Zeit. Von Ferdinand Gregorovius (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1874, zwei Theile.)

daß aus der Hölle keine Erlösung sei, Anwendung zu finden. Denn die Welt liebt es zwar, auch die menschlichen Tugenden ebenso wie die menschlichen Laster „in typischen Persönlichkeiten anzuschauen". Allein es ist trotzdem eine traurige Wahrheit, daß sie es sich weit lieber gefallen läßt, ihre Vorstellungen von den ersteren des strahlenden Lichtglanzes beraubt, als ihre altgewohnten Anschauungen von den letzteren in's Hellere und Menschlichere verändert zu sehen, und sich zu bequemen, an die Stelle einer, bisher in ihrer Vorstellung als ein unerklärbares moralisches Ungeheuer lebenden Gestalt, ein Wesen menschlicherer und erklärlicherer Art treten zu lassen.

Zu solchen von Tradition und Poesie in der Phantasie und Anschauung der Menschen befestigten moralischen Ungeheuern gehört unter andern auch die Gestalt der unglückseligen Tochter Papst Alexander's VI., des furchtbarsten Charakters unter so vielen sündhaften Menschen, die jemals den Thron des Oberhauptes der christlichen Kirche geschändet haben, die Gestalt Lucrezia Borgia's.

Nach der Legende erscheint sie, wie ihr neuester Biograph und Vertheidiger Gregorovius sich ausdrückt, als „eine Mänade, die in der einen Hand die Giftphiole, in der andern den Dolch, als ein furienhaftes Wesen, das zugleich die schönen sanften Züge einer Grazie trägt". Dieser Legende ist auch der moderne Dichter des Häßlichen, der ungeheuerlichste aller französischen Poeten und Dramatiker gefolgt. In der monströsen Gestalt, in welcher Victor Hugo in seiner, später auch zu Donizetti's Oper gewordenen Tragödie vor einundvierzig Jahren Lucrezia Borgia zuerst auf die Pariser Bühne brachte, spukt Lucrezia seitdem noch heute auf allen Theatern Europa's als ein Weib, das sich von Jugend auf in allen Lastern und Sünden gewälzt, alle erdenklichen Gräuelthaten verübt, mit Vater und Brüdern Blut-

ſchande getrieben, mit Gift und Dolch und Strang unter den Edlen Italiens gewüthet hat; und doch dabei nicht nur als ein Weib von bezaubernder Schönheit und Anmuth, ſondern ſogar als eine ſentimental zärtliche Mutter für einen, in verbrecheriſcher Verbindung erzeugten Sohn, der nicht weiß, daß ſie ſeine Mutter iſt, deſſen Liebe ſie aber gewinnen möchte! Und der Dichter dieſer Monſtroſität, deſſen Aeſthetik bekanntlich in dem Satze le laid c'est le beau gipfelt, konnte bei dieſer ſeiner Lucrezia Borgia keineswegs, wie Julian Schmidt in ſeiner franzöſiſchen Literaturgeſchichte meint, die Entſchuldigung der Geſchichte für ſich anführen. Denn ſchon über ein Menſchenalter zuvor, ehe er ſein Schauerſtück verfaßte, hatte Roscoe, der engliſche Geſchichtſchreiber der römiſchen Päpſte, den Verſuch gemacht, die zumeiſt auf Guicciardini beruhende Legende von Lucrezia Borgia kritiſch zu beleuchten und mit Erfolg auf ihre hiſtoriſche Wahrheit zurückzuführen, zufolge deren dieſelbe durchaus nicht der grotesken Ungeſtalt der Victor Hugo'ſchen Dichtung entſprach.

Dieſem erſten kritiſchen Herſtellungsverſuche ſchloſſen ſich in neuerer Zeit andere ähnliche Arbeiten, namentlich italieniſcher Forſcher an, welche Gregorovius in der Einleitung ſeines Buches aufzählt. Die Veröffentlichungen von Domenico Cerri, Bern. Gatti, des Marcheſe Camporri, der Ferrareſen Antonelli und Zucchetti verfolgten ſämmtlich die Abſicht, die Lucrezia-Legende aufzuhellen und der unglücklichen Frau eine ſpäte Ehrenrettung angedeihen zu laſſen. Zu dieſen und anderen Verſuchen hat ſich nun jetzt in dem deutſchen Hiſtoriker ein Mann geſellt, der wohl vor allen Lebenden in der Durchforſchung und Erkenntniß des italieniſchen Mittelalters, ſeiner Geſchichte und ſeiner geſchichtlichen Geſtalten, den erſten Platz einnimmt. Ferdinand Gregorovius' Darſtellung Lucrezia Borgia's beruht für die wich-

tigste und bisher der Aufklärung am meisten bedürftige Periode des Lebens der unglücklichen Papsttochter, nämlich für die Zeit ihrer ersten einundzwanzig in Rom verbrachten Lebensjahre (1480—1501), auf ganz neuen, von dem deutschen Forscher in römischen Archiven entdeckten Urkunden aus jener Zeit. Und für die andern Abschnitte ihres Lebens auf einem urkundlichen Material, welches er durch wiederholte persönliche Nachforschungen an den andern Orten, an welchen Lucrezia Borgia gelebt hatte, in Nepi, Pesaro, Ferrara und in den unerschöpften Schatzkammern der Archive von Modena und Mantua um so gründlicher zu vervollständigen im Falle war, als dabei dem in ganz Italien hochgeehrten Verfasser der Geschichte Roms im Mittelalter von allen Seiten die bereitwilligste Förderung und liberalste Unterstützung zu Theil wurde. So darf daher seine Lucrezia Borgia als ein Werk angesehen werden, welches die Frage über dieselbe im Wesentlichen zum Abschluß gebracht und an die Stelle eines Romans die Geschichte, an die Stelle der Legende die historische Wirklichkeit gesetzt hat.

Wie aber erscheint nun nach dieser urkundlich beglaubigten Darstellung des deutschen Forschers die Gestalt der als die fürchterlichste Teufelin ihrer Zeit und Umgebung verufenen Lucrezia Borgia?

Die Antwort auf diese Frage ist einfach diese. Von allen ihr bisher von der aus dem berechtigten Hasse und Abscheu gegen das Haus der Borgia, vornämlich aber gegen ihren Vater, den Papst Alexander VI. und ihren Bruder Caesar stammenden Tradition nachgesagten Lastern, Unthaten und Verbrechen ist kein einziges irgendwie als historisch erweislich, ja auch nur als wahrscheinlich durch die genaueste Prüfung der vorhandenen Urkunden und Akten befunden worden. Vielmehr laufen alle gewonnenen Ermittelungen darauf hinaus, daß Lucrezia während ihrer

ersten römischen Lebensperiode — denn nur auf diese, auf die ersten zwanzig bis einundzwanzig Jahre ihres Lebens beziehen sich die von den Feinden ihres Hauses auf sie gehäuften Anschuldigungen, während Lucrezia in den weiteren achtzehn Jahren ihres Lebens als Herzogin von Ferrara des besten Rufes genoß, — ein junges, schönes, lebensfrohes, aber zugleich leichtsinniges und charakterschwaches Geschöpf war; als ein Weib, das natürlich mitten in der damaligen moralischen und sittlichen Versumpfung, wie sie in der römischen Papstgeschichte ohne Gleichen dasteht, keine Heilige war oder werden konnte, das aber doch unter ihren römischen Zeit- und Lebensgenossinnen verhältnißmäßig noch als eine Erscheinung gelten muß, welche unsere menschliche Theilnahme verdient, und eine solche selbst dann noch beanspruchen dürfte, wenn sie durch die verpestete Atmosphäre, in der sie aufwuchs, weit schlimmer geschädigt worden wäre, als es in der Wahrheit der Fall gewesen ist. Lucrezia's Hauptunglück bestand darin, daß sie die Tochter ihres Vaters und die Schwester ihres Bruders war. Wäre sie Beides *nicht* gewesen, so würde sie in der Geschichte ihrer Zeit, wenn überhaupt, kaum anders bemerkt und erwähnt worden sein, als eines jener „reizenden vielumworbenen Weiber", dergleichen die Chronik jener Tage so viele aufzuweisen hat. Aber ihr Unglück wollte, daß sie in den Händen ihres Vaters und Bruders das Werkzeug und zugleich das Opfer von politischen Berechnungen und verbrecherischen Intriguen wurde, denen einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen ihre Natur weder die nöthigen geistigen Mittel noch die erforderliche Charakterkraft besaß.

Zuerst ein Wort von ihrer Familie. Die Borgia waren ein spanisches Adelsgeschlecht von dunkler Herkunft. Es erscheint auf der Weltbühne zuerst mit Alfonso Borgia (geb. 1378)

Bischof von Valencia, der später (1455) als Calixtus III. den Papstthron bestieg. Zu der zahlreichen Sippschaft von Verwandten, welche seine Erhebung nach Rom zog, gehörte auch sein Neffe Rodrigo Borgia, der, nur fünfundzwanzig Jahre alt, von ihm zum Kardinal und Vicekanzler der römischen Kirche erhoben wurde. Als solcher lebte er nach dem zwei Jahre darauf erfolgten Tode seines Oheims unter den ihm folgenden Päpsten bis zum Jahre 1492, in welchem er selbst als Alexander VI. den von ihm durch die offenkundigsten Bestechungen erkauften Stuhl Petri bestieg. Er war damals bereits 62 Jahre alt, aber nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen noch immer einer der schönsten und stattlichsten Männer seiner Zeit. Nichts in seiner äußern Erscheinung entsprach dem Bilde, welches man sich gewöhnlich von diesem moralischen Ungeheuer zu machen geneigt und gewohnt ist. Noch an dem Zweiundsechzigjährigen pries man „die elegante Stattlichkeit der Gestalt, die heitere Stirn, die königlichen Brauen, das Antlitz mit dem Ausdruck heiterer Majestät und Liberalität, die heroische Wohlgestalt seiner ganzen Erscheinung". Als er im Anfange der Dreißig stand, entwarf der Geschichtsschreiber Gaspar von Verona das Porträt des jungen Kardinals mit den Worten: „Er ist schön, von anmuthigem und heiterem Antlitz, von zierlicher und süßer Beredtsamkeit. Wo er nur herrlichen Frauen begegnet, regt er sie in fast wunderbarer Weise zur Liebe auf und zieht sie an sich, stärker als der Magnet das Eisen anzieht." Gregorovius vergleicht die Organisation der physisch-moralischen Natur dieses Borgia mit der eines Casanova und des Regenten von Orleans. Die unersättliche Sinnlichkeit seiner Jugend, die den Grundzug seines Wesens bildete, beherrschte ihn bis an das Ende seines Lebens.

Eines der zahlreichen Opfer derselben ward um das Jahr

1466 ein römisches Mädchen aus einer sonst unbekannten Polanen-Familie, Vanozza (Abkürzung von Giovanna) Cattanei, die ihm während seiner langen Verbindung mit ihr nachweislich sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter, gebar. Eine der letzteren, die ältere von beiden, und das vierte Kind, welches Vanozza dem Kardinal gebar, war Lucrezia Borgia, geboren am 18. April 1480. Der Kardinal, ihr Vater, war damals neunundvierzig, ihre Mutter, welche er, um sein Verhältniß mit ihr einigermaßen zu verdecken und zugleich zu erleichtern, nacheinander mit zwei untergeordneten Beamten verheirathet hatte, achtunddreißig Jahre alt. „Die Zeit, in welche Lucrezia's Geburt fiel, war in Wahrheit schrecklich zu nennen; das Papstthum aller priesterlichen Heiligkeit entkleidet, die Religion ganz materiell geworden; die Sittenlosigkeit zügellos." Lucrezia's Vater und die Seinen, vor allen sein Sohn Caesar Borgia, waren der konzentrirte Ausdruck dieser Zeit. Um diese Menschen begreifen zu können, muß man ihre Zeit ins Auge fassen.

Unter dem Einflusse der auf das antike, griechisch-römische Heidenthum zurückgehenden Renaissance hatte sich in dem Italien des fünfzehnten Jahrhunderts ein vollständiger Bruch mit der Kirche des Mittelalters und ihrem ascetischen Geiste in der Sinnesweise der Menschen vollzogen, der von den Spitzen der Gesellschaft, von den Gebildeten und Mächtigen ausgehend, immer weitere Kreise in Mitleidenschaft gezogen hatte. Alle Schranken, welche früher die menschlichen Leidenschaften eingehegt hatten, waren zerbrochen worden, und die entfesselten Begierden rasten jetzt wie losgelassene Sklaven im wildesten Kampfe gegen einander, um ohne Scheu und Rücksicht auf religiöse und moralische Hemmnisse ihre zügellose Befriedigung zu suchen. Verlacht ward Alles, was bisher als heilig gegolten hatte. Es entstand eine neue freigeisterische Literatur, deren nackter Cynis-

mus kaum in der ähnlichen des modernen Frankreichs seines Gleichen findet. Die Verherrlichung der Hetäre stand in ihr obenan, und die Dichter trugen kein Bedenken, in ihren Gedichtsammlungen neben der Madonna und anderen weiblichen Heiligen des Himmels auch die berühmtesten Kurtisanen feiernd zu besingen. Jedwede Achtung vor irgend einem Gebote der Moral und Sittlichkeit war, zumal bei den tonangebenden weltlichen und geistlichen Großen, in dieser wilden Jagd nach Genuß und nach Reichthum und Macht als den Mitteln zur Befriedigung der Genußgier, verschwunden. Erlaubt erschien alles, was Erfolg versprach, auch das größte Verbrechen. Denn der Erfolg war der einzige Gott, den diese Zeit verehrte, und die Verehrung dieser Gottheit war um so größer und begeisterter, je kühner und gefahrvoller das Verbrechen erschien, durch welches derselbe erlangt worden war. Thaten des abscheulichsten Verraths des ungeheuerlichsten Verbrechens erschienen den Menschen dieser Zeit, eben um der Kühnheit und frechen Verwegenheit willen, mit denen sie ausgeführt worden waren, als ruhmwürdige Großthaten, als Zeichen und Beweise „großartigen Sinnes“ (magnanimità), während derjenige, welcher die Gelegenheit zu solchen vortheilhaften Freveltaten aus Besorgniß vor dem Mißlingen oder gar aus irgend einem Rest von Gewissensbedenklichkeit vorbeiließ, ebensogut für einen schwachköpfigen Gimpel galt, wie derjenige, welcher sich durch sein gläubiges Vertrauen auf des „großgesinnten“ Frevlers Redlichkeit von diesem in die Falle locken ließ.

Zu dieser in unseren Tagen durch Napoleon III. wieder aufgefrischten Verbrechermoral bekannten sich nicht etwa nur die Borgia und ihres Gleichen unter den zahllosen Fürsten und Dynasten, sondern auch die ernsten Geister des Italiens der Renaissance. Machiavelli spricht seine Zustimmung zu derjel-

anders zu fassen), und aus eben diesem Umstande gewinnt auch die Erwähnung der Minutia frumentaria (p. 366. u. das. d. Auslgg.) ihre Erklärung. An diese Bemerkungen knüpft sich eine nicht minder wichtige. Bei Appulejus findet sich nämlich da, wo er über die verschiedenen Winde redet, eine lange Stelle aus Favorinus mitgetheilt [1]). Was thun hier die Ausleger? Alle, mit Ausnahme des einzigen Salmasius, finden hier einen Zusatz, den irgend ein sciolus einer Handschrift des Appulejus aus Gellius beigeschrieben haben soll [2]). Aber abgesehen davon, dass keine einzige Handschrift irgend eine Spur einer solchen spätern Einschiebung bietet, dass ferner alle die, welche an eine solche denken, die Thatsache, dass Appulejus jene angebliche Aristotelische Schrift übersetzt habe, als sicher präsumiren, hat man auch gar nicht beachtet, dass bei Gellius [3]) die Ansicht des Favorinus in ganz verschiedener Form und viel weitläuftiger vorgetragen wird; dass Gellius wahrscheinlich den Favorinus in einer bestimmten Schrift [4]) vor sich hatte, und nach Anleitung dieser ihn in veränderter Form reden lässt. Der Verfasser einer solchen Randglosse aber hätte sich schwerlich die Mühe gegeben, dem, was er

1) Appul. p. 318—320 Oud. At Favorinus, non ignobilis sapiens, haec de ventis refert.

2) S. d. Bemerk. v. Colvius, Vulcanius, Elmenhorst u. Oudendorp. p. 318.

3) Gell. N. A. II, 22, §. 3—26.

4) Schöll. Gesch. d. griech. Litt. II, S. 609 kennt freilich nicht einmal die hier behandelten Stellen des Appulejus und Gellius.

den in einer, von Gregorovius (S. 91—92) mitgetheilten Stelle seiner Diskorsi „mit schrecklicher Aufrichtigkeit“ aus, wenn er gestand, daß nicht nur er selbst, sondern überhaupt „alle Leute von Urtheil“ sich über die Feigheit des Dynasten Giampolo Baglioni wunderten, weil derselbe die Gelegenheit hatte ungenützt vorbeigehen lassen, seinen Gegner, den Papst Julius II., der sich mit vielen Schätzen und in Begleitung vieler Kardinäle zu ihm, in die diesem Papste bereits von ihm durch Vertrag überlieferte Stadt Perugia begeben hatte, „zu seinem ewigen Ruhme mit einem einzigen Schlage zu vernichten!“ „Jedermann“, setzt Machiavelli hinzu, „würde den Giampolo wegen einer solchen That bewundert und seinen Muth gepriesen haben, durch den er sich einen unsterblichen Namen gemacht haben würde, während kein Mensch glauben konnte, daß ein so ruchloser Mensch, wie er jene ehrenvolle Freveltat aus irgend einer Gewissensregung unterlassen habe.“ Und Machiavelli sprach hier, wie gesagt, nicht für sich allein, sondern ausdrücklich im Geiste der Moral seines ganzen Zeitalters, in welchem hochgefeierte Dichter wie Bembo und Strozzi einen Papst wie Alexander Borgia und das ruchlose Ungeheuer Cäsar, seinen Sohn, auch noch nach dem Tode beider zum Range großer Männer und ruhmwürdiger Heroen erhoben! Der dreiundzwanzigjährige Schiller traf in das Herz der Weltanschauung und Moral jener Zeiten, als er seinen Fiesko das Wort aussprechen ließ: „die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde.“

Und über diesem unergründlichen moralischen Sumpfe lag zu derselben Zeit ausgebreitet die frühlingsgrüne blumengeschmückte Decke der Kunst der Renaissance, die gleichzeitig ihre zaubervollsten und grandiosesten Werke schuf. Ein Pinturicchio und Pietro Perugino malten für Alexander VI., ein Tizian für dessen Verwandte. Ein hochgesinnter Künstler wie der geniale

Leonardo da Vinci fand kein Bedenken, als Ingenieur in den Dienst eines Cäsar Borgia zu treten und ihm in der, von dem Bastardsohne des Papstes eben erst durch die gräßlichsten Verbrechen gewonnenen, Romagna die Festungen zu erbauen! Und auch in anderen Zweigen menschlichen Wissens und Könnens sehen wir die begabtesten und ausgezeichnetsten Männer jener Zeiten ohne irgend welche Skrupel sich in die Nähe der Borgia drängen und um ihre Gunst bewerben.

Der Unterschied zwischen dem Gemeinbewußtsein unserer und jener Zeit ist allerdings ein ungeheurer zu nennen. Mit Recht sagt Gregorovius: „Wenn wir einen Menschen, wie ihn unsere Zeit erzogen hat, mitten in jene Renaissance versetzten, so würde die tägliche Barbarei, welche an den damals Lebenden eindruckslos vorüberging, sein Nervensystem zu Grunde richten und vielleicht seinen Geist verwirren." In der That vermögen wir Heutige uns mit allem Aufgebot der Phantasie kaum eine Vorstellung zu machen von der Seelenstimmung einer Zeit, in welcher die erhabensten Schöpfungen der Kunst neben den ungeheuerlichsten Verbrechen erwuchsen; von der Physiognomie des damaligen Rom's, wo ein mit allen möglichen Verbrechen und Lastern befleckter Papst, umgeben von seinen zum Theil noch lasterhafteren Bastardsöhnen, die alle als legitime Fürsten anerkannt wurden, von dem Stuhle Petri herab als Oberhaupt der Christenheit und Stellvertreter Gottes auf Erden der christlichen Menschheit den Segen der Religion spendete. Noch weniger von dem Gemeingefühl einer Epoche, in welcher, außer dem von diesem Papste grausam erwürgten Märtyrer Savonarola, verhältnißmäßig nur Wenige Anstoß an allen diesen Dingen nahmen. „Man hat", sagt Gregorovius, „die Renaissance mit einem Kulturbacchanal verglichen. Blickt in die Antlitze dieser Bacchanten hinein, so verzerren sich dieselben wie

die der Freier beim Homer, die ihren Untergang ahnen. Denn diese Gesellschaft, diese Kirche, diese Städte und Staaten taumeln dem Abgrunde zu, der sie unrettbar verschlingen wird." Aber nicht Italien war es, das den Odysseus erzeugte, der diese Freier mit seinen tödtlichen Geschossen niederwerfen sollte, sondern unser Deutschland, das Vaterland Luthers. „Ein Luther, sagt Gregorovius, „konnte unter Italienern nie entstehen, bei denen Wesenheiten, welche bei den Germanen innerliche werden, stets äußerliche bleiben. Wer daran noch zweifeln sollte, frage einmal: was und wer hier (in Rom und Italien) entstanden ist nach dem letzten Konzil des Jahres 1870?"

Ganz ohne alle Analogien zu den zuvor geschilderten sittlichen und moralischen Zuständen der Renaissance ist jedoch leider unsre Zeit keineswegs. Und nicht nur in dem modernen Frankreich und dessen neuester Geschichte und Literatur haben wir jene Denkweise, welche den Erfolg, auch trotz der Entsetzlichkeit des offenkundigen Verbrechens, zu feiern bereit ist, und für die der Genuß und die, gleichviel wie? erworbenen Mittel zu demselben als höchste Ziele gelten, zu einer erschreckenden Höhe emporwuchern sehen. Auch der Geist Deutschlands ist davon im Laufe der letzten Zeit nicht unangesteckt geblieben; und der aufmerksame Beobachter der Zeichen der Zeit vermag um so weniger ohne schwere Besorgniß in die Zukunft zu blicken, als er sich eingestehen muß: daß die Unterwühlung der sittlichen und moralischen Fundamente der Gesellschaft und ihres höchsten und zugleich nothwendigsten Werkes, des Staats, durch das zügellose Verfolgen der „Jagd nach dem Glücke", nach Genuß und Genußbefriedigung um jeden Preis, in den Menschen unserer Tage eine Ausdehnung gewonnen hat, an welche noch vor wenigen Jahrzehnten auch nur zu denken Niemandem beigekommen wäre.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR,A.
3-598-52808-6
FN. 11409/044

Wir haben im Vorstehenden die geistige Atmosphäre, in welcher Lucrezia Borgia aufwuchs, im Allgemeinen geschildert. Sehen wir jetzt, in welcher Weise sie selbst persönlich von derselben berührt wurde.

Die in Gregorovius' Buche gesammelten sichern Nachrichten über Lucrezia Borgia sind auffallend dürftige, zumal über ihre ersten zwanzig Jahre. Nur gewisse fürchterliche Thatsachen und Ereignisse, welche sie schon in früher Jugend wiederholt betrafen, und die Beschreibungen mehrerer glanzvoller Feste, derer Veranlassung und Mittelpunkt sie bildete, sind in den sonst überaus spärlichen Aufzeichnungen von Zeitgenossen aufbehalten.

Ihre ersten Kinderjahre verlebte sie wahrscheinlich in dem Hause ihrer Mutter, welche fortfuhr die Maitresse des Kardinals zu sein, obschon sie durch denselben bereits mit Georg de Croce, einem päpstlichen Sekretair, verheirathet worden war. Als dieser (1486) starb, beeilte sich der Kardinal die bisherige Geliebte, die als eine Frau von 45 Jahren ihre Anziehungskraft. für seine Sinnlichkeit verloren hatte, obschon er ihr als der Mutter seiner Kinder und der Mitwisserin vieler Geheimnisse seine Anhänglichkeit fortdauernd bewahrte, wenige Monate darauf an einen andern Mann, den Mantuaner Carlo Canale wieder zu verheirathen, dem er zugleich in seinem Geschäftsdienste eine Anstellung gab. Die vier bis fünf Jahre alte Lucrezia aber übergab er der Obhut einer Verwandten seines Hauses, Adriana, der Wittwe eines Orsini, mit der er selbst im intimsten Verkehr lebte. „Sie war die Vertraute seiner Sünden, seiner Intriguen und Pläne und blieb das bis an seinen Tod". In ihrem Hause sah er die fünfzehnjährige

Julia, die junge Frau des zwanzigjährigen Aleſſandro Farneſe, la Bella zubenannt, das ſchönſte junge Weib Roms. Der nahezu Sechzigjährige entbrannte für ſie mit der Leidenſchaft eines Jünglings, und bald darauf ward ſie ſeine erklärte „Geliebte“ und Mutter mehrerer ſeiner Kinder. Adriana begünſtigte dies ehebrecheriſche Verhältniß, welches fortdauerte, auch nachdem der Kardinal Rodrigo Borgia bereits den Papſtthron beſtiegen hatte.

In ſolchen Zuſtänden wuchs Lucrezia auf. Beim erſten Erwachen ihres Bewußtſeins über ihre Lage und Stellung fand ſie ſich in ebenſo ſittlich zerrütteten als für ihre Phantaſie aufregenden Verhältniſſen. Sie fand ſich als Tochter einer Mutter, deren Mann nicht ihr Vater war. Sie ſah ſich und ihre Geſchwiſter als Kinder fürſtlichen Ranges behandelt, deren Vater ein Fürſt der Kirche, ein Kardinal mit Ausſicht auf den päpſtlichen Thron, genöthigt war, über dieſe Verhältniſſe, welche die Kirche verdammte, wenigſtens eine Art von Schleier zu breiten, welcher trotzdem, wie ſie gar wohl merken konnte, für alle Welt durchſichtig war und blieb. Sie erfuhr bald genug, daß andere Kardinäle und ſelbſt Päpſte in ähnlichen Verhältniſſen gelebt hatten und lebten, und daß die von ihnen in denſelben erzeugten Kinder zu hohen Ehren und Reichthum gelangten. Ihr eigner älteſter Bruder war bereits ein ſpaniſcher Herzog, ihr zweiter Bruder wurde es bald darauf, und ihren dritten Bruder Cäſar ſah ſie in ſeinem achtzehnten Jahre mit dem Kardinalspurpur bekleidet, als ſie ſelbſt kaum dreizehn Jahre alt war. Sittlichen Anſtoß an dem allen zu nehmen konnte ihr um ſo weniger einfallen, als ſie Niemanden um ſich her daran Aergerniß nehmen ſah. Denn die damals lebenden Menſchen betrachteten dergleichen keineswegs mit unſern, ſondern mit den Augen der früher geſchilderten Zeit. Was ſie vorwiegend empfand, wenn ſie ihre und ihrer Geſchwiſter Lage betrachtete, war, daß dieſelbe andern

für eine beneidenswerthe galt, und in noch höherem Maße für beneidenswerth gehalten wurde, nachdem ihr Vater Papst geworden war.

Ihre erste Erziehung erhielt sie, wie noch heute die jungen Töchter vornehmer römischer Familien, in einem Kloster. Die Religion war damals, wie gleichfalls noch heute in Italien, eine rein äußerliche Erziehungsform, deren Zweck: Einübung gewisser religiöser Anstandsformen für das spätere öffentliche Auftreten in der Welt und Gesellschaft. Lucrezia wird, wie ihre Mutter, von den Zeitgenossen stets als eine fromme Katholikin gerühmt, und wir dürfen annehmen, daß sie beide sich selbst dafür hielten. Von ethisch-religiöser Bildung in unserm Sinne war bei dieser rein äußerlichen Abrichtung nicht die Rede. An Mitteln zu ihrer sonstigen Ausbildung, die durch besondere Lehrer in Poesie und Wissenschaften, Sprachen und Künsten gegeben wurde, fehlte es jedoch nicht in dem damaligen Rom, und ihr Vater, der dies schöne Kind vor allen seinen Kindern abgöttisch liebte, sorgte ohne Zweifel dafür, ihr die besten Lehrer zu geben. Doch glänzte Lucrezia Borgia nicht in der Reihe der zahlreichen, in den Studien der Humanität, in den alten Sprachen und ihrer Literatur, ja selbst in Philosophie und Wissenschaft ausgezeichneten Frauen der Renaissance, deren Bilder Gregorovius vor uns aufrollt. Aber ihre Erziehung war auch hierin eine, für jene Zeiten ziemlich vollständige. Sie war in alten und neuen Sprachen, in der Musik und in den zeichnenden Künsten wohl unterrichtet. Ein Zeitgenosse meldet, daß sie spanisch, französisch, italienisch und griechisch, und auch ein wenig Latein sprach und schrieb, und auch in allen diesen Sprachen dichtete. Doch fällt die hauptsächliche geistige Ausbildung Lucrezia's allerdings erst in ihre spätere Lebensepoche zu Ferrara, wo sie den Verkehr und Unterricht der Dichter Bembo

und Strozzi genoß. Noch heute sind zahlreiche Briefe von ihr erhalten, einige spanisch, die meisten italienisch geschrieben. Sie sind ungezwungen und leicht im Ausdruck, nicht eben bedeutend an Inhalt, ohne geistige Tiefe, aber nicht ohne Seele und Gemüth.

Lucrezia war erst elf Jahre alt, als der Ehrgeiz ihres Vaters bereits über ihr künftiges Lebensgeschick zu verfügen begann, über welches sie auch später nie mehr Herrin eignen Willens werden sollte.

Wir finden häufig im Leben bei Menschen von rohestem Egoismus und von einer jedem Höheren entfremdeten, fast thierisch brutalen Natur und Sinnesart die Liebe zu ihren Kindern und die Sorge um deren äußere Wohlfahrt stark ausgeprägt. Diese Art von Liebe, die eigentlich nur eine weiter fortgesetzte Selbstliebe ist, beherrschte den lasterhaften Alexander VI. mit einer wahrhaft dämonischen Macht. Sie wurde für ihn und für Italien verhängnißvoll; denn sie riß ihn zu einer Reihe von Verbrechen fort, von denen er sonst vielleicht frei geblieben wäre. Das einzige Streben dieser „wahnsinnigen Liebe", wie sie ein Zeitgenosse nannte, war: seine Kinder um jeden Preis groß und mächtig zu machen und den Namen Borgia mit den ersten Herrscherfamilien Europa's zu verbinden. Dies war der einzige Ehrgeiz dieser sonst kleinen Natur. Andere Motive seines Handelns finden wir nirgends bei ihm. Er war nicht ruhm- und herrschsüchtig, und selbst seine Geldgier war nur Folge der durch eigene Erfahrung gewonnenen Einsicht, daß in seiner Zeit Alles, selbst der Papstthron, durch Geld zu erlangen sei. Er war ebensowenig ein Schlemmer in Essen und Trinken, sondern in beiden so mäßig, daß es seinen Tischgästen beschwerlich wurde. Aber er liebte fürstlichen Glanz und Pracht, Festlust mit Spielen, Tänzen und Gesang, und vor allem schöne

Weiber. Das alles sollten seine Kinder, da er keinem derselben Thron und Gebiet erwerben konnte, eben so wie er, in anderen fürstlichen Herrscherstellungen genießen, auch wenn er selbst nicht mehr sein würde. Er wollte die Sprößlinge seiner Liebe zu der schönen Vanozza aufgenommen sehen in die königlichen Familien von Frankreich, Spanien und Neapel, in das Haus der Este von Ferrara, das älteste Fürstenhaus Italiens; und es gelang ihm, als er Papst geworden war, durchzusetzen, was er als Kardinal begonnen hatte. In der Verfolgung dieses seines einzigen Lebenszweckes scheute er die Anwendung keines Mittels, nicht Wortbruch und Meineid, Betrug und Fälschung, selbst nicht den schwärzesten Verrath und Mord gegen Alles, was ihm dabei im Wege stand.

Das Leben der unglücklichen Lucrezia liefert dazu die Beispiele. Sie war noch ein Kind von elf Jahren, als ihr Vater sie einem in Valencia lebenden spanischen Großen verlobte. Solche Verlöbnisse in zum Theil noch früherem Kindesalter waren damals in den Italischen Fürsten- und Adelsgeschlechtern ebenso gewöhnlich, wie einst im alten Rom der Kaiser- und der letzten republikanischen Zeit. Unmittelbar nach dem Abschlusse dieses Verlöbnisses jedoch erschien ihm eine andere Verbindung vortheilhafter; und ohne sich Zeit zu lassen, das erste aufzuheben, verlobte er die Tochter wenige Monate später einem zweiten, gleichfalls dem hohen spanischen Adel angehörenden fünfzehnjährigen Jünglinge. Die erhaltenen gerichtlichen Urkunden beweisen, daß die elfjährige Lucrezia zu gleicher Zeit die Verlobte von zwei Männern war!

Aber auch das zweite Eheverlöbniß ward gebrochen. Denn als der Kardinal kaum ein Jahr später den durch Stimmenkauf gewonnenen Papstthron bestieg (1492), erschien ihm jene Verbindung nicht mehr, weder dem Range der Tochter, noch

seinen politischen Absichten, entsprechend. Er suchte einen fürstlichen Gemahl für Lucrezia und fand ihn in Giovanni Sforza, Fürsten von Pesaro. Mit ihm ward die dreizehnjährige Lucrezia am 12. Juni 1493 verheirathet und die Vermählung im Vatikan durch eine Reihe ausschweifender Festlichkeiten, Komödien, Tänze und Lustgelage gefeiert, denen allen der Papst-Brautvater persönlich beiwohnte, und deren ausführliche Beschreibung noch heute erhalten ist. Um die Zeit sah auch der als Abgesandter seines Vaters anwesende Erbprinz Alfons von Ferrara das schöne Kind mit dem üppigreichen goldfarbenen Haare, den klugen großen Augen, den blühenden und doch zarten Farben des heiteren anmuthigen Angesichts, ohne zu ahnen, daß dieselbe nach kaum neun Jahren als seine eigene Gemahlin in die Herzogsburg der Este zu Ferrara einziehen sollte.

Doch bis dahin sollten sich noch manche fürchterliche Wandlungen in dem Leben des unglückseligen jungen Weibes vollziehen.

Sie blieb mit ihrem Gemahle, den der Papst als General der Kirche in seinen Dienst genommen hatte, zunächst in Rom, wo ihr Vater ihr in der Nähe des Vatikans, da wo jetzt die Kolonnaden Bernini's stehen, einen prächtigen Palast und einen eigenen Hofstaat eingerichtet hatte, unter dem sich neben ihrer früheren Erzieherin Adriana auch die schöne Julia Farnese befand, mit der der Papst seine ehebrecherische Verbindung unter den Augen der Tochter fortsetzte. Bald aber entstanden Zwistigkeiten zwischen ihrem Gemahl und ihrem Vater, in Folge deren es der erstere rathsam fand, mit seiner jungen Gemahlin Rom plötzlich zu verlassen und sich in sein Fürstenthum nach Pesaro zu begeben. Ihr Vater war heftig erzürnt darüber, daß Lucrezia dahin auch, ohne ihn zu fragen, seine Geliebte Julia

bei Gellius gelesen hatte, eine so ganz andere Form zu geben; eben so wenig sind von einem solchen Auslassungen zu erwarten, wie sie hier offen zu Tage liegen. Mag nun aber Appulejus den Favorinus selbst übersetzt oder excerpirt haben, oder mag er, was der Zeit nach gar nicht unmöglich ist, Gellius Nächte zur Hand gehabt haben, in jedem Falle finden wir in diesem Zusatze einen Beweis mehr dafür, dass seine Schrift keine Uebersetzung der vorhandenen griechischen ist.

Die Abweichungen des Griechen endlich stellen sich meistens als absichtliche dar; absichtlich, insofern sie, wie angedeutet, von dem Plane auszugehn scheinen, durch Vertilgung aller Spuren der Appulejanischen Individualität die Schrift einer andern Zeit und einem andern Verfasser zuzuweisen. Betrügereien ähnlicher Art liefert selbst die jetzt vorhandene Aristotelische Literatur, wie z. B. in dem der Rhetorik an Alexander vorgesetztem Briefe; den Verf. unserer Schrift mochte aber die eigne Aeusserung des Appulejus, dass er in seiner Darstellung sich genau an Aristoteles gehalten habe, auf den Gedanken bringen, eine Aristotelische Schrift zu reproduciren. Jenem Streben gemäss sind also z. B. Auslassungen, wie die der Ansicht des Favorinus, Verkürzungen [1]), Veränderungen und Berichtigungen [2]) oft nicht

1) Ps. Arist. p. 393 b. l. 20. u. flu. 30 Bkk. Vulcan. ad Appulej. p. 296, Oud.

2) Wie z. B. p. 393 a. flu. 12., wo die unregelmässige Reihenfolge der Inseln bei Appulejus (p. 296 Oud.) zurechtgerückt, Korsika und die Sporaden hinzuge-

mitgenommen hatte. Es ist ein Brief von ihm an die Tochter erhalten, der den leidenschaftlichen Unwillen des verliebten Papstes heftig ausspricht.

In Pesaro athmete Lucrezia zum erstenmale die Luft einer reineren sittlichen Atmosphäre und einer gewissen persönlichen Freiheit. Auch gewann sie dort bald durch ihr Verhalten wie durch ihre Schönheit, ihre natürliche Heiterkeit, und die freundlich bescheidene Haltung ihres Wesens die Liebe ihrer Unterthanen. Nur ein Jahr jedoch war ihr vergönnt, dieses für sie neue Leben zu genießen. Die Ereignisse und der Befehl ihres Vaters riefen sie (1495) nach Rom zurück.

Dort hatte Papst Alexander VI. zum Erstenmale alle seine Kinder, die er zu hohen Stellungen erhoben, um sich versammelt. Nicht weniger als drei päpstliche Nepotenhöfe fürstlichen Glanzes sah man damals im vatikanischen Viertel; es waren die seiner Söhne Caesar, damals noch Kardinal, Juan Herzog von Gandia, Josré Fürsten von Squillace und seiner Tochter Lucrezia. Ihre Paläste, in denen die Intriguen der Liebe und Eifersucht, wie die Pläne des Ehrgeizes ihr buntes Spiel trieben, erschallten von Musik und Tanz, von Banketten und Maskenfesten, an denen der Papst oft genug persönlich Theil nahm, während er bereits heimlich über neuen Plänen für Lucrezia's Zukunft brütete. Er gedachte nämlich, dieselbe aufs Neue anders zu vermählen, da ihr Gemahl nicht mehr in das Gewebe seiner jetzigen politischen Verbindungen paßte, und seine Söhne bestärkten ihn in dieser Absicht. Lucrezia's Gemahl ward aufgefordert, ihr zu entsagen. Da er sich weigerte, beschloß man, sich seiner durch Mord zu entledigen. Nur schnelle Flucht aus Rom rettete Lucrezia's Gatten vor dem Gift und den Dolchen seiner Schwäger. Lucrezia war es, die ihm von den mörderischen Absichten ihres Bruders Caesar Kunde gab. Er warf sich auf ein bereit ge-

haltenes türkiſches Pferd und jagte in einem Gewaltritt von vierundzwanzig Stunden nach Peſaro.

Schreckliches brach um dieſelbe Zeit auf ſeine zurückgebliebene Gattin ein. Im Zerwürfniß mit Vater und Brüdern verließ ſie heimlich ihren Palaſt, um im Kloſter von S. Siſto an der Via Appia Ruhe und Faſſung zu ſuchen. Es hieß ſogar, ſie wolle den Schleier nehmen. Während ſie dort noch weilte, geſchah die gräßliche Ermordung ihres Bruders, des jungen Herzogs von Gandia, durch ihren älteren Bruder Caeſar Borgia, die fürchterlichſte unter allen Unthaten des Brudermörders. Der Vater, obſchon vor Schmerz über den Tod des Lieblings dem Wahnſinn nahe, wagte nicht den Brudermörder zu beſtrafen; denn ſchon ſtand er ſelbſt unter dem Banne dieſes Sohnes, der ihm an gewiſſenloſer Verruchtheit glich, ihn aber durch verbrecheriſche Energie weit übertraf. Dagegen zwang er die Tochter in die Scheidung von Giovanni Sforza zu willigen, die denn auch bald darauf erfolgte. Sforza war eine kleine Natur. Er ließ ſich, durch des Papſtes Drohungen geſchreckt, zu der Niedrigkeit der Lüge bewegen, die von ihm verlangte ſchriftliche Erklärung zu geben: daß er die Ehe mit Lucrezia niemals vollzogen habe, während er in gleichzeitigen Aeußerungen gegen ſeine Freunde das Gegentheil verſicherte! Aber er rächte ſich an dem Papſte auf Koſten Lucrezia's, indem er das ſchandbare Gerücht verbreitete: „der Papſt habe ihm ſeine Tochter nur deshalb genommen, um ſelbſt mit derſelben ſeinen Lüſten ungehindert fröhnen zu können!“ Das Zeugniß dieſes Elenden war und iſt die einzige Quelle der fürchterlichen Legende über Lucrezia's Verhältniß zu ihrem Vater.

Unmittelbar darauf vermählte der Papſt ſeine geſchiedene Tochter, deren Ehe mit Sforza kinderlos geblieben war, mit dem von ihm für ſie beſtimmten neuen Gatten, dem neapolita-

nischen Prinzen Alfonso, Herzog von Biseglia. Beide standen im gleichen Alter. Sie war achtzehn, der junge Prinz erst siebzehn Jahre alt. Er war schön und liebenswürdig und Lucrezia faßte eine herzliche Neigung zu ihm, die er bald erwiederte. Aber ihr Glück währte kaum ein Jahr. Des Papstes politische Pläne hatten wieder eine veränderte Richtung genommen, bei der ihm der neue Gemahl der Tochter im Wege stand. Dieser sah sich gezwungen, wie sein Vorgänger heimlich aus Rom zu fliehen, wo er seine Gemahlin im sechsten Monat schwanger zurückließ. Der Papst war wüthend, daß ihm sein Opfer entgangen war, und die Thränen, welche Lucrezia täglich über diese Flucht ihres Gemahls vergoß, reizten nur noch mehr seinen Ingrimm. Er zwang sie, die Briefe ihres entflohenen Gatten, in denen derselbe sie ihm zu folgen aufforderte, durch andere zu beantworten, in denen sie seine Rückkehr nach Rom verlangte. Zu seinem Verderben folgte der Herzog diesen Bitten. Er ging nach Spoleto, wo Lucrezia, welche der Papst zur Regentin dieses Fürstenthums ernannt hatte, seit einigen Monaten lebte und kehrte von dort mit ihr auf des Papstes Verlangen nach Rom zurück, wo ihm Lucrezia einen Sohn gebar, der nach dem Großvater Rodrigo genannt wurde. Aber schon im folgenden Jahre ereilte ihn das über ihm schwebende Schicksal.

Gedungene Mörder im Solde Caesar's, dessen Aussichten auf den Thron von Neapel er im Wege stand, überfielen ihn Nachts auf dem Wege nach dem Vatikan zu seiner Gemahlin, und warfen ihn mit zahlreichen Wunden an der Peterstreppe nieder. Er schleppte sich mühsam zum Vatikan, in das Gemach des Papstes, wo Lucrezia bei ihrem kranken Vater saß. Bei dem Anblicke ihres blutüberströmten Gatten stürzte die Unglückliche ohnmächtig zu Boden. Man trug den schwer Verwunde-

ten in ein Gemach des Vatikans, ein herbeigerufener Kardinal gab ihm die Absolution; aber seine Jugend siegte. Lucrezia pflegte ihn Tag und Nacht, vereint mit ihrer Schwägerin Sanzia, der Gattin ihres jüngeren Bruders. Ihres Gatten Genesung erschien gesichert. Aber der Mörder war nicht Willens, dieselbe geschehen zu lassen. Er hatte die Stirn gehabt, sein Opfer auf dem Krankenbette zu besuchen. Als er hinausging, sagte er höhnisch: „Was nicht am Mittag geschehen ist, kann am Abend geschehen!“ Und es geschah. Vier Wochen nach dem ersten Mordanfalle erschien Caesar Borgia Abends am 18. August 1500 mit seinem Hauptmann Michelotto in dem Gemache, wo sein Schwager lag. Er trieb Lucrezia und Sanzia hinaus und ließ den wunden Mann durch seine Schergen erdrosseln.

Die That war geschehen wider den Willen des Papstes, der den unglücklichen Prinzen sogar zu retten versucht hatte. Aber den Mörder zur Rechenschaft zu ziehen, wagte er nicht. Hatte er ihm doch sogar den an dem Herzog von Gandia begangenen Brudermord vergeben. Zudem waren ihm auch die Folgen nicht grade unerwünscht für seine Pläne. Denn er trug sich bereits mit der Absicht, seine Tochter mit dem Erbprinzen Alfons von Ferrara zu vermählen.

Lucrezia war anfangs in Verzweiflung über den Mord ihres Gatten. Sie fiel in Fieberkrankheit. Aber sie starb weder vor Gram, noch sann sie auf Rache gegen den Mörder. Sie war eben „keine Heldin für ein Trauerspiel“, sondern eine schwache und kleine Natur, ohne die Fähigkeit zu den Leidenschaften einer großen Seele, ja überhaupt ohne eine wahre tiefere Leidenschaft. Sie erhob sich nur dazu, ihren Vater und Bruder mit Thränen und Anklagen zu bestürmen. Von Kindheit an einem fremden Willen unterworfen und gewöhnt zu willenlosem Gehorsam, sah sie sich jetzt ganz in der Hand ihres Vaters und ihres mör-

derischen Bruders. Das Einzige, was sie hat und erhielt, war: Rom, den Schauplatz dieser Schreckniſſe, für eine Zeit verlaſſen zu dürfen. Ihr Vater, beläſtigt und erzürnt durch ihre Klagen und Thränen, ſchickte ſie nach Nepi, zu deſſen Fürſtin er ſie gemacht hatte. Dorthin ging ſie zwölf Tage nach der Ermordung ihres Gemahls. Aber ſchon im Herbſte berief er ſie zurück nach Rom, wo er inzwiſchen die Unterhandlungen mit Ferrara über ihre neue glänzende Vermählung eingeleitet hatte, welche nach langem Verhandeln mit dem Vater des zum Bräutigam auserſehenen Erbprinzen des Hauſes Eſte ihm endlich zu Stande zu bringen gelang. Um beiden zu zeigen, wie hoch er ſeine Tochter halte, ernannte er dieſelbe, bei Gelegenheit eines Zuges, den er im Juli 1501, um ſich der Beſitzungen der ihm feindlichen Barone von Latium zu bemächtigen, unternahm, zu ſeinem Stellvertreter im Vatikan und beauftragte ſie, alle an ihn eingehenden Briefe zu öffnen und alle weltlichen Geſchäfte zu führen! Dieſe freche Handlung war beiſpiellos in der bisherigen Geſchichte des Papſtthums. Aber ſie erreichte ihren Zweck, denn ſie half mit den Widerſtand überwinden, den der Erbprinz von Ferrara ſeiner Vermählung mit der Baſtardtochter des Papſtes hartnäckig entgegengeſetzt hatte. Nach langem Feilſchen von Seiten der beiden Väter, wobei zuletzt der Papſt dem Vater des Erbprinzen vorwarf, daß er mit ihm „wie ein Krämer (da mercatante) handle", ward endlich das Verlöbniß abgeſchloſſen, und am 3. Februar des Jahres 1502 zog die Tochter Vanozza's als Gemahlin des Erbprinzen in Ferrara ein.

Von da ab beginnt der Wendepunkt im Leben Lucrezia's, und ihr Biograph benutzt denſelben, um noch einmal die über die erſte Periode deſſelben verbreiteten Anſchuldigungen einer kritiſchen Beleuchtung zu unterwerfen. Sie erſcheinen nach derſelben ſämmtlich als thatſächlich unbeglaubigte Gerüchte, als

Produkte jenes „man ſagt" (si dice), welches auch in den römiſchen Schriftſtellern der Kaiſerzeit und ihrem dicitur, fertur, ajunt, ferunt, auf deren einzige Autorität eine ſo große Menge von Greuelberichten über bedeutende Perſonen geſtützt ſind, eine ſo große Rolle ſpielt. Der Haß der Feinde der Borgia gegen ihren laſterhaften Vater, der Abſcheu gegen ihren Bruder Cäſar zogen auch die Tochter des einen und Schweſter des anderen in Mitleidenſchaft, und erzeugten die Sage im Volk von ihrer Theilnahme an den Laſtern und Verbrechen beider, die ſich zuletzt zu der bekannten Ungeheuerlichkeit ſteigerte. Es iſt Gregorovius' Verdienſt, dies überzeugend für jedes unbefangene Urtheil nachgewieſen und gezeigt zu haben, daß Lucrezia, wenn auch charakterſchwach und leichtſinnig, doch ſelbſt in jener erſten Periode ihres Lebens auf die allein ſich die über ſie verbreiteten Gerüchte und Anſchuldigungen beziehen, niemals auch nur entfernt dem Zerrbilde ähnlich geweſen iſt, welches die Sage aus ihr gemacht hat.

Ein ſolcher Nachweis iſt unnöthig für die zweite und letzte Periode ihres Lebens, welche ſie als Erbprinzeſſin und bald darauf als regierende Herzogin von Ferrara in ihrem einundzwanzigſten Jahre begann und mit ihrem Tode als Neununddreißigjährige beendete. Denn während dieſer ganzen ſiebzehn Jahre finden wir nicht nur nichts Nachtheiliges, ſondern nur Gutes und Ehrenvolles über ſie berichtet.

Sie gewann die Liebe und Achtung ihres Schwiegervaters und, was mehr ſagen will, ihres Gemahls, der ſie widerwillig geheirathet hatte, dem ſie eine Reihe von Söhnen und Töchtern gegeben, und deſſen Ausſchweifungen und Untreuen ſie geduldig ertrug. Ihre Anmuth und Schönheit gewannen ihr bald die Herzen des Volkes, als deſſen Mutter ſie ſpäter gefeiert ward und blieb. Sie ward die Seele und der Mittelpunkt des künſt-

lerischen und geistigen Lebens in Ferrara. Die ausgezeichnetsten Dichter huldigten ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit, und einer der bedeutendsten unter denselben, der Venetianer Pietro Bembo, faßte eine Leidenschaft für sie, von der noch heute seine Gedichte und sein Jahre lang mit ihr geführter Briefwechsel Zeugniß geben. Ihre Briefe an ihn sind neuerdings von Bernardo Gatti (Mailand 1859) veröffentlicht. Auch der größte Dichter ihrer Zeit Ariosto stellte in seinem berühmten Epos Orlando Furioso (XLII., 83) ihr Bild in dem Ehrentempel der Frauen auf; wie sie denn in der That während ihres Lebens in Ferrara als ein Muster tugendhafter Frauen gegolten hat.

Noch vieles Schwere hatte sie zu erleben: den unerwarteten gräßlichen Tod ihres Vaters des Papstes (1503), den jähen Zusammensturz der Machtgröße ihres Hauses, und den schmählichen Untergang ihres Bruders, der einst Beherrscher der ganzen Romagna, als flüchtiger Abenteurer in Spanien endete (1505); die blutige Ermordung ihres Verehrers, des hochbegabten Dichters Ercole Strozzi (1508); den Tod ihres ersten Sohnes Rodrigo, den sie in ihrer kurzen glücklichen Ehe mit dem Herzog von Biseglia geboren hatte, und den Tod ihrer Mutter Vanozza (1517), „der glücklichen und unglückseligen Mutter" so vieler Fürsten, wie sie selbst in einem Briefe an die Tochter sich nannte. Das Alter blieb nicht ohne Einwirkung auf ihr Inneres. Sie ward ernster in ihrem Wesen, und ihre Frömmigkeit ward innerlicher und strenger. Daß der Sturz ihres Hauses in Rom ihre Stellung in Ferrara nicht erschütterte, spricht für die Zuneigung und Achtung, die sie sich daselbst gewonnen hatte, und die in immer steigendem Maße mit den Jahren zunahm. Selbst die weiblichen Mitglieder des Hauses Este, welche ihr früher feindlich gewesen waren, wurden ihre Freunde, und das

Volk vergötterte die Fürstin, die sich überall hülfreich erwies, in Zeiten der Kriegsnoth und Theuerung ihren Juwelenschmuck verpfändete, um helfen zu können, und mehr und mehr von allem Glanz und Pomp entsagte, an den sie von Jugend auf gewöhnt gewesen war. Und als sie, nur 39 Jahre alt (23. Juni 1519), im Kindbett starb, begleitete nicht nur ihr weinender Gemahl, sondern ganz Ferrara seine Herzogin mit aufrichtigen Thränen zu Grabe. Ein Brief, den sie zwei Tage vor ihrem Tode an den Papst Leo X. geschrieben, um ihm anzuzeigen, daß sie sterben müsse und ihn zu bitten, ihrer Seele die Benediction zu ertheilen, ist erhalten. Er ist so ruhig gefaßt und einfach würdevoll, wie ihn sicherlich ein sterbendes Weib nicht hätte schreiben können, das sich in seinem Gewissen mit den Freveln belastet gefühlt hätte, deren man die Tochter Alexander Borgia's so ungerecht beschuldigt hat.

Keins der zahlreichen Bilder, welche die berühmtesten Maler ihrer Zeit von der schönen Lucrezia gemahlt haben, ist uns erhalten geblieben. Was von dergleichen in Italischen und anderen Galerien jetzt mit ihrem Namen benannt wird, gehört zu den bekannten zahlreichen Erdichtungen der Galeriekatalege. Auch von ihrem Vater und ihrer Mutter, sowie von ihren Brüdern giebt es keine beglaubigten Bildnisse, denn auch das von mir in meinem Italienischen Reisewerke (Ein Jahr in Italien. II. S. 445—46) beschriebene Portrait Cäsar Borgia's in der Galerie Borghese ist nicht beglaubigt. Sichere Bildnisse von Lucrezia sind nur auf einigen Schaumünzen aus ihrer Ferraresischen Lebensepoche erhalten, deren schönste sich im Berliner Münzkabinet befindet. Eine Abbildung nach derselben hat Gregorovius seinem Buche beigegeben. Dieselbe zeigt einen reizenden Kopf mit langem freiherabwallendem Haar, von mädchenhaftem fast kindlichem Ausdruck, das Profil in den Linien nicht

grade klaſſiſch, aber das Ganze beſeelt von jener anmuthvollen Lieblichkeit (dolce ciéra), welche die Zeitgenoſſen als das Charakteriſtiſche ihrer Schönheit nennen. Auch ihr Grab und Grabdenkmal, wie das ihres Gemahls, ſind verſchwunden. Ihr Vater erhielt kein Denkmal, nicht einmal ein Grab. Der Sarkophag, welcher heute als der ſeine in den Vatikaniſchen Grotten gezeigt wird, iſt nicht der ſeine, ſondern eines anderen Papſtes. Wer aber die 1495 erbaute ſpaniſche Nationalkirche S. Maria di Monſerrato unweit Piazza Farneſe aufſucht, dem zeigt man noch heute in einer Kammer einen hölzernen Kaſten, in welchem, laut einer darauf befindlichen kurzen Inſchrift in ſpaniſcher Sprache, die unbegrabene Leiche des ſchrecklichen Papſtes Alexander VI. zuſammen mit den Ueberreſten ſeines Oheims Calixtus III. verwahrt wird. Sic transit gloria mundi!

Ich ſchließe mit einer allgemeinen Betrachtung über die Borgia's, welche Gregorovius an die Spitze ſeines Buchs geſtellt hatte. Wenn wir fragen: Was iſt es, was die Geſtalten dieſer Borgia's für uns in einem ſo eigenthümlich furchtbaren Lichte erſcheinen macht? ſo lautet die Antwort unſeres Hiſtorikers: Es iſt der Hintergrund, auf dem ihre Geſtalten erſcheinen, der dieſe Wirkung übt. Dieſer ihr Hintergrund iſt die chriſtliche Kirche, aus dem ſie hervortreten, auf dem ſie ſtehen bleiben, und der grelle Widerſpruch ihres Weſens zu dem Heiligen, das dieſe laſterhaften und ruchloſen Menſchen repräſentiren, iſt es, welcher ihren Geſtalten den Charakter des Grauenhaften, des Dämoniſchen aufprägt. Sie erſcheinen als eine fürchterliche Traveſtie der erhabenen Vorſtellung von der kirchlichen Welt. Und dadurch, daß wir genöthigt ſind, dieſe grauenhaften Geſtalten und ihre Thaten ſtets mit der religiöſen Idee verbunden zu denken und zu empfinden, als deren gräßliche Zerrbilder ſie in ihrem Thun und Leben erſcheinen, wächſt ihre Furchtbarkeit

hinaus über ſo viele ihrer Zeitgenoſſen, die ihnen an Verruchtheit nichts nachgaben. Der grauenhafte Schatten, den ſie dadurch vor ſich herwarfen, hat nicht verfehlen können, auch Erſcheinungen wie die der Lucrezia Borgia, der Tochter eines ſolchen Papſtes wie der ſechſte Alexander war, mit in ſeinen verfinſternden Bereich zu ziehen. Ihr Bild und Andenken von dieſer Verfinſterung befreit zu haben, iſt ein Verdienſt des edlen deutſchen Forſchers, für das ihm jeder Freund der Menſchheit und der Wahrheit dankbar ſein muß.

Wie weit und wie bald freilich ſeine Rettung Lucrezia's durchdringen wird, iſt allerdings eine andere Frage. Denn noch immer iſt unter den Menſchen die Zahl derjenigen groß, welche es lieben, wie ſelbſt der finſtere Tacitus einmal zu klagen ſich genöthigt ſieht: „weit verbreitete und trotz ihrer Unglaublichkeit begierig aufgefaßte Angaben und Gerüchte der einfachen, nicht ins Wunderbare entſtellten, Wahrheit vorzuziehen".

ohne ein gewisses Geschick. Am auffallendsten aber tritt die genannte Absichtlichkeit an zwei Stellen hervor, wo Appulejus von gewissen Dingen auf eigne Beobachtungen sich beruft, die an seine ausgedehnten Reisen erinnern. An der ersten sagt er, von den Erdausdünstungen in Delphi und an andern Orakelorten redend: „Vidi et ipse apud Hierapolin Phrygiae non adeo ardui montis vicinum latus nativi oris hiatu reseratum, et tenuis neque editae marginis ambitu circumdatum: sive illis, ut poetae volunt, Ditis spiracula dicenda sunt, seu mortiferos anhelitus eos credi prior ratio est. Proxima quaeque animalia et in alvum prona atque projecta venenati spiritus contagione corripiunt, et vertice circumacta interimunt. Antistitia denique ipsos semiviros esse, qui audeant propius accedere, ad superna semper sua ora tollentes. Adeo illis cognita est vis mali, ad inferiora aeris noxii crassitate densa, inferiores quóque facilius adire atque percellere [1])." Statt dieser weitläuftigen Bemerkung heisst es im Griechischen bloss: τὰ δὲ καὶ παντάπασιν ἀναρῥῆ καθάπερ τὸ ἐν Φρυγίᾳ. Wenn sich hier indessen der griechische Verfasser noch einigermassen heraushilft,

fügt, und der Peloponnes ausgelassen wird. Desgl. p. 595. lin. 27, wo die Syrten einen nähern Zusatz erhalten; vgl. p. 592 b. lin. 10. sqq. mit Appul. p. 297; a. p. 596 a. lin. 10. vgl. mit App. p. 332. — Zusätze wie p. 595 b. 29. ὥσπερ τὰ ἐν Δελφοῖς καὶ Λεβαδίᾳ statt: quod in Oraculis Delphicis ceterisque est. p. 328. sind noch mehrere.

1) Appulej. d. M. p. 327 — 329 Oud. Vgl. Ammian. Marcell. XXIII. p. 262. Plin. h. n. I, cp. 95., welche von den Auslegg. citirt werden.

Eggers' Biographie Rauch's.

(1873.)

Unter dem Titel „Christian Daniel Rauch, von Friedrich Eggers“ ist so eben der erste Band einer Lebensdarstellung des großen Bildhauers erschienen (Berlin, C. Duncker's Verlag 1873), der für lange Zeit der Hauptstadt Preußens, und jetzt auch Hauptstadt des deutschen Reichs, durch eine Reihe großartiger Schöpfungen ihren monumentalen Charakter aufgeprägt hat.

Kaum sechszehn Jahre ist es her, daß er, der größte Meister der Bildkunst, den Berlin seit Andreas Schlüter besessen, aus dem Leben schied. Sein Tod, der ihn, den achtzigjährigen Greis, antrat in der ungebrochenen Fülle geistiger und künstlerischer Kraft (1857, 3. Dezember), riß die erste Lücke in jenem leuchtenden Kreise hochbedeutender Gestalten, welche damals noch die geistige Signatur Berlin's bildeten, und auf die jeder Berliner mit einem berechtigten Stolze den Besucher seiner Stadt hinzuweisen liebte. Die meisten von ihnen waren als Sterne erster Größe im Bereiche der Kunst und Wissenschaft gefeiert und von Alt und Jung gekannt und verehrt, wo sie sich in der Oeffentlichkeit oder in der Gesellschaft zeigten. Es war das die Zeit Berlins, wo der stolze Ausruf des altrömischen Redners und Schriftstellers:

Cedant arma togae, concedat laurea laudi!

in unſerm Kulturleben eine Wahrheit war, wo noch nicht, wie ſeitdem, der blutige Ruhmeslorbeer des Krieges und der Schlachten und, was unendlich ſchlimmer iſt, der Götzendienſt des goldenen Kalbes die erſte Stelle in dem Intereſſe der Menſchen eingenommen hatte. Dieſe Zeit ſchloß ab mit dem Jahre 1867, denn in dem kurzen Zeitraume eines einzigen Jahrzehnts, von 1857 bis 1867, raffte der Tod alle die Größen dahin, die weit über ein Menſchenalter lang der geiſtigen Atmoſphäre Berlins ihren Charakter verliehen hatten. Einer nach dem andern ſchieden ſie in raſcher Folge dahin: Die großen Kunſtheroen Rauch und Cornelius; die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, die Erſchließer unſerer vaterländiſchen Sprach- und Alterthumsſchätze; Karl Ritter, der Schöpfer der geographiſchen Wiſſenſchaft, und Auguſt Boeckh, der Begründer der klaſſiſchen Alterthumskunde; Varnhagen, der biographiſche und memoiriſtiſche Sprachkünſtler, über ein Menſchenalter lang durch die Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens und ſeiner Intereſſen ebenſo wie durch ſeine über ganz Europa ſich erſtreckenden literariſchen Verbindungen ein Mittelpunkt geiſtigen Zuſammenhangs für ſchriftſtelleriſche Zeitgenoſſen; und endlich, ſie alle überragend um mehr als eines Hauptes Höhe, der neunzigjährige Patriarch europäiſcher Wiſſenſchaft, der große Welteroberer im Reiche des Geiſtes und Wiſſens, Alexander von Humboldt! Nie, ſo lange Berlin ſteht, hatte der Tod in ſo kurzer Zeit eine ähnlich reiche Erndte geiſtiger Heroen gehalten, und wohl ſind diejenigen, welche das Glück hatten, mit den meiſten derſelben in näherer oder fernerer Berührung zu ſtehen, berechtigt zu klagen: daß mit ihnen eine Epoche geiſtigen Lebens in Berlin dahingegangen ſei, die ihres Gleichen weder gehabt hat, noch ſo bald wiederhaben wird. Sprach doch ſchon Goethe am Abende ſeines

Lebens das prophetische Wort aus, daß eine Epoche herannahe, in welcher „Reichthum und Schnelligkeit" die ausschließlichen Gegenstände der Bewunderung und des Strebens der Menschen sein würden (s. Briefwechsel mit Zelter IV., S. 44).

Es kann daher nicht fehlen, daß die Biographien jener dahingegangenen Größen das Interesse aller derjenigen erwecken müssen, welche das Verlangen tragen, sich über die Zustände und Strebungen, die Zielpunkte und Ideale, die Leistungen und Resultate jener großen Epoche des geistigen Lebens unseres Jahrhunderts zu unterrichten und in solcher Erkenntniß Trost und Stärkung des eignen Strebens zu suchen und zu finden. Zu der Zahl solcher Biographien gehört nun eben auch die vorliegende Lebensschilderung Rauch's von Eggers, wie sie unzweifelhaft aus dem gleichen Drange hervorgegangen ist. Dieselbe umfaßt in dieser ersten Abtheilung die ersten vierzig Lebensjahre des Künstlers von seiner Geburt (2. Januar 1777) bis zur Herrichtung seiner Werkstatt in Berlin (1818).

Christian Daniel Rauch wurde zu Arolsen, der Hauptstadt des kleinen Fürstenthums Waldeck, geboren, das außer ihm in Drake und Kaulbach unserm Vaterlande noch zwei andre große Kunstmeister dieses Jahrhunderts gegeben hat. Sein Vater war Kammerlakai des damaligen Regenten von Waldeck, des Fürsten Friedrich, der zur Verbesserung seiner Finanzen es nicht verschmähte, gleich vielen anderen seiner deutschen Herren Mitfürsten einen einträglichen Menschenhandel mit England für dessen amerikanische Kriegsbedürfnisse zu betreiben, wie er denn im Geburtsjahre unseres Rauch laut den Aufzeichnungen von dessen Vater „wieder hundert und dreißig Rekruten nach Amerika schickte", was auf vorhergegangene ähnliche Sendungen schließen läßt. Zur Entschuldigung seines fürstlichen Herrn bemerkt jedoch der brave Diener: „daß

es, bis auf Etliche, die partout mitgewollt (?), lauter Ausländer (d. h. außerhalb des Fürstenthums Waldeck geborne Deutsche) gewesen", die der Fürst in seinem Gebiete aufgreifen und verkaufen ließ! Ein Verdienst aber um den Knaben seines Lakaien hatte Fürst Friedrich doch. Er interessirte sich für dessen Lernfleiß, der freilich in dem Besuche der auf Lesen, Schreiben und Katechismus beschränkten öffentlichen Gemeindeschule wenig Nahrung fand, indem er ihn gelegentlich zu sich kommen ließ und ihm allerlei Aufgaben stellte, deren fleißige Erfüllung er hier und da mit einem kleinen Geschenke belohnte. Im Uebrigen aber wird nicht gemeldet, daß er sich später um die künstlerische Ausbildung des Knaben irgendwie bekümmert habe. Nur indirekt trug er zur Weckung und Förderung derselben bei; denn in dem fürstlichen Schlosse empfing der Knabe die ersten künstlerischen Eindrücke durch die Gemälde und Kupferstiche und namentlich durch einige Portraitbüsten und den vier Fuß hohen Gypsabguß der Kopie einer Apollo-Statue, welche er in den Zimmern desselben wiederholt zu sehen Gelegenheit hatte.

Trotz des liebevollen Fleißes, mit welchem der Biograph allen noch entdeckbaren Spuren der ersten achtzehn Jugendjahre seines Helden nachgeforscht hat, ist doch die Ausbeute verhältnißmäßig eine sehr geringe gewesen. Wenn auch nicht gerade „Armuth an seiner Wiege stand," so waren die Verhältnisse, unter denen der künftige Phidias Preußens aufwuchs, doch ärmlich und beschränkt genug, um es als ein Wunder erscheinen zu lassen, daß er sich aus ihnen heraus zu ringen vermochte. Auch war seine Entwickelung keine schnelle und frühzeitige. Mit vierzehn Jahren Lehrling bei einem gewöhnlichen Steinmetzen, der den Titel eines „Hofbildhauers" führte und seine Werkstatt in dem Dorfe Helfee, eine Stunde von Arolsen, aufgeschlagen hatte, half er während einer fünfjährigen Lehrzeit demselben in

Holz und Stein Grabsteine, Kaminsimse und Bilderrahmen nach vorhandenen Stichen und Musterzeichnungen schnitzen und meißeln. Nicht einmal zum Zeichnen und Modelliren erhielt er irgend eine Anleitung, denn sein Meister verstand selbst weder das Eine noch das Andere. Erst nach Beendigung seiner Lehrzeit, als er neunzehn Jahre alt nach Kassel kam und in die Werkstatt des Bildhauers Ruhl eintrat, erhielt er auf der dortigen Akademie Gelegenheit, in Thon nach dem lebenden Modell sich zu versuchen. Hier sah er auch die ersten antiken Marmorstatuen, an denen, wie an den Gypsabgüssen antiker Fragmente, die sein Meister aus Rom mitgebracht hatte, er sich begeisterte. An eigne Arbeiten war jedoch für ihn in Kassel noch nicht zu denken, denn er hatte zunächst für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, den er nicht anders als mit handwerksmäßigem Schaffen in Holz und Sandstein für allerhand Dekorationen der fürstlichen Bauten zu gewinnen vermochte. So sind die Hirschköpfe im Saale der Löwenburg von seiner Hand.

Das Beste für ihn in materieller Unterstützung that indessen ein älterer Bruder, der als Schloßkastellan von Sanssouci angestellt war, und der nach des Vaters Tode (1795) an ihm und der Familie Vaterstelle vertrat. Dieser treue Bruder, der in dem jungen Bildschnitzer die große Begabung erkannt zu haben glaubte, hatte es zu seiner Lebensaufgabe gemacht, die Ausbildung derselben nach Kräften zu fördern. Leider aber sollte diese Förderung nur kurze Zeit währen. Denn der Bruder starb plötzlich, und Rauch, der auf die Nachricht von dessen Erkrankung von Kassel nach Potsdam geeilt war, fand bereits den Grabhügel über dem Bruder aufgeschüttet, und mußte es, im Hinblick auf seine und seiner Familie Mittellosigkeit, als eine Glücksgunst ansehen, daß ihm im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm II. dessen Faktotum, der Kämmerer Rietz, eine Stelle

als Lakai im persönlichen Dienste des Königs anbot, deren Gehalt es ihm möglich machte, jetzt als Versorger der Seinen für den verstorbenen Bruder einzutreten.

Freilich mochte es dem zwanzigjährigen Jünglinge schwer werden, dem Kunstberufe, der seine Seele erfüllte, zu entsagen. Aber er tröstete sich mit der Aussicht, daß die Gunst des Königs, der sich den Kunstbestrebungen geneigt erwiesen hatte, ihm nach einem oder ein paar Jahren gestatten werde, seinem Berufe auf's Neue, und unter günstigeren Umständen als in Kassel, folgen zu können. Aber der baldige Tod des Monarchen (1797) zerstörte die Aussicht. Zwar wurde ihm bald darauf gestattet, in dienstfreien Abendstunden dem Unterricht in der neugestalteten Akademie beizuwohnen, und hier und da die Vorlesungen von Hirt, Moritz und Rambach zu besuchen. Aber diese Vergünstigung vermehrte nur sein Unglücksgefühl und seine Sehnsucht, wieder zu seiner Kunst zurückzukehren. Von der Akademie auf Grund seiner Arbeiten warm empfohlen, wandte er sich Ende des Jahres 1798 an den Staatsminister von Heinitz mit dem Gesuche: den König zu bewegen, ihn aus dem Lakaiendienste zu entlassen und ihm von seinem Dienstlohne von monatlich 32 Thalern nur 20 Thaler zum nothwendigsten Lebensunterhalte bei der Wiederaufnahme seines Kunstberufes zu belassen, wobei er erklärte: „auf den Ueberrest seines jetzigen Gehalts sowie auf die Livree-Röcke und übrigen Emolumente seines Postens gern Verzicht leisten zu wollen." Aber trotzdem daß der Minister dies bescheidene Gesuch in seinem Berichte an den König dringend befürwortete, erfolgte dennoch eine obenein in kränkenden Ausdrücken abgefaßte abschlägige Antwort. Friedrich Wilhelm III. war ein sparsamer Herr, und allerdings hatte ihm die bekannte Verschwendung seines Vorgängers hinlängliche Ursache gegeben, die Tugend der Sparsamkeit zu üben. Er be-

tonte es in seinem (von Eggers S. 26 mitgetheilten) Bescheide ausdrücklich: „daß er unablässig darauf denken müsse, den Pensions-Etat, wo eine Ersparung irgend zulässig sei, zu vermindern." „Wenn" — so fügte er hinzu — „mein Kammer-Lakai Rauch nach den eigenen Worten seiner Bittschrift den Fleiß mit dem Müßiggange vertauscht hat, indem er sich einst gefallen lassen, die Bildhauerei niederzulegen und die Kammer-Lakaienstelle seines verstorbenen Bruders anzunehmen, so wird er in der letzteren Qualität auch müssige Stunden genug behalten, sich nach dem Zuge seines Genies als Bildhauer zu vervollkommnen, ohne daß Ich zwei Drittel seines Einkommens als Lakai zu einer Pension ihm anweisen darf!"

Wunderbares Spiel des Schicksals! Derselbe König, der dem Genius im Lakaienrocke diese herbe Antwort auf die Bitte gab, ihn aus seinem Joche zu erlösen, sollte zwölf Jahre später dem Künstler für ein Meisterwerk seiner Kunst, die ihm das Abbild seiner verlorenen geliebten Gemahlin in Marmor wiederschuf, mit Thränen der Rührung seinen Dank zollen!

Einstweilen aber verfaß der Genius, der jenes Denkmal schaffen und Berlin in den Monumentalstatuen seiner Kriegshelden und seines großen Königs die erhabensten Werke der Bildkunst schenken sollte, lange kostbare Jugendjahre in den königlichen Vorzimmern. Von 1797 bis 1804, fast sieben volle Jahre, diente er wie Jakob um Rahel, um die Kunst, die Geliebte seiner Seele, zu gewinnen. Mehrmalige Wiederholungen seines zuvor erwähnten Gesuchs um Befreiung blieben wie das erste resultatlos; und doch steigerte sich das marternde Bewußtsein des Mißverhältnisses zwischen seiner Tagesbeschäftigung und der Aufgabe, die ihm sein innerer Künstlerdrang stellte, von Jahr zu Jahr, von Tage zu Tage in immer höherem Grade. Selbst die Gewährung eines mehrmonatlichen Urlaubes nach

Dresden zum Studium der dortigen Kunstwerke, die ihm sein Gönner, ein Kammerherr von Schilden, ausgewirkt und zu dem er sich die Reise- und Aufenthaltsmittel von gelegentlichen fürstlichen Trinkgeldern erspart hatte, diente nur dazu, sein Unglücksgefühl über jenes Mißverhältniß zu erhöhen. Er, dem, wie sein Biograph sagt, die Natur gegeben hatte, das plastisch auszudrücken, was die beiden größten Dichter unserer Nation zu sagen rangen, er, der, wie sie, geboren war, daß ihn die Fürsten in sein geistiges Recht einsetzten, er fühlte nur immer dringender, daß er keine Zeit mehr übrig hatte zu Dienstleistungen im Lakaienrocke." Er war jetzt in demselben bereits über siebenundzwanzig Jahre alt geworden, während der damals vierzigjährige Meister Gottfried Schadow — der Schöpfer der Quadriga des Brandenburger Thores, der Ziethenstatue und des Graddenkmals des Grafen von der Mark — schon mit vierundzwanzig Jahren als anerkannter Meister seiner Kunst als Hofbildhauer und Direktor der Berliner Kunstakademie dagestanden hatte. Vergebens hatte sich der Letztere, der sich allmälig von Rauch's künstlerischer Begabung mehr und mehr überzeugt und ihm sogar die Ausführung einer selbstständigen Arbeit übertragen hatte, für ihn verwendend ausgesprochen. Vergebens war Rauch selbst bereits mit einigen seiner Arbeiten auf der Ausstellung des Jahres 1802 erschienen. Seine Bitten um Befreiung blieben ungehört, und selbst die außergewöhnliche Schönheit der Gestalt, welche die Natur ihrem Lieblinge als Angebinde verliehen, gereichte mit zu seinem Nachtheile. Rauch war einer der schönsten Männer seiner Zeit, selbst noch in seinem höchsten Alter, und die der Biographie beigegebene Zeichnung Schadow's, welche ihn als vierunddreißigjährigen darstellt, läßt auf die Stattlichkeit seiner Erscheinung in der Jugend schließen. Einen solchen „Prachtkerl", der außerdem auch geistig wie durch sein

ganzes Benehmen weit über dem Niveau aller gewöhnlichen Treſſenrockträger ſtand, mochte man doch nicht unter der nächſten Hofdienerſchaft entbehren wollen! In dieſem Sinne äußerte ſich einmal ein preußiſcher Hofkavalier jener Zeit gegen den verſtorbenen Baron Alexander v. Rennenkampf auf deſſen Frage: warum man denn den begabten Menſchen nicht freilaſſe? wie dieſer mir vor dreißig Jahren erzählte.

So lebte er friedloſe Tage und ruheloſe Nächte, all ſein Sinnen gerichtet auf die Erreichung ſeines Zieles, während man ihn von ſeinem Entſchluſſe durch allerhand Vorſtellungen und Verſprechungen ab- und hinzuhalten ſuchte. „Wie ausreichend", ſagt ſein Biograph, „erſchien die Entſchuldigung für die Nichtgewährung ſeines Wunſches, daß man — wenigſtens noch warten wolle, bis die Kunſt dringender und entſchiedener ſich ihren Meiſter aus den Feſſeln der Dienſtbarkeit abfordern würde!"

Darauf freilich hätte man lange „warten" können, wenn nicht nach ſiebenjährigem Ausharren der eingejocht gehaltene Pegaſus ſich endlich ſelbſt befreit hätte, indem er den König perſönlich um ſeine Entlaſſung antrat. Er erhielt ſie am 31. Januar 1804 aber in Ungnaden „mit der ganz geringen Penſion von jährlich 125 Thaler 12 Groſchen"; und erſt ein halbes Jahr ſpäter ward ihm durch Kabinetsordre des Königs auf ſeine Bitte gewährt, dieſelbe auch in Rom, wohin ihn ſeine Sehnſucht trieb, beziehen zu dürfen. Eine Unterſtützung aber zur Reiſe erfolgte nicht, und der endlich Freigelaſſene hätte dieſelbe ſchwerlich unternehmen können, wenn nicht die Großmuth eines Privatmannes, des Baron von Schilden, für die Kargheit des königlichen Herrn eingetreten wäre. Schilden gab ihm 200 Thlr. als Reiſegeld, und honorirte ſeine bei ihm beſtellte Portraitbüſte mit weitern 100 Thlr., wofür ihm der dankbare

Künſtler ſpäter eine von ihm gewünſchte Büſte der Königin Luiſe arbeitete und als Dankgeſchenk verehrte.

Und noch ein anderes Glück kam hinzu. Ein junger ſchleſiſcher Edelmann, Graf Sandretzky, bot ihm an, ihn als Reiſegefährte nach Italien zu begleiten. Rauch nahm an, und wenn dieſe Begleitung auch die Reiſe ſehr verlängerte — es dauerte ein volles halbes Jahr, vom 5. Auguſt 1804 bis zum 20. Januar 1805, ehe die Reiſenden durch Porta di Popolo ihren Einzug in Rom hielten — ſo war doch dieſe Reiſe, bei welcher die Reiſenden Süddeutſchland und die Rheinſtraße, die Schweiz und Südfrankreich und einen guten Theil von Oberitalien mit aller Muße zu Wagen, zu Fuß und zu Schiff durchzogen, nur ein Gewinn mehr für Rauch, der dieſe erſte große Umſchau in der ihm neuen Welt in vollen Zügen genoß. Sein Biograph hat uns (S. 32—72) das unterwegs geführte Tagebuch dieſer Reiſe (leider nicht vollſtändig) mitgetheilt, das einzige, welches Rauch überhaupt in ſeinem Leben trotz ſeiner vielen ſpäteren Reiſen zu ſchreiben Zeit und Muße gehabt hat. Dieſe Aufzeichnungen, meiſt mit Bleiſtift, ſelten mit der Feder, an Ort und Stelle niedergeſchrieben, kurze Fixirungen des Merkwürdigen, und prägnante Schilderungen, hier und da mit reflektirenden Betrachtungen gemiſcht, ſind nicht nur an ſich von großem Intereſſe, ſondern ſie ſetzen uns auch durch den Grad der Bildung, den ſie bekunden, wahrhaft in Erſtaunen. Zumal wenn wir bedenken, daß dieſer Mann nur den allerniedrigſten Schulunterricht als Knabe genoſſen hatte, und genöthigt geweſen war, alles, was er an Kenntniſſen beſaß, in karggemeſſenen Mußeſtunden durch Lektüre guter Bücher und gelegentlichen Verkehr mit Unterrichteten zu erwerben. In welchem Umfange dies ſeiner von eiſernem Fleiße unterſtützten großen Begabung ſchon jetzt gelungen war, davon giebt dieſes aphoriſtiſche Tagebuch,

so ist ihm dies dafür an der zweiten Stelle um so entschiedener misslungen. „Phidian illum (erzählt Appulejus), quem fictorem probum fuisse tradit memoria, vidi ipse in clypeo Minervae, quae arcibus Atheniensibus praesidet, oris sui similitudinem colligasse; ita ut, si quis olim artificis voluisset exinde imaginem separare, soluta compage, simulacri totius incolumitas interiret [1])." Hier oder nirgends verräth sich der Grieche als Falsarius, wenn er schreibt [2]): *Φάσι δὲ καὶ τὸν ἀγαλματοποιὸν Φειδίαν κατασκευαζόμενον τὴν ἐν ἀκροπόλει Ἀθηνᾶν, ἐν μέσῃ τῇ ταύτης ἀσπίδι τὸ ἑαυτοῦ πρόσωπον ἐντυπώσασθαι καὶ ἀνδῆσαι τῷ ἀγάλματι διά τινος ἀφανοῦς δημιουργίας, ὥστε ἐξ ἀνάγκης, εἴ τις βούλοιτο αὐτὸ περιαιρεῖν, τὸ σύμπαν ἄγαλμα λύειν τε καὶ συγχεῖν.* Wie konnte Aristoteles dies schreiben, er der über die Hälfte seines Lebens in Athen verlebte, der jeden Tag sich von der Wahrheit oder Unwahrheit einer Sache überzeugen konnte, bei der sich noch volle fünf Jahrhunderte später ein Appulejus auf eigne Anschauung beruft! Aber dies *φάσι* und die aoristischen Formen charakterisiren den Späteren, der eine wörtliche Uebertragung solcher Aeusserungen seines Originals auf die Person eines so viel älteren Verfassers doch nicht wagte, während er selbst sich in die Lage des Letzteren nicht

1) Appul. p. 301. Ueber die Sache s. d. Interpr. zur gen. Stelle, welche auf Pausanias, Tzetzes, Arnobius u. Cicero (Tuscul. I, cp. 15.) verweisen. — Sillig Catalog. Artific. p. 344. erwähnt der ganzen Sache gar nicht.

2) p. 309 b. lin. 33.

deſſen Inhalt keinem „Studirten“ Schande machen würde, den Beleg. Und mehr noch ſpricht dafür, daß wir dieſen Mann, der ſieben Jahre den Lakaienrock getragen, bald darauf in Rom in dem Kreiſe ausgezeichnetſter Größen der Bildung, Wiſſenſchaft und Kunſt als Gleichberechtigten verkehren ſehen.

Rührend iſt das Gefühl der Dankbarkeit, mit welchem wir ihn am Rhein zu Anfange ſeines Tagebuchs bei dem Gedanken verweilend finden, daß er jetzt endlich die langerſehnte Erfüllung ſeines Lebenswunſches vor ſich ſehe. „Dankend und fröhlich“ — ſchreibt er — „ſtand ich oben auf der Höhe, wo man das weite Rheinthal überſieht. Der Rhein ſtrömt durch dieſe ſchöne Flur um grüne Inſeln, die ihm wie zum Zeitvertreib geſchaffen ſcheinen, oder er ſchuf ſie ſich ſelbſt. Da ſtand ich, dankend dem Himmel — daß das, was ich vor elf Jahren nur ahnte — in Erfüllung gebracht war, in dieſem Augenblicke, wo ich dem herrlichen Rom, meinem Ziele, dem Ziele aller Menſchen, die das Edle lieben, insbeſondere dem Ziele der Künſtler und Dichter, entgegen zu eilen das Glück habe, das Hunderte mit Anſtrengung — und da ſie es gewiß würdig ſind — nicht erlangen können!“ Nicht ein einziges Mal entfährt ihm in dieſen Reiſeaufzeichnungen eine Klage über die langen ſieben verlorenen Jahre. Er hat jede Erinnerung daran abgeſchüttelt, und die innere Gewißheit, daß er trotzdem ſein Künſtlerziel erreichen werde, macht ihn froh und heiter, und läßt ihn mit allſeitigem Intereſſe Menſchen und Dinge auf ſeiner Wanderung betrachten. Für Alles hat er offene Augen: nicht nur für die Werke der Kunſt und Architektur, für hiſtoriſche Denkmäler und für die Schönheiten der Landſchaften, ſondern auch für Landesart und Sitten der Menſchen, wie für die geologiſchen Formationen der Berge, für Verſteinerungen und Kriſtalliſationen. Daneben lebt in ihm ein offener Sinn für die hiſtoriſche Größe

und eine ſtarke Sympathie für den Freiheitsmuth des Schweizervolks. In Unterwalden fand er überall noch die grauſen Spuren der Verheerung, welche die mordbrenneriſchen Franzoſenhorden über das unglückliche Land fünf Jahre zuvor gebracht hatten in jenem Kampfe, wo 2000 Unterwaldner gegen 16,000 Franzoſen heldenmüthig ihre Freiheit vertheidigten. Er fand alle Weiler und Flecken verheert und verbrannt, die Einwohner zum großen Theil erſchlagen, aber die Lebenden ungebrochenen Muthes. „Ueberall (ſo ruft er aus), obſchon ſie geſchlagen wurden, Andenken ihres echten unverdorbenen Charakters, ihrer Bravheit und ſeltenen Größe. So energiſch möchte man alle Unterthanen wünſchen!“ — Man ſtoße ſich hier nicht an dem Worte „Unterthanen“ in dem Munde eines bisherigen königlichen Lakaien. Der wahre Sinn, die Sympathie für ſolchen freien Mannesmuth iſt darum doch nicht minder hervorleuchtend. Auch ſonſt werden wir ſchon in dieſer Periode finden, daß ihm — im vortheilhaften Unterſchiede von ſo vielen andern Künſtlern — neben ſeiner Arbeit die Politik, die rege Theilnahme an den öffentlichen großen Begebenheiten der Zeit „eines der erſten Lebensbedürfniſſe“ war.

Daneben iſt über manche Partien des Reiſetagebuchs ein Hauch von ſtarker poetiſcher Empfindung ergoſſen. Alle Eindrücke, die der Reiſende empfängt, tragen das ungeſuchte Gepräge derſelben. Mit dem Betreten Italiens ſteigerte ſich die Empfindung ſeiner Glückſeligkeit. Es war, wie ſein Ausdruck lautete, um „ſtill toll zu ſein vor Ueberglückſeligkeit.“ An der Herrlichkeit Genua's konnte er ſich kaum ſatt ſchauen, als er in heller Mondnacht mit vollen Segeln in den Hafen einfuhr. „Die Stadt liegt amphitheatraliſch um den Hafen, und wie ſchöne Augen in dem Pfauenſchwanz, ſo ſind in dieſer prächtigen Stadt die Kirchen und Paläſte von polirtem farbi-

gem Marmor gesäet; sie ragen hervor wie Heerführer aus dem Volke!" Und weiter heißt es: „Ich kam in die Straße der großen Paläste. Große Laternen erleuchteten innerhalb die prächtigen Höfe und Treppen; Säulenhallen, große breite Treppen, die links und rechts sich in die Gallerie verloren — Alles von glänzendem Marmor. Dieser ist's nicht allein, der mir alles so übereinstimmend imponiren machte, sondern die Anlage, der Gedanke, die Konstruktion und das Verhältniß des Ganzen und der einzelnen Theile. Nicht suche man den griechischen Stil und Geist darin, sondern den des Zeitalters des Reichthums, das verbreitete Bewußtsein von Gewalt und Freiheit, wo Andreas Doria und Andere die Meere beherrschten und jeder mit Neid zu den ersten Gewalten hinaufblickte, so sieht man hier den Rangstreit: keiner konnte der Letzte sein, jeder war Fürst. Ganz verloren in diese Monumente ehemaliger Größe, genoß ich dieses Eindrucks, der mir das herrliche Genua ewig festhalten wird. Schon von Kindheit an war mir immer mit dem Namen Genua die Idee des Mystischen, des Sublimen verbunden; oft irrete ich auch schon mit anderem Gedachten in der Wirklichkeit — hier aber nicht. Zwar sind meine Genueser nicht mehr in den langen Hallen und in den engen Gassen von Genua, aber ihr ganzes Ich, ihr Charakter im Besonderen spricht sich deutlich in diesen Umgebungen aus, die sie um sich her schufen. Gerade so wie die Aegypter und Griechen in ihren Pyramiden und Tempeln sich aussprechen, so die Genueser in ihren Palästen."

Derselbe große historische Sinn zeigt sich in seinen Auslassungen über den Dom von Mailand, diesen beredten Zeugen „von dem großen Charakter und Reichthum des Jahrhunderts, die diesen Tempel zur Ehre Gottes projektirten", dessen Inneres „ihm den Eindruck macht, daß es jeden voller Andacht nieder-

wirft und ihn hier die Gottheit ahnen läßt". Und der Anblick von Lionardo's Abendmahl begeistert ihn zu folgender Ergießung: „Es ist beschädigt, aber doch noch genug erhalten, Jeden, der das Wesentliche der Kunst, die Seele derselben, poetische Erfindung, Wahrheit des Ausdrucks — insofern man die Idee des Künstlers erräth — Korrektheit der Zeichnung und das Vollendete der Malerei sucht, — ich sage Jeden mit Erstaunen und seligem Genuß zu erfüllen. In meinem Leben hatte ich vielleicht diesen Genuß nur wenige Male, und beinah glaube ich, ich sah so etwas nie. Wie ist die göttliche Güte, dies Ueberzeugtsein vom Abfall des Judas und das Leiden darüber in dem Heilande ausgedrückt! Dann der Unmuth, die Neugierde, das Entdecken und Mittheilen eines Apostels dem andern! In dem einen, Jakobus, die Frage (oder Antwort): ist's möglich, unter uns einen gefunden zu haben, der sich so an Christus versündigen konnte? Dies Gefühl, wie es bei Gelegenheit in uns wohl aufsteigen kann, ist hier in der möglichsten Klarheit wiedergegeben; Niemand wird sich's deutlicher sagen, als es hier vorgestellt ist. Andere Bilder sehen Einen gewöhnlich immer an, als ob sie mit uns etwas gemein hätten oder ihr Interesse mittheilten, oder wie Schauspieler, die das Parterre mehr ansehen wie ihre Scene. Hier aber sieht man's Jedem an, wie ihm der Gegenstand zu Herzen geht. Nichts außer diesen zieht ihren Gedanken oder nur ihren Blick ab; Alles drückt Bestürzung und allgemeines Interesse aus. Wir sehen's, aber werden nicht wiedergesehen." — Sollte man nicht glauben, dieser Betrachter hätte, statt auf der armseligen Elementarschule einer kleinen Provinzialstadt, seine Vorbildung für diese Reise auf den besten Gymnasien und Universitäten erhalten?

Dabei fehlt es nicht an Zügen sarkastischen Humors, so z. B. wenn er beim Anblick der lieblichen sechzehn Kindergrup-

pen in der Correggiokapelle des Nonnenklosters von San Paolo zu Parma ausruft: „Nichts Lieblicheres, Anmuthigeres kann Correggio nicht hervorgebracht haben, selbst Rafael nicht; — aber wie verführerisch für ein Nonnenkloster!“

Hatte die halbjährige Reise ihn schon mit immer steigendem Entzücken erfüllt, so sehen wir, wie mit dem Eintritt in das Ziel derselben, Rom, sein ganzes Wesen sich steigert. Leider brechen hier die eigenen Aufzeichnungen ab, welche uns bewiesen haben, wie unermüdlich er sich im Stillen unter harter Beschränkung für sein Ziel vorbereitet hatte.

Rauch's Eintritt in die römische Welt ward begünstigt durch die Zeit, in welcher er dort eintraf. Es war die Zeit, in welcher Wilhelm von Humboldt's große Persönlichkeit dort in seinem Hause den Mittel- und Sammelpunkt für alle künstlerischen und wissenschaftlichen Größen, die sich damals in Rom zusammengefunden hatten, in einer Weise bildete, wie dies ähnlich nie zuvor der Fall gewesen war und auch später nie wieder in gleichem Maße der Fall gewesen ist. In diesem Kreise sah sich Rauch bald als einen Bevorzugten aufgenommen und in aller Weise gefördert. Außer Humboldt selbst wurden Zoëga und Welcker seine Lehrer in der Kenntniß und dem Verständnisse des Alterthums, in dessen Studium er sich mit einem Eifer wie kaum ein anderer Künstler vertiefte. Auch in materieller Hinsicht ward Humboldt sein Wohlthäter, indem er ihm endlich im Jahre 1809 durch seine persönliche energische Verwendung bei dem Könige die Erhöhung seiner spärlichen, obenein nicht einmal pünktlich gezahlten bisherigen Pension auf vierhundert Thaler auswirkte. Noch wichtiger aber ward für Rauch die Gönnerschaft Humboldt's dadurch, daß ihm durch Humboldt's Bemühungen schließlich der Auftrag zur Ausführung seines ersten bedeutenden Werkes, des Denkmals der Königin Luise zugewiesen wurde,

durch welches er nicht nur den Grund zu seinem Künstlerruhme, sondern auch zu der Gewinnung der für ihn so folgenreichen Gunst des Königs zu legen vermochte. Dieser Auftrag rief ihn zu Anfang des Jahres 1811 aus Rom nach Berlin zurück. Seine Studienjahre waren beendet, jetzt sollte er zeigen, was er als angehender Meister zu leisten vermöge.

Humboldt war es gewesen, dem er das hohe Glück verdankte, daß er jene sechs römischen Studienjahre im fortwährenden Verkehr mit den Gebildetsten seiner Zeit, allein seiner geistigen und künstlerischen Förderung und Vorbereitung hatte leben können. Darum gehört diesem großen Gelehrten und Staatsmanne ein voller Antheil an der Ehre und dem Ruhme, die sein, bis dahin noch durch kein irgend bedeutendes Werk namhaft gewordener Schützling sich später durch eine so reiche Fülle derselben erwerben sollte.

Das Jahr 1811 verlebte Rauch in Berlin, wo er das Denkmal der Königin Luise im Entwurfe in Charlottenburg unter den Augen des Königs vollendete, der fast täglich in den späten Nachmittagsstunden, „oft mit dem Vesperbrote in der Hand" in seine Werkstatt kam, um ihm bei seiner Arbeit zuzusehen. Die beiden folgenden Jahre fanden den Künstler in Carrara mit der Ausarbeitung des Werkes in Marmor beschäftigt. Bekanntlich fiel dasselbe bei dem Seetransporte einem amerikanischen Kaper in die Hände, aus denen es jedoch glücklich wieder ausgelöst wurde. Die Darstellung der drei Kriegsjahre (1813—15) giebt dem Biographen Gelegenheit, in dem Künstler auch den Patrioten hervorzuheben, der mit ganzer Seele an den Geschicken seines deutschen Vaterlandes Theil nahm. Und zwar nicht ohne eigne persönliche Gefahr. Niemand wird die hierhergehörigen Partien der Biographie ohne Theilnahme lesen. Seine Briefe, die er aus Carrara und Rom

in die Heimath schrieb, wurden erbrochen, seine Werkstatt polizeilich durchsucht, seine Papiere von den französischen Schergen in Beschlag genommen, und er selbst sah sich mit Deportation nach Frankreich bedroht. Seitdem verbrannte er alle Briefe aus der Heimath sofort nach der Lesung und forderte das Gleiche auch von seinen Freunden wie von dem alten Schadow und anderen.

Das Jahr 1815 und die Hälfte des folgenden verlebte Rauch wieder in Berlin, dann ging er zurück in sein geliebtes Rom und in seine Werkstatt nach Carrara, die Ausführung seiner zahlreichen Arbeiten zu betreiben. Er stand jetzt am Abschlusse seines vierzigsten Jahres. Nur zehn Jahre trennten ihn von seiner Lakaienzeit, nur sechs von dem Beginn seines ersten größeren Werkes, und schon zählte er bereits zu den ersten Kunstgrößen seiner Zeit. „Wir erblicken ihn" — sagt sein Biograph in dem der Ueberschau von Rauchs damaliger allgemeiner Stellung zum Kunstleben der Zeit gewidmeten Kapitel — „im Zusammenhange mit Berlin, Paris und Allem was in der Kunstwelt vorgeht. Die Einrichtungen und Unternehmungen im Vaterlande heischen seinen Rath und seine Hülfe, die ersten künstlerischen Persönlichkeiten halten Verkehr mit ihm." Von dem letztern liefern die mitgetheilten, höchst interessanten Briefe von Schinkel und Beuth den entsprechendsten Beleg. Diese Männer, zu denen sich auch Wach gesellte, glühten für den Gedanken, Berlin zum Mittelpunkt des geistigen und künstlerischen Lebens in Preußen und Deutschland zu machen. Sie empfanden, daß nach solchen Heldenkämpfen, wie die der nächst vergangenen Jahre, auch die Kunst in dem neu wiedergewonnenen Vaterlande höheren Flug versuchen müsse, um nicht hinter der Größe jener Heldenthaten allzuweit zurückzubleiben. Wie weniges sich von ihren Ideen damals entfaltet und

„Dies Wenige, wie klein und karg!"

das ist in dieser Biographie deutlich zu lesen. Französische Maler, die in Rom gewesen waren, sprachen zu Wach in Paris mit hoher Achtung von Rauch, bedauerten es aber, „daß er das Unglück habe, ein Deutscher zu sein!“ Und doch sollte Rauch noch das ungleich bessere Loos ziehen, wenn man sein Lebensschicksal mit dem seines großen Freundes Schinkel vergleicht. Ein niederschlagendes Bild jedoch, von der, um den mildesten Ausdruck zu brauchen — rücksichtslos nachlässigen und knausernden Weise, mit welcher man in jenen Zeiten in Berlin in Allem, was die Künste und Künstler betraf, zu Werke ging, giebt Eggers in den Kapiteln über die Herrichtung der unserm Künstler versprochenen Werkstatt in Berlin, deren jahrelange Hinzögerung Rauch zur Verzweiflung brachte und zuletzt in eine gefährliche Krankheit warf. — Ein geflügeltes Wort besagt, „daß Preußen sich zur Großmacht emporgehungert habe.“ Dasselbe läßt sich mit nicht weniger Recht auch von der Kunst und Wissenschaft in Preußen sagen. Betrugen doch vor wenig mehr als hundert Jahren die Einkünfte, mit welchen die Berliner Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften im Staate der Intelligenz ausgestattet war, jährlich nicht mehr als zweihundert Thaler, wobei der damalige Direktor Le Sueur, der die ganze Anstalt bei sich im Hause hatte, noch obenein die Ausgaben für Heizung u. s. w. aus eigener Tasche zu bezahlen hatte!

Ich habe nur Weniges aus dem mit großer Liebe und treuestem Fleiße abgefaßten Buche mittheilen können, aber dies Wenige, hoffe ich, wird genügen, den Lesern die Lektüre des Werkes selbst anzuempfehlen und wünschenswerth zu machen.

Karl Rosenkranz' Selbst-Biographie.

(1873.)

Der Titel des Buches lautet freilich anders, nämlich „Von Magdeburg bis Königsberg. Von Karl Rosenkranz." (Berlin, Heymann's Verlag 1873.) Daß aber damit nicht etwa, wie dieser Titel vermuthen läßt, eine Reisebeschreibung gemeint sei, können nur diejenigen wissen, denen es bekannt ist, daß der Verfasser in Magdeburg geboren (1803), auf seinem Lebenswege über die Universität Halle, wo er eine kurze Zeit Privatdozent und außerordentlicher Professor war, sein Ziel in Königsberg erreicht hat, allwo er seit vierzig Jahren als ordentlicher Professor der Philosophie lebt und wirkt. Der vorliegende starke Band von nahezu fünfhundert eng gedruckten Seiten größten Oktavformats führt jedoch die Lebensreise unseres Autors nur bis zum Ende seines Aufenthalts in Halle, d. h. bis zum achtundzwanzigsten Lebensjahre des Helden dieser Autobiographie; und wenn wir die übrigen vierzig Jahre derselben auch nur in annähernder Ausführlichkeit der Darstellung zu erwarten haben, so dürfte das Ganze einen Umfang gewinnen, der alle in unserer Literatur vorhandenen Selbstbiographien weit hinter sich lassen würde.

Das wäre nun gerade kein Nachtheil, sondern eher als ein Gewinn zu betrachten, wenn es dem Verfasser gegeben wäre,

ſeine Aufgabe in jener künſtleriſchen Weiſe zu löſen, in welcher dies von unſern Muſtern ſolcher autobiographiſchen Darſtellung geſchehen iſt; wenn es ihm gegeben wäre, durch Ausſcheidung des Unweſentlichen vom Weſentlichen, durch richtige Gruppirung des Stoffs, durch klare Ueberſichtlichkeit wie durch ſtilvolle ſprachliche Behandlung deſſelben ſeiner Darſtellung jenen feſſelnden Reiz zu verleihen, den wir an jenen Muſtern immer aufs Neue bewundern. Allein der vorliegende erſte Band iſt nicht gerade geeignet für ſolche Begabung des Verfaſſers ein günſtiges Vorurtheil zu bewirken. Vielmehr iſt es gerade der Mangel an ſolcher Begabung zu künſtleriſcher Lebensdarſtellung, welcher in demſelben vorherrſchend zu Tage tritt, und die Lektüre des Buchs, in dem überwiegenden Theile ſeines Inhalts, weniger zu einem Genuſſe, als vielmehr zu einer ſchweren und ermüdenden Arbeit macht. Roſenkranz hat nämlich in demſelben nur die ungeſtaltete Maſſe aller und jeder Erinnerungen und Begebniſſe ſeiner erſten achtundzwanzig Lebensjahre wahllos aufgehäuft, und es damit allerdings ſeinem etwaigen künftigen Biographen und Charakteriſtiker ermöglicht, ein treues und nicht unintereſſantes Lebens- und Charakterbild eines jungen, deutſchen Univerſitätsgelehrten zu geſtalten. Er hat es aber verſchmäht, oder nicht vermocht, dieſe Form und Geſtalt verleihende mühſame Arbeit an jener ungeheuerlichen Maſſe des Stoffs ſelbſt vorzunehmen, und er hat damit allerdings einen Beleg zu jenem naiven Eingeſtändniſſe geliefert, welches er S. 390 über ſich ſelbſt und ſeine Viel- und Schnellſchreiberei ablegt: daß ihn ſchon in Halle „die Leichtigkeit etwas zum Druck zu bringen an einen gewiſſen Leichtſinn gewöhnt habe, den er zu ſeinem Verderben nicht wieder los geworden ſei.“ Davon liefert nun allerdings dies Buch einen ſchlagenden Beweis.

genugsam zu versetzen wusste, um solchen Uebelständen auf eine geschickte Weise abzuhelfen.

Hier aber können wir füglich unsere Bemerkungen abbrechen, die vielleicht manchem schon zu weit ausgedehnt erschienen sein mögen; wir können es um so eher, da wir vielleicht den Gegenstand selbst bald einer ausführlicheren und, wo möglich, erschöpfenden Untersuchung an einem andern Orte unterwerfen werden, für den hier verfolgten Zweck aber das Gesagte zu genügen scheint.

XI.

Macrobius.

Zu den wenigen Ueberbleibseln, die uns aus jener Periode der römischen Gelehrsamkeit von Hadrian bis zu Ende des fünften Jahrhunderts übrig geblieben sind, gehören auch die Schriften des Aurel. Macrobius Ambrosius Theodosius, eines Freundes und Zeitgenossen des gelehrten und vielbelesenen Grammatikers Servius. Kein Römer von Geburt, wie er selbst gesteht [1]), war er doch schwerlich ein Grieche [2]), sondern wahrscheinlicher ein Spanier, oder sonst ein Provinzial, der am Hofe des jüngern Theodosius bedeu-

1) Saturnal. praef. I, p. 132 Gronov.
2) Saturn. II, 17. p. 267. I, 24.

Und das ist Schade, und zwar in mehr als einem Betracht. Denn eben dies Buch, um etwa die Hälfte seines Umfangs durch Ausscheidung des Unnöthigen und Ueberflüssigen, ja des geradezu Ungehörigen und wahllos Herbeigezogenen verkürzt, und mit einiger künstlerischen Ruhe und Besonnenheit zusammengearbeitet, und daneben auch stilistisch durchgefeilt, würde eine Bereicherung unserer Memoirenliteratur gebildet haben. Auch beweisen selbst in seiner jetzigen Gestalt einzelne Abschnitte desselben, namentlich die drei ersten Kapitel, welche die in Magdeburg verlebte Kindheit und Knabenzeit und deren sie umgebende Zustände behandeln, daß es dem Autor da, wo er sich zusammennimmt und sich und seiner Feder Zeit läßt, nicht an der nöthigen Gabe anschaulicher Darstellung gebricht. Die dort gegebene Schilderung seiner Eltern, vornämlich seines Vaters und der Freunde und Angehörigen derselben, sowie der ersten Schule, die er besuchte und der Eindrücke, welche seine leicht erregbare Seele von dieser seiner frühesten Umgebung empfing; die Beschreibung seiner Vaterstadt, ihrer Bauten und Umgegend, die mit altniederländischer Treue und Anschaulichkeit ausgemalten Zustände und Verhältnisse der Familie Favreau, welche der Wallonischen Kolonie angehörte, wie denn unseres Autors Mutter selbst französischer Abstammung war; die Physiognomie endlich der altehrwürdigen Stadt selbst während der französischen Herrschaft und die Zerstörung ihrer Vorstädte im Jahre 1812 mit all den Greueln der Verwüstung, welche die Vorbereitung auf eine Belagerung zur Folge hatte — das Alles ist ganz vortrefflich dargestellt, und zugleich das Verhältniß des Knaben zu diesen Dingen, Personen und Ereignissen und seine dadurch bedingte Entwickelung geschickt und sinnig hervorgehoben.

Magdeburg war bekanntlich von 1806 bis zum Mai des Jahres 1814 eine Stadt des Bonaparteschen Königthums West-

falen, von französischen Truppen besetzt und im Jahre 1813 bis 1814 von deutschen Truppen belagert gehalten. Dadurch entging dem Knaben das Schauspiel des erhebenden preußischen Aufschwungs. „Eingeengt in eine blokirte Festung, abgeschnitten vom Verkehr mit der ganzen übrigen Welt, in welcher, während uns der Alp eines eisernen Quietismus drückte, Schlacht auf Schlacht geschlagen wurde, umgeben von Kummer, Elend und Tod, nahmen die kleinsten Vorfälligkeiten unsere gespannte Theilnahme und Erwartung in Anspruch." Daher mag zum Theil die Genauigkeit rühren, mit welcher Blick und Gedächtniß des Knaben das Detail des ihn in nächster Nähe umgebenden Kleinlebens aufgefaßt und festgehalten hat. „Für uns Magdeburger" — hatte am Sylvesterabend des Jahres 1813 ein Hausfreund gesagt — „ist jetzt die Welt mit Brettern vernagelt!" Wie diese Redensart auf den zehnjährigen Knaben wirkte, und wie sie in dem künftigen Philosophen zuerst den Begriff des Raumes und seiner Unendlichkeit wach rief, oder ihm vielmehr denselben zum „Gefühl" brachte, ist höchst anmuthig dargestellt. Dasselbe gilt von der darauf folgenden Schilderung der lebhaften patriotischen Bewegung nach der im Jahre 1814 erfolgten Befreiung der Stadt, wo „der Patriotismus Religion geworden war, und selbst kirchliche Gestalt annahm." Das zeigte sich unter andern bei der Nachricht von Napoleons Landung von Elba in Frankreich, wo in den Kirchen Magdeburgs allabendlich Betstunden für das Glück unserer Waffen gehalten wurden, die der Knabe eifrig besuchte.

Das hinderte jedoch nicht, daß derselbe im Verlaufe dieser aufgeregten Zeit, zumal da es an der nöthigen Strenge häuslicher Erziehungsdisciplin gefehlt zu haben scheint, gründlich verwilderte, und seine Ausbildung in Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten sehr zurückblieb. Ein Gegengewicht ge-

gen dieſe Nachtheile bildete indeſſen ſein Aufmerkſamwerden auf die bildende Kunſt, die ihm in den Bauwerken ſeiner Vaterſtadt, und beſonders in dem Dom, ſowie in der Kupferſtich- und Gemäldeſammlung eines Oheims, der ſelbſt die Malerei betrieb, entgegentrat und ſeinen innern Sinn beſchäftigte. Das dieſen Einfluß ſchildernde dritte Kapitel gehört zu den intereſſanteſten der ganzen erſten Abtheilung, wie es denn auch, — einige Längen abgerechnet, ſtiliſtiſch mit am beſten geſchrieben iſt, und zugleich allerlei beherzigenswerthe Bemerkungen, z. B. über die Zeit- und Kraftvergeudung durch das überhand nehmende Klavierſpielen, über die Vernachläſſigung des Unterrichts in der ungleich nützlicheren Kunſt des Zeichnens, über die „polypenförmige Vielthuerei in der Kinderliteratur", über die frühzeitige Ueberſchwemmung der Jugend mit Büchern und über die Nachtheile der planloſen Romanleſerei enthält. Auch die Darſtellung der Wirkung, welche das Anſchauen des erſten Naturalienkabinets auf den Knaben ausübte, verbunden mit der durch daſſelbe und durch die Betrachtung menſchlicher Gebeine und Todtenſchädel auf dem Kirchhofe in ihm erweckten erſten „Empfindung des Widerſpruchs zwiſchen Leben und Tod, Form und Unform", gehört mit dem ſinnvoll herbeigezogenen Pompejaniſchen Bilde „Perſeus und Andromeda" zu den gelungenen Stellen dieſes ganzen Abſchnitts, in welchem man einen gewiſſen Einfluß des Goethe'ſchen Vorbildes und die Anlehnung des Autors an daſſelbe deutlich wahrnehmen kann.

Von da ab zerfaſert ſich aber die biographiſche Darſtellung der weiteren Jugendgeſchichte, vom Eintritt in das Gymnaſium bis zum Abgange zur Univerſität (1824) nach Form und Inhalt in einer unerfreulichen Weiſe, die auch in den folgenden Abſchnitten nicht erquicklicher wird. Bei der wahlloſeſten unaufhaltſamſten Mittheilſamkeit bleibt der Autor dennoch durchweg

aphoristisch und jagt — wie ein hastender Cicerone, der aber doch möglichst Nichts übergehen, sondern Alles vollständig aufzeigen will, den von ihm geführten Reisenden, — so seine Leser durch eine Bibliothek von fremden und selbstverfaßten Büchern und eine ganze Galerie von unzähligen Portraits seiner Bekannten hindurch, — gänzlich unbekümmert, ob die große Mehrzahl derselben, für irgend jemand außer für ihn selbst und seine Erinnerung, irgend ein Interesse hat oder haben kann.

Nur durch diese wahrhaft ungeheuerliche Ausführlichkeit und durch das wahllose Heranziehen des Unnützesten und Fernliegendsten ist es möglich gewesen, die Erzählung eines so überaus einfachen Lebensganges durch Schule und Universität zu derjenigen Breite auszudehnen, wie sie auf den dreihundert Seiten von Seite 77—370 hervortritt. Allerdings ist aber diese Prolixität und fast mehr als Nestorische Redseligkeit über Alles und Jedes, schon an sich selbst eine Art von Charakteristik des Wesens dieses Mannes. Er sagt von sich selbst, daß bei ihm der Hang zum Encyklopädismus vorherrschte. Ganz wie Famulus Wagner „hätte er gern Alles gewußt“ und, wo möglich zugleich gern über Alles selbst geschrieben. Das Letztere hat er denn auch allerdings in ziemlich ausgedehntem Umfange zu Wege gebracht. Er nennt sich selbst mit Recht „einen polyhistorischen nach allen Seiten ausschweifenden Geist“, den „seine ganz universelle Empfänglichkeit bald hierhin bald dorthin zog“, und vielfach „zu einer grenzenlosen Zerstreuung“, sowie zu einer Vielschreiberei führte, in welcher er unter den namhaften Universitätsgelehrten kaum seines Gleichen haben dürfte. Sie zeigt sich schon in der Schüler- und Studentenzeit in einem fast krankhaft zu nennenden Grade. So wie ihm in Leben und Lektüre etwas Neues vorkommt, fühlt er sich alsobald gereizt, darüber auch etwas zu schreiben, eine Abhandlung, ein

Buch zu verfassen und, was er gestern gelernt, heute zu lehren; denn alles Neue ist ihm „unendlich wichtig." Von diesen theils nur projektirten, theils wirklich ausgeführten Schriften, unter denen auch Gedichte und Romane nicht fehlen, giebt er uns in diesen seinen Memoiren meist sogar den ausführlichen Gang und Inhalt an. Die Vergleichung der folgenden Stellen der Biographie: S. 175; 183; 185; 199—200; 203; 204; 215—218; 230; 248; 296; 297—98; 304 u. a. m. kann von dieser Thätigkeit einen Begriff geben. Seine unermüdliche Schreibelust läßt ihn sogar, „verbunden mit seiner Eitelkeit" — wie er treuherzig eingesteht — gelegentlich eine Art von Falsum begehen, indem er als angehender Berliner Student sich freiwillig erbietet, einem französischen Sprachlehrer dadurch zu dem gewünschten Doktordiplome einer kleinen Universität zu verhelfen, daß er ihm die dazu nöthige Abhandlung verfaßte. Sie behandelte, wie er erzählt, „den Begriff der Renaissance", und es kann einen annähernden Begriff für die Weitschweifigkeit unseres Autobiographen geben, daß er selbst nicht darauf zu verzichten vermag, seinen Lesern den Inhalt und „Gedankengang" auch dieses Jugendmachwerks auf drei Seiten in behaglicher Breite auseinanderzusetzen. Freilich ist diese alles umfassende Ausführlichkeit, die nichts übergehen mag und der Alles wichtig erscheint, was zu dem Schreibenden irgendwie gehört, nicht zu verwundern bei einem Manne, der es unter anderm auch angemessen findet, eigends zu erwähnen, daß er ein Exemplar seiner Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters, welches er Tieck „ehrfurchtsvoll" zu überreichen eilte, zuvor „in Kalbleder habe binden lassen", und der sich in der Vorrede darüber entschuldigen zu müssen glaubt, daß er „der Versuchung widerstanden habe," bei Gelegenheit eines und des andern kurzen Besuchs der Stadt Eisleben sich in diesen seinen Memoiren

ausführlich über das dortige Bergbauweſen zu verbreiten! — Es wäre für die Lesbarkeit dieſer ſeiner Autobiographie aber in der That recht wünſchenswerth geweſen, wenn der Autor ähnlichen „Verſuchungen“ gleichfalls zu widerſtehen die Kraft beſeſſen hätte.

Nach vierthalbjährigen Studien auf den Univerſitäten zu Berlin und Halle promovirte Roſenkranz im Frühlinge des Jahres 1828 auf der zuletzt genannten Univerſität und habilitirte ſich ein halbes Jahr darauf an derſelben als Privatdozent der Philoſophie, in welcher Stellung er bald darauf zum außerordentlichen Profeſſor mit zweihundert Thalern Gehalt ernannt, die fünf nächſten Jahre hindurch, bis zu ſeiner Berufung nach Königsberg an Herbart's Stelle, verblieb. Da mein eigner Aufenthalt in Halle und meine erſte Lehrer-Wirkſamkeit an dem dortigen königlichen Pädagogium in dieſelbe Zeit fällt und die vom ihm geſchilderten Zuſtände und Perſonen mir daher zum größten Theile wohl bekannt ſind, ſo kann ich mir die Bemerkung nicht verſagen, daß ich in der Schilderung der letzteren, im Gegenſatze zu ſo vielen andern in dem Buche gegebenen, Charakteriſtiken, die ſonſt von dem Autor beliebte Ausführlichkeit vermiſſe. Geſtalten wie Heinrich Leo, Arnold Ruge, Theodor Echtermeyer — um nur dieſe zu nennen — hätten eine eingehende Charakteriſtik in weit höherem Grade verdient, als die Genthe, Bohtz, Hinrichs und Andere mehr, die heutzutage den wenigſten noch bekannt ſind und bei denen der Autor doch mit großer Weitſchweifigkeit verweilt. Dagegen ſind die Mittheilungen über den alten Romandichter Lafontaine, der damals in Halle lebte, als ſehr anziehend hervorzuheben. In Betreff des vom Autor unter ſeinen Doktoratsexaminatoren genannten Profeſſors Jacobi iſt es ihm widerfahren, denſelben mit einem gleichnamigen Gelehrten zu verwechſeln.

Wenn ich es nicht vermeiden konnte, auf die zahlreichen Mängel und Uebelstände in der biographischen Behandlung und Darstellung hinzuweisen, so fühle ich mich um so mehr verpflichtet, schließlich eine Eigenschaft des Buchs hervorzuheben, welche geeignet ist, für das Verfehlte einigermaßen zu entschädigen. Es ist dies die naive Ehrlichkeit und die liebenswürdige heitere Offenherzigkeit, mit welcher Rosenkranz sich selbst in demselben mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, mit seinen Fehlern und Schwächen wie mit seinen guten und tüchtigen Seiten, theils wissentlich, theils absichtslos vorträgt. Mir ist kaum ein ähnliches Buch bekannt, welches darin diesen Memoiren gleichkäme; und schon dies würde ein Grund sein, die Lektüre derselben Denjenigen, welche sich zugleich über die Entwickelung eines strebsamen und begabten Mannes während einer bereits abgelaufenen Kulturperiode des deutschen Geistes unterrichten wollen, und die in unseren schnell lebenden, zeitknappen Tagen die Muße zu solcher Lektüre haben, zu empfehlen.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin, Linienstr. 158.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin.

Ein Winter in Rom.

Von

Adolf Stahr und **Fanny Lewald.**

„Ach! und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal."
Goethe.

Zweite Auflage. 8 Mark; eleg. gebdn. 9 Mark.

„Adolf Stahr's und Fanny Lewald's bereits als bevorstehend von uns angekündigtes Buch „Ein Winter in Rom" (des Dichterpaars zweiten Römischen Winteraufenthalt von 1866—1867 umfassend) ist soeben erschienen und wir gestehen gern, daß uns seit längerer Zeit keine so edle Unterhaltung, kein so reiner und erquickender Genuß beschieden worden, als sie uns die Lectüre dieser italienischen Tagebücher und Briefe geboten hat. Der Einblick in ein geistig so gehobenes, den höchsten Bildungsinteressen geweihtes Leben, wie es der Verfasser und die Verfasserin in inniger Seelenverbindung führen, hat an sich selber schon etwas Wohlthuendes. Aber auch der materielle Gehalt an wechselnden Erlebnissen und Anschauungen, an vielseitigen Studien, Beobachtungen und Erfahrungen, den uns das Buch in lebensvollen Schilderungen erschließt, ist ein so überaus reicher und zugleich so bedeutsamer und anziehender, daß jeder gebildete Leser den Mittheilungen des schriftstellerischen Ehepaars mit ungewöhnlicher Theilnahme folgen wird.

Nicht allein den archäologischen, künstlerischen und ästhetischen Interessen ist die Aufmerksamkeit der Reisenden zugewendet, auch die Geschichte, das Leben und Kämpfen des heutigen Italien und der Stadt Rom, auch die öffentlichen und häuslichen Zustände der letzteren sind bis zum Haushalt und zur Küche herab, bis zu den Winken für die Fremden über alle Details des Comforts und der Ersparniß mit erschöpfender Ausführlichkeit behandelt. Und dies Alles ist sammt den herrlichsten biographischen Bildern mit so viel Feinheit und poetischer Wärme des Tons, mit so viel anmuthiger Ungezwungenheit des Erzählens gegeben, daß das Buch, im Anschlusse an die früheren Reisewerke Stahr's, nicht bloß als eines der gediegensten, sondern auch eines der liebenswürdigsten und unterhaltendsten Produkte erscheint, welche unsere Literatur über Italien aufzuweisen hat. Wir können hier nichts thun, als es unseren Lesern in ihrem eigenen Interesse mit allem Nachdruck empfehlen."

(Feuilleton-Beilage zur Gartenlaube. 1869. Nr. 29.)

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin.

Goethe's Frauengeſtalten

von

Adolf Stahr.

Fünfte durchgeſehene Auflage.

2 Bde. 1875. Geh. 6 Mark, eleg. geb. 8 Mark.

Wir durften von einem ſo gründlichen Kenner des Dichters, von einem ſo kunſtſinnigen Kenner der Dichtung erwarten, daß er Goethe's Frauengeſtalten in ihrer ganzen Bedeutung und Schönheit entwickeln würde. Und dies hat Stahr gethan, wie die geſammte Kritik einſtimmig anerkennt. — Hinweiſend auf die Umwandlungen, welche der in den meiſten Fällen langſam und ſprungweiſe arbeitende Dichter im Verlauf der Zeit an ſeinen Werken vornahm, auf den Grundzug ſeiner Poeſie, Selbſtbefreiung zu ſein, läßt der Verfaſſer dieſe edeln Geſtalten an uns vorübergehen, zeigt ihre innere Entfaltung auf und giebt ſo dem Leſer einen fortlaufenden Commentar zu der Dichtung, indem er zugleich dieſe belehrende Abſicht unter der Hülle einer anmuthig dahinfließenden Unterhaltung verbirgt.

Die vorliegende Auflage iſt bereichert durch mannigfache und neue Aufklärungen über Goethe's Beziehungen zu Lili (Eliſabeth Schönemann) und zu dem Original der „Otilie" der Wahlverwandtſchaften: Minna Herzlieb, ſowie geſchmückt mit dem Facſimile eines von Goethe an dieſelbe gerichteten Gedichts.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

A. 204. 2. 1030 fol.

Tacitus' Geschichte

der

Regierung des Kaisers Tiberius.

(Annalen. Buch I—VI.)

Uebersetzt und erklärt

von

Adolf Stahr.

Berlin, 1871.
Verlag von J. Guttentag.

tende Würden bekleidete [1]). Seine beiden Schriften, der Commentar zu dem Somnium Scipionis und die sieben Bücher Saturnalien, sind noch in der neusten Zeit mit ungerechter Verachtung behandelt worden. Sie verdienen durchaus eine neue tüchtige Bearbeitung, welche neben der Kritik des Textes vorzüglich die historischen Nachweisungen der Quellen liefert, aus denen der Sammler, denn mehr ist Macrobius allerdings nicht, seine für die Alterthumskunde so sehr wichtigen Kollektaneen entnahm. Denn die sogenannte Gronovsche Ausgabe (London 1694) ist in dieser Hinsicht ganz unbefriedigend, und überhaupt plan- und werthlos. Aber während man an einen elenden Autor, wie der Pseudonepos, zehn Editoren Zeit und Kräfte verschwenden, ja seine Bearbeitung gar zur Aufgabe eines Lebens machen sieht, weil es ein Schulautor und die Abnahme unsern Sosiern gesichert ist, fehlt es seit funfzig Jahren schon an einem Philologen, der aus Liebe zur Wissenschaft sich des verwahrlosten Macrobius angenommen hätte. Und doch stand er im Mittelalter in nicht geringem Ansehn; ein Bischof Elbod schrieb geometrische Commentare zu seinen Schriften [2]), der Mönch Maximus Planudes übersetzte sie ins Griechische [3]), und Männer wie J. Scotus

1) Saturn. I, 1. u. daselbst J. Scalig. u. Grœov.

2) Launoi de Scholis celebrib. 6. cp. XXI, p. 91. Brucker. III, p. 566.

3) Fabric. Bibl. Gr. IV, p. 431 sqq.

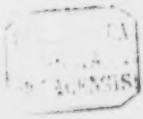

Vorrede.

Der gelehrte Geschichtschreiber der römischen Litteratur Herr Gottfried Bernhardy hat in dem Abschnitte seiner römischen Litteraturgeschichte, welcher über Tacitus handelt, mit Bezug auf meine und anderer Versuche, den Charakter und das Maaß der historischen Glaubwürdigkeit der Annalen des Tacitus in ein richtigeres Licht zu stellen, die Behauptung ausgesprochen, daß alle diese Versuche durchaus kein Resultat geliefert hätten. „Noch ist es" — so schließt er sein Verdikt — „Keinem gelungen, den Thatbestand der Annalen als irrig oder entstellt anzugreifen" (soll heißen: nachzuweisen) „gleichviel ob der Historiker mit Ungunst sah und die Farben stark auftragen mag." [1])

Ich habe mich über dieses Urtheil und seine etwas seltsame Fassung bereits in der Vorrede zu meinen Römischen Kaiserfrauen (S. VII) ausgesprochen. Jetzt darf ich den berühmten Gelehrten wohl ersuchen, sich nach Lesung des vorstehenden Buchs darüber vernehmen zu lassen: ob er auch jetzt noch Willens ist, sein früheres Verdikt und damit die unantastbare Richtigkeit und historische Wahrheit des „Thatbestandes" der Tacitus'schen Annalen aufrecht zu erhalten?

Wundern sollte es mich freilich nicht, wenn seine Antwort bejahend ausfiele. Denn ich weiß aus Erfahrung, wie tief und fest in gewissen Kreisen der blinde Glaube an Tacitus' historische Unparteilichkeit und absolute Wahrhaftigkeit noch immer gewurzelt ist, und wie von denselben noch immer jeder Versuch einer kritischen Beleuchtung seiner Darstellung als eine Art von frevelhaftem Attentat angesehen wird. Geht doch diese unbedingte gläubige Verehrung vor dem großen Geschichtsmaler der Annalen so weit, daß man sogar ihm selbst keinen Glauben schenkt, wenn er selber einmal gegen sich

[1]) Grundriß der römischen Litteratur von G. Bernhardy. Vierte Bearbeitung. (Halle 1865.) S. 700.

zeugen sollte. Davon liefert ein neuerer Gelehrter ein schlagendes Beispiel. Der römische Geschichtschreiber Orosius berichtet in seiner allgemeinen Geschichte, die er zu Anfange des fünften Jahrhunderts schrieb, daß Tacitus in seiner Geschichte der Regierung Domitian's sich zu dem Grundsatze bekannt habe, den auch andere berühmte römische Geschichtschreiber vor ihm befolgt hätten: „in der Darstellung der Kriege der Römer die Größe ihrer Niederlagen und die Zahl ihrer Verluste zu verschweigen". Das Zeugniß des Orosius ist so unzweideutig als möglich, wie man aus seinen in der Note angeführten Worten ersehen kann.[1]) Dennoch bricht der französische Gelehrte, der dasselbe citirt, in den Ausruf aus: Il faut souhaiter, pour l'honneur de l'histoire, que Paul Orose ait mal lu ou mal compris ce singulier temoignage![2]) Allein der wackre Presbyter Orosius verstand Latein genug um seinen Tacitus richtig lesen und in einer so einfachen Sache auch richtig verstehen zu können. —

Was ich mit diesem Buche beabsichtige, darüber habe ich mich in der folgenden Einleitung ausführlich erklärt. Es ist eine Vertheidigung des Regenten und Menschen Tiberius gegen Tacitus' parteiisch ungerechte Darstellung. Was mich selbst persönlich anbetrifft, so habe ich bis zu meinem vierzigsten Jahre, wie meine frühern Schriften bezeugen, die Taciteische Tradition von dem „grausamen Tyrannen", dem „heuchlerischen blutdürstigen Ungeheuer" Tiberius, wie tausende und abertausende mit und vor mir, unbesehen an- und aufgenommen. Das hat mich aber nicht abhalten können noch dürfen, die durch langjährige Studien allmälig gewonnene Einsicht, daß ich mich über Tacitus' Darstellung geirrt habe, in meinem fünfundsechzigsten Jahre offen und rückhaltlos auszusprechen.

Berlin den 1. Juli 1870.

Adolf Stahr.

---

[1]) Paul. Orosius Histor. VII, 10: Quanta fuerint ... proelia, quantaeque Romanorum clades longo textu evolverem, nisi Cornelius Tacitus, qui hanc historiam diligentissime contexuit, de reticendo interfectorum numero et Sallustium Crispum et alios auctores quam plurimos sanxisse et se ipsum idem potissimum elegisse dixisset.

[2]) Egger: Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste. p. 215. —

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible]ENSIS

Zur Einleitung.

I.

Es ist meine Absicht gewesen, in den Anmerkungen zu Tacitus Darstellung der Regierungsgeschichte des Kaisers Tiberius den Beweis zu führen, daß Tacitus in derselben seine Behauptung: „er habe diese Geschichte sine ira et studio, d. h. ohne Haß und Vorliebe geschrieben", keineswegs bewahrheitet, sondern sich vielmehr fast durchweg als feindlich voreingenommen gegen den großen Claudier erwiesen und demnach dessen Handlungen und Charaktereigenschaften mit falschen Farben übermalt hat.

Dieser Beweis, den ich bereits vor zehn Jahren in einem unvollständigen Versuche mit meinem „Tiberius" zu führen unternahm, war — wie ich mich durch fortgesetztes Studium des Tacitus mehr und mehr überzeugte — vollständig nur zu erbringen, wenn ich eine Form wählte, welche es möglich machte, den Verfasser der Annalen Schritt für Schritt in seiner Darstellung zu begleiten und dem Leser derselben bei jedem einzelnen Punkte den berichtigenden Maßstab des Urtheils in die Hand zu geben. Aus dieser Einsicht entstand der Plan dieses Buchs, in welchem die Anmerkungen, welche fast durchgängig nur jenen obigen Zweck verfolgen, die Hauptsache sind, während für die Uebersetzung meine Absicht weit weniger auf eine ängstliche Nachbildung der stilistischen Manier des Schriftstellers, als vielmehr nur auf möglichste Richtigkeit und Lesbarkeit ausgegangen ist.

Wenn nun Angesichts der von mir in den Anmerkungen gegebenen Beweise die Thatsache nicht mehr abzuleugnen sein wird: daß Tiberius in dem Verfasser der Annalen nicht nur keinen gerechten und unbefangenen, sondern vielmehr einen fast durchweg ungerechten und voreingenommenen Beurtheiler und Darsteller gefunden hat, so

ist die nächste Frage, deren Beantwortung uns obliegt, die: welche Umstände und Verhältnisse es gewesen sind, von denen Tacitus bei dieser seiner unrichtigen Darstellung und Beurtheilung Tiber's beeinflußt und geleitet worden ist?

Freilich, das eigne Urtheil unsers Autors über den Geist seiner Darstellung lautet sehr zu seinen Gunsten. „Er habe," sagt er, „die Geschichte Tiber's sowie die der übrigen Kaiser der Dynastie geschrieben ohne alle und jede leidenschaftliche Parteinahme für oder wider, wozu ihm jede Ursache weit ab liege." Der letzte Theil dieses Selbstzeugnisses für seine Unparteilichkeit und historische Objectivität soll gleichsam als unterstützender Beweis des ersten dienen, obschon er nichts weiter besagt und besagen kann, als daß der Autor selbst und seine Familie von Tiber weder Gutes noch Böses erfahren, also keinerlei persönliche unmittelbare Ursache zur Parteilichkeit habe. Diese Behauptung ist zweifellos richtig. Denn Tacitus ward erst geboren, als Tiberius bereits zwanzig Jahre todt war. Er war überdies von dunkler Herkunft und seine Familie unter Tiber völlig unbekannt.

Aber es giebt noch andere „Ursachen" außer den persönlichen, welche das Urtheil eines historischen Schriftstellers zu beeinflussen vermögen.

Obenan unter solchen Beweggründen zu lebhafter, ja leidenschaftlicher Parteinahme des Urtheils für oder wider, steht die eigene Parteistellung, die politische Ueberzeugung und Anschauungsweise des Schriftstellers, zumal eines römischen. Dieses Volk des formellen Rechts hat in seiner Litteratur keinen einzigen Schriftsteller aufzuweisen, der sich gegenüber politischen Gegnern — von Kriegsfeinden wie etwa Hannibal gar nicht zu reden — zu dem Standpunkte irgend einer auch nur einigermaßen gerechten Beurtheilung erhoben hätte. Ja, man kann es dreist aussprechen: daß in der römischen Geschichtschreibung und Litteratur bei der Beurtheilung von Personen und Handlungen gerade ira und studium fast durchgängig die allein leitenden und bestimmenden Triebfedern gewesen sind. Zu Cicero, dem berühmtesten und vielseitigsten Vertreter der römischen Litteratur, hat uns Drumann davon ein wahrhaft erschreckendes Beispiel aufgestellt. Tacitus aber war auch nach dieser Seite hin ein ächter Sohn seines Volks. Und daß seine Parteistellung, seine politische Ueberzeugung und Anschauungsweise eine dem Tiberius von vornherein feindliche war, ist eine ebenso unableugbare Thatsache.

Tacitus war zwar nicht durch Geburt, aber doch durch die Stellung, zu der er sich emporgeschwungen hatte, als er, ein Sechziger, die Annalen schrieb, und durch sein Naturell, ein Aristokrat. Er theilte die politischen Anschauungen und Vorurtheile der römischen Aristokratie seiner und selbst der älteren republikanischen Zeit, und das um so lebhafter und leidenschaftlicher, als er eben von Hause aus ein homo novus, ein Emporkömmling war. Die Summe dieser aristokratischen Anschauungen und Vorurtheile seiner Zeit und Umgebung, denen Tacitus huldigte, gipfelte in der Ueberzeugung: daß die Veränderung der Verfassung der Republik und die Umwandlung der innerlich verfaulten haltlosen Oligarchie des Senats in ein mehr und mehr monarchisches Regiment, welche durch Cäsar und die nachfolgenden Julier, besonders durch Tiberius, vollzogen worden war, ein schweres Verbrechen, eine Folge göttlichen Zornes, ein Unheil für den „Staat", und vor Allem eine „Vernichtung der Freiheit" gewesen sei. „Unter Freiheit aber verstand", wie Sievers sagt,[1]) „die römische Aristokratie einen Zustand der Art, daß eine Anzahl gleichberechtigter Familien den Staat gleichsam als ihr Eigenthum in Besitz hatten, daß sie die Verwaltung der Aemter und Provinzen bei gesicherter Straflosigkeit als Quelle der Bereicherung oder der Wiederherstellung ihres zerrütteten Vermögens benutzen durften, während die Mehrzahl der Römer sich mit dem Namen des Bürgerrechts zu begnügen hatte, dieser Name selbst aber auf einen möglichst engen Kreis eingeschränkt blieb." Daher die ungemeine Beliebtheit derjenigen Prinzen des Julischen Kaiserhauses, von denen man, wie von dem ältern Drusus, die abenteuerliche Hoffnung hegte oder von denen die Sage ging, daß sie „die Freiheit" wiederherstellen, d. h. den Optimaten die alte Macht wiedergeben würden. Keiner von allen Kaisern der ersten Dynastie hatte aber diese thörichten Hoffnungen nachhaltiger vereitelt, keiner ein geordnetes, aller Adels- und Beamtenwillkür schärfer entgegentretendes, das Wohl der Gesammtheit der Bürger und Reichsunterthanen mehr sicherndes monarchisches Regiment fest begründet, als eben Tiberius in seiner meist friedlichen dreiundzwanzigjährigen Regierung.

Das war noch unvergessen, als Tacitus sein Geschichtswerk schrieb, und darum eben war kein Kaiser bei der damaligen Aristokratie im schlimmeren Gedächtnisse, als gerade Tiberius. So zufrieden sie auch

[1]) Tacitus und Tiberius II. S. 54.

mit den Zuständen unter den Senatskaisern Nerva, Trajan und Hadrian sein mochte, welche ihr scheinbar ihre alte Bedeutsamkeit zurückgegeben und mit der Verheißung, keines Senators Leben antasten zu wollen, eine Art von Freibrief ertheilt hatten, so blieb ihr doch immer ein unversöhnlicher Haß gegen die Regenten der ersten Erbdynastie, welche die Monarchie auf Kosten der bevorrechteten Familien begründet hatten, ebenso wie gegen den letzten Flavier, Domitian, dessen Verdienst es war, die monarchische Gewalt unverhüllter als alle seine Vorgänger festgestellt zu haben.[2]) Dazu kam noch ein anderer Umstand. Gerade durch Tiberius war, wie wir aus Tacitus lernen, die römische Aristokratie, namentlich in Folge der großen Sejanischen Verschwörung, in vielen ihrer Mitglieder hart betroffen worden. Gar viele lebten noch zu Tacitus Zeit, deren Großväter, Väter oder sonst nahe Verwandte unter Tiber Verbannung, Tod und Vermögensconfiskation erlitten hatten, und es änderte nichts in dem Haßgefühle der Nachkommen, daß solche Verurtheilungen meist immer nur Schuldige getroffen hatten. „Neigung und Abneigung pflanzten sich bekanntlich im Alterthum viel nachhaltiger fort, als in neueren Zeiten", zumal in Rom, dessen ganze Geschichte seit Jahrhunderten eigentlich nur als eine Familiengeschichte der römischen Optimatengesellschaft anzusehen ist. Durch Familientraditionen ist, wie man weiß, die Erkenntniß längst vergangener Zeiten der Republik verdunkelt worden, und kein Geschlecht hat unter der in Rom wuchernden tendenziösen Geschichtsfälschung mehr gelitten als gerade das Claudische Geschlecht, dessen letzter und größter Vertreter Tiberius war.[3]) Die falsche Beurtheilung desselben in der Geschichte hat nahezu zwei Jahrtausende gewährt. So langsam bricht sich das Licht der geschichtlichen Wahrheit Bahn durch den Nebel des Irrthums und der Leidenschaft! Erst in unseren Tagen hat ein berühmter Geschichtsforscher den Nachweis geführt,[4]) daß die Schilderung des Geistes der Claudischen Familie, wie er in dem berühmten Decemvir und in dem gewaltigen Appius Cäcus u. a. hervortrat, nichts ist als die tendenziöse Entstellung karikirender Geschichtsfälschung, welche alle Claudier, Tiberius nicht ausgenommen, „mit falschen Farben übermalt und geradezu in ihr Gegen-

[2]) Vgl. Merivale VII, 385—388.
[3]) Ihne Röm. Geschichte I, 364—365.
[4]) Mommsen Röm. Forschungen I, S. 287—318.

theil verkehrt hat." Von ihr stammt die Bezeichnung dieses Geschlechts als einer familia superbissima ac crudelissima in plebem Romanam, wie wir sie bereits bei Livius[5]) finden, und wie sie dann alle späteren Historiker, Tacitus und Sueton obenan — mit alleiniger Ausnahme der beiden unter Tiber schreibenden Autoren Vellejus und Valerius Maximus — getreulich wiederholt haben, obgleich sie das gerade Gegentheil der Wahrheit enthält. Den Beweis für das letztere hat Mommsen aus demselben Livius geführt, auf welchem jene falsche Tradition hauptsächlich beruht, weil dieser Schriftsteller „durch die Ehrlichkeit, mit der er die vorgefundenen positiven Thatsachen berichtet, zugleich ohne es zu beabsichtigen das Material zur Widerlegung jener falschen Darstellung aufbehalten hat."[6]) Genau dasselbe gilt, wie sich der Leser meines Buches überzeugen wird, von Tacitus Geschichte Tiber's. Denn der Beweis seiner ungerechten und gehässigen Behandlung von Tiber's Charakter und Regierung ist fast allein oder doch vorzugsweise aus seiner eigenen Darstellung zu führen und von mir geführt worden.

Ueber die psychologische Entstehung derselben will ich einen Forscher reden lassen, der das Verdienst hat, zuerst in gründlicher Weise die taciteische Geschichte und Charakteristik Tiber's einer kritischen Beleuchtung unterzogen zu haben.[7]) Auch ihm steht es fest, daß Tacitus von vorn herein mit der traditionellen Vorstellung von Tiberius als einem verabscheuungswürdigen, grausamen und blutdürstigen Tyrannen aufwuchs, wie sie in den vornehmen Kreisen, in denen er sich bewegte, die herrschende und durch zahlreiche Skandalschriftsteller, Geschichts- und Memoirenschreiber befestigt worden war, über deren bis zu blinder Wuth der Leidenschaft gesteigerten Parteihaß gegen Tiber wir durch Tacitus selbst genügend unterrichtet sind.[8]) Mit diesen früh eingesogenen Vorurtheilen ging Tacitus an seine Darstellung der Geschichte Tiber's. „Als er sich nun aber gründlicher mit dem Thatbestande zu beschäftigen begann, da mußte er gar wunderliche Dinge vorfinden: eine treffliche Regierung, eine bewundernswürdige Kraft

[5]) Liv. II, 56. Vgl. Tacit. Ann. I, 4. Tiberium—vetere atque insita Claudiae familiae superbia.

[6]) Mommsen a. a. O. S. 290.

[7]) Sievers: Tacitus und Tiberius. Zwei Schulprogramme. Hamburg 1850 und 1851.

[8]) Tacit. Ann. IV, 11. Hist. I, 1. Vgl. meinen „Tiberius" S. 288 ff.

und Weisheit in Wort und That, die wenigstens bis zu einem gewissen Zeitpunkte sich kundgaben; später freilich die ungemäßigte Herrschaft eines Günstlings, und nach dessen Sturze eine rauhere Strenge und vielleicht eine geringere Thätigkeit des Herrschers. Hierin wieder eine Bestätigung der in seinen Kreisen hergebrachten Meinung über Tiberius findend, sucht er nach einem Schlüssel, um das nicht zu verkennende Gute und Große mit jener Meinung in Einklang zu bringen, und findet ihn — in der Heuchelei und Verstellung, in der nur zu Anfang seiner Regierung zurücktretenden, ihm aber gleichsam angeborenen Tücke und Bosheit des Kaisers! In diesen bei ihm sich gestaltenden Charakter hatte er sich hineingelebt; in diese Gestaltung hat er Alles: die Thaten, die Worte, ja selbst die innersten Gedanken des Tiberius und der Nebenfiguren hineingezogen; nichts stört bei ihm die Harmonie des Ganzen. Hat Tacitus aber so die Aufgabe des Geschichtschreibers erfüllt? Wollte er das nur nicht sein, so könnten wir eine reine Freude an dem Kunstwerke empfinden. So aber werden wir unwillkürlich an den Rhetor erinnert, der schon in der Jugend darin geübt sein mochte, sich auf den Standpunkt irgend eines geschichtlichen Charakters zu stellen, sich in die geeigneten Gedanken und Vorstellungen hinein zu versetzen, und darnach längere oder kürzere Reden auszuarbeiten. Daraus aber, daß Tacitus Meister in dieser rhetorischen Geschichtschreibung ist, wird es uns erklärlich, daß er einen so großen Einfluß auf die Anschauung der nächstfolgenden Zeit haben konnte; denn auch diese war vorzugsweise eine rhetorische Zeit. Bedeutend genug ist dieser Einfluß gewesen: Tacitus Ansicht ist fast durchgängig die der römischen Geschichte geworden. Schon bei Sueton zeigt es sich, — wiewohl sich dieser noch etwas objektiver hält. Dio Cassius aber hat nachweisbar auch nicht die geringste Anschauung, die nicht aus Tacitus herzuleiten wäre. Die Epitomatoren aber folgen gedankenlos, wie in der Geschichte der Republik dem Livius, so in der Darstellung der ersten Kaiser dem Sueton."

Mit dieser Beurtheilung von Tacitus Darstellung der Geschichte Tiber's stimmt der neueste englische Darsteller der römischen Kaisergeschichte, Charles Merivale, in allem Wesentlichen überein.*) Obschon

*) History of the Romans under the Empire. New edition in eight volumes, London 1865. — Nach dieser Ausgabe ist von mir citirt worden.

derſelbe hier und da noch immer befangen bleibt in dem „infernalen Zwielichte“ der Tradition von Tiberius, wie ſie the malign rays of Tacitus and Suetonius über den großen und unglücklichen Kaiſer faſt zwei Jahrtauſende lang feſtgeſtellt haben, iſt Merivale doch bei weitem gerechter in ſeinem Urtheile über das von Tacitus entworfene Bild deſſelben als alle früheren Geſchichtſchreiber der neueren Zeit. Er ſpricht es aus, „daß Tacitus Feindſeligkeit gegen Tiberius in ſeiner ganzen Darſtellung ſtark hervortritt“, daß wir in dem Verfaſſer der Annalen „keinen gerechten Beurtheiler ſeines Charakters vor uns haben“, und daß derſelbe nur allzu oft ſich auf die Seite derjenigen ſeiner Quellen hinneigt, welche ihre Abneigung und Parteilichkeit gegen Tiberius in leidenſchaftlichſter Weiſe bekundeten.[10])

Merivale's Urtheil über den Geiſt, in welchem Tacitus in den Annalen die Geſchichte der römiſchen Monarchie und der Kaiſer des Juliſchen Hauſes geſchrieben hat, iſt von mir früher in meinem „Tiberius“[11]) mitgetheilt worden. Es ſtimmt daſſelbe durchaus mit dem meinigen überein. Tacitus, ſagt er, konſtruirt die Geſchichte des Kaiſerreichs als geſchichts-philoſophiſcher Theoriſt nach einer in ſeinem Geiſte vorherrſchenden Idee. Gemäß der ariſtokratiſchen Anſicht der Senatspartei, welcher er anhing, hat er ſich die Aufgabe geſtellt, zu zeigen: daß Roms Weltſuprematie, die Endurſache ſeiner Exiſtenz, geknüpft ſei an die Oberhoheit einer Oligarchie, mit der aller Ruhm und alle Erfolge des römiſchen Volkes eng verbunden ſind. Er betrachtet das Herabſinken dieſer Oligarchenkaſte unter die Herrſchaft der cäſariſchen Uſurpation als die Quelle aller Erniedrigungen und alles Elends der Kaiſerzeit. Das römiſche Reich iſt vernichtet worden durch Tyrannei, Laſterhaftigkeit und gemeine Willfährigkeit gegen die Herrſcher im Innern, und durch Niederlagen und Erniedrigungen nach Außen. Der freie Geiſt des Optimaten iſt niedergedrückt und gezwungen worden zu ſchmeicheln und zu kriechen, nicht nur vor Patriziern gleichen Ranges, ſondern ſelbſt vor Parvenüs und Freigelaſſenen. Große nationale Unglücksfälle haben in ſchneller Folge den Zorn der Götter über dieſe Wandlung, über die Entartung ihrer erkorenen Lieblinge kund gegeben. Geiſt und Idee von Tacitus Ge-

[10]) S. Merivale V, p. 217. 275. 298. 391. 408. Vgl. p. 216 u. 374 und VIII, p. 89.

[11]) S. 316—323.

Erigena und Johann von Salisbury machten sie zum Gegenstande ihrer Studien [1]).

Wir können uns über die Frage, welcher Philosophie Macrobius zugethan gewesen, zwar leicht ohne Antwort beruhigen, da er in der That als Philosoph keinen Anspruch zu machen hat, indess lässt sich doch aus gelegentlichen Aeusserungen folgern, dass er kein Stoiker [2]), sondern eher ein Verehrer des Platonismus seiner Zeit, d. h. des Plotinismus war [3]). Wie bescheiden er selbst aber sich gänzlich an Autoritäten gefangen giebt, spricht er aufrichtig genug in einer Stelle aus, die wir bald näher zu betrachten Gelegenheit haben werden. Von grösserer Wichtigkeit ist für uns die Ermittelung der Bestandtheile seiner Sammlung. Denn wenn es gleich ausgemacht ist, dass Macrobius vieles wörtlich aus mittelbaren Quellen entlehnte, was er von griechischen Schriftstellern und Philosophen alter Zeit anführt, wie er denn selbst ganze Kapitel aus Gellius, Seneca u. a. entnommen hat, so lässt es sich nicht so gradeweg behaupten, dass er selbst gar keine Schriften des Plato und Aristoteles gekannt und gelesen habe [4]), da er besonders den Ersteren oft genug

1) Brucker a. a. O. III, p. 367.

2) In Somn. Scip. I, cp. 8. Noch weniger darf man ihn für einen Christen halten, wie Brucker II, p. 235. schon bemerkt.

3) Plotinus inter philosophiae professores cum Platone princeps. Ibid. p. 35. cf. II, 14. p. 117. (Plato ipsius veritatis arcanum. Ibid. I, cp. 6. p. 21.) Plotinus magis quam quisquam verborum parcus Ibid. I. cp. 12. p. 143. cf. Brucker II, p. 335 sq.

4) Er selbst spricht sich über diesen Gegenstand einiger-

schichtsauffassung erscheinen gleichfalls in dem verwandten epischen Gedichte Lucan's, nur daß dieser das beiden gemeinsame Gefühl zorniger Unzufriedenheit — wie das bei einem jungen Menschen und Poeten natürlich ist — direkter und ohne allen Anspruch auf historische Unparteilichkeit ausprudelt, während Tacitus, reif an Jahren und kühlen Temperaments, in der Anwendung seiner Theorie vorsichtiger zu Werke geht als der fünfundzwanzigjährige Deklamator. Lucan verhehlt wenigstens nicht, daß die monarchische Revolution Cäsars und der Fall der aristokratischen Oligarchie, über den er wie Tacitus jammert, eine unvermeidliche Folge der Sünden und Verbrechen eben dieser römischen Oligarchie war."

„Ganz anders Tacitus. Er hütet sich geflissentlich, den Schleier von dem Antlitze der von ihm so tief betrauerten oligarchischen Republik, der Zeit der Optimatenherrschaft des Jahrhunderts vor Cäsars Staatsstreiche zu lüften. Denn seine Parteitheorie führt ihn dazu, in seiner ganzen Darstellung das historisch grundfalsche Paradoxon aufrecht zu erhalten: daß die grundverderbte morsche Oligarchie des Senats zur Zeit des Pompejus und Milo die edelste und kräftigste aller Regierungen gewesen und die wahre republikanische Freiheit dargestellt habe; und das eben so unhaltbare Paradoxon zu vertreten: daß solch eine Regierung unter den Auspizien der Senatskaiser Nerva und Trajan wiederhergestellt worden sei."

„Daher beginnt er seine Rückschau über die römischen Dinge zu Anfange der Annalen mit der Periode, welche auf die monarchische Revolution folgte mit dem Zeitpunkte, wo die ersten und unmittelbaren Früchte derselben bereits geerntet waren, und wo die unleugbaren Wohlthaten, welche dieselbe zunächst gewährt hatte, im Andenken seiner Volksgenossen bereits einen Theil ihres Glanzes verloren hatten. Die Cäsarische Usurpation hatte in dem Zeitpunkte, von welchem an Tacitus den Faden der geschichtlichen Ereignisse aufnimmt und sein Leben der Aufgabe weiht die Unglücksfälle auszumalen, welche, wie er meint, in steter Folge aus ihr entsprungen waren, bereits eine Zeit von sechzig Jahren hinter sich: — Jahre einer beispiellosen Prosperität der römischen Zustände, wie Tacitus selbst hätte anerkennen müssen, wenn er sich dieselben klar vor Augen gestellt hätte. Damit beschränkt er sich also in seiner Darstellung auf das Sinken und den Verfall des monarchischen Systems, auf den Umfang der Periode von

Unglück und Unheil, durch welche die Verbrechen der Cäsaren gezüchtigt worden. Er spürt dem sinkenden Glücke des römischen Reiches nach, von der Varianischen Niederlage und der Düsterniß der letzten Lebensjahre August's an, und schließt seine finstere Ueberschau mit dem Falle des letzten Despoten Domitian. Ja, um den dunklen Farbenton seines Gemäldes nicht zu stören, versagt er es sich nicht nur, demselben die Gestalten der Wiederhersteller der Freiheit einzuverleiben, die er selbst, wie er rühmt, zu erleben das Glück hatte, sondern behält ihre Darstellung seinem Alter vor. Aber er hat diesen erhellenden Schluß seines Werkes wahrscheinlich nie geschrieben — vielleicht schon darum nicht, weil er sich zuletzt doch der Einsicht nicht zu verschließen vermochte, daß jenes von den dafür von ihm so hochgepriesenen Senatskaisern Nerva und Trajan scheinbar wiederhergestellte senatorische Regiment, in welchem er selbst alles Heil erblickte, ohne alles solide Fundament war und lediglich auf der persönlichen Mäßigung des Staatsoberhauptes beruhte."

In der Geschichte Roms von der Begründung der Monarchie durch Cäsar an bis auf die Zeit, wo Tacitus schrieb, erblickt der englische Geschichtsforscher mit Recht einen tiefwurzelnden Gegensatz zwischen dem oligarchischen Optimatenthum, das seine gleiche Berechtigung zum Regimente nicht vergessen konnte, und dem aus seinen Reihen stammenden glücklichen Julischen Geschlechte, welches dies Regiment thatsächlich durch eine kühne Revolution an sich gebracht hatte. Der römische Adel war besonders voll eifersüchtiger Erbitterung gegen das Prinzip der Erbnachfolge in der Regierung, das allmälig einen starken Zauber über die Masse des Volks zu üben begann. Das war der Grund, weßhalb die legitimen Kaiser, von Tiberius an, sich instinktmäßig an die demokratischen Elemente anschlossen, während sie ebenso nothwendig in Opposition traten zu der oligarchischen Adelskaste, die ihr Wahlrecht beschränkt und zu einem Scheinakte der Bestätigung des Staatsoberhauptes herabgedrückt sah. Volk und Heer finden wir daher bei jedem Thronwechsel in der Zeit der Julischen Dynastie immer auf Seiten der legitimen Erbfolge — sogar bei einem Claudius; der Senat dagegen suchte stets sein Wahlrecht und die Gleichberechtigung aller alten Geschlechter zu wahren. Doch gelang ihm dies erst, nach dem Sturze Domitian's und dem Erlöschen der Flavischen Dynastie, mit der Wahl Nerva's, des ersten Senatskaisers. Das war eine Revolution, die an die Stelle des göttlichen Rechts den

Vertrag setzte. Tacitus steht ganz und gar auf Seiten dieser Revolution. Ein Kaiser wie Trajan, der vorzugsweise nach Außen gewendet, fremde Völker in blutigen heutereichen Kriegen bekämpft und unterwirft und im Innern den Optimatenkörper seine alten Privilegien ausüben läßt — das ist sein Mann, das ist der Kaiser den er feiert, und als Folie zu dessen glänzendem Bilde ihm in den Annalen die Geschichte der Julischen Kaiser, zumal des Tiberius, dienen muß, deren Wahrheit er an mehr als einer Stelle bewußt und unbewußt gefälscht hat. [12])

II.

Lebensumstände.

Wir wissen wenig von Tacitus äußeren Lebensumständen, und auch dies Wenige fast nur durch einzelne von ihm selbst in seinen Schriften gegebene Andeutungen, zu denen sich nur noch einige Auslassungen des jüngeren Plinius, seines Zeitgenossen und litterarischen Freundes gesellen.

Nicht einmal sein Geburts- und Todesjahr, seine Vaterstadt und seine Familie sind überliefert. Was die letztere betrifft, so gehörte sie keineswegs der alten römischen Aristokratie oder Nobilität an, trotz des großen Namens der Cornelier den Tacitus führte. Ja es ist sogar vermuthet worden, daß dieselbe ihrem Ursprunge nach sklavischer Abkunft war. [13]) Sein Vater war, wie es scheint, der römische Ritter Cornelius Tacitus, der diesen Rang und die Stellung eines Rechnungsbeamten der Provinz Belgien wahrscheinlich unter Vespasian erhalten hatte, und dessen der ältere Plinius in seiner naturgeschichtlichen Encyclopädie wegen des Umstandes gedenkt, daß derselbe einen Sohn hatte, der mit drei Jahren ein Riesenkind von viereinhalb Fuß Größe, aber schwachbeinig und stumpfsinnig war und schon im vierten

[12]) S. Merivale VIII, p. 84—130.
[13]) S. Zumpt angeführt von Merivale VIII, p. 355.

Lebensjahre starb.[14]) Der Bruder dieses jungen Riesen war unser Historiker Cornelius Tacitus.

Sein Geburtsjahr setzt man in das Jahr 54 unserer Zeitrechnung, in welchem der letzte Kaiser der Julischen Dynastie, Nero, der Sohn der jüngeren Agrippina, den Thron bestieg. Der künftige Geschichtschreiber der Kaiser des Julischen Hauses stand demnach im funfzehnten Jahre, als der letzte Kaiser aus dem Geschlechte der götterentsprossenen Aeneaden Thron und Leben verlor und die nächstfolgenden siebzehn Monate drei Kaiser Galba, Otho, Vitellius von der römischen Soldateska erheben und stürzen sahn. In dem Anfangskapitel seiner Historien, deren drei erste Bücher die kurze und blutige Regierungsgeschichte dieser drei Kaiser erzählen, bemerkt Tacitus, um die Unparteilichkeit seiner Darstellung zu betonen: „daß er von denselben weder Gutes noch Böses erfahren habe", was bei seinem damaligen jugendlichen Alter von funfzehn bis sechzehn Jahren allerdings sehr erklärlich ist. Bedenklicher dagegen lautet, was er unmittelbar darauf hinzusetzt: daß er seine Staatscarrière unter den drei Kaisern der Flavischen Dynastie gemacht habe. Die Art und Weise, wie er dies ausdrückt, ist bemerkenswerth. „Ich will es nicht ableugnen", sagt er, „daß ich meine persönliche Beförderung zu Rang und Würden in ihren Anfängen dem Vespasian, in ihrer Steigerung dem Titus, und in weiter fortgesetzter Erhöhung dem Domitian zu verdanken gehabt habe." Die hier angedeutete Stufenfolge der Staatsämter, zu denen er auf diese Weise unter der Flavischen Dynastie von seinem vierundzwanzigsten bis zu seinem vierzigsten Jahre befördert wurde, umfaßt die Quästur, das Tribunat oder die Aedilität und schließlich die Prätur, zu denen sich noch die Mitgliedschaft des Senats und eines der beiden höchsten Priesterkollegien, der „Funfzehnmänner" gesellte. Diese rasche Beförderung eines ahnenlosen Emporkömmlings, eines homo novus, bis dicht an die Schwelle der höchsten einem Römer überhaupt erreichbaren Würde, bis zum Consulate, unter einem Herrscher wie Domitian, giebt uns ebenso zu denken, wie die Art und Weise, in welcher Tacitus selbst sich darüber ausspricht. Es ist Tacitus kein Zweifel, daß der junge Mann nicht nur unter Vespasian und Titus, sondern auch unter dem „blutdürstigen und grausamen Tyrannen" Domitian während dessen funfzehnjähriger Regierung zu den

[14]) S. Plin. n. hist. VII, 17, 76.

loyalen und ergebenen Unterthanen gehörte, die sich ihrer Haltung wegen der Gunst des Regenten zu erfreuen hatten, weil sonst seine Beförderung zu den höchsten Staatsehrenämtern, der Lohn für diese Haltung, unmöglich gewesen wäre. Auch war es nicht etwa seine litterarische Berühmtheit, welche ihm zu seiner raschen Beförderung verhalf; denn erst nach Domitians Tode war es, daß er als Redner und Schriftsteller auftrat. Als Domitian gestürzt und ermordet und mit Nerva eine neue Dynastie an die Stelle der Flavier getreten war, mochte es Tacitus eine gewisse Ueberwindung kosten, eingestehen zu müssen, daß er dem letzten Flavier viel zu verdanken gehabt, zu dessen Begünstigten gezählt, und daß er an gar manchen von dessen Maaßregeln Theil genommen hatte, auf die er später nicht ohne Empfindungen, die einer Selbstanklage ziemlich nahe kommen, zurückzublicken vermochte. Thatsache ist es, daß er unter Domitian in seiner Stellung als Senator niemals irgend eine Opposition gemacht hat, was er selbst und sein Freund, der jüngere Plinius, wenn es der Fall gewesen wäre, sicherlich nicht hervorzuheben unterlassen hätten. Statt dessen lesen wir bei ihm in einer seiner frühesten Schriften, der biographischen Lobschrift auf seinen verstorbenen Schwiegervater Julius Agricola, die er unmittelbar nach dem Tode Domitian's verfaßte, bei der Schilderung der letzten Regierungsperiode Domitian's eine Aeußerung, welche das Gegentheil zu beweisen angethan ist.[15]) Er klagt sich dort einer gewissen Mitschuld an dem Schicksale des jüngeren Helvidius Priscus an, den der Senat, dessen Mitglied Tacitus war, nicht nur auf Domitian's Anklage zum Tode verurtheilte, sondern selbst körperlich mißhandelte, und selbst ein sonst unbedingter Verehrer des Tacitus sieht sich veranlaßt bei dieser Gelegenheit einzuräumen: daß „die zwingende Macht der Umstände" den großen Tyrannenfeind doch „über die Grenze stummer Resignation noch hinausgetrieben zu haben scheine". In ehrliches Deutsch übersetzt heißt dies: es gab eine Zeit, wo Tacitus sein Lebensschiff nach Wind und Fluth steuerte. Er war jung und ehrgeizig; er war darauf gestellt emporzukommen, und er kam empor. Daß ihm dies unter einem Domitian gelang, daß der spätere große Freiheitsfreund dem argwöhnischsten Tyrannen während funfzehn Jahren keinen einzigen Anstoß gab, der ihn in seiner Carrière hätte hindern können, mag ein Zeichen von Tacitus Klugheit

[15]) Tacit. Agric. 45. Nostrae duxere Helvidium in carcerem manus.

heißen; den Namen „stummer Resignation“ und „besonnen würdiger Haltung“ verdient es nicht. Er war ein fügsamer Senator Domitian's, wie fast alle damaligen Mitglieder dieser Körperschaft, die sich nach dessen Sturze gar wohl bewußt waren, daß sie sämmtlich sich gegenseitig im Rückblick auf ihre Vergangenheit sehr zu schonen und einander Vieles zu vergeben hatten, wie das der jüngere Plinius, gleichfalls einer dieser Senatoren, selbst geständig ist. [16])

Im fünfundzwanzigsten Lebensjahre heiratete er die Tochter eines angesehenen Mannes, jenes Julius Agricola, dessen kurze panegyrische Biographie er später schrieb. Auch Agricola war kein geborner Römer, sondern ein Provinziale aus Forum Julii, dem heutigen Frejus in der Provence, wo die Familie begütert war. Agricola hatte seine Staatslaufbahn unter Nero begonnen, war dann zu Galba übergegangen, hatte die kurze Herrschaft des Otho und Vitellius ungefährdet durchgemacht, und war schließlich von Vitellius auf die erste Nachricht von der Schilderhebung Vespasian's zu dessen Partei übergetreten, wofür er von Vespasian und dessen beiden Nachfolgern vielfach ausgezeichnet und in seiner Laufbahn gefördert worden war. Er war Consul, als er dem jungen Tacitus seine Tochter, sein einziges Kind, vermählte und die Verbindung mit diesem, durch seine Frau den ersten Familien Roms verwandten, reichen, vielfach bewährten und begünstigten, ebenso gebildeten als weltklugen Patrizier und Consul trug viel dazu bei, dem jungen Schwiegersohne seine Carrière zu erleichtern. Von Agricola, der viele Wandlungen durchgemacht und nach einander fünf bis sechs Kaisern gedient hatte, ohne durch sie zu leiden, konnte Tacitus am besten lernen, wie man es anzufangen habe, um auch unter schlimmen Regenten nicht nur unangefochten zu bleiben, sondern sogar befördert zu werden. Und er lernte es. Zwar sein Schwiegervater Agricola ward aus seiner Provinz Britannien, die er acht Jahre lang rühmlich verwaltet hatte, vom Kaiser abberufen, und lebte seitdem bis zu seinem Tode, der acht Jahre später erfolgte, in Rom in stiller Zurückgezogenheit und ohne weitere Verwendung seiner militairischen und Verwaltungstalente im Staatsdienste zu finden. Allein diese Gleichgültigkeit des Kaisers, die Tacitus, offenbar übertreibend, gern als heimliche Ungnade und als Folge des Neides und der argwöhnischen Besorgnisse darstellen möchte, welche Domitian wegen der

[16]) Plin. Epp. IX, 13, 21.

großen Talente und Erfolge Agricola's gehegt habe — hinderte doch nicht, daß der Schwiegersohn des letzteren durch eben denselben Kaiser von Stufe zu Stufe befördert wurde. Als Domitian im Jahre 88 die großen Säcularfestlichkeiten beging, welche seit der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts alle hundert und zehn Jahre gefeiert wurden — es ist dasselbe Fest, für welches Horaz eins seiner schönsten Gedichte als Festode gedichtet hat — finden wir Tacitus in seiner Stellung als Prätor und Mitglied des priesterlichen Funfzehnerkollegiums an der Seite des Kaisers als einen der Leiter des großen Staatsfestes, wie er das selbst nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit hervorhebt.[17])

Nach beendeter Prätur verließ er Rom, wahrscheinlich um die Verwaltung einer kaiserlichen Provinz zu übernehmen, — ein neuer Beweis von der Gunst, deren er sich bei Domitian zu erfreuen hatte. Seine Frau begleitete ihn während dieser „langen von den Umständen gebotenen Abwesenheit", wie er selbst sie nennt in der einzigen Stelle seiner Werke wo er ihrer gedenkt, um es zu motiviren, daß bei dem Tode seines Schwiegervaters weder er noch seine Frau anwesend sein und ihm die Augen zudrücken gekonnt.[18]) Agricola starb im Jahre 93 unserer Zeitrechnung nach längerer Krankheit, kurz vor dem Eintreten der letzten grausamen Periode der Regierung Domitian's, welche nicht mehr erlebt zu haben ihm Tacitus als ein Glück anrechnet. In einem gewissen Theile des müßigen Publikums ging das Gerücht: Agricola sei heimlich vergiftet worden. Die Art und Weise, wie Tacitus dieses Gerüchts erwähnt, ist interessant und lehrreich, weil sie für eine gewisse spätere Manier des Verfassers der Annalen charakteristisch ist. „Das allgemeine theilnehmende Bedauern an dem Tode Agricola's", sagt er, „wurde noch vermehrt durch das konstante Gerücht (constans rumor), daß er durch Gift aus dem Wege geräumt worden sei. Ich vermag zwar nicht zu behaupten, daß wir darüber irgend etwas Sicheres in Erfahrung gebracht hätten; allein Thatsache ist, daß während der ganzen Dauer seiner Krankheit häufiger als es sonst von Seiten des Hofes Sitte war, der seine Krankenbesuche durch beauftragte Personen zu machen pflegt, die ersten Hofdiener und die

[17]) Tacit. Ann. XI, 11.

[18]) Tacit. Agricola 45.: Nobis tam longae absentiae conditione ante quadriennium amissus es.

vertrautesten Leibärzte ihn besuchen gekommen sind, — *mochte das nun aus wirklicher Theilnahme oder aus Spionirerei geschehen*. An seinem Sterbetage wurden sogar die einzelnen Stadien seiner Auflösung, wie allgemein bekannt war, durch angestellte Eilboten dem Kaiser gemeldet, wo denn *kein Mensch* glaubte, daß er eine Nachricht, die für ihn eine Trauerpost wäre, in solcher Weise beeile. Trotzdem gab er sich in Stimmung und Gesichtsausdruck den Anschein der Betrübniß, denn jetzt war seine Abneigung frei von beigemischter Besorgniß und er konnte seine Freude leichter durch Verstellung verdecken als die Furcht. Es galt als Thatsache, daß er nach Durchlesung des von Agricola hinterlassenen Testaments, in welchem derselbe neben seiner trefflichen Gattin und seiner ihm innig ergebenen Tochter den Domitian als Miterben verzeichnet hatte, seine Freude über eine solche ehrenvolle Anerkennung geäußert habe. So verblendet und verderbt war sein Verstand durch die unaufhörlichen Schmeicheleien, daß er nicht einzusehen vermochte, daß ein guter Vater nur einen schlimmen Fürsten in seinem Testamente bedenke."

Niemand hat, soviel ich weiß, an dieser Stelle bisher irgend welchen psychologischen Anstoß genommen; und doch vermag ein vorurtheilsfreier Beurtheiler sie nicht ohne solchen zu lesen.

Zunächst die Todesart Agricola's. Alles spricht dafür, daß das „Gerücht" der heimlichen Vergiftung durch den Kaiser falsch war. Domitian hatte dazu nicht den allergeringsten Grund, selbst wenn Agricola der bedeutende Mann gewesen wäre, als welchen Tacitus kindliche Liebe ihn in seinem Nachrufe darstellt. Wir wissen aber, daß der Autor in demselben die Thaten seines Schwiegervaters in der einzigen Periode, wo derselbe als Gouverneur von Britannien Gelegenheit sich bekannt zu machen hatte, bedeutend übertrieben hat.[19]) Agricola war immer ein ergebener und fügsamer Diener Domitian's gewesen und jedem Wunsche desselben in Betreff seines Verhaltens sogar zuvorgekommen. Seit seiner Abberufung aus Britannien hatte er über acht Jahre in vollständiger Zurückgezogenheit gelebt und sogar die ihm zustehende Uebernahme des Proconsulats von Asien oder Afrika freiwillig — wie Tacitus angiebt aus Klugheitsrücksichten — abgelehnt, oder vielmehr den Kaiser gebeten sie ablehnen zu dürfen. Auch bezeugt Tacitus selbst, daß Domitian zu wiederholten Malen

[19]) Vgl. Roth zum Agricola S. 99—105.

Versuche, ihm den Agricola zu verdächtigen, zurückgewiesen hatte.[20]) Er wußte, daß von diesem bescheidenen, einsichtsvollen, stillgefügigen Manne nichts für seinen Thron zu befürchten sei. Auch wagt Tacitus, wie wir sahen, nicht zu behaupten, daß seines Wissens das Vergiftungsgerücht irgend welchen sicheren Grund gehabt habe. Wenn aber nach kaum drei bis vier Jahren, zu einer Zeit wo Domitian bereits todt, der Haß gegen den ermordeten Tyrannen noch frisch und der Möglichkeit genauester Nachforschungen volle Freiheit gegeben war, Tacitus sich nicht in der Lage befand, in einem Falle der ihn so nahe anging, bei einem Todesfalle wo Gattin und Freunde das Krankenlager Agricola's nicht verlassen hatten, auch nur das geringste *sichere* Zeichen einer Vergiftung erheben zu können, so hätte er zunächst bei Abfassung seiner Annalen alle Ursache gehabt, den zahlreich von ihm in seinen Annalen erwähnten *Gerüchten* von andern angeblichen Vergiftungen, — die fast ein Jahrhundert hinter ihm lagen, zu mißtrauen![21])

Da ihm nun für die Todesart seines Schwiegervaters alle und jede positiven Anhaltspunkte für die Bestätigung des Vergiftungsgerüchts fehlten, so versucht er diesen Mangel durch gehässige Interpretation von Umständen einigermaßen zu ersetzen, die vielmehr geeignet erscheinen, das Gegentheil zu beweisen. Und hier finden wir bereits die ersten Anfänge einer Manier, der wir in den Annalen und namentlich in seiner Regierungsgeschichte Tiber's leider so überaus häufig begegnen: jener bösen Manier, nach welcher er, stets geneigt immer das Schlimmste anzunehmen, theils oft Gerüchte, die er selbst nicht verbürgen mag, doch erwähnt, weil er weiß, wie geneigt die Menschen sind das Schlimme zu glauben,[22]) theils verschiedene Auslegungen einer und derselben Sache mit einem „sei es, daß — oder sei es, daß —" nebeneinanderstellt, dem Leser die Auswahl überlassend, von der er weiß, daß sie sich nur allzugerne der schlimmeren zuwendet.[23]) So auch hier. Der Kaiser schickte, wie es Sitte war,

[20]) Agric. 41.

[21]) Charakteristisch für die Art und Weise, wie solche Gerüchte sich fortpflanzten, ist der Umstand, daß Dio Cassius, der über hundert Jahre später schrieb, die That Agricola's durch Domitian einfach als Thatsache berichtet. Dio Cass. 66, 20.

[22]) So z. B. Ann. III, 16 und Merivale's Bemerkung V, p. 216.

[23]) Man sehe Ann. I, 62. Anm. 130; — I, 76. Anm. 162; — III, 22. Anm. 79; III, 44, S. 139; — 64, Anm. 178; — IV, 8, Anm. 24. — IV, 38, Anm. 99, — VI, 38, S. 98.

seine vertrautesten Hofdiener und Leibärzte zu dem Kranken, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen, und zwar häufiger als sonst wohl üblich, was aber bei einem so bedeutenden Manne, als welchen Tacitus den Agricola schildert, doch sehr erklärlich und natürlich war. Was thut nun Tacitus? Er läßt es unentschieden, „ob es wirkliche Theilnahme (cura), oder ob es Spionirerei (inquisitio) gewesen sei!“ Der Kaiser ließ sich ferner, wie man behauptete, über das Auf und Ab des Befindens des Kranken in dessen letzten Stunden von Rom nach Albanum durch Eilboten Bericht geben — sehr natürlich bei einem Falle, wo es einen alten treuen Diener betraf, dessen Schwiegersohne er wohl wollte, da er denselben erst kürzlich mit einer bedeutenden Stellung betraut hatte. „Aber“, sagt Tacitus, „kein Mensch glaubte, daß man es so eilig habe, eine Nachricht zu erhalten, die man mit Betrübniß hört“! In der That, es muß verwundern, daß kein Tacituserklärer an einem Raisonnement Anstoß genommen hat, das so sehr aller psychologischen Wahrheit und Erfahrung widerspricht! Noch mehr: der Kaiser spricht in Worten und Mienen bei der endlich anlangenden Todespost seinen Schmerz offen aus. „Es war Heuchelei,“ sagt Tacitus, „und zwar eine Heuchelei, die ihm leicht wurde, da er jetzt nichts mehr von Agricola zu fürchten hatte“! Endlich: Domitian findet sich im Testamente Agricola's ehrenvoll als Miterbe verzeichnet, und freut sich darüber als über eine ehrenvolle Anerkennung. „Keine Verblendung des durch fortwährende Schmeichelei korrumpirten Tyrannen, der nicht bedachte, daß von einem guten Familienvater nur ein schlechter Fürst im Testamente bedacht wird!“ ruft hier Tacitus pathetisch aus, — und bedenkt dabei selber nicht, daß auch diese Bemerkung thatsächlich falsch und daß die Zahl der Beispiele, in welchen auch gute Kaiser, wie Augustus und Tiberius in seinen besten Zeiten, von ihren Freunden und ergebenen Anhängern in deren Testamenten als Ausdruck ehrender Dankbarkeit bedacht wurden, nach seinen eignen Schriften eine überaus große, und die Sitte allgemein war![51])

Aber welche Gründe hatte Tacitus zu dem Allen? Es ist nicht schwer sie aufzufinden, wenn man die Lage bedenkt, in welcher sich Tacitus befand, als er jene Lobschrift auf seinen Schwiegervater schrieb.

Diese Lage war eigenthümlicher Art. Domitian, der dritte und

[51]) Tiberius nahm bekanntlich solche Erbschaften fast niemals an, wofür Tacitus selbst in seinen Annalen uns die Beweise liefert.

im Munde führt. Dies aber sind Dinge, deren Beseitigung nicht hierher gehört und gründlicherer Untersuchung bedarf. Wir wenden uns also lieber gleich zu unserm Gegenstande.

In der bunten Reihe von Philosophen, deren Definitionen der Seele Macrobius im ersten Buche seines Commentars zu Scipio's Traume anführt, eröffnet Aristoteles mit seinen Freunden Platon und Xenokrates den Reigen. Die Stelle ist interessant, weil der Verfasser hier absichtlich durch vollständige Zusammenstellung der Ansichten aller Philosophen einen Beweis geben will, in welchem Umfange er mit den philosophischen Schriften der Griechen vertraut sei; wobei jedoch das wirre Durcheinander in der Reihenfolge den kritiklosen Sammler bezeichnet. Wir theilen daher diese Stelle in der Note vollständig mit [2]). Sehr

---

maassen in der Vorrede zum I. Buche der Saturnalien aus, und gesteht die wörtliche Entlehnung vieler Stellen selbst ein p. 434: Nec mihi vitio vertas, si res, quas ex lectione varia mutuabor, *ipsis saepe verbis, quibus ab ipsis auctoribus enarratae sunt, explicabo.* — Et boni consulas oportet, si notitiam vetustatis *modo nostris* non obscure, *modo ipsis antiquorum* fideliter *verbis* recognoscas, prout quaeque se vel enarranda vel transferenda suggesserint. Aber schon das eben darauf folgende Gleichniss, das er bona fide als sein Eigenthum anbringt, ist aus Seneca gestohlen.

2) Macrob. in Somn. Scip. I, 16, p. 33 Gron. Non ab re est, ut haec de anima disputatio in hac sententias *omnium*, qui de anima videntur pronuntiasse, contineat. Plato dixit animam essentiam, se moventem; Xenocrates numerum se moventem; Aristoteles *henikhnon*; Pythagoras et Philolaus harmoniam; Posidonius ideam; Asclepiades

letzte Kaiser der Flavischen Dynastie, war so eben durch eine Verschwörung gefallen und die Senatspartei, welche die Seele dieser Verschwörung gewesen war, hatte es gewagt, aus ihrer Mitte in der Person des alten Nerva ein neues Reichsoberhaupt zu erwählen, der sich jedoch nur dadurch zu behaupten vermochte, daß er den tüchtigsten der an den Reichsgrenzen kommandirenden Heerführer, den Spanier Trajan, als Sohn und Thronfolger adoptirte. Ein kritisches Studium der Ueberlieferung von Domitian und seiner Regierung läßt keinen Zweifel übrig, daß diese Ueberlieferung vom Parteihaß vielfach entstellt und gefälscht worden ist, und daß Domitian nicht das Ungeheuer von Despotismus, Grausamkeit und Feigheit war, als welches er in unsern Geschichtsbüchern dasteht. Wir wissen durch einen unwidersprechlichen Zeugen, daß Domitian's Wandlung zum grausamen Despotismus, d. h. zu schonungsloser Härte in Verfolgung der ihm — nicht mit Unrecht — verdächtigen Aristokratie, erst gegen das Ende seiner fünfzehnjährigen Regierung in den zwei letzten Jahren derselben begann,[25]) und daß es bis dahin für Männer wie Plinius und seinen Freund Tacitus keine Schande war, von Domitian durch rasche Beförderung ausgezeichnet zu werden. Aber der letzte Flavier hatte sich zwei Klassen der Gesellschaft zu Feinden gemacht, welche die größte Macht besaßen sein Andenken zu schwärzen: die Aristokratie und die philosophischen Litteraten, und sie haben diese ihre Macht, seine Geschichte zu vergiften, gründlich ausgeübt. Dürfte es doch, wie Merivale richtig vergleichend hinzusetzt, „auch in neueren Zeiten einem Fürsten schwer werden bei der Nachwelt gerechtes Gehör zu erlangen, der seinem Adel und seinem Klerus Anlaß zu tödtlicher Feindschaft gegeben hätte".[26])

Außer dieser Parteileidenschaft war es aber noch ein anderes, was dazu beitrug das Andenken des ermordeten Kaisers zu schwärzen. Dies war die Lage, in welcher sich nach seinem Sturze die von ihm begünstigten Senatoren, Männer wie Plinius und Tacitus, befanden. Beide waren unter Domitian Mitglieder des Senats gewesen; beide waren homines novi, Emporkömmlinge, und „konnten nicht in Abrede stellen", daß sie unter ihm durch rasche Beförderung zu hohen Ehrenstellen im Staate ausgezeichnet worden waren; beide hatten

[25]) Plinius Panegyr. 95, 4.
[26]) Merivale: Hist. of the Romans under the Empire VII, p. 415.

ſelbſt in den ſchlimmſten zwei Jahren von Domitian's Regierung keinerlei Uebles erlitten. Beide befanden ſich daher in der Lage, ihre bisherige Laufbahn und ihr Verhalten entſchuldigen und auf irgend eine Weiſe rechtfertigen zu müſſen. Plinius that es in ſeinem Panegyrikus, in der Lobrede auf den Kaiſer Trajan, die er beim Antritte ſeines Conſulats im Senate hielt. Er bat den letzteren „zu glauben, daß er immer ein treuer Anhänger der ſenatoriſchen Ariſtokratie geweſen, und daß er, wenngleich er von dem argliſtigſten aller Kaiſer in raſcher Folge befördert worden ſei, doch von dem Augenblick an, wo derſelbe ſich feindlich gegen dieſe Ariſtokratie gewendet, einen Stillſtand in ſeiner Carrière gemacht habe!“ [27]) Die einzige Entſchuldigung, welche er dem neuen Kaiſer gegenüber für ſich und ſeine Standesgenoſſen, den Senat, wegen ihres verwerflichen feigen und kriechenden Verhaltens aufzubringen weiß, iſt die: „daß es nicht Stumpfſinn und eingeborne Schlaffheit geweſen, was ſie dazu gebracht habe, unbekümmert um das Wohl und Wehe des Staats dem Domitian in Allem fügſam zu ſein, ſondern Furcht und Angſt vor den möglichen Folgen irgend einer Oppoſition, und die bekannte, durch ſolche Gefährdung der eigenen perſönlichen Sicherheit erzeugte traurige Klugheit!“ [28]) Eine Ariſtokratie, welche ſich in einem ihrer Beſten ein ſolches Zeugniß ausſtellt, iſt gerichtet. In ihrem Munde iſt denn auch das Wort Freiheit ein Hohn. „Du befiehlſt uns frei zu ſein: wir werden es ſein!“ ruft Plinius dem neuen Kaiſer zu. — Dies eine Wort kennzeichnet die damaligen Tyrannenfeinde, die Optimaten des kaiſerlichen Roms der Zeit des Tacitus. Ich zweifle nicht, daß der energiſche Trajan, wenn er dieſe Worte anhörte, die Empfindung getheilt hat, die mehr als einmal den Tiberius beſchlich, wenn er ſeinen Senat verließ, und der er in dem bekannten Ausrufe: „O über dieſe zur Knechtſchaft bereiten Menſchen!“ Ausdruck gab. Der ganze Panegyrikus iſt ein Denkmal einer wahrhaft koloſſalen Schmeichelei gegenüber einem Kaiſer, der ſo eben erſt zur Regierung gelangt war, auf Koſten des geſtürzten Herrſchers, zu deſſen Begünſtigten der Autor

[27]) Vos modo — credite, si curas quodam provectus ab illo insidiosissimo principe, antequam proßteretur odium honorum, postquam professus est, subatiti. Panegyr. 95.

[28]) Neque nim ignavia quadam et insito torpore cessavimus: terror et metus et misera illa ex periculis facta prudentia monebat, ut a republica — oculos aures animos averteremus. Panegyr. 65, 4. Vgl. 76, 3.

gehört hatte; einer wahren rhetorischen Wollust kriechender Huldigung gegen den Einen, und niederträchtiger Verunglimpfung und Beschimpfung des Andern, eines gänzlichen Mangels an Ehr- und Selbstgefühl, mit welchem allem verglichen die Huldigungen, welche ein treuer Diener und Soldat, ein Vellejus Paterculus, seinem Feldherrn und Kaiser Tiberius nach dessen sechzehnjähriger Regierung aus voller loyaler Ueberzeugung darbrachte, fast geadelt erscheinen.

Plinius versucht daneben anzudeuten, daß auch er unter Domitian gelitten habe, wenn nicht selbst, so doch durch das Geschick dieses und jenes von des Tyrannen Blitzstrahle getroffenen Freundes.[29]) Allein er konnte die Thatsache nicht leugnen, daß ihm persönlich keinerlei Ungnaden Domitian's begegnet waren. Um so eifriger war er, und mit ihm alle Diejenigen, welche sich mit ihm in gleicher Lage befanden, nach dem Sturze ihres kaiserlichen Gönners bemüht, ihre Freude über die neue Wandlung der Dinge, über den Sieg der „guten Sache", d. h. der Sache der Aristokratie, „der Guten", ihren Haß gegen das Andenken des ermordeten Kaisers und ihren Eifer in Verfolgung seiner Anhänger zu bezeugen. Endlich hatte man jetzt in Nerva und Trajan Fürsten, welche dem Adel wieder schmeichelten, den Trägern großer, alter Namen die von Gott und Rechtswegen allzeit gebührenden Vorrechte und Begünstigungen wiedergaben,[30]) und scheinbar nichts sein wollten als die Ersten unter Ihresgleichen; und die klugen Zeitdiener, welche unter Domitian ihr Gutes genossen, waren jetzt eifrig dahinter her, durch Verfolgung von solchen, die es ihnen in der Gunst des Herrschers noch zuvorgethan hatten, ihren Eifer für die „neuwiedergegebene Freiheit" zu bethätigen und sich selber einen guten Namen zu machen.

Nicht der letzte unter diesen war Tacitus' Freund Plinius, der Verfasser des Panegyrikus. Er klagte einen Senator Certus an, denselben welcher im Senate Hand an den Helvidius Priscus gelegt und ihn in den Kerker geführt hatte. Zwar setzte er dessen Verurtheilung nicht durch, aber Certus starb wenige Tage nachdem Plinius seine ausgearbeitete Anklagerede herausgegeben hatte, und der stille Mann sah darin einen Erfolg seiner That. „Der Verstorbene", schreibt er

[29]) Panegyr. 90.

[30]) Panegyr. 69, 5. Tandem ergo nobilitas non obscuratur sed illustratur a principe: tandem illos ingentium virorum nepotes, illos posteros libertatis, nec terret Caesar nec pavet.

einem Freunde, „habe in seinen letzten Augenblicken, wie man sage, stets den Plinius mit entblößtem Schwerte vor sich zu sehen geglaubt." „Ob es wahr sei," fügt er hinzu, „wage ich nicht zu behaupten; aber es ist gut, wenn es als wahr in Umlauf gesetzt wird"! In seiner naiven Eitelkeit ist er ehrlich genug, demselben Freunde die Motive, welche ihn zu seinem Handeln bewogen, offen auszusprechen. „Nach Domitian's Ermordung überlegte ich mir, daß jetzt eine schöne Gelegenheit sei, Arge anzugreifen, unschuldige Opfer zu rächen und sich selber in Scene zu setzen und vorwärts zu bringen"! — Man kann kaum ein ehrlicheres Schelm sein! „Auch dem Senate aber", sagt er, „that ich mit dieser Anklage einen Gefallen. Sie lobten mich alle um die Wette, daß ich einen aus ihrer Mitte zum Gegenstande meiner Anklage gewählt und damit endlich den gehässigen Reden der andern Stände ein Ende gemacht habe, welche darüber skandalirten, daß der Senat, der jetzt so streng gegen andere, außerhalb Stehende sich zeige, allein nur seine eigenen Mitglieder sozusagen in stillschweigendem gegenseitigen Ignoriren verschone!"[21])

In gleicher Lage mit Plinius befand sich sein Freund Tacitus, und das von dem Verhalten des Ersteren Berichtete giebt uns den Schlüssel zur Erklärung der Motive, welche den Letzteren bei Abfassung der Biographie seines Schwiegervaters Agricola beeinflußten. Tacitus schrieb dieselbe fast unmittelbar nach dem Sturze Domitian's. Auch er fand und hatte es nöthig, seine Stellung zu der neuen Aera zu nehmen, und es lag in der Natur der Verhältnisse, daß dies nur auf Kosten Domitian's geschehen konnte. Er kam aber darüber um so leichter hinweg, als er in seiner innersten Sympathie auf Seiten der siegreichen Partei, jener senatorischen Aristokratie stand, welche die Früchte des an Domitian begangenen Kaisermordes erntete. Sein Agricola war nicht bloß ein litterarisches Denkmal kindlicher Pietät: er war zugleich eine Parteischrift, eine öffentliche Erklärung gegenüber seiner Vergangenheit. Daher die harten Urtheile, mit welchen er Domitian's ganze Regierung verdammte und dessen Charakter in's Schwarze malte, den Agricola als ein Opfer des eifersüchtigen Tyrannen hinstellte, ja sogar das Vergiftungsgerücht, obschon er selbst darüber keine Art von Gewißheit hatte erlangen können, nicht zu erwähnen unterließ und dasselbe mit einem Raisonnement zu stützen

[21]) Plin. Epist. IX, 13

suchte, welches aller Erfahrung und Psychologie so offenbar widerspricht.*)

Der neue Senatskaiser Nerva zeichnete bald nach dem Antritt seiner Regierung den Verfasser des Agricola aus, indem er ihn an die Stelle des verstorbenen Virginius Rufus zum Consul ernannte. Als solcher hielt er seinem Amtsvorgänger bei dessen Staatsbegräbnisse die Leichenrede. Sie ist uns nicht erhalten; aber wir haben über sie das Zeugniß des Plinius, der es dem Verstorbenen „als die letzte Krone seines Glückes" nachrühmt, daß er „den beredtesten Lober" als Leichenredner gefunden habe.[32]) Tacitus war damals im Anfange der vierzig. Er war mit Plinius, der etwa sechs bis acht Jahre jünger *war, nahe befreundet und es wäre interessant zu zeigen,* in welchem Lichte er in den Briefen des schöngeistigen Vater Gleim's der damaligen römischen Litteratur erscheint, wenn diese Untersuchung nicht den Raum unserer Einleitung überschritte. Plinius' Briefe umfassen die Zeit bis zum Jahre 107 unserer Zeitrechnung, in welchem Tacitus bereits im Anfange der funfzig stand. An Tacitus sind eilf derselben gerichtet. Einige derselben zeigen, daß Plinius seinem Freunde hier und da Materialien zu dessen Geschichtswerke lieferte.

Von dem großen historischen Werke, mit welchem Tacitus die Geschichte der Kaiser vom Ableben des Augustus an bis auf seine eigene Zeit darzustellen unternahm, sind uns nur zwei Bruchstücke übrig, welche jetzt verschiedene Titel führen, indem das eine mit dem Titel Historien, das andere mit dem Namen Annalen bezeichnet wird.

Der Abfassungszeit nach sind die Annalen das zuletzt geschriebene Werk. Tacitus war ein Sechziger, als er in demselben die Geschichte der Kaiser des Julischen Hauses von den letzten Tagen des Augustus bis zum Ende Nero's zu schreiben unternahm. Die Geschichte der Regierung Nerva's und Trajan's, die er seinem Greisenalter vorbehalten hatte, sowie die Lebens- und Regierungsgeschichte des Kaisers Augustus, sollten, jene das Ende, diese den Anfang seines Geschichtswerkes bilden. Doch scheint ihn der Tod ereilt zu haben, ehe er diesen Plan ausführen konnte.

*) Das Manuscript dieser Einleitung befand sich bereits in den Händen des Verlegers, als ich die Schrift von Emanuel Hoffmann „Der Agricola des Tacitus" (Wien 1870) zugesendet erhielt, welche meine Auffassung der Tendenz des Tacitus schon Agricola in allen Punkten bestätigt.

32) Plin. Epp. II, 1, 6.

Seine Schriften ſcheinen im Alterthum weniger geleſen worden zu ſein als z. B. die des Sueton. Ein ſpäterer Kaiſer ſeines Namens, der ſich von ihm abzuſtammen rühmte, fand es nöthig zu verordnen, daß jährlich zehn Abſchriften ſeines Geſchichtswerkes gemacht und den öffentlichen Bibliotheken einverleibt werden ſollten, in denen er zugleich das Bildniß des Geſchichtſchreibers aufzuſtellen befahl.[33]) Eine ſolche Verordnung wäre nicht nöthig geweſen, wenn Tacitus' Werke viel geleſen worden wären,[34]) wie ſie denn auch nicht hat verhindern können, daß dieſelben nur ſehr unvollſtändig auf uns gelangt ſind.

Die Annalen ſind das letzte und vollendetſte Werk des Tacitus, aber auch zugleich dasjenige, in welchem neben den glänzenden Eigenſchaften des Darſtellers ſeine immer tiefere Verbitterung gegen Menſchen und Dinge zu Tage tritt. In der Vergleichung, welche der engliſche Hiſtoriker zwiſchen ihm und Juvenal anſtellt, erſcheint Tacitus als „der beſte Haſſer" (the best hater), als der blindere in ſeinen Vorurtheilen. „Tacitus", ſagt Merivale, „iſt ein Beleg für die beklagenswerthe Erſcheinung, die uns zuweilen bei hochbegabten und lebenserfahrenen Männern entgegentritt, daß mit vorrückenden Jahren ihre Bitterkeit, Intoleranz und Engherzigkeit ſich ſteigern." Er vergleicht in dieſer Beziehung den Verfaſſer der Annalen mit dem großen engliſchen Staatsmanne Burke und zeigt, daß Tacitus im Verlaufe ſeines Lebens in ſeinen Schriften immer ſchärfer, bitterer und krankhaft reizbarer wird. „Der Zug der beißenden Satire tritt immer ſtärker und unverhüllter hervor, und die letzte und zugleich die reifſte und vollendetſte ſeiner Produktionen, die Annalen" — unſere Hauptquelle für die Geſchichte und Charakteriſtik Tiber's — „ſind faſt durchaus Satire. Hier wendet Tacitus ſelten ſeinen Blick ab von der Geſtalt des Herrſchers, die in ihrer Furchtbarkeit den Mittelpunkt bildet, und um welche her ſich, nach ſeiner Anſchauung, die ganze Geſellſchaft gruppirt. Er malt das ganze Zeitalter in den Farben eines Tiberius" — ſeines Tiberius — „oder eines Nero. Gleich

---

[33]) Flavius Vopiscus vita Taciti 10 (II. p. 178. ed. Peter) berichtet vom Kaiſer Tacitus (275—276 n. Chr.): Cornelium Tacitum, scriptorem historiae augustae, quod parentem suum diceret in omnibus bibliothecis collocari, et ne lectorum incuria deperiret, librum per annos singulos decies scribi publicitus in cunctis archivis jussit et in bibliothecis poni.

[34]) Merivale VIII, 94.

dem an seinen Gefangenen angeketteten römischen Soldaten kann er sich selbst nicht losmachen von den Schrecken, die er zu malen unternommen hat. Er gönnt sich selbst keinen Ruhepunkt und gewährt auch dem Leser keinen solchen. Sein Haß gegen die Sünde konzentrirt sich zum Hasse gegen die Sünder, und die Erbitterung, in welche er sich selbst gegen „den Tyrannen" hineingearbeitet hat, wird schließlich zur überströmenden Bitterkeit gegen das Zeitalter, mit dem er ihn identifizirt. Von solcher Satire kann keine gute Wirkung kommen, und ich glaube nicht, daß irgend ein Leser der Annalen durch diese Lektüre besser geworden ist. Manche aber sind vielleicht durch dieselbe bestärkt worden in cynischer Verachtung der Menschheit oder in düsterer Verzweiflung an menschlicher Tugend." —

Wie schwer einer der größten Regenten Roms unter dieser Stimmung des gefeierten römischen Geschichtschreibers gelitten hat, davon werden die Anmerkungen zu der vorliegenden Uebersetzung der ersten Hälfte der Annalen den Beweis liefern.

Tacitus Annalen.

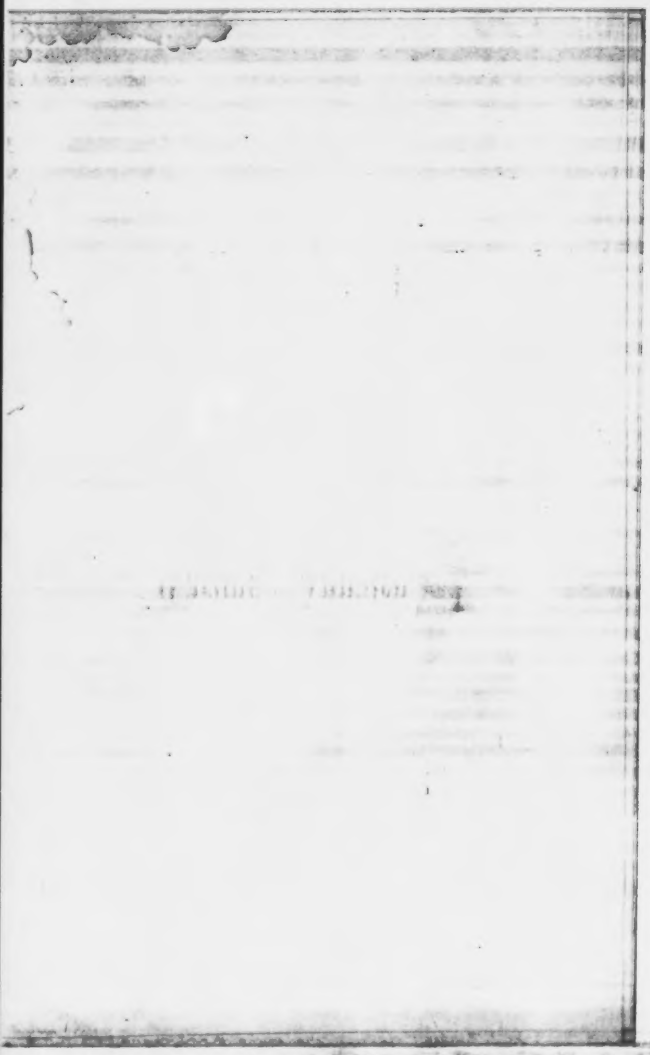

Erstes Buch.

(Jahr 14 bis 15 nach Chr.)

Kapitel 1.

Die Stadt Rom haben zu Anfang Könige in Besitz gehabt. Freiheit und Consulat hat Lucius Brutus eingeführt. Zu Diktaturen pflegte man nur für eine bestimmte Zeit zu greifen. Das Decemviralregiment hielt sich nicht über einen Zeitraum von zwei Jahren, und ähnlich kurz war die Regierung der mit consularischer Macht bekleideten Kriegstribunen. Nicht Cinna's, nicht Sulla's Despotismus war von langer Dauer, und die Machtstellung des Pompejus sowie die des Crassus gingen bald auf Cäsar, die Waffenmacht des Lepidus und die des Antonius auf Augustus über, der schließlich das von den Bürgerkriegen erschöpfte römische Reichs-Ganze unter dem Titel eines Princeps in seine Hand bekam.

Indessen des alten (freien) römischen Volkes Glück und Mißgeschick sind von berühmten Schriftstellern dargestellt worden, und auch für die Schilderung der Augustischen Zeit hat es nicht an schönen Talenten gefehlt, bis dieselben durch die überhandnehmende Kriecherei von solchem Unternehmen abgeschreckt wurden. Dagegen sind die Darstellungen der Geschichte des Tiberius und Cajus, sowie die des Claudius und Nero, während sie zur Zeit der Regierung dieser Herrscher aus Furcht verfälscht wurden, nach ihrem Tode unter Einwirkung des noch frischen Hasses verfaßt worden. Daher habe ich beschlossen, von Augustus nur Weniges und zwar über das Ende seiner Regierung zu berichten, dann sofort Tiberius' Regiment und was darauf folgte zu behandeln, ohne jede leidenschaftliche Parteinahme für oder wider,[1]) wozu mir jede Ursache weitabliegt.

[1]) sine ira et studio, „ohne Haß und ohne Vorliebe". Aber Tacitus' An-

interessant ferner für die Aristotelische Philosophie sind drei Kapitel des folgenden Buchs derselben Schrift [1]), in welcher der Streit der Aristoteliker gegen die Platoniker über die Unsterblichkeit der Seele abgehandelt, und Aristoteles häufig mit seinen eignen Worten redend eingeführt wird. Die meisten dieser kürzeren oder längeren Sätze scheinen aus den Büchern der Physik und von der Seele entnommen. Die Vertheidigung Platons gegen Aristoteles Angriffe giebt er ganz mit den Worten berühmter Platoniker, indem er fast alles eigne Urtheil, als seiner Schwäche nicht geziemend, bescheidentlich ablehnt [2]). Was dagegen die Anführung der Theologumena des Aristo-

---

quinque sensuum exercitum sibi consonum; Hippocrates spiritum tenuem per omne corpus dispersum, Heraclitus Ponticus [sic] lucem; Heraclitus Physicus scintillam stellaris essentiae; Zenon concretum corpori spiritum; Democritus spiritum insertum atomo hac facilitate motus, ut corpus illi omne sit pervium; Critolaus Peripateticus constare eam de quinta essentia; Hipparchus igaem; Anaximenes aëra; Empedocles et Critias sanguinem; Parmenides ex terra et igne; Xenophanes ex terra et aqua; Boethos ex aëre et igne; Epicurus speciem ex igne et aere et spiritu mixtam.

1) In Somn. Scip. II, cp. 14. cp. 13. u. cp. 16.

2) In S. S. II, cp. 13 in. Neque vero tam immemor mei aut tam male animatus sum, ut ex ingenio meo vel Aristoteli resistam vel assim Platoni; sed ut quisque magnorum virorum, qui se Platonicos dici gloriabantur, aut singula aut bina defensa ad ostentationem suorum operum reliquerant, collecta haec in unum continuae defensionis corpus concervavi, adjecto si quid post illos aut sentire fas erat aut andere in intellectum licebat.

Kapitel 2.

Da nach dem gewaltsamen Untergange des Brutus und Cassius eine Heeresmacht der Republik nicht mehr vorhanden, Pompejus bei Sicilien überwältigt, Lepidus beseitigt und Antonius zum Selbstmorde getrieben worden war, so blieb selbst für die Julische Partei nur noch ein Cäsar als alleiniger Führer übrig, der jetzt unter Ablegung des Triumvirntitels als Consul auftrat und sich zur Erfüllung seiner Aufgabe, der Beschirmung der Demokratie, mit den Machtbefugnissen eines Volkstribunen[2]) zu begnügen erklärte. Nachdem er sodann das Heer durch Geschenke, das Volk durch Kornspenden, die Gesammtheit durch den Genuß von Ruhe und Frieden geködert hatte, begann er allmälig seine Machtansprüche auf einen höheren Fuß zu bringen, indem er die Befugnisse des Senats, der Staatsbeamten, der Gesetzgebung an sich zog, ohne daß sich von irgend einer Seite Widerstand erhob, da die Thatkräftigsten auf den Schlachtfeldern oder durch Achtserklärung gefallen waren, die andern Mitglieder der Adelsfamilien, in dem Maaße als sie sich der Knechtschaft fügsam erwiesen, mit Reichthümern und Ehrenstellen ausgezeichnet wurden und, in Folge des neuen Umschwungs gehoben, die Sicherheit des gegenwärtigen Zustandes den Gefahren des alten vorzogen. Auch die Provinzen hatten nichts gegen den oben geschilderten Stand der Dinge, denn das Regiment von Senat und Volk war übel angesehen wegen der Parteikämpfe der Machthaber und der Habsucht der Beamten, gegen die die Gesetze keinen Schutz gewährten, da dieselben durch Gewaltthätigkeit, Parteieinfluß und schließlich durch Geld unwirksam gemacht zu werden pflegten.

Kapitel 3.

Augustus seinerseits, in dem Bestreben seine Herrschaft zu befestigen, erhob seinen Schwestersohn Claudius Marcellus trotz seines noch sehr jugendlichen Alters zum Amte eines Oberpriesters und eines curulischen Aedilen, den Marcus Agrippa trotz seiner dunklen Herkunft,

nalen beweisen das Gegentheil und zugleich die psychologische Wahrheit des Sprichworts: qui s'excuse s'accuse!

[2]) Ueber die tribunizische Machtbefugniß (tribunicia potestas) und ihre Bedeutung als Titel des Staatsoberhaupts seit Augustus s. unten Ann. III. 56. Merivale III. p. 444—447.

weil er ein tüchtiger Feldherr und Helfer zu seinem Siege war, zweimal hintereinander zum Consulate, und nahm ihn nach dem bald erfolgenden Tode des Marcellus zum Schwiegersohne, während er den Tiberius Nero und den Claudius Drusus, seine Stiefsöhne, mit dem bleibenden Titel Imperator auszeichnete. Sein eigenes Haus war damals noch vollzählig. Er hatte nämlich die Söhne, welche Agrippa gezeugt hatte,[3]) in die Familie der Cäsaren aufgenommen; und ihre noch vor Ablegung des Knabenkleides erfolgte Ernennung zu Fürsten der Jugend[4]) mit der Anwartschaft auf das Consulat war, obschon er sich anscheinend dagegen sträubte, sein heißester Wunsch gewesen. Als aber dann Agrippa aus dem Leben schied, als den Lucius Cäsar auf der Reise zu den spanischen Heeren, den an einer Wunde siechend aus Armenien zurückkehrenden Gaius ein vorzeitiges Todesgeschick — oder vielleicht die Tücke ihrer Stiefmutter Livia[5]) — hingerafft hatte und somit, nach dem lange zuvor erfolgten Ableben des Drusus,[6]) Nero allein noch von den Stiefsöhnen übrig war, da fiel diesem Alles zu. Er ward zum Sohne, zum Mitregenten, zum Mitinhaber der tribunizischen Machtbefugniß angenommen, und bei sämmtlichen Heeren nach der Reihe in diesen Eigenschaften feierlich präsentirt, — Alles nicht mehr, wie früher, unter geheimer Einwirkung der Mutter zu seinen Gunsten, sondern durch ihre ganz öffentliche Empfehlung.[7]) Denn sie hatte den greisen Augustus bereits dergestalt unterjocht, daß er seinen einzigen Enkel, Agrippa Postumus, grausam auf die Insel Planasia verstieß — einen Prinzen, der allerdings ohne alle und jede guten sittlichen und geistigen Eigenschaften und voll dummen Trotzes auf seine Körperkraft, aber doch keines verbrecherischen Thuns überwiesen war.[8]) Aber trotz alledem und alledem stellte er doch den Germani-

[3]) Es waren die Prinzen (Cäsares) Gaius und Lucius Cäsar, aus der Ehe Agrippa's mit Augustus Tochter Julia.

[4]) d. h. zu Prinzen des regierenden Hauses.

[5]) Ueber diese fälschliche Beschuldigung Livia's s. meine Röm. Kaiserfrauen S. 51—57.

[6]) Drusus, Tiber's Bruder, starb 9 vor Chr., drei Jahre nach Agrippa; Prinz Gaius Cäsar 4 n. Chr.; Prinz Lucius Cäsar 2 n. Chr.

[7]) Auch diese Darstellung des Tacitus ist nicht ohne gehässige Färbung. S. Röm. Kaiserfrauen S. 58—60.

[8]) Das Wahre über die Verstoßung und schließliche Hinrichtung dieses entarteten Enkels findet man in meinem Tiberius S. 43—45, und Röm. Kaiserfrauen S. 88—99.

cus, des Drusus Sohn, an die Spitze der acht Legionen am Rhein und bestand darauf, daß ihn Tiberius durch Adoption als Sohn annahm, obschon im Hause Tiber's ein herangewachsener Sohn vorhanden war; allein er wollte die Zahl der Stützen seiner Herrschaft vermehrt wissen.

Krieg gab es zu dieser Zeit keinen mehr zu führen, außer wider die Germanen; und auch bei diesem war die Absicht mehr, die Schande des mit Quintilius Varus verloren gegangenen Heeres zu tilgen, als die Erweiterung des Reichsgebiets, der Gewinn entsprechender Beute. Daheim herrschte Ruhe. Die Namen der Behörden waren dieselben geblieben; die jüngere Generation war erst nach dem Siege bei Actium und selbst von der älteren die meisten während der Bürgerkriege geboren. Wie wenige waren da übrig, welche noch die Republik gesehen hatten![9])

Kapitel 4.

So war denn nach geschehener Umwandlung der Staatsverfassung nirgends mehr eine Spur alter unverfälschter Sinnesart. Die Gleichheit war wie ein Kleid abgelegt, und Jedermann hielt seinen Blick nur noch auf die Befehle des Staatsoberhaupts gerichtet, ohne irgendwelche Besorgniß für die Gegenwart, so lange Augustus in kräftigem Alter stand und sich und sein Haus und den Friedenszustand aufrecht erhielt. Als aber sein vorgerücktes Alter auch durch Körperkrankheit angegriffen zu werden begann, und sein Lebensende und damit neue Aussichten in nächste Nähe traten, da waren es nur noch wenige, welche das Glück der Freiheit in leeren Unterhaltungen besprachen; weit mehrere bebten vor einem Kriege, den wieder andere herbeiwünschten. Die überwiegende Mehrzahl dagegen beschäftigte sich damit, über die Persönlichkeiten der bevorstehenden neuen Gebieter allerlei Gerede in Umlauf zu setzen: über Agrippa, „der von wilder Sinnesart und durch die beschimpfende Behandlung, die ihm widerfahren, zur Wuth entflammt, weder an Alter noch an Geschäftserfahrung einer so

9) Und diese wenigen, — was für eine „Republik", was für eine Art „republikanischer Freiheit" war es, die sie gesehen hatten! Drumann's Geschichte giebt darauf eine Antwort, welche zugleich zeigt, in welcher Täuschung Tacitus mit seinem Urtheil über die von Cäsar und seinem Erben vollendete Aufhebung der von ihm in so idealem Lichte gesehenen Republik und Freiheit des letzten republikanischen Jahrhunderts befangen war.

ungeheuren Aufgabe gewachsen sei"; über Tiberius Nero, „der zwar an Jahren reif, als Krieger bewährt, aber mit dem alten der Claudischen Familie angebornen Hochmuthe behaftet sei, wie denn auch trotz seiner Zurückhaltung gar manche Anzeichen leidenschaftlicher Härte bei ihm hervorbrächen". Zugleich hieß es von ihm: „er sei von früher Kindheit an im Herrscherhause auferzogen, in jungen Jahren seien Consulate und Triumphe auf ihn gehäuft worden, und selbst in den Jahren, die er scheinbar aus Ruhebedürfniß, in der That aber als Erilirter auf Rhodus verlebt, habe er nichts im Sinne gehabt als Rachegefühl, Verstellung und heimliche Befriedigung seiner Lüste.[10]) Dazu komme noch seine Mutter mit ihrer ächt weiblichen Neigung zu Uebergriffen. Man werde Sklave eines Weibes und zugleich obendrein zweier jungen Männer werden müssen, welche das Gemeinwesen zunächst schwer bedrücken und seiner Zeit in Parteien zerreißen würden."[11])

Kapitel 5.

Während solche und ähnliche Reden im Schwange gingen, wurde es mit Augustus Gesundheitszustande schlimmer und schlimmer, und zwar gab es Leute, welche seiner Gemalin verbrecherische Hand dabei im Spiele glaubten.[12]) Es hatte sich nämlich ein Gerücht verbreitet: Augustus sei wenige Monate zuvor unter Mitwissenschaft erwählter Vertrauten und mit nur einem Begleiter, Fabius Maximus, nach Planasia gefahren, um den Agrippa zu besuchen. Dort habe es auf

[10]) Was von dieser Schilderung Tiber's — die übrigens Tacitus selbst, wie wir sehen, nur müßigen Klätschern, welche dem Tiber feindlich waren, in den Mund legt — in Wahrheit zu halten sei, habe ich in meinem Tiberius S. 17—36 zu zeigen versucht. Der Ausdruck „im Sinne gehabt" (meditatum) ist sehr charakteristisch für die, welche Tacitus hier sprechen läßt und — für ihn selbst und seine Manier. Weiterhin meldet Tacitus selbst, daß sogar Tiber's Feinde ihm vielmehr zum Vorwurfe machten, daß er zu finster und einsam lebe und sich „durch keinerlei Vergnügungen" von seinen Regentengeschäften abziehen lasse! (Ann. III, 37.)

[11]) Tacitus hätte hier hinzufügen mögen, daß sich die also sprechenden fast in jeder Hinsicht als falsche Propheten erwiesen, und daß namentlich ihre Befürchtungen ohne allen Grund waren in Bezug auf die hier bezeichneten beiden jungen Prinzen, Drusus, Tiberius leiblichen Sohn, und dessen Adoptivbruder Germanicus, welche beide ihr Leben lang in bester Eintracht verblieben. S. unten II, 43. Kaiserfrauen S. 249.

[12]) Als unparteiischer Historiker hätte Tacitus hier nothwendig hinzufügen müssen, daß dieser abscheuliche Verdacht ein völlig unbegründeter war. S. Kaiserfrauen S. 70—76.

beiden Seiten viele Thränen und Zeichen der Liebe gegeben, und es sei in Folge davon Hoffnung, daß der junge Prinz dem großväterlichen Hause und Heerde zurückgegeben werden dürfte. Dies habe Marinus seiner Gattin Marcia eröffnet, die es dann der Livia mitgetheilt habe. Davon habe der Kaiser Kunde bekommen, und als nicht lange darauf Marinus gestorben — man ließ es unentschieden ob durch freiwilligen Tod —, habe man bei seiner Leichenfeier Marcia unter Jammer und Seufzen sich anklagen gehört, daß sie die Ursache zum Tode für ihren Mann gewesen. Wie nun auch die Sache sich verhalten haben mag[13]) — Tiberius wird, nachdem er kaum die Grenze Illyriens überschritten hatte, durch Eilbriefe der Mutter herbeigerufen, und es ist nie mit genügender Gewißheit in Erfahrung gebracht worden, ob er den Augustus zu Nola noch lebend oder bereits todt gefunden habe. Denn Livia hatte Haus und Straßen mit scharfen Wachen gesperrt, und es wurden von Zeit zu Zeit günstige Nachrichten veröffentlicht[14]), bis, nachdem die von den Umständen gebotenen Maßregeln genommen waren, der gleiche Moment die Kunde brachte, daß Augustus aus dem Leben geschieden und Nero die Zügel der Regierung ergriffen habe.

Kapitel 6.

Die erste Gewaltthat des neuen Regiments[15]) war die Ermordung des Agrippa Postumus, den, überfallen und waffenlos wie er war, der (dazu abgeschickte) sehr beherzte Centurio nur mit Mühe bewältigte. Tiberius hielt über dieses Ereigniß keinerlei ausführlichen Vortrag im Senate.[16]) Er schützte Befehle seines Vaters vor, durch welche derselbe den das Wachkommando befehligenden Tribunen angewiesen haben sollte: „ohne Verzug den Agrippa zu tödten, sobald Er selbst das Leben verlassen haben werde." Nun hatte zwar unzweifelhaft Augustus im Kummer um die zahlreichen und entsetzlichen Beweise von

[13]) Es war also, wie Tacitus selbst andeutet, ein bloßer Gerüchtsklatsch. S. Kaiserfrauen a. a. O.

[14]) Ganz wie auch die heutigen Krankheitsbülletins bei hohen Personen.

[15]) novi principatus. Tacitus sagt absichtlich nicht: „des neuen Principes". Warum? Darüber s. Kaiserfrauen S. 88—96, wo der ganze Bericht des Tacitus kritisirt ist.

[16]) Die gewöhnliche Uebersetzung von nihil de ea re disseruit „er sprach gar nichts von der Sache" ist falsch, wie das sofort Folgende beweist.

des Jünglings verwildertem Charakter es durchgesetzt, daß die Exilirung desselben durch Senatsbeschluß bestätigt wurde. Allein seine Härte ist doch niemals bis zur gewaltsamen Tödtung eines Gliedes seiner Familie gegangen, und daß er über seinen leiblichen Enkel zu Gunsten der Sicherheit eines Stiefsohnes den Tod verhängt haben sollte, erschien nicht glaublich.[17]) Näher der Wahrheit lag es, daß Tiberius und Livia, jener aus gerechter Besorgniß, diese aus stiefmütterlichem Hasse, des gefürchteten und verhaßten jungen Mannes Hinrichtung beschleunigt haben. Als der Centurio, wie es militärischer Brauch ist, die Meldung machte: „sein Befehl sei vollzogen", gab Tiberius zur Antwort: „Er habe nichts befohlen und jener werde sich über seine That vor dem Senat zu verantworten haben." Als dies Sallustius Crispus, ein Vertrauter der Cabinetsgeheimnisse — er hatte das kaiserliche Handschreiben an den Tribunen gesendet — erfuhr, gerieth er in Furcht, selbst in Anklagestand versetzt zu werden, wobei es gleich gefährlich war, mochte er den wahren Sachverhalt aussagen oder fälschen. Er drang also in Livia: „man möge doch die Geheimnisse des kaiserlichen Hauses, die Rathschläge der Freunde, die Dienstleistungen der Soldaten nicht vor die Oeffentlichkeit bringen, und ebenso möge doch Tiberius nicht den Lebensnerven des monarchischen Systems dadurch schädigen, daß er Alles und Jedes dem Forum des Senats überweise. Es sei Lebensbedingung des monarchischen Regiments, daß jede Rechnung nur dann stimmend sei, wenn sie Einem gegenüber abgelegt werde."

Kapitel 7.

Zu Rom aber stürzten sich Consuln, Senat und Ritterschaft in die Knechtschaft. Je erlauchter die Familie war, desto größer war bei den Mitgliedern derselben der Eifer heuchlerischer Beflissenheit und die Stubirtheit der Mienen, womit sie in dem Bestreben: einerseits nicht etwa Freude über das Ableben des Fürsten, andrerseits nicht eine zu der neuen Aera nicht stimmende Niedergeschlagenheit blicken zu lassen, Thränen und Freudebezeugung, Wehklagen und kriechende Huldigung untereinandermischten. Sextus Pompejus und Sextus Apulejus, die derzeitigen Consuln, waren die ersten, welche dem Tiberius den Eid

[17]) Umgekehrt: sehr glaublich, wenn man die obwaltenden Umstände ruhig in Betracht zog. S. Kaiserfrauen S. 90 u. f.

der Treue und des Gehorsams leisteten. In ihre Hände legten sodann Seius Strabo[18]) und Cajus Turranius, jener der Oberst der kaiserlichen Leibgarde, dieser Präfect des Getreidemagazinwesens, denselben Eid ab; bald darauf Senat, Militär und Volk. Tiberius befolgte nämlich den Grundsatz: in allen Dingen den Consuln die Initiative zu überlassen, als ob noch die alte republikanische Verfassung bestände und er hinsichtlich der Uebernahme der obersten Regierungsgewalt in Zweifel sei. Selbst das Edikt, durch welches er die Senatsmitglieder in die Curie berief, erließ er nur unter Voranschickung des Titels der ihm von Augustus verliehenen Tribunizischen Machtbefugniß. Der Wortlaut dieses Edikts[19]) war kurz und der Inhalt äußerst bescheiden: „Er werde den Senat befragen über die seinem Vater zu erweisenden Ehren und einstweilen sich nicht von der Leiche entfernen. Dies sei das einzige öffentliche Amt, welches er sich eigenmächtig aneigne." Deßungeachtet hatte er bereits nach Augustus Ableben an die Gardecohorten als Imperator die Parole ausgegeben; der Wachtdienst, die Militärumgebung und so weiter blieben die des kaiserlichen Hofes. Militärische Begleitung folgte ihm auf das Forum und in die Curie. Seine Schreiben an die verschiedenen Heere erließ er, als habe er bereits vom Principat Besitz ergriffen, kurz nirgends trat er zögernd auf, außer in seinen Reden im Senat. Der Hauptgrund dieses Verhaltens lag in der Besorgniß: Germanicus, in dessen Hand so viele Legionen, so unermeßliche Bundeshülfstruppen und dessen Beliebtheit beim Volke so groß war, möchte es vorziehen, sofort Kaiser zu werden statt auf die Thronfolge zu warten.[20]) Daneben trug er auch der öffentlichen Meinung Rechnung. Er wollte nämlich daß es vielmehr heiße: er sei von Staatswegen berufen und erwählt, als er habe sich durch die Bemühungen einer Frau und durch die Adoption eines schwachen Greises auf den Thron geschlichen. In der Folge ward es offenbar, daß er die Maske schwankender Haltung angenommen habe, um in die Gesinnungen der Mitglieder des hohen Adels Einsicht zu gewinnen;

[18]) der Vater des spätern allmächtigen Sejan.

[19]) Tiberius erließ dieses Edikt von Nola aus, wo sein Adoptivvater gestorben war.

[20]) Daß Tiberius diese „Besorgniß" gar nicht hegte, noch zu hegen irgendwie nöthig hatte, ist von Sievers (I, S. 14) nachgewiesen. Wenn er aber wirklich in der Lage gewesen wäre sie hegen zu müssen, so war sein Verhalten dem Senate gegenüber von großer Klugheit und hätte viel eher Lob als Tadel von einem unparteiischen Geschichtschreiber verdient.

denn er bewahrte Worte und Mienen, die er als üble Gesinnung auslegte, bleibend im Gedächtniß.[21])

Kapitel 8.

Am ersten Senatstage gestattete er nur eine Verhandlung über die dem Augustus zu erweisenden letzten Ehren. Das Testament desselben, von den Jungfrauen der Vesta eingereicht[22]), enthielt Tiberius und Livia als Haupterben, und die Aufnahme Livia's in die Julische Familie mit dem Titel Augusta. Als Erben in zweiter Stelle hatte er seine Enkel und Urenkel, an dritter Stelle die vornehmsten Männer Rom's angesetzt, darunter manche ihm verhaßte, bei denen aber Eitelkeit und Rücksicht auf die Bewunderung der Nachwelt sein Motiv war. Die Legate gingen nicht über das übliche Maaß hinaus, außer daß er dem Staate und dem niederen Volke dreiundvierzig Millionen fünfmalhunderttausend Sesterzien[23]), jedem Manne von der Leibgarde tausend, von der Stadtmiliz fünfhundert, von den Legionsheeren und von den aus römischen Bürgern bestehenden Cohorten je dreihundert aussetzte.

Darauf schritt man zur Verhandlung über die dem verstorbenen Herrscher zu erweisenden Ehren. Unter den hierüber gestellten Anträgen waren die bemerkenswerthesten folgende. Gallus Asinius schlug vor: der Leichenzug solle durch das Triumphalthor auf dem Marsfelde gehen; Lucius Arruntius: die Titel der von ihm gegebenen Gesetze und die Namen der von ihm besiegten Völkerschaften sollten dem Zuge vorangetragen werden. Ein Zusatzantrag des Messala Valerius lautete: der Huldigungseid für Tiberius solle alljährlich erneuert werden; und

---

21) Tacitus zeigt hier gleich von vorn herein seine Parteilichkeit gegen Tiberius. Was er im Vorigen von dem Handeln desselben berichtet hat, ist eben nur politisch klug zu nennen, und war von der Lage der Dinge gefordert. Der Schlußsatz des Kapitels dagegen: „In der Folge — Gedächtniß", ist nichts als eine von dem Historiker adoptirte Ansicht der Feinde Tiber's. Und angenommen: Tiber hätte diese Absicht gehabt, die Gesinnungen zu erforschen, so lehrt Tacitus' eigne Darstellung von Tiber's Geschichte, daß er dieselbe sehr wenig erreicht hat. S. Sievers I, S. 15, der zugleich die wahren, von der Lage der Dinge gegebenen Motive für das Zögern Tiber's richtig angiebt. (S. 17 ff.)

22) Es war Brauch, Testamente in Tempeln, besonders in dem der Vesta, zu deponiren.

23) d. i. etwa 2 Millionen 45,000 Thaler Preußischen Geldes, 1000 Sesterzien zu 70 Thaler gerechnet.

auf die Frage Tiber's: ob er diesen Antrag auf seine Anweisung eingebracht habe? gab er die Antwort: „er habe aus freiem Antriebe gesprochen und werde auch künftig in Staatssachen lediglich seiner eignen Ansicht folgen, selbst auf die Gefahr hin Anstoß zu geben." Dies war die einzige Form der Kriecherei, die noch übrig war! Darauf erscholl der einstimmige Ruf der Senatoren: die Leiche solle auf den Schultern von Senatsmitgliedern zum Scheiterhaufen getragen werden. Das gab der Cäsar mit hochmüthiger Bescheidenheit[24]) nach, ermahnte jedoch zugleich das Volk durch ein Edict: „es möge nicht, wie es einst durch Uebermaaß beiferter Liebe das Leichenbegängniß des hochseligen Julius gestört habe, so jetzt darauf bestehen, den Augustus lieber auf dem Forum, als auf dem Marsfelde, bei der von ihm selbst ausersehenen Ruhestätte[25]), zu verbrennen. Am Tage des Leichenbegängnisses stand, wie um die Ordnung zu schützen, das Militär aufgestellt, und diejenigen, welche jenen Tag der noch jungen Knechtschaft und des unglücklichen Versuchs zur Wiedergewinnung der Freiheit noch selber gesehen oder ihre Väter davon erzählen gehört hatten, jenen Tag, da die Ermordung des Dictators Cäsar den Einen als die abscheulichste, den Andern als die herrlichste That erschien, — erhoben vielfach ihren Spott darüber, „daß man jetzt für nöthig halte, einen greisen Fürsten, der so lange Jahre geherrscht und auch dafür gesorgt habe, seinen Erben hinreichende Machtmittel zur Erhaltung ihrer Gewalt über den Staat zu hinterlassen, durch militärische Machtentfaltung beschützen zu lassen, damit sein Begräbniß in Ruhe vor sich gehe!"[26])

[24]) Man bemerke, wie Tacitus von Anfang an demjenigen, was er von Tiberius berichtet, stets eine nachtheilige Färbung giebt. Die Uebersetzung von reminit im Texte durch: „er erließ es", ist ein Widerspruch gegen Geschichte und Zusammenhang. Denn wir wissen aus Sueton und Dio, daß dieser Beschluß wirklich ausgeführt wurde; und dann kann man doch nur etwas „erlassen", was dem andern, dem es erlassen wird, eine Last ist oder scheint.

[25]) Es ist das Mausoleum des August gemeint, das der verstorbene Kaiser für sich und sein Haus erbaut hatte. Ueber die Schicksale und die gegenwärtige Gestalt desselben s. „Ein Winter in Rom" S. 267—273.

[26]) Es ist kaum möglich, eine einfach von den Umständen gebotene sicherheitspolizeiliche Vorsichtsmaßregel zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei einem Ereignisse wie das vorstehende, inmitten einer Stadt und Bevölkerung wie Rom, mit mehr tendenziöser Mißgunst und Abneigung gegen den Veranstalter darzustellen, als es hier von T. geschieht, oder — von denen geschah, denen er ein Jahrhundert später nachschrieb.

Kapitel 9.

Bei dieſer Gelegenheit hörte man vielerlei Gerede der Leute über Auguſtus' Perſönlichkeit. Das große Publikum erging ſich in eitler Verwunderung über allerhand zufällige Umſtände: daß der Tag ſeines Todes auf denſelbigen Tag gefallen, an welchem er einſt die Herrſchaft angetreten; daß er zu Nola, in demſelben Hauſe und Gemache, wo ſein Vater Octavius geſtorben, ſein Leben geendet habe. Man zählte ſeine Conſulate zuſammen und fand, daß er eben ſo oft Conſul geweſen, als Valerius Corvus und Cajus Marius zuſammengenommen [27]); man beſprach ſeine ſiebenunddreißig Jahre hintereinander innegehabte tribuniziſche Gewalt, ſeinen Titel Imperator, den er einundzwanzigmal erworben, und ſeine anderweitigen Ehrentitel, die ihm wiederholt gegeben oder neu für ihn geſchaffen worden. In den politiſch gebildeten Kreiſen dagegen ward ſeine Lebensführung zum Gegenſtande der verſchiedenſten, hier preiſenden, dort anſchuldigenden Beſprechung gemacht. Auf der einen Seite hieß es: er ſei durch das Pflichtgefühl der Pietät gegen ſeinen Vater und durch die zwingende Lage des Staats, in welcher es keine Geſetzlichkeit mehr gab, zum Bürgerkriege gedrängt worden, den man mit rechtlich erlaubten Mitteln weder beginnen noch führen könne. Um Rache an den Mördern ſeines Vaters nehmen zu können habe er Vieles dem Antonius und Vieles dem Lepidus nachgegeben. Nachdem der Letztere durch ſeine Energieloſigkeit in Altersſchwäche verſunken, der Erſtere durch ſeine Ausſchweifungen zu Grunde gerichtet worden, ſei für das parteizerriſſene Vaterland kein anderes Heilmittel übrig geweſen, als Vereinigung unter dem königlichen Regimente eines Einzigen. Trotzdem habe er die neue Staatsverfaſſung nicht als König oder Dictator, ſondern unter dem Titel eines Princeps geſchaffen. Das Weltmeer oder Ströme ferner Welttheile ſeien zu Schutzgrenzen des Reichs gemacht, die Legionen, die Provinzen, die Flotten in centraliſirten gegenſeitigen Zuſammenhang gebracht; die Rechtspflege ſei im Innern, billige Behandlung gegen die Bundesgenoſſen nach Außen feſtgeſtellt worden, die Hauptſtadt ſelbſt ſtehe durch Prachtbauten geſchmückt da; Beiſpiele gewaltſamer Handlungsweiſe ſeien nur als ſeltene Ausnahmen vorgekommen, und lediglich im Intereſſe der allgemeinen Ruhe und Ordnung.

[27]) Nämlich dreizehnmal.

teles zu bedeuten haben mag [1]), lässt sich schwerlich ermitteln. Fabricius im Kataloge der verlornen Aristotelischen Schriften wirft die Vermuthung hin, dass Macrobius eben durch diesen Zusatz qui Theologumena scripsit vielleicht einen andern Aristoteles von dem Stagiriten habe unterscheiden wollen. Bei Creuzer finde ich keine Bezugnahme auf diese merkwürdige Stelle an den Orten seiner Symbolik, wo er über den Liber pater handelt, und die von Fabricius gegebnen Nachweisungen von Stellen Aristotelischer Interpreten geben keinen Vereinigungspunkt mit der hier angeführten Schrift, es sei denn, dass man sich die Vermuthung gestatte, dass jenes verlorne Werk περὶ ἀγαθοῦ von seinem Inhalt bei Späteren auch den Titel Theologumena erhielt [2]). Bekannter ist uns dagegen durch Plutarchs, Athenäus und anderer Berufungen die Schrift von der Trunkenheit, aus welcher Makrobius aus dem Gedächtnisse eine Bemerkung anführt [3]). Wir würden an einen Ab-

1) Saturn. I, cp. 18. p. 100 Gron. Haec, quae de Apolline diximus, possunt etiam de Libero patre dicta aestimari: nam Aristoteles, qui Theologumena scripsit, Apollinem et Liberum patrem unum eundemque Deum esse cum multis argumentis asserat; etiam apud Lygreos ait in Thracia esse adytum Libero consecratum, ex quo reddantur oracula. Sed in hoc adyto etc.

2) Ammon. ad Aristot. de Interpretat. fol. 12. bei Fabric. spricht von einer πραγματεία θεολογική und Julian Epist. ad Themist. p. 265 u. Plutarch von einer συγγραφὴ θεολογική, was jedoch Erklärer auf die Metaphysik gedeutet haben, während wahrscheinlich die Bücher περὶ ἀγαθοῦ bezeichnet werden.

3) Saturn. VII, 6. p. 491-ext. Legisse apud philosophum Graecum memini (ni fallor ille Aristoteles

Kapitel 10.

Dagegen wurde von der andern Seite behauptet: die Pietät gegen seinen Vater und die Lage des Staats seien nur zum Vorwande genommen worden; in Wahrheit sei es die Begierde zu herrschen gewesen, um derentwillen von einem jungen Menschen ohne Amt und Würden[28]) die Veteranen durch freigiebige Geldspenden zu den Waffen gerufen, ein Heer geworben, des Consuls Legionen durch Bestechung zum Abfall verleitet, der Pompejanischen Partei Zuneigung geheuchelt worden sei. Dann, nachdem er durch ein Senatsdecret sich das Commando und die Machtbefugniß eines Prätors zu verschaffen gewußt[29]), da habe er, nachdem Hirtius und Pansa gefallen — sei es nun daß dies durch Feindeshand, oder bei Pansa durch Vergiftung seiner empfangenen Wunde, bei Hirtius durch seine eigenen Soldaten auf meuchlerisches Anstiften geschehen — die Truppen beider unbefugterweise unter sein Commando genommen, habe sodann dem widerstrebenden Senate das Consulat abgedrungen und schließlich die ihm wider Antonius übergebenen Waffen gegen die Republik gewendet. Die Proscription der Bürger, die Vertheilung von Grundstücken an die Soldaten hätten selbst die Urheber dieser Maßregeln nicht zu beschönigen gewagt. Wohl möge er den Tod des Cassius und der beiden Brutus dem väterlichen Feindschaftsverhältnisse auf Rechnung gesetzt haben, obschon es recht und billig sei, seinen Privathaß dem öffentlichen Besten nachzusetzen; allein wie stehe es mit Pompejus, den er durch einen Scheinfriedensschluß, wie mit Lepidus, den er unter dem Heuchelschein der Freundschaft betrogen? mit Antonius, den er zuerst durch das Tarentiner und Brundusiner Bündniß und durch die Hand seiner Schwester geködert, und der dann den Preis für diese tückische Verschwägerung mit seinem Leben bezahlt habe?[30]) Friede habe allerdings nach diesen Thaten geherrscht, aber ein Friede blutgefärbt durch

[28]) Octavian war damals erst neunzehn Jahre alt.

[29]) Der Ausdruck invaserit deutet die Ungesetzlichkeit seiner Erhebung zum Prätor an.

[30]) Daß man in Rom den Augustus als Mörder des Antonius ansah, hat Tacitus schon im ersten Kapitel dieses Buches angedeutet. Auch an einer dritten Stelle (Hist. III. 66) bestätigt er, daß Antonius' Tod nach der allgemeinen Meinung von Augustus beabsichtigt gewesen sei. Vgl. Stahr: „Cleopatra" S. 256.

die Niederlagen des Lollius und des Varus, durch die in Rom vollzogenen Hinrichtungen eines Varro, eines Egnatius, eines Julus.

Auch sein Privatleben ließ man nicht unangetastet. Es kam allerhand zur Sprache: daß er dem Nero die Gattin entführt, und bei der Gelegenheit an das Collegium der Oberpriester die verhöhnende Anfrage gerichtet habe: „ob eine Frau, die von einem Manne schwanger sei, vor ihrer Niederkunft eben so ohne religiösen Anstoß sich verheirathen dürfe als nach derselben?“ [31]) Ferner die dem Vedius Pollio [32]) nachgesehenen Ausschweifungen, und schließlich Livia selbst, die man „als Mutter ein schweres Verhängniß für den Staat, als Stiefmutter ein schweres Verhängniß für das Haus der Cäsaren“ nannte. [33]) Dann wieder hieß es von Augustus: er habe für gar keine Verehrung der Götter mehr Raum gelassen, da er darauf gedrungen, in eignen Tempeln und in göttlichem Abbilde von eignen und fremden Priestern Verehrung zu empfangen. Ja selbst den Tiberius habe er nicht etwa aus Zuneigung oder aus Fürsorge für das allgemeine Beste zum Nachfolger angenommen; sondern, weil er in des Mannes hochmüthige und grausame Natur tief eingeblickt, habe er beabsichtigt, durch ein so abscheuliches Gegenbild eine Vergleichung, die seinen Ruhm erhöhe, herbeizuführen! [34]) Es hatte nämlich Augustus allerdings, als er einige

[31]) S. Kaiserfrauen, Livia Kap. I.

[32]) Ein reicher schlemmerischer und grausamer Emporkömmling, der einmal, als Augustus bei ihm speiste, einen Sklaven, der ein kostbares Krystallgefäß zerbrochen hatte, lebendig den Seefischen seiner Piscina vorzuwerfen befahl. Da er übrigens ein geistreicher Gesellschafter war, sah ihm Augustus manches nach.

[33]) Man bemerke, daß es nicht (wie meistens angenommen wird) Tacitus ist, welcher so von Livia spricht, sondern die ihr und dem Augustus feindliche Partei der Zeitgenossen, deren Beurtheilung offenbar parteiisch und tendenziös gefärbt ist. Was sie in Bezug auf Livia dem Augustus schuld giebt, ist eben, daß er sie mit Verstoßung seiner edlen Gattin Scribonia (s. Kaiserfrauen S. 1—24) zu seiner Gemahlin gemacht hatte.

[34]) Das Letztere erweckt keinerlei günstige Meinung für die Unparteilichkeit und den Verstand der hier urtheilenden. Man sieht: es war blind leidenschaftlicher Parteihaß, der hier sich äußert. — Der Vorwurf, daß Augustus seine göttliche Verehrung „gewollt“ habe (vollet), ist überdies eine thatsächliche Unwahrheit und die Motivirung seiner Wahl Tiber's als Nachfolger geradezu eine Albernheit (s. „Tiber“ S. 52—57. „Kaiserfrauen“ S. 65.), die selbst ein Sueton und Dio Cass. zwar auch berichten, aber beide als spätere Erfindung bezeichnen. Bei Tacitus aber bildet dieselbe, so an den Anfang seiner Geschichte der Regierung Tiber's gestellt, „so zu sagen die „Tonart“, aus welcher seine eigne Darstellung spielen soll. S. Sievers Tacitus und Tiberius I, S. 3.

Jahre vor ſeinem Tode auf's Neue die tribuniziſche Machtbefugniß für Tiberius vom Senate forderte, dieſe Forderung zwar durch eine, für Tiberius ſehr ehrenvolle Rede motivirt, aber daneben doch Einiges über ſeine äußerliche Haltung, Behaben und Gewohnheiten hingeworfen, was, obſchon es entſchuldigen ſollte, doch als eine Art Vorwurf aufgefaßt werden konnte.[35])

Inzwiſchen ging die Beſtattung in hergebrachter Ordnung vor ſich, worauf dann dem geſtorbenen Kaiſer durch den Senat ein Tempel und die dazu gehörige göttliche Verehrung decretirt wurden. —

Kapitel II.

Demnächſt wandte ſich der Senat mit Bitten (um Uebernahme des Regiments) an den Tiberius. Dieſer erging ſich ſeinerſeits wiederholt in allerlei Aeußerungen über die Größe ſolcher Aufgabe und über die Unzulänglichkeit ſeiner beſcheidenen Kräfte. Nur allein ein Geiſt wie der höchſtſelige Auguſtus ſei einer ſo gewaltigen Laſt gewachſen geweſen; er ſelbſt, von ihm zum Theilnehmer ſeiner Regierungsſorgen berufen, habe durch Erfahrung gelernt, wie ſchwierig, wie abhängig von Gunſt und Ungunſt des Glücks die Amtslaſt eines monarchiſchen Alleinherrſchers ſei. Man möge daher in einem Staate, der in ſo vielen erlauchten Männern verläßliche Stützen beſitze, nicht Alles auf Einen übertragen; ein Verein von mehreren würde mit vereinten Anſtrengungen leichter die Regierungsgeſchäfte verrichten.

In ſolcher Sprache lag mehr würdige Haltung als überzeugende Kraft von ihrer Ehrlichkeit. Tiberius liebte es, — mochte es Naturell oder Gewöhnung ſein — ſich auch bei Anläſſen, wo er nichts zu verbergen beabſichtigte, immer zweifelhaft und dunkel auszudrücken; jetzt aber, wo es ihm darauf ankam ſeine innerſten Gedanken tief zu verbergen, verwickelte er ſich nur um ſo mehr in Doppelſinnigkeit und Ungewißheit.[36]) Die Senatoren dagegen, die nur die eine Furcht hatten, daß es den Anſchein gewinnen möchte, als ob ſie ihm durchſchauten, brachen in Klagen, Thränen und Betheuerungen ihrer guten Geſinnung aus. Sie hoben ihre Hände zu den Göttern, zu dem

[35]) Solch ein nichts, oder vielmehr das Gegentheil beweiſender Umſtand hätte dem Hiſtoriker nicht als eine genügend erklärende (etenim) Motivirung der vorher angedeuteten gehäſſigen Urtheile der Gegner Tiber's erſcheinen ſollen, und jeder unbefangene Leſer muß hier ein vielmehr berichtigendes Wort deſſelben vermiſſen.

[36]) Die gehäſſige Färbung dieſer Charakteriſtik iſt wohl einleuchtend.

Bildnisse des Augustus, zu seinen eigenen Knieen, während er ein Actenstück herbeizuholen und vorzulesen befahl. Es enthielt eine Uebersicht der Besitzungen und Machtmittel des Reichs: die Stärke der unter den Waffen befindlichen Bürgersoldaten und Bundestruppen, der Flotten, der abhängigen Königreiche, der Provinzen, der direkten und indirekten Steuereinkünfte, sowie des Betrages der für nothwendige Bedürfnisse und für Gnadenerweisungen erforderlichen Ausgaben. Das alles hatte Augustus mit eigner Hand von Anfang bis zu Ende niedergeschrieben und zum Schlusse daran den Rath geknüpft: „sich innerhalb der bisherigen Gränzen des Reichs zu beschränken", wobei unentschieden ist, ob wahre Besorgniß oder neidische Rücksicht auf seinen Nachfolger sein Beweggrund gewesen war.[37])

Kapitel 12.

Inmitten dieser Verhandlungen, bei denen sich der Senat mit den erniedrigendsten Bitten förmlich ihm zu Füßen warf, ließ Tiberius zufällig die Aeußerung fallen: er werde, wenn er auch dem Gesammtregimente nicht gewachsen sei, so doch jeden beliebigen Theil desselben, den man ihm überweisen möge, zur Verwaltung übernehmen. Da erwiederte ihm Asinius Gallus: „Ich frage dich, Cäsar, welchen Theil des Staatsregiments du dir überwiesen zu sehen wünschest?" Ueberrascht von dieser unerwarteten Frage verstummte er einen Augenblick; dann schnell gesammelt antwortete er: „es sei seinem bescheidenen Schicklichkeitsgefühle in keiner Weise geziemend, irgend etwas auszuwählen oder abzulehnen von einem Ganzen, mit welchem er sich überhaupt gern verschont sähe." Dagegen beeilte sich Gallus — denn er hatte aus Tiber's Gesichtsausdruck geschlossen, daß er Anstoß gegeben habe — zu erwiedern: „seine Frage habe nicht zum Zwecke gehabt, eine Theilung da herbeizuführen, wo von Trennung nicht die Rede sein könne, sondern ihn selbst zu dem Eingeständnisse zu nöthigen, daß der Staat ein einziger untheilbarer Körper und darum auch nur durch eines Einzigen Geist zu regieren sei." Er schloß mit einer Lobrede auf Augustus und mit einer an Tiberius selbst gerichteten Aufforderung: „seiner Siege im Felde und seiner durch so viele Jahre

[37]) Hierüber konnte bei allen einsichtsvollen und unparteiischen Politikern schwerlich irgend ein Zweifel obwalten! Es war eine Politik, die durchaus von den Verhältnissen geboten war und die denn auch für Tiberius während seiner ganzen 23jährigen Regierung Richtschnur blieb.

rühmlich bewährten Thätigkeit im Frieden eingedenk zu sein". Trotzalledem besänftigte er dadurch den Ingrimm Tiber's nicht, dem er seit lange verdächtig war, als ob er, seit er die Vipsania, Marcus Agrippa's Tochter, die einst Tiber's Gattin gewesen war[18], geheiratet hatte, höher hinauswolle, als es einem Bürger zukomme, und in Bezug auf stolzen Trotz in die Fußstapfen seines Vaters Pollio Asinius trete.

Kapitel 13.

Nach ihm gab Lucius Arruntius durch seine Rede, die so ziemlich wie die des Gallus lautete, gleichen Anstoß, wennschon Tiberius gegen Arruntius keinen alten Groll hegte; aber er war als reicher und thatkräftiger Mann von ausgezeichneter Begabung und dem entsprechenden öffentlichen Rufe Gegenstand seines Argwohns. Hatte ja doch Augustus in seinen letzten Gesprächen mit Tiber, als er darauf zu sprechen kam: welche Persönlichkeiten wohl der Erreichung der ersten Stellung im Staate gewachsen aber ohne Lust dazu, welche ihr nicht gewachsen aber sehr danach verlangend, und endlich, welche diejenigen sein möchten, die Fähigkeit und Lust vereinten, den Ausspruch gethan: „Manius Lepidus besitze die dazu nöthigen Fähigkeiten, aber ohne Neigung sie geltend zu machen; Gallus Asinius hätte wohl das lebhafte Verlangen, aber ohne die nöthige Kraft, dagegen Lucius Arruntius sei kein verächtlicher Prätendent und werde, wenn sich eine günstige Gelegenheit nahe, auch den nöthigen Muth haben." Was die zuerst Genannten betrifft, wird dieses Urtheil von allen Seiten bestätigt, statt des Arruntius haben einige Schriftsteller den Cnäus

[18]) Ueber die Art und Weise wie Tiberius von seinem Stiefvater und Herrn gezwungen wurde, sich von dieser Frau, die er sehr liebte, zu scheiden, s. Tiberius S. 14–15. Sie starb „sanften Todes" im Jahre 20 n. Chr. (Tacit. Ann. III, 19); aber sie hatte sich der Liebe Tiber's nicht würdig bewiesen, der später in Erfahrung brachte, daß die von ihm so werth gehaltene Gattin schon als solche mit Asinius Gallus ein Verhältniß unterhalten hatte. Natürlich war seitdem Tiberius diesem letzteren keineswegs freundlich gesinnt, der überdies eine Mischung hochmüthigen Trotzes und liebedienerischer Willfährigkeit gegen ihn selbst zur Schau trug und, wie Augustus von ihm sagte, „nicht ohne ehrgeizige Pläne, wenn auch ohne zureichende geistige Begabung war, sie auszuführen". Dennoch ließ ihn Tiber sechzehn Jahre lang unangefochten, bis er im Jahre 30 in den Sturz Sejan's verwickelt und vom Senat verurtheilt im J. 33 seinem Leben, 75 Jahre alt, im Gefängnisse durch freiwilligen Hungertod ein Ende machte. M. s. Drumann II, S. 12–14.

Piſo genannt; übrigens wurden ſie bald darauf ſammt und ſonders, mit Ausnahme des Lepidus, auf Anſtiften des Tiberius unter verſchiedenen Anſchuldigungen hinterliſtig aus dem Wege geräumt.[39]) Auch Quintus Haterius und Mamercus Scaurus verletzten ſeinen argwöhniſchen Sinn, Haterius durch die Aeußerung: „Wie lange, o Cäſar, wirſt du den Staat ohne Haupt laſſen?“ Scaurus weil er geſagt hatte: „man dürfe aus dem Umſtande, daß Tiberius nicht kraft ſeiner tribuniziſchen Machtbefugniß die Conſuln verhindert habe über die Sache[40]) Vortrag zu halten, Hoffnung hegen, daß die Bitten des Senats keine vergeblichen ſein würden.“ Gegen Haterius brach er ſofort los; dem Scaurus, gegen den ſein Zorn unverſöhnlicher war, ließ er es ſchweigend hingehen.[41]) Endlich, ermüdet von dem Zurufe aller Senatoren und von der vorwurfsvollen Klage einzelner, lenkte er allmälig ein, nicht ſoweit, daß er das Imperium offen annahm, ſondern nur, daß er abließ, ſich zu weigern und bitten zu laſſen. Es iſt bekannt, daß Haterius, der, um ſeine Entſchuldigungen zu machen, ſich in den Kaiſerpalaſt begab und dort dem ſpazieren gehenden Tiberius zu Füßen fiel, nahezu von den Soldaten umgebracht wurde, weil Tiberius, zufällig oder in Folge der ihn umſchlingenden Arme, niedergeſtürzt war. Dennoch wurde Tiberius durch dieſe Todesgefahr eines ſo ausgezeichneten Mannes nicht zu ſeinen Gunſten erweicht, und erſt den inſtändigſten Bitten der Auguſta, an die ſich Haterius flehend wandte, gelang es, den Unglücklichen zu ſchützen.[42])

---

[39]) Dies iſt offenbare Fälſchung der hiſtoriſchen Wahrheit. Aſinius Gallus endete erſt neunzehn Jahre ſpäter als Mitſchuldiger Sejan's im Gefängniſſe durch Selbſtmord (ſ. die vorhergehende Anmerkung). Lucius Arruntius endete ſein Leben erſt 23 Jahre ſpäter, im Todesjahre Tiber's, freiwillig (Ann. VI, 48), und an Piſo's Tod war Tiber ebenfalls völlig unſchuldig. S. Kaiſerfrauen S. 280 bis 291. Auf das hier vorliegende Beiſpiel von Tacitus' Unzuverläſſigkeit weiſt auch Merivale hin (II, S. 390 der kleinen Ausg.).

[40]) d. h. darüber, daß Tiberius das Principat übernehmen ſoll.

[41]) Trotzdem that er ſpäter keinem von Beiden etwas zu Leide. Haterius ſtarb ruhig in ſeinem Bette, dreizehn Jahre nach Tiberius' Regierungsantritt, an einer Krankheit (Ann. IV, 61.), nahezu neunzig Jahre alt. Er war übrigens ein vorzüglicher Redner, aber ein höfiſcher Schmeichler und ganz charakterloſer Menſch. Der hochadlige Scaurus, ein gemeiner und laſterhafter Menſch, endete, um der Verurtheilung wegen Majeſtätsbeleidigung zu entgehen, zwanzig Jahre ſpäter von Makro angeklagt, durch Selbſtmord (Ann. VI, 29). Was aus Beidem für ein Licht auf Tacitus' Darſtellung von Tiber's „Unverſöhnlichkeit“ fällt, ſieht jeder Unbefangene.

[42]) Auch dieſe ganze Darſtellung iſt gehäſſig gegen Tiberius gefärbt und ihr

Kapitel 14.

Auch gegen die Augusta erging sich der Senat in zahlreichen Beweisen kriechender Huldigung. Die einen trugen darauf an: daß sie den Titel „Pflegemutter", die andern, daß sie den Titel einer „Mutter des Vaterlandes" erhalten, sehr viele: daß dem Namen des regierenden Kaisers der Beisatz „Julia's Sohn" hinzugefügt werden solle. Tiberius dagegen erklärte wiederholt: „man müsse einer Frau gegenüber mit Ehrenbezeugungen Maß halten, sowie er selbst bei denjenigen, welche man ihm zu ertheilen beabsichtige, die gleiche Ermäßigung eintreten lassen werde." In der That aber war es ängstliche Mißgunst und die Ansicht, daß ihm selber durch solche Erhebung einer Frau zu nahe getreten werde[48]), welche ihn bewogen, nicht einmal zu gestatten, daß ihr ein Lictor vom Senat bewilligt werde, wie er denn auch die Errichtung eines Altars, ihre Adoption und andere dergleichen Ehrenerweise verhinderte. Dagegen forderte er für den Germanicus Cäsar die Ernennung zum immerwährenden proconsularischen Oberbefehlshaber[49]), und es wurden denn auch Abgeordnete entsendet, ihm das dahin lautende Dekret des Senats zu überbringen und ihm zugleich dessen tröstendes Beileid über das Ableben des Augustus auszudrücken. Weshalb nicht dieselbe Forderung auch für den Drusus gestellt wurde, davon war der Grund, daß Drusus designirter Consul und in der

Ursprung aus dem Stadtklatsch handgreiflich. Tiberius verabscheute knechtische Huldigung. „Vor einem Consularen, der ihm eine Entschuldigung machen wollte und zu dem Ende seine Knie fußfällig umschlang, trat er mit solcher Heftigkeit zurück, daß er dabei selber rücklings niederstürzte." So wird die Sache von Sueton (Tib. 27), ohne den Namen (Haterius) zu nennen, — zur Ehre Tiber's und zum Beweis seines Abscheu's gegen solche knechtische Huldigung berichtet. — Bei Tacitus dagegen sieht man, was Tiber's Feinde später daraus gemacht hatten. Tacitus selbst aber, der den Haterius hier „einen so ausgezeichneten Mann" (talis vir) zu nennen beliebt, berichtet an einer andern Stelle von eben demselben Manne, daß er einer der niederträchtigsten Schmeichler und Kriecher vor Tiber gewesen sei (Ann. III, 57. Vergl. Sievers I, S. 16—17), was, wie ich weiterhin zeigen werde, eben so wenig begründet ist, als der Vorwurf, der an unsrer Stelle dem Tiberius gemacht wird.

[48]) Dies ist wiederum gehässige Auslegung einer vernünftigen und politisch klugen Handlungsweise. S. Sievers I, S. 18—19, der nachweist, daß Tacitus an Allem, was Tiber in Bezug auf Livia thut, stets etwas auszusetzen hat. Vgl. unter Aug. III, 64. V, 2.

[49]) Dieselbe Stellung hatte Tiberius selbst bei Augustus' Lebzeiten inne gehabt. S. Sievers I, S. 20.

Stadt anwesend war.[45]) Als Candidaten für die Prätur nannte er dem Senate und den Consuln zwölf, die seit Augustus herkömmliche Anzahl; und als der Senat ihn ersuchte dieselbe zu vermehren, verband er sich eidlich, nie darüber hinauszugehen.

Kapitel 15.

Das war der Zeitpunkt, wo zuerst die Wahl der Staatsbehörden von der Volksversammlung auf den Senat übertragen worden ist;[46]) denn bis zu diesem Tage hatten doch immer noch die Tribus eine gewisse Mitwirkung, wennschon das Hauptsächlichste durch den Willen des Fürsten geschah. Das Volk indessen beklagte die Entziehung seines Rechts nur mit leerem Gerede, und der Senat, der sich der Austheilung von Geschenken und des erniedrigenden Bittens um die Stimmen enthoben sah, war mit der Maßregel wohl zufrieden, zumal Tiberius sich die Einschränkung auferlegte: nur vier der von ihm für die Prätur genannten Candidaten als solche zu empfehlen, welche ohne Abweisung und ohne vorhergehende Bewerbung ernannt werden müßten. Zu gleicher Zeit baten die Volkstribunen um die Erlaubniß: die Festspiele, welche unter dem Namen des Augustus dem Festkalender hinzugefügt werden und die Augustalischen heißen sollten, auf eigne Kosten zu geben. Allein der Senat beschloß, daß der Staatsschatz ihnen das Geld dazu hergeben und daß sie bei ihrer Anwesenheit im Circus in Triumphalkleidung erscheinen sollten; sich zu Wagen dorthin zu begeben wurde ihnen nicht gestattet. Bald darauf jedoch wurde die Leitung dem jedesmaligen Prätor übertragen, der in Sachen zwischen Bürgern und Fremden zu richten hatte.

Kapitel 16 und 17.

Dies war der Zustand der Dinge in der Hauptstadt, als plötzlich unter den Pannonischen Legionen Aufruhr ausbrach. Besondere Ursachen daran waren keine, ausgenommen die, daß der Regierungswechsel Spielraum für Unordnungen, und die Möglichkeit eines Bürgerkrieges Hoffnung auf Gewinn in Aussicht stellte. Im Sommerlager standen

[45]) Dieser Drusus ist der leibliche einzige Sohn Tiber's. Als „designirter Consul und in Rom anwesend" hätte er im Senate zuerst, oder wenn der Kaiser referirte, unter den ersten über seine eigne Erhöhung abstimmen müssen." Nipperdey.

[46]) Ueber diese Notiz und in wie weit sie zu ermäßigen ist, s. Merivale V, 231—235. (Kap. 44) und Sievers I, S. 21.

drei Legionen zusammen unter dem Commando des Junius Blaesus, der auf die Nachricht vom Tode Augusts und dem Regierungsantritte Tiber's, wegen der Staatstrauer über das eine oder der Freude über das andere Ereigniß, die gewohnten militairischen Arbeiten [illegible] stellen lassen.[47]) Das gab dem Kriegsvolke [illegible] Muthwill zu begehen, sich zu zanken, auf [illegible] schlechter Subjecte zu hören, mit einem Worte nach lustigem Leben und Müßiggang zu trachten und Mannszucht und Arbeit zu verachten. Im Lager befand sich ein gewisser Percennius, ehemals Chef einer Bande von Schauspielclaqueurs, dann gemeiner Soldat, ein Mensch von frecher Zunge und durch seine frühere Thätigkeit beim Theater erfahren in der Kunst, Versammlungen aufzuwühlen. Dieser Mensch begann die einfältigen Gemüther der Soldaten, die über das Loos des Militairs nach Augustus' Tode in Ungewißheit schwebten, allmälig in nächtlichen Unterhaltungen aufzustacheln, oder wenn der Abend hereinbrach und die Besseren sich in ihre Zelte zerstreut hatten, alle schlechten Gesellen um sich zu versammeln. [Kapitel 17.] Zuletzt, als er die Masse bereits im Allgemeinen für sich und andere als Helfer des Aufruhrs gewonnen hatte, legte er ihnen, als spräche er von der Feldherrntribüne herab, die Frage vor: „weshalb sie den wenigen Centurionen und den noch wenigeren Tribunen einen Sklavengehorsam leisteten? Wann sie den Muth fassen würden, Abstellung ihrer Beschwernisse zu fordern, wenn sie nicht jetzt den neuen, auf seinem Sitze noch nicht festen Regenten mit gütlicher Bitte oder mit den Waffen in der Hand angehen wollten? Lange genug sei es Schuld ihrer Energielosigkeit gewesen, daß sie dreißig oder gar vierzig Dienstjahre mit grauen Häuptern und sehr viele obenein mit von Wunden verstümmelten Körpern sich geduldig gefallen ließen. Selbst die Entlassung sei für sie kein Ende des Kriegsdienstes, da sie nach derselben, als Veterankveteranen bei der Fahne zurückgehalten, unter verändertem Namen dieselben Dienstbeschwerden auszuhalten hätten. Und wenn Einer durch so viele Unfälle sein Leben davonbringe, dann werde er noch schließlich in entlegene Länder geschleppt, wo man unter dem Namen von Ackerland feuchte Sumpfstrecken und wilde Berghöhen angewiesen erhalte. Sei doch wahrhaftig der Dienst selbst schon beschwerlich und unbelohnend.

[illegible]

[47]) Ueber diesen Blaesus, einen Oheim Sejan's, s. unten Kap. 74; III, 35; 58; 72; V, 7.

schnitt der Aristotelischen Probleme denken können, wenn nicht einestheils das ausdrückliche Zeugniss der genannten Alten [1]) für die Existenz einer besondern Aristotelischen Schrift dieses Titels spräche, andrerseits aber Macrobius Bemerkung: dass von jener Erscheinung, um die es sich handelt, der Grund von Aristoteles nicht angegeben sei, ganz der Art und Weise der Probleme zuwider wäre. Dagegen bezieht sich desto bestimmter auf diese eine andere als Aristotelisch angeführte Bemerkung über gewisse Eigenthümlichkeiten des Meerwassers [2]); sowie eine, wohl aus Gellius entlehnte Stelle, über die Niedrigkeit der grobsinnlichen Lüste [3]). Dass die physicae quaestiones des Aristoteles, deren Macrobius an einer andern gleichfalls von Gellius erwähnten [4]),

---

fuit in libro, quem de ebrietate composuit) mulieres raro in ebrietatem incidere, crebro senes. Nec causam vel hujus frequentiae, vel illius raritatis adjecit. E — volo te causas rei, quam ille sententiae loco dixit, si tamen philosopho assentiris, aperire. Tum ille: recte et hoc Aristoteles ut cetera. Nec possum non assentiri viro, cujus inventis nec ipsa natura dissentit.

1) Apollon. hist. mirab. cp. XXV. Plutarch. Symposiac. III, 5. Athenaei Deipnos. v. Index Menag. ad Diog. Laert. IX, 81.

2) Saturn. VII, 15. p. 450 Gr. vgl. mit Aristot. Probl. Sect. XXIII. p. 934 — 936 Bk.

3) Saturn. II, 8. vgl. Gell. XIX, 2. Arist. Problem. XXIX, 7. p. 949. lin. 37. p. 950. a lin. 12 Bkk.

4) Saturn. VII, 12. p. 453. vgl. Gell. XIX. cp. 3. Keine von beiden Stellen findet sich in den heutigen Werken des Aristoteles. Dass Macrobius hier wenigstens den Gellius nicht ausschrieb, sondern Aristoteles Werke selbst übersetzte, lehrt die Vergleichung beider Stellen.

ein jeder diese Ehre für seine Legion zu beanspruchen — wandten sie sich einem anderen Auswege zu, indem sie die drei Legionsadler und die Feldzeichen der Cohorten[50]) zusammen aufstellten. Zugleich tragen sie Rasenstücke herbei und bauen ein Tribunal auf, um den Standplatz der Fahnen weithin sichtbar zu machen. Während sie dabei in voller Arbeit sind, kommt Bläsus dazu. Laut scheltend suchte er bald den einen, bald den andern zurückzuhalten, indem er wiederholt ausrief: „Taucht lieber Eure Hände in mein Blut! Der Mord Eures Legaten wird ein minder schmähliches Verbrechen sein als der Abfall von Eurem Kaiser. Ich werde entweder lebendig ihm die Legionen in Treue erhalten, oder von Euch ermordet Eure Reue beschleunigen." [Kapitel 19.] Trotzdem arbeiteten sie an der Rasenerhöhung immer weiter, und schon war dieselbe bis zur Brusthöhe gestiegen, als sie endlich, seinem fortgesetzten Andringen nachgebend, von der Arbeit abließen. Mit großer Beredtsamkeit stellt er ihnen vor: „nicht meuterische Zusammenrottung sei der Weg, um die Verlangnisse der Soldaten an den Kaiser zu bringen; weder die Soldaten früherer Zeiten hätten von den alten Imperatoren, noch sie selbst von dem hochseligen Augustus so Unerhörtes verlangt, und durch ihr Auftreten im ungeeigneten Momente werde obenein dem Regenten seine Sorgenlast noch schwerer gemacht. Wenn sie trotz alledem darauf beständen, im Frieden die Durchsetzung von Forderungen zu versuchen, welche selbst die siegreichen Legionen der Bürgerkriege nicht zu stellen unternommen hätten, — warum wollten sie, im Widerspruche mit dem herkömmlichen Gehorsam, im Widerspruche mit dem Gesetze von Dienstpflicht und Mannszucht, auf Gewaltanwendung denken? Möchten sie doch Abgeordnete wählen, und diesen ihre Aufträge in seiner Gegenwart ertheilen." Sie riefen ihm lauten Beifall: „Bläsus' Sohn, der Tribun, solle diese Gesandtschaft übernehmen und für die Soldaten Verabschiedung nach sechzehn Jahren Dienstzeit verlangen; die übrigen Aufträge würden sie ihm ertheilen, wenn der erste Schritt Erfolg gehabt haben werde."

Nach der Abreise des jungen Bläsus blieb es leidlich ruhig. Doch fehlte es nicht an Aeußerungen des Uebermuths bei den Soldaten: „wie die Vertretung ihrer gemeinen Sache durch den Sohn des Le-

[50]) Jede Cohorte hatte drei Manipelfeldzeichen, deren es also in je einer Legion dreißig gab.

gaten hinreichend deutlich mache, daß man durch das Mittel des Zwanges abgepreßt habe, was man auf dem Wege der Güte und der bescheidenen Unterordnung nicht erreicht haben würde".

Kapitel 20.

Inzwischen trat ein anderes schlimmes Ereigniß ein. Die Manipeln, welche von Blásus vor Beginn der Meuterei behufs des Wege- und Brückenbau's und anderer Dienstverrichtungen nach Nauportus[51]) geschickt waren, hatten nicht sobald von dem Aufruhr im Lager erfahren, als sie auch schon sofort die Feldzeichen aus der Erde rissen,[52]) die umliegenden Dörfer und Nauportus selbst, das so gut wie eine römische Municipalstadt war, ausplünderten und sich an den Centurionen, welche sie zurückzuhalten versuchten, mit Spott und Schimpfreden und zuletzt mit Thätlichkeiten vergriffen, wobei ihre Hauptwuth den Aufidienus Rufus, den Chef des Geniewesens traf, den sie von seinem Wagen rissen und mit Gepäck beladen vor der Spitze des Zuges hertrieben, indem sie ihm wiederholt die höhnische Frage zuriefen: „ob er so übermäßige Belastung, so weite Märsche mit Vergnügen aushalte?" Rufus nämlich, lange gemeiner Soldat, dann zum Centurio und endlich zum Lagerpräfecten aufgerückt, bestrebte sich den alten harten Felddienst wieder einzuführen, und, alt geworden unter schwerer Arbeit, war er nur um so unbarmherziger, weil er selber es ausgehalten hatte.

Kapitel 21—23.

Durch das Eintreffen dieser Schaar ward die Meuterei erneuert, und die Soldaten zerstreuten sich plündernd über die Umgegend. Blásus giebt Befehl, einige wenige, zumeist solche, welche mit Beute beladen erschienen, zur Abschreckung der übrigen mit Stockstreichen zu bestrafen und einzusperren; denn noch fand der Legat bei den Centurionen und den Wohlgesinnten unter den gemeinen Soldaten Gehorsam. Die Verurtheilten widersetzten sich der Verhaftung, umfaßten die Kniee der Zunächststehenden, riefen bald die Einzelnen mit Namen, bald jeder die Hülfe der Centurie, Cohorte oder Legion an, zu der er gehörte, unter dem lauten Geschrei: „was ihnen widerfahre

[51]) Nauportus lag etwas westlich vom heutigen Laybach in Krain.
[52]) d. h. eigenmächtig aufbrachen.

stehe allen bevor. Daneben überschütten sie den Legaten mit Schmähungen, rufen Himmel und Götter zu Zeugen, kurz thun alles Erdenkliche, um Haß, Mitleid, Furcht und Zorn aufzuregen. Es erfolgt ein allgemeiner Zusammenlauf: man erbricht das Gefängniß, befreit die Gefesselten und nimmt jetzt sogar die Ausreißer und wegen todeswürdiger Verbrechen Verurtheilten in die Reihen der Meuterer auf. [Kapitel 22.] Dadurch wurde die Flamme des Aufruhrs noch stärker angefacht. Der Führer wurden mehrere. Einer derselben, ein gewisser Vibulenus, gemeiner Legionssoldat, auf den Schultern der Umstehenden vor dem Tribunale des Bläsus zu gleicher Höhe emporgehoben, redete die auf sein Vorhaben gespannten Meuterer folgendermaßen an: „Zwar habt Ihr diesen unschuldigen Unglücklichen Licht und Leben wiedergegeben; aber wer giebt meinem Bruder das Leben, wer mir meinen Bruder wieder, den das Germanische Heer an Euch zur Berathung unserer gemeinsamen Sache abgeschickt hatte, und den Er[52]) gestern Nacht durch seine Gladiatoren hat ermorden lassen, die er zum Verderben der Soldaten bewaffnet unterhält? Gieb Antwort, Bläsus, wo hast du den Leichnam hingeworfen? Selbst der Feind gönnt uns wenigstens ein Begräbniß. Wenn ich mit Küssen, wenn ich mit Thränen meinem Schmerze Genüge gethan haben werde, dann laß auch mich niederhauen, wenn nur wenigstens diese hier uns, die wir kein Verbrechen begangen haben, sondern nur das Beste der Legionen wahrzunehmen versuchten, bestatten dürfen." [Kapitel 23.] Seine Thränenströme gossen Oel in das Feuer seiner Rede; er schlug Brust und Antlitz mit den Händen, warf die, auf deren Schultern er stand, auseinander, stürzte sich dann hinabspringend dem einen und dem andern flehend zu Füßen, und erregte durch dies Alles ein solches Entsetzen und solche Wuth, daß ein Theil der Soldaten sich über die unter den Sklaven des Bläsus befindlichen Gladiatoren hermachte und sie in Fesseln legte, während andere hinausströmten, um den Leichnam aufzusuchen. Und wäre es nicht alsbald bekannt geworden, daß sich nirgends ein Leichnam finde und daß die Sklaven auf der Folter jenen Mord in Abrede stellten, ja daß jener Mensch niemals einen Bruder gehabt habe, so hätten sie nahezu an dem Legaten einen Mord begangen. Trotzdem trieben sie die Tribunen und den Lagerpräfecten aus dem Lager. Das Gepäck der Fliehenden ward geplündert und

[52]) Bläsus.

der Centurio Lucilius ſogar getödtet. Dem hatte der Soldatenwitz den Spitznamen „Andre her“ gegeben, weil er, wenn ſeine Weinrebe[54]) auf dem Rücken eines Soldaten zerbrochen war, eine zweite, und wieder „eine andere“ mit lauter Stimme zu fordern pflegte. Die übrigen fanden Schutz in Verſtecken, mit Ausnahme des Clemens Julius, den man als einen geſcheidten Kopf für geeignet hielt, die Aufträge der Soldaten auszurichten. Ja es fehlte wenig, daß von den Legionen ſelbſt die achte und die funfzehnte gegeneinander zum Schwert griffen, — weil jene auf den Tod eines Centurio mit dem Spitznamen „Sirpitus“[55]) beſtand, während die Soldaten der funfzehnten denſelben in Schutz nahmen, — wenn nicht die der neunten mit Bitten und gegen die Unnachgiebigen mit Drohungen vermittelnd eingeſchritten wären.

Kapitel 24.

Die Nachricht von dieſen Dingen machte auf den Tiberius — trotz ſeiner Verſchloſſenheit und ſeiner Neigung, grade die ſchlimmſten Dinge möglichſt geheim zu halten — einen ſolchen Eindruck, daß er ſich entſchloß, ſeinen Sohn Druſus in Begleitung mehrerer der angeſehenſten Männer Roms und zweier Cohorten der Leibgarde zu entſenden. Derſelbe erhielt keine beſtimmten Inſtructionen; er ſolle nach Umſtänden verfahren. Die Cohorten erhielten eine ungewöhnliche Verſtärkung. Dazu gab ihm Tiber noch einen großen Theil der Gardereiterei und den Kern der berittenen Germanen[56]) mit, welche ſich grade bei der Perſon des Kaiſers als Leibwache befanden. Ebenſo den Commandeur der Garden Aelius Sejanus, der zum Amtsgenoſſen ſeines Vaters Strabo erhoben worden war und bei Tiberius in hohem Anſehen ſtand. Derſelbe ſollte dem jungen Prinzen als Berather zur Seite

---

[54]) Der klaſſiſche „Corporalſtock“, den, aus einer knotigen gedrehten Weinrebe beſtehend, der Centurio führte. S. die Ausleger zu Juvenal, Sat. XIV, 193. VIII, 247.

[55]) Die Bedeutung dieſes Spitznamens iſt ungewiß. Möglicherweiſe bedeutete er ſoviel als „Stinkpeter“; denn sirpe iſt eine Stinkpflanze, aus welcher assa foetida gewonnen wird.

[56]) Die germaniſche Leibwache der Kaiſer, welche für die zuverläſſigſte galt, wird öfters von Tacitus erwähnt (Annal. XIII, 18; XV, 58). Nach den Inſchriften von Leichenſteinen waren es meiſt Frieſen, Bataver, Ubier u. ſ. w. — Galba löſte dieſes deutſche Leibwächtercorps auf (Sueton. Galba 12.) aus Geiz, zu ſeinem Unheil.

stehen und den übrigen die Gefahren und die glänzenden Aussichten bei glücklichem Erfolge durch Wort und Beispiel vorhalten.[57])

Als Drusus sich dem Lager näherte, zogen ihm die Legionen gleichsam um ihm die pflichtschuldige Ehrfurcht zu bezeugen, entgegen, aber nicht, wie es Sitte, in fröhlicher Haltung, nicht im Glanze von Waffen und Schmuck, sondern von Schmutz entstellt und mit Mienen, die Niedergeschlagenheit ausdrücken sollten, während ihre Haltung vielmehr an Trotz grenzte.

Kapitel 25.

Als er innerhalb der Schanzen angekommen war, besetzen sie die Thore mit Wachtposten, lassen bewaffnete Haufen an bestimmten Theilen des Lagers sich bereit halten; die übrigen stellen sich in gewaltiger Masse rings um das Tribunal auf. Dort stand Drusus, mit der Hand zum Stillschweigen auffordernd.[58]) Die Meuterer, sobald sie ihre Blicke auf ihre Masse zurückwandten, erhoben ein wildes Geschrei, und wiederum, so oft ihr Blick auf den Cäsar fiel, zeigten sie ängstliche Furcht. Dumpfes Gemurmel wechselte ab mit wüstem Geschrei, und dann wieder war alles plötzlich still. Je nach dem Wechsel ihrer Gemüthsbewegungen verriethen sie oder verursachten sie Schrecken. Endlich gelang es eine Pause in dem Tumult eintreten zu machen, die ihm verstattete, das Schreiben seines Vaters vorzulesen. In demselben hieß es: „Ihm selbst seien die tapferen Legionen Gegenstand ganz besonderer Sorge, da er mit ihnen so viele Feldzüge durchgemacht habe. Sobald nur sein Gemüth erst sich über den trauervollen Verlust beruhigt habe, werde er im Senate Vortrag über ihre Verlangnisse halten. Inzwischen habe er seinen Sohn abgesendet, damit derselbe ihnen unverzüglich zugestehe, was sofort zu bewilligen möglich sei; das Uebrige müsse der Entscheidung des Senats vorbehalten bleiben, der weder bei Gnadenerweisungen, noch bei Maßregeln der Strenge zu übergehen sei".

[57]) S. meinen Tiberius S. 186–187.

[58]) In dieser Haltung stellt ihn die berühmte Portraitstatue des Louvremuseums dar. S. Torso II, S. 418–419. Eine Büste im Capitol. Museum zu Rom (No. 7) zeigt ihn sehr ähnlich seinem Vater Tiber, mit Zügen, die lebhaft an die Bildnisse Napoleon's I. als General der Republik erinnern. Der Ausdruck des bartlosen Gesichts ist sehr energisch.

Kapitel 26 und 27.

Die Antwort von Seiten der Versammlung lautete: ihre Anliegen seien dem Centurio Clemens zum Anbringen übergeben. Dieser beginnt seinen Vortrag: über die Verabschiedung nach sechzehn Dienstjahren, über die Belohnungen nach beendeter Dienstzeit, daß der Tagessold auf einen Denar festgesetzt werden, daß die Veteranen nicht mehr bei der Fahne gehalten werden sollten. Als Drusus diesen Forderungen die Entscheidung des Senats und seines Vaters entgegenhielt, erhebt sich stürmisches Geschrei: „Warum er gekommen sei, wenn er weder den Sold der Soldaten zu erhöhen, noch ihre Mühseligkeiten zu erleichtern, mit einem Worte wenn er keinerlei Vollmacht zu Gunsterweisungen habe? Freilich, zum Prügeln und Hinrichtenlassen, darauf könne man schwören, werde jedem Vollmacht gegeben. Tiberius habe seiner Zeit die Manier gehabt, mit der Berufung auf den Augustus die Verlangnisse der Legionen hinzuhalten; jetzt sei Drusus mit denselben Künsten gekommen. Sollten denn zu ihnen immer nur die vom Vater abhängigen Söhne geschickt werden? Das sei ja ganz was Neues, daß der Kaiser nur die Interessen des Soldaten dem Senate anheimgebe. Dann müsse folgerichtig auch der Senat zu Rathe gezogen werden, so oft es sich darum handle Strafvollstreckungen oder Schlachten anzukündigen. Oder gäbe es etwa nur für Belohnungen eine entscheidende Behörde, für Strafen dagegen keine solche?“ [Kapitel 27.] Damit lassen sie ihn auf dem Tribunal stehen, und wo ihnen einer der Gardesoldaten oder der Freunde des Cäsar in den Wurf kam, bedrohten sie dieselben mit Thätlichkeiten, als Anfang zu Streit und bewaffneten Händeln. Ihr Hauptzorn traf den Cnäus Lentulus[59]), weil derselbe, an Alter und Kriegsruhm vor allen andern ausgezeichnet, bei ihnen in dem Rufe stand, der Hauptbestärker des Drusus zu sein und jenes frevelhafte Beginnen der Soldateska von vorn herein zu verachten. Als er daher sich vom Cäsar verabschiedete um in Voraussicht der Gefahr in das Winterlager zurückzugehen, um-

[59]) Nach Nipperdey ist es derselbe Cn. Cornel. Lentulus, dessen Tacitus weiterhin noch öfters (II, 32; III, 68 und IV, 44) gedenkt, ein tüchtiger Kriegsmann und damals bereits den Siebzigen nahe. Er war ein treuer Freund und Anhänger Tiber's, und nicht nur ein verdienstvoller Feldherr, sondern auch ein durchaus ehrenwerther Mann, s. unten IV, 44.

ringen sie ihn: „wohin die Reise gehe? zum Kaiser oder zum Senat, um auch dort den Interessen der Legionen entgegenzutreten?“ Damit dringen sie auf ihn ein, Steine werden geschleudert, und bereits von einem Steinwurfe blutend und seinen Tod vor Augen sehend wird er nur durch das Herbeieilen einer starken Anzahl von Leuten aus Drusus' Gefolge in Sicherheit gebracht.

Kapitel 28.

Die unheildrohende mit Verbrechen schwangere Nacht wurde durch einen Zufall minder unheilvoll. Der Mond begann nämlich plötzlich sich am hellen Himmel zu verfinstern.[60]) Das nahmen die Soldaten, in ihrer Unwissenheit über den natürlichen Grund, für ein Wahrzeichen ihres Thuns; sie sahen in der Abnahme des Lichtgestirns ein Abbild ihrer üblen Lage und glaubten, daß der von ihnen eingeschlagene Weg zum Guten führen werde, wenn es gelänge, der Göttin Glanz und Helle wiederzugeben. Sie machten daher mit tönendem Erz und dem Blasen der Tuben und Hörner ein Getöse, und Ausbrüche der Freude oder der Traurigkeit begleiteten das Heller- oder Dunklerwerden. Und als zuletzt aufsteigendes Gewölk das Gestirn ihren Blicken entzog und sie glauben ließ, daß es in Finsterniß begraben sei, da riefen sie, — wie denn die einmal erregten Gemüther sich leicht zum Aberglauben neigen — jammernd: das bedeute ihnen, daß ihr Elend ewig dauern werde, daß die Götter ihr Antlitz von ihrem Thun abwendeten. Der Cäsar, entschlossen diese Stimmung zu benutzen und was der Zufall dargeboten hatte mit Klugheit auszubeuten, beauftragt seine Offiziere, das Zeltlager zu durchwandern. Man läßt den Clemens rufen und wer sonst noch durch seine guten Eigenschaften bei dem gemeinen Manne beliebt war. Diese mischen sich unter die größeren und kleineren Wachtabtheilungen und Thorbesatzungen, zeigen gute Aussichten, steigern die Furcht vor schlimmen: „Wie lange sollen wir noch den Sohn des Kaisers belagert halten? was soll das Ende dieser Zwistigkeiten sein? Sollen wir vielleicht dem Percennius und Vibulenus den Huldigungseid leisten? Werden Percennius und Vibulenus den Soldaten Sold zahlen, die Ausgedienten mit Landbesitz beschenken? Und endlich: sollen sie, anstatt der

[60]) „Diese Mondfinsterniß fand nach den Berechnungen der Astronomen am 26. September Statt.“ Nipperdey.

Neronen und der Drusus, die Herrschaft über das römische Volk in ihre Hände nehmen? Warum wollen wir nicht lieber, wie wir in der Mitschuld die Letzten gewesen sind, so auf der Bahn der Reue die Ersten sein? Forderungen für das Allgemeine finden langsame Erfüllung; Privatvergünstigung erwirbt man auf der Stelle, empfängt man auf der Stelle." Durch solcherlei Reden, welche auf die Gemüther nicht ohne Eindruck blieben und unter ihnen gegenseitigen Verdacht ausstreuten, trennen sie den jungen Soldaten von dem Veteranen, eine Legion von der andern. Allmälig kehrt die Liebe zum Gehorsam zurück. Sie ziehen von den Thoren ab und stellen die zu Anfange der Meuterei auf einen Ort zusammengebrachten Feldzeichen wieder je an ihren alten Platz.

Kapitel 29.

Bei Tagesanbruch berief Drusus die Soldaten zur Versammlung. Obschon kein geschulter Redner, hält er ihnen doch mit angebornem Adel ihr früheres Betragen vor und lobt ihr gegenwärtiges. „Schrecken und Drohungen seien ihm gegenüber machtlos. Wenn er sie zum Gehorsam zurückgekehrt sähe, ihre Bitten um Verzeihung höre, werde er seinem Vater schreiben, daß er gnädig die Bittgesuche der Legionen aufnehmen möge." Als sie jetzt ihre Bitten wiederholten, werden der obengenannte[61]) Bläsus nebst Lucius Aponius, einem römischen Ritter aus dem Gefolge des Drusus, und Justus Catonius, ein Centurio des ersten Ranges, an Tiberius abgesendet.

In dem darauf abgehaltenen Kriegsrathe zeigte sich eine lebhafte Meinungsverschiedenheit. Die einen stimmten dafür, daß man die Rückkehr der Abgeordneten abwarten und inzwischen den Soldaten durch freundliche Behandlung gewinnen solle; die andern waren für Anwendung kräftigerer Maßregeln: „Mäßigung mache keinen Eindruck auf den gemeinen Mann, der zittern müsse wenn er nicht schrecken solle. Habe man ihm gründlich Furcht eingejagt, dann könne man ihn ungestraft verachten. Jetzt, wo er noch unter dem Banne abergläubischer Furcht sei, müsse man von Seiten des Oberbefehlshabers seine Befürchtungen steigern, indem man die Anstifter der Meuterei aus dem Wege räume". — Drusus besaß ein Naturell, das zu strengen

[61]) S. Kap. 19.

Maßregeln geneigt war[2]; er läßt Vibulenus und Percennius vorfordern und hinrichten. Viele Schriftsteller melden, sie seien im Zelte des Oberfeldherrn verscharrt, andere, ihre Leichname seien vor aller Augen außerhalb der Lagerschanzen hingeworfen worden.

Kapitel 30.

Sodann wurden die Hauptmeuterer aufgesucht. Ein Theil derselben, der sich außerhalb des Lagers umhertrieb, wurde von den Centurionen oder von den Soldaten der Gardecohorten niedergehauen; einige wurden von ihren eignen Manipeln als Unterpfand ihrer pflichttreuen Gesinnung ausgeliefert. Was die besorgte Stimmung der Soldaten noch vermehrt hatte, war der frühe Eintritt des Winters in Begleitung von unaufhörlichen so entsetzlichen Regengüssen, daß sie ihre Zelte nicht zu verlassen, nicht untereinander zusammen zu kommen, ja kaum die Feldzeichen zu schützen vermochten, welche Sturmwind und Wasserfluth einmal über das andere von ihrer Stelle riß. Dazu dauerte die Angst vor dem himmlischen Zorne fort: „nicht ohne Grund" (hieß es) „verdunkelten sich wider Frevler, wie sie, die Gestirne, stürzten Unwetter über sie ein. Es gebe kein anderes Mittel gegen ihr Elend, als das unglückselige entweihte Lager zu verlassen und entsühnt von ihrer Sündenschuld jeder sich in sein Winterlager zurückzubegeben. Dies that zuerst die achte, darauf die fünfte Legion. Die Soldaten der neunten hatten geschrieen: „man müsse erst Tiber's Schreiben abwarten"; dann aber, allein gelassen durch den Abmarsch der andern, kamen sie der bevorstehenden Nothwendigkeit freiwillig zuvor. Auch Drusus wartete die Rückkehr der Abgeordneten nicht ab, sondern begab sich, da der gegenwärtige Zustand hinlänglich beruhigt war, in die Hauptstadt zurück.

Kapitel 31.

Fast in denselben Tagen und aus denselben Ursachen brachen Unruhen auch bei den Germanischen Legionen aus, und zwar um so heftiger, je stärker ihre Anzahl und je größer die Hoffnung war: Germanicus Cäsar werde keinen zweiten als Gebieter über sich dulden mögen und sich den Legionen in die Hände geben, die durch ihre

[2]) S. Tiberius S. 101—102; S. 196—199.

Macht alles mit sich fortreißen würden. Zwei Heere standen beim Rheinufer: das eine, das den Namen des oberen führte, stand unter dem Legaten Cajus Silius, das Kommando über das untere führte Aulus Caecina. Die oberste Leitung war in den Händen des Germanicus, der eben jetzt mit der Regulirung der Steuereinschätzung der Gallischen Provinzen vollauf beschäftigt war. Was nun die von Silius befehligten Legionen betrifft, so waren sie unentschlossen und geneigt, den Erfolg der Meuterei anderer abzuwarten. Dagegen beim unteren Heere brach die Soldateska sofort in Tobsucht aus, wobei die Einundzwanziger und die Fünfer den Anfang machten und dann auch die erste und die zwanzigste Legion sich von ihnen fortreißen ließ; denn sie standen zusammen in ein und demselben Sommerlager im Gebiete der Ubier[63]) völlig müßig oder mit nur geringer dienstlicher Beschäftigung.

Als ihnen daher der Tod des Augustus zu Ohren gekommen war, da waren es die römischen Stadtkinder, deren in Folge der vor einiger Zeit in der Hauptstadt gehaltenen Aushebung[64]) sich eine große Anzahl beim Heere befand, die an ungebundenen Uebermuth gewöhnt, ohne Ausdauer für die Beschwernisse des Dienstes, den andern minder verdorbenen allerhand in die Köpfe setzten: „jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, wo die Veteranen rechtzeitige Dienstentlassung, die jungen Soldaten reichlicheren Sold, sie alle insgesammt Ermäßigung ihrer Leiden fordern und sich an ihren Centurionen für deren Grausamkeit rächen sollten". Solche Reden führte nicht Einer allein, wie bei den Pannonischen Legionen Percennius, noch vor den schüchternen Ohren von Soldaten, die auf stärkere Heere Rücksicht zu nehmen hatten; sondern aus vieler Munde ging das aufrührerische Geschrei: „in ihrer Hand liege das Geschick des römischen Reichs, durch ihre Siege wachse der Staat, nach ihrem Namen erhielten die Imperatoren den Beinamen".[65])

Kapitel 32.

Der Legat wagte nicht einzuschreiten, denn der Wahnsinn der

[63]) In der Gegend des heutigen Bonn und Köln.

[64]) Fünf Jahre zuvor, nach der Niederlage des Varus.

[65]) So Tiberius selbst, wie sein Bruder Drusus und dessen Sohn Germanicus diesen letzteren Ehrenbeinamen durch Senatsbeschluß erhielten.

bei Macrobius aber ziemlich abweichend gestalteten Stelle gedenkt, von den Problemen zu verstehen sind, haben wir schon früher bemerkt.

Es bleiben uns ausser diesen nur noch zwei Stellen zu betrachten übrig, in denen zweier für uns ganz verlorner Aristotelischer Werke Erwähnung geschieht. In der ersteren erzählt einer der Gäste, Eustathius, dass über die beim Mahle zu verhandelnden Materien (Quaestiones convivales) selbst alte Philosophen, Männer wie Aristoteles, und Spätere, wie Plutarch und Appulejus, geschrieben hätten [1]). Aus den Worten Makrob's lässt sich nicht mit Sicherheit schliessen, ob er diese Schrift des Stagiriten noch selbst kannte; doch ist es fast wahrscheinlich. Wir wissen überhaupt von dieser Schrift wenig, und selbst ihr Titel ist höchst verschieden angegeben [2]). Von der höchsten Bedeutung aber ist die zweite Stelle wegen eines bedeutenden Fragments, welches Macrobius uns aus dem zweiten Buche des grossen Aristotelischen Werks περὶ ποιητῶν auf-

1) Saturnal. VII, 3. p. 412. Quod genus (quaestion. convival.) veteres ita ludicrum non putarunt; ut et Aristoteles de ipsis aliqua conscripserit et Plutarchus et vester Apulejus, nec contemnendum sit, quod tot philosophantium curam meritum sit.

2) So erwähnt der Anonym. Menagii Συσσιτικὰ προβλήματα in 3 Büchern; ebenderselbe u. Diog. L. (V, 22) eine Schrift Συμπόσιον oder περὶ συμποσίων ἢ συσσιτίων in einem Buche. Athen. Deipnos. XV, 674, f. Ἀριστοτέλης ἐν τῷ Συμποσίῳ. Vgl Aristotelia Th. I, S. 112. II, S. 289. Fabric. Bibl. Gr. Vol. III. im Index der verlornen Arist. Schr. s. v. Νόμος συσσιτικός.

Masse hatte ihm die Besonnenheit geraubt. Im Nu fallen sie wie Rasende mit bloßen Schwertern über die Centurionen her. Diese waren von Alters her die Gegenstände des Soldatenhasses, an denen ihre Wuth immer zuerst zum Ausbruch kam. Man wirft sie zu Boden und mißhandelt sie mit Schlägen, immer je sechszig einen, um der Anzahl der Centurionen zu entsprechen.[66]) Dann schleppen sie die sich in Zuckungen windenden und zerfleischten, ja zum Theil entseelten, vor das Lager hinaus oder werfen sie in den Rheinstrom. Nach dem Septimius, der sich zum Tribunal geflüchtet und dem Caecina zu Füßen geworfen hatte, schrie man so lange, bis er den Mördern ausgeliefert wurde. Cassius Chaerea, der späterhin seinen Namen durch die Ermordung des Kaisers Cajus[67]) im Gedächtniß der Nachwelt dauernd machte, damals ein junger Mann und von wilder Entschlossenheit, bahnte sich mit dem Schwerte den Weg durch die ihm bewaffnet entgegenstehenden. Kein Tribun, kein Lagerpräfekt fand jetzt mehr den schuldigen Gehorsam. Die Aufstellung der großen und kleinen Wachtposten und alle sonst üblichen nöthigen Maßregeln besorgten sie selbst. Der Umstand besonders war in den Augen der tieferen Kenner des Soldatengeistes ein Hauptanzeichen für die Größe und Unversöhnlichkeit der Aufregung, daß sie nicht vereinzelt und auf Antrieb weniger Individuen handelten, sondern immer allesammt aufloderten, allesammt still waren, mit einer Gleichförmigkeit und Consequenz, daß man hätte glauben können sie folgten einem Kommandoworte.

Kapitel 33.

Indeß wird dem Germanicus, der, wie ich oben gesagt habe, in den Gallischen Provinzen die Steuerabschätzungsregister in Empfang nahm, die Nachricht gebracht, daß Augustus aus dem Leben geschieden sei. Er war mit dessen Enkelin Agrippina verheiratet, von der er mehrere Kinder hatte. Er selbst war Sohn des Drusus, des Bruders von Tiber und Enkel der Augusta, aber bei alledem fühlte er sich in seiner Stellung ängstlich, unsicher, in Folge der verborgenen Abnei-

[66]) „Wie sechzig Centurionen die Legion schlugen, so wird jetzt jeder Centurio von sechzig Soldaten geschlagen, um jeden dasselbe fühlen zu lassen, was bisher die Legion gefühlt hat.“ Nipperdey.

[67]) Caligula, den er im Jahre 41, siebenundzwanzig Jahre später ermordete. Sueton, Calig. 56.

gung seines väterlichen Oheims und seiner Großmutter gegen ihn, deren Beweggründe nur um so stärker wirkten, weil sie ungerecht waren.[68]) Drusus nämlich stand beim römischen Volke in gefeiertem Andenken, ja es herrschte der Glaube, wenn er das Heft in die Hand bekommen hätte, würde er die Freiheit hergestellt haben.[69]) Daher hegte man in Bezug auf Germanicus gleiche Zuneigung und Hoffnung. Denn der Prinz war ein junger Mann von natürlicher bürgerlicher Schlichtheit[70]) und ausnehmender Freundlichkeit, die sehr verschieden waren von Tiberius' Sprechweise und Gesichtsausdruck, in denen Stolz und Zurückhaltung lagen. Dazu kam noch, daß die fürstlichen Frauen gegenseitig auf gespanntem Fuße standen: Livia durch stiefmütterliche Pikanterien gegen Agrippina, und auch Agrippina ihrerseits durch ihr allzu leidenschaftliches Temperament, nur daß ihre Keuschheit und die Liebe für ihren Gatten ihren allerdings schwer zu bändigenden Charakter zum Guten wendete.[71])

Kapitel 34.

Germanicus jedoch, je näher die Aussicht auf den Thron an ihn herantrat, desto eifriger war er beflissen den Tiberius zu stützen. Er läßt die Sequaner und die in der Nähe liegenden Landschaften der Belger demselben den Huldigungseid schwören, dann bricht er auf die Nachricht von dem Aufstande der Legionen eiligst auf. Sie kamen ihm schon vor dem Lager entgegen, mit niedergeschlagenen Augen, als ob sie Reue empfänden. Als er in's Lager eingezogen war, ließ sich anfangs mißtönendes Klagegeschrei vernehmen, und etliche, die seine Hand, scheinbar um sie zu küssen, ergriffen, steckten die Finger derselben in ihren Mund, damit er ihre zahnlosen Kinnladen fühle. Andere

---

[68]) Ueber die ganze sehr parteiisch gefärbte Darstellung des Tacitus in Bezug auf Germanicus und Agrippina und beider Verhältniß zu Tiber und Livia verweise ich auf meine Röm. Kaiserfrauen S. 195 ff. und besonders S. 217.

[69]) Ueber diesen gutmüthigen, aber in der That kindischen „Glauben" s. Tiberius S. 8—10 und die Anmerkung weiterhin zu Ann. II, Kap. 82.

[70]) Das Wort civilis erhielt diese Bedeutung, in welcher es eine Gesinnung und ein Behaben bei einem Hochgestellten bezeichnet, der sich „schlicht bürgerlich" oder wie unser Volk sagt, „gemein" — wie ein Bürger gegen den andern — beträgt, erst seit Rom durch den ersten Cäsar und seine Nachfolger Herren bekommen hatte. Diese Eigenschaft, die immer an einem Fürsten sehr bestechend wirkt, fehlte, wie es scheint, dem Tiber zu seinem Schaden.

[71]) Ueber Agrippina's Charakter s. Kaiserfrauen S. 217—220.

zeigten ihre von Alter gekrümmten Gliedmaßen. Er hieß die ihn umgebende Versammlung, weil sie ohne Ordnung durcheinandergemischt erschien, sich in ihre Manipeln rangiren. — „So werde man besser hören können!“[72]) war die Antwort. — „Dann solle man die Feldzeichen vortragen, damit dies wenigstens die Cohorten unterscheidbar mache!“[73]) — Man gehorchte, aber zögernd.

Kapitel 35.

Darauf begann er seine Ansprache mit der Verehrung für Augustus und ging dann über zu den Siegen und Triumphen Tiber's, vorzüglich die herrlichen Heldenthaten hervorhebend, welche derselbe grade mit diesen Legionen in den germanischen Landen verrichtet habe.[74]) Dann sprach er rühmend „von der einstimmigen Huldigung Italiens, von der ergebnen Treue Galliens, so daß nirgends Unruhe oder Zwiespalt herrsche.“ Stillschweigend oder nur mit mäßigem Gemurmel hörte man das an. Sowie er aber die Meuterei berührte, sie fragte: „was aus dem militairischen Gehorsam, was aus der altberühmten ehrenvollen Manneszucht geworden, warum sie ihre Tribunen, ihre Centurionen aus dem Lager vertrieben hätten?“ da entblößten sie allesammt ihre Leiber und zeigen unter Verwünschungen die Narben ihrer empfangenen Wunden, neben den Striemen der Stockschläge. Darauf beschweren sie sich in wüstem Durcheinander über die hohen Preise für dienstfreien Urlaub[75]), die Knappheit des Soldes, die Härte der Arbeiten, wobei sie namentlich hinweisen auf das Schanzen und Grabenziehen, das Heranschleppen von Fourage, Bauholz und Brennholz, und was sonst noch, entweder weil es die Nothwendigkeit erfordert oder um das Müßiggehen der Soldaten zu verhindern, von den Obern

[72]) „So“ — d. h. so, wie sie standen, ungeordnet aneinander gedrängt.

[73]) Germanicus giebt diesen Befehl, weil dadurch, daß jetzt die Feldzeichen der Cohorten vorgetragen wurden, die Soldaten gezwungen waren, sich wenigstens cohortenweise militairisch aufzustellen; denn ein Soldat, der dem Feldzeichen nicht folgte, war ein Deserteur. Manipelweise anzutreten verweigerten die Soldaten darum, „weil alsdann die Front vor dem Tribunal nicht groß genug war, daß hinter jedem Manipelfeldzeichen die einzelnen Manipeln hätten nebeneinander antreten können“. Sie hätten dann wirklich schlecht gehört.

[74]) Dies ist ein schönes Ehrenzeugniß für Tiberius als Krieger und Feldherrn; denn Germanicus hätte so nicht vor den Legionen sprechen können, wenn es nicht die Wahrheit gewesen wäre.

[75]) S. oben zu Kap. 17. Anmerkung 48.

ausgedacht wird. Am drohendſten erhob ſich das Geſchrei der Veteranen, welche unter Aufzählung ihrer dreißig und mehr Dienſtjahre von ihm verlangten: „er möge den Erſchöpften aufhelfen, möge ſie nicht bis an ihren Tod in demſelben Elende laſſen, ſondern ihrem ſo mühevollen Dienſte ein Ende und ein wohlverſorgtes Ruhealter bereiten". Es traten auch Etliche auf, welche die Auszahlung des vom hochſeligen Auguſtus vermachten Geldes beanſpruchten. Dabei gaben ſie gegen Germanicus die beſten Geſinnungen zu erkennen und ſtellten ſich, wenn er Kaiſer werden wollte, ihm offen zur Verfügung.

Da aber ſprang er, als ob ihn ſolche verbrecheriſche Anmuthung beflecke, mit einem Satze vom Tribunal herab. Mit vorgehaltenen Waffen wollte man ihn unter Drohungen vom Weggehen abhalten und zurückzukehren zwingen. Aber mit dem lauten Rufe: „lieber ſterben, als zum Verräther werden!" riß er das Schwert von der Seite und erhob es zum Stoße in die Bruſt, als die Zunächſtſtehenden ihm in den Arm fielen und ſeine Rechte feſthielten. Der hinterſte dicht zuſammengedrängte Theil der Verſammlung, ja — kaum iſt's zu glauben — ſogar einige Einzelne, die näher herantraten, forderten ihn auf, „er ſolle nur zuſtoßen!" und ein Soldat Namens Caluſidius bot ihm ſein eignes entblößtes Schwert, mit der Bemerkung: „die Spitze ſei ſchärfer"! Das ſchien denn doch ſelbſt den wüthenden Soldaten zu roh und frech, und man gab Raum, ſo daß der Prinz von ſeinen Freunden eiligſt in ſein Zelt fortgebracht werden konnte.[76])

Kapitel 36 und 37.

Dort ſchritt man zur Berathung, wie man Abhülfe ſchaffen könne; denn ſchon hörte man, daß die Aufrührer ſich anſchickten, Abgeordnete zu wählen, welche das oberrheiniſche Heer bewegen ſollten, gemeinſame Sache mit ihnen zu machen; daß die Stadt der Ubier[77]) zur Plünderung und Vernichtung auserſehen ſei, und daß die Plünderer nach ſolchem Vorſchmack ganz Gallien mit räuberiſchen Händen durchziehen

[76]) Seinem Bruder, dem energiſchen Druſus, wäre ſolche Demüthigung nicht paſſirt, wie ſie hier der weichere Germanicus ſich zuzog. Mit heroiſchem Selbſtmorde zu drohen und ſich dann doch am Vollzuge hindern laſſen, macht immer einen ſchlechten Effekt, und wir werden ſehen, daß es von dieſem Augenblicke an um Germanicus' Autorität dem Aufſtande gegenüber geſchehen war. S. Röm. Kaiſerfrauen S. 211 ff.

[77]) Das ſpätere Cöln.

würden. Die Besorgniß ward noch gesteigert durch die Furcht, daß der Landesfeind[78]), von der Meuterei des Römerheeres unterrichtet, sobald das Rheinufer entblößt sei, einen Einfall machen werde. Strenge war gefährlich, Nachgiebigkeit[79]) schimpflich. Mochte man dem Soldaten Nichts oder Alles bewilligen, immer war das Staatswohl in Gefahr. So ward denn nach langem Hin- und Heräberlegen beschlossen, ein Schreiben im Namen des Kaisers zu verfassen, des Inhalts: voller Abschied nach zwanzigjähriger Dienstzeit; Stellung zur Reserve nach sechzehn Dienstjahren, mit Verbleib bei der Fahne ohne weiteren Dienst als den zur Abwehr des Feindes, und Auszahlung und Verdoppelung der beanspruchten Geldvermächtnisse. [Kapitel 37.] Die Soldaten merkten, daß diese Zugeständnisse nur für den Moment erdichtet waren, und forderten sofortige Ausführung. Die Verabschiedung wird durch Vermittlung der Tribunen schleunigst in's Werk gesetzt; die Zahlung versuchte man auf die Winterquartiere der einzelnen Legionen zu verschieben. Aber die Fünfer und Einundzwanziger wichen nicht von der Stelle, bis man ihnen noch in demselben Sommerlager aus der Feldkasse der Freunde des Prinzen und des Prinzen selbst Zahlung leistete.[80])

Die erste und die zwanzigste Legion führte darauf der Legat Caecina in die Winterquartiere im Gebiet der Ubier. Schmachvoll zu sehen war dieser Heereszug, auf dem die dem eigenen Oberbefehlshaber entrissenen Geldkisten zwischen den Feldzeichen und Adlern einhergeführt wurden! Germanicus begab sich zum oberen Heere, wo er der dreizehnten und sechzehnten Legion, ohne daß sie Schwierigkeit machten, den Huldigungseid abnahm; die Vierzehner hatten eine Weile gezögert. Geld und Verabschiedung wurden diesen Legionen, ohne ihr Fordern, freiwillig ertheilt.

Kapitel 38.

Im Chaukenlande dagegen begannen die dort als Besatzung fungirenden Vexillarier[81]) der aufrührerischen Legionen eine Meuterei, die jedoch durch sofortige Hinrichtung zweier Soldaten für den Moment

[78]) Die Germanen.

[79]) d. h. Bewilligung der Forderungen der Meuterer.

[80]) Diese beiden Legionen marschirten zuerst ab nach ihren Winterlagern und zwar, wie wir später erfahren (Kap. 45), nach dem Orte Vetera, nahe bei dem heutigen Xanten.

[81]) S. Kap. 17.

wieder gedämpft wurde. Befohlen hatte die Hinrichtung Manius Ennius der Lagerpräfekt, und sein Verfahren war ein gutes Beispiel, obschon er das Recht dazu nicht besaß.[82]) Als sodann die Bewegung neu anschwoll und er auf der Flucht eingeholt kein Entkommen mehr sah, suchte er sich durch kühnes Auftreten zu schützen: „Nicht der Präfekt, nein Germanicus, ihr Oberbefehlshaber, Tiberius, ihr Kaiser, werde in seiner Person von ihnen verletzt!" Mit diesen Worten entriß er, als er die ihm entgegentretenden durch sie erschreckt sah, dem Fahnenträger das Vexillum und marschirte dem Rheinufer zu, und unter dem lauten Rufe: „wer aus dem Zuge trete, mache sich zum Deserteur", führte er die zwar noch immer unruhigen in ihr Winterlager, ohne daß sie etwas zu unternehmen wagten.

Kapitel 39.

Inzwischen treffen die Abgeordneten des Senats den Germanicus, der bereits vom oberen Heere zurückgekehrt war, bei dem Augustusaltare der Ubier. Dort hatten zwei Legionen, die erste und die zwanzigste und die kürzlich zur Reserve entlassenen Veteranen, ihr Winterlager. Zaghaft und ohne rechte Besinnung aus Schuldbewußtsein wie sie waren, bemächtigt sich der Leute die Furcht: die Abgeordneten seien auf Geheiß des Senats gekommen, um ungültig zu machen, was sie durch ihre Meuterei abgedrungen hätten. Und wie es die Art des gemeinen Mannes ist, für das fälschlichst Eingebildete einen Schuldigen zu unterstellen, beschuldigen sie den gewesenen Consul Munatius Plancus, den Vorstand der Abgeordneten, daß er der Urheber des Senatsbeschlusses sei. Sie beginnen bei nachtschlafender Zeit die Herausgabe des im Hause des Germanicus bewahrten Vexillum zu fordern[83]), laufen gegen die Eingangsthür an, erbrechen die Thürflügel, reißen den Prinzen aus seinem Schlafgemache und zwingen ihn unter Androhung des Todes[84]) ihnen das Vexillum herauszugeben.

[82]) Das Recht zur Verhängung von Todesstrafen hatte nur der kommandirende Legat.

[83]) Es waren also die Veteranen, welche tumultuirten. Sie wollten ihr Vexillum heraushaben, weil sie in demselben ein Zeugniß besaßen, daß sie zur Reserve verabschiedet seien.

[84]) Der Ausdruck des Tacitus: intonto mortis metu ist noch stärker und nachtheiliger für seinen Liebling, dessen Benehmen auch hier in jeder Hinsicht sehr schwach erscheint. Abgesehen davon, daß er gar keine Vorsichtsmaßregeln getroffen und über

Dann durch die Gassen umherschweifend begegnen sie den Abgeordneten, welche auf die Nachricht von der im Hauptquartier herrschenden Bestürzung zum Germanicus eilten. Sie überhäufen dieselben mit Schimpfreden und schicken sich zu blutiger That an, zumal wider Plancus, den das Gefühl seiner Würde an der Flucht verhindert hatte. Trotzdem blieb ihm keine andere Zuflucht in seiner Todesgefahr als das Lager der ersten Legion. Dort suchte er Schutz bei den als Heiligthum geltenden Feldzeichen und bei dem Legionsadler, den er umfaßte; und hätte nicht der Adlerträger Calpurnius das Aeußerste abgewehrt, so würde — was selbst im Feindeslande selten geschehen — ein Abgesandter des römischen Volks in einem römischen Lager mit seinem Blute die Altäre der Götter befleckt haben!

Erst als es Tag geworden war, und Feldherr, Soldat und Vorgänge unterschieden werden konnten, begab sich Germanicus ins Lager.[85]) Er heißt den Plancus zu ihm führen und nahm ihn auf's Tribunal, an seine Seite. Dann schilt er auf die Meuterwuth, die als ein Schicksalsverhängniß nicht durch Schuld der Soldaten, sondern durch der Götter Zorn auf's Neue wieder ausbreche.[86]) Er eröffnet ihnen, weshalb die Abgeordneten gekommen, er verbreitet sich in beredten Worten klagend „über die Unverletzlichkeit der Gesandten, über des Plancus harte und unverdiente Behandlung, und zugleich, welche Schande die Legion auf sich geladen habe"; und da sich die Versammlung von dem alle mehr betroffen als beruhigt zeigte, entläßt er die Abgeordneten unter dem Schutze einer Abtheilung von Bundesreiterei aus seinem Hauptquartier.

die Stimmung der Leute, die er kennen mußte, sich gar nicht unterrichtet hatte, ist der Umstand, daß er „aus Furcht vor dem angedrohten Tode" meuterischen Soldaten den Willen that, ein ebenso schlechter Beweis für seine Energie als Kommandeur wie sein von Tacitus im Kapitel 36 geschildertes Benehmen. Tiberius hatte allen Grund mit seiner Haltung unzufrieden zu sein. Ein Napoleon hätte ihn vor's Kriegsgericht stellen und erschießen, wenigstens kassiren lassen.

[85]) Er hatte, wie wir sahen, sein Hauptquartier in einem Hause (domus) der Stadt.

[86]) Was wohl Tiberius zu dieser frommen Beschönigung der Meuterei gesagt haben wird? oder was „der große Julius" dazu gesagt haben würde, wenn einer seiner Generale solche Sprache geführt hätte? Wie streng man selbst in Germanicus' nächster Umgebung dessen schwaches Verhalten beurtheilte, sagt Tacitus im folgenden Kapitel.

Kapitel 40 und 41.

In dieser angstvollen Lage wenden sich Alle mit Vorwürfen gegen den Germanicus: „daß er nicht fort zum oberen Heere gehe, wo Gehorsam und Hülfe gegen die Rebellen zu finden sei. Es seien bereits genug und übergenug Fehler mit der Dienstentlassung, der Geldbewilligung und all den milden Maßregeln gemacht worden. Und wenn ihm sein Leben wenig werth sei, warum er seinen kleinen Sohn, seine schwangere Gattin unter diesen Wüthenden lasse, die alles menschliche Recht mit Füßen träten? Diese wenigstens möge er dem Großvater[87]) und dem Staate zu erhalten trachten." Nach langem Zaudern brachte er endlich die widerstrebende Gattin, welche sich darauf berief, daß sie, von des hochseligen Augustus Blute stammend, nicht entartet und fähig sei Gefahren die Stirn zu bieten, indem er zuletzt ihren schwangeren Leib und ihrer beider Sohn mit strömenden Thränen umschlang, dahin, daß sie sich zum Abreisen entschloß.

So setzte sich denn der klägliche Weiberzug in Bewegung: die flüchtige Gemalin des Oberbefehlshabers mit dem kleinen Sohne auf ihrem Schooße, um sie her die jammernden Gattinnen der Freunde, welche die Reise mitmachen mußten; und nicht weniger betrübt erschienen die, welche zurückblieben. [Kapitel 41.] Es sah aus, als ob man sich nicht in dem eignen Heerlager eines glücklichen kaiserlichen Prinzen, sondern in einer eroberten Stadt befinde, und das Seufzen und Jammern zog selbst die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich. Sie treten aus den Zelten: „was das für Klagegetön sei? was denn so Trauriges passire?" Antwort: „erlauchte Frauen, ohne einen Centurio, ohne einen Soldaten zum Schutz, ohne ein Zeichen, daß eine kaiserliche Frau in ihrer Mitte sei, ohne jedes bei einer solchen hergebrachte Geleit ziehen fort zu den Trevirern, bei Fremden Schutz zu suchen." Da erwachen Schaam und Mitleid und das Andenken an ihren Vater Agrippa, an Augustus, ihren Großvater, an ihren Schwager Drusus, an sie selbst, ihren seltenen Kinderreichthum, ihre gefeierte Tugend, an ihren kleinen Sohn endlich, der im Lager geboren[88]), unter den Legionen erzogen war, den sie mit soldatischem

[87]) Tiberius, dem Adoptivvater des Germanicus.

[88]) So glaubte man damals, obschon Caligula in Wirklichkeit nicht im Lager, sondern zu Antium (jetzt Porto d' Anzo), 7 Meilen von Rom, geboren war, wie Sueton, Calig. 19 nachweist.

Scherznamen Caligula zu nennen pflegten, weil man ihm gewöhnlich, um ihn beim gemeinen Manne beliebt zu machen, diese Fußbekleidung anzog. Allein nichts wirkte so sehr auf ihre Umstimmung als die Eifersucht gegen die Trevirer. Sie legen sich auf's Bitten, sie versperren den Weg: sie solle umkehren, bei ihnen bleiben. Ein Theil tritt Agrippina selbst an, eine große Menge begiebt sich zurück (in's Lager) zum Germanicus. Und dieser, voll frischen Schmerzes und Zornes wie er war, begann also zu der ihn umdrängenden Menge:

Kapitel 42 und 43.

Mir sind mein Weib und mein Sohn nicht theurer als Vater und Vaterland. Allein den ersteren wird seine eigne Majestät, das römische Reich werden die anderen Heere beschützen. Aber Weib und Kinder, die ich für Euren Ruhm ohne Widerstreben zum Opfer bringen würde, entferne ich jetzt aus dem Bereiche Eurer Raserei, damit all der von derselben drohende Frevel nur mit meinem Blute gesühnt werde und nicht der Mord an Augustus' Urenkel, die Hinschlachtung von Tiber's Schwiegertochter eure Schuld noch häufe. Denn was habt ihr diese Tage her ungewagt und unverletzt gelassen? Welchen Namen soll ich dieser versammelten Menge geben? Soll ich Euch Soldaten nennen, die ihr den Sohn des Kaisers mit den Waffen im verschanzten Lager eingeschlossen gehalten habt? oder Bürger, die ihr das Ansehen des Senats so unter die Füße getreten habt? Das selbst Feinden heilige Gesandtschaftsrecht und das Völkerrecht habt ihr gebrochen. Der hochselige Julius hat einst die Meuterei eines Heeres mit einem Worte gedämpft, indem er die, welche ihm den eidlich gelobten Gehorsam versagten, „Quiriten" anredete. Der hochselige Augustus hat bloß durch Blick und Miene die Legionen von Aktium erzittern gemacht.*) Ich, ich bin noch nicht was sie waren; aber ich bin ihres Blutes Sprosse, und so würde es schon auffallend und unwürdig sein, wenn der Soldat vom spanischen oder syrischen Heere mein nicht achten wollte. Was für einen herrlichen Dank aber erweist ihr, die

*) Historisch unwahr. Augustus beschwichtigte seine meuternden Truppen zu Brundusium (30 v. Chr.) mit Nichten durch seinen bloßen Anblick und Miene, sondern, wie Sueton und Dio berichten, durch Geld und Versprechungen. S. Drumann I, 485 und 487.

erste und zwanzigste Legion, eurem Heerführer?[90]) Du erste, welche du deine Fahnen aus Tiber's Händen empfangen hast, du zwanzigste, die du seine Genossin in soviel Schlachten warst, soviele Gnadenerweise von ihm erhieltest? Diese Botschaft soll ich meinem Vater, der aus den andern Provinzen lauter Gutes hört, ausrichten? ihm sagen, daß seine eignen[91]) jungen, seine eignen alten Soldaten weder durch Abschiedsbewilligung noch durch Geld zufriedengestellt seien, daß hier allein Centurionen ermordet, Tribunen verjagt, Abgesandte gefangen gehalten werden; daß Lager und Gewässer mit Blut besudelt seien, und daß ich von Feindlichgesinnten umringt nur durch ihre Gnade mein Leben hinfriste?! [Kapitel 43.] Denn warum habt ihr am ersten Versammlungstage mir das Schwert, das ich mir in die Brust stoßen wollte, entrissen, ihr meine kurzsichtigen Freunde? Besser und liebevoller handelte der, der mir sein Schwert anbot. So wäre ich doch jedenfalls gefallen, ohne daß ich als Zeuge so vieler Frevelthaten ein Mitschuldiger meines Heeres geworden wäre[92]), und ihr hättet euch einen Führer gewählt, der zwar meinen Tod unbestraft gelassen, aber doch den des Varus und seiner drei Legionen gerächt haben würde. Denn das mögen die Götter nicht zulassen, daß den Belgern, so willig sie sich auch dazu erbieten, der Ruhm und die Ehre zu Theil werde, Rom's Stütze gewesen zu sein und Germaniens Völker zur Ruhe gebracht zu haben. Dein in den Himmel aufgenommener Geist, o verewigter Augustus, dein Bild, dein Andenken, o mein Vater Drusus, mögen vereint mit eben diesen Kriegern, in deren Brust bereits Schaam und Ehrgefühl wieder einzuziehen beginnen, den zuvor erwähnten Schandfleck tilgen und die Zorngefühle des Bürgers wider den Bürger gegen die Feinde zu deren Verderben wenden. Und ihr, deren Gesichtsausdruck und deren Gedanken ich jetzt verändert sehe, wenn ihr dem Senat seine Gesandten, eurem Kaiser den Gehorsam,

---

[90]) Dem regierenden Kaiser Tiberius, den der schwache und ängstliche Germanicus in dieser Rede wie überall in den Vordergrund zu stellen bemüht erscheint.

[91]) Die erste Legion war von Tiberius selbst nach der Varischen Niederlage errichtet worden.

[92]) In dieser, natürlich von Tacitus komponirten Rede ist nur die Einsicht richtig, daß Germanicus um keinen Preis, und wenn es sein Leben kostete, sich als Zeuge der Frevelthaten seines Heeres zu dessen Mitschuldigen hätte machen dürfen. Alles Uebrige und zumal der Tadel der Freunde: daß sie ihn „damals" am Selbstmorde verhindert hätten, ist schwache, ja klägliche Rhetorik.

bewahrt hat [1]). Aus diesem grösseren Werke hat sich nur ein Auszug erhalten, dessen Verfasser für seinen speciellen Zweck, die theoretischen Bemerkungen über Epos und Tragödie, meist mit den Aristotelischen Worten excerpirte — die heutzutage sogenannte Aristotelische Poetik. Makrobius führt das Werk selbst als bekannt und noch vorhanden an, und es ist ein nicht zu übersehender für uns höchst interessanter Zug in den Schlussworten der ganzen Bemerkung, die er selbst als etwas Ausserordentliches und nur wenigen Bekanntes angesehn wissen will, dass der so „ängstlich gelehrte" Virgilius von einer abweichenden Ansicht des Aristoteles sicher Kenntniss gehabt, sich aber mit Vorbedacht dem Euripides angeschlossen habe. Wir mögen aus diesem Winke immerhin lernen, dass Aristoteles Kunsttheoretische und auch wohl Historische Schriften den Dichtern des gold-

---

1) Saturn. VII, 18, ext. p. 537 sqq. Macrobius merkt eine Nachahmung Virgils an, bei der ihm Euripides zum Vorbilde gedient, ihn aber auch zugleich zu einer Unrichtigkeit verleitet habe: „in qua quidem re — — non reticebimus rem paucissimis notam: reprehensum Euripidem ab Aristotele, qui ignorantiam istud Euripidis fuisse contendit: Aetolos enim non laevum pedem habere nudum, sed dextrum: quod ne affirmem potius quam probem, ipsa Aristotelis verba ponam ex libro, quem de poetis secundo subscripsit [ed. Lugd. supra scripsit] in quo de Euripide loquens sic ait: *Τοὺς δὲ Θεσταλοὺς κοτρόνας κ. τ. λ.* Cum haec ita sint: videtis tamen Virgilium Euripide auctore quam Aristotele uti maluisse. Nam ut haec ignoraverit vir tam anxie doctus, minime crediderim." Vgl. Heyne Excurs. VIII ad Virgil. Aen. VII, 684.

wenn ihr mir mein Weib und meinen Sohn wiedergeben wollt, so trennt euch von der Berührung der Meuterer und scheidet die Unruhestifter aus euren Reihen! Das wird ein festes Unterpfand eurer Reue, eine Sicherung eurer Pflichttreue sein!"

Kapitel 44.

Flehentlich, und bekennend seine Vorwürfe seien wahr, bitten sie ihn nach diesen Vorhaltungen: „er möge die Schuldigen bestrafen, den Verirrten verzeihen und sie gegen den Feind führen. Agrippina möge zurückgerufen werden, das Kind der Legionen zurückkehren und nicht als Geißel den Galliern überliefert werden." Die Zurückberufung der Agrippina lehnte er ab, „weil sie ihrer Niederkunft nahe und der Winter vor der Thüre sei. Seinen Sohn werde er kommen lassen; alles andere möchten sie selbst ins Werk setzen." Sofort zerstreuen sie sich völlig umgewandelt und schleppen alle Hauptaufrührer gefesselt vor den Legaten der ersten Legion, Cajus Caetronius, der Gericht und Strafe über jeden einzelnen in folgender Weise verhängte. Die Legionen standen vor seiner Rednerbühne mit gezogenen Schwertern; der Angeschuldigte ward ihnen durch den Tribunen auf der Erhöhung vorgezeigt. Sobald sie ihm ein „schuldig" zugeschrieen hatten, ward er herabgestoßen und in Stücke gehauen. Der Soldat freute sich je mehr er schlachtete, weil er sich damit selber freizusprechen glaubte, und der Cäsar seinerseits trat nicht hindernd ein, da er selbst ja nichts befohlen hatte, und somit die Scheußlichkeit dieser Mörderei auf die grausamen Verüber zurückfiel.*) Die Veteranen, welche es eben so gemacht hatten, werden bald darauf nach Raetien geschickt, — wie es hieß: um diese Provinz gegen den drohenden Einfall der Sueben zu schützen, in Wirklichkeit aber, um sie aus dem Lager fortzubringen, wo ebensowohl in Folge des angewandten grausamen Beruhigungsmittels, als durch die Erinnerung an die verbrecherische Meuterei noch wilde Aufregung herrschte. Dann schritt er zur Centurionenmusterung. Jeder einzelne ward vom Oberbefehlshaber aufgerufen und mußte Namen, Rangstelle, Vaterland, Zahl der Dienstjahre, Thaten der

*) Dieses abscheuliche Verhalten ist ganz der bisher gezeigten schwachen Haltung des Germanicus entsprechend, und es gereicht dem Leser zur Beruhigung, daß Tacitus es wenigstens mit einem — wenngleich sehr leisen — Tadel, in Form einer Entschuldigung, begleitet.

Tapferkeit vor dem Feinde, und — wer solche besaß — die empfangenen militairischen Ehrenzeichen angeben. Wenn seine Tribunen und seine Legion seine Tüchtigkeit und Redlichkeit bezeugten, so behielt er seine Stelle; sobald sie ihm einstimmig Habsucht und Grausamkeit Schuld gaben, ward er aus dem Kriegsdienst entlassen.

Kapitel 45.

Nachdem so Germanicus in seiner nächsten Umgebung Ruhe und Ordnung wieder hergestellt hatte, blieb noch die nicht geringere Aufgabe übrig, den Trotz der fünften und einundzwanzigsten Legion zu brechen, welche sechzig Millien weit von seinem Hauptquartiere, bei Vetera — so hieß der Ort — im Winterlager standen. Denn sie hatten zuerst die Meuterei begonnen, von ihren Händen waren die frechsten Frevelthaten verübt worden, und nicht geschreckt durch die Bestrafung ihrer Kameraden noch selbst eine Umwandlung zur Reue äußernd verharrten sie in ihrer feindseligen Stimmung. Der Cäsar trifft also Anstalten, mit Heer, Flotte und Bundestruppen rheinabwärts zu gehen, um ihren Gehorsam, wenn sie ihn weigern sollten, durch Waffengewalt zu erzwingen.

Kapitel 46.

In Rom dagegen, wo der Ausgang der Dinge in Illyrien noch nicht bekannt war, gerieth alle Welt bei der Kunde vom Aufruhr der Germanischen Legionen in Angst und schalt auf Tiberius: „daß, während er Senat und Volk, die schwachen waffenlosen Staatskörper, mit erheucheltem Zaudern zum Besten habe, das Heer inzwischen sich empöre und durch die unzulängliche Auctorität zweier junger Prinzen unmöglich zur Ordnung gebracht werden könne. Selbst hätte er gehen und die kaiserliche Majestät Leuten entgegenstellen müssen, die sich gewiß zur Ruhe gegeben haben würden, wenn sie den altersahrenen Regenten und zugleich in ihm den obersten Herrn über Strafe und Belohnung vor Augen gehabt hätten. Wenn Augustus, gedrückt von der Last der Jahre, so oft den Weg nach Deutschland zu machen vermocht habe, sei es da erlaubt, daß Tiberius in der Kraft der Mannesjahre im Senate sitzen bleibe, um die Ausdrücke der Senatoren mit Stichelreien zu beanstanden? Die Unterwürfigkeit der Stadt sei hinreichend gesichert, jetzt gelte es die Stimmung der Soldaten zu beschwichtigen, damit sie sich den Frieden gefallen ließen."

Kapitel 47.

Gegen solche Redereien stand bei Tiberius der Entschluß unwandelbar fest: die Hauptstadt des Reiche nicht aus der Hand zu lassen und sich und den Staat nicht auf's Spiel zu setzen. Denn viel und mancherlei Besorgnisse beängstigten ihn.[94] „Das in Germanien stehende Heer war das stärkere, das in Pannonien dagegen das nähere; jenes hatte hinter sich die Hülfsquellen Galliens, dieses bedrohte Italien unmittelbar. Welchem sollte er den Vorzug geben? und wie sollte er es machen, daß das nachgesetzte nicht sich beleidigt glaubte und erbittert würde? Durch seine Söhne dagegen konnte er zu beiden zugleich sprechen und dabei seine Herrschermajestät sichern, welche aus der Ferne größeren Respekt einflößt. Daneben waren die jungen Prinzen in der Lage, manche Forderungen der Soldaten mit Fug an ihren Vater verweisen zu dürfen, und wenn man dem Germanicus und Drusus widerstände, so bliebe immer noch die Möglichkeit, daß ihr Widerstand von ihm mit Gewalt gebrochen werden könne. Was für ein Rückhalt bleibe dagegen übrig, wenn sie den Kaiser selbst nicht beachteten?“[95]

Dennoch that er, als wolle er jeden Augenblick abreisen, wählte sein Gefolge, ließ sein Reisegepäck rüsten, Schiffe in Bereitschaft setzen. Dann wieder unter verschiedenen Ausflüchten, bald wegen der winterlichen Jahreszeit, bald wegen des Dranges der Geschäfte die Abreise verschiebend, gelang es ihm anfangs selbst die Wohlunterrichteten, dann das große Publikum und am längsten die Provinzen in Täuschung über seine Absichten zu erhalten.

Kapitel 48 und 49.

Doch zurück zu Germanicus. Der hatte zwar ein Heer zusammengezogen und sich zur Bestrafung der Empörer gerüstet, hielt es aber doch für angemessen, ihnen noch einen Aufschub zu gewähren für den Fall, daß sie sich etwa das so eben gegebene Beispiel zu Nutze machen

[94] Richtiger wäre gewesen zu sagen: „Viele und mancherlei Rücksichten und Gründe bestimmten ihn dazu.“ Aber Tacitus mag sich den Stich, der in seinem Ausdrucke „beängstigten ihn“ (angebant) liegt, nicht versagen.

[95] Diese kluge und richtige Politik Tiber's gegenüber dem kopflosen Geschwätz des hauptstädtischen „Publikums“ (civitas) bewährte sich durch den Erfolg. Die Erwägungen, die Tiberius anstellt, sind so tief und so begründet und werden durch den Erfolg

möchten.[96]) Er schreibt also vorläufig dem Caecina[97]): „er komme mit starker Heeresmacht und werde, wenn man nicht zuvor die Schuldigen hinrichte, das Blutgericht über alle ohne Unterschied ergehen lassen." Diesen Brief liest Caecina den Adlerträgern und Fahnenträgern und was sonst im Lager an zuverlässigen Personen war, im Geheimen vor, und fordert sie auf: „die Gesammtheit vor der Schande, sich selbst vor dem Tode zu retten. Denn wenn Friede bleibe, so sei Rücksichtnahme auf Schuld oder Unschuld und auf die Verdienste des Einzelnen möglich; komme es aber zum Kampfe, so fielen Unschuldige und Schuldige gleicherweise als Opfer." Die berufenen forschen zunächst die ihnen geeignet dünkenden aus, und als sie sehen, daß die Majorität der Legionsmannschaften pflichttreu gesinnt sei, setzen sie nach dem Rathe der Legaten Zeit und Stunde fest, wo sie über alles schlechte zur Meuterei geneigte Volk mit dem Schwerte herfallen wollen. Als die Stunde kam, brechen sie auf das einander gegebene Zeichen in die Zelte ein und metzeln die nichts Ahnenden nieder, ohne daß außer den Eingeweihten jemand begriff, was der Anfang und was der Endzweck des Mordens sei. Es war ein Schauspiel, verschieden von allen jemals stattgehabten Bürgerkämpfen. Nicht in offener Feldschlacht, aus zwei feindlich gegenüberstehenden Lagern, — nein, von denselben Schlafstätten aufspringend sondern sich die, welche der Tag als Tischgenossen, die Nacht als Schlafkameraden vereint gehalten hatte, in Parteien, und fallen mit den Waffen die eine über die andre her. Ueberall hört und sieht man Geschrei, Wunden, Blut; nur das Warum ist verborgen. Im Mehrigen waltet der Zufall. Auch manche von den Gutgesinnten werden erschlagen, da die Schlechtgesinnten, als sie merkten, wem das Blutbad gelte, gleichfalls zu den Waffen gegriffen hatten. Kein Legat oder Tribun war mäßigend zugegen. Man ließ dem gemeinen Manne Freiheit, sich in dem Strafgerichte zu ersättigen.

---

so gerechtfertigt, daß man sich wundern muß, wenn man sieht, wie Tacitus auch später noch, bei Gelegenheit des Gallischen Aufstandes (Ann. III, 44) die gleiche ruhige Haltung Tiber's dem hauptstädtischen Geschwätz gegenüber mit höhnendem Seitenblick erwähnen mag. S. Sievers I, S. 23.

[96]) d. h.: es eben so machen möchten wie die Legionen, in deren Winterlager Germanicus sich befand.

[97]) Der die erste und zwanzigste Legion nach der Ubierstadt geführt hatte (Kap. 37) und dann nach Vetera gegangen war, um das Commando der dortigen Legionen zu übernehmen.

Bald darauf traf Germanicus im Lager ein. Unter strömenden Thränen[98]) rief er aus: „das sei keine Heilkur, sondern eine verlorne Schlacht", und ließ die Leichen verbrennen.

Auch jetzt noch gährte es in den Gemüthern, und es wandelte sie in ihrer Aufgeregtheit die Lust an, gegen den Feind zu ziehen, um ihre Raserei zu sühnen: „das einzige Mittel die Manen der Kameraden zu besänftigen werde sein, wenn sie auf ihrer sündebeladenen Brust ehrenvolle Wunden empfingen". Der Cäsar folgt dem hitzigen Antriebe der Soldaten. Er schlägt eine Brücke und läßt zwölftausend Legionssoldaten, sowie sechsundzwanzig Cohorten Bundestruppen, acht Reiterschwadronen, deren gehorsame Haltung sich bei diesem Aufstande unverletzt behauptet hatte, übersetzen.

Kapitel 50.

Die Germanen trieben vergnügt und in geringer Entfernung (vom Rheinufer) ihr Wesen, während auf unsrer Seite durch den bei Augustus' Tode eingetretenen Geschäftsstillstand und darauf in Folge der Unruhen in den Heeren Unthätigkeit herrschte. Jetzt aber überschritt das Römerheer in Eilmärschen den Caesischen Wald und die von Tiberius angelegte Landwehr, und schlug innerhalb der Landwehr ein Lager auf, dessen Fronte und Rückseite man durch eine Wallschanze, die Seiten durch Verhaue befestigt. Dann durchzieht man die düstern Waldschluchten und überlegt, ob man von den beiden Wegen den kürzeren, gewöhnlichen[99]), oder den schwierigeren noch unversuchten, aber deshalb von den Feinden unbeobachteten einschlagen solle. Man wählt den längeren und befleißigt sich in Allem der größten Eile; denn Kundschafter hatten berichtet, daß diese Nacht für die Germanen eine Festnacht sei und mit festlichen Schmausen gefeiert werde. Caecina erhält den Befehl, mit den leichten Cohorten vorzugehen und den Weg durch die Wälder praktikabel zu machen; die Legionen folgen in mäßiger Distanz. Eine sternenhelle Nacht förderte das Unternehmen,

[98]) Der schwache Germanicus ist auch hier wieder mit Thränen bei der Hand; und doch war nichts geschehen, als was er selbst gewollt und verlangt hatte. Auch kann hier selbst Tacitus ihn nicht, wie bei der früheren Niederlage — die er geschehen ließ, „weil ja ihn nicht das Odium derselben traf" — mit ähnlicher Ausflucht entschuldigen. Denn hier war er selbst der alleinige Urheber. Wozu also hinterher die „strömenden Thränen"?

[99]) d. h. den meist bei solchen Einfällen eingeschlagenen.

und so gelangte man zu den Marsischen Dörfern, die man mit Truppenabtheilungen umstellte und wo die Bewohner noch in ihren Schlafstätten oder an den Tischen herumlagen, ohne Ahnung einer Gefahr und ohne Wachen ausgestellt zu haben. So sehr war alles aufgelöst in Sorglosigkeit, ohne Furcht vor einem kriegerischen Angriffe, und auch die unter ihnen herrschende Friedensruhe war nur Folge träger Schlaffheit und der augenblicklichen Betrunkenheit.

Kapitel 51.

Der Cäsar theilt seine kampfbegierigen Legionen, um die Verheerung möglichst weit auszudehnen, in vier Colonnen und verwüstet einen Raum von funfzig römischen Meilen [100]) mit Feuer und Schwert. Nicht Geschlecht, nicht Alter fand Erbarmen. Menschenwohnungen und Heiligthümer, darunter der von diesen Völkerschaften weit und breit verehrte Tempel der Tanfana, wie sie ihn nannten, werden dem Erdboden gleich gemacht. Unsere Soldaten blieben ohne Wunden, da sie nur Schlaftrunkene, Waffenlose oder zerstreute Flüchtlinge niedergehauen hatten.

Diese Metzelei rief die Brukterer, Usipeten und Tenchterer in die Waffen, und sie besetzten die Schluchtenpässe, durch welche unser Heer den Rückmarsch zu nehmen hatte. Auf die Kunde davon nahm der Oberbefehlshaber seine Maßregeln so, daß er zugleich marschiren und schlagen konnte. Ein Theil der Reiterei und die Bundescohorten bildeten den Vortrab, dann folgte die erste Legion; die Einundzwanziger auf der linken, die Fünfer auf der rechten Flanke anschließend nahmen das Gepäck in die Mitte, die zwanzigste Legion deckte den Rücken, und den Schluß bildete der Rest der Bundestruppen. Inzwischen hielten sich die Feinde, bis der ganze Zug sich innerhalb der Schluchtpässe befand, unbeweglich; dann greifen sie Fronte und Flanken mit leichtem Geplänkel an, während sie sich mit voller Kraft auf den Nachtrab stürzen. Schon begannen die leichten Cohorten durch der Germanen dichte Schlachthaufen in Unordnung zu gerathen, da sprengt der Cäsar zu den Zwanzigern heran, und ruft ihnen mit erhobner Stimme zu: „jetzt sei der gewünschte Moment gekommen, ihre Meuterei vergessen zu machen; sie sollten drauflosgehen und sich beeilen ihre

[100]) Etwa zehn deutsche Meilen.

Schandenschuld in Ehre zu verwandeln!“ Da entbrannte ihr Kampfmuth, mit einem Ansturme durchbrechen sie den Feind und werfen ihn in's Freie hinaus, wo sie ein großes Blutbad anrichten. Zu gleicher Zeit gelang es den Truppen des Vortrabs, aus dem Walde zu kommen, worauf sie ein verschanztes Lager aufschlugen. Von da ab blieb der Marsch unbelästigt, und voll Selbstvertrauen nach den frischen Erfolgen und der früheren Missethaten vergessend bezieht der Soldat die angewiesenen Winterlager.[101])

Kapitel 52.

Die Berichte von diesen Ereignissen erfüllten den Tiberius mit Freude und Besorgniß zugleich. Er war froh, daß die Meuterei gestillt war; allein daß Germanicus durch Geldgaben und übereilte Dienstentlassung um die Gunst der Soldaten geworben hatte und auch der erworbene Kriegsruhm desselben — war ihm peinlich. Trotzdem hielt er über seine Thaten Vortrag im Senate und verbreitete sich ausführlich über das Verdienst derselben, wobei indessen die lobenden Ausdrücke mehr auf glänzenden Schein berechnet erschienen, als daß man glauben konnte, sie kämen ihm aus dem innersten Herzen. Mit geringerem Wortaufwande belobte er den Drusus und die Beendigung des Illyrischen Aufruhrs, aber seine Worte waren nachdrücklich und seine Rede trug das Gepräge der Ueberzeugung. Schließlich bestätigte er alles, was Germanicus zugestanden hatte, auch für die Pannonischen Heere.[102])

Kapitel 53.

In demselben Jahre beschloß Julia ihr Leben, welche vor längerer Zeit wegen ihres schamlosen Lebenswandels von ihrem Vater Augustus auf der Insel Pandataria, später in der Stadt der Rheginer

[101]) Wer römische Bülletins zu lesen versteht, wird leicht einsehen, daß diese fürchterlich grausame Razzia den Römern nicht wohlfeil zu stehen kam und daß sie nur mit Noth der verdienten Niederlage entgingen.

[102]) In alle dem hier berichteten erscheint Tiber eben so gerecht als weise und staatsklug; und daß ihn der von Germanicus auf seinem kurzen Raubzuge — der eben nur die neue Aufreizung der Germanen zur Folge hatte — erworbene Kriegsruhm nicht „beängstigen“ konnte, wenngleich er es für geboten hielt, denselben in Rom offiziell sogar weit über die Gebühr anzuerkennen, — liegt für den unbefangenen Leser auf der Hand.

an der Sizilischen Meerenge gefangen gehalten worden war. Sie war mit Tiber verheiratet geweſen, als die Prinzen Cajus und Lucius noch lebten, und hatte ihn als ihr unebenbürtig mit Verachtung behandelt. Auch war dies und kein anderer der eigentlichſte Grund für Tiberius geweſen, um deſſentwillen er ſich damals nach Rhodus zurückzog. Als er zur Herrſchaft gelangt war, brachte er das verbannte, aller Ehren verluſtige, ſeit Poſtumus Agrippa's Ermordung aller Hoffnung baare Weib durch Mangel an Pflege und langſame Schwindſucht zu Tode, wobei er im Stillen dachte[103]): ihr Tod werde durch die lange Dauer ihres Exils kein Aufſehen erregen.[104]) Gleicher Urſache entſtammte ſeine Grauſamkeit gegen den Sempronius Gracchus, der aus altadliger Familie, gewandten Geiſtes, beredt in allem Schlechten, ebendieſelbe Julia ſchon als Agrippa's Gattin verführt hatte.[105]) Aber dabei blieb ſeine Ausſchweifung nicht ſtehen, ſondern als ſie mit Tiber verheiratet worden war, ſetzte er mit frecher Conſequenz die Buhlſchaft fort und ſchürte unabläſſig Julia's Trotz und Haßgefühle gegen ihren Gatten zur Flamme auf, und es war allgemeiner Glaube, daß die Briefe, welche Julia an ihren Vater Auguſtus zur verhetzenden Verunglimpfung des Tiberius ſchrieb, von Gracchus verfaßt ſeien. Er war daher nach Cercina, einer Inſel des Afrikaniſches Meeres gebracht, wo er vierzehn Jahre lange Verbannung aushielt. Jetzt wurden Soldaten zu ſeiner Hinrichtung abgeſendet. Sie trafen ihn nichts Gutes ahnend

---

[103]) dachte! (ratus) S. unten Anmerkung 106.

[104]) Ueber Julia ſ. Kaiſerfrauen S. 129—192. Ueber die tendenziöſe und wahrheitswidrige Darſtellung ihres Todes bei Tacitus ſ. ebendaſ. S. 189—190. Julia büßte über zwölf Jahre im Exil ihre empörenden Verbrechen.

[105]) S. Kaiſerfrauen S. 163 ff. Was den Ausdruck „gleiche Urſache" anlangt, ſo iſt er kaum verſtändlich. Denn wenn je ein Mann gerechteſte „Urſache" zur Strenge gegen ſein untreues, auf ſein Verderben ſinnendes Weib hatte, wie nicht minder gegen deſſen hinterliſtigen Verführer und Bundesgenoſſen, ſo war es — nach Tacitus eigner Schilderung — Tiberius. Die tendenziöſe ſchwarzgefärbte Darſtellung von Tiber's Handlungsweiſe gegen Julia iſt handgreiflich. Denn wenn Julia's leiblicher Vater, der dieſes einzige Kind abgöttiſch geliebt hatte, ſich zwölf Jahre lang durch keine Bitten und Fürſprachen hatte bewogen finden können, ihr Exil und ihre Gefangenſchaft aufzuheben (ſ. Kaiſerfrauen S. 185), wie hätte Tiber dazu kommen ſollen, gegen den ſie ſich noch weit ſchlimmer verſündigt hatte, — wenn er nicht etwa ein chriſtlicher Heiliger war! Um ſo höher iſt es ihm anzurechnen, daß er trotzdem bei ihrer Verurtheilung von Rhodus aus wiederholte Fürbitten zur Milderung ihrer Strafe bei Auguſtus einlegte. Tiberius S. 32. Kaiſerfrauen S. 184—185. Sueton Tiber. 11.

auf einem hohen Vorsprunge des Meeresufers. Bei ihrem Erscheinen erbat er sich eine kurze Frist, um seiner Gattin Alliaria brieflich seine letzten Aufträge zu geben, und bot dann freiwillig den Vollziehern des Todesurtheils den Nacken dar, so daß seine Standhaftigkeit im Tode nicht unwürdig des Sempronischen Namens erschien, als dessen entarteter Sprosse er sich im Leben erwiesen hatte. Einige Schriftsteller berichten, die Soldaten seien nicht von Rom aus, sondern von Lucius Asprenas, dem Proconsul Afrika's, abgesendet worden, und zwar auf Anstiften Tiber's, welcher vergeblich gehofft hatte, daß es möglich sein werde, den Makel dieses Mordes dem Asprenas zuzuschieben.[106])

Kapitel 54.

Dasselbe Jahr sah auch eine Vermehrung des Staatsgottesdienstes durch die neue Stiftung des Priestercollegiums der Augustalischen Brüder[107]), wie einst Titus Tatius zur Beibehaltung des Sabinischen Gottesdienstes die Brüderschaft der Titier gestiftet hatte. Sie wurden, ihrer einundzwanzig, aus den vornehmsten Männern Rom's durch's Loos gewählt; Tiberius, sowie Drusus, nebst Claudius und Germanicus wurden ihnen zugesellt. Die damals zum Erstenmale gefeierten Augustalischen Festspiele wurden gestört durch Unruhen, welche aus der Partei-Eifersucht der Pantomimen-Schauspieler entstanden. Augustus hatte gegen diese Art theatralischer Unterhaltung aus Rücksicht für seinen Maecenas, dessen Liebe für Bathyllus alle

[106]) Zunächst die Thatsache der Hinrichtung des Sempronius. Dieselbe ist mehr als zweifelhaft. S. Kaiserfrauen S. 180 ff. Denn Seneca berichtet ausdrücklich das Gegentheil (de Clementia I, 10, 3). Aber selbst angenommen, daß sie stattfand und daß Tiberius der Urheber war, so erlitt der Verbrecher nur die gerechte Strafe seiner Verbrechen. Die Bemerkung des Tacitus: „daß sich Tiberius mit einer falschen Hoffnung getäuscht habe" ist nur ein Beleg mehr für jene Manier, der wir bei Tacitus noch oft begegnen werden, wie wir ihr schon bei seinem obigen Bericht über Julia's Tod begegneten, zufolge deren er so zu sprechen liebt, als kenne er nicht nur die Handlungen, sondern auch die innersten Gedanken, Hoffnungen und Motive Tiber's! — Doch die Hauptsache ist die, daß nach dem ausdrücklichen Zeugnisse eines Zeitgenossen, des Velleius Paterculus (II, 100), Tiberius die von Augustus über Julia's Buhlen verhängte Strafe bei seinem derselben verschärft hat. S. Sievers: Tacitus und Tiberius I, S. 24.

[107]) Ueber dieses Priestercollegium s. Egger: Examen critique des historiens anciens de la vie et du regne d'Auguste p. 403.

Schranken überschritt, Nachsicht gezeigt; auch war er selbst seinem Naturell nach kein Feind solcher Liebhabereien, während er es andrerseits als ein Mittel der Popularität[108]) ansah, wenn er sich an den Vergnügungen des Publikums persönlich betheiligte.[109]) Tiberius' Charakter führte ihn einen andern Weg, aber für jetzt wagte er es noch nicht, das so viele Jahre lang sehr zart behandelte Volk rauher anzufassen.[110])

Kapitel 55.

(Jahr 15 n. Chr.)

Unter dem Consulat des Drusus Caesar und des Cajus Norbanus[111]) wird dem Germanicus ein Triumph zuerkannt, während der Krieg noch fortdauerte. Zu dem letzteren traf er für den nächsten Sommer die umfassendsten Vorbereitungen, doch gab er schon zu Anfange des Frühlings, und zwar durch einen plötzlichen Einbruchszug in das Land der Chatten, einen Vorschmack davon. Seine Hoffnung auf Erfolg beruhte auf der Meinung, daß der Feind in Parteien für Arminius und für Segestes gespalten sei. Arminius war der Aufwühler Germaniens; Segestes der, welcher schon sonst bei vielen Anlässen und noch beim letzten Gastmale, nach welchem man zu den Waffen griff, dem Varus eröffnet hatte, daß ein Aufstand im Werke sei, und ihm zugeredet hatte, ihn selbst sammt dem Arminius und den übrigen Fürsten in Fesseln zu legen: denn das Volk werde nichts wagen, wenn man ihm seine Fürsten nehme, und er (Varus) selbst werde Zeit haben, Schuldige und Unschuldige zu sichten. Allein Varus fiel durch das Schicksal und durch Arminius' Gewaltangriff ins Verderben; Segestes, obschon durch die einstimmige Erhebung der Nation

---

[108]) civile. S. oben Anm. 70 zu Kapitel 33.

[109]) Später sah er sich aber doch genöthigt, gegen die Frechheit der Pantomimen (histriones) energisch einzuschreiten. Sueton. Aug. 45. — Bathyllus war ein Freigelassener Maecen's und Hauptkünstler dieser Gattung.

[110]) Tiberius war ebensowenig ein Freund dieser sinnlich ausgelassenen Darstellungen, als er ein Freund des brutalen Lustmordschauspiele der Gladiatoren- und Thierkämpfe war. Aber statt ihn dafür zu loben, nimmt auch hier Tacitus die Gelegenheit wahr, seinen „Charakter" zu bestichein. Daß übrigens Tiber sehr bald die Gladiatorenspiele in Rom einschränkte und ganz verbot, sehen wir aus Tacitus selbst (Ann. IV, 62).

[111]) i. J. 15 nach Chr., 767 nach Erbauung Roms.

nen Zeitalters nicht so fremd waren, als es manchen auf den ersten Blick bedünken sollte [1]).

XII.

In Makrobius mögen wir den Typus für eine ganze Klasse von früheren und späteren Zeitgenossen erkennen, deren kompilatorisches Treiben die verschiedensten Zweige des Wissens ohne selbständige Thätigkeit und Verarbeitung umfasste. Von ihm bis auf die Zeit des Boethius hinab gewährt die Betrachtung der Ueberbleibsel der Römischen Literatur kein Interesse mehr für unsern Gegenstand. Wo etwa, wie in den zerrissenen Scholien des Servius [2]), der Name des griechischen Philosophen erscheint, ist es eben nur der wesenlose Schemen einer halbverschollenen Tradition, die an kein selbstthätiges Studium auch nur von ferne zu denken verstattet. Dasselbe gilt von andern Erscheinungen dieser Zeit, wie Lactantius, der von Aristoteles wohl nur aus Cicero zu reden weiss, und dessen selbstgefällige Kritik gewisser Philosopheme des grossen Denkers nur ein mitleidiges Lächeln erregen mag [3]), wäh-

1) Vgl. Serv. ad Virgil. Aen. VIII, v. 364.

2) Vgl. Serv. ad Virgil. Georg. I, v. 139, v. 19, ad Eclog. I, 26. ad Aen. I, 336. VI, 448. VIII, 364. V, 81. X, 851. Ueber die im Servius vorkommenden Anführungen aus verlornen Schriftstellern s. Fabric. Bibl. Lat. I, 12, p. 321. ff.

3) Lactant. Instit. div. I, 3. p. 33 Bünem. vgl. III, 7, 8. III, 8, 38. p. 345. VII, 1, 7. p. 853. V, 3, 1.

mit in den Krieg gerissen, blieb innerlich der Sache derselben entfremdet, zumal da noch Privathaß verstärkend mitwirkte, indem Arminius seine von ihm einem andern zugelobte Tochter gewaltsam entführt hatte. Ein verhaßter Schwiegersohn, feindselige Schwiegereltern — das machte aus Verhältnissen, welche bei Einträchtigen Bande der Liebe sind, bei Verfeindeten Reizmittel zu Racheempfindungen.

Kapitel 56.

Germanicus also übergiebt vier Legionen fünftausend Mann Hülfsvölker sammt den unregelmäßigen Aufgebotshaufen der diesseit des Rheins hausenden Germanen dem Commando Caecina's; er selbst stellt sich an die Spitze einer gleichen Anzahl von Legionen und der doppelten Anzahl Bundestruppen, errichtet einen befestigten Waffenplatz auf den Trümmern der von seinem Vater auf dem Berge Taunus angelegten Festung und stürmt dann in Eilmärschen mit dem gepäckfreigemachten Heere[112] gegen die Chatten, während er den Lucius Apronius zurückließ, um die Wege und Flußübergänge praktikabel zu halten. Denn — eine Seltenheit unter jenem Himmelsstrich — bei der Trockenheit und dem mäßigen Wasserstande der Flüsse hatte er seinen Hinmarsch beschleunigen können, und fürchtete darum für den Rückmarsch Regengüsse und das Anschwellen der Stromgewässer. Inzwischen kam er den Chatten so unversehens über den Hals, daß Alles, was durch Alter und Geschlecht widerstandsfähig war, sofort gefangen oder niedergehauen wurde. Die rüstige Mannschaft dagegen war schwimmend über den Fluß Adrana[113] gesetzt und versuchte die Römer am Schlagen einer Brücke zu hindern. Man versagte sie mit Geschütz und Pfeilschüssen, worauf sie vergebliche Friedensunterhandlungen versuchten, einige zum Germanicus übergingen, und der Rest sich, mit Zustichlassung ihrer Weiler und Dörfer, in die Wälder zerstreute. Der Cäsar steckte ihre Hauptstadt Mattium in Brand, verwüstete alles flache Land und wandte sich dann zum Rhein zurück, ohne daß der Feind es wagte, ihn beim Abzuge im Rücken zu beunruhigen, was er sonst immer zu thun pflegt, wenn er mehr aus

[112] Zur Sicherung des zurückgelassenen Gepäcks war eben der befestigte Waffenplatz (castellum) errichtet worden

[113] Die heutige Eder in Hessen, nach andern die Lahn.

Kriegslist denn aus Furcht zurückgewichen ist.[114]) Die Cherusker hatten im Sinne gehabt, den Chatten zu Hülfe zu kommen, aber Caecina, der bald hier bald dorthin sich mit seinem Heere wendet, hielt sie in Schrecken, und die Marser, welche es wagten, sich ihm zum Kampfe zu stellen, hielt er durch ein günstiges Treffen im Zaume.

Kapitel 57.

Bald darauf kamen Abgesandte von Segestes mit der Bitte um Hülfe gegen die Gewaltbedrängniß von Seiten seiner Landsleute, von denen er belagert gehalten wurde; denn bei ihnen war eine stärkere Partei für Arminius, weil dieser fortwährend zum Kriege rieth. Bei den Barbaren richtet sich nämlich das Vertrauen und in bewegten Zeiten der Einfluß eines Mannes nach dem Grade seiner thatkräftigen Kühnheit.[115]) Segest hatte seinen Sohn Namens Segimund den Abgesandten beigeordnet, aber der junge Mann weigerte sich längere Zeit aus Schuldbewußtsein. Er war nämlich in dem Jahre, als die Germanischen Völker abfielen, obschon für das Heiligthum von Ara Ubiorum[116]) als Priester erwählt, mit Brechung seines Priestergelübdes[117]) zu den Rebellen entflohen. Doch ließ er sich zuletzt durch die Hoffnung auf die römische Gnade und Milde dazu bewegen, die Aufträge seines Vaters zu übermachen, und in der That wurde er freundlich aufgenommen und unter Schutzescorte nach dem Gallischen Ufer gesendet.

Germanicus hielt es für der Mühe werth, die Richtung seines Zuges zu ändern. So kam es zum Kampfe gegen die Belagerer, in Folge dessen Segestes mit einer großen Schaar von Sippen und Clienten ihren Händen entrissen wurde. In dem eingeschlossenen Platze befanden sich edle Frauen, unter ihnen die Gattin des Arminius und Tochter Segest's, die mit ihrem Herzen viel mehr auf ihres Gemals als auf ihres Vaters Seite stand, auch besiegt nicht in Thränen

---

[114]) Es ist gut, diese Bemerkung des Historikers für das später Folgende im Gedächtniß zu behalten.

[115]) Möge das auch bei uns, den Nachkommen dieser „Barbaren", immer also sein!

[116]) Wie es scheint ein Heiligthum der Verehrung Augusts in der Nähe des heutigen Godesberg bei Bonn.

[117]) Im Texte heißt es: „mit Zerreißung seiner Priesterbinden" (ruperat vittas). — Daß er als Priester eines römischen Götterdienstes angestellt war, sagt Tacitus weiter unten Kap. 59.

ausbrach, kein Wort demüthiger Bitte vernehmen ließ, sondern die Hände fest unter dem Busche des geschürzten Gewandes ineinandergeschlungen auf ihren schwangeren Leib niederblickte.[118]) Auch Spolien der Variusschen Niederlage kamen zum Vorschein, die vielen von den Edlen, die jetzt in Germanicus' Hände geriethen, als Beuteantheil gegeben worden waren. Endlich Segestes selbst, eine riesige Gestalt, voll guten Muthes im Gedanken an seine den Römern bewiesene Anhänglichkeit. Seine Anrede lautete etwa folgendermaßen:

Kapitel 58.

„Dies ist für mich nicht der erste Tag der Bewährung meiner treuen Anhänglichkeit an das römische Volk. Seit ich von dem hochseligen Augustus mit dem Bürgerrechte beschenkt worden bin, habe ich meine Freunde wie meine Feinde nach Euren Interessen erwählt, und zwar nicht aus Haß gegen mein Vaterland — denn Verräther sind selbst denen, deren Sache sie bevorzugen, widerwärtig — sondern weil ich stets der Meinung war, daß Römer und Germanen gleiche Interessen hätten und Frieden besser sei als Krieg. Darum habe ich den Räuber meiner Tochter, den Verletzer des mit Euch geschlossenen Vertrages, den Arminius bei Varus, der damals den Oberbefehl über das Heer führte, angeklagt. Hingehalten durch die Schlaffheit des Oberbefehlshabers habe ich, weil gesetzlich nichts auszurichten war[119]), ihn flehentlich gebeten, mich nebst Arminius und die Mitwisser um den Anschlag in Verhaft zu nehmen. Mein Zeuge ist jene Nacht[120]) — wäre sie für mich doch lieber die letzte gewesen! Was dann folgte, kann ich nur beweinen, nicht vertheidigen.[121]) Alles was ich sagen kann ist: daß ich den Arminius in Ketten geworfen und Ketten, von

[118]) Wir haben noch ihre marmorne kolossale Porträtstatue, die wahrscheinlich eine Nische von Germanicus' Triumphbogen schmückte und jetzt zu Florenz in der Loggia de' Lanzi steht. S. Strahr, Torso I, S. 534. — Weimar und Jena II, S. 43—49. Auch Arminius' Porträitbüste ist uns vielleicht noch erhalten. (Braun: Ruinen und Museen Rom's S. 174.) Die Sitte, die Porträitstatuen oder Büsten besiegter Feinde im Triumphe aufzuführen, wenn man ihre Personen selbst nicht haben konnte, finden wir noch zur Zeit Diocletian's. S. Gibbon Kap. XIII.

[119]) d. h. weil er keine hinreichenden Beweise für seine Anklage hatte.

[120]) Die Nacht des Kap. 55 erwähnten letzten Gastmahls, mit dem Varus die deutschen Fürsten in seinem Hauptquartiere den Tag vor Ausbruch der Rebellion bewirthete.

[121]) Segest hatte nämlich gegen Varus mitkämpfen müssen. S. oben Kap. 55.

seiner Partei mir angelegt getragen habe. Und jetzt, wo ich zuerst die Möglichkeit habe dir persönlich zu nahen, gebe ich die neuen Verhältnisse für die alten, die Unruhe für die Ruhe auf, und zwar nicht um Lohn, sondern zur Sühnung meines Treubruchs und zugleich damit ich für das Volk der Germanen ein geeigneter Vermittler sein kann, wenn es Willens sein sollte, lieber zu bereuen als zu Grunde zu gehen. Für die Jugend und den Fehltritt meines Sohnes erbitte ich Verzeihung; meine Tochter, ich gestehe es ein, ist nur gezwungen hier. Deine Sache wird es sein zu entscheiden was stärker wiegt: daß sie von Arminius schwanger, oder daß sie mein Kind ist."

Der Cäsar versprach in gnädiger Antwort seinen Kindern und Verwandten Sicherheit des Lebens[122]), ihm selbst einen Ruhesitz in der alten Provinz.[123]) Das Heer führte er zurück und nahm mit Bewilligung Tiber's den Titel Imperator an. Arminius' Gattin gebar später ein Kind männlichen Geschlechts. Der Knabe wurde zu Ravenna erzogen; durch welch ein schmähliches Spiel des Zufalls er später zu Grunde gegangen ist, werde ich seiner Zeit erzählen.[124])

Kapitel 59.

Als die Kunde sich verbreitete, daß Segest sich ergeben und gütige Aufnahme gefunden habe, ward dieselbe, je nachdem die Stimmung dem Kriege ungünstig oder günstig war, dort mit Hoffnung,

[122]) Sie wurden sämmtlich beim Triumphzuge des Germanicus in Fesseln aufgeführt und — „der Verräther Segestes" war unter den Zuschauern, wie der wackere Strabo (p. 291—292) mit tadelndem Seitenblicke berichtet, der selbst zugegen war. S. Kaiserfrauen S. 243—245.

[123]) d. h. in dem von Germanen bewohnten Landstriche am linken Rheinufer. „Als neue Provinz wird das gedacht, was die Römer von der Niederlage des Varus auf der rechten Seite besessen hatten, worauf sie weder ihr vermeintliches Recht noch die Hoffnung der Wiedererlangung aufgegeben hatten." Nipperdey.

[124]) Diese Erzählung steht nicht mehr in unsern Büchern des Tacitus. Sie befand sich wahrscheinlich in dem jetzt fehlenden Theile des V. Buchs der Annalen. (S. Merivale V, p. 157.) In diesem Falle wäre der Sohn des Arminius und der Thusnelda — er hieß nach Strabo's Berichte Tumelicus — schon in seinem funfzehnten oder sechzehnten Jahre zu Grunde gegangen. Zweiunddreißig Jahre nach Thusnelda's Gefangennahme erwähnt Tacitus ihres Sohnes als eines nicht mehr lebenden (Ann. XI, 16). Daß er so alt nicht geworden, scheint Tacitus an unsrer Stelle selbst (mox) anzudeuten. Daß er in allen Stücken gänzlich verrömert war (infectus alimonio, servitio, cultu, omnibus externis), so daß ihn seine Landsleute die Cherusker selbst nicht zum Fürsten gemocht hätten, wenn er als Prätendent

hier mit schmerzlicher Entrüstung aufgenommen. Den Arminius bei seiner angebornen Heftigkeit machten der Raub seines Weibes und ihr in Sklaverei geführter schwangerer Leib fast wahnsinnig. Er durchfliegt das Land seiner Cherusker, zu den Waffen wider Segest, zu den Waffen wider den Cäsar aufrufend. Auch in Scheltworten mäßigte er sich nicht. „Der herrliche Vater! der große Imperator! das tapfere Heer! die mit so viel tausend Armen ein einziges schwaches Weib fortgeschleppt haben! Ihm seien drei Legionen und ebenso viele Legaten erlegen. Denn Er, er sei gewohnt, nicht mit Verrath, nicht gegen schwangere Frauen, sondern offen wider bewaffnete Gegner Krieg zu führen. Noch jetzt sehe man in den germanischen Wäldern die Feldzeichen der Römer, die er den vaterländischen Göttern weihend aufgehängt habe. Möge Segest auf dem unterworfenen Ufer hausen, seinen Sohn wieder mit dem Priesterdienste der Feinde bekleiden lassen: die ächten Germanen würden es nimmer vergeben können, daß sie zwischen Elbe und Rhein Ruthen, Beil und Toga hätten sehen müssen. Bei andern Völkern sei die Unbekanntschaft mit dem Römerreiche die Ursache, daß sie niemals deren Blutgerichte erfahren, nie etwas von Tributzahlungen gewußt hätten; und sie nun, sie hätten diese Lasten abgeschüttelt, und, nachdem der berühmte unter die Götter versetzte Augustus und sein erwählter Nachfolger Tiberius hätten unverrichteter Sache abziehen müssen, sollten sie sich vor einem unversuchten Jünglinge, vor einem meuterischen Heere fürchten? Wenn sie Vaterland, Eltern und die alte Freiheit lieber wollten, als Herren und neue Kolonien, dann möchten sie lieber ihm, Arminius, dem Führer zu Ruhm und Freiheit, als dem Segest, dem Führer zu schmachvoller Knechtschaft folgen."

Kapitel 60.

Durch solche Reden wurden nicht nur die Cherusker, sondern selbst die angrenzenden Völkerschaften in Waffen gebracht; ja sogar Inguiomerus wurde mit fortgerissen, des Arminius Vaterbruder, ein Mann, der seit lange bei den Römern in Ansehn stand. Das vermehrte des Cäsars Besorgniß. Damit nun nicht die ganze Wucht

mit Erfolg aufgetreten wäre, sagt Tacitus ausdrücklich (XI, 16), oder läßt es doch von einer Cheruskischen Nationalpartei sagen. Möglicherweise liegt darin eine Andeutung, daß Tumelicus derzleichen versuchte und bei den Versuchen schmählich umkam.

des Krieges auf einen Punkt sich concentrire, entsendet er den Caecina mit vierzig römischen Cohorten durch das Land der Brukterer an den Fluß Amisia [125]), um die feindliche Streitmacht auseinander zu ziehen; die Reiterei führt der Präfect Pedo durch das Gebiet der Friesen. Er selbst schiffte vier Legionen ein und führte sie durch die Seen [126]) dorthin; und Fußvolk, Reiterei und Flotte trafen zu ein und derselben Zeit bei dem zuvor genannten Flusse zusammen. Die Chauken boten Hülfstruppen an und wurden deshalb zum Feldzuge mitgenommen. Die Brukterer, welche ihre eigenen Ortschaften verbrannten, schlug der von Germanicus abgesendete Stertinius. Bei der Plünderung nach dem Blutvergießen fand er den Adler der einundzwanzigsten Legion wieder, der unter Varus verloren worden war. Dann ging der Zug weiter bis zu den entlegensten Theilen des Brukterergebietes, und alles Land zwischen den Flüssen Amisia und Lupa [127]) ward verändert. Es war unweit des Teutoburger Waldgebirgs, wo, wie es hieß, die Gebeine des Varus und seiner Legionen unbegraben lagen.

Kapitel 61.

So kam denn den Cäsar das Verlangen an, den Kriegern und ihrem Feldherrn die letzte Ehre zu erweisen. Auch das gesammte bei ihm befindliche Heer war von wehmüthigen Gefühlen bewegt im Gedanken an die Verwandten und Freunde und schließlich an die Wechselfälle des Krieges und das Schicksal der Menschen.

Voraufgeschickt wird Caecina, um die Verstecke der Waldschluchten zu recognosciren und die feuchten Sümpfe und trügerischen Moor- und Kieigründe durch Brücken und Dämme passirbar zu machen. So erreichen sie die Schauplätze der Trauer, grauenvollen Anblicks und Gedenkens. Das erste Lager des Varus zeigte deutlich durch seinen weiten Umfang und die sorgfältige Absteckung des Hauptquartiers [128]) die Arbeit der Hände von drei Legionen. Weiterhin ersah man an dem halbeingestürzten Walle, dem flachen Graben, daß hier der schon zusammengeschmolzene Rest gelagert hatte. Auf dem Gefilde zwischen

[125]) die heutige Ems.

[126]) jetzt vereinigt in der Zuydersee.

[127]) jetzt Lippe.

[128]) Bei Tacitus Principia geheißen (früher Prätorium genannt). Es nahm etwa ein Drittheil des Lagers ein und enthielt das Feldherrnzelt und die Zelte der Legaten, des Quästors, der Tribunen, die Altäre der Adler u. s. w.

inne lagen bleichende Gebeine, zerstreut oder in Haufen, je nachdem geflohen oder Stand gehalten worden war. Daneben Bruchstücke von Waffen, Pferdegebein, und an den Baumstämmen sah man Menschenschädel angeheftet. In den benachbarten Hainen fand man Altäre der Barbaren, an denen sie die Tribunen und die Centurionen ersten Ranges geschlachtet hatten; und Ueberlebende aus jener Niederlage, die aus der Schlacht und der Gefangenschaft entkommen waren, berichteten jetzt: „hier seien die Legaten gefallen, dort die Adler genommen worden; wo Varus die erste Wunde empfangen, wo er durch den Streich der eignen unseligen Hand den Tod gefunden, von welchem Tribunale herab Arminius zu den versammelten Seinen geredet; wie viele Galgen, welche Martergruben für die Gefangenen gemacht worden und wie man schmachvoll mit den Feldzeichen und Adlern der Uebermuth seinen Spott getrieben habe.

Kapitel 62.

So senkte denn das jetzt hierher gelangte Römerheer, sechs Jahre nach der Niederlage, die Gebeine der drei Legionen, — ohne daß jemand wußte, ob er fremde Ueberreste oder die von Verwandten unter der Erde barg — sämmtlich, als wären es Befreundete, als wären es Blutsverwandte, mit gesteigertem Zorne gegen den Feind, traurig und ingrimmig zugleich, in die Gruft. Das erste Rasenstück zu dem darüber aufzurichtenden Hügel legte der Cäsar „als höchste Liebesgabe für die Gefallenen und als Zeichen seines Antheils an der schmerzlichen Trauer der Gegenwärtigen."[129]

Das Alles jedoch erhielt mit nichten den Beifall des Tiberius, sei es weil er alle Handlungen des Germanicus in's Ueble auslegte, oder sei es daß er wirklich glaubte, daß das Heer durch dieses (in der Phantasie bleibende) Bild der Erschlagenen und Unbegrabenen an Energie für den Schlachtkampf verlieren und dem Furchtgefühle vor den Feinden zugänglicher werden würde, und daß zugleich ein Imperator, als Träger des Augurats und uralter Weihen, seine Hände nicht hätte an Leichenbestattung legen dürfen.[130]

[129] Die von mir mit Anführungszeichen versehenen Worte scheinen Worte der Inschrift gewesen zu sein.

[130] Wir sehen hier eine Probe der Manier des Tacitus: das Richtige neben dem Falschen, das böswillige Urtheil neben dem gerechten hinzustellen, dem Leser die Auswahl lassend, ohne ein eignes Urtheil zu fällen. Und doch war das letztere hier eben

Kapitel 63.

Germanicus indeſſen folgte dem Arminius nach, der in ungangbare Wildniſſe zurückwich. Sobald er an ihn herankam, befahl er ſeiner Reiterei vorzurücken und das offene Feld, auf welchem die Feinde ſich gelagert hatten, zu nehmen. Arminius ſammelt ſeine Truppen und führt ſie bis hart an den Waldſaum. Dann macht er plötzlich Kehrt und giebt den Abtheilungen, die er an verſchiedenen Stellen der Waldſchluchten verſteckt gehalten hatte, das Zeichen zum Vorbrechen. Jetzt gerieth unſere Reiterei durch die neue feindliche Schlachtlinie in Unordnung. Die zu Hülfe geſchickte Reſerve der bundesgenöſſiſchen Cohorten, von dem Stoße der fliehenden Reiter überrannt, vermehrte die Verwirrung und war bereits nahe daran, in einen den fliegenden Feinden wohlbekannten, den Unkundigen gefährlichen Sumpf geworfen zu werden, wenn nicht der Cäſar die Legionen in Schlachtordnung vorgeführt und gegen den Feind gerichtet hätte. Das ſchreckte die Feinde und ermuthigte die unſern; und ſo endete die Schlacht mit beiderſeitig gleichem Erfolge.[131])

Darauf führt er das Heer an die Ems zurück und läßt die Legionen, wie er ſie hergeführt hatte, auf der Flotte den Rückweg antreten. Ein Theil der Reiterei ward befehligt, am Ufer des Oceans entlang nach dem Rhein zu marſchiren. Caecina, der ſein eigenes Heer führte, erhielt die Weiſung, obſchon er auf bekannten Straßen

---

ſo leicht als von der Gerechtigkeit gegen Tiber geboten (ſ. Kaiſerfrauen S. 222 bis 223), und einem Menſchenkenner wie Tacitus war es ſchwerlich unbekannt, daß das Mißurtheil immer am meiſten bei den Menſchen Eingang findet. Tiber's Beurtheilung der Handlungsweiſe war und erwies ſich, wie wir ſofort ſehen werden, als vollkommen richtig. Der erfahrene Feldherr wußte, wie dieſer romantiſche Zug nach der Niederlagsſtätte eines römiſchen Heers inmitten grauenhafter, von furchtbaren und erbitterten Feinden umgebener Wildniſſe auf die Gemüther der Soldaten wirken mußte; und ebenſo waren ſeine religiöſen Bedenken wohl begründet durch Satzung und Glauben des Römervolks. Aber wir werden ſehen, daß Tacitus durch ſeine Parteilichkeit für Germanicus fortwährend zur Ungerechtigkeit gegen Tiberius verleitet wird. — Beiſpiele der oben erwähnten Manier ſind überaus häufig in dieſen ſechs Büchern der „Regierungsgeſchichte Tiber's". S. unten III. 44. Anmerk. 140.

131) Wenn dies nicht Schönmalerei im Bülletinſtile iſt, ſo giebt es keine. Die Wahrheit iſt, daß hier Germanicus von Arminius eine derbe Lektion erhielt und daß Tacitus klug that, nach den bedenklichen letzten Worten: „und ſo endete — Erfolge" den Reſt Schweigen ſein zu laſſen.

seinen Rückmarsch zu bewerkstelligen habe, die „langen Brücken“ so bald als irgend möglich zu passiren.[132]) Es ist das ein enger Durchweg zwischen weiten Sümpfen, einst von Lucius Domitius[133]) aufgedämmt. Sonst ist alles morastig, schwerer zähhaftender Kleiboden oder unsichere Bäche. Auf beiden Seiten sacht ansteigende Waldhöhen, welche Arminius damals besetzt hielt, da er auf Nichtwegen und in Eilmärschen dem mit Gepäck und Waffen belasteten Römerheere zuvorgekommen war. Caecina, der in Verlegenheit war, wie er die vor Alter schadhaft gewordenen Brücken herstellen und zu gleicher Zeit den Feind abwehren sollte, entschließt sich an Ort und Stelle das Lager aufzuschlagen, um den Brückenbau mit dem einen und den Kampf mit dem andern Theile seiner Truppen beginnen zu können.

Kapitel 64.

Die Feinde machten angestrengte Versuche, die ihnen entgegengestellten Abtheilungen zu durchbrechen und so zwischen die Schanzarbeiter zu kommen; sie plänkeln überall, suchen die Flanken zu umgehen, machen Frontangriffe. Es mischt sich das Geschrei der Schanzenden und Kämpfenden. Und Alles war den Römern ungünstig: das grundlose Sumpfterrain, auf dem man nicht fest stehen, nicht ohne auszugleiten vorwärts schreiten konnte; die Last der Panzer auf den Leibern, und die Unmöglichkeit, so im Wassersumpfe stehend die Wurfspieße gehörig zu schwingen. Den Cheruskern dagegen waren solche Sumpfgefechte vertraut, sie selbst von hochgewachsenem Gliederbau, und ihre gewaltigen Lanzen ausreichend lang, um selbst in bedeutender Entfernung noch damit Wunden zu verursachen. Endlich erlöste die Nacht die bereits wankenden Legionen von dem ungünstigen Kampfe.

Die Germanen aber, befeuert durch ihre glücklichen Erfolge, gönnten sich auch während der Nacht keine Ruhe. Sie leiteten alle

---

[132]) Diese sogenannten pontes longi, d. h. ein Dammweg von Holzstämmen, mit einzelnen Brücken, in der moorigen Thalliese zwischen waldigen Höhenzügen einst von den Römern aufgeführt, befanden sich wahrscheinlich im heutigen Burtanger Moor, wo sich Reste derselben zwischen Terhar und Valter gefunden haben.

[133]) Großvater des spätern Kaisers Nero, der einen glücklichen Feldzug in Germanien gemacht und sich die Triumphalehrenzeichen verdient hatte. Er war weiter als je ein Römer in Germanien vorgedrungen und starb in hohem Alter im Jahre 25 n. Chr. S. unten IV, 44 und Drumann III, 28–29.

Quellgewässer der ringsum ansteigenden Hügelzüge in die Niederung, überschwemmten den Boden derselben und zerstörten das, was die Arbeiter fertig gemacht hatten, so daß unsere Leute doppelte Arbeit bekamen. Es war dies der vierzigste von den Feldzügen, die Caecina, theils als Untergeordneter theils als Kommandirender, mitgemacht hatte; er hatte Glück und Unglück kennen gelernt, und das machte ihn unerschrocken. Indem er also mit sich selbst über das Bevorstehende zu Rathe ging, fand er keinen andern Ausweg als den, den Feind in den Wäldern so lange festzuhalten, bis die Verwundeten und der ganze beschwertere Troß einen Vorsprung gewänne. Inmitten der Berge und Sümpfe befand sich nämlich eine Ebene, welche eine schmale Schlachtlinie gestattete.[134]) Um sie zu erreichen bestimmt er folgende Marschordnung der Legionen: die fünfte auf der rechten Flanke, die einundzwanzigste für die linke; die erste sollte den Vortrab führen, die Zwanziger den Nachtrab und Schutz gegen die Verfolger bilden.

Kapitel 65.

Die Nacht war aus verschiedenen Anlässen unruhig. Die Barbaren, festlich schmausend, erfüllten die Thalgründe zu ihren Füßen und die wiederhallenden Bergschluchten bald mit fröhlichem Gesange, bald mit drohendem Getöse; bei den Römern dagegen sah man nur schwachglimmende Lagerfeuer, hörte man nur abgebrochene Laute, während die Leute selbst zerstreut am Lagerwalle umherlagen, von Zelt zu Zelt ruhelos umherschweiften, mehr schlaflos als wirklich wachend. Selbst den Schlaf des Anführers schreckte ein grauser Traum.[135]) Denn ihm schien, als sehe und höre er den Quintilius Varus mit Blut überströmt aus den Sümpfen auftauchen und ihn zu sich rufen; „doch sei er ihm nicht gefolgt und habe die gegen ihn ausgestreckte Hand zurückgestoßen", erzählte er später.

Als der Tag angebrochen war, verließen die Legionen, welche auf die Flanken beordert waren, aus Furcht oder aus Mangel an Gehorsam ihre angewiesene Stellung und besetzten eiligst das obenerwähnte Blachfeld jenseits der Sümpfe. Demungeachtet brach Ar-

---

[134]) Sie lag vor ihm und er hoffte sie am folgenden Tage zu erreichen.

[135]) Der Text sagt: „Selbst den Anführer erschreckte eine grause Nachtruhe" — eine Probe von Tacitus oft unerträglich gesuchter Ausdrucksweise.

rend nirgends bei ihm auch nur von einem Werke die geringste Andeutung eignen Studiums sich vorfindet. Der erste unter den Kirchenvätern, welcher sich um den Aristoteles bekümmerte, war **Augustinus**, der die Kategorien desselben übersetzte und kommentirte, und der, wie **Roger Bacon** sich ausdrückt, „dem Philosophen um dieser kleinen Schrift willen mehr Lob spendete, als die spätere Zeit für alle seine Werke“ [1]). Doch haben sich auch gegen die Aechtheit dieser Arbeit, welche von Einigen auf einen **Vegetius Praetextatus** übertragen worden ist, Zweifel erhoben, deren nähere Beleuchtung uns hier zu fern liegt [2]). Von den philosophischen Studien der Kirchenväter sagt der eben angeführte **Roger Bacon** in seinem trefflichen, an interessanten Notizen für die Literärgeschichte des Aristoteles so reichhaltigen **Opus majus**: „Oft verwerfen sie gewisse Doktrinen nur darum, weil sie noch nicht ins Lateinische übertragen und von keinen Lateiner behandelt worden waren. **Platon's** Schriften waren damals in allen Händen, denn man besass davon Uebersetzungen, während es von **Aristoteles** keine gab. Denn Augustinus war der Erste, der ihn

Von andern namhaften Peripatetikern finden sich noch **Dikaiarchos** (VII, 7, 12; VII, 15, 7. p. 899 u. p. 924), **Straton** (de Ira Dei X, 4. p. 1031.) u. **Herakleides Pontikos** (Inst. I, 6, 12; I, 7, 13.) erwähnt.

1) **Roger Bacon** im Opus majus bei **Jourdain** a. a. O. S. 345. d. deutsch. Uebers.

2) Vgl. **Buhle** Aristot. Opp. I, p. 331. **Fabric.** Bibl. gr. Vol. III, p. 241. Harl.

minius, obgleich jetzt der Anlauf frei war, nicht sofort zum Angriff hervor. Als aber die Gepäckkarren in Koth und Gräben stecken blieben, die Soldaten ringsum in Verwirrung geriethen, die Feldzeichen keine feste Ordnung mehr hielten und — wie es in solcher Lage geht — jeder nur sich zu retten beeilt war und für die Commandoworte nur schwache Ohren hatte, da heißt er, mit dem lauten Rufe: „Hie Varus, und zum zweitenmal von demselben Verhängniß gefesselte Legionen!“ seine Deutschen zum Ansturm schreiten. Zu gleicher Zeit durchbricht er mit einer erlesenen Schaar den Zug und brachte vorzugsweise den Pferden Wunden bei. Diese, im eignen Blute und auf dem schlüpfrigen Sumpfboden hinstürzend, werfen ihre Reiter ab, zerstreuen die ihnen in den Weg kommenden, zertreten die am Boden liegenden Soldaten. Am größten war die Noth um die Adler, die man weder gegen die anstürmenden Geschosse voranzutragen, noch in dem sumpfigen Boden festzupflanzen im Stande war. Dem Caecina, der sich abmühte den Kampf zum Stehen zu bringen, wird das Pferd unter dem Leibe erstochen, er stürzt und war nahe daran abgeschnitten zu werden, hätte sich nicht die erste Legion dem Feinde entgegengeworfen. Zu Hülfe kam dabei die Habgier der Feinde, die vom Morden abließen und sich auf's Beutemachen warfen, und so rangen sich die Legionen, als der Tag sich neigte, hinaus auf freien und festen Grund und Boden. Aber auch da war ihrer Nöthen noch kein Ende. Ein Schanzwall mußte gebaut, Erde herbeigeschafft werden, während die Werkzeuge, mittelst deren Erde ausgegraben und Rasen ausgestochen wird, großentheils verloren gegangen waren. Keine Zeite für die Manipeln, keine Mittel zu Verband und Pflege für die Verwundeten! Man theilte sich in die von Koth und Blut beschmutzten Nahrungsmittel und jammerte laut über die todumdrohte Finsterniß, und daß das Leben so vieler tausend Menschen nur noch einen Tag vor sich habe.

Kapitel 66 und 67.

Da geschah es zufällig, daß ein angehaltertes Pferd sich losriß und durch das Geschrei scheu gemacht einige Soldaten auf seinem Wege umrannte. Daraus entstand ein solcher Schrecken der Leute, welche meinten, die Germanen seien hereingebrochen, daß Alles nach den Thoren zustürzte. Der größte Zudrang ging nach der Porta

decumana[136]), weil dies Thor vom Feinde abgewendet eine gesichertere Flucht verhieß. Caecina erfuhr, der Schrecken sei grundlos, da er aber weder durch Befehl noch durch Bitten, ja selbst nicht durch Gewalt der Flucht Einhalt zu thun und die Soldaten zurückzuhalten vermochte, warf er sich auf der Schwelle des Thores nieder, und erst das Schamgefühl, da man jetzt über den Leib des Legaten schreiten mußte, schloß den Soldaten den Weg, während inzwischen die Tribunen und Centurionen sie in Kenntniß setzten, daß es ein falscher Alarm sei. [Kapitel 67.] Darauf läßt er sie auf dem Platze vor dem Hauptquartier antreten, kommandirt Stille für seine Worte, und setzt ihnen dann ihre Lage und was dieselbe erheische auseinander. „Die einzige Rettung liege in den Waffen. Aber ihr Gebrauch erfordere Klugheit, und deshalb müsse man sich innerhalb des Lagerwalles halten, bis der Feind, in der Hoffnung denselben zu erstürmen, näher herankomme. Dann müsse man von allen Seiten vorbrechen. Durch einen solchen Ausfall werde es gelingen, den Rhein zu erreichen. Wollten sie aber fliehen, so warteten ihrer noch mehr Wälder, noch tiefere Sümpfe und die Erbarmungslosigkeit des Feindes, dagegen der Sieger Ehrenauszeichnung und Ruhm." Er weist sie hin auf das, was ihnen daheim theuer, was im Lager ihre Soldatenehre sei; vom Unglück schwieg er. Dann übergiebt er die Reitpferde der Legaten und Tribunen, zuerst seine eignen, den tapfersten Kämpfern, um voran, und hinter ihnen drein das Fußvolk, den Feind anzugreifen.

Kapitel 68.

Nicht minder unruhig brachten die Deutschen, aufgeregt durch Hoffnung, Begierde und die widerstreitenden Ansichten der Führer, die Nacht zu. Arminius nämlich sprach dafür: „man solle den Feind aus dem Lager ziehen lassen und ihn sodann wiederum auf sumpfigem behindernden Terrain von allen Seiten angreifen". Verwegner und den Barbaren mehr nach dem Herzen war was Inguiomerus rieth: „man solle den Lagerwall ringsum angreifen; die Erstürmung werde rasch erfolgen, der Gefangnen mehr, die Beute unbeschädigt sein."

[136]) So hieß das Hauptthor des Lagers, weil dort die zehnten Cohorten der Legionen lagerten. Außer diesem hatte das römische Lager noch drei andere Thore: die sogenannte porta praetoria gegenüber dem erstgenannten, und ein linkes und rechtes Flankenthor.

Sobald daher der Tag angebrochen war, schütten sie die Gräben ein, werfen Faschinen hinein und erklimmen die obersten Ränder des Walles, wo nur wenige und wie es schien vor Furcht festgebannte Soldaten standen. Als sie so in den Schanzwerken verwickelt waren, wird plötzlich den Cohorten ein Zeichen gegeben, und Schlachthörner und Drommeten schmetterten los. Und nun fielen sie mit Kriegsgeschrei und Ungestüm den Germanen von allen Seiten in den Rücken unter dem schmähenden Rufe: „hier seien nicht Wälder, nicht Sümpfe, sondern gleicher Boden und gleicher Vortheil!“ Auf den Feind, der sich die Vernichtung weniger halbwaffenloser Gegner leicht dachte, machte der Schall der Drommeten, der Glanz der Waffen, weil unerwartet, nur einen um so gewichtigeren Eindruck, und so unterlagen sie, weil sie, wie im Glücke hitzig, ebenso auf Unglück nicht vorbereitet zu sein pflegen. Arminius verließ unverwundet, Inguiomerus nach schwerer Verwundung den Kampfplatz. Das geringe Volk ward zusammengehauen, so lange Rachlust und Tageslicht währten. Erst mit der Nacht kehrten die Legionen um. Zwar hatten sie noch mehr Wunden und gleichen Mangel an Lebensmitteln als gestern, aber der Sieg ersetzte ihnen alles: Kraft, Gesundheit, Speisevorräthe.[137])

Kapitel 69.

Inzwischen hatte ein Gerücht von der Vernichtung des Heeres seinen Weg gefunden[138]), und daß die Germanen mit feindlicher Heeresmacht gegen Gallien heranzögen; und hätte nicht Agrippina das Abbrechen der über den Rhein geschlagenen Brücke verhindert, so waren gewisse Leute bereit, diese schmachvolle That in ihrer Angst zu wagen. Allein diese Frau von hohem Muthe nahm in diesen Tagen das Amt eines Heerführers über sich, und so vertheilte sie denn auch an die einzelnen Soldaten je nach Bedürfniß, den Entblößten Kleidungsstücke, den Verwundeten Verbandzeug. Es meldet Cajus Plinius, der Geschichtschreiber der Germanischen Kriege[139]): „sie habe an dem Brückenkopfe gestanden und die zurückgekehrten Legionen mit Lobsprüchen und Danksagungen empfangen.“

[137]) Diese ganze Schilderung ist reiner historischer Romanstil.

[138]) d. h. seinen Weg an und über den Rhein.

[139]) Das hier gemeinte Werk des berühmten Verfassers der „Naturgeschichte“ bestand aus zwanzig Büchern und war eine Fortsetzung der Geschichte des Aufidius

Dies machte einen tiefen Eindruck auf Tiberius. „Das seien“ (meinte er) „keine arglosen Bemühungen, und ebensowenig sei es der auswärtige Feind, gegen den man die Soldaten zu gewinnen suche. Was bleibe für den obersten Kriegsherrn übrig, wenn eine Frau die Manipeln im Lager mustere, vor die Feldzeichen trete, sich Geschenke auszutheilen erlaube, gleichsam als sei es noch nicht genug der Gunstbuhlerei, daß sie den Sohn des Heerführers im gemeinen Soldatenkleide umhertrage und ihn „„Cäsar Caligula““ genannt zu hören wünsche! Mehr bereits als die Legaten, als die Oberfeldherrn, gelte Agrippina bei dem Heere. Unterdrückt worden von einem Weibe sei ein Aufstand, dem der Name des Staatsoberhaupts nicht Einhalt zu thun vermocht habe“. Schürer und Verstärker solcher Gedanken war Sejanus, der, in genauer Kenntniß von Tiber's Charakter, den Samen des Hasses von langer Hand her ausstreute, damit jener ihn in sich aufnehme und einst vermehrt zu Tage fördere.[140])

Kapitel 70.

Germanicus inzwischen übergiebt von den Legionen, die er bis dahin zu Schiffe befördert hatte[141]), die zweite und vierte dem Publius Vitellius, um sie auf dem Landwege zurück zu führen, damit seine

---

Bassus. Beide Werke sind verloren. S. Bernhardy, Röm. Litteraturgeschichte S. 653 ff. Nipperdey p. XXIII. ff.

[140]) Tacitus folgt auch hier der abgünstigen und ungerechten Beurtheilung von Tiber's Handlungen und — Gedanken. Thatsache ist nur dies: daß Tiber an Agrippina's Einmischung in die amtliche Thätigkeit ihres Gemals sowie an ihrem ganzen Verhalten gegen die Soldaten Anstoß nahm, und dazu war er bei dem bekannten Ehrgeize dieser Frau, die überdies seine Feindin war und als Sprosse der Julischen Familie Stolz auf ihn als einen Emporkömmling herabsah, völlig berechtigt. S. Kaiserfrauen S. 217—220, 240—241. Der treffliche Kriegsmann Caecina hatte ohne Frage auch Agrippina's Beispiel im Auge, als er einige Jahre später im Senat den Antrag stellte: „daß fortan keinem Provinzkommandeur gestattet sein solle, seine Gemalin mitzunehmen“. In der Motivirung seines Antrags kommen Punkte vor, die durchaus auf Agrippina und ihren Stolz, ihre Herrschsucht, ihr Sicheinmischen in militairische Dinge passen, und — was die Hauptsache ist: weder er selbst noch die Bekämpfer seines Antrags erwähnen Agrippina's Aufenthalt im germanischen Lager als Beispiel des Gegentheils und Beweis günstiger Einwirkung, was doch für Caecina um so näher lag, als er selbst Zeuge ihres Betragens gewesen war.

[141]) d. h. bis zu dem Punkte der Emsmündung, wo er einen Theil ausschiffte und zu Lande ziehen ließ. Denn wir sehen, daß Vitellius längs des Strandes seinen Weg nimmt.

Flotte über das Meer, da wo es seicht war, desto leichter hinwegschwimme und bei Ebbe wieder fest aufsitze. Vitellius hatte zuerst, bei trocknem Boden oder nur mäßig heranschwellender Fluth, einen ruhigen Marsch. Bald aber, als sich der Nordwind zugleich mit dem Aufgange des Aequinoctialgestirns — wo das Meer am stärksten aufschwillt — gegen ihn erhebt[142], wird sein Heereszug fortgerissen und in Verwirrung gebracht. Das Land wird überfluthet; Meer, Ufer, Felder bieten ein und denselben Anblick, und es war nicht möglich, unsichere von festen, seichte von tiefen Stellen zu unterscheiden. Die Leute werden von Fluthwellen niedergerissen, von Strudeln verschlungen. Lastthiere, Gepäck, todte Körper treiben durcheinander, stoßen aneinander. Die Manipeln gerathen in Unordnung, stehen bald bis zur Brust, bald bis an den Hals im Wasser, und hier und da, wo der Boden unter den Füßen weicht, werden sie völlig auseinandergeworfen oder von den Fluthen begraben. Kein Zuruf, keine gegenseitige Ermunterung halfen etwas bei dieser Wassernoth; nichts unterschied den Braven von dem Feigen, den Klugen von dem Unverständigen, die Ueberlegung vom Zufall, Alles ward im gleichen Strudel verschlungen. Endlich führte Vitellius, der sich zu einem höheren Terrain durchgearbeitet hatte, die Heerescolonne ebendorthin in Sicherheit. Da nächtigten sie denn ohne alle Utensilien[143], ohne Feuerung, ein großer Theil mit halbbekleidetem oder übel zugerichtetem Körper, in einem Zustande, der nicht minder elend war als der von Leuten, die der Feind ringsumlagert hält. Denn solche haben doch noch die Möglichkeit eines ehrenvollen Todes vor sich, diese nur einen ruhmlosen Untergang. Das Tageslicht gab indeß wieder festen Boden, und man drang vor bis zu dem Flusse[144], wohin der Cäsar mit der Flotte gesteuert war. Dort wurden dann die Legionen wieder eingeschifft, während das umgehende Gerücht sie ertrunken sein ließ. Auch glaubte man an ihre Rettung nicht eher, bis man den Cäsar und sein Heer zurückgekehrt erblickte.[145]

[142] Es war die Herbstnachtgleiche gegen Ende des September. Das Gestirn ist die Wage. Ripperda.

[143] Das lat. Wort utensilia umfaßt alle Bedürfnißgegenstände des lagernden Soldaten, Zelte, Gepäck, Lebensmittel, Kochgeschirr und sonstige Geräthschaften.

[144] Nach einigen das Flüßchen Hunte, nach andern der östlichste Rheinarm, Flevum geheißen. Im Texte steht „Weier“ (Vieuzgin), ein offenbarer geographischer Irrthum des Schriftstellers.

[145] „sein Heer“!! Richtiger hätte Tacitus gesagt: „die Trümmer seines

Kapitel 71.

Unterdeſſen hatte Stertinius, der vorausgeſchickt worden war[146]), um die Unterwerfung Segimer's, des Bruders von Segeſt, entgegenzunehmen, ihn ſelbſt und ſeinen Sohn zu der Stadt der Ubier hingeleitet. Beide erhielten Begnadigung, Segimer leicht, ſchwieriger ſein Sohn, weil ihm nachgeſagt wurde, er habe des Quintilius Varus Leichnam gemißhandelt.

Als es ſodann an den Erſatz der Verluſte des Heeres ging, da wetteiferten Gallien, Spanien, Italien, jede dieſer Provinzen in Anerbietung deſſen, was ſie vorzugsweiſe zu liefern in der Lage war, Waffen, Pferde, baares Geld. Germanicus belobte ihre Hingebung, nahm aber nur Waffen und Pferde an, während er den Soldaten mit Geld aus ſeiner Privatkaſſe aushalf. Und um die Erinnerung an die erlittene Niederlage auch durch perſönliche Freundlichkeit zu lindern, beſuchte er die Verwundeten, rühmte lebhaft die Thaten der Einzelnen, ſah ſelbſt nach ihren Wunden und bemühte ſich, den einen durch Ausſicht auf Beförderung, den andern auf Ruhm, und alle insgeſammt durch Zuſpruch und Fürſorge in ihrem Vertrauen auf ihn ſelbſt und auf glückliche Kämpfe zu ſtärken.[147])

Heeres." Wir ſtehen am Ende von Germanicus' zweiter Germaniſcher Expedition. Schon die erſte war ein Mißerfolg und obenein ein ſchwerer politiſcher Fehler geweſen (ſ. Merivale ch. XLII. Tom. V. p. 158); dieſe zweite endete mit einer totalen Niederlage und einem ungeheuren Verluſte an Menſchen-, Kriegsgeräth-, Laſtthieren und ſämmtlicher Bagage. Nach Tacitus' eigner Schilderung kann nicht viel über die Hälfte der Soldaten des Heeres dem Untergange entronnen ſein, und in welchem Zuſtande die Rückzügler am Rhein ankamen, haben wir oben geſehen. Ein noch ſchmählicheres Reſultat lieferte, wie wir bald ſehen werden, Germanicus' dritter Feldzug. Und wenn Tiberius zu dieſer Behandlung der Germaniſchen Dinge durch den jungen Prinzen den Kopf ſchüttelt, die ſeiner eignen und der Politik des Staatsfluges Auguſtus ſo ſchnurſtracks zuwiderlief, — dann iſt es nach Tacitus „der Neid" und „Haß" gegen Germanicus, der ihn dazu bewegt. S. Kaiſerfrauen S. 236 bis 240.

[146]) wahrſcheinlich mit der oben (Kap. 63) erwähnten Reiterei.

[147]) Dieſe ganze Schilderung von dem „Wetteifer" in der loyalen opferfreudigen Hingebung der Provinzen (der indeſſen ein anderer Bericht deſſelben Tacitus direkt widerſpricht; ſ. unten II, 5) und von der prinzlichen Fürſorge, Freundlichkeit und gewinnenden Herablaſſung gleicht völlig der offiziellen Ausdrucksweiſe unſerer Hofzeitungen. S. Kaiſerfrauen S. 226—227. Daß aber Germanicus alles Geld aus ſeiner Privatchatulle hergegeben haben ſollte, deſſen es bedurfte, um den Legionen,

Kapitel 72.

Zuerkannt wurden durch Senatsbeschluß in demselben Jahre die Triumphalinsignien[115]) dem Aulus Caecina, Lucius Apronius und Cajus Silius wegen ihrer mit Germanicus verrichteten Kriegsthaten. Den ihm vom Volke bereits öfter aufgedrungenen Namen „Vater des Vaterlandes" wies Tiberius zurück, und ebensowenig gestattete er, obschon der Senat darauf antrug, daß die Gültigkeit seiner Amtshandlungen beschworen werde,[116]) „Alle menschlichen Dinge", pflegte er zu sagen, „seien unsicher, und je mehr er erreicht haben werde, um so schlüpfriger werde seine Stellung sein."[117])

Trotzdem gewann er nicht den Glauben des Publikums an seine civile[118]) Gesinnung. Denn er hatte das Majestätsgesetz wieder eingeführt. Dem Namen nach war dasselbe schon bei den Alten vorhanden, aber die vor dasselbe gezogenen Verbrechen waren andere: „wenn jemand durch Verrath das Heer oder die Bürgerschaft durch Erregung von Aufständen, mit einem Worte: wenn jemand durch üble Verwaltung des Staatsdienstes die Majestät des Römischen Volks geschädigt hätte". Thathandlungen waren Gegenstand der Anklage, das gesprochene Wort war straflos. Erst Augustus ließ unter dem Deckmantel dieses Gesetzes Schmähschriften in Untersuchung ziehen, veranlaßt durch die Frechheit, mit welcher Cassius Severus vornehme Männer und Frauen in beißenden Schriften in's Gerede gebracht hatte.[119]) Als dann später der Prätor Pompejus Macro bei Tiberius

die zum Theil alles verloren hatten, ihre Verluste zu ersetzen, klingt geradezu unglaublich. S. ebend. S. 226.

[115]) Eine solche Auszeichnung entsprach unsern hohen Militairorden.

[116]) Dieser Eid stammte aus der Zeit der Triumvirn, die nach Caesar's Tode öffentlich beschworen, daß alle Verfügungen und Amtshandlungen des ermordeten Dictators in Kraft bleiben sollten. Dasselbe geschah dann später bei Lebzeiten des Kaisers Augustus in Bezug auf dessen Amtshandlungen (acta) von Senat und Magistraten, und späterhin alljährlich für alle Kaiser, außer wo denselben diese Ehre durch Senatsbeschluß entzogen worden war.

[117]) Diese Ablehnung des Titels „Vater des Vaterlandes" berichtet auch Sueton (Tib. 26. 67). Auch später verweigerte er die Annahme dieser und ähnlicher Ehrenbezeugungen. S. Ann. II, 87, wo Tacitus wieder seine Glossen macht.

[118]) S. die Anmerkung 70 zu Kap. 33 dieses Buchs, und Merivale IV. p. 105—106.

[119]) Augustus ließ solche Schriften vom Henker verbrennen und bestrafte die

anfragte: ob die Majestätsgerichte wieder in Thätigkeit treten sollten, gab Arselbe zur Antwort: „Gesetze müßten" (so lange sie beständen) „ausgeführt werden". Auch ihn hatten Gedichte erbittert, die von unbekannten Verfassern auf seine Härte und seinen Hochmuth, sowie auf seine Unverträglichkeit mit seiner Mutter in's Publikum gebracht worden waren.[150])

Kapitel 73.

Es wird nicht unzweckmäßig sein zu berichten, wie an Falanius und Rubrius, zwei römischen Rittern ohne große Bedeutung, das Vorspiel solcher Anschuldigungen gegeben worden, damit man sehen könne, aus welchen Anfängen und mit wie großer Arglist von Seiten Tiber's das furchtbare Unheil sich zuerst leise eingeschlichen hat, dann gedämpft worden und zuletzt zur alles verzehrenden Flammengluth aufgelodert ist.[151])

Verfasser (Dio Cass. 56, 27). Dies geschah noch zwei Jahre vor dem Regierungsantritte Tiber's mit dem genannten Cassius Severus, einem talentvollen Redner und Schriftsteller, aber grundboshaften Menschen (s. Ann. IV, 21).

[150]) Tiberius war, wie Tacitus selbst zugiebt und Sueton ausdrücklich berichtet, anfangs sehr wenig empfänglich gegen solche heimtückische Angriffe der damaligen „Presse". Sein Lieblingswort war: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mir nur innerlich Recht geben!" (Sueton, Tib. 59.) Danach handelte er denn auch während der ganzen ersten Hälfte seiner Regierung, ja genau genommen fast sein Leben lang. Tacitus selbst hat von den ersten vierzehn Regierungsjahren nur etwa zwanzig solcher Majestätsprocesse aufgeführt — in manchen unserer kleinen deutschen Staaten kamen zeitweise jährlich viel mehr vor — und in keinem derselben erscheint Tiberius, wie Sievers (I. S. 31—44) nachweist, als ungerecht oder grausam. Tacitus' ganze Darstellung seines Verfahrens in Bezug auf die Majestätsgerichte ist dagegen nicht nur ungerecht gegen Tiber, sondern auch im Widerspruche mit dem Gesammturtheile des Historikers über des Kaisers erste Regierungsperiode (s. Tiberius S. 156—164), von der auch Seneca sagt: „sie sei als eine glückliche Zeit noch lange in der Erinnerung des Volkes geblieben und mit Augustus' Regiment verglichen worden" (Seneca, de clementia I, 1). Wie schwer Tiberius aber von seinen heimlichen Feinden in der hohen Gesellschaft Roms gereizt wurde, wie maßlos und schamlos ungerecht die Pasquille derselben auf ihn waren, davon sind uns noch Proben erhalten (s. Tiber S. 158 ff.), die, wie Sievers mit Recht sagt, von der Art sind, daß sie in jedem modernen Staate gewiß die härteste Ahndung gefunden haben würden. Ein Uebersetzer des Tacitus nennt es freilich „einen Akt grober Gewaltherrschaft, daß Augustus seine Majestät an die Stelle der Majestät des Volks setzte" (Roth zu Tacit. I, 72). Aber thun denn das nicht alle Monarchen, selbst die heutigen?! —

[151]) Hier wird offenbar das Verfahren, welches Tiberius in der ersten Periode

Dem Falanius machte sein Ankläger zum Vorwurfe: „daß er unter die Verehrer Augusts, dergleichen in allen vornehmen Häusern zu einer Art von Collegium vereint ihre Versammlungen hielten, einen gewissen Schauspieler Cassius, einen Menschen, der im Rufe schandvoller Unzucht stand, aufgenommen und daß er beim Verkaufe seiner Parkgärten eine Bildsäule des Augustus mitverkauft habe. Dem Rubrius ward Schuld gegeben, daß er die Gottheit August's durch einen bei ihr geschwornen falschen Eid verletzt habe. Als diese Anklagen zur Kenntniß Tiber's gelangten, schrieb er den Consuln[155]: „Nicht zu dem Ende sei seinem Vater der Himmel zuerkannt worden, damit diese Ehre eine Handhabe sei, Bürger in's Verderben zu stürzen! Der Schauspieler Cassius sei bekanntlich mit andern seiner Kunstgenossen seit längerer Zeit Mitwirkender bei den scenischen Festspielen, welche die Kaiserin Mutter dem Andenken des Augustus geweiht habe; und ebenso wenig würden religiöse Rücksichten dadurch verletzt, daß Bildnisse des letzteren, wie anderer Gottheiten Bilder, bei Verkäufen von Gärten und Palästen mit in den Kauf gingen. Was den falschen Eid anlange, so sei das ebenso anzusehen, als ob der Schwörende den Jupiter betrogen hätte. Beleidigungen der Götter seien Sache der Götter.“[156])

Kapitel 74.

Nicht lange darauf forderte den Granius Marcellus, den Prätor von Bithynien, sein eigner Quästor Caepio Crispinus vor das Majestätsgericht, wobei Romanus Hispo die Anklageakte mitunterzeichnete[157]),

beobachtete, so anregelegt, als ob er deshalbtigt hätte (quanta arte), die Leute allmälig auf das Aergere vorzubereiten. Grund genug, sich die in diesem und den folgenden Büchern von Tacitus angeführten Beispiele genau anzusehen. Was endlich die zuletzt erwähnte Periode betrifft, so werden wir sehen, daß die sämmtlichen in derselben vorkommenden Majestäts- und Hochverrathsprozesse eine Folge der weitverbreiteten Verschwörung Sejan's gegen Leben und Thron des Kaisers waren.

[155]) als Vorsitzenden des Senats, der sei Augustus die Jurisdiktion auch über diese Art von Verbrechen übte. S. Nipperdey.

[156]) Wir haben hier ohne Frage, auch der Fassung nach, die eignen Worte von Tiber's Reskripte: Und wenn wir von ihm auch nur diesen einen Ausspruch hätten, so würden wir von ihm groß denken müssen, denn dieser eine Ausspruch stellt den verrufenen Kaiser hoch über zahllose christliche Herrscher und Päpste.

[157]) Hispo war ein bekannter Rhetor und Ankläger (Ann. XIV, 65. Seneca Controv. 17 und 26).

der damit jene Laufbahn begann, auf welche später das Elend der Zeiten und die Frechheit der Menschen so viele hingeführt haben. Denn arm, unbekannt, unruhig, wie er war, wußte er sich mit geheimen Denunciationen an den grausamen[158]) Kaiser heranzuschleichen, und bald, indem er grade den bedeutendsten Männern sich furchtbar machte, Einfluß bei dem Einen, Haß bei Allen zu erreichen, und gab so seinen Nachfolgern das Beispiel, aus armen Schluckern reiche Leute, aus Gegenständen der Verachtung gefürchtet und so andern und zuletzt sich selber zum Verderben zu werden.

Doch zurück zu der Anklage der Delatoren gegen Marcellus. Sie lautete: „er habe ungünstige Reden gegen Tiberius geführt" — eine Anschuldigung, die unabweisbar war, da der Ankläger aus dem sittlichen Verhalten des Kaisers die scheußlichsten Dinge als Anklagepunkte wählte; denn weil dieselben wahr waren, glaubte man auch, daß der Angeklagte davon gesprochen habe. Hispo fügte hinzu: „der Angeklagte habe seine eigne Statue auf einen höheren Platz als die der Cäsaren aufgestellt, und von einer andern Statue den Kopf des Augustus absägen und den des Tiberius darauf stellen lassen.[159]) Bei dem letztern Punkte gerieth Tiberius dermaßen in Hitze, daß er, seine gewöhnliche Schweigsamkeit brechend, laut ausrief: „in dieser Sache werde auch Er und zwar mündlich und an Eides Statt seine Stimme abgeben", wodurch er zu bewirken beabsichtigte, daß auch die andern dasselbe zu thun gezwungen würden. Doch waren damals noch Reste des alten Freimuths vorhanden; und so sprach denn Cnäus Piso: „An welcher Stelle wirst du stimmen, Cäsar? Wenn zuerst, so werde ich wissen, wem ich mich anschließe; wenn nach allen andern, so fürchte ich, daß ich wider Wissen und Willen von deinem Votum abweiche." Das machte Eindruck auf ihn, und je unvorsichtiger er aufgebraust war, desto geduldiger nahm er es im Reuegefühl darüber hin, daß der Angeklagte von den Anschuldigungen des Majestätsver-

[158]) Diese Bezeichnung ist, wie wir sehen werden, durch nichts begründet. Tiber erscheint bei Tacitus selbst in der Mehrzahl der Fälle mild, in seiner Strenge gerecht, und nur in einem Falle — da wo es Bedrückung der Provinzen durch gewissenlose Beamte galt, unerbittlich.

[159]) Ueber diese im kaiserlichen Rom überhand nehmende Unsitte s. Torso I. S. 500. Plin. h. nat. 35, 4. Sueton Tiber. 58. Benndorf u. Schoene: das Lateranmuseum S. 225—226. S. 317—318.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

übersetzte und erläuterte, und zwar nur den geringsten Theil, die erste seiner kleineren Schriften, die Kategorien. Zu jener Zeit kannten weder Perser noch Araber die Aristotelische Philosophie. Daher kam es, dass die Kirchenväter und andere mit ihnen den Aristoteles vernachlässigten und den Platon feierten, dessen Schriften sie um so mehr anzogen, je herrlichere und mit dem Christenthume übereinstimmendere Ansichten über die Gottheit, die Moral, das künftige Leben sich darin fanden. Glaubten doch viele Christen, dass Platon in Aegypten den Jeremias gehört habe. Da sie nun vom Hörensagen wussten, dass Aristoteles den Platon bekämpfe, so war dies ein Grund mehr für sie, ihn zu verwerfen und als eine Quelle der Kategorie zwei zu verdammen [1]). Und doch konnte sich, nach dem Zeugniss aller Philosophen, Platon mit Aristoteles keineswegs vergleichen. Hätten die Kirchenväter die Aristotelische Philosophie gekannt, sicher würden sie sich derselben mit Begeisterung zugewendet haben."

Augustinus gesteht selbst, dass, als ihm durch Zufall in einem Alter von zwanzig Jahren die Aristotelischen Kategorien in die Hände gekommen, von denen er seinen Lehrer, einen Rhetor, bisher nur mit grossem Pompe reden hören, seine Begierde dieser „göttlichen und er-

1) Vgl. Elswich de varia Aristotelis fortuna in schol. protest. p. 7 sqq. Launoy de fort. Aristot. varia II, p. 131. Brucker III, p. 524. ff.

brechens freigesprochen wurde. Die Anklage wegen Erpressung wurde vor die Recuperatoren (die ständigen Richter) verwiesen.[160])

Kapitel 75.

Und doch sättigten ihn die vom Senate geführten gerichtlichen Untersuchungen immer noch nicht,[161]) sondern auch den ordentlichen Gerichtssitzungen wohnte er möglichst oft bei, wo er dann seinen Sitz an der Ecke des Tribunals nahm, um den Prätor nicht von dem Ehrenstuhle zu vertreiben. Und allerdings wurden in und wegen seiner Gegenwart viele Entscheidungen gegeben, welche gegen die ungesetzlichen Umtriebe und Bitten einflußreicher Personen ausfielen. Aber

[160]) Wir sind im ersten Regierungsjahre Tiber's, oder zu Anfange des zweiten. Von dem ganzen früheren Leben des Tiberius vor Antritt seiner Regierung sagt Tacitus selbst: „daß sein sittliches Verhalten und Leben durchaus musterhaft gewesen" (egregium vita famaque). Von seinen ersten 9—10 Regierungsjahren: daß er stets „den Schein eines solchen Verhaltens zu wahren gewußt habe" (Ann. VI, 51). Wie kann derselbe Historiker also hier sagen: „Alles Scheußlichste, was jemand von Tiber's Lebensführung sagen mochte, sei (als gesagt) geglaubt worden, weil es wahr und offenkundig war"?! Doch wir werden solchen Selbstwidersprüchen bei Tacitus noch öfter begegnen, am auffallendsten im 42. Kapitel des vierten Buches. Vgl. Tiberius S. 156—157. Sievers I, S. 32. Und endlich: worüber sehen wir hier Tiber „in Aufwallung gerathen"? Ueber eine Respektsverletzung gegen das Andenken seines unter die Staatsgötter aufgenommenen Regierungsvorgängers und Vaters, die er um so strenger zu ahnden die Pflicht hatte (wenn sie wahr war), als sie zu seinen Gunsten geschehen sein sollte! Und das Ende? — Tacitus erzählt es. Es war des Tiberius würdig und gereicht ihm zur Ehre. Was aber Tacitus nur am Schlusse beiläufig erwähnt, ist: daß der Angeklagte auch des Verbrechens räuberischer Erpressung angeschuldigt war und wahrscheinlich (denn Tacitus' Schweigen ist vielsagend) schuldig befunden und verurtheilt wurde. — Alle die bisherigen drei Beispiele sind also in keiner Art ein Beweis für die (Kap. 73 hervorgehobene) „große Arglist", mit welcher Tiber die Anfänge des Unwesens der Majestätsanklagen und Delatoren herbeigeführt haben soll.

[161]) Daß in der Ausdrucksweise des Tacitus „nicht gesättigt" (nec — satiatus) ein Vorwurf wider Tiber liegt, sieht man leicht; was man aber nicht einsieht ist: wie Tacitus dazu kommt, dem Kaiser seine Sorge für gute Rechtsprechung, von der auch Sueton (Tiber. 33) berichtet, zum Vorwurf zu machen! Wir im Gegentheil sehen in dieser Art unermüdlicher Thätigkeit etwas sehr Lobenswerthes. Tacitus aber tadelt Tiber's richterliche Strenge selbst da, wo er gestehen muß, daß sie gerecht war, wie z. B. Ann. III, 31. „Gerechtigkeit scheint überhaupt das zu sein, was die Schriftsteller, denen wir unsere Kenntniß der Kaiserzeit verdanken, am wenigsten wünschen!" Sievers I, S. 28.

während so durch ihn das Interesse der Wahrheit gewahrt wurde, erlitt die Freiheit Schädigung.[162])

Um diese Zeit wandte sich der Senator Pius Aurelius mit einer Beschwerde: daß durch den Bau einer städtischen Straße und durch die Führung einer Wasserleitung über sein Grundstück die Fundamente seines Hauses beschädigt worden seien, um Abhilfe an den Senat. Die Vorsteher des öffentlichen Schatzes weigerten Ersatzleistung. Da schritt der Kaiser helfend ein und zahlte dem Aurelius den Preis des Hauses aus seiner Chatulle, denn er war stets beflissen sein Geld zu guten Zwecken zu verwenden, — eine Tugend der er auch dann noch lange treu blieb, als er die andern allmälig ablegte. So schenkte er dem Propertius Celer, einem Manne Prätorischen Ranges, als derselbe aus Armuth um die Erlaubniß anhielt aus dem Senate austreten zu dürfen, eine Million Sestertien,[163]) nachdem er sich hinlänglich überzeugt hatte, daß des Mannes beschränkte Vermögensumstände sich von dessen Vater herschrieben. Als aber Andere Gleiches von ihm zu erlangen versuchten, gab er ihnen auf: „sich über ihre Lage und Unterstützungsansprüche öffentlich vor dem Senate auszuweisen," — ein Beleg, wie seine Liebe zur Strenge ihn selbst da hart machte, wo er richtig und ordnungmäßig verfuhr. Daher zogen die Uebrigen es vor, ihre Armuth lieber still zu ertragen, als durch offenes Bekenntniß derselben eine Gnadenunterstützung zu erlangen.[164])

---

[162]) Dies ist eine der hochklingenden Sentenzen, deren Hohlheit sich schlecht hinter der volltönenden Phrase verbirgt. Ein Herausgeber und Erklärer des Tacitus, Hr. Nipperdey, bemerkt dazu ganz arglos: Tacitus sage, daß die Freiheit geschädigt wurde, „indem die Richter zwar gerecht, aber nicht nach freiem Willen, sondern nach dem des Kaisers" (soll heißen: aus Rücksicht auf den anwesenden Kaiser) entschieden!!! Man traut seinen Augen nicht, wenn man dergleichen liest! Also: „Des Kaisers Anwesenheit bei den Gerichtsverhandlungen wirkt höchst wohlthätig, sie mahnt die Richter an ihre Pflicht, hindert Fälschung der richterlichen Entscheide durch ungesetzliche Einflüsse der Mächtigen, hilft der Wahrheit, d. h. der Gerechtigkeit, zum Siege". Das Alles giebt Tacitus zu, aber nur um schließlich hinzuzufügen, daß Tiber's Verhalten doch „die Freiheit geschädigt habe". Es ist eben das alte Lessing'sche Wort: „Thut nichts! der Jude wird verbrannt!"

[163]) Damit er Senator bleiben konnte. Die genannte Summe war nämlich der von Augustus festgesetzte Senatorencensus. Dieses wie das frühere Geschenk gab Tiber aus seiner, der kaiserlichen Chatullkasse (aus dem Fiscus).

[164]) Danach müßten alle diese „Uebrigen" wahre Catonen an Tugend und Ehr-

Kapitel 76.

In demselben Jahre hatte der durch anhaltende Regengüsse angeschwollene Tiberstrom alle flachliegenden Theile der Stadt in einen See verwandelt. In Folge dessen schlug im Senate Asinius Gallus vor: man solle die Sibyllinischen Bücher befragen. Tiberius lehnte dies ab, weil er es liebte, Göttliches wie Menschliches auf gleiche Weise zu verdunkeln. Statt dessen wurden Ateius Capito und Lucius Arruntius von ihm beauftragt, ein Heilmittel zur Sicherung des Stromufers gegen Ueberschwemmungen ausfindig zu machen.[165])

Die Provinzen Achaja und Makedonien beklagten sich über den Druck ihrer Abgabenlast, und es ward beschlossen sie zu ihrer Erleichterung der Verwaltung durch Prokonsuln zu entheben und dem Kaiser zu übergeben.[166])

---

gefühl gewesen sein, — was nach Tacitus' eignen Schilderungen der damaligen römischen Vornehmen durchaus nicht anzunehmen ist. Tiber aber handelte auch hier als ein weiser und gerechter, mit dem Staatsgelde und dem eignen sparsamer, und dasselbe nur für „Gutes und Edles" (honesta) ausgebender Regent, und es steht darum dem Tacitus schlecht an, sich hier wie überall in solchen Fällen (II, 37, 48.) auf Seiten der römischen Junker und ihrer grundlosen Ansprüche zu stellen. (Näheres in meinem Tiberius S. 121–123. S. 275–276.) Die edlen Familien Rom's waren gewohnt gewesen den ganzen Staat als ihr Eigenthum anzusehen, und nichts empörte sie mehr gegen Tiber, als daß dieser solche Ansprüche nicht anerkannte und besonders die Provinzen des Reichs gegen ihre Raubgier und Erpressungen schützte (Sievers I, 29. Tiberius S. 77–79. S. 139). Behauptet doch selbst ein Philosoph wie Seneca: es sei billig, daß bei Besetzung von Aemtern selbst unwürdigere Adlige, eben ihrer Geburt wegen, bevorzugt werden müßten! (Sen. de benef. IV, 30), eine Ansicht, mit welcher sich die Anschauungsweise des Tacitus in Uebereinstimmung befindet.

[165]) Auch hier wieder ein unberechtigter hämischer Tadel Tiber's, dessen Verbrechen hier darin besteht, daß er statt pfäffischem Aberglauben zu huldigen es vorzog, von der betreffenden Behörde der Wasserbauverständigen, zu der Ateius Capito gehörte (Frontin. de Aquaeduct. § 102), Arbeiten zur Stromkorrektion einleiten zu lassen! Selbst ein Dio Cassius (57, 14) zeigt sich hier verständiger als Tacitus. — Wir werden später sehen, (Kap. 79), wie umsichtig Tiberius verfuhr, als die Beauftragten ihre Vorschläge einreichten, und wie er dafür sorgte, daß auch die von jenen Vorschlägen betroffenen Kolonien und Municipien mit ihren Einwendungen gehört wurden. Vgl. Sievers I, 26.

[166]) Wir lernen hieraus, daß es die unter kaiserlicher Verwaltung durch einen Prätor stehenden Provinzen des Reichs leichter und besser hatten als die, deren Ver-

Als die Fechterſpiele gegeben wurden, welche Druſus in ſeines Bruders Germanicus und in ſeinem eigenen Namen verheißen hatte, führte Druſus den Vorſitz, und zeigte dabei, obgleich es ſich nur um ſchlechtes Blut handelte, doch ein allzu großes Wohlgefallen an Blutvergießen, was im Publikum ein unheimliches Gefühl erregte, und wie es hieß auch ſein Vater tadelnd rügte. Warum dieſer ſelbſt ſich von dem Schauſpiel fern gehalten habe, darüber lauteten die Stimmen verſchieden. Die Einen meinten: „aus Widerwillen an großen Zuſammenkünften“; die Andern: „aus angeborner finſterer Gemüthsart und aus Furcht vor einer Vergleichung mit Auguſtus, weil dieſer immer ſolchen Spielen leutſelig theilnehmend beigewohnt.“ Was ich nicht glauben möchte iſt: „daß er ſeinem Sohne damit habe Gelegenheit geben wollen ſeine grauſame Gemüthsart öffentlich kund zu thun und dadurch beim Volke Anſtoß zu geben“ — wiewohl auch dies geſagt worden iſt.[167])

Kapitel 77.

Aber der Theaterunfug, der in dem zunächſt vorhergehenden Jahre begonnen hatte,[168]) kam in dem gegenwärtigen noch heftiger zum Ausbruch. Es wurden nicht nur Perſonen aus dem niederen Volke, ſondern auch Soldaten und ein Centurio todtgeſchlagen und ein Tribun der kaiſerlichen Leibwache verwundet, während ſie den Schimpfreden gegen die Aufſichtsbehörden und dem Zank unter dem Publikum zu ſteuern verſuchten. Ueber dieſen Krawall wurde im Senate verhandelt, und es ſprachen ſich Stimmen dafür aus, den Prätoren das Recht zur Züchtigung der Schauſpieler mit Ruthen-

waltung der Senat durch Proconſuln aus ſeiner Mitte beſorgte. S. Merivale Ch. XLIV, Tom. II, 282–284.

[167]) Natürlich! Was wurde damals und wird heute von einem müßigen, klatſchſüchtigen, afterrederiſchen Publikum nicht alles „geſagt“? Mit Recht bemerkt hier Sievers (I, 25): „War es denn einem Römer nicht möglich, zu denken, daß auch der Widerwille gegen die grauſenerregenden Fechterſpiele die Urſache von Tiber's Abneigung gegen dieſe Spiele habe ſein können! Wir finden den Tiberius auch ſonſt über manche Vorſtellungen ſeiner Zeit und ſeines Volks ſo erhaben, daß wir uns verſucht fühlen anzunehmen, daß er in dieſer Hinſicht gleichfalls ſeinen Zeitgenoſſen vorausgeeilt geweſen ſei. Ein ſehr naheliegender Grund für Tiberius war endlich auch die Rückſicht auf die gewaltigen Ausgaben, welche beſonders die Fechterſpiele verurſachten.“ Man vergleiche auch: Tiberius S. 73. S. 77.

[168]) S. oben Kap. 54.

streichen zu verleihen. Dagegen erhob Haterius Agrippa als Volkstribun Einspruch, wofür ihn Asinius Gallus in seiner Rede heftig ausschalt, während Tiberius, der es liebte dem Senat solche Scheinbilder der Freiheit zu lassen, sich schweigend verhielt.[169]) Trotzdem behielt der Einspruch die Oberhand, da der hochselige Augustus seiner Zeit sich für die Freiheit der Schauspieler von körperlicher Züchtigung ausgesprochen hatte und Tiberius es sich nicht erlaubte die Gültigkeit von dessen Aussprüchen anzutasten. Dagegen über die Ermäßigung ihres Spielhonorars und gegen die Ausschreitungen ihrer Begünstiger wurden mehrere Senatsbeschlüsse gefaßt, von denen folgende die bemerkenswerthesten sind: „Kein Senator sollte das Haus eines Pantomimen betreten"; „kein römischer Ritter solle sich ihnen, wenn sie sich auf der Straße zeigten, zur Begleitung anschließen", auch „sollten sie sich nirgendswo anders als im Theater mit ihren Leistungen zur Schau stellen"; und endlich „sollten die Prätoren Vollmacht haben, die Ausschreitungen von Zuschauern mit Exil zu bestrafen".[170])

Kapitel 78 und 79.

Den Hispaniern wurde auf ihr Ansuchen die Erlaubniß gewährt, dem Augustus in der tarraconensischen Colonie[171]) einen Tempel bauen zu dürfen, womit denn für alle Provinzen ein Beispiel gegeben war.[172])

In Betreff der Abgabe von einem Prozent, welche seit den Bürgerkriegen auf alle Verkaufsgegenstände gelegt war, beschied Tiberius das um Aufhebung derselben bittende Volk durch ein Edikt: „Die Militairkasse könne ohne diesen Zuschuß nicht bestehen."[173]) Ein an-

[169]) Wieder ein völlig unberechtigter Stich auf Tiberius, der, wie wir aus Tacitus selbst wissen, dem Senate sehr wesentliche Berechtigungen ließ. Wenn er hier schwieg und den Einspruch gegen die strenge Maßregel gelten ließ, obschon die letztere ganz in seinem Sinne war, so handelte er eben nur politisch klug.

[170]) Vgl. Sueton Tib. 34. Digest. XLVIII. 19. 28. § 3. Vellej. II. 126.

[171]) Das heutige Tarragona, wo dem Augustus schon bei Lebzeiten ein Opferaltar errichtet worden war. Der neuerbaute Tempel ward von der gesammten Provinz Hispanien errichtet.

[172]) Nach Tacitus' undeutlicher Ausdrucksweise sollte man glauben, daß dieser Tempel der erste seiner Art war. Doch wissen wir, daß dem Augustus schon früher, bei Lebzeiten, im Verein mit der Stadtgöttin Roma, Tempel von ganzen Provinzen errichtet worden waren. S. Nipperdey S. 77—78.

[173]) Die Militairkasse war eine Einrichtung des Augustus im Jahre 6 nach Chr. Geb. S. Nipperdey.

deres Edikt gab zugleich bekannt: „der Staat könne die Last des Militairbudgets nicht tragen, wenn die Dienstentlassung der Veteranen früher als mit zwanzig Dienstjahren geschehen solle". So wurden die auf üblem Wege gewonnenen Errungenschaften der letzten Meuterei, wo die Soldaten ein Ende der Dienstzeit mit sechzehn Jahren abgedrungen hatten[176]), für die Folgezeit abgeschafft.

Darauf wurde im Senat von Arruntius und Atejus[177]) darüber Bericht erstattet: „ob zur Abhülfe gegen die Tiberüberschwemmungen die fließenden Gewässer und die Seen abgeleitet werden sollten, durch welche der Strom angeschwellt wird?" wobei zugleich die Deputationen der Municipien und Kolonien abgehört wurden. Die Florentiner baten zu berücksichtigen, „daß eine Ableitung des Clanis aus seinem bisherigen Flußbette in den Fluß Arnus[178]) ihnen selbst Verderben bringen dürfte." Uebereinstimmend mit ihnen sprachen sich die Deputirten von Interamna[179]) aus: „Die fruchtbarsten Gefilde Italiens würden zu Grunde gehen, wenn der Fluß Nar[178]) — wie man eben beabsichtigte — in Kanäle durch's Land vertheilt einmal übertreten sollte." Auch die Reatiner[179]) blieben nicht stumm: sie erhoben Einspruch gegen eine Abdämmung des Velinersee's an der Stelle, wo er sich in den Nar ergießt, „weil derselbe alsdann sich über die anliegenden Grundstücke gewaltsam ergießen werde. Am besten habe für die Interessen der Menschen die Natur gesorgt, welche den Flüssen ihre gehörigen Ausmündungen und ihren gehörigen Lauf, und wie ihren Ursprung so auch ihre Begrenzung gegeben habe. Rücksicht zu nehmen sei auch auf den religiösen Glauben ihrer Väter, welche den vaterländischen Flüssen Heiligthümer, Haine und Altäre geweiht hätten. Ja der Tiberstrom selbst wolle nicht, der nachbarlichen Flüsse beraubt[180]), in geschmälerter Herrlichkeit da-

[176]) S. oben Kap. 36.

[177]) Von der Kap. 76 niedergesetzten Kommission der Sachverständigen.

[178]) Jetzt Chiana; Arnus, jetzt Arno.

[179]) Terni. Tacitus' Familie war dort begütert.

[178]) Die Nera in Umbrien.

[179]) Reate, das heutige Rieti.

[180]) Der Ausdruck des Originals orbatus, d. h. verwaist, erinnert an Goethe's Ausdrucksweise in „Mahomet's Gesang", wo es von den dem Strome zufließenden Bächen heißt:

hinfließen!" — Waren es nun die Bitten der Kolonien oder war es die Schwierigkeit der Arbeit, oder die Rücksicht auf den Aberglauben, was das entscheidende Moment bildete: genug das Ende war, daß man dem Votum Piso's beitrat, welcher dafür gestimmt hatte: „daß es beim Alten bleiben solle".[181])

Kapitel 80.

Dem Poppaeus Sabinus wird sein Kommando der Provinz Moesien verlängert und Achaja und Macedonien derselben zugelegt.[182]) Auch dies war ein charakteristischer Zug an Tiberius: die Kommando's zu verlängern und die betreffenden Beamten meist in ein und denselben Heerbefehlen oder Provinzverwaltungen zu belassen. Das Warum? wird verschieden angegeben. Die Einen sagen: „aus Widerwillen gegen ein neues Hinundherüberlegen habe er gern die einmal getroffenen Bestimmungen für alle Ewigkeit beibehalten"; Einige: „es sei aus Mißgunst geschehen, weil er nicht gewollt habe, daß mehrere die (mit solchen Stellungen verbundenen) Vortheile genössen"; auch giebt es Schriftsteller, welche der Meinung sind: „Bei all' seiner natürlichen Verschlagenheit sei er doch in seinem Urtheil ängstlich gewesen". Seine Absicht ging dabei nämlich einerseits nicht auf eminente Befähigungen, und andrerseits waren ihm doch Schlechtigkeiten verhaßt; von Hochbefähigten besorgte er Gefahr für sich, von schlechten Subjecten Schande für den Staat. Durch solche Bedenklichkeit wurde er zuletzt soweit geführt, daß er Einigen Provinzen

---

„Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder,
Bruder, nimm die Brüder mit" ꝛc.

[181]) Ein erfreuliches Zeichen von Tiber's Regierung und seiner Verwaltungsweise bleibt jedenfalls der Umstand: daß die Vorstellungen der „Administrirten" gehört und Gewicht auf ihre Wünsche und Ansichten gelegt wurde, was in unsern modernen Büreaukratien nicht eben zu geschehen pflegt. Nach dem Berichte des Dio Cass. 57, 14 scheint es überdies, daß Tiber die Angelegenheit der Stromregulirungen nicht aus den Augen verlor und zu dem Ende eine stehende Kommission einsetzte. S. Sievers I. S. 26.

[182]) In Vollziehung des früheren (Kap. 76) Beschlusses. Denn Mösien (südlich von der Donau, von der Sau bis Thracien) war kaiserliche Provinz. Nipp.

übertragen hat, die er später aus der Stadt gehen zu lassen sich nicht entschließen mochte.[183])

Kapitel 81.

Ueber die Consularcomitien, wie sie in diesem Jahre unter seiner Regierung zum erstenmale und dann in den folgenden stattgefunden haben, möchte ich nichts Bestimmtes zu berichten wagen, so verschieden lauten darüber die Angaben nicht nur bei den Geschichtschreibern, sondern auch in seinen eignen Staatsreden.[184]) Bald machte er (in denselben) mit Unterdrückung der Namen der Candidaten nur Angaben über eines jeden Abkunft, Leben und Feldzüge, um die gemeinten Personen kenntlich zu machen. Manchmal ließ er auch diese Angaben weg und begnügte sich damit, die Candidaten zur Enthaltung von Wahlumtrieben bei den Comitien zu ermahnen und ihnen dabei seine Hülfe zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung zu versprechen. In den meisten Fällen lautete sein Vortrag nur: „es hätten sich die und die bei ihm als Candidaten gemeldet, deren Namen er den Consuln bekannt gegeben habe; es könnten sich jedoch auch andere melden, wenn sie sich durch ihre Beliebtheit oder ihre Verdienste dazu ermun-

---

[183]) Auch hier zeigt sich wieder die uns bekannte parteiisch gehässige Färbung fast alles dessen, was Tacitus von Tiber berichtet. Zunächst werden die Zeiten vermischt. Was Sueton von der letzten Zeit der Regierung Tiber's über eine gewisse Unschlüssigkeit des alten Kaiser's berichtet (Suet. Tib. 41), erscheint hier schon am Anfange seines Regiments. Sodann wird von Tacitus in der Aufzählung der Gründe für Tiber's Verhalten in Bezug auf das lange Belassen der Provinzbefehlshaber und Verwalter in ihrer Stelle (Gründe, von denen der zweite — „aus Mißgunst" — gerade das Gegentheil begründen müßte) nur der einzige nicht erwähnt, welcher der allein vernünftige und richtige und auch von Tiber selbst ausgesprochene war, der Grund: daß sich die Provinzen bei dieser seiner Politik am besten befanden, was obenein eine allgemeine, von den Zeitgenossen anerkannte Thatsache ist. Näheres darüber in meinem Tiberius S. 70. S. 166. 246. 277. und bei Sievers in der kritischen Beleuchtung dieses Kapitels I. S. 26—28. — Daß Tiber nur Mittelmäßigkeiten bevorzugte und bedeutende Menschen und eminente Fähigkeiten nicht in den Staatsdienst ziehen mochte, wie Tacitus hier behauptet, ist gleichfalls eine Unwahrheit. (S. Tiberius S. 86. 145.) Aber fest wollen wir halten, was derselbe Tacitus hier eingesteht: daß Tiber die Schlechtigkeit und die Schlechten, das Laster und die Lasterhaften haßte.

[184]) Diese waren also zu Tacitus' Zeit noch vorhanden.

tert fühlten". Das waren Aeußerungen dem Wortlaute nach gleißenden Anscheins, in der That aber inhaltsleer oder verrätherisch gemeint, und je größer das Scheinbild der Freiheit war, unter dem sie sich versteckten, um so härter war die Knechtschaft, zu der sie schließlich führen sollten.[185]

[185]) Dieser ganze letzte Satz ist eben nur eine durch nichts begründete gehässige Ansicht und Auslegung, die obenein mit demjenigen, was wir aus Tacitus selbst und aus andern Berichten über Tiber's innere Regierung wissen, in Widerspruch steht. S. Tiber S 69—72.

Zweites Buch.

(Jahr 16 bis 19 nach Chr.)

Kapitel 1 und 2.

Unter dem Consulat des Sisenna Statilius und Lucius Libo entstanden Bewegungen in den Königreichen und römischen Provinzen des Orients. Der Anstoß ging dazu von den Parthern aus, welche ihren von den Römern erbetenen und empfangenen König, obschon er vom Stamme der Arsaciden[1]) war, als einen Ausländer nicht mochten. Derselbe hieß Vonones und war einst dem Augustus von Phraathes als Geißel übergeben worden. Phraates nämlich, obschon er die Angriffe der römischen Heere und Heerführer abgeschlagen hatte, war doch beflissen gewesen dem Augustus alle mögliche Huldigung darzubringen[2]) und hatte ihm sogar einen Theil seiner Kinder zur Befestigung der Freundschaft übersendet, nicht sowohl weil er unsre Macht fürchtete, als weil er seinen Unterthanen nicht traute.

Nach dem Ableben des Phraates und der ihm folgenden Könige kamen wegen innerer blutiger Unruhen Gesandte des hohen Parthischen Adels nach Rom, um den Vonones, den ältesten von Phraates' Söhnen, heim zu holen. Darin sah Augustus eine große ihm selbst dargebrachte Huldigung und stattete ihn deshalb mit reichen Gaben aus; und die Parther empfingen ihn mit Freuden, wie das bei neuen Herrschern meist zu geschehen pflegt. Bald aber begannen sie sich dessen zu schämen. „Die Parther" — hieß es — „seien aus der Art

[1]) So genannt nach Arsaces, der in der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts das Partherreich auf den Trümmern des altpersischen gegründet hatte.

[2]) S. „Ein Winter in Rom" S. 275—277. Merivale IV. p. 173—174.

habenen Weisheit" theilhaftig zu werden aufs höchste gesteigert worden sei [1]). Auch habe er sie ohne Hülfe eines Lehrers gleich so verstanden, dass er später, als er darüber Vorlesungen hörte, keine neuen Aufschlüsse mehr erhalten habe. Wie aber in diesen Zeiten Alles in der einen vorherrschenden Richtung unterging, so wollte es ihn auch später bedünken, er habe aus dieser Schrift falsche Begriffe von dem Wesen der Gottheit gezogen und den Grund zu seiner Vorliebe für dem Manichäismus gelegt [2]). Sein Urtheil indess, welches er bei seiner mangelhaften Kenntniss über Aristoteles fällt, muss seiner Einsicht zur Ehre gereichen [3]), während man die Charakteristik des Aristotelischen Stils, wie sie ein Fulgentius giebt, nur für hohle Nachsprecherei zu halten hat [4]). Wenn indess gegen das zuvor ausdrücklich angeführte Zeugniss Roger Bacon's der scharfsinnige Thomas Hobbes in seinem Leviathan behauptete: grade in den ersten Jahrhunderten der Ausbreitung des Christenthums sei bei den Kirchenhäuptern das Studium des Peripateticismus im Flor und aller christlichen Sekten Veranlassung gewesen,

1) Contra Acadd. IV, cp. 16. n. 28 sqq. bei Brucker III, p. 488.

2) Brucker a. a. O. Th. III, p. 489. p. 502.

3) August. de civitate Dei VIII, cp. 12. p. 765. (ed. Francof. 1661.) Aristoteles Platonis discipulus vir excellentis ingenii, et eloquio Platoni quidem impos sed multos facile superans.

4) Fulgent. Mythol. praefat.: Platonis auratum eloquium et Aristotelis syllogismativum verbiloquium.

geschlagen; aus einem andern Welttheile hätten sie sich einen König geholt, der von den Sitten ihrer Feinde verderbt sei; der Thron der Arsaciden werde bereits als eine der römischen Provinzen behandelt und verliehen; wo bleibe da der Ruhm der Väter, die einst einen Crassus zusammenhieben und einen Antonius aus ihren Grenzen jagten, wenn jetzt ein Sklave des römischen Kaisers, der soviel Jahre lang Knechtschaft erduldet, über die Parther die Herrschaft führe!" Auch Vonones selbst steigerte diese Gefühle der Mißachtung durch seine von der Weise seiner Vorfahren abweichende Lebensführung, indem er selten jagte, sich wenig um Pferde bekümmerte, sich bei seinen Zügen durch die Städte in einer Sänfte tragen ließ und die heimischen Mahlzeiten hochmüthig verschmähte. Gegenstände des Spottes waren auch seine griechische Umgebung und die knauserige Art, mit der alle Vorräthe unter Siegelverschluß gehalten wurden.[3] Zu seine leichte Zugänglichkeit, seine entgegenkommende Freundlichkeit waren, als den Parthern unbekannte Tugenden, für sie neue Fehler, und weil dergleichen ihren Sitten fremd war, traf ihr Haß gleichermaßen das Schlechte wie das Gute.

Kapitel 3 und 4.

Unter diesen Umständen wurde denn Artabanus, ein Prinz Arsacidischen Blutes und bei den Dahern[4] erwachsen, herausgefordert, gegen ihn aufzutreten. In dem ersten Zusammentreffen geschlagen zieht er Verstärkungen an sich und bemächtigt sich des Reichs.

Der besiegte Vonones fand Zuflucht in Armenien, dessen Thron grade erledigt und das, zwischen der parthischen und römischen Macht gelegen, für uns von unverläßlicher Haltung war in Folge der Frevelthat des Antonius, der den Armenierkönig Artavasdes unter dem Scheine der Freundschaft zu sich gelockt, in Ketten geworfen und schließlich umgebracht hatte.[5] Der Sohn desselben, Artaxias, im Gedenken an seines Vaters Schicksal uns feindlich gesinnt, hatte durch die Macht der Arsaciden sich und seinen Thron geschützt. Als Ar-

[3] Es war das römische Sitte zum Schutz gegen die Diebereі der Dienerschaft. Zu des ältern Plinius Zeit versiegelte man selbst Weingefäße und Speisekörbe. Plin. h. n. XXXIII. 1, 26.

[4] „Ein scythisches Volk im Südosten des Kaspischen Meeres, dem heutigen Daghestan." Nipp.

[5] S. meine Cleopatra S. 154 ff.

tarias dann durch seine Verwandten hinterlistig ermordet worden war, wurde den Armeniern von Augustus Tigranes zu ihrem Könige gegeben und von Tiberius Nero in sein Reich eingeführt. Aber weder die Regierung des Tigranes noch die seiner Kinder war von langer Dauer, obschon sie nach der uns fremden Sitte sich durch Heirath und Regierungsgenossenschaft miteinander verbunden hatten. Darauf wurde auf Befehl des Augustus Artavasdes auf den Thron gesetzt, aber von demselben, mit bedeutendem Verluste von unserer Seite, wieder hinabgestürzt.

Da wurde der Prinz Cajus[6]) dazu auserwählt, Armenien zur Ordnung zu bringen. Dieser gab den Armeniern ihrem Wunsche gemäß, den Ariobarzanes, einen gebornen Meder, einen Mann von stattlicher Körperbildung und ausgezeichnet guter Gesinnung zum Regenten. Als aber Ariobarzanes durch einen Zufall umgekommen war, ertrugen die Armenier die Herrschaft seiner Familie nicht. Sie versuchten es zuerst mit dem Regiment einer Frau Namens Erato, vertrieben aber auch diese bald wieder, und nahmen dann, nachdem sie eine Weile im Zustande unstäter Auflösung, mehr ohne Herren als in Freiheit verblieben waren, den flüchtigen Vonones zum Könige. Als aber Artabanus sich drohend erhob und Vonones in den Armenischen Streitkräften nicht hinreichende Unterstützung fand, und für den Fall, daß er sich mit unserer Hülfe zu behaupten versuchen wollte, ein Krieg mit den Parthern unvermeidlich war, da entbietet Creticus Silanus, unser Gouverneur von Syrien, ihn zu sich, und nimmt ihn, unter Belassung des königlichen Titels und Hofhalts, in Gewahrsam. Wie Vonones sich dieser Schmach zu entziehen versucht hat, werden wir an seinem Orte[7]) berichten.

Kapitel 5.

Dem Tiberius nun kamen diese Orientalischen Wirren nicht ungelegen, weil er unter diesem Scheinvorwande den Germanicus von seinen an ihn gewöhnten Legionen trennen, ihm neue Provinzen übergeben und ihn damit zu gleicher Zeit den Gefahren hinterlistiger Nachstellung und der Wechselfälle aller Art überliefern zu können hoffte.[8])

[6]) Der ältere von Kaiser Augustus' Enkeln, den Söhnen Julia's und Agrippa's. S. Kaiserfrauen S. 52. Merivale IV, p. 286—287.

[7]) S. unten Kap. 68.

[8]) Dies ist wieder eben nur eine gehässige Ansicht von den geheimsten Gedanken,

Germanicus aber, der um so eifriger darauf aus war, seinen Sieg zu beschleunigen, je lebhafter die Zuneigung seiner Soldaten und je abgeneigter ihm die Gesinnung seines Vaterbruders war, beschäftigte sich mit Plänen künftiger Schlachten und mit Erwägung aller der günstigen[9]) und ungünstigen Erfolge, die er in seiner fast dreijährigen Kriegsführung erfahren hatte. Er kam bei diesem Ueberlegen zu dem Resultate: „In offner Feldschlacht und auf regelrechtem Terrain würden die Germanen geschlagen; ihre Hülfe seien ihre Wälder und Sümpfe, ihr kurzer Sommer und vorzeitiger Winter; seine Soldaten erlitten ihre Feldverluste nicht sowohl durch Wunden als durch die weiten Märsche; die Gallischen Provinzen seien durch die Pferdelieferungen erschöpft[10]); der lange Zug der Bagagefuhrwerke sei zu Ueberfällen einladend, für die Vertheidigung ungünstig. Dagegen wenn man den Seeweg einschlage, habe man am Meere ein leicht zu beherrschendes und den Feinden unbekanntes Eigenthum; zugleich könne der Feldzug früher begonnen werden und Legionen und Vorräthe zugleich transportirt werden; Reiter und Rosse würden ohne vorhergegangene Erschöpfung durch Mündungen und Flußbetten mitten in Deutschland sein."

Kapitel 6.

Danach also traf er seine Maßregeln. Publius Vitellius und Cajus Antius werden zur Steuerbeitreibung nach Gallien geschickt,

die Tiberius gegen seinen ihm thatsächlich sehr werthen Adoptivsohn bei dieser Versetzung gehegt haben soll. Und was die „Gefahren" anlangt, so waren diese für Germanicus Leben und Gesundheit sicher nicht geringer, wenn er in seiner bisherigen Stellung blieb. Ueber das, was im Innern des Tiberius vorging, konnte überhaupt Tacitus gar keine Kunde haben, obschon er, wie von andern schon bemerkt worden ist, grade durch diesen Anschein, als ob er die Gedanken desselben gekannt habe, „sich einen nicht geringen Theil seiner Bewunderer erworben hat" (s. Sievers II, S. 3). Und endlich: wenn Tiberius wirklich darauf ausging, den Germanicus zu verderben, wie Tacitus hier behauptet, wie konnte dann derselbe Tacitus (II, 44.) sagen, daß Tiber in seinen beiden Söhnen, Drusus und Germanicus, „Stützen der Sicherheit seines Thrones" zu haben glaubte?!

[9]) „Günstige Erfolge" hatte, wie wir gesehen haben, Germanicus bisher so gut wie gar keine gehabt.

[10]) Anders lautete der Bericht I, 71. Aber der hiesige ist der richtigere. Galliens Gemeinden waren durch diese unaufhörlichen Lieferungen so schwer in Schulden gestürzt, daß sie fünf Jahre später aus Verzweiflung zur Rebellion schritten. S. unten zu III, 40.

Silius, Apronius und Caecina mit Herstellung einer Flotte beauftragt. Tausend Schiffe erschienen ausreichend, und ihr Bau ward schleunig in's Werk gesetzt: die einen kurz mit engem Hinter- und Vordertheil und breitem Bauche, um den Fluthen desto leichter zu widerstehen, einige mit flachem Kiele, damit sie ohne Schaden auf flachem Grunde aufsitzen könnten; ein großer Theil mit Steuerrudern an beiden Enden, um mit plötzlicher Courswendung hier oder dort an Land gehen zu können; viele mit Verdeckbrücken versehen, — zum Transporte des schweren Geschützes und zugleich geeignet Pferde oder Proviant zu führen, leichte Segler, mit schnellem Ruderwerk — wuchsen unter lebhafter Betheiligung der arbeitenden Soldaten bald zu einer stattlichen und Schrecken einflößenden Flotte heran. Zum Vereinigungspunkte ward die Insel der Bataver bestimmt, weil hier das Anlegen leicht und ihre Lage zur Einschiffung der Truppen und zur Weiterbeförderung derselben nach dem Kriegsschauplatze günstig war. Der Rhein nämlich, der bis dahin in einem Strombette oder nur mäßige Inseln umschließend fortfließt, theilt sich am Anfange des Batavischen Landgebiets gleichsam in zwei Flüsse und behält an der Seite, wo er an Germanien vorbeifließt, Namen und Gewalt seines Stromlaufs bis er sich in den Ocean ergießt, während er breiter und ruhiger am Gallischen Ufer fließt, wo ihn die Anwohner mit verändertem Namen Waal[11]) nennen, — ein Name den er bald wieder mit der Benennung Maas[12]) vertauscht, unter welchem er sich mit sehr großer Mündung gleichfalls in den Ocean ergießt.

Kapitel 7.

Während die Schiffe allmälig sich versammeln, giebt Germanicus dem Legaten Silius Befehl, mit einer leichten Kolonne einen Einfall in das Gebiet der Chatten zu machen. Er selbst, als man ihm meldet, daß das an dem Flusse Lupia[13]) errichtete Kastell belagert werde, brach mit sechs Legionen dahin auf. Allein Silius vermochte wegen plötzlich eintretender Regengüsse nichts anders auszurichten, als daß er eine mäßige Beute und des Chattenfürsten Arpus Frau und Toch-

[11]) lat. Vahalis.

[12]) lat. Mosa.

[13]) Lippe. Das Kastell Alisо (das hier nicht gemeint ist) lag wahrscheinlich etwas westlich von Hamm, an der alten Einmündung der Alse in die Lippe; das hier gemeinte aber östlicher, wohl bei Lippborg Nipp.

ter raubte; und der Cäsar erhielt keine Gelegenheit eine Schlacht zu liefern, da die Belagerer bei dem Gerüchte von seiner Ankunft sich zerstreuten. Doch hatten sie vorher den für die Varuslegionen errichteten Grabhügel und einen alten dem Drusus zu Ehren gebauten Altar zerstört. Er stellte den Altar wieder her und hielt zu Ehren seines Vaters um denselben mit seinen Legionen einen feierlichen Umzug. Von der Erneuerung des Grabhügels ward Abstand genommen. Daneben wurde das ganze Gebiet zwischen Alisо und dem Rhein mit neuen Pfahlgräben und Wallaufwürfen befestigt.

Kapitel 8.

Inzwischen war die Flotte endlich beisammen. Germanicus schickt den Proviant vorauf, vertheilt die Schiffe unter seine Legionen und Bundestruppen, und beginnt die Fahrt durch den sogenannten Drususkanal.[14]) Nach vorhergegangenem Gebet zu seinem Vater Drusus: daß derselbe ihn bei einem dem seinigen gleichen Unternehmen willig und gnädig durch sein Beispiel und die Erinnerung an seine Pläne und Thaten unterstützen möge, durchschifft er dann glücklich die Seen und den Ocean bis zum Emsflusse. Die Flotte ward bei Amisia[15]) am linken Ufer zurückgelassen, wobei der Fehler begangen wurde, daß er sie nicht weiter aufwärts führte und das Heer, das doch vom rechten Ufer aus weiter zu marschiren hatte, gleich übersetzte. So verlor man mit Erbauung von Brücken mehrere Tage.[16]) Nun bewerkstelligten zwar die Reiterei und die Legionen unbeschwert ihren Uebergang über den Meeresufergrund, so lange das Wasser noch nicht stieg; allein die das Ende des Zuges bildenden Kolonnen der Hülfstruppen und die Bataver bei ihnen, die sich im Uebermuth zu weit in's Wasser wagten und ihre Schwimmkunst zeigen wollten, wurden in Verwirrung gebracht[17]) und einige ertranken dabei. Als der Cäsar nach dem ersten Tagesmarsche das Lager aufschlug, erhielt er Botschaft von dem Abfall der Angrivarier in seinem Rücken, worauf

[14]) jetzt die Yssel.

[15]) Emden.

[16]) Ein Herausgeber des Tacitus (Nipperdey) schlägt allerhand Textänderungen vor, um den von Tacitus hier gegen Germanicus ausgesprochenen Tadel zu beseitigen. Aber wenn Tacitus nicht umhin kann, einen strategischen Fehler seines Lieblings zu erwähnen, so verdient er sicher Glauben.

[17]) durch die herandringende Fluth.

sofort Stertinius mit Reiterei und leichtem Fußvolke dorthin geschickt wurde, der ihre Treulosigkeit mit Feuer und Schwert bestrafte.[18])

Kapitel 9 und 10.

Der Visurgisstrom[19]) floß zwischen dem Römischen und dem Cheruskischen Heere. An seinem Ufer stand Arminius mit den übrigen Häuptlingen und fragte, ob der Cäsar gekommen sei. Auf die Antwort, derselbe sei anwesend, bat er, daß ihm gestattet werden möge, sich mit seinem Bruder zu unterreden. Derselbe befand sich beim Heere, wo er den Beinamen Flavus[20]) führte, genoß eines außerordentlichen Vertrauens[21]) und hatte wenige Jahre zuvor[22]) unter Tiberius dienend ein Auge verloren. Nachdem die Erlaubniß gegeben worden, nähert er sich dem Ufer und empfängt die Begrüßung des Arminius, der darauf sein eigenes Gefolge entläßt und die Forderung stellt, daß auch die längs unserer Uferseite aufgestellten Bogenschützen sich entfernen möchten. Nachdem dieselben abgezogen waren, fragt er den Bruder: „woher die Entstellung seines Gesichts rühre?" Als jener Ort und Treffen angiebt, fragt er weiter: „welche Belohnung er dafür erhalten habe?" Flavus zählt auf: Vermehrung des Soldes, Ehrenhalsband, Kranz und andere militairische Gnadengeschenke, worüber Arminius als über niedrigen Sklavenlohn ein spöttisches Gelächter aufschlägt.

Darauf beginnen sie denn widereinander zu reden: Dieser „von der Größe des römischen Reichs, von der Kriegsmacht des Cäsar, und

---

[18]) Der Zug des Stertinius muß später geschehen sein (vgl. Kap. 22.), denn wir finden den kühnen Reiterführer weiter unten gleich in der ersten Schlacht des Germanicus (Kap. 11) thätig.

[19]) Weser.

[20]) d. h. „der Blonde".

[21]) Wörtlich im Texte: „ausgezeichnet durch seine Treue" (insignis fide). Man bemerke, wie Tacitus keine Spur von Gefühl zeigt für die Niedertracht dieser „Treue" eines deutschen Fürsten gegen die Angreifer, Vergewaltiger und Verwüster seines Landes und Volks. Rom gegenüber ist nämlich jedes Volk rechtlos. Alle Tugend, die gegen Rom gerichtet ist, hört auf Tugend zu sein, und Vaterlandsverrath, der Rom zu Gute kommt, gilt als Tugend. Wir haben von den Napoleonischen Franzosen, diesen richtigen Nachfahrern der alten römischen Wolfsbrut, in Deutschland das Gleiche erlebt. [Und wir erleben es heute, wo ich diese Bogen korrigire, auf's Neue!]

[22]) d. h. mindestens vor sechs Jahren; denn so lange war Tiberius bereits aus Deutschland zurück.

von der schweren Strafe welche der Ueberwundenen, von der Gnade die des sich unterwerfenden warte, und daß auch Gattin und Sohn eines solchen nicht feindlich behandelt würden". Der Andere dagegen „von der Pflicht gegen das Vaterland, von der Freiheit der Altvordern, von den heimischen Göttern Germaniens, von seiner Mutter die sich seinen Bitten anschließe, daß er doch nicht vorziehen möge an seinen Sippen und Verwandten, ja an seinem ganzen Volke zum Schelmen und Verräther, statt ihr Kriegshauptmann zu werden".

Allgemach geriethen sie denn in's Schelten, und selbst der zwischen ihnen befindliche Fluß hätte sie nicht gehindert handgemein zu werden, wenn nicht Stertinius hinzugeeilt wäre und den Flavus, der nach seinem Pferde und seinen Waffen rief, festgehalten hätte. Gegenüber sah man den Arminius, der Drohungen ausstieß und Schlacht ansagte. Denn er sprach mehreres zwischen dem Deutschen in lateinischer Sprache, da er im römischen Lager als Führer seiner Volksgenossen gedient hatte.[23])

Kapitel 11.

Am folgenden Tage stand das Germanenheer in Schlachtordnung jenseit der Weser.[24]) Der Cäsar hielt es jedoch aus Gründen der Feldherrnklugheit nicht für zweckmäßig, ohne Herstellung und Befestigung von Uebergangsbrücken[25]) seine Legionen auf's Spiel zu setzen, und ließ deshalb nur die Reiterei durch den Fluß hinübergehen. Das Kommando führten Stertinius und einer der Primipilaren,[26]) Remilius, welche, um den Feind nach verschiedenen Seiten hinzuziehen, jeder von dem andern entfernt ihren Uebergang antraten, während Chariovalda der Bataverherzog da, wo der Fluß am reißendsten war, gegen den Feind heransprengte. Diesen letztern lockten die Cherusker

[23]) Diese ganze Darstellung ist reiner Romanstil, ein Schaustück der bei den Römischen Schriftstellern beliebten deklamatorischen Rhetorik, und Merivale hat Recht, wenn er sagt (V, p. 171), daß Tacitus ganze Schilderung des folgenden Feldzuges in diesem Stil und Tone des Romans gehalten und seinem Panegyrikus auf Germanicus wenig Glauben zu schenken sei. Er nennt die Darstellung der Unterredung des Armin mit seinem Bruder geradezu „eine heroische Episode". Denn: it is not usual with ordinary mortals to converse across a stream a hundred yards in width.

[24]) Gemäß der von Arminius erlassenen Herausforderung.

[25]) Für den Fall eines Rückzuges.

[26]) So hießen die gewesenen Offiziere der obersten Centurie einer Legion, aus welchen die höheren Chargen besetzt wurden.

durch verſtellte Flucht in eine von Waldhöhen umgebene Ebene. Dort fallen ſie ihn von allen Seiten her an, werfen die Widerſtehenden, verfolgen die Weichenden, und als dieſelben ſich in einen Klumpen ſammeln, ſetzen ſie ihnen theils in nächſter Nähe theils aus der Ferne heftig zu. Chariovalda, der den wilden Anſturm der Feinde lange ausgehalten hatte, forderte zuletzt die Seinen auf, die andringenden Feindesſchaaren in rundgeſchloſſenen Haufen zu durchbrechen, und ſprengte dann ſelbſt in die dichteſten Reihen hinein; aber von allen Seiten das Ziel der feindlichen Geſchoſſe ſinkt er von ſeinem unter ihm erſtochenen Roſſe, und um ihn viele ſeiner Edeln. Der Reſt fand durch die Gewalt des von ihm gemachten Ausfalls, oder durch die unter Stertinius und Aemilius zu Hülfe kommende Reiterei Errettung aus der Gefahr.

Kapitel 12.

Als der Cäſar die Weſer überſchritten hatte[27]), erfuhr er durch die Angabe eines Ueberläufers, daß Arminius ſich ein Terrain zur Schlacht auserſehen habe; auch ſeien noch andere Stämme im heiligen Walde des Herkules zuſammengekommen, und ſie würden eine nächtliche Berennung unſeres Lagers unternehmen. Man ſchenkte dem Angeber Glauben, und in der That ſah man die Lagerfeuer brennen, und Kundſchafter, welche ſich noch näher heranſchlichen, meldeten, daß man Wiehern von Pferden und das dumpfe Getön eines gewaltigen ungeordneten Heereszuges vernehme. So nahe der Hauptentſcheidung glaubte Germanicus ſich über die Stimmung der Soldaten unterrichten zu müſſen, und überlegte lange ſtill bei ſich: auf welche Weiſe er darüber wohl zu einer unverfälſchten Kenntniß gelangen möchte. „Tribunen und Centurionen pflegten in den meiſten Fällen lieber Angenehmes als Sicheres zu berichten; ſeine Freigelaſſenen ſeien und

[27]) Wir ſahen ſo eben, daß Germanicus die Weſer wegen der Aufſtellung, die Arminius genommen hatte, nicht mit ſeinen Legionen zu überſchreiten wagte, und daß der Verſuch, den Feind mit der Reiterei zu umgehen und zu werfen, für ihr ſehr unglücklich ausfiel. Wenn wir ihn hier alſo plötzlich jenſeit der Weſer finden, ſo kann das nur geſchehen ſein, weil Arminius abſichtlich, um ihn herüber zu locken, ſeine Stellung verlaſſen hatte. — Die ganze folgende Erzählung und Schilderung des Tacitus iſt, wie ſchon geſagt, nicht ſowohl hiſtoriſch als durchaus romanhaft. S. Kaiſerfrauen S. 231 und Merivale V. p. 171.

bleiben doch immer Sklavenseelen; die Freunde hätten immer Hang zur Schmeichelei, und wenn man eine Soldatenversammlung berufe, so pflegte auch in einer solchen die große Menge das nachzuschreien, was wenige anstimmten. Gründlich kennen lernen müsse er die Gedanken der Soldaten, wenn sie in kleinen Truppe und unbewacht bei ihrem soldatischen Mahle ihre Hoffnung oder Besorgniß äußerten."

Kapitel 13.

So verläßt er denn bei Einbruch der Nacht das Feldherrnzelt, und begiebt sich, auf verborgenen, von keinen Wachtposten beobachteten Wegen, mit nur einem Begleiter, ein Thierfell um die Schultern geschlagen, in die Lagerstraßen, bleibt stehen bei den einzelnen Zelten und erfreut sich des Redens über ihn, da der Eine die hohe Abkunft des Heerführers, ein Anderer seine körperliche Stattlichkeit, sehr viele seine Ausdauer, seine Freundlichkeit, in scherzenden und ernsten Ausdrücken dieselbe Gesinnung ausdrückend, belobten und laut bekannten, „wie man sich dafür in der Schlacht ihm dankbar beweisen und zugleich die treulosen Brecher des Friedens am Altare der Rache und des Ruhmes opfern müsse".[28])

Während dessen ritt einer der Feinde, der der lateinischen Sprache kundig war, dicht an den Lagerwall heran und verspricht im Namen des Arminius mit lauter Stimme allen denen, die übergehen würden, Frauen, Landbesitz und für die Dauer des Krieges einen täglichen Sold von hundert Sesterzen. Dieser Schimpf setzt den Zorn der Legionen in Flammen: „Man solle nur den Tag kommen, die Schlacht beginnen lassen, da werde der Soldat sich selbst der Germanen Aecker nehmen, ihre Frauen fortschleppen!" Man nehme jenes Anerbieten als günstiges Vorzeichen an, das der Feinde Weiber und Habe ihnen als Beute bestimme." Etwa um die dritte Nachtwache ward ein Anlauf gegen das Lager gemacht, doch ohne daß ein Geschoß geworfen worden wäre, da der Feind merkte, daß in den Schanzwerken starke Cohorten und alles wachsam sei.

Kapitel 14.

Dieselbe Nacht brachte dem Germanicus einen glückverheißenden

[28]) Ueber diese romanhaft poetische Schilderung s. Merivale V, p. 165 u. 171.

Traum. Er sah sich nämlich, wie er beim Opfern beschäftigt statt seiner mit geweihtem Blute besprengten Prätexta eine andere, schönere aus den Händen seiner Großmutter, der Augusta, empfing.[20]) Ermuthigt durch solches Zeichen und da die Auspizien dafür stimmten, berief er die Soldaten zur Versammlung und setzt ihnen seine weislich getroffenen Pläne und Anstalten für die bevorstehende Schlacht auseinander. „Nicht nur das freie Feld sei dem römischen Soldaten zur Schlacht günstig, sondern, wenn man klug verfahre, auch Wälder und Waldhöhen; denn der Barbaren ungeheure Schilde und übermäßig lange Speere seien zwischen den Baumstämmen und dem den Boden überwuchernden Buschwerk keineswegs so gut zu handhaben, wie die römischen Wurfgeschosse und Schwerter und die eng am Körper liegende Rüstung. Sie sollten ihre Stöße rasch auf einander folgen lassen, ihre Schwertspitzen gegen die Gesichter richten; der Germane habe keinen Panzer, keinen Helm, nicht einmal Schilde mit starkem Eisenbeschlag oder Lederüberzug, sondern nur von Weidengeflecht oder von dünnen bemalten Brettern. Nur das erste Glied sei einigermaßen mit Lanzen versehen, die andern führten nur im Feuer gehärtete oder kurze Wurfwaffen. Und was nun ihre Leibesbildung betreffe, so sei dieselbe zwar abschreckend und zu kurzem Ansturm tüchtig, aber ohne Standhaftigkeit gegen Wunden. Ohne Gefühl für Ehre und Schande, ohne Achtung für ihre Führer ließen sie fort, flöhen sie, verzagt im Unglück, im Glücke ohne Gefühl für göttliches und menschliches Recht. Wünschten die Soldaten ein Ende der ermüdenden Märsche und Meerfahrten, wohlan, mit dieser Schlacht könnten sie es sich schaffen. Man sei bereits der Elbe näher als dem Rhein, und weiter hinaus werde kein Krieg mehr zu führen sein,[21]) nur müßten sie ihn, der seines Vaters und Oheims Fußtapfen folge, hier auf demselben Boden als Sieger hinstellen."[21])

[20]) Wenn dieses Traumgesicht dem Germanicus als ein „günstiges" erschien, so folgt daraus, daß seine Großmutter Livia keineswegs für Germanicus ein Gegenstand feindlicher Besorgniß (wie es Tacitus an andern Orten darstellt), sondern ihm geneigt und wohlwollend war, wie dies denn auch in der That bei der Großmutter gegen den Sohn ihres Lieblingssohnes Drusus der Fall war. S. Kaiserfrauen S. 231.

[21]) Weil jenseits der Elbe das befreundete Reich Marbod's begann. Vgl. Kap. 44.

[21]) Wir werden sehen, daß sich diese pomphaften Versprechungen in der Wirklichkeit als durchaus eitel bewiesen.

so haben wir das für eine der vielen Paradoxien zu halten, in denen sich des wundersamen Mannes Wesen gefiel [1]).

XIII.

Boethius.

Die Lebensumstände des Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius sind erst in der neusten Zeit durch einen trefflichen Aufsatz von Hand in der Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste [2]) mit gehöriger Umsicht und Kritik beleuchtet und dadurch eine Menge grundloser Ansichten beseitigt worden, die früher Mangel an historischen Nachrichten erzeugt und eine lange Tradition, geknüpft an die Verehrung des Mannes im Mittelalter, gleichsam geheiligt hatte. Als Resultate jener Forschungen lassen sich etwa folgende Notizen herausstellen. Boethius, in den Jahren 470 bis 475 geboren, stammte aus dem reichen und angesehenen Geschlechte der Anicier, wie denn auch sein ihm gleichnamiger Vater die Konsulwürde bekleidete. Nach dem frühen Tode des letzteren [3]) ward er der Aufsicht zweier ausgezeichneten Männer, Fla-

1) S. Elswich de varia Aristotelis fortuna in scholis protest. schediasma p. 5 ff.
2) Theil XI, S. 283—287.
3) De Consol. philos. II, p. 972.

Kapitel 15.

Der Rede des Anführers entsprach die Begeisterung der Soldaten, und das Zeichen zur Schlacht wurde gegeben.

Aber auch Arminius oder die sonstigen Häuptlinge der Germanen ließen es nicht daran fehlen, jeder die Seinen daran zu mahnen: „wie diese Römer die fluchtgeübtesten Soldaten des Varianischen Heeres seien, Leute, die um keinen Krieg bestehen zu müssen, sich auf Meuterei verlegt hätten, von denen ein Theil seine mit Wunden beladenen Rücken, ein anderer seine von Fluthen und Stürmen mürbe gemachten Gliedmaßen noch einmal den Feinden, der Ungunst der Götter darzubieten im Begriff seien, ohne Hoffnung auf guten Ausgang. Denn nur darum hätten sie den Weg zu Schiffe über den unwegsamen Ocean gewählt, damit ihrem Nahen Niemand entgegentreten, Niemand sie schlagen und verfolgen könne. Aber wenn es zum Handgemenge komme, da würden den Besiegten Wind und Ruder nichts helfen. Möchten die Seinen nur an der Feinde Habgier, Grausamkeit, Uebermuth denken! Sei ihnen denn eine andere Wahl übrig als ihre Freiheit zu behaupten oder vor der Sklaverei zu sterben?"

Kapitel 16.

So befeuert führen sie ihre den Schlachtruf anstimmenden Landsleute von der Höhe hinab auf das Feld, welches Idistaviso heißt.[32]) Dieses Feld, mitten inne gelegen zwischen der Weser und den Hügeln, dehnt sich, je nachdem die Höhen vom Flußufer zurückweichen oder Bergvorsprünge dem Stromlaufe in den Weg treten, in ungleichen Krümmungen aus. Hinter dem Rücken[33]) erhob sich ein Wald mit hohen Baumkronen, während das Erdreich zwischen den Stämmen frei war. Jenes Feld und den Rand dieses Waldes hatte die Schlachtordnung der Barbaren inne; nur allein die Cherusker hielten die Höhen besetzt, um gegen die Römer, sobald sie im Kampfe begriffen wären, von obenher einzustürmen. Unser Heer marschirte folgendermaßen: die Gallischen und Germanischen Hülfstruppen in der Fronte,

[32]) Idistaviso, nach Grimm Idisiaviso, bedeutet Mädchenwiese. S. Kaiserfrauen S. 251 ff.

[33]) der Germanen.

hinter ihnen die Bogenschützen zu Fuß; demnächst vier Legionen und mit zwei prätorischen Cohorten und einer ausgewählten Reiterschaar der Cäsar; weiterfort ebensoviel andere Legionen und das leichte Fußvolk in Begleitung von berittenen Bogenschützen und die übrigen Cohorten der Bundestruppen.

Kapitel 17.

Als die Heerhaufen der Cherusker dem Feldherrn zu Gesicht kamen, die aus Wildheit vorzeitig herausgebrochen waren, heißt er seine tüchtigsten Reiter dieselben in der Flanke angreifen, den Stertinius mit den übrigen Geschwadern sie umgehen und im Rücken anfallen, während er selbst zur rechten Zeit auf dem Platze sein werde.

Inzwischen zog das herrlichste Vorzeichen, acht Adler, die man den Wäldern zu- und in dieselben hinein fliegen sah,[34]) den Blick des Imperators auf sich. „Vorwärts!" ruft er laut aus, „folgt den Römervögeln, den eignen Schutzgottheiten der Legionen!" Im selben Momente dringt das Fußvolk vor, während die vorangeschickte Reiterei sich auf die hintersten Reihen und die Flanken der Feinde stürzte. Und, wunderbar zu sagen![35]) warfen sich alsbald zwei feindliche Heere nach entgegengesetzten Seiten zur Flucht, indem die, welche den Wald besetzt gehalten hatten, sich in's Freie hinaus, die, welche auf dem freien Felde Stellung genommen hatten, in den Wald hineinstürzten: die zwischen diesen beiden in der Mitte stehenden Cherusker wurden von den Anhöhen hinabgeworfen.[36]) Mitten unter ihnen und vor allen kenntlich bemühte sich Arminius, mit Hand, Stimme und Wunde[36a]) die Schlacht zum Stehen zu bringen. Bereits hatte er die Bogenschützen hart bedrängt und würde dort durchgebrochen sein, wenn sich ihm nicht die Rätischen, Vindelicischen und Gallischen Cohorten schnell entgegengeworfen hätten. Dennoch gelang es ihm schließlich durch

[34]) Acht Adler, grade so viele als Germanicus Legionen hatte! Sonst pflegen Adler nicht so in Haufen zu fliegen.

[35]) Gewiß, sehr wunderbar.

[36]) Aber zu Anfange des Kapitels hieß es, daß diese Cherusker „aus wildem Muthe" bereits aus ihrer Stellung hervorgebrochen waren, ehe noch der Angriff der Römer begann!

[36a]) „Mit Hand, Stimme, Wunde" — ich gebe diese wörtliche Uebersetzung als Probe Tacitelscher Ausdrucksweise. Der Sinn ist klar: die persönliche Tapferkeit des Arminius, sein feldherrlicher Kommandoruf, seine empfangene Wunde feuerten seine Krieger zu neuer Anstrengung.

Anstrengung all' seiner Körperkraft und durch den wilden Ansprung seines Rosses hindurchzudringen, nachdem er das Gesicht mit dem eignen Blute beschmiert hatte, um nicht erkannt zu werden. Einige Schriftsteller haben berichtet: er sei von den unter den römischen Hülfsvölkern befindlichen Chauken erkannt und durchgelassen worden. Gleiche Tapferkeit oder gleicher Verrath verhalf dem Inguiomerus zum Entkommen. Die übrigen wurden allerorten zusammengehauen. Gar viele, welche über die Weser zu schwimmen versuchten, fanden durch nachgesendete Geschosse oder durch die Gewalt der Strömung, zuletzt durch das Uebereinanderherstürzen der Flüchtigen oder durch Einbrechen der Uferränder ihren Untergang. Einige, die in schmählicher Flucht in die Kronen der Bäume kletternd sich im Gezweige zu verbergen suchten, wurden durch herangeführte Bogenschützen wie bei einer Jagd herabgeschossen, andere von den Bäumen, die man umhieb, zerschmettert.

Kapitel 18.

Es war ein großer Sieg, der uns wenig Blut kostete. Von der fünften Tagesstunde bis gegen die Nacht hin bedeckten die erschlagenen Feinde auf zehntausend Schritte weit die Erde mit ihren Leichnamen und Waffen. Unter den Beutegegenständen fand man Ketten, welche sie, ihres Erfolges sicher, für die Römer mitgebracht hatten. Der Soldat rief auf dem Schlachtfelde den Tiberius als Imperator aus, und errichtete einen Hügel, auf welchem man in der Weise von Trophäen die erbeuteten Waffenstücke mit einer Inschrift der Namen der besiegten Völkerschaften aufstellte.

Kapitel 19.

Nicht Wunden, Trauer, Mannschaftverlust erfüllte die Germanen so mit Schmerz und Zorn wie dieser Anblick.[37]) Sie, die noch eben sich anschickten in ihre Wohnsitze zurückzugehen, über die Elbe zurückzuweichen, verlangen jetzt nach Kampf, stürzen zu den Waffen. Hoch und Niedrig, Jünglinge und Greise fallen plötzlich den römischen Heereszug an und bringen ihn in Verwirrung. Zuletzt wählen sie einen

[37]) Reine Rhetorik! Wenn die Germanen dieses Siegeszeichen sehen konnten, so konnten sie nicht weit geflohen und kann es überhaupt mit dem eben erzählten glänzenden Siege der Römer nicht weither gewesen sein.

Platz von einem Flusse und von Wäldern rings eingeschlossen, eine enge sumpfige Ebene; auch um die Wälder zog sich ein tiefer Sumpf, an dessen einer Seite jedoch die Angrivarier einen breiten Erdwall aufgeschüttet hatten, um die Gränze zwischen ihnen und den Cheruskern zu bilden.

Hier nahm ihr Fußvolk Stellung; die Reiterei versteckte sich in den nahen Waldungen, damit sie den Legionen, nachdem dieselben in die Ebene gerückt sein würden, in den Rücken komme.

Kapitel 20.

Nichts von alledem blieb dem Cäsar unbekannt. Er hatte ihre Absichten und Stellungen, ihre offenen und verborgenen Maßregeln erkundet, und bereitete sich, sie ihnen selbst zum Verderben zu wenden. Er übergiebt dem Legaten Seius Tubero die Reiterei und das offne Feld; die Schlachtordnung seines Fußvolks ordnete er so, daß ein Theil auf ebnem Terrain in den Wald einrücken, ein anderer den entgegenstehenden Erdwall erstürmen sollte. Das Schwierigste übernahm er selbst, das andere überließ er seinen Legaten. Die Abtheilung, welche auf der Ebene zu operiren hatte, bewerkstelligte ihren Einbruch (in den Wald) mit leichter Mühe; die welche den Erdwall nehmen sollten, hatten, wie beim Sturme einer Mauer, durch schwere Stöße von obenher zu leiden.[25]) Der Feldherr sah, daß er in solchem Nahekampfe den Kürzeren zog; er ließ daher die Legionen eine rückgängige Bewegung machen und befiehlt, daß die Schleuderer und Wurfschützen ihre Arbeit beginnen und den Feind vertreiben sollen. Aus dem schweren Geschütze wurden Wurflanzen geschleudert, und je besser die Vertheidiger zu sehen waren, mit desto mehr Wunden wurden sie vom Erdwall herabgeworfen. Der Wall ward genommen, worauf der Cäsar an der Spitze der prätorischen Cohorten in den Wald eindrang. Hier ward Mann gegen Mann gestritten. Den Feind schloß im Rücken der Sumpf, die Römer Fluß oder Berge wie in Schranken ein: für beide war das Terrain die Nothwendigkeit zum Kampfe, die Tapferkeit ihre Hoffnung, der Sieg ihre Rettung.

Kapitel 21.

An Muth standen die Germanen nicht nach, aber in der Gefechts-

[25]) Auf deutsch: sie wurden blutig zurückgeschlagen.

und Bewaffnungsart waren sie im Nachtheil, da die ungeheure Menschenmasse bei der Enge der Oertlichkeiten ihre überlangen Lanzen nicht vorstrecken, nicht zurückziehen, noch von ihrer körperlichen Schnelligkeit mittelst Aufspringens Gebrauch machen konnte, sondern feststehend zu kämpfen gezwungen war, während dagegen unser Soldat, dem der Schild eng an die Brust gepreßt und die Hand fest am Schwertgriffe saß, die breiten Gliedmaßen der Barbaren und ihre nackten Gesichter durchstach und sich über die niedergestreckten Feinde Bahn brach. Dazu kam, daß Arminius nicht mehr die alte Rüstigkeit entfaltete, sei es wegen der unaufhörlichen Gefahren, die er bestanden[39]), oder vielleicht hatte ihn auch die frisch empfangene Wunde gelähmt. Ja auch den Inguiomerus, der überall durch das Schlachtgetümmel umhersprengte[40]), ließ mehr das Glück als seine Tapferkeit im Stiche. Germanicus seinerseits hatte, um besser kenntlich zu sein, den Helm vom Haupte gerissen und rief fort und fort: „sie sollten nur weiter metzeln, Gefangene brauche man nicht, nur völlige Vernichtung des Volks könne dem Kriege ein Ende machen".[41]) Erst spät am Tage läßt er eine Legion zurückgehen, um das Lager aufzuschlagen; die übrigen sättigten sich bis zur Nacht im Blute der Feinde.[42]) Die Reiterei kämpfte mit zweifelhaftem Erfolge.

Kapitel 22.

Germanicus belobte die Sieger in offener Heeresversammlung und errichtete sodann eine Waffenpyramide mit der prunkenden Inschrift: „Nach vollendeter Niederwerfung der Völkerschaften zwischen Rhein und Elbe habe das Kriegsheer des Kaisers Tiberius dieses Denkmal dem Mars und dem Jupiter und dem Augustus geweiht".[43])

[39]) Dieser Grund ist ebenso unklar als schwach.

[40]) Im engen Walde? wo selbst das Fußvolk sich kaum rühren konnte?

[41]) Das klingt anders als seine Prophezeiung über den Erfolg der Schlacht von Idistaviso (Kap. 14).

[42]) Aber — wir hören nichts von Flucht und Verfolgung des Feindes, nichts von Triumph und Siegesgesängen der römischen „Sieger", nichts von Vorschlägen zur Unterhandlung und Unterwerfung von Seiten der „Besiegten". S. Merivale V, p. 169.

[43]) Der ganze Erfolg dieses dritten Feldzuges des Germanicus bestand also in der Errichtung zweier eitlen Siegesmale, die sicher keine acht Tage nach seinem Abzuge stehen blieben, den er sofort antrat. S. Kaiserfrauen S. 232—235.

Ueber sich selbst fügte er nichts hinzu, sei es aus Furcht vor dem Neide des Kaisers[44]) oder weil ihm das Bewußtsein seiner Leistung genügend erschien. Darauf überträgt er den Krieg gegen die Ampsivarier dem Stertinius, für den Fall, daß sie sich nicht sofort unterwerfen sollten. Sie demüthigten sich zu unbedingter Ergebung und erhielten volle Verzeihung.

Kapitel 23.

Da jedoch der Sommer weit vorgerückt war, so wurden von den Legionen einige[45]) auf dem Landwege in ihre Winterquartiere zurückgesendet; die Mehrzahl schiffte der Cäsar ein und führte sie auf der Ems in den Ocean. Ruhig wallte anfangs das Meer, auf welchem unter dem Schalle der Ruder oder unter geschwellten Segeln die tausend Schiffe dahinfuhren. Dann aber plötzlich hemmte der aus dichtgeballtem Gewölke niederströmende Hagel und die durch schnell wechselnde Sturmwinde übereinander gewälzten Wogen jede Aussicht, hinderte jede Steuerrichtung. Dazu das Benehmen der Soldaten, die, den Gefahren der See fremd, in ihrer Angst bald den Matrosen im Wege waren, bald zur Unzeit ihnen zu helfen suchten und so selbst den Dienst der erfahrenen Seeleute störten. Bald gewann der Südwind über Luft- und Meeresströmung völlig die Oberhand, der über die feuchtdunstigen Lande Germaniens und die tiefen Ströme streichend, durch ungeheuren Wolkenzug verstärkt und durch die starre Kälte des nahen Nordens nur noch rauher gemacht, die Schiffe in's offene Meer hinausriß oder an Inseln verschlug, wo bald steile Felsklippen, bald verdeckte Sandbänke ihnen Verderben drohten. War man an diesen mit Mühe und Noth vorbeigekommen, so konnte man nachher, als die Strömung umschlug und in der Richtung des Windes zu gehen begann, nicht mehr fest vor Anker liegen, nicht mehr das eindringende Wasser ausschöpfen. Pferde, Zugvieh, Gepäck, sogar Waffen wurden über Bord geworfen, um die Schifferäume zu erleichtern, die bereits von dem durch die Spalten der Seiten eingedrungenen Wasser triefen, während die Fluth von oben hereinschlug.

---

[44]) Tiberius hatte, wie wir sehen, wahrlich keine Ursache ihn zu beneiden. S. Sievers II, 2. und die Anmerk. 46.

[45]) Da Tacitus für gut hielt die Zahl zu verschweigen, so kann die ganze Größe der folgenden Verluste nicht übersehen werden, und ich denke, daß eben dies die Absicht der ursprünglichen Berichterstatter oder seine eigne war.

Kapitel 24.

Je stürmischer vor anderen Meeren der Ocean und je grauer in Germanien die Rauhheit des Himmels ist, um so mehr ging die Größe dieses Unglücksschlages über alle frühere Erfahrung hinaus. Dazu kam, daß ringsum die Ufer Feindesland und in der andern Richtung das Meer so grenzenlos und unergründlich tief war, daß es für das äußerste Meer gilt, hinter dem kein Land mehr liege. Ein Theil der Schiffe ward von den Wellen verschlungen, die Mehrzahl strandete an entfernten Inseln, wo die Soldaten, da auf denselben sich keine Spur menschlicher Cultur fand, verhungerten, außer einigen, die mit dem Fleische todter dorthin angetriebener Pferde ihr Leben gefristet hatten. Nur des Germanicus Kriegsgaleere gelang es am Küstengebiete der Chauken zu landen. Alle die Tage und Nächte hindurch hatte er an den Klippen und Küstenvorsprüngen laut jammernd sich als Ursache dieses ungeheuren Verderbens angeklagt, und nur mit Mühe hatten ihn die Freunde davon abgehalten, den Tod in derselben Meeresfluth zu suchen.[*])

Endlich als die Strömung zurückging und der Wind günstig wurde, kehrten die verstümmelten Schiffe mit wenigen Rudern oder mit Kleidungsstücken statt der Segel aufgespannt, einige von den stärkeren geschleppt, aus der offnen See zurück. Er ließ sie in Eile ausbessern, damit sie die Inseln nach den Vermißten absuchen könnten. Durch diese seine Sorgfalt wurde ein ziemlicher Theil aufgelesen: viele kauften die neuerdings zu Gnaden aufgenommenen Ampsivarier aus den Händen der weiter einwärts wohnenden Stämme los und lieferten sie zurück. Einige, die nach Britannien verschlagen worden waren, wurden von den dortigen kleinen Königen zurückgesendet. Je nachdem Einer derselben von weither zurückgekommen war, hatten sie Wunderdinge zu erzählen: von der Gewalt der Wirbelwinde, von niegesehenen Vögeln, von Meeresungeheuern, von Mischgestalten aus Mensch und Thier, was sie alles gesehn oder aus Furcht geglaubt hatten.

[*]) Stimmt ganz mit seinem früheren Benehmen gegenüber den meuterischen Soldaten. Ein gutes Herz, aber — ein schwacher Feldherr, trotz aller Lobpreisungen, die Tacitus den Freunden von der Partei des jungen Prinzen ohne gründliche Kritik nachgeschrieben hat. Daß der alte kriegserfahrene, mit kriegerischem Ruhm vollauf bedeckte Kaiser Tiberius keine Ursache hatte, die bisher von Tacitus erzählten „Erfolge" seines Neffen „zu lenciden", sieht jeder Verständige leicht.

Kapitel 25.

Indeſſen in dem Maaße wie die Kunde von dem Verluſte der Flotte die kriegeriſchen Hoffnungen der Germanen hob, ſah ſich durch die gleiche Urſache der Cäſar zu dem Entſchluſſe erweckt, dieſelben in Schranken zu halten. Er befiehlt dem Cajus Silius mit dreißig Tauſend Mann Fußvolk und dreitauſend Reitern gegen die Chatten zu marſchiren; er ſelbſt bricht mit ſtärkerer Heeresmacht in das Land der Marſen ein, deren neulich zu Gnaden angenommener Herzog Mallovendus verrathen hatte, daß in einem benachbarten Haine der Adler einer Legion des Varus vergraben und nur von einer ſchwachen Mannſchaft bewacht ſei. Sofort wird eine Abtheilung entſendet mit dem Auftrage den Feind durch einen Frontangriff fortzulocken, während andere von hinten den Boden aufgraben ſollten. Beide Abtheilungen begünſtigte das Glück. Um ſo kräftiger dringt der Cäſar weiter in's Innere, plündert, ſengt und brennt da wo der Feind nicht Stand zu halten wagt, oder ſchlägt ihn, ſobald er Widerſtand verſucht, ſofort in die Flucht, da derſelbe — wie man ſpäter von den Gefangenen in Erfahrung brachte — zu keiner Zeit mehr als damals vor uns in Angſt und Schrecken war(1). „Denn unbeſiegbar und durch kein Mißgeſchick bezwingbar", ſo riefen ſie bewundernd, „ſeien dieſe Römer, die, nachdem ihre Flotte zu Grunde gegangen, ihre Waffen verloren, das Meeresufer mit den Leichen von Roß und Mann bedeckt worden ſei, mit derſelben Tapferkeit, mit der gleichen Wildheit, und gleichſam als wäre ihre Zahl gewachſen, bei ihnen in's Land eingebrochen wären!"[47])

---

[47]) Hier wird von Tacitus ein unbedeutender kurzer Raubzug, bei dem die Gewinnung des verlornen Legionsadlers die Hauptſache war (zu der übrigens der Verrath des deutſchen Herzogs das Beſte that) in ſeiner Wirkung auf die Stimmung ſämmtlicher Deutſchen mit einer wahrhaft lächerlichen Uebertreibung im ächt Napoleoniſchen Bülletinſtyle geſchildert. Aber dergleichen ſchmeichelte dem Publikum der Hauptſtadt und entzückte das Auditorium, dem ohne Zweifel Tacitus ſeine Annalen nach damaliger Sitte vorlas, um ſo mehr, je tönender der Klang, je kunſtvoller der Ausdruck und je lebhafter das Kolorit in der Darſtellung war! — Die Expedition ſelbſt ſollte eben nur dazu dienen, die erlittenen koloſſalen Unfälle und Verluſte in den Berichten nach Rom wenigſtens einigermaßen zu bemänteln und durch die Rückgewinnung des verlornen Varianiſchen Adlers die Stimmung der Hauptſtadt zu heben. S. Kaiſerfrauen S. 236—237.

Kapitel 26.

Darauf wurde der Soldat in die Winterquartiere zurückgeführt, der hocherfreut darüber war, daß es ihm gelungen sei, die Unfälle zur See durch diese glückliche Expedition auszugleichen. Dazu kam noch die Freigiebigkeit des Germanicus, der jedem einzelnen seinen angegebenen Verlust ersetzte.[48]) Auch galt es für unzweifelhaft, daß die Feinde bereits wankten und an die Eröffnung von Friedensunterhandlungen dachten und daß, wenn noch der nächste Sommer hinzukäme, es möglich sei, den Krieg vollständig zu beendigen.[49])

Allein Tiberius mahnte ihn in wiederholten Briefen: „er möge jetzt heimkehren zu dem ihm bewilligten Triumphe; es sei genug an den bisherigen Erfolgen, genug an den Unglücksfällen. Er habe große und günstige Schlachten geschlagen, aber er möge auch der Verluste gedenken, welche Wind und Wellen, wenn auch ohne Schuld des Heerführers, so doch in schwerem und furchtbarem Maaße gebracht hätten. Er selbst, der neunmal vom hochseligen Augustus nach Germanien gesendet worden, habe weit mehr durch kluge Politik als durch Waffengewalt ausgerichtet. So habe er die Sugambern unterworfen, so die Sueben und den König Marbod durch Friedensbande an Rom geknüpft. Man könne jetzt auch die Cherusker und die übrigen rebellirenden Volksstämme, nachdem die römische Waffenehre gerächt sei, ihren heimischen Zwistigkeiten überlassen."[50])

Als Germanicus noch um ein Jahr bat, um seine begonnenen Unternehmungen zu Ende zu führen, wendet er sich noch direkter an sein Ergebenheitsgefühl, indem er ihm das zweite Consulat anbot,

[48]) Diese Freigiebigkeit ist — großartige Uebertreibung. S. Kaiserfrauen S. 226.

[49]) Der besonnene Leser staunt, wenn er liest, wie Tacitus, Angesichts der von ihm selbst berichteten Thatsachen: der völlig verunglückten, von den schwersten Verlusten und Einbußen aller Art begleiteten Feldzüge, der Erschöpfung der römischen Hülfsmittel, und gegenüber der gekräftigten und erweiterten Vereinigung der deutschen Volksstämme, diesen Satz hinschreiben konnte, ohne ein Wort des Widerspruchs gegen diese Behauptung hinzuzufügen, die allerdings von einem und dem andern Parteifreunde des Germanicus und der Agrippina geäußert sein mochte, die aber doch, wie Tacitus selbst sehr gut wußte, völlig unbegründet war! — Die weitere Ausführung s. in Kaiserfrauen S. 238–240.

[50]) Diese Vorstellungen Tiber's sind eben so vernünftig und politisch richtig, als maßvoll und schonend dem Germanicus und seinem Treiben gegenüber.

daß er in Rom persönlich antreten solle. Daran knüpfte er zugleich die Bemerkung: „wenn etwa noch Krieg zu führen sein sollte, so möge er seinem Bruder Drusus die Gelegenheit sich Ruhm zu erwerben überlassen, der, da es jetzt keinen andern Kriegsfeind mehr gebe, nur noch in Germanien sich den Imperatorentitel und den Lorbeer holen könne". Jetzt zögerte Germanicus nicht weiter, obschon er sehr gut sah, daß dies alles eitle Vorwände seien und daß man ihm aus Neid die so gut wie schon gewonnenen Ruhmerfolge entreißen wolle.[51])

Kapitel 27 und 28.

Um dieselbe Zeit wird gegen Scribonius Libo, ein Mitglied der Familie der Scribonier, die Klage anhängig gemacht, daß er Pläne zum Umsturze der Regierung hege. Dieses Handels Anfang, Verlauf und Ende will ich genauer erzählen, weil damals zuerst jene Delatorenkünste aufkamen, welche so viele Jahre lang das Gemeinwesen krebsartig zerfressen haben.

Firmius Catus, ein Senator und zu Libo's intimsten Freunden zählend, hatte den unvorsichtigen, für eitle Vorspiegelungen leicht empfänglichen jungen Mann dazu gebracht, den Verheißungen der Chaldäer, den Zauberkünsten der Magier, ja sogar den Traumdeutern Gehör zu schenken[52]), indem er ihn verlockend hinwies auf seine Abkunft von Pompejus, der sein Urgroßvater, auf Scribonia seine Groß-

[51]) Wir müssen zur Ehre des Germanicus annehmen, daß nicht er, sondern nur etwa Agrippina und ihre Partei also geurtheilt haben werden. Denn Alles was wir den Kaiser Tiberius hier zur Motivirung von Germanicus' Abberufung geltend machen sehen, ist vollkommen richtig und wohlbegründet, und zugleich in der Form so schonend und milde als nur irgend möglich. S. Kaiserfrauen S. 236—242 und Merivale V. p. 170—174. Sievers II, 2. Ganz richtig sagt Merivale: The conquests indeed of Germanicus had been wholly visionary: the language of Tacitus is equally extravagant both in vaunting his triumphs and in blazoning his disasters: and the almost total silence of Dion, a far more sober authority, on the exploits of the popular hero, stamps his campaigns with merited insignificance'

[52]) Tacitus macht hier, wo es ihm paßt, wie wir sehen werden, den Rationalisten gegenüber solchem Aberglauben. Aber dieser Aberglaube an Zeichendeuter, Wahrsager, Zauberer u. s. w. war herrschend in allen Klassen Rom's (s. Merivale V. p. 253) und darum eben so wenig ungefährlich wie der Teufelsaberglaube, und was darum und daran hängt, es im Mittelalter war und leider heute noch ist.

vius und Symmachus anvertraut und zu Rom — nicht, wie eine sehr verbreitete aber erst im dreizehnten Jahrhundert entstandene Sage lautet, zu Athen, wohin er nie gekommen ist, — in den Studien der Philosophie, Mathematik und Poesie herangebildet, wobei neben dem Studium der vaterländischen Literatur, ihn vorzugsweise die philosophische Literatur der Griechen, Plato, Aristoteles, Theophrastus, Eukleides, nebst ihren Auslegern, und die Schriften des Pythagoras, Ptolemaeus, Archimedes und Nikomachus beschäftigten. Noch Jüngling erhielt er die Auszeichnung des Patriziats, und in einem Alter von achtunddreissig oder vierzig Jahren die Konsulwürde, in welcher ihn Procopius zugleich als Princeps Senatus erwähnt. Der Herrscher des römischen Abendlands (seit 493) Theodorich, selbst ungelehrt, aber für Schönes und Grosses empfänglich, Beschützer und Förderer von Wissenschaft und Kunst, schenkte dem durch ausgebreitete Gelehrsamkeit ausgezeichneten, und durch Reichthum, Geburt und hohe Sittlichkeit allgemeine Verehrung geniessenden Manne seine besondere Gunst [1]) und ehrte ihn durch das Vertrauen, womit er ihm

1) Ein im Namen Theodorichs von Cassiodorus an Boethius abgefasster Brief, in welchem er ihm das Verlangen des Herzogs von Burgund eine Uhr zu besitzen mittheilt, ist voll der schmeichelhaftesten Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung der Wissenschaften, S. Jourdain a. a. O. S. 165 ff. d. deutsch. Ueb. — Wir werden später auf diesen Brief zurückkommen, welcher auch in der von uns benutzten Gesammtausgabe von Boethius Werken (Basel 1570) p. 991. abgedruckt ist.

tante, die einst Gemalin des Augustus gewesen war, auf die beiden Cäsaren seine Vettern, auf die lange Reihe von Ahnenbildern, die seinen Palast füllten. Zugleich verleitet er ihn zu Verschwendung und Schuldenmachen und macht bei seinen Ausschweifungen und Finanzbedrängnissen seinen Helfershelfer, um ihn desto tiefer in das Netz gefährlicher und compromittirender Dinge zu verstricken. Als er für die letzteren eine genügende Anzahl von Zeugen und von Sklaven hatte, die dasselbe bezeugen konnten, fordert er eine Audienz beim Kaiser, indem er denselben das Verbrechen und den Angeschuldigten durch Flaccus Vescularius, einen römischen Ritter, der mit Tiberius in näherem Umgangsverkehre stand, namhaft macht. Der Kaiser wies die Denunziation nicht ohne Weiteres von der Hand, verweigerte aber die persönliche Audienz mit dem Bescheide: „der weitere Austausch mündlicher Mittheilungen könne ja durch die Vermittelung eben desselben Flaccus stattfinden". Dazu verleiht er inzwischen dem Libo die Prätorwürde, zieht ihn wiederholt zu seinen Tafelgesellschaften, ohne ihm eine feindliche Miene zu zeigen, ein heftigeres Wort zu äußern — so tief hatte er seinen Zorn verborgen —, sondern er zog es vor, alles Reden und Thun Libo's in Erfahrung zu bringen, während es in seiner Macht stand verhindernd einzuschreiten; bis endlich ein gewisser Junius, dem von Libo angemuthet worden war, Geister aus der Unterwelt durch Zauberformeln heraufzucitiren, davon dem Fulcinius Trio zu gerichtlicher Verfolgung Anzeige machte. Trio's Talent als Ankläger hatte einen gefürchteten Ruf, und er war begierig denselben zu steigern. Er faßt augenblicklich den Angeschuldigten, geht vor die Consuln und verlangt Untersuchung der Sache durch den Senat. In der That werden die Mitglieder desselben zusammenberufen mit dem Beifügen: „daß eine hochwichtige und schreckliche Sache zur Berathung vorliege".

Kapitel 29.

Jetzt legt Libo das Trauergewand an und macht in Begleitung der vornehmsten Frauen seine Besuche in den Häusern der Großen, bittet seine Verwandten um Hülfe, und bemüht sich um Gewinnung eines beredten Vertheidigers gegen die drohenden Gefahren; aber überall erhält er abschlägliche Antworten, indem der Eine dies, der Andere das vorschützte, während der allen gemeinsame Beweggrund die Furcht war. Der Tag der Senatssitzung erscheint. Libo, von

Angst und Kümmerniß erschöpft, oder, wie Einige berichtet haben, sich krank stellend, läßt sich in einer Sänfte bis an die Eingangsthür der Curie tragen, und auf seinen Bruder gestützt, wendet er sich mit bittend ausgestreckten Armen und flehenden Worten zum Tiberius hin, der ihn mit unbewegtem Gesichtsausdruck empfängt. Sofort verliest der Kaiser die Anklageschriften und die Namen der Ankläger, und zwar in einem so ruhigen Tone, daß man keinerlei Bestreben weder für die Milderung, noch für die Verschärfung der Anschuldigungen wahrnehmen konnte.

Kapitel 30 und 31.

Zu den Anklägern Trio und Catus hatten sich inzwischen noch Fonteius Agrippa und Cajus Vibius gesellt, die sich jetzt darum stritten, wer von beiden die Hauptrede gegen den Angeklagten halten solle. Endlich, da sie sich nicht einigen konnten und Libo ohne Vertheidiger gekommen war, so verstand sich Vibius dazu, ihm einzeln die Klagepunkte vorzuhalten, wobei er nun Beweisschriftstücke voll des tollsten Zeuges vorbrachte. So sollte zum Beispiel Libo die Magier gefragt haben: ob er so reich werden würde, daß er die Appische Straße bis nach Brundusium hin mit geschlagenem Gelde pflastern könne? Noch anderes dieser Art stand darin, Beweise eines albernen, thörichten oder, wenn man es milder auffassen wollte, eines zu bemitleidenden Geistes. Auf *einem* Blatte allerdings standen von Libo's eigner Hand geschrieben, wie der Ankläger geltend machte, bei den Namen des Kaisers und der Prinzen oder gewisser Senatoren bald offen drohende, bald unverständliche Bemerkungen verzeichnet. Der Beklagte leugnete seine Handschrift ab, aber da seine Sklaven dieselbe anerkannten, so beschloß man dieselben peinlich zu befragen; und da ein alter Senatsbeschluß einer solchen Befragung von Sklaven gegen ihren Herrn bei Kapitalverbrechen im Wege stand, so verordnete der verschmitzte, in neuem Justizverfahren erfinderische Tiberius, die Sklaven einzeln durch den Staatsagenten freikaufen zu lassen, damit man solchergestalt gegen Libo das Zeugniß seiner Sklaven ohne Verletzung jenes Senatsbeschlusses vernehmen könne.[52]) Unter diesen Umständen

[52]) Hier läßt sich Tacitus in seinem Hasse gegen Tiberius eine offenbare Unrichtigkeit, ja man kann sagen eine Fälschung der Wahrheit zu Schulden kommen. Denn Tiberius war *nicht* „der Erfinder" des hier geschilderten Verfahrens. Schon

erbat und erhielt der Angeklagte Aufschub bis zum folgenden Tage; er begab sich in sein Haus zurück und versuchte einen letzten Schritt, indem er durch seinen Verwandten Publius Quirinius ein Gnadengesuch an den Kaiser sandte. Die Antwort war: „er solle sich damit an den Senat wenden".

Inzwischen hatte man sein Haus mit Soldaten umgeben lassen. Sogar im Vorhofe erscholl ihr Waffengeklirr. Libo konnte sie hören, ja sogar sehen, während er bei den reichen Schüsseln saß, die er sich als Henkersmahlzeit hatte bereiten lassen; von seinen Empfindungen gemartert rief er nach einem Menschen, der ihm den Todesstoß gäbe, faßte seine Sklaven bittend bei den Händen, versuchte ihnen das Schwert in die Hand zu drücken. Sie zittern, entfliehen vor ihm und werfen dabei in der Hast den Tisch mit dem Lichte um. Da, von Finsterniß umhüllt, die ihm bereits Todesnacht däuchte, gab er sich zwei Stiche in den Unterleib. Auf das Aechzen des Zusammenstürzenden springen seine Freigelassenen zu Hülfe; das Militair, als es ihn todt in seinem Blute liegen sah, zog ab.

Trotzdem wurde die Prozeßverhandlung vor dem Senate mit gleichem Ernste zu Ende geführt, worauf Tiberius mit einem Eide versicherte: „er würde für den Beklagten, so sehr derselbe auch schuldig sei, das Leben erbeten haben, wenn jener nicht übereilt sich freiwillig den Tod gegeben hätte".[84])

Augustus hatte dies Auskunftsmittel des Freikaufens solcher Sklaven durch den Staat eingeführt, wie Dio Cassius (55, 5) ausdrücklich berichtet; und schon zur Zeit der Republik durften Sklaven gegen ihren Herrn peinlich befragt werden, in Fällen wo es sich um Verschwörung wider Staat und Verfassung handelte. In der Monarchie aber tritt die Person des Staatsoberhaupts an die Stelle des Staats. Vgl. Kaiserfrauen S. 21. Drumann II, S. 111. Sievers I, S. 33, 5. Der „Staatsagent" (actor publicus) war der Verwalter des Staatseigenthums.

[84]) Wie ungerecht gegen Tiberius und wie sachlich unrichtig Tacitus' Darstellung dieses Libo'schen Prozesses sei, habe ich in meinen Kaiserfrauen S. 14 bis 22 nachgewiesen. Wir werden aber weiterhin sehen, wie Tacitus fast bei jedem ähnlichen Fall, wo das kostbare Leben eines Mitgliedes der hohen römischen Aristokratie — und wäre der betreffende noch so schuldig — dem Gesetze verfällt, immer zu tiefstem Mitleiden bereit ist und daß seine Darstellung vorzugsweise darauf hinwirkt, bei seinen Lesern dasselbe Gefühl zu erregen, und zwar ohne auf die Hauptfrage: schuldig oder unschuldig? näher einzugehen. Daß aber dieser Libo des Hochverraths schuldig war, ist außer allem Zweifel. S. die folgende Anmerkung.

Kapitel 32.

Sein Vermögen ward unter die Ankläger vertheilt, und die unter ihnen, welche vom Senatorenstande waren, wurden außer der Ordnung zur Prätur befördert. Dann stellte Cotta Messalinus den Antrag: „Libo's Bildnißmaske solle nicht im Leichengefolge eines Gliedes seiner Familie aufgeführt werden dürfen"; Cnaeus Lentulus: „kein Scribonier solle den Beinamen Drusus führen". Dankfesttage wurden auf den Antrag des Pomponius Flaccus festgesetzt. Weihgeschenke für Jupiter, Mars und Concordia und Begehung des dreizehnten September, an welchem Libo sich das Leben genommen hatte, als eines Festtages, waren Anträge, welche Lucius Piso[55]), Gallus Asinius, Papius Mutilus und Lucius Apronius durchsetzten, deren gewichtiges Vorgehen in schmeichlerischen Huldigungen ich deshalb hier erwähnt habe, damit man ersehen könne, wie alt dies Uebel in unserem Staate ist.[56])

Auch über Vertreibung der Astrologen und Zauberer aus Italien erfolgten Senatsbeschlüsse. Einer derselben, Lucius Pituanius, wurde vom Tarpejischen Felsen gestürzt, einen andern, den Publius Marcius, ließen die Consuln vor dem Esquilinischen Thore[57]) unter Trompetenschall nach alterthümlicher Weise[58]) hinrichten.

Kapitel 33.

In der nächsten Senatssitzung sprachen der Consular Quintus Haterius und der gewesene Prätor Octavius Fronto lange gegen den im Publikum herrschenden Luxus, und es ward zum Beschluß erhoben: „es sollten hinfüro keine Gefäße von gediegenem Golde zum Auftra-

[55]) Ein durch Freimuth und edle Gesinnung ausgezeichneter Ehrenmann, dem wir als solchem noch öfter begegnen werden. (Ueber ihn Tiberius S. 129—130.) Also auch nach solcher Männer Urtheil war der von Tacitus so sehr bemitleidete Libo schuldig.

[56]) Für den unbefangenen Leser beweist das von Tacitus hier erzählte Verhalten sehr tüchtiger Männer nur, daß Tiberius von ihnen geschätzt und ihre Empfindung gegenüber dem verurtheilten Hochverräther durchaus loyal war.

[57]) Dort war der alte Richtplatz. Jetzt läuft über denselben die Eisenbahn.

[58]) Nach dieser Art der Todesstrafe, die auch gegen Nero ausgesprochen wurde (darüber s. Ein Jahr in Italien III. S. 145), ward der Verurtheilte in's Marterholz gespannt, mit Ruthen zu Tode gepeitscht und ihm dann der Kopf abgeschlagen.

gen der Speisen gemacht, kein durchsichtiges Serisches Gewand[59]) von Männern getragen werden". Fronto ging noch darüber hinaus und forderte sogar ein beschränkendes Maaß für Silberzeug, Hausrath und Dienerschaft; — denn noch kam es häufig vor, daß die Senatoren, wenn die Reihe der Abstimmung an sie kam, dasjenige mit aussprachen, was sie als nützlich für das Gemeinwesen hielten. Dagegen sprach ausführlich Asinius Gallus: „Mit dem Wachsen des Reiche[60]) seien auch die Vermögen der Privaten gewachsen, und das sei nichts Neues, sondern uralt. Ein anderer sei der Geldbesitz zur Zeit der Fabricier, ein anderer zur Zeit der Scipionen, und überhaupt richte sich alles nach dem Staate: sei dieser arm, so seien der Bürger Wohnhäuser beschränkt, jetzt, nachdem sich derselbe zu der gegenwärtigen Herrlichkeit erhoben habe, dehnten sich auch die Einzelnen aus. Auch gebe es in Dienerschaft, Silberzeug und sonstigen Anschaffungen zum täglichen Gebrauche kein anderes Zuviel oder Maaßhalten, außer im Verhältniß zu den Mitteln des Besitzenden. Allerdings sei der Census der Senatoren ein verschiedener; aber nicht deßhalb, weil sie von Natur verschiedene Wesen seien, sondern lediglich zu dem Behufe, damit Diejenigen, welche durch ihre Sitzplätze im Theater, ihren Rang und Stand und ihre Würden über den anderen Bürgern ständen, auch in andern Dingen, die man sich zum Genusse geistiger Erholung und zur körperlichen Gesundheitspflege zu verschaffen suche, in derselben Lage wären. Man müßte denn etwa wollen, daß grade die ausgezeichnetsten Männer die Pflicht hätten, sich einer um so größeren Zahl von Arbeitsmühen und Gefahren zu unterziehen, dagegen aller Benützung solcher Mühen und Gefahren zu entbehren." Dieses unter anständigen Bezeichnungen versteckte Bekenntniß von Lastern und die ähnliche Lage, in welcher sich die Hörer befanden, verschaffte dem Gal-

[59]) Diese kostbaren aus Indien (die Serer waren ein Volk Indiens) eingeführten Seidengewebe waren so dünn und durchsichtig, daß ihr Tragen der schamlosesten Entblößung gleich kam, wie das der Philosoph Seneca (de beneficiis VI. 9, 5) ausdrücklich bemerkt. Wie Plinius (hist. nat. XII. 18, 84) berichtet, verschlang dieser Luxus nach der geringsten Berechnung jährlich ungeheure Summen.

[60]) d. i. des der Stadt Rom unterworfenen Reichsgebiets, des imperium, in allen Welttheilen. Dies Gebiet war Eigenthum der Stadt Rom, so lange die Republik bestand, d. h. Eigenthum der Familien der Aristokratie und Nobilität. Mit Caesar ward es Eigenthum eines Einzigen und seiner Familie, wie das Tacitus im ersten Kapitel der Annalen sehr bezeichnend ausspricht.

lus willige Zustimmung.[61]) Auch hatte Tiberius hinzugefügt, es sei jetzt keine Zeit zur Censur, und wenn sich irgendwo in den Sitten Schäden zeigten, würde schon Einer da sein, der es übernähme, sie zurecht zu bringen.

Kapitel 34.

Bei Gelegenheit dieser Verhandlungen geschah es, daß Lucius Piso, während er gegen die Parteiumtriebe auf dem Forum, die Bestechlichkeit der Gerichte, die Verfolgungswuth der gerichtlichen Redner, die überall mit Anklagen drohten, heftig loszog, mit der Erklärung schloß: „er gehe fort und verlasse die Hauptstadt, um irgendwo fern auf dem Lande in Abgeschiedenheit zu leben"; und zugleich schickte er sich an wirklich die Curie zu verlassen. Das machte tiefen Eindruck auf Tiberius, und obschon es ihm gelang, den Piso mit sanften Worten zu begütigen, so veranlaßte er doch noch die Verwandten des Mannes, daß auch sie sich bestrebten, ihn durch ihr Ansehn oder ihre Bitten vom Fortgehen zurückzuhalten.[62])

Einen nicht geringeren Beweis von freimüthiger Bethätigung seines Unwillens gab ebenderselbe Piso bald darauf, indem er die Urgulania vor Gericht forderte, welche durch die Freundschaft der Augusta so hochmüthig geworden war, daß sie sich über die Gesetze hinwegsetzen zu können glaubte. So stellte sich denn auch Urgulania auf seine Forderung nicht, sondern ließ sich, ohne sich um Piso zu bekümmern, in den Kaiserpalast tragen;[63]) aber auch jener wich nicht vom Platze, obschon die Augusta sich beklagte, daß dies eine persönliche Verletzung ihrer Würde und eine Schädigung ihres Ansehns sei. Tiberius hielt es für politisch klug seiner Mutter insoweit nachzugeben, daß er erklärte: „er selber werde vor dem Tribunal des Prätors sich stellen und den Beistand der Urgulania machen". Damit schritt er aus dem

---

[61]) Wie wir sehen, ist also Tacitus für möglichst spezielle Luxusgesetze. Zugleich zeigt er sich durchaus unfähig, die gegen solche von Gallus geltend gemachten Bedenken — auf etwas anderes als auf dessen und des gesammten Senates innere Schlechtigkeit zurückzuführen. Erfahrene Staatsmänner, wie Tiberius, dachten, wie wir weiterhin sehen werden, über diese Art der Bekämpfung des Luxus durch Verbote anders.

[62]) Wir haben hier ein Zeugniß des Tacitus selbst dafür: wie viel Werth Tiberius darauf legte, anerkannte freimüthige Ehrenmänner, wie dieser L. Piso war, in seinem Senate zu behalten.

[63]) In ihrer Sänfte, dergleichen den Römern in der Stadt als Equipage dienten.

Palaste, und hieß seine militairische Begleitung in der Ferne ihm folgen. Mit Staunen sah das ihm entgegenströmende Volk ihn zum Gerichte gehen, wie er mit ruhiger Miene Zeit und Weg unter allerlei Gesprächen dergestalt in die Länge zog, bis endlich, da Piso sich durch seine Verwandten nicht zum Einstellen der Klage bewegen ließ, die Augusta die Geldsumme, um die es sich handelte, bei dem Prätor niederzulegen befahl. Damit war denn der Handel beendigt, aus welchem Piso nicht unrühmlich und auch der Kaiser mit erhöhter Achtung hervorging.[64]) Uebrigens machte Urgulania ihre einflußreiche Stellung in so übermäßiger Weise im Publikum geltend, daß sie einmal als Zeuge vorgeladen in einer Sache, welche im Senate verhandelt wurde, es unter ihrer Würde hielt zu erscheinen, und wirklich wurde ein Prätor abgesendet, der sie in ihrem Hause befragen mußte, während es doch alte Sitte war, (sogar) die Vestalischen Jungfrauen auf dem Forum vor dem Gericht zu vernehmen, so oft sie Zeugniß abzulegen hatten.

Kapitel 35.

Die in diesem Jahre stattfindende Vertagung der städtischen Geschäfte[65]) würde ich nicht erwähnen, wenn es nicht von Interesse wäre, die bei dieser Angelegenheit abgegebenen widerstreitenden Erklärungen des Cnaeus Piso und Asinius Gallus kennen zu lernen. Piso nämlich, obgleich der Kaiser ausgesprochen hatte, daß er von Rom abwesend sein werde[66]), stimmte dahin: „das sei grade ein Grund mehr die Geschäfte fortzusetzen, damit die Staatsverwaltung die Ehre genösse zu zeigen, daß auch in Abwesenheit des Staatsoberhauptes der Senat und die Ritter[67]) in der Lage seien, ihre Obliegenheiten auszuüben". Da somit Piso die Zurschaustellung seiner freien Gesinnung vorweggenommen hatte, so erklärte Gallus: „alle Geschäfte gewännen ihren gehörigen Glanz und ihre dem römischen Volke angemessene Würde nur erst dadurch, wenn sie in Gegenwart

[64]) Ueber dieses, edle Gerechtigkeitsliebe mit kindlicher Achtung gegen seine Mutter vereinende Benehmen Tiber's s. Kaiserfrauen S. 108–109.

[65]) Die Geschäftsferien, d. h. die Vertagung der Geschäfte für Senat und Gerichte.

[66]) Diese Erklärung des Kaisers hatte eben den Antrag auf Vertagung veranlaßt.

[67]) die Ritter als Richter in den Gerichten.

und unter den Augen des Kaisers vorgenommen würden, und deßhalb sei das Zusammenströmen der Bewohner Italiens und der Provinzen seiner Gegenwart aufzubehalten.[68]) Da hierbei Tiberius sich als schweigender Zuhörer verhielt, so wurde über die Sache sehr lebhaft hin- und hergestritten; doch erfolgte schließlich die Vertagung.[69])

Kapitel 36.

Auch mit dem Kaiser gerieth Gallus in Streit. Er stellte nämlich den Antrag: „die Wahlen der Staatsbeamten sollten auf einen Zeitraum von fünf Jahren geschehen, und die Legionslegaten, welche vor der Prätur schon diese militairische Stellung inne hätten, sollten schon gleich bei ihrer Ernennung zu der letzteren auch als Prätoren bezeichnet werden; der Kaiser sollte zwölf Candidaten für jedes einzelne Jahr namhaft machen".[70]) — Es war nicht zweifelhaft, daß dieser Vorschlag von großer Tragweite war und einen Angriff auf die geheimen Prärogative des Staatsoberhauptes enthielt. Trotzdem äußerte Tiberius sich so, als ob dadurch seine Machtbefugniß vermehrt würde: „es sei eine schwere Zumuthung an seine Bescheidenheit, so viele Candidaten vorziehend auszuwählen, so viele warten zu lassen. Kaum seien bei einer alljährlichen Wahl Anstöße zu vermeiden, obschon in solchem Falle bei einer Zurücksetzung die Aussicht auf nahe Neuwahl Trost gewähre; wie bitter aber werde die Empfindung auf Seiten derjenigen sein, die ihre Hoffnungen über einen Zeitraum von fünf

[68]) Hieraus sehen wir, daß die beantragte Vertagung auf eine Jahreszeit fiel, auf welche die Verhandlung von Privat- und öffentlichen Geschäften der Bewohner der Italischen Städte und der Provinzialen vor dem Senat und den Gerichten in Rom angesetzt war. Nipperdey.

[69]) Wieder ein Beispiel von Tiberius' klugem und maßvollem Verhalten bei solchen Verhandlungen. Daß es dem Piso nur um „den Schein der Freiheit" zu thun war, ist nur die Ansicht des Tacitus, der es eben liebt, überall in dieser Periode schwarz zu sehen.

[70]) „Die Legionslegaten wurden vom Kaiser ernannt, die Prätoren vom Senate gewählt. Damit nun keiner von denen, die der Kaiser zu Legionslegaten ernennen wollte und denen er später die Prätur zugedacht hatte, dadurch, daß ihn der Senat nicht wählte, von der Prätur nach fünf Jahren ausgeschlossen würde, sollte der Kaiser nur soviel Candidaten nennen, als Prätoren gewählt werden mußten, so daß der Senat nur die vom Kaiser genannten wählte und der Kaiser, ohne Collision mit der Senatswahl, bis zur Zahl zwölf die ihm beliebigen Personen zu Legionslegaten ernennen konnte." Nipperdey.

Jahren vertagt sähen! Weher könne man im Voraus ersehen, wie es in einem so langen Zeitabschnitte bei jedem Einzelnen mit Gesinnung, Familie[71]) und Vermögen stehen werde? Schon eine jährliche Vornennung mache die Leute hochmüthig, was werde erst geschehen, wenn sie fünf Jahre lang den Beamten im Kopfe hätten? Durch jenen Vorschlag würden die Beamten gradezu verfünffacht und die Gesetze über den Haufen geworfen, welche die festen Bestimmungen darüber enthielten, wie viel Zeit jeder Candidat haben solle, seine Bewerbung zu betreiben, und wie viel Zeit, sein Ehrenamt zu genießen." Mit dieser scheinbar dem Antrage günstigen Rede wußte er das Wesen seiner Machtvollkommenheit als Regent zu behaupten.[72])

Kapitel 37.

Auch mehreren Senatoren gewährte er zu einem standesmäßigen Vermögen Unterstützung.[73]) Um so größer war das Erstaunen darüber, daß er das Bittgesuch des Marcus Hortalus, eines jungen Mannes von Adel, trotz dessen allbekannter Armuth, mit beleidigendem Hochmuthe aufnahm. Der Mann war Enkel des Redners Hortensius und durch ein von dem hochseligen Augustus erhaltenes Gnadengeschenk von einer Million Sesterzien bewogen worden, eine Frau zu nehmen und Kinder groß zu ziehen, damit eine so hochberühmte Familie nicht erlösche.[74])

Dieser Hortalus also begann, als die Reihe der Abstimmung an ihn kam, während seine vier Söhne an der Schwelle der Curie standen, indem er den Blick bald auf das unter den Rednern befindliche Bildniß des Hortensius, bald auf das des Augustus richtete — die

[71]) Die Zahl der Kinder machte gesetzlich einen Unterschied in den Ansprüchen auf ein Amt, und die größere Zahl der ersteren verstärkte die letzteren.

[72]) Und das mit vollem Rechte, obschon auch hier Tacitus sich nicht überwinden kann, dem Tiberius und seiner Einsicht und Regentenklugheit das verdiente Lob zu spenden. Der Antrag des Gallus war schlechterdings unverträglich mit der monarchischen Regierungsform und mit der Möglichkeit einer einheitlichen kräftigen Regierung, deren doch beider der Staat bedurfte. Auch sind alle Einwendungen und Bedenken, welche hier der Kaiser gegen den Antrag geltend macht, unwiderleglich zutreffend, was selbst Tacitus stillschweigend anerkennt.

[73]) Vergl. oben I, 75.

[74]) Es war dies ein Akt politischer Klugheit von Seiten des Augustus, um den alten Adel für sich zu gewinnen, vergleichbar dem Benehmen des ersten Napoleon gegen den alten Adel Frankreichs.

Senatsversammlung fand nämlich im Palatium statt[75]) — seine Rede folgendermaaßen: „Versammelte Väter, diese Söhne, deren Anzahl und jugendliches Alter Ihr seht, habe ich nicht aus eignem Antriebe auferzogen, sondern weil der Kaiser mich dazu aufforderte; zugleich hatten es meine Ahnen verdient, Nachkommen zu haben. Denn ich für mein Theil, der ich mir sagte, daß ich weder Vermögen, noch Beliebtheit beim Volke, noch Rednergabe — unseres Hauses angestammtes Talent — in dem Wechsel der Zeitverhältnisse zu ererben oder mir zu schaffen in der Lage gewesen sei, begnügte mich damit, daß ich meine beschränkten Umstände weder mir zur Unehre noch irgendwem zur Last werden ließ. Auf Geheiß des Kaisers habe ich mich verheiratet. Dort seht Ihr die Abkommenschaft und den Nachwuchs so vieler Consuln, so vieler Diktatoren.' Doch erwähne ich dies nicht um Vorwürfe zu machen, sondern nur um Mitleid zu gewinnen. Sie werden unter Deiner glücklichen Regierung, o Kaiser, diejenigen Ehrenstellen erlangen, die Du ihnen zu verleihen geruhen wirst; bis dahin schütze Du des Quintus Hortensius Urenkel, die Pflegekinder des Augustus vor Noth und Mangel!"[76])

---

[75]) In der Bibliothek des Palatiums, wo diesmal die Senatsversammlung gehalten wurde, befanden sich auf runden Metallschilden die Bilder der in der Litteratur ausgezeichnetsten Männer. Diese Bibliothek war eine Stiftung August's und angebaut an seinen Palast auf dem Palatin. Ueber die Sitte solcher Bildnisse s. die Bemerkung zu Kap. 83 dieses Buchs.

[76]) In dieser pathetischen Rede, welche Tacitus den Hortalus halten läßt, ist mehreres auffallend. Wenn zunächst Hortalus von dem seinem Geschlechte *angestammten* „Talente der Beredtsamkeit" spricht, so wissen wir, daß die Familie nur *den einen* großen Redner Hortensius, den Zeitgenossen und Nebenbuhler Cicero's, aufzuweisen hatte; denn dessen Tochter, von der erzählt wird, daß sie einmal zur Zeit der Triumvirn vor Gericht sehr beredt gegen eine den Frauen auferlegte Kriegssteuer protestirte, kann hier ernstlich nicht mitzählen. Ebenso steht es mit den „*so vielen* Consuln und Diktatoren"; die Familie zählte unter ihren Vorfahren nicht mehr als *zwei* Consuln und *einen* Diktator. Der Sprecher selbst aber war — wenn wir das Beste annehmen — ein durchaus unbedeutender Mensch, sein älterer Bruder ein berüchtigter Wüstling, sein Vater ein grundschlechter, nichtswürdiger Mensch, der sein großes ererbtes Vermögen durchgebracht und in dem Bürgerkriege, in welchem er gleich andern Wüstlingen nur ein Mittel sah, Sicherheit vor seinen Gläubigern zu finden und sich zu erholen (Drumann III. S. 109), ein schmähliches Ende genommen hatte. Kurz: der ganze männliche Stamm der Nachkommen des berühmten Hortensius war, wie ein Zeitgenosse meldet (Val. Max. VIII. 3, 1), ein völlig herabgekommenes Geschlecht, das außer seinem „Namen" nichts mehr an Talent und

die wichtigsten Staatsämter übertrug. Sein politisches Leben bezeichnet ein rastloser Eifer für das Wohl seines Vaterlandes und eine strenge, furchtlos unpartheiische Gerechtigkeitsliebe, die ihn die Feindschaft der mächtigsten Höflinge nicht achten liess [1]). Während ihn aber die Staatsgeschäfte so in Anspruch nahmen, wusste er dennoch Zeit für die Studien der Philosophie zu gewinnen, und die Menge und die Gelehrsamkeit seiner literarischen Arbeiten beweisen, wie gut er, von frühern Jugendvorstudien unterstützt, die sparsam zugemessene Musse zu benutzen wusste. Indess führten die Ränke einer zahlreichen ihm verfeindeten Hofparthei, die ihn bei dem gegen das Ende seines Lebens zum Argwohn geneigten Theodorich politisch zu verdächtigen wusste, unterstützt von seiner eignen rücksichtslosen Offenheit, womit er einen gleichfalls verdächtigten Freund vertheidigte, seinen Sturz und seine Verbannung herbei [2]). Seiner Würden entsetzt und seines Vermögens beraubt [3]), ward er längere Zeit in strenger Haft gehalten, während welcher er seine bekannte Consolatio philosophiae verfasste, und endlich im Jahre 524 oder 526 mit seinem ehrwürdigen Schwiegervater, dem greisen Symmachus, hingerichtet. Zu spät bereute Theodorich diesen

1) De consolat. philosophiae I, p. 929. ist ein rührendes Selbstlob dieser seiner Wirksamkeit und seines kräftigen Ankämpfens gegen die von ihm sogenannten „canes palatini."
2) De Consol. I, p. 929. p. 934. p. 936. 940.
3) De Consolat. p. 943.

Kapitel 38.

Die geneigte Stimmung des Senats war für Tiberius ein Ansporn, derselben um so lebhafter entgegenzutreten,[77]) indem er wörtlich ohngefähr also sprach:

„Wenn alle Arme die es giebt erst anfangen werden, hierher zu kommen und für ihre Kinder um Geldunterstützungen zu petitioniren, so werden zwar die Einzelnen niemals gesättigt, wohl aber der Staatsschatz erschöpft werden. Auch haben wahrhaftig unsere Vorfahren es nicht dazu gestattet, daß ein Senator gelegentlich einmal von dem vorliegenden Gegenstande der Berathung[78]) abschweife und irgend etwas, was dem Gemeinwesen zum Frommen gereiche, sobald die Reihe der Abstimmung an ihn kommt, in Vorschlag bringe, damit wir an diesem Orte unsere Privatinteressen und unsere Familienumstände zu fördern suchen, was immer dem Senate und dem jedesmaligen Staatsoberhaupte üble Nachrede macht, mögen sie eine solche Gnadenspende gewähren oder abschlagen. Denn das ist kein Bitten mehr sondern ein Abdringen, und zwar ein unzeitiges und überfallendes, wenn man, während der Senat wegen anderer Dinge Sitzung hält, aufsteht und mit Hinweis auf Zahl und Alter seiner Kinder einen Angriff auf das Zartgefühl des Senats macht, dieselbe gewaltsame Einwirkung auf mich überträgt, und die Staatsschatzkammer gleichsam mit Gewalt zu erbrechen sucht, die wir, wenn wir sie solchen persönlichen Bewerbungen zuliebe erschöpft haben, uns genöthig sehen werden durch arge Mittel wieder zu füllen. Allerdings hat Dir, o Hortalus, der hochselige Augustus eine Geldunterstützung gegeben, aber ohne dazu aufgefordert zu sein und nicht mit der Bestimmung, daß Dir immer fort und fort gegeben werden solle. Denn sonst wird die Thätigkeit erschlaffen, der Nachlässigkeit Vorschub geleistet werden, wenn keiner mehr sich vor sich selber schämt noch auf sich selber vertraut; und alle werden in Gemüthsruhe auf fremde Hülfe warten, ohne Energie gegen sich selbst und uns eine schwere Last."

Obschon dies und Aehnliches mit Beifall von Seiten solcher Leute

Vermögen besaß. Denn auch August's Versuch, ihm wenigstens in letzterer Hinsicht wieder emporzuhelfen, hatte sich, wie wir sehen, als fruchtlos erwiesen. Und für diese anspruchsvolle Herabgekommenheit sehen wir hier den Tacitus lebhaftest Partei nehmen!!

[77]) Absolut ungerechte und böswillige Motivirung.

[78]) „von der Tagesordnung", wie wir sagen.

gehört wurde, in deren Sinnesart es liegt, an einem Regenten Alles, Gutes und Schlechtes, zu loben, so nahmen es doch sehr Viele mit Stillschweigen oder mit geheimem Murren auf. Tiberius empfand das auch, und so fügte er nach einer kurzen Pause hinzu: „seine Antwort sei für den Hortalus gewesen; indessen werde er den Kindern desselben, soweit sie männlichen Geschlechts, jedem zweimalhundert tausend Sesterzien geben". Alle andern sprachen ihm ihren Dank aus, nur Hortalus blieb stumm, sei es aus Furcht oder um seinen großväterlichen Adel auch noch in solcher bedrängten Vermögenslage zu behaupten. Auch erbarmte Tiberius sich später nicht, obschon das Haus des Hortensius zu schmachvoller Dürftigkeit hinabsank.[79])

Kapitel 39.

Zu demselben Jahre hätte beinahe die Verwegenheit eines einzigen Sklaven, wenn ihr nicht zeitig Einhalt gethan worden wäre, den Staat in Parteizwist und Bürgerkrieg gestürzt.[80])

[79]) Es ist ein trauriges Schauspiel, den Tacitus hier auf Seiten des eingefleischten römischen Junkerthums und für dessen ungerechtfertigte Prätensionen offenbare Partei nehmen zu sehen gegen einen aufgeklärten, vorurtheilsfreien, nur das wirkliche Beste des Staats im Auge habenden Fürsten, als welcher Tiberius hier in jedem Zuge erscheint. Jedes Wort, das er hier spricht, ist dafür ein Beweis, und seine Einwendungen, die er bei diesem einzelnen Falle erhebt, sind ebenso unwiderleglich als berechtigt. Tiberius hielt gern tüchtigen Männern auf — Tacitus selbst bezeugt es (s. unten Kap. 48) —, aber er hielt es für gewissenlos, die Staatsgelder an herabgekommene adlige Faullenzer zu vergeuden, wie deren dieser Hortalus einer war. Er hilft großmüthig dessen Kindern; aber auch bei diesen schlug es, wie wir sehen, ebensowenig an, wie des Augustus' großmüthige Unterstützung dem Vater derselben genutzt und ihn vor der Verarmung bewahrt hatte. Wenn endlich Tacitus von einem „geheimen Murren" (occultum murmur) mancher Senatoren spricht und dem Einflusse desselben auf Tiberius dessen Großmuth gegen die Kinder des Hortalus zuschreibt, und wenn er von vorn herein Tiber's „Bösartigkeit" des Charakters hervorhebt, „den grade die dem Hortalus günstige Stimmung zum Widerspruche gereizt habe" — so wissen wir, denke ich, jetzt bereits, was wir von solcher Schwarzmalerei zu halten haben. Das Wort des Räthsels ist: Tacitus war seiner politischen Gesinnung nach ein eingefleischter Junker und vermochte es als solcher selbst für einen Hortalus, als Standesgenossen, gegen den Kaiser, den Feind des römischen Junkerthums und seiner schamlosen Prätensionen zu sympathisiren, und die Senatoren, die hier dem Tiber Recht geben, als niedrige Schmeichler zu beschimpfen! Vgl. oben zu Ann. I, 75. Anmerk. 164 und Sievers I, 28.

[80]) Man findet die jetzt folgende Episode und ihre Darstellung von Seiten des Tacitus behandelt in meinen Kaiserfrauen S. 96—99.

Ein Sklave des Postumus Agrippa, Namens Clemens, hatte auf die Nachricht vom Ableben des Augustus den keineswegs von einem sklavischen Geiste zeugenden Plan gefaßt, nach Planasia zu gehen, den Agrippa von dort mit List oder Gewalt zu entführen und zu den Germanischen Legionen zu bringen. Die Ausführung des kühnen Unternehmens ward verhindert durch die Langsamkeit des Frachtschiffes mit dem er fuhr, und da inzwischen Agrippa's Ermordung stattgefunden hatte, faßt er einen noch größeren und gefahrvolleren Entschluß. Er entwendet heimlich die Asche, und segelt nach Cosa, einem Vorgebirge Etruriens,[81] wo er sich an abgelegenen Orten im Versteck hält, bis Haar und Bart lang genug gewachsen waren, — denn an Alter und Gestalt war er seinem Herrn ziemlich ähnlich. Darauf tauchte hier und da, durch Vermittelung von dazu geeigneten und in sein Geheimniß eingeweihten Personen, die Kunde auf: Agrippa sei noch am Leben, — anfangs durch geheime mündliche Mittheilung, wie es bei Verbotenem zu geschehen pflegt, bald aber durch ein weit und breit umgehendes Gerücht, das bei der einfältigen Menge und wiederum ebenso bei den Unruhigen und nach Neuerungen Lüsternen geneigte Ohren fand. Dann besuchte er selbst die Landstädte um die Zeit des Dunkelwerdens, ließ sich auch nicht vor aller Welt noch längere Zeit an ein und demselben Orte erblicken, sondern, — weil bekanntlich die Wahrheit durch Anschaun und Verweilen, Falsches dagegen durch eiliges Kommen und Verschwinden und durch Halbdunkel verstärkt wird — war er bestissen, stets zu verschwinden sobald das Gerücht von ihm auftauchte, oder früher zu kommen ehe dies geschah.

Kapitel 40.

Inzwischen ward es durch ganz Italien verbreitet: Agrippa sei durch die Gnade der Götter am Leben erhalten. Man glaubte daran in Rom. Schon feierte in Ostia, wohin er sich zu Schiff begeben hatte, eine große Menschenmenge seine Ankunft; schon geschah dasselbe in der Hauptstadt in heimlichen Zusammenkünften, als Tiberius sorgenvoll die Alternative erwog: „ob er militairische Gewalt anwenden solle, um seinen Sklaven[82] zu unterdrücken, oder ob er den eiteln

[81] Cosa lag in der Nähe des heutigen Orbitello.

[82] Das war Clemens, da Tiberius den hingerichteten Agrippa beerbt hatte.

Glauben der Menschen durch die Zeit selbst in Nichts vergehen lassen sollte". Bald sagte er sich, schwankend zwischen Schaam und Furcht: daß man nichts gering achten, bald wieder: daß man nicht Alles und Jedes fürchten dürfe.[83]) Schließlich beauftragt er den Sallustius Crispus[84]) mit dem Handel. Dieser wählt aus seinen Clienten — nach einigen sollen es Soldaten gewesen sein — zweie aus und giebt ihnen die Instruktion: „sie sollten sich zum Clemens, unter Vorspiegelung des Einverständnisses mit ihm, hindegeben, ihm Geldunterstützung darbringen und sich erbieten alle Gefahren treu mit ihm zu theilen". Sie vollziehen alles dem Auftrage gemäß, ersahen dann eine Nacht, wo er unbewacht war, und schleppten ihn mit Hülfe einer hinreichenden Mannschaft gebunden und mit verstopftem Munde zum Kaiserpalaste.[85]) Auf Tiberius' Frage: „wie er Agrippa geworden sei?" soll er geantwortet haben: „wie Du Kaiser!"[86]) Seine Genossen zu nennen war er nicht zu bewegen. Auch wagte Tiberius nicht die Strafe öffentlich an ihm vollziehen zu lassen, sondern er befahl ihn in einem geheimen Orte des Palastes hinzurichten und den Leichnam still bei Seite zu schaffen. Und obschon gesagt ward, daß viele vom Hause des Regenten, sowie Ritter und Senatoren ihn mit Geldmitteln unterstützt und mit Rath gefördert hätten, wurde doch keinerlei Untersuchung angestellt.[87])

---

[83]) Tacitus weiß auch hier wieder, was Tiber im geheimsten Innern denkt. Die ganze Seelenschilderung ist reiner Romanstil.

[84]) der die Beseitigung des Agrippa besorgt hatte. S. Ann. I, 6. Er war Adoptivneffe des Historikers, Vertrauter Augusts und des Kaiserhauses, ein Freund des Horaz, der eine Ode an ihn richtete (Od. II, 6), und ein treuer Anhänger Tiber's, in dessen Vertrauen er bis zu seinem Tode blieb, welcher im Jahre 20 n. Chr. erfolgte. S. unten III, 30.

[85]) Wie es scheint, hatte sich Clemens heimlich nach Rom oder in dessen nächste Nähe begeben. (Vgl. Dio Cass. 57, 16.)

[86]) Man bemerke das „soll" (fertur). Von welcher Seite dieses Gerücht ausging, ist klar.

[87]) Wie politisch klug und zugleich milde und schonend sich Tiberius bei diesem Vorfalle benahm, in dessen Darstellung trotzdem gewisse gehässige Züge des Annalisten nicht zu verkennen sind, habe ich in den Röm. Kaiserfrauen S. 98–99 nachgewiesen. Wir haben hier zugleich einen neuen, urkundlichen Beweis, wie wenig Tiberius geneigt war, Veranlassungen zu Verdächtigung und Anklagen gegen seine geheimen Gegner — selbst gegen Mitglieder des Kaiserhauses — zu benutzen. S. Sievers I, 35. Merivale V. p. 218–219. Daß Tiber's geschiedene Frau, Julia, Agrippina's Mutter, in das Unternehmen verwickelt war, ist sehr wahrschein-

Kapitel 41.

Am Schlusse des Jahres wurde ein Siegesbogen dicht bei dem Saturnustempel „wegen Wiedergewinnung der mit Varus verloren gegangenen Feldzeichen unter der Führung des Germanicus und unter den Auspizien des Tiberius“,[88] sowie ein Tempel der Fors Fortuna in der Nähe des Tiberufers in den Gärten, welche der Dictator Caesar dem Volke vermacht hatte, desgleichen bei Bovillae ein Heiligthum der Julischen Stammgenossenschaft nebst einem Portraitbildnisse zu Ehren des hochseligen Augustus geweiht.[89])

Jahr 17 nach Chr.

Unter dem Consulat des Cajus Caelius und Lucius Pomponius hielt Germanicus Caesar am 26. Mai seinen Triumph über die Cherusker, Chatten und Angrivarier und was sonst noch für andere Nationen bis zur Elbe hin wohnen. Aufgeführt im Zuge wurden erbeutete Waffen, Gefangene, Abbildungen der Berge, Flüsse und Treffen, und der Krieg ward für beendet angenommen, weil Germanicus verhindert worden war ihn zu beendigen.[90]) Es steigerte die Augenweide der Zuschauer der Anblick seiner stattlichen Erscheinung und des

lich und wird von Dio Cass. (Zonaras) 57, 16 angedeutet. S. Röm. Kaiserfrauen S. 26 und 189.

[88]) Wahrscheinlich Worte der Inschrift auf dem Triumphbogen. Von dem Saturnustempel stehen heute noch dicht unter dem Kapitol auf dem Forum acht Granitsäulen des Portikus auf einem Basament von Travertin. Der Tempel selbst ward erst im 15. Jahrhundert zu Kalk verbrannt. Vgl. Ein Jahr in Italien II, S. 278 und Ein Winter in Rom S. 287. Von dem Siegesbogen des Germanicus und Tiber ist keine Spur mehr übrig.

[89]) Ruinen des Städtchens Bovillae liegen rechts von der Appischen Straße, etwa zwei deutsche Meilen von Rom. Eine dort gefundene Inschrift bezeugt, daß daselbst eine alte Genossenschaft der Julischen Geschlechtsmitglieder bestand, an deren uraltem Cult ihres mythischen Geschlechtsgründers Julus, Sohn der Venus und des Aeneas, seit Julius Caesar der neue Cult der vergötterten Imperatoren dieses Hauses angeknüpft wurde. S. Ripperdey.

[90]) Tacitus fügt nicht hinzu, daß dieser Glaube falsch war und daß er selbst die Sache besser wußte, daß der Krieg keineswegs „beendigt“, d. h. siegreich ausgefochten und daß Arminius nie „im Kriege besiegt worden war“ (s. Ann. II, 88). Die Wahrheit darüber findet man in meinen Kaiserfrauen S. 238 nachgewiesen, woselbst auch Germanicus' Triumph (S. 243–246) nach dem Berichte eines Augenzeugen, des Geographen Strabo, ausführlich geschildert ist.

mit fünf seiner Kinder besetzten Triumphwagens. Allein in der Tiefe der Gemüther regte sich eine geheime Angst, da man bedachte, daß sich an Drusus, seinem Vater, die Gunst der Menschen nicht glückbringend erwiesen, daß auch sein Oheim Marcellus der glühenden Liebe des Volks in früher Jugend entrissen worden. „Kurzes Leben und Unheil (hieß es) bedeute die Liebe des römischen Volks den Gegenständen derselben.“ [71])

Kapitel 42.

Uebrigens schenkte Tiberius im Namen des Germanicus dem Volke auf den Mann je dreihundert Sesterzien und bestimmte sich selbst ihm als Collegen für sein Consulat. Da er aber trotz alledem mit seiner zärtlichen Liebe gegen ihn keinen Glauben fand, so beschloß er den jungen Mann unter dem Scheine eines ehrenvollen Auftrags zu beseitigen und bereitete dazu heimlich die Veranlassung oder ergriff begierig eine solche, die ihm durch den Zufall dargeboten wurde.[72])

Der König Archelaus war bereits seit funfzig Jahren im Besitze von Kappadozien, scheel angesehen von Tiberius, der es nicht vergessen konnte, daß derselbe ihm zur Zeit seines Aufenthaltes auf Rhodus keinerlei Huldigung erwiesen hatte.[73]) In der That hatte Archelaus dies nicht aus Hochmuth unterlassen, sondern auf Anrathen der intimsten Freunde des Augustus, weil damals, wo Cajus Caesar noch obenan stand und mit einer Mission in den Orient betraut war, Freundschaft mit Tiberius für bedenklich geachtet wurde.[74]) Als dieser

[71]) Grundlose und grade an abscheulicher Verdächtigungen Tiber's, von Tacitus den Feinden desselben unüberlegt nachgeschrieben (S. Kaiserfrauen S. 245—246. S. 15 ff. S. 18 ff. und Tiberius S. 8—11.), — ganz abgesehen davon, daß hier Tacitus wieder etwas als Thatsache berichtet, was er nicht wissen konnte: „die in der Tiefe der Gemüther sich regenden Empfindungen“ des dem Triumphe zujauchzenden Volks. Solche Farben darf ein Romandichter anwenden, ein Historiker nicht.

[72]) Jedes Wort in dieser Darstellung ist ebenso feindselig als ungerecht gegen Tiberius. S. Kaiserfrauen S. 249—250. Sievers II. S. 3. Die wahren Gründe, aus welchen Tiberius grade den Germanicus mit der Mission in den Osten beauftragte, entwickelt Merivale V, p. 179. Die Motivirung für Tiber's Handlungsweise: „da er ... fand“ basirt wieder auf der Annahme, daß Tacitus weiß, was Tiber dachte.

[73]) Woher kann Tacitus das wissen?

[74]) Vgl. Tiberius S. 33—37 und unten III, 48.

nun nach der Vernichtung des Caesarenstammes [95]) zur Regierung gelangte, lockte er den Archelaus nach Rom durch eine briefliche Aufforderung der Mutter, welche, ohne die beleidigten Gefühle ihres Sohnes zu verhehlen, ihm Begnadigung verhieß, wenn er herkommen und um Verzeihung bitten wolle. Archelaus, sei es, daß er den Fallstrick nicht merkte, sei es, daß er, wenn er Verdacht merken ließe, Gewalt befürchtete, eilt nach Rom, wird vom Kaiser ungnädig empfangen, bald darauf im Senate angeklagt [96]), und beschloß, nicht wegen der Vergehen, welche ihm angedichtet wurden, sondern aus Angst und zugleich erschöpft vom Alter, und weil für Könige schon eine Gleichstellung mit andern Menschen, geschweige denn eine Erniedrigung noch unter einer solchen Lage etwas Ungewohntes ist, man weiß nicht ob freiwillig oder in Folge natürlichen Todes, sein Leben.[97]) Sein Königreich wird als römische Provinz einverleibt, und der Kaiser, welcher erklärte, daß man mit den Einkünften desselben die Einprocentsteuer erleichtern könne, setzte die Steuer von jetzt an auf Einhalbprocent herab.[98])

---

[95]) d. h. nach dem Tode der beiden Prinzen Cajus und Lucius Caesar, der Söhne Julia's. Der Ausdruck *versa*, dessen sich Tacitus hier bedient, ist eine gehässige Anspielung auf das falsche Gerücht, das den Tod beider Prinzen dem Tiber und seiner Mutter Schuld gab. S. oben zu I, Kap. 3. Anm. 5.

[96]) von wem? und weßhalb?

[97]) In dieser ganzen Darstellung des Tacitus ist zunächst Alles ungewiß: die Anschuldigung, der Ausgang des Prozesses (wenn es überhaupt zu einem solchen kam), ferner der Tod des alten Königs, für den *vier* verschiedene mögliche Ursachen angegeben werden: Angst, hohes Alter, Selbstmord, Krankheit. Was das Alter betrifft, so war allerdings Archelaus, der schon im Jahre 34 vor Chr. ein Mann war, jetzt, 17 nach Chr., ein Greis hoch in den achtzigen, und zwar so schwach an Körper und Geist geworden, daß ihm bereits Augustus einen Reichsverweser gesetzt hatte und daß er bei seinem Erscheinen in Rom und im Senat, in den er sich tragen lassen mußte, zugleich Mitleid und Gelächter erregte. Zum Glück haben wir nämlich hier an Dio Cassius einen Berichtiger dieses mit Fleiß von Tacitus dunkel und — was die Hauptsache ist — *feindlich gegen Tiber* gehaltenen Darstellung. Dio Cass. (57, 17) nämlich berichtet: daß Archelaus zwar wirklich unter dem Vorwande beabsichtigter Empörung von Tiber nach Rom beschieden wurde, daß er aber als völlig schwachsinnig und unzurechnungsfähig nicht bestraft wurde und bald darauf starb. — Daß Tiberius nicht nöthig hatte, einen solchen blödsinnigen Greis zu fürchten und „mit Listen" nach Rom zu locken, scheint einleuchtend.

[98]) Vgl. oben I, 78. Merivale (V, p. 177—178) vermuthet, da Kappadocien ein sprichwörtlich armes Land war, daß Tiberius die Mittel zu dieser Steuererniedrigung in den Privatschätzen des alten Königs gefunden habe.

Um dieselbe Zeit versetzte der Tod der Könige Antiochus von Commagene und Philopator von Cilicien die Völkerschaften in verwirrte Zustände, da viele die Vereinigung mit Rom, andere die Herrschaft eigner Könige wünschten; zugleich baten die Provinzen Syrien und Judäa, erschöpft von Steuerlasten, wiederholt um Erniedrigung des Tributs.

Kapitel 43.

Diese Verhältnisse also und die von mir oben[99]) erwähnte Lage Armeniens setzte Tiberius vor dem Senate auseinander, mit dem Beifügen: „daß die Bewegung des Orients nur durch Germanicus' politische Einsicht zur Ruhe gebracht werden könne. Denn sein Lebensalter sei im Niedergange[100]) und das des Drusus noch nicht genügend gereift".

Danach übertrug ein Senatsbeschluß dem Germanicus die Provinzen jenseit des Meeres, mit dem Zusatze: „daß seine Machtbefugniß allerorten, wohin er kommen möge, über derjenigen der dort befindlichen, vom Senate durch's Loos oder vom Kaiser gesendeten Gouverneure stehen solle". Allein Tiberius hatte aus der Provinz Syrien den Creticus Silanus entfernt[101]), — der mit Germanicus im Verwandtschaftsverhältniß stand, da Silanus' Tochter dem ältesten Sohne desselben verlobt war, — und hatte an seine Stelle den Cnaeus Piso gesetzt, einen Mann von gewaltthätigem Naturell, der von Unterordnung nichts wissen mochte als ein richtiger Sohn seines trotzigen Vaters Piso, der im Bürgerkriege die in Afrika wieder[102]) das Haupt erhebende Partei auf das allerlebhafteste gegen Caesar unterstützt, später sich an Brutus und Cassius angeschlossen und, nachdem ihm die Rückkehr erlaubt war, sich der Bewerbung um ein Staatsamt enthalten

[99]) Im dritten Kapitel des zweiten Buchs.

[100]) Tiberius stand damals im sechzigsten Jahre und hatte ein Leben voll härtester Kriegsstrapazen, Arbeiten und Leiden hinter sich. Daß er daneben im eignen Hause Ruhe haben und Agrippina, Germanicus' ehrgeizige und leidenschaftliche Frau, von Livia entfernen wollte, verschwieg er mit Recht. S. Kaiserfrauen S. 249 bis 250.

[101]) Ueber das Warum? giebt Tacitus selbst (II, 3) Aufschluß. Vgl. Kaiserfrauen S. 254.

[102]) „wieder", d. h. nach der verlornen Schlacht von Pharsalus im Jahre 47 und 46 vor Chr.

hatte, bis er von Seiten des Augustus selbst angegangen wurde, das ihm von demselben übertragene Consulat zu übernehmen. Allein neben dem vom Vater ererbten Hochmuthe bestärkte ihn in demselben auch noch der Adel und Reichthum seiner Gemalin Plancina. Kaum daß er sich herbeiließ, dem Tiberius den Vorrang zuzugestehen, während er auf dessen Söhne als weit unter ihm stehend herabsah. Auch war er nicht darüber in Zweifel, daß er eigends dazu erwählt sei, Syrien zu verwalten, um des Germanicus Ansprüche in Schranken zu halten. Einige haben geglaubt, daß ihm wirklich von Tiberius solche geheime Aufträge gegeben worden seien, und in Betreff der Plancina ist es unzweifelhaft [103]), daß ihr die Augusta, im weiblich eifersüchtigen Bestreben, sich der Agrippina feindselig zu erweisen, solche Winke gab. Der Hof war nämlich in Zwist und Parteihader gespalten durch heimliche Vorneigung hier für Drusus, dort für Germanicus. Tiberius begünstigte den Drusus als seinen leiblichen, als den Sohn seines Blutes; für den Germanicus dagegen hatte die Abneigung seines Oheims gegen ihn die Liebe aller andern nur noch gesteigert [104]), auch schon darum, weil er an Adel der Geburt von mütterlicher Seite obenan stand, da er als seinen Großvater den Marcus Antonius, als Großoheim den Augustus aufweisen konnte, wohingegen Drusus' Urgroßvater, der römische Ritter Pomponius Atticus, als ein Flecken im Stammbaum der Claudier erschien.[105]) Auch überglänzte die Gemalin des Germanicus, Agrippina, mit ihrem gefeierten Kinderreichthume die Livia, die Gattin des Drusus. Die Brüder selbst jedoch lebten in herzlichster Eintracht, völlig unberührt von den Streitigkeiten ihrer nächsten Umgebung.

---

[103]) Es wäre sehr erwünscht, wenn Tacitus bemerkt hätte, aus welcher Quelle er über diese geheimsten Vorgänge zwischen Livia und Plancina „unzweifelhafte Gewißheit" geschöpft hat. Von Tiber wagt er selbst nicht zu sagen, daß dasjenige, was „einige glaubten", historisch richtig sei, wie es denn auch erweislich falsch ist.

[104]) Von dieser „Abneigung" (alienatio) hat uns bisher Tacitus keinen einzigen Beleg gegeben, wohl aber vom Gegentheile.

[105]) Atticus, der Busenfreund Cicero's, war nämlich eben nur ein simpler „römischer Ritter" ohne Ahnen und ohne Rang durch Ehrenämter, denen er vielmehr sein Leben lang auswich. Das genügte der vornehmen römischen Aristokratie, in der Verbindung eines „Claudiers" mit seiner Enkelin eine schmähliche „Mésalliance" zu sehen; und Tacitus theilt diese Anschauungsweise. Die Mutter des Drusus, Vipsania Agrippina, war eine Enkelin des Atticus. S. Drumann Gesch. Roms V. 90. Seneca Epist. 21.

Kapitel 44 und 45.

Nicht lange darauf wurde Druſus nach Illyrien geſendet, um ſich mit dem Kriegsleben vertraut und beim Heere beliebt zu machen. Zugleich war Tiberius der Anſicht, daß der junge Mann, der in der ſchwelgeriſchen Hauptſtadt ausgelaſſen zu werden begann, im Feldlager beſſer an ſeinem Platze ſei, und daß ſeine eigne Herrſcherſtellung geſicherter ſein werde, wenn ſeine beiden Söhne an der Spitze von Legionen ſtänden.[106])

Den Vorwand indeſſen lieferten die Sueben, welche um Beiſtand gegen die Cherusker baten. Nach dem Abzuge der Römer nämlich und befreit von auswärtiger Gefahr hatten die Deutſchen, nach der gewohnten Weiſe dieſes Volks, und in dieſem Falle auch aus gegenſeitiger Ruhmeseiferſucht, ihre Waffen gegen einander gewendet.[107]) Die Streitmacht beider Nationen, die Tapferkeit ihrer Führer hielten ſich die Wage; nur machte den Marbod der Name König bei ſeinen Volksgenoſſen verhaßt, während Arminius als Vorkämpfer für die Freiheit in Gunſt ſtand. [Kapitel 45.] Daher betheiligten ſich an dem Kriege gegen Marbod nicht nur die Cherusker und deren Verbündete, — das alte Kriegsvolk des Arminius; ſondern auch aus Marbod's Reiche traten Suebiſche Stämme, die Semnonen und Langobarden auf ſeine Seite. Mit dieſem Zuwachſe würde er der Stärkere geweſen ſein, wenn nicht Inguiomer mit einer Schaar Clienten zu Marbod übergegangen wäre, aus keinem andern Grunde, als weil der greiſe Oheim es unter ſeiner Würde hielt, ſeinem Bruderſohne zu gehorchen.[108])

---

[106]) Dieſe Erklärung des Tacitus iſt im Gedächtniß zu behalten. Denn ſie beſagt — im Gegenſatze zu andern Inſinuationen deſſelben Hiſtorikers —: daß Tiberius auf die Loyalität ſeines Adoptivſohnes Germanicus großes Vertrauen ſetzte. Daß die Maßregel von einer richtigen Politik diktirt war, ſagt auch Merivale V, p. 180: the miſſion both of Germanicus and Druſus ſeems to have been dictated by a legitimate policy.

[107]) „Die Sueben nahmen den ganzen Süden von Deutſchland nördlich an der Donau, und Oſten, von der Elbe an, ein. Marbod's Reich war im Weſten begrenzt von der Elbe, dem Erzgebirge und Böhmerwalde und ſcheint alle Sueben umfaßt zu haben, außer den weſtlicher in Thüringen und Nordbaiern wohnenden Hermunduren. Strabo VII, 1, 3." — Nipp.

[108]) Zum Theil leider noch heute ächt deutſch! Lieber unter einem Fremden ſtehn, als unter einem volksgenöſſiſchen Mitfürſten.

Mord, den er selbst nicht lange überlebte. Eine tiefgewurzelte Tradition, welche den Boethius in dem Lichte eines christlichen, später sogar als Heiligen verehrten Märtyrers erscheinen lässt, zerfällt in sich selbst durch die zuerst von Hand mit Sicherheit ausgesprochene Behauptung, dass der römische Staatsmann und Philosoph Boethius ein Heide war, auf den durch Verwechselung Schriften und Tradition eines gleichnamigen christlichen Schriftstellers übertragen worden sind [1]).

Wenn nun auch die Lobeserhebungen, welche man gewöhnlich den wissenschaftlichen Studien jener Zeit und ihren Beförderern zu machen pflegt, nicht frei von wohlgemeinter Uebertreibung sein mögen [2]), so steht es doch als eine sichere Thatsache fest, dass die Studien der heidnischen Literatur und Philosophie sich damals einer eifervollen Theilnahme erfreuten, über welche selbst einer ihrer eifrigsten Förderer, Cassiodorus [3]), mit Rücksicht auf die Vernachlässigung der heiligen Schrift, laute Klagen führt, Klagen, wie wir sie ähnlich im XII. Jahrhundert

1) Hand. a. a. O. S. 235. woselbst eine besondere Ausführung dieser Behauptung versprochen wird.

2) Vgl. Bernhardy Grundriss der Römischen Literatur S. 444. N. 243, der auf Manso Geschichte des Ostgothischen Reichs in Italien S. 452 ff. verweist.

3) S. Bernhardy a. a. O. Die dort angeführte Stelle aus Cassiodor praefat. institut ad div. litteras lautet: Cum studia saecularium litterarum magno desiderio fervere cognoscerem, ita ut multa pars hominum per ipsa se mundi prudentiam crederet adipisci, gravissimo sum, fateor, dolore permotus, quod scripturis divinis magistri publici deessent, cum mundani auctores celeberrima procul dubio traditione polleirent.

Die Schlachtordnungen rücken gegeneinander mit gleicher Siegeshoffnung auf beiden Seiten, aber nicht wie sonst bei den Germanen in ungeregelten Anstürmen oder in zerstreuten Haufen; denn die lange Kriegführung gegen uns hatte sie gelehrt, sich bei den Feldzeichen zu halten, Unterstützungsreserven zu bilden und dem Kommando der Feldherrn Folge zu leisten. Arminius, der jetzt zu Pferde alle Abtheilungen musterte, wies bei allen, an die er heransprengte, preisend hin „auf die wiedergewonnene Freiheit, auf die niedergehauenen Legionen, auf die noch in Vieler Händen befindlichen erbeuteten Rüstungen und Waffen. Dagegen nannte er den Marbod einen Ausreißer, unversucht in Feldschlachten, der in den Schlupfwinkeln des Hercynischen Waldes Sicherheit gesucht[109]) und dann alsbald mittelst Geschenken und Gesandtschaften um ein Bündniß gebeten habe, einen Satelliten des Cäsar, den man mit derselben Erbitterung aus dem Lande jagen müsse, mit der sie den Quintilius Varus erschlagen hätten. Sie möchten nur der vielen Schlachten gedenken, durch deren Ausgang und die endliche Herauswerfung der Römer genügend bewiesen sei, welcher von beiden Theilen die Oberhand im Kriege gehabt habe".

Kapitel 46.

Auch Marbod ließ es nicht an Prahlerei, noch an Schimpfreden gegen den Feind fehlen, sondern den Inguiomer an der Hand haltend bezeugte er laut: „diese würdige Gestalt hier sei der Träger allen Ehrenruhmes der Cherusker; nach seinem Plane seien alle Unternehmungen ausgeführt worden, welche glücklich ausgefallen. Verstandlosigkeit und Unkenntniß der wirklichen Vorgänge lasse den Arminius sich fremden Ruhm aneignen, weil er drei verlassene Legionen und ihren sich keines Trugs versehenden Anführer treuloserweise in die Falle gelockt habe, zum schweren Unheil für Germanien und zu seiner eignen Schande, da seine Gattin und sein Sohn jetzt das Sklavenjoch trügen. Er dagegen, von zwölf Legionen unter der Führung eines Tiberius angegriffen, habe die deutsche Ehre ungemindert bewahrt. Bald darauf sei unter billigen Bedingungen ein Abkommen geschlossen, und es gereue ihn nicht, daß es dadurch jetzt in der Hand der Seinen

[109]) Vgl. Vellej. II. 108.

liege: ob sie lieber erneuten Krieg gegen die Römer oder einen unblutigen Frieden haben wollten."[110])

Außer dem Ansporn dieser Reden stachelten noch besondere Ursachen die Heere an, da auf Seiten der Cherusker und Langobarden für den alten Kriegsruhm oder die neue Freiheit, und auf der Gegenseite für die Erweiterung der Herrschaft gestritten wurde. Niemals zuvor ward mit größeren Heeresmassen geschlagen und nie mit zweifelhafterem Erfolge, da auf beiden Seiten der rechte Flügel in die Flucht geworfen wurde. Auch wurde eine Erneuerung der Schlacht sicher erwartet, wenn nicht Marbod sein Lager auf die Höhen zurückgezogen hätte. Dies galt als ein Zeichen, daß er sich als geschlagen ansehe. Allmälig durch Ueberläufe sehr geschwächt, zog er sich in's Markomannenland zurück und schickte Gesandte an Tiberius, um Hülfstruppen zu erbitten. Die Antwort lautete: „er habe kein Recht, Rom's Waffen gegen die Cherusker zu Hülfe zu rufen, da er die Römer gegen denselben Feind in keiner Weise unterstützt habe". Dennoch wurde, wie ich berichtet habe, Drusus als Befestiger des Friedens[111]) abgesendet.

Kapitel 47.

In demselben Jahre stürzten zwölf volkreiche Städte Asiens[112]) in Trümmer durch ein Erdbeben in der Nacht, wodurch das Unheil um so überraschender und verderblicher wurde. Auch gewährte das in solchem Unglücksfalle gewöhnliche Rettungsmittel rascher Flucht ins Freie keine Hülfe, da die Fliehenden durch aufbrechende Erdspalten verschlungen wurden. Ungeheure Berge sollten, wie man erzählt, sich in die Tiefe gesenkt, ebene Flächen sich zu steiler Höhe erhoben haben, lodernde Flammen zwischen dem Einsturze hervorgebrochen sein. Am härtesten hatte das Verderben die Einwohner von Sardes getroffen, daher sich auf sie das größte Mitleid richtete. Denn der Kaiser ver-

[110]) Ueber diesen Krieg Marbod's gegen die Römer und Tiber s. meinen Tiberius S. 46. u. über die Großartigkeit von Tiber's Feldzugeplan Merivale IV, p. 315–317 ff.

[111]) Die geheimen Instruktionen des Drusus werden anders gelautet haben. Sie gingen ohne Zweifel, wie Merivale bemerkt (V, p. 181), auf die Vernichtung von Marbod's Macht hinaus.

[112]) Die römische Provinz „Asien" umfaßte das später sogenannte Kleinasien, genauer die Lande von Mysien, Lydien, Karien und Phrygien.

hieß ihnen sofort zehn Millionen Sesterzien[113]), und erließ ihnen alles, was sie an den Staatsschatz und die kaiserliche Kammer zu zahlen hatten, auf fünf Jahre. Die Einwohner von Magnesia am Sipylos wurden nach ihnen als die nächsten in Hinsicht auf Schaden und Hülfeleistung behandelt. Die Bewohner von Temnos, Philadelphea, Aegeä, Apollonidea, sowie die von Mostene und dem sogenannten makedonischen Hyrkania, die Städte Hierocaesarea, Myrina, Kyme und Tmolus beschloß man für die gleiche Zeitdauer von ihren Tributzahlungen zu befreien und ein Mitglied des Senats hinzuschicken, das die augenblickliche Lage in Augenschein nähme und Linderung des Elends gewähre. Erwählt wurde dazu Marcus Aterius, aus der Zahl der Senatoren prätorischen Ranges, damit nicht, da ein Consular damals Asien verwaltete, ein Rangstreit zwischen zwei gleichstehenden und in Folge dessen Erschwerung des Geschäftsganges einträte.[114])

Kapitel 48.

Diese großartige als Staatsregent geübte Freigebigkeit krönte der Kaiser noch durch die nicht minder dankenswerthe Liberalität, mit welcher er das Vermögen der Aemilia Musa, einer reichen testamentlos gestorbenen Frau, welches für die Kammerkasse[115]) in Anspruch genommen wurde, dem Aemilius Lepidus, zu dessen Hause sie zu ze-

[113]) über dreiviertel Million Thaler Preußisch.

[114]) Auch hier wieder erscheint Tiber als ein musterhafter Regent. Er hilft schnell und umfassend; er denkt an Alles, selbst an die Möglichkeit einer Verschleppung der Hülfsmaßregeln durch Rangstreit der Beamten, und trifft Maßregeln zur Verhinderung des letztern. Auch Germanicus, der soviel in Asien und Aegypten umherreiste, scheint aus gleichem Grunde angewiesen worden zu sein, die zerstörten Städte nicht zu besuchen. (Merivale V, p. 186. Note 3.) Der abgesendete Senatscommissair Marcus Aterius war ein erprobter Geschäftsmann (s. oben I, 76 und 79). Als sechs Jahre später noch zwei andere kleinasiatische Städte, Cibyra und Ephesus, von ähnlichem Unheil heimgesucht wurden, unterstützte Tiberius dieselben mit gleichem Eifer und gleicher Umsicht (Ann. IV, 13). Diese vierzehn Städte errichteten ihm dankbar zu Puteoli ein herrliches Denkmal, dessen Basis nebst Inschrift noch erhalten und im Neapol. Museum befindlich ist. Zu Winckelmann's Zeit stand sie noch auf dem Marktplatze der kleinen Stadt (s. Winckelm. Gesch. d. Kunst XI, 2, § 19). Eine Münze hat uns das Abbild des ganzen Denkmals erhalten (Maffei Verona illustr. p. 32). Daß dasselbe in Puteoli errichtet wurde, geschah, weil damals Tiberius schon Rom verlassen und auf Capri seine Residenz genommen hatte. (Vgl. auch Torso II. S. 415. Tiberius S. 120.)

[115]) Der „Fiscus" war die kaiserliche Haus- und Kammerkasse.

hören schien, desgleichen die Erbschaft des Pantulejus, eines reichen römischen P[illegible]ters, — obschon er selbst als Miterbe bezeichnet worden war — d[illegible]m Marcus Servilius aushändigte, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß dieser in einem früheren unverdächtigen Testamente zum Erben ernannt worden war; in beiden Fällen nannte er als Motiv seines Handelns die Absicht zwei Männern von Adel aufzuhelfen.[116])

Auch trat er niemals irgend eine Erbschaft an, wenn er dieselbe nicht als Freund des Erblassers verdient zu haben glaubte; solche die ihm unbekannt waren und die aus Feindschaft gegen andere[117]) den Kaiser zum Erben ernannten, wies er streng zurück. Ueberhaupt wie er der unverschuldeten Armuth redlicher Männer gern zu Hülfe kam, so entfernte er Verschwender und in Folge ihres liederlichen Lebenswandels Verarmte, einen Vibidius Varro, Marius Nepos, Appius Appianus, Cornelius Sulla, Quintus Vitellius, aus dem Senate oder gestattete, daß sie freiwillig aus demselben austraten.[118])

Kapitel 49.

Um dieselbe Zeit weihte er mehrere Göttertempel ein, welche durch Alter oder Feuersbrünste verfallen und deren Wiederaufbau von Augustus begonnen worden war: so den des Liber, der Libera und der Ceres am Circus Maximus, den einst Aulus Postumius als Diktator gelobt hatte, und in derselben Gegend den Tempel der Flora, der von den Aedilen Lucius und Marcus Publicius errichtet worden war; desgleichen einen Tempel für den Janus, den einst am Gemüsemarkte jener Cajus Duilius erbaut hatte, der zuerst in den römischen Kriegen glücklich zur See focht und sich einen Seesiegtriumph über die Punier erwarb. Das Heiligthum der Spes ward vom Ger-

---

[116]) Man sieht hier einen neuen Beweis dafür, daß Tiberius, wo es die Unterstützung würdiger Mitglieder der Aristokratie galt, selbst mit eignen Opfern sich freigiebig erwies. Vgl. oben die Anmerk. zu Kap. 37 und 38.

[117]) die sie eigentlich hätten einsetzen sollen, oder die Intestaterben geworden wären. Nipp.

[118]) Man traut kaum seinen Augen, wenn man hier liest, wie derselbe Historiker dem Liber in dem hier in Rede stehenden Verhalten das schönste Ehrenzeugniß ausstellt, der ihn in einem speziellen Falle gleicher Art vorher (Ann. II. 37—38) so bitter getadelt hat!

manicus geweiht; dieses hatte Aulus Atilius in demselben Kriege gelobt.[119])

Kapitel 50.

Inzwischen wuchs das Majestätsgesetz an Kraft. Zunächst war es Apuleja Varilla, eine Enkelin der Schwester Augusts, welche ein Angeber wegen Majestätsverletzung belangte, „weil sie in beschimpfenden Ausdrücken über den hochseligen Augustus, sowie über Tiberius und dessen Mutter Spott getrieben und weil sie, eine Anverwandte des Kaisers, im Ehebruch lebe". Hinsichtlich des Ehebruchs lautete die Entscheidung: „daß darüber die Bestimmungen des Julischen Gesetzes ausreichten".[120]) Zu Betreff der Anklage auf Majestätsbeleidigung verlangte der Kaiser, „daß unterschieden und eine Verurtheilung verhängt werden solle, wenn sie sich ehrfurchtslos über den Augustus geäußert hätte; was gegen ihn selbst ausgestoßen worden sei, wolle er nicht zu richterlicher Untersuchung gezogen wissen". Auf die Anfrage des Consuls: wie er es mit den Auslassungen gehalten wissen wollte, deren Ungebührlichkeit gegen seine Mutter der Angeklagten zur Last gelegt werde, blieb er die Antwort schuldig; am folgenden Senatstage jedoch bat er auch in ihrem Namen: „daß Niemandem Aeußerungen irgend welcher Art gegen sie als Verbrechen angerechnet werden möchten". Und so befreite er die Apuleja von der Anwendung des Majestätsgesetzes; im Betreff des Ehebruchs legte er Fürbitte gegen die Anwendung der härteren Strafe ein,[121]) und setzte es durch, daß nach dem Beispiel der Vorfahren die Angeklagte durch ihre Anverwandten über den zweihundertsten Meilenstein hinaus von Rom entfernt werde. Ihrem Buhlen Manlius wurde der Aufenthalt in Italien und Afrika untersagt.[122])

[119]) Die hier genannten [illegible]al stammten alle aus der altrepublikanischen Zeit zwischen 490 bis 241 vor Chr. Der zuerst genannte war über ein halbes Jahrtausend alt.

[120]) d. h. Tiberius wollte diesen Punkt nicht als Majestätsbeleidigung angesehen, sondern nach dem allgemeinen Gesetze gerichtet wissen.

[121]) d. h. gegen die von dem Julischen Gesetze verhängte Strafe, welche den Ehebruch der Frau mit dem Verluste ihrer halben Aussteuer und des dritten Theils ihres Vermögens, sowie mit Internirung auf eine Insel bestrafte. (Roth.)

[122]) Der hier erzählte Fall von Majestätsverletzungsanklage ist der einzige dieses ganzen Jahres (17 nach Chr.), und von jetzt an vergehen drei volle Jahre, ehe wieder von ähnlichen Prozessen die Rede ist! Welch ein Unterschied gegen unsere

Kapitel 51.

Ueber die Nachwahl eines Prätors an Stelle des Vipstanus Gallus, der mit Tode abgegangen war, kam es im Senate zu lebhafter Streitverhandlung. Germanicus und Drusus — sie befanden sich nämlich zu der Zeit noch in Rom[123]) — begünstigten den Haterius Agrippa, einen Verwandten des Germanicus. Ihnen gegenüber drangen sehr viele darauf, daß die Zahl der Kinder bei den Kandidaten den Vorrang geben sollte, wie es das Gesetz befahl.[124]) Tiberius hatte seine Freude daran, zu sehen, wie der Senat zwischen seinen Söhnen und den Staatsgesetzen den Schiedsrichter machte. Allerdings unterlag das Gesetz, aber nicht ohne Weiteres, und nur mit geringer Stimmenmehrheit, ganz in der Weise wie Gesetze auch zu der Zeit, wo sie noch kräftig waren, zuweilen unterlagen.[125])

Kapitel 52.

Im selbigen Jahre begann der Krieg in Afrika, in welchem der Anführer der Feinde Tacfarinas war. Dieser Mann, von Nation ein Numidier, hatte in römischen Feldlagern unter den Hülfstruppen gedient,[126]) war später desertirt, und hatte zuerst Herumtreiber und und gewohnheitsmäßige Raubgesellen zu Plünderung und Raub um sich gesammelt, sie dann kriegsmäßig in Abtheilungen und Schwadronen geordnet, und ward zuletzt nicht mehr als Anführer eines un-

---

Zeiten, wo keine Tibere herrschen! Und wie benehmen sich in diesem Falle Tiberius und selbst Livia? Die Antwort gebe sich der Leser selbst und sage sich auch zugleich, was von Tacitus' emphatischen Anfangsworten dieses Kapitels zu halten ist, nach denen wir eine ganze Reihe von schlimmen Majestätsprozessen und Verurtheilungen erwarten sollten, während er in den ganzen ersten sechs Regierungsjahren Tiber's nur drei bis vier solcher Prozesse und in den ganzen ersten zehn Regierungsjahren überhaupt nur etwa 13—14 namhaft zu machen hat!! Es wäre interessant, mit dieser Zahl die der Prozesse wegen Majestätsbeleidigung und Hochverrath in irgend einem deutschen Staate unserer Tage zu vergleichen.

[123]) Vgl. oben Kap. 44 und weiterhin Kap. 53.

[124]) Nämlich für den Fall der Stimmengleichheit bestimmte das Gesetz (lex Papia Poppaea), daß der Unverheiratete dem Verheirateten, der Kinderlose dem Vater von Kindern, der Vater von wenigen dem von mehr Kindern nachstehen solle. S. Nipperdey.

[125]) Ein neues Ehrenzeugniß für Tiber als maßvollen Regenten.

[126]) In Afrika stand eine Legion nebst den dazu gehörigen Hülfsvölkern zum Schutz der Reichsgrenzen. Tacit. Hist. IV, 48 und 50.

geordneten Haufens, sondern als Häuptling der Musulamier angesehen. Dieses mächtige Volk in der Nähe der Afrikanischen Wüstenstriche, das selbst damals noch ohne Städte lebte, griff zu den Waffen[127]) und riß die benachbarten Mauren mit sich fort zum Kriege. Auch diese hatten einen Häuptling, Mazippa. Das Heer wurde dann in der Weise getheilt, daß Tacfarinas die auserlesene und nach römischer Art bewaffnete Mannschaft in einem Lager versammelt halten und an Disciplin und Kommando gewöhnen, Mazippa mit leichtbewaffnetem Volke ringsum Brand, Mord und Schrecken verbreiten sollte. Auch hatten sie bereits die Cinithier, einen nicht zu verachtenden Volksstamm, zum Beitritt gezwungen, als Furius Camillus, der Proconsul von Afrika, eine Legion und soviel Bundestruppen als er grade bei den Fahnen hatte, in einen Heerhaufen zusammenzog und gegen den Feind führte, — eine sehr mäßige Streitmacht, wenn man auf die Menge der Numidier und Mauren sah; allein er wollte vor allen Dingen verhüten, daß diese nicht aus Furcht dem Kampfe auswichen. Durch die Hoffnung auf den Sieg ließen sie sich denn auch verleiten, den Kampf anzunehmen und besiegt zu werden. Die Legion wird also in der Mitte, die leichten Cohorten und zwei Reiterschwadronen an den Flügeln aufgestellt. Tacfarinas nimmt die Schlacht an. Die Numidier werden geschlagen, und so nach langen Jahren der Name Furius wieder einmal mit kriegerischer Ehre geschmückt; denn nach jenem berühmten Wiedergewinner Rom's und seinem Sohne Camillus war das Feldherrnverdienst in anderen Familien heimisch gewesen,[128]) und auch dieser, den ich hier erwähne, galt für einen Mann ohne Kriegserfahrung. Um so geneigter war Tiberius seine Erfolge im Senate zu feiern, und die Senatoren erkannten ihm denn auch die Triumphalehrenzeichen zu, was für den Camillus, bei der Bescheidenheit seiner Lebensführung, ohne üble Folgen blieb.[129])

[127]) gegen die Römer, welche dasselbe achtzehn Jahre zuvor bekriegt und unterworfen hatten.

[128]) Hier ist Tacitus ungenau. Die Familie der Furius hatte, wie selbst wir noch wissen, außer den beiden hier genannten noch mehrere Mitglieder aufzuweisen, welche Triumphe erhalten haben. S. Ripperdey.

[129]) Wieder eine böswillige und durchaus ungerechte Anschuldigung Tiber's, als ob derselbe „jede bedeutende Persönlichkeit gehaßt und gefürchtet habe", was eine offenbare Unwahrheit und aus Tacitus selbst leicht zu widerlegen ist. Vgl. Tiberius S. 148–149.

Kapitel 53.

(Jahr 18 nach Chr.)

Das folgende Jahr hatte zu Consuln Tiberius zum dritten, Germanicus zum zweitenmale. Allein Germanicus trat dieses Ehrenamt in der achäischen Stadt Nikopolis[130]) an, wohin er verlängs der Illyrischen Küste gekommen war, nachdem er seinen in Dalmatien befindlichen Bruder Drusus besucht und auf dem Adriatischen und sodann auf dem Jonischen Meere eine sehr ungünstige Fahrt bestanden hatte. Er verwendete daher einige Tage auf die Ausbesserung seiner Flotte. Zugleich besuchte er die durch den Aktischen Sieg berühmt gewordenen Meeresbuchten sowie die von Augustus geweihten Waffentropäen und das Lager des Antonius, unter Erinnerung an seine Vorfahren. Denn, wie ich erwähnt habe,[131]) war Augustus sein mütterlicher Großoheim, Antonius sein Großvater, und deßhalb diese Stätte für ihn ein großes Bild von Leid und von Freude. Von dort ging's nach Athen, wo er der alten und befreundeten Stadt wegen ihres Bundesverhältnisses mit Rom die Artigkeit erwies, nur mit einem Liktor zu erscheinen.[132]) Die Griechen empfingen ihn mit den ausgesuchtesten Ehren, wobei sie viel Wesens von den alten Thaten und Reden ihrer Vorfahren machten, damit ihre Kriecherei um so größeren Werth hätte.

Kapitel 54.

Von hier segelte er über Euboea nach Lesbos, wo Agrippina ihr letztes Kind, die Julia, gebar. Darauf ging es zu den äußersten Spitzen Kleinasiens, zu den Thrakischen Städten Perinthus und Byzanz. Dann weiter zu der Meerenge der Propontis,[133]) hinein in den Pontus, wobei ihn die Begierde trieb, die alten hochberühmten Orte kennen zu lernen; zugleich bestrebte er sich, die Nothstände der durch inneren Hader oder durch die Mißregierung der Beamten er-

---

[130]) Nikopolis d. h. Siegesstadt, von Augustus zum Andenken seines Sieges bei Aktium auf der Stätte seines Lagers erbaut. Ueber die Gegend s. meine Cleopatra S. 196—197.

[131]) S. oben Kap 43 dieses Buches.

[132]) Es war dies ein Akt der Courtoisie von Seiten des Germanicus. Als Proconsul führte er 12 Liktoren. Aber mit solcher Zahl aufzutreten zeigte, daß man nicht als Gast, sondern als befehlender Imperator in einer Stadt erschien. S. meine Cleopatra S. 34. Kaiserfrauen S. 252—53.

[133]) des Bosporus.

schöpften Provinzen zu lindern. Bei der Rückkehr wollte er gern den Heiligthümern von Samothrake einen Besuch abstatten, aber widrige Nordwinde trieben ihn ab. Er segelte also nach Ilium, und sah dort alles was durch den bunten Wechsel des Geschicks und als die Wiege unseres Volkes für ihn Gegenstand der Verehrung sein mußte, fuhr dann die Küste Asiens entlang und legte bei Kolophon an, um sich dort vom Orakel des Klarischen Apoll weissagen zu lassen. Nicht eine Frau, wie in Delphi, ertheilt dort die Orakel, sondern ein Priester, aus bestimmten Familien und in der Regel von Milet herbeigeholt, empfängt blos die Namen und Anzahl der Befrager, steigt sodann in die Höhle hinab, trinkt das Wasser der geheimnißvollen Quelle und ertheilt dann, obwohl meistens unbekannt mit Schrift und Dichtkunst, die in Versen abgefaßten Antworten auf die Dinge, die ein Jeder im Innern sich gedacht. Und in der That ging die Rede: daß er dem Germanicus, in räthselhaften Andeutungen, wie das Orakel pflegen, einen poetischen Spruch über seinen frühen Tod ertheilt habe[134]).

Kapitel 55.

Cnaeus Piso dagegen beeilte sich möglichst die ihm gewordenen Aufgaben zu beginnen. Er ließ die schon durch seinen stürmischen Einzug erschreckte Bürgerschaft von Athen in harter Rede an, mit einem versteckten Seitenhiebe auf Germanicus: „daß derselbe mit Verletzung der Würde des römischen Namens nicht die wahren Athenienser, die durch so viele Niederlagen längst ausgestorben, sondern die jetzige aus allen Nationen zusammengeschwemmte Bevölkerung mit übergroßer Freundlichkeit geehrt habe. Denn diese heutigen Athenienser seien die Bundesgenossen des Mithridates gegen Sulla, des Antonius gegen den hochseligen Augustus gewesen". Auch alte Geschichten warf er ihnen vor: ihre Mißerfolge gegen die Macedonier, ihre Gewaltthätigkeiten gegen Männer aus ihrer eigenen Mitte. Er hatte nämlich

[134]) Diese hier so ausführlich mitgetheilte Reiseroute läßt schließen, daß Tacitus oder seine Quelle einem Reisejournal folgten, das wahrscheinlich in den Memoiren der jüngeren Agrippina, Germanicus' Tochter, erhalten war. Denn diese Ausführlichkeit erscheint bei Tacitus' sonstiger Knappheit nicht durch die Sendung, um die es sich handelt, motivirt. Aber sie ist dankenswerth, weil sie uns einen interessanten Charakterzug im Bilde des Germanicus giebt, den hier sein historisches und antiquarisches Interesse, wie Merivale richtig bemerkt (V, p. 186—187), seine Reise über Gebühr und sehr zum Nachtheile für ihn selbst und die ihm gewordene Mission verzögern ließ. Die später erzählte Tour nach Aegypten gehört eben dahin.

auch noch einen persönlichen Haß gegen die Stadt, weil man einen gewissen Theophilus, der vom Areopaggerichte wegen Fälschung verurtheilt worden war, auf seine Fürbitte nicht begnadigen mochte. Von dort in schneller Seefahrt auf dem kürzesten Seewege durch die Cycladen holt er bei der Insel Rhodus den Germanicus ein, der bereits über seine feindseligen Angriffe unterrichtet war, sich aber mit solcher Sanftmuth benahm, daß er ihm, als ein Sturmwetter ihn gegen die steilen Felsen zu schleudern drohte, so daß der Untergang seines Feindes dem Zufalle in Rechnung gestellt werden konnte, seine Galeeren zu Hülfe schickte, um ihn durch dieselben der Gefahr zu entreißen. Dennoch ward Piso dadurch nicht versöhnlicher gestimmt, sondern machte nur einen Tag Aufenthalt, worauf er den Germanicus verließ, und ihm voraus eilte. Und nachdem er Syrien und die Legionen erreicht hatte, brachte er es durch Geldspenden, Gunstbewerbung, Unterstützung der gemeinen Soldaten, Entfernung der alten Centurionen und der strengen Tribunen aus ihren Stellungen, und Besetzung der letztern mit seinen Clienten oder den schlechtesten Subjekten, und indem er den Soldaten Müßiggang im Lager, Ausgelassenheit in den Städten und zuchtloses Umherschweifen auf dem platten Lande gestattete — so weit in der Verführung, daß er allgemein als der „Vater der Legionen“ angesehen wurde. Auch Plancina hielt sich nicht in den Schranken des für eine Frau Geziemenden, sondern sie wohnte den Manövern der Reiterei und den Paraden der Cohorten bei, warf mit Schmähreden gegen Agrippina, gegen Germanicus um sich, während auch unter den guten Soldaten manche bereit waren, solchen argen Dingen ein williges Ohr zu leihen, weil das geheime Gerücht ging: daß der Kaiser all dieses nicht ungern sähe[135]).

Dem Germanicus waren diese Dinge bekannt, allein für ihn war es jetzt dringendere Sorge, erst nach Armenien zu gehen.

Kapitel 56.

Dieses Volk war von lange her für uns unzuverlässig durch sei-

[135]) Bei allem was hier und weiterhin über Piso und sein Verhalten gegen Tiberius berichtet wird, ist stets festzuhalten, daß diese Berichte aus den Mittheilungen seiner Gegner geschöpft sind. S. Kaiserfrauen S. 258 ff. Daß er, der wegen seiner strengen Disciplin berufene Kriegsmann, das Heer in der hier angegebenen Weise korrumpirt und verwildert habe, erscheint nicht glaublich. Daß er gar im Auftrage des Kaisers gehandelt habe, nennt Tacitus selbst, wie wir sehen, ein bloßes „Gerücht“.

wiederfinden, wo Alvarus von Cordova und Hugo v. St. Victor sich leidenschaftlich gegen die Hintansetzung der heiligen Schriften im Vergleich zu dem lebendigen Eifer, womit das Studium der arabischen Philosophie und Literatur selbst von christlichen Geistlichen getrieben wurde, aussprechen [1]). Ueber das Verhältniss jener Zeit zur griechischen Literatur und insbesondere zu Aristoteles besitzen wir nun die vollständigsten Aufschlüsse eben nur noch in der Erscheinung des Boethius, dessen Studien und Leistungen wir also hier näher zu betrachten und zu würdigen haben.

Boethius lässt sich hinsichtlich des Umfangs und der Gründlichkeit seiner Studien fast mit seinem grossen Vorgänger Cicero vergleichen, wie denn auch sonst zwischen der Persönlichkeit und den Schicksalen beider mancher Berührungspunkt sich findet, sobald man von dem Letzteren den Charakter des Römer's absondert, der im Boethius bereits ganz untergegangen war. Zunächst beurkundet sowohl der Inhalt als auch Theilweise die Form seiner Schriften eine gründliche Kenntniss der Literatur seines Volks. Auch die griechische Literatur, und zwar nicht blos der philosophische Bereich derselben, war Gegenstand seiner Studien gewesen, und Homer und die Tragiker, namentlich Euripides, dem er wie Sokrates den Vorzug gab [2]), fehlten sicherlich nicht in seiner „prächtvollen" Bibliothek, deren Verlust er

1) Jourdain am angef. O. S. 98.

2) „Euripides meus" de Consolat. philos. III, p. 1051. vgl. p. 1027.

nen natürlichen Charakter und durch die geographische Lage des Landes, da sich daſſelbe bekanntlich langhin an unſern Provinzen bis nach Medien erſtreckt. Zwiſchen zwei großen Strichen mitten inne liegend ſind ſie zugleich meiſtens zwiſpältig: mit Rom aus Haß, und gegen die Parther aus Neid. Einen König hatten ſie derzeit nicht, da Vonones entfernt worden war[136]. Allein die Gunſt des Volkes neigte ſich dem Zeno, dem Sohne des Pontiſchen Königs Polemo zu, weil dieſer von Kindheit an Sitten und Lebensweiſe der Armenier ſich eifrig angeeignet und Adel und Volk derſelben durch Jagden und Schmausgelage und was ſonſt für Barbaren Lieblingsvergnügungen ſind, für ſich gewonnen hatte[137]. So ſetzt ihm denn Germanicus in der Hauptſtadt Artarata unter dem Beifall der Edlen inmitten des herzugeſtrömten Volkes die königliche Tiara auf das Haupt, und die ganze übrige Verſammlung begrüßte ihn kniend als König Artarias, welche Benennung ſie ihm nach dem Namen der Stadt beigelegt hatten[138].

Das Land der Kappadoker dagegen wurde in eine Provinz verwandelt und erhielt zum Gouverneur den Legaten des Germanicus, Quintus Veranius; zugleich wurden von den königlichen Steuern einige herabgemindert, um auf eine mildere Behandlung von Seiten Roms Hoffnung zu erwecken. Ueber Kommagene, das damals zuerſt unter einen Prätor kam, ward Quintus Servaeus geſetzt.

Kapitel 57.

Und doch ließ die glückliche Ordnung der bundesgenöſſiſchen Verhältniſſe trotzdem den Germanicus nicht froh werden, wegen Piſo's Uebermuth, der, befehligt einen Theil der Legionen ſelbſt oder durch ſeinen Sohn nach Armenien zu führen, beides unbefolgt gelaſſen

---

[136]) Durch das oben erwähnte (Ann. II, 4) verrätheriſche Verfahren des römiſchen Gouverneurs von Syrien, den Tiber eben deßhalb abberufen hatte.

[137]) Tafelgelage und Jagdſport „Vergnügungen der Barbaren!“ was ſagen unſere rothröckigen Sportsmen zu ſolcher Lebensanſchauung? Aber ſie iſt ächt antik, und was Ariſtoteles von der Liebhaberei der „Großen“ ſeiner Zeit für dieſe und andre „nobles Paſſionen“ in ſeiner Ethik ſagt, iſt intereſſant nachzuleſen. S. Ariſtoteles Nikomachiſche Ethik, überſetzt und erklärt von Adolf Stahr X, 6, 3. S. 375.

[138]) Unrichtig! Artaxias hieß der erſte König von Armenien, der Gründer von Artarata, das er nach ſeinem Namen benannte. S. Nipperdey.

hatte[139]). In Cyrrus erſt, im Winterquartiere der zehnten Legion, kamen ſie zuſammen, beide mit gefaßter Miene: Piſo um nicht Furcht zu verrathen, Germanicus um nicht drohend zu erſcheinen; auch war er in der That, wie ich geſagt habe, milderen Sinnes. Allein Freunde, die ſich darauf verſtanden, das Feuer des Verdruſſes zu ſchüren, übertrieben das Wahre, fügten Falſches hinzu und verbreiteten ſich in den verſchiedenartigſten Anſchuldigungen gegen Piſo ſelbſt, gegen Plancina und die Söhne. Zuletzt begann im Beiſein weniger Vertrauten eine mündliche Verhandlung, wie Zorn und die Bemühung denſelben zu verbergen, ſie hervorbringt. Piſo antwortete mit trotzigen Entſchuldigungen, und man trennte ſich von einander in offener Feindſchaft. Seitdem erſchien Piſo ſelten, wenn der Cäſar bei Verhandlungen auf dem Tribunal ſaß, und wenn er einmal neben ihm Platz nahm, ſo zeigte er eine finſtere Miene und offenbare Oppoſition. Auch hörte man bei einem Gaſtmahle des Königs der Nabatäer, wo dem Cäſar und der Agrippina ſehr ſchwere goldene Kränze, dem Piſo und den andern nur leichte gereicht wurden, von ihm die Aeußerung: „es ſei der Sohn des römiſchen Kaiſers, nicht des Partherkönigs, dem dieſes Gaſtmahl gegeben werde!“ und damit warf er ſeinen Kranz bei Seite und fügte noch vieles gegen ſolchen Luxus hinzu, was Germanicus, obwohl er es bitter empfand, trotzdem hingehen ließ.

Kapitel 58.

Inzwiſchen kamen vom Könige der Parther Artabanus Geſandte. Er hatte ſie abgeſchickt, um an das Freundſchaftsbündniß zu erinnern,[140]) ſeinen Wunſch nach perſönlicher Erneuerung deſſelben auszudrücken, und daß er dem Germanicus die Ehre anthun wolle, ihm bis an das Ufer des Euphrat entgegenzukommen. Inzwiſchen erſuche er, daß Vonónes nicht in Syrien verbleibe,[141]) und ihm nicht geſtattet würde

[139]) Wenn Piſo von Tiber irgend eine geheime Inſtruktion erhalten hatte, wie Tacitus angiebt, ſo haben wir hier eine ſichere Spur ihres Inhalts. Tiberius kannte ſeines jungen Bruderſohnes abenteuerliche Luſt zu kriegeriſchen Unternehmungen. Germanicus hatte durch dieſelbe mit ſeinen Germaniſchen Feldzügen den Staat ſchwer geſchädigt und mochte Luſt haben, auch im Orient koſtſpielige Lorbeern zu ſuchen. Wenn ihm daher Piſo Truppen, die er gefordert hatte, unter allerlei Vorwänden zu ſenden zögerte, ſo konnte er wahrſcheinlich der Billigung Tiber's ſicher zu ſein glauben.

[140]) das Phraates mit Auguſtus geſchloſſen hatte.

[141]) wo er, wie wir wiſſen, internirt war. S. oben Ann. II, 4.

den Adel der Landschaften durch Botschafter aus der Nähe zu Aufständen zu verleiten. Auf diese Punkte erwiederte Germanicus in Betreff des Bündnisses zwischen den Parthern und Römern mit Hoheit, in Betreff des Entgegenkommens des Königs und der ihm dadurch bewiesenen Aufmerksamkeit mit bescheidener Würde. Vonones wurde nach Pompejopolis, einer Seestadt von Cilicien, entfernt. Dies Zugeständniß ward nicht sowohl aus Rücksicht auf die Bitten des Artabanus gemacht, sondern um Piso zu kränken, bei dem Vonones in höchster Gunst stand durch vielerlei Aufmerksamkeiten und Geschenke, mit welchen er die Plancina sich verbunden hatte[112]).

Kapitel 59.

(Jahr 19 n. Chr.)

Unter dem Consulat des Marcus Silanus und Lucius Norbanus trat Germanicus eine Reise nach Aegypten an, um dessen Alterthümer kennen zu lernen. Vorgewendet wurde jedoch die Sorge für die Provinz, und in der That minderte er daselbst durch Oeffnung der Vorrathsspeicher die hohen Preise der Nahrungsfrüchte und that auch sonst allerlei, was dem Volke angenehm war. Er zeigte sich öffentlich ohne militairische Begleitung, mit unbeschuhten Füßen, in ganz griechischer Kleidung, um dem Publius Scipio nachzuahmen, der, wie berichtet wird, in Sicilien, obschon der Punierkrieg noch in hellen Flammen loderte, dasselbe that[113]). Tiberius tadelte in gelinden Ausdrücken seine Kleidung und sein Behaben, aber er rügte es in sehr scharfen: „daß er gegen die Verordnungen des Augustus ohne Bewilligung des Staatsoberhauptes Alexandria betreten habe". Zu den geheimen Regierungsgrundsätzen des Augustus gehörte nämlich auch das Verbot: „daß kein Senator oder Ritter von senatorischem Census, außer mit Erlaubniß des Staatsoberhaupts, jenes Land betreten solle", — wodurch er Aegypten von dem übrigen Reiche absonderte, um zu verhindern, daß nicht irgend wer Italien aushungern könne, wenn er sich in Besitz dieser Provinz und der Schlüssel zu

[112]) Gewiß war dies „unedel" von Germanicus gehandelt, wie Sievers II, 4 richtig bemerkt. Aber man sieht schon hier in den Abgrund von Weiberintriguen hinein, aus dem das spätere Unheil hervorging. Agrippina und Plancina haßten sich, und Germanicus war schwach gegen Agrippina.

[113]) S. Livius XXIX, 19. Es war dies eine der Anklagen gegen den älteren Scipio.

Land und Meer[144]) gesetzt hätte, die selbst mit geringer Mannschaft gegen gewaltige Heere haltbar sei[145]).

Kapitel 60.

Germanicus indessen, der noch nicht erfahren hatte, daß seine Reise zu Tadel veranlasse[146]), fuhr den Nil hinauf, indem er von Canopus aus die Fahrt begann. Gegründet haben diese Stadt die Spartaner zu Ehren des dort bestatteten Schiffshauptmannes Canopus, zu der Zeit, als Menelaus auf der Heimkehr nach Griechenland nach dem entgegengesetzten Meere und an das Libysche Land verschlagen wurde[147]). Von dort besuchte er die nächste Mündung des Stromes, die dem Herkules geheiligt ist, von dem die Eingebornen behaupten, daß er bei ihnen geboren und der älteste (Herkules) sei, und daß später diejenigen, welche von gleicher Tapferkeit gewesen, nach ihm diesen Zunamen erhalten hätten[148]). Darauf besuchte er die gewaltigen Ruinen des alten Thebae. Dort waren an den riesigen Tempelbauten noch Aegyptische Inschriften vorhanden, welche die frühere Macht verzeichnet enthielten, und einer von den älteren Priestern, der beauftragt ward, die in der Landessprache verfaßte Inschrift zu übersetzen, berichtete: hier hätten vormals siebenhunderttausend Männer von streitbarem Alter gewohnt und mit diesem Heere habe König Rhamses Libyen, Aethiopien und die Gebiete der Perser, Baktrianer und Scythen erobert, und die Länder, welche die Syrer, Armenier und die an beide gränzenden Kappadoker bewohnen — hier bis an das Bithynische dort bis an das Lycische Meer beherrscht. Auch las man die den Völkerschaften auferlegten Tribute, das Gewicht Silbers und Goldes, die Zahl der Waffen und Pferde, die Gaben für die Tempel an Elfenbein und Spezereien, und wieviel Ge-

[144]) Pharus zu Wasser, Pelusium zu Lande. Cäs. (Hirt.) Bell. Alex., 26.

[145]) S. meine Cleopatra S. 286.

[146]) Es ist schwer glaublich, daß Germanicus jenes Verbot nicht gekannt und nicht gewußt haben sollte, daß diese seine Reise nach Aegypten — wo er nichts zu thun hatte, und die er mit Hintansetzung der ihm gewordenen speziellen Aufgabe aus reiner antiquarischer Liebhaberei unternahm — in Rom und bei Tiberius Anstoß erregen mußte. S. Kaiserfrauen S. 262. Merivale V. p. 193—194 u. p. 191.

[147]) Ueber Canopus, den Hauptlustort der Alexandriner s. Cleopatra S. 28.

[148]) Ueber diesen Aegyptischen Herkules s. Jul. Braun, Naturgeschichte der Sage I, S. 307 ff.

treide und sonstigen Bedarfs jede Nation zollen genußt, im Gesammtbetrage nicht minder großartig, als was jetzt durch die Gewalt der Parther oder die Macht Roms erhoben wird[149]).

Kapitel 61.

Aber auch auf andere Wunderwerke richtete Germanicus seine Aufmerksamkeit. Darunter waren die hauptsächlichsten: das steinerne Bildniß Memnon's, das, wenn es von den Strahlen der Sonne getroffen wird, einen tönenden Klang von sich giebt[150]), und die zwischen den auseinandergeworfenen und kaum passirbaren Sandwällen gleich Bergen von den Königen mit wetteiferndem Aufwande emporgethürmten Pyramiden; desgleichen Seen, künstlich durch Aufgraben des Erdbodens gemacht, zur Aufnahme der überstromenden Nilfluth, und wieder an einem andern Orte die Engen und Stromschnellen, in deren gewaltige Tiefe kein Meßinstrument der Forschenden bis zum Grunde hinabreicht. Von dort kam man nach Elephantine und Syene[151]), einst die Schlußthore des Römerreichs, das sich jetzt bis zum rothen Meere erstreckt.

Kapitel 62.

Während dieser Sommer von Germanicus in verschiedenen Provinzen hingebracht wurde, erwarb sich Drusus sehr bedeutenden Ruhm, indem er die Germanen in Zwietracht verwickelte und es dahin brachte, daß der schon gebrochene Marbod bis zum Untergange verfolgt wurde. Es war im Volke der Gotonen ein junger Adliger Namens Catualda, der einst landesflüchtig vor Marbod's Gewalt, jetzt, wo dessen Sache zweifelhaft stand, auf Rache zu denken unternahm. Dieser fällt mit starker Mannschaft in's Land der Markomannen ein, verbindet sich durch Bestechung die Häuptlinge und erobert mit Sturm die Königsburg[152]) und das daneben liegende Kastell. Hier fand man die langjährigen Beuteschätze der Sueben, desgleichen Marketender und Handelsleute aus andern Provinzen, welche das[153]) Handelsbündniß, dann

[149]) Vgl. Duncker: Gesch. d. Alterthums I, S. 32 ff.

[150]) S. Jul. Braun: Geschichte der Kunst ꝛc. I, S. 85 ff., vgl. ebendesselben Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur S. 57—59.

[151]) jetzt Assuan.

[152]) Boiohämum. S. Tacit. Germ. 28.

[153]) zwischen Marbod und den Römern geschlossene. S. oben Kap. 45.

die Begierde ihr Kapital zu vermehren und schließlich die Vergessenheit des Vaterlandes aus ihren verschiedenen Heimathswohnsitzen in feindliches Land versetzt hatte.

Kapitel 63.

Dem von allen Seiten verlassenen Marbod blieb keine andere Zuflucht als die Gnade des Kaisers. Er ging über die Donau, da wo sie die Gränze der Norischen Provinz bildet, und schrieb an Tiberius, nicht wie ein Flüchtling oder Hülfeflehender, sondern eingedenk seiner früheren Hoheit, denn er sagte: „während viele Völkerschaften ihn, den einst so berühmten König zu sich geladen hätten, habe er der Römischen Freundschaft den Vorzug gegeben". Die Antwort des Kaisers lautete: „er werde einen gesicherten und ehrenvollen Wohnsitz in Italien finden, wenn er bleiben wolle; wenn aber etwas anderes mehr in seinem Interesse sein sollte, so werde er eben so sicher wieder gehen können, wie er gekommen". Allein im Senate verbreitete er sich ausführlich darüber: daß nicht Philipp für die Athenienser, nicht Pyrrhus oder Antiochus für das römische Volk in solchem Grade furchtbar gewesen seien. Die Rede ist noch vorhanden, in welcher er die Größe des Mannes, die Gewaltmacht der ihm unterworfenen Völkerschaften, sowie seine Italien feindlich bedrohende nahe Nachbarschaft und die Mittel und Wege, welche Er selbst zu seiner Vernichtung angewendet habe, hervorhebt[154]). Marbod ward also in Ravenna internirt, um den Sueben, wenn sie einmal Lust bezeigen sollten, sich aufzulehnen, mit seiner Rückkehr zu drohen[155]). Allein er verließ Italien nicht während achtzehn Jahren und erreichte ein hohes Alter, zum großen Schaden seines Ruhmes wegen seiner allzu großen Lust zu

[154]) Wir wünschten, Tacitus hätte es für gut befunden, diese wirklich gehaltene Rede Tiber's mitzutheilen. Wie gern hätten wir manche der von ihm komponirten und wie noch viel lieber so viele seiner romanhaften Beschreibungen von Treffen und Gefechten dafür entbehrt. Solches Uebergehen des Wichtigen neben dem ausmalenden Verweilen bei dem Unwichtigen ist charakteristisch für die Geschichtschreibung der Römer überhaupt.

[155]) Ravenna, mitten in Sümpfen gelegene, fast unangreifbare Seefestung, bürgte durch seine Lage für die Sicherheit der Gefangenen und verhinderte die Möglichkeit einer Flucht. Darum diente sie mehrfach zu ähnlichen Zwecken. Arminius ward hier erzogen, sein Sohn Thumelicus dort gefangen gehalten, und jetzt Marbod. Ihrer Festigkeit wegen wählten später die Ostgothischen Könige und die Exarchen von Byzanz die Stadt zur Residenz.

leben. Das Geschick des Catualda war das gleiche und auch seine Zuflucht keine andere. Er wurde nicht lange darauf durch die Macht der Hermunduren und ihren Herzog Vibilius vertrieben, fand Aufnahme bei uns und ward nach Forum Julii[156]), einer Kolonie des Narbonensischen Galliens geschickt. Die Barbaren, welche beider Gefolge bildeten, wurden, damit sie nicht in den friedlichen Provinzen die Ruhe störten, nach jenseits der Donau zwischen den Flüssen Marus und Cusus[157]) angesiedelt und ihnen Vannius, aus quadischem Stamme, zum Könige gegeben.

Kapitel 64.

Als nun zugleich die Meldung anlangte, daß Artarias den Armeniern von Germanicus zum Könige gegeben worden, beschloß der Senat: daß Germanicus und Drusus im kleinen Triumphe in die Hauptstadt einziehen sollten. Auch Siegesbogen wurden ihnen errichtet, je an beiden Seiten des Tempels des rächenden Mars, mit dem Bildnisse der beiden Prinzen[158]); denn Tiberius war viel erfreuter, weil es ihm gelungen war, den Frieden durch weise Politik gesichert herzustellen, als wenn er einen Krieg durch Feldschlachten beendigt hätte[159]). Und so greift er denn jetzt auch den Rhoeskuporis, König von Thrakien, mit List an. Dieses ganze Volk hatte früher Rhoemetalkes unter sich gehabt. Als er gestorben war, übergab Augustus einen Theil der Thraker an dessen Bruder Rhoeskuporis, den andern seinem Sohne, dem Cotys. Bei dieser Theilung fiel das bebaute Land, sammt den Städten und allem, was an Griechenland gränzte, dem Cotys, der unbebaute, wilde, an feindliche Völker gränzende Landestheil dem Rhoeskuporis zu; und so war auch der Charakter der Könige selbst, der des ersteren sanft, liebenswürdig, der des andern leidenschaftlich, habgierig, unverträglich. Anfangs jedoch lebten sie miteinander in trügerischer Eintracht; bald aber überschritt Rhoeskuporis seine

[156]) jetzt Frejus.

[157]) Marus — die March; Cusus — die Waag.

[158]) Ueberreste dieses Tempels, des grandiosen Prachtwerks Augusteischer Baukunst sind noch in Rom vorhanden. S. Ein Winkelmann in Rom S. 286—287. Die beiden Triumphbogen aber sind spurlos vernichtet.

[159]) Tiberius, obwohl ein ausgezeichneter und vielversuchter Feldherr, liebte den Krieg nicht, was Tacitus beklagt — (Ann. IV. 4 und 32 f. Tiberius S. 165) — weil es ihn verhindert, „von kriegerischen Großthaten zu erzählen"!

Grenzen, wandte Landestheile, die dem Cotys gegeben waren, sich zu, und setzte dem Widerstand leistenden Gewalt entgegen, freilich nur zögernd, so lange Augustus regierte, weil er ihn, dem beide ihr Reich verdankten, wenn er ihn verletzte, als Rächer fürchtete. Allein sobald er den Regierungswechsel erfuhr, schickte er Räuberhaufen in's Land und zerstörte feste Plätze, um einen Krieg herbeizuführen.

Kapitel 65.

Nichts war dem Tiberius so sehr Gegenstand der Sorge, als die ungestörte Erhaltung geordneter Zustände. Er sendet einen zuverlässigen Offizier ab, um den Königen anzuzeigen: „sie sollten nicht zur Waffenentscheidung greifen", worauf sofort von Cotys die geworbenen Hülfsvölker entlassen wurden. Rheskuporis stellt mit erheuchelter Unterwürfigkeit die Forderung einer persönlichen Zusammenkunft; man könne ja die Streitpunkte mündlich abmachen. Bald war man einig über Zeit und Ort und dann über die streitigen Punkte selbst, da der eine aus Gutwilligkeit, der andere in trügerischer Absicht alles nachgab und annahm. Rheskuporis gab am Schlusse, „zur Bekräftigung des Bündnisses", wie er sich äußerte, ein Gastmahl, wobei er den Freudenjubel bis in die tiefe Nacht ausdehnte, und zum Schlusse den durch Schmaus und Trunk sicher gemachten Cotys, der, als er den Fallstrick gemerkt hatte, die Heiligkeit der Königswürde, die gemeinsamen Familiengötter und das Gastrecht anrief, mit Ketten belädt. Nachdem er sich darauf des ganzen Thrakiens bemächtigt hatte, schrieb er dem Tiberius: „man habe ihm eine Falle gestellt, aber er sei dem Steller derselben zuvorgekommen". Zugleich verstärkte er, unter dem Vorwande eines Krieges gegen die Bastarner, seine Kriegsmacht mit zahlreichen Reitern und Fußvolk. Der Antwortbescheid lautete nachsichtig: „Wenn er nichts Arges begangen habe, könne er auf seine Schuldlosigkeit vertrauen; im übrigen würden weder der Kaiser noch der Senat anders als nach genommener Einsicht in die Sache über Recht und Unrecht entscheiden. Daher solle er den Cotys ausliefern und selbst nach Rom kommen, um die gehässige Beschuldigung von sich ab- und jenem aufzuladen".

Kapitel 66 und 67.

Dieses Schreiben sandte Latinius Pandusa, Proprätor von Mösien[100]), mit einem Kommando Soldaten, denen Cotys ausgeliefert

[100]) Vgl. Merivale V, p. 415.

werden sollte, nach Thrakien. Rhoskuporis, lange zwischen Furcht und Zorn schwankend, wollte endlich lieber für eine vollzogene als für eine begonnene Frevelthat Rede stehen. Er läßt den Cotys ermorden und lügt dann: der Tod sei ein freiwilliger gewesen. — Trotzdem änderte Tiberius seine einmal beliebte Politik nicht, sondern nachdem Pandusa gestorben war, welchen Rhoskuporis der Feindschaft gegen sich bezüchtigte, setzte er den Pomponius Flaccus, einen versuchten Krieger und wegen seiner engen Freundschaft mit dem Könige um so geeigneter denselben zu täuschen, hauptsächlich aus diesem Grunde über Mösien.

Flaccus begab sich hinüber nach Thrakien und brachte letztlich durch großartige Versprechungen den im Gefühle seiner Frevelthaten lange schwankenden König dahin, daß er wiederholt in verschiedene von den Römern besetzte Plätze zu kommen wagte. Hier umgab man ihn, unter dem Schein einer Ehrenwache, mit einer starken Mannschaft, und schließlich führten ihn die Tribunen und Centurionen durch Vorstellungen und Zureden, und je weiter es vorwärts ging mit um so offenbarerer Beaufsichtigung bis er endlich merkte, daß er der Nothwendigkeit folgen müsse, nach Rom. Angeklagt im Senate von der Gemalin des Cotys, wird er verurtheilt, fern von seinem Reiche in Haft gehalten zu werden. Thrakien wird zwischen seinem Sohne Rhoemetalkes, welcher erweislich den Plänen seines Vaters entgegengetreten war, und den Kindern des Cotys getheilt, und den letzteren, da sie noch nicht erwachsen waren, der gewesene Prätor Trebellienus Rufus als zeitweiliger Reichsverwalter beigegeben, wie unsere Vorfahren den Marcus Lepidus als Vormund für die Kinder des Ptolemaeus nach Aegypten geschickt hatten[161]). Rhoskuporis, der nach Alexandria gebracht worden war, ward dort bei einem Fluchtversuche, oder vielleicht auf eine erdichtete Anschuldigung hin, getödtet.

Kapitel 68.

Um dieselbe Zeit unternahm es Vonones, dessen Internirung in Cilicien ich berichtet habe[162]), nachdem er seine Wächter bestochen, zu den Armeniern, und von dort zu den Albanern und Heniochen und zu dem ihm blutsverwandten Könige der Scythen zu entfliehen. Un-

[161]) Es waren die Söhne des Ptolemaeus Epiphanes, der 181 v. Chr starb.
[162]) S. oben Kap. 58.

ter dem Anſcheine einer Jagd entfernte er ſich von den Gegenden der Seeküſte und warf ſich in unwegſame Waldgebirge. Von dort trug ihn ſeines Roſſes Schnelligkeit an den Fluß Pyramus[163]); aber die Anwohner hatten auf die Kunde von des Königs Flucht die Brücken über denſelben abgebrochen, und mittelſt einer Furth hinüberzukommen war nicht möglich. So wird er denn am Ufer des Fluſſes von dem Reiteroberſten Vibius Fronto gefangen genommen und gefeſſelt, worauf der Evocat[164]) Remmius, der Befehlshaber der frühern Wache des Königs, ihm, anſcheinend im Zorne, das Schwert durch den Leib ſtieß. Dadurch gewann die Meinung an Glaubwürdigkeit, daß man den Vonones wegen Mitwiſſenſchaft an ſeinem Vergehen und aus Furcht vor ſeiner Anzeige derſelben getödtet habe.

Kapitel 69.

Germanicus aber fand bei ſeiner Rückkehr aus Aegypten alle ſeine in Betreff der Legionen oder der Städte gemachten Anordnungen abgeſchafft oder in's Gegentheil verkehrt[165]). Das veranlaßte ſchwer kränkende Vorwürfe gegen Piſo, und nicht minder bittere Entgegnungen von Seiten des letztern gegen den Prinzen. Darauf beſchloß Piſo Syrien zu verlaſſen. Allein die bald darauf erfolgende Erkrankung des Germanicus bewog ihn zu bleiben. Als er dann deſſen Beſſerung erfuhr, und man Dankfeierlichkeiten für ſeine Erhaltung veranſtaltete, ließ er die zu den Altären geführten Opferthiere, die ganze Opferzurüſtung und die das Feſt begehende Bevölkerung von Antiochia durch ſeine Liktoren fortjagen[166]). Darauf entfernt er ſich nach Seleucia, wo er die Krankheit des Germanicus, welcher einen Rückfall erlitten hatte, abwartet. Die grimme Heftigkeit der Krank-

---

[163]) in Cilicien, jetzt Djihan oder Gihun.

[164]) die ſogenannten evocati, d. h. „Aufgerufene", waren altgediente Soldaten die freiwillig fortdienten, Offizierrang hatten und ein beſonderes Korps bildeten.

[165]) Es war die unter ſolchen Umſtänden natürliche Folge und Schuld ſeiner romantiſch-antiquariſchen Reiſe, die ihn vom Schauplatze ſeiner ihm aufgetragenen Thätigkeit entfernt hatte. Tiberius, wenn er wirklich dem Germanicus übel wollte, hätte mit derſelben ſehr zufrieden ſein müſſen; ſtatt deſſen wiſſen wir das Gegentheil. Vgl. Merivale V, p. 196—197.

[166]) Offenbare Uebertreibung der Feinde Piſo's. S. Kaiſerfrauen S. 263—64. — Der Ort, wo Germanicus erkrankte, war Epidaphne, eine Vorſtadt Antiochiens, und es iſt möglich, daß Piſo's Abreiſe und ſein Reiterzug den Feſtzug der Antiochier ſtörte.

vorzugsweise in seinen Klagen berührt [1]). Ueberhaupt erscheint, wie der neuste Bearbeiter der Geschichte der römischen Literatur sich ausdrückt [2]), in dieser Zeit die alterthümliche Gelehrsamkeit in ihrem letzten und unerwarteten Glanze, da die weltlichen Künste von Staatsmännern und Gebildeten betrieben wurden; und Boethius, zugleich der beste Dichter und scharfsinnigste Denker seiner Zeit, gewährt dem Erforscher ihres Bildungszustandes das erfreuliche Bild „der liberalsten Verbindung des praktischen Wissens mit edler Erudition.“ Das überschwängliche Lob der letzteren im Munde von Zeitgenossen und Späteren, wie Cassiodorus, Ennodius und Procopius [3]), erhält durch seine Schriften, und noch mehr durch die Grossartigkeit seiner schriftstellerischen Pläne, an deren Ausführung ihn sein früher Tod hinderte, genügende Bestätigung. Während wir indess eine ausführlichere Würdigung derselben hier zur Seite lassen, beschränken wir uns darauf, Umfang und Ziel seiner philosophischen Studien näher zu bestimmen und ihr Verhältniss zu Aristoteles und sein Verdienst um dessen Schriften darzulegen.

Durch eine früh entwickelte und bestimmt hervortretende Neigung ward Boethius, schon als Jüngling zum Studium der griechischen Philosophie hingeleitet. Er selbst nennt sie seine Nährerin,

1) De Consol. philos. p. 929. p. 932.
2) Bernhardy a. a. O. S. 144.
3) Angeführt von Hand a. a. O. S. 204.

heit ward bei dem Kranken noch gesteigert durch die Ueberzeugung, daß er von Piso Gift erhalten habe[167]; und in der That fanden sich in Fußboden und Wänden aus Gräbern gewühlte Reste menschlicher Leichen, Zauber- und Verwünschungsformeln nebst Germanicus' Namen auf bleiernen Tafeln eingekratzt, halbverbrannte mit Verwesungsmoder bedeckte Aschenreste und andere arge Dinge, mittelst deren man nach dem Volksglauben das Leben der Menschen den unterweltlichen Geistern weihen zu können vermeint. Zugleich wurden diejenigen, welche Piso herschickte, angeschuldigt, als spähten sie nach Verschlimmerungszeichen des Krankheitszustandes.[168])

Kapitel 70.

Das Alles vernahm Germanicus ebensowohl mit Zorn als mit Entsetzen[169]). „Wenn man seine Schwelle belagere, wenn er seinen Geist unter den Augen seiner Feinde aufgeben müsse, was werde dann erst seinem unglücklichen Weibe, seinen unmündigen Kindern begegnen! Piso finde, daß die Giftkünste zu langsam wirkten; darum eile und treibe er, damit er die Provinz, die Legionen in Alleinbesitz bekomme. Allein noch sei Germanicus nicht so weit herunter und der Gewinn des Mordes solle nicht bei dem Mörder bleiben." Er verfaßt ein Schreiben, in welchem er ihm die Freundschaft aufkündigte[170]). Viele fügen hinzu, daß er ihm zugleich befohlen habe, die Provinz zu verlassen. Auch zögerte Piso nicht weiter, sondern lichtete die Anker; doch segelte er langsam, um es nicht weit zur Rückkehr zu haben, wenn ihm der Tod des Germanicus Syrien öffnen sollte.

Kapitel 71.

Der Cäsar, welcher nach einem kurzen Augenblicke von Hoffnung

[167]) Dieser Verdacht war, wie wir sehen werden, völlig unbegründet.

[168]) Piso that nur, was Pflicht und Courtoisie geboten, wenn er sich nach dem Befinden des Prinzen erkundigen ließ. Aber auch das ward ihm, wie wir sehen von dessen Umgebung, zumal von Agrippina, falsch ausgelegt und dem Kranken in bösem Sinne vorgestellt. S. die folgende Anmerkung.

[169]) Schon aus diesem einzigen Zuge, daß dem schwer kranken Germanicus diese Dinge eifrig mitgetheilt wurden, sieht man, daß hier weibliche unüberlegte Wuth und Leidenschaft, in Agrippina's Person, am Krankenbette thätig waren. Ich halte Agrippina's d. J. Familienmemoiren für die Quelle dieser ganzen ausführlichen Darstellung.

[170]) „nach dem Brauche der Väter", — setzt Sueton Calig. 3 hinzu. Ueber diese alte römische Sitte s. weiter unten die Anmerk zu III. 29.

wieder in Erschöpfung versunken war, sprach, als er sein Ende nahe fühlte, zu den an seinem Lager stehenden Freunden folgendermaßen:

„Wenn mein Tod ein natürlicher wäre, so würde mein Schmerzgefühl selbst den Göttern gegenüber gerecht sein, daß sie mich meinen Eltern, meinen Kindern und meinem Vaterlande inmitten der Jugend durch ein vorzeitiges Lebensende entrissen. Jetzt wo ich dem Frevel Piso's und Plancina's erliege, vertraue ich Eurer Brust meine letzten Bitten. Meldet meinem Vater und meinem Bruder[171]), durch welche Bitterkeiten gemartert, durch welche Schlingen der Arglist umstrickt, ich ein elendes Leben mit dem jammervollsten Tode geendet habe. Alle die, welche meine Aussichten, welche die Bande der Blutsverwandtschaft mit Theilnahme für mich erfüllten, ja selbst solche, welche den Lebenden mit Neid betrachteten, werden Thränen darüber vergießen, daß der einst so glänzend dastehende, in so viel Kriegen verschont gebliebene durch Weiberränke gefallen ist[172]). Ihr werdet Gelegenheit haben, Eure Klagen vor den Senat zu bringen, die Gesetze anzurufen. Nicht das ist die Hauptpflicht der Freunde, daß sie den Verstorbenen mit thatloser Klage ehren, sondern daß sie dessen, was er gewollt hat, eingedenk sind, daß sie ausführen, was er ihnen aufgetragen. Beweinen werden den Germanicus auch Unbekannte, rächen aber müßt Ihr ihn, wenn Ihr anders vielmehr meiner Person als meiner hohen Stellung anhänglich waret. Zeiget dem römischen Volke des hochseligen Augustus Enkelin, meine Gemalin, zählet ihre sechs Kinder auf! Das Mitleiden wird auf Seiten der Anklagenden sein; und denen, welche lügnerisch von frevelhaften Aufträgen sprechen, werden die Menschen entweder nicht glauben oder nicht verzeihen!"

Die Freunde schworen, die Rechte des Sterbenden fassend, eher ihr Leben als die Rache aufzugeben.

Kapitel 72.

Darauf zu seiner Gattin gewendet beschwor er sie bei ihrem Andenken an ihn, bei ihren beiderseitigen Kindern: „sie möchte ihre unbändige Leidenschaftlichkeit ablegen, ihren Stolz unter den Schlägen des Schicksals beugen und nicht etwa nach ihrer Rückkehr in die Haupt-

[171]) Tiberius und dessen Sohn Drusus. Diese Berufung auf Tiberius beweist, wie weit Germanicus davon entfernt war, dem Kaiser irgend welche Schuld an seinem Schicksale beizumessen. S. Kaiserfrauen S. 267.

[172]) Anspielung auf Piso's Gemalin Plancina.

stadt durch ihre Ansprüche auf Machtgewalt Stärkere reizen". Dies sprach er in Gegenwart der Freunde, und anderes noch in geheimer Unterredung mit ihr, wodurch er, wie geglaubt wurde[172]), sie auf das, was sie von Tiberius zu fürchten habe, hinwies.

Bald darauf erlosch sein Leben unter allgemeiner Klage der Provinz und der benachbarten Völkerschaften. Es betheiligten sich an der Trauer auswärtige Nationen und Könige: so groß war seine Freundlichkeit gegen die Bundesgenossen, seine Milde gegen die Feinde. Auch flößte sein Anblick gleiche Verehrung ein wie seine Art zu sprechen; denn während er die Hoheit und Würde seiner erhabenen Stellung stets behauptete, hatte er es doch verstanden, dem Neide und dem Vorwurfe des Hochmuths zu entgehen.

Kapitel 73.

Sein Leichenbegängniß, ohne Ahnenbilder und Trauergefolge[173]), ward mit Lobreden und dem Gedenken seiner Tugenden feierlich begangen. Es gab sogar manche Redner, welche ihn hinsichtlich seines Aeußern, seines Alters, seiner Todesart, ja auch wegen der Nähe der Oertlichkeiten, wo er starb, mit dem Geschicke Alexander's verglichen. „Denn beide, von stattlicher Leibesgestalt und hoher Abstammung, hätten, wenig über dreißig Jahre alt, durch die Arglist der Ihrigen in der Fremde den Tod gefunden[174]). Der Unterschied sei nur der, daß Germanicus liebreich gegen seine Freunde, mäßig in Genüssen, in einer einzigen Ehe als Vater ehelicher Kinder sein Leben geführt und sich doch zugleich nicht minder als Mann der Schlachten bewährt habe, wenn schon Tollkühnheit ihm fern geblieben und er verhindert worden sei, die durch seine so zahlreichen Siege bereits erschütterten deutschen Lande völlig unter das Joch zu zwingen. Wäre er freilich allein Herr seines Thuns, wäre er der Machtbefugniß und dem Na-

[172]) Wer „glaubte" das? — Gewiß ist nur Eins, dies: daß nach Tacitus' eigenem Zeugnisse Germanicus fest überzeugt war, seine Frau werde, wenn sie ihr herausforderndes Betragen nicht ändere, ihren Hochmuth nicht beuge und ihre Herrschsucht nicht in Schranken halte, Unglück über sich und die Ihrigen bringen. Und also geschah es. —

[173]) Beides fehlte, weil das Leichenbegängniß nicht in Rom, sondern fern davon im Orient stattfand.

[174]) Tacitus folgt hier der falschen Tradition, daß Alexander von Aristoteles vergiftet worden sei, deren historische Unrichtigkeit ich an einem andern Orte, Aristotelia Th. I, S. 156—143, nachgewiesen habe.

men nach König gewesen, so würde er jenen an Kriegsruhm um so sicherer erreicht haben, je mehr er bereits durch Milde, Mäßigkeit und alle übrigen guten Eigenschaften den Vorrang vor ihm gewonnen hätte“ [176]).

Der Leichnam wurde vor der Verbrennung auf dem Marktplatze von Antiochia, wo dieselbe stattfinden sollte, entblößt; ob er Zeichen der Vergiftung aufgewiesen habe, ist nicht mit Sicherheit bekannt geworden. Denn je nachdem bei den Einen Mitleid für Germanicus und vorgefaßter Verdacht, bei den andern Vorneigung für Piso überwog, lauteten die Meinungen dafür oder dawider.

Kapitel 74 und 75.

Darauf ward Rath gehalten unter den Legaten und den sonst noch anwesenden Senatoren, wer an die Spitze der Statthalterschaft von Syrien treten solle. Da sich die übrigen nur sehr lau bewarben, schwankte die Wahl lange zwischen Vibius Marsus und Cnaeus Sentius, bis endlich Marsus vor dem älteren und eifriger sich bewerbenden Sentius zurücktrat. Dieser nun sandte eine in dieser Provinz durch ihre Giftmischerkünste berufene und der Plancina sehr werthe Person, Namens Martina, nach Rom, auf Ansuchen des Vitellius und Veranius und der übrigen, welche am Werke waren die Anschuldigungen und die Anklage vorzubereiten, als wenn die Annahme der Klage bereits erkannt wäre [177]).

---

[176]) Es wäre wohl am Orte gewesen, wenn Tacitus hier auf die kolossale Uebertreibung der schmeichelnden Redner in diesem Vergleiche des Germanicus mit Alexander ein wenig hingewiesen hätte. Wir aber dürfen zweierlei nicht unerwähnt lassen, was in dieser Rede offenbar falsch ist. Erstens: daß Alexander bekanntlich ebenso wenig „durch meuchlerische Arglist der Seinigen“, d. h. durch Vergiftung gestorben ist (J. M. Stahr Aristotelia I, S. 137—140), wie Germanicus selbst, der einfach einer Krankheit erlag (J. Kaiserfrauen S. 268 ff.). Zweitens: daß dasjenige, was hier von Germanicus' deutschen Kriegserfolgen gesagt ist, wie wir bereits gesehen haben auf völliger Unkenntniß oder schmeichlerischer Entstellung der Wahrheit beruht. S. unsere Anmerkung oben zu Kapitel 26 dieses Buchs. Eine vortreffliche Charakteristik und Würdigung des von Tacitus sehr überschätzten Germanicus giebt auch Merivale V, p. 196—197.

[177]) Tacitus kann hier nicht umhin, es zu tadeln, daß die Freunde des Germanicus sich zum Herbeischaffen der Beweismittel für ihre Anklage Befugnisse anmaßten, welche ihnen erst nach Annahme ihrer Klage ertheilt werden konnten. Nipp. Wer diese wilde ungesetzliche Hast betrieb, lehren die nächsten Worte.

Aber für Agrippina, obgleich von ihrem Jammer erschöpft und körperlich krank, war dennoch Alles, was ihre Rache zu verzögern drohte, unerträglich. So schiffte sie sich ein, mit der Asche des Germanicus und mit ihren Kindern, begleitet von der allgemeinen Wehklage, daß eine Frau des höchsten Ranges, die man nur soeben noch als glücklichste Gattin umgeben von Verehrenden und Glückwünschenden zu sehen gewohnt gewesen war, jetzt die todten Reste in ihren Armen trug, ohne sichere Aussicht auf Rache, in Furcht für sich selbst, und bei ihrem unseligen Kinderreichthume eben sovielen Schicksalsschlägen ausgesetzt.

Den Piso erreicht inzwischen bei der Insel Cos die Nachricht von dem Ableben des Germanicus. Er empfing sie mit ungemäßigter Befriedigung, schlachtete Opferthiere, besuchte Tempel, und wie er selbst seiner Freude kein Maaß wußte, so geberdete sich Plancina noch schmählicher, indem sie ihre Trauer um ihre verlorene Schwester jetzt zuerst mit heller Kleidung vertauschte[178]).

Kapitel 76.

Zahlreich strömten Offiziere herbei[179]), und stellten ihm vor: wie ergeben ihm die Gesinnungen der Legionen seien; er solle wieder in die Provinz zurückkehren, die ihm widerrechtlich genommen und jetzt erledigt sei. Er überlegte, was zu thun sei. Sein Sohn Marcus Piso rieth, nach Rom zu eilen. „Bis jetzt habe er sich noch nichts Unverzeihbares zu Schulden kommen lassen, und kraftlose Verdächtigungen und leere Gerüchte zu fürchten habe er keinen Grund. Sein Zwiespalt mit Germanicus möge vielleicht Ursache zur Unzufriedenheit geben, aber nicht zur Strafe, und durch die Entziehung der Provinz sei ja bereits den Feinden Genugthuung gegeben. Wenn er aber in dieselbe zurückkehre und Sentius sich widersetze, so sei der Bürgerkrieg begonnen. Auch sei nicht Verlaß auf die dauernde Anhänglichkeit der Centurionen und Soldaten für seine Sache, da bei ihnen das noch frische Andenken an ihren Oberbefehlshaber und die tiefgewurzelte Liebe für das Kaiserhaus stärker seien."

---

[178]) Dies Alles offenbar nach feindlichen Berichten. S. Kaiserfrauen S. 280.

[179]) von den in Syrien stehenden Legionen.

Kapitel 77.

Dem widersprach ausführlich Domitius Celer, der zu Piso's nächsten Freunden gehörte: „Man müsse das Geschehene benutzen[180]; Piso, nicht Sentius, sei mit der Statthalterschaft von Syrien betraut, ihm seien die Fasces und die Prätorische Gewalt, ihm die Legionen übergeben worden. Komme es zu einem feindlichen Zusammenstoße, — wer werde da mehr berechtigt sein, bewaffneten Widerstand zu leisten, als der, welcher die Machtbefugniß eines Legaten und besondere Instruktionen[181] erhalten habe? Man müsse ferner auch den Gerüchten Zeit lassen, sich zu erschöpfen[182], während sehr oft der Unschuldige der noch frischen Verleumdung nicht gewachsen sei. Dagegen: wenn er das Heer fest in der Hand behalte, seine Streitkräfte verstärke, so werde gar Vieles, was sich nicht im Voraus beschicken lasse, durch die Umstände zum Vortheil ausfallen. Oder eilt es uns denn, zugleich mit der Asche des Germanicus zu landen, damit dich ungehört und unvertheidigt das Zammergeschrei Agrippina's und die blinde Masse bei dem ersten Gerüchte in's Verderben reiße? Allerdings hast du das Einverständniß der Augusta, hast du des Kaisers Gunst, aber — im Geheimen; und den Tod des Germanicus betrauert Niemand mit mehr äußerlichen Kundgebungen als die, welche sich am meisten darüber freuen“[183].

Kapitel 78.

Ohne große Schwierigkeit läßt sich Piso, allem Gewaltsamen geneigt, zu dieser Ansicht bestimmen. So richtet er denn einen Brief an Tiberius, in welchem er den Germanicus der Ueppigkeit und des Hochmuths anklagt und meldet: „daß er seinerseits, den man aus seiner Stellung vertrieben um für Umwälzungspläne Raum zu schaf-

---

[180]) „Das Geschehene“, d. h. Germanicus' Tod.

[181]) Hier wird als *faktisch* hingestellt, daß Piso von Tiberius gewisse besondere Instruktionen gegen Germanicus erhalten habe, was oben (I. Kap. 43) und späterhin (III. 16) als *unerwiesen* und *unsicher* bezeichnet wird.

[182]) Dies bezieht sich auf die von den Feinden Piso's verbreiteten Gerüchte von der Vergiftung des Germanicus durch Piso und Plancina.

[183]) Da es Tacitus ist, welcher diese Rede komponirt hat, so haben wir auch hier wieder die von ihm so oft wiederholte ungerechte Insinuation gegen Tiberius, „daß er sich im Innern über Germanicus' Tod herzlich *gefreut* habe!“

sen, seine Oberaufsicht über das Heer mit der gleichen treuen Ergebenheit mit der er sie früher gehandhabt, wieder angetreten habe". Zugleich heißt er den Domitius an Bord eines Dreiruderers gehen und mit Vermeidung der Küstengestade und vorbei an den Inseln direkt über die See nach Syrien segeln. Die zulaufenden Ausreißer [184] formirt er in Manipeln, bewaffnet Troßknechte, fängt durch Schiffe, die er nach dem Festlande sendet, eine Abtheilung nach Syrien marschirender Rekruten auf, und fordert brieflich die kleinen Fürsten Ciliciens auf, ihn mit Hülfstruppen zu unterstützen — bei welchen kriegerischen Thätigkeiten sich der junge Piso sehr eifrig erwies, obschon er von dem Unternehmen des Krieges selbst abgerathen hatte.

Kapitel 79.

Als ihnen sodann hart an der Küste von Lycien und Pamphylien hinsegelnd, die Schiffe entgegenkamen, auf welchen Agrippina fuhr, machte man sich zuerst in feindlicher Stimmung auf beiden Seiten zum Kampfe fertig. Dann aber, da jeder Theil vor dem andern Furcht hatte, ging man nicht über Schimpfreden hinaus, und Marius Bibius ließ dem Piso ansagen: „er solle nach Rom kommen, sich vor Gericht zu verantworten"; worauf jener verächtlich spottend zur Antwort gab: „er werde zur Stelle sein, sobald der Prätor, der die Untersuchung über Vergiftungssachen habe, für Kläger und Beklagten den Termin angesagt haben werde [185]).

Inzwischen landete Domitius bei der Syrischen Stadt Laodicea und machte sich auf nach dem Winterlager der sechsten Legion, weil

[184]) die von den Syrischen Legionen zu ihm desertirten Soldaten.

[185]) Der „Spott" in Piso's Antwort wird von Tacitus darin gefunden, daß Piso im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit an dem ihm angedichteten Vergiftungsverbrechen, seinem Gegner es in's Angesicht sagte: „daß er wisse, wessen man ihn zu bezichtigen vorhabe". Damit sprach er allerdings seine Verachtung solcher Anklage und derer aus, die sie anzustellen Willens waren, sowie er zugleich dem Marius bemerklich machte, daß derselbe keine Befugniß habe, ihn nach Rom und vor Gericht zu laden. Diese hatte nur der betreffende Prätor, dessen Sache es war, nachdem bei ihm die Anzeige geschehen war, daß Jemand einen andern anklagen wolle, einen Termin zum Anbringen der Anklage auszuschreiben (prodicere diem), an welchem beide Parteien zu erscheinen hatten. Da aber Germanicus ein Mitglied des Kaiserhauses war, so setzten seine Freunde es durch, daß über das angeblich gegen ihn begangene Vergiftungsverbrechen nicht vor dem gewöhnlichen Gerichte (vor dem Prätor, vor den solche Verbrechen ressortirten), sondern vor dem Senate verhandelt wurde. S. unten III, 12.

er dieſelbe als beſonders geeignet für Neuerungen anſah. Aber der Legat Pacuvius kam ihm zuvor. Dies theilte Sentius dem Piſo brieflich mit und warnte ihn: er möge nicht das Heer verführen und den Frieden der Provinz durch Krieg zu ſtören ſuchen. Zugleich zieht er alle an ſich, die er als treu gedenkende Anhänger des Germanicus oder als Gegner von deſſen Feinden erkannt hatte, führt ihnen wiederholt die Machthoheit des Kaiſers zu Gemüthe, und daß der Angriff Piſo's dem Staate gelte, und ſtellt ſich dann als Führer an die Spitze einer ſtarken zum Losſchlagen bereiten Mannſchaft.

Kapitel 80.

Aber auch Piſo, obſchon ſein Unternehmen nicht nach Wunſche ging, verſäumte nicht die von ſeiner gegenwärtigen Lage gebotenen Sicherheitsmaßregeln, ſondern ſetzte ſich in Beſitz eines ſehr ſtark befeſtigten Caſtells von Cilicien, welches Kelenderis hieß. Er hatte nämlich die Ciliciſchen Hülfsvölker, welche die kleinen Fürſten geſendet hatten, mit den Deſerteuren und der kürzlich aufgefangenen Abtheilung Rekruten ſowie mit ſeinen und Plancina's Sklaven in Eins verbunden und auf die Stärke einer Legion gebracht. Zugleich erklärte er ſeinen Leuten wiederholt: „er, des Kaiſers Legat, werde gehindert, von der Provinz, welche dieſer ihm verliehen, Beſitz zu ergreifen, nicht durch die Legionen, — denn eben auf deren Aufforderung komme er — ſondern durch Sentius, der ſeinen perſönlichen Haß hinter falſchen Anſchuldigungen verſtecke. Sie möchten nur muthig Stand halten, wenn es zum Treffen komme, die Soldaten würden nicht kämpfen, wenn ſie den einſt von ihnen „Vater“ genannten Piſo erblickt haben würden, der, wenn das Recht entſchiede, der ſtärkere, wenn die Waffen, nicht kraftlos ſei“. Darauf entfaltet er ſeine Manipeln unter den Feſtungswerken auf einem ſteilen und jäh abfallenden Hügel — denn außerdem iſt der Platz an allen andern Theilen vom Meere umgeben. Ihm gegenüber ſtellten ſich die Veteranen centurienweis nebſt ihren Reſerven. Auf der einen Seite ſtarke Feſtigkeit der Soldaten, auf der andern ſtarke Feſtigkeit der örtlichen Stellung, aber kein Muth, keine Hoffnung, nicht einmal ordentliche Waffen, ſondern nur ländliche eilig zum kriegeriſchen Gebrauch umgewandelte Werkzeuge. Als es zum Schlagen kam, verzog ſich die Entſcheidung nur ſo lange, bis die Römiſchen Cohorten die Hochebene erklommen hatten. Da flohen die Cilicier und ſchloſſen ſich in die Feſtung ein.

Kapitel 81.

Jetzt machte Piso einen vergeblichen Versuch, die in der Nähe liegende Flotte anzugreifen. Zurückgekehrt begann er von der Mauer herab die Soldaten zum Abfall zu verführen, und indem er bald sein Unglück beklagte, bald Einzelne namentlich anrief und Belohnungen verhieß, hatte er sie bereits in solche Stimmung der Theilnahme versetzt, daß ein Fahnenträger der sechsten Legion wirklich mit seiner Fahne zu ihm überging. Da hieß Sentius die Hörner und Tuben dreinblasen, den Wall angreifen, die Sturmleitern anlegen, Freiwillige zum Sturm schreiten und andere aus den Geschützen den Platz mit Lanzenspeeren, Steinen und Feuerbränden beschießen. Jetzt endlich gab sich der hartnäckige Piso besiegt und bat, „nach Auslieferung der Waffen in dem Kastell bleiben zu dürfen, während man den Kaiser befrage: wem er Syrien anvertrauen wolle". Die Bedingungen wurden nicht angenommen und ihm nur Schiffe und sichere Reise nach der Hauptstadt zugestanden.

Kapitel 82.

Doch jetzt zurück nach Rom. Als dort Germanicus' Krankheit ruchtbar und alle Umstände, wie es bei so weiter Entfernung zu geschehen pflegt, in's Schlimme vergrößert gemeldet wurden, da erwachte Schmerz und Zorn und laute Klagen brachen aus[186]). „Darum also sei Er an das Ende der Welt fortgeschickt, darum dem Piso die Provinz übergeben worden! darauf hätten die geheimen Zwiegespräche der Kaiserin Mutter mit Plancina abgezielt! Jetzt sehe man, wie vollkommen richtig das gewesen, was die älteren Leute in Bezug auf Drusus gesagt hätten: es mißfalle den Regierenden die bürgerliche Gesinnung ihrer Söhne, und nur darum seien dieselben aus dem Wege geräumt worden, weil sie sich mit dem Gedanken getragen hätten, dem römischen Volke die republikanische Freiheit und damit die allgemeine Rechtsgleichheit wiederzugeben"[187]).

[186]) Die folgenden Aeußerungen sind Ausbrüche der blinden Leidenschaft der Julischen Partei, der Anhänger Agrippina's. S. Kaiserfrauen S. 269 ff. 276. — Sievers II, 15. Aehnlichen provozirenden Umtrieben derselben werden wir noch später mehrfach begegnen.

[187]) Allerdings mögen die Anhänger der Partei Agrippina's ihrem Schmerz und Zorne in solchen Klagen und Anklagen Luft gemacht haben. Aber darum sind diese Anklagen um nichts weniger durchaus wahrheitswidrig, ja, insofern sie Tiber und

Diese Aeußerungen des Publikums fachte die Todesnachricht zu solcher Gluth an, daß noch vor der Bekanntmachung der Behörden, vor dem Senatsbeschluß, der Stillstand aller Geschäfte begann, die Fora menschenleer blieben, die Häuser der Aristokratie geschlossen wurden. Ueberall tiefe Stille und Seufzen, nichts nur zum Scheine geheuchelt; und obwohl man sich der äußeren Zeichen von Trauernden nicht enthielt, war die innerliche Trauer doch noch tiefer. Einmal brachten Handelsleute, welche Syrien verlassen hatten während Germanicus noch lebte, günstigere Kunde über seinen Gesundheitszustand. Sofort ward sie geglaubt, sofort verbreitet. Wo man sich begegnete theilte jeder was er, wenn auch noch so unverbürgt, gehört hatte, den andern mit, die es wieder in ihrer Freude mit Zusätzen weiter trugen. Man rennt durch die Stadt, man stürmt die Tempelthüren. Die Nacht verstärkt die allgemeine Gläubigkeit und die Dunkelheit läßt die Leute ihre Behauptungen um so dreister aussprechen. Auch trat Tiberius den falschen Gerüchten nicht entgegen, sondern wartete ab, bis Zeit und Stunde sie schwinden machten[188]).

Kapitel 83.

Und da verstärkte sich noch der Schmerz des Volks über den ihm gleichsam aufs Neue entrissenen.

Ehrenbeweise, wie sie nur irgend die Liebe für Germanicus oder die Erfindungskraft der Menschen ausdenken konnte, wurden vorgeschlagen und beschlossen. Sein Name sollte im Saliarischen Liede mit abgesungen werden[189]). An jedem Orte, wo die Augustalpriester

---

Livia und selbst Augustus sogar zu Mördern ihrer Söhne (Drusus d. ä. und Germanicus) machen, geradezu abscheuliche Verläumdungen zu nennen, die Tacitus nicht hätte erwähnen dürfen, ohne zugleich ihre Grundlosigkeit anzudeuten. (S. Kaiserfrauen S. 269, Tiberius S. 8—10, Sievers II, 7.) — Der Glaube an Drusus' Absichten zur Herstellung der republikanischen Freiheiten gehört ohnehin in das sagenhafte Gebiet der Hoffnungen auf „liberale Kronprinzen", zumal wenn dieselben, wie Drusus und Germanicus, jung und ohne zur Regierung gelangt zu sein sterben. S. zu Ann. I, 33.

[188]) Er that klug und wohl daran. (S. Sievers II, S. 7.) Welch einen schweren Stand Tiber gegenüber diesem Treiben hatte, darüber s. Kaiserfrauen S. 270.

[189]) Diese Ehre entspricht etwa unserer Aufnahme fürstlicher Personen in das offizielle Kirchengebet. Das uralte Lied der Priester der dem Mars geweihten Springerbrüderschaft (der Salii), die jährlich im März unter Gesang und Waffentänzen festliche Umzüge in Rom hielt, bestand aus zwei Theilen, in deren erstem die einzelnen

in deren Räumen er seit seiner Jugend geweilt [1]); und die personificirte Philosophie richtet ihre Tröstung an den „Zögling Eleatischer und Akademischer Studien“ [2]). Aus dem schon angeführten Briefe Cassiodor's erfahren wir, dass er fast die meisten derjenigen Philosophen, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigte, ins Lateinische übertragen hatte [3]). Fragen wir nun, welcher Schule Boethius sich eigentlich angeschlossen habe, so können wir diese Frage im Allgemeinen dahin beantworten, dass er Platoniker und Aristoteliker zugleich zu sein strebte. Für diese Ansicht haben wir drei Gründe. Einmal den Umstand dass er, wie wir bald ausführlicher darlegen werden, nach eignem Eingeständnisse, die lateinische Bearbeitung und Erklärung der Schriften, und endlich die Vereinigung der Systeme beider Philosophen zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte; ein Streben, welches auch schon in den erhaltenen Commentaren zum Aristoteles hier und da heraustritt. Sodann seine völlige Hingebung

1) De Consolat. Philosoph. I, p. 920. nutricem meam, in cujus ab adolescentia laribus obversatus furram. fueram. vgl. I, p 945.

2) Ebendas. I, p. 911. Hunc vero Eleaticis atque Academicis studiis enutritum etc. —

3) Translationibus — tuis Pythagoras musicus, Ptolemaeus astronomus leguntur Italis; Nicomachus arithmethicus, geometricus Euclydes audiuntur Ausoniis; Plato theologus, Aristoteles logicus quirinali voce disceptant. Mechanicum etiam Archimedem latialem Siculis reddidisti, et quascunque disciplinas vel artes foecunda Graecia per singulos viros edidit, te uno auctore, patrio sermone Roma suscepit.

Plätze hätten, ſollte für ihn ein Ehrenſeſſel mit einem Eichenkranze darüber aufgeſtellt werden[120]. Bei der den Cirkusſpielen vorangehenden Prozeſſion ſollte ſein elfenbeinernes Bildniß vorausgetragen werden. Kein Flamen oder Augur ſollte an Germanicus' Stelle außerhalb des Julischen Geſchlechts gewählt werden. Dazu noch Ehrenbogen in Rom und am Ufer des Rheins und auf dem Syriſchen Gebirge Amanus mit Inſchriften zur Verkündigung ſeiner Thaten, und daß er für den Staat geſtorben ſei; ein Grabdenkmal zu Antiochia, wo ſeine Leiche verbrannt worden, und ein Tribunal zu Epidaphnae, an welchem Orte er ſein Leben geendet hatte. Seine Statuen und die Orte ſeiner Verehrung aufzuzählen möchte für Niemand eine leichte Aufgabe ſein.

Als aber der Antrag im Senate geſtellt wurde, „daß ſein Medaillonbildniß auf goldnem Schilde von ungewöhnlicher Größe unter den Klaſſikern der Beredtſamkeit aufgeſtellt werden möge", da gab Tiberius die beſtimmte Erklärung ab: „er werde ihm nur ein ſolches, wie es an Material und Größe hergebracht und den übrigen gleich ſei, weihen[121]. Denn in der Litteratur mache die äußere

---

Götter angerufen, im zweiten bloß ihre Namen aufgezählt wurden. Die Ehre, in dieſe „Litanei" aufgenommen zu werden, war dem Auguſtus — wie er in der Monumentalinſchrift von Ancyra eigends erwähnt — ſchon bei Lebzeiten als eine Art von religiöſer Apotheoſe zuerkannt worden. Die Sprache dieſes Gedichts, das Numa verfaßt haben ſollte, war ſchon den Zeitgenoſſen des Horaz unverſtändlich. S. Horat. Epp. II. 1, 86.

[120]) Germanicus gehörte zu dieſem Prieſterkollegium (ſ. oben I, 54). Der Eichenkranz bezeichnete ihn als Retter des Staats.

[121]) Die griechiſche Sitte: Schilde (clipei) mit den Bruſtbildern berühmter Männer zu ſchmücken (en medaillon), ward von den Römern noch umfangreicher kultivirt und von den Staatsmännern und Feldherren auch auf die Größen der Litteratur übertragen. Dieſe Medaillons waren von Metall und farbig angemalt. (O. Müller Archäologie S. 505—7. 3te Ausg.) Sammlungen ſolcher Portraits zierten öffentliche Bibliotheken (ſ. Voß zu Virgil Eclog. III, 39), wie wir oben Kap. 37 geſehen haben, wo Hortalus ſeine Blicke auf das Bruſtbild ſeines Ahnherrn, des großen Redners Hortenſius richtete, und es war, wie wir aus Tacitus ſehen, eine große Ehre, unter dieſelben ſein Bildniß aufgenommen zu ſehen. Der ältere Plinius (h. n. VII, 31, 115) bezeichnet es als die höchſte Ehre, daß das Bildniß des großen Schriftſtellers und Gelehrten Varro allein ſchon bei deſſen Lebzeiten in der erſten öffentlichen Bibliothek, welche Aſinius Pollio von Beutegeldern in Rom gründete, aufgeſtellt worden ſei. Germanicus hatte ſich lebhaft mit Litteratur, Poeſie und Beredtſamkeit beſchäftigt. (S. Sueton Calig. 3.)

Lebensstellung keinen Unterschied, und es sei Ehre genug für Germanicus, wenn er überhaupt in die Gesellschaft der alten Schriftsteller aufgenommen werde“[192]). Der Ritterstand benannte die Abtheilung[193]) der Theatersitze, welche bis dahin „die der Jüngeren“ hieß, „die Abtheilung des Germanicus“ und setzte fest, daß an den Idus des Juli[194]) die Rittergeschwader hinter seinem Bilde einherziehen sollten. Vieles von diesen Ehrenbezeugungen ist noch jetzt vorhanden und in Kraft, während einiges bald nachher unterblieb, oder im Laufe der Zeiten in Vergessenheit kam.

Kapitel 84.

Inzwischen gebar, während die Trauer noch frisch war, die Schwester des Germanicus, Livia, die Gattin des Drusus, ein Zwillingspaar männlichen Geschlechts: ein Ereigniß, das, selbst in geringen Häusern selten und als ein Glück begrüßt, den Kaiser dermaßen freudig stimmte, daß er sich nicht enthalten konnte, vor dem Senate die prahlende Aeußerung zu thun: „keinem römischen Manne so hohen Ranges seien jemals Zwillingsstammhalter geboren worden“; denn er war gewohnt, Alles, auch das Zufällige, sich zum Ruhme anzurechnen[195]). Dem Volke jedoch verursachte in solchem Zeit-

---

[192]) Ueber diese edle und wahrhaft große Sinnes- und Handlungsweise Tiber's, für die Tacitus kein Wort der Anerkennung hat, s. Kaiserfrauen S. 270—71. Sievers II, 8.

[193]) Im Lateinischen cuneus, d. h. Keilabschnitt, weil die von je zwei Aufstiegen gebildeten Abschnitte der Sitzreihen diese Form hatten. S. Pauly's Realencyclopädie VI, 2, S. 1774.

[194]) An diesem Tage (15. Juli) fand der feierliche Aufzug der Rittercenturien, die Parademusterung (transvectio) vor dem Censor, statt. Vgl. unten III, 30.

[195]) Diese ganze überaus gehässige Bemerkung des Tacitus über die so natürliche Freude des Großvaters bei der Geburt zweier Enkel, der Stammhalter seines einzigen geliebten Sohnes, charakterisirt sich selbst, — ganz abgesehen davon, daß Tiberius weder bei Tacitus noch sonst bei einem alten Schriftsteller als „prahlerisch“ und ruhmsüchtig erscheint. S. Tiberius S. 90. Die beiden Enkel waren: Germanicus (der vier Jahre alt, 23 n. Chr. starb; Ann. IV, 15) und Tiberius Gemellus (Ann. VI, 46), den Caligula später ermordete; s. zu VI, 46. — „Im hohen Adel der damaligen Zeit waren drei Kinder“ (Drusus hatte außer den beiden Söhnen noch eine Tochter) „selten, und die Gesetzgebung des Augustus hatte bedeutende Prämien darauf gesetzt, sowie an eheloses Leben und Kinderlosigkeit Nachtheile geknüpft“. Nipperdey.

punkte auch dies Ereigniß die schmerzliche Empfindung, als ob solcher Kindersegen des Drusus das Haus des Germanicus noch mehr bedränge[196]).

Kapitel 85.

In demselben Jahre wurden strenge Senatsbeschlüsse gegen das zügellose Leben der Frauen erlassen, und gesetzlich bestimmt, daß keiner Frau, deren Großvater, Vater oder Ehemann römischer Ritter gewesen, ihre Person für Geld preiszugeben erlaubt sein solle. Es hatte nämlich Vestilia, die von Geburt einer Prätorischen Familie angehörte, sich offiziell bei den Aedilen als öffentliche Dirne angemeldet, wie das eine bei den Alten eingeführte Sitte war, welche der Ansicht waren: daß in dem öffentlichen Bekenntniß der Schande eine genügende Strafe gegen unkeusche Weiber liege. Zugleich wurde Titidius Labeo zur Verantwortung darüber aufgefordert: weßhalb er bei der offenbaren Vergehung seiner Frau ihre gesetzliche Bestrafung zu fordern unterlassen habe? Er machte als Einwand geltend, daß die ihm zum Zurathegehen mit sich verwilligten sechzig Tage noch nicht verflossen seien[197]), und so begnügte man sich damit, über die Vestilia abzurtheilen. Sie ward nach der abgelegenen Insel Seriphos[198]) gebracht.

Verhandelt wurde ferner über die Ausweisung der Aegyptischen und Jüdäischen Kulte, und es kam ein Senatsbeschluß zu Stande, „daß viertausend Personen freigelassenen Standes, die von solchem Aberglauben angesteckt waren, und deren Alter zu der folgenden Bestimmung geeignet sei, nach Sardinien übergeführt werden sollten, um

[196]) Daß nicht das Volk, bei dem Drusus sehr beliebt war, wohl aber Agrippina und ihre Partei solche Gefühle hegten, ist begreiflich, da die herrschsüchtige Agrippina die Thronansprüche ihres Hauses durch die Geburt zweier Söhne des Kronprinzen Drusus vereitelt sah. Vgl. Kaiserfrauen S. 293—99.

[197]) Der Ehemann war gesetzlich verpflichtet, sich von seiner auf Ehebruch betroffenen Frau sofort zu scheiden, wenn er nicht als Kuppler bestraft werden wollte. In den nächsten sechzig Tagen hatte er dann allein das Recht der Anklage gegen die Ehebrecherin; später verlor er sein Vorrecht. Da die sechzig Tage in dem vorliegenden Falle noch nicht um waren, so sah man vorläufig von der Verfolgung des Ehemannes ab. S. Nipperdey. Labeo erreichte ein hohes Alter und diente mit seinen dilettantischen Versuchen in der Malerei seinen Standesgenossen zum Gespötte. Plin. n. h. XXXV, 4, 20.

[198]) jetzt Serpho, eine kleine Insel der Cykladen, deren Armuth und Unbedeutendheit sprichwörtlich war.

dort das Raubgesindel zu bekämpfen; und wenn sie durch das ungesunde Klima hingerafft würden, sei es ein Verlust, an dem nichts gelegen. Die andern sollten Italien räumen, wenn sie nicht bis zu einem bestimmten Tage ihren gotteslästerlichen Riten abgesagt haben würden[199]).

Kapitel 86 und 87.

Hierauf stellte der Kaiser den Antrag auf die Neuwahl einer Jungfrau an Stelle der Occia, welche siebenundfunfzig Jahre lang in höchster Heiligkeit den Vestalischen Dienst verrichtet hatte, und stattete zugleich dem Fontejus Agrippa und dem Domitius Pollio öffentlich Dank ab: „daß sie durch Anbieten ihrer Töchter dem Staate zu dienen wetteiferten". Der Vorzug ward der Tochter Pollio's gegeben und zwar nur deßhalb, weil ihre Mutter noch fortwährend mit ihrem Vater in der Ehe lebte; denn Agrippa hatte durch Ehescheidung die Würde seines Hauses verringert. Doch tröstete der Kaiser die Zurückgesetzte trotzdem durch eine Heirathsausstattung von einer Million Sesterzien[200]).

Auf die Beschwerden des Volks von Rom über die harte Kornheuerung setzte er einen Preis für das Getreide fest, den der Käufer zahlen solle und zu dem Er den Händlern auf den einzelnen Scheffel je zwei Sestertien zulegen wolle. Dennoch nahm er den ihm für diese Maßregel angetragenen Titel „Vater des Vaterlandes" nicht an, ja er schalt diejenigen bitter aus, welche (bei dieser Veranlassung) von seinen „göttlichen Thätigkeiten" und von ihm selbst mit der Bezeichnung „Herr" gesprochen hatten. So ward das Reden beschränkt und mißlich unter einem Fürsten, der die Freiheit fürchtete und die Schmeichelei haßte[201]).

---

[199]) Es waren Juden, gegen deren Kultübung hier eingeschritten wurde. (Ausführliches darüber in meiner Einleitung zur deutschen Uebersetzung von Sueton's Kaiserbiographien S. XXX ff.) Seit Pompejus Judäa unterworfen hatte, waren viele Juden als Sklaven nach Rom gekommen, und hatten sich, hernach freigelassen, am rechten Tiberufer angesiedelt. S. Sueton Tiber. 36. Joseph. Antig. XIII. 3, 5. Philo Legat. ad Caj. p. 1014.

[200]) Man sieht hier wieder, wie der sparsame Tiberius am rechten Orte freigiebig zu sein verstand. — Diese Stelle ist übrigens mehrfach interessant für damalige römische Sitten und Sittlichkeit. Wir sehen, daß Ehescheidungen — trotz ihrer Häufigkeit in den vornehmen Familien, dennoch einen Makel auf die Familie warfen.

[201]) Kaum glaublich! aber Tacitus hat es wirklich geschrieben! Denn er hat eben

Kapitel 88.

Ich finde bei Schriftstellern jener Zeiten, die zugleich Senatoren waren[202]), daß damals im Senate ein Schreiben des Adgandestrius, Fürsten der Chatten, vorgelesen wurde, in welchem derselbe „den Tod des Arminius versprach, wenn ihm zur Ausführung des Mordes Gift zugesendet würde", und daß ihm geantwortet worden: „nicht mit Hinterlist und heimlichen Anschlägen, sondern offen und mit gewaffneter Hand sei das römische Volk gewohnt Rache an seinen Feinden zu nehmen". Durch dies rühmliche Benehmen stellte sich Tiberius den altrömischen Feldherren gleich, welche das Anerbieten der Vergiftung des Königs Pyrrhus verworfen und demselben angezeigt hatten[203]).

Uebrigens fand Arminius, der seit dem Abzuge der Römer und der Vertreibung Marbod's nach der Königsherrschaft[204]) strebte, an

---

nie und nirgends ein Herz für das Gute, das Tiberius thut, oder Glauben an die Wahrheit seines Gefühls (f. Tiber. S. 90), und weiß selbst hier die edelsten Charakterzüge des Regenten durch eine zehäffige Anmerkung zu entstellen. Daß Tiber's Regiment vom Volke günstig beurtheilt, seine Weisheit, Fürsorge, Gerechtigkeit, Güte und Festigkeit von demselben anerkannt wurde, ist eine — selbst aus Tacitus zu ersehende, Thatsache. S. Merivale V. p. 275. p. 325: The subjects of Tiberius, we are assured, conceived a high opinion of the wisdom and policy of his general administration. Even Tacitus, not a favourable, nor even a just critic of his character, admits, that his conduct in regard of the law of majesty was the only blot on a government distinguished, at least for many years, by prudence equity and mildness. But Tacitus — is far from consistent with himself in this, as in other expressions of opinion. Diese Worte sind vollständig Wahrheit.

202) „Die also als solche eine im Senate verhandelte Sache genau wissen konnten." Nipperdey.

203) Züge wie dieser und die in den kurz vorhergehenden Kapiteln 83, 86, 87 von Tacitus erwähnten sind ebensoviele Beweise von Tiberius' edler Denkart und Handlungsweise, und ihresgleichen sind außerdem, wie wir wissen, zahlreich aufbehalten.

204) regnum, d. h. die Oberhoheit über die Gesammtheit der germanischen Stämme, die er offenbar zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinen strebte, um der Römischen Macht desto besser gewachsen zu sein. Die „Freiheitsliebe" (libertas) der Germanen, welche sich ihm nach Tacitus entgegenstellte, war dieselbe gegenseitige Eifersucht der einzelnen Stämme und vor allem ihrer Fürsten, die wir auch in unsern Tagen noch immer am Werke sehen. Arminius' Tod fiel wahrscheinlich in das Jahr 21 n. Chr., also zwei Jahre nach den in der letzten Hälfte dieses Buchs erzählten Begebenheiten.

der Freiheitsliebe seiner Volksgenossen feindlichen Widerstand. Sie erhoben sich in Waffen gegen ihn, und nach schwankenden Erfolgen im Kampfe fiel er durch die Arglist seiner Verwandten: er, unzweifelhaft „der Befreier Germaniens", der Mann, der nicht die ersten Anfänge des römischen Volks — wie andere Könige und Heeresfürsten —, sondern das römische Reich in seiner höchsten Blüte angegriffen hat, in den Feldschlachten mit unentschiedenem Erfolge, im Kriege unüberwunden. Volle siebenunddreißig Jahre währte sein Leben, zwölf seine Machtstellung, und noch jetzt wird er bei den barbarischen Völkerschaften in Liedern gefeiert, während er den Geschichtsjahrbüchern der Griechen unbekannt ist, die nur das Ihre bewundern, und bei uns Römern nicht nach seiner Bedeutung gekannt, da wir nur das Alte preisend erheben, gleichgültig gegen das was der Neuzeit angehört.

Drittes Buch.

(Jahr 20 bis 22 nach Chr.)

Kapitel 1.

(Jahr 20 nach Chr.)

In ununterbrochner Fahrt über das winterliche Meer gelangte Agrippina zu der Insel Corcyra, welche den Küsten Calabriens gegenüberliegt. Dort verwandte sie wenige Tage darauf, sich geistig zu fassen, leidenschaftlich heftig in ihrem Schmerze und unfähig zu leiden[1]).

Inzwischen eilten bei der Nachricht von ihrem Kommen ihre näheren Freunde, sowie eine große Anzahl Militairpersonen, namentlich solche die unter Germanicus gedient, aber auch viele die ihn nicht persönlich gekannt hatten, aus den benachbarten Municipien, — ein Theil, weil sie es dem Kaiser gegenüber für ihre Pflicht hielten, andere durch deren Beispiel bewogen — nach der Stadt Brundisium, wohin der Weg für die zur See kommenden der kürzeste und wo die Landung die sicherste war. Und sobald die Flotte in Sicht erschien, füllten sich nicht nur Hafen und Uferränder, sondern auch Mauern und Dächer und was sonst eine weite Aussicht gewährte, mit trauernden Volksmassen, die einander fragten: ob man sie bei der Ausschiffung mit Stillschweigen oder mit irgend einem Zurufe empfangen sollte. Noch war man nicht darüber einig was das Angemessenere sein möchte, als bereits allmälig die Flotte heranfuhr, — nicht, wie sonst gewöhnlich, mit fröhlichem Rufe der Rudermannschaft, sondern unter Zeichen vorbereiteter allseitiger Trauer. Als nun Agrippina mit den zwei

[1]) Die überlieferten Züge von Agrippina's wildem Wesen und Charakter habe ich in meinen „Kaiserfrauen" S. 218–220 aus Tacitus zusammengestellt.

Kindern[2]), die Aschenurne im Arme, an's Land gestiegen aller Augen auf sich heftete, da war nur ein einziges Seufzen aller, und ohne Unterschied erhoben Nahestehende und Fremde, Männer und Frauen die Jammerklage, nur daß die zum Empfange gekommenen, deren Schmerz noch frisch war, es dem bereits von der langen Trauer erschöpften Gefolge Agrippina's zuvorthaten.

Kapitel 2.

Der Kaiser hatte zwei Cohorten der Leibgarde gesendet und den Befehl hinzugefügt: „daß die Gemeindebeamten von Calabrien sowie die Apulischen und Campanischen dem Ehrengedächtnisse seines Sohnes die letzten Huldigungspflichten erweisen sollten.“ So wurden denn seine Aschenreste von Tribunen und Centurionen auf ihren Schultern einhergetragen. Voran dem Zuge gingen die Feldzeichen ohne Schmuck[3]), die Fasces zur Erde gekehrt. Wo der Zug Koloniestädte passirte, empfing man ihn, — das Volk im schwarzen Trauergewande, die Ritter in der Trabea —[4]), indem man je nach den Mitteln jeder Ortschaft Gewänder, Räucherwerk und was sonst bei Bestattungsfeierlichkeiten hergebracht ist[5]), verbrannte. Selbst aus Ortschaften, welche fernablagen, kamen trotzdem die Bewohner dem Zuge entgegen und gaben, indem sie Opferthiere und Altäre für die Manen des Verstorbenen[6]) herrichteten, durch Thränen und Zurufe Zeugniß von ihrem Schmerze. Drusus ging ihm bis Terracina entgegen, begleitet von Germanicus' Bruder Claudius und denjenigen Kindern des Germanicus, die in der Hauptstadt geblieben waren[7]). Die Konsuln,

---

[2]) Julia ein Jahr, Caligula acht Jahre alt. S. II, 70.

[3]) Sonst mit Lorbeeren geschmückt.

[4]) Die Trabea war das purpurgestreifte Staats- und Festkleid der Ritter und der höheren Stände.

[5]) Näheres über diese in Becker's: Gallus Th. II, Excurs über die Todtenbestattung der Römer, und die Anleger zu Sueton. Caesar 84.

[6]) Wörtlich für die Dii Manes, die abgeschiedenen Seelen der Guten, die schattenhaft weiterlebend, und gebannt an den Ort, wo der Körper ruhte, gedacht wurden, von den Ueberlebenden Speise und Trank nehmend. S. Mommsen, Röm. Gesch. I, 154. Man findet das D. M. auf allen römischen Grabsteinen.

[7]) Diese Kinder, welche Germanicus bei seiner Abreise nach dem Orient in Rom zurückgelassen hatte, waren Nero, Drusus, Agrippina (die jüngere) und Drusilla. — Claudius war der spätere Kaiser.

Marcus Valerius und Marcus Aurelius — sie hatten nämlich bereits ihr Amt angetreten —, der Senat und ein großer Theil des Volks von Rom füllten gruppenweis hier und dort die Heerstraße, jeder nach seinem Herzen weinend*); denn es war keine schmeichlerische Huldigung für den Kaiser, da Jedermann wußte, daß Tiberius seine Freude über Germanicus' Tod nur schlecht verhehle.[9])

Kapitel 3.

Tiberius und die Kaiserin Mutter enthielten sich des öffentlichen Erscheinens; sie glaubten die Würde ihrer Majestät zu beeinträchtigen, wenn sie öffentlich Aeußerungen ihres Schmerzes laut werden ließen, oder vielleicht auch fürchteten sie, daß wenn alle Blicke sich forschend auf den Ausdruck ihrer Mienen richteten, man ihre Falschheit in denselben lesen werde.[10]) Von Germanicus' Mutter Antonia finde ich bei keinem Geschichtschreiber, und auch nicht im Römischen Tageblatte eine Andeutung, daß sie sich bei den Trauerfeierlichkeiten durch irgend eine hervorstechende Handlung bethätigt habe, während, neben Agrippina, Drusus und Claudius und auch die übrigen Blutsverwandten namentlich aufgeführt sind, — sei es, daß sie durch ihren Gesundheitszustand gehindert wurde, sei es, daß ihr unter der Trauer erliegendes Gemüth es nicht ertragen konnte, die ganze Größe ihres Verlustes

*) d. h. also: das Volk stand nicht geordnet in Reihen aufgestellt, sondern jeder stand wo, und klagte wie es ihm beliebte, ohne einstudirte Klagerufe und Klagegesänge. — Die Scene ist auf der Via Appia zu denken.

[9]) Wir dürfen das, was Tacitus hier als „Jedermann bekannte" Stimmung Tiber's über Germanicus berichtet und später (IV, 1) noch einmal wiederholt, als offenbare Verleumdung bezeichnen, die Tacitus seinen sehr trüben Quellen über Tiber's Charakter nachschrieb. (S. Kaiserfrauen S. 215.) Denn „schwerlich werden," wie Sievers bemerkt (II, 8), „diejenigen, aus deren Schriften Tacitus solche Mittheilungen empfing, zu Tiber's Anhängern gehört haben." Und was für ein Schüler in der Verstellungskunst müßte der von Tacitus als „Meister" in derselben bezeichnete Tiber gewesen sein, wenn „alle Welt" (omnes) sehen konnte, daß er es mit seiner Trauer um seinen Sohn nicht ernst meinte! Daß Tiberius aber den Germanicus wirklich liebte und schätzte, — wenn er ihn auch nicht überschätzte und nicht blind gegen seine Schwächen war, ja, daß er in ihm eine der Hauptstützen seiner Dynastie und Regierung sah (S. oben Ann. II, 44), ist durch sein ganzes Verhalten erwiesen.

[10]) S. die vorige Anmerkung.

mit Augen zu ſchauen [11]). Ich meinerſeits möchte lieber glauben, daß ſie von Tiberius und der Auguſta, welche ihren Palaſt nicht verließen, zurückgehalten worden ſei, damit es ſo ausſähe, als ob alle drei gleiche Betrübniß empfänden und als ob durch das Beiſpiel der Mutter auch Großmutter und Vaterbruder vom öffentlichen Erſcheinen abgehalten würden. [12])

Kapitel 4.

An dem Tage, an welchem die ſterblichen Reſte in dem Erbbegräbniſſe [13]) des Auguſtus beigeſetzt wurden, herrſchte abwechſelnd ödes Schweigen und ſtürmiſche Jammerklage. Menſchenerfüllt waren die Straßen der Stadt, das ganze Marsfeld von Fackeln erleuchtet. Dort ſtand das Militair in voller Waffenrüſtung [14]), die Staatsbeamten ohne ihre Inſignien, das Volk nach den Tribus geordnet, und ihr lauter Ruf: „Es ſei aus mit dem römiſchen Staate! keine Hoffnung ſei mehr übrig!“ erſcholl lebhafter und offenherziger, als daß man hätte glauben können, ſie gedächten der gegenwärtig Herrſchenden. Nichts jedoch verwundete den Tiberius tiefer als die feurige Parteinahme, welche die Menſchen für Agrippina an den Tag legten,

---

[11]) Dieſe Auslegungen fand alſo Tiberius doch auch in den Quellen vor, ebenſo wie die ſehr verſtändige und richtige Erklärung für das Nichterſcheinen des Tiberius und der Auguſta bei der öffentlichen Todtenfeier. Aber ſie ſind dem Tiberius und der Livia günſtig, und daher glaubt er ſie nicht annehmen zu dürfen, ſondern wendet ſich leichter und lieber den Erklärungen der Feinde Tiber's zu, ſo abſurd ſie auch jedem Unbefangenen erſcheinen müſſen. Es iſt dies eine der vielen Stellen der Annalen, in welchen, wie überhaupt in dieſem ſeinem ſpäteſten Werke, ſeine Neigung zu düſterer Auffaſſung und bitterer Beurtheilung von Menſchen und Zuſtänden ſtark hervortritt. Vgl. Merivale VIII. p. 89 ff., p. 129 ff.

[12]) Tiber's ganzes Weſen war allem öffentlichen Zurſchauſtellen tiefer Empfindungen abgeneigt (S. Tiberius S. 97. Merivale V, p. 204). Dieſer Widerwille, der mit ſeiner tristitia, d. h. mit dem ihm eigenthümlichen düſter-ernſten Weſen, von dem die Alten ſprechen (S. Tiberius S. 271), zuſammenhängt, iſt die allein richtige Erklärung ſeines Sichentfernthaltens von der offiziellen Leichentrauer.

[13]) Im Original tumulus, d. h. „Hügel“, weil es ein hoch aufgethürmter Bau war. Eine Beſchreibung deſſelben iſt in meinem: Ein Winter in Rom, S. 267—273, gegeben. Eine Abbildung ſeiner früheren und gegenwärtigen Geſtalt findet man in dem holländiſchen Kupferwerke: Stedeboek van geheel Italien (Gravenhaag 1724) Th. IV. Taf. XXXVI.

[14]) Wie es ſonſt in der Stadt nicht erſchien, außer bei ähnlichen feierlichen Anläſſen.

an die Aristotelische Logik, die er überall vertritt; und drittens endlich die Verschmelzung Platonischer und Aristotelischer Moral, wie sie das Werk: de consolatione philosophiae, besonders vom dritten Buche an, darbietet. Dazu kommen ferner die Beiden allein ertheilten Bezeichnungen Plato noster [1]) und Aristoteles meus [2]), die häufig namentliche Erwähnung beider in jenem Werke [3]); und nun von Platon zu schweigen, die Annahme der Aristotelischen Erklärungen über das höchste Ziel der Bestimmung und des Strebens aller Wesen in der Glückseligkeit [4]), der Definition des höchsten Guten [5]) und dergleichen. Auch haben diese Ansicht schon alte Ausleger des Boethius ausgesprochen, wie z. B. der dem Aristoteles selbst nicht eben zugethane Murmellius [6]) und andere, wie J. A. Fabricius und Heumann. Aus

1) De Consolat. philosoph. I, p. 920.

2) De Cons. philosoph. V, p. 1097. Aristoteles meus id — (casum) in physicis et brevi et veri propinqua ratione definivit.

3) Plato im Timaeus III, p. 1041. in andern Dialogen III, p. 1058. IV, p. 1071. V, p. 1114. — Aristoteles III, p. 1000. nach de Coelo et Mundo I. s. Murmell. p. 1001.; III, p. 1054.; V, p. 1113. (nach Arist. de Coelo II, cp. 14.)

4) De Consol. philosoph. III, p. 1009 — 1010 ff.

5) De Consol. philos. III, p. 1033.

6) Ad Boeth. de Consolat. philos. V, p. 1104. „Boethius cum magis sit Platonicus quam Aristotelicus, medium tamen se praebet inter utrumque philosophum.“ p. 1108. Hoc loco Platonis opinionem sequitur, cui reclamat Aristoteles, quem impudentissima theologistarum, contra veterum eorundemque doctissimorum theologorum sententiam, nihil verita est in coelum recipere.

indem sie dieselbe in ihren Zurufen „die Zierde des Vaterlandes“, „das allein ächte Blut des Augustus,“ „das einzige Musterbild altrömischer Art“ nannten, und mit zum Himmel und zu den Göttern gerichteten Händen flehten: „daß ihre Kinder ihr erhalten bleiben und ihre Widersacher überleben möchten!“ [15])

Kapitel 5.

Es gab Leute, welche den Prunk eines Staatsbegräbnisses [16]) vermißten und die Ehren- und Prachtveranstaltungen in Vergleich zogen, welche Augustus für Drusus, des Germanicus Vater getroffen hatte: „wie Er selbst in der strengsten Winterszeit bis nach Ticinum entgegen gegangen, wie er dann nicht mehr von der Leiche gewichen und zusammen mit ihr in die Hauptstadt eingezogen sei; wie die Ahnenbilder der Claudier und Julier dichtgedrängt das Paradebett umgeben hätten, die Todtenklage auf dem Forum, die Lobrede von der Rednerbühne herab gehalten, und Alles, was von den Vorfahren aufgebracht oder von den Späteren erfunden, dabei in Fülle gehäuft worden sei [17]). Dem Germanicus dagegen seien nicht einmal die gewöhnlichen jedem

[15]) Tiberius müßte mehr als ein Mensch gewesen sein, wenn ihn diese Manifestationen der Partei Agrippina's, deren überlebende Aeußerungen als solche klar vor Augen liegen, nicht „tief verwundet“ hätten. Kein vernünftiger Mensch kann es ihm verdenken, wenn er, dessen Regierung bisher eine durchaus vortreffliche gewesen war, sich nicht dazu herbeiließ, solche abfällige Aeußerungen: „Es sei aus mit dem römischen Staate! keine Hoffnung mehr übrig“ u. s. w. selbst mit anzuhören. Es waren das im besten Falle eben Gefühlsäußerungen, wie sie noch heute dem Italiener eigen sind, im schlimmeren (und wahrscheinlicheren) Falle von Agrippina und der Julischen Partei provozirte (Sievers II, S. 15. Kaiserfrauen S. 276 f.). Das sieht jeder, der überhaupt kritisch sehen kann.

[16]) Das Leichenbegängniß des Germanicus in Rom war kein vollständiges, da dasselbe bis zur Einsammlung der Aschenreste bereits zu Antiochia vollzogen war und für Rom nur die Ueberführung der Aschenurne in das Mausoleum der Kaiserlichen Familie übrig blieb.

[17]) Ueber Drusus' Tod und Bestattung s. Tiberius S. 7 ff. Tiber's würdige Haltung dabei schildert Seneca (Cons. ad Polyb. 34), wie er auch Livia's edel gefaßten Schmerz bezeugt (Cons. ad Helviam 3 u. 4). Tiber war zu dem erkrankten Bruder, den er noch lebend zu treffen hoffte, mit solcher Eile in der rauhen Winterzeit nach Germanien gereist, daß er eine Tour von 200 römischen Meilen (= 41 deutschen Meilen) Tag und Nacht fahrend mit drei Relaiswagen in 24 Stunden zurücklegte. Plin. nat. hist. VII, 20.).

Manne von Adel gebührenden Ehren zu Theil geworden. Allerdings habe der großen Entfernung wegen die Verbrennung des Körpers im fremden Lande, so gut es sich thun lassen, stattgefunden; allein um so mehr Ehren hätten ihm billigermaßen später erwiesen werden müssen im Betracht, daß das Schicksal ihm die ersten versagt hatte.

Nicht der Bruder sei ihm weiter als eine Tagereise, der Vatersbruder nicht einmal wenigstens bis zum Thore entgegen gegangen. Und wo seien denn die althergebrachten Bräuche geblieben: die Ausstellung des Portraitbildes vor dem Paradebette? die Abfassung von Gedichten zum Ehrengedächtniß seiner Trefflichkeit? und die Lobredner und die Thränen oder wenigstens die künstliche Darstellung wirklichen Schmerzes?" [15])

Kapitel 6.

Dies kam zur Kenntniß Tiber's und um das Gerede des Publikums zum Schweigen zu bringen, erließ er ein Edikt folgenden Inhalts: „Viele erlauchte Römer hätten im Dienste des Staats den Tod gefunden, aber noch Keiner sei mit so heißer Sehnsucht betrauert worden; und das sei auch sowohl für ihn selbst als für alle insgesammt von höchstem Werthe, wenn nur auch ein Maaß dabei gehalten werde. Denn nicht Ein und dasselbe schicke sich für Männer höchster Stellung und für das weltbeherrschende Volk, was sich für Familien und Bürgerschaften von mäßigen Verhältnissen schicke. Bei dem noch frischen Schmerze sei die Trauer und das Streben, sich durch das Trauern selbst Trost zu gewähren, angemessen

---

[15]) Auch diese ganze weitläuftige Mittheilung der Aeußerungen der Unzufriedenheit „mancher Leute" (fuerant, qui) liefert ein Beispiel von Tacitus' ungerechter Vorringenommenheit gegen Tiber. Er theilt dies gehässige Gerede mit, ohne zu sagen, daß es durchaus eitel war, und ohne offenbare Unrichtigkeiten desselben zu berichtigen. Dahin gehört die Klage: „daß keine Gedichte auf den todten Prinzen verfaßt seien". Und doch erzählt später Tacitus selbst im 49. Kapitel dieses Buches, daß der Kaiser einen römischen Ritter für ein solches Gedicht mit Geld beschenkte! Vgl. Kaiserfrauen S. 278. Tiberius S. 97. — Höchst charakteristisch für das ganze Genre dieses Skandalklatsches ist endlich das Verlangen der Unzufriedenen: daß der Kaiser doch mindestens hätte öffentlich Thränen des Schmerzes weinen, oder wenn er das aus eigenem Gefühl nicht vermochte, wenigstens als guter Schauspieler wahren Schmerz nachahmend darstellen sollen!

gewesen; allein jetzt sei es Zeit, sich endlich zu geistiger Gefaßtheit zurückzuwenden, wie einst der hochselige Julius nach dem Verluste der einzigen Tochter, wie der hochselige Augustus, nachdem ihm der Tod seine Enkel entrissen, mit Gewalt die Traurigkeit von sich geworfen hätten. Es sei nicht nöthig, ältere Beispiele dafür anzuführen: wie oftmals das römische Volk die Niederlagen seiner Heere, den Tod der Heerführer, die Vernichtung ganzer edler Familien mit Fassung ertragen habe. Die Fürsten seien sterblich, der Staat ewig. So möge man denn wieder zu den gewöhnlichen Lebensthätigkeiten zurückkehren und auch" — es war nämlich das Festschauspiel der Megalesien nahe — „die Genüsse des Lebens wieder aufnehmen." [19])

Kapitel 7.

So legte man denn die Trauer ab[20]) und kehrte wieder zu den Geschäften zurück. Drusus seinerseits reiste ab zu den Illyrischen Heeren. Alle Gemüther waren jetzt energisch darauf gerichtet, den Piso zur Strafe zu ziehen, wobei man häufig die Klage hörte: daß derselbe inzwischen sich guter Dinge in dem schönen Asien und Achaja umhertreibe und durch übermüthiges und listiges Zaudern die Beweis-

[19]) Die Art und Weise, wie Tacitus den Erlaß dieses Edikts motivirt, welches dem Kaiser zur höchsten Ehre gereicht, ist gehässig und unwürdig. Den alten Kaiser mochte das Gerede der Schwätzer im vorigen Kapitel wenig kümmern, desto mehr aber die Unordnung, welche eine überlang dauernde Trauer in allen Verhältnissen und Geschäften des Staats und des bürgerlichen Lebens hervorbringen mußte, da selbst in den Provinzen bei der Landestrauer um einen Todesfall in der kaiserlichen Familie alle Geschäfte stockten, alle Werkstätten und Kaufläden geschlossen blieben. Die öffentliche Trauer um Germanicus aber hatte in Rom bereits gegen vier Monate gedauert, als endlich der Kaiser sein Edikt erließ, der sehr wohl wußte, daß diese äußere Trauer von gewisser Seite absichtlich unterhalten wurde (Kaiserfrauen S. 278 ff. Sievers II. 9.) Ueber die großartige und würdig-edle Haltung, die Tiberius in diesem Edikt an den Tag legt, ist kaum nöthig etwas zu sagen, außer dies, daß Tiberius selbst sie durch die Standhaftigkeit und Ruhe bewährte, mit welcher wir ihn später (Ann. IV, 8–9) den Verlust seines einzigen Sohnes, Drusus, tragen sehen werden. — Die Megalesien, Festschauspiele scenischer und circensischer Art zu Ehren der Göttin Cybele, fanden statt vom 4.–10. April. S. Ovid: Festkalender IV, 179–283.

[20]) Der hier von Tacitus gebrauchte Ausdruck exuto iustitio (d. h. „nach ausgezogenem Gerichtsstillstand") ist unübersetzlich. Er zeigt an, daß man die Landestrauer, mit welcher ein Stillstand aller öffentlichen Geschäfte und Gerichtsverhandlungen verbunden war, auch in der Kleidung zeigte.

führungen für seine Frevel zu untergraben bestissen sei. Es war nämlich ruchtbar geworden, daß die von Sentius, wie ich gesagt habe[21]), nach Rom gesendete berüchtigte Giftmischerin Martina in Brundisium eines plötzlichen Todes verstorben, daß Gift im Knoten ihres Haares verborgen, doch sonst an ihrem Körper kein Zeichen gewaltsamen Todes gefunden worden sei.[22])

Kapitel 8.

Piso jedoch, der seinen Sohn nach Rom voraufgeschickt und ihn mit Instruktionen zur Begütigung des Kaisers versehen hatte, begiebt sich zum Drusus, den er nicht etwa grollend über den Tod seines Bruders, sondern vielmehr, weil dadurch ein Nebenbuhler beseitigt war, gegen ihn selbst milder gestimmt zu finden hoffte[23]). Tiberius, der seine Unparteilichkeit vor der Welt sehen lassen wollte[24]), nimmt den jungen Mann gütig auf und zeichnet ihn mit dem bei Söhnen vornehmer Familien üblichen Gnadengeschenke aus[25]). Drusus seinerseits gab dem Piso zur Antwort: „wenn sich die Anschuldigungen bewähren sollten, die man gegen ihn schleudere, so werde Er vor allen dies schmerzlich empfinden; allein Er wolle lieber glauben, daß dieselben leer und nichtig seien und daß der Tod des Germanicus Niemanden verderblich werde." Er that diese Aeußerung offen in Gegenwart anderer und mit Vermeidung jeder geheimen Verhandlung, wie man denn auch nicht zweifelte, daß ihm diese Haltung von Tiberius vorgeschrieben worden sei, da man sah, daß der sonst so wenig lebenskluge und jugendlich offene Prinz hier sich greisenhafter Künste bediente[26]).

---

[21]) S. oben II, 74.

[22]) „Dies betrachtete man als einen Beweis ihrer Kunst im Giftmischen. Es konnte also, schloß man, auch Germanicus vergiftet sein, wenn auch an seinem Körper keine Anzeichen gefunden waren." Nipperdey. — Man sieht, wie blind der Parteihaß die Gegner Piso's, die Freunde Agrippina's machte.

[23]) Diese durchaus feindlich gegen Piso, im Sinne der Julischen Partei gefärbte Insinuation setzt voraus, daß Piso nicht wußte, was allgemein bekannt war, daß sich die Brüder (wie Tacitus selbst berichtet hat II, 43) herzlich liebten!

[24]) Gehässig! Tacitus kann aber in der Regel nicht den kleinsten Zug von Tiber berichten, ohne ihn gehässig zu färben.

[25]) „Es war also damals Sitte, junge Adlige, welche Beamte in die Provinz begleiten, für ihre freiwillig dem Staate geleisteten Dienste durch eine Gratifikation zu entschädigen." Nipperdey.

[26]) Hierzu bemerkt Sievers (II. S. 10): „Was konnte damals Drusus dem

Kapitel 9.

Piso, der über das Dalmatische Meer gesegelt war und seine Schiffe im Hafen von Ancona gelassen hatte, holte auf seinem Wege durch die Landschaft Picenum, wo er bald die Via Flaminia[27]) erreichte, eine Legion ein, welche eben aus Pannonien auf dem Wege nach Rom, und von dort zur Verstärkung nach Afrika bestimmt war[28]). Das gab denn Anlaß zu vielfachen Gerüchten, als ob er unterwegs und bei dem Marsche sich häufig den Soldaten gezeigt hätte[29]). Von Narnia ab fuhr er, — um den Verdacht zu vermeiden, oder vielleicht, weil Furchtsame immer ohne feste Pläne sind —[30]) den Nar und darauf den Tiberfluß abwärts, und steigerte den Grimm des Publikums noch durch den Umstand, daß er bei dem Grabmale der Kaiser landete[31]), zu einer Tageszeit und an einer Uferstelle, wo sehr lebhafter Menschenverkehr war, — und daß er selbst, umgeben von einer großen Schaar Klienten, Plancina in Begleitung vieler Frauen, fröhlichen Angesichts einherzog. Zu den Dingen, welche die Stimmung des Hasses noch steigerten, gehörte auch, daß sein das Forum beherrschender Palast im festlichen Schmucke prangte, wo Tafelgesellschaft und Schmaus bereitet war, wovon bei der Menschenbelebtheit des Ortes nichts verborgen blieb.

Kapitel 10.

Am folgenden Tage forderte Fulcinius Trio von den Konsuln die Ermächtigung zur Anklage gegen Piso. Dem widersetzten sich

Piso gegenüber Anderes sagen, wenn er nicht aller Ueberlegung entbehrte? Die Sache war nicht untersucht, nicht entschieden. Sollte Drusus ihm Vorwürfe machen über die angebliche Vergiftung, oder seine Freude darüber äußern?" — Tacitus spricht eben auch hier wieder im Sinne und vom Standpunkte der Julischen Partei. Siehe Kaiserfrauen S. 283—284.

[27]) Sie ging, und geht noch jetzt, von Rimini (Ariminum) quer durch Umbrien nach Rom.

[28]) Gegen Tacfarinas' Schilderhebung, von der II, 52 die Rede war.

[29]) Auch hieraus, wie aus dem unmittelbar Folgenden, sieht man, wie in Rom gegen Piso „gewühlt" wurde.

[30]) Wenn Piso alles war, „furchtsam" war er nicht. Das beweist sein ganzes früheres Leben und sein weiteres Verhalten. Er hatte erfahren, wie man in Rom sein zufälliges Zusammentreffen mit der Legion auslegte und handelte danach, indem er die Heerstraße verließ, aus Vorsicht.

[31]) An der heutigen „Ripetta".

Vitellius und Veronius und die übrigen, welche das Gefolge des Germanicus gebildet hatten: „Es sei dies keineswegs Trio's Sache, und auch sie selber würden nicht als Ankläger, sondern als Berichterstatter und Zeugen über die Thatsachen, nur die Aufträge des Germanicus vortragen." Jener ließ nun die Anbringung dieser Anklage fallen und setzte es durch, daß er Piso's früheres Leben anklagen dürfe, und so ward an den Kaiser das Gesuch gerichtet, die Untersuchung vorzunehmen[32]). Hiergegen erhob selbst der Angeschuldigte keinen Einspruch; denn er fürchtete die Parteilichkeit des Volks und der Senatoren, während er sich dagegen sagte: daß Tiberius stark in Verachtung des Stadtgespräches und in die Mitwissenschaft seiner Mutter verflochten sei, sowie auch, daß die Frage: ob etwas wahr oder zum Nachtheile des Angeschuldigten als wahr angenommen sei, leichter von dem Scharfblicke *eines* Richters entschieden werde, während bei einer Mehrzahl Haß und Feindseligkeit die Oberhand hätten[33]).

Tiberius erkannte sehr wohl die gewaltige Last einer solchen Untersuchung und wie übel die öffentliche Meinung über ihn selbst zu sprechen sei. Er vernahm daher unter Zuziehung weniger Vertrauten die Drohanschuldigungen der Anklagenden und von der andern Seite die Bitten, und wies schließlich die Sache, ohne eine Entscheidung zu geben, an den Senat zurück.

Kapitel 11.

Inzwischen schickte sich Drusus an, aus Illyricum zurückzukehren. Der Senat hatte ihm zwar zuerkannt, daß er wegen der Aufnahme

---

[32]) „Dem Kaiser stand es frei, über vorkommende Rechtsfälle selbst zu richten. Er nahm sich dann gewöhnlich einen Beirath (consilium) vertrauter und hochstehender Männer. Wie hier, sehen wir auch an einer andern Stelle (IV, 22), daß Tiberius eine an ihn gebrachte Sache, nachdem er sich vorläufig über den Sachverhalt unterrichtet hat, dem Senat übergiebt. — Häufige Benutzung der Befugniß selbst zu richten von Seiten des Kaisers war gegen die gute Sitte. S. XIII, 4." Nipperdey.

[33]) Das hier dem Piso zugeschriebene geheime Raisonnement, das Tacitus, wie so häufig, genau kennt, leidet offenbar an Widersprüchen. Der erste und letzte der drei Gründe, aus denen Piso auf Tiberius vertraut, sind die richtigen. Tiberius war unparteiisch; er verachtete den künstlich erzeugten Gerüchtelatsch und er war scharfsichtig genug, um die thatsächliche Wahrheit von ihren zu Ungunsten Piso's durch den Parteihaß erzeugten Entstellungen zu unterscheiden. Aber der zwischen diesen beiden stehende Grund: „daß Piso Vortheil von dem Umstande hatte, daß Tiberius um die

Marbod's und wegen seiner im verwichenen Sommer ausgeführten Unternehmungen im kleinen Triumphe einziehen solle[34]), allein Drusus vertagte diese Ehre und zog ohne Triumph in Rom ein.

Der Angeklagte ersuchte jetzt den Lucius Arruntius, Publius Vinicius, Asinius Gallus, Aserninus Marcellus und den Sextus Pompejus um ihre gerichtliche Vertheidigung. Da sie es ihm unter verschiedenen Vorwänden abschlugen, stellten sich ihm Marcius Lepidus nebst Lucius Piso[35]) und Livinejus Regulus zur Verfügung. Ganz Rom war gespannt, wie weit die Freunde des Germanicus ihrem Worte treubleiben, welche Zuversicht der Beklagte zeigen, und ob Tiberius seine Gesinnungen genügend zurückzuhalten und zu verschließen im Stande sein werde. Bei keiner andern Gelegenheit erlaubte sich das Volk gegen den Kaiser mehr heimliches Gerede oder verdachtvolles Schweigen[36]).

Kapitel 12.

Am Tage der Senatsversammlung hielt der Kaiser eine Rede voll berechneter Abgemessenheit[37]). „Piso sei der Legat und Freund seines Vaters gewesen und dem Germanicus sei er zum Gehülfen für die Ordnung der Verhältnisse im Orient von ihm selbst auf Vorschlag des Senats beigegeben worden. Ob er dort durch Unbotmäßigkeit und Eifersüchteleien den jungen Prinzen erbittert und sich über sein Dahinscheiden gefreut, oder ob er ihn gar freventlich umgebracht habe, darüber sei jetzt mit Unparteilichkeit zu entscheiden. Denn wenn er als Legat die Schranken seiner Pflichtstellung, den Gehorsam gegen

geheimen Pläne seiner Mutter gegen Germanicus wisse," ist eine reine petitio principii, durch welche Tacitus den Piso sich gewissermaßen selbst als schuldig erklären läßt. Denn gerade diese „Mitwissenschaft" war und ist völlig unerwiesen.

[34]) S. oben II, 64.

[35]) Ueber diesen Piso s. die Anm. 55 zu II, 32 S. 131.

[36]) Wenn das Publikum jene Aeußerungen nur heimlich und im Verborgenen (occultae) that, so mußte es, wie schon Siewers (II. S. 11) bemerkt, „dem, der damals in Rom lebte, schwer werden, darüber etwas in Erfahrung zu bringen." Und ob das „Schweigen" ein „verdachtvolles" war, kam gleichfalls lediglich auf die an, die es so auslegten. Diese ganze Schilderung gehört in das Gebiet der romanhaften Rhetorik und das haud alias des Textes ist der richtige Vorgänger des heutigen französischen: jamais!

[37]) Der Kaiser hatte vollkommen Ursache zu wohlüberlegter Abmessung dessen, was er bei dieser Gelegenheit zu sagen hatte.

seinen Imperator überschritten, und wenn er über desselben Tod und meine Trauer Freude bezeugt hat, so werde ich ihn hassen und ihn von meinem Hause scheiden, und so die Ursachen zu persönlicher Feindschaft nicht mit meiner Gewalt als Staatsoberhaupt rächen. Wird jedoch eine Frevelthat aufgedeckt, die, wenn es sich um jedes beliebigen andern Menschen Tödtung handelt, bestraft werden muß, — nun denn! so schaffet Ihr eurerseits den Kindern des Germanicus und uns, seinen Eltern, die gebührende Genugthuung. Daneben zieht auch die Frage in Erwägung: ob Piso bei der Behandlung der Truppen wühlerische und zum Aufstande reizende Absichten gehabt hat, ob er darauf ausgegangen ist, mit unerlaubten Mitteln sich die Parteinahme der Soldaten zu verschaffen, ob er mit Waffengewalt sich wieder in Besitz der Provinz zu setzen versucht hat, oder ob diese Angaben falsche und mit Uebertreibungen von den Anklägern verbreitet sind, deren allzu großen Parteieifer ich allerdings zu tadeln volles Recht habe. Denn wozu war es nöthig, daß man den Leichnam nackt ausstellte, ihn von den neugierigen Blicken des Pöbels betasten[38]) und sogar im Auslande sich die Meinung verbreiten ließ, als ob er durch Gift aus dem Wege geräumt sei, wenn doch alle diese Gerüchte bis jetzt noch ungewiß und erst Gegenstand der Untersuchung sind? Allerdings beweine ich meinen Sohn und werde ihn stets beweinen; aber deßhalb hindere ich den Angeklagten nicht, Alles vorzubringen, was dazu dienen kann, den Beweis seiner Unschuld zu unterstützen oder etwanige von Germanicus gegen ihn begangene Unbilligkeiten nachzuweisen; und Euch eurerseits bitte ich ausdrücklich, daß Ihr die angebrachten Beschuldigungen nicht deßhalb, weil ich mit meinem Schmerze bei der Sache betheiligt bin, als erwiesen annehmt. Allen denen, welchen die Bande des Bluts oder ihr eigenes Pflichtgefühl als Vertheidiger aufzutreten gebieten, rufe ich zu: unterstützt den Bedrängten mit allen Mitteln Eurer Beredtsamkeit und Eures Eifers! Zu gleicher Anstrengung, zu gleicher Beharrlichkeit fordere ich die Ankläger auf. Nur das Eine haben wir dem Germanicus über die gesetzlichen Bestimmungen hinaus angedeihen lassen wollen, daß in der Curie und nicht auf dem Forum, vor dem Senate statt vor den Richtern die Untersuchung über seinen Tod gehalten wird. Im

[38]) S. oben II, 73.

übrigen möge völlige Gleichheit[39]) walten. Niemand möge Drusus' Thränen[40]), Niemand meinen Kummer beachten, auch nicht die feindselig erfundenen Gerüchte, die etwa gegen mich in Umlauf gesetzt werden[41])."

Kapitel 13.

Demnächst wird ein Zeitraum von zwei Tagen zur Erhebung der Anschuldigungen festgesetzt, und daß nach einer Zwischenfrist von sechs Tagen der Angeklagte drei Tage lang vertheidigt werden sollte.

Da begann denn Fulcinius mit Aufwärmung alter unhaltbarer Geschichten: „daß Piso die Verwaltung Hispaniens willkürlich und habsüchtig geführt," — eine Anschuldigung, die einerseits, selbst wenn sie erwiesen wurde, dem Angeklagten nicht schadete, sobald er nur sich von den jüngst erhobenen Anschuldigungen reinigen mochte, und die andererseits, wenn sie widerlegt ward, ihm nicht zur Freisprechung half, falls er der schwereren Missethaten schuldig verblieb. Nach ihm erhoben Servaeus und Veranius nebst Vitellius, alle mit gleicher Heftigkeit und Vitellius außerdem noch mit vieler Beredtsamkeit, ihre Vorwürfe: „aus Haß gegen Germanicus und in empörerischer Absicht habe Piso den gemeinen Mann im Heere durch lockere Disciplin und Preisgebung der Bundesgenossen zu Mißhandlungen dergestalt korrumpirt, daß er von den verworfensten Subjekten Vater der Legionen genannt worden; dagegen habe er alle tüchtigen Leute und vorzugsweise die Begleiter und Freunde des Germanicus mit Härte gemißhandelt[42]); zuletzt habe er ihn selbst durch Zaubergebete und Gift um's Leben gebracht. Dann kam man auf die von ihm selbst und von Plancina angestellten Dankfeierlichkeiten und verruchten Opfer,

[39]) Wie in jedem gewöhnlichen Gerichtsverfahren gegen Privatpersonen.

[40]) Drusus war, wie wir sahen (s. oben Kap. 11), aus seiner Provinz zu Germanicus' Bestattung nach Rom gekommen.

[41]) Jeder Unbefangene muß gestehen, daß diese ganze Rede des Kaisers, welche wohl als ächt angesehen werden darf, ein Muster ruhig gefaßter Gesinnung und edler Unparteilichkeit ist. Tacitus freilich betrachtet sie nur als Produkt „berechneter Zurückhaltung." S. Kaiserfrauen S. 285.

[42]) Warum, fragt man hier, litt das Germanicus, er, der Oberbefehlshaber? Aber freilich — er zog es vor, als neugieriger Alterthumsfreund Aegypten zu bereisen, statt in seiner Provinz sich um seine Geschäfte zu bekümmern.

auf die bewaffnete Erhebung gegen den Staat, und daß er, um als Beklagter zur Verantwortung gezogen werden zu können, erst auf dem Schlachtfelde habe besiegt werden müssen."

Kapitel 14.

Die Vertheidigung war fast in allen Punkten ohne rechten Halt, denn Piso vermochte weder seine Wühlerei bei den Truppen noch die Preisgebung der Provinz an die schlechtesten Subjekte, ja selbst nicht die Beweise beleidigenden Betragens gegen seinen Imperator in Abrede zu stellen. Nur von der Anschuldigung des Giftmordes gelang es ihm, sich in den Augen der Richter zu reinigen, — eine Anschuldigung, die selbst seine Ankläger nicht genügend zu begründen vermochten, wenn sie ihn beschuldigten: „daß Piso an der Tafel des Germanicus, wo er seinen Platz neben ihm hatte, eigenhändig die Speisen vergiftet habe". Denn natürlich erschien es als eine Albernheit, daß er unter einer fremden Dienerschaft, Angesichts so vieler Dastehenden, unter den Augen des Germanicus selbst solch ein Stück gewagt habe. Auch bot der Angeklagte seine Sklaven zur Untersuchung an, und drang auf peinliche Befragung der aufwartenden Diener. Allein seine Richter waren aus verschiedenen Gründen unversöhnlich gestimmt: der Kaiser wegen des Kriegsangriffs auf die Provinz; der Senat, weil es niemals Glauben fand, daß Germanicus natürlichen Todes gestorben ***** geschrieben hätte, fordernd[42]), eine Forderung die Tiberius nicht minder als Piso ablehnten. Zugleich wurden von den Volkshaufen vor der Curie laute Rufe vernommen: „Sie würden ihre Hände zu brauchen wissen, wenn er bei der Abstimmung der Senatoren durchkommen sollte." Ja sie hatten bereits die Standbilder Piso's zu den Gemonien[43]) geschleift und waren daran sie zu zertrümmern, wenn sie nicht auf Befehl des Kaisers geschützt und wieder an ihren Standorten aufgestellt worden wären.

---

[42]) Hier ist in den Handschriften eine Lücke. Nach Nipperdey enthielt das Ausgefallene den ersten Bericht darüber, daß Piso eine nochmalige Verhandlung der Sache beantragte, die er, wie wir aus dem folgenden Kapitel ersehen, zugestanden erhielt; und zweitens vielleicht das Verlangen (expostulantes), sei es des richtenden Senats oder der Ankläger, jedenfalls aber nicht des Beklagten selbst: daß die Correspondenz, welche Piso und Plancina mit Tiberius und Livia geführt, und von der wir oben (II, 78) ein Beispiel fanden, vorgelegt würde.

[43]) Gemoniae, „Seufzertreppe," hieß bekanntlich die ziemlich jähe Abstiege, die

ihm einen Stoiker zu machen berechtigt gar nichts: denn wenn er auch das ihm Zusagende nahm wo er es fand, so spricht sich doch bei mehreren Gelegenheiten selbst eine Art von Polemik gegen die Doktrinen der Stoa aus, wie in dem Gedicht im fünften Buche der Consolatio, welches beginnt [1]):

Quondam Porticus attulit
Obscuros nimium senes,
Qui sensus et imagines
E corporibus extimis
Credant mentibus imprimi,
Ut quondam celeri stylo
Mos est aequore paginae,
Quae nullas habeat notas,
Pressas figere litteras.

Und die Zusammenstellung und Benennung Epicureum vulgus ac Stoicum [2]) deuten auch eben auf keine bedeutende Verehrung dieser Sekte, deren Hauptsätze er auch sonst, wie z. B. ihre Lehre von den Adiaphora [3]) und von der Nothwendigkeit [4]), gegen Aristoteles Ansichten gehalten, verwirft.

Wir kommen jetzt zu Boethius Leistungen für die Aristotelischen Schriften. Ueber sein umfassendes Studium derselben geben seine vorhandnen Werke genügende Andeutungen. Dass er alle uns

1) Boeth. de Consolat. philos. V, p. 1110.
2) Boeth. de Consolat. philos. I, p. 920.
3) Boeth. in Aristot. praedicam. IV, p. 198.
4) Boeth. ad Arist. de Interpret., Commentar. major. s. edit. secundae Lib. III, p. 374 — 378. vgl. Einleitung zu diesem Commentar p. 294.

So wurde er denn in eine Sänfte gesetzt und von einem Tribunen der kaiserlichen Leibgarde nach Hause geleitet, während das Gerede der Leute hin- und herschwankte, ob derselbe ihm zum Schutze seines Lebens oder als Vollstrecker der Todesstrafe das Geleit gebe[45].

Kapitel 15.

Gleicher Haß traf die Plancina, aber ihre Gunst[46] war größer, und daher galt es für zweifelhaft, wie weit dem Kaiser gegen sie zu gehen erlaubt sein werde. Sie selbst nun ihrerseits erklärte offen, so lange Piso's Hoffnungsaussichten noch in der Schwebe waren: „daß sie ihr Schicksal an das seine, wie es auch sein möge, knüpfen und, wenn es dazu komme, ihn auch in den Tod begleiten werde". Sowie sie aber durch die geheimen Bitten der Augusta ihrer Begnadigung sicher war, begann sie allgemach sich von der Sache ihres Gatten abzusondern, ihre Vertheidigung von der seinen zu trennen. Das erkannte der Beklagte als ihm verderblich. Unschlüssig, ob er noch weiter sein Heil versuchen sollte, faßt er sich endlich auf Zureden seiner Söhne ein festes Herz, und tritt noch einmal vor den versammelten Senat. Hier, wo er noch einmal die Erneuerung der Anklage, die feindlichen Aeußerungen der Senatoren, die allgemeine Feindseligkeit und grimme Erbitterung durchzuleiden hatte, brachte ihn nichts so sehr außer Fassung, als der Anblick Tiber's, der ohne Mitleid, ohne Zorn, unbeweglich und verschlossen nur darauf gestellt war, keinen Affekt durchbrechen zu lassen[47].

In sein Haus zurückgebracht, schrieb er Einiges, als ob er sich zur Vertheidigung für den nächsten Tag vorbereite, nieder, siegelte es zu und übergab es seinem Freigelassenen. Dann verlzog er ordnungs-

vom Kapitolberge gegen den Tiberfluß hinführte. Hier wurden die Leichen der im Gefängnisse hingerichteten Verbrecher ausgestellt, und dann hinabgeschleift und in den Fluß geworfen. Ein Zeitgenosse des Tiberius nennt sie daher „die verfluchten" detestandas (Val. Max. VI. 3, 4). — Man sieht, daß von Agrippina's Partei ein förmlicher Aufruhr des Pöbels organisirt worden war, um den Senat einzuschüchtern. Dasselbe geschah auch, wie wir sehen werden, neun Jahre später S. Ann. V. 4 u. 5.

[45]) Natürlich in der ersteren Eigenschaft, da das aufgehetzte Volk das Angeklagten Leben bedrohte.

[46]) bei der Kaiserin Mutter, Livia.

[47]) Das Bild im Originaltexte ist hergenommen von einem verschlossenen Thore, das man von Außen mit Gewalt erbricht.

gemäß die gewöhnlichen Verrichtungen zur Pflege des Leibes[48]). Darauf spät in der Nacht, nachdem die Gattin sein Zimmer verlassen hatte, befahl er die Thüren zu verschließen und ward bei Tagesanbruch mit durchbohrter Kehle, sein Schwert am Boden liegend, gefunden.

Kapitel 16.

Ich erinnere mich von älteren Leuten gehört zu haben, „daß in Piso's Händen zum öfteren ein Schriftstück gesehen worden, welches er selbst zwar nicht bekannt gemacht habe, allein seine Freunde hätten wiederholt geäußert, dasselbe enthalte die Briefe Tiber's und dessen Instruktionen gegen Germanicus, und es sei sein Vorsatz gewesen, dasselbe den Senatoren vorzulegen und den Kaiser zu überführen, er sei aber vom Sejanus durch eitle Versprechungen hingehalten worden; auch sei sein Tod nicht freiwillig, sondern durch einen ausgesandten Mörder erfolgt." Nun möchte ich zwar weder das Eine noch das Andere vertreten, allein ich durfte doch nicht verhehlen, was von Leuten erzählt worden ist, die noch bis in meine Jünglingsjahre hinein gelebt haben.[49])

Der Kaiser, welcher seinem Gesichte künstlich den Ausdruck tiefer Betrübniß gab[50]), klagte im Senate, „daß durch solchen Tod

---

[48]) Bad, Abendmahlzeit, vorher auch mäßige Leibesübung.

[49]) „Leider ist es", (bemerkt Merivale zu dieser Stelle) „allzu oft die Manier des Tacitus: auf solche Art dem Glauben an derzleichen Volksgerüchte Vorschub zu thun, unter dem Vorwande, daß er sie bloß nacherzähle. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß er wirklich die Absicht hat, seine Leser an die meisten solcher Geschichten, die er so nacherzählt, glauben zu machen, während er sich selbst mit der Bemerkung salvirt, daß er nicht für dieselben einstehen könne." (Merivale V, 217. Vgl. Sievers II, 13, 1.) Dazu kommt in unserm Falle noch der Umstand, daß das Gerücht von dem Tode Piso's durch einen „abgesendeten Mörder" durch Piso's letzten Brief absolut Lügen gestraft wird, was Tacitus, wenn er ehrlich sein wollte, nicht verschweigen durfte.

[50]) Auch dieser Zusatz ist unredlich feindselig gegen Tiberius. Nach Tacitus' eigener Darstellung war Piso ein Vertrauter des Kaisers, und dessen Trauer daher natürlich. War aber Piso — wie die Vertheidigung ergeben hatte — an dem Tode des Germanicus unschuldig, dagegen des unerlaubten bewaffneten Auftretens gegen kaiserliche Beamte überwiesen, so finden wir es nur menschlich gerechtfertigt, daß Tiberius nicht kalt blieb bei dem Schicksale eines Mannes, der ihm und seinem Hause fünfundvierzig Jahre lang treu gedient hatte, und den er trotzdem, ohne die Staatsraison zu verletzen, nicht hatte retten können. S. Sievers II, S. 14.

beabsichtigt worden sei, ihn selbst verhaßt zu machen **** und sucht durch wiederholte Fragen[31]) herauszubringen, wie Piso den letzten Tag und die Nacht hingebracht habe? Dann, als der Befragte meist sehr umsichtige, aber auch einige etwas unbedachte Antworten gab, liest er (der Kaiser) Piso's Zuschrift vor[32]), die etwa folgendermaßen lautete: „Durch das Komplott meiner Feinde und durch das Gewicht einer erdichteten Anschuldigung erdrückt, rufe ich, dieweil für die Wahrheit und meine Schuldlosigkeit nirgend auf Erden mehr Raum ist, die unsterblichen Götter zu Zeugen, daß ich mein Leben, o Kaiser, in Treue gegen Dich und in ebendemselben Pflichtgefühle gegen Deine Mutter gelebt habe. Und darum bitte ich Euch Beide, daß Ihr Euch meiner Kinder annehmen möget. Von ihnen ist Gnaeus Piso mit meinem Geschicke, wie dasselbe auch genannt werden möge[33]), außer allem Zusammenhange, da er die ganze Zeit über in der Hauptstadt zugebracht hat. Marcus Piso hat mir von der Rückkehr nach Syrien abgerathen, und wollte der Himmel, ich hätte mich lieber meinem jungen Sohne als er sich seinem alten Vater gefügt! Um so inständiger bitte ich, daß er, der Unschuldige, nicht für meine Verkehrtheit Strafe erleide. Bei meiner fünfundvierzigjährigen treuen Hingebung[34]), bei unserer Collegenschaft im Consulat, bitte ich, — einst von dem hochseligen Augustus, Deinem Vater, werthgehalten und Dir ein Freund, — der ich hiernach keinerlei Bitte mehr thun werde, um die Begnadigung meines unglücklichen Sohnes!" Von Plancina sagte er kein Wort.

Kapitel 17.

Zu Folge dessen beantragte Tiberius die Freisprechung des jungen Mannes von der auf Bürgerkrieg lautenden Anschuldigung unter Hinweisung auf die Befehle des Vaters und auf die Unmöglichkeit für den Sohn, die Ausführung derselben zu verweigern, wobei er

---

[31]) In der Lücke wird der Name dessen gestanden haben, an den Tiberius seine Fragen richtete. Wahrscheinlich war es einer der Söhne Piso's. — Ripp.

[32]) Piso hatte, wie wir sahen (Kap. 15.), vor seinem Tode einen Brief an den Kaiser verfaßt und seinem Kammerdiener versiegelt übergeben.

[33]) d. h. verdient oder unverdient.

[34]) So lange hatte Piso dem Staate gedient. Das Consulat zusammen mit Tiber bekleidete er im Jahre 7 vor Chr. S. Ripperda.

zugleich auch den Adel des Hauſes, ja ſelbſt Piſo's eigenes ſchweres, wenn auch auf dieſe oder jene Weiſe verdientes Geſchick mit Theilnahme beklagte. Für die Plancina ſprach er verlegen im Bewußtſein der Schimpflichkeit, indem er ſich hinter die Bitten ſeiner Mutter verſteckte, gegen welche gerade die heimlichen Klagen der Beſtgeſinnten nur noch lebhafter entbrannten[55]): „Das alſo ſei geziemend für die Großmutter, daß ſie die Mörderin ihres Enkels vor ihr Angeſicht laſſe, mit ihr ſpreche, ſie dem richtenden Senate entreiße! Was für alle Bürger die Geſetze ſicherſtellen, das ſei allein dem Germanicus nicht zu Theil geworden! Durch den Mund eines Vitellius und Veranius ſei die Wehklage um den Prinzen laut geworden, während vom Kaiſer und der Auguſta eine Plancina vertheidigt worden ſei! Nun, ſo möge ſie denn jetzt ihre mit ſo viel Glück verſuchten Giftmiſcherkünſte gegen Agrippina, gegen deren Kinder wenden, und die unvergleichliche Großmutter und der Vaterbruder ſich im Blute des unglückſeligen Hauſes vollauf ſättigen!“[56])

Zwei Tage wurden mit dieſer Scheinverhandlung hingebracht, wobei Tiberius die Söhne Piſo's drängte, ihre Mutter zu vertheidigen. Und da Ankläger und Zeugen wetteifernd fortſprachen, ohne daß Jemand ihnen antwortete[57]), ſo überwuchs das Mitleid nach und nach den Haß. Der zuerſt zur Stimmabgabe Aufgerufene, der Conſul Aurelius Cotta, — denn wenn der Kaiſer referirte, hatten die Magiſtratsperſonen gleichfalls die Verpflichtung zur Stimmabgabe[58]) — gab ſein Urtheil dahin ab: „Der Name Piſo's ſei aus den Faſten

[55]) Woher kennt Tacitus dieſe „heimlichen“ (secreti) Klagen und Beſchwerden der „Beſtgeſinnten,“ die ſogar, wie wir weiterhin ſehen, von Livia's „Vergiftungskünſten“ ſprechen, während doch Vergiftung, wie die Unterſuchung ergeben hatte, überhaupt nicht ſtattgefunden hatte? — S. Kaiſerfrauen S. 294.

[56]) Wenn das nicht Sprache blindwüthender Parteileidenſchaft iſt, ſo giebt es keine. Man erkennt hier offenbar die Stimme des tödtlichen Haſſes, den Agrippina gegen Livia und Tiberius hegte, — Agrippina, deren „Atrocität“ Tacitus ſelbſt (Agrippina semper atrox) zugeben muß. Vgl. Kaiſerfrauen S. 106—108.

[57]) weil der, welcher zu antworten hatte, Piſo, todt war. Das milderte die Stimmung zum Mitleid.

[58]) Wenn ein Beamter, Conſul, Prätor oder Volkstribun, das Referat hatte, forderte er die im Senat befindlichen Magiſtratsbeamten nicht zur Stimmabgabe auf, aber ſie hatten das Recht, zu jeder Zeit das Wort zu nehmen, während alle andern Senatoren ihre Stimme (Meinung, sententia) nur abgaben, wenn der vorſitzende Referent bei der Umfrage ſie aufrief. S. Nipperdey.

zu streichen, ein Theil seines Vermögens zu konfisziren; ein Theil solle an Cnaeus Piso, den Sohn, zurückgegeben werden, und dieser seinen Vornamen ändern[59]. Marcus Piso solle mit Verlust seines Ranges und mit einer Ausstattung von fünf Millionen Sesterzien[60] auf zehn Jahre verwiesen, der Plancina, wegen der Fürbitten der Augusta, Straflosigkeit gewährt werden."

Kapitel 18.

Diese Sentenz wurde in vielen Punkten vom Kaiser gemildert: „Piso's Name solle nicht aus den Fasten[61] getilgt werden, da ja doch die Namen des Marcus Antonius, der sein Vaterland mit Krieg überzogen und des Julus Antonius, der das Haus des Augustus geschändet habe, dennoch in denselben ständen. Desgleichen befreite er ihn auch von dem Schimpfe der Rangentsetzung und ließ ihm das Vermögen des Vaters, wie er denn überhaupt, wie ich häufig erwähnt habe[62], in Bezug auf Geld völlig gefestet und dazu gerade in dem Augenblicke, aus Scham über die Begnadigung der Plancina, versöhnlicher gestimmt war[63]. Gleichermaßen that er denn auch Einspruch, als Valerius Messalinus die Aufstellung eines Standbildes von Gold im Heiligthume des rächenden Mars[64], und Caecina eines der Rache geweihten Altars beantragt hatten. „Solcherlei Dinge", erklärte er wiederholt, „weihe man wegen Siegen über auswärtige Feinde; Unfälle im eigenen Hause müsse man mit dem Mantel der

[59] Er nannte sich später Lucius, bekleidete hohe Aemter und überlebte den Tiberius. S. Nipperdey.

[60] gegen 350,000 Thaler.

[61] Diese „Fasten," welche auf dem Capitol aufgestellt waren und daher die „Capitolinischen" hießen (sie werden aber auch die „Consularischen" genannt), enthielten die Verzeichnisse der hohen Beamten jedes Jahres, der Consuln, Censoren, Diktatoren, Magistri Equitum, auf steinernen Tafeln eingegraben. Eine besondere Abtheilung bildeten die Triumphal-Fasten, auf denen die Namen der Feldherren, welche triumphirt hatten, mit Angabe ihrer Thaten verzeichnet waren. — Der Name des Antonius war zweimal aus jenen Fasten „ausgekratzt" (44 und 32 vor Chr.) aber später wieder hergestellt worden; „und so finden wir ihn noch heute in den Resten der Capitolinischen Fasten erst ausgekratzt, dann wieder eingegraben." S. Nipperdey.

[62] S. oben I. 75; II. 48. Vgl. unten IV. 20.

[63] Wieder eine böswillige Erklärungsart.

[64] S. die Anmerkung 158. zu II. 64.

Trauer verdecken“[65]). Messalinus hatte zu seinem Antrage noch beigefügt: „es solle an Tiberius, Augusta, Antonia, Agrippina und an Drusus wegen der für Germanicus genommenen Genugthuung eine öffentliche Dankadresse erlassen werden“, und hatte dabei die Erwähnung des Claudius unterlassen. Den Messalinus nun befragte Lucius Asprenas Angesichts des Senats: „ob er ihn absichtlich übergangen habe?“ worauf denn erst der Name des Claudius hinzugefügt wurde. — Ich aber, je länger ich über neuere oder ältere Ereignisse nachdenke, desto mehr stellt sich mir das launenhafte Zufallsspiel menschlicher Schicksale, das in allen Vorkommnissen herrscht, vor die Seele. Denn Gunst der öffentlichen Meinung, Hoffnung und Verehrung des Volks bestimmten alle andern eher zum Throne, als denjenigen, den der Zufall als künftigen Kaiser in seinem Schooße verborgen hielt.[66])

Kapitel 19.

Wenige Tage später beantragte der Kaiser beim Senate die Ernennung des Vitellius, Veranius und Servaeus zu Priesterämtern; dem Fulcinius verhieß er seine Unterstützung zur Erlangung von Staatsämtern, knüpfte aber daran die Warnung, sich in seiner Beredtsamkeit vor überstürzender Heftigkeit zu hüten.[67])

---

[65]) Münzen Tiber's tragen sein Bild mit der Inschrift: „Der Gnade und Mäßigung“ (Clementiae et Moderationi). Und das Resultat dieser ganzen Erzählung von dem Prozesse Piso's ist ein unwidersprechliches Zeugniß für Tiber's strenge Unparteilichkeit, für sein menschlich edles Gefühl bei nothwendiger Strenge der Gerechtigkeit, für seine Enthaltsamkeit gegen fremdes Geld (obschon ihm dasselbe hier gesetzlich zugesprochen wurde), und für seine edle Milde gegen Unglück, selbst wenn der Gegenstand desselben, wie hier Piso's Sohn Marcus, nicht frei von aller Schuld war. Die Art und Weise endlich, in welcher Tiber seine Ablehnung der ihm decretirten öffentlichen Ehrendenkmale hier motivirt, ist über alles Lob erhaben.

[66]) Ueber den Prinzen Claudius, den Sohn des Drusus und der Antonia und jüngeren Bruder des Germanicus, der unter Augustus, Tiberius und Caligula vernachlässigt und gering geschätzt wegen seiner körperlichen und geistigen Schwäche hinvegetirte, bis ihn die Prätorianer nach Caligula's Ermordung zum Kaiser ausriefen, s. meine „Agrippina, die Mutter Nero's“ S. 52 und die acht ersten Kapitel von Sueton's Biographie des Claudius. — Wenn übrigens Tacitus hier offen seinen Unglauben an das Walten einer „Vorsehung“ und an einen in den Begebnissen der Geschichte und des Lebens der Menschen sich offenbarenden weisen Plan ausspricht, so ist ihm solches ehrliche Bekenntniß sehr hoch anzurechnen.

[67]) d. h. sich nicht zu heftig zu Anklagen zu drängen. Nipperdey. Auch hier

Dies war das Ende der Rache für den Tod des Germanicus, über welchen nicht nur bei den damaligen Zeitgenossen, sondern auch in der Folgezeit die verschiedensten Gerüchte im Schwange gingen. So unsicher sind selbst die wichtigsten Ereignisse, da der Eine, was er irgendwie gehört hat, als ausgemacht wahr annimmt, während Andere wieder das Wahre ins Gegentheil verkehren und eins wie das andere im Laufe der Zeit weiter wuchert!

Drusus, der die Hauptstadt verlassen hatte, um sein Militairkommando wieder anzutreten[68]), hielt bald darauf seinen Einzug im kleinen Triumphe. Wenige Tage darauf erfolgte das Ableben seiner Mutter Vipsania, welche allein von allen Kindern Agrippa's eines friedlichen Todes starb. Denn alle übrigen haben theils offenkundig durch's Schwert, theils, wie man glaubte[69]), durch Gift oder Hungertod geendet.

Kapitel 20.

In demselben Jahre begann Tacfarinas, der, wie ich erzählt habe, im Sommer zuvor[70]) von Camillus geschlagen worden war, auf's Neue in Afrika den Krieg, zuerst mit Raubüberfällen hier und dort, die wegen ihrer Schnelligkeit ungerächt blieben; dann aber zerstörte er ganze Dörfer, schleppte massenhafte Beute fort, und zuletzt schloß er unweit des Flusses Pagyda eine römische Cohorte ein. In dem Castelle kommandirte Decrius, ein tapferer Haudegen und versuchter Kriegsmann, der in solcher Belagerung einen Schimpf sah. Der forderte die Soldaten auf, einen Kampf im offenen Felde anzubieten und stellte sie vor dem Lager in Schlachtordnung. Als die

wieder tritt Tiber's maßvolles Wesen hervor. Ueber Trio's weitere Schicksale s. unten V, 11; VI, 4; VI, 38 und dort die Anmerkung.

[68]) Im Texte heißt es: „um die Auspicien einzuholen." Dies konnte nur außerhalb der Hauptstadt geschehen, die er nicht hatte betreten können, ohne vorher sein imperium niederzulegen. Jetzt, wo er seinen zuvor vertagten Triumphzug halten wollte, mußten erst Auspicien angestellt werden, ehe er in die Hauptstadt einziehen durfte.

[69]) Diese Stelle ist wichtig für den damals allgemeinen Vergiftungsglauben. Bei dem Berichte über den Tod der jüngeren Julia, der Tochter Agrippa's und der Julia, erwähnt indessen Tacitus selbst nicht, daß man an Vergiftung glaubte. S. Ann. IV, 71.

[70]) Genauer: Drei Sommer zuvor, im Jahre 17. S. oben II, 52.

Cohorte im erſten Anlaufe geworfen wird, ſucht er, tapferen Muthes im Regen der Geſchoſſe umherrennend, die Fliehenden zum Stehen zu bringen, ſchilt die Fahnenträger, daß römiſche Soldaten vor ungeſchulten Haufen oder Ueberläufern den Rücken kehrten, ſtürzt ſich dann mit ſeinen Wunden und trotz ſeines von einem Geſchoß durchbohrten Auges das Angeſicht dem Feinde zugewendet auf denſelben, und hörte nicht auf zu kämpfen, bis er von den Seinen verlaſſen fiel.

Kapitel 21.

Als Lucius Apronius, des Camillus Nachfolger, dies erfuhr, machte ihm die Schande der Seinen mehr Sorge, als der Triumph des Feindes. Er ergreift daher eine damaliger Zeit ſeltene und ſeit Menſchengedenken nicht erhörte Maßregel und läßt jeden zehnten Mann der ſchimpfbeladenen Cohorte nach gezogenem Looſe mit Prügeln zu Tode hauen[71]). Dieſe Strenge war denn auch ſo erfolgreich, daß ein Vexillum Veteranen, nicht ſtärker als fünfhundert Mann, dieſelben Schaaren des Tacfarinas, als ſie einen feſten Platz, Thala genannt[72]), angriffen, in die Flucht ſchlug. In dieſem Gefechte gewann Rufus Helvius, ein gemeiner Soldat, den Ruhm der Rettung eines Bürgers und wurde denn auch von Apronius mit Ehrenkette und Ehrenlanze beſchenkt; der Kaiſer fügte dazu noch die goldene Bürgerkrone und äußerte ſich mehr bedauernd als beleidigt[73]) darüber, daß nicht auch dieſe Apronius, wie es ihm als Proconſul zugeſtanden, verliehen habe.

Tacfarinas ſeinerſeits, deſſen Numidier in Schreck gerathen waren und von Belagerungen nichts mehr wiſſen wollten, verlegt ſich jetzt auf den kleinen Krieg, weicht, ſobald man ihn ernſtlich anzugreifen

---

[71]) Es war dies die härteſte und ſchimpflichſte Militairſtrafe. S. Fuß: Antiquitat. Rom. § 375.

[72]) Später Thelepte, das heutige Ferreanah, eine in den Kriegen Roms in Afrika ſeit Jugurtha's Zeit vielgenannte ſtarkbefeſtigte Stadt.

[73]) Es iſt in der That merkwürdig, wie Tacitus es nicht laſſen kann, jedes Thun und jedes Wort des Tiberius feindſelig zu färben. So inſinuirt er uns hier: Tiberius habe zwar ſein Bedauern ausgeſprochen, daß der Proconſul nicht von ſeinem Rechte, jene höhere Ehrenauszeichnung ſelbſtändig zu verleihen, Gebrauch gemacht habe; aber innerlich ſei er damit wohl zufrieden geweſen! Dieſe Prätenſion, die innerſten Gedanken zu kennen, iſt bei Tacitus allzu oft mit Unrecht als Beweis pſychologiſchen Tiefblicks angeſehen worden, da ſie doch meiſt nur Folge vorgefaßter Meinung iſt. — Eine In-

Miene macht, und fällt, sobald der Gegner Kehrt macht, ihn wieder im Rücken an. Und in der That, so lange der Barbar diese Methode beobachtete, trieb er mit den nichtsausrichtenden und ermüdeten Römern sein unbestraftes Spiel. Als er sich aber zu den Küstenorten hinwandte und, durch die Beute gefesselt, sich in einem Standlager festnistete, da lieferte der vom Vater mit Reiterei und Bundescohorten und einer Abtheilung der behendesten Soldaten seiner Legionen gegen ihn ausgesendete Apronius Caesianus den Numidern eine glückliche Schlacht und wirft sie in die Wüste.

Kapitel 22.

Zu Rom indeß wird Lepida, die neben dem hohen Adel ihres Aemilischen Hauses auch noch die Urenkelin des Lucius Sulla und des Cnaeus Pompejus war, angeklagt, daß sie fälschlich angegeben, von Publius Quirinius, einem reichen und kinderlosen Manne, ein Kind geboren zu haben. Zusatzklagen waren: Ehebrüche, Giftmischerei und Befragung der Chaldäer über das Haus des Kaisers[74]). Die Vertheidigung der Angeklagten führte ihr Bruder Manius Lepidus. Daß Quirinius sie nach (längst) erklärter Scheidung jetzt noch feindlich verfolgte, hatte ihr trotz ihrer Verrufenheit und ihrer Schuld das Mitleid zugewendet.[75])

Nicht leicht mochte Jemand bei dieser Untersuchung die wahre

schrift in der Nähe von Tivoli in Vicovaro (dem alten Varia) gefunden, besagt, daß der hier erwähnte tapfere Soldat von der Ehrenauszeichnung der Bürgerkrone den Beinamen Civica annahm, und als Primus Pilus (d. h. erster Cohorten-Hauptmann) später aus dem Dienste entlassen, seinen Mitbürgern ein Bad stiftete. So wunderlich spielt der Zufall in der Erhaltung von Zeugnissen für der Menschen Gedächtniß!

[74]) S. die Anmerkung zu II. 27. Magier und Sterndeuter „über das Haus des Kaisers", d. h. über die Zukunft, das Lebensende, die Todeszeit des Staatsoberhaupts und seiner Söhne zu befragen galt seit Augustus als hochverrätherische Handlung, da man dabei nicht bloße Neugier, sondern staatsgefährliche Absichten und Pläne als Motiv vermuthete.

[75]) Diese Scheidung hatte schon zwanzig Jahre vorher stattgefunden: S. Sueton Tib. 49. Das „Mitleid" ging aus von dieser höheren „Gesellschaft" — denn von dieser ist bei allen solchen Skandalen, die Tacitus erzählt, immer nur allein die Rede. Es war dasselbe Verhältniß wie jetzt in dem Bonapartischen Paris. Hätte es in Rom neben dieser durchgesunkten „Gesellschaft" nicht noch einen großen Fond bürgerlicher Sitte und Tüchtigkeit in den niederen Ständen gegeben, nimmer hätte das Römerreich noch so lange bestehen können.

Gesinnung des Kaisers herausfinden, so sehr wechselte und vermischte er die Zeichen des Zornes und der Gelindigkeit. Er legte zunächst beim Senate Fürbitte dagegen ein, daß man überhaupt die Anklagen auf Majestätsverletzung zur Verhandlung annehme, verleitete dann aber die Consularen Marcus Servilius und andere Zeugen, solche Punkte zur Sprache zu bringen, die er scheinbar hatte abgewiesen wissen wollen[76]). Ebenso ließ er ferner die Sklaven der Lepida, die sich im Militairgewahrsam befanden, den Consuln überantworten[77]), und litt auch nicht, daß sie über die sein Haus betreffenden Punkte auf der Folter befragt würden. Desgleichen enthob er den Drusus, welcher designirter Consul war[78]), von der Pflicht, zuerst sein Gutachten abzugeben, — worin die Einen die wohlmeinende Absicht erkannten, den Uebrigen nicht den Zwang des Beistimmens aufzuerlegen, während Andere es als Beweis grausamer Gesinnung auslegten; „denn" (sagten sie) „der Prinz würde nicht zurückgetreten sein, wenn er nicht beauftragt gewesen wäre, verurtheilend zu stimmen."[79])

Kapitel 23.

An den Tagen der Festspiele, welche diese Untersuchung unterbrachen, begab sich Lepida von angesehenen Frauen begleitet in das

[76]) Tacitus spricht hier wie ein Augen- und Ohrenzeuge. Sein Bericht muß also der Schrift eines solchen entnommen sein und zwar einem Schriftsteller, der dem Tiberius parteiisch feindlich war. Und doch benahm sich der Kaiser, wie der Leser bald sehen und jeder Unbefangene zugestehen wird, bei diesem ganzen Handel durchaus unparteiisch, klug und milde.

[77]) Das Militairgefängniß in der Prätorianerkaserne war härter als das Civilgefängniß, und die Maßregel der Versetzung der Sklaven des Lepidus aus dem ersteren in das letztere, zeigt, daß der Kaiser keinen Einfluß üben wollte. Denselben Zweck hatte auch die nächstfolgende Maßregel.

[78]) und als solcher zuerst zu stimmen hatte.

[79]) Hier haben wir ein wahres Meisterstück feindseliger Sophistik. Tiber entblödet seinen Sohn von der Pflicht, zuerst abzustimmen, „weil er nicht wollte, daß das von dem Thronfolger abgegebene Gutachten (sententia) andere verleite, sich denselben aus Rücksichten anzuschließen". „Nein!" sagen die Feinde, „er that es, weil er heimlich dem Prinzen aufgegeben hatte, für „Schuldig" zu stimmen, und doch nicht wollte, daß die Gehässigkeit eines solchen verurtheilenden Wahrspruchs auf den Prinzen fallen sollte", der ohnehin zur Härte geneigt war. Kurz: Tiberius mag handeln wie er will — „thut nichts, der Jude wird verbrannt!"

noch erhaltene Schriften des Aristoteles besass, lässt sich mit ziemlicher Sicherheit nachweisen. Denn ausser dem Organon, welches er vollständig bearbeitete, finden sich direkte und indirekte Beziehungen und Anführungen aus fast allen Hauptwerken, wie der Physik [1]), der Metaphysik [2]), der Ethik [3]), der Poetik [4]), der Bücher von der Seele [5]), vom Himmel [6]) und andern naturwissenschaftlichen Schriften [7]), wobei es jedoch nicht immer auszumachen ist, wieviel man von solchen Verweisungen und Anführungen in den Commentaren auf seine oder auf Rechnung seiner griechischen Vorgänger zu setzen hat. Um davon nur ein Beispiel zu geben, so wird in dem grösseren Commentar zu der Schrift De Interpretatione [8]) ein Werk des Aristoteles von der Gerechtigkeit angeführt und daraus Worte citirt, welche, um dies gleich vorwegzunehmen, in der jetzigen Ethik sich nicht vorfinden. Nun kennen wir zwar dies

1) In Categor. IV, p. 211. De Consolat. phil. V, 1097.
2) Comment. minor. ad Arist. de Interpretat. I, p. 270. Commentar. major. II, p. 396. p. 327.
3) In Categor. IV, p. 174. p. 183. und, wie schon bemerkt, in de Consolat. philosophiae.
4) „Aristoteles in libris, quos de Arte poetica scripsit.“ Boeth. Comment. major, ad Ar. de Interpret. p. 290. „in Opere de Arte poetica.“ Ebendas. p. 294.
5) Comment. major. ad de Interpret. Lib. I. p. 290.
6) De Consolat. III, p. 1000—1001.
7) Vgl. Comment. major. ad de Interpret. I. p. 341.
8) Diog. Laert. V, 22; Anonym. Menagii; Pseudo-Demetr. de Elocut. §. 28.

Theater[80]), wo sie unter Weinen und Jammern ihre Vorfahren und eben den Pompejus, den Gründer dieses Bauwerks und seine vor Aller Augen dort stehenden Bildnisse anrief, und dadurch solches Mitleid erweckte, daß die Anwesenden in Thränen ausbrechend wilde Verwünschungen gegen den Quirinius, „den alten, kinderlosen Mann von dunkelster Herkunft“ ausstießen[81]), „dem eine Frau, die einst dem Lucius Caesar zur Gattin und dem hochseligen Augustus als Schwiegertochter ausersehen gewesen, geopfert werden sollte!“ Bei fortgesetzter Untersuchung wurden durch peinliche Befragung der Sklaven ihre Freveltaten an's Licht gebracht, und nach Rubellius Blandus' Vorgange beim Abstimmen das Urtheil dahin gefällt, daß ihr Wasser und Feuer versagt wurde[82]). Mit Rubellius stimmte Drusus, obgleich Andere eine mildere Strafe beantragt hatten. Doch wurde hinterher aus Rücksicht für Scaurus, der einen Sohn mit ihr gezeugt hatte, nachgegeben, daß ihr Vermögen nicht konfiszirt werden solle[83]). Jetzt erst eröffnete Tiberius: wie auch er durch die Aussagen der Sklaven die Gewißheit erlangt, daß Lepida ihn zu vergiften versucht habe.[84])

Kapitel 24.

Für die Unglücksfälle der erlauchten Häuser — es hatten nämlich binnen kurzer Zwischenzeit die Calpurnier den Piso, die Aemilier

[80]) Es war das Theater des Pompejus, bei dessen Ruinen die bekannte Kolossalstatue des Erbauers jetzt im Palast Spada in Rom aufgefunden wurde. S. Torrio I. S. 528—531. Es faßte 40,000 Zuschauer, und große Reste desselben waren noch im zwölften Jahrhundert erhalten. S. Ein Jahr in Italien II. S. 278.

[81]) Wir werden aber weiterhin sehen, daß Quirinius ein ebenso unbescholtener als tüchtiger und in Krieg und Frieden verdienter Mann war. S. zu III. 48.

[82]) Alte Formel der Strafe des Exils.

[83]) Scaurus hatte sie nach der Scheidung von Quirinius geheirathet. Die Einziehung des Vermögens war sonst immer mit dem Exile verbunden. Tiber aber ließ auch hier Gnade für Recht ergehen, da ein direkter Erbe da war.

[84]) Die Darstellung dieses Prozesses war es, die mir zuerst über Tacitus' Parteilichkeit und über seine aristokratischen Vorneigungen für hochadlige Verbrecher, die hier so grell zu Tage treten, die Augen öffnete. Wenn Tacitus sagt: „die wahre Gesinnung Tiber's bei diesem Prozesse sei schwer zu erkennen gewesen,“ so wird im Gegentheil jeder unbefangene Leser gestehen müssen, daß sie in Tacitus' eigenem Berichte offen zu Tage liegt. Wie abscheulich ungerecht aber das Urtheil der römischen haute volee über Quirinius war, werden wir weiter unten Kap. 48 sehen.

die Lepida verloren[85]) — bildete es einen Troſt, daß Decimus Silanus der Junischen Familie zurückgegeben wurde. Sein früheres Mißgeſchick will ich hier kurz erzählen.

Wie der hochſelige Auguſtus im öffentlichen Leben dauerndes Glück hatte, ſo war ſein häusliches unglücklich wegen der Unkeuſchheit ſeiner Tochter und Enkelin, welche er beide aus der Hauptſtadt verbannte und ihre Buhler mit Tod oder Exil beſtrafte[86]). Denn indem er eine zwiſchen Männern und Frauen häufig vorkommende Vergehung mit dem gewichtigen Namen „Frevel am Heiligen und Verletzung der Majeſtät" belegte, ging er über die milde Verfahrensweiſe der Vorfahren und über ſeine eignen Geſetze hinaus. — Doch das Ende der andern Betheiligten werde ich zugleich mit den übrigen Begebenheiten jener Periode berichten, wenn nach Vollendung meiner Aufgabe mein Leben zu weiteren Arbeiten reichen ſollte. Decimus Silanus alſo, Buhler mit der Enkelin Auguſt's, obgleich ihm keine härtere Strafe widerfuhr, als daß ihm vom Kaiſer die Freundſchaft aufgekündigt wurde[87]), ſah doch ein, daß ihm damit der Wink, in's Exil zu gehen, gegeben werde; auch wagte er erſt unter Tiberius' Regimente Senat und Kaiſer um Begnadigung anzugehen, geſtützt auf den Einfluß ſeines Bruders Marcus Silanus, der durch den Adel ſeines Hauſes und ſeine Beredtſamkeit eine hervorragende Stellung einnahm. Tiberius indeſſen gab dem Silanus, als derſelbe ihm vor den Senatoren in der Sitzung ſeinen Dank (für die Begnadigung des Bruders) abſtattete, zur Antwort: „auch Er freue ſich, daß ſein Bruder von dem langdauernden Aufenthalte in der Fremde zurückgekehrt

[85]) Die Verurtheilung Plio's konnte ein „Unglücksfall und Verluſt" für das erlauchte Haus der Calpurnier genannt werden; — aber Lepida?! —

[86]) Ueber den Prozeß und das Ende der Julia, Tochter Auguſt's ſ. Kaiſerfrauen S. 175—190. Ueber ihre Tochter gleichen Namens, die in ihrer Mutter Fußtapfen trat und wie ſie im Exil endete, Ann. IV, 71. Sueton Aug. 65 und 72. Merivale IV, p. 329.

[87]) Es war alte Sitte, einem verhaßt gewordenen ehemaligen Freunde offene Feindſchaft dadurch anzukündigen, daß man ihm ſchriftlich das Haus verbot (interdicere domo, seponere a domo, Ann. III, 11. VI, 29), und die Freundſchaft aufkündigte (amicitiam renuntiare II, 70). Merivale bemerkt (Th. II, p. 268—69), daß dieſe Sitte, — wie bei den Engländern der „Out" — die letzte Hülfe zur Genugthuung von Beleidigungen war, da ſie in ihren Sitten und Inſtitutionen die Selbſthülfe des Duells nicht kannten.

ſei, und zwar habe derſelbe dazu volles Recht gehabt, da er durch keinen Senatsbeſchluß und durch kein Geſetz exilirt worden ſei[87]). Trotzdem aber blieben für Ihn perſönlich gegen denſelben die Anſtöße, welche er Seinem Vater gegeben, in voller Kraft beſtehen, und durch die Rückkehr des Silanus würde das, was Auguſtus gewollt hätte, nicht aufgehoben“[88]). So lebte allerdings Silanus in Rom, allein Staatsämter erlangte er nicht.

Kapitel 25.

Darauf ward ein Antrag geſtellt über Ermäßigung des unter den Conſuln Papius und Poppaeus veröffentlichten Geſetzes, welches Kaiſer Auguſtus in ſeinen ſpäteren Lebensjahren nachträglich zu den Verordnungen des Diktators Julius Caeſar[89]) zur Verſchärfung der auf Eheloſigkeit geſetzten Strafen und zur Steigerung der Staatseinnahmen in Kraft geſetzt hatte. Allein trotzdem wurden die Ehebündniſſe und die Auferziehung von Kindern nicht häufiger, da das Gefallen an ehe- und kinderloſem Leben überwog. Dagegen wuchs die Zahl der Gefährdeten, da jedes Haus ſich durch die Verdächtigungen der Angeber mit Ruin bedroht ſah, und in dem Maaße wie früher durch die Verbrechen, ſo gerieth man jetzt in üble Zuſtände durch die Geſetze[91]).

[87]) Wir ſahen, daß Tibius Silanus freiwillig — wenn auch aus guten Gründen — in's Exil gegangen war, wozu ihn, da er dem Senatorenſtande angehörte, nur ein Spruch des Senats veranlaſſen konnte. Auch ſtand geſetzlich auf ſein Vergehen nicht die Strafe des Exils.

[88]) d. h. Tiberius hielt ſich verpflichtet, die Entfernung vom Hofe und Kaiſerhause, welche Auguſtus über den Schänder der Ehre ſeines Hauſes ausgeſprochen hatte, aufrecht zu halten. Und daran that er nur, was ſich ziemte. Tacitus aber ſcheint auch dies unrecht zu finden.

[89]) S. Mommſen Röm. Geſch. III. S. 513. (2te Ausg.) Merivale II. p. 397. IV. p. 86—89.

[91]) Das oben erwähnte Geſetz enthielt ſtrenge Strafbeſtimmungen gegen Eheloſe und Kinderloſe. Der Eheloſe konnte weder Erbſchaften noch Legate antreten, außer bei allernächſter Verwandtſchaft mit dem Erblaſſer; der Kinderloſe erhielt nur die Hälfte des ihm etwa Vermachten. An die Stelle der ſo Ausgeſchloſſenen traten andere im Teſtamente genannte Perſonen, die den Beſtimmungen des Geſetzes genügten. Fehlten ſolche, ſo fiel die Erbſchaft an den Staat. Nun war es Sache der Delatoren, ſolche Fälle aufzuſpüren, wo das Geſetz umgangen worden war. Wenn denſelben der Nachweis gelang, ſo erhielten ſie vom Staate eine Prämie. Dadurch wur-

Dies veranlaßt mich, über den Ursprung des Rechts und über die Art und Weise, wie man zu der jetzigen endlosen Menge und Mannigfaltigkeit an Gesetzen gelangt ist, tiefer eingehend zu sprechen.

Kapitel 26.

Die Menschen der urältesten Zeit, die noch keine böse Begierde kannten, lebten ihr Leben ohne Sünde und Laster, und darum auch ohne Strafe und Zwangsbestimmungen. Auf der einen Seite bedurfte es keiner Belohnungen, da das Gute und Rechte instinktmäßig von selbst erstrebt wurde; andrerseits da die Menschen nichts, was gegen die Sittlichkeit war, begehrten, war von Verboten, welche die Furcht zu Hülfe nehmen, keine Rede [29]). Als man aber die allgemeine Rechtsgleichheit abzuthun und an Stelle der Mäßigkeit und sittlichen Schaam das Streben nach Bevorzugung und Gewalt Eingang zu finden begann, da entstanden Despoticen, die sich dann auch bei vielen Völkern für immer erhalten haben. Einige zogen von vornherein, oder nachdem sie ihrer Regenten überdrüssig geworden waren, einen durch Gesetze geregelten Zustand vor. Diese Gesetze waren zu Anfang, da die Menschen noch geistig ungebildet waren, einfach. Und zwar nennt als die berühmtesten der Ruf die der Cretenser, welche Minos, die der Spartaner, welche Lykurgus, und die, welche später für die Athenienser schon mit mehr Kunst und in größerer Anzahl Solon verfaßt hat. Bei uns war Romulus unumschränkter Herrscher gewesen. Darauf nahm Numa unser Volk in die Pflicht für seine religiösen

---

den natürlich manche vornehme Häuser, welche ihr Vermögen ganz oder theilweis solchen mit Umgehung der Gesetze betrüglich (flagitiis) erhaltenen Erbschaften verdankten, im Entdeckungsfalle ruinirt, was, wie wir sehen, Tacitus beklagenswerth findet! Ob mit Recht? mag der Leser selbst entscheiden. Soviel ist gewiß, daß Tacitus Alles zu beklagen geneigt ist, was der Aristokratie und ihren Privilegien zu nahe tritt, selbst das Aufrechthalten gesetzlicher Bestimmungen.

[29]) Was sagen die Lobredner der Tacitischen Gedankentiefe zu dieser Art von Geschichtsphilosophie des berühmten Historikers, der im engsten Anschlusse an die ähnliche Weisheit des Ovid (Met. I, 89 ff.) und des Posidonius (bei Seneca Epp. 90) mit dem kindlichen Mythus von dem goldenen Zeitalter und der in den Uranfängen der Menschheit herrschenden allgemeinen Tugend und Humanität vollen historischen Ernst macht? Da ist denn doch der Dichter der Augusteischen Zeit bei weitem „tiefer" und auf richtigerem Wege, der die Zustände dieser „ältesten Menschen" in einer seiner Satiren (Hor. Sat. I, 3, 99 ff.) grade umgekehrt schildert, und die Erfindung von Rechtsbegriffen und Gesetz als eine Wohlthat der Menschheit ansieht.

Satzungen und sein göttliches Recht; auch von Tullus und Ancus wurden einige Rechtsbestimmungen erfunden. Allein der hauptsächliche Stifter von Gesetzen, welchen auch die Könige zu gehorchen haben sollten, war Servius Tullius.

Kapitel 27.

Nach Vertreibung des Tarquinius traf die Volksgemeinde viele Anstalten gegen die parteiischen Machtübergriffe zum Schutze der Freiheit und zur Befestigung der Eintracht, und so wurden Decemvirn erwählt und unter Herbeiziehung aller irgendwo vorfindlichen vortrefflichen Verfassungsbestimmungen die zwölf Tafeln verfaßt, der letzte Markstein des wahren gleichen Rechts[29]). Denn die Gesetze der Folgezeit, wenn sie auch in manchen Fällen gegen Uebelthäter nach Maßgabe des Vergehens gerichtet waren, verdankten doch in der Mehrzahl der Fälle nur dem Hader der Stände, dem Streben nicht zukommende Ehrenstellen zu erlangen oder hochverdiente Männer zu stürzen und sonstigen schlechten Motiven ihre gewaltsame Durchsetzung. Aus solchen Zuständen gingen die Gracchen und die Saturninus, die Aufwühler der Plebs, und der ihnen als Bestecher nicht nachstehende Drusus hervor, obschon der letztere im Namen des Senats handelte[30]). Da wurden die Bundesgenossen durch Hoffnungen verführt oder mit

[29]) Ueber diese erste römische Landrechtsgesetzgebung s. Mommsen R. G. I. S. 255—260. Die Bestimmungen über die durch sie angebahnte Rechtsgleichheit und Verschmelzung der Stände betrachtete Tacitus als die äußerste Gränze, die zu der die politische Gesetzgebung ohne ungerecht gegen den Adel zu werden hätte gehen dürfen!

[30]) In dieser ganzen Darstellung zeigt sich Tacitus in seiner wiederholten Eigenschaft als eingefleischter Aristokrat und Junkerfreund. Schon die völlige Gleichstellung der edlen Gracchen, in denen er nur verbrecherische „Aufrührer" (turbatores) sieht, mit einem Demagogen wie Saturninus, und nicht minder das ungerechte Urtheil über den nicht minder edlen Drusus, diesen „Gracchus der Aristokratie", wie ihn Mommsen mit Recht nennt, zeigt den engherzigen und vorurtheilsvollen politischen Standpunkt, von welchem aus Tacitus Menschen und Dinge der römischen Geschichte beurtheilt. Wissen wir es doch durch ihn selbst, daß ihm die Zeit des fürchterlich korrumpirten, durch und durch faulen Regiments der Oligarchie in der Periode eines Milo und Pompejus, als die Zeit der wahren republikanischen Freiheit und staatlichen Tüchtigkeit galt (vgl. Merivale VIII. p. 91—92). Wie könnte ein solcher Mann als ein unparteiischer Beurtheiler eines Herrschers wie Tiberius angesehen werden, den er als den ausgemachtesten Feind der Aristokratie und ihrer eigensüchtigen Ansprüche in tiefster Seele hassen mußte und gehaßt hat!

Interceſſionen zum Beſten gehabt, ja ſelbſt im italiſchen und bald darauf im bürgerlichen Kriege hörte man nicht auf, zahlreiche und widerſtreitende Volksbeſchlüſſe zu Wege zu bringen, bis endlich der Dictator Lucius Sulla unter Abſchaffung oder Umwandlung des Früheren und Hinzufügung vieler neuen Beſtimmungen eine Pauſe in jener wühleriſchen Thätigkeit bewirkte, welche freilich nicht lange anhielt, da unmittelbar darauf die Wühlerei durch Lepidus' Anträge auf's Neue losging und nicht lange nachher den Tribunen die Freiheit zurückgegeben wurde, das Volk auf jede beliebige Art aufzuregen[25]). Da wurden denn auch nicht bloß für allgemeine Zwecke, ſondern ſogar gegen einzelne Individuen Unterſuchungskommiſſionen niedergeſetzt[26]), und grade als der Staatszuſtand am korrumpirteſten war, gab es die meiſten Geſetze.

Kapitel 28.

Jetzt trat Cnaeus Pompejus auf, in ſeinem dritten Conſulate zur Herſtellung der Sitten erwählt; aber ſeine Heilmittel waren härter als die Schäden[27]), er ſelbſt war der Umſtürzer der Geſetze, die er gegeben, und verlor durch Waffengewalt die Stellung, die er mit Waffengewalt zu behaupten ſuchte. Von da ab herrſchte zwanzig Jahre lang fortdauernde Zwietracht, keine Sittlichkeit, kein Geſetz; die ſcheußlichſten Verbrechen blieben ungeſtraft und in vielen Fällen führte Rechtthun zum Untergange. Erſt in ſeinem ſechsten Conſulate, als er ſeiner Macht ſicher war, ſchaffte Caeſar Auguſtus ſeine während des Triumvirats befohlenen Verordnungen ab und gab Rechtsnormen, nach welchen wir im Frieden einer Monarchie leben ſollten. Seitdem wurden die Bande ſtraffer angezogen, Wächter wurden beſtellt und dieſelben durch das Geſetz Papia Poppaea unter

[25]) Tacitus meint hier das den Tribunen nach Sulla's Tode wiedergegebene Recht, Geſetze zu beantragen.

[26]) Anſpielung auf das Verfahren gegen Cicero. Nipp.

[27]) „Es iſt intereſſant zu ſehen, wie der Ariſtokrat einer ſo ſpäten Zeit noch immer an der Anſicht feſthält: daß zur Zeit des Pompejus die ſittlichen Zuſtände der römiſchen Ariſtokratie nicht ſo ſchlimm waren als Pompejus ſie vorſtellte und behandelte, und daß derſelbe durch den großen Umfang, den er ſeinen Reformen gab, ſeine Partei betrog." Merivale II, S. 76—77. Tacitus iſt überhaupt nicht gut auf Pompejus zu ſprechen. Er nennt ihn „verſteckter, nicht beſſer als Marius und Sulla". Hist. II, 38.

Verheißung von Belohnungen aufgemuntert[98]), damit überall wo man die Vorrechte der Väter von Kindern zu benutzen Anstand nahm, das Volk gleichsam als der Vater aller die erledigten Besitzthümer antrete. Allein sie gingen weiter und weiter, und hatten bald Rom und Italien und alle Bürger im ganzen Reiche in Anklagen verwickelt, so daß Vieler Vermögensverhältnisse völlig zu Grunde gerichtet wurden. Ja, der Schrecken bedrohte bereits Alle, wenn nicht Tiberius zur Abhülfe eine durch's Loos erwählte Kommission von fünf Consularen, fünf Männern Prätorischen Ranges und ebensoviel aus den übrigen Senatspersonen, niedergesetzt hätte, durch die sehr Viele von der strikten Anwendung des Gesetzes befreit und damit für den Augenblick eine mäßige Erleichterung gewährt wurde.[99])

Kapitel 29.

Im Laufe derselben Zeit empfahl er den Nero, den einen von Germanicus' Söhnen, der bereits in das Jünglingsalter eingetreten war, dem Senat und beantragte, daß der Prinz von der Pflicht, unter die Zwanzigmänner einzutreten, entbunden werde und fünf Jahre früher, als es die Gesetze gestatteten, sich um das Quästoramt bewerben dürfe[100]), Ansuchen, die von den Zuhörern nicht unbelächelt blieben. Er berief sich darauf, daß ihm und seinem Bruder auf Ansuchen des Augustus dasselbe bewilligt worden sei. Allein ich zweifle nicht, daß auch damals[101]) manche über dergleichen Bitten im Stillen

[98]) Es sind dies die oben (Kapitel 21 zu Kap. 25) erwähnten Delatoren, denen ein Theil der als vakant und dem Staate verfallen von ihnen ermittelten Erbschaften zufiel. Jeder Bürger ward aufgefordert, die zu seiner Kenntniß gelangenden Uebertretungen des erwähnten Gesetzes anzuzeigen und vor Gericht zu ziehen. Denn Staatsanwälte, wie bei uns, gab es in Rom niemals; und wenn die Delatoren, im Falle daß sie ihre Anklage beweisen konnten, belohnt wurden, so wartete ihrer doch auch im entgegengesetzten Falle — und zwar sehr harte — Strafe, während dies bei unsern Staatsanwälten nicht der Fall, vielmehr ihre Belohnung und Beförderung, wenn sie nur überhaupt — zumal auf dem Felde politischer Anklage — recht eifrig sind, in jedem Falle sicher ist.

[99]) Wir haben hier einen der wenigen Fälle, in welchen selbst Tacitus sich genöthigt findet, die Regierungsweisheit und Milde Tiberius anzuerkennen.

[100]) Die Vorstufe zur Quästur bildete das Vigintivirat, d. h. der Dienst in einer der Abtheilungen der Zwanzigerkommission für Polizei, Wegebau, Münzwesen u. dgl.

[101]) d. h. zu Augustus' Zeit.

spöttische Bemerkungen gemacht haben werden, und doch war damals die Familie Caesar erst in den Anfängen ihrer Oberhoheit, die alte Sitte noch näher vor Augen und das Verwandtschaftsband zwischen Stiefsöhnen und Stiefvater minder eng als bei dem Großvater gegenüber dem Enkel.[102]) — Dazu erhielt der Prinz das Oberpriesteramt, und an dem Tage, an welchem er zum erstenmale das Forum betrat, das Volk, welches sich über die Maßen freute, des Germanicus Sprossen bereits erwachsen zu erblicken, ein Congiarium[103]). Vermehrt wurde weiterhin die Freude noch durch die Verheiratung des Nero mit Julia, Drusus' Tochter. Allein wie diese Dinge im Publikum mit Beifall, so wurde dagegen die Kunde sehr mißfällig aufgenommen, daß für den Sohn des Claudius ein Sejan zum Schwiegervater bestimmt sei. Das erschien von Seiten Tiber's als eine dem Adel der Familie zugefügte Verunreinigung und als eine noch weitere Erhöhung des bereits hochgehender Pläne verdächtigen Sejan.[104])

Kapitel 30.

Am Schlusse des Jahres schieden zwei Männer von Bedeutung, Lucius Volusius und Sallustius Crispus, aus dem Leben. Volusius

[102]) Dies ganze Raisonnement des Tacitus ist wieder einmal äußerst nichtssagend. Das Lächerliche, was in dem Verhalten Tiber's die Feinde desselben fanden, lag in den Verhältnissen. Sievers II. 17, 2. Genau besehen findet Tacitus es „lächerlich", daß Tiberius beim Senate um etwas bat, wofür er zu bitten nicht eben nöthig gehabt hätte! Hätte er aber minder rücksichtsvoll gehandelt und die Ausnahmestellung der Prinzen des Kaiserhauses als etwas angesehen, das sich von selbst verstehe, so würden ihm seine Feinde, und Tacitus mit ihnen, wieder dies zum Vorwurf gemacht haben. Man sieht: aus solchem Dilemma ist für den Tiber kein Herauskommen. — Vgl. Kaiserfrauen S. 295.

[103]) Congiarium (von congius, römisches Maß für Oel, Wein und Flüssiges überhaupt) hieß eine bei festlichen Gelegenheiten unter das Volk vertheilte Gabenspende, früher an Lebensmitteln, später an Geld. Hier wird es im Namen des jungen Prinzen vertheilt.

[104]) Sejan war wegen seiner geringen Herkunft bei dem hohen Adel Roms heimlich verachtet. S. Tiberius S. 189. Der Kaiser selbst, der sich über solche Vorurtheile erhaben zeigte, und bei Beförderungen immer nur auf Verdienste und Staatswohl sah (s. Tiber. S. 71, S. 77, S. 86, Sueton Tib. cp. 35), wurde ebendeshalb von der römischen Aristokratie bitter gehaßt (s. Tiberius S. 79—81), und Tacitus theilt diesen Haß als Aristokrat durchaus (s. Tiberius S. 86 und 87); denn niedrige, abenteuerliche Geburt ist in seinen Augen immer ein gewisser Makel, wie er das bei mehr als einer Gelegenheit offen ausspricht oder andeutet.

war von alter Familie, die jedoch nicht über die Prätur hinausgekommen war. Er selbst brachte in dieselbe das Consulat, war auch Mitglied der Censorenkommission zur Auswahl der Richterdecurien und der erste Anhäufer des Reichthums, durch welchen sich jenes Haus so unermeßlich hob. Den Crispus, aus ritterlichem Geschlechte, hatte Cajus Sallustius, der gefeierte römische Geschichtschreiber, als den Enkel seiner Schwester zur Führung seines Namens adoptirt. Obschon ihm der Weg zu einer glänzenden Staatslaufbahn offen stand, that er es doch dem Maecenas nach, und ohne je Senatorischen Rang zu erlangen, übertraf er viele, welche Triumphe und Consulate aufzuweisen hatten, an Einfluß, während er, im Gegensatze zu der alten Sitte, durch verfeinerte und geschmackvolle Lebensweise und eine Lebensführung voll Reichlichkeit und Breite fast schon an Ueppigkeit gränzte. Dahinter steckte jedoch eine geistige Kraft, die der gewaltigsten Geschäftsthätigkeit gewachsen und um so stärker war, je mehr er Ruhegenuß und Trägheit als Aushängeschild zu brauchen pflegte. So war er denn, so lange Maecenas noch lebte, der nächste und bald darauf der Erste im vertrauten geheimen Rathe der Kaiser, und so auch Mitwisser um die Hinrichtung Agrippa's; bei vorgerücktem Alter behauptete er mehr eine Scheinstellung in der Freundschaft des Staatsoberhauptes als wirklichen Machteinfluß[105]). Und so war es auch dem Maecenas ergangen, da es das Schicksal des Einflusses ist, selten fortdauernd zu sein, weil Sättigung eintritt, entweder bei dem einen Theile, der bereits Alles verliehen hat, oder bei den andern, für die nichts mehr übrig ist, was zu wünschen wäre.

Kapitel 31.

(Jahr 21 n. Chr., 775 d. St.)

Es folgt jetzt Tiber's viertes, Drusus' zweites Consulat, bemerkenswerth durch die Amtsgenossenschaft von Vater und Sohn. Denn die drei Jahre zuvor stattgehabte gleiche Genossenschaft des Germanicus

[105]) Er war ein Freund des Horaz, der ihn in seinen Oden besang (Od. II, 3), ein Staats- und Lebensmann in der Weise Maecen's (s. die Anmerk. zu II, 40). So wie in dem hier folgenden schildert seine Lebensführung auch Horaz. Als er starb war er dem achtzigsten nahe und daher sein nachlassender Einfluß bei so hohem Alter, das ihm die Kraft zu geschäftlicher energischer Thätigkeit versagte, sehr erklärlich.

und Tiber in dieſer Würde war weder eine Freude für den Vaterbruder[106]), noch das natürliche Band zwiſchen beiden ein ſo enges geweſen.

Zu Anfang dieſes Jahres begab ſich Tiberius, angeblich zur Stärkung ſeiner Geſundheit[107]), nach Campanien, ſei es daß er ſchon jetzt allmälig an eine langdauernde und beſtändige Abweſenheit dachte, oder vielleicht auch damit, in der Abweſenheit des Vaters, Druſus zeige, daß er die Geſchäfte des Conſulats allein verſehen könne. Und wirklich gab zufällig ein kleiner Handel, der ſich zu einem großen Streite entwickelte, dem jungen Manne Gelegenheit, ſich allgemeine Gunſt zu erwerben.

Domitius Corbulo, geweſener Prätor, beſchwerte ſich im Senate über Lucius Sulla, einen jungen Mann von Adel, daß derſelbe ihm bei den Gladiatorenvorſtellungen nicht Platz gemacht habe[108]). Für Corbulo waren ſein Alter, die hergebrachte Sitte und die Theilnahme der älteren Senatoren; gegen ihn ſteiften ſich Mamercus Scaurus und Lucius Arruntius ſowie die andern Verwandten Sulla's. Heftige Streitreden wurden gehalten und Beiſpiele aus der Vorzeit angeführt, wo man die Unehrerbietigkeit der Jugend mit gewichtigen Beſchlüſſen geahndet habe, bis endlich Druſus in ausführlichem Vortrage die beiderſeitige Heftigkeit auf geſchickte Weiſe milderte. Und ſo wurde denn ſchließlich dem Corbulo Genugthuung geleiſtet durch Mamercus, welcher Oheim und zugleich Stiefvater Sulla's und jener Zeit unter den Rednern der begabteſte war. Es war dies derſelbe Corbulo, welcher nach häufigem Lärmſchlagen über den durch das

---

[106]) Zwar hatte Tiber ſelbſt aus eigenem Antriebe den Germanicus zu ſeinem Mitconſul gemacht, aber — das war natürlich (nach Tacitus) nur contre coeur geſchehen! Man ſieht, die „Heuchelei" Tiber's und ſein „Haß" gegen Germanicus ſind für Tacitus ein ceterum censeo, das er bei jeder Gelegenheit anbringt.

[107]) Warum „angeblich"? Als ob es nicht ſehr natürlich wäre, daß der 63jährige Kaiſer, nach einem Leben voll Arbeit und Mühe, voll Strapazen und Beſchwerden im Felde, voll Sorgen, Kummer und bittern Erfahrungen aller Art, nachdem er ebenein das ungeſunde Rom faſt acht Jahre lang nicht verlaſſen hatte, ſich allmälig auch körperlich angegriffen und müde zu fühlen begann! Das gaben doch ſelbſt feindſelig geſtimmte Zeitgenoſſen zu, wie wir aus Tacitus ſelbſt (III, 59) erfahren. Und wenn die Beweggründe, welche Tacitus in den unmittelbar folgenden Worten ſupponirt, die richtigen waren, ſo waren ſie ebenſowenig zu tadeln.

[108]) Ueber die „Luſtmordkämpfe" der Gladiatoren ſ. Ein Jahr in Italien Th. III, S. 93—101 (3te Ausg.).

Werk auch aus andern Anführungen, und sicher ist es, dass Porphyrius dasselbe noch vor Augen hatte; allein nichts entscheidet, ob es auch Boethius noch kannte [1]). Dagegen finden sich wieder Spuren, die auf die Kenntniss von uns verlornen Schriften zu deuten scheinen [2]).

Die Arbeiten des Boethius lassen auf ein nicht geringes Interesse seiner Zeitgenossen für das Studium der Aristotelischen Schriften, und namentlich der logischen, schliessen. Denn offenbar arbeitete er nicht blos für sich, sondern für einen grössern Kreis von Lesern. Es ist interessant, hierüber die spärlich zerstreuten Andeutungen in seinen Schriften zu verfolgen. So spielt er z. B. wiederholt auf den Neid und die Verkleinerungssucht seiner Zeitgenossen an, die ihm seine mühevolle, aus reiner Liebe zur Wissenschaft unternommene Arbeit durch hämische Ausstellungen verbittern mochten [3]). Aber die Milde seines liebenswürdigen Charakters meidet bei seiner Polemik jede namentliche Erwähnung von Gegnern, und nur an einer einzigen Stelle spricht er zum Schlusse und gleichsam zur Entschuldigung einer sehr langen nach Syrianus gegebenen Exposition, von einem gewissen „male doctus," der eben denselben Gegenstand höchst verwirrt und ver-

1) Comment. major. in de Interpret. I, p. 298. sensum quidem non esse significativas voces, nomina et verba in opere de Justitia declarat, dicens φύσει γὰρ διηρθρωμένα τὰ τε ὀνόματα καὶ τὰ ῥήματα.

2) De Consolat. philosoph. III, p. 1034.

3) Commentt. major. ad de Interpret. Lib. I, p. 318. VI p. 1140. besonders De divisione p. 638.

betrügerische Verfahren der Straßenbauunternehmer und die Nachlässigkeit der Aufsichtsbeamten gerügt und den Verfall hemmenden Zustand der Landstraßen die gerichtliche Untersuchung dieser Angelegenheit zu seiner Freude übertragen erhielt: ein Auftrag, der nicht in gleichem Maße im Interesse des öffentlichen Wohls als zum Ruin für Viele ertheilt angesehen wurde, gegen deren Vermögen und bürgerliche Ehre er mit Verurtheilungen und Zahlhaftationen in harter Weise vorging.[109])

Kapitel 32.

Nicht lange darauf meldete Tiberius brieflich dem Senate den Wiederausbruch von Unruhen in Afrika durch den Einfall des Tacfarinas, und daß nach dem Ermessen[110]) des Senats zum Proconsul ein kriegserfahrener und körperlich rüstiger Mann gewählt werden müsse, der diesem Kriege augenscheinlich gewachsen zu sein verspreche. Hierbei nahm Sextus Pompejus Veranlassung, seinen Haß gegen Marcus Lepidus auszulassen, indem er ihn einen schlaffen, bettelhaften und seinen Ahnen Schande machenden Mann nannte, der darum auch von der ihm zufallenden Loos-Provinz Asien[111]) ausgeschlossen werden müsse. Allein dagegen erhob sich der Senat, welcher die Ansicht vertrat, daß Lepidus mehr ein friedlicher als ein schlaffer

[109]) „Die Wege wurden auf Kosten der wegen Betrugs oder Nachlässigkeit verurtheilten Beamten und Bauunternehmer in Stand gesetzt, und wenn die letzteren nicht solvent waren, deren Habe verkauft, was Verlust der bürgerlichen Ehre zur Folge hatte." Nipperdey. Es ist kein Zweifel, daß die Klagen über jene Uebelstände begründet waren. Die angeordneten gerichtlichen Untersuchungen — in dieser Zeit von Tiber's Regierung immer sehr gründlich — und die ihnen folgenden Verurtheilungen der Schuldigbefundenen liefern dafür den Beweis. Auch leugnet es Tacitus keineswegs. Abs. — es hat Theilnahme für die hart bestraften und theilweise tadellosen Staatsbeträger: denn unter ihnen befanden sich Mitglieder der besten Aristokratie, „hochgeehrte" Beamte, Senatoren u. s. w., gegen die Tiberius in solchen Betrugsfällen unnachsichtlich streng zu verfahren gewohnt war, wie er denn überall in Geldsachen und zumal in öffentlichen, seinen Sinn verband. S. Tiberius S. 276.

[110]) Statt, wie sonst, durch's Loos.

[111]) Asien und Afrika waren Provinzen, zu deren Verwaltung die Consularen, an denen die Reihe war, durch's Loos erwählt wurden. Da nun Afrika jetzt durch Wahl vergeben werden sollte und Lepidus von den zwei Consularen, die in diesem Jahre hätten loosen müssen, der erste an der Reihe war, so mußte ihm Asien ohne Weiteres zufallen. Er war ein anständiger Mann, dem daher auch, um ihm aufzuhelfen, Tiberius eine Gefälligkeit überlassen hatte. S. oben II. Kap. 48.

Mann sei, dessen beschränkte Vermögensverhältnisse von seinem Vater herrührten und dem die vorwurfslose Behauptung seines adligen Ranges vielmehr zur Ehre als zur Schande gerechnet werden müsse. So ward er denn nach Asien geschickt[112]; und im Betreff Afrika's beschlossen: der Kaiser möge denjenigen auswählen, dem es übertragen werden solle.

Kapitel 33.

Bei diesen Verhandlungen stellte Severus Caecina den Antrag: „daß keinen Beamten, dem die Statthalterschaft einer Provinz zugefallen sei, dessen Frau begleiten solle". Er hatte zuvor wiederholt darauf hingewiesen, „daß er eine Ehefrau und zwar eine die ihm sechs Kinder geboren besitze, und daß er, was er jetzt für das Allgemeine vorschlage, in Betreff seines Hauses stets selbst beobachtet und seine Frau stets in Italien gelassen habe, obschon er selbst in mehreren Provinzen nach der Reihe vierzig volle Dienstjahre durchgemacht habe. Denn nicht umsonst sei früher bestimmt gewesen: daß Frauen nicht zu den Bundesvölkern oder zu auswärtigen Nationen mitgeschleppt würden. Solche Weiberbegleitung sei mit Umständen verbunden, welche im Frieden durch Ueppigkeit, im Kriege durch Besorgniß[113] die Thätigkeit beeinträchtigen und den Marsch eines Römerheeres einem barbarischen Aufzuge ähnlich machen. Nicht bloß schwach und Strapazen nicht gewachsen sei das Geschlecht, sondern, wenn sich die Gelegenheit dazu finde, auch grausam, ehrsüchtig, nach Einfluß begierig. Solche Frauen zögen einher unter den Soldaten, hätten Centurionen zu ihrem Dienste an der Hand, erst kürzlich noch habe eine Frau beim Exercitium der Cohorten, bei den Manövern der Legio-

[112]) Dort erholte er sich von seiner „Armuth"; denn zwei Jahre später war er im Stande, die Basilika seines Ahnherrn Paulus Aemilius, das Ehrendenkmal des Aemilischen Geschlechts, neu auszubauen und auszuschmücken (s. unten III, 72). Man sieht daraus, daß selbst unter dem strengen Tiberius die Provinzstatthalterschaften hier und da doch noch immer für die Aristokratie ziemlich einträgliche Posten waren, wenn auch weit nicht in jenem Uebermaaße, wie zur Zeit der von Tacitus so gefeierten letzten hundert Jahre der „Republik".

[113]) Caecina will sagen, daß die Anwesenheit der Frauen der Befehlshaber im Felde die energische Kriegführung hindere, da der Kommandirende auf ihre Sicherheit Rücksicht nehme.

nen die erste Rolle gespielt[114]). Sie (die Senatoren) möchten selbst daran denken: so oft ein Fall von Anklage wegen Erpressung gegen irgend einen Statthalter vorkomme, seien es immer deren Gemahlinnen, gegen welche die meisten Beschwerdepunkte gerichtet würden. An sie hänge sich sofort alles schlechte Volk unter den Provinzialen, von ihnen würden die Geldgeschäfte[115]) übernommen und verhandelt. Zwei Personen seien es, die man bei ihrem öffentlichen Erscheinen huldigend begrüße, zwei statthalterische Hauptquartiere[116]), und daneben werde das Kommandiren der Frauen immer hartnäckiger und maßloser, die, einst durch die Oppischen[117]) und durch andere Gesetze im Zaume gehalten, jetzt völlig außer Rand und Band im Hause, auf dem Forum und bereits auch bei den Heeren das Regiment führen möchten."

[114]) Die Erklärer verweisen hier auf das oben (II. 55) über Piso's Gemalin Plancina berichtete. Aber Tacitus hatte Gelegenheit gehabt, solche Uebergriffe einer Frau in dem Verhalten der Agrippina auch mit eignen Augen bei den Germanischen Legionen zu beobachten. (S. oben I. 69, Kaiserfrauen S. 225, 240—241), während er, soviel wir wissen, nicht mit Germanicus in Asien war. Er war ein trefflicher Kriegsmann aus der alten Schule und von der alten Art, und überall wo er bei Tacitus erscheint, zeigt er sich als solcher (Ann. I. 31, 32, 36, 63—68. III. 18, vgl. Die Cäs. 55, 29) und so auch hier, wo wir ihm zuletzt begegnen.

[115]) Im Text negotia d. h. alle die „Geschäfte", bei denen es auf Besicherung des Statthalters mit Hülfe von Mittelspersonen, Bankiers, Lieferanten u. s. w. abgesehen war.

[116]) Im Texte: praetoria. Praetorium hieß das Feldherrnzelt im Lager und denselben Namen hatte auch der Amtssitz, das Amtslokal des Statthalters. Tacitus sagt hier spottend, daß die Frauen der Statthalter in den Provinzen in ihren Zimmern ein zweites Hauptquartier (praetorium) hätten.

[117]) Das Oppische Gesetz gegen den Luxus der Frauen in Kleidung, Schmuck und Equipagen ward während des zweiten Punischen Krieges gegeben, aber schon zwanzig Jahre später, da die Frauen leidenschaftlich dagegen wühlten, wieder abgeschafft, wobei es zu sehr komischen Auftritten kam, über welche Valer. Maximus (IX. 1, 3) und andere alte Schriftsteller, die man bei Drumann (V. S. 102) angeführt findet, berichten. Dabei ist es interessant zu hören, was Valerius Maximus, ein Zeitgenosse Tiber's, von der ausschweifenden, täglich neue Moden erfindenden Putzsucht der Frauen jener Zeit sagt, und noch weit interessanter, wie derselbe Autor diese unsinnige Sucht durch den Hinweis auf die bürgerliche Stellung der Frauen motivirt. „Doch was rede ich da lange" (sagt dieser älteste unfreiwillige Beginstiger der Frauenerhebung zum Ernste des Lebens) „von den Frauen, da diese durch die Schwäche ihres Verstandes und durch die ihnen versagte Betheiligung an ernsteren Thätigkeiten sich darauf angewiesen sehen, all ihr Interesse auf ihre Toilette zu verwenden."

Kapitel 34.

Nur bei Wenigen fanden dieſe Worte Beifall. Die Mehrzahl erhob ſich lärmend gegen den Redner: „die Sache ſei nicht Gegenſtand der Tagesordnung und Caecina nicht der zu einer ſo wichtigen Sache berufene Cenſor“. Darauf erhob ſich Valerius Meſſalinus — ſein Vater war Meſſala und er deſſen Abbild in Beredtſamkeit — zur Antwort: „Viele harte Beſtimmungen der alten Zeit ſeien gegenwärtig verbeſſert und gemildert, denn es ſehe ſich ja auch die Hauptſtadt jetzt nicht, wie ehemals, von Kriegen umlagert oder feindlichen Provinzen gegenüber. Auch ſei es nur Weniges, was man den Bedürfniſſen der Frauen[118]) einräume, Leiſtungen, welche nicht einmal das Privatvermögen der Männer und alſo um ſo weniger die Bundesgenoſſen beſchweren könnten. Alles Uebrige theilten ſie mit ihrem Gatten[119]), und ihre Anweſenheit ſei in keiner Weiſe bei friedlichen Zuſtänden ein Hinderniß. Gebe es Krieg, ſo müſſe der Statthalter ihn allerdings ſoldatiſch gerüſtet führen[120]); allein wenn er von der Kriegsarbeit heimkehre, gebe es da wohl eine beſſere Erholung als die des ehelichen Lebens? Aber, ſage man, einige Frauen ſeien doch in Intriguen oder Habſucht verfallen. Allein: ſeien denn von den Beamten ſelbſt nicht ſehr viele allerhand Leidenſchaften unterworfen? Und doch komme man deßhalb nicht auf den Einfall, überhaupt keinen Statthalter in die Provinz zu ſchicken. Allerdings ſeien oft Ehemänner durch die Schlechtigkeit ihrer Frauen verleitet worden; ſeien darum etwa alle Hageſtolzen Tugendſpiegel? Allerdings ſeien einſt die Oppiſchen Geſetze für nöthig erachtet worden, weil die Verhältniſſe der Republik es ſo forderten; ſpäter ſei manches davon nachgelaſſen und gemildert, weil dies nützlich geweſen. Vergebens ſchöben wir Männer unſerer Schwäche fremde Namen unter; denn des Mannes Schuld ſei es, wenn die Frau über die Schnur ſchlage. Ferner ſei es übel gethan, wegen eines oder des andern charakterſchwachen Mannes den Ehemännern überhaupt die eheliche Gemeinſamkeit in

[118]) d. h. der ihre Männer in die Provinzen begleitenden Frauen.

[119]) d. h. es geſchähe für ſie nichts mehr, als was von den Provinzialen geleiſtet würde, auch wenn ihr Mann allein in der Provinz wäre.

[120]) d. h. er darf dabei nicht auf Märſchen und bei Kämpfen durch Frauenbegleitung gehindert ſein. Das von mir durch „ſoldatiſch gerüſtet“ überſetzte Wort accinctus heißt wörtlich: „kurzgegürtet“.

Glück und Unglück zu entziehen. Dadurch werde zugleich das von Natur schwache Geschlecht allein gelassen und seinem eignen Hange zur Ueppigkeit und fremden Begierden preisgegeben. Kaum bei persönlicher Anwesenheit des Ehrenwächters blieben die Bande ehelicher Treue unverletzt; was werde erst geschehen, wenn dieselben viele Jahre lang durch eine Art von Scheidungszustand gelockert würden! Die Senatoren möchten bei ihren Maßregeln, mit denen sie den auswärts begangenen Sünden entgegenzutreten beabsichtigten, doch so verfahren, daß sie auch das sittliche Verderben der Hauptstadt berücksichtigten." Dieser Rede fügte Drusus noch Einiges hinzu, über seine eigne Ehe; „denn die Mitglieder des Kaiserhauses seien häufiger als andre in der Lage, sich in ferne Theile des Reiches begeben zu müssen. Wie oft sei der hochselige Augustus nach dem Abendlande und dem Morgenlande gezogen in Begleitung Livia's. Auch er sei seiner Zeit nach Illyrien gegangen, und werde auch künftig, wenn es nöthig, zu andern Völkern gehen, doch nicht stets mit ruhigem Herzen, wenn er sich von einer geliebten Gattin, der Mutter so vieler gemeinsamer Kinder losreißen solle". So ward Caecina's Antrag zu Fall gebracht.[171])

Kapitel 35.

Am nächsten Senatstage machte Tiberius mittelst Handschreibens, unter beiläufigem Tadelausdrücken gegen den Senat „daß derselbe alle Sorgenlast dem Staatsoberhaupte zuschiebe", den Manius Lepidus und den Junius Blaesus als diejenigen namhaft, von denen einer zum Proconsul Afrika's erwählt werden möge. Darauf ließen sich alle beide vernehmen: Lepidus mit ernstlicherer Ablehnung, wobei er sein körperliches Befinden, das Alter seiner Kinder, die Mannbarkeit einer Tochter vorschützte, wobei man auch das verstand, was er verschwieg: nämlich daß Blaesus der Oheim Sejan's und daher dessen Anspruch der überwiegende sei. Blaesus gab sich in seiner Antwort den Anschein, gleichfalls abzulehnen, doch that er es nicht mit der-

[171]) Im Text elusa (eludiet), wodurch, wie ich meine, Tacitus andeutet, daß die Gegengründe, welche von Valerius gegen den sehr berechtigten Antrag des erfahrenen Caecina geltend gemacht wurden, von ihm für das angesehen werden, was sie sind, nämlich für hohle Sophistereien.

selben Dringlichkeit und zugleich fand er bei der Einstimmigkeit der auf Liebedienerei ausgehenden keine Unterstützung.[122])

Kapitel 36 und 37.

Demnächst kam etwas zur Sprache, was bisher von Vielen nur ganz im Geheimen beklagt worden war. Es war nämlich die Unsitte eingerissen, daß der erste beste Schuft sich herausnahm, ungestraft Schimpfworte und Beleidigungen gegen anständige Männer auszustoßen, nachdem er zuvor rasch ein Bildniß des Kaisers angefaßt hatte[123]); ja sogar Freigelassene und Sklaven, wenn sie gegen ihren Patron oder Herrn Schimpfworte und drohende Handgeberden richteten, waren für dieselben ohne weiteres Gegenstand der Furcht. So entwickelte denn der Senator Cajus Cestius in ausführlichem Vortrage: „Allerdings stehe das Oberhaupt des Staates auf gleicher Rangstufe mit den Göttern, doch auch von den Göttern würden nur gerechte Bitten der zu ihnen flehenden erhört, und kein Mensch flüchte sich auf's Kapitol oder in andere Tempel der Hauptstadt, um mit Hülfe solchen Zufluchtsortes Schandthaten zu begehen. Das sei Abschaf-

---

[122]) Tacitus deutet an, daß es Liebedienerei gegen Sejan gewesen sei, welche die Senatoren bewogen habe, Blaesus' Entschuldigungsgründe nicht gelten zu lassen. Ja, er schiebt diese Liebedienerei selbst dem Lepidus unter. Indeß sind das alles parteigefärbte Ansichten. Thatsächlich gewiß ist, daß Blaesus ein ausgezeichneter und erprobter Kriegsmann war — „einen Mann, gleich ausgezeichnet in den Geschäften des Friedens, wie als Kriegsmann" nennt ihn ein gleichzeitiger Schriftsteller (Vellejus Pat. II, 125) — wie er sich denn auch als der ihm gestellten Aufgabe völlig gewachsen bewährte. S. über ihn oben I, 16—19, 20—23 und den Verlauf des dritten Buchs der Annalen. Später ward er in die Verschwörung und den Sturz seines Neffen Sejan verwickelt.

[123]) Das Letztere schützte sie gegen sofortige Ahndung von Seiten des Geschmähten. Diese Stelle ist richtig erklärt von Merivale V, p. 288—289: „Die Tribunizische Heiligkeit des Kaisers ward allmälig übertragen auf sein statuarisches Abbild, und Verbrecher oder flüchtige Sklaven konnten, wenn und so lange sie ein solches berührten, sich dem Gesetze oder den Ansprüchen ihrer Herren entziehen. Allein dies Schutzmittel ward bald in eine Angriffswaffe verwandelt, und jeder Schurke mochte, wenn er ein Geldstück mit des Kaisers Bilde zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, ungeahndet auf den Anständigen und Edlen schimpfen." Tiberius war kein Freund des besonders in Griechenland und Kleinasien wuchernden Asylunfugs, dem er ernstlich entgegentrat (Sueton Tib. 37) soviel er konnte, und so war es denn auch in seinem Sinne, daß sein Sohn Drusus gegenüber dem obigen Unfuge ein Beispiel zu statuiren für nöthig fand.

fung und völliger Umsturz der Gesetze, wenn auf dem Forum, auf der Schwelle der Curie ihm von einer Annia Rufilla, die er wegen Betrugs im Wege Rechtens zur Verurtheilung gebracht habe, Schimpfreden und Drohungen ins Angesicht geschleudert würden, und er selbst nicht wagen dürfte sie vor Gericht zu ziehen, wegen des ihm entgegengehaltenen Bildnisses des Kaisers“ [124]). Aehnliche zum Theil noch frechere Fälle brachten Andere von allen Seiten mit großem Lärmen vor und baten den Drusus so lange: daß er ein Strafbeispiel statuiren möge, bis er das Weib vorfordern und nach erwiesener Schuld auf eine Zeit in öffentlichen Gewahrsam nehmen ließ.[125])

Kapitel 37.

Desgleichen wurden die römischen Ritter Considius Aequus und Caelius Cursor „dafür, daß sie“, wie es in dem kaiserlichen Antrage hieß, „den Prätor Magius Caecilianus mit erdichteten Anschuldigungen auf Majestätsverletzung angegriffen hätten“, auf des Kaisers Antrag, den der Senat bestätigte, bestraft. Beides wurde dem Drusus als Verdienst angerechnet: „von ihm“ (hieß es), „der in der Hauptstadt in den geselligen Kreisen und im Gespräch mit den Menschen verkehre, würde das einsame Treiben seines Vaters zur Milde gewendet[126]).“ Ja selbst seine Neigung zu Ausschweifungen mißfiel nicht eben groß an dem jungen Prinzen: „Möge er's lieber so weiter treiben, den Tag auf seinen Bauplätzen, die Nacht mit Lustgelagen

[124]) Dies vor Gericht ziehen, konnte, wenn der Anzuklagende sich nicht freiwillig stellte, nur so geschehen, daß der Anklagende ihn persönlich vor den Richter führte, wenn es Noth war mit Gewalt vor Zeugen, wie in dem bekannten Falle, den Horaz in der 9ten Satire des ersten Buchs so launig erzählt. Gegen solche Anwendung von Gewalt aber schützte sich, wie wir aus Tacitus lernen, der Injuriant durch Vorhalten des kaiserlichen Bildnisses.

[125]) Gefängniß als Strafe, wie hier, war selten bei den Römern. Sie traf meist nur Soldaten, Sklaven, Schauspieler. Die custodia publica ist hier das Staatsgefängniß.

[126]) Feindseligkeitswilliger Klatsch der uns bekannten Kreise. Tiberius mag thun oder lassen was er will, sie finden stets etwas daran auszusetzen. Er verläßt Rom, um seinem Sohne Gelegenheit zu geben, sich den Geschäften gewachsen zu zeigen und sich beliebt zu machen: es ist nicht recht (s. oben Kap. 31). Er sieht seinen Zweck erreicht und — man läßt ihn dafür büßen, indem man ihm das Verdienst der Bestrafung falscher Delatoren und boshafter Pasquillanten ab- und dem Drusus zuspricht.

verbringen, als einsam und durch keinerlei Lustgenüsse abgezogen einer traurigen Wachsamkeit und unheilvollen Regierungssorgen obliegen.“ [127])

Kapitel 38.

Denn Tiberius und die Ankläger ruhten nicht. So hatte Ancharius Priscus den Caesius Cordus, Proconsul von Creta, wegen Erpressungen vor Gericht gefordert mit Hinzufügung einer Anschuldigung auf Majestätsverletzung, was damals das Complement aller Anklagen war [128]). Der Kaiser zog den Antistius Vetus, einen angesehenen Makedonier, der von der Anklage auf Ehebruch freigesprochen war, unter hartem Tadel gegen die Richter auf's Neue wegen Majestätsverbrechen vor Gericht, als einen wühlerischen Menschen, der in die Anschläge des Rhescuporis verwickelt gewesen zu der Zeit, wo derselbe, nachdem er seinen Bruder [129]) Cotys ermordet, sich mit Kriegsplänen gegen uns getragen hatte. So wurde denn der Angeklagte zur Verbannung verurtheilt und der Zusatz gemacht: daß er auf einer Insel internirt werden solle, die weder zum Verkehr mit Macedonien noch mit Thracien Gelegenheit biete. [130])

[127]) Da diese böswillige Vergleichung auf Tiberius geht, so haben wir hier ein aus dem Munde seiner Feinde kommendes und darum nur um so schwerer wiegendes Zeugniß dafür: daß der alte Kaiser — Tiber stand damals in seinem 64sten Lebensjahre „von keinerlei Lüsten abgezogen“ (nullis voluptatibus avocatus) einsam (solus) ganz nur der Erfüllung seinen schweren Regentenpflichten und den Geschäften lebte! — Daß diese sorgenvolle Thätigkeit eine „unheilvolle“ gewesen sei, ist reine Verleumdung, da bisher Tacitus selbst nur Beispiele des Gegentheils zu berichten gehabt hat. Tacitus aber stimmt den Verleumdern, wie der Anfang des zunächst folgenden Satzes beweist, ohne Weiteres bei.

[128]) Der Prozeß selbst fand erst im folgenden Jahre statt, da der Ankläger ein Jahr Zeit zur Beschaffung der Beweise erhalten hatte. Er beschaffte sie und der erpresserische Proconsul ward schuldig befunden und verurtheilt! S. unten Kap. 70. Das Geschrei „über das unaufhörliche Anklagen“, wozu dem Tacitus auch dieser Fall als Beleg dienen muß, ist also wieder völlig unbegründet. Auch hat Tiberius bisher überhaupt nichts gethan, um ungerechte Ankläger zu ermuntern; wohl aber haben wir gelesen (s. oben Kap. 37), daß er solche bestrafte!

[129]) muß heißen „Vetter“. S. oben II, 64.

[130]) Daß die Verurtheilung eine ungerechte gewesen, sagt Tacitus nicht. Conspiration mit Reichsfeinden würde auch in den Zeiten der Republik als Majestätsverbrechen behandelt worden sein. S. Sievers I. S. 137. Auch hier also kann von einer „Lust Tiber's am Anklagen“ nicht die Rede sein.

Thracien nämlich, wo die Herrschaft getheilt worden war zwischen Rhoemetalces und den Söhnen des Cotys, denen wegen ihrer Unmündigkeit Trebellienus Rufus zum Verweser bestellt worden war[131], befand sich in Folge der ungewohnten römischen Fremdherrschaft im Zustande des Aufruhrs, indem es ebensowohl über Rhoemetalces als über Trebellienus Klage führte, daß sie die Mißhandlung der Eingebornen unbestraft ließen. Die Coelaleten, Druſen und Dier, lauter starke Völkerschaften, griffen zu den Waffen unter verschiedenen Anführern, gleich nur darin, daß dieselben alle ohne Ansehn waren, was denn Schuld daran war, daß ſie ſich nicht zu einem ernſthaft gefahrdrohenden Kriege vereinigten. Ein Theil begnügte ſich, an Ort und Stelle Aufruhr zu machen, während andere über das Gebirge Hæmus gingen, um die entfernten Volksſtämme aufzubieten; der größte und bestgeordnete Haufe unternimmt die Einſchließung des Königs und der Stadt Philippopolis, einer Gründung des macedoniſchen Philipp.

Kapitel 39.

Auf die Kunde hiervon ſandte Publius Vellaeus, der damalige Befehlshaber des nächſten Heeres, ſeine bundesgenoſſiſche Reiterei nebſt den leichten Cohorten gegen diejenigen, welche auf Plünderung oder um Hülfsſchaaren heranzuziehen umherſtreiften, er ſelbſt führte den Kern ſeines Fußvolks zum Entſatz des belagerten Platzes. Alle Operationen glückten. Die Plünderer wurden niedergehauen, unter den Belagerern entſtand Uneinigkeit, wobei der König einen rechtzeitigen Ausfall machte und die Legion zu rechter Zeit ankam. Man darf es ſchicklicherweiſe keine Schlacht oder Treffen nennen, da nur ſchlechtbewaffnete und zerſtreute Haufen, ohne Blutverluſt auf unſerer Seite, zuſammengehauen wurden.

Kapitel 40.

Im ſelbigen Jahre ſchritten auch die Galliſchen Landſchaften wegen der Größe ihrer Schuldenlaſt[132] zum Aufſtande, deſſen eifrigſter

[131] S. oben II, 67.

[132] Folge der Erpreſſungen der römiſchen Beamten und mehr noch der unaufhörlichen ihnen aufgebürdeten Leiſtungen für den römiſchen Staat und ſeine Heere und für die vielen auf ihre Koſten unternommenen unglücklichen Feldzüge des Ger-

Schürer bei den Trevirern Julius Florus, bei den Aeduern Julius Sacrovir war. Beide waren Männer vom hohen Landesadel, deren Vorfahren uns gute Dienste geleistet und dafür schon vorlängst das römische Bürgerrecht erhalten hatten zu einer Zeit, wo dasselbe noch eine seltene und nur für Tüchtigkeit verliehene Auszeichnung war. In geheimen Besprechungen, zu denen sie die verwegensten Leute oder solche hinzuziehen, deren heruntergekommene Vermögensumstände und Furcht vor den Folgen ihrer Missethaten sie zu verbrecherischem Handeln nöthigte, kommen sie überein, daß Florus die Belger, Sacrovir die uns näher wohnenden Gallier zum Aufstande bringen solle. So halten sie denn in Gemeindeversammlungen und geselligen Zusammenkünften aufrührerische Reden „über die unaufhörlichen Steuern, über den Druck des wucherischen Zinsfußes, über die Härte und den Uebermuth der Statthalter, sowie auch, daß das römische Militair in schlechter Stimmung sei seit der Kunde von Germanicus' traurigem Ende, daß die Gelegenheit zur Wiedergewinnung der Freiheit überaus günstig sei, wenn kräftige Männer, wie sie selbst, erwägen wollten: wie hülflos Italien, wie unkriegerisch die hauptstädtische Bevölkerung, und daß in den römischen Heeren nichts kernhaft sei als der fremde Bestandtheil derselben". [132])

Kapitel 41.

Kaum eine einzige Landschaft blieb unberührt von der Saat dieser Bewegung; doch die ersten, welche losbrachen, waren die Ande-

manicus gegen Germanien. Schon fünf Jahre zuvor war Gallien durch die dafür geleisteten Lieferungen „erschöpft", und das officielle Gerede von seiner opferfreudigen Hingebung in Leistungen aller Art ein durchaus unbegründetes. S. die Anmerkungen zu I, 71 und II, 5. — Die Uebersetzung von civitates durch „Landschaften" hätte euch durch „Völkerschaften" geschehen können, denn civitas, natio und gens werden synonym gebraucht. Jede von diesen kleinern oder größern Landschaftsgemeinden Galliens hatte ihre eigene Organisation und Verwaltung. Aus Caesar kennen wir deren zweiundachtzig im eigentlichen Gallien; — bei anderen Schriftstellern wird eine größere Zahl angegeben. Unter Tiber nur einige sechzig. S. Napoleon, Histoire de Jules César, II, p. 21.

[132]) Das letztere ist eine Anspielung darauf, daß außer den sogenannten den Legionen attachirten „Hülfstruppen" die Legionen selbst, zumal die in Gallien und am Rhein stehenden, zwar aus römischen Bürgern, aber aus solchen bestanden, die ihrer Abstammung nach den betreffenden Provinzen angehörten. Ganz aus gebornen

kehrt erklärt habe [4]), weswegen er denn selbst hier das Richtige etwas weitläuftiger ausführen zu müssen geglaubt. Auch da, wo er sich gegen die böswilligen Vorwürfe der allzugrossen Prolixität in seinen Commentaren vertheidigt, wie zu Anfange des sechsten Buchs seiner ausführlicheren Erläuterungen, geschieht dies in so milder und sanfter Weise, dass daran alle gelehrten Streithähne unserer Zeit sich ein Beispiel nehmen könnten. Alles dies sind jedoch zugleich ziemlich sichere Anzeichen, dass Boethius auf seiner Bahn nicht allein ging, und diese Vermuthung wird auch in der That durch mehrere historische Notizen zur Gewissheit erhoben. Wir sehen nämlich schon bei Appulejus, dass die Peripatetische Dialektik Gegenstand der Studien und Bearbeitung römischer Philosophen geworden war. Nächst ihm gedenkt der Bischoff Isidorus von Hispalis [2]) auch einer Bearbeitung der Aristotelischen Logik durch den Rhetor Marius Victorinus in seiner Schrift de syllogismis hypotheticis, aus

4) In libr. de Interpret. Comment. major. IV, p. 406. Has igitur propositiones, Syriano calculis colligente, nos quoque nominatim disposuimus idcirco, quoniam facilior fides habebitur numero — — — simul etiam quoniam *male doctus* de his propositionibus perversissime contendebat, et affirmationes quidem negationum loco ponens, per negationes vero affirmationum totum ordinem confundebat. Quare ne quem illius oratio a rectae rationis veritate traduceret, idcirco hanc ad elatioris memoriae subsidium fecimus dispositionem.

2) Origin. II, 27. §. 22. p. 94. Lind. II, 28. §. 23. p. 55.

caver und Turonen[134]). Die Andecaver brachte der Legat Aelius Aviola mit Heranziehung einer Cohorte, welche in Lugdunum[135]) als Besatzung stand, zur Ordnung; die Niederwerfung der Turonen erfolgte durch eine Abtheilung Legionssoldaten, welche Visellius Varro, der Legat von Unter-Germanien entsendet hatte, unter Anführung ebendesselben Aviola und mit dem Beistande einiger Gallischen Häuptlinge, welche Hülfe leisteten, um ihren Abfall zu verdecken und ihn zu einer gelegeneren Zeit zu offenbaren. Selbst den Sacrovir sah man unbedeckten Hauptes — seine Tapferkeit zu zeigen, wie er vorgab — auf römischer Seite in der Schlacht kämpfen; allein die Gefangenen schuldigten ihn an: er habe, um nicht das Ziel der Geschosse zu werden, sich erkennbar gemacht. Man fragte über ihn bei Tiberius an, allein derselbe gab nichts auf die Denunziation und gewährte durch solche Bedenklichkeit dem Kriege Nahrung.[136])

Kapitel 42.

Inzwischen verfolgte Florus seine Aufgabe. Er versuchte ein Reiterregiment, das aus der Landschaft der Trevirer ausgehoben in unserm Kriegsdienste geschult und organisirt war[137]), zu verleiten, daß es mit Niedermetzelung der römischen Handelsleute den Krieg beginne; und in der That ließen sich einige verführen, die Mehrzahl aber blieb treu. Anderes Volk dagegen, Verschuldete oder Clienten, folgte dem Aufrufe zu den Waffen. Sie waren im Begriff sich in die Ardenner Waldschluchten zu werfen, als die Legionen von beiden Heeren[138]), welche ihnen Visellius und Cajus Silius je von entgegen-

Italienern befanden damals nur die kaiserlichen Gardecohorten und die übrigen in Rom stehenden Truppen. S. Nipperdey.

[134]) In den heutigen Landschaften Anjou und Touraine

[135]) Lyon.

[136]) Die Handlungsweise Tiber's, mit der er einer so haltlosen Denunziation gegen einen angesehenen, bei ihm gut beleumdeten und durch gute Dienste bekannten Mann Folge zu geben **verschmähte** (**aspernatus est**), gereicht ihm eher zum Lobe als zum Tadel, wozu sie hier Tacitus, Tiber's Feinden nachsprechend, benutzt. Der Irrthum, den hier der Kaiser beging, gereicht seinem Charakter und Herzen vielmehr zur Ehre.

[137]) Das hier erwähnte Reiterregiment (**ala**) wird durch diesen Zusatz als zum stehenden römischen Heere gehörig bezeichnet, im Gegensatze zu den eigenen von den Provinzialen gestellten Truppen. S. Nipperdey.

[138]) d. h. von dem unter- und oberrheinischen Heere.

geſetzter Richtung her entgegengeworfen hatten, ihnen den Weg verlegten. Der mit einer erleſenen Mannſchaft vorausgeſchickte Julius Indus, ein Trevirer wie Florus, aber deſſen Feind und darum nur um ſo eifriger in ſeiner Thätigkeit, zerſprengte die noch ungeordnete Menge. Florus entzog ſich einige Zeit lang den Siegern in unbekannten Verſtecken, zuletzt, als er die Ausgänge von Soldaten beſetzt ſah, fiel er durch eigene Hand. Damit war der Treviriſche Aufſtand zu Ende. –

Kapitel 43.

Bei den Aeduern war die Aufgabe in dem Maaße ſchwieriger, als dieſer Staat größere Hülfsmittel beſaß und die zur Unterdrückung des Aufſtandes verwendbare Kriegsmacht fern war.

Auguſtodunum, den Hauptort der Völkerſchaft, hatte Sacrovir mit bewaffneten Cohorten zeitig in Beſitz genommen, um die edelſte Blüte der Galliſchen Jugend, welche dort ſtudirte, und durch ſie als Pfand ihre Eltern und Verwandten an ſeine Sache zu knüpfen [139]). Zugleich theilt er heimlich verfertigte Waffen an die Jugend aus. Seine Schaar zählte vierzigtauſend Mann, davon ein Fünftel mit Legionswaffen, die übrigen mit Jagdſpießen und Hirſchfängern und ſonſtigen Waffen verſehen.

Dazu geſellte man von den Sklaven ſolche, die zum Gladiatorenhandwerk beſtimmt waren, und die nach Landesſitte von Kopf zu Fuß in Eiſen gepanzert waren, Crupellarier geheißen, zum Angriff unbehülflich, aber gegen Hieb und Stich unverwundbar. Verſtärkung dieſer Streitmacht erwuchs von den benachbarten Staaten, zwar noch nicht durch offenen Anſchluß, wohl aber durch eifrige Parteinahme der Einzelnen und durch den Hader der römiſchen Heerführer, die ſich um das Kommando in dieſem Kriege ſtritten. Endlich trat Varro, ein invalider Greis, gegen den im kräftigen Mannesalter ſtehenden Silius zurück.

---

139) Die Aeduer galten und waren alſo noch immer wie zu Caeſars Zeit der angeſehenſte und mächtigſte unter den „Staaten" (civitates) Galliens. Caes. b. G. VI. 12. Sie ſaßen in den heutigen Departements der Saône und Loire und hatten viele feſte Plätze und abhängige Landſchaften. S. Napoléon, H. de J. César II, p. 24—25. Ihre Hauptſtadt, zu Caeſars Zeit Bibracte (heute Mont Beuvray), war jetzt Auguſtodunum, das heutige Autun. Dort beſand ſich eine von Auguſtus gegründete Hochſchule für die Söhne des Galliſchen Adels.

Kapitel 44.

Dagegen hieß es in Rom: nicht blos die Treviter und Aedner, sondern vierundsechzig Gallische Staaten seien abgefallen und hätten sich die Germanen als Bundesgenossen zugestellt; Spanien diesseits und jenseits des Ebro sei wankend, und Alles zusammen fand — wie's bei Gerüchten geht — in solcher Uebertreibung Glauben. Alle Wohlgesinnten waren voll kummervoller Sorge um den Staat. Viele, aus Haß wider den gegenwärtigen Zustand und aus Begierde nach einer Veränderung, freuten sich sogar der eigenen Gefahren und schimpften auf Tiberius: „daß er in so bewegter Zeit sich mit den Eingaben der Ankläger beschäftige. Werde etwa Sacrovir als Angeklagter auf Hochverrath sich im Senate stellen? Endlich seien doch Männer aufgetreten, welche seinen blutigen Handschreiben mit den Waffen begegneten. Für einen elenden Friedenszustand sei selbst Krieg ein guter Wunsch".[140] Um so stärker versteifte er sich in seiner Rolle der Unbesorgtheit, lebte ohne Wechsel des Orts und der Miene all diese Tage lang in seiner gewohnten Weise fort, sei es aus Selbstbeherrschung, oder weil er vielleicht Kunde hatte, daß die Ereignisse nur von mäßiger Bedeutung und minder gewichtig seien, als man im Publikum sagte.[141]

Kapitel 45.

Inzwischen verwüstete Silius, der mit zwei Legionen langsam heranzog, durch vorausgeschickte Bundesreiterei die Dörfer der Sequaner, welche die äußersten Grenznachbarn der Aedner und als Ver-

[140] Es ist unzweifelhaft, daß die dem Kaiser feindliche Partei Agrippina's insgeheim solchertei Reden geführt hat, die ebenso verleumderisch als verbrecherisch waren. Kein Billiger würde es einem Regenten — zumal wenn er so trefflich wie bisher Tiber. nach Tacitus' eigenem Zeugnisse, regiert hatte — haben verdenken mögen, wenn er solchen Vaterlands- und Hochverrathern hätte den Kopf vor die Füße legen lassen. Dabei muß ich wiederholt darauf hinweisen, daß Tacitus bisher noch keine einzige durch Tiber veranlaßte ungerechte Anklage und Verurtheilung berichtet hat!

[141] Wieder die bekannte Manier des Tacitus: zwei oder mehrere Erklärungsarten für eine und dieselbe Handlungs- und Verfahrensweise dem Leser zur Auswahl zu stellen. (Vgl. I. 64. Anm. 130; I. 76. Anm. 168; III. 22. Anm. 79.) Die altitudo animi, d. i. die „Selbstbeherrschung" in Affekten und schwierigen Lagen (Vgl. Cic. off. I. 88), war eine durch Uebung gewonnene Tugend des großen Herrschers, die er auch hier nach dem Urtheile seiner gerechten Beurtheiler bewies. Die feind-

bündete derſelben in Waffen waren[142]). Darauf zieht er in Eilmärſchen gegen Auguſtodunum, wobei die Fahnenträger in der Schnelligkeit mit einander wetteiferten und ſelbſt der gemeine Soldat zornig äußerte: „er ſolle auf die gewohnte Raſtzeit und die Stunden der Nachtruhe keine Rückſicht nehmen; nur erblicken wollten ſie die Feinde, nur ihnen Aug' in's Auge ſehen, das ſei genügend zum Siege".

Beim zwölften Meilenſteine wurden Sacrovir und ſeine Truppen im offenen Felde ſichtbar. Er hatte die Gepanzerten in der Front aufgeſtellt, die Cohorten auf den Flügeln, hinten die Schlechtbewaffneten. Er ſelbſt, umgeben von den Häuptlingen, durchritt auf herrlichem Roſſe die Abtheilungen, mahnte „an die alten glorreichen Thaten der Gallier und an die Verluſte, die ſie den Römern beigebracht, welch ein ehrenvoller Preis für ſie als Sieger die Freiheit, und um wie vieles unerträglicher ihnen die Knechtſchaft ſein werde, wenn ſie noch einmal beſiegt würden".

Kapitel 46.

Er hatte nicht lange Zeit zu dieſer Rede, die ohnehin keine ſiegesfreudigen Zuhörer fand. Denn ſchon rückte die Schlachtordnung der Legionen heran, und dieſem Eindrucke waren weder Auge noch Ohr des undisciplinirten, kriegsunkundigen Stadtvolks gewachſen. Auf der Gegenſeite rief Silius, trotzdem daß die von vornherein vorhandene hoffnungsvolle Stimmung der Seinen ihm jede Veranlaſſung ſie anzufeuern benommen hatte, ihnen zu: „eine Schande ſei es für ſie, die Beſieger von ganz Germanien, daß ſie jetzt gegen Gallier, als ob das ein Feind wäre, geführt würden. Eine einzige Cohorte hat erſt neuerdings die rebellirenden Turonen, eine Ala Trevirischer Reiter[143]) die Trevirer, wenige Reiterturmen eben dieſes unſres Heeres

lich geſinnten, welche die Thatſache ſeiner würdigruhigen Haltung gegenüber der allgemeinen Haltungsloſigkeit und Verzagtheit des römiſchen Publikums nicht ableugnen konnten, ſuchten wenigſtens ihr Verdienſt zu verkleinern, indem ſie dieſelbe dadurch erklärten, daß ſie ſagten: „Er wußte, daß die Sache nicht bedeutend war."

142) Silius kam von ſeinem Standquartiere in Obergermanien, an welches die Landſchaft der Sequaner grenzte.

143) S. oben Kap. 42. Ala: eine Reiterabtheilung wie etwa unſer „Regiment", 500—800 Mann ſtark. Turma: eine Abtheilung in der Stärke unſerer „Züge" d. h. 30—32 Pferde.

die Sequaner in die Flucht gejagt. Treibt diese reichen, wohllebigen und darum um so mehr unkriegerischen Aeduer zu Paaren[114]), aber fahret säuberlich mit ihnen, wenn sie fliehen!"

Ein ungeheures Jubelgeschrei folgte diesen Worten. Darauf stürmte die Reiterei gegen die Flügel, das Fußvolk griff die Fronte an. Auf den Flanken gab es keinen Aufenthalt. Die Gepanzerten dagegen verzögerten den Sieg eine Zeit lang, da die Panzerplatten den Wurfspeeren und Schwertern widerstanden. Allein der Soldat griff zu Beilen und Brechärten und hieb, als gälte es eine Mauer zu durchbrechen, auf die Rüstungen und Leiber los. Einige warfen die unbehülfliche Masse mit Spaten oder mit Forken nieder; und wenn sie einmal lagen, blieben sie, ohne einen Versuch zum Wiederaufstehen zu machen, wie todt liegen.[115]) Sacrovir floh zuerst nach Augustodunum, dann aus Furcht vor Auslieferung mit seinen Getreuen in ein benachbartes Landhaus. Dort gab er sich selbst, die andern sich gegenseitig den Tod. Das über ihnen angesteckte Landhaus verbrannte alle.

---

[114]) Ich habe das evincite nach der gewöhnlichen Auffassung übersetzt. Aber ich zweifle, ob diese Auffassung die richtige ist. Evincere ist auch ein gerichtlicher Ausdruck und bedeutet als solcher: „eine Sache, ein Besitzthum im Wege Rechtens wiedererlangen". Das „ungemeine Jubelgeschrei", welches, wie wir sehen, diesen letzten Worten des Feldherrn folgt, läßt vermuthen, daß derselbe mit ihnen einen „Witz" gemacht hat, indem er die rebellischen Aeduer als römisches Eigenthum bezeichnet, dessen sie sich wieder zu bemächtigen, das sie aber eben deshalb auch nicht allzu schonungslos zu behandeln haben.

[115]) Es ist bekannt, daß der römische Soldat auf dem Marsche, außer Waffen und Rüstung — „die ihn", wie Cicero sagt, „nicht mehr belästigten als seine Körperglieder" — noch ein ungeheures Gepäck trug, da er außer Mundvorrath auf 14 bis 20 Tage, auch noch Beil, Spitzhacke, Säge, Sichel, Korb zum Schanzen, Kette, Wallpfähle und sonstige Werkzeuge zu schleppen hatte. Dennoch erscheint mir die Schilderung des Tacitus — die gewiß die erfreulichen literarischen Zuhörer und Leser des Rhetors entzückte — in der Färbung übertrieben, da es unwahrscheinlich ist, daß die Legionäre mit all diesem Gepäck nebst Forken und Spaten in die Schlacht gegangen sind. Das Gepäck ward vielmehr vor der Schlacht abgelegt und blieb hinter dem dritten Treffen. Auch die feindlichen „Eisengepanzerten" können unmöglich so absolut „unfähig zu Stoß und Hieb" und so vollkommen zu jeder Bewegung unfähig, wie sie hier dargestellt werden, gewesen sein, da sie denn doch marschiren mußten und, wie wir sehen, bereits zwölf römische Meilen (drei deutsche Meilen) weit marschirt waren.

Kapitel 47.

Jetzt erst meldete Tiberius durch ein Schreiben dem Senate Beginn und Beendigung des Krieges[146]). Auch minderte er weder noch mehrte er etwas an dem wahren Verlaufe, sondern schrieb den Sieg einfach der Treue und Tüchtigkeit seiner Legaten und seinen Maßregeln zu. Zugleich fügte er die Gründe hinzu, weßhalb weder Er selbst noch Drusus sich diesmal auf den Kriegsschauplatz begeben hätten, wobei er die Größe des Reichs hervorhob, und „daß es dessen Oberhäuptern nicht anstehe, wenn eine oder zwei Landschaften unruhig würden, deßhalb die Hauptstadt, den Centralsitz der Regierung des Gesammtreichs, zu verlassen. Jetzt, wo nicht Besorgniß das Motiv sei, werde er gehen, um an Ort und Stelle die Verhältnisse in Augenschein zu nehmen und zu ordnen." Der Senat verordnete Gelübde für seine Rückkehr nebst Dankfesten und andern Ehrenbezeigungen. Der einzige Dolabella Cornelius, im Bestreben es andern zuvorzuthun, verstieg sich zu absurder Huldigung durch seinen Vorschlag: „Der Kaiser solle bei seiner Rückkehr von Campanien im kleinen Triumphe in die Hauptstadt einziehen."[147]) Darauf erfolgte denn ein Schreiben des Kaisers, in welchem er offen aussprach: „er sei nicht so arm an Ruhm, daß er, nachdem er die gewaltigsten Völker niedergeworfen und nachdem er in seiner Jugend so viele Triumphe empfangen oder ausgeschlagen habe, jetzt als älterer Mann für einen Landausflug in der Nähe der Hauptstadt auf eine eitle Belohnung erpicht sein sollte."[148])

---

[146]) Auch Tiber's Zeitgenosse Vellejus Paterculus II, 129. hebt die geräuschlose und schleunige Beendigung dieses Krieges mit den Worten hervor: „Das Volk von Rom erfuhr die Kunde der siegreichen Beendigung des Krieges, ehe es noch von dem Kriege selbst gehört hatte." — Wir haben hier eins der seltenen Beispiele, wo selbst Tacitus sich schließlich gezwungen sieht, Tiber's Herrschergröße anzuerkennen.

[147]) Dieser Dolabella war „ein guter Mann aber ein schlechter Musikant"; vir simplicitatis generosissimae „einen Mann von edelster Schlichtheit" nennt ihn sein Freund und Zeitgenosse Vellejus (II, 125). Aber wie unsere Stelle lehrt, fehlte es ihm an Taktgefühl und Verständniß für Tiber's Wesen und Charakter, wie sehr vielen seiner Collegen, und er verdiente die ironische Abfertigung, die der Kaiser seinem loyalen Eifer angedeihen ließ.

[148]) Tiberius durfte der erwähnten „Absurdität" (absurda adulatio) gegenüber diese Sprache führen. Denn er hatte nicht nur wirklich als Feldherr in den gefahr-

Kapitel 48.

Um dieselbe Zeit richtete er an den Senat das Ansuchen: „dem verstorbenen Sulpicius Quirinius ein feierliches Leichenbegängniß auf Staatskosten zu veranstalten". Dieser Quirinius war durchaus nicht verwandt mit der alten patrizischen Familie der Sulpicier, sondern aus der Landstadt Lanuvium[149]) stammend, aber ein Mann, der als tüchtiger Soldat und durch eifrige Dienste unter dem hochseligen Augustus das Consulat, später durch Eroberung der Bergfestungen der Homonaden in ganz Cilicien sich die Triumphalehrenzeichen erworben hatte. Späterhin dem Prinzen Cajus Caesar, bei dessen Statthalterschaft von Armenien, als Gouverneur mitgegeben, hatte er auch den damals auf Rhodus lebenden Tiberius mit Achtung behandelt. Dies gab jetzt Tiberius dem Senate kund, indem er des Verstorbenen verdienstliches Verhalten gegen ihn rühmte und daneben des Marcus Lollius anklagend gedachte, den er „als Anstifter der Verkehrtheit und des feindlichen Betragens des Prinzen Cajus Caesar gegen ihn" bezeichnete. Allein bei den andern stand Quirinius keineswegs in gutem Andenken, weil er, wie ich oben erzählt habe, die Lepida in's Unglück gebracht hatte, und weil er ein alter und übermächtig einflußreicher Knauser war.[150])

---

vollsten Kriegen die größten Erfolge errungen, ja recht eigentlich das Reich durch seine Feldherrnkunst und Umsicht „gerettet" (S. Tiberius I. S. 44—54), sondern auch — ein höchst seltenes Beispiel von Mäßigung in den Annalen römischer Geschichte — sich „mit drei Triumphen von sieben" begnügt, wie das Vellej. Pat. II. 122 ausdrücklich hervorhebt. In dieser Mäßigung in Bezug auf solche Ehrenbezeigungen, wofür bekanntlich auch Tacitus zahlreiche Beweise giebt, steht Tiber selbst über dem großen ersten Caesar. Ueber Tiber's Neigung zu kaustischem Spotte, wie ihn dieser briefliche Bescheid offenbart, s. Tiberius S. 277—279.

[149]) Lanuvium: das jetzige Lavigna oder Civita Lavigna, fünf Stunden von Rom, eine uralte Stadt Latiums, aus deren prachtvollen Bautresten der heutige Ort erbaut ist. S. Ein Jahr in Italien I. 325—326.

[150]) Erst durch dieses Kapitel erhält das früher über diesen Quirinius und Lepida (III. 22—23) Erzählte sein volles Schlaglicht. Wenn wir dort lasen, wie wegwerfend die aristokratische Gesellschaft Rom's zu Gunsten eines verbrecherischen Weibes aus ihrer Mitte, wie jene Lepida, über den „niedrig geborenen, reichen, alten Kerl" sich äußerte, ohne daß Tacitus diesem Urtheile Unrecht gab, — so erstaunen wir billig, wenn wir hier plötzlich lesen: daß dieser selbe Sulpicius Quirinius, obschon er „die hochadlige alte Familie der Sulpicier durchaus nichts anging", ein durch und durch

Kapitel 49.

Zu Ende des Jahres faßte den römischen Ritter Lutorius Priscus, der für ein vielgelesenes Trauergedicht auf den Tod des Germanicus vom Kaiser ein Geldgeschenk erhalten hatte, ein Ankläger, der ihn anschuldigte: er habe während einer Krankheit des Drusus ein solches verfaßt, um es für den Fall von dessen Tode mit noch höherer Belohnung zu veröffentlichen. Dies Gedicht hatte Lutorius im Hause des Publius Petronius in Gegenwart von dessen Schwiegermutter Vitellia und vieler vornehmen Frauen aus Eitelkeit vorgelesen. Als der Ankläger auftrat, ließen sich alle andern aus Furcht zum Zeugniß ablegen herbei, nur allein Vitellia sagte aus: „sie habe nichts gehört".[151] Indessen die Aussagen, welche auf sein Verderben lauteten, fanden mehr Glauben, und nach dem Antrage des designirten Consuls[152] Haterius Agrippa wurde dem Angeklagten die Todesstrafe zuerkannt.[153]

---

tüchtiger Staatsmann und Krieger war, ein Mann, dem schon der kluge und vorsichtige Augustus so sehr vertraut hatte, daß er ihn seinem geliebten Enkel Cajus Caesar, dem präsumtiven Thronerben, als Gouverneur an die Seite setzte; ein Mann ferner, der so klug und so gut war, daß er, als Alles sich von dem damals in Ungnade zu Rhodus lebenden Tiberius abwendete, zu den Wenigen gehörte, die trotzdem und trotz seiner Stellung bei dem Prinzen Cajus, nicht aufhörten, denselben, wie er es verdiente, mit achtungsvoller Aufmerksamkeit zu behandeln! Aber — — „er war nicht von Familie" wie Lepida, und er war ein guter Wirth wie sein Kaiser, und darum war und blieb er in den Augen der römischen Aristokratie „ein alter geiziger Lump, und die ehebrecherische, giftmischerische Buhlerin Lepida ein „bedauernswerthes Opfer". Und nun frage man sich, auf welcher Seite hier mit seiner Sympathie Tacitus steht, der kurzweg berichtet: daß „alle übrigen (außer Tiber) dem Quirinius ein schlechtes Andenken bewahrt hätten"!! und in welchem Lichte der ohne Ansehn der Person gerechte, von Adelsvorurtheilen freie, seinen Freunden, die ihm im Unglück Dienste geleistet, auch nach ihrem Tode dankbare Kaiser Tiber erscheint? Ueber Lollius und dessen Betragen gegen Tiber auf Rhodus s. Tiber S. 34—36. Er endete elend durch Selbstmord (Plin. h. n. IX, 35, 58), als seine Schandthaten an's Licht kamen. Quirinius ward sein Nachfolger bei dem Prinzen als Gouverneur (rector).

151) Sie legte also offenbar falsches Zeugniß ab. Dennoch lobt Tacitus sie und tadelt die andern.

152) Als solcher stimmte er zuerst. S. oben Kap. 22 dieses Buches.

153) Dieses Urtheil war hart, zumal nach unsern Sitten und Begr[illegible]. Aber es war Folge eines nicht zu scheltenden Gefühls von Empörung der Majorität des Senats

Kapitel 50.

Gegen dies Urtheil erhob sich Manius Lepidus folgendermaßen: „Wenn wir, versammelte Väter, nur das Eine in Betracht ziehen: mit welch' abscheulicher Aeußerung Lucrinus Priscus sich selbst und die Ohren seiner Zuhörer besudelt hat, so dürften nicht Kerker noch Strick, ja selbst nicht Sklavenmartern für ihn genügend sein. Wenn aber da, wo Verworfenheit und Verbrechen ohne Maaß sind, die Strafe und Ahndung in der Milde des Kaisers und in der Praxis der Vorfahren und Euer eigenen Ermäßigung finden, und wenn zwischen eitlem Thun und wirklichem Verbrechen, zwischen Worten und Uebelthaten ein Unterschied ist: so ist Raum für einen Strafantrag, der auf der einen Seite dem Angeklagten sein Vergehen nicht straflos hingehn, und andererseits es uns nicht bereuen läßt, Milde im Bunde mit Strenge geübt zu haben. Oft habe ich unsern Kaiser es beklagen hören, wenn Einer durch freiwilligen Tod seiner Gnade zuvorgekommen war [104]. Noch ist Lucrinus' Leben unangetastet, und er ein Mann, der weder, wenn es ihm geschenkt wird, dem Staat eine Gefahr, noch wenn man ihn hinrichtet, ein Beispiel werden wird. Sein Thun und Treiben ist ebenso sinnlos als eitel und nichtig; auch kann man ja nichts Bedeutendes und Ernstes von einem Menschen besorgen, der sich als selbsteigner Verräther seiner Schlechtigkeiten nicht an Männer, sondern an schwache Frauen heranmacht. Trotzdem möge er die Hauptstadt verlassen und mit Verlust seines Vermögens

über die in der That unverzeihliche Gleichgültigkeit, mit welcher Lucrinus Priscus auf den Tod des einzigen Sohnes des Kaisers, der ihn obendrein mit einem Gnadengeschenk geehrt hatte, auf den Tod des Thronfolgers, des bei Senat und Volk beliebten Drusus zu spekuliren sich nicht entblödet hatte. Lucrinus war überhaupt ein vollkommen verworfener Mensch, wie auch aus einem andern Zuge hervorgeht, den der ältere Plinius von ihm (hist. nat. VII, 50, 129) berichtet. Daneben hatte sein Benehmen in dem obigen Falle auch einen politischen Hintergrund, den der Kundige leicht entdecken wird. Wir werden jedoch sehen, daß das Todesurtheil vom Senatsgerichte gesprochen und vollzogen wurde, ohne daß der Kaiser etwas davon wußte. (S. weiter unten Kap. 51, Anm. 157.)

[104] Beispiele davon lesen wir auch bei Tacitus, II, 31; III, 16; und der Mann, der hier dem Tiber dies Ehrenzeugniß ausstellt, war selbst nach Tacitus' Urtheil einer der edelsten und freisinnigsten Charaktere seiner Zeit (s. unten IV, 20, Anm. 63, und VI, 27). Um so höher haben wir den Werth dieses Urtheils zu veranschlagen.

von Waſſer und Feuer ausgeſchloſſen ſein. Dieſer mein Antrag behandelt ihn ſo, als wenn er dem Majeſtätsgeſetze verfallen wäre.“ [155])

Kapitel 51.

Von den Conſularen ſtimmte der einzige Rubellius Blandus für Lepidus, die übrigen ſchloſſen ſich dem Votum des Agrippa an, und ſomit wurde Lutorius in den Kerker geführt und ſogleich getödtet. Ueber dies Verfahren ſprach ſich Tiberius gegen den Senat mit ſeinen gewohnten Winkelzügen mißbilligend aus: Er lobte die Gutgeſinntheit, mit welcher man ſelbſt geringe Beleidigungen des Staatsoberhauptes ſtreng ahnde; verbat ſich jedoch für's Künftige ſo übereilte Beſtrafungen von Vergehen in Worten, und lobte den Lepidus, ohne doch dem Haterius Vorwürfe zu machen. So kam es denn zu einem Senatsbeſchluſſe: daß die Entſcheidungen der Senatoren erſt zehn Tage nachher im Staatsarchive deponirt und bis dahin den Verurtheilten die Lebensfriſt verlängert werden ſollte. [156]) — Allein dadurch erhielt der Senat nicht die Freiheit, ſeine Beſchlüſſe zurückzunehmen, noch wurde Tiberius durch ſolche Friſt milder geſtimmt. [157])

[155]) Aus dieſer Stelle ſehen wir, daß die gewöhnliche Strafe für Majeſtätsbeleidigung damals Exil und Vermögensconfiskation war.

[156]) Erſt durch die Deponirung im Staatsarchive erhielten die Urtheile Gültigkeit. E. Nipperdey.

[157]) Wie Tacitus zu dieſem Endurtheile, und wie er überhaupt dazu kommt, hier den Tiberius zu tadeln, müßte uns völlig unbegreiflich erſcheinen, wenn wir nicht aus zahlreichen Beiſpielen ſeine blinde Voreingenommenheit gegen den Kaiſer erſehen hätten. Anklage und Verurtheilung des Lutorius waren ohne Wiſſen und Willen Tiber's geſchehen. Die nächſten Freunde Tiber's im Senate, zwei der wackerſten Männer, Manius Lepidus und Rubellius Blandus — von denen der erſtere bei ihm in großem Anſehn ſtand (ſ. Anm. 154), der andere ſpäter ſogar durch Verheirathung mit Tiber's Enkelin in die Verwandtſchaft des Kaiſerhauſes aufgenommen wurde (ſ. unten VI, 27 und 45) — hatten für Milderung des Urtheils geſtimmt, und der Kaiſer ſelbſt hatte über die allzu große Härte der Strafe und ebenſo über die Eile ihrer Vollſtreckung ſeinen Tadel ausgeſprochen, und ſich ſolche allzu große Loyalität für's Künftige ausdrücklich verbeten. „Kaum glaublich“, ruft hier Siewerd (I. 37) aus, „daß Tacitus in der milden Form des Tadels wieder nur die „gewohnten Winkelzüge““ (solitas ambages) ſieht; daß er ſich wundert, wenn Tiberius den Lepidus, deſſen Antrag in der Minorität geblieben war, lobt, von Agrippa aber ſchweigt“ — welches letztere doch natürlich war, da dieſer ja in den Tadel, den Tiberius gegen die Majorität des Senats ausgeſprochen hatte, bereits mit indegriffen war. Wenn irgendwo, ſo war hier Grund, Tiberius' maßvolles Benehmen lobend

welcher er [1]) auch einen Auszug mittheilt. Dies Wohlgefallen an der logischen Disciplin der Peripatetiker machte sich seit Appulejus mehr und mehr geltend und liess Uebersetzungen und Commentare der in diesen Kreis gehörigen Aristotelischen Schriften entstehen, bei denen denn auch die Leistungen der griechischen Ausleger nicht unberücksichtigt blieben. So übersetzte der genannte **Marius Victorinus** die Isagoge des Porphyrius, die er einem gewissen Menantius widmete [2]), und welche Boethius in einem eignen Dialoge beleuchtete und scharf kritisirte [3]). Ebenderselbe **Victorinus** behandelte auch die Ciceronische Topik; doch rügt auch an dieser Arbeit **Boethius** unpassende Zusätze und Unrichtigkeiten [4]). Ein anderer Vorgänger, dessen Boethius gleichfalls gedenkt, ist der oben bei Gelegenheit des Augustinus erwähnte **Vegetius Praetextatus** [5]). Nach **Boethius** Worten zu urtheilen scheint er, wissentlich oder unwissentlich, ein Falsum begangen und seine Uebertragung der ersten und zweiten Analytik für eine Uebersetzung des Aristotelischen Originals ausgegeben zu haben, „während," wie Boethius sagt [6]), „jeder, der beide vergleichend

1) Orig. II, cp. 26.
2) **Boeth.** in Porph. Isag. a Victor. transl. dial. p. 3.
3) **Boeth.** a. a. O. p. 11. p. 22. p. 23.
4) **Boeth.** in Aristot. Topica p. 842. Ueber Victorians Schrift de definitionibus, eine Ergänzung der Ciceronischen Behandlung von Arist. Topic. s. **Boeth.** p. 800.
5) **Fabric.** bibl. gr. III, p. 480—510. vgl. p. 211.
6) Comment. major. in Arist. de Interpret. Lib. I,

Kapitel 52.

(Jahr d. St. 775, nach Chr. 22.)

Es folgten die Consuln Cajus Sulpicius und Decimus Haterius. Ihr Amtsjahr ward durch andere Unruhen nicht gestört, während man daheim strenge Maßnahmen gegen den Luxus fürchtete, der in Allem wofür Geld verschwendet wird in's Ungeheure gestiegen war. Indessen alle andern Posten verschwenderischer Geldausgabe, obschon sie die bedeutenderen waren, blieben unbekannt, da man meistens die gezahlten Preise geheim hielt; der Aufwand für Bauch und Gaumen dagegen war durch das beständige Reden darüber öffentlich bekannt geworden, und man[158]) war in Besorgniß gerathen, daß der Kaiser, ein Mann von altrömischer Sparsamkeit, härter dagegen einschreiten möchte. Es hatten nämlich nach dem Vorangehen des Cajus Bibulus auch die übrigen Aedilen sich ausführlich darüber ausgelassen[159]): „daß das Aufwandgesetz mißachtet werde, daß die verbotenen Preise für Gegenstände des Lebensverbrauchs täglich stiegen, auch ein Einhaltthun durch gelinde Maßregeln unmöglich sei"; und der Senat, von dem Vorsitzenden befragt, hatte die ganze Angelegenheit, ohne eine Entscheidung darüber abzugeben, dem Kaiser zugeschoben.[160])

Tiberius jedoch, der wiederholt bei sich erwogen hatte: ob überall die Beschränkung einer so weit vorgeschrittenen Genußsucht *möglich* sei? ob eine solche Beschränkung nicht mehr Schaden für das Gemeinwesen bringen dürfte? wie ungelegenend es für das Staatsoberhaupt sei etwas anzufassen, was er nicht durchsetzen könne[161]), oder was,

anzuerkennen, dessen Folge, der Senatsbeschluß über die Gnadenfrist von zehn Tagen, auch nach seinem Tode in Kraft blieb (s. Merivale V, 261). Aber Tacitus hat dem Tiberius gegenüber fast nie ein gerechtes Urtheil. Des Kaisers Milde ist für ihn immer nur *Heuchelei!* — eine Heuchelei, die der Kaiser nun bereits acht Jahre lang ausgeübt hatte.

[158]) „man", d. h. die verschwenderischen Feinschmecker der hohen Gesellschaft.

[159]) im Senate.

[160]) Wie er das meistens that, wenn es Dingen und Maßregeln galt, von welchen vorauszusehen war, daß sie im Publikum Gehässigkeit erregen dürften; worüber Tiberius häufig Klage führte.

[161]) nämlich im *Senat*, dessen Mitglieder dabei sehr betheiligt waren, und schließlich auch im Publikum und in der Ausführung selbst.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52808-6
FN. 11410/045

wenn es durchgesetzt würde, beschimpfende Bloßstellung erlauchter Männer erfordere — entwarf schließlich ein Schreiben an den Senat, dessen Inhalt etwa [162]) folgendermaßen lautete:

Kapitel 53 und 54.

„Bei allen übrigen Vorkommnissen, Senatoren, dürfte es vielleicht zweckmäßiger sein, daß Ich in Eurer Gegenwart befragt werde und ausspreche, was Ich als heilsam für den Staat erachte; bei der Berathung dieser Sache war es jedoch besser, meine Augen derselben zu entziehen, damit nicht, wenn Ihr auf die furchterfüllten Mienen der Einzelnen, eines schamlosen Luxus anzuschuldigenden, hinwieset, auch Ich sie sähe und sozusagen sie als schuldig ertappte. Hätten nun die pflichteifrigen Männer, die Aedilen, zuvor Mich zu Rathe gezogen, so weiß Ich nicht, ob Ich ihnen nicht zugeredet haben würde, von solchen uns zu stark gewordenen und völlig ausgereiften Uebelständen lieber die Hand zu lassen, als das Resultat zu erreichen, daß es sittliche Uebel giebt, gegen die wir ohnmächtig sind. Indeß diese Männer haben ihre Amtspflicht gethan wie Ich wünschen möchte, daß auch die andern Beamten ihre Pflichten erfüllen. Ich aber bin in der schwierigen Lage, weder anständigerweise schweigen noch ohne Schwierigkeit mich öffentlich aussprechen zu können, da Ich nicht die Stellung eines Aedilen oder eines Prätors oder eines Consuls einnehme. Etwas Höheres und Erhabneres ist es, was von dem Staatsoberhaupte gefordert wird; und während von guten Maßregeln jeder [163]) sich den Dank anzueignen pflegt, fällt der Haß für das, was Ihr als Gesammtheit verfehlt, einem Einzigen zur Last. Denn was soll Ich zuerst zu verbieten und auf die alte Sitte verkürzend zurückzuführen unternehmen? Die grenzenlose Ausdehnung der Villen? [164]) Die Anzahl und die Nationalitäten des Sklaven-

---

[162]) Dies „etwa" deutet an, daß Tacitus den Brief des Kaisers, wenn er auch den Inhalt getreu berichtet, doch in der beliebten rhetorischen Weise „bearbeitet" hat.

[163]) d. h. jeder Senator, der dafür gestimmt hat.

[164]) Villa ist hier immer Landhaus und Lustpark zugleich. Ueber die ungeheuerliche Ausdehnung derselben, die dem Landbau fast allen Grund und Boden um Rom und in Italien entzog, s. Ein Jahr in Italien II, S. 344—347 und die von Kipperdey zu dieser und von den Auslegern des Horaz zu Od. II, 15, 1—2 angeführten Belegstellen aus den Alten.

gemndes?[165]) Die Gewichtmasse des silbernen und goldenen Geschirrs? Die Wunderwerke von Broncen und Gemälden? Die Kleider, welche Männer wie Frauen tragen?[166]) und dazu noch die besondern Luxusbedürfnisse der Frauen, wodurch für Steine unser Geld zu fremden oder gar feindlichen Völkern ausgeführt wird?"

Kapit. 54.

„Ich weiß sehr wohl, daß bei voller Tafel und in Gesellschaftscirkeln über diese Dinge geklagt und Beschränkung gefordert wird. Allein wenn jemand ein Gesetz und Strafbestimmungen aufstellen wollte, so werden eben dieselben Leute schreien: die Stadt werde umgekehrt, man wolle alle Männer, die ein glänzendes Haus machten, in's Verderben bringen, keiner sei frei von solcher Schuld![167]) Und doch kann man nicht einmal körperliche Krankheiten, wenn sie alteingewurzelt und weit vorgeschritten sind, anders als durch harte und scharf angreifende Mittel bewältigen: die Seele, zu gleicher Zeit Opfer und Ursach der Verderbniß, wenn sie krank und fieberglühend ist, erfordert zur Dämpfung ihrer Gluth Mittel, die nicht minder kräftig sind, als ihre brennenden Gelüste.

„Die vielen Gesetze, die von unsern Vorfahren ausgesonnen, die vielen Verordnungen, welche der hochselige Augustus erlassen hat, haben, die ersteren, weil sie in Vergessenheit, die letzteren, weil sie, was noch schmählicher, in Nichtbeachtung gerathen sind, den Luxus nur noch frecher gemacht. Denn wenn man nach etwas Verlangen trägt, was noch nicht verboten ist, so hat man zu fürchten, daß es verboten wird; wenn man aber Ausschreitungen in's Verbotene ungestraft begeht, so hört alle weitere Furcht und Schaam auf. Warum herrschte denn also früher sparsame Lebensweise? Weil jeder sich selbst in Schranken hielt, weil wir Bürger einer Stadt waren. Selbst als wir innerhalb Italiens die Herren waren, waren die Verlockungen

[165]) Die Anzahl der Sklaven, welche vornehme und reiche Römer in ihren Palästen und Villen hielten und die aus allen möglichen Nationalitäten bestanden, ging schon im letzten Jahrhundert der Republik in's Ungeheure. Pauly, Real-Encyclop. VI. 1, S. 1099 ff.

[166]) Durchsichtige Seidenstoffe wurden nicht nur von Frauen, sondern auch vielfach von Männern getragen. Ueber die Geldverschwendung für solche Stoffe s. Pauly VI. 1, S. 1075 ff.

[167]) Wie gut kannte Tiberius seine Römer und — die Menschen!

noch nicht dieſelben wie ſpäter. Erſt durch unſere Siege im Auslande haben wir fremdes Gut, in den bürgerlichen Parteikriegen auch das unſerer Mitbürger verzehren gelernt. Wie wenig will das beſagen, was die Aedilen rügen! Wie unbedeutend iſt es im Hinblick auf das Uebrige! Aber freilich: kein Menſch ſagt dem Senat, daß Italien ausländiſcher Hülfe bedarf, daß das Leben des römiſchen Volkes täglich im ungewiſſen Spiele von Wind und Wellen ſchwankt, und wenn einmal nicht die Vorräthe unſerer Provinzen unſern Grundherren ſowohl wie ihren Sklavenmaſſen und Ländereien zu Hülfe kommen, da werden uns natürlich [168]) unſere Luſtparks und unſere Prachtvillen den Lebensunterhalt ſichern!"

„Dies iſt die Sorge, Senatoren, welche auf dem Staatsoberhaupte laſtet! Dies die Sorge, deren Vernachläſſigung den Staat in den Abgrund reißen wird. Allem Uebrigen muß mit ſittlichen Heilmitteln abgeholfen werden. Uns Hochgeſtellte [169]) mag die Schaam, die Armen der Zwang, die Reichen der Ueberdruß auf den Weg zum Beſſeren bringen. Oder aber: traut einer der Staatsbeamten ſich ſolche Thätigkeit und Strenge zu, daß er im Stande ſei, hier einen Damm zu ſetzen, — den will ich loben und bekennen, daß mir ein Theil meiner Arbeitslaſt dadurch abgenommen wird. Will man aber bloß über die Laſter ſich tugendhaft entrüſten, um dann, wenn man den Ruhm dafür eingeerndtet hat, Mir den angerichteten Hader auf dem Halſe zu laſſen, ſo bitte ich, mir zu glauben, Senatoren, daß auch Ich mit Nichten nach Feindſchaften Verlangen hege. Ich trage ſchon ſchwer und ungerecht genug an ſolchen, die Ich, weil es das Staatswohl erfordert, über Mich nehme, und habe daher wohl ein Recht, Mir unnöthige und zweckloſe, die weder Mir noch Euch nützen können, zu verbitten!" [170])

---

[169]) ironiſch geſagt.

[168]) Er meint den Senat und die Ariſtokratie, und ſchließt aus Höflichkeit ſich ſelbſt mit ein, obſchon er nach dem allgemeinen Zeugniſſe des Alterthums in den Ausgaben für Tafelfreuden, Gärten, Luſtparks, Dienerſchaft, Villenbauten, kurz in allem, worauf es hier ankam, der mäßigſte Mann war.

[170]) Dieſes kaiſerliche Schreiben zeigt den Tiberius auf der Höhe großartiger Regenten- und Geſetzgeberweisheit, und man begreift nach Leſung deſſelben, wie bis auf Kaiſer Claudius die Sitte beſtand: ſolche Anſprachen Tiber's, neben denen des Auguſtus, dem Senate durch jährliches Verleſen an beſtimmten Tagen in Erinnerung zu bringen. (S. Dio Caſſ. 60, 10. Tiberius S. 443 ff.). Obſchon bei dem

Kapitel 55.

Nachdem dieser Brief des Kaisers verlesen worden war, wurde die Sorge für die fragliche Angelegenheit an die Aedilen zurückverwiesen[171]; und so wurde der Tafelluxus vom Ende des Actischen Krieges bis zu der Waffenerhebung, in welcher Galba sich der Oberherrschaft bemächtigte, hundert Jahre hindurch mit verschwenderischem Aufwande betrieben, bis er allmälig in Abnahme kam.

Forschen wir nach den Ursachen dieser Wandlung. Reiche Familien aus den Reihen des Adels, oder solche, die durch Verdienste eine hervorragende Stellung einnahmen, ließen sich schon in früheren Zeiten im Streben nach Prachtentfaltung weiter und weiter gehen. Denn zu damaliger Zeit war es noch gestattet, Volk, Bundesgenossen, auswärtige Könige durch Gunsterweisung zu gewinnen und von ihnen Gunst zu empfangen. In dem Maaße, wie Einer durch Reichthum, Prachtwohnung, Haushalt in die Augen fiel, wuchs der Glanz seines Namens und seiner Clientelverbindungen. Nachdem das Morden (in den Bürgerkriegen) sein Werk gethan hatte[172], und Höhe des Ansehns verderblich wurde, bekehrten sich die übrig gebliebenen zu einer mäßigeren Lebensführung. Zugleich wurden häufig Emporkömmlinge aus den Municipien und Colonieen, ja sogar aus den Reihen der Provinzialen in den Senat aufgenommen, welche die sparsame Lebensweise ihrer Heimath in Rom einführten; und trotzdem daß sie meist durch Glück oder Thätigkeit ein geldgesegnetes Alter erreichten, blieb ihnen doch ihr früherer frugaler Sinn. Vorzugsweise der Schöpfer

rhetorisch verbildeten Geschmacke der Römer und ihrer Geringachtung historischer Treue alle solche wichtigen Aktenstücke an Reden und Briefen wie das vorliegende — auch wenn dieselben noch vorhanden waren — von den Geschichtsdarstellern meist immer für ihre Kunstzwecke umgearbeit oder völlig neu komponirt wurden (S. Egger: historiens d'Auguste p. 341—356), so zweifle ich doch nicht, daß wir hier den Grundstock des Tiber'schen Briefes vor uns haben. Und wenn nicht: — so würde die Huldigung, die hier Tacitus der Regenteneinsicht des Kaisers unfreiwillig dargebracht hätte, nur um so stärker in's Gewicht fallen.

[171]) d. h. es erfolgte kein neuer Senatsbeschluß über den Tafelluxus, sondern es ward den Aedilen überlassen, die bestehenden Gesetze in Anwendung zu bringen, so gut sie es eben vermochten.

[172]) Manche Erklärer, wie Herr Nipperdey, beziehen dies auf Tiberius!! Es sind aber die Bürgerkriege des letzten Triumvirats gemeint, sowie die ganze Zeit der Kaiser des Julischen Hauses bis zu Galba's Regierungsantritt.

eingeschränkter Lebensweise war jedoch Vespasianus, selbst ein Mann von alterthümlicher Einfachheit und Lebensart. Daraus ging eine Fügsamkeit gegen das Staatsoberhaupt und eine Neigung, es ihm gleich zu thun hervor, die stärker war, als die Strafbestimmungen des Gesetzes und die Furcht.

Vielleicht herrscht jedoch in allen Dingen sozusagen eine Art von Kreislauf, so daß wie die Jahreszeiten auch die Sitten wechseln; wie denn auch nicht Alles in früheren Zeiten besser war, sondern auch unser Zeitalter gar manches Schöne und Vortreffliche, was für unsere Nachkommen nachahmungswerth, hervorgebracht hat. So wenigstens sagen es uns ältere Leute[173]). Gebe der Himmel, daß der Wettstreit im Guten ein bleibender sei.

Kapitel 56.

Tiberius, dessen maßvolles Benehmen allgemein Anerkennung fand, weil er wirklich die bereits sich rüstenden Ankläger zurückgewiesen hatte[174]), stellte jetzt brieflich an den Senat das Gesuch um Verleihung der Tribunizischen Amtsgewalt an Drusus. Diese Bezeichnung der höchsten Stellung hatte Augustus erfunden, um nicht den Königs- oder Dictatorstitel anzunehmen und doch durch irgend eine Benennung über den höchsten Staatsgewalten emporzuragen. Später erwählte er zum Genossen dieser Gewalt den Marcus Agrippa, und nach dessen Tode den Tiberius Nero, damit kein Zweifel über seinen Nachfolger bliebe. So, meinte er, würden die böswilligen Hoffnungen anderer in Schranken gehalten werden; daneben verließ er sich auf Nero's maßvolles Wesen[175]) und auf seine eigne Größe. Das war der Vorgang, nach welchem jetzt Tiber den Drusus zum Mitregenten erhob, während er, so lange Germanicus lebte, seine Wahl zwischen beiden in

[173]) die die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichen können. Die Stelle scheint übrigens in den Handschriften verdorben.

[174]) Die gewohnheitsmäßigen Ankläger, „welche nur auf die erwarteten neuen Gesetze gegen den Luxus lauerten, um Andere deshalb vor Gericht zu ziehen." Nipp. — Hier muß Tacitus selbst anerkennen, daß Tiber das Delatorenwesen in Schranken zu halten suchte.

[175]) Dies hier bezeugte Vertrauen des Augustus auf seines Adoptivsohnes Tiberius modestia, d. h. auf dessen „Gefühl für das richtige Maaß im Wünschen und Begehren, welches Sittlichkeit und Anstand gebieten" (S. Seyffert Cic. Laelius S. 318), ist ein schönes Ehrenzeugniß für Tiberius und dessen „Honnetetät".

der Schwebe gehalten hatte. Nachdem er sein Schreiben mit einer Anrufung der Götter begonnen: daß sie seinen Entschluß zum Heile des Staats segnen möchten, sprach er sich in mäßigen Ausdrücken und ohne alle falsche Uebertreibung über den Charakter des jungen Mannes aus: „Derselbe habe eine Gemahlin und drei Kinder und dasselbe Alter, in welchem Er selbst seiner Zeit von dem hochseligen Augustus zur Uebernahme dieser Stellung berufen worden. Und auch jetzt finde keine Uebereilung statt, sondern nach einer achtjährigen Prüfungszeit, während deren derselbe Aufruhrbewegungen unterdrückt, Kriege glücklich beendigt, einen Triumph gehalten und zweimal Consul gewesen, werde der Prinz zur Theilnahme an einer ihm bereits bekannten Geschäftslast berufen." [176])

Kapitel 57.

Die Senatoren hatten einen solchen Vortrag im Voraus erwartet [177]); um so ausgesuchter war ihre schmeichlerische Unterwürfigkeit. Doch machte man nichts ausfindig, als Vorschläge zu Standbildern der beiden Regenten, Götteraltären, Tempeln, Ehrenbogen und andern Herkömmlichkeiten. Nur Marcus Silanus suchte aus der Herabwürdigung des Consulats eine Ehrenbezeigung für die Regenten zu machen und gab sein Votum dahin ab: „es sollten auf Staats- wie auf Privatdenkmälern zur Bezeichnung der Zeit nicht die Namen der Consuln vorangeschrieben werden, sondern derjenigen, welche die Träger der Tribunizischen Gewalt seien." Quintus Haterius aber machte sich mit seinem Antrage: „Die Senatsbeschlüsse des heutigen Tages sollten mit goldenen Buchstaben in der Curie angeschlagen werden" zum Gegenstande höchsten Spottes, da er, ein hochbetagter Greis, von solcher niedrigsten Huldigung nur den Schimpf genießen konnte. [178])

[176]) Ein neues direktes Zeugniß für Tiber's besonnenes und maßvolles Verhalten in einer der schwierigsten Anzelegenheiten: in der Beurtheilung des eigenen Sohnes.

[177]) Natürlich! denn das Gesuch des Kaisers war ein völlig berechtigtes, durch die Umstände gefordertes, und wird als solches in auch von Tacitus selbst anerkannt.

[178]) Also deßhalb verspottete „man" die loyale Ergebenheit des Haterius, „weil er von seinem Huldigungsantrage (den übrigens Tiber selbst ablehnte, und der also durchgegangen war) bei seinem hohen Alter" — er stand im sechsundachtzigsten Jahre — „keinen Vortheil mehr von seiner Beflissenheit haben konnte!!" Diese Stelle läßt einen tiefen Blick in die Befangenheit von Tacitus' Urtheil thun;

Kapitel 58.

Inzwischen ward dem Junius Blaesus das Kommando der Provinz Afrika verlängert, und bei dieser Gelegenheit stellte Servius Maluginensis, welcher Jupiterspriester war, die Forderung: die Loos-Provinz Asien überwiesen zu erhalten, indem er behauptete, es sei eine unbegründete Ansicht, daß Jupiterspriester nicht Italien verlassen dürften, und es gelte für solche kein anderes Recht, als für die Marspriester und Quirinuspriester. Wenn also diese letzteren Provinzen erlooft hätten, warum solle den Jupiterspriestern dasselbe verboten sein? Es beständen darüber keine volksgesetzlichen Bestimmungen, finde sich nichts in den Ritualbüchern. Es sei häufig vorgekommen, daß die Oberpriester den Jupitersdienst versehen hätten, wenn der Jupiterspriester durch Krankheit oder durch ein Staatsgeschäft verhindert gewesen sei. Zweiundsiebzig Jahre nach dem Selbstmorde des Cornelius Merula sei keine Nachwahl geschehen, und doch hätten die gottesdienstlichen Handlungen keine Unterbrechung erfahren: Wenn es angehe, daß während so vieler Jahre überhaupt keine Wahl stattfinde, ohne daß der Gottesdienst dadurch Schaden leide, wie viel leichter werde es thunlich sein, daß Er zur Verwaltung seines Proconsulats ein einziges Jahr abwesend sei! Privatfeindschaften seien früher der Grund gewesen, weßhalb die Jupiterspriester von den Oberpriestern abgehalten worden seien in ihre Provinz zu gehen. Jetzt aber sei durch der

---

für uns geht aus dem Erzählten, wie aus vielen andern Zeugnissen, vielmehr hervor: daß der Kaiser wirklich uneigennützige Bewunderer seiner großen Regententugenden und Verdienste besaß, Männer, die denn wohl auch im Ausdrucke ihrer Bewunderung und Anhänglichkeit das Maaß überschritten, wie Vellejus Paterculus und hier der greise Haterius, der ein gefeierter Redner war und eine ehrenvolle Staatslaufbahn hinter sich hatte. Den Feinden Tiber's dagegen — und diese sind es bekanntlich vorzugsweise, denen Tacitus folgt, obschon, wie er selbst sagt, „ihre Bücher unter dem Eindrucke des frischen Hasses verfaßt wurden" — erschien alle Huldigung der Anhänger und Bewunderer des Kaisers als niedrige Schmeichelei, die sie um so verächtlicher und „lächerlicher" fanden, wenn der Schmeichler, wie hier Haterius, „nicht einmal hoffen konnte, daraus irgend einen Vortheil für sich zu ziehen!" „Denn sonst" — so nöthigt uns Tacitus, ihr Raisonnement fortzusetzen — „hätte sich ihr Verhalten doch noch begreifen lassen!" Und endlich: wie mochte Tacitus überhaupt Gewicht legen auf das Meinen und Urtheilen einer Gesellschaft, die er selbst (z. B. unten Kap. 65) als so bodenlos gemein und erbärmlich schildert!

Götter Gnade der oberste Priester zugleich der erhabenste Mensch, der keiner Eifersucht, keinem Hasse oder sonstigen persönlichen Stimmungen zugänglich sei."[179])

Hiergegen ergingen der Augur Lentulus und andere Senatoren sich in allerlei Widerlegungen, bis man schließlich die Auskunft ergriff, die Entscheidung des Pontifex Maximus abzuwarten.[180])

Kapitel 59.

Tiberius vertagte die Untersuchung über das Recht eines Flamen und ermäßigte zunächst die wegen der Erhebung des Drusus zur Tribunizischen Gewalt vom Senate beschlossenen feierlichen Huldigungen, wobei er namentlich „das Ungewöhnliche des Antrags auf die Inschrift und die goldenen Buchstaben als gegen die väterliche Sitte verstoßend" rügte[181]). Nach dem seinigen ward auch ein Schreiben des Drusus verlesen, das man, obschon es in bescheidenem Tone gehalten war, doch als überaus hochmüthig aufnahm. „Soweit sei bereits Alles heruntergekommen, daß nicht einmal der junge Prinz, nachdem ihm eine solche Ehrenstellung übertragen worden, den Göttern der Hauptstadt seine Verehrung darbringe, sich dem Senate präsentire, mindestens die ersten amtlichen Schritte auf dem Grunde und Boden seines Geschlechts beginne. Sei denn etwa Krieg? oder werde er am andern Ende der Welt aufgehalten? er, der sich grade jetzt an den Küsten und Seeen Campaniens herumtreibe! Das sei die Vorschule für den künftigen Regenten der Menschheit! das sei was er zu allererst von den väterlichen Maximen lerne! Könne man auch nichts dagegen haben, daß der greise Kaiser den Anblick der Mitbürger unbehaglich finde, und daß er sein ruhbedürftiges Alter und seine

---

[179]) Es ist Tiberius gemeint, denn seit Augustus bekleideten die Kaiser durch Wahl des Senats das Amt eines Vorstehers der Pontifices, das sogenannte oberste Pontificat (pontificatus maximus). — Die Sprache, welche der Redende hier über Tiber's Charakter führt, ist bemerkenswerth, da sie durch Alles, was bisher Tacitus von Tiber Thatsächliches berichtet hat, vollkommen bestätigt wird.

[180]) Dieselbe erfolgt weiter unten Kap. 71.

[181]) Wir haben hier wieder einen neuen Beleg dafür, wie Tiberius bemüht war und blieb, die Huldigung des Senats in Schranken zu halten. Es ist dies ein von Tacitus anerkannter Zug im Charakter des Kaisers. S. oben I, 72; II, 87; III, 47; IV, 6, 37—38, 70, 74; VI, 46. S. Tiberius S. 116—119.

liesst, sogleich bemerkt, dass er nur den Themistius übersetzt hat.“ Der dritte Vorgänger endlich, den Boethius selbst namhaft macht, ist Albinus. Doch fügt er ausdrücklich hinzu, dass er von ihm zwar Geometrische Schriften kenne, von seinen dialektischen aber trotz aller aufgewandten Mühe sich keine Kunde habe verschaffen können. Doch lässt er ihn als einen gelehrten Mann gelten [1]), und als solchen rühmt ihn auch Cassiodor, der ihn einen virum magnificum nennt.

Dies waren ohngefähr die Vorgänger des Boethius in seinem Volke. Er selbst aber liess alle, so wohlwollend er auch von ihnen urtheilt, weit hinter sich zurück. Sein Plan, den er uns selbst schildern mag, war grossartig, und deutet bei der sonst bekannten Bescheidenheit seines Wesens auf ein selbstbewusstes Vertrauen auf seine Kraft, sein Talent und seinen Fleiss, welches unsere Meinung von diesen Eigenschaften nur steigern kann. Mihi autem (sagt er in der Einleitung zum

p. 289. Mihi vero major persequendi operis causa est, quod non facile quisquam vel transferendi vel etiam commentandi, continuum sumpserit seriem, nisi quod Vegetius Praetextatus priores postremosque Analyticos non vertendo Aristotelem latino sermoni tradidit, sed transferendo Themistium, quod qui utrosque legit facile intelliget.

1) Albinus quoque de iisdem rebus scripsisse perhibetur, cujus ego Geometricos quidem libros editos scio, de dialectica vero diu multumque quaesitos reperire non valui. Sive igitur ille omnino tacuit, nos praetermissa dicemus, sive aliquid scripsit, nos quoque docti viri imitati studium in eadem laude versabimur. Boeth. a. a. O. p. 289. Vergl. über ihn Fabric. Bibl. gr. III, p. 430.

langgetragene Arbeitslast vorschütze (als Hinderniß in die Stadt zu kommen); aber Drusus? was hindre den anders als sein Hochmuth?“ [122])

Kapitel 60.

Doch zurück zum Tiberius, der, während er die Wirklichkeit seiner Herrschermacht befestigte, dem Senate einen Schatten von Erinnerung an die alte Zeit gewährte, indem er ihm Anforderungen der Provinzen zur Untersuchung überwies. In den griechischen Städten wuchs nemlich fort und fort der straflose Mißbrauch des Asyle-Stiftens; die Tempel füllten sich mit den schlechtesten Sklaven; ebendaselbst fanden Schuldner vor ihren Gläubigern, ja sogar schwerer Verbrechen Verdächtige schützende Aufnahme, und nirgends war die Regierung stark genug, um die Aufstände des Volks niederzuhalten, das die Verbrechen von Menschen, als ob es sich um die Heiligkeit der Götterverehrung handle, in Schutz nahm. So ward denn eine Verfügung erlassen: die einzelnen Staaten sollten ihre Berechtigungsdokumente und Gesandte nach Rom senden. Da standen denn einige, weil sie die Berechtigung fälschlich usurpirt hatten, freiwillig davon ab; viele verließen sich aber auf alte Glaubensbräuche und auf ihre Verdienste um das römische Volk. So war es denn ein glänzender Tag, an welchem der Senat die Gnadenbewilligungen der Vorfahren, die Verträge mit den Bundesgenossen, sowie die Verordnungen der Könige welche vor der römischen Obergewalt geherrscht hatten, ja sogar die Verpflichtungen gegen die betreffenden Gottheiten selbst seiner prüfenden Einsicht unterzog, — mit voller Befugniß, wie in alter Zeit, nach Belieben zu bestätigen oder zu ändern!

---

[122]) Ein köstliches Pröbchen des erbärmlichen Klatsches heruntergekommener und dabei nur um so eitler und hochmüthiger sich geberdender Junker, denen der Schein immer über das Wesen geht. Weit besser wäre es gewesen, wenn Tacitus uns gesagt hätte, daß Er selbst nicht übereinstimme mit diesen Jämmerlingen einer kindischen und böswilligen Opposition, die ohne allen Zweifel ihr Hauptquartier in den Salons der Agrippina hatte, und die genau genommen nur darüber empfindlich war, daß Drusus sie nicht mit einer leeren Höflichkeitsform belog. Tacitus sagt ferner nicht, wer die Raisonneurs waren; und doch ist sicher, daß es eine ganz bestimmte Clique und sicherlich nicht die Majorität des Senats und der Gesellschaft war, die wir bei Tacitus so böswillig Alles und Jedes an Tiber benagen sehn. Es sind dieselben Menschen, die wir im vorhergehenden 57. Kapitel kennen gelernt haben; und ebenso dieselben, die bisher den „jungen, lebenslustigen Drusus“ im Vergleich zu seinem „alten mürrischen Vater“ nicht genug loben konnten. (S. oben III, 37.)

Kapitel 61.

Zuerst von allen traten die Epheſier auf. Sie machten geltend: „Keineswegs ſeien, wie man allgemein glaube, Diana und Apollo auf Delos geboren; in Wirklichkeit befinde ſich auf ihrem Gebiete der Kenchreiosfluß und der Hain Ortygia, dort habe die hochſchwangere Latona, ſich anſtemmend an einen Oelbaum, der noch jetzt vorhanden, jene Götter geboren. Auf Göttergeheiß ſei der Hain dann geweiht worden, und Apollo ſelbſt habe dort nach Erlegung der Cyclopen ſich dem Zorne Jupiter's entzogen. Später habe der Vater Liber nach ſeinem ſiegreichen Kriegszuge ſchutzflehenden Amazonen, die ſich auf den dortigen Altar geſetzt, Gnade angedeihen laſſen. Erhöht worden ſei weiterhin die Heiligkeit der geweihten Stätte durch Vergünſtigung des Herkules, zur Zeit ſeiner Herrſchaft über Lydien, und auch durch die Perſiſche Eroberung ſei die Berechtigung nicht geſchmälert worden. Nachher hätten die Macedonier, ſpäter Wir dieſelbe aufrecht erhalten."

Kapitel 62.

Zunächſt nach ihnen kamen die Magneter. Sie ſtützten ſich auf Verordnungen des Lucius Scipio und Cornelius Sulla, von denen jener nach Antiochus', dieſer nach Mithridat's Beſiegung, um die Treue und Tapferkeit der Magneten zu ehren, die Freiſtatt der Diana Leucophryna für unverletzlich erklärt hätten. Demnächſt brachten die Aphrodiſienſer und Stratonicenſer ein Decret des Diktator Caeſar für alte Verdienſte um ſeine Sache, und ein neues des hochſeligen Auguſtus vor, in welchem ſie gelobt wurden, „daß ſie während des kriegeriſchen Einfalls der Parther ohne Wanken zum römiſchen Volke geſtanden hätten"; und zwar traten die von Aphrodiſias für die Heiligkeit ihrer Venus, die Stratonicenſer für ihren Kult des Jupiter und der Trivia ein. Weiter ausholend lautete der Vortrag der Geſandten von Hierocaeſarea: „Ihre Stadt ſei der Sitz der Perſiſchen Diana, das Heiligthum unter König Cyrus geſtiftet". Dazu wurden Perpenna, Iauricus und viele andere römiſche Oberbefehlshaber mit Namen aufgeführt, welche nicht bloß dem Tempel ſondern einem Bezirke von zweitauſend Schritten dieſelbe heilige Unverletzlichkeit verliehen hatten. Dann kamen die von Cypern mit drei Heiligthümern, „deren älteſtes, das der Paphiſchen Venus, Aërias, der Gründer von Paphos, das

der Venus Amathusia sein Sohn Amathus, und ein andres für den Salaminischen Jupiter Teucer auf der Flucht vor dem Zorne seines Vaters gestiftet habe".

Kapitel 63.

Noch anderer Städte Gesandtschaften wurden vernommen. Zuletzt ward der Senat von all' den Vorträgen müde und da es durch Parteilichkeit[183]) zu lebhaftem Streite kam, übertrug er den Consuln die Befugniß: nach Ermittelung der Berechtigung und des etwa eingeschlichenen Mißbrauchs die ganze Sache auf's Neue wieder vor dem Senat zum Vortrag zu bringen. Das Resultat des Vortrags der Consuln war: „daß außer den von mir namhaft gemachten Städten nur noch Pergamus ein sicher beglaubigtes Aesculap-Asyl besitze, während die übrigen ihre Ansprüche auf Stiftungen stützten, die durch Länge der Zeit in Dunkel gehüllt seien. So brächten die Smyrnäer einen Orakelspruch des Apoll vor, der ihnen befohlen habe, der Venus Stratonitis einen Tempel zu weihen; die Tenier einen Ausspruch desselben, der sie angewiesen, ein Bild und Gotteshaus des Neptun zu stiften. Historisch näher ständen die Ansprüche der Sardianer: ihr Asyl sei ein Geschenk des siegreichen Alexander, und mit gleicher Berechtigung beriefen sich die Milesier auf König Darius; doch sei der betreffende Götterkult bei beiden der der Diana oder des Apollo. Auch die Cretenser beanspruchten Asylfreiheit für ein Bildniß des höchseligen Augustus." Demgemäß wurden Senatsbescheide verfaßt, durch welche unter großen Respektsbezeugungen doch ein bestimmtes Maaß vorgeschrieben und die Petenten angewiesen wurden, die Erztäfeln[184]) in den Tempeln selbst anzuschlagen als Belege für das Recht ihres Heiligthums und damit sie nicht aus Ehrgeiz für ihr Asyl in Ueberschreitung desselben verfielen.

Kapitel 64.

Um dieselbe Zeit legte eine schwere Krankheit der Julia Augusta dem Kaiser die Nöthigung zu eiliger Rückkehr in die Hauptstadt auf, sei es daß damals zwischen Mutter und Sohn noch aufrichtige Ein-

[183]) „Parteilichkeit einzelner Senatoren, welche gewisse Gesandtschaften wider Recht und Billigkeit bevorzugt wissen wollten." Nipp.

[184]) welche die betreffenden Senatsbescheide enthielten.

tracht bestand, oder daß ihre beiderseitige Feindschaft nur verborgen gehalten wurde[185]). Denn die Julia hatte nicht lange zuvor, als sie beim Marcellustheater dem hochseligen Augustus ein Portraitstandbild weihte, den Namen Tiber's in der Inschrift dem übrigen nachgesetzt; dies Verfahren habe Tiberius, wie man glaubte, als eine Beeinträchtigung des staatsoberhauptlichen Ansehens und als eine schwere Beleidigung empfunden, wennschon er dieselbe sorgfältig in seinem Innern verschlossen gehalten habe[186]). Zunächst jedoch wurden Dankfeste und große Spiele vom Senate dekretirt, welche von den Oberpriestern, den Augurn und Funfzehnmännern in Gemeinschaft mit den Siebenmännern und den Mitgliedern der Augustalbrüderschaft gegeben werden sollten. Lucius Apronius hatte beantragt, daß auch die Fetialen bei diesen Spielen den Vorsitz führen sollten. Dem widersprach der Kaiser unter Darlegung der verschiedenen Berechtigungen der Priesterämter und unter Anführung von Präcedenzfällen, „wonach die Fetialen niemals solchen Ranganspruch gehabt hätten. Der Grund weßhalb man die Augustalen zur Leitung der Spiele mit hinzugezogen habe, sei der: weil dieses Priesteramt eigends dem Hause zugehörig sei, für welches die Gelöbnisse ausgerichtet würden."[187])

Kapitel 65.

Ich habe es mir zum Grundsatze gemacht, nur solche Senatorische Anträge ausführlich zu erwähnen, welche entweder durch ihre Ehrenhaftigkeit ausgezeichnet oder wegen ihrer Schmählichkeit bemer-

---

[185]) Dem Tacitus ist, wie immer, das Letztere, als das Schlimmere, wahrscheinlicher. Denn er begründet es sofort durch Erwähnung eines Stadtklatsches. Siehe Röm. Kaiserfrauen S. 112.

[186]) Dieses „wie man glaubte" charakterisirt genügend die ganze Erzählung und die Erbärmlichkeit des Publikums, aus dem sie hervorging. Tiberius mochte das Verfahren seiner Mutter in diesem Falle vielleicht nicht ganz schicklich finden. Es als „eine schwere Beleidigung seiner Majestät" zu empfinden, dazu war er denn doch, selbst nach dem was wir von Tacitus über ihn wissen, nicht kleindenkend genug! Und was wird aus der von Tacitus stets so hoch betonten „Verstellungskunst" Tiber's, wenn trotz derselben jedermann ihn immer durchschaut?

[187]) Sorgsames Festhalten an alten religiösen Satzungen, Bräuchen und Normen erscheint überall als ein eigenthümlicher Zug in Tiber's Wesen. — Tacitus' Interesse an diesen Dingen begreift sich aus dem Umstande, daß er selbst Mitglied des Collegium der Funfzehnmänner, einer der beiden höchsten Priesterschaften Roms war. S. Ann. XI, 11.

kenswerth waren; denn darin sehe ich die Hauptaufgabe der Geschichtsjahrbücher, damit das Gute nicht verschwiegen bleibe, und schlechtes Reden und Thun sich vor der Schande der Nachwelt fürchten lerne. Uebrigens waren jene Zeiten so vergiftet und von Schmeichelei beschmutzt, daß nicht nur die vornehmsten Männer der Stadt, die sich in der Nothwendigkeit befanden ihre hohe Stellung durch Unterwürfigkeitsbeweise schützend verdecken zu müssen, sondern sämmtliche Consularen, ein großer Theil der gewesenen Prätoren, ja sogar viele gewöhnliche Senatoren[188]) wetteifernd sich erhoben und schimpfliche und übertriebene Anträge stellten. Es wird überliefert, daß Tiberius, so oft er aus der Curie kam, auf Griechisch zu äußern gepflegt habe: „O über diese zur Sklaverei bereiten Menschen!" Also selbst der Mann, der Volksfreiheit nicht wollen konnte, empfand Ekel vor einer so im Staube kriechenden Willigkeit der Sklavenseelen.[189])

Kapitel 66.

Allmälig ging man dann von Anträgen, welche gegen die Selbstachtung liefen, zu solchen über, welche andere zu schädigen suchten.[190])

---

[188]) Im Original: senatores pedarii, in der senatorischen Rangordnung die niedrigste Klasse, so geheißen, weil sie nicht das Recht besaßen, bei der Abstimmung ihr Votum in motivirter Rede abzugeben, sondern nur dadurch, daß sie auf die eine oder die andere Seite traten.

[189]) Hier stellt sich uns folgendes Dilemma: entweder diese Schilderung des Tacitus, nach welcher so ziemlich der ganze Senat und damit das ganze vornehme Publikum des damaligen Roms aus „elenden Sklavenseelen" bestand, ist wahr, und dann wäre zwar Tiberius' „Menschenverachtung" völlig gerechtfertigt, nicht aber Tacitus' Urtheil, der, wie wir bei jeder Gelegenheit sehen, auf das Meinen und Reden dieser Menschen über und gegen Tiber so großes Gewicht legt. Oder die Schilderung ist — wie wir glauben müssen — übertrieben; und dann steht es um Tacitus' historisches Urtheil und Autorität nicht viel weniger schlimm. Eins aber steht unter allen Umständen fest: dies, daß einem solchen Senate, wie ihn hier Tacitus schildert, das Schicksal des Staats nicht in die Hände gegeben werden konnte und durfte. Dies aber, das Regiment des Senats, ist es grade, was der Aristokrat Tacitus unter „Freiheit" versteht, was er als erstrebenswerth ansieht, und im Grunde seines Herzens von Tiberius fort und fort hergestellt verlangt. Mit welchem Rechte? darüber entscheide der Leser.

[190]) Nach dieser Einleitung erwartet der Leser eine Reihe von Belägen ungerechter Anklagen und Verurtheilungen, und — findet, wie wir sehen werden, das Gegentheil.

Cajus Silanus, Proconsul von Asien, war von den Bundesgenossen wegen Erpressungen verklagt worden. Sofort fallen der Consular Mamercus Scaurus, der Prätor Junius Otho, der Aedil Bruttedius Niger zusammen über ihn her und werfen ihm vor: er habe die Heiligkeit des Augustus verletzt und Tiber's Majestät mißachtet, wobei Mamercus mit alten Präcedenzfällen um sich warf, in denen ein Lucius Cotta vom Scipio Africanus, ein Servius Galba von Cato Censorius, ein Publius Rutilius von Marcus Scaurus verklagt worden, — als ob es kein Unterschied wäre, wenn ein Scipio und Cato solche Dinge zur Strafe zu ziehen suchten oder auch jener berühmte Scaurus[191]), welchen sein Urgroßneffe Mamercus, der Schandfleck seiner Vorfahren, jetzt durch sein schmähliches Vorgehen (gegen den Angeklagten) entehrte! Junius Otho hatte vor Zeiten eine rhetorische Schule gehalten, später durch den Einfluß Sejan's Senator geworden mußte er seine anfängliche Niedrigkeit durch unverschämtes Vorgehen vorwärts zu bringen. Bei Bruttedius, einem Manne von sehr reichen geistigen Mitteln, der auf gradem Wege fortschreitend zu jeder höchsten Auszeichnung hätte gelangen mögen, war es die Ungeduld die ihn zur Anstrengung aufreizte, erst seines Gleichen dann seine Vormänner, zuletzt sich selbst und seine eigenen Ansichten zu überholen: ein Fehler der schon viele, selbst tüchtige Menschen verderbt hat, die unbegnügt mit langsamen aber sichern Erfolgen dieselben lieber vorzeitig selbst mit Gefahr ihrer Existenz zu erreichen beeilt sind.

Kapitel 67.

Die Anzahl der Ankläger vervollständigten noch Gellius Publicola und Marcus Paconius, jener der Quästor des Silanus, dieser sein Legat. Und allerdings waltete kein Zweifel ob, daß der Beklagte wirklich sich der Grausamkeit und des Geldraubes schuldig gemacht hatte. Allein es erhoben sich wider ihn noch andere Umstände, welche selbst für Unschuldige gefährlich sein mußten: daß er, außer so vielen Senatoren die seine Gegner waren, den geschicktesten Rednern von ganz Asien, die man ebendeßhalb zu dieser Anklage ausgewählt hatte, antworten mußte, allein wie er war,

[191]) Ein Aristokrat reinsten Wassers, hoch angesehen von seiner Partei und auch jetzt noch von Tacitus, der sich nichts daraus macht, daß schon Sallust (Jugurtha 15) denselben „seines Nimbus entkleidet" hatte.

ohne Rednergabe, in persönlicher Furcht, welche selbst ein geübtes Rednertalent schwächt, in Gegenwart Tiber's, der es sich nicht versagte ihm durch Ausrufe und Mienen und dadurch zuzusetzen, daß er selbst sehr häufig Fragen an ihn richtete, auf die widerlegend oder ausweichend zu antworten ihm nicht wohl gestattet, ja bei denen oft ein Geständniß nöthig war, damit der Kaiser nicht vergeblich gefragt hätte. Auch die Sklaven des Silanus waren zum Behuf ihrer peinlichen Befragung vom Staatsagenten übernommen worden[197]; und damit keiner der Verwandten dem Verfolgten in seiner Noth zu Hülfe komme, ließ man Anschuldigungen auf Hochverrath unterlaufen, was denselben die Nothwendigkeit stummen Schweigens auferlegte[198]. So gab er denn, nachdem er eine Aufschubsfrist von wenigen Tagen erbeten hatte, seine Vertheidigung auf, und versuchte es mit einer schriftlichen Eingabe an den Kaiser, in welcher er gehässige Beschuldigung seiner Ankläger und Bitten durcheinandergemischt hatte.

Kapitel 68.

Um das Schicksal, welches er dem Silanus zubereitete, durch Anführung eines präcedenzfalles noch gerechtfertigter erscheinen zu machen, ließ Tiberius ein Memoire des hochseligen Augustus über Volesus Messala, der gleichfalls Proconsul von Asien gewesen, und den gegen denselben gefaßten Senatsbeschluß verlesen. Dann rief er den Lucius Piso zum Votiren auf. Dieser stellte nach einer langen Vorrede über die Milde des Kaisers seinen Antrag dahin: „daß Silanus dem Banne verfallen und nach der Insel Gyarus relegirt werden solle". Ebenso stimmten die andern, nur daß Cnaeus Lentulus sich dafür aussprach, „daß Silanus' mütterliches Vermögen — da seine rechte Mutter eine andre gewesen — ausgesondert und seinem Sohne übergeben werden möge", was Tiberius bewilligte.

Kapitel 69.

Cornelius Dolabella aber, der die niedrige Liebedienerei noch weiter trieb, fügte beim Abgeben seines Votums unter heftigem Schelten auf Silanus' verrufene Sitten den Vorschlag hinzu: „kein Mann

[197]) S. d. Anmerk. zu II, 30.

[198]) Das Letztere ist einfach nicht wahr, wie wir aus zwei von Tacitus selbst (III, 11, III, 23) erzählten Beispielen sehen.

von lasterhaftem Leben und schlechtem Rufe solle um eine Provinz losen dürfen, und der Kaiser solle darüber die Entscheidung haben. Denn die Gesetze bestrafen nur die begangenen Vergehen; um wie viel schonender gegen die Betreffenden selbst, um wie viel besser in Bezug auf die Bundesgenossen sei es, Vorsorge zu tragen, daß keine Vergehen begangen würden!" Hiergegen wandte der Kaiser ein: „Keineswegs sei ihm unbekannt, was im Publikum wirklich über Silanus gesprochen wurde; allein nach einem Stadtgespräche dürfe man nicht urtheilen! Viele hätten sich in ihren Provinzen anders als man von ihnen gehofft oder gefürchtet, betragen; manche würden zum Bessern ermuntert durch eine hohe Stellung, während andere dadurch schlaff würden. Auch sei es weder möglich, daß das Staatsoberhaupt mit seiner eigenen Kenntnißnahme Alles umfasse, noch heilsam, daß es sich durch fremde parteiische Ansicht leiten lasse. Eben darum stelle man Gesetze gegen geschehene Dinge auf, weil man, was geschehen werde, nicht wissen könne. In diesem Sinne sei von den Vorfahren die Einrichtung getroffen, daß erst, wenn Vergehen voraus gegangen wären, die Strafen zu erfolgen hätten. Man solle sich hüten, so weise und stets beobachtete Grundsätze umzustoßen. Das jedesmalige Staatsoberhaupt habe ohnehin schon genug der Lasten und auch Machtvollkommenheit genug. Jede Vermehrung der Machtgewalt sei immer eine Minderung des Rechts und man müsse nie die Executivgewalt in Thätigkeit setzen, wo ein gesetzliches Verfahren möglich sei."[194])

[194]) Ich habe die kritische Beleuchtung der obigen ausführlichen Darstellung, welche Tacitus von diesem Falle giebt, mit Absicht bis an's Ende derselben verspart, weil ich annahm, daß jeder unbefangene Leser alsdann im Stande sein dürfte, sich ein richtiges Urtheil über das auffallende Hin und Her der Stimmung des Erzählers zu bilden. Erklärlich und verzeihlich würden wir diese Darstellung nur finden wenn wir sie etwa in der Schrift eines zeitgenössischen Verwandten, eines persönlichen Freundes oder Advokaten des Silanus lasen, dem es darauf ankommen mußte, für den schuldigen Verbrecher, bei dessen erwiesener Schuld, wenigstens eine Art von Mitleid — wenn auch auf Kosten der Wahrheit — zu erwecken. Aber im Munde des fast hundert Jahre später schreibenden Tacitus nimmt sich dieselbe sehr wunderlich aus und ist schlechterdings nur begreiflich durch des Schreibenden blinde Voreingenommenheit gegen Tiberius und für die Sache der Aristokratie, deren Straffälle ihm immer, auch wenn sie gerecht sind, als bedauernswerthe Unglücksfälle erscheinen. Man bedenke nur das Thatsächliche des vorliegenden Falles. Silanus war der angeschuldigten Verbrechen der Grausamkeit und des Raubes an Geldern (saevitiae et captarum pecuniarum) zweifellos schuldig befunden,

Je seltener bei Tiberius solche liberale Gesinnungsäußerung war, um so freudiger ward dieselbe diesmal begrüßt. Und wie er es denn wohl verstand, Schonung walten zu lassen, wenn nicht persönliche Zornesleidenschaft ihn fortriß, so fügte er noch weiter hinzu: „Die

worden. Darauf stand als Strafe: Exilirung und Vermögensconfiskation. Diese Strafe wird vom Senate verhängt, aber von dem Kaiser — trotz der Strenge, mit der er gerade diese Vergehen der Provinzgouverneure mit Recht zu ahnden gewohnt war — in zwei wesentlichen Punkten gemildert, aus Rücksicht gegen die alte erlauchte Familie des Schuldigen und gegen dessen allgemein verehrte Schwester, die Vestalin Torquata. Und was thut Tacitus? Je weniger er dies alles in Abrede stellen kann, desto eifriger ist er bestissen, die Härte des Verfahrens bei der Untersuchung hervorzuheben und besonders das Verhalten Tiber's bei derselben in möglichst gehässigem Lichte erscheinen zu lassen! Sein Mitgefühl ist mit dem hohen Verbrecher Silanus gegen den sich außer den Provinzialen sogar noch „schmachvollerweise" Ankläger aus den Reihen seiner senatorischen Collegen und Standesgenossen erheben! Da steht der arme Mann, der so schon nicht zu reden versteht, und den, selbst wenn er ein geübter Redner gewesen wäre, die persönliche Angst (d. h. das Bewußtsein seiner Schuld!) die Kraft der Beredtsamkeit gebrochen haben würde, — da steht er gegenüber „den besten Rednern Asiens, die eigends von ihren Landsleuten dazu ausgewählt waren" (was doch sehr natürlich war) „gegenüber so vielen Senatoren als seinen Gegnern, gegenüber dem Tiberius, der sich bei der Aufdeckung der verübten Schandthaten seines Proconsuls nicht der Ausrufe des Unwillens und zorniger Mienen enthalten kann, und der als Mitglied des richtenden Collegiums selbst Verhörsfragen an ihn richtet, die Beschuldigungen enthalten, welche er nicht widerlegen oder eindrem kann, ja oft zu seinem Nachtheil mit Eingeständniß beantworten muß, damit sich nur ja der Kaiser nicht „durch den Nachweis, daß er in seinen Fragen etwas Unrichtiges behauptet hätte (so erklären die Tacitus verehrenden Ausleger) beleidigt fühle!" Und kein Verwandter wagt ihm Beistand zu leisten, denn die Ankläger haben Majestätsverletzungen mit in's Spiel gebracht, und das band allen nothwendig die Zunge. (Daß dies nicht nothwendig der Fall war, wissen wir aus Tacitus selbst!) Tiber aber „hat das Verderben des armen Mannes im Voraus beschlossen", und um sein Vorhaben den Richtern noch eingänglicher zu machen, läßt er ein Handschreiben des Kaisers Augustus über einen ähnlichen Fall mit einem früheren Proconsul von Asien im Senat verlesen. Zufällig wissen wir (durch Seneca de Ira II. 5) was für ein Fall dies war, und können daraus einen Schluß machen auf diejenigen Akte der Grausamkeit (saevitia), um die es sich in Betreff des Silanus gehandelt haben muß. Jener frühere Proconsul Bolesus Messala hatte nämlich zu Augustus' Zeit „nicht weniger als dreihundert Provinzialen enthaupten lassen, und war dann hochgemuthen Angesichts, als ob er wer weiß wie Herrliches und Sehenswerthes gethan, auf der Blutstätte zwischen den zuckenden Leichen herumgegangen mit dem griechischen Ausrufe: „welch ein königliches Schauspiel!" Daraus folgt, daß Silanus jedenfalls sich ähnlicher Barbareien (saevitia) schuldig gemacht haben mußte, weil sonst Tiberius nicht darauf gekommen sein würde, das Schriftstück, in welchem sein Vorfahr Augustus

Insel Gyarus sei rauh und ohne menschliche Kultur; der Senat möge aus Rücksicht für die Junische Familie und für einen Mann, der doch einmal sein Mitglied gewesen, lieber Cythnus an deren Stelle treten lassen. Darum ersuche auch dringend die Schwester Silan's, Torquata, eine Jungfrau von antiker Sittenreinheit." Diesem Antrage ward in der Abstimmung beigetreten.

Kapitel 70.

Hierauf wurden die Cyrenenser mit ihrer Sache gehört und, nach dem Vortrage des anklagenden Ancharius Priscus, Caesius Cordus wegen Erpressungen verurteilt[135]). Den römischen Ritter Lucius Ennius, welcher wegen Majestätsbeleidigung angeklagt war, weil er

sich über den Volesus ausgesprochen hatte, vorlesen zu lassen. — Was ferner das „Einschwärzen von Majestätsbeschuldigungen" anbetrifft, dessen Tacitus gedenkt, so erfahren wir nicht, ob sie begründet waren oder nicht, ob sie Folgen hatten oder nicht. Tiberius scheint dieselben also wahrscheinlich von der Hand gewiesen zu haben, wie er bisher noch fast immer gethan hatte. Werfen wir endlich noch einen Blick auf die Art und Weise, wie Tacitus die Ankläger des Silanus aus den Reihen der Senatoren behandelt. Zunächst erscheinen ihm überhaupt alle Anklagen von Senatoren gegen Standesgenossen als Ausbrüche gehässiger Feindseligkeit (infestae). Die drei Ankläger dieses Falles stellt er gleichfalls in möglichst ungünstigem Lichte dar. Mamercus war allerdings wegen Ausschweifungen berufen, aber von den beiden andern weiß Tacitus doch nur zu sagen, daß der eine ein niedriggeborner Parvenü, früherer Schulmeister, und der andere ein sehr begabter Mann, aber ein übermäßiger „Streber" gewesen. Auch der Consular Dolabella, derselbe, dessen früherer absurder Vorschlag, dem Tiber eine Ovation zuzuerkennen (III, 47) ihn vielmehr als einen Pedanten denn als einen geschickten Schmeichler erscheinen läßt, wird hier auf's Neue als niedriger Schmeichler gebrandmarkt, weil er einen Antrag stellt, welcher, wenngleich nicht wohl ausführbar aus den von Tiber so weise entwickelten Gründen, — doch durchaus nicht auf solche gemeine Absicht und Gesinnung schließen läßt. — Und endlich: warum dies Alles? Theils um gelegentlich dem Tiberius, dessen Weisheit, Gerechtigkeit und Milde auch in diesem Falle wieder einmal so klar hervorleuchtet, daß schließlich selbst Tacitus sie anerkennen muß, doch noch etwas anzuhängen; theils um die im Kap. 65 behauptete allgemeine Niedertracht und Schlechtigkeit einer Zeit und eines Senats zu beweisen, in welcher und von welchem — vornehme Verbrecher zur Rechenschaft gezogen und (wenngleich milde) bestraft werden!!

[135]) S. oben III, 38 und dort die Anmerkung. Cyrenaica stand unter dem Proconsul von Creta. Was aus der mit der Anklage verbundenen Anschuldigung von Majestätsvergehen (III, 38) geworden, sagt Tacitus wieder nicht. Wir dürfen daher annehmen, daß dieselbe von Tiber zurückgewiesen wurde, wie das auch bei dem sofort folgenden Anklagefalle des Ennius geschah.

zweiten Buch seiner ausführlichern Bearbeitung der Schrift de Interpretatione [1]) si potentior divinitatis annuerit favor, haec fixa sententia est, ut quamquam fuerint praeclara ingenia, quorum labor ac studium multa de his, quae nunc quoque tractamus, Latinae linguae contulerit, non tamen quendam quodammodo ordinem filumque disponendo, disciplinarum gradus ediderunt: Ego *omne Aristotelis opus, quodcunque in manus venerit,* in Romanum stylum vertens, eorum omnium commenta latina oratione perscribam, ut si quid ex *logicae* artis subtilitate et ex *moralis* gravitate peritiae, et ex *naturalis* acumine veritatis ab *Aristotele* conscriptum est, id omne ordinatum transferam atque id quodam lumine commentationis illustrem, omnesque *Platonis Dialogos* vertendo vel etiam commentando in latinam redigam formam. His peractis non contempserim, *Aristotelis Platonisque sententiam in unam quodammodo revocare concordiam,* et in his eos non ut plerique, dissentire in omnibus, sed in plerisque quae sunt in philosophia maxima, consentire demonstrem. Haec, si vita otiumque supererit, cum multa operis hujus utilitate nec non etiam laude contenderim; qua in re fore-

1) p. 348.

ein Bildniß des Staatsoberhauptes in ein gemeines Silbergeschirr verwandelt hatte, verbot der Kaiser auf die Liste der Angeklagten zu setzen, obschon Ateius Capito sich darüber mit dem Anstrich des Freimuths in offener Mißbilligung äußerte: „man dürfe den Senatoren nicht die Befugniß entziehen, über die Sache zu befinden, und ein solches Bubenstück dürfe nicht ungeahndet gelassen werden. Möge immerhin der Kaiser bei solcher gewöhnlichen Kränkung gleichgültig sein, so dürfe er doch nicht Beleidigungen des in ihm verkörperten Staatsganzen die Strafe schenken!“ Tiberius verstand das, wie es gemeint war, nicht wie es den Worten nach lautete, und verharrte bei seiner Einsprache. Capito's schmähliches Benehmen war um so bemerklicher, als man sich sagen mußte, daß er als ein ausgezeichneter Jurist die öffentliche Sittlichkeit und seine persönlichen Talente geschändet hatte.[196])

Kapitel 71.

Demnächst kam ein religiöses Bedenken zur Sprache: „in welchem Tempel das Weihgeschenk aufzustellen sei, welches die römische Ritterschaft für die Genesung der Augusta der Fortuna Equestris gelobt hatte.“ Obschon sich nämlich viele Tempel dieser Göttin in der Hauptstadt befanden, so war darunter doch keiner mit diesem Beinamen. Man fand die Auskunft: daß ein Gotteshaus bei Antium sei, welches diesen Namen führe, und daß ja der gesammte Götterdienst in den Italischen Städten sammt den Tempeln und Götterbildern zum Rechtsverbande und Gebiete Roms gehöre.[197])

So wurde das Weihegeschenk zu Antium aufgestellt. Und da

---

[196]) Auch hier wieder erscheint Tiberius in seiner vernünftigen Milde als würdiger Vertreter der wahren Ehre des Staats und der öffentlichen Sittlichkeit (des egregium publicum), in welcher er sogar nach dem Urtheile strenger Juristen, wie Ateius Capito, zu weit ging. Offenbar gehörte dieser Capito zu den Bewunderern des Kaisers, und das genügt dem Tacitus, der den Feinden des Tiber nachschreibt, ihn als einen niedrigen Heuchler und als einen Schmeichler unter der Maske des Freimuths, zu brandmarken. Und doch ist es keineswegs nothwendig, die von Tacitus vorausgesetzten Motive hier anzunehmen. Capito war ein loyaler Mann und ein ausgezeichneter aber pedantisch strenger Jurist; und solche sind ja nur zu oft auch in unsern Zeiten royalistischer und empfindlicher für die Majestät ihres Herrschers, als dieser selbst.

[197]) Dies war der Fall, weil alle Italischen Städte damals das römische Bürgerrecht hatten. Der Cultus der Provinzialen gehörte nicht zur Staatsreligion. Nipp.

man grade bei der Behandlung religiöser Sachen war, so verkündete jetzt der Kaiser auch den neulich vertagten[198]) Bescheid zu Ungunsten des Jupiterspriesters Servius Maluginensis, und las den Beschluß der Oberpriester vor: „Außer in Fällen schwerer Krankheit solle der Jupiterspriester nach dem Gutbefinden des Vorstehers der Oberpriester über zwei Nächte von der Hauptstadt abwesend sein dürfen, jedoch nicht an Tagen eines Staatsopfers und nicht öfter als zwei mal im Jahre." Diese unter Augustus' Regierung getroffenen Bestimmungen zeigten genügend, daß eine Abwesenheit von einem Jahre und die Verwaltung von Provinzen den Jupiterspriestern nicht zugestanden werde. Auch wurde ein Präcedenzfall angeführt, in welchem der Oberpriester Lucius Metellus den Jupiterspriester Aulus Postumius zurückgehalten habe. Somit wurde die Loosprovinz Asien dem Consularen, welcher dem Maluginensis zunächst stand, übertragen.

Kapitel 72.

In denselben Tagen stellte Lepidus an den Senat das Gesuch „die Basilica des Paulus, ein Bauwerk der Aemilier[199]), auf eigene Kosten erneuern und ausschmücken zu dürfen." Selbst damals war Munificenz gegen den Staat noch immer Sitte[200]), und auch Augustus hatte einen Taurus, Philippus, Balbus nicht gehindert, ihre gewonnene Kriegsbeute oder ihr überreichliches Vermögen auf den Schmuck der Hauptstadt und auf Ehre bei der Nachwelt zu verwenden. Nach solchem Vorgange setzte nun damals Lepidus, obschon sein Vermögen nur ein mäßiges war, das Ehrendenkmal seiner Ahnen wieder in Stand. Das Pompejustheater[201]) dagegen, welches durch ein zufälliges Feuer abgebrannt war, erbot sich der Kaiser wieder aufzurichten, aus dem Grunde, weil keiner aus der Familie das dazu nöthige Vermögen besitze; doch solle dem Bau der Name des Pompejus bleiben[202]). Zu

[198]) S. oben Kap. 58 und 59 dieses Buches.

[199]) zu deren Familie dieser Lepidus gehörte. Auf der Stelle dieser Basilica steht jetzt die Kirche S. Adriano am Forum.

[200]) Auch dies ist ein Beweis, daß die Zeiten damals nicht so absolut schlecht waren, als sie T. zu schildern liebt.

[201]) S. oben zu Kap. 23 dieses Buches.

[202]) Auch dies ist ein schöner Zug in Tiber's Charakter und Handlungsweise, der noch durch den Umstand gesteigert wird, daß es sich um das Andenken des großen Gegners der Julischen Familie handelte. S. Tiberius S. 194.

gleicher Zeit ertheilte er dem Sejanus hohes Lob: „weil durch deſſen Anſtrengung und Wachſamkeit eine ſo große Gefahr in den Grenzen dieſes einen Verluſtes geblieben ſei", und der Senat beſchloß denn auch die Errichtung eines Standbildes für Sejan, welches im Theater des Pompejus aufgeſtellt werden ſolle[203]). Und als nicht lange darauf der Kaiſer dem Junius Blaeſus, Proconſul von Afrika, mit den triumphaliſchen Inſignien auszeichnete, ſprach er es aus: „daß er ſich dazu aus ehrender Rückſicht auf Sejan herbeilaſſe", deſſen Mutterbruder jener war. Und doch hatten Blaeſus' Thaten ſolche Ehrenauszeichnung verdient.[204])

Kapitel 73.

Tacfarinas nämlich, obſchon mehrmals zurückgeſchlagen, war durch Verſtärkungen, die er aus dem Innern Afrika's genommen hatte, zu ſolchem Grade von Uebermuth gekommen, daß er Geſandte an Tiberius ſchickte, und für ſich und ſein Heer das freiwillige Zugeſtändniß einer feſten Niederlaſſung forderte, widrigenfalls er die Drohung eines endloſen Krieges in Ausſicht ſtellte. Bei keiner andern Gelegenheit habe der Kaiſer, ſagt man, ſich eine Beſchimpfung ſeiner Perſon und des römiſchen Volks ſo zu Herzen genommen, als daß hier ein Ausreißer und Räuber als Kriegsfeind aufzutreten

[203]) Dieſe Ehrenbezeigung für den „niedriggebornen" Miniſter reizte die Ariſtokratie zu großem Zorne: „Jetzt erſt geht das Theater wirklich zu Grunde!" Dieſes boshafte Wort des Cremutius Cordus fand großen Beifall unter Sejan's Feinden. (Seneca Cons. ad Marciam. 22, 3. Tom I, p. 286 ed. Ruhk.).

[204]) Tiberius war nach Tacitus' eigener bisheriger Darſtellung ein zu kluger und gerechter Regent, als daß er den groben Fehler hätte begehen können, — den ihm hier Tacitus Schuld geben möchte, — den Fehler: offen auszuſprechen: „er belobire einen treuen und tapfern Diener und Kriegsmann, wie Blaeſus war, nur aus Rückſicht gegen deſſen Neffen, ſeinen Miniſter!" Das Wahre wird geweſen ſein, daß Tiber ausſprach, wie er dem Blaeſus jene verdiente Auszeichnung um ſo lieber ertheile, als dies zugleich eine Ehre und Freude für deſſen Verwandten ſei. Daraus ward denn, auf dem noch heute ſehr gewöhnlichen Wege, von des Kaiſers Feinden das gemacht, was Tacitus berichtet! — Wenn ſich auch ſpäter Tiber in Sejan irrte, ſo beeinträchtigt dieſer für ihn ſelbſt ſo ſchmerzliche und verhängnißvolle Irrthum doch nicht das Lob, welches wir ihm als dankbaren Anerkenner verdienſtvoller Diener und anhänglicher Freunde nicht verſagen können. Und dieſe Dankbarkeit erſcheint als ein weſentlicher Zug in Tiber's Charakter. Nur tüchtige und gute Menſchen aber ſind dankbar.

wagte. „Nicht einmal dem Spartacus, obschon er nach so vielen von ihm geschlagenen consularischen Heeren ungestraft in Italien sengte und brannte, und obschon der Staat unter der ungeheuren Last des Krieges gegen Sertorius und Mithridates fast erlag, sei es zugestanden worden, sich im Wege des Vertrages zu unterwerfen, um so viel weniger dürfe jetzt, wo das römische Volk auf dem Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit stehe, der Bandit Tacfarinas durch Friedensabschluß und Zugeständniß von Landbesitz abgekauft werden!“ Er giebt dem Blaesus den Befehl: alle andern durch Verheißung der Begnadigung für das Niederlegen der Waffen zu gewinnen, dagegen um jeden Preis sich des Anführers zu bemächtigen. In der That traten viele in Folge dieser angebotenen Begnadigung über. Gegen den schlauen Tacfarinas ward sodann der Krieg nach einer der seinigen ähnlichen Methode geführt.[205])

Kapitel 74.

Weil derselbe nämlich an Kerntruppen uns nicht gewachsen, dagegen in lästigen Räuberzügen überlegen, immer mit mehreren verschiedenen Haufen seine Anfälle machte und geschickt es Ausweichen mit Ueberfällen zu verbinden suchte, so richtete man sich auf drei Bewegungsrouten und mit ebenso viel Colonnen ein. Davon befehligte Cornelius Scipio bei derjenigen, wo Leptis vor Raubüberfällen zu schützen und die Zuflucht zu den Garamanten abzuschneiden war; auf der andern Seite marschirte Blaesus der Sohn, um die Dörfer der Cirtenser vor frecher Plünderung zu bewahren, mit einer besonderen Heeresabtheilung; zwischen beiden in der Mitte operirte mit der Elite, an geeigneten Oertlichkeiten Blockhäuser und Schanzen errichtend, der Oberbefehlshaber selbst, der denn auch bald dem Feinde überall das Terrain eng und gefährlich gemacht hatte, da derselbe, wohin er sich wenden mochte, immer irgend einen römischen Truppentheil in der Front, auf der Flanke und oft auch im Rücken hatte, wie denn auch viele auf diese Weise niedergemacht oder abgeschnitten

[205]) Das gerechte Selbstgefühl und das eifersüchtige Halten auf die Würde und Ehre des Staats und Reichs, welche Tiberius hier bethätigt, sind gleichfalls Züge, die dem alterprobten Krieger und jetzigen Oberhaupte des Staats sehr wohl anstehen.

wurden. Darauf zertheilt er die drei Heerkörper in noch mehrere Einzelabtheilungen, über die er das Commando Centurionen von bewährter Tüchtigkeit übergiebt. Auch zog er nicht, wie bisher üblich gewesen war, nachdem die Sommerzeit vorüber, die Truppen zurück oder vereinigte sie in den Winterquartieren der alten Provinz, sondern von Blockhäusern aus, die er so zu sagen an der Schwelle des Krieges da und dort errichtet hatte, beunruhigte er durch leichte und mit den Oertlichkeiten der Wüste bekannte Truppen den Tacfarinas, so oft derselbe sein Zeltlager wechselte, und trat erst, nachdem er dessen Bruder gefangen genommen hatte, den Rückmarsch an, — allerdings eilfertiger als es für unsere Bundesgenossen zuträglich war, da noch Feinde übrig blieben, welche den Krieg erneuern mochten. Tiberius jedoch, der den Krieg als beendet ansah, gestattete dem Blaesus auch noch die Auszeichnung, daß er von seinen Legionen als Imperator begrüßt werden durfte — eine Ehrenbezeigung alter Zeit für die Oberanführer, welche nach einem großen für den Staat vollbrachten Erfolge von der Begeisterung des siegreichen Heeres also ausgerufen zu werden pflegten, so daß es mehrere Imperatoren zu gleicher Zeit gab, ohne daß sie darum minder gleichgestellt mit den andern waren. Auch Augustus gestand einigen diesen Titel zu, und jetzt Tiberius zum letztenmale dem Blaesus.[205])

Kapitel 75.

Mit Tode gingen ab in diesem selben Jahre die erlauchten Männer Asinius Saloninus — der die Ehre hatte, den Marcus Agrippa und Pollio Asinius seine Großväter und den Drusus seinen Bruder zu nennen[206]), und einer Enkelin des Kaisers[207]) zum Gemal bestimmt gewesen war — und Atejus Capito, dessen ich oben gedacht

---

[205]) Aus dieser Anmerkung des Historikers sieht man, daß zu seiner Zeit der Ursprung jenes alten militairischen Ehrentitels, den nach Tiberius nur noch die Kaiser führeten, schon in Vergessenheit gerathen war. Ueber Tiber's Stellung zu demselben s. Mommsen Röm. Gesch. III, S. 462.

[206]) Als Sohn des Asinius Gallus, welcher die von Tiberius geschiedene Vipsania, Marcus Agrippa's Tochter und Mutter des Prinzen Drusus geheiratet hatte, galt der Verstorbene als Bruder des letzteren. S. d. Anm. zu I, 12.

[207]) Einer der Töchter des Germanicus.

habe[209]), ein Mann, der sich durch seine rechtswissenschaftlichen Leistungen eine hohe Stellung erworben hatte, übrigens jedoch nur einen Centurio der Sullanischen Zeit zum Großvater und einen Vater prätorischen Ranges hatte[210]). Zum Consulate hatte ihn Augustus vor der Zeit befördert, damit er vor dem Labeo Antistius, der auf dem Gebiete derselben Wissenschaft glänzte, den Ehrenrang dieses Staatsamtes voraus haben sollte. Denn diese beiden Zierden des friedlichen Lehrstandes waren Zeitgenossen, welche die Augustische Periode hervorbrachte[211]). Doch Labeo war ein Mann von unbestechlichem Freiheitssinne und darum von der öffentlichen Meinung mehr gefeiert, während Capito's Gefügigkeit den herrschenden Gewalten angenehmer war. Jenem, der nicht über die Prätur hinaus kam, gereichte diese ungerechte Behandlung zur Empfehlung; Diesem, der es bis zum Consul brachte, erwuchs Haß aus dem Neide darüber.

Kapitel 76.

Auch Junia erreichte im sechzigsten Jahre nach der Schlacht bei Philippi ihr Lebensende. Sie war Cato's Nichte, Cajus Cassius' Gemahlin und Marcus Brutus' Schwester gewesen.

Ihr Testament machte im Publikum viel von sich reden, weil sie bei großem Reichthum, während sie fast alle hervorragenden Personen in demselben ehrenvoll bedachte, den Kaiser übergangen hatte. Doch wurde daran vom Kaiser kein Anstoß genommen und es hinderte nicht, daß ihr Leichenbegängniß mit einer Leichenrede von der Rednerbühne herab und allen sonstigen üblichen Feierlichkeiten ehrenvoll begangen werden durfte.[212]) Die Ahnenbilder von zwanzig hochberühmten Familien, darunter die der Manlier, der Quinctier und andere Namen

---

[209]) Kap. 70 dieses Buches, und früher I. 76 und 79.

[210]) Das Verweilen bei der verschiedenen Herkunft beider Verstorbenen, von denen der zuerstgenannte ein sehr junger, unbedeutender Mensch war, ist charakteristisch für Tacitus' Werthschätzung vornehmer Abkunft.

[211]) Sie waren die Häupter der beiden Juristenschulen der ganzen Kaiserzeit. S. Bernhardy Röm. Litteraturgesch. S. 890 u. 264.

[212]) Das civiliter acceptum im Texte ist nur umschreibend wiederzugeben; es soll ausdrücken, daß der Kaiser diese beleidigende Vernachlässigung aufnahm, als wäre er eben nur, wie alle andern, der Bürger eines Freistaats, und nicht Staatsoberhaupt. Auch dieser Zug ist dem Tiber auf sein Credit zu schreiben.

von gleich hohem Adel wurden vorausgetragen. Aber alle überstrahlten Cassius und Brutus eben darum, weil ihre Bildnisse nicht gesehen wurden.[113])

---

[113]) Tacitus sagt nicht, daß Tiberius das Aufführen der Maskenbilder des Brutus und Cassius verboten habe; auch nicht, daß es aus Furcht vor Tiber unterblieben sei. Aber er scheint mit Wohlgefallen als ein Zeichen der allgemeinen Knechtschaft hervorzuheben, was doch nichts anderes war, als eine von der allereinfachsten Rücksicht gebotene Schicklichkeit. Für das von den Nachkommen Julius Caesar's beherrschte Rom waren Brutus und Cassius frevelhafte Meuchelmörder, Mörder des erhabenen Gründers der Dynastie, des göttlich verehrten (divus) ersten „Caesar". Ihr Andenken als das von Helden und Märtyrern unter den Augen der blutsverwandten Nachfolger des ermordeten Fürsten zu feiern, wäre Frevel und Majestätsverbrechen gewesen. S. Tiberius S. 297. Es war schon großmüthig genug, daß Augustus und Tiberius die Standbilder derselben unzerstört ließen (s. Ann. IV, 35. XVI, 7.) Aber freilich zu Tacitus' Zeit, unter einem Kaiser wie Trajan, den die Julier nichts mehr angingen, war es und konnte es Mode und gestattet sein, sich „in Sälen und Zimmern in Haus und Villa überall mit den Bildnissen der Brutus und Cassius und Cato zu umgeben" und damit seinen Liberalismus und seine Verehrung der „letzten Römer" kundzuthun, wie unter andern jener Titinius Capito es that, von dem sein Freund Plinius der jüngere (Epist. I, 17) dies mit Wohlgefallen erzählt. Es war das ein Cultus republikanischer Erinnerungen „mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung", unter dem Schutze eines liberalen Kaisers aus einer fremden Dynastie. Wer aber die Stimmung der Zeit unter den ersten Juliern irgend kennt, wird keinen Zweifel darüber haben, daß die obige so berühmt gewordene Bemerkung des Tacitus über den Eindruck, welchen die Abwesenheit der Bildnisse des Brutus und Cassius bei jenem Leichenbegängnisse auf die Zeitgenossen hervorgebracht haben soll, für eine völlig falsche und von seiner Zeit auf die Vergangenheit unrichtig übertragene gehalten werden muß.

Viertes Buch.

(Jahr 23 bis 28 nach Chr. Geb.)

Kapitel 1.

(Jahr 23 n. Chr.)

Das Consulat des Cajus Asinius und Cajus Antistius war für Tiberius das neunte Jahr einer geordnet ruhigen Regierung und eines glücklichen Bestandes seines Hauses, — denn Germanicus' Tod zählte er zu den Glücksfällen[1] — als plötzlich das Schicksal sein zerstörendes Werk und er selbst grausam zu werden oder doch der grausamen Handlungsweise andrer Spielraum zu gewähren begann.[2]

Anfang und Ursache dazu war Aelius Sejanus, der Oberbefehlshaber der Leibgarde. Von seinem Einflusse habe ich früher gesprochen[3];

[1]) Diese hier zum Ueberdruß wiederholte Einschaltung ist nichts als eine böswillige durchaus unerwiesene Behauptung der Feinde Tiber's, deren Schriften Tacitus dieselbe entnahm. Für diese bedeutete es freilich nichts, wenn der alte Kaiser bei dem Tode seines Adoptivsohnes es im Senate aussprach (III, 12): „ich weine um meinen Sohn und werde ewig um ihn weinen!" denn für sie war ja alles Thun, Denken und Empfinden Tiber's nichts wie „Heuchelei"! Aber Tacitus selbst hätte sich doch erinnern sollen, daß nach seinem eignen Berichte Tiberius den Germanicus neben seinem leiblichen Sohne Drusus als eine der Stützen seines Reichs ansah (s. oben II, 43 u. 44). Und Seneca (Cons. ad Marciam 15) stellt geradezu den Verlust, den Tiber durch Germanicus' Tod erlitt, auf gleiche Stufe mit dem Verluste des eignen Sohnes Drusus!

[2]) Bis dahin also — man merke dies wohl — war beides während einer achtjährigen Regierung nicht der Fall gewesen! Damit zerfallen alle früheren Klagen des Tacitus über Tiber's Härte und Grausamkeit in Nichts!

[3]) S. oben I, 24 u. 69; III, 29, 35, 72. Für die folgende Schilderung Sejan's und seines Schicksals verweise ich auf den Abschnitt Sejan in meinem Tiberius S. 179—241.

jetzt will ich seine Herkunft, seinen Charakter und den Weg des Frevels, auf welchem er die Herrschaft an sich zu reißen getrachtet hat, ausführlich schildern.

Er war geboren zu Vulsinii, als Sohn des Sejus Strabo, eines römischen Ritters, und hatte sich in seiner ersten Jugend an Cajus Caesar, den Enkel des hochseligen Augustus, angeschlossen. Ein Gerücht sagt: er habe sich dem Apicius, einem reichen Verschwender, zur Unzucht verkauft[4]). Dann wußte er den Tiberius durch allerhand Künste dergestalt zu gewinnen, daß er den gegen andre verschlossenen Mann sich allein gegenüber völlig arglos und unverhüllt offenherzig machte; und das war nicht sowohl ein Resultat seiner persönlichen Geschicklichkeit — denn dieselben Künste waren es, durch welche er schließlich besiegt wurde — als vielmehr des Zornes der Götter gegen Rom,[5]) welchem seine Erhebung und sein Fall gleichmäßig zum Verderben gereichte[6]). Er besaß einen Körper, der anstrengender Arbeit gewachsen, einen Geist, der zu jedem Wagniß bereit war. Sich selbst in Dunkel hüllend, ein Verleumder andern gegenüber; seine kriechende Unterwürfigkeit eben so groß als sein Hochmuth. Nach außen heuchlerische Bescheidenheit, innerlich glühende Begierde nach Erreichung seiner Ziele, und zu diesem Zwecke seine Mittel bald verschwenderische Freigiebigkeit und Luxus, noch häufiger angespannte Thätigkeit und Wachsamkeit, die nur um so verderblicher sind, wenn man um den Thron zu gewinnen ihren Schein annimmt.

Kapitel 2.

Die Machtstellung eines Präfekten der Leibgarde, die früher eine mäßige war, verstärkte er dadurch, daß er die in der Stadt zerstreu-

---

4) Bei Dio Cass. 57, 19 ist dies „Gerücht" (rumor = Stadtklatsch) bereits thatsächliche Gewißheit! — Apicius war ein reicher Lebemann und Bekannter Tiber's, der nach des letzteren Urtheile in der Verschwendung für Leckerbissen nur noch in einem Publius Octavius seines Gleichen hatte. Man lese die drtige Geschichte in Seneca's Epp. 95, 42—43.

5) Diese ächt pfäffische Erklärungsphrase, die nichts erklärt, charakterisirt sich selbst.

6) Danach wäre also Sejan's ganze Thätigkeit als Minister und Staatsmann ein Verderben für den römischen Staat gewesen, was erweislich falsch ist. Sagt doch Tacitus weiterhin (Kap. 7) selbst: daß Sejan während der ganzen ersten neun Jahre der Regierung Tiber's „darauf gestellt war, sich durch heilsame Rathschläge und Maaßregeln zu empfehlen". Daß ihm dies gelang, lehrt uns Vellejus' Bericht.

ten Cohorten in einem Lager vereinigte, damit sie die Befehle zu gleicher Zeit erhalten könnten, und im steten Hinblick auf ihre Stärke und Anzahl bei ihnen Selbstvertrauen, bei den andern Furcht erzeugt würde. Er schützte vor: „Zersplitterung der Abtheilungen demoralisire die Soldaten; trete ein plötzlicher Nothfall ein, so könne man demselben (wenn man die Truppen beisammen habe) mit mehr Nachdruck entsprechend begegnen; auch würden sie eine straffere Haltung bethätigen, wenn man ihnen ein verschanztes Lager aufrichte, das sie von den Verlockungen der Stadt schiede."[1]) Als das Lager fertig war, schlich er sich allmälig in die Herzen der Soldaten ein, indem er sie persönlich besuchte und Ansprachen an sie hielt; zugleich war er es, der die Centurionen und Tribunen erwählte. Auch unterließ er nicht sich um die Gunst des Senats zu bewerben, indem er seine Anhänger mit Ehrenämtern und Provinzen ausstattete, was Tiberius so leicht, ja so willig entgegenkommend zuließ, daß er ihm nicht bloß in privaten Unterhaltungen sondern auch in seinen Ansprachen an Senat und Volk den Ehrennamen eines „Genossen seiner Arbeitsmühen" ertheilte und die Aufstellung und Verehrung seiner Bildnisse in den Theatern und auf den öffentlichen Plätzen sowie auch auf den Hauptwachplätzen der Legionen gestattete.

Kapitel 3.

Allein das an Mitgliedern wohlversehene Kaiserhaus: ein Sohn des Kaisers in kräftigem Mannesjugendalter, Enkel die bereits erwachsen waren, nöthigten ihn zum Vertagen seiner begierig erstrebten Ziele. Und während mit offener Gewalt so viele Personen zu gleicher Zeit anzugreifen gefährlich war, andrerseits der Weg der List Intervalle des verbrecherischen Vorgehens forderte, entschied er sich doch den verdeckteren Weg einzuschlagen und zuerst mit Drusus zu beginnen, gegen den er eben damals von frischem Rachedurst erfüllt war. Drusus nemlich, unfähig einen Nebenbuhler zu ertragen und von leidenschaftlichem Gemüthe, hatte bei einem zufälligen Wortwechsel gegen Sejan die Hand erhoben und ihn, als derselbe drohend auf ihn zutrat, in's Gesicht geschlagen. Als nun Sejan über Racheplänen brü-

[1]) Ueber das alte Prätorianerlager in Rom s. Tiberius S. 187—189 und Ein Winter in Rom S. 199.

ant oportet quos nulla coquit invidia. Sehen wir jetzt, wie weit er, namentlich in Bezug auf Aristoteles, sein gewaltiges Vorhaben ausgeführt hat. Wir besitzen bekanntlich von ihm nur noch die Bearbeitungen der logischen Pragmatie. Aber das Mittelalter und handschriftliche Zeugnisse reden auch von einer Uebersetzung der Metaphysik, der Bücher von der Seele und der Physik. Allein durch die gründlichen Forschungen Jourdain's über Alter und Ursprung der lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles und über griechische und lateinische von den Scholastikern benutzte Commentare ist unwidersprechlich erwiesen worden, dass der römische Philosoph Boethius nur die Uebersetzung der logischen Schriften vollendet hat. Nur dieser Theil seiner Arbeiten für Aristoteles wird auch in jenem früher angeführten Briefe Theodorich's erwähnt. Die Annahme einer Uebersetzung der Physik findet ihren alleinigen Halt in einer hingeworfenen Aeusserung des Boethius selbst, die noch dazu durch die höchst wahrscheinliche Vertauschung eines einzigen Buchstaben grade den umgekehrten Sinn giebt [1]). Auch lässt sich weder aus Cassiodors Briefen, noch aus Boethius eignen Schriften irgend eine Andeutung auf eine bereits vollendete Bearbeitung der fraglichen Schriften nachweisen, obgleich derselben mehrmals Erwäh-

1) Boeth. Comment. major. in Arist. de Interpretat. I, p. 539. init.: Sed quoniam tres modos supra posuimus contingentis, de quibus melius in physicis tractavimus. — Jourdain a. a. O. S. 165 vermuthet dass tractabimus zu lesen sei.

tete, erschien ihm das sicherste Auskunftsmittel: Drusus' Gattin Livia auf seine Seite zu ziehen, die eine Schwester des Germanicus, als Kind unschön, später eine glänzende Schönheit geworden war. Diese verführte er unter dem Scheine glühender Liebesleidenschaft zur Untreue, und als er die erste Frucht ihres Verbrechens genossen hatte, brachte er sie auch dazu — denn ein Weib, das ihre Ehre preisgegeben hat, versagt auch anderes nicht leicht —: der Aussicht auf eine Verheiratung mit ihm, auf Theilung des Throns an seiner Seite und dem Gedanken an Hinwegräumung ihres Gemahls Raum zu geben. Und diese Frau, die den Augustus ihren Oheim, den Tiberius ihren Schwiegervater nannte, die von Drusus Kinder hatte, schändete sich selbst und ihre Vorfahren und Nachkommen durch einen Buhler niedriger Geburt[8]) soweit, daß sie ihre ehrenvolle gegenwärtige Stellung für die Aussicht auf eine verbrechenbeladene ungewisse Zukunft vertauschte! In's Geheimniß gezogen wurde Eudemus, Livia's Freund und Leibarzt[8a]), der unter dem Vorwande seines Berufs häufig mit ihr allein war. Sejan verstieß seine Gattin Apicata, von der er drei Kinder hatte, um seiner Buhlerin keinen Anstoß zu geben. Jedoch die Größe der beabsichtigten Frevelthat[9]) verursachte Furcht, mehrmaligen Aufschub und wiederholten Wechsel zwischen entgegengesetzten Plänen.

Kapitel 4.

Inzwischen legte zu Anfang des Jahres Drusus, der eine von Germanicus' Söhnen, die männliche Toga an, und es wurden für ihn die vom Senat für seinen Bruder Nero beschlossenen Bestimmungen erneuert[10]). Dazu hielt der Kaiser eine Rede, in welcher er seines Sohnes mit vielem Lobe gedachte, darum daß derselbe „das Wohlwohlwollen eines Vaters gegen des Bruders Kinder hege". Drusus

---

[8]) Im Texte steht: „durch einen Buhler, der aus einer Municipalstadt gebürtig war", der also, da seine Voreltern nicht die höheren Staatsämter bekleidet hatten, nicht zum römischen Adel gehörte. Durch diesen Mangel edler Geburt von väterlicher Seite war Sejan ganz besonders Gegenstand der Verachtung des auf den mächtigen Minister neidischen hohen Adels von Rom. S. Tiberius S. 181—182, S. 189.

[8a]) Nach Plin. h. n. XXIX, 20 stand dieser Eudemus selbst in ehebrecherischer Verbindung mit Livia.

[9]) Es ist der beabsichtigte Mord des Drusus gemeint.

[10]) S. oben III, 29.

nämlich, so schwierig es auch sein mag, daß Macht und Eintracht zusammen bestehen, galt wirklich in der öffentlichen Meinung als wohlgesinnt gegen seine jungen Neffen oder doch jedenfalls nicht als ihr Widersacher.

Sodann ward der alte schon häufig[11]) zum Schein gefaßte Plan einer Reise in die Provinzen wieder auf's Tapet gebracht. Als Vorwand nannte der Kaiser die große Anzahl der zu entlassenden Veteranen und die Nothwendigkeit, die Heere durch Aushebungen zu ergänzen[12]); denn es fehle an Freiwilligen, und selbst wenn deren genügend vorhanden wären, so mangle es denselben doch an Tapferkeit und gehorsamer Aufführung, weil meist nur armes und heimatloses Volk sich freiwillig zum Kriegsdienst stelle. Zugleich gab er eine kurze Uebersicht von der Anzahl der Legionen und den ihrem Schutze vertrauten Provinzen, eine Uebersicht die auch ich hier ausführlich geben zu müssen glaube, damit man sehe, welche Macht damals Rom unter Waffen, welche Könige es zu Verbündeten hatte und um wie viel beschränkter damals der Umfang seiner Herrschaft gewesen ist.[13])

---

[11]) Das „häufig" ist Uebertreibung. Bisher, also in über acht Jahren war von einem solchen Plane nur zweimal die Rede: das erstemal bei Tiber's Regierungsantritt (I, 47) das zweitemal bei dem Gallischen Aufstande (III, 47). In beiden Fällen unterblieb die Reise aus Gründen politischer Klugheit. Weßhalb dasselbe auch diesmal geschah, erfahren wir nicht. Wahrscheinlich fühlte der 63jährige Kaiser sich dazu nicht mehr körperlich kräftig genug, oder der bald zu meldende Tod seines einzigen Sohnes Drusus, der die politische Lage Roms wesentlich veränderte, hinderte ihn an der Ausführung. Jedenfalls aber war es klug, die Provinzen und ihre Verwalter stets in der Meinung zu erhalten, daß des Kaisers persönliche Inspektion zu erwarten sei, und Tacitus' gehässige Betonung von Tiber's „Simulation" (vetus et saepe simulatum pr. i. p. consilium) ist also durchaus unbegründet.

[12]) Er wollte bei beidem persönlich anwesend sein, „damit keine Unruhen entständen, indem die Aushebungen den römischen Bürgern in den Provinzen lästig waren, und die Veteranen mit den Belohnungen oder mit der Zahl der Verabschiedeten unzufrieden sein konnten. S. I, 36, 78." — Nipp.

[13]) Der letzte Satz ist eine direkte Anspielung auf Tacitus' eigne Zeit. Tiber's Politik nach außen war, übereinstimmend mit der seines Vorgängers, nicht kriegerisch aggressiv nach Außen, nicht auf Vergrößerung des schon so ungeheuren Reiches, sondern vielmehr auf dessen Erhaltung und Consolidirung gerichtet. S. Tiberius S. 164 ff. Diese Politik aber ist dem Tacitus zuwider (s. Ann. IV, 32), und die großartigen Eroberungen seines kriegerischen Kaisers Trajan — so vorübergehend und fruchtlos sie auch waren — veranlassen ihn hier zu einem spottenden Vergleiche mit dem Reichsumfange, der dem Tiber genügt habe. „Hier wie-

Kapitel 5.

Den Schutz von Italien an beiden Meeren bildeten zwei Flottenstationen, bei Misenum und Ravenna; den der zunächst folgenden Gallischen Küste die Verdeckschiffe, welche Augustus in der Siegesschlacht von Actium erobert und mit Ruderern wohl bemannt nach der Stadt Forum Julium[12a]) gesendet hatte. Die Hauptmacht jedoch am Rhein entlang, als gemeinsame Hut gegen Germanen und Gallier stehend, waren acht Legionen. Das erst kurz zuvor völlig bezwungene Spanien ward von dreien besetzt gehalten. Mauretanien hatte König Juba als Geschenk des römischen Volks erhalten. Unsere übrigen Besitzungen in Afrika wurden durch zwei Legionen und durch eine gleiche Zahl Aegypter, und weiterhin, von Syrien anfangend bis zum Flusse Euphrat, der ganze Umfang der ungeheuren Ländermasse durch vier Legionen in Gehorsam gehalten, während die Könige von Hiberien, Albanien und noch andere, welche durch unsere Machtgröße gegen auswärtige Unterjochung geschützt werden, unsere Gränznachbarn bildeten. Thracien hielten Rhoemetalces und die Söhne des Cotys[14]), das Donauufer zwei in Pannonien und zwei in Mösien[15]) stehende Legionen in Ordnung; ebensoviele standen in Dalmatien, welche der Lage dieser Landschaft nach jenen den Rücken sicherten und zugleich für den Fall, daß Italien plötzliche Hülfe forderte, aus nächster Nähe herbeigerufen werden konnten, obschon in der Hauptstadt eine eigne Militairbesatzung stand, drei städtische und neun Gardecohorten, durchschnittlich aus Etrurien und Umbrien ausgehoben oder aus dem alten Latium und den altrömischen Colonieſtädten[16]).

---

derum wie in dem Thema von dem Delatorenwesen sehen wir" (wie Merivale V, p. 277 bemerkt) „wie Tacitus' Beurtheilung der Politik Tiber's gefärbt ist durch seine bewundernden Anschauungen von seines eignen Fürsten Ruhm."

[12a]) Das heutige Fréjús. Ueber die Bauart der hier erwähnten Verdeckschiffe der Flotte des Antonius und der Cleopatra s. meine Cleopatra S. 209—213.

[14]) S. II, 67, III, 38.

[15]) S. Merivale V, p. 415.

[16]) Außer dieser hauptstädtischen Garnison der neun Prätorianer-Cohorten und der vier Cohorten Stadttruppen (jede der letztern 1500 Mann stark und gleichfalls in Italien ausgehoben) gab es in Rom noch sieben Cohorten sogenannter Vigiles, die den Straßenpolizeidienst und den Feuerwehrdienst besorgten und an verschiedenen Punkten der Stadt ihre Wachtlokale hatten, deren eins ich im Jahre 1867 auffinden

Dagegen an geeigneten Orten der Provinzen ſtanden bundesgenöſſiſche Kriegsſchiffe, Reiterabtheilungen und Hülfskohorten, — Streitkräfte von nicht viel geringerer Stärke, die ſich jedoch nicht mit Sicherheit aufzählen laſſen, da ſie je nach Bedürfniß die Standorte wechſelten und bald ſtärker, bald auch ſchwächer an Zahl waren.

Kapitel 6.

Ich halte es für paſſend, hier auch die übrigen Theile des Staatsorganismus und ihre Behandlungsweiſe bis zu dem genannten Tage[17]) durchzugehen, da ja dieſes Jahr für Tiberius den Anfang der Wandlung ſeiner Regierung zum Schlimmern gebildet hat.

Alſo erſtens: alle Staatsangelegenheiten und von den einzelne Perſonen betreffenden die wichtigſten, wurden im Senate behandelt, wo die Männer erſten Ranges volle Freiheit hatten, ſich ausführlich auszuſprechen, und wo denen, welche ſich zu liebedienernder Schmeichelei erniedrigten, der Kaiſer ſelbſt regelmäßig Einhalt that. Die Staatsehrenſtellen verlieh er immer mit Rückſicht auf Adel der Vorfahren, Berühmtheit im Felde und hervorleuchtende Befähigung im Gebiete der Künſte des Friedens, ſo daß man ſicher ſein konnte, daß die gewählten immer die tüchtigſten waren[17a]). Die Conſuln beſaßen den ihnen zukommenden glänzenden Wirkungskreis, die Prätoren ebenfalls den ihrigen; auch die Machtbefugniß der Magiſtrate geringeren Grades kam zur Ausübung und die Geſetze waren — wenn man die gerichtliche Unterſuchung über Majeſtätsverletzung ausnahm[18]) — in löblicher Anwendung. Das Getreidemeſen dagegen und die indirekten Geldabgaben und ſonſtigen Staatseinkünfte waren in den Händen von Compagniegeſellſchaften römiſcher Ritter. Das Kronvermögen ließ der Kaiſer durch lauter erprobte Männer verwalten, von denen ihm

ſah. S. Ein Winter in Rom S. 264—67. Die Geſammtbeſatzung von Rom zu Tiber's Zeit betrug höchſtens 12—15000 Mann (ſ. Merivale IV. p. 33). Die Vigiles waren nicht römiſche Bürger ſondern Freigelaſſene und Ausländer.

[17]) an welchem der Kaiſer jene Aufzählung der Heereskräfte des Reichs im Senate gab.

[17a]) alſo keine „Mittelmäßigkeiten", wie Tacitus früher behauptet hat!

[18]) Und doch haben wir geſehen, daß grade auf dieſem Gebiete Tiberius mit lobenswürdiger Milde und Nachſicht verfuhr, und möglichſt beſtrebt war, den Eifer ſolcher Ankläger in Schranken zu halten (ſ. Merivale V, p. 272), indem er theils die Anklagen zurückwies, theils die Härte der Verurtheilungen milderte!

manche persönlich unbekannt, nur durch ihren Ruf empfohlen waren, und die, einmal angestellt, ununterbrochen in ihren Stellungen blieben und meist in denselben alt und grau wurden. Das niedere Volk litt zwar durch theure Kornpreise, allein daran trug der Kaiser in keiner Weise Schuld; im Gegentheil war er nach Kräften und Möglichkeit sorgsam bestrebt, den Folgen der Mißerndten und der Seeunfälle zu begegnen. Zugleich trug er Fürsorge, daß die Provinzen nicht durch neue Lasten aufgeregt würden, und daß sie die altherkömmlichen ertragen könnten ohne durch die Habsucht und Grausamkeit der Beamten zu leiden; körperliche Strafen, Gütereinziehungen kamen nicht vor[19]). Der Landgüter welche der Kaiser in Italien besaß waren wenige, die Zahl seiner Sklaven mäßig, seine Hausdienerschaft beschränkt auf wenige Freigelassene; und wenn er ja einmal mit dem oder jenem Privatmanne in Streit um Mein und Dein gerieth, entschied öffentliches Rechtsverfahren.[20])

[19]) Wir haben bereits viele Beispiele bei Tacitus gehabt von der gerechten Strenge, mit der Tiberius Bedrückungen der Provinzverwalter ahndete. Es ist Thatsache, daß für die Provinzen Tiber's ganze Regierung eine segenvolle und er selbst in denselben sehr beliebt war. S. Tiberius S. 166—168 und Philo Leg. ad Cajum p. 800 (ed. 1613), p. 769, p. 783. In Flaccum p. 748 d. Leg. ad Caj. p. 769, p. 783 extr. p. 785—786, p. 798.

[20]) Dieses ehrenvolle Gesammturtheil über Tiber's ganze bisherige Regierung, das, wie wir sehen werden, noch auf eine viel weitere Periode auszudehnen ist, hätte den Tacitus abhalten sollen von so vielen böswilligen Seitenblicken, die er selbst in den bisherigen drei Büchern auf Tiberius' Handlungen als Mensch und Regent geworfen hat. Ein Herrscher, der nach des Historikers eigenen Berichten acht Jahre lang in dem Lichte einen gerechten und maßvollen, weisen, staatsklugen und rastlos für das Wohl seines Reiche thätigen Regenten erscheint, und zugleich viele menschlich edle Eigenschaften des Herzens bethätigt: Feinden und Beleidigern Verzeihung, rechtlich Verurtheilten Milderung der Strafen gewährt, alle Schmeicheleien zurückweist, und von dem acht Jahre lang keine einzige That der Grausamkeit und Härte (saevitia) oder auch nur der Uebereilung und des Zornes zu berichten ist, — bei einem solchen Herrscher von der innerlichen „Verworfenheit seines wahren Charakters" zu reden, der sich zu überlassen ihn nur die Rücksicht auf — Sejan (!) „abgehalten habe" (wie z. B. Herr Nipperdey, ein Herausgeber der Annalen thut, I, S. 228) — das ist, gestehe ich, Etwas, was über meinen Verstand hinausgeht. Aber freilich, Herr N. und Seinesgleichen berufen sich auf Tacitus' Vorgang in dieser Art psychologischen Urtheils und — leider! — wie wir sehen werden, nicht mit Unrecht. — Daß die ganze erste Periode der Regierung Tiber's mit der besten Zeit der Regierung des Augustus noch zu Seneca's Zeit gleichgestellt wurde, bezeugt Seneca de Clementia I, 1, 6, p. 436 Ruhk.

Kapitel 7.

Diese ganze Weise seines Regierens und Handelns behielt er — wenngleich in der Form dabei nicht freundlich, sondern rauh und meist ein Gegenstand der Furcht, — dennoch bei, bis der Tod des Drusus eine Wandlung hervorbrachte. Denn so lange derselbe am Leben war, blieb dieselbe bestehen, weil es bei Sejan im Anfange seines Machteinflusses Plan war, sich als guter Rathgeber bekannt zu machen, und weil ein Rächer zu fürchten war, der mit seiner feindseligen Gesinnung nicht hinterm Berge hielt, sondern häufig seine Klage darüber laut werden ließ: „daß vom Kaiser, während ihm ein Sohn frisch und gesund lebe, ein anderer „sein Regierungsgehülfe" genannt werde. Wie weit sei es da noch, bis derselbe sein „Mitregent" heiße?! Die ersten Schritte zum Herrscherthrone seien allerdings voll Schwierigkeit: habe man sie aber hinter sich, so fänden sich bestissene Helfer. Bereits sei nach des Garde-Präfekten Willen das feste Lager hergerichtet, die Soldaten ihm in die Hand gegeben. Vor aller Augen stehe sein Bildniß in dem Ehrengedächtnißbau des Cnaeus Pompejus[21]); seine Enkel würden später zur Familie des Drusus gehören.[22]) Nach solchen Vorgängen habe man nur die Götter zu bitten, daß sie ihm die Bescheidenheit gäben, sich zufrieden zu fühlen!" — Mit solchen Reden warf er nicht etwa selten und auch nicht im Beisein Weniger um sich, und selbst was er geheim hielt wurde durch seine verführte Gattin dem Sejan verrathen.

Kapitel 8.

Dieser fand also, daß er sich beeilen müsse, und wählte zu dem Ende ein Gift, das langsam wirkend den Anschein einer zufälligen Krankheit geben sollte. Dasselbe wurde dem Drusus gereicht durch den Verschnittenen Lygdus[23]), wie acht Jahre später herausgekommen

[21]) S. III, 72; IV, 2.

[22]) Drei Jahre zuvor (III, 29) war eine Tochter Sejan's von Tiberius einem Sohne des Prinzen Claudius und Enkel des Germanicus zur Frau bestimmt worden. S. Tiber S. 195—196.

[23]) Lygdus war offenbar der „Vorkoster" (praegustator) des Prinzen. Ueber diese „Vorkoster" s. Bilder aus d. Alterthum Th. IV. (Agrippina die Mutter Nero's) S. 176

ist. — Was nun den Tiberius anbetrifft, so erschien derselbe während aller Tage der Krankheit, da er keine Besorgniß empfand, oder vielleicht um seine Geistesstärke zur Schau zu stellen (!)[84] — ja selbst nachdem sein Sohn gestorben und noch nicht bestattet war, in der Senatsversammlung. Hier forderte er die Consuln, die zum Zeichen ihrer Trauer auf einem der gewöhnlichen Sitze Platz genommen hatten[85], auf, ihres Ehrenamtes und des ihnen gebührenden Platzes zu gedenken, und sprach dem in Thränen zerfließenden Senate mit einer das Klagegeheul übertönenden Stimme zugleich in längerer Rede Muth ein: „Es sei ihm keineswegs unbewußt, wie es ihm verargt werden könne, daß er bei so frischem Schmerze dem Senate habe vor die Augen treten mögen. Die meisten von einem solchen Trauerfalle betroffenen vermöchten kaum den Zuspruch ihrer nächsten Verwandten zu ertragen, kaum das Tageslicht anzuschauen; auch seien solche nicht als Schwachmüthige zu verdammen. Er Selber jedoch habe stärkeren Trost gefunden im festen Anschlusse[86] an den Staat." Nachdem er sodann das hohe Greisenalter der Augusta, seiner Enkel noch ungereifte Jugend und sein eignes abwärts gehendes Alter beklagend erwähnt hatte, bat er: „daß man des Germanicus Söhne, den einzigen tröstlichen Ersatz in dem gegenwärtigen Unglücke, hereinführen möge". Die Consuln verließen die Curie, führten die jungen Prinzen, nachdem sie ihnen kräftig zugesprochen, in die Sitzung ein, und stellten sie vor den Sitz des Kaisers, der sie bei der Hand ergriff mit den Worten: „Diese vaterlosen Waisen, ihr Senatoren, hatte ich ihrem Vatersbruder übergeben mit der Bitte: dieselben, obschon er eigene Kinder habe, ganz wie sein eigenes Blut zu pflegen, zu fördern und für sich und für die Zukunft heranzubilden. Jetzt, wo Drusus mir entrissen,

---

[84]) Wieder dieselbe, jedes gesunde Empfinden beleidigende Manier, auf welche wir schon früher hingewiesen haben, die Manier: neben der einfachen und richtigen noch eine zweite bösartige Erklärung einer Handlungsweise Tiber's zu geben (S. oben I, 62 Anmerkung 136; I, 76 Anm. 168; III, 22 Anm. 79; III, 44 Anm. 139; III, 64 Anm. 178 und Merivale V, p. 216 u. 374 und an andern Stellen), wohl wissend, wie gern die Menschen der letzteren den Vorzug geben.

[85]) Sie hatten sich nicht auf ihre erhöhten curulischen Sessel, sondern auf die Bänke der Senatoren niedergelassen.

[86]) Im Texte steht: e complexu, d. h. „in der Umarmung" der Republik, die dadurch gleichsam als das ihm Nächste — als Mutter oder Gattin — dargestellt wird.

richte ich meine Bitten an Euch, und beschwöre Euch angesichts der Götter und des Vaterlandes: nehmt Euch der Großenkel des Augustus, der Sprößlinge so erhabener Ahnen, väterlich an, erzieht sie und erfüllt an ihnen Eure und meine Pflicht. Diese Männer, mein Nero und Drusus, sind fortan Eure Eltern! Eure Geburt hat Euch so gestellt, daß Euer Gutes und Böses mit dem Wohl und Wehe des Staats verknüpft ist".

Kapitel 9.

Lautes Weinen, bald mit Segenswünschen gemischt, begleitete diese Rede, und wenn er dieselbe zu rechter Zeit geschlossen hätte, so würde er sicher die Gemüther seiner Zuhörer voll von Mitleid mit ihm und voll seines Ruhmes gelassen haben; da er aber jetzt auf das eitle und schon so oft verlachte Thema von der Niederlegung der Regierung und von der Uebernahme derselben durch die Consuln oder durch sonst jemand andern, zurückkam, so nahm er dadurch auch dem, was er Wahres und Edles gesprochen, den Glauben[27]). (!)

Dem Andenken des Drusus wurden dieselben Ehren wie bei Germanicus beschlossen, mehreres jedoch hinzugefügt, wie das niedrige Schmeichelei in Wiederholungsfällen liebt[28]). Das Leichenbegängniß

[27]) Wenn dem alten 65jährigen Kaiser die Größe des Schmerzes über den erlittenen Verlust des einzigen Sohnes wirklich auf einen Augenblick den Gedanken an die Zurückziehung von den Geschäften eingegeben hätte, so wäre dies nur natürlich, und nur für boshafte Feinde „belachenswerth" gewesen. (S. Kaiserfrauen S. 298. Tiberius S. 105.) Daß es ihm selber mit einem solchen Entschlusse nicht voller Ernst sein konnte, liegt auf der Hand. Auch haben wir ja soeben gelesen, daß er in der Ausübung seiner Regentenpflicht den besten Trost für sein verödetes Leben zu finden wußte. Tacitus hat nicht für gut befunden, uns die Worte Tiber's, welche jene obige Andeutung seiner Müdigkeit enthielten, und ihren Zusammenhang mitzutheilen. Er wird dazu seine Gründe gehabt haben, und doch würde die Mittheilung der Rede des Kaisers wichtiger gewesen sein, als z. B. die epische Ausführlichkeit in der Darstellung der Einführung der Prinzen durch die Consuln in die Curie. Schließlich ist zu bemerken, daß bisher bei Tacitus noch niemals seit der Thronbesteigung Tiber's, davon die Rede gewesen ist, daß Tiber „mit eitlen Reden von Niederlegung der Regierung sich vor dem Senate zum Gespött gemacht habe"!

[28]) Diese Bemerkung zeigt, daß Tacitus zweierlei Maaß und Gewicht hat, je nach den politischen Parteien um die es sich handelt. Beim Tode des Germanicus hatten die Anträge des Senats auf Ehren zu seinem Gedächtnisse alles Maaß überschritten, und Einiges davon mußte Tiber streichen, weil es allzu weit ging (S. oben II, 83). Dort jedoch spricht Tacitus nicht von „niedriger Schmeichelei", wohl aber

war vorzugsweise feierlich durch den Aufzug der Ahnenbilder, wo der Stammvater des Julischen Geschlechts, Aeneas, sammt allen Albanerkönigen und Roms Gründer Romulus, hinter ihm der Sabinische Adel, Attus Clausus und die andern Bildnisse der Claudier, in langem Zuge zu schauen waren.[22])

Kapitel 10.

Bei meiner Erzählung vom Tode des Drusus habe ich berichtet, was von den meisten und glaubwürdigsten Gewährsmännern überliefert worden ist. Ich will jedoch ein damals gleichzeitig umlaufendes Gerücht nicht übergehen, welches so stark war, daß es selbst heute noch nicht außer Curs ist. Danach soll Sejan, nachdem er die Livia zu dem Verbrechen verleitet, auch den Verschnittenen Lygdus durch verbotenen Umgang an sich gekettet haben, weil dieser Lygdus durch seine Jugend und Schönheit seinem Herrn theuer und zugleich einer seiner ersten Leibdiener war. Sodann, nachdem im Rathe der Verbündeten Ort und Zeit der Vergiftung festgestellt worden, sei er (Sejan) in der Frechheit so weit gegangen, daß er die Sache umkehrte, den Drusus heimlich der beabsichtigten Vergiftung des Vaters anschuldigte und dem Tiberius anrieth: den ersten Trank, der ihm an der Tafel bei seinem Sohne gereicht werden würde, ja zu vermeiden. In Folge dieser hinterlistigen Täuschung habe dann der greise Kaiser, als er zur Tafel gekommen, den Becher angenommen und dem Drusus gereicht; und da dieser, nichts Arges denkend, ihn mit Jugendmuth leerte, sei der Argwohn Tiber's verstärkt worden: als ob jener sich im Gefühl der Furcht und Schaam selbst den Tod anthue, den er seinem Vater bereitet hatte.

Kapitel 11.

Dieses im Publikum verbreitete Gerede läßt sich — außerdem, daß es sich auf keinen sichern Gewährsmann stützt — mit Leichtigkeit widerlegen. Denn: welcher Mensch von nur mittelmäßigem Verstande,

---

hier bei Drusus, obwohl dieser ebenso beliebt bei Volk und Senat und mehr verdient um den Staat gewesen war, als sein Adoptivbruder.

[22]) Näheres über diese Sitte die Bildnisse der Vorfahren in Wachsmasken beim Leichenbegängnisse in feierlichem Zuge aufzuführen s. in Pauly's Realencyclop. III, S. 545. IV, S. 666.

geſchweige denn ein ſo großartig erfahrener Mann wie Tiberius, würde ſeinem Sohne, ohne ihn zu hören, den Tod fredenzen und das mit eigner Hand und ohne die Möglichkeit bereuender Umkehr?! Würde er nicht vielmehr den Ueberreicher des Gifts peinlich befragen, den Anſtifter zu erforſchen ſuchen und endlich mit jener ſelbſt gegen Fremde ihm angebornen zaudernden Bedächtigkeit da verfahren, wo es ſeinem bisher nie einer Schandthat ſchuldig befundenen einzigen Sohne galt?! Allein, weil Sejan allgemein als der Erfinder aller und jeder Frevelthat galt, ſo fanden in Folge der Liebe des Kaiſers zu ihm und des Haſſes aller andern gegen beide[29a]), ſelbſt die fabelhafteſten und ungeheuerlichſten Dinge Glauben, wie ja auch bei Todesfällen fürſtlicher Perſonen die Fama immer mehr zur Annahme von Schauergeſchichten neigt. Uebrigens iſt der genaue Hergang des Verbrechens ſo, wie er ſpäter von Sejan's Gattin Apicata kund gemacht wurde, durch die peinliche Befragung des Eudemus und Lygdus klargeſtellt worden, und kein einziger unter den Schriftſtellern hat ſich von ſeiner feindſeligen Geſinnung ſo weit hinreißen laſſen, daß er daſſelbe dem Tiberius Schuld gegeben hätte, während dieſelben doch ſonſt alles Mögliche ſorgſam aufſuchten und geſteigert gegen ihn richteten. Ich meinerſeits habe dieſes Gerücht aus dem Grunde berichtet und widerlegt, um mit Hülfe eines augenfälligen Beiſpiels falſche auf Hörenſagen beruhende Nachrichten abzuweiſen, und diejenigen, denen etwa mein Werk in die Hände kommen ſollte, aufzufordern: nicht weitverbreitete und trotz ihrer Unglaublichkeit begierig aufgefaßte Angaben der einfachen nicht zum Wunderbaren entſtellten Wahrheit vorzuziehen.[30])

[29a]) Das letztere iſt offenbare Uebertreibung.

[30]) Es wäre ſehr zu wünſchen geweſen, daß Tacitus ſelbſt die von ihm hier aus „einem ſonnenklaren Beiſpiele" gezogene Lehre auch ſeinerſeits immer, — z. B. bei der Vergiftungsgeſchichte des Germanicus, — ſich zu Herzen genommen hätte! Und ebenſo, daß er in Bezug auf Tiber ſtets den hier von ihm ſelber erwähnten Umſtand vor Augen gehabt hätte: „daß die Schriftſteller" (scriptores), die ſeine Quellen waren, „ſammt und ſonders (denn er erwähnt keiner Ausnahme, obſchon es deren gab, wie wir wiſſen) „darauf ausgegangen ſeien, alles Mögliche gegen Tiberius zuſammenzuſuchen und zu ſteigern". Dies Eingeſtändniß iſt von höchſter Wichtigkeit und vollkommen geeignet, unſer kritiſches Mißtrauen gegen Tacitus' Darſtellung Tiber's zu berechtigen. Und was des alten Kaiſers edle Geſaßtheit bei dem Tode des einzigen von ihm ſo ſehr geliebten Sohnes anlangt, die Tacitus zu bemängeln ſich nicht enthalten kann, ſo ſtellt Seneca in ſeinem Troſtſchreiben an Marcia (de Consol.

nung geschieht. Und gleiches Stillschweigen beobachten die Schriftsteller des Mittelalters, Haimo, Honorius, Sigisbertus Gemblacensis, Rigord und Roger Bacon, deren Zeugnisse man bei Jourdain finden kann [1]). Was man von Aristotelischen Uebersetzungen und Erklärungen des Boethius im Mittelalter bei Albertus Magnus und Thomas v. Aquino erwähnt findet, kommt, nach desselben Gelehrten Vermuthung, wahrscheinlich auf Rechnung eines gelehrten Mönches Boethius aus der Provinz Dacien, der nach dem Zeugnisse des Antonius Senensis mehrere Schriften des Aristoteles übersetzte [2]), und der also wohl nicht mit Picus und Ambrosius de Altamura in die Mitte des vierzehnten, sondern vielmehr in das dreizehnte Jahrhundert zu setzen ist.

Die Schriften über empirische Naturforschung habe ich bei Boethius eben so wenig als die zur Politik gehörigen erwähnt gefunden, und es kann, wenn auch nicht von den ersteren, doch von den letzteren zweifelhaft scheinen, ob er sie überhaupt selbst gelesen hat, da er ausdrücklich in jener oben angezogenen Stelle andeutet, dass ihm, als er die logischen Schriften bearbeitete, noch nicht alle Werke des Aristoteles zur Hand waren. Der gewaltsame Tod, welcher ihn inmitten des kräftigen Mannesalters ereilte, liess ihn sein grosses Werk nicht vollenden [3]). In den trüben Tagen seiner

4) Jourdain a. a. O. S. 162—163 d. deutsch. Uebers.
2) Jourdain a. a. O. S. 63—68. vgl. S. 42—45.
3) Doch ist Jourdain S. 22 geneigt, eine schon frühzeitig im Mittelalter erscheinende „Sammlung von Grund-

Kapitel 12.

Als sodann Tiberius seinem Sohne von der Rednerbühne herab die Leichenrede hielt[31]), waren das Behaben und die Zurufe von Senat und Volk mehr ein erheuchelter Schein von Trauer, in den sie sich wie in ein Gewand gekleidet hatten, als daß dieselben von Herzen gekommen wären, ja sie freuten sich im Innern, „daß das Haus des Germanicus wieder neu erstarke[32])!“ Dieses erste Zeichen der Volkszuneigung und das Betragen der Mutter (des Hauses), der Agrippina, die ihre Hoffnung nur schlecht verbarg, beschleunigten das Verderben. Denn wie Sejan sah, daß der Tod des Drusus den Mördern ungestraft hingegangen und ohne Trauer von Seiten des Volks aufgenommen war[33]), da begann er als ein hartgesottner Verbrecher und weil ihm der erste Schritt geglückt war, Pläne in seinem

---

ad Marciam 15) dasselbe als Musterbeispiel würdigen Ertragens eines schweren Schicksalsschlages von Seiten eines großen Mannes auf. Was wir endlich noch aus dieser Stelle des Tacitus lernen können, das ist die unglaubliche Lebenszähigkeit böswilliger Klatschgerüchte, die im Alterthum, und zumal in Rom und der römischen Gesellschaft der Kaiserzeit, noch weit größer war, als jetzt, obschon gerade der Taciteische Tiberius auch für unsere Zeit ein Beispiel liefern kann, wie hartnäckig die Masse der Menschen an einer einmal festgewurzelten, wenn auch in hundert Fällen als falsch und unwahr nachgewiesenen entstellenden Tradition festzuhalten liebt. Eine Zeit aber, die Tacitus, wie er hier thut, bitten mußte, doch nicht offenbarem Unsinn und böswilligster Entstellung der klaren Wahrheit Glauben zu schenken, wird sicher an etwas weniger unsinnigen Fälschungen der historischen Wahrheit keinerlei Anstoß genommen haben. Einer solchen werden wir gleich wieder im Anfange des nächsten Kapitels begegnen.

31) Ueber die Sitte dieser „Lobreden“ s. Pauly R. Encycl. III, 546.

32) Hier ist die blinde Parteilichkeit der Quellen, denen Tacitus folgt, fast mit Händen zu greifen. Wie? bei dem jähen Tode eines durchaus volksbeliebten Kronprinzen sollen „Senat und Volk ihre Trauertheilnahme nur geheuchelt haben, während sie heimlich frohlockten“ (laetabantur) über Agrippina's und ihres Hauses durch diesen Todesfall neu erweckte Aussichten?! „Im Innern und Verborgenen“ (occulti) natürlich; denn Tacitus sieht bei solchen Gelegenheiten immer in's Innere und Verborgene! Seneca, der jener Zeit um vieles näher stand, berichtet, daß bei dieser Leichenrede das ganze Volk „weinte“ (flente Populo Romano) und nur der Kaiser allein seine Fassung behauptete. Wer die Frohlockenden waren, läßt uns Tacitus sofort deutlich erkennen, und wie ihr Frohlocken auf den greisen Kaiser wirken mußte, ist gleichfalls leicht abzunehmen. S. Kaiserfrauen S. 300 ff. Sievers II, S. 19.

33) Das Letztere ist thatsächlich unwahr. S. die vor. Anm. und Tacitus' eignen Bericht im achten und zu Anfang dieses Kapitels.

Innern zu wälzen, wie er des Germanicus Söhne zu Boden bringen könne, deren Thronfolge jetzt nicht zweifelhaft war. Die Vergiftung auf drei Personen[34]) auszudehnen war unmöglich, denn ihre Aufseher waren Männer von ausgezeichneter Treue und die Keuschheit Agrippina's unerschütterlich[35]). Er verlegte sich also darauf, ihre trotzende Haltung anzugreifen, die alte Feindseligkeit der Kaiserin Mutter, das neue Schuldbewußtsein der Livia[36]) in Bewegung zu setzen, damit beide sie beim Kaiser anschuldigen sollten, daß sie im übermüthigen Stolze auf ihren Kinderreichthum, gestützt auf die Gunst des Volks, voll Begier nach der Herrschaft strebe[36a]). Und zwar betrieb Livia diese Dinge durch geschickte Einbläser, unter denen sie den Julius Postumus speziell auserwählt hatte, der durch seine ehebrecherische Liebschaft mit der Mutilia Prisca, einer der intimsten Freundinnen von Livia's Großmutter, zu ihren Absichten ganz besonders geeignet war, weil Prisca, die bei der Augusta alles vermochte, die alte schon von Natur für ihren Machteinfluß ängstlichbesorgte Dame gegen ihre Schwiegertochter unversöhnlich zu stimmen wußte. Ja auch Personen aus Agrippina's nächster Umgebung wurden verleitet, durch arge Reden die hochgehenden Gedankenentwürfe derselben noch vollends anzuspornen.[36b])

Kapitel 13.

Tiberius aber, der die Sorge für das Allgemeine keinen Augenblick unterbrach und in den Geschäften seinen Trost fand[37]), fuhr fort die Rechtspflege über römische Bürger und die Erledigung der Bitt-

[34]) Die drei Söhne des Germanicus und der Agrippina waren Nero, damals 19—20 Jahre alt, Drusus, etwa drei Jahre, und Caius (der spätere Kaiser Caligula) acht Jahre jünger.

[35]) d. h. er hatte keine Aussicht, Agrippina, wie früher die Gemahlin des verstorbenen Drusus, durch Buhlerkünste zu verführen. Dies ist beiläufig eine von den Stellen, in welchen ich die Hand der jüngeren Agrippina, der Memoirenschreiberin ihres Hauses zu erkennen glaube. Dasselbe gilt auch von der weiteren Darstellung bis zum Schlusse des Kapitels, die aus intimsten Palastbeziehungen stammt.

[36]) Der von ihm zum Morde des Gatten verführten Gemahlin des Drusus, die jetzt durch Mitschuld an Sejan gefesselt war.

[36a]) Dies war ohne allen Zweifel wirklich der Fall.

[36b]) Hier ist die apologisirende Tendenz von Tacitus' Quellen handgreiflich.

[37]) Der hier von Tacitus selbst erzeugte Sinn des Kaisers, dem zufolge er in der Thätigkeit für das Allgemeine, in der Arbeit und den Geschäften seines Berufes, bei einem so schweren Schlage wie der Tod des einzigen Sohnes,

gesuche der Bundesgenossen zu handhaben. Auf seinen Antrag kamen Senatsbeschlüsse zu Stande: daß der Stadt Cibyra in Asien und der Stadt Aegium in Achaja, die durch ein Erdbeben schwer gelitten hatten, durch Erlaß der Steuern auf drei Jahre geholfen werden solle. Ferner wurde Vibius Serenus, Proconsul des jenseitigen Spanien, wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt verurtheilt, und wegen der dabei bewiesenen abscheulichen Grausamkeit auf die Insel Amorgos deportirt.[38]) Carsidius Sacerdos, angeklagt, den Staatsfeind Tacfarinas mit Getreide unterstützt zu haben, wird freigesprochen, ebenso der unter gleiche Anklage gestellte Cajus Gracchus. Diesen hatte als kleinen Knaben sein Vater Sempronius nach der Insel Cercina mitgenommen.[39]) Dort herangewachsen unter rohem Flüchtlingsgesindel ohne alle Erziehung und Bildung, gewann er später seinen Lebensunterhalt durch Handelsaustausch gemeiner Waaren in Afrika und Sicilien. Trotzdem entging er den Gefahren nicht, die ein großer Name in seinem Gefolge hat; und wenn nicht Aelius Lamia und Lucius Apronius, welche früher Statthalter von Afrika gewesen waren, sich für seine Unschuld in's Mittel gelegt hätten, so würde er durch seine glänzende Abkunft von dem unglücklichen Geschlechte und durch das widrige Geschick seines Vaters in's Verderben gestürzt worden sein.[40])

Kapitel 14.

Auch in diesem Jahre trafen Gesandtschaften griechischer Staaten ein: von den Samiern, um für ihren Junotempel, von den Koërn, um für ihr Heiligthum des Aesculap die Bestätigung des alten Asylrechts nachzusuchen. Die Samier stützten sich auf einen Beschluß der

---

Trost und Beruhigung suchte und fand, charakterisirt vortrefflich den ganz nur seiner Pflicht lebenden Herrscher. Einer solchen Gesinnung und Handlungsweise sind aber nur wahrhaft bedeutende und tüchtige Menschen fähig.

[38]) Auf das genannte Verbrechen stand Exil, wobei der Verurtheilte seinen Aufenthaltsort auf einer der dem Festlande nicht zu nahen Inseln wählen durfte. Dem Vibius ward wegen der „Atrocität", welche er bei seiner Handlungsweise bewiesen, diese Vergünstigung entzogen.

[39]) S. oben I, 53.

[40]) Der Vater dieses Sempronius war einer der Hauptbuhler mit Tiber's Gattin Julia und einer der nichtswürdigsten Wüstlinge Roms unter Augustus. So schilderte ihn oben Tacitus selbst (I, 53), vgl. Kaiserfrauen S. 163 ff. S. 180. Aber —

Amphiktyonen, welche zu der Zeit, als die Griechen durch Gründung von Städten in Asien sich in Besitz der (kleinasiatischen) Seeküsten setzten, die oberste richterlich entscheidende Behörde für alle Griechen waren. Die Ansprüche der Koër waren von gleichem Alter, und zu ihnen gesellte sich noch ein speziell örtliches Verdienst: sie hatten nämlich römische Bürger in diesem Tempel geborgen, als alle solche auf Befehl des Königs Mithridates in sämmtlichen Inseln und Städten Asiens niedergemetzelt wurden.[41]).

Sodann hielt der Kaiser, auf vielfache und mehrmals vergeblich wiederholte Klagen der Prätoren, Vortrag im Senate über den zügellosen Unfug der Schauspieler: „sie erlaubten sich vielfache Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung und Schaamlosigkeiten gegen adlige Häuser; das ehemalige Oscische Possenspiel, einst eine bedeutungslose Volksbelustigung, habe einen solchen Grad unsittlicher Frechheit und solche Bedeutung gewonnen, daß die Autorität des Senats erforderlich sei, sie zu zügeln." Es erfolgte darauf die Vertreibung der Schauspieler aus Italien.[42])

Kapitel 15.

Dasselbe Jahr suchte den Kaiser auch noch mit einem andern traurigen Verluste heim durch den Tod des einen der Zwillingssöhne des Drusus[43]) und nicht weniger durch den Tod eines Freundes.

Der letztere war Lucilius Longus, sein treuer Genosse aller guten und bösen Tage und der einzige von den Senatoren, der während der Rhodischen Selbstverbannung[44]) sein Gefährte gewesen war. So

er gehörte doch zu den „erlauchten" Geschlechtern des Adels, und somit bezeichnet hier Tacitus die Verbannung des tückischen Intriganten nicht als gerechte Strafe, sondern nur als beklagenswerthes „Mißgeschick"! Ja, er scheint sogar durchschimmern lassen zu wollen, daß Tiberius den Sohn dieses seines Feindes, eben seines Vaters wegen gern in's Verderben gestürzt hätte!!

[41]) S. Mommsen Röm. Gesch. II, 287.

[42]) d. h. der Schauspielerbanden der Pantomimen, welche damals in Rom spielten. Nipperdey.

[43]) S. oben II, 84. Der kleine Prinz war vier Jahre alt als er starb. Sein überlebender Zwillingsbruder hieß Tiberius Gemellus.

[44]) Ueber diese Periode seines siebenjährigen freiwilligen Exils in Rhodus s. Tiberius S. 23—37. Ueber Lucilius: Ebendas. S. 113—114. Es war der zweite treue Freund, der ihm starb. Zwei Jahre vorher hatte er einen andern, wie wir sahen (III, 48) durch den Tod verloren und schmerzlich beklagt.

wurde ihm denn obschon er ein Emporkömmling war[45]), ein Begräbniß auf Staatskosten und ein Ehrenstandbild auf dem Forum Augusti's aus Staatsmitteln vom Senate zuerkannt, in dessen Mitte derzeit noch alle Geschäfte verhandelt wurden. Dies erstreckte sich so weit, daß selbst der Procurator von Asien, Lucilius Capito, sich gegen die Anklage seiner Provinz im Senate zu vertheidigen hatte, bei welcher Gelegenheit der Kaiser hoch und theuer versicherte: „er habe demselben nur seine Sklaven und die kaiserlichen Hausgelder zur Verfügung untergeben; und wenn Lucilius sich die Machtgewalt eines Prätors angemaßt und sich der Militairgewalt zu seinen Zwecken bedient habe, so habe derselbe die ihm gegebenen Anweisungen freventlich bei Seite gesetzt. Man möge darüber die Provinzialen vernehmen." — So wurde der Beklagte nach Untersuchung der Sache verurtheilt. Wegen dieser Genugthuung und weil im Jahre zuvor auch Cajus Silanus zur Strafe gezogen worden war, beschlossen die Städte Asiens die Errichtung eines Tempels „zu Ehren des Tiberius, seiner Mutter und des Senats". Die Errichtung ward gestattet, und Nero hielt dafür eine Dankrede an den Senat und an seinen Großvater unter freudiger Bewegung aller Hörer, welche noch voll der Erinnerung an Germanicus, diesen zu sehen, diesen zu hören meinten. Auch besaß in der That der junge Prinz die einem fürstlichen Manne wohl anstehende bescheidene Haltung und schöne äußere Erscheinung, Eigenschaften, welche für ihn und seine bei Sejan's bekanntem Hasse so gefährdete Stellung nur noch höhere Theilnahme erregten.[46])

Kapitel 16.

Zur selbigen Zeit hielt der Kaiser auch seinen Vortrag über die Wahl eines Jupiterspriesters an Stelle des verstorbenen Servius

---

[45]) ein homo novus, ein Parvenü, der nicht „von Familie" war, worauf Tacitus, wie wir schon oft sahen, stets großes Gewicht legt.

[46]) Wenn wir die hier geschilderte Verfahrensweise Tiber's: seine strenge Unparteilichkeit, seine maßvolle Selbstbeschränkung, mit der er dem Senate den weitesten Spielraum zur Ausübung seiner Machtbefugnisse in allen Staatsangelegenheiten ließ — selbst in solchen, wo er es, wie in dieser, nicht nöthig gehabt hätte, — und die Dankbarkeit, die er dafür erntete, aufmerksam erwägen, so müssen wir es begreiflich finden, daß nicht nur seine Unterthanen in den Provinzen, sondern auch alle Ehrenmänner und Vaterlandsfreunde im Senat (und es gab deren denn doch noch gar manche) in Tiberius einen trefflichen Regenten verehren konnten, ohne daß grade

Maluginensis[47]), und zugleich über die Aufstellung einer neuen gesetzlichen Bestimmung. „Es sei altes Herkommen, daß dazu drei Patricier, in priesterlich eingesegneter Ehe geboren, zu gleicher Zeit als Candidaten vorgeschlagen würden, aus denen sodann Einer gewählt werde; allein es sei jetzt keine solche Auswahl von Individuen vorhanden, da die Sitte einer solchen priesterlichen Eheeinsegnung in Abgang gekommen oder doch nur im Kreise Weniger beibehalten sei." Dafür gab er mehrere Ursachen an: „die hauptsächlichste liege in der Gleichgültigkeit der Männer und Frauen; dazu kämen die lästigen Umständlichkeiten dieser Form der Eheschließung selbst, denen man geflissentlich aus dem Wege zu gehen suche; und auch darum, weil bekanntlich der Mann, welcher jenes Priesteramt erlange, und die Frau, die sich mit einem solchen verheirate, aus der väterlichen Gewalt heraustrete. Daher müsse durch einen Senatsbeschluß oder durch ein Gesetz[48]) Abhülfe geschafft werden, wie ja auch Augustus diese und jene aus dem rohen Alterthum stammenden Bestimmungen dem Bedürfnisse der Gegenwart

alle loyalen Aeußerungen ihrer Anhänglichkeit „niedrige Schmeichelei" (adulatio) heißen dürfen! In dem hier erzählten Falle mit Lucilius, seinem Procurator, bestand das Bemerkenswerthe darin, daß Tiber sogar seinen eigenen Hausbeamten, statt ihn selber zu richten, der Jurisdiction des Senats unterstellte, um nicht der Parteilichkeit bezüchtigt werden zu können, wenn er ihn etwa freizusprechen sich bewogen finden sollte. Endlich sehen wir aus dem Schlusse des Kapitels, daß Tiberius seinen Neffen Nero, Germanicus' und Agrippina's ältesten Sohn, bereits wirklich in die Staatsgeschäfte eingeführt und ihm z. B. hier das dankbare Geschäft eines Vertreters und Vorführers der liegenden Provinzialen zugetheilt hatte. Welchen Dank er dafür von dem Prinzen und der Partei seiner Mutter erntete, werden wir später sehen. Schon hier aber ist die Parteilichkeit zu bemerken, mit welcher Tacitus Quellen den Antheil des Senats und Volks an dem „Sohne und Ebenbilde" des Germanicus hervorheben. Nur die Partei Agrippina's konnte sich so lebhaft für einen jungen Menschen interessiren, an dem in Wirklichkeit herzlich wenig zu loben war. Und von einem „Hasse" Sejan's und von einer Gefahr, in der Nero dadurch schwebte, konnte damals das Publikum um so weniger etwas wissen, als Sejan gerade umgekehrt damals bestrebt war, sich den Anschein zu geben, als stehe er und meine er es sehr gut mit dem jungen Prinzen. Und endlich sagt Tacitus selbst unten Kapitel 17, daß die beiden Prinzen nicht eben sehr beliebt waren!!

[47]) S. oben III. 58.

[48]) Zu dem letzteren war Vortrag an und Abstimmung durch das Volk erforderlich. Daß solche Volksabstimmungen über Gesetze, die der Senat zuvor berathen und entworfen hatte, auch damals noch vorkamen, belegt Ripperdey mit Beispielen.

gemäß mildernd umgestaltet habe." Nachdem man darauf die fraglichen religiösen Bestimmungen durchgenommen hatte, ward beschlossen, an dem Statut der Priester nichts abzuändern, dahingegen ward ein Gesetz erlassen, demzufolge die Gattin eines Jupiterspriesters nur in Betreff der religiösen Verrichtungen ihrem Manne unterworfen, in allem andern aber zu ihm in dem Rechtsverhältnisse jeder andern Frau stehen solle. Zugleich wurde Maluginensis der Sohn an Stelle des Vaters gewählt. Und um das priesterliche Ansehn zu heben und den betreffenden selbst mehr Lust zur Uebernahme des priesterlichen Berufes zu machen, ward beschlossen: die Vestalin Cornelia, welche damals an Stelle der Scantia gewählt wurde, solle zwei Millionen Sesterzien erhalten und die Kaiserin Mutter solle, so oft sie das Theater besuche, ihren Platz unter den Vestalinnen nehmen.[49])

Kapitel 17.

(Jahr 24 nach Chr.)

Unter dem Consulate des Cornelius Cethegus und Visellius Varro geschah es, daß die Pontifices und nach ihrem Vorgange die übrigen Priester bei den Gebeten für das Heil und Leben des Kaisers auch den Nero und Drusus denselben Göttern empfahlen: nicht so sehr wegen der Beliebtheit der jungen Prinzen[50]) als aus Schmeichelei, die in verderbten Zeiten ganz zu unterlassen ebenso gefährlich ist, als sie zu übertreiben. Tiberius nämlich, der dem Hause des Germanicus so schon niemals freundlich gesinnt war[51]), empfand jetzt diese Gleichstellung der beiden jungen Leute mit ihm, dem greisen Kaiser, in Wahrheit als eine unerträgliche Kränkung. Er ließ die Pontifices zu sich entbieten, und fragte sie: „ob sie damit sich den Bitten Agrippina's oder ihren Drohungen gefügt hätten?" Das verneinten sie und kamen so mit einer mäßigen Zurechtweisung davon, — denn

---

[49]) Die Wahl der Vestalinnen aus den von den vornehmen Familien angebotenen Töchtern geschah in der Kaiserzeit durch den Senat (früher durch den Pontifex maximus), der auch für ihren Unterhalt sorgte. Das hier erwähnte Dotationsgeschenk betrug nach unserem Gelde etwa 140,000 Thaler.

[50]) S. oben Kap. 15 Anm. 46.

[51]) Dieser Zusatz ist, wie wir gesehen haben, eine durchaus unrichtige Behauptung (S. Röm. Kaiserfrauen S. 301—302). Tiberius hat sich bisher nur väterlich wohlwollend gegen Germanicus' Kinder benommen.

ein großer Theil von ihnen waren Verwandte von ihm oder Männer aus den ersten Familien der Stadt. Im Senate aber schärfte er es in einer besonderen Ansprache ein: „daß man in's künftige sich hüten solle, die leicht erregbaren Gemüther der jungen Prinzen durch vorzeitige Ehrenerweisungen zum Hochmuthe aufzureizen.“[52]) Es lag ihm nämlich Sejan fortwährend in den Ohren mit seinen Klagen darüber: „das das Publikum der Stadt wie im Bürgerkriege in Parteiungen gespalten sei, daß es Leute gebe, welche sich die Partei der Agrippina nennten, daß deren bald mehr sein würden, wenn nicht entgegengetreten würde, und daß es gegen den anwachsenden Zwiespalt kein anderes Mittel gebe, als daß man einen oder den andern der Thätigsten niederwerfe“.[53])

Kapitel 18.

Aus diesem Grunde wendet er seinen Angriff gegen Cajus Silius und Titius Sabinus. Es war die Freundschaft mit Germanicus, welche beiden das Verderben brachte; bei Silius kam auch noch der Umstand hinzu, daß der Sturz eines Mannes, der sieben Jahre hindurch der Lenker eines gewaltigen Heeres gewesen, in Germanien sich die triumphalischen Ehrenzeichen erworben[53a]) und den Sacrovirianischen Krieg siegreich beendet hatte, ganz geeignet war, durch seine

---

[52]) Auch in dieser Erzählung ist Tacitus' ungerechte Parteilichkeit gegen Tiber, der sich in der Sache durchaus löblich benahm, augenfällig. Der alte Kaiser hatte Recht, das Benehmen der Pontifices zu tadeln. Denn was sie gethan hatten, war wider das Herkommen und ohne Zustimmung des Staatsoberhaupts geschehen. Dennoch begnügt sich Tiber mit einem „leisen Tadel“ (modice perstrictis) ihres eigenmächtigen Verfahrens. Aber gleich ist Tacitus bei der Hand, diese löbliche Mäßigung Tiber's dadurch herabzusetzen, daß er dieselbe als „durch die Rücksicht auf die Persönlichkeiten der Pontifices geboten“ motivirt! Der Kaiser Augustus hatte gleichfalls solche unzeitige seinen Enkeln dargebrachte Handlungen aus ähnlichen Gründen streng getadelt (Sueton Aug. 56), und man hatte ihn dafür gelobt. Bei Tiberius aber findet Tacitus, daß dessen Verhalten nur ein Beweis mehr sei für „seine stete unholde Gesinnung gegen das Haus des Germanicus“! Vgl. Kaiserfrauen S. 304—305. und Sievers II, 19—20.

[53]) S. Kaiserfrauen S. 300—305 ff., wo gezeigt worden ist, daß Tiber in Bezug auf Agrippina's Umtriebe sich durchaus nicht täuschte. Mit Recht aber fragt man: woher hatte Tacitus Kunde von dem, was Sejan dem Kaiser in geheimster Unterredung vortrug? S. Sievers II, S. 29.

[53a]) S. oben I, 72.

Größe den Eindruck des Schreckens bei den andern wesentlich zu erhöhen. Sehr viele waren damals der Ansicht, vermehrt worden sei die Ungunst, in welcher er stand, noch durch die Ueberhebung, mit welcher er sich maßlos berühmte: „Seine Soldaten seien es gewesen die in Gehorsam verharrt hätten, als andere sich zu Meutereien hinreißen ließen, und Tiberius würde den Thron nicht haben behaupten können, wenn auch diese Legionen Lust zum Revolutioniren gehabt hätten.“ [54]) Durch solche Reden glaubte der Kaiser seine erhabene Stellung angetastet und durch ein so großes Verdienst in Schatten gestellt. Denn Verbindlichkeiten sind nur insoweit angenehm, als eine Abtragung derselben möglich erscheint; ist der Vorsprung zu groß, so ist, statt des Dankes, Haß der Lohn. [55])

Kapitel 19.

Silius' Gattin war Sosia Galla, dem Kaiser wegen Agrippina's Zärtlichkeit für sie verhaßt. Sie und ihren Gemahl nun beschloß man anzufassen, während man den Agriff auf Sabinus für jetzt vertagte. Es ward also der Consul Varro auf sie gehetzt, der unter dem Vorwande eines von seinem Vater überkommenen Feindschaftsverhältnisses [56]), sich den feindseligen Leidenschaften Sejan's zu eigner Schande dienstbar erwies. Als der Angeklagte um eine kurze Frist nachsuchte, bis der Ankläger vom Consulat abtreten werde, entgegnete der Kaiser abweisend: „es sei ja herkömmlich, daß Staatsbeamte einen Privatmann vor Gericht zögen, und man dürfe dies Recht bei einem Consul nicht verkürzen, auf dessen Wachsamkeit die Verantwortung

---

[54]) S. oben I. 31. 37. 40.

[55]) Diese Sentenz ist richtig, aber nur bei kleinen und eitlen Menschen. Tiber war keins von beiden, und Dankbarkeit für geleistete große Dienste, wie z. B. sein Verhalten gegen seine vierjährigen Freunde Lucilius und Cluvius (IV, 15; III, 43) und vor allen gegen Sejan beweist, war grade ein Hauptzug in Tiber's Charakter. In dem gegenwärtigen Falle aber handelt es sich um einen Mann, der, wie Tacitus selbst sagt, „sich seiner Verdienste unmäßig und prahlerisch“ in einer Weise überhob, die den Kaiser, der ihn obenein zu Rang und Ansehn befördert hatte (Vellej. II, 130), beleidigen mußte. (S. Tiberius S. 148—149 und Kaiserfrauen S. 306.) Ich glaube schwerlich, daß selbst der alte Fritz es geduldig ertragen hätte, wenn einer seiner Generale sich überall laut berühmt hätte: daß er nur ihm den glücklichen Ausgang des siebenjährigen Krieges und die Erhaltung seines Thrones verdankte.

[56]) S. oben III. 43.

ruhe, daß dem Staate kein Schade geschehe.“ Es war eine Eigenthümlichkeit bei Tiberius, neuerdings erfundene Schändlichkeiten mit dem schützenden Mantel alterthümlicher Wortformeln zu verdecken.[36a]) So wird denn mit großem Ernste, gleichsam als ob wirklich gegen Silius nach den Gesetzen verfahren werde, Varro ein wirklicher Consul, und das jetzige Wesen ein wirklicher Staat sei, der Senat zum Gericht versammelt.[37]) Der Angeklagte verhielt sich schweigend, oder wenn er eine Vertheidigung versuchte, machte er kein Hehl daraus, wessen Grimm ihn zu erdrücken suche. — Die Anklagepunkte waren: Vorwissen um Sacrovir's kriegerische Anschläge, daher langes Ignoriren desselben, Schändung des Sieges durch Habsucht, und Theilnahme seiner Gattin Sosia an solchen Handlungen. Auch haftete an beiden zweifellos die Schuld widerrechtlicher Erpressungen, allein alle Punkte wurden unter die Kategorie des Hochverraths gezogen, und Silius kam der drohenden Verurtheilung durch ein freiwilliges Ende zuvor.[38])

Kapitel 20.

Trotzdem[39]) wurde sein Vermögen confiscirt, jedoch die Gelder nicht den Provinzialen zurückgegeben, deren keiner auf Ersatz antrug, wohl aber ward davon Augustus' Gnadengeschenk abgezogen, indem

[36a]) Tacitus vergißt wieder einmal, daß nach seinem eigenen Zeugnisse Tiberius bisher tadellos regiert hatte!

[37]) Hier ist jedes Wort ebenso gehässig als wahrheitswidrig. Tacitus scheint völlig vergessen zu haben, welches Zeugniß er soeben erst der weisen, gesetzlichen und gerechten Regierung Tiber's selbst ausgestellt hat, ein Zeugniß, welches von allem hier behaupteten gerade das Gegentheil aussagt. S. oben Kap. 6.

[38]) Tacitus behandelt den Fall mit sehr auffallender Kürze. Warum? weil der Angeklagte „offenbar schuldig war“. Er sagt ferner nicht, daß das dem Silius zur Last gelegte anfängliche Einverständniß mit dem Reichsfeinde Sacrovir, eine falsche Anklage gewesen, und wir sind deßhalb berechtigt zu glauben, daß sie begründet war. In diesem Falle aber mußte die Sache als Hochverrath behandelt werden. Daß er desselben schuldig befunden war, geht daraus hervor, daß ein Beschluß des Senats die Zerstörung seiner Bilder dekretirte (Tacit. Ann. XI, 35). Dieselbe Beurtheilung erfährt die Darstellung des Tacitus von Sievers (I, S. 39–40). Und was die Waage vollständig zu Ungunsten des von Tacitus in Schutz genommenen Silius sinken läßt, ist endlich der Umstand, daß unter den verurtheilenden Richtern des Angeklagten sich auch Manius Lepidus, einer der wackersten und edelsten Männer der Zeit (wie Tacitus selbst gesteht) befand.

[39]) Selbstmord vor der Verurtheilung in Fällen, wie dieser, pflegte sonst das

mehrjährigen Haft beschäftigte und tröstete ihn die Abfassung seines Werks vom **Troste der Philosophie** und einer Denkschrift über die wahren Ursachen und das Verfahren in seinem Processe, die er der Nachwelt bestimmte [1]).

Wir beschliessen diese Skizze mit einer kurzen Uebersicht der uns erhaltenen Leistungen des Boethius für die Aristotelischen Schriften. Die Form seiner Uebersetzungen ist das Ergebniss des Strebens, ein wortgetreues Wiedergeben des Sinnes mit Aufgebung aller Ansprüche auf Anmuth der Sprache und Darstellung zu erreichen [2]). Wie ihm nun dies gelang, so tritt eben dadurch ein bedeutender Abstand zwischen der Sprache in diesen Schriften und der **Consolatio** hervor, der äusserst grell genannt werden mag. Die Commentare sind verschieden; der gelehrteste, aber zugleich auch weitschweifigste und ermüdendste, ist der sogenannte grössere zu der Aristotelischen Schrift De Interpretatione. Diese aus allzuängstlichem Streben nach möglichster Deutlichkeit entstandene Prolixität ward ihm schon von Zeitgenossen bitter vorgeworfen; aber die Fülle verdienst-

---

stützen, welche, aus den physischen und metaphysischen Werken des Aristoteles gezogen, eine kurzgefasste Uebersicht seiner gesammten Doktrin gaben" und die man wohl dem Beda zuschrieb, auf Boethius zurückzuführen.

1) Die letztere Notiz scheint nicht allgemein bekannt; sie findet sich de Consolat. philos. I, p. 856.: cujus rei seriem atque veritatem, ne latere posteros queat, stylo etiam memoriaeque mandavi.

2) Vgl. Boeth. in Porphyr. a se transl. I, p. 46. und besonders De Syllogismo p. 581.

man die Posten einzeln berechnete, welche die kaiserliche Kammerkasse in Anspruch nahm. Dies war der erste Fall, wo es Tiberius mit seinen Ansprüchen auf fremdes Geld genau nahm.[60]) Sosia ward verbannt, gemäß dem Antrage des Asinius Gallus, der zugleich dafür gestimmt hatte, daß ein Theil des Vermögens zu confisciren, ein Theil den Kindern zu belassen sei. Dagegen sprach sich Manius Lepidus dahin aus: den vierten Theil, wie es das Gesetz erheischte, den Anklägern, den Rest den Kindern zu überweisen.[61]) Dieser Lepidus ist, soweit ich unterrichtet bin, in jenen Zeiten ein würdiger und einsichtsvoller Mann gewesen; denn er hat in vielen Fällen die verderbliche Liebedienerei anderer zum Besseren umgewandelt.[62]) Und trotzdem hatte er niemals nöthig, sich den Zwang der Mäßigung aufzulegen, da er sein Leben lang in gleichmäßiger Achtung und Gunst bei Tiberius geblieben ist. Daher sehe ich mich gezwungen, es unentschieden zu lassen, ob, wie alles andere im Leben, so auch die Neigung der Fürsten für diese und ihr Widerwille gegen jene ein vom Schicksal schon bei der Geburt zugetheiltes Loos ist, oder ob einen bestimmten Einfluß darauf auch unser Wollen hat, und es möglich ist, zwischen schroffem Trotze und erniedrigender Willfährigkeit, frei von Ehrgeiz und Gefahren seinen Lebensweg fort zu wandeln![63])

Vermögen des Angeklagten vor Confiscation zu schützen. S. Merivale V. p. 390. Hier aber war augenscheinlich eine Ausnahme geboten.

[60]) Es ist nicht gesagt, daß Tiberius das ganze Vermögen für sich confisciren ließ; im Gegentheil nahm er nur genau so viel in Anspruch, als die Kammerkasse beanspruchen konnte, nämlich den Betrag der Gnadengeschenke, welche der Verurtheilte aus derselben früher erhalten hatte. Von einem „ersten Beispiele der Habsucht" kann daher nicht die Rede sein, sondern nur von Genauigkeit (diligentia) im Einfordern dessen was ihm zukam. Aber auch diese war man bisher von ihm nicht gewohnt gewesen.

[61]) Welcher von beiden Anträgen durchging, sagt Tacitus nicht; wahrscheinlich der letztere, mildere.

[62]) d. h. seine milderen und einsichtigeren Anträge und Abstimmungen trugen meistens über die härteren anderer (die Tacitus, wie immer, als schmeichlerisches Bestreben dem Tiber zu gefallen bezeichnet) den Sieg davon. Ein großes Lob für Tiber, das Tacitus selbst hier, ohne es zu wollen, ausspricht und das durch das Folgende noch sehr verstärkt wird.

[63]) Die richtige Folgerung aus Lepidus' Beispiel wäre vielmehr die gewesen: Da allen Berichten zufolge Lepidus durchaus ein Ehrenmann war und sich stets als solcher erwies, und dennoch dabei sein ganzes Leben lang in immer gleicher Hochachtung und Gunst des Kaisers stand, so — muß Tiberius Werth auf solche Tugen-

Messalinus Cotta dagegen, ein Mann von nicht minder hoher Abkunft, aber von ganz verschiedenem Charakter, stellte den Antrag auf einen Senatsbeschluß dahin lautend: daß Staatsbeamte, auch wenn sie selbst unschuldig wären und um die Schuld eines andern nicht wüßten, doch für die in den Provinzen begangenen Vergehen ihrer Ehefrauen wie für eigene büßen sollten.[65a])

Kapitel 21.

Die nächste Verhandlung betraf den Calpurnius Piso, einen Mann von hohem Adel und starkem Selbstgefühl. Derselbe hatte nämlich, wie ich berichtet habe,[64]) im Senate laut ausgerufen: er werde die Hauptstadt verlassen wegen der Ueberhandnahme der Ankläger, und hatte, unbekümmert um den Machteinfluß der Kaiserin Mutter, die Urgulania vor Gericht zu ziehen und aus dem Palaste des Kaisers zu citiren gewagt. Das hatte damals Tiberius gut bürgerlich hingenommen; aber in seinem Geiste, der Ursachen zum Zorne sich immer wieder in Erinnerung brachte, blieb, wenn auch die erste Heftigkeit des ihm gegebenen Anstoßes sich gelegt hatte, doch das Andenken stark[65]). Und so klagte den Piso denn Granius an wegen eines im Geheimen gepflogenen hochverrätherischen Gespräches, wobei

den, wie Lepidus sie besaß, gelegt haben, und kann also nicht der tückische, boshafte, grausame Tyrann gewesen sein, als welchen ihn seine „alles gegen ihn begierig zusammenschwatzenden" Feinde hingestellt haben. Statt dessen bekennt Tacitus: er werde durch die Existenz dieses Lepidus irre in seinem Glauben an — die fatalistische Vorherbestimmung aller Dinge!! Natürlich! denn er kann eben nicht los von seinem Vorurtheil gegen Tiber und dessen Charakter.

[65a]) Ueber diesen Messalinus Cotta s. oben II. 32, und weiterhin V. 3, VI. 5 bis 7. Er war, wie Tacitus sagt (VI. 5), verhaßt wegen der Härte seiner Abstimmungen in Senatsprocessen. Hier jedoch beweist er vielmehr nur Sinn für heilsame und gerechte Strenge, obschon Tacitus dieselbe — mißbilligt! Der Provinzialgouverneur mußte verantwortlich sein für die Erpressungen und Bedrückungen, die sich seine Frau in seiner Provinz erlaubte. Sonst wäre, — wenn er sich mit Unwissenheit entschuldigen konnte, — dem größten Unfuge Thür und Thor geöffnet gewesen. Wenn Tacitus meldet, daß Messalinus beim Adel wegen der Strenge seiner Abstimmungen und Anträge „verhaßt" war, so giebt uns dieser Antrag einen Fingerzeig über das Warum.

[64]) S. oben II. 34.

[65]) Von diesem Charakterzuge langen Nachtragens bei Tiber hat Tacitus uns bisher noch kein Beispiel geliefert, und auch dieses erste beruht lediglich auf Meinung und Annahme der Feinde Tiber's.

er noch hinzufügte: es befinde sich Gift in seinem Hause und er pflege mit einem (verborgenen) Schwert am Gurte in die Curie zu kommen. Die letztere Anschuldigung ließ man als in ihrer Fürchterlichkeit alle Möglichkeit der Wahrheit übersteigend fallen; in Betreff der übrigen Punkte, welche sehr zahlreich zusammengehäuft waren, ließ man die Klage zu, die jedoch nicht zur Schlußverhandlung gedieh, weil ein gelegner Tod dazwischen trat.[66])

Weiter kam noch der Fall des Eriirten Cassius Severus zum Vortrage, der von niedriger Herkunft und bösartigem Treiben, aber ein tüchtiger Redner, in Folge seiner unmäßigen feindseligen Angriffe es dahin gebracht hatte, daß er durch einen Schwurgerichtsspruch des Senats nach Creta verwiesen wurde, wo er durch fortgesetzte gleiche Thätigkeit sich neue und zugleich die alten Gegner auf den Hals zog, und seines Vermögens für verlustig erklärt und mit dem Banne belegt auf dem Felseneilande Seriphus alt und grau wurde.[67])

Kapitel 22.

Im Laufe derselben Zeit geschah es, daß der Prätor Plautius Silvanus aus unbekannten Ursachen seine Ehefrau, die Apronia, aus dem Fenster hinabstürzte. Von seinem Schwager Lucius Apronius vor den Kaiser geschleppt gab er in der Bestürzung die Antwort: „er habe fest geschlafen und wisse deßhalb von nichts, und seine Frau habe sich freiwillig das Leben genommen". Unverzüglich begiebt sich

[66]) Das Ungenügende, Unbestimmt-Dunkle dieser überaus kurzen Darstellung sieht jeder leicht, sowie auch, daß dieselbe durchaus nicht beweist, was sie nach Tacitus beweisen soll, nämlich Tiber's tückischen Charakter oder auch nur überhaupt des Kaisers Betheiligung bei der Anklage. Und da von einer Beurtheilung und Güterconfiscirung nicht die Rede ist, so wenig wie von einer Belohnung der Ankläger, — was doch Alles hätte geschehen müssen, wenn der Angeklagte schuldig war (denn der Tod, selbst ein freiwilliger, hinderte nicht immer die Fortführung der Anklage, wenn das Verbrechen schwer war), — so bleibt nur übrig anzunehmen: daß nach dem Tode Piso's die Anklage als unbegründet niedergeschlagen wurde. Vgl. Sievers I, 40.

[67]) Näheres über diesen sehr begabten, aber leidenschaftlich verbitterten Redner und Schriftsteller bei Bernhardy Röm. Literaturgeschichte S. 266. Er war — was Tacitus nicht zu erwähnen vergißt — „von niedriger Herkunft", und darum dem hohen Adel durch seine unermüdlichen Angriffe doppelt lästig und verhaßt (s. oben I, 72). Seine Verweisung war schon unter Augustus erfolgt. Daß er, obschon ein unverbesserlicher Libellist, den Tiberius angegriffen hätte, wird nirgends gesagt, — ein Umstand der sehr zum Vortheil Tiber's spricht.

Tiberius nach dem Hause und nahm das Schlafgemach in Augenschein, in welchem noch die Spuren des geleisteten Widerstandes und der angewendeten Gewalt zu sehen waren. Dann trägt er den Fall dem Senate vor. Als dieser eine richterliche Commission ernannt hatte, übersandte Urgulania, Silvanus' Großmutter, ihrem Enkel einen Dolch, — wie man glaubte, auf einen Wink des Kaisers, wegen des Freundschaftsverhältnisses der Kaiserin Mutter mit Urgulania. Der Angeklagte machte zuerst einen vergeblichen Versuch, sich des Dolches zu bedienen, und ließ sich dann die Adern öffnen[68]). Weiterhin ward Rumantina, seine erste Frau angeklagt, ihren Mann durch Zauberformeln und Liebestränke wahnsinnig gemacht zu haben, aber für unschuldig befunden.

Kapitel 23.

Dieses Jahr erlöste denn endlich auch das römische Volk von dem langen Kriege gegen den Numidier Tacfarinas. Die früheren Heerführer nämlich hatten immer, sobald sie glaubten daß ihre Erfolge zur Erlangung der Triumphalehrenzeichen[69]) genügten, vom Feinde abgelassen. So standen denn bereits drei lorbeerbekränzte Standbilder in der Hauptstadt, und noch immer setzte Tacfarinas seine Raubzüge in Afrika fort, verstärkt durch Maurische Hülfstruppen, die, während Ptolemaeus, Juba's Sohn, in leichtsinniger Jugend dahinlebte, den Dienst unter den Freigelassenen des Königs und deren Sklavenkommando mit dem Kriege vertauscht hatten. Er besaß einen

[68]) Tiberius zeigt sich bei diesem Vorfalle in dem Lichte eines ebenso rührigen als scharfsinnigen Untersuchungsrichters, der sofort den Mörder zu überführen weiß: aber einen kleinen „schwarzen Strich" erhält er von Tacitus trotz alledem. Indessen kann er sich denselben diesmal gefallen lassen; denn wenn es wahr gewesen wäre, was man in gewissen Kreisen „glaubte", daß Urgulania auf seinen Wink handelte, so wäre dies nur ein Beweis für die Güte seines Charakters, zufolge deren er einer angesehenen Familie die Schande der schimpflichen Hinrichtung eines ihrer Mitglieder, und obenein eines Prätors, hätte ersparen wollen.

[69]) Unter den Kaisern wurden den siegreichen Heerführern statt des wirklichen Triumphes, — der für die Kaiser und die Mitglieder der kaiserlichen Familie reservirt war — nur gewisse Ehrenzeichen (insignia) verliehen, die etwa unsern Orden entsprechen. Solche waren: Ein gesticktes Triumphalgewand, ein elfenbeinerner Feldherrnstab mit dem Adler darauf, ein Ehrenstuhl, ein belorbeertes Standbild u. s. w. Sie wurden später so verschwenderisch vertheilt, daß sie zuletzt allen Werth verloren, und nach Trajan ganz aufhörten.

Hehler seiner Beute und Raubgenossen an dem Könige der Garamanten, der zwar nicht in seinem Heere mitzog, ihm aber leichtes Volk schickte, dessen Stärke das Gerücht aus der Ferne vergrößerte; und auch aus unserer Provinz selbst strömten ihm alle die nichts zu verlieren hatten und alle unruhigen Köpfe um so bereitwilliger zu, weil der Kaiser nach den von Blaesus gewonnenen Erfolgen, als wäre kein Feind mehr in Afrika vorhanden, die neunte Legion zurückbeordert, und der Proconsul dieses Jahres, Publius Dolabella, nicht gewagt hatte, sie dazubehalten, indem er die Befehle des Kaisers mehr fürchtete als die Wechselfälle des Krieges.[70])

Kapitel 24.

So geschah es, daß Tacfarinas, der das Gerücht ausstreute, „Rom weiche deßhalb aus Afrika zurück, weil es auch von andern Völkerschaften hart angegriffen werde, und es sei die Möglichkeit da, auch die noch zurückgebliebenen Truppen aufzureiben, wenn alle welchen Freiheit lieber sei als Knechtschaft sich auf sie stürzten", seine Streitkräfte verstärkte, und die Stadt Thubursicum[71]) mit einem förmlichen Lager umschloß. Dolabella aber zog alles was er an Truppen hatte zusammen, und bewirkte durch seinen bloßen Anmarsch, unter dem Einflusse des Schreckens vor dem römischen Namen und weil die Numider unser Fußvolk im Felde nicht zu bestehen vermögen, die Aufhebung der Belagerung, worauf er an geeigneten Plätzen starke Befestigungen errichtete. Zu gleicher Zeit ließ er die empörungslustigen Häuptlinge der Musulmanier mit dem Beile hinrichten. Sodann, weil man durch mehrere Expeditionen gegen Tacfarinas die Erfahrung gewonnen hatte, daß man gegen einen so leichtbeweglichen Feind nicht einen einzigen schweren Schlag führen dürfe, bildet er unter Aufbietung des Königs Juba und seiner Völker vier Colonnen, an deren Spitze er Legaten oder Tribunen stellt. Daneben unter-

---

[70]) Ein Beweis, wie sehr das Ansehen des Kaisers und obersten Kriegsherrn von seinen Generalen respektirt wurde. Auch zeigt der Erfolg, daß Tiberius die Lage der Dinge richtig beurtheilt hatte, und daß die dort belassenen Truppen unter guter Führung zur Niederwerfung des Feindes ausreichten.

[71]) Ueber Lage und Namen dieser Stadt s. Nipperdey S. 249 und Cleß in Pauly's Realencyclop. VI, 2, S. 1567. Ein sehr guter Aufsatz desselben Gelehrten über Geschichte und Geographie von Alt-Numidien Ebendas. V, S. 731—743.

giebt er die Führung von plündernden Streitpartieen auserlesenen Mauritischen Häuptlingen; die oberste Leitung aller behielt er selbst in der Hand.

Kapitel 25.

Bald darauf trifft die Kunde ein: die Numider hätten bei einem halbzerstörten von ihnen selbst früher in Brand gesteckten Kastelle Namens Auzea[72]) ihr Zelthüttenlager aufgeschlagen, im Vertrauen auf die Sicherheit des Platzes, weil derselbe ringsum von ausgedehnten Gebirgswäldern umschlossen war. Sofort werden leichte Cohorten und Reiterabtheilungen ohne daß dieselben wissen, wohin es geht, in Eilmärschen dorthin geworfen. Als der Tag anzubrechen begann, standen sie unter dem Schmettern der Drommeten mit wildem Schlachtrufe Angesichts der schlaftrunkenen Barbaren, deren Rosse an den Füßen gefesselt oder auf den verschiedenen Weideplätzen zerstreut waren. Auf Seiten der Römer dichtgeschlossenes Fußvolk, die Reiterschaaren in Schlachtordnung, alles zum Kampfe bereit; die Feinde dagegen, die von nichts wußten, ohne Waffen, ohne Aufstellung, ohne planmäßige Führung, sondern wie Schaafe wurden sie herausgeschleift, niedergemacht, gefangen genommen. Der Soldat, muthentbrannt durch die Erinnerung an seine Strapazen und deren Vergeblichkeit gegen einen Feind, dessen Flüchtigkeit derselben spottete, sättigte sich jetzt Mann für Mann, da es endlich zu dem so oft ersehnten Schlagen gekommen war, in Rache und Blut. Durch die Manipeln geht das Losungswort: „alle auf Tacfarinas!" der ihnen aus so vielen Treffen bekannt war; „nur durch den Tod des Anführers könne der Krieg zur Ruhe kommen". Der aber, als seine um ihn geschaarte Leibwache zersprengt, sein Sohn bereits gefangen war, und die Römer von allen Seiten heranströmten, stürzte sich gegen die feindlichen Reihen und entzog sich der Gefangenschaft durch einen vom Feinde theuer erkauften Tod. Damit wurde denn dem Kriege ein Ende gemacht.

Kapitel 26.

Dolabella's Gesuch um die Triumphalehrenzeichen schlug Tiberius ab, aus Rücksicht auf Sejan, damit die Auszeichnung von dessen

---

[72]) Das heutige Hamza, im Süden von Algier und der Ebene gleichen Namens, an der Straße von Caesarea nach Carthago.

Oheim Blaesus nicht in Schatten gestellt würde[72]). Allein Blaesus wurde dadurch nicht berühmter, und jenem erhöhte die verweigerte Ehrenauszeichnung nur noch den Ruhm; hatte er doch mit einem an Zahl kleineren Heere Gefangene von Rang, den Tod des Anführers und den Ruhm der Beendigung des Krieges als Resultate aufzuweisen gehabt. Darnach kamen Gesandte der Garamanten, eine seltene Erscheinung in Rom, welche jene durch den Fall des Tacfarinas in Schrecken gesetzte und an seiner Verschuldung betheiligte Völkerschaft beauftragt hatte, dem römischen Volke Genugthuung zu leisten. Als man sodann von den guten Diensten des Ptolemaeus in diesem Kriege Kenntniß erhielt, erneuerte man ein Verfahren der alten Zeit und sandte einen der Senatoren ab, der ihm den Elfenbeinstab und das gestickte Gewand, die Gnadengeschenke des Senats in alter Zeit, überbringen und ihn als König, Bundesgenossen und Freund begrüßen mußte.

Kapitel 27.

In demselben Sommer erstickte ein glücklicher Zufall[72a]) den aufschießenden Keim eines Sklavenkrieges in Italien. Der Anstifter dieser Bewegung, Titus Curtisius, früher Soldat in der kaiserlichen Leibwache, begann zuerst in heimlichen Zusammenkünften zu Brundusium und in den umliegenden Ortschaften, dann durch öffentliche schriftliche Anschläge die wilden Sklavenbanden der entlegenen Bergwälder zur Freiheit aufzurufen, als gleichsam durch Gnade der Götter drei doppelrudrige Kriegsfahrzeuge anlegten, welche zum Schutze des Verkehrs auf dem dortigen Meere kreuzten. Zugleich befand sich in derselben Gegend der Quästor Curtius Lupus, dem nach altem Herkommen Cales als Amtsbezirk zugefallen war[74]). Dieser formirte

---

[72]) Die Motivirung der Handlungsweise Tiber's in diesem — in seiner Art allein dastehenden — Falle ist ebenso gehässig als willkürlich. Einer der edelsten französischen Historiker sagt von dieser Sucht in die geheimen Motive historischer Personen eindringen zu wollen, der wir den Tacitus so oft sich hingeben sehen: il est toujours dangereux et souvent puéril de vouloir interpréter les sentiments secrets des personnages historiques. (Laufrey, Histoire de Napoléon I. t. IV, p. 403.)

[72a]) und nicht zu vergessen das energische und rasche Einschreiten des Kaisers, dessen Tacitus erst weiterhin gedenkt.

[74]) Cales, das heutige Calvi, unweit der Eisenbahn von Rom nach Neapel in der Nähe von Capua, einst eine blühende, reiche, kunstgeschmückte Stadt, jetzt ein

die Truppenbemannung der Schiffe in mehrere Abtheilungen und zersprengte die Verschwörung grade im Beginne des Ausbruchs. Zugleich entsandte der Kaiser schleunig den Tribunen Stajus mit einem starken Kommando[75]), welcher den Rädelsführer und seine verwegensten Genossen gefangen nach Rom führte, wo alles schon zitterte wegen der großen Zahl des Sklavengesindels, welches fort und fort in's Unermeßliche wuchs, während die niedere Klasse der freigebornen Bevölkerung täglich abnahm.[76])

Kapitel 28.

In demselben Consulatsjahre gab es ein schauderhaftes Schauspiel von Elend und Herzenshärtigkeit. — Ein Vater als Beklagter, der Sohn als sein Ankläger — beide Vibius Serenus geheißen — wurden vor den Senat gestellt. Der Vater, aus dem Exil herbeigeschleppt, starrend von Schmutz und Unsauberkeit und jetzt in Fesseln, während der Sohn seine Rede hielt; der junge Herr in sorgfältig gewählter Kleidung und heitern Angesichts berichtete von hochverrätherischen Anschlägen gegen den Kaiser, von Aufwieglern zum Kriege, welche nach Gallien gesendet worden, wobei er den Angeber und Zeugen in einer Person machte. Hinzu fügte er noch: „Caecilius Cornutus, der gewesene Prätor, habe das nöthige Geld hergegeben", und letzterer, unfähig seine beängstigende Lage zu ertragen, und weil eine Anklage schon als Verurtheilung galt[77]), eilte sich den Tod zu geben. Der Angeschuldigte dagegen blieb ungebrochenen Muthes; er schüttelte seine Fesseln dem Sohne in's Angesicht und rief die rächenden Götter an: „daß sie ihn seines Theils immerhin wieder in's Exil senden möchten, wo er fern von solcher Art des Handelns leben könne, wenn nur seinen Sohn dereinst ihre Strafgerichte erreichten!" Dazu betheuerte er: „Cornutus sei unschuldig und habe sich durch falsche

elendes Nest von einem Dutzend zerfallener Häuser und einer alten Burgruine des Mittelalters. Reste von antiken Bauwerken, Tempel, Theater und Villen sind noch in großer Anzahl vorhanden.

[75]) von der Leibgarde.

[76]) Hauptursache des letzteren war das in Rom übliche numerum liberorum finire und das Aussetzen der dem Vater zu lästig erscheinenden Neugebornen, zumal der weiblichen. Tacit. Germ. 19. Merivale VIII, p. 354 und V, p. 36.

[77]) Dies ist für die ganze bisherige Regierungszeit des Kaisers nach Tacitus' eigener Darstellung entschieden unwahr.

Beſchuldigungen ſchrecken laſſen, auch werde dies leicht zu erkennen ſein, wenn Andere genannt würden; denn an Ermordung des Kaiſers und eine Revolution könne er ſelber doch nicht mit nur einem Theilnehmer gedacht haben!"

Kapitel 29.

Darauf nennt der Ankläger den Cnaeus Lentulus und den Sejus Tubero, zu großer Beſchämung (!) des Kaiſers; denn es waren zwei der erſten Männer Roms, ſeine eignen intimſten Freunde, Lentulus ein hochbetagter Greis, Tubero ein körperlich gebrechlicher Mann, welche hier der Anſtiftung von kriegeriſcher Schilderhebung und Umſturz des Staats bezichtigt wurden. Natürlich wurden ſie ſofort außer Anklage geſetzt. Gegen Serenus den Vater wurden ſeine Sklaven peinlich befragt und das Reſultat fiel gegen den Ankläger aus, der von ſeinem Gewiſſen gepeinigt und erſchreckt durch die Stimmung im Volke, wo man ihm Kerker und Tarpejiſchen Felſen oder die Strafe der Vatermörder androhte, freiwillig die Stadt verließ. Allein er ward von Ravenna zurückgeholt und gezwungen ſeine Anklage zu Ende zu führen, wobei Tiberius ſeinen alten Groll gegen den exilirten Serenus nicht verhehlte. Dieſer hatte nämlich nach Libo's Verurtheilung dem Kaiſer brieflich Vorwürfe gemacht, daß ſeine dabei geleiſteten eifrigen Dienſte ihm allein nichts eingetragen hätten, und hatte dazu noch Aeußerungen gefügt, welche trotziger lauteten als man ſie mit Sicherheit vor ſtolzen und zum Uebelnehmen geneigten Ohren verlauten laſſen darf. Dieſe Dinge brachte der Kaiſer nach acht Jahren zur Sprache nebſt allerhand Anſchuldigungen von Serenus' Benehmen in der Zwiſchenzeit, „wenn ſchon die peinliche Befragung der Sklaven durch die Hartnäckigkeit der letzteren gegen jene Anſchuldigungen geſprochen haben möchte".

Kapitel 30.

Als ſodann die Anträge dahin lauteten: daß Serenus „nach Weiſe der Vorfahren am Leben geſtraft werden ſolle",[78]) ſchritt er, um die Gehäſſigkeit zu mildern, mit ſeiner Einſprache dagegen ein. Als Gallus Aſinius dahin ſtimmte: „man ſolle ihn auf Gyarus oder Donuſa einſchließen", wies er auch dies zurück, indem er als Motiv anführte: „beide Inſeln litten an Waſſermangel, und wenn man

[78]) S. oben zu II, 32 Anmerkung 58.

Einem das Leben lasse, so müsse man ihm auch des Lebens Nothdurft gewähren". So wurde Serenus nach Amorgos zurückgebracht. Und weil Cornutus sich selbst entleibt hatte, so kam es jetzt zu einer Verhandlung über die Abschaffung der Belohnungen für die Ankläger in allen den Fällen, wo ein auf Hochverrath Angeklagter vor Beendigung des Prozeßverfahrens sich selbst das Leben nähme. Auch würde der Antrag sicher durchgegangen sein, wenn nicht der Kaiser in schroffer Weise und gegen seine sonstige Weise offen für die Ankläger Partei nehmend sich beschwert hätte: „das heiße die Gesetze ungültig machen und den Staat in Gefahr setzen; lieber möge man die Verfassung umstoßen als die Wächter derselben beseitigen". So wurden die Delatoren, diese zum Verderben des Publikums geschaffene Menschenklasse, die man nicht einmal durch Strafen hatte genügend in Schranken halten können, noch durch Belohnungen angelockt![79])

Kapitel 31.

Die gedrängte Reihenfolge dieser so betrübenden Vorgänge ward durch eine kleine Erfreulichkeit unterbrochen, indem der Kaiser den

---

[79]) Wir haben diesen mit allem Farbenaufwande von Tacitus erzählten Criminalfall durch keine Bemerkungen unterbrechen wollen. Betrachten wir ihn jetzt näher, so springt das Bestreben des Erzählers: auch hier seine Leser gegen Tiberius einzunehmen, in die Augen. Der Angeklagte, wer ist er? Ein notorischer, wegen furchtbarer Gewaltthaten verurtheilter Verbrecher (s. oben IV. 13). Wer ist der Ankläger? Etwa Tiberius? Nein! Tacitus sagt nicht einmal, daß er die Anklage veranlaßte. Es ist der eigne Sohn, — ein Schauspiel schrecklich genug, und verabscheuenswerth in jedem Falle soweit es den Sohn betrifft. Aber die Anklage muß begründet gewesen sein, denn 1) der Hauptmitschuldige nimmt sich sofort selbst das Leben, obschon er nach allen von Tacitus berichteten ähnlichen Fällen nichts zu fürchten hatte, wenn er unschuldig war; 2) der Ankläger wird nicht bestraft, was gesetzlich hätte geschehen und in diesem Falle zehnfach geschehen müssen, wenn er seine Anklage nicht hätte beweisen können; und endlich 3) der Angeklagte wird schuldig befunden, ohne daß sich ein Vertheidiger erhebt, und zur härtesten aller Strafen, zum Sklaventode oder zur Aussetzung auf einer wüsten Insel verurtheilt, und Tiberius ist es, der beide Strafen mildert! Aber Tiberius spricht „offen" für die Aufrechthaltung der gesetzlichen Belohnung der Ankläger? — Natürlich! die Sicherheit des Staatsoberhaupts beruhte auf diesem Institute; und obschon Tiberius, wie wir sahen, den Eifer der Ankläger bisher möglichst zu zügeln versucht hatte (vgl. Merivale V. p. 265 ff., p. 271 ff.), so fand er es doch nicht rathsam, das bestehende Gesetz über die Belohnungen aufzuheben. — Ueber die im Ganzen milde Behandlung der Exilirten unter August und Tiber s. Merivale V. p. 324, Note 3.

licher Gelehrsamkeit und die fast rührende Art wie er, halb und halb zugestehend, es doch zugleich unbillig findet, „dass die Leute sich die Mühe des Lesens verdriessen lassen wollten, da er doch die viel grössere überwunden habe, das Alles niederzuschreiben [1]),“ können den Leser reichlich für die Ermüdung entschädigen, die das Durchlesen unfehlbar verursacht. Die Art und Weise der Erklärung selbst weiss ich nicht kürzer zu bezeichnen, als dass sie diejenige ist, deren sich Pacius, Riccobanus, Zwinger und Andere nach seinem Vorgange bedient haben. Die in den Commentarien enthaltene Litteratur alter griechischer Ausleger ist bedeutend, und die Namen und Ansichten des Eudemus, Andronikus v. Rhodus, Alexander Aphrodisiensis, Herminus, Jamblichus, Porphyrius, Aspasius, Syrianus Philoxenus erscheinen, besonders in der genannten zweiten Bearbeitung der Schrift de Interpretatione oft genug; allein nicht eben häufig lässt es sich ausmachen, was davon auf Boethius eigne und was auf Rechnung seines Vorbildes und Musters Porphyrius zu setzen ist. Dieser nämlich ist für seinen Leitstern zu halten, dem er fast durchgehends vertrauet, dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn er wiederholt hervorhebt, ohne darum für seine Versehen und Schwächen blind zu sein. Vielmehr setzt er seine Ansicht mehrmals den Erklärungen andrer Ausleger nach; von welchem Allen die Belege

1) Boeth. p. 440.

römischen Ritter Cajus Cominius, der überwiesen worden war, ein Schandgedicht auf ihn gemacht zu haben, auf Bitten des Bruders desselben, welcher Senator war, begnadigte[80]). Um so wunderbarer erschien es, daß Er, während er das Bessere kannte, das Härtere vorzog[81]). Auch entsprangen weder seine Verfehlungen aus Gedankenlosigkeit, noch ist es schwer zu erkennen: in welchen Fällen Handlungen der Herrscher aus wahrem Gefühle und wann sie mit erheuchelter Freude gepriesen werden. Ja er selbst, sonst immer so streng an sich haltend und gleichsam Wort für Wort mit dem Ausdrucke ringend, fand jedesmal leichteren und freieren Fluß seiner Rede, so oft er sich hülfreich zu erweisen im Falle war.[82])

Dagegen bei dem Prozesse gegen Publius Suillius, den ehemaligen Quästor des Germanicus, wo das Urtheil auf Verbannung aus Italien lautete, weil derselbe überführt worden war, für eine von ihm auszusprechende richterliche Entscheidung Geld genommen zu haben, stimmte er für Internirung desselben auf eine Insel, und seine innerliche Bewegung dabei war so stark, daß er mit einem Eidschwure betheuerte: „solche Verschärfung der

---

[80]) Tacitus hat in diesem Jahre bisher nur von drei Prozessen berichtet, von denen zwei mit Verurtheilung endeten. Für wen diese Prozesse „betrübend" (maesti) waren, sagt er nicht. Sie waren es doch nur für die vornehmen Familien, deren verbrecherische Mitglieder die Strenge der Gesetze zu empfinden hatten, und für deren scharfe Behandlung Tacitus immer sehr viel Theilnahme hat (vgl. Sievers I. S. 40–41). Tiber's Strenge gegen die Ausschreitungen und Umtriebe hochadliger Beamten und Blutsauger ist es hauptsächlich gewesen, der er seinen Ruf der Grausamkeit und Tyrannei zu verdanken hat. Ueber die Schandgedichte, mit denen man ihn allmälig verbitterte, s. Tiberius S. 158–159. S. 165.

[81]) Das „Bessere" ist also nach Tacitus das allzeit fertige Begnadigen; das „Härtere", „Traurigere", Böse, wenn der Herrscher mit gesetzlicher Strenge gegen Verbrechen einschreiten läßt.

[82]) Ein merkwürdiges Geständniß des Tacitus, sehr geeignet uns einen tiefen Blick in Tiber's innerstes Wesen thun zu lassen. Ein Mensch, ein Herrscher, dem die Gelegenheit sich gnädig und hülfreich zu erweisen die Brust erweitert und Herz und Zunge zu freierem Erguße bewegt, kann kein heuchlerischer Bösewicht, kein grausamer Unhold, der muß eine innerlich gute und edle Natur sein (s. Tiber S. 164), wenn er auch, wie wir sofort wieder durch ein Beispiel belegt finden, gewissenlose Beamte streng bestrafte.

Strafe sei im Interesse der Staatswohlfahrt“ [83]). Das machte für den Augenblick den Eindruck der Härte [84]), doch verwandelte es sich in ein Lob für Tiber, als Suilius später heimkehrte und die folgende Generation in ihm einen Mann sah, der übermächtig an Einfluß und käuflich seine Freundschaft mit Kaiser Claudius lange Zeit mit glücklichem Erfolge für sich, niemals aber zum Guten benutzte.

Dieselbe Strafe ward gegen den Senator Catus Firmius verhängt, „weil er seine Schwester fälschlich des Hochverraths bezichtigt habe“. Catus hatte, wie ich erzählt habe [85]), den Libo in die Falle gelockt, und ihn dann durch Denunciation in's Verderben gebracht. Dieses Dienstes war Tiber eingedenk [86]), allein er motivirte seine Fürbitte gegen die Ausführung der Strafe des Exils durch andere vorgeschützte Beweggründe; der Ausstoßung aus dem Senate widersetzte er sich nicht. [87])

Kapitel 32.

Ich weiß sehr wohl, daß Vieles von dem, was ich berichtet habe und berichten werde, vielleicht klein und unbedeutend erscheinen mag. Allein Niemand darf meine Annalen mit der Schriftstellerei derjenigen vergleichen, welche die alte Geschichte des römischen Volks verfaßt haben. Sie hatten von gewaltigen Kriegen, Erstürmungen von Städten, gefangenen Königen, oder, — wenn sie hier und da sich einmal vorzugsweise den inneren Angelegenheiten zuwendeten — von Zwiespältigkeiten der Consuln mit den Volkstribunen, von Acker- und Getreidegesetzen, von den Kämpfen des Volks mit den Optimaten, in freier Bewegung sich ergehend zu berichten. Meine Aufgabe ist ruhmlose Arbeit auf einem engen Felde. Es herrschte ja stetiger oder doch nur wenig gestörter Friede, die Zustände der Hauptstadt waren be-

---

[83]) Mit vollem Rechte! Fälschung der Gerechtigkeit für Geld ist die schwerste Schädigung des Gemeinwohls.

[84]) Bei welchen Leuten?!

[85]) S. oben II, 27 ff.

[86]) Tacitus weiß wieder, was Tiber hundert Jahre vor ihm — gedacht hat!

[87]) Sämmtliche in diesem Kapitel erzählte Fälle sind ebensoviele Beweise von Tiber's Großmuth, Gerechtigkeit und Mäßigung. Was den letztern Fall betrifft, so kennen wir die Gründe nicht, welche Tiber für Ermäßigung der Strafe des falschen Anklägers beibrachte, wohl aber sehen wir an diesem Beispiele, daß das Senatsgericht falsche Delationen streng bestrafte. S. Sievers I, S. 42.

trübend und der Kaiser um Erweiterung der Reichsgrenzen unbekümmert![87a]) Dennoch dürfte es nicht ohne Nutzen sein, einen tiefern Einblick zu thun in jene auf den ersten Blick unbedeutenden Dinge, aus denen oft die bewegenden Anstöße zu großen Veränderungen hervorgehen.

Kapitel 33.

In allen Nationen und Städten nämlich ist es entweder das Volk oder die Aristokratie oder ein Monarch welcher die Regierung ausübt; eine aus diesen drei mit Auswahl vereinigten Elementen gebildete Staatsform läßt sich leichter anpreisen als verwirklichen, und wenn sie verwirklicht würde, so kann sie unmöglich von Dauer sein[88]). Wie es also zur Zeit, wo die Plebs mächtig war, oder als die Patrizier das Uebergewicht hatten, darauf ankam, die eigenthümliche Natur des gemeinen Mannes zu kennen und wie man ihn maßvoll leiten könne, und so wie diejenigen, welche Wesen und Geist des Senats und der Optimaten durch und durch kannten, als Kenner der Zeitverhältnisse und kluge Staatsmänner galten: so dürfte es nach der erfolgten vollständigen Umwandlung, zufolge deren Rom so gut wie ein monarchisch regierter Staat ist, von Nutzen sein, auch diese von mir berichteten Dinge und Ereignisse zu sammeln und der Nachwelt zu überliefern, weil nur Wenige aus eigner Einsicht das Gute vom Schlechteren, das Heilsame vom Schädlichen unterscheiden, dagegen die Zahl derer schon größer ist, die sich durch anderer Erfahrungen belehren lassen[89]). Allein wenn dergleichen auch nützlich sein

---

87a) Also: daß während Tiber's Regierung fast ununterbrochner Friede herrschte, weil der Kaiser die weisen Rathschläge seines Vorgängers befolgte, daß die Provinzen einer guten und gerechten Verwaltung in Ruhe und Wohlstand genossen, daß Recht und Gesetz sorgfältig und streng gehandhabt wurden und kein blutsaugerischer Beamter die Reichsunterthanen ungestraft drücken durfte — dies alles beklagt Tacitus, weil — sein Buch dadurch langweilig wurde und des spannenden Interesses von Kriegen, Schlachten, Städteerstürmungen u. s. w. entbehren mußte! — Und weßhalb nennt Tacitus die Zustände der Hauptstadt „betrübend"? Sie waren es bisher durchaus nicht, und wurden es erst viele Jahre später nach der Entdeckung der Verschwörung Sejan's.

88) „Die englische Verfassung widerlegt dieses Urtheil." Roth.

89) Aus diesem, nach meinem Bedünken etwas sehr weit ausholenden und nicht eben einfachen und klaren geschichtsphilosophischen Exkurse geht hervor, daß Tacitus bekennt: Haupt- und Mittelpunkt seiner Geschichtschreibung sei die Persönlichkeit des Kaisers, und sein Zweck: Belehrung durch Beispiele.

mag, so ist doch das Interesse der Unterhaltung, die es gewährt, überaus gering. Denn Beschreibungen der Länder fremder Völker, Darstellungen abwechselnden Schlachtenglücks, gefeierte Erfolge der Feldherren fesseln und spannen immer auf's Neue die Aufmerksamkeit des Lesers; meine Geschichtsdarstellung dagegen besteht aus einer Reihe von grausamen Geboten, fortwährenden Anklagen, trügerischen Freundschaften, Verderben von Unschuldigen[89a]) und den immer gleichen Ursachen des Untergangs, lauter Gegenstände wobei Wiederholung und Ueberdruß unvermeidlich sind. Dazu kommt noch, daß der Geschichtschreiber alter Zeiten selten einen verkleinernden Gegner findet, und daß es keines Menschen Interesse berührt, ob man die Punischen oder die Römischen Schlachtkämpfe glänzender schildert. Dagegen leben von vielen, welche unter Tiber's Regierung Strafe oder Schimpf erlitten haben, noch heute Nachkommen; und gesetzt auch die betreffenden Familien seien ausgestorben, so finden sich doch immer Personen, welche wegen der Aehnlichkeit ihrer sittlichen Führung den Bericht über die Freveltaten anderer für einen auf sie gemünzten Vorwurf zu halten geneigt sind. Ja selbst rühmende Erwähnung männlicher Tugend hat ihre Gegner, weil sie in allzu großer Nähe die kontrastirenden Eigenschaften anklagend hervorhebt. — Doch ich kehre zu meiner Darstellung zurück.[89])

Kapitel 34 und 35.

(Jahr 25 n. Chr.)

Unter dem Consulat des Cornelius Cossus und Asinius Agrippa wird Cremutius Cordus belangt, unter einer neuen und jetzt zum erstenmale gehörten Anschuldigung: daß er in seinen veröffentlichten Annalen den Brutus gepriesen und den Cajus Cassius „den letzten Römer" genannt habe. Die Anklage führten Satrius Secundus und

---

[89a]) Von dem „Verderben Unschuldiger" ist bisher von Tacitus kein Beispiel beigebracht worden.

[89]) Dieses ganze Kapitel ist äußerst wichtig für die richtige Beurtheilung von Tacitus' Darstellung der Zeit Tiber's. Denn es zeigt, daß er nach zwei Seiten hin bei derselben Rücksichten nehmen zu müssen geglaubt und genommen hat. Dies Eingeständniß trägt nicht grade dazu bei, seine Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit sehr zu heben.

Pinarius Natta, Sejan's Clienten[90a]). Dieſer letztere Umſtand gereichte dem Angeſchuldigten zum Verderben, desgleichen die finſtere Miene mit der der Kaiſer die Vertheidigungsrede anhörte, welche Cremutius, der bereits zum freiwilligen Tode entſchloſſen war, folgendermaßen begann:

„Meine Worte, ihr Senatoren, ſind es die man anklagt, ſo wenig Schuld iſt in meinen Handlungen zu finden! Allein auch jene betreffen nicht den Kaiſer oder des Kaiſers Vater, welche das Majeſtätsgeſetz in ſeinen Schutz nimmt. Es heißt: ich habe den Brutus und Caſſius geprieſen, deren doch keiner der zahlreichen Schriftſteller, welche ihre Geſchichte geſchrieben haben, ohne ehrende Anerkennung gedacht hat. Titus Livius, an Darſtellungstalent und Ehrenhaftigkeit unter den Erſten hervorleuchtend, hat dem Gnaeus Pompejus ſo hohes Lob gezollt, daß Auguſtus ihn einen „Pompejaner" nennen mochte. Er nennt einen Scipio, einen Afranius[91]), er nennt ſelbſt dieſen Caſſius, dieſen Brutus nirgends „Banditen und Vatermörder", mit welchen Namen man ſie jetzt bezeichnet[91a]), wohl aber häufig als bedeutende Männer. Aſinius Pollio's Schriften gedenken ihrer mit hoher Achtung; Meſſala Corvinus pries ſeinen Oberfeldherrn Caſſius, und beide Schriftſteller verblieben bis an's Ende in Ehren und Vermögen. Als Marcus Cicero ſein Buch ſchrieb, in welchem er den Cato bis in den Himmel erhob, womit anders antwortete ihm der Dictator Caeſar als mit einer Gegenrede, als ob beide ihre Sache vor Richtern führten? Antonius' Briefe, Brutus' Volksreden enthalten Schmähungen gegen Auguſt, die zwar unbegründet aber doch ſehr bitter ſind. Die Gedichte des Bibaculus und Catull, voll von Schimpf-

[90a]) Cremutius Cordus hatte den Sejan ſchwer gereizt. S. Seneca Consol. ad Marciam 22, 13 und oben die Anmerkung 203 zu III, 72.

[91]) Beide treue Anhänger des Pompejus und im Kampfe für ſeine Sache geſtorben.

[91a]) Dieſer Zuſatz iſt ſehr wichtig; denn er beweiſt den durchgehenden monarchiſchen Geiſt, der ſeit Auguſtus' Regierung die Menſchen beherrſchte. Cremutius, der demſelben in ſo gewaltſamer Weiſe Trotz bot, und deſſen Urtheil über Caſſius ein Angriff gegen die ganze Verfaſſung und „ein moraliſches Todesurtheil über das damalige Rom und alle lebenden Römer in ſich faßte" (Sievers I. 43), mußte der ungeheuren Majorität ſeiner Zeitgenoſſen als Frevler und die Verurtheilung ſeines Buchs als eine gerechte erſcheinen. Auch ſind faſt alle Schriftſteller des Alterthums einig in der Verurtheilung des an Caeſar verübten Mordes. S. Drumann III. S. 694–695, Merivale III, p. 2–4.

reden gegen beide Caesar[92]) lesen wir noch heute; allein selbst der hochselige Julius, selbst der hochselige Augustus ertrugen dieselben und ließen sie ungeahndet bestehen, ich vermag nicht leicht zu entscheiden, ob mehr aus Mäßigung oder aus Staatsklugheit. Denn gleichgültig aufgenommen kommt dergleichen in Vergessenheit, läßt man sich zum Zorn reizen, so erscheint das Anerkennung der Wahrheit." — [Kapitel 35.] „Ich lasse die Griechen ganz bei Seite, bei denen nicht nur der Freimuth, sondern selbst die Frechheit straflos war, oder wenn einer sich rügend gegen sie kehrte, so ahndete er Worte mit Worten. Allein was bisher vorzugsweise frei und unverkürzt gewesen ist, das ist: über diejenigen sich öffentlich zu äußern, welche der Tod außer dem Bereiche von Haß oder Gunst gesetzt hatte. Entzünde ich denn etwa während Cassius und Brutus in Waffen auf Philippi's Feldern stehen das Volk durch Volksreden zum Bürgerkriege? Oder haben etwa jene Männer selbst, die bereits vor siebzig Jahren gefallen sind, — grade so wie man sie in ihren Bildnissen noch kennt, die selbst der Sieger nicht vernichtet hat, — nicht ebenso auch Anspruch auf ihren Platz in der geschichtlichen Darstellung? Jedem zollt zuletzt die Nachwelt die ihm gebührende Ehre; und wenn mir Verurtheilung bevorsteht, so wird es an solchen nicht fehlen, die nicht nur des Cassius und Brutus, sondern auch meiner gedenken werden." [93])

Darauf verließ er die Curie und endete sein Leben durch Enthaltung von Nahrung. Seine Bücher verurtheilte der Senat zur Verbrennung durch die Aedilen; allein sie blieben erhalten, zuerst insgeheim, dann veröffentlicht. Um so mehr fühlt man sich geneigt, die alberne Gedankenlosigkeit von Menschen zu belachen, die im Gefühl ihrer momentanen Macht vermeinen, daß es möglich sei, auch die Erinnerung der folgenden Generation auszulöschen. Denn umgekehrt: grade durch Bestrafung bedeutender geistiger Talente wächst deren Ansehen, und auswärtige Könige oder wer sonst sich eines gleichen grausamen Verfahrens bediente, haben damit nichts anderes als Schande für sich und für jene Ruhm zu Wege gebracht.[93a])

[92]) den Diktator und seinen Adoptivsohn und Nachfolger.

[93]) Die ausführliche Kritik dieser überaus nichtigen Vertheidigungsrede, welche natürlich ein Werk des Tacitus ist, findet man im Anhange: „Der Prozeß des Cremutius Cordus".

[93a]) Da Tiberius mit diesem Prozesse (wenn es überhaupt zu einem solchen kam, was nach Tacitus sehr zu bezweifeln ist) gar nichts zu thun hatte, und eine

Kapitel 36.

Uebrigens ging in diesem Jahre das Anbringen von Denunciationen so unausgesetzt fort, daß sogar an den Tagen des Latinerfestes den Stadtpräfekten Drusus, als derselbe Behufs des Antritts seiner Amtsthätigkeit das Tribunal betreten hatte, Calpurnius Salvianus mit einer Anklage gegen Sextus Marius anging[94]). Dies Verfahren ward vom Kaiser öffentlich hart gescholten und zog dem Salvianus das Exil zu[95]). Eine gegen die Bürgerschaft von Cyzicus erhobene Anklage lautete auf Vernachläßigung des für den hochseligen Augustus gestifteten Gottesdienstes und daneben auf Gewaltthätigkeiten, die sie gegen römische Bürger verübt. Dafür verloren sie die Freiheit der Selbstverwaltung, welche sie sich durch ihr Verhalten im Mithridatischen Kriege verdient hatten, wo der sie belagernde König nicht minder durch ihre tapfere Ausdauer als durch die Beihülfe Lucull's geschlagen worden war[96]). Dagegen wurde Fonteius Capito, der als Proconsul Asien verwaltet hatte, freigesprochen, als sich ergab, daß die gegen ihn durch Vibius Serenus erhobenen Anschuldigungen falsche waren. Doch hatte Serenus keinen Schaden davon, da der Haß im Publikum gegen ihn seine Stellung nur noch gesicherter machte. Denn je schlagfertiger ein Ankläger war, desto mehr war er damals so zu sagen eine unverletzliche Person; nur die unbedeutenden und nicht hervorragenden pflegten bestraft zu werden.[97])

Verurtheilung (wenn sie erfolgte) ebenso wie die Annahme der Anklage lediglich und allein vom Senat ausging, so sollten unsere Historiker schon in Berücksichtigung dieses Umstandes endlich aufhören, den Tod des Cremutius dem Kaiser Tiber in Rechnung zu stellen.

[94]) Der Delator beachtete in seinem übergroßen Anklageeifer nicht, daß solch ein Anbringen einer Criminalklage zu solcher Zeit und unter solchen Umständen eine üble Vordedeutung für den Amtsantritt des Prinzen war.

[95]) Ein neuer Beweis, daß Tiberius fortdauernd das Seinige that, um den übergroßen Anklageeifer zu zügeln.

[96]) Im Jahre 74—73 vor Chr. Näheres Mommsen Römische Geschichte II, S. 53—55.

[97]) Diese gegen Tiber's Regierung gerichtete gehässige Insinuation fanden wir bis jetzt durch kein einziges Beispiel erwiesen, wohl aber oft genug ihr Gegentheil. Hier war ohne Zweifel für den Ankläger der mildernde Umstand geltend gemacht worden, daß er selbst von den Provinzialen, deren Sache er führte, durch falsche Angaben getäuscht worden war.

Kapitel 37 und 38.

Um dieselbe Zeit schickte das jenseitige Spanien Abgeordnete an den Senat mit der Bitte: „nach dem Vorgange der Provinz Asien dem Tiberius und seiner Mutter einen Tempel errichten zu dürfen“.[*]

Bei dieser Gelegenheit ergriff der Kaiser, der überhaupt im Verzichten auf Ehrenerweisungen stark war, und der denjenigen antworten zu müssen glaubte, die das Gerede verbreiteten, daß er jetzt darin eine selbstsüchtige Wandlung zum Gegentheil gezeigt habe, das Wort mit folgender Rede:

„Ich weiß, Senatoren, daß ich von manchen Leuten des Mangels an consequenter Charakterfestigkeit bezichtigt werde, weil ich den Stadtgemeinden Asiens bei ihrem neulichen gleichen Gesuche nicht entgegengetreten sei. Ich will also die Vertheidigung meines damaligen Schweigens jetzt zugleich mit der Eröffnung meiner Willensmeinung für die Zukunft verbinden. Da der hochselige Augustus die Errichtung eines Ihm und der Stadt Rom geweihten Tempels nicht verboten hatte, so bin ich, der ich grundsätzlich alle seine Handlungen und Aussprüche für mich wie Gesetze achte, dem einmal von ihm gebilligten Beispiele um so bereitwilliger gefolgt, als bekanntlich damals die mir erwiesene religiöse Huldigung mit der Verehrung des Senats verbunden wurde. Allein wie es verzeihlich sein dürfte, eine solche einmal anzunehmen, so wäre es eigensüchtige Eitelkeit, wäre es Hochmuth, sich in allen Provinzen in göttlichem Abbilde weihend aufstellen zu lassen; auch würde die religiöse Verehrung des Augustus in Schatten treten, wenn solche Auszeichnung durch Schmeichelei allgemein und gewöhnlich wird. [Kapitel 38.] Ich meinerseits, ihr Senatoren, bekenne hier vor Euch: daß ich ein sterbliches Wesen, ein Mensch wie andere Menschen bin, und daß es mir genügt, wenn ich meine Stellung als Staatsoberhaupt ausfülle; und ich will, daß auch die Nachwelt dessen eingedenk sei. Sie wird meinem Gedächtnisse genug und übergenug thun, wenn sie der Ansicht ist, daß ich meiner

[*]) Das Motiv war, wie bei dem oben erwähnten Vorgange der Provinz Asien (s. oben Kap. 15), der Wunsch: dem gerechten und für das Wohl seiner Provinzen unermüdlich besorgten Regenten ihre Dankbarkeit für die Genugthuung auszudrücken, welche er ihrer Provinz durch die Bestrafung ihres unmenschlichen Proconsuls zwei Jahre zuvor gegeben hatte. (S. oben Kap. 13.)

Ahnen würdig, für Eure Interessen besorgt, fest in Gefahren und ohne Furcht gewesen Anstoß zu geben wo es das Wohl des Staats galt. Das seien mir in Euren Herzen meine Tempel, dies meine schönsten und zugleich der Dauer sicheren Standbilder; denn die, welche man aus Stein aufrichtet, werden, wenn das Urtheil der Nachwelt in Haß übergeht, wie Grabmäler gemieden. Und so richte ich denn an Bundesgenossen, Mitbürger und an die Götter selbst die Bitte: daß die letzteren mir bis an's Ende meines Lebens einen ruhig gefaßten, göttliches und menschliches Recht erkennenden Geist verleihen, und daß die ersteren, wenn ich einmal dahingegangen sein werde, meiner Thaten und meines Namens mit Lob und wohlwollender Erinnerung gedenken mögen!" Auch verharrte er in der Folgezeit und selbst in der Unterhaltung mit seinen Vertrautesten bei der Zurückweisung eines solchen Kultus seiner Person. Dies legten nun die Einen als Bescheidenheit, Viele als Mißtrauen gegen sich selbst, manche als einen Beweis niedriger Denkart aus. „Denn" (so urtheilten die letzteren) „jeder ausgezeichnete sterbliche Mensch wünsche sich das Höchste: so seien Hercules und Liber bei den Griechen, bei uns Quirinus unter die Götter versetzt worden. Besser (als Tiberius) habe Augustus gethan, der diese Ehre erhofft habe. Alles andere besitze ein Regent schon bei Lebzeiten, nur um Eins habe er unersättlich zu werben: um ein gefeiertes Andenken. Denn wer den Nachruhm verachte, der verachte auch die dahin führenden Tugenden."[99])

[99]) Es wird schwerlich einen Menschen von gesundem Gefühl und Verstand geben, der nicht in Sievers' Urtheil einstimmte, welcher diese Rede Tiber's „so reich an edlen und wahren Gedanken" findet, daß er sie „unbedenklich dem Trefflichsten beizählt, was aus dem Alterthume erhalten ist." Und Tacitus?! In der That, man schämt sich fast in seiner Seele, daß er nach Anführung des wahren Motivs von Tiber's Handeln doch sieder bei dem elenden Raisonnement jener erbärmlichen Subjekte (multi, quidam) mit behaglicher Ausführlichkeit verweilt, welche die wahrhaft großartige, des besten Fürsten würdige Handlungs- und Denkweise in so lächerlicher Art zu bemängeln und verkleinern suchten! Hier sieht man recht, mit welchem Gesindel der große Kaiser es theilweise während seiner mühevollen und gewissenhaften Regierung zu thun hatte. Er kannte dasselbe und verachtete ihr Geklätsch (rumores); er fürchtete sich nicht — wo nach seiner Einsicht und Ueberzeugung das Staatswohl es forderte —, sich die Feindschaft dieses Publikums zuzuziehen. Er war gewaffnet gegen die Furcht vor solchen Anstößen (offensiones), denn — „er hoffte auf eine gerechte Nachwelt" (Tacit. Ann. VI, 46)! Wie sehr aber die Umtriebe Agrippina's und der Julischen Partei den Charakter blinden Hasses angenommen hatten, das

Kapitel 39.

Sejan aber, schwindlig geworden durch übermäßiges Glück, und obenein noch durch Weiberleidenschaft gespornt, da Livia auf die ihr versprochene eheliche Verbindung mit ihm drang, verfaßt eine schriftliche Vorstellung an den Kaiser; — es war nämlich damals Sitte, sich an denselben, auch wenn er in Rom anwesend war, schriftlich zu wenden[100]). Dieselbe lautete folgendergestalt. „Die Gnade, welche ihm des Kaisers Vater Augustus gewährt, und die späteren zahlreichen Beweise der Anerkennung von Seiten Tiber's hätten ihn dahin gewöhnt, seine Hoffnungen und Wünsche, ehe er sie den Göttern ausspreche, erst vor die Ohren der Regenten zu bringen. Auch habe er niemals den schimmernden Glanz von Ehrenauszeichnungen erbeten; zu wachen und zu arbeiten, wie ein gewöhnlicher Soldat, für das Wohl seines Imperators sei sein höherer Wunsch. Und dennoch habe er ja bereits was ihm die höchste Auszeichnung sei erlangt: der verwandtschaftlichen Verbindung mit dem Kaiser würdig erachtet zu werden[101]). Darauf gründe sich seine weitere Hoffnung. Und dieweil er gehört, daß Augustus bei der Verheiratung seiner Tochter hier und da auch Männer des Ritterstandes in Aussicht genommen habe, so möchte der Kaiser für den Fall, daß ein Ehegemahl für Livia gesucht werde, einen Freund berücksichtigen, der sich lediglich mit der Ehre einer solchen verwandtschaftlichen Verbindung begnügen werde. Denn keineswegs beabsichtige er, sich der ihm übertragenen Dienstpflichten

sehen wir deutlich an diesem Berichte des Historikers. Tiber hatte in einem einzigen Falle eine Tempelweihung und eine Kultverehrung gestattet; sofort hieß es: „jetzt wird er ehrgeizig!" Als er darauf eine zweite gleiche Huldigung für immer zurückweist, hieß es sofort: „Da sieht man, er ist kein ächter Julier (degeneris animi)! er ist aus der Art geschlagen! er weiß innerlich, daß er solcher Ehren nicht werth ist!" — Aus solcher Sackgasse der Böswilligkeit ist freilich für Tiber kein Entkommen! Aber was sollen wir von Tacitus sagen, der uns all dieses ebenso alberne als giftige Geschwätz sorgfältig mittheilt, ohne auch nur mit einem Worte zu erkennen zu geben, daß er es als solches ansehe, ja, der vielmehr den Leser auf dessen Seite ziehen zu wollen scheint! S. Tiberius S. 118. Vgl. Sievers I, S. 18–19.

100) Diese Sitte, Gesuche nur schriftlich anzunehmen, bestand schon unter dem ersten Cäsar, der dazu durch seine überhäuften Geschäfte gezwungen war (Plut. Caes. 17. Drumann III, S. 626); und ebenso unter Augustus. Suet. Octav 84.

101) S. oben III, 29, IV, 7.

welterhin gegeben werden sollen. Selten aber verlässt Boethius den engen Kreis des eigentlichen Erklärers, um Zusätze zu dem von Aristoteles behandelten Gegenstande selbst zu machen, und nie ohne dies ausdrücklich zu bemerken [1]; allein die Untersuchung dessen, was in dieser Hinsicht dem Boethius eigenthümlich gehört, fordert tieferes Eingehn, als hier verlangt und gewährt werden kann. Wir zählen jetzt die Schriften des Boethius einzeln auf. Den Anfang machen

1) *In Porphyrii Isagogen de praedicabilibus a Victorino translatam*
Dialogi II.

Anklänge Platonischer Kunstform darf man in diesen Dialogen nicht suchen; sie haben von den Kunstwerken jenes Meisters nur den Namen geerbt. Ein lernbegieriger Freund Fabius macht den zweiten Sprecher, und Boethius belehrt ihn. Bei aller Rohheit der Form ist doch das Streben nach Deutlichkeit ehrenwerth. Der zweite Theil beginnt wunderlicherweise mit einer ganz ausserhalb der gewählten Form liegenden Einleitung, die ungeschickt genug mit einem: „sed de his alias, nunc ad propositum revertar" abbricht [2]. Das Ganze ist eine Erklärung und Kritik der Bearbei-

1) z. B. Comment. in Praedicam. I, p. 110, wo er bemerkt, dass Aristoteles in der Lehre von den aequivocis die Metapher (translatio) übergangen habe. vgl. de Interpretat. edit. prim. II, p. 276.

2) Boeth. p. 30.

Auch so schon breche die Eifersucht beider Frauen vulkanisch hervor, und seine Neffen würden in diesen Hader mit hineingerissen: was werde erst geschehen, wenn der Streit durch eine solche Eheverbindung noch verstärkt werde? Denn du irrst dich, Sejan, wenn du glaubst, daß du auf deiner bisherigen Rangstufe stehen bleiben könnest, und daß Livia, einst Cajus Caesar's, dann Drusus' Gemalin, es sich gefallen lassen werde, an der Seite eines römischen Ritters eine alte Frau zu werden[105]). Angenommen, Ich wollte es zulassen: glaubst du, daß es diejenigen leiden werden, die ihren Bruder, ihren Vater und unsere Ahnen überhaupt als große Heeresfürsten gesehen haben? Gewiß, du hast den redlichen Willen, in jener deiner Rangstellung zu verbleiben; allein jene hohen Staatsbeamten und großen Herren, welche wider deinen Willen zu dir eindringen und über Alles und Jedes deinen Rath einholen, sprechen es offen aus, daß du die Rangstufe des Ritterstandes schon längst überschritten und die Freundschaftsverhältnisse meines Vaters mit Leuten dieses Standes weit hinter dich gelassen hast, und ihr Neid gegen dich wird zugleich ein Mittel, mich anzuschuldigen. „Aber (sagst du) Augustus hat doch daran gedacht, seine Tochter einem römischen Ritter zur Frau zu geben!“ — Nun, was wäre denn dabei groß zu verwundern, wenn der von allen Seiten her mit Geschäftssorgen in Anspruch genommene Herrscher, — der zugleich voraussah, wie unermeßlich ein Mann erhoben werden würde, den er durch eine solche Verwandtschaftsverbindung über alle andern setzte — gesprächsweise auch einmal einen Cajus Proculejus[106]) und ein paar andere als mögliche Schwiegersöhne namhaft machte, Leute die in absoluter Zurückgezogenheit lebten und mit den Staatsgeschäften gar nicht in Berührung standen? Allein wenn schon ein unbestimmter Gedanke des Augustus für uns von Bedeutung ist, wie viel stärker fällt dann die Thatsache in's Gewicht, daß er schließlich seine Tochter dem Marcus Agrippa, und sodann mir vermählt hat?“

„Was nun mich anlangt, so habe ich diese Bemerkungen nach Freundespflicht dir nicht verhehlen wollen, werde aber übrigens weder

---

[105]) Sie war jetzt erst 36 Jahre alt. Als sie dem Kronprinzen Cajus Caesar verlobt wurde, zählte sie erst elf Jahre. Sejan war seinem Range nach nur „römischer Ritter“.

[106]) den von Horaz (Od. II, 2) wegen seiner edlen Liberalität gefeierten Schwager Mäcen's und Freund des Augustus.

deinen noch Livia's Absichten zuwider sein. Ueber die Pläne, die mir im Kopfe herum gehen, und durch welche Verwandtschaftsbande ich dich noch weiter mit mir zu verbinden vorhabe, möchte ich für den Augenblick nichts weiter zur Sprache bringen. Nur so viel mag ich dir eröffnen, daß es keine Erhebung giebt, auf die deine Verdienste und deine Gesinnung gegen mich dir nicht verdienten Anspruch gäben; und wenn die gelegene Zeit sich darbietet, werde ich das, sei es vor dem Senate oder vor dem Volke, nicht verschweigen.“ [107])

Kapitel 41.

Sejan, der jetzt nicht mehr allein im Betreff der Heirat, sondern noch tiefer für seine ganze Stellung in Besorgniß gerieth, erwiedert mit bittenden Verwahrungen gegen stille Verdächtigung seiner Absichten, gegen Stadtgespräche des Publikums und den ihn bedrängenden Neid. Und um nicht durch das Abschließen seines Hauses gegen alle Gesellschaften seinem Machteinflusse einen Stoß zu geben, oder durch Fortsetzung seines Empfangs den Anschuldigungen Vorschub zu leisten, verfiel er auf den Ausweg: den Tiberius dahin zu bringen, fern von Rom in anmuthiger Gegend seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen. Er versprach sich nämlich davon zahlreiche Vortheile: aller Zutritt zum Kaiser werde in seiner Hand und der schriftliche Verkehr zum großen Theile unter seiner Kontrole sein, da derselbe durch Soldaten vermittelt wurde [108]). Dann werde auch weiterhin der Kaiser, durch sein bereits zur Neige gehendes Alter und durch die Weltabgeschiedenheit seines Aufenthaltsortes allmälig mürbe gemacht, ihm die Regierungsgeschäfte bereitwilliger überlassen. Zugleich werde sich der Neid gegen ihn mindern, wenn der Zudrang der Aufwartenden [109]) abgeschnitten sei, und so mit dem Wegfallen des leeren Scheines seine wahre Macht wachsen. So begann er denn allgemach auf das ruhelose Geschäftsleben in der Hauptstadt, auf das Zudrängen des Volks, auf das heraufziehende Fremdengewühl zu

[107]) Ueber die würdig offene, ehrliche und zugleich staatskluge Sprache dieses Briefes s. Tiberius S. 305 ff. Vgl. Merivale V. p. 329, Stevens II. S. 22.

[108]) Die als Courière dienenden Gardesoldaten standen unter Sejans Commando als Präfectus Prätorio.

[109]) Ueber die Sitte dieser Aufwartungsbesuche zur Bezeigung des Respekts s. Pauly's Real Encycl. unter salutatio VI, I, 723.

schelten, und Ruhe und Einsamkeit höchlich zu preisen, wo man fern von ermüdenden Verdrießlichkeiten sich ganz nur den wichtigsten Geschäften widmen könne.[110])

Kapitel 42.

Da geschah es, daß die zufällig in jenen Tagen geführte gerichtliche Untersuchung wider Votienus Montanus, einen als talentvoll bekannten Mann, den bereits halb und halb entschlossenen Tiberius vollends in dem Entschlusse bestärkte, dem persönlichen Verkehre mit den Zusammenkünften der Senatoren und den nicht wahren (!) bittern Auslassungen, die er dort vielfach anzuhören hatte[111]), aus dem Wege zu gehen.

Bei der Anklage des Votienus wegen Schandreden gegen den Kaiser fungirte nämlich als Zeuge Aemilius, ein Offizier von des Kaisers Haustruppen[112]), und da dieser in seinem Eifer, den Beweis der Anklage zu führen, Alles und Jedes herausfagte und trotz der „genug!“ rufenden Senatoren hoch und theuer auf seinen Aussagen beharrte, so bekam Tiberius die Schmähreden zu hören, mit denen man ihn im Geheimen zerfleischte, und wurde dadurch dergestalt erschüttert, daß er laut ausrief: „er werde sich dagegen sei es jetzt auf der Stelle, sei es bei der Untersuchung rechtfertigen“, und daß er sich durch die Bitten der nächsten Freunde und durch die schmeich-

---

[110]) Daß diese letzteren Vorstellungen dem vielgeplagten alternden Kaiser sehr eingänglich und das Leben in Rom, das er seit seinem Regierungsantritte nur einmal auf einen Sommer, um sich zu erholen, verlassen hatte, ihm zuletzt unerträglich sein mußte, beweist fast jede Seite von Tacitus' bisheriger Darstellung zur Genüge, und nicht zum wenigsten der zunächst im folgenden Kapitel von Tacitus berichtete Vorfall.

[111]) Natürlich nicht Aeußerungen der Senatoren selbst, sondern solche Schandreden, die bei den vor den Senat gezogenen Prozessen als hinter seinem Rücken gegen ihn ausgestoßen zur Sprache kamen, wie jetzt bei dem Prozesse des Rhetors Montanus. Nipperdey. — Tacitus nennt diese schändlichen Nachreden „meistentheils wahre“, ohne weiter ihren Inhalt anzugeben! Allein was konnten sie dem Kaiser nachsagen, da ja Tacitus selbst (s. oben IV, 6 und sonst) bisher von Tiber's Regierung fast nur Ehrenwerthes und Preiswürdiges zu berichten gehabt hat?! — Aber wir sind einem solchen Widerspruche schon früher bei Tacitus begegnet. S. oben I, 74 und daselbst die Anmerkung.

[112]) Als ausgezeichneter Reiteroffizier erwähnt oben II, 11 und später vom Germanischen Heere zur Garde versetzt.

lerische Huldigung der Gesammtheit des Senats nur mühsam beruhigen zu lassen vermochte. Was den Votienus anlagt, so wurde die Strafe für Majestätsbeleidigung über ihn verhängt.[112])

Der Kaiser, der jetzt, wo ihm Unmilde gegen Angeklagte vorgeworfen worden war, nur um so verstockter bei derselben verharrte, bestrafte die des Ehebruchs mit Varius Ligur belangte Aquilia, obgleich der designirte Consul Lentulus sie nur nach dem Julischen Gesetze verurtheilt hatte, mit dem Exil, und strich den Apidius Merula, weil derselbe nicht den Eid auf die Regierungshandlungen des hochseligen Augustus hatte leisten wollen, aus der Senatorenliste.[113])

Kapitel 43.

Demnächst erhielten die Gesandtschaften der Lacedämonier und Messenier Gehör über das Anrecht an dem Tempel der Diana von Limnä, von welchem die Lacedämonier unter Berufung auf alte Chroniken und Dichtergesänge zu beweisen suchten, daß derselbe von

---

[112]) Es ist kaum möglich, gehässiger und zugleich unpsychologischer gegen Tiberius zu verfahren, als es hier von Tacitus geschieht. Er verargt es dem greisen Kaiser, der sich selber als Regenten ein Ehrenzeugniß öffentlich ausstellen durfte (s. oben Kap. 38), welchem Tacitus nicht zu widersprechen wagt, sondern das er vielmehr selbst bestätigt, — er verargt es ihm, wenn derselbe bei dem Anhören empörender Schand- und Schmachreden, die hinter seinem Rücken von einem boshaften Litteraten geführt worden waren, einen Augenblick außer sich geräth und sich von seiner Empörung so weit überwältigen läßt, daß er (und dies ist das Einzige was ich zu tadeln finde) sich zu augenblicklicher Rechtfertigung erbietet! Ja er sieht in dieser so natürlichen Empörung nur einen Beweis dafür, daß Tiber die Wahrheit dieser Schandnachreden anerkenne!! Er sieht in dem ebenso natürlichen Verhalten des Senats, der dem alten Kaiser das Anhören der von einem treuergebenen, aber ungeschickten und als alter Soldat wenig feinfühligen Diener ausführlich wiederholten Schandreden des Votienus ersparen möchte, wie in den Bemühungen der nächsten Freunde — unter denen anerkannte Ehrenmänner waren — und des gesammten Senats, die gerechte Aufregung des Kaisers zu beschwichtigen, nur niedrige Kriecherei (adulatio)! Wer hier den Tiefblick des Tacitus als Menschenkenner zu bewundern vermag, den beneide ich nicht um sein Urtheil. — Was den Pasquillanten Votienus Montanus betrifft, so war er, nach allem was wir von ihm wissen, an gewissenlosem Witze eine Art römischer Heine; und in der That nennt ein litterarischer Zeitgenosse ihn sehr bezeichnend „den Ovid unter den Rednern". Er starb im Exil auf einer der balearischen Inseln.

[113]) Tacitus, wie immer unzufrieden, wenn Mitglieder des hohen Adels die Strenge der Gesetze trifft, sieht auch in diesen beiden Fällen nur Beweise von Tiber's Hang zur Härte, an welcher er von jetzt ab, wo Schandmäuler wie Montanus

ihren Vorfahren auf ihrem Grund und Boden geweiht worden, allein vom Macedonierkönige Philipp, mit dem sie Krieg geführt, ihnen mit Waffengewalt entrissen[115]) und erst später durch Entscheidung des Cajus Caesar und des Antonius ihnen zurückgegeben worden sei. Dagegen brachten die Messenier die alte Theilung des Peloponnes unter die Nachkommen des Herkules vor, und daß ihrem Könige damals das Denthaliatische Landgebiet, auf welchem der betreffende Tempel stehe, zugefallen sei, wovon noch vorhandene Inschriften auf Steinen und uralten Erztafeln Zeugniß gäben. Und wenn man sich auf die Zeugnisse von Dichtergesängen und Geschichtsbüchern berufen wolle, so ständen ihnen noch zahlreichere und vollgültigere zu Gebote; auch habe Philipp nicht aus Machtwillkür, sondern der Wahrheit gemäß entschieden. Dieselbe Entscheidung habe Antigonus und der Imperator Mummius gegeben. So hätten die Milesier, deren Schiedsgericht man staatlich angerufen, und noch zuletzt der Prätor von Achaja, Atidius Geminus erkannt." — Demgemäß wurde zu Gunsten der Messenier entschieden.

Auch die Segestaner kamen mit dem Ansuchen um Wiederherstellung des Tempels der Venus auf dem Berge Eryxus, der vor Alter zerfallen war, indem sie die alte Tradition von seiner Entstehung geltend machten, die Tiberius gern hörte. Er übernahm den Neubau bereitwillig als Blutsverwandter.[116])

Sodann kamen die Vorstellungen der Massilienser zur Verhandlung, in Folge deren der Präcedenzfall des Publius Rutilius als gültig erklärt wurde. Diesen hatten nämlich, als er nach richterlichem Spruche aus Italien verbannt worden war, die Smyrnäer als ihren Mitbürger aufgenommen, und nach seinem Vorgange hatte der Ver-

---

und Genossen ihm solche vorwarfen, „nur noch um so verstockter festgehalten habe!" Daß Tacitus selbst zahlreiche Beispiele der Milde Tiber's berichtet hat, kümmert ihn hier so wenig wie anderwärts, s. z. B. I, 74.

[115]) Dieser Krieg fällt in das Jahr nach der Schlacht von Chaeronea. S. Grote Gesch. Griechenlands Bd. 14, S. 408 (2. deutsche Uebers.).

[116]) Der Berg Eryx, jetzt San Giuliano bei Trapani, dem alten Drepanon, auf Sizilien. Der Tempel war der Sage nach von Aeneas, dem Sohne der Venus gegründet (Virgil Aen. V, 759), von dessen Sohne Julus sich das Julische Geschlecht ableitete. Tiberius war staatsklug genug, auf diesen Nimbus göttlicher Abstammung des regierenden Geschlechts, dem er durch Adoption angehörte, zu halten.

bannte Vulcatius Moschus, den die Massilienser als Bürger aufgenommen, dem Staate derselben als seinem Vaterlande sein Vermögen testamentlich hinterlassen.

Kapitel 44.

Von Männern des Adels starben in diesem Jahre Cnaeus Lentulus und Lucius Domitius. Lentulus hatte sich außer seinem Consulate und den Triumphalehrenzeichen für seine Siege über die Geten auch dadurch Ruhm erworben, daß er seine Armuth mit Würde getragen und seinen späteren großen Reichthum auf rechtliche Weise erworben und in bescheidener Weise genossen hatte.[117]) Domitius hatte sich eines Vaters zu rühmen, der im bürgerlichen Kriege mit seiner Flotte das Meer beherrschte, bis er sich an die Partei des Antonius und später an Augustus anschloß.[118]) Sein Großvater war in der Pharsalischen Schlacht für die Sache der Optimaten gefallen.[119]) Er selbst wurde als Gemal für die jüngere[120]) Antonia, eine Tochter der Octavia ausersehen; später überschritt er an der Spitze eines Heeres den Elbstrom, indem er tiefer als irgend Einer vor ihm in Germanien eindrang, und dafür denn auch die Triumphehrenzeichen erlangte. Ferner starb Lucius Antonius, Sprosse eines Geschlechts von hoher Berühmtheit, die aber für ihn zum Unglück wurde. Denn seinen Vater Julus Antonius hatte Augustus wegen Ehebruchs mit der Julia mit dem Tode bestraft[121]), und diesen noch

---

[117]) Ueber Lentulus s. die Anmerkung zu I, 27. Er liefert ein Beispiel, daß es auch unter Tiber an Ehrenmännern unter den Dienern und Freunden des Kaisers nicht fehlte. Seine auch von Horaz gefeierten Waffenerfolge über die Daker (Geten) waren so wichtig, daß Augustus ihrer bei der Aufzählung seiner wichtigsten Regierungsereignisse auf den sogenannten Ancyranischen Inschrifttafeln gedachte. Er starb in dem hohen Alter von 82 Jahren. — Ueber Domitius, den Großvater des Kaisers Nero, s. Drumann III, 28—29 und meine „Agrippina, Nero's Mutter" S. 5 ff.

[118]) S. meine Cleopatra S. 198—199 und Drumann III, S. 24—28.

[119]) S. Caes. b. civ. III, 99. Drumann III, S. 17—24.

[120]) Dies ist ein Irrthum des Tacitus, der sich auch später (XII, 64) wiederholt. Es war die ältere, nicht die jüngere Antonia. Die letztere war mit Tiber's Bruder Drusus verheiratet. S. oben zu Kap. 40 dieses Buchs und Drumann I, S. 521.

[121]) Ueber diesen Julus Antonius s. Kaiserfrauen S. 179—180, Drumann I, S. 519—520. — Tacitus' Bericht: daß Kaiser Augustus ihn habe hinrichten lassen, ist wieder ein Irrthum. Er endete, wie Vellejus als Zeitgenosse meldet, durch

sehr jungen Sohn desselben, der ein Enkel seiner Schwester war, hatte er nach der Stadt Massilia entfernt, wo der Schein wissenschaftlicher Studien das Wort Exil verdecken sollte. Dennoch wurde er im Tode ehrenvoll behandelt, und seine Gebeine nach einem Senatsbeschlusse im Erbbegräbnisse der Octavier beigesetzt. [122])

Kapitel 45.

Im selbigen Consulatsjahre wurde eine schauderhafte Freveltat im diesseitigen Spanien von einem Bauern der Termestinischen [123]) Landschaft begangen. Derselbe hatte den Statthalter der Provinz, Lucius Piso, der sich mitten im Frieden keines Argen versah, unversehens auf einer Reise überfallen und mit einem einzigen Streiche zu Tode verwundet, dann mit seinem schnellen Pferde sich auf die Flucht gemacht, das Pferd, nachdem er das Waldgebirg erreicht, laufen lassen und auf den steilen unwegsamen Pfaden die Bemühungen der Nachsetzenden vereitelt. Er blieb indessen nicht lange unentdeckt. Das Pferd wurde aufgefangen, in den nächsten Dörfern herumgeführt und so herausgebracht, wem es gehöre. Er selbst wurde aufgefunden und gefoltert, um die Angabe seiner Mitschuldigen zu erpressen, aber er rief mit lauter Stimme in seiner Landessprache: „alles Befragen sei vergeblich; seine Genossen könnten ruhig kommen und zusehen, keine Marterpein werde stark genug sein, ihm die Wahrheit zu entlocken!“ Und als man ihn Tags darauf wieder zum Verhör schleppte, entriß er sich seinen Wächtern und schmetterte seinen Kopf an eine Felswand mit solcher Gewalt, daß er sofort verschied. Von Piso glaubt man, seine Ermordung sei ein Racheſtück der Termestiner gewesen, weil er unterschlagene Gemeindegelder mehrmals mit einer Strenge eintreiben ließ, welche die Barbaren nicht zu ertragen vermochten.

Selbstmord (Vellej. II. 100), und Seneca berichtet ausdrücklich, daß Augustus keinen von Julia's Buhlern am Leben gestraft habe (de clementia I. 10, 3.).

[122]) Auch dieser Zug spricht zum Vorteil für Tiber's Charakter, denn er suchte die Sünde des Vaters, der sich so schwer gegen ihn vergangen hatte, nicht heim an dem Sohne.

[123]) Die alte Stadt Termes (jetzt Tiermes) lag nördlich vom Duero. Die Provinz war eine kaiserliche, und der ermordete Proprätor Lucius Piso wahrscheinlich der von Horaz in seiner „Poetik“ (dem Briefe an die Pisonen) angeredete ältere der beiden jungen Brüder Piso. E. Ripp.

Kapitel 46.

(26 nach Chr.)

Unter dem Consulate des Lentulus Gaetulicus und des Cajus Calvisius wurden die Triumphalehrenzeichen dem Poppaeus Sabinus zuerkannt für die Niederwerfung der Thrakischen Völkerstämme, deren Trotz das Leben in der Wildniß ihrer Hochgebirge nur noch vermehrte.[124]) Ursache ihres Aufstandes war, neben ihrem natürlichen Charakter, daß sie sich die Rekrutenaushebungen und das Abgeben ihrer kräftigsten Leute für unsern Kriegsdienst nicht gefallen lassen wollten, da sie gewohnt waren, selbst ihren Königen nur nach Gutdünken Gehorsam zu leisten, oder wenn sie Hülfstruppen stellten, denselben aus ihrer Mitte Anführer zu geben und auch nur gegen Nachbarvölker Kriegsdienst zu leisten. Damals nun hatte sich das Gerücht verbreitet: es sei im Werke, sie getrennt und unter andere Völker gesteckt nach weitentlegenen Provinzen zu versetzen. Bevor sie jedoch zu den Waffen griffen, schickten sie Abgeordnete[125]), welche ihr freundschaftliches und gehorsames Verhalten vorstellig machen und erklären sollten, „daß es bei demselben verbleiben werde, wenn man ihnen keine neue Last aufbürde; sollte man ihnen aber, als wären sie Besiegte, ein Sklavenjoch auferlegen wollen, so hätten sie Eisen und streitbare Jugend und Muth bereit zur Freiheit oder zum Tode." Daneben wiesen sie hin auf ihre Felsenburgen, wohin sie ihre Eltern und Weiber in Sicherheit gebracht hatten, und drohten mit einem schwierigen, mühseligen, blutigen Kriege.

Kapitel 47.

Sabinus, um Zeit zur Zusammenziehung seiner verschiedenen Heerabtheilungen zu gewinnen, gab ihnen friedlichen Bescheid. Nachdem aber Pomponius Labeo aus Moesien mit einer Legion, und der König Rhoemetalces mit Hülfstruppen der treugebliebenen Thraker angelangt waren, ließ er die in seiner Hand befindliche Streitmacht dazustoßen und marschirte gegen den Feind, der bereits in den verschiedenen engen Gebirgspässen Stellung genommen hatte. Ein Theil

---

[124]) Es sind die Thrakischen Stämme der Provinz Macedonien im Hämusgebirge gemeint.

[125]) an den kommandirenden Statthalter von Moesien Sabinus.

desselben war keck genug, sich auf ungedeckten Anhöhen zu zeigen. Gegen diese rückte der römische Feldherr in Schlachtordnung heran und vertrieb sie ohne Mühe, doch kostete dies den Barbaren nur mäßigen Verlust, da ihre gesicherten Rückzugsorte nahe waren. Er schlug sodann dort ein verschanztes Lager auf und besetzte mit starker Mannschaft einen schmalen Berg, dessen Kamm sich ununterbrochen bis zum nächsten Kastell hinzog, welches von einer großen aber ungeübten bewaffneten Masse vertheidigt wurde. Zugleich ließ er gegen die trotzigsten, welche vor dem Kastellwalle nach Sitte ihres Volkes unter Kriegsliedern und Kriegstänzen sich tummelten, erlesene Bogenschützen vorrücken. So lange diese aus der Ferne ihre Pfeile spielen ließen, verwundeten sie Viele ohne selbst Verlust zu erleiden; als sie aber näher heranrückten, wurden sie durch einen plötzlichen Ausfall in regellose Flucht geworfen, jedoch durch den Rückhalt einer Sigambrischen Cohorte aufgenommen, welche der Römerfeldherr als eine unerschrockene Truppe, die es dem Feinde an Waffengetöse und Kriegsgesängen gleichthat, unweit davon aufgestellt hatte.[196])

Kapitel 48.

Darauf ward das Lager in die unmittelbare Nähe des Feindes verlegt, jedoch bei den früheren Schanzwerken die Thraker zurückgelassen, welche, wie ich berichtet habe, uns zu Hülfe gekommen waren. Es wurde denselben gestattet, nach Herzenslust zu sengen und zu brennen und zu plündern, nur sollten sie ihre Razzia's auf den hellen Tag beschränken und die Nacht über sich gedeckt und wachsam im Lager halten. Dieser Befehl wurde anfänglich beobachtet; dann aber, als sie mit Raubgut reichlich versehen waren, ward die Disciplin locker, sie unterließen das Ausstellen von Wachtposten um ausgelassener Gelage willen oder streckten sich trunken von Wein und Schlaf zur Ruhe. Sobald daher die Feinde ihre Sorglosigkeit in Erfahrung brachten, rüsteten sie zwei Kolonnen, deren eine über die Plünderer herfallen, die andere einen Angriff auf das römische Lager machen sollte, nicht in der Hoffnung, es wirklich zu nehmen, sondern damit die Angegriffenen, in dem Geschrei und Waffengetöse mit der eignen Gefahr beschäftigt, nicht den Schall des zweiten Gefechts hören

[196]) Sie war ausgehoben aus den an der Sieg wohnenden Sygambern.

tung des Victorinus, dem denn auch arge Verstösse und Versehen, wie z. B. die Verwechselung der Begriffe ἄλογον und ἀνάλογον, nachgewiesen werden [1]). Das Werk, gegen dessen Aechtheit sich mehrfache Zweifel aufstellen liessen, mag als ein Erstlingsversuch des Boethius auf diesem Felde betrachtet werden, weil der Verfasser seinen Unterredner Fabius zum Schlusse die Hoffnung aussprechen lässt, vielleicht „die ganze logische Disciplin des Aristoteles" von ihm behandelt zu sehen.

9) Boethii Commentariorum in Porphyrium a Se translatum
Libri V.

Im Eingange entschuldigt und rechtfertigt er die wörtliche Treue seiner Uebersetzung; es komme ja in Schriften dieser Art nicht sowohl darauf an, ihnen die Empfehlung zierlicher Darstellung, als vielmehr die der reinen Wahrheit und Klarheit zu geben. Vereor, sagt er (und das gilt auch von seinen andern Uebertragungen) ne subierim fidei interpretis culpam, cum verbum verbo expressum comparatumque reddiderim. Cujus incepti ratio est, quod in his scriptis, in quibus rerum cognitio quaeritur, non luculentae orationis lepos, sed incorrupta veritas exprimenda est. Quocirca multum profecisse videbor, si philosophiae libris, latina oratione compo-

1) Boeth. p. 83.

möchten. Dazu wählte man noch eine finstere Nacht, um den Schrecken zu vermehren. Allein die Abtheilung, welche den Scheinangriff auf das verschanzte Lager machte, wurde mit leichter Mühe zurückgeworfen; die thrakischen Hülfstruppen dagegen, die theils an den Verschanzungen herumlagen, zum größeren Theile aber außerhalb herumschweiften, wurden in ihrem Schrecken über den plötzlichen Angriff um so erbitterter zusammengehauen, als man in ihnen Ueberläufer und Verräther sah, die zu ihrer eignen und des Vaterlandes Knechtschaft die Waffen trügen.

Kapitel 49.

Am folgenden Tage ließ Sabinus sein Heer auf einem Terrain, das ihm keinen Vortheil bot, Stellung nehmen, für den Fall, daß die Barbaren etwa durch ihren nächtlichen Erfolg ermuthigt ein Treffen wagen sollten. Da sie aber von ihrer Festung und den damit verbundenen Höhen nicht herabkamen, begann er die Belagerung mittelst der festen Punkte, die er bereits rechtzeitig mit Schanzen versehen hatte. Darauf verband er dieselben durch einen fortlaufenden Graben mit Böschung im Umfange von viertausend Schritten. Um ihnen sodann Wasser und Viehfutter abzuschneiden zog er die Umschließung allmälig enger und enger zusammen, und ließ zu gleicher Zeit einen hohen Damm aufwerfen, um von dort aus den bereits in genügender Nähe befindlichen Feind mit Steinen, Schleuderspeeren und Feuerbränden beschießen zu können. Nichts jedoch setzte demselben so zu, als der Durst, da die gewaltige Menge der Krieger und Waffenunfähigen nur noch einen einzigen Quellbrunnen zum Gebrauche hatte. Zugleich begann das Heerdenvieh, das nach Sitte der Barbaren mit innerhalb der Schanzen eingeschlossen war, aus Mangel an Futter hinzusterben. Daneben lagen die Leichen der Menschen, welche ihren Wunden oder dem Durste erlegen waren. Alles ward verpestet durch Jauche, Gestank, Ansteckung. Und zu solchem Nothstande gesellte sich als letztes Unheil noch Zwiespalt, da die Einen an Uebergabe, andere dagegen an Tod und gegenseitigen Todesstreich dachten. Auch solche gab es, die nicht ungerächt zu sterben, sondern einen Ausfall zu machen vorschlugen: [uno alle waren Leute von Adel, wenn schon sie in ihren Ansichten auseinander gingen.][127])

[127]) Die eingeklammerten Worte, — im Texte: neque ignobiles quamvis di-

Kapitel 50.

Allein einer der Häuptlinge, Dinis, ein betagter Greis und durch lange Erfahrung mit der Macht und Mildigkeit der Römer wohl bekannt[128]), erklärte wiederholt, „man müsse die Waffen strecken, das sei das einzige Rettungsmittel in ihrer Bedrängniß"; und so war er der erste, der sich mit Weib und Kindern dem Sieger überlieferte. Ihm folgten die durch Alter oder Geschlecht kampfunfähigen sowie diejenigen, denen das Leben mehr galt als die Ehre.[129]) Die streitbare Jugend dagegen war in zwei Parteien, die des Tarsa und die des Turesis getheilt. Beide waren fest entschlossen, als freie Männer unterzugehen; nur daß Tarsa ein schnelles Ende wollte. Unter dem Ausrufe: „Man müsse Furcht und Hoffnung auf einmal abschneiden", gab er das Beispiel, indem er sich das Schwert in die Brust stieß, und es fehlte nicht an solchen, die auf gleiche Weise starben. Turesis wartete mit seiner Schaar die Nacht ab, was unserm Heerführer nicht unbekannt blieb, der deßhalb seine Vorposten verstärkte und dichter zusammenzog. Eine schauerliche Regensturmnacht brach herein. Wildes Geschrei des Feindes mit tiefem Schweigen abwechselnd hielt die Belagerer in spannender Ungewißheit. Sabinus ging überall umher und ermahnte: man möge sich nicht durch dies zweideutige Getöse oder durch die scheinbare Ruhe verführen lassen, dem Feinde, der einen

---

versis sententiis — sind entweder korrupt oder für die Randbemerkung eines späteren Lesers zu halten.

[128]) Die hier von Tacitus gerühmte „Mildigkeit" (clementia) der Römer hat thatsächlich nie in etwas anderem bestanden, als darin, daß sie derer schonten und ihnen zu existiren und für sie zu arbeiten vergönnten, die sich ihnen in Allem unterwürfig fügten (subjectis). Jeder Widerstand eines Volkes gegen ihren Willen, jede Vertheidigung seines guten Rechts und seiner Freiheit, wie sie hier in gerechtester Sache die tapfern Bergvölker des Hömus versuchten, galt den Römern für „frevelhafter Hochmuth" (superbia). Und so lautete denn auch der Wahlspruch dieses Volks der Gewalt, wie ihr größter Dichter sang (Virg. Aen. VI, 854):

Parcere subjectis et debellare superbos!

Ueber diesen durchgehenden, vor keinem Mittel der Gewalt wie des Betrugs und der List zurückschreckenden Charakter der römischen Politik s. Peter Studien zur röm. Gesch. (Halle 1863) S. 115—183.

[129]) Daß alle die erwähnten sich ohne Hinderung von Seiten der Zurückbleibenden entfernen und dem Feinde überliefern durften, giebt einen hohen Begriff von der edlen Sinnesart der für ihre Freiheit kämpfenden und sterbenden Streiter.

Ueberfall beabsichtige, einen Vortheil zu bieten, sondern jeder auf seinem angewiesenen Posten bleiben, ohne sich zu rühren und ohne auf's Gerathewohl ihre Geschosse zu versenden.

Kapitel 51.

Inzwischen stürmten die Barbaren in hellen Haufen von der Höhe herab, schleuderten hier gegen den Wall aus der Hand Steine, feuergehärtete Pfähle und Eichenstämme, suchten dort mit Reisbündeln, mit Flechtwerk, mit Leichen die Gräben auszufüllen. Andere warfen die mitgebrachten Brückenstege und Leitern an die Zinnen der Brustwehr, erfaßten dieselben, suchten sie einzureißen und rangen Mann gegen Mann mit den Vertheidigern. Unsere Soldaten dagegen warfen sie mit Wurfgeschossen hinab, drängten sie mit den Schildbuckeln zurück, ließen Mauerspeere und aufgehäufte Steinmassen gegen sie herabrollen. Bei den unsern befeuerte den Muth das durch ihren bisherigen Erfolg erweckte Siegesvertrauen und der Gedanke an die um so größere Schande, wenn sie wichen; bei den Feinden die hier gebotene letzte Aussicht auf Rettung, die Gegenwart vieler ihrer Weiber und Kinder und deren Jammergeschrei. Die Nacht vermehrte hier die Kühnheit, dort die Furcht. Man stieß blind drauf los, empfing Wunden, ohne zu sehen woher, konnte weder Freund noch Feind erkennen: dies, und dazu der von dem Bergzuge zurückgeworfene Widerhall, der die Schlachtrufe als ob sie im Rücken erschallten zu hören gab, hatte zuletzt eine so allgemeine Verwirrung erzeugt, daß die Römer auf einigen Stellen die Schanzen, als wären sie bereits durchbrochen, aufgaben. Doch kamen die Feinde nur in geringer Anzahl durch. Den Rest, von dem die Tapfersten todt oder verwundet waren, drängte man, als der Tag bereits anbrach, auf die Höhe in ihr Kastell zurück, wo er sich endlich aus Noth ergab. Die Bewohner der nächsten Umgegend unterwarfen sich dann freiwillig; die übrigen schützte der ihnen günstige frühe Eintritt des harten Winters im Hämusgebirge vor der Unterwerfung durch Gewalt oder Einschließung.[130])

[130]) Kriegsgräuel wie diese, verhängt über ein tapferes, hochherziges, freiheitliebendes Volk, das den Römern „stets gewärtig" gewesen war, und nur dagegen sich sträubte, seine Söhne an die äußersten Reichsgrenzen für die Römer auf die Schlachtbank schleppen zu lassen, gegen ein Volk, dessen Forderungen der römische Feldherr

Kapitel 52.

In Rom aber, wo das kaiserliche Haus sich in erschüttertem Zustande befand[131]), wurde jetzt zum Beginne des der Agrippina zugedachten Verderbens, Claudia Pulchra, die Cousine derselben, vor Gericht gefordert, wobei Domitius Afer[132]) den Ankläger machte. Er, ein Mann der ganz kürzlich die Prätur bekleidet hatte, in mäßiger Achtung stand und darauf aus war, um jeden Preis sich einen Namen zu machen, klagte dieselbe an auf unkeuschen Lebenswandel, Ehebruch mit Furnius, Vergiftungsversuche und Zauberei gegen den Kaiser. Agrippina, immer voll wilder Leidenschaftlichkeit, und jetzt vollends durch den Angriff auf ihre Verwandte in Feuer und Flammen, eilt zum Tiberius und trifft ihn grade im Begriffe seinem Vater ein Opfer zu bringen. Daran knüpft sie den Beginn ihrer Vorwürfe mit den Worten: „es stehe ihm schlecht an, dem hochseligen Augustus Opferthiere zu schlachten, während er dessen Nachkommen verfolge.

---

selbst als berechtigt erkannte, da er ihnen begütigenden Bescheid gab, bis er die nöthige Streitmacht beisammen hatte — solche Gräuel kriegerischer Erfolge sind es, deren unter Tiber nicht eine größere Anzahl berichten zu können Tacitus, wie wir oben sahen (IV, 32) schmerzlich bedauert! Darum hat er denn auch hier alle Farben seiner schildernden Kunst angewendet, um diesen — thatsächlich sehr unbedeutenden — Kriegserfolg in prächtigster Detailmalerei auszuführen, an der sich das Publikum seiner Leser und Hörer in Rom (denn die damaligen Schriftsteller lasen ihre Arbeiten in litterarischen Zirkeln vor) um so mehr erfreute, je ferner solche Kriegs- und Blutscenen von ihrer eigenen Erfahrung ablagen.

[131]) Durch den Tod des Kronprinzen Drusus und durch die sich kreuzenden Intriguen Sejan's und Agrippina's.

[132]) Einer der geistreichsten und bedeutendsten gerichtlichen Redner und Rechtsgelehrten jener Zeit, und als solcher noch im hohen Alter, wiewohl mit geringerem Beifalle, thätig. Er starb unter Nero im Jahre 60 nach Chr als hoher Siebziger. S. Ann. XIV, 19. Dio Cass. 59, 19. Quinctilian hörte ihn noch und erwähnt seiner oft mit großem Lobe. Seinen persönlichen Charakter bemängelt nur Tacitus, sonst keiner der alten Schriftsteller. Unter Claudius war er es, der dessen mächtige Freigelassene anzugreifen wagte (S. Quinctil. VI, 3, 81. Merivale VI, p. 151, Note 1). Die Charakterzüge, die wir weiter von ihm kennen, sprechen auch sonst keineswegs zu seinem Nachtheile (Dio Cass. 59, 19). Auch Agrippina selbst zürnte ihm nicht wegen jener Anklage ihrer Freundin, sondern begnügte sich ihm zu sagen: „Du trägst nicht Schuld, sondern Agamemnon!" d. h. Tiberius (Dio l. c.). Und die jüngere Agrippina, die ihn, wenn er ihre Mutter wirklich feindlich behandelt hätte, als allmächtige Gemalin des Kaisers Claudius hätte verderben können, that ihm nichts zu Leide.

Nicht auf leblose Bildnisse sei dessen Geist übergegangen, sondern hier stehe sie, sein wahres Abbild, in deren Adern sein himmlisches Blut fließe, die sehr wohl wisse, daß der Angriff gegen sie gerichtet, ihre Erniedrigung beabsichtigt sei. Vergeblich werde Pulchra vorgeschoben, zu deren Verderben lediglich das die Ursache sei, daß sie unklug genug sich Agrippina zum Gegenstande huldigender Verehrung auserwählt habe, ohne zu bedenken, daß auf die Sosia wegen desselben Vergehens der Schlag gefallen sei." [133])

Diese Vorwürfe entlockten der verschlossenen Brust eine ihrer seltenen Aeußerungen. Er ergriff ihre Hand und sagte ihr mit einem griechischen Verse: „es sei doch keine Verletzung ihres Rechts, daß sie nicht Herrscherin sei!"

Pulchra und Furnius wurden verurtheilt. [134]) Aster zählte fortan zu den Rednern ersten Ranges. Der Ruf seines Talents verbreitete sich überall hin zugleich mit einem bekräftigenden Worte des Kaisers über ihn, der ihn „einen Redner aus eigner Machtvollkommenheit" nannte. Später zeigte sich bei seiner Führung von Anklagen oder von Vertheidigungen seine Beredtsamkeit in günstigerem Lichte der

---

[133]) Wir haben oben (s. Kap. 19) gesehen, daß nach Tacitus' eignem Berichte diese letzte Behauptung Agrippina's falsch ist. Sosia war wegen Erpressungen in der Provinz ihres Gemals rechtskräftig verurtheilt worden.

[134]) In diesen fünf Worten liegt die beste Kritik der Erzählung des Tacitus, der diesen Fall als „im Beginn des beabsichtigten Verderbens der Agrippina" von Seiten Tiber's darstellt. Pulchra ward verurtheilt. Die ihr zur Last gelegten Verbrechen waren also erwiesen worden, und Tacitus selbst bestätigt dies durch sein Stillschweigen. Ueber Agrippina's hochmüthig trotzendes, frech beleidigendes Benehmen gegen den Kaiser bedarf es keines weiteren Wortes. Sein Zuruf an sie traf vollkommen das Richtige. Ihre Herrschsucht (dominandi avida nennt sie Tacitus selbst VI, 25) und ihr Hochmuth auf ihr „heiliges Julisches Blut" machten es ihr unmöglich, einen Claudier als Herrn zu ertragen (aequi impatiens VI, 25). Daß man es wagte, eine ihrer Freundinnen vor Gericht zu stellen, auch wenn dieselbe schuldig war, erschien dem stolzen Weibe als ein Verbrechen gegen die Majestät ihrer Ahnen und ihrer selbst. Vgl. über diesen Prozeß: Kaiserfrauen S. 307—309, Sievers I, 43; II, 20. Auch hier erscheint Tacitus' Darstellung in schlimmster Weise parteiisch gegen Tiberius. — Bei Sueton (Tiber. 53) lautet selbst Tiber's Zuruf milder: „glaubst Du denn wirklich, mein Töchterchen, daß Dein Recht gekränkt wird, wenn Du nicht absolute Herrscherin bist? (Si non dominaris, filiola, injuriam te accipere existimas?). Das hier erzählte Betragen Agrippina's beweist nur, wie richtig ihr eigner Gemal Germanicus sie beurtheilt hatte (S. oben II, 72), als er sie beschwor, ihren „wilden Trotz" abzuthun.

öffentlichen Meinung als sein Charakter, doch muß ich bemerken, daß gegen das Ende seines Lebens auch seine Beredtsamkeit viel verlor, da er, trotz seiner geistigen Erschöpfung, in der Gewohnheit des Nichtschweigenkönnens verharrte.

Kapitel 53.

Aber Agrippina's leidenschaftlicher Grimm war unüberwindlich. Sie wurde körperlich krank. Als der Kaiser sie besuchen kam, weinte sie lange und ohne zu sprechen, und begann dann mit vorwurfsvollen Bitten: „Er solle ihrer Verlassenheit zu Hülfe kommen, solle ihr einen Mann geben! Sie sei noch ausreichend jung, und für eine rechtschaffene Frau gebe es nur in der Ehe Trost. Es gebe noch Männer in Rom die sich herbeilassen würden, Germanicus' Gattin und dessen Kinder in ihr Haus aufzunehmen!" Dem Kaiser entging die politische Tragweite dieser Bitte keineswegs; um jedoch seinen dadurch erregten Unwillen und Besorgniß nicht merken zu lassen verließ er sie, ohne ihr trotz ihres Drängens Antwort zu geben. Diesen von keinem Geschichtschreiber berichteten Vorfall fand ich in den Memoiren Agrippina's, der Tochter, — Mutter des Kaisers Nero — welche ihr eignes Leben und die Schicksale ihrer Familie der Nachwelt erzählt hat.[135])

Kapitel 54.

Sejan aber wußte die Lage der in Gram versunkenen und vorsichtslosen Frau noch tiefer zu erschüttern. Er schickte Zuträger an

---

[135]) Ueber diese vergiftete Quelle der Geschichte Tiber's s. meine Agrippina, die Mutter Nero's S. 193—194. Die Verfasserin der Memoiren, die fürchterlichste und grauenvollste unter allen weiblichen Gestalten des ersten Kaiserhauses, hatte bei Erzählung oder Erfindung dieses Vorgangs, den Tacitus allein in ihrem Buche fand, den Zweck: ihre Mutter wegen späterer sträflicher Verhältnisse zu Männern, welche dieselbe — weniger aus sinnlicher Leidenschaft als im Interesse ihrer politischen Intriguen — angeknüpft haben mochte, zu entschuldigen. (S. Kaiserfrauen S. 308—310. Sievers II. S. 21. Anm. 3). Wenn ein Herausgeber des Tacitus, Hr. Nipperdey, hier in Agrippina eine „schwache (!) liebebedürftige" Frauennatur sieht, so mag er das mit ihrem Gemale und mit Tacitus selbst ausmachen, die beide davon ein andres Lied zu singen wissen (S. Kaiserfrauen S. 218—220 und oben zu II, 72). Uebrigens war die „liebebedürftige" Frau bereits ihre vierzig Jahre alt und Mutter von neun Kindern! S. Plin. n. hist. VII, 13.

sie ab, die ihr unter dem Scheine der Freundschaft mittheilen mußten: „man wolle sie vergiften und sie müsse es zu vermeiden suchen, an ihres Schwiegervaters Tafel zu speisen. Sie, aller und jeder Verstellung unfähig, blieb daher, als sie demnächst an seiner Seite bei Tafel saß, bei all seiner Freundlichkeit in Blick und Worten stumm und starr; sie rührte keine Speise an, bis Tiberius — durch Zufall, oder weil es ihm zu Ohren gekommen war — darauf aufmerksam wurde. Um sich genauer davon zu vergewissern, lobte er Früchte, die eben auf die Tafel gesetzt worden waren, und präsentirte dieselben mit eigner Hand seiner Schwiegertochter. Dadurch ward Agrippina's Argwohn nur noch gesteigert und sie reichte die Früchte, ohne sie mit dem Munde zu berühren, den Dienern. Dessenungeachtet erfolgte darauf von Seiten des Tiberius kein Wort gegen sie unmittelbar; nur gegen seine Mutter gewendet äußerte er: „es wäre kein Wunder, wenn er einer Person eine etwas derbe Lektion gäbe, die ihn der Giftmischerei zu verdächtigen suche!“ — Dadurch entstand das Gerücht: „es sei auf ihr Leben abgesehen, doch wage der Kaiser eine solche That nicht öffentlich, sondern man suche nach einer Gelegenheit, sie im Geheimen auszuführen!“ [136])

Kapitel 55 und 56.

Der Kaiser indeß, bemüht das Gerede des Publikums abzulenken [137]), wohnte häufig den Senatssitzungen bei, und hörte denn auch die Vorträge der verschiedenen Deputationen aus der Provinz Asien, die darüber stritten: in welcher Stadt der Tempel errichtet

[136]) Ueber die hier von dem schwer beleidigten Kaiser bewiesene ruhige Fassung und Mäßigung s. Kaiserfrauen S. 311—312 und Sievers II, S. 21, der mit Recht hinzufügt: „hat Tiber dies wirklich so gesprochen, daß Agrippina oder einer ihrer Freunde es hören konnte, so ist er jedenfalls nicht der verstellte, alle Empfindungen unterdrückende Heuchler gewesen, als welchen man (Tacitus) ihn dargestellt hat. Bei Tacitus erscheint Tiber hier noch mehr als das Opfer der Kabale Sejan's; bei Sueton (Tib. 53) hat er schon alles mit diesem verabredet“. — Daß Tiberius nach diesem Betragen seine Schwiegertochter nicht mehr zur Tafel lud (wie Sueton berichtet), ist sehr natürlich und erklärlich. Unerklärlich aber ist es, wie aus diesem Vorfalle das von Tacitus berichtete Klatschgerede (rumor) entstehen konnte. Und völlig unbegreiflich, wie Tacitus das nächstfolgende Kapitel so beginnen konnte, wie er es beginnt.

[137]) !! S. Kaiserfrauen S. 312. Anm. 4.

werden solle[138]), mehrere Tage lang an. Elf Städte bewarben sich um diese Ehre mit gleichem Eifer, doch mit ungleichen Ansprüchen. Was sie für dieselben vorbrachten, war so ziemlich ein und dasselbe: ihr hohes Alterthum, ihre eifrigen Dienste die sie dem römischen Volke in dessen Kriegen mit Perseus, mit Aristonikus und andern Königen geleistet. Die von Hypaepa und Tralles, von Laodicea und Magnesia wurden insgesammt beseitigt als nicht hinreichend bedeutend.[139]) Selbst die von Ilium, die für sich anführten, daß Troja die Vaterstadt der Welthauptstadt Rom sei, konnten sich eben nur auf den Ruhm ihres Alterthums stützen. Bei Halicarnassus schwankte die Entscheidung einen Augenblick zu dessen Gunsten, weil seine Gesandten geltend gemacht hatten, daß ihre Baulichkeiten während zwölf Jahrhunderten von keinem Erdbeben gelitten hätten, und daß das Fundament des Tempels in natürlichem Felsgrunde bestehen werde. Die von Pergamus hätten, urtheilte man, durch den in ihrer Stadt befindlichen Tempel des Augustus, worauf sie eben ihre Ansprüche stützten, bereits Ehre genug empfangen. In Bezug auf Ephesus und Milet war man der Ansicht, daß bei dem letzteren der Apollo-, bei dem ersteren der Diana-Cult in diesen Städten keinen Platz mehr für einen neuen lasse. So blieb nur die Frage über Sardes oder Smyrna? Die Sardianer verlasen einen Beschluß der Etrurier als deren Stammverwandte: „Tyrrhenus und Lydus, die Söhne des Königs Atys, hätten nämlich wegen Uebervölkerung ihr Volk getheilt; Lydus sei im väterlichen Erblande zurückgeblieben, dem Tyrrhenus sei das Loos geworden, einen neuen Wohnsitz zu gründen, worauf denn nach den Namen der Häuptlinge die Völker, jene in Asien, diese in Italien benannt worden seien. Vermehrt worden sei die Macht der Lyder noch durch Aussendung von Schaaren ihrer Volksgenossen nach Griechenland, das darnach von Pelops seinen Namen erhalten habe." Zugleich gedachten sie schriftlicher Dokumente römischer Feldherren, der Bündnisse, die sie zur Zeit des Makedonerkrieges mit uns abgeschlossen, ihres Reichthums an schiffbaren Flüssen, ihres milden Klima's und ihrer fruchtbaren Gefilde. [Kapitel 56.] Die von Smyrna

[138]) Der Ehrentempel für Tiberius, die Kaiserin Mutter und den Senat. S. oben Kap. 15 dieses Buchs.

[139]) d. h. diese vier Städte erschienen nicht reich und groß genug für die in Anspruch genommene Ehre.

dagegen gingen zunächst aus von dem Alter ihrer Stadt — mochte nun Tantalus, Jupiter's Sohn, oder Theseus, der gleichfalls göttlicher Abstammung, oder eine der Amazonen sie gegründet haben, und gingen dann über auf diejenigen Punkte, auf welche sie zumeist bauten: ihre guten Dienste, die sie dem römischen Volke geleistet, indem sie ihnen ihre Seemacht zur Hülfe gesendet nicht nur für auswärtige Kriege, sondern auch für solche, welche man in Italien zu bestehen gehabt hatte[140]), und daß sie die ersten gewesen, welche einen Tempel der Stadtgöttin Roma aufgerichtet zur Zeit da Marcus Porcius Consul[141]) und Rom zwar schon mächtig, aber doch noch nicht auf der Höhe seiner Macht angelangt war, da die Punische Hauptstadt noch aufrecht stand und in Asien mächtige Könige herrschten. Daneben brachten sie ein Zeugniß Lucius Sulla's bei: wie bei großer Bedrängniß seines Heeres durch die Härte des Winters und den Mangel an Kleidung auf die Nachricht davon in einer Volksversammlung zu Smyrna alle die da anwesend waren ihre Oberkleider vom Leibe gezogen und unsern Legionen gesendet hätten.[142]) — So geschah es denn, daß die Senatoren, als es zum Abstimmen kam, den Smyrnäern den Vorzug gaben. Zugleich stellte Vibius Marsus den Antrag: es solle dem Manius Lepidus, welcher diese Provinz erhalten hatte, ein überzähliger Legat beigegeben werden, um die Aufsicht über den Tempelbau zu führen; und weil Lepidus diese Wahl selbst zu treffen aus Bescheidenheit ablehnte, wurde Valerius Naso, einer der gewesenen Prätoren, dazu durch's Loos gewählt und abgesendet.

[140]) Der letzte Satz geht auf den Krieg, welchen Rom gegen die Bundesgenossen 90—87 vor Chr. zu führen hatte.

[141]) Im Jahre 195 vor Chr. Nipp. Die Verehrung der Stadtgöttin Roma in den Provinzen kommt häufiger vor. Die Bewohner von Alabanda in Karien hatten ihr gleichfalls schon vor dem Jahre 170 einen Tempel errichtet. Den herrlichsten Prachttempel erbaute ihr und zugleich der römischen Stammmutter Venus zu Rom der Kaiser Hadrian, davon jetzt noch Ruinen vorhanden sind. (Ein Jahr in Italien II. S. 262—263). Ueber die statuarische Darstellung der Göttin Roma: Ottfr. Müller Archäologie der Kunst § 405. 2. Winckelmann Geschichte der Kunst V. 2, 3.

[142]) Dies geschah im ersten Mithridatischen Kriege 84 vor Chr. Nipp. Aehnliches geschah in den Kriegen der ersten französischen Revolution, wo Saint Just an die Bewohner von Straßburg den Befehl erließ: de donner leurs manteaux et leurs souliers aux soldats en haillons de l'armée du Rhin. Le scandale en dure encore, setzt Quinet hinzu. La Révolution II. p. 419 (ed. I. 1865).

Kapitel 57.

Um diese Zeit trat endlich der Kaiser, in Ausführung seines lange bedachten und wiederholt verschobenen Planes die Reise nach Campanien an: angeblich um zwei Tempel, in Capua den des Jupiter, in Nola den des Augustus einzuweihen[143]), in der That aber entschlossen, fern von der Hauptstadt zu leben.

Die Ursache seiner Entfernung habe ich zwar oben[144]) im Anschluß an die meisten Schriftsteller auf Sejan's Intriguen zurückgeführt; allein da er doch später, nachdem er denselben hatte hinrichten lassen, noch sechs weitere Jahre ununterbrochen in jener Abgeschiedenheit verblieben ist, so frage ich mich oft: ob es nicht richtiger sein dürfte, sie auf ihn selbst und auf seine Absicht zurückzuführen, seine Grausamkeit und Wollust, während er sie thatsächlich kundgab, örtlich in Verborgenheit zu hüllen.[145]) Es gab Einige die da glaubten: er habe sich in seinem Greisenalter auch seiner körperlichen Erscheinung geschämt; seine hohe Gestalt war nämlich übermäßig mager und gekrümmt geworden, sein Scheitel von Haar entblößt, sein Gesicht voll Pusteln und gewöhnlich hier und da mit Heilpflastern bedeckt. Auch hatte er schon in der Abgeschiedenheit zu Rhodus sich gewöhnt, Gesellschaften zu meiden, und seinen Genüssen im Geheimen nachzugehen.[146]) Erzählt wird auch: „er sei aus Rom vertrieben

---

[143]) S. Sueton Tib. 40.

[144]) S. Kap. 41 dieses Buchs.

[145]) Bisher hat uns Tacitus während der zwölfjährigen Regierung Tiber's noch kein einziges Beispiel von Tiber's „Grausamkeit" und noch weniger von seiner „Wollust" angeführt. Was die letztere betrifft, so ist dies um so auffallender, als der jetzt 68 Jahr alte Kaiser bisher ununterbrochen vor aller Welt Augen in Rom, in einem Publikum gelebt hatte, welches auf Skandalgeschichten solcher Art äußerst erpicht war. Trotzdem finden wir nirgends, weder bei Tacitus noch bei den übrigen Schriftstellern, aus dem bisherigen in unermüdlicher, aufopfernder Thätigkeit als Krieger, Staatsmann und Regent vollbrachten Leben Tiber's irgend eine Erwähnung von geschlechtlichen Ausschweifungen, Liebesverhältnissen, Ehebruchsgeschichten u. dgl., an denen das Leben des „vergötterten" Augustus so reich gewesen war. Die Tradition von Tiber's wilden Lüstlingsausschweifungen beginnt erst (und dies ist sehr wichtig) als er sich — ein Greis, den Siebzigen nahe — in die unnahbare Einsamkeit von Capri zurückgezogen hatte!

[146]) Dies ist nach Sueton's ausführlicher Schilderung thatsächlich unwahr. S. meinen Tiber S. 23—26, 28. Erst in der letzten Zeit seines Rhodischen Exils zog er sich von der Gesellschaft fast gänzlich zurück und zwar aus politischen Gründen (Elend. S. 34 ff), seiner Sicherheit wegen.

stils, per integerrimae translationis sinceritatem, nihil in Graecorum litteris amplius desideretur [1]). In der darauf folgenden Einleitung wird über den Ursprung der logischen Disciplin [2]) gehandelt, der Gegensatz der Ansichten von der Logik als Werkzeug, oder als integrirender Theil der Philosophie historisch aufgestellt und vermittelt, und Titel, Plan und Absicht von Porphyrius Schrift besprochen. Der Commentar, von Boethius selbst in fünf Bücher getheilt [3]), ist stellenweis höchst weitschweifig [4]), zuweilen Sätze des Porphyrius weiter ausführend, oder Einzelnes korrigirend [5]). Hier und da finden sich gute Sprachbemerkungen [6]) und einmal eine interessante mythologische Notiz, der man hier wohl einen Platz gönnen kann. Porphyrius versucht die Veranschaulichung des Aufsteigens der Begriffe zu einem höchsten durch das Geschlechtsregister des Agamemnon: Atride, Pelopide, Tantalide, Zeus. Dazu bemerkt Boethius: Quoniam, cum de subalternis generibus diceret, familiae cujusdam posuit exemplum, quae ab Agamemnone pervenit ad Jovem, quem pro numinis quidem reverentia ultimum posuit. Quantum enim ad veteres theologos, refertur Jupiter ad Saturnum, Saturnus ad Coelum,

1) Praef. p. 46.
2) Ibid. p. 46—47.
3) Lib. III, p. 79.
4) Vgl. p. 82—83.
5) Vgl. p. 84. IV, p. 87.
6) s. B. Lib. II, p. 56. Probabiliter autem ait, id est verisimiliter, quod Graeci λογικῶς vel ἐνδόξως

worden durch die leidenschaftliche Herrschsucht seiner Mutter, die er als Theilhaberin der Herrschaft nicht zu ertragen vermocht und die er doch nicht als solche beseitigen gekonnt, da er sich sagen müssen, daß er die Herrschaft selbst als ihr Geschenk empfangen habe."[147]) Denn Augustus hatte geschwankt, ob er nicht die Regierungsnachfolge dem Germanicus, dem alldeliebten Enkel seiner Schwester, übertragen solle; allein die Bitten seiner Gemalin setzten es durch, daß er Tiberius den Germanicus adoptiren ließ, während er selbst den Tiberius adoptirte. Und das war es, was ihm die Augusta häufig vorwarf und worauf sie ihre Ansprüche gründete.[148])

Kapitel 58.

Die Abreise geschah mit geringem Gefolge: von Senatoren die das Consulat bekleidet hatten nur Einer, Coccejus Nerva, ein großer Gesetzkundiger; ein einziger Ritter von Senatorischem Range, außer Sejan, Curtius Atticus[149]); die übrigen waren Männer der Wissenschaft und Litteratur, zumeist Griechen, in deren Unterhaltung er Genuß und Erholung suchte.[150]) Himmelskundige Astrologen breiteten aus: „die Abreise Tiber's sei unter einer Constellation erfolgt, welche eine Wiederkehr verjage." Das wurde Ursach zu Vieler Verderben, welche Berechnungen seines nahen Lebensendes anstellten und ver-

---

[147]) Ueber Livia's vordringliche Herrschsucht s. Kaiserfrauen S. 102 ff. Daß aber Tiber nicht „die Herrschaft als Geschenk seiner Mutter empfangen hatte", ist historische Thatsache. S. Tacit. III, 56. Tiberius S. 55—56. Kaiserfrauen S. 58—60.

[148]) Wie unrichtig und ungerecht gegen Tiber und Livia diese Angabe des Tacitus ist, habe ich anderswo (S. Kaiserfrauen S. 58 ff.) nachgewiesen. Vor mir Sievers I, S. 10. — Als Augustus im Jahre 3 nach Chr. „aus Gründen der Staatsraison und im Interesse der Wohlfahrt des Reichs" den Tiberius adoptirte, war dieser ein verfluchter Krieger und Staatsmann und nahezu 45 Jahr alt, während Germanicus kaum achtzehn Jahre zählte. Daß Livia sich zuweilen über ihren Sohn, wenn derselbe ihre Verlangnisse zurückwies, als einen Undankbaren beklagen mochte, „den sie zum Kaiser gemacht", ist allerdings mehrfach bezeugt. S. Kaiserfrauen S. 103—105. Tiberius S. 110—111. Sueton Vit. Tib. 51.

[149]) Freund des Dichters Ovid (s. Epist. ex Ponto II, 4 u. 7). Nipp.

[150]) Wo bleiben die „Maitressen", die „Lustknaben", die Diener der Lüste, die doch dem „ausschweifenden Wollüstlinge" nicht fehlen durften?! Niemand weiß von solchen zu melden! Und auch später wird nicht ein einziger namhaft gemacht!

öffentlichten. Konnten sie doch einen so unglaublichen Fall unmöglich vorhersehen, daß er elf Jahre hindurch freiwillig auf seine Vaterstadt verzichten mochte.[151]) Später ward es offenbar, wie schmal die Grenzlinie zwischen Wissenschaft und Täuschung, und wie Wahrheit von Dunkelheit verdeckt wurde. Denn der Ausspruch der Astrologen: daß er nicht mehr nach Rom zurückkehren werde, erwies sich als astrologisch richtig,[152]); in allem Uebrigen tappten sie in Unwissenheit, da er schließlich in der Nähe Roms auf dem Lande oder am Meeresgestade, ja oft hart an den Stadtmauern verweilend, das höchste Greisenalter erreicht hat.

Kapitel 59.

Eine drohende Lebensgefahr, die zufällig in jenen Tagen den Kaiser betroffen hatte, gab dem eitlen Stadtgeschwätze neue Nahrung und ihm selber Veranlassung, der Freundschaft und treuen Hingebung Sejan's nur noch mehr zu vertrauen. Sie speisten grade auf der Villa, welche den Namen Spelunca[153]) führt, zwischen dem Meere von Amunclä und den Bergen von Fundi in einer natürlichen Grotte. Deren Mündung, von welcher plötzlich Felsstücke herabfielen, verschüttete einige Aufwärter. In Folge dessen entstand allgemeine Bestürzung und Flucht sämmtlicher Tischgäste, während Sejan, mit Knie, Gesicht und Händen in schwebender Stellung über den Kaiser hingebeugt, ihm gegen das herabfallende Steinwesen als Schutzwehr diente und in solcher Haltung von den Soldaten gefunden wurde, welche zur Hülfe herbeigekommen waren. Seitdem stand er

---

[151]) S. Tiberius S. 205. Das Tacitus an die Kunst der Astrologen bis zu einem gewissen Grade glaubte, sehen wir aus dem Folgenden.

[152]) d. h. es war kein zufälliges Errathen (haud forte dictum), sondern richtiges Resultat der astrologischen Wissenschaft. Nur die Berechnungen der Lebensdauer waren ungewiß.

[153]) Die kaiserliche Villa Speluncä hatte ihren Namen von mehreren natürlichen Grotten, in deren einer Tiberius und sein Reisegefolge tafelten. Der Name ist noch korrumpirt erhalten in dem heutigen Sperlunga, einem Fischerdorfe, das an ihrer Stelle am Meeresstrande liegt, etwa zwei Stunden von Fondi entfernt. In der Höhle selbst, die ½ Miglia vom Dorfe abliegt, findet man noch Reste antiker Stuckbekleidung, ausgehauene Sitzplätze und dergleichen. Sie waren nach dem Berichte Strabo's (V, p. 233), eines älteren Zeitgenossen Tiber's, zu großen und prächtigen Wohnräumen eingerichtet.

noch größer da; und mochte er auch Verderbliches anrathen, er fand stets, als ein Mann der um sein Ich unbekümmert war, vertrauensvolles Gehör. Und so spielte er auch fortwährend scheinbar nur die Rolle eines Richters in den Händeln gegen die Familie des Germanicus, während er der Anstifter derer war, welche als Ankläger auftraten und vor allen den Nero angreifen mußten, welcher der nächste zur Thronfolge und zwar ein junger Mensch von anspruchsloser Haltung war, der aber doch häufig vergaß, was im gegenwärtigen Momente die Klugheit gebieten mochte, wenn er von seinen Freigelassenen und Anhängern, in ihrem Drange baldmöglich zu Einfluß und Macht zu gelangen, angestachelt wurde: „Er solle der Welt zeigen, daß er Muth und Selbstvertrauen besitze. Das wünsche das römische Volk, das verlangten die Heere, und auch Sejan werde nicht gegen ihn vorzugehn wagen, während derselbe jetzt dem geduldigen alten Kaiser und dem unthätigen jungen Prinzen gleichmäßig auf dem Kopfe tanze". [154])

Kapitel 60.

Das Hören dieser und ähnlicher Dinge rief zwar bei dem Prinzen keinen argen Gedanken hervor[155]); indeß zuweilen pflegten ihm

[154]) Da solche Anstachelungen „zu kühn wagendem Hervortreten" — d. h. nichts anders als zur Rebellion gegen den Kaiser, seinen Großvater und Herrn, der ihm bis jetzt nur Beweise des Wohlwollens gegeben hatte — nach Tacitus' Bericht wirklich von Seiten der Partei und Umgebung des Prinzen stattfanden, so hatte Sejan es offenbar nicht nöthig, noch besondere agents provocateurs mit diesem Geschäft zu betrauen, wie derselbe Tacitus weiterhin ihm nachsagt (S. unten Kap. 67). Jedenfalls aber erscheinen Tiber's Besorgnisse für Thron und Leben, wenn er, wie anzunehmen, von diesen Zettelungen der Partei des Prinzen Kunde bekam, und seine Abneigung gegen den letzteren vollkommen gerechtfertigt.

[155]) „Dies ist", wie Sievers bemerkt (II, 23—24) „wieder eine von dem ganz eigenen Bemerkungen, die bei Tacitus nur zu oft vorkommen"; und deren Quelle, setzen wir hinzu, aus dem blinden Glauben entspringt, mit dem er denjenigen nachschrieb, die hier den hochverrätherischen Prinzen zu entschuldigen und als ein Opfer von Tiber's Grausamkeit hinzustellen bestrebt waren. In der That, wie konnte Tacitus 100 Jahre später sagen, was Nero bei solchen hochverrätherischen Zumuthungen „gedacht habe"!! Die nächste Pflicht des 23jährigen Prinzen, des erklärten Thronfolgers, dem der Kaiser alle Ehrenstellen, die er beanspruchen konnte, verliehen hatte, war die: seinem Herrn und Kaiser, seinem Großvater, der Vaterstelle bei ihm vertrat, Anzeige von solchen Zumuthungen zu machen, jedenfalls aber solche auf das Ernstlichste zurückzuweisen.

doch trotzige und unbedachte Reden zu entfallen, welche denn von beigegebenen Aufpassern aufgefangen und vergrößert dem Kaiser hinterbracht wurden; und da Nero keine Gelegenheit erhielt, sich zu vertheidigen, so entstanden daraus für ihn obenein noch verschiedenartige Formen der Besorgniß.[156]) Denn die Einen vermieden seine Begegnung; manche wandten sich sofort nach der Begrüßung von ihm ab; sehr viele brachen das Gespräch ab, das er mit ihnen angefangen, während die anwesenden Begünstiger Sejan's ihm mit spöttischem Lächeln entgegentraten. Und nun gar Tiberius mit seiner finstern Miene und mit dem Ausdrucke falschen Lächelns in seinem Antlitz! Der junge Prinz mochte sprechen oder schweigen — sein Schweigen wie sein Sprechen ward ihm zum Verbrechen gemacht.[157]) Nicht einmal seine Nachtruhe war sicher, da seine Gattin sein Wachen, sein Schlafen, seine Athemzüge ihrer Mutter Livia und diese wieder dem Sejan verrieth, der auch den Bruder Nero's, den Drusus auf seine Seite zog, indem er ihn mit der Aussicht auf die Thronfolge köderte, im Fall es gelänge, den älteren und bereits in seiner Stellung untergrabenen zu beseitigen. Drusus, eine wilde, gewaltthätige Natur, wurde außer der Begierde nach der Gewalt und dem zwischen Brüdern gewöhnlichen Hasse[158]) noch befeuert von dem Neide darüber, daß

---

[156]) Wenn ich diese letzten Worte richtig verstehe — sie sind ziemlich dunkel und geschraubt im Texte — so wird der Prinz Nero, trotz seines mehr als zweideutigen Verhaltens, noch obenein von Tacitus bedauert. Die folgenden Scenen sind im Palaste des Kaisers vorgehend zu denken, und wir es scheint — denn Tacitus läßt uns darüber im Dunkeln — in Rom vor des Kaisers Abreise nach Capri, oder auch in Capri selbst, wohin ihn Tiber später kommen ließ.

[157]) Diese ganze Schilderung ist wieder durchaus parteiisch gegen Tiber gefärbt. Bei den gefährlichen Dingen, die bemelden über das Verhalten seines Enkels und dessen Umgebung hinterbracht worden waren, und aus denen klar hervorging, daß er beiden zu lange lebte, war es nur natürlich, daß er mißtrauisch gegen Nero werden mußte. Tacitus' Bericht dagegen hat nur Mitleid mit „dem armen jungen Prinzen", der zwar grade „keine sträflichen Absichten hegte", sich aber doch nicht nur zu solchen von seiner Umgebung auffordern ließ, sondern auch durch „trotzige und unbedachtsame Aeußerungen" zu erkennen gab, daß jene Aufforderungen nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben waren, und der gerade das, was seine Pflicht war, dem Kaiser Anzeige von solchen Aufforderungen zu machen, unterließ. Wer allein bedauernswerth erscheint, das ist der unglückliche und, wenn Tacitus' Bericht von Sejan's Intriguen richtig ist, doppelt verrathene alte Kaiser. Vgl. Kaiserfrauen S. 314—315.

[158]) Dies fürchterliche Wort von dem „erfahrungsmäßigen Bruderhasse" kehrt bei Tacitus mehrmals wieder. S. XIII, 17, XV, 2.

beider Mutter Agrippina dem Nero günstiger war. Bei alledem begünstigte jedoch Sejan den Drusus nicht in der Weise, daß er nicht auch gegen ihn auf die Aussaat künftigen Verderbens bedacht gewesen wäre, da er ihn genugsam kannte um zu wissen, daß derselbe ein Mensch von wildester Leidenschaft und noch leichter als sein Bruder ins Garn zu locken sei.[159])

Kapitel 61.

Zu Ende des Jahres schieden aus dem Leben zwei ausgezeichnete Männer: Asinius Agrippa, dessen Ahnen mehr thatenberühmt als von altem Adel waren,[160]) und deren er sich in seiner Lebensführung nicht unwerth erwiesen hatte; ferner Quintus Haterius aus Senatorischer Familie, wegen seiner Beredtsamkeit, so lange er lebte, gefeiert. Seine hinterlassenen schriftlichen Geisteserdenkmale behaupten nicht in gleicher Weise ihren Platz. Er wirkte nämlich mehr durch seinen rednerischen Ungestüm als durch sorgfältige Feile, und während bei andern ihr Studium und ihr mühseliger Fleiß später an Schätzung gewannen, so ging Haterius bekannter volltönender Redefluß mit ihm selbst zu Grabe.[161])

Kapitel 62 und 63.

(n. Chr. 27.)

Unter dem Consulat des Marcus Licinius und Lucius Calpurnius ereignete sich ein unvermutheter Unglücksfall, der ebensoviele Opfer kostete als die größte Kriegsniederlage. Beginn und Ende desselben fielen in Eins zusammen. Ein gewisser Atilius nämlich, der Sohn eines Freigelassenen, hatte in Fidena den Bau eines Amphitheaters unternommen, um in demselben ein Gladiatorenschauspiel[162]) zu geben, jedoch weder den Unterbau auf festem Grunde ge-

---

[159]) S. Kaiserfrauen S. 316—317.

[160]) Seine beiden berühmten Großväter Asinius Pollio und Marcus Agrippa waren Emporkömmlinge (homines novi) gewesen.

[161]) Ueber den von Tacitus mehrmals (I, 13; II, 33; III, 57) in diesen Büchern erwähnten Haterius s. Nipperdey's Anmerkung zu dieser Stelle und Bernhardy's Röm. Lit. Gesch. S. 259 und 746.

[162]) Ueber die Gladiatorenschauspiele und Amphitheater der Römer s. Ein Jahr in Italien III, S. 93—101, und Herbstmonate in Oberitalien S. 356 bis 378.

legt, noch das Holzgerüst des Oberbaus hinlänglich fest verklammert, da er ein Mensch war, der nicht aus Ueberfluß an Gelde oder in dem Bestreben sich bei seinen Municipalmitbürgern beliebt zu machen, sondern aus schmutziger Gewinnsucht dies Geschäft nachgesucht hatte. In Strömen kamen die Liebhaber solcher Schauspiele, die seit Tiberius regierte von dergleichen Genüssen ferngehalten worden waren, herbei: Männer wie Weiber, jedes Alter, und zwar um so zahlreicher, da der Ort in der Nähe lag.[163]) Dadurch ward das Verderben noch fürchterlicher, als der dicht angefüllte Bau aus den Fugen wich, und nach Innen zusammenbrechend oder nach Außen überstürzend die ungeheure Masse der auf das Schauspiel schauenden oder in der Nähe umherstehenden Menschen mit sich kopfüber riß und unter den Trümmern begrub. Glücklich diejenigen, welche gleich Anfangs zum Tode getroffen wenigstens durch solches Geschick der weiteren Qual entgingen; weit mehr zu beklagen waren die, welche mit abgerissenen Theilen des Körpers noch Leben behalten hatten, und die dann so lange es Tag war am Anblick, während der Nacht am Jammergeheul und Stöhnen ihre Frauen oder Kinder erkannten. Dann die andern, die auf die Nachricht herbeigeeilt waren, von denen dieser über einen Bruder, jener um einen Verwandten, ein anderer um seine Eltern jammerte! Selbst solche Personen, deren Freunde oder Angehörige aus einer ganz andern Ursache von Hause abwesend waren, schwebten trotzdem in Angst, und da noch nicht bekannt war, wen alles jener Schlag getroffen habe, gewann die Furcht in Folge der Ungewißheit immer mehr Boden.

[Kap. 63.] Als man an das Wegräumen der eingestürzten Massen ging, drängten sich die Menschen zu den Leichen, sie zu umarmen, zu küssen; und häufig entstand Streit, wenn das Antlitz un-

---

[163]) Die Stelle, wo die uralte Municipalstadt Fidena (auch Fidenae) stand, ist nur fünf römische Miglien (eine deutsche Meile) vom Thore, der Porta Solara, entfernt. Heute ist keine Spur mehr vorhanden. S. Westphal die röm. Campagna S. 127. — Ueber Tiber's Abneigung gegen die grausamen Lustmordschauspiele der Gladiatorenkämpfe, — eine Abneigung die ihm Tacitus gewissermaßen zum Vorwurf macht — s. meinen Tiberius S. 73 und 77 und Sievers I, S. 25. (Vgl. meine Anmerkungen zu I, 34 und 76.) Die Gladiatoren klagten über schlechte Zeit unter Tiber, wie Seneca erzählt. Quam bella notas perit! hörte einst Seneca einen Mirmillo, einen Matador seiner Kunst, ausrufen. (Quare incommoda h. v. accid. cp. 4. p. 17 Fickert.)

kenntlich geworden war und die Gleichheit der Gestalt und des Alters Irrthum bei der Erkennung herbeigeführt hatte. — Funfzigtausend Menschen wurden durch diesen Unfall zu Krüppeln gemacht oder zerschmettert.[164]) Der Senat erließ denn auch einen Beschluß: „daß Niemand ein Gladiatorenschauspiel geben solle, dessen Vermögen unter vierhunderttausend Sesterzien sei, und daß ein Amphitheater nur auf anerkannt festem Grunde und Boden errichtet werden dürfe".

Uebrigens öffneten sich sofort nach dem Eintreten des Unheils die Paläste der Vornehmen; Pflege und Aerzte wurden überall beschafft, und die Hauptstadt bot während jener Tage, so traurig auch ihr Anblick war, doch eine Aehnlichkeit mit der Art und Weise der Altvodern, wenn sie nach großen Schlachten den Verwundeten mit reichen Gaben und Pflege aufhalfen.[165])

Kapitel 64.

Noch war dieses Unheil nicht völlig überwunden als eine gewaltige Feuersbrunst die Hauptstadt ungewöhnlich verheerend heimsuchte, indem der ganze Berg Caelius abbrannte. „Ein Unglücksjahr sei es", sagten die Leute, „und unglücklich die Vorzeichen, unter denen

[164]) Nach Sueton (Tib. 40) war die Anzahl der Umgekommenen zwanzigtausend.

[165]) Es ist dies beiläufig einer der — leider von Tacitus nur allzu selten eingestreuten — Züge, aus denen hervorgeht, daß trotz aller fürchterlichen Schwarzmalerei der Satiriker und Melancholiker unter den römischen Schriftstellern, doch in jener Zeit noch ein guter Fonds von menschlicher Theilnahme und Herzensgüte im Volke der Hauptstadt vorhanden war. Andere dafür sprechende Beweise sind das Betragen des Volks gegen Nero's unglückliche Gemalin Octavia (s. Agrippina d. Mutter Nero's S. 264) und sein Verhalten bei dem Prozesse gegen die Sklaven, deren einer seinen grausamen Herrn erschlagen hatte. Annal. XIV, 42—45. — Merkwürdig aber ist es, daß Tacitus bei der Erwähnung der bereitwillig von Vornehm und Gering bei diesem Unheil geleisteten Hülfe, den Tiberius ganz mit Stillschweigen übergeht, und so den Glauben erweckt, als ob derselbe dabei unthätig geblieben sei. Glücklicherweise können wir diese Lücke zu des Kaisers Ehre durch den Bericht Sueton's ergänzen. Tiber war bereits auf Capri als das Unglück geschah. „In Rom schrie alle Welt nach dem Kaiser (revocante assidua obtestatione populo) und beschwor ihn zurückzukehren. Er verließ sofort die Insel und begab sich zurück auf das Festland, wo er, obgleich er bei seiner Abreise aus Rom sich durch öffentliches Edikt alle persönlichen Besuche und Audienzgesuche verbeten hatte, Jedermann vor sich ließ, um ihre Bitten anzubringen." Suet. Tib. 40. Aus diesem allgemeinen Volksverlangen nach seiner Anwesenheit erklären wir denn auch das große Zutrauen, welches das Volk auf des alten Kaisers rastlos thätige Fürsorge und Hülfsbereitschaft

der Kaiser den Plan zu seiner Abwesenheit gefaßt habe", — wie es ja die Art der meisten Menschen ist, Zufälliges in Schuld zu verkehren. So war man auch hier nahe daran dasselbe zu thun, wenn nicht der Kaiser zu Hülfe gekommen wäre und nach Maßgabe des erlittenen Verlustes den Abgebrannten Geldunterstützungen gewährt hätte. Dafür wurden ihm denn im Senate feierliche Danksagungen von Seiten der Hochstehenden und Beliebtheit beim Volke zu Theil, weil er ohne Ansehn der Person oder Rücksicht auf Fürbitten seiner nächsten Umgebung sogar Unbekannte und ohne ihr Zuthun Aufgeforderte mit seiner Freigebigkeit unterstützt hatte. Zu den Danksagungen fügte man im Senate noch von verschiedenen Seiten die Anträge: „der Berg Caelius solle in Zukunft der Augustusberg benannt werden, weil bei dem allgemeinen Brande ringsumher allein Tiber's Portraitbildsäule, welche in dem Palaste des Senators Junius gestanden, unverletzt geblieben sei. Ein solches Glücksgeschick sei vor Zeiten der Claudia Quinta begegnet, und die Statue derselben, welche zweimal der Gewalt von Feuersbrünsten entgangen, hätten die Altvodern in den Tempel der Göttermutter geweiht. Die Claudier ständen unter dem Schutze der Himmlischen, und ein Platz, wo die Götter eine so ehrende Bevorzugung für den Kaiser an den Tag gelegt hätten, müsse durch eine höhere Weihe ausgezeichnet werden".[166])

Kapitel 65.

Es dürfte hier nicht unangemessen sein, zu berichten, daß der gedachte Berg vor Alters der Eichenberg geheißen worden ist, weil

setzte. Ein Kaiser, dessen Entfernung von der Hauptstadt im Volke für ein Unglück galt, und von dem (wie wir im folgenden Kapitel sehen) das Volk glaubte: seine Anwesenheit würde Unglücksfälle wie den in Fidenae vielleicht verhindert, den andern minder umfangreich gemacht haben — ein solcher Regent erhält eben dadurch das ehrenvollste Zeugniß für seine Wirksamkeit und Fürsorge.

[166]) Der Inhalt dieses Kapitels spricht für sich selbst. Er zeigt in dem greisen Kaiser einen großmüthigen, gerechten, vorsorglichen und barmherzigen Regenten, der trotz seiner Entfernung von seiner Hauptstadt die Interessen derselben sorgsam im Auge behielt und dafür von Senat und Volk gerechten öffentlich kundgegebenen Dank erndtete. Er leistete übrigens diese großartig freigebige Unterstützung, wie Velleius (II, 130) ausdrücklich bemerkt, aus seinem Privatvermögen. — Und in ganz gleicher Weise sehen wir ihn bei einer zweiten großen Feuersbrunst, welche Rom zehn Jahre später heimsuchte, als achtundsiebzigjähriger Greis sich benehmen. S. unten VI, 45. Tiberius S. 122.

daſelbſt ein dichter und üppiger Eichenwald ſtand, ſpäter aber der Caeliſche benannt wurde, von Caelius Vibenna, einem Häuptlinge des Etruskervolks, der für geleiſteten Hülfszuzug vom Tarquinius Priscus oder einem andern unſerer Könige — denn die Schriftſteller ſind darüber uneins — dieſen Berg zum Wohnſitz angewieſen erhielt. Was zweifellos feſtſteht, iſt, daß Etrusker in großer Zahl dort auch in den niederen und dem Forum zunächſt liegenden Theilen gewohnt haben, nach denen das „Tuskerviertel" ſeinen Namen erhalten hat.[167])

Kapitel 66.

Allein wenn auch die theilnehmenden Bemühungen des Adels und die Freigebigkeit des Kaiſers dieſen Unglücksfällen gegenüber Troſt und Hülfe geſchafft hatten, ſo wütheten doch die Ankläger täglich in verſtärktem und feindſeligerm Maaße fort, ohne daß eine Erleichterung ſtattfand. So hatte bereits den Varus Quintilius, einen reichen dem Kaiſer verwandten Mann, Domitius Afer, welcher deſſen Mutter, die Claudia Pulchra, zur Verurtheilung gebracht hatte, in ſeine Klauen gefaßt, worüber ſich kein Menſch wunderte, weil man es natürlich fand, daß er, der lange in dürftigen Umſtänden gelebt, und mit dem neulich erworbenen Anklägerlohne übel hausgehalten hatte, ſich jetzt zu neuen Schandthaten rüſtete. Daß aber Publius Dolabella ſich ihm als Mitankläger zugeſellte, erregte Verwunderung, weil er, ein Mann von berühmten Ahnen und dem Varus verwandt, ſelbſt ſein eignes adliges Haus, ſein eignes Blut in's Verderben zu bringen trachtete.[168]) Der Senat widerſetzte ſich jedoch der Annahme der

---

[167]) Der hier genannte Caeliusberg erſtreckt ſich von der Höhe des heutigen Lateranpalaſtes bis zum Koloſſeum und dem Kloſter San Gregorio gegenüber dem Palatin.

[168]) Ueber den Prozeß der Claudia Pulchra ſ. oben Kap. 52 dieſes Buchs. Es iſt auffallend, daß dem Tacitus ſowie hier, faſt jede Anklage, — auch wenn das Verbrechen erwieſen wird und eine rechtskräftige Verurtheilung durch die Gerichte erfolgt, — als eine „Schandthat" (flagitium) oder ein Unglück erſcheint! Wie übertrieben aber ſein Schmerzensſchrei iſt über das „tägliche Fortwüthen" der Ankläger (der Ausdruck grassari bezeichnet die Ankläger als Straßenräuber und Banditen), das ſehen wir aus dem Umſtande, daß während dieſes ganzen Jahres nur dieſer eine Fall vorkam (ſ. Sievers I, S. 44), von deſſen Inhalt und Ausgange wir obenein nichts erfahren. Der Angeklagte war übrigens der Sohn des Legionenverderbers in Germanien, und hatte als ſolcher ſchon in der Rhetorſchule als Knabe den Vorwurf der Fahrläſſigkeit ſeines Vaters hören müſſen. Daß ein Verwandter von ihm, ein

Anklage, und beschloß: „daß des Kaisers Anwesenheit abzuwarten sei", — was für jetzt bei drohendem Unheil die einzige Zuflucht war.[169])

Kapitel 67.

Jedoch der Kaiser, der inzwischen die Weihe der Tempel in Campanien beendet hatte, kehrte nicht zurück; sondern obschon er durch ein Edikt befohlen hatte, daß Niemand seine Ruhe störend unterbrechen solle — wie denn auch die aus den Städten herbeiströmenden Volksmassen durch eine militairische Postenkette ferngehalten wurden, — so wurden ihm doch die Municipal- und Colonialstädte und alle auf dem Festlande gelegenen Ortschaften bald zuwider und er zog sich auf die Insel Capreae zurück, die durch eine drei (römische) Meilen breite Meerenge von den Ausläufern des Surrentinischen Vorgebirges getrennt ist.

Die abgeschiedene Einsamkeit war es, welche ihm an derselben nach meiner Ansicht am meisten gefallen haben mag; denn bekanntlich ist das Meer rings um die Insel ohne Häfen und nur für Fahrzeuge mäßiger Größe sind einige wenige Anlegeplätze vorhanden. Auch kann niemand dort anlanden, ohne daß der Wächter es bemerkt. Das Klima ist im Winter mild durch die schützende Bergwand, durch welche die rauhen Winde abgehalten werden, die Sommerzeit durch die Lage gegen den Westwind und durch das ringsum offene Meer überaus angenehm, während man zugleich die Aussicht hatte auf den — ehe der Berg Vesuvius mit seinem Gluthausbruche das Aussehn der Gegend veränderte — überaus schönen Meerbusen.[170])

Die Sage berichtet: Griechen hätten diese Oertlichkeiten in Besitz gehabt und auf Capreae hätten die Teleboer ihre Wohnsitze aufgeschlagen. Doch jetzt hatte sich Tiberius dort mit seinen zwölf verschieden benannten[171]) Villen und Bauanlagen niedergelassen, der

Mann des hohen Adels, ein „Standesgenosse", sich bewogen fand die Anklage zu unterstützen, gilt dem Tacitus, wie wir sehen, ohne Weiteres für schmachvoll.

[169]) Dieser Schlußzusatz ist sehr ehrenvoll für Tiber.

[170]) Näheres über die Insel Tiberius S. 206—207, wo die Stellen der Alten über dieselbe angeführt sind, und in Gregorovius trefflichen Wanderjahren in Italien I S. 311—388. Von Sorrent betrug ihre Entfernung nach Plinius (h. n. III, 6, 82) acht römische (etwas über 1½ deutsche) Meilen.

[171]) Die eine dieser Villen hieß Jupitersvilla. S. Sueton Tib. 65. Plinius der ältere spricht nur von einer „Burg" Tiber's (Tiberii principis arce nobiles

Coelus vero ad antiquissimum Ophionem ducitur, cujus Ophionis nullum principium est [1]).

3) In Aristotelis Categorias Commentariorum *Libri IV.*

Boethius setzt diese Arbeit in engen unmittelbaren Zusammenhang mit der vorhergehenden, deren Form und populäre Darstellung dean auch von ihm beibehalten worden sind. Expeditis (heisst es) his, quae ad Praedicamenta Aristotelis Porphyrii institutione digesta sunt, hos quoque commentarios in Praedicamenta perscribens, mediocris styli seriem persecutus, nihil de altiorum quaestionum tractatione permiscui, sed dilucidandi moderatione servata nec angere lectorem brevitate volui, nec dilatatione confundere [2]). Dieser Erklärung folgt eine ausführlichere Einleitung, in welcher fünf Hauptpunkte zur Sprache kommen, als da sind de operis intentione, utilitate et ordine nach Porphyrius, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, über diese drei Punkte in einem später über die Kategorien zu verfassenden, für gelehrtere Leser berechneten Werke ausführlicher zu han-

---

dicunt. Saepe enim et apud Aristotelem λογικῶς verisimiliter ac probabiliter dictum invenimus, et apud Boethum et apud Alexandrum. Porphyrius quoque ipse in multis hac significatione hoc verbo usus est.

1) In Porphyr. p. 73. vgl. Claudian Rapt. Proserp. III, 348.

2) Boeth. in Categ. I, p. 112.

in demſelben Maße wie er früher ſeine angeſtrengte Sorgfalt auf die Staatsgeſchäfte gewendet hatte, ſich jetzt verborgenen Ueppigkeiten und einer unheilbringenden Muße hingab.[172]) Denn ſeine Blindheit im Beargwöhnen und Glauben dauerte fort, und Sejan, der ſchon in Rom ſelbſt es verſtanden hatte ſie zu ſteigern, war jetzt in ſeinem Bemühen, ihn verwirrt zu machen, nur noch eifriger, indem er jetzt aus ſeinen Anſchlägen gegen Agrippina und Nero gar kein Hehl mehr machte. Die Soldaten, welche bei beiden den Ehrenwachtdienſt verſahen, waren angewieſen, über ihren Briefwechſel, ihre Beſucher, über Offenes und Geheimes gleichſam Buch zu führen; ja es wurden eigends Perſonen angeſtiftet, die ihnen zureden mußten, „zu den Germaniſchen Heeren zu flüchten, oder auf dem Forum vor allem Volke das Standbild des hochſeligen Auguſtus zu umfaſſen und Volk und Senat zur Hülfe aufzurufen". Und, obſchon die Vorſchläge von ihnen abgewieſen worden waren, wurde ihnen dennoch zur Laſt gelegt, als ob ſie dieſelben auszuführen gedächten.[173])

Kapitel 68 und 69.

(n. Chr. 28.)

Das Conſulat des Junius Silanus und Silius Nerva ward durch einen ſchrecklichen Jahresanfang bezeichnet, indem ein erlauchter

---

Capreae. Hist. nat. III, 82); die andern Gebäude waren für des Kaiſers Gefolge beſtimmt.

[172]) Wir haben hier zunächſt Akt zu nehmen von Tacitus' Zeugniſſe: daß Tiber bisher, d. h. alſo bis nahe an ſein ſiebzigſtes Jahr, „mit angeſtrengter Sorgfalt ſeinen Regentenpflichten obgelegen hatte". Wir werden weiterhin ſehen, daß er auch auf Capri die Staatsgeſchäfte keineswegs vernachläſſigte, ſondern die Zügel der Regierung in feſter Hand hielt. Vgl. Sievers II, S. 23.

[173]) Die Parteiapologie in dieſer ganzen Darſtellung iſt handgreiflich. Es bedurfte zunächſt gar keiner von Sejan anzuſtiftenden Agents provocateurs, von denen Tacitus hier ſpricht, da derſelbe Hiſtoriker uns oben berichtet hat, daß dieſelben Aufforderungen von den eignen Parteianhängern des Juliſchen Hauſes an Nero gerichtet wurden (IV, 59 und 60). Für jeden unbefangnen Beurtheiler wird es zweifellos ſein, daß Nero und Agrippina wirklich ſolche Pläne hegten. Auch waren die Verſuche, den Kaiſer durch Gift um's Leben zu bringen, wie wir geſehen haben, erwieſen (ſ. IV, 52) worden. Tiberius' Verdacht und Befürchtung einer Schilderhebung gegen ihn von Seiten Agrippina's und Nero's war vollbegründet, und nur das Eine war dem unglücklichen alten Kaiſer unbekannt, daß ſein Freund Sejan, der Mann, dem er am meiſten vertraute, ſeine Hand — zu eignen Zwecken — in dieſem verruchten Spiele hatte. S. Kaiſerfrauen S. 315

römischer Ritter Titius Sabinus in den Kerker geschleppt ward. Die Ursache war seine Freundschaft mit Germanikus; denn er hatte nicht aufgehört dessen Gemahlin und Kinder treulich zu verehren, war ihr beständiger Besucher im Hause, ihr Begleiter bei öffentlichem Erscheinen, er von so vielen Klienten der Einzigübriggebliebene,[174]) und darum von den Gutgesinnten geachtet, für die Schlechtgesinnten ein Anstoß. An diesen Mann machte sich Latinius Latiaris, Porcius Cato, Petilius Rufus, Marcus Opsius, sämmtlich gewesene Prätoren welche das Consulat zu erhalten wünschten, zu dem man nur noch durch Sejan's Vermittelung gelangen konnte, und Sejan's guter Wille war wiederum nur durch ein Bubenstück zu erlangen.[175]) Sie kamen unter sich überein, daß Latiaris, der mit Sabinus in einem gewissen Umgangsverkehr stand, die Falle stellte, die andern als Zeugen dienen und sodann als Ankläger auftreten sollten.

Latiaris begann also zunächst damit, gesprächsweise zufällige Aeußerungen gegen Sabinus stellen zu lassen; sodann lobte er die standhafte Treue desselben, mit der er, als Freund des Hauses im Glücke, dasselbe nicht, wie die übrigen, im Unglück verlassen habe, wobei er sich zugleich in Lobreden auf Germanicus und in Aeußerungen mitleidiger Theilnahme für Agrippina erging. Und als darauf Sabinus, — wie ja im Unglück die Herzen der Menschen weich sind — in Thränen ausbrach, in seine Klagen einstimmte, läßt er

---

bis 317. — Der im nächsten Kapitel erzählte Prozeß hing mit dem Julischen Komplotte zusammen. S. Kaiserfrauen S. 318—326. — Daß übrigens Tiber nicht leichtsinnig Verdächtigungen Gehör zu geben pflegte zeigt sein III, 41 berichtetes Benehmen.

[174]) In seinem Eifer die verlassene Lage der Familie des Germanicus recht rührend auszumalen vergißt hier Tacitus, daß er selbst früher nicht nur von eifrigen Clienten des Nero in der Mehrzahl gesprochen hat (IV, 59), sondern daß, wie er selbst wiederholt erwähnt, die Hinterlassenen des Germanicus sehr zahlreiche Anhänger und Begünstiger im Senat und Volk besaßen, ja daß, wie er zu verstehen giebt, eigentlich Senat und Volk fast ganz auf Seiten Agrippina's und ihrer Kinder waren, ja daß alle „honetten Leute" zu ihren Anhängern zählten. S. oben IV, Ka. 12; Kap 16 und 17. — Ueber den ganzen folgenden Prozeß verweise ich den Leser auf die von mir in meinen Röm. Kaiserfrauen S. 318—326 gegebene Kritik der Darstellung des Tacitus, deren Parteilichkeit und Bestreben, die Thatsachen zu verdunkeln, ich dort ausführlich nachgewiesen habe.

[175]) Das Letztere ist offenbare Sprache der Parteiübertreibung. Solch' ein Ungeheuer ist Sejan niemals gewesen.

sich immer freier aus in schweren Anklagen gegen Sejan, über dessen Grausamkeit, Uebermuth, ehrgeizige Absichten; ja selbst gegen Tiberius enthält er sich nicht schmähender Aeußerungen. Dergleichen Unterhaltungen führten natürlich zu einer scheinbaren engen Freundschaft zwischen den beiden sich gegenseitig compromittirt wissenden Männern. Von da ab suchte denn Sabinus aus eigenem Antriebe den Latiaris auf, besuchte häufig dessen Haus und schüttete seine Herzenskümmernisse ihm wie dem treuesten Freunde aus.

[Kapitel 69.] Die obenerwähnten Verbündeten hielten jetzt Rath, wie man es anzufangen habe, für solche Aeußerungen mehrere Ohrenzeugen zu erhalten: denn dem Orte, wo jene beiden zusammenzukommen pflegten, mußte der Schein des Unbeobachtetseins erhalten werden, und sich hinter den Thüren aufzustellen um zu horchen war unräthlich, da sie fürchten mußten, daß sie gesehen wurden, daß ein Geräusch entstand, oder ein zufälliger Verdacht aufstieg.[176]) So ließen sich denn drei Senatoren dazu herbei, zwischen Dach und Zimmerdecke zu kriechen und in einem Schlupfwinkel der ebenso schimpflich als ihre Arglist verabscheuungswürdig war, das Lauscherohr an Löcher und Spalten zu legen. Inzwischen sucht Latiaris den Sabinus auf, findet ihn auf der Straße und zieht ihn unter dem Vorgeben, daß er ihm etwas ganz neuerdings in Erfahrung gebrachtes zu erzählen habe, in sein Haus und in sein Kabinet, wo er ihm Altes und Neues und eine Schreckensgeschichte über die andere ausschüttet. Ganz gleiches sprach der Andere und zwar um so ausführlicher als bekanntlich der Mensch traurige Dinge, wenn er einmal seine Herzensergüsse begonnen hat, nur schwer zurückhält.

Eilig ging es jetzt an die Anklage. In Briefen an den Kaiser erzählten sie den genauen Hergang des Bubenstücks und damit ihre eigne Schande.[177])

[176]) Ein Verdacht, in Folge dessen Sabinus etwa nach der Thüre zu sehen veranlaßt werden konnte.

[177]) Was aber diese Briefberichte über den Inhalt der so überaus geheim gepflogenen Besprechung meldeten — das verschweigt Tacitus. Und doch war grade dies die Hauptsache! Um was es sich handelte war nichts Geringeres als Anschläge gegen Thron und Leben des Kaisers; s. das folgende Kapitel. Um bloß in Klagen sein Herz auszuschütten verschließt man sich nicht im Innersten des Hauses, und gegen Schmähreden über sich war Tiber abgehärtet. Was endlich die „Schmählichkeit" der im Versteck spionirenden Senatoren anlangt, so hielten selbst

Ein Zittern und Zagen wie sonst niemals kam über die Stadt. Man schloß sich ab gegen die Nächsten; gesellschaftliche Zusammenkünfte, Gespräche, bekannte und unbekannte Ohren wurden gemieden; ja selbst stumme und leblose Dinge, Dach und Wände, wurden überall mit ängstlichen Blicken betrachtet.

Kapitel 70.

Der Kaiser aber ging in seinem Briefe an den Senat, nach den zum Jahresanfange am ersten Januar ausgesprochenen herkömmlichen Segenswünschen, sofort auf Sabinus über, beschuldigte ihn: mehrere seiner Kammerdiener bestochen und Anschläge gegen sein Leben geschmiedet zu haben, und begehrte nicht undeutlich Ahndung des Frevels. Dieselbe wurde ohne Verzug beschlossen. Sabinus ward verurtheilt. Während man ihn zur Hinrichtung abführte, schrie er, soweit er bei dem über Kopf und Mund gezogenen Kleide und der zusammengeschnürten Kehle dazu mit aller Anstrengung im Stande war: „so beginne man also das Jahr, solche Opfer fielen dem Sejan!“ [178]) Wohin er seine Augen richten

---

Sparta's Ephoren dergleichen gegen den Vaterlandsverräther König Pausanias nicht unter ihrer Würde (Thucyd. I, 133—134; Nepos Paus. 4). Und hier handelte es sich um Hochverrath an einem grade damals bei Senat und Volk mit Recht beliebten Regenten! Ja, selbst in der von Tacitus so hochgepriesenen Republikanischen Zeit Roms kam es vor, daß sich Männer von Rang dazu herbeiließen, durch ganz gleiche Spionirdienste als Horcher an der Wand (pariete interposito) einen Verbrecher zur Ueberführung und Verurtheilung zu bringen, und Cicero nennt dieselben trotzdem „Ehrenmänner“. Topic. 20, 75. — Wenn also das, was die hier genannten vier Senatoren behorchten, staatsgefährlich und ihre Anklage sachlich begründet war, — und dies wagt Tacitus nicht in Abrede zu stellen — so hatte der Historiker keinen Grund, sich sittlich zu entrüsten und das Benehmen derselben als etwas Unerhörtes und Schändendes zu bezeichnen.

[178]) Sabinus muß offenbar überführt worden sein, hochverrätherische Anschläge gegen Thron und Leben des Kaisers zu Gunsten des Kronprinzen Nero gemacht zu haben, und es muß Gefahr im Verzuge und der Losbruch sehr nahe gewesen sein, weil der sonst nach Tacitus' Zeugniß immer sehr vorsichtig und langsam zu verfahren gewohnte Kaiser hier auf rasches Einschreiten drang, obschon er wußte, daß er damit anstieß (s. Kaiserfrauen S. 324). Tacitus schlüpft über Sabinus' Schuld, über die Prozeßverhandlung selbst, welche nachweisbar gegen Sabinus und dessen Sklaven stattgefunden hat (s. Kaiserfrauen S. 324—326), wie so oft in ähnlichen Fällen hinweg, und während er mit glänzenden Romanfarben ausführlich die Stimmung des Publikums (wie sie nach Julischen Berichten gewesen sein sollte), ja selbst

mochte[178]), wohin seine Worte trafen, war überall Flucht und Oede, leerten sich Straßen und Marktplätze; doch kehrten auch manche wieder um, um ihre Anwesenheit von Neuem sichtbar zu machen, denn sie zitterten selbst vor den Folgen, die es haben könnte, daß sie Furcht gezeigt hätten. „Denn welcher Tag werde jetzt noch ohne Strafvollziehung bleiben, da mitten unter Opfern und Gebeten, in einem Zeitmomente wo es Sitte sei, sich selbst unheiliger Worte zu enthalten, Fesseln und Henkerstrick angelegt würden? Nicht ohne Absicht habe Tiberius etwas so Gehässiges über sich genommen; in bewußter Absicht sei die Gelegenheit gesucht worden den Leuten den Glauben in die Hand zu geben: daß die neu antretenden Staatsbeamten sich durch nichts dürften hindern lassen, so gut wie die Tempel und Altäre auch den Kerker aufzuschließen."

Später traf ein Schreiben des Kaisers ein, in welchem er seinen Dank abstattete, daß man den Menschen, der sich als Feind des Staats erwiesen, bestraft habe, mit dem Beifügen: „daß er für sein Leben fürchte und heimliche Anschläge von Seiten seiner Feinde vermuthe". Zwar hatte er keinen namentlich bezeichnet, aber trotzdem war man nicht im Zweifel, daß damit auf Nero und Agrippina hingedeutet werde.[180])

---

die geheimen Gedanken der Menschen berichtend ausmalt, ist sein sachlicher Bericht überaus ungenügend. Trotzdem wagt selbst er nicht zu behaupten oder den Sabinus behaupten zu lassen, daß der Verurtheilte (damnatus) unschuldig war.

[178]) Der beredte Schilderer vergißt in seinem eifrigen Bestreben, das Mitleid der Leser möglichst zu erregen, daß man dem Verurtheilten das Gewand über den Kopf gezogen (obducta veste s. Forcellin s. v.) und um den Hals zugeschnürt hatte, und daß also die Blicke seiner Augen unmöglich jemanden treffen konnten! S. Kaiserfr. S. 322. Die ganze Schilderung ist durchaus romanhaft.

[180]) Wie konnte man auch darüber in Zweifel sein, wenn man in Betracht zog, was uns Tacitus selbst über Agrippina's Charakter und Verhalten so wie über das offenbar hochverrätherische Benehmen ihrer und Nero's Anhänger und Umgebungen berichtet hat, welche die Prinzen geradezu zur Auflehnung und Schilderhebung gegen den Kaiser herausforderten! Vgl. oben die Kapitel 12, 17, 40, 52, 53, 59, 60 dieses vierten Buchs. Daß aber die Verurtheilung und Hinrichtung des Sabinus mit der Sache Nero's eng zusammenhing, ist uns obenein durch Plinius den älteren ausdrücklich bezeugt (cum animadverteretur ex causa Neronis, Germanici filii, in Titium Sabinum et servitia ejus. Hist. nat. VIII, 40).

Kapitel 71.

Wäre es bei mir nicht bestimmter Plan, jede Thatsache in dem Jahre, wo sie geschah zu berichten, so hätte ich wohl Lust, hier vorgreifend gleich das Ende zu erwähnen, welches Latinius und Opsius und die übrigen Erfinder des obigen Bubenstücks genommen haben, und zwar nicht erst nachdem Cajus Caesar den Thron bestiegen hatte, sondern schon bei Lebzeiten Tiber's, der es zwar nicht liebte, die Helfershelfer seiner Frevel von andern gestürzt zu sehen, wohl aber, wenn er sie satt und neue zu gleichem Dienste zur Hand hatte, die alten und überlästigen fallen ließ. Doch dieser und anderer Schuldigen Bestrafung werde ich zu gehöriger Zeit berichten.[101])

Nach dem Eintreffen von des Kaisers Schreiben stellte Asinius Gallus, von dessen Kindern Agrippina Mutterschwester war, den Antrag: „den Kaiser anzugehen, daß er seine Befürchtungen dem Senate offenbaren und demselben gestatten möge, sie zu beseitigen". Auf keine seiner vermeintlichen Tugenden that sich Tiberius so viel zu Gute, als auf seine Kunst der Verheimlichung; um so empfindlicher nahm er es daher auf, daß man aufzudecken versuchte, was er verhüllen wollte. Indeß besänftigte ihn Sejan, — nicht aus Liebe für Gallus, sondern aus der Absicht, den Kaiser noch länger zögern zu machen, da ihm bekannt war, daß derselbe, langsam im Ueberlegen eines Entschlusses, sobald er einmal losbrach, den grimmen Worten das gewaltthätige Handeln auf dem Fuße folgen ließ.[102])

---

[101]) Bei Lebzeiten Tiber's endete nur Latiaris eines gewaltsamen Todes (s. unten VI, 4; Sievers II, S. 32–33). Die übrigen müssen unter Caligula ihr Ende gefunden haben, doch wissen wir darüber nichts Näheres, da die betreffenden Bücher von Tacitus' Annalen verloren gegangen sind.

[102]) Diese Charakteristik Tiber's ist in ihrer Art berühmt geworden. Wenn indessen Tiber, in seiner schwierigen Lage, sein Herz nicht auf der Zunge haben konnte, so ist diese Eigenschaft schweigsamer Verschlossenheit bei dem Regenten eines großen Reiches, bei einem Herrscher dessen Thron und Leben von einer mächtigen und rücksichtslosen Partei bedroht waren, eher ein Lob als ein Tadel. Und wenn man die ganze Darstellung in diesem Kapitel unbefangen betrachtet, so ergiebt sich leicht: daß Tacitus etwas als Faktum berichtet, was außer Sejan und Tiber kaum irgend ein Mensch wissen konnte. Thatsache ist nur, daß Asinius Gallus jenen Antrag stellte, und daß es Tiber für gerathen fand, nicht auf denselben einzugehn. Alles Andere ist leere Vermuthung der Feinde Tiber's. Vgl. Sievers II, S. 25.

In derſelben Zeit ſtarb Julia, die Enkelin des Auguſtus, welche derſelbe wegen erwieſenen Ehebruchs verurtheilt und auf die Inſel Trimerus, unweit der Apuliſchen Küſte, verſtoßen hatte. Dort duldete ſie zwanzig Jahre des Exils, mit Exiſtenzmitteln unterſtützt durch die Auguſta, welche, nachdem ſie insgeheim die begünſtigten Stiefkinder aus dem Wege geräumt hatte, gegen die vom Schickſal ſchwer getroffenen öffentlich mit ihrem Erbarmen Staat machte.[183])

Kapitel 72.

Im ſelbigen Jahre kündigten uns die Friſen, eine überrheiniſche Völkerſchaft, den Frieden auf, woran mehr unſre Habſucht als ihre Unbotmäßigkeit Schuld war. Druſus hatte ihnen in Berückſichtigung ihrer beſchränkten Mittel einen mäßigen Tribut auferlegt, die Lieferung von Ochſenhäuten für die militairiſchen Bedürfniſſe, ohne daß irgendwer die Stärke und Größe der eingelieferten genauer überwachte, bis Olennius, ein Primipilarhauptmann, zum Verwalter der Friſen geſetzt, die Häute der Auerochſen als maßgebend für die abzunehmenden Felle beſtimmte. Dieſe Forderung, die auch für andere Völkerſchaften ſchwierig geweſen ſein würde, war von den Germanen um ſo ſchwerer zu befriedigen, da ihre Waldſchluchten zwar reich an gewaltigen wilden Thieren, ihr zahmes Vieh hingegen nur von mäßiger Größe iſt. So gaben ſie denn zuerſt ihre Rinder ſelbſt, dann ihre Aecker, zuletzt endlich ihre Weiber oder Kinder als Sklaven hin. Daraus entſtand Erbitterung; ſie beſchwerten ſich, und als ihren Beſchwerden gar nicht abgeholfen wurde, ſuchten ſie Hülfe im Kriege. Sie fielen über die zur Tributeinforderung erſcheinenden Soldaten her und hefteten ſie an den Galgen. Olennius entrann den wüthen-

---

[183]) Ich habe ſchon früher (zu I, 3) darauf hingewieſen, daß die dort von Tacitus nur als möglich, hier aber als thatſächlich der Livia beigemeſſene Schuld an dem Tode der Prinzen Cajus und Lucius hiſtoriſch völlig unbegründet iſt. Das Nähere darüber ſ. in meinen Röm. Kaiſerfrauen S. 51—57. Wenn ferner Tacitus hier Livia's gütige Unterſtützung der jüngeren Julia, der Tochter ihrer Feindin, der älteren Julia, als „gleißneriſche Oſtentation" bezeichnet, während er die laſterhafte, liederliche, vom eignen zärtlichen Großvater verurtheilte Enkelin Auguſt's faſt bedauert, ſo iſt es nicht ſchwer, die Quelle jener hämiſchen und dieſer bedauernden Bemerkung in den Memoiren der jüngeren Agrippina oder ſonſtiger Feinde Tiber's und der Livia zu finden. S. Kaiſerfrauen S. 118. Ueber Julia's verdientes Schickſal: Merivale IV, p. 328—331.

den durch Flucht, indem er sich in ein Castell warf, welches Flevum hieß, und wo eine nicht unbedeutende Besatzung von römischen und Bundestruppen das Meeresufer bewachte.

Kapitel 73.

Sobald Lucius Apronius[184]), der Proprätor von Niedergermanien, davon Kunde erhielt, zog er Reiterabtheilungen der Legionen aus Obergermanien und erlesene Mannschaft bundesgenössischer Fußtruppen und Reiterei an sich, und führte beide Heere auf dem Rhein hinab in das Land der Friesen, wo die Rebellen bereits die Belagerung des Castells aufgehoben und um ihr eignes Land zu schützen ihren Abzug bewerkstelligt hatten. So machte er denn die nächsten Meeresuferlachen[185]) mittelst Dämmen und Brücken praktikabel für die Herüberführung des schweren Zuges; und als man inzwischen passirbare Furthen auffand, ließ er ein Canninefatisches Reiterkorps und alles im Heere dienende Germanische Fußvolk den Rücken der Feinde umgehen. Diese jedoch bereits in Schlachtordnung aufgestellt, schlugen die Bundesschwadronen und die denselben zur Hülfe gesendete Legionsreiterei in die Flucht. Darauf wurden drei leichte Cohorten, dann nach einiger Zeit Bundesreiterei gegen sie in's Treffen geführt. Stark genug, wenn sie zusammen angegriffen hätten, vermochten sie jetzt, wo sie in Intervallen heranrückten, die Geschlagenen nicht wieder zum Stehen zu bringen und wurden von der Flucht der Erschreckten mit fortgerissen. Der Feldherr übergiebt darauf dem Cethegus Labeo, dem Legaten der fünften Legion, den Rest der Hülfstruppen. Dieser, der keinen Erfolg zu gewinnen vermochte und mit den Seinen in schwere Gefahr gerieth, sandte Boten über Boten um Hülfe durch einen Angriff der Legionen. Da stürmen die „Fünfer" den andern voraus, werfen den Feind nach heißem Kampfe und nehmen die von Wunden erschöpften Cohorten und Reitergeschwader schützend auf. Dennoch versuchte der Oberfeldherr nicht Rache zu nehmen oder auch nur die Leichen zu bestatten, obschon viele Tribunen und Präfekten nebst einer Anzahl ausgezeichneter Centurionen gefallen waren. Später erfuhr man durch Ueberläufer, daß neun-

[184]) Der energische Bekämpfer des Tacfarinas, s. oben III, 21, der seitdem aus Afrika nach Niederdeutschland versetzt war III, 41.

[185]) Die sumpfigen „Schlickseelen", über welche bei Fluth das Wasser hingeht.

hundert Römer, welche den Kampf bis zum folgenden Tage fortgesetzt hätten, in dem Haine der Baduhenna, wie ihn die Eingebornen nennen, niedergemetzelt worden seien, und daß ein anderer Haufe, vierhundert Mann stark, der sich auf dem Bauerhofe eines ehemaligen Söldners in römischen Diensten Namens Kruptorix festzusetzen versucht, als er sich verrathen glaubte, sich gegenseitig einer dem andern den Todesstoß gegeben habe.

Kapitel 74.

Seitdem ward bei den Deutschen der Name der Friesen berühmt; denn Tiberius verhehlte die Verluste, um Niemandem die Führung des Krieges anvertrauen zu müssen[186]). Und auch der Senat kümmerte sich nicht darum, ob das Reich an seinen äußeren Grenzen Schaden an seiner Ehre erlitte; der Schrecken im Innern hatte alle Gemüther eingenommen, und dagegen suchte man Hülfe durch niedrige Huldigung. So geschah es denn, daß die Senatoren, wenngleich ganz andere Dinge zur Berathung vorliegen mochten, Anträge auf Errichtung eines Altars der Gnade, eines Altars der Freundschaft

---

[186]) Diese ganze Erzählung von dem Aufstande der Friesen ist offenbar übertrieben und parteiisch gefärbt, um dem Tiber vorwerfen zu können, „die römische Waffenehre vernachlässigt zu haben". Wenn jedoch irgend etwas historisch feststeht, so ist es grade in dieser Beziehung die Sorgfalt, mit der wir bisher überall den alten Kaiser die Ehre der römischen Waffen und die Würde des Reichs energisch wahren sahen (vgl. Tiberius S. 170—171). Aber ein armes, den Römern treuergebenes Volk, das von der Habsucht blutsaugerischer römischer Verwalter zur Verzweiflung gebracht, endlich, nachdem es Alles hergegeben und vergebens Abhülfe bei dem Vorgesetzten seines Drängers Olennius gesucht, zu den Waffen gegriffen hatte — ein solches Volk (wie Tacitus verlangt) durch Uebergewalt hinzuschlachten, war Tiber's Sache nicht. Es ist kein Zweifel, daß er vielmehr den niederträchtigen Olennius bestraft und die Friesen beruhigt haben wird. Zudem war in diesem Sumpf- und Marschlande nichts zu holen, als was die Bewohner gerne selber lieferten: Vieh und tüchtige Soldaten. Aber diese Handlungsweise Tiber's benutzten des Kaisers Feinde als eine Gelegenheit, ihn der Vernachlässigung der römischen Waffenehre anzuklagen, zu welchem Behufe sie, wie auch Merivale (V, p. 351) annimmt, die erlittene Schlappe stark übertrieben. Dergleichen Uebertreibungen vom Norden her drohender Gefahren waren damals in Rom, wie wir gesehen haben (s. oben III, 47), an der Tagesordnung.

umgeben von den Bildnissen des Kaisers und Sejan's, stellten und wiederholte Bittgesuche an beide richteten: daß sie geruhen möchten, ihnen ihr Antlitz zu zeigen. Sie begaben sich jedoch beide nicht in die Hauptstadt oder auch nur in die nächsten Umgebungen derselben. Es schien ihnen hinreichend, die Insel auf eine Zeit lang zu verlassen, und in der nächsten Gegend von Campanien Audienz zu gewähren. Dahin begaben sich Senat, Ritterschaft und ein großer Theil der bürgerlichen Einwohner, ängstlich bemüht um Sejan, zu dem der Zutritt schwerer zu erlangen war, weshalb man denselben durch Protektion der Offizianten und durch gegenseitige Verabredung zu gewinnen suchte. Es galt allgemein als Thatsache, daß seine Anmaßung noch gesteigert wurde durch den Anblick dieses schmachvollen sich vor aller Welt Augen zur Schau stellenden Sklavensinnes. In Rom nämlich ist das Hinunterherrennen etwas Gewöhnliches, und bei der Größe der Stadt ist es nicht erkennbar, zu welchem Geschäfte jeder hineilt. Dort aber ließen sie sich, auf freiem Felde oder am Meeresufer durcheinander kampirend, Tag und Nacht, wie es kam, die gnädige Protektion oder die schnöde Behandlung der Thürsteher geduldig gefallen, bis auch das verboten wurde. Und so kehrten diejenigen, welche er nicht seiner Ansprache, seines Anblicks gewürdigt, zitternd und zagend in die Stadt zurück, gewisse andere voll übelbegründeter freudiger Stimmung, da ihnen in Folge der unheilvollen Freundschaft ein böses Ende bevorstand.[187])

Kapitel 75.

Uebrigens verlobte Tiberius seine Enkelin Agrippina, Germanicus' Tochter in eigner Person dem Cnaeus Domitius und ordnete darauf an, daß die Vermälungsfeier in der Hauptstadt begangen werden solle.

Bei der Wahl des Domitius hatte er sich neben dem alten Adel seines Geschlechts auch durch dessen nahe Blutsverwandtschaft mit dem

---

[187]) Anspielung auf den das Jahr später erfolgenden Sturz Sejan's, wodurch viele seiner Anhänger und Begünstigten mit in's Verderben gerissen wurden. Die Erzählung dieses Sturzes fehlt bei Tacitus durch den Verlust des größten Theils des fünften und eines Theils des sechsten Buchs dieser Annalen.

deln [1]). Nachdem er darauf gezeigt, warum die Kategorien zuerst gelesen werden müssen, folgt eine Kritik der Aechtheit der Aristotelischen Schrift, welche in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit verdient. Boethius erklärt sich nämlich unbedingt für dieselbe und zwar im Gegensatze zu einer zweiten in Umlauf befindlichen Schrift, die zwar dem Inhalte, aber nicht der Sprache nach Aristotelisch sei [2]). Auch die Tradition, welche die erste Aufstellung der Kategorien auf den Pythagoräer Archytas zurückführt [3]) und deren Vertreter Jamblichus ist, wird erwähnt, aber dem Themistius Recht gegeben, der diesen Archytas, den Verfasser der zwei Bücher *καθόλων λόγων*, einen späteren Peripatetiker und Falsarius nennt. Allein diese interessanten Mittheilungen werden mit einem

1) Ebend. p. 112. Est vero in mente, de intentione utilitate et ordine tribus quaestionibus disputare, videlicet in alio commentario, quem componere proposui de iisdem categoriis ad doctiores etc.

2) Ebend. p. 114. Quamquam exstet alter Aristotelis liber de eisdem disputans, eadem fere continens, cum alt oratione diversus. Sed hic proprietatis liber calculum cepit. Vgl. Aristotelia Th. II, S. 70 ff.

3) Archytes etiam duos composuit libros, quos *καθόλου λόγους* inscripsit, quorum in primo haec decem praedicamenta disposuit. Unde posteriores quidam non esse Aristotelem hujus divisionis inventorem suspicati sunt, quod Pythagoricus vir eadem conscripsisset; in qua sententia Jamblicus philosophus est non ignobilis; cui non consentit Themistius, neque concedit, eum fuisse Archytem, qui Pythagoricus Tarentinusque esset — sed Peripateticum aliquem Archytem, qui novo operi auctoritatem vetustate nominis conderet. (p. 114.) Vgl. Trendelenburg de Aristot. Categoriis p 21 ff. wo diese Stelle übergangen ist.

Hauſe der Cäſaren beſtimmen laſſen; denn ſein Stammbaum hatte die Octavia als ſeine Großmutter und dadurch den Auguſtus als ſeinen Großoheim aufzuweiſen.[188])

[188]) Auch dieſe Verheiratung der Tochter ſeiner Feindin — („eine Partie ſo gut wie nur irgend denkbar" nennt ſie Sievers II, 25) — beweiſt das ſorgliche Intereſſe, welches Tiberius an den hinterlaſſenen Kindern des Germanicus nahm. Ueber dieſe erſte Verheiratung der jüngern Agrippina und über deren Gemal ſ. Agrippina die Mutter Nero's S. 4—9.

Fünftes Buch.

(J. 782 d. St. — 29 nach Chr.)

Kapitel 1.

Unter dem Consulat des Rubellius und Fufius, beide mit Zunamen Geminus geheißen, beschloß die Julia Augusta ihr Leben, im höchsten Alter.[1]). Sie gehörte durch die Claudische Familie und durch ihre Adoption in die der Livier und Julier zum glänzendsten Adel. Ihr erster Ehemann und Vater ihrer Kinder war Tiberius Nero, der im Perusinischen Kriege flüchtig nach dem Friedensschlusse zwischen Sextus Pompejus und den Triumvirn in die Hauptstadt zurückkehrte. Bald darauf nahm Caesar,[2]) in ihre Schönheit verliebt, sie ihrem Gatten — man weiß nicht ob gegen ihren Willen — und zwar mit solcher Hast, daß er sie, ohne auch nur die Zeit ihrer Entbindung abzuwarten, schwanger in sein Haus heimführte. Seitdem gebar sie keine Kinder mehr, aber durch die Verbindung des Germanicus mit Agrippina ward sie Augustus Blutsverwandte und Großmutter seiner Enkelkinder. Die makellose Reinheit ihres häuslichen Lebens erinnerte an die gute alte Sitte, wenn gleich ihr freundliches und zuvorkommendes Wesen über das Maaß dessen ging, was den Beifall der Frauen alten Schlages gehabt haben würde; als Mutter schwach, war sie als Ehefrau von nachsichtiger Leichtlebigkeit und eine geschickte Partnerin für die Schlauheit ihres Gemals und für die Verstellung ihres Sohnes.

Ihr Leichenbegängniß war einfach, ihr Testament blieb lange

[1]) Sie starb 86 Jahre alt. S. Röm. Kaiserfrauen S. 115.
[2]) Octavianus, Augustus.

unausgeführt. Die Lobrede auf dem Forum hielt ihr Cajus Caesar, ihr Urenkel, der später den Thron bestieg.[3])

Kapitel 2.

Tiberius aber, der sein Vergnüglingsleben in nichts geändert hatte, entschuldigte sich brieflich über sein Versäumen der Erfüllung der letzten Pflichten gegen seine Mutter mit der überwältigenden Masse der Geschäfte.[4]) Zugleich ermäßigte er, unter dem Scheine der Bescheidenheit, die vom Senate in Fülle dekretirten Ehrenbezeugungen, von denen er nur sehr wenige guthieß; auch verbat er ausdrücklich ihre Vergötterung durch einen eignen Kult mit dem Zusatze: „sie selbst habe es so haben wollen".[5]) Ja, in einer Stelle desselben Schreibens an den Senat machte er sogar einen Ausfall auf „Weiberfreundschaften", womit er dem Consul Fusius auf verdeckte Weise einen Stich gab. Derselbe hatte bei der Augusta sehr in Gnaden gestanden, da er überhaupt für Frauen viel Anziehendes besaß. Daneben war er ein medisanter Witzbold und gewohnt, sich über Tiberius mit giftigen Witzen lustig zu machen, wofür große Herren ein langes Gedächtniß haben.[6])

[3]) Ueber Livia's Leben, Einfluß und Charakter s. meine Röm. Kaiserfrauen S. 27—126. Ueber den Begriff der comitas s. Seyffert zu Cic. Laelius S. 411. Es bezeichnet ein gewisses heiter-freies gefälliges und gefallen wollendes Betragen, das der Livia eigen war und zu der steifen Zurückhaltung der römischen Frauen alten Schlages im Gegensatze stand.

[4]) Gehässiger Zusatz. Tiber war krank und mit Geschäften überladen und stand selber bereits im 71. Jahre.

[5]) Man kann alle die gehässigen Sticheleien auf Tiberius, die sich hier Tacitus über Alles und Jedes gestattet, in der That nicht ohne Widerwillen lesen (S. Röm. Kaiserfrauen S. 114—115). Vor allem widerwärtig ist die Bemerkung über „den Schein der Bescheidenheit". Denn wenn irgend etwas aus Tacitus selbst, wie aus den Berichten anderer Schriftsteller über Tiber's Charakter, als ausgemacht feststeht, so ist es sein maßvolles Verhalten gegenüber den ihm selbst und seiner Familie so vielfach von Senat, Volk und Provinzen aufzudringen versuchten Ehrenbezeugungen (S. Röm. Kaiserfrauen a. a. O.), die er fast regelmäßig ablehnte oder minderte. Da seine Feinde diese Thatsache nicht leugnen konnten, so verunglimpften sie wenigstens seine Motive, und nannten die Mäßigung „erheuchelte Bescheidenheit"! Heuchelei ist überhaupt für Tacitus die allzeitfertige Erklärung aller großen und guten Eigenschaften und Thaten Tiber's, deren Existenz er anerkennen muß. S. die Einleitung S. 5—6 und Sievers II, S. 54—55.

[6]) Da ist es nur zu verwundern, daß Tiberius dies so lange ungeahndet hin-

Kapitel 3.

Uebrigens begann von da ab jetzt die schroffe und lastende Tyrannei. Denn so lange die Augusta lebte gab es doch noch eine Zuflucht, da Tiberius eine alteingewurzelte gehorsame Rücksicht gegen die Mutter hegte, und auch Sejan nicht wagte, dem Ansehn der Mutter vorangehen zu wollen. Jetzt aber brachen sie, als wären sie der Zügel los und ledig, aus Rand und Band, und so wurde denn ein Schreiben gegen Agrippina und Nero an den Senat gesendet, das, wie man im Publikum glaubte, schon vorlängst in Rom angekommen, aber von der Augusta zurückbehalten worden sei, denn es wurde nicht gar lange nach ihrem Tode verlesen.[7]) In dem Schreiben waren Worte von ausgesuchter Schärfe. Allein nicht bewaffnete Schilderhebung, nicht revolutionäre Umtriebe, sondern unzüchtigen Verkehr mit jungen Leuten und Unkeuschheit machte er dem Neffen zum Vorwurfe. Gegen seine Schwiegertochter wagte er nicht einmal das zu erdichten, sondern klagte sie nur an wegen ihrer anmaßenden Reden und ihrer störrisch trotzenden Sinnesart.[8])

gehen ließ, und sich vorläufig begnügte, ihn, wie er jetzt that, zu warnen, damit er sich von jetzt an in Acht nehme (Kaiserfrauen S. 106). Nach einer Andeutung des Tacitus wurde Fusius erst drei Jahre später als in die Verschwörung Sejan's verwickelt hingerichtet (Ann. 17, 10). So lange also errang Tiber geduldig den boshaften Schmähredner, den er mit einem Worte hätte verderben können, und der so recht zu jener Zunft der böswilligen Afterredner und Wichtlinge (dicaces) gehörte, die Horaz in der vierten Satire des ersten Buches so meisterhaft gezeichnet hat:

— Wer hinter dem Rücken den Freund schmäht,
Nicht, wenn andere schmähn, ihn vertheidigt, wer nach des Beifalls
Wildem Gelächter der Leute hascht und dem Rufe des Witzbolds,
Wer zu erdichten vermag was er nie sah, — — — —
Schwarz gezeichnet ist der, vor dem nimm in Acht dich, o Römer!

[7]) Es ist schwer bei dieser Darstellung ernsthaft zu bleiben. Zunächst das Bild und Gleichniß, nach welchem der einundsiebzigjährige Kaiser nach dem Tode der 86jährigen Mutter „wie ein losgezügeltes Pferd" oder wie ein Schulknabe, dem der Schulmeister aus dem Gesichte gerückt ist, „außer Rand und Band bricht". Und sodann: womit beginnt er? mit einem Beschwerdebriefe an den Senat über Agrippina und Nero, den bis dahin die alte Kaiserin (die der Agrippina und ihrem Hause, nach Tacitus, spinnefeind war!) zurückgehalten haben „soll"! Als ob die amtliche Correspondenz des Kaisers durch die Hände der alten Dame gegangen wäre, oder der Kaiser ihr irgend einen Einfluß auf dieselbe gestattet hätte! (S. Sievers II, S. 25, Anm. 4.)

[8]) Daß diese Klagen über Agrippina begründet waren, dafür haben wir bereits Tacitus' oft wiederholtes Zeugniß gehabt (s. oben I, 33; II, 72; IV, 12, 52

Der Senat empfing diese Mittheilung mit großem Schrecken und tiefem Schweigen, bis einige wenige seiner Mitglieder, die von einem ehrenhaften Verhalten nichts zu hoffen hatten — und es finden sich ja immer einzelne Individuen, welche öffentliches Unheil als Gelegenheit benutzen sich Gunst zu erwerben — den Antrag stellten, daß die Sache zu Vortrag und Untersuchung gebracht werde, wobei vor allen Cotta Messalinus mit einem grausamen Antrage voranging. Allein von Seiten anderer zu den Vornehmsten gehörender Männer, und besonders von Seiten der Staatsbeamten,[9]) wurden sorgliche Bedenken erhoben; denn Tiberius war allerdings heftig losgefahren, hatte aber das Uebrige in Zweifel gelassen.[10])

Kapitel 4.

Im Senate befand sich Junius Rusticus anwesend, der vom Kaiser zur Abfassung der Senatsprotokolle erwählt worden war, und deßhalb in dem Rufe stand, über dessen geheime Absichten genau unterrichtet zu sein. Dieser Mann schlug sich, sei es aus einem verhängnißvollen Instinkte — denn bisher hatte er noch keinen Beweis von charakterfester Haltung gegeben — oder aus übelangebrachter Politik, über der Furcht vor dem fernen Möglichen das unmittelbar

---

und 53, unten VI, 25. S. Kaiserfrauen S. 217—220). Daß die Aufführung von Mutter und Sohn ihm in dieser Zeit schwere Sorge machte, bezeugt ausdrücklich Velleius Pat. II, 130. Und wenn der alte Kaiser in einem Staatsschreiben an den Senat über seines Neffen und präsumtiven Thronfolgers ausschweifendes Leben, seine Liederlichkeit und Unzüchtigkeit Klage führte, so liegt darin zugleich ein starker Beweis, daß Tiberius selbst sich von gleichen Lastern, die man ihm später seit seinem Aufenthalte in Capri andichtete, frei wußte. So einfältig war Tiberius nicht, daß er es hätte wagen sollen, einen andern, seinen Neffen, über Dinge anzuklagen, zu denen er selbst ihm das Beispiel gegeben hätte. Auch konnte es ihm ja nur angenehm sein, daß der Prinz sich in erschöpfenden Lüsten wälzte, die ihn von politischen Unternehmungen abzögen und zum Skandal von Rom machten, — wenn er als Kaiser nicht ein Interesse daran gehabt hätte, daß sein Neffe und Thronfolger sich nicht in der öffentlichen Meinung durch schandbaren Lebenswandel erniedrigte. Aber ohne Zweifel enthielt des Kaisers Schreiben noch andere Dinge, die wir kennen würden, wenn Tacitus nicht für gut befunden hätte, seinen Lesern den Brief des Kaisers vorzuenthalten.

[9]) d. h. von Seiten der Consuln, welche die Sache hätten zum Vortrage bringen müssen.

[10]) Wie weit dies letztere richtig ist, kann, da Tiberius' Brief fehlt und Tacitus' Bericht äußerst unbestimmt lautet, nicht ausgemacht werden.

Nächste vergessend, auf die Seite der Unschlüssigen, und redete den Consuln zu: sie möchten doch die Sache nicht zum Vortrage bringen. Er verbreitete sich ausführlich darüber: „wie ein kurzer Augenblick die wichtigsten Veränderungen bringen, und daß eine Zeit kommen könne, wo der Untergang des Hauses des Germanicus den greisen Kaiser gereue". Zu gleicher Zeit umstellt das Volk, die Bildnisse Agrippina's und Nero's als Banner vor sich hertragend, die Curie, und erhebt, unter Glück- und Jubelrufen auf den Kaiser, ein lautes Geschrei: „das Schreiben desselben sei gefälscht, und gegen den Willen des Kaisers gehe man aus auf das Verderben seines Hauses!" So kam an diesem Tage kein grausamer Beschluß zu Stande. Es waren sogar im Publikum unter Namhaftmachung von Consularen erdichtete Anträge derselben gegen Sejan in Umlauf gesetzt worden, in denen gar mancher unter dem Schutze der Verborgenheit, und darum nur um so frecher, ihrem böswilligen Witze Genüge thaten. Dadurch wurde dessen Zorn nur noch gesteigert und ihm Stoff gegeben, bei Tiberius seine Anschuldigungen anzubringen: „das gekränkte Gefühl des Kaisers sei vom Senate unbeachtet gelassen; das Volk habe Aufruhr versucht; neue aufrührerische Volksreden, neue Senatsbeschlüsse würden bereits öffentlich vorgetragen und schriftlich verbreitet. Es bliebe nur noch übrig, daß die Aufrührer zum Schwert griffen und daß sie diejenigen Personen, deren Bildnisse sie als Banner ihrem Aufzuge voran getragen hätten, zu ihren Anführern und Herrschern erwählten". [11])

Kapitel 5.

Demnach erließ der Kaiser ein neues Schreiben an den Senat, in welchem er seine gegen Enkel und Schwiegertochter gerichteten Vorwürfe wiederholte. Dazu verwies er in einem Edikte dem Volke sein Betragen, und beklagte beim Senate sich darüber: „daß durch den Fehlgriff eines einzigen Senators [12]) das kaiserliche Ansehn in

[11]) Diese Vorstellungen Sejan's waren, nach dem was Tacitus selbst zuvor berichtet hat, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe (Kaiserfrauen S. 330 bis 333), vollkommen richtig und berechtigt. Ja es spricht sehr für Tiber's Mäßigung, daß es derselben noch eigends bedurfte, um ihn zum endlichen Einschreiten gegen Agrippina und Nero zu bewegen. Vgl. Sievers II, S. 25. Daß aber Tacitus' ganze Darstellung hier sehr ungenügend und unbestimmt gehalten ist, sieht jeder.

[12]) des obenerwähnten Junius Rusticus.

seiner Würde bloßgestellt worden sei, behielt sich jedoch über alles Weitere seine Entschließung vor". So beschränkte sich denn der Senat darauf: von der Fassung extremer Beschlüsse[12]) — weil ihm dies verboten worden — Abstand zu nehmen, jedoch feierlich zu erklären: „daß er, zu strenger Ahndung bereit, nur durch des Kaisers Machtbefehl daran verhindert werde". — — — — —[13])

[Die hier in den erhaltenen Handschriften der Annalen befindliche Lücke, welche den größten Theil des fünften und ein bedeutendes Stück des sechs-

[12]) d. h. von Anordnung einer Criminaluntersuchung gegen die Angeschuldigten.

[13]) Es kann keinem aufmerksamen Leser entgangen sein, daß der ganze von Tacitus in diesen drei letzten Kapiteln gegebene Bericht überaus unzulänglich und dunkel gehalten ist. Versuchen wir dies Dunkel etwas aufzuhellen. Thatsächlich steht fest, daß Tiberius nach dem Tode des Germanicus, der seine Gattin Agrippina noch auf dem Sterbebette vergebens ermahnt und beschworen hatte, „ihre wilde Leidenschaft, ihren Hochmuth und ihre herrschsüchtigen Ansprüche zu mäßigen und zu zügeln" (S. oben II, 72), mit Agrippina und ihrem provozirenden Benehmen eine Nachsicht und Geduld geübt hatte, die uns unbegreiflich erscheinen müßte, wenn das Bild, welches Tacitus von ihm in der Seele trug, irgendwie der Wahrheit entspräche. Nicht nur nichts Schlimmes war der Agrippina oder ihren Kindern im Laufe dieser zehn Jahre bisher vom Kaiser geschehen, sondern im Gegentheil hatte derselbe die Mutter, wie wir sahen, trotz ihrer Ausbrüche heftigen Hasses mit Schonung behandelt, und sich der Prinzen, ihrer Söhne, im Verein mit seinem eignen Sohne Drusus wahrhaft väterlich angenommen, sie dem Senate auf's Wärmste empfohlen, sie zu Ehrenämtern befördert und für ihre und ihrer ältesten Schwester standesgemäße Verheiratung mit Blutsverwandten des regierenden Hauses gesorgt. Bei allen entdeckten Komplotten der Partei Agrippina's gegen sein Leben und sein Regiment hatte er sich bisher stets begnügt, immer nur die nächsten Schuldigen zur Strafe zu ziehen oder ziehen zu lassen, hatte er sich begnügt, Agrippina und die Ihrigen dadurch zu warnen und von weiteren Schritten abzuschrecken. Aber vergebens. Agrippina's Verwegenheit und hochmüthiger Trotz waren dadurch nur gesteigert worden. Lange hatte Tiberius „seinen Schmerz, seinen Unwillen über das Betragen Agrippina's und Nero's in schweigender Brust getragen" (quamdiu abstruso, quod miserrimum est, pectus ejus flagravit incendio, quod ex nuru, ex nepote dolere, indignari, erubescere coactus est! Vellej. II, 130). Jetzt endlich glaubte er einschreiten zu müssen. Was sein von Tacitus erwähntes Schreiben an den Senat enthielt, wissen wir nicht oder nur unvollständig. Aber wir erfahren, daß Agrippina und ihre Partei auf diesen Angriff vorbereitet waren und ihre Maßregeln genommen hatten, demselben zu begegnen. Eine großartige Volksdemonstration war von ihnen vorbereitet worden, welche über ihre Absicht: den Senat bei seiner Berathung über die dem kaiserlichen Schreiben zu gebende Folge durch Schrecken einzuschüchtern, keinen Zweifel ließ. Während derselbe noch mit der Berhandlung beschäftigt war umringten plötzlich große Volksmassen unter Vorantragung der Bildnisse Agrippina's und Nero's das Senatshaus. Sie ließen den Kaiser hochleben — eine Loyalitätsbezeugung,

ten Buches umfaßt, enthielt die weitere Darstellung der Ereignisse des Jahres 29, sämmtlicher des Jahres 30 und die meisten des Jahres 31 unserer Zeitrechnung. Zu denselben gehörten: der Prozeß gegen Agrippina und deren Sohn Nero und die Relegation beider; der Prozeß und die Gefangensetzung des Prinzen Drusus; der Tod beider Prinzen und schließ-

---

die ihnen den Rücken sichern sollte; — aber sie ließen zugleich auch andere Rufe erschallen, die weit minder unverfänglicher Art waren. Sie erklärten laut: „des Kaisers Schreiben sei untergeschoben. Es sei eine Intrigue Sejan's, durch welche gegen Wissen und Willen des Kaisers dem Hause des Germanicus der Untergang bereitet werde!“ Der Senat hatte schon vorher geschwankt, was er thun solle. Der regierende Kaiser war ein kränkelnder Greis; jeder nächste Augenblick konnte — wie dem Senate selbst ein vertrauter Diener Tiber's, der Senator Junius Rusticus zu verstehen gab, — einen Umschwung in der Regierung herbeiführen, in Folge dessen es diejenigen hart zu entgelten haben würden, die jetzt es sich etwa beikommen ließen, eine gerichtliche Verfolgung gegen Agrippina und ihren Sohn zu beschließen. Dazu kam die drohende Volksdemonstration zu Gunsten beider. Der Senat ward eingeschüchtert. Junius Rusticus' Ansicht drang durch; man ließ die Sache fallen, und die Versammlung ging, ohne das Schreiben des Kaisers zu berücksichtigen, zur Tagesordnung über.

Dies war eine offenbare „Geringachtung der Majestät des Staatsoberhaupts“, und der Kaiser empfand sie als eine solche. Er erfuhr zugleich, daß erdichtete Staatsanträge gegen seinen ersten Minister unter den ebenfalls erdichteten Namen angesehener Senatoren consularischen Ranges von den Anhängern der Partei Agrippina's und Nero's heimlich im Publikum verbreitet worden waren, in denen sich unter dem Deckmantel der Verborgenheit der giftige Witz der anonymen Verfasser volles Genüge that, und die zum Zweck hatten, dem Volke von Rom die Meinung beizubringen: daß die angesehensten Mitglieder des Senats auf Seiten Agrippina's und Nero's ständen und sich offen für dieselben erklärt hätten. Tiberius konnte nicht in Zweifel sein, aus welchem Lager diese Pfeile kamen. In seinem nächsten Cabinetsschreiben erneuerte er daher seine Beschwerden über Agrippina und den Prinzen; er beklagte sich darüber, daß der Senat sich durch das zweideutige Benehmen eines einzigen Senatsmitgliedes und durch die Einschüchterung von Seiten der Volkshaufen habe bewegen lassen, das Ansehn des Staatsoberhauptes bloßzustellen. Er erließ zugleich ein strafendes Edikt an das Volk, in welchem er dasselbe wegen seines tumultuirenden Betragens streng zurechtwies. Dem Senate aber verbot er jetzt ein weiteres Vorgehn in der von ihm bezeichneten Sache, und erklärte, daß er sich dieselbe zu eigner Entschließung vorbehalte.

Wenn es unter der so energischen Regierung eines Kaisers wie Tiberius, der die Zügel des Regiments bis an sein Ende in starker Hand zu halten wußte, in der Hauptstadt selbst zu so bedenklichen Demonstrationen und drohenden Volksbewegungen zu Gunsten Agrippina's und des Kronprinzen Nero kommen konnte, die sogar den Senat an Vollziehung der Aufträge des Staatsoberhauptes hinderten: so ist unmöglich zu verkennen, daß die uns aus Tacitus' Andeutungen genügend bekannten geheimen Pläne und Umtriebe der Julischen Partei jetzt eine gefahrdrohende Ausdehnung

lich die Entdeckung der Verschwörung und der Sturz Sejan's und dessen Folgen. Soweit diese Ereignisse aus andern alten Schriftstellern bekannt sind haben dieselben in meinem Tiberius S. 213 und in den Röm. Kaiserfrauen S. 332—354 ihre Darstellung gefunden.]

Kapitel 6.*)

(Jahr 31 n. Chr.)

• • • • • • Vierundvierzig Reden wurden über diese Sache gehalten, von denen einige wenige aus Furcht, die meisten nach Gewohnheit • • • • • •

• • • „bin ich der Ansicht gewesen, daß es mir Schande oder dem Sejan Abgunst zu Wege bringen werde. Ein Wendepunkt des Schicksals ist eingetreten; und zwar in der Art, daß derjenige, welcher den Sejan zum Collegen und Schwiegersohn erkoren hatte,[1]) sich

---

gewonnen haben mußten. Die Lage des Kaisers war in der That gefährlich, und die warnenden Vorstellungen, welche Tacitus dem Sejan in den Mund legt, erscheinen durchaus begründet. Sie liefen darauf hinaus: daß eine offene Schilderhebung zu erwarten sei, wenn nicht endlich gegen die im Hintergrunde stehenden Anstifter dieser Dinge, gegen Agrippina und Nero selbst, vom Kaiser eingeschritten werde. Der Umstand aber: daß es dieser lebhaften Vorstellungen von Seiten Sejan's bedurfte, um den Tiberius zu strengerem Vorgehen zu bewegen, ist ein neuer schlagender Beweis dafür, wie wenig derselbe aus eignem Antriebe zu hartem Einschreiten gegen seine Verwandten geneigt war. Endlich entschloß er sich dazu. Der weitere Verlauf ist von mir in den Röm. Kaiserfrauen S. 333 ff. dargestellt worden.

Was nun die weitere Darstellung von Tiber's Regierungsgeschichte betrifft, wie wir sie bei Tacitus in den beiden letzten Büchern der Annalen lesen, so hat der Leser festzuhalten: daß nach Tacitus' Behauptung erst jetzt, nach dem Sturze Sejan's, Tiberius seinen wahren Charakter offenbart haben, und daß Alles was er bis dahin, also bis zu seinem vierundsiebzigsten Jahre, Gutes, Edles und Lobenswürdiges als pflichteifriger und gewissenhafter Regent in einem langen Leben gethan, nur „Frucht der Verstellung und der Rücksicht auf andere, auf Germanicus, Drusus, Livia, Sejan" gewesen sein soll, nach deren Beseitigung er sich endlich „seinem wahren Naturell allein" (suo tantum ingenio) überlassen und in alle möglichen Verbrechen und Schmählichkeiten gestürzt habe" (V. VI, 51)!!! —

*) Die folgenden sechs Kapitel, welche schon dem sechsten Buche angehören, wurden früher noch zum vorhergehenden fünften Buche gezogen. Wir behalten daher die alte Kapitelzählung bei, weil bisher allgemein nach derselben citirt worden ist. — Sie führen uns mitten in die nach Sejan's Sturze begonnenen Verfolgungen seiner Anhänger, und die darüber im Senate gepflogenen Verhandlungen.

1) der Kaiser, welcher den Sejan kurz vor dessen Sturze zu seinem Collegen im

das verzeiht, während die übrigen den früheren Gegenstand ihrer schmachvollen Huldigungen [2]) jetzt auf frevelhafte Weise verfolgen. Ob es kläglicher sei, wegen Freundschaft angeklagt zu werden, oder seinen Freund anzuklagen, will ich unentschieden lassen. Ich will nicht die Grausamkeit, nicht die Gnade irgend eines Menschen auf die Probe stellen, sondern als freier Mann und vor meinem Gewissen gerecht werde ich der Gefahr zuvorkommen. Euch beschwöre ich, daß Ihr mein Andenken nicht als ein trauriges, sondern vielmehr als ein erfreuliches bewahren möget, indem Ihr auch mich zu der Zahl derer gesellet, die durch ein schönes Ende sich den allgemeinen Unglückszuständen entzogen haben".

Kapitel 7.

Darauf verbrachte er einen Theil des Tages damit, die einzelnen um ihn versammelten, — je nachdem es ihnen das Herz eingab an ihn heranzutreten, ihn anzureden — bei sich zu behalten oder zu verabschieden, und während noch eine zahlreiche Gesellschaft sich bei ihm befand aller Augen sich auf den unerschrockenen Ausdruck seines Angesichts richteten und man sich seinen letzten Augenblick noch entfernt dachte, stieß er sich das Schwert, welches er in dem Gewande verborgen gehalten hatte, durch die Brust. Selbst der Kaiser erlaubte sich gegen den Todten keine Anschuldigungen oder Vorwürfe, während er doch wider den Blaesus viele beschimpfende Anklagen hatte laut werden lassen.[3])

Kapitel 8.

Hierauf kam die Sache des Publius Vitellius und des Pomponius Secundus im Senate zur Verhandlung. Den Ersteren beschuldigten die Ankläger, „daß er die Schlüssel des Militairschatzes, dessen Vorstand er war, und damit das Geld der Kriegskasse für die Aus-

Consulate gemacht, ihm die tribunizische Gewalt in Aussicht gestellt, und ihm die Julia, Wittwe des Prinzen Nero, verlobt hatte. S. Tiberius S. 215—216.

[2]) nämlich den Sejan.

[3]) Wir wissen nicht, wer der hier geschilderte Redner und frühere Freund des Sejan gewesen ist, der sich der Anklage durch freiwilligen Tod entzog, und dessen männlich edlen Sinn und Freundestreue Tiberius selbst zu ehren wußte. Nipperdey vermuthet, daß es Sejus Tubero war, ein Bruder Sejan's, gewesener Consul, ein kränklicher Mann von gutem Rufe (s. oben IV, 29). — Blaesus war Oheim Sejan's (s. oben III, 36) und in dessen Pläne verwickelt. Tiberius durfte ihm mit Recht schnöde Undankbarkeit vorwerfen, da er ihn auf jede Weise ausgezeichnet hatte (s. oben III, 58; 72 und 74).

sed de his alias [1]) abgebrochen und zu dem Beweise übergegangen, dass der Titel des Buchs richtig sei, weil in der That Aristoteles nicht de rebus, sondern de vocibus handeln wolle; eine Ansicht, welche Boethius wiederholt einzuschärfen sich durch die entgegengesetzten Behauptungen anderer bewogen fühlen musste [2]). Zum Schlusse endlich wird nach einer kurzen Uebersicht der Anordnung des Aristotelischen Organons erklärt, warum Aristoteles gewisse scheinbar nicht zur Sache gehörige Gegenstände vorausgeschickt habe.

Ueber Commentar und Uebersetzung lässt sich das bereits Bemerkte wiederholen. In dem erstern wird mehrmals auf Porphyrius zurückgewiesen [3]). Verweisungen auf andere Ausleger sind nicht eben häufig [4]); dagegen finden wir ein Paarmal die Stoiker berücksichtigt [5]). Interessant ist die philologische Bemerkung über λόγος und das ihm entsprechende ratio und oratio [6]).

Boethius verfasste dies Werk als Konsul mitten unter den Geschäften und Zerstreuungen der Staatsverwaltung [7]), wie er dies selbst zu Anfange des zweiten Buchs berichtet, um dieselbe

1) Wahrscheinlich in dem p. 112. erwähnten ausführlichern Commentare.
2) Vgl. p. 114. p. 127. p. 129 ext. u. a. m.
3) I, p. 133. II, p. 167. IV, p. 206.
4) II, p. 167. Quidam, quorum Porphyrius quoque unus est — p. 192.
5) IV, p. 194 ff. vgl. p. 192.
6) II, p. 143.
7) S. das Exordium zu Lib. II, p. 143.

führung der Staatsumwälzung zur Verfügung gestellt habe"; dem Letztern wurde von dem gewesenen Praetor Considius seine Freundschaftsverbindung mit Aelius Gallus vorgeworfen, welcher sich denn auch nach Sejan's Hinrichtung in die Gärten des Pomponius als seine sicherste Zufluchtsstätte geflüchtet habe. Auch kam den so Gefährdeten nur die muthige Treue ihrer Brüder zur Hülfe, welche für sie Bürgschaft übernahmen[4]). Doch wurde Vitellius weiterhin, da sich seine Sache vielfach hinzog, des Schwankens zwischen Hoffnung und Furcht gleichmäßig überdrüssig; er ließ sich unter dem Vorwande schriftlicher Beschäftigungen ein Federmesser geben, brachte sich einen leichten Stich in die Ader bei und endete sein Leben in Gemüthskrankheit[5]). Pomponius dagegen, ein Mann von sehr feinen Lebensformen und ein berühmtes Talent, wußte sein Schicksal mit Gleichmuth zu ertragen und überlebte so noch den Tiberius.[6])

Kapitel 9.

Weiterhin ward im Senate beschlossen, die Todesstrafe an den übrigen Kindern Sejan's zu vollziehen, obschon der Zorn des Volkes

---

[4]) d. h. die im Freiheit befindlichen Brüder beider Angeklagten übernahmen deren Bewachung in ihren Häusern auf ihre Gefahr, bis zur erfolgten Entscheidung des Kaisers, ob der Denunziation Folge zu geben und der Prozeß einzuleiten sei.

[5]) Diese Darstellung des Tacitus ist hier wieder einmal ungenau, wie wir das zufälligerweise durch Sueton erfahren, der die Sache folgendermaßen erzählt (Vitell. 2): Vitellius war als Mitverschworner Sejan's in Untersuchung gezogen (inter Sejani consilia arreptus) und seinem Bruder zur Gefangenhaltung überliefert worden. Dort versuchte er sich mit einem Federmesser die Adern zu öffnen. Aber es wurde entdeckt, und „er ließ sich durch die beschwörenden Vorstellungen der Seinigen", — (die für ihn einzustehen übernommen hatten, und die also sein Selbstmord in's Verderben gestürzt haben würde), — „bewegen, sich verbinden und heilen zu lassen; so verblieb er in dem Gewahrsam, woselbst er an einer Krankheit starb". Daß die ihm zur Last gelegten sehr gravirenden Anschuldigungen grundlos gewesen seien sagt Tacitus, seiner Gewohnheit nach, nicht. Wir dürfen sie also als begründet ansehen, und da ist es nur zu verwundern und als Beweis großer Milde anzusehen, daß man für ihn die Bürgschaft seines Bruders annahm, und ihm den Privatarrest (die custodia libera) in dessen Hause gestattete. Vgl. Sievers II, S. 31.

[6]) Pomponius war ein in litterarischen Kreisen sehr geschätzter dramatischer Dichter, der beste Tragiker seiner Zeit und zugleich der letzte, der für die Bühne schrieb. Tiber's Tod befreite ihn aus der Gefangenschaft. Später gewann er auch als Krieger Ruhm. Der ältere Plinius verfaßte seine Biographie. S. Bernhardy, Gesch. der Röm. Litteratur S. 417 und Anmerk. 321.

bereits im Abnehmen war und sehr viele durch die früheren Hinrichtungen milder gestimmt worden waren[7]). So brachte man denn in den Kerker seinen Sohn, welcher bereits alt genug war um zu begreifen was bevorstand, und seine Tochter, ein Mädchen, die davon so gar nichts wußte, daß sie mehr als einmal fragte: „was sie denn verbrochen habe und wohin man sie schleppe? sie wolle es nicht mehr thun und man könne ihr ja die Ruthe geben!" Gleichzeitige Schriftsteller sagen aus: sie sei, weil es für unerhört galt, daß eine Jungfrau den Henkertod erleide, vor Vollzug der Hinrichtung von dem Henker geschändet worden!![8]) Dann seien die jugendlichen Leichen der Erdrosselten auf die Gemonischen Treppen geworfen worden.

Kapitel 10.

Um dieselbe Zeit wurden die Provinzen Asia und Achaia durch das zwar nicht lange andauernde aber doch sehr aufregende Gerücht in Schrecken gesetzt: Drusus, des Germanicus Sohn, sei auf den Cykladischen Inseln und späterhin auf dem Festlande gesehen worden[9]). In der That war es ein junger Mann von ziemlich gleichem Alter, den einige Freigelassene des Kaisers angeblich als den ächten Prinzen anerkannt hatten; und da diese sich ihm um die Täuschung zu verstärken als Begleiter anschlossen, ließen sich Ununterrichtete durch

[7]) Diese Bemerkung ist wichtig. Denn sie zeigt, daß nicht nur der Senat sondern auch das ganze Volk (plebes) gegen Sejan's Umwälzungspläne war und auf Seiten des Kaisers stand, und daß das Volk die bisher vollzogenen Strafurtheile durchaus billigte.

[8]) Man beachte daß Tacitus diese Schaudergeschichte nur von einigen seiner Quellen berichtet fand. Wie schnell aber die Uebertreibung vor sich ging, sehen wir deutlich an Suetons (Tiber. 61), wo das was hier als Bericht gewisser Schriftsteller von einem einzelnen Falle — der Tochter Sejan's — erzählt wird, bereits zu einem in allen ähnlichen Fällen wiederholten Verfahren erweitert erscheint! Mit Recht bemerkt der vorsichtige Merivale (V. p. 373—74): „Den Vorbehalt der Tacitei'schen Worte: „„Gleichzeitige — sagen aus"" verstehe ich dahin, daß der Schriftsteller damit seinen Lesern zu verstehen geben wollte, daß sich diese Schaudergeschichte mit allen ihren Details nicht in glaubwürdigen Geschichtsbüchern (accredited histories) fand, sondern daß es eine jener unherschwirrenden Tagesanekdoten war, wie sie nach Tiber's Tode der „frische Haß" (recentibus odiis compositae) in Umlauf zu setzen sich beeilte, die er aber allzu pikant fand, um sie in seinem Gemälde zu übergehen".

[9]) Dio Cassius setzt das folgende Ereigniß, welches Tacitus schon hier im Jahre 31 berichtet, richtiger in das Jahr 34. In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, war der ächte Drusus noch am Leben. S. Merivale V. p. 379.

den großen Namen und gemäß der Voreingenommenheit der Griechen für alles Neue und Wunderbare, anlocken. „Der Prinz nämlich sei seiner Haft entkommen, sei auf dem Wege zu den Heeren seines Vaters, um sich Aegyptens oder Syriens zu bemächtigen", — so fabelte man, und so glaubte man. Bereits strömte ihm die waffenfähige Jugend, die Theilnahme der Provinzialgemeinden zu, und er war guter Dinge über den augenblicklichen Erfolg und voll eitler Hoffnungen, als die Sache dem Poppaeus Sabinus zu Ohren kam, der als damaliger Gouverneur von Macedonien zugleich auch Achaia in Obhut hatte. Entschlossen der Sache, sie mochte nun wahr oder falsch sein, zuvorzukommen, fuhr er rasch den Toronäischen und Thermäischen Meerbusen entlang, sodann nach Euboea der Insel des Aegeischen Meeres und nach dem Piraeus am Gestade Attika's, bis zum Corinthischen Ufer und der Landenge des Isthmus. Dann auf dem andern Meere segelte er nach Nikopolis, der römischen Kolonienstadt, und hier erst erfuhr er: „auf genaueres Befragen, wer er sei, habe der Mensch ausgesagt, daß er ein Sohn des Marcus Silanus sei, worauf sich viele seiner Anhänger verlaufen hätten und er selbst sich angeblich nach Italien eingeschifft habe". Dies meldete er dann schriftlich dem Tiberius. Und auch ich habe über Anfang und Ende dieser Sache nichts weiter in Erfahrung gebracht.[10])

Kapitel 11.

Zu Ende des Jahres kam der lange angewachsene Zwist der Consuln zum Ausbruche. Trio nämlich, ein allzeitfertiger feindlicher Angreifer und gewandter Gerichtsredner, hatte den Regulus als fahrlässig in der Vernichtung der Helfershelfer Sejan's mit verdeckter Anspielung bezeichnet; Regulus, der, wenn er nicht angegriffen wurde, stets ruhige Fassung zu behaupten wußte, hatte sich nicht damit begnügt, seinem Collegen den Hieb wiederzugeben, sondern wollte ihn auch als Mitgenossen der Verschwörung zur Untersuchung gezogen wissen. Und obschon viele Senatoren baten, daß sie ihre Gehässigkeiten die nur zu beider Verderben ausschlagen könnten, ruhen lassen möchten, verharrten beide doch in gegenseitig feindlicher und drohender Haltung, bis sie ihr Amt niederlegten.

[10]) Nach Dio Cass. (58, 25) ward der angebliche Drusus von einem treuen Beamten des Kaisers festgenommen und ausgeliefert. S. Kaiserfrauen S. 352—354.

Sechstes Buch.

Kapitel 1.

(Jahr 32 nach Chr.)

Cnaeus Domitius und Camillus Scribonianus hatten ihr Consulat angetreten, als der Kaiser über den zwischen Capri und Sorrent fließenden Meeresarm ging und an der Küste von Campanien hinfuhr, sei es daß er halb und halb die Absicht hatte die Hauptstadt zu besuchen, oder daß er sich äußerlich nur den Anschein davon gab, weil er das Gegentheil beschlossen hatte[11]). Nach mehreren Abstechern in der Umgegend, wobei er schließlich bis zu den Parkgärten an dem Tiberstrom gelangte[12]), kehrte er jedoch wieder zu seinem einsamen Meeresfelsen zurück, aus Schaam über seine lasterhaften Lüste, von denen er so zügellos entbrannt war, daß er nach orientalischer Despotensitte junge freigeborne Knaben zur Unzucht mißbrauchte. Dabei sah er nicht bloß auf äußere Körperschönheit, sondern bei den einen war ihre jugendliche Unschuld, bei den andern der hohe Adel ihrer Abkunft ein Reizmittel seiner Begierde. Damals kamen auch die bisher unbekannten Benennungen der „Sellarier" und „Spintrier" auf zur Bezeichnung der unnatürlichen Lust und der verschiedenen Arten der Preisgebung. Auch waren eigends Sklaven angestellt, welche die Auffucher und Zuführer machten, für die Willigen Geschenke, für die Weigernden Drohungen hatten, und wenn Verwandte oder

---

[11]) Weder das Eine noch das Andere konnte irgend ein Mensch wissen.

[12]) Es waren die Parkanlagen, welche Caesar besessen und dem Volke vermacht hatte. Cleopatra hatte dort während ihres Aufenthalts in Rom gewohnt. (S. meine Cleopatra S. 49, Drumann III, 783 und oben II, 41.) Sie lagen in der Gegend des heutigen Parks der Villa Pamphili.

Eltern ihre Kinder zurückzuhalten suchten, gewaltsame Entführung und Befriedigung der eignen Lust wie an Kriegsgefangenen in's Werk setzten.[13])

Kapitel 2.

In Rom dagegen begann man das Jahr im Senate — als wenn die Freveltaten der Livia erst jetzt entdeckt und nicht bereits längst bestraft wären — mit leidenschaftlich grausamen Anträgen sogar gegen ihre Bildnisse und ihr Andenken.[14]) Zugleich wurde das confiscirte Vermögen Sejan's dem Staatsschatze abgesprochen und dem Fiscus zuerkannt, — als ob das ein Unterschied wäre![15]) Männer welche die Namen Scipio, Silanus, Cassius trugen waren es,

---

[13]) Ueber diese von Tiber's Feinden nach seinem Tode in Umlauf gesetzten falschen Anschuldigungen unnatürlicher sinnlicher Ausschweifung s. meinen Tiberius S. 281—284.

[14]) Es handelt sich hier um des vergifteten Kronprinzen Drusus Gattin Livia. Ihre Buhlschaft mit Sejan, ihr an dem Gemale verübter Giftmord, ihr Streben nach dem Throne an Sejan's Seite (s. oben IV, 3 und 8) waren nicht, wie Tacitus sagt, „schon längst", sondern erst nach dem Sturze Sejan's und im Laufe der darauf folgenden Untersuchungen über dessen Mitschuldige, also erst kürzlich, vor wenigen Monaten, aufgedeckt worden. Sie befand sich damals bei ihrem Schwiegervater auf Capri. Dort wurde von dem unglücklichen greisen Kaiser, der jetzt in einen Abgrund von Verrath seiner Nächsten den schaudernden Einblick erhielt, peinlich die Untersuchung geführt, in Folge deren das schuldige Weib zum Tode verurtheilt, aber auf den Wunsch ihrer Mutter nicht öffentlich hingerichtet, sondern dieser, der Antonia (s. oben III, 3) übergeben wurde, welche die verbrecherische Tochter den Hungertod sterben ließ (s. Dio Cass. 58, 11, Suet. Tib. 62.). Der Senat begnügte sich damit, die Verachtung ihrer Bilder und Inschriften zu dekretiren. Und diesen Beschluß gegen das ehebrecherische und giftmischerische Weib nennt Tacitus eine Atrocität (atroces sententiae)!! Aber freilich — sie gehörte zur Familie des Germanicus, dessen Schwester sie war! und daher ist sie für ihn trotz ihrer Verbrechen mitleidswerth!

[15]) Diese Bemerkung über den Senatsbeschluß ist böswillig und ungerecht. Der Senat ging — wie es scheint — davon aus, daß Sejan den größten Theil seines Vermögens der Privatfreigebigkeit des Kaisers verdankte, und faßte demgemäß jenen Beschluß. Tacitus dagegen spottet über denselben mit der Andeutung: daß so Tiber „eben so willkürlich über den Staatsschatz wie über seine Privatschatulle (fiscus) geschaltet habe". Das dies aber nicht der Fall war, davon hat Tacitus selbst uns mehr als ein Beispiel gegeben, wie er denn wiederholt gesteht, daß Tiber von Habsucht und Geldgier eben so völlig frei als überhaupt ein gewissenhafter Staatshaushalter war. (S. oben III, 18, Dio Cass. 57, 10 und 17).

welche diese Dinge mit großem Ernst und Eifer fast in denselben oder nur wenig veränderten Ausdrücken beantragten, als plötzlich Togonius Gallus, bestrebt seine niedriggeborne Person unter so erlauchte Namen einzureihen[16]), seinen Antrag zum Besten gab, der allgemeines Gelächter erregte. Derselbe enthielt nämlich die Bitte an das Staatsoberhaupt: „eine Anzahl Senatoren auszuwählen, aus denen zwanzig durch's Loos gezogene mit Schwertern versehen, so oft der Kaiser die Curie betrete, sein Leben schützen sollten". Der Tropf hatte nämlich einen Ausdruck in Tiber's Briefe für baare Münze genommen, in welchem derselbe an den Senat das Verlangen gestellt hatte, ihm einen der beiden Consuln als Schutz zu senden, damit er in Sicherheit von Capri nach der Hauptstadt kommen könne[17]). Tiberius jedoch, gewohnt Spott und Ernst untereinander zu mischen, bezeugte zwar dem Senate seinen Dank für den guten Willen, „allein", fragte er, „wen könne man da möglicherweise übergehen? wen auswählen? immer dieselben oder von Zeit zu Zeit andere? ferner: ob solche, die ihre Aemterlaufbahn bereits hinter sich, oder junge Männer, die dieselbe noch zu machen haben? Unbedienstete oder Staatsbeamte? Wie werde es ferner aussehen, wenn sie an der Schwelle der Curie die Schwerter zur Hand nähmen? Und endlich: soviel sei ihm an seinem Leben nicht gelegen, wenn er genöthigt sein sollte, es mit Waffen schützen zu lassen!" Dies war seine Antwort; gegen Togonius waren seine Ausdrücke mäßig gehalten und so, daß er sich begnügte nur die Streichung des Antrags im Senatsprotokolle zu empfehlen.[18])

[16]) Auch hier wieder der bekannte junkerlich-aristokratische Tic, dem jeder nicht zur Kaste gehörige ein Gegenstand des Widerwillens ist.

[17]) Merivale (V, p. 378) bemerkt mit Recht: es sei nicht wohl zu begreifen, weshalb der obige im Senat gestellte und — wohlgemerkt — von demselben angenommene, Antrag auf eine Sicherheitsgarde für den Kaiser aus seiner Mitte, ebendenselben Senate (und setzen wir hinzu, dem Tacitus selbst) so „kolossal lächerlich" erschienen sei, da der Senat doch wissen mußte, daß schon für den ersten Cäsar ein gleicher Ehrenbeschluß gefaßt worden (s. Drumann III, S. 665), und ein ähnlicher von Augustus temporär angenommen worden war.

[18]) Warum hätte auch Tiberius den Antragsteller hart auslassen sollen, der nur als ein loyaler Diener und Unterthan gehandelt hatte und in den Vorgängen aus der Zeit Caesar's und August's auf zwei Präcedenzfälle hinweisen konnte? Was aber Tacitus als wahrhaft bemerkenswerth hätte bezeichnen müssen, wenn er der Unparteilichkeit gegen Tiber fähig gewesen wäre, das ist die würdige Haltung des alten Kaisers, die den gutgemeinten Vorschlag mit leiser Ironie ablehnte, indem er auf die, sehr richtig erkannten, Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten der Ausführung hinwies.

Kapitel 3.

Dagegen den Junius Gallio, welcher den Antrag gestellt hatte, „daß die Prätorianer nach vollendeter Dienstzeit das Recht erlangen sollten, im Theater auf den vierzehn Ritterbänken zu sitzen", ließ er heftig an, indem er an ihn, als wäre er persönlich zugegen, mit der Frage anfuhr: „was ihn die Soldaten angingen, die doch Ansprachen nur allein vom kaiserlichen Oberkommando und ebenso Belohnungen nur allein vom Imperator zu empfangen hätten? Er habe da wohl gar etwas aufgefunden, was der hochselige Augustus nicht vorgesehn habe![19]) Oder liege hier vielleicht von Seiten eines Satelliten Sejan's die Absicht auf Erregung von Zwietracht und Meuterei zu Grunde, um schlichte Soldatengemüther unter dem Vorwande der Ehre zur Vernachlässigung der gewohnten militairischen Disciplin zu verlocken?" Solchen Lohn erhielt Gallio für seine studirte Schmeichelei; er wurde sofort aus dem Senate ausgestoßen, später aus Italien verbannt; und da man geltend machte, daß er sein Exil leicht tragen könne werde, weil er sich die reiche und anmuthige Insel Lesbos zum Aufenthalte erwählt hatte, ließ man ihn wieder nach Rom zurückkommen, woselbst er in den Palästen der Staatsbeamten in Haft gehalten wurde.[19a])

In demselben Schreiben traf die Ungnade des Kaisers den gewesenen Prätor Sextius Paconianus, was bei den Senatoren große Freude erregte, da derselbe ein frecher, böswilliger, alle Welt bespionirender Mensch war, den sich denn auch Sejan zum Werkzeuge ausersehen gehabt hatte, um dem Cajus Caesar einen Fallstrick zu legen. Als dies herausgekommen war, brach der langgehegte Haß gegen ihn her-

---

[19]) ironische Zurechtweisung.

[19a]) Tiberius sah in jenem Antrage Gallio's mit Recht einen gefährlichen Eingriff in die Prärogative des obersten Kriegsherrn, des Imperators, und in dessen Verhältniß zu seinen Soldaten, den er um so weniger ungerügt hingehn lassen konnte, als er durch das frische Beispiel Sejan's gewarnt war, der sich die Gunst der Prätorianer durch ähnliche Mittel zu erschleichen gesucht hatte. Und da es sehr wahrscheinlich ist, daß die Anhänger Sejan's noch lange nicht alle entdeckt und ihre Pläne noch keineswegs völlig aufgegeben waren, so war es dem Tiber nicht zu verargen, daß er bei dieser Gelegenheit vom Senate ein Exempel statuiren ließ, um andre von ähnlichen Versuchen abzuschrecken. Ueber die möglichen Gründe, weßhalb Gallio von Lesbos nach Rom zurückgeholt wurde, s. Sievers II, S. 32.

vor, und er würde sicher zum Tode verurtheilt worden sein, wenn er sich nicht erboten hätte, Geständnisse (über Mitschuldige der Verschwörung) zu machen.

Kapitel 4.

Als er nun thatsächlich mit Latinius Latiaris den Anfang machte, da gewährten Ankläger und Angeklagter, weil beide gleich verhaßt waren, ein hochwillkommenes Schauspiel. Latiaris der, wie ich erzählt habe,[20]) die Hauptrolle bei dem Sturze des Titius Sabinus gespielt hatte, war jetzt auch der Erste, welchen dafür die Strafe traf.[21])

Im weiteren Verlaufe dieser Untersuchungen griff Haterius Agrippa die Consuln des verwichenen Jahres mit der Frage an: „warum sie, da sie früher einer den andern mit Anklage bedroht, jetzt stille schwiegen? Ohne Zweifel sei es Furcht und gegenseitiges Schuldbewußtsein was eine Uebereinkunft zwischen ihnen bewirke; allein der Senat habe die Pflicht, jene ihre früheren Aeußerungen nicht mit Stillschweigen zu übergehen". Darauf erwiderte Regulus: seine Rache habe Zeit, und er werde seine Sache persönlich beim Kaiser führen"; Trio antwortete: „Eifersucht zwischen Collegen und etwanige im Zwist hingeworfene Aeußerungen würden besser der Vergessenheit übergeben". Als nun Agrippa auf seinem Andringen bestand, da richtete Sanquinius Maximus, ein Consular, an den Senat die Bitte: „man möge doch die Mühen und Nöthen des Kaisers nicht noch durch das Aufsuchen solcher Bitterkeiten vermehren; derselbe habe ja ohnedies hinreichende Macht, Abhülfe zu schaffen".[21a]) So wurde Regulus gerettet und Trio's Untergang hinausgeschoben. Haterius wurde nur noch verhaßter, weil er, entnervt durch ein zwischen Schlafen und liederlich durchwachten Nächten getheiltes Leben, welches eben wegen seiner Schlaffheit von dem Kaiser, trotz dessen Grausamkeit, nichts zu fürchten hatte, inmitten seiner Schlemmerei

---

[20]) S. oben IV, 68—70.

[21]) Wie wir weiterhin im 30. Kapitel dieses Buchs lesen, wurde er gefangen gesetzt, und da er selbst dort noch gegen den Kaiser Pasquille schmiedete, zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

[21a]) Wir sehen hieraus, daß es der Senat war, der den Tiber immer auf's Neue mit Anklagen in der Sache Sejan's bestürmte und belästigte.

und Unzuchtsgelage fortwährend Pläne zum Verderben erlauchter Männer schmiedete.[22])

Kapitel 5.

Demnächst wurde Cotta Messalinus, der immer die härtesten Maaßregeln vorgeschlagen und sich dadurch seit lange verhaßt gemacht hatte[23]), mehrfach angeschuldigt. Man gab an: er habe den Prinzen Cajus Caesar, Caja genannt, als ob derselbe ein Pathiker sei, und habe, als er am Geburtsfesttage der Augusta mit den Priestern speiste, das Mahl ein Leichenmahl genannt; desgleichen habe er, als er sich über den Einfluß des Manius Lepidus und Lucius Arruntius beschwerte, mit denen er in einem Prozesse über eine Geldangelegenheit verwickelt war, sich die Aeußerung erlaubt: „Sie freilich wird der Senat, mich aber mein Tiberchen in Schutz nehmen!" Aller dieser Dinge wurde er von den angesehensten Männern der Stadt überführt, und da diese auf Verfolgung bestanden, appellirte er an den Kaiser. Bald darauf kam denn auch ein Schreiben an, in welchem Tiber zur Vertheidigung des Angeklagten auf den Ursprung seiner Freundschaft mit Cotta zurückging, dessen vielfache ihm geleistete gute Dienste erwähnte, und schließlich den Senat aufforderte: „man möge doch nicht harmlose Tischgespräche als Kriminalverbrechen behandeln!"

---

[22]) Diese Charakteristik des Haterius, deren Sprache voll giftigster Parteileidenschaft an zahlreiche Ausfälle Cicero's gegen persönliche und Parteifeinde erinnert, und die nur aus gleichzeitigen Quellen geschöpft sein kann, ist zugleich voll Ungerechtigkeit gegen Tiber, dem hier gegen alle historische Wahrheit eine Grausamkeit Schuld gegeben wird, die nur tüchtige Menschen getroffen, liederliche, faule, untüchtige dagegen verschont habe. Und doch ist es Thatsache, daß Tiberius, selbst einer der thätigsten Menschen, grade diese Eigenschaft an andern vorzugsweise respektirte. Aber Haterius war ein Verwandter von Germanicus' Hause, der trotzdem zu Tiber stand und von diesem begünstigt wurde (II, 51, III, 49 und 52). Daher der Haß der Julischen Partei gegen ihn.

[23]) Cotta Messalinus war ein ergebner Freund des Kaisers und deshalb auch ein heftiger Feind der Feinde und Gegner desselben (s. II, 32; V, 3; IV, 20). Daher der Haß der letzteren gegen ihn, wie denn überhaupt die Julische Partei darauf ausging, dem Kaiser seine nächsten Freunde zu verdächtigen. Dies war es vor Allem, was den unglücklichen Herrscher, der so eben erst von seinem vertrautesten Diener und Freunde Sejan den schwärzesten Verrath und Undank erfahren hatte, in eine Stimmung der Verzweiflung brachte, die sich in dem schmerzvollen Aufschrei seiner Seele Luft machte, den wir im nächsten Kapitel lesen werden, und den Tacitus — so erbarmungslos mißverstanden hat.

Kapitel 6.

Merkwürdig erschien der Eingang dieses Schreibens. Er begann es nämlich mit folgenden Worten: „Was ich Euch schreiben soll, Senatoren, oder wie ich schreiben soll, oder was ich überall nicht schreiben soll in dieser Lage der Dinge — mögen mich alle Götter und Göttinnen noch elender machen, als ich mich schon täglich in Elend versinken fühle, wenn ich es weiß!“ — In solchem Maaße waren ihm seine eignen Frevelthaten und Verbrechen zur strafenden Folter geworden! Ja, nicht umsonst hat der Weiseste der Weisen [24]) behauptet: „wenn man die innerste Seele der Tyrannen erschließen könnte, da würde man die Zerfleischungen und Wunden sehen können, weil wie der Leib durch Streiche also auch durch Grausamkeit, böse Lust und arge Gedanken die Seele zerrissen werde.“ Denn hier sehen wir den Tiberius, den keine hohe Glücksstellung, keine Zurückgezogenheit von den Menschen davor zu bewahren vermochte, daß er die Qualen seiner Brust und seine strafende Pein selbst eingestehen mußte! [25])

[24]) Sokrates bei Plato im Gorgias p 524 E.

[25]) Es gehört die ganze starre Voreingenommenheit unseres Schriftstellers gegen Tiberius dazu, in diesem tiefen Wehschrei des unglücklichen greisen Kaisers den Ausdruck von innern Gewissensbissen zu sehen, von Gewissensbissen über Frevel und Verbrechen, von denen bisher Tacitus so gut wie nichts zu melden gehabt hat. Der große Montaigne, der tiefblickende Menschenkenner und Psychologe, hat anders geurtheilt. Er fand grade in dieser Stelle einen der zahlreichen Belege dafür: „daß die von Tacitus berichteten Thatsachen sehr oft nicht zu den Schlußfolgerungen seiner aus denselben gezogenen Urtheile stimmen, in welchen letzteren er meist seiner einmal vorgefaßten Meinung folge“. Man mag die Worte Montaigne's in meinem Tiberius S. 309—310 nachlesen. In gleicher Weise urtheilte über Tacitus auch der englische Dichter Lorenz Sterne wenn er in seinem Tristram Shandy von demselben sagt: „daß er sich in seiner Beurtheilung der Motive und Grundursachen der Begebenheiten und Thatsachen nicht damit begnüge dem Leser bloß die verschiedenen Gesichtspunkte bei der Untersuchung zu zeigen, sondern daß er entschieden sein eignes und seiner Leser Urtheil gefangen zu nehmen strebe“. In der That, kein unbefangner Beurtheiler, der sich die Umstände und Lage Tiber's vergegenwärtigt, kann über die wahre Erklärung der von Tacitus so grausam mißverstandnen Worte Tiber's einen Augenblick im Zweifel sein. Der greise Kaiser, krank an Leib und Seele, schrieb diesen Brief wenige Monate nach der Entdeckung: daß der Mann, den er als seinen Busenfreund und vertrautesten Rathgeber seit langen Jahren behandelt und gehalten, den er mit Ehren und Wohlthaten überhäuft, in seine Familie aufgenommen und zu seinem Alter-Ego

Zeit, als Kaiser Anastasius im Orient regierte [1]). Die Einleitung zum dritten und noch mehr die zum vierten Buche sind für die Kritik wichtig. In der erstern wird nämlich der von Einigen angefochtene Titel de Quali et Qualitate als ächt dem Aristoteles vindicirt [2]), und in den letzteren des alten gelehrten Peripatetikers Andronikus von Rhodus Zweifelsgründe an der Aechtheit des letzten Theils der Aristotelischen Kategorien, mit Porphyrius Waffen zurückgewiesen [3]).

4) In Aristotelis librum *de Interpretatione* editionis primae seu minorum commentariorum *Libri II.*

Die Einleitung berichtet über Plan und Absicht der doppelten Bearbeitung dieses Werks [4]), die er indess auch späterhin, vielleicht durch verwunderude Aeusserungen seiner Zeitgenossen veranlasst, genauer zu motiviren versucht [5]). Die grosse Schwierigkeit des Werks schien es zu erfordern, Anfängern zuerst ein allgemeines Wort-Verständniss zu eröffnen, ehe man sie zu tieferem Eingehn in alle Dunkelheiten und Schwierigkeiten des Gegenstandes hinleite. Von dieser ersten Bearbeitung nun sagt er: Nunc a me tantum lector expectet, quantum

1) p. 191. Orientis imperator nunc Anastasius.
2) III, p. 172.
3) IV, p. 192.
4) Boeth. I, 4. p. 215.
5) Boeth. Comment. major. Lib. III, p. 337. IV, p. 370.

Kapitel 7.

Als darauf der Senat in der Lage war ein Urtheil über den Senator Caecilianus zu fällen, der die Mehrzahl der Anſchuldigungen gegen Cotta geliefert hatte, fiel der Beſchluß dahin aus: daß über ihn dieſelbe Strafe verhängt werden ſolle, wie gegen Aruſejus und Sanquinius, die (falſchen) Ankläger des Lucius Arruntius; was denn allerdings eine große Ehre für Cotta war, der zwar von gutem Adel aber durch Verſchwendung verarmt und durch laſterhaftes Leben übelberüchtigt mit der gleichen Genugthuung beehrt wurde wie der tugendhafte Arruntius.[26])

Darauf wurden Quintus Servaeus und Minucius Thermus zur Unterſuchung gezogen. Servaeus hatte die Prätur bekleidet und war ſeiner Zeit im Gefolge des Germanicus geweſen;[27]) Minucius war ritterlichen Standes. Beide hatten von Sejan's Freundſchaft nur einen mäßigen Gebrauch gemacht und fanden daher um ſo größere Theilnahme. Tiberius dagegen ſchalt ſie deſſen Hauptſpießgeſellen, und forderte den Cajus Geſtius, den Vater, auf: dem Senate das-

---

gemacht hatte, ihn ſeit Jahren aus Eiferſucht verrathen, ihm den einzigen Sohn vergiftet, ſeines Sohnes und ſeines Neffen Weib verführt, alle Glieder ſeines Hauſes mit ſeinen Ränken umgarnt und in's Verderben geſtürzt und ſchließlich verſucht hatte, ſeinen Herrn und Kaiſer ſelbſt um Leben und Thron zu bringen. Alle dieſe Entdeckungen drängten ſich zuſammen in den Raum weniger Monate, und der Brief an den Senat ward geſchrieben zu einer Zeit, wo in der That „jeder Tag" neue Enthüllungen brachte, in Folge deren immer neue Strafurtheile über Mitſchuldige verlangt wurden, wo Volk und Senat immer neue Opfer ihres Zornes gegen die Verſchwörer forderten, wo ſelbſt die nächſten Freunde des Kaiſers von ſolchen, die ſich zu retten oder doch die Unterſuchung noch mehr zu verwickeln ſuchten, beim Kaiſer als Theilnehmer der Verſchwörung Sejan's denunzirt wurden. Wohl durfte der unglückſelige Mann damals ſein Leben als ein „tägliches elendes Hinſterben" bezeichnen. Und daß er ſeiner Verzweiflung grade in dieſem Briefe an den Senat Ausdruck gab, erklärt ſich von ſelbſt (ſ. Sievers II, S. 33) ſchon daraus, daß er nur zu wohl wußte, wie wenig dieſen Richtern, zumal unter ſolchen Umſtänden wie die gegenwärtigen, es auf die Schuld oder Unſchuld der Angeklagten ankam, und wie ihre perſönliche Stimmung, ihr perſönliches Intereſſe nur zu oft den Ausſchlag gaben. Vgl. Tiberius S. 234—235.

[26]) Wir erſehen aus dieſem Falle nur, daß falſche Ankläger auch jetzt noch beſtraft und zwar, wie ein bald folgender Fall (ſ. unten Kap. 9) zeigt, ſehr ſtreng beſtraft wurden.

[27]) S. oben II, 56.

jenige vorzutragen, was er Ihm geschrieben habe. In Folge dessen übernahm Cestius die Anklage. Das war das bei Weitem Verderblichste was jene Zeiten brachten, daß die ersten Männer des Senats sich selbst zu den niedrigsten Angebereien herbeiließen, die einen öffentlich, viele insgeheim, und daß man keinen Unterschied machte zwischen Fremden und Nahestehenden, Freunden und Unbekannten, zwischen dem was kürzlich geschehen und dem was, weil es längst vergangen, nicht mehr klar zu stellen war. Wer etwas, sei es was es wolle, auf dem Forum, bei Tafel gesprochen hatte, wurde darüber angeklagt, je nachdem der und jener es eilig hatte, das Prävenire zu spielen und einen anzuklagen, theils um sich selbst zu helfen, größerentheils aber in Folge, so zu sagen, einer allgemeinen ansteckenden Seuche. Sei dem wie ihm wolle, Minucius und Servaeus wurden schuldig befunden und traten danach selbst als Denuncianten auf. So wurden denn in ihren Fall Julius Africanus aus der Gallischen Stadt Santona und Sejus Quadratus, dessen Herkunft ich nicht aufgefunden habe, mit hineingezogen. Ich bemerke hierbei, daß mir nicht unbekannt ist, daß von vielen Schriftstellern die Verfolgungen und Bestrafungen Vieler übergangen sind, weil die Menge derselben sie überwältigte oder weil sie befürchteten, der ihnen selbst beschwerliche massenhafte Jammer könne bei ihren Lesern gleiche Empfindung des Ueberdrusses hervorbringen. Mir dagegen ist vieles als der Kenntnißnahme würdig vorgekommen, wenn auch andre es unerwähnt gelassen hatten.[28])

[28]) Die Hauptsache bei Erzählung eines Prozesses politischer Art wie der hier erwähnte, nämlich: welches die Anklagepunkte waren, und ob und wie sie erwiesen wurden, erfahren wir wieder einmal von Tacitus nicht. Er sagt nur, daß die Angeschuldigten verurtheilt wurden. Dies, und der damit verbundene Umstand, daß sie um ihr Schicksal zu erleichtern sich nach ihrer Verurtheilung herbeiließen, selbst als Denunzianten aufzutreten und Enthüllungen zu machen, spricht offenbar dafür, daß die gegen sie selber erhobenen Anschuldigungen der Theilnahme an Sejan's hochverrätherischen Plänen, begründet gewesen sind. Um so weniger begreift man, wie Tacitus dazu kommt, statt uns über das eigentlich Wesentliche aufzuklären, sich in einer schwermüthigen und bittern Klage über die Seuche der Angeberei und Anklagesucht zu ergehen, und es „jammervoll" zu finden, daß ein Senator, den sein Kaiser beauftragte: die ihm gemachte Anzeige dem Senate vorzutragen, sich zu diesem Dienste hergab. „Aber sowohl bei diesem Falle als bei den übrigen, die dem Tacitus vorgeschwebt haben mögen, kommt es wiederum nur darauf an, ob die Anklagen begründet waren oder nicht. War das erstere der Fall, so durfte der Vornehmste

Kapitel 8.

So zum Beispiel, daß in einer Zeit, wo andere ihre Freundschaft mit Sejan schmählich verleugnet hatten, ein römischer Ritter, Marcus Terentius, es wagte, als man ihn wegen solcher Freundschaft anklagte, sich offen zu derselben zu bekennen, indem er seine Vertheidigungsrede vor dem Senate folgendermaßen begann: „Meinem Schicksale dürfte es vielleicht minder dienlich sein, die Anschuldigung anzuerkennen als abzuleugnen; indessen wie auch immerhin die Sache ausfallen mag, ich werde bekennen, daß ich nicht nur Sejan's Freund gewesen bin, sondern auch es zu sein erstrebt und, nachdem ich es geworden, mich darüber gefreut habe. Ich hatte ihn gesehn als Collegen seines Vaters im Kommando der prätorianischen Cohorten, und später als gleichzeitigen Verwalter der hauptstädtischen wie der militairischen Geschäfte. Seine Verwandten und Angehörigen stiegen in Würden und Ehren. Je vertrauter einer mit Sejan war desto mehr galt er in des Kaisers Freundschaft, dagegen alle denen er übel wollte hatten mit Furcht und Nöthen zu kämpfen. Ich führe keinen Einzelnen als Beleg an; ich werde alle, die wir an seinem letzten Plane unbetheiligt gewesen sind, auf meine alleinige Gefahr hin vertheidigen. Nicht der Sejan von Vulsinii, nein das Mitglied des Claudischen und des Julischen Hauses, in denen er durch Verwandt-

---

ebensowenig wie der Geringste sich dem entziehen, was seine Pflicht war". Sievers II, S. 33—34. — Daß Angeklagte und Schuldigbefundene durch Angeberei Erleichterung ihrer Strafe suchten kam schon zu Pompejus' Zeit vor (s. Merivale II, p. 80). — Daß der Sturz eines Mannes wie Sejan und die Entdeckung seiner hochverrätherischen Pläne die Menschen jener Zeit aus den Fugen brachte, daß eine geraume Zeit danach Niemand wußte noch wissen konnte, wer Freund oder Feind sei, ist erklärlich. Die Verschwörung war weit verzweigt gewesen, ihre Zwecke und ihre Mittel traten mehr und mehr in volles Licht. Eine solche Entdeckung mußte Alles verwirren und betäuben. Volk, Senat und Provinzen standen dabei in ungeheurer Majorität auf Seiten des Kaisers. Wer jetzt etwas von Sejan's Plänen und Mitschuldigen wußte, durfte nicht schweigen ohne selbst sich des Hochverraths schuldig zu machen. Wie Tacitus dies Alles zu ignoriren vermochte um nur gegen „die Schlechtigkeit jener Zeiten" deklamiren zu können, wird schwerlich ein Unbefangener begreifen. Und wenn von Seiten der denunzirenden Ankläger vielfache Uebertreibungen und Schlechtigkeiten vorkamen, so zeigt doch gleich das im nächsten Kapitel von Tacitus selbst erzählte Beispiel sofort, daß Tiberius wahren edlen Freimuth Angeklagter zu ehren und falsche Ankläger zu bestrafen wußte (vgl. oben Kap. 7 und unten Kap. 30).

schaft seine Stelle gefunden, Dein Eidam, o Kaiser, Dein Consulatscollege, Dein Stellvertreter im Regimente war es, dem wir huldigten. Es ist nicht unsere Sache zu beurtheilen wen du über andere und aus welchen Ursachen Du ihn zu erheben für gut findest. Dir haben die Götter die höchste Entscheidung übergeben, uns ist die Ehre des Gehorsams belassen. Wir richten ferner unser Augenmerk lediglich auf das was äußerlich vorliegt: wer durch Dich Reichthum, Ehrenämter, die größte Macht zu nützen und zu schaden besitzt, — lauter Dinge die Sejan, wie kein Mensch leugnen kann, besessen hat. Die verborgenen Gedanken des Staatsoberhauptes und dessen etwanige geheime Pläne ausforschen wollen ist unerlaubt, gefahrvoll und führt trotzdem zu keinem Resultat. Denkt, ihr Senatoren, nicht an Sejan's letzten Tag, sondern an seine letzten sechzehn Jahre. Selbst ein Satrius, ein Pomponius[29]) waren damals Gegenstand unserer Huldigung; sogar Bekanntschaft mit seinen Freigelassenen und Thürhütern galt für eine Auszeichnung. Was folgt daraus? Soll hiermit etwa eine allgemein gültige Vertheidigung für Alle ohne Unterschied gegeben werden? Gewiß nicht! nur billige Unterscheidungspunkte sollen aufgestellt werden. Staatsgefährliche Intriguen, Anschläge gegen das Leben des Kaisers mögen bestraft werden; in Bezug auf Freundschaft und freundliche Verhältnisse mit Sejan muß die Strafbarkeit für alle diejenigen aufhören welche dieselben mit Dir, o Kaiser, zu gleicher Zeit abgebrochen haben!"

Kapitel 9.

Der tapfere Muth dieser Sprache, und daß sich einer gefunden hatte, der aussprach was alle innerlich dachten, war von solcher Wirkung, daß die Ankläger des Mannes, denen man noch was sie früher verbrochen hatten auf die Rechnung setzte, mit Exil oder Tod bestraft wurden.[30])

[29]) Beide waren Clienten und Creaturen Sejan's.

[30]) Nach Dio Cass. (58, 19) erhielten die Ankläger blos „einen Verweis". Doch meldet auch dieser Schriftsteller, daß Tiberius mit der Entscheidung des Senats einverstanden war, und daß viele Freunde Sejan's, die nicht in dessen Verschwörung verwickelt waren, bei Tiberius in Ehren und Achtung blieben. Die Berichte von dem unterschiedlosen Todtmorden, dem sich Tiber nach Sejan's Sturze gegen alle Freunde desselben hingegeben haben soll, sind also leere Uebertreibungen, und wir sind berechtigt anzunehmen, daß fast nur wirklich Schuldige bestraft wurden.

Demnächst erfolgte ein Schreiben Tiber's gegen den gewesenen Prätor Sextus Vestilius, den der Kaiser, weil er seinem Bruder Drusus sehr werth gewesen, in seine nächste Umgebung aufgenommen hatte. Grund zur Ungnade des Vestilius war, daß er eine Schmähschrift auf Cajus Caesar's Unkeuschheit entweder wirklich verfaßt hatte, oder dessen fälschlich angeschuldigt worden war. Als ihm dafür der Hof verboten wurde, versuchte er mit zitternder Greisenhand sich die Adern zu öffnen, verband sie dann aber wieder, und richtete ein schriftliches Begnadigungsgesuch an den Kaiser. Als darauf eine herb abweisende Antwort erfolgte, öffnete er sie auf's Neue.

Auf einen Haufen wurden sodann Asinius Pollio, und Appius Silanus zugleich mit Scaurus Mamercus und Sabinus Calvisius wegen Majestätsverbrechen vorgefordert und Vinicianus in die Sache seines Vaters mit hineingezogen — lauter Männer von hoher Abkunft, die früher hohe Staatsämter bekleidet. Auch hatte sich ein allgemeines Erbeben bereits der Senatoren bemächtigt — denn wie wenige mochte es geben, die nicht durch Bande der Verwandtschaft oder Freundschaft mit so vielen erlauchten Männern verknüpft waren? — als zum Glücke Celsus, der Tribun einer städtischen Cohorte, der sich damals in den Reihen der Denunzianten befand,[31]) den Appius und Calvisius rettete. Die Sache des Pollio, des Vinicianus und des Scaurus vertagte der Kaiser, um sie selbst gemeinsam mit dem Senate zu untersuchen, wobei er jedoch gegen Scaurus gewisse bedrohliche Hindeutungen fallen ließ.[32])

Ueberhaupt aber sollte man doch nicht vergessen: daß wir in unserm Jahrhundert und Vaterlande, bei Gelegenheit der ebenso unsinnigen und grausamen Verfolgungen der sogenannten „demagogischen Umtriebe" unserer edelsten Jugend in den zwanziger und dreißiger Jahren — Verfolgungen die Tausende betrafen, und Vielen Glück und Gesundheit, Leben und Verstand gekostet — viel Grausameres und Abscheulicheres erlebt haben. Und doch war das, was dieser Jugend zum Verbrechen gemacht wurde, etwas Schönes und Edles, und in jedem Falle Kinderspiel gegen die hochverrätherischen Verbrechen Sejan's und seiner Genossen!

[31]) Er gehörte zu denen, welche um sich selbst zu retten die Ankläger machten. Später fiel er aber dennoch als Opfer einer Anklage (s. unten Kap. 15).

[32]) Ueber die hier genannten Personen wissen wir Folgendes. Annius Vinicianus, der hier durch ein falsches Zeugniß gerettet wurde, zettelte später eine Verschwörung gegen den Kaiser Claudius an, und endete, als diese entdeckt wurde, durch Selbstmord. (Dio Cass. 60, 15. Merivale VI, p. 147—149.) — Calvisius Sabinus, der den Tiber überlebte und unter Caligula Verwalter von Pannonien

Kapitel 10.

Nicht einmal Frauen blieben unverfolgt. Da man sie nicht anschuldigen konnte, Absichten auf den Thron gehabt zu haben, wurden ihre Thränen Gegenstand der Anklage. Und so wurde wirklich die alte Vitia, die Mutter des Fufius Geminus, um's Leben gebracht, „weil sie den Tod ihres Sohnes beweint habe!“[23])

Alle diese Fälle kamen im Senate zur Verhandlung.

Nicht anders ging es beim Kaiser her, wo Vescularius Flaccus und Julius Marinus zum Tode gebracht wurden,[24]) zwei Männer, die zu seinen ältesten Freunden gehörten, ihm einst nach Rhodus gefolgt waren, und auf Capri nicht von seiner Seite kamen. Vescularius hatte seiner Zeit den Vermittler bei der Umgarnung des Libo gemacht,[25]) Marinus war Helfershelfer Sejan's beim Sturze des

---

wurde, war ein grundgemeiner, niedrigdenkender Mensch und zugleich ein alberner Tropf (Seneca Epist. 27), und endete ebenfalls aus Furcht vor der Verurtheilung wegen amtlicher Vergehen sammt seinem liederlichen Weibe durch Selbstmord (Dio Cass. 59, 18. Tacit. Hist. I. 48). — Appius Silanus fiel — „wie es heißt“ (ferunt sagt Suet. Claud. 37) als ein Opfer der Ränke Messalina's. Man sieht, Tacitus echauffirt sich ohne Noth für alle die „erlauchten Männer“, da unter ihnen sich Leute obiger Art befanden, und den meisten von ihnen überdies nichts geschah.

[23]) Hier verräth sich der Effekthaschende Rhetor so offenkundig, daß man sich fast schämt, über die hier berichtete Absurdität etwas weiteres zu sagen. Selbst der behutsame Sievers verliert hier die Geduld: „Bis jetzt,“ sagt er, „haben wir den Auslagen des Tacitus, sobald sie nicht den Kreis dessen überschritten, was er möglicherweise wissen konnte, nicht widersprochen: hier aber möchte ich mich dazu versucht fühlen. Keine Verurtheilung solcher Art war bis dahin vorgekommen, vielmehr war noch jüngst Terentius auf jene eklatante Weise freigesprochen worden. Wie mag sich nun dies Verbrechen (die Thränen einer Mutter) in dem Senatsbeschlusse ausgenommen haben?! Wahrscheinlich aber ist auch hier etwas ganz andres vorhanden gewesen. Unsere Zeit hat genugsam gezeigt, wie die Beweinung und Bestattung von Todten zur Erregung heftiger politischer Leidenschaften benutzt worden ist.“ — Wer ein Auge für historische Kritik hat, bei dem ist die Glaubwürdigkeit des Tacitus in Bezug auf Tiber durch diese einzige Stelle gerichtet. Auch verschweigt der Historiker seinen Lesern weislich, weßhalb Fufius Geminus, den wir als einen boshaften Gegner Tiber's kennen (s. oben zu V, 2.) zum Tode verurtheilt worden war.

[24]) Der Ausdruck des Originals ad mortem aguntur ist dunkel und zweideutig. Wahrscheinlich soll damit ausgedrückt werden, daß beide durch Selbstmord sich der Strafe entzogen.

[25]) S. oben II, 28.

Curtius Atticus[36]) gewesen. Um so mehr Freude erregte es daß jetzt ihre Thaten auf die Helfershelfer zurückfielen.[37])

Um dieselbe Zeit starb Lucius Piso der Pontifex, — ein seltenes Beispiel bei seinem hohen Range — eines natürlichen Todes, ein Mann der niemals aus eignem Antriebe einen knechtisch unterwürfigen Antrag gestellt und so oft die Nothwendigkeit strenger Maßregeln eingetreten war, stets weise Mäßigung bewiesen hatte. Sein Vater war, wie ich erwähnt habe, von censorischem Range gewesen; er selber hatte sein Leben auf achtzig Jahre gebracht und sich in Thracien die Triumphalehrenzeichen verdient. Seinen größten Ruhm erwarb er sich jedoch dadurch daß er, vor einiger Zeit zum Stadtpräfekten ernannt, diese ihm auf Lebenslang übertragene und durch den ihm ungewohnten Gehorsam noch beschwerlichere Amtsgewalt mit wunderbarer Mäßigung ausübte.[38])

---

[36]) S. oben IV, 58. Die Erzählung seines Unterganges befand sich in dem verlornen Theile des fünften Buchs.

[37]) Wieder einmal erfahren wir nicht, was Tacitus wissen konnte: wessen die beiden hier genannten angeklagt und überführt worden waren, wohl aber was er weit weniger wissen konnte: welchen Eindruck ihr Fall erregte! — Dagegen finden wir hier bestätigt, was von anderer Seite (Dio Cass. 58, 4) berichtet wird: daß der verrätherische Sejan selbst „die nächsten Umgebungen" des alten Kaisers auf seine Seite gebracht hatte, daß diese ihm alles meldeten, was der Kaiser sagte und that, während sie dem letzteren Alles zu verheimlichen suchten, was ihm den Sejan hätte verdächtig machen können!" Welchen Eindruck diese Entdeckungen auf den alten Herrscher hervorbringen, wie sie ihn zur Verzweiflung an allen Menschen treiben mußten, — dafür hat Tacitus, „der große Seelenkundige", keinen Sinn.

[38]) Dieser Lucius Calpurnius Piso war in seiner Jugend einer der jüngeren Genossen des Horazischen Kreises gewesen. Als er starb, war er wahrscheinlich nicht, wie Tacitus sagt, achtzig, sondern neunzig Jahre alt (s. O. Ribbeck Horatius' Episteln S. 93—94). Näheres über ihn in meinem Tiberius S. 129—130 und S. 272. Er ist, — was Tacitus zu bemerken unterläßt — ein schlagendes Beispiel dafür (neben vielen andern): daß es unter Tiber charaktervolle Ehrenmänner gab, die sich trotzdem oder vielmehr eben deßhalb in ihren hohen Stellungen und in der Gunst des Regenten ihr Leben lang behaupteten (s. Merivale V, p. 391—392). So war dieser Piso. Er besaß schon Augustus' Gunst und Vertrauen, und in noch weit höherem Maaße vertraute ihm Tiberius, der ihn, als er selbst Rom endgültig verließ um fortan in Campanien und in Capri zu leben, mit der wichtigsten Stellung in der Hauptstadt betraute, „wo der Kaiser", wie Seneca (Epist. 83, 13) hinzusetzt, „so viele verdächtige Gegner und Feinde zurückließ". Und, — merkwürdig genug, gerade von diesem treuen charakterfesten dem Tiber ergebenen Manne und tüchtigen Beamten hat

Kapitel 11.

In früheren Zeiten nämlich, wenn die Könige und später die obersten Staatsbeamten von der Stadt abwesend waren, war es Brauch, damit die Stadt nicht ohne oberstes Regiment sei, interimistisch einen Mann zu erwählen, der Recht zu sprechen und in dringenden Fällen einzuschreiten hatte; und so soll denn auch schon Romulus den Denter Romulius, sodann Tullus Hostilius den Numa Marcius, und Tarquinius Superbus den Spurius Lucretius mit solcher Stellung betraut haben. Später ernannten die Consuln dazu, und ein Schattenbild des alten Brauchs existirt noch jetzt, indem jedesmal bei Gelegenheit des Latinerfestes ein Präfekt ernannt wird, der die Consulatsgeschäfte zu übernehmen hat. Dagegen ernannte Augustus in den Bürgerkriegen den Cilnius Maecenas, ein Mitglied des Ritterstandes, zum Verweser aller Regierungsgeschäfte in Rom und Italien. Später, als er die alleinige Oberherrschaft in seine Hand gebracht hatte, bestellte er wegen der großen Masse des Stadtvolks und der Langsamkeit des gesetzlichen Rechtsganges einen der Consularen dazu: die Masse der Sklaven und denjenigen Theil der bürgerlichen Bevölkerung in Ordnung zu halten, der stets zu Ausschreitungen bei der Hand ist, wenn er keine Gewalt fürchten zu dürfen glaubt; und zwar war Messala Corvinus der erste der diese Stellung, aber schon wenige Tage darauf seine Entlassung erhielt, weil er ihr nicht gewachsen sei. Sein Nachfolger Statilius Taurus, obgleich bereits hoch in Jahren, wußte die Last trefflich zu tragen. Auf ihn folgte Piso, der zwanzig Jahre lang das Amt mit gleichem Beifalle verwaltete, und jetzt auf Beschluß des Senats die Ehre eines Begräbnisses auf Staatskosten erhielt.

Kapitel 12.

Sodann hielt im Senate der Volkstribun Quintilianus Vortrag über ein Sibyllinisches Buch, welches Caninius Gallus, Mitglied des Funfzehnercollegiums, unter die andern Bücher derselben Prophetin aufzunehmen und darüber einen Senatsbeschluß zu fassen beantragt hatte. Als ein solcher durch Erhebung von den Sitzen gefaßt worden

uns bisher Tacitus nur einige wenige aber immer ehrenvolle Züge berichtet (II, 39; III, 11 und 68).

war, erfolgte ein Schreiben des Kaisers, in welchem er dem Tribunen einen leichten Verweis gab: „er sei zu jung um von dem alten Herkommen gehörige Kenntniß zu haben"; dem Gallus machte er den Vorwurf: „daß er, ein alter Theologe und Ritualkenner, ohne zuverlässige Auskunft über die Herkunft des Buchs, dem Ausspruche des Collegiums vorgreifend und ohne daß, wie es Brauch, das Buch von dem betreffenden Beamten gelesen und beurtheilt worden, die Sache in unvollständig besetzter Senatssitzung zum Vortrage gebracht habe". Zugleich erinnerte er den Senat insgesammt daran: „daß, weil viele Fälschungen unter den berühmten Namen umliefen, Augustus einen Termin festgesetzt, bis zu welchem man solche Schriften an den Stadtprätor auszuliefern und daß er verboten habe sie in Privatbesitz zu behalten.[39]) Eine gleiche Verfügung war schon in früheren Zeiten getroffen worden, als nach dem vernichtenden Brande des Kapitols im Bundesgenossenkriege, aus Samos, Ilium, Erythrae, ja sogar in Africa, Sicilien und den Italischen Colonien Weissagungen der Sibylla — mochte es nun eine oder mehrere gegeben haben — zusammengesucht und die Priester beauftragt wurden, aus denselben, soweit es Menschen möglich, die ächten ausfindig zu machen. Demgemäß wurde denn auch jetzt das betreffende Buch der Prüfung des Funfzehnerkollegiums überwiesen.[40])

Kapitel 13.

In demselben Consulatsjahre kam es durch die herrschende Korntheuerung nahezu bis zum Volksaufstande, und es ließen sich mehrere Tage hindurch im Theater zahlreiche an die Adresse des Kaisers gerichtete Forderungsrufe von so heftiger Art vernehmen, wie man sich bisher gegen den Kaiser noch niemals erlaubt hatte. Dieselben veranlaßten

[39]) S. Merivale III, p. 459.

[40]) Das in diesem Kapitel Berichtete ist ein neuer Beweis, mit welcher peinlichen Sorgfalt der vierundsiebzigjährige Kaiser mitten unter den Schrecknissen und der Last zahlreicher politischer Prozesse, von seinem Eilande aus Alles und Jedes überwachte, und von der fast pedantischen Gewissenhaftigkeit und gelehrten Kenntniß der den Staatskultus betreffenden Dinge, mit welchen er selbst scheinbar weit abliegende Fragen zu entscheiden im Falle war, während die Tradition seiner Feinde ihn um diese Zeit sich nur in Blut und Grausamkeiten baden und in bestialischen Lüsten wälzen läßt! — Ueber die ältesten Sibyllinischen Bücher in Rom s. W. Ihne Röm. Gesch. I, S. 67.

ihn, den Magistraten und dem Senat Vorwürfe zu machen: „daß sie unterlassen hätten das Volk mit der Macht der öffentlichen Autorität in Schranken zu halten". Zugleich fügte er ein Verzeichniß bei: „aus welchen Provinzen und in wie viel größerem Maaßstabe als Augustus, Er Getreidevorräthe herbeischaffen lasse". In Folge dessen ward ein Senatsbeschluß von alterthümlicher Strenge verfaßt und in gleichem Tone lauteten die Edikte, welche die Consuln sofort erließen. Daß er selbst Schweigen beobachtete ward ihm nicht, wie er vermeint hatte, als Beweis seiner verfassungsmäßigen Haltung sondern als Hochmuth ausgelegt![41])

Kapitel 14.

Zu Ende des Jahres unterlagen Geminius, Celsus und Pompejus, sämmtlich römische Ritter, einer Anklage auf Theilnahme an der Verschwörung Sejan's. Von ihnen war Geminius durch verschwenderisches Geldhergeben und üppiges Leben dem Sejan befreundet, doch kein ernsthaftes Werkzeug gewesen. Der zweite, der Tribun Julius Celsus, wußte im Kerker seine Kette locker zu machen, schlang sich dieselben um den Hals und zog sie so lange nach beiden Seiten, bis er sich erdrosselte.[42]) Rubrius Fabatus dagegen, welcher im Verdachte stand, aus Verzweiflung über die römischen Zustände gnadesuchend zu den Parthern fliehen zu wollen, wurde unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Wirklich war er, als man ihn an der Sicilischen Meerenge verhaftete und er von einem Centurio nach Rom zurückgebracht wurde, nicht im Stande gewesen, glaubliche Gründe für

[41]) Wir kennen das bereits! denn wir sind gewohnt bei Tacitus den Tiber selbst da von „den Leuten", denen der Historiker folgt, getadelt zu finden, wo er, wie hier, sich streng in den Schranken seiner verfassungsmäßigen Befugnisse hält, und statt als Despot mit Kabinetsordres einzugreifen, die Staatsbeamten und den Senat anhält, das zu thun, was verfassungsmäßig ihre Pflicht war. Im Uebrigen haben wir auch hier ein Beispiel von jener ungebrochenen Energie und Thätigkeit des großen Regenten, gegen den sich hier, wie Tacitus gesteht, „zum Erstenmale" das Volk mit heftigen Hülfsforderungen zu erheben wagte, und der diesem Volke mit Recht entgegnen konnte: „daß er bisher für dessen Bedürfnisse reichlicher und besser gesorgt habe als selbst der hochverehrte Augustus".

[42]) Auch bei diesen drei Angeklagten bleibt wieder alles Wesentliche der Anklage, und ihrer Betheiligung an Sejan's Hochverrath völlig unerwähnt. Wir dürfen daher annehmen, daß sie schuldig waren. Einer bestätigt dies durch seinen Selbstmord; was den andern geschah, sagt Tacitus nicht.

pedetentim minutatimque secundum orationis ordinem textumque sermonis id, quod angustia brevitatis latet, intelligat. Dieser Absicht entspricht denn auch die ganze Methodik des Kommentars, in welchem die einzelnen Sätze ihrem Wortsinne nach genau erläutert werden, und wovon die lange Auseinandersetzung der Bedeutung des Aristotelischen Worts *προσσημαίνω*, welches Boethius als ein Beispiel der „verborum subtilitas in Aristotele admirabilis“ angesehn wissen will, zum Belege dienen kann [1]). Daher die ängstliche Genauigkeit, mit welcher er eigne Zusätze in seiner Uebersetzung, die er nicht umgehn zu können glaubt, motivirt [2]). Wo das Unzureichende der gegebnen Exposition zu stark hervortritt, wird der Leser auf die spätere ausführliche Behandlung verwiesen [3]). Philologische Bemerkungen über die Sprache des Aristoteles sind seltener [4]), ebenso die Anführungen anderer Commentatoren, von denen

1) Boeth. Comm. minor. I, p. 224. (Arist. περὶ Ἑρμην. cp. 3.)

2) Boeth. Comm. min. I, p. 229 ext. Aristoteles in Graeco textu non habet ut nos supra posuimus, sed hoc modo: — — — de qua re nunc illis satisfacimus, qui graecae orationis periti, nos forte culpabunt, cur quod illic non fuit, nostrae translationi adjeceremus. Nos enim ad faciliorem intellectum Latinae orationi famulantes hoc apposuimus, quia de oratione loquentibus, intellectus ad rationem, nisi id esset adjectum, transferri non poterat.

3) Vgl. I. p. 235. bei Erwähnung des Buchs περὶ σοφιστικῶν ἐλέγχων. Quae vero sint illa, dicenda a me secundae editionis textus expectat. II, p 235 ext.

4) Bemerkung einer longum hyperbaton I, p. 247. vgl. Major. comm. II, p. 331.

seine vorhabende weite Reise in's Ausland anzugeben. Trotzdem geschah ihm nichts Schlimmes, nicht sowohl weil man Milde gegen ihn übte, als weil man ihn vergaß.[43])

Kapitel 15.

Unter dem Consulate des Servius Galba und des Lucius Sulla erwählte der Kaiser, der schon lange nach Männern für seine Enkelinnen sich umgethan hatte, jetzt, wo das Alter der Prinzessinnen zur Beschleunigung drängte, für dieselben den Lucius Cassius und den Marcus Vinicius. Vinicius stammte aus einer Landstädtischen Familie. Er war aus Cales[44]) gebürtig, sein Vater und Großvater waren Consuln gewesen, seine übrige Familie gehörte dem Ritterstande an; er war ein Mann von sanftem Naturell und feiner Redegewandtheit.[45]) Cassius, ein geborner Römer, aus plebejischen aber altem und vielfach durch Ehrenämter ausgezeichnetem Geschlechte, von seinem Vater streng erzogen, empfahl sich mehr durch sein fügsames Wesen als durch strebsame Thätigkeit. Ihm verband der Kaiser die Drusilla, dem Vinicius die Julia, beides Töchter des Germanicus, und berichtete darüber an den Senat in einem Schreiben, in welchem er die Vorzüge der jungen Männer leichthin berührte.[46]) Nach Angabe der — sehr vagen — Gründe seiner persönlichen Abwesenheit ging er über zu wichtigeren Gegenständen und namentlich zu den Feindschaften die er zum Wohle des Staats habe über sich nehmen müssen, und hielt schließlich um die Vergünstigung an, „daß der Präfekt Macro[47]) nebst einigen Tribunen und Centurionen so oft er in die

[43]) Daß er sich schuldig fühlte, erscheint erwiesen durch seinen verzweifelten Entschluß, zu den Parthern zu fliehen. Zu einer Reise in's Ausland gehörte übrigens für einen Senator kaiserliche Erlaubniß.

[44]) Siehe die Note 74 zu IV, 27.

[45]) Er war der Freund des Historikers Vellejus Paterculus, welcher ihm sein Geschichtswerk widmete.

[46]) Drusilla, die ältere der Prinzessinnen war 15 Jahr alt, Julia ein Jahr jünger. Auch hier sieht man, daß der Kaiser für Germanicus' Kinder väterlich sorgte.

[47]) Sejan's Nachfolger im Oberkommando der Garden. S. Tiberius S. 222 ff. Seiner Energie und Geschicklichkeit verdankte der Kaiser die Rettung von Thron und Leben, welche die Verschwörung Sejan's in große Gefahr gebracht hatte. Seitdem war er Tiber's nächster Vertrauter und durch seine unnachsichtliche Verfolgung der Mitglieder der Sejan'schen Hochverrathspläne bei einem Theile der römischen Großen überaus verhaßt. Tacitus gedenkt seiner noch öfters in diesem Buche: Kap. 23, 29, 38, 45, 48 und 50.

Curie käme mit ihm eintreten dürften". Obgleich aber sofort ein Senatsbeschluß erfolgte, welcher ihm die nachgesuchte Erlaubniß in umfassendster Weise und ohne irgend eine Bestimmung über Zahl und Rang der Begleiter gewährte, kam er doch niemals mehr in das Innere der Hauptstadt, geschweige denn in die öffentliche Rathsversammlung, indem er meistens auf Seitenwegen um seine Vaterstadt herumging und sie zu betreten vermied.[18])

Kapitel 16.

Inzwischen brach eine gewaltige Masse von Anklägern über diejenigen herein, welche gewohnheitsmäßig ihre Kapitalien durch Wucherzinsen vergrößerten, zuwider dem Gesetze des Diktators Caesar, welches vorbeugende Bestimmungen enthält über das Maaß des Darleihens und des Grundbesitzes innerhalb Italiens; ein Gesetz das seit langem nicht beachtet worden war, weil dem Privatvortheile das gemeine Beste in der Regel nachgesetzt wird. Allerdings war das Wucherwesen ein altes Uebel für die Hauptstadt und häufig genug die Ursache von Aufständen und bürgerlicher Zwietracht gewesen; und eben deßhalb hatte man auch versucht, demselben zur Zeit der alten noch minder verderbten Sitten Einhalt zu thun. In der frühesten Zeit nämlich enthielten die Gesetze der zwölf Tafeln die Bestimmung: daß Niemand mehr als ein Prozent nehmen solle, während früher der Zinsfuß ganz nach dem Belieben der Reichen bestimmt wurde.[18a]) Weiterhin wurde durch eine tribunizische Rogation der Zins auf ein halbes Prozent herabgesetzt, und zuletzt das Zinsennehmen ganz verboten. Und so wurde durch zahlreiche Plebiscite den Uebervortheilungen zu steuern versucht, welche noch so oft unterdrückt, durch wunderbare Schleichkünste immer wieder von Neuem ihr Haupt erhoben.

[18]) Aus diesem Kapitel lernen wir zweierlei: erstens daß Tiberius seit seiner Entfernung von Rom, und selbst noch in seinen letzten Lebensjahren, nach dem Sturze Sejan's, häufig in die nächste Umgebung von Rom zurückkam, wohin ihn besonders die auf ihrem Landsitze zu Tusculum lebende treffliche Antonia, die hochverehrte Wittwe seines geliebten Bruders Drusus, seine treuste Freundin zog (s. Tiberius S. 244), und zweitens: daß Volk und Senat in Rom seine Anwesenheit wünschten — was sonst bei einem allgemein gehaßten und gefürchteten Despoten doch nicht eben der Fall zu sein pflegt.

[18a]) Diese Angabe des Tacitus ist wahrscheinlich unrichtig. S. Ihne Röm. Gesch. I, S. 287. Dasselbe gilt auch für das weiterhin von Tacitus behauptete absolute Verbot allen Zinsnehmens. S. ebendas. S. 291.

Jetzt nun fand sich der Prätor Gracchus, dem diese Untersuchung zugefallen war, durch die große Anzahl der Bedrohten genöthigt, die Sache im Senat zum Vortrag zu bringen. Die Senatoren in ihrer Bestürzung — denn kein Einziger war frei von solcher Vergehung gegen das Gesetz — wandten sich an den Kaiser mit dem Gesuche um Nachsicht. Sie wurde gewährt und für die nächste Zeit ein Jahr und sechs Monate verwilligt, innerhalb deren ein jeder seine Geldverhältnisse den gesetzlichen Bestimmungen gemäß ordnen solle.

Kapitel 17.

In Folge dessen trat eine Geldknappheit ein, weil das gesammte Schuldenwesen mit einemmal in Bewegung kam,[42]) und weil in Folge der vorhergegangenen zahlreichen Verurtheilungen und Güterverkäufe alles geprägte Geld sich im kaiserlichen Hausschatze (Fiskus) oder im Staatsschatze befand. In Rücksicht darauf hatte der Senat eine Verordnung erlassen, daß jedweder Kapitalist zwei Drittheile seines Geldes in Italischem Grundbesitze anlegen solle.[43]) Allein die Gläubiger forderten das Ganze ein, und die Schuldner denen gekündigt worden war, konnten ohne ihre bürgerliche Ehre zu verlieren sich nicht für insolvent erklären. So gab es zuerst ein Hinundherlaufen und Bitten, dann Spektakel vor dem Tribunale des Prätors, und die Maßregeln welche hatten Hülfe bringen sollen, das Verkaufen und Kaufen, schlugen in's Gegentheil um, weil die Kapitalisten all ihr Geld zum Behuf des Kaufs von Grundstücken in den Kasten gethan hatten. Da nun das massenhafte Verkaufsangebot den Preis mehr und mehr herabdrückte, wurde es, je tiefer einer mit Schulden belastet war, ihm nur um so schwieriger, etwas von seinen Grundstücken zu verkaufen. So wurden denn auch sehr viele von Haus und Habe getrieben, und der Ruin des Vermögens brachte Rang und Ruf in Gefahr, bis der Kaiser helfend einschritt, indem er in verschiedenen Bankiercomptoirs hundert Millionen Sesterzien deponirte und damit die Möglichkeit bot, auf drei Jahre zinslos Kapital aufzunehmen, wenn der Schuldner dem Staate

[42]) Da die Kapitalisten ihre sämmtlichen ausstehenden Gelder, in Betreff deren sie gegen das Gesetz verstießen, ihren Schuldnern aufkündigten. Kipp.

[43]) Hier ist Tacitus ungenau, indem er die zweite Hälfte der Senatsverordnung, die wir bei Sueton (vit. Tib. 48) lesen: debitores totidem aeris alieni statim solverent — übergeht.

doppelte Versicherung in Grundstücken gab. So wurde der Kredit hergestellt, und allmälig fanden sich denn auch wieder Privatleute, welche Geld ausliehen. Jedoch der Ankauf von Grundstücken wurde nicht nach der formellen Vorschrift des Senats vollzogen, indem, wie das meist in solchen Dingen geht, zwar Anfangs scharf darauf gehalten, schließlich aber es wenig genau genommen wurde.[51])

Kapitel 18.

Darauf kehrten die früheren Furchtzustände wieder durch die Erhebung einer Anklage auf Hochverrath gegen Considius Priscus, der während er ohne etwas zu befürchten seinen Geburtstag feierte plötzlich vor den Senat geschleppt und sofort nach seiner Verurtheilung hingerichtet wurde. Ueber seine Schwester Sancia ward die Strafe des Exils verhängt. Ankläger beider war Quintus Pomponius, ein unruhiger Mensch, der als Grund für diese und andere ähnliche von ihm verübte Dinge geltend machte, daß er sich die Gunst des Kaisers erwerben wolle um dadurch seinem gefährdeten Bruder aus der Noth zu helfen.[52])

---

[51]) Die ausführliche Erklärung und Aufhellung dieser in den beiden Kapiteln 16 und 17 von Tacitus gegebenen sehr knappen Uebersicht, würde eine eigene Abhandlung nöthig machen. Ich begnüge mich also in Bezug der erwähnten Gesetzbestimmungen des Diktators Caesar auf Mommsen's Röm. Gesch III, S. 313–317. Drumann III, S. 471–72 und Merivale II, p. 231–232 und in Betreff der Gesammtgeschichte des römischen Zins- und Creditwesens auf die Abhandlung von A. Baumstark in Pauly's Realencyclopädie III, S. 447–461 zu verweisen. Für den Zweck den ich bei diesen Anmerkungen zu Tacitus' Darstellung der Regierungsgeschichte Tiber's im Auge habe, genügt es hervorzuheben: wie auch hier wieder der alte Kaiser ebenso maaßvoll als kräftig und menschenfreundlich einzuschreiten und zu helfen bemüht erscheint, und dadurch, wie Tacitus bekennen muß, wirklich Abhülfe für Viele schaffte, wenn er auch natürlich den furchtbaren Krebsschaden selbst, den Mommsen (I, S. 828–831) mit so brennenden Farben gezeichnet hat, nicht zu heilen vermochte.

[52]) Man kann diese verwunderliche Darstellung, in der wieder die eigentliche Hauptsache, das Verbrechen und die Schuld oder Unschuld, völlig mit Stillschweigen übergangen werden, nicht ohne Kopfschütteln lesen. Dazu geht der Autor sichtbar darauf aus, den Anschein zu erwecken, als sei ein nichts Arges ahnender Mann plötzlich mitten aus seinem Geburtstagsfeste herausgerissen und an einem und demselben Tage angeklagt, processirt, verurtheilt und hingerichtet worden, was absolut unmöglich ist; wie denn auch die Verurtheilung seiner Schwester, die offenbar mit seiner Sache zusammenhing, beweist, daß der Prozeß gegen Beide schon vor seinem

Auch gegen die Pompeja Macrina wird die Strafe des Exils erkannt, deren Gemal Argolicus und deren Schwiegervater Laco, zwei angesehene Achäer, bereits der Zorn des Kaisers getroffen hatte; auch ihr Vater, ein erlauchter römischer Ritter, und ihr Bruder, gewesener Prätor, nahmen sich, als ihre Verurtheilung bevorstand, selbst das Leben. Es war ihnen zur Last gelegt worden, daß Cnaeus Magnus ihren Ahnherrn den Theophanes von Mytilenae zu seinen intimsten Freunden gezählt habe, und daß Griechische Schmeichelei dem Theophanes nach seinem Ableben göttliche Ehre erwiesen hatte.[17])

Kapitel 19.

Nach diesen wurde Sextus Marius, der reichste Mann Spaniens angeklagt seine Tochter geschändet zu haben, und vom Tarpejischen Felsen gestürzt. Und damit kein Zweifel bliebe, daß sein großer Reichthum Ursache seines Verderbens gewesen sei, nahm Tiberius seine

---

Geburtstage begonnen hatte, und daher „die Feier desselben unter solchen Umständen, nach römischen Begriffen, sehr unpassend war. Jedenfalls durfte dadurch der Lauf der Gerechtigkeit nicht gehindert werden". S. Sievers II. S. 36. — Ebensowenig begreift man, wie der Ankläger dazu gekommen ist, „offen anzugeben" (praetendebat), daß er diese und ähnliche Anklagen nur zu dem Zwecke unternehme, dadurch sich beim Kaiser in Gunst zu setzen und seinem Bruder helfen zu können!! Wir kennen sein Motiv besser aus dem was Tacitus selbst früher (V, 8) uns erzählt hat. Jener Considius nämlich hatte, um sich selbst wegzubrennen, diesen Pomponius anzuklagen versucht, während es später herauskam, daß vielmehr er selbst in die Verschwörung Sejan's verwickelt gewesen war.

17) Es ist gradezu unmöglich anzunehmen, daß der von Tacitus hier angegebene Umstand die einzige Anschuldigung gegen die betreffenden gewesen und daß auf diese hin ihre Verurtheilung erfolgt sei. Sie waren offenbar sämmtlich in die hochverrätherischen Pläne Sejan's verwickelt gewesen. Ein Pompejus Macer, vielleicht der Vater der Pompeja Macrina, gehörte zu den nächsten Freunden Tiber's (Strabo XIII, 2, 3). In den Anklageakten wird hervorgehoben sein, daß schon die Vorfahren der jetzt auf Hochverrath Angeklagten eifrige Pompejaner und Gegner des jetzigen regierenden Hauses gewesen seien. Dies stellten die dem Tiberius feindlichen Schriftsteller, aus denen Tacitus schöpfte, so dar, als ob dieser beiläufig angeführte Umstand der Gegenstand der Anklage selbst gewesen sei! Ueber dasjenige was der Pompeja Macrina und ihrem Gemale und Schwiegervater zur Last gelegt und weßhalb sie verurtheilt worden, zieht es Tacitus vor, wie gewöhnlich zu schweigen. Daß sie schuldlos verurtheilt worden, sagt er nicht, und doch ist dies wieder grade dasjenige, worauf es ankommt.

Goldgruben, obschon sie für den Staat confiscirt wurden, für sich in Anspruch.[54])

Und so aufgereizt durch die Hinrichtungen[55]) ließ er jetzt alle, welche der Verbindung mit Sejan angeklagt sich in Kerkerhaft befanden, sammt und sonders umbringen. Da lagen sie, eine unermeßliche Schlachtopfermasse jeden Alters, jeden Geschlechts, Erlauchte und Ahnenlose, einzeln oder in Haufen übereinanderhingestreckt! Und den Verwandten oder Freunden war nicht einmal gestattet, ihnen zur Seite zu stehen, über sie zu weinen, ja nicht einmal sie längere Zeit zu betrachten, sondern ringsum aufgestellte und auf jede Traueräußerung aufmerksame Aufpasser wichen den in Fäulniß übergehenden Leichnamen nicht von der Seite, bis dieselben in den Tiber geschleift wurden, wo dann die hinabtreibenden oder an's Ufer geworfenen kein Mensch zu bestatten, ja nicht anzurühren wagen durfte. Es war ein zeitweiliges Aufhören aller menschlichen Theilnahme an dem gemeinsamen Menschenloose durch die Gewalt der Furcht eingetreten, und je höher die Grausamkeit stieg, desto mehr ward das Mitgefühl zurückgedrängt.[56])

---

[54]) Ein gewisses Schaamgefühl hat den Tacitus hier wenigstens davon abgehalten, eine andere Version dieses Falles, welche die späteren Schandschriften über Tiber in Umlauf setzten, auch nur zu erwähnen. Nach derselben hätte der 73jährige Kaiser, der selbst dem Mädchen nachstellte, jenes Verbrechen gegen deren Vater, der sie aus seiner Nähe brachte, erdichtet! So Dio Cass. 58, 22, aus dessen Bericht zugleich hervorgeht, daß dieser Marius zu der näheren Umgebung Tiber's gehört und von demselben viele Gunstbeweise erhalten hatte. Zu den letzteren gehörten wahrscheinlich auch die jetzt confiscirten Goldgruben, und er selbst zu denen, die Sejan in sein Unternehmen verwickelt hatte.

[55]) „Wie ein Raubthier das Blut gekostet hat" (!) setzt ein Herausgeber des Tacitus, Herr Ripperdey, erklärend hinzu, der, beiläufig bemerkt, auch nicht an einer einzigen Stelle an der vollen Wahrheit alles dessen was Tacitus bisher berichtet, irre geworden ist.

[56]) Hier sind denn die rhetorischen Farben so fauststark aufgetragen, daß selbst mancher Tacitusgläubige davon betroffen werden dürfte. Sueton berichtet, daß einmal die Anzahl der an einem Tage hingerichteten zwanzig betrug (Tiber. 61); und Dio Cassius, der gleichfalls von einem solchen Schreckenstage Meldung thut, sagt merkwürdigerweise: daß es „lauter Hauptankläger" waren, die Tiber an einem Tage hinrichten lassen (τοὺς τε ἐπαρχοτίνους τῶν τὰς κατηγορίας ποσαμένων ἀποκτείνειν ἐν μιᾷ ἡμέρᾳ ἐπέλευεν. Dio Cass. 58, 21 p. 634 E. Leunclav.). Ob die von Tacitus erwähnten Opfer schuldig oder unschuldig waren, erfahren wir wieder

Kapitel 20.

Um dieselbe Zeit erhielt Cajus Caesar[87]), der seinen Großvater, als sich derselbe nach Capri zurückzog, begleitet hatte, die Claudia, Tochter des Marcus Silanus, zur Ehe, ein Prinz der unter dem Deckmantel einer erheuchelten Bescheidenheit seinen wilden Charakter schlau zu verbergen wußte, so daß er bei der Verurtheilung seiner Mutter, bei dem Untergange seiner Brüder mit keinem Laute sein Schweigen brach. In jede Tagesstimmung Tiber's wußte er sich zu kleiden, dessen Aeußerungen fast wörtlich zu den seinigen zu machen. Daher kam bald das Witzwort des Redners Passienus in's Publi-

nicht. Ueberhaupt ist es, wie Sievers bemerkt, sehr auffallend, daß weder Sueton noch Dio Cassius davon reden, daß die hier Hingerichteten ihren ordentlichen Richtern entzogen worden seien, was Tacitus indirekt zu verstehen giebt; und noch merkwürdiger, „daß auch Tacitus das Ganze nicht so sehr von der wichtigsten Seite, der Rechtsverletzung, auffaßt. Hätte er dies gethan, so würde er schwerlich sich bemüht haben, das Schaudererregende, welches der Anblick der zu den Gemonien geschleppten Leichen gewährte, so lebhaft zu schildern, wäre auch vielleicht nicht zu dem Mißgriff gekommen, von einem unermeßlichen Haufen von Leichen zu reden, während Sueton deren nur zwanzig angiebt". (Sievers II, S. 38.) — Allein wichtiger als diese sehr bescheiden gehaltenen Ausstellungen ist die folgende Bemerkung. Wie wir sehen sagt uns Tacitus, daß Tiberius bei diesem erneuten Vorfalle alle in Haft befindlichen als Genossen der Sejanischen Verschwörung angeklagten sämmtlich (cunctos) hinrichten ließ. Aber Tacitus hat hier ganz vergessen, was er selbst oben (VI, 3) von Paconianus berichtet hat. Dieser war im Jahre zuvor von Tiber als ein Hauptgenosse der Pläne Sejan's angeklagt worden, blieb aber in Haft und überlebte die hier erwähnte allgemeine Abschlachtung aller Genossen Sejan's, denn er wurde, wie derselbe Tacitus (VI, 39) meldet, erst drei Jahre nach derselben im Kerker hingerichtet. „Ich lege viel Gewicht auf diese Nachweisung eines offenbaren Irrthums bei Tacitus", so schrieb mir vor Jahren der Historiker W. Ihne; „wie viele andre Uebertreibungen würden wir zurückweisen können, wenn wir nicht alle Angaben über diese Periode Tiber's aus den Akten seiner Feinde und Ankläger hätten! Soviel indessen folgt jedenfalls aus einem zur Evidenz gebrachten Irrthume, daß wir nicht gehalten sein dürfen, alle und jede Angabe auf Treu und Glauben anzunehmen, wenn sie auch aller Wahrscheinlichkeit und allen psychologischen Gesetzen widerspricht."

[87]) Cajus Caesar, der spätere Kaiser Caligula, der jüngste Sohn des Germanicus, war jetzt einundzwanzig Jahre alt. Vier Jahre zuvor hatte ihn der Großvater nach Rom gesendet, um der Kaiserin Livia die Leichenlobrede zu halten (s. oben V, 1). Auch sein Bruder Drusus befand sich damals bei dem Großvater auf Capri.

kum: „es habe nie einen bessern Sklaven und nie einen schlechteren Herrn gegeben“.[57a])

Nicht übergehen will ich eine Prophezeiung Tiber's über den damaligen Consul Servius Galba. Er hatte denselben zu sich berufen, ihn gesprächsweise über ganz entlegene Dinge ausgeholt und schließlich einige Worte auf Griechisch an ihn gerichtet, deren Uebersetzung lautete: „Auch du, o Galba, wirst seiner Zeit das Regiment kosten!“ Er deutete damit hin auf dessen späte und kurze Thronerhebung, weil er sich auf die Kunst der Chaldäer verstand, die zu lernen er in Rhodus die nöthige Muße und zum Lehrer den Thrasyllus gehabt hatte, von dessen Wissenschaft er sich auf folgende Art überzeugt hatte.[57b])

Kapitel 21.

So oft er eine Befragung der Gestirne vornahm, wählte er dazu einen Raum des obersten Gestocks im Hause, wohin er einen vertrauten Freigelassenen mitnahm. Dieser, des Lesens unkundig und von

---

[57a]) Ueber diesen Passienus, den zweiten Mann von Caligula's Schwester, der jüngeren Agrippina, s. Agrippina die Mutter Nero's S. 41—44.

[57b]) Thrasyllus war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ein berühmter Platoniker, der die Platonischen Dialoge nach Tetralogien ordnete, und also nichts weniger als ein gewöhnlicher astrologischer Schwindler. (S. Menage ad Diog. Laert. III, 1, p. 133, Ast Platons Leben und Schriften S. 46, Paulty, Real-Encycl. IV, p. 1639). Er war Mathematiker und Astronom und daneben zugleich auch allerdings Astrolog und Verfasser von astronomischen und astrologischen Tabellen; wenigstens waren solche, wie wir aus Juvenal (VI, 575) sehen, im Publikum in Umlauf. Er gehörte zu Tiber's intimsten Umgangsfreunden schon von der Zeit von dessen vierjährigem Aufenthalte in Rhodus an, bis an des Kaisers Tod, also vierzig Jahre lang. Die hier von Tacitus erzählte, auf Rhodus spielende Geschichte finden wir in unsern andern Quellen nicht. Nur der Scholiast zu Juvenal (l. c.) spielt darauf an, aber er läßt den Thrasyllus sich nach jener Prophezeiung flüglich vor dem seiner wartenden Tode durch Flucht retten (quem dolum cum praesensisset fugit). Auch Sueton erwähnt seiner im Leben Tiber's zu wiederholten Malen als Glückspropheten und Vertrauten Tiber's (Tib. 14), der den Kaiser in seinen letzten Jahren von vielen Grausamkeiten abgehalten habe „wie man sage“ (ut ajunt Tib. 62, Dio Cass. 58, 27 und 28; 55, 11.) Dio Cassius weiß schon zu berichten, daß Thrasyllus dem Tiber täglich wahrsagen mußte (57, 16), daß Tiberius an Berückung durch von bösen Geistern gesendete Träume glaubte, und weiß endlich auch einen Fall zu berichten, in welchem der Kaiser seine traumdeuterische Wissenschaft praktisch benutzte! Man sieht, wie die Tradition im Laufe der Zeit immer neue Zusätze zu den Fabeln über Thrasyllus und Tiberius bildete. Nach demselben Schriftsteller starb der griechische Gelehrte ein halbes Jahr vor Tiberius. (Dio Cass. 58, 27)

großer Körperstärke mußte jedesmal über unwegsame und steile Felsenklippen — denn auf felsiger Höhe stand das Haus — vor demjenigen vorangehen, dessen Wissenschaft zu prüfen Tiberius sich grade vorgenommen hatte, und ihn auf dem Rückwege, wenn dem Kaiser der Verdacht gekommen war, daß derselbe ein Lügenprophet oder ein Betrüger sei, in das Meer hinabstürzen, damit er an dem Geheimnisse der astrologischen Untersuchungen Tiber's nicht zum Verräther werden könne. So wurde denn auch Thrasyllus auf dieselbe Felsenhöhe geführt, und versetzte den ihn befragenden Tiber in heftige Aufregung, indem er ihm nach allen Regeln der Kunst die Erhebung zur Herrschaft und seine zukünftigen Schicksale offenbarte. Sofort ward die Frage an ihn gerichtet: ob er auch über seine eigne Nativität Wissenschaft zu haben vermöge, und was das jetzige Jahr und der heutige Tag für ihn bedeute? Da, nachdem er den Stand der Gestirne und ihre Abstände einer Berechnung unterzogen hatte, stockte er zuerst, fuhr dann erschreckt zusammen, erzitterte, je weiter und weiter er in die Berechnungen blickte, immer mehr vor Staunen und Schrecken, und rief zuletzt aus: „es stehe eine gefährliche und nahezu seine letzte Stunde vor der Thüre". Da umarmte ihn Tiberius, wünschte ihm Glück zu seiner bewiesenen Kenntniß der bevorstehenden Gefahren, durch die er seine Rettung bewerkstelligt habe, nahm von da ab was er sagte wie einen Orakelspruch auf, und hielt ihn als einen seiner intimsten Freunde.[*])

[*]) Walter Scott hat der hier geschilderten Scene eine ähnliche in seinem Romane Quentin Durward zwischen König Ludwig XI. von Frankreich und dessen Astrologen Martius Galeotti nachgebildet, und in der That erscheint die Tacitus'sche Erzählung ganz im Lichte romanhafter Volksdichtung. Wir wissen aus Tacitus, wie groß und verderblich der Einfluß der sogenannten Chaldäer in Rom war, und wie Vornehm und Gering dem Glauben an die Sterndeuterei huldigte. Ein Sulla sogar glaubte an ihre Kunst; aber ein Julius Cäsar, ein Octavian und Agrippa nicht. Unter Octavian wurden alle Chaldäer aus Rom verwiesen (Drumann IV, 279), und Tiberius verwies sie bald nach seiner Thronbesteigung durch Senatsbeschluß aus ganz Italien (s. oben II, 32). Trotzdem wäre es möglich, daß er selbst Astrologie getrieben und an Astrologie geglaubt hätte (wie ja das letztere Tacitus selbst that). Aber es ist nicht wahrscheinlich. Denn es stimmt nicht zu seinem Charakter und seiner sonstigen Anschauung menschlicher Dinge, die vorwiegend rationalistisch erscheint (s. zu I, 76). Auch muß es auffallen, daß kein einziger Zug weder von Tacitus noch von irgend einem andern Schriftsteller angeführt wird, welcher bezeugte, daß Tiber irgend eine Handlung oder Unterlassung in Gemäßheit solcher astro-

Kapitel 22.

Was mich anbetrifft, so schwankt mir, wenn ich dieses und dem Aehnliches höre, das Urtheil in Ungewißheit darüber: ob die menschlichen Dinge durch das Fatum und eine unabänderliche Nothwendigkeit oder durch den Zufall in wandelnde Bewegung gesetzt werden. Denn die Weisesten der Vorzeit und die, welche ihrer Lehre sich anschließen[59]), wird man darüber entgegengesetzter Meinung und zwar bei vielen die feste Ansicht finden: daß sich die Götter um unser Entstehen, um unser Ende, mit einem Worte, um die Menschen überhaupt in keiner Weise bekümmern; weßhalb es denn auch so überaus häufig vorkomme, daß Leid die Guten, Erfreuliches die Schlechteren treffe.[60]) Dagegen meinen andere: Das Fatum stehe zwar mit den Ereignissen in engem Zusammenhange, jedoch nicht gemäß dem Laufe der Sterne, sondern nach den Uranfängen und der causalen Verknüpfung der natürlichen Dinge. Trotzdem lassen uns diese Philosophen die freie Wahl der Lebensführung; sobald man dieselbe aber getroffen habe, sei damit die Reihenfolge dessen was uns bevorstehe fest bestimmt. Auch seien Unglück oder Glücksgüter nicht, was die Masse der Menschen als solche ansehe. Viele, welche mit Unglück zu kämpfen schienen, seien glückliche, dagegen sehr Viele, wenngleich von großem Reichthum umgeben, höchst unglückliche Menschen: jene wenn sie ihr schweres Loos tapfer ertrügen, diese wenn sie von ihren glücklichen Umständen einen unverständigen Gebrauch machten. — Sei dem wie ihm wolle: die Mehrzahl der Menschen lassen sich den Glauben nicht nehmen, daß Jedem gleich im Augenblicke seiner Geburt seine künftigen Schicksale bestimmt werden; nur falle allerdings manches anders aus, als es (von den Astrologen) vorhergesagt worden sei; allein daran seien die Lügenpropheten Schuld, welche Dinge vorhersagten, von denen

logischen Bestimmungen begangen habe. Die Sage von seinem astrologischen Treiben beschränkt sich auf die dunkelste Zeit seines Lebens in der Abgeschiedenheit zu Rhodus, und mußte um so leichter Glauben finden, je schwerer sich die meisten damaligen Römer vorstellen konnten, daß ein Mann unter Tiber's damaligen Umständen es verschmäht haben sollte, sich über seine Zukunft bei den Astrologen Rath und Kraft zu holen. Wir kommen weiter unten noch auf Tiberius und sein Verhältniß zu Thrasyllus zurück.

[59]) Die großen Philosophen und deren Anhänger.

[60]) Dies war die Lehre Epikur's und seiner Schule.

nur im zweiten Buche an einer Stelle Alexander, Aspasius, Herminus und Porphyrius, letzterer mit dem Prädikat excellentissimus expositorum, namhaft gemacht werden [1]). Unter den Verweisungen auf Plato [2]) und Aristoteles [3]) heben wir nur eine Anführung der Metaphysik hervor, weil sie verderbt scheint. Die zur Erklärung dienenden Beispiele sind meist die Aristotelischen mit Ausnahme eines einzigen, welches der römischen Geschichte entnommen ist [4]).

5) In Aristotelis librum de Interpretatione editionis secundae i. e. majorum commentariorum *Libri VI.*

Unter allen uns erhaltenen Arbeiten des Boethius sind diese sechs Bücher [5]) bei weitem das

4) II, p. 252.

2) I, p. 228.

3) I, p. 250. Cur autem una sit (oratio), alterius hoc est tractare negotii, et de eo disputat in his libris, quos Metaphysica inscripsit, quod est primi opus philosophi. Dieser Zusatz fehlt an den beiden andern Stellen (Praedic. p. 190. major. comm. p. 327.), wo dasselbe Werk einfach τὰ μετὰ τὰ φυσικά betitelt wird. Man lese: primae opus philosophiae; denn so betitelte das Alterthum dieses Werk s. Asclepius procem. ad Arist. Metaph. bei Brandis de perditis Aristotelis libris de Ideis et de Bono. p. 11.

4) I, p. 241. ut si quis dicat: omnes Fabii perierunt, qui ad pugnam contra Vejentes privata conspiratione progressi sunt.

5) Lib. I. umfasst Arist. d. Interpret. cp. I—III. Lib. II. = cp. IV. — cp. IX, 1. Lib. III. = cp. IX,

sie keine Wissenschaft haben. Auf diese Art werde die Glaubwürdigkeit einer Kunst untergraben, von der sowohl die alte wie auch unsere Zeit so leuchtende Zeugnisse aufzuweisen habe[61]). Allerdings ist von dem Sohne des obengenannten Thrasyllus Nero's Gelangung zum Throne vorhergesagt worden[62]), wovon ich seiner Zeit Näheres berichten werde, um hier nicht zu weit von dem Gange meiner Erzählung abzuschweifen.

Kapitel 23 und 24.

In demselben Consulatsjahre wurde das Ableben des Asinius Gallus bekannt. Daß sein Tod durch Enthaltung von Nahrung erfolgt sei, galt als zweifellos; ob freiwillig oder gezwungen blieb ungewiß. Als man sodann bei dem Kaiser anfragte, ob er gestatten wolle ihm ein Leichenbegängniß zu veranstalten, erröthete er nicht die Erlaubniß zu ertheilen und daneben sich selbst über das Geschick zu beklagen, welches den Angeklagten hinweggerafft habe, bevor derselbe in seiner Gegenwart überführt worden sei. Als ob in einer Zwischenzeit von drei Jahren es an Zeit gefehlt hätte, den greisen Consularen, den Vater so vieler Consularen, vor Gericht zu stellen![63])

---

[61]) Wie wir sehen, läßt Tacitus selbst sein eignes Verhältniß zu dem Glauben seiner Zeit an Astrologie unausgesprochen. Vgl. darüber Hoffmeister Die Weltanschauung des Tacitus S. 114—121.

[62]) S. Ann. XIV, 9, wo jedoch nur „die Chaldäer" im Allgemeinen, nicht der Sohn des Thrasyllus, genannt werden. Vgl. Agrippina die Mutter Nero's, S. 45.

[63]) Ueber Asinius Gallus s. die Anmerk. zu I, 13. Er hatte den Tiberius auf das schwerste beleidigt, war allem Anschein nach in die Umtriebe der Agrippina, seiner Verwandtin verwickelt, mit welcher er früher ein ehebrecherisches Verhältniß unterhalten hatte, und die denn auch seinen Tod als einen schweren Schlag empfand (s. unten Kap. 25). Auch mit Tiberius' erster Frau Vipsania, die er nachdem sich Tiber auf Augustus' Befehl hatte von ihr scheiden müssen, sofort heirathete, hatte er schon zuvor Buhlschaft getrieben, und berühmte sich sogar, daß Tiberius' Sohn, Drusus, der seine sei! (Dio Cass. 57, 2). Nach Tiberius' Tode konnte es nicht fehlen, daß die Freunde und Verwandten des Asinius Gallus denselben als ein unschuldiges Opfer des Tyrannen darstellten. Während Tacitus wenigstens bekennt, „daß es unausgemacht sei (incertum habebatur), ob der Hungertod des Verhafteten ein freiwilliger oder gezwungener gewesen", meldet Dio bereits, daß Asinius von Tiber hingeschlachtet worden sei (ἀπεσφάγη 57, 2); und während Tacitus mit bitterm Seitenblicke meldet, daß der Angeklagte „gar nicht vor Gericht gestellt worden", berichtet Dio wieder, daß dies allerdings geschehen und daß das Senatsgericht das Todesurtheil über ihn aus-

Sodann erlosch Drusus' Lebenslicht, nachdem er durch jammervolle Nahrung — indem er die Füllung seines Lagers kaute — sein Leben neun Tage lang hingehalten hatte. Gewisse Schriftsteller haben berichtet, Macro sei angewiesen worden, für den Fall daß Sejan einen bewaffneten Aufstand versuche, den jungen Prinzen aus seinem Gefängnisse — er wurde nämlich im Palatium in Haft gehalten — hervorzuziehen und ihn an die Spitze des Volks zu stellen. Späterhin jedoch, weil sich das Gerücht zu verbreiten begann: der Kaiser werde sich mit seiner Schwiegertochter und seinem Enkel aussöhnen, zog derselbe es vor, Grausamkeit an die Stelle der bereuenden Versöhnlichkeit treten zu lassen.[64])

[Kapitel 24.] Ja selbst den Dahingeschiedenen verfolgte er noch mit Schmähungen, indem er ihm körperliche Laster, tödtlichen Haß gegen seine eigne Familie und staatsverrätherische Gesinnung vorwarf[65]) und seine Tag für Tag aufgezeichneten Reden und Handlungen im Senate vorlesen ließ. Dieses Verfahren erschien als das Entsetzlichste von Allem. So viele Jahre lang also hatten ihn Menschen umgeben, welche seine Mienen, seine Seufzer, sein leises Mur-

---

gesprochen, Tiberius dasselbe aber bis auf Weiteres in „freie Haft" im Hause eines der Consuln oder eines Prätors verwandelt habe. Ja, Dio Cassius (58, 3) weiß auch noch andre Schaudergeschichten zu erzählen, die Tacitus zu erwähnen gerechtes Bedenken getragen hat: „daß Asinius während seines Prozesses im Senat bei Tiber auf Capri gewesen und daß er grade beim Kaiser zu Tische gesessen und dieser den Freundschaftsbecher mit ihm getrunken habe, als der vom Senate gesendete Prätor angekommen sei um den Verurtheilten zu verhaften und zum Tode zu führen; daß Tiberius ihm darauf aber Muth eingesprochen, seine Fesselung verboten und anbefohlen habe ihn ungefesselt gefangen zu halten, bis er, (der Kaiser) selbst nach Rom komme; daß Tiberius dies gethan, um ihn möglichst lange in Angst und Schande hinschmachten zu lassen; daß er in der Haft streng gehalten, Niemand zu ihm gelassen, und seine Nahrung, die man ihm aufgezwungen, so eingerichtet worden sei, daß sie ihm weder mundete noch Stärkung gab, sondern ihm eben nur das Leben fristete!!" — Ich denke, der Leser der römische Familiengeschichtschreibung kennt, weiß jetzt woran er ist! Jedenfalls sehen wir, daß Tacitus zu seiner Ausmalung der letzten Schreckensjahre des unglücklichen Kaisers überreiche Farbentöpfe vorfand. Nur die eine Kleinigkeit: welcher Dinge Asinius angeklagt (reus), und ob er schuldig oder unschuldig war? erfahren wir wieder einmal nicht.

[64]) Auch hier wieder, wie schon früher (II, 38), dieselbe falsche Behauptung, daß Tiberius eine Lust darin gefunden habe, der öffentlichen Meinung, wenn diese Gutes und Menschliches von ihm erwartete, zuwider zu handeln!

[65]) Und zwar, nach Tacitus' eignem Berichte (IV, 60), mit vollem Rechte.

meln belauerten! und daß der Großvater es über sich vermocht habe, ihre Aufzeichnungen zu lesen, sie zu veröffentlichen, erschien kaum glaublich, nur daß die Briefe des Centurio Attius und des Freigelassenen Didymus sogar die einzelnen Sklaven namhaft machten, welche den Drusus, wenn er sein Zimmer verlassen wollte, geschlagen und bedroht hatten. Sogar seine eignen Worte voll roher Drohungen hatte der Centurio nicht vergessen hinzuzufügen, als ob er damit etwas sehr Verdienstliches gethan; desgleichen die Aeußerungen des hinsterbenden Prinzen, in denen derselbe anfangs in simulirtem Wahnsinn unter dem Deckmantel der Geistesabwesenheit Verwünschungen gegen den Tiberius ausstieß, später als er an seinem Leben verzweifelte, wiederholt den wohlüberdachten Fluch in aller Form über ihn aussprach: „daß, gleichwie er Schwiegertochter, Brudersohn und Neffen und sein ganzes Haus hingemordet habe, ebenso an ihm auch der Name und der Stamm seiner Ahnen und das nachkommende Geschlecht gerächt werden möge!"

Bei Verlesung dieser Dinge erhoben die Senatoren zwar scheinbar ein stürmisches Geschrei des Abscheus; aber in ihrem Innersten[65a]) fühlten sie sich durchdrungen von schaudernder Verwunderung darüber, daß der einst so verschlagene und seine Frevel so in Dunkel zu hüllen verstehende Kaiser zu solchem Grade von offener Frechheit gelangt sei, daß er, gleichsam die Gefängnißwände wegschiebend, der Welt das Schauspiel zeigte, wie sein Neffe unter den Stockschlägen eines Centurio und den Püffen und Stößen von Sklaven vergebens um die erbärmlichste Lebensnahrung flehte.[65b])

[65a]) Woher weiß Tacitus, was die Senatoren „innerlich empfanden"?

[65b]) Die historische Unhaltbarkeit dieses ganzen von Tacitus mit so großem Farbenaufwande in Scene gesetzten Schaudergemäldes habe ich in meinen Röm. Kaiserfrauen S. 347—354 ausführlich nachgewiesen, und ebendaselbst auch die durch politische Gründe veranlaßte Veröffentlichung der den Tod des Prinzen bewirkenden Aktenstücke motivirt. Hier nur soviel als Nachlese. Drusus war offenbar des Hochverraths schuldig. Er hatte mit Sejan gegen Thron und Leben seines Kaisers und Großoheims und gegen die Thronfolge seines Bruders conspirirt. Noch ehe Sejan's Sturz erfolgte, trat die von Sejan verführte Gattin des Prinzen, Aemilia Lepida, beim Kaiser als Anklägerin wider ihren Gemal auf. Drusus ward von Capri nach Rom geschickt, prozessirt, und vom Senate nebst seinem Bruder „als Staatsfeind" erklärt. In der That war er von der ganzen verwilderten Brut Agrippina's der verruchteste (s. Kaiserfrauen S. 316 und 336—337). In seinem Fluche läßt ihn übrigens Tacitus den Tod des Germanicus und den Tod der Agrippina dem Tibe-

Kapitel 25.

Noch war dieser Trauerfall nicht verschmerzt[67]), als man den Tod der Agrippina erfuhr, die, wie ich glaube, nach Sejan's Hinrichtung neuen Muth zum Weiterleben gefaßt, aber, da das grausame Morden ohne Ermäßigung fortgesetzt wurde, ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht hat, wiewohl es auch möglich ist, daß man durch Entziehung der Nahrung ein Lebensende herbeigeführt haben mag, welches als ein freiwilliges erscheinen konnte. Jedenfalls erging sich Tiberius gegen sie in den schmählichsten Anschuldigungen, indem er ihr „Unkeuschheit vorwarf[68]) und den Asinius Gallus als ihren Buhler bezeichnete, durch dessen Tod ihr das Leben verleidet worden sei". Allein Agrippina, unfähig wie sie war sich mit der ihr zukommenden Stellung zu begnügen und voll Begierde nach der Oberherrschaft im Staate, war doch viel zu sehr von ihren männlichen Plänen hingenommen, um solchen weiblichen Schwächen zu verfallen.[69]) Der

rius zur Last legen, während uns der Historiker doch selbst meldet, daß Agrippina den Drusus überlebte (s. Kap. 25), und an Germanicus' Tode bekanntlich Tiber völlig unschuldig war!! — Wenn wir das Ganze dieser Dinge ruhig überblicken, so ist der greise Kaiser der allein bemitleidenswerthe. Am Abende seines langen in eifrigster Erfüllung seiner schweren Regentenpflichten vollbrachten Lebens sah er sich verrathen von demjenigen, den er für seinen Treuesten gehalten und als Freund geliebt, seinen einzigen Sohn von demselben Sejan tückisch hingemordet, seines Sohnes Gattin, seines Neffen Weib von ihm verführt, sah er seine Schwiegertochter Agrippina und deren Söhne, seine Neffen, denen er ein Vater gewesen war, sich gegen ihn und wider einander unter Leitung Sejan's verschwörend erheben, und einen großen Theil seiner nächsten befreundeten Umgebung in Sejan's hochverrätherische Pläne verwickelt. Ist es ein Wunder, wenn der 75jährige Greis in seiner Verzweiflung in die Worte ausbrach, die ihn, wie wir lasen (VI, 6), Tacitus an den Senat schreiben läßt, und wenn er im Vergleich zu seinem entsetzlichen Schicksale selbst den Priamus glücklich nannte, der zwar alle die Seinen überlebt hatte, für den aber alle diese Seinen den Heldentod gestorben waren (Suet. Tiber. 62)?

[67]) Tacitus nennt also den verdienten Untergang des hochverrätherischen Prinzen einen „schmerzhaften Trauerfall"!!

[68]) S. oben zu IV, 53. Vgl. Kaiserfrauen S. 309—310.

[69]) Wie schwach diese von Tacitus versuchte Vertheidigung ist, sieht man leicht. Das Beispiel ihrer eignen Tochter, der jüngeren Agrippina, der Mutter Nero's, beweist, wie selbst Frauen von kaltem Naturell eben aus Herrschsucht ihre Gunst zum Mittel der Befriedigung dieser Leidenschaft zu machen wissen. Vgl. Agrippina die Mutter Nero's S. 122—123. Und diese Tochter war in allem das vollkommene Ebenbild ihrer Mutter.

Kaiser fügte hinzu[70]: „sie sei an demselben Tage aus dem Leben geschieden, an welchem zwei Jahre zuvor den Sejan seine Strafe getroffen habe"; er befahl diesen Umstand mit zu erwähnen[71] und wußte sich etwas damit: „daß sie nicht erdrosselt und auf der Gemonischen Treppe ausgestellt worden sei". Ein Senatsbeschluß stattete dafür dem Kaiser Dank ab, und verordnete: „daß am achtzehnten Oktober, dem Todestage beider, alle Jahre dem Jupiter ein Weihegeschenk dargebracht werden solle."[72]

Kapitel 26.

Nicht lange darauf faßte Coccejus Nerva, des Kaisers unzertrennlicher Begleiter, der tiefste Kenner alles religiösen und staatlichen Rechts, bei unerschütterter Lebensstellung und körperlicher Gesundheit den Entschluß zu sterben. Als Tiberius davon Kenntniß erhielt, begab er sich an sein Lager, fragte ihn nach den Gründen seines Entschlusses, ließ sich zu Bitten ja zuletzt zu der Erklärung herbei: es würde eine Beschwerung seines Gewissens, eine Beschwerung seines Rufes in der öffentlichen Meinung sein, wenn sein allernächster Freund, ohne allen und jeden Grund zum Sterben, das Leben von sich werfe. Nerva ließ sich auf das Gespräch nicht ein und setzte seine Enthaltung von Speise fort. Leute welche seine Gedanken kannten pflegten sich dahin zu äußern: „eben weil er aus nächster Nähe die Uebel des Staats sehen können, hätten Unwille und Furcht ihn zu dem Entschlusse bewogen, so lange er selbst noch sicher und seine Stellung unangefochten, mit Ehren aus der Welt zu gehen."[73]

---

[70]) in seinem Schreiben an den Senat, in welchem er demselben ihr Ableben offiziell anzeigte.

[71]) in der zu erlassenden öffentlichen Bekanntmachung in der Staatszeitung.

[72]) Ueber den Prozeß und das Ende Agrippina's s. die ausführliche Darstellung in meinen Röm. Kaiserfrauen S. 333—341.

[73]) Der große Rechtsgelehrte, Tiber's Justizminister und unzertrennlicher Lebensgenosse und Freund, konnte nicht viel jünger sein als der Kaiser. Da übrigens bei dem erwähnten Gespräche sicherlich keine Zeugen anwesend waren, so können wir ebenso wenig wie Tacitus wissen, was in demselben verhandelt worden. Selbstmord aus Lebensmüdigkeit und Erschöpfung von langer schwerer Thätigkeit war bei den Römern nichts ungewöhnliches, zumal wenn körperliche Leiden dazutraten, welche letzteren hier freilich Tacitus geflissentlich in Abrede stellt. Daß aber bei Nerva die nahe Aussicht auf das Regiment Caligula's hauptsächlich seinen Entschluß motivirt mochte,

Uebrigens zog — was man kaum glauben sollte — Agrippina's Untergang auch den der Plancina[74]) nach sich. Sie, die einst als Gattin Cnaeus Piso's offen über Germanicus' Tod frohlockt hatte, war bei Piso's Sturze durch die Bitten der Kaiserin Mutter und daneben durch ihre Verfeindung mit Agrippina gerettet worden. Als es mit dieser Feindschaft wie mit jener Gunst aus war, kam das Recht zur Geltung. Sie ward ihrer wohlbekannten Vergehungen angeklagt und fand durch eigne Hand die zwar späte aber verdiente Strafe.[75])

Kapitel 27.

Während die Societät so viele Trauerfälle zu beklagen hatte, gesellte sich dazu auch noch die Betrübniß, daß Julia, des Drusus Tochter, einst Nero's Gemalin, als Gattin in das Haus des Rubellius Blandus einzog, dessen Großvater noch gar manche als simplen römischen Ritter aus Tibur gekannt hatten.[76])

Am Schlusse des Jahres gab der Tod des Aelius Lamia Veranlassung zu einem censorischen[77]) Leichenbegängnisse. Lamia war,

ist mehr als wahrscheinlich. Dio Cassius (58, 21) dagegen nennt als Ursache desselben seinen Verdruß über des Kaisers Gesetzmaßregeln im Betreff der Schuldengesetzgebung mit dem Hinzufügen, daß Tiber in Folge von Coccejus' freiwilligem Tode gewisse Ermäßigungen habe eintreten lassen! Tacitus' sichtbares Bestreben geht jedoch bei seiner Erzählung lediglich dahin: auch aus diesem Falle zur Belastung des unglücklichen Tiberius Kapital zu machen, obschon das Verhalten des letzteren bei dem Entschlusse seines alten Freundes und treuen Dieners dem Charakter Tiber's vielmehr zur Ehre gereicht.

[74]) Die Favoritin der alten Livia, Todfeindin der Agrippina. S. oben II, 43, 52 und 75; III, 9, 15 und 17.

[75]) Auch hier erhält Tiberius wieder einen schwarzen Strich durch die Andeutung, daß er die Plancina wohl nur deßhalb so lange verschont habe, um nicht deren Feindin Agrippina die Freude ihres Untergangs zu gönnen. Sievers II, S. 39—40.

[76]) civitas d. h. das Publikum der vornehmen adligen Gesellschaft Roms. Die Bedeutung von civitas entspricht in vielen Fällen vollständig dem modernen Ausdrucke „die Societät" (wie man zu Goethe's Zeiten sagte), „die Gesellschaft", le monde, wie sie auch aus ein und derselben Anschauung hervorging. Auf Seiten dieser „Societät", welche es als eine öffentliche Calamität beklagte, daß der vernünftige und von allen aristokratischen Vorurtheilen freie Kaiser seine Enkelin mit einem trefflichen aber nicht hochgebornen Manne verheiratete, — steht Tacitus mit seiner Sympathie! — Ueber Rubellius Blandus s. oben III, 23 und 51, VI, 45.

[77]) d. h. zu einem feierlichen Leichenbegängnisse auf Staatskosten. S. Ripperdey zu Ann. III, 5. Ueber den Aelius Lamia s. oben IV, 13. Er war mit Horaz befreundet und bei seinem Tode hoch bejahrt.

nachdem er seiner Scheinstatthalterschaft von Syrien endlich entbunden worden, Präfekt von Rom gewesen. Er war von guter Herkunft, sein Alter rüstig, und der Umstand, daß ihm die Verwaltung der Provinz vorenthalten worden war, hatte ihm erhöhtes Ansehn gegeben[78]). Später als Pomponius Flaccus, der Proprätor von Syrien, mit Tode abgegangen war, ward im Senat ein Schreiben des Kaisers verlesen, in welchem er es beklagte, „daß grade die tüchtigsten und zum Kommando von Heeren geschicktesten Männer diese Stellung ablehnten, wodurch er sich in die Lage versetzt sehe, diesen oder jenen Consularen bittweise zur Uebernahme von Provinzverwaltungen auffordern zu müssen" — wobei er vergaß, daß Arruntius bereits an die zehn Jahre lang in Rom zurückgehalten wurde, damit er nicht in seine Provinz Spanien abgehe.[79])

In demselben Jahre starb auch Manius Lepidus, über dessen Mäßigung und Weisheit ich in den früheren Büchern hinreichende

[78]) Es war eine Ehrenernennung gewesen. Tiberius ließ die Provinz durch Lamia's Legaten verwalten, behielt aber Lamia selbst aus den bekannten Gründen in Rom zurück. Tiber's Feinde, und nach ihnen Tacitus, legten dies so aus, als habe er ihn, wie manche andre, aus Mißtrauen nicht in die Provinzen abgehen lassen.

[79]) Die Thatsache: daß Tiberius während einer dreiundzwanzigjährigen Regierung in ein Paar Fällen die ernannten Statthalter nicht in ihre Provinzen abgehen, sondern die letzteren durch deren Legaten verwalten ließ — Maßnahmen deren Gründe wir nicht kennen — beweist gar nichts zum Nachtheile von Tiber's Regiment. Was Tacitus hier als einen Beweis von dem gesunkenen öffentlichen Geiste anführt, daß der alte Kaiser sich selbst über die geringe Lust römischer Adligen und Consularen zur Uebernahme von Provinzverwaltungen beklagen mußte, das ist vielmehr, wie Merivale (V, p. 413) richtig bemerkt, ein schlagender Beweis für die durch Tiberius bewirkte gründliche Verbesserung der Lage und Verhältnisse der römischen Provinzialunterthanen. Tiber's friedliche Politik hatte dieselbe herbeigeführt und es ihm möglich gemacht, die Provinzialgouverneure häufig lebenslang in ihren Stellungen zu belassen. Das beliebte Aussaugesystem, bei welchem jeder Proconsul sich beeilte, in fieberischer Hast sich durch Erpressungen und obligate Kriegsraubzüge während der kurzen Dauer seiner Amtsgewalt von ein oder zwei Jahren zu bereichern, hatte aufgehört. Die Provinzverwaltung war zur geordneten geschäftsmäßigen Routine geworden und wir haben Tacitus' wiederholtes Zeugniß dafür, daß Tiberius alle Versuche der Provinzgouverneure, ihre Verwalteten zu drücken, mit unnachsichtlicher Strenge ahndete. So verloren diese früher so leidenschaftlich gesuchten Stellungen ihren Hauptreiz in den Augen der römischen Magnaten, die es vorzogen die Freuden des hauptstädtischen Lebens zu genießen, statt sich im Staatsdienste in fernen Landen ohne die frühere Aussicht auf großartige Bereicherung abzumühen: — ein neues unwiderlegliches, wenn auch von Seiten des Tacitus unfreiwillig gespendetes, Ehrenzeugniß für den großen Regenten.

Zeugniſſe geliefert habe. Auch über den Adel ſeines Hauſes brauche ich mich hier nicht weiter auszulaſſen; denn das Geſchlecht der Aemilier war fruchtbar an guten Bürgern, und die ſittlich entarteten Mitglieder, deren dieſe Familie gleichfalls manche aufzeigt, waren doch immerhin während ihres Lebens Männer von glänzender Stellung.[*])

Kapitel 28.

(Jahr 34 nach Chr.)

Unter dem Conſulate des Paullus Fabius und Lucius Vitellius zeigte ſich nach einer langen Reihe von Jahrhunderten der Vogel Phoenix in Aegypten, und gab den gelehrteſten Aegyptern und Griechen Stoff ſich weitläuftig über dieſe Wundererſcheinung auszulaſſen. Worüber ſie einig und welche Punkte zweifelhaft aber doch nicht unintereſſant ſind, will ich hier mittheilen. Daß dieſes Thier der Sonne geheiligt und durch ſeinen Kopf und durch die Farbenzeichnung ſeines Gefieders von den andern Vögeln verſchieden ſei, darüber ſind alle einig, welche ſeine Geſtalt beſchrieben haben. Ueber die Anzahl ſeiner Jahre ſind die Angaben verſchieden. Die verbreitetſte Annahme lautet auf einen Zeitraum von fünfhundert. Einige behaupten: die Zwiſchenperiode betrage vierzehnhundertundeinundſechzig Jahre und die früheren Phoenixe hätten ſich das erſtemal unter des Seſoſtris, dann unter Amaſis' Regierung und ſodann unter Ptolemaeus, dem dritten Herrſcher der macedoniſchen Dynaſtie, in der Stadt, deren Name Heliopolis, eingeſtellt, unter zahlreicher Begleitung der andern Vögel, welche ihre Verwunderung über die neue Erſcheinung bezeigt hätten. Indeſſen die alte Zeit dieſer Erſcheinungen iſt in Dunkel gehüllt; zwiſchen Ptolemaeus und Tiberius dagegen waren es etwas unter zweihundertfunfzig Jahre. Deßhalb haben Einige geglaubt, dieſer Phoenix ſei ein falſcher, nicht aus den Araberlanden gekommener und habe auch nichts von demjenigen gethan, was die alte Kunde feſtgeſtellt hatte. Wenn nämlich die Zahl ſeiner Jahre voll ſei, ſo baue er in ſeiner Heimath ſich ein Neſt, das er mit flüſſigem Lebensſamen befruchte, aus welchem ein Junges entſtehe. Sobald dieſes herangewachſen, ſei ſein erſtes Geſchäft, ſeinen Vater zu begraben;

*) Das letztere Urtheil iſt ein ſprechender Beweis für Tacitus' ariſtokratiſche Anſchauungen. Ueber den hier erwähnten Lepidus ſ. oben I, 13 und beſonders IV, 20.

und zwar nicht so ohne Weiteres. Sondern es nehme eine starke Last Myrrhen und versuche damit einen weiten Reiseflug, und wenn es der Last gewachsen, dem weiten Wanderzuge gewachsen sei, lade es sich den Leichnam seines Vaters auf den Rücken und trage ihn hin zum Sonnenaltare und zünde denselben an. Das sind unverbürgte und in's Fabelhafte gesteigerte Berichte; daß sich aber der Vogel von Zeit zu Zeit in Aegypten sehen läßt, wird nicht bezweifelt.[81])

Kapitel 29.

Doch zurück nach Rom wo das Morden ununterbrochen fortdauerte und Pomponius Labeo, von dem ich oben berichtet, daß er Statthalter von Moesien gewesen[82]), sich die Adern aufschnitt, was ihm auch seine Gattin Paräa nachthat. Es war nämlich die Furcht vor dem Henker welche solche Wahl freiwilligen Todes an die Hand gab, sowie daß von hingerichteten Verurtheilten das Vermögen eingezogen und ihr Begräbniß nicht gestattet wurde, während der Umstand daß die Leichen derer, die sich selbst den Tod gaben, bestattet wurden und ihre Testamente in Kraft blieben, einen Antrieb zur Beeilung des freiwilligen Todes bildete. Der Kaiser seinerseits erklärte in seinem Schreiben an den Senat: „es sei bei den Vorfahren Sitte gewesen in Fällen, wo sie ein Freundschaftsverhältniß zu brechen beabsichtigten, dem betreffenden ihr Haus zu verbieten, und damit dem guten Vernehmen ein Ende zu machen. Dies habe er dem Labeo gegenüber in Anwendung gebracht, welcher sodann, weil er sich wegen arger Verwaltung seiner Provinz und anderer Verbrechen bedrängt fühlte, seine Schuld durch einen Tod, der dem Kaiser Gehässigkeit zuziehe, versteckt und auch seine Frau ganz unnöthigerweise mit Schreckbildern erfüllt habe, da diese, wenngleich schuldig, nichts zu fürchten gehabt hätte." [83])

---

[81]) Ueber diese Phönixfabel s. Duncker, Gesch. d. Alterth. I. S. 58—59 und Jul. Braun Naturgeschichte der Sage I. S. 522 ff.

[82]) S. IV. 47.

[83]) d. h. Pomponius, der sich schuldig wußte und seine Verurtheilung sicher voraussah, wollte durch seinen Selbstmord das Odium seines Todes auf den Kaiser wälzen und glauben machen, daß er sich nur darum, weil dieser ihm den Hof verboten, das Leben genommen habe. Thatsache war, daß Labeo eines Vergehens angeklagt war, das, wie wir wissen (s. die Note 79 zu Kap. 27 dieses Buchs), Tiberius schwer zu ahnden gewohnt war: er hatte seine Provinz mißhandelt, seine Frau, wie

Sodann wurde Mamercus Scaurus wieder[84]) vor Gericht gefordert, ein Mann vom höchsten Adel und bedeutender gerichtlicher Redner aber von schmachvollem Lebenswandel. Keineswegs war es die Freundschaft Sejan's welche diesen Mann zu Falle brachte, sondern der nicht minder schwerwiegende Haß Macro's, der die gleichen Künste wie jener, nur geheimer, zu üben wußte, und der denn auch den Inhalt einer von Scaurus verfaßten Tragödie denuncirt und zugleich Verse hinzugefügt hatte, welche auf Tiberius bezogen werden mußten. Die eigentlichen Verbrechen aber deren ihn seine Ankläger Servilius und Cornelius bezichtigten waren: Ehebruch mit Livia[85]) und Befragung der Magier über den Kaiser. Scaurus kam seiner Verurtheilung, wie es eines Abkömmlings der alten Aemilier würdig war, auf Zureden seiner Gattin Sertia zuvor, die ihn nicht bloß zum Tode anspornte, sondern ihn auch in demselben begleitete.[86])

---

das oft vorkam, ihm dabei geholfen (dies bestätigt ausdrücklich Dio Caff. 58, 24) — und beide standen unter Kriminalanklage. Tacitus aber betrachtet den Tod der beiden Schuldigen als Beleg des grausamen „fortgesetzten Mordens“!! Da die Schuld Labeo's nicht abzuleugnen war (Tacitus hütet sich seine Unschuld auch nur mit einem Worte anzudeuten), so giebt unser Autor statt dessen die Motive an, welche damals so manche Angeklagte bewogen hätten, ihr Leben vor der Verurtheilung durch Selbstmord zu enden. Die von ihm angeführten Bestimmungen Tiber's waren aber, wie Sievers richtig bemerkt, vielmehr Beweise einer Milde, die in solchen Fällen das strenge Recht aufhob. Tacitus aber macht daraus vielmehr dem Tiberius auf ungerechte Weise einen Vorwurf, indem er andeutet: Tiberius habe es zu sagen „eine Prämie auf solche freiwillige, dem Henker zuvorkommende Beeilung des Todes (pretium festinandi) gesetzt.“ Vgl. Sievers II. S. 40.

[84]) Er war schon zwei Jahr früher angeklagt, sein Prozeß aber vom Kaiser vertagt worden. S. oben Kap. 9.

[85]) der Gemalin von Tiber's durch Sejan vergiftetem Sohne Drusus.

[86]) Wenn Tacitus so eifrig bestissen ist es zu betonen, daß es nicht der Zusammenhang mit Sejan gewesen, der den Scaurus zu Falle gebracht habe, so sind wir dagegen sehr geneigt das Gegentheil zu glauben. Scaurus war als Liebhaber der Livia, der giftmischerischen Genossin Sejan's, angeklagt; das spricht deutlich genug für die politische Tragweite seiner Schuld. Seine Reden (und wohl auch jene Tragödie) wurden vom Senate zum Feuer verurtheilt, und wie Seneca (praef. V. Controv.) hinzusetzt, geschah ihnen was sie verdienten (bene cum illis ignis egerat). Obschon ein notorisch nichtswürdiger Mensch, als welchen ihn Tacitus bezeichnet, blieb er für diesen doch immer ein „Aemilier“ (s. oben zu Kap. 27 Note 80), ein Mitglied der unter allen Umständen „hochansehnlichen“ Aristokratie Roms.

Trefflichste, was Fleiss, Gelehrsamkeit und philosophischer Scharfsinn in so später Zeit nur irgend zu leisten vermochten. Ihr Verhältniss zu den vorhergehenden haben wir bereits angegeben und werden jetzt Gelegenheit nehmen, es durch eine Reihe einzelner Bemerkungen noch mehr herauszustellen. Zwei volle Jahre ununterbrochnen Fleisses verwandte Boethius auf diese Arbeit, die er durch das Studium vieler Commentatoren vorbereitet hatte [1]). In der Einleitung zum ersten Buche spricht er sich über die Gründe aus, welche ihn bewogen, grade dieser Schrift eine so ausführliche Bearbeitung zu widmen. Wir können diese, soweit sie auf der Mangelhaftigkeit früherer Bearbeitungen beruhen, hier übergehn, weil wir schon früher bei Erwähnung der Vorgänger des Boethius ihrer gedacht haben. Daneben reizten ihn aber auch die eigenthümlichen Schwierigkeiten des Aristotelischen Werks, welches er „ante omnia nimis et acumine sententiarum et brevitate constrictus" nennt, weshalb es denn hierbei nothwendig „schärfer hergehn" werde als bei Erklärung der Kategorien [2]). Es folgt eine Bestim-

---

§. 2. — cp. IX ext. Lib. IV. = cp. X, §. 1. — X, §. 15. Lib. V. = cp. X, §. 13. — XIII, §. 1. Lib. VI, den Schluss.

1) Proœm. libri VI. p. 440. Sextus hic liber longae commentationi terminum posit, quae quodam magno labore constiterit ac temporis mora. Nam et plurimorum sunt in unum coacervatae sententiae, et duorum ferme annorum spatium continuo commentandi sudore consumpsimus.

2) Quocirca plus hic, quam in decem praedicamentis, expositione sudabitur. I, p. 290. Ueber die eigenthüm-

Kapitel 30.

Bei alledem wurden jedoch zum öftern die (falschen) Ankläger, wenn sich dazu Veranlassung bot, zur Strafe gezogen. So z. B. wurden die durch den Sturz des Scaurus berüchtigten Ankläger Servilius und Cornelius, weil sie von Varius Ligur[87]) für das Unterlassen einer Anklage Geld genommen hatten, mit dem Exil bestraft und auf Inseln deportirt. Desgleichen wurde Abudius Ruso, gewesener Aedil, als er den Lentulus Gaetulicus, unter dem er eine Legion befehligt hatte, auf Grund dessen, daß derselbe den Sohn Sejan's zu seinem Schwiegersohne ausersehen gehabt hätte, anzuklagen versuchte, selbst verurtheilt und aus der Hauptstadt verwiesen. Gaetulicus führte damals den Oberbefehl über die Legionen von Obergermanien, bei denen er sich durch große Nachsicht und mäßigen Gebrauch der Strenge sehr beliebt gemacht hatte, während er zugleich bei dem benachbarten Heere von Untergermanien, welches sein Schwiegersohn Apronius kommandirte,[88]) wohl in Gunst stand. Daher besagte denn ein feststehendes Gerücht, daß er sich erkühnt habe dem Kaiser zu schreiben: „seine verwandtschaftliche Verbindung mit Sejan sei nicht aus eignem Antriebe sondern nach des Kaisers Rath geschehen; er habe ebenso wie Tiber sich in Sejan irren können, und solch ein gleicher Irrthum dürfe ihm nicht zum Verderben gereichen, während er dem Kaiser ohne Vorwurf hingehe. Er sei nach wie vor dessen treuer Diener und werde es bleiben, wenn man ihn nicht feindselig angreife. Sende man ihm einen Nachfolger im Kommando, so werde er das als Ankündigung eines Todesurtheils ansehen. Sie wollten beide eine Art von Vertrag schließen, wonach der Kaiser seinen Thron, er selber seine Provinz weiter behalten solle!" Diese, allerdings sehr wunderbar klingenden Dinge fanden doch in dem Umstande eine Beglaubigung, daß Gaetulicus allein von allen Verwandten Sejan's unangefochten und hoch in Gunst blieb, da Tiberius innerlich erwog, daß der Haß gegen ihn allgemein, sein Leben dem Ende nahe, und seine Herrschaft mehr auf der Meinung von seiner Macht als auf deren Wirklichkeit beruhe.[89])

---

[87]) Vgl. oben IV, 42.

[88]) S. oben IV, 73.

[89]) Gegenüber den von Tacitus selbst in diesem Kapitel bezeugten Thatsachen,

Kapitel 31.

(Jahr 35 nach Chr. Geb.)

Unter dem Consulat des Cajus Cestius und Marcus Servilius kamen vornehme Parther nach Rom ohne Wissen des Königs Artabanus. Der letztere, welcher aus Furcht vor Germanicus den Römern treu und seinen Unterthanen ein billigdenkender Regent gewesen war, hatte sich bald nach dessen Tode anmaßend gegen uns und grausam gegen seine Volksangehörigen benommen, stolz auf die Kriege, welche er mit Glück gegen benachbarte Nationen geführt hatte und voll Verachtung gegen den alten Tiberius, dem er eben seines Alters wegen keine kriegerische Energie mehr zutraute, daneben auch begierig nach dem Besitze Armeniens, wo er nach dem Tode des Königs Artaxias den Arsaces, seinen eignen ältesten Sohn als Regenten einsetzte und dazu noch den Schimpf hinzufügte, daß er durch Abgesandte den von Vonones in Syrien und Cilicien zurückgelassenen Schatz beanspruchen ließ. Dabei erging er sich fortwährend in prah-

---

welche beweisen, daß in den politischen Prozessen, die der Sturz des Verräthers Sejan veranlaßte, strenge Gerechtigkeit auch gegen falsche Ankläger geübt wurde, zerfallen die Phrasen von dem „unterschiedslosen Hinschlachten" aller wegen irgend welcher Verbindung mit Sejan angeklagten in Nichts. Da nun die Thatsache, daß selbst ein naher Verwandter Sejan's, wie Lentulus Gaetulicus, nicht nur unangefochten und in hoher Gunst verblieb, während der, welcher ihn anzuklagen versucht hatte, bestraft ward, nicht wegzuläugnen war, — so erfanden die Feinde Tiber's zur Erklärung derselben ein Märchen, das Tacitus selbst als sehr wunderbar klingend (mira) zu bezeichnen sich genöthigt sieht, weil es in der That zu dem Bilde von Tiber, das er sich gemacht und seinen Lesern gezeichnet hat, in schneidendem Widerspruche steht. Trotzdem nimmt er letztlich nicht Anstand, diesem „Gerüchte" Glauben zu schenken und die Glaubwürdigkeit desselben durch den Kunstgriff jener ihm eigenthümlichen Manier zu verstärken, daß er seinen Lesern die im geheimsten Innern Tiber's bei diesem Falle angestellten Erwägungen mittheilt! Nein! Tiberius war nicht der Mann, der sich von einem Untergebenen in dieser Weise drohen ließ, und noch weniger Gaetulicus ein Mann, der eine solche drohende Herausforderung gegen den gefürchteten Herrscher gewagt hätte. Wäre er einer verrätherischen Verbindung mit Sejan schuldig gewesen, so wäre er ohne allen Zweifel verurtheilt worden, denn die allgemeine Strömung in Rom und den Provinzen lief gegen den Hochverrath Sejan's. Aber er war es nicht, und darum blieb er unangetastet und sein Ankläger wurde bestraft. S. Tiberius S. 128—129, S. 239—240. Auch Stevers II, S. 41—49 bezeichnet diesen Fall als einen solchen, in welchem Tacitus' Parteilichkeit gegen Tiber offen zu Tage tritt.

lerisch drohender Weise über die alten Gränzen des Persischen und Macedonischen Reiches und daß er vorhabe, alles was Cyrus und später Alexander besessen wieder zu erobern.

Der Hauptanstifter nun jener heimlichen Abgesandtschaft der Parther war Sinnaces, ein Mann von hohem Adel und entsprechendem Reichthum, und nächst ihm Abdus, ein Verschnittener — was bei den Orientalen nichts Verächtliches ist sondern sogar zu Macht und Einfluß führt. Sie verbanden sich mit noch andern Männern hohen Ranges, und weil sie nicht in der Lage waren, einen Arsaciden auf den Thron setzen zu können, da dieselben theils von Artaban umgebracht oder noch nicht erwachsen waren, so erbaten sie sich von Rom her den Phraates, den Sohn des Königs Phraates, da es nur des Namens desselben und des römischen Schutzes bedürfe, nur nöthig sei, daß sich ein Arsacidensproß, und zwar mit Bewilligung des römischen Kaisers, am Ufer des Euphrat zeige.

Kapitel 32.

Das kam dem Kaiser sehr erwünscht. Er stattete und rüstete sofort den Phraates für den väterlichen Thron aus, blieb jedoch seinem Grundsatze treu: durch kluge Unterhandlungen und durch List die auswärtige Politik zu treiben, bewaffneten Einschreitens sich zu enthalten. Als Artabanus Kunde von diesen Umtrieben erhielt, gerieth er in ein Hinundherschwanken zwischen zögernder Besorgniß und glühender Rachbegierde; Zögern aber erscheint in den Augen der Barbaren als Sklavenart, sofortiges Handeln als königlich. Trotzdem überwog die Rücksicht auf das Zweckmäßige der Art, daß er den Abdus unter dem Scheine der Freundschaft zur Tafel lud und ihn durch ein langsam wirkendes Gift unschädlich machte, während er den Sinnaces mit Verstellung, Gnadenerweisen und Geschäftsaufträgen hinhielt. Phraates endlich, der mit Aufgebung der so lange Jahre hindurch gewohnten Römischen Lebensweise die der Parther angenommen hatte, deren Anstrengungen er nicht mehr gewachsen war, wurde in Syrien von einer Krankheit hinweggerafft. Allein Tiberius gab das einmal begonnene Unternehmen keineswegs auf. Er erwählte den Tiridates, einen Prinzen desselben Blutes, zum Gegenkönige von Artabanus, und für die Wiedereroberung Armeniens den Iberer Mithridates, den er zugleich mit seinem Bruder Pharasmanes, den gegenwärtigen Beherrscher der Iberer, aussöhnte, und untergab schließ-

lich die Leitung der gesammten in Frage stehenden Angelegenheiten des Orients dem Lucius Vitellius. — Ueber diese Persönlichkeit geht in Rom, wie ich sehr wohl weiß, ein sehr ungünstiger Ruf im Schwange und erzählt man sich eine Menge von Scheußlichkeiten; allein als Verwalter der Provinzen hat er sich mit der Tüchtigkeit eines Staatsmannes alter Zeit benommen. Nach Rom zurückgekehrt und durch die Furcht vor Kaiser Cajus (Caligula) und durch sein intimes Verhältniß zu Kaiser Claudius in einen sklavischen Kriecher verwandelt gilt er jetzt bei der Nachwelt als ein Musterbild schmeichlerischer Niedertracht; seine frühere Periode wurde durch seine spätere in den Hintergrund gedrängt, und ein verworfenes Alter brachte die Verdienste, die er als junger Mann gehabt, in Vergessenheit.[90])

Kapitel 33.

Von den beiden (oben erwähnten) kleinen Königen bewog nun zunächst Mithridates den Pharasmanes seine Unternehmungen mit List und Gewalt zu fördern. Man machte Verführer ausfindig, welche die Rathgeber des Arsaces durch reiche Geldbestechung zum Verrathe bewogen. Zu gleicher Zeit bricht ein starkes iberisches Heer in Armenien ein und bemächtigt sich der Hauptstadt Artarata. Als Artabanus dies erfuhr rüstet er seinen Sohn Orodes als Rächer aus, giebt ihm Parthische Truppen mit und geworbene Miethssoldaten zur Hülfe. Auf der Gegenseite verbündete sich Pharasmanes die Albaner und berief Sarmaten zu sich, deren „Scepterträger“[91]) von beiden Seiten Geschenke nahmen und nach ihrer herkömmlichen Art auf beiden Seiten einander gegenüberstanden. Die Iberer nun, welche im Besitze der Stellungen waren, ließen die Sarmaten durch den Cas-

[90]) Diese mildernde Bemerkung über L. Vitellius ist wahrscheinlich um eines Nachkommen desselben, des Quintus Vitellius, Procurator Trajan's willen gemacht, der zu Tacitus' Zeit noch lebte und ein Mitglied des literarischen Kreises gewesen zu sein scheint, in welchem sich Tacitus und Plinius bewegten.

[91]) Diese Bezeichnung der Clans-Häuptlinge der wilden barbarischen Sarmaten mit dem Homerischen Worte sceptuchi (σκηπτοῦχοι), welches sich in der ganzen Latinität nur in dieser einen Stelle findet, kann ich mir nur mit einem leise spottenden Lächeln von dem sonst so ernsten Tacitus gebraucht denken, wiewohl ich weiß, daß nach Strabo (XI, 2 13) die kleinen Dynasten dieser Sarmaten, die wieder unter größeren Gewalthabern oder Königen standen, wirklich „Sceptuchen“ d. h. Scepterträger hießen.

pischen Paß im Nu Armenien überschwemmen; die Sarmaten dagegen welche den Parthern zuzogen, wurden mit leichter Mühe abgewehrt, da ihnen der Feind alle andern Eingangspässe verschlossen hatte und den einzig übrigen zwischen dem (Kaspischen) Meere und den letzten Ausläufern der Albanischen Gebirge die Sommerjahreszeit unpraktikabel machte, weil dann das Wehen der Passatwinde die Dünen überschwemmt, während im Winter der Südwind die Fluthen zurückwälzt und durch das Zurückdrängen des Meeres die seichten Uferstellen bloßlegt.

Kapitel 34.

Unter diesen Umständen bietet der durch Hülfstruppen verstärkte Pharasmanes dem ohne solche gebliebenen Orodes eine Schlacht an, und schreitet, da dieser sie weigert, zum Angriff. Er beunruhigte sein Lager durch Reiterangriffe, störte ihn beim Fouragiren, ja er hielt ihn mehrfach wie einen Belagerten ringsum eingeschlossen, bis endlich die Parther, solcher Verhöhnungen ungewohnt, ihren König bestürmten und eine Schlacht verlangten. Nun bestand ihre ganze Streitmacht lediglich in Reiterei, während Pharasmanes daneben auch stark mit Fußvolk versehen war. Denn die Iberer und Albaner als Gebirgsbewohner sind abgehärteter und mehr zum Ertragen von Strapazen geeignet, und behaupten von Thessalern abzustammen aus jener Zeit, wo Jason, nachdem er Medea entführt und mit ihr Kinder gezeugt, später noch einmal in den leeren Königssitz des Aeetes und das herrenlose Colchis zurückgekehrt sei. Auch knüpfen sie viele Sagen an seinen Namen und an ein Orakel des Phrixus, und Niemand von ihnen opfert einen Widder, da sie glauben, ein solcher habe den Phrixus getragen, mag das nun ein lebendiges Thier oder ein Schiffszeichen gewesen sein.[92])

Als nun auf beiden Seiten die Heere in Schlachtordnung standen redete der Parther in seiner Ansprache von dem Weltreiche des Orients und dem Glanze der Arsaciden, denen jetzt ein namenloser Iberer mit seiner Söldnerschaar gegenüberstehe; Pharasmanes dagegen erinnerte, daß sie von Parthischer Zwingherrschaft frei geblieben, daß ihr Ziel ein hohes aber zugleich der Preis des Sieges ein entsprechen-

[92]) Ueber die Sage von Phrixos und Helle sowie von Jason s. Duncker Gesch. d. Alterthums 3, S. 68 ff.

der sei, während andernfalls wenn sie sich schlagen ließen, ihre Schande und Gefahr um so größer sein werde. Zugleich wies er hin auf die roh bekleideten Schaaren der Seinen und auf die in Goldstickerei prangenden Heerhaufen der Meder: „hier ständen Männer, dort Beute!“

Kapitel 35.

Bei den Sarmaten dagegen hielt nicht ein Führer allein die Ansprache. Sie riefen jeder den andern auf: „sich nicht auf einen Kampf mit Pfeilen einzulassen, sondern demselben durch einen Chocangriff und Nahekampf zuvorzukommen“. In Folge dessen bot der Kampf einen buntverschiedenen Anblick: die Parther, gleich geübt und gewöhnt zur Verfolgung wie zur Flucht, dehnten ihre Reitergeschwader aus einander, um Raum zum Schusse zu bekommen; die Sarmaten ließen ihre Bogen, die nicht so weit tragen, ungebraucht und stürzten mit Speeren und Schwertern auf den Feind. Bald wechselten, wie bei einem Reitergefechte, Vordringen und Rückzug, bald war es wie ein Kampfgedränge, wo man sich Mann gegen Mann mit Leibesmacht und Waffenstoß warf und geworfen wurde. Jetzt kamen auch die Albaner und Iberer heran, packten die Reiter, rissen sie von den Pferden und zwangen die Feinde zu einem Doppelkampfe, indem von oben her die Reiterei auf sie einhieb, und das Fußvolk ihnen in unmittelbarer Nähe mit Wunden zusetzte. In diesem Getümmel geschah es, daß Pharasmanes und Orodes, die überall, hier inmitten der Tapferen kämpfend, dort den Wankenden zu Hülfe eilend zu erblicken und deßhalb einander erkennbar waren, mit lautem Schlachtruf und blitzenden Waffen zu Roß auf einander trafen, und zwar Pharasmanes mit größerer Gewalt, denn er verwundete jenen durch den Helm, konnte aber den Streich nicht wiederholen, da sein Roß ihn vorbeitrug und den Verwundeten seine tapfersten Trabanten beschützten. Allein das falsche Gerücht von seinem Tode, welches Glauben fand, verbreitete Schrecken in den Reihen der Parther und sie gaben den Sieg den Feinden.

Kapitel 36.

Sofort bot Artabanus die ganze Macht seines Königreichs auf, um Rache zu nehmen. Bei den Kämpfen waren die Iberer im Vortheil, durch ihre genaue Kenntniß der Oertlichkeiten. Trotzdem würde

er nicht aus dem Lande gewichen sein, wenn nicht Vitellius, der seine Legionen zusammenzog und das Gerücht verbreiten ließ, als ob er in Mesopotamien einfallen wolle, ihm Furcht vor einem Kriege mit Rom eingeflößt hätte. Jetzt ward Armenien aufgegeben und es ging abwärts mit der Sache des Artabanus, da Vitellius den Parthern zuredete, einen König aufzugeben der im Frieden grausam und durch Unglück im Kriege ihr Ruin sei. In Folge dessen gelang es dem bereits oben als Feind des Königs erwähnten Sinnaces, seinen Vater Abdagesus und andre, die mit ihm insgeheim einverstanden und jetzt nach den fortwährenden Niederlagen noch bereitwilliger gestimmt waren, zum Abfall zu bewegen, wozu sich allmälig noch solche gesellten, welche mehr aus Furcht als aus Wohlwollen dem Könige unterthan, jetzt, wo andere vorangegangen waren, sich ein Herz gefaßt hatten. Bald hatte Artabanus Niemand mehr um sich als seine ausländischen Leibwächter, heimatloses Volk, die weder für die Güte einer Sache Verständniß hatten noch sich um deren Schlechtheit kümmerten, reine Soldknechte und Werkzeuge frevelhafter Gewalt. Diese nahm er mit sich und floh eilig in ferne Gegenden des angrenzenden Scythiens, wo er Hülfe zu finden hoffte, weil er mit den Hyrkanern und Karamaniern durch Verwandtschaft verbunden war, und auf die Möglichkeit rechnete, daß die Parther, immer den Abwesenden hold und für die Gegenwärtigen unerläßlich, vielleicht sich zur Reue wenden dürften.

Kapitel 37.

Vitellius seinerseits, der den Artabanus flüchtig und die Gesinnung der Parther ihrem neuen Könige zugewendet sah, forderte jetzt den Tiridates auf, die vorbereitete Unternehmung in Angriff zu nehmen[93]), und führte den Kern seiner Legionen und Bundestruppen an das Ufer des Euphrat. Während sie daselbst Opfer veranstalteten, der eine nach römischer Sitte Suovetaurilien darbrachte, der andere ein Roß herrichtete, um den Strom zu versöhnen[94]), meldeten Bewohner des Uferlandes: der Euphrat steige von selbst, ohne den Ein-

[93]) S. oben Kap. 32.

[94]) Die römischen „Suovetaurilien" d. h. ein Opfer von Schwein, Widder und Stier — wovon der Name — wurden hier als Reinigungsopfer dem Mars dargebracht. Eine Reliefdarstellung solchen Opfers findet sich auf der Trajanssäule.

fluß von Regengüssen und zwar außerordentlich hoch, wobei sein weißlicher Schaum Kreise in Form eines Diadems bilde, was einen glücklichen Uebergang vorbedeute. Einige gaben die noch subtilere Deutung: der Anfang des Unternehmens werde günstig, aber nicht auf die Dauer, sein, weil Vorzeichen, die auf der Erde oder am Himmel erschienen, die verlässigeren seien, während das bewegliche Naturelement des Wassers seine Zeichen in ein und demselben Augenblicke zugleich zeige und wieder fortnehme.

Inzwischen ward eine Schiffbrücke geschlagen, das Heer übergeführt und der erste, der in Begleitung von vielen tausend Reitern in's Lager kam, war Ornospades, ein früherer Landesflüchtling, der dem Tiberius bei Beendigung des Dalmatischen Krieges nicht unrühmlich Beistand gewesen und dafür mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt worden war, dann sich mit dem Könige ausgesöhnt und bei ihm in hohem Ansehen gestanden hatte und endlich mit der Verwaltung des Flachlandes betraut worden war, welches von den berühmten Strömen Euphrat und Tigris rings umflossen den Namen Mesopotamien[95]) führt. Nicht lange darauf führte ihm[96]) Sinnaces Verstärkungen zu und Abdagaeses, die Hauptstütze seiner Partei, fügte dazu noch den Schatz und den königlichen Hausschmuck. Vitellius, der es für genügend achtete, die römische Kriegsmacht vor die Augen geführt zu haben, richtete an den Tiridates und die vornehmsten Häuptlinge Worte der Ermahnung: an den ersteren, daß er seines Großvaters Phraates und seines Pflegevaters des Kaisers und des Guten, was er beiden verdanke, eingedenk verbleiben, an die anderen: daß sie im Gehorsam gegen ihren König, in der Ehrerbietung vor uns und jeder in seiner jetzigen Ehre und Treue verharren möchten. Darauf marschirte er mit den Legionen nach Syrien zurück.[96a])

---

[95]) Der griechische Name ist etwa durch „Zwischenflußland" zu übersetzen.

[96]) dem Tiridates nämlich.

[96a]) Das Hauptinteresse bei dieser übermäßig weitläuftigen Episode von Kapitel 31 bis 37 ist der Umstand, daß Tacitus mit derselben den Beweis liefert, wie sorgfältig, klug und geschickt der greise Tiberius in seiner äußeren Politik die Reichsinteressen wahrzunehmen verstand und befliſſen war, während dem 77jährigen Regenten zugleich in der inneren Verwaltung nichts entging, jede Calamität seiner helfenden Hand sicher war (s. unten Kap. 45), und die schwere Last der zahlreichen durch Sejan's Hochverrath veranlaßten Prozesse auf ihm lastete und das Gemüth des auch in seiner Familie fast völlig vereinsamten Greises verdüsterte. Daß die Beschul-

Kapitel 38.

Ich habe im Vorigen die auswärtigen Ereigniſſe zweier Sommer hintereinander forterzählt, um meinem Gemüthe von dem Elende der damaligen Zeiten Ruhe zu gönnen. Denn obſchon ſeit Sejan's Sturze bereits drei Jahre verfloſſen waren, ſo übten doch auf Tiberius die Dinge, welche alle andern Menſchen milder zu ſtimmen pflegen: Zeit, Bitten, Sättigung, keinen beſänftigenden Einfluß, ſondern er fuhr fort, Zweifelhaftes und Abgethanes[97]), als wären es die ſchwerſten und ganz neuerdings erſt begangenen Verbrechen, zu ſtrafen[98]). Aus Furcht vor dieſer Grauſamkeit mochte Fulcinius Trio nicht den auf ihn lauernden Anklägern die Stirne bieten, ſondern machte ſein Teſtament, in welchem er vieles Schauderhafte gegen Macro und die vornehmſten von Tiberius' Freigelaſſenen ausſprach, und dem Kaiſer ſelbſt vorwarf: „daß er vor Alter ſchwachköpfigen Verſtandes und in Folge ſeiner fortwährenden Entfernung von Rom zum Exilirten geworden ſei". Die Erben wollten dieſe Aeußerungen verheimlichen; aber Tiber befahl daß ſie vorgeleſen werden ſollten, — ſei es weil er prahleriſch zeigen wollte wie gelaſſen er andrer Freimuth zu ertragen wiſſe und wie er beſchimpfende Nachrede verachte, oder vielleicht, weil er, der mit Sejan's Frevelthaten ſo lange unbekannt geblieben war, jetzt alles und jedes, was und wie es auch lauten mochte, zur öffentlichen Kunde gebracht wiſſen und ſo die Wahrheit, die von der Schmeichelei verdunkelt wird, wenigſtens durch den Mund der Schmähung kennen lernen wollte.[99])

---

digung Sueton's (Tib. 41): „Tiberius habe die Sicherheit der Reichsgränzen und die Ehre der römiſchen Waffen vernachläſſigt", eine Unwahrheit ſei hat Merivale (V. p. 413—422) ausführlich und im Einzelnen nachgewieſen.

[97]) Abgethanes (abolita) bildet keinen verſtändlichen Gegenſatz zu „neuerdings begangen" (recentibus). Vielleicht iſt oblita oder obliterata zu ſchreiben.

[98]) Der Leſer möge bedenken, wie wenig die jetzt folgenden Beiſpiele die obige Anklage des Tacitus gegen Tiber als einen in ſeinem Rachedurſt unerſättlichen Wütherich zu begründen geeignet ſind.

[99]) Unter allen Beiſpielen von Tacitus' ungerechter Behandlung Tiber's iſt das hier vorliegende eins der ſchlagendſten und widerwärtigſten. Sehen wir uns einen Augenblick die Thatſachen an und den Mann, um den es ſich handelt. Dieſer Trio hatte ſeine Carrière als gerichtlicher Ankläger in den großen Prozeſſen gegen Libo und Piſo gemacht und war, nach Tacitus' Charakteriſtik, was wir heute einen „Stre-

In denſelben Tagen geſchah es auch, daß der Senator Granius Marcianus, von Caſus Gracchus auf Hochverrath angeklagt, ſeinem Leben Gewalt anthat. Desgleichen wurde Tarius Gratianus, geweſener Prätor, nach demſelben Geſetze zum Tode verurtheilt.[100])

---

ber" nennen, den ſelbſt Tiberius zur Ermäßigung ſeines loyalen Verfolgungseifers zu ermahnen für nöthig gefunden hatte (ſ. oben II, 28; III, 10 und 19). Er war ein gefürchteter Redner und „jeden Augenblick zu Feindſeligkeiten gegen alle Welt bereit" (facilis expessendis inimicitiis ſ. oben V (VI), 11). Zugleich hatte er mit Sejan in enger Verbindung geſtanden und zur Zeit der Kataſtrophe deſſelben das Conſulat bekleidet. Sein Mitconſul Regulus, ein gemäßigter Mann, hatte ihn nach Sejan's Sturze offen im Senate des geheimen Einverſtändniſſes mit Sejan's hochverrätheriſchen Plänen beſchuldigt, als Trio, um ſich ſelber weiß zu brennen, es gewagt hatte, ihm auf verdeckte Art amtliche Fahrläſſigkeit in Verfolgung der Genoſſen Sejan's vorzuwerfen. Regulus, von Trio fälſchlich verleumdet, blieb unangefochten und wurde ſogar ſpäter vom Kaiſer mit der wichtigen Statthalterſchaft von Möſien und Macedonien betraut (Dio Caſſ. 58, 25). Gegen Trio war die Unterſuchung damals vom Senate niedergeſchlagen worden; aber ſeine Sache wurde bald darauf wieder zur Sprache gebracht, und Trio ſuchte jetzt einzulenken und ſeine früheren Aeußerungen gegen ſeinen Collegen als Privatzänkereien darzuſtellen. Es gelang ihm auch die Unterſuchung mit Hülfe von Freunden noch einmal zu verhindern (ſ. oben VI, 4). Aber ſchließlich ward er doch angeklagt und verhaftet. Als er ſah, daß er verloren war, ergriff er das uns bekannte Mittel ſich der Schande der Verurtheilung und ſein Vermögen der Confiscation zu entziehen, indem er ſich ſelbſt entleibte. Zuvor jedoch hatte er (wie neben Tacitus auch Dio Caſſ. 58, 25 berichtet) ſein Teſtament gemacht, und ſich in demſelben die damals nicht ungewöhnliche Befriedigung gegeben, ſeine Feinde und namentlich den Kaiſer und deſſen Miniſter Macro mit den gemeinſten Beſchimpfungen zu überhäufen. Welcher Art dieſe gegen den Kaiſer, ſeinen Förderer und Wohlthäter waren hat uns Tacitus berichtet. Daß ſie eben ſo falſch als niederträchtig waren, kann jeder aufmerkſame Leſer der Annalen beurtheilen. „Trio's Söhne", ſetzt Dio Caſſius hinzu, „getrauten ſich nicht das Teſtament publiciren zu laſſen, aber Tiberius, der ihr Bedenken und deſſen Grund erfuhr, befahl die öffentliche Verleſung des Teſtaments im Senate, denn er verachtete ſolche Schmähungen." — Die Menſchenverachtung, aus welcher ſolches Handeln bei Tiberius hervorging, war erklärlich und berechtigt nach den entſetzlichen Erfahrungen die er im Leben gemacht hatte. Tacitus aber, nie vermögend Tiber's Weſen und Charakter zu begreifen und richtig zu würdigen, motivirt deſſen Handlungsweiſe auf die gewohnte doppelte Art, deren Würdigung wir ruhig dem unparteiiſchen Leſer überlaſſen können, „als Oſtentation oder, wenn man wolle, aus dem neugierigen Verlangen, die Wahrheit (!) über ſich zu erfahren, wie ſie auch lauten möge!!" Auf dieſe Art iſt es freilich leicht, das Größte in das Gemeinſte und Kleinlichſte zu verkehren! (Vgl. auch Sievers II, S. 42).

[100]) Da Tacitus nicht ſagt, daß beide unſchuldig waren, ſo ſind wir berechtigt anzunehmen, daß ſie ſchuldig waren.

mung der Ausdrücke vox, locutio (λέξις), dictio (φάσις) und interpretatio mit Bezugnahme auf die Aristotelische Poetik. An die Erörterung des letzgenannten Ausdrucks, der gegen das Missverständniss des Aspasius und Alexander gesichert wird, knüpft sich von selbst die Erläuterung des Titels der Aristotelischen Schrift, der gegen den Tadel des Alexander in Schutz genommen wird, bei welcher Polemik ihn jedoch Porphyrius zu leiten scheint [1]). Diesem Erklärer nämlich bekennt er auch hier zumeist gefolgt zu sein, weil er ihm sowohl hinsichtlich der Schärfe der Auffassung als der geschickten Entwicklung der Gedanken den Vorzug vor den übrigen zu verdienen scheint [2]). Den Schluss der Einleitung bilden höchst interessante Mittheilungen über die Aechtheit des Werks die eine ausführliche Mittheilung verdienen. Nach-

lichen Schwierigkeiten dieser Schrift giebt Boethius nach Porphyrius eine interessante Mittheilung aus der Zeit des letztern Lib. IV, p. 394 — 395. Dicit autem Porphyrius, fuisse quosdam sui temporis, qui hunc exponerent locum et quoniam ab Hermino vel Aspasio vel Alexandro expositiones singulas proferentes multa contraria et in expositionibus male ab illis editis dissidentia repericrunt, arbitratos fuisse: librum hunc Aristotelis ut dignum esset exponi omnino non posse, multosque illo tempore viros totam hujus libri praeteriisse doctrinam, quod inexplicabilem putarent esse caliginem.

1) Procem. Lib. I, p. 290. 292.

2) a. a. O. p. 290 cujus (libri) expositionem nos, scilicet quammaxime a Porphyrio, quamquam etiam a ceteris, transferentes, latina oratione digessimus. Hic enim nobis expositor et intellectus acumine et sententiarum dispositione videtur excellere, vgl. auch p. 302. 305. p. 320 — 324. p. 298 — 300. p. 337. p. 335. p. 347 — 348. p. 368. Nos Porphyrium virum doctissimum sequimur IV, p. 388.

Kapitel 39.

Ein gleiches Ende nahmen Trebellienus Rufus und Sextus Paconianus; Trebellienus nämlich fiel durch seine eigne Hand, Paconianus wurde im Gefängnisse, wegen Schandgedichten, die er dort auf den Kaiser verfaßt hatte, erdrosselt.[101])

Alle diese entsetzlichen Dinge erfuhr Tiberius nicht wie früher in seiner Meeresabgeschiedenheit durch Boten aus der Ferne, sondern in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt,[102]) so daß er noch am selben oder am nächsten Tage auf die schriftlichen Berichte der Consuln Antwort ertheilen und so zu sagen das in den Palästen Roms in Strömen dahinwogende Blut oder die an ihrer Arbeit befindlichen Henker mit Augen erblicken konnte![103])

Am Schlusse des Jahres entschlief Poppaeus Sabinus, ein Mann von mittlerer Herkunft,[104]) der aber durch Befreundung mit den beiden Kaisern das Consulat und die Triumphalehrenzeichen erlangt und vierundzwanzig Jahre hindurch an der Spitze der Verwaltung der bedeutendsten Provinzen verblieben war, nicht grade wegen sehr hervorragender Begabtheit, sondern weil er den Geschäften gewachsen und nichts mehr als dies war.[105])

---

[101]) Beide waren in Sejan's Unternehmungen verwickelt gewesen. Paconianus hatte es sogar auf dessen Antrieb übernommen, den präsumtiven Thronfolger, den Prinzen Cajus zu vergiften! Der Senat wollte ihn deßhalb schon vor drei Jahren (32 n. Chr.) zum Tode verurtheilen, aber der Beklagte erlangte Aufschub durch das Erbieten „Enthüllungen zu machen" (professus indicium s. oben VI, 3—4) und noch andere Theilnehmer der Sejan'schen Verschwörung anzugeben. So blieb er in Haft bis zum Jahre 35, wo er das hier bezeichnete Ende fand. Tacitus nennt ihn „einen frechen- und verwegnen, allgemein im Senate verhaßten Böswicht und Spionirer" (VI, 3), was ihn jedoch nicht hindert, hier das verdiente Ende dieses Schurken unter die „betrübenden" Ereignisse zu rechnen, die das „innere Elend" des Staats und die Grausamkeit Tiber's charakterisiren sollen! —

[102]) Nach Dio Cass. (l. c.) befand sich damals Tiber in Antium, wo er die Vermälung des Prinzen Cajus feierte.

[103]) Welche Farben!! und was für Blut war es, das da vergossen und meist durch Selbstmord vergossen wurde!? Das Blut schuldiger Hochverräther und Schurken.

[104]) Die „Herkunft" ist immer hochwichtig in Tacitus' Augen.

[105]) Wir haben ihn als einen überaus tüchtigen und eifrigen Beamten seines Kaisers schon oben (IV, 46—51 und V, 1) kennen gelernt. Er war der mütterliche Großvater der berüchtigten Poppaea Sabina, der Geliebten und späteren Gemalin

Kapitel 40.

(Jahr 36 nach Chr.)

Jetzt folgten als Consuln Quintus Plautius und Sextus Papinius. Daß in diesem Jahre Lucius Arulenus ..... die Todesstrafe erlitten, wurde im Publikum, das bereits an solche traurigen Ereignisse gewöhnt war, nicht als etwas besonders Grausames vermerkt[106]). Allein Schrecken erregte es, daß Vibulenus Agrippa, ein römischer Ritter, als seine Ankläger ihre Vorträge beendet hatten, in der Curie selbst das im Gewande verborgene Gift hervorholte und hinabschlang, und zusammenstürzend als ein sterbender Mann von den eilig herbeigerufenen Liktoren in den Kerker geschleppt und um den Hals des bereits entseelten noch der würgende Strick geschnürt ward[107]). Ja selbst den Tigranes, den einstigen Beherrscher Armeniens, der jetzt gleichfalls unter Anklage stand, schützte sein Königstitel nicht vor der Strafe eines einfachen Bürgers![108])

Dahingegen nahmen der Consular Cajus Galba und die zwei Blaesus sich freiwillig das Leben: Galba weil ein kränkendes Schreiben des Kaisers ihn von dem Loose um eine Provinz ausgeschlossen hatte, die beiden Blaesus, weil er die Priesterämter, die er ihnen in glück-

---

Nero's (I. XIII. 45 und Agrippina die Mutter Nero's S. 195 ff.) und liefert wie so viele andere den Beweis, daß Tiber tüchtige und treue Männer hoch zu schätzen wußte und solche nichts zu befürchten hatten. Männer freilich, die über ihre Stellungen hinaus und selbst an das Ruder wollten, konnte Tiberius so wenig wie irgend ein Herrscher der Welt brauchen oder tolerieren.

[106]) In der Lücke sind die Namen eines oder mehrerer andrer Verurtheilten ausgefallen. Arulenus war wegen fälschlicher Anklage verurtheilt worden (I. oben VI. 7) also jedenfalls kein Gegenstand gerechten Bedauerns. Dennoch zählt Tacitus seinen Tod zu den „traurigen Ereignissen".

[107]) Auch hier, wie fast immer, kein Wort über das Verbrechen selbst und über Schuldig oder Unschuldig! Ebensowenig bei Dio Cass. 58, 21, der denselben Fall erzählt. Dagegen ist es charakteristisch für das Anschwellen der Tradition von den Schrecken jener Zeiten, daß Sueton das, was wir bei Tacitus nur als einen einzelnen Fall berichtet sehen, bereits als etwas damals häufig vorgekommenes erzählt.

[108]) Man erstaunt billig über diese merkwürdige Aeußerung im Munde eines Römers. Wenn Tigranes schuldig war (und Tacitus sagt das Gegentheil nicht), so ist es vielmehr ein Lob der damaligen Justiz, daß den orientalischen Erkönig sein königlicher Rang nicht vor der gerechten Strafe schützte, daß er mit Sejan conspirirt hatte. (Vgl. Sievers II, S. 43.)

licheren Zeiten ihres Hauses zugedacht hatte, jetzt, nach dem Unglücksſturze deſſelben, ohne Rückſicht auf ſie anderen übertrug. Darin ſahen ſie eine Ankündigung des Todes und handelten darnach.[109])

Die Aemilia Lepida, deren Verheiratung mit Druſus ich berichtet habe[110]), und die ihren Gemal unaufhörlich beim Kaiſer anzuſchwärzen befliſſen geweſen war, lebte, obſchon mit dem öffentlichen Fluche beladen, doch unbeſtraft fort, ſo lange ihr Vater Lepidus am Leben war. Nach deſſen Tode aber ward ſie von den Delatoren wegen ehebrecheriſchen Verhältniſſes mit einem Sklaven belangt. Ihr Verbrechen ward unzweifelhaft feſtgeſtellt; ſie gab daher die Vertheidigung auf und machte ihrem Leben ein Ende.[111])

Kapitel 41.

Um dieſelbe Zeit geſchah es, daß der Volksſtamm der Eliten, welcher unter Botmäßigkeit des Archelaus von Kappadocien ſtand, weil man ſie zwingen wollte, nach Weiſe der römiſchen Provinzunterthanen Vermögensſteuer zu zahlen und Abgaben zu leiſten, auf die Höhen des Taurusgebirgs auswanderte, wo ſie ſich unter dem Schutze der Oertlichkeiten geraume Zeit lang der unkriegeriſchen Truppen des Königs erwehrten, bis der Legat Marcus Trebellius, von Vitellius dem Statthalter Syriens mit viertauſend Mann Legionsſoldaten und erleſenen Hülfstruppen abgeſendet, zwei Berghöhen, die kleinere Cadra, die andere Davara geheißen, auf denen ſich die Barbaren verſchanzt hatten, förmlich belagernd einſchloß, die welche durchzubrechen verſuch-

[109]) Auch dieſe Fälle beweiſen nichts von dem, was ſie beweiſen ſollen, ja, der erſtere gereicht vielmehr dem Kaiſer zur Ehre. Denn dieſer Cajus Galba hatte ſein Vermögen ruinirt, und zwar der Art, daß er genöthigt geweſen war, Rom zu verlaſſen, weßhalb Tiber, der wie wir wiſſen ſehr auf redliche und gewiſſenhafte Provinzverwalter hielt, ihn von einer ſolchen Stellung mit vollem Rechte ausſchloß. Daß ſich der Verſchwender, der auf eine ſolche Stelle als Mittel ſeinen zerrütteten Umſtänden wieder aufzuhelfen gehofft hatte, darüber in Verzweiflung das Leben nahm, mag der Ariſtokrat Tacitus beklagen; wir thun es nicht (ſ. Sueton Galba 3). Die beiden Blaeſus waren Vettern Sejan's, ihr Vater ſein Oheim und in deſſen Verſchwörung verwickelt. S. oben V, 7.

[110]) In dem verlorenen Theile des fünften Buches. Vgl. Röm. Kaiſerfrauen S. 336.

[111]) Sie hatte auch mit Sejan Buhlſchaft getrieben, und demſelben geholfen, ihren Gemal, den Prinzen Druſus zu verrathen. Dio Caſſ. 58, 3.

ten niedermachte und die übrigen durch Abschneiden des Trinkwassers zur Ergebung zwang.

Tiridates seinerseits, von den Parthern begünstigt, bewerkstelligte die Wiedereroberung von Nicephorium, Anthemusias und anderen von den Macedoniern gegründeten und daher griechische Namen führenden Städten, sowie der Parthischen Ortschaften Halus und Artemita zu größter Freude der Bewohner, die den unter den Scythen großgezogenen Artabanus wegen seiner Grausamkeit verwünscht hatten und jetzt sich in Tiridates einen durch römische Civilisation milden Herrscher versprachen.

Kapitel 42.

Am weitesten in ihrer Huldigung gingen die Bewohner von Seleucia, einer mächtigen, ringsum mit Mauern befestigten Stadt, die nicht in ihrem Wesen barbarisch geworden, sondern den Traditionen ihres Gründers Seleukus treu verblieben war[115]). Dreihundert der reichsten und erfahrensten ihrer Bürger bilden eine Art von Senat, dem gegenüber das Volk seine selbstständigen Rechte hat, und so lange beide einträchtig sind, können sie der Parther lachen. Tritt aber Zwiespalt ein, wo dann jede Partei sich gegen die feindliche durch herbeigerufene Hülfe zu verstärken sucht, dann gewinnt der wider den Gegner herbeigerufene Parther die Oberhand über alle zusammen. Dies war neuerdings der Fall gewesen als Artabanus regierte, der die demokratische Partei seiner Gewohnheit gemäß den Aristokraten überantwortete: denn Demokratie steht der Freiheit nahe, während oligarchisches Regiment mehr der königlichen Willkürherrschaft verwandt ist.[116]) — Als nun jetzt Tiridates zu ihnen kam, überhäuften sie ihn mit allen Ehren der alten Könige und den noch reicheren Huldigungs-Erfindungen der neueren Zeit, während sie den Artabanus mit Schmähungen überschütteten, der nur von Mutterseite ein Arsacide, sonst aber unächt sei. Tiridates stellte in Seleucia die demokratische Verfassung wieder her. Als er sodann Berathung hielt, an welchem Tage er seine Thronbesteigung feiern wolle, erhielt er Briefe von Phraates und Hiero, den Verwaltern der wichtigsten

[115]) Seleucia, gegründet am Tigris von einem der Diadochen Alexanders des Großen.

[116]) Ein Gedanke, den auch Thucydides ausspricht III, 62.

Statthalterschaften, welche um einen kurzen Aufschub baten, und so beschloß man das Eintreffen der so bedeutenden Männer abzuwarten und inzwischen nach Ktesiphon, der Residenz des Reichs aufzubrechen. Allein da jene den Aufschub von Tag zu Tage fortwährend verlängerten, so krönte der Surena nach der Väter Sitte unter dem Beifallsrufe einer zahlreichen Versammlung den Tiridates mit dem königlichen Diademe.[114])

Kapitel 43 und 44.

Hätte dieser nun sogleich sich zu den inneren Landesprovinzen und den anderen Volksstämmen aufgemacht, so würde die schwankende Haltung der mit ihrem Anschlusse zögernden leicht beseitigt und alle unter einen Hut gebracht worden sein; allein da er sich mit Belagerung des festen Platzes aufhielt, wohin Artabanus sein Geld und seinen Harem geborgen hatte, so ließ er ihnen Zeit, sich von ihrem Verhältnisse zu ihm loszumachen. Phraates und Hiero nämlich, sowie alle die welche den festgesetzten Krönungstag nicht mitgefeiert hatten, wandten sich, theils aus Furcht, theils aus Neid gegen Abdagaeses, der jetzt den Hof und den König beherrschte, auf die Seite Artaban's. Sie fanden ihn auf im Lande der Hyrkaner, in schmutzigen Lumpen sein Leben mit der Beute seines Bogens fristend. Zuerst erschrak er, weil er ihren Absichten mißtraute; als sie aber die Versicherung gaben, sie seien gekommen, um ihm das Regiment wiederzugeben, ward ihm leichter um's Herz, und er fragte, woher die so plötzliche Wandlung komme? Darauf schmäht Hiero auf den Tiridates: er sei ein Knabe, und nicht ein Arsacide führe das Regiment, sondern der unkriegerische im Auslande verweichlichte König habe nur den leeren Namen, die reale Gewalt sei bei dem Hause des Abdagaeses. [Kapitel 44.] Der alte schlaue König merkte, daß, wenn auch ihre Liebe für ihn Heuchelei, doch ihr Haß (gegen Tiridates und Abdagaeses) ächt sei. So nahm er sich denn nur eben Zeit, Scythische Hülfsvölker an sich zu ziehen, und eilte dann rasch vorwärts, um den Anschlägen seiner

---

114) „Der Surena" (das Wort ist Titel und Name zugleich) war in dem Parthischen Wahlreiche der mächtigste Häuptling nach dem Könige, Vorstand des Reichsraths und eine Art von Vezier oder Kronfeldherr des Königs, den er mit dem Diadem krönte. S. Cleß in Pauly's Realencyclop. Th. V. p. 1209. Seine Würde war erblich.

Feinde und einer Sinnesänderung seiner Freunde zuvorzukommen. Auch hatte er seinen schmutzigen Anzug nicht abgelegt, weil er das Mitleid des Volkes dadurch zu erregen hoffte. Er sparte keinen Betrug, keine Bitten, kurz nichts wodurch er die Schwankenden an sich ziehen, die Bereitwilligen bestärken konnte; und er näherte sich bereits mit zahlreicher Mannschaft den Umgebungen von Seleucia, als Tiridates durch das dem Gerüchte auf dem Fuße folgende persönliche Erscheinen des Artabanus erschreckt noch in der Berathung hin und herschwankte, ob er ihm direkt entgegengehen oder den Krieg in die Länge ziehen sollte. Diejenigen welche für eine Schlacht und eilige Entscheidung stimmten, machten geltend: die Gegner seien noch zerstreut, durch den langen Marsch erschöpft und selbst in der Gesinnung noch nicht hinreichend geeint zu unterwürfigem Gehorsam unter einem Manne, dessen Verräther und Feinde sie noch erst vor Kurzem gewesen, während sie ihn jetzt wiederum begünstigten. Allein Abdagaeses war der Meinung: man müsse sich nach Mesopotamien zurückziehen um zunächst den Strom zwischen sich und den Feind zu bringen, demnächst die Armenier und Elymäer und die andern Völker des Hinterlandes aufzubieten, und dann durch die Bundestruppen und durch die von dem römischen Feldherrn zu erwartenden Hülfstruppen verstärkt, das Kriegsglück versuchen. Diese Ansicht drang durch, weil Abdagaeses große Autorität und Tiridates keine kriegerischen Eigenschaften besaß. Allein der Abmarsch gewann den Anschein einer Flucht, und als die Araber den Anfang machten gingen die übrigen in ihre Heimathorte oder in das Lager des Artabanus, bis Tiridates, der mit wenigen Begleitern nach Syrien entritt, alle von der Schaam des Verraths entband.

Kapitel 45.

Dasselbe Jahr suchte die Hauptstadt mit einer schweren Feuersbrunst heim, welche den ganzen an den Aventin stoßenden Theil des Circus Maximus und den Aventin selbst in Asche legte.

Dieses Unglück wandte der Kaiser sich selbst zu Ehre und Ruhm, indem er den Werth der abgebrannten Paläste und Miethswohnungen [115])

[115]) Diese letzteren heißen im Texte „Inseln" (insulae). Es waren die kolossalen hochgestockten Miethskasernen, in denen das ärmere Volk wohnte, und die jedes für sich oder mehrere zusammen eigne Stadtviertel bildeten. In den obersten Stockwerken oder in den Dachstuben (sub tegulis d. h. unter den Ziegeln) wohnten auch

ersetzte. Er verwendete hundert Millionen Sestertien[116]) zu diesem wohlthätigen Zwecke, was vom Publikum um so dankbarer aufgenommen ward, als er in seinen Privatbauten sehr mäßig war und selbst öffentliche Bauwerke nur zwei errichtet hat: den Tempel für Augustus und die Bühne des Pompejustheaters; und selbst bei diesen unterließ er, als sie vollendet waren, die feierliche Einweihung, sei es, daß er solches Haschen nach Popularität[117]) verachtete, oder seines hohen Alters wegen.

Doch um auf das obige Unglück zurückzukommen, so wurden zur Abschätzung des von jedem Einzelnen erlittenen Verlustes die vier Großtochtermänner des Kaisers, Cnaeus Domitius, Cassius Longinus, Marcus Vinicius und Rubellius Blandus von ihm ausersehen und ihnen durch Ernennung von Seiten der Consuln noch Publius Petronius zugesellt. Darauf erfolgten von Senatswegen alle möglichen Vorschläge und Beschlüsse von Ehrenbezeugungen für den Kaiser, wie sie eben jeder einzelne auszudenken vermochte. Ob derselbe sie aber abgelehnt oder angenommen habe, bleibt ungewiß, weil sein Ende bald darauf erfolgte.

(Jahr 37 n. Chr.)

Nicht lange darauf nämlich traten die letzten Consuln der Regierung Tiber's, Cnaeus Acerronius und Cajus Pontius ihr Amt an, als der Machteinfluß des Macro bereits übermäßig geworden war.

---

arme Gelehrte, Schulmeister, Poeten, wie z. B. Horazen's Schulmeister Orbilius, und der Dichter Martial. Diese „Inseln" waren Eigenthum von spekulirenden Bauunternehmern, welche hohe Miethen für die elenden Quartiere bezogen (Juvenal, III, 165 magno hospitium miserabile), freilich aber auch durch einen Brand wie dieser — da das Alterthum keine Feuerversicherungen kannte — ohne kaiserliche Hülfe ruinirt waren. Der „Wütherich" Tiberius zahlte dieselbe aus seiner Kasse, wie mehrmals früher, obschon sein Vermögen nicht groß war.

[116]) Etwas über sieben Millionen Thaler unsres Geldes.

[117]) durch die damit verbundenen — sehr kostspieligen — Festlichkeiten, welche freilich Caligula, der die Einweihung vollzog, nicht scheute. — Tiberius war kein baulustiger Regent. Er verschwendete sein und des Staates Geld nicht in glänzenden Luxus- und Prachtbauten, aber er war stets bei der Hand, wenn es galt großer Noth zu steuern, zerstörte Städte wiederherzustellen, verfallene Heiligthümer und Tempel, ehrwürdige Denkmäler der Vorzeit wieder zu erneuern, nützliche Wasserbauten zu fördern. Kein Kaiser der Julischen Dynastie hat weniger Geld für sich und mehr für gemeinnützige Zwecke verausgabt, und dabei ließ er einen wohlgefüllten Staatsschatz zurück als er starb, den sein Nachfolger freilich in einem Jahre vergeudete. Bei seinen Nützlichkeitsbauten, wie Brücken u. dgl., bekümmerte er sich selbst im Detail um das zu benutzende Baumaterial. S. Tiberius S. 270 ff., 274—275.

Dieser, der stets um die Gunst des Cajus Caesar bemüht gewesen war, zeigte sich jetzt täglich eifriger um dieselbe beflissen; ja er hatte nach dem Tode der Claudia, deren Verheiratung mit Cajus ich berichtet habe[118]), seine Frau die Ennia dazu vermocht, die Liebesleidenschaft des jungen Prinzen scheinbar zu erwiedern und ihn durch ein Eheversprechen an sich zu fesseln, da derselbe auf alles einzugehn bereit war, was ihm die Gelangung zur Herrschaft verhieß. Denn obschon er von leidenschaftlich aufgeregtem Naturell war, hatte er doch alle Verstellungskünste der Heuchelei in der Schule seines Großvaters sich gründlich angeeignet.[119])

Kapitel 46.

Das wußte der Kaiser, und darum schwankte er, wie er über die Nachfolge im Regimente verfügen solle[120]). Zunächst in der Wahl zwischen seinen Enkeln, von denen der Sohn seines Sohnes Drusus ihm durch die Bande des Blutes und der Zärtlichkeit der nähere war aber noch nicht das mannbare Alter erreicht hatte, während der Sohn des Germanicus in der Blüte jugendlicher Manneskraft, beim Volke sehr beliebt und eben um des letzteren Umstandes willen seinem Großvater ein Gegenstand der Abneigung war. Auch an Claudius dachte er zuweilen, der in gesetztem Alter stand und ein gutmüthiger

[118]) S. oben Kap. 20 dieses Buchs

[119]) Sowohl Macro als Ennia fielen nach Caligula's Thronbesteigung als Opfer des neuen Gebieters. Sueton Calig. 26, Dio Cass. 59, 10; Philo Legat. ad Caj. 8. — Die Behauptung des Tacitus, daß Caligula „in der Schule seines Großvaters (in sinu avi) die Künste heuchlerischer Verstellung gründlich gelernt habe", basirt lediglich auf der einmal vorgefaßten Ansicht des Schriftstellers von Tiber's durch und durch heuchlerischem Charakter!

[120]) Wenn der alte Kaiser aus dieser Ursache Bedenken trug, den Cajus zum Nachfolger in der Regierung zu wählen, so verdient er dafür alles Lob. Aber wie steht es dann mit demjenigen, was Tacitus behauptet: daß Cajus ein ausgezeichneter Schüler Tiber's in allen dessen Verstellungskünsten war, und daß Tiber dies wußte?! In diesem Falle hätte man erwarten sollen, daß der Kaiser grade deßhalb ihn zum Nachfolger gewählt hätte, denn der Prinz besaß ja grade die Eigenschaft, welche Tiberius — wenn er wirklich der war, als welchen Tacitus ihn schildert — als eine unentbehrliche für einen Regenten ansehn mußte! — Beiläufig sei bemerkt, daß der erwähnte leibliche Enkel Tiber's von seinem Sohne Drusus, nach seinem Großvater Tiberius geheißen und der überlebende von den beiden dem Drusus im Jahre 19 n. Chr. gebornen Zwillingen (s. oben II, 84), jetzt etwa 18 Jahr alt war; Cajus stand im 27sten Jahre.

Mensch war; allein hier stand ihm dessen schwacher Verstand im Wege.[121]) Wollte er aber außerhalb des Kaiserhauses sich einen Nachfolger suchen, so befürchtete er, daß dann der Name der Cäsaren zu Spott und Schimpf werden möchte; denn es ist festzuhalten, daß ihm die Gunst der Zeitgenossen weit nicht so am Herzen lag als die Aussicht auf Anerkennung bei der Nachwelt.[122]) Endlich, unfähig zu einem festen Entschlusse zu gelangen und leiblich gebrochen, überließ er die Entscheidung, zu der er sich unfähig fühlte, dem Schicksale, obschon er Aeußerungen fallen ließ, aus denen man abnehmen konnte, daß er das, was kommen werde, voraussah. So z. B. gab er dem Macro sehr deutlich als Vorwurf zu verstehen: „daß er die untergehende Sonne verlasse und seine Blicke der aufgehenden zuwende"; und zu dem Prinzen Cajus, der, als zufällig die Rede auf Sulla kam, sich über denselben spöttisch geäußert hatte, sprach er das prophetische Wort; „er werde einst alle Laster Sulla's und keine von dessen tüchtigen Eigenschaften haben".[123]) Daneben umarmte er häufig unter Thränen seinen jüngern Enkel und sagte, wenn der ältere dabei finster dreinschaute, zu demselben: „den wirst du morden, und dich ein andrer!"[124])

Während nun aber sein Gesundheitszustand immer schlimmer wurde, gab er doch keine seiner sinnlichen Ausschweifungen auf, indem er durch das Aushalten seiner Leiden sich den Anschein fester Gesundheit zu geben suchte, wie er denn auch gewohnt war sich über die Kunst der Aerzte und zugleich über alle diejenigen lustig zu

[121]) S. oben III, 18 und daselbst die Anmerkung 66. Der Prinz Claudius, Bruder des Germanicus und Oheim Caligula's, war um die gegenwärtige Zeit 37 Jahr alt.

[122]) Ein großes, den Tiber hochehrendes Zugeständniß des Tacitus. Wir lasen diese Ansicht schon oben von Tiber selbst ausgesprochen (IV, 38) und sahen dort zugleich wie die Bosheit seiner Feinde dieselbe zu bemängeln suchte.

[123]) Vielleicht hatte der Prinz die von Sueton (Caes. 77) erzählte spottende Aeußerung des Dictators Caesar über Sulla nachgesprochen.

[124]) In der That ein erschütternd rührendes Bild dieser 78jährige Greis, der nach dem Verluste aller Seinen: seines Adoptivsohns Germanicus, seines einzigen leiblichen Sohns und Nachfolgers Drusus, seiner empörerischen Enkel Nero und Drusus, jetzt allein und verlassen dastand, und als Nachfolger unter einem Knaben, einem abgefeimten halbtollen Heuchler und einem Geisteskranken zu wählen hatte! Wo aber bleibt in allen diesen Scenen Tiber's „Verschlossenheit" und „tiefe Verstellungskunst"?

machen, welche nach dem dreißigsten Lebensjahre noch fremden Beirathes bedürften um zu wissen, was ihrem Körper nützlich oder schädlich sei.[125])

Kapitel 47.

Inzwischen wurde zu Rom die Saat zu Blutthaten gesäet, welche selbst noch nach Tiber's Tode vollzogen werden sollten.

Laelius Balbus hatte die Acutia, die Wittwe des Publius Vitellius auf Hochverrath angeklagt.[126]) Als sie verurtheilt worden war und es sich um die dem Ankläger zuzuerkennende Belohnung handelte, legte Junius Otho, der Volkstribun sein Veto dagegen ein, woraus zwischen beiden Feindschaft und für Otho später Verbannung erwuchs. Sodann wird die durch ihre massenhaften Liebschaften berüchtigte Albucilla, welche mit Satrius Secundus, einem der Anzeiger der Verschwörung, verheiratet gewesen war, wegen Majestätsverbrechen angeklagt. Als Genossen ihres Verbrechens wurden auch ihre Buhler Cnaeus Domitius, Vibius Marsus und Lucius Arruntius mit in die Anklage verwickelt. Ueber die hohe Geburt des Domitius habe ich früher berichtet;[127]) auch Marsus war ein Mann der schon vor langer Zeit hohe Ehrenstellen bekleidet hatte[128]) und durch seine ge-

[125]) Welche „sinnlichen Ausschweifungen" (libidines) können es gewesen sein, denen der 78jährige, körperlich gebrochene, mit schwerer Arbeit und Regierungssorge überladene Kaiser „sich ohne Unterbrechung hingab"? Daß Tiber im Essen und Trinken überaus mäßig war ist eine hinreichend erwiesene Thatsache (s. Tiberius S. 268—273). Ja Tacitus selbst berichtet uns, daß Tiber in Rom als Kaiser noch im Jahre 21 also in seinem 63sten Lebensjahre so nüchtern und mäßig und so enthaltsam von allen sinnlichen Genüssen und Vergnügungen (nullis voluptatibus avocatus) rein nur den Geschäften lebte, daß ihm das Volk daraus, im Vergleiche zu seinem lebenslustigen Sohne Drusus, sogar einen Vorwurf machte (s. oben III. 37)! Und nun geschlechtliche Ausschweifungen und Lüste im 78sten Jahre, in der Gegenwart der jungen Prinzen, seiner Enkel, um deren Erziehung er sich so sehr bemühte, und die auf der kleinen Insel Zeugen all der Scheußlichkeiten hätten sein müssen!! Es ist reine Absurdität an solchen Klatschunsinn zu glauben.

[126]) Publius Vitellius war ein Hauptgenoß von Sejan's Verschwörung (s oben V, 8 Anmerk 5. und seine Frau mit in dieselbe verwickelt gewesen. — Dieser Fall also paßt nicht zu den einleitenden Worten dieses Kapitels, und ebendasselbe gilt von allen folgenden.

[127]) S. oben IV, 75. Tiberius hatte ihn vor acht Jahren mit seiner Enkelnichte, der jüngern Agrippina, verheiratet.

[128]) Vgl. über ihn II, 74 und 79; IV, 56 und XI, 10.

dem Boethius nämlich den Irrthum Alexanders über den Umfang des Titels bemerkt, fährt er fort: Atque ille quidem in intentione libri et in titulo falsus est, sed non eodem modo de judicio quoque hujus libri errat. Andronicus enim librum hunc Aristotelis esse non putat, quem Alexander vere fortiterque redarguit. Quem cum exactum diligentemque Aristotelis librorum et judicem et repertorem judicavit antiquitas, cur in hujus libri judicio sit falsus, prorsus est magna admiratione dignissimum. Non esse namque proprium Aristotelis hinc conatur ostendere, quoniam quaedam Aristoteles in principio libri hujus de intellectibus animi tractat, quos intellectus animae passiones vocavit et de his se plenius in libris de Anima disputasse commemorat. Et quoniam passiones animae vocabat vel tristitiam vel gaudium vel cupiditatem vel alias hujusmodi affectiones, dicit Andronicus, ex hoc probari, hunc librum Aristotelis non esse, quod de hujus modi affectionibus nihil in libris de anima tractavisset, non intelligens, in hoc libro Aristotelem passiones animae non pro affectionibus, sed pro intellectibus posuisse. His Alexander multa alia addit argumenta, cur hoc opus maxime Aristotelis esse videatur. Ea namque dicuntur hic, quae sententiis Aristotelis, quae sunt de enuntiativa oratione, consentiant. Illud quoque quod stylus ipse, propter brevitatem pressior, ab Aristotelis obscuritate non discrepat. Et Theophrastus, ut in aliis solet, cum de similibus rebus tractat, quae scilicet ab Aristotele ante tractata sunt, in libro quoque de affirmatione et

lehrte Bildung bekannt. Indeß der Umstand, daß bei dem Zeugenverhöre und bei der peinlichen Befragung der Dienerschaft, wie die an den Senat eingesendeten Protokolle ersehn ließen, Macro den Vorsitz geführt hatte, und das Fehlen eines kaiserlichen Schreibens gegen die Angeklagten gaben Anlaß zu dem Verdachte, daß die Mehrzahl der Anklagen, ohne Wissen des kranken Kaisers, in Folge der bekannten Feindschaft Macro's gegen Arruntius, fälschlich geschmiedet seien.[129])

Kapitel 48.

Domitius nun, der sich vertheidigen zu wollen erklärte, und Marsus, der sich stellte, als wolle er sich durch Enthaltung von Nahrung den Tod geben, retteten ihr Leben durch solches Fristgewinnen. Arruntius, dem seine Freunde gleichfalls solches Temporisiren und Aufschieben anriethen, gab ihnen zur Antwort: „Eines schicke sich nicht für Alle! Er für seine Person habe lange genug gelebt und habe nur das Eine zu bereuen, daß er es über sich gewonnen habe, in seinen hohen Jahren ein kümmerliches Leben voll Kränkungen und Gefahren so lange zu ertragen, während dessen er lange Zeit für Sejan, jetzt für Macro, kurz immer für einen der Machthaber ein Gegenstand der Feindschaft gewesen sei: nicht weil er Strafbares begangen, sondern weil er Frevelthaten nicht habe ruhig mit ansehen können. Allerdings sei die Möglichkeit vorhanden durch die wenigen letzten Lebenstage des Kaisers ungefährdet sich durchzubringen; allein wie werde er dem jungen Menschen entrinnen können, dessen Herrschaft drohend bevorstehe? Oder glaube man etwa, daß während selbst ein Mann wie Tiberius, nach so großer Welt- und Lebenserfahrung

---

[129]) Wir lernen aus dieser Stelle den Geschäftsgang in denjenigen Hochverrathsprozessen kennen, wo die erste Untersuchung, nach geschehener Denunziation Seitens der Delatoren, nicht vor dem Senatsgerichte, sondern vor dem Kaiser geführt wurde. In diesen Fällen gingen also, wie wir sehen, die Protokolle (commentarii) der Voruntersuchung, bei der der Kaiser präsidirte, an den Senat nach Rom, und wurden meistens begleitet durch ein Schreiben des Kaisers, in welchem derselbe seine Ansichten über die Angeklagten aussprach, oder überhaupt Bemerkungen hinzufügte. Das Letztere war hier nicht geschehen, und, wie aus den Protokollen hervorging, hatte diesmal auch nicht der Kaiser, sondern Macro den Vorsitz geführt. Daher „der Verdacht" entstand, daß das Ganze eine Intrigue Macro's sei, von der der kranke Kaiser vielleicht gar nichts wisse. „Verdacht" also, nicht thatsächliche Gewißheit, liegt der hier gegen Macro gerichteten bittern Anschuldigung zum Grunde.

durch die Gewaltmacht der Herrscherschaft in seinem Wesen erschüttert und umgewandelt worden sei, ein Cajus Caesar, eben erst aus den Knabenjahren getreten, theils ohne alle und jede Kenntniß der Geschäfte und Verhältnisse, theils mit den schlechtesten Grundsätzen genährt, bessere Wege einschlagen werde unter Anleitung eines Macro, der als Sejan's Obermann in der Schlechtigkeit, zu dessen Sturze erlesen worden, den Staat durch noch zahlreichere Frevel zu Grunde gerichtet habe? Nein! Er sehe jetzt eine noch härtere Sklaverei voraus, und entziehe sich deßhalb mit einem Schlage dem Vergangenen wie dem Herandrohenden". Während er dies wie im Geiste eines Propheten sprach, öffnete er sich die Adern. Die folgenden Ereignisse werden beweisen, daß Arruntius wohl daran gethan, sich den Tod zu geben.[130])

---

[130]) Ueber Persönlichkeit und Tod des Arruntius muß ich etwas weitläufiger sein, da beide eine starke Instanz gegen Tacitus' Zuverlässigkeit bilden. Tacitus erwähnt dieses Mannes oft und immer mit Achtung (s. oben I, 8. 13. 76. 79. VI, 5. 7. 27. Histor. II, 65). Sein Vater, anfangs ein Anhänger der republikanischen Partei und der Mörder Caesar's, hatte später seinen Frieden mit den Triumvirn gemacht, und in der Entscheidungsschlacht von Aktium auf Seiten Octavian's als Befehlshaber des Centrums der Flotte den Sieg erfechten helfen (Drumann I, S. 431, S. 481). Er selbst war ein Mann, von dem Augustus in vertrauten Gesprächen mit Tiber geurtheilt hatte: er sei seiner Begabung wegen der Einzige, der möglicherweise dem Tiberius die erste Stellung streitig machen könne (s. oben I, 13). Trotzdem hatte Tiber ihn während der ganzen dreiundzwanzig Jahre seiner Regierung nicht nur unangefochten gelassen, sondern ihn auch mit hohen Würden und Aemtern betraut, obschon Tacitus an der so eben angeführten Stelle im Widerspruche mit dieser von ihm selbst bezeugten Thatsache berichtet: daß Tiber ihn aus dem Wege geräumt habe! (s. oben S. 43.) Sein Tod war ein freiwilliger. Er war hochbejahrt, stand hoch in den achtzig (Appian b. c. IV, 46), und mochte Tiber's nahes Ende nicht überleben, Caligula's Regiment nicht abwarten. Die Rede, welche Tacitus ihn vor seinem Tode halten läßt, ist zwar nur ein rhetorisches Schmuckstück, von Tacitus seinen Absichten gemäß komponirt; aber selbst aus ihr geht hervor, daß Arruntius von seinem Kaiser größer dachte als Tacitus, und daß er die Wandlung, welche die letzten Jahre in Tiber's Wesen hervorgebracht hatten, nicht seinem Charakter, sondern seiner Stellung und den Verhältnissen zuschrieb. Der Lebensüberdruß des hochbetagten Arruntius mochte gesteigert worden sein durch den Umstand, daß man sogar — wiewohl vergebens — versucht hatte, ihn in den Prozeß gegen Sejan's Verschwörung zu verwickeln — ein Versuch, der mit Verurtheilung und Bestrafung seiner Ankläger endete (s. oben VI, 7). Er stand bis jetzt in hohem Ansehen bei Tiberius (VI, 5), und die Anschuldigung: daß er einer der Buhler der Albucilla gewesen sei und unehrerbietige Reden gegen den Kaiser geführt habe, war bei einem Manne seines Alters und Charakters ebenso lächerlich, als es falsch ist, wenn Taci-

Albucilla, welche sich mit einem Fehlstoße verwundet hatte, ward auf Befehl des Senats in den Kerker gebracht.[131]) Im Betreff ihrer Unzuchtsgenossen ward verfügt: der gewesene Praetor Carsidius Sacerdos sollte auf eine Insel deportirt werden, Pontius Fregellanus seinen Senatorrang verlieren, Laelius Bassus dieselben Strafen erleiden. Die letztere Sentenz fällten die Senatoren mit freudiger Genugthuung, weil Balbus allgemein für einen Mann galt, der mit seiner leidenschaftlich wilden Beredtsamkeit stets bei der Hand war Unschuldige anzugreifen.

Kapitel 49.

In denselben Tagen geschah es, daß Sertus Papinius, der Sohn einer konsularischen Familie eine augenblickliche und entsetzliche Todesart erwählte, indem er sich köpflings von oben aus dem Fenster stürzte.[132]) Die Ursache davon war, wie verlautete, seine Mutter, welche früher von ihm abgewiesen, durch Schmeicheleien und Verführungskünste schließlich den jungen Menschen zu einem Verkehr gebracht haben sollte, aus dem er nur durch den Tod einen Ausweg finden mochte. In Folge dessen ward sie im Senate angeklagt; und obschon sie den Senatoren zu Füßen fiel, und von der allgemein menschlichen Trauerempfindung und dem solchem Unglück gegenüber in höherem Grade schwachen Frauenherzen und seinem Schmerze ein Langes und Breites kläglich und jammervoll redete, so wurde sie doch auf zehn Jahre aus der Hauptstadt verwiesen, bis ihr jüngerer Sohn über die gefährlichen Jugendjahre hinaus sein würde!

Kapitel 50.

Mehr und mehr verließen jetzt den Tiberius die körperlichen Kräfte, aber noch immer nicht seine Verstellung. Starr auf-

tus versucht, seinen freiwilligen Tod dem Tiberius in Rechnung zu setzen, der allem Anschein nach von der ganzen Sache gar nichts wußte. Auch sagt Dio Cassius ausdrücklich, daß Arruntius sich den Tod gab, „weil er in Cajus den schlechten Herrscher voraussah und vorher zu sterben wünschte, ehe er eine Probe davon erlebe". „Ich bin zu alt um eines neuen und noch dazu eines solchen Herrn Sclave zu werden!" rief er seinen Freunden zu. Dio Cass. 58, 27.

[131]) Sie starb im Gefängnisse. Dio Cass. 58, 27.

[132]) Wie oben IV. 22 der Prätor Silvanus seine Frau. Wir lernen hieraus, daß solche Art freiwilligen Todes für eine unfashionable gehalten wurde.

rechten Geistes wie sonst, energisch gespannt in Rede und Blick, zuweilen selbst mit erkünstelter Freundlichkeit, suchte er den trotz alledem offenbaren Verfall seiner Kraft zu verdecken.[133]) Unter häufigem Wechsel seines Aufenthalts, schlug er endlich am Vorgebirge von Misenum, in einer Villa, deren Besitzer einst Lucius Lucullus gewesen war, seine Residenz auf.[134]) Dort erhielt man die Gewißheit, daß es mit ihm zu Ende gehe, auf folgende Weise. In seiner Umgebung befand sich ein berühmter Arzt Namens Charikles, der zwar des kranken Kaisers Zustand nicht in regelmäßiger Kur zu behandeln, ihm aber doch gelegentlich seinen Rath zu ertheilen hatte. Als dieser sich unter dem Vorwande eigner Angelegenheiten von ihm verabschiedete und ihm dabei dem Ceremoniell der Ehrfurchtsbezeugung gemäß die Hand küßte, benutzte er die Gelegenheit, ihm unvermerkt den Puls zu fühlen. Allein dies entging dem Tiberius nicht. Möglicherweise dadurch beleidigt, und um so mehr seinen Unwillen zu verbergen suchend, hieß er zur Tafel anrichten, und blieb an derselben über Gewohnheit lange, scheinbar dem scheidenden Freunde zu Ehren. Charikles jedoch gab dem Macro die Versicherung: „seine Lebenskraft gehe zu Ende und er werde es nicht mehr über zwei Tage machen". Darauf hin wurde eilig alles Nöthige mit den beim Kaiser anwesenden Personen besprochen und Boten an die Befehlshaber der Heere abgesendet. Am sechzehnten März blieb ihm der Athem aus, und man glaubte daß sein Ableben erfolgt sei. Schon war der Prinz Cajus im Begriffe, unter dem Zuströmen der Glückwünschenden feierlich als Regent aufzutreten, als plötzlich gemeldet ward, daß sich Sprache und Sehkraft wieder bei Tiberius einstellten, und daß er nach Speise verlange, um sich von seiner Schwäche zu erholen. Der Schrecken war allgemein.

---

[133]) Tacitus macht hier dem alten Kaiser sogar ein Verhalten zum Vorwurfe, welches vielmehr ein Zeugniß von der gewaltigen Energie und Selbstbeherrschung des 78jährigen Herrschers ist, und das bei allen alternden tüchtigen Regenten alter und neuer Zeiten beobachtet werden kann.

[134]) Diese Villa lag gegenüber der Insel Nisita (der alten Nesis) auf einer Anhöhe, wo man noch heut ihre Ruinen zeigt, in herrlichster Lage mit prachtvoller Aussicht. Wie Phaedrus, ein jüngerer Zeitgenosse Tiber's andeutet, war es ein Lieblingsaufenthalt des alten Kaisers, von dessen dortigem Leben der genannte Dichter einen sehr artigen Zug erzählt (fab. II. 7, 7—25). Man sah von ihrer Höhe, wie er sagt.

„zugleich auf das Sicilische und das Tusker-Meer".

Später residirte dort Nero zum Oefteren.

Die meiſten zerſtreuten ſich hierhin und dorthin, jeder ſtellte ſich, als ob er über des Kaiſers Krankheit betrübt oder als ob er nicht wiſſe, was vorgefallen ſei. Der Prinz, in ſtarres Schweigen verſunken, ſah unmittelbar nach der Hoffnung auf den Thron ſeinen Untergang vor ſich. Macro aber, der unerſchrocken blieb, befahl, den Greis durch eine Unzahl über ihn geworfener Decken zu erſticken und ihn allein liegen zu laſſen.

So endete Tiberius im achtundſiebzigſten Jahre.[135])

Kapitel 51.

Sein Vater war Nero[136]), und er ſtammte von beiden Seiten aus dem Claudiſchen Geſchlechte, obſchon ſeine Mutter durch Adoption in die Liviſche und weiterhin in die Juliſche Familie übergegangen war. Seine Lebenslagen waren von Kindesbeinen an gefahrvoll und mißlich geweſen. Schon als Kind hatte er ſeinen geächteten Vater in's Exil begleitet. Als er in das Haus des Auguſtus als deſſen Stiefſohn eintrat, hatte er mit vielen Nebenbuhlern zu kämpfen, ſo lange Marcellus und Agrippa und weiterhin die Prinzen Gajus und Lucius lebten; ſelbſt ſein eigner Bruder Druſus war glücklicher in der Beliebtheit bei ſeinen Mitbürgern. In die gefährlichſte Lage jedoch gerieth er durch die Eheverbindung mit der Julia, wo er genöthigt war die Untreue ſeiner Frau zu toleriren oder ſich ihr zu entziehen.[137]) Nach ſeiner ſpätern Rückkehr von Rhodus waltete er in dem ausgeſtorbenen Hauſe des Kaiſers zwölf Jahre lang und dann als Regent des römiſchen Staates nahezu dreiundzwanzig Jahre hindurch. Auch ſein Charakter durchlief verſchiedene Perioden: eine vortreffliche in Lebensführung und Ruf, ſo lange als er ſich im Privatſtande oder in hohen Commandoſtellungen unter Auguſtus befand;[138]) eine Periode der Verſteckheit und Schlauheit in Erheuchelung von

---

[135]) Er war nach Sueton's genauen Angaben am 15. November des Jahres 42 vor Chr. geboren, ſtand alſo bei ſeinem Tode im 79ſten Jahre. (Suet. Tib. 5.) Uebrigens iſt die Erzählung, welche hier Tacitus von ſeinem Tode giebt, unrichtig. Tiberius ſtarb einſam, ohne Zeugen, aber nicht von Mörderhand, wie ein der Zeit bedeutend näher ſtehender Zeuge, der ältere Seneca, in ſeinen hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten berichtet hat. S. Tiberius S. 260—61.

[136]) S. Tiberius S. 2—3.

[137]) Das Letztere that er durch ſeine freiwillige Verbannung nach Rhodus.

[138]) alſo bis zu ſeinem 56ſten Jahre!

Tugenden, ſo lange Germanicus und Druſus am Leben waren;[139]) als eine Miſchung von Gutem und Böſem erſchien er ſo lange ſeine Mutter noch am Leben war;[140]) als rückſichtslos grauſam, doch mit Verhüllung ſeiner ſinnlichen Lüſte, ſo lange als Sejan noch Gegenſtand ſeiner Zuneigung oder ſeiner Furcht war.[141]) Zuletzt endlich ſtürzte er ſich offen in Frevelthaten und ſchändende Laſter, als er, nachdem er ſich vor nichts mehr zu ſchämen und zu fürchten hatte, ſich in der Lage befand, allein nur ſeinem wahren eignen Naturell zu folgen!

[139]) alſo bis zu ſeinem 65ſten Jahre!
[140]) alſo bis zu ſeinem 72ſten Jahre!
[141]) alſo bis zu ſeinem 74ſten Jahre!

Anhang.

Der Prozess gegen Cremutius Cordus.

Cremutius Cordus.

Ann. IV, 34—35.

Der Prozeß gegen den Historiker Cremutius Cordus, die Verurtheilung seines Geschichtswerks zur Vernichtung durch Feuer und die von Tacitus daran geknüpfte beredte Apostrophe gegen solche Verfolgung von Geisteswerken sind weltbekannt und leben in Aller Munde als ebensoviele schlagende Beweise der Tyrannei des Kaisers Tiberius. Ich habe bereits andern Orts[1]) die Darstellung des Tacitus einer kritischen Prüfung unterzogen und zu zeigen versucht, daß sie vor einer solchen nicht bestehen kann, und daß die aus jenem Prozesse gezogenen Folgerungen, soweit sie die Gerechtigkeit des richterlichen Spruches und den Charakter Tiber's betreffen, durchaus unrichtig und parteiisch gefärbt sind. Allein ich nehme den Fall hier wieder auf, um die Leser dieses Buches in Stand zu setzen, denselben ohne langes Nachschlagen der oben genannten sowie der mit mir übereinstimmenden Schriften anderer[2]) sich ihr Urtheil zu bilden.

Was zunächst die Verfolgung politisch anstößiger Schriftsteller und Schriften betrifft, so war dieselbe keineswegs, wie Tacitus zu verstehen geben möchte, die Erfindung Tiber's, sondern der gepriesene Litteraturbeschützer Augustus war darin bereits mit Vernichtung mißliebiger historischer und anderer Werke durch Feuer, mit Ungnade und harter Verfolgung ihrer Verfasser und strenger Ahndung satirischer Pasquille gründlich vorangegangen.[3]) Unter Tiber's Regierung ist der Fall des Cremutius der einzige, in welchem wir ein ernstes historisches Schriftwerk angeklagt und verurtheilt sehen.

---

[1]) S. Tiber S. 296–297. — Cleopatra S. 170.
[2]) Merivale V, p. 321 ff. — Sievers I, S. 42—43.
[3]) Tiber S. 286. Eggers: Examen des histor. d'Auguste p. 67—74.

Wie steht es nun um Beides, um Anklage und Verurtheilung?

Cremutius hatte eine Geschichte der Regierungszeit des Augustus von Caesar's Tode an geschrieben, die er jedoch erst unter Tiber herausgegeben haben kann.*) Zwar sagt Dio Cassius, daß Cremutius Cordus seine Geschichte dem Augustus vorgelesen habe; aber diese Angabe wird durch das Schweigen des Tacitus widerlegt, der den Cremutius in seiner Vertheidigungsrede dieses so höchst wichtigen Umstandes sicher hätte Erwähnung thun lassen. In diesem seinem Geschichtswerke hatte er die That des Brutus hochgepriesen und Cassius „den letzten Römer" genannt. Unzweifelhaft würde er dafür unter Augustus' Regiment ebensowohl wie unter Tiberius zur Verantwortung gezogen sein, und das mit vollem Rechte. Es konnte in einer Monarchie nicht geduldet werden, daß die Mörder des Begründers derselben, die Mörder des glorreichen Stifters der regierenden Dynastie, des zum Gotte erhobenen und vom Volke göttlich verehrten Caesar, öffentlich als Muster wahren Römerthums, als die letzten ächten Römer gefeiert wurden. Cremutius hatte mit der Veröffentlichung jenes seines Urtheils über das Verdienst der Verschwörer und Vatermörder ein politisches und religiöses Verbrechen begangen; und ich möchte den sehen, der da sich getraute zu behaupten: daß selbst in unsern Tagen eine ähnliche Aeußerung einem Schriftsteller ungestraft hingehen dürfte. Jeder Staatsanwalt in Preußen würde noch heute dem schlesischen Schriftsteller ein böses Spiel bereiten, der etwa in einer Geschichte Schlesiens drucken ließe: der verrätherische Baron Warkotsch, der bekanntlich den König Friedrich den Großen todt oder lebend seinen Feinden den Oestreichern in die Hände zu bringen beabsichtigte, sei „der letzte wahre Schlesier gewesen!"

In der That, die Kundgebung des Cremutius war ein offenbares Verbrechen gegen den Staat. Sie war wirklich, wie Sievers sagt, „ein offener Angriff auf die Verfassung, auf die ganze Imperatorenherrschaft und ein moralisches Todesurtheil über das gegenwärtige Rom und alle lebenden Römer". Sie war zugleich eine indirekte Aufforderung zum Morde des Staatsoberhaupts und als solche um so weniger gering zu achten, da sie von einem bedeutenden Manne ausging, der sehr wahrscheinlich zur Partei Agrippina's und

*) Dies folgere ich aus Sueton Octavian 35.

negatione iisdem aliquibus verbis utitur, quibus in hoc libro Aristoteles usus est. Idem quoque Theophrastus dat signum, hunc Aristotelis librum esse; in omnibus enim, de quibus ipse disputat post magistrum, leviter ea tangit, quae ab Aristotele dicta ante cognovit; alias vero diligentius res non ab Aristotele tractatas exequitur. Hic quoque idem fecit: nam quae Aristoteles hoc libro de enunciatione tractavit, leviter ab illo transcursa sunt; quae vero magister ejus tacuit, ipse subtiliori modo considerationis adjecit. Addit quoque hanc causam, quoniam Aristoteles quidem de syllogismis scribere animatus, numquam id recte facere potuisset, nisi quaedam de propositionibus adnotaret. Mihi quoque (schliesst er) videtur hoc subtiliter perpendentibus liquere, hunc librum ad Analyticos esse praeparatum. — Den Schluss des Prooemiums bilden Bemerkungen über den Nutzen der Abhandlung. Von weit geringerem Interesse sind die Einleitungen zu den andern Büchern. Im Eingange zum zweiten Buche legt er, wie wir schon oben bemerkten, seinen Plan dem ganzen Umfange nach vor und entschuldigt die ermüdende Weitläuftigkeit (fastidiosa longitudo) des Commentars [1]). Dem dritten Buche ist eine Rechtfertigung der in diesem Theile der Schrift von Aristoteles behandelten Materien vorausgeschickt [2]); dem vierten das Versprechen eines später zu verfassenden Auszugs [3]); dem fünften

1) Comment. maj. p. 318. vgl. p. 337. IV, p. 379.
2) Ebend. p. 337.
3) Ebend. p. 379. Hujus enim libri post has geminas

damit zu einer Partei gehörte[3]), von welcher sein Leben für bedroht zu halten der Kaiser vollkommen Grund hatte.[4]) Wenn also Sejan hier mit einer Anklage zugreifen ließ, so that er eben nur, was seine Pflicht war. Daß die Anklage von ihm, nicht von Tiber ausging, bezeugt Tacitus ausdrücklich, und ebenso ist es Thatsache, daß Sejan von Cremutius außerdem persönlich schwer gereizt war.[7])

Die Anklage wird im Senate vorgetragen. Cremutius war von vorn herein mit sich im Reinen über seinen freiwilligen Tod (relinquendae vitae certus). Er mußte sich sagen, daß die Anklage begründet, daß seine Aeußerung über Brutus und Cassius keine unverfängliche historische Kritik, sondern eine offenbare Anspornung zu Gewaltthat und Rebellion enthielt[5]), und daß wenig oder keine Hoffnung auf Freisprechung vorhanden war. Zu stolz, die Gnade des Kaisers oder die Fürsprache Sejan's in Anspruch zu nehmen[6]), zog er es vor, als ächter Stoiker, sich lieber die Genugthuung einer trotzigen Vertheidigungsrede zu gewähren, über deren herausfordernde Wirkung er sich nicht täuschen konnte. Aber er gehörte eben zu der abstrakten auf die realen Verhältnisse der Gegenwart und ihre Nothwendigkeiten keine Rücksicht nehmenden stoischen Opposition, deren unnützen und schädlichen Trotz Tacitus selbst als solchen anerkannt hat (Ann. XIV, 12, Histor. III, 81, Agricola 42. Vgl. Bernhardy Röm. Litt.-Gesch. S. 291).

Sehen wir uns diese Vertheidigungsrede, wie Tacitus sie ihn halten läßt, näher an, so finden wir, daß sie von Anfang bis zu Ende nichts ist als ein Musterstück schlechter Sophistik.

Er beginnt mit der Behauptung: „Worte seien es, die man anklage, nicht Thaten". Aber „Worte" wie die seinen, öffentlich in Schriften ausgesprochen, sind darum, weil sie bloß Worte sind, nicht minder strafbar. Er führt sodann Beispiele auf von Schriftstellern, „welche nicht ohne Achtung von Brutus und Cassius und manchen ihrer Anhänger gesprochen", und nennt Asinius Pollio und Messala. Aber keiner von diesen hatte, wie er, die Verschwörer und Mörder

[3]) So Merivale V, p. 321 ff.
[4]) S. Röm. Kaiserfrauen S. 313.
[7]) Seneca Cons. ad Marciam 22.
[5]) Merivale V, p. 322.
[6]) Si vivere vellet, Sejanus rogandus erat. Seneca, l. c. 22, 4.

als solche gepriesen, sondern nur ihrer sonstigen guten Eigenschaften anerkennend gedacht. Dergleichen war auch unter Tiberius möglich, wie sogar das Beispiel des Vellejus Paterculus beweist.[10]) Er beruft sich ferner darauf, „daß Livius, ohne bei Augustus anzustoßen, den Pompejus habe loben dürfen". Aber das durfte auch unter Tiberius ungehindert geschehen, wie wir aus der höchst ehrenvollen Charakteristik des Pompejus ersehen, welche derselbe zuvor genannte logale Anhänger und Bewunderer Tiber's seiner Geschichte einverleibt hat.[11]) Noch schiefer ist, wie jeder sieht, die Herbeiziehung des litterarischen Kampfes zwischen Cicero und Caesar über Cato; und den Gipfel solcher schielenden Vergleichung erreicht die Vertheidigungsrede bei Erwähnung der feindseligen Briefe und Pamphlete, welche Antonius gegen Octavian vor dem letzten Kriege gerichtet, und die dieser „sei es aus Mäßigung oder aus Staatsklugheit (sapientia) weislich unberücksichtigt gelassen habe!" „Denn" — also läßt Tacitus den Redner mit einer tönenden Sentenz fortfahren — „wenn man solche Angriffe verachtet, gehn sie allmälig spurlos vorüber, verfolgt man sie aber mit Leidenschaft, so sieht die Welt darin eine Anerkennung ihrer Wahrheit!" — Wie schönklingend aber auch wie schief und schielend ist bei näherer Betrachtung diese Phrase! wie ohne allen Bezug auf den vorliegenden Fall! Dort stand Triumvir gegen Triumvir, jeder an der Spitze seiner Legionen; wie also konnte da von einem großmüthigen oder klug schweigenden Hinnehmen eines litterarischen Angriffs die Rede sein, ganz abgesehen davon, daß dies letztere eine historische Unwahrheit ist? Cremutius Cordus aber, der gegen die bestehende Monarchie schrieb, indem er die Mörder Caesar's verherrlichte, war ein Unterthan und der, den er durch seine Schrift beleidigte, das rechtmäßige Oberhaupt des Staats und Reichs, der Kaiser, der seine Stellung von dem ermordeten Caesar herleitete. Und noch eine andre Schiefheit liegt in jenem Raisonnement. Denn Tacitus scheint nicht bemerkt zu haben, daß Cremutius Cordus mit demselben zugleich seine eigne Schreiberei als nicht der Rede werth und nur eines verachtenden Stillschweigens würdig bezeichnete! Wenn Tiberius eine solche Rede mit gerunzelter Stirn (truci vultu) anhörte, so hatte er dazu in der That gegründete Ursache.

[10]) Vell. Pat. II, 72.
[11]) Vell. Pat. II, 29.

Cremutius verließ nach dieser Vertheidigung die Curie und begab sich nach seinem Hause, wo er sich durch heimliche Enthaltung der Speise tödtete. Diese Todesart war langsam, und die Ankläger trugen darauf an, ihm diesen Ausweg nicht zu gestatten. Trotzdem hinderten Tiberius und der Senat ihn nicht an der Ausführung seines Vorhabens. Auch erfolgte keine weitere Verurtheilung, keine Confiskation des Vermögens; nur sein Geschichtswerk wurde wegen jener zwei inkriminirten Stellen (ob duas partes pulcherrimas sagt Seneca) verboten und die Exemplare desselben, deren man habhaft werden konnte, von den Aedilen öffentlich durch Feuer vernichtet. Alle übrigen Freimüthigkeiten des Buches waren also unbeanstandet geblieben. Wie bekannt blieb das Werk selbst erhalten, und durfte unter Caligula wieder veröffentlicht werden.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von G. Jansen in Berlin.

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

Bilder aus dem Alterthume. Von Adolf Stahr.
4 Bände. 1863—1867. Preis à Band 2 Thlr.
I. Tiberius. II. Cleopatra. III. Römische Kaiserfrauen.
IV. Agrippina, die Mutter Nero's.

G. E. Lessing. — Sein Leben und seine Werke. Von Adolf Stahr. Zwei Bände.
Volks-Ausgabe. Fünfte Auflage. 2 Thlr., geb. 2½ Thlr.
Octav-Ausgabe. Sechste Auflage. 4 Thlr., geb. 4½ Thlr.

Ein Stück Leben. Gedichte von Adolf Stahr. 1869.
Geh. 1½ Thlr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1¾ Thlr.

Goethe's Frauengestalten. Von Adolf Stahr. Dritte vermehrte Ausgabe. Mit einem Anhang. Minna Herzlieb. Goethe's „Ottilie", der Wahlverwandtschaften und dem Facsimile eines von Goethe an dieselbe gerichteten Gedichts. 2 Bände. 1870. 2 Thlr. Elegant geb. 2 Thlr. 12½ Sgr.

Ein Winter in Rom. Von Adolf Stahr und Fanny Lewald. 1869. 2⅔ Thlr.

Aristoteles und die Wirkung der Tragödie. Von Adolf Stahr.
1859. 15 Sgr.

Tacitus' Geschichte

der

Regierung der Kaiser Claudius und Nero.

(Annalen. Buch XI – XVI.)

Uebersetzt und erklärt

von

Adolf Stahr.

Berlin, 1870.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)

465 b

BIBLIOTHECA
REGIA

Tacitus Annalen.

Elftes Buch.

(Jahr Rom's 800—801, nach Chr. 47—48).

Kapitel 1.

. . . . . Sie[1]) glaubte nämlich der zweimal Konsul gewesene Valerius Asiatikus sei einst der Buhler jener Frau[2]) gewesen, und zu gleicher Zeit trug sie großes Verlangen nach den von Lucullus angelegten Parkgärten, welche der genannte mit außerordentlichen Kosten fort und fort verschönerte. So hetzte sie denn den Suillius zur Anklage gegen beide. Zur Unterstützung ward Sosibius, der Erzieher des Britannikus, herangezogen, um unter dem Anscheine bester Absicht dem Claudius vorzustellen: „er möge auf seiner Huth sein vor einer Kraft und einem Reichthume, die den Monarchen feindlich gegenüber ständen. Asiatikus sei eingestandenermaßen der Haupturheber der Ermordung des Kaiser Cajus gewesen, habe der Versammlung des römischen Volks Trotz geboten, und rühme sich noch obenein selbst solcher That.[3]) Seitdem sei er in der Hauptstadt ein gefeierter Mann, sein Ruf in den Provinzen verbreitet, er bereite sich vor zu den Germanischen Heeren zu reisen, dieweil er, als geborener Vienner[4]) und von mächtigen Verwandschafts-

[1]) Messalina, des Kaiser Claudius Gemalin.

[2]) Der Poppaea Sabina, Mutter der späteren berüchtigten Gemalin Nero's. Sie war mit einem Scipio verheiratet. — Der weiterhin als Ankläger genannte Suillius war ein unter Tiberius' strenggerechter Regierung wegen schändlicher Streiche bestrafter und damals von der römischen Gesellschaft deswegen sehr bemitleideter Schuft. S. Annal. IV. 31.

[3]) Nach Joseph Ant. R. XIX. 1, 20. rief er der Volksversammlung zu, welche nach Caligula's Tode stürmisch die Namen der Mörder zu wissen verlangte: „Ich wollte ich wäre es gewesen!" Vgl. Dio Cass. 59, 30.

[4]) Vienna, jetzt Vienne, Arrondissementshauptstadt im französischen Isere-Departement, zwischen Lyon und Marseille. Die Familie des Valerius, welcher römisches

in wenigen Zeilen eine Selbstermunterung „audacius atque animosius“ fortzufahren [1]), die zu Anfange des sechsten einem Ergusse freudigem Gefühls weicht, wie es nach einer langen angestrengten Arbeit so natürlich ist, ein Gefühl, dem selbst der fleissige Altvater Gesner Luft zu machen sich nicht schämte, als er nach zehn Jahren sauerer Arbeit den letzten Bogen seines Thesaurus nach Leipzig schickte.

Die grössere Gelehrsamkeit, welche in diesen Commentarien aufgewendet worden ist, tritt in den verschiedensten Beziehungen hervor; namentlich in der grössern kritischen Sorgfalt, die selbst die Erörterung abweichender Lesarten nicht verschmäht [2]); in gelehrterer Auswahl der erklärenden Beispiele [3]); in synonymischen Andeutungen aus dem Gebiet der lateinischen Sprache [4]), wobei indess einiges dunkel ist [5]); in Notizen aus dem Bereich der beobachtenden Naturwissenschaft [6]); in gelehrterem Anmerken der durch Aristoteles geschehe-

---

commentationes quoddam breviarium faciemus, ita ut in quibusdam et fere in omnibus Aristotelis ipsius verbis utamur, tantum quod ille brevitate dixit obscure, nos aliquibus additis dulciorem seriem adjectione faciamus, ut quasi inter textus brevitatem commentationisque diffusionem, medius ingrediatur stylus, diffuse dicta colligens et angustissime scripta diffundens; atque haec posterius. —

1) Ebend. p. 412.
2) duplex lectio nach Alexander I, p. 302.
3) Theophrastus = Tirtamus, Platon = Aristoteles p. 300.
4) Gladius — ensis — mucro I, p. 309.
5) lapis hereceddyn (?) homo scindapsus (?) I, p. 310.
6) I, p. 311. nach Porphyrius.

verbindungen getragen, es in der Hand habe, die Völkerschaften seiner Heimath aufzuwiegeln." Claudius, ohne weitere Erkundigungen einzuziehen, entsandte auf der Stelle den Oberbefehlshaber der Garde, Crispinus, als gälte es einen Krieg zu bewältigen, in Eilmärschen mit Kriegsvolk. Dieser fand den Valerius in Bajae, woselbst er in Fesseln eiligst nach Rom geschleppt wurde.

Kapitel 2.

Hier wurde nicht gestattet seine Sache vor dem Senate[5]) zu verhandeln. Im kaiserlichen Kabinette wird er verhört, in Gegenwart Messalina's und des Suillius, der ihn der Verführung der Soldaten, welche er durch Geld und Unzucht zu jeder Freveltat gewonnen, demnächst des Ehebruchs mit Poppaea, und schließlich der weibischen Preisgebung des eignen Körpers beschuldigte. Das war für den Angeklagten zu viel; und sein Schweigen gewaltsam brechend stieß er die Worte aus: „Frage deine Söhne, Suillius, sie werden bekennen, daß ich ein Mann sei!"[6]) Hierauf ging er weiter auf seine Vertheidigung ein, mit der er auf Claudius einen ungewöhnlich starken Eindruck machte, ja selbst der Messalina Thränen entlockte. Während sie um dieselben abzuwischen das Zimmer verläßt, giebt sie dem Vitellius[7]) einen Wink: daß er den Angeklagten ja nicht durchschlüpfen lassen solle. Sie selbst eilt die Poppaea zu verderben, indem sie heimlich Personen anstiftet, welche dieselbe durch die drohende Vorspiegelung der Kerkerhaft zu freiwilligem

Bürgerrecht und Namen aus Jul. Caesars Zeit stammte, gehörte zu den angesehensten gallischen Häuptlingsgeschlechtern.

[5]) Der Senat war sein zuständiger Richter.

[6]) Ein wahrhaft gräßlicher Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit, in welcher nicht das Laster der Päderastie selbst als schändend erschien, sondern nur derjenige, der dabei die weibliche Rolle spielte. Selbst Tacitus theilte, wie wir sehen, diese Ansicht; denn er führt die freche Antwort, welche der Angeklagte, der Fama zufolge, seinem Ankläger gab, offenbar als eine schneidend geistreiche energische Abfertigung an, ohne durch ein Wort anzudeuten, daß er dieselbe mißbillige. Uebrigens nennt Seneca, der den Asiatikus persönlich kannte, denselben einen hochfahrenden heftigen Mann, der keine Beleidigung ungeahndet zu ertragen vermochte (Seneca de const. 19.), wie das der Kaiser Caligula, sein Gönner, auf seine Kosten erfuhr. Der Kaiser Claudius nennt ihn dagegen in seiner bekannten zu Lyon auf einer Bronzetafel entdeckten Rede ein Scheusal, einen Mörder und Räuber.

[7]) Ueber diesen Vitellius s. Ann. VI., 32 und dort meine Anmerkung, desgleichen Merivale VI, p. 155—157.

Tode treiben mußten. Der Kaiser wußte so wenig darum, daß er wenige Tage später, ihren bei ihm zur Tafel anwesenden Gatten Scipio befragte: warum er ohne seine Frau zu Tische gekommen sei? worauf jener erwiederte, „sie sei mit Tode abgegangen."

Kapitel 3.

Doch zurück zum Asiatikus. Als der Kaiser über dessen Freisprechung Berathung pflog, sprach ihm Vitellius zunächst unter Thränen von seiner langjährigen Freundschaft mit denselben, und wie sie beide der Mutter des Kaisers Antonia mit gleichem Eifer ihren Dienst geweiht hätten, erwähnte sodann in rascher Uebersicht die Dienste welche Asiatikus dem Staate geleistet, seinen noch in frischem Andenken stehenden Feldzug gegen Britannien und was sonst noch Mitleid für ihn zu wecken geeignet schien und erklärte sich schließlich dafür, ihm — freie Wahl des Todes zu verstatten! Und wirklich schloß Claudius sich seinem Vorschlage wörtlich für diese Art der Gnade an! Als darauf mehrere die Wahl des allmäligen Hungertodes empfahlen, erwiederte Asiatikus: „er schenke (dem Kaiser) diese Wohlthat." Und so machte er seine gewohnheitsmäßigen Leibesübungen, nahm sein Bad, setzte sich heiter zur Tafel, wo er sich dahin aussprach, daß es ehrenvoller für ihn gewesen sein würde durch die Arglist Tiber's oder durch die Wildheit Caligula's den Untergang gefunden zu haben, als jetzt durch eines Weibes Ränke und durch das geschändete Maul eines Vitellius zu Falle zu kommen, und ließ sich dann die Adern öffnen, doch nicht ohne vorher sich seinen Scheiterhaufen angesehn und den Befehl gegeben zu haben, denselben an eine andere Stelle zu verlegen, damit nicht das Schattendach der Bäume durch den Feuerqualm Schaden leide. So groß war des Mannes Seelenruhe in seinen letzten Augenblicken!*)

*) Die ganze Erzählung von dem Untergange des Asiatikus hat die offenbare Tendenz, ein Beispiel zu geben von der an Kretinismus streifenden Geistesschwäche des Kaisers Claudius, wie dies aus den ironischen Worten des Textes: „und wirklich — Gnade an!" klar hervorgeht. Aber der Kaiser war kein Blödsinniger. Tacitus verschweigt, wie so oft, Hauptsachen in der Darstellung des Prozesses. Er sagt nicht, ob, und in wie weit die Anklage auf sog. verrätherische Absichten bei einem Manne begründet war, der thatsächlich nach der Ermordung Caligula's an der er Theil genommen (Seneca de constantia 18), daran gedacht hatte, sich an dessen Stelle zu setzen (Merivale VI. 102). Er verschweigt endlich, daß das Gericht ihn schuldig befunden hatte, und daß Claudius, der ihn gerne begnadigt hätte, von Vitellius getäuscht wurde, da dieser ihm meldete: „Asiatikus habe gebeten ihm freie Wahl der Todesart

Kapitel 4.

Hierauf wurde der Senat berufen, und Suillius setzte seine Anklage fort, indem er zwei erlauchte römische Ritter mit dem Beinamen Petra in dieselbe hineinzog. Der wirkliche Grund, der ihnen den Hals kostete, war der Umstand, daß sie ihr Haus zu den Rendezvous von Mnester und Poppaea hergegeben haben sollten.[9]) Vor der Welt aber bestand die Anschuldigung gegen den einen in einem Traumbilde, in welchem er den Claudius mit einer Aehrenkrone um das Haupt, deren Aehren nach hinterwärts gebogen gewesen, gesehn und dieses Traumbild als eine Korntheuerung gedeutet haben sollte. Einige Schriftsteller erzählen, der im Traume gesehene Kranz sei ein Weinlaubkranz mit falben Blättern und seine Auslegung die gewesen: daß durch die Neigung des Herbstes der Tod des Kaisers angedeutet werde. Das steht jedenfalls fest, daß irgend ein Traum dem Angeklagten und seinem Bruder den Untergang gebracht hat.[10])

Dem Crispinus wurden anderthalb Millionen Sesterzen und die Insignien der Praetur zuerkannt. Ein Zusatzantrag des Vitellius bewilligte dem Sosibius eine Million für seine Verdienste als Erzieher des Britannikus und als Rathgeber des Claudius. Auch Scipio wurde aufgerufen seine Meinung abzugeben, was er mit der Wendung that: „Da ich über Poppaea's Vergehungen ebenso denke wie Alle, so nehme an ich sage ebendasselbe, was Alle!" — ein feiner Vermittelungsweg zwischen seiner Liebe als Gatte und seiner Pflicht als Senator.

---

im Wege der Gnade zu gewähren." In dieser Bitte sah (wie Dio Cass. ausdrücklich berichtet 60, 29) der Kaiser ein Eingeständniß der Schuld von Seiten des Angeklagten, und bestätigte jetzt das Todesurtheil, indem er die erbetene Gnade gewährte. Man sieht also: Tacitus hat den Vorgang durchaus tendenziös gefärbt. Asiatikus tödtete sich in seinem obenerwähnten Prachtparke, den ehemaligen Garten des Lucullus, und die Sorge für dessen herrliche, mehr als hundertjährige Bäume und ihre prachtvollen schattigen Laubkronen, die seinem Sohne und Erben ungeschädigt zu hinterlassen er noch in seiner Todesstunde Maßregeln traf, drückt so recht den Charakter des römischen Patriciers aus. Lucull's Gärten bedeckten einen großen Theil des heutigen Monte Pincio. Der Sohn des Asiatikus spielte in den letzten Tagen Nero's, den er stürzen half, und unter Vitellius noch eine bedeutende politische Rolle.

[9]) Der Pantomime Mnester, ein schöner stattlicher Mann, war oder galt als einer der begünstigten Buhler der Kaiserin Messalina. S. meine „Agrippina die Mutter Nero's" S. 67—68.

[10]) Ueber die politische Gefährlichkeit solcher Träume und Traumdeutungen s. meine Anmerk. zu den früheren Büchern der Annalen an mehreren Stellen.

Kapitel 5.

Seitdem setzte Suillius sein Anklägergeschäft unbarmherzig fort und es fanden sich viele Nacheiferer seiner Frechheit. Denn der Umstand, daß der Kaiser alle Befugnisse der Gesetze und der Staatsbeamten in seinen Machtkreis zog, hatte der Gelegenheit sich zu bereichern [11]) Thor und Thüre geöffnet. In der That war keine Art von Staatswaare so verkäuflich als die Perfidie der Advokaten, die so weit ging, daß Sanicus, ein erlauchter römischer Ritter, der dem Suillius vierhunderttausend Sesterzen gezahlt hatte, als er dessen falsches Spiel erfuhr, sich im Hause desselben das Schwert in's Herz stieß. [12]) So erhob sich denn schließlich, unter Vorgang des designirten Konsuls Cajus Silius, über dessen hohen Einfluß und Untergang ich seiner Zeit berichten werde, [13]) der Senat, um die Inkraftsetzung des Cincischen Gesetzes zu fordern, welches schon von altersher verbietet, von den prozessirenden Parteien Geld oder Geschenke zu nehmen. [14])

Kapitel 6.

Als darauf diejenigen großes Geschrei gegen den Antrag erhoben, auf die derselbe gemünzt war, ging Silius der mit Suillius auf gespanntem Fuße stand, stark in's Zeug, indem er die alten Junier als Musterbeispiele anführte, welche den Ruhm bei Mit- und Nachwelt als Lohn ihrer Beredtsamkeit geachtet hätten. „Diese sonst so schöne und im Range erste unter den edlen Beschäftigungen werde durch gemeine Dienstleistung entweiht. Nicht einmal die gewöhnliche Redlichkeit bleibe unangetastet, wo die Größe des Gewinnes in Anschlag komme. Und, wenn die Prozesse Niemandem Lohn abwürfen, so würden deren weniger werden; jetzt ziehe man Feindschaften, Anklagen, Haß und Beleidigungen

[11]) als Ankläger durch die bei der Verurtheilung der Angeklagten für sie entfallenden Belohnungen, von denen wir im vorhergehenden Kapitel Beispiele sahen.

[12]) Suillius hatte das Geld genommen, und trotz dessen heimlich die Sache der Gegner seines Clienten begünstigt. Dafür rächte sich der letztere durch Vollziehung des Selbstmordes im Hause seines perfiden Advokaten, wodurch er nach dem Glauben der Zeit den Zorn der Götter auf das Haus herabzog. Drumann VI. 375.

[13]) S. unten Kap. 12 und Kap. 26 ff.

[14]) Das Gesetz stammte aus dem Jahre 204 vor Chr., ward aber schon in der republikanischen Zeit vielfach außer Acht gelassen, wie denn selbst Cicero und Hortensius für ihre advokatischen Bemühungen wenn nicht direkt so doch indirekt, durch Geschenke und sonstige Leistungen sich bezahlen ließen. S. Drumann VI. S. 382.

groß, so daß man sagen könne: wie die Massenhaftigkeit der Krankheiten Honorare für die Aerzte, so bringe die Prozeßpest Geld den Advokaten. Man solle gedenken an einen Asinius, einen Messala und unter den neueren an einen Arruntius und Aeserninus,[15]) Männer, welche die höchsten Stellungen erreicht hätten durch die Unbescholtenheit ihres Lebens und ihrer Beredtsamkeit." Diese Auslassungen, von Seiten des designirten Konsuls, von mehreren andern mit Zustimmung aufgenommen, waren nahe daran, die Stellung eines Antrags zu bewirken: daß die, welche jenen Gesetzen zuwider handelten, dem Gesetze wegen Schadenersatz verfallen sein sollten, als Suillius, Cossutianus und ihre sonstigen Genossen, welche sahen, daß dies nicht auf ein Untersuchungsverfahren gegen sie — denn ihre Schuld war notorisch — sondern auf ihre Bestrafung hinauslaufe, sich mit der Bitte an den Kaiser herandrängten, das bisher Verhandelte nicht zu bestätigen.

Kapitel 7.

Als derselbe ihnen dies gewährt hatte, begannen sie ihrerseits ihren Vortrag. „Wer sei der Mann von solchem übermüthigen Dünkel, daß er die Ewigkeit des Ruhmes im Voraus zu hoffen wage? Für die reale Nothdurft der Gegenwart suche der Advokat sich die Mittel zu verschaffen, damit keiner wegen Mangel an Rechtsbeiständen von den Mächtigen unter die Füße getreten werde.

Und doch gelange Niemand umsonst zur Beredtsamkeit; man müsse seine Privatgeschäfte liegen lassen, sobald man sich mit Eifer fremden Interessen widmen wolle. Viele gewinnen durch Dienst im Heere, manche durch Ackerbaubetrieb ihren Lebensunterhalt:[16]) von keinem Menschen fordere man irgend eine Leistung, wovon derselbe sich nicht zuvor einen Ertrag gesichert habe. Ein Asinius und Messala, welche mit den reichen Erträgen der Kriege zwischen Antonius und Augustus ihre Säckel vollgefüllt, oder die Erben reicher Hauser die Aeserninus und Arruntius hätten es leicht gehabt, die Großmüthigen zu machen. Dagegen lagen die Beispiele vor, welche große Summen sich Publius

[15]) Die beiden ersteren waren berühmte Redner der letzten Jahrzehnte der Republik und unter Augustus. Die beiden andern unter Tiber.

[16]) Die hier genannten Erwerbsquellen Kriegsdienst und Ackerbau waren die einzigen, die einem Mitgliede des Senats offen standen. Die Advokatur aber ward fast ausschließlich von Senatoren geübt.

Clodius oder Cajus Curio für ihre öffentlichen Reden gewohnheitsmäßig hatten zahlen lassen. Sie ihres Theils, Senatoren von mäßigen Vermögensumständen und in einem ruhigen Staate lebend, beanspruchten eben nur solche Vortheile, wie sie der Frieden gewähre. Der Kaiser solle an den Plebejerstand denken, der durch friedliche Berufe [17]) die Möglichkeit erhalte sich hervorzuthun. Nehme man solcher geistigen Thätigkeit den Lohn, so würde auch diese Thätigkeit selbst zu Grunde gehen." Wenn sich der Kaiser auch nicht verhehlen konnte, daß diese Gesichtspunkte nicht eben sehr edler Natur seien, so hielt er doch dafür, daß das Gesagte nicht ganz grundlos sei und so setzte er für das Annehmen von Honoraren ein Maaß fest bis zu zehntausend Sesterzien. Wer das überschreite, sollte dem Gesetze über Schadenersatz verfallen sein.

Kapitel 8.

Um dieselbe Zeit kehrte Mithridates, von dem ich berichtet habe, daß er Beherrscher der Armenier gewesen und . . auf Befehl des Kaisers Caligula in Ketten gelegt worden, auf Claudius' Antrieb in sein Königreich zurück, indem er auf Pharasmanes' Unterstützung baute. [18]) Dieser, König der Hiberer und zugleich Mithridat's Bruder, hatte ihm sagen lassen: Die Parther seien uneins unter sich, und bei den dortigen Thronschwankungen habe man keine Zeit und Sorge übrig für untergeordnete Dinge. Die Sache war diese: Gotarzes hatte unter vielen andern Grausamkeiten auch seinem Bruder Artabanus und dessen Gemahlin und Sohne nach dem Leben getrachtet. Daher erfaßte Furcht die andern Großen und sie riefen den Vardanes in's Land. Dieser, ein kühner thatkräftiger Mann, überzieht in zwei Tagen und zwei Nächten dreitausend Stadien [19]) weit das Land und jagt den nichtsahnend aufgeschreckten Gotarzes aus seiner Residenz. Ohne langes Besinnen überfällt und nimmt er sodann die nächsten Provinzen, nur die Seleucenser weigern sich ihn als Herrscher anzuerkennen. Da er nun auf diese, als auf Rebellen auch gegen seinen Vater, einen stärkeren Zorn hatte, als für das Gelingen seines gegenwärtigen Unternehmens gut war, so läßt er sich auf die Belagerung der

[17]) Studium der Beredsamkeit und der Rechts- und Gesetzkunde.

[18]) Die kleine hier im Texte befindliche Lücke enthielt wahrscheinlich den Zusatz: „nach Rom vorgefordert." Der Bericht, auf den sich Tacitus hier bezieht, stand in den verlornen Büchern der Annalen von Buch VII—XI. — Pharasmanes war Bruder des Mithridates. S. oben VI. 32.

[19]) Fünfundsiebzig Meilen.

starken Stadt ein, die durch das schützende Bollwerk des Stromes[20]), durch ihre Mauern und Vorräthe an Lebensmitteln Trotz zu bieten vermochte. Währenddem verstärkt sich Gotarzes durch die Streitkräfte der Daher und Hyrkaner und erneuert den Krieg. Vardanes, gezwungen die Belagerung von Seleucia aufzugeben, verlegte sein Lager nach den Bactrianischen Blachfeldern.

Kapitel 9.

Das war der Zeitpunkt, wo die Spaltung der Parthischen Macht und die Ungewißheit, wem sie zufallen werde, dem Mithridates eine Chance bot Armenien zu erobern, indem er mit seinem römischen Kriegsvolke die steilgelegenen Gebirgsvesten stürmte und zerstörte, während das Hiberische Reiterheer die Ebenen überzog. Denn die Armenier leisteten keinen Widerstand mehr, nachdem der Statthalter Demonax, der ein Treffen gewagt hatte, in die Flucht geschlagen worden war. Einigen Aufenthalt verursachte der König von Klein-Armenien, Cotys, zu dem sich einige Häuptlinge hingewendet hatten. Allein ein Schreiben des Kaisers wies ihn bald zur Ruhe, und so fiel das ganze Reich an Mithridates, der jedoch leidenschaftlicher verfuhr, als es sich mit dem Interesse seiner neuen Königsherrschaft vertrug.

Die beiden Parthischen Kriegsherren aber,[21]) die im Begriffe standen sich auf dem Schlachtfelde zu bekämpfen, schlossen plötzlich einen Bundesvertrag miteinander, als sie von verrätherischen Absichten ihrer Leute Kunde erhielten, welche Gotarzes dem Vardanes offenbarte. Sie hielten nach einigem anfänglichen Zögern eine Zusammenkunft, reichten sich dann die Hände und verbanden sich bei den Altären der Götter, sich an ihren hinterlistigen Feinden zu rächen, und ihrerseits sich zu vergleichen. In Folge dessen kam man überein, daß Vardanes, als der geeignetere, König (von Parthien) bleiben sollte. Gotarzes dagegen, um keinerlei Eifersucht aufkommen zu lassen, begab sich in das Innere von Hyrkanien. Vardanes tritt den Rückmarsch nach Seleucia an, das sich ihm übergiebt, im siebenten Jahre nach dem Abfalle[22]) — keine kleine Schande für die Parther, welche eine einzige Stadt so lange hingehalten hatte.

---

[20]) Seleucia lag am Tigris.

[21]) Gotarzes und Vardanes, von Tacitus hier „Imperatoren" genannt.

[22]) S. oben Annalen VI. 42.

Kapitel 10.

Hierauf inspizirte er die bedeutendsten Reichsprovinzen, ja er hatte große Luſt Armenien wieder zu gewinnen, wenn ihn nicht Vibius Marſus, der Legat von Syrien, durch Kriegsandrohung in ſeine Schranken verwieſen hätte.

Dazu kam noch, daß inzwiſchen Gotarzes, den ſeine Thronentſagung gereute und den der Adel, der in Friedenszeiten das Joch härter empfindet, ins Land rief, ein Heer ſammelte. Auch von der andern Seite zog man ihm zum Kampfe entgegen an den Fluß Erindes, bei deſſen Ueberſchreitung es zu vielfachen Kämpfen kam, wobei ſchließlich Vardanes entſcheidend ſiegte und in glücklichen Gefechten die Völkerſchaften bis zum Fluſſe Sindes unterwarf, der das Gebiet der Daher und Arier ſcheidet. Hier ward ſeinen glücklichen Erfolgen ein Ziel geſetzt; denn die Parther, obſchon ſiegreich, wollten von langer Kriegführung nichts wiſſen. Er ließ daher ein Denkmal aufrichten, auf welchem er von ſeiner Macht Kunde gab, und daß kein Arſazide vor ihm Tribute von den Völkerſchaften jener Gegend gewonnen habe, und trat dann den Rückmarſch an, von Ruhm geſchwellt und eben deßhalb nur um ſo übermüthiger und für ſeine Unterthanen unerträglicher. Dieſe überfielen denn auch in Folge eines bereits längere Zeit vorher geſchmiedeten Anſchlages den nichts ahnenden Fürſten und ermordeten ihn während einer hitzig betriebenen Jagd. Er ſtand noch im jugendlichen Mannesalter, würde aber an Berühmtheit nur wenige der älteſten Könige neben ſich gehabt haben, wenn er es ſich ebenſo hätte angelegen ſein laſſen, die Liebe ſeiner Volksgenoſſen, als die Furcht ſeiner Feinde zu verdienen. Durch Vardanes' Ermordung entſtand neue Verwirrung im Partherlande, im Streite darüber, wen man zum Könige nehmen ſollte. Viele neigten ſich dem Gotarzes zu, einige dem Meherdates, einem Nachkommen des Phraates, der ſich bei uns als Geißel befand. Später bekam Gotarzes das Uebergewicht; nachdem er jedoch den Thron beſtiegen, brachte er durch Grauſamkeit und Ausſchreitungen die Parther dahin, daß ſie heimlich Bittgeſuche an den Kaiſer Rom's ſendeten, ihnen die Einſetzung des Meherdates auf den väterlichen Thron zu geſtatten.

Kapitel 11.

In demſelben Konſulatsjahre ſah Rom die Säculariſtiſpiele achthundert Jahre nach ſeiner Erbauung, vierundſechszig nach ihrer Feier durch Auguſtus. Auf die chronologiſche Berechnung, welche der eine und

der andere Kaiser zu Grunde legten, lasse ich mich hier nicht weiter ein, da ich mich darüber hinlänglich ausgesprochen habe in den Büchern, in welchen ich die Regierung des Kaiser Domitian geschildert habe.[23]) Auch dieser nämlich hat ein Säkularfest gefeiert, und habe ich an demselben um so aufmerksamer Theil genommen, da ich Mitglied des Priesterkollegiums der Funfzehner und damals Praetor war. Daß ich dessen erwähne geschieht nicht aus Prahlerei, sondern weil das Funfzehnerkollegium von Alters her mit der Sorge für diese Festfeier betraut gewesen ist, und weil damals die hohen Staatsbeamten vorzugsweise die religiösen Feierlichkeiten verrichteten.[24])

Als Claudius den (bei diesem Feste stattfindenden) Circensischen Spielen beiwohnte, und die adlige Jugend zu Roß das Trojaspiel aufführte, an welchem Britannikus, des Kaisers leiblicher Sohn, und der später durch Adoption zur Thronfolge und zur Führung des Beinamens Nero berufene Lucius Domitius sich betheiligten, wurde der lebhaftere Beifallszuruf, mit dem das Volk den Domitius begrüßte, als eine Art Vorbedeutung aufgenommen.[25]) Zugleich ward im Publikum verbreitet: an seiner Wiege hätten Schlangen schützend Wache gehalten; — eine fabelhafte, fremdländischen Sagen nachgebildete Wundergeschichte. Denn er selbst, der sich in solchen Dingen nicht zu wenig anthat, pflegte doch nur überhaupt von einer Schlange zu erzählen, die sich in seinem Schlafzimmer gezeigt habe.

Kapitel 12.

Indessen war wirklich noch ein bedeutender Rest von Zuneigung des Volks für ihn vorhanden, der aus der Erinnerung an Germanikus stammte, dessen letzter mannlicher Sprosse er war; und was seine Mutter Agrippina betraf, so ward die Theilnahme für sie gesteigert in Folge der grimmen Feindschaft Messalina's, welche stets ihr feindgesinnt und in diesem Augenblicke mehr als je leidenschaftlich aufgeregt,[26]) nur

[23]) Es sind die verlorenen letzten Bücher der Historien gemeint.

[24]) Ueber diese Stelle s. meine Einleitung zu „Tacitus Geschichte der Regierung des Kaisers Tiberius" S. 14. Tacitus gehörte zu den Bevorzugten Domitian's.

[25]) Vergl. meine „Agrippina die Mutter Neros" S. 57—58. Agrippina war bei allen diesen Dingen thätig.

[26]) Durch die im vorigen Kapitel berichtete Zurücksetzung ihres Sohnes Britannikus von Seiten des Volks, welche Agrippina durch ihre geheimen Machinationen bewirkt hatte. S. Anmerk. 25.

durch den Umstand abgehalten wurde mit Anstiftung von Anschuldigungen und Anklagen gegen sie vorzugehen, daß sie selbst durch eine neue an Wahnsinn grenzende Liebesleidenschaft in Anspruch genommen war. Sie hatte nämlich für Cajus Silius, den schönsten jungen Mann Rom's, eine so glühende Liebe gefaßt, daß sie die Junia Silana, eine Frau aus edlem Hause, aus seinem Ehebette verdrängte, und den Buhlen allein für sich in Beschlag nahm.

Freilich verbarg Silius sich nicht das Verbrecherische oder Gefährliche eines solchen Verhältnisses. Allein da sein Untergang, wenn er Nein sagte, gewiß, und da einige Hoffnung vorhanden war, daß die Sache nicht herauskomme, zugleich auch die Vortheile groß waren, beruhigte er sich damit, das Kommende abzuwarten und das Gegenwärtige zu genießen. Messalina ihrerseits besuchte nicht etwa verstohlenerweise sondern mit großem Gefolge sein Haus, zeigte sich bei Ausgängen an seiner Seite, überhäufte ihn mit Geschenken und Ehrenstellen. Zuletzt kam es so weit, daß, als wäre die Stellung (des Kaisers) schon auf ihn übergegangen, die Dienerschaft, die Freigelassenen, der Haushalt des Kaisers für gewöhnlich in dem Hause ihres Liebhabers zu sehen waren.

Kapitel 13.

Claudius seinerseits, über seine eigene ehelichen Zustände in Unwissenheit und mit der Ausübung des Censoramts beschäftigt, erließ strenge schaltende Edikte gegen die Ausschreitungen des Publikums im Theater, weil dasselbe gegen den Konsularen Publius Pomponius,[27]) — er ließ damals seine Dichtungen auf der Bühne aufführen — und gegen Frauen aus erlauchten Familien rohe Schimpfreden ausgestoßen hatte. Er steuerte dann dem unmenschlichen Treiben der Gelddarleiher durch ein Gesetz, welches verbot Haussöhnen[28]) auf den Tod der Väter hin Geld zu borgen. Desgleichen leitete er die Quellgewässer von den Simbruinischen Berghöhen in die Hauptstadt.[29]) Auch neue Schriftzeichen

[27]) Ueber diesen Pomponius s. die Anmerk. zu Ann. V, 8, S. 375 meiner Uebers.

[28]) Haussöhne, filii familiae, ein Ausdruck der noch heute in dem Französischen fils de famille erhalten ist, bezeichnet die Söhne vornehmer römischer Familien, die noch in der Gewalt des Vaters standen und demnach kein eigenes Vermögen besaßen.

[29]) Von diesen riesigen Wasserleitungsbauten des Claudius stehen noch die meilenlangen Bogen vor Porta San Giovanni, die Zierde der heutigen römischen Campagna.

nen Neuerungen des philosophischen Sprachgebrauchs [1]); in Auswahl der Beispiele aus römischen Dichtern [2]), ausführlicherer Darlegung seiner Kenntniss des griechischen Sprachgebrauchs [3]), und genauerer Bezeichnung der Selbstcitate des Aristoteles [4]). Vor allen aber in der genaueren Benutzung und Anführung der alten Commentatoren. Hier ist vorzüglich das erste Buch auszuzeichnen. Obgleich nun zwar, wie bemerkt, Porphyrius sein Hauptgewährsmann, und die Entscheidung über das, was er diesem verdankt oder nicht verdankt, sehr schwierig ist, so kritisirt er doch mitunter auch diesen so hoch verehrten Ausleger scharf genug, und tadelt namentlich seine überflüssige und das Verständniss störende Einmischung fremdartiger Materien [5]). Von Porphyrius führt er auch Commentare zu Theophrast an [6]). Wir würden zu weitläuftig werden müssen wollten wir alle die Notizen hier zusammenstellen, die sich aus diesem Werke des Boethius über die angeführten griechischen Commentatoren [7]) und

1) I, p. 312.

2) I, p. 319. p. 324. u. a.

3) I, p. 315.

4) II, p. 337.

5) I, p. 313. Hoc in loco Porphyrius de Stoicorum dialectica aliarumque scholarum multa permiscet, et in aliis quoque hujus libri partibus, id est in expositionibus, idem facit, quod interdum nobis est negligendum. Saepe enim superflua explanatione magis obscuritas comparatur. vgl. p. 317. und III, p. 302.

6) I, p. 294 sqq.

7) Die grosse Zahl derer, die ihm zur Hand gewesen, deutet er selbst I, p. 298 – 299 an.

erfand und führte er ein, da ihm bekannt worden war, daß auch das griechische Alphabet nicht gleich anfangs vollständig vorhanden gewesen sei.

Kapitel 14.

Zuerst waren es die Aegypter, welche durch Thierfiguren die Gedanken auszudrücken versuchten — man sieht diese ältesten Denkmäler menschlicher Kunde noch jetzt in Stein gehauen — und deshalb sich als die Erfinder der Schriftzeichen ausgeben. Nachmals hätten die Phoeniker dieselben, in Folge ihrer Vorherrschaft zur See, nach Griechenland gebracht und den Ruhm davongetragen als seien sie die Erfinder dessen, was sie nur entlehnt hatten. Die Sage lautet nämlich: Kadmus, auf einem phoenikischen Geschwader dorthin gelangt, habe den noch unkultivirten griechischen Völkerschaften zuerst diese Kunst gelehrt. Einige Schriftsteller berichten: es hätten Cecrops, der Athener, oder auch Linus, der Thebaner, und zur Zeit des Trojanischen Krieges Palamedes von Argos sechszehn Buchstabenzeichen des Alphabets, dann später andere und namentlich Simonides die übrigen erfunden. Bei uns in Italien lernten die Etrusker sie von dem Korinther Demaratus, die Aboriginer von dem Arkader Euandros, und in der That haben die lateinischen Buchstaben dieselbe Gestalt wie die ältesten griechischen. Doch hatten auch wir anfangs nur wenige, später kamen die andern hinzu. Nach diesem Vorgange nun fügte Claudius drei Buchstaben hinzu, die so lange er regierte in Gebrauch blieben, dann in Vergessenheit geriethen, und die man auch heute noch auf metallenen Staats-Inschriften sehen kann, die hier und da auf den verschiedenen Marktplätzen und an den Tempeln angeheftet sind.[30])

Kapitel 15.

Demnächst stellte er beim Senate einen Antrag auf Errichtung eines Collegiums der Haruspices, damit diese uralteste Wissenschaft

---

Die Quellen der Aqua Claudia bei dem heutigen Subiaco hießen sons Caeruleus und sons Curtius und waren 35 römische Millien von Rom entfernt; die Quellen einer andern ebenfalls von Claudius erbauten Wasserleitung, Anio novus genannt sogar 62 Millien. Beide vollendete er auf seine Kosten.

30) Zwei dieser Buchstaben, mit denen Claudius das römische Schriftalphabet bereicherte, das Zeichen für U als Consonant Vau einem umgekehrten F ähnlich (Ⅎ), und das Zeichen für den Laut $\overline{\text{I}}^{\text{E}}$ sind auch heute noch auf Inschriften aus Claudius' Zeit erhalten.

Italiens nicht durch Mangel an Uebung untergehe.[31]) „Oftmals seien in Nothzeiten der Republik Leute berufen worden,[32]) nach deren Anweisung man gottesdienstliche Bräuche erneuert und in Zukunft richtiger beobachtet habe. Auch hätten die angesehensten Männer Etruriens von selbst oder auf Antrieb des römischen Senats diese Wissenschaft für sich behalten und in ihren Familien fortgepflanzt. Dies Letztere geschehe jetzt nachlässiger, weil die Gleichgültigkeit gegen die nützlichen Wissenschaften immer allgemeiner werde, und auch weil ausländischer Aberglaube überhand nehme. Nun sei zwar augenblicklich Alles wohlbestellt, allein es ziemte sich dafür der göttlichen Gnade Dank abzutragen dadurch, daß man die heiligen gottesdienstlichen Bräuche, die man in bedenklichen Zeiten beobachtet, in glücklichen nicht der Vergessenheit anheim fallen lasse." In Folge dessen ward ein Senatsbeschluß gefaßt: „Die Oberpriester sollten die nothwendigen Maßregeln treffen zur Bewahrung und Aufrechterhaltung der Zeichendeuterkunst."

Kapitel 16.

Im selbigen Jahre erbat sich das Cheruskervolk einen König von Rom, da sein Adel durch die inneren Kriege zu Grunde gegangen und nur noch ein Sprosse königlichen Stammes übrig geblieben war, der zu Rom in Aufsicht gehalten wurde und Italikus hieß. Er stammte väterlicherseits von Flavus, dem Bruder des Arminius, mütterlicherseits von Actumer, dem Fürsten der Chatten.[33]) Er war von schöner Gestalt und im Waffenwerk und Reiterkunst nach seiner heimischen wie nach unserer Weise geübt. So stattet ihn denn der Kaiser mit Geldmitteln aus, giebt ihm ein Gefolge von Leibwächtern und fordert ihn auf, von der angestammten hohen Stellung hochgemuth Besitz zu ergreifen. „Er sei der Erste, der in Rom geboren, und zwar nicht als Geißel sondern als Bürger, zur Uebernahme eines auswärtigen Herrscherthrones aus-

[31]) Dem Antrage ward Folge gegeben und ein Collegium der Bewahrer dieser altetruskischen Wissenschaft, der Auslegung der Opfereingeweide und der vorkommenden auffälligen Naturereignisse, gestiftet, das sechzig Mitglieder zählte.

[32]) Aus Etrurien, wo diese religiöse Wissenschaft zu Hause war. — Die mit Anführungszeichen versehenen Worte enthalten die Motive von Claudius' Antrag wohl mit dessen eigenen Worten.

[33]) Der zuletztgenannte wird weiterhin in den Handschriften Catumer und bei Strabo (VII, 1, 4) Ucromer genannt. — Ueber Flavus, den Vater des Italikus, der im römischen Heere gegen seinen Bruder Arminius diente s. Annal. II. 9 ff.

ziehe.“ In der That ward seine Ankunft zuerst von den Germanen freudig begrüßt, und der Umstand, daß er unberührt von ihren Parteistreitigkeiten alle mit gleichem guten Willen behandelte, bewirkte, daß man ihn von allen Seiten aufsuchte und hoch hielt, während er selbst hier Freundlichkeit und maßvolles Benehmen, womit er nirgend anstieß, dort noch öfter Zechlust und Ausgelassenheit zeigte, die dem Geschmacke der Barbaren zusagen. Und so begann er bereits bei seinen Nachbarn und auch bald in weiterem Umfange eine hervorragende Stellung einzunehmen, als Leute, die bei dem Parteihader sich wohl befunden hatten und jetzt seine Macht fürchteten, sich zu den benachbarten Völkerschaften begaben und bezeugten: „es werde Germanien seine alte Freiheit entzogen, und der römische Machteinfluß wachse drohend empor. Ob denn so gar kein im eigenen Lande geborenes Individuum zur ausreichenden Besetzung der obersten Stelle vorhanden sei, daß man den Sprößling des römischen Kundschafters [34]) Flavus über alle insgesammt erheben müsse? Vergebens stellte man den Arminius in den Vordergrund, denn auch dessen Sohn hätte, wenn er auf fremder Erde aufgewachsen, zum Throne gelangt wäre, ein Gegenstand der Besorgniß sein können als ein von dem Pesthauche ausländischer Erziehung, Dienstbarkeit, Lebensgewohnheiten kurz von allem möglichen Fremdländischen verunreinigter Mensch. Italikus aber gar, wenn er seines Vaters Sinnesart geerbt hätte, — so habe keiner feindseliger als sein Vater gegen Vaterland und heimische Götter gekämpft.“

Kapitel 17.

Durch diese und ähnliche Reden brachten sie eine große Heeresmacht zusammen; aber auch an Italikus schloß sich eine nicht geringere Zahl. Denn er machte geltend: „er habe sich nicht gegen ihren Willen ihnen gewaltsam aufgedrängt, sondern sie hätten ihn berufen, dieweil er allen andern an Adel der Abkunft voranstehe. Sie möchten jetzt seine Tüchtigkeit erproben, ob er sich seines Vaterbruders Arminius und seines Großvaters Actumer würdig bewähre. Auch brauche er wegen seines Vaters nicht schamroth zu werden, darüber, daß derselbe die den Römern gegenüber mit Einwilligung der Germanen übernommenen Dienstpflicht

[34]) In den römischen Legionen bildeten die sogenannten exploratores, eine Art von kundschaftenden Fourieren, eine besondere Abtheilung, zu welcher Flavus gehört hatte, der ebendeßhalb bei seinen deutschen Landsleuten gehaßt und verachtet war.

mehrmals verabsäumt habe. Die Gefährdung der Freiheit sei ein falsches Vorgeben von Seiten Solcher, die als Menschen moralisch entartet für das Gemeinwohl verderblich alle ihre Hoffnung nur auf Parteizwietracht setzen.“ Laut rief ihm die Menge Beifall, und in einer großen Schlacht zwischen den Barbaren blieb der König Sieger. Später verfiel er durch sein Glück in Uebermuth, ward vertrieben, ward durch Hülfe der Longobarden wieder eingesetzt und blieb in Glück und in Unglück ein Unsegen für die Cherusker.

Kapitel 18.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß die Chatten, die grade daheim keinen Parteihader hatten und denen durch Sanquinius' Tod[35]) der Kamm geschwollen war, während Corbulo sich noch auf dem Wege dorthin befand, einen Einfall in das untere Gallien unter Anführung des Gannascus machten, der ein geborener Caninefater, lange in unsern Hülfstruppen dienend später fahnenflüchtig geworden, mit leichten Fahrzeugen Piraterie treibend vorzugsweise das Küstenland der Gallier heimsuchte, von denen er wußte, daß sie ebenso wohlhabend als unkriegerisch seien. Corbulo jedoch, sobald er die Provinz betreten hatte, traf sofort mit großem Eifer und bald von Ruhm gekröntem Erfolge — es war dieser Feldzug, in welchem er den Grund zu seinem Kriegsruhm legte — seine Maßregeln. Er führte Dreiruderer auf dem Rheinstrome und seine sonstigen Fahrzeuge, je nachdem sie dazu handlich waren, über Lagunen und durch Kanäle an den Feind, bohrte dessen Kähne in den Grund und jagte den Gannascus in die Flucht. Als er so die unmittelbar gegenwärtige Aufgabe gelöst hatte, führte er die Legionen, welche zu Schanzarbeit und Anstrengungen faul geworden waren und nur im Plündern sich Genüge thaten, zu alter Zucht zurück. Keiner durfte auf dem Marsche aus Reih und Glied treten, keiner ohne Befehl sich in ein Gefecht einlassen; Posten und Wachen, der gesammte Tag- und Nachtdienst wurden in voller Waffenrüstung verrichtet, ja man erzählt, daß ein Soldat, weil er beim Wallaufwerfen ungerüstet, und ein anderer, weil er dabei nur sein Kurzschwert[36]) an der Seite gehabt, mit dem

[35]) Sanquinius Maximus, Konsular und Senator unter Tiberius (Ann. VI. 4), war Statthalter in Untergallien gewesen. Ueber seinen Tod daselbst ist der Bericht des Tacitus mit den verlornen Büchern der Annalen ausgefallen: Corbulo ersetzte ihn.

[36]) Der römische Soldat der Kaiserzeit trug zwei Schwerter, an der rechten Seite den etwa zehn Zoll langen Dolch (pugio), an der linken das längere Schwert (gladius).

Tode bestraft seien. Solche Uebertreibungen, möglicherweise auf falscher Tradition beruhend, entstanden jedenfalls aus der wirklichen Strenge des Heerführers, und man kann annehmen, daß ein Mann wachsam und großem Vergehen gegenüber unerbittlich war, bei dem so große Strenge auch gegen leichtere glaublich erschien.

Kapitel 19.

Im Uebrigen machte dieser Schrecken auf die Soldaten und auf die Feinde einen entgegengesetzten Eindruck. Wir gewannen an Muth, die Barbaren verloren an Kühnheit. So ließ der Stamm der Friesen, welcher seit der mit der Niederlage des Lucius Apronius begonnenen Rebellion uns feindlich und unzuverlässig gewesen war, sich jetzt unter Stellung von Geißeln ruhig auf den ihm von Corbulo angewiesenen Landstrichen nieder. Corbulo octroyirte ihnen zugleich ihren Senat, Beamte und Gesetze, und, damit sie sich seinen Verordnungen nicht entzögen, errichtete er in ihrem Lande einen festen Waffenplatz und entsandte Leute, welche die Oberchauken zur Unterwerfung bereden und zugleich den Gannascus mit List ins Garn locken sollten. Der Anschlag gelang, und das Mittel darf nicht unedel heißen gegenüber einem Fahnenflüchtigen und Treubrüchigen.[38]) Indeß regte doch der an Gannascus begangene Mord die Gemüther der Chauten auf, und Corbulo streute dadurch den Samen zur Rebellion aus, was zwar Vielen willkommen war, von andern dagegen übel angesehen wurde. Diese fragten: „Wozu er den Feind aufreize? Die daraus hervorgehenden Unglücksfälle würden auf den Staat fallen; führe er aber den Kampf glücklich durch, so

[37]) S. oben IV. 72.

[38]) Bei dieser offenbaren Rechtfertigung des von dem römischen Generale an seinem Gegner verübten blutigen Verraths, welche sich Tacitus hier gestattet, entschlüpft denn doch selbst einem sonst glaubensstarken Tacitusverehrer wie Herr Nipperdey die kurze Bemerkung: „Ein nicht zu billigendes Urtheil!" Allerdings sticht diese hinterlistige Handlungsweise Corbulo's gegen einen tapfern Feind sehr ab von der edlen Weise, wie sich in ähnlichen Fällen der von Tacitus so tief angeschwärzte Tiberius benahm. (S. meinen Tiberius S. 168 ff. und die Bemerk. zu Tacit. Ann. II. 88.) Daß Tacitus hier die Handlungsweise des Corbulo rechtfertigt, zeigt deutlich, daß dieselbe von andern auf weniger günstige Weise beurtheilt wurde. Wahrscheinlich war Tacitus den Nachkommen des Mannes befreundet. Ein Domitius befand sich in der That unter den Befreundeten seines Freundes, des jüngeren Plinius, und die ganze Darstellung des Tacitus über Corbulo trägt das Gepräge persönlicher Rücksichtnahme.

werde er als ein Mann von so großen Erfolgen eine Gefahr für den friedlichen Staatszustand und für einen unkriegerischen Kaiser eine sehr lästige Persönlichkeit sein." In der That schritt denn auch Claudius so entschieden hindernd ein gegen neue Gewaltangriffe auf Deutschland, daß er die vorgeschobenen Heeresabtheilungen mit Aufgabe ihrer festen Stellungen über den Rhein zurückzuziehen befahl.

Kapitel 20.

Corbulo war bereits am Werke, ein festes Lager auf feindlichem Boden zu errichten, als ihm dies kaiserliche Schreiben überbracht wurde. So überraschend ihm auch die Sache kam, und so viele Erwägungen auf einmal ihn überfluteten: die Furcht vor des Kaisers Ungnade, die Verachtung von Seiten der Barbaren, das Gespött bei den Bundesgenossen — so entfuhr ihm doch, als er den Befehl zum Zurückgehen gab, nur der einzige Ausruf: „Wie glücklich waren die römischen Heerführer der alten Zeit!"[39]) Damit jedoch der Soldat das müßige Leben sich abgewöhne, ließ er von der Maas zum Rheine einen dreiundzwanzig Meilen langen Kanal graben, um die unsichere Fahrt zur See[40]) vermeiden zu können. Der Kaiser aber bewilligte ihm die Triumphehrenzeichen, obschon er ihm den Krieg verweigert hatte.

Nicht lange darauf erhielt Curtius Rufus dieselbe Ehrenauszeichnung, weil er im Lande der Mattiaken Minen zur Aufsuchung von Silberadern hatte aufgraben lassen.[41]) Der Gewinn davon war übrigens spärlich und währte nur kurz, während dagegen den Legionen unter

[39]) Der Kaiser Claudius befolgte hier nur genau dieselbe weise Politik der Mäßigung, welche die beiden klügsten Kaiser, Augustus und Tiberius in Bezug auf das möglichste Vermeiden kriegerischer Angriffe gegen die germanischen Völker stets innegehalten und anempfohlen hatten. Und wenn Tacitus hier wie anderen Ortes mit dieser Politik nicht im Einklange ist, sondern, grade wie die Franzosen der Neuzeit die gloire, den Ruhm der Schlachten und Eroberungen über Alles setzt, und die alten Historiker Roms beneidet, die ihre Bücher mit solchen Herrlichkeiten füllen konnten (z. B. Ann. IV, 32, IV, 44, so beweist dies eben nur seinen Mangel an Einsicht in die wirklichen Verhältnisse des Reichs. S. Tiberius S. 165—167.

[40]) Zwischen den Mündungen beider Flüsse.

[41]) Die Oertlichkeit ist im heutigen Nassauischen unweit Wiesbaden, wo man noch in neueren Zeiten Spuren solcher Silberminen fand. — Tacitus hat übrigens, wie wir sehen, für die Belohnung solcher nützlichen Thätigkeit eines Soldatenbefehlshabers nur ein ächt junkerhaftes spöttisches Lächeln, und sympathisirt mit den Soldaten, die solche Verwendung unter ihrer Würde fanden.

Schädigung ihrer Gesundheit und Kleidung die Mühe zuviel, Entwässerungsgräben zu ziehen und alle die schon im Freien beschwerliche Arbeit des Grabens und Schanzens unter der Erde zu verrichten. Von solcher Last gedrückt, und weil in mehreren Provinzen ähnliche schwere Arbeiten zu ertragen waren, verfaßte man im Heere ein anonymes Schreiben, in welchem man im Namen der Heere den Kaiser bat: „er möge doch denen, welchen er Heere anzuvertrauen beschlossen habe, die Triumphalehrenzeichen gleich im Voraus zu verleihen geruhen!“

Kapitel 21.

Ueber die Herkunft dieses Curtius Rufus, den einige den Sohn eines Gladiators genannt haben, möchte ich nicht gern Falsches mittheilen und die Wahrheit kann man nicht ohne sich zu schämen ausführlich berichten. Er war bereits ein erwachsener Mensch, als er im Gefolge eines Quästors, dem die Provinz Afrika zugefallen war, nach der Stadt Adrumetum kam. Während er dort einmal in den um die Mittagsstunde menschenleeren Säulenhallen sich allein umhertrieb, erschien ihm eine Frauengestalt von übermenschlicher Größe, und eine Stimme scholl in sein Ohr: „Du bist es, Rufus, der in diese Provinz als Prokonsul kommen wird!“ Durch diese Wundererscheinung ward er zur Hoffnung erhoben, und als er aus seiner dortigen Stellung nach Rom zurückgegangen war, gelangte er durch die Geldunterstützung von Freunden, zugleich aber auch durch eigene geistige Rührigkeit, zur Quaestur und bald darauf unter Mitbewerbern aus den Reihen des Adels zur Praetur mit Empfehlung des Kaisers[42] Tiberius, der den Makel seiner Geburt mit den Worten gedeckt hatte: „Curtius Rufus erscheint mir als ein Mann, der sich selbst gemacht hat“. Er erreichte ein hohes Alter, betrug sich gegen Höhergestellte schmeichlerisch unter dem Scheine äußeren Ernstes, Niedrigerstehenden gegenüber anmaßend, unter Seinesgleichen schwierig im Verkehr, erlangte ein konsularisches Heerkommando, die Triumphehrenzeichen und schließlich Afrika zur Provinz, woselbst er starb und so die Prophezeihung seines Schicksals erfüllte.[43])

[42]) Ueber diese Empfehlung (*suffragium*) des Kaisers zur Praetur s. Ann. I, 15.

[43]) Ausführlicher erzählt die Wundergeschichte von Curtius' Lebensgange Tacitus' Freund, Plinius, in einem seiner Briefe (VII, 27), nach welchem die Erscheinung dem Betreffenden auch sein Lebensende in Afrika voraussagte. Dagegen erwähnt Plinius nichts von des Mannes dunkler Herkunft, auf die Tacitus mit so aristokratischer Ver-

Kapitel 22.

Inzwischen geschah es, daß Cnaeus Nonius, ein römischer Ritter, in einem Kreise der dem Kaiser ihre Aufwartung machenden Personen mit einem Schwerte umgürtet betroffen wurde, ohne daß Ursachen eines solchen Vorhabens vorlagen oder später bekannt wurden. Denn als man ihn auf der Folterbank zerfleischte, gestand er dasselbe zwar von sich, gab aber kein Bekenntniß über Mitverschworene, so daß es ungewiß ist, ob er überhaupt deren hatte oder sie verhehlte.*)

In demselben Konsulatsjahre stellte Publius Dolabella den Antrag: es solle alljährlich ein Gladiatorenschauspiel gegeben werden auf Kosten derer, welche die Quästur zu erlangen beabsichtigten. Bei unsern Altvordern war dies eine Belohnung der Tüchtigkeit, und allen Bürgern, wenn sie sich die nöthigen Eigenschaften zutrauten, gestattet gewesen, sich um Staatsämter zu bewerben; ja nicht einmal das Alter war damals hinderlich, daß solche in noch jugendlichem Mannesalter Konsulat und Diktatur antraten. Was nun die Quästoren anlangt, so datirte dieses Amt schon aus der Zeit, wo noch Könige regierten, wie das Curiatgesetz zeigt, welches von Lucius Brutus erneuert wurde. Und so verblieb denn auch den Konsuln die Befugniß, sie zu wählen, bis später die Volksgemeinde auch dieses Ehrenamt zu vergeben hatte. Und zwar waren die ersten erwählten Valerius Potitus und Aemilius Mamercus, dreiundsechzig Jahre nach Vertreibung der Tarquinier, mit der Bestimmung, das Heer im Felde zu begleiten. Später, als die Geschäfte anwuchsen, wurden zwei hinzugefügt, um die Geschäfte in der Stadt zu besorgen. Nicht lange darauf ward die Zahl verdoppelt, als bereits Italien steuer-

achtung blickt, (vgl. unten XV, 34 Anmerk. 87) während Tiberius, der den tüchtigen Mann schätzte, ihn eben so gerecht als geistreich „den Sohn seiner Thaten nannte." Er sagt auch nichts von dem Charakter des Mannes, den Tacitus mit entschiedener Abneigung schildert, wozu offenbar der Umstand beitrug, daß Tiber ihn schätzte und begünstigte. Tiber aber konnte ja — nach Tacitus' Ansicht — nur schlechte Subjecte und Schmeichler begünstigen. Ob dieser Curtius übrigens mit dem Verfasser des bekannten Geschichtsromans über Alexander den Großen identisch sei, ist eine viel umstrittene Frage, für deren Bejahung Manches spricht, obschon Tacitus der Eigenschaft dieses Curtius als Schriftsteller nicht erwähnt. Jedenfalls ist es wahrscheinlich, daß die hier und von Plinius berichtete Wundergeschichte aus Memoiren des Curtius entnommen ist. Der Historiker Curtius hat aber bekanntlich mehr als soviel Neigung für Wunder und Wundererscheinungen.

*) Bei der Aufzählung der verschiedenen Angriffe auf Leben und Thron des Claudius, welche Sueton (Claud. cp. 3) giebt, wird dieser Nonius nicht erwähnt.

pflichtig war und dazu noch die Zölle der Provinzen kamen. Weiterhin wurden nach einem Gesetze Sulla's zwanzig erwählt zur Ergänzung des Senats, dem er die Gerichte übertragen hatte. Und wenngleich der Ritterstand die Gerichte wieder erlangte, so blieb es doch dabei, daß das Quästoramt je nach der Würdigkeit der Bewerber oder durch die Geneigtheit der Verleihenden umsonst gewährt wurde, bis es durch den Antrag Dolabella's so zu sagen zum Verkaufe gestellt wurde.

Kapitel 23.

(Jahr Rom's 801. Nach Christo 48.)

Unter dem Konsulate des Aulus Vitellius und Lucius Vipsanus kam es zur Verhandlung über die Ergänzung des Senats[45]) und da erhoben die angesehensten Männer der sogenannten Gallia comata, welche bereits seit langer Zeit im Besitze des Bundes- und römischen Bürgerrechts waren, Anspruch auf das Recht zur Erlangung von römischen Staatsämtern, worüber denn viel und mancherlei Gerede geführt ward. Auch vor dem Kaiser ward vielfach für und wider gestritten, indem man stark betonte: „So sehr herunter sei Italien nicht, daß es nicht mehr im Stande sei, seiner Hauptstadt den Senat zu liefern. Es habe eine Zeit gegeben, wo Eingeborne den blutsverwandten Volksgemeinden genügt hätten[46]) und man habe keine Ursache mit der alten Republik unzufrieden zu sein. Im Gegentheil noch heutigen Tages spreche man von den Musterbeispielen von Tüchtigkeit und Ruhm, welche während jenes alten Zustandes das eingeborne Römerthum hervorgebracht habe. Sei es etwa noch nicht genug, daß bereits Veneter und Insubrer in die Kurie sich eingedrängt hätten, und müsse jetzt noch eine ganze Masse Ausländer, so zu sagen ein Gefangenentransport, in sie eingeführt werden? Welche Ehrenstellung bleibe denn da noch für die Reste der edlen Geschlechter, oder für den und jenen *armen* Senator aus Latium? Alle Stellen würden jene reichen Geldsäcke einnehmen, deren Väter und Urgroßväter als Heerführer aus feindlichen Nationen unsere Heere mit Waffengewalt erschlagen, den vergötterten Julius bei Alesia belagert hätten. Das

[45]) „Der Senat ward ergänzt aus den gewesenen Beamten, vom Quästor aufwärts." Nipperdey.

[46]) d. h.: wo die blutsverwandten Volksgemeinden, wie die Sabiner und Latiner, die damals noch nicht das volle römische Bürgerrecht besaßen, es zufrieden waren, daß nur geborne Römer der Stadt und des Stadtgebiets Rom den Senat bildeten.

seien Ereigniſſe frischen Datums. Was aber ſolle man erſt ſagen, wenn die Erinnerung an diejenigen ſich erhebe, die mit frecher Hand das Kapitol und die Burg Rom's ihrer geweihten Beuteſchätze zu berauben gewagt hätten?[47]) Möchten ſie immerhin den Titel als „römiſcher Bürger" genießen: nur das Ehrenkleid römiſcher Senatoren, die Ehrenzeichen römiſcher Staatsbeamten ſollten ſie nicht entweihen!"

Kapitel 24.

Dieſe und ähnliche Aeußerungen machten jedoch keinen Eindruck auf den Kaiſer, der denſelben ſofort ausführlich entgegnete und vor dem verſammelten Senate folgendermaßen begann:[48])

„Meine Vorfahren, deren älteſter, Claudius, ein geborner Sabiner, einſt beides: in die römiſche Bürgerſchaft und unter die Familien der Patricier aufgenommen worden iſt, verpflichten mich, die gleichen politiſchen Grundſätze in der Staatsleitung in Anwendung zu bringen, indem ich

[47]) Anſpielung auf die Eroberung Rom's (390 v. Chr.) durch die Gallier, von denen ſich Rom nur durch Ueberlieferung ſeiner Tempelſchätze loszukaufen vermochte.

[48]) Ein glücklicher Zufall hat uns auf einer zu Lyon gefundenen Bronzetafel ein Stück der wirklich vom Kaiſer Claudius über die hier erwähnte Angelegenheit, die Verleihung von Ehrenämtern und Senatorſtellen an Gallier erhalten, und dadurch die Möglichkeit gegeben, uns ein Bild von dem Verfahren zu machen, mit welchem Tacitus vorhandene hiſtoriſche Aktenſtücke — nach Sitte und Geſchmack der römiſchen Litteraten — rhetoriſch umformte, und für das rhetoriſche Kunſtbedürfniß ſeiner Leſer mit größter Freiheit, ja mit voller Willkür umgeſtaltete, und zwar, wie man leicht begreift, durchaus nicht im Intereſſe der hiſtoriſchen Wahrheit, wie wir ſie jetzt verſtehen. Was er als „Rede des Claudius" giebt, iſt in Form und ſelbſt theilweiſe dem Inhalt nach den Fragmenten der aktenmäßig ächten Rede jenes gründlich gelehrten, wenn auch pedantiſchen Kaiſers ſo wenig ähnlich, daß ein gelehrter Franzoſe gezweifelt hat, ob beide Reden wirklich identiſch ſeien (E. Eggers Exam. crit. des histoir. d'Aug. p. 355). Und doch iſt daran nicht zu zweifeln. Nur giebt die ächte Rede des Claudius ein getreues Bild von der originellen, wunderlich gemiſchten Perſönlichkeit des Redners, während die, welche wir hier bei Tacitus leſen, dieſes Bild völlig verwiſcht und demſelben die Sinnes- und Ausdrucksweiſe des Verfaſſers der Annalen ſubſtituirt hat. In dieſer Beziehung iſt es höchſt intereſſant, beide Reden zu vergleichen und ſehr zu bedauern, daß uns von der ächten eben nur Bruchſtücke erhalten ſind. Und doch läßt ſich ſchon aus dieſen erkennen, daß der verkürzende und umformende Rhetor ſelbſt Thatſachen ungenau mittheilt, anderes unvollſtändig motivirt, und vieles nicht Unwichtige geradezu übergangen hat, wie z. B. Claudius' Urtheil über Valerius Aſiatikus, das er bei ſeiner eigenen Anſicht über den letzteren allerdings nicht brauchen konnte, da es zeigt, daß Kaiſer Claudius die Todesverurtheilung des Aſiatikus ſicherlich nicht aus Stumpfſinn oder in Folge der Intrigue des Vitellius vollziehen ließ.

deren gegenseitiges Verhältniss zu einander entnehmen lassen. Boethius selbst ist in dem Ausdruck seines Urtheils über anderer Erklärungsweisen immer mild, nur mit Aspasius und Herminus verfährt er ein Paarmal weniger säuberlich [1]). Am spärlichsten finden sich die Anführungen fremder Erklärungen im dritten und fünften Buche. Noch spärlicher aber finden sich überhaupt Stellen, wo Boethius gradezu behauptet, dass die von ihm gegebene Erklärung noch kein einziger seiner Vorgänger aufgestellt habe. Eine solche Stelle kenne ich nur eine [2]), und den Nachdruck und das Gewicht, welches er darauf legt, und die Freude, mit der er seinen Fund vorträgt, scheinen wenig geeignet, uns von seiner Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit überhaupt eine bedeutende Vorstellung zu geben.

Eine zufällig hingeworfene Bemerkung lässt uns schliessen, dass Boethius dies Werk zu Rom verfasste [3]), doch ist die Zeit wann ungewiss. Nur soviel wissen wir, dass es früher geschrieben sein muss als die Schrift von den Kategorischen Syllogismen, weil er sich in dieser auf jenes beruft [4]).

---

1) I, p. 303. Aspasius in his permolestus. I, p 346. Aspasius in his inconvenienter interstrepit. Ueber Herminus II, p. 336. IV, p. 388, p. 401.

2) Sie steht II, p. 333 ext. Sed hanc expositionem (quod adhuc scio) neque Porphyrius neque ullus alius commentatorum vidit.

3) Lib. V, p. 427. Nunc enim ego Trajani forum non video, sed non necesse ut non videam, fieri enim potest ut propius accedens videam.

4) Introductio ad Categor. Syllogism. p. 659.

alles irgendwo Ausgezeichnete hierher verpflanze. Ist es mir ja doch wohl bekannt, daß die Julier von Alba, die Coruncanier von Camerium, die Porcier von Tuskulum her, und — um nicht zu tief ins Alterthum zurückzugehen — aus Etrurien, Lukanien, ja aus ganz Italien Personen in den Senat berufen worden sind; daß zuletzt Italien bis an die Alpen ausgedehnt worden ist, so daß nicht mehr blos einzelne Individuen, sondern ganze Landschaften und Völkerstämme mit unserem Namen in Eins verwuchsen. Das war die Zeit, wo im Innern durchgängig Ruhe und unsere Waffen nach Außen glücklich waren, als die Transpadaner in die Zahl der römischen Bürger aufgenommen, als das Erscheinen unserer Legionen auf allen Punkten des Erdkreises mit der Verstärkung durch die tüchtigsten Provinzialen, unserer erschöpften Reichsmacht zu Hülfe kam.[49]) Haben wir es etwa zu bereuen, daß die Balbi aus Spanien und ebenso ausgezeichnete Männer aus dem Narbonensischen Gallien zu uns herübergekommen sind? Noch heute sind ihre Nachkommen unter uns und stehen uns in der Liebe zu diesem unsern Vaterlande nicht nach. Was anderes ist das Verderben der Lacedämonier und Athenienser gewesen, die doch so waffenstark waren, als daß sie die von ihnen Besiegten als „Ausländer" von sich fern hielten? Dahingegen unser Stifter Romulus soviel politische Klugheit bewies, daß er gar manche Volkerschaften schon am Ende desselben Tages, an welchem er sie als Feinde zu behandeln gehabt hatte, als seine Bürger behandeln durfte. Zu uns Eingewanderte haben über uns als Könige geherrscht. Uebertragung von Staatsämtern an Söhne von Freigelassenen ist nicht, wie manche fälschlich meinen, etwas überraschend Neues, sondern bereits in der altrepublikanischen Gemeinde vorgekommen.

Es ist wahr, wir haben mit den Senonen gekämpft. Allein haben uns denn die Volsker und Aequer nie in der Feldschlacht gegenüber gestanden? Unser Rom ist von den Gallern eingenommen worden. Aber auch den Tuskern haben wir seiner Zeit Geiseln gegeben, und unter der Samniter Joch sind wir hindurch gegangen. Und trotz alledem, wenn man sämmtliche Kriege durchnimmt, so ist keiner in kürzerer Zeitfrist

[49]) „Es sind die Militairkolonien des Augustus gemeint, durch welche dieser seine Veteranen versorgte. Sie bestanden aus römischen Bürgern, da nur solche in den Legionen dienten, und es wurden Provinziale, denen Augustus das römische Bürgerrecht ertheilte, in sie aufgenommen. Nach Claudius' Ansicht war die wahre Absicht des Augustus dabei, die Verbreitung des römischen Bürgerrechts in den Provinzen." Kipperdey.

beendet worden, als der gegen die Gallier. Und seitdem hatten wir mit ihnen beständigen und zuverlässigen Frieden. Jetzt, wo sie durch Sitten, Bildung und Verwandschaftsbande sich mit uns gemischt haben, mögen sie auch ihr Gold und Gut lieber uns zubringen, als für sich allein besitzen. Alles, ihr Senatoren, was jetzt als uralt gilt, ist einmal neu gewesen: plebejische Staatsbeamte nach den patrizischen, latinische nach den plebejischen, sonstige italische nach den latinischen. Auch das jetzt Vorgeschlagene wird etwas Altes werden, und was wir heute mit früheren Beispielen vertheidigen, wird später selbst zu den Beispielen gehören.

Kapitel 25.

Die Rede des Kaisers hatte einen Senatsbeschluß zur Folge, kraft dessen zuerst[50]) die Aeduer das Anrecht auf Senatorstellen in der Hauptstadt erhielten. Man räumte ihnen diesen Vorzug ein mit Rücksicht auf das alte Bündniß mit ihnen, und weil sie allein von allen Galliern mit dem römischen Volke in dem offiziellen Verhältnisse der Bruderschaft stehen.[51])

In denselben Tagen nahm der Kaiser die ältesten Mitglieder des Senats[52]) oder solche, deren Väter ausgezeichnete Männer gewesen waren, in die Zahl der Patricier auf, da nur noch wenige von den Familien übrig waren, welchen Romulus die Bezeichnung der größeren, und Lucius Brutus die der kleineren Geschlechter gegeben hatte, und auch diejenigen bereits erschöpft waren, welche der Dictator Caesar durch das Cassische und der Kaiser Augustus durch das Saenische Gesetz neu hinzugewählt hatten. Und so wurden denn auch diese für den Staat erfreulichen Geschäfte zu großer Genugthuung des Censors vollzogen. Unschlüssig über den Modus, wie er die Mitglieder von bescholtenem Rufe aus dem Senate vertreiben sollte, entschied er sich für das milde

[50]) „Das Recht, Aemter in Rom zu bekleiden, erhielten nämlich alle Gallier, die bis dahin das römische Bürgerrecht ohne Stimmrecht besessen hatten; aber die Aeduer wurden zuerst zu seiner Ausübung zugelassen, wovon die Folge Aufnahme in den Senat war." Kipp.

[51]) Sie hießen in offizieller Sprache des Senats „Brüder und Blutsverwandte des römischen Volks". S. Caesar bell. gall. I. 33. Sie saßen in den heutigen Departements der Saone und Loire und der Nièvre und in einem Theile der Departements Cote d'or und Allier. S. Napoleon Vie de J. Cesar II. p. 24.

[52]) D. h. die am längsten Senatoren gewesen waren. Kipp.

und in neueren Zeiten angewandte[32]) Auskunftsmittel, indem er die Aufforderung erließ: jeder möge mit sich selber zu Rathe gehen, ob er um das Recht aus dem Senat auszutreten anhalten solle. Dasselbe werde leicht bewilligt werden; und dazu wolle Er die aus dem Senate Ausgestoßenen und die, welche freiwillig austräten, zusammen veröffentlichen, damit die unterschiedlose Zusammenstellung der durch censorisches Urtheil und der freiwillig ihren Rang aufgebenden Mitglieder die Beschämung mildere.

Wegen dieser Maßregeln stellt Vipstanus, der Konsul, den Antrag: „dem Claudius den Titel „Vater des Senats" zu verleihen, denn der Beiname „Vater des Vaterlandes" sei vielfach verbraucht, und noch nicht dagewesene Verdienste um den Staat müßten durch noch ungebrauchte Benennungen geehrt werden". Jedoch der Kaiser selbst that dem Konsul Einhalt, weil er diese Huldigung übertrieben fand. Und so beging er den feierlichen Schluß der Censur,[33]) in welcher fünf Millionen neunmal hundertvierundachtzigtausend und zweiundsiebzig Bürger gezählt wurden.[34])

Dieser Zeitpunkt war denn auch das Ende seiner Unwissenheit über die Zustände seines eigenen Hauses. Nicht lange darauf ward er gezwungen, von dem schandbaren Betragen seiner Gemalin Kenntniß zu nehmen und es zu bestrafen, um hinterher für eine blutschänderische Eheverbindung zu entbrennen.

Kapitel 26.

Messalina, die bereits durch die Leichtigkeit, mit welcher sie ihre ehebrecherischen Liebschaften betreiben durfte, gelangweilt zu werden begann,

[32]) „Von Augustus. Dio Cass. 52, 42. Früher wurden sie namentlich und mit Angabe der Gründe ausgestoßen". Nipp.

[33]) Das „Lustrum", welches den religiösen Abschluß der alle fünf Jahre vorgenommenen Censur durch ein feierlich vom Kaiser vollzogenes Entsühnungsopfer für das Volk bildete.

[34]) Ich weise darauf hin, daß der alte Kaiser hier in allem, was er als Regent that und leistete, eben so einsichtsvoll als gerecht und milde erscheint und von seinen Unterthanen demgemäß beurtheilt wird, während Tacitus in dem Bericht über Claudius' private und häusliche Verhältnisse einer Tradition folgt, welche denselben Mann als einen halbblödsinnigen Schwachkopf darzustellen strebte. (S. „Agrippina, die Mutter Nero's S. 127. S. 97.) Wie weit die Urheber dieser Tradition in diesem ihrem Bestreben gingen, und wie unkritisch Tacitus derselben folgte, davon giebt die folgende Darstellung des Sturzes und der letzten Schicksale Messalina's ein schlagendes Beispiel.

überließ ſich mehr und mehr dem Strome unerhörter Luſtkaprizen, während auch Silius ſeinerſeits, ſei es aus verhängnißvoller Verblendung, oder weil er gegen die herandrohenden Gefahren gefährliche Unternehmungen für das beſte Mittel hielt, fort und fort darauf drang: die Maske abzuwerfen. „Man ſei nicht in der Lage, das Lebensende des alten Kaiſers abwarten zu können. Nur Schuldloſe dürften ſich ohne Gefahr langes Bedenken erlauben; bei offenkundiger Schuld gelte es in kühnem Wagen Hülfe zu ſuchen. Sie hätten Mitwiſſer, welche dasſelbe wie ſie zu fürchten hätten. Er ſeinerſeits ſei ehelos,[56]) kinderlos und bereit ſie zu heiraten und den Britannikus zu adoptiren. Die Machtſtellung Meſſalina's werde dieſelbe bleiben, nur an Sicherheit werde ſie gewinnen, wenn ſie beide dem Claudius das Prävenire ſpielten, der ebenſowenig ſich eines Mordanſchlags verſehe, als er andrerſeits jach zum Zorne ſei". Solche Aeußerungen fanden keine willige Aufnahme, nicht weil Meſſalina ihren Gemal liebte, ſondern weil ſie fürchtete, Silius möchte, wenn er den Thron erlangt, die Ehebrecherin aufgeben und eine unter gefährlichen Umſtänden gutgeheißene Frevelthat ſpäter nach ihrem wahren Werthe ſchätzen. Nur nach dem Namen einer „Ehegattin des Silius" trug ſie Gelüſten wegen der Ungeheuerlichkeit der darin liegenden Verruchtheit, welche für Wegwürflinge der letzte Genuß iſt. Sie wartete alſo nur ſo lange, bis Claudius eines Opfers wegen nach Oſtia reiſte und traf dann alle Anſtalten zur feierlichen Begehung der Hochzeit.

Kapitel 27.

Ich verhehle mir keineswegs, daß es dem Leſer fabelhaft erſcheinen wird, daß inmitten einer Stadt, die Alles erfährt und nichts verſchweigt, irgend ein Menſch auf Erden ein ſolches Sicherheitsgefühl beſeſſen habe; ja daß ein deſignirter Konſul, mit der Ehegattin des Kaiſers, an einem öffentlich angeſagten Tage, unter Zuziehung von Unterſchriftszeugen, als gelte es die Erzeugung legitimer Kinder, zuſammengetreten ſei, daß die Frau die Worte der religiöſen Weiheformel angehört, bekräftigt und auf den Altären der Götter Opfer gebracht habe, daß man ſich dann mit Gäſten zur Tafel geſetzt, Küſſe und Umarmungen getauſcht und endlich die Nacht im Genuſſe ehelicherlaubter Freude zugebracht habe! Allein Nichts iſt hier um Staunen zu erregen komponirt, ſondern ich

[56]) Er hatte ſich von ſeiner Gattin Junia Silana geſchieden. S. oben Kap. 12.

werde nur erzählen, was von älteren Personen mündlich und schriftlich überliefert worden ist.[57])

Kapitel 28.

Natürlich hatte sich der Hof des Kaisers[58]) von Schrecken ergriffen gefühlt; und zumal waren es die einflußreichen Mitglieder desselben, die bei einem Umschwunge der Dinge für sich zu fürchten hatten, welche jetzt nicht nur insgeheim unter sich sondern offen vor aller Welt zornig murrten: „So lange ein Komödiant die Ehre des kaiserlichen Ehebettes unter seine Tänzerfüße getreten habe, sei demselben zwar eine Schmach zugefügt worden, aber doch kein Umsturz zu besorgen gewesen.[59]) Jetzt aber sei es ein junger Mann von hoher Geburt, der durch den Adel seiner äußeren Erscheinung, durch hohe geistige Befähigung und durch seine baldige Stellung als Konsul, höher hinaus zu streben gerüstet sei; denn es liege ja auf der Hand, was nach einem solchen Ehebunde noch zu thun übrig bleibe.“ Sie gedachten ohne Zweifel in ihrer Furcht, wie stumpfsinnig Claudius und wie fest gefesselt er an seine Frau sei, und wie viele Hinrichtungen bereits auf Geheiß Messalina's geschehen seien. Auf der andern Seite ließ wieder die leichte Bestimmbarkeit des Kaisers sie darauf vertrauen, daß es möglich sein werde, die Kaiserin, wenn man durch die Atrocität der Anklage das Uebergewicht über sie gewönne, zu stürzen, und vor Einleitung der Untersuchung zur Verurtheilung zu bringen; nur darin liege die Gefahr, daß etwa ihre Vertheidigung angehört werde, und daß der Kaiser selbst gegen das Eingeständniß ihrer Schuld seine Ohren verschließen möchte.

[57]) Was es mit der in diesen und den folgenden Kapiteln erzählten „fabulosen“ d. h. märchenhaften und real unmöglichen Heirathsgeschichte der Messalina und des Silius, deren Frechheit jedes Maaß menschlicher Dinge überstiegen würde, wenn sie — so wahr wäre, als sie unwahr ist, für eine Bewandniß habe, das ist von mir im vierten Bande meiner „Bilder aus dem Alterthum“ (Agrippina, die Mutter Nero's S. 74—86) ausführlich gezeigt worden. Es genügt daher, wenn ich für den Bericht des Tacitus, der sich hier mit unzweideutiger Vorliebe in den Sumpf der römischen Hofgreuelgeschichte und ihrer tendenziösen Klatschtraditionen, die uns an allerneueste französische Schauderromanpoesie gemahnen, vertieft, auf meine dort gegebene kritische Darstellung des wahren Sachverhalts den Leser verweise.

[58]) Im Texte domus principis, d. h. die allernächste Umgebung des Kaisers, seine Rathgeber, sein „Kabinet“, wie wir sagen würden. Es sind die mächtigen Freigelassenen gemeint, aus welchen dasselbe bestand. S. Agrippina, die Mutter Nero's S. 53.

[59]) Es ist der Tänzer Mnester, ein beliebter Pantomime jener Zeit und Liebhaber der Messalina gemeint. S. Agrippina S. 67—68 und S. 93.

Kapitel 29.

Zunächst nun zogen Callistus, von dem ich bereits bei Gelegenheit der Ermordung des Kaisers Cajus erzählt habe, und der Anstifter der Appianischen Mordintrigue, Narcissus, sowie der damals im Siedepunkte der Gunst stehende Pallas, die Frage in Erwägung: ob sie nicht die Messalina durch geheime Bedrohungen von ihrer Liebesleidenschaft für Silius abzubringen suchen und alles Uebrige vertuschen sollten. Dann aber standen sie, aus Furcht ihrerseits angriffsweise ins Verderben gestürzt zu werden, von diesem Plane ab: Pallas aus Feigheit, Callistus in Folge seiner bei dem vorigen Hofe gemachten Erfahrungen und wegen seiner Marime, daß einflußreiche Stellung besser durch vorsichtige als durch heftige Maßregeln gewahrt werde. Narcissus dagegen beharrte dabei;[60]) nur in so fern anderte er den Plan, daß er die Kaiserin nicht durch irgend eine Aeußerung über die bevorstehende Anklage und den Ankläger im Voraus zu unterrichten beschloß. Er selbst paßte die günstigen Augenblicke ab, und da des Kaisers Aufenthalt in Ostia sich lange hinzog, gelang es ihm, zwei Maitressen des Kaisers, deren körperliche Reize für denselben vorzugsweise Anziehungskraft hatten, durch Bestechung und Versprechungen, sowie durch den Hinweis auf Erhöhung ihres Einflusses durch den Sturz der kaiserlichen Gemalin, dahin zu bringen, daß sie sich der Denunziation derselben unterzogen.

Kapitel 30.

In Folge dessen suchte Calpurnia, so hieß die eine Maitresse, eine geheime Audienz bei dem Kaiser nach, und als sie ihr gewährt worden, warf sie sich ihm zu Füßen mit dem lauten Aufschrei: Messalina habe sich mit Silius verheiratet. Sofort fragt er die Kleopatra, welche für diesen Fall bei der Hand war: ob sie das erfahren habe? und auf ihre bejahende Antwort befiehlt er den Narcissus herbeizurufen. Dieser erbat sich zunächst für die vergangene Zeit Verzeihung dafür, daß er ihm die Liebeshändel mit Leuten wie Vettius[61a]) und Plautius verschwiegen habe. Auch jetzt, fährt er fort, sei es nicht seine Absicht, der Kaiserin ihre ehebrecherischen Verhältnisse zum Vorwurf zu machen, nicht einmal

[60]) nämlich die Messalina anzugreifen, während die beiden andern Minister zuwarten wollten, ohne direkt etwas gegen die Kaiserin zu unternehmen.

[61a]) Vettius Valens, Messalina's Leibarzt und begünstigter Liebhaber, nicht nur als Arzt sondern auch als Redner und Stilist berühmt. S. Plinius nat. hist. XXIX 1, 8,

den (von ihr dem Silius geschenkten) Palast, die Dienerschaft und die sonstige glänzende Ausstattung wolle er zurückfordern. Möge Silius immerhin im Genuß dieser Dinge bleiben, nur die kaiserliche Gemalin soll er wieder herausgeben und den geschlossenen Ehevertrag vernichten. „Oder weißt Du etwa um Deine Ehescheidung?“[61]) Denn die Heirath des Silius hat vor den Augen des Volks, des Senats und der Soldaten stattgefunden; und wenn Du nicht schleunig handelst, so ist der Ehemann Herr der Hauptstadt.“

Kapitel 31.

Daraufhin läßt der Kaiser seine bedeutendsten Freunde zu sich rufen, und zwar befragt er zuerst den Präfekten des Getreidemagazinwesens, Turranius,[62]) sodann den Lusius Geta, den Befehlshaber der Kaisergarde. Als diese bekennen,[63]) da schreien alle Uebrigen wetteifernd um ihn herum: er müsse sich ins Lager begeben, sich der Treue der Gardekohorten versichern und erst an seine Sicherheit denken, ehe er zur Bestrafung schreite. Es ist ausreichend bestätigt, daß Claudius dergestalt von Furcht umnebelt gewesen ist, daß er einmal übers andre fragte: ob er noch regierender Kaiser, ob Silius noch Privatmann sei?

Messalina dahingegen, die jetzt ganz außer Rand und Band in ihrer ausschweifenden Lebensweise war, feierte eben — denn es war in der Mitte des Herbstes — in ihrem Palaste das Schauspiel einer Weinlese. Die Kelter-Pressen arbeiteten, die Kufen strömten über von Most, und Frauen mit Fellen umgürtet sogen tanzend zu ihnen hin, gleich opfernden oder rasenden Bacchantinnen. Sie selbst mit aufgelöstem Haare den Thyrsus schwingend, und ihr zur Seite Silius mit Epheu bekränzt, tanzten auf Kothurnen einher und warfen den Kopf, während

[61]) Diese Frage enthielt den Kern der ganzen Intrigue. In der That war die Heirathsceremonie der Kaiserin und des Silius mit Vorwissen des Kaisers und im Interesse desselben geschehen — was Tacitus verschweigt. (S. Agrippina S. 79 ff.), während es doch allein die sonst durchaus unmögliche Ungeheuerlichkeit des von Tacitus geschilderten Vorgangs erklärt.

[62]) S. oben Ann. I. 7 und Agrippina S. 83—84.

[63]) Was sie „bekennen“ sagt Tacitus nicht. Wir haben etwa zu ergänzen: „daß die Sache so liege, wie Narcissus sie geschildert habe“.

[64]) Dagegen berichtet Dio Cass. 60, 31, daß Claudius schon in Ostia mehrere Verhaftungen und peinliche Untersuchungen vornehmen ließ. Ebenderselbe Schriftsteller weiß nichts von der kopflosen und albernen Angst des Kaisers zu melden.

der ausgelassene Chor sie umtobte. Man erzählt, Vettius Valens,[65]) der in der Ausgelassenheit auf einen der höchsten Bäume geklommen war, habe auf die Frage: was er erblicke? geantwortet: „von Ostia her ein grauses Ungewitter!“ sei es nun, daß sich eine solche Erscheinung wirklich zu zeigen begonnen hatte, oder daß das zufällig entfallene Wort zur Vorhersagung wurde.[65a])

Kapitel 32.

Mittlerweile kam nicht ein Gerücht, sondern direkte Boten mit der Meldung: Claudius wisse Alles und eile herbei zur Rache. Sofort begiebt sich Messalina in die Lukullischen Gärten, Silius, um seine Furcht zu verdecken, auf das Forum zu seinen Amtsgeschäften. Während die übrigen sich dahin und dorthin zerstreuten, langten Centurionen an, welche alle, wie sie dieselben auf der Straße oder in verschiedenen Verstecken antrafen, in Fesseln legen ließen. Messalina jedoch, obwohl das Unglück ihr keine Ueberlegung gestattete, war trotzdem alsbald mit dem Entschlusse fertig, ihrem Gemahl entgegen zu gehn und unter die Augen zu treten — was ihr schon oft als Auskunftsmittel gedient hatte; und so schickte sie denn Leute mit dem Befehle, daß Britannikus und Octavia in die Arme des Vaters eilen sollten. Zugleich richtete sie an Vibidia, die älteste der Vestalischen Jungfrauen, die Bitte, Audienz bei dem Pontifex Maximus[66]) zu verlangen und seine Gnade zu erbitten. Inzwischen legte sie selbst den weiten Weg durch die Stadt[67]) nur von

[65]) S. die Anmerkung 61 a zum 30. Kapitel.

[65a]) Wenn Messalina und Silius unter solchen ausgelassenen Maskenfesten vom Kaiser überrascht wurden, während wir sie mitten in Vorbereitungen und Rüstungen zu einer Thronrevolution finden müßten, wenn eine solche wirklich ihre Absicht war, so ist es schwer, ja unmöglich, an eine solche Absicht überhaupt zu glauben. Auch finden wir in der ganzen weiteren Darstellung des Tacitus keine Spur davon, daß irgend einem der Verhafteten Anschläge und Vorbereitungen zu solchem hochverrätherischen Unternehmen Schuld gegeben oder gar nachgewiesen wären. Vielmehr bleibt bei Tacitus der ganze Prozeß des Silius und seiner Freunde, der doch offenbar ein politischer sein müßte, in vollkommenes Dunkel gehüllt. Vgl. Agrippina S. 86 und S. 97—98.

[66]) D. h. bei dem Kaiser. Denn die Kaiser bekleideten das Oberpriesteramt. S. die Anmerk. zu Annal. III. 58. S. 246 meiner Uebersetzung.

[67]) Von den Lukullischen Gärten, wohin sie sich begeben hatte, bis zum Ostiensischen Thore, in der Nähe der heutigen Porta di San Paolo, hatte sie die ganze Längenausdehnung der ungeheuren Stadt zu durchwandern.

drei Personen begleitet — so groß war auf einmal ihre Verlassenheit — zu Fuße zurück und trat dann auf einem Fuhrwerke, das zur Aufnahme der Gartenabfälle diente, die Fahrt auf der Straße nach Ostia an, von keiner Seele bemitleidet, weil der Abscheu ihres schandbaren Lebens allzumächtig vorherrschte.[68])

Kapitel 33.

Nichtsdestoweniger war man auch in des Kaisers Umgebung in Angst und Besorgniß. Man traute nämlich dem Präfekten der Leibgarde Geta nicht hinlänglich, der zum Guten wie zum Bösen gleich leicht beweglich war. In Folge dessen giebt Narcissus, in Verbindung mit einigen Personen, welche dieselbe Besorgniß hegten, die Erklärung ab: es sei nur dann Aussicht den Thron des Kaisers zu sichern, wenn er für diesen einen Tag das Recht der Verfügung über die Militairmacht einem seiner Minister übertrage; und zugleich erbietet er sich dasselbe seinerseits zu übernehmen. Damit aber der Kaiser nicht während der Fahrt nach der Hauptstadt von Lucius Vitellius und Largus Caecina umgestimmt werde, verlangt und nimmt er seinen Platz auf dem kaiserlichen Reisewagen.

Kapitel 34.

In der Folge hörte man häufig erzählen: während der widerstreitenden Aeußerungen des Kaisers, der bald auf das schmähliche Betragen seiner Gemalin schalt, und dann zuweilen wieder auf die Erinnerung an sein eheliches Glück und auf seine unmündigen Kinder zurückkam, habe Vitellius immer nur ausgerufen: Welch' eine Frevelthat! welch ein Verbrechen! Zwar drang Narcissus wiederholt in ihn, seine zweideutigen Ausrufe zu erklären und mit der Wahrheit herauszurücken; allein er setzte es trotzdem nicht durch, daß jener andere als unbestimmte

[68]) Der letztere Zusatz: „von keiner Seele bemitleidet u. s. w." ist offenbar tendenziös feindselig gefärbt. Tacitus selbst berichtet, daß die ehrwürdige Oberpriesterin der Vestalinnen beim Kaiser Fürbitte für Messalina einlegte, was sie unmöglich hätte thun können, wenn dieselbe wirklich in so schamlos frevelhafter Weise wider alles göttliche und menschliche Recht, ohne Wissen des Kaisers, ihres Gemals, und ohne von demselben geschieden zu sein, ihre Verheiratung mit Silius vollzogen hätte. S. Agrippina d. M. N. S. 90. Aber freilich das Publikum, für das Tacitus schrieb, glaubte — wie er selbst sagt (Ann. IV. 11.) — auch das Absurdeste und Unsinnigste, ja das Unmögliche, wenn es nur seiner Lust am Skandal Genüge that.

und jener beliebigen Deutung fähige Antworten gab, und daß Largus Caecina abließ seinem Beispiele zu folgen.

Inzwischen zeigte sich denn auch bereits Messalina vor den Augen des Kaisers unter wiederholtem Geschrei: daß er der Mutter der Octavia und des Britannikus Gehör schenken möge; allein der Ankläger überschrie ihre Worte indem er von Silius und ihrer Vermälung redete. Zugleich üb rgab er dem Kaiser ein schriftliches Verzeichniß ihrer Sünden, um seine Blicke abzuwenden. Bald darauf, beim Einzuge in die Stadt, wollte man ihm die beiden Kinder aus seiner Ehe mit Messalina vor Augen bringen, aber Narcissus befahl sie fortzuschaffen. Allein die Vibidia vermochte er nicht zu verhindern, daß sie, unter lebhaftem Hinweis auf sein gehässiges Verfahren, die dringende Bitte an den Kaiser richtete, seine Gemalin nicht unvertheidigt ins Verderben stürzen zu lassen. Er begnügte sich also ihr zu antworten: „Der Kaiser werde die Verklagte hören und ihr Gelegenheit geben, sich von der Anschuldigung zu reinigen. Inzwischen möge Vibidia nach Hause gehen und die heiligen Verrichtungen ihres Vestadienstes besorgen."

Kapitel 35.

Bei allen diesen Vorgängen beobachtete Claudius ein unerklärliches Stillschweigen. Vitellius that fast wie einer, der von gar nichts wisse. Alles gehorchte dem Freigelassenen.[69]) Er gab den Befehl, den Palast des Ehebrechers zu öffnen und dorthin den Kaiser zu führen. Dort zeigt er demselben vor allen Dingen zuerst in dem Vestibül das Bildniß von Silius' Vater, dessen Vernichtung ein Senatsbeschluß früher angeordnet hatte;[70]) sodann alle möglichen uralten Besitzstücke der Neronen und der Drusus, mit denen Messalina den Frevler beschenkt habe.[71]) Als er so seinen Zorn entzündet hatte, der sich in Drohungen Luft machte, führte er ihn in das Prätorianerlager, wo die Soldaten zur Versammlung bereit standen, an die er nach Narcissus' Anweisung nur einige wenige Worte richtete; denn obschon sein Schmerz gerecht war, so hinderte doch die Scham den vollen Ausdruck desselben. Darauf erfolgte anhaltendes Geschrei der Cohorten, welche Namensnennung und Bestrafung der Schuldigen forderten. Und so ward Silius vor das Tribunal gebracht,

[69]) Dem Minister Narcissus.

[70]) In Folge seiner unter Tiberius erfolgten Verurtheilung. S. oben Ann. IV 18—20, und Agrippina S. 91—92.

[71]) S. oben Kap. 12 und Kap. 30 dieses Buches.

Wir besitzen ausser den genannten von Boethius noch folgende Schriften, in deren Aufzählung wir die Ordnung der letzten Gesammtausgabe beobachten:

1) Eine Uebersetzung der Aristotelischen Analytik. Dass er dazu einen Commentar schreiben wollte, deutet er an einem andern Orte an [2]).
2) Eine Introductio ad Categoricos Syllogismos, deren Berechtigung die kurze Einleitung enthält [3]).
3) De Syllogismo Categorico Libri II, eine populäre, von der Schulsprache möglichst entfernt gehaltene Einleitung [4]) in die Lehre von den Schlüssen, zumeist nach Aristoteles, jedoch auch mit Zuziehung des Theophrast und Porphyrius [5]).
4) De Syllogismo hypothetico ad Symmachum Libri II, mit einer herzlich geschriebenen Zueignung an Symmachus. Aus dieser Schrift scheint sich zu ergeben, dass Boethius noch die hierher gehörigen Schriften des Theophrast und Eudemus, deren Methode er genau charakterisirt, zur Hand hatte [6]).

---

1) De Syllog. categ. II, p. 603 ext. De different. Topic. p. 857.
2) Opp. p. 838.
3) Opp. p. 581.
4) Opp. p. 603.
5) Opp. p. 606. p. 607.

wo er keine Vertheidigung, kein Friſtgeſuch verſuchte, ſondern nur um ſchnellen Tod bat. Ebendieſelbe feſte Haltung zeigten auch die erlauchten römiſchen Ritter, ſeine Mitſchuldigen: Titius Proculus, der von Silius der Meſſalina als Wächter zugeordnet war und weitere Mittheilungen zu machen anbot, Vettius Valens, der geſtändig war, desgleichen Pompejus Urbikus, und Sauſejus Trogus, die der Kaiſer ſofort dem Henker zu übergeben befiehlt.[72]) Auch Decrius Calpurnianus, der Kommandant der hauptſtädtiſchen Polizeiſoldaten, Sulpicius Rufus, der Chef der kaiſerlichen Gladiatorenſchule, und der Senator Junkus Vergilianus erlitten dieſelbe Strafe.

Kapitel 36.

Der einzige, Mneſter, verurſachte einen Aufſchub, da er, ſeine Kleidung aufreißend, dem Kaiſer zurief: „er ſolle doch die Narben der Stockſtreiche anſehn, ſolle ſeines Wortes gedenken, mit dem er ihn der Meſſalina zur Verfügung geſtellt habe. Andere ſeien durch Beſtechung oder durch große Ausſichten, er nur durch den Zwang der Nothwendigkeit in Schuld verſtrickt worden, da ja ihm vor allen der Tod ſicher geweſen ſein würde, wenn Silius zur Herrſchaft gelangt wäre. Das machte Eindruck auf den Kaiſer und ſtimmte ihn zur Gnade, aber ſeine Miniſter bemeiſterten ihn durch die Vorſtellung: „nach der Hinrichtung ſo vieler erlauchter Männer dürfe ein Schauſpieler nicht geſchont werden; ob er freiwillig oder gezwungen ſich ſo ſchwer vergangen habe, ſei gleichgültig.“ Nicht einmal die Vertheidigung des Traulus Montanus, eines römiſchen Ritters, ward angenommen. Ein wohlbeleumdeter junger Mann, aber von großer körperlicher Schönheit, war er von Meſſalina ausdrücklich zu ihr befohlen und ſchon in der erſten Nacht wieder aus ihrem Kabinette fortgejagt worden, da bei ihr Begehrensluſt und Ueberdruß mit gleicher Wildheit wechſelten. Dem Suillius Caeſoninus und dem Plautius Lateranus ward die Todesſtrafe erlaſſen, dem letzteren wegen der ausgezeichneten Verdienſte ſeines Oheims;[73])

[72]) Ueber die wahre Urſache der Hinrichtung der hier genannten Männer S. Agrippina S. 92—93.

[73]) Sein Oheim Aulus Plautius hatte unter Tiber ſchon hohe Staatsämter bekleidet und unter Claudius Britannien unterworfen. Auch der hier genannte Neffe war ein tüchtiger Mann und fiel erſt achtzehn Jahre ſpäter als Opfer ſeiner Theilnahme an der Verſchwörung Piſo's gegen Nero (ſ. Ann. XV. 49 u. 60), der Palaſt ſeiner Familie gab der heutigen Baſilika des „Lateran“, die auf den Trümmern desſelben erbaut ward, den Namen.

den Caesoninus schützte sein lasterhafter Lebenswandel, weil es von ihm hieß, er habe in jener schandbaren Umgebung Messalina's sich als Weib brauchen lassen.

Kapitel 37 u. 38.

Inzwischen fristete Messalina in den Lukullischen Gärten ihr Leben weiter, verfaßte Bittgesuche, in denen sie sich ziemlich zuversichtlich, zuweilen selbst zornig ausdrückte: solchen Hochmuth bewies sie noch am Rande des Untergangs. Und hätte Narcissus nicht ihre Ermordung beschleunigt, so wurde sicher das Verderben sich gegen den Ankläger gewendet haben. Denn Claudius war nicht sobald in seinen Palast zurückgekehrt und durch rechtzeitige Tafelfreuden milder gestimmt worden, als er, warm geworden vom Weingenusse, Befehl gab: hinzugehen und „der Armen" — so lautete, wie es heißt, sein Ausdruck — zu melden: sie solle am folgenden Tage zu ihrer Vertheidigung vor ihm erscheinen. Als man das hörte und zu fürchten begann, daß sein Zorn sich legen, die Liebe wiederkehren, und, wenn man zaudere, die Nähe der Nacht die Erinnerung an die eheliche Gemeinschaft wecken werde, da stürzte Narcissus hinaus und beauftragt die Centurionen und den anwesenden Tribunen,[74]) die Hinrichtung zu vollziehen; also befehle es der Kaiser. Als Aufseher und Befehlvollstrecker ward einer der Freigelassenen Euodus dem Kommando beigegeben. Derselbe schritt eiligst vorauf nach den Gärten, wo er sie am Boden hingestreckt fand, bei ihr sitzend ihre Mutter Lepida,[74a]) die, in der Tochter glücklichen Tagen mit derselben keineswegs auf gutem Fuße, durch die Todesnoth derselben zum Mitleid erweicht worden war und ihr zuredete: „den Mörder nicht abzuwarten, es sei vorbei mit dem Leben, und es bleibe nur noch ein anständiger Tod zu suchen". Allein in der von Ausschweifungen corrumpirten Seele war kein Ehrgefühl mehr, und so fuhr sie mit Weinen und nutzlosem Jammern fort, als schon die Schläge der Ankommenden an die Thüren donnerten und der Tribun schweigend, dahingegen der Freigelassene unter einer Fluth gemeiner Schimpfreden vor ihr stand.

Da erst erkannte sie völlig ihre Lage und nahm den ihr dar-

[74]) Der „anwesende Tribun" war der, welcher die an dem Tage im Kaiserpalaste die Wache haltende Kohorte der Leibgarde kommandirte und dem Narcissus persönlich den Befehl gab.

[74a]) Domitia Lepida s. unten XIII. 19.

gereichten Stahl zur Hand. Während sie in der zitternden Angst vergebliche Versuche gegen Hals oder Brust machte, stieß der Tribun ihr sein Schwert durch den Leib. Der Leichnam ward der Mutter überlassen. Dem Claudius ward noch bei der Tafel gemeldet: „Messalina sei gestorben", ohne näheren Zusatz, ob durch eigene oder fremde Hand. Auch fragte derselbe nicht weiter, sondern forderte einen Becher Wein und setzte die Tafel wie gewöhnlich bis zu Ende fort. Selbst an den folgenden Tagen gab er keinerlei Zeichen von Haß oder Freude, Zorn oder Betrübniß, kurz von irgend einer menschlichen Erregung, nicht als er die fröhlichen Gesichter der Ankläger, nicht als er die tiefbetrübten seiner Kinder sah. Zu Hülfe kam dann seiner Vergeßlichkeit der Senat durch den Beschluß: Daß Messalina's Name und Bildnisse von den privaten und öffentlichen Lokalitäten entfernt werden sollten.[75]) Ein anderer Senatsbeschluß verlieh dem Narcissus die Insignien eines Quästors — eine winzige Auszeichnung für den blasirten Hochmuth des Mannes, der bereits thatsächlich weit über einem Pallas und Callistus eine Rolle spielte . . . . Zwar ehrenwerthe Maßregeln, aus denen aber die verderblichsten Dinge hervorgehen sollten.[76])

[75]) Ueber die vorhandenen Bildnisse Messalina's s. meine Agrippina S. 101—102.

[76]) Der Schlußsatz dieses Buchs ist lückenhaft. Unter den „verderblichsten Dingen" sind gemeint, die auf Messalina's Sturz folgende Vermälung des Kaisers mit seiner Nichte Agrippina (der geheimen Leiterin der gegen Messalina gesponnenen Intrigue S. Agrippina S. 103 folgd.), der Untergang des Claudius und seiner beiden Kinder, und die Erhebung Nero's auf den durch Mord erledigten Thron.

Zwölftes Buch.

(Jahr 48 — 54 nach Chr.)

Kapitel 1.

Durch die Ermordung Messalina's wurde das kaiserliche Haus[1]) im tiefsten Grunde erschüttert; denn sofort entstand unter den Freigelassenen (den Ministern) Streit darüber: wer von ihnen eine Gemalin auswählen solle für Claudius, der einerseits ehelos zu leben nicht im Stande, und andrerseits immer der gehorsame Diener seiner Ehefrauen war. Ebenso leidenschaftlich war der Bewerbungseifer unter den Frauen entbrannt, von denen jede ihren Adel, ihre Schönheit oder ihren Reichthum geltend zu machen und als berechtigend zu einer so hohen Verbindung hinzustellen beflissen war. Hauptsächlich jedoch schwankte die Waage zwischen der Lollia Paulina, Tochter des Konsularen Markus Lollius und der Julia Agrippina, Tochter des Germanikus. Der letzteren stand Pallas, der ersteren Callistus als Begünstiger zur Seite. Dagegen ward Aelia Pätina, aus dem Hause der Tuberonen, vom Narcissus begünstigt. Der Kaiser selbst, der sich bald auf die eine bald auf die andere Seite neigte, jenachdem er eben das Zureden des einen oder des anderen gehört hatte, berief schließlich seine zwiespältigen Minister zu einem Kabinetsrath und hieß sie jeden seine Ansicht vortragen und die Motive dafür angeben.

[1]) Der Ausdruck „das kaiserliche Haus" (principis domus) bezeichnet auch hier wie oben, (XI, 28) die nächste und einflußreichste Umgebung, wie wir sagen würden „das Kabinet" des Kaisers, welches aus den mächtigen Freigelassenen, Narcissus, Pallas Callistus u. a. bestand. — Ueber die im Folgenden erzählten Umtriebe bei der Wahl einer neuen kaiserlichen Gemalin s. Agrippina S. 103—108.

Kapitel 2.

Narcissus führte als Motive seiner Wahl an: Des Kaisers frühere Eheverbindung mit Aelia Pätina,[2]) das Vorhandensein einer mit derselben erzeugten Tochter — denn Antonia war Claudius' Tochter von der Pätina, — den Vortheil, daß kein neues Element in das Kaiserhaus komme, wenn die alte Gemalin wieder in dasselbe eintrete, die mit keinerlei stiefmütterlichen Abneigungsempfindungen auf Britannikus und Octavia blicken werde, da dieselbe ja die der ihrigen unmittelbar nächsten ehelichen Pfänder seien. Dagegen machte Callistus geltend: Die lange Dauer der Scheidung habe ein Verwerfungsurtheil über sie gesprochen, und wenn sie jetzt wiederum aufgenommen werde, so werde eben das sie übermüthig machen. Viel richtiger sei es, die Lollia zu wählen. Der Umstand, daß dieselbe keine Kinder geboren habe, werde machen, daß sie frei von aller Eifersucht und für die Stiefkinder eine wahre Mutter sein könne. Pallas dagegen hob grade das an Agrippina lobend hervor, daß sie dem Kaiser einen Enkel des Germanikus zubringen würde. Es sei durchaus der hohen kaiserlichen Stellung angemessen, sich einen so edlen Sprossen und damit zugleich die Nachkommen der Julischen und Claudischen Linien zu vereinigen und zu verhüten, daß eine Frau von bewährter Fruchtbarkeit, von voller Jugendkraft das erlauchte Blut des Kaiserhauses in ein anderes Haus übertrage.

Kapitel 3.

Diese letzteren Gründe behielten die Oberhand bei dem Kaiser. Sie wurde unterstützt durch Agrippina's Koketterien, die unter dem Deckmantel der Verwandtschaft häufig bei ihm aus- und eingina, und ihn so zu fesseln wußte, daß sie der andern vorgezogen wurde und, obgleich noch nicht seine Gattin, doch bereits den vollen Machteinfluß einer Gattin auszuüben begann. Denn sobald sie ihrer Eheverbindung sicher war, ging sie einen Schritt weiter vorwärts, und schmiedete einen Plan zur Verheiratung des Domitius, des Sohnes, den sie dem Cnaeus Ahenobarbus geboren hatte,[3]) mit Octavia des Kaisers Tochter, — eine Verbindung, welche ohne frevelhafte Rechtsverletzung nicht zu Stande gebracht werden konnte, da der Kaiser die Octavia bereits dem Lucius Silanus verlobt

[2]) Der Kaiser hatte sich noch als Prinz von ihr „aus geringfügigen Ursachen" geschieden. Suet. Claud. 26, S. Agrippina S. 106.

[3]) S. meine Agrippina S. 6—12.

und diesem auch sonst schon durch hohe Geburt ausgezeichneten jungen Mann durch Verleihung der Triumphalehrenzeichen und durch ein auf kaiserliche Kosten gegebenes prachtvolles Fechterspiel der Gunst des Publikums empfohlen hatte. Allein nichts erschien in ihren Augen schwierig bei dem Charakter eines Herrschers, der ohne eigenes Für und Wider des Urtheils und der Empfindung die Motive und Antriebe zu beiden nur von außen her empfing.

Kapitel 4.

Bei dieser Lage der Dinge ließ denn Vitellius, der unter dem prunkenden Censortitel seine niedrigen Gaunerlüten verdeckte und zugleich die am Horizonte aufsteigenden Herrschermächte[1]) voraussichtlich berücksichtigte, sich, um Agrippina's Gunst zu gewinnen, in deren Pläne hineinziehen. Er schmiedete Anschuldigungen gegen Silanus, der allerdings eine schöne und dabei leichtsinnige Schwester, die Junia Calvina, hatte, die noch vor nicht langer Zeit Schwiegertochter des Vitellius gewesen war. Daran knüpfte er den Anfang seiner Anklage, indem er die, zwar nicht bis zur Blutschande gehende, aber doch unvorsichtige Liebe der beiden Geschwüter in das Gebiet schändender Anstößigkeit zog. In der That lieh der Kaiser dieser Anklage sein Ohr, da er aus Liebe zu seiner Tochter nur allzugeneigt war, Verdächtigungen gegen seinen Schwiegersohn Glauben zu schenken. So wird Silanus, der ohne Ahnung von den gegen ihn geschmiedeten Ränken und zufällig in diesem Jahre Praetor war, plötzlich durch ein Edikt des Vitellius aus dem Senat gestoßen, obschon die Senatsmusterung bereits vorüber und das Lustrum[2]) schon vollzogen war. Zugleich löste Claudius das Verwandschaftsverhältniß mit ihm, und Silanus ward gezwungen, sein Praetoramt niederzulegen, dessen einziger noch übriger Tag dem Eprius Marcellus übertragen wurde.

Kapitel 5.

Unter dem Konsulat des Cajus Pompejus und Quintus Veranius wurde die Abschließung des Ehebundes zwischen Claudius und Agrippina bereits durch das Stadtgespräch und durch den beiderseitigen verbotenen Liebesgenuß bestätigt, und doch wagten sie noch nicht, die religiöse Hochzeitfeier zu begehen, weil es ohne Beispiel war, daß jemals eine Bruders-

[1]) Agrippina und ihr Sohn sind gemeint.
[2]) S. die Anmerkung 54 zu dem vorhergehenden Buche XI. 25.

tocher als Ehefrau in das Haus ihres Vaterbruders geführt worden. Ja es erschien sogar als Blutschande, und man befürchtete, daß, wenn man sich darüber wegsetzen sollte, die Verbindung in ein Strafgericht für den Staat ausschlagen dürfte. In der That zauderte man dieselbe hin, bis Vitellius es übernahm, die Sache durch die ihm eignen Künste zum Abschlusse zu bringen. Er fragte also beim Kaiser an, ob er dem Willen des Volks, der Aufforderung des Senats sich zu fügen gedenke? und als derselbe zur Antwort gab: „er sei ein Bürger wie jeder andre und nicht im Stande der Uebereinstimmung beider Faktoren Widerstand zu leisten," hieß er ihn das Weitere im Palaste ruhig abzuwarten. Er selbst begiebt sich in den Senat, wo er feierlich erklärt, daß es sich um das höchste Staatsinteresse handle, und um die Erlaubniß bittet, vor allen andern das Wort ergreifen zu dürfen. Dann beginnt er: „Bei den überaus schweren Mühen in seinem den Erdkreis umfassenden Berufe bedürfe der Regent nothwendig Stützen, damit er im Stande sei, aller Sorge für das eigne Haus entledigt, seine Gedanken nur auf das Allgemeine zu richten; und wie könne es da für einen Mann von censorischer Sittlichkeit eine anständigere Erleichterung geben, als eine Ehegattin an seine Seite zu nehmen, die ihm in guten und bösen Tagen eine Genossin sei, der er seine geheimsten Gedanken, der er seine kleinen Kinder anvertrauen könne, — er, ein Mann der nicht an lockeres, sinnlich ausschweifendes Leben gewöhnt sei, sondern von seiner ersten Jugend an in gesetzlichen Verhältnissen gelebt habe".[6])

Kapitel 6.

Nach diesem gewinnenden Eingange seiner Rede, welchen vielfältiger Beifall der Senatoren begleitete, hub er von Neuem an: „Da sie sämmtlich dafür seien, daß der Kaiser sich verheiraten müsse, so sei es nothwendig, daß die Wahl eine Frau treffe, welche sich durch Adel der Abkunft, durch Fruchtbarkeit, durch Sittenreinheit empfehle. Und da würde es denn keine Frage sein können, daß Agrippina an Erlauchtheit der Abkunft die erste Stelle einnehme, von ihrer Fruchtbarkeit habe sie einen Beweis gegeben, und auch das Erforderniß eines sittlichen Characters treffe zu. Ein ganz besonders glücklicher Umstand aber sei der, daß

[6]) Ueber Claudius' frühere Verlöbnisse und Ehen, bevor er Messalina heiratete, s. Agrippina S. 46—47. — was hier angedeutet wird, nämlich, daß der Kaiser Claudius nie die Frauen anderer begehrt und in gesetzlosen Verbindungen gelebt habe, wird im folgenden Kapitel direkt ausgesprochen.

durch göttliche Fügung in ihr eine Wittwe[7]) verbunden werden würde mit einem Regenten, der stets nur in den Schranken eigener Ehebündnisse gelebt habe. Sie alle hätten als Kinder von ihren Vätern vernommen, hätten später mit eigenen Augen gesehen, wie Ehefrauen nach den willkürlichen Gelüsten der Kaiser ihren Gatten gewaltsam entrissen worden.[8]) Dergleichen liege dem jetzt waltenden Geiste der Mäßigung fern. Im Gegentheil handle es sich jetzt darum, ein Beispiel aufzustellen: wie ein Kaiser seine Gattin vom Senate empfange. Freilich könne man einwenden: Verheirathungen mit Bruderstöchtern seien bei uns etwas Neues. Allein bei andern seien sie etwas Herkömmliches, und verboten seien sie durch kein Gesetz. Auch Verheirathung mit Cousinen habe man lange nicht gekannt und doch seien sie im Laufe der Zeit üblich geworden. Die Sitte bequeme sich eben demjenigen an, was zweckmäßig sei, und auch der vorliegende Fall werde bald zu denen gehören, welche später Brauch werden würden."

Kapitel 7.

Da fehlte es denn nicht an solchen, welche einer vor dem andern unter Versicherung, daß sie, wenn der Kaiser zaudern sollte, zu Zwangsmaßregeln schreiten würden, aus der Kurie stürzten. Eine bunte Menschenmasse schaart sich zusammen und ruft laut: Das römische Volk theile solches Verlangen. Jetzt wartet denn auch Claudius nicht länger, sondern erscheint auf dem Forum und läßt sich von der Menge beglückwünschen; dann erscheint er im Senat und verlangt die Abfassung eines Beschlusses, der die Heiraten zwischen Vatersbrüdern und Bruderstöchtern für die Folgezeit legalisire. Trotzdem fand sich nur ein einziger Liebhaber eines solchen Ehebündnisses, Alledius Severus, ein römischer Ritter, von dem man damals ziemlich allgemein sagte, er sei durch die Rücksicht auf Agrippina's Gunst dazu bewogen worden.[9])

---

[7]) Agrippina war zuerst mit Cnaeus Domitius und nach dessen Tode mit Crispus Passienus verheiratet gewesen. Von dem ersteren hatte sie einen Sohn Domitius, den späteren Kaiser Nero. Ueber ihre beiden früheren Ehen s. Agrippina S. 5 ff. und S. 38 ff.

[8]) Das erste geht auf Augustus, der die Livia ihrem Gatten entführte (S. Röm. Kaiserfrauen S. 31—33); das letztere auf Caligula, von dem ähnliche Entführungen dreier Ehefrauen berichtet werden (Sueton Calig. 24). Unter diesen befand sich auch die weiter unten (Kap. 22) als Caligula's Gemalin erwähnte Lollia Paulina.

[9]) Sueton (Claud. 26) erwähnt noch eines zweiten Nachfolgers in dieser Art von

Von da ab datirte eine Revolution des öffentlichen Zustandes. Alles gehorsamte nämlich jetzt einer Frau, die nicht im Wege übermüthiger Lust mit dem römischen Staatswesen ihr Spiel trieb; es war eine straffe und so zu sagen männliche Zügelführung des Absolutismus. Nach Außen Strenge und noch häufiger Hochmuth, im Innern des Hauses keine Verletzung der Sittlichkeit, außer im Interesse der Behauptung ihrer Herrschaft.[10]) Ihre ungemessene Gier nach Geld hatte stets den Vorwand, daß dasselbe als Mittel zur Behauptung der monarchischen Herrschaft gesammelt werde.[10a])

Kapitel 8 und 9.

Am Tage der Hochzeit gab sich Silanus den Tod, sei es, daß er bis dahin die Hoffnung auf das Leben hingefristet hatte, oder, daß er den Tag wählte, um den gehässigen Eindruck zu verstärken.[11]) Calvina, seine Schwester, ward aus Italien verbannt.[12]) Als Zusatz zu dieser Maßregel veranstaltete Claudius noch religiöse Weihen nach den Gesetzvorschriften des Königs Tullus (Hostilius) und Darbringungen von Sühnopfern durch die Oberpriester im Haine der Diana, während alle Welt sich darüber aufhielt, daß man Strafen und Sühnceremonien für Blutschande grade in einem solchen Zeitpunkte hervorsuche.[13])

Verheiratung, des Onkels mit seiner Nichte, die dem orthodoxen Tacitus als ein Greuel gilt. S. Agrippina S. 111—112.

[10]) S. Agrippina S. 122—124, wo die ausführliche Charakteristik des gewaltigen Weibes gegeben ist.

[10a]) Es war das kein „Vorwand", (obtentus), sondern Wahrheit, da Caligula's wahnsinnige Verschwendung den Staatsschatz völlig geleert hatte.

[11]) S. Agrippina S. 117.

[12]) Erst nach Agrippina's Tode gestattete ihr Nero die Rückkehr nach Rom s. unten XIV, 12.

[13]) Die, welche sich darüber „moquirten" (irridentibus), konnten doch nur die Orthodoxen sein, in deren Augen eben des Kaisers Heirat mit seiner Bruderstochter, trotz des Senatsbeschlusses und trotz des mangelnden gesetzlichen Verbots, als ein Incest galt. Tacitus' Ausdruck „alle Welt" ist also jedenfalls sehr übertrieben. Senat und Volk hatten sich für die Heirat ausgesprochen und wenn sich Claudius trotzdem in seinem religiösen Gewissen beschwert fühlte und nach Erleichterung desselben trachtete, so war das keineswegs lächerlich, sondern beweist nur, was wir auch sonst wissen, daß der alte Kaiser ein im römischen Sinne streng frommer und auf genaue Beobachtung des religiösen Kultus haltender Mann war. — Was das Gesetz betrifft, welches seit Claudius die Ehe zwischen Oheim und Nichte gestattete, so bemerkt Merivale, unter Anführung von Gaius Instit. I, 62, daß die Ehe eines Oheims mit einer Schwestertochter verboten blieb.

Agrippina ihrerseits — um nicht blos durch arge Thaten in den Mund der Leute zu kommen — erwirkte die Aufhebung des Exils für Annaeus Seneca und zugleich die Verleihung der Praetur, weil sie meinte, daß dies im Publikum wegen seines großen Rufes als Gelehrter einen guten Eindruck machen werde. Zugleich war ihre Absicht, daß ihr junger Sohn Domitius unter seiner Leitung aufwachsen, und daß beide seinen Rath für ihre Aussichten auf den Thron benutzen konnten, da Seneka allgemein für einen treuen und im Gedanken an die empfangene Wohlthat dankbaren Anhänger Agrippina's, und wegen der erlittenen kränkenden Unbill für einen Feind des Claudius galt. [14])

Man [15]) beschloß demnach, nicht länger zu zaudern, sondern gewann durch große Versprechungen den designirten Konsul Memmius Pollio dazu, sich im Senate dahin auszusprechen: daß man an den Kaiser das Ansuchen richte, die Octavia dem Domitius zu verloben — ein Verlöbniß, das für beider Alter nicht unpassend war und den Weg zu höheren Schritten offnen mußte. Pollio begründet seinen Vorschlag ohngefähr in ähnlicher Weise, wie neulich Vitellius; und so wird denn wirklich Octavia verlobt und Domitius, außer seiner bisherigen Verwandtschaft jetzt auch Verlobter und kaiserlicher Schwiegersohn, auf gleiche Stufe der Ansprüche und des Ranges mit Britannikus, gehoben durch die Bemühungen seiner Mutter und durch die Intrigue aller derjenigen, welche als Ankläger Messalina's die Rache von Seiten des Sohnes derselben zu fürchten hatten.

Kapitel 10.

Zur selbigen Zeit erschienen im Senat die Gesandten der Parther, welche, wie ich berichtet habe, [16]) nach Rom gesendet worden waren, um sich den Meherdates zum Könige zu erbitten, und entledigten sich ihres Auftrags in folgender Weise.

„Sie kämen nicht aus Unkenntniß des zwischen ihrem und dem römischen Volke bestehenden Bündnisses [17]) oder in Folge ihres Abfalls

[14]) Seneka war in Folge einer Palastintrigue beim Regierungsantritt des Claudius nach Corsika verbannt worden. Man hatte ihn der Buhlschaft mit der Julia, einer Schwester Caligula's, beschuldigt. S. Agrippina S. 36 und S. 117—118.

[15]) D. h. Agrippina und ihre Anhänger.

[16]) S. oben Ann. XI. 10.

[17]) Ueber die wiederholt unter Augustus, Tiberius und neuerdings unter Caligula mit den Parthern geschlossenen Bündnißverträge s. Ann. II. 1 und 58. Dio Cass. 59, 27 und Sueton Calig. 14. — Vgl. Holtzmann Neutestamentl. Zeitgesch. II. S. 334.

5) Eine Abhandlung De Divisione, im peripatetischen Geiste gehalten, nach „des fleissigen Greises“ Andronikus Schrift De Divisione mit Hinzuziehung des Plotinus, und Porphyrius Commentar zu Platons Sophistes.

6) Eine kleine Schrift De Definitione.

7) Eine Uebersetzung der Aristotelischen Topik, zu welcher die Commentare verloren sind [1]).

8) Eine Uebersetzung der Aristotelischen Schrift De Sophist. Elenchis, in zwei Büchern.

9) Eine Erläuterung der Topik Cicero's in VIII Büchern. Lückenhaft.

10) De Differentiis topicis Libri IV. Vereinigung und weitere Ausführung der Aristotelischen und Ciceronischen Topik mit Zuziehung des Themistius.

Soll ich nach gewissen Andeutungen urtheilen, so möchten die Bücher De Syllogismo Categorico und die Schrift De Divisione wohl zu dem Letzten gehören, was Boethius geschrieben hat. In der ersteren verräth sich schon eine trübe Stimmung die „allen Trost des Lebens“ in diesen Studien allein zu finden sucht, und in dem Eingange der zweiten eine, dem Boethius sonst ganz fremde, Bitterkeit gegen diejenigen seiner Zeitgenossen, die was er mühsam hegte und pflegte zu unterdrücken und zu verdächtigen streb-

1) De different. Top. IV, p. 887.

von der Dynastie der Arsaciden, sondern um den Sohn des Pomones, den Enkel des Phraates, in ihr Land zu berufen, um der Tyrannei des Gotarzes zu steuern, die für Adel und Volk gleich unerträglich geworden sei. Bereits seien durch dessen Mörderhand seine Brüder, seine näheren, ja selbst schon seine entfernteren Verwandten vertilgt; jetzt gehe es sogar an schwangere Frauen, an kleine Kinder, während der feige Tyrann, fahrlässig um das innere Regiment, unglücklich im Kriege, sich durch seine Grausamkeit zu halten suche. Sie ständen mit uns in althergebrachter staatlicher Freundschaft, und es sei unsere Pflicht, einem verbündeten Volke zu Hülfe zu kommen, das an kriegerischer Macht uns ebenbürtig sei, aber aus Hochachtung uns den Vorrang lasse. Königskinder als Geißeln stelle man aus dem Grunde, damit man sich, wenn das einheimische Regiment unerträglich sei, an Kaiser und Senat wenden und einen in ihrer Civilisation erzogenen König berufen könne."

Kapitel 11.

Nachdem sie dies und ähnliches vorgetragen hatten, begann der Kaiser seine Rede. Er sprach zuerst von der Erhabenheit Rom's und von den Fügsamkeitsbeweisen der Parther, verglich daneben sich selbst mit dem vergötterten Augustus, indem er erwähnte, daß sie auch von diesem seiner Zeit einen König erbeten hätten, wobei er jedoch den Tiberius überging, obschon auch dieser den Parthern einen König geschenkt hatte.[15]) Daran schloß er gute Lehren für Meherdates — denn dieser war im Senate anwesend —: „Derselbe möge nicht als Herr über Sklaven, sondern als Regent über Bürger auftreten und Milde und Gerechtigkeit handhaben, welche die Barbaren, eben weil sie ihnen unbekannte Dinge seien, um so eher ertragbar sein würden".[16]) Dann wandte er sich zu den Abgesandten und ertheilte dem Zöglinge Rom's große Lobsprüche, der sich bis dahin als ein durchaus sittlich maaßvoller Mann bewährt habe. „Uebrigens müsse man sich doch am Ende in die Charactereigenthümlichkeiten der Regenten finden, und häufiger Wechsel führe zu nichts Gutem. Der römische Staat sei zu einem Punkte der Sättigung an Ruhm gekommen, daß er auch auswärtigen Völkern Ruhm wünsche." Hierauf ward dem Cajus Cassius, damaligen

[15]) S. oben Ann. II. 1. VI, 31 u. 32.

[16]) Claudius setzt voraus, daß die Parther jede Herrschaft ungern ertragen und daß sie eine milde und gerechte noch am ersten ertragen würden.

Statthalter von Syrien, der Auftrag gegeben, den jungen Fürsten an das Ufer des Euphrat zu geleiten.

Kapitel 12.

Cassius war zur damaligen Zeit nur als der bedeutendste Jurist bekannt, denn kriegerische Talente bleiben in Friedenszeiten unbekannt und energische oder schwache Charactere hält der Friede auf gleicher Linie. Trotzdem war er, so weit das ohne Krieg möglich war, bestrebt, die altrömische Disciplin wieder herzustellen, seine Legionen in Uebung zu erhalten, und in Sorgfalt und Vorsichtsmaßregeln so zu verfahren, als wenn der Feind vor der Thür stände; so achtete er es geziemend seiner Vorfahren und der Cassischen Familie, welche auch bei den dortigen Völkerschaften rühmlich bekannt war.[20]) So berief er denn diejenigen zu sich, welche sich für die Berufung des Königs erklärt hatten, und schlug sein Lager bei Zeugma auf, wo der Fluß am leichtesten passirbar ist. Dann, nachdem die Parthischen Edlen und der König der Araber, Acbarus, angelangt waren, machte er den Meherdates darauf aufmerksam, „daß zögerndes Abwarten die beiferten Aufwallungen der Barbaren erkalten oder in Verrath umschlagen lassen: er möge also demgemäß sein angefangenes Unternehmen rasch betreiben".

Dieser Rath ward mißachtet in Folge der Intriguen des Acbarus, der dem jungen, unerfahrenen und die Herrscherhoheit in üppigem Genuß des Lebens suchenden Prinzen viele Tage lang in Edessa festhielt. Als ihn dann Carenes[21]) zu kommen aufforderte und ihm vorstellte, daß alles bereit sei zu günstiger Entscheidung, wenn man rasch genug komme, ging er nicht nach dem nahen Mesopotamien, sondern mit weitem Umwege nach Armenien, das für den gegenwärtigen Zeitpunkt grade übel gewählt war, weil eben der Winter einzutreten begann.

Kapitel 13.

In Folge dessen kamen sie, erschöpft von Schneegestöber und Gebirgswegen, in die Nähe der ebenen Gegenden, wo sie sich mit den

[20]) Ein Cassius, der Mörder Caesar's, hatte im Jahre 51 vor Chr. die Parther bei Antiochia besiegt.

[21]) Zeugma, d. h. Schiffbrücke, war eine Stadt am Euphrat in der syrischen Provinz Kyrrhestika.

[22]) Carenes, Satrap von Mesopotamien, war einer von denen, welche den Meherdates aus Rom als König berufen hatten.

Truppen des Carenes vereinigten, dann über den Fluß Tigris setzten und das Land der Adiabener durchzogen, deren König Izates sich zwar öffentlich der Sache des Meherdates angeschlossen hatte, aber heimlich und mit treuerer Gesinnung zu Gotarzes hielt. Indessen ward im Vorbeimarsche die Stadt Ninos, der älteste Herrschersitz Assyriens,[23]) eingenommen, so wie ein Kastell von hoher geschichtlicher Berühmtheit, weil bei demselben in der Schlacht zwischen Darius und Alexander die Persische Macht zu Falle gebracht worden war.[24])

Inzwischen war Gotarzes an dem Berge, welcher den Namen Sanbulos führt, damit beschäftigt, den dortigen Ortsgottheiten seine Huldigungsgelübde darzubringen. Der Hauptkult daselbst ist der des Herkules, welcher zu bestimmten Zeiten den Priestern im Traume erscheint und dieselben anweist, vollständig zur Jagd gerüstete Rosse in der Nähe seines Tempels aufzustellen.[25]) Die Rosse, sobald sie die mit Geschossen angefüllten Köcher auf dem Rücken haben, durchschweifen die Waldschluchten und kommen erst Nachts mit leeren Köchern keuchend und schnaubend wieder zurück. Dann zeigt wiederum der Gott durch ein mächtiges Gesicht den Weg an, auf welchem er die Wälder durchstreift hat, und auf dem man denn hier und dort niedergestrecktes Wild findet.

Kapitel 14.

Uebrigens hielt sich Gotarzes, der sein Heer noch nicht auf die gehörige Stärke gebracht hatte, hinter dem Schutze des Flusses Corma, und obschon man ihn durch Schimpfreden und Herolde zum Kampfe herauszufordern suchte, so versagte er denselben doch fortwährend, wechselte seine Stellungen und schickte Unterhändler in's Lager der Feinde, um durch Bestechung Abfall unter ihnen zu erkaufen. Von denselben zogen denn auch Izates, der Adiabener, und bald darauf Acbarus mit dem Araberheer ab, ganz gemäß ihrer volksthümlichen

[23]) Das biblische Ninive am Tigris vom Könige Ninos erbaut, Residenz der assyrischen Herrscher. (S. Duncker Gesch. d. Altertd. I. S. 285—293 u. S. 297 ff.)

[24]) Es ist die Schlacht von Gaugamela oder Arbela gemeint, durch welche in der That die Persische Macht den Todesstreich empfing. S. Grote Gesch. Griechenlands Th. VI. S. 544—552 (der deutsch. Uebers.).

[25]) Dieser kurisch-phoenizische Gott ist der Sonnengott Sardan, Sandan oder Sandon, der von den griechischen Schriftstellern als Herakles bezeichnet wurde. S. Duncker I. S. 257. Braun, Naturgesch. der Sage II, S. 6—7. Von der Uebertragung gewisser Eigenschaften dieses Gottes auf Sardanapal s. Duncker I. S. 494.

Wankelmüthigkeit und weil es eine erfahrungsmäßige Thatsache ist, daß die Barbaren lieber ihre Könige von Rom holen als dieselben behalten mögen. Meherdates, von so starken Hülfstruppen entblößt und auch von den andern Verrath argwöhnend, entschloß sich zu dem, was ihm allein übrig blieb, sein Glück zu wagen und eine Schlacht zu versuchen. Gotarzes wich denn auch einer Waffenentscheidung nicht aus, da des Gegners Schwächung ihm den Kamm geschwellt hatte. So kam es zu einem Kampfe, der sehr blutig war und unentschieden blieb, bis den Carenes, der seine Gegner in die Flucht geschlagen und sich in der Verfolgung zu weit vorgewagt hatte, eine noch ganz frische Feindesschaar im Rücken faßte. Da gab Meherdates, der alle Hoffnung verloren meinte, den Versprechungen des Parrar, eines Lehnsmannes seines Vaters, Gehör, und ward in Folge dessen von dem Verräther gefesselt und dem Sieger ausgeliefert. Dieser fuhr ihn schmähend an: „er sei nicht sein Verwandter, noch von Arsaces' Stamm, sondern ein Ausländer und Römer!" schenkte ihm zwar das Leben ließ ihm aber die Ohren abschneiden, sich zu prahlerischer Ehre seiner Milde, uns zu beschimpfender Schmach [25a]).

Späterhin starb Gotarzes an einer Krankheit und auf den Thron wurde Vonones berufen, der damals Regent der Meder war. Derselbe erlebte keinerlei Glück oder Unglück, wodurch er in der Geschichte erwähnenswerth wäre. Er führte eine kurze und ruhmlose Regierung, nach deren Beendigung die Parthische Krone seinem Sohne dem Vologaeses übertragen wurde.

Kapitel 15.

Doch jetzt zu Mithridates, dem Bosporaner, der nach dem Verluste seiner Macht flüchtig umhergeschweift war. [25b]) Als derselbe in Erfahrung

[25a]) Aehnliche Grausamkeit durch Verstümmelung von Kriegsgefangenen bewiesen auch die Römer. Caesar ließ nach Dämpfung des letzten gallischen Aufstandes „allen denen, welche die Waffen getragen hatten," die Hände abhauen (bell. gall. VIII. 44.) Aehnlich verfuhren röm. Feldherren gegen die Thraker. (Liv. III. 4), und Caesar's Legat gegen gefangene Briefboten (bell. hisp. 12.) Aber auch in unserer Zeit (1841), geschah unter den Augen und mit Zustimmung des französischen Generals in Algerien das Gleiche! S. Lamping: Erinnerungen aus Algerien II. S. 124—126. u. I. S. 78.

[25b]) Dieser Mithridates, ein Abkömmling des großen Sultans Mithridates von Pontus, des von Pompejus besiegten gefährlichsten Gegners der Römer im Osten, war von Claudius, der ihn früher auf den Thron erhoben, abgesetzt, und sein Bruder Cotys, der ihn angeschwärzt hatte, an seine Stelle gesetzt worden. Auf diesen Handel,

gebracht hatte, daß Didius, der römische Feldherr, und der Kern des Heeres abgezogen und in dem neuen Königreiche nur der junge, unerfahrene Cotys und ein paar Kohorten unter dem römischen Ritter Julius Aquila zurückgelassen seien, die ihm alle beide keineswegs imponirten, so begann er die Nationen aufzuwiegeln, Ueberläufer an sich zu locken und brachte zuletzt ein Heer zusammen, mit dem er den König der Dandariden verjagte und sich seines Reiches bemächtigte. Als dies kund wurde, und man allgemein glaubte, daß er im nächsten Augenblicke das Bosporanische Reich überziehen werde, sahen sich Aquila und Cotys, aus Mißtrauen in ihre eignen Kräfte und weil Zorsines, der Siraker König, die Feindseligkeiten wieder aufgenommen hatte, auch ihrerseits nach fremder Hülfe um, und schickten Gesandte an den Eunones, welcher die höchste Stellung im Volke der Aorser bekleidete. Es ward ihnen dann auch nicht schwer, durch den Hinweis der römischen Macht, gegenüber dem rebellischen Mithridates, einen Bundesvertrag zu erwirken, in Folge dessen sie übereinkamen, daß Eunones mit der Reiterei schlagen, die Römer die Belagerungen der Städte unternehmen sollten.

Kapitel 16.

Hierauf rückten sie in geordnetem Heereszuge vor, dessen Fronte und Rücken die Aorser deckten, während die Kohorten und die römisch bewaffneten Bosporaner[77]) das Centrum bildeten. So wurde der Feind geworfen, und man erreichte Soza, ein Städtchen von Dandarika, welches Mithridates wegen der zweifelhaften Gesinnung der Bevölkerung aufgegeben hatte, und das man jetzt mittels einer zurückgelassenen Besatzung zu behaupten beschloß. Sodann marschirte man weiter in das Land der Siraker, überschritt den Fluß Panda und umschloß die Stadt Uspa, die hochgelegen und mit Mauern und Gräben befestigt war, nur daß die Mauern nicht aus Stein, sondern aus Hürden und Weidenflechtwerk mit dazwischen aufgeschütteter Erde bestehend, gegen Sturmangriff zu schwach waren, und daß die über ihre Höhe hinaus aufgeführten Belagerungsthürme den Belagerten mit Brandpfeilen und Wurfspeeren hart zusetzten. Auch wurde, wenn die Nacht nicht dem Kampfe ein

welchen Tacitus in dem verlornen zehnten Buche der Annalen erzählt hatte, kommt er jetzt hier zurück. Didius Gallus war der römische Befehlshaber gewesen, welcher den Mithridates vertrieben hatte.

77) Die den Römern verbündeten Könige organisirten ihre Truppen oft auf römische Weise. Hirtius bell. Alex. 34. Nipperdey.

Ende gemacht hätte, die Verennung im Laufe eines und desselben Tages begonnen und zu Ende geführt worden sein.[28])

Kapitel 17.

Am folgenden Tage schickten sie Unterhändler mit der Bitte um Schonung für alle freien Leute und dem Anbieten von zehntausend Sklaven. Allein das lehnten die Sieger ab, „weil das Niedermetzeln von solchen, die sich ergeben hätten, eine Grausamkeit und die Bewachung einer solchen Masse eine schwierige Sache sei; lieber möchten sie nach Kriegsrecht fallen". So wurde denn den Soldaten, welche mittelst Sturmleitern eingedrungen waren, das Zeichen zur Metzelei gegeben.

Durch die Vertilgung der Upsenser wurde den Uebrigen Schrecken eingeflößt. Sie meinten, daß nirgends mehr Sicherheit zu finden sei, da bewaffnete Massen, Verschanzungen, schwierige Pässe oder hochgelegene Punkte, Flüsse und Städte eins wie das andere, überwältigt würden.[29]) Nachdem daher Zorsines lange überlegt hatte, ob er die verzweifelte Lage des Mithridates oder sein eigen ererbtes Reich berücksichtigen solle, entschied er sich endlich für sein nationales Interesse, stellte Geißeln und bog seine Kniee vor dem Bilde des Kaisers, — zu großem Ruhme des römischen Heeres, welches ohne Blutvergießen[30]) und siegreich, thatsächlich nur noch drei Tagemärsche vom Tanais entfernt war.

Allein beim Rückmarsche war das Schicksal ein verschiedenes, weil die Barbaren von den Schiffen — die Rückkehr geschah nämlich zur See — einige, die an die Küste der Taurer[31]) verschlagen worden waren, wegnahmen, wobei der Präfekt einer Kohorte und ein guter Theil der Hülfstruppen niedergemacht wurden.

---

[28]) Nach diesem Beispiele und mit derselben Motivirung seiner Barbarei verfuhr Bonaparte, als er im Syrischen Feldzuge die zweitausend gefangenen Türken niedermachen ließ. S. Lanfrey, Histoire de Napoléon I. p. 393—396. Schlosser, Gesch. d. 18. Jahrh. V. S. 229.

[29]) Aechter prahlerisch übertreibender Bülletinstyl, wahrscheinlich aus dem Berichte des kommandirenden Römers Julius Aquila entnommen. Das Folgende zeigt, wie wenig Ursache die Römer hatten auf Erfolge stolz zu sein, die den Siegern kein Blut gekostet hatten.

[30]) d. h. die Römer hatten keine Verluste erlitten, es war kein römisches Blut geflossen. Das Blut der niedergemetzelten Feinde und Gefangenen zählt nicht.

[31]) Die heutige Halbinsel Krim.

Kapitel 18 u. 19.

Inzwischen ging Mithridates, der in den Waffen kein Heil mehr sah, mit sich zu Rathe, wessen Mitleid er anzusprechen versuchen sollte. Sein Bruder Cotys, einst sein Verräther, dann sein Feind, war für ihn ein Gegenstand der Furcht. Von Römern befand sich auf dem Kriegsschauplatze kein Mann von solchem Gewicht, daß auf seine Versprechungen viel zu geben gewesen wäre. Blieb nur Eumenes, der nicht sein persönlicher Feind und in Folge der eben erst mit uns geschlossenen Freundschaft einflußreich war. So warf er sich denn in einer Haltung und in einem Aufzuge, wie sie seiner gegenwärtigen unglücklichen Lage möglichst entsprachen, demselben zu Füßen mit den Worten: „Ich, Mithridates, dem die Römer so viele Jahre lang zu Wasser und zu Lande nachgetrachtet, stelle mich Dir hier freiwillig. Verfahre wie Du magst mit dem Abkömmlinge des großen Achämenes! es [32]) ist das Einzige, was mir meine Feinde nicht genommen haben."

Eumenes, gerührt durch die Hoheit der Abstammung, durch den Glückswechsel und die würdige Form der Bitte des Mannes, hebt den Fußfälligen auf und belobt ihn, daß er das Volk der Aorser, daß er seine Rechte auserwählt habe, um Gnade zu erbitten. Zugleich sendet er Abgesandte an den Kaiser mit einem Schreiben folgenden Inhalts: „Zwischen den Regenten des römischen Volks einerseits und den Königen großer Nationen andererseits sei zuerst Freundschaft aus der Aehnlichkeit ihrer Stellung erwachsen. Zwischen ihm und Claudius bestehe auch das Band eines gemeinschaftlich erfochtenen Sieges. Kriege würden immer am besten beendet, wenn Verzeihung den Abschluß bilde. So sei denn auch dem Zorsines nach seiner Besiegung nichts abgenommen worden. Für den Mithridates, falls derselbe härtere Behandlung verdienen sollte, bitte er nicht um Belassung seiner Macht und seines Königreichs, sondern nur, daß er nicht im Triumphe aufgeführt und nicht mit dem Tode bestraft werde."

Kapitel 20.

Dagegen Claudius, obschon sonst gegen auswärtige Fürstlichkeiten mild, schwankte doch, ob es richtiger sein dürfte ihn unter Zusage des Lebens als Gefangenen anzunehmen, oder sich seiner mit Waffengewalt

[32]) es d. h. dieser Adel der Abkunft von dem großen Achaemenes (Hakhamanisch), Herrscher der Perser und Urgroßvater des Cyrus. Duncker a. a. O. II. S. 446 u. 456.

zu bemächtigen. Zu dem Letzteren trieb ihn der Zorn über die erlittenen Verletzungen und das Verlangen nach Rache; allein dagegen ward geltend gemacht: „es handle sich dann um einen Krieg in einer Gegend ohne Weg und Steg und auf einem hafenlosen Meere. Dazu seien die dortigen Könige unbändig wild, die Bevölkerung eine nomadisch schweifende, der Boden ohne Kornfrüchte; endlich der Krieg widerwärtig, wenn er lange dauere, gefahrvoll, wenn man ihn beeile, der Ruhm gering, wenn man Sieger bleibe, die Schande groß, wenn man zurückgeworfen würde. Lieber solle er zugreifen und nehmen was man anbiete und einem Menschen als Verbannten das Leben schenken, dem in seiner Erniedrigung das Leben eine um so härtere Strafe sein werde, je länger es daure."

Durch diese Vorstellungen bewogen, schrieb er dem Eunones: „Verdient habe zwar Mithridates, daß an ihm ein Beispiel der härtesten Strafen statuirt werde, auch fehle dem Kaiser nicht die zur Ausführung nöthige Macht: allein es sei ein altrömischer Grundsatz, eben so viel Gnade gegen Vergebung Erflehende, als Energie gegen einen Feind zu beweisen. Was Triumphe betreffe, so erwerbe man solche nur über Völker und Könige von ungebrochener Kraft."

Kapitel 21.

Demnach ward Mithridates ausgeliefert und durch Junius Cilo, dem Prokurator von Pontus, nach Rom gebracht, wo er, wie man sich erzählte, dem Kaiser gegenüber sich trotziger als es für seine Lage paßte ausließ, wie denn eine Aeußerung von ihm in's Publikum drang, welche wörtlich lautete: „Ich bin nicht zu Dir hergesendet, sondern freiwillig zurückgekehrt. Willst Du's nicht glauben, so entlaß mich und hole mich." Auch blieb seine Haltung unerschüttert, als er bei den Rostra von Wachen umgeben dem Volke zur Schau ausgestellt wurde.[23]) Cilo erhielt durch Senatsbeschluß die konsularischen, Aquila die prätorischen Ehrenzeichen zuertheilt.

[23]) Mithridates war von Rom aus als König nach dem Lande Bosporus geschickt worden. Da er sich freiwillig ergeben hatte, so beleidigte ihn der Ausdruck des Kaisers, der ihn mit den Worten empfing: daß er ihm „zugesendet" (remissus) worden sei. Er blieb als exul in Rom und erlebte noch die Zeit Galba's, wo er sich bei einem Aufstande betheiligte und hingerichtet wurde. Daß man ihn dem Volke zur Schau ausstellte war eine rabulistische Umgehung der ihm gemachten Zusicherung, daß er nicht „im Triumphe" aufgeführt werden solle.

Kapitel 22.

In demselben Konsulatsjahre geschah es, daß die in ihrem Hasse unbändige Agrippina gegen Lollia, der sie feind war, weil sie ihre Nebenbuhlerin in der Bewerbung um die Hand des Kaisers gewesen, Anklagen schmiedete und einen Ankläger anstiftete, der sie beschuldigen mußte, Chaldaeer, Magier und das Bild des Clarischen Apoll über des Kaisers Verheiratung befragt zu haben.[35]) In Folge dessen hielt Claudius, ohne die Angeklagte zu vernehmen, zuerst eine lange Rede im Senate über ihre hohe Abkunft, wie sie die Schwestertochter des Volusius, ihr älterer Vaterbruder Cotta Messalinus, sie selbst ihrer Zeit mit Memmius Regulus verheiratet gewesen sei — über ihre Verheiratung mit dem Kaiser Cajus schwieg er nämlich mit Absicht[36]) — und schloß dann mit der Erklärung: „Dieselbe hege hochverrätherische Absichten gegen den Staat, und man müsse ihr die Mittel zu solchem frevelhaften Unternehmen entziehen. Demnach müsse ihr Vermögen konfiszirt und sie selbst aus Italien verbannt werden." In Folge dessen wurden von ihrem unermeßlichen Vermögen nur fünf Millionen Sesterzen[37]) der Verbannten belassen. Auch die Calpurnia, eine Frau von erlauchter Familie, ward zu Fall gebracht, weil der Kaiser ihre Schönheit gelobt hatte; es war das nicht aus sinnlichen Gelüsten nach ihr, sondern nur in zufälliger Aeußerung geschehen, daher blieb Agrippina's Zorn innerhalb der Grenzen des Aeußersten.[38]) Der Lollia ward ein Tribun nachgesendet mit dem Auftrage, sie zum Tode zu bringen.[39]) — Verurtheilt wurde ferner noch Cadius Rufus wegen Erpressungen auf Anklage der Bithyner.

[35]) S. Ann. II. 27, S. 127 meiner Uebersetzung, wo ich im Betreff des Verbrechens, welches in solcher Befragung von Magiern, Chaldäern und Orakeln über die Verhältnisse des Kaisers gefunden wurde, auf Merivale (V. p. 253) verwiesen habe.

[36]) S. oben Kapit. 6 dieses Buchs, S. 41, Anmerk. 8.

[37]) Etwa dreimalhunderttausend Thaler preußisch. Ueber Lollia, ihren ungeheuren Reichthum und ihr Ende s. m. Agrippina S. 106—107 u. S. 116 bis 117.

[38]) D. h. Agrippina ließ sie nicht ermorden, sondern nur verbannen. S. unten XII. 22 u. XIV. 12. Agrippina S. 117.

[39]) Agrippina ließ sich das abgeschlagene Haupt ihrer Rivalin überbringen, und da sie die verzerrten Züge nicht sogleich erkannte, öffnete sie mit eigner Hand den Mund, um sich durch Besichtigung der Zähne der Todten, welche eigenthümlich gestaltet waren, von der Identität zu überzeugen. Dio Cass. 60, 32.

Kapitel 23 u. 24.

Dem Narbonenſiſchen Gallien wurde für ſeine ausgezeichnet achtungsvolle Haltung gegen den Senat das Ehrenrecht verliehen, daß es den in dieſer Provinz angeſeſſenen Senatsmitgliedern geſtattet ſein ſolle, ohne vorher eingeholte Erlaubniß des Kaiſers, nach dem für Sicilien geltenden Ausnahmerechte, ihre Güter beſuchen zu dürfen.[40]) Ferner wurden die Ituräer und Judaeer nach dem Ableben ihrer Könige Sohaemus und Agrippa mit der Provinz Syrien vereinigt. Die religiöſe Zeichenſchau für das Gemeinwohl, welche ſeit fünfundſiebzig Jahren unterblieben war, wurde wiederum anzuſtellen und fortzuſetzen beſchloſſen.[41])

Ferner rückte Claudius das Pomoerium weiter hinaus, nach der uralten Sitte, derzufolge den Mehrern des Reichsgebiets verſtattet wird, auch die Grenzen der Stadt zu erweitern.[42]) Dennoch hatten römiſche Heerführer, auch wenn ſie große Nationen unterworfen hatten, davon keinen Gebrauch gemacht mit Ausnahme Lucius Sulla's und des verewigten Auguſtus. Was die Könige betrifft, ſo ſetzten ſie darin wie einige wollen ihre Eitelkeit, wie andere ihren wirklichen Ruhm.

Bei dieſer Gelegenheit halte ich es nicht für unpaſſend, daß der Leſer den erſten Baumfang Roms und das von Romulus gezogene Pomoerium kennen lerne. Alſo: vom Rindermarkt aus, wo wir jetzt das eherne Stierbild ſehen, weil man dieſe Thierart vor den Pflug ſpannt, wurde die Furche zur Bezeichnung der Stadt begonnen, ſo daß ſie den großen Herkulesaltar in ſich ſchloß. Von da wurden in beſtimmten Abſtänden Steine geſetzt längs dem Fuße des Palatiniſchen

[40]) Zu einer Reiſe in die Provinzen mußte ein Senator jedesmal kaiſerliche Bewilligung nachſuchen. Nur für Sicilien beſtand davon eine Ausnahme, die, wie wir hier erfahren, unter Claudius auch auf das Narbonenſiſche Gallien (heute Provence, Languedoc und Rouſſillon) ausgedehnt wurde.

[41]) Dieſe Zeichenſchau, Augurium ſalutis geheißen, welche in der republikaniſchen Zeit beim Amtsantritte der Konſuln angeſtellt wurde, um die Geſchicke des Jahres zu erforſchen, war ſchon von Auguſtus wieder erneuert worden. Dies Augurium war nur in friedlichen Zeiten geſtattet. Es wurde unter andern angeſtellt, als Cicero ſein Konſulat antrat, wobei der fungirende Augur vorausſagte, daß der Staat einem Bürgerkriege entgegen gehe. S. Drumann V. S. 431.

[42]) Claudius hatte das Reichsgebiet gemehrt durch die Eroberung von Britannien. Das Pomoerium war der unbebaut belaſſene Raum zwiſchen der Stadtmauer und der ſtädtiſchen Feldmark, welcher für gewiſſe religiöſe Satzungen und Rechte wichtig war.

ten [1]). Und gelang es nicht wirklich der böswilligen Beschränktheit, selbst aus dem reinen Streben des letzten Römers, der besserer Tage würdig war, einen Grund zur Anklage auf Leib und Leben zu ziehn! Seine einsamen Forschungen und tiefsinnigen Studien wurden in dem Lichte dämonischer Künste und Zaubereien dargestellt, und vermehrten die Anklagepunkte, nach denen sein reines, der Wissenschaft und dem Wohle seines Vaterlandes geweihetes Leben als blutiges Opfer fallen musste [2]). Seit den Kaiserzeiten, da der Hang der römischen Nation zu Aberglauben und Magie ins Ungeheure sich gesteigert hatte [3]), erscheinen fast alle Philosophen als Zauberer und Wunderthäter; und während sie bei der Menge nur als solche Geltung fanden, und diese auch wohl hin und wieder zur Erreichung äusserer Zwecke zu suchen schwach genug waren, schliffen sie auf der andern Seite sich eben dadurch selbst das Schwerdt, welches sich in den Händen ihrer Feinde gegen sie kehrte. Am reinsten stehen wohl in dieser Hinsicht die Peripatetiker dieser

1) Nec ullus livor id, quod et arduum est natura et ignotum nostris, nobis autem magno et labore et legentium utilitate digestum, obliquis morsibus obtrectationis offuscet, dentque potius viam studiis, nunc ignoscendo, nunc etiam comprobando, quam fraena bonis artibus stringant, dum quicquid novum est impudenti obstinatione repudiant. Quis enim non videat plurimum ad bonarum artium valere defectum, si apud mentes hominum nunquam sit desperatio displicendi.

2) De Consolat. philos. I, p. 945.

3) Sprengel Geschichte der Medizin. Th. II, S. 214 ff.

Berges: am Altar des Conſus, dann an den „alten Curien“, dann bei der Kapelle der Laren, ſchließlich am Forum Romanum.[43]) Das Forum ſelbſt aber und das Capitolium ſei, meint man, nicht durch Romulus, ſondern durch Titus Tatius zur Stadt gezogen worden. In der Folgezeit ward das Pomerium nach den Umſtänden erweitert. Welche Grenzen aber ſeiner Zeit Claudius geſetzt hat, iſt leicht zu erkennen und ſteht in den Staatsakten geſchrieben.

Kapitel 25 u. 26.
(Jahr 50 nach Chriſto.)

Unter dem Konſulate des Cajus Antiſtius und Marcus Suillius wurde die Adoption des Domitius durch den Einfluß des Pallas beſchleunigt, der der Agrippina eng verbunden, als Beförderer ihrer Heirat und bald darauf auch als ihr Liebhaber an ſie gefeſſelt, dem Claudius unausgeſetzt zuredete: daß er im Intereſſe des Staatswohls dem Knaben Britannikus eine tüchtige Kraft beigeben möge. So hatten auch bei dem verewigten Auguſtus, obſchon er zwei Töchterſöhne zur Stütze gehabt, deſſen Stiefſöhne eine hohe Stellung eingenommen. Von Tiberius ſei zu dem eigenen leiblichen Sohne noch Germanikus als Sohn angenommen worden. Auch Er alſo möge ſich einen jungen Prinzen anſchnallen,“[44]) der ihm einen Theil ſeiner Bürden abnehmen könne. Dieſen Vorſtellungen nachgebend ertheilte er dem drei Jahre älteren Domitius den Vorrang vor ſeinem Sohne, nachdem er darüber im Senate in dem ihm von dem Miniſter angegebenen Sinne einen Vortrag gehalten hatte. Gelehrte Alterthumskundige merkten damals an: daß bis dahin keine Adoption in das patriziſche Claudiergeſchlecht vorgekommen ſei, ſondern daſſelbe von Attus Clauſus an ſich in ununterbrochener Folge fortgepflanzt habe.[45]) Indeſſen wurde an den

[43]) Alle die hier genannten Oertlichkeiten und Baulichkeiten liegen am Fuße des Palatiniſchen Hügels (denn dieſen umfaßte die alte Romulusſtadt), und zwar in der Reihenfolge von Weſten nach Süden, Oſten und Norden deſſelben. — Zu den Theilen des heutigen Roms, welche Claudius in den Stadtbezirk zog, gehörte der Aventiniſche Berg.

[44]) Ich habe das im Texte ſtehende se quoque accingeret juvene wörtlich überſetzt, als Probe von der zuweilen unerträglich geſuchten Ausdrucksweiſe des Tacitus. Denn ich zweifle, ob in der ganzen lateiniſchen Literatur dieſer Gebrauch oder Mißbrauch der Redeweiſe accingere se juvene, „ſich mit einem jungen Manne gürten“, wie mit einem Schwerte, noch einmal vorkommen dürfte.

[45]) Ueber dieſe Adoption von Agrippina's Sohn ſ. m. Agrippina S. 119—121.

Kaiser vom Senate eine Dankadresse erlassen, mit der man eine noch ausgesuchtere Huldigung für Domitius verband, und ein Volksgesetz[46]) abgefaßt, demzufolge er in die Familie der Claudier und den Namen Nero übergehen sollte.[47]) Auch Agrippina erhielt einen höheren Titel durch den Beinamen Augusta.[48])

Als dies alles durchgesetzt war, da war keiner so ohne alles Mitgefühl, daß er nicht über Britannikus' Geschick tiefe Trauer empfunden hatte. Vereinsamt selbst in Bezug auf seine Hofdienerschaft, wurde er zum Gegenstand des Spottes durch die unzeitigen Freundlichkeitsbeweise der Stiefmutter, deren Falschheit er durchschaute. Denn er war, wie man erzählt, keineswegs dumpfen Geistes, — ich lasse unentschieden, ob es wahr sei, oder ob er in Folge der Theilnahme, die seine gefahrliche Lage einflößte, diesen Ruf behalten hat ohne ihn durch die That bewährt zu haben.

Kapitel 27 u. 28.

Inzwischen kitzelte es Agrippina, ihre Herrschergewalt auch vor den verbündeten Nationen sehen zu lassen, und so setzte sie es durch, daß in die Stadt der Ubier, wo sie geboren war, eine Veteranenkolonie geführt und nach ihrem Namen benannt wurde; wozu noch der zufällige Umstand kam, daß ihr Großvater Agrippa die Unterwerfung dieses Volksstammes, als derselbe über den Rhein gegangen war, entgegengenommen hatte.[49])

---

[46]) Eine lex curiata, bei der aber das Volk nur durch dreißig Lictoren vertreten war. S. Nipperdey.

[47]) Der Beiname Nero des Claudischen Geschlechts — ein altsabinisches Wort, welches der „Tüchtige", „Tapfere" bedeutete — war bis dahin ein Ehrenbeiname gewesen, dessen Trägern Rom, nach dem Ausdrucke des Horaz, „sehr viel schuldig war". S. Hor. Od. IV, 4, 37 f.

[48]) Sie war die erste Kaiserin, der dieser höchste aller Ehrentitel bei Lebzeiten ihres Gemals zu Theil ward. Selbst die mächtige Livia hatte denselben erst nach dem Tode des Augustus durch die Pietät ihres Sohnes, des Kaisers Tiberius, erhalten. S. Agrippina S. 121.

[49]) Es ist die größte und blühendste aller Rheinstädte, Cöln (Colonia Claudia Augusta Agrippinensium nennen sie Inschriften), welche als die erste und zugleich letzte von einer römischen Frau gegründete Stadt ihren Ursprung oder doch ihre Erhebung zu einer römischen Colonialstadt Agrippinen verdankt. Früher war sie nur ein Marktflecken der Ubier, gegründet von Augustus' Feldherrn Agrippa, der die germanischen Ubier vom rechten auf das linke Rheinufer versetzte, und nach dessen Namen sich dieselben schon früher „Agrippinenser" nannten. S. Tacit. Germ. 28.

Um dieselbe Zeit gab es Angſt und Schrecken in Oberdeutſchland durch das Anrücken der Chatten, die auf einem ihrer Raubzüge begriffen waren. Darauf * * *[50]) (Gegen ſie entſendete) der Legat Pomponius Vangioniſche und Nemetiſche Hülfstruppen[51]) verſtärkt durch bundesgenöſſiſche Reiterei mit der Anweiſung, den Raubgeſellen zuvorzukommen, oder, wenn ſie ſich bereits plündernd zerſtreut hätten, unverſehens von allen Seiten über ſie herzufallen. Wirklich entſprach der Inſtruktion des Heerführers die ſorgſame Ausführung von Seiten der Soldaten. In zwei Kolonnen getheilt überfiel die, welche linkshin marſchirt war, die eben Zurückgekehrten, die ſich an der Beute gütlich gethan hatten und in tiefem Schlafe lagen. Die Freude war hier um ſo größer, da man dabei einige römiſche Soldaten aus der Varianiſchen Niederlage aus vierzigjähriger Knechtſchaft befreit hatte. Die andere Kolonne aber, welche rechts auf näheren Richtwegen gezogen war, brachte dem auf ſie ſtoßenden und eine Schlacht wagenden Feinde eine noch größere Niederlage bei. Reich mit Beute und Ruhm beladen kehrten ſie zum Berge Taunus zurück, wo Pomponius mit den Legionen wartend ſtand, für den Fall daß die Chatten, im Verlangen nach Rache, ihm eine Schlacht anbieten würden. Dieſelben fürchteten indeß, daß die Römer von der einen, die Cherusker, mit denen ſie in ewiger Zwietracht lebten, von der andern Seite ſie umzingeln möchten und ſchickten deßhalb Geſandte und Geißeln nach der Hauptſtadt. In Folge deſſen wurde dem Pomponius die triumphaliſche Ehrenauszeichnung zuerkannt — ein unbedeutender Theil ſeines Ruhmes bei der Nachwelt, bei der er vorzugsweiſe durch ſeinen Dichterruhm glänzt.[52])

Kapitel 29 u. 30.

Um dieſelbe Zeit wurde Vannius, den Druſus Caeſar den Sueben zum Herrſcher eingeſetzt hatte,[53]) aus ſeinem Königreiche vertrieben. In der erſten Zeit ſeiner Regierung durch Thaten berühmt und bei ſeinem

[50]) Hier iſt in den Handſchriften eine kleine Lücke, in welcher von den Maßregeln die Rede geweſen ſein wird, welche gegen den Raubeinfall getroffen wurden.

[51]) Die Vangionen und Nemeten ſaßen um Worms und Speier.

[52]) Ueber Pomponius ſ. meine Anmerk. zu Ann. V. Kap. 8, S. 357 der deutſchen Ueberſetzung. Was die angeblich über die Chatten errungenen zwei Siege betrifft, ſo iſt der römiſche Bülletinſtil in ſeiner herkömmlichen ruhmredigen Uebertreibung leicht zu durchſchauen.

[53]) Dies war im Jahre 19 nach Chr. geſchehen. S. Ann. II, 63. Derſelbe hatte alſo nahezu dreißig Jahre regiert.

Volke beliebt, dann in Folge der langen Dauer derselben übermüthig geworden, wurde er durch den Haß der Nachbarvölker und zugleich durch innere Zwietracht gestürzt. An der Spitze der Schilderhebung gegen ihn standen Vibilius, der Hermunduren König, und Vangio und Sido, des Vannius Schwestersöhne. Auch trat Claudius, obwohl mehrmals angerufen, nicht mit den Waffen zwischen die streitenden Barbaren, sondern versprach nur dem Vannius eine sichere Zuflucht für den Fall seiner Vertreibung, schrieb auch in diesem Sinne dem Palpellius Hister, der damals in Pannonien kommandirte: er solle seine Legion und die ausgehobenen Hülfsmilizen der Provinz am Donauufer aufstellen den Besiegten zum Schutze und als Abschreckungsmittel wider die Sieger, damit dieselben nicht im Siegesübermuthe sich beikommen ließen auch auf unserm Gebiete den Frieden zu stören.[14]) Es strömte nämlich fortwährend eine unzählbare Masse Volks, Lygier und andere Horden herbei, angelockt durch den Ruf der Reichthümer des Königreichs, welche Vannius im Laufe von dreißig Jahren durch Raubzüge und Zollerhebungen aufgehäuft hatte. Seine eigene Streitmacht bestand aus Fußvolk, seine Reiterei aus Jazygischen Sarmaten, aber sie war der Masse der Feinde nicht gewachsen, und daher war sein Plan gewesen, sich in festen Plätzen zu vertheidigen und den Krieg in die Länge zu ziehen. Allein die Jazyger, welche die Einschließung nicht ertragen konnten und auf den umliegenden Ebenen umherschweiften, versetzten ihn in die Nothwendigkeit eine Schlacht zu liefern, weil das Lugische und Hermundurische Kriegsvolk auf dieser Seite herangedrungen waren. Vannius stieg daher von seinen Kastellen zur Schlacht herab und wurde geschlagen; doch rühmte man ihm nach, daß er selbst persönlich tapfer stritt und seine Wunden auf der Brust empfing. Schließlich entkam er zu der Flotte, welche auf der Donau zu seiner Aufnahme bereit war. Bald kamen ihm seine Lehensleute nach, denen man Ländereien anwies und sie in Pannonien ansiedelte. Sein Königreich theilten Vangio und Sido unter sich. Sie waren gegen uns von treuster Ergebenheit, von Seiten ihrer Unterthanen genossen sie — sei es ihrer selbst wegen oder weil das einmal Sklavennatur ist — bis zu dem Zeitpunkte, wo sie ihre Herrschaft erlangten, große Zuneigung, und noch größeren Haß, als sie dieselbe erlangt hatten.

[14]) Wir sehen, daß Kaiser Claudius in seiner auswärtigen Politik gegen die nordischen Völker durchaus der staatsklugen Haltung des Tiberius folgte.

Kapitel 31.

In Britannien empfing den Proprätor Publius Oſtorius[55]) eine ſehr beunruhigende Lage der Dinge. Der Feind war über das Landgebiet unſerer Verbündeten hergefallen und zwar mit um ſo größerer Heftigkeit, weil er glaubte, der neue Feldherr werde mit einem ihm noch unbekannten Heere, und da der Winter bereits begonnen hatte, nicht gegen ſie auszurücken wagen. Jener aber, der da wohl wußte, daß es die erſten Erfolge ſind, welche Furcht oder Vertrauen erzeugen, führt in Eilmärſchen die Kohorten gegen ſie, haut nieder was Widerſtand leiſtet, verfolgt die Zerſprengten, und damit ſie ſich nicht wiederum zuſammenſchaarten und ein feindſeliger falſcher Friede weder dem Heerführer noch den Soldaten Ruhe gönne geht er an's Werk, alle Verdächtigen zu entwaffnen und durch ein an den Flüſſen Avona und Sabrina[56]) aufgeſchlagenes Lager das ganze Land im Zaume zu halten. Die erſten, welche die Entwaffnung zurückwieſen, waren die Iceni, ein kraftvolles Volk und noch durch Schlachten nicht geſchwächt, weil ſie freiwillig ſich uns als Verbündete angeſchloſſen hatten. Von ihnen aufgefordert wählten die umliegenden Nationen ein Terrain zur Schlacht, das mit einem rohen Erdwalle umſchloſſen war und nur einen engen Zugang hatte, damit die Reiterei nicht heran könnte. Dieſe Schutzwehren unternimmt der römiſche Feldherr zu durchbrechen, trotzdem er keine Legionskerntruppen, ſondern nur bundesgenöſſiſches Kriegsvolk unter der Hand hatte; er ordnet alſo die Kohorten und läßt auch die Reiter ſich zum Fußkampfe rüſten. Dann wird das Zeichen gegeben, die Truppen durchbrechen den Erdwall und bringen Verwirrung in die durch ihre eigenen Verzäunungen gehemmten Feinde, die jedoch im Bewußtſein ihrer Schilderhebung, und da ihnen alle Auswege verſperrt waren, viele glänzende Proben ihres Heldenmuthes gaben.[57]) In dieſer Schlacht verdiente ſich der Sohn des Legaten, Markus Oſtorius, das Ehrenzeichen für Rettung eines Bürgers.[58])

---

[55]) Er war im Jahre 48 n. Chr. als Nachfolger des Aulus Plautius dorthin geſandt worden. Dieſer letztere hatte bei ſeiner Rückkehr nach Rom als Sieger über Britannien, die Ehre eines Triumphs erhalten. Was es aber mit ſolchen Siegen und Triumphen auf ſich hatte, lernen wir aus dieſem Kapitel.

[56]) Es war am Zuſammenfluſſe des heutigen Avon und Severn, wo Oſtorius ſein Heer concentriren wollte.

[57]) Von einer blutigen „Niederlage" des Feindes iſt, wie man ſieht, keine Rede.

[58]) Es war dies militairiſche Ehrenzeichen die ſogenannte Bürgerkrone (corona

Kapitel 32.

Uebrigens wurden durch diese Niederlage der Iceuer diejenigen zur Ruhe gebracht, welche noch zwischen Krieg und Frieden schwankten, und das Heer ward von dort in das Land der Cangi geführt. Die Aecker derselben wurden verwüstet und überall Beute fortgetrieben; der Feind wagte keine Schlacht, oder wenn er aus dem Hinterhalte Angriffe auf den Heereszug versuchte, wurde er für seine Hinterlist bestraft.

So war man bereits bis in die Nähe des Meeres gelangt, welches gegen die Insel Hibernia zu liegt, als der Ausbruch von Zwiespältigkeiten unter den Briganten den römischen Heerführer zur Umkehr zwang, da es bei demselben beschlossene Sache war: nichts Neues zu unternehmen bevor nicht das Frühere gesichert sei. Die Briganten gaben sich nun zwar bald zur Ruhe, nachdem einige wenige, welche bewaffneten Aufstand versuchten, niedergemacht und die Uebrigen begnadigt worden waren. Der Siluren Volksstamm aber wurde weder durch äußerste Härte noch durch gütige Behandlung davon abgebracht, den Krieg fortzusetzen, und machte es nothwendig, zu seiner Bändigung dort die Legionen ihr Standlager nehmen zu lassen. Um möglichst schnell zu diesem Ziele zu gelangen, wurde eine starke Abtheilung Veteranen als Kolonie nach Camulodunum,[59]) auf der eroberten Feldmark, geführt, als Stützpunkt gegen die Aufständischen und als Mittel, die Verbündeten an die Beobachtung ihrer gesetzlichen Obliegenheiten zu gewöhnen.

Kapitel 33.

Von dort ging es gegen die Siluren, die neben ihrer eigenen wilden Tapferkeit sich auch auf die Macht des Caratacus stützten, den viele gefährliche, viele glückliche Unternehmungen dergestalt erhoben hatten, daß er alle übrigen Britannischen Heeresfürsten überragte. Diesmal nun, durch das tückische Terrain für listige Kriegsführung im Vortheil, dagegen an Kriegsvolk geringer, verlegte er den Kriegsschauplatz in das

civica) aus Eichenlaub mit der Inschrift: „Für Rettung eines Bürgers." Ihr Inhaber durfte sie bei öffentlichen Gelegenheiten tragen.

[59]) Camulodunum oder Camalodunum, das heutige Colchester, ward auf einem Platze gegründet, wo schon vorher ein Weiler der Trinobanten stand, der nach dem Namen des celtischen Kriegsgottes Camulus benannt war. Nach einer Inschrift hieß die römische Kolonie Colonia Victricensis. Das alte Camulodunum war der Königssitz des Vaters des bald zu erwähnenden Königs Caratacus gewesen. S. Dio Cass. 60, 20—21.

Land der Ordoviker, verstärkte sich durch Zuzug aller derer, welche den Friedenszustand mit uns fürchteten, und versuchte dann eine entscheidende Schlacht, indem er dazu das Terrain so wählte, daß Anrücken, Abzug, mit einem Worte alles und jedes für uns ungünstig, für die Seinen dagegen um so vortheilhafter war; auf der einen Seite nämlich waren steile Berghöhen, und alle Stellen, wo ein gelinderes Ansteigen möglich war, versperrte er durch eine Art von Steinwall. Dazu hatte er vor sich einen Fluß mit unsicherer Furth, den bewaffnete Schaaren vertheidigend beschützten.

Kapitel 34.

Darauf hielten die Stammführer den Umgang bei ihren Leuten, feuerten an, sprachen Muth zu, indem sie die Gefahr verkleinerten, die Hoffnung befeuerten und alle sonstigen Anspornungen zum Kampfe in Thätigkeit setzten. Caratacus, wie natürlich, sprengte überall umher und betheuerte laut: das sei der Tag, das sei die Schlacht, von der entweder der Wiedergewinn der Freiheit oder die ewige Knechtschaft datiren werde. Zugleich rief er die Geister ihrer Vorfahren an, welche den Diktator Caesar aus dem Lande geschlagen hätten,[60]) und deren Tapferkeit sie es verdankten, daß sie frei von römischen Richtbeilen und Tributen, und ihrer Weiber und Kinder Leiber von römischer Wollust ungeschändet seien. Diesen und ähnlichen Worten seiner Rede jauchzte die Masse Beifall zu, und jeder Einzelne verschwor sich durch seinen landüblichen Eid: nicht vor Geschossen, nicht vor Wunden zurückzuweichen.

Kapitel 35 u. 36.

Diese muthvolle Stimmung verblüffte den römischen Feldherrn. Der hindernd vor ihm liegende Fluß, dazu der aufgeworfene Wall, die drohenden Berghöhen, alles um ihn her bedrohlich und von zahlreichen Vertheidigern besetzt, schreckten ihn. Allein der Soldat forderte eine Schlacht. Tapferkeit vermöge alles zu nehmen, scholl sein Zuruf, und auch die Kommandeure der Bundestruppen und die Tribunen der Legionen spornten durch diese Sprache das kriegerische Feuer des Heeres.

[60]) Ein Erklärer, Herr Nipperdey, bemerkt hier: Dieser Ausdruck sei rhetorische Uebertreibung der britischen Heeresfürsten an Stelle der historischen Wahrheit, daß die zwei Invasionen Caesar's in Britannien eben nur „ohne Folgen geblieben" seien! Aber Caratacus, oder vielmehr Tacitus, spricht die Wahrheit. S. Drumann III, S. 303. Mommsen R. G. III, S. 255.

Da stellt sich Ostorius, nachdem er rekognoszirt hatte, wo man durchkommen und wo man nicht durchkommen könne, an die Spitze der Aufgeregten, und gelangt ohne Schwierigkeit über den Strom. Als man in die Nähe des Dammwalles kam, war, so lange das Schußgefecht dauerte, die Mehrzahl der Verwundeten und Todten auf unserer Seite. Nachdem aber unter dem Schutze eines Schirmdaches die rohen und ungefügen Steinverbindungen auseinander gerissen, und der Kampf Mann gegen Mann gleich war, da wichen die Barbaren auf die Berghöhen zurück. Allein auch dahinauf drangen unsere leichten und schweren Truppen nach, die ersteren unter fortwährendem Geschoßwerfen anspringend, die letzteren in dichtgeschlossenem Massenschritt, während auf feindlicher Seite die Reihen der Britannen, ungedeckt durch Panzer und Helme, in Unordnung kamen. Und sobald sie sich gegen unsere leichten Hülfstruppen setzten, wurden sie von den Schwertern und Wurfspeeren der Legionssoldaten, sobald sie sich gegen diese wendeten, von den Degen und Lanzen der Hülfstruppen niedergestreckt. Es war ein herrlicher Sieg. Gattin und Tochter des Caratacus wurden gefangen genommen; seine Brüder unterwarfen sich.

Caratacus selbst — wie es denn für das Unglück meist keinen Schutz giebt — der den Schutz der Cartimandua, Königin der Briganten angesprochen hatte, wurde gefesselt und den Siegern ausgeliefert[61]) — im neunten Jahre, nachdem der Krieg in Britannien begonnen hatte. Daher war der Ruf seines Namens über die Inseln hinaus durch die nächsten Provinzen, ja durch ganz Italien verbreitet worden, und alle Welt verlangte mit Augen zu sehen, wer der Mann sei, der so viele Jahre lang unsere Macht verhöhnt habe. Selbst in Rom war der Name Caratacus nicht ohne Achtung genannt; und der Kaiser vermehrte durch das übermäßige Aufheben, das er von dem Siege machte, den Ruhm für den Besiegten. Er berief nämlich das Volk von Rom wie zu einem glänzenden Schauspiele. In voller Rüstung standen die Cohorten der Garde auf dem Felde aufgestellt, welches vor ihrem Lager liegt.[62]) Dann geschah der Aufzug der köng-

[61]) Dabei war römischer Verrath im Spiele, wie Tacitus an einem andern Orte selbst andeutet (Histor. III. 45). Die verrätherische Königin fand auch später, wie er dort erzählt, bei Rom schutzende Aufnahme, als ihr von ihr gleichfalls verrathener und vertriebener Gemal Venusius sie mit Krieg überzog und vom Throne vertrieb, was zwanzig Jahre nach den hier erzählten Ereignissen geschah.

[62]) Dieses „Feld" (campus) ist der heutige Campo di Maccao, der auch jetzt

lichen Lehnsmannen und wurden die kostbaren Reitzeuge, Halsketten und was er sonst noch in auswärtigen Kriegen gewonnen hatte vorübergeführt, dann seine Brüder, seine Gemalin und seine Tochter und als letzte Prunkschau Er selbst. Die Bitteäußerungen der übrigen waren ihrer unwürdig aus Furcht. Nicht so Caratacus, der weder durch Niederschlagen des Blicks noch durch Worte das Mitleid in Anspruch zu nehmen suchte, sondern, als er vor das Tribunal getreten war, folgendermaßen zum Kaiser sprach:

Kapitel 37.

„Wäre meine Mäßigung im Glücke eben so groß gewesen, wie mein Adel und meine Stellung, so würde ich vielmehr als Freund, denn als Gefangner in diese Stadt gekommen sein, und Du würdest es nicht unter Deiner Würde gehalten haben, dem Sprößlinge thatberühmter Ahnen, dem Beherrscher zahlreicher Völkerschaften Frieden und Bundesgenossenschaft zu gewähren. Gegenwärtig ist mein Loos wie für mich ein schmähliches, so für Dich ein glänzendes. Ich habe Rosse und Mannen, Waffen und Reichthümer gehabt. Ist es ein Wunder, wenn ich sie ungern verloren habe? Denn wenn Ihr über alle herrschen wollt, folgt daraus, daß alle das Sklavenjoch auf sich nehmen? Wäre ich in Folge sofortiger Unterwerfung in Deine Hand gekommen, so würde weder mein Schicksal noch Dein Ruhm hervorgestrahlt haben. Auch meiner Hinrichtung würde Vergessenheit folgen; dagegen wenn Du mir das Leben erhältst, werde ich ein ewiges Beispiel Deiner Gnade sein.“ [62])

Auf diese Rede gewährte der Kaiser ihm selbst und seiner Gemalin und seinen Brüdern Verzeihung, worauf sie, nachdem man ihnen die Fesseln abgenommen, auch der Agrippina, die nicht weit davon auf einem andern erhöhten Sitze prangte, mit gleichen Lob- und Dank-

wieder zu militairischen Exercitien und Paraden dient. S. Ein Winter in Rom S. 199—200 (2. Ausg. S. 234—35). Bei der von Tacitus erzählten Schaustellung saß der Kaiser, mit dem Kriegsgewande angethan, auf einer Erhöhung (tribunal), und ließ die Gefangnen vor sich führen. Neben ihm auf einem zweiten Throne saß Agrippina. S. Dio Cass. 60, 33.

62) Einen andern Zug von Caratacus erzählt Zonaras: Als er nach seiner Freilassung in Rom unterging und die Größe und Pracht der Stadt sah, rief er vor den ihn geleitenden Römern aus: „Wenn Ihr das Alles besitzet, wie konntet Ihr Gelüste tragen nach unsern armseligen Hütten!“

sagungen wie den Kaiser verehrten. Allerdings war es ein neues und den Sitten der Alten ungewöhnliches Ding, daß ein Weib bei den Feldzeichen Rom's[64]) den Vorsitz führte. Sie selbst war es, die sich als Theilhaberin der von ihren Vorfahren gewonnenen Herrschaft darstellte.

Kapitel 38 u. 39.

Demnächst wurden die Senatoren zur Versammlung berufen. Sie feierten in vielen langen und prächtigen Reden die Gefangennehmung des Caratacus: es sei das kein weniger glänzender Erfolg, als seiner Zeit die Schaustellung des Syphax durch Publius Scipio, des Perses durch L. Paulus und sonstiger gefesselter Könige durch andere römische Feldherren vor dem römischen Volke. Dem Ostorius wurden die Triumphalehrenzeichen zuerkannt. Er war bis dahin glücklich in seinen Unternehmungen gewesen; bald aber wurde seine Lage mißlich, sei es, daß nach Entfernung des Caratacus die Kriegführung auf unserer Seite in der Meinung, daß der Krieg zu Ende gebracht sei, lässiger wurde, oder sei es, daß die Feinde aus schmerzlicher Theilnahme an dem Loose ihres so großen Königs nur um so heftiger zur Rache entbrannten. Sie umzingelten in Schaaren die Lagerpräfekten und die Legionskohorten, welche man im Lande der Silluren zur Erbauung befestigter Plätze zurückgelassen hatte;[65]) und wenn nicht auf Botschaften, welche von den nächsten Kastellen entsendet wurden,[66]) den belagerten Truppen Hülfe gekommen wäre, so würden dieselben unterlegen sein. Trotzdem waren der Praefekt nebst acht Centurionen, sowie die tapfersten Soldaten der Manipeln gefallen. Bald darauf brachte der Feind unsern zum Fouragiren ausgesendeten Truppen, sowie den ihnen zu Hülfe geschickten Reiterabtheilungen eine Niederlage bei. [Kap. 39] Ostorius warf ihm jetzt die leichten Kohorten entgegen, konnte aber dessenungeachtet die Flucht nicht hemmen, bis die Legionen den Kampf aufnahmen. Ihre

[64]) D. h. bei einem Schauspiele kriegerischer Machtentfaltung Rom's, bei dem die Feldzeichen aufgepflanzt dastanden.

[65]) S. oben Kap. 32 dieses Buchs.

[66]) Umzingelt und berannt wurde nur der befestigte Platz, in welchem der Lagerpräfekt mit der Hauptmasse der Kohorten lag. Diese konnten an Ostorius, der mit der Hauptmacht sich anderswohin gezogen hatte, keine Boten um Hülfe senden, sondern dies geschah von den zunächstliegenden befestigten Punkten, von denen aus man die Noth der andern wahrnahm.

Zeiten da, die allein im Sinne ihres Meisters gegen den Hang der Zeit anzukämpfen wagten [1]). In demselben nüchternen Geiste, aber zugleich erwärmt von einem Geiste der Liebe, der den Verehrer Plato's verräth, dachte und strebte Boethius; und wenn es nichts desto weniger möglich war, sein Wesen so zu verkennen, dass man ihm so ganz Widerstrebendes und Entgegengesetztes zur Last legte, so mögen wir ihn zu denen zählen,

die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten —

und denen eben von Jeher die Welt, für die sie strebten, mit Kreuz und Scheiterhaufen gelohnt hat.

---

1) So Alexander Aphrodis. in seiner an Alexander Severus gerichteten Schrift de Fato. vgl. Fabric. Bibl. gr. V, p. 692. Sprengel a. a. O. Th. II, S. 217.

Kernkraft brachte die Schlacht zum Stehen, und zuletzt durften wir uns als die Sieger ansehen.[67]) Die Feinde kamen mit geringem Verluste davon, weil der Tag sich neigte.

Seitdem gab es häufig Gefechte und noch häufiger räuberartige Zusammenstöße in Waldschluchten und Sümpfen, zufällig oder absichtlich, je nachdem die Situation oder der Muth des Einzelnen, Grimm oder Beutelust sie veranlaßte, mit, zuweilen auch ohne Befehl und Wissen der Führer.[68]) Vorzugsweise groß war dabei die Hartnäckigkeit der Siluren, welche unaufhörlich ein ausgekommenes Wort des römischen Feldherrn anstachelte, das da lautete: „wie einst die Sugambrer ausgerottet oder nach Gallien übergesiedelt worden,[69]) so müsse auch der Name der Silurer vollständig ausgetilgt werden." So nahmen sie denn zwei Kohorten Hülfstruppen, welche in Folge der Habsucht ihrer Führer sich beim Plündern unvorsichtig weit vorgewagt hatten, gefangen; und indem sie die gewonnenen Spolien und Gefangnen als Geschenk austheilten, rissen sie auch die dem Kriege bisher fern gebliebenen Völkerschaften zum Abfalle fort in demselben Augenblicke, wo der von seiner Sorgenqual erschöpfte Ostorius vom Leben schied. Die Feinde aber frohlockten, daß einen nicht verächtlichen Heerführer wenn auch nicht das Schwert, so doch jedenfalls der Krieg hinweggerafft habe.

Kapitel 40.

Als der Kaiser den Tod des Legaten erfahren hatte, setzte er, um die Provinz nicht ohne einen Verwalter zu lassen, den Aulus Didius an seine Stelle. So schnell derselbe reiste, fand er doch die Lage der Dinge nicht mehr unverändert, da inzwischen die Legion, welche unter dem Kommando des Manlius Valens stand, eine Schlacht verloren hatte — ein Verlust, den man auf Seite des Feindes übertrieben darstellte, um den neuangekommenen Feldherrn in Schrecken zu versetzen, und den man auch durch den Bericht des letzteren in Rom übertrieben vernahm, weil dieser das Lob seines Verdienstes, im Falle es ihm gelänge die Zustände herzustellen, zu erhöhen, oder wenn sie fortdauern

[67]) Die hier von Tacitus gewählte Wendung: dein nobis pro meliore fuit, ist ein Meisterstück des die erlittene Schlappe verdunkelnden sprachlichen Ausdrucks. Es ist einem, als läse man einen Siegesbericht allerneuster französischer Manier.

[68]) Wir haben hier ein lebhaft und meisterhaft gemaltes Bild dessen, was wir jetzt einen „Guerillakrieg" nennen.

[69]) S. Ann. II, 26.

sollten, ein größeres Recht auf nachsichtigere Beurtheilung zu gewinnen beabsichtigte. Auch diese Schlappe hatten uns wieder die Silurer beigebracht, und sie überschwemmten weit und breit das Land, bis sie durch den eiligen Anmarsch des Didius zurückgeworfen wurden.

Inzwischen hatte Venutius, ein Mann aus dem Lande der Briganten, wie ich oben erzählt habe,[70]) der nach Gefangennehmung des Caratacus als der kriegskundigste Häuptling dastand, unser treuer Bundesgenosse und von den römischen Waffen beschützt, so lange er die Königin Cartimandua zur Gemalin hatte, später nach Trennung der Ehe und sofort darauf entstandenem Kriege auch gegen uns eine feindliche Haltung angenommen. Zuerst jedoch spielte der Streit nur zwischen jenen beiden, und es gelang der listigen Cartimandua, den Bruder und die Verwandten des Venutius in ihre Gewalt zu bringen.[71]) Das entflammte den Zorn der Feinde, wozu noch der schmachvolle Gedanke kam, daß sie sich von einem Weibe unterjochen lassen sollten, und eine starke, auserwählte bewaffnete Schaar junger Mannschaft fiel in ihr Königreich ein. Allein wir hatten im Voraus dagegen Maßregeln getroffen, und so wurden ihr Kohorten zu Hülfe gesendet, die eine hitzige Schlacht lieferten, welche anfangs mißlich für uns, gegen das Ende hin erfreulicher auslief. Mit ähnlichem Erfolge schlug sich auch die Legion, welche Caesius Nasika kommandirte — denn Didius, vom Alter belastet und schon reichlich mit Ehren bedeckt, begnügte sich, durch Untergebene die Aktion zu führen und den Feind abzuwehren.[72])

Ich habe diese Ereignisse und Thaten, obschon sie unter zwei Prätoren und im Laufe mehrerer Jahre geschahen, hier zusammengefaßt, damit sie nicht getrennt weniger denkwürdig hervorträten. Ich kehre jetzt zur chronologischen Reihenfolge zurück.

Kapitel 41.

Unter dem Konsulate des Tiberius Claudius (es war sein fünftes) und des Servius Cornelius Orfitus wurde dem Nero vorzeitig die

[70]) Oben d. h. in dem verlornen Theile des elften Buchs der Annalen.

[71]) intercipere kann auch heißen „umzubringen".

[72]) Auch hier verdunkelt Tacitus, dem es immer schwer wird, Mißerfolge der Römer zu berichten, die historische Wahrheit. Richtiger ist seine Darstellung derselben Thatsachen in den Historien (III. 45), aus welchen hervorgeht, daß die Römer in diesen Kämpfen nirgends Erfolg hatten, daß ihre Schützlingin, die falsche Verrätherin des großen Caratacus, trotz der römischen Hülfe von ihren Gegnern verjagt und ihr und Roms Gegner, Venutius, an ihrer Statt auf den Thron gesetzt wurde, auf welchem er sich auch bis an sein Ende behauptete.

männliche Toga gewährt, damit er in der Lage sein möchte, an der Staatsverwaltung Theil zu nehmen. Und der Kaiser gab gern den schmeichlerischen Vorschlagen des Senats nach: daß Nero mit dem zwanzigsten Jahre seines Alters das Konsulat antreten und bis dahin als designirter Konsul die prokonsularische Gewalt außerhalb der Stadt haben und Princeps Juventutis genannt werden sollte.[73]) Hinzugefügt wurden in seinem Namen ein Geldgeschenk an das Militair und eine Spendenaustheilung an das Volk. Und bei dem Festspiele der Circensien, welches zur Gewinnung der Zuneigung des Volks veranstaltet wurde, zog Britannikus im Knabenkleide, Nero im Triumphalgewande auf: das Volk sollte öffentlich den letzteren im imperatorischen Ehrenschmucke, jenen in Knabentracht schauen, und danach beider Aussichten im Voraus ermessen. Zugleich wurden diejenigen Centurionen und Tribunen, denen das Loos des Britannikus nahe ging, unter erdichteten Vorwänden, andere unter dem Scheine ehrender Beförderung entfernt. Selbst von seinen Freigelassenen wurde jeder, der ihm unbestechlich treu blieb, bei folgender Veranlassung von ihm genommen. Bei einer Begegnung grüßte Nero den Britannikus mit seinem Namen, jener mit „Domitius". Dies brachte, als ein Zeichen beginnender Zwietracht, Agrippina unter vielem Geklage bei ihrem Gemale an: „es sei das eine Nichtachtung der Adoption; was der Senat beantragt und das Volk gutgeheißen habe, das werde hier im Hause für ungültig erklärt, und wenn nicht dem verkehrten Treiben derer, die dazu anleiteten, ein Riegel vorgeschoben werde, so würde dasselbe zum öffentlichen Unheile ausschlagen." — Unter dem Eindrucke dieser in die Form von Anklagen gekleideten Aeußerungen, verhängte der Kaiser über die redlichsten Erzieher seines Sohnes Exil und Tod, und setzte die von der Stiefmutter ihm Vorgeschlagenen zu Aufsehern über ihn ein.

Kapitel 42.

Noch wagte jedoch Agrippina nicht den Hauptstreich zu unternehmen, bevor es nicht gelang das Prätorianerkommando dem Lusius Geta und dem Rufrius Crispinus abzunehmen, welche bei ihr als Messalina's treue

[73]) S. meine Agrippina S. 125—126. Nero stand jetzt erst im vierzehnten Jahre. Der Titel „Princeps Juventutis" gab ihm den Rang und die Stellung eines kaiserlichen „Prinzen" und Chefs der Rittercenturien. In unsern Tagen erlebten wir, daß der dritte Napoleon seinen elfjährigen Sohn zum Ehrenpräsidenten der Ausstellungskommission ernannte!

und deren Kindern eng verbundene Anhänger galten. So überträgt der Kaiser denn, auf die Vorstellungen seiner Frau: daß durch das Bestreben Zweier um die Gunst der Soldaten die Einheit leide, und daß die Disciplin gewinnen werde, wenn Einer das Kommando führe, den Oberbefehl über die Leibgarde dem Burrus Afranius, einem Manne von ausgezeichnetem kriegerischen Rufe, der jedoch wohl wußte, auf wessen Betrieb er das Kommando erhalte. Auch ihre eigene Rangstellung rückte Agrippina jetzt höher hinauf. Sie fuhr zu Wagen[74]) auf das Kapitol, eine Auszeichnung, die, vor Alters nur Priestern und Heiligthümern zugestanden, die Ehrfurcht noch vermehrte vor einer Frau, welche als Tochter eines Imperators, Schwester eines regierenden Herrschers und Gattin und Mutter eines solchen bis auf den heutigen Tag als einziges Beispiel dasteht.[75])

Inmitten dieser Ereignisse ward plötzlich ihr Hauptwortkämpfer Vitellius, auf dem Gipfel der Gunst und im höchsten Alter stehend — so unsicher ist der Mächtigen Glück — in eine Anklage verwickelt, bei der Junius Lupus, ein Senator, den Angeber machte. Er warf ihm Majestätsbeleidigung und Trachten nach dem Throne vor; und der Kaiser würde der Anklage ein geneigtes Ohr geschenkt haben, wäre er nicht von Agrippina durch Bitten, die schon mehr Drohungen waren, dahin umgestimmt worden, daß er — den Ankläger von Feuer und Wasser ausschloß![76]) Weiter hatte Vitellius nicht gegangen wissen wollen.

Kapitel 43.

Viele Wunderzeichen[77]) ereigneten sich in diesem Jahre. Unglückbedeutende Vögel nisteten auf dem Kapitol; häufige Erdbeben ver-

[74]) carpento d. h. auf einem bedeckten zweirädrigen Staatswagen, mit reichgeschmücktem Verdeck, wie ihn die zu Ehren Agrippina's geprägten Münzen zeigen. S. Sueton Calig. 15. Becker: Gallus I, im vierten Excurs zur ersten Scene. S. 221.

[75]) Sie war Tochter des Germanikus, der in seiner Eigenschaft als Mitregent Tibers hier als Imperator bezeichnet wird, Schwester des Kaisers Caligula, Gemalin des Kaisers Claudius und Mutter des Kaisers Nero. Merivale VI. p. 187. N. 3 bemerkt dabei, daß auch die Königin Elisabeth, Tochter des vierten Eduard und Gemalin des siebenten Heinrich bezeichnet wurde als „Tochter eines Königs, Schwester eines Königs, Gemalin eines Königs und Mutter eines Königs und zweier Königinnen."

[76]) D. h. er verurtheilte ihn zur Strafe der Deportation. Die ganze Darstellung soll die Schwäche des Claudius verspottend in's Licht stellen.

[77]) Prodigia d. h. Erscheinungen, welche Uebles vorbedeuten, und deren Anzahl

urſachten den Einſturz von Häuſern, und in dem daraus weiter um ſich greifenden Schrecken wurden ſchwächliche Menſchen im Gedränge des angſterfüllten Volks zertreten. Auch der Mangel an Brodfrüchten und die daraus entſtehende Hungersnoth wurden als böſe Zeichen aufgefaßt. Auch blieb es nicht bei geheimen Klagen; ſondern die Menſchen umringten den Claudius, als er gerade zu Gericht ſaß, mit aufrühreriſchem Geſchrei, trieben ihn bis an's Ende des Forums, wo ſie ihn hart bedrängten, bis er in der Mitte einer Schaar Soldaten ſich durch die Wüthenden Bahn brach. Nur noch auf funfzehn Tage, nicht länger, waren, wie ſich ergab, Lebensmittel für die Hauptſtadt vorhanden, und nur die große Gnade der Götter und ein milder Winter[78]) retteten vor der äußerſten Noth. Und doch, beim Herkules, gab es einſt eine Zeit, wo Italien den Legionen in ferne Provinzen Proviant zuführte, und auch jetzt iſt es nicht Mangel an Fruchtbarkeit, was Noth macht. Allein wir ziehen es vor, Afrika und Aegypten für uns arbeiten zu laſſen, und die Schiffart und ihre Wechſelfälle ſind es, von denen man das Leben des römiſchen Volkes abhängen läßt.[79])

bei den Römern Legion war. Unter den Unglücksvögeln war der am übelſten berufene der Schuhu (bubo). Von ihm ſagt der Naturforſcher Plinius (Nat. hist. X. 34): „er iſt ein Leichenvogel, beſonders gefürchtet bei öffentlicher Vogelſchau. Er bewohnt nur ſchauerliche unzugängliche Einöden. Sieht man ihn daher in Städten oder überhaupt bei Tage, ſo bedeutet es Unheil.“ Doch bemerkt der alte Herr, daß er auf Privathäuſern nach ſeiner Erfahrung nicht immer Tod bedeute.

[78]) D. h. ein Winter ohne viele und lange Winterſtürme, ſo daß die Zufuhr aus Sicilien und Afrika nicht unterbrochen wurde.

[79]) Dies war alſo noch zu Tacitus' Zeit die Lage Roms. — Die rechtzeitige Verſorgung der ungeheuren Stadt durch Zufuhr aus Aegypten und Afrika war ein Gegenſtand der Hauptſorge für alle tüchtigen Kaiſer, und beſonders für Claudius, der bekanntlich zu dieſem Zwecke die koloſſalen Hafenbauten von Oſtia unternahm, und die dortigen Magazine und ihre Verwaltung wiederholt perſönlich inſpicirte. (S. Agrippina S. 83.) Dieſe ſeine Sorgfalt, und zwar Hafenbau, — eine der größten Bauunternehmungen der ganzen Kaiſerzeit — beweiſen Claudius' Energie in Sachen des öffentlichen Nutzens und Wohls, und kamen, wie wir ſehen, ſehr zur rechten Zeit für die Rettung Roms von dem Verhungern. Und doch wird beides von Tacitus ſo gut wie gar nicht erwähnt. Claudius' Vorgänger Caligula hatte Rom mit einem leeren Schatze und mit nur noch acht Tagen Lebensmitteln hinterlaſſen. (Seneca, de brevit. vitae 18.) Um ſo bewundernswürdiger erſcheint es, daß der alte Kaiſer trotzdem ſeine großen und nützlichen Bauunternehmungen, zu denen auch der Bau der nach ihm benannten Waſſerleitung gehörte, durchzuſetzen vermochte. Vgl. Merivale VI. p. 126—128.

Kapitel 44.

In demſelben Jahre ward ein zwiſchen den Armeniern und Hiberern ausgebrochener Krieg auch für die Parther und Römer Urſache zu harten Reibungen untereinander. Ueber das Volk der Parther herrſchte dazumal Vologaeſes. Mütterlicherſeits der Sohn eines griechiſchen Kebsweibes, war er mit Bewilligung ſeiner Brüder[79a]) auf den Thron gelangt. Herr von Hiberien war Pharasmanes in Folge alten Familienbeſitzes, von Armenien ſein Bruder Mithridates in Folge unſerer bewaffneten Unterſtützung. Nun war ein Sohn des Pharasmanes, Radamiſtus, von prachtvoller hoher Geſtalt, ausgezeichneter Stärke des Körpers, in allen heimiſchen Künſten unterrichtet und weit und breit bei den Landeseingebornen wohl berufen. Dieſer äußerte ſich darüber, daß ihm das kleine Königreich Hiberien durch das überlange Leben ſeines greiſen Vaters vorenthalten werde, heftiger und häufiger, als daß ſein Verlangen hätte unbemerkt bleiben können. Pharasmanes alſo, der den nach der Gewalt verlangenden und von der Liebe der Volksgenoſſen getragenen jungen Prinzen bei ſeinen eigenen ſich zu Ende neigenden Jahren fürchtete, verſuchte denſelben nach einer anderen Ausſicht hinzuwenden, und wies ihn auf Armenien hin, welches, wie er bemerkte, nach Vertreibung der Parther von ihm ſelber an Mithridates gegeben worden ſei;[80]) nur müſſe man nicht gleich mit offner Gewalt vorgehen und lieber mit Liſt verfahren, um den nichts ahnenden zu bewältigen. Demgemäß ſtellt ſich Radamiſtus, als ſei er entzweit mit ſeinem Vater, weil er die Gehäſſigkeiten ſeiner Stiefmutter nicht zu ertragen im Stande ſei, und begiebt ſich zu ſeinem Vatersbruder. Von dieſem mit großer Herzlichkeit aufgenommen und wie einer ſeiner Söhne gehalten, knüpft er aufrühreriſche Verbindungen unter dem Armeniſchen Adel an, ohne daß Mithridates es bemerkte, der ihn obenein noch durch Gewährung reichlicher Mittel begünſtigte.

Kapitel 45.

Unter dem Vorwande der Wiederausſöhnung kehrt er ſodann zu ſeinem Vater zurück und berichtet: was Liſt habe ausrichten können, ſei gethan, jetzt müſſe Waffengewalt das Uebrige vollführen. Mittlerweile ſchmiedet Pharasmanes erdichtete Kriegsurſachen: „als er ſich mit dem

[79a]) Seine Brüder waren Tiridates und Pacorus (XII. 10, XV. 2).
[80]) S. oben Ann. VI. 33 ff.

Könige der Albanen geschlagen und die Römer zu Hülfe gerufen habe, da sei sein Bruder ihm feindlich entgegengetreten, und jetzt wolle er für dieses erlittene Unrecht sich durch einen Vernichtungskrieg gegen ihn rächen." Zugleich stellte er seinem Sohne eine große Heeresmacht zur Verfügung. Dieser bricht plötzlich dem Mithridates in's Land, schlägt den erschreckten aus dem Flachlande heraus und zwingt ihn, sich in das Kastell Gorneae zu werfen, das durch seine Lage und durch eine militairische Besatzung gesichert war, deren Praefekt Caelius Pollio und deren Befehlshaber der Centurio Gasperius war.*)

Mit Nichts sind die Barbaren so wenig vertraut, als mit dem Maschinenwesen und den Künsten der Berennung fester Plätze, wohingegen uns grade dieser Theil der Kriegführung am vertrautesten ist. Daher schreitet Radamistus nach den ersten vergeblichen oder verlustvollen Sturmversuchen zur einschließenden Blockirung. Und da Gewalt nichts ausrichtete, sucht er die Habsucht der Praefekten zu erkaufen, dem jedoch Gasperius mit der feierlichen Erklärung entgegentrat: „Der verbündete König, das Land Armenien, das demselben das römische Volk als Geschenk verliehen, dürften nicht um schnödes Geld preisgegeben werden." Zuletzt, da Pollio die Ueberzahl der Feinde, Radamistus die Befehle seines Vaters gegen ihn geltend machten, schloß er einen Waffenstillstand ab und machte sich auf den Weg, um, falls es ihm nicht gelingen sollte den Pharasmanes durch Drohungen zur Einstellung des Krieges zu bewegen, den Ummidius Quadratus, dermaligen Statthalter von Syrien, von der Lage Armeniens in Kenntniß zu setzen.

Kapitel 46.

Raum sah sich durch den Abgang des Centurio der Präfekt sozusagen von einem Aufseher befreit, als er den Mithridates anlag sich zu vertragen, wobei er hinwies „auf das enge brüderliche Band und auf das höhere Alter des Pharasmanes, sowie auf die sonstigen verwandtschaftlichen Momente, da er (Mithridates) ja doch dessen Tochter zur Ehefrau habe, und er selber Radamist's Schwiegervater sei. Die Höheren seien dem Frieden nicht abgeneigt, obgleich sie augenblicklich die Stärkeren

*) Die Römer hatten diese und andere Bergfestungen vier Jahre zuvor für Mithridates erobert und belegt (XI. 9). Die Besatzung war nur klein, da ein Centurio sie kommandirte. Der „Praefekt", welcher sich bei derselben in der Festung befand, war nur eine Art von Civilgouverneur derselben.

seien. Dazu sei die Treulosigkeit der Armenier genugsam bekannt, und sein einziger Stützpunkt eine dürftig verproviantirte Festung. Er solle sich nicht bedenken der Waffenentscheidung unblutige Bedingungen vorzuziehen."

Während diesem Zureden gegenüber Mithridates schwankte, und der Rath des Präfekten ihm verdächtig war, weil derselbe ein königliches Kebsweib entehrt hatte und allgemein für einen zu aller und jeder Schlechtigkeit käuflichen Menschen galt, gelangte Casperius zum Pharasmanes und stellte an ihn die Forderung, daß die Hiberer die Blockirung aufheben sollten. Dieser giebt ihm bei der öffentlichen Verhandlung unbestimmte und noch öfter nachgiebige Antworten, während er durch geheime Boten den Radamistus anweist, die Einnahme der Festung auf jede Weise zu beschleunigen. Der Lohn für die Schändlichkeit wird noch erhöht, während Pollio seinerseits durch geheime Bestechung die Soldaten dazu bringt, den Friedensabschluß zu fordern und mit ihrem Abzuge aus der Festung zu drohen. Unter dem Zwange dieser Umstände nahm Mithridates Ort und Tag zum Abschluß des Vertrages an und verließ die Festung.

Kapitel 47.

Zuerst warf sich Radamistus unter heuchlerischer Bezeugung von Unterwürfigkeit in seine Arme, nannte ihn Schwager und Vater, und fügte die eidliche Versicherung hinzu: ihm weder mit Eisen noch mit Gift an's Leben gehen zu wollen. Dann zieht er ihn mit sich in einen nahegelegenen Hain, wo, wie er sagte, alles zur Opferfeier bereit sei, um vor den Göttern als Zeugen den Friedensschluß zu bekräftigen. Es ist Sitte bei den Königen (des Orients), bei der Zusammenkunft zu einem Bündnisse sich einander die Rechte zu geben, die Daumen aneinander zu binden und mit einem Knoten festzuschnüren. Wenn dann das Blut in die obersten Glieder getreten ist, locken sie durch einen leichten Stich einen Blutstropfen heraus und lecken sich jeder denselben wechselseitig ab. Dies gilt für ein Bündniß von geheimnißvoller Bedeutung, als geweiht durch beiderseitiges Blut. Nun aber stellte sich der, welcher die genannten Bande anlegte, als ob ihm dieselben entfielen, ergriff den Mithridates bei den Knieen und riß ihn zu Boden; in demselben Augenblicke wurden ihm durch mehrere Herzuspringende Ketten angelegt, und er an einer Fußkette — was für die Barbaren ein Schimpf ist — fortgeschleppt. Später mißhandelte ihn die Volks-

masse, über die er strenges Regiment gehalten hatte, mit Schimpfreden und Schlägen. Allein es gab auch andere, welche eine so furchtbare Geschickswandlung bemitleideten, und seine Gattin, die dem Zuge mit ihren kleinen Kindern folgte, erfüllte alles mit ihrem Wehklagen. Man steckte sie daher getrennt in bedeckte Wagen, bis man Pharasmanes' Befehle eingeholt haben würde. Bei diesem überwog die Begierde nach der Herrschaft das Gefühl für Bruder und Tochter, und seine Seele war jeder Schandthat fähig. Nur mit dem Anblick wollte er sich verschonen und sie nicht vor seinen Augen tödten lassen. Radamistus aber, als gälte es seines Schwures eingedenk zu bleiben, brachte nicht Schwert, nicht Gift in Anwendung gegen Schwester und Vatersbruder, sondern ließ sie zu Boden geworfen durch Ueberwerfen vieler schwerer Decken tödten. Auch die Söhne Mithridat's, weil sie über den Mord der Eltern geweint hatten, wurden hingeschlachtet.

Kapitel 48.

Quadratus, sobald er den an Mithridates begangenen Verrath und die Besitznahme seines Reichs durch die Mörder erfuhr, berief einen Kriegsrath, theilte demselben die Thatsachen mit und legte ihnen die Frage vor, ob er rächend einschreiten solle. Nur wenige Mitglieder hatten ein Herz für die Ehre des römischen Staats, die Mehrzahl sprach sich für das Sichere aus[87]): „jede im Auslande geschehende Frevelthat sei etwas, worüber man sich zu freuen habe; ja man müsse sogar den Samen zu solchen Feindschaften ausstreuen, wie ja schon öfters römische Kaiser eben dieses Armenien unter dem Anschein großmüthiger Verschenkung zur Anstiftung von Wirren unter den Barbaren verwendet hätten. Möge immerhin Radamistus behalten, was er übel erworben habe, wenn er nur verhaßt und verabscheut sei, da dies ja mehr im römischen Interesse liege, als wenn er es auf ruhmvolle Weise erreicht hätte." Dieser Ansicht ward beigetreten. Um jedoch nicht den Schein auf sich zu laden, daß man den Frevel gutgeheißen habe, und sich für den Fall zu sichern, wenn der Kaiser im entgegengesetzten Sinne befehle,[87a]) wurde dem Pharasmanes eine Botschaft gesendet: er solle

[87]) D. h. für Maßregeln und eine Handlungsweise, bei der man keinerlei Gefahr und Verantwortlichkeit zu besorgen hatte.

[87a]) Diese Rücksicht der feigen und um die römische Staatsehre wenig bekümmerten Beamten auf den Kaiser spricht sehr zu Gunsten des Claudius und der entgegengesetzten Gesinnung und Politik, die man ihm zutraute.

ſich aus dem Armeniſchen Gebiete zurückziehen und zugleich ſeinen Sohn zum Abzuge zwingen.

Kapitel 49.

Nun war damals in Kappadocien als Procurator[83]) Julius Peligenus, ein geiſtig unnützer Menſch und wegen ſeines lächerlichen Körperbaus gleichmäßig ein Gegenſtand der Verachtung, aber dem Claudius ſehr vertraut aus der Zeit her, wo derſelbe als Privatmann ſeine thatloſe Muße durch die Unterhaltung mit Spaßmachern zu erheitern ſuchte[84]) Genannter Pelignus bot den Landſturm ſeiner Provinz zur Hülfe auf,[85]) als ob er Armenien wiederzugewinnen beabſichtigte, ſchädigte aber durch Plünderung mehr die Bundsgenoſſen, als die Feinde, ſeine Leute liefen davon, und unfähig, ſich gegen die einfallenden Barbaren zu halten, ging er zum Radamiſtus, der ihn durch Geſchenke dahin brachte, daß er ſelber ihm zuredete, ſich das königliche Diadem aufzuſetzen, und bei der Krönung perſönlich anweſend als Vollmachtgeber[86]) und — Satellit fungirte. Als dieſe Schmählichkeit offenkundig wurde und zu befürchten ſtand, daß aus der Handlungsweiſe des Pelignus auch auf die Geſinnung der übrigen (kaiſerlichen Beamten) ein Schluß gemacht würde, da ward der Legat Helvidius Priskus mit einer Legion abgeſendet mit der Inſtruktion: Dieſen Wirren gegenüber nach den Umſtänden einzuſchreiten. Derſelbe überſchritt in Eilmärſchen das Gebirge Taurus, und hatte bereits mehr durch Mäßigung, als durch Waffengewalt einige Ordnung hergeſtellt, als er plötzlich Befehl erhielt nach Syrien zurückzugehen, damit es nicht zu kriegeriſchen Verwicklungen mit Parthien käme.

[83]) D. h. als kaiſerlicher beſoldeter Finanzverwalter. Dieſe Prokuratoren waren meiſt aus dem Ritterſtande, oft auch kaiſerliche Freigelaſſene, und wurden gelegentlich auch in ihrer Stellung mit weiteren Vollmachten betraut, wie das hier der Fall war.

[84]) S. Sueton Claud. 5. und Agrippina S. 62.

[85]) D. h. er verſtärkte dadurch die ſchwache in der Provinz liegende Militairabtheilung. S. unten XIII. 8.

[86]) Das Wort auctor des Textes iſt nicht durch „Rathgeber" zu überſetzen, ſondern Tacitus will dadurch andeuten, daß Pelignus in ſeiner Stellung als Beamter des römiſchen Kaiſers, durch ſeine Anweſenheit bei der Krönungsceremonie, derſelben gleichſam eine Art von kaiſerlicher Beſtätigung, und dem Uſurpator Vollmacht zu ſeinem Thun zu geben ſchien. Der Zuſatz satellesʼ „Satellit", „Trabant" hebt die verächtliche Rolle, welche der römiſche Prokurator ſpielte, noch ſchärfer hervor. — Die demnächſt gemeldete Abſendung einer Legion unter Helvidius Priskus geſchah durch den Statthalter von Syrien, Quadratus.

Register.

A.

Ἀδιάφορα. Die Lehre der Stoiker von denselben verwirft Boethius. S. 204.

Aemilius Paullus schafft zuerst Bücher nach Rom. S. 22.

Africanus, Scipio Stoiker Freund des Polybius. S. 12.

Agathocles der Peripatetiker. S. 125.

Agricola erscheint als Repräsentant einer gewissen Klasse von Philosophen. S. 74.

Αἴγες Name von Kometen bei Aristoteles, veranlasst Irrthümer bei Seneca und andern. S. 99.

Albertus Magnus. Seine Erwähnung von Aristotelischen Uebersetzungen und Erklärungen des Boethius wie anzusehen. S. 212.

Albion, Insel, erwähnt von dem Verfasser der Schrift de Mundo. S. 176.

Albinus bei Boethius. S. 209.

Albucius (Titus) erster nahmhafter Epikuräer zu Rom. S. 11.

Alexander der Peripatetiker Lehrer des Crassus S. 18. Begleitet den Antonius nach Parthien. S. 19.

Alexander Aegeus der Peripatetiker bei Seneca. S. 81.

Alexander Aphrodisiensis. Gründer des reinen Aristotelismus S. 125. Bei Boethius S. 215, 225. missverstcht das Wort „interpretatio“ und den Titel *περὶ ἑρμηνείας* S. 225.

Alvarus v. Cordova eifert gegen das überhandnehmende Studium der arabischen Philosophie im zwölften Jahrh. S. 200.

Amafanius S. 15.

Ambrosius de Altamura S. 212.

Anastasius der Kaiser, Zeitgenoss des Boethius. S. 224.

Andronicus v. Rhodus. Seine Gesammtausgabe des Aristoteles nach Pragmatien S. 28. Er kommentirt den Aristoteles S. 34. Seine Biographie des Stagiriten, ebendas. Sein wahrscheinliches Verhältniss zu Strabo

Kapitel 50.

Vologaeses nämlich glaubte jetzt den günstigen Fall zur Besetzung Armeniens gekommen, das früher von seinen Vorfahren besessen, jetzt — wie er erklärte — ein ausländischer König sich durch eine verbrecherische That angeeignet habe. Er zog daher eine Kriegsmacht zusammen und schickt sich an, seinen Bruder Tiridates dort als König einzusetzen, damit kein Glied seines Hauses ohne einen Thron bleibe. Durch das bloße Anrücken der Parther wurden die Hiberer ohne Schlacht aus Armenien vertrieben, und die Armenischen Hauptstädte Artarata und Tigranocerta unterwarfen sich freiwillig. Darauf aber versetzte der harte Winter, oder der nicht gehörig vorgesorgte Unterhalt seines Heeres und eine aus beiden Ursachen entstandene Seuche den Vologaeses in die Nothwendigkeit, die gegenwärtige Eroberung im Stiche zu lassen, und so bemeisterte sich Radamistus wieder des herrenlosen Armeniens, und zwar grausamer als zuvor, weil er es jetzt mit Abtrünnigen zu thun hatte, die bei nächster Gelegenheit wiederum gegen ihn aufstehen würden. In der That riß den Armeniern, obschon sie an Sklaverei gewöhnt waren, die Geduld, und sie machten mit den Waffen in der Hand einen Angriff auf seine Königsburg.

Kapitel 51.

Jetzt gab es keine andere Hülfe für Radamistus, als die Schnelligkeit seiner Pferde, mit denen er sich und seine Gemalin auf die Flucht begab. Allein seine Gemalin, die schwanger war, hielt nur den Anfang der Flucht aus Furcht vor den Feinden und aus zärtlicher Liebe für ihren Mann so gut es eben gehen wollte aus. Als bei ununterbrochnem Fluchtritte ihr Leib erschüttert wurde, und ihre Eingeweide zu erzittern begannen, bat sie, durch einen ehrlichen Tod vor den Beschimpfungen der Gefangenschaft errettet zu werden. Radamistus umarmte sie zuerst, suchte ihr Linderung zu schaffen, sprach ihr Muth ein, bald ihre edle Gesinnung bewundernd, bald wieder krank vor Angst, daß sich, wenn sie zurückbliebe, jemand ihrer bemächtigen könnte. Zuletzt, überwältigt von leidenschaftlicher Liebe und in blutigen Thaten kein Neuling, zieht er das parthische Dolchschwert,[87]) schleift sie, nachdem er den Stoß

[87]) Es ist der auch vom Horaz (Od. I. 27, 5) erwähnte modus acinaces, dessen nach unten etwas gekrümmte Klinge dem heutigen orientalischen „Handschar" oder Jatagan ähnlich war.

geführt, an's Ufer des Araxes und überliefert sie dem Strome, damit selbst ihr Körper (dem Bereiche der Nachsetzenden) entführt würde. Er selbst jagt Hals über Kopf weiter und entkommt nach Iberien in sein Erbreich.

Inzwischen fanden die Zenobia — denn das war der Name der Frau — in dem stillen Uferwasser noch athmend und offenbare Lebenszeichen von sich gebend Hirten; dieselben schlossen aus dem Adel ihrer Körperbildung, daß sie nicht von geringer Herkunft sei, verbanden ihre Wunde, behandelten sie mit ländlichen Heilmitteln und brachten sie, nachdem sie ihren Namen und ihr Schicksal erfahren, in die Stadt Artaxata, wo man von Seiten der Stadt dafür Sorge trug, daß sie zum Tiridates geleitet wurde, von dem sie freundlich aufgenommen und als Königin gehalten wurde.[87])

Kapitel 52.

(Jahr 52 nach Christo.)

Unter dem Konsulat des Faustus Sulla und des Salvius Otho[87]) wurde Furius Scribonianus mit dem Exil bestraft, weil er das Lebensende des Kaisers durch Chaldäische Astrologen zu erforschen suchte. Man verwickelte in die Anklage gegen ihn auch seine Mutter, die Vibia, als eine Person, die das Schicksal, welches sie früher betroffen hatte — sie war nämlich relegirt worden[88]) — mit Ungeduld ertrug. Des Scribonianus Vater Camillus hatte in Dalmatien einen bewaffneten Aufstand erhoben, und der Kaiser machte einen Beweis seiner Milde aus dem Umstande, daß er jetzt dem Sohne seines Feindes zum zweiten Male das Leben schenkte.[89]) Doch lebte der Exilirte nicht lange mehr;

[87]) Das Schicksal der Zenobia hat der französische Trauerspieldichter, Crebillon der Aeltere, in seiner bekannten Tragödie Rhadamiste behandelt.

[87]) Der erste war Schwiegersohn des Kaisers Claudius, der zweite der ältere Bruder des spätern Kaisers Otho.

[88]) Die Relegation war eine mildere Art von Exil, bei welcher der aus Rom und Italien verwiesene meistens Vermögen und bürgerliche Ehrenrechte behielt. Vibia hoffte Aufhebung ihrer Verbannung durch den Tod des Kaisers.

[89]) Der Empörer Camillus Scribonianus war vom Senate damals zum Reichsfeinde (hostis) erklärt worden, wodurch sein und seiner Söhne Leben verwirkt war, wie denn auch die Kinder des Verschwörers Sejan hingerichtet wurden (S. Ann. V, 9). Ueber die verunglückte Schilderhebung des Camillus, welche Tacitus in einem der verlornen Bücher der Annalen berichtet hatte, wissen wir aus Dio Cass. (60, 15) und

ob er natürlichen Todes oder durch Vergiftung gestorben sei, darüber hat jeder Schriftsteller je nach seinem Glauben berichtet. Ueber die Vertreibung der Mathematiker[72]) aus Italien erging ein Senatsbeschluß, der sehr streng lautete und — wirkungslos blieb.

Demnächst belobte der Kaiser in einer Senatsrede diejenigen, welche wegen knapper Vermögensumstände freiwillig auf ihren Rang als Senatoren verzichteten, wohingegen diejenigen Ausstoßung traf, welche durch ihr Verbleiben in demselben neben der Armuth noch den Vorwurf der Unverschämtheit auf sich luden.[73])

Kapitel 53.

Zu derselben Zeit stellte er im Senate einen Antrag über die Bestrafung derjenigen Frauen, welche sich mit Sklaven einließen, und es ward beschlossen, daß solche, die sich, ohne daß der Herr des Sklaven davon wisse, so tief erniedrigten, dessen Sklavinnen, falls es aber mit seiner Zustimmung geschehen sei, seine Freigelassenen werden sollten. Für den Pallas, welchen der Kaiser als Urheber dieses Antrags namhaft gemacht hatte, beantragte der designirte Konsul Barea Soranus die prätorischen Insignien und fünfzehn Millionen Sestertien als Belohnung.[74]) Ein Zusatzantrag des Cornelius Scipio verlangte eine

---

Sueton (Claud. 13 u. 35) das Nähere. Den Namen des treuen Offiziers, welcher den Verräther erschlug, hat Tacitus (Hist. II. 75) aufbehalten. Nach Dio Cass. endete jedoch Camillus durch Selbstmord. Vgl. Merivale VI. S. 147—149.

[72]) D. h. der Astrologen. Vgl. die Anmerkungen 57*) und 58 zu Annal. VI. 21, S. 384 und 385 meiner Uebers. Der Aberglaube an Astrologen und Wahrsager und die Leidenschaft der Römer für deren Künste erwiesen sich als unausrottbar.

[73]) Ueber das Vermögen, welches ein Senator besitzen mußte, um Senator bleiben zu können, s. Ann. I. 75 und dort meine Anmerkung (S. 99), sowie die Anmerk. zu II. 37. S. 136—138.

[74]) Hierzu macht ein Herausgeber des Tacitus, Herr Nipperdey, die Bemerkung: „Seine (Barea's) jetzige Abstimmung war durch persönliche Gefahr geboten!" Barea Soranus war nämlich einer der edelsten und tüchtigsten Männer Roms, der eben deßhalb vierzehn Jahre später (66 nach Chr.) der verdachtvollen Grausamkeit Nero's zum Opfer fiel. Wenn ein solcher Mann also, der in Rom wegen seines rechtschaffenen Charakters hochangesehen war, einen Ehrenantrag für den kaiserlichen Minister stellte, so geschah es offenbar, weil er Pallas' Verdienste um den Staat wirklich hochschätzte. Furcht vor persönlicher Gefahr konnte ihn unter einem so milden Kaiser wie Claudius schwerlich dazu bewegen sich durch niedrige Huldigung gegen seine Ueberzeugung selbst zu entehren. Wie man aber heutzutage ein solches

öffentliche Dankadresse an Pallas: „daß er, von den Königen Arkadiens abstammend, seinen uralten Adel dem Staatswohle nachsetze und sich's gefallen lasse, einer der Diener des Kaisers zu sein." Claudius versicherte: Pallas begnüge sich mit der Ehre und gedenke in seiner bisherigen Mittellosigkeit zu verharren. Und in der That wurde ein Senatsbeschluß auf einer erzenen Staatstafel öffentlich angeschlagen, durch welchen ein Freigelassener, der Besitzer von dreihundert Millionen Sestertien, wegen seiner antiken Sparsamkeit mit Lob überschüttet wurde![95])

Kapitel 54.

Jedoch sein Bruder Felix betrug sich keineswegs mit gleicher Mäßigkeit. Er war seit längerer Zeit über Judaea gesetzt und glaubte, im Vertrauen auf so mächtigen Einfluß, sich straflos alle möglichen Uebelthaten erlauben zu dürfen. Allerdings hatten die Juden Miene gemacht, sich erheben zu wollen, da ein Aufruhr entstanden war * * * * Nachdem auf die Nachricht von des Kaisers (Caligula's) Tode dessen Befehl nicht ausgeführt worden war, blieb doch die Besorgniß herrschend, daß ein anderer Kaiser gleiches anbefehlen möchte.[96]) Dazu schürte inzwischen Felix durch unzeitige Gegenmaßregeln zu Vergehungen an, wobei in schlimmster Weise Ventidius Cumanus mit ihm wetteiferte, unter dessen Botmäßigkeit ein Theil der Provinz stand. Die Theilung war die, daß dem letzteren die Galiläische Nation, dem Felix die Samariter zu gehorchen hatten, welche beide von Alters her in Zwietracht standen und jetzt bei mangelndem Respekt vor ihren augenblicklichen

Verfahren als durch Rücksicht auf persönliche Gefahr „geboten" bezeichnen mag, ist — schwer zu begreifen. — Ueber Pallas s. meine Agrippina S. 189—191.

[95]) Ueber die Art, wie der römische Adel diesen Fall beurtheilte s. Agrippina S. 191—192. Das Vermögen des Pallas, welches hier benannt wird, betrug über 21 Millionen Thaler. Die zuerkannte aber von ihm abgelehnte Geldbelohnung über eine Million Thaler.

[96]) In der Textlücke ist, wie Tacitus Hist. V, 9 lehrt, ein kurzer Satz des Inhalts ausgefallen: „weil Caligula befohlen hatte, sein Bildniß im Tempel zu Jerusalem aufzustellen." Dieser Befehl kam durch Caligula's Ermordung nicht zur Ausführung. Vgl. Salvador Gesch. d. Römerherrschaft in Judaea I. S. 354—363 (der deutsch. Uebers.) Hausrath Neutestam. Zeitgesch. II. S. 224—231. Felix, nach Tacitus Antonius Felix, nach Josephus und andern Claudius Felix geheißen, dem regierenden Kaiserhause durch Heirath verwandt, ist der in der Apostelgeschichte (23—25) erwähnte Landpfleger Felix. Er war kaiserlicher Prokurator von Judaea.

Regenten den Ausbrüchen ihrer Feindschaft noch weniger Schranken setzten [97]). Sie unternahmen gegenseitige Plünderungszüge, schickten einander Räuberhaufen in's Land, legten sich Hinterhalte, fochten zuweilen in offenen Treffen miteinander, wonach sie dann Kriegsbeute und Geraubtes den Prokuratoren zubrachten. Diese sahen das anfangs mit Wohlgefallen, als aber das Unheil sich steigerte, und sie mit ihrer bewaffneten Macht dazwischenfuhren, wurden ihre Soldaten niedergehauen. Und so würde die Kriegsflamme in der ganzen Provinz aufgelodert sein, wenn nicht Quadratus, der Gouverneur von Syrien, helfend eingeschritten wäre. Was die Juden selbst betraf, die sich erfrecht hatten römische Soldaten zu tödten, so wurden sie von ihm ohne langes Bedenken mit dem Tode bestraft; mit Cumanus und Felix war ihm nicht so leicht fertig zu werden, da Claudius nach erhaltenem Bericht über die Ursachen der Rebellion ihm Vollmachten gegeben hatte, auch über die beiden Prokuratoren abzurtheilen. Quadratus half sich damit, daß er den Felix offen mit als Richter auftreten und neben sich auf dem Tribunale Platz nehmen ließ, um dadurch der Leidenschaftlichkeit der Ankläger einen Dämpfer aufzusetzen; und so wurde für das, was zwei verschuldet hatten, Cumanus allein verurtheilt, und die Ruhe in der Provinz wiederhergestellt.

Kapitel 55.

Nicht lange darauf geschah es, daß die wilden Cilicischen Horden, welche die Cliten [98]) heißen, und die auch sonst schon häufig Unruhe gemacht hatten, diesmal unter Anführung des Trorobores auf steilen Gebirgen mit ihrem Lager eine feste Stellung einnahmen, von wo aus sie, auf die Küstenlande oder Städte niederstürzend, Gewaltthätigkeit gegen die landbebauende und städtische Bevölkerung und zum öftern auch gegen Kaufleute und Schiffer zu verüben sich erfrechten. Sogar die Stadt Anemuria ward von ihnen belagert, und die ihr aus Syrien zu Hülfe geschickte Reiterabtheilung unter dem Präfekten Curtius Severus

[97]) Ueber Land und Volk der Galiläer und der Enklave der Samariter handelt ausführlich A. Hausrath in seinem vortrefflichen Buche: 'Neutestamentliche Zeitgeschichte I. S. 3—24.

[98]) Die Cliten hausten in dem sogenannten „felsigen" Cilicien, welches Rom unter Augustus dem Könige von Kappadocien als Ersatz für sein zur römischen Provinz gemachtes Stammland gegeben hatte. S. oben Ann. II. 78. VI. 41 u. Hausrath Neutestam. Zeitgesch. II. S. 527.

kam in Bedrängniß, da das ſteinige Terrain der Umgegend, für Fußkämpfer günſtig, ein Reitergefecht nicht geſtattete. Indeſſen gelang es dem Könige jenes Küſtenlandes, Antiochus, durch Verführungskünſte gegenüber dem gemeinen Manne und durch Intriguen gegen deſſen Anführer Uneinigkeit unter den feindlichen Schaaren zu erregen, Troxobores und einige Häuptlinge zu tödten und ſodann die übrigen auf gütlichem Wege zur Ruhe zu bringen.

Kapitel 56.

Um dieſelbe Zeit war es, wo, nach Beendigung des Bergdurchſtichs zwiſchen dem See Fucinus und dem Fluſſe Liris, um zur Beſichtigung des großartigen Werkes recht viele Beſucher einzuladen, Vorbereitungen zu einer Seeſchlacht auf dem See ſelbſt getroffen wurden, wie einſt Auguſtus ein ſolches Schauſpiel auf einem jenſeits der Tiber eigens hergerichteten Waſſerbaſſin, aber freilich nur mit leichteren Fahrzeugen und geringerer Anzahl, gegeben hatte.[99]) Claudius rüſtete drei- und vierrudrige Kriegsſchiffe und neunzehntauſend Mann aus, und beſetzte den Umkreis[100]) mit Flößen, damit die flüchtenden Schiffe nicht allzuweiten Spielraum zur Flucht hätten, wobei der Umkreis jedoch einen genügenden Raum umfaßte, um die Kraft der Rudermannſchaft, die Kunſtfertigkeit der Steuerleute, die Gewaltangriffe der Schiffe und was ſonſt bei einem Treffen vorzukommen pflegt, zu bewähren. Auf den Flößen ſtanden Manipeln und Schwadronen der Gardekohorten aufgeſtellt mit Schanzthürmen[101]) vor ſich, von denen aus das Geſchoß

[99]) Das von Auguſtus in den „Gärten Caeſar's" ausgegrabene Baſſin dieſer Naumachie war 1800 römiſche Fuß lang und 1200 breit. Dreißig geſchnäbelte Zwei- und Dreiruderer und viele andere kleinere Schiffe, außer den Ruderern mit tauſend Seeſoldaten bemannt, fochten in dieſem Seekampfſpiele gegeneinander, wie Auguſtus ſelbſt in der Ancyraniſchen Inſchrift verzeichnet hat. Vor Auguſtus hatte auch Caeſar ein ähnliches Schauſpiel dem Volke gegeben auf einem Baſſin, das er auf dem Marsfelde ausgegraben hatte.

[100]) D. h. den Umfang (ambitus) des Sees, auf welchem das Seekampfſpiel ſtattfinden ſollte, nicht den ganzen Umkreis des Sees, der ſechs deutſche Meilen umfaßte.

[101]) Die hier erwähnten propugnacula ſind die „hohen Schiffsthürme" (alta navium propugnacula), von denen Horaz in der berühmten Epode an Mäcenas bei deſſen Abgange zum Aktiſchen Kriege ſpricht. Das Geſchütz war gegen die gerichtet, welche etwa dem Kampfe ſich zu entziehen und den Cordon der Flöße zu durchbrechen verſuchen ſollten, eine Maßregel, die nicht unnöthig war, da die kämpfende Schiffsmannſchaft aus todeswürdigen Verbrechern beſtand.

der Katapulten und Balliſten ſpielen konnte. Den übrigen Theil des Sees nahmen die Flottenſoldaten auf Vorderſchiffen ein. Die Ufer und die Hügel und die Höhen der Berge füllte amphitheatraliſch eine unzählbare Menſchenmenge, welche aus den benachbarten Municipalſtädten, theilweiſe auch aus der Hauptſtadt ſelbſt, aus Schauluſt oder aus Huldigung für den Kaiſer zuſammengeſtrömt war. Dieſer ſelbſt, im ſtrahlenden Imperatormantel, und ihm nicht fern zur Seite Agrippina, in goldgewirkter Chlamys, führten den Vorſitz.[107])

Gekämpft wurde, obſchon die Kämpfenden ſchuldige Verbrecher waren, mit dem Muthe tapferer Männer; und nachdem viele Verwundungen vorgekommen waren, ward ihnen der Kampf bis zur Vernichtung erlaſſen.[108])

Nachdem das Schauſpiel beendigt war, ward der Kanal für den Abfluß des Waſſers geöffnet; dabei trat jedoch der Mangel an Vorſicht bei der Anlage des Werks zu Tage, welches man nicht tief genug gegen die tiefen Stellen des Sees oder deſſen Mitte hin geführt hatte.[109]) Deßhalb wurden denn auch nach einiger Zeit die Abzugskanäle tiefer gegraben; worauf, um wieder eine Maſſe Schauluſtiger zu verſammeln, ein Gladiatorenſchauſpiel gegeben ward, indem über das zurückgebliebene Waſſer des Sees eine Holzüberbrückung gelegt ward, auf der zu Fuße gekämpft werden konnte. Ja ſogar ein Gaſtmahl war am Ausfluſſe des Sees hergerichtet worden.[109a]) Allein dies letztere ward Urſache eines

---

[107]) Ein Augenzeuge dieſes Schauſpiels, welcher demſelben als dreißigjähriger Mann beiwohnte, der Naturforſcher Plinius, bemerkt in ſeinem großen Sammelwerke (Hist. nat. XXXIII. 3, 19): daß man das Gold ſpann und wie Wolle webte, ohne Wolle dazu zu nehmen, und daß ſchon in den Königszeiten der ältere Tarquin in einer ſolchen Tunica triumphirt habe. „Ich ſelbſt," fügt er hinzu, „habe des Claudius Gemalin Agrippina, als derſelbe das Seeſchlachtſchauſpiel gab, an ſeiner Seite ſitzen ſehen, bekleidet mit einem Prachtmantel (paludamentum) aus Fadengold, ohne Beimiſchung eines andern Stoffes." — Bekanntlich verdankte Tacitus dem jungen Plinius, dem Neffen und Erben des älteren und ſeines ſchriftlichen Nachlaſſes, die Kunde mancher ſolcher einzelnen Züge und Vorkommniſſe.

[108]) Ueber die hier völlig entgegengeſetzten Berichte Sueton's und Dio's ſ. Agrippina S. 137 ff. und den Excurs I.

[109]) So daß das Waſſer des Sees nicht — wie die Abſicht war — vollſtändig abfließen konnte.

[109a]) Wahrſcheinlich auf einem rieſigen Floſſe in der Nähe des Auslaſſes, um das Schauſpiel der in den Kanal ſtürzenden Waſſermaſſen in der Nähe zu genießen. Der Ausdruck des Textes: convivium appositum, bedeutet in der dem Tacitus

großen Schreckniſſes für alle Anweſende. Denn die Gewalt der vorbrechenden Waſſermaſſen riß die zunächſtliegenden Theile mit ſich fort, brachte die fernerliegenden zum Wanken oder verbreitete doch durch das Krachen und Getöſe Schrecken. Sogleich benutzte Agrippina die angſtvolle Gemüthsverfaſſung des Kaiſers, um den Unternehmer des Werks, Narciſſus, der Geldgier und räuberiſchen Veruntreuung anzuſchuldigen.[106b]) Dieſer aber blieb die Antwort nicht ſchuldig, und warf ihr ihre weibliche Ueberhebung und ihre allzuhochfliegenden Abſichten vor.

Kapitel 58.

(Jahr 53 nach Chriſti.)

Unter dem Konſulat des Decimus Junius und Quintus Haterius wurde der ſechzehnjährige Nero mit Octavia, des Kaiſers Tochter, verheiratet.[105]) Um ſich zugleich durch Bethätigung ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung und Beredſamkeit einen rühmlichen Namen zu machen, übernahm er die Vertretung der Intereſſen der Ilienſer,[106]) wobei er ſich über die Abſtammung des Römervolks von Troja und über den Stammvater des Juliſchen Geſchlechts Aeneas und andere nicht weit von der Fabelzeit abliegende Dinge mit Wohlredenheit verbreitete und es ſchließlich durchſetzte, daß die Ilienſer von allen öffentlichen Leiſtungen in Rom befreit wurden. Desgleichen wurde in Folge einer von ihm gehaltenen Rede die durch eine Feuersbrunſt verwüſtete Colonie Bononia[107])

eigenen Kürze ſowohl die Herrichtung des Gaſtmals ſelbſt mit ſeinen Geräthen, Triklinien, Schenktiſchen, Küchen u. ſ. w., als auch das zu dieſem Zwecke hergerichtete Holzgebäude mit dem offenen Speiſeſaale.

106b) Tacitus beſtätigt dieſe Anklage nicht; Sueton erwähnt ſie gar nicht einmal. Bei Dio Caſſ. (60, 33) dagegen wird der Vorwurf der Agrippina bereits als Thatſache berichtet. Es heißt dort: „Narciſſus zog ſich große Verantwortung zu, weil der Kanal am Fuciniſchen See einbrach. Denn er hatte die Aufſicht über dieſe Arbeiten gehabt und viel weniger Geld darauf verwendet, als der Kaiſer meinte, dann aber, damit ſein Betrug nicht zu Tage käme, den Einſturz ſelbſt herbeigeführt!“ — Die Böswilligkeit dieſes Berichts iſt handgreiflich, und auf Rechnung der Feinde des Narciſſus, beſonders der Agrippina, zu ſetzen (ſ. Agrippina S. 139).

105) Ueber Octavia und die Geſchichte ihres unglücklichen Lebens ſ. Agrippina S. 255—270. Ueber die Tragödie Octavia, in welcher Seneca ihr Schickſal behandelte ebendaſ. S. 271—300.

106) Auf dieſe Begünſtigung der Bewohner von Ilium durch Nero und das Intereſſe, welches derſelbe von ihnen nahm, ſpielt Lucan an in ſeinem Gedichte Pharſalia XI. 964 ff.

107) Das heutige Bologna.

mit einem Geschenke von zehn Millionen Sesterzien unterstützt. Den Rhodiern ward ihre freie Selbstverwaltung wiedergegeben,[108]) die ihnen zu wiederholten Malen genommen oder bestätigt worden war, jenachdem sie in auswärtigen Kriegen sich Verdienste um Rom erworben oder daheim durch Aufstand sich vergangen hatten; auch wurden den Bewohnern von Apamea,[109]) die durch ein Erdbeben heimgesucht worden waren, die Steuern auf fünf Jahre erlassen.

Kapitel 59.

Claudius indessen wurde mehr und mehr zur Verübung der härtesten Grausamkeiten bewogen durch die fortgesetzten Ränke Agrippina's, der es gelang, den durch seinen Reichthum ausgezeichneten Statilius Taurus, auf dessen Parkgärten sie ihre gierigen Augen gerichtet hatte, in's Verderben zu stürzen, wobei Tarquitius Priskus den Ankläger machte. Dieser, der der Legat des Taurus gewesen war, als derselbe mit prokonsularischer Machtvollkommenheit die Provinz Afrika verwaltete, trat nach ihrer beiderseitigen Rückkehr mit einer Anklage wider ihn auf, deren Inhalt neben einigen wenigen Erpressungsfällen hauptsächlich die Beschuldigung bildete: magische Zauberkünste ausgeübt zu haben.[110]) Taurus indeß vermochte nicht lange den falschen Ankläger und die unwürdige Lage eines Angeklagten zu ertragen, sondern machte seinem Leben gewaltsam ein Ende vor erfolgtem Spruche des Senats. Jedoch ward Tarquitius aus dem Senate ausgestoßen — eine Maßregel, welche die Senatsmitglieder aus Haß gegen den Angeber trotz aller Machinationen Agrippina's durchsetzten.[111])

---

[108]) Zu allen diesen Maßregeln ließ man auf Betrieb Agrippina's den Nero die Initiative ergreifen, um den jungen Prinzen im Reiche bekannt und beliebt zu machen. Vgl. Suet. Nero 7; Dio Cass. 60, 24.

[109]) Große Handelsstadt in Phrygien.

[110]) Es sind unter diesen „magischen Zauberkünsten" (Magicae superstitiones) die gesetzlich verpönten Befragungen der Magier, Astrologen und Horoskopsteller über die Zukunft, über Lebensdauer und Tod des Regenten u. s. w. gemeint, von denen bei Tacitus öfter die Rede ist. S. II. 27. VI. 29. VII. 22 und weiter unten XIV. 30. (S. die Anmerk. 35 zum 22. Kapitel dieses Buches.)

[111]) Der schmähliche falsche Ankläger ward zwar später wieder rehabilitirt, aber unter Nero, im sechsten Regierungsjahre desselben, wegen Erpressungen, welche er als Prokonsul der Senatsprovinz Bithynien verübt hatte, auf Anklage der Provinzialen beim Senate, zu allgemeiner Genugthuung schmählich verurtheilt. S. unten XIV. 46.

Kapitel 60.

In demſelben Jahre wurde wiederholt die Aeußerung des Kaiſers vernommen: „Den gerichtlichen Entſcheidungen ſeiner Prokuratoren müßte die gleiche Kraft beigelegt werden, als ob Er Selber entſchieden hätte.“ Und damit es nicht den Anſchein gewinne, als habe er dieſe Aeußerung zufällig gethan, wurde ebendaſſelbe auch durch einen Senatsbeſchluß ausgeſprochen, und zwar ausführlicher und vollſtändiger als früher.[112]) Der hochſelige Auguſtus nämlich hatte einen Befehl erlaſſen: daß vor dem Forum der Ritter, welche jeweilig die Verwaltungsbehörde Aegyptens bildeten, rechtskräftig gerichtlich verhandelt werden und ihre Entſcheidungen eben ſo geachtet werden ſollten, als ob römiſche Staatsbehörden geſprochen hätten.[113]) Später wurden ihnen (den kaiſerlichen Prokuratoren) auch in andern Provinzen und in der Hauptſtadt ſehr viele Befugniſſe eingeräumt, die früher den Praetoren zuſtanden. Claudius gab ihnen die volle Gerichtsbarkeit,[114]) über die ſo vielmals in bürgerlichen Stürmen oder mit Waffen geſtritten worden war in den Zeiten, als durch die Semproniſchen Geſetzanträge der Ritterſtand in den Beſitz der Gerichte geſetzt wurde, oder als hinwiederum die Serviliſchen Geſetze dem Senat die Gerichte zurückgaben, und Marius und Sulla vor Zeiten vorzüglich wegen eben dieſes Gegenſtandes zum Kriege ſchritten. Allein damals waren es die Stände, deren Beſtrebungen in verſchiedener Richtung gingen, und die Reſultate der ſiegenden Partei waren gültig für den ganzen Staat. Cajus Oppius und Cornelius Balbus[115]) waren die erſten, denen Caeſar's Machtvollkommenheit geſtattete, Friedensverhandlungen zu führen und über Kriegsfälle zu ent-

[112]) Die hier erwähnte neue Beſtimmung bezog ſich ſpeziell auf diejenigen Prokuratoren, welche das kaiſerliche Hausvermögen verwalteten. Für die andern Klaſſen von Prokuratoren beſtand ſie bereits früher. S. Nipperdey.

[113]) Staatsbehörden (magistratus) hießen, im Gegenſatze zu den kaiſerlichen „Bedienſteten“, blos die alten, noch aus der Zeit der Republik ſtammenden Staatsbeamten, die ehemals vom Volke, in der Kaiſerzeit vom Senate gewählt wurden. S. Nipperdey.

[114]) „in derſelben Ausdehnung, wie ſie bisher nur die Praetoren, Prokonſuln und proprätoriſchen Legaten gehabt hatten, — natürlich aber nur über Dinge ihres Departements.“ Nipp. Es war eine Maßregel jener ſpezifiſch monarchiſchen Politik, welche die ſpeziellen Diener des Staatsoberhauptes im ganzen Reiche mit den alten Volksmagiſtraten gleichzuſtellen befliſſen war. S. Merivale VI. Kap. 50, p. 192.

[115]) Zwei ſehr einflußreiche Freunde Caeſar's, beide ritterlichen Standes.

angegeben S. 32. angeführt bei Boethius S. 215. er wird von Alexander Aphrodis. widerlegt. S. 225.
Anonymus Menagii. S. 107.
Antiochus Lehrer Cicero's S. 33. 43.
Antonius M. der Redner. Seine griechischen Studien S. 14. Kenner Aristotel. Schriften S. 15 fg. stimmt mit Aristoteles Theorie der Rhetorik überein S. 17.
Antonius Senecnis. Nach ihm übersetzte der Mönch Boethius mehrere Schriften des Aristoteles S. 212.
Apellicon des Teos Bücherssammlung und Tod S. 23. Spürt die Urhandschriften des Aristoteles und des Theophrastus auf. S. 26.
Apollodorus S. 129.
Apollonius Mysdius S. 95.
Appulejus S. 120. 138 fg. Sein Leben S. 138 fg. seine Diktion S. 140 fg. Er übersetzt platonische Dialogen S. 145. Seine Bereicherung der Sprache durch neue Wörter S. 147. Die Schrift „de mundo" besprochen S. 166 fg. Nachricht von der Dialektik der Peripatetiker in Rom S. 207. citirt aus Aristoteles Problemen eine nicht mehr vorhandene Stelle S. 454. Seine Schrift de deo Socratis lückenhaft S. 136.
Archimedes S. 179.
Archelaus S. 95.
Archytas. Auf ihn die erste Aufstellung der Kategorien zurückgeführt S. 219.
Aristocles Messenius S. 27.
Ariston der Peripatetiker S. 111.
Aristoteles. Sein Stil von Cicero charakterisirt S. 45. Seine Schriften waren dem Cicero bekannt S. 14. Geschichte der Beredsamkeit S. 16. Gesammtausgabe seiner Werke verbreitet S. 28. Zwei Recensionen seiner Werke S. 29. Cicero studirt ihn emsig S. 32—50. desgl. Varro S. 52—64. Benutzt von Vitruvius S. 65. Bei Seneca S. 82—96. Bei Plinius S. 99—105. Bei Celsus S. 104. Bei Columella S. 104. Bei Quintilianus S. 106—119. Seine umfassende Gelehrsamkeit traditionell geworden S. 115. unter Hadrian S. 119fg. Bei Gellius ebendas. Bei Appulejus v. Madaura S. 138 fg. Seine Werke in Afrika's Bibliotheken ziemlich vollständig S. 152. Schrift „π. κοσμου" ist unächt S. 164 fg. Appulejus de mundo keine Uebersetzung S. 178. Bei Macrobius S. 185 fg. Die Schrift „περὶ μεθοδης" ist ein eigenes Buch S. 189, sie gehört nicht zu den Problemen S. 189. Die Quaest. phys. sind die Probleme S. 190. Urtheil über die Poetik S. 191. Aristoteles bei Boethius von S. 196—232. vgl. 204. Ueber seine Probleme S. 454. S. 452.
Artemidorus S. 93. bei Plinius S. 121.
Arulenus Rusticus S. 76.
Aspasius bei Boeth. S. 215.

ſcheiden. Ihre Nachfahrer, die Matius und Vedius[116]) und die ſonſtigen übermächtigen Namen römiſcher Ritter aufzuführen, darf als überflüſſig gelten, da Claudius Freigelaſſene, welche er über ſein Privatvermögen geſetzt hatte. Sich Selbſt und den Geſetzen gleichgeſtellt hat!

Kapitel 61.

Weiterhin ſtellte er im Senate einen Antrag auf Bewilligung von Steuerfreiheit für die Koer, wobei er ſich weitläufig über die älteſte Geſchichte derſelben ausließ[117]): „Argiver oder Koeus, Vater der Latona, hätte die urälteſte Niederlaſſung der Inſel gebildet; ſpäter ſei, nach Ankunft des Aesculapius, die Heilkunſt dort eingeführt und vorzugsweiſe von ſeinen Nachkommen gepflegt worden," wobei er die Namen der einzelnen aufzählte und die Epochen, in welchen jeder derſelben geblüht habe. Ja er erklärte ſogar, „daß Xenophon, deſſen mediziniſches Wiſſen er ſelbſt für ſich benutze, aus derſelben Familie ſtamme, und daß man alſo dem Manne ſein Bittgeſuch gewähren möge: daß die Koer inskünftige von aller und jeder Steuer befreit ihre Inſel als eine geheiligte und nur dem Gotte pflichtige bewohnen dürften." In der That gilt es für unzweifelhaft, daß ſich viele Verdienſte derſelben um das römiſche Volk und gemeinſam mit demſelben erfochtene Siege hätten anführen laſſen können; allein Claudius mochte das, was er in ſeiner gewohnten Beſtimmbarkeit einer einzelnen Perſönlichkeit zu Liebe gethan hatte, mit keinen von außen herbeigezogenen Gründen verſchleiern.

Kapitel 62.

Die Abgeſandten von Byzanz dagegen, nachdem ſie die Erlaubniß erhalten hatten, ihr Bittgeſuch um Erleichterung ihrer ſchweren Laſten dem Senate vorzutragen, motivirten daſſelbe durch Aufführung ihrer ſämmtlichen Verdienſte. Beginnend mit dem Bündniſſe, welches ſie mit uns geſchloſſen hatten zu der Zeit, wo wir mit dem Könige der Macedoner Krieg führten, dem als einem unächten der Name Pſeudophilippus beigelegt worden iſt,[118]) erwähnten ſie ſodann die Sendung von Hülfstruppen gegen Antiochus, Perſes, Ariſtonikus und die Unterſtützung des

[116]) Freunde Caeſar's und einflußreiche Günſtlinge ſeines Nachfolgers.

[117]) Bekanntlich waren hiſtoriſch-antiquariſche Studien eine Lieblingsbeſchäftigung des Kaiſers Claudius.

[118]) Ueber dieſen Krieg ſ. Mommſen R. Geſch. II, S. 37 ff.

Antonius im Seeräuberkriege, sowie die Beihülfen, welche sie dem Sulla, dem Lukullus, dem Pompejus dargeboten, und demnächst ihre neuerlichen Verdienste um die Cäsaren mit Bezug auf die Lage ihrer Stadt, welche für die Durchmärsche und Uebergänge zu Land und Wasser für Befehlshaber und Heere und zugleich für die Beschaffung der Proviantzufuhr von bedeutender Wichtigkeit sei.

Kapitel 63.

Byzanz haben nämlich an der Stelle, wo die Trennung Europa's von Asien die schmalste ist, Griechen erbaut, welchen auf ihre Anfrage an den Pythischen Apoll: wo sie eine Stadt gründen sollten, der Orakelspruch zu Theil ward: „sie sollten eine Niederlassung suchen, die dem Lande der Blinden gegenüber liege." Durch dieses Räthselwort wurde auf die Chalcedonier hingewiesen, weil diese, welche früher dort gelandet waren, trotzdem daß sie den Vortheil der Ortslage gesehen, doch eine schlechtere Wahl getroffen hätten. Byzanz hat nämlich fruchtbaren Boden und ein fischreiches Meer, weil eine ungeheure Masse von Fischen beim Hervordrängen aus dem Pontus, durch schräg unter den Wellen sich erhebende Felsklippen geschreckt, die Einbuchtung des jenseitigen Ufers vermeidend zu den diesseitigen Hafenbuchten getrieben werden.[119]) In Folge dieser Umstände waren die Byzantiner anfangs betriebsam und wohlhabend; später, als die Abgabenlasten immer drückender wurden, baten sie wiederholt um gänzlichen Erlaß oder Ermäßigung, ein Bittgesuch, welches der Kaiser lebhaft unterstützte, indem er in seinem Vortrage hervorhob, daß sie durch den Thracischen und Bosporanischen Krieg[120]) in neuester Zeit erschöpft und der Hülfe bedürftig seien. In Folge dessen wurden ihnen die Steuern auf fünf Jahre erlassen.

Kapitel 64.

(Jahr Rom's 807; nach Chr. 54).

Unter dem Konsulat des Markus Asinius und Manius Acilius ward aus gehäuften Wunderzeichen erkannt, daß eine Veränderung der Dinge zum Schlimmen angedeutet werde. Feldzeichen und Zelte von Soldaten wurden vom himmlischen Feuer verbrannt. Auf dem Giebel des Kapitols ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Zweigestaltige

[119]) Byzanz trieb vorzugsweise den Fang der Thunfische.

[120]) Ueber diese Kriege s. oben Ann. IV. 46, u. XII. 15.

menſchliche Geburten und ein junges Schwein ward geworfen, das Raubvogelkrallen an ſich tragen ſollte. Gerechnet zu den Vorzeichen wurde auch die Verringerung der Zahl bei allen Staatsbeamten, indem ein Quäſtor, ein Aedil, ein Tribun und ein Prätor und ein Konſul innerhalb weniger Monate mit Tode abgingen.[121])

Vor allen jedoch war Agrippina voll Angſt. In Furcht geſetzt durch eine Aeußerung des Claudius, die er in der Trunkenheit hingeworfen hatte: „es ſei ſein Schickſal, die Frevel ſeiner Ehefrauen erſt ertragen, dann beſtrafen zu müſſen," beſchloß ſie, raſch zur That zu ſchreiten, jedoch vorher erſt noch die Domitia Lepida zu verderben, wozu ſie durch weibliche Eiferſucht bewogen wurde, da Lepida, als Tochter der jüngeren Antonia, als Großnichte des Auguſtus und Agrippina's, um einen Grad [dem Kaiſerhauſe] näheres Geſchwiſterkind und Schweſter ihres (früheren) Gemals Cnaeus Domitius gleichen Rang mit ihr beanſpruchte.[122]) Auch war an Schönheit, Alter und Reichthum der Unterſchied zwiſchen beiden nicht bedeutend und beide gleich unkeuſch, verrufen, gewaltthätig, wetteiferten mit einander ebenſo in ihren Laſtern, als in den ihnen durch das Glück zugefallenen Gaben. Der heftigſte Wettſtreit beider war allerdings: ob die Tante oder die Mutter den größeren Einfluß bei Nero haben ſollte. Lepida nämlich war befliſſen, durch Schmeicheleien und reiche Geſchenke den jungen Menſchen an ſich zu knüpfen, während Agrippina ihn unfreundlich und droheriſch behandelte, weil ſie dem Sohne wohl den Thron zu geben, nicht aber ihn als Herrſcher zu ertragen vermochte.

Kapitel 65.

Weſſen übrigens Domitia beſchuldigt wurde war: daß ſie gegen das Leben der Gemalin des Kaiſers mit Zauberformeln Angriffe gemacht habe,[123]) und demnächſt, daß ſie durch Mangel an Zucht unter den

[121]) Das hier genannte Konſulatsjahr 54 nach Chr. war noch lange als ein Jahr übler Vorbedeutungen berüchtigt. Es herrſchte eine allgemeine Beängſtigung in der römiſchen Welt, zu der ſich in den unteren Volksklaſſen noch ein dumpfes Gerücht von dem nahen Weltgerichte geſellte, welches damals der Apoſtel Paulus in Theſſalonich verkündete, ein Gerücht, welches auch nach Rom hinüberdrang, und die röm. Regierung gegen die Sterndeuter und gegen die Juden einzuſchreiten bewog. Vgl. Hausrath: Neuteſt. Zeitgeſch. II. S. 599 ff.

[122]) S. meine Agrippina die Mutter Nero's S. 143 ff. — Domitia Lepida und Germanicus, der Vater Agrippina's, Kinder zweier Schweſtern. Ripp.

[123]) S. Röm. Kaiſerfrauen S. 265.

Schaaren ihrer Sklaven in Kalabrien den Frieden Italiens gefährde. Wegen dieser Dinge wurde sie zum Tode verurtheilt,[124]) obschon Narcissus sich auf das Stärkste dagegen aussprach, der, mehr und mehr Agrippinen beargwöhnend, zu seinen Vertrautesten, wie es hieß, sich dahin ausgesprochen haben sollte: „Sein Verderben sei gewiß, möge nun Britannikus oder Nero zum Regiment gelangen; allein der Kaiser habe ihm soviel Gnade erwiesen, daß er sein Leben gern dem Dienste desselben opfere. Er habe die Ueberführung der Messalina und des Silius veranlaßt; jetzt lägen gleiche Ursachen zu einer zweiten Anklage vor;[125]) wenn Nero zur Herrschaft komme, oder Britannikus zur Thronfolge gelange, begründe sein früheres Verhalten kein Verdienst um den Kaiser. Dagegen werde durch die Intriguen der Stiefmutter (des Britannikus) jetzt das gesammte Kaiserhaus untergraben, und das Resultat sei schlimmer, als wenn er die ehebrecherische Lasterhaftigkeit der früheren kaiserlichen Gemalin verschwiegen hätte.[126]) Und doch sei dieselbe ehebrecherische Lasterhaftigkeit auch jetzt vorhanden, da Pallas der Buhle Agrippina's sei, wodurch es unzweifelhaft feststehe, daß ihr (der Agrippina) Anstand, Schaam, persönliche Ehre als wohlfeiler Preis für die Herrschaft gälten." Unter diesen und ähnlichen Aeußerungen umarmte er den Britannikus, wünschte ihm, daß er recht bald zu männlicher Kraft erstarken möge, und bald zu den Göttern, bald zu dem Prinzen selber die Hände erhebend, betete er: „daß derselbe heranwachsen, seines Vaters Feinde vertreiben, ja auch an den Mördern seiner Mutter Rache nehmen möge!"[127])

Kapitel 66.

Mitten in solcher Sorgenlast ward er von Krankheit befallen und ging, um seinen Kräften durch das milde Klima und die Heilkraft der

[124]) Der Text sagt wörtlich: „wurde ihr der Tod angesagt", d. h. die Wahl der Todesart ward ihr freigestellt.

[125]) Gegen Agrippina's Buhlschaft mit Pallas.

[126]) Anspielung auf Agrippina's Verhältniß zu Pallas und ihre Intriguen gegen das Leben ihres kaiserlichen Gemals, um ihrem Sohne Nero die Thronfolge, mit Uebergehung des Britannikus, zu sichern.

[127]) Mit den letzten Worten deutet Narcissus an, daß zu den eigentlichen „Mördern" von Britannikus Mutter Messalina auch Agrippina gehöre. Siehe meine Agrippina die Mutter Nero's und Merivale VI. p. 197, not. 2. Uebrigens erzählt Suetonius im Leben des Kaiser Claudius (Kap. 43) ähnliche Aeußerungen des letzteren gegen seinen Sohn Britannikus.

Waſſer wieder aufzuhelfen, nach Sinueſſa.[128]) Jetzt war für Agrippina der Moment gekommen, wo ſie, längſt ſchon über die Frevelthat mit ſich im Reinen und raſch im Erfaſſen der günſtigen Gelegenheit, zu deren Benutzung ſie keiner Gehülfen bedurfte, nur noch über die Art des Giftes mit ſich zu Rathe ging, weil zu beſorgen war, daß durch ein plötzlich und augenblicklich wirkendes der Mord verrathen werden möchte, während bei der Wahl eines langſam die Auflöſung herbeiführenden möglicherweiſe Claudius, wenn er ſein Ende nahen fühle und den Verrath merke, ſich in Liebe zu ſeinem Sohne zurückwenden könne.[129]) Sie wollte alſo etwas ganz Beſonderes, ein Gift, welches die Beſinnung nähme und den Tod verzögere. Sie wendet ſich daher an eine Meiſterin ſolcher Künſte Namens Lokuſta, die vor Kurzem wegen Giftmiſcherei verurtheilt worden war und die lange zu den Werkzeugen der Dynaſtie gehört hat.[130]) Dies erfinderiſche Weib bereitete die gewünſchte Giftſubſtanz; das Geſchäft es zu reichen ward einem der Verſchnittenen, dem Halotus, übertragen, der gewöhnlich die Speiſen auftrug und vorkoſtete.

Kapitel 67.

Der ganze Hergang in allen ſeinen Einzelheiten ward ſpäter ſo offenkundig, daß gleichzeitige Schriftſteller berichten konnten: das Gift ſei einem delikaten Pilze beigemiſcht und die Wirkung des Mittels ſei auch nicht ſofort bemerkt worden, ſei es in Folge von Claudius' geiſtiger Abgeſtumpftheit oder ſeiner Trunkenheit; auch ſchien ein ſtarker Stuhlgang gute Dienſte zur Erleichterung gethan zu haben. In Folge deſſen gerieth Agrippina in Schrecken, und da jetzt das Aeußerſte zu befürchten war, ſetzte ſie ſich über den ſchlimmen Eindruck bei den Anweſenden

[128]) Sinueſſa in Campanien beſaß berühmte warme Bäder, die in der Kaiſerzeit viel geſucht waren. (Vgl. Tacit. Hist. I. 78.) Daß ſich Narciſſus bei dem Tode ſeines Kaiſers dort befand, ſehen wir aus dem berüchtigten Spottgedichte auf den Tod des Kaiſers Claudius, von einem Zeitgenoſſen (S. Agrippina S. 325, vergl. 155). Narciſſus alſo und nicht Claudius, wie andere Ueberſetzer und Erklärer dieſer Stelle meinen, iſt Subjekt dieſes Satzes. Claudius befand ſich in Rom, als er vergiftet ward, Agrippina aber wählte zur Ausführung ihres Verbrechens den Zeitpunkt, wo Narciſſus, des Kaiſers treuer Diener, krank und abweſend war. S. Agrippina S. 150.

[129]) D. h. dem Britannikus die Thronfolge ſichern könne.

[130]) Lokuſta oder Lukuſta ward erſt unter Galba hingerichtet. Sie ſtammte aus Gallien. Auch Nero bediente ſich ihrer Künſte. S. unten Ann. XIII, 15.

hinweg und nahm die bereits vorgesehene Hülfe des Leibarztes Xenophon, der mit im Geheimniß war, in Anspruch. Dieser, unter dem Scheine als wolle er den Anstrengungen des vomirenden Kaisers nachhelfen, soll ihm, wie man glaubt, eine in schnell wirkendes Gift getauchte Feder tief in den Schlund gesteckt haben, da er sehr wohl wußte, daß der Anfang eines großen Verbrechens gefahrvoll, die vollendete Ausführung lohnverheißend sei. [131])

Kapitel 68.

Inzwischen wurde der Senat zusammenberufen und Konsuln und Priester brachten feierliche Gelübde für die Erhaltung des Kaisers dar, als derselbe bereits leblos mit Kleidern und Decken bedeckt gehalten wurde, während man die nöthigen Anstalten traf, dem Nero den Thron zu sichern. Vor allen Dingen hielt Agrippina, die sich anstellte als ob sie von Schmerz überwältigt überall Trost suche, den Britannikus in ihren Armen fest, nannte ihn des väterlichen Antlitzes wahres Ebenbild und verhinderte ihn auf alle Weise, das Zimmer zu verlassen. Auch die Antonia und Octavia, seine Schwestern, wußte sie festzuhalten; daneben hatte sie alle Eingänge durch Wachen gesperrt und veröffentlichte häufige Berichte: daß es mit dem Befinden des Kaisers besser gehe, damit das Militair sich solcher guten Hoffnung gemäß verhalte und der nach den Anweisungen der Astrologen günstige Moment eintreten könne.

Kapitel 69.

Endlich, um die Mittagsstunde am dreizehnten October, thaten sich plötzlich die Thore des Kaiserpalastes auf, und in Begleitung des Burrus schritt Nero heraus zu der Kohorte, welche nach dem Dienstherkommen sich auf Wache befand. Dort wird er auf eine Ansprache des Praefekten [132]) mit jubelndem Zurufe empfangen und in eine Sänfte gesetzt. Zwar zauderten, wie es heißt, einige Soldaten, und schauten sich um und fragten: wo denn Britannikus sei? Doch da sich keiner fand, der sich an die Spitze solchen Widerspruchs gestellt hätte, schlossen sie sich alsbald den andern an. So wird denn Nero in das Praetorianerlager getragen, wo er eine den Umständen angemessene Anrede hielt, worauf

[131]) Ueber die Vergiftung des Claudius s. Agrippina S. 150—153.
[132]) Des Burrus.

er ein reiches Gnadengeschenk[133]) gleich dem seines Vaters verhieß, und als Kaiser ausgerufen wurde. Der Erklärung der Soldaten folgten die Beschlüsse des Senats, und auch in den Provinzen zeigte sich kein Schwanken. Dem Claudius wurde die Ehre der Vergötterung zuerkannt, und seine Leichenfeier mit demselben Glanze wie die des vergötterten Augustus begangen, wobei Agrippina sich bestrebte, es an Pracht ihrer Urgroßmutter Livia gleich zu thun. Sein Testament jedoch wurde nicht öffentlich vorgelesen,[134]) damit nicht der in demselben dem Stiefsohne vor dem leiblichen Sohne gegebene Vorzug durch seine Ungerechtigkeit und Gehässigkeit beim Volke böses Blut machen möchte.

[133]) Das Gnadengeschenk (donativum), welches Nero's Adoptivvater Claudius den Garden gegeben hatte, betrug 15000 Sesterzien für den Mann, was etwas über tausend Thaler unseres Geldes beträgt. Für das gesammte Gardekorps — das damals etwa zehntausend Mann stark war, betrug das Geschenk über eine Million preußischer Thaler.

[134]) Was bei Augustus' Tode geschehen war.

Dreizehntes Buch.

(Jahr 54—59 nach Chriſt.)

Kapitel 1.

Das erſte Ereigniß unter der neuen Regierung war der Tod des Junius Silanus, Prokonſuls von Aſien, welcher ohne Vorwiſſen Nero's einer Intrigue Agrippina's zum Opfer fiel: nicht etwa, daß er durch leidenſchaftliches Weſen ſeinen Untergang heraufbeſchworen hätte, — er war vielmehr ſo ſchlaff und Gegenſtand der Verachtung für die früheren Herrſcher, daß Kaiſer Cajus ihn nur „das goldene Schaaf" zu nennen pflegte; — aber Agrippina, die ſeinen Bruder Lucius Silanus zu Tode gebracht hatte,[1]) fürchtete in ihm einen Rächer, da allgemein im Publikum die Rede ging: ein Mann wie er, von geſetztem Alter, gut beleumdet, von hohem Adel und, worauf damals viel Gewicht gelegt wurde, ein Nachkomme der kaiſerlichen Familie, — denn auch Silanus war (wie Nero) Urenkelſohn des vergötterten Auguſtus, — verdiene den Vorzug vor Nero, der kaum erſt dem Knabenalter entwachſen und durch ein Verbrechen zur Herrſchaft gelangt ſei. Dies war die Urſache ſeines Todes: Helfershelfer dazu waren Publius Celer, ein römiſcher Ritter, und der Freigelaſſene Helius, beide als Verwalter des kaiſerlichen Privat-

[1]) S. oben XII. 3 u. Agrippina S. 113—115. — Marcus Silanus, geboren im Todesjahre des Auguſtus, war Sohn der Julia, Enkelin Auguſt's und des Lucius Paulus (Sueton. Octav. 64). Dieſe ſeine Abſtammung von dem Gründer der Dynaſtie, machte ihn zum Gegenſtande der Gefahr als Prätendenten in einer Zeit, in welcher, wie Tacitus — bezeichnend für die veränderte Anſchauungsweiſe ſeiner eigenen Zeit — hinzuſetzt, „auf eine ſolche Zugehörigkeit zu dem Blute der Herrſcherfamilie ſehr viel Gewicht gelegt wurde" (quod tunc spectaretur).

vermögens in Asien angestellt. Von ihnen ward der Prokonsul über Tafel vergiftet, und zwar mit so wenig Vorsicht, daß es nicht unbemerkt blieb.[2])

Mit nicht minderer Eile ward Narcissus, des Claudius Freigelassener, von dessen harten Reden gegen Agrippina ich oben berichtet habe,[3]) durch hartes Gefängniß und höchst grausame Behandlung zum Tode gebracht, — was Nero ungern sah, zu dessen noch verborgenen Lastern derselbe durch seine Habsucht und seine Verschwendung trefflich paßte.[4])

Kapitel 2.

Und so würde das Morden weiter fortgegangen sein, wenn nicht Afranius Burrus und Annaeus Seneka entgegengetreten wären.

Diese Männer, die Führer des jungen Regenten, und, was eine Seltenheit ist bei einem gemeinsamen Machteinflusse, in Eintracht einer mit dem andern, besaßen gleichen Einfluß, wenn auch jeder durch andere Begabung: Burrus durch seine Tüchtigkeit als Kriegsminister und durch die Strenge seiner sittlichen Grundsätze, Seneka als Lehrer der Beredsamkeit und durch die mit Würde verbundene Anmuth seines Wesens. So förderten sie sich gegenseitig bei der Aufgabe, das gefährliche Alter des Regenten, falls derselbe nicht Lust haben sollte den Weg der Tugend einzuschlagen, innerhalb der Schranken erlaubter Vergnügungen zu halten. Der Kampf, den beide zu bestehen hatten, war nur einer: gegen die gewaltthätige Sinnesart der Agrippina, die, glühend von dem Feuer aller und jeder bösen Herrschergelüste, auf ihrer Seite jenen Pallas hatte, auf dessen Anstiften Claudius durch seine blutschänderische Verheiratung und jene verderbenschwangere Adoption sich selbst den Untergang bereitet hatte.[5]) Allein einerseits war Nero keine Natur, die sich einem Sklaven[6]) untergeordnet hätte, und andererseits hatte Pallas, der in seinem abstoßenden Hochmuthe die Schranken eines Freigelassenen überschritten hatte, sich (ihm) lästig und widerwärtig gemacht.

---

[2]) Nach Plinius (hist. nat. VII. 13, 58) wußte Nero um den Mord. Vgl. unten Kap. 33.

[3]) S. oben XII. 37.

[4]) Das harte Urtheil des Tacitus über Narcissus scheint nicht völlig gerecht zu sein. Vgl. meine Agrippina S. 155—156.

[5]) S. oben XII. 1 u. 25. Vgl. Agrippina S. 107 u. S. 119 ff.

[6]) wie eben diesem Pallas, den Tacitus, obschon derselbe Freigelassener war, doch immer als „Sclaven" bezeichnet. S. weiterhin Kap. 6.

Vor der Welt jedoch wurden auf Agrippina alle möglichen Ehren gehäuft, und als der Tribun (von dem neuen Kaiser) die erste Parole einholen kam, gab er demselben als solche: „Die beste Mutter!“[1] Außerdem wurden ihr zwei Lictoren und ein Priesteramt zuerkannt bei Gelegenheit der Senatsbeschlüsse, welche für Claudius ein Censorisches Leichenbegängniß und bald darauf die Vergötterung dekretirten.

Kapitel 3.

Am Tage des Leichenbegangnisses hielt zuerst der neue Kaiser die Lobrede auf den verstorbenen. So lange er sich in der Aufzählung der uralten Ahnenreihe und der Konsulate und Triumphe der Vorfahren bewegte, war er selbst und alle Zuhörer ernstlich bei der Sache; auch die Erwähnung seiner litterarischen Studien und Verdienste und des Umstandes, daß unter seiner Regierung kein Unglück von außen her dem Staate widerfahren sei, ward noch mit günstiger Stimmung angehört. Als er aber auf seine Fürsichtigkeit und Weisheit zu sprechen kam, da enthielt Niemand sich des Lachens,[2] obschon die Rede, von Seneka verfaßt, mit vielen Schönheiten ausgestattet war, — wie denn dieser Mann eine anmuthige und den Ohren seiner Zeit wohl zusagende Gabe der Darstellung besaß. Aeltere Leute, welche ihre Muße damit ausfüllen, Vergangenes und Gegenwärtiges zu vergleichen, machten dabei[3] die Bemerkung: Nero sei der erste von allen bisherigen römischen Herrschern gewesen, der genöthigt gewesen, sich fremder Redegabe zu bedienen. Denn der Diktator Caesar that es den größten Rednern gleich, und auch Augustus besaß eine ihm stets zu Gebote stehende fließende Redegabe, wie sie einem Kaiser wohl anstehen mochte; Tiberius handhabte dieselbe sogar mit bewußter Kunst, in Folge deren er jedes Wort genau abzuwägen wußte, und war daneben stark an gut

[1] Dasselbe berichtet Sueton. Nero 9. — Die Kohorte der Garde, welche die jedesmalige Palastwache bezog, wurde von einem Tribunen kommandirt.

[2] Dieser Ausdruck ist offenbare gehässige Uebertreibung, wie jeder zugeben wird, der die Regierungsgeschichte des unglücklichen alten Kaisers gründlich studirt hat, in welcher sehr viele Beweise von Einsicht in die Bedürfnisse des Reichs und von weiser Vorsorge vorkommen. Tacitus, der ja hier nicht als Augen- und Ohrenzeuge der Leichenfeier spricht, — folgte den Ueberlieferungen derjenigen Partei, welche dem Claudius feindlich war, und aus deren Mitte unter andern auch die gemeine Schmähschrift auf das Andenken desselben, jener Ludus de morte Claudii, hervorging, über welche ich in meiner Agrippina S. 307—345 ausführlich gehandelt habe.

[3] D. h. bei dem Umstande, daß Nero sich die Rede von Seneka komponiren ließ.

225. von Boethius berichtigt S. 225. wird scharf getadelt von Boethius S. 250.
Aut S. 175.
Athen. Schon vor Cicero als Bildungsort bekannt S. 19. Schicksal bei Sullas Eroberung S. 25 ff.
Athenion der Demagoge S. 25. hält sich zu den Peripatetikern S. 23.
Augustinus der Kirchenvater übersetzt die Kategorien S. 195.

B.

Bacon. Roger. S. 195. 212.
Bagoas der Peripatetiker S. 125.
Bekker. Imm. Seine handschriftlichen Notizen sprechen für die Scheidung der Werke des Aristoteles in zwei Recensionen, eine griechische und römische S. 99.
Beredsamkeit. Verfall derselben zu Rom S. 66.
Bernhardy S. 71. 96 fg.
Blosius Cumanus siehe Gracchus.
Boëthius S. 160. Als Kenner und Erklärer der Aristotelischen Schriften S. 166 – 232. Sein Leben, Philosophie S. 202 fg. emendirt S. 225. Seine Kenntniss des griechischen Sprachgebrauchs S. 229. erwähnt eine interessante mythologische Notiz S. 245.
Boëthius der Mönch aus Dacien S. 212.
Boëthius v. Sidon der Peripatetiker S. 32.
Bossche Ansicht über Apellejus philosophische Schriften S. 136.
Brandis Ansicht von der Ausgabe des Aristoteles durch Andronikos den Rhodier S. 29.
Brutus Kenner der peripatetischen Philosophie S 12. sucht Cratippus Freundschaft S. 29.
Büchersammlungen. Aus Eitelkeit von den römischen Aristokraten angelegt. S. 22.

C.

Callisthenes recht gewürdigt von Seneca S. 84.
Cassiodorus S. 199. 204. rühmt den Albinus S. 209. Seine Briefe S. 211.
Caecias der Wind S. 136.
Catius. Römischer Philosoph von Cicero verachtet S. 15.
Cato der Censor, heftiger Gegner aller griechischen Philosophie S. 2, 8, 9. Höhe seiner wissenschaftlichen Bildung S. 8.
Catulus, Q. Lutatius. Seine Kenntniss der Aristotelischen Schriften S. 17.
Caesars Benehmen gegen Cratippus S. 20.
Cassiodorus S. 135.
Celsus S. 105.
Chaeronea S. 23.
Chalcidius S. 190.
Chorimander S. 95.
Cicero verachtet die früheren Philosophen S. 13. gelegentliche Ueberschätzung seines Standpunkts S. 15. Urtheil über die Unbekanntheit Aristotel. Schriften S. 17. Urtheil über Cratippus S. 19. Ihm stand die grie-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR;A.
3-598-52808-6
FN. I1411/046

ausgedrückten Gedanken, oder verfuhr, wo er sich zweideutig ausdrückte, mit bewußter Absicht.[9a]) Sogar beim Kaiser Cajus beeinträchtigte seine Tollheit nicht die Kraft seines rednerischen Ausdrucks; und selbst bei Claudius, so oft er vorbereitete Vorträge hielt, hatte man Gewähltheit des sprachlichen Ausdrucks nicht zu vermissen. Nero dagegen hatte schon in frühester Jugend seinen lebhaften Geist verkehrterweise auf anderes[10]) gerichtet, auf Bildhauen, Malen, Singübungen und Rosselenken, und nur hier und da bewies er durch Abfassung von Gedichten, daß er die Elemente litterarischer Bildung besitze.[11])

Kapitel 4.

Doch zurück zum Laufe der Begebenheiten! Nachdem die verschiedenen Akte der Trauerkomödie durchgespielt waren, begab er sich in die Senatsversammlung, wo er nach einleitender Erwähnung seiner Bestätigung durch den Senat und die Zustimmung des Heeres, sich aussprach über die einzuhaltenden Grundsätze und Beispiele zur Handhabung eines musterhaften Regiments, und hervorhob: daß seine Jugend keine üblen Eindrücke durch Bürgerkriege oder häusliche Zwiste empfangen habe, und daß also seine Thronbesteigung keine Feindschaften, keine erlittenen Kränkungen, und somit auch kein Verlangen nach Rache mit sich bringe. Sodann entwarf er das Programm seiner künftigen Regierung, wobei er vorzugsweise sich von allen solchen Maßregeln neueren Datums lossagte, gegen welche die Stimmung noch lebhaft eingenommen war. „Er werde," sagte er, „nicht über Alles und Jedes entscheidender Richter sein, dergestalt, daß Ankläger und Beklagte innerhalb der Schranken des alleinigen kaiserlichen Palastes zum Spielballe des Machteinflusses weniger Personen würden.[12]) In seinem Hause werde nichts

[9a]) Ueber Tiberius' litterarische Bildung und schriftstellerische und rednerische Leistungen s. meinen Tiberius S. 292—296.

[10]) auf anderes d. h. auf Gegenstände und Gebiete, die von der rhetorischen Kultur weit ablagen.

[11]) Ueber Nero's litterarische und poetische Neigungen und Bestrebungen, in Folge deren er zu Anfange seiner Regierung eine Art von Musenhof um sich versammelte, in welchem das litterarische „junge Rom", das sich an Seneka anschloß, die Hauptrolle spielte (wie z. B. Lucan u. a.), siehe unter Bernhardy Röm. Litt. Gesch. S. 285—87.

[12]) Anspielung auf Claudius' übermäßige richterliche Thätigkeit und den dabei vorwaltenden Einfluß der mächtigen Hofdienerschaft, der kaiserlichen Freigelassenen und Kabinetsbeamten.

käuflich oder der ehrgeizigen Intrigue zugänglich sein, sein Haus und die Staatsinteressen würden gesondert dastehen. Der Senat solle im festen Besitze seiner gesetzlichen Amtsbefugnisse verbleiben.[13]) An die Tribunale der Konsuln sollen sich die Bewohner Italiens und der Senatsprovinzen wenden, die Konsuln über ihre Einführung in den Senat entscheiden. Er für seine Person werde sich auf die Oberleitung und Fürsorge für die ihm anvertrauten Heere beschränken.[14])

Kapitel 5.

Und in der That hielt er Wort, und es erfolgten viele gesetzliche Festsetzungen durch freie Entscheidung des Senats, wie z. B.: daß Niemand für die rednerische Führung einer Prozeßsache Geld oder Geschenke nehmen solle;[15]) daß die designirten Quaestoren nicht gehalten sein sollten, Gladiatorenspiele zu geben, — welche letztere Bestimmung der Senat sogar gegen Agrippina's Widerspruch: daß dadurch Regierungsakte des Claudius umgestoßen würden, durchsetzte. Doch mußte er es sich gefallen lassen, daß man ihn in den Palast zusammenberief, zu dem Zwecke, daß *sie* den Sitzungen, durch eine eigens am hinteren Theile eingebrochene Thüre, hinter einem Vorhange beiwohnen konnte, der zwar kein Sehen verstattete, aber das Hören nicht behinderte. Ja sie ging sogar soweit, daß sie, als Gesandte der Armenier die Sache ihres Volkes dem Nero vortrugen, drauf und dran war den kaiserlichen Thronstuhl zu besteigen und mit ihm zugleich den Vorsitz zu führen, wenn nicht Seneka, während alle andern vor Schrecken starr blieben, den Kaiser aufgefordert hätte, seiner eintretenden Mutter entgegen zu gehen. So wurde unter dem Anscheine kindlicher Ehrerbietung der Beschimpfung der Würde des Reiches vorgebeugt.[16])

---

[13]) Diese Befugnisse des Senats waren: „Gesetzgebung, Wahl der alten republikanischen Beamten, Kriminaljurisdiktion über seinen Stand, und überhaupt die Oberleitung über alle Theile des Staats, die noch die alte republikanische Form hatten."

[14]) Es sind das diejenigen Heere, welche in den speziell kaiserlichen Provinzen standen. Ueber diese und über die Provinzen, in welchen sie standen, behielt er sich die alleinige oberste Leitung vor. — Die Freude des Senats über dieses Regierungsprogramm fand Ausdruck in dem Beschlusse: dasselbe solle auf eine silberne Tafel eingegraben und jährlich beim Amtsantritte der Konsuln verlesen werden. S. Dio Cass. 61, 3, der zugleich sagt, daß Seneka auch diese Rede verfaßt habe.

[15]) S. oben XI. Kap. 5 und folgende, und die dortigen Anmerkungen.

[16]) Ueber diese und andere Anmaßungen der Kaiserin-Mutter siehe Agrippina S. 163—164.

Kapitel 6.

Am Ende des Jahres meldeten beunruhigende Gerüchte, daß die Parther wieder einmal aus ihren Grenzen hervorgebrochen und drauf und dran seien, Armenien an sich zu reißen, aus welchem Radamistus vertrieben worden war,[17]) der zu wiederholten Malen den Thron dieses Königreiches gewonnen, dann wieder flüchtig geworden, auch jetzt den Kampf feige aufgegeben hatte. Da gab es denn in der nach Unterhaltungsstoff begierigen Hauptstadt ein vielfaches Hinundherfragen: „auf welche Weise ein Regent, der kaum erst das siebzehnte Jahr überschritten hat, im Stande sein möchte, solche Gefahrlast auf seine Schultern zu nehmen, oder zu beseitigen? welcher Verlaß auf einen Menschen sei, der von einer Frau beherrscht werde? ob auch Schlachtenkämpfe und Belagerungen von Städten und was sonst der Krieg im Gefolge habe, durch seine Hauslehrer würde besorgt werden können?“ [18]) Andere im Gegentheil sprachen sich dahin aus: „Es sei vielmehr ein Glück, daß nicht der altersschwache und energielose Claudius jetzt zur Unternehmung eines mühseligen Krieges aufgerufen werde, wobei er nur den gehorsamen Diener der Befehle seiner Sklaven [19]) gemacht haben würde. Burrus und auch Seneka seien doch durch vielseitige Erfahrung erprobte Männer; und der Kaiser? nun, wieviel fehle ihm denn zum Alter männlicher Kraft, da ja ein Pompejus im achtzehnten, ein Caesar Octavianus im neunzehnten Jahre sich der Führung von Bürgerkriegen gemachsen gezeigt hätten.[20]) In der Stellung an der Spitze des Staates werde ohnehin weit mehr unter dem Einflusse der Auspizien des Regenten [21]) und durch geistige Leitung der Geschäfte, als durch sein persönliches Eingreifen mit bewaffneter Hand ausgeführt. Er (der junge Kaiser) werde allerdings einen Beweis liefern können, ob er gute oder nicht gute Rathgeber benutze, wenn er zum Führer des Krieges, mit Beseitigung aller

[17]) S. oben XII. 51.

[18]) Anspielung auf Seneka und Nero's sonstige Lehrer und Erzieher (magistri).

[19]) S. oben die Anmerkung 6 zu Kap. 2 dieses Buches.

[20]) Hier begeht Tacitus keinen chronologischen Irrthum, wie Nipperdey meint, denn Pompejus war kaum 19 Jahr alt, als er die Waffen im Kriege gegen Cinna führte, und erst siebzehn, als er gegen die Italischen Bundesgenossen focht. S. Drumann Röm. Gesch. 4, S. 325 ff.

[21]) Die weihende göttliche Begünstigung (auspicia) ruhte auf dem Kaiser als obersten Kriegsherrn. Die wichtige Führung (ductus) der Kriege und anderer Unternehmungen konnte auch durch einen andern geschehen.

Eifersucht, einen tüchtigen Mann, und nicht in Folge von Intriguen einen geldgierigen Günstling erwähle."

Kapitel 7.

Während dieses und ähnliches Gerede im Publikum verlautbarte, erließ Nero den Befehl: junge Mannschaft aus den nächstliegenden Provinzen auszuheben und als Ersatz den im Orient stehenden Legionen zuzuführen, und die Legionen selbst näher an Armenien Aufstellung nehmen zu lassen; desgleichen sollten die beiden alten[23]) Könige Agrippa und Antiochus ihre Truppen auf Kriegsfuß setzen, und mit denselben angriffsweise in das Gebiet der Parther einrücken; zugleich sollten hier und da über den Fluß Euphrat Brücken geschlagen werden. Ferner gab er Klein-Armenien dem Aristobulus,[22]) die Landschaft Sophena dem Sohaemus[24]) unter Verleihung der königlichen Ehrenzeichen. Dazu kam endlich, daß gerade rechtzeitig gegen Vologaeses als Nebenbuhler ein Sohn des Vardanes[25]) sich erhob, in Folge dessen die Parther Armenien räumten und sich den Schein gaben, als verschöben sie den Krieg.

Kapitel 8.

Im Senate jedoch wurden alle diese Dinge mit Uebertreibung gefeiert in den Vorschlägen der einzelnen, welche dafür stimmten: daß religiöse Dankfeste gehalten, und an den Tagen der Dankfeste der Kaiser ein Triumphalkleid tragen, ferner, daß er im kleinen Triumphe in die Stadt einziehen und daß sein Bildniß in gleicher Größe mit dem des rächenden Mars in dessen Tempel[26]) gestiftet werden solle: wobei außer der bereits gewohnheitsmäßigen Schmeichelei als Motiv auch noch die Freude darüber wirkte, daß er den Domitius Corbulo zum Oberbefehlshaber für die Behauptung Armeniens gemacht hatte, und es also danach aussah, als ob tüchtigen Kräften Spielraum eröffnet sei. Die im Orient stehende Heeresmacht wurde in der Art getheilt, daß ein Theil der

---

[22]) „alte" Könige nennt sie Tacitus, um auszudrücken, daß ihre Throne altbefestigter Besitz waren. Agrippa (II. Herodes) war König von Palästina und eines syrischen Landstrichs (Chalcis). Antiochus, König von Commagene.

[23]) einem Neffen des obengenannten Agrippa.

[24]) er war König von Emesa in Syrien.

[25]) Vergl. XI. Kap. 8—10.

[26]) Ueber diesen Tempel s. Ein Winter in Rom S. 286—287.

Hülfstruppen nebst zwei Legionen in der Provinz Syrien unter dem Kommando ihres Legaten Ummidius Quadratus[27]) zu verbleiben hatte, während eine gleiche Zahl von römischen- und Bundestruppen, nebst den Kohorten und Reitergeschwadern, welche ihre Winterquartiere in Kappadozien hatten, in Corbulo's Hand sein sollte. Die verbündeten Könige wurden angewiesen (beiden), jenachdem es die Kriegsverhältnisse erforderten, Heeresfolge zu leisten. Die Neigung derselben indeß war vorzugsweise für Corbulo; und dieser, um rasch die gute Meinung von seiner Tüchtigkeit zu benutzen, die für den Beginn von Unternehmungen vom größten Gewichte ist, begab sich eiligst nach Aegeae, einer Stadt Ciliciens, wo er auf Quadratus stieß, der dorthin vorgegangen war, damit nicht Corbulo, wenn er zur Uebernahme der Truppen nach Syrien käme, aller Augen auf sich ziehen möchte, der, ein Mann von gewaltigem Körperbau und mächtiger Rednergabe, außer seiner Erfahrung und Einsicht, auch durch glänzende Aeußerlichkeiten zu imponiren verstand.

Kapitel 9.

Beide nun sandten Botschafter an König Vologaeses mit der Aufforderung: sich lieber für Frieden, als für Krieg zu entscheiden, und unter Stellung von Geißeln die bei seinen Vorgängern herkömmliche verehrungsvolle Achtung gegen das römische Volk beibehalten. In Folge dessen stellte Vologaeses, — sei es, um sich bequem zum Kriege rüsten zu können, oder um der Prätendentenschaft verdächtige Individuen unter dem Namen von Geißeln fortzuschaffen, — die angesehensten Mitglieder aus der Familie der Ariaziden zur Verfügung, und zwar übernahm dieselben der Centurio Justejus, ein Abgesandter des Ummidius, der zufällig wegen einer der Zeit nach früheren Angelegenheit Audienz bei dem Könige gehabt hatte. Sobald dies Corbulo erfuhr, befahl er dem Kohortepraefekten Arrius Varus hinzugehen, und jenem die Geißeln abzunehmen. Daraus entstand zwischen dem Praefekten und dem Centurio ein Zank, und um denselben nicht längere Zeit zu einem Schauspiele für die Ausländer werden zu lassen, wurde die Wahl den Geißeln und den sie begleitenden Gesandten anheimgestellt. Diese nun entschieden sich wegen seines frischen Kriegesruhmes und aus einer selbst bei den Feinden obwaltenden Vorneigung für Corbulo.

Daraus erwuchs Zwietracht zwischen den Oberfeldherren; Ummidius

[27]) S. oben XII. 45 zu Ende.

klagte: ihm sei ein Erfolg entrissen, den er durch sein kluges Verfahren erreicht habe, während Corbulo behauptete: der König habe sich erst dann zum Anbieten von Geißeln herbeigelassen, als bis seine (Corbulo's) Wahl zum Oberfeldherrn des Krieges die von ihm gehegten Hoffnungen in Befürchtung verwandelt habe. Nero seinerseits, um die Zwieträchtigen auszugleichen, befahl, den öffentlichen Bericht dahinlautend abzufassen: „wegen der von Quadratus und Corbulo errungenen glücklichen Erfolge, werde den kaiserlichen Fasces der Lorbeer hinzugefügt." — Diese in das nächste Konsulatsjahr hinüberreichenden Ereignisse, habe ich hier gleich zusammengestellt.

Kapitel 10.

In demselben Jahre erbat der Kaiser vom Senate ein Ehrenstandbild für seinen Vater, Cnaeus Domitius, und die konsularischen Ehrenzeichen für Asconius Labeo, der sein Vormund gewesen war, wohingegen er die Anerbietungen, ihm selbst Statuen von massivem Silber oder Golde zu errichten, abwies. Desgleichen bestand er, obschon der Senat den Beschluß gefaßt hatte: daß der Anfang des Jahres mit dem Monate December beginnen sollte, in welchem Nero geboren war, auf Beibehaltung der geheiligten Ordnung, das Jahr mit dem ersten Januar anzufangen. Auch litt er nicht, daß der Senator Carrinas Celer, den ein Sklave anklagte, oder Julius Densus, Mitglied des Ritterstandes, den man der Begünstigung des Britannikus anschuldigte, zur Untersuchung gezogen wurden.

Kapitel 11.

(Jahr 55 nach Chr. G.)

Unter dem Konsulate des Claudius Nero und Lucius Antistius ließ er bei Ableistung des Eides auf die Amtshandlungen der Kaiser[28]) von Seiten der Staatsbeamten seinen Kollegen im Konsulate, Antistius, nicht mitschwören, weßwegen ihm die Senatoren große Lobsprüche ertheilten in der Absicht, den jungen Herrscher durch solchen Ruhm selbst weniger bedeutender Handlungen, zum Fortfahren in größeren zu bewegen. Auch erfolgte unmittelbar darauf ein Akt seiner Milde

[28]) Ueber ihn findet man Näheres in meiner Agrippina S. 5—9.

[29]) Ueber diesen jährlich erneuerten Huldigungseid der hohen Beamten des Reichs s. die Anmerkung zu Ann. I. Kap. 72.

gegen den Plautius Lateranus,[30]) der wegen ehebrecherischen Verkehrs mit Messalina aus dem Senate gestoßen war, und den er jetzt wieder in seinen Rang einsetzte; wie er denn wiederholt sich zur Milde in häufigen Senatsreden verpflichtete, welche Seneka, um Zeugniß für die Vortrefflichkeit der dem Fürsten von ihm gepredigten sittlichen Grundsätze zu geben, oder vielleicht auch, um sein Talent leuchten zu lassen,[31]) durch den Mund des Kaisers in die Oeffentlichkeit brachte.

Kapitel 12.

Uebrigens ward allgemach der Machteinfluß der Kaiserin-Mutter geknickt dadurch, daß Nero in Liebesleidenschaft zu einer Freigelassenen, Namens Acte, verfallen war, bei welchem Handel er zugleich den Marcus Otho und den Claudius Senecio zu seinen Vertrauten gemacht hatte, zwei feine junge Herren, Otho aus konsularischer Familie, Senecio Sohn eines kaiserlichen Freigelassenen, welche sich erst ohne Wissen, dann unter vergeblichem Widerstreben der Kaiserin-Mutter, in sein engstes Vertrauen durch ihre Eleganz und ihre Begünstigung geheimer Durchsteckereien eingeschlichen hatten, während auch selbst die älteren Vertrauten des Kaisers nichts dagegen einzuwenden hatten, daß ein junges Frauenzimmer ohne Beeinträchtigung irgendwessen die Leidenschaft des Kaisers befriedigte, da derselbe einmal gegen seine rechtmäßige Gemalin Octavia, obgleich dieselbe von edlem Blute und bewährter Tugend war, sei es durch eine Art Verhängniß, oder weil Verbotenes immer vorwiegenden Reiz hat, einen Widerwillen empfand, und so zu befürchten stand, daß er zerstörend in die ehelichen Verhältnisse von Frauen erlauchter Häuser eingreifen möchte, wenn man ihn von jener Leidenschaft abbrächte.[32])

---

[30]) S. oben XI. 36.

[31]) Einer der gewöhnlichen böswilligen Nebenbemerkungen, deren sich Tacitus bei Angabe der Motive des Handelns bedeutender Personen nur selten zu enthalten vermag. Daß Seneka seinen Zögling in den ersten fünf Jahren der Regierung desselben gut und einsichtig leitete, erhellt aus Tacitus' eigener Darstellung zur Genüge. Daß die Wirkung seiner Leitung nicht dauernd sein konnte, war nicht seine Schuld, sondern lag im Temperament und Charakter seines kaiserlichen Telemach. Uebrigens hatte Seneka nicht nöthig, die Reden seines Zöglings zu publiciren, um dadurch „das Licht seines litterarischen Talents leuchten zu lassen"; denn er war bereits anerkannt der berühmteste Mann unter den Litteraten seiner Zeit.

[32]) Ueber diesen ersten Liebeshandel Nero's und den Gegenstand seiner Leidenschaft s. meine Agrippina S. 167 ff. — Ueber Otho (dem späteren Kaiser) eben-

Kapitel 13.

Allein Agrippina redete knirschend von „der Freigelassenen, ihrer Nebenbuhlerin im Einflusse, von ihrer Schwiegertochter, der Magd," und anderes dergleichen nach Weiberart. Sie konnte sich nicht überwinden, die Sinnesänderung des Sohnes oder dessen Sättigung abzuwarten, und doch, je schmählicher ihre Vorwürfe lauteten, desto heftiger schürte sie sein Leidenschaftsfeuer, bis er, überwältigt von der Gewalt seiner Liebesleidenschaft, das Joch des Gehorsams gegen seine Mutter abstreifte und sich ganz dem Senaek in die Arme warf, aus dessen Vertrautenkreise Annaeus Serenus durch erheuchelte Liebe für eben dieselbe Freigelassene die ersten Anfänge der Leidenschaft des jungen Kaisers verdeckt und seinen Namen hergegeben hatte, so daß Er die Gaben, mit welchen der Kaiser sie verstohlen bedachte, vor aller Welt Augen schenkte.[33]) Jetzt veränderte Agrippina ihre Taktik und versuchte es, dem jungen Kaiser mit Schmeichelkünsten beizukommen, indem sie ihm anbot, doch lieber ihre Wohnung und ihr Vertrauen zur Verbergung von Genüssen zu wählen, welche für frische Jugend in so hoher Stellung Gegenstand des Verlangens sein dürften. Ja sie ließ sich sogar zu dem Geständniß herab, daß ihre Strenge unpassend gewesen, und stellte ihm die Mittel ihres eigenen, dem kaiserlichen nicht weit nachstehenden Vermögens zur Verfügung — indem sie, wie kurz zuvor übermäßig in dem Versuche, den Sohn einzuschränken, so jetzt hinwiederum sich maßlos vor ihm demüthigte. Indessen diese Wandlung täuschte den Nero nicht, und seine nächsten Freunde zeigten Besorgniß und beschworen ihn, sich vor den Schlingen einer Frau zu hüten, die, stets gewaltthätig leidenschaftlich, jetzt obenein falsch sei. Zufällig nahm der Kaiser in diesen

---

das. S. 198 ff., S. 217 ff. — Die „älteren" Freunde und Vertraute, deren Tacitus hier gedenkt, sind Seneka und Burrus.

[33]) Dieser Annaeus Serenus, ein jüngerer Verwandter des Ministers Seneka, aus der reichen und litterarisch gebildeten Familie der Annaeer, an den mehrere Schriften Seneka's gerichtet sind, war unter Nero Kommandant des städtischen Polizeikorps der sogenannten Wächter (Vigiles). Er war gleichfalls litterarisch gebildet und gehörte, wie der Dichter Lucan, zu dem litterarischen und rhetorisch-poetischen „jungen Rom", das Nero schon vor seiner Thronbesteigung um sich versammelte, und das in dem Philosophen und Minister Seneka sein Haupt besaß. Er starb jung noch vor Seneka, der seinen Tod schmerzlich beweinte. Die Art seines Todes machte in Rom noch lange Aufsehen: Er starb nämlich nebst einer Anzahl seiner Offiziere an giftigen Pilzen, die sie bei einem Gastmale genossen hatten. (S. Plin. nat. h. XXII. 23, 96 u. Seneka Epp. 63, zu Ende.)

Tagen die Prachtgarderobe der Toiletten in Augenschein, in welchen ihrer Zeit die Gemahlinnen und Mütter der Kaiser geglänzt hatten; bei der Gelegenheit wählte er Anzüge und Gemmen aus und übersandte sie der Mutter als Geschenk, ohne dabei zu knausern, da er ihr gerade das Allerschönste und von andern lebhaft Gewünschte unaufgefordert darbrachte. Agrippina jedoch schrie laut: „das geschehe nicht, um ihren Putz zu vermehren, sondern um sie von dem übrigen auszuschließen, und obenein erlaube sich ihr Sohn da eine Theilung zu machen, wo er doch alles durch sie habe."

Kapitel 14.

Natürlich fehlte es nicht an solchen, die dergleichen Reden noch verschlimmert hinterbrachten. Nero seinerseits, heftig erbittert gegen diejenigen Personen, auf welche sich der weibliche Uebermuth stützte, entfernte zunächst den Pallas von der Verwaltung derjenigen Geschäfte, mit deren Oberleitung von Claudius betraut er sozusagen den entscheidenden Regenten spielte.[34]) Man erzählte sich, Nero habe, als derselbe unter Begleitung einer großen Menge von Freunden und Anhängern vom Kaiserpalaste hinabschritt, nicht unwitzig gesagt: „Da gehe Pallas hin, um den Rechenschaftseid abzulegen!" In Wirklichkeit hatte sich Pallas ausbedungen, daß er wegen keiner Handlung seiner Vergangenheit zur Verantwortung gezogen werden dürfe, und daß seine Rechnungen mit der Staatskasse als stimmend gelten sollten.[35])

Jetzt ergoß sich Agrippina völlig kopflos in schreckende Drohungen. Selbst vor den Ohren des Kaisers enthielt sie sich nicht, laut zu erklären: „Britannikus sei bereits erwachsen, er, der wahre und würdige Blutserbe des väterlichen Thrones, welchen ein künstlich in die Familie

[34]) Pallas war Finanzminister. S. Agrippina S. 166 ff. und S. 50 ff.

[35]) Nero's Witzwort war doppelt schneidend. Zunächst traf es den „Freigelassenen", der sich bei seinem pomphaften Abzuge von den Geschäften geberdete, als sei er ein wirklicher Staatsbeamter, ein „Magistrat", was er seines Standes wegen nicht sein konnte. Denn sein Abzug in Begleitung von zahlreichen Anhängern erinnerte an den römischen Brauch, zufolge dem die Konsuln bei Niederlegung ihres Amtes, von ihren Freunden begleitet, auf dem Forum den Rechenschaftseid leisteten (ejurare): daß sie während ihrer Amtsführung nichts gegen Gesetz und Verfassung gethan hätten. Sodann deutete Nero damit auf den Mißbrauch hin, den Pallas, wie man allgemein glaubte, von seiner Stellung als Verwalter der kaiserlichen Finanzen gemacht, und auf das Mittel, das er gewählt und das man ihm zugestanden hatte, seine bisherigen Handlungen jeder Verantwortung zu entziehen. S. Agrippina S. 166—67.

chische Literatur zu Gebote S. 22. Seine Freundschaft mit Tyrannio S. 31. Seine Vorliebe für Aristoteles S. 48. Schilderung der literarischen Bestrebungen seiner Zeit S. 52 fg. Seine Lehrer S. 53 fg. Sein Verhältniss zu Aristoteles und Theophrast S. 42. Uebersetzt griechische Schriftsteller S. 44. Seine Kenntniss von Aristoteles logischen Schriften S. 47. Der rhetorischen S. 48 fg. Kenntniss der Metaphysik ist zweifelhaft S. 50. Der ethischen Schriften S. 50. Der politischen S. 51 fg. Der naturhistorischen S. 52.
Claudius Maximus der Prätor S. 139.
Coelus „*refertur ad Ophionem*" bei Boethius S. 216.
Columella S. 104 fg.
Cornelius Martianus S. 139.
Crassus L. Lic. Vorliebe für griechische Studien S. 14.
Critolaus S. 111.

D.

Demetrius v. Byzant. bei Cato S. 18.
Demetrius, der Stoiker Freund des Thrasea S. 76.
Democritus der Peripatetiker S. 95, 96.
Dialogus de oratoribus S. 30. 118.
Dialektik, Peripatetische, wird Gegenstand der Bearbeitung bei römischen Philosophen S. 207.
Dicaearchus bei Gellius S. 129.
Dictio (φάσις) erklärt bei Boethius S. 225.
Diocles der Peripatetiker S. 125.
Diodotus S. 35.
Diophanes v. Mitylene Rhetor. Freund des Tib. Gracchus S. 10.

E.

Elbod S. 184.
Ennodius S. 201.
Epigenes S. 95.
Epikuräer erste in Rom S. 12.
Ephorus S. 93.
Erasistratus der Arzt S. 104.
Eudemus bei Appulejus S. 145. bei Boethius S. 216.
Eudoxus S. 95.
Euklcides S. 197.
Euphrates S. 190. ff.
Euripides bei Boethius S. 200.

F.

Fabricius der Cyniker S. 81.
Fabricius, Joh. Alb. S. 205.
Faunius Römischer Philosoph S. 42.
Favorinus S. 125. bei Appulejus S. 179.
Flavius Lehrer des Boethius S. 197.
Floridus S. 161.
Friedrich v. Hohenstauffen II. S. 165.
Fromond Albertus S. 92.
Fulgentius Urtheil über den Stil des Aristoteles S. 195.

eingepflanzter Adoptivsohn durch die ungerechten Handlungen seiner Mutter inne habe. Sie habe nichts dagegen, daß jetzt alle Schäden des unglückseligen Hauses aufgedeckt würden vor allen Dingen ihre eigene Heirath, der von ihr begangene Giftmord. Nur das Einzige danke sie den Göttern und sich selbst,[36]) daß ihr Stiefsohn am Leben sei. Sie werde mit ihm in's Lager gehen. Da werde man als die eine Partei des Germanikus Tochter, als die andere dagegen den Krüppel Burrus und den ehemaligen Geächteten Seneka hören, wie sie mit nichts als ihrer verstümmelten Hand und ihrer schulmeisterlichen Zunge das Regiment der bewohnten Welt für sich beanspruchten!"[37]) Dabei ballte sie die Fäuste gegen ihn, überhäufte ihn mit Schimpfreden, rief den vergötterten Claudius und die unterirdischen Manen der beiden Brüder Silanus an,[38]) und jammerte über die Unzahl so vieler umsonst (von ihr) verübter Freveltaten.

Kapitel 15.

Durch solche Reden gerieth Nero außer Fassung. Dazu war der Tag nahe, an welchem Britannikus sein vierzehntes Jahr vollendete. Im Kopfe herum ging ihm bald die gewaltsame Leidenschaftlichkeit seiner Mutter, bald der Gedanke an Britannikus' Charakter, der sich erst neulich durch einen Zug bekundet hatte, der zwar an sich unbedeutend, doch demselben allgemeinen Beifall gewonnen hatte. An den Saturnusfesttagen hatten sie unter anderem Zeitvertreib mit Jugendgenossen auch den König ausgewürfelt, und der Wurf war für Nero ausgefallen.[39]) In Folge dessen gebot er denn den anderen allerhand Dinge, die jedoch

[36]) „In ihrem Zorne, der nur darauf ausgeht den Nero zu verletzen, läßt sie den Umstand, daß sie den Britannikus nicht wie seinen Vater ermordet hat, als gegen Nero gerichtete Berechnung erscheinen, an die sie damals nicht gedacht hatte." Nipperdey. S. Agrippina S. 171—172.

[37]) In ihrer Wuth bezeichnet Agrippina „die verstümmelte Hand" des Burrus und die „professorische Beredtsamkeit" des einst geächteten (exul) Seneka als das Einzige, was Nero's beide Minister ihr selbst gegenüber vor den Soldaten (den Prätorianern) geltend machen könnten, um Nero's Ansprüche (oder vielmehr ihre eigenen) auf die Herrschaft zu vertreten. — Ueber Seneka's Zurückberufung aus dem Exil in Korsika s. Agrippina S. 117—118 u. oben XII. 8.

[38]) S. oben die Anmerk. zum ersten Kap. dieses Buches.

[39]) Ueber diese Sitte, einen „König" der Tischgesellschaft durch das Loos der Würfel (lusus) zu erwählen, dessen Anordnungen alle Genossen zu gehorsamen hätten, findet man Belegstellen bei den Erklärern des Horaz Od. I. 4, 18, II. 7, 25. Epp. I. 1, 59 und anderwärts.

nichts Beschämendes hatten, als er jedoch den Britannikus aufstehen, in die Mitte des Saales treten und irgend ein Lied anstimmen hieß — in der Erwartung, daß der Knabe, der selbst noch keine Tafelgesellschaft von Nüchternen, geschweige denn von Trunkenen mitgemacht hatte, sich lächerlich machen werde — da hub derselbe ohne außer Fassung zu gerathen ein Gedicht zu recitiren an, welches darauf hindeutete, daß er von dem väterlichen Thronsitze und der höchsten Macht gewaltsam gestoßen sei. Das Mitleid, welches dadurch erregt wurde, hatte sich um so offener kundgegeben, weil die wilde Nachtschwärmerei jede Maske der Verstellung hatte abwerfen machen. Nero fühlte den gehässigen Eindruck, und sein Haß ward nur noch stärker. Jetzt, da ihn Agrippina's Drohungen bedrängten, und da er keinen Grund zu einer Anklage hatte, auch den Mord des Bruders offen zu befehlen nicht wagte, entschloß er sich, insgeheim zu handeln. Er ließ ein Gift bereiten unter Vermittelung des Julius Pollio, Obersten einer Prätorianerkohorte, in dessen Obhut die ihrer zahlreichen Verbrechen wegen berüchtigte verurtheilte Giftmischerin Namens Lokusta in Gewahrsam gehalten wurde; denn dafür, daß die gesammte nächste Umgebung des Britannikus nur Menschen ohne Treue und Gewissen waren, hatte man seit lange gesorgt. Das erste Gift empfing er aus den eigenen Händen seiner Erzieher, larirte es aber ab, sei es, daß es zu schwach war, oder daß man einen mildernden Beisatz zugemischt hatte, damit es nicht sofort seine vernichtende Wirkung thue. Allein Nero, ungeduldig über die Verzögerung des Frevels, bedrohte den Tribunen, drohte, die Giftmischerin hinrichten zu lassen,[39a]) „weil sie aus Rücksicht auf die Reden der Leute, und um ihre persönliche Verantwortung zu decken, seine Sicherheit verzögerten." Beide versprachen darauf einen so plötzlichen Tod, wie wenn er mit einem raschen Schwertstoße vollzogen würde, und so ward dicht neben dem Schlafzimmer des Kaisers ein Gifttrank gebraut, dessen reißend schnelle Wirkung die Zusammensetzung aus vorher erprobten Giftsubstanzen verbürgte.

Kapitel 16.

Es war damals Sitte, daß die kaiserlichen Kinder mit den andern gleichalterigen Edelknaben sitzend[40]) unter den Augen ihrer Verwandten

[39a]) Nach dem Skandalerzähler Sueton prügelte er sie sogar mit allerhöchsteigener Hand (sua manu verberavit). Suet. Nero 33.

[40]) Die älteren Personen speisten bekanntlich liegend auf niedrigen Polsterdivans.

speiſten, und zwar an einem eigenen mäßiger beſetzten Tiſche. An dieſem Tiſche hielt nun auch Britannikus ſein Mahl, und weil jedesmal ein dazu beſtellter Diener ſeine Speiſen und Getränke vorkoſtete, ſo verfiel man, um nicht den Anſchlag aufgeben zu müſſen oder durch beider Tod das Verbrechen offenbar zu machen, auf folgende Liſt. Ein nicht vergifteter und bereits vorgekoſteter Trunk wird ſehr heiß dem Britannikus präſentirt, und da er denſelben wegen der Hitze zurückwies, wird in kaltem Waſſer das Gift zugegoſſen, welches dergeſtalt alle ſeine Glieder durchdrang, daß ihm Athem und Stimme gleicherweiſe ausblieben. Schrecken erfaßte die in ſeiner Nähe ſitzenden. Kopflos verließen eiligſt den Saal.[41]) Die tiefer blickenden dagegen halten Stand auf ihren Plätzen, den Blick feſt auf Nero gerichtet. Dieſer, ohne ſich von ſeinem Polſterlager zu erheben, und ſcheinbar nichts von dem Vorgehenden wiſſend, äußerte: es ſei das ein ganz gewöhnlicher Anfall der Epilepſie, an welcher Britannikus ſeit früheſter Kindheit leide, und es würden binnen Kurzem Sehkraft und Empfindung zurückkehren. Bei Agrippina dagegen brach eine ſolche Angſt, eine ſolche Geiſtesbeſtürzung hervor, obſchon ſie ſie in ihrem Geſichtsausdrucke gewaltſam zu verbergen ſuchte, daß es für Jedermann als Thatſache gegolten hat, daß ſie eben ſo wenig um die Sache gewußt habe, als Octavia, die Schweſter des Britannikus. Sah ſie doch jetzt klar, daß ihr ihre letzte Zuflucht entriſſen und ein Beiſpiel deſſen, was ihr ſelber bevorſtehe, gegeben ſei. Was Octavia betrifft, ſo hatte dieſelbe auch ſchon, trotzdem daß ſie ein noch unerfahrenes Kind war, ihren Schmerz, ihre Zärtlichkeit, all' ihre Empfindungen zu verbergen gelernt.

Kapitel 17.

So wird denn nach einer kurzen Pauſe des Schweigens die Fröhlichkeit des Mahles fortgeſetzt. Dieſelbe Nacht[41a]) reihte an Britannikus' gewaltſamen Tod auch ſeinen Scheiterhaufen, da man im Voraus das Nöthige für die Beſtattung bereit gehalten hatte, die ſehr einfach war. Doch erhielt er ſein Begräbniß auf dem Marsfelde, wobei ſo ſtürmiſche

[41]) Der Ausdruck des Originals diffugiunt, d. h. „ſie flohen nach allen Seiten auseinander," iſt ſehr ſtark aufgetragen, wie überhaupt die ganze Ausmalung der Scene in das Gebiet des Schauerromans hinüberſpielt und an mehr als einer inneren Unwahrſcheinlichkeit, ja Unmöglichkeit leidet.

[41a]) Dies iſt nach Sueton's Berichte unrichtig. Das Leichenbegängniß fand erſt am Tage nach dem Tode (postero die) ſtatt.

Regenschauer fielen, daß das Publikum darin eine Andeutung des Zornes der Götter zu erkennen geglaubt habe über eine That, welche doch selbst von den Menschen sehr viele verzeihlich fanden, welche in Anschlag brachten, daß Zwietracht unter Brüdern eine uralte Sache, und der Thron ein Ding sei, das keine Gemeinschaft gestatte.[42]) Viele Schriftsteller jener Zeiten erzählen: an den dem Tode vorhergehenden Tagen habe Nero wiederholt den jungen Britannikus durch Unzucht geschändet, so daß man also sagen möchte: sein Tod sei nicht mehr als ein vorzeitiger oder grausamer anzusehen — obschon derselbe beim geheiligten Mahle, ohne Frist auch nur die Schwestern zu umarmen, vor den Augen des Feindes den letzten männlichen Sprossen des Blutes der Claudier angetreten habe, — da dies Blut noch vor der Vergiftung durch Unzucht geschändet worden.[43])

Die Beeilung des Leichenbegängnisses entschuldigte der Kaiser mit einer Bekanntmachung, in welcher er sich darauf bezog, „daß es alter Brauch der Vorfahren sei, die Bestattung von Leichen unreifen Alters den Augen zu entziehen, und nicht durch Lobreden und Begräbnißpomp zu verlängern. Im Uebrigen was ihn selber betreffe, so setze er nach dem Verluste brüderlicher Hülfe seine Hoffnung auf den Staat, und zwar hätten jetzt Senat und Volk sich um so mehr an einen Fürsten anzuschließen, der jetzt von der zur höchsten Stellung durch die Geburt berufenen Familie der einzig überlebende sei."

Kapitel 18.

Demnächst bedachte er die ersten unter seinen Freunden mit reichen Schenkungen;[44]) und es fehlte denn auch nicht an Leuten, welche

[42]) Tacitus ist der letzteren Ansicht, und glaubt daher nicht an die Deutung, welche man im Publikum den Regengüssen gab. Ueber die Ansicht selbst s. Agrippina S. 179—180.

[43]) Ueber den hier erzählten angeblich von Nero an Britannikus verübten Giftmord lese man meine Agrippina S. 171—180, wo man die von anderen Schriftstellern, Sueton, Dio Cassius u. a. gegebenen Berichte finden wird; und den dazu gehörenden Excurs S. 247—250, wo ich zu zeigen versucht habe, daß dieser Mord dem Nero wahrscheinlich mit Unrecht zugewälzt, und er von diesem Verbrechen freizusprechen sein dürfte. Tacitus' ganze Darstellung trägt den offenbaren Stempel des Schauerromanhaften in zahlreichen Stellen an sich.

[44]) Tacitus ist hier in seinem Berichte noch sehr mäßig. Denn nach Sueton (Nero 33) belohnte Nero sogar — die Lokusta mit Landgütern (!), erließ ihr die Todesstrafe, zu der sie verurtheilt war, ja er ließ sie sogar eine Anstalt stiften, in

Männern, die in ihren Worten sich zu strengen Moralgrundsätzen bekannten, den Vorwurf machten, daß sie Paläste und Landhäuser in damaliger Zeit gleichsam als Beute unter sich getheilt hätten.[45]) Andere dagegen glaubten, diese Männer hätten sich in der Nothwendigkeit befunden die Geschenke anzunehmen einem Fürsten gegenüber, der sich seiner verbrecherischen That bewußt war, und Verzeihung zu erhalten hoffte, wenn er alle tüchtigen Männer sich durch reiche Schenkungen verpflichtet hätte.

Doch der Mutter Zorn ließ sich durch keine Freigiebigkeit besänftigen. Sie schloß sich vielmehr zärtlich der Octavia an, hatte häufige geheime Zusammenkünfte mit ihren Freunden, scharrte daneben noch über ihre angeborene Habsucht hinaus von überall her Geldsummen zur Unterstützung ihrer Pläne zusammen, empfing in ihrer Wohnung Offiziere höheren und niederen Grades[46]) mit Freundlichkeit, erwies verdienstvollen Männern von altadeligen Namen — deren es damals noch manche gab[47]) — alle und jede Ehre, kurz es hatte den Anschein, daß sie sich eine Partei und einen Führer derselben zu gewinnen trachtete. Das kam dem Nero zur Kenntniß, und in Folge dessen verfügte er: daß die Militairwache, welche sie früher als Gemalin des Kaisers gehabt und darauf als Kaiserin-Mutter beibehalten hatte, sowie die ihr gleichfalls als Ehrenwache beigegebenen Germanischen Leibwächter abziehen sollten.[48]) Und um zu verhindern, daß die Masse der zur Cour kommenden auch

---

der sie Schüler im Giftmischen ausbildete!! Man sieht, der Geschmack des römischen Lesepublikums der Zeit des Tacitus ließ sich eben auch das Allerunsinnigste gefallen, — ein Geschmack, zu dem die letzten dreißig Jahre der modernen französischen Romanlitteratur eine Parallele bildet.

[45]) Diese „Leute" zielten damit auf Männer wie Seneka und Burrus: Sie gehörten offenbar zu deren Neidern und Feinden und zur Partei Agrippina's. S. Agrippina S. 179.

[46]) „Tribunen und Centurionen" der Gardeabtheilungen, die bei ihr die Wache bezogen.

[47]) Tacitus merkt dies an mit Bezug auf seine eigene Zeit, in welcher es solche Männer altadligen Namens, deren Vorfahren schon in der Zeit der Republik die höchsten Staatsämter bekleidet hatten, keine mehr gab. Die Bürgerkriege und nach ihnen die Kaiser des Julischen Hauses und zuletzt Domitian hatten mit den alten Geschlechtern aufgeräumt.

[48]) Die Militairwache, aus Prätorianern bestehend, war die ihr verliehene wechselnde Schloßwache des Außenhofes; die Germanen fungirten als stehende „Leibwächter" (corporis custodes) bei der Person der Kaiserin und des Kaisers. S. unten XV, 58.

ihr die Aufwartung mache,[49]) trennt er den Palasthofhalt und versetzte die Mutter in denjenigen Palast, welcher früher seiner Urgroßmutter Antonia gehört hatte, erschien, so oft er selber dorthin kam, stets von einer Schaar von Centurionen umgeben und ging nach kurzer Kußbegrüßung wieder von dannen.

Kapitel 19.

Nichts von den menschlichen Dingen ist so unbeständig und vergänglich, wie der Ruf der Macht, wenn dieselbe nicht auf eigener Stärke beruht! Zur Stunde ward Agrippina's Schwelle verlassen. Niemand kam, sie zu trösten, Niemand, sie zu besuchen, außer einigen wenigen Frauen, von denen es ungewiß war, ob sie es aus Liebe oder aus Haß thaten.

Unter diesen befand sich Junia Silana, deren Ehe mit Cajus Silius, wie ich oben erzählt habe,[50]) durch Messalina gewaltsam aufgelöst worden war, eine Frau, hervorragend durch Geburt, Schönheit und üppigen Lebenswandel, die der Agrippina lange Zeit sehr werth gewesen war. Dann aber war es im Stillen zu Gespanntheiten zwischen ihnen gekommen, weil Agrippina den Sextius Afrikanus, einen jungen Mann von Adel, abgeschreckt hatte, die Silana zu heiraten, indem sie dieselbe wiederholentlich „eine unzüchtige, bereits passirte Frau" nannte, nicht in der Absicht, den Afrikanus für sich selber zu reserviren, sondern damit er nicht durch solche Eheverbindung in den Besitz des Vermögens der kinderlosen Silana käme.[51]) Diese, welche jetzt den günstigen Zeitpunkt zur Rache gekommen meinte, ließ zwei ihrer Clienten, Iturius und Calvisius, als Ankläger auftreten, und zwar nicht mit den alten bereits abgedroschenen Anzeigen: daß jene Britannikus' Tod betrauere oder die Kränkungen, welche Octavia vom Nero erleide, unter die Leute bringe, sondern „daß sie die Absicht habe, den Rubellius Plautus, der durch seine mütterliche Abkunft in gleichem Grade wie Nero mit dem vergötterten Augustus verwandt sei, als Thronprätendenten aufzustellen, und durch Verheiratung mit ihm als Herrscher selbst wieder an das

[49]) Da Agrippina bisher mit dem Kaiser in ein- und demselben Palaste gewohnt hatte, so gab dies Anlaß, daß Alle, die zur Morgencour bei dem Kaiser kamen, auch der Kaiserin-Mutter Aufwartung machten.

[50]) S. oben XI. 12.

[51]) auf welches Agrippina, wie es scheint, selber spekulirte.

Staatsruder zu kommen." Hiervon machten Iturius und Calvisius dem Atimetus, einem Freigelassenen von Nero's Tante Domitia, Eröffnungen. Dieser, froh über die günstige Gelegenheit[52]) — zwischen Agrippina und Domitia hatte nämlich todtfeindliche Rivalität gewaltet — bewog den Schauspieler Paris, der gleich wie er Freigelassener der Domitia war, schleunigst zu Nero zu gehen und die Anklage in möglichst schwarzer Darstellung anzubringen.

Kapitel 20.

Es war bereits tief in der Nacht, deren Gelage Nero noch zechend um diese Zeit fortsetzte, als Paris eintrat, der gewöhnlich sonst durch sein Erscheinen die Lustgenüsse des Kaisers zu erhöhen pflegte. Diesmal jedoch erschien er in der Maske tiefer Traurigkeit, und setzte durch seine genaue Darstellung des zur Anzeige gebrachten Verbrechens seinen Zuhörer dergestalt in Schrecken, daß er nicht nur seine Mutter und den Plautus zu tödten, sondern auch den Burrus von seiner Stellung als Praefekt des Gardekorps abzusetzen Willens war, weil er glaubte, der letztere, durch Agrippina's Gunst erhoben, suche ihr jetzt zu vergelten. Wie Fabius Rustikus versichert, war bereits an Caecina Tuskus[53]) ein kaiserliches Handschreiben verfaßt, in welchem ihm der Oberbefehl über die Prätorischen Kohorten übertragen wurde, allein durch die Bemühungen Seneka's sei Burrus in seiner Stellung verblieben. Plinius und Cluvius berichten: es habe überhaupt gar kein Zweifel an der Treue des Praefekten stattgefunden. Allerdings ist Fabius überwiegend günstig auf Seneka zu sprechen, dessen Freundschaft er sein Glück verdankte. Ich meinerseits, der ich der Uebereinstimmung der Schriftsteller zu folgen beabsichtige, werde ihre Berichte, wo sie auseinandergehen, unter ihren eigenen Namen mittheilen.

Nero, vor Angst außer sich und auf die Hinrichtung der Mutter dringend, konnte nicht eher zum Aufschube derselben bewogen werden, als bis Burrus ihm ihren Tod zusagte, „im Falle sie des Frevels überwiesen werde; allein jedem, wer er auch sei, geschweige denn einer Mutter, müsse Vertheidigung verstattet werden; auch habe man ja hier

---

[52]) Domitia Lepida, Mutter der Messalina, Nebenbuhlerin Agrippina's um Nero's Gunst, war von dieser zu Tode gebracht (s. XII. 64—65) worden, und Atimetus glaubte jetzt Gelegenheit zu haben, ihren Tod zu rächen.

[53]) Sohn der Amme Nero's, später Gouverneur von Aegypten. Suet. Nero 34; Dio Cass. 63, 18; Tacit. Histor. III. 38.

noch keine Ankläger vor sich, sondern vernehme nur die Angabe eines einzigen Individuums aus einem (der Agrippina) feindseligen Hause.[54]) Er möge die Finsterniß und die wachend beim Mahle zugebrachte Nacht, so wie den Umstand in Berücksichtigung ziehen, daß Alles mehr wie leichtfertiges und unwissendes Gerede aussehe." [55])

Kapitel 21.

Nachdem so des Kaisers Furcht etwas beruhigt und der Tag angebrochen war, begiebt man sich zur Agrippina, damit sie das ihr zur Last Gelegte erfahre und es entkräften oder dafür Strafe leiden möge. Es war Burrus, der sich dieses Auftrages, und zwar in Gegenwart Seneka's entledigte; auch mehrere kaiserliche Freigelassene waren als Zeugen seines Vortrages zugegen. Burrus legte zuerst die Anschuldigungen und deren Gewährsmänner dar, worauf er sich mit harten Drohungen äußerte. Indeß Agrippina's bekannter stolzer Trotz ließ sich nicht schrecken. „Ich wundere mich nicht," sprach sie, „wenn eine Silana, die niemals ein Kind geboren hat, nicht weiß, was Muttergefühle sind. Denn Mütter übertragen nicht so leicht ihre Liebe zu ihren Kindern auf andere Personen, wie ein unkeusches Weib ihre Liebhaber wechselt. Und wenn ein Iturius und Calvisius, nachdem sie all' ihr Vermögen durchgebracht haben, schließlich einer alten Bettel den Dank für die Unterhaltskosten durch eine in ihrem Interesse übernommene Denunziation abzahlen, so brauche ich darum doch noch nicht mit der Schande eines Sohnesmordes, oder Nero mit dem Bewußtsein eines Muttermordes belastet zu werden. Denn was Domitia anlangt, so würde ich ihr für ihre feindseligen Angriffe sogar Dank sagen, wenn sie mit mir in Liebe gegen meinen Nero wetteiferte. Sie aber verbesserte die Fischteiche ihrer

---

[54]) Der Atimetus, Freigelassener der Domitia, in dessen Auftrage Paris die Anzeige überbrachte, welche jenem übermittelt worden war.

[55]) Was in diesem überkünstelten, fast bis zur Unverständlichkeit abgekürzten Satze Tacitus den Burrus sagen lassen will, ist: „Gegen die wirkliche Existenz eines Verschwörungsplanes, der diese Stunde ausbrechen solle, spreche der Umstand, daß die Verschwörer zur Ausführung ihres Unternehmens sicherlich nicht stockfinstere Nachtzeit (tenebras), und am wenigsten eine Nacht gewählt haben dürften, in welcher sie den Kaiser mit seinen Freunden wachend wußten." Burrus kann aber auch sagen wollen: „Ueber so wichtige Dinge, wie die Ermordung einer Mutter, dürfe man nicht in Mitten einer mitternächtigen Zechgesellschaft und in trunkener Verfassung beschließen, weil man in Gefahr sei, aufs Gerathewohl und ohne genaue Information zu handeln.

Villen bei Bajae, während ich für ihn Adoption, Prokonsulargewalt, Vorernennung zum Konsul und alle übrigen Vorstufen zur Gewinnung des Thrones anzubahnen bedacht war.[56]) Und jetzt — setzt sie durch ihren Beischläfer Atimetus und den Komödianten Paris sozusagen Theaterstücke gegen mich in Scene! Oder es trete Jemand auf und beweise, daß ich die Kohorten in der Hauptstadt zu verführen versucht, die Treue der Provinzen wankend gemacht, und schließlich Sklaven oder Freigelassene zum Morde (des Kaisers) bestochen habe! Konnte ich denn das Leben behalten, wenn Britannikus zur Herrschaft kam? Und gesetzt, Plautus oder sonst wer anders gelangte zur Herrschaft und würde so Richter über mich, glaubt man etwa, daß es an Anklägern wider mich fehlen würde, die mir nicht etwa unbedachte, irgendeinmal in ungeduldiger mütterlicher Empfindlichkeit geäußerte Worte,[57]) sondern derartige Dinge zur Last legen würden, von denen ich nur allein von meinem Sohne losgesprochen werden kann."

Die Anwesenden waren bewegt und suchten jetzt selber die leidenschaftliche Aufregung Agrippina's zu beruhigen. Sie bestand auf einer Unterredung mit ihrem Sohne. In derselben sprach sie kein Wort für ihre Schuldlosigkeit, als ob dieselbe irgendwie zu beweifeln wäre, auch nichts von ihren Verdiensten um Nero, um sie ihm etwa vorzurücken, sondern sie forderte und erwirkte Bestrafung ihrer Angeber und Belohnung ihrer Freunde.

Kapitel 22.

So erhielten Faenius Rufus die Aufsicht über das Getreidemagazinwesen, Arruntius Stella die Besorgung der Spiele, welche ebendamals der Kaiser veranstaltete, Titus Balbillus die Verwaltung Aegyptens übertragen; dem Publius Anteius wurde Syrien zugedacht, er aber durch allerlei Intriguen hingehalten und schließlich genöthigt, in Rom zu verbleiben.[58]) Dahingegen wurde Silana exilirt; auch Calvisius sowie Iturius wurden relegirt.[59]) Atimetus ward hingerichtet, während Paris

[56]) Agrippina deutet hier an, daß sie es gewesen, die des Britannikus Mutter gestürzt und ihn selbst um den Thron gebracht habe. S. oben Kap. 14 dieses Buches.

[57]) Dergleichen Aeußerungen über Nero gethan zu haben, gesteht sie also zu.

[58]) Diese vier Männer, von denen die drei ersten römische Ritter, der letzte gewesener Konsul war, sind die „Freunde", für welche Agrippina solche Stellen zur „Belohnung" erwirkte.

[59]) Die Relegation war die mildere Strafe. Relegirte behielten ihr römisches Bürgerrecht und ihr Vermögen, deren die mit der Strafe des Exils belegten verlustig

bei dem ausschweifenden Kaiser zu gut angeschrieben stand, um bestraft zu werden. Ueber Plautus ward für den Moment mit Stillschweigen hingegangen.[60])

Kapitel 23.

Weiterhin wurden Pallas und Burrus denunzirt: sie hätten gemeinsam den Plan geschmiedet, den Cornelius Sulla auf seinen glänzenden alten Adel und seine Verwandtschaft mit Claudius hin auf den Thron berufen zu lassen.[61]) Der Anstifter dieser Anklage war ein gewisser Paetus, übel berufen als gewerbsmäßiger Aufkäufer und parzellirender Verkäufer vom Staate eingezogener Güter, und die jetzt von ihm gestellte Anklage von handgreiflicher Nichtigkeit. Doch was den Pallas betraf, so erregte seine Schuldlosigkeit nicht soviel Sympathie, als sein Hochmuth beleidigte. Als nämlich die Freigelassenen namhaft gemacht wurden, die er zu Mitwissern haben sollte, gab er zur Antwort: er habe in seinem Hause mit seinen Leuten niemals anders als durch Augenwink und Handbewegung gesprochen, oder im Falle mehreres anzuweisen war, sich schriftlicher Mittheilung bedient, um nicht durch Sprechen sich mit ihnen gemein zu machen. Burrus, trotz seiner Stellung als Angeschuldigter, stimmte unter den Richtern mit ab.[62]) Ueber den Ankläger wurde denn auch die Strafe des Exils verhängt, und seine Rechnungsbücher verbrannt, in welchen er in Vergessenheit gerathene Forderungen des Staatsschatzes wieder an's Licht zu ziehen gewohnt gewesen war.[63])

gingen. Eine solche Relegation war z. B. die Verweisung des Dichters Ovid nach Tomi.

[60]) Dem Rubellius Plautus werden wir noch weiterhin in den Annalen begegnen (XIV. 22; 57 ff. XVI. 10 u. 30). Der Pantomime Paris, auf dessen unzüchtigen Verkehr mit Nero Tacitus hier, wie schon oben (Kap. 20), anspielt, ward später auf Nero's Befehl, aus Eifersucht auf seine Kunst, hingerichtet. Sueton Nero 54. Dio Cass. 63, 18. — Ueber die ganze in den letzten Kapiteln erzählte Verschwörungsepisode s. Agrippina S. 184—189.

[61]) Dieser Sulla war Eidam des verstorbenen Kaisers, dessen Tochter Antonia. (Sueton Claud. 27.) S. oben XII. 2.

[62]) Der Kaiser, vor dem die Anklage verhandelt wurde, ehrte den Burrus durch diesen Beweis des Vertrauens in seine Schuldlosigkeit, indem er ihn seinen Platz unter den Richtern nehmen und mit ihnen abstimmen ließ.

[63]) „Dies können Forderungen gewesen sein, die aus dem Vermögen Verurtheilter an das Aerar und an ihn übergegangen waren. Wahrscheinlich aber trieb er neben den Güterankäufen und Parzellirungen noch das besondere Geschäft: vergessene Forderungen des Aerar's aufzuspüren und einzuklagen, um die darauf gesetzten Belohnungen zu gewinnen." Nipperdey.

G.

Gellius S. 31. 104. Aristoteles bei demselben S. 122 fg.
Gracchus Tib. und Blosius S. 7.
Griechische Studien bei Römern zu der Zeit des Cato S. 7.

H.

Hadrianus S. 119. geistiges Leben unter ihm S. 119.
Haimon S. 212.
Hand, Leben des Boethius S. 196.
Heraclides Ponticus S. 50.
Herminus der Peripatetiker S. 123. bei Boethius S. 215. 225. scharf kritisirt von dem letzteren S. 250.
Hermippus bei Gellius S. 129.
Heumann S. 172. Seine Ansicht über das Buch des Aristoteles „de mundo," S. 205.
Helvidius Priscus S. 76.
Hieronymus stellt Seneca's Schrift „de matrimonio" mit der des Aristoteles zusammen S. 93.
Homerus S. 200.
Honorius S. 212.
Hobbes S. 193.
Horatius Flaccus S. 67.
Hugo v. St. Victor S. 200.

I.

Jamblichus bei Boethius S. 215. vertritt die Ansicht, nach der man auf Archytas die erste Aufstellung der Kategorien zurückführt S. 219.
Jerna, Insel bei dem Verf. der Schrift de Mundo S. 176.
Interpretatio. Das Wort erklärt bei Boethius S. 225.
Jourdain begrenzt und bestimmt die Leistungen des Boethius auf dem Felde der Aristotel. Literatur S. 211.
Isidorus Hispalensis S. 22. 139. 160. spricht von Bearbeitung der Aristotelischen Logik durch Victorinus S. 207.
Jupiter, eigenthümliche Genealogie bei Boeth. S. 217.
Justinus Martyr, S. 167.

K.

Karneades in Rom S. 1, 6, 15, 43.
Konon S. 93.
Kratippus der Peripatetiker in Athen S. 49.
Kritik (Wortkritik des Boethius) S. 228.
Kunst. Mittelpunkt des geistigen Lebens unter Augustus S. 67.

L.

Lactantius S. 192.
Laelius philosoph. Studien S. 12.
Laudationes Varronis S. 58.
Lepos marianus. Die Notiz über dens. bei Appulejus bezieht sich auf die Bücher *imagines* S. 149.
Locutio (λέξις) Bemerkung des Boethius darüber S. 225.
Λόγος Bedeutung bei Aristo-

Kapitel 24.

Gegen Ende des Jahres wurde die Wachtabtheilung der prätorischen Kohorte, welche bei den Schauspielen auf einem bestimmten Platze zu sitzen pflegte, entfernt, damit der Schein der Freiheit größer sei, sowie auch, damit die Disciplin im Militair besser aufrecht erhalten würde, wenn dasselbe nicht mit dem ungebundenen Treiben des Theaterpublikums in Berührung komme, und schließlich, damit das Volk einen Beweis geben könne, ob es im Stande sei, ohne Anwesenheit von Wächtern schickliche Ordnung zu halten. Die Hauptstadt lustrirte[64]) der Kaiser gemäß eines Spruches der Haruspices, weil Jupiter's und Minerva's Tempel vom Blitze getroffen worden waren.

Kapitel 25.

Unter dem Konsulate des Quintus Volusius und Publius Scipio herrschte nach außen hin Friede und Ruhe, zu Hause dagegen widerwärtige Ausgelassenheit, indem Nero die Straßen und die Bordelle und Kneipen der Hauptstadt, als Sklave verkleidet, um sich unkenntlich zu machen, zu durchstreifen pflegte, begleitet von Gesellen, welche zum Verkauf ausgestellte Waaren mit Gewalt wegnahmen und Widerstand leistende verwundeten, wobei die Thäter so wenig erkannt wurden, daß auch er selbst zuweilen Hiebe empfing und deren Spuren in seinem Gesichte trug. Später, als es bekannt wurde, daß es der Kaiser sei, der so wüst umherschweife, und die Mißhandlungen gegen Männer und Frauen von Stande sich mehrten, und dieser und jener mit Benutzung der einmal gestatteten Zuchtlosigkeit unter dem Namen Nero's ungestraft mit ihren eigenen Rotten dieselben Streiche ausübten, da ging es Nachts wie in einer eroberten Stadt zu. So wurde z. B. Julius Montanus, ein Mann senatorischen Ranges, der jedoch noch nicht Senator war, als er zufällig in der Finsterniß auf den Kaiser gestoßen war, weil er dessen gewaltthätigen Angriff tapfer zurückgewiesen, dann, nachdem er ihn erkannt, um Verzeihung gebeten hatte, genöthigt, sich das Leben zu nehmen, weil es hieß, er habe demselben Vorwürfe gemacht. Nero indeß, der etwas Angst bekam, umgab sich für künftige Fälle mit Soldaten und

[64]) Lustriren (lustrare) ist der technische Ausdruck für die Anstellung des feierlichen allgemeinen Reinigungs- oder Entsühnungsopfers, welches bei Anlässen wie der im Text genannte zur Abwendung des Götterzornes auf dem Marsfelde für das ganze versammelte Volk dargebracht wurde.

zahlreichen Gladiatoren, welche angewiesen waren, angefangene Streithändel, so lange dieselben in gewissen Schranken blieben und gleichsam nur persönliche wären, unbeachtet zu lassen; wenn aber die muthwillig Angegriffenen derber zuschlugen, dann schritten sie mit den Waffen ein.[65])

Auch das Unfugtreiben des Schauspielpublikums und der Claqueurparteien für die verschiedenen Schauspieler, machte er durch Straflosigkeit und Belohnungen, sowie dadurch, daß er selbst aus dem Versteck und häufig auch ganz offen zusah, fast zu förmlichen Schlachtkämpfen ausarten, bis endlich bei dem steigenden Zwiespalte in der Bevölkerung und in der Furcht vor einer ernsteren Bewegung, kein anderes Hülfsmittel übrig blieb, als daß man die betreffenden Schauspieler[65a]) aus Italien verwies, und wieder Militair im Theater Ordnung halten ließ.

Kapitel 26.

Um dieselbe Zeit kam es im Senate zu Verhandlungen über das schlechte Betragen der Freigelassenen, und es gab sich das heftige Ver-

[65]) Der vorsichtige Merivale bemerkt mit Recht (History of the Rom VI, p. 295) zu diesem Kapitel: We know not, what exaggeration there may be in these stories! Gewiß, die Uebertreibung ist handgreiflich; wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß Nero schon in dieser Periode hier und da mit jungen übermüthigen Genossen wie Otho u. a. sich in solchen Streichen und Nachtschwärmereien gleich Shakspeare's Prinzen Heinz gefiel, so waren das doch sehr wahrscheinlich nur vereinzelte Ausbrüche der Unbändigkeit eines neunzehnjährigen Fürsten. Sueton ist noch ausführlicher als Tacitus in der Ausmalung dieser Jugendstreiche. Er erwähnt auch den Fall mit dem jungen Adeligen, der den kaiserlichen Nachtschwärmer, welcher dessen Frau auf der Straße unverschämt berührt hatte, „fast zu Tode geprügelt habe"; aber er meldet nichts von dem tragischen Ende, das Tacitus denselben nehmen läßt (Suet. Nero 26), und das wahrscheinlich auf Rechnung des vergrößernden Stadtklatsches zu setzen ist. Wie weit dieser ging, das sieht man aus einer Nachricht, welche sogar die Bestandtheile der Salbe angiebt, welche Nero auf sein bei solchen nächtlichen Streichen zerbläutes Gesicht aufgelegt habe, und in Folge deren er „andern Tages wider Erwarten der Leute (contra famam) mit ganz unversehrter Haut im Publikum erschienen sei" (Plin. nat. hist. XIII. 22, 126)! Sapienti sat!

[65a]) D. h. diejenigen „Histrionen" (Pantomimen), für oder wider welche es unter ihren Begünstigern zu solchen Scenen der Unordnung und des Kampfes gekommen war. — Uebrigens steht, was hier von Nero berichtet wird, nicht eben im Einklange mit dem, was Tacitus am Schlusse des vorhergehenden Kapitels über Nero's Motive bei Einziehung der soldatischen Ordnungswache im Schauspiel gesagt hat. Seine Maßregel war liberal und populär, aber sie fiel übel aus, und dieser Erfolg ward später ihm auf die Rechnung gesetzt. Denn daß er sogar durch Belohnungen (præmiis) die Tumultuanten unterstützt haben soll, ist doch — in dieser Periode seiner Regierung — allzu unglaublich.

langen kund, daß den Patronen derſelben das Recht zuertheilt werde, ſolchen, die ſich undankbar betragen hätten, die Freiheit wieder zu entziehen. Auch fehlte es nicht an ſolchen, die ſich dafür erklärten. Die Konſuln indeß wagten es nicht, den Antrag ohne Vorwiſſen des Kaiſers zur Abſtimmung zu bringen, berichteten ihm jedoch ſchriftlich die zuſtimmende Anſicht des Senats.*) Der Kaiſer berieth ſich über die Frage, ob Er eine ſolche Verordnung erlaſſen ſolle, in einem Kabinetsrathe, in welchem auch einige Gegner der Anſicht waren. Andere jedoch ſprachen ſich mit heftigem Unwillen dahin aus: das mit der Freilaſſung unmittelbar eintretende ehrfurchtsloſe Betragen habe ſich ſoweit verſtiegen, daß ſolche Freigelaſſene ihre Patrone zu fragen wagten: ob ſie wollten, daß ſie (die Freigelaſſenen) gegen ſie auf dem Wege der Gewaltthatigkeit oder auf dem des gemeinen Rechts verführen; daß ſie angriffsweiſe die Hand zu Schlägen gegen dieſelben erhöben, ja ſogar ihnen höhniſch riethen, ja nicht zur Strafe gegen ſie zu ſchreiten; — und dieſe beſtimmten die Anſicht des Kaiſers dahin, daß er ſich für Feſtſetzung einer Strafe entſchied. „Denn (ſagten ſie) ein beleidigter Patron hat ja nur das einzige geſetzliche Vorrecht, daß er ſeinen Freigelaſſenen bis auf hundert Meilen nach Campanien ausweiſen kann.[66]) In allen andern Dingen müſſe er mit ihm auf dem Boden des gemeinſamen und gleichen Rechts verhandeln. Man müſſe dem Patron irgend eine Waffe in die Hand geben, die der Freigelaſſene nicht verlachen könne. Auch ſei es ja für die Freigelaſſenen keine Belaſtung, wenn von ihnen verlangt werde, daß ſie ſich ihre Freiheit durch daſſelbe ehrerbietige Betragen zu erhalten hätten, durch welches ſie dieſelbe erlangt hätten. In Fällen dagegen, wo ſie ſich erweisbarer Verbrechen ſchuldig gemacht haben würden, verdienten ſie wieder in den Sklavenſtand zurückgeworfen zu werden, damit, wen Wohlthaten nicht beſſer machten, durch Furcht in Zaum gehalten werde."

Kapitel 27.

Von der Gegenſeite ward geltend gemacht: „Es ſei in der Ordnung, daß den einzelnen dasjenige, was ſie verſchuldet, verderblich werde;

*) Die folgende Stelle: „Der Kaiſer — — — entſchied", iſt im Texte korrupt.

[66]) Eine ſolche dem Patron gegen ſeinen Freigelaſſenen zuſtehende Ausweiſung aus Rom und ſeinem hundertmeiligen Umkreis, hatte für den Ausgewieſenen die Möglichkeit, daß er das reizende Campanien, das 107 Meilen weit von Rom war, zu ſeinem Aufenthalte wählte. Ueber eine ſolche Strafe konnte der Beſtrafte lachen.

aber das Recht der gesammten Klasse dürfe nicht geschmälert werden. Es sei das doch immer eine durch alle Volksschichten verbreitete Menschenklasse. Sie bilde einen Hauptbestandtheil der Tribus, der Dekurien, der Subalterngehülfen für die hohen Staatsbeamten und Priester, selbst die Kohorten des städtischen Polizeikorps rekrutirten sich aus ihnen;[67]) ja die Mehrzahl der Ritter und sehr viele Senatoren hätten keine andere Abstammung aufzuweisen. Wollte man die Libertinen[68]) für sich gesondert stellen, so würde der Mangel an Freigeborenen handgreiflich zu Tage treten. Nicht umsonst haben unsere Vorfahren, während sie in andern Beziehungen Unterschiede zwischen den verschiedenen Ständen der römischen Bürger festsetzten, in der Freiheit alle gleichgestellt. Und so hätten sie auch zweierlei Formen der Freilassung festgestellt, damit die Möglichkeit zu einer Zurücknahme oder zu einer neuen Wohlthat übrig bleibe. Denn derjenige, welchen der Patron nicht in aller Form freigemacht habe, bleibe immer noch sozusagen durch ein Band der Knechtschaft gefesselt.[69]) So möge denn jeder Patron die Verdienste des Freizulassenden sorgfältig prüfen, und dasjenige nach reiflichem Bedenken gewähren, was einmal ertheilt nicht wieder genommen werden könne."

Diese Ansicht drang durch, und so schrieb denn der Kaiser dem Senate: „Man möge die Sache der Freigelassenen, so oft solche von

---

[67]) Die „Tribus" sind die vier hauptstädtischen, in welche die Freigelassenen eingereiht waren; die „Dekurien" sind die Körperschaften der Schreiber, Liktoren, Amtsboten, Ausrufer, welche Dienste bei den hohen Staatsbeamten und Priestern thaten. Eine solche Schreiberstelle beim Finanzamte bekleidete selbst Horaz, als Sohn eines Freigelassenen, obschon er bereits im Bürgerkriege unter Brutus eine Legion befehligt hatte.

[68]) So hießen die Freigelassenen (libertini) in Beziehung auf ihr Verhältniß zum Staate. Der Sohn eines Freigelassenen war bereits gesetzlich ein ingenuus, d. h. ein Freigeborener, Edelgeborener. Doch machte man zu Horazens Zeit im Leben noch einen sprachlichen Unterschied, der uns zeigt, daß man die Söhne von Freigelassenen gesellschaftlich noch nicht recht für voll ansah. Erst die Enkel galten als ingenui. (S. Horat. Sat. I. 6, 6 u. 44—45.)

[69]) Von diesen zwei Formen der Freilassung eines Sklaven hatte die vollständige (justa manumissio) das römische Bürgerrecht des aus der Knechtschaft von dem Herrn entlassenen zur Folge. Die minder förmliche Freilassung konnte zwar auch nicht zurückgenommen werden; aber der so freigelassene Diener blieb noch immer gewissermaßen in der Gewalt seines Herrn, so lange derselbe ihm nicht in aller vorgeschriebenen Form die staatliche vollständige Freiheit gewährte. Ein solcher unvollständig Freigelassener war nicht römischer Bürger, konnte weder erben noch testiren, und sein Vermögen fiel an seinen Patron oder dessen Erben.

ihren Patronen verklagt würden, in jedem einzelnen Falle besonders in Erwägung ziehen, im Allgemeinen aber keine Minderung ihrer Rechte verhängen." Und nicht lange darauf ward seiner Tante ihr Freigelassener Paris gleichsam im Wege des Civilrechts weggenommen, worunter des Kaisers Ruf nicht wenig litt, weil auf seinen Befehl der für seine (des Paris) freie Geburt entscheidende Richterspruch zu Stande gekommen war. [70])

Kapitel 28 u. 29.

Nichtsdestoweniger [71]) bestand immer noch ein gewisses Scheinbild republikanischen Staatslebens. Denn als zwischen dem Praetor Vibullius und dem Volkstribunen Antistius ein Competenzstreit entstand, weil der Tribun die von dem Praetor wegen ihres frechen Betragens in's Gefängniß geworfenen Claqueurs der Schauspieler loszugeben befohlen hatte, entschied der Senat zu Gunsten des Praetors, indem er das Verfahren des Antistius als Anmaßung verurtheilte. Bei dieser Gelegenheit ward den Tribunen überhaupt verboten, in die gesetzlichen Amtsbefugnisse der Prätoren und Konsuln hindernd einzugreifen, oder aus Italien Leute vorzuladen, für welche ein Gerichtsstand (in deren Wohnorte) vorhanden sei. Lucius Piso, der designirte Konsul, fügte noch die Bestimmung hinzu: sie sollten innerhalb ihrer Wohnung keinerlei amtliche Strafgewalt ausüben dürfen; auch sollten die Quästoren des Staatsschatzes eine von ihnen verhängte Geldstrafe nicht vor dem Ablaufe von vier Monaten einregistriren. In der Zwischenzeit sollte Einsprache dagegen zu erheben gestattet sein, und

[70]) Der mehrerwähnte Pantomime Paris war Sklave der Domitia, Tante des Kaisers, gewesen, und hatte sich von derselben seine Freilassung mit einer Geldsumme erkauft. Später machte er geltend, daß er schon früher ein Freier (ingenuus) gewesen, ehe er in Domitia's Dienst gekommen sei, und forderte die Freikaufsumme zurück. Das Gericht (nach Tacitus von Nero beeinflußt) entschied für ihn, indem es den Beweis seiner früheren Ingenuität für erbracht erklärte. Eigentlich hätte der Fall vor den Senat gehört.

[71]) D. h. trotzdem daß Nero, wie in dem Falle mit Paris, in die Befugnisse des Senats hier und da eingriff, behielt derselbe doch noch in manchen Dingen eine gewisse entscheidende Gewalt. Bekanntlich aber ist es eben der Senat, in dessen Machtbefugniß Tacitus das Wesen republikanischer Verfassung und Freiheit zu sehen gewohnt ist; und der gute Ruf und das ehrenvolle Andenken, dessen die erste Hälfte der Regierung Nero's noch lange, selbst noch zu Tacitus' Zeit, genoß, beruhten eben auf dieser seiner Regierungspolitik gegenüber dem Senate. Vgl. Merivale VI. p. 304 u. 306. vgl. p. 297.

die Konsuln über dieselben entscheiden. Auch die Machtbefugniß der Aedilen ward enger eingeschränkt und festgesetzt, wieviel Werth als Pfand die kurulischen und wieviel die plebeischen nehmen, und bis zu welchem Betrage sie Strafe auferlegen dürfen sollten. Ferner führte Helvidius Priskus als Volkstribun auf eigene Hand Rechtsstreite gegen Obultronius Sabinus, den Quaestor des Staatsschatzes, darüber, daß derselbe das Vorgehen mit Verpachtung gegen Dürftige nachsichtslos steigere; worauf später der Kaiser die Führung der Staatsschatzrechnungen von den Quaestoren auf die Praefekten übertrug. — Mit der Einrichtung dieses Verwaltungszweiges war es verschieden gehalten, und dieselben oftmals verändert worden. Augustus nämlich hatte es dem Senat überlassen, die Praefekten (aus seiner Mitte) zu erwählen. Weiterhin, da man Verdacht schöpfte, daß die Wahlstimmen durch Umtriebe der Bewerber beeinflußt würden, wählte man die betreffenden Vorsteher durch's Loos. Allein auch dies Verfahren hielt sich nicht lange, weil das Loos sich zum öftern auf wenig taugliche Personen verirrte. Daraufhin stellte Claudius wieder die Quaestoren an die Spitze, und stellte ihnen zugleich, damit sie nicht aus Furcht, sich Feinde zu machen, in ihrer Amtsführung allzuschwach verführen, Beförderung außer der Ordnung in Aussicht.[72]) Allein es fand sich in der Regel, daß es denen, welche mit diesem Staatsamte ihre Carriere eröffneten, an reifer Kraft männlichen Alters fehlte. Und so fand sich Nero bewogen, durch kaiserliche Wahl Männer, welche bereits die Praetur verwaltet und sich praktisch bewährt hatten, dazu zu erwählen.

Kapitel 30.

Verurtheilt wurde in demselben Konsulatsjahre Vipsanius Laenas wegen Mißhandlung seiner Provinz Sardinien; freigesprochen Cestius Prokulus von der Erpressungsklage, welche die Kreter wider ihn erhoben hatten. Clodius Quirinalis, der als Praefekt der in Ravenna stationirenden Marinemannschaften, Italien, als wäre es die niedrigste Provinznation, durch seine Verschwendung und Grausamkeit gemißhandelt hatte, kam seiner Verurtheilung dafür durch Gift zuvor. Caninius

[72]) „Sie verwalteten das Aerar drei Jahre, während die bisherigen Verwaltungen einjährig gewesen waren, und wurden dann gleich (extra ordinem) Prätoren, während sonst zwischen Quästur und Prätur die Aedilität oder das Tribunat bekleidet werden mußte." Nipperdey.

Rebilus, als Gesetzkundiger und schwerreicher Mann zu den Ersten zählend, entzog sich den marternden Schmerzen eines siechen Greisenalters durch Oeffnen der Adern, während man ihm, der seiner weibischen Lüste wegen verrufen war, die ausreichende Energie zu einem freiwilligen Tode nicht zugetraut hatte. Dagegen verschied Lucius Volusius hochgeehrt, der sein Leben auf dreiundneunzig Jahr gebracht, auf rechtschaffene Weise großes Vermögen erworben, und unter so vielen schlimmen Kaisern ohne Anstoß zu geben gelebt hatte.[73])

Kapitel 31.

(Jahr 57 nach Christo.)

Unter dem zweiten Konsulate Nero's, in welchem Lucius Piso sein College war, ereignete sich weniges der Erwähnung werthes, es müßte denn Jemand Gefallen daran finden, mit Lobpreisung der Unterbauten und Balkenstämme, auf denen Nero sein ungeheures Theater im Marsfelde erbaut hatte, Bände auszufüllen, während es doch von je entsprechend der Würde des römischen Volkes hergebracht gewesen ist, nur hervorragend Bedeutendes in geschichtliche Annalen, Dinge jener Art aber in das städtische Tageblatt aufzunehmen.[74])

[73]) Dieser Volusius, der von Augustus bis Nero unter fünf Kaisern gelebt und Aemter bekleidet hatte, starb als Konsular und Stadtpräfekt von Rom. Sein Vater hatte ihn als ein zweiundsiebzigjähriger gezeugt, ein Beispiel zäher Lebenskraft wie bei dem alten Cato, der noch als achtzigjähriger einen Sohn zeugte. Der hier erwähnte Volusius hatte alle Mitglieder des Senats überlebt, welche unter seinem Konsulate dieser Körperschaft angehörten (Plin. nat. hist. VIII. 48, 156). Seinen Namen nennt noch die Inschrift auf einer im Lateranmuseum zu Rom befindlichen marmornen Aschenkiste, welche die Asche einer Kammerfrau seiner Gemalin Cornelia barg. S. Benndorf u. Schoene: Die antik. Bildwerke des Lateran-Museums S. 132. Daß das lange, unangefochtene Leben eines ausgezeichneten Mannes und Beamten eine Instanz zu Gunsten aller der Kaiser bildet, unter denen er lebte und diente, bemerkt Tacitus nicht, der hier nur von „der Böswilligkeit so vieler Kaiser" (tot imperatorum malitia) zu sprechen Anlaß nimmt.

[74]) Dies ist ein Stich auf Plinius, der in seiner historia naturalis (XVI. 40, 200 u. XIX. 1, 25) über solche baulichen Merkwürdigkeiten berichtet. Wir dagegen würden dem Tacitus gern die von ihm mit Vorliebe erwähnten Notizen über die liederliche Lebensführung dieses und jenes unbedeutenden Menschen der römischen Gesellschaft, wie des obengenannten Rebilus, schenken, wenn er über große Bauten, Architektur- und Kunstwerke der Zeit etwas zu berichten nicht „unter seiner Würde als Historiker" geachtet hätte. Für ihn und sein Publikum hatte aber die Erzählung

Uebrigens wurde die Einwohnerschaft der Kolonien Capua und Nuceria durch dorthin gesandte Veteranen verstärkt. Ferner wurde der römischen Plebs ein Geschenk, je vierhundert Sesterzien auf den Mann, gegeben, desgleichen wurde die Summe von vierzig Millionen Sesterzien im Staatsschatze niedergelegt, um den Kredit der Bürgerschaft aufrecht zu erhalten.[75]) Ferner wurde die Abgabe von vier Prozent vom Kaufpreise den Sklaven erlassen; doch war dieser Erlaß mehr ein scheinbarer, als ein wirklicher, weil, da der Verkäufer jetzt die Abgabe zu zahlen angewiesen wurde, dieser sie dem Käufer auf den Preis schlug. Ein kaiserliches Edikt verordnete: „daß kein Staatsbeamter oder kaiserlicher Prokurator, der eine Provinz verwalte, ein Gladiatorenschauspiel oder eine Thierhetze oder sonst irgend ein anderes Schauspiel geben solle." Vorher nämlich bedrückten dieselben ihre Untergebenen nicht weniger durch solche kostspieligen Veranstaltungen, als durch direkte Geldererpressungen, indem sie ihre begangenen Willkürlichkeiten durch solche Bewerbung um die Volksgunst zu decken suchten.[76])

---

des unbedeutendsten Treffens gegen irgend eine feindliche Horde, oder die Ausmalung des Sturmes einer kleinen Bergveste mehr Interesse, als das innere Leben und Treiben Roms in Kunst, Gewerbe, Handel, Industrie und Finanzwesen. Trotzdem ist gerade dieses Jahr, in welchem, wie Tacitus sagt, „wenig Erwähnenswerthes zu verzeichnen sei," sehr reich an wichtigen Vorkommnissen der Gesetzgebung und Administration.

[75]) „Dies Geld war ein Geschenk des Kaisers an denjenigen Theil des Staates, welcher nicht unmittelbar dem Kaiser untergeben war, sondern vom Senat und den republikanischen Beamten geleitet wurde. Seine Kasse war das „Aerarium". Der Kredit dieses Theils des Staates wurde gestützt um Behuf der Bauten und Lieferungen, welche seine Beamten in Verdung gaben." S. Nipperdey. Merivale (VI. p. 299) beklagt mit Recht die „orakelhafte" Kürze, mit welcher Tacitus über die genaueren Details dieser Maßregel hinwegzieht.

[76]) Das Edikt Nero's war gegen zwei Uebelstände gerichtet. Erstens nämlich waren es die untergebenen Provinzialen, auf welche die Hauptkosten solcher Schaustellungen ihrer vorgesetzten Administratoren fielen, da sie es waren, welche die nöthigen Gladiatoren und wilden Thiere herbeischaffen mußten (s. Merivale VI. p. 299); und zweitens suchten die Provinzverwalter mit solchen Spielen die Gunst der großen Masse und damit einen Anhang zu gewinnen, welcher die Erhebung von Anklagen gegen ihre Amtsverwaltung verhinderte, oder gegen erhobene Anklagen durch belobende Gesandtschaften in Rom Einspruch that. Die Maßregel Nero's giebt uns ein Beispiel davon, daß seine Regierung ihre Sorgfalt auch über die herrschende Kaste der römischen Bürger hinaus auf die Interessen der unterworfenen Provinzialen ausdehnte. Es ist ein neues Princip in der römischen Regierungspolitik, das hier zuerst durchzuschimmern beginnt, und in dessen Humanität wir den Geist Seneka's zu erkennen meinen, und es ist höchlichst zu beklagen, daß es Tacitus nicht beliebt hat, uns mehr als kurze

Kapitel 32.

Es kam ein Senatsbeschluß zu Stande, welcher ebensowohl Strafstrenge, als Sicherheit bezweckte: „daß, wenn Jemand von seinen Sklaven ermordet wurde, auch diejenigen Sklaven, welche testamentarisch freigelassen sich doch zur Zeit noch unter demselben Dache befunden hätten, so gut wie die andern hingerichtet werden sollten.[77]) — Es erfolgt die Wiedereinsetzung des Konsularen Lurius Varus in den Senat, den vor Jahren Anklagen wegen habsüchtiger Erpressungen niedergeworfen hatten.[78]) Ferner wurde Pomponia Graecina, eine vornehme Frau, welche sich mit Plautius, der aus Britannien zurückkehrend im kleinen Triumphe in Rom einzog, verheiratet hatte, und wegen Uebung auswärtigen religiösen Aberglaubens angeklagt worden war, dem Richterspruche ihres Gemals überwiesen, der nach uraltem Brauche vor einem Familienrathe eine Untersuchung über Leben und Ehre seiner Gattin abhielt und das Erkenntniß fällte, daß sie unschuldig sei.[79]) Diese Pomponia lebte lange und in fortwährender tiefer Traurigkeit. Denn seit Julia, Drusus' Tochter, durch die Intrigue der Messalina um's Leben gebracht worden war, erschien sie nie anders als in Trauerkleidung, nie anders als in schwermüthiger Gemüthsstimmung, — ein Betragen, das ihr unter Claudius' Regierung ungestraft hinging, später ihr zum Ruhm gereichte.

---

sporadische Andeutungen von dieser großen Wandlung zu geben! Vgl. Merivale VI. p. 399 ff. Wir werden dieselbe Klage weiter unten (Kap. 50—51) zu wiederholen Anlaß haben.

[77]) Es war dies ein Zusatz zu einem schon bestehenden Gesetze, welches bereits in den letzten Jahren der Regierung des Augustus erlassen worden war, und auf einem alten Brauche fußte.

[78]) Er war in Folge seiner Verurtheilung aus dem Senate gestoßen worden, und wurde jetzt im Wege der Gnade restituirt, — was der Senat immer gern sah.

[79]) Die Klage gegen Pomponia gehörte vor Kaiser und Senat, und es war ein Akt der Auszeichnung, daß Nero die Entscheidung dem verdienten Feldherrn, ihrem Gemal, überließ. Ueber den Fall selbst handelt ausführlich Merivale in dem Kapitel 54 über die religiösen Zustände in Rom unter Nero (History of the Rom under the Empire. VI. p. 441—442). Pomponia scheint Christin gewesen zu sein. Eine Andeutung davon liegt in ihrer ganz in sich zurückgezogenen weltabgewandten asketischen Lebensführung, welche in der frivolen Welt der römischen Gesellschaft ihres Standes Staunen und Aufsehen erregte.

Kapitel 33.

Dasselbe Jahr sah noch mehrere auf der Anklagebank, unter ihnen den Publius Celer, von Asien angeklagt. Der Kaiser, welcher sich in der Unmöglichkeit befand ihn freizusprechen, hielt ihn hin, bis er an Altersschwäche starb; denn Celer, wie ich erwähnt habe, der Mörder des Prokonsuls Silanus, deckte durch die Größe dieses seines Verbrechens seine übrigen Schandthaten.[80]) Den Cossutianus Capito hatten die Cilicier belangt. Er war ein schmutzig gemeiner Mensch, der geglaubt hatte, in der Provinz sich das Recht eben solcher Frechheit herausnehmen zu dürfen, wie er es in Rom ausgeübt hatte. Allein er stieß auf eine energische Anklage,[81]) in Folge dessen er die Vertheidigung aufgab und nach dem Gesetze über Erpressung verurtheilt wurde. Für den Eprius Marcellus, den die Lycier wegen Erpressung anklagten, erwies sich die Bestechungskunst bis zu dem Grade wirksam, daß einige seiner Ankläger mit dem Exil bestraft wurden, weil sie, wie der Spruch lautete, einen Unschuldigen in Gefahr gebracht hätten.

Kapitel 34.

(Jahr 58 nach Chr. 811 d. St.)

Nero's Kollege in seinem dritten Konsulate war Valerius Messala. Daß dessen Urgroßvater, der Redner Corvinus, in demselben Amte der Kollege des göttlichen Augustus, des Aeltervaters von Nero, gewesen sei, war nur noch wenigen alten Leuten erinnerlich.[82]) Für die altadlige Familie wurde jedoch die Ehre dadurch erhöht, daß dem Messala jährlich fünfhunderttausend Sesterzien als Gnadengeschenk zur Unterstützung seiner unverschuldeten Armuth verliehen wurden. Auch dem Aurelius Cotta und dem Haterius Antoninus setzte der Kaiser eine jährliche Geldsumme aus, obschon dieselben ihr altererbtes Vermögen verschwenderisch vergeudet hatten.[83])

---

[80]) S. oben XIII. 1 und daselbst die Anmerk. 2.

[81]) Sein Ankläger in dem Prozesse, ein Grieche, schleuderte ihm unter anderem das vernichtende, seine Frechheit charakterisirende Wort entgegen: „Du erröthest, daß du den Kaiser fürchtest!" S. Quintilian VI. 1, 14.

[82]) Es war freilich auch nahezu 90 Jahre her.

[83]) Ueber die Art, wie solche heruntergekommenen Mitglieder der alten römischen Nobilität den Staatssäckel durch Unterstützungsgesuche unter den Kaisern in Anspruch nahmen, und über Tacitus' Verhalten dazu s. meine Anmerkung zu II. 36 u. 37, S. 137 u. 139.

teles erklärt von Boethius S. 220.
Lucullus Büchersammlungen S. 22.
Lycon der Peripatetiker bei Appulejus S. 145.

M.

Macrobius S. 90. 120. Seine Kenntniss der Aristotel. Schriften S. 185 sqq. seine Philosophie S. 185.
Mannert S. 176.
Marius Victorinus in der Schrift de syllogismis hypotheticis bearbeitete die Logik des Aristoteles S. 207. behandelt Cicero's Topik S. 206. wird getadelt und korrigirt von Boethius S. 215.
Marcus Aurelius S. 124.
Martianus Capella S. 100.
Mithridates S. 23.
Murmellius Kommentator des Boethius S. 205.
Müller, Joh., seine Ansicht von dem spätern Stoicismus S. 75.

N.

Neleus S. 26.
Nicander bei Appulejus S. 135.
Nicolaus v. Damascus S. 168.
Nicomachus S. 109.

O.

Ophion bei Boethius S. 218.
Oratio. Darüber handelt Boethius S. 220.
Oudendorp S. 138.

P.

Pacius. Seine Erklärungsweise des Aristoteles S. 214.
Panaetius. Seine Anhänger und Schüler in Rom S. 11, 12.
Papinius Fabianus S. 81, 100.
Patroclus S. 174.
Peripatetiker, ihre Philosophie fördert den Redner S. 11. Ihre Unkenntniss der Dialektik wie zu würdigen? S. 48. Sie haben die wahre Sokratische Philosophie S. 54. Jüngere — abweichend von Aristoteles S. 102. Sie zeichnen sich in der spätern Zeit krassen römischen Aberglauben vortheilhaft aus S. 234.
Perseus S. 22.
Phaedrus der Epikuräer S. 33.
Philo S. 33.
Philoponus S. 176.
Philosophie bei den Römern. Im Augustischen Zeitalter S. 63 fg. nicht richtig gewürdigt S. 70 fg. Verfall unter den Antoninen S. 98.
Philoxenus bei Boeth. S. 213.
Piso M. Calpurnius. Zögling des Aristoteliker Staseas S. 19.
Picus setzt den Boethius aus Dacien fälschlich in das vierzehnte Jahrhundert S. 212.
Planudes S. 184.
Platon bei Appulejus S. 142. bei Macrobius S. 186. bei Boethius S. 197.

Am Anfange dieses Jahres ward der in seinem ersten Beginne schlaff hingehaltene[84]) Krieg zwischen den Parthern und Römern über den Besitz Armeniens heftig aufgenommen, weil einerseits Vologaeses nicht wollte, daß sein Bruder Tiridates auf den von ihm demselben verliehenen Throne verzichten oder denselben als Gnadengeschenk einer fremden Macht besitzen sollte, und andererseits Corbulo es im Interesse der Ehre und Hoheit des römischen Volkes erachtete, die früher von Lucullus und Pompejus gemachten Errungenschaften wieder in Besitz zu nehmen. Es kam dazu, daß die unzuverlässigen Armenier die eine wie die andere Waffenmacht zum Kriege aufforderten, während sie durch die geographische Lage ihres Landes und die Aehnlichkeit der Sitten den Parthern näher standen, mit denen sie durch eheliche Familienbande vermischt waren, und daß sie, denen Freiheit ein unbekanntes Ding war, da sie doch einmal Knechte sein mußten, lieber die Knechte der Parther sein wollten.

Kapitel 35.

Corbulo jedoch hatte mehr Noth mit der Schlaffheit seiner Soldaten, als mit der Arglist der Feinde. Denn die aus Syrien zu ihm hinversetzten Legionen, durch langen Friedensstand schlaff geworden, ertrugen den strengen römischen Felddienst nur mit höchstem Widerwillen. Es ist vollkommen bezeugte Thatsache, daß sich in diesem Heere Veteranen befanden, die niemals Feldwachen, niemals Posten bezogen hatten, Wall und Graben als neue wunderbare Dinge beschauten, ohne Helm, ohne Harnisch, stutzerhaft gekleidet und gewinnreichen Handel treibend ihren Dienst in den Garnisonsstädten verrichtet hatten. So entließ er denn alle die, denen Alter und Gesundheitszustand am Kriegsdienste hinderlich war, und trug auf Ersatzmannschaft an; worauf denn auch in Galatien und Kappadozien Aushebungen veranstaltet, und dazu aus Germanien eine Legion nebst bundesgenössischer Reiterei und Kohortenfußvolk als Verstärkung geschickt wurden. Zugleich ließ er das ganze Heer unter Zelten kampiren,[85]) obgleich der Winter dermaßen hart war, daß der hartgefrorene Boden aufgegraben werden mußte, um die Zelte errichten zu können. Vielen erfroren Glieder von der grimmigen Kälte und etliche fanden beim Wachestehen den Tod. Ja es ward der besondere

[84]) S. oben XIII. 6.

[85]) Die Winterzelte bestanden aus Leder, daher der Ausdruck „sub pellibus" d. h. „unter Fellen" kampiren.

Fall angemerkt, daß einem Soldaten, der ein Bündel Brennholz trug, die Hände dermaßen erstarrt seien, daß sie an der Last haftenbleibend von den Armstumpfen herabfielen.[86]) Der Feldherr selbst, in leichter Kleidung, unbedeckten Hauptes, war beim Marsche, bei den Arbeiten überall persönlich anwesend, Lob den Tüchtigen, Trost den Ermatteten, allen sein Beispiel gewährend. Dann aber, da viele die Härte der Witterung und des Dienstes nicht zu ertragen willens waren und desertirten, ward mit Strenge eingeschritten. Denn er war nicht gewohnt, wie das in anderen Heeren geschah, gegen das erste und zweite Vergehen Nachsicht zu üben, sondern wer fahnenflüchtig geworden war, büßte sofort mit dem Tode. Und die Erfahrung stellte dies Verfahren als heilsam und besser als Mitleid an's Licht. Denn die Zahl der Ausreißer in diesem Lager war geringer, als in denen, wo verziehen wurde.

Kapitel 36.

Während Corbulo nun die Legionen bis zum völligen Frühlinge im Lager hielt und an passenden Orten die Kohorten der Hülfstruppen aufgestellt hatte, erließ er den Befehl, nirgends zuerst anzugreifen. Den Befehl über die vorgeschobenen Posten übertrug er dem Paktius Orfitus, der bereits den Ehrengrad eines ersten Centurio[87]) überschritten hatte. Dieser hatte zwar schriftlich gemeldet: die Barbaren seien nicht auf ihrer Hut, und es biete sich Gelegenheit, einen glücklichen Schlag gegen sie zu führen, erhielt aber doch die Weisung, sich innerhalb seiner verschanzten Stellungen zu halten und Verstärkungen abzuwarten. Allein er brach den Befehl und ließ sich, als aus den nächsten Forts einige wenige Reiterschwadronen zu ihm gestoßen waren und in ihrer Unerfahrenheit auf's Losschlagen drangen, mit dem Feinde in ein Gefecht ein, in welchem er auf's Haupt geschlagen wurde. Durch seinen Mißerfolg geschreckt, flohen die Abtheilungen, welche ihm hatten Unter-

[86]) Dieser Fall ist offenbar Uebertreibung! Sein Bericht diente indeß dazu bei dem Publikum der Hauptstadt, auf das alle solche Berichte berechnet waren, eine effektvolle Vorstellung von der winterlichen Rauheit eines Landes und Klimas zu geben — es ist die Gegend des heutigen Kars und Erzeroum — die sich auch in den Kriegen unserer Tage fühlbar gemacht haben. Vgl. Merivale VII. p. 23.

[87]) S. meine Anmerk. zu Ann. II. Kap. 11, S. 114. Der hier genannte Offizier ward in Folge seiner hier erwähnten Insubordination wieder zu dem Grade eines Primipilatscenturio herabgesetzt, wie aus XV, 12 hervorgeht.

stützung gewähren sollen, eiligst jede in ihr Lager zurück. Darüber ward Corbulo heftig aufgebracht. Er schalt den Paktius hart aus, und hieß ihn und die Offiziere und Soldaten außerhalb der Lagerschanze biwakkiren.[88]) In dem Banne dieser Ehrenstrafe blieben sie längere Zeit hindurch, und erst auf Bitten des gesammten Heeres wurden sie von demselben erlöst.

Kapitel 37.

Tiridates aber, der außer seinen eigenen Vasallenschaften auch noch durch eine Hülfsmacht seines Bruders unterstützt worden war, griff jetzt nicht mehr insgeheim, sondern ganz offen Armenien mit Krieg an, verheerte die Besitzungen derer, die er für unsere Anhänger hielt, wußte, wenn Truppen gegen ihn geführt wurden, zu entwischen, und bewirkte, indem er bald hierhin, bald dorthin mit seinen Reiterschaaren flog, mehr Schrecken durch seinen Ruf, als durch Kampf in offener Feldschlacht. So blieb dem Corbulo, nachdem er lange vergebens ein Treffen gesucht und sich gezwungen sah, nach dem Vorgange der Feinde den Kriegsschauplatz zu wechseln, nichts übrig, als seine Streitkräfte zu theilen, damit seine Legaten und Kriegsobersten die von einander entfernten Oertlichkeiten zu gleicher Zeit angreifen könnten. Zugleich fordert er den König Antiochus[89]) auf, seinen Angriff auf die ihm zunächstliegenden Bezirke zu richten. Denn Pharasmanes,[90]) der seinen Sohn Radamistus angeblich wegen seines Verraths hatte tödten lassen, erwies sich jetzt, um seine Anhänglichkeit an uns zu bewähren, nur noch eifriger in seiner alten Feindschaft gegen die Armenier. Auch wurden damals zuerst die Moschier — ein jetzt den Römern vor allen andern anhänglicher Volksstamm[91]) — für die Verbindung mit den Römern gewonnen, und machten Einfälle in die unwegsamen Gebirgsgegenden von Armenien.

So wendeten sich Tiridates' Anschläge gegen ihn selber, und er schickte also Gesandte ab, welche in seinem und der Parther Namen Erklärungen darüber fordern sollten: „weßhalb man ihn, da er doch

[88]) Dies war eine althergebrachte Ehrenstrafe im römischen Militairdienste, die neben der damit verbundenen Schande die so bestraften auch zugleich größerer Gefahr und härterem Dienste aussetzte. S. Polyb. VI. 38.

[89]) S. oben XII. 55.

[90]) S. oben VI. 32; XI. 8; XII. 44 ff. XIII. 6.

[91]) Dieser Zusatz bezieht sich darauf, daß zu Tacitus' Zeit die Moschier dem Kaiser Trajan in seinen Parthischen Kriegen gute Dienste geleistet hatten. S. Nipperdey.

Geißeln gestellt und ein Freundschaftsbündniß erneuert habe,[*]) das auch für neue Beweise des Wohlwollens Gelegenheit biete, von seinem alten Besitzthume Armenien vertreiben wolle? Gerade deßhalb habe Vologaeses selbst sich noch nicht zur Eröffnung des Feldzuges in Bewegung gesetzt, weil sie lieber unterhandeln, als zur Gewalt schreiten wollten. Bleibe man aber auf Krieg bestehen, so werde den Arsaciden ihre Tapferkeit und ihr Glück nicht fehlen, die sie schon zum öfteren für die Römer verlustvoll bewährt hätten." Als Antwort auf diese Vorstellungen rieth Corbulo, der sehr wohl wußte, daß Vologaeses durch den Abfall Hyrkanien's in Schach gehalten werde, dem Tiridates: sich bittweise an den Kaiser zu wenden. „Man sei in der Lage, ihm einen gesicherten Thron und Ersparung von Blutvergießen gewähren zu können, wenn er eine langaussehende und späte Aussicht aufgeben und eine unmittelbar gegenwärtige bessere in's Auge fassen wolle."

Kapitel 38.

Da man jedoch durch die beiderseitig hin- und hergehenden Botschaften dem Hauptziele des Friedens nicht näher kam, so kam man überein, behufs einer Unterredung zwischen den leitenden Personen selbst, Zeit und Ort festzusetzen. Tausend Reiter, sagte Tiridates, werde er als Bedeckung mitbringen; wieviel Mann jeglicher Truppengattung Corbulo's Begleitung bilden sollten, darüber wolle er nichts bestimmen, vorausgesetzt, daß sie ohne Panzer und Helm in friedlicher Gestalt erschienen. Jedwedem Menschen, geschweige denn einem so alten vorsichtigen Feldherrn, mußte die List des Barbaren augenfällig sein, daß nur deßhalb auf der einen Seite eine beschränkte Zahl bestimmt, auf der andern eine größere erlaubt werde, um einen Anschlag vorzubereiten; denn wenn den Reitern, die auf Pfeilschießen eingeübt waren, ungepanzerte Leute gegenübergestellt wurden, so war vorauszusehen, daß diesen ihre Ueberzahl nichts nützen werde. Corbulo stellte sich jedoch als ob er nichts merke, und gab zur Antwort: über Dinge, die die Gesammtheit angingen, würde es angemessener sein, in Gegenwart der gesammten Heere beider zu verhandeln. Zugleich wählte er ein Terrain aus, dessen einer Theil aus gelind ansteigenden Hügeln bestand, wo das Fußvolk Stellung nehmen konnte, während der andere sich zu einer Ebene ausbreitete, wo die Reiterschwadronen Platz zur Entwicklung hatten. Am festgesetzten

[*]) S. oben Kap. 9 dieses Buches.

Tage war Corbulo zuerst auf dem Platze, und ließ die bundesgenössischen Kohorten und die Hülfstruppen der Könige auf den Flügeln, die sechste Legion im Centrum Aufstellung nehmen. Der letzteren hatte er von der dritten Legion dreitausend Mann, die er während der Nacht aus einem anderen Lager herangezogen, eingereiht, doch nur mit einem Adler, damit es den Anschein gewinne, als sei es ein und dieselbe Legion. Tiridates, der erst erschien, als der Tag sich bereits neigte, blieb in einer Entfernung stehen, wo man ihn eben sehen, nicht hören konnte. Da es so zu keiner Zusammenkunft kam, so ließ der römische Feldherr seine Truppen je in ihre Lager abrücken.

Kapitel 39.

Der König, — sei es, daß er eine Kriegslist fürchtete, weil gleichzeitig nach verschiedenen Orten abmarschirt wurde, oder daß er unsere vom schwarzen Meere und von der Stadt Trapezunt im Herabkommen begriffenen Zufuhren abzufangen beabsichtigte,[93]) — machte sich eiligst auf und davon. Aber er war nicht im Stande, den Proviantzügen etwas anzuhaben, weil sie über Gebirge zogen, die von uns besetzt waren; und Corbulo, um den Krieg nicht erfolglos in die Länge ziehen zu lassen und zugleich die Armenier zur Vertheidigung des eigenen Landes zu zwingen, traf Anstalten, ihre festen Plätze zu zerstören, von denen er für sich den stärksten in jener Provinz, der Volandum hieß,[94]) in Angriff nahm; die kleineren zu nehmen übertrug er seinem Legaten Cornelius Flakkus und dem Lagerpraefekten Insteius Capito. Dann, nachdem er die Festungswerke rekognoszirt und alle geeigneten Anstalten zum Sturme vorsichtig getroffen hatte, hält er eine Anrede an die Soldaten: „sie sollten den nirgends Stand haltenden, weder zum Frieden noch zu offener Schlacht bereiten, sondern seine Treulosigkeit und Feigheit durch seine Flucht offen bekennenden Feind aus seinen Schlupfwinkeln herauswerfen, und damit sich zugleich Ruhm und Beute gewinnen." Dann theilt er sein Heer in vier Abtheilungen, läßt die eine zu einer Testudo[95]) zusammengeballt zum Untergraben des Walles vor-

[93]) „Die Zufuhr kam von Byzanz und den asiatischen Provinzen der Römer über das schwarze Meer nach Trapezunt, in der Provinz Pontus, und von dort zu Lande nach Armenien zum römischen Heere." Ripperdey.

[94]) Der Ort ist sonst nicht bekannt. Der römische Name (Volandum) scheint Uebersetzung des armenischen, welcher den Platz als „nur zu erfliegen" bezeichnete.

[95]) Testudo, d. h. Schildkröte, hieß das von den anstürmenden eng zusammen-

gehen, die andere Sturmleitern an die Mauern legen, eine starke Abtheilung mit Hülfe von Wurfgeschützen Feuerbrände und Lanzen gegen den Ort schleudern; den Schleuderern und Schützen wird eine Stellung angewiesen, von der sie aus der Ferne ihre „Eicheln“ [96]) schleudern sollten, damit die Belagerten alle gleichmäßig in Bewegung gehalten würden, und kein Theil den vorzugsweise bedrängten zu Hülfe kommen könne. — In Folge dessen war denn auch der Feuereifer des mit einander wetteifernden Heeres so groß, daß, ehe noch der dritte Theil des Tages vergangen war, die Mauern bereits von ihren Vertheidigern entblößt, die Verrammelungen der Thore niedergeworfen, die Befestigungswerke mit Sturm erstiegen und alle Erwachsenen in Stücke gehauen wurden, unsererseits ohne Verlust eines einzigen Mannes und mit nur wenigen Verwundeten. Die nicht waffenfähige Bevölkerung ward als Sklaven zum Besten der Staatskasse verkauft, die übrige Beute ward den Siegern überlassen. Gleiches Glück hatten der Legat und der Praefekt, und nachdem so drei Kastelle an einem einzigen Tage genommen worden waren, meldeten sich die übrigen theils aus Schrecken, theils auf das Dringen der Einwohner zur Ergebung. [97])

In Folge dessen faßte man Muth, die Hauptstadt des Volkes, Artaxata, anzugreifen. Doch wurden die Legionen nicht auf dem nächsten Wege dorthin geführt, denn hätten sie den Fluß Araxes, der ihre Mauern bespült, auf der vorhandenen Brücke überschreiten wollen, so würden sie sich der Beschießung ausgesetzt haben; sie bewerkstelligten also ihren Uebergang fern von der Stadt, wo die Furthen breiter waren.

Kapitel 40.

Tiridates aber, der sich schämte, die Belagerung zuzulassen, weil es dann aussehen würde, als ob auf ihn und seine Macht kein Verlaß

gedrängten Soldaten mittelst ihrer über die Köpfe gehaltenen Schilde gebildete Schirmdach, unter dessen Schutze sie gegen die Umwallung des Kastells vorgingen, um dieselbe durch Untergrabung einzureißen.

[96]) „Eicheln“ (glandes) hießen von ihrer Form die mit Schleuderriemen geworfenen bleiernen oder thönernen Kugeln.

[97]) Bei dieser ganzen unnöthig ausführlichen Schilderung der Einnahme einiger kleiner Bergfestungen, deren „stärkste“ den Stürmern „keinen Mann“ kostete, während die fürchterlich grausame Behandlung des genommenen Ortes höchstens durch den blutigsten Widerstand zu entschuldigen gewesen wäre, fühlt sich Tacitus ganz in seinem Elemente, gemäß seinem oben (Kap. 31) abgelegten Bekenntnisse über den „eigentlichen würdigen Inhalt römischer Geschichtsschreibung“.

sei, und der doch auch, falls er sie zu hindern unternähme, fürchtete, daß er in dem schwierigen Terrain sich und seine aus Reiterei bestehenden Truppen verstricken möchte, entschloß sich zuletzt, sich in Schlachtordnung zu zeigen und an gelegenem Tage loszuschlagen, oder durch verstellte Flucht den Feind in einen Hinterhalt zu locken. Er umschwärmt daher plötzlich auf allen Seiten den römischen Heereszug; aber unser Feldherr, der seine Absicht merkte, hatte sein Heer gleichmäßig zum Marsch und Gefecht geordnet. Auf der rechten Flanke marschirte die dritte Legion, auf der linken die sechste, während das Centrum auserlesene Mannschaften der zehnten bildeten. Das Gepäck befand sich zwischen den Kolonnen, und den Rücken deckten tausend Reiter, die er angewiesen hatte, jeden unmittelbaren feindlichen Anprall abzuweisen, den Feind aber, wenn er zurückfliehe, nicht zu verfolgen. Auf den äußersten Flügeln marschirten die Bogenschützen zu Fuß und der Rest der Reiterei, wobei der linke Flügel sich etwas weiter bis über den Fuß der Höhen hinab ausdehnte, um den Feind, wenn er einbräche, zugleich in der Fronte und in der Flanke nehmen zu können. Tiridates sprengte von verschiedenen Seiten her wiederholt heran, doch nie auf Schußweite, sondern bald um zu schrecken, bald, indem er anscheinend Furcht zeigte, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde die geschlossenen Kolonnen auseinander zu ziehen, und dann die so nach verschiedenen Seiten gewendeten abzufangen. Als aber kein unbedachtsames Auflockern der geschlossenen Marschordnung erfolgte, und nichts weiter erreicht wurde, als daß das Beispiel eines einzelnen Reiterdekurio, der sich zu waghalsig vorgewagt hatte und von Pfeilen durchbohrt worden war, die übrigen in der gehorsamen Einhaltung des gegebenen Befehles bestärkt hatte, da zog er bei bereits einbrechender Dunkelheit von dannen.

Kapitel 41.

Corbulo seinerseits schlug sein Lager auf dem Platze auf (wo der Angriff stattgefunden hatte), und ging mit sich zu Rathe, ob er etwa mit den Legionen ohne Gepäck in der Nacht weiter nach Artaxata marschiren und dasselbe einschließen solle, in der Meinung, Tiridates habe sich dorthin zurückgezogen. Dann aber, als Kundschafter meldeten, der Marsch des Königs sei auf ein fernes Ziel gerichtet, man wisse nicht ob zu den Medern oder den Albanern hin,[98]) wartete er den Anbruch

[98]) „Meder im Osten, Albaner im Nordosten von Armenien, beide am Kaspischen Meere." Nipperdey.

des Tages ab, und sandte dann die leichtbewaffnete Truppenmannschaft voraus, damit dieselbe inzwischen die Mauern einschließe und den Belagerungsangriff aus der Ferne beginne. Allein die Einwohner öffneten freiwillig ihre Thore, und ergaben sich mit Hab und Gut den Römern. Das rettete ihnen für ihre Personen das Leben. Artarata selbst aber ward in Brand gesteckt, zerstört, und dem Erdboden gleich gemacht, weil man einerseits die Stadt bei der großen Ausdehnung der Mauern weder behaupten konnte ohne eine starke Besatzung, noch unsere Streitkräfte dazu ausreichend waren, um von der Fortsetzung der Kriegsoperationen ein genügend starkes Besatzungskorps abzutrennen, und weil andererseits, wenn man sie unversehrt und unbesetzt zurückließ, der bloße Umstand, daß man sie eingenommen hatte, weder Nutzen noch Ruhm brachte. Dazu kam noch eine Wundererscheinung, die gleichsam ein Wink der Gottheit zu sein schien. Die ganze Gegend hatte nämlich bis zu diesem Momente im hellen Sonnenglanze dagelegen; mit einem Male wurde der gesammte Stadtumfang dergestalt plötzlich von schwarzem blitzdurchzuckten Gewölk bedeckt, daß man glauben durfte, die Stadt werde von feindlichen Göttern dem Untergange geweiht.[99])

Wegen dieser Erfolge wurde Nero (vom Heere) als Imperator ausgerufen, und durch ein Senatuskonsult die Abhaltung von Dankfesten verfügt; ferner wird die Errichtung von Standbildern und Ehrenbogen und lebenslängliches Konsulat, und Aufnahme des Tages, an welchem der Sieg erfochten, an welchem er gemeldet, an welchem im Senate darüber Vortrag gehalten, und anderes gleicher Art beschlossen, was so über alles Maaß hinausging, daß Cajus Cassius, der für alle die

[99]) Die Ausführlichkeit, mit welcher Tacitus hier die grausame Zerstörung der großen und schönen Landeshauptstadt motivirt und gleichsam entschuldigt, zumal die Art, wie er dabei den Willen der Gottheit (numen) in's Spiel bringt, macht geneigt zu schließen, daß ihm selbst nicht ganz wohl bei der Sache war, und daß wahrscheinlich die kampflose sofortige Uebergabe des ungemein festen und zu langer Vertheidigung geeigneten Platzes (s. Strabo XI. p. 528 extr.) auf Bedingungen erfolgt war, die den Bewohnern nicht gehalten wurden. Was aber die „göttliche Wundererscheinung" der Gewitterwolke und ihre Auslegung betrifft, so war das altheidnische Rom in Benutzung und Deutung solcher Naturerscheinungen die würdige Vorläuferin des späteren christlichen. Die Hauptsache war: man mußte einen großen „Siegeserfolg" (victoria) nach Rom berichten; einen solchen aber hatte man bisher nicht gehabt und half sich daher mit dieser Zerstörung der berühmten Hauptstadt Armeniens, obschon der Ruhm derselben, wie wir aus Tacitus selbst sehen, ein sehr geringer, oder vielmehr gar keiner war.

andern Ehrenbezeugungen gestimmt hatte, schließlich die Erklärung abgab: „wenn man den Göttern in einer der Gnade des Glückes entsprechenden Weise danken wolle, so werde selbst das ganze Jahr nicht für die Dankfeste ausreichen, und deßhalb sei es nöthig, daß man die Feiertage und die Werktage theile, damit man den religiösen Pflichten genüge, ohne die Erfüllung der menschlichen zu verhindern."

Kapitel 42.

Das nächste Ereigniß war die Anklage eines in wechselvollen Schicksalen umhergetriebenen und mit dem verdienten Hasse vieler beladenen Mannes, dessen Verurtheilung trotzdem nicht ohne gehässige Stimmung gegen Seneka zu erregen[100a]) erfolgte. Dieser war Publius Suillius, unter Claudius' Regierung ein gefürchteter und käuflicher Mann, und jetzt unter veränderten Zeitverhältnissen nicht in dem Grade, wie seine Feinde wünschten, kleinlaut geworden, sondern gewillt, lieber als schuldiger Angeklagter, denn als Gnadebittender vor der Welt zu erscheinen. Um ihn zu verderben war — so glaubte man — das Senatuskonsult und die Strafe des Cincischen Gesetzes[100]) gegen die, welche Prozeßreden für Geld hielten, wieder hervorgesucht worden. Suillius enthielt sich denn auch nicht der Klagen und Vorwürfe, wobei zu seiner angeborenen wilden Heftigkeit auch noch der Umstand beitrug, daß sein hohes Alter ihn rücksichtslos frei reden ließ; und so schalt er denn heftig auf Seneka und dessen Feindschaft gegen alle Freunde des Claudius, unter dessen Regierung derselbe mit allervollstem Rechte so lange das Exil habe dulden müssen. Dazu sei er, der sich stets nur mit unpraktischen Studien und unerfahrenen jungen Leuten befaßt habe, voll gelben Neides gegen diejenigen, welche eine lebensfrische und naturkräftige Beredtsamkeit in Vertheidigung ihrer Mitbürger praktisch ausübten.[101]) Er, Suillius, sei Quaestor des Germanikus, jener der ehebrecherische

[100a]) S. weiter unten Anmerkung 106.

[100]) Ueber das hier erwähnte Senatskonsult s. oben XI. 7 u. XIII. 5.

[101]) Seneka war niemals als gerichtlicher Redner praktisch aufgetreten, und seine philosophischen und poetisch-rhetorischen Studien und litterarischen Leistungen werden deßhalb von seinem Feinde Suillius als unpraktische und nutzlose (inertia) theoretische Stubengelehrsamkeit bezeichnet, wohl geeignet jungen unerfahrenen Leuten — seinen Schülern — zu imponiren, aber ohne Wirkung auf große versammelte Volksmassen, die das Publikum eines praktischen Gerichtsredners bildeten, und ohne reellen Nutzen für das Wohl und Wehe der Mitbürger.

Schänder von dessen Hause gewesen. Ob es vielleicht für die Beurtheilung schwerer wiege, mit freier Zustimmung des processirenden Theils eine Belohnung für ehrenhafte Bemühung zu nehmen, als durch Bestechung sich Eingang in die Schlafzimmer fürstlicher Damen zu verschaffen? Durch welche Weisheit, durch welche philosophische Lehren habe er denn innerhalb der vier Jahre seiner Freundschaft mit dem Regenten seine dreihundert Millionen Sesterzien erworben?[102]) In Rom fingen sich Testamente und Kinderlose sozusagen wie Wild in seinem Jagdnetze, Italien und die Provinzen erschöpften sich durch ihre an ihn zu machenden Zinszahlungen. Er selber besitze ein mühvoll erworbenes und zwar mäßiges Vermögen. Anklage, Gefahr der Verurtheilung, Alles wolle er lieber erdulden, als seine altbegründete selbsterworbene ehrenvolle Stellung einem plötzlich aufgeschossenen Glückspilzthume zu Füßen legen.

Kapitel 43.

Es fehlte denn auch nicht an Leuten, welche solche Reden wortgetreu oder noch mit Verschlimmerungen dem Seneka hinterbrachten. Und so fanden sich denn auch Ankläger, welche eine Klage auf Ausplünderung der Bundesgenossen von Seiten des Suillius während seiner Verwaltung der Provinz Asien und auf Unterschlagung von Staatsgeldern anhängig machten. Weil aber denselben zur Beschaffung der Beweismittel eine Jahresfrist zugestanden worden war, so fand man es bald kürzer, den Anfang mit den in der Hauptstadt begangenen Verbrechen zu machen, wofür die Beweiszeugen unmittelbar zur Hand waren. Die Vorwurfspunkte dieser erbitterten Anklage gegen Suillius waren: daß er den Quintus Pomponius zwangsweise in den Bürgerkrieg getrieben,[103]) daß er die Julia, Drusus' Tochter, und die Sabina Poppaea[104]) zu Tode gebracht, und den Valerius Asiatikus,[105]) den Lusius Saturninus, den Cornelius Lupus durch seine Ränke in's Verderben gestürzt

---

[102]) Gleich einundzwanzig Millionen Thaler unseres Geldes.

[103]) Pomponius hatte nach Caligula's Ermordung für Herstellung der Republik gestimmt, und war dann nach Dalmatien zu Scribonianus entflohen, wahrscheinlich wegen der von Suillius gegen ihn erhobenen Anklage. S. Nipperdey.

[104]) S. oben XIII. 32.

[105]) S. oben XI. 1 ff. — Alle die hier dem Suillius zur Last gelegten Verbrechen waren von diesem, auch nach Tacitus (s. Ann. IV. 31), durchaus nichtswürdigen Manne unter Claudius' Regierung begangen.

Plautus S. 77, 90 fg.
Plinius der ältere S. 97, 99 — 103.
Plinius der jüngere S. 120.
Poetik s. Aristoteles. Auf sie nimmt Boethius Rücksicht bei Erklärung der Worte: vox locutio dictio — λέξις — φάσις S. 225. Urtheil über die Form des Buchs S. 194.
Polemon S. 45.
Pompejus mit dem Peripatetiker Cratippus befreundet S. 20.
Porphyrius kannte noch des Aristoteles Buch von der Gerechtigkeit S. 206. Die Isagoge durch Mar. Victorinus überſetzt S. 208. 345. bei Boethius S. 215. 220. 221. 225. Er wird „excellentissimus expositorum" genannt, und leitet meist den Boethius S. 225. Hauptgewährsmann des letztern S. 229.
Posidonius von Apamea S. 23. Lehrer Cicero's S. 35.
Posidonius von Seneca benutzt S. 92.
Proclus bezweifelt das Buch „de mundo" S. 168.
Probleme des Aristoteles wie anzuſehen S. 152 sqq. Ihre merkwürdige Erſcheinung bei Appulejus S. 154.
Pseudodemetrius S. 167.
Προσαναπαύω erklärt von Boethius S. 222.
Procopius S. 201.
Pythagoras Schriften von Boethius gelesen S. 197.
Pytheas S. 176.

Q.

Quaestiones physicae. Siehe Aristoteles.
Quaestiones convivales bei Macrob. S. 190.

R.

Rabirius der Stoiker S. 13.
Ratio. Boethius erklärt das Wort S. 220.
Riccobonus. Seine Erklärung des Aristoteles verglichen mit der des Boethius S. 214.
Ritter, Heinr. Seine Bemerkung über die Schicksale der Aristotel. Schriften S. 29.
Roemer. Ihr Verhältniss zur Philosophie im Allgemeinen S. 2 ff.
Rom. Reichthum literarischer Hülfsmittel S. 21.
Rufinus der Peripatetiker S. 210.
Rufus Rutil. S. 12.

S.

Salisburiensis, Joh. S. 185.
Salmasius S. 179.
Satira Menippea des Varro S. 57.
Scotus Joh. Erigena S. 185.
Seneca. Würdigung seines Stoicismus S. 74. Giebt in seinen Schriften ein Bild seiner Zeit S. 75 fg. Charakter, Erziehung S. 78 — 84. Studium des Aristoteles S. 84 ff.
Selbsteitate des Aristoteles S. 229.
Sequi entlehnen S. 178.

habe; dazu die Verurtheilung ganzer Schaaren römischer Ritter, kurz alle und jede von Claudius begangenen Grausamkeiten. Suillius' Vertheidigung lautete bei jedem Punkte: „er habe nichts von alledem freiwillig unternommen, sondern nur dem Kaiser gehorcht," bis Nero ihm diese Vertheidigung mit der Bemerkung abschnitt: Er wisse mit Sicherheit aus den schriftlichen Aufzeichnungen seines Vaters, daß keines Menschen Anklage von demselben gewaltsam erzwungen worden sei. Da begann Suillius die Befehle Messalina's vorzuschützen und seine Vertheidigung in's Schwanken zu gerathen gegenüber der Frage: „warum denn gerade er und kein Anderer dazu auserwählt worden sei, der grausamen Metze seine Stimme zu leihen? Die Strafe müsse die Werkzeuge grausamer Thaten treffen, wenn dieselben, nachdem sie den Lohn für ihre Verbrechen erlangt hätten, die Verbrechen selbst andern zuzuwälzen suchten."

In Folge dessen wurde ein Theil seines Vermögens konfiszirt — ein Theil nämlich wurde seinem Sohne und seiner Enkelin belassen, sowie auch dasjenige Vermögen ausgenommen wurde, welches sie durch Testament ihrer Mutter beziehungsweise Großmutter ererbt hatten — und er selbst nach den Balearischen Inseln verwiesen. Doch weder während des Prozesses selbst, noch nach erfolgter Verurtheilung war seine trotzige Haltung gebrochen worden, und es ging die Rede: daß er durch ein reichliches und üppiges Leben sich jene seine Weltabgeschiedenheit erträglich zu machen verstanden habe. Als dann die Ankläger sich an seinen Sohn Nerullinus mit einer Anklage wegen Erpressung machten, wobei sie auf die Verhaßtheit seines Vaters zählten, trat der Kaiser verhindernd dazwischen mit der Bemerkung: „daß der strafenden Gerechtigkeit bereits hinlänglich Genüge geschehen sei." [106])

[106]) Der in den beiden letzten Kapiteln berichtete Fall ist wichtig für die Charakteristik nicht nur der Zeit, in welcher er sich begab, sondern auch des Tacitus selbst und seines Verhältnisses zu Seneka, gegen welchen er fast überall, wo er seiner gedenkt, eine schlechtverhehlte Abneigung kund giebt, die ihren Grund sowohl in der litterarisch-ästhetischen, als in der politischen und ethischen Opposition hatte, in welcher er sich gegen den berühmtesten Mann der vergangenen Periode der Julischen Zeit befand. Die Art und Weise aber, wie er in diesem Falle jener seiner Abneigung Luft macht, ist in keiner Weise zu billigen. „Suillius' Verurtheilung", sagt er, „erfolgte nicht ohne dem Seneka üble Nachrede zu machen." Die erste Frage ist doch hier: von welcher Seite kam diese üble Nachrede, diese Gehässigkeit (invidia)? Offenbar doch nur von dem Anhange des Verurtheilten, denn an solchem Anhange fehlte es im damaligen Publikum Roms (in qua civitate numquam deest patronus

Kapitel 44.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß Oktavius Sagitta, ein Volkstribun, halb verrückt aus Liebe zu einer verheirateten Frau, der Pontia, dieselbe durch ungeheure Geschenke zum Ehebruche und zu dem Entschlusse, sich von ihrem Manne zu trennen, erkaufte, indem er ihr seinerseits die Ehe versprach und von ihr die Zusage ihrer Hand erhielt. Allein sobald die Frau ihres Gatten ledig war, begann sie die Sache hinzuzögern, sich auf den widerstrebenden Willen ihres Vaters zu berufen und, als sich ihr Aussicht auf einen reicheren Ehegemal zeigte, sich

---

pejoribus, wie Seneca de clem. XV. 1 sagt) dem Suillius nicht. Wer aber war dieser Verurtheilte? Es war, nach Tacitus eigenem Zeugnisse, ein Mann, „der den gerechten Haß vieler Menschen auf sich geladen hatte (multorum odia meritus), ein Nichtswürdiger, der bereits unter Kaiser Tiber's Regierung wegen niederträchtiger Rechtsfälschung mit der Relegation bestraft worden war (s. Tacit. Ann. IV, 31 u. das. meine Anmerkung S. 298), dann unter Claudius zurückgekehrt sich in dessen Gunst eingeschlichen und seinen übermächtigen Einfluß „nie zu etwas Gutem benutzt," sondern ihn zur Gelderwerbsquelle gemacht und sich schwer bereichert hatte, so daß selbst diejenigen, welche Tiber's früheres Verfahren gegen diesen Schurken „hart" gefunden hatten, später eingestanden, daß dasselbe gerecht gewesen sei und dem Kaiser zur Ehre gereicht habe. Dies Alles wissen wir durch Tacitus selbst (Ann. IV, 31). Wenn es nun auch wahr gewesen sein sollte, daß Seneca bei der Anklage gegen Suillius seine Hand im Spiele hatte, so können wir dies nur loben. Es galt, mit solchen Leuten, wie Suillius war, mit der Hinterlassenschaft einer schlimmen Zeit, gründlich aufzuräumen, und die feilen Werkzeuge der früheren Tyrannei und Grausamkeit für ihre zahlreichen Sünden zur Strafe zu ziehen unter einem Herrscher, dessen erste Regierungsperiode (das quinquennium Neronis), in welcher dieser Prozeß spielt, unter Seneca's oberleitendem Einflusse ein Muster guter Regierung war, und als solches noch von einem Trajan anerkannt wurde. (Aurel Victor Caesar. 5. Epit. 5.) Je frecher und trotziger der greise Sünder sein Haupt emporhielt, um desto nothiger war es, an ihm ein Beispiel der Gerechtigkeit zu statuiren. Ueberdies gehörte er offenkundig zu der dem Seneca und der neuen Aera feindlichen Partei, und die persönlichen Schandreden, die er im Kreise seiner Genossen gegen Seneca zu führen liebte, den er persönlich haßte, hätte Tacitus nicht berichten sollen ohne zugleich hinzuzusetzen, wie wenig Gewicht und Glaubwürdigkeit dieselben in dem Munde eines so bösartigen, frechen und verbrecherischen Schurken, wie Suillius notorisch war, verdienten. Daß er dies unterlassen, daß er ebensowenig sich darüber erklärt hat, wie ungerecht die wegen Suillius' Verurtheilung von dessen Spießgesellen gegen Seneka in Kurs gesetzte „üble Nachrede" war — das gehört zu jenem spezifischen Charakterzuge in Tacitus, zufolge dessen er in seiner Schwarzgalligkeit die Schuld auf sich geladen hat, sich — leider erfolgreich genug — sehr oft zum Verbreiter und Aufrechterhalter böswilliger tückischer Afterreden gegen bedeutende Menschen zu machen, wovon seine Geschichte Tiber's zahlreiche Beispiele liefert. So hier gegen Seneka,

von ihrem Versprechen loszusagen. Oktavius dagegen bestürmte sie bald mit Klagen, bald mit Drohungen, indem er geltend machte, daß er für sie seinen Ruf eingebüßt, sein Vermögen erschöpft habe, und schließlich sein Leben, das ihm allein noch übrig sei, in ihre Hand legte. Und da er keinen Eindruck machte, verlangte er nur noch eine einzige Nacht, mit der Versicherung, nach dem Genusse derselben wolle er sich inskünftige in seinen Ansprüchen mäßigen. Die Nacht wird festgesetzt, und Pontia vertraut einer mitwissenden Dienerin die Bewachung des Schlafzimmers an. Oktavius, von einem einzigen Freigelassenen begleitet, betritt mit einem unter dem Gewande verborgenen Dolche das Gemach. Dann, wie das bei Liebe und Zornesleidenschaft zu sein pflegt, kommt es zu Scenen des Zanks, des Bittens, der Vorwürfe, der Versöhnung, und ein Theil der finsteren Nachtstunden wurde dem Wollustgenusse geweiht. Von Aufregung in Folge desselben durchflammt, durchbohrt er die nichts fürchtende mit dem Dolche, schreckt die zur Hülfe herbeieilende Dienerin durch eine ihr versetzte Wunde zurück, und stürzt aus dem Schlafgemache in's Freie. Am folgenden Tage ward der Mord entdeckt, der Mörder nicht zweifelhaft, denn er wurde überführt, bei der Ermordeten die Nacht zugebracht zu haben. Allein der Freigelassene nahm die That in seiner Aussage auf sich: er habe den seinem Patron angethanen Schimpf gerächt. Und er hatte bereits durch die Großartigkeit solchen Beispiels von Hingebung den und jenen bestimmt, ihm Glauben zu schenken, bis endlich die von ihrer Verwundung hergestellte Dienerin die Wahrheit an den Tag brachte. In Folge dessen wurde er (Oktavius) von dem Vater der Ermordeten bei den Konsuln belangt, und, nachdem er von seinem Tribunate abgetreten war, durch den Spruch des Senats, und zwar nach dem Gesetze „über Meuchelmörder", verurtheilt.[107])

dessen angebliches Buhlerverhältniß mit Germanikus Schwester Julia (s. oben XII. 8. Anmerk. 14) lediglich auf dem böswilligen Klatschgerede des Suillius beruht, der in Seneka den in Spanien geborenen Emporkömmling, den reichen Premierminister und Günstling Nero's, den stubengelehrten Litteraten eben so verachtete, als haßte und beneidete. Suillius' Verurtheilung war eben so gerecht, als seine Strafe verhältnißmäßig milde. Was endlich Seneka's Reichthum betrifft, der von Hause aus sehr begütert von seinem Zöglinge Nero allerdings vielfache Geschenke erhalten hatte, so ist die darüber entstandene neidische Verläumdung, von welcher wir oben eine Anspielung gelesen haben (s. oben Kap. 18), in der damaligen römischen Gesellschaft nur allzuerklärlich.

[107]) Wenn man sich der hochmüthigen Art und Weise erinnert, in welcher oben (Kap. 31) Tacitus, mit verächtlichem Seitenblicke auf andere historische Schriftsteller,

Ihren Ruf schonte sie niemals. Sie machte kaum Unterschied zwischen ihren Ehemännern und ihren Galans, und ohne selbst eigener Leidenschaft oder einer fremden unterworfen zu sein, wechselte sie mit ihren Liebhabern je nachdem sich ihr dabei Vortheil bot. So geschah es denn auch, daß während sie in der Ehe mit Rufius Crispinus, einem römischen Ritter, lebte, von dem sie einen Sohn geboren hatte, Otho ihre Gunst gewann durch seine Jugend, seinen verschwenderischen Aufwand und dadurch, daß er für den allerintimsten Busenfreund Nero's galt. Es dauerte nicht lange, so folgte auf das ehebrecherische Verhältniß die Verheiratung.[109])

Kapitel 46.

Otho begann jetzt die Schönheit und Eleganz seiner Frau in seinen Unterhaltungen mit dem Kaiser herauszustreichen, sei es, daß die Liebe ihn unvorsichtig machte, oder daß es in seiner Absicht lag, ihn zu reizen und den beiderseitigen Besitz ein und derselben Frau zu einem Bande zu machen, das seinen Einfluß noch verstärken müßte. Oft hörte man ihn, wenn er von der Tafel des Kaisers aufstand, sagen: „jetzt gehe er hin zu ihr, die ihm allein gehöre, zu ihr, deren Adel und Schönheit der Gegenstand der Wünsche aller, und die Seligkeitswonne der Beglückten sei." Diese und ähnliche Reizmittel entbehrten denn auch nicht lange ihres Erfolges, sondern Nero ließ sich bei ihr einführen, ward angenommen, und nun wußte sich Poppaea zunächst durch die Künste ihrer schmeichlerischen Koketterie in seiner Gunst festzusetzen, indem sie sich stellte, als ob sie von Leidenschaft überwältigt und von Nero's Schönheit bezaubert sei. Dann, als des Fürsten verliebte Leidenschaft bereits entzündet war, spielte sie die Stolze, wenn er sie über eine oder zwei Nächte bei sich zu behalten verlangte: „sie sei eine verheiratete Frau," sagte sie, „und nicht in der Lage, ihre Eheverbindung aufgeben zu können, da sie an Otho gefesselt sei durch seine Art der Lebensführung, in der es ihm Keiner gleich thue. Otho sei in Sinnes- und Lebensweise großartig, in seinem Hause sehe sie, was der höchsten Höhe des Daseins würdig sei. Nero dagegen habe durch seine Hingebung an eine Magd und seinen gewohnheitsmäßigen Verkehr mit einer Person

[109]) Nach einer anderen Version (Tacit. Hist. I. 13, Sueton Otho 12; Dio Cass. 61, 11, vgl. Plutarch. Galba 19) war es nur eine Scheinheirath. Siehe darüber: Agrippina S. 200—201.

wie Acte aus solcher Sklavenehe nichts als Niedrigkeit und Gemeinheit gewonnen." Von da ab wird Otho von der gewohnten Intimität, bald auch von dem persönlichen Verkehr und dem Gefolge des Kaisers ausgeschlossen, und schließlich, damit er nicht in der Stadt den Nebenbuhler mache, zum Statthalter der Provinz Lusitanien ernannt, woselbst er bis zum Beginne des Bürgerkrieges sich nicht seiner früheren Verrufenheit entsprechend, sondern ehrenhaft und tadellos aufführte, als ein Mann, der, ausgelassen als Privatmann, im Amte über Erwarten Selbstbeherrschung zu üben verstand.

Kapitel 47.

Soweit ging Nero in seinem Bestreben, für seine sinnlichen Schandthaten und Verbrechen Verhüllungen ausfindig zu machen.[110]) Gegenstand seiner Besorgnisse war vor allen Cornelius Sulla, dessen natürlich schlaffes Wesen er für Verstellung hielt und als verschmitzte Heuchelei auslegte. Diese seine Furcht wußte Graptus, einer der kaiserlichen Freigelassenen, der aus Erfahrung eines langen Lebens von Tiberius' Zeiten her alle Geheimnisse des Kaiserhauses genau kannte, durch folgende lügnerische Erfindung zu steigern: Die Mulvische Brücke war in damaliger Zeit der vielbesuchte Ort nächtlicher Lustschwärmerei, und auch Nero pflegte häufig dorthin zu kommen, um außerhalb der Stadt ungebunden seine Ausgelassenheit treiben zu können. So erdichtet denn Graptus das Märchen: man habe dem Nero auf seinem Rückwege verlängs der Via Flamina einen Hinterhalt gelegt, dem derselbe nur durch den glücklichen Zufall entgangen sei, daß er auf einem Seitenwege durch die Sallustischen Gärten seinen Heimweg genommen habe, und daß der Anstifter des Anschlages Sulla sei — dies alles auf Grund des zufälligen Umstandes, daß ein paar Individuen in jugendlicher Ausgelassen-

[110]) Wir sind noch mitten in dem Quinquennium Nero's, in der Zeit seiner trefflichen Regierung (s. d. Anmerk. 106, Seite 134), in der von „sinnlichen Schandthaten" (flagitia) und „Lastern" des jungen Regenten noch so gut wie gar nicht die Rede gewesen ist. Denn an dem Tode seines Adoptivvaters war er eben so wenig als an dem seines Bruders schuldig. Die Beurtheilung seines Verhaltens in der erzählten Liebesintrigue, d. h. seiner Entfernung des Nebenbuhlers durch einen Ehrenposten in einer entlegenen Provinz — in welche derselbe jedoch erst ein Jahr später, nach dem Tode Agrippina's abging — erscheint daher offenbar zu hart. Nero war von Natur nicht schlecht und lasterhaft; er wurde es erst nach der Ermordung seiner Mutter.

heit, wie sie damals verschiedentlich ausgeübt wurde, der zurückkehrenden Dienerschaft des Kaisers einen leeren Schrecken eingejagt hatten. Nun war unter denselben kein einziger von den Sklaven oder Klienten Sulla's erkannt worden, und vor allen Dingen stand das verachtete und keines kühnen Streiches fähige Wesen des Mannes im Widerspruche mit solcher Anschuldigung; trotzdem aber erhält er, als wäre er überführt worden, die Weisung, die Heimath zu verlassen und innerhalb des Mauerringes von Massilia zu leben.[111])

Kapitel 48.

In demselben Konsulatsjahre wurde auch den Abgeordneten von Puteoli Audienz gewährt, welche der dortige städtische Senat auf der einen und die Volksgemeinde auf der andern entgegengesetzten Seite an den Senat von Rom gesendet hatten, jener, um über die Gewaltthätigkeit der Volksmasse, diese, um über die Habsucht des Magistrats und aller Aristokraten Klage zu führen. Die Spaltung war bereits bis zu Steinwürfen und Branddrohungen vorgeschritten, und, um zu verhindern, daß es zu Waffengewalt und Blutvergießen komme, ward Cajus Cassius[112]) beauftragt, die Ruhe herzustellen. Allein sein strenges Einschreiten ward den Puteolinern unerträglich, und so ward auf sein eigenes Ansuchen seine Aufgabe den beiden Brüdern Scribonius[113]) übertragen und denselben eine Prätorianerkohorte beigegeben, wo denn die Furcht vor der letzteren und die Hinrichtung einiger wenigen den Frieden in der Einwohnerschaft wiederherstellte.

---

[111]) Dieser Sulla war Schwiegersohn des Claudius und eben deßhalb Gegenstand der Furcht Nero's. (S. Sueton Claud. 27, oben Ann. XIII. 21 u. 23.) Später ließ ihn Nero hinrichten s. unten XIV. 57. Es ist bemerkenswerth, daß außer Tacitus kein anderer Schriftsteller dieses Ereignisses Erwähnung thut. Daß Sulla ohne Untersuchung, ohne Urtheil und Recht relegirt worden sein sollte, ist schwer glaublich für diese Periode von Nero's Regierung. Auch sagt Tacitus nicht, von wem die Relegation verhängt ward, ob durch einen bloßen kaiserlichen Kabinetsbefehl, oder durch Urtheil des Senats, des allein zuständigen Richters für einen Senator und Konsularen.

[112]) ein berühmter Jurist (s. oben XII. 11). Er gehörte zu den „kleinen Catonen und Bewunderern des Brutus und Cassius" (wie Thrasea, Helvidius Priskus u. a.) und war wie sie von doktrinärer Härte. S. Holzmann Neut. Zeitgesch. II. S. 334.

[113]) Sie wurden später die Opfer von Nero's Grausamkeit. S. Nipperdey.

Kapitel 49.

Nicht erwähnen würde ich hier einen Senatsbeschluß gewöhnlichster Art, welcher der Bürgerschaft von Syrakus gestattete, die gesetzlich bestimmte Anzahl der Kämpfer bei Veranstaltung eines Gladiatorenspiels zu überschreiten,[114]) wenn nicht Paetus Thrasea dagegen gesprochen und dadurch seinen Feinden Anlaß gegeben hätte, sein Votum anzugreifen. „Warum," so fragten sie nämlich, „greife er, wenn er der Ansicht sei, daß der Senat nicht genügende Freiheit der Discussion öffentlicher Angelegenheiten besitze, so unbedeutende Dinge an? Da solle er doch lieber, wenn es sich um Krieg oder Frieden, um Finanzmaßregeln, um Gesetze und andere für den römischen Staat wesentliche Dinge handele, mit seinem rednerischen Für oder Wider heraustreten! Stehe es doch jedem Senator frei, so oft er das Wort zur Abgabe seines Votums erhalte, daneben einen beliebigen andern Antrag zu stellen, und zu fordern, daß derselbe auf die Tagesordnung gesetzt werde. Oder sei das etwa allein, was einer Verbesserung bedürfe, daß man in Syrakus mit zu großem Aufwande Schauspiele gebe? und sei denn alles Andere im Reiche in allen Beziehungen ganz so vortrefflich beschaffen, als ob nicht Nero, sondern Thrasea darüber das Regiment führe? Wenn man so das Allerwichtigste mit heuchlerischem Schweigen passiren lasse, um wie viel mehr habe man da Ursache von Nichtigkeiten die Hand zu lassen." [115]) Thrasea dagegen erwiderte seinen Freunden, die den Grund seines Verhaltens zu wissen verlangten: „er stelle seine Amendements zu solcherart Beschlüssen nicht, weil er in Unwissenheit über die gegenwärtigen Zustände sei, sondern er thue es zur Ehre des Senats, damit aller Welt klar werde, daß seine Mitglieder, da sie selbst den geringsten Dingen ihre Beachtung zuwendeten, auch ihre Aufmerksamkeit bei den wichtigsten Gegenständen nicht verleugnen würden." [116])

---

[114]) Sowohl Augustus als Tiberius hatten die bei diesem Lustmordspiele eingerissene Verschwendung an Geld und Menschenblut durch Verordnungen beschränkt.

[115]) Diejenigen, welche — natürlich ingeheim! — solche Reden führten, oder vielmehr die Tacitus so sprechen läßt, vergessen wieder einmal die eine begründete Thatsache: daß das römische Reich niemals weiser und besser regiert wurde als gerade in dieser Periode von Nero's Regimente! S. d. Anmerk. 106, Seite 134.

[116]) Wenn ich diese etwas geschraubte Erklärung Thrasea's richtig verstehe, so enthält dieselbe ein glänzendes Zeugniß für die Tüchtigkeit der Regierung Nero's unter Seneka's und Burrus' Ministerium, denn sie wäre abgeschmackt und inhaltlos, wenn bisher wichtige Regierungs- und Finanzmaßregeln, Gesetze, Kriegs- und Friedens-

Kapitel 50.

In demselben Jahre zog Nero bei den sich häufenden dringenden Bittgesuchen des Volkes, welches über die maßlose Plusmacherei der Staatspächter bittere Klage führte, die Frage in Erwägung: ob er nicht die Aufhebung sämmtlicher Zölle (vectigalia) anbefehlen, und damit dem Menschengeschlechte das schönste Geschenk machen solle. Allein diesen seinen ungestümen Anlauf[117]) der Empfindung hemmten die Senatoren, indem sie, nachdem sie vorher seiner Großherzigkeit warmes Lob gespendet hatten, ihm vorstellig machten, daß es zur Auflösung des Reiches führen müsse, wenn die Einkünfte (fructus), auf welchen der Staat basire, verringert würden. Hebe man nämlich die Grenzsteuerzölle (portoria) auf, so werde das Nächste sein, daß die Abschaffung der direkten Abgaben (tributorum) gefordert würde. Sehr viele Zollpachtgesellschaften seien von Konsuln und Volkstribunen eingerichtet worden zu einer Zeit, wo die Freiheit des römischen Volkes noch in voller Kraft war. Bei den übrigen Steuern habe man späterhin sein Augenmerk darauf gerichtet gehabt, daß die Rechnung der Staatseinkünfte die nothwendigen Ausgabenansprüche decke. Was allerdings Noth thue, sei die Zügelung der habsüchtigen Begierden der Zollpächter, damit nicht die Steuerlasten, die man so viele Jahre lang ohne Klage getragen habe, der Regierung Haß zuzögen.

Kapitel 51.

In Folge dessen erging ein Edikt des Kaisers: „daß die gesetzlichen Bestimmungen über die Erhebung jeglicher Staatssteuer, die bis dahin geheim gehalten worden waren, öffentlich bekannt gemacht werden sollten; ferner, daß die Staatszollpächter die uneingefordert gelassenen Steuern nach Verlauf eines Jahres über den Fälligkeitstermin nicht mehr sollten

---

beschlüsse unter Nero vorgekommen wären, gegen die der Senat — wenn er dieselben für schädlich hielt — hätte opponiren müssen. Und so besagt Thrasea's Erklärung über seine Opposition gegen einen höchst unbedeutenden Senatsbeschluß nur, daß es bisher zu einer Opposition gegen wichtige Staatsmaßregeln keine Gelegenheit gegeben habe, und daß er diesmal nur deßhalb opponirt habe, damit das Publikum sähe, daß der Senat wachsam sei.

[117]) Denselben Ausdruck (impetus) braucht Seneca von seinem jungen Zöglinge Nero, wenn er (de clementia II. 2) ihm zuruft, daß die Neigung das Gute zu thun, die jetzt noch aus Naturell und lebhafter Empfindung hervorgehe, zu bewußtem und überlegtem Handeln werden müsse (ut, quod nunc naturae et impetus est, fiat iudicium.)

einfordern dürfen; daß zu Rom der Prätor, in den Provinzen die Prokonsuln in Klagefällen gegen die Zollpächter außer der Reihe [118]) sofort Recht sprechen sollten; daß den Soldaten ihre Steuerfreiheit bewahrt bleiben solle, außer bei denjenigen Gegenständen, mit welchen sie Handel treiben," — und so noch andere überaus billige Bestimmungen, die eine kurze Zeit lang gehalten und dann umgangen wurden. Doch besteht noch heute in Kraft die Abschaffung des „Vierzigsten" und des „Fünfzigsten" und gewisser anderer Abgabenposten, deren Namen die Zollpächter für ihre ungesetzlichen Anforderungen erfunden hatten. In den überseeischen Provinzen wurden die Abgaben, welche die Getreidezufuhr nach Rom belasteten, ermäßigt, und es wurde gesetzlich bestimmt, „daß die Transportschiffe nicht bei der Vermögenssteuer der Provinzialhändler mit veranschlagt und sie keine Steuer für dieselben zu entrichten haben sollten." [119])

---

[118]) Während alle übrigen Prozesse in der Reihenfolge behandelt und entschieden wurden, in welcher sie anhängig gemacht worden waren, sollten die Steuerklagen der Unterthanen gegen die Steuerpächter allen vorangehen.

[119]) Mit Recht beklagt Merivale (VI. p. 300) die in diesem Berichte des Tacitus über eine der wichtigsten Finanzreformen herrschende „Dunkelheit oder Verwirrung", die uns, wie er hinzusetzt, an einem einzelnen Beispiele zeigen kann, „auf wie wenig klare Bestimmtheit in solchen Dingen wir bei dem Meister erzählender Malerei zu rechnen haben!" Merivale's Kritik dieser beiden Kapitel (50 u. 51) ist sehr beachtenswerth. „Bei Tacitus' Darstellung, sagt er, entsteht die Frage: ob die Steuern, mit deren Erlaß Nero „dem menschlichen Geschlechte ein Geschenk zu machen" beabsichtigte, solche waren, die im gesammten Römerreiche galten, oder ob sie sich lediglich nur auf solche Abgaben beziehen, welche die herrschende Klasse der Bürger betrafen. Unzweifelhaft scheint auf den ersten Blick das erstere gemeint zu sein, und so haben es denn auch alle Kritiker, Historiker und Schriftsteller über römisches Finanzwesen verstanden. Allein in der Taciteischen Stelle kommen Worte vor, welche meiner Ansicht nach Nero's Maßregel lediglich auf die römischen Bürger beschränken, auf die Klasse, für welche, zufolge von Ansichten, die damals noch nicht ihre Kraft verloren hatten, die unterworfenen Rassen des Reiches rücksichtslos und erbarmungslos zu arbeiten hatten. Die Abschaffung des ganzen Systems indirekter Besteuerung für das gesammte Reich müßte in der That als der Gedanke eines Verrückten erscheinen. Sie hätte überdieß nur ausgeführt werden können neben einer unermeßlichen Erhöhung der direkten Abgaben, wie der Grundsteuer, Kopfsteuer und Eigenthumssteuer, zu einer Zeit, wo der Staat bereits allen Anspruch auf absoluten Nießbrauch und Besitz seiner eroberten Ländereien aufgegeben hatte. Aber eine solche Erhöhung war, wie es scheint, keineswegs in Aussicht genommen. Eben so wenig ist hinwiederum die Aufstellung eines solchen Freihandelssystems, vermittelst der Abschaffung aller Auflagen auf Handel und Wandel zwischen Land und Land, in Uebereinstimmung mit dem Geiste der Zeit

Servius S. 69. Freund des Macrobius S. 183, 192.
Sextius S. 84.
Sigisbertus S. 219.
Sillig S. 101.
Simplicius Urtheil über das Buch „de mundo" S. 168.
Soranus S. 76.
Sotion der Pythagoräer S. 81. bei Gellius S. 129.
Sprachgebrauch, Neuerungen des Aristoteles in demselben von Boethius erwähnt S. 229.
Sprachbemerkungen, gute, bei Boethius S. 217.
Sprengel S. 155.
Speusippus S. 80. Sein biographisches Werk über Platon kannte Appulejus S. 138.
Stasea v. Neapolis S. 19.
Stoiker, erste in Rom S. 12. nicht geachtet von dem Boethius S. 204. 220. Stoiker unter Augustus Nachfolgern S. 71 fg.
Stobaeus S. 167.
Strabon seine Darstellung von den Schicksalen der Aristotelischen Schriften S. 50.
Straton S. 80. Ueber die Erdbeben bei Seneca S. 94.
Sulla S. 25. 26. schafft Appellicons Bibliothek nach Rom S. 27.
Symmachus Lehrer des Boethius S. 197.
Synonymik latein. Wörter bei Boethius S. 228.
Syrianus bei Boethius S. 215.

T.

Tacitus S. 73. 76.
Taprobane S. 173.
Taurus. Uebersetzer des Gorgias S. 129.
Tertullianus erwähnt den Cratippus ehrenvoll S. 20.
Testamentum Varronis S. 59.
Themiso S. 148.
Themistius. Ihn übersetzte Vegetius Practextatus S. 209. Er nennt den Archytas einen Falsarius S. 219.
Theodectes bei Quintilian S. 141.
Theoderich's Brief S. 214.
Theologumena des Aristoteles S. 183.
Theophrastus Schriften dem Cicero bekannt S. 14. 42 fg. Vervollständigt die Doktrinen seines Lehrers S. 44. metaphysische Schriften von Cic. gekannt S. 80. Bei Seneca S. 85, 89, 93, 94. Bei Plinius dem älteren S. 102. Bei Quintilian S. 141. Bei Appulejus S. 145, 153, 161, 170, 197. Bei Boethius S. 226. 232.
Thomas v. Aquino. Seine Erwähnung von Aristotelischen Uebersetzungen und Erklärungen wie anzusehen S. 219.
Thrasea Paetus S. 73.
Thule S. 176.
Trogus Pompejus S. 100.
Tyrannion. Seine Benutzung der Aristotelischen Handschriften S. 28. Freundschaft mit Cicero S. 31.

Kapitel 52.

In zwei von der Provinz Afrika erhobenen Anklagen wider Sulpicius Camerinus und Pompejus Silvanus, welche daselbst als Prokonsuln gewaltet hatten, bewirkte der Kaiser die Freisprechung.[120]) Den Camerinus hatten nur einige wenige Privatpersonen angeschuldigt, deren Anklagen mehr auf seine Härte, als auf genommene Gelder lauteten. Den Silvanus hatte eine große Menge von Anklägern umringt, welche Frist zur Herbeirufung von Zeugen forderte; der Angeklagte verlangte, sich sofort vertheidigen zu können, und setzte seine Forderung durch, da er ein schwer reicher kinderloser und sehr alter Mann war, der trotzdem diejenigen überlebte, durch deren erbschleicherische Bemühungen er der Verurtheilung entgangen war.

---

und den Lieblingsideen des Alterthums, welche weit ablagen von der Realisirung der Rechtsgleichheit für alle Menschen." Nachdem M. dann gezeigt hat, daß die dahinlautenden Gemeinplätze, wie wir sie gelegentlich hier und da in Seneka's philosophischen Schriften lesen, gar keine praktische Bedeutung für den Staatsmann Seneka hatten, fährt er fort: „Es erscheint demnach als eine Unmöglichkeit, anzunehmen, daß Nero es auf eine Aufhebung aller Steuerabgaben im ganzen Reiche abgesehen gehabt habe. Ich bin geneigt den Gedanken seines Steuererlasses zu beschränken auf solche Steuern, welche die römischen Bürger in Italien und den Kolonien für Genußgegenstände und Handelsgeschäfte zu zahlen hatten. Solch ein Erlaß hatte eine klare Analogie für sich: von der Zeit der Eroberung Macedoniens an war die Grundsteuer den röm. Bürgern erlassen worden, obschon der Census oder die Eigenthumssteuer von beweglichem Vermögen, welche gleichfalls den verhaßten Namen Tribut führte, weiter auf ihnen fortlastete. Allein der Volkstribun Metellus Nepos hatte die indirekte Steuer der Zölle und Abgaben in Italien abgeschafft, und die Bürger hatten die Wiederauflage dieser Lasten durch Jul. Caesar und die Beibehaltung derselben unter den Triumvirn und den späteren Kaisern sehr übel aufgenommen. Es ist daher sehr glaublich, daß der junge nach Impulsen handelnde Nero es als eine des Nachfolgers der Volkstribunen würdige Aufgabe ansehen mochte, die auf der begünstigten Kaste lastende Abgabe wieder abzuschaffen. Und soweit ging wahrscheinlich die Tragweite seiner Liberalität. Der Posaunenstoß „Geschenk für das Menschengeschlecht" war eine Bravade entweder des unwissenden Fürsten, oder ein inkorrekter Ausdruck des Geschichtsschreibers."

[120]) Bei Tacitus heißt es wörtlich: „Der Kaiser sprach sie frei" (absolvit); aber Ryperdey bemerkt mit Recht, daß dies nur des Kaisers Fürsprache im Senate bedeuten kann, der der ordentliche gesetzliche Richter der Angeklagten war. Es fehlt nicht an andern Beispielen, wo Tacitus' Ausdrucksweise ein persönliches alleiniges Handeln der Kaiser in Fällen angiebt, wo sie nur mit dem Senate gemeinsam handelten, anordneten und befahlen.

Kapitel 53.

In Germanien war es die Zeit her[121]) ruhig gewesen in Folge der Haltung unserer dort kommandirenden Heerführer, welche bei der alltäglich gewordenen Verleihung der Triumphehrenzeichen[122]) größere Ehre von der Erhaltung des Friedens hofften. Paulinus Pompejus und Lucius Vetus kommandirten damals dort unsere Heeresmächte.[123]) Um jedoch die Soldaten nicht müßig gehen zu lassen, vollendete der erstere den dreiundsechszig Jahre früher von Drusus gegen die Rheinüberschwemmungen begonnenen Dammbau, während Vetus Anstalten traf, die Mosel und den Araris (die Saône) durch einen Kanal zu verbinden, damit die Lebensbedürfnisse, die zur See und dann die Rhone und Saône aufwärts herangefahren wurden, weiter durch die Mosel zum Rhein und demnächst in den Ocean (Nordsee) gelangen, und auf diese Weise nach Beseitigung der Transportschwierigkeiten die Küsten des Abendlandes und des Nordens mit einander in Schiffsverkehr treten könnten. Die Mißgunst des Aelius Gracilis, Legaten von Belgien, vereitelte dies Unternehmen. Derselbe warnte den Vetus: er solle sich in Acht nehmen seine Legionen in eine fremde Provinz zu bringen und sich in Gallien beliebt zu machen, „denn dergleichen," sagte er, „sei Gegenstand argwöhnischer Besorgniß für den Kaiser," — eine Rücksicht, durch welche meistens wohlgemeinte Unternehmungen verhindert worden.

Kapitel 54.

Indessen bildete sich durch die fortdauernde Unthätigkeit der Heere das Gerücht: es sei den Legaten das Recht genommen, dieselben gegen den Feind zu führen. Daraufhin rückten die Friesen, — die wehrhafte Jugend über Waldgebirge oder Sümpfe, die waffenunfähigen Alten und Kinder über die Seen, — an das Rheinufer vor, und ließen sich dort auf den herrenlosen und der Benutzung unserer Soldaten vorbehaltenen[123a]) Ländereien nieder. Die Anstifter dieses Unternehmens

---

[121]) D. h. seit den letzten sieben bis acht Jahren. S. oben XII. 28.

[122]) Kaiser Claudius hatte, wie Sueton Claud. 24 berichtet, in der Verleihung dieser Art von Ordenszeichen für kriegerische Erfolge zuviel gethan.

[123]) Der zuerst genannte, Seneka's Schwiegervater, kommandirte das Heer in Untergermanien, Vetus (s. XIII. 11) das obergermanische.

[123a]) Es waren, wie wir aus dem folgenden Kapitel ersehen, Acker und Weideländer, auf denen die Soldaten ihre Heerden an großem und kleinem Vieh und ihre Zugthiere und Pferde weideten.

waren Verritus und Malorix, die damaligen Regierer dieser Nation — wenn man überhaupt bei den Germanen von Regiertwerden reden kann. So hatten sie denn Wohnhäuser erbaut, die Felder besäet, und behandelten bereits das Land wie ihr väterlich ererbtes, als Dubius Avitus, welchem Paulinus die Provinz übergeben hatte, durch drohendes Hinweisen auf die Machtgewalt der Römer, wenn die Frisen nicht in ihr altes Gebiet zurückkehrten oder einen neuen Wohnsitz sich vom Kaiser erbäten, den Verritus und Malorix dahin brachte, eine solche Bittgesandtschaft zu übernehmen. So reisten sie denn nach Rom, und während sie auf Audienz bei dem mit anderen Regierungssorgen beschäftigten Nero warteten, besuchten sie unter den anderen Merkwürdigkeiten, die man den Fremden zu zeigen pflegt, auch das Pompejustheater, das ihnen die Größe des Volkes veranschaulichen sollte. Während sie nun dort müßig sitzend — denn die Schauspielvorstellungen, die sie nicht verstanden, machten ihnen kein Vergnügen — über die Sitzplätze des Zuschauerraumes, die Abtheilungen für die verschiedenen Stände, wo die Ritter, wo der Senat sitze, sich erkundigten, bemerkten sie mehrere Personen in ausländischer Tracht auf den Sitzen der Senatoren.[124]) Und als sie auf ihre Frage: wer die seien? vernommen hatten, diese Ehrenauszeichnung sei den Gesandten derjenigen Völkerschaften verliehen, welche durch ihre Tapferkeit und durch ihre Freundschaft mit Rom sich auszeichneten, da stiegen sie mit dem lauten Rufe: „keine sterblichen Menschen ständen an Waffenthaten oder Zuverlässigkeit den Germanen voran," von ihren Plätzen hinab und setzten sich unter den Senatoren nieder. Das wurde von den Zuschauern wohlgefällig aufgenommen, weil man darin einen nachahmungswerthen Zug altväterischer Aufwallung zu sehen meinte. Nero beschenkte beide mit dem römischen Bürgerrecht, hieß aber die Frisen die (von ihnen eingenommenen) Landstriche räumen; und da sie sich an den Befehl nicht kehrten, wurde ihnen plötzlich ein Korps Bundesreiterei über den Hals geschickt, welches sie zum Gehorsam

---

124) Die Senatoren hatten ihre Plätze auf den untersten Sitzreihen der Orchestra, die Ritter saßen auf den vierzehn demnächst folgenden. — Das hier erwähnte Pompejustheater, dessen Brand und Wiederaufbau Tacitus früher (Ann. III. 72. VI. 45) erwähnt hat, war das größte aller damaligen römischen Theater, und faßte nach Plinius (Nat. hist. 36, 115) vierzigtausend Menschen. Heute sind kaum noch Spuren des ungeheuren Baues vorhanden in der Nähe des Halbkreisplatzes von S. Maria di Grotta pinta.

nöthigte, nachdem die, welche hartnäckigen Widerstand leisteten, niedergehauen oder gefangen genommen worden waren.

Kapitel 55.

Dieselben Landstriche nahmen die Apsivarier in Besitz, eine Völkerschaft, die nicht nur durch ihre eigene Anzahl stärker war, sondern auch noch das Mitleid der angrenzenden Völker für sich hatte, weil sie von den Chauken aus ihren Sitzen vertrieben, und heimatlos nur die Gewährung eines unangefochtenen Exils erbat. Ihren Fürsprecher machte ein bei jenen Volksstämmen hochgefeierter und auch uns treu ergebener Mann Namens Bojokalus, welcher sich darauf berief, daß er bei dem Cheruskischen Aufstande auf Arminius' Befehl in Ketten geworfen worden, später unter Tiberius und Germanikus gedient habe, und dieser seiner fünfzigjährigen Ergebenheit jetzt auch noch den Dienst hinzufüge, daß er sein Volk unserer Oberherrlichkeit unterwerfe: Es liege ja noch immer ein großer Theil Land brach, wohin seiner Zeit das Kleinvieh und die Heerden der Soldaten herüber gebracht werden könnten. Möge man immerhin Zufluchtsorte für die Heerden unter hungernden Menschen bewahren, nur möge man nicht so weit gehen, lieber Oede und Menschenverlassenheit haben zu wollen, als befreundete Völker. Diese Ländereien seien vor Zeiten Eigenthum der Chamaver, dann der Tubanten und später der Usiper gewesen. Wie der Himmel den Göttern, so sei die Erde dem Menschengeschlechte gegeben, und was davon unbesetzt sei, das könne jeder in Benutzung nehmen. Dann zur Sonne aufblickend und die übrigen Gestirne anrufend, fragte er sie, als ob sie ihn vernähmen: ob es ihr Wille sei, auf unbenutzten Erdboden herabzublicken? Lieber möchten sie das Meer sich ergießen lassen wider die Räuber des Erdbodens!

Kapitel 56.

Gerührt[125]) durch diese Worte, versetzte Avitus: „Man müsse sich eben den Befehlen der Besseren[126]) fügen; das sei nun einmal der Wille der Götter, die sie anriefen, daß die Römer allezeit darüber zu entscheiden haben sollten, was sie geben, was sie nehmen wollten, und daß

[125]) „Seine Rührung zeigt sich darin, daß er die Ampsivarier durch Gründe zu bewegen sucht, sich in das Unvermeidliche zu fügen." Nipperdey.

[126]) D. h. der von Natur höheren und stärkeren.

sie keinen andern Richter als sich selbst zu dulden hätten." Diese Antwort gab er den Ampsivariern insgemein. Dem Bojokalus persönlich aber erbot er sich, in Berücksichtigung seiner Freundschaft Land einzuräumen. Der aber wies dies Anerbieten als einen Verrätherlohn von sich, und fügte hinzu: „Zum Leben kann uns Erde fehlen, aber nicht, um darauf zu sterben." Und so schied man beiderseits in feindlicher Stimmung von einander. Jene forderten die Brukterer, die Tenkterer und noch ferner wohnende Völkerschaften zur Theilnahme am Kriege auf. Avitus schrieb an Curtilius Mancia, den Legaten des obergermanischen Heeres: er solle über den Rhein gehen und mit einem Angriff im Rücken drohen; er selbst führte seine Legionen in das Gebiet der Tenkterer und drohte ihnen mit Vernichtung, wenn sie nicht ihre Sache von der der Ampsivarier trennten. Sie traten zurück, und in Folge dessen ließen sich die Brukterer gleichfalls schrecken. Und da nun auch die übrigen Völkerschaften es aufgaben, sich an fremden Gefahren zu betheiligen, wich das alleingelassene Ampsivarervolk zu den Usipern und Tubanten zurück. Aus deren Lande vertrieben, zogen sie zu den Katten, dann zu den Cheruskern, und im Verlaufe ihrer langen Irrfahrt als Gäste, bald als Bettler, bald als Feinde in fremdem Lande, wurde alle ihre noch übrige wehrhafte Mannschaft niedergemacht, die unwehrhaften Greise und Kinder als Beute vertheilt.[137])

Kapitel 57.

In demselben Sommer ward zwischen den Hermunduren und Katten eine große Entscheidungsschlacht geschlagen um die gewaltsame Besitznahme des salzreichen ihre Gebiete scheidenden Flusses, wobei neben der Neigung, alles mit Waffengewalt zu entscheiden, noch der alteingewurzelte religiöse Glaube in's Spiel kam, daß diese Gegenden vor allen dem Himmel nahe seien, und daß die Gebete der Menschen nirgends so nahe als dort von den Göttern vernommen würden. Daher wachse denn auch durch der Götter Gnade in jenem Flusse und in jenen Wäldern das Salz, welches dort nicht wie bei anderen Völkern durch Anspülung des Meeres nach Abtrocknung des Wassers gewonnen wird, sondern dadurch, daß man das Wasser über einen brennenden Holzstoß gießt, sich durch die Einwirkung der zwei entgegengesetzten Elemente, des Feuers

[137]) Doch existirte zu Kaiser Julian's Zeit noch ein Theil des gesammten Volkes als zu den Franken gehörig. S. Ammian Marcell. XX. 10.

und des Wassers, in fester Gestalt niederschlägt.[128]) Der Krieg selbst, der zum Vortheil für die Hermunduren ausfiel, wurde für die Katten vernichtend, weil beide Theile für den Fall des Sieges das feindlich gegenüberstehende Heer dem Mars und Merkur[129]) geweiht hatten, — ein Gelöbniß, durch welches Roß und Mann, kurz Alles was zur besiegten Partei gehört, der Vernichtung geweiht wird.

So wendeten sich denn die Drohungen unserer Feinde gegen sie selbst. Allein die Stadt der Ubier, unsere Bundesgenossin, wurde von einem unvermutheten Unglücksschlage getroffen. Es brachen nämlich aus der Erde Feuerflammen hervor, welche Landhäuser, Fluren, Weiler weit und breit ergriffen, ja selbst bis zu den Mauern der eben erst gegründeten Kolonienstadt[130]) drangen. Und zwar war nichts im Stande sie zu löschen, nicht fallende Regengüsse, nicht Flußwasser oder sonst eine andere Feuchtigkeit, bis einige Landleute, da sie kein anderes Mittel hatten, in der Verzweiflung über ihren Schaden aus der Ferne Steine in die Flammen warfen, dann als dieselben nicht weiter vordrangen näher an dieselben herangingen und sie mit Prügelschlägen und sonstigen Schlagwerkzeugen wie wilde Thiere zurücktrieben. Zuletzt warfen sie ihre vom Leibe gerissenen Kleidungsstücke darauf, und es ergab sich, daß je verschmutzter und vertragener sie waren, sie um so besser dazu dienten die Feuergluthen zu ersticken.[131])

Kapitel 58.

In demselben Jahre begab es sich, daß der Ruminalische Baum auf dem Comitium, welcher vor achthundertundvierzig Jahren Remus'

[128]) Ueber das Salz, seine Gewinnung, seinen Nutzen u. s. w. handelt von den alten Schriftstellern am ausführlichsten der ältere Plinius in seiner Naturgeschichte XXXI. 7—10, woselbst er auch der hier von Tacitus erwähnten Bereitung desselben „in Spanien, Gallien und Germanien" gedenkt. — „Der von Tacitus genannte Fluß ist die Werra, noch heute der Grenzfluß zwischen Thüringen und Hessen, an dem auch jetzt noch — in Salzungen — Salinen sind. Uebrigens ist nicht an Bereitung des Salzes aus dem Flusse selbst zu denken, sondern nur aus Quellen und Brunnen in der Nähe desselben; daher auch der Zusatz „in jenen Wäldern."" Ripperdey.

[129]) Ueber beide Gottheiten der Germanen s. Tacitus Germania 9.

[130]) S. oben XII. 27. Das im folgenden erzählte Brandunheil wurde durch Moorbrände herbeigeführt.

[131]) Ripperdey irrt, wenn er meint, daß den zuletztgenannten Mitteln „nur der Aberglaube eine Wirkung zugeschrieben habe". Das Ersticken solchen Gras- und Moorfeuers mittelst schmutziger Kleider, Decken, Häute u. s. w. ist ein sehr natürliches Mittel.

und Romulus' Kindheit beschattet hatte, mit todten Aesten und vertrocknendem Stamme abstarb, was für ein böses Vorzeichen gehalten wurde, bis er neue Sprößlinge treibend wieder auflebte.[132])

[132]) Von diesem heiligen Baume meldet uns Plinius nat. hist. XV, 18 (20), 77: „auf dem Forum selbst, und zwar auf dem Comitium, wird noch heute ein Feigenbaum fromm gepflegt (colitur), geheiligt durch dort eingeschlagene Blitze, mehr aber noch als Erinnerung an den Baum, welcher als Romulus und Remus Wärterin die Gründer des Reiches am Luperkal zuerst beschattete, und der Ruminalische geheißen ward, weil man unter ihm die Wölfin fand, wie sie den Säuglingen ihre Rumis — so nannte man damals die thierische Mutterbrust — darreichte, ein Wunder, das man (später) in Erz dort aufstellte; der Navische genannt, weil man glaubte, daß sich der Baum auf das Gebet des Auguru Attus Navius selbst auf das Comitium versetzt habe. Auch verdorret derselbe nie, ohne daß es eine üble Vorbedeutung wäre, und wird dann immer wieder von den Priestern sorgfältig neu gepflanzt."

Vierzehntes Buch.

(Jahr 59—62 nach Christi.)

Kapitel 1.

(Jahr 59 nach Christi.)

Unter dem Consulat des Cajus Vipstanus und Cajus Fontejus verschob Nero die lange im Schilde geführte Frevelthat nicht länger. Denn sein Wagemuth war erstarkt durch die lange Dauer[1]) seiner Regierung, und täglich wuchs seine glühende Liebe für Poppaea, welche ihrerseits keine Aussicht auf eine Eheverbindung mit ihm und auf seine Scheidung von Octavia vor sich sah, so lange Agrippina lebte, und die deshalb den Kaiser mit häufigen Anklagen, ja zuweilen auch mit Witzworten anging, und ihn einen „Bevormundeten" nannte, „der von fremden Geboten abhängig, nicht nur nöthig habe ein wirklicher Regent, sondern selbst nur ein freier Mann zu sein. Denn warum werde die Verheiratung mit ihr hingezögert? Sei es etwa ihre Schönheit und ihre triumphreichen Ahnen, die ihm mißfielen? oder ihre Fruchtbarkeit und ihr Wahrheitsmuth? Fürchte er, daß sie als seine Gattin wenigstens ihm über die Mißhandlung des Senats von Seiten seiner Mutter, über den Zorn des Volks gegen den Hochmuth und die Habsucht derselben die Augen öffnen möchte? Wenn denn Agrippina nur eine ihrem Sohne feindliche Schwiegertochter dulden könne, nun so möge man sie

[1]) Im Texte steht vetustate. Ich zweifele, ob außer Tacitus, der solche Ungewöhnlichkeiten liebt, irgend ein latein. Schriftsteller dies Wort gebraucht hat, um eine Regierungsdauer von nur vier Jahren zu bezeichnen. — Die lange geplante „Frevelthat" ist der Mord der Mutter.

für ihre Person zu ihrem Ehemanne Otho zurückkehren lassen. Nach jedem beliebigen Punkte der Erde wolle sie hingehen, wo sie die schmachvollen Zustände des Kaisers doch bloß zu hören, nicht in seine Gefahren verstrickt mit Augen zu sehen brauche!" Diesen und ähnlichen Aeußerungen, welche durch die Thränen und die Koketterie der Ehebrecherin tiefen Eindruck auf den Kaiser machten, trat Niemand entgegen, da alle insgesammt wünschten, den Machteinfluß der Mutter gebrochen zu sehen, und kein Mensch glaubte, daß der Haß des Sohnes sich bis zum Entschlusse des Mordes der Mutter verhärten werde.

Kapitel 2.

Cluvius berichtet: Agrippina sei aus glühender Begierde, ihre Machtstellung zu behaupten, so weit gegangen, daß sie Mittags, zur Zeit wenn Nero's Blut von Wein und Tafelgenüssen heiß wurde, sich mehrmals dem berauschten in vollem Putz und zur Blutschande bereit dargeboten habe; und als bereits die nächsten Umgebungen wollüstige Küsse und Liebkosungen als Vorspiele der verbrecherischen Unzucht bemerkten, da habe Seneka gegen die Verlockungen des Weibes seine Zuflucht zu einer Frau genommen und die Freigelassene Akte zu ihm geschickt, die aus Besorgniß für ihr eigenes Leben und für Nero's Ruf ihm hinterbringen mußte: der Incest sei bereits stadtbekannt in Folge der Reden seiner sich desselben berühmenden Mutter, und die Soldaten würden einen von solcher Ruchlosigkeit befleckten Kaiser nicht über sich dulden.[14]) Fabius Rustikus erzählt: nicht Agrippina, sondern Nero sei es gewesen, der Verlangen nach solchem Frevel gehegt, und es sei derselbe durch die List eben derselben Freigelassenen vereitelt worden. Allein das was Cluvius haben auch die anderen Schriftsteller berichtet, und die allgemeine Meinung neigt sich dahin, sei es nun, daß wirklich Agrippina einen so schauderhaften Gedanken gefaßt hat, oder sei es, daß die Beabsichtigung einer so unerhörten Unzuchtsverfündigung glaublicher erschien bei einer Frau, die schon in ihren Mädchenjahren mit Lepidus

[14]) Schon Voltaire, der überhaupt auf die durch Tacitus und Sueton überlieferten Uebertreibungen der Skandaltradition der römischen Kaisergeschichte zuerst aufmerksam gemacht hat, beleuchtet auch die hier vorliegende mit dem Lichte einer vernünftigen Kritik, und weist ihre innere und äußere Unwahrscheinlichkeit überzeugend nach. S. Le Pyrrhonisme de l'histoire. Chap. XIII. Oeuvres compl. ed. Paris 1826 Tom. XXXVI, p. 357—359.

in der Hoffnung auf den Thron Buhlschaft getrieben, dann aus gleicher Begier sich sogar an die Gelüste eines Pallas weggeworfen, und endlich durch die Verheiratung mit ihrem Vaterbruder sich für jede sittliche Schandthat vorgeübt hatte.[2])

Kapitel 3.

In Folge dessen vermied Nero alle geheimen Zusammenkünfte mit ihr, oder wenn sie sich nach ihren Gärten oder auf ihren Tuskulanischen oder Antiatischen Landsitz zurückzog, so belobte er es, daß sie sich Ruhe gönne. Zuletzt da er, wo sie auch sein mochte, ihren übergreifenden Einfluß fürchtete, beschloß er sie umzubringen, und ging nur noch darüber mit sich zu Rathe, ob es durch Gift oder durch Eisen oder auf sonst eine gewaltsame Art zu geschehen habe. Zuerst entschied er sich für Gift. Aber wenn dasselbe an der kaiserlichen Tafel gegeben wurde, so konnte die Sache nicht mehr einem Zufalle zugeschrieben werden, da schon Britannikus' Tod auf solche Weise stattgefunden hatte; und sich an ihre Diener zu machen, schien eine schwierige Aufgabe bei einer Frau, welche durch ihre Uebung im Verbrechen gegen Nachstellungen auf ihrer Hut war, und die obenein durch vorher eingenommene Gegengifte ihr Leben geschützt hatte. Wie eine Tödtung durch eine Mordwaffe verborgen bleiben könne, fand Niemand aus, und daneben war man[3]) besorgt, daß der, den man zur Vollbringung einer so ungeheuren Frevelthat erlese, den Auftrag abweisen könnte. Hier kam nun zu Hülfe mit seiner Erfindungskraft der Freigelassene Anicetus, Befehlshaber der Flotte bei Misenum, Nero's Erzieher in seiner Knabenzeit, und der Agrippina eben so verhaßt, wie er selber sie haßte. Der also

---

[2]) Ueber die hier von Tacitus ausführlich berichteten schmutzigen Skandaltraditionen sehe man meine „Agrippina die Mutter Nero's" S. 209—210. Ueber Agrippina's Buhlschaft mit Lepidus, dem Verschwörer gegen Caligula's Thron und Leben ebendas. S. 20—25. — Wir haben allen Grund anzunehmen, daß die scheußlichen Absichten auf den eigenen Sohn, welche der allgemeine Haß gegen Agrippina ihr nachsagte, eben nur erdichtet waren, um jenem Hasse Luft zu machen. S. Agrippina S. 210, Anmerk. 4.

[3]) Im Texte steht der Plural (metuebant). Tacitus führt uns also vor, wie Nero mit seinen Genossen die Art und Weise, wie der Mord zu vollziehen sei, hin- und herüberlegt. Natürlich ist die ganze Schilderung nicht historisch, sondern romanhaft, wie so viele andere in den Annalen. — Ueber die ganze Katastrophe des Muttermordes s. m. Agrippina S. 210 ff.

V.

Valerius Maximus S. 115.
Varro. M. T. S. 86 fg. Verhältniss zu Cicero S. 37. Seine Philosophie S. 39. Er schliesst sich eng an Aristoteles in der Landwirthschaft S. 60. Selten im Widerspruch mit ihm S. 62. Erwähnung des Aristoteles in den Büchern de lingua Latina S. 60, benutzte noch eine vollständigere Aristotelische Oekonomik. S. Zusätze u. Berichtigungen S. 244.
Vegetius Praetextatus S. 195. Beschäftigt sich mit Aristotelischen Studien S. 206.
Victorinus s. Marius Victorinus.
Virgilius kennt des Aristoteles Schriften S. 69.
Vitruvius Pollio S. 65.
Vossius berichtigt S. 116.
Vox erklärt bei Boethius S. 223.

W.

Weisse S. 118, 106 ff.

X.

Xenocrates S. 45. 50. 186.

Z.

Zeno S. 93.
Zwinger. Seine Erklärung ist ähnlich der des Boethius S. 214.

stellt vor: es sei möglich ein Schiff zusammenzusetzen, dessen einer Theil, mitten auf der See vermittelst einer künstlichen Vorrichtung sich ablösen, sie ahnungslos in's Meer fallen ließe. „Nichts biete soviel Spielraum für zufällige Vorkommnisse, als das Meer; und wenn sie durch Schiffbruch zu Tode gekommen, wer werde da so feindselig sein, daß er einem Verbrechen zuschreibe, was Wind und Wellen verübt hätten? Ueberdies werde ihr der Kaiser dann noch einen Tempel, Altäre und sonstige Schauzeichen kindlicher Liebe widmen."

Kapitel 4.

Diese kluge Idee fand Beifall und wurde überdies auch noch unterstützt durch die Zeit, weil damals Nero grade dem fünftägigen Minervenfeste zu Bajae anwohnte. Dorthin lockte er die Mutter, während er zugleich wiederholt äußerte: „man müsse die heftigen Launen von Eltern zu ertragen wissen und das eigene Gemüth besänftigen" — Aeußerungen, die den Zweck hatten, das Gerücht von Aussöhnung zu verbreiten und dasselbe der Agrippina glaublich zu machen, wobei er auf die für frohe Zeitung leicht erregbare weibliche Gläubigkeit rechnete. Bei ihrer Ankunft ging er ihr bis an das Meeresgestade entgegen — sie kam nämlich von Antium her — empfing sie mit Händedruck und Umarmung und führte sie nach Bauli. So heißt eine Villa, welche zwischen dem Vorgebirge von Misenum und dem Bajanischen See hart an einer Einbuchtung des Meeres gelegen ist. Dort ankerte unter anderen Fahrzeugen ein durch seine Pracht ausgezeichnetes Schiff, anscheinend gleichfalls eine Huldigung zu Ehren der Kaiserin-Mutter; denn sie war früher gewohnt gewesen, auf einem Dreiruderer mit Ruderern der Kriegsmarine bemannt ihre Fahrten zu machen,[4]) und jetzt war sie zu einem Festschmause geladen,[5]) weil man zur Verbergung der beabsichtigten Unthat die Nacht zu Hülfe nehmen wollte. Es ist hinlänglich festgestellt, daß sich ein Verräther gefunden hatte, und daß Agrippina auf die Kunde von dem Anschlage gegen sie, schwankend, ob sie die Sache glauben solle, sich auf einer Tragesänfte nach Bajae hinbringen ließ. Dort siegte die Schmeichelei über ihre Furcht, da sie auf das Freundlichste empfangen und ihr der Platz über dem Kaiser angewiesen wurde. Darauf zog Nero durch lebhafte Gespräche, in denen er bald jugendliche Vertraulichkeit und dann

[4]) S. Agrippina S. 216.

[5]) Wohin das eben erwähnte Prachtschiff sie führen sollte.

wieder eine ernste Miene zeigte, als ob er ihr Wichtiges mittheile, die Tafel in die Länge, gab ihr, als sie sich verabschiedete, das Geleit, und verweilte ungewöhnlich lange in heftiger Umarmung an ihren Augen und ihrer Brust, — sei es, daß er die Heuchelei vollständig machen wollte, oder daß der letzte Anblick der dem Tode geweihten Mutter trotz aller seiner Entmenschtheit seine Seele gefangen hielt.

Kapitel 5.

Die Nacht war sanft und sternenhell und das Meer ruhig, als ob die Götter sie zur Kundmachung der Frevelthat eigends so bereitet hätten, das Schiff noch nicht weit vorwärts gekommen; von Agrippinas beiden Begleitern, Personen ihres vertrauten Hofstaats, stand Creperejus Gallus nicht weit vom Steuerruder ihr zur Seite, Acerronia, über die Füße der auf dem Ruhebette hingestreckt liegenden Herrin gelehnt, sprach voller Freude von der Reue des Sohnes und der wiedergewonnenen Gunst der Mutter — da stürzte plötzlich auf ein gegebenes Zeichen die mit einer großen Masse von Blei beschwerte Bedachung des Platzes wo sie sich befanden[6]) nieder, von deren Wucht getroffen Creperejus sogleich getödtet wurde. Agrippina und Acerronia wurden durch die Wände des Ruhebettes, die über sie hinausragten und zugleich zufällig stark genug waren, um der Last zu widerstehen, geschützt. Auch erfolgte nicht sofort das Auseinandergehen des Schiffes, da die Verwirrung allgemein und die sehr vielen nicht eingeweihten den Mitwissenden hinderlich waren. Jetzt wollten die Ruderer[7]) sich auf eine Seite legen und so das Schiff untergehen machen. Allein theils verfuhren sie selber bei dieser Eingebung des Augenblicks nicht mit der nöthigen Uebereinstimmung, andererseits bewirkten die anderen,[8]) welche sich nach der entgegengesetzten Seite warfen, die Möglichkeit eines allmählicheren Fallens vom Verdeck in das Meer. Acerronia jedoch, die in ihrer Unvorsichtigkeit laut schrie: „Sie sei Agrippina, und man möge der Mutter des Kaisers zu Hülfe kommen," ward augenblicklich mit Stangen, Rudern und zufällig zur Hand liegenden Marinewaffen erschlagen. Agrippina, die sich schweigend verhielt und darum unerkannt blieb, erhielt trotzdem

[6]) Der „Platz" (locus) war die an den Seiten offene Vorderkajüte, in welcher unter einer Baldachinbedachung die Kaiserin auf einem Ruhebette lag.

[7]) D. h. diejenigen von der Besatzung, welche im Geheimniß des Mordanschlages (consciі) waren.

[8]) Die Nichteingeweihten.

eine Verwundung an der Schulter. Schwimmend und dann mit Hülfe begegnender Fischerboote erreichte sie den Lukriner See und ward in ihre Villa getragen.[8a])

Kapitel 6.

Während sie nun hier bei sich überlegte: deßhalb also sei sie durch das betrügerische Schreiben herberufen und mit so ausgezeichneten Ehren empfangen worden, und daß das Schiff in nächster Nähe des Ufers ohne Windstöße, ohne gegen Felsklippen gestoßen zu sein mit seinem oberen Theile wie ein Festlandgebäude zusammengestürzt sei; während sie ferner noch den Tod der Acerronia in Betracht zog und zugleich ihre eigene Verwundung berücksichtigte, ward ihr klar: das einzige Rettungsmittel gegenüber dem Mordanschlage sei, sich zu stellen, als ob sie ihn nicht durchschaue. Und so entsandte sie denn ihren Freigelassenen Agerinus mit dem Auftrage, ihrem Sohne zu melden: „durch die Gnade der Götter und seinen eigenen glücklichen Stern sei sie einem schweren Unfalle entkommen. Sie lasse ihn bitten, trotz seines Schrecks über die Gefahr seiner Mutter, seinen sofortigen theilnehmenden Besuch zu verschieben; sie bedürfe für den Augenblick der Ruhe." Demgemäß ließ sie inzwischen mit erheuchelter Seelenruhe ihre Wunde mit Heilmitteln, ihren Körper mit warmen Umschlägen behandeln und befahl, das Testament der Acerronia herbeizuschaffen und deren Habe zu versiegeln, — letzteres beides allein im vollen Ernste.[9])

Kapitel 7.

Doch jetzt zurück zu Nero, dem, während er die Botschaft von dem Vollzuge der Frevelthat erwartete, die Kunde gebracht wurde: Agrippina sei mit einer leichten Verwundung entkommen, und das einzige Resultat der bestandenen Lebensgefahr sei, daß über den Veranstalter derselben kein Zweifel obwalten könne!

Besinnungslos vor Angst versicherte er seiner Umgebung: „im nächsten Augenblicke werde sie da sein in ihrem Racheeifer, sei es, daß

[8a]) Das Unglaubliche dieser ganzen Erzählung und die in derselben enthaltenen Widersprüche hat schon Voltaire (Le Pyrrhonisme de l'histoire Chap. XIII. p. 359—361) schlagend nachgewiesen. Auch die Geschichte von diesem „tückischen Schiffe" gehört nach ihm in das Reich der römischen Skandalfabeln.

[9]) Ueber diesen Zusatz des Erzählers sehe man die Anmerk. 29 in meiner Agrippina S. 223.

sie ihre Sklaven bewaffne oder unter den Soldaten Aufruhr entzünde, sei es, daß sie sich rasch zu Senat und Volk flüchte, um dort den Schiffbruch und ihre Verwundung und die Ermordung ihrer Freunde klagend wider ihn vorzutragen! Und welche Hülfe dagegen habe Er? — wenn nicht vielleicht Seneca und Burrus ein Auskunftsmittel wüßten" — er hatte nämlich sofort dieselben wecken und herbeiholen lassen; ob dieselben auch vorher über die Sache in Unkenntniß waren, ist unausgemacht.[10]) Beide verharrten denn auch lange in Stillschweigen; sie mochten fürchten, daß ihre Abmahnungen vergebliche sein würden,[11]) oder vielleicht glaubten sie auch, die Sache sei so weit gekommen, daß, wenn man der Agrippina nicht zuvorkomme, Nero untergehen mußte. Dann ermannte sich zuerst Seneca so weit, daß er mit einem Blicke auf Burrus die Frage aufwarf: „ob man die Gardesoldaten mit der Vollziehung des Mordes (der Agrippina) beauftragen könne?" „Die Prätorianer," gab jener zur Antwort, „seien dem gesammten Kaiserhause eng verpflichtet, und würden eingedenk des Germanikus nichts Gewaltthätiges gegen ein Mitglied von dessen Familie vollziehen. Möge Anicetus vollenden, was er versprochen."[12]) Dieser, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, nimmt die Vollendung der Freveltat für sich in Anspruch.

Bei diesem Worte erklärt Nero laut: „an diesem Tage erst empfange er die Herrschaft, und der Verleiher einer so großen Gabe sei ein Freigelassener![13]) Derselbe möge sich eilig aufmachen und die im Gehorsam

---

[10]) Sie waren beide nicht im Geheimnisse des Mordanschlages gegen die Kaiserin-Mutter. S. Agrippina S. 226—227. Die vorliegende Stelle des Tacitus selbst beweist es zur Genüge, und gegen ein solches Zeugniß kann die Behauptung eines Dio Cassius (61, 12) nicht in's Gewicht fallen.

[11]) D. h. sie schwiegen lange aus Besorgniß, daß Nero nicht auf sie hören werde, wenn sie ihm vorstellten, daß zu seiner Furcht vor Agrippina's Rache kein Grund vorhanden sei. Tacitus giebt zu verstehen, daß Nero sich seinen beiden ersten Ministern auch jetzt nicht völlig entdeckte, sondern ihnen das Vorgefallene nur als einen unglücklichen Zufall darstellte, der aber die Rache Agrippina's herausfordern und sein Leben und seinen Thron in Gefahr setzen werde.

[12]) Aus der letzten Aeußerung könnte man folgern, daß Burrus um den Anschlag des Anicetus gewußt habe. Allein die ganze Schilderung dieser nächtlichen Berathungsscene ist offenbar freie Darstellung des großen romantischen Koloristen, die auf buchstäbliche historische Treue keinen Anspruch erheben darf.

[13]) Nero sagt dies mit drohender Anspielung auf Seneca und Burrus, die ihm in dieser entscheidenden Stunde, wie er andeutet, ihre Hülfe versagt hatten, und die

bewährtesten Leute an Ort und Stelle führen. Er selbst, da ihm gemeldet ward, daß im Auftrage Agrippina's Agerinus mit einer Botschaft angekommen sei, bereitet sich vor, eine Anklagescene herbeizuführen, und läßt, während derselbe seinen Auftrag ausrichtet, einen Dolch zu Füßen desselben fallen, worauf er ihn sofort, als auf frischer That ertappt, in Fesseln zu legen befiehlt, um sodann das Märchen erdichten zu können: die Kaiserin-Mutter habe ihm nach dem Leben getrachtet und aus Scham über die Entdeckung ihres frevelhaften Anschlags sich freiwillig das Leben genommen.

Kapitel 8.

Inzwischen war auf die erste Kunde von Agrippina's lebensgefährlichem, wie es hieß zufälligen, Unfalle alle Welt sofort an das Ufer herabgelaufen. Die einen bestiegen die vorliegenden Dämme, die andern in der Nähe liegende Fischerkähne, noch andere wateten so weit sie konnten in's Meer, einige streckten ihre Arme aus; das ganze Ufer erscholl von Jammerklagen und Gelübden, von dem Geschrei der verschiedensten Fragen und der ungewissen Antworten. Eine große Menschenmenge strömte mit Fackeln herbei, und als sich endlich die Kunde verbreitete, daß die Kaiserin gerettet sei, schickten sie sich an, ihr Glückwünsche darzubringen, bis sie sich bei dem Anblicke einer drohend heranziehenden bewaffneten Schaar in eiliger Flucht zerstreuten. Anicetus umstellt die Villa mit Posten, sprengt die Pforte und nimmt die entgegentretenden Sklaven rasch gefangen, bis er an die Thüre des Schlafzimmers kam, in dessem Vorsaale sich nur noch wenige auf ihrem Posten befanden, da die andern sich im Schrecken vor den Einbrechenden geflüchtet hatten. In dem schwach erleuchteten Schlafzimmer befand sich nur noch eine Dienerin bei der Agrippina, deren Angst sich immer mehr und mehr steigerte darüber: „daß kein Mensch von ihrem Sohne, und auch Agerinus nicht zurückkomme; stünden die Dinge gut, so würde es um sie her anders aussehen, jetzt sei es menschenleer um sie her, plötzliches Getöse und Anzeichen des äußersten Unheils." Als darauf die Dienerin aus dem Zimmer ging, [14]) und sie ihr laut zurief: „Auch du

denn auch diesen Mangel an „Hingebung" bald genug empfinden sollten. S. Agrippina S. 228.

[14]) Darauf (deinde) d. h. in Folge dieser Aeußerungen Agrippina's, in welchen die Dienerin eine Aufforderung finden mochte nachzusehen, was draußen passire.

verlässest mich?" — da fiel ihr Blick auf Anicetus, in dessen Begleitung der Kriegschiffshauptmann Herkulejus und der Flottenoffizier Obaritus sich befanden.[15]) Schnell gefaßt redete sie ihn an:[16]) „wenn er gekommen sei, um nach ihr zu sehen, so möge er melden, daß sie sich erholt habe; komme er aber, um einen Mord zu vollziehen, so glaube sie keineswegs, daß ihr Sohn dabei im Spiele sei. Sein Auftrag laute sicher nicht auf Muttermord." Inzwischen umringten die Mörder ihr Lager, und zuerst versetzte ihr der Schiffshauptmann mit einem Knittel einen Streich auf den Kopf. Als jetzt der Flottenoffizier zum Todesstreiche das Schwert zog, schrie sie, ihren Schooß vorstreckend: „den Leib durchstoße!"[17]) und so wurde sie mit vielen Wunden umgebracht.

Kapitel 9.

Dies wird mit Einstimmigkeit berichtet. Ob Nero die Leiche seiner Mutter in Augenschein genommen und die Schönheit ihres Körpers belobt habe — Einige haben es erzählt, Andere verneinen es.[18]) Verbrannt wurde sie noch in derselben Nacht auf einem dem Speisezimmer entnommenen Ruhebette, und auf ärmliche Weise bestattet, auch ward, so lange Nero regierte, das Grab nicht geschlossen und keine Erde darüber aufgeworfen. Später errichtete ihr die Theilnahme ihrer Hausdienerschaft einen kleinen Grabhügel am Wege von Misenum bei der Villa des Diktator Caesar, die vom höchsten Punkte auf die zu ihren Füßen liegenden Meeresbuchten herabschaut. — An ihrem brennenden Scheiterhaufen stieß sich einer ihrer Freigelassenen, Namens Mnester, freiwillig das Schwert durch's Herz — man weiß nicht, ob aus Liebe zu seiner Herrin, oder aus Furcht vor dem drohenden Tode.

An ein solches Ende hatte Agrippina vor vielen Jahren geglaubt, und zwar ohne sich etwas daraus zu machen. Denn als sie über Nero's Zukunft die Chaldäer[19]) befragte, hatten dieselben ihr den Bescheid

[15]) Die man durch die von der Dienerin geöffnete Thür eintretend zu denken hat.

[16]) Dieser ganze Satz ist bei Tacitus in der einzigen Verbindungspartikel ac enthalten.

[17]) Bei Dio Cass. (61, 13) lauten die Worte: „durchstoße den Leib, denn er hat den Nero geboren!" Vgl. Agrippina S. 230—231.

[18]) Näheres über diese Skandalgerüchte findet man in m. Agrippina S. 232.

[19]) D. h. die Astrologen. Nach einem früheren Berichte des Tacitus (Ann. VI. 22) war es der Sohn des berühmten Astrologen Thrasyllus, des Freundes des Kaisers Tiber, von dem diese Prophezeihung ausging. S. Agrippina S. 45.

gegeben: „Er werde Kaiser werden und die Mutter tödten;“ worauf sie erwiderte: „Mag er sie tödten, wenn er nur Kaiser wird!“

Kapitel 10 u. 11.

Erst jetzt, nach vollbrachter Frevelthat, kam dem Kaiser die ganze Größe derselben zum Bewußtsein. Den Rest der Nacht hindurch bald in starres Schweigen versunken, zum öftern angstvoll aufspringend und verstörten Geistes erwartete er den Anbruch des Tageslichts, als müsse ihm dasselbe den Untergang bringen. Das Erste was ihm den Muth aufrichtete war eine von Burrus veranstaltete Huldigung der Centurionen und Tribunen der Garden,[20]) die seine Hand drückten und ihn beglückwünschten, daß er der unvorhergesehenen Gefahr und dem frevelhaften Anschlage seiner Mutter glücklich entgangen sei. Dann zogen seine Freunde[21]) in die Tempel, und da so das Beispiel gegeben war, bezeugten auch die kampanischen Municipalstädte der nächsten Umgebung ihre Freude durch Opfer und Deputationen. Er selbst, die entgegengesetzte Stimmung erheuchelnd, erschien niedergeschlagen und so zu sagen unzufrieden über seine Rettung, und vergoß Thränen über den Tod seiner Mutter.

Weil jedoch das Aussehen der Oertlichkeiten nicht so wie das Menschenantlitz sich zu verändern vermag, und der Anblick jenes Meeres und seiner Ufer ihm herzbedrückend vor Augen stand,[21a]) — ja manche Leute glaubten, daß sich der Klang der Tuba auf den umliegenden Anhöhen und Wehegeschrei am Grabe seiner Mutter vernehmen lasse — so begab er sich fort nach Neapel und sandte ein Schreiben an den Senat, dessen Hauptinhalt lautete: „Es sei mit einem Dolche auf einem Attentat gegen sein Leben Agerinus, einer von Agrippina's vertrautesten Freigelassenen, ertappt worden, und die letztere habe aus Schuldbewußtsein die Strafe über sich verhängt, welche ihre Frevelthat ihr bereitet habe.“ Dann folgten weiter hergeholte Beschuldigungen aus früherer Zeit, „daß sie sich auf die Mitregentschaft des Reichs, auf die Vereidigung der Gardetruppen für eine Frau also auf gleiche Verunehrung

[20]) Es waren die Offiziere der den Kaiser stets begleitenden Prätorianerkohorte.

[21]) Die mit ihm in Bajae befindlichen Mitglieder seines engeren Hofstaats.

[21a]) Dies hinderte jedoch nicht, daß, wie Tacitus unten selbst berichtet (XV. 51), Nero auch in der Folge dieselbe Gegend von Puzzuoli und Misenum als Lieblingsaufenthalt häufig besuchte.

des Senates wie des Volkes Rechnung getragen habe; und daß sie, als diese ihre Wünsche nicht erfüllt worden, aus Haß gegen das Militair und gegen Senat und Volk ihm abgerathen habe, das (übliche) Geldgeschenk an die Soldaten und das Speisegeschenk für das Volk zu geben, und daß sie an dem Verderben erlauchter Männer gearbeitet habe.[22]) Mit welcher Mühe habe er es durchgesetzt, daß sie nicht den Eintritt in die Senatsversammlung erzwungen, daß sie nicht auswärtigen Völkerschaften Bescheid gegeben habe!" Auch aus der Claudianischen Periode, unter beiläufig eingestreutem Tadel derselben, führte er alle Schmählichkeiten jener Regierung auf seine Mutter zurück, und sprach es offen aus: „ihr Tod sei ein Glück für den Staat." Berichtete er doch sogar in ausführlicher Erzählung den Schiffbruch! Und doch, — wo wäre ein so stumpfsinniger Mensch zu finden gewesen, der da hätte glauben können, daß derselbe zufällig geschehen? oder daß von einer dem Schiffbruche eben entgangenen Frau ein einzelner mit einer Waffe versehener Mensch abgesendet worden sei, um sich durch des Kaisers Garden und Flottengeschwader den Weg gewaltsam zu bahnen![23]) So war denn bald nicht mehr Nero, — dessen unmenschliche That alles Klagen überstieg, — sondern Seneka der Gegenstand der feindseligen Reden des Publikums, das ihm vorwarf, durch eine solche Darstellung ein Eingeständniß geschrieben zu haben.[24])

[22]) Nero klagte sie also an, daß sie versucht habe die Garden, das Volk von Rom und den Senat gegen ihn aufzubringen.

[23]) Dies ist rhetorisch-advokatische Uebertreibung und Entstellung der Thatsache. „Mit Gewalt sich den Weg bahnen" (perfringere) durch des Kaisers Garden (von der Flotte gar nicht zu reden), war allerdings für einen einzelnen Menschen ein wahnsinniges Unternehmen. Aber dessen bedurfte es ja für Agerinus nicht, wenn er wirklich in der Absicht eines Attentats kam.

[24]) Seneka hatte das berichtende Schreiben, die schriftliche Ansprache Nero's an den Senat über das Vorgefallene, verfaßt. S. Quintilian XIII. 5, 18. Tacitus, der dem Seneka, wie schon früher bemerkt, überhaupt nicht hold, ja nicht einmal gerecht ist, folgt hier offenbar einer dem berühmten Staatsminister und Schriftsteller feindlichen Tradition, die um so weniger begründet erscheint, als die allgemeine Stimmung in Rom durchaus gegen Agrippina und für Nero war, und die Version eines von der Mutter gegen Thron und Leben des Sohnes geplanten Mordanschlages damals allgemeinen Glauben im Publikum fand. Agrippina war durchaus ein Weib, bei dem man sich solcher That versehen konnte, und Nero's Regierung war bisher unter Seneka's und Burrus' Leitung eine durchaus vortreffliche gewesen.

Kapitel 12.

Trotzdem war der Wetteifer der Großen[25]) in Beschlüssen zu Ehren Nero's ganz außerordentlich: „in allen Göttertempeln sollten Dankfeste abgehalten werden, die Tage des Minervafestes, an welchem der Mordanschlag entdeckt worden, sollten alljährlich mit Festspielvorstellungen gefeiert werden, ein goldenes Standbild der Minerva sollte in der Kurie und neben ihm das Bildniß des Kaisers aufgestellt werden; der Geburtstag Agrippina's sollte den Unglückstagen zugesellt werden."[26]) Damals war es, daß Thrasea Paetus, der sonst gewöhnlich frühere schmeichlerische Huldigungsanträge schweigend oder mit einem kurzen Worte der Beistimmung hatte passiren lassen, aus dem Senate austrat, und dadurch zu seinem späteren Unglücke Anlaß gab, ohne daß er den Uebrigen ein Vorgänger in der Freiheit geworden wäre[27]) Auch Wunderzeichen erschienen zahlreich, freilich ohne daß etwas darauf erfolgte. Ein Weib gebar eine Schlange und eine andere Frau wurde in den Armen ihres Ehemannes vom Blitz getödtet. Ferner wurde die Sonne plötzlich verfinstert und die vierzehn Regionen der Hauptstadt sämmtlich von Blitzen getroffen. Alle diese Zeichen geschahen jedoch so völlig ohne die Einwirkung der Götter, daß Nero noch viele Jahre lang seine Regierung und seine Verbrechen fortsetzen durfte hat.[28])

---

[25]) procerum, d. h. der ersten Männer des Senats und aller Großwürdenträger des Reiches.

[26]) „Unglückstage" (dies nefasti) waren im römischen Kalender solche Tage, an denen keine gerichtlichen Verhandlungen stattfinden durften.

[27]) Ueber Thrasea s. oben Ann. XIII. 49 und daselbst die Anmerkung 116. — Hier scheint selbst Tacitus Thrasea's Opposition als unzeitgemäß leise zu tadeln. Wir wissen übrigens aus seinem Agrikola, wie er über eine Opposition dachte, die den Opponirenden in Gefahr brachte. S. die Einleitung zum ersten Theile meiner Uebers. der Annalen.

[28]) Die von Tacitus als „bedeutungsvolle Zeichen" angeführten Prodigia waren also eigentlich keine solche! Es ist ein wunderlich Ding um den menschlichen Aberglauben, selbst bei einem Tacitus! Daß ein Weib eine Schlange geboren habe, glaubt er; daß dies eigentlich ein „Prodigium" sein müßte, glaubt er ebenfalls. Da aber „nichts darauf erfolgt" (irrita), da Nero nicht in demselben Jahre stirbt oder gestürzt wird, so schließt er daraus eben nur: daß diese „Zeichen" nicht Schickungen der Götter waren! Nach seiner Philosophie gab es also eine doppelte Art von Prodigien: solche, die etwas, und solche, die nichts bedeuteten! — Die hier erwähnte Sonnenfinsterniß berichtet auch Plinius mit dem Zusatze, daß sie am dreißigsten April dieses Jahres — also etwa sechsthalb Wochen nach Agrippina's gewaltsamem Tode — in Campanien zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags beobachtet wurde, während der in

Da es ihm inzwischen darauf ankam, die Verhaßtheit seiner Mutter zu verstärken und von seiner eigenen nach ihrer Beseitigung erhöhten Milde Zeugniß zu geben, so rief er die erlauchten Frauen Junia und Calpurnia und die gewesenen Praetoren Valerius Capito und Licinius Gabolus, welche früher von Agrippina in's Exil getrieben worden waren, wieder in die Heimstätte ihrer Ahnen zurück. Auch erlaubte er, daß Lollia Paulina's Asche in's Vaterland zurückgebracht und ein Grabdenkmal errichtet werde, und erlöste den Iturius und Calvisius, welche er selbst kurz zuvor aus Italien verwiesen hatte, von dieser ihrer Strafe. Silana nämlich war bereits mit Tode abgegangen, nachdem sie aus dem fernen Exil hatte nach Tarent zurückkommen dürfen, als Agrippina, durch deren Feindschaft sie gestürzt worden war, bereits in ihrer Stellung wankte oder vielleicht endlich milder gestimmt worden war.[29])

Kapitel 13.

Uebrigens verweilte er noch immer in den Städten Campanien's, in sögernder Besorgniß, wie man ihn bei seinem Einzuge in die Hauptstadt empfange, ob er den Senat gehorsam, das Volk sich geneigt finden werde.[30]) Dagegen stellten ihm alle die abscheulichen Subjekte, von denen sein Hof wie kein anderer wuchernd voll gewesen ist,[31]) vor: Agrippina's Name sei allgemein verhaßt, und durch ihren Tod des Volkes Liebe zu ihm nur noch gesteigert. Er solle also nur unbesorgt hingehen und sich an Ort und Stelle von der für ihn gehegten Ver-

Armenien stehende römische Feldherr Corbulo in seinen Aufzeichnungen berichtet hatte, daß sie dort zwischen 4 und 5 Uhr gesehen worden sei. S. Plin. nat. hist. II. 70 (72), 180, der daraus einen Beweis für die Kugelgestalt der Erde herleitet.

[29]) Tacitus' Motivirung dieser Regierungshandlungen Nero's kann schwerlich gerecht heißen. Agrippina war überaus verhaßt gewesen, und das mit Recht, wie Tacitus selbst früher erzählt hat. Daß Nero sich jetzt, wo ihn der Tod der Mutter von der Rücksicht auf sie befreit hatte, sich beeilte, diese und andere Handlungen derselben gut zu machen, war sehr natürlich. Ueber die durch Agrippina gestürzten drei Frauen s. oben XII, 4 u. 8. XII, 22. — Ueber Lollia Paulina XII, 22. — Ueber Silana und die beiden Praetoren XIII, 10 ff.

[30]) Ueber die Stimmung des Senats konnte er nach demjenigen, was Tacitus so eben im vorhergehenden Kapitel berichtet hat, schwerlich in Besorgniß sein.

[31]) Dieser Zusatz ist, — für diese Regierungsperiode Nero's, in welcher ein Seneka und Burrus noch die Geschäfte leiteten, und deren Freunde und Verwandte, zum Theil Schriftsteller, Dichter und Schöngeister, die Umgebung Nero's bildeten — eine offenbare historische Unrichtigkeit.

Berichtigungen und Zusätze.

Zu Seite 5. Z. 7. Das dort über Boethius Religion Gesagte ist nach S. 199 zu modificiren.

Zu Seite 14. Z. 9. statt aufzuzeichnen, liess: aufzuzeigen.

Zu Seite 60 u. 61. Hier durfte die Bemerkung nicht übergangen werden, dass die älteren römischen Schriftsteller über Hauswesen und Landbau nicht blos die Aristotelische Oekonomik benutzten, sondern dass namentlich aus Varro von dem neuesten Herausgeber jener Aristotelischen Schrift der Nachweis geführt worden ist, dass Varro und sein Vorgänger, der Uebersetzer des Mago Dionysius Cassius von Utica noch das Original der Aristotelischen Oekonomik selbst vor Augen hatten. Göttling praefat. ad Aristot. Oeconom. (Jena 1830) p. XVII.: „Atque epitomen nos habere Oeconomici Aristotelis — — — tum eo comprobari potest, quod Dionysius Cassius Uticensis et M. Varro haec omnia uberius disputata et fusius legisse videntur. Censuit idem jam Schneiderus commentatione in Varron. de R. R. I, 17. p. 309 sqq. Sic Dionysium vel Varronem integriora habuisse oeconomica, verba illa Aristotelis: καὶ μὴ πλάσθαι ὁμοιοτρόπους πολλοὺς δούλους ὥσπερ καὶ τὸν τοὺς πόλεων testantur. Ita enim Varro l. l. „Neque ejusdem nationis plures parandos esse, ex eo enim potissimum solere offensiones domesticas fieri. Porro quod apud Aristotelem est: δεῖ δὲ καὶ ἐγκτήσεών τοὺς τυποποιεῖσθαι ita profert Varro ex Cassio: „praefectos alacriores faciundum praemiis, dandaque opera ut habeant peculium et conjunctas conservas, e quibus habeant filios. Eo enim fiunt firmiores ac conjunctiores fundo. Itaque propter has cognationes epiroticae familiae sunt illustriores ac curiores.“ Possum et alia uberioris expositionis vestigia e Varrone legere, sed sentio esse longiora.“

Zu Cap. VI. S. 64 ff. Als Peripatetiker, welche während und nach Augusts Regierung zu Rom lebten, mussten Nikolaus von Damask, sowie Xenarchus und Athenaeus, beide aus Seleucia, erwähnt werden, von denen die beiden erstgenannten sich sogar der Gunst Augusts erfreut haben sollen. Ueber sie findet man einige Notizen bei Brucker Histor. Crit. philos. Th. II. p. 469 — 475. und p. 473 — 474.

ehrung überzeugen. Zugleich fordern sie, ihm vorangehen zu dürfen. Und in der That fanden sie Alles noch viel günstiger, als sie versprochen hatten. Die gesammte Bürgerschaft Rom's, der Senat im Festgewande zog ihm entgegen, die Schaaren der Bürgerfrauen und Kinder waren nach Geschlecht und Alter geordnet aufgestellt, Stufentribünen erbaut, wie man sie für die Schau eines Triumphzuges herrichtet. Dadurch von Hochmuth geschwellt und sich als Sieger über die allgemeine Sklaverei fühlend, begab er sich auf das Kapitol, brachte dort seine Dankgebete dar und überließ sich sodann zügellos allen möglichen Ausschweifungen, deren mühsam verhaltenen Ausbruch bisher die immer doch noch in gewisser Weise in ihm vorhandene ehrfurchtsvolle Scheu vor seiner Mutter verzögert hatte.[32])

[32]) Aus diesem Empfange Nero's in Rom nach Agrippina's Tode geht unzweifelhaft hervor: daß das römische Publikum damals an den Muttermord nicht glaubte, sondern die Darstellung ihres Todes so wie sie offiziell gegeben worden war als richtig annahm. Es ist eine absolute moralische Unmöglichkeit, daß ein ganzes Volk einen „Muttermörder" so hätte empfangen können, wie es that, wenn es ihn für einen solchen gehalten hätte. Dazu lebte selbst in dem damaligen Volke von Rom noch zu viel sittlicher Sinn, der sich bald darauf, als Nero seine unschuldige Gattin Octavia verstieß, sehr unzweideutig kund gab. (S. meine Agrippina S. 263–265, S. 268, S. 296—302 Tacit. Ann. XIV. 61.) Und was den Senat betrifft, so sehen wir, daß selbst ein solches „Muster von Tugend", wie Paetus Thrasea, sich nicht von dem Triumphempfange des zurückkehrenden jungen Kaisers fernhielt, was Tacitus — wenn es geschehen wäre — sicherlich nicht zu berichten unterlassen hätte. Nein, Volk und Senat waren in gutem Glauben, und höchstens das Opfer einer Täuschung — wenn es überhaupt mit dem Muttermorde seine Richtigkeit hat, der dem Nero erst viel später zur Last gelegt wurde. Jetzt aber triumphirte Nero nicht „als Sieger über die allgemeine Sklaverei" (publici servitii victor), sondern höchstens über die Leichtgläubigkeit des Volkes, bei dem die verstorbene Agrippina tödtlich verhaßt und von dem sie als sein böser Genius angesehen gewesen war. — Wenn ferner Tacitus hinzusetzt, daß Nero sich von da ab sofort „allen möglichen Lüsten und Lastern in die Arme geworfen habe, wovon ihn bisher sein Rest von ehrfurchtsvoller Scheu vor seiner Mutter zurückgehalten," so paßt das wiederum schlecht zu dem Bilde, welches Tacitus selbst von Agrippina's Charakter und ihrem Betragen gegen den Sohn nach seinen Quellen berichtet hat. (S. oben XIII. 13 u. XIV. 2.) Vor einer solchen Mutter, wie sie dort geschildert wird, konnte Nero schwerlich irgend einen „sittlichen Respekt" (reverentia) empfinden. Uebrigens braucht Tacitus dieselbe Wendung, deren er sich hier bei dem dreiundzwanzigjährigen Nero bedient, auch bei dem zweiundsiebzigjährigen Tiberius, von dem er gleichfalls sagt: daß unter anderem auch die Rücksicht auf seine Mutter Livia ihn abgehalten habe, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen (S. Ann. V, 3. Anmerk. 7. und VI. 51.).

Kapitel 14.

Es war ein altes leidenschaftliches Verlangen von ihm, auf einem Rennwagen stehend ein Viergespann zu lenken, und nicht minder schmählich seine Liebhaberei, als bühnengerechter Künstler zur Cither singen zu wollen. „Das Rossewettrennen," pflegte er zu sagen, „sei ein königliches von den alten Herrschern häufig geübtes Vergnügen, und eben darum auch von der Dichter Lobgesängen gefeiert und den Göttern zu Ehren veranstaltet. Und nun gar die Kunst der Lieder sei dem Apollo geweiht, und stehe derselbe ja auch in solchem Kostüm nicht etwa nur in den griechischen Städten, sondern in den römischen Tempeln als chorführende und weissagende Gottheit da."[33]) Es war denn auch kaum länger möglich ihn davon zurückzuhalten, als Seneka und Burrus es zweckmäßig fanden, ihm, damit er nicht beides ausführe, das eine von Beiden zu gestatten. So wurde denn im Vatikanischen Thale ein Raum mit Schranken abgeschlossen, wo er vor einem gewählten Publikum Pferde lenken mochte. Weiterhin[34]) ward auf seinen eigenen Betrieb das Volk von Rom dazu geladen und überschüttete ihn mit Beifallspenden, wie denn das Volk eben begierig nach Vergnügungen ist, und sich freut, wenn sein Fürst denselben Hang begünstigt. Allein die Bloßlegung seiner schämenswerthen Schwäche bewirkte bei ihm nicht Sättigung, wie sie (seine Mentors Seneka und Burrus) meinten, sondern neue Anstachelung. Und da er glaubte, die Schande werde verringert wenn sie mehrere befleckt hätte, so bewog er die Sprossen altadeliger Familien, die aus Armuth bestechlich waren, auf dem Theater aufzutreten. Sie sind jetzt bereits verstorben und ich glaube es ihren Ahnen schuldig zu sein, sie nicht namentlich aufzuführen. Denn die Schande theilt ja auch der, der es vorzog ihnen lieber Geld für Vergehungen

---

[33]) Man sieht, Nero war der richtige poetische Romantiker seiner Zeit, der sich auf Homer und Pindar für seine Liebhabereien beruft. — Numen praecipuum habe ich durch „chorführende" (eigentlich „vorsingende") Gottheit übersetzt in Erinnerung an Horazens Anruf der Muse (Od. I, 24, 2): praecipe lugubres cantus. Die Roth'sche Uebersetzung „der große Gott" ist unrichtig.

[34]) mox. Es ist sehr zu beklagen, daß Tacitus, wie Sueton und andere uns gebliebene Quellen der Geschichte Nero's und seiner Vorgänger in ihren Zeitangaben sich nur allzuoft solcher unbestimmten Ausdrücke wie mox, postea u. s. w. bedienen, wodurch die Uebersicht der Entwickelung des Charakters und Betragens der Kaiser sehr erschwert wird. Mox kann z. B. ebensowohl Jahre, als Tage und Stunden später bezeichnen.

zu geben, als sie von solchen abzuhalten. Auch namhaft bekannte römische Ritter brachte er durch ungeheure Geschenke dahin, sich als Kämpfer in der Arena zu stellen, wobei man freilich bedenken muß, daß Lohn von einem, der zu befehlen Macht hat, gegeben, die Kraft des Zwanges ausübt.[25])

Kapitel 15.

Doch mochte er sich jetzt noch nicht durch Auftreten auf einer öffentlichen Schaubühne entehren, und darum gründete er Festspielvorstellungen, Juvenalia geheißen, zu denen man sich von allen Seiten her als Theilnehmer einschreiben ließ.[26]) Nicht Adel der Abkunft, nicht Alter, nicht bekleidete Ehrenstellen hielten irgend Einen ab, die Kunst eines griechischen oder lateinischen Komödianten auszuüben und Bewegungen und Liederweisen auszuführen, die keineswegs einem Manne geziemen.[27]) Ja selbst erlauchte Frauen ließen sich unanständige Dinge beikommen: es wurden nämlich in dem Haine, welchen Augustus rings um den zu Seegefechtspielen dienenden Teich angelegt hatte, Gesellschafts-Boutiken aufge-

---

[25]) Tacitus, bekanntlich ein leidenschaftlicher Aristokrat (s. meine Einleitung zum ersten Theile dieser Uebersetzung S. 3, S. 7 und die Anmerkungen zu zahlreichen Stellen der ersten sechs Bücher der Annalen), geht hier in seiner Rücksicht für den Stand, dem er — wenn auch nur als Neuling — angehörte, so weit, daß er selbst die Namen der ehrvergessenen vornehmen Standesgenossen nicht nennen mag, welche vor fünfzig und einigen Jahren sich und ihre Ahnen im Grabe für Geld geschändet hatten, ja sein Zusatz ogestate venales, sowie die Schlußphrase des Satzes, enthalten sogar einen Versuch der Entschuldigung ihres Verhaltens.

[26]) Es war ein Dilettantentheater, gegründet von Nero bei seinem Eintritt in's männliche Alter (Dio 61, 19), wo junge Leute der höheren Stände vor einem erlesenen Publikum spielten. Erst fünf Jahre später trat Nero in dem großen öffentlichen Volkstheater des Pompejus auf (s. unter XV, 33). Das Privattheater lag in der Nähe des Privatcircus, jenseits der Tiber in den kaiserlichen Parkgärten (Plin. Nat. hist. 37, 2, 19).

[27]) Selbst Paetus Thrasea, Tacitus' erhabenstes Tugendmuster, scheint ein und das andere Mal mitgespielt zu haben bei diesen Vorstellungen, wenn er auch, wie ihm später vorgeworfen wurde, nicht die Theilnahme bewies, die Nero von ihm erwartet hatte, der in dieser Laubeit eine Art von feindseliger Opposition sah, welche er ihm um so mehr verübelte, da Thrasea kein Bedenken getragen hatte, in Padua, seiner Vaterstadt, auf dem Theater in einem dramatischen Festspiele aufzutreten (s. unten XVI, 21). Der letztere Umstand beweist übrigens, daß ein solches öffentliches Mitwirken bei dramatisch-theatralischen Vorstellungen an sich in Rom durchaus nicht für anstößig oder gar entehrend galt.

ſchlagen, wo allerhand Luxusreizmittel zum Verkaufe ausgeſtellt waren; und die Eingeladenen empfingen Geldmarken, welche die Ehrenmänner gezwungen, die Unenthaltſamen mit Stolz verausgabten.[38]) — In Folge deſſen nahmen Unſittlichkeiten und Uebelberufenheit zu, und nichts brachte in die bereits ſeit langer Zeit[39]) korrumpirten ſittlichen Zuſtände mehr Zuwachs an Ausſchweifungen, als jene aus allen Elementen gemiſchte Geſellſchaft. Läßt ſich doch kaum durch ſittliche Beeinfluſſung die Ehrbarkeit bewahren; wie hätte bei ſolchem Wetteifer in Schlechtigkeiten Scham oder Anſtand oder irgend ein Reſt von guter Sitte erhalten bleiben können! — Zum Schluſſe der Vorſtellungen erſchien er ſelbſt auf der Bühne, mit höchſter Aufmerkſamkeit die Saiten der Cither verſuchend[40]) und unter Aſſiſtenz ſeiner Geſanglehrer[41]) die Stimme prüfend. Dabei war eine Abtheilung Soldaten, Centurionen und Tribunen der Garde gegenwärtig, desgleichen Burrus, der trotz ſeiner innerlichen Betrübniß über ſolches Schauſpiel doch Beifall zollte.[42]) Damals war es auch, wo zuerſt das Korps römiſcher Ritter, die Auguſtianer genannt, gebildet wurde, lauter junge und körperkräftige Leute, die ſich theils aus angeborener Luſt an Muthwillen, theils in

[38]) Das „Unanſtändige" (deformia), worüber ſich hier Tacitus ſo ſehr ereifert, beſtand alſo nur darin, daß in dieſen „Büffets" und „Bazars" vornehme Frauen — wie auch heute geſchieht — die Verkäuferinnen machten, und gegen Zahlung der Geldmarken, die der Hof jedem zu dieſen Vorſtellungen Eingeladenen einhändigen ließ, Luxusgegenſtände und Erfriſchungen verabreichten. An wilde und gemeine ſinnliche Ausſchweifungen zu denken, berechtigt in Tacitus' Worten durchaus nichts, wenngleich in den Kreiſen der Nichtgeladenen ſich wahrſcheinlich die ungeheuerlichſten Sagen und Gerüchte über dieſe — an ſich harmloſen — Maskenſcherze verbreitet haben mögen, und Tacitus in der Togawürde ſeines Altrömerthums über ſolche Verletzung derſelben Urtheile fällte, welche Goethe's bekannten Ausſpruch über die etwas nach Philiſterthum und Spießbürgerlichkeit ſchmeckende „Kornirtheit" eines Seneka und der Römer überhaupt beſtätigen. (Goethe Werke 53, S. 70 Ausg. letzter Hand.) — Eßwaaren und Getränke in das kaiſerliche Privattheater ſelbſt mitzunehmen, wie das in öffentlichen Theatern bekanntlich geſchah, war nicht paſſend, und doch bedurfte es bei der langen Dauer der Vorſtellungen einer Erfriſchung der Geladenen und der Unterhaltung derſelben in den Pauſen, wozu die Bazars dienten.

[39]) Freilich: „ſeit langer Zeit!" Denn ſchon zwei Jahrhunderte vorher ſah es in dem republikaniſchen Rom nicht beſſer, vielleicht noch ſchlimmer aus.

[40]) Entſpricht etwa unſerm „die Saiten ſtimmend", ſ. Ovid. Metam. X. 145.

[41]) So nach der Conjektur phonascis für das facies der Handſchriften. S. Nipperdey.

[42]) Die vielbewunderte Kürze und Prägnanz der Textesworte: maerens et laudans iſt nicht wiederzugeben.

der Hoffnung auf Beförderung einreihen ließen.[43]) Diese durchlärmten Tage und Nächte mit ihrem Beifallklatschen, benannten die schöne Gestalt und Stimme des Kaisers mit Götternamen,[44]) und behaupteten, als hätten sie wer weiß welche Verdienste, eine angesehene und geehrte Stellung.

Kapitel 16.

Da es ihm jedoch nicht genügte, sich als Kaiser mit seinen Schauspielerkünsten vor den Leuten zu zeigen, so verlegte er sich auch auf die Liebhaberei für Poesie und zog alles, was irgend eine dichterische Begabung, aber noch keinen bedeutenden Ruf besaß, in seine Nähe.[45]) Diese versammelten sich dann um ihn zu gemeinsamen Sitzungen, wo sie die mitgebrachten oder an Ort und Stelle extemporirten Verse in Zusammenhang brachten, und seine Worte, wie er sie gut oder schlecht vorbrachte, ergänzten. Das lehrt denn auch schon eine oberflächliche Betrachtung seiner Gedichte, die keinen fortreißenden Zug, nichts Naturwüchsiges und keinen einheitlichen Fluß der Sprache haben.[46]) Sogar den Lehrern der Weltweisheit widmete er Zeit, nämlich nach der Tafel und um an dem Gezänk der einander widerstreitenden Ansichten sein Vergnügen zu haben. Und es fehlte nicht an Leuten, welche danach

[43]) Dieses Korps der Augustianer oder Augustaner (s. Sueton Nero 20 u. 25), das jedoch nach Sueton erst später errichtet wurde, bildete in der Folge bei seinem Gastspiele in Neapel und Griechenland seine begleitende Claque.

[44]) S. Dio Cass. 61, 20. 63, 20; Sueton Nero 21 und unten Ann. XVI, 22.

[45]) S. oben XIII. 13. Anmerk. 33.

[46]) Das in diesen Worten enthaltene ungünstige Urtheil des Tacitus über Nero's litterarisch-poetische Leistungen, zufolge dessen dieselben eigentlich von andern zurecht gemacht waren, berichtigt Sueton, ohne Tacitus zu nennen, in seiner Biographie Nero's (Kap. 62) in folgender Weise: „Gedichte machte er mit Vergnügen und ohne Mühe, und es ist unwahr, daß er, wie einige glauben, fremde Arbeiten als seine eigenen herausgegeben habe. Es sind mir Schreibtafeln und Hefte von ihm zu Händen gekommen mit einigen allgemein bekannten, in seiner eigenen Handschrift niedergeschriebenen Versen, denen man es auf den ersten Blick ansehen konnte, daß sie weder anderswoher entlehnt, noch unter dem Diktat eines andern nachgeschrieben, sondern ganz wie von einem, der meditirend selbst schafft, niedergeschrieben worden waren; soviel war darin hier ausgefüllt, dort ausgestrichen und dort niedergeschrieben." (S. meine Einleitung zur Uebersetzung Sueton's S. XXVI.) Sueton konnte das wissen, denn er war kaiserlicher Archivar und Kabinetssekretair Hadrians (s. ebendas. S. IX—XI).

trachteten, ſich mit ihrem Philoſophenernſt in Blick und Miene unter den Unterhaltungsgegenſtänden des Herrſchers zur Schau zu ſtellen![47])

Kapitel 17.

Um dieſelbe Zeit entſtand aus unbedeutender Veranlaſſung ein furchtbares Blutvergießen zwiſchen den Bewohnern der Koloniestädte Nuceria und Pompeji, bei Gelegenheit eines Gladiatorenſchauſpiels, welches damals Livinejus Regulus, deſſen Ausſtoßung aus dem Senate ich oben berichtet habe, daſelbſt veranſtaltet hatte.[48]) Es kam nämlich von gegenſeitigen kleinſtädtiſchen Neckereien zu Schimpfworten, dann zu Steinwürfen und zuletzt griffen ſie zum Schwerte, wobei das Volk von Pompeji, woſelbſt das Schauſpiel ſtattfand, der ſtärkere Theil war. In Folge deſſen wurden denn viele durch Verwundungen körperlich verſtümmelte Nuceriner nach der Hauptſtadt gebracht, und ſehr viele klagten dort über den Verluſt ihrer Kinder oder Eltern. Der Kaiſer überließ die gerichtliche Entſcheidung der Sache dem Senat, der Senat den Konſuln. Und als ſo die Sache wieder im Senat zum Vortrage kam, wurde denen von Pompeji auf zehn Jahre die Theilnahme an einer ſolchen Verſammlung verboten, und ihre Genoſſenſchaften, welche ſie den Geſetzen zuwider gebildet hatten, aufgelöſt; Livinejus und die ſonſtigen Anſtifter des Krawalls mit dem Exil beſtraft.[49])

Kapitel 18.

Aus dem Senate geſtoßen wurde ferner auch Pedius Blaeſus auf die Anklage der Bewohner von Cyrene, daß er den Schatz des Aeskulap

[47]) Wie es ſcheint eine böswillige Hindeutung auf Seneka. — Nach Sueton (Nero 52) hatte ſeine Mutter ihn von dem Studium der Philoſophie abgehalten, „weil ſolche Beſchäftigung im Widerſpruch ſtehe mit ſeinem künftigen Herrſcherberufe".

[48]) Der Bericht über Regulus' Ausſtoßung befand ſich in einem der verlorenen Bücher der Annalen. Der Mann ſelbſt wird Ann. III. 11 als einer der Vertheidiger Piſo's erwähnt. — Das Städtchen Nuceria, das heutige Nocera de' Pagani, liegt zwei Stunden landeinwärts an der Straße von Pompeji nach Salerno ſ. Ein Jahr in Ital. I, S. 390.

[49]) Wir haben hier ein Beiſpiel, daß unter Nero's Regierung ſtrenge Ordnung und Gerechtigkeit gehandhabt wurde. Die „Genoſſenſchaften" (collegia) waren ſtädtiſche Gewerks- und Zunftvereine, zu deren Errichtung es der Genehmigung des Staates bedurfte, der über ſie ſtrenge Oberaufſicht führte, zumal in der Kaiſerzeit, wo ſie politiſch gefährlich erſchienen. Vgl. den Briefwechſel darüber zwiſchen Plinius und Kaiſer Trajan (Plin. Epp. X, 42, 43, 94, 97 u. 117—118).

angegriffen und bei der Soldatenaushebung Bestechung und Gunst habe walten lassen.[50]) Ebenso erhoben die Cyrenenser Anklage gegen den Acilius Strabo, den gewesenen Praetor, der als solcher von Claudius entsendet worden war zur Inanspruchnahme der Ländereien, welche der König Apion einst besessen und sammt seinem Königreiche dem römischen Volke hinterlassen, und dann alle zunächst angrenzenden Landbesitzer sich angeeignet hatten, die sich dann auf ihren langen unrechtmäßigen und willkürlichen Besitz, als auf Recht und Billigkeit beruhend, versteiften. So war denn, da er ihnen die Ländereien abgesprochen hatte, gegen den Richter Haß entstanden. Der Senat[51]) gab zur Antwort: die Instruktionen, welche Claudius gegeben, seien ihm unbekannt, und man müsse sich deßhalb an den Kaiser wenden. Nero seinerseits billigte Strabo's Entscheidung, schrieb aber (dem Senate): er wolle trotzdem den Bundesgenossen zu Hülfe kommen und ihnen den usurpirten Besitz belassen.[52])

Kapitel 19.

Es folgen die Todesfälle der erlauchten Männer, des Domitius Afer und des Markus Servilius, welche in den höchsten Ehrenämtern und als große Redner thätig gewesen waren: der erstere als Gerichtsredner, Servilius nach langer Thätigkeit als Anwalt auf dem Forum berühmt als Geschichtschreiber Rom's und durch feingebildete Führung eines Lebens, dessen Glanz er über den andern noch dadurch erhöhte, daß er an Talent ihm gleich, an Sitten sein Gegensatz war.[53])

[50]) Er wurde nach Nero's Sturze rehabilitirt. S. Tacit. Histor. I, 77.

[51]) bei dem die Klage anhängig gemacht worden war.

[52]) Diese Entscheidung Nero's war eben so staatsklug, als billig. Sie rettete das Ansehen des römischen Staatsbeamten und berücksichtigte zugleich die Lage der Dinge in jener fernen Provinz, da die willkürlichen Besitznahmen der von Ptolemaeus Apion um das Jahr 96 vor Chr. dem römischen Volke hinterlassenen Ländereien jetzt bereits über 150 Jahre alt waren. Eine gegentheilige Entscheidung würde zu Empörung und Krieg geführt haben.

[53]) Ueber Domitius Afer s. meine Anmerkung zur Uebersetzung des ersten Theiles der Annalen (IV, 52) S. 320. — Ueber Servilius, zubenannt Nonianus, den als Redner Quintilian noch hörte, s. d. Ausleger zu Quintil. X, I, 101. Tacit. Dial. de oratorib. 23. Seine Vorlesungen (recitationes) waren sehr beliebt und Kaiser Claudius ein eifriger Zuhörer derselben (Plin. Epp. I, 13, 3). Er war zuletzt an Alter und Würden „der erste Mann im Staate" (princeps civitatis), aber bei aller seiner feinen Bildung doch an Amulete und ihre Heilwirkung glaubend. S. Plin. Nat. hist. 28, 2, 29.

Kapitel 20.

(Jahr d. Stadt 813; nach Chr. 60).

Unter Nero's viertem und Cornelius' Cossus' Konsulate ward zu Rom ein alle fünf Jahre wiederkehrendes Festspiel gestiftet nach dem Muster des griechischen Wettstreits, worüber sich das Publikum verschieden äußerte, wie meist bei allem Neuen.[34]) Manche nämlich gab es, die daran erinnerten, wie man es vor Alters sogar dem Pompejus verübelt habe, daß er einen bleibenden Theaterbau errichtet. Denn früher sei es üblich gewesen, vor schnell aufgerichteten Sitzstufen und auf einer nur für den Augenblick hergerichteten Bühne die Spielvorstellungen zu geben; ja wenn man noch weiter zurückgehen wolle, so habe das Volk stehend zugeschaut, weil man nicht wollte, daß dasselbe, wenn es Sitzplätze hätte, ganze Tage hintereinander müßig im Theater zubringe. Allein die althergebrachten Schauspiele möchten immerhin erhalten bleiben, so oft die Praetoren solche zu geben hätten, bei denen kein Bürger als Wettkämpfer mit aufzutreten genöthigt sei. Im übrigen würden die so schon allmälig in Abgang gekommenen altväterlichen guten Sitten völlig ruinirt durch diese von außen her eingeführte Leichtfertigkeit, in Folge deren alles, was nur irgendwo zum Verführen und Verführtwerden geeignet sei, in der Hauptstadt zur Schau gebracht werde und das junge Volk durch solche ausländische Liebhabereien entarten werde, indem es sich den Gymnasien und ihrem Müßiggange und ihren unsittlichen Liebeshändeln unter der Auctorität von Kaiser und Senat widme, welche beide nicht etwa nur den Lastern freien Spielraum gewährten, sondern sogar dazu zwangen, daß römische Edle unter dem Scheine von Redeübungen und Gedichtrecitationen sich auf der Schaubühne entehrten.[35]) Was bliebe da noch übrig, als daß dieselben sich

[34]) Dieses Fest der sogenannten Neronia, den olympischen Wettstreitspielen nachgebildet, wurde am Schlusse des fünften Jahres der Regierung Nero's zu Ehren derselben gestiftet und gefeiert, und nach je fünf Jahren (lustrum) wiederholt, während das Olympische Fest je nach Ablauf von vier Jahren gefeiert wurde. Die Gegenstände dieses Kunstwettstreites waren: Musik, Gesang, Poesie und Beredtsamkeit, Gymnastik und Wagenrennen (Suet. Nero 12). Wir haben noch Münzen, die zu Ehren dieser Stiftung geprägt wurden.

[35]) Diese Ansicht, daß es eine Schande und ein Schimpf für die Würde eines vornehmen Römers (proceres) sei, bei einem musischen Wettstreite in Poesie und Beredtsamkeit öffentlich aufzutreten, fällt in die Kategorie der in der Anmerkung 38 bezeichneten bornirt philisterhaften Anschauungsweise gewisser Anhänger des Altrömer-

auch körperlich entblößten und die Fauſtkämpferriemen anlegten und ſich auf derartige Fauſtkämpfe, ſtatt auf Kriegsdienſt und Waffenführung verlegten. Ob es vielleicht zur Erhöhung guter Rechtspflege und zur würdigen Ausübung des erhabenen Richteramts von Seiten der Dekurien der Ritter dienen werde, wenn dieſelben ſchmelzende Töne und die Lieblichkeit der Geſangſtimmen mit Kennerohren zu beurtheilen ſich geübt haben würden? Auch die Nachtſtunden füge man noch dem ſchmählichen Treiben zu, damit nur ja keine Zeit für ſittliches Betragen übrig bleibe, ſondern in der buntgemiſchten Verſammlung jedes liederliche Subjekt der ihm Tag über aufgeſtiegenen Begierde im Schutze der Dunkelheit fröhnen könne!

Kapitel 21.

Der Mehrzahl jedoch gefiel gerade die Ungebundenheit, jedoch verbargen ſie ihr Wohlgefallen hinter anſtändigen Phraſen.[56]) Es hieß: „auch die Vorfahren ſeien keine Feinde von ſchauſpieleriſchen Vergnügungen im Verhältniſſe zu der Lage ihrer damaligen Mittel geweſen, und darum hätten ſie von den Tuskern die Schauſpieler (histriones) entlehnt und von den Thuriern die Pferdewettrennen; und nachdem ſie Achaia und Aſien in Beſitz genommen, ſeien die Spiele mit größerem Aufwande gegeben worden, und doch ſei kein einziger Römer von anſtändiger Geburt zum Theaterhandwerk herabgeſunken, obgleich es ſchon zweihundert Jahre ſeit Mummius' Triumphe her ſei, der zuerſt dieſe Art (griechiſchen) Schauſpiels in der Hauptſtadt gegeben habe. Ja es ſei ſogar eine vortheilhafte Rückſicht der Sparſamkeit geweſen, daß man es vorgezogen, ein dauerndes Theater zu errichten, ſtatt mit ungeheurem Koſtenaufwande ein ſolches für jedes Jahr erbauen und wieder niederreißen zu laſſen. Auch würden die Staatsbeamten[57]) nicht mehr ſo wie bisher ihr Vermögen erſchöpfen, oder das Volk nöthig haben, Griechiſche

---

thums. Denn nur an ſolchen muſiſchen Wettſtreiten der neugeſtifteten „Neronien" nahmen die vornehmen Römer thätigen Antheil und bewarben ſich um den „Siegerkranz", ſ. Sueton Nero 12, der zugleich berichtet, daß Nero den ihm von den Preisrichtern bei der erſten Feier zuerkannten Siegerkranz (corona) für das Citherſpiel nicht annahm, ſondern ihn dem Auguſtus weihen ließ.

[56]) Wie man ſieht, ſteht Tacitus ſelbſt auf Seiten der altväteriſchen Frondeurs gegen das neue Inſtitut.

[57]) Die Prätoren, denen es ſeit Auguſtus oblag die Spiele zu geben, was früher Sache der Aedilen geweſen war.

Schauspiele von den Staatsbeamten zu verlangen, wenn der Staat den dazu nöthigen Kostenaufwand übernähme. Die Siegeskränze der Redner und Dichter würden zur Anfeuerung der Talente dienen, und eben so wenig sei es für irgend einen Richter erniedrigend, sein Ohr anständigen geistigen Leistungen und erlaubten Genüssen zu leihen. Der Fröhlichkeit vielmehr als der Ausgelassenheit würden von einer ganzen Fünfjahrperiode die paar Nächte geweiht, während deren bei der so starken Beleuchtung nichts Unerlaubtes verborgen bleiben könne." — **In der That ging auch dieses Festschauspiel ohne eine irgend bedeutende Anstößigkeit vorüber.**[58]) Ja das Volk nahm nicht einmal lebhaften Antheil für und wider die Auftretenden, weil die Pantomimen, obschon man sie der Bühne wiedergegeben hatte, doch zu den (neuen) heiligen Wettkämpfen nicht zugelassen wurden.[59]) In der Beredtsamkeit trug Keiner den ersten Preis davon, sondern Nero wurde als Sieger ausgerufen.[60]) Die griechische Tracht, in welcher sich an jenen Tagen sehr viele gezeigt hatten, kam sehr bald wieder außer Gebrauch.

Kapitel 22.

Um diese Zeit erstrahlte auch ein Komet, eine Himmelserscheinung, von welcher der Volksglaube im Schwange geht, daß sie eine Thronveränderung verkünde.[61])

---

[58]) Die Voraussagungen der Altväterischen erfüllten sich also **nicht**, und das Volk erwies sich im Ganzen und Großen besser und verständiger, als jene glaubten; wie es denn auch wirklich anständiger und sittlich besser war als die vornehme römische Gesellschaft.

[59]) Es sind diejenigen Pantomimenkünstler, um derentwillen es im Theater durch den Streit ihrer Anhänger zu Tumulten gekommen, und deren Ausweisung aus Rom deßhalb vom Senat verfügt worden war. S. oben zu XIII. 25. Ihre Rückkehr nach Rom war zwar jetzt erlaubt worden, aber sie durften bei den neuen Wettspielen der Neronien, da diese einen religiösen geweihten Charakter hatten, nicht mitwirken.

[60]) Genauer berichtet Sueton a. a. O.: „Der Siegeskranz für Leistungen in Beredtsamkeit und Poesie, um den sich die achtbarsten Schriftsteller beworben hatten, ward durch Uebereinstimmung aller Preisbewerber dem Nero zuerkannt, der denselben denn auch annahm." Vgl. oben Anmerk. 55. — Nero war selbst mit einem Gedichte aufgetreten. Sein Freund, der junge Dichter Lucan, hatte sein „Lobgedicht auf Nero" recitirt und einen Preis erhalten. S. Genthe de vita et scriptis Lucani p. 22 ff.

[61]) Genauere Nachricht über diesen Kometen giebt **Seneka** in seinen Natur-

Bettina

und

ihr Königsbuch.

Von

A. ST....

E**: Aber die freie Entwickelung des Geistes wird die Welt aus ihren Angeln heben!

Frau Rath: „Närrisch Hirngespinnst, laß es geschehn! du kannst dich darauf verlassen, die kommt auf den rechten Fleck.“

Hamburg.
Verlags-Comptoir.
1844.

133
A

In Folge deſſen gab es denn, gleichſam als wäre Nero ſchon geſtürzt, ein vielfaches Reden darüber: wer wohl gewählt werden könne?[62]) Und da war in aller Munde das Lob des Rubellius Plautus, der durch ſeine Mutter mit der hohen Familie der Julier verwandt war.[63]) Er ſelbſt war ein Freund der Grundſätze der Altvordern, ſein Weſen ernſt, ſein Haus ſittlich rein und abgeſchloſſen; und je mehr er ſich aus Beſorgniß zurückgezogen hielt, deſto mehr war ſein Ruf bei den Leuten geſtiegen. Das Gerede von ihm ward noch vermehrt durch die aus gleicher Thorheit entſtandene Deutung eines Blitzſchlages. Es hatte nämlich, als Nero in der Nähe der Simbruiniſchen Baſſins in der Sublaqueum genannten Villa Tafel hielt, der Blitz in die mit Speiſen beſetzte Tafel geſchlagen und dieſelbe zerſchmettert, und da dies innerhalb der Grenzmark von Tibur geſchehen war, aus welcher Plautus von väterlicher Seite herſtammte, ſo glaubte man, Er ſei es, der durch den Willen der Götter zum Thronfolger beſtimmt werde, und es bemühten ſich viele um ſeine Gunſt, wie denn viele Menſchen von dem leidenſchaftlichen und meiſt trügeriſchen Beſtreben beſeſſen ſind, neuen und unſichern Ausſichten vorzeitig zu huldigen.[64]) Dadurch ward Nero bewogen ein Schreiben an Plautus zu richten: „er möge aus Rückſicht für die Ruhe der Hauptſtadt ſich den Verbreitern übler Gerüchte entziehen. Er habe ja in der Provinz Aſien Familienbeſitzungen, auf denen er als junger Mann ſicher und unbeläſtigt ſein Leben genießen könne.“ In Folge deſſen zog ſich derſelbe mit ſeiner Gemalin Antiſtia und wenigen Hausfreunden dorthin zurück.[65])

---

wiſſenſchaftl. Unterſuchungen VII. 21, 2. Ueber den Glauben an die Kometen als Vorbedeuter von Regierungsveränderungen ſ. Merivale IV. p. 361. not. 2.

[62]) Da Nero's Regierung bisher eine überaus gute und glückliche geweſen war, wie dies auch Seneka in der zuvor angeführten Stelle ausdrücklich bemerkt (Neronis principatu laetissimo), ſo wird wahrſcheinlich die Beſtürzung in Rom und dem röm. Reiche beim Erſcheinen dieſes Kometen noch größer geweſen ſein, als die neugierige Frage nach dem Nachfolger, zumal wenn man, wie Tacitus andeutet (depulso Nerone), an einen gewaltſamen Sturz Nero's dachte.

[63]) S. die Anmerkungen zu Ann. III. 23 u. 51. VI. 27. Er war der Sohn des Rubellius Blandus und der Enkelin Tibers, Julia. Vgl. XIV. 57; XVI. 10 u. 30. Hist. I. 14.

[64]) Die Simbruiniſchen Baſſins in der Nähe des heutigen Subiaco (Sublaqueum) waren eine Anlage des Kaiſers Claudius zur Verſtärkung der Marciſchen Waſſerleitung. Nero hatte dort eine Villa, von der noch jetzt Spuren vorhanden ſind. S. Weſtphal: Die röm. Campagna S. 118.

[65]) Nero's Verfahren bei dieſem Anlaſſe iſt keineswegs tyranniſcher Art.

In denselben Tagen brachte den Nero seine übergroße Lust an ungewöhnlichen Genüssen in böse Nachrede und Lebensgefahr, da er in dem Quellenbassin der nach Rom geführten Marcischen Wasserleitung ein Schwimmbad genommen hatte, und man im Publikum der Ansicht war, daß er durch solches Baden seines Körpers die Heiligkeit des Trinkwassers und die Geweihtheit des Ortes verunreinigt habe. Und sein darauf folgendes Uebelbefinden bestärkte den Glauben an den Zorn der Götter.[66])

Kapitel 23.

Doch jetzt zu Corbulo, der nach der Zerstörung von Artaxata den frischen Schrecken darüber benutzen zu müssen glaubte, um sich Tigranocerta's zu bemächtigen, und entweder durch Zerstörung desselben die Furcht der Feinde zu verstärken, oder im Falle, daß er es verschonte, sich den Ruf der Milde zu erwerben. Er marschirte also dorthin nicht mit feindlicher Haltung seines Heeres, um nicht die Hoffnung auf Gnade zu benehmen, und doch auch wieder nicht mit nachlassender Vorsicht, da er das wankelmüthige Volk als ein solches kannte, das sich zwar nicht eben leicht in Gefahr begiebt, aber doch bei Gelegenheiten falsch ist. Die Barbaren verfuhren jeder nach seinem angeborenen Charakter: die einen kamen mit Bitten, einige verließen ihre Dörfer und flüchteten in unwegsame Gegenden, ja ein Theil versteckte sich und seine liebste Habe in Höhlen. Demgemäß wandte der römische Feldherr ein verschiedenes Verfahren an: Mitleid gegen die um Gnade bittenden, Schnelligkeit gegen die Flüchtlinge; aber unbarmherzig gegen die, welche sich in Schlupfwinkeln festgesetzt hatten, ließ er die Ein- und Ausgänge der Höhlen mit Reisig und Strauchwerk ausfüllen und mit Feuer ausbrennen.[67]) Als er nun so an dem Landgebiete der Marder hinzog,

[66]) Nero hatte das Bad in den oben genannten Simbruinischen Wasserbassins genommen, deren Quellwasser — das der Aqua Marcia — sehr kalt und klar, und deßhalb in Rom als Trinkwasser vorzugsweise beliebt war. (Frontin Aq. 91, Plin. h. n. 31, 44.) Der Genuß (luxus) dieser Kälte und Klarheit war es, der den Nero reizte, während die frommen Römer darin eine Entweihung fanden.

[67]) Wir schaudern über diese Grausamkeit, welche Tausende armer Dorfbewohner, Hirten und Landleute mit Weibern und Kindern dem Tode durch Flammen und Erstickung opferte. Aber haben wir nicht in unsern Tagen Generale derjenigen Nation, welche sich rühmt an der Spitze der modernen Civilisation zu stehen, dieselben Greuel in Afrika verüben sehen? Man denke an den Marschall Pelissier, der 1840 mehrere

griffen ihn dieſelben wiederholt an, da ſie in räuberiſchen Angriffen geübt und gegen ſeine Verſuche, in ihr Land einzudringen, durch ihre Berge geſchützt waren. Indeß Corbulo hetzte ihnen die Hiberer auf den Hals, die ihr Land verwüſteten, und rächte ſo die feindliche Frechheit auf Koſten ausländiſchen Blutes.[68])

Kapitel 24.

Er ſelbſt und ſein Heer hatten zwar nicht durch Verluſte in Folge von Kämpfen, aber um ſo mehr durch Mangel und Strapazen zu leiden. Sie waren genöthigt mit dem Fleiſche der Thiere den Hunger zu ſtillen.[69]) Dazu der Mangel an Waſſer, der glühend heiße Sommer, die weiten Märſche, was alles nur durch die Hingebung des Heerführers gemildert wurde, der dieſelben und noch mehr Entbehrungen als der gemeine Soldat ertrug. Weiterhin gelangte man in angebaute Gegenden, wo man die Feldfrüchte abmähte, und von zwei Kaſtellen, wohin ſich die Armenier geflüchtet hatten, das eine im Anſturme nahm; die, welche den erſten Angriff abgeſchlagen hatten, wurden durch Belagerung bewältigt. Von dort zog er hinüber in das Gebiet der Tauranier,[70]) woſelbſt er einer unvorhergeſehenen Lebensgefahr entging. Es wurde nämlich in der Nähe ſeines Zeltes ein Eingeborener von hohem Stande mit einer Waffe betroffen, welcher, peinlich befragt, den ganzen Mordanſchlag und ſich als den Anſtifter nebſt ſeinen Genoſſen bekannte,

---

Araberſtämme, die ſich in die Daharahgrotten geflüchtet hatten, durch Rauch tödtete, und an den Complicen Napoleons III. bei deſſen Staatsſtreiche, den General Saint-Arnaud, der 1845 daſſelbe that an fünfhundert Arabern, die ſich in die Grotte von Shelas geflüchtet hatten, und zwar, wie er ſelbſt an ſeinen Bruder ſchreibt, verübte er die grauſe That, um ſie vor ſeinen Soldaten geheim zu halten (denn die That Peliſſier's hatte einen Sturm des Abſcheus in der Europäiſchen Preſſe hervorgerufen), mit eigener Hand! S. Kinglane: Invasion of the Crimea Vol. III. chap. 29. p. 8—9 Tauchn. ed.

[68]) Die Marder waren ein armer, freiheitſtolzer, kriegeriſcher Stamm, der ſchon dem Alexander von Macedonien viel zu ſchaffen gemacht hatte. Vgl. Grote Geſch. Griech. VI. S. 560 u. 569 d. deutſch. Ueberſ. Sie bewohnten den nördlichen Abhang der Gebirgskette Elburs, wenige Meilen vom kaſpiſchen See, das heutige Maſanderan und Ghilan.

[69]) Es fehlte an Brotkorn, der Hauptnahrung des römiſchen Soldaten, wofür Fleiſch nur ein ſchlechter Erſatz dünkte. S. Cäſar bell. Gall. VII. 17, der Gleiches von ſeinen Truppen in Gallien berichtet, und bell. civ. III. 47 u. 48.

[70]) S. Ritter's Erdkunde X. S. 650 ff.

worauf diejenigen überführt und bestraft wurden, welche unter dem Anscheine der Freundschaft Verrath bereiteten. Nicht lange darauf kamen denn auch Abgesandte von Tigranocerta, mit der Anzeige: die Mauern ständen offen, ihre Volksgenossen seien seiner Befehle gewärtig; zugleich überreichten sie als Gastgeschenk eine goldene Krone.[71]) Corbulo empfing die Botschaft ehrenvoll, schädigte auch die Stadt in keiner Weise, damit sie in Folge solcher Schonung desto williger in Gehorsam verharrte.

Kapitel 25.

Dagegen wurde der feste Platz Legerda, welchen eine entschlossene Schaar junger streitbarer Mannschaft gesperrt hatte, nicht ohne Kampf erobert. Denn dieselbe hatte nicht nur ein Treffen vor den Mauern zu liefern gewagt, sondern gab sich auch, in die Festung zurückgeworfen, erst, als die Erdwerke für das Geschütz aufgeworfen waren, und die Römer mit Sturm in die Stadt drangen. — Diese Erfolge wurden erleichtert durch den Umstand, daß die Parther durch Krieg mit den Hyrkanern in Schach gehalten wurden. Zugleich hatten die Hyrkaner an den römischen Kaiser Gesandte geschickt, um ein Bündniß zu erbitten, indem sie es als ein Unterpfand ihrer freundschaftlichen Gesinnung geltend machten, daß Vologaeses durch sie strategisch festgehalten werde. Als die Gesandten zurückkehrten, ließ Corbulo dieselben, damit sie nicht jenseits des Euphrat von feindlichen Abtheilungen aufgefangen würden, mit einer Bedeckung an das Ufer des rothen Meeres geleiten, von wo sie mit Vermeidung des Parthischen Gebietes in ihre heimischen Wohnsitze zurückkehrten.

Kapitel 26.

Den Tiridates aber, der durch das Mederland in die äußersten Provinzen einzudringen versuchte, zwang er unter Voraussendung seines

[71]) Ein solches Geschenk eines goldenen Kranzes war orientalische Sitte. S. oben Ann. II. 57. Uebrigens zeigt die Fülle der Details, daß Tacitus wahrscheinlich Corbulo's Aufzeichnungen über diese Expedition benutzte. — Tigranocerta, das heutige Meja Farkin in Kurdistan, zwischen Diarbekr und Musch, hat noch jetzt in wohlerhaltenen Mauern und schönen Thürmen Reste der alten Arsazidenhauptstadt aufzuweisen. Die Stadt liegt auf der untersten Stufe des Gebirges, aus welchem ein reicher Fluß hervortritt und dem Tigris zuzieht. Der berühmte Feldmarschall Graf v. Moltke (damals noch Hauptmann im Pr. Generalstabe) besuchte während seines Aufenthalts in der Türkei die Stadt. S. Briefe über Zustände und Begebenh. in d. Türkei 1835—1839, S. 287.

Legaten Verulanus mit den Hülfstruppen, dem er ſelbſt mit den Legionen in Eilmärſchen folgte, das Weite zu ſuchen und jede Hoffnung auf kriegeriſche Erfolge aufzugeben. Nachdem er ſodann die Stämme, von denen er erfahren hatte, daß ſie uns Widerpart hielten, mit Feuer und Schwert heimgeſucht hatte, befand er ſich im Beſitze von ganz Armenien, als Tigranes eintraf, den Nero zur Uebernahme der Regierung erwählt hatte. Er war aus Kappadokiſchem Königsgeſchlechte, ein Enkel[72]) des Königs Archelaus, allein weil er lange als Geißel in Rom gelebt hatte, von faſt ſklaviſcher Unterwürfigkeit des Betragens. Auch ward er nicht mit Einſtimmigkeit als König aufgenommen, da bei manchen noch immer die Vorliebe für die Ariaciden fortbeſtand. Die Mehrzahl dagegen, denen der Uebermuth der Parther verhaßt war, wollten lieber den von den Römern gegebenen König haben. Man gab ihm auch eine Waffenmacht von tauſend Legionsſoldaten, drei Kohorten Bundestruppen und zwei Reiterregimenter, um ſein neues Königthum um ſo leichter behaupten zu können. Ein Theil von Armenien wurde, je nachdem es an das Landgebiet jedes Einzelnen grenzte, der Oberhoheit des Pharasmanes und des Polemo, des Ariſtobulus und Antiochus überwieſen. Corbulo zog ab nach Syrien, das durch den Tod des Legaten Ummidius erledigt und ihm übergeben worden war.

Kapitel 27.

In demſelben Jahre ſtürzte eine der bedeutenden Städte Aſiens, Laodicea,[73]) durch eine Erderſchütterung zuſammen, erholte ſich jedoch ohne Hülfe von unſerer Seite aus eigenen Kräften. Dagegen erhielt in Italien das alte Städtchen Puteoli von Nero Kolonierecht und Namen.[74]) Nach Tarent und Antium wurden Veteranen als Koloniſten geſendet, jedoch der Entvölkerung jener Orte wurde dadurch nicht abgeholfen, da die Mehrzahl derſelben in die verſchiedenen Provinzen zurückblieb, wo ſie ihre Dienſtjahre abgedient hatten; denn da ſie nicht gewohnt waren ſich den Laſten und Pflichten der Ehe und der Kindererziehung zu unterziehen, ſo ließen ſie in der Regel ihre Häuſer leer und ohne Kinder

[72]) Vielmehr „Urenkel". S. Nipperdey.

[73]) Laodicea in Phrygien, am Lykosfluſſe, das jetzige Eski-Hiſſar.

[74]) Puteoli war früher nur Municipium geweſen und wurde von Nero zum Range einer Koloniestadt erhoben und nach ſeinem Namen zubenannt. Ueber den höheren Rang der „Kolonie" vor der Municipalſtadt ſ. Gellius Noct. Att. XVI. 31.

zurück. Es wurden nämlich damals nicht mehr wie in früheren Zeiten ganze Legionen mit ihren Tribunen und Centurionen, jeder mit der zu ihm gehörigen Abtheilung von Kohorten und Manipeln, als Kolonisten angesiedelt, so daß sie durch Einmüthigkeit und gegenseitige Zuneigung ein Gemeinwesen bilden konnten; sondern Leute, die sich einander nicht kannten, aus verschiedenen Manipeln, ohne Kommandeur, ohne gegenseitige Neigung für einander, gleichsam jeder aus einer fremden Menschenart, wurden plötzlich zusammengebracht, mehr ein Haufe als eine Kolonie.

Kapitel 28.

Gegen den bei der Wahl der Praetoren, welche gewohnheitsgemäß vom Senate vorgenommen wurde, mit ungewöhnlicher Heftigkeit entbrannten Wahlkampf schritt der Kaiser zurechtlegend ein, indem er drei überzählige Bewerber zu Legionskommandeuren (Legaten) machte.[75]) Zu gleicher Zeit erhöhte er das Ansehen des Senats, indem er verordnete: „daß diejenigen, welche von den Richtern in Civilsachen an den Senat appellirten würden, die gleiche Geldsumme als Kaution hinterlegen sollten wie die, welche an den Kaiser appellirten. Früher nämlich war dies frei und straflos gewesen.[76]) Am Ende des Jahres wurde der römische Ritter Vibius Sekundus auf Anklage der Einwohner von Mauretanien wegen Erpressung verurtheilt und aus Italien verwiesen; eine härtere Strafe[77]) wendete er durch das Geld seines Bruders Vibius Crispus von sich ab.

Kapitel 29.

(Jahr 61 nach Christi.)

Unter dem Konsulat des Caesennius Paetus und Petronius Turpilianus erlitten wir eine schwere Niederlage in Britannien, wo der

[75]) Durch diese Ernennung von drei Bewerbern um die Praetur zu Legionslegaten — eine Stellung, welche entweder vor oder nach der Praetur bekleidet wurde — hörte der Wahlkampf (ambitus), in welchem sich die Bewerber die Stimmen der Senatoren abzujagen suchten, auf, da jetzt nur noch so viele Bewerber blieben, als Prätorstellen zu besetzen waren, während doch die drei für diesmal ausgeschlossenen nicht in ihren Ansprüchen gekränkt wurden. S. Ripperdey.

[76]) „Der Appellirende mußte für ein Drittel des Prozeßobjektes Kaution stellen, und verlor dies, wenn seine Appellation abgewiesen wurde." Ripperdey. — Beide hier erwähnte kaiserliche Verordnungen sind Beweise für Nero's gute Regierung.

[77]) D. h. die Strafe des Exils, mit der Vermögenskonfiskation verbunden war. Er wurde also nur relegirt. Sein Bruder, ein berühmter Redner, gefürchteter Ankläger, starb hochbejahrt zu Quintilian's Zeit.

Legat Didius, wie ich oben berichtet habe,[78]) eben nur das Gewonnene hatte behaupten können, und ſein Nachfolger Veranius,[79]) nachdem er in unbedeutenden Expeditionen das Gebiet der Silurer verwüſtet hatte, an weitergehenden kriegeriſchen Unternehmungen durch den Tod gehindert worden war — ein Mann, der, ſo lange er lebte, durch die Strenge ſeiner ſittlichen Grundſätze hoch angeſehen, ganz zuletzt noch durch eine Stelle ſeines Teſtaments als ein Ehrgeiziger erfunden wurde. Er hatte nämlich, unter vielfachen Ausdrücken ſchmeichleriſcher Huldigung gegen Nero, hinzugefügt: „daß er demſelben die Provinz unterworfen haben würde, wenn er noch die zwei nächſten Jahre erlebt hätte.“[80])

Jetzt jedoch befehligte Paulinus Suetonius in Britannien durch Kriegskunde und durch die Stimme des Volks, das keinen ohne Nebenbuhler läßt, Corbulo's Rival und begierig darauf aus, die Ehre der Wiedereroberung Armeniens ſeinerſeits durch Niederwerfung der Empörer wett zu machen. Daher rüſtete er ſich, die ſtark bevölkerte Inſel Mona, die zugleich als Zufluchtsort der Flüchtigen diente, anzugreifen, zu welchem Ende er Schiffe mit flachem Boden bauen ließ, um über das ſeichte und gefährliche Fahrwaſſer hinwegzukommen. So[81]) ſetzte das Fußvolk, unmittelbar nach ihm die Reiterei den Untiefen nachgehend, und, wo der Wellengang höher war, neben den Pferden herſchwimmend hinüber.

Kapitel 30.

Drüben am Ufer ſtand das feindliche Heer in dichtgedrängter Schlachtordnung bewaffneter Männer, zwiſchen denen die Weiber hin

[78]) S. oben XII, 40 u. 15.

[79]) Er kommandirte in Britannien, im Jahre 58 nach Chr., nur ein Jahr lang. S. Agric. 14. Vierzig Jahre früher war er Legat des Germanikus geweſen, war alſo bei ſeinem Tode bereits hochbejahrt. S. Ann. II, 56.

[80]) Wenn ein Mann, der ein ganzes langes Leben hindurch in dem verdienten Rufe eines ernſten, ſtreng ſittlichen Charakters geſtanden hatte, auf ſeinem Todtenbette ſich vortheilhaft über den Kaiſer und deſſen Regierung ausſprach, ſo beweiſt das nicht, daß er, wie Tacitus annimmt, ein ehrgeiziger Schmeichler war, ſondern nur, daß Nero (wie das auch in der That der Fall war) als Regent jenes huldigende Lob verdiente. Was Veranius ausſprach in Betreff ſeiner bei längerem Leben zu hoffenden Erfolge, war des Mannes Ueberzeugung, die freilich ſeinen Nachfolgern, unter denen auch Tacitus' Schwiegervater Agrikola ſich befand, nicht eben angenehm ſein mochte.

[81]) D. h. auf dieſen Fahrzeugen. — Mona iſt die heutige Inſel Angleſey an der Nordküſte von Wales, wölf Quadratmeilen groß, von der Feſtlandsküſte durch den Menaikanal getrennt. S. d. Auslegg. zu Tacit. Agricola 14.

und her liefen. Wie Furien anzuschauen, in Trauergewändern, mit aufgelösten Haaren, trugen sie Fackeln in den Händen; und auch die Druiden, die ringsum mit zum Himmel gerichteten Händen Gebete, Flüche erhoben, machten durch das Ungewohnte des Anblicks einen solchen Eindruck auf unsere Soldaten, daß sie wie an allen Gliedern gefesselt den Leib bewegungslos den Wunden Preis gaben. Dann, auf die ermunternden Zurufe des Heerführers, und sich gegenseitig anfeuernd, doch vor dem Haufen fanatischer Weiber nicht zu zagen, rücken sie vor, werfen alle ihnen in den Weg kommenden nieder und umgeben sie mit ihrer eigenen Feuergluth. Später wurde den Besiegten eine Besatzung auferlegt, und die dem blutigen Aberglauben geweihten Haine niedergehauen. Es war nämlich bei den Einwohnern religiöser Brauch, ihre Altäre mit dem Blute der Gefangenen zu verehren und aus den zuckenden menschlichen Eingeweiden die Götter zu befragen.[82])

Kapitel 31.

Während Suetonius mit dieser Unternehmung beschäftigt war, wird ihm der plötzliche Abfall seiner Provinz gemeldet.

Der König der Icener,[83]) Prasutagus, hatte nach einer langen an Gütern gesegneten Regierung den römischen Kaiser und seine eigenen zwei Töchter zu Erben eingesetzt, indem er vermeinte, durch solchen Beweis von Ergebenheit sein Reich und sein Haus vor Mißhandlungen sicher zu stellen. Allein es geschah das Gegentheil: sein Reich ward durch Centurionen, sein Haus durch Sklaven,[84]) als wäre es erobertes Gut, zu Grunde gerichtet. Gleich Anfangs wurde seine Gemalin Bouduika[85]) mit Schlägen gemißhandelt und seine Töchter geschändet.[86]) Die angesehensten Icener wurden — als ob sie das ganze Land nur als Gnadengeschenk empfangen hätten — ihrer ererbten Güter beraubt, und Verwandte des königlichen Hauses wie Sklaven gehalten. Wegen

[82]) Menschenopfer waren auch in Gallien üblich. S. Caes. bell. gall. VI. 16. Tiberius und Claudius thaten viel zu ihrer Ausrottung. S. Ripperdey.

[83]) S. oben XII. 31. Sie saßen im heutigen Norfolk und Suffolk.

[84]) Es sind römische Staats-Sklaven, welche als Unterbeamte des römischen Prokurators von Britannien fungirten. S. Tacit. Agric. 15.

[85]) Der Name wird auch Boudicea, Bouducca und anders geschrieben. S. Ripperdey.

[86]) Trotzdem marschirten die damaligen Römer wie die heutigen Franzosen „an der Spitze der Civilisation".

solcher Schmach und aus Furcht vor noch Aergerem — da man allmälig eine Provinz aus ihnen gemacht hatte[87]) — greifen sie plötzlich zu den Waffen, nachdem sie vorher die Trinobanten, und wer sonst noch, durch keine Knechtschaft gebrochen, sich in geheime Verschwörungen zur Wiedergewinnung der Freiheit mit ihnen eingelassen hatte, zur Schilderhebung bewogen hatten. Ihr grimmigster Haß galt den Veteranen. Diese nämlich, die vor Kurzem in die Kolonie Camulodurum geführt worden waren, vertrieben die Einwohner aus ihren Häusern, verjagten sie von ihren Ackerstellen, indem sie sie „Gefangene", „Sklaven" nannten, und zwar begünstigten die Soldaten solche Vergewaltigung Seitens der Veteranen als deren gute Kameraden und in der Aussicht auf gleiche Ungebundenheit. Dazu kam, daß der dem verewigten Claudius errichtete Tempel dort so zu sagen als eine ewige Zwingburg vor Augen stand, und daß die erwählten Priester unter dem Scheingewande des religiösen Dienstes alles Hab und Gut der Einwohner vergeudeten.[88]) Auch erschien es als keine schwierige Sache, die Kolonie zu zerstören, da sie nicht mit Festungswerken umgeben war, wofür unsere Heerführer nicht gehörig gesorgt hatten, da immer die Rücksicht auf das Angenehme die Rücksicht auf das Nützliche zu überwiegen pflegt.[89])

Kapitel 32.

Inzwischen geschah es, daß ohne alle offenbare Ursache in Camulodunum die Bildsäule der Victoria zu Boden stürzte, und zwar zurückgewendet, gleichsam als ob sie vor den Feinden weiche. Und Frauen, bis zum Wahnsinn aufgeregt, prophezeiten: der Untergang stehe vor der Thüre. Fremdländische Laute, hieß es, seien in ihrer Kurie gehört,[90]) Geheul im Theater erschollen, und ein Bild der zerstörten Kolonie in

[87]) D. h. man hatte ihrem Lande die Einrichtung einer eroberten „Provinz" gegeben, zufolge der sie „außer schweren Abgaben auch der Jurisdiktion der Statthalter und fortwährenden Eingriffen in ihre Verwaltung unterworfen waren." S. Nipperdey.

[88]) Diese Priester bei dem Tempel des Claudius waren Provinzialen, welche ihren Landsleuten übertriebene Beiträge für die Bestreitung der Kultkosten abzwangen. Nipperdey.

[89]) Colchester, das alte Camulodunum, hat eine überaus anmuthige Lage und Umgegend. Als Kolonie hieß es Colonia Victricensis. Ueber ihren Zustand s. Merivale VI, p. 237—240.

[90]) „Töne in fremder Sprache, von Gelächter begleitet," wie Dio Cass. 62, 1 sagt.

einer Wasserlache der Themse gesehen; ferner der Ocean wie Blut anzuschauen, während bei der Ebbe Gestalten menschlicher Leichen zurückblieben — dies alles legten die Britannen als Begünstigung ihrer Hoffnung, die Veteranen als besorgliches Zeichen für sich aus. Weil aber Suetonius sich weit entfernt befand, gingen sie den Procurator Catus Decianus um Hülfe an. Der schickte ihnen nicht mehr als zweihundert Mann ohne gehörige Waffen, und in der Stadt befand sich nur eine mäßige Anzahl Soldaten. Vertrauend auf den Schutz des Tempels [91]) und gehindert von heimlichen Genossen der Verschwörung, welche ihre Entschlüsse kreuzten, unterließen sie es, sich durch einen Graben oder Wall zu schützen, entfernten auch nicht die Greise und Weiber, so daß die streitbare Jugend allein zurückgeblieben wäre. Wie im tiefsten Frieden werden sie unvorbereitet von der Masse der Barbaren eingeschlossen. Der ganze Ort wird denn auch sofort beim ersten Anlaufe geplündert oder in Brand gesteckt; der Tempel, in den sich die Soldaten geworfen hatten, nach zweitägiger Belagerung erstürmt. Dann zog der siegreiche Britanne dem zu Hülfe anrückenden Legaten der neunten Legion, Petilius Cerialis [92]) entgegen, schlug die Legion in die Flucht und vernichtete das ganze Fußvolk; Cerialis mit der Reiterei entkam in das Standlager, dessen Verschanzungen ihm Schutz gewährten. Im Schrecken über diese Niederlage und über die Erbitterung der Provinz, die er durch seine Habsucht zum Kriege getrieben hatte, entwich der Prokurator Catus über's Meer nach Gallien.[93])

Kapitel 33.

Doch zurück zu Suetonius. Mit bewunderungswürdiger Energie marschirte derselbe mitten durch die Feinde nach Londinium, welches zwar nicht den auszeichnenden Namen einer „Kolonie" führte, aber durch die Menge der dortigen Kaufleute und durch seinen Handelsverkehr sehr stark bevölkert war. Dort hin und her überlegend, ob er diesen Ort

[91]) Der Tempel war wie eine Art Burg befestigt.

[92]) Später als Feldherr berühmt. S. Ripperdey. Der Ort seiner Niederlage war bei dem heutigen Wormingford, sechs englische Meilen von Colchester. S. Merivale VI, p. 255, not. 1.

[93]) Ueber die fürchterliche Art, mit welcher die empörten Britannen nach der Eroberung der Kolonie die von den Römern erfahrene grausame Bedrückung an den Gefangenen vergelten s. die Schilderung bei Dio Cass. 62, 1—7 u. Tacit. Agricola 16.

BIBLIOTHECA

Druck von Nobiling & Heidrich.

zum Waffenplatze wählen sollte, entschloß er sich, in wohlerwogener Rücksicht auf die geringe Zahl seiner Truppenmacht und auf die hinreichend starke Lektion, welche Petilius für seine Verwegenheit erhalten hatte, mit Aufopferung einer einzigen Stadt das Ganze zu retten. Und so ließ er sich denn auch durch das Jammern und die Thränen der um seinen Schutz Flehenden nicht erweichen, sondern befahl den Abmarsch, wobei er die, welche sich anschließen wollten, in die Marschkolonne aufnahm.[94]) Alle diejenigen, welche die Schwäche ihres Geschlechts oder des Alters oder auch die Anhänglichkeit an ihren Wohnort zurückgehalten hatte, wurden vom Feinde niedergehauen.[94a])

Das gleiche Verderben traf die Municipalstadt Verulamium; denn die Barbaren ließen die Festungen und militärisch besetzten Punkte bei Seite liegen, und überzogen, beuteluſtig und um alles Andere sich nicht kümmernd, nur die Orte, welche die reichste Beute und keine Vertheidigungsmittel boten. Gegen siebenzigtausend Bürger und Bundesgenossen sind, wie festgestellt wurde, an den von mir genannten Orten als Opfer gefallen. Denn nicht auf's Gefangenmachen oder Verkaufen, oder auf Austausch oder Auslösung von Gefangenen, wie sie sonst unter kriegführenden Parteien vorkommen, sondern nur auf Metzelei, Galgen, Feuertod und Kreuzigung waren sie eilig erpicht, gleichsam als ob sie sich sagten: daß zwar die Vergeltung dafür sie ereilen werde, aber doch erst nachdem sie die Sache an ihren Feinden vorweggenommen hätten.

Kapitel 34.

Suetonius hatte jetzt bereits die vierzehnte Legion nebst den Vexillaren der zwanzigsten, und aus der nächsten Umgebung etwa gegen zehntausend Bewaffnete zusammen in der Hand, als er sich anschickte, seine zuwartende Haltung zu verlassen und eine Feldschlacht zu liefern. Er wählte also ein Terrain, das vor sich einen Engpaß hatte und im

94) Nach Merivale (VI. p. 256) war es ein Flankenmarsch von Londinium (London) nach Camulodunum, den der römische Feldherr unternahm.

94a) „Das römische Civilisationswerk von wenig Jahren ward durch die Vernichtung aller größeren Städte in einem Augenblicke vernichtet, und jede Spur desselben weit und breit zertreten. Noch heutigen Tages stoßen die Erdarbeiter, welche ihren Spaten durch die Fundamente des normannischen und des sächsischen London treiben, unter denselben auf zwei verschiedene römische Städte, zwischen denen eine Masse klumpenhaften und zerbrochenen Getrümmers liegt, als Zeugniß für den Brand der fürchterlichen Boadicea." Merivale VI. p. 259.

Rücken durch Wald geschlossen war, nachdem er sich genügend vergewissert hatte, daß kein Feind anderswo als vor ihm stehe, und daß auf der andern Seite des Engpasses sich eine offene Blache befinde, so daß kein Hinterhalt zu fürchten sei. In seiner Schlachtordnung stand demgemäß das Korps der Legionssoldaten dichtgereiht,[93]) rechts und links das leichte Fußvolk und an der Spitze der Flügel dichtgeballt die Reiterei. Dagegen stürmte die britannische Streitmacht verbindungslos in Haufen Fußvolks und Reiterschaaren frohlockend einher, eine Menschenmenge, wie sie so stark sonst nie beisammen gewesen war, und von so wildem Muthe geschwellt, daß sie sogar ihre Eheweiber als Zeugen des Sieges mit sich schleppten und auf Wagen Platz nehmen ließen, welche sie am äußersten Umkreise des Blachfeldes aufgestellt hatten.

Kapitel 35.

Bouduika, vor sich auf ihrem Wagen ihre Töchter, in die Runde zu jeglichem einzelnen Volksstamme heranfahrend, erinnerte daran: „daß es zwar herkömmlich bei den Britannen sei, unter Frauenführung in den Kampf zu ziehen, daß sie aber diesmal nicht als die Tochter so großer Ahnen wegen Verlust an Reich und Gütern, sondern in der That nur als ein einzelnes Weib aus dem Volke für ihre verlorene Freiheit, für ihren mit Schlägen gemißhandelten Leib, für die geschändete jungfräuliche Ehre ihrer Töchter Rache zu nehmen im Begriff sei. So weit hätten sich der Römer Gelüste verstiegen, daß sie nicht die Leiber, nicht einmal das Greisenalter oder die Jungfräulichkeit unentweiht ließen. Allein bereits ständen die Götter einer gerechten Rache bei: gefallen sei die Legion, die ein Treffen gewagt habe, die andern hielten sich verborgen in ihren Lagern, oder sähen sich um nach Flucht. Nicht einmal dem Tosen und dem Schlachtrufe so vieler Tausende, geschweige denn dem Ansturm und den Armeen derselben würden sie zu widerstehen vermögen. Wenn die Britannen die beiderseitigen bewaffneten Streitkräfte, wenn sie die Ursachen des Krieges bei sich abwögen, so gelte es, in dieser Schlacht zu siegen oder zu fallen. Dazu sei sie, ein Weib, entschlossen. Die Männer möchten leben und Sklaven sein."

---

[93]) D. h. in tiefer Stellung, so daß viele Glieder (ordines) hinter einander standen.

Kapitel 36.

Auch Suetonius ſchwieg nicht in einem ſo entſcheidungsſchweren Augenblicke. So ſehr er der Tapferkeit ſeiner Truppen vertrauen mochte, mahnte und bat er ſie doch: „ſie möchten das lauthallende Drohgetöſe der Barbaren für nichts achten. Sie ſähen dort mehr Weiber als ſtreitbare Mannſchaft vor ſich. Kriegsungewohnt, elend bewaffnet werde dieſelbe weichen, ſobald ſie, die ſo oft in die Flucht geſchlagenen, das Schwert und die Tapferkeit der Siegesgewohnten erkannt haben würden. Auch bei großer Anzahl von Legionen ſeien es immer nur wenige, welche in Schlachtkämpfen die Entſcheidung gaben, und ihrem Ruhme werde es eine Vermehrung ſein, wenn ſie als ein kleines Korps den Ruf eines vollſtändigen Heeres erwürben. Nur möchten ſie feſtgeſchloſſen bleibend nach vollzogenem Spießwurfe ſofort mit ihren Schildbuckeln und Schwertern weiter hauen und ſtechen, ohne an Beutemachen zu denken.[96]) Sei der Sieg erſt gewonnen, ſo werde alles ihnen zufallen.“ — Solch ein Feuereifer folgte auf des Heerführers Worte, ſo im Nu hatte ſich der alte, in vielen Schlachten verſuchte Soldat zum kräftigen Abſchleudern der Wurfſpieße fertig gemacht,[97]) daß des Erfolges ſicher Suetonius das Zeichen zur Schlacht gab.

Kapitel 37.

Zuerſt nun hielt ſich die Legion ohne einen Schritt vorzurücken innerhalb der Terrainenge, die ihr den Schutz einer Verſchanzung gewährte, dann, nachdem ſie gegen den näher herangerückten Feind ihre Geſchoſſe mit ſicherem Erfolge geſchleudert hatte, brach ſie wie ein Keil hervor. Gleichen Angriffsmuth bewieſen die Hülftruppen, und die Reiterei mit vorgeſtreckten Lanzen durchbrach alles, was ihr entgegenkam und Stand hielt. Die übrigen begaben ſich in die Flucht, aber das Entkommen war ſchwierig, da die ringsum aufgefahrene Wagenkette die Auswege verſperrt hatte. Unſere Soldaten ihrerſeits ſchonten ſelbſt nicht der Weiber Leben; und bald hatten auch die von den Wurfgeſchoſſen durchbohrten Zugthiere den Leichenhaufen noch vergrößert. Glänzend und den Siegen der alten Zeit gleich war der an jenem Tage gewonnene Ruhm! Giebt es doch Schriftſteller, welche berichten, daß nicht viel

[96]) Das römiſche Fußvolk begann den Kampf ſtets indem der Mann ſeine beiden Wurfſpieße (pila) ſchleuderte.

[97]) D. h. ſein Gepäck abgelegt.

weniger als achtzigtausend Britannen gefallen seien, während bei unsern Soldaten der Verlust an Todten nur etwa vierhundert, und an Verwundeten nicht viel darüber betragen habe. Bouduika endete ihr Leben durch Gift. Auch Poenius Postumus, der Lagerpräfekt der zweiten Legion, als er die glücklichen Erfolge der Vierzehner und Zwanziger erfahren hatte, stieß sich, weil er seine Legion um den gleichen Ruhm betrogen und wider die Ordnung des Dienstes den Befehlen des Heerführers keine Folge geleistet hatte, selbst das Schwert durch den Leib.[28])

Kapitel 38.

Darauf wurde das gesammte Heer zusammengezogen und ein Kriegslager gehalten, um den Rest des Krieges zu beendigen. Auch vermehrte der Kaiser die Streitkräfte, indem er aus Germanien zweitausend Legionäre, acht Kohorten Hülfstruppen und tausend Reiter als Verstärkung schickte. Durch deren Ankunft erhielten die Neuner ihre Ersatzmannschaft an Legionssoldaten; die Kohorten und Reiterschwadronen wurden nach neuerrichteten Winterquartieren verlegt, und alle Volksstämme, die sich zweideutig oder offen feindlich benommen hatten, mit Feuer und Schwert heimgesucht. Nichts jedoch traf sie so hart als der Hunger, da sie die Fruchtaussaat vernachlässigt hatten und jegliches Alter sich dem Kriege zugewendet hatte, da sie darauf rechneten, sich unsere Vorräthe anzueignen. Auch waren die durch Wildheit ausgezeichneten Stämme um so langsamer dem Frieden zugeneigt, weil Julius Classicianus, der den Catus[29]) als Nachfolger geschickt und mit Suetonius gespannt war, das

[28]) Vgl. Tacit. Agric. 16; Dio Cass. 62, 12. Der letztere berichtet die Schlacht viel ausführlicher, und — was die Hauptsache ist — sehr viel anders und wahrscheinlich der Wahrheit getreuer als Tacitus. Nach diesem erfolgte die Entscheidung sehr schnell; nach Dio dagegen währte der „von beiden Seiten mit gleichem Muthe geführte" Kampf bis zum späten Abend, und endete mit der Behauptung des Schlachtfeldes durch die Römer. Aber ein großer Theil des Britannenheeres war entkommen und schickte sich an den Kampf zu erneuern, als Bouduika erkrankte und starb (von Gift sagt Dio nichts). „Die Britannen weihten ihr eine allgemeine Trauerklage und hielten ihr ein prachtvolles Leichenbegängniß. Jetzt erst gaben sie sich besiegt und verliefen sich nach allen Seiten." Diese Darstellung wird durch das, was Tacitus von der Zusammenziehung aller römischen in Britannien stehenden Truppen zu einem Heere, und von der auf Befehl Nero's gesandten großen Verstärkung bestätigt.

[29]) S. oben Kap. 32.

Staatswohl[100]) durch seine persönlichen Feindseligkeiten hinderte und überallhin ausgestreut hatte: man müsse den neuen Legaten abwarten, der ohne feindlichen Zorn und Siegerübermuth die, welche sich ergäben, gelinder behandeln werde. Zugleich berichtete er nach Rom: „man dürfe hier kein Ende der Schlachten erwarten, wenn man nicht einen Nachfolger dem Suetonius gäbe," dessen erlittene Verluste er in seinem Berichte der Verkehrtheit desselben, seine Erfolge dem glücklichen Zufalle zuschrieb.

Kapitel 39.

In Folge dessen wurde zur Inspektion des Zustandes von Britannien ein kaiserlicher Freigelassener, Polyklitus, entsendet, da Nero große Hoffnung hegte, daß es durch sein persönliches Erscheinen möglich sein werde nicht nur Eintracht zwischen dem Legaten und dem Prokurator zu bewirken, sondern auch die rebellische Stimmung der Barbaren zur Ruhe zu bringen. In der That wußte es Polyklitus, nachdem er mit einem gewaltigen Gefolge — belastend für Italien und Gallien — den Ocean überschritten hatte, dahin zu bringen, daß sein Auftreten auch unseren Soldaten Schrecken einflößte. Den Feinden jedoch war er ein Gegenstand der Verhöhnung, da bei ihnen und ihrer auch damals noch glühenden Freiheitsliebe die Macht der kaiserlichen Freigelassenen noch etwas Unbekanntes war, und sie sich darüber verwunderten, daß ein Heerführer und ein Heer, die einen so großen Krieg zu Ende gebracht, Sklaven Gehorsam leisteten.[101]) Trotzdem wurde Alles dem Kaiser von milderer Seite berichtet, und demgemäß Suetonius an der Spitze der Unternehmungen belassen: weil er aber später ein paar Schiffe nebst der auf denselben befindlichen Rudermannschaft eingebüßt hatte, erhielt er den Befehl, gleichsam als ob der Krieg noch fortdauere, den Heeres-

[100]) D. h. den guten Erfolg der römischen Sache.

[101]) Ueber die unter Kaiser Claudius sehr hoch gestiegene Bedeutung der kaiserlichen Freigelassenen und ihren Einfluß auf die Regierungs- und Reichsgeschäfte s. meine Agrippina S. 49—52. Dem Tacitus und seinesgleichen erschienen diese Bedeutung und dieser Einfluß der Freigelassenen als eine Schmach der altrömischen virtus der alten Geschlechter, die aber eben nicht mehr vorhanden war. Dagegen waren die Freigelassenen meist Männer von großer Einsicht und Energie, wie dieser Polyklitus, dessen Sendung und Auftreten, der Respekt, den er beim Heere fand, und die Erfolge, die er erreichte, sehr zu seinen Gunsten sprachen, während zugleich aus der ganzen Erzählung hervorgeht, wie sorgfältig und wachsam Nero's Regierung die auswärtigen Verhältnisse behandelte.

befehl an Petronius Turpilianus, der bereits vom Konsulate abgetreten war, zu übergeben. Dieser, der den Feind nicht beunruhigte und auch nicht von demselben angegriffen wurde, gab seiner nichtsthuerischen trägen Ruhe den Ehrennamen des Friedens.[102])

Kapitel 40.

In demselben Jahre wurden zu Rom zwei große Verbrechen, das eine von einem Manne senatorischen Ranges, das andere durch eines Sklaven Frechheit verübt.

Es lebte daselbst ein gewesener Praetor, Domitius Balbus, der gleicherweise durch sein langes Greisenalter, wie durch seine Kinderlosigkeit und sein Geld Gegenstand erbschleicherischer Nachstellungen war.[103]) Diesem schob ein Verwandter, Valerius Fabianus, den er dazu bestimmt hatte die Staatsbeamtencarriere zu machen, ein Testament unter, wobei ihm Vinicius Rufinus und Terentius Lentinus, zwei römische Ritter, als Helfershelfer dienten, die ihrerseits wieder den Antonius Primus und Asinius Marcellus hinzugezogen hatten; — Antonius, ein frecher Gesell, Marcellus, durch seinen Urgroßvater Asinius Pollio von hohem Adelsrange,[104]) galt auch in sittlicher Hinsicht für einen nicht unebenen Mann, nur daß er allerdings Armuth für das größte der Uebel ansah. — Fabianus also, wie gesagt, ließ die Testamentsurkunde durch die

[102]) Ueber dieses Urtheil des Tacitus bemerkt Merivale (VI. p. 259, not. 1): „Tacitus, als großer Bewunderer des kriegerischen Kaisers Trajan (unter dem er lebte und schrieb), kann es sich nie verzeihen, römischen Heerführern, welche friedliche Eroberungen den durch Waffengewalt erlangten vorzogen, einen Stich zu geben." Und doch war es gerade die friedliche Politik dieses Propraetors Turpilianus, welche, wie Merivale richtig hinsetzt, zu den besten und dauerndsten Erfolgen der Römerherrschaft in Britannien den Weg bahnte.

[103]) Die Erbschleicherei, schon von Horaz in seinen Satiren gegeißelt, war unter den Kaisern Caligula, Claudius und Nero eins der Hauptlaster in der hohen und reichen Gesellschaft Roms. Die Belegstellen dazu aus den alten Dichtern und Schriftstellern findet man gesammelt in Heindorf's Einleitung zu Horat. Sat. II. 5, S. 356—357. Es war dahin gekommen, daß, wie Seneca sich ausdrückt (Cons. ad Marciam 19, 3), „in der römischen Gesellschaft (in civitate nostra) Kinderlosigkeit einem reichen Manne mehr Ersatz an Aufmerksamkeiten aller Art, an Einfluß, Geltung u. s. w. gab, als nahm," ja daß sich manche freiwillig in diesen Zustand versetzten, um seine Vortheile zu genießen, da schmeichlerische Erbschleicher sich mit Aufmerksamkeiten aller Art um sie bemühten.

[104]) Er war sieben Jahre zuvor Konsul gewesen. S. oben XII. 64.

oben erwähnten Helfershelfer und einige andere[105]) Zeugen geringeren Ranges unterzeichnen. Die Fälschung ward vor dem Senate erwiesen, und Fabianus sowie Antonius nebst Rufinus und Terentius nach den Bestimmungen des Cornelischen Gesetzes verurtheilt; den Marcellus entzog das Andenken an seine Vorfahren und die Fürbitte des Kaisers wohl der Strafe, doch nicht der Ehrlosigkeit.[106])

Kapitel 41.

Derselbe Tag traf mit seinem Schlage auch den Pompejus Aelianus, einen jungen Mann quästorischen Ranges, als Mitwisser um des Fabianus schmähliche Handlungsweise, und es wurde ihm der Aufenthalt in Italien und in Spanien, seinem Geburtslande, verboten. Eine gleiche Schmach ward über Valerius Pontikus verhängt, weil er die Schuldigen, um sie nicht vor dem Stadtpräfekten anklagen zu lassen, bei dem Praetor angeklagt hatte, in der Absicht, einstweilen unter gesetzlichem Anscheine, später durch betrügerisches Verfahren vor Gericht die Bestrafung zu hintertreiben. Das betreffende Senatuskonsult erhielt noch den Zusatz: „Wer solches Durchhelfen erkaufe oder verkaufe, solle gleich straffällig sein wie ein in einem Kriminalprozesse wegen wissentlich falscher Anklage Verurtheilter.“ [107])

[105]) „Noch drei. Denn das Testament mußte von sieben röm. Bürgern als Zeugen besiegelt sein.“ Ripperdey.

[106]) Die Bestimmungen des Cornelischen Gesetzes verhängten als Strafe für solche Fälschung Deportation und Vermögenskonfiskation.

[107]) Des Valerius' Vergehen bestand darin, daß er durch die Anklage derjenigen an der Testamentsfälschung betheiligten, die als nicht senatorischen Ranges nicht vor das Forum des Senats gehörten, bei dem Praetor, der die betreffende Untersuchung hatte, andern zuvorkam, welche die Klage gegen dieselben vor den Stadtpraefekten bringen wollten. „Dadurch hatte er die letztere Klage unmöglich gemacht, da dieselbe Sache nicht vor zwei Gerichtshöfen verhandelt werden durfte. Er behauptete zu seiner Rechtfertigung, daß sie nur vor den Praetor gehöre. Dies war der „gesetzliche Anschein“, durch den er sich zu decken suchte. Seine wahre Absicht aber war gewesen: zunächst durch ein anscheinend gesetzliches Manöver die Schuldigen dem, wahrscheinlich strengeren, Verfahren des Stadtpräfekten zu entziehen, und dann später die Sache derselben vor dem Praetor so zu führen, daß er ihre Freisprechung bewirkte. Gegen die letztere verbrecherische Absicht des Valerius war der „Zusatz“ des Senatsbeschlusses, welcher das Urtheil in diesem Prozesse bekannt gab, gerichtet. Die Strafen für „wissentlich falsche Anklage in einem Kriminalprozesse“ waren Relegation, Exil oder Standesverlust. — Der ganze von Tacitus erzählte Fall spricht übrigens sehr zu Gunsten einer prompten und strengen Gerechtigkeitspflege unter Nero's Regierung.

Kapitel 42.

Nicht lange nach diesem Vorfalle geschah es, daß den Stadtpraefekten Pedanius Sekundus sein eigener Sklave ermordete, sei es wegen verweigerter Freilassung, deren Preis er bereits bedungen hatte, oder weil er wegen der Liebe zu einem Pathiker seinen Herrn haßte, den er bei demselben als Nebenbuhler nicht ertragen konnte. Während nun der alten Sitte gemäß die gesammte Dienerschaft, welche sich zur Zeit des Mordes unter demselben Dache befunden hatte,[108]) in den Henkertod geschickt werden mußte, kam es durch die Zusammenrottung des niederen Volkes, welches so viele Unschuldige in Schutz nahm, bis zum Aufruhr.[109]) Ja im Senate selbst erhoben sich lebhafte Stimmen, die von solcher übermäßigen Strenge nichts wissen mochten, während die Majorität nichts geändert wissen wollte. Von der letzteren ließ sich Cajus Cassius, als die Reihe der Umfrage an ihn kam, folgendermaßen vernehmen.

---

[108]) Mansitaverat, davon mansio = das Quartier des Soldaten, aus dem das französische maison und das englische mansion herstammt.

[109]) Das fürchterliche Gesetz war, wie wir gesehen haben (s. oben XIII, 32), noch erst vor Kurzem durch einen Zusatz verschärft worden, der es auch auf die bereits testamentarisch freigelassenen Sklaven des ermordeten Herrn ausdehnte, — wenn dieselben sich unter einem Dache mit ihm befanden. Die Sklaverei war der Fluch der alten Welt, und insbesondere des Römerthums, wo sie bei weitem härter war als in Griechenland; am grausamsten in der von Tacitus so tief betrauerten republikanischen Zeit der äußeren Größe und Macht Roms. Die Kaiserzeit milderte manches. Selbst Augustus, der blutige Ordnung unter der Sklavenbevölkerung Roms und Italiens hielt, ließ in einem bestimmten Falle, wo der ermordete Herr ein Ungeheuer von Unsittlichkeit gewesen war, das hier erwähnte Gesetz nicht anwenden (s. Seneca Nat. quaest. I, 16, 1), das freilich in den Augen der Römer zur Sicherung des bedrohten Lebens der Herren der ungeheuren Masse von Sklaven gegenüber als eine absolute Nothwendigkeit erschien, weil es alle Sklaven zu Hütern des Lebens ihrer Herren machte. Uebrigens finden wir an der Spitze derjenigen, welche zu Nero's Zeit für menschlichere Behandlung der Sklaven, oft im eigenen Interesse der Herren, aber auch aus Moralrücksichten, ihre Stimme erhoben, vor allen den edlen Seneca, der fast in allen seinen Schriften immer und immer wieder auf diesen Gegenstand zurückkommt. (Vgl. z. B. De ira III, 28 u. 35 und Epist. 47.) Ging doch sein idealer Humanismus sogar so weit, daß er milde und schonende Behandlung sogar gefangener Kriegsfeinde verlangte, wenn dieselben ehrenhaft und muthig für ihre Freiheit oder überhaupt für eine gute Sache gekämpft hätten! (S. De Clementia II, 7, 2.) — Aber freilich, im damaligen Rom hieß das Sprichwort: „So viel Sklaven, so viel Feinde" (totidem hostes, quod servi), und Seneca setzt hinzu: „wir machen sie dazu!" (S. Epist. 47.)

Kapitel 43.

„Schon vielmals, Senatoren, habe ich diesen Sitzungen beigewohnt in Fällen, wo gegen Einrichtungen und Gesetze der Vorfahren auf neue Senatsbeschlüsse angetragen wurde, und habe mich auch denselben nicht widersetzt — nicht weil ich darüber zweifelhaft gewesen wäre, daß man in alten Zeiten alle Angelegenheiten besser und richtiger behandelt habe, und daß alle Umwandlungen nur Veränderungen in's Schlimmere sein könnten, — sondern damit es nicht den Anschein gewönne, als wolle ich durch meine allzugroße Liebe für alten Brauch nur mein Fachstudium vor der Welt leuchten lassen.[110]) Zugleich aber wollte ich auch das mir etwa beiwohnende geringe Maaß von Autorität nicht durch häufige Opposition verringern, damit es mir vollständig zur Hand sei, wenn etwa das Staatswohl[111]) meines Rathes bedürfen sollte. Ein solcher Fall ist heute eingetreten mit der Ermordung eines konsularischen Mannes im eigenen Hause durch den meuchlerischen Anschlag eines Sklaven, den Keiner (derselben) verhindert oder verrathen hat, obschon der Senatsbeschluß, welcher in solchem Falle die Hinrichtung der gesammten Hausdienerschaft androhte, noch in voller Kraft bestand. Beschließt denn in Herkules' Namen Straflosigkeit, damit irgendwen noch sein hoher Stand schütze, da es die Stellung eines Stadtpräfekten nicht vermocht hat![112]) Wen soll denn die Zahl seiner Sklaven schützen, da den Pedanius Sekundus vierhundert nicht geschirmt haben? Wem wird sein Hausgesinde Beistand leisten, da sich dasselbe jetzt nicht einmal unter dem Einflusse der Furcht[113]) um unser gefährdetes Leben kümmert? Oder hat etwa der Mörder — wie man zu fabeln sich nicht schämt — ein ihm angethanes Unrecht gerächt, war es etwa sein vom Vater ererbtes Geld, um das es sich gehandelt hatte, oder wurde ihm etwa ein vom Großvater ererbter Sklave entrissen?[114]) Sprechen wir es doch (lieber) ohne Weiteres aus: der Herr sei mit Fug und Recht erschlagen worden!"

---

[110]) Sein Fachstudium, d. h. die Kenntniß der alten Rechtsgeschichte. Cassius war der größte Gesetz- und Rechtskundige seiner Zeit (s. oben XII, 12).

[111]) reipublicae d. h. der Staat bei wichtigen das Gesammtwohl betreffenden Fragen, als welche er die bisherigen Gesetzänderungen nicht ansah.

[112]) Mit bitterer Ironie gesagt!

[113]) für das eigene Leben.

[114]) Der Sinn dieser ironischen Fragen ist: zugegeben, daß der Herr dem Sklaven die gegen eine gewisse Geldsumme ihm zugesagte Freilassung verweigert oder ihm sonst ein Besitzstück abgenommen hatte, so hatte der Sklave keinerlei Recht, sich

Kapitel 44 u. 45.

„Wollen wir wirklich für etwas Gründe zusammensuchen, was weisere Männer als wir reiflich erwogen haben? Allein gesetzt, wir hätten in diesem Augenblicke zum erstenmale darüber eine Bestimmung zu treffen: glaubt Ihr etwa, daß der Sklave den Gedanken seinen Herrn zu ermorden gefaßt habe, ohne daß ihm ein drohendes Wort entfiel, ohne daß er unwillkürlich eine einzige Aeußerung laut werden ließ? Nun gut! er soll sein Vorhaben verborgen, er soll seine Mordwaffe, ohne daß die andern etwas davon wußten, bereitet haben; wie konnte er durch die nächtlichen Wächter[115]) passiren; die Thüren des Schlafgemachs aufschließen, mit Licht in dasselbe hineingehen, den Mord vollbringen, ohne daß ein Einziger von allen etwas merkte? Groß ist die Zahl der Anzeichen, welche einem solchen Verbrechen voranzugehen pflegen. Wenn die Sklaven sie zur Anzeige bringen, so können wir Herren einzeln unter Vielen, sicher unter ängstlich für uns besorgten, und endlich, wenn unser Leben nicht zu retten ist, in der Aussicht auf Rache unter Bösen existiren. Mißtrauen gegen das Naturell der Sklaven herrschte grundsätzlich bei unsern Vorfahren selbst damals, als dieselben noch auf ein und denselben Landgütern oder Wohnhäusern geboren wurden und die Zuneigung ihrer Herren von ihrer Geburt an erfuhren.[116]) Jetzt aber, seit wir in unserem Gesinde so ganze Nationen haben mit völlig abweichenden Sitten, fremdländischen oder gar keinen Kulten, läßt sich eine solche Rotte nur noch durch Furcht im Zaume halten. „Aber", sagt man, „es werden manche Unschuldige umkommen!" Allerdings, denn ebenso trifft, wenn von einem feldflüchtigen Heere der zehnte Mann mit dem Stocke zu Tode gehauen wird,[117]) auch Tapfere das Loos. Es hat eben einmal

darüber zu beschweren, da ein Sklave nichts als rechtliches Eigenthum besitzen kann, und alles, was er erwirbt, dem Herrn gehört.

[115]) Die vor dem Schlafzimmer Wache haltenden Sklaven.

[116]) „Bei den älteren Römern bestand der größte Theil des Gesindes aus den Nachkommen früher erkaufter Sklaven. Selbst noch Attikus hatte nur solche um sich. (Rep. Attic. 13, 4.)" Ripperdey. In dieser älteren Zeit war daher die Behandlung der Sklaven eine ungleich mildere als später. Sie aßen mit ihren Herren in demselben Zimmer und nahmen an mehreren Festen Theil, und ihre Anzahl war gering. Der im Hause oder auf dem Gute des Herrn geborene Sklave (verna) durfte sich im Verkehr mit demselben manche Freiheiten erlauben, und ward als Knabe nicht selten sogar verhätschelt (s. Horat. Sat. II, 6, 60 und daselbst Heindorf), und ihr Muthwille war sprichwörtlich.

[117]) Ueber diese Strafe der Decimatio s. zu Ann. III, 21. Das Entehrende

Inhalt.

Bettina.

Form der Einkleidung.

Il principe.

Die Karikaturverſchwörung.

Die ſieben Schöpfungstage.

Der Pomeranzenglaube.

Der Verbrecher und der Staat.

Anhang.

jedes durchgreifende exemplarische Verfahren etwas von Unbilligkeit an sich, was den Einzelnen gegenüber durch den Nutzen für das Allgemeine ausgeglichen wird."

Zwar wagte kein Einzelner wider diese Erklärung des Cassius aufzutreten, allein verworrene Stimmen erschollen als Antwort von Seiten solcher, welche über die große Anzahl oder über das Alter oder über das Geschlecht und über der Meisten unbezweifelbare Unschuld sich mitleidig äußerten. Trotzdem behielt die Partei die Oberhand, welche für die Hinrichtung stimmte. Allein den Beschluß auszuführen war unmöglich, da sich die Volksmasse zusammengerottet hatte und mit Steinen und Brandfackeln drohte. Da erließ der Kaiser ein Edikt an das Volk in scharfen Ausdrücken, und ließ den ganzen Weg, auf welchem die Verurtheilten zum Richtplatze geführt wurden, mit Militair abschließen. Cingonius Varro hatte darauf angetragen: daß auch die Freigelassenen, welche sich unter demselben Dache befunden hätten, und zwar mit Deportation aus Italien bestraft werden sollten. Hiergegen schritt der Kaiser verhindernd ein, weil er nicht wollte, „daß der alte Brauch, den das Mitleid nicht gelindert hatte, durch grausame Anwendung verschärft werde." [118])

---

bestand besonders in der Art der Tödtung, welche Polybius (VI. 37) wie folgt beschreibt: „Der Tribun berührt den zum Tode durch die Looszahl bezeichneten Mann nur mit einem Stocke, worauf die andern Soldaten mit Knitteln und Steinen über ihn herfallen und ihm meistens innerhalb des Lagers selbst den Garaus machen. Und wenn auch einer und der andere entkommt, so hilft ihm das nichts. Wie sollte es auch? da ein solcher weder in sein Vaterland heimkehren, noch ein Verwandter ihn in seinem Hause aufzunehmen wagen darf. Darum gehen die, welche solch' ein Unglück betroffen hat, schließlich immer zu Grunde."

[118]) Zweierlei verdient hier unsere Aufmerksamkeit. Erstens das Verhalten Nero's, der, wenn er auch der Gerechtigkeit, d. h. dem Majoritätsspruche des Senats, freien Lauf ließ, doch damit jene Milde zu paaren wußte, welche Seneca ihm in dieser Periode so vielfach nachrühmt. — Zweitens das Betragen des gemeinen Volks und der niederen Bürgerschaft von Rom. Während die Majorität der reichen und vornehmen Herren aus Furcht vor ihren oft grausam behandelten Sklavenmassen — unter denen sich so manche befanden, die, wie Seneca sagt, „erst kürzlich von freien Männern zu Sklaven geworden, noch einen Rest stolzen Freiheitsgefühls besaßen, der sich gegen niedrige Verrichtungen sträubte" (de ira III. 29, 2) — auf die Vollziehung der fürchterlichen Hinrichtung von vierhundert Unschuldigen drang, sehen wir das niedere Volk von Rom sich offen gegen solche Grausamkeit erheben und mit Herz und Hand für die unglücklichen Opfer Partei nehmen. Je seltener bei Tacitus und den übrigen römischen Geschichtsschreibern von dem niederen Volke Roms die Rede ist, desto

Kapitel 46.

Verurtheilt wurde unter denselben Konsuln Tarquitius Priskus wegen Erpressungen, auf Anklage der Bithyner, zu großer Freude der Senatoren, die daran gedachten, daß er selber einst seinen eigenen Prokonsul, den Statilius Taurus, angeklagt hatte.[119]) — Die Steuereinschätzung in den Gallischen Provinzen wurde von Quintus Volusius, Sextius Afrikanus nebst Trebellius Maximus abgehalten, wobei Volusius und Afrikanus mit einander in Rangstreitigkeiten geriethen, während sie den Trebellius, den sie beide tief unter sich achteten, eben dadurch über sich erhoben.[120])

Kapitel 47.

In diesem Jahre verstarb Memmius Regulus, ein Mann durch Ansehen, feste Grundsätze und Ruf — soweit dies unter der alles in Schatten stellenden Hoheit eines Kaisers überall möglich ist — so hervorragend, daß selbst Nero während einer Krankheit, und als seine ihn umgebenden Schmeichler mehrfach äußerten: „es sei zu Ende mit dem Römerreiche, wenn ihm etwas Menschliches durch Schicksalsschluß begegne," zur Antwort gegeben hat: „der Staat besitze noch eine Stütze," und als man darauf fragte: „an wem denn?" hinzufügte: „an Memmius

---

mehr verdienen Züge wie der hier berichtete unsere Beachtung. Sie beweisen, daß in dem Volke noch ein nicht geringer Fond von Gutmüthigkeit und menschlichem Gefühle vorhanden war. (Vgl. oben Anmerk. 32 zu Kap. 13 dieses Buches, S. 163.) Freilich, die Geschichtsbücher des Tacitus und Sueton u. a., die es neben den kriegerischen Ereignissen hauptsächlich nur mit den Kriminal- und Skandalgeschichten der hohen römischen Gesellschaft zu thun haben, schweigen leider fast völlig von dem sittlichen Zustande des niederen Volkes; aber der Boden, den bei ihm die Lehre des Mannes von Nazareth und deren Apostel fanden, und die zahllosen erhaltenen Grabinschriften auf den Denksteinen seiner Lieben sprechen laut dafür, daß es bei aller unleugbaren Verderbniß, ja Verruchtheit des größten Theils der höheren Gesellschaftsklassen des kaiserlichen Roms, doch in gewissen mittleren und niederen Volksschichten, im eigentlichen Bürgerthume Roms und Italiens, noch viel menschliche Tugend und menschliches Sittengefühl gegeben haben muß. Weiteres darüber s. in meinem Briefe: Ein Winter in Rom S. 498—500).

[119]) S. oben Anmerk. 111 zu Ann. XII. 59. Die letztere, obenein falsche Anklage war neun Jahre früher geschehen.

[120]) Wahrscheinlich wurde dem Trebellius höheren Orts die Entscheidung über diesen Rangstreit seiner hochgeborenen Kollegen übertragen, den Tacitus merkwürdiger Weise für wichtig genug hielt, um seiner noch über ein halbes Jahrhundert später in seinem Geschichtswerke zu gedenken!

Regulus!“ Trotzdem blieb Regulus nach diesem Vorfalle am Leben, geschützt durch sein ruhiges Verhalten und weil sein Geschlechtsadel neu und er auch ohne neiderregendes Vermögen war.[121]) Ein Gymnasium wurde in diesem Jahre von Nero eingeweiht, und den Mitgliedern des Ritterstandes und des Senats das nöthige Oel mit griechischer Zuvorkommenheit verabreicht.[122])

Kapitel 48.

(Jahr 62 nach Christi.)

Unter dem Konsulate des Publius Marius und Lucius Asinius geschah es, daß der Praetor Antistius, von dessen frechem Behaben während seines Volkstribunats ich oben berichtet habe,[123]) Schmähgedichte gegen den Kaiser verfaßte und in einer zahlreichen Tischgesellschaft während eines bei Ostorius Skapula[124]) stattfindenden Tafelschmauses

[121]) Da Tacitus bisher noch keine einzige schlechte Regierungshandlung Nero's, noch keinen Beweis seines Mißtrauens und Neides gegen bedeutende Männer oder seiner Habgier nach ihrem Vermögen zu berichten gehabt hat, so sind wir voll berechtigt, des Autors Motivirung der Thatsache, daß Memmius Regulus unbelästigt und in Frieden starb, als eine ungerechte und böswillige zu bezeichnen. Tacitus selbst liefert hier ein Beispiel von Nero's edler Gesinnung und richtiger Schätzung ausgezeichneter Männer, welches dem letzteren nur zur Ehre gereichen kann.

[122]) Während in Griechenland jede Stadt ihr „Gymnasium“, größere Städte sogar mehrere hatten, wo sich jung und alt in körperlichen Uebungen täglich übte, scheint Rom vor Nero kein solches besessen zu haben. Die vornehmen und reichen Römer hatten ihre Turnhallen (von der Hauptübung Ballspielsäle genannt) in ihren eigenen Palästen und Villen. Nero, der für alles Griechische eine Vorliebe hatte, stiftete auch ein nach griechischer Weise eingerichtetes Gymnasium für die gesammte vornehme Welt Roms. Das Liefern des Oels auf Staatskosten zum Einreiben des Körpers vor der Uebung im Gymnasium, ward von den Römern als eine luxuriöse Verschwendung der Griechen, „dieser Erfinder aller Laster“, angesehen. (Plin. hist. nat. 15, 4, 19.) Es war allerdings eine kostspielige Sache, zumal wenn man mit dem Oel feine Wohlgerüche vermischte (s. Plin. a. a. O. 15, 7, 29), was ohne Zweifel in Nero's für Ritter und Senatoren bestimmtem Gymnasium geschah, da man selbst in Thermen das Oel mit, wenn auch geringeren, wohlriechenden Essenzen, parfümirte. Daher Tacitus' Ausdruck „mit griechischer Zuvorkommenheit“ (facilitate) einen Tadel der Verschwendung enthält. — In vielen griechischen Gymnasien verkauften übrigens die Verwalter das wieder abgeschabte Oel an das arme Volk als Heilmittel (Plin. hist. nat. 28, 5, 30) oder zu sonstigem Gebrauche, und lösten viel Geld daraus.

[123]) S. oben Ann. XIII. 28.

[124]) S. oben Ann. XII. 31.

vorlas. In Folge dessen wurde derselbe von Kossutianus Kapito, welcher kürzlich auf Bitten seines Schwiegervaters Tigellinus seinen Rang als Senator wiedererlangt hatte,[125]) wegen Majestätsbeleidigung angeklagt. Es war dies das Erstemal, daß dieses Gesetz wieder in Anwendung gezogen wurde,[126]) und man glaubte im Publikum, daß es damit nicht sowohl auf das Verderben des Antistius, als auf Ruhm für den Kaiser abgesehen sei, damit der letztere den Angeklagten, wenn der Senat ihn verurtheilt habe, durch seine Einsprache kraft seiner Tribunizischen Amtsgewalt dem Tode entziehen könne. Obschon also Ostorius als Zeuge aussagte: „Er habe nichts gehört," ward den entgegengesetzten Zeugenaussagen Glauben geschenkt, und so stellte Junius Marullus, als designirter Konsul,[127]) den Antrag: „Den Beklagten seiner Praetur zu entsetzen und ihn nach der Väter Weise[128]) hinzurichten."

Als nun die andern diesem Antrage zustimmten, erklärte Pätus Thrasea unter großen Lobsprüchen auf den Kaiser und härtestem Tadel gegen Antistius: „nicht was irgend der Schuldige zu leiden verdienen möge, nicht gerade die Strafe in ihrer äußersten Härte dürfe unter einem so vortrefflichen Regenten vom Senate, den keine Nothwendigkeit dazu zwinge, verhängt werden. Henker und Strick seien längst abgeschafft, und es seien gesetzliche Strafbestimmungen vorhanden, nach denen man ohne barbarische Grausamkeit Seitens der Richter und ohne die eigene Zeit zu brandmarken Kapitalstrafen verhängen könne. Möge vielmehr, je länger er auf einer Insel, nach Konfiszirung seines Vermögens[129]) sein schuldbeladenes Dasein hinschleppe, sein Leben persönlich um so elender und zugleich ein leuchtendes Beispiel der staatlichen Milde sein."

---

[125]) S. oben Ann. XI. 6, XIII. 33. Er war wegen Erpressungen verurtheilt worden. Wir begegnen ihm noch weiterhin XVI. 17, 21—33.

[126]) Ueber das „Majestätsgesetz" s. meine Anmerk. zu Ann. I. 73. Dasselbe war unter Kaiser Claudius außer Kraft gesetzt worden, und so bis jetzt, also bis in das achte Jahr von Nero's Regierung, verblieben.

[127]) „Die designirten Konsuln stimmten regelmäßig zuerst." Nipperdey.

[128]) Ueber diese Hinrichtungsart s. meine Anmerk. 58 zu Tacit. Ann. II. 32, S. 131.

[129]) Exil auf einer Insel und Vermögenskonfiskation waren die gesetzlichen Strafen für Majestätsbeleidigung unter den Julischen Kaisern. S. Tacit. Ann. III. 50, Anmerk. 155, S. 237 meiner Uebersetzung.

Kapitel 49.

Der Freimuth Thraſea's brach den Knechtsſinn der anderen, und nachdem der Konſul die Abſtimmung durch Auseinandertreten [130]) geſtattet hatte, begaben ſie ſich auf ſeine Seite, wenige ausgenommen, unter denen ſich der allezeit fertige Speichellecker Aulus Vitellius befand, der mit jedwedem trefflichen Mann Händel anfing, und wenn er Widerwort bekam verſtummte, wie feige Subjekte pflegen. Aber die Konſuln, die es nicht wagten den Beſchluß des Senats perfekt zu machen,[131]) berichteten ſchriftlich über deſſen Einſtimmigkeit an den Kaiſer. Dieſer, lange zwiſchen Scham und Zorn ſchwankend,[132]) ſchrieb endlich zurück: „Antiſtius habe die ſchwerſten Beſchimpfungen gegen das Staatsoberhaupt ausgeſprochen; es ſei auf Ahndung dafür beim Senate angetragen worden, und es ſei billig geweſen, eine der Größe des Vergehens angemeſſene Strafe feſtzuſetzen. Indeſſen Er ſeinerſeits, der von vornherein Willens geweſen ſei, der vollen Strenge der Beſchließenden hindernd entgegen zu treten, wolle ihrem milderen Spruche nicht zuwider ſein. Sie möchten beſchließen, wie ſie es wollten! Sie hätten ſelbſt die Freiheit, ledig zu ſprechen.“ Als dieſe und ähnliche Aeußerungen [133]) verleſen worden und die übele Aufnahme des Beſchluſſes handgreiflich war, änderten darum doch weder die Konſuln ihren Sitzungsbericht, noch trat Thraſea von ſeinem Votum zurück, oder gaben die anderen das was ſie gutgeheißen hatten auf: die Einen nicht, damit es nicht ausſähe als ob ſie den Kaiſer der Ungunſt preisgeben wollten; die Mehrzahl nicht, weil ſie ſich durch ihre Anzahl gedeckt glaubten; Thraſea nicht, weil dieſe Feſtigkeit bei ihm gewöhnlich war und er den Ruhm derſelben nicht verlieren wollte.[134])

[130]) Die Abſtimmung durch Discession geſchah ſo, daß die für Ja oder Nein ſtimmenden Senatoren ihre Plätze verließen und auf entgegengeſetzte Seiten traten. Die Formel dafür war: pedibus in sententiam alicujus ire, d. h. „mit den Füßen dem Antrage jemandes beitreten.

[131]) Ein Beſchluß des Senats ward erſt „perfekt“, wenn nach der Abſtimmung die Konſuln das Reſultat öffentlich verkündeten und ſchriftlich als Senatusconſult abfaßten.

[132]) Siehe die Anmerkung 134.

[133]) Wie wir ſehen hat Tacitus leider das Reſcript Nero's nicht vollſtändig, ſondern nur auszüglich mitgetheilt; was ſehr zu bedauern iſt.

[134]) Dieſe ganze Darſtellung iſt durchaus parteiiſch gegen Nero gefärbt, und leidet überdies an mehreren bedenklichen Schwächen. So wird z. B. im Anfange dieſes Kapitels der Senat als eine Verſammlung dargeſtellt, deren „ſklaviſch niederträchtige

Kapitel 50.

Durch eine ganz ähnliche Anklage hatte Fabricius Vejento zu leiden, weil er zahlreiche Schandsachen gegen Senatoren und Priester geschmiedet haben sollte in den bekannten Büchern, denen er den Titel „Codizille" gegeben hatte. Hinzugefügt ward noch von seinem Ankläger Tullius Geminus: daß er Gnadenerweisungen des Kaisers so wie die Berechti-

---

Gesinnung" (servitium) erst „Thrasea's Freimuth" aus ihren Fesseln löst (rupit). Aber derselbe Senat, der aus knechtischer Furcht vor Nero geneigt gewesen sein soll, dem grausamen Antrage des Junius Marullus auf die allerhärteste Strafart beizustimmen — obschon im Publikum die Ansicht ging (credebatur), daß es sich nur um Aufführung einer Komödie handele, „welche das Licht der Gnadenmilde Nero's leuchten lassen sollte" — eben derselbe Senat verharrt, trotz seiner „Knechtsgesinnung", bei seinem milderen Beschlusse, auch als er durch das kaiserliche Rescript den Glauben „in die Hand bekommt," daß der Kaiser jenen Beschluß wirklich übel vermerkt habe (offensione manifesta)! Und wenn sich dies Beides schon schwer reimen läßt, so ist dagegen der ganze Hergang, soweit er den Nero betrifft, ein noch größeres Räthsel. Nero hatte bisher über sieben Jahre lang im Ganzen gut und milde regiert. Er hatte durch die That bewiesen, daß die Lehren, welche sein Erzieher Seneca ihm — namentlich in Beziehung auf die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Milde und Gnade (clementia) und der Beherrschung zorniger Leidenschaft für einen Regenten — eingeprägt hatte, und von denen Seneca's für seinen kaiserlichen Telemach bestimmte Schriften voll sind, bei ihm guten Eingang gefunden hatten. Tacitus selbst hat bisher in seiner Geschichte der ersten Hälfte von Nero's Regierung kein einziges Beispiel von strafrechtlicher Härte oder Grausamkeit Nero's, wohl aber gar manche von dem Gegentheile (z. B. Ann. XIII. 10, XIII. 11, XIII. 22 u. 23, XIV. 18, XIV. 22 u. 40) mitgetheilt; und selbst der gesinnungstüchtige Ehrenmann Thrasea kann, wie wir lesen, nicht umhin, in seiner Rede gegen jenen grausamen Strafantrag des Kaisers „mit großer Hochachtung" (multo cum honore) zu gedenken. Heuchelte und log etwa auch Thrasea, als er des Kaisers Milde der Grausamkeit des Antistius gegenüberstellte?! Schwerlich werden das die Freunde des Tacitus glauben! Seneca hatte dem Nero eingeschärft und an Augustus' Beispiele nachgewiesen, daß milde, lächelnd verachtende Behandlung persönlicher Beschimpfungen einen Herrscher ebensowohl beliebt mache, als sie das Sicherste für ihn sei (de clem. 10, 2; de ira II. 24, 4; II. 32, 3 und 33, 1; III. 4, 3; III. 5, 6; III. 11, 1; 16, 2; und endlich III. 24, 1 mit dem schönen Worte: „Geduldiges Ertragen persönlicher Beleidigungen ist ein gewaltiges Sicherheitsmittel für Herrscher"). Und Nero handelte bisher danach, sowie überhaupt nach den über Bestrafung von Vergehen für einen Herrscher mit ganz bestimmter Beziehung von Seneca ausgesprochenen Grundsätzen, wie wir sie de ira I, 16, 2—5; de clementia 22, 1 und an anderen Stellen lesen. Es war in den ganzen 7—8 Jahren seiner Regierung kein einziger Prozeß wegen Schmähung oder Verhöhnung des Kaisers vorgekommen. Der hier erzählte, obenein gegen einen als frech bekannten Menschen anhängig gemachte, war der erste solcher Art, und die allgemeine Indignation

gung Staatsämter zu erlangen verkauft habe. Der letztere Punkt bewog den Nero, selbst den Vorsitz im Gerichte zu übernehmen,[135]) und als Vejento überführt worden war, verwies er ihn aus Italien und ließ die Bücher verbrennen, welche man eifrig sich zu verschaffen suchte und las, so lange man zu ihnen mit Gefahr gelangte, während später die Möglichkeit, sie unangefochten zu besitzen, sie in Vergessenheit brachte.[136])

Kapitel 51.

Allein während so die öffentlichen Uebel von Tage zu Tage drückender wurden,[137]) verringerten sich mehr und mehr die Hülfen gegen die-

über den Autor der Schmähgedichte um so begreiflicher, als Nero wirklich bei Volk und Senat als Regent beliebt, und sein Gleichmuth gegenüber Schmähungen und beschimpfenden Angriffen eine anerkannte Thatsache war, wie er sich denn „niemals milder erwies als gegen die, welche ihn mit Witzworten oder Schmähgedichten angegriffen hatten" (Sueton Nero 30). Was ferner Tacitus von dem Glauben des damaligen Publikums berichtet: daß jenes Zurückgreifen auf die grausame Todesstrafe der Altvordern nur eine Komödie gewesen sei, um Nero Gelegenheit zu geben den Ruhm seiner Milde zu erhöhen, so war das doch bestenfalls eben nur ein Gerücht, welches Tacitus selbst nicht zu bestätigen wagt; und wenn er endlich erzählt, „daß Nero lange zwischen Scham und Zorn geschwankt habe," so gehört das zu den bekannten rhetorisch-romanhaften Farben einer Darstellungsweise, die auf historische Wahrheit keinen Anspruch machen kann. Thatsächlich fest steht in Bezug auf Nero nur Eins: daß er bei diesem Handel von vornherein auf Seiten der Milde stand, und daß er sogar dem Senate die Freiheit ließ, den Schuldigen, wenn es beliebe, freizusprechen.

[134]) Was sowohl er als überhaupt die Julischen Kaiser nur selten thaten. (S. Ann. III. 10 und daselbst die Anmerk. 32.) Wie sorgfältig Nero dabei zu verfahren pflegte berichtet Sueton Nero 15. Vgl. Merivale VI. p. 305 ff.

[135]) Tacitus bezeichnet diese Anklage als einen Unglücksfall, unter dem Vejento „zu leiden hatte" (conflictatus est), während der Leser vielmehr erwartet, die Bestrafung des schlechten Menschen als einen Akt lobenswerther Gerechtigkeit charakterisirt zu sehen. Dieser Vejento war ein als böse Zunge verrufener Mensch, den die verhältnißmäßig milde Strafe der Relegation mit vollem Rechte traf. Nach Nero's Tode ward er restituirt, und wir finden ihn unter Domitian als Günstling desselben und verrufenen Delator genannt (s. Juvenal Sat. IV. 113 u. 125—129; VI. 113; III. 185). Tacitus muß ihn noch persönlich gekannt haben, denn der jüngere Plinius erwähnt seiner mehrmals in seinen Briefen, doch stets mit Abscheu vor seinem Charakter (Epist. IV. 22, 4 und IX. 13, 13 u. 19). Aber er war von hoher Geburt, aus altem Geschlechte, worauf Tacitus bekanntlich viel Gewicht legte. Seine Verurtheilung und Bestrafung sind ein neues Zeugniß für die gerechte Justiz unter Nero in der ersten Hälfte seiner Regierung.

[136]) Es ist sehr auffallend, wie Tacitus von der im vorigen Kapitel berichteten

selben. So schied Burrus aus dem Leben, man weiß nicht ob durch eine Krankheit oder durch Vergiftung.[138]) Auf Krankheit schloß man, weil sein Ende durch allmäliges inneres Anschwellen des Schlundes und verhindertes Athemholen herbeigeführt wurde. Die Mehrzahl behauptete, auf Anordnung Nero's sei ihm unter dem Vorwande, ihm Hülfe zu leisten, der Gaumen mit einem giftigen Medikamente bestrichen worden, und Burrus, der die Frevelthat gemerkt, habe, als der Kaiser ihn besuchen gekommen sei, sich von seinem Anblicke abgewendet und auf seine Frage nichts weiter geantwortet, als: „Ich befinde mich wohl!"[138a]) Die römische Bürgerschaft (civitas) vermißte ihn lange schmerzlich im Gedenken an seine Tüchtigkeit und wegen der schlaffen Gutmüthig-

gerechten Verurtheilung den Uebergang: sed gravescentibus in dies publicis malis machen konnte! Denn alles, was der Autor aus den bisherigen Jahren von Nero's Regimente berichtet hat, verdient vielmehr das Gegentheil der Bezeichnung „öffentliches Uebel". Nero hatte sich bisher keinerlei Eingriffe in die Befugnisse des Senats und der hohen Beamten erlaubt; er hatte der Gerechtigkeit stets freien Lauf gelassen, und wo er sich eine Einsprache erlaubt hatte, da war es zu Gunsten der Milderung allzu harter Urtheilssprüche geschehen (s. oben XIII. 43 u. 52; XIII. 27; XIV. 18, 22, 45). In keiner Periode war den auswärtigen Provinzverwaltern strenger auf den Dienst gepaßt und ihre Unredlichkeiten oder Erpressungen unnachsichtlicher bestraft worden, als in diesen sieben Jahren unter Nero geschah (s. oben XIII. 30, 33, 42; XIV. 18 u. a. O.). In der Finanzverwaltung war er eifrig auf Erleichterung der Steuerzahler bedacht gewesen (XIII. 31 u. 50). Das Delatorenwesen war streng im Zaume gehalten worden, und Majestätsbeleidigungsanzeigen fast nie angenommen worden. So konnte Seneka mit Recht sagen, daß diese Periode der Regierung Nero's selbst die hochbelobte Regierung des Augustus und die schönen Zeiten „der ersten Regierungsperiode Tiber's" (hört! hört!) in Schatten stelle (De clementia I. 6). — Wie also kann da von einem täglich zunehmenden öffentlichen Unglückszustande die Rede sein?

[138]) Ueber Burrus' Charakter und Tod s. Agrippina S. 259—260. Seneka erwähnt in allen seinen Schriften dieses seines Genossen in der Leitung der Staatsgeschäfte unter Nero nur ein einziges Mal, nämlich in der Schrift de clementia II. 1, wo ich mit Murat natus statt notus lesen möchte.

[138a]) Ego me bene habeo! Der Ton liegt auf dem ersten Worte, und die Antwort des Sterbenden ward so gedeutet, als ob sie besagen solle: „mit mir steht es gut," d. h. „ich habe ein gutes Gewissen". — Die Vergiftung des vortrefflichen Burrus durch Nero, welche von Tacitus noch als zweifelhaft dargestellt wird, berichten übrigens Sueton und Dio Cassius bereits als Thatsache. Mit ihm verlor Nero seinen treuesten und rückhaltlosesten, oft bis zur Rauheit ihm die Wahrheit sagenden Rathgeber (Dio Cass. a. a. O.), und Seneka seine Hauptstütze als leitender Minister der Regierung. — Ueber Burrus' beide Nachfolger weiterhin.

keit des einen und der augenfälligen Nichtswürdigkeit des andern seiner beiden Nachfolger. Der Kaiser hatte nämlich nach Burrus' Tode zweien Männern das Kommando der Gardekohorten übertragen: dem Faenius Rufus aus Rücksicht auf dessen Beliebtheit beim Volke, weil er das Getreidewesen ohne Wuchergewinn daraus zu ziehen verwaltete, und dem Sofonius Tigellinus, bei dessen Wahl die altbekannte und übelberufene Liederlichkeit des Mannes sein Motiv war. Beide Männer erwiesen sich denn auch ihrem bekannten Charakter gemäß: Tigellinus als der einflußreichere auf Gedanken und Entschließungen des Kaisers, der ihn zum Genossen seiner geheimsten Ausschweifungen machte, Rufus als Günstling des Volkes und der Soldaten, was ihm bei Nero zu seinem Nachtheil ausschlug.

Kapitel 52.

Der Tod des Burrus verminderte den Einfluß Seneka's, weil die Partei der Guten nicht mehr die gleiche Stärke besaß, nachdem der eine, der so zu sagen den Führer gemacht hatte, vom Schauplatze abgetreten war, und Nero sich mehr und mehr zu Leuten schlechterer Art hinneigte. Diese begannen den Seneka mit allerart Beschuldigungen anzugreifen, wie: „daß er sein ungeheures und schon weit das Maß eines Privatmannes übersteigendes Vermögen noch immerwährend vergrößere, daß er die Liebe der Bürger an sich zu fesseln suche, ja auch, daß er durch die Schönheit seiner Gärten und die Pracht seiner Villen so zu sagen den Kaiser überbiete. Desgleichen warfen sie ihm vor, daß er den litterarischen Ruhm allein sich zueigne, und häufiger Gedichte verfasse, seitdem dem Nero die Lust dazu angekommen sei. Denn was die Hauptvergnügungen des Kaisers betreffe, so sei er denselben ganz offen ungünstig; er verkleinere dessen Geschicklichkeit im Rosselenken, er verspotte seine Stimmtöne, so oft derselbe singe. Wann werde denn der Zustand zu Ende sein: daß in der Oeffentlichkeit nichts berühmt sein könne, was die öffentliche Meinung nicht als von ihm ausgehend annehme? Nero's Knabenalter sei denn doch jedenfalls zu Ende, und er bereits in das vollkräftige Jungemannesalter getreten. So möge er denn den Magister von sich abthun,[139]) da er an seinen Vorfahren vollkommen ausreichende Lehrer besitze."

[139]) exuerat — also wie ein zu eng gewordenes Kleid ablegen.

Kapitel 53 u. 54.

Seneka seinerseits, dem die Reden seiner Anschuldiger nicht unbekannt blieben, da die noch einigermaßen anständigen Personen (der Umgebung des Kaisers) ihm dieselben hinterbrachten, und der bemerkte, wie der Kaiser den vertrauten Verkehr mit ihm mehr und mehr ablehnte, erbat sich eine Stunde zur Unterredung mit ihm, und hub, als dieselbe ihm gewährt worden war, folgendermaßen an[140]):

„Es ist jetzt das vierzehnte Jahr, mein Kaiser, seit ich Deiner hoffnungsvollen Jugend zur Seite gestellt worden bin, das achte, daß Du die Regierung führst. In der Zwischenzeit hast Du so viel Ehren[141]) und Reichthümer auf mich gehäuft, daß meinem Glücke nichts fehlt als seine Ermäßigung. Laß mich für das letztere große Beispiele nicht aus meinen, sondern aus Deinen Verhältnissen anführen. Dein Urgroßvater gestattete dem Markus Agrippa die Zurückgezogenheit auf Mitylene,[142]) dem Cajus Maecenas in der Hauptstadt selbst eine Geschäftsbefreiung, wie man sie sonst nur in der Fremde genießt; und beide Männer, von denen der Eine der Genosse seiner Kriege, der Andere in Rom selbst der Träger noch größerer Geschäftslasten gewesen war, hatten bereits allerdings reiche, aber im höchsten Grade verdiente Gnadenbeweise empfangen. Dahingegen ich — was habe ich Deiner Freigiebigkeit für Gründe geben können, als wissenschaftliche, so zu sagen in der Studierstube großgewordene Bemühungen, deren Berühmtheit ihren Ursprung dem Umstand verdankt, daß ich, wie man meint, Deinen ersten Jugendunterricht geleitet habe — was schon an sich ein hoher Lohn für diese meine Bemühungen ist? Du dagegen hast mich mit vergeltender Gnade

[140]) Ueber die jetzt folgende Redescene zwischen Seneka und seinem Zöglinge sagt Merivale (VI. p. 335, Anm. 1): Our dramatic fabulist never wears the historian's veil more loosely than in this scene, which assuredly was never acted and less could have been reported. Dasselbe gilt von vielen Darstellungen der Annalen. Daß aber Tacitus selbst hier es sich nicht versagen konnte, seine Personen Reden halten zu lassen, die nie gehalten worden, und deren Eigenschaft als Romandichtungen so handgreiflich ist, zeugt für den Geschmack des damaligen Publikums an solchen Schaustücken der Rhetorik.

[141]) Seneka hatte sogar das Konsulat bekleidet. S. Ripperdey.

[142]) Dies Beispiel ist nicht gerade glücklich gewählt; denn Agrippa's „Mitylenensische Zurückgezogenheit" war eine Art Selbstverbannung des Helden von Aktium im Grolle über erlittene Kränkungen von Seiten des Augustus, der dieses Sichzurückziehen seines alten treuen Dieners als eine Schmach mit Scham empfand. S. meine „Kaiserfrauen" S. 138 ff.

ohne Maß, haſt mich mit unermeßlichem Geldreichthume ausgeſtattet, dergeſtalt, daß ich mich oft innerlich frage: „„Bin ich es wirklich, ich, in einer einfachen Ritterfamilie der Provinz geboren,[143]) der den erſten Männern des Staates beigezählt wird? Deſſen Emporkömmlingsthum unter den Mitgliedern des hohen Adels, die eine ſo lange Reihe ruhmvoller Ahnen aufzuweiſen haben, ſo glänzend aufgeleuchtet iſt? Wo iſt Dein ehemaliger mit wenigem zufriedener Sinn? Solche Prachtgärten verſchafft er ſich? in dieſen ſtadtnahen Landgütern[144]) wandelt er umher? ſo ausgedehnte Strecken von Grundbeſitz, ſo weit verbreitete Kapitalanlagen ſind im Uebermaße ſein?““ Nur eine einzige Vertheidigung bietet ſich mir dar: es ſtand mir nicht zu, mich Deinen Gnadengaben zu widerſetzen.

[54] Allein wir haben jetzt Beide unſer Maß voll gefüllt: Du mit dem, was ein Kaiſer dem Freunde geben, ich mit dem, was der Freund von ſeinem Kaiſer empfangen konnte. Alles Weitere vermehrt nur die Mißgunſt. Die Aeußerungen derſelben liegen zwar, wie alle menſchlichen Schwachheiten, unter Deiner Erhabenheit, allein auf mir laſten ſie, ich bin es, dem geholfen werden muß. Ganz ſo wie ich im Kriegsdienſte oder vom Marſche ermüdet um einen ſtützenden Stab bitten würde, ſo bitte ich auch auf dieſem Punkte meiner Lebenswanderung, hochbejahrt und ſelbſt den leichteſten Geſchäftsmühen nicht mehr gewachſen, da ich meinen Reichthum mit eigener Kraft nicht mehr zu tragen vermag, um Deine Hülfe. Laß die Verwaltung meines Vermögens durch Deine Prokuratoren beſorgen, es in Deinen Beſitz über-

---

[143]) Seneka war aus Corduba, dem heutigen Cordova, in Spanien geboren, wo ſein Vater, der bekannte Rhetor und Geſchichtſchreiber Annaeus Seneka, ritterlichen Standes, ſehr begütert und das Haupt einer litterariſch hochgebildeten Familie — ſein Enkel war der Dichter Lucan — anſäſſig war.

[144]) Suburbana d. h. in der Nähe Roms gelegene Villen, Gärten und Landgüter waren eben wegen ihrer Lage in der nächſten Umgebung der Hauptſtadt Beſitzthümer von außerordentlichem Werthe. Zu ſolchen Beſitzungen gehörten diejenigen, welche bei dem heutigen Fraskati (Tuskulum), Albano, Aricia, Tivoli u. ſ. w. lagen. Die hohe Ariſtokratie hielt ſolche Beſitzungen in der Nähe Roms für eins ihrer Privilegien, und war übel darauf zu ſprechen, wenn Leute, die nicht zu ihr gehörten, ſolche zu erwerben ſich unterfingen (cic. ad Attic. VII. 7, 5; XII. 2 pro Balbo 25 bei Drumann R. Geſch. II. 596. vgl. VI. 388 u. 390). Dieſe Begierde nach ſtadtnahen Landbeſitzungen und Villen beeinträchtigte ſelbſt das allgemeine Wohl des Geſundheitszuſtandes in Rom, da die Beſitzer das beſte Waſſer der römiſchen Waſſerleitungen in ihre ſuburbaniſchen Beſitzungen ableiteten (ſ. Plin. n. hist. 31, 25, 42).

gehen. Auch will ich mich damit keineswegs selbst in Armuth stürzen, sondern nur nach Abgabe desjenigen, dessen Glanz mich belastigt, die Zeit, welche die Sorge für meine Parkgärten und Landgüter in Anspruch nimmt, wieder meinen geistigen Beschäftigungen zuwenden. Du stehst in der Fülle der Kraft, und wir, Deine bejahrteren Freunde, können die so viele Jahre hindurch von uns unterstützte Last Deiner erhabenen Stellung als Regent beruhigt auf Deine Schultern legen. Auch das wird Dir zur Erhöhung Deines Ruhmes gereichen: Männer zur höchsten Stellung emporgehoben zu haben, die auch eine mäßige zu tragen verstanden."

Kapitel 55 u. 56.

Hierauf antwortete Nero etwa folgendermaßen: „Daß ich Deiner vorbereiteten Rede sofort zu entgegnen vermag, das sehe ich für das Erste an, was ich als Deine Gabe besitze. Mein Urgroßvater Augustus hat dem Agrippa und Maecenas den Genuß der Muße nach ihren Arbeitsmühen zugestanden, allein das geschah von ihm in einem Lebensalter,[145]) dessen Autorität alles und jedes rechtfertigte, was er jenen Männern etwa anthun mochte; und trotzdem hat er keinen von beiden der ihnen von ihm verliehenen Belohnungen beraubt. In Krieg und Gefahren hatten sie dieselben verdient — denn in solchen hat sich die Jugendzeit des Augustus bewegt, und auch Dein Schwert und Dein Arm würden mir nicht gefehlt haben, hätte ich die Waffen führen müssen. Nun aber hast Du, wie es die gegenwärtige Weltlage forderte, mit Unterricht, Rath und Lehren meine Knaben- später meine Jünglingsjahre[146]) behütet! Was Du mir geleistet hast wird unverändert dauern so lange mein Leben währt; was Du von mir besitzest, Gärten, Geldeinkünfte, Landgüter, ist dem Zufalle unterworfen, und so viel es auch scheinen mag, so haben doch schon gar Manche, die in keiner Weise Deiner Begabung gleich sind, mehr besessen. Ich schäme mich die Freigelassenen herzuzählen, die als reicher vor der Welt dastehen. Daher muß ich sogar erröthen, daß Du, der Du in meiner Liebe obenanstehst, noch nicht alle an äußeren Ehren und Glücksgütern übertriffst, — es

[145]) Augustus war zu der Zeit als jene Dinge geschahen bereits über vierzig Jahre alt.

[146]) Nero, geboren am 15. December 37 n. Chr., stand jetzt im fünfundzwanzigsten Jahre.

müßte denn sein, daß Du Dich unter einen Vitellius, der dreimal Konsul war,[147]) oder mich unter Claudius stelltest, und daß meine Freigebigkeit gegen Dich nicht im Stande wäre, das Maß dessen zu erreichen, was ein Volusius[148]) durch lange Sparsamkeit erworben hat. In Wahrheit aber befindest Du Deinerseits Dich in noch rüstigem Alter, welches für geschäftliche Thätigkeit und für den Genuß des Ertrages derselben noch vollkommen ausreicht; und ich[149]) meinerseits stehe noch in den ersten Anfangsschritten meiner Regentenlaufbahn. Warum willst Du also nicht lieber, wenn die Unsicherheit meiner Jugend einmal von der richtigen Bahn gleitet, mich auf dieselbe zurückrufen, und meine Kraft, verstärkt durch Deinen Rückhalt, um so nachdrücklicher leiten? Nicht Deine Mäßigung, wenn Du Dein Vermögen an mich zurückgiebst, nicht Deine Zurückgezogenheit, wenn Du den Kaiser verlässest, sondern meine Habsucht, die Furcht vor meiner Grausamkeit wird in Aller Munde sein. Und gesetzt, es würde vorzugsweise Deine Selbstbeschränkung gepriesen, so kann es doch unmöglich für einen Weisen ehrenvoll sein, aus etwas, womit er seinem Freunde schlechten Ruf bereitet, für sich Ruhm zu ernten." — Zum Schlusse umarmt und küßt er ihn, wie er denn von Natur dazu veranlagt und durch Gewohnheit geübt war, seinen Haß unter trügerischen Schmeicheleien zu verhüllen.[150]) Seneka — was das Ende aller Unterredungen mit einem regierenden Herrn ist — spricht ihm seinen Dank aus. Indeß änderte er doch die bisherigen Lebensformen seiner früheren einflußreichen Stellung: er verbat sich den Zudrang der Aufwartenden, vermied es, sich von Gefolge begleiten zu lassen, zeigte sich selten in der Stadt unter dem Vorwande, daß er durch seine schlechte Gesundheit oder durch seine philosophischen Studien an das Haus gefesselt werde.

[147]) Dieser Vitellius war ein Günstling des Kaisers Claudius (s. oben XI, 2, Anmerk. 7), der ihn mit Gütern und Ehren überhäufte.

[148]) Ueber diesen Volusius s. oben XIII, 30, Anmerkung 73.

[149]) Im Texte steht nos und nostrae, das „Wir" und „Unser" der Majestät.

[150]) Diese Charakteristik Nero's, welche denselben dem Tacitëischen Tiberius gegenüberstellt, ist schwerlich richtig. Nero war alles, nur kein abgefeimter Heuchler, eher das Gegentheil eines solchen, und trug er seine Neigungen und Abneigungen, wie seine Unüberlegtheiten und Liebhabereien, seine Ausschweifungen und Laster offen zur Schau. Da jedoch die ganze Scene eine Romanerfindung ist, darf man es auch mit dem, was von dem Erfinder aus derselben gefolgert wird, nicht allzu genau nehmen.

Kapitel 57.

Nachdem Seneka's Stellung erschüttert war, hatte man es leicht, den Einfluß des Rufus Faenius zu verringern, bei dem man die Anschuldigungen an seine Freundschaft mit Agrippina anknüpfte. So wurde Tigellinus von Tage zu Tage stärker, und da er der Ansicht war, daß seine Schlechtigkeiten, denen allein er seinen Einfluß verdankte, seine Gunst noch erhöhen würden, wenn es ihm gelänge, den Kaiser durch gemeinsam ausgeführte Verbrechen an sich zu fesseln, so legte er es darauf an, die Gegenstände von dessen Befürchtungen auszuspioniren. Und als er herausgebracht hatte, daß dies vorzugsweise Plautus und Sulla seien, die beide erst neuerdings, Plautus nach Asien,[151]) Sulla nach dem Narbonensischen Gallien[152]) verwiesen waren, so spricht er dem Kaiser von dem Adel ihrer Abkunft, und davon, daß in der Nähe des ersteren sich die im Orient, in der des letzteren die in Germanien stehenden Heere befänden. Er für seine Person habe nicht, wie weiland Burrus, seinen Blick nach verschiedenen Möglichkeiten hin,[153]) sondern lediglich auf die Sicherheit Nero's gerichtet. Für diese könne allerdings gegen eine Verschwörung in der Hauptstadt durch unmittelbares thätiges Einschreiten einigermaßen gesorgt werden;[154]) aber entfernte Schilderhebungen — wie vermöge man die zu unterdrücken? Gallien habe die Ohren gespitzt bei dem Klange des diktatorischen Namens,[155]) und

---

[151]) S. oben XIV, 22.

[152]) S. oben XIII, 47.

[153]) Eine verläumderische Anspielung auf des verstorbenen Gardepräfekten Freundschaft für Agrippina und auf seine frühere angebliche Begünstigung des Sulla. S. oben XIII, 10.

[154]) Dazu reichten, meint er, die hauptstädtischen Garden unter seinem Kommando aus.

[155]) Es ist der gewaltige Diktator Sulla, der Ahnherr des hier erwähnten, der Schirmherr der Senatspartei gemeint. Merivale bemerkt bei dieser Stelle (VI, p. 337, Anmerk. 2): „Das Narbonensische Gallien, wie wir mehr als einmal im Laufe dieser Geschichte bemerkt haben, war eng verbunden mit der alten Senatspartei, deren Führer einst Pompejus, Domitus und Fontejus gewesen waren. Es ist merkwürdig, bei Tacitus diese Verbindung wieder erwähnt zu finden nach all' der Mühe, welche die Caesaren sich gegeben hatten, dieselbe zu vernichten. Es ist nicht unmöglich, daß der demokratische Kaiser (Nero) an dieselbe erinnert wurde durch den noch im frischen Andenken stehenden Versuch des Cornelius Gaetulikus, seine Unabhängigkeit in diesem Theile des Reiches geltend zu machen." Vgl. Tacit. Ann. VI, 30 und meinen „Tiberius" S. 128 u. 240.

nicht minder erwartungsvoll aufgeregt seien die Völker Asiens durch den erlauchten Namen von Plautus' Großvater Drusus.[136]) Sulla sei arm, was ein Hauptsporn zu Wagnissen sei, und stelle sich nur schlaff, bis er zu einem verwegenen Unternehmen Gelegenheit finde. Plautus, im Schooße großen Reichthums, fingire nicht einmal Verlangen nach ruhiger Muße, sondern trage die Nachahmung der alten Römer zur Schau, sei auch überdies ein Anhänger der hochmüthigen stoischen Sekte, welche ganz geeignet sei, unruhige Köpfe zu machen und Lust an politischer Thätigkeit einzuflößen."

Nero zögerte nicht lange. Sulla ward von Mördern, die nach sechstägiger Fahrt in Massilien anlangten, ehe noch ein Besorgniß erregendes Gerücht zu ihm drang, getödtet, als er sich eben zur Tafel niedersetzte. Nero, dem sein Kopf überbracht wurde, machte sich über dessen Entstelltheit durch zu frühe graue Haare lustig!

Kapitel 58.

Daß man dem Plautus an das Leben wollte, blieb nicht eben so geheim, weil seine Rettung mehr Leuten am Herzen lag. Auch hatte die räumliche Entfernung Roms von Asien, die Länge des Seeweges und der nöthigen Zeit bereits das Gerücht in Bewegung gesetzt, und so trug man sich im Publikum mit der erdichteten Nachricht: er sei zum Corbulo gegangen, der damals an der Spitze großer Heere stand, und der, wenn es thatberühmten schuldlosen Männern an's Leben gehen sollte, in erster Reihe der Gefahr stand. Ja es hieß sogar, die Provinz Asien habe aus Zuneigung zu dem jungen Manne die Waffen ergriffen, desgleichen seien die zur Verübung des Verbrechens entsendeten Soldaten weder stark genug an Zahl, noch zur Ausführung willig gewesen, und da sie sich in der Unmöglichkeit befunden hätten ihren Auftrag zu vollziehen, seien sie zu der hoffnungsreichen neuen Partei übergegangen. Diese leeren Erfindungen wurden, wie es bei Gerüchten zu geschehen pflegt, noch vergrößert durch die müßige Leichtgläubigkeit. Uebrigens kam wirklich ein Freigelassener des Plautus in Folge günstiger Segelwinde dem Centurio zuvor, und überbrachte dem letzteren die Aufträge seines Schwiegervaters Lucius Antistius: „er möge einem elenden Tode entfliehen; eine Zuflucht sei zur Hand, und die Theilnahme der Menschen für seinen großen Namen werde ihn patriotische Männer finden, kühne

[136]) Drusus, Tiber's Sohn. S. oben zu XIV. 22, Anm. 63.

ſich ihm zugeſellen laſſen. Inzwiſchen dürfe er kein Hülfsmittel verſchmähen. Hätte er erſt die ſechszig Soldaten" — ſo viele waren unterwegs — „davon gejagt, ſo würden, bis der Bericht an Nero gelange, bis eine andere Mannſchaft hinüberkomme, manche Dinge erfolgen, die bis zu einem Kriege erwüchſen. Endlich werde durch einen ſolchen Entſchluß entweder Rettung gewonnen, oder er werde doch, wenn er ihn wage, nichts härteres zu erleiden haben, als wenn er die Hände feig in den Schooß lege."

Kapitel 59.

Allein auf Plautus machten dieſe Vorſtellungen keinen Eindruck, ſei es, daß er ſich keine Hülfe davon verſprach, waffenlos und exilirter wie er war, ſei es aus Widerwillen gegen eine zweifelhafte Ausſicht oder vielleicht aus Liebe zu Weib und Kindern, gegen die, wie er meinte, der Kaiſer ſich verſöhnlicher erweiſen werde, wenn derſelbe durch keine Beſorgniß [157]) mehr beunruhigt wäre. Es giebt auch Schriftſteller, welche berichten: es ſeien ihm andere [158]) Nachrichten von ſeinem Schwiegervater zugekommen, daß ihm nichts Gewaltſames drohe, und die Lehrer der Philoſophie, Coeranus der Grieche und Muſonius der Tusker, [159]) hätten ihm einen ſtandhaft abzuwartenden Tod, anſtatt eines ungewiſſen angſterfüllten Lebens angerathen. Thatſache iſt jedenfalls, daß er um die Mittagszeit entkleidet zu Leibesübungen (von den Soldaten) angetroffen worden iſt. In dieſem Zuſtande metzelte ihn der Centurio nieder, in Gegenwart des Verſchnittenen Pelago, welchem Nero den Oberbefehl über den Centurio und ſeine Manipel, [160]) wie ein orientaliſcher König einen Diener über ſeine Trabanten, gegeben hatte! Der Kopf des Getödteten wurde dem Nero überbracht, der beim Anblicke des-

---

[157]) Beſorgniß vor Plautus als Thronprätendenten.

[158]) andere d. h. eine zweite Botſchaft nach der erſten durch den Freigelaſſenen geſendeten.

[159]) Coeranus iſt nicht weiter bekannt. Ueber den unpraktiſchen ſtoiſchen Weisheitslehrer Muſonius Rufus ſ. Bernhardy Röm. Litteraturgeſch. p. 291 ff. Er war ritterlichen Standes und Lehrer Epiktets. Er lebte noch als Greis zu Tacitus' Zeit. —

[160]) Das Detachement, welches der Centurio führte, wird Manipel genannt, obſchon es nur 60 Mann zählte und die Manipeln einer Prätorianerkohorte viel ſtärker waren. Nipperdey vermuthet daher, „daß es gar nicht aus einem Kohortenmanipel genommene, ſondern aus mehreren Manipeln ſechzig zuverläſſige Leute ausgeſucht waren".

ſelben — ich will die eigenen Worte des Kaiſers herſetzen — ausrief: „Warum * * * *?“ [161])

Und nun von Furcht befreit ging er daran, ſeine Heirath mit Poppaea, die er um ſolcher Befürchtungen willen verſchoben hatte, zu beſchleunigen und ſich ſeiner Gattin Octavia zu entledigen, die ihm, ſo beſcheiden ſie ſich auch verhalten mochte, als Tochter ihres Vaters und wegen ihrer Beliebtheit beim Volke läſtig war. An den Senat aber erließ er ein Schreiben, in welchem er ſich nicht zu dem an Sulla und Plautus geſchehenen Morde bekannte, wohl aber ausſprach: „daß beide unruhige Köpfe ſeien, und daß Er die Sicherheit des Staates ſorgſamſt überwache.“ Darauf hin beſchloß der Senat, daß religiöſe Dankfeſte abgehalten und Sulla und Plautus aus dem Senate geſtoßen werden ſollten [162]) — Schimpflichkeiten, die bereits ſchlimmer waren als das Unglück.

---

[161]) Die Worte Nero's fehlen in den Handſchriften. Nach Dio Caſſ. 62, 14 lauteten ſie: „Ich wußte nicht, daß er eine ſo große Naſe hatte!“

[162]) Ueber dieſe ganze Darſtellung iſt ein Wort der Verſtändigung nöthig. Sie läßt uns über den wahren Sachverhalt im Dunkel, während ſie reich an Unweſentlichkeiten iſt, und ich zweifle nicht, daß die Quellen, denen Tacitus hier folgte, zu der Art derjenigen Schriften gehörten, von denen er ſelbſt ſagt, „daß ſie nach dem Tode Nero's unter dem Eindruck des noch friſchen Haſſes verfaßt wurden (Ann. I. 1). Der hier geſchilderte Uebergang Nero's von der bisher geübten Geſetzlichkeit und Milde zu unprovozirter Grauſamkeit und Ungeſetzlichkeit, von konſtitutionellem Regimente zu der Eigenmächtigkeit eines orientaliſchen Sultans, iſt zu jäh und unvermittelt, um ihm ohne Weiteres Glauben ſchenken zu können. Wären Sulla und Plautus ſo vollkommen unſchuldig geweſen, wie ſie hier erſcheinen, ſo würde ſich doch im Senate ein Menſch gefunden haben, der ſeine Stimme gegen eine ſo ſcheußliche Grauſamkeit erhoben hätte. Es ſaßen doch in demſelben noch Leute wie Thraſea, der hier Gelegenheit gehabt hätte ſeinen Freimuth zu bewähren und ſeinen früheren Ausſpruch über den „vortrefflichen Kaiſer“, den man zu beſitzen das Glück habe (ſ. oben Kap. 48), einzuſchränken, und für den es Pflicht war zu zeigen, ob ſeine ſtolze Aeußerung über die unabhängige Haltung eines Senators (ſ. oben XIII, 49) auf Wahrheit beruhte. Es gab noch Senatoren wie jenen Caſſius, dem wir bereits oben bei dem Sklavenprozeſſe begegnet ſind, der ſich nur erhob, „wenn es wichtige Dinge galt,“ und dem Tacitus ſelbſt das Zeugniß eines untadligen Charakters giebt (ſ. unten XVI. 7). Und keiner von dieſen und ähnlichen Ehrenmännern ſollte Oppoſition in dieſer Sache erhoben, auch ſie ſollten dieſen wie „alle Frevel Nero's als herrliche Thaten anerkannt,“ auch ſie ſich den Beſchlüſſen des Senats auf feierliche Dankfeſte für die Rettung des Staates und auf Ausſtoßung der unſchuldigen Opfer von des Kaiſers mörderiſcher Tyrannei und ihrem eigenmächtigen Verfahren lautlos angeſchloſſen haben?! Das glaube wer es kann. Ich nicht! Für mich ſteht es feſt, daß

Kapitel 60.

Nachdem er also diesen Senatsbeschluß davongetragen hatte und solchergestalt sah, daß alle seine Schandthaten als eben so viele edle Thaten hingenommen wurden, schritt er zur Verstoßung der Octavia unter dem Vorgeben, daß sie unfruchtbar sei.[163]) Unmittelbar darauf erfolgt seine Verbindung mit der Poppaea. Diese, seit lange Maitresse Nero's und ihn erst als Liebhaber, jetzt als Ehemann beherrschend, stiftete eine Person aus Octavia's Dienerschaft an, dieselbe der Buhlschaft mit einem Sklaven anzuschuldigen, und zwar wird als Objekt ihrer Liebschaft ein gewisser Eukaerus, von Nation ein Alexandriner und geschickter Flötenspieler, ausersehen. In dieser Sache wurden die Kammerfrauen peinlich befragt. Einige ließen sich durch die Qual der Folter bewegen falsches Zeugniß abzulegen; die meisten aber blieben fest dabei die Unschuld ihrer Herrin zu behaupten, und eine derselben erwiderte dem auf sie einstürmenden Tigellinus: „Octavia's Schooß sei keuscher als sein Mund!" Trotzdem wird Octavia zuerst unter dem Scheine einer einfach bürgerlichen Ehescheidung aus dem Kaiserpalaste entfernt, und mit dem Palaste des Burrus[164]) und den Landgütern des Plautus — Geschenken von unheilvoller Vorbedeutung — ausgestattet. Weiterhin ward sie gezwungen nach Kampanien zu gehen, wo sie militärisch bewacht wurde. Darüber erhoben sich zahlreiche und zwar nicht verholene Klagen in

---

wirkliche Gefahr für Nero von Seiten des Sulla und Plautus vorgelegen habe, und daß der Senat davon Kenntniß gehabt haben muß, um solche Beschlüsse fassen zu können. Das letztere folgt selbst aus Tacitus' Worten über den schriftlichen Bericht des Kaisers an den Senat über das Vorgefallene, in welchem Nero nur die rasche Hinrichtung der beiden Schuldigen ohne Urtheil und Recht (denn eigentlich hätten sie dem Gerichte des Senats überwiesen werden müssen) von sich ablehnte (de caede — haud confessus), die er als von der Lage der Dinge gebotene Maßregel seiner Abgesandten dargestellt haben mochte, dagegen nachwies, daß „die Sicherheit des Staates" (incolumitas rei publicae) auf dem Spiele gestanden habe. Nur auf solchen Nachweis hin konnten Männer wie Thrasea, Cassius u. a. jenen Beschlüssen des Senats sich anschließen, welche Tacitus freilich „Schimpflichkeiten, schlimmer als das Unglück selbst" nennt und nennen muß, da er von der Voraussetzung der absoluten Schuldlosigkeit der Hingerichteten ausgeht.

163) Ueber die Verstoßung der Octavia s. Agrippina S. 261—269.

164) Der verstorbene Burrus hatte sich stets Nero's Scheidungsabsichten widersetzt, und in seinem soldatischen Freimuthe ihm einst die Worte in's Angesicht geworfen: „Wenn Du Dich von Octavia scheiden willst, so gieb ihr auch zurück was sie Dir als Mitgift zugebracht hat," die Herrschaft. Dio Cass. 62, 13.

den Kreiſen des niedern Volkes, das geringere Lebensklugheit beſitzt und in Folge ſeiner geringen Ausſtattung mit Glücksgütern weniger zu verfahren hat.[165]) In Folge deſſen entſtand das Gerücht, daß Nero ſeinen Frevel bereut und die Octavia zurückgerufen habe.[166])

Kapitel 61.

Sofort begeben ſich die Volksmaſſen freudig erregt auf das Kapitol und bringen den endlich ſich hülfreich erweiſenden Göttern[167]) ihre Verehrung dar. Sie ſtürzen die Bildniſſe der Poppaea nieder, ſie tragen Octavia's Bilder auf den Schultern umher, bekränzen ſie mit Blumen und ſtellen ſie auf dem Forum und in den Tempeln auf. Dann geht es an das Hochrufen auch für den Kaiſer, dem man für die Zurückrufung Dank ausſprechen will, und ſchon begannen ſie in Maſſe und mit lautem Geſchrei den Palaſt zu erfüllen, als plötzlich dichtgeſchloſſene Soldatenhaufen auf Kommando gegen ſie ausfielen und mit vorgeſtreckten Speeren die erſchreckte Menge auseinander warfen. Sofort darauf wurde umgewandelt was man aufrühreriſcher Weiſe verändert hatte und Poppaea's Ehrenſtatuen wieder an den alten Standorten aufgeſtellt.

Poppaea, von jeher voll heftigen Haſſes gegen Octavia, der jetzt noch durch ihre Furcht geſteigert wurde, daß entweder der Volksſturm ſich in ſtärkerem Maße wiederholen, oder Nero ſich durch die Neigung des Volkes umſtimmen laſſen könnte, wirft ſich ihm flehend zu Füßen. „Jetzt handle es ſich nicht mehr bloß um ihren Anſpruch auf die eheliche Verbindung mit ihm, obſchon dieſe ihr lieber ſei als ihr Leben, ſondern ihr Leben ſelbſt ſtehe in höchſter Gefahr durch den Klientenanhang und die Sklavenſchaaren Octavia's, die ſich den Namen des

---

[165]) Ich habe dieſe meiſt falſch verſtandene Bemerkung des Hiſtorikers über den Charakter des niederen Volkes, das weniger einſichtige Lebensklugheit und weniger zu verlieren hat in ſeiner Niedrigkeit, als die Großen und Reichen, in meiner Agrippina S. 263, Anm. 22 erklärt. Vgl. auch das oben zu Kap. 13, Anm. 32 und Kap. 45, Anm. 118 Geſagte.

[166]) Die Stelle iſt korrupt im Texte. Ich habe das mir Wahrſcheinlichſte überſetzt.

[167]) Aus dieſen Worten ſieht man, daß Tacitus die Dichtung Seneka's, die Tragoedie Octavia vor Augen hatte, auf deren Worte (v. 911) er hier direkt anſpielt. Dort klagte die unglückliche Octavia: „daß es keine ſchützenden Götter mehr gebe."

Volkes von Rom gegeben und mitten im Frieden sich solcher Dinge unterfangen hätten, wie sie kaum im Kriege vorkämen. Jener bewaffnete Aufstand habe dem Kaiser gegolten; nur an einem Führer habe es gefehlt, und ein solcher würde sich im weiteren Verlaufe der begonnenen Bewegung leicht finden; Octavia brauche bloß Kampanien zu verlassen und persönlich sich in die Hauptstadt zu begeben, da ja schon auf den Wink der Abwesenden tumultuarische Bewegungen sich erhöhen. Dann sie selbst, Poppaea, — was habe denn *sie* verbrochen? Wodurch habe sie jemals Anstoß gegeben? Vielleicht etwa dadurch, daß sie dem Hause der Caesaren echte Nachkommenschaft zu geben im Begriff stehe? Wolle etwa das römische Volk lieber den Sprößling eines ägyptischen Flötenspielers[168]) auf den Kaiserthron erhoben sehen? Schließlich, wenn es das Staatswohl erfordere, solle er lieber freiwillig als gezwungen seine Herrin zurückrufen, oder durch ihre gerechte Bestrafung Thron und Leben sicher stellen. Freilich hätten geringe Gegenmaßregeln hingereicht, die ersten Anfänge der Bewegung niederzuhalten; aber wenn die Aufrührer die Hoffnung aufgäben, Octavia als Nero's Gemalin zu sehen, so würden sie dafür sorgen, dieser einen Gemal zu geben."

Kapitel 62.

Diese viele Motive in Bewegung setzende und neben der Furcht auch den Zorn aufzuregen geeignete Rede[169]) erschreckte den Hörenden, während sie zugleich seinen Zorn entflammte. Allein die Verdächtigung ehelicher Untreue, deren Gegenstand ein Sklave war, hatte keinen Anklang im Publikum gefunden und war durch die Aussagen der peinlich befragten Dienerinnen in ihr Nichts zurückgewiesen worden. Also beschloß man als Eingeständigen[170]) irgend eine Persönlichkeit ausfindig zu machen, der man zugleich das Verbrechen einer revolutionären Schilderhebung andichten könnte. Dazu schien ihm der geeignete Mann der Vollstrecker des an seiner Mutter verübten Mordes, Anicetus, der, wie ich oben erwähnt habe, die Flotte bei Misenum kommandirte, nach der begangenen Freveltat in nur kühler Gunst, später in überwiegender

[168]) S. oben Kap. 61.

[169]) Da diese Rede natürlich eine Dichtung des Autors ist, so ist es interessant zu sehen, wie derselbe seinen Lesern gleichsam das Recept angiebt, nach welchem er sie komponirt hat.

[170]) als Eingeständigen des von Octavia mit ihm begangenen Ehebruchs.

I.

„Unter Myrthenzweigen
Will das Schwert ich tragen!“

heißt's in dem Freiheitsliede, das die Hellenen ſangen zum Andenken an Harmodios und Ariſtogiton, die der Tyrannei das Schwert in's Herz ſtießen. Ein ſolches Schwert, in Myrthengezweig gefüllt, iſt das Buch Bettinen's, und die Lüge der Zeit iſt der Tyrann, in deſſen Buſen ſie es umwendet.

Freilich folgte nicht alſogleich die Freiheit der That jener Jünglinge. „Noch vier Jahre lang nachher wurden die Athener, und zwar noch viel härter als zuvor, geknechtet“ — erzählt Vater Herodotos. Aber was ſind vier Jahre!

Inmitten der Grabesſtille, die die Gewalt ſich erzwungen, tritt ein Weib auf, eine gottbegeiſterte Seherin, und ſingt einen jubelnden Preisgeſang der von den Männern verlaſſenen Freiheit. Vor dem Throne des Gewaltigen läßt ſie ihre goldenen Saiten rauſchen, mitten unter ſeinen Schmeichlern läßt ſie das

Ungunst stand, weil die Werkzeuge böser Thaten vor unsern Augen immer als ein Vorwurf dastehen. Den also ließ der Kaiser kommen, erinnerte an den ihm früher geleisteten Dienst, „daß er allein das Leben des Kaisers gegenüber den verrätherischen Anschlägen der Mutter gerettet habe; jetzt sei der Augenblick da, wo er sich ein nicht geringeres Verdienst erwerben könne, wenn er ihm behülflich sein wolle sich seiner feindseligen Gattin zu entledigen. Auch bedürfe er dazu keiner That mit bewaffneter [illegible] er solle bloß sich zum Ehebruche mit Octavia bekennen." Er versprach ihm Belohnungen, die zwar anfangs noch geheim bleiben, aber sehr groß sein würden, und Verweisungsorte [171]) voll Annehmlichkeiten; im Weigerungsfalle drohte er ihm mit dem Tode. Dieser Mensch in seiner angeborenen sittlichen Verruchtheit und in Folge der Leichtigkeit, mit der er sich zu seinen früheren Schandthaten herbeigelassen hatte, erdichtet und bekennt in Gegenwart von Freunden, welche der Kaiser wie zum Beirathe zugezogen hatte, [172]) sogar noch mehr als von ihm verlangt worden war. Er wurde darauf nach Sardinien verbannt, wo er nicht von allen Mitteln entblößt sein Exil durchhielt und natürlichen Todes starb. [173])

Kapitel 63.

Nero aber macht durch ein Edikt bekannt: „Der Admiral [174]) sei (von Octavia) verführt worden in der Hoffnung, durch ihn die Flotte

[171]) Secessus sind Aufenthaltsorte wohin man sich zurückzieht oder zurückziehen muß. Die mildeste Strafe, die Nero über den angeblichen Buhler mit seiner Gemalin verhängen konnte, war Verweisung aus Italien auf eine Insel, und diese versprach er so zu wählen und ihn so auszustatten, daß er dort ein angenehmes Leben (amoenos secessus) führen könne.

[172]) „Während er über Octavia zu Gericht saß." Ripperdey.

[173]) Wenn Anicetus bloß als ein non inops, d. h. als ein nicht gerade von allen Mitteln entblößter (denn inops ist der Gegensatz von opulentus s. Cic. de amicit. § 46 und dazu die Anmerk. v. Seyffert) im Exil lebte und starb, so hatte ihn Nero mit seinen Belohnungsversprechungen eben so sehr betrogen, wie mit dem Versprechen eines anmuthigen Aufenthaltes für seine Zurückgezogenheit. Denn Sardinien galt für einen der schlimmsten Verbannungsorte des römischen Alterthums wegen seines höchst ungesunden Klimas, seines gefährlichen, selbst für die Römer unbesiegbaren Räuberwesens, der Unbedeutendheit seiner Städte, und der Rauheit und Unkultur der Einwohner. (S. Strabo V. 1, 7—8, p. 225.) — Es ist auffallend, daß Tacitus über diesen Betrug Nero's schweigend hinweggeht.

[174]) Anicetus, Praefekt der Flotte von Misenum.

für sich gewinnen zu können, und die Frucht dieser ehebrecherischen Liebeshändel" — er hatte vergessen, daß er sein Weib ganz kurz zuvor der Unfruchtbarkeit angeschuldigt — „sei aus Gewissensangst abgetrieben worden; und zwar seien das Thatsachen, worüber ihm Gewißheit geworden." Demnach sendet er Octavia in engen Gewahrsam auf der Insel Pandateria.[175]) Niemals erweckte der Anblick einer anderen Exilirten beim Publikum größeres Mitgefühl. Es gab wohl noch manche, denen das Gedenken an Agrippina, die von Tiberius, und in neuerer Zeit der Julia, die von Claudius dorthin in's Elend getrieben, noch vorschwebte. Allein jene Frauen hatten doch den Vortheil gehabt, daß sie auf der Mittagshöhe kräftigen Lebensalters standen; sie hatten doch so manche glücklichen Tage gesehen und konnten ihr gegenwärtiges grausames Loos durch die Erinnerung an frühere bessere Zeiten erleichtern.[176]) Für diese Unglückliche aber war der erste Tag ihrer Eheverbindung gleichsam ihr Begräbnißtag gewesen, da er sie in ein Haus einführte, in welchem sie nichts als Jammer haben sollte, da ihr dort durch Gift der Vater und gleich darauf der Bruder entrissen wurde; dann eine Magd, welche die Herrin in Schatten stellte,[177]) und die Poppaea, deren Verbindung mit Nero der Todesstreich für dessen rechtmäßige Gemalin sein sollte, und endlich eine Anklage, härter als jeder Tod.

Kapitel 64.

Und doch fand das unglückliche junge Weib, im zwanzigsten Lebensjahre, umgeben von Centurionen und Soldaten, durch das Schicksal, welches ihr Unglück sie ahnen ließ, schon vom Leben geschieden, noch nicht Ruhe im Tode. Wenige Tage nach ihrer Verbannung traf der

[175]) Ueber diese kleine einsame Felseninsel, jetzt Bandotene geheißen, an der Kampanischen Küste gelegen s. Kaiserfrauen S. 181—182 und S. 337. Dort hatten vor ihr die beiden Julien und Agrippina geschmachtet. Ueber die zweite Julia s. Kaiserfr. S. 342 und Agrippina S. 56.

[176]) Ganz anders freilich und viel richtiger als Tacitus, der sich hier als einen wenig tiefen Kenner des Menschenherzens erweist, urtheilt sein großer Landsmann Dante mit seinem Ausrufe:

— Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

[177]) Es ist Alte, die Geliebte Nero's, gemeint. S. oben XIII, 12.

Befehl zu ihrem Tode ein, während sie sich darauf berief, daß sie ja bereits Wittwe und jetzt nur noch Schwester Nero's sei, und die ihr und ihm gemeinsamen beiden Germanikus und zuletzt Agrippina's Namen um Schutz anrief, bei deren Lebzeiten sie zwar wohl eine unglückliche Ehe, aber doch nicht den Henkertod zu leiden gehabt hätte. Sie wird in Bande geschnürt und ihr an allen Gliedern die Adern geöffnet; und weil das Blut durch ihre Angst zurückgehalten allzu langsam floß, wird sie durch den Dampf eines überheißen Bades vollends getödtet. Und ein noch entsetzlicherer Greuel ward hinzugefügt: ihr abgeschnittenes und nach Rom gebrachtes Haupt sah Poppaea! — Für diese Dinge wurden Weihegaben an die Tempel beschlossen! Das letztere habe ich deßhalb berichten wollen, damit alle diejenigen, welche die Vorgänge jener Zeiten aus meinen oder anderen Schriften kennen lernen werden, ein für allemal im Voraus fest zu halten haben: so oft der Kaiser Verbannungen oder Hinrichtungen verfügte, eben so oft seien den Göttern Danksagungen dargebracht worden, und was einst Zeichen glücklicher Ereignisse waren, seien damals Zeichen öffentlichen Unglücks gewesen. Dennoch werde ich es nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn der oder jener Senatsbeschluß etwas ganz Neues in Schmeichelei oder das Aeußerste in geduldigem Ertragen leistete.

Kapitel 65.

In demselben Jahre erfolgte der Tod zwei der angesehensten kaiserlichen Freigelassenen, die Er, wie geglaubt wurde, vergiftet haben soll: den Doryphorus, weil derselbe ein Gegner seiner Verheiratung mit Poppaea gewesen sein sollte, den Pallas, weil er durch sein langes Greisenalter sein unermeßliches Vermögen ihm zu lange vorenthielte.[178]) Romanus[179]) hatte den Seneka insgeheim beim Kaiser angeschuldigt,

[178]) Diese Gründe berichtet Tacitus als solche, welche derjenige Theil des römischen Publikums, der an die Vergiftung „glaubte", für seine Meinung als Motive des Giftmordes anführte. Doryphorus war kaiserlicher Geheimschreiber (Dio Cass. 61, 5) und Nachfolger des oben (XI. 29) genannten Kallistus. Ueber Pallas und dessen Reichthum — von dem gesetzlich bei seinem Tode ein großer Erbantheil an den Kaiser fiel, der sein Patron gewesen war — s. meine Agrippina S. 189—191. Daß der Vergiftungstod beider nicht wahrscheinlich ist, braucht, da Tacitus selbst ihn nur als ein Gerücht berichtet, nicht erst bemerkt zu werden.

[179]) „Romanus muß gleichfalls ein kaiserlicher Freigelassener gewesen sein, da er, obwohl sonst völlig unbekannt, ohne nähere Bezeichnung nur mit einem Namen genannt wird." Nipperdey.

als ob er ein Verbündeter des Cajus Piso sei, allein er wurde von Seneka mit besserem Erfolge durch die gleiche Anklage gestürzt. Daraus erwuchs für Piso Besorgniß, und so entstand der Anfang jener großen, aber unglücklich ausgehenden Monstreverschwörung gegen Nero.[180])

[180]) Wir werden dieser Monstreverschwörung, deren Haupt Piso war, drei Jahre später im folgenden Buche begegnen, und bemerken nur, daß hier von Tacitus „Piso's Furcht" für seine Sicherheit als der erste Anlaß zu dieser seiner Stellung in der gegen Nero geplanten Verschwörung bezeichnet wird. Schon jetzt, im Jahre 62 n. Chr., galt er in Nero's Augen, wie wir sehen, als der Centralpunkt der Unzufriedenen, und war es gefährlich, ihm „eng verbunden" (socius) zu sein oder zu heißen. Die Calpurnier, deren letzter Sprosse dieser Piso war, waren unter den noch vorhandenen alten Adelsgeschlechtern das stolzeste und mächtigste, und deßhalb das von der herrschenden Dynastie am meisten gefürchtete (s. Kaiserfrauen S. 255 ff.). Schon Caligula hatte wahrscheinlich politische Ursachen, als er den hier genannten Piso mit dem Exil bestrafte, weil derselbe seine ihm von Caligula genommene junge Gattin wieder heiratete, nachdem der Kaiser sie verstoßen. He wanted to bring the rival family to an end, wie Merivale (VI, p. 363, 1) sich ausdrückt.

Funfzehntes Buch.

Kapitel 1.

Inzwischen hatte der König der Parther, Vologaeses, Corbulo's Erfolge, die Einsetzung eines Königs von fremder Nationalität, des Tigranes, auf den Thron von Armenien unter Vertreibung seines Bruders Tiridates und Nichtachtung der Majestät des Arsacidengeschlechts in Erfahrung gebracht,[1]) und fühlte große Lust dafür Rache zu nehmen; doch wurde er immer wieder durch die Rücksicht auf die Machtgröße Roms und auf den noch andauernden Bundesvertrag mit demselben zu entgegengesetzten Gedanken hingeleitet, da er von Natur zum Zaudern geneigt in diesem Verhalten noch bestärkt wurde durch den Abfall der Hyrkaner, eines kriegerischen Volksstammes, in Folge dessen er sich in viele Kriege verwickelt befand.[2]) In dieser schwankenden Verfassung traf ihn zu alle dem noch der Stachel der Botschaft eines neuen Schimpfes: Tigranes nämlich war aus Armenien ausgefallen und hatte das Gebiet der Adiabener, eines angrenzenden Volksstammes, ausgedehnter und länger verwüstet, als daß von einem bloßen Raubzuge die Rede sein konnte. Dies hatte die Parthischen Reichsgroßen heftig aufgeregt: „Zu solcher Stufe der Verachtung sei man gesunken, daß es nicht einmal eines römischen Feldherrn bedürfe, um in ihr Reich einzufallen, sondern nur der Frechheit eines Menschen, der als Geißel so viele Jahre hindurch wie ein Sklave gehalten gewesen sei!“[3]) Es schürte

[1]) Die Erzählung kehrt zurück zu den im vorgehenden Buche Kap. 23—26 geschilderten Ereignissen.

[2]) S. oben XIII, 37 u. XIV, 25.

[3]) Bei den Römern in Rom. S. oben XIV, 26.

ihren zornigen Schmerz Monobazes, der Regent der Adiabener, durch seine wiederholte Anfrage: „welche Hülfe und wo er solche suchen solle? Armenien habe man bereits dahingegeben, und wenn die Parther nicht Schutz zu gewähren haben, so sei jedenfalls die Dienstbarkeit unter Rom erträglicher wenn man sich ergebe, als wenn man erobert werde.“ Auch der aus seinem Königreiche flüchtig gewordene Tiridates ward durch seine maßvollen Beschwerden nur noch belästigender.[4]) „Denn,“ so hieß es, „nicht durch feiges Nichtsthun könnten große Herrscherreiche behauptet werden; Mannes- und Waffenkraft müßten zur Entscheidung aufgeboten werden. Wo es die höchste Stellung gelte[5]) sei diejenige Sache die gerechtere, welche die stärkere. Und wenn das Seine zu bewahren einem bürgerlichen Hause anstehe, so sei Kampf um fremdes Gut ein königlicher Ruhm.“

Kapitel 2.

Das machte Eindruck auf Vologaeses. Er beruft eine Rathsversammlung, in welcher er dem Tiridates den Platz an seiner Seite anweist, und beginnt folgende Rede:

„Ich habe diesen Fürsten, den Sohn meines Vaters, da er mir nach der Ordnung des Alters die höchste Stellung[6]) hatte überlassen müssen, in den Besitz von Armenien eingesetzt, was für die dritte Stufe der Machtgewalt gilt, denn Medien hatte Pakorus bereits früher erhalten.[7]) Und so glaubte ich unser Haus gegen die alten Bruderzwiste und Kämpfe nach Gebühr gesichert zu haben. Die Römer sind es, die dem entgegentreten und die den Frieden, an dem sie sich niemals zu ihrem Glücke vergriffen, auch jetzt zu ihrem Verderben brechen. Ich will es nicht leugnen: ich war willens gewesen lieber auf billigem Wege als durch Blutvergießen, lieber durch Verhandlung als durch Waffenentscheidung das von meinen Ahnen Erworbene zu behaupten. Wenn ich durch Zaudern gefehlt habe, werde ich es durch Tapferkeit gut machen. Was Euch betrifft, so sind Eure Kraft und Euer Ruhm unverletzt, nur bereichert durch den Ruf der Mäßigung, die auch von den höchstgestellten Sterblichen nicht gering geachtet werden darf, und die von den Göttern

[4]) Nämlich für den Partherkönig.
[5]) D. h. für den Beherrscher eines großen Reiches im Konflikte mit einem Gegner.
[6]) Summo nomine d. h. die Thronfolge und der Herrschertitel von Parthien.
[7]) Vgl. XII, 44 u. 50; XIII, 41. Pakorus war Bruder des Vologaeses.

geschätzt wird." Zugleich band er um das Haupt des Tiridates das Diadem,[8]) übergab eine auserlesene Reiterschaar, welche der Sitte gemäß das Gefolge eines Königs bildet, dem Kommando des Monaeses, eines Mannes von hohem Adel, fügte dazu noch Adiabenische Hülfstruppen, und trug ihm auf den Tigranes aus Armenien zu verjagen, während er selbst, nach Beseitigung der Streithändel mit den Hyrkanern, den Kern seiner Streitkräfte und die Hauptmacht des Krieges in Bewegung setzt und die römischen Provinzen bedroht.

Kapitel 3.

Sobald dies Corbulo durch sichere Berichte vernahm, sendet er zwei Legionen unter Verulanus Severus und Vettius Bolanus[9]) dem Tigranes zu Hülfe mit der geheimen Instruktion: „in ihrer gesammten Aktion die Bedächtigkeit über die Eile vorwalten zu lassen." Es lag ihm nämlich mehr daran Krieg zu haben, als ihn wirklich zu führen;[10]) und so hatte er denn auch dem Kaiser geschrieben: „zur Vertheidigung Armeniens sei ein eigends dafür bestimmter Feldherr erforderlich; Syrien sei durch Vologaeses' Rüstungen zu stark bedroht."[11]) In-

[8]) Das Diadem (διάδημα), das Zeichen der Königswürde, war eine weiße schmale, nur an der Stirne breitere Kopfbinde, welche die Könige und Herrscher des Orients trugen. Ein solches Diadem war es, welches die Freunde des Diktators Caesar, um die öffentliche Stimmung zu sondiren, zuerst seiner Statue auf dem Forum aufsetzten (Sueton Caes. 79; Plut. Caes. 61; Anton. 12; Dio Cass. 43, 43; Appian II. 495), bis Antonius als Konsul ihm selbst öffentlich die Königszeichen darbrachte. (E. Trumann III. S. 690—91.)

[9]) Ueber den ersteren s. oben XIV. 26. — Bolanus vielleicht so zubenannt nach einem alten etruskischen Adelsgeschlecht, ist uns durch den Dichter Statius (Silv. V. 2) näher bekannt. Er war ein tüchtiger Kriegsmann, kommandirte später als Prokonsularischer Legat in Britannien, wo er menschlicher verfuhr als Tacitus, der Freund schärfster Maßregeln (Agricola 8 u. 16), und war zuletzt unter Vespasian Prokonsul in Asien.

[10]) Tacitus ist hier gegen Corbulo schwerlich gerecht mit seiner Unterstellung egoistischer Absicht, wozu er leider, wie wir wissen, sehr geneigt ist. Corbulo war einer der tüchtigsten Feldherren der Julischen Kaiserzeit, und dazu ein treuer — nur zu treuer — Diener seines undankbaren Kaisers. Seine gegenwärtige Verfahrensweise war durch die Verhältnisse geboten, die er, wie kein anderer, kannte. Vgl. unten Kap. 6, Anm. 17.

[11]) Zu stark bedroht, als daß er (Corbulo) seine Kräfte und seine Aufmerksamkeit theilen könne, da seine Provinz, Syrien, dieselben vollauf in Anspruch nehme.

zwiſchen jedoch läßt er die ihm übrig gebliebenen Legionen längs des Euphratufers Stellung nehmen, bewaffnet raſch den Landſturm ſeiner Provinz, fängt einfallende feindliche Streifpartien durch aufgeſtellte Detachements ab. Und da die Gegend waſſerarm iſt, legt er bei den Quellbrunnen Kaſtelle an, während er einige Quellbäche mit Sand verſchütten läßt.

Kapitel 4.

Während Corbulo dieſe Maßregeln zur Sicherung Syriens trifft, drang Monaeſes in Eilmärſchen (gegen Armenien) vor, um der Kunde ſeines Heranzuges zuvor zu kommen, fand jedoch den Tigranes trotzdem nicht ununterrichtet und unvorbereitet. Derſelbe hatte ſich Tigranocerta's bemächtigt, einer Stadt durch die Anzahl ihrer Vertheidiger und die Größe ihrer Mauern zum Widerſtande ſtark befähigt. Dazu umgiebt der Nicephorius, ein Fluß von nicht verächtlicher Breite, einen Theil der Mauern, und wo auf den Fluß kein Verlaß war, hatte man einen gewaltigen Graben gezogen. Auch befand ſich in ihr römiſches Kriegsvolk und vorſorglich beſchaffter Proviant, und das Schickſal einiger, die ſich bei der Herbeiſchaffung deſſelben zu hitzig vorgewagt hatten und von feindlichen Abtheilungen überraſcht worden waren, hatte die übrigen mehr mit Zorn als mit Furcht erfüllt. Der Parther aber hat zu dem Nahekampfe einer regelrechten Berennung keinen Muth; mit ſeinen vereinzelten Pfeilſchüſſen ſchreckt er die Eingeſchloſſenen nicht, während er ſich ſelbſt über ihre Wirkung täuſcht. Als die Adiabener mit Sturmleitern und Maſchinen heranzurücken begannen, wurden ſie mit leichter Mühe zurückgeworfen und ſodann von den ausfallenden Unſrigen niedergehauen.

Kapitel 5.

Corbulo jedoch, der trotz dieſer ſeiner glücklichen Erfolge bei ſeiner Anſicht, von denſelben maßvollen Gebrauch machen zu müſſen, beharrte, ſchickte Abgeſandte an Vologaeſes, die über den gegen ſeine Provinz geſchehenen Angriff Beſchwerde führen ſollten: ein König, Freund und Verbündeter Roms, römiſche Kohorten würden belagert gehalten; man ſolle die Belagerung aufheben, ſonſt werde auch Er auf feindlichem Gebiete Stellung nehmen!“ Der zu dieſer Geſandtſchaft auserleſene

Centurio Casperius[12]) traf den König bei der Stadt Risibis,[13]) sieben- unddreißigtausend Schritt weit von Tigranocerta, und richtete seinen Auftrag in harscher Weise aus. Vologaeses' alte tiefeingewurzelte Politik war, einen kriegerischen Zusammenstoß mit Rom zu vermeiden. Auch gingen augenblicklich die Dinge keineswegs für ihn günstig. Die Belagerung war erfolglos, Tigranes durch Mannschaft und Vorräthe gesichert, der Sturm auf die Stadt war abgeschlagen, Legionen nach Armenien unterwegs und andere an der Grenze von Syrien bereit ihm ihrerseits in's Land zu fallen, seine Reiterei schwach aus Futtermangel, denn ein plötzlich erschienener Heuschreckenschwarm hatte alles Gras und Laub rings abgefressen. So zog er seine Furcht verbergend gelindere Saiten auf und gab zur Antwort: er werde an den römischen Kaiser Gesandte wegen seines Anspruchs auf Armenien und wegen Befestigung des Friedens schicken. Dem Monaeses befiehlt er von Tigranocerta abzuziehen; er selbst tritt den Rückmarsch an.

Kapitel 6.

Diese Erfolge schrieben die Meisten auf Rechnung der Furcht des Königs und der drohenden Haltung Corbulo's. Andere erklärten sie durch eine geheime von Corbulo abgeschlossene Uebereinkunft, in Folge deren nach beiderseitigem Aufgeben des Krieges und nach dem Zurücktreten des Volpgaeses vom Kriegsschauplatze auch Tigranes Armenien verlassen sollte. „Denn" (sagten sie) „weßhalb sei sonst das römische Heer von Tigranocerta hinweggeführt, warum in friedlicher Zeit aufgegeben worden, was man im Kriege vertheidigt habe? Habe man vielleicht bessere Winterquartiere gehabt im entferntesten Theile von Kappadozien unter eilfertig errichteten Baracken, als in der Hauptstadt des eben erst behaupteten Königreichs? Nein! lediglich Hinausschiebung

[12]) Ein tapferer Haudegen (s. oben XII. 45) von ehrenhafter Soldatengesinnung. Er fiel sieben Jahre später als tapferer Vertheidiger des Kapitols gegen die Vitellius'schen Prätorianer (Tacit. Histor. III. 73).

[13]) Eine der ältesten und berühmtesten Städte Mesopotamiens, erst unter Trajan den Parthern entrissen, jetzt ein elendes Dorf neben prächtigen Ruinen. Verschieden davon ist der Flecken Rifib, zwischen Aleppo und Biredschick, diesseits des Euphrat, bei welchem im Jahre 1839 (23. Juni) der größte Schlachtendenker des Jahrhunderts, unser Feldmarschall Moltke, damals noch ein wenig bekannter preußischer Hauptmann, die erste Schlacht mitmachte und zwar auf Seiten der Türken, welche in derselben von Ibrahim Pascha geschlagen wurden, weil sie seinen Rath verschmäht hatten.

des Krieges sei der Zweck gewesen, damit Vologaeses mit einem andern als mit Corbulo den Entscheidungskampf führen möge, und Corbulo nicht nöthig habe, seinen durch so viele Jahre hin erworbenen Ruhm weiter auf's Spiel zu setzen." Er hatte nämlich, wie ich berichtet habe,[14]) einen eigenen Kommandeur für die Beschützung Armeniens gefordert, und man hörte, daß Caesennius Paetus unterwegs sei.[15]) Bald langte derselbe auch an, und die Truppenmacht ward so vertheilt, daß die vierte und zwölfte Legion nebst der fünften eben erst aus Moesien herangezogenen und den Pontischen, Galatischen und Kappadokischen Hülfstruppen unter Paetus' Kommando stehen, die dritte, sechste und zehnte Legion und die früher in Syrien gestandenen Truppen bei Corbulo bleiben sollten. Alles Uebrige[16]) sollten sie je nach Bedarf der Umstände gemeinsam benutzen, oder sich beliebig darin theilen. Allein Corbulo seinerseits konnte keinen Rivalen vertragen und Paetus, dem es hinreichender Ruhm gewesen wäre für den nächsten nach Corbulo zu gelten, sprach verächtlich von dem, was dieser geleistet, indem er wiederholt äußerte: „keine blutige Schlacht, keine Beute sei gewonnen worden; die Eroberungen von Städten seien nur nominelle gewesen. Er dagegen werde den Besiegten Tribute und Gesetze, und statt eines Schattenkönigs das römische Recht auferlegen." [17])

Kapitel 7.

Um dieselbe Zeit kehrten die Gesandten, die, wie ich oben erzählt habe,[18]) von Vologaeses an den Kaiser geschickt worden waren, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurück, und nun wurde der Krieg offen von den Parthern begonnen. Paetus seinerseits wich denselben nicht aus, sondern mit zwei Legionen, von denen die vierte damals Funiso-

---

[14]) S. oben Kap. 3.

[15]) S. oben XIV. 29.

[16]) Alles Uebrige d. h. Waffenvorräthe, Proviantmagazine, Transportmittel, Kastelle u. s. w.

[17]) Das in diesem Kapitel Erzählte zeigt uns, daß in Rom eine Partei thätig war, welche den Kaiser gegen seinen besten und treuesten Feldherrn, den Freund des verstorbenen Kriegsministers Burrus, einzunehmen und mit Verdacht über dessen „geheime Absichten" im Orient zu erfüllen trachtete. Leider sahen wir (s. oben Kap. 3, Anm. 10), daß Tacitus selbst diesen ungerechten Verdacht theilte, dessen Opfer später der edle Corbulo werden sollte.

[18]) S. oben Kap. 5.

Wort der Wahrheit, das lebendigmachende erschallen, sie schlägt den Purpurmantel zurück, der seine gefesselten Glieder bedeckt und ruft ihn auf zur Freiheit!

Gegenüber den Glaubensrichtern und Zeloten tritt sie und zeigt ihnen und der Welt die Ketten, in denen sie den Geist gefangen halten wollen. Schonungslos deckt sie auf ihre Listen und Truggespinnste, ihre Heuchelei und Feigheit, ihren Hochmuth und Knechtssinn.

Sie stellt sich gegenüber denen, die da richten und Recht sprechen den Armen und Geisteskranken, den Hab- und Heimathlosen, den Verbrechern; Recht sprechen, hartes unversöhnliches, blutiges, im *christlichen* Staate, und schleudert ihnen in's Antlitz das kühne Wort: der Arme, der Hab- und Heimathlose *ist es durch Euch!* *Der Verbrecher ist des Staates eigenstes Verbrechen.*

Demagogie, Ketzerei, Streben nach Erhebung und damit *Aufhebung des „Pöbels"* sind die drei Symptome der in den Geburtswehen einer neuen Lebensgestaltung ringenden Gegenwart, und eben so viele Sünden vor den Augen derer, die da Ohren haben und nicht hören, Augen haben und nicht sehen. Und ein Weib tritt auf unter uns, und nimmt diese drei Todtsünden der Welt auf sich, und predigt sie als eben so viele Mittel *des Heils*, nachdem sie sie erklärt und verklärt hat in dem einen Evangelium der *Freiheit des Geistes!* Was hat es Euch nun geholfen, daß ihr den Männern die Zunge gebunden habt? der Geist, der unbesiegliche, erwählt ein Weib, für ihn zu zeugen gegen Euch, wenn die Männer verstummen. Er klagt Euch an durch den Mund Einer, deren Geschlecht, der gegen die Schwachen so muthige und tapfere „deutsche Mann," das „Schwache" nennt. Und diese deutschen Männer können sie sich jetzt beklagen, wenn

lanus Vettonianus, die zwölfte Calavius Sabinus kommandirte, rückte er sofort in Armenien ein — mit einem üblen Vorzeichen. Es wurde nämlich beim Uebergange über den Euphrat, der mittelst einer Brücke geschah, ein Pferd, welches die Konsularischen Insignien trug, ohne alle sichtbare Ursache scheu und entfloh nach rückwärts.[19]) Ein Opferthier ferner, welches sich innerhalb des im Bau begriffenen Winterlagers befand, brach fliehend durch die halbfertigen Schanzwerke über die Umwallung hinaus in's Freie. An den Speeren der Soldaten loderten Flammen auf,[20]) ein Vorzeichen, welches um so bedeutungsvoller war, da der feindliche Parther mit Wurfgeschossen kämpft.

Kapitel 8.

Jedoch Paetus verachtete diese Wahrzeichen; und ohne noch sein Winterlager gehörig befestigt zu haben, ohne alle und jede Vorsorge für Proviant, führt er das Heer in stürmischer Hast über das Gebirge Taurus, um, wie er sagte, Tigranocerta wieder zu nehmen und alle die Landstriche zu verwüsten, welche Corbulo verschont belassen habe. In der That wurden einige Kastelle genommen, und etwas Ruhm und Beute wäre gewonnen gewesen, wenn er einestheils im Ruhmsuchen Maß und in Bewahrung der Beute gehörige Sorgfalt beobachtet hätte. So aber, da er in langen Märschen Gebiete durcheilte, die nicht behauptet werden konnten, wobei der Proviant, den er unterwegs erbeutet, zu Grunde ging, führte er, als der Winter bereits herandrohte, das Heer zurück, und verfaßte, gleichsam als habe er den Krieg vollständig beendigt, einen schriftlichen Bericht an den Kaiser, voll prächtiger Worte aber ohne thatsächlichen Inhalt.[21])

Kapitel 9 u. 10.

Inzwischen verstärkte Corbulo das fortdauernd von ihm im Auge behaltene Euphratufer an noch mehreren Stellen mit schützenden Truppen-

[19]) „Es war kein Lastthier, sondern ein Paradepferd, mit gewissen die Würde eines Herrn anzeigenden Abzeichen geschmückt. Eine Anzahl solcher Paradepferde gehörte zu den Auszeichnungen der höchsten Beamten im Felde. Dionys. Antiq. X. 21; Plut. Cruss. 69." Ripperdey.

[20]) S. oben XII. 64.

[21]) Diese Art der Berichte, bei den Römern nur allzuhäufig — man vergleiche z. B. die von Tacitus mitgetheilten Feldzugsberichte seines Lieblings Germanikus in den zwei ersten Büchern der Annalen — sind die richtigen Vorläufer vieler französischen Bülletins.

abtheilungen, und um nicht an der Schlagung einer Brücke durch die feindlichen Reiterschaaren gehindert zu werden — denn schon jagten dieselben in all' ihrer Schaupracht auf den vor ihm liegenden Flachfeldern hin und her — läßt er Schiffe von bedeutender Größe, die er durch aufgesetzte Thürme noch verstärkt hatte,[23]) quer über den Fluß gehen, und beschießt die Barbaren mit Katapulten und Ballisten, deren Stein- und Lanzengeschosse weiter reichten, als daß sie von der Gegenseite mit Pfeilschüssen hätten wirksam erwidert werden können. Darauf wurde der Brückenbau zu Ende geführt und die jenseitigen Höhen durch unsere bundesgenössischen Kohorten genommen und demnächst von den Lagern der Legionen besetzt, mit solcher Schnelligkeit und solcher Entfaltung von überlegenen Streitkräften, daß die Parther mit Aufgebung ihrer zum Einfalle in Syrien getroffenen Vorbereitungen jetzt alle ihre Ab- und Aussichten auf Armenien richteten, woselbst Paetus, ohne zu ahnen was ihn bedrohte, die fünfte Legion weithin nach Pontus verlegt hatte und die bei ihm verbliebene durch unterschiedslos den Soldaten gegebenen Urlaub so lange geschwächt hatte, bis endlich die Kunde kam, daß Vologaeses mit einem großen feindlichen Heereszuge im Anmarsche sei.[23]) Schnell wird jetzt die zwölfte Legion herbeigerufen,[24]) und diese Maßregel, von der er gehofft hatte, daß sie dazu dienen werde seine

---

[23]) Diese Schiffe, welche die Schlagung der Brücke zu decken bestimmt waren, indem sie durch ihr weittragendes Geschütz die feindlichen Reiterschwärme mit ihren Pfeilschützen in gehöriger Ferne hielten, gleichen in ihrer Ausrüstung mit Thürmen, auf denen die Ballisten und Katapulten postirt waren, den Schiffen des Antonius in der Schlacht von Aktium, wie ich sie in meiner Cleopatra S. 208 ff. beschrieben habe. Die Bedeutung, welche die Römer dieser ihrer antiken „Artillerie" beilegten, ersieht man aus einer Aeußerung bei Tacitus Histor. III. 20. Von den Namen beider Arten von Geschützen, — sie sind griechisch, wie die Erfindung der Geschütze selbst griechisch ist — hat sich der Name „Balester" (Balista) für Armbrust noch heute in Süddeutschland erhalten.

[23]) Diese Urlaubsertheilungen an Soldaten, zur Betreibung von allerlei Geschäften, Kleinhandel u. s. w. in der näheren und ferneren Umgegend des Legionslagers, waren etwas Gewöhnliches. Paetus aber übertrieb sie, indem er jedem ohne Unterschied, der sich meldete (promiscuis), solchen Urlaub gewährte, und dadurch die Zahl der bei der Waffe behaltenen übermäßig verminderte.

[24]) „In das Lager, wo Paetus mit der vierten überwinterte. Dies Lager war bei Randeia am Arsanias, im Norden und nicht weit von den Uebergängen über das westliche Ende des Taurus, etwa zehn geogr. Meilen vom Euphrat und der Grenze Kappadoziens. Die Parther kamen von der syrischen Grenze durch Mesopotamien herauf." Nipperdey.

Streitmacht als stärker in den Augen des Feindes erscheinen zu lassen, verrieth vielmehr deren Unvollzähligkeit. Trotzdem hätte mit derselben das Lager behauptet und die Hoffnung der Parther durch Indielängeziehen des Krieges vereitelt werden können, wenn Paetus entweder bei seinem eigenen, oder bei den Plänen anderer konsequent beharrt hätte. Statt dessen ging er, nachdem er von kriegserfahrenen Männern gegen die andringenden Gefahren ermuthigend berathen worden war, sofort wieder, damit es nicht so aussehe, als bedürfe er weiteren Rathes, zu entgegengesetzten und schlechteren Maßregeln über. Zunächst also verließ er sein Winterlager unter dem prahlerischen Ausrufe: „nicht Graben und Wall, sondern Leute und Waffen seien ihm gegen den Feind gegeben!“ und stellte sich an die Spitze der ausziehenden Legionen, als ob er dem Feinde eine Entscheidungsschlacht bieten wolle. Sodann aber, nachdem er einen Centurio und wenige Soldaten, die er zur Rekognoszirung der feindlichen Truppenmacht vorausgeschickt, verloren hatte, ging er Hals über Kopf wieder zurück. Und weil dabei Vologaeses minder heftig nachgedrängt hatte, bekam er wieder eben so grundloses Selbstvertrauen und besetzte mit dreitausend Mann erlesenen Fußvolks die nächstliegende Anhöhe des Taurus, wo sie dem Könige den Uebergang wehren sollten; desgleichen ließ er seine Pannonischen Reiter, den Kern seiner Reiterei, auf einem Theile der Ebene Stellung nehmen. Seine Gemalin und seinen Sohn barg er in einem Kastelle, Arsamosata geheißen, und gab ihnen zum Schutze eine Kohorte, indem er so sein Kriegsvolk zerstreute, das auf einem Punkte zusammengehalten im Stande gewesen wäre, dem ordnungslos sich bewegenden Feinde mit mehr Aussicht auf Erfolg zu widerstehen. Nur schwer, heißt es, ließ er sich dazu bewegen, dessen drohenden Angriff dem Corbulo einzugestehen. Und auch Corbulo soll sich nicht eben beeilt haben, weil er durch die wachsende Gefahr den Ruhm seiner Hülfeleistung vermehrt zu sehen wünschte. Doch ertheilte er Befehl, daß sich von jeder seiner drei Legionen je tausend Mann nebst achthundert Reitern, und dazu eine gleiche Anzahl [25]) bundesgenössischer Truppen marschfertig machten.

Kapitel 11.

Vologaeses seinerseits ließ sich, trotz der Nachricht, daß Paetus ihm die Wege hier mit Fußvolk, dort mit Reiterei verlegt habe, in seinem

[25]) D. h. dreitausend Mann von dem bundesgenössischen Fußvolk, das immer durch cohortes ohne Zusatz bezeichnet wird.

Plane nicht irre machen; sondern mit Gewalt und drohenden Bewegungen jagte er die Reiter in die Flucht, während er die Legionssoldaten vollständig vernichtete. Nur ein Mann, der Centurio Tarquitius Crescens, hatte den Muth den Thurm, in welchem er als Besatzung postirt war, zu vertheidigen, indem er wiederholte Ausfälle machte und diejenigen Barbaren, welche sich näher heranwagten, niederhieb, bis er durch hineingeschleuderte Feuerbrände überwältigt wurde. Die wenigen Mann Fußvolk, die noch etwa unverwundet geblieben waren, entflohen in ferne unwegsame Gegenden, die verwundeten zogen sich in's Lager zurück,[26]) wo sie die Tapferkeit des Königs, die Wildheit und Zahl seiner Kriegsvölker, kurz alles und jedes in ihrer Furcht übertreibend ausmalten, und leicht Glauben bei Leuten fanden, welche vor dem gleichen Schicksale in Angst waren. Ja selbst der Heerführer trat nicht tapfer dem Unglück entgegen, sondern hatte jede thätige Erfüllung seiner Pflichten als Kriegsmann aufgegeben und nur wiederholt die Bitte an Corbulo gelangen lassen: „er möge eiligst kommen, die Feldzeichen, die Adler und den noch übrig gebliebenen Stamm des unglückseligen Heeres retten; sie wollten inzwischen, so lange ihr Leben reiche, standhaft ihren Soldateneid halten."

Kapitel 12.

Corbulo blieb unverzagt. Er ließ einen Theil seiner Truppenmacht in Syrien zurück, um die am Euphrat errichteten festen Werke zu behaupten, und marschirte dann auf dem gradesten und zugleich der

---

26) Dies klingt unwahrscheinlich. Denn wenn die unverwundet gebliebenen (si quis integer) nicht im Stande waren, sich nach dem Hauptlager des Heeres hin durchzuschlagen, sondern sich „in ferne unwegsame Gegenden zu zerstreuen" gezwungen waren, so ist nicht ersichtlich, wie es den „Verwundeten" gelingen konnte, das Lager zu gewinnen. Ich vermuthe daher, daß Vologaeses den letzteren, nachdem er sie entwaffnet, Abzug nach dem Lager gewährte, weil er wußte — was denn auch geschah — daß dort ihre Ankunft dazu dienen werde, den Schrecken vor dem Feinde nur noch zu steigern und zugleich den Mangel an Proviant in Paetus' Lager noch drückender zu machen. Das Gerücht in Rom, welches weiter unten erwähnt wird (s. Kap. 15): „Die Legionen seien unter das Joch geschickt," wird sich auf die schimpfliche Kapitulation der hier genannten Abtheilung bezogen haben, welche Tacitus' Römerstolz nicht eingestehen mochte. Ohne Grund war jenes „Gerücht" sicherlich nicht, und der ehrliche Sueton gedenkt der Sache sogar als eines allgemein bekannten (Nero 39) Unglücksfalles unter Nero's Regierung. S. unten Kap. 15, Anm. 36.

Proviantzufuhrquellen nicht ermangelnden Wege in die Landschaft Commagene, dann sofort nach Kappadozien und von dort nach Armenien. In der Begleitung des Heeres befanden sich außer den gewöhnlichen Kriegserfordernissen eine große Anzahl mit Getreide beladener Kameele, um zugleich dem Feinde und dem Hunger Trotz bieten zu können. Der Erste, dem er aus der Zahl der auf's Haupt Geschlagenen begegnete war Paccius,[27]) der Primipilar-Centurio, dann kamen noch viele andere Soldaten, die alle die verschiedensten Gründe für ihre Flucht vorschützten, und die er aufforderte: „zu ihren Feldzeichen zurückzukehren und die Gnade des Paetus anzusprechen; Er selber habe Gütigkeit nur für Sieger!" Zugleich wandte er sich an seine Legionen, sprach ihnen zu, erinnerte sie an ihre früheren Thaten, stellte ihnen neuen Ruhm in Aussicht. „Nicht Dörfer und Städtchen der Armenier, sondern ein römisches Lager und zwei Legionen darin seien der Lohn und das Ziel ihrer Anstrengung. Wenn dem einzelnen Manne der Manipel als höchste Auszeichnung die Bürgerrettungskrone[28]) von des Kaisers Hand ertheilt werde, was für eine große Ehre werde es erst sein in einem Falle, wo die Anzahl der die Krone empfangenden Retter der der Geretteten gleich sei!"

Durch solcherlei Zuspruch allesammt in gehobene Stimmung versetzt — und es waren unter ihnen Leute, welche durch die Gefahr ihrer Brüder oder Verwandten noch ganz besonders befeuert wurden — marschirten sie unausgesetzt Tag und Nacht vorwärts.

Kapitel 13.

Um so härter bedrängte deßhalb Vologaeses die Belagerten, indem er bald gegen das verschanzte Legionslager, bald gegen das Kastell, welches die unbewaffneten Weiber und Kinder schützte, seine Angriffe richtete, und sich dabei näher heranmahte, als sonst die Parther pflegen, um möglicherweise durch solche Keckheit den Feind zu einer Schlacht herauszulocken. Aber unsere Soldaten waren kaum aus den Zeltbaracken herauszubringen, und thaten nichts, als daß sie die Lagerschanzen

[27]) S. oben XIII. 36, Anm. 87.

[28]) Für die Rettung eines einzelnen Bürgers. Diese Bürgerkrone (corona civica) zu ertheilen hatte bis auf Caligula jeder Feldherr das Recht, der mit eigenen Auspizien Krieg führte. Doch überließ mancher dasselbe aus Courtoisie dem Kaiser. S. Ann. III. 21.

vertheidigten, die einen weil der Befehl des Feldherrn so lautete,[29]) und andere unter dem Einflusse ihrer persönlichen Feigheit, weil sie auf Corbulo's Eintreffen warten wollten, und wenn es zum Schlimmsten kommen sollte, sich mit den Beispielen von Caudium und Numantia gedeckt glaubten.[30]) „Hätten doch die Samniten, eine der vielen Völkerschaften Italiens, oder auch selbst die Punier, die doch mit Rom um die Weltherrschaft gerungen, weit nicht dieselbe Gewaltmacht gehabt.[31]) Auch das tapfere und gepriesene Alterthum habe, so oft das Glück ihm entgegen war, Sorge getragen Leib und Leben zu retten."[32])

Unter dem Drucke dieser Verzweiflung seines Heeres schrieb der Feldherr an Vologaeses, doch war sein erstes Schreiben nicht bittend, sondern mehr im Tone einer Beschwerde gehalten, darüber, „daß Vologaeses für Armenien, das immer unter römischer Botmäßigkeit gestanden oder einem Könige unterthan gewesen, den der römische Kaiser erwählt habe, Feindseligkeiten ausübe. Der Friede sei doch im gleichen beiderseitigen Interesse! Er solle nicht bloß die augenblickliche Lage der Dinge in's Auge fassen. Er selbst (Vologaeses) sei gegen zwei Legionen mit seiner ganzen Reichsmacht angerückt, während dagegen den Römern noch der ganze Erdkreis mit seinen Kriegshülfsmitteln in Reserve sei."[33])

Kapitel 14.

Vologaeses ging in seinem Antwortschreiben auf keinerlei Rechtfertigung seiner Sache ein, sondern sagte bloß: „Er müsse die Ankunft

[29]) so d. h. daß sie sich nur vertheidigend innerhalb des Lagers halten, keine Ausfälle machen sollten.

[30]) Bei Caudium wurde ein römisches Heer von den Samniten 321 vor Christo, bei Numantia im Jahre 137 von den Spaniern zu schimpflicher Kapitulation und Waffenstreckung genöthigt. Caudium war ein Stationsort der Appischen Straße, nahe bei dem heutigen Flecken Arvaja auf dem Wege von Neapel nach Benevent.

[31]) Es ist zu ergänzen: „wie die Parther, deren Streitmacht ihnen jetzt gegenüberstehe."

[32]) Ich brauche wohl nicht erst zu bemerken, daß es hier **Tacitus** ist, der den Soldaten solche historischen Rückblicke in den Mund legt auf Vorgänge, welche vor nahezu vier und zwei Jahrhunderten geschehen waren, und von denen die damaligen Legionssoldaten des römischen Heeres schwerlich etwas wußten. Es kommt dem Tacitus eben sehr schwer an, die hier zu erzählende schmähliche Thatsache der Kapitulation von Paetus' Heer wahrheitgemäß zu berichten.

[33]) Man glaubt die Sprache eines eingeschlossenen französischen Marschalls — etwa Bazaine's in Metz — aus dem letzten großen Kriege der modernen „Römer" mit den deutschen „Barbaren" zu hören!

ſeiner Brüder Pacorus und Tiridates erwarten, denen er dieſen Ort und dieſe Zeit zur Berathungszuſammenkunft angewieſen habe, um über Armeniens Zukunft zu entſcheiden. Die Götter hätten dazu noch den der Arſaciden würdigen Glückszuwachs gewährt: zu gleicher Zeit auch über das Schickſal römiſcher Legionen beſchließen zu können.“ Nach dieſem wurden von Seiten des Paetus Unterhändler abgeſendet und eine Unterredung mit dem Könige nachgeſucht, welcher den Vaſakes, den Oberbefehlshaber ſeiner Reiterei, dazu beauftragte. Da ſprach nun Paetus von dem Lukullus und Pompejus und von den Thaten, welche etwa ihrer Zeit die römiſchen Kaiſer um Armenien zu gewinnen oder zu verſchenken gethan hätten, während Vaſakes geltend machte: daß zwar das Schattenbild des Gewinnens oder Verſchenkens in unſern, die wirkliche Macht dazu aber in den Händen der Parther ſei. Nach vielem Hin- und Herverhandeln wird Monobazus von Adiabene am folgenden Tage als Zeuge zu den geſchloſſenen Abmachungen zugezogen. Man hatte ſich nämlich dahin geeinigt, daß die Belagerung der Legionen aufgehoben, und das geſammte römiſche Kriegsvolk das Armeniſche Gebiet räumen, die Kaſtelle und Proviantvorräthe den Parthern übergeben werden ſollten. Nach Ausführung dieſer Beſtimmungen ſollte Vologaeſes an Nero Geſandte ſchicken dürfen.[34])

Kapitel 15.

Inzwiſchen ließ er (Paetus) über den Fluß Arſanias — welcher an unſerm Lager vorbeifloß — eine Brücke ſchlagen, dem Vorgeben nach zur Erleichterung ſeines eigenen Abmarſches, aber in Wahrheit hatten dies die Parther als Bekundung ihres Sieges verlangt. Denn ſie waren es, die davon Gebrauch machten, während die Unſrigen den entgegengeſetzten Weges zogen.[35]) Das Gerücht fügte hinzu: die Legionen

---

[34]) Der Römer Tacitus kann dies hochmüthige Gebahren gegenüber den demüthigendſten Thatſachen grade ſo wenig laſſen, wie die heutigen Franzoſen! Dies ſpricht ſich in den geſperrt gedruckten Worten in einer wahrhaft ſchlagenden Weiſe aus. Es iſt gradezu lächerlich da von einer dem Gegner gegebenen Erlaubniß zu reden, wo, wie der Augenſchein lehrt, Paetus und ſein Heer völlig in den Händen des Partherkönigs und ſeiner Gnade anheimgegeben war.

[35]) Der Arſacide verlangte die Schlagung der Brücke von den Römern bloß deßhalb, um der Welt zu zeigen: daß er ſie beſiegt habe, und daß ſie auf ſeinen Befehl eine ſolche Arbeit verrichten müßten. S. Dio Caſſ. 62, 21. Wir ſehen weiterhin, daß Vologaeſes die von den Römern auf ſein Geheiß geſchlagene Brücke

seien unter das Joch geschickt und noch anderes Schmachvolle ihnen geschehen, wie denn die Armenier sich wirklich etwas dem Aehnliches erlaubten. Denn erstens betraten sie das verschanzte Lager ehe noch die römische Marschkolonne aus demselben heraus war, und zweitens stellten sie sich an den Wegen auf, wo sie die früher ihnen abgenommenen Sklaven und Zugthiere ausmusterten und den Römern abnahmen. Sogar Kleider wurden denselben gewaltsam entrissen, Waffen zurückbehalten — was alles der Soldat in seiner Angst geschehen ließ, damit nur kein Anlaß zum Kampfe gegeben werde! Vologaeses ließ die Waffen und die Leichname der Niedergehauenen auf einen Haufen thürmen, um ein Zeugniß unserer Niederlage zu geben; doch versagte er es sich, die fliehenden Legionen vor seinen Augen vorbei passiren zu lassen. Er wollte den Ruhm der Mäßigung haben, nachdem er seinen Uebermuth befriedigt hatte![36]) Er überschritt den reißenden Fluß Arsanias auf einem Elephanten sitzend; das nächste Gefolge des Königs auf seinen kräftigen Rossen, weil sich das Gerücht unter ihnen

---

gar nicht benutzte, um über den Fluß zu gehen. Das Lager des Paetus war bei Randeia am Flusse Arsanias, etwa zehn geogr. Meilen vom Euphrat. S. Dio Cass. a. a. O.

[36]) Sehr ungerechte Anklage wider den „Barbaren", der sich gegen die gefangenen römischen Legionen weit glimpflicher benahm, als diese es durch ihre grausame Behandlung von Artaxata (s. oben XIII. 41) verdient hatten. Daß Vologaeses sich das Schauspiel versagte, die römischen Legionen bei ihrem Abzuge — der einer ordnungslosen Flucht glich (fugientium legionum visu abstinuit) — vor sich vorbei defiliren zu sehen, zeigt ein menschlichfeines Gefühl, wovon bei den Römern kein Beispiel gefunden wird. In Tacitus' und seiner Landsleute Augen half ihm darum doch seine Großmuth nichts; denn für diese blieb er eben ein „Barbar", wie wir Deutsche in den Augen der modernen Römer Galliens; vielmehr rechnet Tacitus ihm sein edles Benehmen als Scheinheiligkeit an, ganz wie in ähnlichen Fällen neuerdings die Franzosen es den deutschen Siegern gegenüber in Beurtheilung von deren Beweisen der Mäßigung thaten. — Daß aber die Kapitulation des Paetus völlig einem „durch's Jochgeschicktwerden" gleich kam, und das Gerücht in dieser Hinsicht nichts zu erfinden brauchte, ist wohl jedem Unbefangenen klar. Merivale (VII. p. 25. n. 3), der dies bezweifelt, ist im Irrthume. Die Bezeichnung Sueton's legionibus in Armenia sub jugum missis ist vollständig richtig. Tacitus selbst giebt zu, daß die Legionen waffenlos und zum Theil selbst ihrer Kleider beraubt entlassen wurden. Es geschah eben was auch vierhundert Jahre früher bei der Kapitulation der römischen Legionen in den Caudinischen Pässen geschehen war: „Waffen, Pferde, Knechte, alle Habe außer dem Kleide, welches jeder trug, blieben dem Sieger, nicht als erschwerendes Opfer, sondern als die gewöhnliche Bedingung bei freiem Abzuge in ganz unglücklichen Verhältnissen." Niebuhr Röm. Gesch. III, S. 253.

verbreitet hatte; die Brücke sei von den arglistigen Erbauern so gebaut, daß sie unter der Last zusammenbrechen werde. Allein diejenigen, welche dieselbe zu beschreiten wagten fanden, daß sie stark und zuverlässig war.

Kapitel 16.

Uebrigens ist es Thatsache, daß die Eingeschlossenen so reichlich mit Getreidevorräthen versehen waren, daß sie ihre Speicher (beim Abzuge) anzündeten, und daß im Gegentheil in Corbulo's Denkwürdigkeiten[37]) sich verzeichnet findet: „die Parther hätten Mangel gelitten und würden, da alles Futter aufgezehrt gewesen, die Belagerung haben aufgeben müssen; auch sei er selbst nur drei Tagemärsche weit entfernt gewesen." Er fügt hinzu: „Paetus habe sich bei den Feldzeichen[38]) in Gegenwart der vom Könige gesendeten Zeugen eidlich verpflichtet, daß kein Römer Armenien betreten werde, bis von Nero schriftlicher Bescheid eintreffe, ob er den Frieden ratifizire." Mag er dies auch, um die Schande noch zu vergrößern, geschrieben haben,[39]) so waltet doch über das Weitere keine Dunkelheit ob: daß Paetus an einem Tage vierzig Millien weit[40]) marschirt ist, daß er zahlreiche Verwundete unterwegs im Stiche gelassen, und daß die ordnungslose Hast und Angst seiner flüchtenden Truppe eine nicht minder häßliche Gestalt gab, als wenn sie vom Schlachtfelde geflohen wäre.

Corbulo, der ihm mit seiner Truppenmacht am Ufer des Euphrat begegnete, enthielt sich der Entfaltung eines Glanzes der Fahnen und Waffen, der jenem den Kontrast ihrer beiderseitigen Lage vorgeworfen haben würde.[41]) Traurig zogen seine Manipeln einher, voll Mitleid

[37]) Daß Corbulo solche Denkwürdigkeiten verfaßt habe, bezeugt auch Plinius der ältere, der ihn noch persönlich gekannt hatte und Corbulo's Kommentarien in seiner großen Encyclopädie der Nat. hist. benutzte. Vgl. Nat. hist. III. 39; VI, 23 und II. 70, 180 und den index auctorum zum fünften und sechsten Buche des Werkes.

[38]) Die Feldzeichen (signa) um einen Altar vor dem Hauptquartiere des Kommandirenden im Lager aufgestellt, bildeten das Heiligthum des Lagers. S. Ann. I. 39.

[39]) Gewiß nicht. S. oben Anmerk. 26. Tacitus' Patriotismus ist gegen Corbulo's schonungslose Wahrhaftigkeit eingenommen.

[40]) Es war das Doppelte eines regelmäßigen Tagemarsches, welcher 20 Millien, d. h. vier deutsche Meilen betrug.

[41]) Eine solche Begegnung zweier röm. Heere geschah sonst in vollem Parade-

über das Loos ihrer Kameraden enthielten sie sich sogar nicht der Thränen. Vor lauter Weinen kam es kaum zu der üblichen militärischen Begrüßung. Vorbei war es mit dem Wettstreite kriegerischen Muthes und mit dem Begehren nach Ruhm, den Affekten glücklicher Menschen, nur das Mitleid überwog, und zwar bei den unteren Rängen in höherem Grade.

Kapitel 17.

Zwischen den Heerführern fand sodann ein kurzes Gespräch statt, in welchem der Eine[42]) „die vergebliche Bemühung beklagte; es wäre möglich gewesen, den Krieg mit Verjagung der Parther zu beenden," während der andere zur Antwort gab: „Man habe beiderseitig noch völlig freie Hand; man solle die Adler wenden und vereinigt Armenien überziehen, das durch Volagaeses' Abzug widerstandsunfähig sei." — „Dahin lauteten seine vom Kaiser empfangenen Instruktionen nicht," erwiderte Corbulo; „die Rücksicht auf die gefährliche Lage der Legionen (des Paetus) habe ihn bewogen, seine Provinz zu verlassen. Jetzt, da man über die weiteren Pläne der Parther in Ungewißheit sei, werde er nach Syrien zurückgehen. Auch so noch habe man es bestenfalls als Glück zu erbitten: daß es dem Fußvolke möglich werde der frischen und durch die leichte Passirbarkeit der Feldebenen im Vorwärtskommen geförderten Reiterei nachzukommen."

In Folge dessen nahm Paetus Winterquartiere in Kappadokien. Vologaeses aber schickte Boten an Corbulo: „derselbe möge die jenseits des Euphrat besetzten Kastelle einziehen,[43]) und den Strom wie früher die neutrale Mitte bilden lassen." Corbulo forderte dagegen: „daß auch Armenien von den feindlichen Besatzungsposten geräumt werde." Zuletzt gestand dies der König zu, und es wurden in Folge dessen die von Corbulo jenseits des Euphrat angelegten Werke zerstört und Armenien herrenlos belassen.

---

schmucke. S. Ann. I. 24 zu Ende. Die Begrüßung geschah durch gegenseitigen Zuruf, durch Senken der Feldzeichen und Schwingen der Waffen. Vgl. Lucan Phars. IV. 173.

[42]) Corbulo. Er beklagte sich, daß sein beschwerlicher Hülfsmarsch vergeblich gewesen, da sich Paetus nicht lange genug gehalten habe, um Corbulo's Vereinigung mit ihm zu bewerkstelligen, in Folge deren man die Parther hätte schlagen können.

[43]) D. h. die dort genommenen festen Positionen (s. oben Kap. 9 u. 12) aufgeben und die Besatzungen zurückziehen.

ihnen derſelbe Mund der ihrer Sache führen muß, weil ſie ſelbſt daran verzagen, höhnend zuruft (S. 326):

Was iſt des deutſchen Vaterland?
Nicht Pommerland;
Nicht Schwabenland;
Es iſt das Altweiberland.

Kapitel 18.

In Rom aber wurden Tropäen über die Parther und Siegesbogen auf der Mittelfläche des Kapitoliniſchen Berges errichtet, die der Senat noch vor der kriegeriſchen Entſcheidung dekretirt hatte, und deren Bau auch jetzt nicht eingeſtellt wurde, da man nur den Augenſchein zu wahren befliſſen war,[44]) ohne ſich um die gewiſſenhafte Wahrheit zu kümmern. Ja Nero ließ ſogar, um die Sorgen, welche ihm die auswärtigen Angelegenheiten machten, zu verdecken, das für das Volk magazinirte Getreide, welches durch langes Liegen verdorben war, in den Tiber ſchütten, um öffentlich zu zeigen, daß die Zufuhr des Getreides geſichert ſei; auch ward der Preis deſſelben nicht erhöht, obſchon ein gewaltiges Sturmwetter gegen zweihundert Schiffe im Hafen ſelbſt[45]) und hundert andere, welche bereits den Tiber hinauf gefahren waren, eine zufällig entſtandene Feuersbrunſt vernichtet hatte. Sodann ſtellte er drei Konſularen, Lucius Piſo, Ducennius Geminus und Pompejus Paulinus, an die Spitze der Verwaltung der öffentlichen Abgaben, wobei er (in ſeinem Erlaſſe) ſich Ausfälle gegen die früheren Kaiſer erlaubte, „die durch den laſtenden Betrag ihrer Ausgaben die regelmäßigen Einkünfte überſchritten hätten, während Er jährlich ſechzig Millionen dem Staate ſchenke.“[46])

---

[44]) Tacitus im Texte braucht das Präſens (consulitur), und allerdings beweiſen ſeine Annalen an vielen Stellen, vornehmlich aber bei den Feldzügen des Germanikus gegen die Deutſchen, daß dieſe Verfahrensweiſe gewohnheitsmäßiger Grundſatz in Rom war. Rom ſah die Siegeszeichen! Das genügte. Denn es kam den Kaiſern darauf an, daß Rom ruhig war und ſeine Augen an den Zeichen neuer „Gloire“ weidete.

[45]) D. h. in Oſtia, dem Haupthafenplatze für das Getreidemagazinweſen Roms. S. Agrippina S. 83, Anmerk. 19.

[46]) Gegen 4 Millionen zweimalhunderttauſend Thaler. — Die „öffentlichen Abgaben“ (vectigalia publica) ſind die Steuern, welche die Senatsprovinzen an den Staatsſchatz, das alte aerarium Saturni zahlten, und deren weſentlichſter Theil in Naturallieferungen, beſonders Getreide, beſtand. S. Nipperdey. Von den drei Finanzpräſidenten, welche Nero für das Rechnungsweſen dieſer Staatseinkünfte ernannte, kennen wir den einen, den Pompejus Paulinus, durch das Zeugniß des ihm nahe befreundeten Seneka (in der Schrift de brevit. vitae 18) als einen in jeder Hinſicht ausgezeichneten Mann und Beamten. Die von Nero gerügten Etatsüberſchreitungen der früheren Kaiſer waren jedenfalls in Bezug auf Caligula ſehr gerechtfertigt, und was Nero's Erklärung betrifft, daß Er dagegen dem Staate 60 Millionen ſchenke, ſo ſagt Tacitus nicht, daß Nero die Unwahrheit geſprochen habe.

Kapitel 19.

Zur damaligen Zeit hatte die verwerfliche Sitte überhand genommen, daß beim Herannahen der Wahlversammlungen oder des Loosens um die Provinzen sehr viele Kinderlose sich durch fingirte Adoption Söhne zulegten, und dann, wenn sie zu Prätoren gewählt waren oder eine Provinz im Senate erlangt hatten, sofort wieder die Adoptirten aus der väterlichen Gewalt entließen.[47]) Die durch diesen Betrug benachtheiligten[48]) wandten sich unter lebhafter Hervorhebung dieser unwürdigen Handlungsweise an den Senat. Sie stellen Punkt für Punkt die natürliche Berechtigung,[49]) die (langen) Mühen der Erziehung einer solchen betrüglichen Scheinadoption und deren augenblicklicher Bewerkstelligung gegenüber. „Es sei schon genug Gewinn für die Kinderlosen, daß sie in höchster Sorgenlosigkeit, ohne Tragen irgend welcher Lasten, Gunst-Gewicht, Ehrenstellen, alles ohne weiteres in ihrem Bereiche hätten.[50]) Ihnen dagegen würden die gesetzlichen Verheißungen, auf die sie so lange zu warten hätten, illusorisch gemacht, da gegenwärtig Einer, der ohne Sorgen Vater, ohne Trauer kinderlos sei, im Nu auf gleicher Stufe mit den langgehegten Wünschen wirklicher Väter stehen solle." In Folge dessen kam ein Senatsbeschluß zu Stande: „daß eine Scheinadoption in keinerlei Weise zu einem öffentlichen Amte verhelfen, und nicht einmal zum Antreten von Erbschaften berechtigen solle."

Kapitel 20 u. 21.

Sodann wurde Claudius Timarchus von Kreta vor Gericht gezogen.[51]) Die sämmtlichen ihm zur Last gelegten Dinge waren der Art,

[47]) Sie thaten das Erstere um die Bestimmungen des Gesetzes (der lex Papia Poppaea) zu umgehen, nach denen Unverheiratete oder Kinderlose in solchen Bewerbungen um Staatsämter oder bei der Vertheilung der Senatsprovinzen den Verheirateten und mit Kindern versehenen nachzustehen hatten. (S. Ann. II. 51.)

[48]) Diese oder ähnliche Worte sind im Texte ausgefallen und von mir dem Sinne nach ergänzt.

[49]) D. h. das Recht, welches wirkliche Söhne gesetzlich ihren Erzeugern gewähren sollen.

[50]) Gunstgewicht (gratia): weil um Kinderlose alle Welt sich mit Schmeicheleien, Gefälligkeiten, Geschenken herandrängte, mit ihnen stimmte u. s. w., um in ihrem Testamente bedacht zu werden. Ehrenstellen: weil ihre Begünstigten sich beeilten, ihnen — wenn es gesetzlich geschehen konnte — ihre Stimmen zu geben.

[51]) Nämlich vom Senate, der „als höchste Behörde über Italien und die Senats-

wie sie bei Provinzialen von überwäßigem Einflusse vorzukommen pflegen, die sich durch ihr großes Vermögen zu übermüthiger Behandlung Geringerer hinreißen lassen. Eine Aeußerung desselben jedoch war bis zur Beleidigung des Senats gegangen; er sollte nämlich gesagt haben: „in seiner Hand liege es, ob die Prokonsuln, welche Kreta verwaltet, Dankadressen erhielten.“ [52]) Diese Gelegenheit ergriff Paetus Thrasea im Interesse des Staatswohles, und nachdem er seine Stimme dahin abgegeben hatte: daß der Angeklagte aus der Provinz Kreta zu verbannen sei, fuhr er folgendermaßen fort:

„Die Erfahrung hat gelehrt, Senatoren, daß treffliche Gesetze, löbliche Strafexempel bei Gutgesinnten aus den Verbrechen anderer hervorgehen: So haben die habsüchtigen Ausschreitungen der Prozeßredner den Cincischen Gesetzantrag, [53]) die Wahlumtriebe der Stellenbewerber die Julischen Gesetze, [54]) die Habsucht unserer Beamten die Kalpurnischen Beschlüsse [55]) erzeugt. Denn die Schuld ist früher da als die Strafe, die Sühne später als die Versündigung. Also lasset uns gegen die bisher nicht dagewesene Frechheit der Provinzialen einen Beschluß fassen, der der römischen Rechtlichkeit und Energie würdig ist, einen Beschluß, der den Schutzanspruch unserer Bundesgenossen nicht schmälert, während er der Welt den Glauben benimmt, als ob das entscheidende Urtheil über den Ruf eines Römers irgend wo anders, als von seinen Mitbürgern gesprochen werde.

[Kap. 21.] „Sonst wurde nicht etwa nur ein Konsul oder ein Praetor, sondern sogar bloße Privatmänner abgesendet, um die Provinzen zu inspiziren und zu berichten, wie sie die gehorsame Haltung eines jeden gefunden hätten, und es zitterten ganze Völkerschaften vor dem Urtheile einzelner Männer. Dahingegen jetzt sind wir es, die den auswärtigen Völkern hofiren und schmeicheln; und ebenso wie auf den Wink irgend eines Individuums Dankadressen, ebenso und noch leichter wird eine

provinzen, zu denen Kreta gehörte, alles diese Provinzen Betreffende, was ihm wichtig genug schien, vor sein Forum ziehen konnte.“ Nipperdey.

[52]) Solche Dankadressen (gratiae) wurden von den Provinzialen durch eine Gesandtschaft nach Rom übermittelt, und waren ein Schutz oder eine Deckung gegen oder bei Anklagen der Prokonsularischen Verwaltung.

[53]) S. oben XI. 5, Anm. 14 u. XIII. 3[1].

[54]) Gegeben von Caesar und später von Augustus erneuert (s. Suet. Aug. 34).

[55]) Das Kalpurnische Gesetz wider Erpressungen der Provinzverwalter, gegeben 149 vor Chr.

Anklage beschlossen. Auch habe ich ja nichts wider das letztere, und meinetwegen mag den Provinzialen das Recht bleiben, ihre Macht in solcher Weise prahlerisch zur Schau zu stellen! nur soll falsche und erbettelte Lobpreisung ganz ebenso bestraft werden wie Schlechtigkeit und Grausamkeit.[36]) Es werden oft mehr Vergehen begangen, wenn man zu verpflichten trachtet, als wenn man beleidigt. Ja es giebt sogar Tugenden, welche Haß erzeugen, wie z. B. unbeugsame Strenge, Unzugänglichkeit für Gunsteinfluß. Daher sind meist die Anfänge der Amtsführung unserer Beamten die besseren, und das Ende geht abwärts, weil wir dann wie Stellenbewerber Stimmen zusammenzuschaffen trachten. Wird diesem letzteren ein Ende gemacht, so werden die Provinzen gleichmäßiger mit Billigkeit und Konsequenz regiert werden. Denn so wie durch die Furcht vor einer Anklage auf Erpressung die Habsucht ermäßigt worden ist, so wird durch das Verbot der Dankadressen die Liebedienerei[37]) in Schranken gehalten werden."

Kapitel 22.

Großer Beifall von allen Seiten begrüßte diesen Antrag. Doch konnte kein Senatsbeschluß darüber zu Stande kommen, da die Konsuln erklärten, daß der Antrag nicht auf die Tagesordnung gebracht sei.[38]) Bald darauf jedoch setzte der Senat auf Veranlassung des Kaisers durch feierlichen Beschluß fest: „Niemand solle bei einer Versammlung von Bundesgenossen einen Antrag auf Absendung von Dankadressen für Prätoren oder Prokonsuln an den Senat einbringen, und Keiner sich mit Ueberbringung von solchen betrauen lassen."[39])

[36]) Malitia et crudelitas, nämlich der Provinzverwalter. Malitia ist „die böswillige Gesinnung, welche die gesetzlichen Rechte anderer mißachtet und gewaltsam stört." Seyffert zu Cic. Lael. S. 107.

[37]) Die Liebedienerei (ambitio) der Beamten, die sich durch ungerechte Begünstigungen und verderbliche Nachsicht Anhang zu verschaffen suchten. S. Nipperdey.

[38]) Im Texte ist dies so ausgedrückt: „Die Konsuln vermeinten, daß ein zur Relation befugter Beamter den Antrag dem Senate vorgelegt habe." Da die Konsuln, in deren Befugniß dies lag, dies nachträglich nicht thaten, so schließen wir daraus, daß sie es nicht thun wollten, weil sie nicht wußten, ob der Antrag dem Kaiser genehm sein werde.

[39]) Dieser Vorfall und diese Rede Thrasea's sind sehr merkwürdig. Der angeklagte Kreter mag den Ausspruch, in welchem man eine Senatsbeleidigung fand, wirklich gethan haben oder nicht (Tacitus läßt es ungewiß), jedenfalls zeigt die Rede

In demſelben Jahre ging das Gymnaſium[60]) durch einen Blitzſchlag in Feuer auf und wurde Nero's in demſelben errichtetes Standbild zu einem unförmlichen Metallklumpen zuſammengeſchmolzen. Desgleichen wurde durch ein Erdbeben das wohlbevölkerte kampaniſche Städtchen Pompeji zu einem großen Theile in Trümmer gelegt.[61]) Auch verſtarb die Veſtaliſche Jungfrau Laelia, an deren Stelle Cornelia aus dem Hauſe der Coſſus neu gewählt wurde.

Kapitel 23.

(Jahr 63 nach Chriſti.)

Unter dem Konſulat des Memmius Regulus und Virginius Rufus wurde dem Nero von der Poppaea eine Tochter geboren, die er mit übermenſchlicher Freude begrüßte und ihr den Titel Auguſta beilegte, welchen Beinamen er auch der Poppaea verlieh. Der Ort des Wochenbettes war die Kolonie Antium, wo er ſelber geboren worden war.[62]) Schon vorher hatte der Senat den ſchwangeren Leib Poppaea's den Göttern empfohlen und von Staatswegen Gelübde gethan, welche auch vielfach von anderen Seiten dargebracht und auch erfüllt wurden. Dazu fügte man noch Dankfeſte und beſchloß die Errichtung eines Tempels

Thraſea's, daß die Provinzialen unter den juliſchen Kaiſern — wovon wir in der Regierungsgeſchichte Tiber's oft genug Beweiſe finden (ſ. Tiber S. 166—167. Ann. I. 76) — es unendlich beſſer hatten als zu der Zeit der von Tacitus bejammerten „Republik", wo die Provinzen vor jedem römiſchen Ariſtokraten, der ſelbſt auch nur als Privatmann zu ihnen kam, „zitterten". Die Provinzverwalter, die Prokonſuln, Proprätoren u. ſ. w. hatten jetzt ihrerſeits alle Urſache, mit ihren Adminiſtrirten ſchonend und menſchlich umzugehen, da die Kaiſer ihnen ſcharf auf den Dienſt paßten. Sehen wir Thraſea's Rede genau an, ſo beklagt er eigentlich dieſe Wandlung der Dinge im Innerſten. Er findet es entwürdigend, daß Römer, römiſche Große, ſich jetzt um guten Leumund bei ihren Provinzeingeſeſſenen zu bemühen haben ſollen! Und Tacitus iſt ganz derſelben Anſicht wie ſein Held. Dem Nero aber darf es zu Gute geſchrieben werden, daß er die Befürchtungen der Konſuln und des Senats täuſchte und das Unweſen der Dankadreſſen der Provinzialen geſetzlich verbieten ließ.

[60]) S. oben XIV. 47.

[61]) Nach Seneka (Quaest. nat. VI. 1) geſchah dies ein Jahr ſpäter „im Winter", am 5. Februar. Die vollſtändige Verſchüttung durch einen Ausbruch des Veſuv geſchah ſechzehn Jahre ſpäter im J. 79 n. Chr. — Des erſten Erdbebenunglücks gedenkt Seneka in demſelben Buche häufig. Nat. quaest. VI. 12, 3; 25, 3; 26, 4; 27, 1; 30, 1—3; 31, 2.

[62]) S. Agrippina S. 10 ff.

für die Göttin der Fruchtbarkeit und ein Wettkampffestspiel nach dem heiligen Muster der Aktischen Festfeier, desgleichen die Aufstellung von goldenen Bildsäulen der beiden Fortunen auf dem Thronsessel der Kapitolinischen Jupiter, und die Stiftung eines Circusspiels, welches, wie das dem Julischen Geschlechte geweihte zu Bovillae, so zu Ehren des Claudischen und Domitianischen zu Antium gegeben werden sollte.[63]) Das Alles war flüchtigen Bestandes, da das Kind im vierten Monate verstarb. Da erhoben sich denn von neuem die kriechenden Schmeicheleien von Anträgen auf die Ehre der Vergötterung, auf ein Pulvinar[64]) nebst einem Tempel und einem Priester.

Auch er selbst benahm sich wie in der Freude eben so in seiner Trauer maßlos. Es findet sich vermerkt, daß als der ganze Senat unmittelbar nach der Entbindung nach Antium strömte, der nicht zum Empfange zugelassene Thrasea diesen sein drohendes Verderben verkündenden Schimpf mit unbewegter Seele hingenommen habe.[65]) Bald darauf soll, wie es heißt, der Kaiser gegen Seneka die prahlende Aeußerung gethan haben: daß er sich mit Thrasea versöhnt habe, und Seneka ihm dazu Glück gewünscht haben. Dadurch wurde für die vortrefflichen Männer ihr Ruhm und zugleich das Gefährliche ihrer Stellung vermehrt.

Kapitel 24.

Inzwischen trafen zu Anfange des Frühlings die Gesandten der Parther mit den mündlichen Aufträgen und den gleichlautenden Briefen

---

[63]) Die von Augustus zur Erinnerung an den Aktischen Waffensieg gestifteten heiligen „Aktischen Spiele" bei der dort von ihm gegründeten Stadt Nikopolis sind bekannt. (Ann. II. 55. Dio Cass. 51, 1.) — Die „beiden Fortunen" (es gab Fortunen mit verschiedenen Beinamen, wie jetzt heilige Marien), waren die zu Antium verehrten zwei Göttinnen dieses Namens. Die Weihung dieser beiden goldenen Bilder geschah für Mutter und Kind. — Ueber Bovillae und das dortige Heiligthum des Julischen Geschlechts s. Ann. II. 41 und dort meine Anmerk. 80.

[64]) Pulvinar war ein erhöhtes Polstergerüst für die Bilder der Götter, auf welchem liegend oder sitzend dieselben bei den Opfermahlen Platz erhielten.

[65]) Er hatte aber doch freiwillig sich beeilt, an dieser „Gratulationscour" sich zu betheiligen! Auch scheint seine Zurückweisung von derselben nur auf einem Gerüchte beruht zu haben, wie aus dem unmittelbar folgenden mit ziemlicher Sicherheit hervorgeht. Denn wenn dieses öffentliche Zeichen beschimpfender Ungnade wirklich erfolgt gewesen wäre, so hätte Nero unmöglich die folgende Aeußerung gegen Seneka thun können.

in Rom an. — „Er wolle," so hieß es in denselben, „die frühere, so oft verhandelte Armenische Besitzfrage jetzt bei Seite lassen, da ja die Götter, die gebietenden Richter auch über die mächtigsten Völker, diesen Besitz den Parthern nicht ohne Demüthigung für Rom bereits zuertheilt hätten. Er habe neuerdings den eingeschlossenen Tigranes, dann den Paetus und seine Legionen, während er sie vernichten konnte, ungeschädigt entlassen. Seine Ohnmacht sei zur Genüge erwiesen gewesen; so habe er auch einen Beweis seiner Milde geben wollen. Auch werde sich Tiridates nicht weigern, zum Empfange des Diadems nach Rom zu kommen, wenn er nicht durch die Pflichten seiner Priesterwürde daheim gehalten würde. Derselbe werde sich also zu den Feldzeichen und Bildnissen des Kaisers[66]) hinbegeben und dort Angesichts der Legionen seine Weihe als König empfangen.

Kapitel 25.

Da gegenüber dem Inhalte dieses Briefes des Vologaeses der schriftliche Bericht des Paetus ganz entgegengesetzt, als ob Alles gut stehe, lautete, so ward der Centurio, welcher in Begleitung der Gesandten gekommen war, befragt: in welch' einem Zustande sich Armenien befinde; worauf er zur Antwort gab: daß alle Römer das Land verlassen hätten. Jetzt erkannte Nero den Hohn der Barbaren, um etwas zu bitten, was sie uns entrissen hatten. Er versammelte die ersten Männer des Staates zu einer Berathung, ob man sich für einen gefährlichen Krieg, oder für einen unehrenhaften Frieden entscheiden solle. Ohne Bedenken fiel die Entscheidung für Krieg aus; und zwar wurde Corbulo, der seine Soldaten und den Feind schon so viele Jahre her kannte, mit der Oberleitung betraut, damit nicht durch die Unwissenheit irgend eines zweiten wiederum Fehler gemacht würden — denn an Paetus hatte man genug gehabt.[67]) Die Gesandten wurden also unverrichteter Sache entlassen, jedoch mit Geschenken, um sie hoffen zu lassen, daß Tiridates dasselbe

[66]) D. h. in eine nahegelegene römische Provinz, Syrien oder Kappadokien, wo römische Legionslager standen.

[67]) Nero's Verfahren bei dieser wichtigen auswärtigen Verwicklung, seine unbedenkliche Zustimmung zu der für den Krieg trotz seiner Gefahr sich aussprechenden Entscheidung des außerordentlich berufenen Staatsraths gereicht ihm ebenso zur Ehre, als sein offenes Eingeständniß, daß er mit Paetus' Ernennung einen Fehler gemacht habe. S. unten Anmerk. 72.

Ansuchen nicht vergeblich stellen werde, wenn er sich herbeiließe, es persönlich vorzutragen. Die Verwaltung der inneren Angelegenheiten[68]) Syriens wurde dem Cajus Cestius, die gesammte Truppenmacht dem Corbulo unterstellt, und die fünfzehnte Legion unter Führung des Marius Celsus ihm aus Pannonien zur Verstärkung gesendet. Kaiserliche Schreiben ergingen an die Tetrarchen und Könige, an die Kommandeure[69]) und Prokuratoren, sowie an die Praetoren, welche die benachbarten Provinzen[70]) regierten, mit der Weisung: den Befehlen Corbulo's Folge zu leisten, dessen Machtbefugniß nahezu bis zu dem Grade erweitert wurde, welchen einst das römische Volk dem Cnaeus Pompejus zur Führung des Seeräuberkrieges verliehen hatte.[71])

Den zurückgekehrten Paetus, der sich viel schlimmerer Dinge versah, begnügte sich Nero mit einem Witzworte zu bestrafen, das wörtlich etwa so lautete: „Er wolle ihm nur auf der Stelle verzeihen, damit er bei seiner großen Geneigtheit zur Furcht nicht durch länger anhaltende Besorgniß krank werde."[72])

Kapitel 26.

Corbulo seinerseits versetzte zunächst die vierte und zwölfte Legion, die nach dem Verluste ihrer tapfersten Leute und bei der Demoralisation der übriggebliebenen ihm nicht wohl in offener Feldschlacht verwendlich erschienen nach Syrien, während er von dort die sechste und dritte Legion, ein noch unversehrtes und durch häufige erfolgreiche Operationen geübtes Kriegsvolk nach Armenien führte. Er verstärkte dieselben durch Heranziehung der fünften, die in Pontus stehend von der Niederlage unberührt geblieben war, sowie durch die ihm frisch zugeführten Fünfzehner und die Fähnlein erlesener Veteranen aus Illyrikum und Aegypten,

[68]) Executio d. h. die vollziehende richterliche und administrative Gewalt.

[69]) Die „Kommandeure" (praefecti) der Truppenabtheilungen und Flottenstationen in den kleineren Provinzen und einzelnen Städten.

[70]) Cilicien, Lycien, Pamphylien, Galatien, Pontus und Bithynien. S. Kipperdey.

[71]) S. Drumann IV. S. 402 ff.

[72]) Wenn Nero sich in dieser ganzen kriegerischen Verwicklung energisch und umsichtig erweist und keine halben Maßregeln trifft, sondern solche, welche der Gefahr angemessen über alles unter den früheren Kaisern hergebrachte hinausgingen, so können wir auch seinem Verfahren gegen den unfähig befundenen Paetus das Lob der Milde ebensowenig, als der Art wie er sie übte, das Prädikat geistreichen Witzes versagen.

durch die vorhandenen Abtheilungen bundesgenössischer Reiterei und Fußvolks und durch die Hülfstruppen der Könige, welche er bei Melitene sich hatte sammeln lassen, wo er über den Euphrat zu gehen gedachte. Darauf lustrirte er dem Brauche gemäß das Heer[73]) und berief es dann zur Versammlung, wo er eine Rede voll stolzer Zuversicht hielt über die Auspizien des Kaisers[74]) und über seine eigenen vollbrachten Thaten, wobei er die erlittenen Unfälle der Ungeschicktheit des Paetus zuschob — eine Rede, die großen Eindruck machte durch die persönliche Tüchtigkeit des Mannes, die bei einem Kriegsmanne die Stelle der Beredtsamkeit vertritt.

Kapitel 27.

Sodann schlug er die Straße ein, auf der einst Lucius Lukullus vorgedrungen war,[75]) nachdem er die durch das Alter unpraktikabel gewordenen Strecken hatte herstellen lassen.

Als darauf von Tiridates und Vologaeses Friedensunterhändler anlangten, wies er dieselben nicht ohne Weiteres zurück, sondern ließ sie durch Centurionen zurückbegleiten, deren Instruktionen nicht unfriedlich lauteten: „Noch sei es ja nicht soweit gekommen, daß ein äußerster Entscheidungskampf nöthig sei; die Römer hätten viele, die Parther einige glückliche Erfolge gehabt, — beides sei eine Warnung wider Uebermuth. Demnach sei es denn im Interesse des Tiridates, ein von Verwüstungen verschontes Königreich als Geschenk zu empfangen, und Vologaeses werde durch eine Verbindung mit Rom besser als durch gegenseitige Schädigung für die Interessen des Parthervolkes sorgen. Er (Corbulo) wisse sehr gut, wieviel Parteizwietracht dort im Innern walte und wie schwierig und überumbändig die von ihm beherrschten Völkerschaften seien. Dahingegen habe sein Kaiser überall ungestörten Friedenszustand, und nur diesen einzigen Krieg." Zu gleicher Zeit verstärkte er das Gewicht solcher Vorstellungen durch den Schrecken, indem er die Armenischen Häuptlinge, welche zuerst von uns abgefallen waren, aus

[73]) Dies geschah durch religiöse Opfer und Umzüge vor (auch nach) einer Schlacht oder beim Beginn eines Krieges. Diese Entsühnungsfeier hieß lustratio, das Zeitwort lustrare.

[74]) D. h. über das Glück, das durch die Gunst der Götter sich an Nero's Fahnen knüpfte. S. d. Anm. 21 zu XIII. 6.

[75]) S. Drumann IV. S. 114 ff.

ihren Wohnsitzen jagte, ihre Kastelle schleifte und Gebirgs- und Flachland, Starke und Schwache mit gleichem Schrecken erfüllte.

Kapitel 28.

Corbulo's Name war bei den Barbaren nicht mit Erbitterung oder feindlichem Hasse angesehen, und darum glaubten sie, daß er es mit seinem Rathe redlich meine. In Folge dessen benahm sich Vologaeses in der Hauptsache nicht schwierig, und begehrte zunächst nur Waffenstillstand für einige seiner Provinzen. Tiridates forderte die Bestimmung von Ort und Zeit zu einer mündlichen Unterhandlung. Als Zeitpunkt ward ein naher, als Ort der, wo kürzlich die Legionen nebst Paetus belagert worden waren von den Barbaren wegen der Erinnerung an ihren glücklicheren Erfolg gewählt und von Corbulo nicht abgewiesen, weil er durch die Unähnlichkeit der Lage seinen Ruhm zu vermehren gedachte. Der von Paetus erlittene Schimpf machte ihn nicht ängstlich;[76]) das zeigte sich vor Allem dadurch, daß er einem Sohne desselben, der Tribun war, das Kommando über die Manipeln übergab, welche er beordert hatte die Leichenüberreste der unglücklichen Schlacht unter die Erde zu bringen.

Am festgesetzten Tage begaben sich Tiberius Alexander, ein römischer Ritter senatorischen Ranges, der sich als Kriegskommissär im Hauptquartier befand,[77]) und Vinicianus Annius, der Schwiegersohn Corbulo's, der noch nicht das senatorische Alter hatte,[78]) sondern als Prolegat die fünfte Legion kommandirte, in das Lager des Tiridates. Ihre Sendung sollte eine Ehrenbezeugung für ihn und zugleich ein hinreichendes Unterpfand sein, daß er keine Arglist zu fürchten habe. Darauf wurden beiderseitig zwanzig Reiter als Begleitung mitgenommen. Als er Corbulo's ansichtig wurde, sprang der König zuerst vom Pferde, Corbulo that unverzüglich dasselbe, und so reichten beide einander zu Fuße die Rechte.

[76]) Er war erhaben über den Aberglauben, der in der Wahl dieses Ortes eine „üble Vorbedeutung" gesehen haben würde.

[77]) Minister bello datus, also vom Kaiser in dieser Eigenschaft dem Corbulo „beigegeben".

[78]) Er war also noch nicht 25 Jahre alt.

II.

Form der Einkleidung.

„Der Erinnerung abgelauſchte Geſpräche und Erzählungen von 1807,“ iſt der Hauptitel, unter welchem Bettina ihre Gaben „dem König“ bietet. Die „Frau Rath“ erzählt im erſten Abſchnitte ihre Fahrt zur Königinn von Preußen nach Darmſtadt, nebſt ihren Gedanken vor, während, und nach dieſer ihr wiederfahrenen Auszeichnung. Im zweiten haben wir ein „vertraut Geſpräch“ aus demſelben Jahre, zwiſchen der Frau Rath und dem „Pfarrer“ zu vernehmen, an deſſen zweiten Theil, betitelt: Sokratie der Frau Rath (Bruchſtück: die Verbrecher), der Herr „Bürgermeiſter“ von Frankfurt ſich als dritte Perſon des Dramas anſchließt. Die ſtumme Perſon iſt Bettina, auf der Schawell hinter der Frau Rath kauernd, — freilich eine Hauptperſon, denn ſie iſt's, die alle die Reden und Gegenreden in den darauf folgenden Tagen und Nächten zu

Kapitel 29.

Sodann belobte der Römer den jungen Fürsten: daß er mit Aufgebung gefährlicher Unternehmungen einen sichern und heilsamen Weg einschlage. Dieser sprach zuerst viel von dem Adel seines Geschlechts, äußerte sich dann aber in allem Uebrigen sehr bescheiden: „er werde natürlich sich nach Rom begeben und dem Kaiser die bisher noch nicht dagewesene Ehre anthun, einen Arsaciden, ohne daß die Parther Mißgeschick betroffen, als Bittenden vor sich zu sehen!“ Darauf kam man überein, daß Tiridates vor dem Bildnisse des Kaisers sein königliches Abzeichen ablegen, und dasselbe erst aus der Hand Nero's wieder empfangen sollte, worauf das Gespräch mit einer Umarmung beschlossen ward. Nach Verlauf weniger Tage nahmen auf beiden Seiten mit großem Paradegepränge dort die Reiterei nach Geschwadern geordnet in ihrem nationalen Kriegsschmucke, hier die Kolonnen der Legionen Aufstellung mit ihren strahlenden Adlern, Feldzeichen und Götterbildern, in der Form eines Tempels geordnet.[79]) In der Mitte trug ein Tribunal einen kuruliſchen Thronsessel, der Thronsessel das Bildniß Nero's. Zu diesem hin schritt Tiridates vor, nahm, nachdem die üblichen Opferthiere geschlachtet waren, das Diadem von seinem Haupte und legte dasselbe zu Füßen des Bildnisses nieder unter großer Gemüthsbewegung aller Versammelten, deren Erregtheit noch dadurch verstärkt wurde, daß jedem noch der römischen Heere blutige Niederlage oder Einschließung vor Augen stand. „Aber jetzt (hieß es) habe sich das Blatt gewendet; Tiridates' Reise nach Rom werde den Völkern ein Schauspiel zeigen, das sich nur wenig von dem eines Gefangenen unterscheide!“[80])

Kapitel 30.

Corbulo erhöhte den Ruhm seines Erfolges noch durch freundliches Benehmen und festliche Bewirthung. Und da der König ihn jedesmal um Erklärung bat, so oft er etwas Neues bemerkt hatte, wie z. B.:

[79]) Tempel (templum) ist hier zu denken als der von den aufgestellten Legionen eingefriedigte länglich viereckige Raum mit nur einem Zugange. Innerhalb dieses tempelartigen Raumes bildeten, wie es scheint, die gleichsam zu einer sacrificula, einem Götterhause zusammengestellten in die Erde gepflanzten „Adler, Feldzeichen und Götterbilder“, vor denen das erhöhte Bildniß des Kaisers stand, den geheiligten engeren Raum, innerhalb dessen die folgende Ceremonie vor sich ging.

[80]) Dies ist echt römische Großprahlerei.

daß jede beginnende Nachtwache durch einen Centurio gemeldet wurde, daß die Tafel durch ein Trompetensignal aufgehoben, und daß der vor dem Feldherrnzelte errichtete Altarholzstoß mit einem untergehaltenen Fackelbrande angezündet wurde, so wußte er durch die erhöhte Wichtigkeit aller dieser Dinge ihn mit Bewunderung der uralten militärischen Sitte zu erfüllen.

Am folgenden Tage erbat Tiridates sich Frist, um vor dem Antritte seiner so großen Reise zuvor noch seine Brüder und seine Mutter zu besuchen. Für die Zwischenzeit übergiebt er ihm als Geisel seine Tochter und dazu ein unterwürfiges Schreiben an Nero.

Kapitel 31.

Dann verabschiedete er sich und ging zu Pacorus, den er in Medien, und zum Vologaeses, den er in Ecbatana antraf, und der um den Bruder nicht ohne Sorge war. Er hatte nämlich schon vorher durch eigens abgesendete Boten an Corbulo das Verlangen gestellt: „daß Tiridates sich keinen symbolischen Akt der Unterthänigkeit zumuthen lassen solle, daß er seinen Degen nicht abgeben, ihm von Seiten der römischen Provinzialstatthalter die Begrüßung durch Umarmung nicht versagt werden und er nicht bei ihnen im Vorzimmer zu warten haben, und daß ihm in Rom der gleiche Ehrenrang wie den Konsuln eingeräumt werden solle." Man sieht, der an fremdländischen Etikettenstolz gewöhnte Mann hatte keine Kenntniß von unserer Weise, wo nur das Wesentliche der Reichsgewalt von Bedeutung ist, während über leere Formen hinweggegangen wird.[81])

[81]) Also urtheilt Tacitus. Wir dagegen sind geneigt zu glauben, daß der „Barbar" Vologaeses die Römer sehr gut kannte, als er diese Forderungen stellte, und daß er wußte, wie sehr geneigt dieselben seien bei ihren Gegnern, mit denen sie verhandelten, auf solche Formalitäten (die Tacitus hier „leere", inania, nennt) vorkommenden Falles großes Gewicht zu legen, und daraus die ihnen vortheilhaften Consequenzen zu ziehen. In dem ganzen hier in Frage kommenden Falle hatte der Partherkönig um so mehr Ursache sich vorzusehen, als es in der That die Römer und das römische Interesse waren, welche den sachlich für die siegreichen Parther vortheilhaften Friedensschluß verlangt hatten. Corbulo war überhaupt gar nicht in der Lage, dem Gegner, mit dem er zu pakiren wünschte, formale Demüthigungen aufzuerlegen; sein Streben ging vielmehr lediglich dahin, während er das **Wesentliche**, den Besitz Armeniens und den von Rom eingesetzten König Tigranes (s. oben XIV, 26 und XV, 1—6), aufgeben mußte, für Rom wenigstens den **Schein** einer Art von Oberhoheit zu retten. —

Kapitel 32.

In demſelben Jahre nahm der Kaiſer auch die Völkerſchaften der Seealpen in das lateiniſche Recht auf.[83]) Den römiſchen Rittern verlieh er ihre Plätze im Circus vor den Sitzreihen des Volkes. Bis zum Tage dieſes Erlaſſes nämlich hatten ſie dort keine abgeſonderten Sitzplätze, weil das Rosciſche Geſetz nur über die vierzehn Sitzreihen (im Theater) eine beſondere Beſtimmung enthielt.[83]) Die Gladiatorenſchauſpiele waren in dieſem Jahre eben ſo reich ausgeſtattet, wie die früheren, nur daß die Zahl erlauchter Frauen ſowie Senatoren, die ſich durch Auftreten in der Arena ſchändeten, noch größer war.[84])

Kapitel 33.

(Jahr 64 nach Chriſti.)

Unter dem Konſulat des Cajus Laekanius und Markus Licinius wurde Nero's Begierde, auf der Bühne vor allem Volke ohne Unterſchied aufzutreten, täglich mehr geſteigert. Bis dahin hatte er nämlich nur in ſeinem Palaſte oder in ſeinen Parkgärten geſungen am Feſte der Juvenalien, deſſen Publikum ihm aber zu klein und für die Mächtigkeit ſeiner Stimme zu engbeſchränkt dünkte.[85]) Da er jedoch nicht wagte, den Anfang in Rom zu machen, ſo erſah er ſich dazu Neapel, als eine griechiſche Stadt. Das werde, meinte er, der Ausgangspunkt ſein, um von da nach Achaia überzugehen und dort die berühmten altgeheiligten Siegerkränze zu gewinnen, wodurch er dann in Folge ſeines erhöhten Künſtlerrufes die Spannung der Bürger Roms ſteigern werde. Es ſtrömte alſo dort die Maſſe der Stadteinwohner, ſowie alle die Be-

[83]) Dieſe Völkerſchaften des Küſtenſtriches zwiſchen Italien und Frankreich, welche ſeit Auguſtus prokuratoriſche Provinzen geweſen waren, erhielten durch Verleihung des lateiniſchen Rechts (jus Latii) die günſtigſte Stellung von Provinzialen, verbunden mit großer Leichtigkeit für die Einzelnen, das römiſche Bürgerrecht zu erlangen, wie z. B. durch Bekleidung einer Magiſtratur in ihrer Heimath. Nipperdey.

[83]) Das Rosciſche Geſetz, gegeben im Jahre 67 vor Chr., beſtimmte, daß im Theater die Ritter ihre Sitzplätze auf den vierzehn Sitzreihen haben ſollten, welche ſich unmittelbar hinter der Orcheſtra — wo die Senatoren ſaßen — befanden. Im Circus erhielten die Senatoren reſervirte Plätze erſt unter Claudius (Suet. Claud. 21, Dio 60, 7), wie jetzt die Ritter durch Nero's Verfügung.

[84]) S. oben XIV. 14 u. Dio Caſſ. 61, 17.

[85]) S. oben XIV. 15, Anmerk. 36.

wohner der Kolonien und Municipien der nächsten Umgegend, welche das Gerücht von diesem Ereignisse herbeigelockt hatte, zusammen und füllte, vereint mit den gewöhnlichen Ehrenbegleitern und dem zahlreichen Hofstaate des Kaisers, wozu auch noch die Prätorianerabtheilungen kamen, das Theater der Neapolitaner bis zum letzten Platze.

Kapitel 34.

Dort nun trug sich etwas zu, was sehr viele für ein trauriges, Er selbst aber vielmehr als ein Zeichen der göttlichen Vorsehung und Begünstigung ansah. Nachdem nämlich das anwesende Publikum das Theater verlassen hatte, stürzte dasselbe leer und ohne irgend einen Menschen zu beschädigen in sich zusammen. So verfaßte er denn eigens ein Dankgedicht für die Götter, in welchem er zugleich den glücklichen Verlauf des eben geschehenen Unfalls feierte, worauf er sich auf den Weg nach dem Ueberfahrtplatze des Hadriameeres[86]) begab, aber inzwischen in Beneventum Halt machte, wo grade ein Gladiatorenschauspiel von Vatinius vor einem großen Publikum gegeben wurde.

Dieser Vatinius gehörte zu den widerwärtigsten Erscheinungen seines Hofes. Lehrling in einer Schusterwerkstatt, verkrüppelten Körpers, voll gemeiner Witzbolderei, wurde er zuerst als Zielscheibe roher Späße an den Hof gezogen, wo er dann bald durch Anschuldigung jedes ersten besten Ehrenmannes solchen Einfluß gewann, daß er durch Gunst, Geld, Macht zu schaden selbst unter den (andern) Schurken den ersten Platz einnahm.[87])

[86]) Brundusium.

[87]) Die niedrige Herkunft vieler einflußreichen Diener der Julischen Kaiser war der römischen Aristokratie ein Greuel, und Tacitus vergißt nie mit einem verächtlichen Seitenblicke derselben auch bei solchen Männern zu gedenken, die, ungleich diesem Vatinius, dem Staate und dem Regenten gute Dienste leisteten, wovon die sechs ersten Bücher der Annalen mehr als ein Beispiel liefern. Vgl. oben XI, 21, Anm. 43 und Tiberius S. 86. — Dieser Vatinius war aus Benevent gebürtig, weßhalb er von Juvenal (V, 46—48), Martial XIV, 96 „der Beneventanische Schuster" genannt wird. Eine Art vielfach geschnäbelter Glaspokale ward nach seiner großen Nase benannt. Der senatorischen Aristokratie, die ihn verachtete und haßte, vergalt er beides gründlich (Dio Cass. 63, 15), indem er Nero's Abneigung gegen sie schürte. Sein Sturz und Tod erfolgte, wie es scheint, unmittelbar nach Nero's Falle (Tacit. Hist. I, 37), vielleicht schon früher in Folge eines litterarischen Angriffs des Maternus gegen ihn, aus welchem zugleich hervorgeht, daß der skurrile Vatinius — wie das an dem spezifisch litterarischen Hofe Nero's nicht befremden kann — sich auch in poetischen Leistungen, und zwar schamloser Art, versucht hatte. Tacit. dialog. 11.

Kapitel 35.

Während Nero nun dem Fechterspiele dieses Menschen beiwohnte, fand selbst mitten im Genusse der Vergnügungen kein Stillstand in seinen Freveltaten statt.

Im Verlaufe derselben Tage ward nämlich Torquatus Silanus zu freiwilligem Tode genöthigt, weil er noch über die Erlauchtheit seiner Familie, der Junischen, hinaus mit dem vergötterten Augustus als seinem Aeltervater prunkte. Die dazu angewiesenen Ankläger beschuldigten ihn, daß er sich durch verschwenderische Freigiebigkeit ruinirt und keine andere Rettungsaussicht habe, als durch eine Staatsumwälzung. Ja er habe dessen so wenig Hehl, daß er bereits Leute habe, die er seine „Kabinetssekretäre", „Almoseniere", „Finanzminister" nenne — lauter Titulaturen und einleitende Maßregeln für die künftige höchste staatliche Obsorge. Darauf wurden alle seine vertrautesten Freigelassenen verhaftet und in Fesseln gelegt, und da Torquatus seine Verurtheilung bevorstehen sah, öffnete er sich die Adern; worauf denn in gewohnter Weise eine Ansprache Nero's an den Senat erfolgte: „Der Mann würde trotz seiner erwiesenen Schuld und seiner Verzweifelung an genügender Vertheidigung das Leben behalten haben, wenn er die Gnade des Richters abgewartet hätte." [88])

Kapitel 36.

Nicht lange darauf gab er auch die Reise nach Achaia — aus Gründen, welche nicht zu ermitteln waren [89]) — auf, und kehrte in die

[88]) Die Tacitus'sche Darstellung dieses Falles gleicht auf ein Haar derjenigen, welcher wir in seiner Regierungsgeschichte Tiber's so häufig begegnen. Es ist sehr zu bezweifeln, daß Torquatus unschuldig war. Seine Anklage geschah vor dem Senate, und die Intichten gegen ihn waren der Art, „daß seine Verurtheilung sicher in Aussicht stand" (cum damnatio instaret). Daß Nero das Verdammungsurtheil bestätigt haben würde — er konnte kraft seiner Tribunizischen Machtgewalt gegen jedes Urtheil des Senats intercediren — ist keineswegs so ausgemacht wie Tacitus es darstellt. Denn im Ganzen hatte sich Nero bisher verhältnißmäßig in Strafsachen milde bewiesen, und das Taciteische bittere „in gewohnter Weise" ist bisher durch keinen einzigen von Tacitus erwähnten Vorgang begründet. Der Angeklagte gehörte einer der ältesten und berühmtesten Familien der römischen Aristokratie an, aus der schon mehrere Mitglieder dem regierenden Kaiserhause gefährlich erschienen waren, weil sie demselben durch Verwandtschaft angehörten.

[89]) Sie hingen wahrscheinlich mit der in dem vorhergehenden Kapitel erwähnten Verschwörung des Junius Torquatus zusammen. S. Anm. 88.

Hauptstadt zurück, weil er seine geheimen Gedanken auf die Provinzen des Orients und besonders auf Aegypten gerichtet hielt.[30]) Er erließ also eine Bekanntmachung, in welcher er versicherte: „seine Abwesenheit werde eine nicht lange sein, und trotz derselben in der Staatsverwaltung Alles seinen ruhigen und segensreichen Gang gehen," worauf er sich, um für seine Reise den göttlichen Schutz zu erbitten und Gelübde zu thun, auf das Kapitol[31]) begab. Nachdem er dort den Göttern seine Verehrung dargebracht, verfügte er sich auch in den Tempel der Vesta, wurde jedoch in demselben von einem solchen Zittern an allen Gliedern ergriffen — sei es, daß die Gottheit ihn mit Schrecken schlug, oder daß ihn die Erinnerung an seine Frevelthaten nie ganz frei von Angst ließ — daß er die begonnene Ausführung seines Planes aufgab, indem er wiederholt äußerte: „alle seine persönlichen Wünsche seien für ihn minder gewichtig, als die Liebe für die Vaterstadt. Er habe die betrübten Gesichter seiner Mitbürger gesehen, er höre ihre geheimen Klagen darüber, daß ihr Kaiser sich auf eine so große Reise begeben wolle, während ihnen nicht einmal seine kurzen Ausflüge recht seien, gewohnt wie sie wären, bei vorkommenden Unglücksfällen in dem Anblicke ihres Regenten Trost zu finden. Wie also in privaten Familienverhältnissen die dem Herzen nächsten Unterpfänder den meisten Anspruch auf Beachtung hätten, ebenso habe im staatlichen Leben das Volk von Rom die gewichtigsten Ansprüche, und da dasselbe ihn zurückhalte, so sei es Pflicht demselben zu gehorchen."[31a]) Diese und ähnliche Aeußerungen waren ganz

---

[30]) Die Gründe zu diesem Reiseplane waren, wie wir sehen werden, vorwiegend politischer Natur. Nero fürchtete die wachsende Gewalt seines Feldherrn Corbulo, der im Orient kommandirte.

[31]) In den Tempel des Kapitolinischen Jupiter. Er hielt eine Art Umzug in die verschiedenen Tempel Roms aus gleichem Grunde.

[31a]) Daß das „Schreckenerzittern", welches den Kaiser im Vestatempel befallen haben soll, nicht die Ursache war, um derentwillen Nero die Reise nach dem Orient und nach dem Wunderlande Aegypten aufgab, liegt für einen politischen Betrachter der damaligen Lage im Orient auf der Hand. Jene Erklärung schmeckt allzusehr nach dem beliebten rumor im Kreise frondirender Aristokratie. Nero wollte im Orient sich selbst von der Lage der Dinge überzeugen, wo er von Corbulo's seit Pompejus unerhörter Machtstellung Gefahr für seinen Thron befürchten mochte. Die Reise nach Aegypten „als Hauptziel" (maxime), diente als Deckmantel seiner eigentlichen Absicht, und war dazu um so mehr geeignet, als auf Nero's Betrieb grade damals eine ägyptische Erforschungsexpedition stattgefunden hatte (s. Seneca Nat. quaest. VI. 8. Lucan Phars. X. 268 ff. Plin. nat. hist. VI. 29, 181), von deren Theilnehmern

nach dem Herzen der niederen Klassen von Rom, denn es war begierig nach Vergnügungen, und — was ihm vorwiegend am Herzen liegt — es fürchtete für den Fall seiner Abwesenheit Mangel an Brodkorn.[92]) Der Senat und die hohe Aristokratie dagegen waren sich nicht klar darüber, ob in der Ferne oder in nächster Nähe seine Grausamkeit mehr zu fürchten sei.[93]) Später erschien ihnen — wie das bei großen Besorgnissen so die Art ist — diejenige Wendung als die schlimmste, welche die Dinge genommen hatten.

Kapitel 37.

Der Kaiser seinerseits, um seine Versicherung, daß er nirgends in der Welt lieber sei, glaubhaft zu machen, veranstaltete an öffentlichen Orten Gastmäler, wobei ihm die ganze Stadt so zu sagen als sein Haus diente. Am meisten besprochen wegen seines luxuriösen Aufwandes war das Tafelfest, welches Tigellinus gab, und das ich als Probestück be-

Seneka selbst zwei Centurionen persönlich sprach. Tacitus freilich hält es unter seiner historischen Würde, dieser Expedition, die dem Nero nach Seneka zu hohem Ruhme gereichte (s. Seneca l. c.), auch nur zu erwähnen. — Das Edikt endlich, mit dem Nero das Aufgeben seiner Reise motivirte, war eine politische Demonstration, welche dem Corbulo zeigen sollte, wie beliebt der Kaiser in Rom und Italien sei, und wie wenig Aussicht eine etwaige Schilderhebung gegen denselben habe. — Der eigentliche Grund aber, weßhalb Nero den Reiseplan aufgeben mußte, war das gleichzeitig erfolgende ungeheure Brandunglück (s. unten Kap. 38).

[92]) Des Kaisers Anwesenheit in oder nahe bei Rom verbürgte dem Volke Circenses et panem, Befriedigung seiner Vergnügungs-Schaulust durch Festspiele und seiner Nahrungsbedürfnisse durch Vorsorge für reichliche Kornvorräthe. Bei dem Volke (plebes) war überdies Nero bis jetzt wirklich beliebt.

[93]) Dies ist ein subjectives Urtheil des Tacitus. Denn bisher war Nero noch nicht grausam (atrox) gegen Senat und Aristokratie verfahren. Tacitus ist hier, wie bisher sehr oft, in seiner Beurtheilung Nero's ungerecht. Seneka, der um diese Zeit seine „Naturwissenschaftlichen Untersuchungen" schrieb, giebt dem Nero in denselben noch immer ein sehr gutes Zeugniß, indem er ihn — bei Erwähnung der von ihm ausgesendeten Aegyptischen Expedition (s. d. Anmerk. 91[a]) — ut aliarum virtutum ita veritatis in primis amantissimum, d. h. einen Mann nennt, „der neben der Liebe zu anderen Tugenden vorzugsweise auch Liebe zur Erforschung der Wahrheit besaß". Seneka müßte der niederträchtigste der Menschen gewesen sein, wenn er dies von einem Kaiser hätte schreiben können, der sich zu derselben Zeit öffentlich vor den Augen von ganz Rom als ein solch' schamloses Scheusal von Ausschweifung prostituirte, wie ihn Tacitus, der giftigen Haßtradition gemäß, im folgenden Kapitel schildert.

richten will, um nicht ein und dieselbe üppige Verschwendung wiederholt erzählen zu müssen.

Er hatte also auf dem Teiche Agrippa's [94]) ein Floß erbauen lassen, welches die Gasttafel und die Gäste trug und von vorgespannten anderen Schiffen in Bewegung gesetzt werden konnte. Diese Schiffe waren mit Gold und Elfenbein ausgelegt, und die Ruderer waren Lustknaben, die nach Alter und Virtuosität in Abtheilungen getheilt waren. Vögel und Wild hatte er aus allen Theilen der Erde und Seethiere bis vom Ocean her kommen lassen. Auf den Borden des Teiches standen Bordelle bereit, gefüllt mit vornehmen Frauen, und ihnen gegenüber sah man Buhldirnen mit nackten Körpern. Schon ihre Gesten und Bewegungen waren unzüchtig, und als die Dunkelheit zu nahen begann, erscholl der ganze in der Nähe liegende Hain und die Söller der nächstgelegenen Häuser von volltönendem Gesange, während eine Illumination die Scene strahlend beleuchtete. Nero selbst, der sich mit allen möglichen erlaubten und unerlaubten Ausschweifungen besudelte, hätte schon hier den Gipfel aller verbrecherischen Gemeinheit erreicht gehabt, der es ihm unmöglich gemacht hätte noch weiter in der Verderbtheit zu gehen, wenn er nicht wenige Tage darauf sich einem Individuum jener Unzuchtsbande — er hieß Pythagoras — hätte förmlich und feierlich zum Ehebunde antrauen lassen. Der Brautschleier ward wirklich dem Kaiser umgethan, die Eheschließungszeugen wirklich vom Bräutigam gesendet, Mitgift, Brautbett, Hochzeitfackeln, kurz Alles zur Schau gestellt, was selbst bei einem Weibe die Nacht bedeckt! [95])

---

[94]) Das stagnum Agrippae, von Strabo (XIII, 1, 29, p. 590) „Euripos" (εὔριπος) d. h. Kanal genannt, war ein breiter Kanal im Parke Agrippa's, der in einen Teich ausmündete und durch einen mit den herrlichsten Kunstwerken, z. B. mit Lysippos „gefallenen Löwen" aus Lampsakus, geschmückten Lusthain führte. Auf diesem Gewässer bewegte sich das schwimmende Gastmal hin und her durch die schattige Kühle, unter Musik und Gesang der an den Uferborden postirten Chöre, während die zur Schau zugelassenen vornehmen Damen und außer ihnen auch die Demimonde jener Zeit in Pavillons an den Ufern saßen und standen.

[95]) Ueber Ton und Geist dieser Darstellung s. oben meine Anmerk. 57 zu Ann. XI, 27. Die Quellen, aus denen Tacitus die Greuel der hier erwähnten Dinge schöpfte, gehörten offenbar zu denen, von welchen er (Ann. I) selbst sagt: Neronis res, postquam occiderat, recentibus odiis compositae sunt. Nur „frischer Haß" eines südländischen romanischen Volkes, ein Haß, von dessen ungeheuerlichsten, ja geradezu tollen Uebertreibungen und Entstellungen der Wahrheit uns die Neurömer unserer Tage in Paris so schlagende Beispiele geliefert haben, konnte sich in solcher

Kapitel 38.

Unmittelbar darauf folgte ein Brand-Unglück — ob durch Zufall oder durch des Kaisers Bosheit ist ungewiß, denn für das eine wie für das andere haben sich Schriftsteller ausgesprochen — das jedenfalls alle Unglücksfälle, welche diese unsere Hauptstadt durch die Gewalt von Feuersbrünsten betroffen haben, an Verderblichkeit und Fruchtbarkeit überbot. Der erste Ausbruch erfolgte an demjenigen Theile des Cirkus, welcher an den Palatinischen und Cälischen Berg angrenzt. Das Feuer, welches hier in Kaufbuden ausbrach, deren Inhalt aus solchen Waaren bestand, welche die Flamme nähren,[96]) und das deshalb sogleich beim Anfange von großer Stärke war, ergriff vom Winde gejagt die ganze Länge des Cirkus: denn es lagen weder große mit Schutzwehren umgebene Paläste, oder mit Mauern eingefriedigte Tempel, oder sonst etwas, was die Flamme hätte aufhalten können, dazwischen.[97]) Der so mit gewaltiger Macht um sich greifende Brand, der zuerst die Quartiere der Niederungen ergriff, dann zu den höheren hinaufstieg, und dann wieder die tiefergelegenen verwüstete, ließ bald alle Widerstandsmittel

---

Weise genugthun, wie hier durch die Erzählung von Dingen geschieht, deren absolute Unmöglichkeit jedem Unbefangenen einleuchten muß. — Wir haben oben (s. Anm. 93) gesehen, in welcher ehrenden Art ein Mann wie Seneka um eben diese Zeit noch von Nero sprach und schrieb. Und eine Stadt, ein Staat im Gemeinwesen, in welchem Dinge wie jene öffentliche Prostitution des Staatsoberhauptes hätten geschehen können, ohne daß eine Revolution erfolgte, hätte kein Jahr bestehen können, ohne in sich zu verfaulen. Noch scheußlicher lauten die Skandalberichte über diese und ähnliche Scenen aus Nero's Festgelagen bei Sueton (Nero 25—27) und Dio Cassius (62, 15). —

[96]) Oel, Pech, Schwefel u. s. w., die sich in den einzelnen Abtheilungen der Kaufhallen (στοαί) befanden, welche den Cirkus Maximus an der Außenseite umgab. Diese Halle war einstöckig (μονόστεγος); d. h. in dem unteren Theile befanden sich die Magazine, Kaufläden und Werkstätten (ἐργαστήρια), über denselben die Wohnräume (οἰκήσεις) der Besitzer oder Miether. So beschreibt die Halle Dionys. Hal. III. 68 und ähnlich findet man dergleichen noch heute in Rom und anderen italischen Städten. — Die Ausbruchstelle der Feuersbrunst ist an der Ecke des Palatin (unterhalb des Septizonium Sever's) und des daran stoßenden Caelius in der Nähe von dem heutigen St. Gregorio zu suchen.

[97]) Die Gebäude am Cirkus standen in fortlaufender Reihe, ohne areae (s. unten Kap. 43 ff.), ohne trennende große Höfe und Portiken, wie sie die Paläste (domus) der Großen und Reichen und die Tempel der Götter umgaben, welche dadurch eine Art Schutzwehr gegen das rasche Weitergreifen des Feuers bildeten. Solche Paläste und Tempel aber befanden sich dort keine.

hinter sich durch die Schnelligkeit seiner Verheerung und durch die dieselbe begünstigende schlechte Bauart der Stadt mit ihren engen im Zickzack gehenden Straßen und ihrem Gewirr von himmelhohen Häusern, wie eben das alte Rom war. Dazu das Jammergeschrei der angsterfüllten Frauen, die altersschwachen Greise, die kleinen Kinder! während diejenigen, welche sich selbst oder andere zu retten suchten, Schwache fortschleppten oder auf sie warteten, theils durch ihr Stehenbleiben, theils durch ihr eiliges Vorwärtsdrängen die allgemeine Verwirrung vermehrten. Ja zum öftern wurden sie, während sie nach dem, was sich hinter ihnen befand, umschauten, auf den Seiten und von vorne durch das Feuer abgeschnitten; oder, wenn sie (aus ihren brennenden Quartieren) glücklich bis in die benachbarten entkommen waren, so waren inzwischen auch diese vom Feuer ergriffen worden, und sie fanden selbst Stadttheile, welche sie vom Feuer weit entlegen geglaubt hatten, in demselben Unglückszustande. Zuletzt nicht mehr wissend vor was sie fliehen, wohin sie sich wenden sollten, füllten sie dichtgedrängt die großen Heerstraßen, warfen sich auf den Feldern nieder. Manche, die all' ihr Hab und Gut, ja selbst die Mittel für das tägliche Brod verloren hatten, gingen durch Hunger zu Grunde, andere, die sich hätten retten können, aus Verzweiflung über den Tod der geliebten Ihrigen, die sie den Flammen nicht zu entreißen vermocht hatten. Auch wagte (bald) Niemand mehr dem Feuer zu wehren, da Viele unter wiederholten Drohungen das Löschen verboten, während andere ganz offen Brandfackeln in die Häuser schleuderten und laut schrieen, „sie seien dazu beauftragt," — sei es um desto ungehinderter rauben zu können, oder daß sie wirklich Befehl erhalten hatten.[37a])

[37a]) Ich kann nicht umhin hier die Worte anzuführen, mit denen der neueste englische Geschichtschreiber der römischen Kaiserzeit, der Reverend Merivale, die Schilderung dieses ungeheuren Brandunglücks einleitet. Im Anschlusse an das von ihm dem Tacitus unbedenklich nacherzählte angebliche Greuelfest Nero's (s. d. vorhergehende Kap. 37) fährt er fort: „Aber inmitten dieser Greuelthat, welche Volk und Kaiser in dieselbe grause Schuld tauchten, Providence was preparing an awful chastisement: and was about to owerwhelm Rome, like the cities of the Plaine in a sheet of retributive fire!!" Diese altjüdische Weltanschauung ist in ihrer Grausamkeit für unser Denken und Empfinden schauerlicher und abscheulicher als Alles, was der finstere Tacitus von Nero berichtet. Denn im Betreff des letzteren sind seine, oder die Uebertreibungen der Quellen, denen er folgte, meist handgreiflich. Wir wissen durch ihn selbst, wie viel hier der Haß der überlebenden Feinde Nero's gesündigt hat. Aber wir haben dafür noch ein anderes

Papier bringt. Den Schluß bildet eine Satanologie der Frau Rath, entwickelt im Gespräch mit einer „französischen Atzel;“ und als Anfang — doch davon nachher.

Wie großer Ernst es Bettinen mit der historisch chronologischen Treue dieser Ueberlieferungen aus dem Jahre 1807 ist, werden die gelehrten Hegewische und Gatterer der deutschen jubilirten Litteraturzeitungen bald ergattern. Mit höchlichem Erstaunen werden sie gewahren, daß Bettina ihre Frau Rath im Jahre 1807 einer Werder und Trendelenburg Logik, einen Ranke Geschichte, einen Tholuk Exegese lesen läßt, da doch diese wackern Berliner Professoren damals noch in den Windeln oder höchstens in den Kinderröckchen steckten; — und sollte ihnen ein so grober, ein so handgreiflicher Verstoß gegen die Wahrheit nicht Beweises genug und übergenug sein, das ganze Buch als „rein erlogen“ bei Seite zu werfen? denn was geht diesen deutschen Gelehrten über die Wahrheit, ihre Wahrheit? Höchstens die Lüge gegen den „der Gewalt über ihn,“ (d. h. über Titel, Gehalt und Orden), hat. —

Also auf historische Wahrheit ist zu verzichten. Es ist nicht „Frau Rath,“ es ist Bettina, es ist nicht Bettina von Frankfurt am Main, es ist Bettina von Berlin an der Spree, deren begeisterten Reden wir hier lauschen. Und der „Herr Pfarrer,“ der „Herr Bürgermeister“ sind so gewiß hoffähige Berliner als ihre Ebenbilder zu hunderten und zu tausenden in Deutschland herumlaufen. Frau von Arnim hat diese Form gewählt, weil sie nothwendig war, schon um die eigene Leidenschaft der Begeisterung für die Wahrheit, welche sie sagen wollte, wenigstens in den nöthigen Censurschranken zu halten. Es ist der Zügel, mit dem sie die Götterrosse vor dem Sonnenwagen ihrer Begeisterung in ihrer Macht behält, und den sie nur an einzelnen Stellen schießen läßt. Es ist das gefärbte Glas, mit

Kapitel 39.

Nero, der damals grade in Antium Hof hielt, begab sich erst in die Hauptstadt zurück, als er erfuhr, daß das Feuer sich seinem Hause, durch welches er das Palatium und die Mäcenatischen Parkgärten mit einander verbunden hatte, zu nähern beginne. Trotzdem[97b]) war es nicht möglich demselben Einhalt zu thun, und das Palatium, das Haus Nero's und alles ringsum befindliche seinem verzehrenden Rachen zu entreißen. Indessen öffnete er der obdachlosen und flüchtigen Bevölkerung als eine Zuflucht das Marsfeld und die Bauwerke Agrippa's, ja sogar seine eigenen Parkgärten,[98]) und ließ Nothbaracken errichten, um die

---

Zeugniß eines Schriftstellers, des Historikers Josephus (geb. 37 nach Chr.), der gegen das Ende der Regierung Nero's bereits über 31 Jahre alt war, in Rom gelebt hatte, und mit Nero und Poppaea persönlich bekannt war. Dieser Mann schreibt in seinem lange nach Nero's Tode verfaßten Geschichtswerke (Antiquit. Jud. XX. 8, 3, p. 1122 Oberthür): „Hierüber" (es ist von der Zeit Nero's die Rede) „unterlasse ich es, ein Mehreres zu schreiben; denn die Geschichte Nero's haben viele geschrieben. Von diesen haben allerdings die Einen aus Dankbarkeit (διὰ χάριν), weil sie von ihm Gutes genossen hatten, die Wahrheit nicht sorgfältig eingehalten. Die Andern dagegen haben aus Haß und weil sie von ihm feindselig behandelt worden (διὰ μῖσος καὶ τὴν πρὸς αὐτὸν ἀπέχθειαν), sich so unverschämte Lügen erlaubt, daß man sie unbedingt verwerfen muß. Aber es wundert mich auch gar nicht, daß sie über Nero gelogen haben, da sie ja selbst über die Regenten vor Nero keineswegs die geschichtliche Wahrheit in ihren Schriften gewahrt haben, obgleich sie gegen dieselben keinen Grund zu persönlichem Hasse hatten, da sie lange nach deren Zeit lebten. Indeß mag es den Schriftstellern, denen die Wahrheit nun einmal nicht am Herzen liegt, immerhin gestattet sein zu schreiben wie sie wollen, da sie daran eben ihre Freude haben." Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr dieses Zeugniß auch dem Tiberius zu Gute kommt, und wie vorsichtig es uns gegen die unbedingte Annahme der Darstellung eines Sueton und Tacitus machen muß.

97b) Dieses „trotzdem" (tamen) deutet an, daß des Kaisers persönliche Anwesenheit die Energie der Löschversuche verstärkte. — Das „Palatium" ist Gesammtname der kaiserlichen Residenz, welche aus den Palästen des Augustus und Tiberius bestand. — Die Maecenatischen Parkgärten, durch Erbschaft kaiserlicher Besitz, befanden sich auf dem Theile der Esquilinischen Anhöhe, welche dem Kolosseum gegenüber liegt. —

98) Nero's „Parkgärten" lagen jenseits des Tiber, den Fluß entlang, von dem Punkte an, wo derselbe beim Vatikan in die Stadt eintritt. — Die „Bauwerke des Agrippa" waren der campus Agrippae (s. oben Kap. 37), der Vipsanische Portikus, die Thermen und das Pantheon, die Saepta Julia, das Diribitorium, die Agrippathermen, die Neptunsbasilika u. a. S. Nipperdey.

hülflose Menge aufzunehmen. Zugleich wurden Lebens- und Haushaltsbedürfnisse [99]) von Ostia und den naheliegenden Municipalstädten herangefahren, sowie auch der Preis des Brodkorns bis auf drei Sesterzien für das Maaß herabgemindert.[100])

Diese Maßregeln erreichten trotz all' ihrer Menschenfreundlichkeit dennoch ihren Zweck beim Volke nicht, weil sich das Gerücht verbreitet hatte: der Kaiser sei zu derselben Zeit, wo die Stadt in vollen Flammen stand, auf die Bühne seines Haustheaters gegangen und habe „den Untergang Troja's" gesungen, indem er die Schrecknisse der Gegenwart jenem alten Unglück gleichstellte.[101])

Kapitel 40.

Am sechsten Tage endlich ward dem Feuer im untersten Theile der Esquilien [102]) ein Ziel gesetzt, indem man auf eine gewaltige Strecke hin

---

[99]) Lateinisch utensilia, d. h. Bedürfnißgegenstände aller Art: Lebensmittel, Kochgeschirre, Zelte, Betten und sonstige Geräthschaften. S. oben I. 70, Anm. 143.

[100]) Der römische Modius enthielt etwa den dritten Theil eines Berliner Scheffels. Darnach kostete der Scheffel Brotkorn 19 Sesterzien, d. h. 1 Thaler und 10 Silbergroschen. Der Verkauf geschah aus den Staatsmagazinen an die ärmere Klasse.

[101]) Was hier Tacitus nur als ein bloßes „Volksgerücht" (rumor) erwähnt, meldet sein jüngerer Zeitgenosse, der kritiklose Anekdotensammler Sueton, bereits als ausgemachte Thatsache mit den Worten: „Diesem Brande sah er von der Höhe des Maecenasthurmes zu, und freudig begeistert „von der Schönheit der Flammengluth", wie er sich ausdrückte, recitirte er von Anfang bis zu Ende das „Lied von Ilions Falle" in seinem bekannten theatralischen Kostüme (Suet. Nero 38). Ebenso Dio Cassius (62, 18): „Inmitten dieser Noth, während viele aus Jammer den Tod in den Flammen suchten, bestieg Nero den obersten Theil seines Palastes (hier ist also schon die Oertlichkeit verändert!), und sang, als Citherspieler gekleidet, „die Zerstörung Trojas", wie er selbst sagte, in Wahrheit aber die Zerstörung Roms." — Nach Juvenal (VIII. 220) war das Gedicht vom Untergange Trojas von Nero selber verfaßt. „Neronthurm" (torre di Nerone) heißt noch heute im Volksmunde der mittelalterliche Baronalthurm, „Torre delle Milizie" genannt, welcher auf dem Quirinalischen Abhange am Anfange der Via Magnanopoli in dem Garten des Klosters der hl. Catharina von Siena sich erhebt. (S. „Ein Winter in Rom" S. 237 u. 240 und Gregorovius Gesch. Roms im M. A. V. S. 650—652).

[102]) Zwischen dem Esquilinischen und Viminalischen Berge lag der Stadttheil, welcher hier gemeint ist, Esquiliae genannt, meist von armem Volke bewohnt; die Esquilinische Tribus war in der Rangordnung der städtischen Tribus die niedrigste. (Niebuhr Röm. Gesch. III. S. 396.) Der hier bezeichnete Theil lag unterhalb der heutigen Kirche S. Maria Maggiore.

Gebäude niederwarf, um der fortrasenden Feuersgewalt dadurch freies Feld und so zu sagen leeren Luftraum entgegen zu setzen.[102a]) Noch war man jedoch aus dem Schrecken nicht heraus, als sich das Feuer mit nicht geringerer Zerstörungsgewalt aufs Neue erhob, und zwar an mehr weitläufig gebauten Gegenden der Stadt, so daß zwar der Verlust an Menschenleben geringer war, dafür aber desto mehr Tempel der Götter und Säulengänge, welche dem Vergnügen des Lustwandelns geweiht waren, zu Grunde gingen. Dazu wurde jetzt die böse Nachrede noch verschlimmert, weil das Feuer auf den Aemilianischen Grundstücken[103]) des Tigellinus ausgebrochen war, und weil es schien, als ob Nero nach dem Ruhme trachte, der Erbauer einer ganz neuen und nach seinem Namen zu benennenden Stadt zu werden. Rom ist nämlich in vierzehn Regionen getheilt, von denen nur vier unversehrt blieben; drei waren bis auf den Erdboden niedergebrannt, und in den übrigen sieben standen nur noch wenige beschädigte und halbverbrannte Häuserreste aufrecht.[104])

[102a]) Auch dieses von der Nothwendigkeit geforderte Niederlegen von Gebäuden, um dem um sich greifenden Feuer Nahrung zu nehmen, wurde später dem Nero übel ausgelegt, als ob er es im Interesse seines projektirten neuen Palastbaues befohlen habe (s. Sueton Nero 38), obschon, wie Tacitus' Bericht zeigt, diese Maßregel erst mehrere Tage nach dem Ausbruche des Feuers angewendet wurde.

[103]) Diese praedia Aemiliana lagen am äußersten nordwestlichen Theile der Stadt unter dem Pinciohügel, und bestanden in Gärten mit allerhand Baulichkeiten. Von einem solchen städtischen Grundstücke (praedium) leitet man den Namen der Brera in Mailand ab. S. Stahr Herbstmonate in Oberitalien S. 72.

[104]) Der Windzug trieb bei diesem neuen Brande vom Pincio aus das Feuer von Nordwesten gegen den Quirinal und Viminal hin und zerstörte besonders die Prachtgebäude der Via Lata. — Die drei völlig zerstörten Regionen waren: Die elfte (Circus Max.), zehnte (Palatium) und dritte (Isis et Serapis). Die sieben theilweise zerstörten waren die dreizehnte (Aventin), die zwölfte (Piscina Publica), die vierte (Via sacra), die zweite (Caelimontana) und die achte (Forum Rom.), zu denen das zweite Feuer noch die siebente (Via lata) und einen großen Theil der neunten (Circus Flaminius) gesellte. Die vier verschont gebliebenen waren: die vierzehnte (Transtiberina), die fünfte (Esquilina), die sechste (Alta semita) und die erste (Porta capena). So Merivale (VI. p. 348) nach Bunsen. Das zweite Feuer währte drei Tage. Die gesammte Brandstätte der neuntägigen Feuersbrunst hatte einen dreimal so großen Umfang als die berühmte Londoner Feuersbrunst des Jahres 1666, welche über dreizehntausend Gebäude zerstörte. Doch ist nicht zu vergessen, daß die Darstellung des Umfanges des römischen Brandes wahrscheinlich übertrieben ist. S. Merivale VI. p. 353, n. 1.

Kapitel 41.

Die Zahl der Paläste, Wohnhäuser[105]) und Tempel, welche verloren gingen zu berechnen, möchte schwer möglich sein. Ich will nur bemerken, daß das uralte Heiligthum, welches Servius Tullius der Luna, und der „große Altar" und die Kapelle, welche der Arkadische Euander dem hülfreichen Herkules geweiht hatte,[106]) desgleichen der Tempel des Jupiter Stator, von Romulus geweiht,[107]) sowie Numa's Königshaus und das Heiligthum der Vesta mit den Penaten des römischen Volkes vom Feuer verzehrt worden sind. Und nun noch die durch so viele Siege erworbenen Kostbarkeiten und die Prachtstücke griechischer Kunst, sodann die alten unverfälschten Exemplare von Geisteswerken großer Schriftsteller! An wie vieles mögen sich mitten in der heutigen Herrlichkeit der wiederauferstehenden Stadt ältere Zeitgenossen noch erinnern, was zu ersetzen unmöglich war! Manche Schriftsteller haben angemerkt, „daß an demselben vierzehnten Tage vor den Kalenden des Sextilis[108]) diese Feuersbrunst ihren Anfang genommen habe, an welchem auch die Senonen die eroberte Stadt in Brand gesteckt hätten." Andere sind in dieser genauen Berechnung so weit gegangen, daß sie die gleiche Zahl von Jahren Monaten und Tagen zwischen den beiden Feuersbrünsten herausrechnen.[109])

---

[105]) Insulae d. h. große kasernenartige Miethswohnhäuser, unterschieden von den Palästen und Wohnhäusern der Vornehmen und Reichen, welche domus hießen, weßhalb dies Wort sich auch als Bezeichnung des Gotteshauses („Dom") im Mittelalter erhielt.

[106]) Besungen von Virgil (Aeneid. VIII. 185—278). Liv. I. 7.

[107]) Ovid Trist. III. 1—49.

[108]) D. h. am 19. Juli.

[109]) Diese müßige Spielerei lief darauf hinaus, daß zwischen dem 19. Juli des Jahres 364 der Stadt (dem angenommenen Datum der Gallischen Feuersbrunst) und dem 19. Juli des Jahres 817 der Stadt (dem Tage des Ausbruchs des Neronischen Brandes) genau 453 Jahre verflossen waren, und daß die Addition von 417 Jahren 417 Monaten und 417 Tagen dieselbe Periode von 453 Jahren bildet, wobei nur etwa 40 Tage fehlen. Nimmt man aber an, daß die Berechner die Gallische Feuersbrunst in das Jahr 363 setzten, so betrug die Zwischenzeit bis zur Neronischen 454 Jahre; und 418 Jahre + 418 Monate + 418 Tage betragen 454 Jahre, minus weniger Tage. (S. Merivale Hist. of the Romans under the Empire VI. kap. 53, p. 348, n. 1.)

Kapitel 42.

Uebrigens machte Nero sich den Untergang der Vaterstadt zu Nutzen und erbaute sich einen Palast, an welchem nicht sowohl Edelsteine und Gold, ein seit lange üblicher und allgemein gewordener Luxus, Gegenstand der Bewunderung sein sollten, als vielmehr Feldfluren, Wasserteiche, einsame Landbreiten, in denen Waldungen mit freien Plätzen und weiten Aussichten wechselten. Den Plan entwarfen und die Ausführung besorgten Severus und Celer,[110]) die Genie und Kühnheit genug besaßen, selbst das, was die Natur versagen mochte, durch Kunst zu versuchen und mit den Machtmitteln des Kaisers ihr Spiel zu treiben. Sie hatten sich nämlich anheischig gemacht, vom Avernussee aus einen schiffbaren Kanal bis hinab zu den Tibermündungen zu führen, trotz der wüsten Sand- und Sumpfstrecken des Meeresufers und trotz der im Wege stehenden Berge. Denn von wasserhaltigem Erdreich zur Speisung eines solchen Kanals findet sich auf der ganzen Zwischenstrecke nichts außer den Pomptinischen Sümpfen; alles übrige ist felszerrissenes oder dürres Land; und wenn auch das Durchstechen möglich gewesen wäre, so hätte es unermeßliche Arbeit und zwar ohne hinreichenden Nutzen gekostet. Allein Nero — ein Liebhaber des Unglaublichen wie er war — verlegte sich wirklich mit aller Kraft darauf, die dem Avernus zunächstliegenden Höhenzüge zu durchstechen; und noch heute sieht man die Spuren des vergeblichen Unternehmens.[111])

---

[110]) Von diesen beiden genialen Baumeistern und Parkkünstlern ist nur der erste noch durch eine Inschrift bei Fabretti als Architekt Nero's bekannt. Ihren Namen nach waren sie beide nicht Griechen, wie sonst fast alle Künstler in Rom, sondern Römer. — Nero's Geschmack in der Anlage seines Parks — ähnlich dem heutigen englischen und dem damaligen orientalischen — beleidigte die Römer, welche in ihren Gartenanlagen einen steifen, geradlinigen, gekünstelten und verkünstelten Styl mit geometrischen Eintheilungen, geradlinigen Sandwegen, Buchsbaumeinfassungen, verschnittenen Bäumen und Sträuchern (zuweilen in Thier- und Menschengestalten) liebten. S. Becker's Gallus I. Exkurs II zu Scene 5.

[111]) Der Avernussee, noch heute so genannt, von den griech. und röm. Dichtern viel besungen, ein rundes Wasserbecken von 1½ englischen Meilen Umfang, 250 Fuß tief und etwa 4 Fuß über der Meeresfläche ist auf Ost-, Nord- und Westseite von Hügelzügen eingeschlossen, die mit Wallnußbäumen und Rebenpflanzungen bedeckt sind. Agrippa hatte den See mit dem Lucrinersee und diesen durch einen Kanal mit der Bai von Bajae verbinden lassen und beide zu einem Hafen (Portus Julius) gemacht (s. Virgil Georg. II. 161), in welchem die ganze römische Flotte Raum fand. Erdbeben und Vulkanausbrüche haben dies Werk zerstört, das man in neueren Zeiten

Kapitel 43.

Was nun diejenigen Theile der Stadt betrifft, die sein Palastbau noch übrig ließ,[112]) so wurden dieselben nicht, wie nach den Gallischen Bränden, ordnungs- und planlos wieder aufgebaut, sondern in regelmäßig vermessenen Linien der Häuserreihen und breitgehaltenen Straßen, wobei die Höhe der Gebäude beschränkt, die Baustellen derselben freigelegt[113]) und zugleich bedeckte Säulengänge an den großen Miethshäusern (insulae) angelegt wurden, um deren Vorderfronten zum Schutze zu dienen. Diese Säulengänge erbot sich Nero aus seinen Geldmitteln aufzubauen, und die Baustellen abgeräumt den Eigenthümern zu übergeben. Dazu setzte er für die letzteren, je nach ihrem Range und Vermögensumständen, Prämien aus und den Zeitpunkt fest, bis zu welchem sie ihre Häuser und Miethswohnungen hergestellt haben mußten, um dieselben zu erlangen. Zur Aufnahme des Brandschuttes bestimmte er die Sümpfe bei Ostia, und die Schiffe, welche Brodkorn auf dem Tiber zur Stadt herangefahren hatten, mußten als Rückfracht mit Schuttladung stromabwärts gehen. Ferner mußten die Gebäude selbst zu einem bestimmten Theile (ihrer Höhe) ohne Holzbalken aus solidem Gabiner- oder Albanersteine aufgeführt werden, weil diese Steinart dem Feuer widersteht.[114]) Im Betreff des Wassers endlich, das bisher von Privatleuten unberechtigterweise abgefangen worden war, wurden Aufseher bestellt, die dafür zu sorgen hatten, daß dasselbe reichlicher und an mehr

---

vergeblich wieder herzustellen versuchte. Nero's und seiner genialen Ingenieure Plan einer Kanalverbindung zwischen dem Avernussee (Portus Julius) und der Tibermündung war aber keine eitle Laune eines verrückten Tyrannen. Der Kanal, welcher eine Länge von etwa dreißig deutschen Meilen gehabt haben würde, hatte einen sehr realen Zweck. Er sollte die Verproviantirung von Rom durch sichere Schifffahrt erleichtern. — (Daß die großen Entwürfe Nero's und seiner Baumeister uns nicht in der wahren Gestalt und Tragweite ihrer Bestimmung von Tacitus und Sueton berichtet sind, vermuthet auch Merivale VI. p. 358—359: the exact purport of which may be inadequately represented to us.) Die Ausführung des großartigen Kanalunternehmens blieb liegen, weil Nero schon vier Jahre nach dessen Beginne gestürzt ward.

[112]) Offenbar übertriebener Ausdruck!

[113]) „Freigelegt" (patefactis areis) d. h. es wurde ein freier Raum rings um jedes Haus gelassen.

[114]) Es ist der Albanische und Gabinische Peperin gemeint, der mit dem Travertin von Tibur das Hauptmaterial der römischen Bauten bildet. S. Ein Jahr in Ital. III. S. 150.

Orten als bisher zum allgemeinen Gebrauche fließe; desgleichen sollte jeder Feuerlöschungsmittel bei ausbrechenden Bränden unmittelbar zur Hand haben. Auch sollten keine Wohngebäude gemeinschaftliche Wände haben, sondern jedes von seinen eigenen Brandmauern umgeben sein.[115])

[115]) Die ungeheure Energie, die wohlüberdachte Planmäßigkeit und die humane Berücksichtigung aller Interessen der Bewohner, womit der Wiederaufbau der noch in Trümmern rauchenden Stadt vom Kaiser in die Hand genommen, sowie die Anstalten zur Abhülfe der nächsten Wohnungs- und Unterhaltsnoth, welche sofort von ihm getroffen wurden, bezeugen unwidersprechlich, daß an der Spitze einer solchen Regierung kein halbverrückter Komediant und wahnsinnig ausschweifender Wüstling gestanden haben kann. Unsere Bewunderung steigt noch durch den Umstand, daß dieser kolossale Wiederaufbau, verbunden mit der Herstellung des neuen Kaiserpalastes und seiner ausgedehnten Parkanlagen, innerhalb der vier Jahre, welche Nero noch regierte, vollendet zu sein scheint. Allerdings veränderte der Neubau wesentlich die Physiognomie des alten Rom, die schon durch Augustus' im griechischen Style ausgeführte Bauten wesentlich verändert und hellenisirt worden war. Aber noch immer bildete bis auf diesen Brand die Stadt mit dem zickzackigen engen Straßengewirr der thurmhohen, ärmlichen und verräucherten Volkswohnungen (insulae) in den Niederungen, über denen die hellenisch stylisirten Paläste der Großen auf den Hügelhöhen mit ihren Portiken und weiten Höfen und ihren Parkgärten stolz emporragten, einen eigenthümlich kontrastvollen, an die malerische Gestaltung des heutigen Roms erinnernden Anblick. Rom war bis dahin noch immer eine halb italische, halb griechische Stadt gewesen, die jedoch jeder Neubau eines Tempels, eines Theaters, einer Basilika, eines Bades oder einer Fontaine mehr und mehr im Aeußeren hellenisirte. Unter Nero wurde diese Hellenisirung vollendet. „Nero war," wie Merivale richtig bemerkt, „in seiner ganzen Geschmacksrichtung überwiegend theils Grieche, theils Orientale. Und als sich ihm diese großartige Gelegenheit darbot, die niedere Stadt nach dem von ihm bewunderten Modelle wieder aufzurichten, da zeigt die Schnelligkeit, mit welcher er sie ergriff, daß er einem Instinkte der Zeit und nicht einer bloßen Privatlaune folgte. Seine Architekten waren wohlvorbereitet mit ihren Plänen einer vollständigen Rekonstruktion Roms nach dem Muster von Athen, Antiochia, Alexandria u. s. w. in einem Style, der ihren Schulen geläufiger war, als der veraltete italische. Nach der Gallischen Feuersbrunst waren es die Bürger selbst gewesen, welche ihre Stadt wieder aufgebaut hatten, jeder für sich, nach seinen eigenen Ideen und Mitteln. Dieser ganze Wiederaufbau bestand aus der mannigfaltigen Kombination von wenigen einfachen Elementen: Holzhütte, breite Ziegelmauern, enge Fenster, vorspringende Dachtraufen, zugespitzte Giebel. Nach dem Neronischen Brande dagegen war die Restauration das Werk der Regierung. Die Bürger, d. h. die Masse der niederen Klassen, besaßen die Mittel nicht, um auf eigene Kosten ihre Wohnungen wieder aufzubauen, selbst wenn es ihnen erlaubt worden wäre. Der Staat gab ihnen also zwar das Geld dazu, schrieb ihnen aber zugleich die Pläne vor. Es war eben die Zeit gekommen, wo die Herrscher des Staates alle großen Werke für das Volk auszuführen hatten und sich

Diese Bestimmungen, welche sich durch ihre Nützlichkeit empfahlen, trugen außerdem auch noch zur Verschönerung der neuen Stadt bei. Doch gab es manche, welche der Ansicht waren, die alte frühere Bauweise sei der Gesundheit zuträglicher gewesen, dieweil die Enge der Straßen und die Höhe der Gebäude der Sonnenhitze nicht soviel Eingang gestattet hätten, während jetzt die weitgeöffnete Straßenbreite ohne Schattenschutz in übermäßiger Hitze glühe.

Kapitel 44.

Dies also waren die Maßregeln und Veranstaltungen, welche menschliche Klugheit zu treffen vermochte.

Demnächst galt es, nach Mitteln zur Versöhnung der Götter umzuschauen. Man befragte also die Sibyllinischen Bücher;[116]) auf deren Geheiß wurden Gnadengebete dem Vulkan, sowie der Ceres und Proserpina dargebracht, desgleichen die Gnade der Juno durch vornehme

dazu der Dienste eines Kunsthandwerks bedienen mußten, dem die Architektur eines fremdländischen Typus allein geläufig war. — — Allerdings war es nicht möglich — bei der Eigenthümlichkeit der Lage der Stadt und bei der Nothwendigkeit, für die großen Massen der Bevölkerung auf beschränktem Bauterrain Wohnungen herzurichten — die weite und räumlich breite Gestaltung der hellenischen Architektur überall festzuhalten. Die vollgepfropften Wohnhäuser der Suburra und des Velabrum konnte man nicht wohl unter funfzig bis sechzig, ja selbst siebzig Fuß hoch bauen. Aber indem man in großer Ausdehnung Bruchstein an die Stelle von Holz und Ziegelstein wenigstens in den Unterstock dieser Wohnhäuser setzte, dazu die Straßen verbreiterte und grade zog, und rund um jedes Häuserquartier Kolonaden legte, ward ein Baustil angewendet, der die äußere Erscheinung Roms vollständig umwandelte." (S. Merivale VI. p. 352—353.) Die von Tacitus angeführten Klagen der Liebhaber des Alten mögen eine gewisse Berechtigung gehabt haben, da eben nichts in der Welt vollkommen ist; aber er selbst muß doch anerkennen, daß sie vereinzelte waren, und daß die Zweckmäßigkeit der neuen Bauart bei weitem überwog. Sehr bezeichnend jedoch für den Unterschied unserer und der altrömischen Denkweise ist der Umstand, daß diese Klagen keine Spur von Bedauern enthalten über die pittoreske Physiognomie des alten Roms, welche so schonungslos dem Geschmacke oder dem Kunsturtheil des Tages geopfert wurde. (S. Merivale a. a. O. Anmerk 1.) — Daß übrigens das alte Rom der Zeit Cicero's noch sehr häßlich war, ersehen wir aus dem beißenden Worte des griechischen Litteraten Timagenes, der Rom haßte, und deßhalb einmal äußerte: Die Feuersbrünste in Rom seien ihm stets ein Schmerz, weil er wisse, daß alles Abgebrannte immer wieder, und zwar besser und schöner, neuerstehe. S. Seneca Ep. 91, 13.

[116]) S. oben Ann. VI. 12, Anm. 40.

Frauen angefleht, zuvörderſt auf dem Kapitole,[117]) ſodann am nächſten Meeresgeſtade, wo man Waſſer ſchöpfte und mit demſelben den Tempel und das Kultbild der Göttin beſprengte.[118]) Desgleichen hielten diejenigen Frauen, welche verheirathet waren, Selliſternien und Pervigilien ab.[119])

Allein keine menſchliche Hülfeleiſtung, keine Freigiebigkeitsbeweiſe des Kaiſers, keine Anſtalten zur Verſöhnung der Götter waren im Stande, die öffentliche Meinung von ihrem gehäſſigen[120]) Glauben abzubringen: daß das Feuer auf Befehl angelegt worden ſei. In Folge deſſen griff Nero, um dieſem Gerüchte (rumori) ein Ende zu machen, zu dem Mittel: eine Menſchenklaſſe als die Schuldigen zu bezeichnen und mit den ausgeſuchteſten Strafen zu belegen, welche das hauptſtädtiſche Volk (vulgus), aus Abſcheu vor ihren ſchandbaren Unzuchtslaſtern, Chriſtianer nannte.[120a]) Der Menſch, von welchem dieſe Benennung ſtammte, Chriſtus, war unter der Regierung des Kaiſers Tiberius durch den kaiſerlichen Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet und die verderbliche abergläubiſche Schwärmerei dadurch für den Augenblick unterdrückt worden; allein dieſelbe brach auf's Neue wieder hervor, und zwar nicht allein innerhalb von Judaea, dem Geburtslande dieſes Unheils, ſondern auch in Rom, wohin alle Greuel und Scheuel der Welt zuſammenſtrömen und dort ihren Anhang finden.

So wurden denn zuerſt diejenigen feſtgenommen, welche offen bekannten;[121]) ſodann auf deren Angabe eine ungeheure Menge Menſchen, die, wenn auch nicht grade des Verbrechens der Brandſtiftung, ſo doch

[117]) Dort ſtand das Bild der Juno in einer der drei Cellen des Kapitoliniſchen Tempels. Nipperdey.

[118]) Das moderne „Weihwaſſer".

[119]) Sellisternia waren religiöſe Liebes- und Opfermale für weibliche Gottheiten (zum Unterſchiede der lectisternia für männliche). Sie waren theils regelmäßige, theils, wie hier, in beſonderen Fällen angeordnete, und fanden in den Tempeln der betreffenden Gottheiten ſtatt, und zwar ſaßen die Frauen auf Seſſeln (sellae), woher der Name. Die männlichen Götter und die Männer lagen bei Tafel auf Polſterbänken (lecti). — Pervigilia waren nächtliche Kultfeiern, „Nachtwachen", mit Chorgeſängen, von denen uns noch in dem pervigilium Veneris einer erhalten iſt.

[120]) D. h. dem Nero feindſelig Nachrede (infamia) bringende.

[120a]) Vgl. Hausrath a. a. O. II. S. 360, 365 ff.

[121]) D. h. welche offen eingeſtändig waren (fatebantur), daß ſie Chriſtianer ſeien.

des Hasses gegen die gesammte übrige Menschheit überwiesen wurden.[127]) So trieb man denn mit den dem Tode verfallenen sogar noch grausamen Spott, indem man sie in die Häute wilder Thiere eingenäht von Hunden zu Tode zerfleischen ließ, oder sie an's Kreuz nagelte, oder in

[127]) „Des Hasses gegen die übrige Menschheit hielt man die Christen für überwiesen, weil sie den Umgang der Heiden mieden und weil ihre Lehre alle Andersgläubigen mit ewiger Verdammniß bedrohte." Nipperdey. — Es ist aber hinzuzusetzen, daß eben darum die Römer und die römische Regierung ihrerseits in ihrem Rechte zu sein glaubten, wenn sie in einer solchen „Lehre" eine exitialis superstitio und ein odium generis humanis erblickten und demgemäß gegen die Bekenner derselben verfuhren. Den in fremden Religions- und Kultsachen sonst durchaus toleranten Römern mußte ein relig. Glaube, der die ganze nicht zu ihm sich bekennende Menschheit ewiger Verdammniß weihte, als ein unerträglicher und nicht im Staate zu duldender Greuel erscheinen. Auch Sueton (Nero 16) nennt die Christianer „eine Menschenklasse, welche einem neuen und gemeinschädlichen Aberglauben huldigte" (superstitionis novae et maleficae). Trotzdem scheint es ausgemacht, daß die von Nero's Verfolgung betroffenen „Christianer" in Rom, zumeist aus Juden bestehend, die unschuldigen Opfer eines formlosen summarischen Verfahrens waren. (S. Merivale VI. p. 442 ff.) Bis zu dem Neronischen Brande finden wir in den römischen Schriftstellern, außer Tacitus und Sueton, der Christen gar nicht erwähnt, und auch die Schriftsteller der Neronischen und der ihr zunächstfolgenden Periode, die Satiriker Persius und Juvenal, die Dichter Lukan und Martial, der Encyclopädist Plinius der ältere, und der auf alle religiösen Philosopheme so aufmerksame Seneka gedenken niemals der hier von Tacitus mit so rabenschwarzen Farben gezeichneten „Christianer". Nach Merivale's Ansicht (a. a. O. p. 448 ff.) waren es nicht die römischen Christen, sondern vielmehr die in Rom lebenden Turbulanten, fanatischen, dem Volke verhaßten, auf einen Messias „Christus" als ihren Fürsten und Führer hoffenden Juden, gegen welche die Regierung den Verdacht und die Wuth des Volkes von Rom richtete, bei dem sie ihres unduldsamen Hochmuthes und ihres ewigen Spektakelmachens und Rebellirens wegen höchlich verhaßt waren. Diese Fanatiker gaben dann, als man sie verhaftete und peinlich befragte, die ihnen äußerst verhaßten Reformjuden, die „Christen", als ihre politischen Mitschuldigen an, welche dadurch in das grausame Strafgericht mit verwickelt wurden. Die späteren röm. Historiker, dadurch irregeleitet und aus den öffentlichen Berichten jener Zeit ersehend, daß der Name Christus das gemeinsame Schiboleth beider, der Juden und der Christen, war, wurden dadurch veranlaßt zu glauben, daß die Neronische Verfolgung den „Christen" allein gegolten habe. Außerdem ist es bekannt, daß Tacitus in seinen Historien (V. 5) die Juden, ganz ebenso wie hier die Christen, als eine Menschenklasse charakterisirt, „die gegen alle andern einen kriegsfeindlichen Haß (adversus omnes alios hostile odium) trage". — Was die neue Sekte anlangt, so ist es bekannt, daß zu ihren Anhängern in Rom, wie auch an andern Orten, vorzugsweise die Armen und Niedrigen, die Gedrückten, die Sklaven gehörten, auf die der vornehme Römer mit tiefer Verachtung, als auf den Abschaum der Bevölkerung, herabsah. Sagt doch

dem ſie der Sonne der Majeſtät ins Angeſicht ſchaut, um ihre Flecken deſto ſchärfer zu ſehen. In dieſer Form endlich befriedigt ſie zugleich ihren dichteriſchen Kunſttrieb der Geſtaltung, denn an ſehr vielen Stellen, und namentlich am Beginn des Ganzen, iſt die Illuſion mit jener Meiſterſchaft bewahrt, die wir ſchon früher zu bewundern hatten. Aber dieſe Form durfte kein Hinderniß werden für das Ausſprechen der vollen Wahrheit, und überall, wo es dieſe gilt, ſchleudert Bettina die verhüllende Draperie weit von ſich, mit jener göttlichen Sorgloſigkeit, die ihrer Macht ſich bewußt iſt, das Weggeworfene jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können.

Auf weißem zügelloſem Roſſe durchfliegt die kühne Reiterin den Cirkus. Kaum folgt das Auge ihrer ſchwebenden Geſtalt. Da ſpannt ſich auf der rothe Scharlachſtreifen. Sie brauſt heran, ein Schwung der edlen Glieder trägt ſie in die Lüfte, unter ihr weg ſtürmt das feurige Thier, um jenſeits der Schranke wieder aufzunehmen den nie irrenden Fuß der kühnen Bachantin; und vom jubelnden Rhythmus begeiſternder Melodien getragen, fliegen beide vereint weiter an's Ende der Bahn. —

Form und Einkleidung ſind das Gewand der Fabel in welches die Wahrheit hier die nackten Glieder hüllt, um „beſſähig“ zu werden. Denn „da die Wahrheit vor lauter Anbetungsceremonien in ihrer göttlichen Nacktheit nicht vor dieſen thronisolirten Menſchenſeelen auftreten kann, ſo thut es noth, daß ſie im Gewand der Fabel wie den unſchuldigen Kindern ſich zeigt.“

Man kennt die „Lieder ohne Worte“ dieſe wunderliche Erfindung der neueſten Zeit. Dieſe Ergießungen Bettina's ſind in ihrer Art, ſolche Lieder ohne Worte, nämlich ohne die letzten Worte, die Menſchen und Dinge der Gegenwart beim Namen nennen. Das vorwaltende Element dieſer begeiſterten

Flammenkleidung hüllte, und dann, wenn der Tag zu Ende gegangen war, sie als nächtliche Beleuchtung brennen ließ.[123]) Nero hatte zu diesem Schauspiele seine Parkgärten hergegeben,[124]) und gab zugleich ein Cirkusspiel, bei welchem er sich als Wagenlenker gekleidet unter das Volk mischte, oder gelegentlich selbst auf einem Wagen stand. So geschah es, daß sich, obschon die Leute schuldig waren und die härtesten Strafen verdient hatten, Mitleid für dieselben zu regen begann, weil man sich sagte, daß sie nicht im Interesse des Staatswohls, sondern zur Befriedigung der grausamen Gelüste eines Einzigen hingeopfert würden.

Kapitel 45.

Inzwischen wurde in Folge der zu beschaffenden Geldbeiträge ganz Italien von einem Ende zum andern ausgesogen, die Provinzen und zugleich die verbündeten Volkerschaften, sowie die sogenannten freien Staats-Gemeinden zu Grunde gerichtet.[125]) In diese Plünderung wurden sogar die Götter hineingezogen, indem man in Rom die Tempel beraubte und das Gold ausführte, welches alle Generationen des römischen Volkes von Triumphen her und bei Gelübden, wenn es ihnen gut ging oder in Zeiten der Furcht, dorthin gestiftet hatten. Und nun

---

der Apostel Paulus selbst (I. Corinth. 4, 13): „Wir sind überall angesehen als der Kehricht der Welt und als der Auswurf der Menschheit." Paulus befand sich zur Zeit des Brandes als Gefangener in Rom und wurde wahrscheinlich ein Opfer der oben erzählten Verfolgung.

[123]) Die „Flammenkleidung" bestand aus Stoffen, welche mit Oel, Talg u. dgl. getränkt waren. S. Seneca Epp. XIV, 4, der sie unter der Zahl der gräßlichsten Straf-Martern aufzählt, ebenso wie Juvenal I, 155; VIII, 235. Martial X, 24, 5.

[124]) S. oben Ann. XIV, 14; XV, 39.

[125]) Die Uebertreibung in diesen Ausdrücken ist wieder einmal handgreiflich. Allerdings wurden zu dem Wiederaufbau der niedergebrannten Hauptstadt alle Theile des ungeheuren Reiches stark herangezogen, selbst solche, welche, wie „die sogenannten freien Staatsgemeinden," Abgabenfreiheit besaßen. Aber schwerlich erreichten die auferlegten Beisteuern die Höhe derjenigen Erpressungen, welche in den letzten hundert Jahren der „Republik" die römische Aristokratie in den Provinzen verübt hatte. Und in dem vorliegenden Falle galt es Abhülfe eines Unglücks, welches das ganze Reich anging. Die moderne Finanzkunst würde sich durch eine großartige Anleihe geholfen haben; aber von solchen Hulfsmitteln wußte das Alterthum nichts, das stets mit baarem Gelde zu zahlen gewohnt war. Und doch mußte Hülfe, und zwar schnelle Hülfe geschafft werden.

gar in Asien und Achaja wurden nicht nur die Weihgeschenke, sondern auch die Kultbilder der Gottheiten gewaltsam fortgeführt, zu welchem Behufe Akratus und Sekundus Carrinas in diese Provinzen gesendet wurden. Der erstere war ein kaiserlicher Freigelassener, der zu jeder Schlechtigkeit bereit war,[126]) der letztere ein griechisch gebildeter zungenfertiger Sprecher, dessen Inneres aber durch solche Bildung nichts gewonnen hatte. Es ging die Rede: Seneka habe, um für seine Person dem üblen Leumunde solchen Sakrilegs zu entgehen, sich Urlaub für einen entfernten Landaufenthalt erbeten, und als dieser ihm nicht gewährt wurde, sich krank gestellt, als ob er an den Nerven litte, und so sein Zimmer nicht verlassen. Einige haben berichtet: es sei ihm von seinem eigenen Freigelassenen Namens Kleonikus auf Befehl Nero's Vergiftung bereitet worden, Seneka sei aber derselben dadurch entgangen, daß ihn der Freigelassene davon heimlich in Kenntniß setzte, oder dadurch, daß er in Folge eigener schlimmer Ahnung sich nur von der einfachsten Kost und von Feldobst nothdürftig nährte, und, wenn ihm Durst ankam, reines Quellwasser trank.[127])

Kapitel 46.

Um dieselbe Zeit wurde das versuchte Ausbrechen einer Gladiatorenbande in der Stadt Prämeste durch die daselbst zu ihrer Bewachung befindliche[128]) Militärabtheilung unterdrückt, während das römische

[126]) Vgl. XVI. 23.

[127]) Man merke, daß Tacitus hier nur Gerüchte, nicht Thatsachen berichtet (ferebatur), und daß er auch den angeblichen Vergiftungsversuch Nero's gegen seinen alten Erzieher und Minister nur von „einigen" (quidam) Schriftstellern erwähnt fand, weder nicht außer Acht zu lassen, daß für die Fruchtlosigkeit dieses Versuchs eine doppelte Erklärungsweise zur Auswahl gegeben wird. Tacitus sagt hier nicht, daß er selbst dies Gerücht für wahr hielt. Dahingegen weiter unten (Kap. 60) erwähnt er die Vergiftungsgeschichte bereits als eine Thatsache! Der unbefangene Leser entnimmt aber aus jenen Gerüchten eine andere Thatsache, nämlich die: daß Seneka noch als Minister und Berather Nero's zur Zeit der obigen Maßregeln fungirte, und an dem Rathe, in welchem dieselben beschlossen wurden, persönlich Theil nahm. Um das Gewicht dieser nicht wegzuleugnenden Thatsache zu verringern, erfanden oder berichteten die dem Nero feindlichen Schriftsteller jene „Gerüchte" von abgeschlagenem Urlaube und versuchter Vergiftung.

[128]) Der Ausdruck des Textes (adest) zeigt, daß eine solche Militärbesatzung zur Ueberwachung der in Praeneste (Palestrina) befindlichen kaiserlichen Gladiatorenschule (ludus gladiatorius) auch zu Tacitus' Zeit noch dort stationirt war. Ueber das röm. Gladiatorenwesen s. Ein Jahr in Ital. III, S. 93—105.

Publikum sich bereits mit Schreckensgerüchten in Erinnerung an Spartakus und alte schlimme Zeiten trug, — begierig wie es ist nach Neuigkeiten und zaghaft zugleich. Nicht lange darauf erhielt man die Kunde von einem schweren Unglück der Marine, nicht durch Krieg — denn kaum jemals herrschte ein so ungestörter Friedenszustand, sondern Nero hatte befohlen, daß die Flotte an einem bestimmten Tage nach Kampanien zurückkehren solle, ohne eine Ausnahme in seinem Befehle für den Fall etwaiger hindernder Umstände der Seefahrt zu gestatten. In Folge dessen fuhren die Schiffskapitäne, obschon das Meer furchtbar tobte, von Fornia[127]) ab. Allein durch den heftig stürmenden Südwestwind, während sie sich abarbeiteten das Vorgebirge von Misenum zu umfahren, an das Cumanische Ufergestade geworfen, verloren sie eine große Anzahl von Dreiruderern und eine Masse kleinerer Fahrzeuge.

Kapitel 47.

Zu Ende des Jahres sprach man im Publikum viel von Wunderzeichen, als Verkündern drohenden Unheils: von gewaltigen Blitzschlägen, deren es nie zuvor so viele gegeben; von einem Kometsterne, dessen Erscheinen jedesmal von Nero mit erlauchtem Blute zu sühnen versucht worden;[128]) von zweiköpfigen Menschen- oder anderen Thiergeburten, die auf die Straße geworfen oder bei solchen Opfern, bei welchen die Opferung trächtiger Thiere Brauch ist, gefunden worden. Auf dem Lande bei Placentia in der Nähe der Landstraße war ein Kalb geboren worden, das den Kopf am Hintertheile gehabt, was alsbald die Opferschauer dahin deuteten: „es sei ein anderes Haupt der Welt im Schoße der Zukunft, aber dasselbe werde nicht zur Macht gelangen und doch auch

[127]) Uralte Hafenstadt am Golf von Gaeta in der Nähe des heutigen Mola di Gaeta an der Appischen Straße. S. Ein Jahr in Italien I, S. 395.

[128]) Der einzige bisher von Tacitus erwähnte Fall war der oben (XIV, 22) erzählte des Rubellius Plautus, den im Kometenjahre 60 n. Chr. Nero aus Italien wegen politischer Gründe auf seine Güter in der Provinz Asien verwies, ohne ihm sonst ein Leides zu thun. Nero's Regierung war damals so beliebt, daß Seneka von diesem Kometen schrieb (Quaest. nat. VII. 17, 2): „Dieser unter Nero erschienene Komet habe den Kometen ihren bösen Leumund genommen" (qui sub Nerone Caesare apparuit et Cometis detraxit infamiam). An einer andern Stelle nennt er ihn „den Kometen, den wir während sechs Monaten unter Nero's höchst segensreicher Regierung gesehen haben."

nicht verborgen bleiben, weil es[131]) im Mutterleibe erdrückt und an der Landstraße zur Welt gekommen sei.

Kapitel 48.

(Jahr 65 nach Christi.)

Hierauf erfolgte der Konsulatsantritt des Silius Nerva und Attikus Vestinus, nachdem bereits jene Verschwörung begonnen und sich gleich anfangs verstärkt hatte, welcher sich wetteifernd Mitglieder des Senats, des Ritterstandes, des Heeres, ja sogar Frauen angeschlossen hatten, sowohl aus Haß gegen Nero, als aus Zuneigung für Cajus Piso.[131a]) Der letztere, aus dem Geschlechte der Calpurnier stammend und durch den Adel seines väterlichen Hauses mit vielen erlauchten Familien eng verwandt, stand in hochgünstigem Rufe beim Publikum wegen seiner Tugend, oder wegen äußerlicher Eigenschaften, welche Tugenden ähnlich sahen. Denn er verwendete seine Rednergabe dazu, Mitbürger zu vertheidigen, war freigiebig gegen seine Freunde und auch Unbekannten gegenüber, dabei verbindlich in der Unterhaltung und im Verkehr. Auch zufällige Gaben wirkten empfehlend: eine stattliche hohe Gestalt, eine schöne Gesichtsbildung. Aber was ihm fern lag war ernste sittliche Würde oder Enthaltsamkeit von Genüssen. Behaglichkeit und Pracht, die zuweilen in Ueppigkeit ausartete, waren es, worin er sich gefiel.[132]) Allein grade dies fand Beifall bei der Mehrzahl, die bei der so großen Süßigkeit der Sünden kein straffes und kein überstrenges Regiment will.

[131]) es d. h. das monströse Kalb. — Ueber solche monströse Geburten als böse Vorzeichen s. d. Ausleger zu Lucan I, 626 ff.

[131a]) Schon in dem Schlußkapitel des vierzehnten Buches hat Tacitus auf diese sog. Pisonische Verschwörung hingedeutet. S. dort die Anmerk. 180.

[132]) Wir besitzen noch ein Gedicht auf diesen Piso von einem gleichzeitigen jungen Dichter (Panegyricus in Pisonem), dessen Gönner derselbe war. Die in demselben gerühmten Eigenschaften Piso's stimmen mit Tacitus' Charakteristik überein. Ueber den hohen Adel des Calpurnischen Geschlechts s. oben Anm. 180 zu XIV, 65. Piso's Freigiebigkeit und Güte erwähnt Juvenal V, 108. Er war überhaupt Beschützer der jungen Litteratur, trat selbst auf seiner Privatbühne in tragischen Rollen auf, und war nebenbei als ein Meister des Brettspiels (ludus latrunculorum) in der ganzen saltionablen Welt Roms berühmt. (S. Schol. zu Juvenal a. a. O. u. Panegyr. in Pis. 180—196.)

Kapitel 49.

Es war nicht der Ehrgeiz dieses Mannes, welcher den Anfangspunkt der Verschwörung bildete. Auch kann ich überhaupt nicht wohl angeben, wer es gewesen sei, auf dessen Betrieb ein Unternehmen in's Leben gerufen worden, zu dem sich so viele Theilnehmer gefunden haben. Die thatkräftigsten darunter waren, wie ihr entschlossenes Ende lehrte, Subrius Flavus,[133]) ein Tribun des Gardekorps, und der Centurio Sulpicius Asper. Auch Lucanus Annaeus sowie Plautius Lateranus traten mit lebhaften Haßgefühlen in die Verschwörung ein. Den Haß des Lucanus schürten persönliche Gründe, weil Nero seinen Ruf als Dichter niederzuhalten strebte, ja sogar aus eitler Dichtereifersucht ihm verwehrt hatte, sich öffentlich mit seinen Gedichten hören zu lassen;[134]) bei Lateranus, dem designirten Konsul, war es keine persönliche Beleidigung, sondern Liebe zum Vaterlande, was ihn der Verschwörung beitreten ließ. Dahingegen Flavius Scaevinus und Afranius Quintianus, beide dem Senatorstande angehörig, traten in Widerspruch mit ihrem Rufe, als sie sich bei einem so großen Unternehmen in erste Reihe zu stellen unternahmen. Denn Scaevinus hatte seine Geisteskraft durch Ausschweifung ruinirt und lebte in Folge dessen sein Leben in schlaffer Schlafsucht hin; Quintianus, durch unnatürliche Laster verrufen und von Nero durch ein Schmähgedicht an den Pranger gestellt, suchte Rache für solchen Schimpf.[134a])

Kapitel 50.

Die genannten Männer also waren es, welche, indem sie unter sich und gegen Freunde über die Frevelthaten des Kaisers, über den bevorstehenden Untergang des Reiches und über die Nothwendigkeit, einen Erretter aus diesen zerrütteten Zuständen zu ermählen, hingeworfene Aeußerungen fallen ließen, den Claudius Senecio, Cervarius Proculus, Vulkatius Araricus, Julius Augurinus, Munatius Gratus, Antonius Natalis, Marcius Festus, sämmtlich römische Ritter, zum An-

[133]) Vgl. Dio Cass. 62, 24.

[134]) Es ist an Vorlesungen bei festlichen Gelegenheiten zu denken. Lucan, früher begünstigter Schützling Nero's (vgl. oben XIII, 13, Anm. 33), war seit einiger Zeit bei demselben in Ungnade gefallen.

[134a]) Das konnte Nero kaum wagen, wenn er selbst wirklich, wie ihm nachgesagt wird, ähnlichen Lastern huldigte.

schluß bewogen. Unter diesen befand sich Senecio,[135]) der zu Nero's vertrautestem Umgangskreise gehörte und den Anschein solcher Freundschaft auch jetzt noch beibehielt, eben deßhalb in einer um so gefährlicheren Stellung. Natalis war in alle Geheimnisse Piso's eingeweiht; die übrigen hofften auf persönliche Vortheile für sich in Folge einer Revolution.[136]) Als militärische Kräfte wurden außer den obengenannten, Subrius und Sulpicius, noch die Gardetribunen Gavius Silvanus und Statius Proximus und die Centurionen Maximus Scaurus und Venetus Paulus gewonnen. Allein als die Hauptstütze ward von den Verschwörern Faenius Rufus, der Gardepräfekt, betrachtet,[137]) der trotz seines belobten guten Rufes und Lebenswandels den Tigellinus durch seine Gewaltsamkeit und Lasterhaftigkeit mehr und mehr den Vorsprung in der Gunst des Kaisers gewinnen sah, dem Tigellinus zugleich fortdauernd mit Anschuldigungen (gegen Rufus) in den Ohren lag, wie er ihm denn auch häufig vor Rufus mit der Vorstellung bange gemacht hatte, als sei dieser Agrippina's Buhler gewesen und denke aus Schmerz über deren Verlust auf Rache. Als demnach die Verschwornen durch häufige Unterredungen mit ihm selbst sich versichert hielten, daß auch ein Kommandeur der Garde sich herbeigelassen habe, einer der Ihrigen zu werden, da gingen sie ernstlicher daran, Zeit und Ort ihres blutigen Vorhabens in Berathung zu ziehen. Da hatte denn, wie man allgemein sagte, Subrius Flavus den kühnen Vorschlag gethan: den Nero, als er auf der Bühne sang, anzufallen, oder während der Zeit wo er, als sein Palast in Flammen stand, bei Nachtzeit ohne Bedeckung von einem Orte zum andern eilte. Bei der Wahl des letzteren Moments war die günstige Gelegenheit ihn allein zu treffen, bei der ersteren grade umgekehrt die Anwesenheit eines großen Publikums als Zeuge einer solchen Ruhmesthat, für ihn der Antrieb gewesen; allein der lebhafte Wunsch

[135]) Ueber ihn s. oben XIII. 12.

[136]) Diese Charakteristik der Mehrzahl ist bedeutend.

[137]) Er war ein Freund und Günstling der Kaiserin-Mutter Agrippina gewesen und durch sie zur obersten Leitung des Getreidewesens befördert worden. (S. oben XIII. 72.) Nach Burrus' Tode ward er mit Tigellinus Kommandeur des Gardekorps (s. XIV, 51). Er gehörte zu den Freunden Seneca's und mit dessen Stellung war auch die seinige erschüttert worden, während der Einfluß seines Kollegen Tigellinus zunahm (s. XIV, 57).

mit heiler Haut davonzukommen — der stets großen Wagestücken hinderlich ist — hielt ihn schließlich zurück.[138])

Kapitel 51.

Während man so durch Zaudern und Verschieben den Zustand von Hoffnung und Furcht[139]) verlängerte, befeuerte eine gewisse Epicharis — die, man weiß nicht auf welche Weise, von der Verschwörung Kunde erlangt hatte, denn bis dahin hatte dieselbe sich mit nichts weniger als mit anständigen Dingen zu thun gemacht — unaufhörlich die Verschwornen mit leidenschaftlichen Vorwürfen und Zureden; und zuletzt der trägen Langsamkeit derselben überdrüssig, verlegte sie sich darauf, da sie gerade einen Aufenthalt in Kampanien machte, die Oberoffiziere der zu Misenum stationirenden Flotte in ihrer Treue zum Kaiser wankend

[138]) Hier ist Mehreres anzumerken. Erstens: die Verschwörung mußte schon lange bestanden haben, wenn man bereits im Jahre 64, wo Nero zu Neapel zuerst öffentlich im Theater auftrat, oder vielleicht gar schon früher, im Jahre 59, wo er in seinem Parktheater vor einem erlesenen Publikum seine Kunst zeigte (s. oben XIV, 33—34 u. XIV, 15), an die Ausführung des Mordattentats denken konnte. Auch die andere Gelegenheit, der Brand Roms, lag bereits ein Jahr hinter dem gegenwärtigen Zeitpunkte zurück. Der Gedanke diese letztere zu benutzen erscheint aber um so widerwärtiger, als Nero's Anwesenheit in dem brennenden Rom, wohin er von Antium geeilt war — nach Tacitus' eigenem früheren Zeugnisse (s. oben Anmerk. 97 zu Kap. 39 dieses Buchs) — welches in diesem Kapitel durch die Worte cum ardente domo per noctem huc illuc cursaret incustoditus bestätigt wird — für die Förderung der Lösch- und Rettungsanstalten sehr wichtig und wirksam war. Die meuchlerische Ermordung des „von einer Brandstätte zur andern ohne militärische Bedeckung hin und her eilenden Regenten," dessen energische und umsichtige Anstalten zur Hülfe für die Bewohner und zum Wiederaufbau der Hauptstadt wir bewundern mußten, und eine inmitten eines so ungeheuren Unglücks in dem brennenden Rom ausbrechende Revolution hätten unabsehbares Unheil bringen müssen. In der That muß selbst Tacitus zugestehen (s. unten Kap. 52), daß es eine sehr starke Partei in der römischen Aristokratie und zumal im Volke selbst gab, „welche ein Attentat auf des Kaisers Leben und Thron als ein Verbrechen angesehen haben würde." Daß Nero beim Volke beliebt war und bis an sein Ende blieb, ist ohnehin Thatsache. Schließlich liegt es sogar nicht außer der Wahrscheinlichkeit, daß der Brand selbst von den Verschwörern zur Erleichterung der Ausführung ihres Attentats von vornherein angestiftet sein mochte, um den Kaiser von Antium nach Rom zu locken und die allgemeine Verwirrung zu ihrem Mordplane zu benutzen.

[139]) „Hoffnung": auf eine günstige Gelegenheit; „Furcht": vor Entdeckung.

zu machen und in die Theilnahme an der Verschwörung zu verwickeln.[140]) Den Anfang dazu machte sie folgendermaßen: Es befand sich als Schiffskapitän bei dieser Flotte Volusius Prokulus, der einer der Helfershelfer Nero's bei dem Morde an dessen Mutter gewesen — und, wie er glaubte, nicht im Verhältniß zu der Größe der Unthat befördert worden war. Dieser, entweder ein alter Bekannter des Frauenzimmers, oder vielleicht ein Freund neuesten Datums, machte ihr Eröffnungen über seine Verdienste um Nero, über die völlige Vereitelungen seiner darauf gesetzten Erwartungen, begleitet von Klagen und Rachevorsätzen, und erregte dadurch in ihr die Hoffnung, ihn weiter treiben und durch ihn noch mehrere gewinnen zu können. Auch war der Beistand der Flotte von nicht geringer Wichtigkeit, weil Nero sehr gern und häufig in den Seebädern bei Puteoli und Misenum zu verweilen pflegte.[141]) Epicharis läßt sich also weiter gegen ihn heraus. Sie zählte zunächst alle Frevel des Kaisers auf, „für den es jetzt nichts Heiliges mehr gebe.[142]) Allein es sei bereits für ein Mittel gesorgt, ihn für den Ruin des Staates büßen zu lassen. Er, Volusius, möge sich nur bereit machen, dazu zu helfen und die tüchtigsten seiner Soldaten der Verschwörung zuzuführen, wo er dann auch entsprechende Belohnungen zu gewärtigen haben werde." Indeß über die Namen der Verschworenen beobachtete sie gegen ihn Stillschweigen. Daher kam es, daß des Prokulus Anzeige zu keinem Resultate führte, obgleich er sich beeilt hatte, das, was er gehört, bei Nero zur Anzeige zu bringen. Denn als man die Epicharis kommen ließ und sie mit dem Angeber konfrontirte, ward es ihr leicht, da er keine unterstützenden Zeugen hatte, seine Angabe zu Schanden zu machen.

[140]) Es ist sehr zu bedauern, daß Tacitus es nicht für gut befunden hat, uns Genaueres über Herkunft und Verhältnisse dieser Person und besonders über den Grund ihres grimmigen Hasses gegen den Kaiser zu sagen. Daß sie eine Griechin war sagt ihr Name; daß sie der weiblichen Demimonde des damaligen Roms angehörte, ersehen wir schon aus Tacitus' Bemerkung: „daß sie sich vor ihrer Theilnahme an der Verschwörung um alles andere eher, als um ernste und anständige Dinge gekümmert habe." Nach Polyaenus (strat. VIII, 62) war sie die Mätresse eines Bruders von Seneka, vielleicht des Meta.

[141]) Steht im Widerspruch mit XIV, 10. S. dort die Anmerk. 21[a]).

[142]) Die moralische Entrüstung einer Courtisane über die Lasterthaten des Staatsoberhauptes würde allein schon komisch sein, wenn die Lächerlichkeit nicht noch verstärkt würde durch die Persönlichkeit dessen, dem sie dieselbe anvertraut, eines Menschen, der als seiler Mordgehülfe desselben Kaisers von Tacitus bezeichnet wird, und der sich denn auch sofort als Verräther und agent provocateur ausweist.

Inzwischen ward sie doch in Gewahrsam behalten, da Nero Verdacht hegte, daß die Angaben, welche als wahr nicht bewiesen werden konnten, darum noch nicht unwahr sein dürften.*)

Kapitel 52.

Die Verschworenen jedoch, von der Furcht vor Verrath zum Entschlusse getrieben, kamen überein, die Ausführung des Mordes zu beeilen, und dazu die Villa Piso's bei Bajae zu wählen, welche Nero aus Wohlgefallen an ihrer anmuthigen Lage häufig zu besuchen[142]) und daselbst ohne militärische Bedeckung und ohne das belästigende Gepränge seiner hohen Stellung zu baden und zu speisen pflegte.

Allein zur Ausführung dieses Planes versagte Piso seine Einwilligung, indem er „den schlimmen Eindruck" vorschützte, „den es machen werde, wenn die Heiligkeit des gastlichen Tisches und die schützenden Götter des Gastrechts mit dem Blute eines ermordeten Kaisers, so schlecht derselbe auch sein möge, besudelt würden."[144]) Mehr werde es sich empfehlen, in der Hauptstadt, in seinem verhaßten von der geraubten Habe der Bürger aufgebauten Palaste[145]) oder auf offener Straße die That zu vollbringen, zu der sie sich im Interesse des Gemeinwohls entschlossen hätten." So äußerte er sich vor den Verschworenen; insgeheim aber war sein Motiv die Furcht: daß Lucius Silanus, ein Mann von höchstem Adel, Zögling des Cajus Cassius, in dessen Hause er erzogen worden war, und der in jeder Beziehung

*) Sehr natürlich. Was aber bei einem „so grausamen, blutdürstigen und mitleidlosen Tyrannen", wie Nero allgemein geschildert wird, sehr auffällt ist, daß Tacitus nicht berichtet, daß Nero zur Erforschung der Wahrheit schon jetzt die Folter bei der Courtisane anwendete und ihre nächsten Umgangsfreunde verhaften ließ.

[142]) S. oben Anm. 141. — Daß Nero seinen Sinn für den Genuß landschaftlicher Schönheit hatte, geht wie aus dieser Stelle, so auch aus der Anlage seines großen Parks in Rom (s. oben Kap. 41, Anmerk. 10) hervor.

[144]) Dieser Zug sentimentaler Bedenklichkeit paßt allerdings sehr wohl zu dem Bilde, welches uns Tacitus und andere von dem verschwommenen, thatunkräftigen, gutherzigen Wesen des aristokratischen Lebemannes gegeben haben, den die Verschworenen halb und halb ohne seinen Willen an die Spitze ihres Unternehmens gestellt hatten. Indessen hatte derselbe dabei doch noch, wie wir bald hören werden, einen Hintergedanken als eigentliches Motiv seiner sentimentalen Bedenklichkeit.

[145]) Wie mir scheint verräth sich hier deutlich der Rhetor. Denn die Berathung, welche hier geschildert wird, findet kaum ein Jahr nach dem großen Brande statt, in welcher Zeit unmöglich Nero's neuer großartiger Palast „aufgebaut" sein konnte.

hoch in der öffentlichen Meinung stand, sich des Thrones bemächtigen konnte, wozu ihm alle diejenigen gern behülflich sein würden, die sich von der Verschwörung rein gehalten hätten, und die die Ermordung Nero's als eine Freveltat beklagen würden. Viele sind der Ansicht gewesen: Piso habe zugleich beabsichtigt die Gefahr zu vermeiden, daß der hitzköpfige Konsul Vestinus sich zu Gunsten einer republikanischen Verfassung erhebe; oder durch die Wahl eines andern zum Kaiser den Thron zu einem Geschenke von seiner Hand mache. Man muß nämlich wissen, daß er (Vestinus) außerhalb der Verschwörung stand, obgleich Nero später bei der in dieser Beziehung gegen ihn angebrachten Anschuldigung seinem alten Hasse gegen den Unschuldigen Genüge zu thun gewußt hat.[146])

Kapitel 53.

Endlich beschlossen sie, an demjenigen Tage der Cirkusspiele, welcher zu Ehren der Ceres gefeiert wird, ihr Vorhaben auszuführen, weil der Kaiser, der in seinem Palaste oder in seinen Parkgärten abgeschlossen lebend nur selten öffentlich ausging, zu den Lustbarkeiten des Cirkus sich einzufinden pflegte, wo denn in der bei dem Schauspiele herrschenden allgemeinen Fröhlichkeit leichter an ihn heranzukommen war.[147]) Ueber den Hergang des mörderischen Angriffs hatten sie sich dahin verständigt, daß Lateranus, unter dem Scheine den Kaiser um eine Vermögensunterstützung bittend angehe, ihm flehend zu Füßen fallen und ihn dabei unversehens niederreißen und — ein Mann von großer Entschlossenheit und gewaltigem Körperbau wie er war — liegend am Boden festhalten sollte; dann sollten die Tribunen und Centurionen und die sonstigen beherzten Verschworenen hinzueilen und ihn in Stücke hauen; wobei den ersten Streich zu führen Scaevinus sich ausbedang, der aus dem Tempel

[146]) Ueber das Schicksal des Silanus und Cassius berichtet Tacitus im folgenden Buche (XVI. 7—9) das Nähere. Der erstere, Lucius Junius Torquatus Silanus, war Sohn des von der Agrippina elf Jahre zuvor vergifteten Urenkels des Kaisers Augustus (s. oben XIII. 1). — Cassius war von altberühmtem mit dem Julischen Hause verwandten Geschlechte (s. oben XII. 11, vgl. VI, 15 und dort Nipperdey). Ueber Vestinus' späteres Schicksal wissen wir nichts Näheres.

[147]) Diese der Ceres geweihten Festlichkeiten, ludi Ceriales genannt, begannen am 12. April und währten acht Tage. Am letzten Tage derselben, den 19. Mai, bildete ein Cirkusspiel den Schluß. Dies war der von den Verschworenen ersehnte Tag. —

Ergüſſe iſt ein muſikaliſches. Mit ihnen gemein haben ſie die Unbeſtimmtheit, das Ahnungsvolle, die variirende Wiederholung derſelben einfachen Themata. Bettina weiß, daß die Schlafwandelnden auf den Höhen der Menſchheit gefährlich zu wecken ſind mit dem lauten Rufe des Namens und Wortes. Denn wenn ſie auch nicht wie die Nachtwandler auf den Dächern ſelbſt hinunterſtürzen, ſo ſchleudert doch leicht die Hand des Geweckten den Blitz auf den unvorſichtigen Erwecker. Und wenn daher der Herr Bürgermeiſter die Frau Rath einmal neugierig fragen, welchen Staat u. ſ. w. ſie denn eigentlich meine, ſo antwortet ſie ihm mit jener taubenunſchuldigen Schlangenklugheit, die ſchon die Bibel empfiehlt: „Ich meine keinen Staat, wo mir die Cenſur meine Anſichten ſtreichen kann, ich meine einen ganz andern Staat hinter dem Himalaya gelegen, der ein Widerſchein von dem Staate iſt, den ich meinen könnte; ſollte mir aber auch das die Cenſur ſtreichen wollen, nun, ſo meine ich auch den nicht. Ich meine nichts, was könnte geſtrichen werden.“ —

So ſind denn Form und Einkleidung die Blitzableiter, die alle elektriſchen Schläge machtlos an dem hohen ſchlanken gothiſchen Thurmbau ihrer poetiſchen Politik hinabführen, „auf deſſen höchſter Zinne ſie ihr Geſpräch mit den Wetterwolken hält.“ O Cenſur!

„Du Spottgeburt von Dreck und Feuer
Ein Mägdelein nasführet dich.“

der Salus in Etrurien, oder, wie andere berichtet haben, aus dem der Fortuna in der Stadt Ferentinum[148]) sich ein Dolchschwert heimlich angeeignet hatte, und dasselbe, als ob er es einer großen That geweiht habe, bei sich zu tragen pflegte. Inzwischen sollte Piso im Tempel der Ceres den Ausgang erwarten, von wo ihn der Gardepraefekt Faenius und die anderen Verschworenen abholen und in's Praetorianerlager bringen sollten. Und zwar sollte Antonia, des Kaisers Claudius Tochter, ihn dahin begleiten, um von Seiten des Volkes eine günstige Demonstration für ihn hervorzurufen. Den letzteren Umstand erzählt Cajus Plinius. Ich meinerseits wollte diese einmal vorhandene Ueberlieferung, wie es auch mit ihr beschaffen sein mag, den Lesern nicht vorenthalten, so unglaublich es mir auch erscheinen mochte, daß einerseits Antonia auf eine leere Hoffnung hin[149]) ihren Namen und ihren Kopf auf's Spiel gesetzt haben, oder daß andererseits Piso, bei seiner notorischen Liebe zu seiner Gattin, sich zu einem anderweitigen Ehebündnisse verpflichtet haben sollte, — es müßte denn sein, daß die Begierde zu herrschen wirklich heißer ist als sämmtliche andere Empfindungen.

Kapitel 54.

Wunderbar jedoch war es, wie gut inmitten der großen Verschiedenheit an Herkunft, Stand, Alter, Geschlecht, Armuth und Reichthum der bei der Verschwörung Betheiligten Alles geheimgehalten blieb, bis der Verrath aus dem Hause des Scaevinus ausging.

Dieser hatte am Tage vor dem beabsichtigten Attentate eine lange Unterredung mit Antonius Natalis gehabt, war dann nach Hause gegangen, wo er sein Testament vollzog, darauf das oben erwähnte Dolchschwert aus der Scheide zog, darüber schalt, daß es von langem Hängen stumpf sei, und Befehl gab dasselbe am Schleifstein zu schärfen und zu äußerster Schärfe zuzuspitzen, wofür zu sorgen er seinem Freigelassenen Milichus auftrug. Zugleich ließ er sich zu einem reichlicher als gewöhnlich ausgestatteten Mahle nieder und beschenkte seine Lieblingssklaven mit Frei-

[148]) Eine latinische Landstadt, außer der es noch eine gleichnamige in Etrurien gab. — Das obige Programm der Ausführung des Meuchelmordes war, wie man sieht, dem der Verschwörer gegen Caesar nachgebildet.

[149]) Nämlich auf die Hoffnung: durch Verheiratung mit Piso, wenn das Attentat glückte, Kaiserin zu werden. Antonia war Tochter des Kaisers Claudius von der Paetina. S. oben XIII. 23, XII. 2. — Ueber Piso's leidenschaftliche Liebe zu seiner Frau s. unten Kap. 59.

lassung, andere mit Geld. Auch sah man offenbar, daß er selbst niedergeschlagen und von einem wichtigen Gedanken hingenommen war, so sehr er sich auch bemühen mochte, in abspringenden Unterhaltungsreden Fröhlichkeit zu heucheln. Schließlich gab er ebendemselben Milichus die Weisung: Verbandzeug für Wunden und blutstillende Mittel bereit zu halten — sei es, daß derselbe um die Verschwörung wußte und bis zu diesem Momente treu geblieben war, oder daß er nichts davon wußte und erst jetzt plötzlich Verdacht schöpfte, wie sehr viele, gemäß den nachfolgenden Umständen, die Sache berichtet haben. Sobald nämlich derselbe in seinem sklavischen Sinne den Lohn der Untreue bei sich überdachte und ungemessene Geldbelohnung und Einfluß zugleich seiner Phantasie vorschwebten, da mußte das Gefühl von Recht und Unrecht, das Leben seines Patrons und die Erinnerung an die geschenkt erhaltene Freiheit in den Hintergrund treten. Hatte er doch auch den Rath seiner Frau zu hören verlangt, welcher der eines Weibes und schlechter als seine eigene Ansicht war. Sie wandte nämlich das Schreckmittel der Furcht gegen ihn an, und machte ihm bemerklich: „daß viele Freigelassene und Sklaven zugegen gewesen, die dasselbe als Augenzeugen wahrgenommen; daß sein alleiniges Schweigen (dem Herrn) nichts nützen werde, daß dagegen die Belohnung einem Einzigen zufallen werde, der zuerst die Anzeige mache."

Kapitel 55.

So machte sich denn Milichus mit Tagesanbruche auf den Weg nach den Servilianischen Parkgärten.[150]) Man verwehrte ihm den Eintritt; als er aber wiederholt sagte: er bringe wichtige und furchtbare Nachrichten, ward er von den Thürhütern zu dem Freigelassenen Nero's, Epaphroditus, und dann von diesem zum Nero geführt, den er von der dringenden Gefahr, von der Verschwörung bedeutender Männer und von dem, was er weiteres gehört, was er gemuthmaßt hatte, in Kenntniß setzt. Auch die zu seiner Ermordung zugerichtete Waffe zeigte er vor, und verlangte, daß der Angeklagte herbeigeholt werde. Derselbe wurde sofort durch Soldaten zur Stelle geschafft und begann seine Vertheidi-

[150]) Sie lagen jenseits des Tiber an der Straße nach Ostia, und gehörten dem Kaiser, der sich später in seiner letzten Todesnoth dahin flüchtete, ehe er Rom verließ. Sueton Nero 47. Der Kaiser wohnte dort, weil es Frühling und weil sein abgebrannter Palast noch nicht hergestellt war.

gung. Befragt wegen des Dolchschwertes gab er zur Antwort: „dasselbe sei als ein altes Weihestück aus seiner Vaterstadt von ihm seit lange werth und in seinem Schlafzimmer aufbewahrt gehalten, und ihm (jetzt) von seinem betrügerischen Freigelassenen heimlich entwendet worden. Sein Testament habe er zu wiederholten Malen und ohne sich an einen bestimmten Kalendertag zu halten abgeschlossen. Geldsummen und Freilassungen habe er seinen Sklaven auch früher schon zum Geschenk gemacht, es sei aber gestern um deßwegen in reichlicherem Maße geschehen, weil er in Folge seiner zurückgekommenen Vermögensverhältnisse und bei dem Drängen seiner Gläubiger sich auf sein Testament nicht mehr verlassen zu können fürchtete.[151]) Was nun gar seine Tafel betreffe, so habe er ja immer auf einen gut besetzten Tisch gehalten und überhaupt ein lustiges Leben geführt, das vor strengen Richtern wenig Gnade finde. Verband für Wunden habe Er keinerlei angeordnet, sondern sein Ankläger sei es, der im Bewußtsein, daß alle seine sonstigen Anklagen offenbar nichtig seien, eine Anschuldigung hinzufüge, bei der er sich zum Angeber und Zeugen in einer Person mache." Bei diesen seinen Aussagen zeigte er große Festigkeit; er trat selbst als Kläger auf gegen „den verabscheuungswürdigen und verbrecherischen Menschen" mit solcher Selbstgewißheit in Stimme und Gesichtsausdruck, daß es mit Milichus' Angabe schwach ausgesehen haben würde, wenn denselben nicht seine Frau daran erinnert hätte, „daß Antonius Natalis vielerlei geheime Unterredung mit Scävinus gehabt habe,[152]) und daß beide Cajus Piso's intimste Freunde seien."

Kapitel 56.

In Folge dessen wird Natalis herbeigeführt und beide gesondert befragt: „was das für eine Unterredung, und welches der Gegenstand derselben gewesen sei." Jetzt schöpfte man Verdacht, denn die Antworten waren nicht übereinstimmend ausgefallen. Man legte also beide in Fesseln; und da vermochten sie dem Anblicke der Marterwerkzeuge und der angedrohten Folter nicht zu widerstehen. Als der erste jedoch legte

[151]) D. h. weil er gefürchtet habe, daß nach Befriedigung seiner Gläubiger, welche vorgingen, nicht mehr die Mittel übrig bleiben würden, die testamentarisch festgesetzten Freilassungen und Legate an seine Diener zu realisiren.

[152]) Zu dieser oben Kap. 54 erwähnten Unterredung am Tage zuvor hatte also Milichus seinen Patron zum Natalis begleitet.

Natalis, der von der ganzen Verschwörung mehr wußte und zugleich mehr dazu angethan war seine Angabe zu beweisen, ein Geständniß ab, und zwar zuerst in Betreff Piso's. Demnächst nennt er den Annaeus Seneka — sei es, daß er wirklich zwischen diesem und dem Piso den Mittelsmann gemacht hatte, oder daß er damit Gnade vor Nero sich zu erwerben beabsichtigte, welcher, feindselig wie er gegen Seneka gesinnt war, alle Mittel denselben zu verderben aufsuchte. Als er erfahren, daß Natalis Angaben gemacht habe, bekannte jetzt auch Scaevinus, sei es aus gleicher Schwäche,[153]) oder weil er glaubte, daß Alles bereits heraus, und sein Schweigen von keinem Nutzen mehr sei, die Namen der übrigen Verschworenen. Von diesen beharrten Lukanus sowie Quintianus und Senecio lange beim Ableugnen. Dann, durch das Versprechen der Straflosigkeit bestochen, nannten sie, um ihr spätes Eingeständniß zu entschuldigen: Lukanus seine Mutter Acilia,[153a]) Quintianus den Glitius Gallus, Senecio den Annius Pollio, beide ihre besten Freunde.

Kapitel 57.

Inzwischen erinnerte sich Nero daran, daß auf die von Volusius Prokulus gemachte Anzeige Epicharis sich noch in Verhaft befinde, und in der Meinung, daß ein schwaches Weib dem Schmerze nicht widerstehen werde, giebt er Befehl, sie auf das härteste zu foltern. Aber keine Schläge, keine Feuermartern, keine Wuth ihrer Folterer, welche die angewendeten Qualen steigerten, um sich nicht von einem Weibe verhöhnen zu lassen, vermochten diese Frau dahin zu bringen, ihr Ableugnen alles des ihr zur Last gelegten aufzugeben. So blieb der erste Tag der peinlichen Befragung resultatlos. Am folgenden, als man sie zur Fortsetzung derselben Martern auf einem Tragstuhle schleppte — sie vermochte nämlich mit ihren ausgerenkten Gliedern sich nicht aufrecht zu halten — schlang sie ihre Brustbinde wie einen Strick um die Lehne des Sessels, steckte ihren Hals in die Schlinge, ließ sich mit dem ganzen Schwergewicht ihres Körpers fallen und hauchte so ihren bereits schwachen Lebensathem aus: ein um so rühmlicheres Beispiel eines Weibes aus

153) D. h. aus Furcht vor der Folter.

153a) Hierzu bemerkt sehr treffend Merivale VI. Chapt. 53, p. 367: Such charges, it must be remembered, are commonly made by unscrupulous governments to disgrace a commiserated victim.

freigelaſſenem Stande, die in ſo furchtbarer Noth Freunde und ſo zu ſagen Unbekannte zu ſchützen ſuchte, während Freigeborene, während Männer, während römiſche Ritter und Senatoren, ehe ſie noch die Folter gefühlt hatten, jeder die ihrem Herzen theuerſten Unterpfänder verriethen! Denn auch Lukanus und Senecio und Quintianus ließen nicht ab Mitwiſſer in Maſſe anzugeben, ſo daß Nero immer mehr in Angſt gerieth, obſchon er ſich bereits mit der doppelten und verdreifachten Schutzwache umgeben hatte.[154])

Kapitel 58.

Ja er nahm ſogar die ganze Hauptſtadt ſo zu ſagen in Haft, indem er durch Soldatenabtheilungen die Mauern beſetzen und ſelbſt Meer und Strom ſperren ließ.[155]) Dazu ſchwärmten auf den öffentlichen Plätzen, in den Paläſten der Großen, ſelbſt auf den Landſitzen und in den benachbarten Landſtädten Fußſoldaten und Reiter umher, denen Germanen zugetheilt waren, auf welche der Kaiſer als auf Ausländer ſeinen beſonderen Verlaß ſetzte.[156]) Von ihnen wurden unaufhörlich Schaaren Gefeſſelter herbeigeſchleppt und lagen an dem Eingangsthore des Parkgartens. Und wenn ſie dann zum Verhör eingeführt worden waren, ſo wurde ſchon eine frühere Aeußerung der Freude gegenüber einem der Verſchworenen, eine zufällige Unterhaltung und plötzliche Begegnung, wenn man mit einem zuſammen zu einem Gaſtmal oder zum Schauſpiel gegangen war, zum Verbrechen gemacht; wobei außer Nero's und Tigellinus' grauſamen Frageſtellungen auch noch Faenius Rufus ihnen heftig zuſetzte, der bisher noch nicht von den Angebern namhaft gemacht worden war, und der, um ſeine Unbetheiligtheit glaubhaft zu machen, ſich gegen ſeine Genoſſen auf das härteſte benahm. Und als Subrius Flavus, der bei den Verhören gegenwärtig war, durch einen

154) Beides war dem Nero bei dem wachſenden Einblicke in die weite Verzweigung der Verſchwörung ſicherlich nicht zu verdenken; vielmehr erregt es unſere Verwunderung, daß er die erſte Anzeige ſo obenhin behandelt und ihr gar keine weitere Folge durch ſchärfere Befragung der Epicharis gegeben hatte.

155) Er verſetzte eben die Stadt „in Belagerungszuſtand", — eine unter ſolchen Umſtänden durchaus gebotene Maßregel, obſchon Tacitus darüber ſpottet.

156) Ueber dieſe germaniſchen Leibwächter, welche zu Pferde dienten ſ. d. Anm. 56 zu Ann. I. 24. vgl. XIII. 18. Grabinſchriften einzelner Mitglieder dieſes Elitekorps der Kaisergarde theilt Nipperdey mit; aus ihnen geht hervor, daß die meiſten in Rom jung ſtarben.

Wink bei ihm anfragte: ob er nicht mitten während des Verhörens das Schwert ziehen und den Mord vollbringen solle, da winkte er demselben ein Nein zu und unterbrach so das kühne Beginnen des Mannes, der bereits die Hand an den Schwertgriff legte.[137])

Kapitel 59.

Von mehreren Seiten redete man, als die Verschwörung verrathen, Milichus noch im Verhör war, und Saevinus bereits schwankte, dem Piso zu: „sich sofort in das Lager der Garden zu begeben, oder die Rednerbühne auf dem Forum zu besteigen und die Theilnahme der Soldaten und des Volkes zu gewinnen zu suchen. Wenn sich dabei die Mitverschworenen auf einen Haufen versammelten, so würden sich auch Uneingeweihte anschließen. Jede unternommene Bewegung werde von der öffentlichen Meinung als bedeutend dargestellt, die ja bei einer Revolution so viel vermöge. Gegen Schritte wie dieser sei Nero in keiner Weise vorbereitet. Selbst tapfere Männer würden durch plötzliche Angriffe in Schrecken gesetzt; wie könnte daran zu denken sein, daß dieser Theaterprinz, etwa in seines Tigellinus und seiner Konkubinen Begleitung, bewaffneten Widerstand leisten sollte! Vieles gelinge bei dreister Inangriffnahme, was dem träge Zaudernden unüberwindlich erscheine. Vergeblich sei es, auf Schweigen und Standhaftigkeit bei der geistigen und körperlichen Beschaffenheit so vieler Mitwisser zu hoffen; Folter oder Lohnverheißung fänden überall den Weg, die Wahrheit heraus zu bringen. Nero's Schergen würden kommen, auch ihn zu verhaften und ihn schließlich eines unwürdigen Todes sterben zu lassen. Wie viel rühmlicher sei es da unterzugehen, indem er die Sache des Staates zu der seinigen mache, indem er das Volk zur Freiheit aufrufe! Immer noch besser sei es, wenn das Militär ihm seine Hülfe versage, das Volk ihn im Stiche ließe, daß er selbst wenigstens, wenn ihm das Leben gewaltsam genommen würde, eines Todes sterbe, den seine Vorfahren, den seine Nachkommen loben müßten."

Diese Vorstellungen machten indeß auf ihn keinerlei Eindruck. Er

[137]) Es wäre interessant zu wissen, wie und auf welche Weise dieses stumme Frage- und Antwortspiel (wenn es überall stattgefunden hat) zur Kunde der Menschen habe kommen können! Tacitus bedauert, daß die That des Subrius nicht zur Ausführung gekommen, und doch war bei derselben in diesem Momente an irgend einen Erfolg gar nicht zu denken.

verweilte nur kurze Zeit an einem öffentlichen Orte, schloß sich dann zu Hause ein und versuchte sich auf sein Endschicksal mit Muth zu waffnen, bis eine Abtheilung Soldaten anlangte, welche Nero aus Rekruten oder jungen Truppen ausgewählt hatte; denn den alten Soldaten traute man nicht, weil man glaubte sie wären halb und halb dem Piso zugethan. Man tödtete ihn, indem man ihm an beiden Armen die Adern öffnete. Ein Testament voll gemeiner Kriecherei gegen Nero zu machen ließ er sich herbei aus Liebe zu seiner Frau, einer Person von niedriger Herkunft und allein durch ihre Schönheit empfohlen, die er ihrem früheren Ehemanne, seinem Freunde, abspenstig gemacht hatte. Das Weib hieß Atria Galla, ihr früherer Mann Domitius Silus. Beide, der letztere durch seine einwilligende Schwäche, die erstere durch ihren Mangel an Schamgefühl, hatten dem Piso weithin schlechten Leumund gemacht.[158])

Kapitel 60.

Die nächstfolgende Hinrichtung war die des designirten Konsuls Plautius Lateranus, bei der Nero so rasch verfuhr, daß er ihm nicht seine Kinder zu umarmen, nicht die gewöhnliche kurze Frist, welche durch die freie Wahl der Todesart gewährt wird, verstattete. Eiligst nach dem für die Hinrichtung von Sklaven bestimmten Platze[159]) geschleppt,

[158]) Die letztere, sonst für die hier erzählten Dinge sehr müßige, Bemerkung des Tacitus ist für uns doch insofern wichtig und interessant, als aus derselben hervorgeht, daß das damalige römische Publikum keineswegs so absolut verdorben und moralisch abgestumpft sein konnte, wie Tacitus es sonst zu schildern liebt, da von demselben eine solche mit Ehescheidung verbundene Heirat aus Liebesleidenschaft (denn Piso liebte diese Frau leidenschaftlich, s. oben Kap. 53) als ein Skandal und Verstoß gegen die öffentliche Sittlichkeit betrachtet wurde, aus welchem dem übrigens so allgemein beliebten Piso weit und breit „schlechter Leumund" (infamia) erwuchs. Hatte doch hundert Jahre früher Augustus mit Livia ganz dasselbe gethan (s. Kaiserfrauen S. 31—33). Nipperdey meint zwar, daß der Tadel, welchen Tacitus über den „geduldigen Ehemann" Domitius ausspreche, voraussetzen lasse, daß der letztere die Frau nach Piso's Tode wieder geheiratet habe. Allein davon sagt Tacitus kein Wort.

[159]) Dieser Sklavenrichtplatz, das „Sessorium" genannt, lag in der Gegend der jetzigen Kirche Santa Croce, welche davon auch Basilika Sessoriana, sowie das nächstgelegene Thor (Porta Maggiore) Porta Sessoriana hieß. Vgl. Ann. II, 32. — Da Lateranus von Tacitus (s. oben Kap. 49) einer der wenigen Tüchtigen und Entschlossenen unter den Verschworenen genannt wird, so ist das rasche Verfahren gegen ihn sehr erklärlich.

wird er dort von dem Tribunen Statius niedergemacht, während er mannhaft Schweigen beobachtete und dem Tribunen nicht vorwarf, daß derselbe Mitwisser um dieselbe Sache sei.

Darauf erfolgte die Hinrichtung des Annaeus Seneka, zu größter Befriedigung des Kaisers, nicht weil er sich von der erwiesenen Theilnahme desselben an der Verschwörung überzeugt hatte, sondern — um jetzt mit dem Schwerte wüthen zu können, da es ihm bekanntlich mit dem Gifte nicht geglückt war. (!)[160] Der einzige nämlich, der gegen ihn ausgesagt hatte, war Natalis, und auch dieser nur so viel: „Man[161] habe ihn zu dem kranken Seneka abgesendet, um nach demselben zu sehen und bei ihm beschwerdeführend anzufragen: weshalb er den Piso nicht vor sich lasse? Es würde doch besser sein, wenn sie ihr Freundschaftsverhältniß durch vertrauliches Zusammenkommen in Uebung erhielten. Worauf Seneka geantwortet habe: gegenseitige mündliche Mittheilungen durch Mittelspersonen und häufige Gespräche von Person zu Person seien für keinen von ihnen beiden räthlich; im Uebrigen beruhe die Sicherheit seiner eigenen Existenz auf der ungefährdeten Piso's." Diese Angaben erhielt Gavius Silvanus, ein Tribun der Leibgarde, den Auftrag dem Seneka zu melden und denselben zu befragen: ob er die Worte der Aussage des Natalis und seine darauf gegebene Antwort als richtig anerkenne.

Kapitel 61.

Seneka war grade an dem Tage, sei es zufällig oder absichtlich, aus Kampanien zurückgekommen, und hatte vier Meilen von der Stadt auf seinem suburbanischen Landsitze Halt gemacht.[162] Dorthin kam bei nahender Abendzeit der Tribun und cernirte die Villa mit Abtheilungen von Soldaten; dann machte er dem Seneka selbst, der mit seiner Gattin Pompeja Paulina und zweien Freunden bei Tische saß, von den Aufträgen des Kaisers Mittheilung. Seneka's Antwort lautete: „Allerdings

[160]) Der Giftmordversuch Nero's gegen Seneka, der oben (Kap. 45) noch ein bloßes „Gerücht" war, welches nur „ein und der andere (quidam) Schriftsteller" erwähnte, gilt hier bereits als Thatsache. S. oben Anmerk. 127 zu Kap. 45. Die daran geknüpfte Motivirung der „Freude", welche es dem Nero gemacht habe, jetzt seinem alten Lehrer an's Leben zu können, ist von eigenthümlicher Gehässigkeit.

[161]) Wer? das ist Hauptsache.

[162]) Ueber die Lokalität dieses Seneka'schen Landsitzes und über ein dort gefundenes Relief s. Ein Winter in Rom (2. Ausg.) S. 215—216.

ſei Natalis zu ihm geſchickt worden[163]) und habe in Piſo's Namen darüber Klage geführt, daß derſelbe ſeine Thür verſchloſſen finde, wenn er ihn (Seneka) beſuchen wolle; worauf er (Seneka) als Entſchuldigung: Rückſicht auf ſeine ſchwache Geſundheit und Verlangen nach Ruhe angegeben habe. Warum er die ungefährdete Sicherheit der Exiſtenz eines Privatmannes höher als ſeine eigene hätte anſchlagen ſollen, habe er keinen Grund gehabt; auch ſei er ſeinem Weſen nach kein allezeit fertiger Komplimentenmacher. Und zwar wiſſe dies letztere Niemand beſſer als Nero, der öfter Beweiſe von dem Freimuthe Seneka's, als von deſſen dienſtwilliger Gefügigkeit erfahren habe."

Als dieſe Auslaſſungen von dem Tribunen dem Kaiſer berichtet wurden, bei dem ſich Poppaea und Tigellinus anweſend befanden, welche den allergeheimſten Rath des grimmig aufgeregten Fürſten bildeten, fragte derſelbe den Tribunen: „ob Seneka Anſtalt zu freiwilligem Tode mache?" Der Tribun verſicherte hierauf: „man habe keine Zeichen von Furcht, keine Niedergeſchlagenheit in ſeinen Aeußerungen oder ſeinen Mienen wahrgenommen." „Nun, ſo ſolle er zurückgehen und ihm den Tod anſagen," lautete der Befehl des Kaiſers.[164]) — Fabius Ruſtikus berichtet: der Tribun ſei nicht auf demſelben Wege, den er gekommen, zurückgegangen, ſondern habe einen Umweg zu dem Praefekten Faenius gemacht, demſelben den Befehl des Kaiſers mitgetheilt und ihn gefragt: ob er gehorchen ſolle? worauf er von demſelben die Weiſung empfangen, den Befehl zu vollziehen. Es hatte eben das Schickſal alle mit Feigheit geſchlagen! Denn auch Silvanus befand ſich unter der Zahl der Verſchworenen, und doch vermehrte er jetzt noch die Frevelthaten, zu deren Beſtrafung er ſich verbindlich gemacht hatte! Doch vermied er wenig-

[163]) Von wem?

[164]) Die Erwähnung, daß Poppaea bei dieſer letzten Entſcheidung anweſend war, giebt einen Fingerzeig über ihre Betheiligung bei der Verurtheilung Seneka's. Merivale (VI. p. 369) bemerkt ganz richtig: „Nero mochte in der That gleichgültig gegen ſeinen alten Freund geworden ſein, aber er hatte keinen Grund, Haß gegen ihn zu hegen. Es war viel wahrſcheinlicher, daß Seneka ſeine Verurtheilung der Poppaea verdankte, denn ſie war nicht die Frau, die ihm den Eifer vergeben mochte, mit dem er ihrem Liebhaber von der Verſtoßung Octavia's abzurathen geſucht hatte, und ſie fühlte, daß ihr Einfluß auf Nero davon abhing, daß ſelbſt der Schatten von Ehre und Tugend in Seneka's Perſon aus des Kaiſers Geſichtskreiſe entfernt wurde." Daß Seneka ſo wie ſein Freund Burrus ſich der Trennung von Nero's Ehe mit Octavia lebhaft widerſetzt hatte, iſt bekannt. S. Agrippina S. 258—261. S. 285—288.

stens das Opfer zu sehen und zu sprechen, und schickte einen seiner Centurionen zum Seneka hinein, der demselben ankündigen mußte, daß seine letzte Stunde gekommen sei.

Kapitel 62.

Seneka zeigte keinerlei Bestürzung, sondern verlangte bloß sein Testament; und als der Centurio ihm dies abschlug, wandte er sich zu seinen Freunden mit den Worten: da er also verhindert werde, ihnen für das ihm erwiesene Gute seinen Dank abzutragen, so vermache er ihnen das Einzige, was er jetzt noch habe, und zugleich das Schönste: das Bild seines Lebens; wenn sie das Andenken an seine guten Eigenschaften im Herzen bewahrten, so würden sie als Lohn den Ruhm treuer Freundschaft davontragen. Zugleich bemühte er sich, die weinenden Freunde[164a]) bald durch Gespräche über andere Dinge, bald durch lebhafteren direkten Zuspruch zu gefaßter Haltung zu bringen, indem er wiederholt die Frage an sie richtete: „wo denn die philosophischen Grundsätze, wo die vernünftige Haltung gegenüber drohenden Geschicken sei, die man so viele Jahre lang überdacht habe? Wem sei denn die Grausamkeit Nero's unbekannt gewesen? Es bliebe demselben ja auch, nachdem er Mutter und Bruder umgebracht, nichts anderes mehr übrig, als daß er jetzt den Mord seines Erziehers und Lehrers hinzufüge!“[165])

[164a]) Es waren an dem Abende bei Seneka nur zwei Freunde anwesend (s. oben Kap. 61). Vielleicht gehörten sie zu denen, welche im Verlaufe der Untersuchung mit dem Exil bestraft wurden. S. unten Kap. 71. — Das Testament war bereits gemacht; Seneka verlangte es nur, um demselben noch einige Bestimmungen zu Gunsten seiner anwesenden Freunde hinzuzufügen.

[165]) Es ist nicht wahrscheinlich, daß Seneka diese letzteren schweren Anklagen gegen Nero wirklich geäußert hat. Denn abgesehen davon, daß der Brudermord an Britannikus wahrscheinlich in's Gebiet der Fabeln gehört (s. Agrippina S. 205 und S. 247—49), ja, daß man denselben sogar auf den Rath und die Eingebung des Seneka selbst zurückgeführt hat, so würde das Anhören solcher Aeußerungen für die anwesenden Freunde Seneka's todesgefährliches Verbrechen gewesen sein. — Was den Brudermord anlangt, so erwähnt dessen nicht einmal der Verschworene Subrius Flavus, dessen Aussagen Tacitus aus den Verhörsprotokollen (s. unten Kap. 73) entnehmen konnte. Uebrigens zeigt der Zusatz haec atque talia zu Anfange des folgenden Kapitels, daß Tacitus hier den Seneka sprechen ließ, was er seiner Meinung nach hätte sagen mögen.

III.

Il principe.

Bettina's Buch iſt „dem König“ gewidmet. Es könnte auch den Titel von Machiavelli's berühmten Werke führen, denn es iſt ein Antimachiavell des neunzehnten Jahrhunderts.

Wüßte dieſer „König“ nicht beſſer wie ſeine zahlloſen Schmeichler und Lobredner, daß er der Gott nicht ſei, zu dem ſie ihn mit dem Weihrauchsqualme ihrer Päane zu räuchern unermüdlich befliſſen ſind, er müßte ſtaunen und zürnen, wenn er in den Spiegel dieſes Buches blickt, und ſich zu Thaten darin aufgefordert ſieht, die er nach den Heroldſtimmen ſeiner Verkündiger längſt gethan hat, wenn er Eigenſchaften ſich gewünſcht ſieht, die er nach eben jenen im überſchwänglichſten Maaße beſitzt.

„Wenn die Fürſten nicht demokratiſiren“, ſchrieb vor acht Jahren ein deutſcher Schriftſteller, „und die Erziehung des

Kapitel 63.

Nachdem er dieses und Aehnliches für alle Welt[166]) bestimmte geäußert hatte, umarmte er seine Gattin, und gegenüber dem furchtbaren Momente von einiger Weichheit ergriffen, bat und beschwor er sie: sie möge sich nicht ewigem Schmerze hingeben, sondern in ruhiger Betrachtung seines stets tugendhaft geführten Lebens ihre Sehnsucht nach dem Gemahl durch edle Trostmittel zu lindern suchen. Sie dagegen erklärte mit Entschiedenheit: auch sie sei entschlossen zu sterben, und forderte den Henker auf, sie zu tödten. Da sprach Seneka, um ihr in einem so ruhmvollen Entschlusse nicht zuwider zu sein und zugleich aus zärtlicher Liebe, um die so heiß geliebte nicht zu künftiger Mißhandlung im Leben zurückzulassen: „Ich hatte dich vorher auf das Leben und auf die Dinge, die dir dasselbe erträglich machen konnten, hingewiesen; du ziehst einen schönen Tod vor. Ich will dir diesen Ruhm nicht mißgönnen. Möge denn der standhafte Todesmuth bei diesem unseren Lebensausgange bei uns beiden der gleiche, der Ruhm deines Endes der strahlendere sein!“ Hierauf ließen sie sich mit einem Schnitte die Adern der Arme öffnen. Seneka, dessen von Alter und spärlicher Ernährung geschwächter Körper das Blut nur langsam fließen ließ, ließ sich auch an den Beinen und Kniekehlen die Adern aufschneiden. Allein durch die grausamen Qualen erschöpft und befürchtend, durch sein schmerzhaftes Leiden den Muth seiner Gattin zu brechen, sowie durch den Anblick ihrer Pein seine eigene Standhaftigkeit zu verlieren, überredete er dieselbe, sich in ein anderes Zimmer zu begeben. Und selbst noch im letzten Augenblicke seiner Beredsamkeit hinreichend mächtig, ließ er seine Schreiber rufen und diktirte ihnen sehr Vieles, was ich, da es mit seinen eigenen Worten bekannt gemacht worden ist, hier umgestaltet wiederzugeben[167]) mir erspare.

---

[166]) in commune: für alle Anwesenden und durch sie für die Oeffentlichkeit überhaupt.

[167]) invertere. Tacitus wie überhaupt die alten Historiker pflegten den Gedanken der von ihnen redend eingeführten Personen meist ihre eigene Form und Ausdrucksweise zu leihen. S. Nipperdey. Wir sehen aus dieser Stelle zugleich, daß die später nach Nero's Sturze herausgegebenen letzten Diktate Seneka's noch zu Tacitus' Zeit vorhanden und allgemein bekannt waren.

Kapitel 64.

Nero jedoch, der keinen persönlichen Haß gegen Paulina hegte, und der den schlimmen Eindruck seiner Grausamkeit nicht verstärkt wissen wollte, gab Befehl, den Tod derselben zu verhindern. Aufgefordert von den Soldaten verbanden Sklaven und Freigelassene ihr die Arme und hemmten das Blut, man weiß nicht ob mit oder ohne ihr Wissen. Denn wie das große Publikum stets geneigt ist das Schlimmere bereitwillig anzunehmen, so fehlte es auch nicht an Leuten, welche glaubten: so lange sie gefürchtet habe, daß Nero unversöhnlich sei, habe sie nach dem Ruhme gestrebt, gemeinsam mit ihrem Gemahle zu sterben; als sich ihr dann aber Aussicht auf mildere Behandlung eröffnete, habe sie den Lockungen des Lebens nicht widerstehen mögen.[168]) Dies Leben führte sie noch einige Jahre weiter fort, in stetem löblichen Gedenken ihres Gemahls, während ihr Antlitz und ihre Glieder eine solche Blässe der Farbe zeigten, daß jedermann sehen konnte, wie ein großer Theil des Lebenselementes entwichen sei.

Inzwischen ging Seneka, da sein langsames Hinsterben kein Ende nehmen wollte, den Statius Annaeus, den er seit langen Jahren als treuen Freund und geschickten Arzt erprobt hatte, mit der Bitte an: ein längst in Bereitschaft gehaltenes Gift — dasselbe, mit dem bei den Athenern die vom Staatsgerichtshofe verurtheilten zu Tode gebracht wurden — herbeizuholen, welches er, als man es ihm brachte, trank, aber vergeblich, da seine Glieder bereits erkaltet und der Körper für die Wirkung des Giftes unempfänglich war.[169]) Zuletzt ließ er sich in ein Bassin mit warmem Wasser bringen, aus dem er die zunächststehenden

[168]) Leider betheiligt sich Tacitus selbst an dieser „Vorliebe des großen Publikums für das Schlimmere der Auslegung einer Handlungsweise" durch seinen Zusatz incertum an ignorue („man weiß nicht, ob mit oder ohne ihr Wissen"), da offenbar Paulina, als man gegen ihr Sterben einschritt, bewußtlos war.

[169]) Nipperdey bemerkt hierzu: daß Seneka dieses Gift (den bekannten Athenischen Schierlingstrank) „offenbar nicht ohne eine gewisse Coquetterie gewählt habe, weil Sokrates damit hingerichtet worden war." Er hätte noch hinzusetzen können, daß vielleicht auch das schließlich genommene „Bad" an Sokrates erinnern sollte — wenn es nicht besser wäre, sich solcher Auslegungen überhaupt zu enthalten. Seneka wählte das — längst in Bereitschaft gehaltene — Schierlingsgift aus dem Grunde, weil dieses von den Athenern bei Todesstrafen angewandte (Plin. hist. nat. 25, 151) Mittel, wie wir aus Plato's Schilderung von dem Tode des Sokrates sehen, den Tod in der am wenigsten schmerzhaften Weise herbeiführte. S. Grote Gesch. Griechenl. IV, S. 630 der deutschen Uebersetzung.

Sklaven mit dem Ausrufe besprengte: „er weihe diese Tropfen dem Jupiter Befreier!“ Dann ward er noch in ein Dampfbad gebracht, dessen Dampf seinen Tod herbeiführte, worauf er ohne alle und jede Leichenfeierlichkeit verbrannt wurde: so hatte er es nämlich letztwillig vorgeschrieben zu einer Zeit, wo er, noch auf der Höhe seines Reichthums und seiner Macht, schon über seine Bestattung Verfügung traf.

Kapitel 65.

Es ging die Rede: Subrius Flavus nebst den Centurionen hätten insgeheim — jedoch nicht ohne Vorwissen Seneka's — im Plane gehabt, daß, wenn man mit Piso's Hilfe den Nero beseitigt habe, auch Piso fallen, und das Regiment dem Seneka übertragen werden solle, damit es so aussehe, als ob derselbe von Seiten der an der Verschwörung unbetheiligten wegen des Glanzes seiner Tugenden für den Thron erwählt worden sei.[170]) Ja man trug sich sogar im Publikum mit den eigenen Worten, die Flavius geäußert haben sollte: „Es mache keinen Unterschied in der Schande, wenn ein Citharoede vom Throne gestoßen und ein Tragoede sein Nachfolger auf demselben werde,“ — was sich darauf bezog, daß, wie Nero als Citherspieler, so Piso im tragischen Kostüme singend aufzutreten pflegte.

Kapitel 66.

Uebrigens blieb auch die Theilnahme der Militärpersonen an der Verschwörung nicht lange ein Geheimniß, weil diejenigen Verschwornen, welche Geständnisse gemacht hatten, darauf brannten, den Faenius Rufus anzugeben, dem sie es nicht vergeben konnten, daß er, ihr Mitschuldiger, jetzt ihren Inquirenten machte. So geschah es denn, daß, als er dem Scaevinus unter Drohungen hart zusetzte, dieser ihn höhnisch angrinsend entgegnete: „Niemand wisse mehr von der Sache als er selber,“ und ihn seinerseits aufforderte: „einem so guten Kaiser sich dankbar zu erweisen.“ Auf diese Worte wußte Faenius weder ein festes Wort zu erwidern, noch zu schweigen, sondern stotterte verwirrte Worte, die sein

[170]) Als Unbetheiligte (insontes) d. h. an der Verschwörung unschuldige wollten diese Militärs darum erscheinen, weil erstens die Ermordung Nero's durchaus nicht populär gewesen sein würde, und weil zweitens die Mehrzahl der Verschworenen aus anerkannt schlechten und unsittlichen Subjekten bestand.

Erschrecken offenbar machten; und da jetzt die andern,[171]) und zwar vorzüglich der römische Ritter Cervarius Prokulus, sich beiferten ihn zu überführen, so wurde er auf Befehl des Kaisers von dem Gardesoldaten Caſſius, der wegen seiner ausgezeichneten Körperkraft zur Seite des Kaisers stand, sofort ergriffen und in Fesseln gelegt.

Kapitel 67 u. 68.

Bald darauf wurde durch die Angabe derselben Personen auch der Tribun Subrius Flavus zu Falle gebracht, der anfänglich die Unähnlichkeit des Wesens und Charakters zu seiner Vertheidigung herbeizog und geltend zu machen suchte, „daß er, ein Mann der Waffen, sich doch nicht mit unsoldatischen[172]) und weibisch verweichlichten Subjekten zu einer so gewaltigen Unternehmung verbunden haben würde." Dann aber, da ihm hart zugesetzt wurde, suchte er seinen Muth in offenem Eingeständnisse. Als daher von Nero die Frage an ihn gerichtet wurde: aus welchen Gründen er so weit gegangen sei, seines Fahneneides zu vergessen? erwiderte er: „Ich haßte dich. Kein Soldat war dir treuer als ich, so lange du geliebt zu werden verdientest; zu hassen begann ich dich, nachdem du ein Mörder deiner Mutter und deines Weibes, ein Wagenlenker, Komödiant und Brandstifter geworden bist!" Ich habe hier seine eigenen Worte angeführt, weil sie damals nicht, wie die des Seneka, in's Publikum gekommen sind, und weil die schmucklosen und dabei kraftvollen Gesinnungsäußerungen des braven Soldaten es nicht weniger verdienten bekannt zu werden. Es ist Thatsache, daß bei dieser ganzen Verschwörung dies das Härteste war, was Nero zu hören bekam, der, obschon leicht bei der Hand zur Verübung von Freveltaten, doch ungewohnt war zu hören, was er verübte. — Die Vollziehung des Strafurtheils an Flavus ward dem Tribunen Bejanius Niger über-

[171]) D. h. die andern in Untersuchung befindlichen Verschwörer, zu denen auch der sofort genannte Cervarius Prokulus gehörte.

[172]) inermibus. Der Ausdruck bedeutet aber hier nicht, wie sonst, einen „unbewaffneten", „waffenlosen", sondern er enthält einen persönlichen Beigeschmack, wie das französische pékin im Munde des Berufssoldaten gegenüber dem „Civilisten". Uebrigens fällt dieses Zeugniß eines tapferen und mannhaften Offiziers über Charakter, Ruf und Sitten der Verschwörer aus dem Civilstande schwer in's Gewicht zu ihrer Verurtheilung. Es waren in der That fast alles Leute, die, wenn es ihnen gelungen wäre Nero zu stürzen, schwerlich ein besseres, vielleicht eher ein schlechteres Regiment herbeigeführt haben würden.

tragen. Derselbe ließ auf dem nächsten Ackerfelde die Grube machen. Flavus schalt über dieselbe als zu flach und zu eng, und sagte zu den umherstehenden Soldaten: „Nicht einmal das könnt Ihr dienstmäßig machen!„ Und aufgefordert: seinen Hals tapfer vorzustrecken, sprach er: „Wollte der Himmel, daß du so tapfer den Streich führst!" Und in der That gelang es dem Manne, der heftig zitterte, kaum mit zwei Hieben, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, während derselbe sich nachher vor Nero seiner Grausamkeit berühmte, indem er sagte: „er habe ihn anderthalbmal sterben machen!"

[68] Ein fast gleiches Beispiel standhaften Muthes gab der Centurio Sulpicius Asper, der dem Nero auf dessen Frage: „warum er sich ihm zu ermorden verschworen habe," kurzweg antwortete: „auf andere Art habe seinen Schandthaten nicht gesteuert werden können!" worauf er die über ihn verhängte Strafe erlitt. Auch die übrigen Centurionen verleugneten bei ihrer Hinrichtung ihre muthige Haltung nicht. Dagegen bewies Faenius Rufus nicht den gleichen Muth, sondern gab seinen Jammerklagen sogar in seinem Testamente Ausdruck.

Fort und fort wartete Nero darauf, auch den Vestinus, den derzeitigen Konsul, in die Anklage hineingezogen zu sehen, weil er ihn für einen gewaltthätigen und ihm feindlich gesinnten Mann hielt. Allein die Mitglieder der Verschwörung hatten ihm von ihren Absichten keine Mittheilung gemacht, einige deßhalb nicht, weil sie seit lange mit ihm in Feindschaft standen, die Mehrzahl, weil sie ihn für einen Hitzkopf und für einen Menschen hielten, mit dem keine Verbindung möglich sei. Was Nero betraf, so hatte sich sein Haß gegen Vestinus aus der ersten Kameradschaft mit demselben entwickelt, bei welcher der letztere Gelegenheit hatte, die Unbedeutendheit des Fürsten vollständig kennen und verachten, der erstere die wilde Verwegenheit seines Freundes fürchten zu lernen, da er oft die Zielscheibe von dessen unbarmherzigen Spottwitzen war, und da dergleichen, wenn sie stark mit Wahrheit versetzt sind, einen scharfen Stachel im Gedächtniß zurücklassen. Hinzugekommen war noch ein ganz neuer Grund: Vestinus hatte die Statilia Messalina geheiratet, obschon ihm nicht unbekannt war, daß zu ihren Liebhabern auch der Kaiser gehörte.

Kapitel 69.

Er griff also, da keine Anklage vorlag, kein Ankläger auftrat, und es ihm deßhalb unmöglich war, die Rolle des Richters zu spielen, zu

den Mitteln seiner Macht als absoluter Herrscher, indem er ihm den Tribun Gerellanus mit einer Kohorte Soldaten über den Hals schickte mit dem Befehle: „Den Anschlägen des Konsuls zuvorzukommen, sich seiner „„Burgveste““, wie er sie nannte, zu bemächtigen und seine angeworbene junge Mannschaft aufzuheben;“ — Vestinus hatte nämlich seinen Wohnpalast hoch über dem Forum und eine aus lauter stattlichen gleichaltrigen Leuten bestehende Dienerschaft. Er hatte an dem Tage alle seine amtlichen Funktionen als Konsul erfüllt und saß grade mit Gästen bei Tafel — sei es, daß er wirklich nichts fürchtete, oder daß er vielleicht seine Befürchtung zu verdecken suchte[173]) — als Soldaten eintraten und ihm sagten, daß der Tribun ihn rufen lassen. Vestinus erhob sich unverweilt von der Tafel. Sofort wird alles auf einmal rasch zu Ende geführt. Das Zimmer wird hinter ihm abgeschlossen; der Arzt ist zur Stelle; die Adern werden geöffnet; noch immer lebend wird er in's Bad gebracht und fortwährend in heißem Wasser untergetaucht,[174]) ohne daß er bei dem allen ein Wort der Klage über sein Schicksal verlauten ließ.[175])

---

[173]) Dieser Zusatz ist sehr wichtig. Derselbe war völlig unnöthig, wenn Tacitus aus seinen Quellen die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Vestinus unschuldig und in keiner Weise bei der Verschwörung gegen Thron und Leben des Kaisers betheiligt war. Dagegen konnte Tacitus nicht nur, sondern er mußte diesen Zusatz nothwendig machen, wenn er jene Ueberzeugung nicht hatte, sondern zugestehen mußte, daß Nero mit seinem raschen Verfahren gegen Vestinus einen Schuldigen traf, gegen den schnell und energisch vorzugehen die Rücksicht auf dessen gefährlichen Charakter gebot.

[174]) Der Ausdruck des Originaltextes (mersatur) zeigt, daß Vestinus durch dieses wiederholte Untergetauchtwerden ertränkt wurde. Baderäume mit Bädern aller Art fehlten in keinem anständigen römischen Wohnhause der Stadt und ebensowenig in den Landhäusern der Villen.

[175]) Dieses völlig schweigende Verhalten ist bei einem so leidenschaftlich heftigen, hitzköpfigen und verwegenen Menschen wie Vestinus, der obenein seine Zunge niemals zu beherrschen verstand, aller psychologischen Erfahrung zufolge ein Beweis mehr dafür, daß er sich seiner Schuld bewußt war. Nur in diesem Falle stimmt sein starres Schweigen zu seinem stolzen Wesen; im entgegengesetzten würde er in laute Verwünschungen ausgebrochen sein. — Wir sind gezwungen, bei unserer Kritik der von Tacitus als historische Wahrheit überlieferten Dinge auch solche Indicienbeweise, wie dieser, nicht unbenutzt zu lassen, da wir die Alten über die Geschichte der Kaiser der Julischen Dynastie nur nach der einseitigen Aufzeichnung der einen Partei, der Partei ihrer Gegner, besitzen, während (außer Bellejus) die Geschichtswerke und Memoiren der Partei ihrer Freunde sämmtlich untergegangen sind.

Seine Tafelgenoſſen wurden inzwiſchen im Speiſeſaale bewacht, und erſt als es bereits tief in der Nacht war ließ man ſie laufen, nachdem Nero, der ſich lachend ihre Angſt vorgeſtellt hatte, mit der ſie von der Tafel weg zum Tode geführt zu werden erwarteten, geäußert hatte: „ſie hätten bereits Strafe genug ausgeſtanden für das genoſſene konſulariſche Diner.“

Kapitel 70.

Demnächſt befiehlt er die Ermordung[176]) des Lucanus. Als dieſer ſein Blut dahinſtrömen ſah, ſeine Füße und Hände erkalten und das Leben allmälig aus den Extremitäten des Körpers entweichen fühlte, während die Lebenswärme der Bruſt und ſein Bewußtſein noch fortdauerten, erinnerte er ſich eines Gedichts, in welchem er den auf ähnliche Weiſe erfolgenden Tod eines verwundeten Kriegers dichteriſch geſchildert hatte, und recitirte die darauf bezüglichen Verſe.[177]) Sie waren das Letzte, was er ſprach. Nach ihm ſtarben Senecio und Quintianus, und zwar gefaßter als man es nach ihrem weichlichen Leben erwartet hatte, ſodann die übrigen Verſchworenen, ohne etwas zu thun oder zu ſagen, was der Erwähnung werth wäre.

Kapitel 71.

Inzwiſchen füllte ſich, wie die Stadt mit Leichenbegängniſſen, ſo das Kapitol mit Opfern. Dem einen war ein Sohn, dem andern ein

[176]) Ich überſetze nicht: „die Hinrichtung“, weil im Texte caedes ſteht. Dies Wort bedeutet aber nicht ſo viel wie unſere „Hinrichtung“ in Folge geſetzlicher und gerechter Verurtheilung, ſondern einfach nur blutige gewaltſame Tödtung, Mord, Niedermachen. Es iſt aber nicht abſichtslos, daß Tacitus hier, wie oft in ähnlichen Fällen, wo es ſich um Beſtrafung von Verbrechen gegen Thron und Leben der Regenten des Juliſchen Hauſes handelt, grade dies und kein anderes Wort braucht. Vgl. unten Anm. 178. Der beſtrafende Fürſt wird dadurch eben als gewaltthätiger und grauſamer Verfüger über das Leben der Bürger bezeichnet. Lucan z. B. war, wie Tacitus ſelbſt gemeldet hat, des Verbrechens der Verſchwörung gegen Nero's Leben ſchuldig, er hatte daſſelbe ſelbſt eingeſtanden, und doch heißt die über ihn verhängte Todesſtrafe (Oeffnung der Adern) nicht supplicium oder poena, ſondern — caedes, d. h. Mord, Ermordung immer mit dem Beigeſchmacke der Grauſamkeit. Es wäre eine lohnende Aufgabe, in dieſer Weiſe dem Sprachgebrauche des Tacitus in der Bezeichnung der Ereigniſſe und Handlungen einmal gründlich nachzuſpüren.

[177]) Die hier bezeichneten Verſe findet man im dritten Buche von Lucan's Epos Pharsalia III. 635 ff.

Bruder oder ein Verwandter oder Freund gemordet worden; aber einer wie der andere brachten alle den Göttern Dankgebete dar, schmückten ihre Häuser mit Lorbeerzweigen, fielen Ihm selber zu Füßen und bedeckten seine Rechte mit unaufhörlichen Küssen.[178]) Der Kaiser, der dies für den Ausdruck wahrer Freude nahm, begnadigte deßhalb seinerseits den Antonius Natalis und den Cervarius Prokulus, weil sie sich beeilt hatten Geständnisse abzulegen, mit Straflosigkeit. Milichus, durch die erhaltenen Belohnungen zum reichen Manne geworden, legte sich auf griechisch den Namen „Erretter" bei.[179]) Von den Tribunen fiel Gavius Silvanus, obschon er freigesprochen worden, durch eigene Hand; Statius Proximus machte die Begnadigung, welche er vom Kaiser erhalten hatte, durch das eitle Ende, das er nahm, zunichte.[180]) Sodann traf Absetzung von ihren Stellen als Tribunen den Pompejus, Cornelius Martialis, Flavius Nepos, Statius Domitius, „weil sie zwar nicht wirklich dem Kaiser feindlich gesinnt seien, das Publikum es jedoch von ihnen glaube". Ueber Novius Priskus wurde wegen seiner Freundschaft mit Seneka, sowie über Glitius Gallus nebst Annius Pollio, die mehr übel angeschwärzt als überwiesen waren, Exil verhängt.[181]) Den Priskus begleitete seine Gattin Artoria Flaccilla, den Gallus Egnatia Maximilla in's Exil, die letztere Besitzerin eines ihr anfangs belassenen, später entzogenen großen Vermögens — was Beides ihren Ruhm erhöhte.[182]) Verweisung traf auch den Rufius Crispinus; die Verschwörung bot dazu nur die Gelegenheit, in Wahrheit aber haßte ihn Nero, weil

[178]) Man sieht, Tacitus bezeichnet die Hinrichtung überwiesener Hochverräther und Verschwörer als „Mord" (f. die vorhergehende Anmerk. 176). Die rhetorisch-pathetische Uebertreibung in dieser ganzen Darstellung ist augenscheinlich.

[179]) „auf griechisch lautete dieser Name Soter (Σωτήρ)."

[180]) Das wie? dieses Endes ist nicht bekannt.

[181]) Novius Priskus war dreizehn Jahre später Konsul. Glitius Gallus verlebte sein Exil auf der Insel Andros (s. Ryperden). Die Verbannten hatten freie Wahl ihres Aufenthaltsortes außerhalb Italien erhalten (data exilia). Gegen die beiden letzteren waren „vielfache üble Anschuldigungen erhoben, ihnen aber nichts bewiesen worden" (infamati magis quam convicti). Daraus geht hervor, daß bei den Prozessen und Strafverfahren keine absolute Willkür waltete.

[182]) Man nahm es ihr in der röm. Gesellschaft hoch auf, daß sie ihrem Manne ins Exil folgte, obschon ihr großes Vermögen ihr in Rom glänzend zu leben gestattet hätte; und eben so rühmlich fand man es, daß sie weiterhin dies Vermögen opferte, um bei ihrem Manne bleiben zu dürfen. — Eine Gesellschaft, in welcher solche Züge doch noch nach Verdienst geschätzt wurden, kann nicht ganz schlecht gewesen sein.

er einmal eine zeitlang mit Poppaea verheiratet gewesen war.[153]) Den Verginius Flavus und Musonius Rufus traf die Verbannung wegen ihres gefeierten Namens: denn Verginius war in der Beredtsamkeit, Musonius in der Philosophie ein eifriger Lehrer der Jugend.[154]) Dem Cluvidienus Quintus, Julius Agrippa, Blitius Catulinus, Petronius Priskus, Julius Altinus, die noch so zu sagen zur Gesellschaft, um die Zahl voll zu machen, ausgewiesen wurden, ward die Wahl des Aufenthalts auf einer der Inseln des Aegäischen Meeres in Gnaden gestattet.[155]) Dahingegen Caecicia, die Gattin des Scaevinus und Caesennius Maximus, welche aus Italien verbannt wurden, erfuhren erst durch die über sie verhängte Strafe, daß sie sich in Anklagestand befunden hätten. Ueber Acilia, die Mutter von Annaeus Lukanus, ward ohne Freisprechung und ohne Strafe stillschweigend hinweggegangen.

Kapitel 72.

Nachdem Nero hiermit zu Rande war, hielt er eine Versammlung der Soldaten ab, gab den gemeinen Soldaten Mann für Mann jedem zweitausend Sestertien,[156]) wozu er noch freies Brodkorn hinzufügte, welches sie sonst je nach dem Marktpreise des Getreides bezahlt hatten.[157]) Sodann berief er — als gälte es die Erfolge eines Krieges zu berichten — eine Senatsversammlung, und verlieh dem Konsularen

---

[153]) S. Agrippina S. 197 ff. Rufus Crispinus war unter Claudius einer der beiden Befehlshaber der Garden (praefectus praetorio), s. oben XI, 1; wurde dann durch Agrippina's Intriguen abgesetzt (s. oben XII, 42); Otho entführte ihm seine Frau, die Poppaea (s. oben XIII, 45). Jetzt bei Gelegenheit der Pisonischen Verschwörung verbannte ihn Nero nach Sardinien, wo er ein Jahr später, zum Sterben verurtheilt, durch Selbstmord endete (s. unter XVI, 17).

[154]) Verginius Flavus war Lehrer des jungen Satirikers Persius, Verfasser einer Rhetorik und von Quintilian hochgeschätzt. Ueber Musonius Rufus s. oben XIV, 59, Anm. 159.

[155]) Diese Männer sind nicht weiter bekannt. Sie waren, wie aus dem Zusammenhange erhellt, sämmtlich „Litteraten", Rhetoren und Deklamatoren von der Art, welche Bernhardy in seinem Grundriß der römischen Litteratur S. 291, Anm. 208 schildert.

[156]) Etwa 70 Thaler Preußisch.

[157]) D. h. nach dem Preise, zu welchem die ärmeren Bürger das Brodkorn aus den Staatsmagazinen geliefert erhielten. — Diese Belohnungen wurden den Gardetruppen gewährt (s. Sueton Nero 10).

Petronius Turpilianus, dem designirten Praetor Coccejus Nerva und dem Oberbefehlshaber der Prätorianer, Tigellinus, die triumphalische Dekoration, wobei er den Tigellinus und Nerva dergestalt auszeichnete, daß er außer ihren auf dem Forum errichteten Triumphalbildsäulen auch noch auf dem Palatium ihre Standbilder errichten ließ.[188]) Nymphidius erhielt die konsularischen Ehrenzeichen. Da dieser hier zum erstenmale auftritt muß ich ein paar Worte über ihn nachholen; denn auch er wird später als Theilnehmer an dem Unglück Roms vorkommen.[189]) Sohn einer Freigelassenen, die ihre Körperschönheit bei den Dienern und Freigelassenen verschiedener Kaiser zum Gemeingut gemacht hatte, rühmte er sich, daß der Kaiser Cajus sein Vater sei, weil er zufällig von hohem Wuchse und wildem Gesichtsausdrucke war, oder vielleicht auch, weil wirklich Kaiser Cajus, der auch mit gemeinen Dirnen sich gern abgab, mit seiner Mutter gleichfalls zu thun gehabt hatte.

Kapitel 73.

Doch zurück zu Nero. Nachdem er den Senat zusammenberufen und vor demselben seine Rede gehalten hatte, erließ er eine Bekanntmachung an das Volk, mit Hinzufügung der gesammelten Akten, welche die schriftlich verzeichneten Angaben und Geständnisse der Verschworenen enthielten. Man muß nämlich wissen, daß er vielfach durch das Volksgerücht heftig mitgenommen wurde: als ob er erlauchte und schuldlose Männer aus persönlichem Hasse oder aus Furcht habe tödten lassen. Allein, daß wirklich eine Verschwörung angezettelt worden, sich allmälig verstärkt habe und zuletzt unterdrückt worden sei, daran hat keiner der damaligen Zeitgenossen gezweifelt, der sich bemühte die Wahrheit kennen zu lernen, und gestehen jetzt alle diejenigen, welche nach Nero's Untergange nach Rom zurückgekehrt sind.[190])

[188]) Ueber Turpilianus s. oben XIV. 29. — Nerva ist nach einigen der spätere Kaiser, nach anderen (Merivale VI. p. 320) dessen Sohn.

[189]) Er ward Oberbefehlshaber der Garde an Stelle des hingerichteten Faenius Rufus, verließ im Jahre 68 Nero und wurde bei einem Versuche, sich selbst zum Kaiser zu machen, von den Soldaten getödtet. Plut. Galba 8 u. 13. Tac. Hist. I. 5; 25; 37." Ripperdey.

[190]) Diese ganze Stelle von: „Man muß nämlich wissen" — bis „zurückgekehrt sind," klingt fast, als ob ein anderer als Tacitus diese Rechtfertigung Nero's gegen die grausamen (lacerabatur) Angriffe des im Publikum umgehenden falschen

Volkes weiter führen, ſo wird nichts daraus, da es die Dichter bis jetzt nicht vermochten. Was früher Künſtler und Dichter waren, ſind heutzutage die Schriftſteller. Die Fürſten müſſen mit den Schriftſtellern wetteifern, um ſich die Nation zu erziehen. Thron und Volk müſſen enger an einander gerückt werden, denn ſie gehören zuſammen wie Kopf und Bruſt. Was ſich zwiſchen beide drängt, die Camarilla, muß geſtürzt werden. Nicht die Fürſten ſind verfolgungsſüchtig, ſondern die Camarilla und ihre Bureaukratie. Dieſe verkennen unſere gute Geſinnung, verſchwärzen unſere harmloſe Miene, verdächtigen unſern Eifer, entwenden uns heimlich unſere Liebe, und zwingen uns den Haß auf.“

Bettina's Buch giebt den Commentar zu dieſen Sätzen in ſpeziellſter Anwendung auf Verhältniſſe der neueſten Zeit. Hören wir, was ſie von ihrem Fürſten des neunzehnten Jahrhunderts verlangt.

Dem eignen Genius ſoll er vertrauen, wenn er groß ſein und die Unſterblichkeit erringen will, nicht in „Fragen bei dem Nachbar“, bei der Vergangenheit „ſeinen Lebenslauf verzetteln“. „Und es ſtirbt ein Landesherr, und es kommt ein anderer und der fragt, wie hat's mein Papa gemacht und der hat's wie der Großpapa gemacht und der wie der Urgroßpapa, und wann ſtößt man denn endlich auf einen, der's aus eignem Gutdünken gemacht hat, und ein ſolcher war allemal ein großer Mann! Ganz neue Anlagen mußten dabei in ihm aufwachen. — — Denn originaliter zu ſein, das iſt erſt wirklich ſein und das macht erſt die Zeit zum Gepräg. Was hilft's, daß ſo ein Geſicht von einem Landesherrn auf die Batzen geprägt iſt, wenn er der Zeit ſeinen lebendigen Geiſt nicht einſchmelzen kann, wenn er ihrer harmoniſchen Stimmung für's große Ganze immer mit der alten Leyer den Gar-

Im Senate aber verlegten sich alle sammt und sonders, voran diejenigen, welche am meisten zur Trauer Ursache hatten, auf kriechende Huldigung; und so fuhr Salienus Clemens den Junius Gallio, der beängstigt durch Seneka's, seines Bruders,[181]) Tod um Nero's Gnade flehte, heftig scheltend an, indem er ihn „einen Staatsverräther und Vatermörder" nannte, bis ihm die Senatoren einstimmig Einhalt

Gerüchts geschrieben hätte. Jedenfalls geht aus derselben klar hervor, daß Nero sich wirklich einer sehr ernstlichen, lange vorbereiteten und weit verzweigten Verschwörung gegen seinen Thron und sein Leben zu erwehren gehabt hatte. Im Betrachte der Größe der Gefahr erscheinen die verhängten Strafen nicht übermäßig. Von den zwölf Verschworenen aus dem Senatoren- und Ritterstande, welche Tacitus als solche namhaft gemacht hat, traf nur zehn die Verurtheilung zum Tode (es waren Piso, Scaevinus, Quintianus, Seneca, Karicus, Augurinus, Gratus, Lukan, Lateranus und Festus). Zwei, Natalis und Prokulus, wurden, weil sie zuerst Bekenntnisse gemacht, vollständig begnadigt. Außerdem fielen nur noch der seitige Konsul Bestinus und — Seneka, welcher letztere offenbar um die Verschwörung gewußt haben muß, ohne Anzeige davon zu machen. Von den Militärs wurden, außer dem Oberbefehlshaber der Garden, Faenius Rufus, der als solcher doppelt strafwürdig und dessen Verhalten das niederträchtigste gewesen war — nur ein Tribun (Subrius Flavus) und die drei Centurionen (Asper, Skaurus und Paetus) hingerichtet; zwei Tribunen wurden begnadigt, vier bloß ihrer Stellen entsetzt. Von den begnadigten tödtete sich der eine, vielleicht aus Reue, selbst. Zwei als Mitverschworene genannte (Glitius Gallus und Annius Pollio) wurden in milder Form verbannt, eine Strafe, welche außerdem noch sieben Litteraten und Rhetoren traf. Vermögenskonfiskationen werden keine erwähnt. — Die Belohnungen, welche in Folge der Entdeckung und Unterdrückung der Verschwörung an den ersten Angeber, den Freigelassenen Milichus, und an andere treue Diener des Kaisers, unter denen auch der gefeierte spätere Kaiser Nerva sich befand, sowie an die treugebliebenen Gardetruppen ertheilt wurden, waren von der Lage der Dinge gefordert und keineswegs übermäßig. Und schließlich erkannte „der gesammte Senat" an, daß Nero im Ganzen bei der Bestrafung der Verschwörer Milde (mansuetudinem) bewiesen habe (s. unter Anm. 192). Was endlich die Persönlichkeit der letzteren betrifft, so weiß Tacitus nur einen einzigen (den Lateranus) zu nennen, dessen Motiv ein objektives, der Patriotismus, gewesen sei. Die andern waren entweder überhaupt verächtliche „effeminirte" Subjekte, die ihre Hoffnung zur Herstellung ihrer zerrütteten Verhältnisse auf eine Revolution setzten (s. Kap. 49 u. 50), oder sie hatten persönliche Rankünen gegen Nero (wie Lukan und Quintianus), oder endlich sie glaubten sich von ihm zurückgesetzt gegen andere. Einige, wie Seneca, waren gradezu abscheuliche Verräther an dem ihnen völlig vertrauenden kaiserlichen Freunde. Die ganze Gesellschaft wird am besten charakterisirt durch den tapferen Tribunen Subrius Flavus (s. Kap. 67, Anmerk. 172).

[181]) Ueber diesen Bruder Seneka's s. m. Agrippina S. 341—42 und Hausrath, Neutest. Zeitgesch. II. S. 623.

geboten, und sie ihn warnten: „den Schein auf sich zu laden, daß er das öffentliche Unglück als Gelegenheit seinen Privathaß auszulassen mißbrauchen wolle, und Dinge, welche durch die Gnade des Regenten abgemacht oder im Schuldbuche gelöscht seien, als Anlaß zu erneuter Grausamkeit wieder auf's Tapet bringe.“ [192])

Kapitel 74.

Sodann erfolgten Senatsbeschlüsse über Weihegeschenke und Dankgebete an die Götter, sowie über eine besondere Verehrung, die dem Sonnengotte — dessen alter Tempel sich in dem Cirkus befindet, wo das Attentat vor sich gehen sollte — darzubringen sei, weil sein göttliches Walten die verborgenen Anschläge der Verschwörung aufgedeckt habe. Ferner sollte die Festvorstellung der Cerialischen Cirkusspiele mit einer vermehrten Zahl von Rennen gefeiert werden, und der Monat Aprilis den Namen Nero's erhalten; ein Tempel sollte der Salus an dem Orte erbaut werden, aus welchem Scaevinus den Dolch entnommen hatte.[193]) Der Kaiser seinerseits legte diesen Dolch als Weihegabe auf dem Kapitol nieder und ließ die Inschrift darauf setzen: „Dem Rächer Jupiter.“ In der damaligen Zeit blieb dies ohne weitere Beachtung; nach der Schilderhebung des Julius Vindex ward daraus ein Vorzeichen und eine Prophezeihung künftiger Rache gemacht.[194]) — Ich finde in den Sitzungsprotokollen des Senats, daß der designirte Konsul Cerialis Anicius, als die Abstimmungsumfrage an ihn kam, den Antrag gestellt hat: „dem göttlichen Nero so bald als möglich einen Tempel auf Staatskosten zu errichten.“ Für den Antragsteller war das Motiv zu diesem seinen Antrage die Ansicht: „daß der Kaiser die höchste Staffel menschlicher Erhabenheit überschritten und die anbetende Verehrung der Menschen verdient habe;“ allein mehrere machten darauf aufmerksam, es könne in dem Antrage von Uebelgesinnten ein Vorzeichen

[192]) Diese Anerkennung des gesammten Senats, daß Nero in der Bestrafung der Verschworenen mit Milde (mansuetudine) verfahren sei, ist nicht unbeachtet zu lassen. Tacitus freilich nimmt an, daß der gesammte Senat aus kriechenden Heuchlern bestanden habe.

[193]) Also in dem latinischen Städtchen Ferentinum, s. oben Kap. 53.

[194]) Der Name Vindex heißt Rächer. Die Schilderhebung des Julius Vindex gegen Nero erfolgte drei Jahre später. Vgl. Tacit. Hist. I, 51. Merivale VII. p. 39—42.

seines (nahen) Todes gefunden werden. Denn die Verehrung als Gottheit wird dem Kaiser erst dann zu Theil, wenn er aufgehört hat unter den Menschen zu wandeln.[199])

[199]) Die Stelle ist in den Handschriften korrupt. Die Uebersetzung hält sich möglichst an den Worten der Mediz. Handschrift. Der Sinn ist übrigens unzweifelhaft. Der Antrag des Senators wird verworfen, „weil man in demselben ein übles Vorzeichen für den baldigen Tod des Kaisers finden könnte." Vergötterung der Kaiser bei Lebzeiten derselben war nämlich in den Provinzen zwar allgemein (s. Nipperdey), nicht aber in Rom und von Seiten der römischen Bürger. Hier erhielten die Kaiser erst nach ihrem Ableben göttliche Verehrung, und dies blieb so während der ersten zwei Jahrhunderte seit Caesar's Tode. Schon diese Vergötterung nach dem Tode war manchen republikanisch gesinnten Römern, wie Lukan, ein Greuel, obschon doch wiederum ebenderselbe Lukan in seinem epischen Gedichte Pharsalia den Nero in einer Weise feiert, die der Vergötterung völlig gleich kommt (Phars. I. 37 ff.). — Der hier genannte Antragsteller Arrius Gerialis wird uns im nächsten Buche (XVI. 17) noch einmal begegnen.

Sechszehntes Buch.

(Jahr 65 u. 66 nach Chriſti.)

Kapitel 1.

Bald darauf ſpielte das Schickſal dem Nero einen argen Streich in Folge ſeiner eigenen eitlen Phantaſtik und der Verſprechungen des Caeſellius Baſſus, der, ein Punier von Geburt und ein verdrehter Kopf, ein gehabtes nächtliches Traumgeſicht als die unzweifelhafte Verheißung einer entſprechenden Wirklichkeit auslegte, nach Rom fuhr, dort ſich Audienz beim Kaiſer durch Beſtechung verſchaffte und demſelben die Eröffnung machte: „es ſei auf ſeinem Landgrundſtücke eine Höhle von ungeheurer Tiefe entdeckt worden, in welcher eine gewaltige Maſſe Gold enthalten ſei, nicht in Geſtalt geprägten Geldes, ſondern in rohen alten Gewichtſtücken. Es lägen darin nämlich ſehr ſchwere ziegelförmige Klumpen, während an einer anderen Stelle neben ihm ſäulenartige Barren ſtänden; und dieſe Schätze ſeien ſo lange Zeit unentdeckt geblieben, um jetzt das Glück der Gegenwart zu vermehren. Wenn man übrigens nach der Herkunft frage, ſo habe wahrſcheinlich," wie er vermuthungsweiſe angiebt, „die aus Tyrus flüchtig gewordene Phoenikierin Dido nach Erbauung Karthagos jene Schätze dort vergraben, damit nicht die neugegründete Volksgemeinde durch ſolchen Geldüberfluß in Uebermuth verfalle, oder die Könige der Numider, die ohnedieß ſchon feindſelig geſinnt waren, durch Begierde nach dem Golde ſich zum Kriege reizen ließen."

Kapitel 2.

Nero also, ohne die Glaubwürdigkeit des Gewährsmannes, ohne die der Sache selbst einer genaueren Untersuchung zu unterziehen, und ohne auch nur Jemand an Ort und Stelle zu senden, um in Erfahrung zu bringen, ob das Berichtete wahr sei, that seinerseits noch dazu, um das Gerücht von der Sache zu vergrößern, und schickt sofort Leute ab, die vermeintlich zum Nehmen bereitliegende Beute nach Rom zu bringen. Es wurden denselben Kriegsschiffe zur Verfügung gestellt mit einer auserlesenen Rudererbemannung, um die Eile der Fahrt zu fördern. Im Publikum sprach man während dieser Tage von nichts anderem, das Volk mit vollem Glauben, die Einsichtigen mit Zweifel für und wider. Und da man zufällig damals grade zum zweiten Male das Fünfjahrfestspiel[1]) feierte, so lieferte den Festrednern diese Entdeckungsgeschichte den Stoff zu Lobreden auf den Kaiser. „Nicht nur die gewohnten Feldfrüchte," so hieß es, „oder ungediegenes Gold aus Bergwerken würden jetzt gewonnen, sondern eine ganz neue Fruchtbarkeit entwickele der Erdboden, und offen liegende Schätze biete die Hand der Götter dar" — und was sonst noch mit höchster Beredtsamkeit und nicht geringerer Schmeichelei die Sklavenseelen aussannen, sicher, daß es bei dem Hörer ein gläubiges Ohr finden werde.

Kapitel 3.

Inzwischen wuchs die Geldvergeudung in Folge der eitelen Hoffnung, und so verbrauchte man die altvorhandenen Geldmittel in der Meinung, als ob jetzt Schätze dargeboten seien, die er (der Kaiser) viele Jahre lang verschwenden könne. Ja er machte von denselben auch bereits freigiebige Geschenke, und die Erwartung von Reichthümern ward eine der Ursachen zur Verarmung des Staates. Denn nachdem Bassus nun bereits sein eigenes Grundstück und dazu im weiten Kreise die benachbarten Felder umgegraben hatte, da er bald hier bald dort den Ort der versprochenen Goldgrube zu finden versicherte, wobei ihm nicht nur die (ihm zugewiesenen) Soldaten, sondern auch eine ganze Schaar zur Verrichtung der Gräberei zu Hülfe genommenen Landvolks getreulich folgten, — da endlich wich der Blödsinn von ihm. Er blieb dabei, daß seine früheren Traumgesichte keineswegs falsch gewesen, und daß

[1]) Die von Nero gestiftete „Neronia". S. oben XIV, 20, Anmerk. 54.

er jetzt zum erstenmale das Opfer einer Täuschung geworden sei, und entzog sich der Beschämung und der Gefahr durch freiwilligen Tod. Einige Schriftsteller berichten, daß man ihn verhaftet, bald darauf aber habe laufen lassen, nachdem man, als Ersatz für den verheißenen königlichen Schatz, sein Vermögen konfiszirt habe.[2])

Kapitel 4 u. 5.

Während dessen kam der periodische Wettstreit (der Neronien) heran, und der Senat, in der Absicht die Schmach abzuwenden, bot dem Kaiser den Siegespreis im Gesangvortrage an, und fügte noch die Siegerkrone in der Beredtsamkeit hinzu, welche die Unanständigkeit des schauspielermäßigen Auftretens verhüllen sollte. Allein Nero äußerte: „Die Protektion und das amtliche Gebahren des Senats sei nicht von Nöthen, er hoffe ohne seine Mitbewerber benachtheiligen zu müssen und durch die Gewissenhaftigkeit der Preisrichter die verdiente Auszeichnung zu erlangen.“[3]) So trug er denn zuerst ein Gedicht auf der Bühne vor;

[2]) Diese „Goldschatzgeschichte“ wird, so viel ich weiß, außer von Tacitus von keinem einzigen der vorhandenen alten Geschichtsschreiber erzählt. Weder Sueton und Dio Cassius, noch der Naturhistoriker Plinius, noch sonst ein alter Schriftsteller erwähnen davon ein Wort. Daß dieselbe durch die Volksfama sehr entstellt worden ist, geht aus Tacitus' Berichte hervor; war man doch selbst nicht einmal einig über den Ausgang, den der Anstifter dieses an neueste Kalifornische Dinge erinnernden Spektakels nahm, und eben so wenig darüber, ob er ein Betrüger (aber zu welchem Zwecke?) oder ein Betrogener oder ein Verrückter war. Ich glaube er war keines von dem Allen, sondern ein verunglückter Spekulant, der reiche Goldminen entdeckt zu haben wirklich glaubte, und sich in diesem Glauben täuschte. Nur so ist sein Ende durch Selbstmord, oder seine Freilassung erklärlich; und nur so ist auch erklärlich, daß Nero in der angegebenen Weise auf die ihm gemachte Anzeige und Aussicht einging. Alles Weitere ist Volksfabel und Erzeugniß des Hasses gegen Nero, eines Hasses, der in dieser Erzählung so zu sagen gediegen obenaufliegt.

[3]) Nero's Hellenismus, wie er sich in der Einführung dieses hellenischen Mustern nachgebildeten öffentlichen Festwettstreites in musischen Künsten und noch mehr in seinem eigenen Auftreten als recitirender Dichter, Redner und Sänger ausprägte, war dem Senate und der römischen Aristokratie ein häßlicher Verstoß gegen altrömische Sitte und Tradition, während die Masse des mittleren und niederen Volkes, wie wir sehen, daran keinen Anstoß nahm. Der Senat, der dem Dinge ein Mäntelchen umhängen wollte, indem er dem Kaiser von vornherein zwei Siegespreise anbot, handelte damit ziemlich ungeschickt gegen den kaiserlichen Virtuosen, der, wenn man seine Betheiligung an dem Kunstwettstreite einmal zugab, nun auch den Preis nur seinen Leistungen und nicht der Protektion und Bevorzugung von Seiten des Senats verdanken wollte.

und als sodann das Publikum begehrte: daß er alle seine virtuosistischen Leistungen öffentlich zum Besten geben möchte" — so lautete wörtlich der Ausdruck — erschien er im Theater unter Beobachtung aller für die Citharoeden geltenden Bestimmungen: sich nicht aus Müdigkeit nieder zu setzen; sich den Schweiß mit nichts anderem als dem Gewande, welches er als Ueberwurf trug, abzuwischen; keine Spuren des Ausspeiens oder Schneuzens sichtbar werden zu lassen. Am Schlusse beugte er das Knie, bezeugte dem anwesenden Publikum durch Handgruß seine Verehrung und erwartete sodann mit gespielter Aengstlichkeit die Urtheilsstimmen der Preisrichter. Und das Volk der Hauptstadt seinerseits, gewohnt auch die Bewegungen der Schauspieler durch Beifall zu unterstützen, füllte schallend das Haus mit taktmäßigen Rufen und einstudirtem Beifallklatschen. Man hätte glauben sollen sie empfänden Freude; und vielleicht freuten sie sich wirklich, unbekümmert wie sie waren um Ehre und Schande des Staates.[4])

[Kap. 5] Allein diejenigen Zuschauer, welche aus entfernten Landstädten noch festhaltend an dem strengen, altväterlichen Wesen Italiens, sowie diejenigen, welche, als Bewohner weitabgelegener Provinzen noch unberührt von den ausschweifenden hauptstädtischen Sitten, in ihrer Eigenschaft als Abgeordnete oder in Privatgeschäften nach Rom gekommen waren, vermochten einerseits weder jenen Anblick[5]) zu ertragen, noch andererseits der unanständigen Anstrengung des Beifallklatschens zu genügen; sie saßen mit ungeübten Händen da, oder brachten die kundigen Beifallklatscher aus dem Konzepte, wofür sie denn oftmals von den Soldaten Schläge erhielten, die zwischen den Abtheilungen der Sitzreihen postirt standen und zu verhindern hatten, daß kein Moment von Bedeutung durch unangemessenes Geschrei oder durch träges Stillschweigen unbeachtet vorüberginge. Thatsache ist, daß gar viele Ritter, während sie sich durch die engen Eingänge und die eindringende Menschenmasse hindurch zu drängen suchten, zertreten, und andere, welche Tag und

[4]) Das öffentliche Auftreten von Personen aus den ersten Adelsfamilien als Wettfahrer, Schnellläufer und Thierkämpfer im Cirkus war schon unter Augustus vorgekommen, der auch bei scenischen Aufführungen und bei Gladiatorkämpfen römische Ritter sich betheiligen ließ. Suet. Aug. 43. Vgl. Suet. Tiber. 35 u. Caesar 39. — Dieser Umstand ist zur richtigen Beurtheilung des Publikums zur Neronischen Zeit und seines Verhaltens bei Nero's Auftreten nicht außer Acht zu lassen.

[5]) Den Anblick des Kaisers auf der Bühne.

Nacht auf ihren Sitzplätzen blieben,[6]) in Folge deſſen von tödtlicher Krankheit befallen worden ſind. Bei ihnen überwog nämlich die Furcht, nicht bei dem Schauſpiele anweſend geweſen zu ſein, da viele, von denen man es wußte, und noch mehr Perſonen, von denen man es nicht wußte, ſich an Ort und Stelle zu dem Zwecke befanden, die Namen und das äußere Behaben, die fröhlich theilnehmende und die mißmuthig niedergeſchlagene Stimmung der Anweſenden zu beobachten. In Folge deſſen wurden gegen Perſonen aus der geringeren Klaſſe ſofort Strafen[7]) verhängt; gegenüber Perſonen vom Range ward zwar für den Moment gethan, als ob man nichts bemerkt habe, allein ſpäter ward ihnen der gegebene Anſtoß nachdrücklich eingetränkt. So erzählte man ſich im Publikum von Veſpaſianus: „daß er von dem kaiſerlichen Freigelaſſenen Phoebus, weil es ſchien als ob ihm vor Schlaf die Augen zufielen, hart angefahren und nur mit Mühe von den Beſſergeſinnten in Schutz genommen worden ſei, bis ihn dann ſpäter ſeine höhere Beſtimmung dem drohenden Verderben entzogen habe.“[8])

---

[6]) Sie hielten dort aus um ihre Plätze nicht zu verlieren. Tacitus freilich giebt ein anderes Motiv an.

[7]) Roth überſetzt: „Todesſtrafe“; aber supplicia ſind hier nur Strafen, wie ſie oben von den wachthabenden Soldaten „ſofort“ ertheilt werden konnten. In der ganzen Darſtellung des Tacitus liegt übrigens die Uebertreibung auf der Hand. S. auch die folgende Anmerkung.

[8]) Die den ſpäteren Kaiſer Veſpaſian betreffende Geſchichte, welche Tacitus hier an das Neronienfeſt des Jahres 65 knüpft, erzählt Sueton von Nero's zwei Jahre ſpäterer Kunſtreiſe in Griechenland, und zwar bedeutend anders. „Während Nero's Aufenthalt in Achaja (heißt es Vita Vesp. 4) befand ſich Veſpaſian unter Nero's Begleitern und zog ſich des Kaiſers ſchwere Ungnade zu, weil er, wenn derſelbe ſang, ſich entweder mehrmals entfernte, oder wenn er bei den Vorſtellungen zugegen war, bei denſelben einſchlief. In Folge deſſen wurde er nicht nur aus dem engeren Hofzirkel (contubernio), ſondern auch von der öffentlichen Cour (publica salutatione) ausgeſchloſſen, weßhalb er ſich in eine kleine abgelegene Stadt zurückzog, wo er ſich verborgen hielt und bereits das Schlimmſte befürchtete, als er plötzlich — ein Heer und eine Provinz übertragen erhielt!“ — Wir ſehen alſo, daß Nero des Mannes Fähigkeiten für den Staatsdienſt ſehr wohl zu ſchätzen und dem Sabiniſchen Bauernſohne ſeine mangelhafte äſthetiſche Kultur zu verzeihen wußte. Die Provinz war Judaea, deſſen Haltung grade damals den tüchtigſten Kriegsmann Roms forderte. Auch Dio Caſſ. (66, 11) erwähnt des obigen Vorfalls mit Phoebus, ſetzt ihn aber gleichfalls in die Zeit der griechiſchen Reiſe Nero's. Seine Erzählung lautet: „Als Veſpaſian Kaiſer geworden war, kam ein gewiſſer Phoebus zu ihm, um ſich zu entſchuldigen, daß er einmal unter Nero, da er ihn im Theater in Griechenland über das unpaſſende Behaben des Kaiſers die Stirn runzeln ſah, ihn ge-

Kapitel 6.

Nach dem Ende des Festspieles starb Poppaea, in Folge eines zufälligen Zornanfalls ihres Gemals, welcher der schwangeren Frau einen Fußstoß versetzt hatte.[9]) Denn daß er sie vergiftet, möchte ich nicht glauben, obschon es einige Schriftsteller sagen, die dabei mehr ihrem Hasse, als der glaubhaften Wahrheit folgen. Nero wünschte sich nämlich lebhaft Kinder, und war seiner Gattin mit Liebe zugethan.[10]) Ihr Körper wurde nicht auf dem Scheiterhaufen verbrannt, wie der römische Brauch verlangte, sondern nach dem Brauche ausländischer Könige mit wohlriechenden Stoffen einbalsamirt und so in dem Grabgewölbe der Julier beigesetzt.[11]) Doch fand ein öffentliches

---

heißen habe, sich fortzupacken, und auf die Frage: wohin? „zum Henker!" Als nun Phoebus deßhalb um Verzeihung bitten wollte, that ihm Vespasian weiter nichts, als daß er sagte: „pack dich zum Henker!"

[9]) Den „Fußstoß" meldet auch Dio Cass. (62, 24), jedoch mit dem Zusatze: „man weiß nicht ob absichtlich oder wider seinen Willen" (*εἴτε ἑκών, εἴτε ἄκων*). Sueton dagegen weiß sogar die Veranlassung durch eine Scene ehelichen Zwistes zu erzählen. Poppaea habe ihren Gemal nämlich ausgescholten, als er einmal sehr spät vom Wettrennen nach Hause gekommen, während sie schwanger und krank zu Hause saß, und dieser ihr dafür im Zorn einen Fußtritt versetzt (Nero 35). Uebrigens fügt auch Sueton hinzu, „daß Nero sie leidenschaftlich geliebt habe," wie das auch aus Plin. h. n. XII, 83 hervorgeht.

[10]) Hier haben wir ein schlagendes Beispiel für den tendenziösen Haß, mit welchem Nero's Geschichte von vielen geschrieben worden ist (s. oben XV, 38, Anmerk. 97a), ein Haß, der, wie hier Tacitus selbst gesteht, aller Wahrheit in's Gesicht zu schlagen kein Bedenken trug.

[11]) Ueber das Grabgewölbe der Julier (tumulus Iuliorum), das von Kaiser Augustus erbaute Mausoleum, und dessen Schicksale bis auf den heutigen Tag s. Ein Winter in Rom S. 216—223. — Nero war der erste von den röm. Kaisern, der seiner Vorneigung für das Orientalische gemäß von der Sitte der Verbrennung abwich, und nach Sitte der aegyptischen und der griechischen Könige des Ostens die Einbalsamirung anwandte — wenn anders Tacitus' Angabe richtig ist. Denn nach Plinius (nat. hist. XII, 18, 82) scheint dies zweifelhaft. Plinius, ein Zeitgenosse dieses Leichenbegängnisses (er war bei Poppaea's Tode bereits 42 Jahr alt), berichtet nämlich: „Sachverständige hätten ihm versichert, daß Arabien in einem ganzen Jahre nicht soviel Spezerei hervorbringe, als Kaiser Nero am Todestage seiner Poppaea verbrannt habe." Ich glaube nicht, daß Plinius sich hier, wie Merivale (VI, p. 376, 1) meint, einen Irrthum hat zu Schulden kommen lassen; sondern ich vereine die von ihm gegebene Notiz mit der Angabe des Tacitus durch die Annahme, daß dieses Verbrennen kostbarer arab. Spezereien (Weihrauch) bei den auf seine Anordnung in Rom und im ganzen Reiche stattfindenden Opferfeierlichkeiten zu Ehren der vom

Leichenbegängniß statt, und der Kaiser in Person hielt von der Rednerbühne herab eine Lobrede, in welcher er ihre Schönheit pries, und daß sie Mutter eines göttlichen Kindes gewesen, und andere Gaben des Glückszufalls, die er ihr als Tugenden anrechnete.[12])

Kapitel 7 u. 8.

Wenn der Tod Poppaea's, obschon öffentlich der Gegenstand allgemeiner Trauer, doch für diejenigen, welche sich an ihre Unkeuschheit[13]) und Grausamkeit erinnerten, ein Gegenstand der Freude war, so frischte Nero das Haßgefühl gegen die Verstorbene noch verstärkend auf dadurch, daß er den Cajus Cassius von der offiziellen Betheiligung an dem Leichenbegängnisse ausschloß, was das erste Anzeichen von dessem Sturze war. Derselbe ließ denn auch nicht lange auf sich warten, und es wurde noch Silanus mit in denselben hineingezogen. Ein Verbrechen lag nicht vor; der Grund war bloß, daß Cassius durch altererbten Reichthum und sittliche Würde, Silanus durch Hoheit der Abkunft und seine für einen jungen Mann sehr maßvolle Lebensführung einen hohen Platz in der öffentlichen Meinung einnahmen. Nero erließ also eine schriftliche Botschaft an den Senat, in welcher er ausführte, „daß es nöthig sei, beide Männer aus der Sphäre des öffentlichen Staatslebens zu entfernen," und dem Cassius zum Vorwurf machte, „daß er unter den Bildern seiner Ahnen auch des Cassius' Bildniß zum Gegenstande der Verehrung gemacht und demselben die Inschrift gegeben habe: Dem Haupte seiner Partei — denn damit sei Anstiftung zum Bürgerkriege und zum Abfalle vom Hause der Caesaren beabsichtigt;[14]) und

Senate für göttlich (diva) erklärten Kaiserin bei ihrem Tode geschah. Auch ihrer Tochter, die wenige Monate nach der Geburt starb, war vom Senate dieselbe Ehre zuerkannt worden (s. oben XV. 23). Was die Bestattung Poppaea's in einem Sarkophage anlangt, so ist nicht zu vergessen, daß Poppaea eine Proselytin des Judenthums war, für welches Josephus sie gewonnen hatte, und eben deßhalb nach jüdischem Ritus begraben zu sein gewünscht hatte. S. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte Th. II. S. 123, vgl. S. 117.

[13]) Ueber Poppaea's Schönheit s. Agrippina S. 197 u. 269—70. Nero besang ihr „bernsteinfarbiges" (capillos electros) Haar in einem Gedichte.

[14]) Dies geht auf ihre Heirat mit Nero, um derentwillen er seine Gemalin Octavia opfern mußte, denn als Gattin Nero's konnte ihr nichts der Art nachgesagt werden.

[14]) Ueber diesen Cajus Cassius Longinus und seine Verbannung durch den Senat in Folge des kaiserlichen Antrags s. Sueton Nero 37. Er war ein großer Rechts-

aus macht? So geht's aber, wenn Einer von dem alten Hutzel und Schnitzel nicht lassen will, und durchaus kein frische Aepfel will zulasse zu speise, aus Furcht, es möchte vom Baum der Erkenntniß sein." (S. 26 — 29.)

So verdient ihr denn auch nur der „ein Fürst zu sein," der sich nicht scheut, sich und sein Volk dem Wellenschlag des Zeitstroms Preis zu geben, wovor die andern all' wie die Hasen ausrissen. Aber das ist allemal verspielt und der Herr wie der Unterthan sind da beide die elenden Sclaven des Zufalls, und werden gewöhnlich zermalmt, wenn der reißende Strom einmal plötzlich den Damm durchbricht und mit einer viel gewaltigeren Wuth auf solche unbewaffnete, im Vorurtheil versunkene geistlose Naturen eindringt, als daß sie sich besinnen könnten, wenn sie auch Erfahrung hätten. Die haben sie aber ohnedies nicht', und so geht denn Zeit und Ereigniß und Alles an ihnen verloren, und zum Henker, bloß weil sie sich fürchten was Absonderliches zu erleben." (S. 34 — 35).

Der Fürst der diesen „Muth der Unsterblichkeit" nicht hat, „was kann der für sein Volk thun, das so laut, so kräftig, so aufrichtig zu ihm gerufen hat." Man kann nicht deutlicher den Finger auf die blutenden Wundenmale der Zeit legen, als es hier geschieht.

„Bequemlichkeit, Selbstzufriedenheit, Genügsamkeit und wie die überflüssigen Bausteine alle heißen, von denen der Mensch meint, daß sie ein Beweis wären für seine moralischen Gesinnungen, und ein Lohn dafür, daß er auf dem Wege des Herrn wandle, sind für den nicht mehr brauchbar, der sich der Unsterblichkeit hingiebt. Denn ein solcher sieht ein, daß das Glück was den Menschen seßhaft und preßhaft macht und an der Scholle fesselt, ihn durchaus nicht weiter fördern kann." Daher ist es denn der Frau Rath auch lächerlich, „wenn man einem

um nicht das Andenken an einen verhaßten Namen als alleinige Fahne des Aufruhrs aufstecken zu müssen, habe er sich dem Lucius Silanus, einen jungen Mann von hoher Geburt und kurzangebundener Sinnesweise, zugesellt, in der Absicht, ihn bei der vorhabenden Revolution an die Spitze stellen zu können."

[8] Gegen den Silanus selbst machte er dieselben Vorwürfe geltend, deren er sich früher[15]) gegen dessen Vaterbruder Torquatus bedient hatte: „daß er bereits über die Beamtenstellen der kaiserlichen Regierung verfüge, Freigelassene zu Chefs der Finanzverwaltung, des Bittschriftenamtes, des Kabinetssekretariats ernenne" — Beschuldigungen die eben so frivol als falsch waren; denn[16]) Silanus war aus Furcht sehr vorsichtig geworden, und der Schreck über den Fall seines Oheims hatte ihm geboten, auf seiner Hut zu sein. — Sodann ließ er (Nero) Personen als Angeber auftreten, welche gegen Lepida, des Cassius Ehefrau und Silanus' Tante, auf Incest derselben mit ihrem Brudersohne und auf Betreibung religiöser Greuel aussagen mußten.[17]) Als Mitwisser wurden die Senatoren Volkatius Tullinus und Marcellus Cornelius und der römische Ritter Calpurnius Fabatus in die Sache hineingezogen,[18]) die jedoch durch Appellation an den Kaiser sich der drohenden Verurtheilung entzogen und später von Nero, der mit dem Hauptverbrechen zu thun hatte, unbeachtet durchkamen.

Kapitel 9.

Der darauf erfolgende Spruch des Senats lautete auf Exil für Cassius und Silanus; über die Lepida sollte der Kaiser beschließen. Demzufolge ward Cassius nach Sardinien deportirt, da er ein Greis

kundiger, unter Claudius Statthalter von Syrien (s. oben Ann. XII. 11 u. 12), und ein Mann von hohem Ansehn. Nach Sueton war er erblindet, als ihn Nero's Angriff traf. Er überlebte übrigens den Nero und wurde unter Vespasian aus der Verbannung zurückgerufen.

[15]) S. oben Ann. XV. 35, wo meine Anmerk. 88 nachzusehen ist.

[16]) Der angegebene Grund, weshalb die obigen Angaben falsch sein müßten, kann schwerlich als ein zureichender gelten.

[17]) Was es mit diesen religiösen Greueln (ritus sacrorum) auf sich hat, sagen die Erklärer dieser Stelle nicht. Wahrscheinlich bezogen sie sich auf abergläubische Opfer und sakralen Zauberspuk gegen das Leben des Kaisers.

[18]) Nicht durch Nero, sondern in Folge der von dem Senatsgerichte angestellten Untersuchung.

war, dessen Ende in naher Aussicht stand. Silanus, den man angeblich nach Naxus bringen wollte, wurde nach Ostia gebracht, dann aber in einer Municipalstadt Apuliens, Namens Barium, in Verwahrsam gehalten. Dort trug er eine Zeit lang sein unwürdiges Geschick wie ein weiser Mann, bis plötzlich ein zu seiner Hinrichtung abgesendeter Centurio anlangte. Als dieser ihm zuredete, sich die Adern zu öffnen, gab er zur Antwort: „er sei zwar innerlich zum Tode vorbereitet, allein er wolle seinem Henker den Ruhm seines Henkerdienstes nicht entziehen." Der Centurio, welcher sah, daß er einen Mann vor sich hatte, der, obgleich waffenlos, doch von großer Körperkraft und weit mehr von Zorn, als von Furcht erfüllt war, befahl seinen Soldaten sich auf ihn zu werfen; und wirklich hörte Silanus nicht auf sich zur Wehre zu setzen und Streiche zu führen, so gut er mit bloßen Händen vermochte, bis er vom Centurionen wiederholt durch die Brust gestoßen wie in ordentlichem Kampfe todt zu Boden sank.[19])

Kapitel 10.

Nicht minder muthig gingen Lucius Vetus und seine Schwiegermutter Sextia sowie seine Tochter Pollitta in den Tod. Nero haßte dieselben, weil er in ihnen einen lebendigen Vorwurf seines an Rubellius Plautus, dem Schwiegersohne des Lucius Vetus, begangenen Mordes zu sehen glaubte.[20]) Die Gelegenheit seinen Grimm zu offenbaren gab ihm der Freigelassene Fortunatus, der, nachdem er Geldveruntreuungen

[19]) Nach Tacitus sind die Angeklagten und Verurtheilten völlig schuldlos, die gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen eitel boshafte Hirngespinnste. Aber die Untersuchung wurde vom Senat geführt, und Tacitus meldet nicht, daß auch nur ein einziges Mitglied desselben — selbst nicht der von ihm so gefeierte Thrasea, das Musterbild der Tugend und Mannhaftigkeit — wider den verurtheilenden Spruch Einrede erhoben hat. Das giebt uns zu denken. Die Anschuldigungen waren schwerlich ohne alle und jede Begründung rein aus der Luft gegriffen (inania et falsa). Es war soeben die weitverzweigte Pisonische Verschwörung vorhergegangen, welche Tacitus als ein löbliches und ruhmwürdiges Unternehmen darstellt, und mit der möglicherweise diese neuen Versuche zusammenhingen (s. unten Anm. 23). Die ganze Geschichte der Kaiser des Julischen Hauses ist voll von Verschwörungen gegen Leben und Thron der Regenten, deren kein einziger von solchen Versuchen verschont blieb. Es gilt von dem römischen Adel das Wort: libertatis incapax, jugi impatiens, und fast alle Verschwörer handelten nach dem Spruche: ôte toi pour que je m' y mette!

[20]) Ueber Lucius Antistius Vetus s. oben XIII. 11; über Rubellius Plautus XIV. 57—59, Anmerk. 162.

gegen seinen Patron begangen, dazu überging denselben anzuklagen, und dazu den Claudius Demianus als Helfershelfer gewann, welcher wegen schlechter Streiche von Vetus, als dieser Prokonsul von Afrika war, in's Gefängniß geworfen worden war, aus welchem ihn jetzt Nero zur Belohnung seines Anklägerdienstes befreit hatte. Als der Angeklagte dies erfuhr und daß man ihn selbst und seinen Freigelassenen als gleichberechtigte gegenüber stellen wolle,[21]) verließ er Rom und ging auf seine Besitzungen bei Formiae. Dort umstellte man ihn insgeheim mit militärischer Bewachung. Bei ihm war seine Tochter, die nicht nur durch das jetzt drohende Geschick, sondern auch durch ihren langen Schmerz seit der Zeit, wo sie die Mörder ihres Gemals, des Plautus, erblickt hatte, sich in leidenschaftlich aufgeregtem Zustande befand. Sie hatte damals seinen blutigen Rumpf umarmt und bewahrte sein Blut und die blutbespritzten Gewänder auf, in ihrem Wittwenstande fortwährend tiefer Trauer hingegeben und von Speisen nur soviel genießend, als da genügte das Leben zu fristen. Jetzt reiste sie auf die Aufforderung ihres Vaters nach Neapel.[22]) Und weil man ihr den Zutritt zu Nero versagte, wartete sie auf ihn so oft er ausging. „Er solle ihren unschuldigen Vater hören, solle nicht einen Mann, der einst sein Amtsgenosse im Konsulat gewesen, dem eigenen Freigelassenen preisgeben!“ so rief sie unaufhörlich, bald mit weiblichem Jammertone, bisweilen aber auch mit einer Stimme, deren grimmes Drohegeschrei über ihr Geschlecht hinaus ging, bis der Kaiser bewies, daß er gegen Bitten wie gegen Drohungen gleich unbeweglich war.

Kapitel 11 u. 12.

So blieb ihr nur übrig dem Vater zu melden, daß er alle Hoffnung fahren lassen und sich in das Unvermeidliche schicken müsse. Zugleich traf die Nachricht ein, daß eine Untersuchung von Seiten des Senats und in Folge derselben ein harter Spruch bevorstehe. Zwar riethen ihm manche Freunde: in seinem Testamente den Kaiser mit einem beträchtlichen Erbantheile zu bedenken, um dadurch seinen Enkeln den Rest des Vermögens zu sichern. Allein er verwarf das, um nicht sein

[21]) „Der Freigelassene stand in dem strengsten Pietätsverhältnisse zu seinem Patron. Klagen vor Gericht gegen den Patron waren ihm nur in den dringendsten Fällen, Kriminalklagen eigentlich gar nicht gestattet.“ Nipperdey.

[22]) Wo sich Nero damals befand.

nahezu als freier Bürger geführtes Leben am Schlusse desselben durch einen Akt sklavischer Unterwürfigkeit zu schänden. Er vertheilte alles vorhandene baare Geld als Geschenk unter seine Sklaven, hieß jeden von ihnen mitnehmen, was sich an transportabelen Gegenständen vorfinde, und nur drei Ruhebetten zur Bestattung dazulassen. Sodann öffnen sie sich (alle drei) in demselben Gemache, mit demselben Messer die Adern, und lassen sich darauf sofort, jeder nur mit einem einzigen Gewande aus Rücksichten der Schicklichkeit verhüllt, in das Bad tragen, der Vater auf die Tochter, die Großmutter auf die Enkelin, diese auf jene beiden den Blick richtend und um die Wette zu den Göttern flehend um ein schnelles Ende des versiegenden Lebensodems, damit ihnen vergönnt sei, ihre Lieben noch lebend und doch des Todes sicher hinter sich zu lassen. Wirklich beobachtete der Zufall die richtige Reihenfolge: das Leben der beiden Aelteren erlosch zuerst, dann die blühende Jugend. Die Anklage erfolgte nachdem sie bereits begraben waren, und der Urtheilsspruch lautete auf Hinrichtung „nach Weise der Altvordern." Nero jedoch schritt dagegen mildernd ein, indem er freie Wahl der Todesart gestattete. Solche Spottscenen führte man noch hinterher auf, nachdem der Mord bereits vollbracht war.[23]) — [12] Publius Gallus, römischer Ritter, wurde mit dem Bann belegt,[24]) weil er ein intimer Freund des

[23]) Immer und immer wieder fragt hier — wie in so vielen ähnlichen von Tacitus berichteten Fällen — der unbefangene Leser: „welches war die Anklage? worauf lautete sie? welche Beweise wurden vorgebracht?" Und grade über alle diese wichtigen Fragen beobachtet Tacitus Stillschweigen, während er dagegen die äußerlichen Umstände, wie die Reise der Tochter nach Neapel zu Nero und ihr Gnadenflehen, und die Scene vor und bei dem Tode der Angeklagten mit poetischen Farben in romanhafter Weise auszumalen beflissen ist. Es scheint absolut unmöglich, daß der Senat einen angesehenen Mann wie Lucius Vetus rein um Nichts und völlig unschuldig zum Tode, und zwar zur allerhärtesten Todesstrafe, die das römische Gesetz kannte (more majorum s. Ann. II, 32 und das. meine Anmerk. 58), verurtheilt haben sollte. Es muß jedenfalls Hochverrath vorgelegen haben, und die im folgenden Kapitel erwähnte Thatsache der Verurtheilung des römischen Ritters Publius Gallus als eines intimen Freundes des hingerichteten Oberbefehlshabers der Garde, Faenius Rufus, und zugleich des Lucius Vetus, giebt uns einen deutlichen Fingerzeig, daß Vetus' Sache mit der Pisonischen Verschwörung zusammengehangen haben muß (s. oben Anm. 19). Daß Nero das vom Senat gesprochene Urtheil milderte, ist gleichfalls bedeutsam. Denn diese seine Milderung konnte nicht erfolgen, nachdem der freiwillige Tod des Vetus und der Seinen bereits bekannt geworden war.

[24]) Die Formel dafür war „Feuer und Wasser versagen".

Faenius Rufus[25]) gewesen war und auch mit Vetus in Verbindung gestanden hatte. Der Freigelassene, der zugleich Ankläger gewesen war, erhielt zur Belohnung einen Platz im Theater bei den Amtsboten der Tribunen.[26])

Ferner wurden die Namen der beiden Monate, welche auf den bereits Neroneus benannten April[27]) folgten, der Mai mit dem Namen des Claudius, der Junius mit dem Namen des Germanikus vertauscht, wobei Cornelius Orfitus, der diesen Antrag gestellt hatte, als Motiv geltend machte: „Die Umnennung des Junius-Monats sei deshalb geschehen, weil jetzt bereits zwei Mitglieder des Hauses Torquatus als Verbrecher hingerichtet worden und dadurch den Namen Junius zu einem unheilvollen gemacht hätten“ [28])

Kapitel 13.

Dieses durch so viel Unthaten geschändete Jahr zeichneten denn auch die Götter[29]) durch unheilvolle Naturereignisse und Krankheiten aus. Kampanien ward verwüstet durch einen Orkan, welcher Villen, Baumgärten, Fruchtfelder überall zerschmetterte und seine gewaltsame Verwüstung bis in die Nähe der Hauptstadt fortsetzte. In dieser wüthete eine grimme Pestilenz unter allen Volksklassen, ohne daß irgend eine augenfällige klimatische Ursache wahrzunehmen war. Nichtsdestoweniger füllten sich die Paläste mit Leichen, die Straßen mit Leichenzügen. Kein

[25]) S. oben XV, 50, 58, 66.

[26]) Wir ersehen aus dieser Stelle, daß die Korporationen der niederen Beamten im Theater ihre eigenen Platzabtheilungen hatten.

[27]) S. oben XV, 74.

[28]) Die neuen Namen der beiden Monate Mai und Juni waren entnommen von Nero's Adoptivvater (Kaiser Claudius) und von seinem mütterlichen Großvater (Germanikus). Der Antragsteller Cornelius Orfitus war Konsul im Jahre 51 nach Chr. gewesen, als Nero die männliche Toga erhielt. Er und sein Haus wurden später in Nero's Sturz verwickelt (Tac. Ann. XII, 41. Hist. IV, 41). Die beiden Mitglieder des Hauses der Junier waren der oben (Kap. 8) genannte und der im Jahre 64 hingerichtete Junius Torquatus Silanus (s. oben XV, 35). — Daß der Senat diesem Antrage auf Aenderung des Monatsnamens Junius Folge gab beweist, daß es sich in der That um die Bestrafung einer entdeckten Verschwörung handelte.

[29]) Diese Weltanschauung des Tacitus entspricht vollständig der oben in der Anmerk. 97a zu XV, 38 angeführten des christlichen Historikers. Die Götter zeigen ihren Zorn über Nero's „Unthaten“, indem sie Leiden und Elend über — seine Unterthanen verhängen!! — Sueton (Nero 39) giebt die Zahl derjenigen, welche in Rom an dieser Pest starben, nach den Leichenregistern auf 30,000 an.

Geschlecht, kein Alter blieb verschont von der Gefahr. Sklaven wie freigeborene Bürger wurden gleicherweise hingerafft inmitten ihrer jammernden Weiber und Kinder, die, während sie eben noch pflegend und weinend an ihrem Lager saßen, oft auf ein und demselben Scheiterhaufen mit ihnen verbrannt wurden. Die Todesfälle von Rittern und Senatoren, obschon sie häufig genug vorkamen, waren minder beweinenswerth, weil man sich sagen mochte, daß sie durch das gemeine Loos der Sterblichkeit sich gleichsam der Grausamkeit des Kaisers entzögen.[30])

In demselben Jahre wurden in den Provinzen Gallia, Narbonensis, Afrika und Asien Aushebungen gehalten, um Ersatzmannschaften für die in Illyrikum stehenden Legionen zu gewinnen, aus denen die durch Alter oder Krankheit dienstunfähig gewordenen Leute verabschiedet wurden. Dem Unglück von Lugdunum kam der Kaiser mit einer Unterstützung von vier Millionen Sesterzien zu Hülfe, um ihnen die Wiederherstellung dessen, was die Stadtkasse verloren hatte, zu ermöglichen. Dieselbe Summe hatten die Lugdunenser zuvor bei den Unfällen der Hauptstadt beigesteuert.[31])

Kapitel 14 u. 15.

(Jahr 66 nach Christi.)

Unter dem Konsulat des Cajus Suetonius und des Luccius Telesinus ereignete sich Folgendes: Auf die Kunde, daß jetzt Angeber so

[30]) Die Uebertreibung ist handgreiflich.

[31]) Lugdunum, das heutige Lyon, war sieben Jahre früher (im Jahre 58) durch einen großen Brand vernichtet worden, der in einer einzigen Nacht die reiche und blühende Stadt in Asche gelegt hatte (s. Seneca Epist. 91). Trotz dieses Unglücks (das merkwürdigerweise Tacitus in dem genannten Jahre in seinen Annalen mit keinem Worte erwähnt, obschon es in Rom das ungeheuerste Aufsehen machte, s. Seneca) hatte die von allen Kaisern des Julischen Hauses stets hochbegünstigte Stadtgemeinde noch Mittel gefunden, für das abgebrannte Rom einen bedeutenden Hülfsbeitrag zu senden, den Nero edel genug war ihnen zurückzuerstatten, da er wußte, daß die Lugdunenser Stadtkasse, aus der der Beitrag entnommen war, sich in schlechten Umständen befand und selbst noch mit Herstellung ihrer öffentlichen Gebäude zu thun hatte. Die Lugdunenser vergaßen dem Kaiser das nicht. Sie blieben dem Nero treu, als Galba sich gegen ihn erhob (pertinaci pro Nerone fide. Tacit. Hist. I, 51, vgl. 65 ff.), und hatten dafür hart zu leiden. — Züge wie diese — leider nur allzu selten bei Tacitus vorkommend, der es vorzieht fast immer nur bei hauptstädtischen Ereignissen zu verweilen — zeigen, daß unter Nero die Regierungsgeschäfte keineswegs verabsäumt wurden.

reich belohnt würden und der Kaiser so schnell mit blutigen Maßregeln bei der Hand sei, schloß sich Antistius Sosianus, der, wie ich erzählt habe,[31]) wegen Abfassung von Schmähgedichten auf Nero mit dem Exil bestraft worden war, ein unruhiger und allzeit fertiger Kopf wie er war, eng an Pammenes an, der an demselben Orte mit ihm als Verbannter lebte und als berühmter Astrologe mit vielen Personen in genauer Verbindung stand. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die vielen an Pammenes gelangenden Boten und Konsultationen nicht für die Langeweile seien und erfuhr jetzt nun auch, daß derselbe ein Jahrgeld vom Publius Antejus beziehe. Zugleich war ihm nicht unbekannt, daß Antejus als Freund Agrippina's[32]) dem Nero verhaßt, und daß sein großes Vermögen ganz dazu geeignet sei, die Habgier desselben zu reizen, wie ja auch Vielen jetzt ihr Vermögen zur Ursache des Verderbens wurde. Er fing also heimlich Briefe des Antejus auf, setzte sich sogar diebischerweise in Besitz gewisser Schriftstücke aus des Pammenes geheimbewahrten Papieren, auf welchen die Konstellation am Tage der Geburt des Antejus und die in demselben bevorstehenden Schicksale verzeichnet waren, und entdeckte bei dieser Gelegenheit auch die von Pammenes über Geburt und Lebensgang des Ostorius Skapula gemachten Aufzeichnungen. Sofort schrieb er an den Kaiser: „er werde ihm große für sein Leben wichtige Dinge berichten können, wenn man ihm auf kurze Zeit Aufhebung seines Exils verwilligen wolle. Es drohe nämlich dem Throne Gefahr von Seiten des Antejus und Ostorius, welche beide sich mit astrologischen Nachforschungen über ihr eigenes und des Kaisers Schicksal beschäftigten." Sofort wurden Schnellsegler gesendet und Sosianus eiligst herbeigeholt. Sobald dessen Denunziation im Publikum verlautete, galten Antejus und Ostorius schon mehr als Verurtheilte denn als Angeklagte, und zwar in solchem Grade, daß Niemand sich gefunden haben würde, der Antejus' Testament unterzeichnete, wenn nicht Tigellinus dazu verholfen hätte, dadurch, daß er in früherer Zeit dem Antejus den Rath gegeben hatte, mit der Aufsetzung seines letzten Willens nicht zu zögern. Antejus nahm zuerst Gift, dann aber, als ihm dessen langsame Wirkung zuwider wurde, beschleunigte er seinen Tod durch Aufschneiden der Adern.

[31]) S. oben XIV, 48.

[32]) Antejus hatte zu Agrippina's „Freunden" (amici) gehört, die ihr in ihrem ersten feindlichen Begegnen mit ihrem Sohne hülfreich und treu zur Seite gestanden hatten. S. oben XIII, 23.

[15] Oſtorius befand ſich zu dieſer Zeit auf ſeinen weitentlegenen Landgütern im entfernteſten Theile des Ligurerlandes. Dorthin wurde ein Centurio geſchickt, um ihn unverweilt zu tödten. Die Urſache dieſer Eile ſchrieb ſich daher, daß Oſtorius, der für einen bedeutenden Kriegsmann galt — wie er denn auch im Britanniſchen Feldzuge ſich die Bürgerkrone verdient hatte — durch ſeine rieſenkräftige Körpergeſtalt und ſeine Waffenkunde ein Schreckbild für Nero geworden war, der von jeher furchtſam und durch die neuerdings entdeckte Verſchwörung noch mehr außer Faſſung gebracht, in ſteter Beſorgniß eines Angriffs von ſeiner Seite lebte. Der Centurio ſperrte zuerſt alle Fluchtwege aus der Villa ab, und eröffnete ſodann dem Oſtorius was der Kaiſer befohlen habe. Oſtorius wandte die Tapferkeit, die er ſo oft dem Feinde gegenüber bewährt hatte, gegen ſich ſelbſt. Als die Adern trotz aller Schnitte nicht Blut genug verſtrömen ließen, nahm er die Hand eines Sklaven zu Hülfe, doch nur ſoweit, daß er denſelben einen Dolch unbeweglich in die Höhe halten ließ, worauf er ſelbſt deſſen Rechte an ſich heranrückte und den Hals entgegenhob.[34])

Kapitel 16.

Selbſt wenn ich von auswärtigen Kriegen und von Leben, welche für den Staat dahingegeben worden, in ſolcher Gleichförmigkeit der einzelnen Fälle zu berichten hätte, würde es einerſeits mir ſelbſt zuviel geworden ſein und ich würde mich auf denſelben Ueberdruß auch bei anderen gefaßt zu machen haben, die es ſatt bekommen würden ſo viele wenn auch noch ſo ehrenvolle doch immer klägliche Todesfälle von Bürgern hintereinander fort zu leſen. Wie viel mehr iſt dies jetzt zu befürchten, wo das knechtiſche Erdulden und das im Frieden maſſenweis vergoſſene Blut die Theilnahme des Leſers ermüdet und in traurig gedrückte Stimmung verſetzt! Auch will ich in der That, gegenüber denen, welche dieſe Aufzeichnungen leſen werden, keine andere Entſchuldigung für mich anſprechen, als die, daß ſie mir geſtatten, jene ſo jämmerlich untergehenden Schlachtopfer nicht mit den Augen der Abneigung anzuſehen. Es war das ein Strafgericht des Zornes der Götter gegen Rom, welches ſich nicht, wie bei Vernichtung von Heeren oder Eroberung von Städten, mit einmaliger ſummariſcher Angabe abthun läßt. Man

[34]) Auch von den in dieſen Kapiteln erzählten Dingen gilt in Betreff der Taciteiſchen Darſtellung das oben Anmerk. 23 bemerkte.

gönne es der Nachkommenſchaft erlauchter Männer, daß dieſelben, ebenſo wie ihr Leichenbegängniß ſie von der allgemeinen Beſtattung unterſcheidet, ſo auch in der Berichterſtattung über ihre letzten Augenblicke ihre beſondere Erwähnung bekommen und behalten!

Kapitel 17.

Ich bemerke dies, weil innerhalb weniger Tage in einem und demſelben Zuge Annaeus Mela, Cerialis Anicius, Rufius Criſpinus und Titus Petronius als Opfer fielen; Mela und Criſpinus waren Ritter von Senatoriſchem Range. Der zuletztgenannte, ſeiner Zeit Oberbefehlshaber der Leibgarde,[35]) Inhaber der konſulariſchen Ehrenzeichen und vor Kurzem in Folge einer Anklage auf Theilnahme an der (Piſoniſchen) Verſchwörung nach Sardinien verbannt,[36]) entleibte ſich ſelbſt auf die Nachricht, daß ſein Tod befohlen ſei. Mela, ein leiblicher Bruder des Gallio und Seneka, hatte ſich jeder Bewerbung um Staatsämter enthalten in Folge ſeines verkehrten Ehrgeizes: es als ſimpler römiſcher Ritter an Einfluß Männern, die das Konſulat bekleidet hatten, gleichzuthun; zugleich hielt er in Betreff des Geldgewinnes die Carrière als Prokurator und Verwalter kaiſerlicher Geſchäftsangelegenheiten für den kürzeren Weg. Ebenderſelbe war auch der Vater des Annaeus Lukanus[37]) geweſen, ein Umſtand, der den Ruhm ſeines Namens gewaltig geſteigert hatte. Als er nach deſſen Hinrichtung die ausſtehenden Kapitalien deſſelben ſtreng eintrieb, zog er ſich von Seiten des Fabius Romanus, eines der intimſten Freunde Lukan's, eine Anklage zu.[38]) Es wurde ein gemeinſames Zuſammengehen des Vaters mit dem Sohne in der Piſoniſchen Verſchwörung fingirt, indem man Lukan's Handſchrift nachmachte. Als Nero Einſicht in die Schriftſtücke genommen hatte, ließ er dieſelben dem Mela überbringen, nach deſſen großem Vermögen er begierig war. Mela ſeinerſeits ergriff das in jener Zeit allgemein bereite Auskunftsmittel: er ließ ſich die Adern öffnen, nachdem er zuvor ein ſchriftliches Teſtament gemacht hatte, in welchem er dem Tigellinus und deſſen Schwiegerſohne Coſſutianus Capito eine große Geldſumme ausſetzte, um dadurch den Reſt ſeines Vermögens ſeinen

---

[35]) S. oben Ann. XI. 1.
[36]) S. oben Ann. XV. 71.
[37]) Des Dichters. S. oben XV. 49 u. 70.
[38]) Romanus hatte wahrſcheinlich Geld von dem hingerichteten Lukan geliehen.

Erben zu ſichern. Es wird hinzugefügt, daß er in dem Teſtamente ſich über die Unverdientheit ſeines Todes mit den Worten beſchwert habe: „Er für ſeine Perſon ſterbe ohne durch irgend eine Schuld das Leben verwirkt zu haben, während Rufius Criſpinus und Anicius Cerialis ſich des Lebens freuten, die doch dem Kaiſer feindlich geſinnt ſeien.“ Im Betreff dieſer Aeußerungen glaubte man, ſie ſeien abſichtlich erdichtet, weil der eine, Criſpinus, bereits umgebracht war und damit Cerialis umgebracht werden ſollte.[39]) In der That entleibte dieſer bald darauf ſich ſelbſt, weniger bedauert als die andern, weil man ſich daran erinnerte, daß er dem Kaiſer Cajus (Caligula) eine Verſchwörung gegen deſſen Leben verrathen hatte.[40])

Kapitel 18.

Ueber Petronius' Vergangenheit muß ich noch einige Worte ſagen. Er war nämlich ein Mann, der den Tag mit Schlafen, die Nacht mit Viſitenmachen und Vergnügungen hinzubringen pflegte. Wie andern ihre Thätigkeit, ſo hatte ihm ſein Nichtsthun einen Namen gemacht, dabei galt er jedoch nicht, wie ſo viele, die ihr Vermögen durchbringen, für einen gemeinen Schlemmer und Verſchwender, ſondern für einen Meiſter in raffinirtem Wohlleben, und ſein Reden und ſein Thun, je ungenirter ſie waren und je mehr ſie das Gepräge eines gewiſſen unbekümmerten Sichgehenlaſſens trugen, deſto mehr Beifall fanden ſie, weil ſie für Aeußerungen einer argloſen Naivetät galten. Als Prokonſul von Bithynien und ſpäter als Konſul zeigte er ſich jedoch als einen thätigen und den Geſchäften gewachſenen Mann. Nach dieſer Zeit wandte er ſich wieder, ſei es wirklich oder ſcheinbar, ſeinem lüderlichen Leben zu, und wurde von Nero in den kleinen Kreis ſeiner nächſten Vertrauten gezogen, wo er als entſcheidender Meiſter feinen modiſchen Lebensgenuſſes figurirte, indem Nero nichts für geſchmackvoll und genußreich üppig gelten ließ, was nicht Petronius dafür erklärt hatte. Dadurch erregte er den Neid des Tigellinus, der in ihm einen Nebenbuhler

[39]) Mela's Abſicht war, den Cerialis zu verderben; er wollte dieſen aber nicht allein nennen, um nicht ſeinen Privathaß gegen ihn zu verrathen, und fügte deßhalb den Namen des Rufius Criſpinus hinzu, deſſen Tod er bereits erfahren haben mochte, obſchon er davon keine Kunde zu haben fingirte. S. Nipperdey.

[40]) Ueber dieſe Verſchwörung gegen Caligula weiß man nichts Gewiſſes. S. Nipperdey.

Fürſten ſeine Regententugenden danach abwägt, wie er ſeinem Volke hat irdiſche Glücksgüter und Vortheil zugewendet. Laß erſt einmal einen Fürſten ſein, ruft ſie aus, der durchgreift durch alle politiſchen Künſte dieſer Allmeinen, indem er die verlornen Rechte der Menſchheit wieder einſetzt und und für ihre Würde kämpft."

Und was iſt denn Menſchenwürde? „daß er allem irdiſchen Glückswechſel gewachſen ſei," nicht daß er vollauf beſitze, was die Noth entbehren lehrt, ſondern, daß er die freudige Ausdauer habe, im Wechſel des Geſchicks. — „Und wenn ich erſt den Fürſten ſehe, der ſein Volk mit ſich zuſammt erzogen hat, auf die freudige Ausdauer im Mißgeſchick, dann will ich ihn loben." (S. 36 — 37).

Die Möglichkeit großer That zum Umſchwunge der Welt, durch einen Genius unter einer Krone, das iſt das Evangelium in deſſen Glauben Bettina in liebender Begeiſterung ſchwärmt. Mit aller Kraft des Geiſtes ſtemmt ſie ſich der Zeitanſicht entgegen, welche die Perſönlichkeiten gegen die „Gewalt der Dinge" in den Hintergrund drängt. Der Glaube an die Macht der Perſönlichkeit iſt ihrer Romantik Religion, iſt ihr unumſtößliches Dogma. Es iſt der Kern ihres Buchs, wie er der Urſprung und Ausgangspunkt deſſelben iſt, und wir ſtehen nicht an, ihr für Deutſchland vollkommen Recht zu geben, und zu bekennen, daß wir ihre heißen Wünſche theilen, weil nur durch die Erfüllung derſelben einer anderen ſchickſalsſchweren Entwicklung vorgebeugt werden kann.

„Wenn einmal ein großer Geiſt geboren würde mit unverderbbarer, feſter Characterſtärke, und der käme unter eine Krone zu ſtehen — (wie ich's der Frau Königin damals in der Nacht auf meiner Heimfahrt hundertfältig gegönnt hab') — und er begreift ſeine Miſſion recht, was er nämlich der Menſch-

ſah, welcher es ihm in der Genußwiſſenſchaft zuvor thue. Derſelbe faßte alſo den Kaiſer bei ſeiner Grauſamkeit, welcher alle ſeine ſonſtigen Neigungen nachſtehen mußten. Er warf dem Petronius vor, daß er mit Scaevinus[41]) befreundet geweſen ſei, beſtach einen Sklaven den Angeber zu machen, indem er ihm zugleich die Gelegenheit zur Vertheidigung abſchnitt[42]) und den größeren Theil ſeiner Hausdienerſchaft verhaften ließ.

Kapitel 19.

Zufällig war in dieſen Tagen der Kaiſer nach Kampanien gegangen, und Petronius, der ihm nachgereiſt und bereits bis Cumae gekommen war, wurde dort plötzlich unter Aufſicht zu verbleiben angewieſen. Nicht lange ertrug er das zaudernde Hinleben zwiſchen Furcht und Hoffnung. Doch beeilte er ſich nicht übermäßig, das Leben von ſich zu werfen, ſondern er ließ die geöffneten Adern, wie es ihm einfiel, bald wieder verbinden, bald wieder öffnen, und pflog Unterhaltung mit ſeinen Freunden, wiewohl keineswegs über ernſte Dinge oder in der Abſicht, den Ruhm der Standhaftigkeit zu gewinnen; wie denn auch ſeine Freunde ihm nicht etwa von der Unſterblichkeit der Seele und den Anſichten der Philoſophen darüber, ſondern mit Vorträgen leichtfertiger Gedichte und Stegreifverſen unterhielten. Daneben erfreute er von ſeiner Dienerſchaft die einen mit reichen Geſchenken, während er die andern peitſchen ließ, hielt regelmäßig Tafel, legte ſich ſchlafen, kurz, that alles, damit ſein Tod, obſchon ein gezwungener, einem zufälligen ähnlich ſähe. Ja nicht einmal bei der Aufzeichnung ſeines letzten Willens ſchmeichelte er — wie in der Regel die, welche ſterben mußten, thaten — dem Nero oder dem Tigellinus oder irgend einem andern der einflußreichen Perſonen; ſondern im Gegentheil verfaßte er eine ausführliche Schrift über die ſinnlichen Ausſchweifungen des Kaiſers mit namentlicher Angabe der Laſtergenoſſen beiden Geſchlechts und der neuen Erfindung jedes einzelnen Unzuchtsaktes und ſchickte dieſelbe verſiegelt an Nero. Sodann zerbrach er den Siegelring, damit derſelbe ſpäter nicht dazu dienen konnte, andere in Gefahr zu bringen.[43])

[41]) Einer der Mitverſchworenen Piſo's und deſſen intimſter Freund. S. oben XV, 49.

[42]) Das letztere dadurch, daß er einen Zeitpunkt zu ſeinem Angriffe gegen Petronius wählte, in welchem Nero von Rom entfernt war. S. Kap. 19.

[43]) Ob dieſer Petronius der Verfaſſer des bekannten nur in Bruchſtücken erhal-

Kapitel 20.

Während Nero hin und her dachte, auf welche Art wohl die Ausschweifungen seiner Nächte bekannt werden könnten, fiel er auf Silia, die als Gattin eines Senators in der Gesellschaft bekannt, ihm selbst als Genossin all' und jeder Wollust zur Hand und daneben mit Petronius sehr intim befreundet gewesen war. Sie wurde ins Exil getrieben aus persönlichem Hasse Nero's, weil sie nicht verschwiegen, was sie gesehen und was sie sich anthun lassen.[46]) Dagegen den Minucius Thermus, den gewesenen Praetor, opferte er dem Tigellinus, welcher mit demselben verfeindet war, weil ein Freigelassener des Thermus mehrere anschuldigende Aussagen wider Tigellinus gemacht hatte, wofür er selber durch die Qualen der Folter, sein Patron durch unverdienten Tod büßen mußte.

Kapitel 21.

Nachdem er so viele ausgezeichnete Männer[47]) hingeschlachtet hatte, gelüstete es schließlich den Nero, die Tugend selbst zu vertilgen durch den Mord des Thrasea Paetus und des Barea Soranus, denen er seit lange her feindlich gesinnt war. Für Thrasea kamen noch die besonderen Gründe hinzu: daß er aus der Senatssitzung gegangen war, als über Agrippina Vortrag gehalten wurde, wie ich das oben erwähnt

---

tenen satirischen Romans sei, ist eine vielbehandelte Streitfrage, die ich meinerseits zu bejahen geneigt bin. Daß die Dichtung in die Neronische Zeit gehört, darf als ausgemacht gelten. Von unserm Petronius erwähnt der ältere Plinius (nat. hist. 37, 20) noch: daß derselbe bei seinem Tode ein kostbares Murrinisches Trinkgefäß, das er für 300 (000) Sestertien (etwa 21,000 Thaler preußisch) gekauft hatte, zerschlug, um es dem darauf begierigen Nero zu entziehen.

[46]) Tacitus sagt nicht, ob eine Anklage, Untersuchung und ein Richterspruch stattfand; und doch ist nicht wohl denkbar, daß die Strafe des Exils durch bloßen Befehl des Kaisers verhängt werden konnte.

[47]) Ueber die hier von Tacitus als „ausgezeichnete Männer" charakterisirten Opfer der Neronischen Tyrannei sagt Merivale: „in den meisten von Tacitus angeführten Fällen gehörten dieselben zu den gemeinsten, ruchlosesten und gelegentlich grausamsten Subjekten des damaligen Roms. Wir dürfen annehmen, daß die Gleichgültigkeit, mit welcher Bürger, Provinzialen und Sklaven die Hinrichtung ihrer Chefs, ihrer Patrone und Herren hinnahmen, aus einem starken Gefühle von deren schlechter Lebensführung, Lastern und Verbrechen entsprang." Hist. of the Rom VI, p. 385.

habe,[48]) und daß er am Juvenalienfestspiele[49]) keinerlei nennenswerthe thätige Theilnahme bewiesen hatte, — welcher letztere Anstoß den Nero um so tiefer verletzte, weil eben derselbe Thrasea in Patavium, seiner Geburtsstadt, bei den dortigen Fischerfestspielen, einer Stiftung des Trojaners Antenor, als tragischer Sänger im Kostüm aufgetreten war. Desgleichen hatte er an dem Tage, an welchem der Praetor Antistius wegen Abfassung von Schandgedichten auf Nero zum Tode verurtheilt wurde,[50]) einen milderen Strafantrag gestellt und durchgesetzt; und bei der Senatssitzung, in welcher der Poppaea göttliche Ehren zuerkannt wurden, hatte er nicht nur freiwillig[51]) gefehlt, sondern war auch bei dem Leichenbegängnisse nicht zugegen gewesen.

Alle diese Dinge nun beeilte sich Capito Cossutianus aufzufrischen, der neben seinem angebornen leidenschaftlichen Hange zu Schlechtigkeiten dem Thrasea feind war, weil dessen hochangesehene Stimme als Beistand der Gesandten der Cilicier, welche den Capito wegen Erpressungen belangten, seine Verurtheilung bewirkt hatte.[52])

Kapitel 22.

Doch damit nicht genug, machte er ihm auch folgende Dinge zum Vorwurfe: Beim Jahresanfange vermeide es Thrasea, den üblichen Eid[53]) abzulegen; er fehle bei der Ablegung von Gelübden (für das Wohl des Kaisers), obschon ihn seine Eigenschaft als Mitglied des Quindezimviralpriesterkollegiums zur Anwesenheit verpflichte; er habe nie für Leben und Gesundheit des Kaisers oder für die Erhaltung von dessen himmlischer Stimme geopfert; früher ein ständiger und unermüdlicher Theilnehmer an den Sitzungen des Senats, und stets bestissen selbst bei ganz gewöhnlichen Beschlüssen desselben sein Für oder Wider geltend zu machen, habe er seit drei Jahren die Kurie nicht betreten, und ganz neuerdings, als die Senatsmitglieder wetteifernd in die Sitzung

[48]) S. oben XIV, 12.
[49]) S. oben XIV, 15.
[50]) S. oben XIV, 48.
[51]) D. h. ohne Entschuldigung.
[52]) S. oben XIII, 33. Capito war im Jahre 56 Statthalter von Cilicien gewesen (unter Claudius war er ein gefürchteter Advokat, s. XI, 6), wegen Erpressung verurtheilt ward er einige Jahre später auf Verwendung seines Schwiegervaters Tigellinus wieder begnadigt. Vgl. XIV, 48, XVI, 17 und Juvenal VIII, 93.
[53]) S. oben Ann. I, 72 und dort meine Anmerk. 142.

eilten, als es galt gegen Silanus und Vetus einzuſchreiten,[54]) habe er es vorgezogen, ſeine Zeit den Privatangelegenheiten ſeiner Klienten zu widmen. Das ſei ja doch bereits politiſche Parteiſpaltung, die, wenn viele eine gleiche Stellung einzunehmen wagten, zu bewaffneter Auflehnung werden müſſe. „Wie einſt," ſo fuhr er fort, „den Cajus Caeſar dem Markus Cato, ſo ſtellt jetzt dich, o Nero, und den Thraſea das nach Bürgerzwiſt lüſterne Publikum in ſeinen Reden einander gegenüber. Und wirklich hat er bereits Anhänger oder beſſer geſagt Spießgeſellen, die zwar noch nicht den Trotz ſeiner Abſtimmungen, aber doch ſein äußeres Behaben und ſeinen Geſichtsausdruck nachahmen und ſtarre finſtere Mienen annehmen, um dir deine Luſtigkeit vorzuwerfen. Er iſt der einzige Menſch, den dein Wohl nicht kümmert, der deine Kunſtleiſtungen nicht ehrt. Er macht ſich nichts aus dem Glücke ſeines Kaiſers, — ja man ſollte fragen, ob ihm deſſen Trauerfälle und Schmerzen Genüge thun! Es zeugt von ein und derſelben Geſinnung: an Poppaea's Göttlichkeit nicht zu glauben und des vergötterten Auguſtus und des vergötterten Julius Amtshandlungen nicht beſchwören wollen; mit dem einen verachtet er religiöſe Satzungen, mit dem andern untergräbt er die Gültigkeit der Geſetze. Das Tageblatt des römiſchen Volks wird in den Provinzen und bei den Heeren vorzugsweiſe ſorgfältig darum geleſen, um zu erfahren, was Thraſea nicht gethan habe. Entweder alſo müſſen wir zu den Inſtitutionen,[55]) welche er und ſein Anhang erſtrebt, übergehen, wenn dieſelben wirklich vorzuziehen ſind, oder man muß den Neuerungsſüchtigen ihren Führer und Vormann nehmen. Seine Sekte iſt es geweſen, welche ihrer Zeit die Tubero's und Favonius, Namen, welche ſelbſt der alten Republik wenig angenehm waren, hervorgebracht hat. Um die monarchiſche Verfaſſung zu ſtürzen, dient ihnen die Freiheit als Aushängeſchild. Wenn ſie ſie geſtürzt haben, werden ſie ihren Angriff gegen die Freiheit ſelbſt richten. Vergebens haſt du einen Caſſius[56]) beſeitigt, wenn du es dulden willſt, daß die Brutusnacheiferer[57]) blühen und gedeihen. Endlich haſt du ſelbſt nicht

[54]) S. oben Kap. 7—10 dieſes Buches.

[55]) illa instituta bezeichnet die republikaniſche Verfaſſung, auf welche Thraſea und ſein Anhang (secta) hinzuarbeiten ſchienen.

[56]) S. oben Kap. 7 dieſes Buches.

[57]) Nach Juvenal (Sat. V, 36—37) pflegte Thraſea mit Helvidius Priſkus und andern Genoſſen die Geburtstage des Brutus und Caſſius durch feſtliche Mahle zu

nöthig, über Thrasea ein Schreiben an den Senat zu richten; überlasse es dem Senat, in meinem Handel mit Thrasea die Entscheidung zu treffen." — Nero beeilte sich, die schon vom eigenen Hasse aufgeregte Gesinnung noch zu steigern, und gab ihm den fertigen Redner Eprius Marcellus zum Sekundanten.[58])

Kapitel 23.

Gegen Barea Soranus hatte inzwischen bereits der römische Ritter Ostorius Sabinus eine Anklage anhängig gemacht wegen der Verwaltung des Prokonsulats in der Provinz Asien, in welcher Stellung derselbe die schon vorhandene Abgunst des Kaisers gegen ihn durch seine Gerechtigkeit und Thätigkeit, sowie dadurch vermehrt hatte, daß er sich lebhaft um die Wiederherstellung des versandeten Hafens der Stadt Ephesus bemüht, und das gewaltthätige Einschreiten der Bürgerschaft von Pergamus gegen Akratus, des Kaisers Freigelassenen, als derselbe Statuen und Gemälde der Stadt entführen wollte, ungeahndet hatte hingehen lassen. Die Anklage gegen ihn lautete auf freundschaftliche Verbindung mit Plautus[59]) und auf das Bestreben, die Provinz für den Fall einer Schilderhebung für sich zu gewinnen.

Als günstigen Zeitpunkt für die Verurtheilung wählte man die Zeit, in welcher die Ankunft des Tiridates zum Empfange der Belehnung mit dem Königreiche Armenien nahe bevorstand, damit während das Interesse des Publikums mit dem Reden über die auswärtigen Dinge vollauf beschäftigt war, der Frevel im Innern in den Hintergrund treten möchte, oder vielleicht auch weil Nero beabsichtigte, seine selbst-

feiern, bei denen er und die Gäste bekränzt erschienen — unter einer monarchischen Regierung der Julischen Dynastie eine eben so gefährliche als nutzlose Demonstration.

[58]) Eprius Marcellus, schon früher als heftiger Ankläger von Tacitus erwähnt (s. oben XII, 4, XIII, 33), Senator, Praetor und Provinzialstatthalter unter Nero, überdauerte dessen Regierung und lebte noch bis gegen das Ende der Regierung Vespasian's, gegen den er sich verschwor und nach Entdeckung der Verschwörung sich selbst entleibte (Dio 66, 16), in großem Ansehn und bedeutender politischer Stellung, obschon die nach Nero eintretende Reaktion gegen die Werkzeuge Nero's mehrmals versuchte, ihn zur Rechenschaft zu ziehen und zu stürzen — ein Umstand, der dafür zu sprechen scheint, daß man ihm nichts Wesentliches nachweisen konnte.

[59]) Rubellius Plautus, von Nero als Praetendent gefürchtet. S. oben XIII, 19; 21; XIV, 57—59 u. 60; XVI, 10 u. 30. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Befürchtungen Nero's wegen revolutionärer Umtriebe, die sich an Plautus als Mittelpunkt knüpften, durchaus nicht unbegründet waren.

herrscherhafte Machtfülle durch die Hinrichtung hochangesehener Männer in einer königlichen Gewaltthat leuchten zu lassen.[60])

Kapitel 24.

Während also die ganze Stadt aus den Thoren geströmt war, um den Kaiser zu empfangen und den König zu schauen,[61]) wurde dem Thrasea verboten, sich an der Empfangsfeierlichkeit zu betheiligen.[62]) Ohne sich dadurch entmuthigen zu lassen, verfaßte derselbe ein Schreiben an Nero, in welchem er anfragte, „was man wider ihn habe und die Versicherung hinzufügte, daß er sich rechtfertigen werde, sobald man ihm die Anschuldigungen bekannt gemacht und ihm die Möglichkeit gegeben haben würde, dieselben zu entkräften."

Nero beeilte sich das Schreiben entgegen zu nehmen, weil er die Hoffnung hegte, Thrasea werde unter dem Eindrucke des Schreckens in einer Weise geschrieben haben, die des Kaisers erhabene Stellung zu erhöhen und des Schreibers Ruf zu erniedrigen dienen könnte. Als er aber sah, daß dies nicht der Fall war, und er vielmehr seinerseits in Furcht gerieth vor dem Antlitze, der Hochherzigkeit und dem Freimuthe des Schuldlosen, ordnete er eine Berufung des Senats an.

Kapitel 25.

Jetzt berieth sich Thrasea mit den ihm zunächststehenden: ob er eine Vertheidigung versuchen oder dieselbe verschmähen solle. Die Ansichten lauteten verschieden. Die, welche dafür waren, daß er im Senate erscheine, machten geltend: „sie seien seiner festen Haltung sicher, er werde nichts reden, was nicht seinen Ruhm vermehre. Nur Thatscheue und Furchtsame suchten ihre letzten Stunden in Geheimniß zu hüllen. Das Volk müsse mit Augen sehen, wie ein Mann dem Tode

---

[60]) Man beachte das Widersprechende dieser beiden von Tacitus angegebenen Motive. Der Ausdruck „königliche Gewaltthat" (regio facinore) deutet an, daß nach Tacitus Nero dem orientalischen Könige habe zeigen wollen, daß ein Kaiser Roms eben so mit dem Leben seiner Großen umzuspringen Macht habe, wie ein Despot des Orients.

[61]) Nero hielt von Campanien aus mit Tiridates seinen Einzug in Rom. Dio 63. 2—4. Nipperdey. — Ueber die feierliche Belehnung des Tiridates s. Sueton Nero 13. Plin. h. n. 33, 54.

[62]) occursu prohibitus. Der Senat, dessen Mitglied Thrasea war, ging dem Kaiser in Prozession eine Strecke vor der Stadt entgegen.

entgegengehe; der Senat müsse hören wie ein Mann spreche, dessen Worte wie aus dem Munde einer Gottheit über das Menschliche hinaus sich vernehmen ließen. Es sei doch die Möglichkeit vorhanden, daß gerade das Wunderbare eines solchen Schauspiels auf Nero Eindruck mache; wenn derselbe aber bei seinem blutdürstigen Vorhaben verharre, so werde wenigstens für die Nachwelt ein denkwürdiges Beispiel gestiftet, wie sich ein ehrenhafter Tod von der feigen Handlungsweise der stillschweigend untergehenden unterscheide."

Kapitel 26.

Dagegen erklärten diejenigen, welche die Ansicht vertraten, daß er die Sache in seinem Hause abwarten müsse: „sie seien zwar, soweit Thrasea's eigenes würdiges Verhalten in Frage komme, ganz derselben Ueberzeugung; allein es ständen Verhöhnungen und Beschimpfungen in drohender Aussicht, und er dürfe sich nicht in die Lage bringen, Schimpfworte und Schmähungen anzuhören. Nicht allein Cossutianus oder Eprius seien zu solcher Ruchlosigkeit im Stande; es gäbe außer ihnen noch andere (Senatoren) die möglicherweise sich in ihrer Unmenschlichkeit bis zu thätlichen Mißhandlungen und Schlägen versteigen könnten; sogar Wohlgesinnte ließen sich aus Furcht bewegen, es ihnen nachzuthun.[63]) Lieber solle er dem Senate, dessen Zierde er bislang gewesen, eine solche Schande ersparen und es im Ungewissen belassen, wie der Beschluß desselben ausgefallen sein würde, wenn Thrasea als Angeklagter vor ihren Augen gestanden hätte. Daß den Nero Scham über seine Ruchlosigkeiten erfassen könne, sei eine vergeblich geäußerte Hoffnung, ja, weit mehr sei zu fürchten, daß derselbe an der Gattin, an der Tochter und an den übrigen Thrasea's Herzen zunächststehenden Personen seine Grausamkeit auslasse. In Erwägung aller dieser Umstände solle er also lieber unbefleckt und unentweiht durch schimpfliche Behandlung den ruhmvollen Todesweg derjenigen erwählen, nach deren Vorbild und Grundsätzen er sein Leben geführt habe.[64])

Bei dieser Berathung befand sich unter den Anwesenden Arulenus Rustikus, der ein heißsporniger junger Mann wie er war und erfüllt

[63]) Welch' eine Beurtheilung eines Sittenzustandes einer solchen Körperschaft, wo man sich selbst von den „Wohlgesinnten", den „Guten" (boni) solcher Niedertracht aus Furcht versehen konnte!

[64]) Die republikanischen Stoiker wie Cato, Brutus, Cassius u. a. m.

von Begierde sich einen Namen zu machen,[65]) seinerseits sich erbot: gegen den Senatsbeschluß Intercession zu erheben, — er war nämlich Volkstribun. Jedoch Thrasea wehrte seiner begeisterten Aufwallung mit der Bemerkung: „er solle nicht in thörichter Eitelkeit etwas unternehmen, was für den Angeklagten ohne Nutzen, und ihm, als dem intercedirenden, verderblich sein werde. Er für sein Theil stehe am Ende seiner Lebenszeit und habe die Pflicht, die so lange Jahre hindurch fortwährend eingehaltene Lebensführung nicht aufzugeben; jener dagegen befinde sich noch im Beginne seiner Beamtenlaufbahn, und die Zukunft liege noch offen vor ihm. Er möge also reiflich bedenken, welchen Weg zu seiner politischen Carriere er in einer Zeitlage wie die gegenwärtige einzuschlagen habe." Im Uebrigen behielt er selbst die Entscheidung darüber, ob es ihm anstehe im Senate zu erscheinen, seiner eigenen Ueberlegung vor.

Kapitel 27.

Am nächsten Morgen aber stellten sich zwei Gardekohorten in voller Kriegsrüstung beim Tempel der Venus Genitrix auf.[66]) Den Zugang zur Senatsversammlung hatte ein Haufe von Togaten[67]) besetzt, welche die Schwerter, mit denen sie versehen waren, offen trugen, und auf den Plätzen (fora) und in den Basiliken standen hier und da geordnete Militärabtheilungen aufgestellt. Im Anblick und unter den Drohungen dieser Massen hielten die Senatoren ihren Eintritt in die Curie, wo

---

[65]) Der Ausdruck: „erfüllt von Begierde, sich einen Namen zu machen" (cupidine laudis) verkleinert wohl nicht ohne Absicht die edle Intention des Rustikus, und die Motivirung, weßhalb ihn Thrasea von der Intercession abgemahnt habe, scheint nicht ohne Beziehung auf Tacitus' Schwiegervater Agrikola formulirt zu sein, der damals gleichfalls Volkstribun war, von dem aber nicht verlautet, daß er sich irgendwie zu Gunsten des Thrasea erklärt habe. S. Eman. Hoffmann: Der Agrikola des Tacitus S. 9, Anm. 7.

[66]) Dieser Tempel befand sich auf dem von Caesar erbauten Forum Julium, dicht am Forum Romanum (s. Preller in d. Realencyclop. VI, S. 517), und diente für den hier beregten Fall als Ort der Senatsversammlung (curia).

[67]) Individuen in der bürgerlichen Kleidung, der Toga, wie wir sagen würden „Civilisten". — Wer waren diese „bewaffneten Bürger?" und zu welchem Zwecke waren sie dort? jedenfalls in feindlicher Absicht gegen Thrasea und etwaige Erhebungsversuche seiner Anhänger. Doch sagt Tacitus nicht, wer ihnen dazu Erlaubniß oder Anweisung gegeben hatte. Eine ähnliche demonstrative Betheiligung von Bürgern mit Waffen kommt sonst nirgends in der Geschichte der Julischen Kaiserzeit vor.

alsbald eine Ansprache des Kaisers durch den Mund eines seiner Quästoren verlesen wurde.[68]) Dieselbe machte, ohne jemanden namentlich zu bezeichnen, den Senatoren den Vorwurf, daß sie sich ihren staatsamtlichen Pflichten entzögen und durch ihr Beispiel auch die römischen Ritter zu gleicher Fahrlässigkeit veranlaßten. „Denn wie dürfe es Wunder nehmen, daß man sich aus entlegenen Provinzen nicht einfinde,[69]) wenn so viele bereits zum Konsulate und zu Priesterämtern beförderte Männer es vorzögen, nur für ihre schönen Parkanlagen zu leben?“

Kapitel 28.

Das war eine Angriffswaffe, deren sich sofort die Ankläger bemächtigten. Zuerst begann damit Cossutianus; aber ungleich heftiger trat Marcellus auf, der laut schrie: „es handele sich hier um eine staatliche Lebensfrage; die Unbotmäßigkeit der Untergebenen sei Schuld daran, daß der Regent seiner Milde Schranken zu setzen genöthigt sei. Allzu nachsichtig sei bis heute der Senat verfahren, daß er den Thrasea mit dem demonstrativen Aufgeben seiner Pflichten als Senatsmitglied, daß er dessen von gleicher Tollheit erfüllten Schwiegersohn Helvidius Priskus, dazu einen Paconius Agrippinus, den richtigen Erben seines väterlichen Hasses gegen das regierende Kaiserhaus, und einen Curtius Montanus, den Verfasser abscheuwerther Gedichte, habe ungestört ihr freches Spiel treiben lassen.[70]) Wenn Thrasea nicht gegenüber der Verfassung und

[68]) „Einige Quästoren, die der Kaiser selbst zu diesem Amte empfohlen (s. oben Ann. I, 15), hatten den Dienst, bei ihm und besonders seine Reden und Zuschriften an den Senat, im Falle er selbst abwesend war oder nicht selbst reden wollte, vorzutragen. Dig. I, 13.“ Nipperdey.

[69]) „Dies geht auf die römischen Ritter, welche als Kaufleute und Staatspächter viel in den Provinzen lebten. Sie sollten sich einstellen und als Richter fungiren.“ Nipperdey.

[70]) Von den hier genannten Personen überlebte Helvidius Priskus die Neronische Zeit, und fiel erst unter Vespasian als ein Opfer seines unverständigen republikanischen Trotzes und Starrsinnes (Suet. Vespas. 15). — Paconius gehörte zu derselben Farbe unruhiger republikanischer Ideologen; und Curtius Montanus scheint ein litterarischer Antipode Nero's und Gegenstand von dessen Eifersucht als Poet gewesen zu sein. — Ueber den einseitigen Rigorismus dieser philosophisch-politischen Opposition, welcher Thrasea und seine Sekte angehörten, über ihren „dünkelhaften Trotz und unpolitischen Freiheitsschwindel“, der selbst vortreffliche Kaiser, wie den toleranten Vespasian, gegen ihr Behaben einzuschreiten zwang (s. Suet. Vespas. 15),

den religiösen Institutionen der Vorfahren offen die Rolle eines Revolutionärs und Staatsfeindes übernommen hätte, so würde man ihn nicht als Konsularen auf seinem Platze im Senate, als Priester bei der Ablegung von öffentlichen Gelübden, als Bürger bei Ableistung des jährlichen Eides zu vermissen haben. Er sei ja früher gewohnt gewesen, den Senator zu spielen und die Verkleinerer des regierenden Herrschers in Schutz zu nehmen; nun denn! so solle er jetzt endlich einmal kommen und seine Meinung darüber aussprechen, was er an der Verfassung verbessert oder abgeändert wissen wolle! Man werde es leichter hinnehmen, ihn dies und jenes Einzelne schelten zu hören, als sein jetziges absolutes Schweigen zu ertragen, mit dem er Alles und jedes verdamme. Sei diesem Manne etwa der in der gesammten Welt herrschende Frieden, oder die ohne Verlust der Kriegsheere errungenen Siege[71]) zuwider? Einem Manne, der sich über glückliche Staatszustände betrübe, und Fora, Theater, Tempel der Stadt wie menschenöde Wüsteneien betrachte,[72]) der dem Staate drohe sich aus ihm zu exiliren, dürfe man das verkehrte Treiben seines hochmüthigen Ehrgeizes nicht gelingen lassen. Für diesen Mann gebe es keine Senatsbeschlüsse, keine Staatsbeamten, kein Rom mehr. Nun, so solle er sein Leben faktisch losreißen von einem Gemeinwesen, für das er schon lange kein Herz, und jetzt nicht einmal einen Blick mehr übrig habe!"

---

hat Bernhardy in seinem Grundrisse der röm. Litteratur S. 289—292 eben so ausführlich als richtig gesprochen, und meine vor langen Jahren in einer Jugendschrift (Aristoteles bei den Römern S. 71 ff.) unternommene Apologie dieser eben so unpraktischen, als der öffentlichen Ordnung der Monarchie gefährlichen Ideologen und Schwärmer für eine unwiderbringlich verlorene sogenannte republikanische „Freiheit" vollständig widerlegt. Was aber Tacitus selbst anbetrifft, so steht er mit dem Herzen ganz auf der Seite dieser Sekte, wenngleich er in Berücksichtigung des Umstandes, daß er selbst und sein von ihm so hochgefeierter Schwiegervater Agrippa weltklüger als jene „Helden republikanischer Tugend" zu handeln, und unter Kaisern wie Nero und Domitian Carriere zu machen gewußt hatten, hier und da ein Wort fallen läßt, welches das Verhalten eines Thrasea, Helvidius Priscus, Musonius und anderer als der Klugheit ermangelnd bezeichnet. Vgl. meine Einleitung zum ersten Theile der Annalen (Regierungsgeschichte Tiber's) S. 10 ff. und Hoffmann, a. a. O.

[71]) Bezieht sich auf die durch kluge Unterhandlungen herbeigeführte, oben erzählte (XV, 26 ff.), Unterwerfung der Parther in Betreff Armeniens.

[72]) D. h. der sich nirgends öffentlich unter seinen Mitbürgern zeige.

heit ſchuldig iſt, wenn er ſeine wahre Unſterblichkeit gründen will, nicht aus Eitelkeit, ſondern aus hohem weitausſehendem Geiſt, der aus Ehrfurcht vor der Wahrheit ſich keine Lüge erlaubt, nicht in der Politik, und nicht in ſeinem Herzen, und nicht über ſeine Fehler, der würde eine unerreichbare Höhe über der Menſchheit einnehmen. Wie ein glänzender Stern würde er daſtehen, und die Menſchheit würde dann erſt begreifen, was das bedeuten will auf einer ſo hohen Stellage als ein Thron iſt, ihr Ebenbild wahrzunehmen, um zu begreifen nämlich, wie ſie ſein ſollte und was ſie aus ſich machen ſollte. Das iſt gewiß, die Menſchheit würde hinter ſo einem Fürſten nicht lange zurückbleiben, im Gegentheil, ſie würde ihm bald vorherlaufen und ihm den Weg ebenen über alle finſteren Klüfte des Aberglaubens und der Angſt um nichts, wo er das Sehnen alle, was der Menſchheit den Buſen ſchwellt, aus eigenen unverkümmerten Herzensgaben ſtillt, ſie würde ihn auf ihren Schultern tragen in das Paradies des Bewußtſeins.“ Da wird dann auch die wahre Liebe offenbar ſein zwiſchen Fürſt und Volk, und „das wird ſchon der erſte Schritt ſein zur Sündloſigkeit: daß eine ganze Nation nicht mehr zu heucheln braucht, und braucht nicht mehr die Glocken zu läuten weil Geburtstag iſt, und Kirchenfeierlichkeiten zu halten, wo der Prediger ſich ein Loch in den Kopf ſtudiret, eine Feſtpredigt zu halten, wo man ein Te Deum ſingen ſoll, daß ein ſo edler Fürſt die Zeiten regiert, der nicht wie der bewußte Nebukadnezar ein grasfreſſendes Thier wär, ſondern er hätt nur aus reinem Plaiſir an den Naturwiſſenſchaften die ſchöne Wieſenkräutercher beliebt zu ſpeiſen.“ (S. 93 — 96).

Und ein ſolcher Fürſt, Kaiſer oder König, wie würde er zu ſeinen Völkern ſprechen? „Habt ihr ein edles Wagniß vor, verzagt nicht an meiner Kühnheit, über Felſen und Klippen in

Kapitel 29.

Während Marcellus, seiner finsteren und drohenden Art gemäß in solchen und ähnlichen Reden mit entsprechender Begleitung von Stimme, Mienen und Blicken seine Flammenblitze schleuderte, herrschte im Senate schon nicht mehr jene alte, bekannte und durch die Häufigkeit der Verfolgungen gewöhnliche niedergeschlagene Stimmung, sondern der Anblick der mit den Waffen in der Hand dastehenden Soldaten brachte eine ganz ungewohnte und tiefer dringende Beklemmung hervor. Zugleich stand vor ihrem inneren Gesichte die ehrwürdige Gestalt Thrasea's; und manche gab es, welche auch für Helvidius Priskus Mitleid empfanden, der schuldlos für seine Verwandtschaft (mit Thrasea) büßen sollte. Auch dem Agrippinus sei ja nichts anderes zum Vorwurfe gemacht worden als das traurige Schicksal seines Vaters, da ja auch dieser ganz eben so schuldlos als Opfer der Grausamkeit Tiber's gefallen sei.[73]) Und nun gar Montanus sei ein durchaus anständiger junger Mann, und der Grund ihn des Landes zu verweisen sei nicht weil er ein Schmähgedicht verfaßt, sondern weil er sich durch sein dichterisches Talent im Publikum bemerklich gemacht habe.[74])

Kapitel 30.

Jetzt trat Ostorius Sabinus, Soranus' Ankläger, auf und sprach zuerst von dessen Freundschaftsverbindung mit Rubellius Plautus, und davon, daß er (Soranus) seine hohe Stellung als Prokonsul von Asia viel mehr zu seinen persönlichen Zwecken als im Interesse des Staates ausgebeutet habe, indem er dem aufrührerischen Verhalten einzelner Stadtgemeinden Vorschub geleistet habe. Diese Anklagen betrafen eine frühere Zeit, die allerneueste jedoch, und durch die der Ankläger zugleich die Tochter in die gefährliche Lage des Vaters zu verwickeln suchte, war die, daß dieselbe an Magier Geldsummen geschenkt habe. Allerdings war dies von Seiten der Servilia — so hieß die junge Person — aus

[73]) Paconius, der Vater, scheint in die Sejan'sche Verschwörung verwickelt gewesen zu sein. Seine Hinrichtung erwähnt Suet. Nero 61, und die seines in gleicher Schuld befindlichen Verwandten Sextus Paconianus Tacit. Ann. VI. 3 und 39.

[74]) Diese ganze Darstellung, in welcher der Autor nicht nur weiß, was die anwesenden Senatoren im Stillen gedacht und empfunden haben, sondern auch was ihnen innerlich vor Augen gestanden, ist durchaus rhetorisch und poetisch zu nehmen.

kindlicher Liebe geschehen, indem sie in zärtlicher Sorge für ihren Vater und zugleich mit der Unvorsichtigkeit ihres Alters die Magier wirklich, jedoch lediglich über den zukünftigen glücklich dauernden Bestand ihres Hauses sowie darüber befragt hatte, ob Nero Gnade üben und ob die richterliche Untersuchung des Senats nicht von verderblichen Folgen sein werde.[75]) Sie wurde also vor den Senat beschieden, und so standen denn, getrennt von einander, vor dem Tribunale der Konsuln hier der hochbejahrte Vater, dort, ihm gegenüber, die noch nicht volle zwanzig Jahre alte Tochter, erst kürzlich durch die Exilirung ihres Gatten Annius Pollio[76]) zur verlassenen Wittwe geworden, die nicht einmal ihren Vater anzuschauen wagte, dessen gefahrdrohende Lage sie noch verschlimmert zu haben schien.

Kapitel 31.

Als jetzt der Ankläger die Frage an sie richtete: „ob sie nicht ihren Ausstattungsschmuck, ob sie nicht die Kette von ihrem Halse genommen und verkauft habe, um das zur Veranstaltung der magischen Zaubereien erforderliche Geld zu beschaffen, da warf sie sich zuerst zur Erde nieder und verharrte lange weinend und schweigend in dieser Stellung. Dann den Opfertisch und den Altar umfassend, sprach sie: Ich habe keine unrechten Gottheiten[77]) angerufen, keine Verwünschungszauberformeln[78]) angewendet, und meine unglückseligen Gebetssprüche waren einzig und allein darauf gerichtet, daß Du, o Kaiser,[79]) daß Ihr, Senatoren, diesem meinem theuersten Vater das Leben erhalten möchtet. Dafür habe ich

[75]) Die politische Tragweite, welche von den regierenden Kaisern des Julischen Hauses solchen Befragungen der Magier, Wahrsager, Astrologen über die Zukunft beigemessen wurde, ist aus zahlreichen Beispielen bekannt. Sie kamen fast bei allen Verschwörungen und Revolutionsversuchen vor. Tacitus geht sichtbar darauf aus, die Befragung der Magier durch Servilia als eine durchaus harmlose darzustellen.

[76]) Theilnehmer an Piso's Verschwörung s. oben XV. 56 u. 71.

[77]) „Unrechte" Gottheiten, impii dei, sind die von den Magiern verehrten Dämonen, die anzurufen für einen rechtgläubigen Römer Frevel war.

[78]) Formeln, mit denen man für jemanden Tod und Verderben heranzaubern zu können vermeinte. S. Kaiserfrauen S. 265—66.

[79]) Der Autor scheint in der romanhaften Lebendigkeit seiner Schilderung zu vergessen, daß „der Kaiser", den Servilia hier mit „o Caesar" anredet, gar nicht in der Sitzung anwesend war. Nipperdey vergleicht einen ähnlichen Fall Ann. VI. 8. Andere rechtfertigen die Sache dadurch, daß sie annehmen: man habe sich in solchen Fällen gegen den leeren Thronsessel des Kaisers gewendet.

Edelsteine und Prachtgewänder und die Schmuckehrenzeichen meines Standes eben so hingegeben, wie ich gethan haben würde, wenn sie (die Magier) mein Blut und Leben gefordert hätten. Mögen die Männer, die dort stehen, und die mir bis diesen Augenblick unbekannt sind, ihre Namen und die Künste, die sie üben, vertreten,[80]) ich meinestheils habe des Kaisers nie anders, als eines der gütigen Gottheiten gedacht. Trotzdem weiß mein unglückseliger Vater von meinem gethanen Schritte nichts, und wenn derselbe ein Verbrechen war, so habe ich allein es begangen."

Kapitel 32.

Während sie noch weiter sprach unterbrach sie Soranus, indem er laut rief: „seine Tochter sei nicht mit ihm in die Provinz gegangen, sie habe mit Plautus schon ihres jugendlichen Alters wegen[81]) keinerlei Bekanntschaft machen können, sie sei in die ihrem Ehemanne zur Last gelegten Dinge in keiner Weise verflochten; ihre ganze Schuld sei Uebermaß kindlicher Liebe, man möge also ihre Sache von der seinigen sondern, und über ihn seinerseits verhängen was man wolle." Zugleich machte er eine Bewegung, als wolle er seiner auf ihn zustürzenden Tochter sich in die Arme werfen, aber die Liktoren traten verhindernd zwischen beide Theile. Darauf ward zur Vernehmung der Zeugen geschritten, und wenn schon die Grausamkeit der Anklage großes Mitleid erregt hatte, so rief jetzt Publius Egnatius in seinem Verhalten als Zeuge ebenso großen Zorn hervor. Dieser Mann, ein Klient des Soranus und jetzt erkauft um seinen Freund verderben zu helfen, hatte sich bisher immer offen als einen Hauptanhänger der stoischen Sekte gerirt, und während er es verstand, in Behaben und Miene das Abbild eines Ehrenmannes darzustellen, war er innerlich ein perfider und tückevoller Mensch, der seine Habsucht und seine sinnlichen Gelüsten zu verhüllen wußte, und der, als die Geldbestechung seinen Charakter bloslegte, ein warnendes Beispiel lieferte, daß man sich eben sowohl wie vor gewerbsmäßigen Betrügern und Lastergezeichneten, auch vor solchen Scheinheiligen zu hüten habe, die unter dem Anschein edler wissenschaft-

[80]) Es scheint also, daß der Angeklagten die Magier gegenüber gestellt wurden, die sie befragt haben sollte.

[81]) Barea Soranus war Prokonsul von Asia im Jahre 65 gewesen (s. Nipperdey zu Ann. XVI, 23), und Plautus' Ermordung war im Jahre 62 geschehen, als Barea's Tochter sechszehn Jahre alt war.

licher Bestrebungen ihre Falschheit und ihre Verrätherei an der Freundschaft verbergen.[82])

Kapitel 33.

Derselbe Tag lieferte jedoch auch ein Beispiel edler Gesinnung in der Person des Cassius Asklepiodotus, eines durch seinen großen Reichthum hochangesehenen Bithyners, der die treue Anhänglichkeit, welche er dem Soranus in dessen glücklichen Tagen bewiesen hatte, jetzt in dessen unglücklichen Lage nicht verleugnete, und dafür seines ganzen Vermögens beraubt und mit dem Exil bestraft wurde; — denn die Götter schauen gleichmüthig auf gute und böse menschliche Handlungen!

Thrasea, sowie Soranus und Servilia erhielten freie Wahl ihrer Todesart gestattet. Helvidius und Paconius wurden aus Italien verwiesen. Montanus ward der Verfügung seines Vaters[83]) überlassen, jedoch mit der Bemerkung, daß er auf jede Beamtenlaufbahn im Staate zu verzichten habe. Den Anklägern Eprius und Cossutianus wurden jedem fünf Millionen Sesterzien, dem Ostorius eine Million zweimalhunderttausend und die Rangauszeichnung eines Quästors zuerkannt.[84])

[82]) Publius Egnatius Celer war damals ein hochberühmter Lehrer der stoischen Philosophie, und mit Barea Soranus, dessen Lehrer in derselben er gewesen war, eng befreundet. Er war gebürtig aus Tarsus oder aus der krimasiatischen Stadt Berytus (Dio Cass. 62, 25) und zu der Zeit dieses Prozesses bereits hoch in Jahren (senex Juvenal Sat. III. 116). Tacitus hatte ihn bereits in den vor den Annalen verfaßten Historien (IV. 10) als den verrätherischen Verderber des Soranus gebrandmarkt, und alles was zu der Sekte der Stoiker gehörte vereinigte sich in der Verurtheilung dieses Professors der stoischen Philosophie (professus sapientiam nennt ihn Tacitus in der oben bezeichneten Stelle der Historien) als eines „falschen Bruders". So namentlich Juvenal, der giftige Satiriker (Sat. I. 33 magni delator amici. und III. 116). Vier Jahre nach Nero's Tode erhob der Stoiker Musonius Rufus gegen ihn eine Anklage, in Folge deren er im Jahre 71 unter Vespasian verurtheilt und „die Manen des Soranus gerächt wurden" (Tacit. Hist. IV. 40). Egnatius ward mit dem Exil bestraft (Dio a. a. O.). Sein Mitzeuge in dem Prozesse des Soranus, der Philosoph Cassius Asklepiodotus aus Nicaea, der zu Gunsten des Soranus Zeugniß abgelegt hatte und dafür aus Rom verwiesen worden war, wurde nach Nero's Tode zurückgerufen (Dio a. a. O. und Tacit. im folgenden Kapitel).

[83]) Montanus, der Vater, wird als Anhänger Nero's und Genosse von dessen und von Domitian's luxuriösen Tafelfreuden von Juvenal genannt (Juv. Sat. IV. 107, 131, 136 ff.

[84]) 5 Mill. Sesterzien sind etwa 350,000 Thaler. Die zweite Summe beträgt gegen 84,000 Thaler.

Kapitel 34.

Hiernächſt wurde an Thraſea, der ſich in ſeinen Parkgärten aufhielt, ein Quäſtor des Konſuls[85]) abgeſendet, als der Tag ſich bereits zum Abend neigte. Thraſea hatte einen zahlreichen Kreis von Männern und Frauen der vornehmen Geſellſchaft bei ſich verſammelt, beſchäftigte ſich jedoch vorzugsweiſe mit Demetrius, dem Lehrer der cyniſchen Philoſophie,[86]) mit dem er, wie man aus ſeinem ernſtgeſpannten Geſichtsausdrucke ſowie aus einzelnen hier und da von beiden Seiten etwas lauter geſprochenen Worten ſchließen konnte, ſich über das Weſen der Seele und über die Trennung von Geiſt und Körper eingehend unterhielt, bis endlich Domitius Caecilianus, einer ſeiner vertrauteſten Freunde, hereintrat, und ihm den Ausſpruch, welchen der Senat gefällt habe, mittheilte. In Folge deſſen richtete Thraſea an die weinenden und klagenden Anweſenden die Aufforderung, ſich eilig zu entfernen und nicht durch ihren Antheil an dem Looſe des Verurtheilten ſich mit ihm in Gefahr zu bringen. Ebenſo bat er die Arria, welche dem Gatten in den Tod und dem Beiſpiele ihrer Mutter Arria folgen wollte, weiter fortzuleben und nicht ihrer und ſeiner Tochter die einzige Stütze zu entziehen.

Kapitel 35.

Dann ſchritt er hinaus in die Vorhalle, wo ihn der Quaeſtor faſt in freudiger Stimmung fand, weil er erfahren hatte, daß ſein Schwiegerſohn Helvidius bloß zur Verweiſung aus Italien verurtheilt ſei.[87]) Nachdem er den Senatsbeſchluß entgegengenommen hatte, führte er den Helvidius und Demetrius in ſein Schlafzimmer, reichte beide Arme zum Oeffnen der Adern hin, ſprengte, als das Blut zu fließen begann, von demſelben über den Boden hin, rief dann den Quäſtor näher zu ſich

[85]) Der dem Senatsgerichte vorſitzende Konſul, welchem die Vollziehung des Urtheils oblag. „Jeder Konſul hatte ſeit dem Jahre 38 vor Chr. zwei Quäſtoren — früher wahrſcheinlich einen — welche er ſich aus der Geſammtzahl der Quäſtoren wählte." Nipperdey.

[86]) Derſelbe lehrte noch unter Veſpaſian, gegen den er ſich ſehr frech betrug (Sueton Vesp. 13. Dio Caſſ. 66, 13), und ſchließlich ſeine und anderer gleich ihm Unruhe ſtiftenden „Ideologen" Verweiſung aus Rom und Italien herbeiführte.

[87]) Derſelbe ging nach Apollonia (Schol. Juv. V. 36) und Mazedonien, begleitet von ſeiner Gattin Fannia, Thraſea's vortrefflicher Tochter (Plin. Epp. VII, 19), einer der ausgezeichnetſten Frauen Roms.

heran und ſprach: „So bringe ich das Dankopfer Jupiter, dem Befreier! Sei Zeuge deſſen, junger Mann; und wenn auch die Götter es verhüten mögen, daß es dir zum Vorzeichen werde, ſo fällt dein Leben doch in Zeiten, in denen es wohlgethan iſt, die Seele an Beiſpielen der Charakterfeſtigkeit zu ſtärken.“ Dann, als die Langſamkeit des Sterbens ihm ſchwere Qualen verurſachte, richtete er (die Augen) auf Demetrius [88]) — — —

[88]) Hier bricht die erhaltene Handſchrift ab. In den Scholien zu Juvenal's Satiren (VI. 36) heißt es vom Tode des Thraſea: secandasque venas praebuit, conversusque ad Demetrium Cynicum: Nonne tibi libare videor Jovi liberatori? Ac sic singulis amicis oscula offerens exanimatus est.

Druck von G. Jaſſen in Berlin.

Aus
Adolf Stahrs Nachlaß

Briefe von Stahr

nebst

Briefen an ihn von Bettine v. Arnim, Therese v. Bacheracht, Th. Döring, Gust. Freytag, K. Gutzkow, M. Hartmann, Johanna Kinkel, Th. B. Macaulay, Jul. Mosen, Rob. Prutz, Heinr. Simon, Fr. Spielhagen, Fr. Th. Vischer, Richard Wagner u. a.

ausgewählt und mit Einleitung und Anmerkungen

herausgegeben

von

Ludwig Geiger.

Oldenburg.
Schulzesche Hofbuchhandlung.
1903.

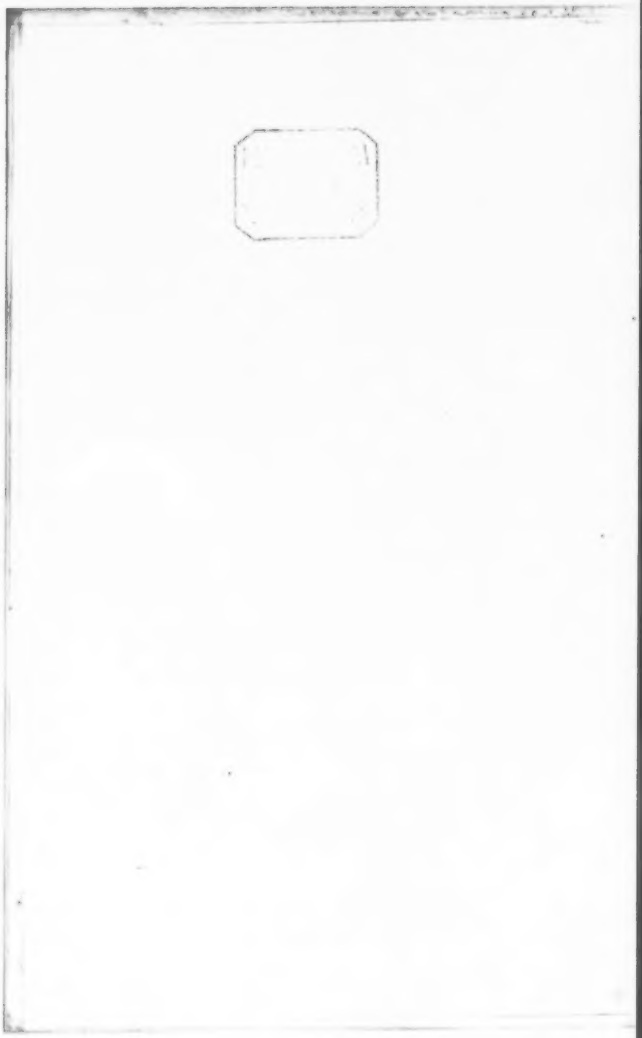

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . . .

Briefe von und an Adolf Stahr.

1. Gottfr. Hermann. 16. Dez. 1830 1
2. Ad. Trendelenburg. 10. Dez. 1834 2
3. Bettine v. Arnim. 15. Dez. 1838 3
4. Bettine v. Arnim. 11. April 1839 4
5. An Carl Stahr. 14. Aug. 1839 6
6. An denſelben. 24. Aug. 1839 7
7. Bettine an Carl Stahr. 1. Sept. 1839 8
8. Dieſelbe an Adolf Stahr. 17. Dez. 1839 8
9. An Carl Stahr. 26. Oktbr. 1840 12
10. An denſelben. 30. Oktbr. 1840 13
11. An denſelben. 22. Dez. 1840 18
12. Bettine. 4. April 1841 21
13. Dieſelbe. 17. April 1841 24
14. An Carl Stahr. 26. Aug. 1841 24
15. An denſelben. 31. Oktbr. 1841 26
16. An denſelben. 19. Dez. 1841 27
17. An Marie Stahr. 3. Juli 1842 28
18. An dieſelbe. 16. Juli 1842 29
19. An dieſelbe. 23. Juli 1842 32
20. Julius Moſen. 24. Aug. 1842 34
21. Derſelbe. 13. Oktbr. 1842 35
22. Derſelbe. 30. Oktbr. 1842 37
23. An Julius Moſen. 12. Dez. 1842 39
24. Julius Moſen. 30. Dez. 1842 40
25. Carl Stahr. 3.—31. Jan. 1843 44
26. Julius Moſen. 15. Jan. 1843 48
27. Julius Moſen. 12. Februar 1843 55
28. An Carl Stahr. 19. Febr. 1843 58
29. An denſelben. 6. März 1843 58

Seite

30. An Julius Mosen. 12. März 1843 60
31. Julius Mosen. 19. März 1843 62
32. Carl Stahr. 14. April 1843 65
33. Julius Mosen. 15. April 1843 67
34. An Carl Stahr. 23. April 1843 72
35. Julius Mosen. 4. Mai 1843 74
36. An Carl Stahr. 13. Mai 1843 75
37. Julius Mosen. 10. Juni 1843 77
38. An Mosen. 9. Aug. 1843 78
39. Bettine v. Arnim. 21. Nov. 1843 81
40. Julius Mosen. 8. Jan. 1844 83
41. An Carl Stahr. 25. Febr. 1844 85
42. Julius Mosen. 2. März 1844 86
43. An Carl Stahr. 29. April 1844 87
44. An denselben. 11. Mai 1844 88
45. An v. Gall. 12. Aug. 1844 90
46. Julius Mosen. 26. Aug. 1844 92
47. Robert Prutz. 14. Sept. 1844 95
48. Karl Gutzkow. 13. Dez. 1844 95
49. Derselbe. 20. Jan. 1845 97
50. Theodor Döring. 30. Jan. 1845 99
51. Julius Mosen. 10. Februar 1845 103
52. Derselbe. 5. Juni 1845 105
53. An Mosen. 13. Juli 1845 108
54. Julius Mosen. 29. Okt. 1845 112
55. An Mosen. 18. Nov. 1845 118
56. Carl Stahr. 23. Nov. 1845 121
57. Julius Mosen. 16. Dez. 1845 122
58. Robert Prutz. 30. Nov. 1846 127
59. Carl Stahr. 21. Dez. 1846 128
60. Karl Gutzkow. 5. Jan. 1847 131
61. Carl Stahr. 30. März bis 13. April 1847 132
62. Julius Mosen. 22. April 1847 137
63. An Mosen. 27. April 1847 142
64. Karl Gutzkow. 8. Dez. 1847 144
65. An Carl Stahr. 1. April 1848 144
66. An denselben. 29. Mai 1848 144
67. Carl Stahr. 9. Jan. 1849 146
68. An Carl Stahr. 17. Jan. 1849 148
69. Therese von Bacheracht. 27. Juni 1849 148
70. K. Th. Andrée. 6. Juli 1849 151
71. An Carl Stahr. 28. Juli 1849 153
72. Theodor Mügge. 9. Dez. 1849 154

oller Ausdauer ohne Vorwurf noch Verzagen euch beizustehen. Denn warum? Der Zweck iſt edel! Und was iſt da zu fürchten?“ — — Und wenn es uns vor den Augen der Narren nicht rechtfertigt, was wir verſucht oder begonnen haben, was will das bedeuten? Das Gelingen iſt nicht die Hauptſach, der Muth, nicht zurückzubeben vor dem was wir Groß achten, und wenn ihm auch an der Stirn geſchrieben ſteht: Unmöglich, der rechtfertigt den Verſuchen. Ihr werdet andere Menſchen, wenn Ihr den Geiſt zu Eurer Waffe macht, um Bedürfniſſe zu löſen und zu bekämpfen, an welche die Seelen der Andern angeſchmiedet ſind, und Müh' und Noth werden nicht mehr das Schergenamt an Euch ausüben können, denn Ihr ſeid deren Ueberwinder. Plato ſagt: „Die Menſchen würden weiſe regiert werden, wenn Philoſophen auf den Thronen ſäßen!“ Nun ich bin gerecht und Philoſoph genug, wenn ich keiner Sclaverei und Abhängigkeit, von welcher Art ſie ſeien, das Wort rede, oder ſie auch nur dulde. Auf dem Haß gegen die Sclaverei ruht mein ganzes Daſein! wie könnte ich von Freiheit Euch vorreden.“ —

Aber das iſt ja eine unausführliche Politik! „Und ich,“ antwortete Bettina, ſah im Geiſt, daß ſie nicht unausführbar, nein! daß ſie die Politik iſt, der die Menſchheit mit ſtarken Schritten zueilt.“ (S. 118).

Republik und Monarchie vereint iſt das Ziel dieſer Politik. Mit ſchlichten Worten geſagt, die freie konſtitutionelle Verfaſſung, die erſt den Menſchen zum vollen Menſchen, d. h. zum Vollbürger im Staate macht, der ſein Staat iſt, — und die den Fürſten erſt zu ſeiner rechten Göttlichkeit erhebt, dadurch „daß er ſich nicht in allen Stank zu miſchen hat, der unter kleinlichen Menſchen nimmer des Streitens und Rechtens ein Ende nimmt, ſondern bloß dann eingreift, wenn ſeine

Seite

73. K. Th. Andrée. 27. Dez. 1849 155
74. An Carl Stahr. 24. Jan. 1850 156
75. Moritz Hartmann. 22. Okt. 1850 157
76. An Carl Stahr. 4. Nov. 1850 158
77. Johanna Kinkel. 7. Dez. 1850 159
78. Fanny Lewald an Carl Stahr. 20. Mai 1851 161
79. Richard Wagner. 31. Mai 1851 162
80. An H. Hettner. 28. Juni 1851 165
81. An Carl Stahr. 25. Juli 1851 166
82. Gottfried Kinkel. 8. August 1851 167
83. Th. B. Macaulay. 13. Dez. 1851 169
84. Willibald Alexis. 29. Juli 1852 170
85. An Carl Stahr. 18. Nov. 1852 174
86. Carl Stahr. 5. Mai 1853 177
87. Fanny Lewald an Carl Stahr. 17. Aug. 1853 177
88. Dieselbe an denselben. 19. Aug. 1853 178
89. Dieselbe an denselben. 20. Sept. 1853 178
90. An Carl Stahr. 2. Dez. 1853 179
91. Fanny Lewald an Carl Stahr. 24. März 1854 180
92. Carl Stahr. 14. Jan. 1855 181
93. An Carl Stahr. 22./23. Jan. 1855 182
94. Gustav Freytag. 26. Juli 1855 187
95. An Alwin Stahr. 29. Jan. 1856 188
96. An denselben. 15. März 1856 189
97. Fanny Lewald an denselben. 13. Nov. 1856 189
98. An Alwin Stahr. 26. Febr. 1857 190
99. An denselben. 3. April 1857 191
100. An denselben. 28. Mai 1857 192
101. An denselben. 25. Sept. 1857 196
102. An denselben. 27. Okt. 1857 198
103. Ferdinand Lassalle. 7. Nov. 1857 199
104. An Alwin Stahr. 16. Jan. 1858 200
105. An denselben. 8. März 1858 200
106. An denselben. 31. Juli 1858 202
107. Heinrich Simon. 18. Okt. 1858 205
108. Berthold Auerbach. 13. Dez. 1858 206
109. An Berthold Auerbach. 15. Dez. 1858 208
110. Berthold Auerbach. 17. Dez. 1858 211
111. Fr. Th. Vischer. 1. Febr. 1859 212
112. An Alwin Stahr. 15. April 1859 220
113. An denselben. 13. Mai 1859 224
114. H. Köchly. 6. Juni 1859 224
115. An Alwin. 24. Juli 1859 225

Seite

116. An Alwin Stahr. 12. Aug. 1859 226
117. An denſelben. 16.—23. Aug. 1859 228
118. An denſelben. 31. Aug. 1859 234
119. Heinrich Simon. 18. Okt. 1859 237
120. An Alwin Stahr. 29. Okt. 1859 239
121. F. Laſſalle. 1. Jan. 1860 242
122. An Carl Stahr. 15. Juli 1860 243
123. Fanny Lewald an Alwin Stahr. 26. Aug. 1860 244
124. An Alwin Stahr. 22. Sept. 1860 245
125. An denſelben. 21. Jan. 1861 249
126. An denſelben. 30. April 1861 250
127. An Carl Stahr. 9. Juni 1861 251
128. An Alwin Stahr. 3. Dez. 1861 253
129. Carl Stahr. 19. Dez. 1861 254
130. Friedrich Spielhagen. 15. Jan. 1862 256
131. Derſelbe. 18. Febr. 1862 258
132. Auguſt Röckel. 28. Febr. 1862 262
133. An Carl Stahr. 18. April 1862 265
134. An Alwin. 29. April 1862 266
135. Carl Stahr. 30. April 1862 266
136. Marie d'Agoult. 30. Juni 1862 267
137. An Alwin Stahr. 28. Jan. 1863 268
138. An denſelben. 4. Febr. 1863 268
139. An denſelben. 24. Juli 1863 269
140. An denſelben. 29. Juli 1863 271
141. An denſelben. 2. Aug. 1863 274
142. An denſelben. 10. Aug. 1863 276
143. An denſelben. 5. Dez. 1863 278
144. An Adolf Stahr jun. 15. April 1864 279
145. An Alwin und Adolf jun. 27. April 1864 280
146. An Alwin. 7. Juli 1864 281
147. An denſelben. 21. Aug. 1864 283
148. An denſelben. 13. Okt. 1864 284
149. An Adolf Stahr jun. 28. Okt. 1864 284
150. An Alwin. 19. Juni 1865 285
151. An denſelben. 10. Sept. 1865 286
152. An denſelben. 20. Nov. 1865 287
153. An denſelben. 5. Febr. 1866 289
154. An denſelben. 8. April 1866 289
155. An denſelben. 26. Juni 1866 290
156. An denſelben. 27. Jan. 1867 291
157. An denſelben. 12. März 1867 292
158. An denſelben. 26. Juni 1867 293

Seite

159. An Alwin. 22. Aug. 1867 293
160. An denſelben. 9. Sept. 1867 294
161. An denſelben. 4. Nov. 1867 303
162. An denſelben. 27. Nov. 1867 306
163. An denſelben. 29. Nov. 1867 307
164. An denſelben. 10. Dez. 1867 309
165. An denſelben. 21. Mai 1868 310
166. Edgar Quinet. 23. Dez. 1868 311
167. An Alwin. 16. Okt. 1869 312
168. G. H. Lewes. 1. Sept. 1870 314
169. An Alwin. 15. Mai 1873 315
170. An denſelben. 19. Juli 1873 316
171. An denſelben. 22. Juli 1874 317
172. T. H. v. Buttel. 24. Juli 1874 318
173. An Alwin. 24. Sept. 1874 320
174. An denſelben. 3. Juli 1875 321
175. An denſelben. 26. Juli 1875 323
176. v. Buttel an Fanny Lewald. 17. Okt. 1876 324

Einleitung.

Eine vollkommene Biographie Adolf Stahrs liegt nicht im Plane dieser einleitenden Bemerkungen. Sie sind vielmehr hauptsächlich dazu bestimmt, in das Verständnis der nachfolgenden Briefe einzuführen und manches zu erklären, was die kurzen am Schluß folgenden Anmerkungen ungedeutet lassen müssen.

Zunächst sei ein Wort gestattet über die Quellen, aus denen die nachfolgende Sammlung geschöpft ist. Früher als Adolf Stahr war meine Neigung seiner Gattin Fanny Lewald zugelenkt. Im Anschluß an ihr von mir veröffentlichtes geistiges Tagebuch „Gefühltes und Gedachtes" (Dresden 1900) dachte ich eine Sammlung ihrer Briefe herauszugeben. Zu diesem Zwecke erließ ich im März 1901 einen öffentlichen Aufruf, bestimmt für alle, die mit der Verstorbenen in Verkehr gestanden hatten oder im Besitze ihrer Briefe waren, einen Aufruf, der die Aufforderung enthielt, mir diese zur Durchsicht und zum Abdrucke zu überlassen. Auf Grund dessen erhielt ich von vielen Seiten zahlreiche Briefe der Schriftstellerin aus verschiedenen Zeiten, hauptsächlich aus den letzten 25 Jahren ihres Lebens. So groß nun auch das mir überlieferte Material war, so mußte ich den mir lieb gewordenen Plan aufgeben, teils, weil die meisten Briefe weder durch ihren Inhalt noch durch ihre Form den Reiz besaßen, den ich erwartete, teils weil von seiten eines der Erbberechtigten, der zugleich den Hauptteil des schriftstellerischen und brieflichen Nachlasses besitzt, Widerspruch gegen eine solche Veröffentlichung erhoben wurde.

Die Beschäftigung mit der Frau und ihrem ganzen Kreise war mir indessen zu wert geworden, als daß es mir leicht geworden

wäre, mich von ihm zu trennen. Ich bemühte mich daher um den Nachlaß Adolf Stahrs, dessen literarhistorische Werke meine Aufmerksamkeit längst erregt und mein Interesse hervorgerufen hatten. Ich war so glücklich, nicht nur ihn bald aufzuspüren, sondern von der Besitzerin, Frau Konsul Marie Stahr in Berlin, der Schwiegertochter des Verstorbenen, die volle Freiheit in der Benutzung des Nachlasses zu erlangen.

Die mir übergebene Sammlung enthielt Konzepte, Materialien zu Aufsätzen aller Art, Notizbücher, hauptsächlich zahlreiche Briefe bedeutender Zeitgenossen. Auch manche Briefe Stahrs an früher verstorbene Freunde waren darunter, die der Schreiber nach dem Tode der Adressaten zurückerbeten hatte. Dagegen fanden sich eigentliche Briefwechsel nicht. Besonders der zwischen den Liebenden und späteren Gatten, zwischen Adolf und Fanny in den Jahren 1846 ff. geführte, den ich nicht aus Neugier, sondern aus tiefem psychologischen Interesse kennen zu lernen gewünscht hätte, war nicht vorhanden, sondern gewiß in den mir unzugänglichen Nachlaß der letzteren eingereiht worden. Einen gewissen Ersatz bot freilich der Briefwechsel zwischen den Brüdern Adolf und Carl, einzelne Briefe seit 1828, eine regelmäßige Korrespondenz von 1839 bis 1863. Frau Konsul Stahr steuerte außerdem die Briefe ihres Schwiegervaters an seinen ältesten Sohn Alwin von 1852 bis 1876 bei. Von den Episteln Adolfs an seine erste Frau Marie fanden sich nur die aus den Jahren 1842 und 1843 vor: den Briefen an die übrigen Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, nachzuforschen hatte, obwohl diese mir mit großer Liebenswürdigkeit entgegenkamen, keinen Zweck, da für den Vater Alwin der Hauptkorrespondent gewesen war. Diese beiden Briefmassen Adolfs an den Bruder und an den Sohn, viele hunderte, meist sehr ausführliche, nicht selten bogenlange Schreiben, im ganzen vollständig erhalten, bildeten meine Hauptquelle. Freilich konnte aus dieser unendlichen Quantität höchstens der fünfzigste Teil in dieses Buch aufgenommen werden.

Ich versuchte ferner den Briefen Adolfs an einige Korrespondenten, deren Antworten mir vorlagen, nachzugehen; fast der einzige Erfolg dieser Nachforschungen war der, daß ich von Herrn

Oberbibliothekar R. Mosen in Oldenburg die an Julius Mosen geschriebenen Episteln erhielt, aus denen einige Proben unten gegeben sind. Ferner lernte ich Briefe Stahrs an Bettine von Arnim und Varnhagen von Ense aus der hiesigen Königlichen Bibl. kennen.

Zwei andere Korrespondenzen, denen ich eifrig nachging, konnte ich erst erlangen, als ihre Verwertung für die nachfolgende Sammlung nicht mehr möglich war: die Briefe von Max Waldau (Georg von Hauenschild) 1850 bis 55, die mir der Sohn des letzteren, Herr Landrat von Hauenschild freundlich zur Verfügung stellte, sowie die Briefe des Ehepaars an Johann Jacoby 1847 bis 1876, die nebst den Konzepten Jacobys mir von dem Vorsteher der Königsberger Stadtbibliothek, Herrn Dr. Seraphim zur Benutzung überschickt wurden. Manches aus diesen Episteln konnte wenigstens noch für diese Einleitung verwertet werden. Mit diesem Material, in dem Adolf Stahr ziemlich gleichmäßig als Schreiber wie als Empfänger vertreten ist, glaubte ich mich begnügen zu dürfen. Natürlich mußte ich in der Auswahl sehr vorsichtig sein. Ich war bestrebt Wiederholungen zu vermeiden, strich alles, was bloßes Familieninteresse hatte, entfernte belanglose Stadtneuigkeiten oder literarischen Klatsch. Mein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die mannigfache schriftstellerische Tätigkeit Stahrs, seine Anschauungen über Politik, Literatur, Kunst, Religion, seinen sittlichen Standpunkt, seine Meinungen über Menschen hervortreten zu lassen, seine Liebe und seinen Haß deutlich zu gestalten. Es galt seine viel verschlungenen Lebensbeziehungen klar zu machen, seinen Freunden und Bekannten, sobald sie wirklich etwas zu sagen hatten, das Wort zu geben und Beiträge zu literarischen und politischen Ereignissen jener Zeit zu liefern.

Die Grundsätze im einzelnen, nach denen ich bei der Auswahl verfuhr, sind kurz die folgenden:

1. Die Briefe, die zum Drucke bestimmt wurden, mußten ihrem Inhalte nach interessant sein;
2. die bedeutenderen Persönlichkeiten, die mit unserem Schriftsteller längere oder kürzere Zeit verkehrten, mußten in möglichst umfangreicher Weise berücksichtigt werden, zum Beispiel Julius Mosen: wenn wenige Schreiben oder nur

ein Brief von dem betreffenden vorhanden waren, so wurden diese ohne jede Abkürzung gegeben, z. B. bei Bettine, Therese von Bacheracht, Gutzkow, Hartmann, Vischer, Richard Wagner;

3. über die weniger bekannten Werke Stahrs, z. B. seine „Preußische Revolution“ und seinen Roman „Die Republikaner in Neapel“ wurden die Urteile Verschiedener beigebracht, um jene Werke zu beleuchten;
4. verhältnismäßig weniger bedeutende Briefe wurden in dem Falle mitgeteilt, daß aus ihnen das eine oder andere interessante Faktum beleuchtet werden konnte. Bei solchen Briefen indessen wurden nur diejenigen Stellen, die inhaltlich bedeutsam waren, gedruckt und alles übrige aus diesen Briefen ausgeschieden.

Gewiß wird man über manches erstaunen. Ein Brief, wie der vom 22. Januar 1855 über den Tod Waldaus, des treuesten und unersetzlichen Freundes (unten S. 182 ff.), überrascht, weil bis dahin sein Name noch gar nicht genannt wurde. Um dies zu erklären, sei daran erinnert, daß mir diese Briefe, wie schon erwähnt, zu spät zugänglich wurden.

Die Anmerkungen, die am Schlusse des Ganzen stehen, um den Text nicht zu unterbrechen, mußten so kurz wie möglich gefaßt werden. Trockene biographische Notizen sollten nur die Männer und Frauen bezeichnen, die als Briefschreiber oder Adressaten vorkommen oder in den Briefen genannt werden, kurze Hinweise auf die übrigen Arbeiten Stahrs sollten seine Vielseitigkeit darlegen und die Erklärung der in den Briefen vorkommenden Anspielungen war dazu bestimmt, den Lesern die Lektüre des Werkes zu erleichtern.

Das hier benutzte und zum Abdruck gebrachte Material war bisher völlig unbekannt. Auch von meiner Seite ist aus den seit einigen Jahren mir übergebenen Briefmassen verhältnismäßig wenig an die Öffentlichkeit gebracht worden: ein Brief Bettinens ist im Goethe-Jahrbuch Bd. 24, der Brief Wagners in der „Frankfurter Zeitung“, der Vischers in der „Gegenwart“, der Theodor Dörings in der „Vossischen Zeitung“, der Macaulays im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ gedruckt worden. Diese an Be-

deutung großen, aber an Umfang geringen Briefe durften selbstverständlich in dieser Sammlung nicht fehlen.

Nur eine kleine Anzahl von Briefen Stahrs war früher gedruckt und deshalb von einer Veröffentlichung an dieser Stelle ausgeschlossen: einer an Gutzkow bei Houben, Gutzkow-Funde, Berlin 1901 Seite 418—420; drei an Arnold Ruge und 17 von diesem aus den Jahren 1838—1871 in Ruges Briefen und Tagebüchern herausgegeben von P. Nerrlich, 2 Bände, Berlin 1886; endlich 12 Briefe Stahrs und 4 von Fanny Lewald an Liszt, hauptsächlich aus den Jahren 1849—55, zwei vom Jahre 1869 in: Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt, herausgegeben von La Mara, 2 Bände Leipzig 1895. Die Briefe von Liszt an Stahr sind von Frau Konsul Marie Stahr seit längerer Zeit der eben genannten Herausgeberin überlassen; ob sie gedruckt worden sind, vermag ich nicht zu sagen. Die Briefe Ruges waren dem verdienten Herausgeber durch Frau Fanny Lewald nur in Abschrifte« zugänglich; aus den Originalen und aus manchen anderen jenem nicht bekannten Briefen ließen sich einzelne Zusätze machen, doch wollte ich, da sie den Charakter der schon bekannten Verbindung kaum ändern, mein Buch nicht damit anfüllen.

* * *

Ich bin der Meinung, daß eine solche, mühevoll zusammengebrachte, mit Fleiß, unter Berücksichtigung der mannigfachsten, von dem flüchtigen Leser gar nicht zu würdigenden Umstände aus einem zuerst schier unübersehbaren Materialienhaufen ausgewählte Sammlung von Aktenstücken ihre Daseinsberechtigung in sich trägt, sobald sie vielseitig und interessant ist, einen langen wichtigen Zeitraum neu oder eigenartig darstellt. Solche Ansprüche erfüllt das nachfolgende Buch. Aber nicht nur aus diesem Grunde möchte ich ihm Bedeutung beimessen, sondern auch aus dem, daß außer dem beachtenswerten Inhalt die Menschen selbst, die vor dem Leser auftreten, ihre Bedeutung nicht verloren haben, sondern ihren Einfluß noch heute ausüben. Von Bettine von Arnim und Ferdinand Lassalle, von Richard Wagner und F. Th. Vischer, Macaulay und E. Quinet wird dies jeder zugestehen, aber auch Mosen und Gutzkow, Prutz

und Döring, B. Auerbach und Therese von Bacheracht u. a. sind interessant und eigenartig genug, um Gehör zu erbitten und zu erhalten.

Aber auch Adolf Stahr selbst darf nicht zu den Toten gerechnet werden. Wer in unserer schnellebenden Zeit 27 Jahre nach seinem Tode noch nicht in die Rumpelkammer geworfen ist, der darf den Anspruch erheben, als Lebender zu gelten. Adolf Stahr begann als klassischer Philologe und zeigte am Ende seines Lebens noch einmal diese Vorliebe für das Altertum. Indessen seine aristotelischen Arbeiten, so geschätzt sie zu jener Zeit wurden, waren nicht bedeutend genug, um der Forschung vollkommen neue Wege zu weisen, und seine „Rettungen“ römischer Kaiser und Kaiserinnen, die schon zur Zeit ihres Erscheinens großen Widerspruch erregten, haben die übliche Geschichtsauffassung nicht umzugestalten vermocht. Jedoch ist auch auf diesem Gebiete sein Name unvergänglich: seine Übersetzungen, die nicht am Buchstaben kleben, sondern die Eigentümlichkeit der einzelnen Schriftsteller erkennen lassen, sind noch heute brauchbar und sein „Torso“, die Betrachtung der Kunstgeschichte des Altertums, ein gegen die Schulgelehrsamkeit kampffroh auftretendes Buch hat noch in neuerer Zeit, nach dem Tode des Autors eine zweite Auflage, eine Neubearbeitung eines fachmännischen Autors erlangt. (Vgl. auch das Urteil unten S. 181 fg.)

Der Gerechtigkeit halber muß freilich erwähnt werden, daß das genannte Werk von manchen Seiten sehr übel aufgenommen wurde. W. Lübke wies im deutschen Kunstblatt (2. August 1855) auf größere Plagiate aus Vischer, Hegel, Feuerbach und andere hin, notierte zahlreiche Fehler und Widersprüche und sprach dem Buch die gelehrte Gewissenhaftigkeit „den Respekt vor der Würde des geschichtlichen Lebens ab, auf welchem allein die wissenschaftliche Erkenntnis und Darstellung beruhe.“ Fast noch schärfer ging die Besprechung des ersten und zweiten Teils in der allgemeinen Zeitung (Beilage vom 27. Juni 1855 und 6. März 1856) mit Stahr ins Gericht. Sie bemängelte den Ton, in welchem Stahr mit den Philologen rede, sprach ihm wahres Verständnis der Antike ab, bezeichnete ihn als einen ganz unselbständigen, von Autoritäten abhängenden Dilettanten, der häufig schlechten Führern folge und

Großmuth den Ausſchlag geben kann. Es iſt nicht Recht, daß ein ſolcher erhabener Repräſentant der Menſchheit alle Sünden unterſuchen ſoll, oder daß er ſich ſoll beleidigt fühlen müſſen durch die, und Sie einer Beleidigung ſchuldig machen gegen ſeine Würde. Nein das iſt ganz falſch."

Damit Hand in Hand geht denn auch die Freiheit der Preſſe. Denn: „noch weniger angemeſſen iſt's, daß die Menſchheit vor ihm als vor dem Schulmeiſter ſich ſoll fürchten müſſen! und daß ſie nicht kann aufrichtig mit ihm reden vor lauter Reſpectsverletzungen (Jacoby und die Vier Fragen!), die ſich ihr im Weg aufdringen, daß ſie lieber wieder unverrichteter Dinge umkehrt. Und wo ſoll denn alſo ihm der klare Begriff über die Menſchheit her entſpringen, wenn die nicht darf den Quell ihrer Erfahrung und Ahnung frei und frank daherſprudeln! — Wo ſollen ihm die klugen Regierungsgedanken kommen, wenn ihm jene nährende erfriſchende Quelle nicht an die Wurzel ſeines Geiſtes dringt? Und warum ſoll der Geiſt nicht allemal das Größte thun was er vermag zwiſchen Volk und Herrſcher?"

„Soll aber das wahr werden, ſo müſſen jene Geſpenſter erſt verjagt werden, die zwiſchen beiden ſpuken und ſich mehr Macht angemaßt haben als der Geiſt je gehabt hat. Das kommt davon, wenn man ſich gegen ihn wehrt! Die Möglichkeit wird ihnen benommen, ſich einander im Geiſt zu erſcheinen. Das Geſchwätz und Gepolter der Geſpenſter verhindert die Geiſtesoffenbarungen zwiſchen dem Volk und ihrem Landesvater, verhindert ihre urſprünglichen Regungen, die gegenſeitig immer großmüthig ſind. — Wenn aber der Fürſt über Allen ſoll ſchweben, wie kann er ſich herabziehen laſſen von dem eigenſinnigen ungeeigneten Willen jener Geſpenſter, die ihm für Menſchen ſich ausgeben? — und deren todte Seele in ihrem geſunden

nannte die Beurteilung und Schilderung der einzelnen Kunstwerke meist ungenügend. Der erste Artikel faßte das Urteil in die Worte zusammen: „Was auch die bisherige Kunsterklärung zu wünschen übrig läßt — Herr Stahr ist am allerwenigsten berechtigt in der anmaßlichen Weise gegen sie aufzutreten, die man höchstens der Überlegenheit verzeihen kann."

Der zweite Teil wird fast in noch rücksichtsloserer Weise beurteilt. Dem Werke wurde zwar eine große Zukunft prophezeit, aber damit sei für seinen Wert nichts erwiesen. „Es ist wie gemacht für Halbwisser und oberflächlichen Dilettantismus, dem es nicht auf wahre in das Wesen der Dinge eindringende Erkenntnis, sondern auf möglichst umfangreiche Notizen von der alten Kunst ankommt. Damit ist aber auch gesagt, daß die Dauer des Buches nur ephemerisch sein kann." Auch Overbeck soll sehr stark gegen das Werk geschrieben haben.

Wenn man indessen von Adolf Stahr spricht, so meint man nicht in erster Linie den klassischen Philologen und Archäologen, gewiß auch nicht den Romanschriftsteller, der nur eine Probe seines Nichtkönnens hinterließ, auch nicht einmal den Kritiker, Essayisten und Reiseschilderer. Denn diese Arbeiten sind doch zumeist nur für den Tag geschrieben, sobald ihre Verfasser nicht neue Kunstgesetze entdecken, Meister der Form sind, unentdeckte Länder als Pioniere betreten oder in den schon entdeckten Dinge erblicken, die noch keiner gesehen hat, oder wenn sie fähig sind das von anderen Geschaute in ganz neuer Beleuchtung darzustellen. Solche Gaben waren Stahr nicht verliehen. Daher ist seine „Oldenburger Theaterschau" (2 Bände 1845), so fördernd die darin enthaltenen Theaterkritiken auch Schauspielern und Dichtern wurden, nur noch ein literargeschichtlich wichtiges Buch, seine Essays, hauptsächlich gesammelt in den 4 Bänden seiner „Kleinen Schriften", (Berlin 1871—75) Gedenkblätter auf längst verstorbene Schriftsteller oder Lorbeerreiser auf frische Gräber, oder literarische Aufsätze verschiedener Art, so schwer einige von ihnen zurzeit ihres Erscheinens manche ärgerten und andere erfreuten, sind bei dem schnellen Wechsel von Menschen und Zeiten, meist etwas fremd und veraltet. Viel günstiger steht die Sache bei seinen Reiseschilderungen, meist zusammengesetzt

aus wirklichen Briefen, die er bei dem vielfachen Wechsel des Aufenthalts an Verwandte schrieb oder an Zeitungen absandte: „Weimar und Jena" 1851 „Zwei Monate in Paris" 1852 „Nach fünf Jahren" 1857 „Herbstmonate in Oberitalien" 1868 „Ein Winter in Rom" gemeinsam mit Fanny Lewald geschrieben 1869. Alle diese Bücher haben ihre großen Vorzüge: vielseitiges Interesse, gute Beobachtung, rasche Auffassung, flüssige leichte Darstellungsgabe. Sie langweilen nicht, sie unterhalten zuweilen, aber sie sind von vielen neueren überholt, die gehaltreichere, modernere, zeitgemäßere Eintagsfliegen sind. Aber es spricht doch sehr für ihren inneren Wert, daß zwei dieser Bücher: „Herbstmonate" und „Weimar und Jena" in je drei Auflagen erschienen sind, das erstere noch 1884, das letztere 1893, also acht bezw. siebzehn Jahre nach dem Tode des Autors, ein Zeugnis, daß sie nicht von der Gunst abhängig waren, die etwa dem Lebenden zuteil wurde, sondern sich durch ihre Brauchbarkeit als unterrichtende Reisebegleiter erwiesen, mehr als andere stumme Reiseführer, die etwa den beredten Lohnbedienten zu ersetzen imstande sind.

Während also nur einige dieser Reisebücher rasch vergänglich, bloß für eine bestimmte Epoche Geltung besaßen, muß man von einem andern Werke respektvoller reden, das zwar auf die gleiche Weise wie jene entstanden ist, aber seinem Wesen und seinem Standpunkte nach einer höheren Stufe zugerechnet werden muß. Dieses Buch heißt: „Ein Jahr in Italien", erschien zuerst in drei Bänden 1847—50, in vierter vermehrter Auflage in fünf Bänden 1873. Es enthält die Tagebuchblätter und Briefe der ersten italienischen Reise vom 15. April 1845 bis zum 17. Mai 1846. Die ihm zukommende Bedeutung ist nicht bloß darin begründet, daß das Buch dem Wunderlande Italien gewidmet ist, dem Herz und Geist so vieler kunsteifrigen und poesieerfüllten Menschen sich zuneigen, auch nicht etwa darin, daß in ihm der mit Fanny Lewald erlebte Liebesroman geschichtlich dargelegt oder poetisch verklärt wird — denn es ist von ihr nur gelegentlich die Rede — sondern durch die vielseitigen Interessen, landschaftliche, geschichtliche, künstlerische, kunsthistorische, die hier berührt werden, durch die Leichtigkeit und Frische der Schilderung, durch die das Land, dessen Bewohner und Kunstschätze den Modernen vorgeführt werden. Zwei fernere Um-

ſtände kommen hinzu, die von dem Verfaſſer ſelbſt im Vorwort zur vierten Auflage hervorgehoben ſind. Der eine iſt, daß die naive Urſprünglichkeit der Berichte trotz aller Sorgfalt der Redaktion, trotz Auslaſſung von Perſonalien und Ausarbeitung mancher äſthetiſchen, geſchichtlichen Ausführung beibehalten wurde. Der andere wird von Stahr ſelbſt folgendermaßen dargeſtellt:

„Dasſelbe ward erlebt und geſchrieben in einer Zeit (1845 und 1846), in welcher das politiſche Tagesintereſſe dem damaligen Beſucher Roms und Italiens noch nicht den Blick von denjenigen idealen Intereſſen abzuleiten vermochte, welche für den deutſchen Romfahrer ſeit den Zeiten Winckelmanns und Goethes die überwiegenden geweſen waren. Ungeheure Ereigniſſe haben in den letzten Jahrzehnten dort die Zuſtände und Verhältniſſe umgeſtaltet oder umzuſtalten begonnen. Rom zumal, welches den Hauptinhalt dieſes Buches bildet, wird ſo, wie es dem Verfaſſer desſelben noch, dicht am Beginne einer neuen Aera, zu ſehen und zu ſchildern vergönnt war, keinem ſpäteren mehr zu ſehen und zu ſchildern vergönnt ſein. — Inſofern bildet dieſes Buch eine Art von Abſchluß einer Zeit und Geſtalt, die, jetzt bereits der Vergangenheit angehörend, doch ihre Anziehungskraft für den ſinnigen Beſucher der „ewigen Stadt" behalten haben und fortdauernd behalten wird. Ein ſolcher wird darum vielleicht mit erhöhter Teilnahme den Spuren einer Vergangenheit, wie ſie in dieſem Buche geſchildert iſt, nachzugehen ſich verſucht fühlen, die — obſchon uns noch ſo nahe liegend — doch ſchon faſt um ein Jahrhundert von uns entfernt ſcheint."

Wenn dieſes Hauptwerk, das der Verfaſſer ſelbſt als ſein Lieblingsbuch bezeichnete, im Gegenſatz zu anderen früher erwähnten und gewiß an Bedeutung unter ihm ſtehenden ſeit dreißig Jahren nicht wieder aufgelegt worden iſt, ſo iſt der Grund ganz allein in ſeiner großen Ausdehnung zu ſuchen. 1591 Seiten ſind neben dem unvermeidlichen Bädeker ein zu ungefüges Reiſegepäck eines modernen Menſchen; daneben mag auch die ſeit lange herrſchende Sucht nach Illuſtrationen ausſchlaggebend ſein, deren Fehlen dieſem Werke nachteilig geworden iſt.

Gehören alſo ſchon einzelne der bisher hervorgehobenen

Bücher noch heute zu den gangbaren, so muß man zwei andere Werke geradezu als Lieblingsbücher der Nation bezeichnen: das Werk über Lessing, das seit seinem ersten Erscheinen 1859 neun Auflagen erlebt hat (die letzte 1892) und „Goethes Frauengestalten" das von 1865/66 an, wo es zuerst erschien, achtmal bis 1892 aufgelegt worden ist. Beide Bücher haben ihre großen Vorzüge: Sie sind nicht gelehrt, aber zeugen von einer umfassenden Belesenheit, vermeiden jeden philosophischen Jargon, entbehren damit freilich auch der psychologischen Zergliederungskunst, sind von ehrlicher Freiheitsliebe, nicht von schwächlichem Modeliberalismus erfüllt, atmen entschiedene, doch mit männlicher Selbständigkeit vereinbarte Bewunderung für ihre Helden, sind geschickt in der Anordnung, berücksichtigen das Anekdotische, Intime genug, um die Neugier zu reizen und doch nicht zu sehr, um bei Prüden oder freiwilligen Sittlichkeitszensoren Anstoß zu erregen, vermeiden mit ebensolchem Glücke den ermüdenden Doktrinarismus, wie eintöniges Phrasengeklingel. Es sind Bücher, die nie und nirgend Schaden getan haben, der doch von schlechten populären Werken oft genug angestiftet wurde, die vielmehr durch ihre Sauberkeit und Anmut, durch ihre zwar nicht allzu tiefe aber ansprechende Gelehrsamkeit Wissen und Interesse an literarischen Dingen in weiten Kreisen verbreitet haben, die nur zu leicht vor ernster Lektüre sich scheu zurückziehen, sobald diese in schwer genießbarer Form vorgelegt wird. Beide Bücher verdienen daher weiter zu leben, weil sie im stande sind, weiter zu wirken.

Unter den größeren Arbeiten Stahrs ist nur noch von seinem Romane ein Wort zu reden. Er führt den Titel „Die Republikaner in Neapel" und erschien in drei Bänden 1850.

Der Roman mit seinen 943 allerdings sehr weit gedruckten Seiten, der unsere Großväter, die Zeit und Lust zum Lesen hatten, weniger abgeschreckt haben würde als uns Moderne, ist ein Mittelding zwischen Geschichte und Roman. Die Verquickung ist wenig gelungen und auch die Geschichte mit ihrem Häufen von Blut und Leichen ermüdet. Die vielen Schlachten und Erstürmungen von Städten, die Prozesse und Bluturteile, Revolutionen und Kontre-Revolutionen sind weder so aneinander gereiht, noch so dargestellt,

daß man echt menſchlichen oder künſtleriſchen Anteil an den Angelegenheiten empfindet. Es handelt ſich nicht etwa, wie man aus der Zeit des Erſcheinens oder aus dem Titel ſchließen könnte, um revolutionäre oder republikaniſche Ereigniſſe aus der Zeit, ſondern um die Bewegung von 1794 ff. Der Sturz und die Wiedereinſetzung des Königs Ferdinand von Neapel und ſeiner Gattin Karoline nebſt deren Geliebten, dem Lord Acton, die Abenteuer des Admirals Nelſon und ſeiner Geliebten, der ſchönen Lady Hamilton und im Wiederſtreit zu dem verliebten Acton die Keuſchheit und der Edelmut ſeines Stiefſohnes Nisbet werden teils mit den geſchichtlichen Ereigniſſen, teils mit dem Liebesleben des Herrn Pietro Coletta vermiſcht. Dieſer hat gar viele Liebesintriguen, in der Vorgeſchichte mit jener berühmten Lady Hamilton, ſodann mit Leonora Fonſeca, einer Dichterin und glühenden Republikanern, die nur garzuviel ſpricht und noch vor ihrem Tode eine flammende Rede hält, dann mit Luigia San Fenino. Dieſer Held, der auf die wunderbarſte Weiſe allen Dolchſtichen bezahlter Gegner entgeht, der ſich ins Meer werfen kann und ebenſo ſicher iſt, von den Meeresſtrudeln wie von den Trümmern eines explodierenden Kaſtells verſchont zu werden und zur rechten Zeit die ſchirmende Barke zu finden, der ſchließlich ſelbſt den Dolch ſeiner Geliebten nicht anwendet, weil ſie ihn verpflichtet hatte, ihn nur mit ihrer Erlaubnis zu gebrauchen, iſt kein Held, der uns wirklich erfreut.

Wir begreifen weder die Verehrung, die er bei dem ganzen Volke, ſelbſt den Weiſeſten genießt, noch den Enthuſiasmus, den ſein Erſcheinen überall erregt, noch die Liebe, mit der ihn das weibliche Geſchlecht gleichſam verfolgt. Denn er iſt ein etwas haltloſer Herr, der zuerſt mit einer Republikanerin verbunden war, dann mit der der Königlichen Partei angehörigen Luigia ſich verlobt und kurz bevor dieſe geraubt wird, ſich ohne Prieſterſegen mit ihr vermählt und der dann nach dem freiwilligen Tode ſeiner Braut-Gemahlin wieder in Eleonores Bande zurückfällt. Aber derſelbe Herr hat vorher der ſchönen Lady Hamilton angehört und deren Haß, der eigentlich nur die noch immer glimmende Liebe verſteckt, iſt eine der wichtigſten Triebfedern des ganzen Romans. Der Autor arbeitet in ſeinem Werke mit ziemlich verbrauchten Typen, z. B. ſchurkiſchen

Prieſtern, die Eide brechen und im Namen Gottes die teufliſchſten Verbrechen begehen, mit den gewöhnlichen Romanmitteln, deren eines ſehr oft angewendetes darin beſteht, das Kapitel zu ſchließen, wenn die Spannung am größten iſt und die erregte Neugier des Leſers erſt nach manchen Zwiſchenfällen zu befriedigen. In dieſes Chaos aufgeregter Leidenſchaften kommt nur einmal ein humoriſtiſches Moment: Ein Apotheker, der fliehen mußte, nachdem er einem Freunde ein Gift geſchenkt hatte, das dreißig oder vierzig Menſchen betäubt um ſie wehrlos dem Henker auszuliefern, benutzt ſeine zufällige Ähnlichkeit mit dem Kronprinzen von Neapel, um Provinzen aufzuhetzen, den Erzbiſchof und ſelbſt Prinzeſſinnen zu täuſchen. Man weiß indeſſen bei dieſen und ähnlichen Scenen nicht, ob ſie der Erfindung des Dichters oder geſchichtlicher Ueberlieferung entſtammen. Recht geſchmacklos iſt, daß der Verfaſſer, in derſelben Art wie Frau Luiſe Mühlbach ſpäter tat, bei ganz unglaublichen Geſchichten erklärt, das Erzählte ſei hiſtoriſch, und vielleicht noch geſchmackloſer, daß er ſich am Schluß des Buches als „Deutſcher Fremdling des Jahres 1845" einführt, der in Sorrent bei der Lektüre eines Buches von Pietro Coletta den Entſchluß gefaßt habe, die Geſchichte Neapels zu erzählen und den Leſer mit der Aufforderung entläßt, in der Nähe von Florenz eine Kapelle zu beſuchen, wo die Gebeine jenes Coletta ruhten.

Wenn gute geſchichtliche Kenntniſſe, Liebe für ein Land, Intereſſe für die Freiheit, gebildete Ausdrucksweiſe, Beleſenheit in guten Muſtern und eine gewiſſe Geſchicklichkeit im Fabulieren einen Romanſchriftſteller ausmachten, dann hätte auch Stahr auf den Namen eines ſolchen Anſpruch. Aber wirkliche Geſtaltungskraft, Kunſt des Charakteriſierens, wahrhafte dichteriſche Fähigkeit mangelten ihm durchaus. Es war weiſe von ihm, daß er, kleine Novellen und Gedichte, von denen z. Th. noch die Rede ſein muß, abgerechnet, auf dem Felde der Poeſie nur noch genießend, nicht aber ſelbſtſchaffend verweilte. ..

* * *

Iſt Stahr, der Schriftſteller, eine merkwürdige und noch nicht abgelebte Erſcheinung, ſo lohnt auch der Politiker ein Wort der

Betrachtung. Viel mehr, als bisher bekannt war, tritt nämlich bei ihm das politische Interesse hervor. Man kann es ebenso sehr in der Zeit vor 1848 wie von da bis 1866, weniger vor und nach 1870 verfolgen. Die Entwickelung ist eine überaus interessante und von dem heutigen Geschlecht, das nach 1870 groß geworden ist, nicht recht zu verstehen.

Zuerst macht sich das politische Erwachen geltend, die etwas unklare liberale Anschauung mit unsicheren Zielen; sodann das republikanische Begehren, das sich nach manchen Kämpfen zu dem parlamentarischen verklärt. Mit diesem parlamentarischen hängt das alldeutsche Streben zusammen, das in dem Reichsgedanken und dem Einheitsverlangen für alle deutschen Stämme gipfelt.

Diese politischen Ansichten und Überzeugungen sprach Stahr nicht bloß in Briefen, sondern auch in Artikeln und Werken aus. Jene sind verschollen wie die Blätter selbst in denen sie erschienen; von diesem liegt wenigstens ein Zeugnis vor: „Die preußische Revolution, 2 Bände.“ Der Verfasser hielt es für so verwegen, daß er nicht wußte, ob er nach Erscheinen des Werkes in Berlin sich sehen lassen dürfte (unten S. 154). Für so bedenklich wird der moderne Beurteiler das Buch nicht halten, sondern nur sagen können, daß es eine lebhafte, mutige, aus glaubwürdigen Zeugnissen geschöpfte, wenn auch nicht in allen Einzelheiten zutreffende Schilderung einer bewegten Zeit ist. Auch in diesem Buche ist Stahr keineswegs Republikaner. Die Berechtigung der Revolution erkannte er an, tadelte lebhaft die Mißgriffe und den Starrsinn der Regierenden, die zur Revolution führen mußten, war aber weit entfernt davon, alle Ausschreitungen der Masse zu billigen.

Zur Charakteristik des Werkes, das den Lesern dieser Briefe schwerlich zur Hand kommt, mögen zwei Stellen hier mitgeteilt werden. Die eine findet sich Band 1 S. 21—23 und gibt eine Charakteristik des späteren Kaisers Wilhelm, die zweite, Band 2 S. 115—117, enthält eine Übersicht der demagogischen Bewegung in Berlin:

Die eine Stelle lautet:

„Der Prinz von Preußen galt von jeher als der Lieblingssohn seines Vaters, dessen Abbild er, körperlich wie geistig, in

vielen Bezügen darstellte. Gleich war bei beiden die Liebe zum Soldatenwesen, die Neigung für das Gamaschenrittertum der modernen Zeit, gleich die Vorliebe für das Mittelmäßige in Dingen und Personen, die Abneigung gegen alles, was an Geist und Charakter über die aurea mediocritas sich erhob, wie gegen alle Romantik, Schwärmerei und Enthusiasmus. Dieselbe Art von protestantischer, nüchterner Christfrömmigkeit, die gleiche Unzugänglichkeit für Kunst, Poesie und Wissenschaft hatte sich vom Vater auf den Sohn vererbt, und selbst in Wuchs und Gestalt, in Manier und Behaben, in Ausdruck und Sprechweise erschien der eine als der getreue Abdruck des andern. Vielen erschien seine soldatische Weise als hochfahrender Stolz. Keiner wagte seinen Privatcharakter anzutasten. Seine Ehrenhaftigkeit und aufrichtige Gradheit, die Zuverlässigkeit und aller Halbheit feindliche Entschiedenheit seiner Sinnesart wurden als seltene Eigenschaften in unserer Zeit selbst von Gegnern gerühmt. Hätte ihn statt seines älteren Bruders der 7. Juni des Jahres 1840 als Preußens König begrüßt, — so würden aller menschlichen Berechnung nach die Dinge in Preußen und Deutschland einen wesentlich verschiedenen Gang genommen haben. Statt, wie sein Bruder, das altpreußische System auf allen Punkten zu lockern und das unaufhörlich mit Spornstößen vielfacher Einfälle aufgestachelte und zu ein und derselben Zeit wieder mit dem erneuten Ruck des Kettenzügels zurückgehaltene Roß allmählich wild und tückisch zu machen — würde er alles daran gesetzt haben, dasselbe im unveränderten Gange zu erhalten. Der Ausbruch würde dadurch vielleicht heftiger und blutiger, aber die Entscheidung zugleich bestimmter und klarer ausgefallen sein. Der Prinz von Preußen auf dem Throne seines Vaters würde in jener Berliner Märznacht nicht besiegt worden sein, aber sein Sieg würde vielleicht das Schicksal der Monarchie in Preußen und in Deutschland entschieden haben.

Freilich nicht ohne harten Kampf. Das stehende Heer, die „Armee" hätte zu ihm gehalten, und der Frühling des Jahres 1848 hätte vielleicht, statt der konstituierenden Nationalversammlung, Rußlands Gewalthaufen in den Mauern Berlins gesehen. Die „Armee" sah in ihm den Vertreter des echten Soldatentums, das

dem Bürgertume direkt entgegengesetzt auf dem Bewußtsein dieses Gegensatzes seinen Stolz gründet. Rußland aber, sein Kaiser und sein System hatten zu aller Zeit keinen treueren Freund und Anhänger als den Prinz von Preußen."

Die andere Stelle hat folgenden Wortlaut:

„Wir haben die unruhig währende Bewegung, welche sich der Berliner Bevölkerung seit den Märztagen bemächtigt hatte, in ihren verschiedenartigen Formen und Äußerungen unter dem Ministerium Camphausen geschildert (vergl. Preußische Revolution I. Band 2. Buch). Diese Bewegung und ihre Ausartungen waren die naturgemäße Folge des Zustandes, in welchem das Volk durch das gestürzte System der neuen Freiheit überliefert worden war.

Überall, wo in einem Staatsleben die von dem gereiften und gebildeten Teile des Volkes angestrebte Freiheit lange und hartnäckig versagt und verhindert wird, da wächst im Stillen eine Masse heran, welche, der römischen Plebs unter den Kaisern vergleichbar, ohne politische Bedeutung und darum ohne Selbstgefühl, in einem Falle, wo ihr die erstere plötzlich durch irgend einen Zufall zu Teil wird, sich nur allzugeneigt beweist, dieselbe zu überschätzen und zu mißbrauchen. In Preußen besaß vor dem 18. März eine gewisse politische Bedeutung außer den privilegierten Ständen nur wer Sold vom Staate empfing als Diener der absoluten Herrschergewalt in den stehenden Heeren der Bureaukratie und des Militärs. Diese waren die Nenner, alle übrigen nur zahlende Nullen ohne politische Bedeutung, lediglich auf ihre Privattätigkeit beschränkt und darum ohne Sinn für das Gemeinwohl. Die Revolution hatte dem ersten Anscheine nach jenes Verhältnis mit einem Schlage umgeändert, ja, so zu sagen, auf den Kopf gestellt. Das Volk, so hieß es, und nicht bloß schmeichelnde Demagogen redeten anfangs also, das Volk allein, und insbesondere das Volk der Hauptstadt habe die Revolution gemacht. Das Volk, das politisch unberechtigte, habe die Herrschaft der gefürchteten Bajonette zerbrochen, und das absolute Herrschertum zur Anerkennung der Revolution gezwungen. Die Allmacht des Volkes

war plötzlich ein Dogma geworden. Der Mut wuchs rasch zum Übermut unter der Pflege einer leichtsinnigen Demagogie, deren Charakter Agitation war ohne vernünftiges Ziel, Ehrgeiz ohne Intelligenz, Gewaltsamkeit ohne Heroismus, ohne Charakter und ohne System. Es bewährte sich auch an dieser Berliner Demagogie das Wort des britischen Historikers: daß in jedem Zeitalter die schlechtesten Probestücke der Menschennatur unter den Demagogen zu finden sind. Der Mangel einer energischen Regierungshand, welche in den ersten Monaten der Revolution die dahin schleifenden Zügel der öffentlichen Ordnung, im Interesse der zu sichernden neuen Freiheit, mit einem kräftigen Ruck ergriffen hätte, vermehrte das Unheil. Die energielose, schwankende Haltung des Ministeriums Camphausen steigerte bei der Straßendemagogie der Hauptstadt die Selbstüberschätzung ihrer Kraft und Bedeutung bis zur Frechheit. Überhaupt aber konnte es nicht fehlen, daß auch in diesem Bereiche die Fäulnis, welche das alte Staatswesen ergriffen hatte, in ihrer widerwärtigsten Gestalt zu Tage trat. Aber sie bestärkte den historischen Betrachter nur in dem Glauben an die Notwendigkeit eines fortgesetzten Kampfes gegen ein System und gegen Zustände, welche diesen Schaden hatten zeitigen können. Tat doch der aller Volksbewegung so abholde Minister Hansemann zwei Jahre später selbst das Geständnis: es sei der Fluch des untergegangenen verderblichen Systems, daß es den Charakter des Volkes verdorben habe, und daß die politische Bildung nun erst durch die bittersten Erfahrungen erworben werden müsse. (Hansemann: das Preußische und Deutsche Verfassungswerk (Berlin 1850) Seite 88)."

Einzelne Urteile über das Buch werden unten (S. 154 fg.) mitgeteilt; Fanny Lewald, die damals durchaus im demokratischen Fahrwasser segelte, und die auch sonst wegen ihrer Beziehungen zu dem Verfasser in ihrer Kritik nicht unbefangen war, schrieb an eine Freundin (5. Juni 1849) „es mache entschiedenes Aufsehen." Tatsache ist, daß das Werk, das zuerst in Berlin erschienen war, eine zweite Auflage (Oldenburg 1851) erlebte, in der es stark vermehrt wurde. Wenn Stahr in der Einleitung davon spricht, daß das erste Buch (das Werk zerfiel in vier) bereits in dritter Auflage

blühenden Leib ihm mußte ahnungsweise einen Schrecken einflößen, da sie die scheidende Krankheit sind zwischen ihm und seinem Volk." „Ueber die Nähe des Volks zum Fürsten hat wohl noch kein Fürst gedacht. Je näher das Volk seinem Fürsten, je größer ist dessen Kraft, er schlägt wie ein elektrischer Schlag durch alle Herzen", denn „sie sind ein Leib, wo sie ein Geist sind. Laßt's einmal erst so weit gekommen sein".

Was ist des Volkes Recht an den Fürsten?

„Das Volk will erhoben sein auf den höchsten Standpunkt, wo sein Geist hinzureichen vermag. Das ist sein Recht an den Fürsten, von dem ihm keine Gewalt freispricht, sondern sie bricht ihm den Stab, der diesem Recht nicht genügt und entkleidet ihn seiner Fürstenwürde". (S. 119 — 121).

Purpur und Hofetikette was sind sie jetzt dem Volke und seinem Fürsten?

„Bis jetzt hat man künstlich Fürst und Volk aus einander gehalten, um dem Fürsten einen künstlichen Nimbus zu bilden, und dem Volk einen künstlichen Respect einzuflößen. Was ist das aber für ein gläsernes Verhältniß gegen das starke innige Band der Seele mit Fleisch und Blut, das gleich zuckt, wenn die Seele feurig wird? Ist jenes nicht unwürdig der Fürstlichkeit und eine derbe Lüge? Und soll man dem Volk mit Schattenspiel was weiß machen wollen, wenn es schon was Höheres ahnt und begreift, als je auf der fürstlichen Bühne war aufgeführt worden. Nein, kein Diamant und keine aus dem Meer gefischte Perle kann der Krone mehr Glanz verleihen." — Es folgt eine ergötzliche Schilderung dieser Volk und Fürst trennenden von den „Gespenstern" erfundenen Albernheit und Unnatur einer Etikette, die sich zwischen Körper und Seele drängt, so daß sie nicht auf

vorliege, so rechnete er wohl den ersten in einer Zeitschrift erfolgten Abdruck mit.

In den Jahren 1848 und den unmittelbar folgenden war seine politische Tätigkeit außerordentlich groß, er schrieb politische Artikel meist in die Kölnische und Bremische, auch in die allgemeine Zeitung. Er dachte daran (vergl. unten S. 144 fg.) in Berlin eine politische Zeitung in monarchisch-konstitutionellem Sinne zu leiten. Dieser Plan zerschlug sich ebenso wie der die Rheinische Zeitung zu übernehmen, wozu ihn, den von Gervinus Empfohlenen, der Buchhändler Voß aufgefordert hatte.

Von 1849 bis 63 war sein politisches Interesse sehr groß, aber es äußerte sich in verschiedener Weise: in den Zeiten der Reaktion als bloßes Regieren, als stummes, freilich sehr zorniges Dulden des Rückschrittes, der Unterdrückung der Freiheit, in den Tagen der neuen Aera als kurzes Hoffen und langes Verzweifeln. Es ist psychologisch sehr leicht erklärlich, daß gerade in den Jahren 1862 ff. sein Zorn viel größer und seine Ausdrücke heftiger werden. Zunächst deshalb, weil Stahr keine friedliche Natur war, mit zunehmendem Alter nicht ruhiger wurde; vielmehr steigerte sich sowohl im persönlichen als literarischen Verkehr und somit auch in der Beurteilung politischer Zustände seine Heftigkeit. Dann aber deshalb, weil gerade mit der Zerstörung einer schnell und plötzlich aufkeimenden Hoffnung die Aussichten auf die Verwirklichung seiner politischen Ideale nicht bloß ins Ungewisse hinausgeschoben, sondern für die Dauer vernichtet schienen.

Als nach der offen zugestandenen schweren Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelms IV. sein Bruder Wilhelm die Regentschaft übernahm und nach dem Tode des Bruders als Wilhelm I. den preußischen Thron bestieg, war die Hoffnung der Liberalen erwacht. In der Ansprache an das neue, zumeist aus liberalen Elementen bestehende Ministerium war die Absage an die Orthodoxie als das eigenste Programm des neuen Herrschers erschienen, so daß man die Worte über die preußische Armee, die „mächtig und angesehen sein müsse, um, wenn es gelte, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale werfen zu können," absichtlich oder unabsichtlich überhört hatte. Nun aber war der dauernde Neubau und die

Ausbildung der Armee Grund- und Eckstein dieser neuen Politik und alle Forderungen der Regierung, zunächst das Gesetz betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst, die damit zusammenhängende Verwandlung der drei jüngeren Jahrgänge der Landwehr in eine Reserve, das unbedingte Verlangen einer dreijährigen Dienstzeit, liefen darauf hinaus. Grade über diese Dinge entbrannte der Kampf, der hier nur kurz angedeutet werden kann.

Gegenüber den Ansprüchen der Regierung wurde als liberale Forderung erhoben, das Gesetz von 1814 aufrecht zu erhalten, wonach nur zwischen stehendem Heer und Landwehr unterschieden wurde, vor allem aber der Gedanke geltend gemacht, daß eine zweijährige Dienstzeit zum Aneignen der nötigen Kenntnisse völlig ausreiche, ein drittes Jahr zur Verrohung der Mannschaft beitrage, die Kräfte der Nation lähme und daß eine längere Zugehörigkeit zum Heere (Reserve) die Familienväter, die der Landwirtschaft, dem Handel, der Industrie unentbehrlich seien, ihrem Berufe und ihrer Familie in unverantwortlicher Weise entzöge.

Nach Ablehnung dieser Forderungen durch das Abgeordnetenhaus wurden auf Verordnungswege die Landwehrregimenter abgeschafft und 9 Millionen Taler zur weiteren Organisation verlangt und — bewilligt. Gegen diese Willfährigkeit des Abgeordnetenhauses erhob sich nun die neugebildete Fortschrittspartei, der Stahr mit größter Entschiedenheit sich anschloß, freilich häufig über ihre Forderungen und Ansichten hinaus ging. Sie verlangte die größte Sparsamkeit für den Militäretat im Frieden, die Aufrechterhaltung der Landwehr und die zweijährige Dienstzeit und stellte sich somit in den direktesten Gegensatz gegen die Anschauungen der Regierung. Sie gewann eine große Anzahl Stimmen und errang (6. März 1862) ihren ersten Sieg durch Annahme eines Antrags, welcher genaue Einzelnachweisungen der Einnahmen und Ausgaben des Staatshaushalts verlangte. Einen neuen größeren Sieg gewann sie (23. September 1862), als sie gegen das neugebildete konservative Ministerium, an dessen Spitze Herr von Bismarck-Schönhausen stand, die Gesamtausgabe für den Neubau der Armee für das Jahr 1862 auch im Extraordinarium strich. Damit war der Konflikt zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus erklärt. Die erstere zog zwar ihre

Anträge zurück, die Majorität der Kammer verlangte aber eine sofortige Vorlegung des Etats von 1863 und erklärte es für verfassungswidrig, wenn die Staatsregierung eine Ausgabe verfügte, welche durch einen Beschluß des Abgeordnetenhauses endgültig und ausdrücklich abgelehnt sei. Die Regierung behauptete ihrerseits, daß sie sich in der Notwendigkeit befinde den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Grundlage führen zu müssen. Damit begann der Konflikt.

Die Fortschrittspartei sah in Bismarck den Verletzer der Verfassung, weil er ohne genehmigten Staatshaushalt weiter regierte. Er stützte sich bei diesem Verfahren auf § 109 der Preußischen Verfassung, der eine Forterhebung der bestehenden Abgaben gestattete, bis diese durch ein Gesetz abgeändert würden und auf § 62, der eine Genehmigung des Staatshaushalts den beiden Kammern und dem Könige zuschrieb; das Abgeordnetenhaus dagegen verlangte für das Vorgehen der Regierung eine Indemnitätsvorlage und sah in der von ihm geschehenen Ablehnung des Etats einen für die Regierung bindenden Beschluß.

Aber auch in der äußeren Politik herrschte zwischen der Anschauung der liberalen Mehrheit und dem Verfahren des Ministeriums ein starker Gegensatz: Der Aufstand der Polen gegen Rußland wurde, ähnlich wie die polnische Revolution von 1831, als Anfang eines neuen Freiheitsfrühlings betrachtet und die von der preußischen Regierung verhängte enge militärische Grenzsperre als eine Vernichtung des Freiheitskampfes verurteilt. In der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit war die allgemeine Sympathie den „auf ewig ungeteilten" Fürstentümern zugewendet und ihre Befreiung von Dänemark erschien kaum als eine wichtigere Angelegenheit als ihre Regierung durch den „angestammten" Herzog; die schon frühe vorbereitete Besetzung der Länder durch Preußen und Österreich und das Verlangen, einen Teil der Herzogtümer in preußische Verwaltung zu nehmen, um diese in eine Besitznahme durch Preußen überzuleiten, erregte die Entrüstung der liberalen Partei. Daher lehnte das Abgeordnetenhaus ab, die von der Regierung verlangte Anleihe von 12 Millionen Talern zu bewilligen, um die vom Bund beschlossenen militärischen Maßregeln auszuführen, weil es fürchtete, „daß in den

Händen dieses Ministeriums die begehrten Mittel nicht im Interesse der Herzogtümer und Deutschlands verwendet werden."

Aus dem Zusammengehen Preußens und Österreichs in Schleswig-Holstein ergaben sich Eifersüchteleien; diese allein hätten nicht genügt, den gewaltigen Krieg des Jahres 1866 zum Ausbruch zu bringen; der tiefste Grund dazu lag in den seit Jahrzehnten im stillen glimmenden Differenzen in dem Streite um die Vorherrschaft in Deutschland. In dem Ziele, Österreich aus Deutschland zu verdrängen und Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen, waren die Liberalen wohl mit dem Ministerium einig, aber auch hier war der Weg, den jenes ging nicht der, den die liberale Majorität für richtig hielt. Daher erschien ein Krieg gegen Österreich und gegen den Deutschen Bund nicht bloß der Mehrheit des Abgeordnetenhauses, sondern auch den breiten Schichten des Volkes als ein Bruderkampf. Es ist historisch höchst ungerecht, den Männern, die, wie Stahr, die Überzeugung vertraten, daß nicht Blut und Eisen, sondern die freie Entschließung des Volkes und seiner Parlamente die deutsche Einheit begründen sollte, politische Kurzsichtigkeit und eigensinnigen Widerstand gegen einen großen Staatsmann vorzuwerfen.

Noch 1866 stand Stahr ebenso wie Fanny Lewald auf einem geradezu revolutionären Standpunkte. Den Namen Bismarcks und des Königs nannte er nie ohne ein höhnendes Wort. Noch im Juni 1866 freute er sich der Übereinstimmung mit Johann Jacobys Gesinnungen und verstieg sich in einem Schreiben an den Ebengenannten bei der Verdammung von Volksküchen zu dem Satz: „Man muß das Volk hungern, bluten, leiden lassen, um den Haß und Grimm gegen diese Regierung zu erzeugen, welche freventlich Deutschland in das Unheil gestürzt und die europäische Welt in Brand gesteckt hat." Und auf die verwunderte Frage: was sollte denn aus diesem Hunger und Elend entstehen? antworteten sie: „die Revolution."

Aber schon 1867 wurde Ton und Betrachtungsweise völlig anders. In einem gleichfalls an Jacoby gerichteten Briefe vom 2. November 1867 führte Stahr aus, der Krieg von 1866 habe das gebracht, was der napoleonische wollte. Er habe Deutschland von einer Anzahl von Kleinstaaten befreit; sei dies auch nicht nach der

Ansicht der meisten geschehen, so seien die Resultate froh zu begrüßen. „Jedenfalls kann ich mich nicht dazu entschließen, auch nur zu wünschen, daß ungetan werde was nun einmal so getan ist."

Denn eben wie so viele Männer seiner Generation stellte sich Stahr auf den Boden der Tatsachen und negierte nicht das Erreichte, weil es nicht nach seinem Wunsche erreicht war. Der Gegner Bismarcks wurde dessen eifriger Verehrer.

Denn gerade damals 1870 war die Trennung zwischen Jacoby und Stahr eine vollkommene geworden. Stahr begriff nicht, wie Jacoby erstens die Zustimmungsadresse an den König Wilhelm nicht hatte unterzeichnen können, zweitens wie er sich dagegen wehrte der leidenden Pfalz zu Hülfe zu kommen, drittens wie er gegen die Annektion Elsaß-Lothringens einen so entschiedenen Widerspruch erheben konnte.

Er, der 1866 einen so heftigen Abscheu vor allen Kriegen empfunden hatte, rief nun 1870 zum Kriege auf, freute sich an der Niederwerfung Frankreichs, jubelte über die erlangte Einheit und wurde, ohne seine liberalen Ideen zu verleugnen, ein überzeugter Anhänger Bismarcks und seiner Politik. Er schloß sich der allgemeinen Ansicht an, so daß es nicht nötig ist, aus seinen Briefen politische Äußerungen der letzten Jahre mitzuteilen und ebensowenig, in dieser Einführung von der Politik jener Tage zu sprechen.

* * *

Während die politischen Gedanken Stahr manche Jahre gar nicht losließen, scheinen ihn die religiösen weniger gequält zu haben. Seine Seelenkämpfe hatte er als Knabe abgemacht. Er hatte den Wunsch des Vaters, der aus ihm einen Geistlichen machen wollte, nicht erfüllt. Seitdem war und blieb er ein Freidenker. Was Fanny einmal an Alwin schrieb (1855): „Für mich, die keinen Gott kennt, als den göttlichen Menschengeist, der die Liebe für den teuren Vater ein Gottesdienst ist, — und läuft dann auch ein wenig Abgötterei mitunter, so wirds der Sohn wohl begreiflich finden," das gilt gewissermaßen auch von ihm. Seine sehr freien religiösen Ansichten sprach er nur selten aus. (Vgl.

unten S. 227, 290.) Sonst nahm er weder in seinen Schriften noch in seinen Briefen Veranlassung, sich über religiöse Gegenstände auszusprechen, wenn man gelegentliche polemische Bemerkungen gegen Pfaffen ausnimmt: höchstens in den an Jacoby gerichteten klingen einzelne geradezu atheistische Wendungen an.

Eine für Stahr höchst charakteristische Eigenschaft war sein Judenhaß. Wie er entstand und durch welche Anläße er sich verstärkte, kann man nicht genau sagen. Er tritt in der Oldenburger Zeit gar nicht hervor, erst in der Berliner. Das ist um so merkwürdiger, als Fanny Lewald von Juden stammte und wenigstens teilweise einen jüdischen Verkehr hatte, in den Stahr bereitwillig eintrat. War auch Fanny keineswegs blind gegen die Fehler ihrer ehemaligen Religionsgenossen, vielmehr besonders streng gegen das Protzentum, das sich in jüdischen Kreisen kundgab, so kann sie es nicht gewesen sein, die diese Gesinnungen ihres Gatten begründete oder verstärkte.

Diese Abneigung ist um so merkwürdiger, als sie eben bei Stahr nicht von Kindesbeinen an vorhanden war: sie ist bei ihm nicht wie bei so vielen aus der Generation von 1813 eine Wirkung des Teutonismus, des falschverstandenen Nationalismus, der in den Juden die Fremden, Undeutschen sieht, eine Gesinnung, die sich wie nach 1870, so auch nach den Befreiungskriegen vielfach zeigte; vielmehr hatte er für die wenigen Juden, die er während seiner Kinderzeit kennen lernte, eine starke Sympathie. Man braucht nur in dem Werke „Aus der Jugendzeit" die anmutigen Stellen zu lesen, in denen er von den Handelsjuden erzählt, die in sein väterliches Dorf kamen, besonders aber die schöne Art, in der er seines Schulgefährten Davidson gedenkt (Aus der Jugendzeit II, 90 ff.). In dieser Schilderung kommen sogar folgende Worte vor: „Von diesem meinem Verhältnisse zu ihm datiert meine spätere lebhafte Teilnahme an der Lage seiner Volks(!)genossen und an den Bestrebungen für die Hinwegräumung der beengenden Schranken, von denen sie damals allerdings in Staat und Gesellschaft, in einer dem jetzigen Geschlecht kaum mehr bekannten Weise eingezwängt waren." Trotz dieser Äußerung, die in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben, als Gesinnung der Mannesjahre bezeichnet

wird und nicht in Zweifel gezogen werden soll, muß man doch sagen, daß in den vertrauten Briefen sich seine lebhafte Abneigung gegen einzelne Juden, ja gelegentlich gegen das Judentum überhaupt zeigt.

Zum Teil mag sie durch Widerwillen gegen einzelne widerwärtige Vertreter der Geldaristokratie (vgl. z. B. unten S. 288), zum Teil aus Abneigung gegen Berthold Auerbach, (dafür vgl. außer dem Briefwechsel unten S. 206 ff., besonders S. 285), über den sich häßliche Dinge in den Briefen finden, zum Teil durch seine an Haß grenzende Abneigung gegen Heine entstanden sein, dem Fanny Lewald doch einen gewissen Kultus weihte. Manche rohen Ausbrüche und kleine spitzige Bemerkungen gegen tonangebende jüdische Journalisten durften wohl übergangen werden: der Brief über Heine dagegen (2. August 1863) mußte als charakteristisches Denkmal stehen bleiben. Auch hier hat sich Stahr wie in politischen und anderen Urteilen als schlechter Prophet bewiesen. Seit jenem Briefe sind 40 Jahre vergangen, in denen Ausgabe auf Ausgabe der Heineschen Werke erfolgte, die Beschäftigung mit seinen Werken sowie mit einzelnen Ereignissen seines Lebens einen ungeheuren Umfang genommen hat.

* * *

Bei dem ernsten Manne steht neben oder über dem politischen und religiösen das *sittliche* Empfinden. Eine Einführung in Stahrs Leben und Briefe darf bei diesem wichtigen Punkte nicht vorübergehen. Sie muß seiner *ersten und zweiten Ehe*, vor allem der letzteren, seiner merkwürdigen Verbindung mit Fanny Lewald gedenken. Beide haben häufig genug voneinander gesprochen und doch die volle Schilderung dessen, was sie füreinander fühlten und dachten, nicht hinterlassen. Stahrs Gedichte „*Ein Stück Leben*", Berlin 1869, von denen unten noch zu reden ist, geben nur den ganzen Enthusiasmus auflodernder Leidenschaft kund und bezeugen, daß die Liebesflamme 25 Jahre hindurch stets neue Nahrung fand. Das Buch „*Adolf*" aber, das Fanny als Ergänzung ihrer sechsbändigen Lebensgeschichte 1865 zunächst für sich und den Geliebten niederschrieb, bestimmte sie nicht zur Veröffentlichung.

Bisher sind nur Bruchstücke davon in einer Zeitschrift erschienen, eine vollständige Publikation scheint nicht bevorzustehen.

Über dies Buch gibt folgende Briefstelle von Adolf Stahr an seinen Sohn Alwin vom 13. November 1865 willkommene Kunde:

— — — — „Fanny schreibt jetzt an einem Buche, das bei ihren Lebenszeiten schwerlich jemals gedruckt werden wird, nämlich an der Fortsetzung ihrer Lebensgeschichte. Sie hat bereits etwa sechs bis sieben Druckbogen fertig, die Geschichte ihres Eintritts in Italien und den Anfang unseres Bekanntwerdens in Rom. Ich hatte angefangen das letztere gleichfalls zu schildern, habe aber den Versuch vorläufig aufgegeben. Es gibt Dinge im Leben begnadigter Menschen, an deren Schönheit in der Wirklichkeit alle Darstellungskraft und -kunst erlahmt. Solcher Art war unser kurzes römisches Leben vom 29. November 1845 bis zum 29. April 1846. Es erinnert mich an die unaussprechlich schönen Zeilen Goethes in seinen Briefen an die Stein:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz!
All die unendlichen Freuden,
All die unendlichen Leiden;
Alles geben die Götter
Ihren Lieblingen ganz.

Unser ganzes damaliges Leben liegt so wie das spätere Leben bis zum Herbst 1852 in unsern Briefen, die herausgegeben schwerlich ihresgleichen in der intimen Literatur unseres Volkes haben dürften, in jener Literatur der leidensvollen Liebesleidenschaft, der Goethes Lottebriefe und seine Billets und Briefe an Fr. v. Stein angehören. Hätte mein teurer, treuer, edelherziger, feinsinniger Georg v. Hauenschild (Max Waldau) mich überlebt, statt 29 Jahr alt, vor 10 Jahren, vor mir unter die Erde zu gehen, so würde ich den mit der Redaktion beauftragt haben. So aber habe ich keinen mehr auf der Welt als etwa — — — dich selbst, wenn dir nach meinem Tode Herz und Stimmung dazu bliebe in dem zerreibenden Leben deines Berufes, oder die Muße würde, dich aus demselben zurückgezogen vertiefen zu können in diese Denk-

mäler unendlicher Leiden und unendlichen Glücks, die es recht beweisen daß:

Licht, Gedicht wie Regenbogen
Wird auf dunklem Grund gezogen!

Jedenfalls wirst du dafür sorgen, daß diese Briefe nicht in unrechte Hände fallen. Vielleicht übergeben wir sie auch testamentarisch irgend einer Anstalt, z. B. dem Weimarischen Archiv, zur Aufbewahrung bis zehn oder zwanzig Jahre nach unserm Tode. — Sie vorher zu vernichten, kann ich mich nicht entschließen. Es ist doch zu viel Schönes, zumal in Fannys Briefen, darin enthalten, woran sich noch spät nach uns viel Herzen erfreuen und stärken können. — Wir sprechen darüber wohl später noch weiter schriftlich, oder wenn das Glück will, mündlich."

Zur Würdigung von Stahrs Eheleben sei folgendes gesagt:

Adolf Stahr verheiratete sich 1834, also 29 Jahre alt, mit Marie Kraetz, geboren am 9. Juni 1813, gestorben am 22. Dezember 1879. Sie gehörte einem angesehenen Hause an. Ihr Großvater Bassenge, der aus Prenzlau stammte, war nach Dresden übergesiedelt; dessen Tochter Johanna Wilhelmine verheiratete sich mit Johann Heinrich Thieriot, dem Enkel eines Flüchtlings, der nach Aufhebung des Ediktes von Nantes aus Frankreich nach Deutschland eingewandert war. Eine Schwester dieser Großmutter ist offenbar die alte Tante Bassenge, bei der Fräulein Pascal als Wirtschafterin lebte, die in Bagatelle bei Dresden eine Besitzung hatte. (Vergl. unten S. 16 ff.)

Eine Tochter des Thieriotschen Paares Sofie Karoline, geboren 1782 in Leipzig, verheiratete sich mit dem dortigen Schulinspektor August Kraetz im Jahre 1812. Sie war eine gebildete Frau, hatte ihre erste Erziehung im Daßmannschen Institut in Halle, ihre vollständige Ausbildung bei Pestalozzi in der Schweiz gefunden. Sie war auch dichterisch tätig; die von Bettine (vergl. unten S. 11 Z. 8 v. u.) berührten Dichtungen haben sich in Adolf Stahrs Nachlaß nicht erhalten. Sie lebte bis zum Tode ihres Mannes, des Schulinspektors Kraetz in Breslau, dann in Winzig an der polnischen Grenze als Lehrerin, später in Wuste-Waltersdorf und dann in Halle, immer als Lehrerin oder Vorsteherin eigener Institute.

besonders tüchtig in Unterweisung der französischen Sprache und starb am 30. Juni 1838.

Ihre älteste Tochter war die obengenannte Marie.

Stahrs Verlobung mit ihr fand bereits 1829 statt. Aus den Briefen des Vaters an den Sohn, von denen später zu sprechen ist, erfährt man, daß es während der Brautzeit an Differenzen nicht fehlte, die freilich weniger durch die Braut, als durch deren Mutter hervorgerufen wurden. Es muß nämlich zwischen Mutter und Tochter zu widrigen Scenen gekommen sein, die vielleicht zur Folge hatten, daß Marie aus Halle, wo sie ursprünglich gewohnt hatte und wo auch die Verlobung stattgefunden haben muß, nach Dresden übersiedelte. (Vergl. unten S. 16 fg.) Die Hochzeit wurde im Mai 1834 gefeiert. In das Vaterhaus ihres Gatten kam Marie niemals. Der Vater, als sechzigjähriger noch ziemlich rüstig, hatte das junge Paar in Halle besucht, nachdem er schon vorher die junge Braut kennen gelernt hatte und wollte den Besuch in Oldenburg erneuern. Das junge Paar wurde durch gelegentliche Zuschüsse des Alten unterstützt, der trotz seiner geringen Einkünfte sich ein kleines Vermögen zusammengespart hatte. Sehr hübsch ist die Art, wie dieser (16. Februar 1834), wenige Wochen vor der Hochzeit, dem Sohn den Ehesegen ausspricht: „Bei deiner Einrichtung borge nicht, dein Hausrat sei ganz einfach, du weißt ja nicht, wie lange du dort bleibst. Aller Staat und Prunk sei fern, die Kasse bleibe in deiner Hand, und wenn deine Braut ein Engel ist. Führe strenge Rechnung mit jedem Tage, das lehrt Haushalten. Sei sehr mäßig im vertrauten Umgange mit deiner Marie, du bezahlst es sonst mit deinem Leben. Laß dich nicht in große Gesellschaften ein, sie sind sehr kostspielig, ein paar Herzensfreunde sind genug. Vernachlässigt euch beide nicht im Anzuge, wenn ihr allein seid, das Dekorum werde von früh an beobachtet, sonst führt das Gegenteil zu Gemeinheiten. Wachet über eure Reden, sie sind die Würze der Seele; traget, duldet euch, denn der Vorhang fällt jetzt weg, wehe dem, der sich in seiner Blöße zeigt! Mein Herz ist so voll, ich möchte Bogen anfüllen von meinen langen Erfahrungen, um euch alle gefährlichen Klippen zu zeigen, an welchen das häusliche Glück, die Ruhe des

einander wirken können: „Mit Menuetpas zur Seite, mit rückwärts der Thür wieder begegnen, zu der man eingetreten war, und dabei geschickt die lange Schleppe zurückwerfen, mit Beobachtung einer fürstlichen Person nicht den Rücken zu drehen, wird alles Denkvermögen in Anspruch genommen. Und hat man was vorzubringen, so ist der Accusativ streng verboten, der Nominativ darf nur in der dritten Person im Pluralis erscheinen, und alle Redeweise ist so, daß man einen Gedanken in seiner Urkraft vorzubringen nicht im Stande ist. — Dann muß man sich so oft mit dem Kopf bücken, daß so einem armen Bürgermeister (ich setze den Fall, er hat was Vernünftiges mit seinem Landesherrn zu reden) das Blut in den Kopf schießt! Dann soll man nicht eher sprechen, als bis man gefragt wird, — und das will ich noch gelten lassen, aber daß man da noch höchstens mit Ja oder Nein antworten soll, dabei kommt natürlich wenig heraus. Was sind die Folgen? — Der Fürst wird seiner Lebtag nicht gewahr werden, wie weit das Volk über diese Schranken hinausgewachsen ist mit seinem Geist, und daß jetzt kein goldgeschmückter, mit Schnecken aus dem Meer gefärbten Purpur — ihm noch Ehrfurcht einprägen kann, sondern nur der Glanz, der von der Geniusstirn auf es herableuchtet und es mit verklärt."

„Wenn aber, statt sich ihm geistig einzuverleiben, nur Zuchthausmaaßregeln statt finden sollen und blinde Etikette dem Volke Sand in die Augen streuen will, und spürt nicht, wie sehr das verfehlt ist, weil sie eben blind ist, wie soll da der Geist ein Vermittler werden zwischen Fürst und Volk." (S. 126. 137.)

Durch diesen Irrthum ist auch Bonaparte gefallen und hat seine Mission verfehlt, die Menschheit von der Staatsklin-

Lebens, die Zufriedenheit der Seele scheitert. Vom Hochzeitstage fängt die Selbsterkenntnis für euch beide an. Ist der Sinnenrausch vorüber, und kein Surrogat in der Seele, so gähnt ihr euch beide an."

Man kann aus dem Stande der Eltern sehr leicht den Schluß ziehen, daß Marie eine gute Erziehung genossen: die wenigen Briefe die mir zugänglich waren (an Karl, Unterschriften unter den Briefen an Hettner) beweisen einen durchaus gebildeten Stil. Die Art, wie Oldenburger Freunde z. B. Mosen, Buttel und andere sich über die Frau aussprachen, bekunden, daß sie von ihnen als eine vollkommen ebenbürtige Gattin ihres Freundes betrachtet wurde.

Die Ehe war mit Kindern reich gesegnet: am 14. Februar 1835 wurde die älteste Tochter, am 16. September 1836 der älteste Sohn geboren, denen noch eine Tochter und zwei Söhne folgten. Die Ehe erschien als eine vollkommen glückliche und harmonische: die erhaltenen Briefe Stahrs an seine Gattin drücken zärtliche Sehnsucht aus, in den Schreiben an vertraute Freunde wird sie gelobt, kleine Differenzen, wie sie in keiner Ehe ausbleiben, werden nicht ihr, sondern seiner eigenen Heftigkeit und Unverträglichkeit zugeschrieben. Ein einzigesmal ertönt eine Klage; sie wird laut bei eifersüchtigen Regungen Mariens gegen eine Oldenburger Dame, Katinka Kruse, bei der Stahr Englisch lernte und mit der er Shakespeare las (siehe unten S. 25). Freilich muß man erwähnen, daß aus den Jahren vor der Katastrophe wenige Briefe Stahrs vorhanden sind und darf nicht unberücksichtigt lassen, daß aus den Briefen der Freunde, besonders Mosens, hervorgeht, Stahr habe sich in jener Zeit unglücklich gefühlt. Doch darf andererseits nicht vergessen werden, daß sein Gesundheitszustand damals viel zu wünschen übrig ließ und die unglückliche Stimmung auch aus dieser Unbehaglichkeit erklärt werden kann.

Da trat 1845 das Ereignis ein, das in Stahrs Leben Epoche macht: seine Reise nach Italien. Dies Ereignis wurde nicht nur für seine Ehe, sondern für sein ganzes Leben wichtig. Hauptsächlich in dreifacher Weise:

Erstens: Er erweiterte seinen Gesichtskreis und steuerte aus

den engen Grenzpfählen einer neuen geistigen Heimat zu. Er, der seine altphilologischen Studien schon längst aufgegeben hatte, nach einer Betätigung seiner journalistischen Fähigkeiten, der Vermehrung und Anwendung seiner allgemeinen literarischen Kenntnisse, nach einer Wirksamkeit auf große Massen der Gebildeten, nicht auf die engen Kreise der Gelehrten verlangte, hörte auf wie bisher als Kritiker und Essayist tätig zu sein und bildete sich zu einem hervorragenden Schriftsteller aus, der durch gern gelesene weitverbreitete Bücher wirkte.

Damit hängt zweitens zusammen, daß er sein Lehramt aufgeben mußte, dessen Ausübung ihm bei seinem Gesundheitszustand, besonders bei seinem Halsleiden peinlich, fast unmöglich war. Verließ er aber seine Stellung, so hatte er keinen Grund mehr, Oldenburg als Wohnort beizubehalten, das in einem Winkel des nordwestlichen Deutschlands gelegen, für alle Reisen höchst unbequem und von den großen literarischen Mittelpunkten sehr entfernt war.

Dieser Wechsel seines Aufenthalts war aber drittens dadurch bedingt — und dies ist das Hauptereignis seines italienischen Aufenthaltes, daß er Fanny Lewald kennen lernte, daß er verlangte, sich dauernd mit ihr zu vereinen, daß sie aber nicht gewillt war, ihren Wohnsitz, den sie in Berlin hatte, zu verlassen, zumal sie unmöglich nach Oldenburg ziehen konnte, wo ein Zusammensein mit dem Geliebten nicht anging.

Ursprünglich dachte er an Weimar, fixierte sich aber dann in Berlin. Weimar lockte ihn aus verschiedenen Gründen. Zunächst wegen seiner zentralen Lage, sodann wegen der Anregung, die Theater und die vorhandenen Sammlungen boten, ferner wegen der literarischen Tradition. Diese mußte Stahr umsomehr reizen, als er durch seine Schrift über Merck (1840) und durch seine Veröffentlichung eines bis dahin unbekannten Textes der Goetheschen Iphigenia (1839) sich als wohlvertraut mit den Denkmälern der klassischen Zeit gezeigt hatte und Materialien zu einer Weiterbeschäftigung mit diesem Teil unserer nationalen Literatur gerade in Weimar zu finden hoffen durfte. Auch waren einzelne Menschen dort, durch die er Förderung erwarten konnte: der Sohn seines alten Oldenburger Freundes Beaulieu, der in Weimar eine hervorragende Stellung einnahm,

Ottilie von Goethe, die er in Italien kennen gelernt hatte (vergl. unten Seite 123), auf deren Persönlichkeit er vielleicht nicht mindere Erwartungen setzte als auf die in ihrem Besitze befindlichen kostbaren Schätze des Goetheschen Nachlasses, Franz Liszt, der große Musiker, der ihm durch Fanny Lewald zugeführt wurde und von dessen persönlicher Liebenswürdigkeit er ebenso bezaubert war wie von seiner Virtuosität, wenn er auch als klassisch gebildeter Musikfreund an seinen Kompositionen nur geringes Gefallen fand. Endlich mochten es auch die Beziehungen mit dem damaligen Erbprinzen Karl Alexander von Weimar sein, die ihn nach Weimar lockten, eines Fürsten, der ein Freund und Bewunderer Fanny Lewalds, auf ihr Betreiben 1849 Stahr in Oldenburg kennen gelernt, an dem frischen, vielseitig unterrichteten und doch nicht ausschließlich gelehrten Manne Gefallen gefunden hatte und ihn für seine Zwecke zu benutzen hoffte. Die Art, wie Stahr in Weimar tätig sein wollte, wird aus einzelnen (unten Seite 161 ff.) mitgeteilten Briefen ziemlich klar. Die unter der Anregung von Liszt ins Leben getretene Goethestiftung, die Preise für bedeutende Kunst-, Musik- und Literaturwerke verteilen sollte, bewährte sich äußerst schlecht: ihre Umwandlung in eine freie Akademie war wohl das Ziel, das, freilich nicht völlig klar, dem hohen Herrn vorschwebte. Dazu sollte dann eine im großen Sinn gedachte Revue kommen, als deren Leiter Stahr ausersehen war.

Bei allen diesen Plänen war Fanny Lewald Anregerin, namentlich bei dem letzten war sie als mitwirkend gedacht; sie war es, welche die große Umwandlung in Stahrs Leben hervorrief.

Fanny Lewald war am 24. März 1811 geboren, also nur sechs Jahre jünger als Stahr, zwei Jahre älter als seine Gattin Marie. Ihre ganze Bildung und Erziehung war von der ihres späteren Gatten wesentlich verschieden. Sie war Jüdin, freilich ebensowenig ihrem väterlichen Glauben innig und treu ergeben, als er dem seinen; schon als junges Mädchen hatte sie das Christentum angenommen. Nicht in einem Dorfe wie er, sondern in einer großen Stadt, nicht in engen, beschränkten, sondern in sehr behäbigen, fast reichen Verhältnissen war sie aufgewachsen. Statt der Gelehrtenstube, der Heimstätte des Mannes, in die doch die

Sonne der Kunst ihre erhellenden und erwärmenden Strahlen geworfen hatte, war sie in einer lauen, etwas weichlichen Bildungsatmosphäre aufgewachsen, in der Wissen und Verstand, auch werktätige Menschenliebe schneller und kräftiger fortkamen als Phantasie und Kunstschwärmerei.

Während Stahr die Fahrt von seinem Heimatsdorfe nach dem wenige Meilen entfernten Prenzlau als eine Reise betrachtete, ferne Länder vor seiner Italienfahrt gar nicht, aber auch Süddeutschland erst als 37jähriger Mann zum ersten Male besucht hatte, war sie schon als 21jähriges Mädchen mit ihrem Vater in Berlin gewesen — nach 72stündiger Fahrt mit dem Eilwagen — hatte Süddeutschland, Österreich, überhaupt ein großes Stück Welt gesehen und fern von der Heimat nach eigenem Willen selbständig ihr Leben gestaltet.

Die Not des Daseins hatte sie nie gekannt. Nicht wie Stahr, der als Gymnasiast genötigt gewesen, Freitische zu essen und als Student die Erniedrigung der Stipendien und das Elend schlechtbezahlter Privatstunden ausgekostet hatte, war sie etwa durch Nahrungssorgen genötigt gewesen, das väterliche Haus zu verlassen und einen Lebensberuf zu ergreifen, zu einer Zeit, da es für eine Frau fast als Schande galt, sich anders, denn als Erzieherin und Musiklehrerin zu betätigen, sondern sie hatte dem Vater die Erlaubnis selbständig zu leben abringen müssen, während sie doch mit so vielen Geschwistern im Elternhause durchaus standesgemäß hätte fortleben können.

Wie in Gewohnheiten, Lebensführung, in Traditionen der Vorfahren und in eigenen Anschauungen, so herrschte auch in Entstehung und Art ihrer Schriftstellerei und in ihrer Herzensentwickelung zwischen Adolf und Fanny ein eigentümlicher Gegensatz. Stahr war klassischer Philologe, Spezialist und zwar Aristoteliker, der allmählich zum Literarhistoriker und Ästhetiker wurde und der sehr lange Zeit brauchte um seinen eigentlichen Beruf, den des Reiseschilderers, Essayisten und populären Schriftstellers zu finden. Fanny Lewald dagegen trat schon in ihrem 30. Jahre mit einem Romane auf und behielt nicht bloß diese Kunstform, sondern auch die Art des Tendenzromans ihr ganzes

Leben hindurch bei, schritt unermüdlich auf dem einmal betretenen Pfade weiter, ohne nach rechts oder links zu blicken, unbekümmert um Richtungen oder Zeitströmungen, getreu dem eigenen Genius, der ihr diesen Weg gewiesen hatte.

Während Adolf Stahr reinen Herzens und wenn man ein Tanzstundenabenteuer abrechnet auch ohne große Erfahrung in Liebesdingen, kaum 30 Jahre alt, die Ehe mit einem innig geliebten Mädchen schloß, — in einem Briefe an seinen Sohn (1854) sagt er, er sei so rein und keusch wie seine Frau in die Ehe gegangen, — hatte Fanny bis zu ihrem 30. Jahre schon zwei wirkliche Romane erlebt: mit einem Kandidaten der Theologie, dessen Unterricht in der protestantischen Religion sie gehabt hatte und mit Heinrich Simon, dem hervorragenden Juristen, den sie leidenschaftlich geliebt hatte, während er einer anderen seine Zuneigung zuwandte.

Diese zwei Menschen, die vom Schicksal durchaus nicht füreinander bestimmt zu sein schienen, begegneten einander in Italien. Stahr, mit einer Frau verheiratet, für die er die wärmsten Gefühle gehegt hatte, Vater von 5 Kindern, denen er zärtlich anhing, in einem geselligen Kreise lebend, der, wie es schien, ihn völlig befriedigte; ihm gegenüber ein reifes Mädchen, das die dreißig überschritten hatte, äußerlich anziehend, ohne schön zu sein, vielfach gebildet, keineswegs gelehrt, und ohne jede Spur von Bildungssucht, selbständig in ihrem Auftreten, ohne die Emanzipierte zu spielen, freidenkend in politischen und religiösen Dingen.

Vielleicht hätten beide, wenn sie sich in einem Salon einer nordischen Stadt begegnet wären, einen angenehmen Eindruck von einander verspürt, ohne mit Gewalt sich gegenseitig angezogen zu fühlen; in Rom entschied fast die erste Begegnung über ihr künftiges Leben. Aus einer schnell geschlossenen Freundschaft entwickelte sich das leidenschaftlichste Verhältnis. Der Tag ihrer ersten Begegnung, der 29. November 1845, galt ihnen zeitlebens als ein Weihetag, den 6. Februar 1846 betrachteten sie als das Datum ihrer wirklichen Vereinigung.

„Dieser Monatstag wurde 1855 als Hochzeitstag gewählt, gerade 9 Jahre nach dem 6. Februar 1846, wo wir in Rom uns

treues Zusammenhalten für das Leben gelobten ohne alle Aussicht uns je vereinen zu können" (Briefe an Liszt, Leipzig 1895, II. 6).

Dieses Gefühl engster Zusammengehörigkeit konnte natürlich nicht bloß durch negative Anschauungen erzeugt werden, es mußten positive existieren, um die Anziehung zu stärken, die durch den Gegensatz hervorgerufen worden war. Solche positive Eigenschaften, solche Ähnlichkeiten waren vorhanden. Zunächst herrschte in beiden ein eigentümliches Gemisch von praktischen und idealen Sinn. Gewiß waren beide den höchsten Lebensfragen zugewendet: sie dachten auf die Zukunft zu wirken und doch wollten sie auch in der Gegenwart eine Stellung haben und auf sie Eindruck machen. Sie widmeten ihr Leben geistiger Arbeit und doch wollten sie auch einen materiellen Ertrag davon sehen. Sie waren gute Haushälter, vorsichtig in ihren Kontrakten, gewandt die Menschen zu benutzen und sich dienstbar zu machen. Von Fanny Lewald berichtet man gern, daß sie Frauen gegenüber schriftstellerische Gespräche vermieden und am liebsten von Küche und Haushalt gesprochen habe, um ihre wirtschaftlichen Kenntnisse auch in diesem Fache zu zeigen. Adolf Stahr war sehr sorgsam um die Anlage und Vermehrung seines selbsterworbenen Vermögens bemüht, berechnete eifrig Zinsen und Kursgewinn und konnte aufgeregt und zornig werden, wenn eine Spekulation fehlschlug oder ein unerwartetes politisches Ereignis seine oder seines Sohnes Alwin (seines Hofbankiers) Kombinationen über den Haufen warf. Sie waren beide von großem Fleiß und von besonderer Gewissenhaftigkeit in ihren Arbeiten: für sie hatte jeder Tag sein Pensum und jede Stunde ihre Aufgabe. Sie wußten nichts von Stimmungen, von erquickender Hingabe an träge Beschaulichkeit, in ihrer Hast vorwärts zu schreiten, in ihrer Ruhmbegierde, und in ihrem Wunsche nach Lohn und Anerkennung hätten sie sich nie entschließen können, den Moment zum Verweilen zu bewegen, weil er so schön sei. Und ebenso war beiden gemeinsam das Behagen an der äußeren Erscheinung, die Freude an der schönen Form. Wie es ihnen Bedürfnis war, unter den Menschen zierlich und fein, nicht mit Schmuck behängt aber doch mit einer gewissen Vornehmheit zu erscheinen, so gehörte es zu ihren Lebensbedürfnissen, in einem bequemen, wohl ausgestatteten, geordneten

Heim zu wohnen, eher philisterhaft als genial. Aus derselben Quelle entsprang das Verlangen nach schriftstellerischer Wohlanständigkeit: nirgends ein revolutionäres Gebaren und ein saloppes Einherschlendern, sondern überall ehrbare Bürgerlichkeit und Gediegenheit.

Als Fanny Lewald und Adolf Stahr sich begegneten, waren beide nicht unglücklich, ohne glücklich zu sein. Sie war eine gefeierte Schriftstellerin, ihres Weges wohl bewußt und doch einer geistigen Führung bedürftig. Wer sie doch gelehrter Bildung so unteilhaftig, daß sie in mancher Beziehung als unwissend gelten durfte: die Brüder Adolf und Karl nannten sie trotz allem Respekt gern Strabonischen, weil sie auf den Titel eines Buches aus Adolfs Bibliothek: Strabonis opera, die exiere Form für den wirklichen Namen des Autors gehalten hatte. Sie blickte damals in Italien zu dem gelehrten Herrn auf, der über alle die antiken Kunstwerke Bescheid wußte, dem Unterrichteten, der ein offenes Auge für Schönheit besaß, dem Altertumsforscher, der gewandt zu reden und zu schreiben wußte. Sie erfreute sich an seiner schönen Männlichkeit; er war gerade in jenen Zeiten ein schöner Mann, der mit vollen Atemzügen seine Freiheit genoß und trunkenen Auges in die ihm zum erstenmal aufgetane Welt der Kunst blickte. Sie, die von jeder perversen Lust frei war, konnte doch die Sinne einer kräftigen gesunden Frau nicht unterdrücken; sie fühlte die Asche früherer Liebesglut noch in ihrem Busen glimmen und empfand in ihrem Herzen das Verlangen, das wirklich zu erleben, was sie in den Romanen anderer las und in den ihrigen schilderte. Mit diesem Staunen und dieser Begehrlichkeit mischte sich echt weibliches Mitleid. In der Bemutterungssucht, die vielen älteren Mädchen eigen ist, konnte sie kein besseres Objekt finden als diesen kränklichen und doch lebenslustigen Mann, diesen scheuen Gelehrten, der sich doch mit Macht nach der Welt sehnte.

Aber in ihm war nicht nur die Sehnsucht nach der Welt, sondern nach dem Weibe. Gewiß hatte er seine Frau geliebt mit Herz und Sinnen. Er hatte das Glück der Ehe genossen, er hatte Kinder und ein behagliches Heim. Und doch fehlte ihm etwas. Seine Frau nämlich mußte, wie dies in den engen Verhältnissen

eines kinderreichen Lehrers nicht anders möglich war, umsoweniger möglich, da sie nicht zu den kräftigsten gehörte, untergehen in den Sorgen des Haushalts, in dem Abarbeiten für die Kinder. Sie mußte unfrisch werden, fast zur Kinderwärterin und Haushälterin herabsinken. Sie konnte sich nicht täglich schmücken für ihn wie eine Geliebte. Sie konnte nicht teilnehmen an seinen Arbeiten, ihn nicht begeistern durch ewige Jugend und Schönheit. Alles, was er in seinem Hause schmerzlich vermißte und was gerade der älter werdende Mann immer von neuem verlangt: jugendliche Frische, geistige Beweglichkeit, Verhätschelung seiner Laune, Bewunderung für sein Wissen und Können, das fand er in diesem Mädchen, das der Zufall ihm sandte. Aber sie war keine, die sich leicht betören ließ und dann den Mann frei gab: mit eiserner Energie hielt sie vielmehr den Freund fest, den sie nicht gelockt, sondern wie das Geschenk eines freudespendenden Schicksals erhalten hatte.

Sie hatten sich gefunden, nicht zu einem kurzen Liebestraum, sondern zu dauerndem Zusammenleben. Ob sich beide gleich von Anfang an über die Tragweite ihres Entschlusses klar waren, ob nicht das Beispiel leichtlebiger Kunstjünger sie lockte, ob nicht auf sie, die Goethefeste, die römischen Vergnügungen des Altmeisters wirkten, ob nicht auf ihn das Vorbild der klassischen Erotiker, ob nicht bei beiden der Zauber italienischer Tage und Nächte das seine tat, wer will es sagen? Sie genossen ihren Liebesfrühling voll und ganz. Man meint nicht den kränklichen, der ersten Jugend entwachsenen Mann, nicht den durch Weib und 5 Kinder an sein eignes Heim Gefesselten, sondern einen schwärmenden Jüngling zu hören, wenn man die folgenden Verse aus dem „Römischen Liebesfrühling" vernimmt:

Denn was kümmern mich jetzt Jesuiten und was Propaganda,
Seit gegenüber mir dort wohnt das geliebteste Herz;
Seit mein Auge gebannt vom Zauber der Liebe nach ihren
kleinen Fensterchen nur forschenden Blicks sich erhebt,
Spähend, ob die Orangen am Fenster droben mir künden,
daß die Geliebte daheim, daß sie erwarte den Freund.
Ach, und sitzen wir dann im traulichen Stübchen beisammen,
Arm im Arme verschränkt, Lippe an Lippe gepreßt, —
O wie freut es mich dann, daß jedem Späher von drüben
Pfäffische Strenge der Zucht sorglich die Fenster verschloß.

Oder die andern Verse:

Ach nur allzu gelehrig seitdem verträum ich die Tage,
Ferne von Wissen und Kunst, herzigstes Mädchen, bei dir.
Nicht Vatikan und nicht Kapitol, nicht Villa Albani
Ziehen den Glücklichen mehr ab von dem Wege zu dir.
Auch mein Winckelmann ruht, es ruhen die gelehrtesten Pläne,
Auf dem bestaubeten Pult trocknet die Tinte mir ein.
Freilich, der Schnupfen verließ mich schon längst und keine Erkältung,
Dräut an der Liebsten Kamin jetzt meinem Leben Gefahr.
Aber, ich Armer, durchlodert mit heißeren Gluten
Amors Fieber mir jetzt täglich das Herz in der Brust.

Und endlich:

Jetzt erst leuchten die Berge mit unaussprechlichem Glanze,
Jetzt erst strahlet der Fluß feurig im goldenen Schein,
Da ich, der Liebsten gesellt, an ihrer Seite mit tiefen
Vollen Zügen Genuß trink in gemeinsamem Schaun.
Falken in schwebenden Flug, sie wiegen die ruhenden Schwingen
Freudigen Lebensgefühls hoch in dem sonnigen Blau:
Also selig und still in ruhendem Selbergenießen
Wiegen in süßesten Traum unsere Herzen sich ein.
Mag die Geschichte der Welt euch aus der Campagna di Roma
Sprechen, uns kündet sie nur unserer Liebe Gedicht.

Und auf den Frühling kam nicht der Herbst der Enttäuschung oder der Winter des Mißvergnügens, sondern der Sommer leidenschaftlichen Aneinanderhaltens in seiner vollen Glut. Stahr kehrte aus Italien nach Deutschland, von Rom nach Oldenburg zurück, ein anderer als er fortgegangen war. Sein Entschluß war gefaßt, seine Frau zu verlassen, wie bei Fanny der Entschluß, die Seine auch vor dem Gesetz zu werden. Einen wirklichen Grund zur Scheidung besaß Stahr nicht; Marie hatte ihre Pflichten als Ehefrau in jeder Weise erfüllt. Es war ihr gutes Recht, daß sie den weiblichen Eindringling haßte und auch ihre Kinder lehrte, sie mit aller Kraft zu verachten, während sie ihnen die Liebe, ja die Begeisterung für den Vater keineswegs untergrub, daß sie um den Mann kämpfte, der ihr den Namen gegeben, bürgerliche Stellung, Ehre, ja Existenz. Was Stahr und Fanny Lewald taten, war vor dem Moralgesetze nicht zu rechtfertigen, wenn sie auch beide der Überzeugung lebten, der tiefen Stimme ihres Herzens zu folgen,

nicht bloß der Sinnlichkeit und augenblicklichen Leidenschaft, wenn sie sich auch sagten, daß sie nur das tiefste Bedürfnis ihres Innern befriedigen, der unabweisbaren Nötigung folgen wollten, die ihre Entwickelung ihnen auferlegte. Und auch die Art war ungerecht, wie beide der verlassenen Frau ein Leben voll Dürftigkeit aufzwangen. Gewiß hätten Stahrs Kinder, Söhne und Töchter, es nötig gehabt, ziemlich jung einen Beruf zu ergreifen, sich selbst im Leben zu betätigen, um auf eigenen Füßen zu stehen und sich selbst den Unterhalt zu verdienen. Aber wie verschieden war das Leben, das die Frau mit ihren zwei Töchtern in einer kleinen Stadt zu führen hatte, von dem, das sie bisher gewohnt war: sie hatte auf viele Genüsse zu verzichten, mußte mit sehr geringen Mitteln für sich und die Kinder sorgen und mußte in ihrem freudelosen Dasein mit einem berechtigten Neide auf das behagliche Leben blicken, das Stahr und Fanny in Berlin führten und auf die großen mitunter monatelangen Reisen, die jene gemeinsam machten. Das Verfahren der nun Geeinten, nachdem nach neunjährigen Kämpfen durch die Vermittelung des Großherzogs von Weimar die Scheidung wirklich erreicht war, wird dadurch nicht entschuldbarer, daß Stahr seine Söhne nach Berlin rief, dort ausbildete, durch seine Vermittelung in angesehene Häuser brachte, — denn durch dies alles erfüllte er nur seine Vaterpflicht.

So wenig man jedoch dies ganze Tun rechtfertigen kann, an dem einen muß festgehalten werden, daß die Ehe, die Adolf Stahr und Fanny Lewald führten, eine mustergültige war. Es bewährte sich vollkommen, was er nach der Vereinigung mit ihr als „des schönsten Jahres Hochgewinn“ gesungen hatte:

Denn gemeinsam ist das Leben,
Jedes Leid und jedes Glück.
Mein und dein jedwedes Streben
Jeder Daseinsaugenblick.
So vereint und so verbunden
Wird zur Ewigkeit die Zeit,
Und der flüchtge Lauf der Stunden
Bietet uns Unendlichkeit.

Während ein so hochgesteigertes Empfinden, wie die beiden es in Italien gehegt und durch neunjährige Entbehrung oder halbe

ſtelei zu erlöſen und den naturgemäßen geſunden Geiſt zwiſchen Fürſt und Volk zu entwickeln. Ja auch die Fürſten, hofft Bettina, würden ſeine Miſſion begriffen haben, hätte er ſie gelehrt, „daß **Freiheit des Volkes das einzige Spezium** iſt, in dem der Fürſt ſeine Macht entwickeln kann.

Hof, Camarilla und Adelsausſchließlichkeit haben einen ſchweren Stand vor einer Anſicht, der freies „Bürgerthum“ der „beſte Adel“ iſt — denn ſo wird es doch wohl zu verſtehen ſein, was Bettina von ihrem „Frankfurter Bürgerthum“ (S. 133.) ausſagt. Und über die „Geſpenſter“ und ihre Wirkſamkeit, wird man ſich auch ſchwerlich mehr eine Illuſion machen können, wenn man folgende Stelle näher darauf anſieht.

„Ich muß als die Hände überm Kopf zuſammenſchlagen über ſo einen armen verwünſchten Prinzen, (im Mährchen nämlich) der wegen der Bosheit ſeiner Verführer und Schmeichler zu Marmelſtein muß werden bis aufs Herz, das alles aushalten muß, aber nichts vermag, oder in der Haut von einem grimmigen Thier im Wald herum muß laufen und ſich hetzen laſſen von ſeinen eignen Hunden, bis noch hoffentlich zu rechter Zeit eine gute Fee kommt, ihn zu erlöſen. — Ach die Schwachheit der Fürſten, ihre Eitelkeit, ihre Nachgiebigkeit gegen die Speichelleckerei, und was daraus folgt: **Verkennen vom wahren Verdienſt, Verbannung der Getreuen**, die einen Seherblick haben in die Zukunft; und dann die böſen Ränke, die einen edlen Fürſtengeiſt umſtellen, bis ſein Seelenadel auf den Tod verletzt iſt, wodurch ein elendig Trauerſpiel herbeigeführt wird. All' dieſe Weltbegebenheiten, die falſchen Wege der Politik, Alles findet man in dieſen Mährchen, als wär's die heutige Tagesgeſchicht, wo die Fürſten auch die Hülf-

Befriedigung nur geschärft hatten, leicht Gefahr läuft durch das stete Zusammenleben und die banalen Ansprüche des Tages zu sinken und zu verflachen, wurde es bei ihnen durch die Jahre nicht vermindert, sondern erhöht. Es war ein ewiger Liebesfrühling, der in ihrem Hause herrschte; von beiden Seiten Geltenlassen der Individualität, ehrliches Zugeständnis der Verdienste des andern, Freude an seiner Anerkennung, ein Sichsonnen in seinem Ruhm. Man hat sich vielfach darin gefallen, die Beweihräucherung des Mannes durch die Frau, die übertreibende Preisung der Frau durch den Mann höhnisch hervorzuheben, die Selbstbespiegelung zu verspotten, in der sich beide gefielen. Gewiß gingen sie in dieser Schätzung zu weit. Die Nachwelt hat Fanny nicht recht gegeben, die Adolf für den feinsten Kunstkenner und den ersten Historiker erklärte, und noch weniger Adolf, der Fanny nicht nur einen Platz unmittelbar nach George Sand und weit über allen ihren gleichzeitigen Kollegen einräumte, sondern sie als eine allzeit Große hinstellte. Die Hoffnung der Frau, das deutsche Volk werde sich beeilen, dem verstorbenen Gatten ein Denkmal zu stiften, erfüllte sich ebensowenig, wie das Wort, das Stahr gern der Geliebten entgegen rief und das sie in ihren Briefen zu wiederholen nicht müde wurde: „Du kannst ruhig bleiben, dich trägt die Bewunderung der Nation." Andererseits mag auch das Anschauen und Anhören solcher Dinge vielen unbehaglich gewesen sein, wie es auch den Engverbundenen in mancher Beziehung schädlich wurde, dadurch, daß es ihren Gesichtskreis beschränkte, sie ungerecht und blind gegen Mitstrebende machte; aber man vergißt darüber, daß in diesen beiden, die einen schweren Kampf durchgefochten und siegreich zu Ende geführt hatten, eine so große Fülle echter und wahrer Liebe vorhanden war, daß sie über die Kleinlichkeit des Lebens, den Widerstand der Neider und Feinde, auch über Eigenliebe und Selbstsucht triumphierte und so ein völlig harmonisches Dasein zweier Menschen gestaltete.

* * *

Wie das Ideal eines Ehemannes der zweiten Frau gegenüber, so war Stahr auch das Ideal eines Sohnes. Vater und Mutter standen bei ihm in hohen Ehren, von beiden entwarf er in der

Schilderung seiner Jugend ein anmutiges Bild. Es würde zu weit führen, die Angaben hier zu wiederholen, die das noch heute lesenswerte, freilich sehr breite, und bei Kleinigkeiten mit allzu großer Behaglichkeit verweilende Buch „Aus der Jugendzeit" enthält; eine solche Darstellung würde übrigens für das Verständnis der nachfolgenden Sammlung unnötig sein. Hier mögen nur einige charakterisierende Bemerkungen genügen.

Die Mutter starb früh am 13. Februar 1818, an des Vaters Geburtstag, der diesem seitdem kein Freudentag mehr war; der Vater leitete vorher und nachher fast allein die Erziehung. Die Schlichtheit, Tüchtigkeit, das heitere Gottvertrauen, der unerschütterliche Lebensmut des Vaters, zugleich eine gewandte Darstellungsgabe tritt in der Selbstbiographie hervor, die dieser treffliche Mann in seinem Alter niederschrieb, die Fanny Lewald einmal Rodenberg zum Abdruck in der „Deutschen Rundschau" anbot und die später der älteste Enkel Alwin in schöner Pietät als ein Familiendenkmal zum Druck beförderte (1890). Alle die erwähnten Eigenschaften, ebenso die feste Zuversicht auf den Lieblingssohn und dessen gedeihliche Zukunft zeigt sich auch in rührender Weise in den Briefen des Vaters an den Sohn, die eben nur zu wenig literarischen Inhalt besitzen, um in dem nachfolgenden Buche Platz zu finden. Aber erwähnt müssen diese zahlreichen Schriftstücke werden, — einmal (oben S. XXXIV) wurde von ihnen schon Gebrauch gemacht — die mit dem 15. Juni 1825 anheben und am 18. Juli 1839 schließen, deswegen, weil sie nicht uninteressante Beiträge zu Adolfs Biographie enthalten.

Der Vater wurde nicht müde, den Sohn zur Sittlichkeit, zu Fleiß und Sparsamkeit zu mahnen. Zu diesem Zwecke stellte er ihm oft genug beweglich die Dürftigkeit der eigenen Verhältnisse vor, verlangte nach solchen Darlegungen einen schnellen Abschluß der Studien, mahnte ihn zur Sorge für die jüngeren Brüder, gegen die, wie gegen den älteren Sohn, der Vater im höchsten Maße trotz seiner beschränkten materiellen Verhältnisse die Vaterpflicht erfüllte. Er klagte dem Lieblingssohn über die Schwäche dieser Brüder, vornehmlich über die Pein, die er in seinem Hause durch die zweite Frau duldete. Diese zweite Frau, die ältere Schwester der ersten,

eine verwitwete Kriegsrat Weißenborn, hatte der Vater ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Frau heimgeführt und lebte mit ihr etwa 20 Jahre; sie starb kurz vor dem alten Herrn. „Die beiden polnischen Frauenzimmer“ nennt der Bruder Carl in seinen Briefen die Stiefmutter und deren Tochter (?) in wenig respektvoller Weise und datiert das Unglück des väterlichen Hauses von dem Eintritt der „Polinnen“. Des Vaters herzbewegende Klagen über diese Frau, die geistig nicht ganz normal gewesen zu sein scheint, sind Variationen des einmal gebrauchten Ausspruchs: „Mutters Lebenslauf ist noch immer Reue und Vergehung, doch ich ertrage jetzt zehn Centner, wo sonst nicht zehn Lot.“

Aber die Briefe des Vaters sind nicht bloß wegen solcher und ähnlicher Bemerkungen wichtig, sondern auch deswegen, weil sie beweisen, daß der Vater auf den Sohn von großer Einwirkung war. Er, der seine drei Söhne am liebsten zu Theologen gemacht hätte und recht unwillig darüber war, daß keiner jene Laufbahn einschlug, vermachte ihm seinen religiösen Freisinn. Der Alte spöttelte z. B. über den jungen Büchsel, einen Kameraden des Sohnes, den später so bekannten Fanatiker, daß er Pietist geworden, er war betrübt, daß sein Sohn Carl dem Mystizismus in die Arme zu fallen drohte. Auch die Wanderlust, die Freude an der Natur, vererbte er wohl dem Sohn; seine Schilderung der Reise von Wallnow nach Rügen (26. Juni — 11. August 1832) wäre eines Abdrucks wert, nicht etwa als literarisches Meisterwerk, sondern als Ausdruck der naiven Freude an einer Ferienreise, an einem kurzen Aufatmen aus der Last des Amtes und der unerfreulichen Atmosphäre des Hauses.

Selbst für manche kleine Eitelkeit in Adolfs Wesen liegt vielleicht der Keim im Wesen des Vaters: mit großem Behagen erzählt der würdige Herr, der durch Freude und Anerkennung nicht verwöhnt war, von der Feier seines 66. Geburtstages, die ein benachbarter adliger Gutsbesitzer veranstaltete, sowie von den Ehrungen, die ihm bei einem Aufenthalt in Prenzlau zuteil wurden.

* * *

Pietätsvoll wie dem Vater, wandte sich Stahr auch den Lehrern und Geschwistern zu. Wie er sein Gymnasium ehrte, auf dem

er den Grund zu seiner umfassenden Bildung gelegt hatte, das mag er selbst in dem Briefe aussprechen, den er bei einem Wiedersehen dieser Stadt schrieb (vergl. unten S. 315 fg.); über einen seiner Lehrer, K. E. August Schmidt, 1799—1868, sprach er sich zu wiederholten Malen höchst rühmend aus. Echt menschlich wohltuend ist, wie er, als berühmter Mann, einer alten Tante die Ehre der Gastfreundschaft erwies und sich freute, durch diese einfache Frau einen Klang aus der Kinderzeit zu vernehmen (vergl. unten S. 195 fg.).

Von seinen zwei Brüdern stand ihm der mittlere, Wilhelm, ziemlich fern. Der jüngere, Carl, der kaum 50 Jahre alt, elf Jahre vor dem älteren starb, war aufs nächste mit ihm verbunden. Die Briefe dieses Bruders und die an ihn gerichteten Episteln Adolfs durchzulesen war mir ein hoher Genuß. Man erkennt aus ihnen die wirklich enge Verbindung zweier ernst strebender Männer, verschönt und verklärt durch brüderliche Zuneigung. Carl, der den Dank nicht vergaß, den er dem älteren Bruder schuldete, der in Halle sein Mentor gewesen war und der stets mit Verehrung zu dem Berühmteren aufblickte, hat doch auch im Verhältnis zu ihm nie auf seine Selbständigkeit verzichtet. Zeugnis dafür bietet z. B. die ernste Mahnung, die er dem älteren Bruder einmal zuteil werden läßt (vergl. unten S. 254 ff.) und durch die er trefflich manche Schwäche im Wesen des Bruders aufdeckt. Aber auch Adolf spielte nie gegen ihn die Respektsperson, sondern erkannte freudig des Jüngeren Gelehrsamkeit, Belesenheit und Gewandtheit in der Darstellung an: auch den Freunden gegenüber wurde er nicht müde von den „herrlichen" Briefen des Bruders zu sprechen oder Stücke aus ihnen mitzuteilen.

Carl hatte sich verhältnismäßig spät entwickelt. Er war zuerst ein sehr schlechter Schüler, über dessen geringe Leistungen und unbefriedigende Zensuren der eifervolle Vater jammerte, verdarb sich seine Karriere durch seine Zugehörigkeit zu einer sogenannten demagogischen, in Wirklichkeit höchst unschuldigen Studentenverbindung und mußte sich zeitlebens mit einer bescheidenen Lehrerstellung begnügen, die in keiner Weise seinen reichen Gaben angemessen war. Schriftstellerisch trat er nur selten auf, da es ihm an Sammlung und an dem rechten Ehrgeiz fehlte, aber durch einzelne

Rezensionen und durch die Einleitung zur Übersetzung von Aristoteles' Politik zeigte er seine Gelehrsamkeit wie seine schriftstellerische Begabung.

Carl Stahr hat ferner dem ihm persönlich befreundeten Robert Prutz zu dessen Literarhistorischem Taschenbuch zwei ausführliche Beiträge geliefert. 4. Jahrg (1846) Die spanischen Romanzen S. 190 — 256. 5. Jahrg. (1847) Don Diego Hurtado de Mendoza, S. 223 — 276. (Schon vorher, im 3. Jahrgang hatte sein Freund A. Wellmann in Stettin einen Beitrag über Nach-Shakespearische Tragödien veröffentlicht).

Er war ein Mann allgemeinster Bildung, strenger Schulung, gesunden Urteils, ein trefflicher Stilist, dazu musikalisch hochbegabt, als ausübender Künstler und Komponist nicht ungewandt, im Gespräch und im geselligen Verkehr noch witziger und liebenswürdiger als in seinen Briefen. Er war der erste, der, wenn er auch Marie schätzte, die er schon von ihrer Brautzeit her kannte, doch Fanny Lewald als wirkliches Mitglied des Verwandtenkreises aufnahm und sich dadurch wie durch seine Herzens- und Geisteseigenschaften ihr besonderes Vertrauen und ihre Teilnahme erwarb. Er lebte in sehr beglückter Ehe, und erfreute sich eines reichen Kindersegens; die Schilderungen dieses häuslichen Glückes sind von großer Anmut und liebenswürdigem Humor erfüllt. Joh. Jacoby schrieb über ihn an Stahr am 5. Aug. 1863:

„Nun noch ein Wort zu Dir, geliebter Stahr! Daß das traurige Ende unseres Carl auch mich tief erschüttert, brauche ich Dir nicht zu sagen. Als die Trauerkunde mir zuging, beschäftigte mich gerade seine Einleitung in Aristoteles' Politik. Trefflich ist — an Gedankeninhalt und Form —, was er über das Wesen des antiken Staats sagt; er hat durch diese Arbeit sich ein schönes Denkmal gesetzt! Nicht wir allein, das ganze Volk hat an ihm einen treuen Freund, einen rüstigen Kämpfer verloren."

* * *

Nicht ganz so treu wie als Sohn und Bruder war Stahr als Freund. Denn eigentliche Lebensgemeinschaften oder wenigstens briefliche Verbindungen für die gemeinsame Erdenwanderung lassen

sich nicht bei ihm konstatieren. Die Jugendfreunde blieben ihm nicht auch Altersgefährten, es sei denn, daß man etwa den Schauspieler Döring ausnimmt, nur daß der Künstler schreibfaul war oder daß der gemeinsame Aufenthalt beider in Berlin es zu einem dauernden Briefwechsel nicht kommen ließ. Döring war übrigens, wie Fanny Lewald einmal schrieb, so eifersüchtig, daß Stahr lobende Besprechungen anderer Schauspieler nicht mit seinem Namen unterzeichnete, „weil Döring wie ein Kind gleich Feuer und Flamme spie, wenn Stahr einem anderen Charakterspieler gerecht wird."

Die übrigen Jugendverbindungen d. h. solche, wie der Student oder der angehende Schriftsteller schloß, mit Ruge, Prutz, Gutzkow, die alle Stahr überlebten, oder wenigstens fast durchaus seine Lebensgenossen waren — der erste starb 1880, der zweite 1872, der dritte 1878 — lösten sich ziemlich bald auf; nur mit Ruge erneuerte sich in den siebziger Jahren die alte Kameradschaft, ohne doch bei dem wesentlich verschiedenen Standpunkt beider streitbaren Männer zur rechten Innigkeit zu erwärmen.

Die zu Rom geschlossene Freundschaft mit H. Hettner, so innig und fest sie schien, verkehrte sich zu entschiedener Abneigung, nicht durch Meinungsverschiedenheiten, sondern durch persönliche Differenzen, deren Schleier hier nicht gehoben werden soll.

Die enge Verbindung mit Johann Jacoby, die wie soviele Lebensbeziehungen, Stahr durch Fanny Lewald zuteil wurde und die wie eine unzerstörbare Lebensgemeinschaft aussah, weil sie aus tiefster Bewunderung für Gesinnung und Charakter des Freundes entstammte, wurde durch den starken politischen Gegensatz gelöst, von dem schon oben (S. XXIX) die Rede war.

Der erfreuliche, durch seine Zärtlichkeit, die bei Männerbündnissen sonst so selten ist, geradezu überraschende Bund mit Julius Mosen, bestand nur, solange die Briefe zwischen Dresden und Oldenburg wanderten, solange beide Männer in Oldenburg zusammenwirkten, und während Stahrs Italienfahrt. Der letzte Brief ist aus dem Jahre 1848. Wenn der Briefwechsel dann aufhörte, so kann der Grund darin liegen, daß Mosen die letzten 20 Jahre seines Daseins zu unheilbarem Siechtum verdammt war und nur mit großer Mühe schreiben konnte. Doch wäre es auch

denkbar, daß dieser gemütsreiche Dichter, der Marie als anerkannte und würdige Genossin des Freundes gesehen hatte, nicht ruhig ertragen mochte, daß sie zu einem Verzicht auf ihre verbrieften Rechte genötigt werden sollte, und daß er aus Mitleid für diese zum Dulden gezwungene Frau den Freund preis gab. (Vergl. S. 142 Z. 8 v. u.)

Wirklich ununterbrochene Freundschaft, wahrhafte Herzens- und Lebensgenossenschaft wurde nur mit Franz Liszt gewahrt, denn die sonst so innige Gemeinschaft mit Hauenschild (Max Waldau) war infolge des frühen Todes des Dichters nur eine Episode.

Mehr Glück hatte Stahr mit jüngeren, wenn er auch da einzelne sehr vertraute, wie Emil Palleske, vielleicht nicht ganz ohne seine Schuld verlor, durch eine allzu offenherzige, möglicherweise von Neid nicht ganz freie Kritik seiner Schillerbiographie. Aber andere, der Zoologe Anton Dohrn, ursprünglich ein Gefährte seines Sohnes Alwin, der Journalist Herrmann Althoff, der zuerst von Fanny beschützt worden war, der Literarhistoriker und Kritiker E. Schuré blieben ihm treu, nachdem sie sich einmal an ihn angeschlossen hatten, zum Teil wohl auch deshalb, weil er gewandt zur gelegenen Zeit den Protektor in einen gleichstehenden Freund zu verwandeln wußte. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß alle drei ziemlich fern lebten, der erste in Neapel, der zweite in Amerika, der dritte in Paris, sodaß gerade durch diese weite Entfernung die Zärtlichkeit sich steigerte, durch die Seltenheit des Verkehrs der Anlaß zu Mißverständnissen nicht oft geboten wurde, auch gerade infolge des Wunsches bald eine Antwort aus der Ferne zu erhalten, jedes Wort sorgsamer erwogen wurde, als in den an näher wohnende Freunde gerichteten Äußerungen.

Stahr schien zum Freunde geschaffen. Ein starkes Anlehnungsbedürfnis war in ihm vorhanden: er hatte wie die Lust Talente zu entdecken, auch wirkliche Freude an der Förderung Strebender, er war ein Mann der Diskussion, der durch Schreiben und Reden seine Ansichten zu klären und auf die Anschauungen anderer einzuwirken bereit war, ein Mann, der ohne an öder Kameraderie Gefallen zu finden, doch den Widerhall seines Wortes gern vernahm

und sich befestigt in dem Bewußtsein fand, Wohlwollende und Gleichgesinnte an vielen Orten zu besitzen. Der Grund aber, der ihn trotzdem hinderte, dauernd Freund zu bleiben, während er so hervorragend befähigt war, Freund zu werden, lag in seiner Heftigkeit und Empfindlichkeit: jene ließ ihn die schwachen Seiten des Angeredeten nicht genugsam bedenken, zwang ihn seiner augenblicklichen Stimmung sich hinzugeben, ohne sich Rechenschaft abzulegen über die Folgen solcher Aufwallung; diese nahm, gerade infolge der Verhätschelung, die ihm durch Fanny zuteil wurde, dermaßen zu, daß er durch jedes laute Wort, durch jeden ehrlichen Tadel, auch wenn er noch so vorsichtig ausgesprochen wurde, sich verletzt fühlte. Die Unfähigkeit, Widerspruch zu ertragen, und das Bedürfnis Lob zu empfangen waren die schlimmen Feinde, die ihm viele Gutgesinnten entfremdete und die ihm auch in seinem Inneren viele Schädigungen bereiteten (vergl. die Korrespondenz mit Berthold Auerbach unten S. 206 ff., sowie den Brief Vischers und die dazu gehörigen Bemerkungen, unten S. 212 ff. und die Anmerkung dazu).

* * *

Stahr war ein Mann vielseitiger, glücklicher Bildung, mannigfacher Begabung, allumfassenden Interesses. Er zeichnete leicht und nicht ohne Geschick, sodaß er imstande war, für seine Kunststudien die Umrisse der Bildwerke zu entwerfen, ein Abbild der angeschauten und zu besprechenden Gemälde zu skizzieren, besonders aber bei seinen vielen Reisen zur eigenen Erinnerung, zur angenehmen Ergötzung und leichten Orientierung seiner Korrespondenzen einen Entwurf der Landschaft oder die Abbildung eines hervorspringenden Punktes zu zeichnen, um sich und andere damit zu erfreuen.

Wie die bildende Kunst, so liebte und übte er die Musik aus. Er hatte, wie er in seinem autobiographischen Werke erzählt, bei seinem musikalisch hochgebildeten Vater eifrig Musikstudien obgelegen, gesungen und Klavier gespielt und wenn er auch durch sein schon während der Gymnasialzeit eingetretenes Halsleiden seine Stimme eingebüßt hatte, so hörte er nicht auf, zu seiner Erholung und leichter geselliger Unterhaltung Klavier zu spielen und erfreute

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52808-6
FN. I1412/047

sich zeitlebens leidenschaftlich an seelenvollem Gesange. Nicht bloß in seiner besten Manneszeit konnte er in förmlich dithyrambische Begeisterung geraten beim Anhören einer großen Sängerin (vergl. unten S. 29 fg.), sondern bis in sein Alter bewahrte er sich diese Empfänglichkeit für wahrhafte künstlerische Leistungen, empfand geradezu das Bedürfnis nach solchen Erholungen, die ihn nach anstrengender Arbeit erquickten nnd erhoben. Folgende Briefstelle mag hierfür Beleg sein.

An Alwin Stahr. Plonchott bei Briesen, 30. Juli 1857.

„Fräulein Katharina Baum, Schwester der Frau v. Hennig auf Dembowalonka hat uns neulich durch ihren hinreißenden Gesang und Spiel entzückt, und mir den einzig genußreichen Abend bereitet, den ich hier genossen. Ihr Gesang ist, was Vortrag betrifft, von hinreißender Schönheit und Wahrheit des Ausdrucks und ihre Stimme von großer Kraft und Reinheit. Ihre Lieder tönen mir noch in den Ohren, und ich bedauere zehnfach, daß Hennig hier kein Instrument hat, außer dem schlechten Pianino, das obenein auf der Stube der Gouvernante steht, also für uns nicht vorhanden ist. Ich war wie berauscht von diesem Glück, endlich einmal wieder so Musik zu hören, und fahre heute eigens dazu hinüber, um den Genuß mir zu erneuern."

Stahrs Stellung zur Literatur ist teilweise beeinflußt von seinen Lebensschicksalen und seiner Umgebung, teilweise bedingt durch die Zeit, in der er hauptsächlich wirkte. Er war von den klassischen Meistern gebildet und hielt an ihnen zeitlebens fest. Wenn man die Entstehungszeit seiner Werke ins Auge faßt: Lessings Leben 1859, den kurzen Schiller-Aufsatz (aus demselben Jahre vergl. unten S. 239 ff. Goethes Frauengestalten 1865), so könnte man auf die Vermutung kommen, daß die Beschäftigung mit Goethe erst infolge der Vertrautheit mit Schriften und Leben anderer Klassiker entstanden sei. Aber die Vermutung hält gegen die Tatsache nicht Stand. Ich kann, nachdem ich tausende von Briefen Stahrs durchgelesen habe, versichern, daß trotz der so eingehenden Beschäftigung mit Lessing Citate aus Schriften oder Briefen dieses Kämpfers sich in Stahrs vertrauten Äußerungen so gut wie gar-

loſeſten unter den Menſchen ſind, und das Weltregiment ihnen wie ein bleierner Schlafrock umhängt, in dem ſie ſehr unbequem hocken, wo ihre Trabanten einen Nebelkreis von Lügen um ſie ausdünſten und kein Wahrheitsheld iſt da, dieſem Uebel zu ſteuern. — Sie ſchütteln den Kopf? — Es ſind die witzigſten Leute, Herr Pfarrer, nämlich Hofleute, und zwar franzöſiſche, die dieſe Mährchen erfunden haben! Was war denn ihr Leitfaden anders, als ihre Tagesgeſchichte? — Die feinſte Lebensweisheit ſtellen ſie ans Licht. Eine in die Augen ſpringende Moral, ein Theater aller großen und kleinen Handlungen und ihrer tiefen Grundbewegungen ſind dieſe Mährchen! — Sie lachen? — Einem Fürſten die Hände befreien, aus den Wickelbanden in denen man die Selbſtherrſcher einſatſchelt, damit ſie nicht auffahren ſollen im Traume und ſich ſelbſt aufwecken, — das iſt nicht zum Lachen, ſondern feierlich und ernſt. Da die Wahrheit vor lauter Anbetungsceremonien in ihrer göttlichen Nacktheit nicht vor dieſen thronifolirten Menſchenſeelen auftreten kann, ſo thut es Noth, daß ſie im Gewand der Fabel, wie den unſchuldigen Kindern ſich zeigt."

Der Gedanke, die Hoffnung auf einen politiſchen „Meſſias" einen Welterlöſer von der Knechtſchaft, von Napoleon getäuſcht, drängt ſich immer und immer wieder in den Vordergrund dieſer begeiſtrungsvollen Seherin und Prophetin. Napoleon hat ihr wenigſtens das Verdienſt, ein großes Beiſpiel der Feſtigkeit, ja auch der Selbſtverleugnung gegeben zu haben. „Er hat Alles ſeinen Zwecken geopfert; wären die rein geweſen, ſo wäre das göttliche Symbol der Unſterblichkeit in ihm Menſch geworden," er würde, ſo meint ſie, die Menſchheit aus den

nicht finden. (Ein solches Citat unten S. 285.) Dagegen ist er durchaus ein Goethefester Mann. So selten Citate aus anderen Autoren, so häufig begegnen die aus Goethe, teils aus seinen Sprüchen in Prosa, den zahmen Xenien, den lyrischen Gedichten überhaupt, teils aus den Romanen des Alters. Denn das ist das Charakteristische, daß nicht etwa die leidenschaftliche Jugendperiode, sondern die abgeklärte Zeit des Alters dem Kritiker als die hervorragendste und anregendste erscheint.

Gerade weil er durch dieses Muster bestimmt war, schätzte er auch die Eigenschaften am höchsten, die ihm in seinem Meister entgegentraten: Gedankenreichtum, Formglätte; für Werke bloßer Phantasie, für Erzeugnisse des Humors hatte er weniger Sinn. Gewiß liegt eine starke Kurzsichtigkeit darin, daß er sich von einer Schätzung Reuters durch seine politischen Ansichten abbringen ließ. Er tadelte in einem Briefe an Jacoby, 25. November 1865, den Humoristen auf das Heftigste, weil dieser in seinem Roman „Ut mine Festungstid" das ungerecht-grausame Verfahren des Gerichts und des Königs nicht schärfer gebrandmarkt, „vielmehr durch 150 Seiten Späße und Witze abgeschwächt habe."

Schwerer ist es zu verstehen, daß er ein so kräftiges Talent wie Anzengruber nicht völlig würdigte und daß er kein Prophet Gottfried Kellers wurde. Freilich darf man aus dem Fehlen mancher bedeutender Schriftstellernamen in den 60er und 70er Jahren nicht vorschnell Schlüsse ziehen auf Verwerfung und Ignorierung mancher Literaten oder ganzer Schriftstellergruppen, denn das Material der letzten Jahre ist viel dürftiger als das der früheren. Für jene früheren Zeiten war das Urteil teilweise durch persönliche Sympathie und Antipathie bestimmt: so gerecht die Begeisterung für Immermann (bes. Seite 89/90) auch ist, so war sie gewiß beeinflußt durch die überaus freundliche Aufnahme, die Stahr bei diesem hervorragenden Manne gefunden, die Bewunderung für Mosen war wenigstens teilweise eine Wirkung der Intimität. Dagegen ergab sich die Verurteilung oder Verkennung Laubes und Gutzkows aus der persönlichen und politischen Abneigung gegen beide, die Lauheit gegen Freytag, obwohl dessen „Soll und Haben" gepriesen wurde, entstand aus Haß gegen den mit

diesem engverbundenen Julian Schmidt und die Abneigung wider diesen daraus, daß er Fanny Lewald nicht nach Gebühr anerkannte.

Für Hebbel und Alexis besaß Stahr nicht das nötige Verständnis; gegen Alexis mochte das spezifische Preußentum sprechen, vielleicht auch die starken Ansätze zum Realismus und der mitunter etwas derbe Humor (vergl. unten S. 170 ff.), das Realistische und Überkräftige Hebbels stritt heftig gegen die Gesetze von Stahrs literarischem Katechismus.

Doch darf man aus dieser Ablehnung mancher jüngeren und neu auftauchenden, oder aus einer Widersetzlichkeit gegen starke Talente nicht etwa den Schluß ziehen, daß Stahr bloß ein Lobredner der vergangenen Zeit war. Nur möchte man sagen, daß ihm, je älter er wurde, die Lust verging gerade auf dem Gebiete der schönen Literatur seinen Gesichtskreis zu erweitern. Er hatte die Fühlung mit den Strebenden verloren und es ging ihm wie vielen Bejahrten, daß ihm die Jugend rosenfarben erschien und daß ihn die Lust nicht anwandelte seine Ideale zu verändern.

In wissenschaftlichen Dingen dagegen bewahrte er sich, ja erhöhte womöglich seine Empfänglichkeit. Denselben jugendlichen Enthusiasmus, den er bei der Begegnung mit Garibaldi zeigte (unten S. 294 ff.) — er war damals bereits Mitte der sechziger Jahre — bewährte er auch in wissenschaftlichen Dingen. Zeugnis dafür mag folgende an Jacoby gerichtete Briefstelle ablegen (1865):

„Ich habe gestern Abend die Lesung von Careys großem Werke mit Genuß und Erholung beendet. Es ist für mich eine Offenbarung gewesen, während es einen großen Teil dessen, was ich als Laie über diese Gegenstände gedacht habe, und mehr noch meines geliebten Carl besser gegründete Ansichten über die Verderblichkeit der heutigen „Freihandelslehren“ und ihrer Apostel, über das dreifach fluchwürdige englische Handelssystem, das der Grund allen sozialen Elends in den von ihnm beherrschten Landen Türkei, Portugal, Irland, Indien ist und schließlich in England selbst ist — bestätigt hat. Man müßte einen Bund stiften zur Verbreitung der Lehre Careys.“

* * *

In Stahrs Leben sind zwei Perioden besonders wichtig: das Leben in Oldenburg 1836 bis 1845 und das in Berlin 1855 bis 1876. In die Zwischenjahre fallen die italienische Reise, dann aber ein Umherstreifen namentlich im Sommer und Herbst, vielfach auch in den Wintermonaten in Berlin, Rudolstadt, Jena, Hamburg, Helgoland u. s. w.

Die Stelle in Oldenburg hatte Stahr nach vielfachen anderen vergeblichen Bemühungen erhalten. Er war ziemlich früh Lehrer am Pädagogium in Halle geworden, sehnte sich aber trotz des angenehmen Lebens, das er dort mit Ruge, Echtermeyer und anderen führte, trotz der Freude an seiner Tätigkeit und dem Stolz auf die Ehre, einer solch berühmten Anstalt anzugehören, aus dieser schlecht bezahlten Stelle heraus. Sein großer Gönner, dem er auch eine Schrift gewidmet hatte, Johannes Schulze, der sehr einflußreiche Rat des Kultusministers, der bis 1837 Briefe mit ihm wechselte, gab ihm über alle möglichen gewünschten Stellen Auskunft. Außer einer solchen in Prenzlau, zu der der Vater sehr zuredete, um den Sohn in seiner Nähe zu haben, handelte es sich 1830 um eine solche in Naumburg, 1831 in Grimma und zwar um eine solche, die mit einem Kantorat verbunden war, 1832 in Stralsund, 1833 in Pforta. Alle diese Bemühungen indessen hatten kein günstiges Resultat. Erst 1836 kam er als Konrektor und Professor nach Oldenburg; es ist sicher, daß der ihm damals freundschaftlich gesinnte Trendelenburg (vergl. S. 2 fg.), ihm diesen guten Posten verschaffte und zwar durch seine engen Beziehungen zu dem Großherzog von Oldenburg.

Stahrs Leben in Oldenburg war ein höchst glückliches. Es wurde eigentlich nur getrübt durch sein Hals- und nervöses Leiden, zu dessen Bekämpfung er seit dem Anfang der 40er Jahre mehrere Badeorte aufsuchte, z. B. Ems und Helgoland, das aber, vielleicht infolge des Klimas seines Wohnortes, gewiß auch durch die beständigen Anstrengungen, die sein Lehrerberuf mit sich brachte, sich arg verschlimmerte.

Das Leben im Hause mit seiner Frau und seinen Kindern ist schon oben angedeutet; manche kleine Anspielungen darauf finden sich in den nachfolgenden Briefen. Zu den Hausgenossen

gehörte längere Zeit Stahrs Schwägerin Ottilie, die Schwester seiner Frau, die erst im Februar 1840 das Haus verließ, um als Erzieherin in ein gräfliches Haus zu gehen.

Wichtiger als dies Leben im Hause, als die täglichen Umgebungen, die doch auf seinen Geist wenig oder gar nicht einwirken konnten, war der größere Kreis, in dem er sich bewegte. Leider gibt es keine Fortsetzung von Jansens verdienstlichem Büchlein: Oldenburgs literarische und gesellschaftliche Zustände 1773 bis 1811.

Denn auch die unten Seite 94 erwähnte Schrift von Ralph bietet keinen vollen Ersatz. Diese Schrift: „Die Geheimnisse von Oldenburg oder Schilderungen Oldenburgischer Zustände" 4 Hefte, (Oldenburg 1844), die mir durch Güte der Schulzeschen Hofbuchhandlung zur Verfügung gestellt wurde, behandelt: Geselligkeit, Literatur, Vereine, Wein- und Bierhäuser. Eine Stelle über Stahr ist in den Anmerkungen abgedruckt; einige Notizen sind im folgenden benutzt. (Einige andere Notizen gewährte mir das Büchlein von A. Schwartz: Der Literarisch-gesellige Verein in Oldenburg, 1889, das mir erst bei Revision dieses Bogens zugänglich wurde.)

Unter Stahrs Oldenburger Freunden waren Kobbe, Buttel, Mosle und Mosen die wichtigsten. Eine kurze Erwähnung verdient K. Chr. L. Starklof, 1789 bis 1850. Er war Vorstand der Kabinettskanzlei des Großherzogs Paul Friedrich August, und der eigentliche Begründer des Oldenburger Theaters. Schon 1830 versuchte er eine Theateraktiengesellschaft zu errichten, 1832 brachte er dem Bremer Direktor Gerber nach Oldenburg, wo dieser 1833 das neue einfache und schmucklose Theater eröffnete. Er war eine Zeitlang Intendant, Direktor, Regisseur, Theatersekretär und Garderobenvorstand. Erst 1842 gab er diese Stellung auf. Im Januar 1842 wurde das Theater als Hoftheater neu eröffnet, als sein Leiter wurde Ferd. von Gall (vgl. unten S. LVIII) bestimmt. Starklof war ein geistreicher Romanschriftsteller, wie Stahr im „Nachruf" bei Schließung des Oldenburger Hoftheaters 1854 sagte. Ralph sagt von ihm, er schreibe, obgleich seit 25 Jahren in der literarischen Welt bekannt, „ganz im Geist wie in der Form der neueren Literatur." Paul Heyse, der seine einzige Novelle in seinen „Deutschen Novellenschatz" aufnahm, zählt seine von 1832 an er-

schienenen Romane, sowie sein Drama auf, rühmt dem letzteren Lessingschen Geist nach und spricht auch von ersteren mit Anerkennung.

Zu den Oldenburger Genossen gehörte der „brüderlich geliebte Freund," Oberleutnant von Wedderkop, der mit fünf anderen am 31. Juli 1850 Oldenburg verließ, um mit Willisen nach Rendsburg zu gehen (bei Schwartz S. 11 werden 7 Teilnehmer an dem Zuge genannt), vermutlich identisch mit dem Verfasser der „Bilder aus dem Norden," gesammelt auf einer Reise durch Dänemark und Schweden. Er ist wohl auf dem erwähnten Zug, bei dem er Hauptmann wurde, gestorben. Als ein jüngerer militärischer Freund wird ein Oberleutnant Weltzien bezeichnet; er wurde später Generalmajor und starb 1870, nachdem er noch die Feldzüge rühmlich mitgemacht hatte. Auch der Tanzmeister Casorti (vgl. unten S. 286) soll wenigstens genannt werden. In die Reihe der kurz abzumachenden muß auch Ferd. von Gall gesetzt werden, obwohl er gewiß einer der intimsten Freunde bis etwa zum Jahre 1844 war. Doch vermag ich aus den mir zur Verfügung stehenden Hülfsmitteln nicht viel mehr zu sagen, als was in den folgenden Briefen steht. Er war Leiter des Oldenburger Theaters, bemühte sich sehr den gleich zu charakterisierenden Mosen nach Oldenburg zu ziehen, verließ aber, bald nach des letzteren Eintreffen, die erwähnte Stadt, ging als Theaterleiter nach Stuttgart und entschwand dem Oldenburger Kreise völlig. Er war auch Schriftsteller, eine dramaturgische Arbeit wird unten erwähnt, Ralph nennt ferner seine der Lesewelt vorteilhaft bekannte „Reise nach Schweden" und kündigt als demnächst (1844) erscheinend „Paris und seine Salons" an.

Einige andere Männer, die Stahr näher standen, mögen etwas ausführlich charakterisiert werden.

Am frühesten (1845) wurde Theodor von Kobbe dem Kreise entrissen. Er war 1798 geboren, studierte in Heidelberg und Kiel Jurisprudenz und trat 1820 in den Dienst des Herzogs Peter von Oldenburg. Er zeichnete sich besonders durch seine unverwüstliche Laune, durch seine große humoristische Begabung aus. Zunächst bewies er diese freilich nur in kleineren Gesellschaftskreisen, Freunden und Bekannten gegenüber, später (1830 fg.) versuchte er

sich auch als Romanschriftsteller, aber der geringe Erfolg dieser Arbeiten verscheuchte ihn von diesem Gebiete und machte ihn nach Stahrs glücklichem Ausdruck in der kleinen Schrift: Theodor von Kobbe. Ein Denkstein. Oldenburg 1845, zum „Genremaler des Moments, zum Memoiristen des Augenblicks". Das geschah hauptsächlich in den 1838 gegründeten „Humoristischen Blättern", zu deren Mitarbeitern er hervorragende Männer, selbst Immermann zählte, sodaß große Stücke des „Münchhausen" in diesem Journale erschienen. Trotzdem blieb der erhoffte Erfolg des Blattes aus, vielleicht gerade wegen seiner Harmlosigkeit, denn das Journal schloß alles Politische aus und vermied durchaus die Satire. Auf diese Blätter folgten die „humoristischen Memoiren", in denen der Verfasser hauptsächlich die Erlebnisse seiner Reisen erzählte. Er begründete in Oldenburg eine literarische Gesellschaft, das Philosophikum, (das sind jedenfalls die Hegeliter, von denen Mosen gelegentlich S. 94 ganz unten spricht) und war durch seinen beständig sprudelnden Witz die Seele dieser Gesellschaft. Er war ein mannigfach tätiger, auch für die öffentlichen Angelegenheiten mit Geist und Energie wirksamer Mann, der sich aber aus seinen Schriften nicht beurteilen läßt, dessen eigentliche Bedeutung mehr in seiner Persönlichkeit lag. Leider haben sich Briefe von ihm nicht erhalten, sodaß auch dieses Mittel zu seiner Charakteristik fehlt.

Der längstlebige in diesem Freudeskreise war der spätere Oberlandesgerichtspräsident Christian Dietrich v. Buttel. 5. Dez. (1802—1. Febr. 1877*). Er war ein vielseitig gebildeter Mann, dessen naturwissenschaftliche Neigungen und Interessen einen kurzen Briefwechsel mit Goethe veranlaßten (1827). Er hatte in Heidelberg, Göttingen, Berlin Jurisprudenz studiert, wo er sich auch eine umfassende allgemeine Bildung angeeignet. Er wurde Richter und gelangte allmählich zur höchsten Stelle, die sein Heimatsland für diese Karriere bot. 1848 war er Abgeordneter im deutschen Parlament, 1849—52 oldenburgischer Minister, als welcher er z. B. den Gedanken des Großherzogs zu bekämpfen hatte, den Erbprinzen zum König von Dänemark zu machen. Er veröffent-

*) Für das folgende ist gedrucktes und handschriftliches Material benutzt, das mir von dem Sohn des Verstorbenen zur Verfügung gestellt wurde.

lichte manche juristische Arbeiten; aber seine sonstigen Aufzeichnungen, besonders seine Vorträge in dem am 28. Okt. 1839 begründeten Literarisch-geselligen Vereine, wohl einem andern, als dem oben Z. 9 genannten Vereine, bezeugten umfassende Lektüre, gründliche Belesenheit, allseitiges Interesse. Er mag sich in seiner herzlichen anspruchslosen Art am besten durch die Briefe selbst vorstellen, die unten folgen (S. 318 fg., 324 fg.). Obgleich durch Studium und Beruf von Stahr getrennt, war er mit ihm geeint durch sein vielseitiges Bildungsstreben, auch in den 40 Jahren durch ähnliche politische Ansichten. Dann bewirkten die Welterereignisse eine Trennung (vgl. unten S. 154), die erst in Stahrs letzten Lebensjahren einer völligen Harmonie Platz machten. Wie nahe er Stahr am Anfang der 40. Jahre stand, wird aus einem merkwürdigen Aktenstücke klar, einem in unsere Sammlung nicht aufgenommenen Briefe der Bettine (Goethe-Jahrbuch 24, 206 ff.), der eine köstliche Persiflage eine Charakteristik Bettinens gibt, die Buttel entworfen und die Stahr, stolz auf diese Arbeiten seines Freundes der Charakterisierten überschickt hatte. Diese humoristisch-satirische Abwehr aber wird durch folgende Worte Bettinens eingeleitet: „Was Sie mir von Ihrem Freunde Buttel mitteilen, ist mir ein tröstender Beweis, daß es Ihnen Gott nicht an der Schätze größten und auch seltensten hat ermangeln lassen. Sie haben einen Freund in so naher Nähe des Geistes wie persönlich und ist das nicht ein Gut aller Güter?"

Dem hohen Civilbeamten stand in Mosle das hochgestellte Militär gegenüber. Johann Ludwig Mosle, geboren am 2. Januar 1794, gestorben am 24. Oktober 1877, gehörte schon seit 1813 dem stehenden Heere an, blieb bei ihm bis 1857; die ganze Zeit war nur durch eine dreijährige diplomatische Dienstzeit 1848—1851 unterbrochen. Aber er war ein Mann, dem die Angelegenheiten seines Berufes keineswegs genügten. Er suchte in mannigfachen Vorträgen und Schriften die alte Zeit wieder zu beleben, hohen Persönlichkeiten, die seine Gönner und Kameraden gewesen, ein literarisches Denkmal zu stiften, veranstaltete in Oldenburg eine Schillerfeier, forderte zur Wiederherstellung des Kölner Doms auf, redete das Wort zur Verbindung seines Vaterländchens mit dem

deutschen Eisenbahnnetz, riet zur Schaffung von Kanälen an und wirkte kräftig durch Schrift und Rede für die Bestrebungen des Mäßigkeitsvereins. Er war der Begründer oder jedenfalls eifriges Mitglied des Literarischen Vereins, dem auch Stahr mit großer Lust angehörte. Er vereinigte Mitglieder aus der besten Gesellschaft: Beamte, vom Civil und Militär, Ärzte, Advokaten, Künstler, Lehrer zu harmloser Geselligkeit und literarischer Unterhaltung. Bis zu Stahrs Ausscheiden — er wurde 1850 bei seinem Weggang aus Oldenburg Ehrenmitglied — hatten sich 80 Männer dem Verein angeschlossen. Manchen, vermutlich den Ausgeschlossenen, gefielen diese Vereine nicht. Ralph, der dies meldet, schreibt ihnen Begünstigung literarischer Koterien zu und tadelt die durch sie geförderte Veröffentlichung geringwertiger Aufsätze und Reden. Der Professor und der Major, denn das war Mosle 1836, während er dann allmählich zum Generalmajor und Generaladjutanten aufstieg, befreundeten sich bald nach der Übersiedelung des ersteren nach Oldenburg. Die Bekanntschaft machte sich, wie erzählt wird, eigentümlich genug: auf eine Theaterkritik über Kleists Prinz von Homburg, die Stahr geschrieben hatte, schrieb Mosle eine Entgegnung; diese Meinungsverschiedenheit jedoch führte nicht zur Trennung, sondern zum näheren Aneinanderschließen. Stahr und Mosle blieben jahrelang vertraute Freunde. Die Innigkeit dieser Beziehungen wird zwar nicht durch Briefe Mosles, aber durch eine Äußerung Mosens bezeugt (S. 117 Z. 6), an den sich Mosle innigst anschloß. Das Jahr 1848 mit seinen so tief in persönliche Beziehungen einschneidenden Differenzen machte auch diesem Bunde ein Ende. (Vgl. besonders S. 154 und 157.)

Während die beiden letzteren nicht Schriftsteller von Beruf waren, sondern nur gelegentlich der eigentlichen schönen Literatur sich zuwandten, war Julius Mosen (geb. 8. Juli 1803, gest. 10. Oktober 1867), trotz des Advokatenberufs, den er von 1831—44 in Dresden ausübte, nachdem er vorher einige Jahre im sächsischen Staatsdienste tätig gewesen war, im wesentlichen Schriftsteller und Dichter. Er gehörte nicht zu denen, die Stahr in Oldenburg empfingen und ihm die Fremde zur Heimat bereiteten, sondern wurde von Stahr nach Oldenburg gezogen. Bei

einem Besuche in Dresden 1842 machte Stahr die Bekanntschaft Mosens, der damals in der vollen Blüte seiner dichterischen Schaffenskraft stand. Stahr, der bei seiner besonderen Aufmerksamkeit auf das Theater und bei der Energie, mit der er die literarischen Produktionen jener Zeit verfolgte, schon manches kannte, was der Dichter veröffentlicht hatte, fand nun, da er ihm persönlich entgegentrat, eine noch größere Freude an seinen dichterischen Arbeiten. Freilich billigte er keineswegs alles unterschiedslos (vergl. unten S. 39 und andere Stellen), sondern tadelte gelegentlich und drückte diese abweichende Meinung in mündlichen Gesprächen, Briefen und gedruckten Rezensionen aus. Aber es handelt sich bei der Verbindung dieser beiden Männer nicht etwa um das Bündnis eines Kritikers und Dichters, sondern um die Vereinigung zweier Menschen, die von inniger persönlicher Sympathie ergriffen, sehr bald merkten, eine wie starke Verwandtschaft sie in ihrem Denken und Fühlen, auch in ihren literarischen Überzeugungen besaßen. Ihre philosophische Bildung und ihre politischen Anschauungen hatten mannigfache Berührung; gemeinsam war beiden eine eigentümliche Mischung von praktischem und idealem Sinn; die Lust an ruhiger Gedankenarbeit sich zu vergnügen und doch das Verlangen auch auf das große Publikum im allgemeinen und die Theaterbesucher im besonderen zu wirken. Wie Stahr schon seit 1836 durch Kritiken den Geschmack des Oldenburger Publikums zu bilden, durch Lehre und Wort die Schauspieler zu veredeln bemüht war, so sehnte sich Mosen danach, die dramatischen Werke, die er geschaffen hatte und die Meisterwerke seiner Vorgänger und wohl auch seine Zeitgenossen in mustergültiger Weise den Schaulustigen vorzuführen. Ein Denkmal dieser gemeinsamen dramaturgischen Tätigkeit liegt in der Abhandlung beider Freunde über Goethes Faust und in der Einleitung Mosens zu den zwei Bänden von Stahrs Oldenburger Theaterschau vor, die er schrieb, als der Freund in Italien war. Der Plan, Mosen als Dramaturg nach Oldenburg zu ziehen, schon 1842 bei der ersten Bekanntschaft gefaßt, verwirklichte sich bereits 1844; leider aber war die gemeinsame Tätigkeit der im Geiste engverbundenen eine sehr kurze, da Mosen von 1847 an durch sein unheilbares Leiden, das ihm schon

die Jahre vorher nur eine halbe Tätigkeit gegönnt hatte, zur Untätigkeit verdammt war und da Stahr seit dieser Zeit Oldenburg nur unwillig angehörte. (Die Ernennung Mosens zum Dramaturgen datiert vom 20. Mai 1844; infolge seiner schweren Erkrankung wurde am 1. Mai 1848 seine Tätigkeit auf die Beurteilung von Novitäten, Einrichtung älterer und neuerer Stücke zur Aufführung, Beratung mit den darstellenden Künstlern und gelegentliche Dichtungen beschränkt.) Unter allen Freundschaftsbündnissen und Korrespondenzen Stahrs — wenn man etwa die mit Waldau ausnimmt, bei der freilich Stahrs Briefe unbekannt sind — ist dieses das reinste und edelste: hier herrscht kein Mißton, hier erscheint nichts kleinliches. Die Briefe Mosens, von denen bei ihrer Menge und Ausführlichkeit nur Proben gegeben werden konnten, sind wahrhaft wichtige kulturhistorische Dokumente, sie zeigen einen vortrefflichen Menschen und einen nach dem Höchsten strebenden Dichter. Es ist hier nicht der Ort, Mosen als Poeten zu würdigen; soviel mag aber auch an dieser Stelle gesagt sein, daß wir gut täten noch heute einem Dichter Raum zu gönnen, der vor fast 40 Jahren zur ersten Gesamtausgabe seiner Werke 3000 Subskribenten gewinnen konnte. Mag man auch von dieser für jene Epoche ungeheuren Zahl manches auf Konto des Mitleids setzen, das sein Leiden in vielen Kreisen hervorrief, so ist die Zahl immer noch bedeutsam genug, um ein großes Interesse für seine Schriften zu bekunden. Aber nicht bloß die Teilnahme ist bemerkenswert; manche seiner Dramen, sein Epos „Ritter Wahn“ und viele seiner lyrischen Gedichte verdienen, daß sie noch lange Eigentum der Nation bleiben.

Uber Stahrs literarische Tätigkeit in Oldenburg, seine journalistischen Korrespondenzen, seine Arbeiten an den Hallischen und deutschen Jahrbüchern, an Prutz' Taschenbuch, seine besonders erschienenen literarhistorischen Publikationen enthalten die unten folgenden Briefe manchen Hinweis; über seine dramaturgischen Bemühungen sei noch folgendes bemerkt:

Er übernahm Anfang November 1837 in den „Oldenburger Mitteilungen“ die Theaterkritik. Der Anfang seiner Tätigkeit war nicht glücklich. Er verurteilte (vgl. oben S. LXI) Kleists Prinzen von Homburg als Lazarettpoesie und erklärte, man solle ein totgeborenes Produkt

Gewaltzuſtand der Geiſtestyrannei erlöſt haben. „Ja das iſt mein Glaube! Im Geiſt kann der Gott Menſch werden, und die Menſchheit abermals erlöſen, und ſie immer wieder für den Schöpfungsgeiſt reinigen und erhöhen. Das iſt mein Glaube an die Ewigkeit und anders keiner. — Und ſchön wär's, wunderbar groß und herrlich, unberechenbar in ihrer Wirkſamkeit, trete ſie (die ewige Schöpfungskraft) abermals in Menſchengeſtalt ans Licht, trete ſie in einem Mächtigen auf, der in ſchöner Mäßigung, in vollkommener Geiſteserleuchtung und Denkfreiheit den Baum der Gerechtigkeit einpflanzte." — „Mich wundert nur, daß die Neugierde dieſe Herren der Erde, deren Geiſt doch im Gebraus des alltäglichen verdunſtet, nicht dazu führt, mit philoſophiſchem Entſchluß das alte Philiſterthum zu exſtirpiren. Schon das würde mir Spaß machen, wenn ich Landesherr wär, dieſen einmaſchinirten oder routinirten Staatsbeamten das Concept zu verrücken, ihr Rabengekrächz von mißlichen Prophezeihungen lächelnd zu überhören, und in kühner Freithätigkeit das Ideal des Erdenlebens, das Paradies des freien Geiſtes ſich entwickeln zu laſſen." — Der Unterredner, es iſt der Herr Pfarrer, nennt dies und Aehnliches einen „ſchönen politiſchen Traum." „Nun wohl," erwiedert die Bettinaſche Frau Rath, die grade in demſelben Verhältniſſe zur Bettina ſteht, wie der Platoniſche Sokrates zu dem Schöpfer der unſterblichen ſokratiſchen Dialogen. — Nun wohl! wenn ich die Fürſten dazu auffordere, dieſem ſchönen Traum die ſchlaffe, ſchlechte, troſtloſe Wirklichkeit aufzuopfern, was kann denn dabei verloren gehen? Iſt das ganze Staatsgebäu nicht ein ſchlecht eingerichtetes Hoſpital, wo eigennützige oder ehrſüchtige eingebildete Verlegenheiten ihre Schelmenſtreich dem armen Menſchengeſchlecht für wohlthätige Geſammtwirkung wollen anſchlagen?"

nicht zur Schau ausstellen. Dagegen erwarb er sich wirkliche Verdienste dadurch, daß er für die übrigen bedeutenden klassischen Werke lebhaft eintrat und vor allen Dingen einen mutigen und schließlich siegreichen Kampf gegen Raupach und andere Tagesgrößen führte. Er setzte seine Berichte bis zum Anfang der Saison 1843—44 regelmäßig fort, aber auch später besprach er einzelne Stücke von Zeit zu Zeit. Über seine Oldenburger Theaterwirksamkeit, auf die er mit Recht stolz war, vergl. unten S. 244.

So lange, wie es eben geschehen, bei der Oldenburger Zeit zu verweilen und bei der Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten, die Stahrs Umgangskreis ausmachten, ist deshalb gerechtfertigt, weil diese Zeit wirklich eine der Hauptzeiten, wenn nicht die Hauptzeit in Stahrs Leben ist. Man kann dies nicht bloß aus der Fülle der erhaltenen Briefe sehen, denn aus der Zeit von 1839—45, also kaum sechs Jahren, werden unten nicht weniger als 49 Briefe abgedruckt, die 102 Seiten einnehmen, sondern vor allen Dingen auch aus dem Inhalt dieser Briefe. Man sieht sowohl aus den Episteln, die Stahr erhielt wie aus denjenigen, die er schrieb, daß er in keiner Epoche seines Lebens mehr als damals in der Mitte der literarischen Bewegung stand, von vielen anerkannt wurde und die froheste Hoffnung hatte, von einer übereinstimmenden Menge verstanden zu werden.

* * *

Von der Zeit von 1845—55 war gleichfalls schon oben kurz die Rede, seitdem lebte Stahr dauernd in Berlin. Berlin galt weder ihm noch seiner späteren Gattin als Ideal. Fanny betrachtete je älter sie wurde, Italien als ihr wahres Vaterland, auch Stahr hätte, nicht bloß seiner Gesundheit wegen, lieber im Süden gelebt. Es ist seine Meinung, wenn sie auch in einem Briefe seiner Frau 1855 und zwar nachdem sie ihre vielen guten Bekannten gerühmt hatte, ausgesprochen wird: „Das alles fördert uns nicht und führt uns kein neues und erfrischendes Leben zu . . . dies trockene, auszehrende hat Berlin in allen seinen Kreisen immer gehabt. Ich selbst weiß nicht, woran es liegt, habe es aber immer empfunden,

nur in den Jahren von 47—49, wo große politisch Ereignisse die Leute in Bewegung setzte, war es anders."

Daher reiste das Stahrsche Ehepaar sehr viel. Notizen über diese Reisen und die vielfachen persönlichen Bekanntschaften, welche sie auf diesen schlossen, oder in Berlin machten, mögen diese Skizze beschließen.

Nachdem sie zusammen 1851 mehrere Monate in Weimar gelebt hatten, verweilten sie 1852 von Juni bis September in Rudolstadt, und verkehrten viel mit Professor Klußmann; zu dem dortigen Kreise gehörte Dr. Sigismund, Regierungsrat Schwarz, Justizrat Eberwein. 1853 im Mai hielten sie sich in Storkow auf, von Juni bis September in Heringsdorf. 1854 brachten sie den Mai bei Herrn von Hennig auf Plonchott bei Briesen in Westpreußen, den Sommer in Hamburg und Helgoland zu.

1855 waren sie im Frühjahr bei dem schon genannten Herrn von Hennig, der eine Zeitlang eine bedeutende politische Rolle spielte und sich intim mit Stahrs befreundete, im Sommer zuerst in Breslau, später in Köfen, wo Liszt bei ihnen war. Unter den Berliner Besuchern dieses Jahres war der Historiker Felix Bamberg, der Musikkritiker Eduard Hanslick, ferner Professor Unger aus Wien. Von Köfen wurde eine Reise über Süddeutschland (Baden-Baden) angetreten, wo sie Justinus Kerner und den General von Bardeleben kennen lernten, nach Paris. (Über diesen zweiten Pariser Aufenthalt, ebenso über den fünf Jahr früheren, erschien wie oben erwähnt je ein Buch Adolf Stahrs. Gerade durch diesen Umstand, über das Genossene sich sofort schriftstellerisch äußern zu müssen, klagte Fanny einmal in ihren Briefen. Indessen ist diese Klage wohl nicht ganz ernst gemeint, denn noch zu einer Zeit, da sie recht wohlhabend geworden war und die Reisen ruhig hätte genießen können, verzichtete sie nicht auf diesen verhältnismäßig mühelosen Verdienst.)

Unter den Pariser Bekannten sind hervorragende Gelehrte und Künstler zu nennen: Blaze de Bury, Philarète Chasles, René Taillandier, Lud. Lalanne, Ary Scheffer, Marie d'Agoult; mit letzterer, auch mit dem vorhin genannten Forscher Lalanne wurden auch später Briefe gewechselt; die Briefe Lalannes konnten ihres gar zu speziellen Inhalts wegen nicht berücksichtigt werden. Unter den guten Bekannten, mit denen das nun vereinte Ehepaar — denn

Anfang 1855 war wie gleichfalls (oben S. XXXIX) schon erwähnt ist, die Ehe wirklich geschlossen worden — häufig verkehrte, befand sich die Familie Szarvady. (Über Fr. Szarvady (gest. 1882), Journalisten und seine Gattin, die gefeierte Pianistin Wilhelmine Clauß-Sz. vgl. die interessanten Notizen bei J. Rodenberg, Erinnerungen aus der Jugendzeit II, 197 A.) Auch Heine, dem bereits 1851 mehrfach Aufgesuchten, wurden Besuche abgestattet.

Im Winter, der darauf folgte, begann der Berliner Verkehr, der seitdem immer größere Dimensionen annahm. Die Stahrschen Montage gehörten wirklich zu den berühmtesten Zusammenkünften der Berliner Gesellschaft. Seinem Sohne Alwin gegenüber suchte der Vater manchmal eine Liste dieser Abendgäste zu entwerfen; das Beispiel einer solchen Liste wird unten S. 289 mitgeteilt. Hier können natürlich nur einige wenige Namen genannt werden. In dem ersten Berliner Winter werden Theodor Mügge und Frau, Hans von Bülow, die Töchter von Liszt, Varnhagen und Ludmilla Assing erwähnt.

Der Sommer 1856 führte sie nach der Schweiz, wo sie in Riesbach bei Zürich bei Gustav Simon wohnten und viel mit dessen Vetter Heinrich verkehrten. Das Frühjahr 1857 verlebten sie in Potsdam, den Sommer in Plonchott, 1859 waren sie in Stuttgart, von dort in Oberitalien, 1861 reisten sie nach dem Berner Oberlande, von da nach Turin, 1862 verweilten sie im Frühjahr bei einem Freunde Gentz in Neu-Ruppin, und brachten den Sommer in Lille bei den Söhnen zu; von dort gingen sie an den Rhein, wo in Bonn ein längerer Aufenthalt genommen wurde.

1863 waren sie der Gesundheit Fannys wegen in Schlangenbad, und reisten von dort nach Boppard und Eupen, wo sie längere Zeit bei der befreundeten Familie von Gustav Hansemann verweilten. Gerade dies, der längere Aufenthalt in stiller ländlicher Abgeschiedenheit bei guten Freunden, gehörte schon zu den Lebensgewohnten des Ehepaars und wurde später bei Fanny in der Zeit ihrer Witwenschaft zur Regel. Mehrmals war sie in den folgenden Jahren mit ihrem Gatten bei der befreundeten Familie Löb auf Kaldenhof.

Einen großen Teil des Jahres 1866 und das ganze Jahr 1867 waren sie von Berlin entfernt. Nach einer längeren Krankheit

Adolfs hatten sie ihren Sommeraufenthalt zu Thale im Harz genommen, besuchten von dort aus die französische Schweiz und Italien und brachten mehrere Monate dort zu.

Damals dachten sie ernstlich daran Berlin definitiv zu verlassen, hatten schon zu jener Zeit Wiesbaden ins Auge gefaßt, gaben aber auf den Rat der Ärzte diesen Plan auf. Gewiß zu ihrem Nutzen, denn beide waren, trotzdem sie gelegentlich darauf schalten, eine größere Geselligkeit gewohnt, wie sie nun eben einmal nur die Hauptstadt, bei dem Zusammentreffen von Persönlichkeiten der verschiedensten Art geben kann. Auch ihre literarische Betriebsamkeit machte ihnen die Nähe von Verlegern und Zeitungen besonders wünschenswert. Allerdings war für Fanny, namentlich für ihre Novellen und Romane die Kölnische Zeitung und Monatsblätter, die außerhalb Berlins erschienen, besonders wichtig; für Stahr jedoch war die Verbindung mit der Berliner Nationalzeitung von außerordentlicher Bedeutung; eine Entfernung von Berlin hätte leicht diese nahen Beziehungen lösen oder wenigstens lockern können. Der Redakteur dieser Zeitung Zabel und der Besitzer Dr. Wolff gehörten zu den Intimen des Stahrschen Hauses. Unter den jüngeren Leuten, die von 1866 an vielfach auf den Stahrschen Teeabenden erschienen werden genannt: der Nationalökonom Schönberg, der Jurist Gierke, der Kunsthistoriker Woltmann, der Maler Gentz.

Auch der Aufenthalt in Italien und der spätere in der Schweiz brachten mannigfache Bekanntschaft. In Rom befreundeten sie sich mit dem damaligen Gesandschaftsrat Kurd von Schlözer und traten dem blinden Herzog von Sermoneta näher, den Stahr „den gescheitesten Mann Roms" nannte. In der Schweiz wurden sie mit Karl Vogt vertraut und schlossen enge Beziehungen mit Edgar Quinet und dessen Gattin. Auch andere nicht unbedeutende Bekanntschaften, das Wiederfinden mancher schon von früher bekannten Persönlichkeiten, sind jener Zeit zuzurechnen: hervorzuheben sind Feldmarschall Gablenz und Frau, Karl Twesten, der Jurist und Politiker, eine Gräfin Tolstoi und viele andere.

Den Winter 1869, den beide in Rom zubrachten, schilderten sie in einem Reisebuche, das, wie die ähnlichen Werke schon früher genannt worden ist. In dieser Beschreibung sind auch alle die

Persönlichkeiten aufgezählt, die in der ewigen Stadt ihren Umgangskreis ausmachten und es soll hier ebensowenig wie sonst das schon einmal Gedruckte wiederholt werden.

In den letzten Lebensjahren mußten infolge der zunehmenden Kränklichkeit und Schwäche Stahrs die großen Reisen unterlassen werden, die zugleich Arbeits- und Erholungsreisen gewesen waren. Nunmehr galten die meisten Entfernungen von Berlin für Stahr der Erhaltung oder Wiedergewinnung seiner Gesundheit. Sie waren 1871 zur Kur in Teplitz, von dort aus längere Zeit in Dresden, Weimar, Friedrichsroda, 1872 in der Schweiz, zuerst in Engelberg, dann in Ragatz, auf dem Rückwege in Freiburg im Breisgau, wo eine intime Anfreundung mit dem pensionierten Major von Bülow erfolgte und eine Wiederbegegnung mit Professor Schönberg erfreute. Endlich 1874 und 1875 waren sie in Liebenstein, 1876 in Wiesbaden wo Adolf Stahr am 3. Oktober starb.

Auch die letzten Jahre waren trotz der erkennbaren Hinfälligund mancher bedenklicher Krankheitserscheinungen nicht ohne gesellschaftliche Anregung. Außer den Personen, die in den Berichten der letzten Zeit (vergl. unten S. 289) angeführt werden, sei der Verkehr mit dem Maler Gustav Richter, dem genialen Mediziner Traube aus Berlin, dem Arzte Friedreich aus Heidelberg erwähnt. Das Abenteuer, dessen auch in einem der letzten Briefe (vgl. S. 317) gedacht wird, bestand darin, daß in Liebenstein ein Bettler Stahr das Portemonnaie zu entreißen suchte, der Angegriffene aufsprang, dem Räuber nacheilte und sich bei dieser Verfolgung eine starke Nervenerschütterung zuzog und beide Beine verletzte. Selbst in den letzten Wiesbadener Wochen waren viele Menschen, frühere und neugewonnene Bekanntschaften, um den Leidenden bemüht; Fanny Lewald hat in ihrem Tagebuche „Gefühltes und Gedachtes“ (Dresden 1900) von dieser Zeit eine ausführliche Schilderung gegeben, auf die hier kurz hingewiesen werden kann.

Die zuletzt gegebenen Notizen sollen natürlich keine Biographie ersetzen, sondern das bisher über Stahr bekannte berichtigen und ergänzen; sie mögen zugleich Material liefern für den, der etwa näher auf Stahrs Leben einzugehen beabsichtigt.

* * *

Als Stahr starb, über siebzig Jahre alt, hatte er sein Lebenswerk vollendet. Er war keiner der führenden Geister gewesen, aber er hatte Tüchtiges, Hervorragendes auf den verschiedensten Gebieten geleistet, die er nacheinander betreten. So viel er auch schrieb, er hatte seine literarische Tätigkeit niemals zum Handwerk erniedrigt, hatte nie dem Modegötzen gehuldigt und sich seine Ansicht trüben oder bestimmen lassen durch die augenblicklich herrschenden Tagesansichten. Er zeichnete sich aus durch einen staunenswerten Fleiß, der auch nicht nachließ, als das Alter an ihn herantrat und ihn Krankheit peinigte. Er fuhr fort dem Ideale der Schönheit und Wahrheit zu dienen und blieb ein Jünger der Freiheit in Religion und Politik. Er war ein Gelehrter und hörte nicht auf zu lernen, wenn er auch in den letzten Jahrzehnten, fast ein Menschenalter hindurch, auf das selbständige Forschen verzichtete und zugleich ein Künstler, der Glätte und Ebenmaß der Form für sich wahrte und damit auch das Anrecht erwarb ein Gleiches von andern zu fordern.

Unsere Nation ist nicht reich an Männern solcher Art, daß es gut getan ist sie leicht zu vergessen. Vielmehr ist es ein großes Unrecht, das man an Stahrs Wesen und Leistungen begeht, wenn man mit bequemen Spotte über ihn hinweggeht. Vielleicht verschafft ihm das vorliegende Buch eine gerechtere Beurteilung. Denn auf ihn und seine Gefährtin Fanny Lewald paßt der Satz, den Gustav Freytag, gewiß einer der besten, 1855 ihnen zurief: „Sie beide sind uns Deutschen im Kreise der Schaffenden immer unter den Ehrlichsten und Besten gewesen und was ein gebildeter Stil und eine einfache wahre Darstellung heißt, das haben Sie beide jahrelang dem Volke unter den Poeten fast allein gezeigt."

Berlin, Mai 1903.

Ludwig Geiger.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Gottfried Hermann. 1. Leipzig, 16. Dez. 1830.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Arbeiten, die keine Unterbrechung gestatteten, sind Schuld, daß ich Ihnen so spät meinen Dank für das schöne und werthvolle Geschenk abstatte, mit dem Sie mich beehrt haben. Denn ich wollte dieses nicht eher thun, als bis ich das Buch gelesen hätte. Dazu bin ich nun endlich gekommen, und danke Ihnen nun um desto inniger, je mehr ich mich über die Gründlichkeit, über das besonnene und überlegte Urtheil, über die ganze Art der Behandlung, und über den würdigen Ton Ihres Vortrags gefreut habe. Ich kann aufrichtig sagen, daß mir das Lesen Ihres Buches wahre Freude gemacht hat, und bitte Sie, was ich sage nicht als eine Höflichkeitsbezeigung anzusehen, dergleichen man wegen eines erhaltenen Geschenks schuldig zu seyn glaubt. Sehr erfreulich ist es mir zu sehen, daß Aristoteles, dessen tiefen gewaltigen Geist ich stets mehr, als den glänzendern Plato bewundert habe, in Ihnen einen würdigen Vertheidiger, und, wie ich hoffe, künftig auch einen eben solchen Bearbeiter gefunden hat. Es ist endlich Zeit, daß auch jetzt wieder nach dem neuesten Platonischen, ein Aristotelisches Zeitalter folge. Ihren Wunsch, eine Anzeige Ihres Buches zu machen, werde ich sehr gern erfüllen, obgleich ich gerade in den Punkten, die Sie selbst als solche bemerklich machen, wo Sie Anderer Meinung zu hören verlangen, gar nichts, und auch sonst nur wenige Kleinigkeiten gefunden habe, über die ich bei dem Lesen glaubte, vielleicht etwas sagen zu können. Ob aber auch dieses Vielleicht nicht eine Täuschung war, werde ich erst sehen, wenn ich daran gehe. Und so kann ich Ihnen zwar eine Anzeige, nicht aber eine

solche versprechen, in der irgend etwas von Bedeutung erörtert würde. Ich bitte Sie daher, die Anzeige bloß als ein Zeichen anzusehen, daß ich Ihr Buch mit großem Vergnügen gelesen habe, und dieses öffentlich auszusprechen wünsche. Da ich höre, daß Sie Bräutigam der Tochter einer alten Freundin von mir sind, so mache ich Ihnen dazu meinen herzlichen Glückwunsch, und ersuche Sie Ihrer künftigen Frau Schwiegermutter den beiliegenden Brief zuzustellen. Mit aufrichtiger Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Leipzig, den 16. Dez. 1830. G. Hermann.

Adolf Trendelenburg. 2. Berlin, 10. Dez. 1834.

Zu vielfachem Danke bin ich Ihnen verpflichtet, hochgeehrter Freund. Und wenn Sie rechnen wollen, wie Sie es mit vollem Rechte dürfen, so hat sich meine Schuld bei Ihnen hoch aufgesummt. Wenn Freunde, die ein ganzes vereinigtes Leben zur Basis ihres Verhältnisses haben, Monate und Jahre schweigen, so hebt Ein klares Wort das lange Verstummen auf und keiner zweifelt an dem andern. Ich würde mich freuen, wenn es schon so zwischen uns stünde. Indessen darf ich es nicht voraussetzen, da wir uns noch nicht einmal sahen, da wir uns bis jetzt mehr in einer Wahlverwandtschaft der Wissenschaft, als des Lebens und der Seele fanden. Darum finde ich bei mir keine Entschuldigung, daß ich die freundlichen Zeichen Ihrer Theilnahme unerwiedert ließ, mich an ihnen nur im Stillen freute, ohne es Ihnen mit herzlichem Danke zu sagen — und daß ich den Keim einer nähern und lebendigen Beziehung nicht wärmer pflegte. Aeußere Verhinderungen könnte ich genug anführen, aber sie rechtfertigen die innere doch nicht, wenn überall eine solche Statt haben könnte. Ich habe nur eine Zuflucht. Lassen Sie mich Ihr Vertrauen und Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen. Ich thue es in der Hoffnung, daß künftig eine nähere Bekanntschaft jeden Grund des Zweifels widerlege. Zunächst danke ich Ihnen für Ihr letztes Geschenk und den dasselbe begleitenden freundlichen Brief. Wenn ich die Schrift noch

nicht ganz und nach Werth durcharbeiten konnte, so verspreche ich mir nach den Proben Genuß und Belehrung. Die Schrift reiht sich an Ihre Aristotelia würdig an und Sie dürfen um des Stagiriten und noch mehr um unserer willen sich des Restes der Aufgabe nicht entziehen, die Schicksale des Aristoteles bis auf unsere Zeit fortzuführen. Ihre reichen Literarkenntnisse und Ihr umfassendes Studium des Aristoteles selbst befähigen Sie dazu vor allen. Wenn Sie den Wunsch äußern, daß ich Ihre Schrift: Aristoteles bei den Römern, öffentlich anzeigen möge: so bekenne ich Ihnen offen, daß ich in dem literar-historischen Gebiete, über das Sie Meister sind, weniger zu Hause bin. Daher wünsche ich Ihnen einen würdigeren Recensenten. Ich würde nur referiren können. Auch habe ich leider mehrere Aufträge der Societät für wissenschaftliche Kritik seit längerer Zeit nicht erledigt. Wenn kein Besserer käme, so versteht es sich von selbst, daß ich zur öffentlichen Theilnahme beizutragen für Pflicht halten würde. Für Ihre ebenso freundlichen, als lehrreichen Recensionen danke ich Ihnen herzlich. Ich habe sie genau gelesen. Einige Differenzen möchte ich bis zur mündlichen Verhandlung aussetzen. Auch Ihre kürzlich erschienene Beurtheilung des Schriftchens über die Kategorien hat mich sehr erfreuet. Wahrscheinlich war auch die Uebersicht der aristotelischen Literatur in der hall. Literaturztg. von Ihrer Hand. Sonst würden namentlich Ihre Aristotelia kräftiger in den Vordergrund gestellt sein, als es in der bloßen Beschreibung derselben geschah. — Es wird gewiß sehr willkommen sein, wenn Sie Idelers Meteorologie in den hiesigen Jahrbüchern anzeigen möchten. . . . Mit dem herzlichen Wunsche einer persönlichen Bekanntschaft und mit den besten Wünschen für Ihr Wirken und Leben

unter Versicherung inniger Hochachtung

der Ihrige

Trendelenburg

Jaegerstr. Nr. 15.

Bettine v. Arnim. 3. Berlin, 15. Dez. 1838.

Sie haben Ihr Geschenk mit zierlichen Wendungen begleitet, die so unbefangen und leicht Schmeicheleien ausduften, als ob sie

Wenn sie auf diese „verlogenen Naturen“ kommt, auf diese „große Larifariverschwörung“ die mit Aberwitzen ihre tückische Staatsverwaltung vertheidigt, vor der die politische Wahrheit des Ideals sich freilich ins Traumgebiet zurückzieht, so „fühlt sie die Zornesader in sich aufschwellen“.

„Glücklich, wenn der Landesvater noch auf diesen poetischen Traumteppichen herumirrt, und die Gelöbnisse der Opfer, der Gnade wenigstens dort seinem Volk erneuert, und die brennenden Wunden, die ihm durch jene Staatsverwüster geschlagen werden, mit dem Balsam eines reinen großen Willens vor Gott auskühlt. Und das tröstet auch das Volk, obschon es auch nur ein geträumter Trost ist. Denn soviel weiter dem Volk sein Geist reicht, als der Witz derer, die es zu überlisten suchen, so viel weiter reicht auch seine moralische Strebekraft. Es will seinen Landesvater in seiner Liebe verklärt wissen; dann ist es ruhig und geduldig, wenn es in dem idealischen Traumgebiet seiner Begeisterung kann die Knie beugen, und kann sich sagen: Nein die Schmach der Geistesclaverei geht nicht von ihm aus. Er weiß vom Druck nichts und nichts vom Unrecht was über uns gebracht ist. — Und ja das Volk wird wüthend nur, wenn ihm die Sehnen zerrissen werden, die es zu einem kräftigen Vaterlandsstamm bilden, wenn ihm das reine Blut verfälscht wird der Treue zu seinem Fürsten, und das ist ja die nothwendige Folge, wenn die Tyrannei der Geistesgebundenheit sich geltend macht und aus dem lebendigen Volksgeist eine Maschine machen will, und jeden der sich nicht will zurecht hobeln lassen, wie einen schlechten Prügel übers Knie bricht“.

Tief ergreifend sind die Worte mit denen sie der wortfreigiebigen Thatenschau den Stab bricht, die zwar alle große Wahrheiten in jeder Weise nur nicht mit der That bezahlt (S. 303).

der Wind daherwehe; und so nehme ich Ihre Begeisterung die mich zusamt dem großen Dichter umfaßt dankbar hin. Ein Strom von Geschäften durch eine Abwesenheit von 4 Monaten schwellt über und bemächtigt sich mehr meiner, als daß ich desselben könnte Herr werden; so kommt es daß ich zwar in Ihrem Büchlein gelesen habe, aber ich habs noch nicht gelesen, doch freue ich mich, daß es mir geschenkt ist von jemand, dem ich anzufühlen glaube, daß es wahr sey wenn er sich mir aufrichtig ergeben nennt und der sich auch überzeugt halten möge, daß ich seinen freundlichen Willen zu mir aufrichtig hochschätze. Möge es Ihnen Ihr Leben lang gut gehen.

Berlin, 15. Dezember 1838. Bettine Arnim.

Bettine v. Arnim. 4. 11. April 1839.

Guter Herr Doktor Stahr (denn der sind Sie mir, indem Sie mit beharrlichem Vertrauen das ich böslich vernachlässigte, sich mir zuwenden). Ich bitte um Verzeihung meiner Vernachlässigung, nicht der Gabe, denn die hab ich genossen, aber des Gebers, denn der Brief, der ihm geschrieben war, wie einer an Herrn von Beaulieu sind beide auf meinem Schreibtisch unter andern Papieren verloren geblieben, erst vor wenig Tagen wo sie der Zufall ans Licht brachte, hab ich sie zum Feuer und mich zu ewigen Schweigen verdammt. — Durch Ihre Nachsicht entsühnt, darf ich dies Schweigen brechen, Ihnen meinen verspäteten Dank zu sagen. — Zum Glück, — ich sage zum Glück, weiß ich nicht das geringste von Mert; denn wüßte ich von ihm, so würde mich mein Gewissen drängen abermals einen neuen Kanal zu bauen, deren schon so unzählige mich in Anspruch nehmen; daß Tag und Nachtgleiche für ewig für mich aus den Angeln gehoben ist. Wie ein Spreewald, aus unzähligen Inseln bestehend, deren jede eines Kunstgärtners bedarf, um ihre Früchte auf künstlichem Roste gedeihen zu machen, ist mein Leben ausgefüllt. Essen und Trinken kann ich nur im Flug, an Erneuerung meiner Gewande kann ich nimmer gedenken, dies paßt zum Einsiedlerleben. Kommen die Menschen zu mir, so mach ich's kurz und fall mit der Thür ins Haus, um in aller Eile ihnen zu sagen, was sie sonst nur nach dem ersten Scheffel Salz sich wollen gefallen lassen zu hören. — Mit Goethe hab ich nicht von ver-

schiedenem gesprochen, unser Reden war, wie unsre Blicke in einander konzentrirt; also „Merk“ wär ein fremder Ton in unsrer Sprache gewesen, — aber einmal sagte doch Goethe zu mir: „Merk Dirs, daß wenn Du künftig bei der Sterne Licht meiner gedenkend, ich bei ihrem Leuchten Deiner gedenkend Dir“ pp. — — — — —
Die Momente, die wir mit einander lebten wären Thautropfen in deren jedem die Sonne sich spiegelte und ihre Strahlen in unsrer Stimmung Farbe brach. — Ich fand einmal im Frühlingsthau eine Heidelbeere und zählte auf dem Sträuchlein, aus dessen Blätterreichthum sie hervorguckte hundert mal das Bild der Morgensonne in hundert Thautropfen, die die kleine Heidelbeere umstrahlten, da merkt ich nichts von allem, was um mich her noch war, ich war versunken ins Paradies der Heidelbeere, die inmitten unzähliger Spiegelungen des Sonnengotts unter dem Morgenduft ihrer Reife entgegenwuchs. So wars grad mit mir — noch vom Duft der Kindheit gedeckt, sonst hätt ich seinen Glanz nicht aushalten können, strahlte der Dichter in unzähligen Geistestropfen, rein wie der Morgenthau um mich her; — und wär ein Merk oder sonst etwas aus der Tageswelt bemerkt worden, ich hätte es für Schatten gehalten, der zwischen mich und meinen Gott fiele, wovor sein Bild mich nicht anstrahlen könne; gewiß wär mein Geist verstummt, mein Begriff erstorben für alles, auch für Merk, den ich nimmer hätte fassen können mitsammt allem außer ihm.

Böttchers Klatschereien! — von denen weiß ich gar nichts. — Hat er über mich gesprochen? — über Goethe? — ich kenne ihn nicht, ahne ihn nicht, Goethe hat mir ihn nie erwähnt, daraus schließe ich, daß er nicht zu den Liebesgöttern gehöre: — daß „Merk“ Goethes frühster Jugendgenosse, läßt sich eher hören, denn als ich zuerst in dieses Planeten Kreis eintrat, da hatte er 59 mal den Frühling des Jahres wieder erobert, und in meinem Anblick entschwang sich seine Seele jener früheren gewohnten Bahn, ungewohntes regte seinen Geist sich neu zu befiedern, und zärtlich deckte der junge Flaum sein Herz, daß es in der Wärme himmlische Gluth ausströmte. Da war ich also sein ältester und einziger Jugendgefährte, und anderer, die noch in des Uranos Zeiten mit ihm verkehrten wurde nicht gedacht. —

„Der reiche Schatz meiner Erinnerungen" ist also nicht, wie Sie wähnen, geeignet den Wust in „Umlauf gesetzter Klatschereien" aufzuräumen.

Zur Strafe für den Mißgriff den Ihr Geist hier gemacht hat, verurtheile ich Sie diesen meinen Brief dem Herrn von Beaulieu vorzulesen, mir Verzeihung zu erwirken, daß kein Danksagungsschreiben auf seine Sendung und bescheidene Bitten erfolgte; ja wenn er's fordert und darauf besteht, sogar diesen meinen unwichtigen Schreibezettel in zwei Theile zu zerreißen, und ihm die eine Hälfte davon als autografisches Denkmal zu überlassen, da ich weiß, daß die Menschen jezo einen Narren an solchen Dingen gefressen haben. Unterdessen unterzeichne ich mit Hochachtung

Berlin am 11ten April. Bettine Arnim.

Dieser Brief ist leider unter dem Papierwust 4 Wochen verdeckt geblieben, zugleich mit ihm kam der erste wieder ans Licht. —

An Carl Stahr. 5. Berlin, 14. August 1839.

Zu Bettine ging ich gestern 10 Uhr, und fand sie beschäftigt für ihre Töchter neben dem Frühstück her die Koffer zu packen. Sie wollte auf ihr Gut, ich ward demungeachtet angenommen und bis gegen 1 Uhr dabehalten.

Sie war äußerst lieb und freundschaftlich gegen mich, und bald durch neue Mitteilungen auch mitten unter Euch. Ich las ihr deine Recension vor, und habe den Auftrag dir zu sagen, daß Sie davon vollständig entzückt, und daß dies geradezu das bei weitem beste sei, was sie je in dieser Gattung in Bezug auf sich gelesen, denn hier sehe man, daß Alles aus der Sache selbst komme, nichts aus eitler Selbstbespieglung „die andern Kerls wenn Sie über mich schreiben und mich preisen, sehen immer dabei in den Spiegel, und preisen eigentlich sich." „Aber" fuhr sie fort, „ich bin dumm, ich bin schrecklich dumm liebster Doctor, denn denken Sie nur ich habe die „Beilage" ja gar nicht an mich gerichtet gemeint, sondern an die Poesie"! Beides ist richtig, versetzte ich. — Sie hat dich lieb, möchte dich sehen, was vor Ostern aber

nicht geschehen kann, denn eher ist sie nicht wieder hier, und hat sich deine Adresse geben lassen um dir selbst zu schreiben. Wie ich mich über ihre Freude und ihre wahrhafte Begeisterung an deinem köstlichen Aufsatze freute, kann ich dir nicht aussprechen. So schreiben möcht ich können, so recensiren, sagte sie einmal übers andre, nur ihre Lobstellen wie sie meinte, strich sie mit eigner Hand aus. —

An Carl Stahr. 6. Oldenburg, 24. August 1839.

Um 3 Uhr ging ich zu Bettine, die mich ausschalt, daß ich ihr meine Wohnung nicht genannt. Sie habe mich in drei Gasthöfen vergebens suchen lassen, um bei ihr heut zu essen, ich mußte Kaffee bei ihr trinken und trennte mich erst um 6 Uhr, da ich nach 7 Uhr auf der Post sein mußte. Sie wollte mich mit dem Historiker Prof. Leopold Ranke bekannt machen, der ein ganz leidlicher Mensch sei, und wenigstens das Gute habe, immer vergnügt und zum Lachen aufgelegt zu sein, ich protestirte vergebens und sagte endlich, während sie das Billet schrieb und dem Bedienten klingelte: „ich hoffe, er ist nicht zu Hause," und so war es auch, er war zu einer Mittagsfete versagt, und ließ sich, seinen Unstern bedauernd, für später anmelden.

Unter Gesprächen und Vorlesung schwand die Zeit nur zu rasch, ich mußte ihr die im Postwagen in der Erinnerung an meine erste Zusammenkunft mit ihr niedergeschriebenen Zeilen aufschreiben, während sie mir einige Zeilen aus ihren Briefen an die Günderode in mein Notizbuch schrieb. An Dich zu schreiben, versprach sie wiederholt, doch rathe ich Dir, daß Du, wenn Du bis zur Ankunft dieser Zeilen noch keinen Brief von ihr erhalten hast, selbst zuerst an sie schreibst. Daß du inhaftirt gewesen wegen Demagogie giebt Dir in ihren Augen nur ein Relief mehr. Wir schieden mit großer Herzlichkeit, im Vorzimmer wartete eine russische Gräfin, sie wandte sich zu ihr und ich ging, doch im Eßzimmer, als ich eben die Saalthüre in der Hand hatte, holte sie mich wieder ein und sagte: „Ich habe Sie immer hinaus bis an die Treppe geleitet, und will's heute auch thun, da Sie von mir gehen, um recht bald wiederzukommen." ich küßte ihr schweigend die Hand und eilte die Treppe hinunter.

Bettine an Carl Stahr. 7. 1. September 1839.

Als vor 14 Tagen Ihr Herr Bruder mir die Blätter vorlas, die sie mit ihm zusammen aus ganz gütevollem Herzen geschrieben haben, da nahm ich mir gleich vor, Ihnen mit ein paar Zeilen auszusprechen, wie sehr ich mich geehrt fühle, daß Sie sich dieser Angelegenheit so warm angenommen, und Sie so trefflich ausführten. Aber die Tage, die nicht mehr so schlank und lang wie sonst sind, wo sie sich biegsam wie Weidenzweige mit Rosen durchflechten ließen, zum Kranz den die Erinnerung reiht — die sind nun jetzt so kurz abgemäht wie ein Stoppelfeld über das man unsichern Trittes hingleitet, wo einem der Boden unter den Füßen brennt, und sich gleichsam verlassen fühlt von der Zeit noch eh sie sich gemeldet. Sie haben Ihre Rezension erbaut wie eine Wiegenkammer, in der ein unschuldvolles Kind, im Morgenstrahl vom Sonnengott gespendet, sich badet, lallt und lacht, während andere Rezensenten in Lattenkammern die jungen Fühlingssänger einsperren, wo, um zum Selbstbewußtsein zu gelangen, sie sich die Flügel zerstoßen, und dann entlassen, nicht mehr der angeborenen Schwungkraft sich bedienen können, zum Göttersitze zu gelangen. Ich danke Ihnen herzlich, Sie werdens nicht bereuen, denn Sie haben Recht gethan.

am 1. September 1839. Bettine Arnim.

Bettine v. Arnim. 8. 17. Dezbr. 1839.

Ich würde nicht bis zum gesetzten Ziel der heiligen Weihnachtszeit haben verstreichen lassen um auf Ihren liebreichen Brief zu antworten, wenn nicht Bürden von Schreibereien, die auf mir lagen, mich jeder ergötzlichen Uebung der Art hätte zu entsagen gezwungen. Briefe, die oft 8—10 Bogen enthielten, die ich selbst abschreiben mußte und mehr als einmal, haben mich müde gemacht; und endlich, da ich hoffen konnte, einen kleinen Vorsprung zu gewinnen — da überfiel mich eine Trägheit die ich so lange unverzeihlich hielt, ohne sie überwinden zu können, bis die deutlichen Anzeigen, daß ein leichtes Fieber mich gefangen halte, mir doch eine mildere Ansicht über diese Erschlafftheit gab, die sehr natürlich aus dem Gewimmel verschieden-

artigſter Berührungen ſich ergab, noch dazu da die Uebermüdungen bei den Erndtearbeiten ſich dies Jahr durch Nervenfieber fühlbar machten; mit ein paar homöopatiſchen Gaben von Belladonna und Aconit hab ich dies böſe Fieber abgeſchüttelt. Sie ſchreiben mir viel von Ungemach Ihrer Freunde von Augenentzündungen p.p., aber Sie gedenken nicht deſſen, was ich Ihnen über Homoeopathie ſagte, wie ſehr leid thut mir dies um Sie und Ihrer Freunde willen, vielleicht könnte noch dem ſchönen Auge des lieben Kindes, das bei der allöopathiſchen Heilart nicht geſund geworden, geholfen werden. O warum verſuchts der Vater des Kindes nicht? — glauben Sie mir, ich bin zu gewiſſenhaft Ihnen aus geſteigertem Intereſſe an jener Heilart ſie zu empfehlen: gar mannigfaltig hat ſie ſich bewährt, ſie hat den ſchwarzen Staar, der ſchon auf völliges Reifen condemnirt war, zum operiren wieder geheilt; ich hab Ihnen davon geſprochen und thue es hier zum zweiten mal, zu meines Gewiſſensberuhigung; im übrigen hat ſich die Homöopathie ſo gut bewährt, daß ſie keiner weiteren Erläuterungen bedarf.

Die Brüderrecenſion hab ich leider nicht erhalten: ich bedaure es, noch dazu da ich außer aller litterariſchen Verbindung bin und ſie mir ſelbſt zu verſchaffen nicht verſtehe.

Was Ihre Auslegung des ſogenannten Pſalms an die Geliebte betrifft, ſo ſchmeichelt er mir doppelt, da der junge Autor ſelbſt ihn mir abläugnet und behauptet, er ſei an die Frau eines Aſſeſſors gerichtet, da ich mich nach der Veranlaſſung dieſer Inſpiration erkundige, ſo hat ſie, auf einem Wiegenpferde ſitzend, philoſophiſche Geſpräche mit dem jungen Autor führend, ihm die erſten Anregungen zum Dichten gegeben, jetzt nach 5 Jahren erinnert ſich der Dichter daran und macht den Pſalm, ich hab ihn bei Magdeburg auf ſeinem Landgute ſelbſt geſprochen und mit Vorſicht ihm Ihre Meinung (der ich nicht zuſtimme, ſetzte ich hinzu) mitgetheilt: er benahm mir ohne Scheu meinen Irrthum, in dem ich heimlich dennoch mit Ihnen befangen war, indem er mir obiges höchſt gleichgültig mittheilte; ſo vergnügt ſich jeder gefällig mit dem was ihm in die Sinne kommt, iſt dumm oder geſcheut wie der Zufall es in ihm weckt. Ich bin ſo dumm (und Sie unterſtützen mich darin) zu glauben, das Gedicht ſei dennoch an mich, der Dichter iſt ſo abſurd es zu

läugnen, obschon ich recht habe, nur läugnet er's jetzt, weil er mir's nicht gönnt; kann man sich was närrischeres denken?

Von meiner Wohnung will ich Ihnen gern erzählen, es ist der Seitenflügel einer alten Burg die nicht mehr ist; ein ziemlich großer Saal in welcher eine Bibliothek meistens aus alten Chroniken bestehend ist meine Wohnung: er ist so wenig heizbar, daß ich die meiste Zeit damit zubringe das Feuer zu schüren oder die erstarrten Finger zu erpärmen, die Wände sind alle ungleich, nach Morgen, wo eine höchst schmale Wand das schief winkliche Oblong schließt, ist ein großes Fenster als Spitze des ganzen, die eine schräge Wand vom Fenster ab ist mit Büchern besetzt, die rechts nimmt mein Sofa ein mit Büchern bepackt, meistens Dictionaire, in der Mitte mein kleiner Sitz vor einem Tisch von Papieren und ein Besenstrauß voll dürrer Blüthenreiser, die zu Weihnachten grünen sollten, aber sie haben nicht die geringste Anstalt dazu gemacht, zu meiner Rechten ist wieder ein solches Fenster gegen Mitternacht. Dann läuft der Saal lang aus, alles mit Büchern bedeckt in der Mitte ein langer Tisch. Die Wände sind weiß, es sieht nicht düster oder romantisch um mich her aus, sondern hölzern und nüchtern, allein die Augen nach Innen gekehrt, sehen viele Feuerstellen, wo eine keine Flammen mehr aufsteigen läßt, da schür ich das Feuer und mache mich gefaßt ohne von irgend wem begriffen zu werden (noch weniger geglaubt, wenn ich bekennte, wies in mir zu geht) bald einmal aus der Welt zu fahren. Alles ist natürlich, alles ist wahr und reine, unverfängliche Natur, aber die Menschen würden mir's nicht zutrauen, weil ihre fortwährende Unnatur sie von jeher gehindert hat die schönen Misterien der einfachen Natur in sich aufzunehmen und sie als groß zu achten. Gewiß Luxus ist eine Krankheit und in der gesunden Natur wird er nicht stattfinden, aber doch ist alles Wahre, was im gesunden Geistesleben vorgeht, ewiges heiliges Wunder, was uns mit heimlicher Freude erfüllt, daß wir es empfunden haben, und wie natürlich ist dies auch! Da wir doch gewiß nicht zur Welt geboren sind, um den langweiligen trägen Fluß Schlendrian durchaus sickern zu lassen und am Ende nichts anders in uns erlebt zu haben als was wir mit einfältigen Gründen vertheidigen oder bestreiten, ach das ist

alles nichts weder Ruhm noch sonst eine Wichtigkeit, die unter den Menschen sich geltend macht ist der Mühe gelebt zu haben lohnend, aber wirklich und wahrhaftig zu erfahren, zu leben, was der geringsten Blumen eine auf dem Felde lebt, das ist's. Aber viele sind berufen aufzugehen wie der leichte Saame den der Zufall ausstreut, aber wenige auserwählt auch nur dies geringste Loos zu erfahren wodurch die Seele wie natürlich und leicht aus dem irdischen ins geistige Leben übergehen würde. Der Hauptumweg, den wir machen ist glaub ich, daß wir den Geist nicht mit den Sinnen fassen, daß die Sinne den Geist nicht nähren, daß dieser nicht in ihnen selber, wie der Phönix in seiner eignen Asche, sich aufs neue erzeugt. Alle Weisheit der Menschen kommt mir wie Hieroglyphik vor, nicht wie Leben, und was nützt mir alles Wissen, so lang es nicht lebt, ist's auch nicht wahr, und jeder wird am Ende satt seiner erkannten Wahrheit, der größte Philosoph schläft über seinem zweiten Ich ein, in dessen Gesellschaft ihm weiter nichts neues begegnet; wär's nicht besser er läg mit ihm wie Amor und Psyche in einem Bett und durchlebte selige Nächte als daß er mit seiner Weisheitsbrille auf der Nase den Genius mit der schmutzigen Alltagslampe beleuchtend, versengt und nur um ihn gesehen zu haben, jenen heißen Umgang aufgiebt, und jetzt als schlechten Götzen mit unfähiger Hand ihn an die Wand malt und will vor seinen Schülern prahlend, daß man ihn anbete während man vor Langeweile davon laufen möchte und wenn mans weit bringt in der Weisheit, am Ende sich sagen muß: Laß den Bernhäuter fahren, Du getröstest Dich seiner doch nimmer, und Dein Verständniß war Hoffart, Deine Andacht aber Lüge, die aus jener entsprang.

Was mir doch so sehr erfreulich ist sind die Gedichte ihrer lieben Mutter, ich habe ihr in Gedanken die Hand geküßt es liegt mir ein kräftiger Beweis für meine eigene Empfindung darinn, der geistige Frühling ist wohl in seiner echten und reinsten Blüthe oft wo wir ihm am wenigsten suchen und wir könnten seinen Seegen fühlen, ja wir könnten jene warme Tage im seinen duftenden Schatten leben, fühlten wir die wahre Seele des Menschen heraus und begegneten und vertrauten wir ihr wie und wo es auch wär

aber dazu sind wir selber zu unwahr im Wirken und Verlangen und darum haben wir auch nicht die Wahrheit im Geist, denn die Wahrheit allein findet Wahrheit. Ja, lebte die Mutter noch, wie leicht hätte ich sie besuchen können, wie gern hätte ich dies gethan und gewiß, eine der besten Stunden hätt' ich mit ihr verlebt. — Auch Ihren Herzensfreund Buttel grüßen Sie von mir: ich danke ihm für alles Gute was er von mir gern danken will, wollte er aber Homoeopathie gebrauchen für sich und besonders auch für sein liebes Kind, so dann weiß ich gewiß er würde mir ewig dankbar sein und mit Recht, obschon ohne mein Verdienst, den Bruder Karl grüßen Sie auch von mir und seine Braut, — im Februar werde ich nach Berlin gehen, im März zurück, im Juni werd ich aller Wahrscheinlichkeit nach Berlin ganz verlassen aber wo mich auch das Schicksal hinverschlägt, vielleicht zu den lieben Brüdern Grimm, immer werde ich Ihrer mit Dankbarkeit gedenken dafür, daß Sie Seegen über mich sammeln und mir ihn gern darbringen.

Bettine.

An Carl Stahr. **9.** Oldenburg, 26. Oktbr. 40.

. . . . Allein wichtiger ist, daß du nachgerade durch irgend eine zusammenhängende Arbeit dir einen aries schaffst, mit dem du in Berlin an geeignetem Orte dein Sturmlaufen unterstützen magst, ob da nun ein Philologicum bei dem Ministerium Eichhorn mehr zieht, oder sonst etwas, muß deiner Lokalkenntniß überlassen bleiben. In der Sache selbst ändert das nichts. Vielleicht sind die gegenwärtigen Verhältnisse deinen jetzigen Neigungen und Studien nur noch günstiger. Hat der Romanticismus Kron und Scepter, so wird die altklassische Philologie die Folgen spüren. Thut aber nichts, denn auch da giebts an den Schulen noch viel auszufegen. Die Berliner Vorgänge tragen übrigens alle ein und dieselbe Physiognomie, es ist viel Kotzebuesches drin. Patriarchalisches und dabei vigilantes Regiment, Geharnischte mit rothen Polizeikragen. Ach! die politische Bildungslosigkeit des altpreußischen namentlich des Brandenburgisch-Pommerschen Preußens ist nur viel größer als sie sich Ruge und die Seinen vorstellen. Aber was thuts. Dieser F. W. IV. spielt hohes Spiel, denn er tritt, er, ein sterblicher

Mensch in die Schranken gegen den Geist der Weltgeschichte, der schon in der Philosophie des Rechts, das wohin seiner Bahn in einer ganz andern als der neuaufgelegten mittelalterlich patriarchalischen Form erkannt hat. Wenn dieser Brief in Deinen Händen ist, wird bei euch eine Flugschrift angekommen sein: „Fr. Wilhelm IV. in Königsberg. Ein Brief," ich habe sie mit R. redigirt und der Titel davon gehört mir. So rein und ruhig sie ist, so grell sticht sie ab, gegen die staubfressende hündische Schmeichelei unserer Zeit, die den besten Fürsten wahnsinnig machen könnte. Hab' übrigens auch auf diesen meinen Brief acht, denn — Gott bewahr uns vor dem Uebel. — Über meine sonstigen hallischen Nova morgen. Nur noch soviel auf diesem Blatt: Echtermeyer bereitet eine Recension von Laube's Litteratur-Geschichte vor, die vernichtend werden wird, indem sie Laube's wissenschaftliche Impotenz aufdeckt. Echterm. ist überhaupt mehr als Ruge an dem verachtenden Tone schuld, der soviele gegen die Jahrb. erbittert hat. Ruge hat mehr Gemüth wie Bonhomie. Sein Aufsatz über die hallescheu Theologen (Panegyrik der Orthodoxie) ist prächtig.

An Carl Stahr. **10.** Oldenburg, d. 30st. Octbr. 40.

Sie (Caroline Bauer) drang [in Dresden], in mich zu Tieck zu gehen, der mich schon durch sie kenne und mich gewiß gern empfangen, und ohne Zweifel auch zum Abendthee und Vorlesung einladen werde. Bei ihr mußte ich dann versprechen zur Nacht zu essen. Um drei Uhr ließ ich mich bei Tieck melden. Er empfing mich freundlich, und nach den ersten allgemeinen Redensarten waren wir bald in einem inhaltsvollen Gespräche, in dessen Gewebe Immermann, Goethe, Grabbe, Euripides und seine Kritiker, Aristoteles und meine Arbeiten die Einschlagsfäden bildeten. Ich mußte ihm gefallen haben, denn erst nach einer Stunde entließ er mich mit dem Zusatze daß er „Männern meines Schlages in seinem Leben gern begegne", und daß er mich auf heute Abend zum Thee im Salon bei sich erwarte. So ging ich denn um 6 Uhr wieder hin in das unscheinbare alte düstre Eckhaus am alten Markte. Durch einen Materialladen mit allerhand Kram- und Tonnenwesen auf der Flur, Parterre, gelangt man auf einer dunklen Treppe in das 2te

Und woher rührt dieſer Mangel an That bei den zum Handeln vor Allen Berufenen?

„Sobald es groß handeln heißt, thut es der nicht, dem das Schickſal es zuruft! — Er will aus Eigendünkel handeln, nie will er den Weltton ganz ſtudiren, er will ihn ſelbſt erfinden, und dann fällt er auf ein abgeleiert Thema, und bringt das als ſein eigen Werk in Gang; denn ein Erfinder iſt der nie, der eigenſüchtig iſt". Dieſer Gedanke iſt für Bettina ſo ergreifend, daß ſie für einen Augenblick allen Muth der Hoffnung auf ihren Fürſtenmeſſias verliert, und dieſe Hoffnungsloſigkeit in nackten Worten ausſpricht.

„Wollt ein Fürſt ſich auf den Gipfel ſeiner Zeit ſtellen, wie ihm das ſelbſt durch den Thronſitz, den ihm ſein Volk baut, ganz deutlich unter die Füß gegeben iſt, daß er über allem Treiben und Gewühl den Blick hinaus ſoll nach der Zukunft richten und ſoll die herbeilocken durch ſeine Hingebung an ſie, was er doch einmal dem Vertrauen ſeines Volkes in ihn ſchuldig iſt — denn wohin kann es geleitet ſein wollen, als der Zukunft entgegen? Das geſchieht nicht. Sitzen wird er wohl auf dem Thron, aber nicht ſein Geiſt, nicht ſein Muth. Den Blick wird er nicht ins Feld der Zukunft richten und ſagen: So ſeh ich's kommen, ich muß ihm entgegen eilen, ich muß lernen von dem Gott der Zeiten, wie ich mich durch Muth und Tapferkeit zu ſeinem Generaliſſimus mach! — Ach ich mag kein laues Geſpräch darüber führen. Feig ſind ſolche Menſchen, denn ſie fürchten ſich vor dem Unvermeidlichen, und frech ſind ſie, denn ſie wagen es, ihm zuwider zu handeln, ſie läugnen ihm ſeine Wahrhaftigkeit ab, ſie ſtellen ſich dumm, obſchon die innere Stimme ihnen gewiß keine Wahrheit ſchuldig bleibt! Wir wollen aber dies Kapitel vom „Fürſten" nicht mit dieſer traurigen Prophezeihung ſondern lieber mit den begeiſterten

Stock, wo ein winkliger enger Diminutivvorplatz die Dunkelheit nur zu einer Art Dämmerung lichtet. Der Gegensatz zu Goethes heller lichterfüllter Wohnung, ihrer stillen Ruhe und ängstlichen Sauberkeit bietet sich von selbst. Das Gesellschaftszimmer ein geräumiges Quadrat war noch leer. Nur das Arrangement der Sophas und Tische nebst den zahlreichen im Kreise gesetzten Armstühlen und Sesseln, die vielen Lampen und Lichter und der brodelnde Theekessel deuteten auf die erwartete zahlreiche Gesellschaft. Ich hatte Muße mir Tiecks Marmorbüste von David und die zahlreichen Bilder und Kupferstiche anzuschauen von denen alle Wände bedeckt waren. Bald trat die alte Gräfin Finkenstein herein, an den Augen leidend, mit grünem Schirm, und mit ihr begann, nachdem sie sich auf dem Sopha etablirt, ein allgemeines Gespräch, das indessen durch Tiecks Eintritt bald unterbrochen wurde. Tieck ist klein von Gestalt. Der etwas starke Oberkörper wird von einem sehr schwachen Piedestal nur mühsam getragen. Die Haltung des schönen Kopfes ist ganz nach der linken Seite hin gebückt. Stehend gewährt er den Eindruck eines schwachen Greises, die ganze Gestalt drückt Leiden aus. Sitzend dagegen verschwindet dies, wie ich schon bei meinem ersten Besuch bemerkte, wo er mich in seinem Arbeitszimmer empfing, im Schlafrock die 2 Finger der Linken gegen die Wange gelegt, stützend, die rechte ruhig herabhängend. — Ehe die Gesellschaft sich mehrte, hatte ich Gelegenheit an seiner Seite unser Gespräch fortzusetzen. Bald indeß nahmen die Eintretenden einen Theil seiner Aufmerksamkeit in Anspruch. Einheimische, besonders Damen, und Fremde stellten sich ein, ich bemerkte einen Geh. Rath v. Ungern-Sternberg (Herausgeber des Stackelbergschen Nachlasses) u. A. — Als der Thee genossen war, vereinten sich mehrere Stimmen heimlich Tieck zur „Vorlesung" aufzufordern. Dies schien nothwendige Form zu sein. Der Tisch ward für ihn beiseit gestellt mit den 2 Lichtern. Er setzt sich, und las: „Dame Kobold im Lustspiel v. Calderon" und nun gings ohne Pause durch das ganze Stück mehrere Stunden lang, mit einer Fülle der Kraft, des Wohllautes und der Beweglichkeit der Stimme und Aktion die mich mit Staunen erfüllte. Es war das Vollendetste, was ich je gehört, und hier erst wurde mir das Problem durch die kunstgeübteste Praxis gelöst,

wie es möglich sei innerhalb der glatt geschornen, in unendlichen Formen gekräuselten und geschnörkelten Metrik und Versifikation des spanischen Dramas den erfrischenden Hauch voller Naturwahrheit der Sprache so lebendig zu erhalten, daß der prosaisch und dramatisch bewegte Sprachton nicht den Vers und seine Kunst, und diese nicht jenen beeinträchtige. Niemand, dem es möglich, sollte sich den Genuß versagen, diese Kunstleistung, die in solcher Vollkommenheit wohl nie dagewesen ist, zu hören. Schauspieler könnten davon unendlich lernen. Nur bei Immermann fand ich im Jahre 38 Ähnliches. Ich gestehe, daß ich das Calderonische Lustspiel erst hier verstehen gelernt habe. Beim Empfehlen lud mich T. sehr herzlich auf den nächsten Abend wieder ein, und zwar schon um 5 Uhr. Ich will gleich auch von diesem Abend einiges mittheilen. Das Gespräch hauptsächlich zwischen ihm und mir rollte lebhaft über Politik und Geschichte dahin. Da plötzlich fragte er nach meinen Verbindungen und Freunden in Halle. Sillig gestand mir nachher, als wir heim gingen: er habe gezittert, daß ich unter meinen Freunden Echtermeyer, den er detestirt, und Ruge nennen möchte. Indeß ich war besonnen genug, diese Klippe zu vermeiden. Auch Solgers wurde gedacht, „wenn der länger gelebt hätte," meinte der alte Vater der Romantik, „so würde das Unkraut der Hegelschen Schule nicht so wuchernd aufgeschossen sein." Ich ließ das hingehn, denn es geziemte nicht mir dem jüngeren dem werthen Greise gegenüber den belehrenden zu spielen, und da ich eben Solgers Briefwechsel gelesen, konnte ich ihm vieles über Solger sagen, was ihm von mir zu hören lieb war. Da meldete der eintretende Bohtz: „Hinrichs sei in Dresden, lasse sich Tieck empfehlen, und ihn erinnern, daß er ihm einmal versprochen, ihm Goethe's Faust allein vorzulesen." Tieck war in der heitersten Laune und sprudelte von humoristischen Einfällen. „Das hab ich ihm unmöglich versprochen!" rief er; „wohl in Gesellschaft, aber allein — das könnte für uns beide gefährlich werden; denn, entweder er würde vernünftig oder ich schnappte über." Wir lachten. Ich erwähnte des famösen Commentars zum Faust, von Hinrichs, und wie schwer es mir geworden, ihn auch nur zum Theil zu lesen. „Ja, was wollen Sie sagen," versetzte Tieck schalkhaft lächelnd und seine tiefen schönen Märchenaugen auf mich heftend, „ich habe dieses Prachtstück im

Manuscript ganz durchgelesen!“ — Ists möglich? — „Es ging besser als Sie glauben,“ erwiderte er, „denn als ich die ersten 20 Seiten hinter mir hatte, war ich schon so vollkommen aus aller Vernunft heraus, daß ich alles Übrige wie im Taumel und Rausch ganz behaglich hinter einander weglas.“ Als er gebeten ward vorzulesen, wandte er sich an mich und erlaubte mir zu wählen: ich nannte Shakespeare's „Viel Lärmen um nichts,“ und er las es. So vortrefflich auch diese Lektüre war, so muß es doch auf die Dauer ermüden, und ich wäre nicht im Stande es oft hintereinander auszuhalten. Seines neuesten Romans ward nicht gedacht. Er ist, offen gesagt, kein Kunstwerk zu nennen. Das Historische überwuchert das Poetische, die schaffende zeugende Kraft fehlt. Die prosaischen Poesien daran sind formlose Ungethüme — Halbheiten mindestens — und die Katastrophe macht der nackte Zufall eines rein äußerlichen Geschehens, wohin sich der Fluß des Ganzen, wie der Rhein im Sande verliert.

Am Sonntag Morgen, nachdem ich einer Einladung des alten Barons von Ungern-Sternberg, der mich bei Tieck gesehen und in Affektion genommen, folgend, dessen Sammlungen gesehn, und Rietschels Atelier besucht hatte, fuhr ich mit einer Miethkutsche nach Bagatelle hinaus. Da saß ich denn wieder neben der alten Greisin am kleinen Tischchen, die kurzen dicken Weinflaschen, die Gläser, das Silberzeug, alles war das alte. Da stand jeder Tisch und auf ihm jedes Kästchen und Körbchen auf dem alten Fleck wie vor zehn Jahren. Immer dachte ich, mein Mariechen müßte aus ihrem Zimmerchen treten, und mir um den Hals fallen. Meine Augen flogen trunken nach allen Seiten, ich sog durstig in vollen Zügen den Duft der vergangenen schönsten Zeit. Alles war heilige Reliquie. Das Sopha, auf dem wir Herz an Herz und Lipp an Lippe gesessen, das Fenster, durch das wir auf die fernen Berge und die blinkenden Kuppeln und Thurmspitzen von Dresden hinausgeschaut. Draußen im Garten raschelten die trockenen spitzackigen Platanenblätter unter meinen träumerisch schwankenden Fußtritten, ihr leises Rauschen erzählte mir von den liebebeseeligtesten Stunden, die wir im Schatten dieser Bäume gesessen. Im Weinberge blitzten die blauen strotzenden Trauben so wohlbekannt unter dem röthlich

gestreiften Laube mich an, ich breitete die Arme aus, aber sie blieben leer, und hier wo einst meiner Sehnsucht erfülltes Ziel das kleine Fleckchen Erde zum Paradiese wandelte, empfand ich auf demselben Boden, die heiße Sehnsucht nach der fernen Geliebten und die Bilder jener glücklich-unglückseligen Zustände füllten mein Herz mit einer süßen Wehmuth, deren Zeugen meine Augen überströmten. Auch Dich sah ich hier wieder im kecken Jugendtroß im kurzen deutschen Rock, das Herz voll fröhlicher Thorheit und Lebenslust, mir wars als hört ich Deiner Stimme Laut, wie Du eintratst in diese stillen Räume des heiligsten Gottesfriedens auf Erden, dessen beseeligende Ruhe seitdem nie wieder ganz über mein Herz gekommen ist. — Nach Tisch schlummerten die Greisinnen, ich ging zum weißen Roß, um die Abfahrt der Eisenbahn zu erfragen, denn um 5 Uhr mußt ich wieder in Dresden sein. Als ich zurückkam, saßen beide schon am Fenster oben im Spiegelzimmer beim Kaffee. Ich zeichnete schnell das Profil des Hauses in meine Brieftasche und ging hinauf. Noch ein Stündchen saß ich da, erzählend von alter und neuer Zeit. Da litt michs nicht länger, ich beschloß zu Fuß heimzugehn. Die ehrwürdige 86jährige Großtante erhob sich: „Mein lieber Neveu, Sie werden mich nun wohl nicht mehr hier wieder finden, wenn Sie einmal wiederkehren, einer alten Tante nimmt man nichts übel" — sie drückte mir ein Geldröllchen in die Hand — „grüßen Sie mir die Marie und auch die Kinder." Ich bezwang mich wie ein Mann, um ihre Ruhe nicht zu stören, obschon mir das Herz brechen wollte, und schied mit Heiterkeit. Aber als ich die Thür zumachte, da fiel ich schluchzend der alten Pascal um den Hals, wir konnten vor Thränen nicht sprechen. So ging ich, ohne mich umzusehen, durch den kleinen Orangeriegarten zum Thor hinaus, über die wohlbekannten Stege der Heerstraße, die den Wald durchschneidet, zu. Die Tropfen eines milden Herbstregens zitterten an den buntgefärbten Blättern, die diese Erquickung nicht mehr fühlten. Das mildgebrochene Sonnenlicht spielte durch die lichten Waldräume, kein Vogel sang, kein Blatt rührte sich und nur mein einsamer Fußtritt schallte auf der verödeten und verlassenen Heerstraße, über die sich im stolzen Bogen am Ende des Waldes die Eisenbahn schwingt. Wie oft war ich an ihrer Seite diesen Weg gewandelt, das Herz

voll Seeligkeit, und hier gelobte ich aus tiefstem Herzensgrunde: Marien immer lieber zu haben, sie nicht mehr durch Leidenschaft und Rauhheit zu verletzen wie ich so unzählig oft gethan, und wofür ich mit tausend Thränen jetzt ihre Verzeihung mir erbat.

An Carl Stahr. **11.** Oldenburg, 22. Decbr. 40.

Eben verließ mich mein Freund der liebenswürdige Theodor v. Kobbe (Jurist 40 Jahr alt, unverheirathet), dem ich stellenweise Deinen letzten schönen Brief mittheilte, da mir dadurch der Genuß an der Perlenfrische Deiner Mittheilung immer wieder erneuert wird. Tausend schwere Sorgen lasten wie ein Alp auf diesem weichen liebevollen Herzen, das sie aber mit der Elastizität des Humors und ewiger Jugend des Gemüths trägt. Ach! das hilft Alles nichts, Du mußt den Kreis kennen lernen, in dem ich lebe, damit Du mein Leben und Dasein verstehst und mitempfinden kannst, und darum sollst und mußt Du i. J. 41 zu mir kommen, es koste was es wolle. — In den Ferientagen will ich meinen Aufsatz „Shakspear in Deutschland" der lange geruht, wieder aufnehmen. S's Einwirkung auf unsere dramatische Litteratur und das Verhältniß der Kritik zu seinen Schöpfungen von Lessing bis auf die neueste philosophische Epoche, das soll diese Skizze darstellen. Die Stellung Lessing's, Wieland's Übersetzung, Gerstenberg's, Herder, Goethe und die Straßburger Jugend, Lenz, Klinger, die Reactionen der Wiener (von Ayrenhoff u. a.) dann Schlegel, Schiller und Goethes Abfall von seiner Jugend, in den kleinen Aufsätzen der nachgelassenen Werke, seine Castration von Romeo und Julia sind bereits entworfen und ausgeführt. Jetzt stehe ich bei Tieck und der Romantik, die im graden Gegensatz zu Goethes alternder Einseitigkeit, die sich in die wunderbarste Grille von dem „untheatralischen" Shakspear und dem Vorzuge des Lesegenusses zuspitzt, wieder den Poeten absolut machen, und von allem Zusammenhange mit seiner Zeitumgebung lostrennen. Gervinus' Lit. Geschichte ist ein ächt deutsches Werk, voll schöner Einsicht, tiefer Studien, ehernen Fleißes, bei dem nur zuweilen die Grazien ausgeblieben sind, und der Mangel an Klarheit des Gesamtbildes (z. B. bei Schilderung Herders) durch die allzusehr gehäuften Detailzüge nur noch ver-

ſtärkt wird. Was wäre darum zu geben, wenn ein Litterarforſcher von dieſem Wiſſen und dieſer Geſinnung nun auch die Hülfe philoſophiſcher Cultur für ſich zu gewinnen die Selbſtüberwindung hätte! — Laube wird von Echtermeyer und den Jhrbb. vernichtet, und das mit Recht. So kann nur Echterm., der ſeine und tiefe ſchreiben. Echtm. könnte uns eine Geſchichte der deutſchen poetiſchen Litteratur geben, wie wir noch keine haben; aber bei ſeinem Mangel an Energie wird ers ſchwerlich dazu bringen. Welch ein Jammer, daß dieſem Manne die Liebe fehlt, und das was ſonſt dafür entſchädigt, die in ſich befriedigte Gemüthlichkeit des Verſtandes, ihn verlaſſen hat. Die Jahrbb. bringen, neben dem Beſchluſſe von Echterm. tödtlicher Recenſion des Ehren-Laube, dem ſein geliebter Heine ſeinen neuſten Salon*) nebſt neuen lyriſchen Unflätereien gewidmet hat, — auch meinen Aufſatz über Gutzkow's Börne, der vielleicht auf den „Telegraphendirector" in Hamburg günſtig für die dealen Tendenzen der Jahrbb. einwirkt, und von Ruge ſehr willkommen geheißen worden iſt. Ruge ſelbſt wird eine Charakteriſtik Börne's bei Gelegenheit einer Anzeige der neuen Ausgabe ſeiner Schriften, geben. Das Freiheitslied von Prutz iſt ſchön, aber etwas zu lang und hin und wieder docirend, auch die metriſche Stanzenform iſt nicht draſtiſch genug. Da iſt der Uhlandſche Ton zu empfehlen, wie er in dem Liede ſpricht

„Ihr Fürſtenräth und Hofmarſchälle
Mit trübem Stern auf kalter Bruſt."

Wellmanns Recenſion über die Victoria Arcorombona von Tieck hab' ich noch nicht geleſen. Bekanntlich hat Herr Laube, der ſich jetzt mit der alten loyal-royaliſtiſchen Romantik auf den möglichſt beſten Fuß zu ſetzen, die Schweinepolitik hat, den Tieckſchen Roman unendlich hervorgehoben, wie er denn auch jetzt allein den Heine durch Dick und Dünn beſchirmt. Die Romantik ſitzt ja jetzt auf dem Thron von Preußen, und Preußen iſt — Deutſchland. Wie konnte Tieck ſich ſo erniedrigen als er in dem Feſtliede auf den

*) Dieſer Salon iſt jetzt vollſtändig zu einem Bordell, oder nach einem der Gedichte, wo die Liebe „ein Stern in einem Haufen Miſt" genannt wird, zu einem Schweineſtall geworden.

Einzug Fr. Wilh. IV. gethan hat, wo der Illuminationsspruch jenes Holsteiner Schusters, beim Einzuge des Prinzen Friedrich in Kiel:

Was sind die Cäsars und die Alexanders!
Hier ist Prinz Friedrich, und der ist ganz was anders!

den Kobbe vor einiger Zeit in seinen humoristischen Blättern zum Besten gab, wörtlich zum Motto genommen und paraphrasirt ist. Pfui über diese Knechtsgesinnung des deutschen Dichters, den man jetzt als den ersten der Gegenwart auf den Schild hebt. Muß nicht ein gebildeter Fürst die Menschheit verachten lernen? —

Die ausgezaselte Zerfahrenheit der Romantiker ist mir dieser Tage bei der Lecture der „Gräfin Dolores" von Arnim wieder recht vor die Seele getreten, und doch steht dieses Werk mit allen seinen Verkehrtheiten hoch über jenem neuen Product des Elb-Goethe, wo auch keine einzige Gestalt unser menschliches Interesse erweckt. Ich habe in meiner Schilderung Tiecks bei meinem Besuche einen Zug verschwiegen der mich frappirte: eine gewisse Kälte gegen Immermann, ein Merkenlassen patronisirender Ueberlegenheit das mir im Herzen weh that, wenn ich der liebevollen Pietät und Hingebung des herrlichen Mannes in der Widmung seines Münchhausen gedachte. Ich denke, es war das Gefühl: daß der Schüler den Meister mit seinen letzten Productionen überflügelte, und ohne es sich selbst noch gestehen zu wollen, die Bahnen der träumerisch umherschwankenden Romantik, sich zum Heile, verlassen hatte. Eifersucht und Besorgniß mögen den alten gestiefelten Kater getrieben haben, mit seinen 2 Bänden in die Schranken zu treten gegen den Münchhausen, der unwiderleglich die allgemeine Aufmerksamkeit auf J. zu fixiren begann; und wie dieser sich positiv und praktisch von aller jungdeutschen Gemeinschaft lossagte, so mag Tieck für klug befunden haben, sich an das von J. gegeißelte Geschlecht und ihre Tendenzen anzulehnen, um eine Parthei zu gewinnen, deren Stimmen seinen Thron sichere, und die Ansprüche seines rottenboröughs stützen sollten. Alle Umständen sprechen für diese Conjectur. Was meint Ihr dazu? —

Bettine. **12.** **4. April 41.**

Lieber Jacob und Wilhelm. Wir sehen nun dem Frühling entgegen und Eurer Verpflanzung; jeder Tag rückt uns einander näher, und bald wird der Katzensprung in Übung kommen. Habt Ihr mich mit einem Auftrag zu beehren so werd ich mich befleißen gesunden Menschenverstand zu beweisen. Der so was seltenes ist daß die sogenannten Kenner deßelben sogar seine Echtheit bezweifeln so lange bis er Feuer und Wasserprobe ausgehalten. Hier ist noch alles beim Alten könnte ich sagen aber Nein! für meine Spürkraft weht es in der Luft wie chinesische Tusche womit manches zu grelle ins Gleichgewicht soll gebracht werden; aber bald frißt sich der Schaden wieder durch, und dann wollen Wir sehen wo die Bewunderung bleibt, die ohnedem sich schon ihrer übertriebenen Ausbrüche schämt. Es wird eine Zeit kommen wo die Leute, die noch eine Spur von Aufrichtigkeit in sich haben sich bei der eignen Nase zupfen werden; es wird närrisch aussehen wenn die Biedermänner ihre Ehrfurcht bezeichnend die eigene Nase packen um damit anzudeuten daß sie die feigen Narren sind die den alten Schaden nicht geheilt wissen wollen, weil er ein Abzugsgraben für andre böse Dünste sei. —

Ich habe die Empfindung als müsse die sinnliche Periode einer geistigen Entwicklung immer ihr voranschreiten, drum hab ich mich mit so großer Leidenschaft an die Homoeopathie ergeben. Das schmerzliche Gefühl eines geistigen Druckes fand zum wenigsten eine analoge Erleichterung und Erläuterung in ihr, denn sie schwört den medizinischen Zwang ab, keine Fontanell, kein Fliegenpflaster, keine periodische Aderlaß, oder Purgierkur, kein Wollenkamisol, frei muß der Mensch sein, sonst ist er nicht gesund, und eine gesunde Constitution muß ein Gesundheitsregiment zur Folge haben, sonst ist es selbst geistig krankhaft und der verwirrenden Übel unzählige bilden sich in ihm. Da nun jetzt die Homoeopathie uns die Wege bahnt, nicht mehr unter dem aussaugenden Kommando eines dummen oder eigennützigen Arztes zu schmachten, so hoffe ich mit Gott uns werde auch geistig ein homöopathisches Ingenium aufgehen und werden bloß durch Anregung natürlicher Disposition und durch Geltend-

machen derselben eine wohlorganisierte Konstitution bilden, die das Vermögen der Seele frei gebe. Ja so hofft man, wenn man aber sieht welche seltsame Anfänge eine in der Zeitluft liegende Crisis hat; nemlich daß die Königlichen Bedienten jetzt Scharlachrothe Bäuche haben oder daß unsre allergnädigste Majestät nunmehr mit Sechsen fährt daß die Nichtexcellenzen bei den Hofgesellschaften von den Excellenzen mit den großen Marschallsstabe abgesondert werden, daß die Königin bei den kleineren vertraulichen Cirkeln auf einem Thronsessel Platz nimmt der auf einer drei Stufen hohen Estrade steht; und was dergleichen scheinbare Unbedeutenheiten mehr sind so kommt dem Ahnungsvermögen allerlei wunderlich Empfinden als ob die große chinesische Mauer wankend sich auf die Beine mache, um hier als Direktor am Gymnasium angestellt zu werden.

Guter Professor Stahr ich hatte zwar diesen Brief an die Brüder Grimm zu schreiben begonnen, indeßen kam Ihr Brief an, ich setzte ihn an Sie fort ohne daran zu denken daß er nicht an Sie gerichtet war, ich fahre also weiter fort, um Sie den halb genesenen nicht lange warten zu lassen auf meine Zuschrift. Sie möchten manches wissen über hier, worauf ich nur mit Achselzucken antworten kann, warum sind wir so ungeheure Esel! Die Grimm sind herübergesiedelt unter Deutschlands große Eiche, welche von einer gehörigen Garnison umwacht ist, daß kein unzensirtes Geflüster in ihrem Laub vernehmbar werde. Nun sind sie hier, und Deutschland wird einen Augenblick seinen durstigen Gaumen an diesem Tropfen laben, und glauben er fließe aus lauterem Quell. Aber! —

Entweder! Oder! — Diesen Brustharnisch sollten die Waffenschmiede jetzt auf den Ambos nehmen und mit unzerstörbarem Metall verblechen. Entweder! Oder! Dieser Geheimnißspruch antwortet auf alle philosophischen Fragen, er deutet auf allen Zweifel, er lenkt jeden Lebensweg ein, er beweist klar jeden Frevel, er rügt jede falsche Tendenz, er klopft an jedes Gewissen und keiner der einen Umweg machen möchte den es nicht packt in seine Mitte, ja es ist der diplomatischste Geist, der Gottesfürchtigste Held, der kühnste Priester, der weisheitsvollste Regent, der gewissenhafteste Arzt. — Und hier bin ich unterbrochen worden was ich noch hinzuzufügen im Begriff war weiß ich nicht mehr, „wir können es uns

indeſſen denken." — Seltſam, gewiß iſt dies ein Zeichen der Zeit was grade bei der Verſammlung der Landſtände ſich deutlich ins Licht ſtellt, nemlich daß alle Lebensklugheit darauf hinausläuft einander weiß zu machen man beſchäftige ſich mit den wichtigſten Dingen, die großartigſten Intereße ſtehen in Frage, die aufrichtigſte Geſinnung läge in eines jeden Buſen, ja man wolle die Welt und die Natur ihrer Entwiklung heilig halten, man wolle ihrem Willen die Steine aus dem Weg räumen. Da werden Gottergebne Reden geſtammelt, Hingebung, dem allgemeinen Wohl, jedes eigne Vermögen zum Opfer gebracht, man leuchtet ſich ſelbſt an ſo durchglänzt einem die höhere Tendenz, man iſt zufrieden mit dem eignen Gewißen und danket Gott mit Wohlgefallen daß der ſich ſo artig was weiß machen laſſe. Sage einer der Sturmwind des Wahnſinns durchfahre nicht jeden Winkel in dem die Beſinnung ſich vor den gewaltigen Ausbrüchen der Leidenſchaft gerettet, und vor der Tücke der Eigenſucht! — Nein auch dort hineinfährt er, pfeifend durchſchneidet die Wurzel des Denkvermögens, und läßt jeden Trieb den das Sonnenlicht der Weisheit herauslockte elendiglich verdorren, dann müſſen die erwelkten Affecte noch als Beweis ihrer Unzulänglichkeit dienen und der Stempel der Verkehrtheit wird allem beßerm Willen aufgeprägt um ihn zu lähmen.

Wo iſt der große Auserwählte unter den vielen berufnen der aufſpringe wie gebogner Stahl und den Furchen der Gewaltſamkeit der Selbſtmacht, der Freiheit leuchtende Überzeugung als Saame einſtreue. Ein jeder zittert vor ſich ſelber ſobald er fühlt es könne ſich am Ende gar was Kluges in ihm regen, und er betet: „führe mich nicht in Verſuchung."

Seine Verehrer ſagen ihm wohl er ſei der größeſte der begabteſte unter den Monarchen, wenn er aber plötzlich dieſen Betheurungen entſpräche wenn er wirklich den großen weisheitsvollen Geiſt ausſtrömte der den Bedürftigen nothwendige Labung iſt; O! das würden ſie nicht wollen ſie würden ſich mehr vor ihm fürchten als vor der bedrohendſten Gefahr. Der wahre Bedroher der ſitzen wird das Weltgericht zu halten iſt der Geiſt. Was würde aus allen ſchmeichlenden Berathern werden, aus allen vorgreifenden Planmachern, aus diplomatiſch und politiſchen Bauten, wenn der wahre

Zurufen ſchließen, mit denen dieſe Pythia des neunzehnten Jahrhunderts den Fürſten deſſelben in die Bahn der Zukunft lockt. „Wo bleibt er, wenn er nicht raſch der Zukunft in die Mähne greift, und kühn ſich ihr in den Nacken ſchwingt, und unter jauchzendem Zuruf der Menge den atabyriſchen Gipfel erreicht, bekanntlich der Siegesgipfel der olympiſchen Renner! Wenn er von dieſem Höhepunkt aus nicht herrſcht, tief im Herzen die Weisheit, mit grabem Schritt daher tritt, die gerechte Seel voll Redlichkeit, daß Bürger und Freunde, mit Ehrfurcht, Gunſt und Vaterlandsliebender Wonne ihn umſchwärmt. — Wo bleibt er? — Mich ängſtigt's ſelbſt! Wo bleibt er, wenn er nicht Genius der Menſchheit wird? Das heißt vollziehendes Princip ihrer Anſprüche. Iſt die Menſchheit zum Jüngling herangereift, dann iſt dem Staat als Vater des Sohnes Freiheitsblüthe die beglückendſte Hoffnung. Muß dem Vater nicht obliegen, daß der Sohn nicht Sclave ſei, daß die gewaltigen Kräfte der Selbſtheit in ihm ſich ausbilden, aber nicht unterdrückt werden! Sollte der Vater den Weg der Natur in ihm nicht anerkennen wollen."

„Nimm alle Mißverſtändniſſe auf Dich! Was mißlingt ſchieb nicht auf Andere, was ſie läugnen, ſchieb ihnen nicht zu, was ſie fordern, das laſſe deine Weisheit ihnen darbieten; ſie können nichts begehren, als was ihnen heilſam und nothwendig iſt, ihre Bedürniſſe ſind der Brunnen aus dem du deine Macht ſchöpfeſt, die Zauberkraft mit der Du Deine eigne Größe erzeugſt. — Das iſt Staatswirken, das iſt Religion, das iſt Herrſchergeiſt, — der muthig und weiſe das Erhabenſte leiſtet, was Menſchen an einen Menſchen fordern können."

„Nur das Verhalten, nenn ich große Staatspolitik, wo das freie Bürgerthum, in welchem jede Wirkſamkeit Bürgertugend iſt, in ſeiner naturgemäßen freien Entwickelung geſchützt

Geist im Herrscher zum Durchbruch käme wenn der einfache Sinn seine gigantischen Fittige über die Erbärmlichkeit der Staatsklugheit ausbreiten möchte. —

Ich habe gleich im Augenblick des Empfangs Ihres herzlichen Schreibens meinen Brief den ich an Grimm begonnen, an Sie fortgesetzt, ich wollte Sie nicht auf Antwort warten lassen und doch blieb nun dieser Brief durch meine unüberwindliche Schreibfaulheit liegen. Die Gedanken die er enthält sind wahrscheinlich auch faul, rechnen Sie mirs nicht zu hoch an wenn eine Scheinweisheit diese Zeilen ausfüllt die keine Früchte trägt.

Und wieder sind 3 Wochen vorüber und ich könnte noch vieles sagen was beweißt daß alle Hoffnung Dunst ist, und daß man von anderer Leute Weisheit nichts erwarten soll, so lange sie aus eigenem Busen nicht hervordringt und mit angestammtem Recht sich geltend macht.

Adieu guter Professor Stahr.

Am 4. April 1841. Bettine.

Bettine. **13.** 17. April 1841.

Ich sage Ja und schließe damit den Hauptinhalt meines Schreibens, da mich die Zeit zum Denken und Schreiben athemlos macht. Dies Ja gilt für mein Zeugniß bei der Taufe Ihres Söhnchens: könnte ich ihm doch die stolzen Bilder werdender Freistaaten als Wiegenträume zum Pathengeschenk einbinden. Was Sie und Ihre Freunde mir an prophetischen Gaben zutrauen, und was Sie bei Frauen als zum Extrem geneigt voraussetzen kann hier nicht erprobt werden, denn alles ist klar und deutlich und einer dem ich Selbstlauter und Mitlauter betonen lehre und der hört, wie die Sprache lautet der wird mit ein wenig Combinationsgeist das Wort finden wozu weder Einbildung noch Ahnung noch prophetische Gabe noth ist.

An Carl Stahr. **14.** Oldenburg, 26. August 41.

. . . In Helgoland habe ich sehr einsam gelebt, doch konnte ich zuletzt nicht umhin mich an einige Menschen anzuschließen, und da hat mir ein günstiges Geschick gerade einige treffliche Leute zu-

gefährt, einen Maler Heinrich Gätke, der dem Studium des Meeres sein Leben gewidmet hat, und der seit 4 Jahren auf Helgoland lebt, zuletzt verheiratet mit einer liebenswürdigen Helgoländerin. Von ihm hab ich zwei kleine Seebilder — Oelskizzen mitgebracht — an denen ich Freude habe. Ferner ein junger Kestner aus Hannover, Enkel von „Werthers Lotte“ (Charlotte Buff aus Wetzlar, die einen Rath Kestner heiratete), Bekannter Deines Freundes Dohrn, mit dem er zusammen in Italien war, ein ausgezeichneter kunstsinniger Mensch, von tiefem Gemüth, der die schönsten und umfassendsten Studien für deutsche und besonders italienische und spanische Volkslieder gemacht hat. Diese Bekanntschaft ist mir eine der schönsten Früchte meines sonst recht traurigen Aufenthaltes auf dem Nordseeeiland gewesen, wo das abscheulichste Wetter, kaum stundenlang von Sonnenblicken unterbrochen, meine trübe Stimmung über den sichtbar schlechten Erfolg der Kur nicht zu erhellen geeignet war. Auch der durch seine orientalischen Fahrten bekannte preußische Generalstabshauptmann Bar. v. Moltke, und ein alter Helgoländer Schiffscapitain Hans Frank Heykens, der jetzt neben seiner Baucis im kleinen Schifferhäuschen nach vielen Meerfahrten ausruht, und bei dem ich fast täglich einige Stunden verbrachte, sind angenehme Erinneruugen aus jenen Tagen geblieben. Von alle dem wäre viel zu erzählen. Weniger von meinen Studien, die, wie ich mit Schaam gestehn muß, seit der langen Dauer meines leidenden Körperzustandes, fast gänzlich zurückgetreten sind, da eigentlich nichts mich recht zu fesseln und zur Arbeitslust zu reizen vermag. Strauß' Dogmatik, und Feuerbachs Geist des Christenthums hab ich auf Helgoland mit großem Genusse gelesen, und bin von dem letzteren noch mehr als von dem ersteren ergriffen und wesentlich gefördert worden. Englisch ordentlich zu lernen, wozu ich hier, seit meine mir sehr theure Freundin Kathinka Kruse von England zurückgekehrt ist, die beste Gelegenheit hatte, hindert mich mein Hals, der an Lesen und Sprechen, was leider dabei nöthig, gar nicht zu denken erlaubt. Von dieser Freundin, deren Besitz nach großen Kämpfen mit Marie endlich wie es scheint, mir gesichert ist, die mir seit Jahren befreundet, jetzt, durch die zum Theil zusammen gemachte Reise und einen zwischen Helgoland und

London geführten Briefwechsel, sehr nahe gekommen ist, werde ich Dir auch noch manches mitzutheilen haben. Ach warum konnten wir uns in diesem Jahre wieder nicht sehen, und in beglückender Gegenwart und Nähe die große klaffende Lücke der letzten Jahre ausfüllen!

An Carl Stahr. **15.** 31. Oktober 41.

Varnhagen schrieb mir neulich, wie er sich an Gervinus' 4. Bande, namentlich an der herrlichen Schilderung Lessings, die freilich auch ihres Gleichen nicht hat, erfreut habe, und wie er nur besorge, daß G. an der Darstellung Goethes scheitern werde. Das scheint mir nun so wenig der Fall zu sein, daß ich vielmehr meine Erwartungen noch übertroffen zu finden geneigt bin. Man kann sagen, daß die Ereignisse, welche Gerv. äußeres Leben betrafen, auch auf den Autor höchst wohlthätig eingewirkt haben, und mir ist es ein Räthsel, wie die Jahrbb. bis auf diesen Augenblick es übergehn konnten, das G.'sche Werk in das rechte Licht zu rücken, und mit ihrem Publikum zu vermitteln. Die vorwiegende Richtung auf energische Bethätigung der künstlerischen Praxis im Gesamtleben des Geistes, in Staat und Staatsgemeinschaft, ist direkt auch so sehr der springende Punkt bei Gervinus, besonders in den beiden letzten Bänden, daß er sich darin mit der Tendenz der Jahrbb. vollkommen begegnet.

Dabei gestehe ich, daß die Entfernung von den Schlagworten der philos. Terminologie, das Vorwalten des Persönlichen, Individuellen in den Schilderungen und Darstellungen dem Ganzen eine wohlthuende Frische verleiht, die der Historie am wenigsten fehlen darf, und die doch in dem Nebelgrau der Speculation der Althegelianer gar zu oft sich zu Nichts verflüchtigt. Ich weiß nicht ob ich mich deutlich genug mache, und welches Dein Verhältnis zu dem Manne und seinem Werke ist. . . Die Auffassung Goethes in seiner wunderbaren Naturgedoppeltheit und seinem Widerstreite, der eben nur eine Spiegelung der Naturelemente in ihm ist, scheint mir so tief als wahr, und die liebevolle Anerkennung des Genius wirkt um so wohlthuender je größer die Differenz des Darstellers von dem Objecte ist. . . Ein Fehler scheint mir nur in dem Accent zu liegen

den er auf Italien in Bezug auf Goethes poet. Umwandlung, z. B. in der Iphigenie legt. Die von mir herausgegebene prosaische Dichtung bezeugt ja, daß der wesentliche Gehalt dieses Kunstwerks bis in das Detail seiner Gestaltung unverändert geblieben ist, und daß also hier wie überhaupt, Italien nur zur Erscheinung brachte was bereits in Weimar unter der Oberfläche verborgen geruht hatte, während Gerv., wie es mir scheint, die ganze Conception der Iphigenie auf Rechnung der in Italien bewirkten Umwandlung setzen möchte. Hierin geht er, dünkt mich, allzuweit, und hätten wir im Tasso die erste Gestalt, wie wir sie von der Iphigenie besitzen, so würde sich der Beweis ohne Mühe führen lassen, daß Italien nur formgebend auf Goethe gewirkt, und sein kritisches Auge geschärft hat, und daß er den Lebensodem der schaffenden Kraft nur in Deutschland, nur vor seiner „Flucht" nach Italien fand. Und wenn nach des Dichters eignem Ausspruche: „Niemand ungestraft unter Palmen wandelt," so wäre es wohl auch eine fruchtbare Aufgabe, nachzuweisen, wie diese Wahrheit sich auch an ihm bestätigt und wie Italien, das ihn allerdings in seiner ganzen menschlichen Herrlichkeit erscheinen ließ, doch auch viel von seinen späteren Irrwegen, seiner einseitigen Vorliebe für das Antike, seiner Versündigung an dem Geiste christl. Kunst, Baukunst u. s. f., seinem Quietismus, seiner Abwendung, ja „Perhorrescirung" der lebendigen Geistesbewegung seiner Zeit verschuldet hat. Hier hat der einseitige Niebuhr viel Wahres und Richtiges gesehen, und Gervinus selbst läßt es an vielen Orten durchblicken, daß Goethe in Italien auch die geistige Infizirung des italienischen Charakters moderner Zeit empfangen habe.

An Carl Stahr. **16.** Oldenburg, d. 19. Dezbr. 41.

Den politischen Nachtwächter haben wir hier seit 14 Tagen, und genießen ihn mit aller Lust. Es ist unzweifelhaft das bei weitem ergreifendste und poetisch beste was in diesem Genre der polit. Satire — deren Aufsteigen von Hoffmann durch Herwegh zu dem Verf. (es ist Franz Dingelstedt nach guten Nachrichten, der seine Lehrerstelle in Fulda aufgegeben und, wie es heißt, an die Allg. Zeitg. nach Augsburg als Mitredacteur gegangen ist) du richtig

charakterisirt, geleistet ist. Wie wunderbar trifft es zu für den richtigen Blick des Historikers, des männlichen Gervinus (— den ich einen zur Form und Gestaltung durchgedrungenen Schlosser nennen möchte), daß in dem Augenblick, wo er (Bd. V zu Ende) auf die polit. Satire als das nächste Element des poetischen Lebens in seiner Bewegung hinweiset, schon die Erfüllung le commencement de la fin eintritt! Immermann's Tristan muß übrigens nicht versäumt werden. Für diesen wirst du mir danken, und mit mir sagen, daß in der gesamten deutschen Litteratur nichts Gleiches existirt — in dieser Gattung. Gott sei Dank, daß es nach des Dichters Tode wenigstens ein Torso geblieben, und nicht durch eine Tieck'sche Fortsetzung — denn auch eine solche hatte der alte Romantiker wie so Vieles in seinem Leben versprochen — verunstaltet worden ist.

An Marie Stahr. **17.** Dresden, 3. Juli 1842.

... Von den neuen Bekannten interessiren mich vor Allem die jungen Russen. Diese ächt asiatischen Kinder des ungeheuren jugendlichen Slavenreichs sind wahre Phänomen für mich. Der älteste, etwa 27—28 Jahr alt, früher Capitain in der Gardeartillerie, hoch und kühn aufgeschossen von rabenschwarzen Locken umschattet, eine wilde Natur, stark wie ein junger Löwe, schlank und federkräftig wie ein springender Königstiger, ist — Republikaner von der Sohle bis zum Scheitel, hat gründlich deutsche Philosophie studirt, ist in Geschichte und Politik tüchtig bewandert, und will nach längerm Aufenthalte in Deutschland nach Frankreich gehen, um dort die Freiheit fördern zu helfen. In sein Vaterland darf er nimmer zurückkehren bei seinen Grundsätzen. Solche Naturen, so kühn und naturkräftig, so wild und feurig findet man nirgends in deutscher Jugend. Gegen ihn sehen sie aus wie Schlafmützen gegen einen Heroenhelm. Noch wunderbarer aber waren seine Berichte über das Treiben der studirenden und militärisch gebildeten Jugend in Rußland, ich hatte keine Ahnung davon, daß man sich dort mit Feuer um deutsche Philosophie und ihre neuesten Evolutionen bekümmert, und mit der ganzen Frische eines jugendlichen Volksgeistes auf diese neuentdeckten Quellen stürzt. Und das sind keine Phrasen. Denn Ruge, der die Russen seit Monaten kennt, sagt

mir, daß sie gründlicher in das Wesen der Philosophie unsrer Zeit und ihre Consequenzen eingedrungen seien als viele deutsche Professoren. Ich bin äußerst gespannt auf die Leute. Meinen Helgoländer Freund Katerine kannten sie. „Das ist ein ganzer Kosak" sagte der ältere zu mir: „er kennt mich" setzte er hinzu," und als er hörte, daß ich mich um einen Paß in Rußland bewerbe, sagte er zu mir: „„Der Kaiser sollte dir einen Paß nach Sibirien geben"". Und ein andermal, als er meine Grundsätze mich hatte aussprechen hören, sagte er: „„Bakunine wenn mir der Kaiser beföhle dich zu hängen, ich thät es den Augenblick"". — Kurz dies sind sehr merkwürdige Menschen. Und wenn es keine heimlichen russischen Emissaire sind (Gott verzeih mir den Verdacht, aber ich kenne Rußlands Manieren) so sind es die größten Wunder, die mir noch je vorgekommen.

An Marie Stahr. **18.** Dresden, Sonnabend, d. 16ten Juli 42.

. . . Nach einer unruhigen Nacht voll wilder Träume bin ich später als gewöhnlich erwacht. Das ist kein Wunder. Denn noch rauscht und klingt und wirbelt und brauset durch mein Gehirn die wilde halbtolle Musik von Giacomo Meyerbeers „Hugenotten"; noch baden sich Herz und Sinne in den Fluthen trunkener Erinnerung an das Spiel der ersten unvergleichlichsten Künstlerin die je meine Augen gesehen. Ja diese Schröder-Devrient ist ein großes, gewaltiges, ein einziges Weib. An die Aeschyleische Großheit dieses Spiels, dieses dramatischen Gesanges gehalten werden alle andern Künstlerinnen die ich sah zu Zwergen, die männlichen Partner selbst (hier der Tenor Tichatschek) verschwinden gegen sie, und werden zu Weibern. Und neben dieser übermenschlichen Großheit und riesigen Kraft der Stimme des Gesangs, des Spiels, in welchem jedes Glied, jeder Nerv, jede Muskel belebt, beseelt, Ausdruck und Geist erfüllt, der ganze Leib dieses wunderbaren Weibes ein einziges wogendes Meer der intensivsten Leidenschaft erscheint — neben und mit alle diesem eng verbunden die tiefste, seelenvollste, hinschmelzendste Zartheit der Liebesempfindung, deren oft kaum hingehauchte Töne und verschwindende Laute die Herzen zerschmelzen

macht. Und ihre Mimik! — Es ist buchstäblich wahr, daß ihr stummes Spiel, dieser Wandel des Ausdrucks in den Zügen, der wie Wetterleuchten vom ersten Aufmerken durch alle Grade der Spannung hindurchführt, und aus der finstersten Nacht der Angstzerrissenen Verzweiflung, der in sich gebrochenen Vernichtung, zur freudigsten Entzückung und Seligkeit überspringt — daß diese stumme Sprache der Empfindung ebenso laut, ebenso gewaltig, ebenso erschütternd zu uns spricht, als Ton und Gesang, Wort und Rede es aus ihrem Munde vermögen. Die Bewegungen dieses Leibes haben ihr eignes Gesetz, keine andere Künstlerin kann hier lernen um nachzuahmen, denn nur diese Individualität, nur dieser Sprachton, dieser Gesang, dieses dramatische Spiel sind ihnen gemäß; dieses Zusammengesunkene, Gebeugte, Gebrochene der Haltung findet seinen Contrast, seine Entsprechung nur in dieser Majestät, mit der in der Begeisterung der Leidenschaft die Pracht dieses Leibes zu riesiger Gestalt emporschnellt. Die Scene des 4. Akts, wo auf das in höchster Leidenschaft doch gebrochen hingehauchte Liebesgeständniß, die Furcht, die Angst der Verzweiflung um den Geliebten, der sich losreißen will von dem eben aufgeblühten Glück, die wildesten Töne des flehenden Gebietens des gebietenden Flehens „zu bleiben" folgen, wo sie zuletzt die Worte: „Nein! bleibe!" und: „Nein! bei Gott! Du darfst diese Schwelle nicht überschreiten! Fest an Dich klammre ich mich!" nicht mehr singt, sondern spricht — diese Scene ist das Höchste, Größeste dramatischer Kunst was ich gesehen. Mit diesem Akte müßte das Ganze schließen. Jede Steigerung ist unmöglich, und alle Schrecken, alles Rührende was im 5. Akte aufgeboten wird, bleibt weit hinter dem Eindruck zurück, mit dem der 4. abschließt. Die Besetzung des Stücks, war die denkbar vollendetste.

Nachmittag 3 Uhr. — Ich konnts nicht lassen, ich hatte sie trotz doppelter Augengläser nicht ordentlich gesehn, um mir ihre Züge ganz und fest zu imprimiren — und das wollte ich doch gern. Also Herz gefaßt und hingegangen — „und zu wem denn?" — Nun zu wem anders als zur Schrödder-Devrient. Ich gab meine Karte ab. Sie war um ½12 noch nicht vollständig in Morgentoilette, was ich nach solcher Anstrengung wohl begreife, und ließ

mich daher um eine Stunde wiederzukommen bitten. Das that ich denn. Ein Kammermädchen führte mich in ein Wohnzimmer, behaglich und comfortable ausgestattet, Flügel, Divans, runde Tische, kolossale Spiegel, Julius Mosens „Congreß" lag aufgeschlagen auf dem Lesepolster eines kleinen Ruhebettes. Ein anstoßendes offenes sehr großes Zimmer war wie ein Zaubergarten besetzt mit Orangerie und exotischen Blumen hinter und an grünen Gittern; schöne Teppiche deckten den Fußboden. Höchste Sauberkeit und Ordnung ohne vornehmseinsollende Kleinlichkeit waren vorherrschender Charakter des Ganzen, wie sie denn auch später im Gespräche sagte, daß ihr nichts mehr zuwider als Unordnung, und daß sie darin fast pedantisch sei, ja sich höchst widrig zumal bei der Rückkehr aus dem Theater durch eine schiefe Lage oder Stellung ihrer Sachen im Zimmer afficirt fände. Mir sehr natürlich: denn diese Ruhe und Ordnungsbehaglichkeit muß für ihre aufgeregte und von Leidenschaft aufgewühlte Stimmung grade in solchen Stunden etwas calmirendes haben. Nach 2 Minuten trat sie ein, leider nicht allein, sondern von Kapellmeister Marschner und Frau; desgl. Tochter begleitet. Ich sagte etwas Passendes zu meiner Einführung, und leitete das Gespräch auf die gestrige Aufführung. „Ach, ich bedaure, rief sie, daß Sie mich gerade gestern sehen mußten; ich bin gar nicht zufrieden mit mir." — „Dann sind Sie die Einzige unzufriedene, versetzte ich, und so hinreißend Sie die Menschen zu bezaubern vermögen, hieran wird selbst Ihre Überredungskunst scheitern." Hauptsächlich unzufrieden war sie mit dem freilich etwas steifen und leblosen Spiele Tichatschecks (Raoul ihr Geliebter im Stücke). „Ich habe diese Parthie eben 10 mal in Berlin mit Mantius gesungen," sagte sie, „wie brachte mir der alles entgegen! Es war eine Lust. Und dabei wie bescheiden, und doch so geistvoll und seelenhaft." — Sie machte darauf, theils recitirend, theils singend auf viele Stellen aufmerksam, wo Tichatschek namentlich in dem herrlichen 4ten Akte die ärgsten Fehler gemacht, und sie ganz im Stiche gelassen. Ich freute mich, daß sie ihn einmal fast an das Proscenium vorgerissen, weil er immer sich von ihr, an der er doch alles und sich vergessend hängen soll mit Seel und Augen weit entfernt hielt. „Ja, ich mußte wohl," rief sie, „ich konnte den

Menschen ja nicht vorbringen." „Einmal (fuhr sie fort) als er statt zu mir heranzustürzen, wie ein Stock stehen blieb, rief ich ihn gradzu an: „Nun!? Herr Tichatschek?!", ich wundere mich daß man es nicht gehört hat." Kurz dieser Patron ist ein geistloser unwissender und bildungsloser Böhme, dem man zuviel weiß gemacht hat und der jetzt glaubt: er brauche von der Meisterin keinen Rat mehr anzunehmen. Von seiner Unwissenheit erzählte sie eine ergötzliche Geschichte aus der Aufführung der Oper Norma, wo er weil Römer in Frankreich spielen, glaubte, die Sache gehe „halt" in Rom vor. Wie sehr sie mit Leib und Seel in ihrem Spiel bei der Sache ist, ergab sich aus all ihren Reden. „Neulich in Breslau," (erzählte sie) sang ich den Romeo und Dmslle Spatzer die Julia. In der Grabscene, wo ich mich auf die im Sarge liegende Julia hinstürzte und die verzweiflungsvollsten Klagen ausspreche, flüsterte mir — denken Sie — die Person zu: „„Zerdrücken Sie mir doch mein Kleid nicht""!! Und in dem Akte, wo ich sie ihrem Vater zuschleudere, war das Erste, was sie that, daß sie sich die Falten wieder zurecht strich."" — Die Devrient hat noch immer Spuren großer Schönheit. Ihr Gesicht ist edel, ihre hellblauen Augen haben ein wunderbares Leben. Ihre Arme sind wunderschön, in dem weiten feinröthlichen Morgenmantel sah sie prächtig aus. Morgen wird Marschners Oper: Der Templer und die Jüdin aufgeführt. Wie freut' ich mich, als sie mir das sagte. Da werd ich natürlich hingehn, und bedaure nur, daß Karl nicht theilnehmen kann. Vielleicht besuch ich sie mit ihm noch einmal.

An Marie Stahr. **19.** Dresden, Sonnabend, den 23. Juli 1842.

. . . Um ½7 ins Theater, um Halms Sohn der Wildniß zu sehn, ein Stück, welches in Wien und sonst überall Furore gemacht hat, und auf das mich Herr v. Gall im Voraus aufmerksam machte. Der erste Akt exponirte gut, der zweite gab mit geringen Mitteln sehr anziehende Situationen, in denen die geistige Ueberlegenheit der Cultur und Sitte, sich über die rohe Kraft der Uncultur in der Weise geltend macht, daß eine griechische Sclavin den wilden Häuptling eines rohen gallischen Volkes sich zuletzt unter-

würfig macht, ja ihn zu dem Entſchluſſe bringt, ſie frei zu laſſen, und ſelbſt ſein Räuber- und Nomadenleben aufzugeben, und „ein Grieche zu werden“ — wie es dummer Weiſe Fr. Halm, der Verfaſſer, ausdrückt. Bis dahin alles gut, und die mährchenhafte Färbung und Haltung des Ganzen übte einen Zauber, der ſeine Wirkung nicht verfehlte. Vom 3. Akte an aber wiederholen ſich die ſchon in den vorigen erſchöpften Liebes- und Sentimentalitätsſituationen, das ewige Einerlei wird ermüdend, trivial, und der Verf. ſinkt in der Schilderung des Griechenthums zu vollſtändigem Fiasco hinab. Statt in dieſem die Sitte, Recht, Geſetz, kurz die Bildung und alle ihre Elemente als das Mächtige, Bezwingende, Herrſchende der rohen Kraft des Barbaren gegenüber zu ſtellen, ſind ſeine Griechen, feige, nichtsnutzige, egoiſtiſche, gemeine, ſklaviſche Geſellen; der Timarch, d. i. der Bürgermeiſter der griechiſchen Stadt Maſſalia iſt ein Tyrann trotz einem Wiener Polizeiinſpector, ſeine Mitbürger kriechende, zahme Wiener, und der Erbärmlichkeit und Hinterliſt des cultivirten Geiſtes gegenüber wird nun die Gradherzigkeit, Ehrlichkeit und Treue des Barbaren gefeiert, der doch wieder erbärmlich genug denkt, bei ſolchen Schelmen zu bleiben, ſtatt ihnen ihr Bürgerrecht, und was ſie ihm ſonſt aus Noth gezwungen geben, vor die Füße zu werfen, und in ſeine Wälder zurückzukehren. Kurz der Verf. hat ſein Ziel völlig verfehlt, weil er nicht wußte, was Freiheit, Bildung, Staat und Griechenthum war. Sein Held iſt ein verlauſter ungriſcher Räuber, der nach Wien geht, um ein Wiener zu werden, und das Stück iſt eine Verſündigung an dem antiken Geiſte der Freiheit, der Sitte und des Rechts, deren Früchte uns in Hrn. Halms Bürgern und ihrem Betragen als faul erſcheinen. Es iſt eine außen friſche und rothe Frucht, wir beißen durſtig hinein, und finden ſie wurmſtichig und von Fäulniß ergriffen. So tief herabgebracht iſt Oeſtreich, daß die Liebespoeſie, oder eigentlich das Geſchlechtsverhältniß das Einzige iſt, was dem allen Lebensinhalts beraubten Volke ſeine Dynaſten und Zwingherrn gelaſſen haben. Julius Moſen, Köchly u. a. waren mit in der Vorſtellung, und unſer Urtheil war durchaus gleichlautend. Das Spiel war ziemlich gut, indeſſen machte Myron der Waffenſchmied aus ſeiner Rolle, die ſchon verfehlt iſt, eine völlige Carrikatur. —

iſt. Dieſe Politik iſt wahre Religion der Politik, deren Grundzüge groß ſind, daß alle Religion nur klein iſt gegen dieſe. Wie zum Beiſpiel: die Freiheit Aller macht den Einzelnen frei. Das Volk iſt der Höhepunkt, nach dem der Lauf der Sterne berechnet wird. — Drittens: Nur das macht mich zum Fürſten, was ich dem Volk angedeihen laſſe, oder viertens: was iſt ganz mein? Meine Seele! aber es iſt ein Gott über ihr, der ſie liebt. — Der gab dieſer Seele zur Triſt die Weisheit und Gerechtigkeit für das geſammte Volk, an ihm muß ich meinen Willen reifen, an ihm meinen Witz ſchärfen, an ihm muß der Heldenmuth für es groß werden, in der Entſagung muß ſich die Liebe läutern."

„Dazu iſt mir das Volk geſchenkt, daß ich in ſeinem Spiegel mich erkenne; dazu iſt mir's gegeben, daß ich groß und klar, wie ein fruchtbarer Sommertag über ihm herziehe.— Ein Sonntag iſt bald herum, aber er kann ein froher Tag ſein, an dem das Volk ſich nicht bedrückt fühlt, aufgelegt zum Blühen, an dem es ſelbſt ſich entwickelt zu großer Geſinnung, an dem es nicht mit dem linken Fuß aus dem Bett ſteigt, — langſam und träg ſich herausſchleppt, ſondern mit froher Zuverſicht mit beiden Beinen zugleich dem Tagwerk entgegen ſpringt. Nicht furchtſam wie von Sclavenarbeit; heiter wie friſche Morgenluft, ein Gefühl, daß der Tag fruchtbar Wetter bringe. Nun! ein ſolcher Tag iſt kurz! er geht unter thatenreicher Kraft ſchnell weiter. Ein Menſchenleben iſt auch kurz. Vor Allem was in der flüchtigen Zeit gewonnen iſt, kann der Menſch, wie der Tag, nichts ſein nennen, als die edle Wirkung auf die Geſammtheit, nichts iſt dieſe als die ſüße und doch feurige Reifekraft des Tags!"

„Das Volk will ſeinen Fürſten unſterblich haben und ſieht mit Schaudern ſein Verſinken, und warnt ihn mit jeder Bewe-

Julius Mosen. **20.** Dresden, am 24. Aug. 42.

Theuerer Freund!

Dein Beſuch bei uns iſt für mich die große Blume an der Kaktusſtaude dieſes heißen Sommers, ich habe ſie in meiner Seele aufblühen laſſen, wo ſie unverwelklich prangen ſoll. Auch meine Frau freut ſich der Erinnerung an Dich, und der Hoffnung, Dich vielleicht wieder als einen täglichen Hausfreund bei der abendlichen Hauslampe ſicher, in der Nähe und immer ſehen und ſprechen zu können. Deſto mehr hat uns das Leiden Deiner Marie betrübt, wie viel müßt Ihr Guten nun zuſammen tragen und dulden! . . . Der König von Preußen geizt nach demſelben Ruhme [die Litteratur zu befördern], er ſcheint ihn nicht zu erringen, da er ihn erreichen will durch Leute, welche ohnedieß und ohne ihn berühmt geworden ſind. Wer den Ruhm haben will, einen Baum gepflegt zu haben, der muß den Muth haben, der Gärtner junger Bäume ſein zu wollen. Was docire ich da! Du ſiehſt, daß ich in den Schuß gekommen bin, und bitte deshalb um Nachſicht. — Am 1. Oktober wird auf hieſigem Hoftheater Bernhard von Weimar in Scene gehen, bald darauf in Stuttgart. Ich bin der Hoffnung, daß Du Dich mit dem Stücke ausſöhnen wirſt. Da es aus meiner Anſchauung herausgedichtet iſt, muß es ſich als ein nothwendiges, fortſchreitendes entwickeln. Du wirſt im 1ten Acte die Expoſition, im 2ten die Schuld, im 3ten und 4ten die bis zur Sühne im Tode des 5ten Actes ſich ſteigernde Handlung ſchon noch herausfinden, wenn nicht früher, doch bei der Aufführung, wenn das Stück nämlich gut beſetzt wird. Da ich glaube, die wahre hiſtoriſche Tragödie dadurch zu erzielen, daß ich das Geſetz, welches die wirklichen hiſtoriſchen Schickſale geſchürzt und gelöſt hat, mehr aus dem gegebenen Stoffe herausfühle und in ihm es poetiſch cryſtalliſiren laſſe, ſo werden meine Stücke auf den erſten Augenblick ausſehen, wie dialogiſirte Geſchichte. Dieſer Schein der Wirklichkeit und Zufälligkeit, wo im Kunſtwerke beide gründlich vergeiſtigt ſind, ſcheint mir der Stempel der Vollendung zu ſein, ohne daß ich behaupten will, eins meiner Werke beſitze ihn. Du fragſt, was ich jetzt arbeite? — Frage lieber, was ich arbeiten möchte, denn

die glühende Sommerhitze versengt alles grüne Laub und die Trauben beginnen erst sich zu klären. In der nächsten Zeit will ich an meinem Novellenbuche schreiben, da ich durch meine Stellung zu sehr behindert bin, mich dem Drama ganz hinzugeben, welches ununterbrochene Gedankenarbeit erheischt. Mit der Novelle wird man leichter fertig, man findet sich bei Unterbrechungen bald wieder zurück. Ich fürchte die literarischen Zustände in Verbindung mit den bürgerlichen, werden mich immer mehr zum Novellisten umstempeln. Um so lieber wäre es mir, wenn ich durch dich gezwungen werden könnte, alle meine Kräfte der Bühne zu widmen. Mit Ruge bin ich in letzter Zeit häufig zusammen gekommen: er ist eine gesunde Revolutionsnatur.

Julius Mosen. **21.** Dresden, 13. Oktbr. 42.

Gestern Abend ging mein „Bernhard von Weimar" zum ersten Mal auf hiesiger Hofbühne so ausgezeichnet in Scene, daß ich noch ganz berauscht von dem Eindruck bin, welchen die Darstellung auf mich machte. Mein Herz ist von so tausend Empfindungen voll, daß ich mich zu einem Freunde flüchten muß, um es mir durch die Mittheilung leicht zu machen. Ich hatte mir die größte Mühe gegeben, die Darsteller und Darstellerinnen meiner Charaktere in den Lese- und Spielproben zu orientiren, sie ist mir tausendfach belohnt worden. Diese Darstellung in ihrem vollkommnen Gelingen zeigte mir, was ein Dramaturg bei einer Bühne leisten kann, und ich begreife die Intendanzen nicht, wie sie einen solchen für überflüssig halten können. Freilich zeigt es sich auch allenthalben, wohin diese Verläugnung der Kunst führt. Ich kann mich von ganzer Seele darum härmen, daß die Kunst so barbarisch der Laune und dem Zufall überlassen bleibt und daran zu Grunde geht. Gebt nur dem Publicum ein wirkliches Kunstwerk, es wird es gewiß mit Enthusiasmus begrüßen. Der dramatische Dichter kann nur durch die Darsteller sein Werk lebendig werden lassen, und wer unterrichtet sie, wie es zu machen sei, wenn nicht er selbst oder durch einen, der seine Stelle vertritt. Schreibe doch etwas über diesen Gegenstand. Vielleicht bedarf es bloß der Mühe, die Intendanzen über ihren eignen Vortheil aufzuklären. Mich selbst reißt es zu immer

neuen Schöpfungen hin; ich kann nur nebenbei polemisiren. Heute Abend schlafe ich aus; denn ich habe in voriger Nacht kein Auge zugethan, morgen Abend wird das Stück wiederholt. Devrient als Bernhard, Fräulein Beyer als Marie de Vignerot, Fräulein Bauer als Landgräfin waren ausgezeichnet. Die Musik von Rastalli machte einen guten Eindruck. Zum Aufzuge vom 4. Act hatte er einen feurigen Marsch componirt, welcher als Zwischenmusik zwischen dem 4. und 5. Act wiederholt wurde, so daß man in die Täuschung hineingeräth, als marschire man mit nach Naumburg. In der letzten Scene des 5. Actes war der Rhein auf die Gardine gemalt. Marie von Vignerot trat durch eine kleine Seitenthüre in das Zimmer, ging am Herzog vorüber und verschwand dann auf der Gallerie, welche außen so angebracht war, daß es die Rheinaussicht nicht beschränkte. Ich gab ihr noch die Worte in den Mund:

Bestell Dein Haus, zu Ende ist Dein Werk;
Aus meinem Herzen, das Dein Fuß zertreten,
Stieg das Verderben über dich empor!

Bernhard.

Hinweg Phantom, Gott schütze mich vor Dir!

Marie.

Du nahmst und trankst u. s. w.

Wird es bei euch aufgeführt, so lasse diese Worte einschalten. Wäre ich nur zur Aufführung dort; es sollte schon gehen. Aber — hier sitze ich am Ufer und kann nicht mit. Wenn ich nur Jemand bei mir hätte, mit dem ich zuweilen für Etwas schwärmen könnte. Da muß ich an Dich denken, und nun sitzest Du da so weit dahinten, zwischen Föhren und Sand. Nach der Aufführung kamen einige Freunde zu mir, meine Frau hatte ein großes B backen lassen, das wir lachend bei einem Glase Punsch verzehrten. Freund Ruge kam auch. Er wäre ganz hingerissen gewesen, wenn er nicht seine armen Franzosen hätte beklagen müssen. Ich tröstete ihn aber mit der Energie des Paters Joseph, welche ihm einleuchtete und ihn beruhigte. Meine Frau, welche Deiner oft erwähnt, denn sie ist Deine große Freundin, guckt mir jetzt über die Schulter und läßt

Dich und die Deinen grüßen. Mein kleiner Görg von Frundsberg kann schon laufen und bekommt das 8te Zähnchen. Was ein Kind einem doch für Freude macht! — Nun muß ich schließen, denn meine Geschäfte rufen mich hinweg.

Am 15. Octbr.

Gestern wurde mit wiederholtem Beifall „Bernhard von Weimar" zum 2ten Male gegeben, ich hoffe, daß er nunmehr auf der Bühne eingebürgert sein möge. In der nächsten Zeit will ich einmal nach Berlin reisen, um das Stück möglichst auch dort auf die Bretter zu bringen. Es ist jetzt viel die Rede davon, daß ich hier als Dramaturg an Tiecks Stelle kommen soll. Ich werde nichts dazu thun, denn ich kenne die Hölle voll Neid, welche sich mir entgegenbäumt. Man würde mir wie Tieck zwar am Ende verzeihn, wenn ich, wie er keinen Erfolg auf der Bühne gefunden hätte! — So werde ich doppelt gehaßt. Du könntest mich dafür desto mehr lieben. Warum bist Du denn immer so traurig? Hat das bunte Leben denn Nichts, was Dich fortwährend erheitern könnte? und wäre es nur auch der bunte Fasching, in welchem sich die verschiedensten Masken um uns herdrehen. Bald, nur zu bald wird das bewaffnete Entsetzen hereinbrechen, wo der Ernst von selbst kommt. Gönnen wir uns diese letzte Stunde, wo die Poesie noch im Gemüthe walten darf. Denke an Shakespeare und die ihm auf dem Fuße nachtretende Zeit — auch Deutschland wird seinen Cromwell haben! — Ich drücke Dich an mein Herz und bitte Dich um baldige Zuschrift. Tausend Grüße von meinem Weibe und Erich!

Julius Mosen. **22.** Dresden, 30. Oktober 42.

Lieber Freund!

So will ich denn wieder ein Stündchen mit Dir verplaudern. Es ist Sonntag, wo der Drang der Geschäfte abseits weicht und eine grüne Stelle im Leben frei läßt. Schon deshalb bin ich gegen die neuesten Richtungen, weil die eine den Sonntag mit Pfaffenröcken verdüstern und die andere ihn ganz ausstreichen will. Man mag das Leben ansehen, wie man mag, der Dichter muß von

der Partei, nicht aber vom Prozesse, welcher durch ihren Kampf bedingt wird, abstrahiren. Die Poesie ist eine Tochter der absolutesten Freiheit, sie mag von keiner Seite her einen Zwang ertragen. Sie jubeln darüber, daß wir jetzt eine politische Parteipoesie haben, vergessen aber darüber, daß die Poesie schon einmal an der Partei zu Grunde ging in der Reformation, wo sie Kirchenlieder, wie jetzt Oppositionslieder machen mußte. Ich komme auf diese Reflexion durch Herwegh, welcher jetzt hier ist. Er ist ein schlanker, brünetter Mann, einfach und gemüthlich, nur leidet er schwer an der Zerrissenheit dieser Zeit, aus welcher er einen Weg durch die Politik sucht auf der äußersten Linken. Dort wird er aber nur eben ein Parteimann sein, aber kein Dichter. Er war in Paris, wo er sich viel mit dem Kommunismus beschäftigt hat. In diesem sieht er das Heil der Welt; ich bloß den Umsturz aller Verhältnisse, wie einst in England durch die Puritaner, welche das poetische England todt machten und groß zugleich im materiellen Interesse, gegen welches nun die puseytische Richtung reagirt und es am Ende stürzen wird. Ich kann mich für diese Bewegungen nur interessiren, insoweit ich sie poetisch bewältigen und sie in der Tragödie zur Anschauung bringen kann. Zürne mir deshalb nicht, die Poesie ist nun einmal meine Religion, dran Gott sich über alles lebendige freut und nur das Todte hinter sich wirft.

Gestern Abend wurde Bernh. v. W. zum dritten Male bei vollem Hause mit Beifall wiederholt, obschon das Stück mit einer riesigen Oper: „Rienzi" von Wagner concurriren muß. Die gefährlichste Probe, welche ein recitirendes Schauspiel nur zu bestehen haben kann. . .

An den Intendanten von Gall habe ich inliegenden Brief geschrieben als Antwort auf eine sehr freundliche Zuschrift an mich, worin er thätig seine Hoffnung, welche auch die unsere ist, an den Tag legt. Wird mir es eines theils schwer, Dresden zu verlassen, so begeistert mich doch der Gedanke, daß mich mein Herrscher, Phoibos Apollon, von hinnen rufen würde. Wäre es nur möglich, daß wir drei Menschen: Du, v. Gall, und ich — uns recht einig zusammenbinden könnten, so könnten wir vielleicht mehr erreichen, als wir jetzt noch ahnen können. Wenigstens bleibt uns gestattet

für die Hoffnung zu schwärmen; — denn so jung sollte man immer bleiben, um sich enthusiasmiren zu können; denn nur durch die Begeisterung für das Ideal können wir einen Theil davon verwirklichen. . .

An Julius Mosen. **23.** Oldenburg, 12. Dez. 1842.

Dein Katte ist noch nicht zur Aufführung gekommen, wird es aber im Jan. 43 sicher. Da ich die Proben wohl leiten werde, so bitte ich Dich um Folgendes: Schreib mir doch eine Characteristik der Figuren, wie Du sie gehalten wissen willst, auf, damit ich den Schauspielern nöthigenfalls sagen kann: Hier stehts, so will es der Dichter selbst. Dies hat mir bei der Einübung des Prutzschen Bourbons, der vor 4 Tagen hier als Benefiz gegeben wurde, gute Dienste gethan. Die Aufführung war vortrefflich und Alles stimmte darin überein, daß die Schauspieler in Jahren nicht so gespielt als jenen Abend. . . Prutz ist ohne Bedenken neben Dir das bedeutendste dramatische Talent und selbst diese wilde Skizze bürgt dafür. Es wäre wahrhaft schön und edel, wolltest Du, wenn das Stück mit allen seinen Aenderungen in Deinen Händen ist, an Deinem Mitstrebenden und seinem Werke zeigen, wie die Kritik bei einem Drama von Bedeutung verfahren soll. Du kannst das, denn Du bist groß genug, um ruhig auf den Mitstrebenden zu blicken. Wie freue ich mich auf die Darstellung Deines Werks an dem meine Liebe hängt und das mich an die schönsten mit Dir und meinem geliebten Bruder verlebten Stunden des scheidenden Jahres erinnert, an jenen Morgen, wo uns beiden Brüdern die Lesung des Stücks die Thränen in die Augen lockte und wir uns gestanden: hier sei ein Dichter.

Von Deinen Stücken hab ich Wendelin und Helene gelesen. Es ist voll Frische mit leiser Götzischer Färbung in Ton und Sprache, aber auch sehr unruhig und es fehlt, scheint mir, die dramatische Entwicklung. . . Es ist etwas Holzschnittartiges, Treuherziges in der Zeichnung und ich sehe nicht, wie es aufführbar sein möchte. Das sind nun so meine Einfälle, die ich Dir von Herzen her ausspreche, weil ich weiß, daß Du nicht zürnst. Größer, gewaltiger ist Otto III. Aber es ist auch mehr historisches Ge-

mälde als tragiſches Drama, dieſer Liebeszauber hat etwas Geſpenſtiges, Schattenhaftes, der Tod des Crescentius, durch die Verſunkenheit und Vergeßlichkeit des träumenden Kaiſers iſt eine Schuld, deren drückende Schwere ich nicht mitfühlen kann, eben weil die Veranlaſſung traumhaft, keine Handlung iſt. . .

Von neuerer Lectüre hat mich das Langſche Buch trotz ſeiner nackten Proſa ſehr erbaut. Himmel wie ſah und ſiehts z. Th. wohl noch in dieſem großen Augiasſtalle Deutſchland aus. Ich habe ehrenwerthe Männer, namentlich Juſtizbeamte geſprochen, die ſteif und feſt behaupten, Lang rede Unwahrheit und ſolche Nichtswürdigkeiten kämen in Deutſchland nicht vor!!

Julius Moſen. **24.** Dresden, 30. Dezbr. 42.

Theurer Freund.

Ehe dieſes Jahr gar vorübergeht, drängt es mich, Dir noch einmal zu ſchreiben und Dir zu danken für die Freuden, die aus unſerer Freundſchaft immer friſcher erſprießen. — Möchte daraus ein edler Baum erwachſen, unter welchem wir noch in fernen Tagen von der Tageslaſt im heiteren Geſpräche ruhen können! Deinen Artikel über den jetzigen Zuſtand der deutſchen Bühne (in d. Rhein. Zeitung) habe ich als gedruckten Brief an mich geleſen. Die Fortſetzung mit dem Berichte über den Prutz'ſchen Bourbon habe ich noch nicht gefunden. Daß das Stück in Oldenburg ſo gut in Scene ging, freut mich; denn jeder Schritt Landes, welchen die ernſte Tragödie erkämpft, iſt eine Eroberung. Ich wünſche ſehr, einſt allen Strebſamen beweiſen zu können, wie gern ich ſie fördern möchte. Es ſoll an mir nicht fehlen, auch mit Prutz in klare Bezüge zu kommen und ich will gern ſeine früheren Berichte über meine dramatiſchen Werke nicht in Anrechnung bringen; denn Du haſt ſehr Recht, wenn Du der Kritik vorwirfſt, daß ſie dem dramatiſchen Dichter das Wohlwollen des Publicums raube. Das Drama will nun einmal unmittelbaren Genuß und Illuſion. Wer dazu in das Theater die Scepſis bringt, der iſt nicht zu täuſchen mit den Mitteln, welche uns zu Gebote ſtehn. Deine Urtheile über Wendelin und Helene und Otto III. habe ich mir aufmerkſam zurecht zu legen geſucht.

Deine Definition von Schuld (bei Otto III.) scheint mir zu eng gefaßt, so, wie sie ist, streicht sie ein halbes Dutzend der schönsten historischen Tragödien Shakspeares und Hamlet aus. Bei der historischen Tragödie muß man auch eine historische Schuld annehmen, eine solche ist die, wo ein Held seine Gemüthszustände in einem entscheidenden Augenblicke nicht zu beherrschen versteht, — eine solche ist, wo (wie Hamlet) er handeln und nicht zweifeln soll. Talleyrand definirt eine solche verhängnißvolle That oder Unterlassung: sie ist mehr als ein Verbrechen, sie ist ein Fehler. Die griechische Tragödie, als die plastische, welche immer eine Art der Empörung gegen die göttliche oder menschliche Ordnung zum Vorwurf hat, paßt schon besser zu Deiner Definition, doch fiele ihr auch Oedipus auf Colonos zum Opfer.

In dieser Zeit bereite ich eine 2te Auflage meiner lyrischen Gedichte vor, es sollte mir lieb sein, wenn ich sie zu Ostern auf den Markt brächte. Ich lege mir auch wieder einen Stoff zu einem Romane zurecht. In jeder Beziehung wünschte ich bei Dir und mit Dir zu sein; — ich denke mir, es sollte doch etwas aus dem deutschen Theater werden, dürfte ich alle meine Kräfte dorthin wenden. Doch weil ich ein Fatalist bin, halte ich alles für gut, was die Zeit bringt. Auch die Gegenwart hat ihre Rechte. Ich freue mich sehr auf die Aufführung Katte's in Oldenburg. Du hast von mir jede Vollmacht zur Instruction der Schauspieler. Die Rolle des Prinzen wird die schwierige sein. Alle Stellen, wo der zukünftige Herrscher angedeutet ist, lasse stark hervorheben, sogleich im 1ten Act das kurze Gespräch mit Katte. Auch da, wo ihn die Umstände zwingen, aus dem Witze herauszugehn, muß es heftig sein, doch so, daß er schnell wieder sich zurecht findet, — wo nur ein solcher Lichtblick ist, mag er stark aufgetragen werden. Lasse nur die Nüancen in der Rolle zuerst etwas scharf ausprägen, werden sie auch zuerst etwas schroff, desto besser werden sie sich bei der Wiederholung des Stücks zusammenarbeiten zu einem lebendigen Ganzen. Katte's Rolle zeichnet der Kronprinz im 1ten Acte bei ihrer ersten Begegnung in den Worten: „Schwermüthig, finster und doch entschlossen" u. s. w. — Das ist der Grundton, welchen der Schauspieler fest zu halten hat. Er muß sich nur

hüten, die Rolle nicht zu weich zu nehmen, wenn auch melancholiich düster. — Der König kann dagegen in den Stellen, wo er ein menschliches Herz zeigt, mild und freundlich genommen werden. — Der Jähzorn, der sein Dämon ist, kann hie und da vorblitzen, wo die Gelegenheit ist, aber ohne die Majestät des Königs bloß zu geben. Ich denke hier an die Schlußscene des 4ten Acts, wo er mit dem Jähzorn in tragischer Größe gewaltsam ringt. — Sieh zu, daß die Abschiedsscene im 5ten Act (zwischen Friedrich und Katte) so frisch weg gespielt werde, wie ein gutes Duett. Dort darf nicht die geringste Unsicherheit im Spiele stattfinden. Orzelska im polnischen Kostüme spielt sich von selbst, — die Schauspielerin braucht nur eben schwungvoll zu sprechen und zu spielen. Sie soll nur im Auge behalten, daß sie eine feurige Polin giebt. Die Nebenrollen können wohl nicht gut vergriffen werden, — der feine Grumkow mit seinem weiß gepuderten Köpfchen, — der soldatische Dessauer, der nur nicht zu viel thun und die Stellen, wo er humoristisch wird, natürlich und launig geben soll — der fromme, lutherische Natzmer u. s. w. — alle diese Figuren treten, sollte ich meinen, in das gehörige Licht. —

Ruge läuft gar zu gern in die Oper und hat keinen Sinn für Poesie. Bei ihm wachsen alle Kopf- und Barthaare in den politischen Zopf hinein. Die kleinste, historische That ist besser, als alle Theorie in das Blaue hinaus. Mit den theologischen Bauern in Berlin hat er fast ganz gebrochen: — in den Jahrbüchern wird, wie Du finden wirst, schon wieder ein wenig von Religion und Gemüth gesprochen, wenn auch in politischer Beziehung. Ein Gelehrter mit ganz ratzenkahler Vernunft ist übel daran. Jetzt hat er den Begriff der Nationalität verloren; es ist ihm nun ganz leicht im Leibe. Doch Du liest das ja Alles selbst! — was rede ich davon? —

Ihm ist der Staat das Absolute im Concreten, die wirklich gewordene Vernunft, — ich halte ihn für die Form, in welcher sich das geschichtliche Leben eines Volkes herausstellt; — u. s. w. Ruge gäbe für die Form Alles hin; denn sie, als das Aeußere kann er construiren. Ging' es nach ihm, so machte er ein Schema, in welches das innere und äußere Leben hineinmüßte und müßte er uns

alle erst todtschlagen. Dieses französische Schematisiren zieht ihn nun ganz zu den Franzosen hin; er entdeckt immer mehr, daß die Deutschen weder Geist, noch Literatur, die Franzosen aber das Alles hätten. So gehen wir denn immer weiter und weiter auseinander, fast spaßhaft kommt es mir vor, wenn ich denke, welche Veränderung in ihm seit 5 Jahren vorgegangen! Dort noch Preuße und Protestant im Extrem, jetzt der Gegensatz davon wieder im Extrem. Er ist jetzt nach Halle gereist um dort mit Herwegh zusammenzutreffen, welcher von Königsberg über Halle geht. Dessen Brief an den König v. Preußen hast Du gelesen. Er konnte, meine ich, das Alles sagen, aber angemessener und anständiger. Es ist doch am Ende eine ärgerliche Geschichte. Hat jedoch le roi mit ihm Komödie gespielt, so wäre dies jetzt eine gerechte Strafe dafür. — Du fragst: ob hier Katte zur Aufführung zu bringen sei? — Bei dem antiborussischen Geiste in Dresden wage ich es nicht, das Stück einzureichen. Ich bin hier ohnedies verketzert genug. Wir haben miteinander noch so viel zu verhandeln, wozu wir viele Zeit gebrauchen. An die Politik sind wir gar noch nicht gekommen: ich lasse sie mir auch nicht weiter an den Hals kommen, als ich sie lyrisch oder plastisch verarbeiten kann. Ich habe alle Hände voll zu thun, die Gegenwart auszuprägen und kann mir unmöglich den Kopf mit constitutionellen Fragen zerbrechen. Ich weiß nur, daß wir nur noch einen kurzen Lenztag zur Pflege der Poesie übrig haben, — dann kommen doch die puritanischen Rundköpfe, welchen nur der Spruch auf unsern Leichensteinen: „verflucht sei der, welcher diese Gebeine entweiht!" vielleicht noch einige Scheu abnöthigt, wenn nicht zufällig unsere Särge von Blei sind, das sie zu Kugeln gebrauchen können. Wenn ich die innerste Seele der Gegenwart mit meiner Poesie berühren möchte, so wird sie von selbst politisch sein, weil die Zeit politisch strebsam ist, ja ihre ganze Richtung eine solche ist, doch nur so weit, als die Politik poetisch ist, — ich glaube nicht, daß ich zu einem Parteipoeten passe, denn dazu gebraucht man die Rhetorik, wie Herwegh sie hat, welcher verhaltene Parliamentsreden in Reime bringt und das große Publicum entzückt.

Sobald die neue Auflage meiner Gedichte erscheint, sollst Du

gung, mit jedem Inſtinkt, der ſich in ihm regt, mit jedem Bedürfniß, das es durch ihn befriedigt wiſſen will. Ja das Volk iſt die Warnungsſtimme des Herrſchers! das erweiſt eben die hohe Beſtimmung des Herrſchers, daß eine Generation in ſeine Macht gegeben iſt, an ihr ſich zu erziehen."

sie als Beleg von dem allen bekommen. — Du zürnst über Deutschland, daß es seine Revolution noch nicht gemacht hat? — Es wird sie machen, aber so entsetzlich, daß ich dann nicht mehr leben möchte. Ich glaube gern, daß der abgebrannte Theil von Hamburg großentheils ein Ratten- und Wanzennest war, — und doch hätte mich die Zerstörung so vieler schöner, alter Kunst entsetzt, wenn ich mit darunter hätte sein müssen. — Daß ich vor der blutigen Zukunft nicht feig die Augen zudrücke, wirst Du aus den Parallelen in den Bräuten von Florenz, wie ich hoffe, gefunden haben. Doch wie wir sind, gehören wir, Du und ich, zu den Girondisten, zu den Aristocraten der Bildung; — warum soll ich die Terroristen lieben? — Sie sind nothwendig! — Das ist endlich die Pest auch. Ich werde nicht wie Herwegh mir die Seele nach Gerechtigkeit ausschreien, aber ich will die Seelen der Menschen durch das Schöne zur Wahrheit bilden helfen mit allen, welche mit mir streben, denn wo der Gesang und die Harmonie desselben, aufhört, beginnt das Geschrei und das verletzt mich in der innersten Seele. Selbst meinem Kanarienvogel verhänge ich den Käfig, wenn er schreit und schmettert. — Wo bei mir die Indignation über Nichtswürdigkeit eintritt, kleidet sie sich lieber in Spott, Persiflage und in alle Mittel, welche die Poesie in jener Region hat. So in dem Congreß von Verona!

Carl Stahr. **25.** Stettin, d. 3. Januar 1843.

— — — — Das Interessanteste, was ich Dir außerdem berichten kann, ist daß Georg Herwegh in unsern Mauern gewesen ist, und Prutz sich noch hier befindet. Herwegh ist ein deutscher Jacobin, und macht sogleich den Eindruck eines überaus tüchtigen Menschen. Seine Augen, in einem wilden Feuer lodernd, wirken wie Messerschnitte. Er meint, mit all unserm Liberalismus, mit Gedichten und Dramen ist es nichts. Man muß auf die Massen wirken, man muß diese, die bis jetzt den tiefsten Todesschlaf schlafen, durch alle Mittel ins Leben rufen. Dies Mittel ist der Communismus. Es kommt nichts darauf an, ob dies Mittel probehaltig ist, wenn es nur aufregt, nur destruirt. Jemehr Destruction, jemehr Gewinnst. Die Eigenthumsverhältnisse sind aber noch diejenigen,

die vor allen am leichteſten in die Ohren gehen. Die Maſſe iſt Vieh und hungert, hat große Bedürfniſſe. Seine eigentlichen nächſten Zwecke hat er übrigens nicht mitgetheilt; was ich Dir ſchreibe, habe ich ihn bei Wellmann's, wo wir mit ihm ein paar merkwürdige Abende verlebt haben, reden hören. Er verzweifelt an einem guten Ausgang der Dinge, und wünſcht auch nichts ſehnlicher, als daß der Sturmwind der Geſchichte dieſe 30 Millionen unpolitiſcher abgeſtumpfter Menſchen packe, die ſchlechten und ſchimmelichten vernichte, die noch ſaftigen und einigermaßen kräftigen politiſch erfriſche. Das Intereſſanteſte war es, dieſe Natur ſich entwickeln zu laſſen, ohne ihn durch Einrede und Disputation zu ermüden: dann entwickelte er eine Beredſamkeit, die wie ein feuriger Lavaſtrom alles entzündete. Seit ſeiner Verbannung aus Preußen (die polizeiliche Ordre ereilte ihn hier in Stettin) iſt dieſer Menich eigentlich erſt eine Macht geworden — er iſt nichts — und doch iſt er eine Macht. Hie und da iſt auf den Kanzeln ſogar (man denke!) gegen ihn geeifert worden. Die dummſten und pietiſtiſchſten Pfaffen ſind es hier gerade, die merkwürdiger Weiſe wiſſen, wo der Wind herpfeift. Denn ſie fühlen es jetzt, daß ihnen der Handel an die Haut geht — ſie ſind es, welche den ſcheinbar gelehrten und gar nicht populär gehaltenen Discuſſionen über den chriſtlichen Staat auf den Grund ſehen, weil ſie ahnen, daß es mit dem Chriſtenthum doch wohl nicht ſo ganz ſicher ſtehen mag, und daß der chriſtliche Staat ein preußiſches Eheſcheidungsgeſetz aus ſich entlaſſen hat, das ihnen zum wenigſten (von dieſem Geſichtspuncte aus habe ich es ſelbſt von den Pfaffen ventiliren hören) die Einkünfte etwas beſchneidet. O ſie ſtehen tiefer dieſe proteſtantiſchen Theologen mit ihrer Hurenwirthſchaft des Begriffs, als Tezel mit ſeinem Ablaßkaſten! Es muß anders werden, viel anders: aber es kommt auch dahin, daß man „Hof und Haus verkaufen, das Geld den Armen geben“ und der Freiheit nachfolgen muß. Es muß und wird Front gegen den „Chriſten“ für den Menſchen gemacht werden müſſen. — Iſt der Herwegh gelaſſen, dann zeigt er ſeine gemüthliche ſchwäbiſche Natur, voll köſtlichen Humors und ſingt ein Loblied auf die Chineſen, die ſein Idol ſind, das wir auch bald erreichen würden. Übrigens hat er uns einige wunderſchöne Gedichte

zum Besten gegeben. Seine Braut, Emma Siegmund, ist ein reiches, höchst geistvolles Mädchen, die allen Frauenzimmern die Ohren abschneiden kann, ohne daß sie es nur ahnen. Sie geht mit ihm nach der Schweiz, wo Follenius beide mit offenen Armen empfangen wird.

(Dienstag, d. 31. Januar 1843.) In dem Augenblicke da ich Dir dieses schreibe, ist der letzte entscheidende Streich gefallen. Die Rheinische Zeitung ist vernichtet, und so hat durch den Fall der drei mächtigsten Organe der öffentlichen Meinung, der Deutschen Jahrbücher, der Leipziger allgem. Zeitung und der Rheinischen, die jugendliche Volkspresse den Todesstreich empfangen! Glück zum neuen Jahre! Nun giebt es im ganzen deutschen Vaterlande kein Blatt mehr, in welchem der Kampf des Princips gegen das Princip gefochten, kein Blatt mehr, in welchem ein Freiheitsruf gehört werden kann. Nur durch die Presse allein kann das Volk aufgeklärt werden, die Presse aber ist vernichtet. O! in der Geburt erwürgen! Was hat all die Lernerei geholfen — wozu Kant, Fichte, Schelling, Hegel? wozu die Bildung? Die Augsburger allgemeine, dies stets in gutem und modischen Zustande gehaltene Bordell, hat aus Berlin den Beamten sagen lassen: nicht die Resultate der Philosophien sind es, die der junge Mann von den Universitäten in das praktische Leben herübernimmt, (denn mit so unabweisbarer Gewißheit diese auch dargestellt werden, so unterliegen sie doch in zehn Jahren schon der Veränderung und dem Wechsel), sondern nur Übung im Denken und Scharfsinn! Das sind die preußischen Gedanken, das preußische Programm, so treu und so richtig, als ob Du das Zeug selbst eines guten Morgens in Berlin gehört hättest. Ja wohl! alles nur Flausen — höchstens Übung der Denkkräfte, sonst muß alles sein beim Alten bleiben! — Die Reaction ist im vollen Zuge, und ihre terroristische Periode wird auch nicht mehr ferne sein, das zeigen die dunkeln Gewitterwolken, die sich am Himmel zusammenziehen. — Einzelnes: Die Jahrbücher sind verloren, Ruge kann nichts, Wigand will nichts mehr thun. Er will ein Land verlassen, wo die Konstitution keine Wahrheit ist. Wer kann es ihm verdenken? Es ist nichts, gar nichts mehr zu machen und zu hoffen! daß Prutz, dessen Existenz bei diesen Vorgängen auf dem

Spiele ſteht, den Schlag tief fühlt, kannſt Du Dir denken. Wohin ſoll er ſich wenden? Du biſt den Verhandlungen der Sächſiſchen Kammern gefolgt, die ſich für Öffentlichkeit und Mündlichkeit mit Männerwort und Männerſinn erklärt hat. Was iſt daraus geworden? Flauſen! Wenn Gott, der wirklich und wahrhaftig lebt, deſſen Daſein der Pulsſchlag des Lebens von uns allen iſt, der die Welten athmen läßt oder zerſchlägt, wenn er, in den alle Weſenheit ausmündet, nicht unſeren Fürſten das Wort des Lebens, die heilige Freiheit in's Ohr ruft, dann iſt die Erniedrigung unſeres Vaterlandes gewiß! Oder ſollen wir nicht weiter kommen, ſteht der deutſche Geiſt auf ſeinem Marksteine heute, wie der der Griechen und Römer zur Zeit auf dem ihrigen ſtanden. Sollen wir bloß zerlumpt und verwittert werden — und ſoll das Gefäß, deſſen zerſchlagenen Seiten der Inhalt entrollt, andern die gewonnenen Schätze zum Erbe überlaſſen? — Prutz iſt noch immer hier, ſeine Frau erwartet ihre Niederkunft im April. Jetzt iſt ſie hier erkrankt. Die Folge iſt, daß Prutz nun nicht weiß was er machen ſoll — er muß nach Jena, weil ihn das Stadtgericht ſeiner Cenſurhändel wegen, ſchon zum zweiten Male aufgefordert hat, zu erſcheinen. Den „Moritz von Sachſen“ den er hier fertig machen wollte, läßt er liegen, das ſei keine Zeit, meint er, für Kinderpoſſen und Verſeſchweißen. Die Gemeinheit der Geſinnung iſt ſo groß, daß ihn hier ſogar unabhängige, reiche Privatleute zum Abendeſſen einzuladen unterlaſſen, weil ſie ſich fürchten! ! O der Schande! Und was hat dieſer edle, harmloſe Menſch gethan, oder um im Sinne der Beamten zu reden, welche Demonſtration hat er erfahren? Du haſt keinen Begriff von der ſchwülen Atmoſphäre, die wir hier einathmen. Mir iſt, obſchon ich gar nichts thue, nichts ſage, nichts hinwerfe, obgleich ich mich über die Maaßen zuſammennehme, ſo zu Muthe, als würde ich eheſten Tages in der Staatszeitung verboten werden. — Und dennoch kann man nicht verzweifeln, dies lerne ich aus Förſters Erinnerungen aus dem Befreiungskriege, im I. Bande der Pandora. Wenn man dieſe wunderbaren Geſchichten aus Wien, Berlin und Dresden lieſt, ſo lernt man die Fürſten und das Volk kennen: das Volk kann alles, was es will. Aber — der Impuls wird wieder von Weſten kommen,

wenn dort zwei alte Augen sich schließen. Mögen wir uns dann wenigstens etwas aus dem Schmutze herausgearbeitet haben, um nicht von dem Strome mit fortgerissen zu werden. — Das wird keine Juli- sondern eine Pöbelrevolution geben, weil der Pöbel gegen den Mittelstand dieselben großen historischen Evolutionen vornehmen wird, die dieser weiland gegen den Adel durchsetzte. — Durch Schul- und Universitäts und Literaturnarrheiten fortwährend getäuscht, hingehalten durch die deutsche exclusive chinesische Wissenschaft mit ihrer Schlafmütze der organischen Entwicklung, wonach alles sich von selbst macht, ohne unser Machen, hatte man den Muth fast verloren, an einen völlig freien Staat zu glauben; den werden die Franzosen bilden, diese ewigen Vorläufer europäischer Geschichte — und es ist ganz angemessen, daß es gerade der romanische, tiefer von der Kultur durchfurchte Volksgeist ist, der ihn bilden wird! Es ist nicht wahr, was man uns gelehrt hat, daß wir den romantischen Volksgeist überwunden. Stumpfe Barbaren sind wir gegen sie, das ist alles! — Heute habe ich im courrier français Lamartine's Rede gelesen. Welche Dummheit und barbarische Selbstfertigkeit, welches Huronpathos am Ontariosee, das Phrasen zu nennen. Hier sind wir wieder betrogen! Die Phrasen sind gerade die Hauptsache, und was nicht Phrase ist, ist keinen Pfennig werth. Der politisch gebildete Franzose (das ist er — und alle Bildung ist nur politisch!) sowie das Wort an sein Ohr schlägt und ihn erleuchtet, sieht mit der Schnelligkeit des Gedankens zugleich alle die Realitäten mit erhellt, deren ideelle Abbreviatur in der Phrase fixirt ist, und braucht nicht wie Michel sich den ganzen Dreck hererzählen und nennen und angeben zu lassen. Unsere ganze sogenannte solide Betrachtungsweise ist, hiergegen gehalten, nichts als pure gute Unmündigkeit.

Jul. Mosen. **26.** Dresden, 15. Jan. 1843.

Lieber, alter Stahr!

Dein Brief macht es mit mir wie ein Organist bei einer Orgelprobe, er legt sich oben auf die ganze Klaviatur, nachdem er alle Register gezogen hat und läßt das ganze Meer der Töne losdonnern, daß das Kirchengewölbe zittert. Ich fürchte meine Blase-

bälge werden platzen! — Du fragst um Politik, unsere Zukunft, das tiefinnerste Leben, welches die Gegenwart bewegt, um das letzte Gesetz der Tragödie u. s. f. Wo fange ich an? Wo höre ich auf? — Hätte ich nur eine Handvoll Hegelscher Kategorien und Formen, um mit solchen Springstangen über die halsbrechenden Untiefen hinüberzukommen. So werde ich mir mit und ohne Hegel helfen müssen, so gut ich kann. Wo mir der Ausdruck fehlt, da helfe mir nach! —

Den Hegelschen Grundgedanken, freilich in nicht philosophische Worte gefaßt, hebe ich zunächst aus seiner Logik heraus:

Die Wahrheit ist ein dialectischer Prozeß,

oder:

sie ist das Ergebniß zweier sich einander aufhebender und in dieser Aufhebung fortbestehender Gegensätze.

So ungefähr will ich diesen Gedanken fassen und anwenden. Ein gleicher dialectischer Prozeß ist die Weltgeschichte, doch so, daß die Gegensätze in ihrem Kampfe miteinander nicht nur fortdauern, sondern sich auch in ihm immer mehr in weiteren Peripherien entwickeln. Hieraus folgt, daß ohne diesen Entwicklungsprozeß von Geschichte eigentlich nicht die Rede ist, wie man denn auch die Möglichkeit einer Pflanze in einem Fruchtkern noch keine Pflanze nennen kann. Ich gestehe gern ein, daß die größere Hälfte der Weltgeschichte in der Vorbereitung zur Herausstellung dieser Gegensätze aufgezehrt worden ist, wo aber der Prozeß lebendig wurde, steigerten sich die Widersprüche bis zum Fanatismus. Xerxes — mit der altasiatischen Welt gegen die neue hellenische, (— ein Kampf, welchen man den Kampf der alten und der neuen Götter, wie in den Eumeniden des Aeschylos oder den Kampf des Absolutismus mit dem Democratismus nennen kann,) — Kampf des alten Italiens mit dem jungen in Rom — (theologisch und politisch —), in welchen endlich alle Nationalitäten der alten Welt gezogen wurden — Kampf der geistlichen mit der weltlichen Macht im Mittelalter — bis sich wieder, wie in neuer Zeit der Conflict des alten Herrscherthums und des alten Gottes mit den neuen Göttern der Freiheit — zum Parteikampfe herausstellt.

Willst Du ein recht schlagendes Beispiel, so denke an Carl von England und Cromwell. — Louis XVI. und Robespierre. Willst Du aber die Puritaner der Zukunft kennen lernen, so lies das Werk:

Der Sozialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte von L. Stein.

Leipzig, Otto Wigand 1842.

Ich wage nun tiefer in die deutsche Geschichte einzugehen. Als zu Ende des Mittelalters das Haupt der Ghibellinen (der Kaiser) und das Oberhaupt der Guelfen (der Papst) ihren Kampf und ihr Princip gegenseitig aufgaben — d. h. dort im Verrathe der Aristocratie, hier im Verrathe der Democratie (in den freien Städten) — und es auf gemeinschaftliche Unterjochung der Völker abgesehen war, — stellte sich der Gegensatz heraus als — evangelische Freiheit. Die alte Aristocratie, Fürsten und Ritter, schlugen sich theils zum Kaiser, theils zum Volke. — (Carl V. und der Papst — die Reformatoren und schmalkaldischer Bund u. s. w. Religionskrieg.) Der Sieg blieb der absoluten Gewalt, weil das arme Volk von den Reformatoren im Bauernkriege preisgegeben und vernichtet, mithin die Partei der evangelischen Freiheit reell gelähmt wurde. Der Sieg blieb der absoluten Gewalt — jedoch mit dem Unterschiede, daß die Könige der romanischen Völker identisch wurden mit dem Begriffe vom absoluten Staate — die deutschen Fürsten jedoch nur Parcellen eines zertrümmerten Staates und Volkes in der Hand behielten. Nur Preußen hat aus dem Schutte des zusammengestürzten Mittelalters — durch Friedrich II. — einen protestantischen, historisch bedeutenden Staat gerettet. Der absolute Staat in der Person des priesterlich königlichen Oberhauptes konnte als solches die Persönlichkeit des Besitzes, diese aber wieder nicht den negirenden Gegensatz anerkennen. Es beginnt so der Conflict des absoluten Herrscherthums — mit dem Stand der Besitzenden — dem tiers Etat. Dieser hat in den Revolutionen (1789—1802; und 1830) seinen vollständigen Sieg in Frankreich, mehr und minder auch in Deutschland errungen — der tiers état ist zufrieden gestellt mit — dem Bürgerkönigthum. — So unvollständig der Sieg in Deutschland ist; — so ist er doch da, —

hier in Sachsen nicht minder, als anderswo. — Behalten wir Ruhe und Frieden, woran ich zweifle, so werden wir zwar keine deutsche Nation, — aber in jedem selbst dem kleinsten deutschen Staate den Sieg des tiers état langsam erleben. Aber schon bildet sich ein neuer Gegensatz in Frankreich und Engländ, selbst in Deutschland, — das sind die Proletarier. Das Princip derselben vertritt, vielleicht, ohne es zu wissen, Strauß, Feuerbach, B. Bauer, Ruge, Herwegh, ꝛc. ꝛc. Sieh, und nun treffe ich mit Deinem Briefe wieder zusammen und ich frage: was ist Freiheit? was ist Gerechtigkeit? — Endlich nur die Garantie, welche die siegreiche Partei in der Geschichte sich unter sich selbst so weit giebt, als sie mit ihrem Begriffe vereinbar ist. — Meinst Du, daß die alte Partei (Hengstenberg und Leo) — mit ihren Consequenzen bis zum Scheiterhaufen kommen müssen, so wird die Gegenpartei ebenso beim Schaffotte anlangen; ich prophezeihe der letztern den Sieg. Also entscheide Dich — zu welcher Partei willst Du gehören? — „Nun, wirst Du antworten, sprich erst, zu welcher Farbe Du?" Ich will ganz ehrlich sein. Die Freiheit, wie die Poesie ist das Waffenblitzen in der Schlacht. Welcher Partei gehört es an? — Oder bestimmter gefragt: jede Schlacht ist ein poetischer Moment! — Beide Heere im Gegeneinander geben den Stoff dazu. — Der Poet ist der Funke, der aufleuchtet beim Zusammenschlagen von Stein und Stahl. — Muß so der Poet — ich meine jetzt den dramatischen, welcher es eben mit der Geschichte und ihrer Entwicklung zu thun hat, — jeder Partei in so weit ihr Recht zur Existenz anerkennen, weil er nur die Poesie ihres Kampfes in Parallelen wieder zu geben hat, so steht er allerdings über den Parteien, wie der weißsagende Prophet. Er ist identisch mit dem Gewissen der Menschheit, welches über Alle, nach eines Jeden Individualität richtet. — Die lyrische Poesie, welche nur das individuelle Gemüth und seine Erfüllung, — sei es von Liebe oder Haß — sei es von Gott oder Teufel — wiedergiebt, verhält sich freilich so zu der Politik, wie eben ein einzelner Character oder Gemüth in einer Tragödie zu seinem Gegensatze — ist das dichtende, lyrische Gemüth von der politischen Idee einer Partei erfaßt — so wird es diese bis zum Wahnsinn steigern, welche schön wird in der

schönen Form: „Ich liebe die Freiheit bis zum Wahnsinn!“ sagt Herwegh in Königsberg. Nur kann er nicht wissen, daß die Partei, welcher er angehört, nur eben zu dem Kampfe mit der Gegenpartei da ist und der Kampf in der Entwicklung seiner Kräfte selbst die transitive Freiheit ist. Die französischen Revolutionsmänner wollten nach dem Beispiel von Washington und Franklin die absolute Freiheit constituiren, — es war aber ein Mißverständniß, — der Sieg der Partei ist der Anfang und das Ende der absoluten Freiheit in der schlichten Endlichkeit.

Würde ich durch schändliche Zufälle aus der gestaltenden Poesie herausgeworfen, so würde auch ich einer Partei verfallen müssen und wollen. Mitten im Kampfe gab es aber immer Männer, welche während desselben die heiligsten Güter der Menschheit, — das ewige Feuer, an welchem das historische Leben immer wieder seine Fackel anzündet — ruhig in Obhut nehmen im Verständniß mit der großen Zukunft, — (Keppler im 30jährigen — Hegel im deutsch-französischen Kriege, Goethe und auch Schiller —) laß uns dazu gehören — Du in der Wissenschaft und Kritik — ich in der Poesie, so lange es uns nur gegönnt sein mag!

Was mir jetzt am Herzen liegt, kennst Du. Die Tragödie ist so eine wunderbar-seltene Blume der höchsten geistigen Entwicklung eines Volkslebens, daß mir die Seele brennt — die kurzen Augenblicke, welche dazu noch vergönnt sind, als Saft dazu in die Knospen zu treiben.

Dein Hegelscher Begriff von Schuld und Sühne reicht nicht aus. Du mußt eine neue Formel finden. Ich weiß nur, daß die großen Momente weltgeschichtlicher Conflicte zu Fleisch und Blut geworden in bestimmten Individuen, — der Inhalt der neuen Tragödie sein werden. Weiter sehe ich, daß jede große Persönlichkeit, welche in einen solchen Conflict hineingeräth, sich daran aufgiebt, d. h. so oder anders zu Grunde geht. Wo dieser weltgeschichtliche Prozeß das Gefäß des Individuums zersprengt, — da ist auch der Stoff einer modernen Tragödie vorhanden. Wirf nur erst das Hegelsche Schema weg, — dann wirst Du wenigstens fühlen, daß meine Ansicht nicht so sehr dem ganzen Inhalt der H. Philosophie, als der bestimmten Definition widerspricht, welche

ſchon deshalb falſch iſt, weil ſie den Maaßſtab nach dem dagewesenen genommen hat (?) ohne eine Entwicklung desſelben im Fortſchritt der Geſchichte im Ganzen in Rechnung zu bringen. — Vielleicht muß man die Mythe von der Verklärung des Herkules durch den freiwilligen Feuertod auf dem Oeta in eine Definition bringen, um der Wahrheit näher zu rücken. — Es geht mir ſo viel durch den Kopf und mein Orgelwerk toſt ſo ineinander, daß ich den Organiſten bitte die Ellbogen aufzuheben und einen ruhigen Choral zu ſpielen.

Laß uns wenigſtens ſo lange Freunde bleiben, bis wir alle die großen Fragen, welche wir zwiſchen uns hin und her wälzen, klar gemacht haben, d. h. für immer. Doch vergiß nicht, daß vielleicht außer der Ehe keine menſchliche Verbindung ſo ſehr große gegenſeitige Nachſicht fortwährend verlangt, als die Freundſchaft. Laß dieſe ſo zarte Pflanze uns mit jeglicher Sorgfalt pflegen; in dem Hauſe, wo ſie blüht iſt viel Duft und Glanz zuſammen. Deine Briefe ſind mir immer wie Frühlingsboten willkommen.

* * *

Dieſer Federzug ſoll der Vorhang ſein, welcher das Allerheiligſte zuzieht. Wir treten in den Vorhof. Neuigkeiten — ſind hier glänzende Debatten in der 2ten Kammer über Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Criminalprozeſſes. Vergiß nicht unſere Landtagsblätter zu leſen. — Das Publicum nimmt den lebendigſten Antheil, Petitionen fliegen von allen Seiten zu. — Auf Ruge hat das Verbot einen heftigeren Eindruck gemacht, als ich dachte. Er ging mich an, eine Beſchwerdeſchrift an die Stände zu machen, ich ſagte zu, — wie wir aber auf den Grund gingen, — hat der Verleger an ihm ob wiſſentlich oder unwiſſentlich aber doch verrätheriſch gehandelt. Ich habe mit Ruge neulich einmal heftige Rechnung gehalten und geradezu ſeine Behauptung: er ſtehe auf der Spitze der Zeit und halte die Schale des Gerichts! — mit Spott und Ernſt ihm vor die Füße geworfen. — Du beurtheilſt ihn ganz recht; — ich zürne ihm nicht, obſchon er anders zu mir hätte ſein können. Wollte er unſere Kameradſchaft nicht als Freundſchaft gelten laſſen, ſo hätte er doch die Rückſichten derſelben bewahren müſſen. Ich zürne ihm nicht, zumal er wirklich im Unglücke — im politiſchen — mitten darin ſteckt. Er hat ein Herz, gemacht

IV.

Die Larifariverſchwörung.

Wir haben dieſen Ausdruck ſchon in einer Aeußerung des vorigen Capitels bemerkt, und gewiß wird er dem Leſer nicht weniger aufgefallen ſein als dem Herrn Pfarrer von Frankfurt. Ehe wir aber die Erklärung dieſes ſonderbaren Ausdrucks mittheilen, müſſen wir noch von einigen andern Dingen reden. Zu einer Verſchwörung gehören ohnedies mehr Vorbereitungen als man glaubt, und von einer Verſchwörung iſt wirklich die Rede, und zwar von einer, deren Wahlſpruch (nicht ſie ſelbſt) Larifari iſt.

Wie die Frau Rath auf diejenigen zu ſprechen iſt, welche die ſtündliche und tägliche nächſte Umgebung des Fürſten bilden, auf Hofleute und Büreaukraten, haben wir ſchon an einigen Proben geſehn. Als ſie bei der Frau Königinn Louiſe von Preußen in den großen Hofzirkel eintritt, ruft ſie innerlich den

dazu, um das Göttliche groß und schön zu erfassen, und doch bleibt es ihm leer. Was ist das für ein Verhängniß? — Er kann für eine abstracte Idee und er hat immer eine, — Alles aufgeben, — und er giebt es auf. Ich kenne ihn von Jena her. Er war immer so. Er ist zum Parteimann geschaffen, denn die Zukunft wird in der Gegenwart geboren. War es Zufall, daß die französische Revolution ihre Genies mitbrachte? War sie nicht schon 20 bis 30 Jahre vorher da, — als der Vorhang vor dieser Tragödie aufging, — standen die Acteurs schon mit ihren Reden und Thatenschlüssen fertig da. Sein Gegenbild ist der König v. Preußen, — immer eine neue, extreme Idee mit den Leuten, die er dazu gebraucht und mißbraucht. Sie sind Caſetiere, welche den Saft der Citrone zum Punsche auspressen und die Schalen wegwerfen. Es sind dämonische Menschen, mit welchen man am besten durchkommt, wenn man die eigene Individualität im Extreme geltend macht. — Daß Auge mit seinen letzten Freunden, den Freien, gebrochen hat, weißt Du gewiß. Ihm bleibt nur — der Communismus übrig, dort wird er sich selbst erfüllen. So ist er mir ein tragischer Character, an welchem ich den innigsten Antheil nehmen muß. Ich kann nicht zu seinen Feinden gehören, da ich das ewige Ideal in seiner Existenz, wenn auch durch den nothwendigen Fanatismus getrübt, anerkenne, es ärgert ihn nur, daß ich nicht darauf practisch eingehe, d. h. — zu seiner vorläufigen Partei schwöre. Echtermeyer kommt ebenso zu mir — zur Aristokratie der Bildung gehörend mit dem feinen Zergliederungssinn, welchen jeder gute Anatom hat, — mehr oder minder ist jedes poetische Werk unter seinen Händen ein Leichnam. Wäre er nicht zu faul, so könnte er für die Literaturgeschichte das Bedeutendste leisten. Zur Faulheit rechne ich auch die Gedankenwollust, welche kritisch genießt, ohne die Resultate zu ordnen und zu verarbeiten. Gestern besuchte ich seine Vorlesung. Er erzählte gut den Verlauf der Geschichte des Nibelungenliedes. Vom hiesigen Theater habe ich mich zunächst gänzlich zurückgezogen. Ich verachte in tiefinnerster Seele eine Intendanz, welche die Musen als Freudenmädchen behandelt, welche horizontal Geld verdienen müssen, ohne Achtung für das Ideale, welches nur so in H——n-Häusern genißhandelt werden kann. — Sieh, hier bin ich selbst

Fanatiker. Ich werfe hier einen Blick in Deinen Brief und auf die sorgenbleiche Frage nach unserer Zukunft? — Ich antworte, wie ich nach bestem Gewissen kann! — Sollte die Communistenidee wirklich Macht werden können, so stürzte Frankreich und mit ihm Europa in Anarchie. Deutschland, so zersplittert, so interessenlos, wie es ist — muß dieses Loos theilen. Ich hoffe, daß es aus der Asche verjüngt emporsteigen wird. Erleben wir das Alles? — Noch einmal! — Laß uns den Augenblick nützen, noch so viel für die neue Zukunft zu retten, als wir können!

Was wollen wir vor der Gefahr die Augen zudrücken? Laß uns ihr starr und fest in die Augen blicken. Deutschland wäre schon einmal verloren gewesen, hätte es sich nicht 1806—12 an seinen Dichtern und Denkern wieder emporgerafft. — Sei mein treuer Kamerad! —

* * *

Für das kleine Konterfei unseres Freundes Gall danke ich Dir. Zu jeder Zeit und jetzt zehnfach ist ein solcher Mann, der edel und gut das Edle und Gute mit dem Schönen zu verbinden sucht, ein theures Haupt. — Ich hoffe, daß ihm Pallas Athene rathend zur Seite stehen wird, wenn er die nöthigen Schritte thut. Ich selbst vermag hier zunächst nichts dazu zu thun.

* * *

So lebe denn wohl, grüße mir von meiner Frau und dem wilden Frundsberg die Deinen!

Ich bin aber immer Dein

Dresden am 15. Jan. 1843. J. Mosen.

An dem Tage gleich darauf, wo ich Deinen Brief empfangen. Spiegle Dich an so einem Mustermann!

Julius Mosen. 27. Dresden, 12. Februar 43.

Wie so gern wäre ich an jenem Abende, wo Katte vor Euch leibhaftig wurde, bei Euch gewesen! — Ich habe in Deinem Auftrage einen Auszug Deines Briefes mit dem beigelegten Billet an die Zeitung für die elegante Welt gleich abgesendet, ich hoffe, daß er abgedruckt werde. Ich bin itzt der Freude in der Literatur sehr

bedürftig, denn bei jedem neuen Schritt, welchen ich vorwärts thue, wächst der Neid und die Mißgunst. Die Franzosen nennen eine solche Zeit: das Fegefeuer der Schriftsteller, ehe sie in das Paradies kommen. Zunächst bitte ich Dich den Mitgliedern des dortigen Theaters, welche die Hauptrollen in dem Stücke gegeben haben, besonders Herrn Beninger, Häser, Moltke, Haake, Hellwig, Richard und Fräul. v. Zahlhas, meinen Dank für die Liebe, mit welcher sie an das Werk gingen, auszusprechen. — Denn ohne Enthusiasmus erringt man nichts Bedeutendes, mit ihm löst man die schwierigsten Aufgaben leicht und genial. Mit den Änderungen, welche Moltke in seiner Rolle gemacht hat, bin ich einverstanden: denn der Künstler, welcher die Worte zu sprechen hat, weiß am besten, wie sie über die Zunge gehen und wirken können. Den Zeitungsartikel über das jetzige deutsche Bühnenwesen lege ich bei mit der Bitte, ihn dorthin zu geben, wo er am meisten wirken kann. Da ich das Terrain bei Euch zu wenig kenne, so unterwerfe ich ihn Deiner Prüfung und Redaction. Damit er nachweisbar aus Dresden komme, lege ich ein Handbillet bei, welches überallhin zu gebrauchen ist. Du brauchst nur zu couvertiren, zu adressiren, und darauf zu bemerken: durch Einschluß! — Ich dachte hierbei an den Hamburger Correspondenten. Mit der Allg. Augsb. stehe ich mich nicht besonders, wie du wissen wirst. Mit dem Morgenblatte bei Weitem besser! Dorthin wäre ein Artikel zu senden, dieser müßte aber von Oldenburg ausgehen. Doch das Alles mit „ob" und „wie" überlasse ich ganz Deiner Freundschaft. Für Deine Mittheilungen über die Oldenburger Zustände danke ich Dir; ich hatte mir keine Illusionen deshalb gemacht. Wenn aus unsern Plänen Etwas würde, so sollte mir eine Stellung, welche mich vom Hofe entfernt hielt, doppelt willkommen sein. Ich geize nicht nach äußerlicher Ehre. Mir liegt hier Alles an der Idee, welche wir verfolgen. Um sie zu realisiren, muß man die geringste Krume nicht verschmähen. Hier in Dresden geht das Drama in der Bornirtheit des Intendanten täglich mehr seinem Untergange zu. Hier ist nicht zu helfen, nicht zu retten. Alle meine Kräfte muß ich bei den gegebenen Verhältnissen auf den Roman zurückwerfen: „denn mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens." Und ich bin nur ein ein-

zelner Mensch! — v. Gall hat mir sehr freundlich geschrieben, etwas Näheres wußte er freilich nicht zu sagen. Lassen wir denn ruhig das Schicksal walten! — Gott weiß es am besten, welche kurze Zeit die deutsche Literatur hat, um grüne Blätter und goldene Früchte zwischen Blüthen zu bringen! — Ich thue nach Kräften, was mir möglich ist. Laß uns nur den frischen Muth behalten, welcher immer zum Siege hilft, so bitter es auch ist, wenn man als Cavallerist Infanteriedienste verrichten muß.

Am 16. Februar.

Das Literatenvolk ist jetzt allenthalben gegen mich auf den Beinen: — die Leipziger Hunnen haben nun jetzt Mann für Mann jeglicher einen Pfeil auf mein Dach geschossen, in diesen Tagen ist auch der Mongole Laube in seiner Eleganten gegen den Congreß von Verona ausgeritten. Ich werde einmal unvermuthet wie das Donnerwetter über sie her sein. — Zuweilen tröste ich mich mit Brougham, welcher bei seiner ersten Wahl in das Unterhaus von Kopf bis auf die Füße mit Koth beworfen, lächelnd sagte: es sind die höchsten Ehrenzeichen, womit das englische Volk seine Männer beehrt! — Doch wird man endlich mit ganzer Seele ein Royalist, wenn man immer die Erfahrung macht, daß kein König so kleinlich sein kann, um nicht von einer Republik doch noch in der Geringfügigkeit übertroffen zu werden. Vergl. die Correspondenzen aus Zürich über Herwegh! — Ruge ist glücklicher, — er ist hier mit zum Stadtverordneten und Mitgliede der Stadt Polizei-Deputation gewählt worden. Er ist so ganz bei dem gemeinpractischen Principe angelangt. Wir gehen immer weiter auseinander, nicht der Ansichten wegen; denn ich bin tolerant, sondern seiner Gesinnung wegen, welche weder edel, noch gut ist. Ich möchte nicht hart über ihn urtheilen, aber er kennt keine Treue, keine Dankbarkeit, keine Rücksicht, als die, welche er verlangt. Belege dazu darf ich nicht geben, da ich kein Recht dazu habe, ihn selbst gegen sich bekennen zu lassen. Er ist in seiner Art ein philosophischer Otto Wigand. Doch diesen wirst Du wieder nicht kennen. Daß er ein junger Leipziger Buchhändler ist, muß Dir genügen! Sie, R. u. W., sind wieder ein Herz und ein Sinn! — —

Du schreibst mir, in wie viele neue Arbeiten Du Dich gestürzt hast. Das macht mich besorgt um Deine Gesundheit, welche der Schonung bedarf. Reibe Dich nicht auf, die Zukunft bedarf Deiner vielleicht mehr noch, als die Gegenwart. Von ganzem Herzen habe ich mich gefreut, daß Dein Bruder einen grünen Fleck gefunden hat, seine Hütte darauf zu bauen. Grüße ihn von mir in einem Deiner Briefe. Sobald Du die Freundin meines „Katte", Fräulein Katinka, welche mir so liebenswürdig mit der Halbmaske vor dem Gesicht geschrieben hat, wieder siehst, so danke ihr mit guten Worten für die Theilnahme an meinem Streben. Deiner Frau Marie gib bei Abgabe meiner Zeilen einen Kuß, ich will dafür die Grüße von Dir und ihr an meine Frau ebenso bestellen. Jung Erich wird immer lustiger und wilder, er bekommt nun den zwölften Zahn. Hast Du auch Deine Freude an den Kindern? ich kann Stunden mit dem Jungen vertändeln! — —

An Carl Stahr. **28.** Oldenburg, 19. Febr. 1843.

Lamartine's Rede hab ich seitdem gelesen und stimme ganz Deinem Urtheile bei. Ja, diese Franzosen wissen, worauf es ankommt und werden die Herrschaft der Lüge zu ihrer Zeit wieder stürzen, wie sie dieselbe schon zweimal gestürzt haben, und dieser dritte Ruck — denn aller guten Dinge sind bekanntlich drei — wird hoffentlich durchschlagen und auch uns zu Gute kommen. Hast du wohl in Wienbarg's gesammelten Schriften (es ist erst ein Band unter dem Titel Quadriga erschienen) den Aufsatz über Norwegens Verfassung gelesen? Das ist die einzige vernünftige Verwirklichung des freien Staates, die ich in moderner Zeit kenne, und jetzt kann ich begreifen, warum die wackern Storthingsmänner so eisenfest an derselben hangen, und alle Machinationen des gekrönten Franzosen in Stockholm zu Schanden machen. Dieser Aufsatz, so wie der andere über die Hannoversche Verfassung, ist hundert Bücher werth. —

An Carl Stahr. **29.** Oldenburg, 6. März 1843.

Endlich! endlich ist auch für die blödesten Augen die Nebeldecke des Dampfes und Druckes von dem Schönredner und Phrasenmacher in Berlin weggezogen. Sie reiben sich die Augen und

sehen auf die jungen und doch schon vor Alter runzlichen Censurgesetze, welche so eben in Sandjerusalems Wüste als Labequell für die durstende Menschheit hervorgesprudelt sind. Das also war des Pudels Kern! Und dabei der ungeheure Widerspruch: nichts soll gegen Preußens Verfassung geschrieben werden, und in demselben Augenblick spricht das höchste Gericht des Staats den Jacoby völlig frei, und erkennt also dessen 4 Fragen, seine That, für eine zulässige, eines Bürgers würdige. Roscius will mit Speck die Mäuse fangen, und giebt dichterisch-poetische Hoffeste und Mummenschanz, und dazwischen dröhnen die Schüsse der Anekdota, die so eben aus der Schweiz zu uns geflogen kommen, und die 12 „Freiheitslieder" (von Prutz? ich meine nicht) und sonstiges Kleingewehrfeuer, ein guter Keulenschlag auf diese dicken Litterarköpfe: und dabei werden Herrn Boedh die freien Stellen aus dem Index lectionum geschnitten. „O tolle Welt, höchst tolle Welt! und doch gefällt sie mir," sagt der Kanzler in Prutzens Bourbon. Wie mag das bei Euch — ich meine Berlin und Königsberg, — aussehen! Prutzens Lied gegen Freiligrath ist schlagend, aber was ist das mit dem Nachtwächter, der „abgefallen" sein soll, ich kanns mir nicht denken. — — Eben lege ich die Bruno Bauersche neue Schrift, „die gute Sache der Freiheit und meine eigene Angelegenheit" aus der Hand. Dies Buch ist von durchschlagender Kraft, und von einer Freiheit, die uns schwindeln machen könnte, wenn nicht die siegreiche Klarheit uns den Kopf oben hielte, ich muß das Geständniß ablegen, daß ich erst über die Frage, um die es sich handelt, und über die ganze Sache zur vollen Klarheit gekommen bin. Es ist wesentlich Negation der Theologie als Theologie, des Christenthums als offenbarter und absoluter Religion, Negation der Religion überhaupt, versteht sich für den der stark genug ist, ihrer entrathen zu können. Fortan ist die Religion innerhalb der Philosophie nur noch als Privatsache anzuerkennen. Das Positive — wenn man in jenen Negationen nur Negatives sehn will — das Positive also, das was an die Stelle gesetzt wird, ist der Mensch, die Menschheit (Herders heiliger Humanus! eine seherische Ahnung dieses Propheten!) und das System ihrer Güter Staat, Kunst, Wissenschaft! In der That es ist der ungeheuerste Bruch, den die Weltgeschichte je gesehen hat, und in der Theorie hat ihn

Feuerbach und Bauer vollständig und gründlich durchgeführt und klargelegt, und es ist nur ein Gedanke, der mich hier schwindeln läßt, der Gedanke: Wie und auf welchem Wege wird was hier die Theorie mit der fanatischen Begeisterung und mit dem selbstverleugneten Freimuth der Wahrheit nackt und klar und schonungslos als Lösung des Problems hingestellt hat, sich in das Leben der deutschen, der europäischen Menschheit einführen, und welche Merkzeichen und Thaten wird die Geschichte der Entwicklung auf diesem Wege aufstellen, was wird Alles erst geschehen und gethan, welche Leiden und Trübsal, ja welche Gräuel vielleicht wird die Menschheit durchzumachen haben, ehe diese gänzliche Aufgebung des alten Bodens vollbracht sein wird und der neue gewonnen sein wird!! Wie tief ist die Finsterniß um uns her! — Doch das sind unnütze Grübeleien. Das Einzige wünschte ich diesem Manne, der wohl ein Heros genannt werden darf, daß er es hätte über sich gewinnen können, das ungeheuere der Kluft, die ihn von dem Bewußtsein der Menschheit trennt, zu einem tragischen Gefühl in sich zu erheben, daß er über dem Zorne gegen die „Feigheit", den „Jesuitismus", die „Halbheit", die „Verblendung" u. s. w. seiner theologischen Gegner (d. h. eines Theils derselben) nicht diejenigen ganz vergessen hätte, die mit dem reinsten Willen und dem ehrlichsten Herzen in ihren Schranken stecken, diese Menschen, die ich Gefangenen vergleichen möchte, die so lange im Kerker saßen, daß dieser ihre Heimath, die Welt ihnen fremd ward, und die, wenn der Kerker zerstört und sie befreit werden, ihr Alles verlieren. Diese Anerkennung würde das Gewicht seiner Rede verstärken — — aber er hat zuviel gelitten, als daß er nicht selbst etwas von der Art seiner Zwingherrn und Peiniger angenommen hätte.

An Mosen. **30.** Oldenburg, 12. März 43.

... Von Ruge habe ich endlich Nachricht. Er schreibt heiter und frisch und voll Hoffnung auf Retablirung seiner Jahrbb. Er ist und bleibt doch eine kernige Natur, freilich kein reines Metall, eher korinthischen Erzen vergleichbar. Denn freilich hat das verzehrende Feuer des politischen Fanatismus alles Gold und Silber in ihm zusammengeschmolzen, ich begreife, wie Du zu Deinem letzten

harten Urtheil über ihn kommen konntest, aber ich muß Dich daran erinnern, daß Du in frühern Briefen anders und ich glaube richtiger ihn würdigtest, wenn Du ihn als eine tragische Natur, einen Mann der Revolution und des politischen Oppositionskampfes bezeichnetest. Dieser Charaktere bedarf unsere Nation, um die Sache der Entscheidung näher zu bringen, und Ruge wird seine Stelle in der Geschichte unserer nationalen Entwicklung behaupten. Die Reaction ist jetzt im vollen Zuge, die Presse durch das Berliner Censurgesetz auch für die blödesten Augen zur Zeit vernichtet, die Würde des freien Menschenthums, des Bürgerstandes, durch den Kabinetsbefehl über die Ausstoßung solcher Adligen „die sich Vergehen gegen die Tugenden ihres Standes zu Schulden kommen lassen," und ihre Relegation in den Bürgerstand, der so als ein Kloak, ein Abzugsgraben für den Adel betrachtet wird, empört, ja, es ist selbst das Wesen des Christenthums, das keine Standestugend, kein Standesmoralgesetz kennt; von den pointirten Christen mit Füßen getreten; — die Pfaffen rühren sich, der Königsberger Rupp ist zu einem Colloquium christianum gefordert — und da müssen wir es erkennen: Ruge ist der Mann, der unerschrocken immer von neuem den Kampf gegen diese einbrechende Tyrannei beginnt. Soll ich aber Echtermeyer loben? der die Fahne verläßt, diesen Genußmenschen ohne sittliche Grundsätze, ohne Energie der That, ohne Aufopferung für die Idee? Agnes Ruge schreibt mir, er sei Freimaurer geworden, und — Du auch. Von ihm finde ich es begreiflich, aber Du? schreib mir darüber. Ist es nicht wahr, so stelle nicht A. R. darüber zur Rede, das giebt unnöthiges Geträtsch. Ist es aber wahr, nun dann wirst Du äußere Gründe haben, die ich respectiren muß, eben in unserer Zeit, da mit diesem Wesen, dessen Treiben Schlosser in dem dritten neuesten Bande seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts so trefflich geschildert hat, nichts mehr auszurichten ist, daß jetzt es vielmehr gilt, seinen Zweck offen zu bekennen, und dafür zu handeln ist mir unumstößliche Wahrheit, wie ich allem heimlichen Bundeswesen von je abhold war und bin. Doch wozu über ein vielleicht ganz leeres Gerede noch Worte verlieren! Aber mit Stillschweigen übergehn wollte und konnte ich's doch nicht.

Julius Rosen. **31.** Dresden, d. 19. März 43.

Lieber Freund.

Dein Brief hat mich schwermüthig gemacht. Wohl mag es nothwendig sein, daß die Besten und Edelsten am heftigsten von den Conflicten der Gegenwart ergriffen und dazu bestimmt sind, sie erst in ihrer Brust zu verarbeiten, ehe sie zu welthistorischen Parteien und Thatsachen werden, — wohl mag es unvermeidlich sein, daß sich der Kampf der Zukunft, welcher den Erdkreis umschmelzen soll, in dem Herzen des Einzelnen bis zur Vernichtung des Individuums entzündet, — doch, doch, — schleicht über meine Stirn und in die Seele hinein ein unermeßlicher Kummer um Euch, Ihr Männer der innersten Bewegung, die so verzehrend ist, da sie von Außen zurückgedrängt wird. Sollte es aber gar keinen grünen Fleck in diesem Steppenleben geben, wo man eine Versöhnung mit sich und seiner Zeit finden kann? Sie ist schwer zu finden und doch scheint sie mir so nahe zu liegen. Die Gegenwart ist mir groß und erfreulich zugleich, weil sie eine gewaltige Zukunft in sich trägt. Wie wir da sind, gehören wir zu den Vorbereitungsmenschen, wie Montesquieu, Voltaire, J. J. Rousseau früher in Frankreich. Wir dürfen uns nicht über die heftigsten Reactionen wundern, denn immer faßt sich das alte Princip vor der Stunde der Entscheidung noch einmal krampfhaft zusammen, um in feindseligstem Widerstande gegen den nothwendigen Fortschritt die Gegenpartei bis zum Fanatismus emporzutreiben und zu steigern bis zur Crisis.

Erkennt man diesen nothwendigen Prozeß in der Gegenwart, so tritt er schon so weit objectiv vor die Seele, daß man daran mit ruhiger Entschlossenheit Theil nehmen kann. Wir stehen in dem großen Feldzug mit unter den Waffen, warum sollen wir an unserm Waffenglück verzweifeln, wenn die Hauptschlacht sich hinzögert? Wir müssen heiter das Vertrauen auf den Sieg mit dem Muthe dazu in uns bewahren, um nicht im Lazarethe liegen zu müssen, wenn die Kanonen donnern. Jetzt ist freilich ein Guerillakrieg; — sparen wir die Schüsse, so ist doch Gelegenheit, dann und wann einen Feind auf das Korn zu nehmen und niederzu-

ſtrecken. Liegen wir in gutem Quartier, warum ſollen wir uns bei Wein und Muſik nicht unſer Herz erfreuen? Wenn die Hörner wieder klingen, müſſen wir doch wieder aufſitzen. — Wie die Spanier es mit den napoleoniſchen Heeren, ſo müſſen wir es mit den Finſterlingen halten. Wir ſchießen ſie, wo wir — können, und decken uns, ſo gut wir vermögen.

Ich habe nie die Zuverſicht Vieler getheilt, welche eine freundliche Löſung der jetzigen Wirrniſſe für möglich hielten. Das will die Weltgeſchichte einmal nicht, die von Herzen froh iſt, wenn ſie wieder einmal eine Teufelsgeſchichte angezettelt hat, wobei ſie wieder einmal Blut trinken kann. Eine Zeit, wo die Conflicte des Lebens ſich zu Parteifragen geſtalten, ſo hübſch mitteninnen blüht die Poeſie. Schallt der gräßliche Ruf: Völker hier! Könige da! ſo übernehmen die Kanonen die Partie der politiſchen Lyrik und dramatiſchen Poeſie; mit den hübſchen kleinen, geiſtreichen Novellen, — den luſtigen Spottvögeln iſt es dann gar aus. Warum ſollen wir uns des Raſttages nicht freuen? — Für mich iſt er freilich ein Arbeitstag; — denn ich gehe herum um die Dampfmühle der Geſchichte, um zu erlauſchen, wie die Räder der Vergangenheit und der Zukunft in die Gegenwart hereingreifen, um das Werk in Gang zu ſetzen. Wenn ich nun darnach ſelbſt ein Werk aufbaue, — dann muß ich mir gefallen laſſen, daß ich von allen Seiten und Parteien wie ein Schuljunge heruntergemacht werde. Weil Jener ein oberſchlächtiges, der ein unterſchlächtiges Rad, ein Dritter nur einen Sparren von der alten Dampfmühle geſehen hat, — ſo muß ich freilich geſtümpert haben. Du fragſt mich, was ich jetzt arbeite? — Sehr viel, oder ſehr wenig, wie Du willſt. Dieſen Winter über war die juridiſche Praxis mein Trillrad; ich fand keine Zeit zu einem größeren Werke. Da habe ich denn in Zwiſchenzeiten bald hier, bald dort in Zeitungen mit kleinen Artikeln, welche die Menſchen geärgert haben, auch mit Recenſionen debütirt: — zugleich habe ich eine Novelle geſchrieben, ſie wird wohl in der Urania erſcheinen; — meine lyriſchen Gedichte ſind auch ziemlich geordnet, um die zweite Auflage erſcheinen zu laſſen. An dramatiſchen Stoffen, ſelbſt an ausführlichen Skizzen dazu fehlt es mir nicht, nur habe ich die Luſt verloren, hier mit dem unerſättlichen

Apoll und den Jupiter an, daß dieſe menſchenbegreifende Götter ihr beiſtehen mögen, daß ſie vernünftig bleibe, und nicht Alles um ſich her für wunderliche Thiere halte. Denn alle dieſe vornehmen Hofchargen kamen ihr vor wie ein heraldiſcher Thierkreis: Löwen Büffel, Pfauen, Paviane, Greife, aber auf ein Geſicht, das menſchlich ſchön zu nennen wär, konnte ſie ſich nicht beſinnen. „Das mag davon herkommen, weil dieſe Menſchengattung mehr eine Art politiſcher Schrauben oder Radwerk an der Staatsmaſchine und keine rechte Menſchen ſind. Harthörig, hartherzig, kurzſichtig, ſtolz und eigenſinnig Volk, und es gehört immer der Zufall und ein Verdienſt um ſie, abſonderlich aber ihre eigne Laune dazu, und noch gar viele andere Künſte, um von ihnen, bemerkt und gehört zu werden. Schreien und Poltern oder gar Recht haben hilft gar nichts bei ihnen, ja beſonders das Recht haben, das kommt der politiſche Staatsmaſchine ihre Nas immer in die Queer. Was ſoll das heißen, daß man mit ſein'm Recht an die widerrennen thut?“ — Sollte das Schickſal dieſe Nas auserſehen haben, daß ſie darauf falle, das wär kein Schaden, darum muß man ihr Platz machen. Ja von ſolchen iſt keine chriſtliche Geſinnung zu erwarten, das iſt übrig.“ — — „Wenn ich König wär, ich hielt mir eine aparte Inſel für das heraldiſche Thiervolk; da könnten ſie ſo fortleben bis ſie ſterben wollten, aber mir jederzeit unter den Füßen herum zu grabeln, daß man alle Augenblick über ſie ſtolpern müßt, das litt ich nicht.“ Dieſen letzten Einfall hat übrigens Bettina ihrem Gatten entlehnt, der ihn in der köſtlichen humoriſtiſchen Novelle vom Fürſten Ganzgott und Sänger Halbgott auf das Heiterſte ausgeführt hat.* Hören wir indeſſen weiter die Frau Rath ihre Gloſſen machen, über dieſen darmſtädter Thierkreis und

* S. Achim von Arnim's ſämmtliche Werke, herausgegeben von Wilhelm Grimm. Bd. II, S. 317.

Opernenthusiasmus zu concurriren. Dresden ist und bleibt — eine steinerne Perrücke. Die Direction begünstigt nebenbei nur die Posse: „Der Weltumsegler" — eine schnöde Zaubergeschichte mit Lazzis beschäftigt das Publikum schon während der ganzen Saison, — dazu kommen die ununterbrochenen Concerte, — und kaum trinkt man hier noch eine Tasse Kaffee ohne Musik. In diesem Augenblicke singen mir gegenüber vier Frauenzimmer zum Piano, nebenan bläst Jemand die Flöte und durch die Straße ziehen die Kreuzschüler und singen auch und ich zerfließe in Wonne. Soll ich im Drama einen Schritt weitergehn, so gebrauche ich dazu — ein Theater und ein Publikum, welches in den Zwischenacten nicht von Musik schwatzt. Was hilft es mir, wenn sie hier meine Stücke beklatschen, — Tags darauf aber außer sich sind von einem Triller der Devrient und nur deshalb eine Oper zehn Male hintereinander gegeben werden kann, — weil darin getrillert wird. — Du siehst, ich bin im besten Raisonnierzuge! —

Am 25. März.

Erst nach einer Unterbrechung von 6 Tagen kann ich endlich diesen Brief schließen, nachdem mich der Wallfisch der juridischen Praxis verschlungen und nun wieder an die Küste geworfen hat. Heute ist Mariä Verkündigung, welche bei uns gefeiert wird und mir Raum gönnt nach Oldenburg zu schreiben. Gestern erhielt ich auch von Freund v. Gall Nachricht über den Erfolg der 2ten Aufführung des Sohns des Fürsten. Warst Du im Theater? Du leidest, wie er mir schreibt, an einem Zahngeschwür. In solchen kleinen Plagen wird man oft einer großen Krankheit ledig. Ich wünsche Dir, daß bei Empfang dieser Zeilen die Tage der Pein vorüber sein möchten. Ich schicke Dir hier einen Correspondenzartikel über das Schadowfest, welches wir hier gefeiert haben. Er ist von einem jungen Professor geschrieben, welcher mich bat, ihn irgendwo unterzubringen: Ich sende ihn Dir mit der Vollmacht damit zu machen, was Du willst. Einen großen Gefallen könntest Du mir thun, wenn Du über „Katte" und den Erfolg der beiden Aufführungen einige funkelnde Worte in die Allg. Leipziger Ztg. (bei F. A. Brockhaus) einsenden wolltest. Hier und in Berlin sind sie zu zaghaft: Die Tragödie der deutschen

Geschichte im Zusammenhange mit der Gegenwart aufführen zu lassen! Es liegt darin das Bekenntniß des poetischen Unwerths des Vorhandenen im Zusammenhange mit dem Volksbewußtsein. Man trifft in Deutschland viel geringfügige Menschen. — Meine Frau befand sich in diesen Tagen unwohl, heute ist ihr wohler. Georg von Frundsberg ist noch immer der tolle lustige Junge. Sie grüßen Dich und Deine verehrte Frau Marie mit allen Deinen Herzenskindern, welchen Du in die Guckaugen sehen sollst, wenn Du einmal verstimmt bist. Bestelle auch Grüße an Deine Freundin Kathinka und sage ihr, daß ich ihr großer Schuldner bin für ihre liebenswürdige Theilnahme an den Träumen meiner odysseeischen Muse. Ich habe Dich im starken Verdacht, daß Du in der Allg. Augsb. Ztg. die Vertheidigungsrede über das Christenthum der Philologen gehalten hast! — — Obschon ich Dich nächsten Sommer gern im Seebad hätte, so würde ich mich doch egoistisch freuen, wenn es Dir einfiel, hier Deine Ferien zu vollbringen. Denk einmal darüber nach! — Ade, lieber, alter Stahr! — Wird Dir das Herz einmal zu schwer und die Seele so trüb, so lies im Homer oder denke mit Freuden an

Deinen Freund Jul. Mosen.

Carl Stahr. **32.** Stettin, (14. Apr.) Charfreitag 1843.

— — — — Von Pommern allein sind an den Landtag 35 Petitionen eingegangen, die alle mehr oder weniger allgemeinen Inhalts waren. Eine Petition von Privaten, angeregt durch den Justizrath Triest (Bruder meines lieben Musikmannes) verlangte Öffentlichkeit der Sitzungen des Stadtverordneten Collegiums, Preßfreiheit und Erweiterung des Wahlmodus, wonach 10jähriger Grundbesitz als Eigenschaft für den Abgeordneten zum Provinziallandtag aufzuheben. Dieser letzte Passus ist beim Landtag durchgegangen. Selbst die hiesigen Kaufmannsdiener, diese Frösche im Rothweinsee, haben die Köpfe herausgesteckt, und Preßfreiheit petitionirt. Mag das Ding immerhin schlecht stilisirt, die Form roh gewesen sein — die Thatsache birgt immer eine ungeheure Vernunft. Die Kaufmannsdiener! Es kommt nicht auf die glücklichen Erfolge der Einzelnheiten

an, es wird wenig durchgebracht, wenig erreicht werden: wurde doch unter dem Ministerium Villèle in Frankreich gar nichts erreicht; — sondern Du weißt, es kommt auf die totale Metamorphose Michels an, dessen Kopf noch immer nicht ganz trocken ist „von dem Naß der Kanne Bier, das die Norne im Walde über ihn ausgegossen — wo er ein Spott der Menschen sein und dulden soll, bis seine Zeit gekommen ist." Dann ist das Erreichen erreicht. Kinder und Greise thun das letzte; wie unschlüssig waren die Kapacitäten selbst noch in den Julitagen! Im Schooß des Landtags hat (höre) der Graf v. Schwerin auf Reichsstände gedrungen. Er hat 14 Stimmen für sich gehabt. Nach der Abstimmung hat er sich erhoben mit den Worten: Die Minorität, m. H. die ich gehabt habe, ist mir sehr erwünscht, vor 2 Jahren hatte mein Antrag 2 Stimmen, 12 sind hinzugekommen, ich werde in 2 Jahren wieder anfragen. Dieser Vorgang fehlt, wenn ich nicht irre, in den öffentlichen Protocollen, wie so manches andere, worüber mir ein Mitglied des Landtags, der Landrath v. Puttkammer, selbst persönlich eine anziehende Mittheilung gemacht hat. Der Landtagsmarschall nämlich hat nach ihm die Protocolle an mehr als einer Stelle geändert, weil sie in der wirklichen „Form" dem Könige unangenehm sein würden. Z. B. Es steht in den Protocollen der Zeitungen: „Der Landtag lehnte die Bitte um Öffentlichkeit seiner Sitzungen einstimmig ab." Den Grund aber hat man weggeschnitten, der ist: weil der Landtag nicht glauben kann, daß unter den gegenwärtigen Umständen diese Bitte gewährt werden wird. Das heißt doch wohl, den König selbst über die Meinung seines Volkes irre leiten!

— — — — Gutzkow ist bei allen seinen Fehlern, trotz seiner unruhigen ihn irre führenden Eitelkeit dennoch ein tüchtiger Geist, und ein vollendeter Journalist. Noch neulich als er im Telegraphen die Entkräftung Berlins besprach, die Gesinnungs- und Thatenlosigkeit des Volkes dort, das es höchstens bis zur Befreiung durch den „schlechten Witz" bringt, berührte — so leitet er höchst geistreich dies erbärmliche Wesen von der Isolirung des Vergnügens, ab. Das ist das Schlimme, daß jeder für sich dort sich „seinen Jux machen" kann, nur nicht in Masse wie sonst. Wien verhielte

ſich in dieſer Art zu Berlin, wie einer der mit guten Freunden am runden Tiſch fröhlich zecht, zu dem heimlichen Sünder, der in ſein Kämmerlein geht, die Thür hinter ſich verriegelt und ſich im Korn beſauft. G. ſchlägt hier Volkstheater, wohlfeile Beluſtigungen für das Volk in den Vorſtädten vor, um es aus den Schnapskneipen herauszulocken.

Julius Moſen. **33.** Dresden, Abds. am 15. Apr. 43.

Theuerſter Freund!

Wie könnte ich meinen Oſterabend beſſer begehen, als im Geſpräche mit unſerer Zukunft und mit Dir. Du biſt mein jüngſter Freund und doch ſchon mein älteſter, ſo viele Ideen, Empfindungen, Hoffnungen haben wir mit einander getheilt, von welchen jede ein Jahrzehnt gilt. Wohl haſt Du Recht, daß unſere erſte Begegnung bei meinem Geburtstag in Strehlen unter dem ſchattigen Birnbaum im vorigen Sommer von wunderbarer Bedeutung wäre, wenn das Schickſal dort unſere Lebensfäden zuſammen geknüpft hätte und mich Dir bis an die ferne Meeresküſte nachzöge. Würde es ſo ſein, ſo laß es auch für Dich als Gottesſpruch gelten. Wenn Dir es gegeben iſt, das Ideal der Freundſchaft auch in dem gegenwärtigen Freunde, ja ſelbſt in ſeinen Fehlern und Schwächen zu ehren, — dann würden wir gotterfüllten Stunden, Tagen und Jahren entgegengehn. Ich habe mir immer Mühe gegeben menſchlich zu bleiben, und ein warmes, theilnehmendes, hingebendes Herz zu bewahren und zu vertheidigen gegen das Barbarenthum. — Kennſt Du aber den ſchlimmſten Dämon in der Liebe und der Freundſchaft? — Es iſt die empöreriſche Luſt der Zerſtörung, welche in den meiſten Menſchen lebt, — der kleine Quälteufel, der ſeine Luſt hat, ſich und andere zu kränken, die Kränkung zu bereuen und doch wieder das alte Spiel ſo lang immer von Neuem zu beginnen, bis das Schönſte dahin iſt! Ich trete ihn immer unter mich mit den Füßen, wo ich ſeiner anſichtig werde. Ich bin nicht beſſer, als ſo viele Andere, welche ſich von ihm überrumpeln laſſen, aber gewöhnlich mehr auf der Hut gegen ihn, vielleicht, weil ich es beſonders nothwendig habe. Da ich jetzt wieder fleißig die althelleniſchen Dichter leſe, zunächſt Sophokles, ſo beziehe ich nun

Alles darauf, auch dieſe Frage. Die Hellenen ſcheinen mir in der letzten Inſtanz von den Barbaren ſich nur dadurch zu unterſcheiden, daß ſie die göttliche Harmonie im Leben (die maaßgebende Moira) zum Princip machten und die Leidenſchaften nur in ſo weit berechtigt ſein ließen, als ſie im Gleichmaaß blieben und glücklich machten. Wo die Leidenſchaft ſich gegen die Moira empörte, verfiel ſie dem Verderben. Inſoweit die Moira in den Göttergeſtalten und in den Lebenden plaſtiſch zur Erſcheinung kam, — war ſie die Schönheit. — Was aber philoſophire ich in einem Briefe, um die Moird zu verletzen, wo ich ihren Dienſt bekennen will? — Laß uns immer auf ſie blicken, ſo wird unſere Freundſchaft beſtändig, und als ſolche zugleich ſchön ſein und innere und äußere Harmonie iſt Schönheit und das Alles — Glück. Spricht ein guter Genius dazu von Herzen: ja! — ſo würde er uns zuſammenführen.

Habe nun zunächſt herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, mit der fröhlichen Nachricht über die zweite gelungene Vorſtellung des „Katte“, welche um ſo mehr Dein Werk iſt, je glücklicher Du ſie durch Beſetzung der Rolle des Prinzen mit Herrn Otto durchgeſetzt haſt. Ich habe das Alles erſt durch Deinen Brief erfahren, woraus Du Dir mein früheres Nichtwiſſen darum erklären kannſt. Die gelungene Darſtellung eines dramatiſchen Werkes lebender Dichter iſt ja immer ein Ereigniß in der Literatur. Ich freue mich darüber, wenn es einen Dritten betrifft, warum ſoll ich nicht meine Freude bekennen, wenn von mir ſelbſt ein Werk glänzend über die Bühne gegangen iſt. Wir gebrauchen viel Glück, um der neuen Tragödie Bahn zu brechen. Der erſte Schritt dazu wäre meine Berufung nach Oldenburg, wo wir den Strebenden einen Anhaltepunkt geben könnten. Mit dieſen würden wir zunächſt die größte Noth haben: denn die meiſten Talente, welche vielleicht das Schönſte leiſten könnten, gehen in der Irre herum. Ich habe mich ungemein geſtärkt in meinen Anſichten oder Ueberzeugungen vom neuen Lebensprincip der Tragödie, ſeitdem ich in den Memorabilien (2ter Theil) von Immermann in dieſen Tagen gefunden habe, daß er durch die Bühnenpraxis auf dieſelben Gedanken gebracht worden iſt, freilich, ohne ſie plaſtiſch verwirklichen zu können, da der Tod ſo jäh über ihn kam. Ich habe den ſtattlichen Mann vor 3 Jahren bei Tieck

kennen gelernt, der mich auf unser gegenseitiges Bekanntwerden eingeladen hatte. An jenem Abende wurde Otto III. zum 2ten Male gegeben. Immermann hatte das Theater besucht, so daß wir fast zugleich in den Tieck'schen Salon eintraten. Er war zu mir fast cameradschaftlich. Wir sprachen viel über das Stück; er konnte nicht darüber hinwegkommen zu fragen: „wie ich den großen Wurf, der durch das Stück fliege, herausgebracht habe? Ob er berechnet sei, oder nur von Ungefähr gekommen?" — so daß ich ihm, wie es mir meist geht, halb verlegen, halb lustig in das Gesicht lachte und sagte: Es ist wohl von Beidem Etwas dabei! — Wir drückten uns die Hände und sprachen von Erich dem 14ten, wozu er schon die Disposition gemacht haben wollte. Auch Tieck war an diesem Abende sehr munter, wir tranken fröhlich einige Flaschen Wein und schimpften auf die Theaterintendanzen nach Herzenslust. Als wir im Heimgange begriffen im Vorhause unsere Ueberröcke anzogen, wollte es das Ungefähr, daß Immermann und ich gleichfarbige von gleichem Schnitte hatten, — und noch mehr, daß wir beide vertauschten, so daß er den meinen, ich den seinen angezogen hatte; da er dicker war als ich, so entdeckten wir den Irrthum in dem Augenblick, wo er vorgefallen war. — Schon damals machte diese kleine Begebenheit einen eigenen Eindruck auf mich; ich kann ihn heute noch nicht los werden. — — So vorübergehend habe ich den strebenden trefflichen Mann kennen gelernt! — Solche Comödie spielte Puck mit uns! — Und doch könnte man der Geschichte eine melancholische Deutung geben. Das Alles fiel mir ein, als ich eben seine Ansicht über das moderne Drama las, in welcher ich meine Werke geschaffen habe und daran bin, immer vollständiger sie heraus und emporzuheben. Deinen wohlwollenden, freundlichen, vorzüglichen Berichtsartikel über „den Sohn des Fürsten" werde ich in diesen Tagen an Brockhaus absenden. Ich habe ihn mit Immermanns Worten eingeleitet und dazu einige Worte über die früheren Werke aus einem Briefe gegeben. Ich hoffe, Du wirst, wenn Du die Einleitung liest, Alles genehmigen können. Dein dramaturgischer Artikel über den Charakter Katte's in der Rheinischen Zeitung war ganz vorzüglich, nicht, weil er lobend anerkannte, sondern weil er poetisch in die poetischen Wendungen des Characters begeistert einging. Eine gute Kritik,

ob verwerfend, anerkennend oder lobend, muß immer ein Werk poetischer Begeisterung, ob affirmativ oder negativ, das ist gleich, sein und bleiben. Alles Andere ist Kläfferei! Ob diese gut oder schlimm gemeint sei, darauf kommt nichts an. Diese glühende Begeisterung für das Schöne wirst Du in jeder Lessing'schen Critik finden, selbst da, wo sie auch tief in das Fleisch schneidet. Selbst Börne in seiner Einseitigkeit verliert nicht den Stern des Ewig-Schönen aus dem Auge. Darum wirken Beide so mächtig, so überzeugend, selbst da, wo man andrer Meinung bleiben will. Und daß ich dort bei Dir Männer und Frauen weiß, welche mit uns dieselbe Begeisterung für das Ideale mitten in der Wüste des gegenwärtigen Lebens theilen, erhält meinen Wunsch, bald in diesen Kreis eintreten zu können, lebendig und rege. Von Gall hat mir, wie immer, erst jetzt wieder bei Uebersendung Deines Briefes so herzliche Worte voll von Hoffnungen geschrieben, daß ich die Ueberzeugung von dem Gelingen unserer Pläne damit bald vertauschen möchte. — Mir ist, als wenn bei Euch mir ein ganzer Götterfrühling voll Poesie aufblühen würde; — warum? — Weil Ihr Euch daran freuen würdet! Weil Ihr nicht blasirt seid, wie die vornehmen Leute hier, welche in der Malerei — die Landschaft, von allen übrigen Künsten — nur die Musik lieben, weil man dabei träumen kann, weil man dazu keinen Character mitzubringen gebraucht, weil man dabei nicht einmal eine gebildete Seele nötig hat. — Meine Stellung ist hier seltsam! — Die blasirte, vornehme Welt spielt mir gegenüber die Rolle jenes österreichischen Wachtmeisters, welcher zu einem Soldaten scheltend sagte: „ich wett' darauf, Du schimpfst inwendig auf mich!" — Sie fühlt sich von mir irritirt. — Das andere und gebildete Publikum hat mich lieb, aber nicht den Muth, nicht die Kraft, irgend eine Meinung geltend zu machen. Hier hat sich Alles überlebt. Die Äpfel, welche noch am sächsischen Baume hängen, sind so reif, daß sie bei dem nächsten politischen Winde herabfallen. Der Dilettantismus ist bei uns zu Hause. Wer machte hier nicht Verse? Welches Frauenzimmer malte nicht oder machte Musik? — Der rechte Dilettant ist aber der natürliche Feind des wirklichen Künstlers. Der Hof, vom König an bis auf den letzten Hofmann rivalisirt mit Dichtern und Künstlern. Wehe Einem, wenn er sich hier aus-

zeichnet! Alles und Jedes ist in kleinlichem Neide gegen ihn! — So schmerzlich ich die schöne Gallerie, die Brühl'sche Terasse, den großen Garten und noch so manches Andere vermissen würde, doch würde ich hier ruhig das Gegebene dahinterlassen, bahnte mir ein freundlicher Gott den Weg in die Ferne. Man kann in diesem, vielleicht auch nicht in einem andern Leben keine Idee verwirklichen, ohne ein Opfer dahin zu schlachten. Hätte ich keine bestimmten Familienpflichten zu erfüllen, welche stets die ersten und heiligsten bleiben, so zweifelte ich keinen Augenblick, den Weg zu Euch anzutreten. So muß ich abwarten, wie sich Alles arrangiren wird. Im Falle einer günstigen Entscheidung, würde ich dem Theater ein Heldenspiel mitbringen, so funkelnd neu, so herzdurchglühend, wie es mir jetzt in der Seele brennt, — hilft ein guter Genius es zum Gelingen.

Von Gall will das Theaterjahr mit Bernhard von Weimar beschließen. Kannst Du Dich der Proben annehmen? — Doch nimm Deine Gesundheit zunächst in Obacht, welche wir noch lange gebrauchen. Du mußt sie pflegen.

* * *

Eben komme ich aus dem Museum, wo ich Zeitungen und darin die Ausweisung Prutz' aus Jena gelesen habe. Das ist kein Unglück, es ist ein malheur! Das Schicksal Herwegh's im Großen zu theilen, wäre schon eine ärgerliche Sache, aber nun so im Kleinen! Wenn ein König zürnt, so hat man doch noch den Trost, daß es ein König ist, der gegen uns ist; wenn man von einem Löwen gekratzt wird, so ist der Kratz von einem Löwen, aber von einem — — gebissen zu werden, dabei giebt es gar keinen Trost, und noch überdieß, wie hier, nur aus Nachäffung. Ich könnte dabei aus der Haut fahren! — Am Ende aber nimmt es das große Publikum nicht so genau, aber ich verachte Prutz, wenn er sich nicht gründlich rächt. Gehört doch der Vorfall der Weimarischen Zustände, wie er durch die epigonischen Persönlichkeiten motivirt ist, zur Literaturgeschichte. Hier wäre die Charakteristik des Hofes und seiner Persönlichkeiten bis in das kleinste Detail an Ort und Stelle. Prutz muß die Nemesis der seit Jahren aus Weimar ver-

jagten Poesie werden, — oder auch nicht, wie er will! — Ich habe am Ende auch nichts dagegen, wenn er sich in den deutschen Edelmuthsmantel drapirt. — Du dauerst mich eigentlich mehr bei dieser Geschichte, als Prutz; denn ich weiß, wie tief Dich solche Unfertigkeiten, wie diese ist, verletzen können. — Ich kenne ihn zu wenig, um an ihn zu schreiben. Theile ihm meine Gedanken mit, vielleicht werden sie ihm nützlich. Nur müßte er mit dem kalten Secirmesser mit verhaltenem Odem die Leiche von Weimar und Jena obduciren.

* * *

In dem Feuilleton der Köln. Zeitung wirst Du von mir in der neuesten Zeit zwei größere Artikel gefunden haben, den einen unter dem Titel: „Die moderne schöne Literatur," — den andern: „Ueber den Jahresbericht des Stadttheaters in Hamburg (Hamb. Corresp. d. J. Nr. 76). Vor einiger Zeit standen auch verschiedene Recensionen von mir in der neuen Allg. Jenaischen Literaturzeitung (über die Novellen von Franz Berthold und den Missionair von Sternberg).

An Carl Stahr. **34.** Oldenburg, 23. April 1843.

... Von Lectüre nenne ich ganz besonders das Buch „Rahel", das ich vor 3 Jahren las, jetzt aber mit ganz andern Augen und ganz anderm Verstande genieße. Was ist dies doch für ein gewaltiges Weib. Eine wahre Sibylle und gegen ihren Varnhagen an Gedankenmacht ein wahrer Riese. Ihre Schwächen sind die ihrer Zeit, ihrer Abstammung und ihres Geschlechts, ihre gewaltigen Tugenden gehören ihr allein. Man kann von diesen Ergüssen eines tief wühlenden, dämonisch begabten Geistes immer nur wenig lesen, auch ist manches darin was uns nichts angeht, Persönlich-Grilliges, Launenhaftes, was wir nicht mehr „goutiren" (ein Lieblingswort jener Genußperiode der Prinz Louis- und Gentz-Zeiten) können. Aber wo sie Staat und bürgerliche Gesellschaft, Familie, Stände, Diplomaten, Litteratur, Ehe u. s. w. zum Gegenstande ihrer pythischen Sprüche macht, da ist sie groß und gewaltig, es spricht aus ihr der Prophetengeist ihres Volks. Den

Gentz lernt man nur aus ihr kennen, aber wie tief. Sie liebt ihn, weil sie ihn einmal geliebt hat, sie liebt ihn als ein Naturgewächs, aber sie kennt seine Leerheit, Herzlosigkeit und Blasirtheit durch und durch, und ich begreife nicht, wie nach diesen Briefen Varnhagen seine Charakteristik Gentzens schreiben konnte. Einen andern, herrlichen Genuß haben mir Immermanns Memorabilien Bd. 2 und 3 gewährt. Zwar hatte ich bis auf die hier zuerst gedruckten Tagebuchblätter und Reisebriefe so ziemlich Alles gehörig schon früher gelesen, aber ich genoß so zusammengestellt nun doppelt diese trümmerhaften Werkstücke zu einem großen künstlerischen Prachtbau, um den durch Immermanns Tod unsere Nation betrogen ist. Kein lebender Poet und Autor vermag es, dieses Gemälde unserer Zeit, d. h. der Zeit von Anno 1813—1830 (und 40) so auszuführen, wie es Immermann ausgeführt haben würde. Sein Werk würde sich unmittelbar an Goethes Dichtung und Wahrheit gestellt haben, wie sich seine Epigonendichtung dicht an den Meister stellen durfte. Die tiefste Traurigkeit ergreift mich, wenn ich diese Reliquien betrachte und mir das Bild des herrlichen urkräftigen Mannes wieder vor die Seele führe, der so schnell mich liebgewann und zu dem ich mit einem Gefühle der Pietät und Verehrung aufblickte, wie ich jetzt gegen keinen lebenden Menschen mehr fühle. Das Denkmal, das er Grabbe errichtet hat, die Düsseldorfer Anfänge, die Festfeierschrift des 25jährigen Erinnerungsfestes der Freiwilligen von 1813, das Alles findest Du in jenen 2 Bänden (II und III) gesammelt, und wenn ich diese Kraft und Schönheit der Sprache, deren Zauber kein lebender Deutscher von ferne erreicht, auf mich wirken lasse — diesen stärkenden Duft der frischen Ackerscholle athme, der um einen Ausdruck von ihm selbst über den „Hofschulzen" zu borgen, uns aus seiner Prosa-Schilderung deutscher Zustände anweht, und dazu die imposante Kraft und markvolle Gestalt dieses Leibes mir vergegenwärtige, so ist mir's, als müsse er noch leben, und würde mir mit ausgestreckter Rechten entgegentreten am schönen Rhein, wenn ich ihn heimsuchte. „Bleibt nicht zu lange weg."

namentlich den Theil deſſelben, der „mit beſterntem Bauch und übereinanderſchielenden Blicken, mit überlegenden Mienen des Menſchenwohls unter der Heerde herumſtolpert“. Sie kann ſich kaum genug thun in dem Eifer, mit dem ſie dieſe „Menſchengattung“ überall verfolgt; dabei geht ihr zuweilen ſelbſt der gute Humor aus, der ſie doch ſonſt nicht leicht verläßt.

„Wenn man bedenkt, daß dieſe abſonderliche Abart von Menſchengattung eigens da iſt, um mit ihrem närriſchen Egoismus die Regenten zu unterſtützen bei den Weltangelegenheiten, ſolls einen da wundern, wenn da Alles was geſchieht, einem wider den geſunden Menſchenverſtand läuft? Aber das kann einen wundern, daß die Menſchen ſichs gefallen laſſen, von denen ſich regieren zu laſſen, ſtatt von ihren angeſtammten Herren, dem dieſe heraldiſche Unthiere den Kopf toll machen. So ein Staatsbeamter iſt wie ein Schafbock, vor Begeiſterung über ſich hat er den Dreher, hoffärtig iſt er, vor was hat er Hörner als damit er um ſich ſtoßen kann auf die demüthigen Leute, die was von ihm zu fordern haben, ohne daß er Acht zu geben braucht, wen's trifft. Ei was kommſt du mir zu nahe! ſiehſt du nicht, daß ich Hörner hab'? Das iſt die Rechtfertigung. Nichts thut ſo einer lieber, als geſchwind Antwort geben, weil er damit die Geiſtesgegenwart vorſtellen will, und da giebt er denn auch gleich eine abſchlägige Antwort, weil er meint, daß er ſich damit ſelber nichts vergiebt, und wenn man denn mit ſeinem guten Recht will eine Einwendung machen, da hilft einem nichts, denn es iſt Staatsprinzip, das Unrecht nicht wieder gut zu machen. An dem halte die närriſche heraldiſche Thier wie die Klette. Ei warum denn nur? — Nun? — Von leere Köpfe, in denen der Hoffart ſich eingeniſtet hat, von große Bäuch, wo viel mühſelige Verdauungsgeſchäfte drin vorgehn, kann man nicht fordern, daß ſie

Julius Mosen. **35.** Dresden, 4. Mai 1843

Liebster, theuerster Freund.

Du hattest es gut, Du konntest Freund Gall bei seiner herrlichen Botschaft an die Brust drücken, ich aber kann meinen alten Stahr nicht so beim Kopfe kriegen, um mit Einem ohne Wort Eins zu sein! Da muß ich nun Wort für Wort so trocken hinschreiben und warten, bis Du endlich gegen Ende der nächsten Woche vielleicht im Zwielicht lesen wirst!

Sei und bleibe mein Freund!

Du hast ganz recht, die so nahe Erfüllung unserer Wünsche wäre ein so ideales Ereigniß, daß man selbst, wenn Alles Wirklichkeit geworden, diese noch an der Nase zupfen möchte, um sich von ihrem Dasein zu überzeugen.

Die Erkundigungen, welche hier über mich eingezogen werden sollen, brauche ich eigentlich nicht zu fürchten, da ich hier alles Mögliche genieße, was zum Kredit gehört, — doch wäre es gut, wäre das gute Resultat schon fertig! — Meinst Du aber, mir wäre nicht grausam bang vor der großmächtigen Verantwortlichkeit, welche Ihr mir auf die Schulter wälzen würdet? — Wenn die Junghegeliter den alten Gott nicht todt gemacht haben, so bedarf ich seines Beistandes überall. Laß ihn in unserer Freundschaft wieder geboren werden und mit Muth und Vertrauen vorwärts schreiten. Das wäre nicht gut, wenn nicht drei begeisterte Menschen die Welt um ein Stückchen weiter vorwärts schieben könnten! — Du wirst sehen, was mit vereinten Kräften möglich ist. — Man kann in der That in Kunst und Wissenschaft die Menschheit von der Verdammniß erlösen, wenigstens von der Erbsünde, der Dummheit. Du kannst nicht glauben, wie sehr ich mich vor der letzteren fürchte! — Sollte sie mir einmal in mir selbst gefährlich werden, dann komme mit dem Alten von Stagira oder lieber Du allein mir zu Hülfe! Wirklich sollte sich an meinem Geburtstag vorigen Jahres die Sonne nur verfinstert haben, um sich doppelt schön und heiß wieder zu gebären. — Würde Alles, was wir hoffen, wahr, so wäre es doch eine Constellation gewesen. Ich bitte Dich aber, hüte unser Geheimniß vor den Zeitungen;

das Gesindel regt sich allenthalben. Denk nur: Deinhardstein glaubt, daß er unter Joseph von Frankenstein im Congreß von Verona gemeint sei, weil er — bei Metternich ein kleines Metier macht. Er hat in der Allg. Augsb. und jetzt wieder in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift sich gerührt. Ich muß ihn einmal vornehmen! — Ich bin sehr zerstreut, oder, wenn Du willst, aufgeregt, wie ein Kind vor der Weihnachtsbescheerung. Ungewißheit ist schwer zu ertragen. Ruge geht mit seiner Frau auf einige Zeit in die Schweiz, kommt jedoch wieder. Er ist jetzt rüstiger Kommunalgardist. Unsere Verhältnisse sind wieder glatter geworden, die Differenzen haben wir bei Seite geschoben, obschon sie in sich die Principfrage enthalten. Ich will die Gegenwart in ihrer tiefsten Seele erfassen, Ruge will, sie verneinend und zerstörend, — die romantische blaue Blume der Freiheit in Versmaas gebracht wissen. Sonderbar, daß der abgesagte Feind der Romantik, in anderer Weise tief wieder hineinspringt. — Echtermeyer hat seine Vorlesungen geschlossen; er gab recht feine, gebildete Urtheile, hat aber keinen freien, frischen Vortrag; das schadete der Sache! —

An Carl Stahr. 36. Oldenburg, 13. Mai 1843.

Gestern Mittag hatt' ich eine seltsame Ueberraschung, ich saß bei Tische, als plötzlich ein Diener aus einem Gasthofe mich dorthin entbot. Es war mein Bremer Freund, der Kaufmann Hilfers, der von einer 5monatlichen Reise nach Böhmen und Oestreich zurückgekehrt jetzt von Bremen herüber kam und den Lübeker Dr. Emanuel Geibel (einen Verwandten seines Compagnons von Kapff) mitbrachte, der auf einer Reise zu Freiligrath an den Rhein begriffen, wo er den Sommer verleben will, mich kennen zu lernen von Bremen gekommen war. Dies gab einen merkwürdigen Tag und ein merkwürdiges Zusammentreffen. In seiner Stellung als Bekämpfer Herweghs und als Pensionair des Königs von Preußen (Du weißt doch, daß ihm Seine Majestät ein Jahrgehalt gegeben hat,) lag eine gewisse Unsicherheit und ein Verhältnis zur Gegenwart, das ihn sichtbar drückte und mir gegenüber befangen machte. Da ich aber friedlicher Laune war und ihn freundlich anließ, so thaute er auf, und wir verlebten einen schönen Nachmittag und

Abend, den letzteren mit Mayer zusammen, zu dem ich ihn führte. Auf einem Spaziergange gab er mir eine ausführliche Exposition seines Trauerspiels Roderich (der letzte König des gothischen Spaniens) die mir sehr gefiel, und mir gute Hoffnungen von diesem Talente einflößte. Meine Bemerkungen nahm er aufmerksam und dankbar hin, das Gedicht selbst wird demnächst bei Cotta erscheinen. Über Freiligrath sprechend that es ihm schwer leid, daß derselbe sich so gegen Herwegh vergessen. Seine politischen Ansichten ermangelten eines festen Halts, und die Blicke die ich ihn thun ließ, bewegten ihn heftig und tief. Auch er bekannte sich enttäuscht von vielen Illusionen, und bat nur, ihn nicht zu verkennen, und nicht an ihm irre zu werden; auch Prutz schätzte er sehr hoch. — Kurz er war eben eine gute, romantische, unentschiedene Natur, aber doch nicht so befangen um nicht eine leise Ahnung seiner schiefen und schwankenden Stellung zur Gegenwart, wenigstens einem entschiednern, älteren Manne gegenüber zu haben. Er hat Philologie studiert, hat die Jahre von 38—40 in Griechenland gelebt, hat Peloponnes und Mittelgriechenland gesehn, auf den elysischen Inseln Paros und Naxos halbe Jahre genossen und — kein Buch darüber geschrieben, was in mancher Beziehung sehr zu seinen Gunsten spricht. Dabei ist er erst 26 Jahr alt, kann also noch was werden. Deine spanischen Recensionen kannte er, denn er beschäftigt sich selbst sehr angelegentlich mit der romanischen Litteratur, und hat mir ein Buch geschenkt: „Volkslieder und Romanzen der Spanier", metrische Übersetzungen, Berlin, Duncker 1843. Auch „Zeitstimmen" vulgo „politische Lieder" hatte er so eben ausgehn lassen, die aber wohl bei mir viel Widerspruch finden würden. Soviel von diesem Begegniß. Prutzens neue Lieder sind da und geben neben vielen alten Bekannten auch manche neue dolchscharfe Strophen. Ich habe so eine Idee, die gar nicht so lächerlich ist, als sie klingt: Alle jungen dramatischen Talente sollten zusammentreten und sich ihre Arbeiten mittheilen. Dadurch könnte ein Zusammenwirken entstehen, das unendlich folgereich wäre, und jedenfalls wäre dem Zerfahren nach allen Richtungen, dem hinterrücks Bereden und Verkleinern ein Ziel gesetzt. Die Associationsidee ist nicht bloß für die Materie und für die Wissenschaft, sie muß sich auch für die ästhetische Produc-

tion förderſam machen laſſen. Wenn z. B. Leute wie Moſen, Prutz, Gutzkow und ſelbſt dieſer Geibel perſönlich zuſammenwirkten und ſich durch Kritik förderten, was könnte da in der Praxis für die Bühne geleiſtet werden. So aber denkt jeder, er allein hat das Wahre und Rechte an allen 4 Zipfeln, und ehe ſie ſichs verſehen, reißt ihnen der eine dieſen, der andre jenen aus; der Hand und die Körner rollen nach allen Ecken. Ich meine damit keine Kameraderie, ſondern was ich will iſt dies: Alles was ſich ſonſt bei der Iſolirtheit der deutſchen Autoren als gegenſeitige Negation geltend macht, ſoll durch perſönliches Zuſammenrücken zu fördernder Kritik werden. Dabei ſoll die individuelle Verſchiedenheit durchaus gewahrt werden. — Ich weiß nicht ob ich deutlich bin, aber ſoviel ſehe ich ein, daß dieſe Iſolirtheit nicht gut thut. Unſere Klaſſiker haben das Glück gehabt, immer in einem gewiſſen innerlichen und äußerlichen Zuſammenhange und Zuſammenleben zu ſtehn, und das iſt unſerer Litteratur unendlich förderlich geweſen. Fürſtenprotection thut jetzt nichts mehr. — Morgen ſpielt Ole Bull hier, da ich ihn aber ſchon vor Jahren hier gehört, ſo werde ich nicht hingehen.

Jul. Moſen. **37.** Dresden, 10. Juni 43.

Mit berühmten Leuten iſt ſchwer umzugehn und einem Genius muß man manches zu gute halten. In dieſen Tagen hat uns L. Uhland in Strehlen beſucht, Görg von Frundsberg hat ihm einen Maiblumenſtrauß überreicht. Er war bei uns heiter und geſprächig, kommt aber jeden Augenblick in Verlegenheit, wenn man ſchnell und in geläufigen Sprachwendungen ſich mit ihm unterhalten will. Er iſt ein ganz inwendiger Menſch — ſo ein ſchwäbiſcher Weinkrug, unanſehnlich von Außen, doch voll köſtlichen Weines, den man freilich faſt ſchon ausgetrunken hat. Hoffmann von Fallersleben hat ſich auf einige Monate bei uns niedergelaſſen, auch er war bei uns unter dem Birnbaum, den Du kennſt und welcher für mich claſſiſch iſt. Ruge will nicht nach der Schweiz, ſondern eine Reiſe nach Paris machen. Fröbel aus Zürich hielt ſich längere Zeit hier auf: es iſt im Werk, die Jahrbücher in ſeinem Verlage fortzuſetzen. Echtermeyer wälzt ſich in der Philoſophie umher wie ein Kranker, der nicht einſchlafen kann zwiſchen Traum und Wach-

sein. Wer ihm Energie geben könnte, machte sich um ihn und die Wissenschaft verdient. Soll ich von mir reden? — Ich hoffe in diesem Sommer ein neues Trauerspiel im Plane und Vorstudium zu fixiren, um es im Winter auszuarbeiten. Wenn uns ein schönes Loos fällt, so werde ich wenigstens auf einige Wochen zunächst zu Dir nach Oldenburg, in Dein Haus und an Dein Herz fliegen! — Wenn mir das Glück wohl will, so habe ich Uebermuth vollauf zur Poesie; — wir wollten uns miteinander darin gesund baden.

An Mosen. **38.** Oldenburg, 9. Aug. 1843.

. . . Von meiner Reise hätt' ich viel und Schönes zu berichten, aber da ich die Hoffnung hege, daß Du meine Tagebücher hier lesen wirst, begnüge ich mich mit einer geographischen Skizze. Wie Prag auf mich gewirkt und was mir dort geworden hab ich Dir schon mit einigen Worten gemeldet. Von dort durchschnitt ich das wilde, romantische Böhmerland über Budweis nach Linz in raschem Fluge soweit einen solchen der in der „Pferde"eisenbahn versinnlichte „gemäßigte Fortschritt" erlaubte. Dann brach ich in das Salzkammergut ein, genoß den Traunfall, Gmunden mit seinem See, Ischl und seine entzückenden Umgebungen (zu denen als Staffage Fürst Metternich und Marie Louise sich gesellten) im schönsten Wetter, und ging endlich über St. Gilgen und dessen See verlängs (!) bergauf bergab nach Salzburg, verweilte in diesem östreichischen Paradiese drei Tage, machte einen Ausflug nach Berchtesgaden über den Königssee, noch immer vom Wetter begünstigt, bis an den Gletscher der Eiscapelle, in deren Felsenkeller mit seinen 6—7000 Fuß hohen Wänden mich ein Donnerwetter solcher Stärke überfiel, wie ich es in meinem Leben nicht erlebt habe. Durchnäßt „bis ins Mark" wie die Spanier sagen, ging es laufend, kletternd, springend, rutschend, strauchelnd in strömendem Regen, der die Kleider fast vom Leibe schlug, zurück nach dem Jägerhause am See, wo ich, dank einem geborgten Jägerhemd, riesig langen Weiberstrümpfen und einem nur halbtrockenen Mackintosch bald unter Jägern, Hirten, Fischern und ihren Weibern und Mädchen am dampfenden Ofen saß, und meine Kleider und Wäsche über mir zu Häupten baumeln und trocknen

ließ. Gegen Abend legte sich das Unwetter, daß ich über den See zurückkonnte nach Berchtesgaden und von da nach Salzburg. Jetzt aber war's auch zu Ende mit der Natur. Denn vom Morgen des andern Tages an regnete es so unaufhörlich, daß ich alle Pläne auf Gebirgs- und Waldfahrten auf und meinen Leib dem Postwagen übergeben mußte, der mich die Nacht durch am brandenden Chiemsee vorbei mit seinen regendunklen Gebirgen nach München führte.

Hier fand ich nun aber auch meine Rechnung vollkommen. Ein Brief Rubens aus Prag verschaffte mir in dem vortrefflichen Landschafter Heinlein einen Mentor, der mir zum wahren Herzensfreunde wurde, und mich fast keinen Tag verließ, bei Kaulbach, Neureuther, Rottmann, Schwanthaler und wie sie alle heißen einführte, und mit mir die verschiedenen — Theken, Palläste, Kirchen u. s. w. benebst den Bierkellern und Kneipen durchwanderte, alles im unaufhörlich strömenden Regen. Ein Brief an den ehemaligen Regenten Griechenlands, jetzigen Reichsrath v. Maurer Excellenz, führte mich bei dem gradesten, edelsten, tief erfahrensten Manne Münchens ein, der mich wie einen Sohn behandelte, und mit Freundschafts- und Vertrauensbeweisen überhäufte. Thiersch, den ich besuchte, zeigte sich gleichfalls über Erwartung freundlich. Durch ihn und andere wurde ich in mehrere bedeutende Kreise geschlossner Gesellschaften, wie die „zwanglose" und die „Künstlergesellschaft im Altengland" eingeführt, während ich auch das Volksleben nicht vernachlässigte. Die elf Tage in München haben mir so einen unberechenbaren Vortheil gebracht. Jetzt erst habe ich eine Ahnung von dem was antike Kunst ist, durch die Glyptothek erhalten, habe den König Ludwig auch in dem Lichte eines Vertreters und Schirmers der Idealität in der Kunst und so als unfreiwilligen Reformator und Bildner seines Volks, dem er die Schönheit als göttlicher Verehrung würdig vor die Augen stellt, betrachten und schätzen gelernt, und mein Urtheil über Menschen und Dinge in Süddeutschland beträchtlich rectifizirt. Das Große, Schöne, Würdige habe ich von den lächerlichen Anhängseln, mit denen es in der Ferne mehr als in der Nähe behaftet ist, scheiden lernen, und fühle mich zu dem Geständnisse gedrungen, daß Bayern und

seine Bewohner weiter sind als ich gedacht, daß der König mit der Realisirung dessen was er will einen Ernst macht, der überall der Anerkennung werth ist, und daß selbst in Freiheit und politischer Bildung diese Menschen dem hochmüthigen Borussenthum und der sächsischen Bierwirthschaft unendlich überlegen sind. Auch einen Bekannten von Dir, den Maler Storch, einen Dänen, lernt ich kennen, der längere Zeit in Dresden gelebt hat. — Jene Confessionen möchten den Dresdner und andern Tectosagen wunderlich genug vorkommen, aber es hilft nichts, sich selbst zu betrügen, man schneidet sich selbst den Kopf ab. Die religiöse, oder besser die Pfaffenseite der Sache ist freilich etwas für sich, aber stehts denn damit in Preußen um ein Haar besser? —

Kurz ich habe in M. sehr gute Tage verlebt und blieb lange genug ($10^1/_2$ Tag) um nichts wesentliches ungesehen zu lassen, habe dort mit Menschen Fäden geknüpft, die so leicht nicht reißen und mich wohl einmal wieder dahin zurück führen werden, wo ich denn erst recht orientirt noch mehr lernen und sammeln werde. Diese Leute der Prager Director der Academie, Ruben, und der Münchener Heinlein sind ein Paar so köstliche Menschenexemplare, als sie sich ein poetisch Gemüth nur immerhin wünschen kann, es ist darin noch etwas urkräftiges, eignes, lebensvolles, nicht durch die Diebesfeile der modernen Reflexion und Dialektik zernagtes, es sind Menschen wie Eichbäume, unter deren Schatten es sich gut rasten läßt auf der Wanderung, Menschen die auch reden wenn sie schweigen, und im edelsten Sinne lernbegierig über die Maßen, wenn einer kommt, der wie ich versuchte, ihnen den Gehalt und das Wesen ihres Thuns und Schaffens zum Bewußtsein bringt. — Deinem Rathe, Du dem ich so vieles verdanke, verdanke ich es wohl hauptsächlich, daß ich der Lockung zur Pariser Reise widerstand und so hab ich mir denn auch alle politischen Zeitungen, ja alle Leserei auf der Reise fern gehalten, doch ist in wüsten zerstreuten Reisestunden, in Wirthshausstuben bei übernächtigem Rasten, auch die Schweizer Affaire an mich heran gekommen. Wenn die Polizeiseelen nicht lügen und erdichten, so muß dem Herwegh und Ruge der Staar gestochen werden. Doch lassen wir diese Dinge ihren Lauf nehmen, und halten uns an die Interessen die uns

bisher verbanden, und, wills Gott ewig verbunden halten sollen, ohne dabei den Blick und das Streben ganz dem Allgemeinen zu entziehen, in dem wir doch allein leben, weben und sein können.— Mit schwerem Herzen verließ ich München, und hielt nur noch zwei halbe Tage und eine Nacht in Nürnberg Rast, um dann ohne Aufenthalt über Baireuth, Hof, Altenburg und Leipzig (so nahe war ich Dir!!) der Heimath zuzueilen.

Bettine v. Arnim. **39.** Berlin, 21. Nov. 1843.

Guter Oldenburger, Ihre Recension ist hier angekommen, sie hat einen guten Effect gemacht, denn sie ist sogleich confiscirt worden und zwar durch den Minister Arnim und zwar hat er seine Befehle an die untere Behörde mit dem Ausdruck ergehen lassen, „daß er in seinem Leben nichts unwürdigeres und abscheulicheres gelesen habe, wie diese Ihre Recension" und dies hat er Nachts um 2 Uhr dem schlafenden Polizei-Rath ins Ohr schreien lassen, daß dieser aus seinen Träumen aufgefahren und gemeint hat, der Teufel sei los! Er war auch los und er mußte mit diesem zusammen gleich die Herbeischaffung aller Exemplare bewirken, welches auch heute Morgen früh um 10 Uhr geschehen war! — Abermal ein Beitrag zur neueren Geschichte! — Guter Oldenburger! Wie köstlich ist es mitten in der Sündfluth einer untergehenden Usurpation der Menschenrechte ruhig auf der überragenden Weltspitze zu stehen und mit dem Fuß die heranstürmenden Wogen des Verdrußes abzuweisen, daß sie müssen wieder ins Schlamm-Bett zurücksinken und drin gar verderben.

Sein Sie vorsichtig mit der Mittheilung dieser Nachricht, nemlich: wenden Sie dieselbe auf eine Weise an, daß die Verbreitung Ihrer Brochure um so rascher vor sich gehe. Melden Sie's Ihrem Verleger, damit er sogleich die Exemplare in Umlauf setze: hier werden sie jetzt wahrscheinlich doppelt gekauft werden, wenn nur mit Vorsicht wieder welche herbeigeschafft werden.

Sie wollen gern wißen, wie mein Verhältniß in Bezug auf das Königsbuch zum König stehe! — Ganz edel und ganz einfach! Er hatte während dem Druck den gemessenen Befehl [Auftrag] gegeben, daß die Zensur mir nichts in den Weg legen solle; da aber

das Buch die zwanzig Bogen überzählte, so hab ichs ihr nicht mehr in Händen gelassen; dies war natürlich gegen die Meinung unserer Herrn Reichs-verweser, die es gern früher eingesehen haben würden. Ein Exemplar schickte ich dem König und erbot mich, daß wenn es seiner Majestät mißfalle, so werde ich ohne ein Opfer zu bringen, das Buch unterdrücken, im Gegentheil glaube ich dann ein Recht auf das Vertrauen seiner Majestät zu haben das mir wichtig und heilig sei und dem Zweck meines Interesses wieder ausgleichend. — Der König ließ mir durch Humboldt wißen, daß er sich freue, wenn meine Bücher sich überall verbreiten, ich wurde daher durch Humboldt mehrmals aufgefordert, nicht länger damit zurückzuhalten. Ich wartete dennoch damit bis der König mir selbst schrieb, was nach 3 Wochen geschah, denn es war mir ernst gewesen; hätte der König nicht sein Machtwort gegeben das Buch solle sich im Publikum verbreiten so war sein schönstes Verdienst verloren oder auch: Es lief Gefahr wie Ihre Recension confiszirt zu werden. Dann würde sich der König allmälig haben weis machen laßen: „Das Buch hätte nur Unheil gestiftet" wär es veröffentlicht worden, ich aber wollte im Gegentheil ihm beweisen, daß diese großmüthige Handlung, die über alle kleinliche Befürchtungen erhaben, ihm nur Glück bringen könne; und dem Publicum einen sicheren Beweis gab, der König sei unschuldig an allem, was das Vertrauen zwischen ihm und dem Volk stört. Lieb wär mir, wenn grade dies in Recensionen hervorgehoben und gleich jedem andern Verdienst voran gestellt sein möchte; nemlich: daß Volk und König wirklich tiefere Beziehungen noch habe als der herrschsüchtige Troß der Verstandlosen Minister zugeben will, denn dieser eigentlicher Zweck ist beide in verschiedenen Bann zu thun; könnten sies möglich machen das Volk dürfte dieselbe Luft nicht athmen und sie würde erst durch ihre Polizei filtriert wie Sie nun selbst erfahren müßen, ehe sie dem König zuströmen darf. Der König nennt mich in seinem Brief „Sonnenstrahlengetaufte Rebengeländerentsproßne" — er sagt ferner: „Ihr Gemüth ist zu kindlich und Ihre Feder zu stolz" usw. — er meint „darum könne er mir nicht schriftlich auseinandersetzen wie er sich durch mein Buch tief geehrt fühle er müße es mir mündlich sagen, und ich wolle ihn

ja nicht ſprechen!“ — Freilich will ich das nicht; denn wieviel Böſes würde aus dem Munde der Verläumdung auf mich gegoßen werden. Niemand ſtellt ſich gern unter eine Goße, ich aber! Sie ſprechen es ja ſelbſt aus — da ich an die Macht der Perſönlichkeit glaube will dieſe lezte Heilsquelle nicht den Geniuslosen preißgegeben wißen. „Meine Geliebten! — vereinigt Euch mit mir einſam ſchwebenden und helft mir die Schmachtenden erretten!“ ruft der Genius uns zu.

Ihre getreue und dankbare Freundin

Bettine Arnim.

Am 21. November 1843.

Der Hauptgrund zur Confiscation iſt Pag. 13 „Die Möglichkeit großer That“ ꝛc.

Julius Moſen. **40.** Dresden, den 8. Jan. 1844.

Kühne hat mich zum öfteren beſucht. Er lebt dieſen Winter mit ſeiner Familie hier. Er iſt gedrückt und leidet an der Erfolgloſigkeit ſeiner productiven Beſtrebungen. Er ſollte Kritiker und Skizzenzeichner bleiben, das iſt ſein Feld! — Meine Berufung nach Oldenburg geht ihm zu ſchwer zu Gemüthe! — Er ſollte ſich das nicht anmerken laſſen. Wie ſich Laube, die Schneidermamſell ausläßt, iſt mir gleich. Gutzkow würde ſeinen Vortheil verkennen, wenn er bellte. Er iſt zu klug dazu. Die Zeitungen — die Augsburger, die Leipziger Allgemeine, die Hamburger und viele Andere haben luſtige Fanfaren geblaſen. Gall und Stahr, Stahr und Gall, voran der Großherzog, hinterdrein Moſen — das ging ganz luſtig durcheinander. Ich konnte vor dem wilden Andrang der Sachwaltergeſchäfte, welche alle guillotinirt ſein wollen, aus der Hackerarbeit nicht dazu kommen, irgend etwas Anderes zu thun. Gott und alle Welt, mithin auch die Oldenburger Freunde müſſen deshalb mit mir Nachſicht haben. Aber ich habe Eure Grauſamkeit kennen gelernt! — Schweigt die Kritik ſelbſt jetzt, da ich die 2te Auflage meiner Gedichte gebracht habe, ſo thut ſie gut daran. Es gebraucht ſie auch gar Niemand jetzt zu verſtehen, ich meine die erſte Abtheilung. Willſt Du ſie beſprechen, ſo vergiß unſere

auf Koſten dieſer beiden Punkte eine feurige Parthie ergreifen ſollen. Die Excellenz ſein ganz abgeäſchert, ſagt ſo ein neuer Kammerdiener in der neuen Livree von einem neuen Beamten. Ei von Was? Ei, vom Berathen für's Menſchenwohl, das können ſie gar nicht gewohne werden. Ei fort mit euch, ihr heraldiſchen Thiere auf die grüne Inſel, wo eure Vettern die Paviane und noch allerlei antediluvianiſche Naturexcremente vom vorigen Jahrtauſend als Naturſeltenheitz bewahrt werden".

„So ein Staatsdiener, der ſeinem Herrn Leib und Seele verſchwört, ſeiner unverbrüchlichen Treue, ſeht einmal, wie ſtolz der von ſeinem hohen Poſten heruntergukt auf die Menſchheit. Aus welchem Grund nun? — Ei, weil er das Wohl des Landes bezwecken will. Nun, was das wieder vor ein Jammer iſt! wird der arme Teufel zum Narren am großen Gedanken des Menſchenwohls, und von einem ganz kaputen Narren hängt das nun ab! Ei, wär' er doch lieber gleich zur Salzſäule geworden mit ſeinen ſüßen Verſprechungen, ſo könnt das arme Volk immer ſeinen Rettig, mit dem es ſeine hungrige Mahlzeit hält, an ihm reiben, und ſo müßt er ſeinen Eid doch wahr machen und ſich fürs allgemeine Beſte verbrauchen laſſe, trotz dem, daß er ein Narr iſt, den man nicht zur Verantwortung ziehen kann".

„Solche ungeheure Wahrzeichen ſtehn am Betrachtungshimmel, daß Alles was geſchehn ſoll zum Heil des Staats aufs politiſche Sündenregiſter zu ſtehn kommt. Ja, der beſte Wille des Weiſeſten, des Erfahrenſten geht zu Grund an dieſem ſeinſollenden Heil, oder er muß auch der Verſuchung unterliegen. Mäßigung, Beſcheidenheit, Erkenntniß geht zum Teufel, und er ſteht da und ſchlägt ſein eignes Gewiſſen in die Flucht. Hätt' aber ein ſolcher ſich nicht vor der Wahrheit gefürchtet, ſo hätt' die ihm zugeflüſtert: „Die Menſchheit leiten kannſt du nicht

Gespräche darüber. Schicke mir bald die Recension über Bernhard. Er ist zum neuen Jahr in Hannover mit großem Beifall in Scene gegangen. Uebrigens liegt der Accent der Verschuldung Bernhards nicht auf der pathologischen, sondern politischen Seite. Er verräth die deutsche Sache, während er ihr am besten zu dienen glaubt, im Bündniß mit Frankreich. Daß er sich nicht ganz an Frankreich hingeben kann, nicht hingeben will, bedingt seinen Untergang, denn Marie de Vignerot ist das incarnirte Frankreich. Siehst Du, lieber Freund, eine Tragödie kann man nicht willkürlich machen, sie macht sich selbst. Da wird in der Phantasie ein Punkt lebendig, an diesen setzen sich andere und daraus wird eine Blumen- und Sternenfigur. An den Außendingen kann man nun ändern und bessern, dort eine Farbe heller, hier matter machen, dort einen Zweig, ein Blättchen biegen, — aber das Ganze bleibt, wie es einmal ist, soll es eben nicht zu Grunde gerichtet werden. Ich glaube, Du steckst mit dem alten Hegel noch ein wenig in der pathologischen Tragödie. Habe ich Unrecht — nun so soll es nicht viel sagen! — Jedes menschliche Werk hat seine schwache Seite. Kein einziges Shakespeare'sches Werk hält die Kritik aus, wenn sie wild wird. Mein Trauerspiel wurde zur Zeit concipirt und vollendet, wo das deutsche Volk Frankreich gegenüber zum Bewußtsein kommen wollte. — Es war ein lyrischer Aufschwung. Konnte dieser in der Tragödie, welche aus diesen Zuständen herauswuchs, anders sein? — Kein Künstler, kein Poet kann etwas anders machen, wie die Zeit, aus welcher er herausformt. — Deinen „Merck" habe ich gelesen. Das war ein ganzer Mensch. Daß er noch die Erstürmung der Bastille erlebt hat! Er mußte gleich darnach sterben. Es war zu viel für das Gefäß des leiblichen Daseins eines solchen Menschen. Merck ist daran schuld, daß ich die Helgoländer Geschichte noch nicht gelesen habe. Verzeihe nicht mir, sondern Dir und Deinem schönen Buche. Ich denke wie er, man muß zwischen sich und den unverheiratheten Frauenzimmern einen unüberschreitbaren Strohhalm legen; — diese Gemüthsgenien — oder Dämonen verwirren das schönste Gewebe, das zur Raphaelischen Tapete hätte werden können. Finis! — Verse sind immer eine Liebeserklärung, wenn sie an eine Person gerichtet sind.

Du warst immer so klug mit dem einen Fuße auf dem Wagentritte Deine Sonette flattern zu lassen! Ich will es nicht anders machen! — Mach's nur nicht wie Goethe mit Merck und einen Mephistopheles aus Deinem treuen Freunde

J. Mosen.

An Carl Stahr. **41.** Oldenburg, 25. Febr. 1844.

Heut Morgen erhielt ich einen Brief von Prutz. Ihm wird in Berlin schändlich mitgespielt, und seine Empörung gegen den rechtlosen Zustand in den man ihn versetzt, ist eben so tief als wohlbegründet. Du wirst indessen das nähere wohl ohne mich wissen. Von seinem jetzt als Manuskript gedruckten Trauerspiel Moritz v. Sachsen sagst Du ja nichts? Du nahmst Dich doch des Bourbon so wacker an. Diesen hat er jetzt ganz umgearbeitet und will ihn in 8 Tagen schicken. Wie sehr die gegenwärtig produzirenden Dramatiker gegeneinander ungerecht sind (Prutz, Mosen, Laube, Gutzkow) lehrt mich aufs neue ein vorgestern erhaltener Brief Gutzkows, der den Moritz fast durchaus verwirft! Und doch ist dieser Gutzkow ein Mann von dem schärfsten kritischen Verstande und seine Aufsätze in der Kölner Zeitung seit 1844 sind nach allen Seiten hin vortrefflich. Aber die Liebe fehlt! da liegt es, der Egoismus dieser Leute ist im gradesten Gegensatze zu der Stimmung der Glemischen und Jacobischen Litteraturperiode, die Du so richtig bezeichnest. Das Loben und Hätscheln schadete im Grunde weniger als das jetzige Anfeinden und Nörgeln, das das Publikum noch mehr irre macht, die Produktion erschwert, und dem Gemeinen das unter der Kritik liegt, beide Thüren aufsperrt. Dieser Zustand ist heillos und wird nachhaltig von schädlicher Wirkung sein. Wie anders Schiller und Goethe! Die hatten es freilich noch gut. Der (1834 erschienene) Briefwechsel zwischen Immermann und Michael Beer, auf den ich Dich dringend als eine Herzstärkung aufmerksam mache, ist in unsrer Zeit das alleinige Analogon jenes großen Verhältnisses. Den Immermann lerne ich, seit ich ihn von seinen Anfängen an studiere, überhaupt immer mehr bewundern. Die Prosa seiner „Epigonen" seines „Münchhausen", seiner „Memorabilien" ist die reifste Frucht am Baume unserer Sprache. Die Tiefe dieses Geistes reicht in

Regionen, in denen ihm selbst Goethe nicht folgt — wenn man vom Faust absieht. Ich arbeite an einem Skizzenbilde seines Lebens und seiner Entwicklung für ein Werk: Zeitgenossen, von Gutzkow eingeleitet, da hab ich denn auch seine Jugendsachen lesen müssen, und erstaune über diesen Mann, der wie ein Feldherr durch Niederlagen selbst, wie Blücher, zum Siege eilte. Diese Arbeit quält mich sehr, ist sie fertig, dann will ich mir Ruhe gönnen. Das erste Heft der Jahrbücher der Gegenwart (Januar 1844), das auch einen Aufsatz von mir enthält, hat jetzt seine Buridanische asinine Stellung zwischen den beiden Heubündeln aufgegeben und so entschieden gegen die Berliner Reaction Front gemacht, daß es mich nicht wundern soll, wenn ich eines schönen Morgens das Verbot in den Zeitungen lese. O diese Berliner Verlogenheit ist haarsträubend. Da konfisziren sie meine Schrift „Bettina und ihr Königsbuch", und drei Monat nachher wird meinem Verleger der vom Preuß. Staatsanwalt beim Ober Censur Gericht eingereichte Klageantrag auf „Debitsverbot" zur Verantwortung insinuirt! Erst gehangen, dann Proceß gemacht. Ich habe geantwortet, natürlich ohne mich zu nennen, und nun soll mich wundern, wie die Sache abläuft. Ist die Entscheidung des Berl. Ober Censur Gerichts erst erfolgt, so laß ich die Klage und meine Antwort drucken. Selbst der milde Varnhagen ist empört über das Berliner Treiben.

Julius Mosen. **42.** Dresden, 2. März 44.

Ich habe mit unserm Freunde (v. Gall) einen Vorschlag zum Repertoir für das nächste Theaterjahr gethan. Ich möchte es den deutschen Philistern beweisen, daß die deutsche Nation allerdings ein Nationaltheater hat, welches insbesondere die großen historischen Konflicte, aus welchen sich unsere moderne Zeit gestaltet hat, mitten aus dem Nationalgemüthe heraus dramatisch zum poetischen Bewußtsein bringt. Ich werde durch eine cyklische Darstellung der einzelnen Meisterwerke das 16., 17., und 18. Jahrhundert in seinen höchsten Momenten characterisiren und dadurch weiter beweisen, daß die wirklichen, deutschen Dramatiker eine gemeinsame Schule aus machen, trotz ihrer individuellen Verschiedenheiten. Dabei wird sich die Verschiedenheit zwischen der englischen und deutschen Schule

herausstellen, daß dort wesentlich die pathologischen Leidenschaften, hier die politischen Contraste zu dem wirklichen historisch-politischen Schauspiel im höchsten Sinne zusammen verdichtet sind. Da ich von der Wahrheit dieser Vorstellung aus den schärfsten Gründen der modernen Dialektik überzeugt bin, hoffe ich, auch Dich dafür zu gewinnen. Du wirst Dich hierüber mit Freund Gall besprechen. Im Einzelnen werde ich Eure Meinung auf das Innigste respectiren, doch das Ganze ist meine intellectuelle Persönlichkeit, welche nur nützen kann, indem sie sich zur Thatsache gestalten kann. Ich freue mich ungemein, nun bald bei und mit Euch zu sein.

An Carl Stahr. **43.** Oldenburg, 29. April 44.

[Ueber Berlin. Varnhagen.] Von da zu Döring, den ich nach langem Suchen (ich wußte seine Nummer nicht) bei seinem Onkel, dem leiseflüsternden langhaarigen Geh. Rath Philippsborn antraf. Hier mußte ich nun durchaus versprechen, ihn (Döring) in einer seiner Lieblingsrollen als Banquier Müller im Bauernfeldschen Liebesprotokoll, einer elenden Wiener Nullität, zu sehen. Ein Billet ward besorgt. Er hatte Freund v. Gall's Schrift gelesen, von der er ungeheure Sensation in der Theaterwelt versprach, und wirklich: mit solcher Selbstverleugnung, so edel, offen und nur der Kunst hingegeben hat noch nie ein Hoftheaterintendant in Deutschland geredet. Er begleitete mich zu Bettinas Thüre. Hier freundlich empfangen blieb ich von 3—½5 Uhr, und ging mit dem Versprechen: womöglich nach dem Theater noch wiederzukommen und auch Marie mitzubringen. Von dort fuhr ich ohne an Mittagessen zu denken zu Ottos Wohnung, machte dort meine d. h. seine Angelegenheit ab, indem ich ihm 200 rth. zu leihen versprach! und fuhr dann nach einer Stunde ins Theater, wo mich Dörings feines, höchst geistreiches und durchaus originelles Spiel entzückte, und die Plattheit des Uebrigen vergessen ließ. Ein zweites Stück „Genrebilder aus Spanien", wobei Spanisch gesprochen, spanische Nationallieder gesungen und Nationaltänze getanzt wurden, wartete ich nicht ganz ab, fuhr in den Rhein. Hof, traf aber Marie noch nicht da, warf mich also wieder in den Wagen und fuhr zur Bettina, die ich ganz allein mit ihrer jüngsten Tochter fand, da Bruno Bauer

nicht gekommen war. Bettina verkehrt jetzt sehr viel mit den Bauer'n; sie rühmte deren Tapferkeit im Kampfe mit der Censur, prieß Bruno B.'s neustes Buch über die Geschichte des XVIIIten Jahrhunderts und sagte mir, daß sie den Brüdern ihre neuen Bücher in Verlag geben wolle. Vergebens hat ihr der Polizeipräsident, der die „subversiven" Literaten hier sehr genau bevigilirt, Mittheilungen über die Sittlichkeit ihrer neuen Schätzlinge gemacht. Sie glaube das nicht, hat sie ihm geantwortet, und ich, obschon ich leider von dem offen zur Schau getragenen Cynismus und der Liederlichkeitsrenommage dieser B.'s viel gehört hatte, (z. B. von Ruge) und auch später von Prutz darüber das Schlimmste hören mußte, fühlte doch keine Veranlassung der edlen Frau mein Wissen mitzutheilen — da es ja doch immer nur Nachrichten aus zweiter Hand sind. Sittlich verwildert aber sind die Burschen sicher — es sind die ächten enfants perdus der Deutschen sozialen und geistigen Revolution — ächte Sanscülotten. Diesen Abend in Bettinas Arbeitszimmer werd' ich nie vergessen. Sie war köstlich, wie Du sie gesehen und gehört, nur noch traulicher, alle Schleusen ihres Geistes und Gemüths waren aufgezogen. Gegen 10 Uhr ließ sie Thee bringen, und nachher kalte Küche und Wein, wozu sie mir einen vortrefflichen Salat machte. So genießend kam die Mitternacht mir heran, ich mußte fort, obschon sie noch immer zu bleiben einlud. „Schreiben kann ich Ihnen nicht (sagte sie) ich hab' als zu viele Menschenmasse, an die ich schreiben muß." Ich: „Aber ich gehöre nicht zur Masse." Sie: „Nun eben darum, närrischer Mensch, kriegen Sie auch keinen Brief, weil Sie keinen brauchen, dafür schick ich Ihnen meine Bücher." — Ich küßte ihre schöne kleine Hand, — ich gesteh' es mit Thränen, sie leuchtete mir selbst zur Treppe hinunter, und ich ging. Eine verspätete Droschke brachte mich nach dem Rhein. Hof, wo der treue Döring, der mich schon dreimal vergebens aufgesucht hatte, meiner noch wartete.

An Gerl Stahr. **44.** Oldenb., 11. Mai 1844.

. . . Mosens letzter Brief an Gall enthält die traurige Nachricht, daß der arme Echtermeyer so gut wie rettungslos in dem Kaltwasserbade Kreischa bei Dresden darniederliegt. Der Mark

ſchwamm iſt aufs Neue ausgebrochen, und zwar im Fuße. Dies Schickſal iſt ſchrecklich, herzzerreißend, laokoontiſch. Mitten in des Lebens Blüte, im tiefſten Weltverſtändniß, ſo jung, ſo hoffnungsreich, ſich verloren zu ſehen, ehe man ſich noch in Thaten ausgeprägt hat! Es iſt gräßlich; ach wie gern verzeiht man dem Unſeligen, in deſſen Marke ſeit Jahren dieſer Dämon wühlte, Alles, ſeine Läſſigkeit und Trägheit, ſeinen Egoismus, ſeine Genußſucht. Ich kann ohne tiefſte Erſchütterung gar nicht an ihn denken. Wie traulich vereint waren wir in den halliſchen Jahren von 1831 an, beide jung, beide im Brautſtande, ſehnlich nach Erfüllung ſchmachtend: „Gott führe uns zuſammen ſchier." — Welche Fülle des Herzensaustauſches, in mancher ſtillen, warmen nachtigallſchallenden Frühlingsnacht, welche Luſt geiſtiger Mittheilung, und dann die frohen Stunden und Tage in Zeiz im behaglichen Elternhauſe, im Kreiſe blühendſchöner Mädchen, die faſt alle ſchon der Tod geknickt hat, und endlich unſer Familienleben (wir heiratheten ja in denſelben Oſterferien) von 1834—1836. Und das Alles hin und todt! O es iſt traurig, daß „lange leben" ein ewiges verlieren iſt.

. . . Ich freue mich recht darauf Dir bald meine Lebensſkizze Immermanns ſenden zu können. Noch arbeite ich immer daran, bin jedoch dem Abſchluſſe nahe. Es iſt wenigſtens ein erſter Verſuch von dem Leben und Streben dieſes vortrefflichen Mannes einen auf eigne Studien begründeten Ueberblick zu geben. Ich habe nichts, was von gedruckten Hülfsmitteln zu haben war, entbehrt, und alle ſeine Sachen (manches zum erſtenmal) geleſen und wieder geleſen. Beſonders ausführlich bin ich auf ſeine wenig oder gar nicht bekannten Jugendarbeiten eingegangen, und habe mich dafür über ſeine letzten Werke, über die das Urtheil feſt ſteht, kürzer gefaßt. Ehrlicher hat keiner gerungen, als er, die Ungunſt der Zeiten zu beſiegen. Lange irrend erreichte er endlich das Ziel: Volles Bewußtſein über die eigne Kraft und ihre Bahn. Da zerſchnitt die Parze den Faden dieſes edlen ſchönen Lebens, in ſeiner Blüte im Vollgefühle der höchſten Kraft, im ſeeligſten Genuſſe höchſten geiſtigen und Herzensglücks. Weder in Lyrik noch im Drama hat er neue Bahnen gebrochen. Aber er hat im letzteren (Hofer) einen Schritt gethan, tiefer der Geſchichte der nächſten Zeit

ins Antlitz zu schauen. Daß es kein Trauerspiel im höchsten Sinne wurde, lag am Stoffe, an dem Helden und seinem beschränkten Pathos, nicht an der Kraft des Dichters, der leider keine andern Stoffe fand, in der neusten Historie seines Volkes fand.

Mitten in der entnervten Zeit der Reaction von 1815—1830 steht er allein kräftig da, in rauher trotziger Männlichkeit, ein ein samer Waldbach rauschen seine Lieder über Klippen und Gestein im tiefen Tännicht einsam und nur von einzelnen Wandrern vernommen. Kein Fürst bemerkte und förderte ihn, seine Zeit wußte nur an ihm zu mäkeln. Wo er Liebe und Anerkennung brachte und erwartete, ward ihm Hohn und Haß (Platen). Er setzte sein Leben, Gesundheit, Vermögen, Thatkraft an die Regeneration der realen Bühne. Er leistete nie Dagewesenes! Die Zeit, Preußen, der Staat der Intelligenz, das reiche Rheinland ließ sein Werk, die beste Bühne Deutschlands in ihrer höchsten Blüte untergehn. Er dichtete die Czarentragödie Alexis. Die deutsche Bühne ignorirte sie, und nährte sich mit dem Abhub der Französischen Sudelküche. Da, gezwungen Drama und reale Bühne aufzugeben, erschafft er sich ein neues Terrain im Roman und hier, im modernen Epos, in der kontemplirenden Reflexion fanden wir ihn mit einemmale in den Epigonen und in Münchhausen auf der Höhe der Gestalten schaffenden Poesie einerseits sein Zeitalter Aristophanisch geißelnd, andrerseits den wirklichen Mächten des neuen Lebens im Volke und dem Drange nach edler, freier, kräftiger, Nationaler Gestaltung dieses Lebens zu einem, auf dem Urboden des deutschen Wesens begründeten Gesammtleben Sprache und Ausdruck verleihend. Er streift alle Romantik der Ueberlieferung ab, und wird rein schöpferisch. Er gewinnt uns eine Prosa, deren männlich voller Bruitton selbst Goethes Kunstprosa überflügelt, während er ihm zugleich im Stoff und Inhalt den Preis abgewinnt.

An v. Gall. **45.** Oldenburg, d. 12. Aug. 1844.

. . . Ich verließ Ems am Freitag den 26sten Juli in Begleitung meines geliebten Bruders Karl, der 2 Tage vorher von einer Harztour aus zu mir gekommen war. Sein Erscheinen war mir das eines Engels vom Himmel, und kam gerade rechtzeitig

um mich aus der Dumpfheit verzehrenden Mißmuths aufzurichten, dem ich mich zu überlassen in dem trostlosen Wetter bei stets steigenden Leiden begonnen. Mit ihm, der zum erstenmale den Rhein sah, machte ich die Rückreise, nachdem ich vorher drei Tage an eine Rheintour über Mainz und Mannheim nach Heidelberg mit ihm gewendet. Zum Ueberfluß meldete mir ein Brief meiner Frau, daß sie hart darniederliege (fausses couches!). Dies bewog mich zu schnellerer Rückkehr und meinen Bruder mich auf derselben zu begleiten. Bei dem miserabelsten Regenwetter fuhren wir den Rhein hinab bis Düsseldorf, setzten dann in kurzen Tagereisen, zum Theil auf eigends gemietheten Wagen, um die Nachtreisen zu umgehn, unsre Tour bis Osnabrück fort, wo er sich trotz meiner Bitten von mir trennte, weil ihn ein in Cöln erhaltener Brief, der auch ihm häusliche Leiden — Kindererkrankung — meldete, nach Hause rief. Meine Frau traf ich, Gott Dank, wieder außer dem Bette, und gern hätte ich den Blumenkränzen und sonstigen Freude- und Liebesbeweisen besser als durch den Eindruck meiner Hinfälligkeit entsprochen. — Nun weißt Du, wie es mit mir steht. Daß Ihr meine Freunde, daß Meyers und Buttel nicht anwesend waren, war mir — sehr lieb! ich hatte eine Aufforderung zur Mittheilung weniger. Was das sagen will gerade dasjenige entbehren, fliehen zu müssen, was mir und jedem Menschen von Sinn und Herz höchster Genuß und Bedürfniß, Lebenselement und Geistesnahrung ist, das fühlst Du wohl ohne meine Worte! ....

(Später.) In Heidelberg hab ich Gervinus gesprochen, der uns sehr freundlich aufnahm. Auch er ist sehr leidend, seine Gesundheit zer- und verstudiert, wie er selbst gestand. Selbst in Italien habe er thörichterweise seine Arbeiten fortgesetzt, sagte er, das büßt er nun. Der hohe gewaltige Mann ist tiefkrank und heruntergestimmt. Er kam aus der Wasserheilanstalt Weinheim, die ihm vor allen Bädern allein gut gethan, und empfahl mir sehr das Gleiche zu versuchen, denn auch er leidet theilweise am Halse. Ich fand ihn ohne Aufschwung, ohne Freude an dem geistigen Leben in Litteratur und Poesie, er hatte an nichts ein entschiedenes Wohlgefallen. Daß Karl nichts oder so selten schreibe, imponirte ihm, wie er denn überhaupt an diesem köstlich frischen

Menschen großen Gefallen fand. Wir verlebten einen ganzen Vormittag mit ihm, er führte uns schöne Heidelberger Wege, und bedauerte uns nicht den ganzen Tag begleiten zu können, da er eingeladen und seine Frau nicht daheim sei. In 4 Wochen wollte er eine Reise nach dem ihm noch unbekannten Nordosten von Deutschland über Leipzig, Dresden, Berlin und Stettin machen. Im Winter wird er als prof. honorarius in Heidelberg lesen.

Jul. Mosen. **46.** Helgoland am 26 Aug. 1844.

Lieber alter Stahr!

Hab Dank, herzlichen Dank für Deinen Brief, welchen mir gestern Berndt überbracht hat. Ich schreibe Dir hier im sicheren Schneckenhäuschen, umdonnert vom Sturme, welcher mit seinen Regenflügeln an die Fenster klatscht und sich jauchzend hinunterstürzt in das brandende Meer, das mit langen, weißen, verderblichen Armen die Insel umschlingt. Schiffe ziehen draußen die Nothflaggen auf, andere gehen unter hilflos. Es ist ein gräßlicher Sommer! Dazu wühlt das Seebad alle Krankheitsstoffe in meinem Leibe auf, und ich bin nervenkrank, zuweilen verstimmt, zumal, wenn mein rheumatischer Lakai und Leibeigener mir rebellisch das Messer in die Schultern stößt, daß ich vor Schmerz aufschreien möchte. Puh, es soll mich nicht unterkriegen! Als ich gestern bei Tafel qualenstumm da saß, neckte mich Freund Gall mit einer Aufforderung, ein Helgoländergedicht zu machen. Ich ging heim und schrieb ein solches nieder. Hier ist es. Du, Du wirst es verstehen. Ich hab auch über Deinen Zustand nachgedacht. Linderung Deiner Leiden wirst Du doch von Ems geholt haben; ganz genesen können wir nie, — unsere Jugend hat gräßlichere Feldzüge mitgemacht, als die alte Garde im Jahre 12. Wir sind alle und für immer invalid ohne Pension. Von einer Reise nach Italien halte ich nichts. Meinst Du mit verbundenen Augen und unterbundenen Nerven dort sein zu können? Dann bedarfst Du mehr als Du meinst, des Umgangs mit der frischen Jugend, mit unserer heranwachsenden Zukunft, welche uns allein versteht. Dort hast Du auch noch die volle Jugendliebe, welche Dir kein Freund — auch nicht ich — geben kann. Außerhalb dieses Zauberkreises wirst

Du weder gesund, noch glücklich sein; das letztere bist Du doch innerhalb desselben, wenn Du auch nicht daran glaubst. Niemand wird es Dir verdenken, wenn Du es Dir dort bequemer einrichtest; vor zu vielen Sprechen hüte Dich! — Wäre ich Dein Arzt, so würde ich Dir für das nächste Jahr Karlsbad verordnen! — Nervöses Leiden wurzelt dort, wo der Mensch seine physischen Wurzeln hat. Sie thun mir eben weh! — Deine Leiden sind die meinen, bei Dir concentriren sie sich nur im Halse, bei mir im Kopfe. Du hast nur das Eine voraus, daß Du sie immer empfindest, ich sie stoßweise, aber sinnberaubend. Das ist ein Teufel! Man muß auch auf dem Scheiterhaufen Halleluja singen lernen. Das ist eben meine Bürgschaft für die Größe der Literatur dieser Zeit, welche wir vertreten: daß sie uns mordet! —

So würgte die Blüthenzeit der toscanischen und römischen Malerschule fast alle ihre Meister jung hin — Raphael voran. — So die politisch große Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts ihre Helden — auf dem Felde und im Bette. — Ulrich Hutten, Sickingen, Moritz von Sachsen, Juan von Österreich, Herzog von Parma, Gustav Adolph, Bernhard von Weimar, Egmont, Wilh. v. Oranien, alle, alle, alle unsere Tragödienhelden! — Willst Du gesund werden, so werde ein Philister, keile Dich ein auf einer Austernbank und laß es über Dir stürmen und branden, was geht es Dich an, erst wenn Du groß und fett bist, frißt Dich der Allerweltshanseate — der Tod.

Da macht eben Gall die Thür auf und meldet mir, daß er durch Sturm und Regen zu Rößing gehen will! — Ich komme zu mir und merke, daß ich Dich ganz verteufelt zu trösten suche! — Du hast dafür die Erlaubniß, mich für einen Narren zu halten, über mich zu lachen, oder mich während meiner Abwesenheit durchzuprügeln. —

Daß Gervinus trotz des Abschlusses seiner classischen Zeit in seiner Literaturgeschichte — die Gewalt der neuen Zeit in allen Nerven fühlen und verzweifeln muß, — beweist mir von Neuem, daß man dem Schicksale nicht entlaufen kann, selbst, wenn man verrückt werden könnte, wie Ruge in Paris oder Zschech in Berlin! — Es ist politischer Mißwachs! — Es ist die Todtenstille zwischen

mit deinen aberwitzigen Einbildungen auf dich ſelbſt. Treu biſt du deinem Landesherrn nicht mit deiner Hoffarth auf dich ſelbſt, mit deinem Neid, mit deiner Gier zu herrſchen. Das Erſte, was du treuer Fürſtenknecht in der Heimlichkeit beſchließeſt, das iſt: Der Herr Landesvater dürfen ſich nicht drin miſchen! Drohen thuſt du: Sonſt nehme ich meinen Abſchied. — Ei, was iſt dran gelegen? — Ja, wenn er ſich das fragte! Aber er braucht ſichs gar nicht zu fragen, er hat gar keine Luſt dazu".

In den nun folgenden Stellen werden die Ausſprüche immer ſpecieller, die Anſpielungen auf beſtimmte „Perſonen und Zuſtände" immer greiflicher. Der König hat den Miniſter erwählt, der ihm bei ſeinem Geſchäfte der Volksbeglückung helfen ſoll. Das Reich des Beſtehenden ſoll geſtützt und geſchützt werden. Aber:

„O kurzſichtiger Mißbegriff der Zukunft! Die Welt willſt du in Angeln halten, aus denen der Geiſt ſie herausreißen will, um ſie zu retten, ja gelt! darauf hatteſt du dich nicht gefaßt gemacht, daß dieſe Angeln verroſtet ſind, und von ſelbſt zerfallen! Nun willſt du's nicht lieber mit deinem nagelneuen Syſteme, das du ſo ſehr ins Feine geſponnen haſt, umgarnen und ſo das ganze Weltengebäu im Schlepptau hinter dir drein ziehen? Ja du biſt ſo närriſch. Du erinnerſt dich mit Vergnügen des Gaſtmahls, wo du den Verſtand mit Löffeln gefreſſen haſt, du kannſt dir was zumuthen fürs Menſchenwohl; hat dich doch der Landesherr, der von deinem guten Appetit und von deiner edlen Mäſſigung an dieſem wohlſchmeckenden Gericht von allen Seiten Kunde hat, gleich auserſehen und berufen, weil er hofft, du werdeſt nun deine ganze Verdauung dieſes Gerichts aufs Menſchenwohl auch appliciren. Du verſprichſt es auch mit Hand und Mund und machſt unglaubliche

zwei Windstößen. Ich fürchte den nächsten, auf welchen wir vielleicht noch 10 Jahre warten können. Dieses Intervall gehört der Poesie. — Das mir übersendete Schriftchen von Ralph habe ich gelesen. Da er Dein Streben lobend heraushebt, und nur die Philosophie bemäkelt, so hätte es wol damit sein stillschweigendes Bewenden. Ob es politisch ist, darauf zu schweigen, ist eine andere Frage, welche ich nicht beantworten kann, weil ich in den Oldenburger Verhältnissen noch zu fremd bin. Solltest Du darauf antworten, so beschränke Dich auf den Ton mitleidiger Belehrung. Erkenne mit Dank an, daß man Dir einen Einfluß auf die Bildung eingeräumt hat, dann aber gehe zur Bedeutung der Philosophie in kurzen Worten über, und bedaure Ralph, daß er bei seinen schönen Talenten noch nicht gewagt habe sich gründlich auszubilden. Beweise ihm in wenigen Worten, daß man selbst nicht ohne gewisse Begriffe von den socialen Zuständen Oldenburgs schreiben könne, ohne in jedem Augenblicke mit sich in Widerspruch zu kommen, wie er. Sei dabei recht freundlich und liebevoll! — wie ein Vater zum unartigen Kinde. — Doch das hat Alles Zeit! — Du darfst bloß da denken und schreiben, wo es Dir Spaß macht. Mein Juan ruht hier, — im nächsten Winter soll er doch zum Ende kommen. Einen Prolog zum Anfang des Theaters habe ich gedichtet. Was wollt Ihr mehr? Wenn ich mir im Seebade zwei frische Arbeitstage für jede Woche des nächsten Winters erkaufe, dann bin ich hinlänglich beglückt. Die Figur Philipp II. muß ich doch in das Trauerspiel mit aufnehmen: ich hätte gern den Vergleich mit Schiller vermieden, denn dieser Charakter ist grade sein gelungenster. Man entgeht aber seinem Schicksal nimmermehr. Ich fasse ihn doch anders! — nicht so ideal nicht düpirt — sondern nur so, wie ich ihn mir historisch denke. So lang wurde dieser Brief! — Grüße mir meine Namenshälfte: Mos—le, den Buttel und alle Hegeliter!! —

Dein Freund

Mosen.

Viele Grüße von Gall, der Dir nächstens selbst schreiben wird.

Robert Prutz. **47.** 14. 9. 44.

. . . Ueber die Berliner Hiſtorien mit dem Moritz ſodann wirſt Du wohl aus den Zeitungen ſchon ſo viel entnommen haben Wahres und Falſches, daß Du ſchwerlich noch mehr begierig biſt. Daher in Kürze nur dies: Die Aufführung war, mit Ausnahme der Crelinger (Sibylle) und des Herrn Franz (Granville) in den meiſten Stücken höchſt mittelmäßig, in vielen und wichtigen (Moritz—Hendrichs, Kaiſer—Stawinsky) ſogar hundeſchlecht. Nichts deſto weniger war die Aufnahme glänzend, ſo glänzend, daß mein Stück unmittelbar folgenden Tags vom Miniſterium des Innern, unter dem Vorwande, der Markgraf Albrecht, als Zugehöriger des Brandenburgiſchen Hauſes, dürfe nicht ohne ſpecielle Erlaubniß auf die Bühne gebracht werden, mit Beſchlag belegt und demnächſt verboten worden iſt. Dagegen habe ich eine Immediatbeſchwerde beim König eingereicht, auf die ich zur Zeit noch ohne Antwort bin; doch hat Humboldt mir ſein Fürwort und kräftigſte Unterſtützung zugeſagt. Auch iſt das Verbot noch kein allgemeines, vielmehr iſt das Stück im Lauf dieſer Woche hier (wie?! mögen die Götter wiſſen, da ich nicht darin geweſen bin, mich auch übrigens nichts darum bekümmert habe) und in Magdeburg gegeben worden. Auch die Münchner haben es, wohl caſtrirt, losgelaſſen; in Hamburg wird es in den nächſten Tagen ſein.

Daß übrigens dieſe Berliner Vorfälle, ſo unerheblich im Grunde die Sache iſt, dennoch durch die viele Feigheit, Bosheit und Lüge, die dabei zum Vorſchein gekommen, mich wirklich ungemein geärgert haben, magſt Du Dir denken; ich war ein paar Tage ernſtlich krank vor Ärger.

Karl Gutzkow. **48.** Frankfurt a. M., 13. Dez. 1844.

Theurer herzlieber Freund!

In dieſen Tagen ſchickte mir Heyſe eine Nummer ſeiner Zeitung, wie ich denke, in Deinem Auftrage. Aber auch ſo würde mir dieſe Nummer nicht entgangen ſein, da ich die Bremer Zeitung hier täglich ſehe und mich an Deinen vortrefflichen dramaturgiſchen Aufſätzen erquicke.

Du wirfst meine Arbeit „Pugatscheff“ rundweg als „schlecht“ unter den Tisch. Ein solches kategorisches Verdammungsurtheil darf ich wohl von dem Manne hinnehmen, der unmittelbar darauf einen andern dramatischen Versuch so ausnehmend günstig ansieht. Und dennoch schmerzt mich diese Verurtheilung doppelt, weil sie einmal so ohne Weiteres hingeworfen wird und andrerseits eine Arbeit trifft, die der Feigheit und Unselbstständigkeit unsrer politischen Beziehungen gegenüber an sich schon einen schweren Stand hat und alles Vorschubes bedarf. Aber auch vom ästhetischen Standpunkte kann ich mich so rasch in Deine Verdammung nicht finden. Wenn ich meine Arbeiten vollendet habe, beurtheile ich sie ziemlich kühl und in dieser Objektivität fühl ich wohl, was an diesem Drama verfehlt sein mag, gestehe Dir aber, daß ich hundert mal lieber diesen Pugatscheff geschrieben haben würde, als einmal den Moritz von Sachsen. Ich habe mindestens ein einheitliches Bild, eine umrahmte Entwicklung gegeben, habe, wenn nicht tragische Schuld, doch ein menschlich rührendes Dulden gezeichnet und habe endlich meine Charaktere nicht mit Wasserfarben ausgemalt. Das ungünstige Verhältniß eines vielleicht weniger interessirenden fremden Stoffes gegen einen vaterländischen kann wohl bei der Theaterkasse oder beim Publikum überhaupt, aber nicht bei der Kritik in Betracht kommen, und so wär ich denn doch begierig, lieber Freund, daß Du mir, wenn Deine Zeit erlaubt, in einigen Zeilen die Hauptmängel meiner Arbeit vorführst.

Verzeih dem Vatergefühl, daß es seine Neigung dem Kinde zuwendet, das zurückgesetzt wird gegen ein andres, dessen Lob wohl glücklich macht, aber doch in der ungleichen Vertheilung wieder schmerzt. Mein „Urbild“ würde in Hamburg ebenso gemißhandelt werden, wie es Pugatscheff wurde. Das dortige Kaffeebohnenpublikum will nur Birchpfeiferiaden oder Pariser Vorstadt-vaudevilles: Die dortige Kritik ist in den Händen eines Gesindels, das sich jetzt an die Bühne drängt und mir anfängt die Wirksamkeit für das Theater so zu verleiden, daß ich damit umgehe, auf die Ehre mit den Herrn Mendelsohn u. s. w. zu concurriren, zu verzichten. Dieses Halloh des Brodneides ist noch viel empfindlicher, als die Indolenz von andrer Seite her.

Das einſtimmige Lob, das mir von allen Seiten über den hie und da hervortretenden Tartuffe geſpendet wird, geſteh ich, überraſcht mich. Mein Glaube an dieſe Arbeit kann ſich erſt durch die Erfolge von Darſtellungen befeſtigen. Ich bin über Deine von mir immer ſo glücklich empfundene Anerkennung förmlich erſchrocken.

Empfiehl mich dem Herrn von Gall und Freund Moſen. In meiner „Theaterſchau", die ich zuweilen in der Novellen-Zeitung gebe, werd' ich Euer ruhmwürdiges Streben nicht aus den Augen laſſen.

Willſt Du Deinem von mir erwarteten motivirten Verdammungsurtheile meines Koſaken einige Nachrichten über Dein Leben, Wirken, Bezwecken u. ſ. w. anknüpfen, ſo wird mir der bittre Eindruck dadurch verſüßt werden.

Nun leb wohl! Ich denke Deiner in wahrer herzlicher Freundſchaft und bin innigſt und treu

Dein Gutzkow.

Gutzkow. **49.** Frankfurt a./M., 20. Jan. 45.

Theurer Freund,

Die Bremer Theaterverhältniſſe gehörten von jeher zu den unerfreulichſten in Deutſchland. Erſt jetzt hör ich, ſollen ſie ſich durch einen Aktionärverband gebeſſert haben und in dem Schauſpieler Ritter aus Mannheim hat man einen gutbeſoldeten Direktor hingeſtellt. Dennoch iſt dieſe Bühne ein Taubenſchlag. Die Mitglieder kommen und gehen. Jeden Herbſt bildet ſich eine neue Geſellſchaft, wie könnten ſich da die Spuren einer Leitung, wie ich ſie durchzuführen hätte, erhalten! Jeden Herbſt müßt ich wieder von vorn anfangen.

Man kann ſich in Bremen nicht wohl fühlen. Ich habe das von zu vielen Menſchen ſchon gehört. Auch bin ich durch meinen langen Aufenthalt im Süden ſo entnorddeutſcht, daß ich mich nicht einmal in Hamburg wieder, geſchweige in Bremen gewöhnen könnte. Für die Kunſt läßt ſich in Bremen nichts wirken. Jede alberne Poſſe, die auf den Hamburger geſchmackloſen Theatern gefallen hat,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

wollen die Bremer auch ſehen und meine beſten Vorbereitungen würden von dieſer traurigen Abhängigkeit des Geſchmackes zerſtört werden. Nein, theurer Freund, mein Feld wäre Leipzig, Dresden, München, hier (wenn hier nicht 3 Direktoren wären!) oder eine Hofbühne in kleiner Reſidenz, wohin mich Bildung zöge, wie es den Moſen nach Oldenburg ziehen konnte. Am liebſten möcht ich dereinſt in Berlin ſein. Ich kann nicht glauben, daß Rötſcher dahin paßt! Rötſcher iſt Theaterenthuſiaſt und Kritiker, weiter nichts. Er würde die Schauſpieler nur noch verkehrter machen, als ſie ſchon ſind. Auf Schauſpieler können nur Dichter wirken, Dichterverwandte Naturen, wie z. B. ſelbſt Tieck, ob er gleich die praktiſche Bühne verachtet, wie ſie iſt. Rötſcher aber mit ſeiner Arſis und Theſis, ſeinem Deklamationsaufſtakt und den §§ ſeiner Wiſſenſchaftkunſt oder Kunſtwiſſenſchaft iſt einer von denen, die den Namen Dramaturg nur in Miskredit bringen werden. Die Schauſpieler hänſeln ihn; die Stichs lachten ihn ſchon in Berlin aus. Er mag ſchreiben, mag Rollen zergliedern, er könnte vortrefflich als Kritiker wirken, aber den Schauſpieler im Moment ſeines Berufes ſtört er nur, davon bin ich heilig überzeugt. In einem halben Jahre nähme die Dramaturgenſchaft ein Ende mit Schrecken. Man muß an der Bühne viel intimer betheiligt ſein, als es Rötſcher iſt, um der Bühne zu imponiren. Das iſt das Geheimniß! Was hat Rötſcher auf dem Podium zu verlieren? Ein Stück, einen Charakter, an dem ſeine Seele hängt? Nein! Nur da haben die Schauſpieler Reſpekt, wo ſie ſich gewöhnt haben, daß einer ſagt: Ich will's ſo, Punktum!

Dank für Deine ſchonende Analyſe der „Auswanderer"! Deine Geſundheit bekümmert mich! Vertraue nicht zuviel auf Italien. Die trockne Luft oder kreidige Staub iſt Deinen Halsaffektionen nicht gut. Feuchtigkeit, Nebel iſt günſtiger. Nizza iſt im Sommer tödtlich. Im Winter aber grade durch die feuchte warme Regenluft zu empfehlen.

Anfang April reiſe ich wahrſcheinlich nach Wien, bleibe dort 4 Wochen und kehre über Tyrol und die Schweiz, Ende Mai nach Frankfurt zurück.

Ich ſchreibe dieſer Tage Deinem Bruder in Stettin, um ihm den dort gaſtierenden Emil Devrient zu empfehlen.

Grüße die Oldenburger Freunde innigſt von

Deinem Gutzkow.

Frankfurt a./M., 20. Jan. 45.

Die Theaterchronik hat Deine Kritik des Urbilds abgedruckt und bittet Dich, ihr zu vergeben, daß ſie Deine Bewilligung anticipirte.

Theodor Döring. **50.** Hannover 30. Jan. 1845.

Liebſter Freund.

Du ſchreibſt nicht, lieber Döring, Du ſchweigſt auf alle Briefe. Warum? — So fängt Dein letzter Brief an, und ſo vernimm denn, daß ſeit faſt drittehalb Monaten in meinem Hauſe eine wahre Zerſtörung Jeruſalems war, denn kaum war ich wieder einigermaßen geſund, ſo legte ſich meine Frau nieder, und wäre beinah geſtorben, denn ſie hatte einen ſchweren Kampf zu beſtehen. Was die Frau gelitten, kann ich Dir nicht beſchreiben — die herzzerreißendſten Töne hören zu müſſen und keine Hülfe ſchaffen zu können iſt das Grauenerregendſte, was ſich denken läßt. — Gott ſei Dank, ſie iſt wieder auf den Beinen und wirthſchaftet nach wie vor umher. Meine künſtleriſchen, wie meine Entlaſſungsangelegenheiten nahmen ſo ſehr überhand, daß ich gezwungen war, 54 Briefe bis vor drei Tagen unbeantwortet zu laſſen. Du kannſt Dir vorſtellen, wie es mich ſchmerzen mußte, Deine lieben Zeilen ſo lange unbeantwortet zu laſſen, aber nicht eine Minute der Ruhe fand ſich, Dir Antwort zu ſagen, da ich Dich doch nicht mit ein paar Zeilen abfertigen wollte. Vor allen Dingen nimm meinen herzlichſten Dank für Deine ausgeſprochene Meinung hinſichtlich des Nathan — ich würde heucheln, wenn ich Dir verhehlen wollte, wie innig ich mich darüber gefreut habe. Alle anonymen Kritiken und Berichte nutzen dem dramatiſchen Künſtler zu gar nichts, und haben noch nebenbei das Unangenehme, daß man dergleichen für parteiiſches Geſudel hält, heut zu Tage muß man den Muth haben, das Viſir aufzuſchlagen und eine Farbe bekennen, denn mit der

blindschleichenartigen Verkappung wird heute nichts ausgerichtet. Um so ehrenvoller ist Dein Urtheil für mich, da Du es in einer der geachtetsten Jahresschriften niedergelegt, und doppelt ehrenvoll, daß Du Deinen Namen unterschrieben hast. Wenn man nun auch aus der Art der Auseinandersetzung und aus dem kräftigen, glänzenden Styl den Mann von Geist erkennen muß, so ist es doch besser so. Ferner ist es mir in der jetzigen Zeit von so größerem Nutzen, daß sich endlich einmal wieder eine allgemein geachtete Feder für mich erhob, da man sich von Seiten der Berliner Intendanz, wie Du von früherher weißt, alle mögliche erfinnliche Mühe giebt, meine Bestrebungen zu verunglimpfen und zu verdächtigen, um Herrn Hoppé (der übrigens ein guter, achtungswerther Künstler ist) auf meine Kosten zu heben. Die erste Pflicht eines jeden wahren Künstlers ist — gerecht gegen andere sein, denn wer das nicht über sich gewinnen kann, soll lieber Holz hacken oder die Straße fegen. Herr Hoppé ist ein fleißiger, guter, strebsamer Schauspieler, es giebt indeß eine Ingredienz, die dem Darsteller, der zünden will, nicht fehlen darf und diese ist — Ingenium. Ingenium fehlt dem Manne — weder Tiefe der Empfindung, noch weniger aber Humor sind ihm eigen. Es wäre schlimm mit unserer Kunst, wenn alle Aufmerksamkeit nur auf einen Darsteller gerichtet sein sollte; was wäre da zu machen? Warum soll es nicht viele tüchtige Schauspieler geben, und wenn unsere Zeit auch leider sehr arm an ausgezeichneten Darstellern ist, so erkenne ich die wenigen mit um so größerer Liebe an, — nur muß man die Fähigkeit haben, mit Ruhe und Gerechtigkeitsliebe — unterscheiden zu können.

Um noch einmal auf Nathan zurückzukommen, so erinnere ich mich, wie ich mit Hoppé, der diese Rolle zu seinen besten gezählt wissen will, darüber Rücksprache nahm; ich machte ihm nämlich den Vorwurf, daß er allein den schönrednerischen Vortrag in dieser Rolle gelten lasse, und dem Menschen und weisen Juden gar nichts gäbe — ich stellte mich hin und suchte ihm praktisch meine Ansicht darzulegen, und nachdem ich ihm meine Weise klar gemacht, antwortete er mir mit dem Gemeinplatz, den ich so oft von meinen Kollegen hören muß: Ja, das können Sie wohl wagen, denn das Publikum glaubt Ihnen, wenn aber ein anderer Darsteller diese

Auffaſſungsweiſe mit Ihnen theilte, ſo würde er ſpöttiſch belächelt werden. Meine Antwort war einfach, denn ich gab ihm die feſte Verſicherung, daß jeder Gelehrte oder Profeſſor den Nathan ſpielen könne, wenn es mit dem ſchönredneriſchen oder rhetoriſchen Theil abgemacht wäre — und dem iſt auch ſo.

Gern, lieber Freund, will ich Dir mit der gewiſſenhafteſten Wahrheit mittheilen, was meine Entlaſſungsangelegenheiten betrifft, nur muß ich Dich bei unſerer innigen, unzertrennlichen Freundſchaft beſchwören, keinem Menſchen auch nur die geringſte Mittheilung zu machen, denn die geringſte Aeußerung in einem Blatte würde mein ganzes Gebäude zertrümmern. Es iſt alſo Hoffnung zur Entlaſſung da und zwar glaubt man, daß ich dieſelbe vom Monat März an (wo mein fünfmonatlicher Urlaub angeht) erhalten werde. Du wirſt wiſſen, daß unſer jetziger Intendant, der Herr v. d. Buſche, als ein ſehr geiziger Mann bekannt iſt, und nun ſcheint dieſer Herr zu meinem Heile darauf hin zu manövriren, daß er die Gage meiner fünf Urlaubsmonate der Theaterkaſſe zu erhalten gedenkt, und wird ſuchen dem König plauſibel zu machen, wie es ja auch nicht im Intereſſe des Kunſtinſtituts läge, einen Künſtler, der mit Schmerz und Wehmuth ſeine Kunſt ausübt, länger zu halten — doch bedarf dieſer Plan Ruhe und vor allen Dingen — Verſchwiegenheit! In zwei Monaten kann ich Dir ſchon das hoffentlich günſtige Reſultat dieſer hofmänniſchen Bemühungen mittheilen. Unſer Theater ſinkt immer mehr, denn ſeit dem Abgang der Löwe, die doch auch nur einen ſehr beſchränkten Kreis (den der Salondamen) einnahm, haben wir keine erſte Liebhaberin. Wir können alſo nichts geben, als alten, abgeſpielten Kram, und die ſchöne Zeit geht unbenutzt vorüber. Gutzkows „Urbild des Tartuffe“ hat mich wahrhaft entzückt, und wird denn nun endlich, nach vielem Hin- und Herreden, gegeben werden. Deine Kritik übrigens hat großen Antheil daran, daß ſich die Bühnen beeilen, es ſo ſchnell als möglich aufführen zu laſſen, und Gutzkow freut ſich gewiß herzlich über das energiſche Wort, welches Du bei der Auseinanderſetzung des „Urbilds“ geſprochen haſt. Wie viele Stücke werden geſchrieben, und unter zwanzig finde ich ſelten eines heraus, das werth wäre, aufgeführt zu werden. Neunzehn Manuſkripte habe ich ſeit drei

Wochen verschlingen müssen, und kein einziges ausführbares darunter gefunden, es ist um toll zu werden. — Deinem Bruder in Stettin werde ich übrigens dieser Tage den Text lesen, denn er versprach, mir einige aufführbare Piecen aus dem alt Spanischen Theater aufzuzeichnen.

Im Monat May gehe ich zuerst nach Riga und kehre am 1. Juli nach Berlin zurück, wo ich verpflichtet bin, Juli, August und September, zu gastiren, wenn ich nicht gleich ganz da bleibe, was Gott geben mag; ich weiß, daß ich dort, wie überall mit großen Unannehmlichkeiten und sogenanntem Theaterquark werde zu kämpfen haben, indeß ist doch nicht zu leugnen, daß das Terrain ein großes ist und daß die Bühnenverhältnisse dort sich über kurz oder lang zur Ehre der Kunst immer besser gestalten werden, denn Herr v. K. macht es doch ein bischen gar arg. Nun mit Gott, wir wollen das Beste hoffen.

Ich freue mich recht von Herzen, daß Du Hoffnung hast, Deine Reise nach Italien zur Wiederherstellung Deines Halsübels bald antreten zu können, doch wirst Du mir natürlich vorher genau den Tag Deiner Abreise schreiben, aber ich habe sogar noch die Hoffnung, Dich in Oldenburg vorher, wenn auch nur auf ein paar Tage zu besuchen.

Daß diese hier ausgesprochenen Mittheilungen nur Ergießungen, natürlich nur der Freund dem Freunde geschrieben, versteht sich wohl von selbst.

Meine Frau grüßt Dich und Dein gutes Weib aufs Herzlichste und freut sich darauf, sie auch einmal bei uns in Hannover zu sehen. Küsse Deine Kleinen von mir, schreibe bald und behalte lieb

Deinen treuen

Hannover 30. Jan. 45. Theodor Döring.

Heute gehen noch fünf Briefe fort, einer nach Danzig, der zweite nach Königsberg, der dritte Riga u. s. w., ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Grüße Mosen recht freundlich! — Kaiser soll sich doch zu May oder Juny zu Gastrollen hier melden.

Die Adresse ist: An den Kammerherrn Sr. Majestät des Königs Herrn von dem Busche, Intendanten des Königl. Hoftheaters.

Die Beurtheilung Nathans werde ich Dir wieder zukommen lassen.

Julius Mosen. **51.** Oldenburg, 10. 2. 45.

Mein Stahr.

Immermanns Biographie von Dir hatte ich mir zur gestrigen Sonntagslectüre aufgespart, ich bin heute bis zum Grenzstein gekommen, wo er von der Dramaturgie und dem Drama Abschied genommen und sich dem Roman zugewendet hat. Du hast die saftige Gestalt des Mannes so liebevoll und sicher herausgearbeitet, daß sie vor mir wie eine Statue steht, verklärt in steinernem Geistesleben. Ich betrachte sie mit Trauern und Schauern; stellt sich doch darin eine große, poetische Natur dar, welche an sich und ihrer Zeit gescheitert ist. *Die dramatische Poesie verlangt einen* Dichter, in welchem Verstand und Phantasie gleichmäßig stark walten. So begabt war Er. Es fehlte ihm nur Eins — die begeisternde Idee, welche beide, wie Mann und Weib in der That der Liebe verschmelzen lassen zur Zeugung. Diese wird aber nur — in der Ueberwindung der Gegenwart in sich selbst gewonnen, damit der Geist der Zukunft Raum gewinne. Das ist Sache des Genies. Immermann konnte über das Borussenthum, das romantische nicht hinaus. Er war ein großes, gewaltiges Talent und ein Charakter. Beides gehört dazu, eine alte Periode abzuschließen. In Merlin hat er die höchste Spitze der Romantik erreicht, dort, wo der Geist sich selbst überschlägt und dem nahenden Gegensatz der Zukunft in das Auge blickt. So Immermann. In dieser Weise hat er auch die Romantik in allen ihren intimsten Wünschen auf seiner Bühne realisirt — ihren Abgott Calderon, diesen Correggio unter den Dichtern — den neukatholischen — den höfischen — bis herab zum Blaubart von Tieck. Die Romantik ist die Willkühr des phantastischen Ich's. Als romantischer Dramaturg mußte er von selbst die Schauspieler als dienende Mittel gebrauchen. Darum die unendliche Dressur! — Die Kunst bedingt aber die

Anſtalten dazu — aber die witzige Menſchheit mit ſchalkhaftem Lächeln entzieht ſich dem aus lauter Höflichkeit, weil ſie mit ihren eignen Anſtalten noch nicht ſo weit iſt, um dir das Gegencompliment zu machen. — Du meinſt, ſie fürchte ſich vor deiner geweihten Ruthe, mit der du alle Schulmeiſter unter dir bewaffneſt, um die Jugend in Reſpect zu halten, daß ſie ſich lieblich ſoll machen in ihrer Furcht des Herrn vor dir? — — — O Menſchheit, wo bleibt dein Wohl? ſoll das immerfort aufs Neue von dem albernen Samum der Aufgeblaſenheit, der daher geſtoben kommt in der Wüſte, unter den alten Sand begraben werden? Sieh wie du dazu kommſt. Der Herr Staatsbeamte, der ſo ganz dazu geſchaffen waren, weil er bei dem großem Gaſtmahle des Verſtandes ſich gar nicht übergeſſen hat, und doch ſein Appetit geſtillt, der ſeyn vom eigenen Wohl allzuſehr in Anſpruch genommen und vorab von der Würde, die er nun Angeſichts der ſtörrigen Menſchheit zu behaupten den Muth nie ſinken laſſen wird; er kann es gänzlich nicht berückſichtigen, mit dem beſten Willen nicht. Menſchenwohl, mucks nicht! du kannſt dich ja ſelbſt nicht vertheidigen an deinem eignen Gewiſſen, daß du ſo albern warſt, dein Vertrauen in ihn zu ſetzen, wie willſt du dem Landesvater Klagen vorbringen! Laß es bleiben! dem ſind die Ohren ſo voll gepaukt und getrompetet und gezimbelt, und von denen Kirchenvätern einverleibt und von denen Andächtigen vorgegreint von ſeinen hohen Verdienſten, daß ers glauben muß, er wird ohne ihn nicht fertig, bis er durch Schaden klug wird". —

Ich übergehe die weiteren Anſpielungen auf die Wirkſamkeit des hier gezeichneten hohen Staatsbeamten, deſſen Schreckensruf: „Gott, Allmächtiger! Was ſoll daraus werden, wenn die volle Kraft der Natur im Menſchengeiſt erlaubt

Freiheit im Bewußtsein, — mithin im angemessenen Maas. Meine Dramaturgie ist im Wesentlichen von der seinen verschieden. Hier muß ich ausholen und von mir selbst sprechen, so ungern ich es thue, um mich Dir verständlich zu machen. Ich ging im Wesentlichen davon aus: in der Poesie plastisch meine Zeit zur Erscheinung zu bringen, mithin mein Ich zu erweitern für die ganze Welt des Daseins. Das Erste, was daraus hervorging, waren: Die Balladen der nächsten Vergangenheit, soweit die Gegenwart noch darin lebt, und die in die Zukunft hinausgreifende Gegenwart. Soweit der lyrische Dichter. In „Ritter Wahn", in „Ahasver" kamen die religiösen Conflicte, ehe sie noch real in die Geschichte traten, wie in prophetischer Ahnung zur Erscheinung. Soweit der Epiker. Wie ich in meinen Dramen die Gegenwart selbst im Spiegel der Vergangenheit darstellen mochte, weißt Du. „Wendelin und Helene" begann, — das Stück umschließt die Jenaische Burschenzeit im Conflicte der Bürgerlichen mit den Aristocraten, — der Burschen mit den Landsmannschaften — vor dem Jahre 1830. Es folgte Cola Rienzi — 1830—34; — (die Scheiterung der revolutionären Idee an der groben Masse des Volkes). — in Otto III. — die Romantik auf dem Throne, in den „Bräuten von Florenz", — die alte Zeit der Friedensidylle im Conflicte mit der werdenden Historie, der Politik — in „Katte" der Conflict des alten Borussenthums mit der hereinbrechenden neuen Zeit der Bildung und Sehnsucht nach Nationaler Gestaltung, — in „Bernhard": der Zwiespalt des freien Strebens aus verkrüppelter Nation heraus mit der eigensüchtigen Hilfe aus Frankreich; — und in Don Johann? — Das gehört noch der Zukunft an. — Wie so mein ganzes Dasein nur ein Gegenwart-erfülltes ist, so will ich auch, daß die dramatische Poesie anderwärts für die Darstellung und unsere Bühne gegenwarterfüllt sei. Es ist also eigentlich nicht mehr von abgeschlossenen, und eine vergangene Geschichtsperiode in sich schließenden Dramen die Rede, sondern von der Gegenwart in ihrem Wirken. Diesen Geist kann ich aber nicht zur Darstellung bringen durch Schauspieler, welchen wie Kindern Alles und Jedes eingelernt werden muß, sondern durch Menschen, in welchen ich die Fähigkeit wecke, diesen Geist in sich aufzunehmen, und ihre Mittel

zur Darstellung desselben kennen zu lernen. Sie müssen sich daran gewöhnen auf Schlagworte zu hören. Selbst der gestrige Abend wird Dir bewiesen haben, daß allmählich dieser Geist über sie kommt. Es versteht sich von selbst, daß desto genauer die Linien gezeichnet sind, in welchen das frei gestaltende, darstellende Individuum walten darf, daß desto sicherer die Gruppirungen im Stücke u. s. w. eingeübt werden. — Es muß mithin von selbst Immermanns Dramaturgie von der meinen durchaus verschieden sein. Er hat durchaus Recht bei einer Bühne, welche die Vergangenheit mit der Zukunft literaturhistorisch vermittelt. Da ist ein Abschluß zu machen, da sind die Schauspieler zu verbrauchen, wie farbige Gestalten zu einem lebenden Bilde. Nicht so hier in der unabgeschlossenen, ewig lebendigen Gegenwart. Ich will alle Kräfte aus ihnen selbst nach der ihnen gegebenen Nothwendigkeit dem Ziele entgegenjagen: — außerdem bleibt doch die schönste Darstellung eines Kunstwerkes — kalt. Wenn Immermann aus seiner Zeit und seiner Person heraus ganz Recht hat, warum ich in andrer Zeit und heut nicht minder? — Immermanns Sarg, auf welchen ich ein Lorbeerreis lege, ist für mich der Grenzstein zwischen dem Tieck'schen Sonst und dem Jetzt.

Nicht Tieck, sein Meister, der mephistophelische Pudel, welcher die neue Poesie anknurrt, sondern die deutsche Jugend, oder vielmehr Du in ihrem Namen hast auf Immermanns Leichenstein eine Rose gelegt, welche von Thautropfen oder Thränen glänzt. Ich drücke Dir dafür dankgerührt die Hand.

Auf Wiedersehen heute Abend.

Dein J. Mosen.

Oldenb. am 10./2. 45.

Jul. Mosen. 52. Oldenburg, 5. Juni 1845.

Während meines Leidwesens war ich mit Dir im Geist schon deshalb immer zusammen, weil ich die Korrectur des 2. Bands Deiner Theaterschau besorgte. Heute habe ich den letzten Bogen corrigirt. Deinen Aufsatz über „Don Johann" hat die Cöln. Ztg., welche jetzt ultramontan geworden ist, zurückgeschickt. Er schließt nun

Deine Theaterschau, wie ich wünsche — mit Deiner Genehmigung gut ab. Er ist gewissermaßen der Kranz auf den Giebel des neuen dramaturgischen Gebäudes. Wie Du gewollt, habe ich das Buch bevorwortet. Diese Vorrede ist ein Bülletin des neuen Drama's geworden. — Vielleicht schicke ich Dir mit diesem Briefe einen Abdruck. Das Theater haben wir für diesen Sommer mit Prutzens Stück Erich XIV. beschlossen. Ich konnte dazu nur die Leseprobe abhalten und einen Plan zum Arrangement für Moltke ausarbeiten. Das Stück wár gut memorirt, Alles ging auch recht gut und präcis von Statten, aber ich merkte gar sehr, wie meine specielle Aufsicht bei den Stückproben nothwendig gewesen wäre. Es hat gefallen — und auch nicht. Es wirkte als Tendenzstück — aufregend auf die Liberalen und Aristokraten. Ich habe dabei recht lebhaft gefühlt, daß ein solcher Erfolg für das Drama tödtend ist. Erich XIV. kann sich nicht halten. Als liberaler Held darf er nicht einmal einer tragischen Schuld theilhaftig werden, — er hat nur das Malheur aus Unvorsichtigkeit seinen kleinen, unartigen Bruder zu ermorden. An dieser Schönmalerei leidet das Ganze. Man sagt das erste Urtheil habe dem Verf. der polit. Wochenstube 2 Jahre Festungsstrafe gebracht. Ungeheures Aufsehen macht jetzt wie Du in der Augsb. Allg. Zeit. lesen wirst, die polizeiliche Ausweisung der beiden Baden'schen Landtagsdeputirten, des von Itzstein und Hecker's aus Berlin und zurück über die Preußische Grenze, — ohne besondere Veranlassung. Sie waren auf einer Reise zu einem guten Freund in Stettin begriffen. — Ich studiere jetzt die englische Geschichte und die Zustände unter Karl I. — Dieser Dramenstoff wird mir immer interessanter. Die deutsche Welt hat sich zunächst ganz auf die Theologie geworfen. Wir müssen uns beeilen, für spätere Zeiten aus dem hellenischen Marmor hellenische Gestalten zu meißeln, an welchen sich die genesende Menschheit wieder aufrichten kann. Wie gönne ich Dir so sehr die träumerische Ruhe auf den Gräbern der großen Vergangenheit in Italien. Das Rauschen der dodonischen Eichen war prophetisch, hörst Du es, so neige Dein Ohr, aber gieb ihm keine Worte. Du bist, wie freilich jeder Reisende im Welttheater, so lasse denn auch vom Leben Dir seine südlichen Scenen vorspielen. Als guter Oldenburger wirst Du

schon die Arme ineinander wickeln, um nicht zu voreilig zu applaudiren. Laß das Alles an Dich kommen und dann besinne Dich noch einmal, ob Du ein Urtheil darüber haben willst.

. . . Unsere Theaterferien haben wir um einen Monat gekürzt. Die Mitglieder sind auf den 1ten September wieder einberufen. Ich will die gewonnene Zeit zu Proben benützen, damit Alles wieder in einen frischen Zug hineinkommt. — Folgende Stücke sind ausgetheilt: „Cola Rienzi" von J. Mosen, „Heinrich IV." von Shakespeare, „Tasso" von Goethe, „Richter v. Zalamea" und „Othello"; zugleich bereite ich zur Aufführung vor Richard III. Daß Du, der mich doch verstand, selbst in den feinsten Beziehungen, welche ich bei den Darstellungen im verwichenen Winter herauskehren ließ, mir für die nächste Zeit im Theater fehlen sollst, schmerzt mich sehr.

„Wer soll künftig meine Kleinen lehren
Aufzupassen und die Götter ehren?"

. . . Verwichenen Sonntag war ich bei unserm Großherzog, ich fand Gelegenheit von Dir zu sprechen, ich nütze Dir gern, wo ich nur immer kann. Soll ich nicht ein Exemplar von Deiner Theaterschau in rothen Saffian binden lassen und in Deinem Auftrage überreichen? Vielleicht schreibst Du einmal selbst an unsern fürstlichen Mäcen. Ich wüßte im weiten Deutschland keinen grüneren Fleck, als unser kleines Land an der Nordsee, — es ist mitten in dieser Zeitenwüste eine freundliche Oase, — eine liebliche Idyllenscene in dem ersten Acte der Tragödie unserer Tage, — so recht für einen Poeten gemacht, — der im Welttheater einen geruhigen Logenplatz bedarf, — wo er den Parteikampf, ihn wiedergestaltend in der Poesie, — ruhig vor sich abspielen lassen kann. Bin ich nur erst wieder bei guten Kräften, ich will Euch gern beweisen, daß ich noch den Bogen der Tragödie zu spannen und durch die Aztlöcher den Bolzen zu schießen weiß, — hilft mir nämlich ein guter Genius, der immer das beste thut. Die schönen Götter im Vatican sollen Dich von mir grüßen und in Neapel die Flora und Venus — der Vesuv, das Meer mit seinen Inseln, die Erde mit ihren Blumen, der Himmel mit seinen Sternen! — Meine Frau,

welche mich mit treuer Liebe pflegt, und meine guten Jungen grüßen Dich von hier! Sei gesund!

Ich bin immer

Dein Mosen.

An Mosen. 53. Ariccia im Albanergebirge, 13. Juli 1845.

. . . . Wie ich lebe, was ich treibe, werden Dir meine Tagebuchnotizen, Briefe an Marie genau genug gesagt haben; ich darf mich, wie nach Lessing jedermann, meines Fleißes in dieser Beziehung rühmen, und nicht ohne große Anstemmung des Willens erhebe ich mich täglich von dem Faulbette des betrachtenden Genießens des Lebens und Traumempfindens zu der Arbeit dieser brieflichen Mittheilung, die denn freilich auch das Einzige ist, das ich von geistigem Geschäft zu Stande bringe. Daß ich für Dich und Carl und Mosle schreibe, wirst Du ja wohl herauslesen. (Es ist Sonntag und mich stört eine Procession, die eben aus der Kirche mit Glockenklang und fliegenden Fahnen zieht, also für heute genug.) Aber freilich hast Du Recht, daß der einzelne Freund immer den Reiz individueller Färbung, das Lebendige des Ich und Du und ihres unmittelbaren Wechselverkehrs in solchen Gesammtbriefen vermißt. Ich will denn auch mein Möglichstes thun, um euch hierin zufriedenzustellen, was drüber hinaus ist, werdet Ihr, wirst Du namentlich von Deinem Freunde nicht verlangen. — Soll ich Dir nun von meinen geistigen Zuständen einen Begriff geben, so muß ich sagen, daß ich aus einer wüsten, krankhaften Heimwehstimmung, die mich in Nizza fast zur Verzweiflung brachte, und mich erst in Florenz etwas freier ließ, seit ich Römische Erde betreten habe, von einer solchen Ruhe und glückseligen Befriedigtheit mich umfangen fühle, daß ich kaum irgend mehr ein Gefühl schmerzlicher Sehnsucht in mir empfinde. Ja! — Du wirst mich verstehen, wenn ich Dir sage, daß ich die ersehntesten Briefe aus der Heimath nicht ohne Beimischung eines leisen Grauens in die Hand nehme, es möge etwas in ihnen enthalten sein, das mich allzuhart aus der mich umgebenden Welt der gegenwärtigen Wirklichkeit in die verlassne Heimathstätte versetze, und den Zauber störend zerstreue, der mich umfangen hält.

D. 20ste Juli. Die Tage gehen hier so ruhig, gleichförmig und doch so schnell in dem Traumleben dieser Italischen Villeggiatura, daß ich mit Erschrecken bemerke, wie seit dem Beginn dieser Zeilen eine volle Woche verflossen ist. Und doch soll dieser Brief wenn irgend möglich abgehen, ehe ich mein geliebtes Ariccia und sein grünes Waldgebirg verlasse, um in Neapel und Sorrent dem vollen Genusse südlichen Daseins im dolce far niente mich in die Arme zu werfen. Von Tage zu Tage finde ich immer mehr so manche Deiner Vorhersagungen über Land und Menschen bestätigt, und beseitige mich täglich mehr in der Betrachtungsweise, welche sich an die Natur hält. Zu allgemeinen Gedanken komme ich wenig, obschon mir's im Kopfe wühlt und gährt: aber wenn wir erst wieder beisammen sind, da soll sich, hoff' ich, aus so mancher Traube die ich sammle, wohl ein trinkbarer Wein gestalten. Daß die günstigen Götter uns diesen Nachgenuß nicht stören mögen, das ist der Inhalt manches stillen Gebets. Aus meinen Reisebriefen wirst Du gesehn haben, daß ich in Rom ohne Hast und Jagd nur weniges gesehn und mir die ganze Fülle althellenischer Kunstherrlichkeit bis zur Ruhe des späten Herbstes und Winters verspart habe. Dafür hat mich nächst der Natur und den Trümmern alter Baukunst auch vorzugsweise modernes Künstlerleben in Rom beschäftigt, und ich gedenke diese Seite hiesiger Zustände später noch gründlicher auszubeuten. Aufregende Bekanntschaften, wie z. B. Hebbel's, der bei meiner Ankunft noch in Rom war, und jetzt in Neapel ist, von wo er im Winter nach Rom zurückkehren wird, habe ich bis jetzt meist glücklich vermieden, und kann überhaupt im Ganzen, und wenn ich ein wenig Gnade vor Recht ergehen lasse, mit meinem geistigen und körperlichen diätetischen Verhalten zufrieden sein. Ich verkehre übrigens hier viel mit einem begeisterten Freunde und Partisane des Dichters der „Genoveva" „Judith" und der „Maria Magdalena", der mich aber bis jetzt noch nicht dazu gebracht hat, in dem Poeten etwas andres als ein großer Gefahr ausgesetztes Talent zu erkennen. Ein Gedicht auf Thorwaldsens Tod, das ich hier gelesen (es ist wohl 30 Strophen lang und steht im vorigen Jahrg. des Telegraphen) bestärkt mich darin, daß dieser junge Mann an Selbstüberhebung zu Grunde gehen dürfte, denn dieses Gedicht ist so-

sehr unter aller Kritik, und zugleich ein so eminentes Beispiel maßlosesten Dünkels, daß ich von einem Menschen, der so etwas machen konnte, nichts Großes erwarten kann. Welche trostlose Aussicht!

— Neulich las ich in der Allg. Zeitung eine Anzeige von H. Laube's dramatischen Werken (Monaldeschi), H. K. (wohl Heinr. König) unterzeichnet, die ein Muster von flacher um den Brei gehender Fuchsschwanzstreicherei heißen konnte. Nun Herr L. mag warten, bis ich nach Deutschland komme, wenn ich da anders noch Lust habe mich mit seinen „dramatischen Werken" zu beschäftigen.*) Dagegen sehne ich mich wie nach frischem Trunke nach Deinen Sachen, und gäbe viel darum, hätte ich Deinen Don Juan und Deine Gedichte hier. Denn hier lebt man was deutsche Litteratur betrifft, in der völligsten Quarantaine, und wer hier selbst in begünstigter Stellung 20 Jahre lebte, ist um ebenso viele Jahre hinter der Entwickelung der deutschen Litteratur zurück. Ich bitte Dich, geliebter Freund, deshalb in Deinem und meinem Interesse dringend, einen Menschen ausfindig zu machen, der im Herbst nach Rom reist, was in Dresden doch nicht schwer fallen kann, und mir mit einem solchen die gedachten Bücher als 1) Deinen Don Juan, 2) Deine Gedichte, 3) unsere Faustiade, 4) meine Theaterschau und die kleine Schrift über Ruben's Bild zu schicken. Für Deine freundlichen Bemühungen um meine Sachen danke ich Dir mit innigem Händedruck, und möchte so gern Deine briefliche Vorrede in so weiter Ferne lesen. Meine eigenen Sachen sind mir dagegen völlig gleichgültig geworden, ja ich habe so wenig ein Urtheil darüber, daß es mir vorkommt, als hätte ich sie gar nicht geschrieben, oder als hätt' ich diese theatralischen Dinge nur einmal geträumt.

Den 22ten Juli. Meine Tage in Ariccia nahen ihrem Ende und mit ihnen die mir für diesen Brief gesetzte Frist. Immer wohler wird mir's von Tag zu Tag in dem Luftkreise dieses südlichen Lebens und selbst was ich mit norddeutscher Kulturbrille sehend, als einen Übelstand beklagen muß, trägt dazu bei das Behagen zu erhöhen. In Deutschland gilt das Schillersche Wort:

*) NB. Was ist denn aus meinem Aufsatze über Laubes Königsstädte geworden?

„Was thun ſprach Zeus, die Welt iſt weggegeben" u. ſ. w., zu deſſen Schluſſe der gute Zeus die Poeten auf den Himmel vertröſtet, und zwar auf den blauen Dunſtkreis — nicht auf den Olymp, wo es auch Nektar und Ambroſia giebt. Hier iſt die Welt freilich auch weggegeben, und hat wohl — ſo ziemlich — auch Alles „ſeinen Herrn." Aber man ſieht es nicht, fühlt es nicht. In Deutſchland wird man überall ſehr unſanft mit der Naſe darauf geſtoßen, daß alles in Beſitz genommen und daß den nicht beſitzenden auch nicht ein Fußbreit freier Raum vergönnt iſt. Hier aber in Italien fühl ich mich überall von einem Hauche jener antiken Liberalität des weltbeherrſchenden Roms umgeben, deſſen fürſtengleiche Bürger all ihre Pracht, ihren Reichthum in Gärten, Villen, Paläſten, Tempeln für alle zum Mitgenuſſe öffneten, ja eigends für alle ſchufen. Jetzt erſt verſteh ich das Horaziſche Wort, das er (Epiſt. I 12) ſeinem Freunde zurief: Pauper enim non est cui cui rerum suppetit usus. Dieſe Villen und Gärten der Großen, dieſe kühlen Kloſtergärten, dieſe Weinberge und Felder ſind mein, ich durchſtreife ſie nach Gefallen, ſie ſtehen allen offen. Die Gerte, der Stab, die ich mir breche oder ſchneide, wenn ich ſein bedarf, würde mich im civiliſirten Deutſchland, wo ein „geläutertes Chriſtenthum" blüht, Zuchthaus oder ſonſtige Leibesſtrafe koſten, wenn ich nicht Geld hätte mich zur Geldſtrafe zu privilegieren. Trotz des ungeheuerſten Zudranges in der Weltſtadt Rom, trotz der grenzenloſen Frechheit barbariſcher rothhariger Inſulaner (die allein an vielen Beſchränkungen ſchuld ſind, und die ſicher noch einmal von allen gehaßt, wie die Juden nach dem Sturze ihrer Welttyrannis durch die Welt ziehen werden), trotz zahlloſen Mißbrauchs ſtehenden noch die Gallerien und Sammlungen die Villen und Gärten jedermann offen. Ja aus ihren Zimmern weichen die Beſitzer, um Neugierigen Platz zu machen. Tauſende durchziehen den Park Borgheſe in Rom, und ſeine Villen in Frascati, Caſtel Gandolfo und ſonſt wo, der Fürſt mag da ſein oder nicht. Ich lagere mich auf ſeinen Raſen, ich ſchlafe, rauche, eſſe, treibe was ich will, ohne daß mich einer der zahlreichen Aufſeher und Diener ſtört. Dieſe Menſchen freuen ſich ihres Beſitzes grade dadurch, daß andere ſich ſeiner genießend und bewundernd erfreuen.

Jul. Mosen. **54.** Oldenburg am 29. Octbr. 45.

Mein Freund.

Deinen Brief und Gruß aus Albano habe ich auf Helgoland erhalten, wo ich vier Wochen lang meine lahmen Glieder in dem Seewasser und der Seeluft badete. Fast zugleich mit Deiner Abreise von Bremen nach Italien, gesellte sich zu mir der Dämon bitterer, leiblicher Leiden. Ich hätte Dir und mir einen besseren Gesellen zu dem Stellvertreter des abwesenden Freundes bei mir gewünscht. Komm nun bald zurück und nimm die Stelle an meiner Seite wieder ein, die jetzt so übel besetzt ist. Geistig bin ich wieder frisch und munter, aber noch bin ich dem Uebel nicht entronnen, das mir im Nacken sitzt und welches Dr. Kind mit Pillenkugeln bombardirt. Wie schlecht ich bei solchen Leiden zum Correspondiren zeither taugte, kannst Du Dir leicht vorstellen. Und nun kein Wort mehr von allen diesen Qualen. Das Theater hat bereits vor 4 Wochen begonnen, verwichenen Sonnabend kam die Großherzogliche Familie aus Venedig zurück, wo sie sich ein Stelldichein mit der Königin von Griechenland gegeben hat. Sonntag Abends besuchte der Großherzog das Theater, wo ich ihn mit einem Festprolog empfangen ließ, an welchen sich der auf seine Ankunft verschobene Cola Rienzi anschloß. Wir müssen Dir das Stück bei Deiner Heimkehr vorführen. Du wirst Dich freuen, siehst Du die Oertlichkeiten wieder, die Du jetzt täglich vor den Augen haben wirst — das Forum, das Kapitol, die Laterankirche, die Aussicht auf Ponte Molle und was sonst an jene classische Stadt erinnern kann. Das Stück wurde mit großer Liebe und Sorgfalt einstudirt und mit Feuer gegeben. Der Beifall war so gut, als er von der hiesigen critischen Bildung, welche sich jetzt besonders flau angelassen hat, nur immer erwartet werden konnte. Es fehlt nicht viel daran, daß man die Intendanz nöthigen möchte, alle Mitglieder der Bühne bis auf Kaiser fortzujagen. Börne nennt Leute dieser Art Emporkömmlinge der Bildung, welche an ein Kunstwerk hinantreten mit der einzigen Absicht, daran einen Fehler zu entdecken, um in der Critik darüber, ihrer vorzüglichen Persönlichkeit das Kunstwerk als Piedestal unterzuschieben, und so den Beifall von Anderen in die

Tasche zu stecken, den sie selbst der Kunst und dem Künstler darbringen sollten. Das deutsche Volk wird Zeit gebrauchen aus der Barbarei herauszukommen, sollte es überhaupt das Zeug dazu haben, woran ich freilich manchmal zweifeln möchte. Neulich erreichte ich hier eine Mustervorstellung des Tasso von Goethe, einige Tage darauf erhielt die Intendanz den guten Rath in den Oldenburger Mittheilungen, durch solche langweilige Piecen nicht dem guten Rufe der Bühne zu schaden. Doch was sollst Du mit diesen Lappalien im sonnenfreudigen Italien? Während Du dort von einer gewaltigen Vergangenheit traumumwogt auf Deinem Esel im Triumph hinaufzogst auf den Berg von Albano und die Windrose der halben Weltgeschichte zerschmettert zu Deinen Füßen liegen sahst — vom Soracte an bis zu dem Meer, — hat sich die Knospe einer großen Zukunft in Deutschland immer mehr entwickelt. Dem Anscheine nach macht sie ein Puritanergesicht. Jedes Zeitungsblatt ist jetzt interessant. Immer schärfer drängen sich die Gegensätze heraus und kehren sich die Spitzen zu, wie das der Fall bei dem Dichter einer Tragödie in ihrem Werdeprozeß ist. Jetzt sind die Biber heftig an einander, sie wetzen die Zähne mörderisch. Was kann ich Dir davon schreiben, wo Andeutungen gar nicht genügen können. Das bedeutendste Moment in der Gegenwart ist das Erwachen des Geistes der größeren Stadtcommunen in Preußen und Sachsen. Das alte romantische Princip ist auf allen Seiten gefährdet. Die Constitution wird in Preußen immer unvermeidlicher, so sehr auch Metternich dagegen die alten guten Mittel des Bangemachens von revolutionairen Unaufhaltsamkeiten und Aufreizung der Privatleidenschaften zur Anwendung bringt. Wo selbst die Kartoffel sich nicht mehr gebrauchen lassen will zum Palliativ gegen den Nothschrei der Arbeitssclaven und lieber im Felde verfault, wie jetzt überall beinahe in ganz Europa, da hilft die alte Diplomatie nicht mehr aus. Das zerstörende und frei wieder gestaltende Genie mit seinem Todesmuth wird allein retten können. Wenn Du zurückkommst, wirst Du hinreichend Stoff zum Verarbeiten finden. Döring hat ein romantisches Haupt am Preußischen Hofe „Polonius" getauft, seitdem kann ich erst Hamlets bucklige Frage: oder ein Kameel verstehen, da sie einen persönlichen Bezug hat. Errathe

wär"! (S. 107) nach Bettina's Erklärung eben ſo gut Eingebung des Teufels iſt, als die gewaltſame Einengung der „Philoſophen", die „Judenbekehrungen", die „Iſolir- und Schweiggefängniſſe", dies Unheil der bald erlaubten bald nicht erlaubten „gemiſchten Bündniſſe", die Zwangs-Sonntagsfeier und was da darum und daran hängt (S. 107—114). Ich übergehe dies Alles, um zur Ueberſchrift dieſes Capitels, zu der großen Larifariverſchwörung zu kommen, nach der dem Leſer ſchon lange der Mund wäſſert. Die Frau Rath giebt nun über dieſe weitverzweigte Verſchwörung der zahlreichen „Staatsphiliſter und Thronſtufenbelecker" gegen die Fürſten dem neugierigen Herrn Pfarrer folgende dem Hochwürdigen ſehr unerwartete Aufklärung.

Larifariverſchwörung nenne ich die von jenen Thronſtufenbeleckern kurzgefaßte Reſolution, die ihnen ſo gemeinſam iſt, daß, ohne ſich beredet zu haben, ſie alle in einem Complott ſich vereinen. Nun ich nehme zum Beiſpiel Sie, Herr Pfarrer, der ſie ſtreng halten am Geſetz und das haben, was der gute Ruf, Character nennt. Ihre Verdienſte um den Staat ſind dem Landesvater unter mancherlei Geſtalt bekannt worden, ſie haben nie einen Augenblick Partellichkeit gezeigt, Sie haben das Maaß der Thorheiten mit ſchüttelndem Haupte ſich füllen ſehn. Kurz in dem Schlamm, worin der Landesvater den Staatskarren ſtecken ſieht, wenn er aus dem idealiſchen Zaubertraume — wo er die liebende Sprache des Hirten führt zur Heerde und meint, weil ſie ſtumm iſt, ſie verſtehe ihn — plötzlich erwacht und das Hot und Her in ſeinem Namen ſchändlich mißbrauchen hört, nimmt ſeine Zuflucht zu Ihnen. Er ruft ſie an ſeinen Thron, ergießt ſeinen ſorgenvollen Geiſt; — denn das will er nicht, nein! er will keinen auch nicht den Geringſten der Seinen in ſeinem Rechte gekränkt wiſſen. Er hat ja

nun das alberne Räthsel mit der Antwort auf die Frage: wer ist das? — Habe ich Dich bis hieher mit beiden Händen herübergezogen in das Nebelgraue unseres Winters, so dreh Dich nun um und trage mich Huckepack über die Alpen zu Dir nach Rom, wo mir auf jeder Stelle eine hohe Agave der Erinnerung wie ein Kronleuchter vielarmig mit goldenen Blüthenflämmchen hingestellt ist. Welches wunderbare Jahr habe ich dort verlebt, wo die Meister der alten Welt aus ihren Götterbildern heraus mich zum Dichter geweiht haben. Ich hatte dorthin nichts weiter mitgebracht als ein warmes Gemüth und ein formendurstiges Auge. Alle meine Nerven gerathen in freudebebende Schwingungen wie die angeschlagenen Saiten einer Zither, denke ich an jene Zeit zurück, welche jetzt wieder neu sich auf Dich rieselnd wie Frühlingsregen herabsenkt. Ich sehe schon in Deinem Gemüthe junge grüne Blättchen sich strecken und dehnen zu hohen Gedankenpalmen. Wäre ich doch in dem Augenblick an Deiner Seite, wo Dir zuerst sich das Geheimniß der alten Kunst als plastische Lyrik erschließt und alle die wunderbaren Gruppen und Figuren als versteinerte Balladen vor Dir stehen und vor Deinem Zauberworte zu singen und zu klingen beginnen. Frage den armen, sterbenden Fechter auf dem Kapitol nach der Ursache seines Leides, das mit dem Todesschmerz in seinem Gesichte zusammenklingt, und Du wirst eine Klage vernehmen, welche gräßlicher ist, als die in der altenglischen Ballade: „Eduard, was ist Dein Schwert so roth!“ — eine Klage vom Kampf mit seinem Bruder gezwungen dazu als Sclave und um Lohn und von seinem Sterben auf der Arena zum Schauspiel für die Götter der Erde. Er ist ein Pole, sein Bruder, der Messerschleifer, der Russe steht in der Tribüne zu Florenz. Dort wirst Du auch den schönen Tod in allen Nüancen, den Tod der hellenischen Welt in den Gruppen der Niobe und ihrer Kinder sehen: — eine Todtenklage, die nie verstummen wird. Das schöne Heidenthum siehst Du hier in seiner höchsten Blüthe und im Momente seines Untergangs in Marmor festgebannt. Ich kann Dir hier nur Andeutungen geben, denn sobald ich nur die Feder in die Hand nehme, will eine Welt sich in einem Tropfen Dinte herausdrängen. Wenn das Leben nur nicht gar so kurz wäre! —

Man sollte doch wenigstens gesund sein, so lange man noch die Welt packen kann! — Deine Briefe hat mir Deine Frau mitgetheilt, Du kannst Dir leicht vorstellen, mit welcher Theilnahme ich sie gelesen habe. Wie freue ich mich, daß auch Du in Albano eine römische Idylle erlebt hast, wo ich selbst vor 20 Jahren mit meinen Traumschwingen in der duftgewürzten Luft wie ein junger Falke plätscherte. Mir ist jene Zeit eine in das Meer versunkene Vineta, wenn die Wogen meines Lebens sich zuweilen glätten, blicke ich über den Rand meines Schiffes hinunter in dieses verlorene Märchen mit seinen Palästen, Domen und Thürmen, und Alles ist noch so wie es war, nur ich bin ein Anderer geworden. Damals war ich ein Kind, das keine Ahnung von allen Kämpfen hatte, welche mir bevorstanden. Das Regiment meiner Gedanken marschirte so blank wie aus der Schneiderwerkstatt dem Feind entgegen, voran die seidene Fahne, welche die Königin Fantasie trug; nun ist diese jämmerlich zerschossen und die bravsten Soldaten tragen Schmarren im Gesichte, Arme in der Binde oder am Beine den Stelzfuß, und Vater Meier und andere Zeitungscorrespondenten bemühen sich nun zu zeigen, daß Hannibals Zug über die Alpen zu phantastisch gewesen und er mithin doch eigentlich kein rechter Held sei. Du wirst mich nicht wie Perez Don Johann fragen: „Du willst Dich mit Themistocles vergleichen?“ Und so ist mir auch die ableugnende Antwort erspart. Wie läßt sich doch mit Dir so gut sprechen, da Du über und unter den Zeilen, und von der Rechten zur Linken und umgekehrt zu lesen verstehst. Ein philologischer Renegat wird immer ein guter Pascha in der schönen Literatur sein. — Wann wirst Du wieder hier eintreffen? In Rom darfst Du fleißig sein. Das alte Rom siehst Du am bequemsten, wenn Du Dich an eine Gesellschaft anschließest, welche mit einem guten Cicerone den Umgang macht. Bei jeder Stelle, an welche sich eine Geschichte anknüpft, mach eine kurze Bemerkung in Deine Schreibtafel, welche Du dann in Mußestunden auseinander legen kannst. Sei ja recht ökonomisch in der Zeit, damit Du Dich nicht zu sehr aufreibst. Hast Du nun die Alterthümer gesehen, dann findest Du die Blüthen der beiden Genies Michel Angelo's in der Sixtinischen Kapelle, Raphaels in der Farnesina. Nun hast

Du Zeit in Fülle für die Statuenwelt im Vatican und auf dem Kapitole. Vergiß nicht den Moses in S. Pietro in Vincoli (oder wie die kleine Kirche heißt), das Grab Tasso's im Kloster unfern vom Vatican und die Villa Raphaels zu besuchen. Ich wohnte bei der Fontana di Trevi im Palaste auf der Piazza di Scanderbegto 3 Treppen hoch bei der Familie Toesca. Erkundige Dich doch nach ihr, es wäre mir interessant, ihr Schicksal zu wissen. Im Café greco trink auf meine Gesundheit eine Tasse, dort nahm ich immer meinen Kaffee ein, wenn mich der milde Cepre gegenüber mit Maccaroni satt genudelt hatte. Grüße mir die Taugenichtse auf der Treppe zur Trinità di monte am spanischen Platze, welche nun gransignori sein müssen, wenn sie die Bajocki, welche sie von mir erhielten, gut verwaltet und Zins zu Zins geschlagen haben. Den nächsten Sonntag nimm Dir eine vettura und fahre mit in der Linie auf dem Korso, und nicke jedem schönen Augenpaar unter der stolzen Stirne einer flammenden Römerin einen Gruß von mir zu; denke Dir, daß Du die Töchter der schönen Mütter siehst, welche ich bewundert habe! — Bei dem Vorrücken im Leben bemerkt man immer mehr, daß die Natur die Menschengeschlechter nur zum Stoffe für die formende Geschichte liefert; unermüdlich bringt sie dieselben Gestalten hervor, bis sie sich erlösen von der schlechten Endlichkeit in den Flammen der Thatenbegeisterung, wie einst Herkules auf dem Oeta. Käme ich heute nach Rom, so würde ich gewiß dieselben Gestalten und Gesichter wiederfinden, welche ich vor 20 Jahren dort gesehen, — vielleicht auch dieselben Seelen, nur in Leibern, welche wieder eingeschmolzen und in dieselbe Form gegossen, wieder verjüngt doch die alten sind. — Mache Freundschaft mit einem klugen Pfaffen, der Dich hinter die Coulissen sehen läßt. Suche Gelegenheit, eine Jesuitenparade anzusehen. Die schönsten Knaben aus den vornehmsten italienischen Geschlechtern sind die Recruten dieser Macht, was sieht man da für feine, bleiche, verstandesfanatische Gesichter, — gefallene Engel, welchen nur die Fledermausflügel fehlen. In den Ritzen der Ruinen alter Tempel und Paläste brütet die Sonne die schönsten Schlangen aus, und in Sümpfen das Miasma der pestartigen Krankheiten, mit welchen sie eine dem Verderben geweihte Generation von der Tenne fegt.

Was findeſt Du dort für eine Auswahl prächtiger Mönch- und Pfaffengeſichter! Bring mir einige an Deinem Sattelknopfe mit! — Ich darf noch immer nicht angeſtrengt arbeiten; ich werde für mich im Winter wenig thun können. Ich komme oft mit Mosle zuſammen, der mir herzliche Theilnahme ſchenkt. Wenn wir beiſammen ſind, haſt Du immer neben uns Deinen Sitz, wie wir Dir verſprochen haben. Buttel iſt krank von Dr. Kind nach Ems geſchickt worden, da ſich bei ihm ein verdächtiger Huſten einſtellte, welcher ſich freilich im Bade am leichteſten wegſpülen läßt. Bei ſo zeitiger Hülfe hoffen wir glückliche Beſeitigung jeglicher Gefahr. In Deinem Hauſe iſt Alles wieder munter, vielleicht iſt nun, wie Deine Frau hoffte, bereits ihre Schweſter zum Beſuche eingetroffen. Gall hat Dir in dieſen Tagen geſchrieben: er iſt noch immer nervenleidend, obſchon das Bad von Gaſtein ihm ſehr wohlgethan hatte. Seine Freundſchaft zu mir während meines Unwohlſeins iſt rührend theilnehmend. Wie ſehr lernt man die Liebe und die Freundſchaft, dieſe höchſten Güter, welche uns gegeben ſind, bewahren, wenn wir leiden und dulden und nur ſie uns zu tröſten vermögen. Im verwichenen Halbjahre, wo meine Minna Tag und Nacht für mich ſorgte, mich hegte und pflegte, und mein Leben einer häßlichen Cactusſtaude glich, war es ihre Liebe zu mir, welche daraus ſo manche Wunderblume, die ſchöne Königin der Nacht, zur Blüthe herauslockte! Sie läßt Dich tauſendmal grüßen und Dir glückliche Heimkehr wünſchen. Meine Knaben ſind munter und folgſam, ſie ſind glücklich mit mir zu ſpielen, und ich werde mit ihnen manchmal wieder zum Kinde. Nach langen Nebeltagen haben wir heute am Reformationsfeſte, (— der Brief iſt an dem obern Datum zwar angefangen, — jedoch erſt heute fortgeſetzt —) einen klaren Sonnenhimmel, — mit dieſem Sonnenſchein ſchicke ich Dir dieſen Brief und meine Grüße! Kehre bald nun glücklich wieder heim zu uns, die wir uns nach Dir ſehnen. Ich bin immer

Dein Freund

Julius Moſen.

An Mosen. **55.** Rom, den 18. Nov. 45.
Piazza Poli N 28 3 piano.

. . . . Von meinen Erlebnissen hast du in Ausführlichkeit durch meine Briefstagebücher Kunde erhalten. Freilich drängt sich in solch ein Reiseleben ein ungeheurer Stoff zusammen, zumal, wenn man nicht, wie du, im glückseeligen Leichtsinn der rosenumkränzten Jugend Italien sieht, sondern auf der Höhe des Mannesalters, wo die sorgende Bedächtigkeit Alles erwägen, Alles bedenken, Alles ausdenken und alles sammeln möchte für künftigen Verbrauch nach dem Horazischen condo et compono quae mox depromere possim. Dagegen läßt die Jugend — verschwenderisch wie sie ist, in glücklicher Sorglosigkeit — all den strömenden Regen des schönen das sich zum Genusse zudrängt, lustig durch die offenen Finger der hohlen Hand spielend niederrauschen. Diese genießende, völlige Ruhe ist uns Menschen von heute versagt, und selbst hier wird sie mir nicht ganz zu Theil. Denn schon der Gedanke der baldigen Trennung schleicht sich mir wie ein graues Gespenst zuweilen heran und mit ihm der Gedanke, daß diese Trennung wohl eine ewige sein wird. Dennoch fühle ich die Wohlthat völliger Abgeschiedenheit — auf eine Zeitlang — von all der Unruhe des nordischen Geisteslebens; ich fühle in dieser Einsamkeit, die ich zu erhalten eifrig strebe, meine zusammengeschrumpften Flügel sich dehnend ausweiten, und fühle endlich auch, daß ich zu dir als derselbe, zu andern vielleicht als ein andrer zurückkehren werde. Von ganz Italien — Palermos göttliches Gestade ausgenommen — ist Rom und seine Campagna dasjenige, was mich allein völlig befriedigt und zu Zeiten beseeligt. Keine Schönheit der Natur darf sich dieser römischen Landschaft vergleichen, deren Lächeln selbst stets mit jenem Zauber schwermüthigen Ernstes begleitet ist, wie ihn keine Gegend der Welt wieder zeigen kann. Neapel mag fröhlich flatternder Jugend behagen, dem Leichtsinn der Oberflächlichkeit das Höchste zu bieten scheinen. Rom, römisches Leben, römische Schönheit wird ewig das Entzücken des ernsten Mannesalters, der tieferen Seelen sein. Denn hier ist alles groß, selbst die Zerlumptheit des Elends von heute erscheint grandios, und

die Schöpfer und Erhalter dieses Elends kann man hassen aber nicht sie verachten. Und die Landschaft, die ich kenne, wie wenige, weil ich sie studiert habe, Monate lang, zu jeder Tageszeit, ist darum so grandios, weil sie durch und durch historisch, weil sie überall mit Naturgewordenem Menschenwerk — und welchem! übersäet ist. Ich spreche darum soviel von der Landschaft, weil diese mich seit längerer Zeit vorzugsweise beschäftigt, weil ich dem tiefen Geheimnisse ihrer Geschichte nachforsche und dem Gegensatze der beiden Welten, der antiken und modernen auch hier auf die Spur kommen möchte.

. . . . Mit meinem vortrefflichen jungen Freunde, Dr. Hettner, zusammen lebe ich das ernsteste römische Leben. Wir sind unglaublich fleißig, und ich darf sagen, daß ich in Rom keine Stunde verliere. Vielleicht habe ich in meinem Leben verhältnißmäßig nicht fleißiger gearbeitet; schon meine Briefstagebücher können das bezeugen. Aber sei unbesorgt, diese Arbeit ist Stärkung, weil ich ganz in meinem Elemente schwimme, und nur im Ewigen, Schönen und der unvergänglichen Welt des Idealen meine Seele nach allen Seiten hin erkennend, ausweite. Von früh 5 auch wohl 6 Uhr bis gegen Mittag wird gearbeitet. Visconti und Winckelmann und was sonst an Handwerksgeräth der neueren Kunstlitteratur nöthig ist, fehlt mir nicht — dann gehts in die Sammlungen. Montag und Donnerstag ist der Vatikan stehend: doch hab' ich die Raffaelischen Sachen noch nicht ordentlich gesehen, sondern mich bis jetzt nur an die Plastik gehalten, um meine Seele in diesem Marmormeere der Schönheit rein und gesund zu baden. Die Capitolinischen Sammlungen, die Villen Albani, Borghese, Farnesina, Pamfili Ludovisi (erst einmal besucht! der Zugang ist zu schwer!) die Paläste Spada und Borghese sind bereits durchwandert, aber wie unendlich Vieles ist noch übrig! Ich sorge oft, wenn ich daran denke, und habe keine Ahnung davon wie die Touristen es machen mögen, die . . . . 14 Tage in Rom verweilen, und dann ein Buch drucken lassen! Auch die Ateliers werden nicht versäumt! Wenig Hoffnung, unerhörte Verwirrung, bodenloser Mangel an Bewußtsein über sich und die Zeit. Doch tröstet hier und da ein großes Talent, so der Däne Jerichau, Bildhauer, Rudolf Lehmann,

Historienmaler, die Polin Fr. Baumann die eher als $^{99}/_{100}$ der hiesigen deutschen Künstler verdiente Hosen zu tragen; und Landschafter wie der vortreffliche E. Willers, unser Oldenburger, für den man schlechterdings in Oldenburg durch tüchtige Bestellung etwas thun sollte, und Louis Gurlitt, gleichfalls ein Landschafter ersten Ranges. Für die Künstler thäte ein historischer Katechismus noth, der eigends für sie geschrieben ihnen zeigte, was sie sind oder vielmehr sein sollen. Vielleicht schreib ich ihn einmal.

Unendlich schlimmer wie mit der Kunst sieht es aber mit der Litteratur der Kunst und Archäologie unserer Zeit aus. In dieses Elend habe ich einen Einblick gethan, der mich erschreckt hat. Seit Winckelmann ist die Kunstgeschichte nicht nur nicht vorwärtsgeschritten, sondern geradezu tief gesunken.

Gestern hat mir der Bildhauer Jerichau die größte Freude bereitet. Wir waren Donnerstags zusammen den ganzen Nachmittag im Vatikan gewesen, und ich hatte lange vor dem Göttlichsten, das Menschengestalt angenommen, vor dem unsterblichen, Phidias entsprungenen Haupte des Jupiter von Otricoli verweilt, und bedauert, daß man keinen Abguß davon haben könne. Als ich nun Abends heimkehre, führt mich meine Wirthin, Signora Lucia, in mein Zimmer und sagt: Ecco Signor Adolfo, il Giove tonante! (So lebt noch in den Menschen hier die alte Kunstmythologie!) Richtig! da stand es in seiner Herrlichkeit, dieses Haupt, der Vater der Menschen und Götter. Und nun hab ich gleich den schändlich gelben Wandpfeiler über dem Fenstertische, wohin ich ihn gestellt, heute mit dunklem Tuche ausgeschlagen, damit das Gelb nicht seine Majestät störe. So schaut er mich an, während ich Dir, Geliebter, diese Zeilen schreibe, und ich fühle mich — so weit von allem was ich liebe getrennt — in diesem Augenblicke doch rein glücklich, still befriedigt, und sittlich erhoben. Und das wirkt das Schattenbild eines Abbildes jener Gestalt, in die vor drittehalbtausend Jahren der göttliche Hellene den großen Gedanken seiner Seele — in seinem Olympischen Zeus — verkörperte! und nie war ich vielleicht dem Helenenthum, wie Phidias und Homer geistig näher als in diesem Augenblicke. —

Carl Stahr. **56.** Stettin, den 23. Novbr. 1845.

— — — — In Deutschland wirst Du viel verändert finden. Doch wie könnte ich mir anmaßen, in dieser schwülen Luft und bei der Verwirrung, die die überall hin ausgebreitete Bewegung dem Auge bietet, auch nur mit einiger Sicherheit sagen zu wollen: Das geschieht — und das wird geschehen. Folgereich sind die Ereignisse in Sachsen, wo unschuldiges Blut geflossen ist, aber dennoch sind die Leipziger Vorgänge unbedeutend, gegen die sich aller Orten ausbreitende neukatholische Bewegung. Je mehr sie Boden gewinnt, desto gefährlicher wird sie. Das Volk hat seit 300 Jahren vollkommen verlernt, sich handelnd in großen Massen zu bewegen, was jetzt offen unternommen wird, und was bei dem kärglichen Schutze einiger Regierungen und trotz dem offenen gewaltsamen Widerstande Oesterreichs und Bayerns doch nichts desto weniger fortgesetzt werden wird. Wenn diese Bewegung, die es nicht bloß auf eine Kirche neben andern Kirchen, die dann allmählich auch wieder zu einer knechtenden Buchstabenkirche herabsänke, abgesehen hat, gelinde erfaßt wird, so erscheint sie nicht nur in der schwierigsten Lage zwischen dem verzehrenden Dünger des pietistischen Fanatismus und der Brandfackel des Atheismus als Rettungsanker im Sturme, sondern sie bildet auch die Keime zu einem ersten neuen Nationalleben. Die nächste Form dürfte eine Einigung der Konfessionen auf der Grundlage nicht eines Dogmas — sondern der christlichen Gesittung sein. Wahrscheinlich wird sie durchdringen, denn sie geht (diese Bewegung) nicht von Professoren und Staatsbehörden, sondern von dem Volke und von seinem Mittelstande aus. Vorgestern habe ich J. Ronge gesehen und gesprochen. Er kam nach Stettin, um seiner Gemeinde Muth zu machen (noch vor wenigen Tagen war er in Constanz gewesen!). Er durchzieht Deutschland die Kreuz und Quere und schafft und wirkt. Wüßte man nichts weiter von ihm, als das was er spricht, so würde man ihn für einen nur mittelmäßigen Menschen halten, wofür er auch von den Leuten der unausstehlich widerwärtigen nordischen Geistreicherei genommen wird. Aber bald gewahrt man in ihm Klugheit und Muth zu der in Deutschland unbegreiflichen

Stellung eines Agitators. Er hat durch die großen Huldigungen, die man ihm, dem armen katholischen Geistlichen bewies, das gehörige Vertrauen zu sich gewonnen. Er spricht, und Tausende versammeln sich ruhig um ihn, und gehen ebenso ruhig auseinander. Er schreibt in entfernte Länder, daß Gemeinden sich bilden, und sie bilden sich. Hätte er diese Zuversicht nicht zu sich selbst, es würde ihn das geistreiche Geschwätz eines Berliner-Stehely-Politikers und abstracten Literaten in Verlegenheit setzen. Es ist nur das ungeheure Übergewicht des Character- und That- gegen den Lern- und Bildungsmenschen, das diesem Manne einen moralischen Einfluß in ganz Deutschland giebt. Hätte er sich in Preußen dem Schulfache gewidmet, ich zweifle ob man ihm eine Collaboratur gegeben hätte! Was ist es eigen um die bedeutenden Menschen! Glück, Character und Thatkraft machen sie dazu! Eine große Idee hat diesen Pfarrer mit ihren Schwingen streifend berührt, und siehe seine Augen leuchten, sein Mund ist beredt, er weiß jeden Augenblick, was er zu thun hat, in seiner unendlich schwierigen Stellung — weil sein sterblicher Leib das Gefäß eines göttlichen großen Gedankens geworden! Schon bemächtigen sich die Federn aller aufgeweckten Köpfe dieser großen Angelegenheit — und wenn man auch manchmal auf das Geschreibe schelten will — in Ermanglung eines deutschen Parlaments, das seine Lebensfragen discutirt, ist es werthvoll, daß die begabtesten eines seit anderthalb Jahrhunderten nur literarisch gebildeten Volks dessen große Interessen erfassen und allseitig erleuchten! Auch Gervinus hat seine Stimme ertönen lassen, in seiner gehaltreichen Schrift: „Die Mission der Deutschkatholiken" — und mich dünkt, er hat zum ersten und besten unter allen, den „richtigen" Ton getroffen; das liberale vernünftige Deutschland dem offiziellen näher zu führen und beide einigermaßen zu versöhnen. —

Julius Mosen. **57.** Oldenburg, 16. Decbr. 1845.

Mein theurer Freund.

Unsere Briefe haben sich gekreuzt, Du wirst den von mir nun längst erhalten haben. Dein kunstbeschaulicher Bericht aus Rom hat mir Freude und Genuß in jeder Hinsicht bereitet. Ich

bin nicht nur, so lange ich Deine Briefe lese, sondern fortwährend mit Dir in Italien, jetzt aber in Rom zusammen, wo ich in allen Straßen und Gegenden mehr zu Hause bin, als hier in Oldenburg. Habe ich doch dort die schönsten Jahre meiner Jugend verlebt, wo alle Eindrücke so frisch und tief in der Seele haften bleiben, daß sie gegen Wind und Wetter der übrigen Lebenszeit aushalten. Lese ich Deine Berichte von dort, so kommt es mir immer vor, als hörte ich die Fontainen auf dem Petersplatze mit den Tritonen auf dem spanischen Platze und dem Neptun der Fontana di Trevi zusammenplätschern. Deine Anschauungen werden immer gesunder und klarer. In Neapel haben Dich die Menschen zu sehr irritirt, sein Golf mit dem daran gelagerten Vesuv und den draußen wachehaltenden Inseln, Procida, Capri und Ischia ist wohl schön. — Du warst doch am Avernersee und auf dem Kap Miseno und auf Ischia? Doch Du bist in Rom, was willst Du mehr? Die Parallele, welche Du zwischen der griechischen und römischen Kunst ziehst, ist ganz vorzüglich. Es ist eine geschichtliche, unmittelbare Anschauung darin, wie ich sie nur haben wollte! Deine Abhandlung über die Landschaftsmalerei der Alten habe ich in Reinschrift bringen und nach Tübingen abgehen lassen. Bringe der Frau Ottilie von Göthe von mir und meiner Frau herzliche Grüße; sie ist die Pathe zu meinem kleinen Erich, welcher ein rechter Schalk geworden ist. Sage ihr meinen Dank dafür, daß sie Deinen Strudelkopf zurecht gesetzt hat. Warum ich Dir so lange nicht geschrieben habe? — Auf Helgoland war ich unendlich angegriffen. Du weißt nunmehr, daß ich sehr leidend war und auch jetzt noch nicht völlig hergestellt bin. Kurz nach meiner Heimkehr wurden Deine Kinder krank und Deine Frau hatte den guten Vorsatz gefaßt, Dir nicht eher Etwas zu schreiben, bis dieses Ungemach glücklich überstanden sei. Ich hielt es daher für das Beste, lieber den Schein der Saumseligkeit im Briefschreiben auf mich zu laden, als Dich unnöthig zu erschrecken und zu quälen. Als Alles überstanden war, schickte ich Dir auch meinen Brief. So wird es wohl auch mit Freund Mosle gewesen sein. Es thut mir nur leid, daß Du dennoch dort gezuckt worden bist. Genug hiervon! — Gott erhalte Dich frisch und wohl und führe Dich neugestärkt zu uns

noch eben den ſchönſten Belohnungstraum der Liebe ſeines Volkes geſchmeckt. Iſt er nicht groß, nicht mächtig? Was könnte das Volk mehr verlangen, als er gewähren? Er will die Volksſtimme vernehmen, Er fürchtet ſich nicht vor der Oeffentlichkeit ihrer Mahnungen und Klagen; Ihn kann es nicht betreffen; zu tief durchdrungen von der einfachen, väterlichen, patriarchaliſchen Würde des deutſchen Fürſten, fürchtet er nicht, daß die Wahrheit nicht vor ihm gelange.

„Nun er reicht Ihnen beide Hände, indem er mit vollem Vertrauen ihre Betheurungen unterthänigſter Treue empfängt, „die nie! — nie von dem Willen und Sinn ſeines fürſtlichen Herrn abweichen wird!“ (Potztauſend, das iſt ſchon eine Niederträchtigkeit von Ihnen nur ſo was auszuſprechen!) “ —

Der Herr Pfarrer iſt ſehr beleidigt über die Rolle die ihn die Frau Rath da ſpielen läßt, und über den Zorn den ſie gegen ihn ergießt, denn alles wovon ſie da den Fall ſetze, ſei doch am Ende in gehöriger Ordnung. Denn wenn der Landesvater dies große Vertrauen in ihn ſetze, ſo verdiene das doch wohl den ſchuldigſten Dank und die wärmſte Treuverſicherung u. ſ. f.

„Es iſt wahr (erwiedert die Frau Rath) das verdient Dankgelübde; der Herrſcher hat ein aufrichtig Vertrauen in Sie. — Sie aber auch, haben ein charmant Vertrauen, nicht in den König, aber in ſich. Was der zu demüthig iſt ſind ſie zu hoffärtig. — Sie explaniren ihre geiſtvollen Abſichten vor ihm, ſie werden Propheten berufen außerhalb Landes, die dem Volksgeiſt eine Wendung geben. (Sobald die aber einmal eingebürgert ſind, Freundchen, dann ſind ſie inländiſch, was nichts gilt.) Aber Sie gedenken fertig zu werden mit dem Widerparthalten. Sie werden ſchon das Eckigte runden, den Einfällen, den Begierden und Leidenſchaften einen Damm

zurück. Von politischen Dingen schreibe ich Dir nichts. Die milde, Alles verschleiernde Augsb. Allgemeine ist grade für Dich und Deine Arbeiten in Rom die rechte Berichterstatterin. Wie sich die politischen Parteien immer entschiedener in Deutschland herausarbeiten, wirst Du überdieß zeitig genug bei Deiner Rückkehr sehen. Poeten und Künstler sind die Regimentsmusikanten, welche auf dem Marsche nach dem Schlachtfelde zu, lustig voraus blasen, wenn das Heer sich aufstellt. Dem Feinde gegenüber werden sie hinter die Fronte commandirt. Mir kommt es fast vor, als stünden schon die Kanoniere neben dem Geschütze mit der angebrannten Lunte. Gutzkow läßt Dich herzlich grüßen. Er schreibt unter Anderm an mich: „Was hört man von Stahr? Schreiben Sie ihm? Glauben Sie mir, man fühlt, daß er diesen Winter nicht unter uns ist. Es fehlt ein Ferment, ein bindendes, ein anregendes, es fehlt der schöne Enthusiasmus, der ihn plötzlich ergreifen und zum Propheten begeisterter Worte machen konnte!“ Da hast Du es! Wir können keinen solchen Kerl wie Dich in Reih und Glied entbehren. Du sollst auch keinen längern Urlaub haben.

Ich freue mich schon im Voraus darauf, Dir den Cola Rienzi, diesen Revenant, hier darstellen zu lassen. Es hat wol den Leuten hier gefallen, aber es fehlt ihnen der rechte Schwung, zum geistigen Genusse bei den dionysischen Festen, welche nur freie Hellenen zu feiern wissen. Ich muß im Theater wenigstens einen Menschen wissen, der das versteht, was ich durch die Telegraphie oben auf der Bühne andeute: wer nicht diese Zeichen der Kunst dechiffriren kann, der wird immer ein Idiot sein und einen solchen kann Apollo selbst nicht begeistern. Nächsten Sonntag rücke ich mit Othello von Shakespeare heraus. Du kannst das Stück nicht leiden, deshalb thust Du wohl, lieber die goldene Wiege in Maria Maggiore zu besehen und die Krippe auf Araceli zu besuchen. Mir graut fast vor der ganzen Menschheit, wenn ich an Rom und seine Weltherrschaft denke, — mit welchen einfachen Mitteln wurde sie errungen und behauptet. Fast kommt es mir vor, als gebrauche der Weltgeist das Beinschwarz der Tyrannei so häufig, um durch tiefe Schatten die hellen Farben des Schönen in der Welt herauszubringen. Gott weiß am Besten, wozu die Jago's der Kabinette

dienen müſſen, Gott weiß es und einige Menſchen, welchen er den Fernblick in die Zukunft gegeben hat! — Ich vermiſſe Dich in dieſem Winter gar ſehr; da ich wenig gehen kann, ſo würde Dein Freundeszuſpruch mich gewiß oft erfreuen. In den Theaterverhältniſſen hatte ich einige ſchwere Kämpfe, nicht ſowohl gegen Uebelwollen, als gegen Schwäche und Nichtverſtändniß. Alle dieſe Lappalien ſollen Dir jedoch jetzt fremd bleiben, wo Du in das Antlitz des olympiſchen Zeus blickſt. An die Ausarbeitung eines neuen Werkes darf ich in dieſem Winter noch nicht gehen. Die Muſe der Tragödie, welche jetzt daran iſt, ein politiſches Völkerdrama zu ſkizziren, will dann und wann auf eine Stunde bei mir vorſprechen; will ich ſie bei dem ſchwebenden Gewande zurückhalten, ſo wendet ſie ſich wie eine Schlange, um mir mit ihrem Dolche einen Stich in das Rückgrat zu geben. Das grauſame Weib! Ich werde mich von ihm trennen, wenn es ſeine Wildheit nicht ablegt. In dieſem Augenblicke commerſirt ſie mit den Leipziger Studenten, raucht Tabak und ſäuft bairiſches Bier. Ich fürchte ſehr, daß ſie meinen deutſchen Michel zu dummen oder tollen Streichen verführt. Wir hatten hier bis vor wenigen Tagen einen angenehmen Herbſt, wenn auch mit deichbrechenden Stürmen untermiſcht, heute ein Gewitter mit Blitz und Donner. Es wird die Ouvertüre zum Winter geweſen ſein. Ich fürchte, der Mangel an Oefen in den kühlen, luftigen Quartieren wird Deine Sehnſucht nach der nordiſchen Heimath und den wohlgeheizten mit warmen Fußteppichen belegten Zimmern, der ſingenden Theemaſchine über den flammenden Tooſtkohlen und der feinen, wolkenkräuſelnden Cigarre, welche wie das Weihrauchfaß zum römiſch-chriſtlichen, — ſo zum Cultus der niederſächſiſchen Freiheit gehört, — ein wenig aufwecken. Vielfache Theaterarbeiten — Leſeproben, Special- und Stückproben und die dramaturgiſchen Vorſtudien dazu, haben mir wenig Zeit zu dem Umgang mit lieben Freunden gelaſſen, doch hat mich der brave, liebe Mosle zuweilen beſucht und ſich immer als treuer Freund bewieſen. In Hamburg iſt der „Sohn des Fürſten“ mit großem Beifall gegeben worden, wie mir gemeldet worden iſt; „Don Johann“ ſoll in Dresden aufgeführt werden: ſonſt habe ich von keinem Orte her etwas Erfreuliches über die Annahme des Stückes gehört.

Ich bin den Directionen und ihren Tagelöhnern, und endlich auch dem Theaterpublicum des dicken tiers état, welcher weder an die Vergangenheit, noch an die Zukunft denken mag, recht sehr unbequem. Alle zusammen fühlen wohl auch instinctartig heraus, daß ich sie in ihrer Gemeinheit verachte.

Der dänische Schriftsteller Andersen hat sich hier 14 Tage lang (bei Eisendechers) aufgehalten. Er hat uns allerliebste Mährchen, welche er gedichtet hat, vorgelesen. Er ist eine liebenswürdige Natur und gehört dem vorigen Jahrhundert, wo Musäus erzählte, wesentlich an. Das, was die Geister in Deutschland bewegt, scheint den Dänen, selbst den gebildetsten, ganz fremd zu sein. Sie werden, wenn sie ihre Rohheit abstreifen, höchstens mythisch, — romantisch in mährchenhafter Poesie oder classisch in Bildwerken. Letztere siehst Du in Rom entstehen. Das umgekehrte Verhältniß wäre günstiger, wie das Bildwerk „Hero und Leander" von Steinhäuser zeigt. Rathe ihm doch eine zweite Gruppe „Tristan und Isolde, den Zaubertrank theilend" zu verfertigen, oder sonst eine Scene aus diesem göttlichen Gedichte — oder „Ahasver mit seinem Knaben und dem Mädchen auf der Wanderung" aus meinem Gedichte. Wenn die plastischen Künstler das Poesiegewordene mit hellenischem Geiste gestalten lernen, wie wir Poeten daran sind, mit demselben die Geschichte im Drama zum Idealen zu erlösen, so besitzen wir wieder eine Kunst, welche sich in allen ihren Richtungen ergänzt. Mit der musicalischen Landschaftsmalerei und der mit ihr zusammenfallenden romantischen Poesie ist es vorbei, — Gruppen wie: Hercules und Hebe! helfen nicht vorwärts, es bleiben Reminiscenzen! Der neue Wein will in neue Schläuche, der neue Geist in neue Gefäße gefüllt sein! — Man muß die Künstler, welche so leicht von der Tradition befangen werden, mit Gewalt von ihrem Zauberbanne befreien. Mein Beifall wird sie nicht kümmern, sie sollen ihn aber auch nur da erhalten, wo sie vom Geiste Gottes, welcher das Gewässer der Gegenwart bewegt, begeistert sind und ihn in einer seiner tausendfachen Windungen zeigen. Wenn ich nur einen Tag lang dort in Rom wäre, um ihnen die Wahrheit sagen zu können, damit sie einsehen lernten, daß sie mit allen schönen Leibern, die sie nach alten Ideen bilden, keinen

Hund vom Ofen weglocken. Das Geheimnis steckt eben da, daß die Griechen und Römer auch nicht bloß schöne Leiber in schönen Stellungen bildeten, sondern darin die Idee ihres Geisteslebens plastisch darstellten, und diese sprach sich zunächst in der Poesie aus, um von ihr aus durch die Hand des Künstlers plastisch zum Bildwerk sich zu gestalten. Doch wasche Du einen Mohren weiß! Wie die Sache liegt, ist bei unsern Künstlern Alles Zufall, sie stehen außerhalb der Bildung der Gegenwart, welche sie absichtlich verschmähen. Ich will mich nicht länger damit ärgern. — Grüße mir alle die leuchtenden Götter im Vatican und auf dem Kapitol, auch die unsichtbaren, welche noch unter dem Schutte der Auferstehung harren. Grüße mir auch die geistlichen Mephistoteleße in den weißen, schwarzen, braunen, violetten und rothen Röcken, welchen wir doch zuletzt noch eine Vereinigung der deutschen Gemüther zu einer Religion verdanken werden. Gervinus hat über die Bedeutung des Deutschcatholicismus eine ganz vortreffliche Broschüre geschrieben, welche mit Recht großes Aufsehen macht. Es ist die Zeit gekommen, wo die tüchtigsten Geister in Deutschland ihre Kräfte der neuen Reformation zuwenden. Was findest Du bei Deiner Heimkehr für Arbeit! Du kannst mich dauern, arme Seele! Der nächste Sommer sei Dir für Dein Tagebuch gegönnt, — aber dann, — aber dann! —

R. Prutz. **58.** 30. 11. 46.

. . . Nun von etwas Anderem: und da liegt wohl Dir und mir nichts näher, als die vor Kurzem erfolgte Rückkehr unseres alten Freundes Ruge. Nach Preußen darf er nicht kommen; dagegen hab' ich ihn bereits einige Male in Leipzig, wo er sich fest niedergelaßen, besucht, und mich jedesmal an der frisch erhaltenen— und also wohl unverwüstlichen Gesundheit dieser prächtigen Natur erfreut. Er ist vollkommen der Alte, wie ehedem; diese an sich so bittern, so schmerzlichen Paris-Züricher Enttäuschungen sind an ihm schmerzlos, spurlos vorübergegangen, er ist derselbe Sanguiniker, ebenso enthusiastisch, ebenso illusorisch, aber auch ebenso tapfer, ebenso siegesgewiß, wie nur immer vor seiner Hedschra, in seiner besten Zeit, (die ich nach meinem Wissen, so ungefähr in die Jahre

39—41 setze): Nur vielleicht an persönlicher Liebenswürdigkeit, weil an Form und einem gewissen geselligen Benehmen, hat er noch gewonnen. Ich habe mich herzlich an ihm gefreut und bedauere sehr, daß er nicht dauernd in unsrer Nähe leben kann. Eine andere Frage ist freilich, ob und wie es ihm gelingen wird, sich bei uns wieder einzuleben und jenen Graben, den er selbst mit so kühner, fast muthwilliger Hand zwischen ihm und uns aufgeworfen, auszufüllen. Aber auch darin trau ich der Zeit und ihrem berichtigenden Einfluß, mehr noch der eigenthümlichen, unzerstörbaren Sprung- und Schnellkraft dieses wunderbaren Geistes; ein Cäsar muß auch Cäsars Glück haben, sein Schiff kann sich wohl einmal festfahren, aber scheitern? Nimmermehr: dafür ist es Cäsar's. — Seine gesammelten Schriften, in 4 Bänden, hast Du vermuthlich schon gesehen. Auch Echtermeyers Nachlaß, von Hieck in Merseburg besorgt, wird nächsten Sommer erscheinen.

Carl Stahr. **59.** Stettin, den 21. Dez. 1846.

— — — — Der erste Ferientag wäre vorbei. Ich habe ihn verbracht mit der Lesung eines sehr interessanten Buches von Wilhelm Marr — das junge Deutschland in der Schweiz — ein Beitrag zu den geheimen Verbindungen unsrer Tage. Es geht ein frischer trotziger Geist durch dieses Buch, das einen Stil ohne Gleichen aufzeigt. Dieser Marr und Dölcke und Consorten popularisiren den deutschen Arbeitern Feuerbach, und nach der Nivellirung aller Thorheiten bemächtigt sich die frische elementare Kraft dieser Leute der socialen Fragen, die einzig und allein in der Art, wie man sie löst, eine Umwälzung der Welt herbeiführen werden. Der Boden wird zuvor von allem Unkraut der Religion gesäubert. Die Arbeiter werden treffliche Köpfe: in ihre Verbindungen (Familien) nehmen sie nur diejenigen auf, welche erklären persönliche Feinde des persönlichen Gottes zu sein. Diese Leute sind über den Liberalismus à la Itzstein und Hecker und vollends über den unserer Champagner trinkenden und zweckessenden Bourgeoisie längst hinaus. Es ist erschütternd aber wahr: von den Mittelclassen ist für die Freiheit nicht viel zu hoffen, liberal ist alles, selbst der König von Preußen. Ich selbst muß über mich den Stab brechen: vergleiche

ich mich mit den Männern, die für die Freiheit hungern und frieren, die alles Erdenglück in die Schanze schlagend mit entblößter Brust in die Schlacht gehen, dann muß ich mir sagen: das kannst du nicht, du hältst dein Glück, dein Weib, dein Kind u. s. f. für höher, für werther, du entsetzest dich vor Noth und Elend. Dies Gefühl streift an Selbstverachtung um so mehr, da ich mir eingestehen muß, daß ich mich nicht mehr ehrlich ernähre, sondern wie wir alle im Zustande einer priviligirten Räuberbande mein Brod mit Betrug verdiene. Es ist mir so klar wie mein Dasein, daß nicht bloß der Staat, sondern auch die Gesellschaft sich schon im Zustande der Auflösung befindet. In ihr hat es das Prinzip des absolutesten Egoismus schon zum Vernichtungskriege aller gegen alle gebracht, zum bellum omnium contra omnes. Auch die Familie wird aufgelöst werden: es müssen alle Elemente des Staats von den ihr Wesen entstellenden Beimischungen gereinigt werden — aber ein gräulicher Proceß wirds werden, und welch ein Trümmerhaufen! Spuren sind vorhanden. Hamburg kann auf seine Staatspapiere keine lumpige Million in Berlin aufbringen, d. h. es ist banquerout — überall stockt der Verkehr — Schlesien ist wahrscheinlich ruinirt — wenn Hamburg sich auch noch eine Weile hält, was kann es als Mittelplatz weiter unternehmen, mit einem ausgehungerten Deutschland hinter sich? Der Finanzminister Flottwell trat aus, weil er in dem Abschluß ein Deficit bemerkte, und vor der Verantwortlichkeit zurückschreckte, allein er so wenig wie sein Nachfolger mag sich davon überzeugen, daß die 40 Millionen Einkünfte des Jahres schon ein Minus sind: denn bei der überall schwindenden Erwerbsfähigkeit solider Art, der ganze Commerce ist jetzt Betrug — jeder Erwerb ists, bis auf den vierteljährigen Gehalt der prof. publ. ordinar., der die Wahrheit verschweigt und des Gehalts halber die erlaubten Formen polizeistaatlicher Wahrheiten für Wahrheit verkündet, — sind die Einkünfte nicht mehr die Zinsen, sondern bereits der Einschuß des Kapitals, nicht mehr der Schweiß, sondern das Blut des Volks. Das sieht man in Preußen ein — sie würden sonst den Teufel eine Anleihe machen wollen. Die 10 Millionen creirter Bankbillets haben auch nichts genützt. Ferner: wer konsumirt noch? nur die gebildete Klasse: das Volk lebt von

schlechtem Brod, Brantwein, Häring und Cichorienſaft. In Berlin ſind die Straßen des Abends unſicher — aber ſtreng genommen thun die Räuber und Diebe jetzt nichts ſittlich verwerfeneres, als die heuchelnden Beamten, die betrügeriſch-feigen Docenten, die theoretiſchen wegelagernden Banquiers, die offen das Publicum — das ſeinerſeits alle nur möglichen Mittel Betrug mit Betrug zu vergelten aufbietet — betrügenden Zwiſchenhändler zwiſchen Konſumenten und Producenten vulgo Kaufleute. Es iſt jetzt hohe Zeit die Tactik zu ändern: man muß mit allen Kräften der Ueberzeugung die Obenſtehenden von dem Verderben überführen, in das ſie hineinrennen und den Staat hineinſtürzen — aber man muß nicht gegen König, Regierung u. ſ. w. irritiren, ſonſt ſtürzen wir die Sache mit um. Wir gewinnen nichts bei der Revolution — wir werden einfach todtgeſchlagen. — Die Verblendung der Bourgeoiſie iſt grenzenlos: man zweifelt noch an der Noth der arbeitenden Klaſſen, und ſehr achtungswerthe „Liberale“, auch Mathy und bei uns Tauſende, halten dergleichen für blinden Lärm der Literaten. Dieſe Bourgeoiſie iſt nicht um ein Haar beſſer als das Miniſterium Eichhorn, welches meinte, die Zeitungsſchreiber hätten die Noth der Schleſiſchen Weber gemacht, weil ſie darauf aufmerkſam gemacht hatten. Auch hier höre ich noch oft: die Noth iſt relativ, iſt immer dageweſen, iſt „nothwendig“. Nur der nicht philoſophiſch geläuterte Menſch hat nicht die Scheu vor der Kategorie — ſonſt müßte man ſchaudern vor dieſer Härte! Die Bourgeoiſie macht nichts — nur der Pöbel allein, nur die Canaille macht die Zukunft mit den Fäuſten und wird ſie machen, „eh ihrs glaubt“. (Freiligrath.) — Ich bin zuweit in dieſes Thema hineingerathen, ich will einlenken; ich habe ja noch manches aus Deinem Briefe vorzunehmen. Nur ſoviel bleibt mein Troſt: es iſt nicht ſowohl Kunſt und Wiſſenſchaft (denn dergleichen geht wohl einmal ſchnell unter) . . . ſondern es iſt viel civiliſirter Inhalt in der Welt, es iſt ein ungeheurer Hebel des Glücks für alle von dem kräftigen Arme der Menſchheit gepackt; die Civiliſation geht nicht unter, ſondern ſie ſtürzt die alte privilegirte Welt in Trümmer und humaniſirt ſich; die Humaniſirung der Civiliſation iſt Zweck; allen ſoll und wird es ermöglicht ſein, ſich zu allem zu entwickeln und die Früchte, des Grund und Bodens, aus dem alles herkommt, zu genießen. —

Gutzkow. **60.** Dresden, 5. Jan. 47.

Mein theurer Freund.

Ich antworte Dir rascher auf Deinen lieben Brief, als es sonst meine Gewohnheit ist. Ich verbinde nämlich mit meinem herzlichsten Neujahrsgruß eine geschäftliche Anfrage, die ich gleich nennen will.

Wie läßt sich die Rötscher'sche Kunstpflanze, Dem. Senger an? Ist Natur, Treibhaus oder gar Herbarium da? Treibhaus schadet nichts, wenn nur die Natur nachkommt und der wirkliche Sonnenschein des Talentes endlich die vorweg gegebene Ofenwärme ablöst. Wir brauchen hier dringend ein jugendliches Talent, das auch angenehm ins Auge fällt und nicht zu klein von Statur ist. Gern thät ich Rötschern den Gefallen, vorzugsweise auf seine Protégée zu denken, und so frag ich Dich um Deine aufrichtige Meinung. Anfängerin darf sie sein, aber verspricht sie was? Und ist sie anmuthig? Du verstehst Dich ja auf Schönheit, ohne daß Einer deßhalb Kuppler zu sein braucht. Kannst Du sie mir mit Gewissen als Supplement und allmählige Remplaçantin unsrer Bayer, die altert und kränkelt, empfehlen, so gehe zu dem Mädchen und mache im Geheimen mit ihr ab, ob sie von Oldenburg loskommen kann und wann.

Ist nichts an ihr, so muß ich anderwärts Rath schaffen. Auch die Frage:

Ist Berninger ein guter Schauspieler oder sitzen ihm manche Rollen nur zufällig gut? Kann man ihn für das Eßlair'sche Fach mit Ehren bei uns hinstellen, ich sage bei uns, denn wir müssen hier nur auf wirklich Seltenes und Ausgezeichnetes reflektiren.

Du brauchst von diesem Briefe Mosen nichts zu sagen. Er rühmt sich Acosta durchgesetzt zu haben. Ob er's redlich meint, Dir wird das klarer sein. Soviel ist gewiß, daß er sich und sein nicht großes Talent gräulich überschätzt, ein Schiller'scher Spätling, das ist doch am Ende Alles, was man von ihm sagen kann und Du hast ihm öffentlich in Deinem leicht aufwallenden guten Herzen viel zu viel eingeräumt.

Leider, leider lesʼ ich hier die Bremerin nicht. Aber, Therese, die jetzt in Hamburg ist, wird mir alles ausschneiden, was Du schreibst und herschicken.

Ich kann mich von dem Gedanken nicht trennen, daß man Dir Deine Entlassung oder einen mehrjährigen Urlaub giebt und Du hierher kommst — zu uns sag ich nicht, sondern zu mir — im vollen Freundeston sag ich das. Wie nahe sind wir uns wieder in Berlin zusammengerückt. Wie gleich ist unser Schicksal! Wie nagen gleiche Schmerzen an unserm Innersten! Du weißt, was ich meine und will's nicht nennen. Gehʼ es Dir wohl, Freund, und gedenke in Liebe Deines

Dresden 5. Jan. 47. Gutzkow.

Mein Intendant ist sehr krank, deßhalb hab ich über die Portofreiheit (vielleicht die einzige Freiheit, die mir noch übrig geblieben) noch nichts sprechen können. Richtʼ es Dir nach Bequemlichkeit ein, d. h. frankire nicht.

Carl Stahr. **61.** Stettin
den 30. März — 13. April 1847.

— — — — Deine in dem letzten Briefe ausgesprochenen Hoffnungen der Preßfreiheit scheinen inzwischen der Verwirklichung näher getreten zu sein, wenn anders die Nachricht wahr ist, wonach Preußen Freiheit der Presse beantragt und (beim Bundestage) darin von Baiern und Würtemberg unterstützt sein soll. Ich glaube, diese Nachricht ist ausgesprengt, um die befürchteten Sollicitationen des allgemeinen Landtags in diesem Puncte unwirksam zu machen. Ist sie aber wahr, dann ist zwar der Fortschritt im Princip einzuräumen, in praxi aber wird wenig zunächst gewonnen werden; denn diese Freiheit wird der Drache eines Drakonischen Preßgesetzes überwachen. Das Hineinstopfen in die Gefängnisse, das Geldgeben u. s. w. wird dann erst losgehen, der Gedanke wird sich noch mehr krümmen und winden, um durch die enge Öffnung der erlaubten Freiheit hindurch zu kommen, vorzüglich der Gedanke des Angestellten, obgleich dieser eigentlich nur einen hat, seine Stelle. In jedem Falle aber wird die neue Freiheit eher für alles andere sein, als für

„Hallische Jahrbücher im größten Stil". Sieh die ganze Litteratur, die Tagespresse, die Wochen- und Monatsschriften darauf an — es ist für Ruge und Prutz kein Platz mehr. Die ganze Litteratur scheint mir nicht nur social, practisch zu sein, es dominirt nicht nur die Steuerrepartition, die Mehl- und Fleischtaxe, Schutzzölle oder keine, Handelsfreiheit oder keine, Herrschaft des Kapitals oder nicht, Organisation der Arbeit und der Löhne — ich sage: diese und alle damit in Zusammenhang stehende Thematen erfüllen nicht allein räumlich die Ebene der Presse, sondern es grinst mich seit einiger Zeit eine gewisse cynische Frechheit, es weht mich ein haßverrathender Ton gegen die idealen Interessen des Geistes überhaupt daraus an, dessen schwächste Äußerung zunächst souveräne Gleichgültigkeit und spöttelnde Geringschätzung ist. Am gefährlichsten scheinen mir die in den Zeitungen schreibenden Berliner Literaten, diese Freihändler zu sein, welche den kehlabschneiderischen Septembergeist auf den Gebieten des Geistes mit einem nationalöconomischen Deckmantel verhüllen — einmal zur eigenen Sicherheit und dann um den großen Haufen zu gewinnen. Auch hier machen sie bereits ihren Einfluß geltend — mit Erfolg. Ihre Schritte sind wohl berechnet; ihre Talente unbestreitbar, ihr Schwerdt, die ökonomische Wissenschaft, vom härtesten Stahl. Die Tectosagenwirthschaft in Dresden von 42 ist eine Kinderei gegen das ätzende, glücklicherweise aber auch den Berliner Straßenkoth verrathende Gift dieser Schurken, die ich aus aller Macht der Seele hasse, und die ich auf alle mögliche Weise zu bekämpfen mir vorgesetzt. Die Nuancen verschlagen mir nichts, Herr Bauer, wie Herr Stirner, Herr Stirner wie Herr Kossack der Kunstkritikus — selbst der erbärmliche Rellstab ist mir lieber —, Herr Kossack wie Herr Lehmann und wie diese Püissancen weiter heißen, die uns eine Welt zurechtmachen wollen in der man nichts braucht, als das Individuum (und sei es mit allen Bestialitäten behaftet) und den Contract — sind mir alle gleich zuwider, und dies um so mehr, da sie Scharfsinn und Witz haben. — Ihr Regiment wird nicht ewig dauern, aber das ist evident, sonnenklar, daß sie am thätigsten sind der allgemeinen Richtung Vorschub zu leisten, nach welcher Kunst und schöne Wissenschaft wie überhaupt die idealen Interessen des Geistes immer mehr

ſetzen, ſie werden die Sitten verfeinern durch Ermahnen, durch Aufmuntern, durch Erlernung der Künſte, durch Vorübungsſchulen, durch Akademien und Preisaustheilen, durch Begünſtigung der Gehorſamen und Zurückſetzung der Widerſpenſtigen. Sie werden auf Koſten derer die zu viel Geiſt haben, um Ihrer Quartanerklaſſenbehandlung ſich zu fügen, jene, die zuviel von der Fuchsnatur haben, um ſich nicht zu fügen, befördern. Hören Sie, Herr Pfarrer, Sie pflanzen da ein Dornenbüſchchen, in dem Sie ſelber werden ſtecken bleiben, zum wenigſten werden Sie die geiſtlichen Manſchetten jämmerlich zerriſſen darin hängen laſſen. Ei wer ſoll Sie daraus los machen? Die Füchſe, die ſie befördert haben, ſchonen ihr Fell, ſie werden auf ihren Sinn eingehn, ſo lang ihnen die Wohlthaten aus Ihren höchſt borniirten Anſichten für's Menſchenwohl fließen, aber weiter paſſirt nichts. — Das gilt Ihnen aber nicht, in dem großen Eifer Ihres Berufs, im Darlegen Ihrer bedeutſamen Wirkſamkeit vor dem Landesherrn. Ihr hoher Muth, Ihr geſammelten Geiſteskräfte, Ihre Talente und Aufopferungen, werden das Unmögliche überwinden, ja ſelbſt das Schlechte, das Lächerliche wollen Sie nützlich machen, ja der Staat ſoll liebenswürdig werden. Ueberglücklich ſind Sie, ein ſolch Theater für Ihren Gemeinſinn gefunden zu haben, ja alle Schleuſen Ihres Hochgenies öffnen ſich, um Tugend und Kultur auszuſtrömen! — Was iſt aber das Alles gegen den tiefen Bückling, mit dem ſie dem Herrn Landesvater Ihren unausſprechlichen, tiefgefühlten Dank für ſein Vertrauen ausdrücken? — Sie ſtoßen mit der Nas auf die Erd, ſie verharren eine Weile in dieſer Poſition unterthänigſter Unterwürfigkeit; nichts regt ſich in Ihrer Seele als bloß, wie Sie's lang genug aushalten wollen, ohne daß das Blut Ihnen zu ſehr in den Kopf ſchießt. Sie berechnen, wann Sie mit Anſtand und Würde

und mehr herausgewiesen werden. Eins ist richtig: es wird mit dem Jahrhunderte lang begründeten Vorwurf des Deutschen als eines unpraktischen, als eines in Idealen dahinträumenden Volkes Ernst gemacht, furchtbarer Ernst, (ich fordere Dich auf, mir eine durchgreifende Änderung des Nationalgeistes bei uns zu nennen, bei der nicht wär übertrieben worden) — und wie mir scheint, mehr Ernst, als uns lieb ist. Es soll mir auch recht sein, nur soll es manierlich und gesittet dabei hergehen. Ich sehe es ein: wir müssen aus der Litteratur herauskommen, müssen aufhören ein Volk schöner Litteratur zu sein. Bei Laubes Karlsschüler habe ich geseufzt: „wieder und immer wieder Litteratur?!" Ganz ähnlich dem Stoßseufzer von Nr. 22 „in' Himmel voch Jeandarm?" — Ruge ist todt, ist abgetreten vom Schauplatz, Prutz, wie mirs scheint, wird noch einige Züge auf dem litterarischen Schachbrette machen, und dann von der allmächtigen Zeit matt gesetzt werden. Die Zeit verconsumirt nicht nur erschrecklich vielen Stoff, denke daran, was seit Deiner Rücklehr aus dem glücklichen Italien alles vorgefallen: Deutschkatholiken — Ronge — Czersky — Dowiat — Uhlich — Wislicenus — freie Gemeinden — Gustav Adolfsvereine — Rupp — Belebung des Kommunalwesens der Preußischen Städte — Pius IX — Hunger — Schleswig Holstein — Schießwolle — Reichsstände — Schwefeläther — Sturz des Bayrischen Systems durch die geschichtliche Ironie einer Spanischen Tänzerin, die, mag sie immerhin ein blindes Werkzeug, eine zufällige taube Veranlassung sein, für die Energie mächtigerer Gründe — dennoch mehr vermocht hat, als alle baierischen Kammerlegislaturen — die nicht wegzuleugnenden Anzeichen einer französisch-russischen Allianz — eine wahrhafte zeitgemäße wirklich Allianz — es ist schon eine; denn was ist zeitgemäßer als der Beutel — und was hilft und einigt mehr als er? — ich sage: auch Menschen braucht die Zeit ungemein viele, und ehe sich einer umsieht, ist er schon überflüssig. —

13. April. Du wirst mit mir darüber nicht rechten wollen, daß diese Zeilen einige Tage später an Dich gelangen, als ich versprochen hatte. Die fieberhafte Unruhe, von der seit Sonnabend den 10ten alle Welt geschüttelt war, hatte auch mich so ergriffen, daß ich wie die andern nur auf Neuigkeiten von Berlin wartete,

und die daher kommenden Gerüchte begierig verschlang. Ein Theil der quälenden Ungewißheit ist vorüber, der König hat gesprochen, und wie man sich auch stellen mag, seine Worte sind entscheidend. Für was entscheidend? für seine Zwecke, für seine Ansicht vom Staate und vom Leben des Menschen, oder für die Ansicht und die knirschende Beharrlichkeit einer wie mir scheint immensen Mehrheit der Urtheilsfähigen? das wage ich nicht zu entscheiden. Des Königs Rede findet keinen Beifall, das eine ist das Gemeinschaftliche, aber die Gefühle, die Äußerungen, die sie hervorbringt sind verschieden. Einige reden darüber mit geringschätzendem Hohne, mit wegwerfendem Spott — eine Weise, die mich erbeben macht — andere mit Haß und Ärger, und das mag ich noch eher ertragen. Auf mich macht diese Rede den Eindruck der tiefsten Überzeugung, des fanatischsten romantischen Bekenntnisses, einer dunkeln rothen Glut, der Tragödie des Märtyrerthums entgegensprühend! So spricht kein diplomatisch geschulter Fürst, der mit Kalkül und wohlgesetzten Gründen eine abgefeimte Herrschsucht klüglich der Nation aufdrängt, so, so spricht die wahre Überzeugung von dem alten Königthum, von dem alten Staate zum Bewußtsein des neuen Königthums und des neuen Staates! Was soll daraus werden? Der Staat ist nicht verloren; denn er ist ewig, nur wir, deren Sinnen und Denken durch die neue Zeit anders gestaltet ist, als das Wesen des Staats, das der König um jeden Preis aufrecht erhalten will, wir sind verloren. Uns kann von oben herab die Staatsgewalt bändigen und alle unsere Regungen ersticken, uns wird von unten herauf die hungernde Masse des armen Volks und die verbrecherische herzlose Bildung der pfiffigen Sanscülotten zerschmettern. Der König verlangt den persönlichen Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen, und ich bin nicht der letzte, der ihn zu leisten entschlossen ist, allein sein Haß gegen jede Fixirung, jeden Vertrag durchdringt auch seine Gesetzgebung. Das Toleranzgesetz würde eine Perle sein, würde mit Dank von jedem Preußen müssen entgegengenommen werden, wenn nicht die persönlichen Vorbehalte die absolute Sicherheit des neuen Rechtsbodens wieder untergrüben. Der König mistraut wie jetzt der ganzen Zeit, so auch der Büreaukratie: das zeigt die Declaration des Toleranz-

gesetzes, die er denselben Abend seiner Publicirung angehängt hat — und gerade diese, so gut gemeint sie ist, wird von der büreaukratischen Willkühr zu unserm Verderben ausgebeutet werden. Nur das Gesetz über die Öffentlichkeit der Gerichte im ganzen Lande ist unbedingt gut, und auch das Patent über die Competenzconflicte zwischen Verwaltungsbehörden und Gerichtshöfen enthält Hoffnungen. Es entscheidet ein Gericht darüber.

Abends. Ich kann von der Thronrede des Königs noch immer nicht loskommen.

Der Eindruck bleibt wohl immer derselbe, aber man wird ruhiger und kommt zum Urtheil. Die Stelle „zwischen unsern Herr Gott im Himmel und dieses Land soll sich kein beschriebenes Blatt drängen" — und die „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen", müssen einen entsetzlichen Eindruck auf die Versammlung gemacht haben. — Ein anderes ist, daß die konstitutionellen Fürsten Deutschlands sich sehr verletzt fühlen werden. Ein Drittes ist das Beste: jede Unklarheit, jede Ungewißheit hat nunmehr aufgehört, und es muß die Bildung in deutliche Partheien nunmehr vor sich gehen. — Was wird die Versammlung thun? Sehe ich auf den Wahlmodus, aus dem sie hervorgegangen, so kann man nicht viel Hoffnung hegen. Und was soll man hoffen? Offene Revolutionirung ist durch die Personen und durch die Geschäftsordnung unmöglich, und das ist ein Glück. Man muß in diesen Zeiten so viel als möglich mit dem König gehen, ihn, mit Ausschluß aller Mittelspersonen, vorzüglich der ohrenbläserischen Pfaffen, unmittelbar zu bestimmen ist das Beste. In der Versammlung befinden sich viele tüchtige gesinnungsvolle, das Vaterland liebende Männer, deren Wort nicht vergebens im weißen Saale verhallen wird, z. B. Graf Schwerin von Pommern, vielleicht die fähigste und edelste Natur in der ganzen Versammlung. Setzt dieselbe nur wenigstens soviel durch: (und unternommen wird es, das weiß ich) Periodicität der Versammlung, absolute Glaubensfreiheit ohne Kränkung der bürgerlichen Rechte, Unabhängigkeit des Richterstandes, Steuerbewilligungsrecht, sowie das Recht zu unbedingter Autorisation der Staatsanleihen, so mag der König alles Übrige, selbst die gesetzgebende Gewalt behalten. Es ist meine

vollständige Überzeugung: wir kommen dann weiter als der französische und der süddeutsche Konstitutionalismus. Wir haben in Preußen, schon jetzt auch unter den drückendsten Umständen mehr Freiheit, als Frankreich und Süddeutschland, und ein Gefühl, ein Drang zur völligen Metamorphose des Philisterlebens in das Staatsleben hat sich aller Menschen, der Männer, wie der Weiber bemächtigt. Von allem, was ich bis jetzt erlebt habe, ist mir nichts bedeutender, nichts fühlbarer entgegengetreten als eben diese Veränderung in den Menschen, dieses Aufleben des öffentlichen Geistes aber eben nur in Preußen — Wie erbärmlich die Bayrische Lola — Montez Revolution und was daran hängt! nichts fühlbarer von der andern Seite, als das Sinken des öffentlichen Lebens in Frankreich. Also nur das Nächste gewollt, dann geht es wohl noch gut; und dazu, dafür muß man den letzten Fetzen der liberal-ideologischen Demagogie ebenso von sich werfen, als den verbrecherischen, gegen den Staat gleichgültigen, Sansculottismus mit der Verachtung, dem Stolze eines Coriolan behandeln. Es wird und muß geschehen, daß die Gebildeten im Volke den Litteratur- und schöngeistigen Inhalt in einen praktisch politischen umsetzen; allein diese Karlstädtische Bilderstürmerei ist nach meiner Meinung absolut verderblich. Bringt die Ständeversammlung in Berlin aber gar nichts heraus, dann wehe uns!

Julius Mosen. **62.** Oldenburg, 22. April 1847.

Lieber Freund!

Man muß Dir viel nachsehen, soll man nicht ernstlich auf Dich böse werden, ohne ein Wort des Abschieds und wäre es nur ein kurzes „Ade!“ auf einem Papierstreifchen gewesen, fliegst Du nach Berlin und dort findest Du an dem politischen Heroenthum des deutschen Michels so entschiedenen Geschmack, daß Du mich und alle Deine hiesigen Freunde darüber zu vergessen scheinst. Glaube mir mein Freund: es fehlt dem Deutschen an Character und Schwung, wenigstens noch zur Zeit, deßhalb ist er im Grunde des Herzens (der Masse nach) feig und kleinmüthig. Nenne mir doch eine einzige große Idee, welche Gevatter Michel durchgesetzt hätte? nicht eine! — er hat es nicht einmal zu einer National-

einheit gebracht. Nun sollen auf einmal in Berlin die Helden der Freiheit aus der Erde wachsen? Dieses Conglomerat von Junkern, Bürgermeistern, Landräthen und Schulzen, blähet sich auf, als wolle es die Freiheit gebären! Das wird ein guter Bovist werden! Ich fürchte sehr: die guten Leute blamiren sich in ihren Declamationsstunden, so gut oder übel wie alle deutsche Ständeversammlungen. Sie werden zum Schluß ihre Impotenz zu Protocoll geben, und die Ehrenbecher ihrer Provinzen in Empfang nehmen und Alles ist wieder glücklich bis auf die hungernde Masse. Hetze Dich daher in Berlin zur Zeit noch nicht ab und verlasse ja nicht früher das alte Panier, als Du die neue Welt am Horizonte ihre Gebirgshörner emporstrecken siehst. Freilich interessirt man sich heftig für die berliner Debatte, aber nur mit Selbsttäuschungen, welche man zehnmal bereut, bis man sie doch langsam — langsam mit Schaamröthe unter den Augen und einer Thräne in den Augen aufgibt. Auch ich hätte nicht geglaubt, daß sich dort unter den Abgeordneten nicht ein einziges politisches Genie, das die Andern mit fortreißen könnte, finden würde, obschon es unterdrückt worden wäre. Kein einziges! Auch ich hätte nicht gewähnt, daß kein einziger entschiedener Character der Opposition die Thronrede beleuchten würde, obschon er auch übertäubt worden wäre. Kein einziger! Deshalb noch einmal: ich mag mit der Politik nichts zu schaffen haben und ich werde sie hassen lernen, wenn sie Dich aufreibt. Behielte das dortige Treiben nur noch ein großartiges Element, so würde ich Dich hier nicht mit einer literarischen Perfidie behelligen, welche mir eben in die Hände kommt; ich muß sie Dir mittheilen, weil sie Dich und mich angeht. Du weißt: daß Gutzkow seit Jahren eine Lobhudelassecuranz gestiftet hat. Einer seiner Spießgesellen erhebt sich jetzt im Morgenblatt (Nr. 73) in einer Correspondenz aus Dresden 1. mit Lobsprüchen auf den neuen Dramaturgen 2. mit Lobpreisungen seiner Bescheidenheit und 3. mit Seitenhieben auf — unsere Unbescheidenheit. Zu 1 wird seine Thätigkeit in Vorführung der Novitäten gerühmt, diese sind, „René's Tochter" nach dem Dänischen des Hertz, „der Vetter" von Benedix, „das Hausmütterchen" a. d. Frz. von Heine, „Iphigenie" von Goethe neu und neu einstudiert, dann vom älteren

Repertoir Hamlet und Richard II., Tartuffe, Emilia Galotti, Maria Stuart. N. B. Also hat von seinen Mitstrebenden nur Benedix für sein kleines Lustspiel, welches seinen Lauf über alle deutschen Bühnen macht — Raum gewonnen, von Prutz, Deinhardstein, Laube, Minding, Gustav Mansen, und von mir ganz zu schweigen, ist kein einziges Stück nach diesem Bericht in Scene gegangen, ist dieß eine rühmliche Thätigkeit? zeigt dieß nur guten Willen, das neue Drama zu fördern? Zu 2. seine Bescheidenheit soll darin bestehn, daß er seit seiner Amtsthätigkeit in Dresden — von Weihnachten bis Ostern der Saison nur 2 Stücke von sich — Urbild des Tartuffe und Uriel Acosta zur Aufführung gebracht habe: das Gegenbild davon soll zu 3 gegeben werden: die Worte sind:

„Sonst außer Uriel Acosta hat der Dramaturg von seinen eigenen Dramen seither nur einmal das Urbild des Tartuffe aufführen lassen, und dieß ist eine Bescheidenheit, die sich freilich von selbst versteht, doch würde ein anderer Dramaturg, der vor Jahren bei uns diese Stellung einzunehmen wünschte, sich wohl darüber verwundern. Doch nein, er würde sich nicht darüber verwundern, und würde es ganz in der Ordnung finden, daß unser Dramaturg hübsch bescheiden ist, da er ja nicht das Zeug dazu habe, unbescheiden zu sein. Denn jener Dramaturg weiß es ja längst — und sein beredter Freund hat es ihm und dem Publicum sonnenklar bewiesen, — daß er allein in seinen Dramen die ersten Schritte gethan hat zur praktischen Bethätigung des Fortschrittes unserer Zeit, nämlich der entdeckten Immanenz der Vernunft im Lebensprozeß der Menschheit und daß er in dieser Beziehung über Goethe und Schiller hinausgegangen ist. Auf eine solche historisch-dramatische Erziehung müssen wir freilich unter gegenwärtigen Umständen verzichten."

Wie gemein! wie klein! wie hämisch! mit einem Worte — Kotzebueisch! Doch zu Thatsachen! Trotzdem, daß der Intendant in Oldenburg, wie es nur zu bekannt ist, sich lähmend der früheren Richtung des Hoftheaters entgegenstellt, denn im Verneinen und Widersprechen macht sich am Ende jedes Subject leicht geltend, gelang es doch, laut Berichten in der Theater-Chronik in diesem Winter, Shakespeare an 2 Abenden, Goethe an 4, Schiller an

5 Abenden, Prutz einmal, Deinhardstein 3mal, ebenso oft Gustav Manfen, Laube 3-, Benedix 3-, Gutzkow 4mal vorzuführen. Der Dramaturg selbst ließ von Michaelis bis Weihnachten 1 Stück — Cola Rienzi und von Weihnachten bis Ostern 2 Stücke — „Katte oder der Sohn des Fürsten“ und „Don Johann von Oestreich“ in Scene gehen, braucht sich also nicht über Gutzkows Bescheidenheit, welcher während derselben Zeit nicht mehr und weniger von sich in Scene gehen ließ, zu verwundern. Von besseren Novitäten kamen laut Oldenburger Berichten in der Leipziger Theaterchronik zur Aufführung „die blaue Schleife“, „die Karlschüler“, „die rothe Schleife“, „die lustigen Weiber von Windsor“, „Uriel Acosta“, „der Vetter“, „die Familie“; ausgefallen sind auf bestimmten Widerspruch des Intendanten, mit dem ich darüber in die größten Differenzen gerathen bin „Sixtus V.“ von Minding, da dem Intendanten, welcher Katholik ist, der Papst auf der Bühne anstößig ist, — „Maria Magdalena“ von Hebbel, weil die Damen daran Anstoß nehmen könnten, und „Valentine“ noch zur Zeit: weil eine Princessin gegen die Hofetiquette im Stücke sich ohne Hofcavalier und Hofdame hin- und herbewegt. Solchen beschränkten Ansichten gegenüber ist gewiß von meiner Seite noch das Mögliche in das Werk gesetzt worden. Es ist im Publicum bekannt, daß ich mich lebhaft für die Darstellung der Karlschüler interessirte, welche der Intendant Graf Bocholz beseitigt hatte, weil darin ein Verwandter des Fürstenhauses auftritt, und daß der Großherzog sich bewogen fühlte, das Stück zur Aufführung frei zu geben, ebenso, daß der Graf Bocholz Uriel Acosta, weil nur Juden darin auftreten, verwerfen wollte, und ich mit allem meinem Einfluß dafür gestimmt habe, — ferner: daß ich vergeblich die Prüderie bei der Frage über Hebbels Maria Magdalena zu bekämpfen gesucht und für „Valentine“ von Freytag noch auf der Mensur stehe. Heißt das Andere verdrängen, um sich selbst breit zu machen? — Freilich laß ich mich nicht, wie Herr Gutzkow, — (erst neulich zu wiederholten Malen in der Theater-Chronik) als ersten dramatischen Dichter dieser Zeit preisen, ich verachte solche Lobhudelei, möge er vielmehr wirklich der Welt den bescheidenen Dichterjüngling einmal zeigen, wenn er das Zeug dazu hat!

Ich gestehe ihm und Laube gern zu: daß sie ihrer Scribe mit Nutzen studiert, daß sie seine Ohren für die Tagesdebatte haben und mit Geschick gute parallele Anekdoten in den Memoiren suchen und finden, aber ihr ganzes Talent wird in Theatercoups verpufft. Gewiß ist im Uriel ein guter Tragödienstoff latent, aber zur Erscheinung kommt nur der — Knalleffect. Welche Masse von Unwahrscheinlichkeiten wird schon zusammengehäuft, um die Rabbinen mit ihren Bockshörnern auf einer Gartenterasse bei Vanderstraeten erscheinen zu lassen! Judith muß heimlich gegen den Willen des Vaters Uriel Acosta zum Gastmahle einladen, — die Rabbinen müssen mit ihrer Bannformel aus der Synagoge heraus und wie Polizeidiener Uriel verfolgen, — sie müssen Witterung davon erhalten, daß Uriel nicht zu Hause, sondern heimlich zu Vanderstraeten eingeladen ist, — sie müssen ihre geistliche Würde so sehr vergessen, daß sie ihm auch dorthin nachziehen — mit ihren Bockshörnern auf den Straßen, wo ihnen der Pöbel nachlaufen muß, — um endlich dort zu erfahren, was sie schon wissen: daß Uriel ein Christ ist, auch nie die Synagoge besucht hat, zum Zeichen: daß er wieder übertreten wolle! — Daß dieser jedoch wieder Jude sein will, um sich verfluchen zu lassen, — und nun müssen die Rabbinen so wenig im Ritual zu Hause sein, daß ihnen, wenn der getaufte Israelit wieder zum Glauben der Väter zurückkehren will, seine einfache Erklärung genügt: ich will wieder Jude sein! — eine Erklärung, in Gegenwart einer Gartengesellschaft, die eben zu Tische gehen will. Was ist das für Unsinn! Mir steht der Verstand dabei still, denn unmöglich können die Juden so dumm sein und die Rabbinen so geistesbeschränkt und hirntoll, daß ihnen Alles darauf ankommt: den eingetretenen Fluch auf der Gartenterasse hervorzuposaunen. Und welche Lüge in dem Character des Uriel, welcher laut bekennt — vermuthlich der Christen im Parterre wegen — Alles seiner christlichen Erziehung zu verdanken! welcher mit voller Ueberzeugung sich des gemeinsamen geschichtlichen Lebens mit ihnen rühmt, — jedoch sich von den Rabbinen verfluchen lassen will, obschon er nicht an ihre Satzungen glaubt, nicht ihre Synagoge besucht, ihre Gebräuche nicht mitmacht oder mitmachen will — und warum? — aus Ehrgefühl u. s. w. — Kurz und gut — Kotzebue

iſt auferſtanden mit allen ſeinen Künſten und Verdienſten! — — Wir laſſen uns im Luſtſpiel die tollſten Unwahrſcheinlichkeiten gefallen, vielleicht, weil uns die Franzoſen daran gewöhnt haben, aber nicht in der deutſchen Tragödie, und die Lüge in einem Character des tragiſchen Helden, welche ſich für etwas Apartes ausgeben will, gar nicht. — Warum ich Dir das Alles ſchreibe? Weil wir ſo gut, wie die preußiſchen Abgeordneten, die Güter, welche wir mit Kampfestreue erworben haben, ſchützen müſſen! Weil ich Angriffe gegen mich leicht ertrage, aber nicht gegen Freunde! Und weil eine Zurechtweiſung dieſes Correſpondenten und mit ihm Gutzkows nothwendig iſt. Haſt Du keine Zeit dazu, wie es ja leicht möglich iſt, ſo findeſt Du dort leicht einen Freund, der ſich dieſer Mühe unterzieht. Es iſt leicht eine Einleitung zu finden! z. B. Auf einer Reiſe von Holland zurückkehrend, habe ich eine Darſtellung des Uriel Acoſta im dortigen Hoftheater geſehen u. ſ. w. Das Uebrige kann der Correſpondent von ſeinen hieſigen Freunden erfahren haben. — Auf jeden Fall ſchreibe mir einmal und laß uns lieber Alles aufopfern, als die Treue in der Freundſchaft. Ich thue, wie Du weißt, wenigen mein Herz auf, wer aber einmal darin iſt, laſſe ich auch ſo lange darin, als er nur immer ſein mag. Ich gönne Dir ſonſt die weiteſte Freiheit, treffen wir nur immer wieder in der letzten Idee zuſammen. Haſt Du Minding kennen gelernt, grüße ihn von mir; über die Dramaturgie zu ſeinem Sixtus V., welche ich doch noch drucken laſſe, ſoll er ſich freuen! Wenn Du einen beſonders ausgezeichneten Menſchen kennen lernſt, ſo ſchreibe mir darüber; ich freue mich über einen jeden ſolchen Freund! Ueber den vereinten Landtag leſe ich die Zeitungen. Grüße mir die Verfaſſerin der Diogena, Deine Freundin, mit den beſten Grüßen! Wie immer

Dein treuer Freund

Julius Moſen.

Oldenburg am 22. April 1847.

An Julius Moſen. **63.** Berlin, 27. April 47.

. . . In einer Soiree bei Fanny Lewald, wo Joh. Jacoby (der mir ein wahrhafter Gewinn in dieſem politiſchen Schiffbruche

unſerer mäßigen Illuſionen geworden iſt), Kühne und Frau, Hartmann, Dr. Oppenheim (von Heidelberg), Dr. Waldeck, Oberburggraf Brunneck u. a. zuſammen waren, ſagte mir Kühne: ſeine Europa enthalte eine ſchöne Kritik über Deine Novelliſtik von Hieronymus Lorm, die Dir Freude bereiten werde. Der Lorm iſt ein Landsmann Hartmanns, ein armer tauber Menſch, dem nur durch Fingerſprache beizukommen iſt. Kennſt Du den Aufſatz?

Außer Jacoby und Simon, die beiden bedeutendſten Charaktere, die Preußen beſitzt, habe ich viele Menſchen kennen gelernt, die mir aber keinen Zuwachs an meinem Idealismus gewähren. Varnhagen liegt krank und mediſirt, die Grafen und Herren ſind, ſoweit ich einzelne ſah, flache Blaſés und halbgebildete Wortmenſchen, am beſten gefallen mir die Royaliſten de pur sang, und ich bedaure dieſem Landtage gegenüber nur Eins: Daß ich nicht „zum Doria gehen" kann. Zu hoffen iſt auf dieſem Landtage nichts mehr. Die Würfel ſind gefallen, der König hat die erſte Partie gewonnen. Aber ein altes Wort ſagt vom Spielerglück: Der erſte Gewinnſt iſt Gift. Adel und Bourgeoiſie haben die Sache der Freiheit verrathen, jetzt wird ſie das Proletariat, geleitet von den Marats des pfiffigen, Bildungsfeindlichen Sansculottismus, in ihre ſchwieligen Hände nehmen, und dann: Wehe uns. Des Königs Rede unbefangen betrachtet iſt das Allein Bedeutende, Große, Bleibende, der Prolog einer ungeheuren Tragödie, zu der aber die Rollen noch nicht einmal ausgeſchrieben ſind. Fanatiſch begeiſtert ſtellt ſich hier das alte romantiſche Königthum offen und ehrlich dem neuen Staate zum Kampfe gegenüber. Und dieſem Landtage gegenüber, — Dir ſei's geſtanden — iſt mein Herz auf ſeiner Seite, und ich kann nicht lachen, wenn der Ritter von der Mancha mit ſeiner Roſinante gegen den offenen Käfig anreitet, in welchem der gefangene Löwe gähnend und halb ſchlafend liegt. Das Schauſpiel iſt entſetzlich.

Der König allein hat den Muth der Wahrheit gehabt, und wenn er die Wahrheit, „welche alle Dinge beim rechten Namen nennt" als ein „ſchönes Vorrecht der Könige" bezeichnet, ſo muß man wenigſtens geſtehen, daß die 617 dieſe ſeine Erklärung als richtig beſtätigt haben.

ſich konnen wieder erheben. Indeſſen wird dem Landesherrn die Zeit lang, er räuſpert ſich, was ſoll er anfangen mit der langweiligen Aufwartung Ihres allerunterthänigſten Ratzenbuckels? — Es hat einmal einer von denen ſouveränen Herrn ſeine Theetaſſe auf ein ſolch Präſentirbrett des Reſpects geſtellt, und hat geſagt: „liebe treue Excellenz, laſſen Sie vorab meine Taſſe nicht fallen. Zu den übrigen Dienſten, die Sie mir verheißen, mag Jupiter den Herculeo Ihnen zu Hülfe ſenden; nur wenn die Augiasſtälle ausgeräumt werden, daß mir der Geſtank nicht das ganze Land verpeſtet, es giebt Miſt den muß man unberührt laſſen, er düngt von ſelbſt eine höhere Kultur, ohne daß man ſich darin miſcht, als bloß daß man ihm ſchön Wetter macht."

Hier wird's aber dem Herrn Pfarrer abermals zu arg und er meint, indem er ſich in der Illuſion bereits als Kultusminiſter erblickt, ſie (die Frau Rath) werde doch dieſe Nichtſchätzung treuer Widmung aller Geiſteskräfte, dieſes Lächerlichmachen tiefgefühlten Dankes und Unterthänigkeit dem gedachten ſouverainen Herrn nicht als Verdienſt anrechnen, Beleidigung der Treue, der Aufopferung, der —

„Was wünſchen Sie Herr Pfarrer (fällt ihm die Fr. Rath in ſeine ſalbungsvolle Rede)? — Die Einbildung hat Sie wohl feſter gepackt als mich; Sie prangen ſchon in ausſchließenden Cirkeln mit ihren hohen Amtspflichten und genießen dort ſiegend des Glücks, über der roheren Claſſe zu ſtehen. Aber, was ärgere ich mich doch, ſoweit ſind wir noch nicht. Denn ſehen Sie, gäb's einen größeren Thoren als Sie, ſo ſo wär' das natürlich der Landesvater ſelbſt, der ein ſo reines Vertrauen in Ihren dummen Hoffartsplan ſetzt, daß er mit Thränen der Rührung Sie umarmt! Aber, ſehen Sie, es giebt eine kindliche Reinheit der Gefühle, die mitten im durchdringenden Geiſte Platz nimmt und keine Zweifel erlaubt.

Gutzkow. **64.** Dresden, 8. Dez. 47.

Lieber Freund,

Fanny Lewald hat mir Veranlassung gegeben, mich über ein sehr unglückliches Verhältniß auszuführlicher auszusprechen. Ich möchte nicht gern, daß ihr dieser Brief von hier zukäme, bitte Dich daher, ihr die Einlage so zuzustellen, daß jede Gefahr, sie könnte zur Kenntniß Theresens gelangen, vermieden wird. — Mit Deinem Befinden soll es besser gehen. Ist keine Aussicht, daß Du Dich hier niederlässest? Dein Buch über Italien findet überall enthusiastische Anerkennung. Ich habe noch kürzlich in einer Gesellschaft von sehr bedeutenden Menschen mit wirklicher Begeisterung darüber urtheilen hören. Leider absorbirt mich das Theater auf unglaubliche Weise.

Herzlich und treu

Dein Gutzkow.

Dresden, 8. Dez. 47.

An Carl Stahr. **65.** Berlin, 1. April 48.

. . . Hier werde ich also circa 14 Tage bis 3 Wochen sein. Otto Lewald, den ich nur flüchtig gesprochen, hat vor, mich als Leiter einer monarchisch konstitutionellen Zeitung hier zu gewinnen, die das Königthum (Friedrich Wilhelms IV.) gegen die revolutionären Gelüste der Republikaner stützen soll, die das Proletariat aufwiegeln. Ich werde zusehen, halte die Republik für Deutschland speziell Norddeutschland für unmöglich, und bin und bleibe wohl monarchisch-konstitutioneller Girondist.

An Carl Stahr. **66.** Berlin, 29. Mai 48.

. . . Meine politischen Eindrücke findest Du in der Bremer Zeitung und in der Kölnischen (unter dem Zeichen [†]. Seit vorgestern ist Andree hier des Zeitungsprojektes wegen. Das Resultat unserer Conferenzen mit Bloch und Hansemann ist, daß nichts zu machen ist, weil 1) die Dauer dieses Ministeriums gar keine Garantien bietet,

2) weil Hansemanns Grundsätze, dessen Organ doch ein konservatives Blatt der Art sein müßte, in wesentlichen Punkten

den unsrigen schnurstracks zuwider laufen. (Hansemann verleugnet die Revolution, wenn nicht ganz doch zu $^{9}/_{10}$.)

3) weil Andree um keinen Preis der Welt sich als Hauptredakteur einlassen will.

4) weil ich einer solchen Stellung, an solchem Blatt, in dieser Zeit, und an diesem Orte nicht gewachsen bin.

So ist es also wieder einmal mit meinen Aussichten nach Berlin — nichts, und ich muß nun meinen Weg so weiter fort diestern.

Wie lange ich noch in Berlin bleiben kann, wird davon abhängen, ob ich von dem Ministerium eine Entschädigung erhalte oder nicht. Im Grunde sehne ich mich nach Hause und nach Ruhe — obschon ich weiß, daß diese jetzt nirgends ist. Es kommt mir zuweilen vor, als könnt ich mit Macbeth sagen:

„Mein Lebensweg gerieth ins dürre Laub."

Inzwischen mach ich hier bedeutende Bekanntschaften, so z. B. die des Minister Auerswald, des Direktor Märker u. a. besuche die Salons von Hansemann, in dessen Familie ich gern gesehn bin, lebe mit Fanny (Therese ist heute früh nach Warmbrunn zu G. abgereist und grüßt Dich tausendmal. Sie ist sehr gut), und suche von einem Tage zum andern zu kommen, so gut es gehen will. Welche Bescheidenheitsnarren sind wir doch gewesen, alle beide, daß wir glaubten, Leute wie wir seien für das Preußische und Deutsche Parlament nicht tüchtig genug. Wenn ich jetzt diese Wahlen betrachte, so meine ich oft, daß wir alle beide denn doch eine sehr gute Figur unter der Masse gemacht haben würden. Daß die Preußische Kammer Bildung, Besitz und Intelligenz von Preußen weit weniger vertritt als es selbst der alte Vereinigte Landtag gethan, ist mir nicht zweifelhaft; und doch wehe der Frankfurter, wenn sie es wagen sollte, sich eine Superiorität über diese Preuß. Nat. Versammlung anzumaßen. Es würde einen unheilbaren Bruch für Deutschland heraufbeschwören. Diese Preuß. N. Vers. zeigt wenig Lust „Preußen in Deutschland aufgehn" zu lassen; sie möchte eher das Umgekehrte fordern, und dabei hat sie einen wirklichen Staat unter, und eine executive Macht hinter sich, während das Frankfurter Parlament — in der Luft schwebt, und auf nichts der Art rechnen kann.

Carl Stahr. **67.** Stettin, d. 9. Januar 1849.

Es wird mir sauer den Anfang zu diesem Brief zu finden. Sein Anfang wird auch sein Ende sein: aus so völlig rathloser und verzweifelter Lage geht derselbe hervor. Wer vom Juni bis November in Preußen gelebt und so mitgearbeitet hat als ich um ein ehrenhaftes und des Menschen würdiges Dasein, und nun alles, alles hingeschwunden sieht, — dem mag auch die Lust zur Mittheilung vergehen. Wir kommen aus der vollkommen organisirten Tyrannei nur durch die gewaltigsten Ereignisse heraus, Ereignisse, gegen welche die des verflossenen Jahres künftighin sich nur wie ein traumhaftes Idyll ausnehmen werden. Es gilt sich darauf vorzubereiten, und kann die Vorbereitung nur in der möglichsten Stärkung der Gesundheit bestehen, das andere ist Nebensache; oder aber wir müssen unser Dichten und Trachten einem andern Plane zuwenden, auf den ich in diesem Briefe ausführlich einzugehen gedenke. Mittwoch den 10ten. Gestern bin ich in der Wahlversammlung unseres Bezirks gewesen. Es waren etwa 70 Urwähler beisammen; das Local die Werkstatt eines hiesigen Lithographen und guten Democraten, die Leute sind vollkommen au fait. Es giebt keine Mittelsparthei mehr, Gott sei endlich gelobt! sondern durch die ganze Nation bis auf die Schulknaben herunter geht der gewaltige Riß — es giebt eine Fraktion der Knechtschaft und eine der vollen Freiheit: Wrangel oder Waldeck! Das ganze Beamtenthum, die Junker, die Mörder, die viehisch bornirte und unglaublich niederträchtige Bourgeoisie, die Pensionirten und die an der letzten Grenze des Menschenthums stehenden Pfaffen bilden jetzt die geschlossene Phalanx gegen den democratischen Rest der Nation. Wenn der Frühling des Volks noch einmal kommt, was wird das für ein Eisgang sein! Daß in Berlin ein Comité für freisinnige Wahlen besteht, das Martini I und der Kammergerichtsrath Gottheiner, (Fanny kennt die Frau) leiten, wird Dir bekannt sein. Auch hier wirkt ein Provinzialcomité für die gute Sache. Das alles geht natürlich nur so lange, als man die Wirkenden nicht suspendirt, absetzt, oder in den Kerker wirft. Sehr häufig höre ich von Gerichtspersonen sagen: „unsere Waffe ist der „Mißvergnügenparagraph" des allgemeinen Landrechts; wenn wir jemand „fassen"

wollen, so suchen wir ihn hervor". Wenn ich bis zum 22sten noch nicht eingesteckt bin, so werde ich hier als Kandidat für die 2te Kammer auftreten, mir gleich, ob mit Erfolg, oder ob nicht.

Jacoby ist auf seiner Heimreise nach K. auch bei mir gewesen. Er war ruhig, wie gewöhnlich, und sprach Muth ein, wußte der Sache eine gute Seite abzugewinnen und rieth uns damals mit Protest zu wählen. Nun! davon kann jetzt nicht Rede sein. Die Regierung wünscht Protestwahlen, und ihr auf dieselben gebauter Plan wird Dir bekannt sein. Ich sagte Jacoby, ich wüßte keine Aussicht, als die eines Kampfs mit dem Messer Mann gegen Mann. Hierzu schwieg er.

Wenn man bedeutende Krisen durchlebt hat, so ist man dazu gekommen, Entschlüsse zu fassen, in Folge deren man sich über alles hinwegsetzt. Mir ist das sehr schwer geworden. Als ich aber den Kampf überstanden hatte, überkam mich eine Heiterkeit und Geistesruhe, wie ich sie in meinem Leben noch nicht empfunden habe. Ich werde hinfort vor nichts mehr beben. Die kleinen Übel und Verfolgungen dagegen verwunden tiefer und machen einen kranken und geschwächten Leib. Mich näher zu erklären wird nicht nöthig sein, der Brief wird durch Preuß. Posten besorgt. Es wird jetzt alles erbrochen, ich empfehle Dir daher (obschon das kaum röthig sein wird) in Deiner Antwort Vorsicht. — Vor einigen Tagen lud mich Fanny ein, auf ein paar Tage nach Berlin zu kommen; ich konnte mich indessen von hier nicht entfernen. Daß ich nach der Vertagung der Nationalversammlung vom Volksverein und der Bürgerwehr nach Berlin deputirt war, um der Nationalversammlung eine Zustimmungsadresse zu übergeben, weißt Du. Es war vor dem Steuerverweigerungsbeschluß, ein HochEdler Magistratus war also auch mit dabei. Nur diesem einen Umstande verdanke ich es wohl, daß ich deshalb noch nicht zur Untersuchung gezogen bin, obschon ich nicht einsehe, was ich irgend verbrochen habe. Mein Blut ist mit Gift geschwängert, wenn ich bedenke, wie feige das Volk seine Vertreter verlassen hat. Es ist eine traurige Erfahrung: das Volk ist des Enthusiasmus noch nicht fähig, aber es wird dessen fähig werden, das Morgenroth des einen Novembersonntags giebt mir Zeugniß davon.

An Carl Stahr. **68.** Oldenburg, 17. Jan. 49.

. . . Von Berlin habe ich durch Fanny allwöchentlich Nachrichten, sie sind wenig erbaulich. Die Reaktion tritt dort mit frecher Unverschämtheit auf, und den doktrinairen Bourgeois ist selbst die octroyirte Verfassung noch viel zu liberal. Damit könne man nicht regieren, sagen sie, und haben, in ihrem Sinne Recht. Neulich sagte der Oberst v. Oelrichs in einer Gesellschaft: „und wenn sie eine noch so radikale Kammer schicken, — so jagen wir sie zehnmal wieder nach Hause, bis sie es satt kriegen." Das ist deutlich.

Das Schlimmste ist, daß man in dieser Zeit den Glauben an die Menschen, selbst die bedeutendsten, verliert, wenn ein Gagern einen Schmerling seinen „Freund" nennt, und sich die Freundschaft Bassermanns zur Ehre schätzt, und ein Mosle mit handgreiflicher Beziehung auf mich an einen miserablen Patron, schreibt: „von der verrückten Begeisterung für einen rohen Patron wie Rob. Blum", der „von der Bildung (!!) aufgegeben nichts besseres habe thun können als sich todt schießen lassen." Hier ist der gesammte alte Liberalismus von der Sache der Demokratie und der Freiheit abgefallen, und ich habe neben mir aus früherer Zeit keinen einzigen Gesinnungsgenossen als den — gelähmten Mosen, der ganz Farbe gehalten hat, aber hoffnungslos in die Zukunft sieht, was ich nicht thun darf — wenn ich leben will. Ist es nicht ein Schicksal, daß doch am Ende dies deutsche Volk dahin geführt wird, diesen Friedr. Wilhelm IV als seinen ersten Einheitskaiser auf den Schild heben zu müssen. O Heine! Heine! warum mußt Du jetzt ein gelähmtes Hirn haben.

Therese von Bacheracht. **69.** Gr. Brutz bei Schwerin 27. Juni 49.

Mein guter, theurer Stahr, wie unbegreiflich und wie monstreus muß Ihnen mein Schweigen auf Ihren Brief und auf Ihre Sendung vorgekommen sein! Dennoch hoffe ich, Sie haben sich im Stillen gedacht, daß ich verhindert und vielleicht gar krank sei und damit hätten Sie denn in Wahrheit das Rechte errathen! Schon seit vierzehn Tagen, unmittelbar nach Ihrer theuren Büchersendung, überfiel mich eine heftige Erkältung, die mir Fieber und

Huſten zuzog und mich dermaßen unfähig zu Allem machte, daß ich weder ſchreiben noch leſen, ja kaum denken konnte. Jetzt geht es freilich beſſer, aber ſo friſch und frei, ſo flügelſchlagig und wolkenſtrebend, wie ſonſt, iſt es um ſo weniger in mir, als ich mit Schmerz und Schrecken auch an mir die feſſelnde Gewalt der Gewohnheit erkannt und damit mehr als einmal Heinrich wehe gethan habe. Was iſt der Menſch doch für ein ſeltſames Weſen! Wie unberechenbar! Sie wiſſen am beſten, was ich in den letzten Jahren gelitten und wie ſehr mir ein anderes Räderwerk in meinem Innern zu wünſchen war! und nun, wo mir das Glück ganz unverhofft in die Hand fällt, wo ich ſterben darf, um neu aufzuerſtehen, jetzt bin ich erſchreckt, das Alte laſſen und das Neue nehmen zu ſollen. Schmälen Sie nicht, daß es ſo und nicht anders iſt, denken Sie, daß das Weh, das man Andern zufügt, niederſchlagender als das wirkt, was wir ſelbſt empfinden und daß ich billigerweiſe weder meines alten Vaters, noch Bacherachts, noch meiner Schweſter und meiner Schwiegermutter Thränen vergeſſen kann. Grade weil ſie Alle, Alle, ſo gut, ſo menſchlich wahr, ſo duldſam und achtungswerth ſind, grade weil nur Klagen, aber kein Vorwurf mein Ohr traf, grade deswegen iſt es ſchwer die Erinnerung zu bannen und für die Gegenwart und Zukunft zu leben. Heinrich weiß das auch zu würdigen und iſt ſo lieb und freundlich, wie er eben und kein Andrer iſt. Er grüßt Sie ſehr. Unſere Angelegenheit ſteht gut; ein milder, glückwünſchender Brief des Grafen Neſſelrode wird das Seinige thun und ſo hoffen wir mit Hülfe meines Vaters, der als ruſſiſcher Geſandte das Uebrige vollbringen kann, in vier Wochen verheirathet und bald darauf eingeſchifft zu ſein. Ob wir daran denken, Sie und Fanny zu ſehen? Ob wir täglich dieſen oder jenen Plan machen, aber noch nicht fertig damit werden können? Das, guter Stahr, werden Sie wiſſen, die Sie unſere Liebe für Sie, unſere Sehnſucht nach Ihnen kennen. Sie werden durch Fanny unſere Entſchlüſſe und Vorſchläge erfahren und wir wollen dann ſehen, wie ſich das Vernünftige und Nothwendige mit den Herzenswünſchen einigt. Einſtweilen ſchickt Ihnen Heinrich in dieſen Tagen ſeine nach dem Lehmann'ſchen Bilde gefertigte Lithographie, die den Elephanten, wie er leibt und

lebt, vorstellt und von der er hofft, daß Sie diese als Gegenstück zu der Meinen in Ihrem Zimmer aufhängen werden!

Mit welchen schlagenden Pulsen ich Ihre Republikaner gelesen, errathen Sie gewiß. Der erste Theil mit seinen edeln Gestalten, mit den noch im Sonnenglanz der Hoffnung wandelnden Helden ist aus einem Guß, ist so vollendet in sich, so makellos, daß ich mich in meinen zartesten Nerven erfaßt fühlte. Der zweite Theil enthält zu viel Geschichte, die darin vorkommenden Personen sind nicht fleischig genug; auf dem dritten lagern sich alle tragischen Schatten Ihrer politischen Schmerzen. In diesem Aufschrei nach Freiheit, in diesem Untergang aller Hoffnungen, habe ich Sie selbst, Sie mit Ihrem vibrirenden, an den Feigheiten der Zeit leidenden Gemüth erkannt und mit Ihnen gelitten, als seien Sie der edele Colletta, der neben menschlicher Schwäche das Größeste und Beste besitzt, was der Mann haben kann: Selbstlosigkeit, das heißt republikanische Tugend. Dabei habe ich in den Naturschilderungen, in der genauen Kenntniß Neapels und in den geschichtlichen Forschungen den Verfasser des: „Ein Jahr in Italien" gefunden und Ihre Sehnsucht und Ihr Heimweh nach einem Lande begriffen, das man nicht ungestraft sehen und lassen kann. Wie mag Ihnen nach diesen Gebilden der Oldenburger Torfmoor vorkommen? Wie werden Sie wieder bluten an dem Stachel der Trennung und an der fieberhaften Ungeduld, mit welcher die Brieftaube erwartet wird! Könnte ich Sie und Fanny mit nach jener Insel nehmen, von der die geliebte Freundin im zweiten Theil Ihres „Prinz Louis Ferdinand" spricht! Könnte ich überhaupt nur irgend etwas für Sie thun, von denen ich mit tiefem Schmerze scheide! Ach, das ist ja die bittere Seite des Lebens, daß man das Eine geben muß, um das Andere zu erlangen, daß keine Freude rein, kein Glück ungetrübt ist . . . Wie ich Fanny's Buch las, wie mir ihre Anschauung in Rahels Worten entgegentrat, wie sie in dieser und jener Betrachtung ihr eignes tiefes Leid niedergelegt hatte und es mich nun zwischen den Zeilen anweinte, da hätte ich zu ihr eilen, ihr die geliebten Hände küssen, sie, die Geprüfte, trösten und sie Ihnen lieber, theurer Stahr mit beiden Armen nochmals ans weiche Herz legen mögen, da habe ich wieder zum hundertsten male empfunden,

wie ich verwachsen mit ihrem Glück und Unglück bin und wie schwer es ist von ihr getrennt zu leben, die ich gewöhnt war für sie sorgen und mich in ihr versenken zu dürfen! Wie oft werde ich ihr und Ihnen meine Grüße über den Ozean senden, wie oft mich in die Oberwallstraße versetzen und die Hand auf die Augen und auf das Herz legen, damit Beide nicht überfließen! . . . Gehe es Ihnen denn gut, mein theurer Freund und hoffen wir allesammt auf die Zukunft, welche uns vereinigen und glücklich sehen soll. Grüßen Sie Marie und die Kinder und denken Sie, daß Sie an mir ein Herz haben, das Sie versteht und Sie ewig liebt. —

L. Th. Andrée. **70.** 6. 7. 49.

Ueber die Republicaner beginnend, lieber Freund, bemerke ich Ihnen im voraus, daß ich in gegenwärtigen Zuständen und Stimmungen, wo ich keine mixta composita vertragen kann — und das sind doch alle historischen Romane, — kein Urtheil darüber habe, und daß es also zufällig sein wird, wenn ich etwas richtiges treffe. Darum kann ich auch nicht darüber schreiben, aber ich habe die brave Rezension aus der Nationalzeitung zum Abdruck für das Feuilleton gegeben, und wenn sie noch nicht darin steht, so müssen Sie in Anschlag bringen, daß ich — wie einst Maria Theresia — „nit mehr en vigueur" — bin.

Indem Sie eine historische Einleitung vorausschicken, sparen Sie dem Leser das Passen auf eine wohlcomponirte Exposition, wie er deren schon genug gelesen hat. Meines Erachtens ist aber der Uebergang in den Roman zu rasch. Dasselbe wiederholt sich bei der Introduktion Eleonorens, wo abrupt aus der verständigen Vorbemerkung in den Roman hereingegangen wird. Dieß, wie andere Sachen, Zeichen, daß Sie sehr schnell geschrieben haben, wodurch das Ganze freilich in Hinsicht auf Gleichförmigkeit, Haltung, Leichtigkeit bedeutend gewonnen hat.

Mir muß natürlich gegenwärtig alle Geschichts- und politische Reflexion, je richtiger sie aus unsern Erfahrungen seit März abstrahirt ist, desto ungenießbarer im Roman sein. Ich bin aber ein Gefangener. Für das Publikum haben Sie vortrefflich mundgerecht

geschrieben, das Buch hat in meinen Augen ein bedeutendes praktisch politisches Verdienst. Es wird wirken, denk ich.

Die Menschen in Ihrem Buch sind im Allgemeinen, wie die dieser Tage, wo jeder so viel an Charaktereigenthümlichkeit verliert, als an Politik in ihn gepfropft wird. Eine Ausnahme machen Sie mit Ihrem Liebling Colletta. Dieser erhält erstens die Villeggiatur in Sorrent, zweitens das Ausruhen nach der Schlacht, als Ruhepunkte für den Leser, der sonst eigentlich keinen Augenblick zur Ruhe kommt und zum Aufathmen. Ich höre an allen handelnden Figuren den raschen Athem der Schwindsüchtigen und bei jedem Gespräch das an die Thür schon wieder pochende Schicksal. — Hierüber ließe sich nun noch manches Schöne und Erklärende sagen; da das aber andere Leute hinreichend thun werden, erlaube ich mir blos die Frage, ob dazu unter Anderem beigetragen haben mag, daß Sie so schnell arbeiteten, und daß Sie zum erstenmal die Oeconomie eines Werks dieser Gattung handhabten? Das Buch ist viel weniger umfangreich als es aussieht, es ist so splendid gedruckt. Wenn Sie wieder etwas schreiben, so grübeln Sie vorher: wie viel richtiges und brauchbares — für uns und für Ihren einstigen Stoff — an der Theorie von einer gewissen „behaglichen Breite" des Romans sein möge. Jetzt gehn die Republikaner uns vorüber wie eine wilde Jagd im Freischütz: und die Egalité gegen Alle ist fast zu groß. (für ein Verbrechen rechne ich es Ihnen an, daß nicht wenigstens eine Seite auf die Schilderung der Wohnung von Donna Eleonora verwandt ist).

Lassen Sie mich ein Gleichniß gebrauchen, wenn es auch lahm, wie meine Phantasie wird.

Bei einem historischen Roman müßte mir sein, als wenn ich in Hallen oder Schlössern aus einem großen Zimmer in andere träte, und in den Bildern wohl eine Verwandtschaft, ja dieselben fände, aber Momente ihres Lebens, die mich zum Verweilen einlüden, so daß ich nachher einen bleibenden Eindruck auch des Einzelnen behielte, und das Ganze gleichsam immer in der Erinnerung nachcomponiren müßte. — Sie nun haben in einem großen Saal einen Wandstreif für Ihre Fresken gehabt, so daß Sie vorzogen die ganze Geschichte in fortlaufender Reihe zu malen; dadurch tritt

kein Einzelnes besonders hervor, und man behält vielmehr nur einen gewissen historisch-dramatischen Eindruck des Ganzen. Auf der andern Wand steht vielleicht die spanische, auf der dritten die deutsche Revolution, und die ganze Decke trägt das mütterliche Chaos der französischen. Ich kenne den „Prinzen Louis Ferdinand" noch nicht, meine aber voraus sagen zu können, daß er jenen Zimmern ähnlicher sein wird. Wenn Sie einen ähnlichen Stoff haben, d. h. wieder einen historischen Roman, so wollen wir uns über das ganze Capitel, nämlich über die Modification des Ideals dieser Gattung, welche Ihnen am meisten entsprechen, in Ihnen die stärksten und ausgebildetsten Triebfedern bewegen würde — und also von Ihnen gewählt und ausgebildet werden müßte, weiter unterhalten. In den Repp. sind die Elemente, aber noch nicht die Mischung. Ein besonderer Abschnitt in dem erwähnten Kapitel würde wahrscheinlich heißen: Von den Abtheilungen und den Uebergängen. Sie sehen aus alle diesem, daß ich gewiß keinen historischen Roman schreiben werde.

An Carl Stahr. **71.** Oldenburg, 28. 7. 49.

. . . Laß mich doch ein Paar Worte hören, wie Dir beikommender Versuch der Preußischen Revolutionsgeschichte zusagt, und mache in ein Paar Zeilen, wie es bereits die Brockhausblätter und National-Zeitung gethan, darauf aufmerksam. Was Du dafür thust, thust Du für mich d. h. für meinen Geldbeutel. Ruhm —! ist mir nichts. Ich schreibe nur für die Beistimmung der wenigen Freunde, aber wirken möchte ich, um der Sache und meinetwillen. Bis jetzt haben selbst Leute wie Otto Lewald — ein konstitutioneller Reaktionär, sich sehr anerkennend über dieses beste Buch vernehmen lassen, und das beikommende Heft der II ten Auflage zeigt Dir, daß der Buchhändler den Vertrieb tüchtig angreifen will, obschon er wenig Verbindungen besitzt. Otto Lewald schreibt an Fanny, „daß Waldeck und sämmtliche Berliner Maigefangenen ihm erklärt haben, daß sie mir schreiben gewollt, um mir für das Buch zu danken!" Das ist mir sehr herzerfreuend gewesen! — Ein Engländer Henry J. Whitling hat mir angeboten, — meinen Roman zu übersetzen, weil er very assured sei, daß

Meinen Sie denn, der Herrſcher ahnt das nicht, daß nichts hinter Ihnen und hinter Ihrem hochtrabenden Vortrag ſteckt? — Ach ja, es wird ihm ſchon ganz bang, er möcht ſich vergriffen haben, es iſt ihm ſchon ein paar Mal geſchehen, daß er das Beſte gewollt hat und daß ihm die Unbeilſtifter das Wort im Mund herumgedreht haben, es läuft ihm ſchon ganz heiß über den Rücken über Ihre ſtaketenmäßigen Redensarten! Aber! aber! größer iſt ſein argloſes Vertrauen, er ſchämt ſich, einen Augenblick gewankt zu haben. Er will keinen Zweifel ſetzen in Ihre Betheuerungen, wenn ſie auch noch ſo albern aus Ihrer verrückten Hoffart herausfließen. Er will's auf die Ueberraſchung ſchieben, auf die überfließenden Dankgefühle, Ihr Geiſt war da nicht gleich bei der Hand, Sie weiſchen die alte Comödie ihm vor, was ſchadet's? Die Reminiscenzen ihrer geleiſteten Dienſte ſind ihm eine ſichere Garantie! Nein! nein! er würde ſich ſchämen, Mißtrauen zu hegen — und ſo wirft er einen Mantel der Gnade nach dem andern auf Sie. Während Sie aber noch ganz betäubt von dieſer Gnadenwahl ſich zurückziehen, ſo denken Sie auf der Treppe: Larifari! das heißt, in's Deutſche überſetzt: Nein, lieber Landesvater, du irrſt, wenn du meinſt, wir wollten deinen Willen achten, wir wollten in die Fußſtapfen treten deiner Allgüte, deiner Gerechtigkeit, wir wollten dein Regiment dem Volke laſſen angedeihen, oder dir mittheilen unſere Abſichten! Nein, das wär' mir ein ſchön' Regiment, wollteſt du mir den geringſten Beitrag zu meinen Abſichten geben! — Da müſſen wir bei Zeiten dich verſorgen mit — Zeitvertreib —, da müſſen wir verhüten, daß nichts in die öffentlichen Blätter kommt, was das alberne Volk uns zur Laſt legt, da müſſen wir gleich jede Wahrheit mit Majeſtätsverbrechen belegen, und jeden Schritt des Vertrauens müſſen wir durchaus verhin-

sich derselbe pretty well ausnehmen werde in an English dress. Wollen sehen.

Ob ich's wohl riskiren darf nach dieser „Preußischen Revolution" nach Berlin zu kommen? Sag mir darüber doch Deine Ansicht.

Mosle ist ein conservativer Diplomat geworden, der meine Schrift „leidenschaftlich" und die Beurtheilung des Prinzen v. Preußen und „selbst des Königs viel zu hart" findet! Von meinen Freunden hier haben nur der kranke Mosen und der brave Palleske Farbe gehalten. In der Zeitung für Norddeutschland findest Du „im Feuilleton" Briefe eines Einsamen an einen Gefangenen mit dem Zeichen (×), bis jetzt zwei, der letzte Nr. 206. Ich empfehle sie Deiner Lectüre.

Th. Mügge. **72.** Berlin, 9. Dezbr. 49.

Mit Ihnen, lieber Stahr, habe ich mich viel beschäftigt. Ihren Roman habe ich zwei male gelesen. Ich hätte gern darüber geschrieben, aber Sie wissen, daß mir Varnhagen zuvorgekommen ist. Dabei gestehe ich Ihnen aber, daß mir seine Kritik gar nicht behagt hat und ich erst gar nicht glauben wollte, daß es Varnhagen selbst geschrieben habe. — Vieles ist trefflich in Ihrem Roman, und einige Schilderungen haben Sie hinreißend aufgefaßt. Sie haben ein offenes Auge für die Natur, lieber Freund, und ein besonderes Darstellungsvermögen, aber Sie sind doch weit mehr Kritiker als Romantiker, Ihre Fantasie ist weit weniger thätig im Erfinden, wie im klaren Auffassen und Gestalten des Gegebenen und darum werden Sie in Ihrem Leben, wie ich glaube, den Roman immer als Nebensache betrachten, während Sie Ihre ganze Kraft der Geschichte, der Skizze, der Kritik und Allem, was damit zusammenhängt, zuwenden. Ihr überaus vortreffliches Beginnen unsere Revolution zu schildern, muß durch nichts unterbrochen werden. Sie haben das Beste geschrieben, was darüber geschrieben worden ist und, lieber Stahr, bleiben Sie bei der kraftvollen Kürze und bei der energischen, einschneidenden Wahrheit, die sich namentlich so herrlich und wie aus einem Guß in dem ersten Hefte kund giebt. Halten Sie sich nicht mit zu vielen Abschweifungen auf,

geben Sie weiter so mächtige ergreifende Bilder, von kühnen, immer treffenden Gedanken begleitet. Sie besitzen Alles, um ein großer Geschichtsschreiber unsrer Zeit zu werden. Die Würde, die Tiefe, die Gewalt der Darstellung und der Sprache und die Unerschrockenheit eines Richters, der ohne Menschenfurcht sein Urtheil spricht.

Von Ihrer Freundin habe ich mit nicht weniger Vergnügen gehört, daß Sie sich mit dem zweiten Theil Ihrer italienischen Reise beschäftigten. Das ist ein schönes Buch: ich habe es mit dem größten Interesse gelesen und werde es mir nächstens anschaffen, denn solche reife Bücher muß man besitzen. Ich bin sehr begierig auf den zweiten Theil, der hoffentlich im Winter fertig wird.

Mit Fanny Lewald spreche ich öfter von Ihnen und höre, wie es Ihnen geht. Varnhagen soll noch immer sehr erregt sein über den Prinzen Louis. Es ist charakteristisch, daß er schwieg, so lange die Presse nichts sagte, als aber die englische Prüderie Lärm schlug, gerieth er in Harnisch. So sind die guten Leute. Rahel spielt allerdings keine sehr angenehme Rolle in dem Roman; auch sind die Gegensätze ihres Geistesreichthums und ihrer körperlichen Unschönheit keineswegs so glänzend ausgeglichen, daß Varnhagens Eitelkeit sich trösten könnte; im Uebrigen aber wäre es mir auch nicht gleichgültig, wenn über meine Frau also geschrieben und der Roman mir gewidmet würde.

K. Th. Andrée. **73.** Hildesheim, 27. Dez. 49.

Italien! — Lieber Freund, schreiben Sie ja den dritten Theil! es wird Ihrem Styl gut thun. Sie sind zu Zeiten zu weit in die Pikanterie, das nothwendige Element des Feuilletons hereingekommen, das Citiren, die Bezüglichkeiten nahmen überhand und die unendlichen „ " „ „ " " gaben nicht nur für das Auge, sondern auch für den Sinn dem Ganzen manchmal etwas Ragoûtartiges, Gehacktes. Ach, ich weiß, wie man sich bei Zeitungen den Styl verdirbt, ich hab es in einer andern Beziehung gethan und wie ich neulich mich an einige Gedankenreihen machte, ging die Feder wie ein alter Gaul hartnäckig in den Paßgang der leitenden Artikel. — Also, als ich Italien las, fiel mir auf, welchen Einfluß

diese Welt (und dieß Leben) auf Ihren Styl gehabt hat, einzelne Passagen in dem Buche halt ich für das beste, was Sie geschrieben haben. Tauchen Sie in diesen ebenmäßig gleitenden, murmelnden, ungebrochenen Strom wieder einmal unter! es wird Ihnen in jeder Weise wohl thun. Wollen Sie auch hören, was Sie dabei vielleicht zu meiden hätten? ich meine, das zu viele Blumenpflücken. Ich glaube in „Italien" deutlich zu sehn, wie die Fülle des Lichts und der Schönheit zuerst größer als Ihre Mittel, oder vielmehr Ihre Kunst, sie in Worten wieder zu geben, gewesen ist. Als gültiges Beispiel nenne ich einen Feuilleton-Artikel der Bremer Zeitung, Herbst 48, über Hamburg-Venedig, der alle Fehler von ihrer brillanten Seite zeigt und nicht zu dem Besten gehört, was Sie geschrieben. Aus jeder Welle des Alsterbassins hüpfte ein Adjektivum in Ihre Feder und über diesen Einzelwellen ging der leise Zauberschimmer der ganzen Scene verloren. Noch anders gesagt: nicht für Viele, sondern für Wenige schreiben. Nicht Farben malen, sondern Farben in Klang verwandeln, und die Schönheit der Linien (nur dem Verstehenden faßbar) herauslesen lassen aus den sanften Schwingungen der Gedanken und des Periodenbaus. — Sie sehen, lieber Freund, ich sage Ihnen das beste, und mir liegt daran, daß Sie es immer mehr Ihr eigen nennen.

An Carl Stahr. **74.** Oldenburg, 24. Jan. 50.

. . . In Berlin sind denn die Dinge in ihrem Kreislaufe bereits über ihrem Ausgangspunkte angekommen. Bodelschwingh ist von S. Majestät mit den Worten begrüßt worden: „Also auch Sie gehen auf revolutionairem Wege?" Was kann man mehr wünschen! Der Verlauf der Dinge in Preußen und Deutschland entmuthigt mich nicht — oder doch nicht auf die Dauer. Immer fester wird mein Glaube, daß Friedrich Wilhelm IV. eine Mission zu erfüllen hat, und daß er sie erfüllen wird. Ein für die Sache der Freiheit und Humanität, für die Sache der deutschen Einheit glücklicher Ausgang der Bewegung von 1848 in unmittelbarer Folge wäre ein märchenhaftes Glück gewesen, wovon die ganze Geschichte kein Beispiel aufzuweisen hat, ein unverdientes Glück, das dem hochmüthigen Michel den Kopf vollends verdreht

haben würde. Mich tröstet des herrlichen Macaulay Geschichte von England, und das Wort, das mir beim Scheiden auf Helgoland der geliebte Julius Froebel zurief: „Für den Anfang ist genug erreicht." Es ist gut, daß diese übermüthige äußerste Linke mit ihrer unkultivirten Roheit in eine harte Schule genommen wird! . . . Ich selber lebe auch in gesunden Tagen fast völlig einsam. Die alten Freunde sind theils todt, theils fern, theils sind sie als Preußenfreunde, Gothaer und „Heulmaier" mir gänzlich entfremdet. Mosle ist Diplomat im Berliner Verwaltungsrath, Buttel — der sich seit Jahren schroff von mir getrennt hat, ist Minister, ich selbst, obschon ich mich hier an einheimischer Politik gar nicht betheilige, seit 2 Jahren in hiesigen Blättern keine Zeile geschrieben habe, gelte doch als Demokrat und habe foenum in cornu.

Schließlich will ich Dir ein Paar Bücher nennen, die ich seit Jahr und Tag gelesen, und die mir Freude gemacht. Ueber Macaulays Geschichte Englands und Gervinus' Shakspeare hast Du vielleicht meine Artikel in der Kölnischen Zeitung gelesen. Eduard Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst ist ein Meisterwerk, dessen Lectüre mich innig erquickt hat. Dieser Schauspieler beschämt alle unsere Professionshistoriker der Literatur, und sein Werk hat in Deutschland geradezu nicht seines Gleichen. Richard Wagners Schrift: „über die Zukunft der Kunst" ist auch ein Juwel, und der unsterbliche Boz hat nach seinem herrlichen Dombey and Son wieder eine Dichtung begonnen, die der letzten ebenbürtig zu werden verspricht. George Sands Memoiren werden Dir sehr à temps kommen, ihr letztes Romanopus habe ich nicht gelesen. In Deutschland ist Griepenkerls Robespierre das einzig Wichtige an poetischen Erzeugnissen. Alles übrige — wüst und leer. Temme's Roman Anna Hammer mit prachtvoller Exposition nimmt ein wüstes klägliches Ende! Dagegen ist Hettners neue Schrift: „Die romantische Schule" sehr zu empfehlen.

Moritz Hartmann. **75.** Paris, 22. Oktober 1850.

Stahr, mein edeler Freund, es mögen Dich immer die Götter
Dich den Hellenischen Mann schützen mit gnädiger Hand.

Glücklich sei und vergieb, daß Dir das waltende Fatum
Auf die Schulter gelegt manche beengende Last.
Mächtiger ist es, Du weißt, als unsre olympischen Götter,
Die den Liebling, Dich, freudiger hätten bedacht.
Also gieb Dich zur Ruh — Dich tröste solches Bewußtsein —
Zeus, der vergönnende giebt — Schicksal, das neidische raubt.
Freuden erlebtest Du ja in Fülle, Du alter Athener,
Wie sie im günstigsten Traum nicht der Böotier träumt.
Denn Dir wär es vergönnt (Du nennest es Schurzfell-Arbeit!)
Mit zu graben am Schatz, den uns der Grieche vererbt —
Und Dir war es vergönnt zu schaffen ein Jahr in Italien,
Uns zu gestalten das Glück, welches Dich selber beglückt.
Hast Du die Freundin nicht, die mitempfindende, weise?
Welche zum täglichen Kampf hold Dir die Stirne bekränzt?
Und Du hast, — ich sag es mit Stolz — den liebenden Freund noch,
Dessen Liebe sich gern erniter Verehrung gesellt.
Wahrlich Dir gönnte der Gott mehr als er Sterblichen gönnt sonst,
Wirken und Schaffen und Kunst, Jünger und Freundin und Freund —
Wahrlich Stoffes genug sich selbst auf friesischem Moorgrund
Einen goldnen Palast leuchtenden Glückes zu baun.

An Carl Stahr. **76.** Oldenburg, 4. Novbr. 50.

— Ich war 4 Wochen in Bonn am Rhein bei einem alten Herrn dem Weinhändler Marx, wo ich mich in Stille und frischer Rheinluft badete und eine Dichtung „Lucia. Novelle" schrieb, die in dem bei Schlodtmann in Bremen in diesen Tagen ausgegebenen Taschenbuch „Germania" gedruckt ist. Dann ging ich über Brüssel, wo ich mit Otto Lewald und Moritz Hartmann zusammentraf, mit letztern nach Paris, wohin mir Fanny 5 Tage später, am 10. September aus London nachfolgte. Dort blieb ich bis 26. Oktober. Was ich dort erlebt, gelesen, genossen, ist nach Rom das Höchste, was einem Menschen werden kann. Vielleicht schreib ich Einiges davon. Drei Briefsragmente sandte ich der Kölner Zeitung, wo Du sie lesen magst. Mehr hab ich keine Zeile geschrieben. Aber erzählen möcht ich Dir gerne, und wär die Zeit nicht so spät, das Wetter nicht so schlecht, und wären Ferien für Dich gewesen,

so hätt ich Dir Anna selbst gebracht, um Dir mündlich mein Füllhorn auszuschütten. So muß ich's aufs kommende Jahr verschieben. Nur soviel will ich sagen, daß Paris und das Volk in und um Paris, — denn ich habe auch 8 Tage auf dem Lande gelebt — alle meine Erwartungen übertroffen haben. Im französischen Ouvrier lebt der Hoffnungskeim unsrer Zukunft. —

. . . . Ist Dirs irgend möglich, so besuche in den Ferien auf ein Paar Tage Berlin und Fanny. Sie wird Dir viel erzählen und Dir eine Labung sein. In London und Paris ist sie mit gleicher Liebe der Besten aufgenommen worden. Ich in Paris zur Gesellschaft mit: Lamennais, Gräfin d'Agoult, G. Sand, Dumas, Cousin (der französische Hansemann) u. s. w. u. s. w. haben mich mit Freundlichkeit überschüttet.

Johanna Kinkel. 77. Bonn 7. Dezember 1850.

Lieber, verehrter Freund.

Tausend Dank für Ihren Brief und das liebe Buch. Von Kinkel erhielt ich vorgestern einen Brief aus Edinburg. Denken Sie, er wußte nicht, daß er Freunde dort in der Stadt hatte und ist mit seinem Retter, der ebenfalls kein Englisch kann, in bitterer Verlegenheit umhergeirrt. Jetzt ist er muthmaßlich schon in London und ich rüste mich hinüber zu reisen. Erst nur um abzureden, wo wir unsern Heerd bauen sollen. Später hole ich die Kinder.

Als Sie bei mir waren, sahen Sie mich oft mit chiffrirten Briefen beschäftigt; Sie mußten mir Handschrift und Siegel für die Adresse leihen. Ohne Worte haben Sie gewiß verstanden, daß ich nach dem Scheitern des Cölner Plans die Sache nicht verloren gab. Selbst, wenn ich nicht an Gelingen glaubte, blieb es dennoch Pflicht, auch an ein fast hoffnungsloses Unternehmen Alles zu setzen. Das Höchste, was daran gesetzt wurde, war Leben und Freiheit eines jungen, begeisterten, höchst genialen Freundes. Sie fühlen, welche Verantwortung auf uns lastete. Wäre das tollkühne Wagstück mislungen, man hätte mich gesteinigt. Schon im Sommer konnte ich kaum das Leben ertragen, wenn die Mutter des herrlichen Jünglings mich nach ihrem Sohn fragte, wo er sei, und warum

er mit mir correspondire, indeß seine Eltern nicht wissen dürften, wo er wäre. Malen Sie sich meine Stimmung dabei aus. —

Eine kurze Skizze interessirt Sie gewiß. Carl Schurz aus Bonn, stud. phil. war einer der besten Zuhörer Kinkels und ihm sehr ergeben. Im Jahre 1848 stürzte er sich mit seinem Lehrer in dieselbe Richtung. Er war Führer der Studentenschaft, wie Kinkel der Bürgerschaft. Carl S. ist kaum 20 Jahre alt, trinkt keinen Wein, hat keinen Sinn für Mädchen, noch für sonstiges Vergnügen, ist nur der Kunst, der Politik, den höchsten Interessen zugewendet. Wenn er in unsrer Loge mit im Theater war, so gingen alle Lorgnetten meiner feindlichen Damenclique herauf und sie zerbrachen sich den Kopf, wer das merkwürdig intelligente Gesicht sei. Allerlei Anekdoten wurden mir darüber berichtet. Schurz folgte Kinkel in die Pfalz, ward Adjutant Tiedemanns, war mit in Rastatt unter den Meistgravirten und entging nur der Hinrichtung durch eine merkwürdig kühne Flucht durch einen unterirdischen Gang. In der Schweiz angelangt schrieb er an mich und stellte sich zur Verfügung, falls Mittel da wären, Kinkel zu befreien. Ich erlaubte nun den Aufruf zur Unterstützung meiner Kinder, behielt mir aber vor, daß das Comité mir die Gelder zu beliebigem Gebrauche anvertraue. Man errieth meine Absicht und es geschah. Auf Naugard war der erste Plan berechnet. Die Kölner Übersiedlung kam in die Quere. Schurz war unter den Mitangeklagten, war auch zu bekannt, um in Cöln das Unternehmen zu leiten. Wir bekamen ungeschickte Helfershelfer, unsre Mittel erschöpften sich, und es ging schief. Nun folgte Schurz Kinkel nach Spandau. Der selbst dem Standrecht verfallene Flüchtling wagte seinen Kopf in diese Tigerhöhle. Er lebte dort unter fremdem Namen bei Parteigenossen, mit denen ich vorher Verbindungen zu diesem Zweck angeknüpft hatte. Schurz stürzte bei der ersten Kletterprobe. Man glaubte das Bein gebrochen. Es war nur verrenkt. Er lag viele Wochen. Geheilt fing er von vorn wieder an. Mehrmal von ehemaligen Studenten erkannt, in Gefahr entdeckt zu werden, dann verrathen, flüchtete er, kam nach ein paar Wochen unter neuen Verkleidungen wieder, erschöpfte alle Möglichkeiten, bis es gelang. Die Verbindung mit Kinkel unterhielt ich anfangs für Schurz in den von der

Behörde kontrolirten Briefen, durch Gleichnisse, Verskünste, eingeschaltete Worte und 1000 lose Künste, die Kinkel wohl begriff, aber für die Herrn Jeserichs Fassungskräfte nicht ausreichten. Oft war ich in Versuchung, Ihnen diesen Sommer derartige Zaubereien in den Briefen aufzudecken, die Sie entzückt hätten; aber ich zitterte: die Wände könnten mein Geheimniß verrathen. Wenn ich jetzt das luftige Gebäude, das ein Hauch erschüttern konnte, überschaue, so begreife ich nicht, wie uns eine so unerhörte Frechheit gelang, ohne daß die Preußen es merkten. — An einen Freund hatte ich die Äußerungen meiner Kinder geschrieben: der geht und erzählts weiter und zu meinem Erstaunen finde ich neulich meine 4 armen Würmer (das Hermännchen mit eingerechnet) als Mitarbeiter des Osnabrücker Tageblatts. Ich zeigte es dem Gottfriedchen, der Junge war stupéfait und sagte: „Mama, das habe ich ja zu Dir des Morgens im Bett gesagt, wo haben die Drucker denn das hören können? Haben die das gehört, was wir Kinder geredet haben?"

Fanny Lewald an Carl Stahr. 78. Weimar 20. 5. 51.

Liszt hat den Vorschlag gemacht, daß Adolf die geistige Oberleitung des Schauspiels übernehmen sollte, wie Liszt sie freiwillig für die Oper ausübt. Daneben würde dann eine Revue für Weimar, nach Art der französischen und englischen Revuen zu gründen sein, deren Reaktion Adolf übernehmen müßte, und dies Beides müßte ihm eben anständig honorirt werden, damit er seine Zeit darauf verwenden könnte. Ließe man ihm die Oldenburger Pension und honorirte man ihn hier gut, so würde die materielle Frage der Ehescheidung beseitigt sein — und man müßte dann eben sehen, ob die andere Seite dieser schweren Angelegenheit zufriedenstellend auszugleichen ist.

Indeß eine andere Frage ist die, ob Adolf sich dabei seine ganze politische Freiheit wahren, ob er für das zu gründende Blatt die ihm eigene demokratische und religiöse Ansicht aufrecht erhalten, ob das Unternehmen ein nationales, den Humanismus förderndes werden kann, denn nur in diesem Falle würde Adolf darauf eingehen. — Die ausgesprochenen Intentionen des Prinzen sind gut. Auf meine Frage: würden Sie denn, gnädiger Herr! den Exilirten,

den Kinkel, Hartmann u. s. w. die Conkurrenz um die Goethepreise gestatten? hat er mir geantwortet: „unbedenklich! da wir ja Wagners Opern hier aufführen — weshalb denn nicht?“ — die Großfürstin hat Adolfs Gedanken begriffen: „wenn solch ein Institut nicht den goldenen Boden des Handwerks für sich gewinnt, bleibt es bodenlos im Volke!“ — und im Ganzen ist es hier freisinnig genug auf dem Throne. Das Märzministerium Watzdorf regiert noch, die deutsche Reichsverfassung besteht zu Kraft und die Bürgerwehr exerziert unter schwarzrothgoldener Fahne. Der Erbprinz, der mich oft besucht, hat es immer wieder ausgesprochen: „ich möchte, daß man es recht entschieden wüßte, daß wir Nichts zurücknehmen werden, von Allem, was wir versprochen!“ — worauf ich ihm gesagt: „und wenn man Sie dazu zwingt!“ — „Dann freilich hört die Freiheit auf, indeß das ist schwerer als Sie denken! Sie haben es ja erlebt, daß unsere Opposition die Sache in Dresden zum Stehen gebracht hat.“

Liszt hat den Hofmarschall von Beaulieu, einen Bekannten von Adolf (Sohn des Oldenburgischen Ministers) vorgeschlagen, mit Adolf die Verhandlungen zu leiten, und diese können jede Stunde beginnen. Sobald der erste Schritt gethan ist, geht Adolf wohl nach Jena, um sich den Ort, das Leben daselbst — das sehr billig ist — anzusehen, und zugleich das Ganze noch mit Hettner genau zu durchsprechen. —

Richard Wagner. **79.** Enge bei Zurich, 31. Mai 1851.

Mein verehrtester Freund!

Sie können sich am leichtesten einen Begriff von dem Eindrucke machen, den Ihr — soeben mir bekannt gewordenes — Urtheil über meinen „Lohengrin“ auf mich hervorgebracht hat, wenn ich Ihnen berichte, daß ich bis jetzt mit einem gewissen — schwer zu definirenden — Lächeln in allen Besprechungen jener Arbeit — trotz aller Erwartung — den einen Punkt vermissen, oder vielmehr unberührt sehen mußte, den gerade Sie mit so drastischer Schärfe hervorgehoben haben.

Es ist mir unmöglich, hierüber ausführlich jetzt zu schreiben: gerade jetzt bin ich mitten in einem Zeugungsprozeß begriffen, aus

dem mir jede kritische Abschweifung unmöglich ist. Verzeihen Sie mir daher die Kürze, mit der ich Ihnen einige mir wichtige Mittheilungen machen will. —

Zwischen meinem „Lohengrin“ und meinem jetzigen Vorhaben liegt eine Welt. Das entsetzlich Peinliche für Unsereinen ist, wenn man sich unwillkürlich seine abgestreifte Schlangenhaut als seine Gestalt vorgehalten sieht. Wäre Alles so, wie ich es mir wünschte, so wäre „Lohengrin“ — dessen Dichtung 1845 fällt — längst wieder vergessen vor neuen Arbeiten, die meinen Fortschritt auch mir genügend bezeugten.

Lassen Sie sich erzählen. 1847 war die Musik vollständig fertig. 1848 fällt die Revolution: aller Dämmerdunst weicht von mir. 1849 muß ich flüchten: mit Jubel kehre ich dem ganzen alten Kram den Rücken: ich mache mir Luft mit einer Broschüre: „Kunst und Revolution“, sammle mich ernstlich mit dem kleinen Buche: „Das Kunstwerk der Zukunft“. Ich komme soweit, endlich auch häuslich mit aller Welt brechen zu wollen. Da fällt mein Blick eines Tages auf die verkommene „Lohengrin“-Partitur: es dauert mich, daß das gar nicht einmal getönt haben soll; gutmüthig gegen mich selbst schreibe ich Liszt ein paar Zeilen: wenn's ihm Spaß mache, sollte er das doch in Weimar einmal einstudiren. — Nun muß es auch gerade Liszt sein, der so Ernst zu machen weiß. — Wie gesagt, als Niemand auf den Punkt kam, den Sie trafen, mußte ich fast lachen: — nun lach' ich nicht mehr, aber fast könnt' es mir ärgerlich sein, daß der „Lohengrin“ noch zu Tage gekommen. Wenn Sie meine jetzigen Dichtungen kennen lernen, werden Sie begreifen warum? —

Soviel noch! Es macht mir doch Freude, einmal so hartnäckig auf dem christlichen Standpunkte gestanden zu haben, und zwar als Künstler — mit der vollsten Naivetät. Als ich die Dichtung vom „Tannhäuser“ fertig hatte, verlangte Jemand von mir, ich solle die Venus über die heilige Elisabeth siegen lassen, — ich fand das für recht schön, nur sagte ich, dann könnte ich keinen „Tannhäuser“ schreiben. Gegen den fertig gedichteten „Lohengrin“ erhub sich von einem meiner geistreichsten Freunde das gründlichste Bedenken: Lohengrin müsse schließlich Mensch werden. Es war das Bedenken, das Ihren Vorwurf ausmacht. Ich fing wirklich an,

dern, ja, da muß auch kein Schelmenliedchen hinterm Strauch mehr ungestraft gepfiffen werden! Ach, armer Fürst, hörst du das? Um's Vertrauen deines Volks will er dich bringen; das ist schon auf der Treppe beschlossen, die er eben aus deiner Umarmung hinabsteigt. — Sehen Sie, Herr Pfarrer, das ist die Larifariverschwörung, zu der jeder augenblicklich übergeht, der im Staat eine Amtswürde überkommt, da springt er mit gleichen Füßen in diese Corporation der Katzenfreundschaft, in der sie zwar Zwickmühlchen spielen gegen einander, aber nie die Larifariverschwörung verrathen.

nachzusinnen und für mich selbst Aenderungsvorschläge auszubrüten: ich gab mir alle Mühe, mir etwas vorzulügen von einem gedemüthigten Gotte u. s. w. — glücklicherweise genügte keine dieser Wendungen meinem Freunde; wollte ich den Lohengrin loslassen, mußte er los, wie er war, d. h. wie ihn nun einmal das christliche Volk gemacht hatte — wenn ich nicht von Inkonsequenz in Inkonsequenz fallen wollte. Mit einem völligen Rausche tauchte ich ihn in die Musik: es war nichts Anderes damit zu machen; so bewahrte ich mich doch wenigstens vor einer rationalistischen Oper.

Ich weiß, was Sie unter der eintönigen, unrhythmischen Melodie verstehen: die Lösung der hier zu Grund liegenden Frage denke ich Ihnen meinerseits theoretisch im dritten Theile meines nächsterscheinenden Buches: „Oper und Drama" zu geben. Der Grund liegt nicht in der Musik, sondern — da doch nun einmal die Musik nur die vollerblühende Sprache sein kann — in der Sprache selbst, im Verse. Wir haben jetzt nur eingebildete Verse, keine wirklichen. Auch mein musikalischer Ausdruck hängt immer nur noch außersinnlich mit der Sprache zusammen: der kernige, sinnliche Zusammenhang war mir bisher noch entgangen. Das habe ich aber nicht aus der Theorie — trotzdem meine Theorie Ihnen eher zu Augen kommen wird, als die praktische Arbeit, aus der ich die Theorie erst schöpfte: dies hab' ich aus meinem Gedicht: „Siegfried's Tod", in dem ich ganz von selbst auf die Sprache kam, wie sie für die Musik nöthig ist.

In Einem thun Sie mir vielleicht Unrecht: Sie nennen meinen „Lohengrin" eine thatsächliche Polemik gegen die moderne Oper: Sie weisen mir in ihr puritanistischen Eifer nach. Gut! aber nennen Sie es nicht eine absichtliche Polemik: ich war, als ich diese Oper schrieb, von dem Gegenstande auf eine Weise eingenommen, daß er mich zu keiner andern Absicht kommen ließ, als ihn recht voll und üppig, recht tönend zu Tage zu bringen; und diese Absicht lag von allem Protestiren soweit ab, daß ich im Gegentheile Alles übersah, was in Wirklichkeit diese Arbeit zu einer Protestation machte.

Genug! ich kann jetzt nicht kritisiren und kann dieß überhaupt vielleicht nie. — Aber — wenn Sie wüßten, wie es mir heute

ging, als ich Ihren Aufsatz las! Seit 6 Tagen bin ich schon mit der Feder über einen „jungen Siegfried“ her; gerade heute habe ich die Schlußszene — Brünnhildes Erweckung — vollständig (dialogisch) entworfen. Wenn Sie die Szene kennen lernen, denken Sie an mich, wie mir es zu Muthe sein mußte, als ich Sie über mich sprechen hörte.

Nun, ich danke Ihnen, und hoffe, wir bleiben Freunde! Nehmen Sie es an? — Liszt will den „jungen Siegfried“ jetzt noch geheim gehalten wissen. Bin ich mit den Versen fertig, so schicke ich ihn nach Weimar — Liszt wird ihn Ihnen sogleich mittheilen, dann habe ich auch Ruhe, Ihnen mehr und — hoffentlich — besser zu schreiben.

Leben Sie wohl und haben Sie nochmals meinen herzlichsten Dank!

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

An Hettner. **80.** Weimar, 28. Juni 51.

Liebster Herzensfreund!

Endlich athme ich auf! Ein entscheidender erster Schritt ist geschehen. Ich habe, aufgefordert durch Hofmarschall v. Beaulieu, bestärkt durch Liszt, an den Erbgroßherzog gestern ausführlich geschrieben, ihm unsern Revueentwurf mitgetheilt, und pour poser les chiffres, wie es Liszt nennt, die Forderung gestellt, mich ganz von Oldenburg abzulösen, und mich, etwa als Dramaturg, ohne Rang, Hofrathstitel und Uniform, mit 1200 Thaler (früher an Liszt hatte ich 1300 gestellt) fest in Weimar zu placiren. Dafür habe ich mich erboten, ihm die Revue zu gründen ohne Zuschüsse, was mir bei einem Zusammenwirken mit Ihnen, Liszt und Hauenschild fraglos möglich scheint, und mich mit allem was ich kann und bin für den schönen Zweck einer geistig künstlerischen Belebung Weimars zu Diensten gestellt. Den 6. Juli reist der Erbgroßherzog und seine Gemahlin nach Petersburg. Ich habe um baldige Entscheidung gebeten, um die Nervenspannung los zu werden, die mich aufreibt, und mir außerdem materiell Nachtheil bringt, da ich durch

Nichtarbeitenkönnen seit 2 Monaten gradezu den Geldwerth dieser Zeit verloren habe. Nun müssen wir abwarten.

Nun aber eine 2. Hauptsache. Hier ist ein Antwortbrief Viewegs auf die Ihnen bekannte Mittheilung unseres Plans durch F. L. Der Brief ist offenbar bei Licht besehen eingehend und zwar ambabus manibus. Nur scheut Vieweg das „Riesige" — welches in dem Unbestimmten der Mittheilung liegt, und verlangt genauere Präcision des Plans durch ein Programm. Von seinen 5 Punkten sind Nr. 1, 2 und 3 durch unsern Entwurf leicht zu beantworten. Nr. 4 und 5 betreffend, so ist meine Ansicht die: Die Revue muß als kritisches Kunst- und Litteraturblatt beginnen, zuerst den bisherigen Kreis der Gebildeten zu gewinnen trachten, und dann im Verlaufe der Dinge allmählich und von langer Hand her sich den Weg ins Kunsthandwerk zu bahnen suchen. Es wäre sogar die Frage ob man nicht gut thäte, einzelne Theile gradezu später zu sondern. Vorläufig kann wohl nur mit dem Programm der Anfang angedeutet werden, den wir im Verlaufe der Dinge zu gewinnen streben wollen. Dann muß der Tag den Tag lehren, und ein Quell nach dem andern in unsern Hauptkanal geleitet werden.

Meine Bitte geht nun dahin, daß Sie, geliebter Freund, es versuchen, nach Lesung des Viewegschen Briefes eine Art von Beantwortung desselben durch Formulirung der von ihm angedeuteten Punkte zu entwerfen, und dieselbe an Fr. F. L. zu schicken. Ich bin dazu in diesem Augenblick schon darum außer Stande, weil ich durch die Memoire's für den Erbgroßherzog, durch die Correspondenz über denselben Punkt mit Liszt, und durch die bevorstehende Erörterung desselben Gegenstandes in einem Briefe an Hauenschild völlig ad nauseam usque in Anspruch genommen bin. Den Viewegschen Brief, aus dem Sie sich das Nöthige für sich notiren mögen, erbittet sich unsere Freundin baldigst zurück.

An Carl Stahr. **81.** Weimar, 25. Juli 1851.

Mit dem projectirten Journal-Unternehmen wirds wohl nichts werden. Die Zeiten scheinen mir jetzt zu drohlich für die periodische Presse. Aber an ein Jahrbuch mit Aufsätzen von mir, Hettner,

Vischer denken ich und Hettner stark und es wird von Dir abhängen, ob Du durch einen guten Aufsatz z. B. über die Sand ein Stück Geld mit verdienen willst. Schreib mir darüber Deinen Bescheid. Es soll ein Buch von mehreren werden, vielleicht halbjährlich erscheinend, und Aufsätze durchaus übersichtlicher Art bringend sich zu einer ganz eigenthümlichen Revue gestalten. Ueber G. Sand z. B. wäre mit dem Rückblick auf den französischen Roman zu schreiben. Titel:

„George Sand und der französische (oder moderne) Roman."

Soviel für heut, nur daß Du von mir hörst.

Gottfried Kinkel. **82.** London, 8. August 1851.

Mein verehrter und vielgetreuer Freund!

Ich muß Ihnen für abscheulich undankbar gelten; ein Brief vom 16. März liegt vor mir und heute, den 8. August antworte ich erst. Obenein ein Brief, der so unsäglich viel Anregendes in Plänen und Vorschlägen enthielt. Ich habe hier doch mit großen Anstrengungen mich durchsetzen müssen. Es ist mir gegangen wie es immer geht: da, wo ich starke und entscheidende Hülfe erwarten durfte, fand ich Zögerung, man wollte erst abwarten, ob man sich mit mir nicht politisch kompromittirte. Dagegen ist mir von anderen Seiten, auf die ich gar nicht gezählt hatte, mit wahrhaft englischer Gefälligkeit entgegengekommen worden. Ihre und Fräulein Lewalds Empfehlungen sind alle höchst ehrenvoll anerkannt worden. Im Ganzen gehe ich meinen alten Weg, um Protektionen unbekümmert, ganz auf Tüchtigkeit und eigene Ausdauer mich zu stützen. Johanna's und meine Lehrtätigkeit hat mittlerweile angefangen, pekuniär stehen wir jetzt sorglos, und manche Schwierigkeiten, die uns früher das Londoner Deutschland bereitete, glätten sich ab. Im allgemeinen sind mir doch die Deutschen hier überaus freundlich entgegengetreten: auf ihre Einladung und thätige Beförderung gründete sich der Erfolg der Vorträge über Theatergeschichte, die ich von April bis Juni in deutscher Sprache hier gehalten habe. Mit etwas Aehnlichem hoffe ich bald wieder hier oder anderwärts aufzutreten. Das Verhältniß Ihrer edlen Freundin zu dem be-

wußten Hofe erscheint mir als Selbsttäuschung einer liebenswürdigen Seele. Ich bin weit entfernt, die Stellung zu beurteilen, die etwa andere so treu, wie sie es ist, bewährte Mitglieder der republikanischen Partei, zu unsern Feinden einnehmen. Freilich kann ich als reiner Pessimist, wie man es einem pessimum gegenüber wohl nimmer sein sollte, diesen Versuch nicht gut heißen, ein kleines Gutes mit denjenigen Kräften zu gründen, die ja doch, vereinigt und gewaltig, bald in unsere Hand fallen, und so als Demokrat den blendenden Schein verbreiten zu helfen, als könne aus der Monarchie in irgend welcher ihrer Formen noch etwas Lebensfähiges, wäre es auch blos eine literarische Stiftung, hervorgehen. Denken Sie niemals an die Familienglieder Lots, die dem Engelruf aus Sodom nicht Folge leisteten? Doch das Fatum übernimmt ja in diesem Augenblicke schon die Enttäuschung, und vor dem aus Frankfurt herwehenden Samum verkohlt glücklicher Weise Ihre Palmenoase zu dürrer Asche.

Ich bin außerordentlich von Arbeit gedrängt. Der Broderwerb, die Parteisachen, die Besuche aus Deutschland rauben mir alle Zeit zum Schaffen. Weder Johanna noch ich können an literarische Thätigkeit gegenwärtig denken. Mit wahrem Schmerz habe ich in dieser Hinsicht Ihre Anerbietungen zu einer gemeinsamen Arbeit entgegengenommen, wie würde zu anderer Zeit es mich entzücken, Ihren englischen Kunstbuchplan aufzunehmen, wo wir uns so trefflich ergänzen könnten, da ich von der antiken Kunst rein scientifisch wohl sehr wenig weiß. In den letzten Monaten, wo die Season und die Exhibition zu dem gewöhnlichen Getreibe hinzukam, ist es so toll geworden, daß ich trotz aller Sehnsucht noch nicht einmal Ihr Buch über Italien habe durchlesen können. Zu der von Ihnen vorgeschlagenen Uebersetzung des politischen Buchs weiß ich unter den hiesigen Flüchtlingen Keinen, der mir so recht genügte. Johanna, die Sie in Vorschlag bringen, würde auch, wenn sie neben einer Haushaltung von 9—10 Personen und dem Unterricht der Kinder und Schüler, daran denken könnte, nicht bis zu dem erforderlichen Grade des englischen Styls mächtig sein. Es ist das außerordentlich schwer; ich selbst habe nach nunmehr 7 Monaten Englisch zu sprechen noch nicht angefangen, geschweige denn das Schreiben. Wenn überhaupt jeder Tag statt 16 48 Stunden der

Thätigkeit hätte, so könnte man es hier in London weit bringen. Leider ist die Monatsschrift unterdessen auch ins Stocken gekommen, hoffen wir, daß sie sich bald wieder erhebt. Wenn Sie den Plan, Ihr politisches Buch ins Englische übersetzen zu lassen, festhalten, so bin ich natürlich gern bereit, eine Vorrede dazu zu verfassen.

Th. B. Macaulay. 83. Albany London
December 13, 1851

Sir

I beg you to accept my thanks for your very obliging letter and for the volumes which accompanied it.

I have read your history of the Prussian Revolution with great, though not unmixed pleasure. I think that the story is told with great vivacity and eloquence; and to a great extent my opinions agree with yours. I heartily dislike despotism. I dislike the domination of a military caste. I dislike the domination of a caste of official Mandarins. I dislike the domination of a caste of patricians. But I do not agree with you in thinking that in any of the old countries of Europe, supreme power can safely be intrusted to the majority of the population told by the head. That majority is poor and it is ignorant. Being poor, it naturally wishes for relief. Being ignorant, it is naturally disposed to listen to demagogues, who proclaim, that relief is to be obtained by attacking the institution of property. And to you it must be unnecessary to say that any temporary relief which a people can obtain at the expense of the institution of property resembles the relief which they would obtain, in a season of scarcity, by eating of the seedcorn from which the harvest of the next year is to spring. You condemn, and most justly, the extravagances of the Socialists: but you do not. I think, feel, as I do, that any government really based on universal suffrage must, in thickly peopled countries, where great masses of capital have been accumulated and where there is a great inequality of conditions, end in Socialism.

I hope that you will pardon the frankness with which

I tell you my opinion and that you will receive it as a mark of my sincere esteem.

I have procured your Edition of Aristotle's Politics; and I hope soon to be able to find leisure for reading that treatise, the best I think, of Aristotle's works, with your translation. I also promise myself much pleasure from studying your travels. I am sorry to say, however, that I get on but slowly with German, even when it is written as you write it.

I have the honour to be
Sir
Your faithful servant
T. B. Macaulay.

Willibald Alexis. **84.** Arnstadt, 29. Juli 1852.

Geehrteſter Herr Gönner!

Ich hatte es mir für meinen Ruheſitz hier verſpart, Ihnen meinen aufrichtigen Dank für Ihre doppelte Kritik in einem direkten Schreiben auszuſprechen. Sie haben Recht, eine wirkliche Kritik in unſern Tagen kann der Schriftſteller als eine beſondere Gunſt ſchätzen, ob ſie nun billigt oder verwirft, wenn er ſich nur wirklich verſtanden ſieht. Sogenannte Kritiken, ganz lobende, über meinen Roman, die ich hier und da fand, machten mich zweifeln, ob manche unſerer Zeitungsreferenten in der politiſchen Wüſte nicht das eingebüßt, was man ſonſt geſunden Menſchenverſtand nennt. Ein Freund in Berlin, deſſen Urtheil ich ſehr ſchätze, der aber beiläufig geſagt, mit Ihren äſthetiſchen Ausſprüchen ehedem nicht immer einverſtanden war, war von Ihrer erſten Kritik in der National-Zeitung mehr befriedigt als vom Roman, und erklärte, vor einer ſolchen Auffaſſung bekomme man Reſpect, das ſei eine Kritik von Hand und Fuß, und mehr!

Als ich die Feder ſchon in der Hand hielt, ſchickte man mir Ihre zweite Anzeige hierher, (N. Z.) durch welche Sie die Wirkung der erſten für das Publicum wie mit einem Schwamm fortlöſchen. Ich überlas ſie in der tödtenden Hitze des Juli; ich tröſte mich damit, daß Ihre Stimmung vielleicht von der Witterung ähnlich

afficirt war, als Sie, getäuscht, nicht zu finden, was Sie erwartet, Ihren ästhetischen Unmuth auf das Papier ergossen.

Ein Schriftsteller, der über das mezzo del camin di nostra vita hinaus ist, wird sich zu keiner Antikritik irritiren lassen, aber er fühlt das Bedürfnis sich mit einem befreundeten Kritiker in etwas zu verständigen, der ihn so gewürdigt wie Sie gethan.

Bleibe die Frage über die Berechtigung des „Nebeneinanderromans" bei Seite — ich halte die Aufgabe des Dichters so mit dem Stoff, den er zu bewältigen hat, für verwachsen, daß die altenglische Gattung überall beizubehalten, mir als willkührlicher Zwang erscheint; der Roman ist, meiner Ansicht nach, noch nicht fertig ästhetisch cataſtrirt, ihn steht noch eine weite formelle Entwickelung bevor.

Aber ich habe meine Hauptpersonen, meine Helden in diesem Romane — die Cuginus und Wandel. Sie sind nicht Nebenpersonen, die in der Ausführung sich gegen den ursprünglichen Willen breit machen, sondern nach meiner Absicht waren sie von Anbeginn bestimmt, die Helden, die Träger dieses Romans zu sein. So begegnen sie sich schon nach den ersten Seiten auf der dunklen Treppe, tauschen ohne sich zu kennen, bedeutungsvolle Worte, bis sie sich kennen lernend, gemeinsam auf das hinwirken, was das Ziel des Romans ist, eine Vernichtung des Faulen, Morschen, Wurmstichigen, was nicht mehr bestehen kann, aber sie vernichten sich damit selbst, wie es der Staat gethan, dessen Repräsentanten sie sind.

Wie lange hat mir der Roman vorgeschwebt, ohne daß ich ein Medium fand, Träger für diese Zerrissenheit. Erst als ich ein Verbindungsglied zwischen diesen beiden historischen Verbrechern fand, die derselben Zeit angehören, (die Ursinis und Wilster-essen) gestaltete und krystallisirte sich für mich das wogende Chaos von Eitelkeit, Nichtigkeit, barem Egoismus und leerer Philanthropie, von Niederträchtigkeit und Sünde; beide repräsentiren allerdings verschiedene Richtungen, die aber nach demselben Ziele hinarbeiten; ich finde beide Richtungen in dem Saate, der dem Verderben und Untergang geopfert war.

Wer sonst konnte der Träger sein! Ein passiver Held, ein Simplicissimus oder eine Simplicissima, das wäre mir vorgekommen,

wie den Ulmbaum sich auf die Rebe lehnen lassen. Wo aber einen aktiven Helden in dieser allgemeinen Zerfressenheit finden! Entweder müßte es ein ungesunder, selbst schon angefressener sein, wie Prinz Louis, C. Bevillers, und das hätte dem dunkeln Bilde eine noch düsterere Färbung gegeben, oder — ich mußte die Gesundheit und Kraft aus der Zukunft citiren. Einen Romantiker, einen Fichteschen Idealisten wählen, welche Ironie! Ich habe es in Walter von Asten, Stein gethan; ich bin aber zweifelhaft, ob ich davon nicht schon zu viel gewagt.

Gewagt ist auch der Versuch, zwei Verbrecherseelen zu Romanhelden zu machen; das gestehe ich mir ein. Ich gestehe, mir noch mehr ein, ich war von Anfang an besorgt, ob diese beiden sich durchschlängelnden und kreuzenden Cloakenströmungen nicht ein Mißbehagen beim Leser hervorrufen würden. Interessiren kann man sich nicht für derartige Helden, ich kenne das Publicum. Auch legte ich nicht solches Gewicht auf die wenigen Lichtgestalten, Adelheid, Walter etc. noch auf die gefallenen Engel, Louis B. u. s. w., noch auf die ergötzlichen Nebenpersonen und Liebesintriguen, wohl aber hoffte ich, daß das historische Interesse den Leser mit fortreißen, ihn über das Entmuthigende, Peinliche, den Dampf und Dunst aus jenen moralischen Schlammströmungen forttragen würde. Mir war bange für den Eindruck des zweiten und der ersten Hälfte des dritten Theils, dagegen hoffte ich, daß die zweite Hälfte des dritten, und der vierte Theil ein ganz anderes Interesse erwecken und den Leser in höhere Regionen hinaufziehen würde. Ich glaubte, er käme von der Nacht in Potsdam an, von dem Gelöbnis an Friedrichs Sarge, bis zu dem Augenblick, wo alle männlichen Entschlüsse in einem Theaterenthusiasmus verpuffen, bis zu den verschiedenen folgenden Momenten, wo die herbeigerufene Nemesis furchtbar da einschlägt, wo man es am wenigsten erwartet, ich glaubte, sage ich, auch im Leser könne eine Wandlung vorgegangen sein, und er, von einer kleinen persönlichen Theilnahme für leidende Einzelmenschen sich gedrängt fühlen zum Mitgefühl für etwas Größeres; die unsichtbaren Personen, Mächte im Hintergrunde wären allmälig so durchsichtig, consistent und groß geworden, daß man über die Berge am Horizont der Landschaft die Staffage vorn

vergesse. Ja ich glaubte, daß diese Momente, in denen Sie keine Entwickelung bemerken, voller Entwickelung, daß sie die gelungenen Partien des Buches wären; die Einwirkung der herbeigerufenen dämonischen Kräfte, die nur zerstören, der moralische Prozeß, der die Cuginus zur vollendeten Verbrecherin macht, die moralischen Vergiftungsversuche gegen ihre Pflegetochter, die Nemesis, an ihr geübt durch Wandel, die sinnlich diabolisch heilige Kirche der Fürstin, die verschlungenen Arme mit Laforest, das Aufathmen der Anhänger Steins nach reinerer Luft: ich glaubte, daß Alles sich entwickele auf das gemeinsame Ziel hin, den Untergang der in Sünde Geborenen und Gerechten, bis auf den einzigen Wandel, der allein fertig als krystallisirter Egoist unter das Gewicht unfertiger Larvenmenschen von Anfang an gesetzt war. — So kann man sich täuschen! Das ist nicht ironisch gesagt. Welcher Dichter weiß voraus, ob die Geburt noch die Farbe der Empfängnis trägt. Wenn A. Stahr sich nicht selbst durch seinen Unmuth täuschen ließ, wenn er nach seiner reifen, ruhigen Ueberzeugung versichert, das seien nicht mehr Menschen, sondern Figuren, um Begriffe zu repräsentiren, wenn das historische Interesse für ihn nicht das persönliche der Romanhelden überwiegt, so muß ich allerdings zweifelhaft werden, ob ich mein Ziel getroffen. Ihm gegenüber fand ich mich nur veranlaßt, gegen den Vorwurf zu protestiren, daß ich aus Versehen Nebenpersonen zu Hauptpersonen gemacht. Von der Kritik ist aber noch eine Appellation. Wenn auch die große, unhistorische für das Staatsleben gleichgiltige Leserklasse nicht mehr Menschen und Personen findet, um sich dafür zu interessiren, dann ist allerdings mein Buch ästhetisch verdammt.

Aber auch dann, glaube ich, kann es noch seitwärts vor einem andern Forum einen Richterspruch erwarten. Der Kritiker in der Voss. Zeitung (ich lege das Blatt bei, wahrscheinlich Dr. Lindner, Demokrat) scheint ästhetisch mit Ihnen einer Ansicht, es freut mich aber, daß er vor dem großen Publicum einer politischen Zeitung jenes andre Forum zu berücksichtigen für seine nächste Aufgabe hielt.

Nächstens werden Sie den 5. Theil erhalten. Ich hoffe kaum, daß Sie danach auf Ihr erstes Urtheil zurückkommen werden.

V.

1. Die ſieben Schöpfungstage.

Was wir bisher von Bettina's Ausſprüchen mitgetheilt haben, ſo vortrefflich es auch iſt und ſo tief es auch in die unmittelbare Gegenwart der Menſchen und Dinge eingreift, iſt doch nur als das Vorſpiel zu dem eigentlichen Kerngehalt ihres Buches zu betrachten, der auf ganz andern Seiten zu ſuchen iſt. Dieſe wunderbare Frau hat es erfaßt und mit höchſter Klarheit auszuſprechen die Kühnheit gehabt, daß unſere politiſche Freiheitsentwickelung an die Entfaltung der religiöſen Freiheit gebunden, daß die vollſtändige Erreichung der erſten ohne die Erkämpfung der letzten eine Unmöglichkeit iſt.

Hier iſt es nun von dem höchſten Intereſſe, den Weg zu verfolgen, auf dem ſie zu jenem Reſultate gelangt. Wir dürfen uns dabei nicht irre machen laſſen, durch die Kreuz- und Quer-

Die Dinge treiben zur Entscheidung in jenen Wolkenschichten, wo der Einzelmensch für seine Gefühle nicht mehr Athem und Luft findet. Er wird mehr und mehr zum Gliede einer Nothwendigkeit über ihn; für das Persönliche wird der Platz enger. Vide Immermanns Trilogie Alexis; da wandeln zuletzt nur starre Begriffe in schauerlicher Höhe vor uns vorüber.

Dr. Widmann wird Ihnen vorgestern meine Grüße überbracht haben. Hoffentlich sehe ich Sie in einigen Wochen bei einem längern Aufenthalt in Rudolstadt und empfehle mich Ihnen bis dahin als Ihr aufrichtig ergebener

W. Haering.

An Carl Stahr. **85.** Berlin, Morgens 18. 11. 52.

Lieber Bruder.

„Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig!

Die gute geliebte Therese ist todt! Wir sitzen vor einer Stunde beim Frühstück, heiter und froh. Alle die Tage her hatten wir der fernen geliebten, treusten, ja einzig treuen Freundesseele gedacht mit dem freudigen Gefühl, in wenig Monaten sie wieder zu besitzen. Nun gehe ich auf einen Moment in mein Zimmer, mir eine Zigarre holen, da kommt mir Fanny nach — todtenblaß, zitternd, kaum sich aufrecht haltend: „Adolf, ich habe eine furchtbare Nachricht erhalten —! in diesem Augenblicke!" Ich eile zu ihr, wissend wie stark und gefaßt, wie maßvoll würdig sie das Schwerste erträgt — daher ein Schlimmstes bei solchen Worten ahnend, aber doch dies nicht, nicht diesen unersetzlichen Verlust für sie, für mich! Die ebengekommene Nr. 540 der Nat. Zeitung, in die sie zufällig einen Blick geworfen, hatte unter der Rubrik „Verschiedenes" einen Briefauszug mit der Nachricht. In wenig Monaten sollten wir sie wieder haben. Sie hatte in ihrem letzten Briefe — Fanny und sie schrieben sich, wie Du weißt, seit ihrer Abreise von Europa regelmäßig alle Monat — angegeben, wann wir ihr zuletzt schreiben sollten (im October) — kein Tag verging, wo wir ihrer nicht gedachten, noch gestern sagte ich in einer Gesellschaft, die Freude, Therese und Lützow wieder zu sehen ist für mich eine der höchsten Freuden meines Lebens. Und nun!

Soviel Liebe, soviel Güte, soviel Treue, soviel Schönheit sind für ewig eingescharrt im fernsten Welttheil, geendet fern von allen, die sie liebte, fern vom Gatten, fern vom armen verwaisten Kinde! und so nah dem heißersehnten Ziele, das sie seit drei Jahren täglich herbeigewünscht. Ach:

Zwischen Becher und Lippe ist der Weg noch weit!

Lies die Zeitung, aus der wir jetzt allein die Nachricht haben, denn ach! noch droht uns Schreckliches: Die Ankunft ihres eignen letzten an Fanny vor der Reise ins Innere, auf der sie der Tod hinraffte, geschriebenen Briefes, den wir nun jeden Tag erwarten können.

Du bist mein Bruder, bist meines Blutes, und von allen lebenden Männern mir dem Herzen am nächsten. Dir mußte ich's sagen, mich an Dein Herz werfen und Dich bitten: liebe mich, liebe uns jetzt doppelt. Denn soweit die Sonne auf uns nieder geht, haben wir kein treueres Herz besessen, als diese Freundin!

Und der unglückliche Mann, der arme Heinrich!

Ich kann nicht mehr, nicht andres heute denken und sagen!

Adolf.

Fanny Lewald setzte hinzu

Guter Carl! ich bin so ruhig, daß es Adolf unheimlich ist. Ich habe keine Thräne, Nichts! — Grade so war es mir Anfangs bei den Nachrichten vom Tode meines Vaters und meines Bruders, die ich eben so plötzlich erfuhr. Vor dem Gewaltsamen, Unabänderlichen, Unersetzlichen habe ich eben kein Empfinden — sondern nur eine Art ebenso unabänderlicher, gewaltsamer Fassung. — Es ist eben so! — und sie ist todt! — Das sind die einzigen Gedanken, die sich mir eisig unerbittlich vor die Seele drängen. Was ich in ihr verliere, welche Schönheit in ihr untergeht, das weiß im Grunde nur ich allein: ich ganz allein auf der Erde, denn sie war mir offen bis zur Selbstentäußerung — außer Adolf hat mich nie ein Mensch geliebt wie sie, nur mich und mein Bedürfniß im Auge, ohne Anspruch für sich. Ich trug ihr Schicksal im Herzen, wie das eines geliebten Kindes und hatte doch den treuesten Schirm und Schutz an ihr. Wir haben uns sehr geliebt — und gesund

wie sie war, habe ich immer gedacht vor ihr zu sterben. Nun ist sie hin! — und ich hatte so auf unser Wiedersehen gehofft!

Sie selbst dachte nie daran, daß sie in Indien sterben könnte, niemals. Heinrich war mehrmals bedeutend krank, sie nicht. Es wäre auch nicht geschehen, wäre er bei ihr gewesen, hätte er sie unter Augen gehabt — ihr fatalistischer Glaube an ihre unerschütterliche Gesundheit war ihr Tod.

Brockhaus schickte heute einen Brief aus Java. Er ist von einem Waffenbruder Lützows, dem Oberstlieutenant von Schierbrand an seinen Bruder C. v. Schierbrand in Leipzig geschrieben. Aus ihm ersehen wir, daß eine Unvorsichtigkeit die Ursache von Theresens Tode gewesen, verbunden mit der Sorge „andre nicht um ihretwillen aufzuhalten auf der Reise", die sie mit einem Dr. Bürger und dessen zwei Töchtern zusammen machte. Sie war schon krank an Diarrhoe, als sie Batavia verließ, wohin sie von ihrem Wohnorte Surabaija gereist war. „Heiterkeit der Seele (so schreibt der rauhe Schlachtengeprüfte Soldat), Seelengröße und eine würdevolle Ruhe bei einem fortwährenden Sichbeschäftigen mit ihren Freunden haben die Verewigte auch in ihren letzten Stunden nicht verlassen. Nachdem sie mit vollem Bewußtsein von Elise und Anna Bürger Abschied genommen, und schon eine Halbverklärte, Bürger'n noch mehrere Seiten als Vermächtniß an den geliebten Gatten und ihre Freunde in die Feder diktirt, verschied sie. Als der arme v. Lützow am 20. September in Surabaija von der zunehmenden Gefahr unterrichtet worden, ist er sogleich nach Tjilatjap abgereist, nicht ahnend, daß sie bereits schon vier Tage verklärt. Einer Sonne gleich erwärmte und belebte sie Alles, was sie umgab." Wie tief mich diese Nachricht erschütterte, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Sie war mir eine theure, theure Freundin, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird: eine von den Frauen, wie man sie selten in der Welt antrifft.

Adolf schließt:

Ich spreche Dir, geliebter Bruder, immer noch von der Geliebten, Hingeschiedenen, weil es mir Trost ist, zu sehen, daß ich sie so lieb gehabt, daß ich ihren Wert erkannt, und daß auch sie in

ihrem letzten Briefe „des theuren unvergeßlichen Adolf" gedacht. Seit heute iſt nun der leiſeſte Troſtſchimmer des Zweifels, den ich ſo hartnäckig feſtzuhalten ſuchte, dahingeſchwunden. Sie iſt uns verloren für ewig.

Fanny vertraut Dir den letzten Brief der Theuerſten vom 21. Juli — 1. Auguſt. Es iſt der 30ſte aus Java. Kein Poſttag der Overlandmail iſt ausgefallen, ſeit ſie den Fuß auf Indiens Boden ſetzte! Geſegnet ſei die Lotosblume, die aus den Atomen dieſes ſchönen Menſchenleibes emporſproßt am Rande des Indiſchen Oceans, deſſen Wellenbläue an das Ufer ſchlägt, wo ihre Aſche ruht!

Carl Stahr. **86.** Stettin, Himmelfahrt 5. Mai 1853.

— — — — Bei dem Nachruf an Tieck habe ich Deiner lebhaft gedacht. Er iſt wärm und ſchön; aber die Theilnahme, welche Du mit einigen wenigen — Ereigniſſen dieſer Art bezeugſt, iſt fürchterlich vereinſamt. Auch bei uns iſt Tiecks Tod ſpur- und eindruckslos vorübergegangen, wie ſo viele Dinge, in dieſen wahnwitzig herumrollenden Jahren. Man meinte, er ſei ſchon früher dahingegangen. Die ſtumpfſinnige Gleichgültigkeit, mit der in dieſen Tagen, auch das Unerhörteſte hingenommen wird, iſt geradezu fürchterlich. Wir haben doch beide noch Zeiten erlebt, in welchen es ein die Maſſen durchſäuerndes, bewegendes, erhebendes Intereſſe gab, und wenn es auch klein und eng in Deutſchland war, ſo entwanden ſich doch dieſem Leben ſo friſche von allgemeiner Theilnahme lind umſpühlte Manifeſtationen, daß man an den Tagen und Jahren einen Reichthum zu beſitzen vermeinte. Heute packt die Menſchen nichts mehr, es iſt ein Molluskenleben, das reine, zweckloſe, ziemlich ſchwere Athmen rein thieriſcher Selbſterhaltung.

Fanny Lewald an Carl Stahr. **87.** Heringsdorf, d. 17. Auguſt 1853.

Der Beſcheid von Weimar war, wie Adolf es vorausgeſehen hatte. Der Juſtizminiſter ſchrieb in verbindlichſtem Schreiben, daß der Großherzog gar keine Reſolution faſſen könne, da Adolf Olden-

burgischer Unterthan sei. Er möge aber sein Gesuch sogleich dem Großherzog von Oldenburg einreichen, der in diesen Tagen nach Weimar komme, und dann wolle der Großherzog selbst mit Jenem für Adolf Rücksprache nehmen. Darauf hat Adolf an den Minister geschrieben (es ist Herr von Wydenbrugk), daß ein Gesuch um Gnadenscheidung an seinen Oldenburgischen Fürsten ganz unnütz sei, da es eine solche in Oldenburg nicht gäbe, daß aber von Oldenburgischen und Preußischen Juristen eine Ehescheidung in dem Lande als zulässig angesehen werde, in dem der Ehemann domicilirt sei, daß auch Bacheracht in Hamburg vom Senate geschieden worden, obschon er russischer Unterthan gewesen, und daß er seinen Herrn zu gleicher Maßnahme bestimmen möge. Ich habe ein Paar schmeichelhafte Worte für Wydenbrugk hinzugefügt, und meinem Prinzen einen 4 Quartseiten langen Brief geschrieben. Nun muß man sehen, ob das was hilft. Ich erwarte nichts davon, und wir haben dann die Wahl zwischen einer unabsehbaren Menge von staatlichen und gerichtlichen Prozeduren, und zwischen unserer jetzigen Lage. Was ich wählen würde, der Gesellschaft zum Trotz, das weißt Du, und Adolf hängt erst recht an seiner Freiheit mir gegenüber. — Was zu thun unsere Beschränkung uns zwingen wird, müssen wir überlegen.

Fanny Lewald an Carl Stahr. 88. Heringsdorf, d. 19ten August 1853.

. . . . Die Nachrichten aus Weimar sind eingetroffen und gut, so fern, daß der Großherzog seine für unsere Absicht günstige Entscheidung zugesagt hat, jedoch müssen die Zwischenschritte geschehen, und diese zu erleichtern, hat auf seinen Befehl Wydenbrugk einen Privatbrief an Adolf geschrieben, der diese Absicht des Großherzogs und die zur Erfüllung derselben notwendigen Prämissen ausspricht — damit Adolf keine Schwierigkeiten finde, — den Land- und Stadtbehörden gegenüber — diese Prämissen zu erfüllen.

Fanny Lewald an Carl Stahr. 89. Berlin, 20. Sept. 1853.

Es stellt sich nämlich heraus, daß, um die Gnadenscheidung zu erlangen, Adolf Weimarischer Staatsbürger, nicht nur Bürger

einer Stadt werden müßte. Dazu müßte er sein Oldenburgisches Staatsbürgerrecht für sich und die Frau und Kinder aufgeben, und es läßt sich nicht positiv voraussagen, welchen Einfluß das auf seine Pension und die Wittwenpension haben würde, abgesehen davon, daß es uns Allen räthlicher erscheint, in dem wohlhabenderen Oldenburg, als in dem äußerst armen Weimarischen Staate Bürgerrechte für sich und Heimathrechte für die Kinder zu behalten. So hat denn Otto nun Schritte gethan, um zu versuchen, ob die Scheidung nicht auf legalem Wege in Oldenburg durchzusetzen ist, aber wie lange das besten Falls dauern würde, könnt Ihr denken. Adolf und ich waren sehr verstimmt einen Tag lang. Das Gefühl der Leibeigenschaft lag wie Blei auf uns. Nun ist das in dem heitern Verkehr mit den Kindern wieder überwunden.

An Carl Stahr. **90.** Berlin, 2. 12. 53.

Mit Prutz hast Du Recht. Man kann jetzt wie weiland A. Ruge sagen „die deutsche ästhetische Kritik, so weit sie zur Erscheinung kommt, ist niederträchtig". Freilich sie ist ja das Werk dieses jungen Deutschlands, dessen général en chef Gutzkow der Generalissimus der neidischen Niedertracht und Unnatur und Verlogenheit ist. Das deutsche Publikum ist auch ästhetisch durch die verunglückte Revolution gründlich ruinirt, es ist zurückgefallen in die alte, urdeutsche Barbarei, aus der es seine Klassiker mit solcher Mühe emporgerissen hatten. Der realistische Rückschlag gegen ihren Idealismus ist überall dammdurchbrechend hereingefluthet. Wie wäre es sonst möglich, daß es eine Stadt wie Berlin in 50 Jahren nicht weiter gebracht hat, als von Aeschylus-Iffland durch Sophokles-Raupach zum Euripides-Birchpfeiferin. Wie wäre es möglich, daß das ganze Publikum dieser Intelligenzhauptstadt in diesem Augenblicke nichts höheres kennt, als die Birchpfeifersche Waise von Lowood, — in der diese dramatische Flickschneiderin sich

goldne Riemen aus dem Fell
Schnitt der armen Currer Bell!

Schon 10mal hintereinander ward das Stück gegeben und immer noch bei ausverkauften Hause! Ich kenne „Räthinnen" welche fragen: „von wem ist denn „Nathan der Weise"? und aus-

rufen: Wie kann man solch ein altes Ding wie den „Kaufmann von Venedig“ heute noch geben? Diese Deutschen, die Lessing und Schiller, ihre einzigen Dramatiker, verhungern ließen, sie machen eine Birchpfeiffer reich. Denn dies Weib — dessen scheußliche Erscheinung auf der Bühne mit Worten nicht auszudrücken ist, wie sie mit ihrer sittenpolizeiwidrigen Fleischungestalt auftritt, — hat trotz der vernichtenden Kritik aller Urtheilsfähigen mit ihren aus Romanen aus der dichterischen Arbeit anderer Leute zusammengestohlenen Stücken weit über 50—60000 Thaler an Tantièmen verdient und während eine F. Lewald sich Jahre lang abarbeitet, um der Nation ein Kunstwerk zu bieten, das ihr im besten Falle für Jahre lange Arbeit 2000 einbringt, hat dieses Weibsstück von dem einen gestohlenen Stück, das sie in 3 Wochen zusammengeflickt, schneidert, schon nach 4—6 Wochen das gleiche Honorar „verdient“. Wie bezeichnend ist dieser deutsche Sprachausdruck, der jeden Gewinn „Verdienst“ nennt! Und wenn ich an meinen Hettner denke, der jetzt für Gutzkow schreibt (!), so muß ich mir wohl die Schillerschen Worte wiederholen: „Aber was ist dies für eine Nation, in der man sich von den Besten jede Niedertracht verſehen muß!“ —

Fanny Lewald an Carl Stahr. 91. Berlin, 24. März 1854.

Als besten Seegen für das neue Jahr haben wir gestern die Nachricht erhalten, daß Adolf frei, daß die Scheidung seiner Ehe proklamirt ist, und wenn wir uns wiedersehen, werden wir beide verheirathet sein. Otto ist gleich gestern auf dem Stadtgerichte gewesen, um zu hören, unter welchen Bedingungen eine Civilehe möglich ist. Sie existirt aber nur für zwei Preußen, die vorher aus der christlichen Kirche ausgetreten sind, und wenn ich allein austräte, um eine kirchliche Trauung unmöglich zu machen, würde man doch die Civilehe verweigern, weil Oldenburg eine solche nicht kennt. Um uns also nicht in ein Meer von neuen Unannehmlichkeiten zu stürzen, wird kaum etwas Andres als, wie Du, geliebter Carl es nennst, ein ehrliches Festschmieden vom Pfaffen übrig bleiben. Über die Widerwärtigkeiten der Heuchelei, die es für uns ist, werden wir mit Gründen der Nothwendigkeit fortkommen müssen. Es ist für die Stahr'schen Kinder das Förderlichste, für uns das

unabweisliche, wollen wir zur Ruhe kommen, die man denn äußerlich auch nöthig hat, um seines innern Friedens froh zu werden. Wir haben nun, was wir in 8 langen Jahren erstrebt und bleiben wir gesund, schlagen die andern Kinder so gut ein wie Alwin, so haben wir uns nur langes Leben mit und für einander zu wünschen, und daß auch Ihr und unsere andern Lieben uns erhalten bleibet.

Carl Stahr.

92.

Stettin,
Sonntag d. 14ten Jan. 1855.

Dein Torso ist ein vortreffliches Buch. Wenn Deine Leser so denken, wie ich, so werden sie Dir für diese Fülle der anmuthigsten Belehrung Dank wissen, die ihnen in so reifer Verarbeitung zum Theil aus der Unzulänglichkeit schwer zu beschaffender Einzelschriften und anderer theurer Werke zuströmt. Ich lese Dein Buch in besonders glücklichen Stunden, und sehe mit Freuden, daß ich wieder von vorn anfangen werde zu lesen, wenn die letzte Seite ausgelesen sein wird. Es ist beinahe so, als wenn von der gesunden Ruhe, die uns beim Anschauen plastischer Kunstwerke überfließt, etwas in die betrachtende und erhellende Darstellung dieser Objecte übergetreten sei, und zwar nicht allein durch den Stil derselben, sondern durch eine durchwirkende Kraft der Objecte selbst. Beim Lesen dieser Bücher (und ihre Zahl ist nicht groß) beklagen wir unsere Lage weniger, bedauern weniger, daß es uns nicht gestattet ist, mit Hülfe von Kreditbriefen uns dicht vor die Gegenstände hinzustellen; sondern wir sind vielmehr in einer Art — wie soll ich sagen — von realistischer Illusion, so wie sie mich noch immer überfallen hat, wenn ich Goethes Italienische Reisebriefe las. Indessen hält diese Illusion, die im Allgemeinen ihre wohlthuende Wirkung nicht verfehlt, nicht Stich für das Besondere. Nur zu oft stellt sich bei den mit einer — ich möchte fast sagen — Thermometralgleichen Wärme geschilderten Kunstobjecten die Forderung ein, man möchte doch auch sehen, wie die Sachen aussehen, — nach einem Kontour für das Auge. Ein Glück für mich, daß ich manches gesehen habe, in Abgüssen und sonst und auch einen Blick habe in dies und jenes Kupferwerk thun können, sonst würde auch diese Darstellung mir zuweilen Schwierigkeiten bereitet haben. Jemand, der

sich Jahre lang mit diesen Objecten beschäftigt hat, gewinnt kaum eine Vorstellung davon, wie schwer es ist für jemand, der ohne Vorkenntnisse aus einem anmuthig geschriebenen Buche reale Belehrung sucht, sich deutlich zu machen, was er sich bei den Wörtern Sockel, Kranzleiste, Plinthe, Fries u. s. w. vorzustellen hat. Auch sind nicht alle so glücklich vorkommenden Falls in einem griechischen Wörterbuche nachschlagen zu können, um sich über die Bedeutung von Toreutik und dergleichen zu unterrichten; denn es ist ein Glück für Dein Buch und für Dich, wenn die Mehrzahl Deiner Leser, wie noch jetzt immer die Sachen stehen, aus solchen besteht, die kein Griechisch kennen. Denn, mit erheblichen Ausnahmen freilich, in dem Maaße als einer Griechisch versteht, in dem Maaße ist er was das Kunstleben der Hellenen angeht, ohne Geschmack und ohne Kenntniß.

Erfreut ja entzückt hat mich an dem Buch, das, was Dir daran eigenthümlich, ich brauche den Ausdruck, weil ich überzeugt bin, daß Du mit mir den Glauben theilst, daß ein großer Theil unsres Wissens, mit andern und durch andere unser eigen ward, und es uns keine Schande macht einzugestehen, wie viel wir andern verdanken. Das eigentlich eigene ist dann das Letzte, was ein promovens des Ganzen ist. Hierher gehört die vortreffliche Entwicklung von der Originalität der griechischen Kunst. Wie wunderte ich mich hier zu sehen, daß ein Satz unseres braven Moleschott einen Beitrag zur Lösung jener Frage abgegeben hatte, ob die griechische Kunst im Sinne Winckelmanns und seiner Anhänger originell sei, oder nicht. Das ist so recht ein Beispiel von dem Ineinanderweben der goldenen Geistesfäden in dem großen Weltengewebe — oder dem Himmelsblau, bei dem sich die Himmelskräfte die goldnen Eimer reichen — und daran hatte Moleschott wohl nicht gedacht, daß ein Satz von ihm eine Anwendung auf so wichtigem Felde finden würde — denn was er webt, das weiß kein Weber.

An Carl Stahr. **93.** Berlin, 22. Januar 55.

Mein theuerster, geliebtester, wahrhafter, werkthätiger Freund, der treueste Theilnehmer meines Strebens und Wollens, mein un-

vergeßlicher Georg von Hauenschild (Max Waldau) lebt nicht mehr. Vorgestern, den 20. Januar ist er auf Tscheidt, seinem Schlosse gestorben. Ich wußte, daß er krank lag, ein Brief seiner jungen Frau (Rose von Hauenschild, geborene Willy) meldete mir am 11ten in Todesangst, daß er vom Nervenfieber ergriffen sei, doch hatte sie einige Hoffnung. Ich antwortete umgehend, bat dringend um Nachricht, Fanny auch, und so warteten wir in Sorgen bis heute, vertröstet durch das Ausbleiben weiterer Kunde, absorbirt durch die eigene Plage. Da erhielt ich heute früh, aus Fanny's Zimmer in das meine tretend, den an sie gerichteten Zettel Zabels, den ich beilege!

Mir ist als wäre mir ein Arm gelähmt. Seit fünf Jahren kannten wir uns, lebten wir — ohne uns jemals gesehen zu haben! — in der innigsten Herzensgemeinschaft, dachte jeder bei seinem Schaffen gern des Andern. [illegible] er mir gewesen, ersetzt mir in diesem Umfange kein mir befreundeter Mensch unter den Lebenden. Er liebte mich innig und aufrichtig und so weit wir auch in gewissen Kunstansichten auseinander gingen, im letzten höchsten Ziele allen menschlichen Strebens waren wir einig und Eins, wie ich es mit Dir bin. Es war mir ein Genuß, ein Entzücken und ein Ansporn zugleich, daß er meine Arbeiten liebte, mit Verständniß und tiefer Empfänglichkeit auf sich wirken ließ und seine bewundernde Freude an dem Erreichten überall gern und offen aussprach. Keiner hat je mein Wesen so richtig aufgefaßt und seine Mängel und positiven Eigenschaften so scharf und klar dargestellt, als er in der Uebersicht meiner Arbeiten, die er (irre ich nicht im Jahre 1851) in dem Brockh. Bl. für liter. Unterhaltung gab. Seine Anzeige meines Torso in der Kölnischen Zeitung — so viel ich weiß, das letzte was er geschrieben — hat mir dankbare Thränen entlockt und sein Widmungsgedicht zur 2ten, ganz umgearbeiteten Ausgabe der Cordula (die ich bis heute nicht erhalten habe) die er mir gleich wie die erste zueignete, ist wohl das Innigste, was er überhaupt gedichtet. Wenn Du — wie ich Dich bitte — diese Sachen liesest, so wirst Du einen Theil meines Schmerzes verstehn, — und doch nur einen Theil. Er war als Autor, als Dichter, historischer Kritiker, vielleicht Literaturhistoriker ein Werdender, in der Ent-

sprünge, in denen ihre Gedankenarabesken sich durcheinander schlingen. Diese Unordnung ist nur die nothwendige rhythmische Tanzbewegung, in welcher diese moderne Pythia daherzuschreiten liebt. Das religiöse Glaubensbekenntniß, welches die Berliner Censur einer Frau abzulegen gestattete, enthält die schärfsten Consequenzen, zu denen sich in unserer Zeit die Philosophie fortgetrieben hat; in diesem Buche sind Strauß und Feuerbach zusammen enthalten.

Sie beginnt mit der Darstellung ihres Unglaubens an die sieben Schöpfungstage in der Bibel; denn grade aus diesem Unglauben, an so „kindische Ansichten“ hat sich ihr ganzer Begriff reformirt, weil es grade die einfachsten Ansichten sind die einem die Wahrheit predigen. (S. 79.) Ueberhaupt steht der verständige Zweifel über dem blinden Glauben, „denn wer über eine Sache nachdenkt, der hat allemal ein größeres Recht an die Wahrheit, als wer sich von einem Glaubensartikel auf's Maul schlagen läßt. Ich möcht' wissen, ob die Wahrheit sich nicht eher dem hingiebt, der mit Eifer um sie wirbt, als dem, der ihr den Rücken dreht und sagt: „Nun ja! es ist schon gut, alles ist abgemacht im Glaubensartikel; belästige mich nicht mit deinen Wahrnehmungen — ich hab' schon Müh' genug, an den ewigen Wahrnehmungen fest zu halten, käme mir nun gar noch ein Zweifel, so hätt ich kein Brett, ja kein Strohhalm um mich in dem schwankende Meer festzuhalten.“ Ei Narr! warum willst du dich festhalten? laß los, du kannst allein schwimmen, aber lehre deine Glieder bewegen und helf' dir, und seh' was das für eine Selbstheit erwirbt, wenn man alles lernt berühren und um und umdrehen von allen Seiten.“

So lehrt sie denn auch die Betrachtung der Natur, die auch dem Chemiker und Physiker nur durch ewig fortgesetztes Zweifeln und Forschen sich weiter und weiter entfaltet, daß

wickelung begriffener; aber er war vollendet als liebenswürdiger, edler Mensch, hilfreich wie keiner den ich gekannt, mit einer selbstverleugnenden Aufopferung, die mir nie vorgekommen, und von der ich selber nur in früheren Jahren einen ähnlichen Zug besessen. Er war glücklich in der Anerkennung, liebevoll gerecht auch wo er übersah, immer bereit ins Gleiche zu setzen, zu fördern, zu berathen, zu helfen, eigne Arbeit bis zur Verschwendung an fremde Leistungen (Daumer, Schefer) verwendend, neidlos bei großer Liebe zum Ruhm. So steht er vor mir in diesem Augenblick, wo ich von Thränen umdunkelt diese Zeilen schreibe, und so wird er immer vor mir stehen, so lange ich selbst noch seiner zu gedenken vermag. Kaum Einer seiner zahlreichen Briefe an uns, den nicht irgend eine Freundlichkeit, ein Geschenk, ein Buch, ein radirtes Blatt, eine Zeichnung oder sonst etwas begleitete. Kein Geburtstag, den er vergaß, keine Verwendung an ihn für andre, die ihm zuviel war. Und dies edle, schöne liebevolle Menschenbild ist hin, ist todt, ist „Würmerspeise" — so jung — nicht 33 Jahre alt — so hoffnungsreich, sein blühendes Weib Wittwe, sein Max eine Waise (wie liebte er das Kind! Lies es in seinem Widmungsgedicht an mich in der neuen Cordula) — seine großen Arbeiten, seine schönen Pläne unvollendet, er selbst dahingerafft im gährenden Werdeflusse, ein schäumender Most, der das Gefäß zersprengt, im dunklen Keller verrinnend auf der schwarzen Erde, ohne zum klaren, edlen Weine geworden zu sein! Mir ist das Herz so zerrissen, daß ich Trost fände, könnte ich an seinem Todtenlager stehn und ihm den Zoll meiner Thränen nachsenden auf seine entseelte Hülle, welche sein Weib, seine alte, von ihm so verehrte Mutter, seine Schwestern händeringend umstehen.

Es ist ein furchtbares Wort, das Wort von Patroklos, der erschlagen und Thersites, dem zurückzukehren vergönnt wird! So habe ich nun Therese, Echtermeyer und nun ihn verloren und die Lumpen, die ich missen könnte, bleiben! Wo ist mein Kobbe, den ich so geliebt, Starklof, Stieffel und so manche andere! — — Wie herzlich hat er mit uns gelitten in der langen Zeit der Trübsal, und grade in der Stunde, wo ich ihm zu seiner Herzensfreude melden wollte, daß endlich Alles dem Abschluß nahe, daß am

6ten Februar, wenn nichts Unerwartetes dazwischen komme, Fanny und ich uns vor dem Altare finden werden — da trifft mich die Kunde, daß sein Ohr längst dieser Botschaft verschlossen ist! Wie oft habe ich ihn gebeten: „endlich einmal zu uns zu kommen, daß wir uns sähen, ehe einer dahinginge." Noch im letzten Briefe, den er, wie seine Frau schreibt, „mit wahrem Entzücken gelesen", in dem ich ihm dankte für seine treue Freundschaft — wiederholte ich die oft gethane Bitte. Nun ist er hin, und sein sanftes Bild, das vor mir hängt, schaut mich umsonst an mit den tiefen, schwermüthigen, geistleuchtenden Augen, die ich nimmer sehen sollte!

Fanny fügte am nächsten Tage Folgendes hinzu:

Was Hauenschild uns war, ist uns Niemand unter unsern litterarischen Zeitgenossen, und es ist auch keiner von Allen, die wir bis jetzt kennen, der es uns werden könnte. Seine Schönheit bestand für mich darin, daß er mit keinen grellen Conflikten im Leben zu thun gehabt hatte, obschon er sie kannte, begriff und überall zur Hand war ihnen abzuhelfen. Er war nicht von Weltschmerz zerrissen, durch Nichts verbittert, man fand nie eine schmerzende Narbe an ihm. Darum war der Verkehr mit ihm leicht — und er war so liebevoll, sehr mitgenießend, sehr werkthätig, sehr bemüht, andern kleine Freude zu machen, was ein viel größeres Verdienst ist, als der Wunsch Andere glücklich zu machen. Dies kann man fast nie, jenes fast immer, wenn der gute Wille dazu da ist, und daß er diesen hatte, war mir das Sympathische an ihm, das worin ich mich immer wiederfand. Er wußte es, daß seine Arbeiten mir nicht zusagten, aber er nahm auch das liebevoll hin, ohne weniger Theilnahme dadurch für meine Arbeiten zu haben. — Ich machte gegen seine launenhafte, willkührliche Produktion von Anfang an gegen Adolf heftige Opposition, ich wies ihn ganz und gar zurück — und Adolf hielt an ihm und gewann an ihm, was er an keinem seiner Kinder hat, einen ebenbürtigen Geist, ein enthusiastisches, liebevolles Herz wie das eigne, das sich mit kindlicher Liebe, mit rührender Unterordnung und Verehrung an ihn hingab. Adolf verliert einen Sohn seines Herzens an ihm und wird ihn lange und schwer vermissen: und mein Hoffen

in nur darauf gerichtet, daß neue junge Freundschaft Adolf von irgend einem der jungen Freunde Hauenschilds, als schönes Erbe begegnen soll. — Wenn ich denke, daß keine Briefe mehr aus Tscheidt kommen werden, keine von uns so genannten „Riesenschlangen" — Briefe, die er in sechs, acht kleinen Briefen ankündigte, an die wir zuletzt gar nicht mehr dachten, und die dann 30, 40 Seiten stark, mit einemmale doch noch kamen — regelmäßig gefolgt von verschiedenen kleinen Zetteln, Tag auf Tag, da er dann immer noch Etwas vergessen hatte, so fühle auch ich die Lücke in unserm Leben schwer und tief. Indeß ich bin schon dahin gekommen, wie ein alter Soldat, es mit Ruhe anzusehen, wenn links und rechts mir die Liebsten fallen, und ich begreife das kalte: „Der liegt!", wobei einem doch das Herz wehe genug thut. Erst mein 30jähriger Bruder Moritz, dann meine schöne, gute Therese, dann der treue Cecilinger — — und der Abfall so vieler Lebenden! — Ich sehe dann nur noch auf das, was mir bleibt; sehe in diesem Augenblicke nur auf meinen Adolf und mein Kummer über den Tod des schönen Hauenschild geht unter in der Sorge um den geliebtesten Mann, der unwohl, nervenangegriffen von dem bösen Geschwür, das noch gar nicht heil ist, diesen schweren Verlust in sich durchzukämpfen hat und mit sichtlich aufreibendem Schmerze davon erfaßt ist. Gott gebe, daß er sich erst wieder aufrichtet, daß er es erst wieder überwunden hat.

Welchen schwarzen, schweren Schatten dieses Ereigniß auf unsern Hochzeitstag wirft, fühlst Du mir nach. Der Schimmer von Freude, der für uns bei diesem Abschluß unserer Lebensverhältnisse, als traditionelle Reminiscenz noch übrig sein konnte, ist nun damit verwischt und hin. Unsere Trauung wird, wenn nicht irgend ein Hinderniß, Krankheit oder sonstiges Mißgeschick dazwischen kommt, den 6ten, heute in vierzehn Tagen, Abends 7 Uhr, bei Otto's sein. Es werden 4, 5 der uns nächst befreundeten Männer und meine hiesigen Geschwister dabei sein, dann werden wir ein Abendbrod haben und nach Hause fahren. Dich bitten wir nicht zu kommen, denn das kostet Dich Zeit und darum doppelt Geld, aber trinkt den Abend auf unser Wohl und betet mit mir zu dem Schicksal, daß es uns nach all den Lebenskämpfen vergönnt sein

möge, noch eine Weile bei einander zu bleiben, und daß ich dann meinen Adolf überlebe, denn — er könnte hundert Frauen finden, berühmt, geistreich, lieb, wie er es ist — mich und ein Aufgehen in ihm, wie ich es habe, findet er nicht wieder, und ich möchte nicht, daß er wieder entbehren sollte, was ihm nun zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden ist. Wenn ich ihn gestern und heute so traurig sehe, so sage ich mir zum Troste immer: Er hat mich ja noch! — Aber ich bin selbst recht traurig, mehr als ich sage und Adolf sieht. Mich faßt der Zorn über unsere Endlichkeit, die Empörung gegen diese Nothwendigkeit in solchen Stunden immer an, und ich frage mich: an welcher infamen Misère wird man denn selbst einmal zu Grunde gehen?

Gustav Freytag. **94.** 20. Juli 1855.

Hochverehrter Herr!

Wenn ich Ihnen erst jetzt meinen Dank für die große Freundlichkeit und Liebe sage, welche Sie mir bewiesen haben, so entschuldigen Sie das mit dem unruhigen Wanderleben, das ich in den letzten Monaten zu führen genöthigt war. Ihr Brief kam mir hart vor meiner Abreise von Leipzig, ich habe ihn die ganze Zeit in der Tasche mit mir herumgeführt, und benutze jetzt die erste Rast, welche mir vergönnt ist, um Ihnen zu sagen, daß Ihr großes — wohl nur zu warmes Lob meiner letzten Arbeit mir besonders deßhalb so große Freude gemacht hat, weil Sie zu der kleinen, stillen Gemeinde gehören, welche Urtheil und Gründlichkeit der Bildung und Freude an dem Geschaffenen in einer Zeit vertritt, in welcher die beste Kraft der Nation nicht vorzugsweise im Reiche der schönen Litteratur sich bethätigt.

Es ist mir nicht immer das Glück geworden, in dem was unsere Seelen am lebhaftesten erregt hat, mit Ihnen und Ihrem Gemahl auf einer Seite zu stehn. Immer aber habe ich die Empfindung gehabt, wie sehr Schade das war. Denn Sie Beide sind uns Deutschen in dem Kreise der Schaffenden immer unter den Ehrlichsten und Besten gewesen, und was ein gebildeter Stil und eine einfache, wahre Darstellung heißt, das haben Sie beide Jahre lang dem Volk unter den Poeten fast allein gezeigt.

Es ist eine freudenarme Zeit: das Alte ist todt und das Neue noch zu schwach, sich zu tummeln. Aber es ist doch eine erfrischende, stärkende, hoffnungsvolle Zeit, welche den Kranken, denen noch Lebensfähigkeit inwohnt, zur Genesung hilft und die Gesunden behütet, weich und schwach zu werden. Das Herz hat zu lieben und tüchtig zu hassen und der Wille hat ein hohes und so edles Ziel, daß uns manche spätere Zeit darum beneiden wird. Dazu helfen, daß die Nation fühlt, wie tüchtig sie ist, und daran arbeiten, daß wir, die geistesfreisten Individuen der Welt auch zu einem respectabeln Staatsleben kommen, das ist doch unser aller Pflicht. Was ich etwa schreibe, schreibe ich dafür. Ich weiß recht gut, daß mich das verhindern wird, selbst den Grad von poetischer Schönheit zu erreichen, den mir mein Talent etwa zu erreichen erlaubte. Aber ich bin stolz und glücklich bei dem Gedanken, daß das für mich und die Deutschen jetzt sehr wenig ausmacht. Unser Stichwort ist, ehrlich und eifrig sein, die hinter uns kommen, mögen ihre Aufgabe lösen.

Sehr wünsche ich Sie und Ihre Frau Gemahlin bald einmal in Berlin zu begrüßen. Unterdeß bitte ich Sie, das gütige Wohlwollen, welches Sie mir geschenkt, auch zu erhalten

Ihrem aufrichtig ergebenen

Freytag.

Siebleben bei Gotha, 26. Juli 1855.

An Alwin Stahr. **95.** 29. Januar 56.

Aber Du, mein Sohn, wirst wunderbare und vielleicht schreckliche Dinge erleben, wenn der Tag der Vergeltung kommt, der nicht ausbleiben kann, und an dem es wohl heißen wird, wie mir einmal mein Rudolstädter Miethskutscher sagte: „Wer dann keinen eisernen Kopf hat, mag sich hüten aus dem Fenster zu gucken!“ — Kommt in Paris wirklich der Frieden zu stande, woran, wie ich neulich in einem Briefe A. v. Humboldts las, dieser vielerfahrene Alte zweifelt, was immerhin bemerkenswerth ist, so sehen wir noch schlimmerem Druck entgegen, wenn nicht dort einmal der Dampfkessel springt, dessen Sicherheitsventile Louis Napoleon

alle geschlossen hält. Geschieht das aber nicht und behält Rußland nur 15—20 Jahre Zeit, während bei uns die Reaktion oben auf bleibt, dann ist Europa's Schicksal und zunächst Deutschlands entschieden und kein Gott kann das letztere davor erretten: russische Provinz zu werden. Vielleicht wirst Du dies Blatt, wenn ich nicht mehr bin, dereinst in Amerika wieder lesen: dann denke daran, daß Dein Vater es mit todestrauriger Seele niedergeschrieben hat, weil er jetzt erlebt, daß alle Bestrebungen seiner besten Zeitgenossen, dies Schicksal abzuwenden und Deutschland zu einer Wirklichkeit, die Deutschen zu einem Volke, und zwar zu einem freien Volke zu machen, gescheitert, und wir weiter vom Ziele sind, als vor einem Vierteljahrhundert! — Inzwischen wollen wir nicht verzagen.

An Alwin Stahr. **96.** Berlin 15. März 56.

Mein Urtheil über Heine liegt in den Schlußworten meines Artikels und dies Urtheil ist ein gerechtes und würdiges. Heine hat zuviel in seinem Leben gefrevelt, als daß er bei seinem Tode ein reines Gefühl erregen könnte. Er erndtet, was er gesäet und es ist kein schlechtes Zeichen, daß die allgemeine Stimme keine weichherzige Empfindung für ihn hat. Als Mensch und Charakter war er sittlich bodenlos. Seine Eitelkeit, die bis zur Tollheit ging, war der Götze seines Lebens. Von der sittlichen Größe eines Lessing, Goethe, Schiller, ja selbst von der strengen Ehrenhaftigkeit eines Immermann war kein Funke in ihm. Er war von einer unberechenbaren Bösartigkeit, wo seine Eitelkeit ins Spiel kam und das Verdikt bei seinem Grabe ist kein ungerechtes. Seine besten Lieder — es sind deren nicht viele — werden unsterblich fortleben, er selbst wird keine erfreuliche Erscheinung als Ganzes in der Geschichte unsrer Litteratur des 19. Jahrhunderts bilden. —

Fanny Lewald an Alwin Stahr. **97.** 13. November 56.

Ich habe die Briefe Deines Großvaters gelesen, der mir dadurch unendlich lieb geworden ist. Es ist Deines Vaters klares, unbestechliches Urtheil, seine Welt- und Menschenkenntniß darin, sein leicht sich an Kleinem erfreuender, zufriedener Sinn, und wenn

ich bedenke, daß dieser Mann aus der Armuth hervorgegangen, sich das Alles in beschränkten Verhältnissen angeeignet, und durch eine mehr als 20jährige, unglückliche Ehe mit der 2ten Frau, erhalten hat, so verehre ich es noch mehr. Seine Klagen über diese Ehe, die immer mit 2, 3 Worten abgemacht werden und die er nie gegen Jemand, als gegen den Vater laut werden lassen, werden in seinen alten Tagen, wo er ein Siebziger über seine schwere Geistes- und Herzensvereinsamung klagt, gradezu herzrührend. Sein ganzer Trost, seine ganze Liebe, sein Lebensglück ist der Vater und seine ganze Hoffnung ist die Aussicht neben und bei Vater zu leben und sich von ihm die Augen schließen zu lassen, nur daß er ihm die Frau nicht aufbürden will. Du mußt die Briefe durchaus sehen und lesen, wenn Du hier sein wirst, denn auch Deiner und Deiner Erziehung denkt er freundlich und mahnt zur Strenge, da Du wohl sein lebhaftes Temperament ererbt haben würdest.

An Alwin Stahr. **98.** Berlin 26. Februar 57.

Herr H. G. Lewes hat mir bereits geschrieben, ist mir sehr dankbar für die Anzeige seines Buchs, und sagt von meinem Torso in seinem Brief: We read with *delight* your second volume of Torso and I have made *Monti*, the great sculptor, happy by directing his attention to the book. He is writing a history of Sculpture and says, that except Lessing you are the one German writer on Art he can thorougly admire. Das ist nun nach Rauchs ehrenvollem Urtheil über mich der zweite Beweis, daß ich mit meinem Buche da gefallen, wo ich vor allem Beifall haben wollte. Ich denke mit Sehnsucht nach Italien. Es sind schon so viele dahingegangen, mit denen ich vor — ach schon 12 Jahren dort glücklich gewesen! Der liebenswürdige Bildhauer Heinrich Kümmel, der geniale Hallmann, die anmuthige Frau Götzloff, die mir in Neapel die Neapolitanischen Volkslieder sang, der brave Kaufman Hector Marstaller und seine freundliche junge Frau, der schöne Maler von Schüßler, auch der wunderliche Emil Braun, mit dem ich mich dort in literarischer Fehde getummelt, der alte Kammerherr von Schwanefeld und der allbekannte hannover'sche Minister Kestner, in deren Häusern ich in Rom Gast-

lichkeit genossen, der edle Russe Iwan Gallahoff, der einzige Russe, den ich lieb gewonnen habe — Italien und Rom ist auch für mich nach 12 Jahren schon ein Kirchhof geworden! Und doch sehne ich mich danach es wiederzusehn, die Stätten wiederzusehen, wo ich so unsagbares Glück, und so schweres Leid genossen und getragen, und wo ich die höchste Erfüllung meines Lebens gefunden habe. Nichts Glücklicheres könnte mir begegnen, als unter den Trümmern einer drittehalbtausendjährigen Vergangenheit einmal an der Seite unsrer besten Fanny mein Leben zu beschließen und nachdem ich Euer Loos in der Welt gesichert gesehn, mich an der Pyramide des Cestius zur Ruhe zu legen!

An Alwin Stahr. **99.** Berlin 3. April 57.

Was mich in meinem Alter am schmerzlichsten trifft, ist die Wahrnehmung, daß alle rein idealen Interessen den Menschen meiner Nation täglich fremder werden. Am sichtbarsten ist dies in der sogenannten „schönen Litteratur", wo die reine Industrie, fabrikmäßige Produktion immer vorherrschender wird und selbst die ersten Namen derselben huldigen, so daß Fanny und ich uns oft diesem Treiben gegenüber recht einsam fühlen. Und ist es nicht ein schlimmes Zeichen für den gesunkenen Geschmack der Nation, daß im Ganzen Fanny's Arbeiten — obschon sie sicher mit das beste sind, was diese letzten 2 Jahrzehnte hervorgebracht haben — doch keineswegs auch nur halb den materiellen Erfolg und die Anerkennung haben, die sie verdienen? Der Geschmack am weichlich Sentimentalen, Unwahren und Unnatürlichen auf der einen und das gemeinste stoffliche Interesse auf der andern Seite (Frau Mundt z. B., die in 10 Bänden einen Roman: Friedrich der Große geschrieben hat, schreibt jetzt einen in 16—20 Bänden über Napoleon) nimmt überhand und damit und daneben zugleich eine Geringachtung und Vernachlässigung aller Kunstform, die doch das erste Bedingniß einer künstlerisch schönen, in sich vollendeten Leistung ist. „Unterhaltung", „Zeitvertreib" im wörtlichen Sinne, Witzhascherei, das sind die Götter, denen dies in materieller Genußsucht, Ideenlosigkeit und Begeisterungslosigkeit für edle geistige Güter versunkene, halb verliederlichte, halb pietistisch verdummte und gradezu

verstumpfte Zeitalter opfert und nachjagt, während es allen Kampf um die eine große, alles umfassende Idee der Freiheit des Menschengeistes und des Menschenlebens aufgegeben zu haben scheint.

An Alwin. **100.** 28. Mai 57.

Den Tag, ehe wir hierher fuhren, hatten wir noch drei merkwürdige Besuche. Zuerst ein holländischer Professor de Vry (Vrey gesprochen), Fanny's Reisegefährte auf ihrer Reise durch Schottland nach Insel Staffa im atlantischen Ocean. Er geht nach Indien, wo er als Direktor eines von der holländischen Regierung neu begründeten Instituts für chemische Untersuchungen der Tropenprodukte auf Java angestellt ist, kam, um Humboldt den 87jährigen noch einmal zu sehen und von seinen Europäischen Freunden vielleicht auf immer Abschied zu nehmen, geht von hier nach England zu gleichem Zwecke, und im September mit Overlandmail, Preis 1800 Gulden, nach Java, blieb von ½5 bis ¼7 bei uns. In Java findet er einen wissenschaftlichen Freund, den berühmten Chemiker Junghuhn (preußischer Flüchtling). Dann kam ein Römer Don Alessandro Calandrelli, vor 1848 Chef der päpstlichen Artillerie, in der Revolution von 1849 eine Zeit lang Minister des Kriegs in der Regierung der „römischen Republik, einer der heldenmüthigen Vertheidiger Roms gegen die Franzosen, später gefangen, angeklagt von der päpstlichen Regierung, von der Inquisition zum Tode verurtheilt, zu lebenslänglichem Kerker begnadigt, vier Jahre in den grausen Kerkern von San Michele in Rom und zwei Jahre auf den Galeeren in Ancona, in Ketten, in feuchten Kasematten mit geschorenem Haar, wie ein Raubmörder, befreit endlich durch Verwendung Friedrich Wilhelms IV., der seinen Vater kannte, der in Berlin Hofgraveur und ein sehr geschätzter Künstler im Gemmenschneiden war. Er giebt jetzt hier Italienischen Unterricht, lebt dürftig in einem Dachstübchen, hat Vermögen, Stellung, Zukunft, Heimath, Blut, Gesundheit, Alles der Sache der Freiheit seines Vaterlandes geopfert, und sagte doch beim Erzählen von der Zeit der sechs Monate republikanischer Freiheit, und von dem Heldenkampfe seiner Römer gegen die Uebermacht der französischen Schergen: Ich habe mir eine Grabinschrift gemacht und die lautet:

ho vissuto sei mese! (d. h. Ich habe sechs Monate gelebt.) Er blieb von 6—11 Uhr Nachts und nie werde ich diese Stunden vergessen. Da er nur sehr gebrochenes Französisch und so gut wie gar kein Deutsch sprach, so zog ich es vor, ihn seine herrliche Muttersprache reden zu lassen und mich selbst wieder in derselben zu versuchen. Seine Erzählung von dem Heldenmuthe der kämpfenden Römer, deren letzter Ruf im Tode ein viva la reppublica! war, von seinen Kanonieren, die, von seinem Bruder kommandirt, einmal 18 Stunden lang ununterbrochen im feindlichen Kugelregen das Feuer ihrer Geschütze unterhielten, welche oft dem Zerspringen nahe stets mit nassen Umschlägen um die glühenden Röhren gekühlt werden mußten, von dem letzten Kampfe, wo Mann gegen Mann mit Kolben, Schwert und Messer rang, von dem 16jährigen Tambour, der auf der Mauer reitend 10 Franzosen mit ihm zugereichten Büchsen erlegte, bis endlich ein halb Dutzend Kugeln ihn zerrissen hinabwarfen, von den römischen Artilleristen, die als sie ihre unbrauchbar gewordenen Stücke zurück lassen mußten, dieselben mit Thränen umarmten und küßten — dies Alles erzählt in der herrlichen Sprache seines geliebten Landes mit dem Feuer der Begeisterung in dem bleichen Gesicht, umschattet von kohlschwarzem Haar, aber voll Spuren des Leidens, machte auf uns beide einen unsagbaren Eindruck. Einmal sagte er von diesen Kämpfen sprechend „Oh! c'era un' Iliade und ich lernte in den Tagen den Homer verstehn!" Sein Bruder hatte sich nach der Uebergabe Roms fortgerettet und trat in türkische Dienste, wo er als General der Artillerie in Erzerum vor zwei Jahren der Cholera zum Opfer fiel. „Die Türken haben Trauer um ihn getragen," sagte er „aber noch mehr als das türkische Heer hat Italien an ihm verloren!" Calandrelli arbeitet gegenwärtig an seinen Denkwürdigkeiten und einer Geschichte der kurzen, römischen Republik. Natürlich will er, d. h. kann er jetzt davon nichts herausgeben. Seine wenigen Mittheilungen von seinen Leiden waren herzergreifend. Er hat einen kleinen, seiner Schwester gehörenden Hund mitgebracht, der sein Leidensgefährte im Kerker gewesen ist. Es war eine Gnade, daß man dies zuließ: L'unico conforto nella mia miseria. Oft wenn in seiner engen Zelle in der stickenden Sommerhitze das arme

„Alles was als Glaube feſtgeſtellt iſt, nur dazu da iſt, um unſern Zweifel daran auszubilden, und uns zu Selbſtdenkern umzuſchaffen;“ d. h. aller Glaube iſt nur dazu da, um in ein Wiſſen verwandelt zu werden.

„Und Gott iſt nicht neidiſch, für ihn giebt es kein Mein und Dein. Der Forſcher deſſen Zug aufwärts ihn triſt, „aufwärts! zu Dir alliebender Vater!“ ſollte Gott gegen den „Alarm blaſen laſſen?“ Denkt Ihr Euch denn Gott nicht beſſer, wie Euch ſelber, die ihr alle Augenblick einen Proceß habt um einen Grenzſtein?“

„Freiheit in allen Gliedern iſt die Hauptbedingung von einem tüchtigen tapfern Soldaten, — — ebenſo iſt's auch mit dem Geiſt, wie ſoll der Gelenkigkeit kriegen, wenn er ſeine Glieder nicht regen kann.“

Alſo die Frau Rath glaubt an die ſieben Schöpfungstage mit ihrem Schlußruhetag nicht, (und an den letzten gerade am wenigſten) weil ſie es für eine Feſſel hält, für ihre Geiſtesfreiheit ſich etwas anders zu denken, was ſie vielleicht näher mit ihrem Schöpfer zuſammen brächte. Und was dieſen Anfang ihres Unglaubens betrifft, ſo antwortet ſie, daß es erſtens ganz einerlei ſei, welche Geiſtesfeſſel man zuerſt abſtreifelt, und weil es grad das erſte war, was ihr in der Bibel aufgefallen, ferner weil es doch gar zu lächerlich, etwas glauben zu ſollen, wovon kein Menſch Rechenſchaft kann geben, weil Niemand dabei war und auch Niemand behaupten will, es wär ihm offenbart werden.

„Wenn jetzt einer kommt, und ſagt: ich bin da oder dorther, was er doch wiſſen kann, mein' ich, da heißt's gleich: Ich glaub' dir's nicht, du mußt erſt Leib und Seele verſchwören, daß es wahr iſt und einſtweilen wirſt du in Priſon geſteckt, bis wir heraus haben, daß du gelogen haſt.“ Ein anderer Grund aber weshalb ſie grade mit den ſieben Schöpfungstagen den Anfang

Thier zu seinen Füßen auflechzte nach der hohen, schmalen Öffnungsspalte, durch die allein etwas Luft und Licht in seine Nacht drang, „dann rückte ich," sagte er „meinen Holzschemel an die Wand, nahm die arme Kreatur und hob sie, so hoch ich konnte, gegen die schmale Maueröffnung, damit es sich ein wenig an der Luft erfrischen könnte, zu der ich nicht gelangen konnte!" Das Thier hat er hierher gebracht, meist in seinen Armen. „Manchmal," sagte er „hat es mich am Leben erhalten, weil ich dachte, was soll aus der armen Kreatur werden?" Als ihm der Schergenhauptmann, dem er selbst früher in der Revolution das Leben gerettet hatte, die Handschellen (manette) anlegen ließ, rief ihm der Elende höhnend zu: queste ti faranno huomo! (d. h. Dich Mores lehren.) „Wir sind zu mild gewesen gegen unsre Feinde," sagte Calandrelli, als er dies erzählte und fuhr dann nach einer Pause fort: „Wir haben sie, wenn sie sich bekehrt stellten, wie Brüder behandelt und ihnen vertraut. Wenn ich aber je wieder zurückkehren sollte und ehe ich sterbe, den Tag der Freiheit sehe, dann werde ich denen, die mich dann unerbittlich nennen werden und vor allem jenem falschen Verräther zurufen: son le manette chi mi han fatto huomo!" Man hatte ihn mit einem gewöhnlichen Verbrecher zusammengeschmiedet, aber dieser tapfere Republikaner sah eine Ehre, keinen Schimpf in den Fesseln, die er für seines Vaterlandes Freiheit trug und sagte das seinen Richtern ins Angesicht. Nur als man ihm „come a un servo" Haar und Bart abschor und ein Priester, der mit im Hofe stand, sein abgeschnittenes langes schwarzes Haar ergriff und es mit den Worten in die Luft schleuderte: „Da seht Ihr (er wandte sich an die zuschauenden Soldaten) die republikanischen Helden in dem Kostüm, das sie verdienen! Mögen sie so in alle Winde zerstreut werden von Gottes Zorn, wie dieses Haar!" da fühlte er sich von einem Gefühle der Beschimpfung und Wuth ergriffen, wie er es nie zuvor empfunden hatte. Ihr Gefängniß war so grausenhaft, daß er sich noch jetzt, als er davon sprach, zuweilen das Gesicht mit den Händen schaudernd bedeckte. So feucht waren diese Kerker, daß seine Augenbrauen ihm, als er das Gefängniß verließ, über die Augen hinabhingen, sein Leib abgemergelt war, wie ein Skelett, verkommen in Unrath und Elend und

nur seine abgehärtete, mit dem Einfachsten sich zu begnügen gewohnte Natur, das Resultat „einer spartanischen Erziehung" von Seiten seines Vaters, hat ihn am Leben erhalten. Er ist jetzt 50 Jahre alt, hat aber noch fast kein graues Haar und die herrlichsten Zähne, aber er leidet an einer schweren Kopfwunde und in Folge des Gefängnisses an den Augen und Füßen.

Der dritte Besuch war seltsamster Art. Vormittag 11 Uhr klingelt's heftig. Fanny öffnet, da das Mädchen nicht bei der Hand ist. Eine sehr alte Dame mit einem Papier in der Hand, sehr anständig gekleidet, fragt, ob hier der Professor Adolf Stahr wohne? — Ja. Was wollen Sie? — Ihn sehen und sprechen (mit zitternd bewegter Stimme) „ich — ich bin ja — seine Tante und hier ist ja der Brief von seinem Vater!" Ich war indeß hinzugekommen und während Fanny halbzögernd die alte Dame einließ, durchsuchte ich vergeblich alle Winkel meines Gedächtnisses nach der „Tante," die ich etwa haben könnte, aber ich fand keine. Indeß führte ich sie in mein Zimmer aufs Sopha und hier klärte sich denn das Räthsel auf! Der Brief meines geliebten Vaters war vom Jahre 1824, an seinen Schwager, aber an welchen! er hatte deren vier, Brüder meiner Mutter. Der jüngste, Carl Pudor, war Professor am Gymnasium Marienwerder, der zweitjüngste, Fritz Pudor, Prediger in Friedberg in der Neumark, der dritte Superintendent in Schloppe i. Neumark, der vierte und älteste, Wilhelm Pudor, war preußischer Hauptmann und später Polizeirath in Elbing, hatte im Jahre 1808, wo ich 3 Jahr und mein Bruder Wilhelm 1½ Jahr war, meine Eltern mit seiner schönen jungen Frau, einer geboren Geissenheimer, in Prenzlau besucht und dies „war die Tante Wilhelm", die, nun 76 Jahr, vor mir saß. Ihr Mann ist schon 30 Jahr todt, sie lebte bisher in Danzig, hatte von mir und Fanny viel gehört, auch Einiges gelesen, und hatte nun doch, da sie kinderlos, auf Bitten ihrer Nichte nach Berlin gekommen war, um bei dieser, einer Justizrätin Triglaff, ihr Leben zu beschließen, wie sie sagte, „vor ihrem Tode noch den kleinen Adolf wiedersehn wollen, der nun ein so berühmter Mann geworden sei und den sie auf den Armen getragen und vor dem sie den kleinen französischen Mops ihres Mannes so oft habe zu seiner Belustigung

tanzen lassen!" Du kannst Dir nicht denken, wie rührend mir dies Alles war. Der Brief meines guten Vaters, — ein Einladungsbrief nach Wallmow an den verstorbenen Onkel und seine Frau, die nun vor mir saß, sowie zugleich eine Bitte, den Onkel Karl aus Marienwerder mitzubringen, die geliebten Züge der Handschrift, die Erwähnung meiner in dem Briefe als Primaner, der im kommenden Jahre zur Universität gehen werde, das gute, runzelvolle, gerührte Gesicht der alten Frau, der Ausdruck ihrer Freude, daß man sie doch aufgenommen, da man ihr Furcht gemacht habe, „wir würden es nicht thun," ihre Verehrung vor Fanny, die Liebe und Verehrung, mit der sie von meinem herrlichen Vater, von seiner großen Güte, seiner geistreichen Munterkeit, seiner musikalischen Begabung, seiner schönen Stimme sprach, die Erinnerungen, die aus meiner Kindheit aufdämmerten an den französischen Mops des Onkels, den wir in einem gemalten Portrait besaßen, das ihn auf einem blauen Plüschkissen liegend, darstellte (ich sah es vor Augen) — das alles machte auf mich einen Eindruck, wie ich ihn selten gefühlt habe. Auch die alte Frau war ganz glücklich. Sie wollte so gern wissen, wo sie wohl mein letztes Buch zu lesen bekommen könne, in welchem ich über Napoleon III. so Interessantes mitgetheilt hätte. Natürlich schenkte ich ihr sogleich das Buch und Fanny fügte ihre „vier Lebensbilder" dazu, was sie vollständig beglückte. Das Merkwürdigste war ihr immer, daß sie drei Wochen Haus an Haus mit mir gewohnt, ohne es zu ahnen (sie wohnt Leipziger Platz 2 bei ihrer Nichte). Du magst Dir denken, wie wir sie aufgenommen. Wir haben sie gleich andern Tags eine Stunde vor unsrer Hierherreise noch besucht, und fanden sie in sehr schicklich behaglicher, wohl eingerichteter Wohnung und liebevoller Pflege und ihre Nichte, die Justizräthin Triglaff, versicherte immer: „Es habe ordentlich Mühe gekostet, die alte Tante gestern zum Schlaf zu bringen, so sehr habe die Freude über uns sie aufgeregt." —

An Alwin Stahr. **101.** Dresden, 25. September 57.

Uns geht es hier gut. An dem herrlichen Nietschel, diesem reinen, sanften edlen Menschen und großen Künstler, an dem von

Herzen guten B. Auerbach haben wir sehr liebe Bekannte und Freunde gewonnen. Das Theater macht mir Vergnügen, die Museen entzücken mich und gestern hab ich meine Dresdner Eindrücke in „Dresdner Skizzen" an die Köln. Zeitung geschickt, die Du in jedem großen Pariser Lesekabinette finden kannst. Meinen Aufsatz über „Karl August" (Nat.-Ztg.) habe ich Dir geschickt. Der Großherzog von Weimar hat mir darüber einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben, den ich Dir mittheile. „Mit Freude (schreibt er) habe ich Ihre mir zugesendeten Blätter entfaltet, mit innerster Bewegung, ja mit Bewunderung sie gelesen. Dies dreifache Geständniß drückt Ihnen meinen Dank aus. Wie sehr er meinem Herzen entspringt, werden Sie der eignen Kenntniß meines Charakters, der eignen Erinnerung der Liebe glauben, mit der ich der großen Vergangenheit Weimars im Allgemeinen, wie dem Andenken meines Großvaters zugethan bin. Ich weiß es deshalb auch, Sie fühlen die tiefe Seelenergriffenheit nach, welche mich erfüllte an diesen jüngsten Jubeltagen und mich seitdem nicht verläßt. Sie fühlen also auch, wie so sehr der neue und schöne Erguß Ihres Geistes zu dem Allem paßt. Seien Sie daher überzeugt, daß ich Ihnen danke mit Geist und Herzen, mit ganzer Seele demgemäß! Möge mir bald die Freude werden, dieses Ihnen mündlich zu wiederholen die natürliche Folge der alten, Ihnen längst bekannten Gesinnungen, die für Sie hegt Ihr

Wilhelmsthal den 14. Sept. 1857. Carl Alexander."

Dieser Brief macht dem Fürsten Ehre, der ihn an den Verfasser der Preußischen Revolution geschrieben hat und ist mir ein besseres Ehrenzeichen, als seine Orden und Titel, die ich vor 5 Jahren schriftlich gegen ihn deprecirt habe, als es galt mich nach Weimar als Begründer der Goethestiftung, (die damals projektirt wurde) zu berufen. Mögen die Gutzkow und Dingelstedt Orden tragen, ich halte es mit Schiller, dessen Rock kein Band geputzt hat. Grade in diesem Augenblick schändet der Franzosenkaiser Deutschland, in dem er allen Deutschen, die unter Napoleon I (also gegen Deutschland) gefochten haben, seine Ehrenmedaille anbietet. Daß sich unter den 40 Millionen Deutschen Lumpenhunde

finden, die sich dazu melden, — und sie haben sich gefunden — ist mir weit nicht so widerwärtig, als daß keine deutsche Regierung und der deutsche Bund es gewagt hat und wagt, diese Meldungen zu verbieten! — Welche Erniedrigung! O, mein armes Vaterland!

An Alwin Stahr. **102.** Berlin, 27. Oktober 57.

Friedrich Wilhelms IV. Krankheit soll unheilbar sein, doch ist es der Kreuz-Zeitungs-Partei gelungen, die in der Verfassung vorgeschriebene Regentschaft zu umgehen, und statt dessen eine durch königliche Unterschrift angeordnete Stellvertretung im Auftrage des Königs dem Prinzen von Preußen aufzuhängen, was unsere Angelegenheiten verwickelt und eine Änderung, die für viele Dinge so ersehnt wird, vor der Hand unmöglich macht. Berlin erscheint mir langweiliger und geistloser, wie jemals, die alten Bekannten sind und werden stumpf und matt, wie Hansemann und Gottheiner, neue kommen nicht hinzu, Menschen von Geist, die meine Studien theilen und von denen ich irgend eine Anregung empfange, zähle ich in unserm ganzen Kreise nicht einen, und ich bin es nachgerade müde, immer nur der Gebende zu sein. Was von bedeutenden Leuten in Berlin existirt, ist nicht „beisammen", wie in Paris. Es giebt kein Café, wo man sich treffen, keine Salons, wo man sich sprechen könnte. Unsere „Montage" sind fast einzig in Berlin! Selbst die fremden Diplomaten klagen, daß sie ganz und gar in dieser Hinsicht auf sich beschränkt seien. Das kann nicht anders sein. Das politische Leben stagnirt, Volksleben giebt es nicht, der Beamtendruck und die Arbeitsnoth der Männer der Wissenschaft und Litteratur macht unfähig für freie gesellige Bewegung. Ganz Berlin hat jetzt seit Jahren nicht eine allgemeine Revue, deren Paris Dutzende hat und also auch keinen Sammelpunkt der ernsteren Litteratur und litterarischen Kultur. Alles dieser Art vereinzelt sich entweder in spezielste Specialitäten, oder verzettelt sich in Kladderadatsch und Kladderadatsch-ähnlichen Blättern — kurzem Athems, nach Witz jagend, Skandal suchend, wie „Montagpost" „Berlin" u. s. w. Dieser Zustand ist für mich geradezu *ekelhaft*, und hätte ich nicht Fanny und hielte mich Adolfchen nicht hier,

der ein goldnes Kind ist, ich weiß nicht, ob ich nicht fortginge. Der Reichthum selbst thut hier nichts, aber auch rein nichts für gebildete Geselligkeit und edlen Genuß und Gesellschaften, wie Du sie bei Lehmann's, Benzon's u. a. selbst in Sheffield gehabt hast, giebt es hier nicht. Die reichen Juden sind roh und ungebildet, on ne peut plus, während ihre Häuser hier vor 50—60 Jahren die Heerde der litterarischen und künstlerischen Societät waren. Es ist strohdürr und trocken hier, wie der Sand der Mark und nur die heuchlerische Muckerei und der nackte Materialismus fühlen sich wohl.

Ferdinand Lassalle. **103.** Berlin. 7. November 1857.

Sehr geehrter Herr!

Der Forscher im Gebiete der alten Philosophie findet sich leider noch immer nur gar zu häufig in der Lage, für Philosophen zu schreiben — und von bloßen Philologen gelesen und beurtheilt zu werden.

Wie tröstlich und ermunternd sind ihm daher nicht die seltenen Fälle, in welchen beide Eigenschaften, wie bei Ew. Hochwohlgeboren in gleichem Grade sich einen! Eigentlich ist es der Gedanke an diese Wenigen, welcher bei schwierigen Untersuchungen unsern Muth aufrecht erhält und uns die Kraft giebt, fortzuarbeiten an der Lösung von Fragen und der Gewinnung von Resultaten, von denen es im Voraus feststehen dürfte, daß sie unsern abstracten Philologen durch keine Anstrengung zum wirklichen Verständniß zu bringen sein werden.

Zu diesen Wenigen, geehrter Herr, haben Sie immer für den Unterzeichneten gehört, der Ihre schriftstellerische Thätigkeit verfolgt hat von Ihren Verdiensten um Aristoteles an und jenen Artikeln in den Halleschen und Deutschen Jahrbüchern, welche ihm noch heute in der Erinnerung Genuß bereiten.

Erlauben Sie daher dem Unterzeichneten Ihnen in diesem Sinne als ein Zeichen seiner besondern Hochachtung ein Exemplar seines soeben die Presse verlassenden Herakleitos des Dunklen von Ephesus ergebenst zu überreichen.

Genehmigen Sie, geehrter Herr, die Versicherungen ausgezeichnetster Hochschätzung, mit der ich verharre

Ew. Hochwohlgeboren
ergebenster F. Lassale.
Potsdamerstr. 131.

An Alwin Stahr. **104.** Berlin, 16. Januar 1858.

Seit dem 12. dieses Monats sind die Preußischen Kammern versammelt und wie zu erwarten, ist kein Gedanke daran, gegen den durch die Regentschaftseinsetzung geschehenen offenbaren Verfassungsbruch zu protestiren, wohl aber haben beide Häuser Adressen ersterbender Ergebenheit und Theilnahme an den kranken König erlassen, der, wie alle Welt weiß, unfähig ist, dieselben auch nur zu lesen und zu verstehen. In der Adresse des „Herrenhauses" heißt es wörtlich:

„Wir betheuern Ew. Majestät, daß das preußische Volk — „bereit ist, die Geschicke, Leiden und Hoffnungen seines „Königs mit ganzer Seele und Treue zu theilen!"

Nach diesem Unsinn der Knechtsgesinnung müßte also das preußische Volk, wenn sein König „dämlich" wird und bleibt, auch dämlich werden! Das erinnert denn doch gradezu an die Geschichten, die Sueton (im Leben des Caligula, Kap. 14. und 27, Seite 231 und 247 meiner Uebersetzung) von den niederträchtigen Schmeichlern erzählt, die, als der Kaiser krank wurde, das Gelübde thaten, selbst sich den Tod zu geben, wenn er wieder gesund würde! Ich finde es ganz vortrefflich, daß Se. Majestät Caligula später diese Hundeseelen nach Verdienst behandelte.

An Alwin Stahr. **105.** Berlin, 8. März 1858.

Die liebevolle Freude und Teilnahme des Volkes an der Vermählung des jungen Prinzen von Preußen und der Princess royal ist noch nicht geschwunden und noch immer erfahren Beide neue Beweise derselben in Geschenken aller Art, Ständchen, Sängergrüßen u. s. w. Es weht ein Zug der Hoffnung durch das Volk

und Land. Der Prinz ist einfach, gutartig, natürlich und wohlwollend, die Prinzeß gefällt allgemein. Ich sah sie auf dem 2ten großen Opernhausballe und freute mich ihres frischen Aussehens und natürlichen Behabens. Es scheint ein glückliches Paar, und Liebe, Jugend, Anmuth, Glück und glänzende — wenn sie das Ihrige thun — segensreiche Zukunft werfen über sie einen goldenen Schimmer und lassen die Teilnahme der Menschen als eine aufrichtige erscheinen. Uebrigens haben beide, so wie auch die hiesigen Eltern ihren herzlichen Dank an Stadt und Land in öffentlichen Erlassen ausgesprochen. Der Zustand des Königs scheint unheilbar, obschon er körperlich rüstig und gesund ist. Aber die Zukunft des Landes ist dunkel. Der stellvertretende „Prinz von Preußen" ist trotz seines martialischen Aussehens, sentimental und ohne Energie des Ehrgeizes. Ich hörte aus guter Quelle, daß er neulich unter Thränen geäußert: „Er hoffe zu Gott, der König, sein Bruder werde genesen; wenn nicht, so würde er die schwere Last der Regierung auf jüngere Schultern legen!" Die Kammern in ihrer jetzigen Zusammensetzung sind null und ohne Gefühl für ihre Würde und Verpflichtung gegen das Vaterland, das durch dieses Hinzaudern in schlimme Lage geräth, und — im Falle einer plötzlichen politischen Verwicklung der Europäischen Verhältnisse in noch schlimmere gerathen würde. Das alte System, die alten Minister sind noch dieselben und doch thut uns wesentliche Veränderung noth. Der Ultramontanismus wird immer kühner und drohender. In Frankreich — nun wie es da aussieht, weißt Du ja. Dieser Napoleon will ganz Europa bepolizeien, um seine Person und seine Tyrannei zu sichern und das muß über kurz und lang zu einem schlimmen Ende führen. Englands Haß gegen Oesterreich ist in diesem Augenblick jedenfalls nicht klug, wo Napoleon offenbar mit Österreich Händel zu suchen scheint, weil er sonst den Brief Orsini's nicht hätte veröffentlichen lassen. Denn im Fall der Wahl, muß man sich doch eher für Oesterreich, als für Napoleon entscheiden. Ich weiß, daß die albernen Lassen, wie ein Felix Pyat durch ihre verrückten Pamphlete und Reden die Sache der honetten Flüchtlinge kompromittiren, aber daß Palmerston (?) niedrig gehandelt hat ist mir zweifellos, und ebenso zweifellos, daß das Ministerium Derby im

Wesentlichen in seine Fußtapfen treten und Englands Gesetze dem tyrannischen Usurpator zu Liebe ändern wird, den Derby „einen großen Mann“ genannt hat.

An Alwin. **106.** Stuttgart, 31. Juli 1858.

In Gotha empfing uns um 2 Uhr Nachmittag Staatsrath Mathy am Bahnhof und geleitete uns in seine reizende, mitten im Garten gelegene Wohnung mit schönster Aussicht auf die thüringer Waldgebirge und das fruchtbare lachende Thal zu ihren Füßen. Wir blieben dort bis Sonnabend den 24. Mittag, und vergnügten uns aufs Beste in Gesellschaft von trefflichen Menschen: Oberkonsistorialrath Schwarz und Braut, Oberstaatsanwalt v. Holtzendorf, der eine prächtige, musikalische Frau hat, die uns die schönsten Volkslieder mit einer anmuthigen Altstimme zum Piano sang, und noch eine auffallend schöne Frau ist, obschon sie **eilf Kinder** gehabt hat, von denen die älteste Tochter, wie ihre Schwester aussieht, während das jüngste Kind noch als Säugling ihre Brust in Anspruch nimmt. Wir verlebten bei ihnen einen schönen Abend, dazu ferner der ehemalige Schleswig-Holsteinsche Professor Samwer, jetzt Spezialfreund des Herzogs von Gotha, Berthold Auerbach, den Mathy für uns von Kösen herbeizitirt hatte, Ministerialrath Braun u. s. f. Am zweiten Tag fuhren wir nach dem herzoglichen Waldschlosse Reinhartsbrunn, welches die lieblichste gothische Fürstenschlossidylle ist, die ich gesehn, rings umarmt von Waldbergen, in die sich der anmuthige Park hinein verliert, ohne daß das Auge eine Grenze gewahr wird. Dort sah ich nach zwölf Jahren zum Erstenmale unsre alte Oldenburger Freundin Fräulein Christe Koch wieder, die bei ihrer Schwester, der ersten Kammerfrau und Freundin der regierenden Herzogin lebt und sich außerordentlich des Wiedersehns freute, mich aber meines stärkeren Aussehns wegen nicht gleich erkannte.

Sonnabend, den 24. fuhren wir mit Jettchen, die mit dem Zuge von Berlin ankam, nur 3 Stunden weiter, bis zu dem hessischen Dorfe Guntershausen, wo wir um 5 Uhr Nachmittag ankamen und in dem auf der Waldhöhe gelegenen, einzigen Gasthause Bellevue in tiefer Einsamkeit bis zum andern Morgen 9 Uhr

zubrachten. Abends durchs Dorf geschlendert an die strudelnde Fulda hinab, erfreut an den behaglichen Bauernhöfen, reinlich, sauber, reichlichen Aussehens, die Menschen hochgewachsen, stattlich, und ein paar Mädchen von auffallender, geradezu mächtiger Schönheit. Alle Bauernwohnhäuser und Scheuern und Stallgebäude mit biblischen und andern Inschriften, oft mehreren, versehen. An einem der stattlichsten standen folgende Zeilen, aber ohne Absatz geschrieben:

Wenn der Fürst fordert sein Tribut,
Dann spricht der Edelmann: „ich hab ein frei Gut."
Der Pfarrer spricht: ich bin frey,
Der Schulmeister schiebt sich auch dabei.
Der Soldat spricht: ich gebe nichts!
Der Arme spricht: ich habe nichts!
Dann spricht der edle Bauersmann:
Laßt sie alle schalten und walten,
Wir müssen sie doch alle sechse erhalten!

Andern Tags um 5 Uhr Abends waren wir in Heidelberg. Neues Entzücken an der schönsten aller Schloßruinen und an der Freude Jettchens über das nie Gesehene. Wir blieben zwei volle Tage und einen halben in dem reizenden Orte, und sahen auch einige Menschen. So Heinrich von Gagern, dem einen Gruß zu bringen ich Mathy versprochen hatte. Der weiland Praesident des stolzen Parlaments deutscher Nation sah sehr wohlkonservirt aus, und ist noch immer ein schöner Mann, obschon lange nicht so bedeutend wie sein Bruder, der General Friedrich von Gagern, dessen Leben er in drei dicken Bänden beschrieben hat, und der in seinem kleinen Finger mehr Energie, Thatkraft und männliche Einsicht hatte als der berühmte Parlamentspraesident. Der Tod dieses Prachtmenschen, — der seinesgleichen keinen hatte unter den Epaulettenträgern unsrer Zeit und in dem die hirnverrückten deutschen Republikaner im April 48 bei Kandern den einzigen Mann todtschossen, der vielleicht eine deutsche Revolution hätte militärisch führen können, war ein Unglück für die deutsche Nation. Als Heinrich von Gagern mir den Gegenbesuch machte, äußerte er bei unsrer Frage nach den Carrieren seiner Söhne, deren einer in der Österreichischen Marine dient: „Ich habe ja eigentlich kein Vater-

ihrer Ketzereien gemacht hat, iſt der, — weil ſie vielleicht mit der Bezweiflung eines andern Bibelpunkts nicht ſo leicht die Mauth paſſirt wäre; „aber an denen ſieben Schöpfungstagen läßt man eher die Mäus und Ratten ein Bischen herumnagen; man hält's ſo für ein alt Castrum doloris der Geſchichte; alles iſt daran vergilbt und veraltet, ein Wuſt von Staub und Spinneweb hängt darauf, es wird ſo nicht oft mehr im lebendigen Glauben in Anwendung gebracht. Was ſoll man weiter mit, wenn's auch wacklig wird, die Etſchaffung wird darum doch bleiben. Aber wär ich nun wider einen andern alten Topf widergerennt und wär er auch gleich in Scherben zuſammengefallen, daß es augenſcheinlich ſich ergab, es war nichts daran zu halten."

Summiren wir die Reſultate zu denen die Frau Rath bei ihrer Kritik der ſieben Schöpfungstage gelangt, ſo ſind es etwa folgende. (S. 59 . . .).

1. Der Geiſt ſoll auf ſeinen eignen Füßen ſtehen, das iſt ſeine Beſtimmung, ſobald er ſich ſelbſt zu denken beginnt.

2. Der Einwand: es müſſe ein Glaubensgeſetz ſein, an dem der Menſch feſthalte und nach dem er gerichtet werde, weil ſonſt zu befürchten ſei, daß er die Welt aus ihren Angeln hebe, iſt gerade auf den Kopf zu ſtellen, und zu ſagen: „Grad weil der Geiſt die Welt aus den Angeln hebt, grad darum muß er's auch verſuchen lernen." Alſo: „der Geiſt ſoll Alles ſtiften was er vermag." Oder in der kräftigen Sprache der Frau Rath ausgeſprochen und auf die ſieben Schöpfungstage angewendet: „ich glaub nicht daran, weil mein Seeleninſtinkt mich zur Speculation leitet und ich eine ſo göttliche Gabe nicht mit Füßen zu treten Anlaß hab', wenn ich nicht ganz ein Ochs bin."

3. Der Satz: „in der Sünde ſind wir empfangen und deswegen ſind wir ſündige Menſchen", iſt zu verſtehen von der

land!" (er hat sein Gut, das der Familie gehörte und in Heisen-Darmstadt lag, verkaufen müssen, und ist nun gewissermaßen wirklich heimatlos!) Das ist wohl die furchtbarste historische Ironie, die man erdenken kann: Der Praesident des ersten Parlamentes deutscher Nation jetzt ein heimatloser! — Ferner besuchte ich David Strauß, den ich frischer als vor sechs Jahren in Weimar fand und der mir für meine Anzeige seines Ulrich von Hutten freundlich dankte, desgleichen den Historiker Prof. Ludwig Häusser und Venedey, der im Begriffe war zur Säkularfeier nach Jena zu reisen und später mit Frau und Kind aufs Land nach Badenweiler überzusiedeln, wo er sich unweit der nach Basel führenden Eisenbahn ein kleines Eigenthum, einen Weinberg und Haus gekauft hat. Auch den noch lebenden Bruder meines und Theodor's von Kobbe geliebtesten Freundes, des Professors Stiefel suchte ich nach zwanzig Jahren wieder auf und ließ mir von dem Schicksal der Familie allerlei berichten.

Am 27. kamen wir nach Stuttgart . . . .

Die größte Freude war uns das Wiedersehn unsers lieben Freundes Moritz Hartmann, der auf einen Brief Fanny's am zweiten Tage nach unsrer Ankunft aus Wildbad, wo er für sein krankes Bein die Kur gebraucht hat, hier eintraf und 3 volle Tage bei uns blieb, immer noch der milde, sanftheitere, anmuthige Gesellschafter, wie sonst, voll Freude wieder einmal in Deutschland zu sein. Er, der 10 Jahre in der Fremde gelebt hat, und die ganze Europäische Welt von Dublin bis Konstantinopel gesehn und so vieler Völker Sitten und Wesen kennen gelernt hat, er gestand von freien Stücken, daß unser Vaterland doch, alles in allem gerechnet, das gebildetste, freiste, kultivirteste, geist- und gemüthreichste Volk der Erde in sich schließe und daß schließlich für den Deutschen nur in Deutschland das Leben lebenswerth sei! Wie wichtig ist dies Geständniß eines so lebensgeprüften, ausgereiften und vorurtheilsfreien Mannes. Und wir selbst, wir haben auch auf dieser Reise wieder gesehn, im Angesichte der Gegenden von Marburg und Frankfurt, auf der Bergstraße mit den grünen Taunushöhen, in Heidelberg und hier im Herzen des Schwabenlandes, wie schön, wie reich dies Deutschland ist, wie gesegnet von der Mutter Natur, wie treue, gute, kräftige

und sinnige Menschen es hervorbringt. Wie glücklich werden die sein, die dies Juwel, dies pulsirende Herz Europa's einst im Schmucke der Freiheit und Einigkeit erblicken!

Heinrich Simon. **107.** Zürich, d. 18. Oktob. 58.

Wo soll ich Dir den herzlichen Geburtstagsgruß hinsenden? noch nach dem Poesiegefüllten Venedig, oder nach dem anders farcirten Berlin? Ihr müßt herrliche Tage durchlebt haben und nach so fleißigen Tagen, wie Ihr sie lebt, schmecken derartige ganz apart süß. Aber schmählich und feig bleibt Eure Flucht und wird ewig auf Euch haften. Außerdem fand sie vor einem Nonens statt. Ernst hat nie ein Nervenfieber gehabt: es war ein sehr ausgesprochenes Schleimfieber, wobei von Phantasiren, mangelndem Bewußtsein nicht die Rede, welches aber zwei Rückfälle brachte, so daß er erst gestern wieder zum ersten Mal die himmlisch schöne Herbstluft genoß. Wir haben jetzt hier ein Wetterchen mit Ansicht auf See und Gebirge, wie das ganze Jahr nicht halb so schön.

Auch für den Herodian vielen Dank. Man genießt erst beim cursorischen Lesen, beim derartigen, wie man das moderne Buch liest, die Alten vollständig und dies wird nur durch gute Uebersetzungen möglich, bei denen der Uebersetzer die Formbemühungen abgenommen. Im Uebrigen, unter uns, hast Du Dir es bei diesem guten Burschen leichter gemacht, als das sonst Deine Art ist. Ich freue mich auf den Sueton, den ich im Original öfter gelesen, ihn in Deiner Uebersetzung einmal in einigen Sitzungen wirken zu lassen.

Also Du hast's erreicht. Man legt sich bei uns auf die andere Seite und athmet tief auf. Ich verkenne in keiner Weise das Gute, auch wenn es homoeopatisch geboten wird, denn Sprünge macht das Volk nun einmal nie mit anderm Erfolg, als daß es nachweist, der Weg ist möglich und ihn nun den momentanen Pfadfindern Schritt vor Schritt mit erneuter Mühe nachmacht. Daß das en détail betrachtete durchgemacht langweilig ist, steht auf der andern Seite. Wer sich übrigens von dem Prinzen von Preußen mehr verspricht als wenig, ist ein nie zu bessernder Hoffnungsschwärmer, und wer dafür schwärmt, daß er kein Hunds-

sott ist, ist dessen Nachbarskind. Interessant sind mir jetzt die berliner Fremdenlisten. „Heinrich v. Arnim" p. p. Alter Junge; wird noch nichts gereicht. Der Umstand, daß das Volk in derselben albernen Weise wie 1840 den König und in jedem Thronfolgerjahre den Thronfolger, heut den Prinzen von Preußen in bengalischer Beleuchtung sieht, wirkt im Uebrigen mehr als man denkt auf das Volk und die Spitzen zurück; es erwärmt, belebt und dürfte bei den grade stattfindenden Wahlen und bei dem bestätigenden Umstand, daß der stinkendste Unflath vom neuen Besen ausgekehrt wird, ein ganzes Stück Weg vorwärts bringen.

Ich lese mit größtem Interesse die letzten Bände des Stein'schen Lebens. Sie geben eine Fülle neues Material für die letzte Preußische Geschichte und decken die Reaktionsperiode der Zwanziger Jahre schonungslos auf. Es muß schlechterdings dies Material dem Volke gegeben werden in Einem lieblichen Bande. „Zur Beleuchtung der neueren Preußischen Geschichte: aus Steins Leben von Pertz."

Ich habe für Euch zum nächsten Jahre keine Wohnung in St. Moritz bestellt, da Karl schrieb, daß es Euch nach Eurer Mittheilung dort zu hoch und kalt für einen Besuch erschiene.

Der Eure

Heinrich Simon.

Von Marie Expreßgrüße.

Berthold Auerbach. **108.** Dresden, 13. Dez. 1858.

Fac ut faciam, sagten Sie mir, lieber Stahr, als wir nach den sommerfrischen Tagen in Gotha von einander schieden.

Ich nahm Ihre Lessing-Biographie mit Freuden zur Hand und las darin mit Erquickung. Natürlich schlug ich alsbald die Nathan-Partie auf, sie ist vortrefflich. Sie haben, wie sich ergiebt, meinen Aufsatz über Nathan (von dem ich Ihnen in Gotha sagte) im Juliheft des Morgenblatts nicht gelesen. Seltsamerweise habe ich die Uebertragung Nathan's in den Orient postuliert und Sie können sich denken, wie mich's überraschte, daß Sie ein entsprechendes Factum berichten. — Im Wesentlichen sind wir vollständig eins,

einige weitere Andeutungen wären Ihnen wohl auch von Interesse gewesen. Sie finden den Aufsatz nunmehr im 19. Bande meiner Schriften.

Bei Ihrem so schönen und reinen Werke hat mich, ich muß es geradezu sagen, das Motto auf dem 2. Bande von Kühne angewidert. Es war mir, wie wenn eine Wanze auf der Lippe der Lessing-Statue säße; freilich kann man sie mit dem Kehrwisch wegputzen, und ich wünsche nur, daß Sie das auch bei der hoffentlich baldigen zweiten Auflage thun. Bei dieser habe ich dann noch einen besonderen Wunsch, den ich nicht um meinetwillen blos, sondern auch um Ihretwillen und der Gerechtigkeitsliebe wegen stelle.

Ich las die Stelle, II. 226, wo Sie Lessings mustergiltige Definition des Begriffes Volk in seiner Beziehung zur Litteratur (ich hatte mir die Stelle längst für eine neue Auflage meines Buches „Schrift und Volk" notirt) weiter commentiren und — ich wollte meinen Augen nicht trauen, Sie machen summarischen Prozeß gegen die Behandlung des Volkslebens in der Dorfgeschichte und finden zu viel Idealisierung. Es wird wohl nicht unbescheiden sein, wenn ich den Ausfall auch auf mich beziehe, und es ist nur gut, daß mir wieder einmal zu viel Idealismus vorgeworfen wird, während sonst immer auf den verfehmten Realismus losgepaukt wird.

Ich weiß die Erzählung „Barfüßele" ist Ihnen zu hell in der Farbe u. s. w. Ich lasse das dahingestellt. Habe ich aber sonst nichts geschrieben und ist Ihr Vorwurf so allgemein gefaßt gerecht? Sehen Sie, so bringt mich diese Stelle um die Freude, Ihr Buch anzuzeigen. Ich müßte (und das erschiene bei einer Besprechung Lessings gewiß am unrechten Ort) ich müßte den Ausfall parieren und ich glaube, daß ich es gut gedeckt könnte. Aber weil ich derartige Erörterung hier nicht machen möchte und weil ich auch Ihre Bemerkung für übereilt halte und sie doch nicht verschweigen dürfte und unseren gemeinsamen Feinden auch nicht ein gaudium machen möchte, darum will ich lieber öffentlich ganz schweigen und das ist auch der Grund, warum ich Ihnen erst jetzt schreibe. Wie viel lieber hätte ich mich hingesetzt und so weit ich es vermag gezeigt: hier ist ein braves Werk, und das bleibt es trotz der berührten Uebereilung. Das ist, glaube ich, im Geiste Lessings: das Rechte

wegen eines unterlaufenden Irrthums nicht zu verkennen. Wie oft werden uns die schönsten Freuden verdorben durch fremde Anhängsel! Wir müssen sie dennoch herausretten.

Ich bin der Zuversicht, daß Sie meinen Brief gerecht aufnehmen. Ich sage auch: Fac ut faciam.

Herzlich grüßend Ihr

Berthold Auerbach.

An Berthold Auerbach. 109. Berlin, 15. XII. 58.

Lieber Auerbach.

Sie nennen meinen Lessing „ein schönes, reines und braves Werk", und ich danke Ihnen dafür von Herzen.

Daß Sie das schöne Motto „Auf Lessing zurückgehen heißt fortschreiten!" blos darum nicht mögen, ja daß es Sie „anwidert", weil Sie den Mann nicht mögen, der es gesprochen, ist meiner Art zu denken unbegreiflich. Das Wort ist vortrefflich, ich fand kein schöneres und passenderes, darum nahm ich's, und ich fordere Sie auf ein besseres zu machen, dann soll es in der 2. Auflage, die Sie mir wünschen, seine Stelle einnehmen.

Aber noch unbegreiflicher ist mir der Grund, weswegen Sie mein Werk nicht anzeigen wollen, weswegen Sie sich um die Freude gebracht sehen, der Nation zu zeigen: „hier ist ein braves Werk."

Sie finden in meinem Buche eine Stelle, wo ich ein Wort Lessings über die Poesie für das Volk „manchem unserer Volkspoeten und Dorfnovellisten von heute" als einen Fingerzeig hinstelle, und haben nichts Eiligeres zu thun als mir zu sagen: 1) daß ich mit meiner Aeußerung „summarischen Prozeß gegen die Behandlung des Volkslebens in der Dorfgeschichte" mache; 2) daß dieser „Ausfall" auch Ihnen gelte, weil ich Ihnen z. B. einmal gesagt, daß ich die Manier Ihres Barfüßele nicht goutire; 3) daß dieser „Ausfall" oder „Vorwurf" so allgemein gefaßt ungerecht sei, denn sagen Sie weiter, „habe ich denn sonst nichts geschrieben?"

4) daß meine ganze Bemerkung „übereilt" sei, und daß diese eine „übereilte" Bemerkung „Sie um die Freude bringe, ein Buch öffentlich anzuzeigen" und zu empfehlen, „denn", setzen Sie hinzu,

„ich müßte den Ausfall parieren, und das wäre bei einer Besprechung Lessings gewiß am unrechten Orte". Mag sein, daß Sie mit dem letztern Recht haben; aber unzweifelhaft Recht haben Sie mit dem was Sie weiterhin sagen: „im wahren Geiste Lessings sei es, das Rechte wegen unterlaufenden Irrthums nicht zu verkennen." Wenn das im nicht Lessingschen Geiste handeln heißt, warum handelten Sie nicht danach? Warum sagten Sie nicht der Nation was Sie in Ihrem Briefe sagen: „Hier ist ein braves Werk und das bleibt es trotz der berührten Uebereilung?" Niemand kann Ihr jetziges Verhalten schärfer beurteilen als Sie selbst es thun, indem Sie es mit Lessings Art vergleichen.

Was hinderte Sie, wenn Sie sich von mir angegriffen glaubten, wenn Sie mein Urtheil über „manchen unserer heutigen Volkspoeten und Dorfnovellisten", auf sich, auf Ihr ganzes dichterisches Schaffen, auf alle Ihre poetischen Produktionen beziehen zu müssen glaubten — wozu nichts in der Welt Sie berechtigte — was hinderte Sie, in solchem Falle zu sagen, bei der Anzeige eines Ihnen übrigens Achtung und Teilnahme abgewinnenden Werkes zu sagen: „Da ist ein Punkt wo mir der Verfasser Unrecht gethan, wo er sich „übereilt", wo er „geirrt" hat. Doch davon ein andermal.

„Denn das ist nicht so kurz zu fassen
Und wir besprechen das zunächst?"

Ich sage: gesetzt Ihre Voraussetzung wäre ebenso richtig gewesen, wie sie offenbar unrichtig ist, wie vorteilhaft war Ihre Position mir und dem Publikum gegenüber. Wir beide mußten bekennen: „der Auerbach ist ein ganzer Mann! der handelt in echt Lessingschem Geiste." Er erkennt „das Schöne, Reine, Rechte auch da an, wo ein mit unterlaufender Irrthum ihm selbst Unrecht thut!"

Was aber wird und muß jetzt jeder Unpartheiische, der Ihren Brief läse, statt dessen sagen?

Was anders als: der Auerbach ist so persönlich empfindlich, so wenig ein Mann Lessingschen Geistes, daß er ein Werk, das er selbst in der Hauptsache lobend anzuerkennen sich gedrungen fühlt, nicht öffentlich anerkennen mag, weil eine „Uebereilung" ein „Irr-

thum", der in demselben seiner Meinung nach mit unterläuft ihm persönlich zu nahe zu treten scheint.

Scheint! denn noch einmal gesagt: wo steht es geschrieben in meinem Buche, daß ich an Sie mit gedacht, daß ich Sie mitgemeint. Und gesetzt, dies wäre der Fall, gesetzt ich hätte in dieser und jener Ihrer dichterischen Produktionen, im Barfüßele etwas gefunden, auf das ich den Vorwurf II 226 mitbezogen hätte — wie kommen Sie dazu mir unterzuschieben, daß ich damit den ganzen Auerbach, alle 20 Bände seiner Werke gemeint hätte, oder hätte meinen können? Sie, der Sie wissen, wie hoch ich Ihr großes in seiner Art bewundernswerthes Talent schätze, wie sehr mich viele Ihrer Arbeiten erfreut haben, wie ich eben deshalb mich selbst erboten habe, den Dichter Auerbach einmal eingehend nach besten Kräften zu besprechen, und den Deutschen auch meinerseits zu sagen, wieviel ein Dichter von so edlen und so reinen Intentionen verbunden mit solcher Begabung werth sei in unserer Zeit — auch wenn ich nicht Alles, nicht überall Alles in seinen Arbeiten loben kann, auch wenn ich Fehler und Irrthümer gefunden zu haben glaubte?

Diese Unterstellung ist „ungerecht", ist „übereilt", nicht meine über „manche unserer Volkspoeten von heute" gemachte Bemerkung, die ich mit ruhigster Ueberzeugung als reife Frucht meines Denkens hingeschrieben habe und aufrecht zu erhalten wissen werde, auch wenn sie — einen Freund, auch wenn sie den gefeierten Meister auf dem Gebiete der Dorfnovelle leise streifend am Saum seines Mantels berührt. —

Ich wollte Ihren Brief anfangs garnicht beantworten, und es mit einem monologischen transeat cum ceteris! bewenden lassen. Aber ich habe eine gute Meinung von Ihrem Herzen und Ihrem Kopfe, die ich so bald nicht verlieren möchte. Es liegt in Ihrer Hand, ob ich in Ihnen wirklich „den Geist Lessings" bei dieser Gelegenheit anzuerkennen haben soll, oder nicht. Und jetzt — verbum non amplius addam!

Ihr von Herzen aufrichtiger Freund

Adolf Stahr.

Berthold Auerbach. **110.** Dresden, 17. Dez. 1858.

So eben erhalte ich Ihren Brief von gestern, lieber Stahr, und beantworte ihn sogleich.

Sie sagen, Sie hätten Anfangs auf meinen Brief gar nichts sagen wollen. In gleichem Fall war ich mit Ihrem Buch. Ich wollte auch Anfangs Ihnen nichts darüber schreiben, aber ich habe ebenfalls „eine gute Meinung von Ihrem Herzen und Ihrem Kopfe und möchte sie nicht so bald verlieren". Darum schrieb ich Ihnen. Sie bestreiten, daß ich mit dem Ausfalle II 226 (lesen Sie ihn ganz nach) getroffen sein solle, und sagen doch nicht, weder im Buche noch im Briefe, wer denn sonst mit gemeint sei. Sie meinen, daß „jeder Unparteiische, der meinen Brief liest, sagen würde, der A. ist so persönlich empfindlich" u. s. w.

Ist das empfindlich, wenn man eine Thätigkeit, der man seine Kraft nach bestem Wissen und Gewissen widmet, solchen „Fingerzeigen" bloßgestellt sieht? Und solche Fingerzeige an geweihter Stelle — denn das ist eine Biographie Lessings — wo es mit dem Vorwurf doch sehr ernst zu nehmen ist, sowohl von Seiten dessen, der ihn macht, als von Seite dessen, dem er gilt.

Ich glaube im Gegenteil, jeder wird sagen, da muß ein redliches Streben nach Gerechtigkeit sein, das nach solchen Vorwürfen an solcher Stelle dennoch das Gute weder verkennen noch verschweigen läßt. Wenn Nathan dem Tempelherrn sagt: „Groß und abscheulich!", so durfte ich dem erhabenen Muster der Humanität nach Maßgabe meiner Kraft nachstrebend Ihnen sagen: edel und ungerecht. Das habe ich gesagt, habe ich Ihnen gesagt, weil es mir zunächst darum zu thun war, Sie von einer Ungerechtigkeit abzubringen. Glauben Sie denn wirklich, daß ich bei einer öffentlichen Besprechung einem Vorwurfe wie „Aufgeschmücktheit und Entstellung" gegenüber hätte mit kurzen abwehrenden Worten hinweggehen können? Es handelt sich nicht um „leise streifende Berührung eines Mantelsaums". Ich weiß nichts von einem Mantel, ich habe mich von Mißwollenden immer ohne Widerspruch nach Gefallen besprechen lassen, Sie hoffte ich als Freund und um der Sache und um der Stelle willen durch unmittelbaren persönlichen Hinweis von einer Ungerechtigkeit zu bekehren. Das schien mir unser und der Sache angemessen.

Oeffentliche Polemik vermeide ich gern, wie ich schon bevor mir diese nächste Sache bekannt wurde, im Schlußwort zu meinen gesammelten Schriften aussprach. Schon dieses Hin und Her von Briefen, wo ich mich einer freundlichen Beziehung erfreute, ist meinem Naturell zuwider und ich acceptire abermals Ihr Wort: verbum non amplius addam.

Ihr aufrichtiger Freund

Berthold Auerbach.

Das Motto von Kühne scheint mir nicht blos deshalb ungehörig, weil es dem Manne nicht gebührt, hier zu stehen, sondern auch, weil der Ausspruch gelindestens gesagt trivial ist.

Fr. Vischer. **111.** Zürich, den 1. Febr. 1859.

Verehrter Freund!

Ich lege Ihnen die Eindrücke der Durchlesung Ihres mir gütig zugesandten Werkes zuerst selbst vor. Sie werden sogleich sehen, daß einer sehr warmen und freudigen Anerkennung sich gewisse Einschränkungen anhängen, die mich verpflichten, es von Ihrer eigenen Aeußerung abhängig zu machen, ob eine öffentliche Anzeige von meiner Hand Ihnen so willkommen wäre, als ich es doch von Herzen wünsche. — Die Verzögerung dieses Schreibens rührt zunächst von den Unterbrechungen durch meine Amtsgeschäfte und persönlichen Angelegenheiten, zum Theil aber auch daher, daß ich nach einiger Unschlüssigkeit, auch über die Wahl des passenden Journals, diesen Weg als den richtigen erkannte. Ich habe manche Erfahrung im Leben gemacht, daß nur solche Verbindungen dauern, in welchen man auch Solches sich nicht verhehlt, was man gegenseitig als mangelhaft zu erkennen glaubt; unsere Verbindung soll unter diese reinen, klaren und ebendaher auch dauernden gehören.

Ich gehe davon aus, daß ich doppelt gern die unbedingt günstige Seite meiner Eindrücke ausspräche, weil Ihrem Werk in der Augsb. Allg. Zeitung gerade in den betreffenden Punkten so entschiedenes Unrecht geschehen ist. Wissen Sie, wer der Verfasser jenes Artikels ist? Es scheint mir, daß ein Pfaffenkopf dahinter steckt. Es ist dies die geläufige pfäffische Art, die großen Resultate

der Humanität und Aufklärung als abgetretene Trivialitäten zu verhöhnen; wir kennen die Leute, die den Witz „Aufklärichť" herumtragen, man hört ihn besonders im Munde gewisser fanatischer Herren mit langen Soutanen und breiten Hüten. Dabei verschweigt dieser Kritiker, daß Sie Guthandeln, Liebe, Herz keineswegs als das einzige Residuum von der positiven Religion, das Lessing übrig läßt, hinstellen, sondern im Verlaufe (— wiewohl dies vielleicht schon an den betreffenden Orten ausdrücklich als Vorbehalt hätte angekündigt werden sollen —) zeigen, wie Lessing auch speculativ die Sätze des Christenthums mit der Tiefe der philosophischen Idee unterbaut. Hinter der Leibniz'schen Individualitätsphilosophie, die dieser Kritiker dafür Lessing unterlegt, scheint mir eben der Positivismus eines geistigen Reactionärs zu stecken. Ferner ist perfid, was gegen Ihre Grundabsicht der populären Darstellung gesagt wird, — als ob es nicht verschiedene Formen der Popularität gäbe, jene für den Vetter Michel und eine andere, edle, für die wirklich Gebildeten, nur nicht in den betreffenden Gebieten fachmäßig, speciell Gebildeten.

Das tiefste Unrecht aber liegt in der Verkennung der Wärme und Liebe Ihrer Arbeit. Sie giebt dem Werk einen unbedingten Werth, sichert ihm bleibende Wirkung. Wärme und Liebe wirkt, muß wirken, und nur sie wirkt. Und ja natürlich ist Ihr Werk darum keineswegs ein bloßes Werk der Liebe, nur der Liebe mit Geist, der künstlerischen Liebe. Wohlangeordnet, in wohlbedachter Ansammlung, Schwellung, Steigerung vollendet es das Bild des Mannes; immer reicher, immer vertiefter, immer höher wächst er vor unseren Augen und schwebt am Schluß als unsterbliche Lichterscheinung über den tragischen Trümmern seines mißhandelten Lebens. Vergleicht man Ihr Werk mit Lewes, so haben beide die Wärme und Liebe gemein, aber Lewes fehlen die eigentlichen Schlüssel zu dem innersten Wesen seines Stoffes, unsere ästhetische, classische, philosophische Bildung: wo er gar gegen sie polemisirt, wird er um so lächerlicher, weil er ein andermal doch selbst in's Aesthetisch-Philosophische geräth und sich dann als Idiot blamirt. In Ihrem Lessing spricht der wohlgebildete Geist eines Mannes, dem alle jene Schlüssel vertraut sind.

Sünde, daß die Freiheit des Menſchengeiſtes gleich bei ſeiner Geburt widerrechtlich in Gefangenſchaft des Dogmas kommt.

4. Der Gott, der einen Ruhetag machen konnte, müßte phlegmatiſcher ſein als die Frau Rath, für die der Sonntag immer ein rechter „Rebellertag“ geweſen iſt, auf den ſie „alle unkommoden Geſchäfte“ verlegte, wie ſie das Seite 70 — 73 höchſt ergötzlich beſchreibt.

5. Aller Glaube, inſofern ich dabei meine Vernunft gefangen geben muß, iſt Verſündigung am Geiſt. (Der Bomeranzenglaube S. 75 — 78).

6. Ohne Geiſtesfreiheit wird auch ſelbſt das Wort Gottes zur Heuchelei. (S. 78).

7. „In allem Leben der Natur iſt heilige Freiſprechung von allem was ſie euch anbinden.“ (S. 79).

8. Ruht der Vater nicht, warum ſoll das Kind lungern und heucheln, denn geheuchelt iſt das alleweil, wenn ich Betrachtungen halten wollt, und Gottesverehrung wobei nicht ein Körnchen geſunder Menſchenverſtand erblühen könnt. Denn alles Zeugniß predigt Himmels und der Erde, daß Geiſt allein Religion iſt. (S. 80).

9. Gott ſchafft unendlich und hält nicht einen Athemzug inne. Das Weltall iſt aus ihm hervorgegangen, im Weltall muß er weiter ſchaffen. Wo aber kein Gotteshauch etwas verhängt, wie im eigenſinnigen Menſchengeiſt, ſoll er da den Lebenseifer umſonſt ausgeathmet haben?

10. So iſt alle Entwicklung in Natur und Geiſt unendlich; durch den Glauben aber ſperrt der Menſch ſich ab von dieſer unendlichen Entwicklung, und wird dadurch Gottes vornehmſten Willen abſpenſtig. „Alles wächſt in der Natur, ſogar der ſtarre Stein, und das Allebendige, der Geiſt, ſoll nicht wachſen dürfen!“

Nun lassen Sie mich zu den Einschränkungen übergehen, und sogleich werden Sie erkennen, daß ich durch sie in einen Zustand der Unschlüssigkeit gerade darum versetzt bin, weil ich in manchen, doch auch wesentlichen Punkten, gerade jenem Kritiker Recht geben mußte, den ich doch so gerne mit ungetheilter Gewalt hinaushauen möchte.

In Anlage und Durchführung des Ganzen ist Ihr Enthusiasmus wohl vereinigt mit künstlerischer Klarheit und Ruhe. In der Grundauffassung des Objects aber, der Persönlichkeit des Mannes, erweist sich nach meiner Meinung der verehrende Blick nicht hinreichend zugleich als der kritisch scharfe, eingreifend analytische. Die Grenzen des Menschen und des Geistes treten nicht genug in's Licht. Lessing wird fast zu einem Inbegriff von Vollkommenheiten, von Kräften der Nation. Nun habe ich erst vor Kurzem recht ausführlich gerade für den Biographen die Verbindung von Enthusiasmus und Ironie verlangt (in dem Artikel „Strauß als Biographen") und ich würde daher als parteiisch erscheinen, wenn ich bald nachher es verschwiege oder nur entfernt andeutete, daß hier das eine dieser Momente mit dem anderen nicht in gleichwiegender Kraft vereinigt ist. Ich darf es nicht verschweigen, und ich mag es auch nicht gern sagen, weil es ungerechte Gegner von Ihrem Werke mißbrauchen könnten, die Wirkung desselben fernerhin zu schwächen, und weil ich diesen den Gefallen nicht thun will.

Die zwei Punkte im Stoff, um die es sich handelt, sind ein rein menschlicher und ein rein geistiger. Ich kann jenem Kritiker darin nicht Unrecht geben, daß Lessings Scheu vor einem Amt, Spiel, Unordnung im Haushalt etwas schärfer beurtheilt sein sollten; er hat dafür echt tragisch gelitten, echt tragisch, d. h. in ungeheurem Mißverhältniß des Leidens zur Schuld. Natürlich ist aber der ungleich wichtigere Punkt der eigentlich geistige, die Frage über die Organisation von Lessing's Geist. Und eben hierin muß ich jenem Kritiker und eben leider ihm! Recht geben, ja er hat mir die Auffassung, wie ich sie mir längst gebildet und oft auf dem Katheder ausgesprochen habe, aus dem Munde genommen. Aus Lessing's Poesien weht mich, selbst aus Styl, Wortstellung u. s. w. etwas an, für das der Ausdruck kalt nicht gewählt werden darf, weil er,

da er lediglich auf das specifisch Poetische sich beziehen soll, nothwendig mißverstanden würde, während er mir doch immer auf die Lippen will. Lessing vereinigt eine wunderbare krystallene, diamantene Klarheit und Durchsichtigkeit des Denkens mit dem einen absoluten Requisit für den Dichter: vollkommene Helle und Schärfe der Anschauung des Wirklichen und treuen Aufbewahrung der durch sie gesammelten Bilderwelt in der reproductiven Einbildungskraft. Wo er nun dichtet, fragt sich der grundgescheute Mann auf jedem Schritt: was und wie wird die betreffende Person in dem gegebenen Momente nun thun, reden? u. s. w. Sein Denken sagt ihm stets das Richtige und seine Einbildungskraft giebt ihm aus jenem Schatze die richtige sinnliche Vorstellung. Aber man fühlt hindurch, daß es zusammengebracht, combinirt ist. Das ist nicht das wache „Schlafwandeln" des productiven Dichters; um ein Haar wäre er poetisches Genie, und eben dieses Haar macht allein das poetische Genie. Ich habe immer bewundert, wie treffend er selbst in der bekannten Stelle seine Grenze bezeichnet: „Nicht die lebendige Quelle, die in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt" u. s. w. Man kann es besser nicht sagen, nicht dichterischer: Lessing war vielleicht nie so sehr Poet, als in den Worten, worin er gestand, daß er keiner sei. Doch wirklich: die Kraft der Phantasie in sehr saftigen, treffenden, einzelnen Bildern ist noch kein Kennzeichen eines Dichters; ich habe viele Beobachtung von Talenten, die in Vergleichen so geistvoll sind wie Homer und Goethe, und doch keineswegs in der Mischung ihrer Kräfte zum specifischen Dichter angelegt. — Lessing's Geistesmischung verräth ihr Wesen vorzüglich darin, daß er glücklich gefundene Bilder gern zu weit fortspinnt. Sie haben sein Bekenntniß hierüber angeführt, ohne es zu einer Erörterung seines Styls zu benutzen, — und in dieser Ausstellung kann ich jenem Kritiker auch nicht Unrecht geben. Lessing's Styl macht Alles zum belebten Gespräche: man sieht sogleich eine Gesellschaft, sie sitzen, gesticuliren, springen auf, Alles ist Frage, Antwort, Ausrufung u. s. w. Auch dies scheint Kriterium eines vollen Dichters, wie Goethe es irgendwo von sich selbst aussagt, daß jede Frage mit ihrer Dialektik sich in ihm dramatisch belebe. Allein es gilt doch auch hier, was ich oben von der Kraft

einzelner Bilder gesagt. Ein Talent kann so verfahren, ohne daß die gestaltende Kraft darum in's Centrum geht, aus dem Centrum wirkt. Wir werden schließlich eine neue Kategorie aufstellen müssen: kritisches Genie; es giebt auch in der Kritik Genie, so paradox dieses Wort scheint.

Die Liebe, die Pietät hat Sie in eine Stimmung versetzt, welcher diese, hier nur unzulänglich von mir berührten Aufgaben scharfer Zergliederung in einer warmen Verhüllung blieben. Darf ich noch Etwas sagen: Auch Ihre Sprache geht mir vielfach zu hoch, starke Worte wie riesig und dergl., statt einfacher; Superlative, wo Positive genügten, namentlich der spät-Goethe'sche Superlativ ohne oder mit dem unbestimmten Artikel, den ich auf Tod und Leben verfolge. Dies thut der Wirkung keinen wesentlichen, aber doch Eintrag, denn das Schlichte wirkt stärker als das Gesteigerte. Nun sollte ich noch an manche einzelne Punkte kommen, beschränke mich aber auf folgende:

Sie haben einem wesentlichen Moment in Lessing's dramatischer und dramatisch-kritischer Thätigkeit nicht die nöthig besondere Betrachtung gewidmet: wie nämlich Lessing den realistischen Styl im Sinne des bürgerlich-rührenden Dramas einführt. Ich übersehe natürlich nicht, daß Sie davon reden, aber es war eine ganz ausdrücklich zu behandelnde Materie, worin sich wiederum eine Grenze des Lessing'schen Geistes in's Licht setzt. Es wäre zu zeigen, wie neben der rechten Opposition gegen den Pomp der Staats-Action und die Franzosen mit ihren classischen heroischen Stoffen doch hier eine Schwäche des Standpunkts der Zeiten und eine Grenze des Lessing'schen Geistes liegt: zu zeigen, wie es nicht ein Nebenumstand ist, daß der menschlich leidende Lear ein König, Othello ein — großer Feldherr ist, u. s. w. Es scheint mir hier besonders die von Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie (Abschnitt 14) mit Einstimmung angeführte Stelle aus Marmontel vorgenommen werden zu müssen. Ich opfere gern, was ich von der Uebertragung des Stoffes von der Virginia auf modernen Boden gesagt habe. Sie haben Recht: Lessing hat nicht einen Stoff übergetragen, sondern bloß ein Motiv benützt. Mag man aber jenes Thema

vom bürgerlichen Schauspiel bei Anlaß der Emilia Galotti behandeln oder nicht, behandelt sollte es werden.

Ein weiterer Punkt ist das Rührende. Wie kommt der nüchterne, scharfe Lessing zu dem sehr hoch elektrisirten Empfindungston und dem starken Wirken auf unsere Thränendrüsen schon in der M. S. Sampson? Weil es Stylprincip der neuen Zeitrichtung ist, und er begründet es sich denn auch mit seiner Mitleids-Theorie nach Aristoteles, worin er, wie Sie nicht vergessen zu sagen, das Höhere, die kräftigende Ehrfurcht vor dem absoluten Gesetze der Weltordnung, nicht herausfindet. Auch das Romanende des Nathan geht aus jenem falschen bürgerlichen Realismus und dieser Theorie des Rührenden hervor. Hieher gehört auch das Edle, das bei Lessing eine so starke Rolle spielt: gewisse Aufopferungen im Privatleben, im Unterschiede von heroischer Handlung, dagegen nimmt Lessing einen nicht genug anzuerkennenden Ansatz zur Individualisirung in der Charakter-Darstellung. Im Zusammenhang hiermit sollte die Frage über die „gemischten" Charaktere, wie man es nannte, und über Individuell und Allgemein in Komödie und Tragödie bei Entwicklung des Inhaltes der Dramaturgie wohl auch für sich betont und in möglicher Kürze, doch ausdrücklich behandelt sein.

In Ihrer trefflichen Darstellung von Lessing's theologischem Kampf und religionsphilosophischen Ideen wäre dem ungerechten Kritiker zum Voraus zu begegnen gewesen durch genauere Erörterung dessen, was Sie zwar berühren: nämlich wie weit ihm zum Bewußtsein gekommen, was er sich unter seiner „Vorsehung" und demgemäß dem persönlichen Gott dachte. Sie stellen jenen Begriff einmal als synonym mit „Natur" in seinem Kopfe hin. Dies führt leicht zu Mißverständnissen. Es führt schließlich zu der Frage über seinen Spinozismus, und es scheint mir, darüber hätte etwas mehr, gerade auch für den populären Zweck der Schrift, gesagt werden dürfen. Spinoza und Leibniz betreffend, so ließe sich vielleicht behaupten, daß Lessing eine Ahnung vorschwebte von einer höheren Vereinigung der in beiden enthaltenen Wahrheit: das Absolute, die Einheit des Individuellen und Allgemeinen, der ewige Fluß in allen Dingen, sowie die ewige Concentration desselben zu

Monaden, und im letzteren Sinne Person, nämlich eben in den Personen. Dies ist im Grunde die Anschauung der Hegel'schen Philosophie; ich meine aber, es sei nicht gewaltsam, bei Lessing ein solches entferntes Ahnen anzunehmen, da er jedenfalls soviel Spinozist war, nicht einen persönlichen Gott anzunehmen, und da er doch viel zu viel Respect vor dem Individuellen und Persönlichen hatte, um sich mit dessen Substanz völlig zu beruhigen.

Auf den Vorwurf der Unselbstständigkeit des ersten Theils ist mit schlagender Kraft zu antworten, daß im zweiten, je mehr die Vorarbeiten ihn verlassen, desto schöner dem Verfasser die Schwingen wachsen, und daß er sich ja den Zweck gesetzt hatte, im Sinne edler Popularität zu *gestalten*, die Vorarbeiten also wohl benützen durfte. Dennoch hat mich das häufige Anführen von Danzel's Worten oft auch ein wenig gemahnen wollen, als wäre es vielleicht zu vermeiden gewesen, wenn der Verfasser die Quelle vor dem Schreiben einige Zeit zurückgelegt, und dann das in sich Verarbeitete mit eigenen Worten niedergeschrieben hätte, auf die Gefahr hin, daß sie nicht überall so treffend seien: Das eine Mal sagt's Jener besser, ein andermal Dieser. Ich kann jetzt im Augenblick nicht umsuchen, um mich zu überzeugen, ob ich mich richtig erinnere, wenn mir keine Stelle geblieben ist, wo Gervinus' trefflicher Abschnitt in seiner Geschichte der deutschen National-Literatur mit der verdienten Ausdrücklichkeit gerühmt wird: — der Ausdruck: „Lessing steht auf der Hochwacht seiner Zeit" ist so treffend, daß hier speciell das Citat beistehen dürfte.

Ich habe noch einige untergeordnete Ausstellungen, die ich nicht aufführen will, — außer etwa, daß Lessing's völlige Verschlossenheit gegen das landschaftlich Schöne recht besonders mir scheint benützt werden zu müssen, um die Mängel seiner poetischen Organisation, namentlich auch im Lyrischen, zu beleuchten. Die Katastrophe in Emilia Galotti scheint mir auch nach der Rechtfertigung in Ihrem Werk noch keine rechte überzeugende poetische Kraft zu haben. Emilia liebt den Prinzen und liebt ihn nicht: er hat in ihr eine wilde Phantasie-Liebe entzündet, ihre Herzensliebe gehört dem Gatten. Sie sucht den Tod aus Furcht vor jener, die vor dieser und ihrem ganzen sittlichen Selbst verdammt wird.

Diesen Kampf darzustellen hat Lessing alle ihm zu Gebote stehenden Mittel angewendet, ohne doch das wilde Feuer, das zu bekämpfen ist, recht überzeugend heiß lodern zu lassen; da fehlt der „reiche, frische Strahl", und überwiegt ein, mich doch immer beleidigender Eindruck des sich — Selbstzergliederns; das Bewußtsein ist zu stark, zu hell.

An einzelnen Ungenauigkeiten will ich nicht herumkritteln. Ich erlaube mir nur noch zu sagen, daß im ersten Theil öfters mir ein Satzbau aufgefallen ist, der nicht ganz correct genannt werden kann; z. B. das Relativ hintereinander in zwei Zwischensätzen, jedes Mal auf ein anderes Subject bezogen, oder ein Wenn und gleich darauf ein Zwischensatz wieder mit einem anders bezogenen Wenn, und dergl. Doch genug des Mäkelns! Der Grund- und Schlußeindruck bleibt: frische, lebendige, schöne, durchgeistigte Wärme! Aus einer dem Inhalt homogenen Gesinnung fließend, wird die eigene Gesinnung zur Tendenz, und Ihr Lessing ist eine Tendenzschrift unbeschadet der Treue gegen das Object, vielmehr mit und in ihm, ein freies Mannesbekenntniß unter hemmenden, selbst drohenden Umständen, ein Luft- und Lichtdurchbruch im Qualm der trüben Mystik, der byzantinischen Hierarchie, der blasirten Romantik, die in der alten Heimath des gesundesten und hellsten und männlichsten deutschen Geistes sich breit gelagert hatten. Sie wird bestehen, diese Schrift, sie wird wirken und in ungesehenen, unzähligen Röhren ihren reinen Inhalt in die Welt ausbreiten.

Und nun, verehrter Freund, noch einen Vorschlag! Es ist mir unter dem Schreiben der Gedanke gekommen, wir könnten es so machen: setzen Sie diese meine Beurtheilung in irgend eine Zeitschrift, welche Sie wollen; theilen Sie mir vorher mit, was Ihnen etwa ungerecht scheint, was Sie anders, auch formell für den Druck geeigneter, gesagt wünschen: schlagen Sie mir selbst da und dort eine andere Wendung vor. Ich kann Manches ändern, ohne mit meiner Ueberzeugung in Widerspruch zu kommen. Legen Sie mir dazu meinen Brief noch einmal bei, damit mir die Stellen deutlich vorliegen. Ich schreibe Ihnen dann zugleich einige ostensible Zeilen für die Redaction der gewählten Zeitschrift, welche den Grund angeben, warum ich Ihnen diesen Weg vorschlage: es geht uns

viel zu viel Zeit verloren, wenn ich erst mich daran mache, eine ausführliche Kritik mit nochmaliger Durchlesung des Buches zu verfassen.

Ich darf Sie nicht erst bitten, mir gut zu bleiben, wenn es Sie auch einen Augenblick verstimmen mag, wenn ich bekannt habe, daß ich einen ungerechten Gegner in einigen Punkten Recht geben muß. Ich füge zum Schluß noch bei, daß ich mit keiner Zeitschrift in Verbindung bin, wohin ich den Artikel geben könnte. Heyse's Litteraturbl. geht ein, das Deutsche Museum ist kein Ort dafür ꝛc. Auch daher eben ist der vorgeschlagene Weg wohl der beste. Ich grüße herzlich Ihre Frau Gemahlin, wünsche Ihnen Gesundheit und freudigen Fortgang in allen Dingen.

Ihr F. B.

An Alwin. **112.** Berlin, 15. April 1859.

Auf gestern Abend hatte ich eine eigenthümliche Einladung erhalten und angenommen. Der Leibarzt des Herzogs v. Ratibor, ein Hofrath Dr. Roger, war Dienstag zu mir gekommen, um mich im Auftrage des Herzogs zu einer kleinen Soirée im engsten Kreise auf Donnerstag (gestern) einzuladen. . . . Außer mir waren von hiesigen „Schriftstellern" nur noch Prof. Theod. Mundt, Dr. Kossak, Dr. Dohm, die Maler Hildebrandt und Richter, der Kapellmeister Taubert, ein Herr — — , Virtuose auf der Cither und der Leibarzt und der Gouverneur der Herzoglichen Kinder ein Dr. Potthast anwesend, von fürstlichen Personen außer dem Herzog, — (einem Fürsten von Hohenlohe) und seiner Gemahlin, deren Verwandte die Fürstin Hohenlohe, der Prinz Wilhelm von Baden (etwa 29 Jahre alt) Bruder des regierenden Großherzogs von Baden, und was mich am meisten interessirte: der regierende Herzog von Koburg, der um ¼11 Uhr noch vom Prinz Regenten zur Gesellschaft kam. Er ist ein schöner, stattlicher Mann, von Lützow's Gestalt, aber brünett, breitbrüstig, eine ächt ritterliche Erscheinung, von feinem, einfachem, ungezwungenem Wesen. Als der Herzog von Ratibor mich ihm vorstellte, sprach er lebhaft sein Bedauern aus, daß er grade, als Fanny und ich in Gotha zum Besuche bei Mathy's waren, nicht dort anwesend gewesen sei, da er sich längst darauf

gefreut habe, sie und mich persönlich kennen zu lernen. „Aber so geht es Einem oft," setzte er verbindlich hinzu, „mit den Menschen, denen man am liebsten begegnen möchte." Die Unterhaltung roulirte mit ihm über Musik (er ist bekanntlich selbst Componist), Theater, das er nur zu Hause „als Intendant" besuche, hier zu besuchen aber „fast nie Zeit habe" und Politik; In letzterer Beziehung schien er von der Haltung Preußens wenig erbaut. Von Oestreichs Finanzen sagte er: „Ja freilich, wenn man, wie Herr von Bruck mit der Finanzkunde Experimentalchemie treibt, da können die Folgen nicht ausbleiben," was mir für meine 10000 Gulden National-Anleihe nicht eben tröstlich klang. Was die Frage über Krieg und Frieden anlangt, so sah ich, daß man auch in diesen höchsten Kreisen nichts wußte, als was wir wissen, nämlich, daß man nicht auf 24 Stunden voraus zu sehen vermöge. Er war offenbar sehr innerlich beschäftigt und unruhig, was sich auch in der Art seines äußerlichen Geberdenspiels kund gab, wenn er fortwährend die Fingerspitzen gegen einander stieß. Daneben besorgte und praesentirte die Herzogin (etwa 34 Jahre alt) selbst den Thee und der Herzog, ihr Gemahl praesentirte selbst Backwerk. Er ist ein schöner Mann, etwa 40 Jahre alt, brünett, dunkler Schnauzbart, von angenehmen Manieren. Ich sprach mit ihm über Vieles, über Reisen und Reisekunst, über Italien, die Lombardei; er erzählte mir, daß er passionirt sei für das Landleben, daß er zu Hause, — seine Standesherrschaft liegt in Oberschlesien, um Ratibor, — à cheval der Oder, — den ganzen Tag fast nicht vom Pferde komme und daß diese Wirksamkeit ihm ein Lebensbedürfniß sei, daß er nur als Mitglied des Herrenhauses hier zeitweilig einige Monate im Jahre lebe u. s. f. Italien habe er nur einmal, als junger Student in den Ferien gesehn, seitdem nicht wieder, da es schwer sei, eine zahlreiche Familie mitzunehmen und seine Geschäftspflichten von Jahr zu Jahr wüchsen. Er bedauere es um so mehr, da sein Bruder in Rom (er ist Kardinal, glaube ich, denn die Familie ist katholisch) ihn oft und dringend dazu einlade. Dazwischen ward auf der Cither gespielt im Nebenzimmer, wo auch Taubert auf dem Flügel einige Piecen vortrug. Gemälde besehen, deren schöne von Hildebrandt, z. B. dessen „Nordkap" und

Richter die Wände schmückten und seltene Geräthe u. s. w. betrachtet. Um eilf Uhr ging es in den Speisesalon, wo ein sehr feines, kleines Souper, halb warm — halb kalt — und guter Oeil de perdrix Champ. unsrer wartete. Von $^3/_4$ 12—$^1/_2$ 1 hatte ich, während die andern der Musik zuhörten, eine sehr lange und ausführliche politische Unterredung mit dem Prinzen von Baden — preuß. Obersten — der sich in einer Weise freimüthig über die Lage in Preußen und Deutschland aussprach, daß ich mich veranlaßt fühlte, auch meinerseits ihm über diese Dinge den reinsten Wein einzuschenken. Er gestand zu, daß die Lage sehr kritisch sei, sagte, daß Preußen durchaus, ohne an Oestreichs früheres Benehmen gegen Preußen zu denken, für Oestreichs Recht auf die Lombardei einstehen müsse und sprach es aus, „daß dieser Conflikt, den Bonaparte heraufbeschwöre, wenn er die Folge habe, daß Deutschland einig werde, zu segnen sei und daß er seinerseits gern in dem Kampfe dafür zu Grunde gehen wolle. Wenn Preußen eine deutsche Zukunft beanspruche, so müsse es jetzt zeigen, was Deutschland von ihm zu erwarten habe." Ich sagte ihm, daß ich nichts von der Preußischen Regierung erwarte und einzig auf das Bewußtsein und die tapfere Zuversicht unsers Volks meine Hoffnung setze. Der Prinz Regent, den ich verehre, sei doch, wie ich glaube, ohne Kraft muthigen Entschlusses und rascher Initiative. Freilich sei es ein Glück, daß das Regiment der halben Verrücktheit nicht mehr existire, daß das Ministerium Manteuffel beseitigt sei, „aber," setzte ich hinzu, „die Werkzeuge dieses alten Regimes sind noch überall da und trotzen überall dem neuen. Ja, dies Organ der alten Partei, die Kreuz-Zeitung, wagt es sogar offen an das Heer zu appelliren, als wären wir in Frankreich." Er stimmte mir bei und setzte hinzu „und dies Heer wird bald nicht mehr zu gebrauchen sein, wenn man es nicht endlich übt und ihm Gelegenheit giebt, zu zeigen, was es kann." Als ich ihm den politischen Fehler vorstellte, den man in Preußen dadurch begangen habe, daß man nach 10 Jahren keine Amnestie für die politisch Verurtheilten gegeben, während selbst Oestreich amnestiert habe, gab er dies bedauernd zu und wollte selbst, als ich Kinkels gedachte, diesen nicht ausgenommen wissen, da er, wie ein tapferer Mann für seine Ueberzeugung ge-

handelt habe. Es war eine merkwürdige Unterhaltung, die stehend, Kopf an Kopf, halbleise, — im andern Zimmer spielte der Herzog mit dem Cithervirtuosen, den er auf der Streich-Cither begleitete — lebhaftest geführt wurde. „Wir dürfen es uns nicht verhehlen," sagte der Prinz, ein schöner, blonder, hoher Mann (Schwestersohn der verstorbenen Herzogin Caecilie von Oldenburg, dies brachte uns zusammen), „daß wir durch 1848 und seit 1848 in Deutschland weiter gekommen sind." Er ließ dann fallen, daß es darauf ankomme, daß patriotische Männer der Feder und des Worts, uns im entscheidenden Augenblicke nicht fehlen würden, war von der politischen Bedeutung der Polemik des Kladderadatsch gegen Napoleon III., die ich sehr hervorhob, durchdrungen und auch die Herzogin von Ratibor, die sich hier und da zu uns gesellte, stimmte damit überein. Ich nannte Napoleon III. die Sündenblüte unserer Zeit, den Erzeuger des großen Abfalls der Menschen von der Idee und den wahren Idealen der Menschheit, der sie gelehrt habe, dem erfolgreichen Verbrechen alles zu verzeihen; ließ einfließen, daß die deutschen Fürsten selbst sich ihm gegenüber, vieles zu vergeben hätten und schloß mit den Worten: ich hoffe, daß die Prophezeiung Banquos in Shakespeare's Macbeth, die ich in meinem „Nach fünf Jahren" auf ihn angewendet, sich erfüllen werde." Darauf sagte er: „Sie haben Recht, auch ich hoffe es. Es ist nichts Edles mit ihm; er ist von heute, nicht einmal von gestern!" „Ja," sagte ich „und diesem Menschen zu Liebe, hat sich das Ministerium Manteuffel herbeigelassen, den hiesigen französischen Gesandten aufzufordern, sich doch über die Angriffe der preußischen Presse gegen Napoleon, in der Volkszeitung, Kladderadatsch, zu beschweren!" Er staunte und ich verwies ihn an Dohm, der ihm Näheres über diese Unwürdigkeiten mittheilen könne und entwickelte ihm dann in scharfen Zügen, was wir seit 1849 durch das Manteuffel-Westphalen-Raumer-Hinkeldeysche Regiment gelitten hätten, kurz, ich schüttete ihm Alles, was ich in der Seele trug aus, denn ich dachte: wenigstens will ich diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, einem Menschen dieses Fürstenkreises zu sagen, wie wir andern denken und empfinden.

11. Nur durch Freiheit kann der Menſchengeiſt gottähnlich werden.

12. Dieſe Freiheit wird erreicht werden trotz aller Hemmniſſe die ihr der Hochmuth der Heilsbeſorger bereitet, denn das Unſterbliche im Menſchen kann nicht verloren gehn.

13. „Es iſt lächerlich die Wahrheit als Glaubensartikel feſtzuſtellen und den Geiſt daran zu binden wie an einen Pfahl. Durch die Wahrheit wird ja der Menſchengeiſt, was ſoll ich ihn an ſeine Erzeugung durch Schwüre binden? Ich mach ihn ja grade dadurch zum Lügner, daß ich von ihm verlang, er ſoll noch einmal appart Kontrakt machen mit ſeinem eignen Sein, daß er's wirklich iſt.“

14. Nur ein Ton dringt ins göttliche Gehör und dieſer Ton iſt der freie Geiſt. — (Die poetiſche Veranſchaulichung dieſes Gedankens durch das Naturleben, S. 98—101, iſt ein Meiſterſtück dichteriſcher Schöpfungskraft.)

15. Aus dem Wahne mit Gewalt die Menſchen ſelig zu machen entſpringen alle Gräuel. (250).

---

2. Der Bomeranzenglaube.

Daß Bettina allen dogmatiſchen Glauben verwirft, und die Frau Rath bei den Predigten der Paſtoren, wenn ſie ſich auch „im Schweiß ihres Angeſichts auf der Kanzel bemühen, ſtatt den Geiſt zu wecken, vielmehr das Schild des Glaubens

An Alwin Stahr. **113.** Berlin, 13. Mai 1859.

Humboldts Begräbniß war eine Schmach für Berlin. Es war das eines königlichen Kammerherrn und Ritters vom schwarzen Adler und Excellenz, nicht das des größten Mannes, den Berlin in seinen Mauern geboren, werden sah und sehen wird, des letzten deutschen Geisteskaisers, des Genius von mondanem Ruf und Ruhme. Der Hof begrub ihn, nicht das Volk, das man ausgeschlossen hatte,' und das — sich ausschließen ließ. Und während schon am Tage seines Leichenzuges der Telegraph das Dekret zu uns herübertrug, durch welches der große Oberschurke in Paris die Errichtung einer Ehrenstatue für Humboldt verordnet, hat die hiesige Unteroffizierskultur noch nicht einmal an eine solche Ehre gedacht!! O Deutschland! — Am Abende sang der vom Ehrenzuge ausgeschlossene Mob — sei es aus Rache oder aus Rohheit oder auf Anstiften frommer Kanaillen, denen der große Todte ein Dorn im Auge war, Possenlieder und Gegröhle hinter dem vom Dome nach Tegel ziehenden Sarge her! und kein Konstabler von den 2000, die sonst jeden Laut unterdrücken, that hier Einhalt.

H. Köchly. **114.** Zürich, 6. Juni 1859.

Zum zweiten meinen herzlichsten Dank für Ihre Katharsis. Ich habe sie bereits zweimal von Anfang bis zu Ende durchgelesen und bin von Anfang bis zu Ende damit einverstanden, was mich um so mehr freut, da ich begreiflicherweise schon mehrmals, zuletzt noch in diesem Winter bei Gelegenheit meiner Vorträge über die Geschichte des griechischen Dramas, womit ich ein Collegium über die Frösche verband mir die berühmte Definition nach allen Seiten zurecht gelegt hatte. Mir war, offen gestanden, bange, Sie würden Ihre vor vielen Jahren in den deutschen Jahrbüchern aufgestellte Meinung,' die sich an Goethe anschloß, wieder aufnehmen. Sie haben sie stillschweigend aufgegeben, und wir sind ganz einig. Nun sagen Sie mir nur, wo und wie, d. h. blos für Philologen oder für einen größeren Kreis ich Ihre Schrift anzeigen soll. Daß auch Spengel seitdem gegen Bernays geschrieben hat, werden Sie wissen; das vielleicht aber nicht, daß ein Herr X. in den

Jahnschen Jahrbüchern bereits die Ehre der Priorität von den Bernaysschen Purganztheorie für sich in Anspruch genommen hat! Das Widerliche an dem Bernaysschen Buche bei all seiner Gelehrsamkeit — ist mir die Koketterie dieses Stockphilologen mit Goethe. Es fällt mir dabei das Xenion ein:

„Was das Entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt locker und lose zu sein."

Mit größter Sehnsucht erwarte ich Ihren Lessing und doch bedaure ich es kaum, ihn nicht gerade jetzt zu erhalten, da ich ihn doch nur zerrissen lesen könnte. Ich habe ihn mir für den Eingang meiner Ferien als erfrischendes Bad bestimmt.

An Alwin. **115.** Helgoland, 24. Juli 1859.

Wenn mir sonst Helgoland an sich romantisch war, so ist es mir jetzt noch interessanter durch mich selbst, d. h. durch die verschiedenen Perioden meines Lebens, an die es mich erinnert. Da steht das Häuschen v. Pet. Jasper Bolten, wo ich vor 18 Jahren (1841) völlig einsam und sehr unglücklich über eine ganz verfehlte Kur gewohnt habe, als ich Helgoland zuerst aufsuchte, um Heilung für meinen kranken Hals zu suchen. Das ruft denn meine damalige Oldenburger Existenz mir zurück, und erinnert mich an den kleinen 5jährigen Knaben in der „Flügelschürze", der mir Abends entgegenlief, als ich heimkehrte und der nun als Mann meine Geldaffairen leiten hilft und seinen Vater einen „leichtsinnigen" schilt. Rechts liegt das Häuschen, wo ich 1849 mit Fanny wohnte und wo wir Liszt und die Fürstin Wittgenstein, Franz Dingelstedt, Rud. Lehmann, Ernst Meyer, den alten Signor Ernesto Professor Fallati, Jul. Froebel, Mitscherlich, Dr. Siegmund und wie viele andere noch bei uns sahen. Es war das Jahr, wo die deutsche und ungarische Revolution erlagen und Goethe's Jubiläum gefeiert ward. Welch ein Gegensatz zwischen diesem und dem stillen Jahre 1841! — Fünf Jahre später 1854 war ich wieder hier. Die Reaktion stand in ihrer Blüthe, die Freiheitsfreunde waren todt oder verbannt. Ich lernte Freder. Lehmann kennen und suchte bei ihm Anknüpfung für Dich und Deine Carrière. Und nun liegt das alles auch schon als ein Gewesenes so weit, weit hinter mir! und während hier

Alles noch so ist „wie einst", hat sich mein Haar gebleicht und ist mein Dasein in den Herbst getreten, wo schon Laub am Boden raschelt! —

Das Meer ist schön, aber ich fühle es immer wieder: Der Norden ist meine Heimath nicht. Wie anders, wie glücklich, wie ganz beseligt fühlte ich mich vor einem Jahre am Comer See und am Ufer des herrlichen Mittelmeeres und was ist Hamburg gegen Genua! —

An Alwin Stahr. **116.** Helgoland, 12. Aug. 1859.

Gestern war Frau Anna Heikens 79ter Geburtstag und am 9ten der 58te Hochzeitstag des ehrwürdigen Paares. Wir haben beide nach unsern Kräften gefeiert. Am Hochzeitstage brachten wir, Fanny und ich, den trefflichen Alten jedem eine goldverzierte Tasse mit passender Inschrift und ich hatte dazu ein Poem gemacht, das ich so leserlich und sauber, als mir möglich auf einen mit meinem Namen gestempelten Briefbogen geschrieben hatte. Als wir ankamen, fanden wir das Häuschen verschlossen. Doch öffnete uns bald die Matrone, die wir in full dress of Helgoland antrafen, weil sie zu einem Condolenzbesuche bei Verwandten gehen wollte, wo eben ein Mitglied der Familie gestorben war. Sie nöthigte uns in ihr schmuckkästchenhaftes Fremdenstübchen und war augenscheinlich anfangs bis zum Nichtbegreifenkönnen überrascht von unserm Gratulationsbesuche, dann holte sie ihren Hans Frank, der im Höfchen Holz sägte und der alsbald mit seinem Mützchen auf dem silbergrauen Haar in Hemdsärmeln herbeikam. Er hat mehr wie seine Baucis körperlich gealtert, denn während sie sich mit 79 Jahren noch strack und frisch aufrecht und grade hält, ist sein Rücken gekrümmt und seine Bewegungen schwankend, aber sein treuherzig schalkhaftes braunes Auge — mit dem er noch ohne Brille die „Avisen" (Zeitungen) liest, hat nichts von seinem hellen Glanze verloren. Der Eindruck, den unsere Gratulation und die kleinen Beweise unserer Theilnahme auf ihn machten, war noch stärker, als bei der Frau. Er wurde blaß, und das Mützchen fiel ihm, als er's abnahm, aus der Hand. Ich führte ihn zu einem Stuhle neben seiner Baucis und begann nun vor beiden stehend, mein kleines Gratulations-Carmen abzulesen, das also lautete:

Dem wackern, hochehrwürd'gem Paar
Das heut vor acht und funfzig Jahren
In Hymens Hafen eingefahren
Bringt Freundschaft ihren Glückwunsch dar.
Mögt Ihr im Schutz der höchsten Gnade,
Die es mit Euch so wohl gemeint
Auch ferner ziehn des Lebens Pfade
Bis an das Ende treu vereint!
Geliebt von Allen, die Euch kennen
Mit Achtung Eure Namen nennen,
Hans Frank und Anna im Verband
Die Zier und Ehr von Helgoland.

Als ich diese einfachen Zeilen dem ehrwürdigen greisen Paare vorlas oder vielmehr vorsprach, wobei meine Stimme vor Rührung und Ehrfurcht bebte, kam ich mir selbst wie ein Priester vor, der seines Herzens Wunsch als Seegen an die Vorstellung und den Namen des Wesens knüpft, das der Mensch in dem Abhängigkeitsgefühl seiner Schwäche zu seinem sorgenden, allmachtsbegabten Vater erhebt. Wunderbar rührend war das Verhalten der beiden Alten bei dieser Scene. Philemon saß ganz erschüttert da, eine Thräne feuchtete sein Auge und er konnte während und nach der Scene nur immer ausrufen: „o mein Gott! Du, mein Gott!" Baucis aber saß strack und fest und als ich an die Worte kam:

Geliebt von allen, die Euch kennen
Mit Achtung Eure Namen nennen!

rief sie plötzlich dazwischen: „Ju! dat 's wohr! dat 's wohr!", selbst diesen Ausspruch über sich bekräftigend. Als ich geendet hatte, ergriff der Alte, ehe ich's hindern konnte, meine Hand, die er an seine Lippen führte, während ich ihn umarmte. Auch Baucis küßte Fanny und dann mich und er rief aus: „Das macht mich um 20 Jahre jünger, die Freude!" Inzwischen überreichten wir jedem seine Tasse und auf die Pakete mit Zucker und Kaffee hinweisend, welche ein begleitender Freund (der Assessor Nikisch aus Cöln) verehrt hatte, improvisirte ich schnell den Reim:

Was nützen leere Kaffeetassen,
Wenn sie nicht guten Kaffee fassen?
Drum bringt Kaffee und Zucker klar
Allhier ein dritter Freund Euch dar!

Neues Vergnügen und neuer Dank. Und so nahmen wir unter erneuten Seegenswünschen von unserer und Dankbezeugungen von ihrer Seite unsern Abschied.

An Alwin Stahr. **117.** Helgoland, 16.—23. Aug. 50.

... Der Großherzog von Weimar ist angekommen. Auf ein Billet Fanny's kam er gleich am ersten Tage selbst, sie zu besuchen und da er uns nicht fand, ließ er mich Abends durch seinen Adjutanten Hauptmann von Thompson zu sich bitten, der mir am Strande aufpaßte, weil ich mit Helmrichs eine Abendumfahrt um die Insel gemacht hatte, von der wir eben noch mit heiler Haut, d. h. kurz vor Ausbruch eines schweren Gewitters, zurückzukommen das Glück hatten. Er freute sich aufrichtig mich wiederzusehn, und das Schöne und Gute in seiner Natur trat besonders dadurch hervor, daß wir, nachdem wir ihn Jahre lang nicht gesehn, — Fanny sogar 7 Jahre nicht, — ihn so unverändert gegen uns fanden, als hätten wir ihn Tags zuvor verlassen. Ich blieb auf seine Aufforderung bei ihm zum Thee, den er selbst bereitete, und verbrachte mit ihm und seinen 3 Begleitern: Maler Graf Kalckreuth, Baumeister von Rittgen und Hauptmann von Thompson von 8—¼11 einen sehr genußreichen und an bedeutender Unterhaltung in der That fruchtbaren Abend, an welchem es mir zugleich gelang, freilich auf Kosten meines angegriffenen Halses, mir die Zuneigung des trefflichen Künstlers Graf Kalckreuth zu erwerben, die dieser sofort durch einen Besuch am nächsten Tage bethätigte und dabei direkt aussprach. Während er noch mit uns frühstückte, kam der Großherzog selbst, der Fanny noch in vollem Badenegligée antraf, und seinen Besuch, wie er schließlich lachend sagte „auf die Länge einer wahrhaft Homerischen Visite" ausdehnte, indem er fast anderthalb Stunden lang bei uns blieb und um die Erlaubniß bat, oft wiederkommen zu dürfen. Daneben kommen wir mit Julius Müller immer näher und inniger zusammen. Er ist jetzt mit dem guten Herrn von Sahr fast täglich Abends bei uns, und seine Milde des Urtheils, sein liebevolles Gemüth, seine Sanftmuth und Toleranz, der innere Friede, dessen Glück aus seinen schönen und edlen Zügen wie sanftes Mondlicht leuchtet, — und die vollkommene Abwesen-

heit aller derjenigen Eigenheiten, welche sonst bei Leuten seines religiösen Standpunktes den Verkehr so unerquicklich machen, verbunden mit der Tiefe seiner Kunsteinsicht, seiner Bildung, dem Reichthum seiner Kenntnisse und Lebenserfahrungen und mit einer äußerst glücklichen Gabe heiterer Mittheilung eigener Reiseerlebnisse, lassen uns seine Anwesenheit als einen reichen Gewinn betrachten. Gespräche von einem Gehalt, wie wir sie mit ihm und Sahr gehabt haben, sind uns in dem zerstreuten Berlin seit Jahren nicht geworden. Solch ein Mann ist nicht mit einem einseitigen Urtheil abzuthun, und sollte er, wie er vorhat den Winter in Stettin zubringen, so suche ihm näher zu kommen und Du wirst viel von ihm lernen und sittlich und geistig Deinen Gesichtskreis bereichern und erweitern.

Den 20. August Sonnabend. — Der Mittwochsdampfer hat uns keine Briefe gebracht, außer von Elisabeth Lewald aus Norderney und so haben denn auch wir nicht geschrieben, sondern uns gänzlich dem dolce far niente hingegeben. Am Mittwoch Abend war der Großherzog bei uns Abends zum Thee mit seinen drei Begleitern und wir hatten einen heiter genußreichen Abend mit inhaltvollem Gespräch über ernste und heitere Dinge. Zwei Mondnächte von unvergleichlicher Schönheit, deren regungslose Stille den Zauber des Südens in den Norden versetzte, ließen uns gegen alles Baderegime fast bis Mitternacht aufbleiben. Auf Donnerstag Abend lud uns der Großherzog ein, Abends auf der ½ Meile entfernten Düne den Thee bei ihm zu trinken. Die Fahrt, welche trotz des windigen und dunklen Wetters unternommen wurde, war sehr eigenthümlich. Um ½9 Uhr fuhren wir mit ihm und dem Adjutanten Kammerherrn v. Thompson in seinem Boote ab, das pfeilschnell durch die dunkle Nacht hinschoß. Wir landeten bei niedrigster Ebbe und mußten daher alle zusammen von den beiden Schiffern an den Strand durch's Wasser getragen werden und diese Prozedur erneuerte sich noch zweimal, da zwei große 20—30 Fuß breite Rillen mit Wasser gefüllt waren. Auf der Düne, wo nur eine hölzerne Pavillonbude steht, in welcher eine kleine Wirthschaft ist, war nichts hergerichtet, sondern alles mußte improvisirt werden. Selbst an geschützten Lichtern, um im Freien

zu sitzen, fehlte es und nachdem Versuche, die Kerzen mit Papierdüten zu schützen, mit Brand der letzteren geendet hatten, traf man die Aushülfe, das unserm Tische zunächst gelegene Fenster des Pavillons zu illuminiren, so daß wir unser Licht von innen, spärlich zugemessen, erhielten. — Aber der russische Karawanen-Thee, den der Großherzog selbst mitgebracht hatte, war vortrefflich und unser Humor noch besser. Hofbaurath von Rittgen zeichnete die Gesellschaft in ihrem Halbdunkel, der Großherzog und Fanny erzählten heitere Geschichten und es war ½11 Uhr, als wir an den Aufbruch dachten. Die Abfahrt war noch wunderlicher, als die Hinfahrt. Düstre Wolken verdeckten Mond und Sternenlicht, und in der Dunkelheit konnten wir an dem öden Strande unsere Boote nicht finden, v. Thompson und Graf Kalckreuth machten sich rufend und pfeifend auf's Suchen aus, wobei sie gezwungen waren stellenweise fast bis über die Waden die gefüllten Rillen zu durchwaten. Endlich fanden sie die Schiffer. Wir wurden alle rittlings in die Boote getragen, nur Fanny sitzend auf den Händen zweier Schiffer, — und nun schoß das kleine Boot unter vollem Segel, wie ein Wettrenner über die schwellend schwarzen Wogen dahin, daß der Großherzog vor Freude in die Hände klatschte. — Von unsern Gesprächen über Berlin und das dortige Leben, die Gesellschaft, das Kunsttreiben, u. s. w. wäre viel zu erzählen. Der Großherzog verhehlte nicht, daß er gegen Berlin in vielen Beziehungen eine tiefe Abneigung habe. Um 11¼ waren wir zurück. Der Fürst führte Fanny stets am Arm, und erwies ihr überhaupt alle Aufmerksamkeit, die er nur einer Frau seines Standes erweisen könnte. Auch sind Fanny und ich die einzigen aus der ganzen anwesenden Badegesellschaft, mit denen er verkehrt und wir sind dadurch, nicht grade zu unserm Vergnügen — noch mehr als bisher schon Gegenstand neugieriger Beobachtung der müßigen Menschheit geworden. Uebrigens bewundere ich die unermüdliche Ausdauer, mit welcher der Großherzog vom frühen Morgen bis in die späte Nacht seefahrend, fischend, jagend, badend, spazierengehend, zeichnend, seinen Tag verbringt und doch noch zu stundenlangem Briefschreiben und Lesen Zeit zu gewinnen weiß. Mit Recht konnte er neulich zu Fanny sagen, die ihn bat, doch nicht nach Berlin zu reisen (was er für

den Fall, daß der König sterben sollte, zu thun entschlossen ist), da es eine zu große Strapatze sei mit Unterbrechung der Kur hin und her zu reisen: „Ach, Beste, Strapatzen bin ich gewohnt!“

— —

23. August. Gestern Abend spät um ½9 Uhr kam der Großherzog v. Weimar wieder zu uns und blieb mit Hofbaurath v. Rittgen bis gegen ¼11 Uhr. Er traf Gätke bei uns, den ich dadurch ihm nahe führte, daß ich ihn aufforderte, ihm seine ornithologischen Forschungen und Beobachtungen mitzutheilen. Er kam eigentlich, um mir persönlich für meinen „Lessing“ zu danken, den ich ihm Vormittags zugesendet hatte, und mich zugleich zu ersuchen, ihm meine Gedanken über ein Museum für neuere deutsche Kunst, das er gründen will, so wie über die Mittel, Weimar zu einem Strebepunkt deutscher Kunst zu machen, auseinander zu setzen. Leider habe ich versprechen müssen, das schriftlich zu thun, was mir sehr viel Arbeit machen wird. Wie ich den Plan des Großherzogs, der sich selbst über denselben nicht recht klar ist, auffasse, steht in erster Reihe der Bau eines Museums, das zwei Zwecke zu verbinden hätte. Erstens: Aufbewahrungsort zu sein für eine deutsche Nationalgallerie neuer ausgezeichneter Werke deutscher Malerei und Plastik; und zweitens zugleich: als Lokal zu dienen für periodische Ausstellungen solcher Werke. In ersterer Hinsicht wäre es wünschenswerth, in einer besonderen Abtheilung eine Sammlung anzulegen von Werken, welche den Gang der neuen deutschen Kunst, besonders der Malerei seit den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zur Blütezeit der Düsseldorfer, d. h. von 1790—1830 historisch überblicken ließe. Dies könnte dadurch gefördert werden, daß z. B. die deutschen Fürsten das, was sie an bedeutenden Bildern aus dem Anfange dieser Periode besitzen, die die Namen Carstens, Wächter, Schick, Koch, Reinhard u. a. bezeichnen, an Weimar — meinethalben vorbehaltlich ihres Eigenthumsrechts oder was natürlich vernünftiger wäre, für immer überließen, und wenn reiche Private anderes ähnliches dahin zu stiften als Ehrensache ansähen. Ich gehe dabei, wie überhaupt bei dem ganzen weiteren Plane, von dem Satze aus: daß Weimar der einzige Ort in Deutschland ist, der als ewige, dem ganzen deutschen Vaterlande

theure Gedenkstätte unsrer großen neuen Nationallitteratur- und Kultur-Entwicklung ein unbestreitbares Anrecht darauf hat, in solchem Sinne durch die Theilnahme aller Freunde der künstlerischen Entwicklung Deutschlands geschmückt und zu einem historischen Bewahrungsorte deutscher Kunstleistungen erhoben zu werden.

Was den zweiten Punkt, die in Weimar hervorzurufende selbstständige, künstlerische Thätigkeit anlangt, so denke ich mir die Sache etwa folgendermaßen:

Ein Fürst, der Großherzog von Weimar, der Enkel des unsterblichen Karl August, der seinen edlen Ehrgeiz darin setzte, annähernd für die deutsche, bildende Kunst das zu sein und zu leisten, was sein glorreicher Vorfahr, dieser Fürst der Fürsten Deutschlands, für die deutsche Litteratur gewesen und geleistet, hätte I. zunächst alle seine Mittel auf diesen einzigen Zweck zu konzentriren und Alles abzuweisen, was dieses Interesse beeinträchtigen könnte. II. Er müßte persönlich das Interesse seiner deutschen Mitfürsten und durch die Presse das Interesse der deutschen Nation zu gewinnen suchen für seine Idee: das Andenken unserer Litteraturheroen in Weimar durch Stiftung einer Nationalgallerie und eines in Weimar seinen Mittelpunkt habenden „Weimarischen Vereins deutscher Kunstfreunde zur Förderung deutscher Kunst“ zu ehren. Dieser neue Verein müßte eine deutsche Ehrensache werden. Seine Mitglieder müßten einen jährlichen Beitrag zahlen, der nicht unter einem Friedrichs d'or sein dürfte. Da aber das „Volk“ keinen solchen Beitrag zahlen kann, so müßte es gestattet sein, daß z. B. Handwerkervereine, Gesellschaften u. s. w. einzelner Orte mit einem oder mehreren Beiträgen korporative Mitglieder des Vereins würden und an den Vortheilen und Ehren desselben korporativen Antheil hätten, z. B. müßte auch jeder wandernde deutsche Handwerker, der nachweist einer solchen mit dem Verein verbundenen Gesellschaft, Korporation und dgl. anzugehören, wenn er Weimar besucht, unentgeltlichen Eintritt in das Museum und in alle dortigen anderweitigen Sammlungen u. s. w. haben, während von andern ein geringes Eintrittsgeld gefordert würde. Für den Beitrag müßte jedes Mitglied des Weimarischen deutschen Vereins, das einen solchen zahlt durch ein „Kunst-

blatt" in Kupferstich oder Steindruck nach einem der gekrönten Werke der Kunst entschädigt werden.

Vor allen Dingen aber müßte in Weimar selbst zuerst etwas geschehn, ein Anfang gemacht werden; denn „der Anfang ist die Hälfte des Ganzen," sagt ein alter griechischer Spruch. Dieser Anfang wäre

1. der Bau des oben bezeichneten Gebäudes, des deutschen Museums, der „Ehrenhalle deutscher Kunst". Die Grundsteinlegung oder der definitive Beschluß eines solchen Unternehmens wäre an die bevorstehende hundertjährige Jubelfeier von Schillers Geburtstag zu knüpfen.

2. Die Berufung einzelner ausgezeichneter und zwar junger Künstler nach Weimar. Diese Künstler müßten aber in den Tendenzen möglichst wenig unter einander divergiren. Der Bau von Ateliers, die für unverheiratete zugleich Wohnungen wären, und unentgeltlich überlassen würden, dürfte schon für manche anlockend sein. Noch mehr aber die Aussicht auf sichere Bestellungen und überhaupt auf Absatz ihrer Arbeiten. Was die ersteren betrifft, so würde das Museum selbst die ausgezeichnetsten aufzunehmen haben. Der Preis derselben müßte durch eine nach dem Umfange der Vereinsbeiträge und dem Zuschusse fürstlicher Munifizenz zu bestimmende Geldsumme gedeckt sein. Ich denke dabei an Preisaufgaben, welche das in Weimar befindliche Comitee des Vereins für die etwa alle drei Jahre stattfindenden großen Festausstellungen den deutschen Künstlern zu stellen hätte. Preisaufgaben a) für die historische (und zwar möglichst deutsche) Sujets, b) für die landschaftliche, c) für die Genremalerei, sowie d) für die Plastik. Die Krönung derselben müßte mit der Eröffnung der Ausstellung verbunden und an den Jahrestag der Aufstellung des Schiller Goethe-Monuments geknüpft sein, und von einem mehrtägigen durch theatralische und musikalische Aufführungen zu verherrlichenden Feste verbunden werden. — Mit seinem Werke einen Platz in dem Weim. Nat. Mus. zu erhalten, müßte und würde ein Ehrenpunkt aller tüchtigen, deutschen Künstler werden. Selbst das Portrait würde nicht ausgeschlossen sein. Denn eine besondere Abtheilung des Weim. Nat. Museums müßte den Portraits unserer bedeutendsten

doch gegen jedes Lebenszeichen des Geistes emporzuhalten, entweder ihr Ruheſtündchen hält oder Haus- und Wirthſchaftsgedanken hat, haben wir ſo eben geſehen. Jetzt wollen wir nur noch ihre Weiſe betrachten, wie ſie Entſtehung und Weſen des Glaubens explicirt. Die Stelle iſt voll dramatiſchen Lebens und gemahnt in Styl und Haltung vielfach an Achim von Arnim's dramatiſche Gedichte:

„Was iſt aber der Glaube? — Wo nichts iſt, kann ich da etwas glauben?“ —

„Da wächſt mir eine Pomeranze!“ —

„Ei das kann ich nicht glauben.“

„Ei warum denn nicht, wenn ich's dir doch verſichern thu'?“ —

„Nun, es iſt mir unmöglich zu glauben, daß dir da auf deiner Nas ſollt eine Pomeranz wachſe!“

„Hör, wenn du dich ſo zum Glauben anſtellſt, als wie du dich zur Pomeranz anſtellſt, ſo wirſt du ſchwerlich in Himmel kommen.“

„Ach Gott, ich wollt doch gern ſelig werden, kannſt du mir denn gar nicht den Glauben einprägen an die Pomeranz, vielleicht daß ich dann ſo ſachte glauben lern'.“

„Nun geh' her, ich will mich über dich erbarmen, ſiehſt du, hier ſteck ich mir das Pomeranzenkörnchen in die Nas, du ſiehſt, es hat ſchon ein klein Keimche, und es iſt alſo doch eine Möglichkeit da, daß es Wurzel faßt. Wirſt du mir jetzt ehnder glauben?“

„Ach ja, es iſt noch ehnder wahrſcheinlich, obſchon es doch eine gefährliche Sache iſt, an ſo einem Ort eine Pomeranz wachſen zu machen, denn erſtlich iſt das Klima nicht darnach, — und ſie müßt doch viel Sonnenſchein haben, und deine iſt noch dazu eine Hakennas, das dem Keimche ſein Richtung

deutschen Dichter, Künstler und Schriftsteller gewidmet sein, in welchem einen Platz zu erlangen als eine ebenso große Ehre gelten würde, als für die französischen Säbelhelden ein Platz im Versailler Museum. Jedem Künstler, von dem ein Werk Aufnahme im Museum als Preiswerk fände, müßte diese Ehre von Seiten des Vereins widerfahren; jedem, von dem ein Werk überhaupt in dem Museum Platz fände, müßte es erlaubt sein (ihm und seinen Freunden), sein Portrait dorthin zu stiften. Schon dadurch würde in dem neuen deutschen Museum eine literatur- und kunsthistorische Portraitgallerie entstehen, die zur Zeit in Deutschland durchaus nicht ihres Gleichen hat, und als deren Chorführer Karl August und die Tafelrunde seiner wahrhaften Ritter des Geistes stehen würden.

Nehmen wir nur eine Mitgliederzahl von 1000 an, so ergiebt dies eine Jahressumme von 5000 Thalern, und alle drei Jahre eine verfügbare feste Summe für Preiswerke von 15000 Thalern, womit schon etwas zu machen ist.

Ein neu zu gründendes Kunstblatt, dessen Plan ich unter dem Titel „der deutsche Kunstfreund" vor 8 Jahren für die Idee der Goethestiftung entworfen habe, müßte die Interessen des Ganzen vertreten, und an die Spitze desselben der unbezweifelt erste Aesthetiker Deutschlands und Europas, Prof. Friedr. Vischer gestellt werden, der glücklicherweise in Zürich sich so unglücklich fühlt, daß er durch eine Professur in Jena mit entsprechendem Gehalt (ich glaube er hat in Zürich etwa 1100 Thlr.) zu gewinnen wäre. —

26. Aug. Ich habe diese zerstreuten Gedanken in den letzten 3 Tagen zu einem Aufsatze, einem Memoire verarbeitet, das ich soeben beendet habe, und nachdem es Fanny für mich abgeschrieben, mit einem Briefe an den Großherzog schicken werde. Ich bin sehr freimüthig gewesen, und habe für mich selbst ausgesprochen, daß ich meinerseits nichts verlange, und gänzlich frei zu bleiben wünsche. —

An Alwin. **118.** Helgoland, 31. Aug. bis 3. Sept. 59. Morgens, sturmbewegte See.

Eben hat der Großherzog Fanny zum Spaziergang auf dem Falm, dem Balkon von Helgoland, abgeholt, und wandelt mit ihr

auf und ab. Er war 3 Tage krank, sogar bettlägerig, an einem Ruhranfall. Sein erster Ausgang vorgestern Mittag war zu uns und gestern Abend trank er mit Graf Kalkreuth und von Rittgen bei uns den Thee, wobei uns der Abend in den inhaltreichsten Gesprächen verging, und er einmal über's andere sagte, wie das einer der schönsten und interessantesten Abende sei, die er seit lange genossen. Man kann nicht liebenswürdiger und menschlich wohlwollender sein, als er sich uns gegenüber giebt und er ist gewiß und wahrhaftig an Charakter, an Neigung für das Schöne und Edle, einer der besten Fürsten unsrer Zeit. Wenn er dabei mehr Stätigkeit und nachhaltige Energie im Handeln und Streben nach einem Ziele und die dazu nothwendige Selbstbeschränkung besäße, so könnte er für den Plan, über den er gestern Mittag wieder eine ganze Stunde auf seinem Zimmer allein mit mir verhandelt hat, gewiß etwas Ordentliches leisten. Ich habe ihm das mit aller Ehrfurcht, schriftlich und mündlich ausgesprochen und wir werden sehen, ob es Früchte bringt. Was mir bei ihm einen so großen Stein im Brette giebt, ist der Umstand, daß er weiß, ich will von ihm nichts, schlechterdings nichts für mich und meine Theilnahme gilt rein der Sache, die er vertritt, und ihm selbst als Menschen. Ueber meinen „Lessing" sagte er mir: „ich muß es Ihnen sagen, ich bin stolz als Deutscher und als Weimarscher Fürst, daß dies Buch geschrieben ist und halte es neben Strauß' Hutten für das beste biographische Werk, das wir besitzen!" Leider läßt er sich's vorlesen und sein Vorleser Hofbaurath von Rittgen liest mörderlich schlecht, so daß es mir ordentlich leid thut um meine schönen wohlgefeilten Perioden, sie durch schlechtes Lesen verhunzt zu sehen. Graf Kalckreuth empfindet ebenso und hat ordentliche Angst vor der verfluchten „Lessingleserei", die er allabendlich „aushalten" muß.

d. 3. Sept. Gestern Abend großer Thee bei uns für den Großherzog, der sich auf gestern wieder angesagt hatte, wo wir ihn nicht empfangen konnten, weil wir zu Campe's (Jul. Campe aus Hamburg, Heine's Verleger) eingeladen waren und wir solche Einladung, um des Fürsten willen, schon einmal hatten absagen müssen. Außer dem Großherzog und seinen Begleitern hatten wir noch Professor Henoch aus Berlin und Professor Martin Hertz,

den Philologen aus Greifswald eingeladen. Beide waren am Schlusse des allerdings sehr angenehmen Abends vollständig entzückt, nicht nur von der Ehre, die wir ihnen verschafft, sondern auch von der Liebenswürdigkeit und Einfachheit und zumal von der geistigen Gewandtheit des Großherzogs, den sie, wie so Viele, (auf das von seinen Standesgenossen verbreitete Gerücht hin) für beschränkt gehalten hatten, während er sehr unterrichtet, sehr wißbegierig, kenntnißvoll und selbst geistreich und fein in seiner Unterhaltung ist, wenn man ihn, wie wir, näher kennt und Gelegenheit hat in freiem, unbefangenem Verkehr sich von seiner Herzensgüte und seiner feinen Kultur zu überzeugen. Was ihm fehlt ist einzig: Selbstvertrauende Energie, rascher Entschluß zur That, festes Angreifen des Gewollten und Stätigkeit und Beschränkung auf ein Hauptziel. Dieser Mangel wird ihn wahrscheinlich hindern, das Gute und Schöne auszuführen, was wir hier in den 4 Wochen geplant haben, und das wäre um der Sache selbst und um seines Nachruhms willen, sehr schade. Graf Kalckreuth mußte ihn viermal mit der Uhr in der Hand erinnern, daß der Arzt ihm geboten, zeitig zur Ruhe zu gehn. Er wollte aber durchaus nicht fort, und wurde zuletzt fast ärgerlich über das Mahnen, bis er endlich mit den Worten ging: „Ich muß nun aufbrechen, damit Graf Kalckreuth zur Ruhe kommt." Professor Hertz und Henoch blieben noch bis 11. Dann kam Kalckreuth, der Gäste und Frau vom Conversationshause kommend, getroffen, zurück und sie blieben bei uns bis Mitternacht. Dabei kommen wir freilich nicht zur Ruhe! — Uebermorgen geht der Großherzog mit seinem Gefolge nach Weimar zurück, wohin ich ihnen für die Unsern etwas mitzuschicken denke. Kalckreuth ist uns ganz ins Herz gewachsen und wird mir sehr fehlen. Ueberhaupt aber ist dieser Aufenthalt bisher — sehr genußvoll und fruchtbar gewesen. Möge er's bis ans Ende sein!

Wir — besonders ich — brauchen noch 8 Tage Ruhe. Das stete Leben mit dem Großherzoge, — er ist heute Abend wieder bei uns zum Thee eingeladen, — und das lebhafte Verhandeln mit ihm und seinen Begleitern in der bewußten Sache hat mich sehr aufgeregt und angegriffen. Heut war er schon Morgens um ¼10 Uhr allein bei mir, um mit mir noch den ganzen Plan

durchzusprechen, dessen Hauptpunkte er sich nach meinem Memoire auf einem Blatte Papier schriftlich notirt hatte. Ich habe ihm ernst und gemessen die ganze Wahrheit gesagt über alles, was geschehen muß, zumal über die Berufung dessen, der das Ganze ins Leben rufen und leiten soll, habe Dingelstedt als geschickten faiseur für alles Aeußerliche vorgeschlagen, aber für das Wesentliche, Innere, für das Departement der Kunst selbst, Vischer festgehalten. Er nannte Paul Heyse, Professor Kuno Fischer in Jena, ferner einen gewissen Victor Scheffel und zuletzt auch — Hettner. In Bezug auf letzteren sagte ich ihm ganz unumwunden, daß ich ihn seines Charakters wegen für unfähig halte, hier auch nur in Frage zu kommen . . . .

Heinrich Simon. **119.** Zürich, d. 18. Oktob. 59.

Du sollst, alter Freund, zum 22ten Deinen richtigen Gruß haben und wenn es auch nur zwei Worte mitten aus der Arbeit heraus sind. Am 18ten Oktober! Denk Dir, daß zwischen damals und heut circa derselbe Zeitraum liegt, wie zwischen der Völkerschlacht und dem siebenjährigen Krieg. Und doch leben wir noch davon mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung; daß sich jedoch vor zehn Jahren das deutsche Volk eine Verfassung gab, scheint, wenn man das Pack sprechen hört, in Herrmann des Cheruskers Zeiten vor sich gegangen. Diese Verlumptheit des Gedächtnisses und Gefühls für ein wirklich Großes ist sehr traurig. Möge die Schillerfeier durch ganz Deutschland in dieser Richtung gefeiert werden, daß sie uns erinnere an das Größte und Beste, was uns zu erstreben Noth. Das, was Schiller groß macht, hängt hiermit untrennbar zusammen.

Ehe ich vergesse, lest doch „Mediation und Mediatisirung", zusammengedruckte Aufsätze aus der Trierer Zeitung, die mir unter Kreuzcouvert zugingen und für die ich Ludwig Simon nach Paris gedankt, da sie zweifellos von ihm. Frisch, quellend aus dem Ganzen gehauen.

Ich konnte mich in diesem Jahre erst spät von meinen Geschäften losmachen und lebte vierzehn Prachttage vom 25. Septbr.

bis 10. Okt. im Berner Oberlande mit Rappard, vom Jungfraublick aus Ausflüge machend. Am 5. Okt. war ich auf dem Faulhorn, habe kaum je einen ähnlich schönen Tag gehabt. Eine reizende Frau, die seit drei Wochen das Magdthum abgeworfen, gab noch Würze, da sie mich lächerlicherweise in Affection nahm. Nach genossenem Sonnenaufgange ließ ich für mich und die vier Gäste das Frühstück auf die Spitze des Faulhorns bringen, was, so lange das Faulhorn steht noch nicht vorgekommen — und das ist lange her —; vollkommene Wärme in dieser Höhe von 8 bis 9000 Fuß und vollendete Klarheit aller Bergformen bis in die letzten Weiten genossen wir stundenlang. Denselben Tag erstiegen Engländer mit Glück das Wetterhorn und sah ich von Grindelwald aus folgenden Tags die aufgepflanzte Fahne.

Ich war mit einem Freund als Reserve allein vom Jungfraublick weggefahren, ohne zu wissen wohin, was den Kutscher sehr in Verlegenheit setzte, namentlich, als er es Nachmittags noch nicht erfuhr. Es entwickelten sich drei schöne Tage daraus, vom Faulhorn gekrönt, die mich viel in alte Zeiten versetzten, Träumereien und Menschen. — — — —

Die Eisenacher Geschichte — an sich nicht groß, fällt kleinlich aus, ja komisch durch den Anklang in Preußen und Mißklang in Süddeutschland. Was mir Beneden über Frankfurt a. M. erzählt und was übereinstimmt mit mündlichen Mittheilungen, ergiebt die alte Gothaer Erbärmlichkeit. Im Uebrigen haßt man uns in Süddeutschland. Franchement und Schwerin'sche Regierung vermag zwar eine Philisternation zu „befriedigen", aber nicht grade hinzureißen in Liebesgluth und von diesem Idol bis zu Simons ist noch eine hübsche Strecke Kanaillerie, die wir Preußische Regierung zu nennen haben. Daher, beiläufig bemerkt, glaube ich auch nicht an eine wirkliche Amnestie, wenn der Unglückliche beseitigt, sondern an eine gemeine, mit Preußischen Pfiffen gepfefferte „Begnadigung", auf die man natürlich spucken wird.

Ich grüße Euch Beide recht herzlich.

Der Eure

Heinrich S.

An Alwin Stahr. **120.** Berlin, 29. Oktober 1859.

Am Montag gegen Mittag den 24. Oktober erhielt ich von Dr. Th. Mügge als Vorsitzender des betreffenden Spezialkomités zur hiesigen Schillerfeier den als dringende Bitte formulirten Auftrag: zum Zweck einer von dem Gesammtfestkomité an alle Schulen Berlins als Geschenk zu vertheilenden Gedenkschrift eine kurze Lebensskizze Schillers zu schreiben. Zeit gewährte man mir bis Donnerstag Abend, höchstens Freitag früh.

Zugleich schrieb mir der Praesident des Centralkomités O. Lewald in derselben Stunde und legte mir die dringende Bitte ans Herz dem Ansuchen und Auftrage, der an mich ergehen würde, Folge zu leisten, und nicht die Schwierigkeiten, nicht die Kürze und den Drang der mir gestellten Frist, sondern nur die große Sache, der es gelte, und den Umstand zu erwägen, daß ich die Ehre haben sollte, in einer Schrift von sechzigtausend Exemplaren Auflage meinen Namen an die größte Festfeier der Nation zu knüpfen. Noch ehe sein Brief ankam, hatte ich bereits umgehend an Dr. Mügge ein freudiges Ja! geantwortet.

Am Donnerstag Vormittag eilf Uhr konnte ich ihm schreiben, daß ich die Arbeit beendet und ihn einladen, der Vorlesung derselben im Namen des Comités, als dessen Vorstand beizuwohnen. Diese Vorlesung fand am Abend des 27ten im Beisein des Dr. Mügge, O. Lewald, Generalsuperindendent Althaus, Schmitson's und Fanny's und Adolfs bei Lewalds statt. — Sie währte ¾ Stunden und erschöpfte alle meine physischen Kräfte, die durch die Anstrengung der vergangenen viertehalb Tage auf das Äußerste erschöpft waren. Der Erfolg war — wie mich Fanny versichert, — groß, und alle Anwesenden tief erschüttert.

Allein es zeigte sich, daß meine Arbeit zwei Anstände hatte, welche Dr. Mügge hervorhob. 1) sie war zu lang für den vom Comité bestimmten Papierraum von nur Einem Bogen zu 14 Druckseiten und 2) es waren einige Stellen darin, die, weil sie die Unwürdigkeit, mit der Schiller von deutschen Fürsten behandelt worden, stark hervorhoben, Anstoß bei der obersten Stadtschulbehörde erregen könnten, in der ja noch immer „ein regulativischer" Herr Esse, Geh. R. v. Fürbringer die Macht haben.

Ich verstand mich also — wiewohl schweren Herzens — dazu beiden Uebelständen abzuhelfen. Ich reduzirte durch Abschneiden des ganzen Theils, in welchem ich die Bedeutung Schillers für die deutsche Nation aufgezeigt hatte, die Schrift um fast ein ganzes Drittheil, und ich strich zweitens heute in den gedruckten „Fahnen" alle Stellen und Ausdrücke, welche in tyrannos gingen. Dies geschah heute um 10 Uhr. Um 10¼ kam O. Lewald zu mir und sagte mir, daß mir das Comité hundert Thaler geben wolle, wenn ich es demselben überlassen wolle, aus meiner Arbeit eine ihm gemäße mit Auslassungen, Milderungen u. s. w. herzustellen. Ich lehnte dies Anerbieten ab, indem ich ihm mit den gedruckten Zettelu nachwies, daß ich diese Umarbeitung im Sinne und für das Bedürfniß des Comité's und der Umstände bereits so eben schon selbst vollzogen habe. Er ging befriedigt. Unmittelbar nach ihm erschien der Dr. Mügge mit einem andern, neuen Vorschlage. Er komme, sagte er, im Namen seines Comité's, — „in welchem unzählige Intriguen und Machinationen gespielt würden," — um mit mir über die Arbeit zu unterhandeln. Vor allem müsse ich darauf verzichten, meinen Namen auf meiner Schrift gedruckt zu sehen; dieselbe müsse, wie es bei solchen Gelegenheiten hergebracht sei, ohne Autornamen erscheinen.

Ich gestehe, daß mich diese unloyale Behandlung, die mir so von Seiten des Spezialcomités widerfuhr, im ersten Augenblick empörte und zu einem um so entschiedeneren Nein bewog, als die Äußerung über „Intriguen u. s. w. aller Art" mich darauf dringen ließ, zu wissen, was damit gemeint sei, und mich zu der Forderung bewog: Das Comité möge mir seine Forderung schriftlich formulirt einreichen. Dr. Mügge sprach begütigend: Er und Zabel seien meine Freunde, und — „man würde es mir als Eitelkeit auslegen, wenn ich auf Nennung meines Namens auf der von mir verfaßten Schrift bestehe." Ich antwortete ihm sehr ruhig: „Lieber Mügge, wenn es irgend einen Fehler giebt, von dem ich mich frei weiß, so ist es die Eitelkeit, die Sucht nach persönlicher Auszeichnung und jedenfalls habe ich das bei dieser Gelegenheit bewiesen. Ich habe mich so wenig vorgedrängt, daß ich vielmehr trotz der dringendsten Bitten abgelehnt habe, in das Centralcomité für das

Berliner Schillerfest einzutreten, ja daß ich meinen Namen, als ihn mein Schwager auf seine Hand unter das erste Ausschreiben gesetzt hatte, zurückgenommen habe, obwohl alle Welt in Berlin erstaunt gefragt hat, warum Adolf Stahr unter den Namen des Comités fehle. Ich wollte Niemandem in den Weg treten, ich, der ich kein Preuße, kein Berliner, sondern nur geduldeter Gast in Berlin bin. Ich habe keine Schrift, kein Buch, nichts zu diesem Feste vorbereitet, weil ich jeden Schein vermeiden wollte, dieses Jubelfest und Schillers großen Namen als gelegentliche Reclame für mich zu benutzen. Aber ich bin gekommen, als man mich rief, als man Keinen finden konnte, der Euch in drei Tagen ein würdiges Lebensbild Schillers schreiben mochte. Euer Präsident hat in Eurer Generalversammlung meine Zusage dankend anerkannt und es ausgesprochen, daß der Name des Verfassers für die Würdigkeit der Schrift bürge, die man ihm zu schreiben aufgetragen. Ich habe eine Ehre darin gesetzt, der Aufforderung zu entsprechen und mein Bestes zu thun, „ohne meine Bedingung zu machen," wozu Ihr mich aufgefordert und ohne einen Heller andre Belohnung dafür zu verlangen, als das Bewußtsein, einer guten Sache meine beste Kraft geweiht zu haben. Wenn solch ein Verfahren Eitelkeit zeigt, so weiß ich nicht mehr, was Eitelkeit ist." —

Dennoch habe ich auch in dem Letzten nachgegeben, daß mein Name nicht auf dem Titel der Schrift genannt werde. Weiter aber kann ich nun nicht mehr gehen. Obenein frißt mir der Schmerz, der Zorn, die Schaam über das Preußische Gouvernement und den Pommer'schen Grafen Schwerin und seine Bestätigung des Polizeiverbots jeder öffentlichen Festfeier in Berlin, die Schaam über diesen unaustilgbaren Schimpf und Schandfleck Preußens in dem verhängnißvollsten Augenblick fast das Herz ab. Den Grafen Schwerin, der von „Friedrich von Schiller" (!!) spricht und einen öffentlichen Festaufzug weit über das Maaß des bei ähnlichen (!!) Gelegenheiten Hergebrachten (!) überschreitend nennt, werde ich an den Pranger stellen. Fanny aber hat einen herrlichen (Privat)brief an die Prinzessin von Preußen, die Enkeltochter Karl August's, der an Schillers Seite in der Ahnengruft zu Weimar schläft, geschrieben, und sie beschworen, ihre Pflicht als Enkeltochter dieses Fürsten und

als Gemahlin des Regenten zu thun. Und sie hat einen zweiten geschrieben an den jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, der, wie die Zeitungen melden, vor diesem Feste mit seiner Gemahlin nach England gehen will und ihn gewarnt vor einer solchen Beleidigung der Majestät seines Volks und seiner Nation. Und ich habe heute an den Prinz-Regenten von Preußen durch die Baronin v. Schwanenfeld den Entwurf einer Kabinetsordre gelangen lassen, in der er, der Prinz-Regent, „Schiller den Genius, den Süddeutschland geboren, den Norddeutschland aufgenommen und großgenährt hat, als den würdigsten Repräsentanten der brüderlichen Einigkeit der beiden großen deutschen Brüderstämme, in Huldigung des Genius und als Ausdruck des Wunsches für die Einigkeit aller Deutschen ein Ehrendenkmal aller Deutschen in Preußens Hauptstadt, Namens des Preußischen Volks dekretirt."

F. Lassalle. **121.** Berlin, 1. Januar 1860.

Geehrter Herr Professor!

Zunächst Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin meinen besten Glückwunsch zum neuen Jahr! Möge es Ihnen Fülle des Erwünschtesten bringen!

Dann hier meinen Dank für die freundlichen Zeilen Ihrer Frau Gemahlin von neulich, und Ihnen für die freundliche Uebermittlung des Walesrodeschen Briefes, für die ich mich neulich zu bedanken vergaß.

Endlich will ich Sie von meiner Entschließung über Ihren neulichen Vorschlag, Walesrode den Aufsatz über Lessing zu senden, benachrichtigen und von den Gründen dieser Entschließung.

Ich werde ihm diesen Artikel nicht schicken, weil er ohnehin an dem Aufsatz über Fichte, der politisch wichtiger und absolut in Bezug auf die Gegenwart geschrieben ist, genug hat und ich seinen Kahn nicht zu sehr überladen mag. Wer bürgt uns überhaupt dafür, daß es nicht ein schwacher Kahn ist! Sehr großes Vertrauen habe ich zu dem Taschenbuch nicht, und dann wäre es fast ein Unrecht gegen den Artikel, seinen Inhalt und Ihr Werk, ihn und seine Wirkung durch den Ort, in dem er veröffentlicht wird, zu gefährden.

Und indem ich mir das überlegte, bin ich auf eine Idee gekommen, die zwar mit Mühe genug für mich verbunden ist, dafür aber ein erfolgreiches Resultat verspricht. Ganz so wie ich Lessing in jenem Artikel behandelt, will ich Goethe, Kant, Schiller behandeln. Und zwar in dieser Reihenfolge, und mit consequenter Fortführung des bei Lessing entwickelten Begriffsmomentes, so daß alle diese Artikel nur eine Fortsetzung des Lessingschen und nur durch ihn verständlich werden.

So wird das eine wahrhafte Literarhistorie des vorigen Jahrhunderts vom culturhistorischen Standpunkt: ist dann ein Ganzes, leistet was und stellt was vor.

Diese Aufsätze würde ich dann — einschließlich einiger verwandter, obgleich nicht mehr dazu gehöriger, die ich bei verschiedener Gelegenheit geschrieben und also fertig habe — als ein besonderes Buch erscheinen lassen, das gut seine 20 Bogen haben wird.

Mit meinem mich gegenwärtig absorbirenden Werk bin ich doch jedenfalls wohl Ende April fertig. Dann gehe ich, wie ich mir vorgenommen habe, sofort an diese Artikel-Serie: Goethe, Kant, Schiller — und es müßte, so mühsam die Sache werden wird, doch sonderbar zugehen, wenn ich nicht spätestens in 3 Monaten mit denselben fertig würde.

So käme also das Buch noch jedenfalls Mitte dieses Jahres zum Druck.

Dies ist also mein Entschluß. Gefällt Ihnen derselbe? Mit den herzlichsten Empfehlungen für Sie und Ihre Frau Gemahlin

Ihr ergebenster

Berlin, 1. Jan. 1860. F. Lassalle.

An Carl Stahr. **122.** 15. Juli 60.

Für Kunstgenuß sorgt das Wallner'sche Theater, wo jetzt 5 Mitglieder des Wiener Burgtheaters: Madame Haizinger (61 Jahre alt), meine alte Freundin seit 1827 und 1838, Madame Gabillon (die 2te Frau des genannten) und die Herren Gabillon, Baumeister und Meixner den kunstversauerten und versumpften Berlinern zeigen, was dramatische Kunst heißt. Wir fahren die starke halbe Meile

durchaus nicht zum Helle iſt, aber ich kann mirs doch ſchon als möglich denken.“

„Nun haben wir den Ungläubigen ſchon auf gutem Weg, er giebt ſchon ſeinen Verſtand gefangen. Nun! ſagt der Bomeranzenbeweisführer, du mußt auch nicht alle Mühe auf mich allein ſchieben, wo bleibt denn ſonſt dein Verdienſt? Du mußt natürlich dem Glauben entgegenkommen. Wenn's keine Kunſt wär zu glauben, für was wär dir dann die ewige Seligkeit geſchenkt? — Der Ungläubige will allemal die Händ' in die Wundemale legen, aber ſelig ſind die, welche nicht ſehen und doch glauben. Die Ausſicht haſt du, daß mir eine Bomeranz wachſen wird, hab auch die Hoffnung, daß dein Glaube dich ſelig machen wird. — Nun gut! der iſt geliefert, — der wird ſein Lebtag nicht mehr klar denken, nur um dem Bomeranzenbäumchen ſein Wachsthum nicht zu ſtören; und ſo wird er denn freilich nichts dagegen haben, wenn der Herr Pfarrer ihm immerfort noch von der Bomeranz vorpredigen wird — denn warum? Er hat ſeinen Glauben gefangen gegeben. Einem Gefangenen kann's einerlein ſein, mit was man ihm eine Mauer vor der Nas aufführt, wenn er zufrieden iſt dahinter hocken zu bleiben, ein Gefangener hat keine Geſchäfte, keine Wirkſamkeit, er ſitzt da und luleit ſeine Zeit weg; und wenn es ihm nicht einfällt über die Blanke zu ſteigen und im Chauſſeegraben hinter dem Gefangenwärter ſeinem Rücken vielleicht ketzeriſche Zuſammenkünfte ſich zu erlauben, und wenn der Roſt der Langeweile nicht endlich die Ketten ſeiner Gebundenheit zernagt, daß er auf einmal aufwippt und über die Staketen hinausfliegt und dem guten Gefangenwärter das Nachſehn läßt, ſo wird er ſelig geſprochen.“

nach der Blumenstraße gern, und sahen 2mal den Père prodigue von Dumas fils und gestern Much ado about nothing von Shakespeare, in welchem das Ehepaar Gabillon, wie Fanny bekannte, ihr zum erstenmale in den Rollen der Beatrice und des Benedikt heitre Shakespearesche Idealgestalten in vollendeter Anmuth und Schönheit vorführten. Nach der Vorstellung fuhren beide mit uns zu Hause und blieben bis 1 Uhr Nachts bei uns. Füge ich hinzu, daß Gabillon und Baumeister, die jetzt zu den besten Künstlern des Hofburgtheaters, also zu den besten Deutschlands zählen, einst in Oldenburg meine dramaturgischen Schüler waren, so wirst Du begreifen, wie sehr mich ihre großen hiesigen Erfolge erfreuen. Eine Genugthuung empfing ich gestern, als der schöne und gebildete Gabillon, der jetzt jährlich mit so viel Tausenden bezahlt wird, als ich Hunderte einnehme, gestand: Das Kunstleben in Oldenburg unter meiner dramaturgischen Anleitung und Begleitung und im Verkehre der besten Künstler mit mir, sei die Krone seines Lebens, und nie habe er wieder etwas gefunden, was dem Idealismus und der Reinheit der dortigen Kunstzustände und ihrer Kritik auch nur entfernt ähnlich gewesen sei.

Fanny Lewald an Alwin Stahr. 123. Siebleben, 26. Aug. 1860.

Wir kamen hier vorigen Sonntag Mittag bei sehr kaltem Wetter an. Montag Abend befanden wir uns bei Gustav Freytag in einer Gesellschaft, der hier ein hübsches Landhaus hat. Ein Staatsanwalt von Holtzendorf erzählte meinem Schwager und meiner Schwester Etwas, ich hörte Else ganz entsetzt ausrufen: Herr Gott im Himmel! — fragte was es gäbe und erhielt die erste ganz unverbürgte Nachricht von des geliebten Heinrich's Tod. Wie mir zu Muthe war, brauche ich Dir nicht zu sagen. Wir verschwiegen es aber dem Vater bis zum nächsten Morgen und Anfangs wollte er an eine Verwechslung glauben, so schwer traf ihn der Schlag. Wir suchten alle erreichbaren Zeitungen zu bekommen, deren Zahl hier sehr beschränkt und die obenein alt waren, damit ging der Tag hin. Am Abend bekamen wir eine telegraphische Depesche von Jacoby. Er war eben von Schlangenbad nach Berlin zurückgekehrt und fragte an, ob wir noch in Gotha blieben,

dann wolle er zu uns kommen. — Nun wußten wir, daß wir Heinrich verloren hatten.

Mittwoch Mittag kam Jacoby, und er hat uns in diesem Augenblick verlassen. Er wohnte in dem, eine halbe Stunde entfernten Gotha, und war von früh bis spät am Abende bei uns. Er sagte: ich konnte es in Berlin nicht aushalten, ich mußte zu Euch kommen.

So haben wir denn gemeinsam um Heinrich getrauert, und noch viel öfter seiner großen und schönen Eigenschaften gedacht. Es ist uns Allen unfaßbar, daß wir nicht mehr sein prachtvolles Lachen hören, uns nicht mehr der schwungvollen Heiterkeit erfreuen sollen, die ihn auch in den schwersten Lebenslagen nicht verließ. Sein Leben war ein poetisches Kunstwerk, und wenn man den Ausdruck brauchen darf, er war ein Meister in der Kunst des würdigen und schönen Lebens.

Was aber der unvergleichliche Jacoby ist, davon wird Dir eine Ahnung zu Theil werden, denn er wird Dich besuchen auf seinem Wege nach Königsberg. — Höher an Einsicht und an Wissen, größer an Charakter und an philosophischer Resignation, dankbarer für das Geringste, und hingebender in seiner Liebe, als er, kann man nicht sein. — Und es wird einmal die dreifache Krone für mein Gedächtniß sein, daß drei Männer wie der Vater, wie Heinrich Simon und Johann Jacoby mich liebten und mir vertrauten. Ganz unvergeßliche Tage haben wir miteinander gelebt, das Tiefste und das Heiterste durchsprochen, und zu sehen, wie Jacoby den Vater liebt, wie er ihn „als den geistigen Führer der Demokratie" betrachtet, ist mir eine Erquickung gewesen. Erhalte uns ein gut Geschick diese unschätzbaren Männer, und uns ihnen, denn wir gehören zu ihrem Glück. —

An Alwin Stahr. **124.** München, 22. Sept. 60.

Was Berlin an Bauwerken, Sammlungen und Monumenten aller Art aufzuweisen hat, verschwindet fast gegen diese Fülle, die täglich wachsend es fast bedauern läßt, daß München eben nur die Hauptstadt von — Bayern ist. König Ludwig hat sich nach dieser Seite hin in der That unsterblich gemacht: „er hat München er-

funden" würde ein Franzose sagen. Was hätte Friedrich Wilhelm IV. mit ungleich größern Mitteln für Berlin und Preußen leisten können, wenn er sich konzentrirt und planvoll auf Eins beschränkt hätte, statt Zeit, Kraft und Geld zu versplittern. Es ist ein Jammer das auszudenken und zu wissen, daß dadurch Berlin vielleicht für immer verpfuscht ist. Was München auszeichnet, ist, daß alles Bedeutende hier einen monumentalen und zweitens einen vaterländischen und volksthümlichen Charakter trägt, und ich habe Gelegenheit gefunden mich zu überzeugen, daß die öffentliche Pflege der Kunst wirklich auf das Leben zurückgewirkt hat. Ein Gang auf den hiesigen Gottesacker — der beiläufig für Katholiken und Protestanten gemeinsam ist — kann das beweisen. Man sieht dort Privatmonumente, die den öffentlichen Plätzen einer Stadt zur Zierde gereichen würden und selbst die Malerei hat dort schon in den Umgebungshallen Darstellungen großen Styls geliefert. Auch weiß jeder Münchener Droschkenkutscher Bescheid über die Merkwürdigkeiten und Kunstschätze seiner Stadt und König Ludwig ist in aller Munde.

Am zweiten Tage begegneten wir fahrend Julius Müller, mit dem wir denn auch alle Tage, wie in Helgoland und Paris zusammen gewesen sind und gute Stunden gehabt haben. Bei Professor Bodenstedt, dem Mirza-Schaffy-Poeten, fanden wir ferner den Archäologen Julius Braun, dessen Kunstgeschichte ich vor 2 Jahren in der National-Zeitung angezeigt habe und der mir sehr dankbar entgegen kam. Er ist Professor extraord. in Tübingen und war mit seiner 20jährigen sehr schönen jungen Frau, einer geborenen Artaria aus Mannheim, auf der Hochzeitsreise begriffen, zugleich hier in München als Theilnehmer an der Festversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher, zu welcher auch ich durch einen der Festordner, Dr. Felix Dahn, Privatdozent an der hiesigen Universität, eingeladen wurde. Ferner haben wir noch kennen gelernt: den Lyriker Hermann Lingg (früher Regimentsarzt), den Novellisten Melchior Meyr und den Reisenovellisten Ludwig Streub, Advokat seines Zeichens. Die Poeten Geibel und Paul Heyse dagegen fanden wir nicht heimisch, und auch Professor juris Windscheid, unser römischer Freund von

1845 und 46 war in die Ferien gereist. Dagegen haben wir heute den berühmten Historiker von Sybel kennen gelernt, der uns auf ein Billet Fanny's aufsuchte, und mit dem wir ¾ Stunden eines sehr inhaltreichen Gespräches über die politische Constellation Deutschlands pflogen. Er sieht den Krieg mit Bonaparte für unvermeidlich und vielleicht schon 1861 bevorstehend an, und meint, daß wir, d. h. Deutschland aus einem solchen Kriege, wenn auch mit anfänglichen Verlusten, doch „ganz anders" hervorgehen werden. Wir seien ungleich weiter und reifer, als 1848 und der Prinz-Regent von Preußen sei nicht der Mann, einen Villafrankafrieden zu schließen. Von letzterem, d. h. von dem Prinz von Preußen sagte er etwa Folgendes:

„Was ihn vor seinen Herrn Collegen auszeichnet ist, daß er menschlich denkt und empfindet, d. h. daß er Begriffe von Pflichten und nicht bloß von Rechten des Fürsten hat, während die andern von Pflichten gegen ihre Unterthanen ohngefähr eben so viel Begriff haben wie von Pflichten gegen Bäume und Pflanzen ihrer Gärten. Er hat ferner ein sehr lebhaftes Gefühl für die Erniedrigung, die Preußen durch die Politik von 1849—1858 erlitten hat und für die Unbilden und Kränkungen, die es von den andern deutschen Fürsten und Regierungen erfahren hat. Und wenn er auch ohne den Ehrgeiz eines Friedrich II. und überhaupt eines Eroberers ist, so habe ich selbst ihn doch zu einem seiner Herrn Mitfürsten sagen hören: „Ich will Niemanden an seinem Recht und Eigenthum kränken, aber ich setze voraus, daß meine Mitfürsten darnach handeln und mich unterstützen. Sieh Dir die Karte von Preußen an und sage selbst, ob ich ein so langgestrecktes zersplittertes Land behaupten kann, wenn ich von mißgünstigen Nachbarn umgeben bin." — Also! es wird ihm vielleicht schweren Kampf kosten im nöthigen Falle zuzugreifen. Aber schließlich wird er's doch thun müssen. — Für Napoleon hingegen ist die Rheingrenze Lebensfrage zur Sicherung seiner Dynastie, und selbst wenn er Bedenken trüge, den Kampf zu beginnen, weil es ein Kampf um Sein oder Nichtsein für ihn wird, so wird ihm nichts anderes übrig bleiben." Den Zerfall von Oesterreich hielt Sybel für „nicht unwahrscheinlich." England werde letztlich nicht neutral bleiben

können, wenn Napoleon Preußen angreife u. s. w. Was aber bei dem Kampfe für uns letztlich herauskommen soll, d. h. mit welchen Zielen wir ihn aufnehmen werden, das wußte er so wenig zu sagen, wie andere. Und das ist gerade das Schlimme. Uebrigens hat er mir sehr wohl gefallen. Er hat ein einnehmendes freundliches Gesicht, ist von mehr als Mittelgröße, ein Vierziger, leise ergraunend, und seine blauen Augen haben einen sinnig klaren, ruhig festen Ausdruck.

Wir haben übrigens unsere Zeit nicht versäumt und trotz des schlechten Wetters sehr viel gesehen. Die alte und neue Pinakothek (Gemäldegallerie), die herrliche Glyptothek (Antikenmuseum), die kunstgeschmückten Kirchen, wie die Ludwigs- und Allerheiligen-Kirche, die schöne Basilika des h. Bonifaz, die im reinsten gothischen Style erbaute Auerkirche mit ihren schönen, modernen Glasmalereien, die Kunstschätze der „Residenz", die Freskobilder des Nibelungenkreises, der Odyssee, der Geschichte Karls des Großen und Rudolfs v. Habsburg — alles, Königs Ludwigs Schöpfungen haben wir zum Theil mehrmals besucht. Auch die „Vereinigten Sammlungen" in den Arkaden, und diese selbst, sowie die Sammlung vaterländischer Alterthümer des bayrischen Nationalmuseums, in der Herzog Max-Burg, eine der reichsten ihrer Art, sahen wir mit den Mitgliedern der Alterthumsforscher-Versammlung. Im Schwanthalermuseum haben wir fast die ganze Reihe der Werke des großen Meisters Ludwig v. Schwanthaler in Abgüssen beisammen betrachtet, und in den Ateliers von Kaulbach, Piloty und Schwind, genußreiche Stunden verlebt. Dazu Ausflüge, dreimal nach der Theresienwiese, wo sich die 66 Fuß hohe Riesengestalt des Bavariakolosses mit dem Löwen an der Seite auf einem 30 Fuß hohen Hügel erhebt; und einmal nach dem Starnberger See, 4 Meilen von München, wo die Kette der bairischen Alpen in schönster Klarheit vor uns lag, die wir auch heute wieder von der Bavaria aus in aller ihrer Herrlichkeit mit den theilweise schneeglänzenden Kuppeln gen Himmel ragen sehen.

Was auch gegen die „Bavaria" gesagt werden kann, (und gegen die Idee habe ich mich selber im Torso ausgesprochen) — der Eindruck ist groß, mächtig erhaben, wie nichts, was ich sonst auf Erden an Colossalbildung gesehen habe. Als Sinnbild eines

mächtigen Deutschlands wäre sie untadlig, aber für das Baiernthum ist sie zu groß, wie denn in den bajuwarischen Nationalitätsbestrebungen, Ruhmes- und Feldherrnhallen und sonstigen Monumenten Vieles an den Frosch mahnt, qui voulait être un boeuf! Aber wie jämmerlich erscheint dagegen das Kreuzberg-Monument zu Berlin, mit dem Friedrich Wilhelm III. seinen Dank gegen sein Volk abgetragen zu haben meinte! Wie armselig das Denkmal am hallischen Thore zu Berlin! — Freilich haben wir dafür auch nicht solche kolossale Lächerlichkeiten, wie den von König Ludwig zum Andenken an die mit Napoleons Heere in Rußland gefallenen 30000 Baiern errichteten Erzobelisk, auf den die königliche Inschrift den kolossalen, trischen Bull gesetzt hat: „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung!" Die Logik dieser Inschrift ist diese! Wenn damals nicht die Franzosen und mit ihnen die 30000 Baiern in Rußland erfroren wären, so hätte man später anno 1813 und 1814 Napoleon nicht besiegen können, folglich ꝛc. Eine ächt königliche Logik! —

An Alwin Stahr. **125.** Leipzig, 21. Jan. 61.

Die politischen Zustände, d. h. das Gebahren der geist- und freiheitsfeindlichen Regierung der Pfaffen und Junker ist hier schlimmer, als ich mir vorgestellt. Das protestantische Kirchenthum ist im Begriff, in dem Lande Lessings und der Reformation reine Konkordatszustände einzuführen. Die Maßregelungen der mißliebigen Männer der Wissenschaft sind schlimmer, wie sie bei uns unter Raumer waren, und böswilliger — weil das Land so klein ist und alles gleich persönlich wird. Ich habe darüber von Roßmäßler, Wuttke und einem Herrn Beyer, sowie von Andern das Haarsträubendste gehört. Aber im Grunde ist es doch nur die Feigheit der Gedrückten und die Indifferenz der nicht direkt betheiligten, welche diesen kleinen Tyrannen bei uns Kraft giebt. Heut aßen wir ganz still bei Staatsrath Matthy's (er ist hier Direktor der Kreditanstalt) von 1—3. Dann gingen wir durch die von Schneewasser überschwemmten Straßen nach dem Hotel zurück, wo ich ein wenig schlief und jetzt mit schlimmem Halse der Erlösung von meiner Aufgabe entgegensehe.

Berlin, 24. Jan. 61. Diese Erlösung ist erfolgt und seit gestern Abend 11 Uhr sind wir wieder zu Hause, wo ich mich ausgeschlafen habe bis ½11 Uhr Vormittags, denn „dieser Tage Last und Mühe war groß!“ Es ist Alles gut und meine Rede leidlich abgelaufen. Zuhörer im Saale des Hotel de Pologne bei der Feiseier waren über ein halbes tausend. Theilnehmer am Festmahl über 200. Das Nähere des Festverlaufs, bei dem sich unter den zahlreichen und meist sehr geschickten Toastrednern, besonders die Professoren Wuttke, Roßmäßler, Reclam, ferner Roderich Benedix, und der Dr. Heyner (ein ächter Volkstribun), ja selbst der blinde Hofrath Apel vernehmen ließen — wird Dir unsre Fanny schreiben. Man hat uns viel Ehre und Liebe erwiesen, was für meine Sinnesart lediglich um Fannys willen Werth hat. Es war mir aber doch eigen zu Muthe, als ich an der Stelle und auf der Tribüne stand, wo Robert Blum so oft die Menschen erschüttert und mit dem Lavastrom seiner Beredtsamkeit entzündet hatte, neben mir die Büsten Goethe's und Schillers, Kants und Mendelssohns und über mir unter dem schwarz-roth-goldenen Banner, die Büste — Lessings. Nur fürchte ich, daß bei meinem schwachen Halse und bei der schlechten Akustik des Saales meine Rede doch Vielen nicht völlig verständlich gewesen sein wird. Indeß ich habe meine Schuldigkeit gethan, und ultra posse nemo obligatur! —

An Alwin Stahr. **126.** Berlin, 30. April 61.

Bei Deiner Liebe für unsere Fanny wird es Dich freuen zu hören, daß der dritte Band ihrer Memoiren, — obschon hier die Aufgabe, der Natur der Sache nach, ungleich schwieriger und minder dankbar war, als bei der Schilderung der ersten Kindheit und Jugend — dennoch den beiden ersten in jeder Hinsicht auf das Würdigste entspricht. Sie wird diese zweite Abtheilung „Leidensjahre“ betiteln, und dieser Titel ist durchaus passend für eine so vielfach zerquälte Jugend. Vollendet edel in der Form sprachlicher Darstellung, die geradezu klassisch genannt werden muß, anziehend und belehrend zugleich als ein Bild der gesammten Lebenszustände deutscher Familien in den 30ger und 40ger Jahren unseres Jahrhunderts und als ein Charakterbild einer in ihrer Entwicklung höchst

bedeutenden und hochbegabten Persönlichkeit, unvergleichlich in der Genauigkeit der Beobachtung, die durch ein kaum ähnlich vorkommendes Gedächtniß voll plastischer Kraft zum vollendeten Ausdruck kommt, und in der Feinheit und Sauberkeit, wie in der markigen Kraft der Zeichnung und Pinselführung, verbindet es bei und mit höchster Realität den Reiz der Dichtung, mit spannendem Interesse der Sachlichkeit die Fülle klarer fördernder nach allen Seiten hin ihr mildes Licht verbreitender Lebensweisheit; — und, was das Höchste ist, jene zwingende Kraft, welche nur die ganze Wahrheit verleiht. Als ich das Manuscript gelesen, schrieb ich auf den Umschlag folgende Zeilen nieder:

Klar und rein, so wie es gelebt, so ist es geschrieben.
Einfach schlicht, daß die Kunst wieder Natur uns erscheint.
Dieses so einfache Leben der Jugend, das so bedeutend
In der Entwickelung hält, was uns die Knospe versprach,
Wahrheit hast Du gelebt, darum schmücket als Krone das Kunstwerk,
Das Dein Leben erzählt, Wahrheit die Krone der Kunst.

An Carl Stahr. **127.** Berlin, 9. Juni 61.

... All diese Misère tritt doch in den Hintergrund gegen den Eindruck der Nachricht von dem Tode des größten Staatsmannes unserer Zeit. Welch ein beneidenswerthes Schicksal ist dieser Tod, in der Blüthe der Kraft und auf der Höhe seines Ruhmes für diesen Camillus von Italien. Was auch geschehen möge, diesem Manne ist die Unsterblichkeit in der Weltgeschichte gesichert, ihm, dem ersten Minister eines vereinigten Königreichs Italien, das er mit und neben Garibaldi geschaffen. Seit dieser Erdstiefel Europa's sich ins Meer streckt, ist zum Erstenmale ein vereintes und von räuberischer Fremdherrschaft fast ganz befreites Italien erstanden, und Cavour war sein Schöpfer! Welch ein Mann! Vor 13 Jahren nur noch Redakteur eines Journals, das er mit Balbo gegründet und ahnungsvoll Risorgimento genannt hatte, beginnt er seine staatslenkende Laufbahn als Minister in einem Augenblicke, wo sein Land nach zwei unglücklichen Kriegen am Abgrunde des Untergangs schwebt, stellt er die zerrütteten Finanzen her, reorganisirt er Heer und Verwaltung, kräftigt die Verfassung und unternimmt im Innern

an Eisenbahnen u. dergl. die kolossalsten Dinge. Er sieht, daß Napoleon III. der Mann der Zeit ist, ohne den Niemand arbeiten kann und — er beschließt ihn zu benutzen. Mit Aufgebung aller alten Traditionen des Hauses Sardinien-Savoyen wirft er die Tradition russischer Freundschaft bei Seite, schiebt Sardinien mit 16—20000 Mann in den Krimkrieg ein, — Alles um auf dem Pariser Congresse die Frage Italien in den Vordergrund stellen und den Oesterreichern erklären zu können, was Lessing seinen Spartakus zum römischen Konsul sagen läßt: „Wenn Du nicht philosophiren willst, nun — so werden wir fechten müssen." Er benutzt den Orsinischen Mordanschlag und Napoleon's dadurch hervorgebrachte Stimmung und jagt die Oesterreicher aus der Lombardei und die Fürsten von Toscana, Parma, Modena von ihren Thronen, den Papst aus der Romagna. Er wagt Alles an Alles, selbst seine Popularität, indem er Savoyen und Nizza abtritt. Man drohte ihm mit Anklage auf Hochverrath in der Kammer zu Turin. Er antwortet (ich las die Worte in einer Turiner Zeitung): „Wenn diese Anklage nothwendig sein wird zu einer Zeit, wo ganz Italien vereint und frei sein wird, so wünsche ich, daß diese Zeit Morgen wäre." Einem Perikles gleich antwortete er auf die Klagen über die ungeheuren Kosten der Eisenbahn von Susa nach Genua: „Ja, sie sind groß, sehr groß, aber für den Ruhm dieser größten Unternehmung ihrer Art will ich, der ich reich bin, gern meinen ganzen Reichthum hingeben und arm werden, wenn es verlangt wird, um Theil an dieser Ehre des Vaterlandes zu haben." Er benutzt Garibaldi gegen Napoleon und Napoleon gegen Garibaldi und mit welchem Erfolge. Er sieht das erste „Italienische Parlament" zusammentreten, erst da, erdrückt von der Last der Herkulischen Arbeitsmühen, legt er sich hin und stirbt, den Namen des Vaterlandes und die Hoffnung auf seine Zukunft noch auf den sterbenden Lippen! — Und dieser Mann war reich, gebildet um Reichthum zu genießen —, er hatte alle Motive, die andere zum Quietismus bestimmen und er gab Alles hin für seinen großen Zweck, alle Güter und Genüsse des Lebens und zuletzt das Leben selbst. Zu solcher Größe sehen wir schwindelnd hinauf, aber sein Volk war ihrer werth und wird es, so hoffe ich, beweisen. Wohl hätt' ich

ihm den Zug aufs Kapitol gegönnt, aber es soll nicht Einem Alles zu Theil werden! — Während unsre Junker und Pfaffen mit Wuth und Hohn und Verachtung ihn und sein Volk überschütteten, blickte Er, der große Staatsmann mit Neigung auf unser deutsches Volk und suchte auf alle Weise seine Sympathien und seine Allianz zu gewinnen gegen den — gemeinsamen Feind eines kräftigen Italien und eines einigen und kräftigen Deutschlands. Er schickte Sendboten seiner Nation in die Versammlung des National-Vereins und selbst ein deutscher Litterat wie Herr G. Rasch war ihm nicht zu gering, um ihm für seine Verbreitung von Sympathien für Italien persönlich und schriftlich zu danken. Was hätte ich darum gegeben, hätte mir mein Geschick es gestattet, diesen Mann kennen zu lernen, wie ich Manin gekannt habe; hätte es mir vergönnt, in Italien selbst die Auferstehung Italiens zu erleben! Doch bin ich glücklich, daß man dort von mir weiß. Ein Bekannter schreibt mir aus Neapel: „Ein hiesiger Redakteur, der zu Ihren größten Verehrern gehört, hält Ihre „Republikaner in Neapel" (italienisch übersetzt von Giuseppe del Re) für das Höchste, was für Italien geschrieben worden ist." — So habe ich doch auch mein kleines Schärflein beigetragen zu der Wiederauferstehung des so geliebten Landes! —

An Alwin Stahr. **128.** 3. Dezember 1861.

Ich war zum Leichenbegängnisse Theodor Mundts. Er ist vor 4 Tagen seinem Leiden, — Gehirnerweichung aus Ueberanstrengung — erlegen, sanft schmerzlos und — schnell, ohne sich wie Friedrich Wilhelm IV. als lebendig Todter Jahre lang hinzuschleppen. Nur 53 Jahre ist er alt geworden, drei Jahr jünger als ich. Eine sehr glückliche 22jährige Ehe ist vernichtet. Der Schmerz der Frau erschütterte uns tief. Die Leichenrede des Pfaffen, Herrn Sydow, ernüchterte uns gründlich. Der alte Humboldt hatte wohl recht, bei Rauchs Begräbniß, nach Sydows langer Pastoralrede zu sagen: „Nächstens kommt er auch an mich, und da bitte ich denn meine Freunde schon im Voraus um Verzeihung für die Langeweile, die ich ihnen unschuldig machen werde." Ich erinnerte den alten G. R. Boeckh an das Humboldtsche Wort, als ich ihn den 77 Jährigen vom Trauerhause in seine Wohnung geleitete und

3.

„Glaubt nicht, daß ich faſele, daß ich dichte,
Seht hin und findet mir and're Geſtalt.
Es iſt die ganze Kirchengeſchichte
Miſchmaſch von Irrthum und von Gewalt.“

Mit dieſen Worten ſchließt der Allvater Göthe in ſeinen nachgelaſſenen „zahmen Xenien“ eine Reihe ſolcher poetiſchen Bekenntniſſe über die Hiſtorie des dogmatiſchen Unterbaues, auf dem die Kirche von heute ruhen ſoll. Ganz dieſelbe Anſicht finden wir bei Bettina. Der Dogmengläubige, der Herr Pfarrer, bekommt es von der Frau Rath zu hören, daß er um ſeinen Standpunkt zu gewinnen, einen „Berg“ hinangeklettert ſei „von Menſchenſatzung, aufgethürmt aus Weltgeſchichte und Moral, wovon die widerſprechendſten Beſtandtheile Unſchuld und Thorheit, Spitzfindigkeit, Wildheit, Fehltritte aller Art, Mißgriffe, Irrthümer und Täuſchung die Unterlage ſind, und Teufelsliſt die alle Leidenſchaften in Bewegung ſetzt. Auch Verſtand und Weisheit haben dazu ihre ordnenden Kräfte ſo ſchön in einander gepaßt, daß man nachſinnend ſtehen bleibt, wie ſo mancher ernſte und ſanfte Geiſt dem ſich fügen konnte, darin das Heil der Menſchheit zu ſuchen. Ja und die grünende Moral hat wie ein ſanfter Raſen den verborgenen Krater überdeckt, der nimmer wieder Flammen ſpie, die Zeugniß gaben von dem was unter ihm begraben lag. Aber die Unſchuld der Menſchheit, die zwiſchen dieſen Flammen- und Aſchenlagern ſich durcharbeitet, armirt ihre eignen Naturkräfte und bildet ſie nun zu göttlichen Kräften. Aber deshalb kann ich doch das Fundament jenes Berges nicht loben, auf dem die theologiſche Weisheit thront und den ſie mühſam Station für Station erringen mußten, wie's in den Kirchenvätern vorgeſchrieben iſt.“

er versetzte heiter: „Eben habe ich das Humboldtsche Wort zu meinem Nachbar .... gesagt, der neben mir stand.“ „Ueberhaupt,“ fuhr der alte Herr fort, „es ist wunderlich genug, ich habe doch nun schon in meinem langen Leben ein gut Theil solche Pastoral-Leichenreden gehört, und da hat sich mir ein eigner Klimax für dieselben festgestellt: Die protestantischen waren in der Regel die schlechtesten, die katholischen waren meist besser, und die von den Juden, die waren die besten.“ Der alte Herr sah dabei ungemein schalkisch aus, und meinte zuletzt: „Am besten wärs doch, die Herrn Pastoren ließen bei solchen Gelegenheiten wie heute Männer von Fach reden, und begnügten sich damit ihre geistlichen Formalien zu vollziehen.“

Carl Stahr. **129.** Stettin,
Donnerstag 19. Dezbr. 1861.

— — — — Ich will Dir dabei eine hier einschlägige Bemerkung nicht vorenthalten. Du weißt und begreifst es, daß meine brüderliche Liebe zu Dir, hervorgegangen und gekräftigt durch die willige Anerkennung Deiner geistigen und auch wohl sittlichen Überlegenheit, sich nur sehr selten gestattet hat, Dir Ausstellungen zu machen, und sollten und mochten sie auch Dein eignes Wohl bezwecken. Ich bin doch immer der jüngere Bruder und wegen meiner bisherigen Unzulänglichkeit in vielen Stücken nicht der Mann, dem dies ansteht. Wenn ich nun heute von diesem Verfahren abgehe, so kommt das daher, weil mir Dein Zustand Besorgniß einflößt. Du geräthst in eine febrile Aufregung, in ein gewiß ausdrucksvolles, ja interessantes, aber zorniges und deshalb auftreibendes Schelten über Dinge und Menschen, auf welche Dir kein unmittelbarer Einfluß gestattet ist, und unter welchen sich auch nicht immer solche befinden, die der dabei aufgewandten Mühe und Lebenskraftverminderung würdig sind. Deine wie Deiner Frau Grundsätze sind gewiß in der Regel richtig und ohne Ausnahme beachtungswerth; aber die Art, wie Du sie zur Anwendung bringst, schadet Dir ohne den Andern zu nützen. Ihr seid Beide Elitenaturen und mögt im Bewußtsein eurer Trefflichkeit wohl die Pflicht empfinden, die Welt nicht laufen zu lassen, wie sie geht, sondern die Schäden anzupacken,

ihr mögt, die gelassenere Bequemlichkeit Anderer verschmähend, euch befugt glauben, vor diesen neuen Grundsätzen jede Person beugen zu müssen, ihnen jede Angelegenheit unterwerfen zu müssen, die euch in den Weg tritt, und ich will über diese Befugniß nicht rechten. Aber in diesem Stücke liegt der Fehler — ihn fortsetzen heißt sich verderben.

Ihr seid deutsche Schriftsteller, und habt als solche einen idealen Einfluß auf die Massen. Das ist eure, das ist Deine Wirkung, denn ich will es hier nur besonders mit Dir zu thun haben. Hier kann das Richtige, als Schönes und Gutes nicht leuchtend genug in seine Herrscherstellung eingesetzt werden, und ich habe es mit Stolz und Rührung immer innigst empfunden, daß kein äußerlicher Vortheil, ja nicht einmal die Abwendung von Gefahr und Schaden es jemals über Dich vermocht haben, Dich zu einer Derogation des Princips, zu einer Abweichung von der Bahn der rücksichtslosen Wahrheit zu bringen. Auch die Schnitte ins Fleisch, welche der Gedankenlosigkeit, Gemeinheit und der Gemüthlosigkeit (denn es giebt ein Gemüth — und es läugnet nur der nicht durchgebildete Mensch) in Deinen Schriften versetzt werden, habe ich immer gebilligt, resp. vertheidigt, obschon mir in Deinem persönlichen Interesse mildere Farben oft lieber gewesen wären. Denn alle Mittel des Witzes, wie unsre Vorfahren sagten, sind kaum hinreichend zu jener Belehrung, deren Folgen sich geräuschlos und dauernd an Individuen und Geschlechtern vollziehen. Mit dieser idealen Einwirkung ist aber Deine Aufgabe im wesentlichen erledigt, und ich dächte, ihre Lösung ist doch wohl ein edelster und höchster Beruf, wenn ich auch leider zugeben muß, daß die materiellen Vortheile sich mit dem nicht vergleichen lassen, was man mit dem Betrieb, dem Verwerthen einer bestimmten Sache, etwa dem Handel mit Farbeholz, und gesalzenen Fischen erzielen mag. Wozu nun seine Nerven- und Lebenskraft an die zufällige Gelegenheit, an das zufällige Individuum verschwenden? Es ist etwas Widerwärtiges, ich gebe es zu, wenn dieser und jener über den Tod des Prinz-Gemahls von England sich als ein bis zum Tode Betrübter geberdet (denn im Grunde ists doch nur eine Leichenbittersarce) und es stammt das aus einer sklavischen Dispo-

sition, wonach der Tod eines Mächtigen der Erde, der Alles konnte und Alles genoß, weit mehr bedeuten soll, als der eines nützlichen Arbeiters. Aber was folgt daraus? Es folgt daraus, daß es den Leuten an Selbstachtung fehlt, und daß sie von der Würde, die das Gefühl und Bewußtsein der Freiheit und Gleichheit, dieser erhabensten Zusammenstellung der Neuzeit gewähren, noch nicht durchdrungen sind. Ist das zu verwundern? Gelegenheit das Richtige aufzustellen — für Alle, die dessen bedürfen, ist genugsam vorhanden, wird sich dem, der sie benutzen will, nicht entziehen. Weshalb aber aufregende Rektificirung und Belehrung an das Weib mit dem Kakadublick verschwenden, das Dir auf der Straße begegnet? Laß' diese Sachen laufen, lieber Bruder. Erfolg und Nutzen stehen mit dem Aufwand von Kraft und Eifer in keinem Verhältniß. Es ist ein widerwärtiger Uebelstand, wenn das Feuilleton der größten politischen Zeitung durch immerwährende Konzert- und Musikberichte gewichtigere Interessen aus demselben verdrängt. Du schlägst eine Agitation, einen Protest vor, von etwa 20 Abonnenten, welche die Redaction um Verminderung des rein musikalischen Stoffs angehen. Ich machte ganz leise, in meinem Namen und mea auctoritate, den Versuch, einmal bei meinen Reisegenossen . . . . damit zu beginnen, und erörterte ruhig und mäßig die ganze Angelegenheit. Was war die Antwort? Sie würden, wenn ich 20 protestirende zusammenbrächte, wenigstens 200 Gegenprotestirende zusammenbringen. Nicht einen einzigen Konzertbericht über Madame Désirée Artôt wollten sie missen, und wenn es der 100ste wäre. Unter diesen Umständen agitirt man nicht, läßt die Sache laufen, und erwartet von der schnell eilenden Zeit einen Umschlag der Interessen, der denn doch, wenn nothwendig, auch unausbleiblich einzutreten pflegt.

Friedrich Spielhagen. **130.** Hannover, 15. 1. 62.

. . . An Ihrer Kritik meines Romans hat mich vor Allem Eines gefreut, und das ist der Tadel, den Sie so schonend in das reiche Lob einfließen lassen. Sie sagen, der Held „lebe sich nicht aus," und nennen das: „Die Achillesferse des Werkes." Ein Anderer, als Sie, würde das schwerlich herausgefunden haben; aber

es ist das Vorrecht der wahren Kritiker, den Künstler in seiner Werkstatt belauschen zu können, und an seinem Werke zu sehen, nicht blos, was er gemacht hat — denn das sehen die Anderen zur Not auch — sondern, was er hat machen wollen, hätte machen sollen, ja, was er ohne den bewußten langen Weg vom Kopf aufs Papier auch wahrscheinlich gemacht hätte. Mir nun ist, wie Sie sofort erkannt haben, auf dem langen Wege gar viel verloren gegangen. Nach meinem ursprünglichen Plan sollte der Held meines Romans in die verschiedensten Lagen gerathen, sich durch die verschiedensten Kreise hindurchbewegen, und während er so Gelegenheit erhielt, sich vollkommen „auszuleben," dem Autor die Möglichkeit gewähren, ein möglichst reiches und vollständiges Gemälde der modernen Gesellschaft zu entwerfen. Leider aber hatte ich mir, so klar mir auch die Idee war, die Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander und zum Ganzen nicht eben so deutlich vorgestellt. Die Folge davon zeigte sich bald. Ich hatte kaum den ersten Theil (Oswalds Leben unter dem Adel) vollendet, als ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß ich viel zu ausführlich geworden war und daß, wenn ich so fortfahren wollte, ich die Geduld meiner Leser, lange bevor sich mein Held ausgelebt, erschöpfen würde. So ist es gekommen, daß von dem Augenblicke, wo Oswald am Schluß der 1. Abtheilung die Insel verläßt, Alles fragmentarisch wird und das Folgende eigentlich nur noch ein et cætera ist.

Das ist ohne Zweifel ein großer Fehler, der aber vielleicht in der Natur des Romans eine Art von Entschuldigung findet. Ich habe mir nämlich (vermuthlich, um mich über meinen verfehlten Plan zu trösten) die Frage aufgeworfen: ob der Romanschriftsteller nicht überall genug gethan habe, wenn er von dem Leben seines Helden ein Segment (das aber mit mathematischer Genauigkeit) giebt, und es dem verständigen Leser überläßt, sich aus diesem Segment die ganze Bahn zu berechnen? Ich habe mich gefragt: ob der Roman überhaupt in dem gewöhnlichen Sinne ein Kunstwerk genannt werden kann (woran W. von Humboldt, wie Sie wissen, zweifelte), oder ob er nicht vielmehr eine Uebergangsform aus der Poesie in die Prosa ist, und als solche mit einem ganz besonderen Maßstab gemessen werden muß? Ich möchte für

diese Zwitter-Natur des Romans ein Kriterium anführen, das mir von einer entscheidenden Wichtigkeit zu sein scheint. Der Roman kann des Humors gar nicht entbehren, ja er ist durch und durch seinem ganzen Wesen nach humoristisch, indem er sich in die ganze Breite des Lebens einläßt, sich selbst vor dem Kleinen und Gemeinen (dem der idealische Künstler sorgfältig aus dem Wege geht) nicht scheut, sondern es liebevoll aufnimmt und aufnehmen darf, weil er von dem Princip ausgeht, daß die Idee überhaupt gar nicht verloren gehen kann, sondern sich selbst an dem Kleinen und Gemeinen wunderherrlich offenbart. Deßhalb ist der Roman die specifische Kunstform der Gegenwart, deren eigentlicher Inhalt die Emancipation der Armen und Einfältigen von dem Fluch des ganz Gemeinen und ewig Gestrigen ist: deßhalb ist der Roman das Vehikel aller wahren Humoristen (Sterne, Jean Paul u. s. w.), und wenn, wie Sie sehr richtig bemerken, die Geschichte des Romans ein merkwürdiges Buch werden würde, so ist es meiner Meinung nach nur deßhalb, weil dieses Buch zugleich die Geschichte der Vertiefung und Ausbreitung des humoristischen Princips — das in gewissem Sinne mit dem Humanitätsprincip und dem wahren Christenthum identisch ist — sein würde. Aber eben deßhalb ist auch der Roman keine reine Kunstform, denn der Humor, wie Goethe einmal mit ganz dürren Worten sagte, zerstört zuletzt alle Kunst. Das ist gewiß richtig. Damit Apollo und Artemis leben können, müssen die Kinder der Niobe sterben: aber der Roman hat es vielmehr mit den Kindern der Niobe, als mit denen der Leto zu thun.

Fr. Spielhagen. **131.** Hannover, 18. 2. 62.

. . . Ich bin im Jahre 1829 in Magdeburg geboren. Mein Vater war Regierungsrath — ein Beamter der alten Schule, politisch unmündig, überhaupt ohne besondere geistige Interessen, aber von scrupulöser Ehrenhaftigkeit und mit einem Herzen voll echter Menschenfreundlichkeit und geradezu unerschöpflicher Güte. Meine Mutter hatte von väterlicher Seite jüdisches Blut in ihren Adern und war — ohne im strengeren Sinne des Wortes gebildet zu sein — eine der begabtesten Frauen, die mir jemals vorgekommen sind. Sie hatte

um ihre großen, tiefblauen Augen herum etwas von Washington, und ich bin fest überzeugt, daß sie in großen Verhältnissen, für die sie in jeder Hinsicht geboren war, ganz Außerordentliches geleistet haben würde. So konnte sie nichts, als, so gut es gehen wollte, sich in die kleinen Verhältnisse schicken, und den Beamtenfrauen und der sonstigen Societät durch die stillschweigend oder offen anerkannte Überlegenheit ihres Geistes imponiren. Meine Eltern sind beide seit Jahren todt.

Ich hatte das große Glück, mit drei älteren Brüdern (und mit noch einem jüngeren) zusammen aufzuwachsen. Eine solche Knabenschaar, wenn man ihr Freiheit läßt, wie das in meinem elterlichen Hause in fast überreichem Maße geschah, ist eine kleine Republik, in welcher man frühzeitig seine Arme und seine Zunge gebrauchen lernt; und ich schreibe es in der That auf Rechnung dieser republikanischen Kinder- und Knabenjahre, wenn ich von jeher ein Republikaner gewesen bin. Unrecht dulden, galt mir von jeher kaum weniger schimpflich, als Unrecht thun, und ich erinnere mich, daß „Feigling" genannt zu werden, in unserem Kreise für eine tödtliche Beleidigung galt.

Überhaupt ist meine Kindheit so glücklich gewesen, wie ich sie im Interesse der Menschheit allen Menschen wünsche. Auch an bedeutenden, die Seele erweiternden Natureindrücken fehlte es nicht. Wir lebten seit 1836 in Stralsund, d. h. in unmittelbarer Nähe des Meeres. Rügen wurde wiederholt von einem Ende bis zum andern durchwandert. Der Vater nahm uns Knaben auf seinen vielen Berufsreisen mit, wo es anging, und so wurde mir früh die Natur vertraut und lieb. Wie oft bin ich als kleiner Knabe stundenlang „am Strande des Meeres" gewandert, mit namenlosem, nimmermüdem Entzücken dem feierlichen Rauschen der Wogen auf den glatten Kieseln des Strandes lauschend!

Wenn so für die Ausbildung des Körpers bestens gesorgt war und auch das Gemüt und die Phantasie reiche Nahrung fanden, war es um die wissenschaftliche Cultur nicht ebenso gut bestellt. Das Stralsunder Gymnasium war zu meiner Zeit ein sehr mangelhaftes Institut. Es wimmelte von alten und stumpfen und jungen und unfähigen Lehrern. Einige Disciplinen waren,

besonders in den oberen Klassen, in so schlechten Händen, daß in demselben Fortschritte zu machen unmöglich war. Das Beste am Gymnasium waren die hohen, gewölbten Zimmer und die langen Klostergänge, in denen es zu heißer Sommerzeit so poetisch schattig und kühl war. Es ist das fast die einzige liebe Erinnerung, die ich an das Stralsunder Gymnasium habe.

Ich war 18 Jahre alt, als ich die Universität bezog. Ich hätte ebenso gut zwei Jahre früher abgehen können, oder zwei Jahre später, und meine Kenntnisse würden nicht weniger oberflächlich und lückenhaft gewesen sein. Ich wußte in keiner Disciplin etwas Rechtes — ein Schicksal, daß ich indessen mit meinen sämmtlichen Commilitonen theilte. Was mich von ihnen unterschied, war vielleicht die Einsicht in die Unzulänglichkeit unsrer Vorbildung, und das Verlangen, aus der Quelle, an der man uns bis dahin nur hatte nippen lassen, mit vollen Zügen zu trinken.

Indessen war dieses Verlangen ziemlich unbestimmt und noch viel weniger deutlich war mir der Weg, den ich, um zum Ziele zu gelangen, einschlagen mußte. Ich hörte als studiosus juris medicinische, philologische, philosophische Collegia durcheinander, bis ich nach zwei Jahren etwa — ich hielt mich damals in Bonn Studirens halber auf — den Entschluß faßte, der Juristerei zu entsagen und — ja, das „Und" wollte sich durchaus nicht als greifbarer Kern aus dem Nebel, der damals noch vor meinen Blicken lag, herauslösen. Ich wußte nur so viel, daß ich einen unüberwindlichen Widerwillen — nicht gegen das Arbeiten, denn ich war trotz meines Irrlichterirens verhältnißmäßig fleißig — wohl aber gegen allen Kastengeist, alles Kastenwissen, gegen jedes Brotstudium mit einem Worte hatte, und daß ich mich niemals, wenn es zu vermeiden wäre, in die Fesseln eines Amtes schlagen lassen wollte.

Das ging nun so, so lange es ging d. h. bis mein Vater fand: ich sei lange genug auf der Universität gewesen, um endlich einmal der Welt die Früchte meines Fleißes zu zeigen. Ich aber hatte leider nichts zu zeigen als den kindischen Trotz eines jungen unerfahrenen Menschen, der sich wunder wie viel auf seine himmelhohen Pläne, von denen auch noch nicht der Schatten eines Schattens dem Auge der Andern sichtbar geworden ist, zu gute thut,

und — doch weßhalb Ihnen die ausführliche Schilderung dieses problematischen Theiles meines Lebens geben, dessen unerquickliche Natur Sie mit Ihrem scharfen Auge ohne Schwierigkeit durchschauen. Es folgen jetzt ein paar Jahre, in denen ich viele Leiden erduldet habe in meiner lieben Seele, aber auch vieler Menschen Sinn und Sitten kennen lernte, also daß, Alles in Allem, ich mit dem Resultat zufrieden sein kann.

Das Jahr 54 traf mich in Leipzig. Ich hatte mich mit meinem Vater, dessen Güte grenzenlos war, wieder ausgesöhnt: er wollte mir die Mittel gewähren, meinen Plan, der darin bestand, mich an der Leipziger Universität als Docent zu habilitiren, auszuführen. Ich hatte in Leipzig in den betreffenden Kreisen Verbindungen angeknüpft mit einflußreichen Männern: man wollte mir wohl; die Conjunctur war so günstig wie möglich, da — starb mein Vater ganz plötzlich an der Cholera, und ich mußte, da ich von dem Augenblicke in des Wortes eigentlichster Bedeutung auf mich selbst angewiesen war, alle Gedanken an eine Carrière aufgeben, die für den Armen — noch dazu, wenn er so viel nachzuholen hat, als ich es hatte — so dornenvoll ist. Ich kann nicht sagen, daß ich es schweren Herzens that. Freilich war der Weg des obscuren Literaten auch nicht mit Rosen bestreut; aber dafür drückte mich auch nicht die Bürde eines Amtes; dafür konnte ich auch (freilich oft bei Wasser und Brot) meiner Ueberzeugung leben, brauchte kein Wort zu sprechen oder zu schreiben, das ich nicht vor dem heiligen Geist der Wahrheit verantworten konnte. So dachte ich wenigstens damals, und wenn ich jetzt auf meinen Weg zurückblicke, darf ich sagen, daß es à peu près so gekommen ist, so gewesen ist, als ich damals dachte.

Ich habe mir meinen Weg durch die Wildniß, die sich um den Fuß des deutschen Parnaß ausbreitet, sehr eigenhändig hauen müssen. Ich war — damals und zum Theil auch noch jetzt — wie Lessing's Mühle draußen vor dem Dorfe: ich kam zu Niemanden und Niemand kam zu mir. Was das aber sagen will in diesem Säculum der Reclame, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich hatte bereits „Clara Vere" und „Die Düne" geschrieben, ein Dutzend englische und französische Werke übersetzt, wer weiß wie viele Aufsätze in allen möglichen

doch nur da die Rede sein, wo das Gewissen erst durch schweren Seelenkampf den Sieg erringt über das unwillig entsagende Herz. Eine solche Prüfung aber ward mir erspart oder die Unterwerfung meiner Gefühle und Begierden hat sich mir unbewußt vollzogen, denn von der Stunde meiner Gefangennehmung an bis zur Entlassung war mein Inneres keinen Augenblick in sich selbst getheilt, blieb mir jede Anfechtung, alles Zweifeln und Schwanken fern. Ich that einfach nur, was ich nun einmal schlechterdings nicht lassen konnte. Ein anderes Verhalten wäre nicht nur ein schmählicher Abfall von meiner Ueberzeugung gewesen, sondern auch eine vollständige Verleugnung meines ganzen Wesens nach allen Seiten hin. Etwas muß doch unter allen Umständen wahr und ächt sein am Menschen, wäre es auch nur die Schwäche: ich aber hätte sogar in dieser Beziehung noch zum Lügner an mir selbst werden müssen, denn ich konnte gar nicht schwach werden, nicht unterliegen, da ich eigentlich keinen Kampf zu bestehen hatte. Wie sich nun diese scheinbare Härte, dieser fleischgewordene Stoicismus mit meiner so innigen Liebe zu Frau und Kindern, zu Verwandten und Freunden, ja mit meiner ziemlich starken Sinnlichkeit und Genußsucht vereint, mögen tiefere Psychologen erklären. Genug, ich lebte schlichtweg nur mich selbst, und habe daher als vollendeter Egoist keinerlei Anspruch auf Lob, wie ich anderseits durch dieselbe Berufung auf meine Eigenart auch jeden Tadel abweisen zu dürfen glaube.

Mußte ich als ehrlicher Mann durch diese offene Darlegung meiner Unbedeutendheit ein Phantasiebild zerstören, dem ähnlich zu sein mir allerdings die Seele stolz erheben könnte, so mag doch vielleicht die hiermit bewiesene Aufrichtigkeit mir noch so viel von Ihrer Theilnahme erhalten, daß ich ohne allzugroße Unbescheidenheit es wagen darf, Ihren gütigen Rath und Beistand bei meinem nicht leichten Rücktritt in das aktive Leben zu erbitten: ein Schritt, zu dem ich infolge der Aufmunterung unsres gemeinschaftlichen Freundes Keil in Leipzig bereits entschlossen war.

War auch meine Handlungsweise von keiner äußeren Rücksicht bestimmt und am allerwenigsten eine Spekulation, so ließen doch die auf eine Brechung meines Sinnes gerichteten Anstrengungen mich die nicht bloß subjektive Wichtigkeit des treuen Ausharrens

Im Folgenden faßt Bettina den Grundgedanken der Theologie scharf genug und spricht ihn in dem Satze aus: „Für den Theologen hat das Gesetz existirt, noch eh' er es begriffen hat." Sie selbst dagegen stellt sich auf den rein humoristischen Standpunkt. Die Anforderung, glauben zu sollen: „daß Gottesliebe, Menschengefühl, Erhebung und Gebet auf ein Glaubensbekenntniß passen müssen," ist ihr, als wolle man sie aus ihrer ihr begreiflichen Welt losreißen und mit Ketten beladen, dahin verbannen, wo sie keinen Sinn, kein Gefühl dafür hat. Sie hat der Geist belehrt, er sei frei unter allen Umständen, und so ist ihr das Dogma „des christlichen Glaubens" eine Speise an der sie längst verdorben sein würde, wenn sie ihm keine bessere Nahrung hätte abgewinnen können, als seine Priester uns bieten.

Dabei verlangt sie indeß keineswegs, daß jene weltgeschichtliche Unterlage des Bergs von Menschensatzung aufgehoben werde. Mag alles bestehn so lang es kann. Ein angesäeter Wald wächst auch auf natürlichem Felde nur um so kräftiger, „und so wuchert auch auf jenem Felde des Gedankenmoders die grüne Saat der geistigen Lebensprincipien."

Die große allmächtige Schöpfungskraft, für die Alles Gegenwart, Unmittelbarkeit ist, die selbst ganz Leben ausströmend, ganz Unsterblichkeit des Augenblicks ist, — aus der sind keine Anstalten und Aengste künftigen Seelenheils hervorgegangen. Tugend ist Gegenwart, nicht Zukunft. Unser fortwährend Zetergeschrei um Barmherzigkeit ist eine Albernheit und Entwürdigung des Gottes in uns, eine Undankbarkeit gegen Gott, der uns aus dem Nichts hervorgezogen hat, und eine Heuchelei dazu. (S. 157 — 162 u. 451).

Der Herr Pfarrer giebt nun zwar zu: daß in seinem Innern Vieles diesen Ansichten entgegenkomme, und diesen

erkennen, und die von so vielen Seiten mir unverdient gewordene Anerkennung bestätigt nur die allgemeinere Bedeutung des unklugerweise mir bereiteten Sieges. Ich weiß nun nicht, ob mich die Erwartung täuscht, daß dies Alles mir den Eintritt in die Publicistik, der ich fortan mich widmen möchte, erleichtern dürfte: und noch weit minder vermag ich zu beurtheilen, wie weit meine, nicht so wohl der eigentlichen Tagespolitik als vielmehr einer — zwar im populären Ton gehaltenen, aber rein ethischen Behandlung der großen Zeitfragen sich zuneigende Richtung mit den jetzt in der Journalistik herrschenden Ansichten übereinstimmt. Nichts Großes ohne Begeisterung, keine Begeisterung ohne Idealismus, wie in der Kunst, so in den großen Entscheidungsstunden nationaler und menschheitlicher Entwicklung. Stehen wir nun nach allgemeinem Zugeständnis im Anfang eines solchen Entscheidungsmorgens, so will mir vor Allem die Erweckung der Massen und der Jugend — welcher letzteren schließlich doch immer die Vollendung des Werkes vorbehalten bleibt — dringend geboten scheinen. Das Volk aber, wie die Jugend, ist — das bestätigt die Erfahrung aller Zeiten — nimmer zu gewinnen durch jene kleinlichen Berechnungen aus klugen Erwägungen der Detailfragen, an denen Geist und Seele des sog. praktischen Politikers ihr Genügen finden. Des Volkes Politik ist Religion; mit seinem Gewissen richtet es die großen ihm vorgelegten Fragen, als Gottesgebot muß es den Aufruf zur opferschweren Mitwirkung verehren und befolgen, oder es bleibt teilnahmslos, fortfrohnend im Joche seines drückenden Loses.

Ob nun die Zeit für ein Wirken in diesem Sinne bereits gekommen scheint und was ich zu thun, wohin ich mich zu wenden habe, um Gehör zu erlangen, das, hochverehrter Herr, ist es, worüber ich zu allernächst Ihr Urtheil und Ihren Rath erbitten möchte.

Steht mir diese Frage, als meine tiefempfundene Lebensaufgabe betreffend, in erster Linie, so drängt sich ihr doch eine andere mit unabweisbarer Zudringlichkeit nach. Ich muß mir eine Existenz gründen, möchte sie, um der Einheit meines Strebens willen, nur in der Publicistik suchen, besitze aber dazu nur eine ziemlich unbeholfene Feder und den glühendsten Eifer im Dienste unserer ge-

meinschaftlichen Principien, dagegen nicht die geringste Dichtergabe und an allgemeinen Kenntnissen nebst etwas Volkswirthschaft nicht mehr, als durch eine ziemlich ausgebreitete aber planlose Lektüre der deutschen, englischen und französischen Literatur zu entnehmen war.

Was nun läßt sich wohl mit einer so dürftigen Ausrüstung unternehmen, wie und wo ist ein so unbedeutendes Kapital mit einer, den Bedürfnissen entsprechenden Aussicht wirkend anzulegen?

Welche Antwort Sie auch immer auf diese Frage geben mögen, seien Sie überzeugt, hochverehrter Herr, daß ich darin eine nicht anzuzweifelnde Richtschnur meiner weiteren Schritte ersehen und Ihnen stets den innigsten Dank für Ihre freundliche Theilnahme bewahren werde.

Die Gelegenheit ergreifend, mich einer Frau zu nähern, deren Genie und Charakter nicht solcher Vereinsamung unter ihren deutschen Schwestern bedürfte, um groß und edel zu erscheinen, bringe ich Ihrer Frau Gemahlin meine verehrungsvollsten Grüße dar.

Mit aufrichtigster Hochachtung

geehrter Herr

Ihr ergebenster

August Röckel.

An Carl Stahr. **133.** Berlin, 18. 4. 62.

Dein Geburtstag fällt in gute Zeit. „Die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!“ Wenn wir noch zehn Jahre dabei sein können, werden wir bien des choses sehen. Van der Heydts Brief an Roon, die sansculottische Wuth der landräthlichen und sonstigen Junkerclasse, das gemeine Schimpfen der Controllredner, das Alles sind gute Zeichen gegenüber der würdigen Haltung der Fortschrittspartei, den Protesten der Universitäten und Stadtverordneten, sowie anderer Korporationen und Einzelner. Die Verwahrung der Berliner Universität gegen den Mühler'schen Erlaß ist die schönste „Vorfeier“ zu Fichte's 100jährigem Geburtstagsfeste,

wie ich das gestern in der Vorrede zu einer 2ten Auflage meiner kleinen Schrift „Fichte“ ausgesprochen habe. Dazu kommt die gestern erschienene Schrift von W. Rüstow, Oberst-Brigadier: „Das Preußische Militairbudget von 1862, ein Hülfsbüchlein für Wahlmannschaften und Abgeordnete des neuen Preußischen Abgeordnetenhauses,“ die ich Dir sehr empfehle. — Die Aufrufe der Junker, welche das Volk abstimmen lassen wollen, von wem es regiert sein will, sind von welthistorischem Humor, denn sie erkennen damit ein ungeheures Prinzip an, das Prinzip, daß es wirklich das Volk ist, das darüber endgültig zu entscheiden hat.

An Alwin. **134.** Berlin, d. 29. 4. 62.

Die Wahlschlacht ist geschlagen. Der Sieg der Demokratischen Partei ist in Berlin und so viel man jetzt weiß auch im Lande unbestritten, glänzend, entscheidend. Der 28. April 62 ist ein „Monitor“ für die feudalen Merrimacs oben. Von ihm datirt eine Neue Preußische Geschichte, und man kann jetzt wieder in Süddeutschland und überall als Preuße den Kopf in die Höhe heben, wenn vom Preußischen Volke gesprochen wird. Der Tag ist unendlich wichtiger für Deutschland und Europa, als mancher berühmte Blutschlachtstag! Welch ein Elend, daß ich kein Preuße sein darf, der ich doch ein geborner Preuße bin! Aber — vielleicht ist es auch so gut für mich!

Den Julian Schmidt hat endlich die Hand der Nemesis gefaßt. Spät kommt sie, doch sie kommt!

Die Lassalleische Schrift, die wir Dir schicken werden, ist das Stärkste, was seit Lessing contra Göze und Klotz in der deutschen Litteratur erschienen ist. Wenn „Julian der Grabowite“ sich nicht vertheidigt, so ist er verloren, und eine Vertheidigung erscheint mir unmöglich! Nur injuriarum kann er Lassalle'n beklagen, denn dieser traktirt ihn mit „Bube“ und dgl. mehr.

Carl Stahr. **135.** Stettin, d. 30. April 1862.

— — — — Lassalles Setzerscholien haben einen furchtbaren Eindruck auf mich gemacht. Das ist ein Donnerwetter in

den Tropen! So ist wohl noch niemals ein deutscher Schriftsteller behandelt worden. Aber dem Burschen ist nur geschehen, was ihm zukommt. Jahre lang haben mich diese Grenzbotennörgeleien aufs tiefste empört, und in meinem Tagebuche von 1861 steht eine Stelle, in der ich die Ahnung ausspreche, daß dieser Julian am Ende doch wohl ein Ignorant sein möchte, und daß er seinen Mann und den Rächer seiner Anmaßungen einst finden und heraufbeschwören werde. Die Form, der zermalmende Zorn ist mir recht — nicht ein Wort soll daran gemildert und verwaschen werden! Welches Unheil muß der Mensch im großen Publicum mit seiner scheelsüchtigen Verkleinerungssucht, bei Leuten ohne gründliche Kenntnisse und Studien angerichtet haben, wenn er selbst denen imponieren konnte, die dergleichen besitzen und gemacht haben. Lassalle aber zeigt die besten Eigenschaften, eine gründliche Schulbildung, ein hochanständliches Wissen, Gelehrsamkeit, er philosophirt geistvoll und scharf, hat in Ausdruck und Sprache Witz, Kraft und Bestimmtheit, geht auf seine Sache los, daß es nur so donnert und wettert. Ich wünsche schon um dessentwillen gesund zu werden, um mich mit diesem Manne voll und ganz einzulassen, mag er im Übrigen in Verhältnissen stecken, in welchen er will. Er droht übrigens noch andern „Wort- und Maulhelden" — er wird einen grausigen Schrecken erregt haben. Besonders hat mir das kleine ferne Abdonnern und Stirnrunzeln gegen das Publicum gefallen, dem er mit völligem Rechte einen Theil der Schuld an dem Unfug beimißt, den das geistreiche Phrasengeklingel angerichtet hat. Übrigens ist Lassalle's Buch wegen der Menge wichtiger und trefflich abgehandelter Materien auch an sich von Werth. Und dann muß es eine fatale Sache sein, diesen Mann zum Feind zu haben.

Marie d'Agoult. **136.** Paris, 30. juin 1862.

Votre lettre, cher monsieur Stahr, m'a causé une grande joie. Vous savez combien je fais cas de votre opinion et je suis bien contente d'apprendre qu'elle est restée favorable, après l'épreuve d'une seconde lecture à l'histoire de 48. Mais aussi, et surtout, je suis très agréablement surprise de la perspective que vous m'ouvrez de vous voir prochainement avec Mme.

Stahr. Je serai retenue à Paris jusqu'au mois de Septembre. J'espère que vous y viendrez. Il y a bien de sujets nouveaux d'observations pour un esprit tel que le vôtre et nous pourrions ensemble faire plus d'une course intéressante. Cependant si vous ne pouviez absolument pas venir je ferais en sorte (?) de me rendre libre pour quelques jours et j'irais vous trouver soit à Lille, soit au bord de la mer, si vous projetez de vous y rendre.

Je compte beaucoup sur vous pour m'aider à me débrouiller dans un travail très-difficile que j'ai entrepris. Je fais une étude comparée de Faust et de la Divine Comédie. Parviendrai-je à faire comprendre et goûter à mes compatriotes le grande oeuvre de Goethe? C'est bien douteux. Mais je regarde presque comme un devoir filial de la tenter, tant je sens, que les racines de mon esprit se sont nourris du génie Goethien.

Mandez-moi vos projets dès que vous les saurez et croyez moi toujours votre affectionnée à tous deux

Marie d'Agoult.

An Alwin Stahr. **137.** Berlin, den 28. Jan. 63.

— — — — Die Berliner sind jetzt wieder stark in „Witzen" nach ihrer Façon. Vom Könige heißt es: Alle seine Reden an die Loyalitätsdeputationen drücken nur den einen Satz aus: „ich will nicht noch mehr beschränkt werden, ich bin schon beschränkt genug!" Ferner: Berlin heißt jetzt nicht mehr Spree-Athen sondern Eulen-Burg (Anspielung auf den Minister) — Von dem Kurfürsten von Hessen heißt es: „er befindet sich jetzt auf Wilhelms Höhe!" Die Dinge gehen übrigens ihren natürlichen Entwicklungsgang, wie ihn der Geschichtskenner an dem Schicksale der Stuarts und der Bourbons beobachten kann. Die Verblendung ist die Mutter des Verderbens. Gäbe der König irgendwie nach, so — doch er wird es nicht thun und die Dinge werden sich erfüllen.

An Alwin Stahr. **138.** Berlin, den 4. Februar 63.

— — — Gestern war der 50ste Jahrestag des Aufrufs, der im Jahre 1813 die Elite der Nation aufforderte, die Schaaren

freiwilliger Jäger zu Fuß und zu Pferde zu bilden. Eine kirchliche Feier des Magistrats und zwei Festessen, das „der Freiwilligen“ im Meserschen Saale und ein zweites derselben im „Englischen Hause“, ein Zug der Korpsstudenten (Landsmannschaften) und ein jämmerlich kleiner Zug der Gewerke und ein Paar Turner, zusammen keine 200 Mann — das war Alles, was von dieses Tages Feier zu sehen war! Keine Flagge, keine Bekränzung der Feldherrnstatuen, (— Blüchers Statue liegt sogar behufs einer Ausbesserung des Postamentes auf der Erde unter einem Bretterschuppen! —) nicht einmal eine Parade! Und doch ward in diesen glorreichen Februartagen in Ostpreußen die Landwehr gestiftet, freilich ohne, ja gegen den Willen des feigezaudernden sich in Freundschaftsversicherungen gegen Napoleon überbietenden Königs Friedrich Wilhelm III., der nicht einmal den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger selbst unterzeichnete, sondern den Staatskanzler Hardenberg denselben unterzeichnen und damit seinen Kopf riskiren ließ!!

An Alwin Stahr. **139.** Berlin, den 24. Juli 63.

— — — Deine Kriegsansichten muß ich leider theilen. Ich sage „leider“, weil ich an mich denke, wie das Alter thut. Den unglücklichen Polen ist freilich Hülfe eben so zu gönnen als sie ihnen Noth thut. Wollen Frankreich et Co. helfen, so muß es noch in diesem Jahre geschehen, sonst gewinnt Rußland Zeit d. h. Alles. In Polen herrscht übrigens ein doppeltes Schreckensregiment, denn auch das der Nationalen Regierung ist ein solches. Wir reisten mit einem Herrn aus Warschau zusammen von Thorn bis hierher, der seine Frau und ein dreijähriges Kind bei sich hatte, das er hier in Berlin kuriren lassen wollte. Er bestätigte Alles, was uns von der Nationalen Regierung und ihrem Gebahren in den Zeitungsberichten fast märchenhaft klingt. Er war augenscheinlich nicht auf Seiten der Revolution, aber eben darum um so glaubwürdiger. Er sagte: Die Steuern, welche die geheime Nationale Regierung ausschreibt, werden unweigerlich bezahlt, selbst von Angestellten. Der Modus ist dieser: Es kommt zu dem Steuerzahler ein Mann (den er NB. kennen muß, sonst braucht er nicht zu zahlen) und bringt einen Zettel auf dem steht „N. N. zahlt an

Steuer so und so viel" und darunter: „auf Denunziation des Steuereinnehmers steht Todesstrafe." — Russische Beamte selbst nehmen Pässe von der Nationalen Regierung, wenn sie reisen wollen. Die Nationale Regierung verbietet mit der Warschau-Petersburger Bahn zu fahren. Man fährt nicht! Sie fordert die bei der Bahn angestellten auf, ihre Stelle niederzulegen. Sie thun's. Sie verbietet den Musikern auf öffentlichen Conzerten zu spielen. Sie gehorchen, denn — ihr Leben ist ihnen lieber als ihr Honorar, das ihnen das Russische Gouvernement giebt. Die Zeitungen und Plakate erscheinen täglich und wird einmal eine Druckerei durch Verrath entdeckt, so erscheint die Zeitung zwei Tage später, nachdem vorher ein Avis erschienen daß „wegen unvorhergesehener Umstände die Zeitung erst an dem und dem Tage wieder erscheinen könne!" Es ist geradezu unerhört in der Geschichte, diese Energie der revolutionären Organisation. Aber natürlich kann das doch nicht lange dauern, ohne daß dabei Alles zu Grunde geht. — Weiter noch sagte unser Reisegefährte: „es ist nicht Begeisterung, es ist Verzweiflung, was sich jetzt in Polen geltend macht. Die Menschen fürchten den Tod nicht mehr, den ihnen die Russen drohen. Das Leben ist ihnen nicht mehr lebenswerth, wenn sie es unter russischer Herrschaft weiter leben sollen." — Und Bernstein, der in seiner Volkszeitung vom 13. Februar d. J. predigte: Die Polen empörten sich nur, weil es ihnen unter Alexander zu gut gehe!! Ich habe das Blatt an meine Stubenthür genagelt!

Für mich ist ein Tröstliches in diesem Graus, — dies: daß doch der Dichter Recht hat mit seinem Worte

Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!

Von Polen aber und an Polen ist Schwerstes verschuldet, und jetzt kommt die Rache, spät aber sicher über alle Sünder.

Daß Du, geliebter Alwin, jetzt an Deine Sicherung denkst, halte ich für sehr recht. Deutscher kannst Du beim besten Willen nicht sein, jetzt, denn — es giebt ja noch gar kein Deutschland. Kommen die Deutschen dazu, aus Hörigen ihrer Dynastie freie Männer und aus Schleizern, Greizern, Oldenburgern pp. pp. Deutsche zu werden und ein Reich deutscher Nation (ohne oder

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.

3-598-52808-6
FN. 11413/048

mit Pickelhäuberich) aufzurichten, dann ist immer noch Zeit für Dich, Deinem Herzen zu folgen. Bis dahin: pflücke Dir die Blume Sicherheit.

An Alwin Stahr. **140.** Berlin, den 29. 7. 63.

... Und da kann ich Dir denn gleich etwas Interessantes mittheilen. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August, auf den man schon so lange spannte, ist endlich erschienen*), der Briefwechsel, d. h. was sich davon in den Papieren Goethes und in dem Archive von Weimar vorgefunden hat, und dies ist, an Umfang und Inhalt, verhältnißmäßig nur sehr wenig, und nur ein geringer Bruchtheil dessen, was sich diese Männer in den dreiundfunfzig Jahren, die sie mit einander lebten, wirklich geschrieben haben, wenn schon ich nicht leugnen will, daß ihr Briefwechsel im Ganzen ein geringer war, da sie meist bei einander lebten und die wichtigeren Dinge alle mündlich abzusprechen liebten. Vieles haben sie auch beide absichtlich vernichtet und sicher gerade das für uns Interessanteste und Wichtigste, wie denn Goethe in einem noch erhaltenen Briefe aus Rom den Herzog geradezu bittet: „Verbrennen Sie doch ja meine Briefe gleich, daß sie von Niemanden gesehn werden; ich kann in dieser Hoffnung desto freier schreiben." (Th. I Nr. 40). Von Goethe ist bekannt, daß er zu wiederholten Malen seine Briefe von andern verbrannt hat, so z. B. vor seiner Reise nach Italien 1786, wie mir vor 23 Jahren der Kanzler v. Müller aus Weimar schrieb (siehe Vorrede zu meinem Merck S. XI) und wieder im Jahre 1797 vor seiner Abreise in die Schweiz, die er eigentlich bis nach Italien ausdehnen wollte. So fehlen denn in der jetzt herausgegebnen Sammlung, die zum großen Theil, — besonders im II. Theil — fast nur kurze fingerlange Billetzettel enthält, wie man sie von Haus zu Haus sich schreibt — alle Briefe Karl Augusts die er an Goethe von 1786—1788 nach Italien schrieb. Ja es fehlen grade aus der ganzen Zeit der Jugend d. h. von 1775, wo Goethe nach Weimar kam bis 1792 bis auf einen sämmtliche Briefe des Herzogs an ihn! Aus der ersten wild genialen Weimarischen

*) in 2 Theilen Weimar Landesindustriecomptoir 1863.

Epoche 1775—78 ist nur ein Brief Goethe's und einer des Herzogs mitgetheilt. Kurz die Sammlung ist so unvollständig und lückenhaft als sich denken läßt, und unser Freund Karl Alexander von Weimar hatte recht, als er mir und Fanny im Jahre 1859 in Helgoland sagte: „von dem Briefwechsel zwischen Goethe und meinem Großvater versprechen sich die Leute, die immer auf die Herausgabe drängen, viel zu viel: das Vorhandene ist gar nicht sehr von Bedeutung." Natürlich ist denn doch für mich der Einblick selbst in diese Trümmer höchst interessant.

Die Lücken sind schrecklich. Vom Sommer 1797 bis Mai 1810, also 13 Jahre lang fehlen alle Briefe Goethes. Die Gesammtzahl aller mitgetheilten Briefe und Zettelbillets Beider ist 639. Davon sind Karl Augustsche 420, aus dem Goetheschen Familienarchiv zum erstenmal mitgetheilt, und neue Goethesche aus dem Großherzoglichen Geheimen Hausarchiv 80. Soll ich nun meinen Gesammteindruck von der Lektüre schildern, so ist er der: beide Männer gewinnen durch jedes mitgetheilte Blatt in unserer Verehrung ihrer Größe, aber am meisten Karl August. Dieser „Fürst" ist geradezu ein Wunder. Fürsten allein können freie Männer sein, eben weil sie Fürsten sind, — nämlich wenn sie den Willen und das Zeug dazu haben, und dieser wundervolle Mensch hatte beides. Eine freiere Seele als die seine hat die Erde Deutschlands nicht getragen. Im Anfang freilich ist ihm Goethe überlegen — er war ja auch acht Jahre älter, und der junge Herzog erst 19 Jahre, als Goethe schon 27 war — aber später kehrt sich das um. Der Ton in Karl August's Briefen ist durch die ganzen 53 Jahre immer derselbe edel, frei, reinvertraulich, ein ganz mündlicher Styl, voll entzückender Ehrlichkeit und treuherzigsten Offenheit. In dieser Beziehung könnte der 21jährige den letzten Brief des 71jährigen geschrieben haben und umgekehrt. In allen diesen nicht für die offizielle Oeffentlichkeit bestimmten Briefen nennt er den Freund brüderlich Du und seine Anrede ist: mein Lieber, mein lieber Freund, mein lieber Alter pp. Einmal: mein treuer Kriegskamerad in diesem bewegten Leben; und selbst in den wenigen offiziellen für die geschäftliche Oeffentlichkeit bestimmten Zuschriften ist nur die alleräußerlichste Form geändert, aber Geist und Sprache

Behauptungen beistimme, die Schnurstracks dem kirchlichen Princip zuwiderlaufen; meint aber doch dem entziehen kann sich unsere Zeit nicht, dazu gehörten wohl noch tausend „Lehrjahre der Geistesbildung." Dafür nennt ihn aber die Frau Rath einen faulen Genius, der tausend Jahre Zeit verlange, um das anzuerkennen, was ihr, seit sie denken könne, als Wahrheit einleuchte. Ihr Eigensinn, sagt sie, „und willkührlicher Glaube vertreten Ihrem Begriff den Weg ins Paradies der Freiheit." Ueber solcher Faulheit muß der Geist untergehn, „denn was heut wahr ist, das hat in tausend Jahren schon andere himmelwölbende Stürme der Wahrheit erzeugt. Was heut begriffen wird, das werden die dereinstigen Begriffe für nicht wahr, als alten vermoderten Geschichtsstaub achten." Es ist grausam dem Begriff, diesem wahrhaften geistigen Leben, sein Gut vorzuenthalten und ihn in den dumpfen Bleikammern despotischer und unfruchtbarer Argumente festhalten zu wollen. Wenn sie jetzt schon voraussehen wollen, daß in tausend Jahren keine künstlichen Maßregeln mehr den Menschengeist zurückhalten werden vor der doppelten Umarmung des göttlichen Bewußtseins in der Wahrheit, und wollen ihn mit Gewalt noch strafen und es ihm als Verbrechen annehmen, daß er früher seine Abstammung entdeckt hat, als ihre Prophezeihung es zugiebt, so verfluchen sie ihre eigne Bestimmung, Antheil an diesem Erbe zu haben. Das ist Unglaube an die Wahrheit, giebt's einen ärgern Frevel als diesen geistigen Selbstmord? Haben wir ihn nicht tausendmal begangen in dieser Zwangsherrschaft der Religion, und wars nicht immer eine falsche Politik, eine Nebenhauptabsicht die uns dazu bewog?"

Jedes Antasten der Geistesfreiheit ist Inquisition, Ersticken des freien Bewußtseins aus einem verborgenen falschen Grund,

sind dieselben. Zuweilen nennt er ihn, Goethes spätere zopfige Förmlichkeit mit heiterer Ironie verspottend, auch wohl: „Ew. Liebden“ oder „Eure Weisheit“ oder es heißt: „Ew. Excellenz, Du wirst das zu besorgen so gut sein.“ Es ist reizend, wie er so den „Allobrogischen Kurialstyl“ wie er es nennt verspottet.

Den 30. Juli früh. Gestern unterbrochen, fahre ich heute fort: Goethes Stil, Ton und Ausdrucksweise sind dagegen sehr ungleich. In der ersten Periode von 1775—79 anfangs durchaus wildester Sturm und Drang-Diktus, wie z. B. wenn er vom 25. 3. 76 aus Leipzig schreibt: „Lieber Herre, da bin ich nun in Leipzig! Davon mündlich mehr und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, steifröckigen, krummbeinigen, perückengeklebten, degenschwänzlichen Magisters, gegen die Feiertagsberockte, allmodische, schlankliche, vieldünkliche Studenten-Buben, gegen die zuckende, krinsende, schnäbelnde und schwumelende Mägdlein, und gegen die hurenhafte, strotzliche, schwänzliche und finzliche Junge Mägde“ [Dienstmädchen] ausnimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Thoren — entgegnet sind“ — dann mäßigt sich diese burschikose Genialitätssprache etwas und reist sehr bald dem Adel der Schönheit, Würde und Anmuth entgegen, wie er besonders in den Briefen aus den 80ger Jahren, und aus Rom uns entzückt. Die Briefe sind aber auch alle von seiner eignen Hand geschrieben. Später, in allen Briefen aus unsrem Jahrhundert, hat er seine Briefe (selbst an den Herzog) diktirt. Da mußte dann freilich das eintreten, was ich in meinem Italien, Th. 2 S. 146—47, geschildert habe; und während Karl August, der immer selbst schrieb, schon darum auch immer Er Selbst blieb, wird Goethe mit seinem „Ew. Königl. Hoheit“, „allerunterthänigst“ und sonstigen Kräuselschnitzeln der Hof- und Zopfmenschheit immer mumienhafter und steifer. Dagegen in den Briefen aus den 80ger Jahren, 1780—86, leuchtet der Genius, und vor allem der herrliche erziehende Einfluß, den er als göttlicher Mentor über seinen wilden, unruhigen, jagdwüthigen, unbesonnenen Telemach Karl August ausübte (vergl. das herrliche Gedicht „Ilmenau 3. September 1783“ in Goethes Werken, das der Rückerinnerung an diese Periode seine Entstehung verdankt) in reinster Klarheit und Schönheit hervor.

Und wenn der gute Berndt seinen Vortheil verstände und jetzt eine zweite Auflage von Weimar und Jena machte, so würde ich ein schönes Kapitel Goethe und Karl August dazu fügen können, wie so manches andere, das ich gesammelt habe.

An Alwin Stahr. **141.** Berlin, den 2. 8. 63.

— — — — — Campe hat mir die neue Gesammtausgabe der „Werke" (!) Heines geschickt. Jetzt, im Zusammenhange, wo die 18 Bände vor mir liegen, bestärke ich mich erst recht in meiner Verurtheilung dieses Autors, in welchem alle schlimmsten Seiten des modernen literarischen Judenthums: maßlose Arroganz und cynische Frechheit, ewiges Kokettiren mit Sich Selbst, schnödeste Frivolität, die sich allein im Spielen mit allem, aber auch allem substanziellen Inhalt genießt, freche Verhöhnung alles Heiligen und Edlen und Aufblitzenlassen allen und jeden Gefühls und all und jeder Wahrheit in dem Brillantfeuerwerk des (atheistischen) Witzes, zur vollen Erscheinung kommt. Dieser Jude mit seinem Genie des Commis-voyageur-Witzes, der deßhalb ein ungeheures Publikum gewann, hat unendlich viel in unserer Litteratur und unserm Geistesleben geschadet. Er ist schlecht bis ins innerste Mark hinein, und was schlimmer ist, er weiß, daß er eine Kanaille ist, und heuchelt ein Held und Märtyrer der Freiheit zu sein. Er möchte gern der deutsche Voltaire sein: aber welch ein Riese ist der gegen ihn. Es wird auch nichts von ihm bleiben, als einige wenige seiner Lieder, die allerdings unvergänglich sind. Alles andere ist Katzengold, täuschender Glimmer. — In jedes Menschen Brust, auch des guten, schlummert eine Art Neigung oder Fähigkeit sich dem Schlechten, Witzig-Frechen, Cynisch-Geistreichen, sei es auch nur auf Momente, hinzugeben. Diesen Zug der menschlichen Erbsünde hat Heine wie kein andrer deutscher Autor vor und nach ihm, zu benutzen verstanden, um seiner Eitelkeit zu fröhnen. Er hat damit auf die unreife Jugend, und die gedankenlose, dem Witzbolde immer zugängliche Masse der Un- und Halbgebildeten geradezu verderblich eingewirkt. Eitelkeit war die vorwaltende Triebfeder all seines Thuns, jene prickelnde Ruhmsucht, die um jeden Preis eine, in ihrer Art einzige Spezialität sein und bleiben will. Was er einmal über

Victor Hugo sagt: „Er ist ohne Natur, gemacht, verlogen, und oft im selben Verse sucht die eine Hälfte die andre zu betrügen, er ist durch und durch kalt, eiskalt sogar in seinen leidenschaftlichsten Ergüssen: seine Begeisterung ist nur eine Phantasmagorie, ein Kalkul ohne Liebe, er ist ein Egoist, oder damit ich noch etwas Schlimmeres sage, er ist ein Hugoist," und die „freche eiserne Stirn", die er ihm zuschreibt, das Alles paßt auf Heine selbst wie angegossen. Er ist selbst ein „Heineist." — Er kann auch schon darum kein „großer Dichter" sein, wie er sich so gern nennt, weil er ein durch und durch schlechter Mensch und elender Charakter ist. Er ist das Genie der Bosheit, und er wußte, daß er das sei und rühmte sich dessen. Wer seine Eitelkeit verletzte, gegen den kehrte er alle Giftschleusen seines schlangengleich schillernden Talents, und keine Lüge war ihm zu frech, wenn sie ihm paßte. Aber er stach auch ungereizt, aus reinem Vergnügen am witzigen Skandal, und man kann von einem großen Theile namentlich seiner prosaischen Produktionen sagen, daß der Skandal ihre Muse war. Wenn er Geschichten solcher Art erfand, und in die Augsburger Allg. Zeitung schrieb, so nannte er das, „seine Ansichten in die Form von Thatsachen kleiden"!! Wenn er keinen Gegenstand des Skandals hatte, so nahm er sich selbst dazu. Nie hat sich ein begabter Poet mit solcher Wollust vor den Augen des Publikums nackt im Kothe der eignen Gemeinheit gewälzt, wie Heine in vielen seiner Sachen. Es giebt eine ganze Reihe derselben, die nur als „Bordellpoesie" zu bezeichnen ist. — Sein Lager der Lyrik war so wohl assortirt, daß er Alles für Alle bieten konnte: dem wahren Gefühle den Wunderklang der Liebesromantik, und den oft (nicht immer) täuschend nachgeahmten süßen Schlag der Nachtigall, dessen Klang selbst das blasirte Herz eines Gentz und Metternich entzückte, dem frivolen Lebemann den haut goût der Ironie; der herzzerrissenen Jugend den Liebes- und Weltschmerz; dem witzreißenden Commis voyageur das „Mein Fräulein sein Sie munter" oder Ähnliches, dem rohen, gemeinen habitué des Bordells und der Venus vulgivaga seine eignen Studienfrüchte; dem unzufriedenen Politiker politische Satire, und dem Skandalliebhaber den nöthigen Skandal persönlicher Invektive. Er prahlt mit allem und mit allem lügnerisch:

mit seinem „Exil", das keins war, denn er war nie verbannt, und er wußte recht gut, daß der Bundestag, der seine Schriften verfolgte, dadurch die Verbreitung derselben nur befördern half; mit seinem politischen Märtyrerthum, während er unter Louis Philippe jahrelang eine Pension von monatlich 400 Francs, d. h. jährlich 1333 rr. als Correspondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" im Interesse des Louis Philippistischen Gouvernements des Herrn Guizot bezog, von der er, als das schmutzige Geheimniß anno 1848 entdeckt wurde, frech behauptete, sie sei ihm als „Almosen" gereicht worden, das Frankreich dem Genius und dem Exilirten gezollt!!

An Alwin Stahr. **142.** Schlangenbad, d. 10. Aug. 63.

— — — — Das Schiller-Goethemonument, das ich zum erstenmale sah, hat mir meine Theorie über das wichtige Verhältniß zwischen Postament und Bildsäule bestätigt. Das Postament des Goethe-Schillerdenkmals ist nämlich entschieden 1) zu niedrig, 2) zu schmal und ärmlich für die gewaltige Kolossalgruppe, die zu tragen es dient. Es würde nach meiner Ansicht, kaum für *eine* der beiden Figuren hinreichen, für beide genügen seine Größenverhältnisse entschieden *nicht*. Sie haben erstens keinen Platz darauf, und Goethes Haltung, mit der er dem Freunde die Hand auf die Achsel legt, sieht sich an, als wolle er sich an ihm halten. — Ferner: Die Kolossalität der Gruppe wirkt eben deshalb, d. h. eben wegen der Niedrigkeit und verhältnißmäßigen Schwäche des Postaments, drückend und die unteren Theile der Figuren erhalten etwas Massig-Plumpes. Da die Architekturumgebung des Platzes weit nicht im Stande ist, diesen Übelstand zu beseitigen, so blieb nichts übrig, als das Postament, dessen Gesammthöhe ich jetzt kaum auf 8½—9 Fuß schätze, so weit zu erhöhen, daß dadurch der Eindruck des Massig-Plumpen gemildert, die erdrückende Riesigkeit der Figuren ins Leichtere hin gleichsam idealisirt worden wäre. Man hat also den ersten Versuch in der modernen Monumentalplastik: *zwei* Kolossalfiguren dicht neben einander auf *ein* Postament zu stellen, theuer genug mit der Erfahrung bezahlt, daß eine solche Abweichung von der bisherigen Figuren-*Einheit* auch ihre ganz eigenen Ver-

hältnisse für den tragenden Unterbau des Postaments bedingt und erfordert. Wenn man jetzt sagen muß, daß durch die gegenwärtige Ausführung gleichsam symbolisch ausgedrückt erscheine, wie wenig die Riesengröße der beiden Dioskuren zu ihrer kleinen Weimarischen Umgebung stimmte, — (sie hätte in der That ein Perikleisches Athen erfordert) — so wäre es jedenfalls besser gewesen, dasselbe durch die Erhöhung ihrer kolossalen Standbilder auszudrücken, statt den Versuch zu machen, dieselben durch solche Verringerung der Höhe, um nicht zu sagen Erniedrigung, mit dem realen Weimar, und speziell mit dem Aufstellungsplatze und seiner Architektur, ins Gleiche zu setzen.

Was das Kranzmotiv betrifft, mit dem der treffliche Rietschel die beiden Heroen in Verbindung unter einander zu setzen versucht hat, so gestehe ich jetzt, nachdem ich das Werk selbst gesehen, daß die allgemeine Stimme des Volks recht hat, die sich damit nicht befreunden kann, ja es verspottet oder unrichtig auslegt. Das Motiv ist zu sächsisch fein ausgetiftelt, es ist nicht verständlich genug, und bedarf eines Commentars, während es sich auf den ersten Blick zweifellos selbst erklären sollte. Hand in Hand gelegt, Goethes Linke in Schillers Rechte, so möcht ich sie sehen. Denn einziger als selbst ihre Begabung ist es, daß diese nach gleichem Ziele ringenden Dichter neidlose Freunde waren und blieben, nachdem sie sich erkannt. Für mich aber giebt es keine höhere Wirkung eines Monuments und gar eines solchen Doppelmonuments, als die ethische, die sittliche und eine solche dem Volke zugängliche, naheliegende, dem Geringsten eingängliche Wirkung steht mir unendlich höher als dieses sublime in die Literaturgeschichte hineinspielende Kranzmotiv, das dem Volke unverständlich ist und bleibt. — Daß ich übrigens die Charakterisirung jedes der beiden Dichter sehr gelungen finde, brauch' ich nicht erst zu sagen.

Gassers Wielandstatue ist nicht so schlimm, als man sie gefunden hat. Ihr Platz ist entschieden günstig, die Höhe des Postaments zweckmäßig, aber der Kopf entschieden zu massig, zu krankhaft aufgetrieben. Der Künstler hat nicht bedacht, daß der vorn ganz kahle unbedeckte Schädel diese Wirkung bei einer Kolossalfigur hervorbringen mußte, wenn er ihn nicht mit dem historischen

Käppchen bedeckte oder ihn gegen die reale Proportion etwas verkleinerte. Auch steht der alte Fabulist nicht fest auf seinen Beinen, die ein wenig wunderlich verdreht aussehen. — Dagegen ist der marmorne sitzende Goethe von Steinhäuser nach Frau Bettina v. Arnims Idee kolossal ausgeführt, von großartigster Wirkung, die noch reiner sein würde ohne den ihm zwischen den Knieen herumspielenden kleinen dünnen „Genius", mit dem Bettina sich selbst zu repräsentiren die Eitelkeit hatte. Das ist eine romantische Albernheit. Goethe hat keinen Genius nöthig, der ihm die Saiten der mächtigen Leier tippend berührt. Er kann das selbst besorgen! Das Werk — an dem mir nur der bläuliche Marmor mißfällt, soll in das projektirte Weimarische Museum kommen, für das die Stände 60 000 Rthlr. bewilligt haben. Da in der Eingangshalle wirds sichs ganz gut ausnehmen. Jetzt steht es im Park, in dem sogenannten Theehause oder wie es heißt . . .

Aber der Park! Der ist wirklich unsagbar schön, noch viel schöner als vor zwölf Jahren, da ich ihn zuerst sah und beschrieb.

An Alwin. **143.** Berlin, 5. 12. 63.

— — — Mit Schleswig Holstein steht es schlecht. Hier ist die Lage der Dinge folgende. Die Junkerpartei und ihr Vertreter Bismarck hassen alles, wobei das Wort „Deutsch" ins Spiel kommt, und wobei sich irgend die Sympathie des „Volks" regt. In ihren Augen hängen an der Sache der Herzogthümer Dinge wie „Freischaarenthum", „Volksbewaffnung", revolutionäre Demokratie u. s. w. Der König denkt, oder vielmehr empfindet wie sie, und hört auch keine anderen Ansichten als die ihren, weil nur Genossen des Bismarckschen Glaubens ihn umgeben und zu ihm reden. Doch hat er eine Art von Gefühl davon, daß Preußens militärische Ehre hier engagiert ist. Dies Gefühl aber ist sehr stark vertreten in der Armee und spricht sich in deren Organ, in den „Militair-Blättern" sehr entschieden gegen die Organe der Bismarckschen Partei „Kreuzzeit." und „Revue" aus. Mathy hatte neulich ein Gespräch mit Bismarck, aus dem hervorging, daß dieser jetzige Lenker des Preußischen Staats ohne allen und jeden überschauenden politischen Gedanken sei, daß er sich fürchte, es bei einem Kriege

gegen Dänemarck mit allen vier Großmächten zu thun zu bekommen! Mat[illegible] wies ihm das Thörichte dieser Furcht nach und sagte schließlich: ob es denn nicht ein Jammer sei, daß Frankreich sich aus einem Bündnisse mit Dänemark mehr mache als mit (dem jetzigen) Deutschland? Und ob er (Bismarck) denn nicht sehe, daß Preußen jetzt wieder eine der Gelegenheiten Großes für sich und Deutschland zu thun geboten werde, deren es nun schon soviele von der Hand gewiesen? —

An seinen Sohn Adolf. **144.** Weimar, d. 15. 4. 64.

— — — — Nun zu unserem hiesigen Aufenthalte. Man will hier d. h. Dingelstedt, einen Shakespeare-Verein gründen: dazu sollte ich mitwirken. Ich habe das abgelehnt, da ich nichts von solchen Vereinen halte, so sehr ich die „Jubelfeier" billige. Das wird bei Dingelstedt böses Blut setzen und auch mir gleicherweise bei den andern Theilnehmern, deren mehrere sich hier eingefunden haben, wie Prof. Ulrici aus Halle, Prof. Bodenstedt aus München, Prof. Eckardt aus Heidelberg, Prof. Kuno Fischer aus Jena u. s. w. Aber ich will neutral und für mich bleiben; komme was da wolle. Denn Verein ist in Deutschland immer Zank. —

Im Hotel besuchte uns gleich Graf Kalckreuth. Abends begannen die Shakespeare-Aufführungen. Dingelstedt hat die sieben einen Cyclus bildenden großen historischen Schauspiele Shakspeares, die sogenannten „Historien": König Richard II., Heinrich IV., 1. Theil, Heinrich IV 2. Theil, Heinrich V., Heinrich VI. 2. und 3. Theil und König Richard III. neu für die Bühne bearbeitet und einstudiert und diese Stücke werden jetzt zum erstenmale zusammen hintereinander gegeben, was eine grandiose Aufgabe ist. Zwei (die beiden zuerst genannten), haben wir schon gesehn vorgestern und gestern, und können die Darstellung nur loben. Dingelstedt versteht seine Sache.

Sonnabend aßen wir bei Graf Kalckreuth zu Mittag, gestern Sonntag bei Beaulieu, Abends zum Thee bei Kalckreuth. Sonntag früh ließ der Großherzog seinen Besuch bei Fanny durch einen Kammerhusaren ansagen. Um 12¼ Uhr kam er und blieb bis 1 Uhr. Seine Freude Fanny wiederzusehn war wahrhaft herzlich.

Er küßte ihr die Hand und war sehr liebenswürdig auch zu mir; frug nach Alwin, wo er sei? und ob er ihn nicht bald sehn werde? bat mich ihm doch ja über seine hiesige Kunstanstalt, wenn ich alles gesehn, recht ausführlich meine „Ansicht" zu sagen, „denn von Ihnen höre ich immer Wahrheit und Belehrendes".

Dienstag, den 26. April. Die gestrige Vorstellung (König Heinrich V.) war vortrefflich; vieles geradezu meisterhaft und groß, wie ich es niemals gesehen. Nach dieser Seite hin hat das Weimarer Theater unter Dingelstedt wahrhaft Tüchtiges, ja Einziges geleistet. Morgens war ich Besuche machen, dann bei Graf Kalckreuth in seiner Kunstschule, über die der Großherzog mein Urtheil verlangt.

An Alwin und Adolf. **145.** Weimar, den 27. 4. 64.

Das Diner beim Großherzog war sehr heiter. Außer den Gästen waren der Großherzog und die Großherzogin, der Erbprinz und die sehr schöne geistvollebendige Erbprinzessin von Meiningen anwesend. Es wurden in Prosa und Versen Toaste gebracht von Professor Ulrici, dem Shakespeare-Vereinspräsidenten aus Halle, von Bodenstedt, Rud. Gottschall und Dingelstedt, der Großherzog selbst brachte den ersten Toast aus auf den neuen Verein. Ich saß als zweiter neben ihm, und am Schlusse wandte er sich mit seinem Glase zu mir mit den Worten: „Dies Ihrer Frau!", worauf ich mein Glas Champagner bis auf den Grund leerte.

Fanny Lewald war nicht geladen! Warum? Weil sie eine Frau ist und weil nach dem Etikettgesetze keine bürgerliche **Frau** zu Hofe geladen werden kann! Also: Weib sein ist eine Degradation! Ein Mann bürgerlicher Geburt, wenn er Dichter, Schriftsteller ist, kann jene „Ehre" haben, eine Frau, und wäre sie die erste Dichterin Deutschlands, nicht, weil sie — kein Mann ist!! Wäre sie die Tochter des obscursten Landjunkers, so könnte sie geladen werden, auch wenn sie sonst nichts wäre! Da nun aber doch die Großherzogin gar gerne Fanny sprechen wollte, so ward folgender Ausweg getroffen. Sie sagte mir und der Großherzog wiederholte es gestern Vormittag gegen Fanny: „Sie würde gewiß gerne die Kunstsammlungen der Frau Großherzogin zu sehen wünschen und die Großherzogin werde deßhalb ihren Besuch um 1½ Uhr er-

warten." Da that aber unsere ehrliche Fanny einen ihrer durchschlagenden Hiebe, indem sie dem Großherzog erwiderte: „Ehrlich gesprochen, Königliche Hoheit, aus den Kunstsachen mache ich mir weniger, aber ich wünsche die Frau Großherzogin wiederzusehn, um derselben meine Verehrung zu bezeugen und ihr eine Sache, die mich lange beschäftigt, die Sorge für die Erziehung der Frauen der Mittelstände zur Arbeit und die Sorge für die Stellung der dienenden Frauen ans Herz zu legen." Und so ist es denn auch geschehen.

— — — Das Resultat unseres hiesigen Besuchs ist folgendes: 1. Die Shakespeare-Vorstellungen waren ein hoher Genuß: die theatralische Leistung der hiesigen Bühne an Zusammenspiel, Arrangement, Kostüm, Scenirung und Fleiß und Liebe der Schauspieler des höchsten Lobes werth. Als Regisseur ist Dingelstedt fragelos der Erste seiner Art in Deutschland. Gegen seine Bearbeitung der Shakespeare-Stücke dagegen, bei der er oft mit husarenhafter Verwegenheit zu Werke gegangen ist, läßt sich viel einwenden, und ich weiß kaum, wie ichs anfangen soll, ihm und Shakespeare darin gerecht zu werden. 2. Das Leben in Weimar ist unerträglich. Alles ist verzankt, verhetzt, verfeindet; Keiner erkennt den andern an, überall médisance und schlimmer Klatsch, und nur der Großherzog hat liebevolles Eingehn und Freundlichkeit des Herzens.

An Alwin. **146.** Berlin, den 7. Juli 64.

— — — Der treue Anton Dohrn kommt täglich, auch Dr. Johann Jacoby, der noch hier ist, schenkt uns täglich seinen Besuch. Vorgestern hat er uns seine handschriftliche Vertheidigungsrede vorgelesen — ein Meisterstück überzeugender unwiderstehlicher Kraft und riesiger Gedankenklarheit. Trotzdem haben ihn die Schergen der Gewalt verurtheilt zu einem halben Jahr Kerkerhaft. „Ich weiß, sagte er, die Richter haben sich dem Eindrucke meiner Vertheidigung nicht verschließen können. In ihrem Innern haben sie sich gesagt: Wir sind Schelme wenn wir ihn schuldig sprechen — aber wir müssen es sein!" — Er wird appelliren und hofft auf Erfolg. Ich nicht. Es giebt keine unparteiische

Gerechtigkeitspflege mehr in diesem Preußen, keine allgemein gültige Norm für das was strafbar ist und nicht. Die hiesige Zeitung „Reform" bringt einen Artikel, der das Adeln bürgerlicher Offiziere für Tapferkeit angreift und bleibt unverklagt. Dr. Minden in Königsberg druckt in seinem Blatte „Telegraph" diesen selben Artikel ab, und — wird angeklagt und zum Kerker verurtheilt!! Der Stadtgerichtsrath Twesten in Berlin und der Kreisrichter Forstmann (beide Mitglieder des Abgeordnetenhauses) thun ein und dasselbe Ding, sie unterzeichnen einen und denselben Wahlaufruf. Sie werden angeklagt, Twesten wird mit einem „Verweise" bestraft, Forstmann mit „Strafversetzung" und 50 Thlr. Geldstrafe! Also: was in Berlin frei ausgeht, wird in Königsberg bestraft, was A. und B. Gleiches thun, wird mit den allerungleichsten Strafen belegt. Und warum nicht? Wir leben in einem absolut gesetzlosen Zustande. Die Verfassung ist faktisch von Bismarck vernichtet, und Er hat die Gewalt und ihre Übermacht. Jetzt zeigt sich was ich vor Jahren vorausgesagt: wie schwer sich die Kammer von 1858 bis 61, die Vinkesche Kammer der Gothaer und das erste Ministerium der neuen Aera (Schwerin u. s. w.), am Lande versündigt, und ebenso welch ein Fehler es war, daß die Fortschrittskammer nicht im Jahre 1863 schon dem Minister Bismarck ihr Mandat vor die Füße warf. Aber es wird noch besser kommen. Johann Jacoby tröstet: „Auf Lüge läßt sich nichts Dauerndes gründen und dies Regiment ist auf Lüge gebaut!"

Mein Credo lautet anders: so lange in Frankreich der Despotismus obenauf bleibt, ist für Deutschland keine Erlösung möglich. Frankreichs Schicksal hat immer das unsere bestimmt, seine Veränderungen haben auch bei uns ähnliche gewirkt. Folglich u. s. w. Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen, das haben die Deutschen noch nicht gelernt. Gestern sagte Hennig zu mir: „glaube nur diese Behandlung Forstmanns wird tief wirken und erbittern!" Ich: „Ja, aber es muß noch ärger kommen! Ich wollte, daß hunderte von Kreisrichtern abgesetzt mit ihren Weibern und Kinder auf die Straße geworfen würden!" — Er (sehr ernst und unmuthig): „ich kann so was nicht wünschen, nicht wünschen, daß andre leiden, damit es mir besser gehe!" — Ich: „Thu ich

den man sich selbst nicht wagt zu bekennen. Das soll aber nicht sein. **Frei und ganz offen!** dies ist die bezauberte Waffe, die unverletzbar macht und nie ihren Gegner fehlt."

Jener reine „Gottheitstrieb" in uns zur Wahrheit, zur Weisheit, den die Inquisitoren in Staat und Kirche „Frevel an ihrer Staatsreligion" nennen und mit Ruthen verfolgen, er ist eigentlich und allein wahrer **Glaube**, und „**Unglaube ist Euer Zwangsglaube.**" Ich glaub nicht mehr, wenn ich weiß; denn Ueberzeugung nimmt nicht mehr den Glauben in Anspruch und nur wenn ich nicht weiß, glaube ich. Wer aus dem **Traum** erwacht, soll sich an die Wirklichkeit halten (173—181).

Bettina glaubt aber auch an das „Volk" in dieser Beziehung. Dies Volk ist Menschenkenner geworden und zwar in einem edlern Sinn als seine Dränger. Denn es fühlt was es seinen Kräften bieten kann, während **die** glauben und hoffen, seine Kräfte lähmen zu können. Es fällt das richtigste Urtheil und zwar am Ersten über Euch. — — „Ihr könnt ihm den Gesichtspunct seines Werths nicht mehr bestimmen, in dem es seine moralische Welt gründen wird." Die Glaubensvertheidiger fragen: was ist nun aber zu thun, wenn es so steht, daß das Volk vor Aufklärung keine heiligen Bedürfnisse mehr hat? Darauf lautet nun aber Bettina's Antwort: es **hat** noch heilige Bedürfnisse und bedeutendere als den Gesang aus euren Gesangbuch zu schnarren oder über Eurer Predigt einzuschlafen. Das Menschenherz ist nicht bedürfnißlos, ja es ist gewaltiger in seinen Forderungen und bedürftiger wie je. Und wie kommt's daß Ihr dem nicht Genüge leistet."

Das Göttliche kann sich nur im Irdischen bewähren (S. 232). Gott finden wir selbst aber nicht da, wo wir uns vor ihm demüthigen, sondern kraft des Göttlichen in menschlicher

denn das in Bezug auf Personen? Wenn ich sage: wir brauchen einen Krieg, eine Revolution, wünsche ich denn damit den Personen, die damit als Opfer fallen, Unglück?" — Er verstand mich nicht, diese Fortschrittler haben kein Pathos, keine Leidenschaft edlen Hasses und gründlichen Zorns gegen Unrecht und ihre Tyrannen. Da liegts! Ohne diese Leidenschaft kein Erfolg, ohne Funken keine Flamme. Der Feuerstrahl der Tyrannei schlägt auf Holz bei ihnen, nicht auf den Funkensprühenden Stein. — Der erwählte Vertreter Berlins wird von Schelmenrichtern verurtheilt, ein Johann Jacoby wird zum Kerker verdammt. Hätte Berlin Muth, es müßte ihn jetzt in demselben Augenblicke zum Ehrenbürger machen. Aber es regt sich nichts, es bleibt alles gemüthlich stille. Diesem Volke fehlt der Sinn für die „Demonstration", wie ihn die Italiener und selbst die Franzosen noch haben. Unsere Regierung unternimmt einen Kabinetskrieg zu dem Zwecke: die Erhebung des deutschen Geistes niederzuhalten, sie unternimmt ihn in dem Augenblicke, wo sie die Verfassung tödtlich verletzt, den Vertretern des Volks das Hauptrecht des Volks, die Budgetbewilligung und die Theilnahme an der Gesetzgebung (in der Heeresreorganisationsfrage) zerrissen vor die Füße geworfen hat, — — und die Fortschrittler und ihre Weiber sammeln Geld, Wäsche, Kleidung und Charpie für diesen Krieg, und die Theater und Reiterbuden geben gefüllte Vorstellungen, um den Kriegern Wilhelms Strümpfe und Unterhosen zu schaffen, die Maler und Bildhauer Berlins geben Bilder zur Verloosung, zur Unterstützung der Verwundeten. Wird Oldenburg preußisch — worauf Bismarck lossteuert — so verlasse ich Berlin und Preußen. Denn ein Unterthan dieses Bismarckschen Regiments will ich nimmer werden: das werdet auch Ihr nicht zulassen.

An Alwin.

147. Ostende, den 21. August 64.

— — — Der Großherzog war am 17. über eine Stunde auf unserm Zimmer zum Besuche bei Fanny. Er war sehr gütevoll und durchsprach zuletzt auch seine Differenz mit mir, wegen des Angriffs gegen die Goethes in wahrhaft edelmüthiger und würdiger Weise. Fanny hats auf meine Bitte Tags darauf aufgeschrieben; er ist ein edler, guter, freidenkender Mensch und Fürst. Er zeichnet

uns durch seine Freundlichkeit aus, und ich gab ihm meine Cleopatra, die Er selbst mitnahm. Als ich gelegentlich bemerkte, daß ich den Briefwechsel von Karl August und Goethe nicht besitze, sagte Er: hat man ihnen das Werk nicht geschickt? Nun dann, so erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen zusenden lasse! Man kann nicht freundlicher sein. —

An Alwin. **148.** Paris, den 13. Oktober 64.

Gestern war le jour des rencontres für uns. Als ich eben meinen Brief an Euch beendet hatte, klopft es, und herein trat — wer? Franz Liszt! Er war im Begriffe zur Eisenbahn zu fahren, um nach Rom zurückzukehren, hatte es aber nicht über sich vermocht, Paris zu verlassen, ohne Fanny nach so viel Jahren wiederzusehn. Wir hatten kaum fünf Minuten miteinander gesprochen, da klopft es wieder und wer tritt herein? Die Gräfin d'Agoult, die Frau, die er zehn Jahre und länger besessen, die Mutter seiner Kinder, jetzt eine Greisin. Es war ein erschütterndes Zusammentreffen. Sie hielten aber beide sehr gute Fassung. Endlich stand er auf um Abschied zu nehmen. Er küßte ihr die Hand mit den Worten: „Adieu Maria!" Ihre Wangen bebten und ihre Augen feuchteten sich, als er ging. Wir umarmten uns, ich begleitete ihn zur Treppe, und mit einem: „also auf Wiedersehen in Rom nächstes Jahr" trennten wir uns. Sie blieb noch eine Viertelstunde, und dann ging sie auch. Was lag alles zwischen diesem, vielleicht letzten, Abschiede dieser beiden Menschen und den Zeiten seines Glanzes, seines die Welt erfüllenden Meteorgleichen Siegeszuges durch Europa, und des berauschenden Jugendglückes beider.

An Adolf (den Sohn). **149.** Paris, d. 28. 10. 64.

— — — — Unter den Besuchen, die wir gemacht haben, war der merkwürdigste der bei dem alten Rossini, der rue de la chaussé d'Antin 2. au premier wohnt. Er war unwohl, empfing uns aber doch, in seinem Schlafzimmer, wo er, Noten vor sich, in einem Lehnstuhl saß. Er sah trotz seines Alters so heiter und lebenslustig aus wie die Musik seines barbiere di Sevilla, fragte wo wir lebten, freute sich uns kennen zu lernen, sprach ein paar Worte über

Italien, tadelte die Italiener qu'ils ne savaient pos d'attendre. „Sie sollten es machen wie er und Musik machen" u. s. w. Es war eine Art von „Audienz", die uns der alte Musikfürst gab. Ein Herr mit der Decoration der légion d'honneur, der bei ihm war, geleitete uns dann an seiner Stelle durchs Vorzimmer bis in den Flur. So hatten wir denn doch den größten unter den lebenden Opern-Componisten Europas wenigstens vor seinem Tode gesehn und gesprochen.

An Alwin. **150.** Berlin, d. 19. 6. 65.

— — — — Ich habe gestern B. Auerbachs neuen Roman „Auf der Höhe" gelesen d. h. den ersten Theil. Das Motiv und Thema ist der Gegensatz des Dorfmenschen und der hohen ja höchsten Gesellschaft; dieser Gegensatz wird veranschaulicht dadurch, daß die Frau eines Holzfällers im Gebirge als Amme des Kronprinzen an den Königshof kommt. Also ächt Auerbachisch. Der Stil ist ein Gemisch von Jean Paulscher Überschwenglichkeit und Auerbachscher gekünstelter soidisant Bäuerlichkeit und Dorfnaivetät, ein sprachverderberischer, unsauberer, mir widerlicher, auf die geputzte Unbildung und Unkenntniß berechneter süßlicher Jargon, jedem wahrhaft künstlerisch gebildeten oder selbst nur unverbildeten Geschmacke ein Gräuel. Der Witz und Humor fadenscheinig albern: die Empfindungen eben so unwahr und unnatürlich wie die Ausdrucksweise und die Charakteristik der Hauptpersonen. Dieser Gute ist der richtige „Salontiroler" (er braucht diesen Namen, den ich ihm vor Jahren gegeben, mit kluger Absicht selbst S. 279!!), und der Erfolg seiner letzten Sachen „Barfüßele," „Edelweiß" und wie sie heißen, gehört zur Signatur unserer Zeit und der Verkommenheit eines (des reichen) Theils unserer Bourgeoisie. Die Amme, Walburga geheißen, ist ein unausstehlich schwatzhaftes, süßlich sentimentales Geschöpf — (Else Gurlitt schrieb darüber „wenn das Weib nur erst den Prinzen entwöhnt hätte und aus dem Dienste ginge, dann wird das Buch vielleicht erträglicher!") und das Ganze, so weit ich es kenne, nur ein Beweis mehr dafür, daß der Verfasser zu einer ächten großen Komposition durchaus nicht das Zeug hat.

An Alwin Stahr. **151.** Haus Kaldenhof b. Hamm, den 10. 9. 65.

— — — — Sehe ich aber auf den 70jährigen Casorti — den Tanzprofessor, der Dir von Oldenburg her bekannt sein wird — der seit vorgestern hier zum Besuche eingetroffen ist, wie dieser Mann in seinem Alter noch seinen Körper beherrscht, wie sein Gang und Haltung anmuthvoll und rythmisch bewegt, seine Gesundheit kräftig, sein Geist frisch und sein guter Humor unverwüstlich ist, wie er noch immer elegant zu Pferde sitzt, mit uns um die Wette schießt, geht, spielt, so wird mir deutlich, was solch ein Leben trotz all seiner Mühen, durch tägliche Uebung seines Körpers vor dem des kopfarbeitenden an den Schreibtisch geketteten Gelehrten und Schriftstellers für Vortheile voraus hat. Prof. Casorti war seit 25—30 Jahren Tanzlehrer und Freund der Familie, bei der wir leben, und besucht dieselbe alle 1 oder 2 Jahre auf seiner Reise nach Oldenburg. Er bezieht als ehemaliger Maître de danse der Großherzoglichen Familie eine Pension von 100 Friedrichsdor, die er ohne Abzug im Auslande, in Frankreich, verzehren darf, wo er sich, nahe bei Arras einen kleinen Besitz gekauft hat, und mit zwei Schwestern lebt. Von italiänischen Eltern in Ungarn geboren, in ganz Europa als berühmter Balletttänzer und Lehrer seiner Kunst umhergekommen, ist er halb Italiäner, halb Franzose, spricht außerdem Deutsch, Englisch und etwas Spanisch, und hat sich, ohne allen Schulunterricht, eine feine Bildung angeeignet, die ihm überall Achtung und Zuneigung in allen Klassen der Gesellschaft erworben hat. Es sind 14 Jahre her, daß ich ihn nicht gesehn, und wir haben natürlich viele alte Erinnerungen aufgefrischt, an Oldenburg, an den alten Großherzog, an von Kobbe, Mosle, Gall, den unglücklichen Geh. Rat Starkloff, die Großherzogin Caecilie u. s. w. u. s. w. Er ist voll Lebensweisheit, voll heiterer Anekdoten, stets zum Erzählen bereit, und das einzige Unglück dabei ist, daß in Haus Kaldenhoff keine einzige Person das Französische spricht! So reiche Leute und dabei dieser Mangel an der nothwendigsten formell-geselliger Kultur! Es ist ein Unheil, das sich leider nur zu oft in den deutschen reichen bürgerlichen Familien wiederfindet und dazu

beiträgt, sie dem Adel gegenüber gesellschaftlich unfrei zu machen. In der That, es ist etwas um die seinen frei ausgebildeten Lebensformen, um den Zauber der Anmuth, den sie an sich tragen und um sich verbreiten. Casorti ist Meister darin, und er hat über all diese Dinge zugleich gedacht und weiß Sinn und Bedeutung selbst einer „Verbeugung" fein und geistreich zu explizieren.

An Alwin. **152.** Berlin, den 20. Nov. 1865.

— — — — Wir haben vor drei Tagen der Generalprobe von Meyerbeers „Afrikanerin" beigewohnt, dazu uns Baron Korff Billette gesendet hatte. Es waren ungefähr 150—200 Zuhörer anwesend, darunter alle litterarischen und musikalischen Notabilitäten Berlins. Wir blieben nur vier Akte und gaben den 5ten auf, weil es nahezu 11 Uhr war. Was soll ich Euch von dem Werke sagen? Mir geht es solch einer Oper gegenüber wie Schiller, der einmal an seinen Freund Koerner schreibt (Weimar, 2. Febr. 1789 Bd. II, S. 19): Ich war gestern seit ¾ Jahren zum erstenmale wieder in der Komödie. Es war eine Oper. Bei dieser Gelegenheit war es mir interessant zu bemerken, daß die Unnatur ganz besonders auf mich wirkte, ungefähr wie auf einen, der aus der Provinz zum erstenmal in die Stadt kommt. Durch die Gewohnheit verliert man diesen Sinn." Er will sagen, daß die Gewohnheit die Menschen abstumpft gegen die Unnatur und den Unsinn, den die habitués der Opern ohne Weiteres in den Kauf nehmen. Mich empörte bei dieser Afrikanerin der kindische Unsinn, des zum Grunde liegenden, von Monsieur Scribe verfaßten Textes, die Armseligkeit und Unnatur des ganzen Vorgangs der Handlung, die Albernheit der Motive, der flitterhafte Lumpenkram der äußerlichen Aufstutzung, die gemeine Elendigkeit des Helden Vasco de Gama, („Fiasko de Gama, wie ihn der neben uns sitzende Dingelstedt nannte) in solchem Grade, daß ich es als Strafe angesehen haben würde, der Aufführung selbst, die vorgestern statt fand, beiwohnen zu müssen. Aber in Paris ist die Oper bereits 75 mal gegeben, und hier hat man die Billets mit 5, 10, 20 und 30 Thalern bezahlt. Das sind dieselben Menschen, die für ein treffliches Buch, das sie belehren, fördern und erheben könnte,

den Preis weniger Thaler scheuen! und die Reichen von Sandjerusalem an der Spree, die Juden, welche ihre Emanzipation allein den Anstrengungen der Litteratur und Bildung verdanken, sie vor Allem sind es, die bei diesem Tanze, bei diesem Cancan der rohen sinnlichen Genußsucht voran gehen. Kein einziger von all den jüdischen Geldleuten, die an der Börse die Billets bis auf 5 und 6 Friedrichsdor herauf trieben, hat zu Hause eine Bibliothek, die sich mit der Deinen oder mit der des armen Karl in Stettin vergleichen könnte. Wie ich da so oben in der Loge saß und mir dachte, daß auf solche eine Oper wie diese Afrikanerin von den verschiedenen Theatern Deutschlands viele Hunderttausende von Thalern zur Ausstattung verwendet worden, daß alle Zeitungen und Journale Europas seit 10—12 Jahren schon davon gesprochen haben, und jetzt Jahr und Tag darüber in ihren Spalten sprechen werden, wie sich das Interesse aller Theaterbesuchenden Menschen, die der „gutsituirten Minorität" angehören, Jahr und Tag lang um dies Opus drehen wird, dessen poetischer und geistig sittlicher Inhalt gleich Null, dessen Text den Stilübungen eines Karlchen Mießnick im Kladderadatsch zu vergleichen ist, wenn der sich aufs Dichten verlegen wollte: „da faßte mich der Menschheit ganzer Jammer an". „Ach," — dachte ich bei mir, indem ich auf die neben mir sitzende Dichterin des „von Geschlecht zu Geschlecht" sah — „wenn doch nur diese Menschen, die sich die gebildeten nennen, den hundertsten Theil dieses ihres Interesses, dem wahrhaft Schönen, Großen und Guten zuwenden wollten, den sie hier an den Absurden, Häßlichen und Unnatürlichen verschwenden." Über die Musik sage ich nichts. Sie hat sicher Schönheiten: aber das Haschen nach Effekten, das diesem Meyerbeer eigenthümlich ist, das Bethätigen des Satzes: „Alles was gemacht werden kann, wird gemacht," dies Schmeicheln der rohesten Sinnlichkeit des Auges (wie des Ohrs) durch alle erdenklichen materiellen Mittel, die jeden wahrhaft gebildeten Sinn beleidigen läßt mich zu keinem musikalen Genusse kommen. Denn ich — d. h immer ich und Fanny — wir sind nun einmal so unglücklich gebildete Menschen zu sein, denen keine Musik des Himmels und der Erden bei einer Oper — die doch immer auch ein Drama ist, einen Vorgang, eine Handlung, handelnde und leidende Charaktere

zur Anschauung bringen will — es vergessen machen kann, wenn dies Drama, dieser Vorgang, diese Charaktere erbärmlich, kindisch unsinnig und unnatürlich sind.

An Alwin. **153.** 5. Febr. 1866.

Montag, 5. Febr. 1866 Abends 11½ Uhr. Unsre Abende werden immer glänzender. Heut waren anwesend: 1.—2. Herr und Frau Baron v. Wulffen, 3.—5. Herr und Frau Präsident v. Kirchmann und Tochter, 6.—8. Oberbürgermeister Ziegler mit Frau und verheiratheter Tochter (Frau v. Beguelin), 8.—9. Herr und Frau Baron v. Korff, 10.—11. Assessor Lehfeld mit Frau, 12.—13. Bildhauer Sußmann mit Frau, 14. Professor Weiß, 15. Fräulein Schlee, Malerin, 16. Consul Müller, 17. Senator Gentz aus Ruppin, 18.—20. Frau Lobedan und 2 Töchter, 21. Fräulein Artôt, 22. Madame Artôt, mère, 23. Frau Marchand, 24. Assessor Jung, 25. Herr Halpert, 26. Mosen, 27. Dr. Woltmann, 28.—29. die Oldenburger Offiziere, 30. Dr. Schmidt, 31. Stadtrichter Hiersemenzel, 32. Jettchen Lewald, 33. Assessor Lasker (Abgeordneter), 34. Herr Hetz mit seinem Vogel, 35.—36. Babette Meyer und ihre Mutter. — Die liebenswürdige Frau v. Wulffen sagte: Sie sind in Berlin die Einzigen, welche Soiréen haben, außer den Ministern, nur daß die Ihrigen interessanter sind; und ich glaube ihr das.

An Alwin. **154.** Berlin, d. 8. April 1866.

— — — — Du fürchtest keinen Krieg; — aber so wahnsinnig ein solcher sein würde, so ist doch durchaus nicht mit irgend einer Sicherheit darauf zu rechnen, daß er wird vermieden werden können, wenn Bismarck hier am Ruder bleibt. Und es ist keine Aussicht dazu, daß der König ihn fallen lassen wird. Bismarck will Krieg um jeden Preis! — Ich glaube Dir schon im Februar geschrieben zu haben, daß die Preußische Armee bis an die Zähne gerüstet ist. So lange die Völker wahnsinnig genug sind, ihren Herrschern das zu gestatten, was sie keinem Bürger gestatten: das Faustrecht zu brauchen, statt sich vernünftig zu verständigen, so lange ist kein Heil abzusehen. Das Frechste, was ich seit lange gelesen, ist Folgendes in Bismarcks Antwortdepesche auf die Oesterreichische Note vom

31. März: „An den persönlichen Gesinnungen S. M. d. Kaisers von Oesterreich hat der König nie gezweifelt, erwidert dieselben vielmehr durchaus und wird die eignen freundschaftlichen Gefühle für S. Majestät von den politischen Verhältnissen unberührt zu erhalten wissen“!!! Welch fürchterlicher Hohn ist das!

An Alwin. **155.** Berlin, d. 23. Juni 1866.

— — — — Dein Urtheil über die Partei, die uns zu ergreifen übrig bleibt, für Preußen, trotz Bismarck und innerm Conflikt — ist auch das meinige, und das aller wahren deutschen Vaterlandsfreunde und weiter als ihre Nase sehenden Politiker. Aber schrecklich ist es immer, daß man zwischen „zwei Übeln“ zu wählen und natürlich das kleinere zu wählen hat! Schauerlich klingt das von unserer höchsten geistlichen Behörde, dem Ob. Kirch.-Rath, zum Verlesen in allen Kirchen bestimmte Gebet, welches mit den Worten beginnt: „Da es Dein heiliger Schluß und Wille ist Du ewiger Herr u. s. w., die Drangsale des Krieges über uns ergehn zu lassen“ u. s. w. Also nicht die Niedertracht der Beuste und der Kleinfürsten, nicht die Herzenshärtigkeit und der Ehrgeiz der Habsburger und Hohenzollern sind Schuld an dem Kriege, sondern dieser Krieg ist „Gottes Wille.“ Ich sage Euch: ehe die Vorstellung eines persönlichen Gottes (der immer nur als ein erhöhter Mensch vorgestellt wird und werden kann) nicht aus der Menschheit vertilgt und der einfache Satz anerkannt ist: „daß in der Menschenwelt so gut wie in der Natur es nichts giebt als Ursache und Wirkung“ — so lange ist keine wahre Kultur, kein Friede, kein Heil, keine Freiheit möglich auf Erden. — Wer nach 500 Jahren wiederkommen könnte! Der alte Judengott Jehovah muß bis in seine letzte Bekleidung als „Gott der Geschichte“, „Weltgeist“, Providenz ꝛc. vernichtet werden. Joh. Jacoby, dem ich meine Gedanken darüber — die ich auch in einem meiner Bleistiftbriefe an Dich mitten in meiner schwersten Krankheitszeit andeutete — vor 8 Tagen schrieb, antwortet mir darauf: „Deine Worte, lieber Stahr, über den „lieben Herrgott“ sind mir aus der Seele geschrieben, man sollte sie an dem befohlenen allgemeinen Bettage von allen Kanzeln verlesen.“ —

An dem Christenthum, d. h. an der Scheu der Revolutionsmänner, selbst der Danton und Robespierre, die Staatsreligion, den Katholizismus anzugreifen und einfach abzusetzen, ist die Revolution von 1789—94 gescheitert; und es werden alle Revolutionen scheitern, die nicht zuerst die Freiheit auf diesem Gebiete herstellen, d. h. die Religion zur Privatsache, zur Sache des Individuums erklären, und jeder Gemeinde überlassen ihre Geistlichen — Katholiken, Protestanten, Baptisten, Freigemeindler, Quäker was Du willst — sich anzuschaffen und sie zu salariren aus ihren Mitteln.

An Alwin. **156.** Rom, 27. Jan. 1867.

— — — — „Ce qui m'a fait prendre en grippe le piano, c'est qu'on toujours fait l'éloge de mes dix doigts, — au détriment de ma tête." Diese Worte Liszt's, die er gestern zu Fanny sprach, erklären es, wie der größte Virtuose seines Jahrhunderts dahin kommen konnte, schließlich seine Virtuosenlaufbahn aufzugeben. Wir waren nämlich gestern mit ihm zusammen bei der Frau v. Schwartz zum „substantial tea", d. h. zum Souper eingeladen. Nur noch ein Bildhauer Zumbusch aus München, ein Historiker, Verfasser einer Geschichte Barbarossas aus Münster und ein junger musikalisch sehr gebildeter Schotte, Calendre, bildeten außer uns die Gesellschaft. Die Sitte dieser petits Soupers, wo man um 7 Uhr sich einfindet, und um 10¼ geht, ist ganz nach unserm Sinne und zehnmal vernünftiger als unsre heimischen Abend-Fressereien, wo man vor 10½ Uhr nicht zu Tische, und vor 1 Uhr nicht ins Bett kommt. Es war ein sehr genußreicher Abend. Liszt war sehr heiter und bezauberte uns durch sein Spiel einiger seiner Compositionen nach Schubertschen Melodien, (Valses Caprices), die er spielte wie nur Er allein zu spielen vermag. Es war förmlich berauschend und er sah dabei so schön aus, daß man glaubte, er sei mindestens 10 Jahre jünger als er ist. Frau v. Schwartz zeigte eine Reihe von Ansichten Kretas, das sie so eben bereist und dessen schönste Punkte sie, durch einen von ihr mitgenommenen Baierischen Maler Winter, hat zeichnen und aquarelliren lassen. Der Bildhauer wies uns seinen Entwurf zum Denkmal des Königs Max v. Baiern, mit dem er bei der Conkurrenz den Preis

gewonnen über die bedeutendsten Bildhauer Deutschlands und bezeugte sich als einen geistreichen, unterrichteten Künstler, mit dessen Ansichten über Plastik ich mich in allen Stücken im Einklange fand, wie er denn auch meine Bewunderung Storys offen teilte. Abends fuhr uns Liszt in seiner, oder vielmehr der Fürstin Wittgenstein Equipage nach Hause. Der Großherzog von Weimar hat ihn zum Musikfeste auf der Wartburg geladen und er wird der Einladung folgen.

An Alwin. **157.** Rom, d. 12. März 1867.

— — — — Zu den angenehmen persönlichen Beziehungen, die wir hier angeknüpft haben, gehört auch der Verkehr mit Gervinus, der seit drei Monaten mit seiner Frau in Rom ist. Rom ist überhaupt ein Weltort, wo man sich seiner Verbindung mit seinen Zeitgenossen in höherem Grade als sonstwo bewußt wird. Man hat aber das um so nöthiger, je älter man wird, und je mehr um uns her die Sichel des Todes die Genossen unsres Lebens hinwegmäht. Fast jede Zeitung bringt solche Verlustlisten; so lasen wir neulich in ein und demselben Blatte den Tod des schönen Professors Cibulsky in Breslau und von Gustav Simon, Heinrichs Bruder, in dessen gastlichem Hause wir 1856 in der Schweiz so schöne Tage und Wochen verlebten. Da ist es denn tröstlich, wenn man, wie wir, durch unser Leben und schriftstellerisches Schaffen und Wirken, fort und fort sich Ersatz an theilnehmenden Menschen gewinnt und vor jener Vereinsamung des Alters bewahrt bleibt, die mein armer Vater im Alter so schwer empfand. Es ist doch Etwas sich sagen zu dürfen: es leben in und außerhalb Deutschlands Tausende, die uns durch unsre Schriften kennen, und an uns Theil nehmen, selbst ohne uns je gesehen zu haben, und die, sobald sich die Gelegenheit zu persönlicher Bekanntschaft bietet, schon als Bekannte unsres Besten was wir sind und haben, freundlich und wohlwollend an uns herantreten. Dieser Verkehr mit den Menschen ist es vor allen, der jung erhält, wenn die physische Jugend schwindet. Gervinus und Frau können sich nicht genug darüber wundern, wie frisch und jung wir Beide seien, und sprachen es wiederholt aus, daß an dieser unserer Jugendlichkeit offenbar auch der gesteigerte Menschenverkehr in einer großen Stadt wie Berlin seinen Antheil habe, wogegen sie

Natur uns als Helden fühlen. Das Pfund, daß wir nicht vergraben sollen in uns ist der freie Menschengeist mit dem wir den Himmel zu erringen haben. Die modernen Staatsmittler zwischen Fürst und Volk haben kein Recht dazu den Christus zu bekennen, den sie „verläugnen in ihren Philisterstaaten.“ Christus hat keine Bitten abgewiesen zu dem Herrscher Himmels und der Erden als Tücke und Beleidigung göttlicher Majestät. Er hat vielmehr alle Schleusen der Freiheitsberührung geöffnet dem Menschengeist mit Gott. Aber: „ist dies das Recht der Menschheit gewürdigt und der göttlichen Milde entsprechend, daß die Klage, der durchdringende Schrei des Bedürfnisses, das kühne Vertreten des Naturrechts, die Forderungen des Seelenadels alle abgewiesen werden, vor des Herrschers Gerechtigkeit und Gnade, weil die Form verletzt sei? — Was bedarfs der Form wo der Kern gilt!“ — Wir unterlassen es die Belege zu diesen Sätzen aus der Vergangenheit unsers Jahrzehends anzuführen. Jeder hat sie ohnehin bei der Hand. „Warum wagt ihr nicht, die Religion, die ihr bekennet, auch geltend zu machen im Gelübde zwischen Volks- und Fürstenrecht?“ Diese Frage Bettina's werden die „Pharisäer“ Mühe haben zu beantworten; so wie die andern, welche sie an die Theologen und christlichen Staatsmänner richtet; warum vertheidigt ihr ein Priesterthum, da Jesus keine Priester wollte? warum treten die christlichen Maximen, für die so viele Lanzen gebrochen werden, nicht unter's Gewehr; wenn es die Strafe des Verbrechers gilt? Warum verhängt z. B. der Richter Strafen über die Verbrecher, gegen die er, im Falle eigner Strafbarkeit, selbst protestirt, weil sie „Höllenpein“ für ihn sein würden, da doch Christus lehret: Thue deinem Nächsten wie dir selbst?!—

sich immer als etwas unbehülfliche „Kleinstädter“ empfänden. Und doch ist er ein Mann von Europäischem Rufe und Ruhme unter den Gelehrten und Gebildeten.

An Alwin. **158.** Genf, d. 26. Juni 1867.

— — — — Neulich hat uns Vogt im Museum der Akademie zwei Stunden lang die urweltlichen Sammlungen, die Funde aus der Steinzeit und Broncezeit, die fossilen Menschenreste, die Gorilla- und ältesten Menschenschädel x. x. gezeigt und erklärt. Ich habe mehr daraus gelernt als aus 20 Büchern, und überhaupt ist die Bekanntschaft eines interessanten Menschen mehr werth und nützlich als eine Bibliothek neuer Bücher. Dasselbe schrieb mir ein junger Elsässer Gelehrter aus Paris, Dr. E. Schuré. Schuré war in Berlin 1865—1866 unser Montagsgast. Er ist Litteraturhistoriker, etwa 30 Jahre alt, gründlich gebildet, seit ¾ Jahr verheirathet und ein trefflicher Mensch voll Schmerz über seines Vaterlandes Erniedrigung, und voll von dem Gedanken einer Vereinigung der Freiheitsfreunde zu einer Ligue gegen den Krieg, d. h. also gegen das Mittel der Tyrannei. Im August kommt er mit der Frau nach der Schweiz, und will uns aufsuchen, sobald wir ihm melden, wo wir zu finden sind. . . .

— — — — Mit Alexander Herzen verkehren wir viel. Er ist einer der bedeutendsten Menschen, die mir vorgekommen sind.

An Alwin. **159.** Glion, d. 22. Aug. 1867.

— — — — Vor einigen Tagen haben wir Herrn Edgar Quinet, der in Veytaux wohnt, besucht. Er ist 64—65 Jahr und ein schöner edler Kopf, etwas an Varnhagen erinnernd. Sowohl er wie seine Frau empfingen uns sehr freundlich. Er lebt hier seit dem Coup d'état im Exil, wie sein Freund Michelet. Wir sprachen viel über den Mann des zweiten December, von dem er ganz mit mir übereinstimmend sagte: „il a tué la conscience.“ In Frankreich sieht es seltsam aus. Die Sprache der oppositionellen Journale wird immer angreifender. Le Temps behandelt Ihn völlig als „Komödianten“ und zwar als einen schlechten. Ich sehe in nicht allzu

langer Zeit in Frankreich einer Änderung der Dinge entgegen. Jedenfalls fängt sein Regiment an gefährlich zu wackeln. Klingt es nicht wie ein Epigramm, daß in Paris seit 15 Jahren zum Ersten male wieder die Marseillaise und zwar von einem Oesterreichischen Musikkorps im Cirque de l'Impératrice gespielt worden ist?! Und dazu le couronnement de l'édifice am verwichnen 15. d. Mts. durch die Ordonnanzen über — — „die Vicinalwege"!!

An Alwin. **160.** Glion, d. 9. Sept. 1867.

— — — — Ich habe den größten und edelsten Mann des Jahrhunderts, ich habe Giuseppe Garibaldi, den Heiland Italiens gesehn, habe ihn gesprochen, seine Hand hat in der meinen geruht, seine Lippen haben die meinen geküßt, und meine Brust hat einen Augenblick an der Brust des menschlichsten der Helden gelegen, mein Herz an seinem Herzen geschlagen! — Ich erzähle wie Alles sich begeben!

Lange glaubte man nicht an Garibaldis Erscheinen zum Congresse in Genf; man hielt es für ein Gerücht, ausgesprengt, um Gäste in Massen dorthin zu ziehen. Da erhielt ich an Eurem Abreisetage jene Depesche von Herrn Marcel Langie, die mir die Nachricht gab, daß sein Erscheinen gewiß sei, und mir die Möglichkeit in Aussicht stellte, dem Empfange in Chillon beizuwohnen. Wir fuhren am 7. Vormittags, Fanny, Frau M. M. und ich hinunter nach Montreux, um uns von dort nach Villeneuve zu begeben, wo sich am Bahnhofe das Genfer Comité versammeln sollte, zu dem ich geladen war. Aber — unsre Fahrt war vergeblich: denn in Montreux empfing uns Herr Langie mit der Nachricht: der General komme nicht; er sei unterwegs vor dem Übergange über die Alpen aufgehalten worden, und werde wahrscheinlich erst morgen den 8. September in Villeneuve anlangen. Traurig enttäuscht fuhren wir in brennender Mittagsglut zurück: mit uns die Schaaren aller derer, welche aus allen Bergpensionen des Sees zu Fuß und zu Wagen hinabgepilgert waren. Herr Langie verhieß indessen uns bis morgen früh genauere Kunde zu senden. Sie langte denn auch Abends bei uns an in einer Depesche lautend: „Le Cortège se rendra demain à midi à Villeneuve. Soyez exact!" Zum

Unglück hatten wir aber auf diesen Tag den uns telegraphisch angekündigten Besuch des Verfassers der: „Geschichte des Materialismus", der „Arbeiterfrage" ꝛc. Dr. Friedrich Albert Lange (der in Preußen von seinem Gymnasial- und Universitätslehramte verdrängt, jetzt als — Buchhändler und Schriftsteller in Winterthur lebt — wie einst Lessing in Hamburg) durch telegraphische Antwort bestellt. Fanny, immer zu jeder Aufopferung bereit, entschloß sich also sogleich, in Glion zu bleiben um den Gast zu empfangen. Glücklicherweise jedoch kam dieser schon am 8. ganz früh, und erklärte um ½ 11 wieder fort zu müssen, weil er sich am Friedenscongresse als Mitglied betheiligen wollte. Wir verlebten mit ihm höchst genußreiche zwei Stunden, er schrieb unsern Entwurf zu einem „Volkskatechismus gegen den Krieg der Europäischen Kulturnationen" rasch ab, um ihn dem Congresse vorzulegen, und fuhr dann mit uns um ¾ 11 Uhr nach Montreux hinab, wo er sich verabschiedete. In Montreux fanden wir schon Herrn Langie im Begriff mit seiner Begleitung, einer Baronin von Beßer (Schwester unsres Freundes Baron von Wulffen in Berlin) nach Villeneuve abzufahren. Die Ankunft Garibaldis sei gewiß: er werde um 12—1 Uhr etwa aus dem Rhonethal in Villeneuve anlangen. Dort angekommen erfuhren wir, daß der Zug auf 12 Uhr 50 Minuten telegraphirt sei, wir hatten also noch eine Stunde zu warten. Meine Damen, Fanny, Frau M. und die Baronin von Gablentz (Frau des Österreichischen Feldmarschallieutenants) zogen es daher vor nach Hotel Byron zu fahren, weil sie zum Theil noch garnicht gefrühstückt hatten, während ich auf dem Bahnhofe blieb. Derselbe war völlig leer, denn Niemand hatte den gestern mißlungenen Versuch zweimal machen wollen. Auch das Dampfschiff von Genf, welches das Cortège bringen und den General von Villeneuve zu Wasser nach Genf führen sollte, war nicht da, und wir erfuhren bald, daß es überhaupt nicht kommen würde. Das Comité hatte kein Schiff für heute in Genf auftreiben können, da die mauvaise volonté der von Paris aus inspirirten französischen Verwaltung der Dampfschiffahrtsgesellschaft ein solches versagte!! Dadurch entstand neue Verlegenheit. Es fragte sich nämlich jetzt, ob der General jetzt überhaupt in Villeneuve aussteigen oder gleich mit der Bahn weiter

fahren werde. In diesem Dilemma entschied Freund Langie, daß ich nach Hotel Byron fahren solle, wo ein Déjeuner für den General und sein Gefolge bereit stehe und wohin ihn der Wirth des Gasthofes abholen werde, um dort das von Genf jetzt mit der Bahn erwartete Comité und Cortège zu erwarten.

Hotel Byron ist das prächtigste und schönstgelegene aller Hotels des Leman und nur 7—8 Minuten von Villeneuve entfernt, dicht über Schloß Chillon auf mäßiger Höhe in prächtiger Gartenumgebung liegend. Dort fand ich meine Damen, und natürlich alle Insassen des Hauses auf den Beinen, alle in gespannter Erwartung und mich mit Fragen bestürmend, die ich nicht beantworten konnte. Da plötzlich erscholl um 1 Uhr der gellende Schrei der Locomotive des von Italien heranbrausenden Bahnzuges und kaum 3 Minuten später dampfte derselbe tief unter uns rasselnd vorbei. Im ersten Augenblick glaubte ich uns wieder wie gestern getäuscht und äußerte dies eben gegen meine Begleiterinnen, als plötzlich an der Auffahrtseite des Hotels große Bewegung entstand, und alles aus der inneren Flurhalle gegen das Portal hineilte. Ein kleiner einspänniger Gepäckwagen, der heran fuhr, enttäuschte alles, aber bald darauf folgte demselben der stattliche Hotelwagen und — Er saß darin, neben ihm sein Waffengefährte Oberst Cairoli und sein Arzt Dr. Timoteo Riboli. Alles stand in ehrfurchtsvollem Schweigen entblößten Hauptes, als ihm die Begleiter aus dem Wagen halfen. Er trug sein einfaches wollnes Rothhemd, darüber den amerikanischen, weiß mit grau gestreiften Poncho, ein kleines rundes graues Filzhütchen bedeckte sein Haupt, dessen vorn ergrautes hinten aber noch schön blondes Haar aus der Stirn nach dem Nacken zurückgestrichen, die herrliche Bildung der Stirn völlig frei ließ, um den kräftigen Hals war ein schwarzes Halstuch von Seide lose geknüpft, wie es die Seeleute tragen. Kein militairisches Abzeichen, kein Band oder Orden, keine Waffe, nur ein starker brauner Stab mit Eisenspitze, auf den er sich beim Gehen stützte, — so schritt er aus dem Wagen den Treppenstufen zu. Da kein Mensch da war ihn empfangend zu begrüßen, so überwand ich meine zaghafte Ehrfurcht und in seiner Muttersprache redete ich ihn an mit den Worten: Sia benedetto in nome di Dio! Er stand still, blickte mich an,

seine hellen blauen Augen ruhten mit einem Ausdruck liebevoller Sanftmuth freundlich auf mir, dann reichte er mir die Hand, drückte herzlich die meine und schritt mit einem à rivederci! weiter die Stufen hinauf. Auch seine ihm folgenden drei Begleiter, von denen der eine mir sehr bekannt vorkam, schüttelten mir die Hand, ehe sie ihrem Meister folgten. So war ich also der erste und einzige, der ihm bei seinem Eintritt unter ein Schweizerisches Dach Willkommen geheißen hatte und glücklich darüber, daß ich dazu mir das Herz gefaßt, folgte ich ihm nach.

Man hatte ihm im untern Geschoß ein Zimmer und Vorzimmer bereit gehalten, in das er sich mit seinem Diener, einem rothhemdigen Garibaldiner zurückzog. Auf dem dichtgedrängten Corridore redete ich jenen, mir bekannt aussehenden Herrn seines Gefolges an, und eine überraschende Erkennungsscene erfolgte. Es war der junge schöne Ungar Major Frygessi, den ich im Gasthof Italia an jenem Abende des 15.—16. October in Como, wo damals das ganze Offizierkorps der Armee Garibaldis behufs der Auflösung der Freischaaren versammelt war, kennen gelernt hatte. (Siehe meine Italienischen Briefe in der National-Zeitung Nr. III aus Bologna.) — In der bürgerlichen Tracht hatte ich den glänzenden Offizier nicht wiedererkannt. „Sind Sie schon dem General vorgestellt worden?" fragte er. Ich war so befriedigt mit meinem Glücke Ihn gesehen und begrüßt zu haben, daß ich nichts weiteres verlangte, ich erwiderte also: „Ich wolle ihm die Ruhe nicht stören." Er ließ das nicht gelten: „Kommen Sie, kommen Sie!" rief er, „Sie treffen es glücklich, es ist noch kein offizieller Begrüßungszudrang hier, der General ist wohlauf, ich will Sie gleich melden, ich weiß, daß er Ihren Namen kennt!" Zwei Minuten später stand ich in Seinem Zimmer. Er drehte sich vom Fenster, an dem er stand herum, reichte mir die Hand und lud mich zu sich auf das kleine zweisitzige Sopha neben demselben. Siete sempre stato amico della nostra causa, lo so! sagte er, als ich ihm bemerkte, daß ich Italien von jeher geliebt und die Sache seiner Unabhängigkeit seit mehr als 22 Jahren mit meinen geringen Kräften vertreten habe. „Alle Freunde der Menschheit und ihrer Freiheit sind Brüder und haben dieselbe Sache, welcher Nation sie auch angehören.

In Eurer Nation aber hat Italien seine besten Freunde, ich liebe und achte die Deutschen hoch." Ich hatte erwähnt, daß ich aus Italien komme, daß ich in Rom einen Winter gewesen; ich mußte ihm erzählen, was ich gesehn, und that es mit fliegenden Worten. Ich sprach ihm aus, daß ich alle die Stätten besucht, die das Blut der edelsten Söhne Italiens, das Blut Manaras, Dandolos, Mellaras und so vieler andern jungen Helden zu heiligen Stätten geweiht. Ich war dabei so ergriffen, daß ich die Namen der noch jetzt in Trümmer liegenden Villen, wo Er sein letztes Hauptquartier an der Porta di S. Pancrazio gehalten, im Augenblick nicht nennen konnte. Er ergänzte sie, indem er das Vascello und die Villa Savorelli und Corsini nannte. Ich nannte seinen getreuen Adjutanten den Major (jetzt Schweizerischen Oberst und Instruktor) von Hofstetter. Er wußte, daß derselbe über die Vertheidigung Roms und über seinen Rückzug nach Marino ein Buch geschrieben, è un' bravo, un' intrepido sagte Er von ihm. Er freute sich, daß es ihm wohl gehe. Als ich von Rom sprach und mir die Stimme schwankte, reichte er mir aufs Neue seine Hand. Ich wollte mich neigen sie zu küssen, er litt es nicht und zog sie zurück, indem er freundlichsten Blicks ausrief: „Gebt mir den Kuß lieber ins Angesicht!" (in viso) und damit faßte er mich mit beiden Händen und umarmte mich. Es war Niemand im Zimmer als der Oberst Benedetto Cairoli, der abseits stand. „Schreibt mir Euren Namen auf!" sagte er. Ich reichte ihm eine geschriebene Karte und bat um seinen Namen. Er hatte keine Karte: da gab ich ihm eine zweite von meinen und während der Oberst nach einem Bleistift suchte, gab ich ihm den meinen. Er legte das Blatt aufs Knie und schrieb darauf: Al mio caro Adolph Stahr

Hotel Byron 8. Settembre 67. G. Garibaldi.

Vorher aber zog er ein Augenglas hervor und las meine Karte noch einmal „um meinen Namen richtig zu schreiben," wie er sagte „eure Namen sind schwerer als wie die unsern," meinte er, „aber der Eure klingt gut und gar nicht hart!" — „Ich sehe Euch doch in Genf!" rief er mir nach als ich ging. Ich hatte das Herz nicht, nein zu sagen.

Draußen erbaten sich sein Arzt und der Oberst Cairoli

gleichfalls meine Karten und gaben mir die ihrigen. Ich hatte mich zurückgezogen ohne ein Zeichen abzuwarten, weil ich es für unrecht hielt länger zu bleiben. Frygges fragte nach meiner Frau, ob sie in der Schweiz sei. Ich sagte ihm, daß sie hier sei und im Hausflure sitze. „Und sie hat den General nicht gesprochen? Sie muß es! es wird ihn sehr freuen!“ Er ging sofort zu Garibaldi zurück und ließ sich dann zu Fanny führen, der er sagte, daß der General sich freuen werde, sie zu begrüßen. Sie sträubte sich — Ihr kennt ja ihre Bescheidenheit — aber ich drang darauf und so gab ihr der Major den Arm und bat mich wieder mit zu kommen. Als wir eintraten stand Garibaldi auf und ging ihr mit ausgestreckter Hand entgegen. Es war mir ein Entzücken die beiden prachtvollen Köpfe nebeneinander zu sehen. Sie war übergossen von Röthe der Erregung als sie die Worte zu ihm sagte: Merci, Général, que Vous nous avez donné à nous tous l'exemple de la plus haute et sublime abnégation! — Merci, merci je ne mérite pas autant! erwiderte er und dann führte er ihre Hand an seine Lippen und küßte sie. Que nos espérances pour l'humanité se réalisent! sagte ihm F. beim Abschiede, und mit einem herzlichen: Speriamo lo! erwidernd entließ er uns. Mir aber schwoll das Herz vor stolzer Freude, als ich die Frau, die mein Stolz ist, von dem edelsten Helden unserer Zeit also geehrt sah. —

Inzwischen setzten sich seine Begleiter zu Tische. Er selbst genoß nichts und begab sich in einen Saal, wo er verschiedene Deputationen erwartete. Dort redete er zu den 30—40 Anwesenden, sitzend auf einem Sopha, seinen braunen Wanderstab in der Hand, von lauter großen und guten Dingen. Er sah dabei wie einer der Apostel Christi aus, Johannes und Petrus in einer Person. Er sprach eben von der Widervergeltung der Unterdrückten gegen die Unterdrücker, als ich hereintrat, und mich schnell in die Reihe ihm gegenüber setzte. „Ich mißbillige jede solche Sache,“ sagte er, „und rathe überall davon ab!“ Es war von Berezowskys Attentat die Rede gewesen. „Wenn er mich gefragt hätte,“ (sagte er) „ich würde ihm abgeredet haben.“ Mais c'est comme le suicide. — (er sprach französisch) Moi, je n'ai pas le courage

de me suicider, mais je ne condamne pas celui qui se suicide, par des raisons plus forts que lui. Vous savez tous, que j'ai voulu sauver Maximilien. J'ai prié les Mexicains de l'épargner. Ils n'ont pas voulu — je ne peux pas approuver ce qu'ils ont fait, mais je ne les condamne pas. Er ſprach noch Vieles in dieſem Sinne, und ich erhielt einen Begriff von dem großen Volksredner. Seine Stimme, ſonſt ſo ſanft in der Rede zu mir allein, war tönend, kraftvoll, markig, ſein Ausdruck einfach klar, unmißverſtehbar wie ein Apoſtelwort in der Bibel, jedem faßlich, jedem zum Herzen dringend, höchſte ruhige Kraft und ſchlichte Erhabenheit vereint, welche die wahre Größe bilden. Man begriff, wenn man ſeine Stimme hörte, daß ſie in der Schlacht Tauſenden hörbar und verſtändlich ſein müſſe. Nur einmal blitzte ſein Auge auf in leuchtendem zornigen Glanze. Ein Genfer entſchuldigte, daß das Programm hinſichtlich des Dampfſchiffs, nicht habe eingehalten werden können, wegen des üblen Willens der franzöſiſchen société impériale; die ich oben erwähnte. C'est un *honneur*, qu'on me fait! entgegnete er, und ich ſetzte hinzu; un honneur, qui Vous convient, et que Vous avez mérité! Il y a deux poles dans l'univers moral de notre siècle, l'un l'égoisme incarné du crime, qui s'appelle Louis Napoléon, l'autre le contraire absolu de tout égoisme, qui se nomme Giuseppe Garibaldi, et c'est pour le dernier principe incarné que je me prosterne beaucoup plus que pour Vos faits héroiques du guerrier! Er reichte mir wieder die Hand. Endlich meldete man ihm die Ankunft der Deputation des Comités von Genf und daß der Zug der Bahn ſeiner harre. Man hatte ihm ein Glas Eis gebracht, er nahm davon und erhob ſich dann mit einem freundlichen Allons! Frygge ſi reichte ihm ſein Hütchen. Ich hatte die letzte der ſchönen Althoffſchen Nec plus ultra Cigarren bei mir, die ich mit nach Italien genommen hatte, um ſie an Deinem Geburtstage zu rauchen, die nahm ich raſch heraus und reichte ſie Ihm mit den Worten: elle vient de l'Amérique! mais elle est blessée (ſie war unten etwas abgeſtoßen). Er nahm ſie dankend, ſah ſie mit Kennerblicken an, und ſagte: Oh, ça ne fait rien, elle est bonne, und ſteckte ſie nickend ein. Mit Mühe brachten ihn die

Begleiter durch den Zudrang der Anwesenden auf den Flur, wo er Fanny und ihren Damen noch die Hand reichte, bis vor die Thüre, wo ihn der jubelnde Zuruf der Deputation empfing. Er war so umdrängt, daß er nicht an den Wagen kommen konnte, man küßte ihm Hände und Kleider. Endlich gelang es mir Platz für den Wagen zu schaffen. Als er hineingestiegen war, begann das Vivat- und Jubelrufen von Neuem, da erhob er sich und rief mit starker Stimme seinen Abschiedsgruß: Vive Genève, la *Rome* de l'Helvétie! Ich sprang auf das Rad während er sich niedersetzte und reichte ihm die Hand mit dem Rufe: A rivederci in Roma! — „Sia!“ antwortete er, dahin rollte der Wagen und eine der erhabensten Stunden meines Lebens war gelebt. —

— — — — Ich fand ihn viel wohler aussehend als ich erwartet, nur sein Fuß ist noch leidend und das Gehen ihm sichtbar beschwerlich, denn er stützte sich stark auf seinen Knotenstock, obschon er nicht eigentlich hinkte. Er ist von Mittelgröße, kleiner als ich, breitbrüstig, stark, die Hände klein und nervig. Aber das Antlitz: „Ein Tizianisches Christusantlitz“ nennt es Fanny, sanft, ruhig, mit den mildesten Augen und einem Ausdruck der Treue, wie ich ihn schöner nicht zu denken vermag. Das Bild in unserm Album ist sehr ähnlich, aber lange nicht mild genug und nicht schön genug. Er ist durchaus ein Christuskopf und auch die Spuren des Leidens der Seele um die arme blinde Menschheit, und der Ausdruck einer tiefen Traurigkeit, die manchmal, wenn er nicht sprach, wie eine dunkle Wolke über seine Züge glitt, fehlte nicht. Nichts dagegen von dem Feuer des begeisterten „Schwärmers“, wohl aber ein Etwas, das da ausspricht, wie er sein Leben und seine Aufgabe als eine schwere Last in manchen Stunden empfindet. Herzen hat dies in seiner kleinen Schrift Camicia rossa sehr gut ausgedrückt, — da er es ebenso wie ich bei seinem Anblicke empfunden.

Das Widerstreitendste ist in dieser Physiognomie und in dieser Natur vereinigt. Als ich ihn in der Erregung über seinen Antipoden L. N. sah, da sah ich den General, der, wie Hoffstetter berichtet, auf jenem historischgroßen Rückzuge von Rom einen seiner Soldaten, der geplündert hatte, erschießen ließ, „ohne die Cigarre wegzulegen,“ und in einem andern Augenblicke sah ich in demselben Gesichte die

Züge des Mannes, der, wie Vecchi erzählt, auf seinem Felseneilande Nachts, da Alles schlief, ausging ein in den Felsenschluften verirrtes junges Zicklein zu suchen, und der die Nachricht von dem Falle Gaetas und der Flucht des jungen Neapolitanerkönigs, seines Gegners mit traurigem Mitleiden — bei aller Genugthuung über den Sieg der Sache Italiens, — aufnahm, mit Mitleid über den povero giovane „der nun auch fühlen werde, wie hart das Brod des Exiles sei!“ — Lumpenhunde und Klugmäze mäkeln an dieser Erscheinung herum. „Das Volk sei nicht reif für seine Ideen, er übereile dieselben, das habe Aspromonte gezeigt!“ so sagte mir einmal einer derselben. „Nun sagte ich, diesen Fehler, wenns einer ist, hat ja Christus auch begangen, wie Golgatha bewiesen, und wenn der leibhafte Sohn Gottes das Evangelium predigte, ehe sein Volk „„reif““ war, so ist es doch wohl Garibaldi, dem Sohne des Schiffers von Nizza, noch vielmehr zu Gute zu halten.“ Der fromme Geheimrath verstummte auf dieses ihm ungeheuerlich erscheinende Wort.

Ja Herzen hat Recht. Dieser Mann ist kein „Schwert Gottes“, kein Soldat oder General, von Profession „Krieger und Apostel zugleich“, ist er gleich bereit zu kämpfen wie zu predigen, bereit sein und seiner Söhne Blut und Leben hinzugeben für sein Volk und seine Sache, bereit seine Feinde niederzuschmettern, und nach dem Siege, des Sieges vergessend sein blutiges Schwert in die Tiefen des Meeres zu versenken. Ich habe sie jetzt selbst erprobt, diese Kraft der unwiderstehlichen Anziehung, die er überall und über alle, die ihm nahten, ausgeübt hat und ausübt: Über Jung und Alt, über Männer und Frauen jeden Standes und Volks, über die Dritthalbtausend die ihm folgten, als er 1849 in der Morgenfrühe das kapitulirende Rom verließ, das er wie ein Held vertheidigt hatte, um jenen Rückzug anzutreten, auf dem er das noch kämpfende Venedig Manins, die letzte Stätte der verlornen Sache Italiens zu erreichen hoffte, um dort den letzten Kampf auszukämpfen.“ Er sagte diesen Menschen: „Wer mir folgt, dem biete ich Hunger und Durst, Mühsal und Noth, Kampf und Tod zur Aussicht!“ und — sie folgten ihm dennoch! Denn das Volk versteht ihn, begreift ihn in seiner Größe, in der Erhabenheit seiner

VI.

Der Verbrecher und der Staat.

Aufhebung des „Pöbels“ zum Volke durch große, wahre Opfer, nicht durch bettelhafte Allmosen, die ihnen der Staat hinwirft, derselbe Staat durch den der „Pöbel“ erzeugt ist, das ist die Anforderung auf welche diese „Sokratie der Frau Rath“, welche den Titel „die Verbrecher“ führt, hinausläuft.“

Dieser „Pöbel“, diese „Hefe des Volks“, und wie die sehr „christlichen“ Bezeichnungen der gebornen Armen, Elenden und Unwissenden weiter heißen, in Kriegesnoth braucht sie der Staat, da sind sie gut zum „Kanonenfutter“, im Frieden ignorirt er sie und läßt sie Verbrecher werden. Er ignorirt ihre Kräfte, ihre Geistesanlagen und läßt sie dem Bösen sich zuwenden, statt sie zum Guten zu erziehn (327—337). Er läßt Tausende von Heimathlosen entstehn, die ein christlicher Staat dem andern wieder zuweitscht und deren Leben und Existenz

Selbstlosigkeit, und wo er sich zeigt seit fast 20 Jahren, sieht es in ihm den „ungekrönten König" des Volks, den Sohn des Volks, Blut von seinem Blute, Fleisch von seinem Fleische. Er ist der „Heilige" des Volks; „quel sant' uomo!" so nannte ihn in Rom immer Signora Sassi, und wen ich sonst vom Volke sprach. — Jetzt ging er zum Vereine des Friedens, — und doch gilt auch von ihm das Wort: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert," das Christus von sich sagte. Denn die Feinde des Friedens und der Menschheit, die Gegner der Freiheit und Brüderlichkeit werden ihr Privileg der Herrschaft nicht ohne Kampf aufgeben und es wird wohl kommen wie vor 18 Jahren der französische Dichter sang:

Le glaive brisera le glaive,
Et du combat naîtra l'amour.

An Alwin. **161.** Montreux, d. 4. Nov. 1867.

— — — — Unsere deutschen Dinge gehen besser, als selbst ich es erwartet habe. Wem bei diesem Behaben der Bayrischen und Schwäbischen Partikularisten in der Zollvereinsfrage nicht die Augen aufgehn über das Wesen der bisherigen deutschen Kleinstaaterei und ihrer Charaktervernichtenden — Geistverstumpfenden Wirkung, der muß blind geboren sein, oder sich, wie mein theurer Joh. Jacoby, verrannt haben in die abstrakte Behaupthung dessen „was und wie es sein sollte." Da schickt mir Anton Dohrn, der politisch eben so abstrakte Jünger der Zukunft, ein „Leben Winckelmanns" von einem Marburger Professor Justi, von dem ich bisher erst die Vorrede gelesen habe, und was finde ich dort? Wehmütige romantisch elegische Betrachtungen darüber, daß „uns Hessen unser altes Haus über dem Kopfe zusammen gebrochen ist!" Zwar gesteht er ein: wir haben dieses Haus sonst laut und oftmals eng, modrig, baufällig genannt, aber darum hält er es doch für nicht schämenswerth, mit elegischen Regungen an jenen gothischen Stammsitz zurückzudenken; „wir und unsre Väter haben gar zu lange darin gewohnt, wir wissen selbst nicht wie lange"!!! Und Hessen sei schon groß gewesen, als Preußen noch in der Wiege lag! und an den Wänden des alten Hauses hingen so edle Ahnenbilder [NB. die

Bilder der letzten vier hessischen Kurfürsten, der Seelenverkäufer, Landschinder, Wucherer sind auch dabei, so stattliche Trophäen! Was soll man anders empfinden als tiefen sittlichen Ekel vor solcher romantischen Winselei dieses edlen Hessen, dieses angestammten Unterthanen eines Geschlechts, diesem Sohne eines Volks, das seit einem Jahrhundert von seinen „edlen" Herrn, wie kein andres tyrannisirt worden ist, das seit 50 Jahren um Hülfe geschrieen hat zu Gott und aller Welt gegen seine Unterdrücker, und das jetzt, wo Preußische Tapferkeit seine Dränger verjagt, über den Verlust seines „alten Hauses" jammert. Zehn Bismarcks reichen nicht aus für diese Menschen, und Bismarck kennt seine Deutschen: „Sie kennen die Deutschen noch nicht," sagte er zu der Baronin Pillar von Pilschen (die es uns selbst erzählte), als dieselbe ihn fragte, warum er nicht mehr Kleinfürsten beseitigt habe, „wenn die nur Geld genug hätten, die hielten sich gern jeder seinen eignen König!" Das erinnert an Börne's Wort: „jeder Deutsche hat seinen Gensdarmen in der Brust!" Und dazu diese Schwaben, die in ihrer Kammer sich als die „Biertrinkenden" und die Norddeutschen als die „Schnapstrinkenden Deutschen" bezeichnen, und eine Malzsteuer fürchten, die in den Beutel des Schnapstrinkenden Nordens fließen werde! (S. die Rede des Würtembergischen Deputirten Amerling in der Kölnischen Zeitung.) Es ist, wie ich schon 1858 in Stuttgart in einer großen Männergesellschaft den Schwaben ins Gesicht sagte: „Ihr kennt uns nicht, denn Ihr kommt nicht zu uns; aber wir kennen Euch, denn es giebt kaum einen Norddeutschen, der nicht Euer Schwabenland besucht hätte!"

Den 7. November Vorm. Ich habe nicht schreiben können vor Aufregung und Schmerz über die Italienischen Dinge und das tragische Geschick Garibaldis! Die Blüte der begeisterten Jugend Italiens vernichtet, erschlagen, verblutet unter den Bajonetten der Mordknechte des Pfaffenthums durch Hülfe französischer Schergen!! Entsetzlich! Der russische General Filosophoff (spr. Filosöff) sagte mir gestern: „Das Alles ist abgekartet Spiel! Man hat Garibaldi gegen Rom ziehn lassen, eben um dies Resultat zu haben; ein solcher Aderlaß schafft für einige Zeit Ruhe vor den Schwärmern. Das ist eine Politik, die auch das russische Kabinet mehrmals gegen

Polen verfolgt hat, obschon ich sie nicht billigte; man ließ Aufstände, die man im Beginn hätte mit einem halben Dutzend Leben unterdrücken können, zum vollen Ausbruche kommen, um dann gleich Tausende fangen und vernichten zu können!" Der Mann ist sanft, gut unterrichtet, aber fromm: „Dieu ne l'a pas voulu!" Damit beruhigte er sich über den Ausgang des Garibaldischen Unternehmens. Mir fallen immer die fürchterlichen Zeilen aus einem Gedichte Heines im Romancero ein (das mit den Worten anfängt: „Düstre Nacht, Walkyren schossen durch die Luft auf Wolkenrossen"):

„Und das Lebensblut verrinnt.
Und der schlechtre Mann gewinnt!"

Das Gedicht ist offenbar nach dem 2. December gedichtet und auf L. N. gemünzt. — Hier höre ich überall die Ansicht, daß hinter der ganzen Sache kein Anderer stecke als — — Bismarck! Wie groß die Vorstellung von der Übermacht dieses einen Mannes in den Gemüthern der Menschen ist, das sieht man auch hier wieder schlagend. Die Italiäner verlieren ihr Spiel. Wer ist Schuld? — Bismarck. Der König von Baiern entlobt sich. Wer hat das bewirkt? — Bismarck. Das ist kein Spaß, sondern voller Ernst bei denen, die so sprechen. Dieser einfache Märkische Junker, der aller Parteien Ansichten und Erwartungen getäuscht, der Preußen mit einem Schlage aus 30jähriger Verachtung und Verhöhnung erlöst und zu einer gefürchteten Weltmacht erhoben hat, der drei Fürsten entthront, ganz Deutschland zum Vorwärtsgehen in der Einigung der Interessen und Macht, aus der sich später allein erst die Freiheit entwickeln kann, gezwungen hat, dieser Staatsmann, der gegenüber seinen Europäischen Kabinetskollegen, zu den Mitteln, die er anwandte, gezwungen war, da diese Beust et Co. sie sonst gegen ihn und Preußen gekehrt, und wenn sie gesiegt hätten, den Sieg zehnmal härter gegen Preußen ausgebeutet haben würden, als er es, gehindert durch seinen König Wilhelm, zu thun vermochte, dieser verschrieene Bismarck, der, als Mensch zehnmal besser und edler ist, als seine Gegner, mit denen er zu rechnen hatte, und der — wenn er Leben und Kraft behält, vielleicht dereinst von den Deutschen gesegnet werden wird, die ihn jetzt verfluchen, — er ist bereits bei lebendigem Leibe eine Art von Mythus

geworden, ein Zauberer, ein Diabolus. Ich aber sage mit dem alten Goethe:

„Ich kann mich nicht bereden lassen.
Denkt von dem Teufel nur nicht klein!
Ein Kerl den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!“ —

An Alwin. **162.** Montreux, d. 27. Nov. 1867.

— — — — Heute habe ich Dir mehreres Interessante und Wichtige mitzuteilen. Zunächst aus einem Briefe des Großherzogs, Deines Herrn. Die geliebte Fanny hatte ihm unlängst Deine Rettungsthat vom Frühling dieses Jahres mit den Worten der Liller Zeitung mitgetheilt und daneben meine Töchter seiner Protektion empfohlen. Seine Antwort darauf lautet: „Aus gleichem Grunde (weil Sie mich kennen) werden Sie gern an den Antheil glauben, den ich an Ihres Stiefsohnes Heldenthat nehme. Sprechen Sie, bitte, diesen Antheil ihm, wie Ihrem Gatten in meinem Namen aus und wünschen Sie beiden Glück. Ersterm daß er ein Menschenleben gerettet, letzterm daß er einen Sohn den seinigen nennt, der dies geleistet.“ „Der Ruf des Talents und der fördernden Thätigkeit der Töchter ist mir eine bereits bekannte sehr erfreuliche Thatsache. Ihre Empfehlung erhöht also noch den Werth derselben, welches zu beweisen mir eine Gelegenheit erwünscht sein wird!“ — Ich hoffe Beides soll Euch freuen, wie es uns als ein neuer Beweis der herzlichen Theilnahme des in der That edlen Fürsten gefreut hat. In demselben Briefe empfahl er Fanny und mir: über die Entwicklung der deutschen Dinge, so wie über die Italische Tragödie vor der Katastrophe von Mentana zwei Aufsätze in der Revue des deux Mondes (v. 1. Novbr. 67 p. 1—47 u. p. 203—262), der erstere von Em. de Laveleye, der letztere von E. Forcade. Wir haben uns diese Nummer verschafft und beide Aufsätze mit großer Befriedigung und mit wahrhafter Bewunderung der von dem Großherzoge dabei bewiesenen Einsicht und Selbstverleugnung gelesen. Der Großherzog steht nicht an, seine Sympathie für Italien auszudrücken. Er schreibt darüber in seinem Brief an Fanny: „Ihre Mittheilungen in Betreff des neuen Ab-

schnitts, — des italienischen — der welthistorischen Epoche die wir durchleben, haben mich tief ergriffen. Einen Abschnitt nenne ich jene Episode, die jetzt eben bei Tivoli geendet, nicht aber einen Abschluß! denn unaufhaltsam weiter geht der mächtige Strom der Zeit, und neu sieht man bereits den Phönix der römischen Frage aus dem Pulverdampfe erstehen." Ueber die deutschen Veränderungen, die ihn doch selbst als Fürsten so schwer in seinen angeborenen Empfindungen zu verletzen geeignet sind, spricht er sich wahrhaft edel aus, indem er die Größe und Folgenschwere derselben offen anerkennt: „Diese Größe dieser Zeit (schreibt er) hilft gewaltig über vieles Kleinliche und Mühsame hinweg und läßt an eine Glück bringende wie Glück erhaltende Zukunft (Deutschlands) glauben!" Wenn ein Mann, erzogen in allen Vorurtheilen seines Standes als Souverain, dessen Selbstgefühl und Eitelkeit ihren Vortheil hatten bei dem altbundestäglichem Stande der Dinge in Deutschland sich zu dieser Anerkennung erhebt, wenn er unsereinem die Lektüre einer Schrift empfiehlt, in welcher sein eignes Land als „Weimar, ce duché microscopique" (p. 7, R. d. d. M.) verspottet wird, so will das schon etwas heißen.

An Alwin. **163.** Montreux, 29. 11. 67.

Während ich in Sorgen um das Schicksal unseres Freundes, des Oberstl. Fryggesi überall hin, nach Rom an unsre Gesandtschaft (Herrn von Schloezer) nach Florenz an L. Assing, nach Görz an die Baronesse von Gablenz briefliche Anfragen gerichtet hatte, auf die erst heute eine Antwort aus Florenz eingetroffen ist, erhielten wir vorgestern einen Brief von dem Gegenstande unserer Sorge selbst, der verwundet in Genf angekommen ist, wohin ihn Fanny poste restante geschrieben hatte. Dieser Brief, in italienischer Sprache geschrieben, ist ein historisches Aktenstück und ich möchte Dir denselben am liebsten im Original mittheilen. Er ist wie durch ein Wunder in der Metzelei von Mentana verschont geblieben, „der Baum unter dem ich stand," schreibt er, „wurde entblättert von den Kugeln des heiligen Chassepot. Mein Pferd erhielt 21 Flintenschüsse und wurde zu guterletzt, das arme Thier, im Augenblicke des Fallens von einer Kanonenkugel zerrissen. Gegen

3 Uhr Nachmittags wurde ich durch eine Contusion an der rechten Hüfte verwundet. Aber um meine Leute nicht zu entmuthigen und um den armen General sich nicht all zu sehr aussetzen zu lassen, blieb ich im Gefechte auf einen Stock gestützt bis gegen 6 Uhr. Mentana war keine Battaglie, — era un massacro contro inermi. Ich bin seit längerer Zeit an die Drangsale des Kriegs gewöhnt, aber ähnlichen Leiden wie diesen bin ich noch nie begegnet: Elende Gewehre, die kaum 200—300 Schritt weit trugen, waren unsere Waffen, kaum 2 bis 11 Kartouchen auf den Mann in den Patronentaschen der Freiwilligen, halbnackt, ohne jeden Sold, mehrere Tage ohne einen Bissen Brod, kaum ein wenig Fleisch ohne Salz, und Tagelang kein Trinkwasser. Die Geschichte allein wird von dieser unglücklichen aber glorreichen Campagne sprechen können! — Ich kommandirte die zweite Kolonne. Ich war Sieger bei Monte Rotondo, wo ich nach 24 Stunden unausgesetzten Feuergefechts die Mauern stürmte und Sieger blieb. Ja, theure Frau, ich lebe noch und weiß noch jetzt nicht wie. Zurückgekehrt von diesem heiligen Kreuzzuge, der unsrem Jahrhundert Ehre macht, bleiben mir sehr traurige Gedanken! Zu denken, daß alle diese Leiden und Mühen, alle diese Opfer vergeblich gewesen sind! Il fiore della gioventù è macellato! Ihre Mütter, Schwestern und Freunde beweinen ihre Theuersten, und ich „armer Exilirter" (Fryggesi ist Ungar, aber in Italien nationalisirt), ich bin hier, um dieses jammervolle Schauspiel zu schauen und Zeuge so vieler Infamien zu sein. Oh wie herzlich gern hätte ich mein Leben hingegeben für diese edelherzigen Märtyrer! Aber ich bin verschont geblieben und weiß nicht warum? Ob zur Strafe? oder zur Belohnung von Seiten des Schicksals? Dio lo sa! Vielleicht ist meine Mission noch nicht zu Ende, und so wollen wir denn leben, wenn wir einmal leben müssen! Mein armer General ist augenblicklich in demselben Kerker von Varignano, wo wir nach Aspromonte waren — denn auch ich kenne nur allzu gut jenen traurigen Ort — bewacht von den Sbirren desselben Mannes, dem er Alles gegeben hat. Ich habe ihn nicht mehr sehen können, ich werde ihn hoffentlich in bessern Zeiten sehen, und so sei es (così sia!) Physisch befinde ich mich wohl — ich gehe noch immer am Stocke, hoffe aber in einigen Wochen geheilt zu sein — moralisch

bin ich krank: und wer sollte es nicht sein?" Von der Lage Italiens sagt er: „Das arme Italien, schmachvoll verlassen von dem Manne, der ihm geschworen hatte seine Ehre hochzuhalten! Mit Füßen getreten von dem Fremden wie ein unmündiges hülfloses Waisenkind! Trotz seiner zwei gefeierten Söhne, um die die Welt es beneidet, geschehen diese Schändlichkeiten!" — Er sieht jetzt nur noch eine Zukunft für Italien in der Aufpflanzung des Paniers der Republik und wünscht, daß auch Garibaldi jetzt zu dieser Einsicht gelangt sein möge und dieselbe offen proklamiren möge, sobald die Zeit gekommen sein werde, wozu er in seinem Briefe eine feurige Erklärung entwirft. Schließlich schreibt er: „Und nun habe ich noch eine besondere Bitte an Sie Beide. In vielen Ländern stellt man Supscriptionen an für unsre armen Verwundeten. Wollen Sie nun wohl die Güte haben auch an Deutschland einen Appell zu richten, unsern unglücklichen Garibaldinern zu Hülfe zu kommen? Sie würden ein gutes Werk thun und dasselbe würde zugleich als eine edelherzige Demonstration dienen." —

An Alwin. **164.** Montreux, d. 10. Dez. 1867.

So eben verläßt uns der Oberstlieutenant Fryggesi, nachdem er vom Berner Friedenskongresse kommend, seit gestern Abend unser Gast gewesen war, und ich beeile mich seinen von Dir gewünschten Brief an Dich noch heute zur Post zu senden.

Wir haben erhebende Stunden mit diesem heldenhaften Manne genossen. Noch leidend an seiner Wunde, — mit Mühe und auf einen Stock gestützt zu gehen vermögend, von unglaublichen Strapazen in Hunger, Durst, Kälte abgemattet war er die Sanftmuth und Liebenswürdigkeit selbst. Abends nach der Bataille von Mentana war er vor Überanstrengung des Commandirens stimmlos und spie Blut, das dauerte 14 Tage. Auf einem Wagen kam er mit dem Rest seiner Brigade über die Gränze, ward verhaftet, losgelassen, in Florenz wieder verhaftet, ausgewiesen — er Ehrenbürger von drei Städten Italiens (Genua, Como und Milazzo), der seit 9 Jahren für Italien gefochten.

Die 24 Stunden mit ihm sind Wochen werth. Wir haben uns mit Thränen getrennt.

In die letzte Campagne ist er ohne Hoffnung gegangen.

Jetzt will er für eine Weile die Politik und den Degen ruhn lassen und arbeiten; er denkt an Anlegung einer kleinen Fabrik, am Lago Maggiore und bereitet sich in Genf dazu vor.

Welch ein Leben voll Wechsel wunderbarster Art. Heute an der Spitze von 3000 Mann, in Palästen Gast, vom Könige empfangen, dekorirt. Morgen sich selber seinen Kaffee kochend und seine Kleider reinigend.

Genug für heute. Sei vorsichtig mit dem Briefe und dem Sammeln, und sobald Du etwas zusammen hast sende es mir.

An Alwin. **165.** Montreux, den 21. Mai 1868.

— — — — Von etwas Anderem, Besseren! Ich habe so eben die Lectüre eines Buches beendet, das mir einen Genuß gewährt hat, wie ich ihn seit Jahren nicht gehabt. Es ist das die „Geschichte des deutschen Volksliedes" von unserm Freunde Edouard Schuré,*) das ich von allen Deutschen und vielleicht selbst von allen Franzosen, zuerst gelesen habe, da der Verfasser mir das erste fertige Exemplar mit der Post geschickt hat. Ich hatte es nie für möglich gehalten, daß ein Fremder, und gar ein Franzose, mit so tiefem Verständnisse das deutsche Lied hätte behandeln können, und in der That ist es auch nur durch den Umstand erklärlich, daß Schuré von deutschem Stamme, daß er ein Elsässer ist, dem das eingeborene deutsche Naturelement den Sinn erschlossen hat für all die tiefste Schönheit der Poesie unseres Volkes. Aber auch so noch ist das Buch, das Erstlingswerk eines so jungen Mannes, fast ein Wunder zu nennen. Ich kenne kein deutsches Buch, das mit gleicher Innigkeit des Gefühls und Meisterschaft des Ausdrucks, mit gleicher Tiefe des Verständnisses diesen Gegenstand behandelt hätte. Diese Geschichte der deutschen Volkslyrik ist selbst ein Gedicht. Es ist ein Dichtergemüth schönster Art, in dessen klarem Spiegel sich diese schönste Manifestation des deutschen Geistes und Gemüthes so rein und klar wiederspiegelt, wie die waldbekränzten, schneegekrönten

*) Histoire du Lied ou la chanson populaire en Allemagne par Edouard Schuré. Paris 1868 librairie internationale, 15. Boul. Montmartre.

Alpengebirge sich wiederspiegeln in der kristallnen Fluth des stillen Bergsees, auf dessen blauer Spiegelfläche meine Blicke ruhten, wenn ich aufschaute von dem Buche, um meinem Empfinden Luft zu machen, in einem tiefen Athemzuge reiner Frühlingsdaseinsluft! Unter den mehr als 500 Seiten ist nicht eine, die ich nicht mit Vergnügen, mit Befriedigung und mit einer Art stolzer freudiger Genugthuung genossen hätte. Denn dieses ganze Buch ist eine einzige Huldigung, die unserm deutschen Genius dargebracht, eine Ehrenkrone die ihm auf die Stirn gedrückt wird, von einem Angehörigen derselben Nation, die noch vor kaum hundert Jahren die höhnende Frage stellte: „ob ein Deutscher überhaupt Geist habe oder haben könne?" Daß mein geliebter Bruder Karl dies Buch nicht mehr erlebt hat! Wenn die Franzosen noch fähig sind, sich wieder zu erheben aus ihrem tiefen Verfalle, so können solche Bücher wie dieses, ihnen dazu helfen. Sie haben in ihrer ganzen Litteratur nichts ähnliches, und dies Buch muß dem Autor mit einem Schlage einen Namen unter den besten in der französischen Litteratur der Gegenwart machen, wenn die Franzosen fähig sind sich ihrer anmaßlichen Eitelkeit zu entschlagen, und die Wahrheit hinzunehmen, daß sie, wie Schuré ihnen mild aber ernst ins Gewissen ruft, nach dieser Seite hin (und nicht bloß nach dieser) von dem deutschen Genius zu lernen haben. Der Muth und die Offenheit, mit denen ihnen der Autor diese Wahrheit vor die Augen rückt, sind eben so groß und anerkennenswerth als die überzeugende Kraft und die edle Begeisterung, die er dabei entwickelt. Seine Übersetzungen — es sind deren über hundert — deutscher Volkslieder, und der auf ihrem Grunde ruhenden von ihrem Geiste großgenährten Lieder unserer neueren Dichter, Goethe obenan, sind fast durchgängig meisterhaft und viele derselben lesen sich wie Originale.

Edgar Quinet. **166.** Veytaux, 23 déc. 1868.

Cher Monsieur et ami,

Pardonnez moi si je ne vous écris pas encore aujourd'hui comme je désire le faire. Je suis à la lettre écrasé par le manuscrit que j'achève, de la *création*.

Vos beaux livres nous sont parvenus heureusement.

Quelle science! Quelle variété! et quel style approprié à chaque chose, ce qui me semble le grand point. Nous lisons régulièrement chaque soir les *Römische Kaiserfrauen*. Ce sont là de vraies statues en beau marbre. Mais d'où avez-vous tiré à Berlin, ce marbre sans tache de Carrare? Je croyais qu'il n'existait qu'en Italie.

Nous passons nos soirées dans cette gallerie de sculpture, au bruit du vent et des vagues du lac, et combien de fois votre nom et celui de Madame Stahr sont prononcés dans cette terrible compagnie des Livias, des Agrippinas et des Julias! Franchement nous leur préférons infiniment la moderne Madame Fanny Lewald. Après cela viendront Lessing et les femmes de Goethe. Nous tenons donc tous les livres en perpétuelle conversation avec vous, bien merci!

J'ai d'abord été, cher monsieur et ami, très déconcerté et même inquiet de votre résolution de passer l'hiver à Berlin. L'air doux de ces premiers mois de novembre et de décembre vous donnent raison. Mais pouvons-nous nous fier à ce faux printemps?

On parle du livre nouveau de Madame Stahr. Nous espérons l'avoir. Car, il n'y a pas moyen de vous séparer .....

Tous vous restent bien fidèles et moi aussi. Je suis tout à vous deux de coeur et d'âme.

An Alwin. **167.** Barr (Bas Rhin), den 16. Oktober 1869.

— — — — Vogts verließen uns am 3. Oktober. Schuré blieb einen halben Tag länger, Frau von Gablenz blieb bis zum 11. Oktober, nachdem ihr Gemahl, der General der Cavallerie und Commandeur von Ungarn, gleichfalls am 5. angekommen war. Er iſt trotz ſeiner 54—55 Jahre (er iſt 22 Jahre älter als ſeine Gemahlin) noch immer ein ſchöner, ſtattlicher, hochgewachſener Mann, dem man den hohen Militair und den Feldherrn anſieht, der zu befehlen gewohnt iſt. Wir verlebten mit einander ſieben ſehr angenehme Tage, machten Abends ein Paarmal ein Whiſt zuſammen, bei dem Dr. Wolff und die Generalin die Partner waren und

ſchon ihr Verbrechen iſt (337). Der Staat hat kein Recht den Verbrecher aus Armuth zu verdammen, denn ſein Verbrechen iſt des Staates Schuld (341—343). Und „der ganze Staat hat nichts anders zu thun, als den Verbrecher zu retten und ſeine Heilung zu bewirken (S. 387) aber nicht durch Schweig- und Iſolirhäuſer (341, 349, 353, 379, 380, 458), oder durch Hängen, Köpfen und Rädern (453—463) ſondern durch Erziehung und Bildung zu Menſchen."

Dies ohngefähr die Hauptpunkte, um welche ſich die Geſpräche der Frau Rath mit Pfarrer und Bürgermeiſter drehen. Trotz der Wunderlichkeit ſo mancher Argumente, trotz der Abenteuerlichkeit gewiſſer Vorſchläge zu Armenſtädten (346), Diebs- und Demagogenleibwachen für die Fürſten leuchtet doch auch hier durch alle phantasmagoriſchen Nebel hindurch der ſtrahlende Glanz der Wahrheit reformatoriſcher Gedanken, die vielleicht ſchon das Ende dieſes Jahrhunderts mit viel weniger erſtaunten Augen betrachten wird.

Ihr ſagt zwar: „Es geht nicht zu helfen." Sie aber antwortet: „Es geht doch! Ihr widerſprecht und ſeid nicht zum Schweigen zu bringen mit hohlen Gründen der Philiſterei. Wärt Ihr aber ſelber die Armuth, dann würdet Ihr allen Philiſterverſtand übertäuben mit dem Geſchrei eurer Noth."

„Soll der Adel Euch adeln, den mit Wucherglück der Bürger ſeiner Abkunft zum Hohn im adligen Gute ſich erkauft, ſo mach er ſtatt Luxusanlagen von Tempeln und Grotten und tanzenden Waſſern — Anlagen für Heimathloſe, und ſein Sommerplaiſir die english cottage mach er zur deutſchen Hütte, worin deutſche Armuth ſich erholt; den engliſchen Raſen theile er aus zu Feldern für Kartoffeln und Brod; und er iſt ein Edelmann, wer wird ihm widerſprechen."

erfreuten uns der interessantesten Mittheilungen aus dem Munde des vielerfahrenen Mannes, der als Kriegsmann und Diplomat die intimste Kenntniß der Ereignisse und Personen der Gegenwart besitzt. Er hat vor 22 Jahren eine österreichische Reiseexpedition ins Innere von Afrika, durch Aegypten mitgemacht, hat die Kriege von 1848 und 49 gegen Piemont und Ungarn, den Krieg von 1859 und die Schlachten von Magenta und Solferino, dann den Feldzug in Holstein, dessen Statthalter er war, als Höchstkommandirender der Oesterreichischen Armee durchgemacht, wobei er sich in Holstein und selbst in Preußen die höchste Popularität gewann, und hat endlich 1866 als einziger der Oesterreichischen Generale einen Sieg über die Preußen — bei Trautenau erfochten, der noch wichtiger in seinen Folgen gewesen sein würde, wenn der Oesterreichische Erzherzog Albrecht ihn, wie er bat, unterstützt hätte. Und dieser Mann, der 42 Gefechte, Treffen und Schlachten mitgemacht, ohne verwundet zu werden, hat dies Jahr das Unglück gehabt in Agram — wo er als Höchstkommandirender der „Militairgrenze" residirte, — als er den dort durchpassirenden Prinzen Napoleon zum Bahnhofe begleitete, durch einen Sturz seines Pferdes den Fuß zu brechen. Er ging noch am Stocke und etwas hinkend, als er bei uns war!

Vieles was er uns erzählte war so wichtig, daß Dr. Wolff sich nachher sofort hinsetzte es aufzunotiren. Das Wichtigste war, daß er uns bestätigte: der König Wilhelm habe den Krieg von 1866 nicht gewollt, und daß es dazu gekommen sei, daran trage allein der Kaiser von Oesterreich schuld. Die Sache, wie er sie erzählte, ist die: „Ich und der Preußische General von Manteuffel hatten einen Plan entworfen, nach welchem Preußen die politische und militärische Führerschaft über ganz Deutschland diesseit des Mains, Oesterreeich dieselbe für Süddeutschland jenseit des Mains erhalten sollte. Auf einem Fürstenkongresse sollten die deutschen kleinen Fürsten dazu gebracht werden in diese ihre militärische und politische Mediatisirung einzuwilligen, was sie, — wenn Preußen und Oesterreich einig waren nicht zu weigern vermocht hätten. Dann sollten diese beiden deutschen Großmächte vereint dem Auslande erklären: wer etwas dagegen hat, der melde sich! Wir haben 1200000 Sol-

daten beisammen, um den Handschuh aufzuheben!“ Ich legte diesen Plan in Berlin vor, und der König erklärte sich einverstanden mit demselben. Aber in Wien, wo Manteuffel denselben Plan vorlegte, verweigerte der Kaiser Franz Joseph die Annahme. Es müsse doch einmal (sagte der Kaiser) zum Entscheidungskampfe über kurz oder lang kommen, und da sei es besser es geschehe jetzt, wo er seine Armee auf dem Kriegsfuße habe, und 400 Millionen Gulden nicht umsonst aufgewendet haben wolle.“ — Das war im Frühjahr 1866 — ich weiß nicht mehr in welchem Monate. Ihr könnt denken, wie interessant es mir war, von einem österreichischen kommandirenden Generale so bestätigen zu hören, daß nicht Preußen, nicht Wilhelm und nicht Bismarck (er nannte den letztern ausdrücklich) Schuld an dem „deutschen Bruderkriege“ sei, wie die Süddeutschen, Radikalen und Preußenfresser noch immer schreien, sondern vielmehr der Kaiser von Oesterreich schließlich auf der Waffenentscheidung bestanden habe. —

Lewes. **168.** 1. Sept. 1870.

Dear Friends.

Stahrs Sturmglockenrufe awoke response in the peaceful Priory, as you can well believe. The translation of Prestige should be printed in letters of gold!

This morning I read Frau Fanny's welltimed protest against the favouritism shown to French prisoners by those who wish to give their French an airing and altho we do not refuse our sympathy with suffering French still on all accounts the Germans must have the frist place — and this would be so even were my wife and I not specially bound by many a grateful thought to German friends and to the German people. It is the memory of the many kindnesses we have received at German hands, specially in dear Berlin, that prompts us to send the accompanying trifle towards the relief of German sufferers — wounded or orphans — to be applied as you will best know how to apply it, either in private aid, or to emerge in public efforts. Any banker will cash the checque for you, but you must first write your name on the

back. As we are certain that Frau Fanny will be active in many good works, we feel that she best can decide in what direction our small contribution can be best applied. The English subscription is already over 50000 £ and goes on vigoriously. But it is for French and German alike.

An Alwin. **169.** Prenzlau, d. 15. Mai 1873.

Am Dienstag Nachmittag 4¼ Uhr — so stand es „in den Sternen geschrieben" — habe ich endlich meine alte Geburts- und Schulstadt nach 34 Jahren wiedergesehen. Genau genommen eigentlich nach 48 Jahren, also nach fast einem halben Jahrhundert, denn seit ich Ostern 1825 hier vom Gymnasium zur Universität nach Halle ging, habe ich meine Vaterstadt nur dreimal, 1826, 1832, (oder 33) und zuletzt 1839, kurz vor meines geliebten Vaters Tode, immer nur auf ein oder zwei Tage wiedergesehen. Mein alter Thümen erwartete uns am Bahnhofe; als schönen jungen Mann hatte ich ihn 1832 hier gesehn, jetzt stand er vor mir mit silberweißem Haupte, ein müder kranker Greis.

Ich schreibe diese Zeilen oben in seinem Hause, in der Wohnung meines Lehrers, des Prorektor Schwartze, zu dem ich die Treppe oft mit Scheu und Zagen hinaufgestiegen bin, denn er war sehr gefürchtet und leider wenig oder vielmehr gar nicht geliebt. Das eine der 2 Zimmer, die uns bereitet worden waren, bildete sein Studirzimmer, in dem andern hatte ich französische Privatstunden bei der Frau Prorektorin, einer Französin aus der „Colonie" in Berlin, die eben so streng war wie der Gemahl. Doch verdanke ich ihr mein Französisch und ihm die Förderung meiner Musikstudien, denn er, ein guter Violin-, Cello- und Pianofortespieler, begleitete mich oft mit der Violine zum Pianoforte, und übte mir unter andern auch einmal eine grande Sonate von Hummel ein, die ich von ihm begleitet in einem öffentlichen Konzerte vortrug.

Wiedergesehn habe ich nur 2 alte Schul- und Universitäts-Freunde, den emeritirten 70jährigen Prediger Schridde und den pensionirten Bürgermeister von Gartz (bei Stettin) Justizrath Weiß — es sind außer Thümen die einzigen noch lebenden Jugendgenossen der Prenzlauer Zeit, alle andern hat der Tod hinweg-

gemäht! Thümen hatte beide (Weiß war zufällig in Prenzlau anwesend) gestern zum Abendbrod geladen, und ich kam mir fast mythisch vor in den Erinnerungen an die so fernabliegende Jugendzeit.

Die geliebte Fanny wird Dir davon mehr als ich erzählen können!

Erst hier habe ich gesehn, daß ich mehr, weit mehr von meinem Prenzlauer Leben, von Personen, Ereignissen, Örtlichkeiten, Häusern u. s. w. im Gedächtniß besaß, als ich geglaubt hatte.

An Alwin. **170.** Baden-Baden, den 19. Juli 1873.

— — — — Eben verläßt uns unser Pariser Freund Maxime Du Camp, den ich Vormittags aufgesucht, und herzlichen Empfang bei ihm gefunden hatte. Seit 1855 hatten wir uns nicht mehr gesehn, seit 1862 nicht mehr geschrieben. Von den Strapazen seines Feldzugs unter Garibaldi 1860 schwer leidend, lebt er seit 1861 Sommer über hier, wo er sich eine Villa gekauft hat. Er hat den Ausbruch des Kriegs 1870 hier, die Niederlage Frankreichs und die Commune in Paris erlebt; in Folge der letzteren ward seine Schwester wahnsinnig und er brachte sie in die badische Heilanstalt zu . . . . wo sie auf Befehl der Deutschen Kaiserin aufgenommen wurde, die ihn, und die er hoch schätzt. Er ist der erste Franzose, der über Frankreich und den Krieg vollkommen vernünftig denkt. „In ganz Frankreich" — sagte er — „gab es nur 2 Menschen in hoher Stellung, die mit dem Gefühl des Unheils den Krieg gegen Deutschland herankommen sahen, Napoleon III. und der damalige Finanzminister (Ségris?). Ich habe dem Kaiser geschrieben, daß die französische Siegeshoffnungen eitel seien, denn ich hatte Deutschland und seine Heere gesehn! Von Frankreich sagte er: il est bien triste de dire, que nous appartenons à une nation qui meurt, faute de ne pouvoir trouver le mode de vivre. — Nous sommes pas morts; les cinq milliardes ne sont rien pour nous, le pays rengorge d'argent. Nous aurions pu nous passer des deux provinces, et perdre les 100 mille d'hommes, que nous avons perdu. Mais un peuple ne peut se passer de *repos*, et nous ne l'avons pas. Nous sommes tourmentés d'une inquié-

tude qui nous jette pendant 80 ans d'une révolution dans l'autre. Si l'on demandait à la nation ce qu'elle veut, elle crierait *l'empire;* nous sommes comme les malades qui crient toujours: laissez moi tranquille. La nation française a englouti trop d'autoritisme et trop de catholicisme deux grandes pierres qu'elle ne peut ni digérer ni ausbrechen. Si on lui proposait: de faire le Shah de Perse président de la France à condition d'avoir le repos il le prendrait. Auf Fannys Frage: Aber was denken Sie, daß aus Frankreich wird? erwiderte er: Je ne sais pas Madame, nous aurons toujours un beau ciel, des ressources immenses, charmantes femmes — mais ça ne sera plus la France. Il faut que d'autres viennent nous administrer, car depuis 80 ans, nous ne savons pas d'y parvenir.

Die Forderung, nach dem 2. Sept. 70 Friede zu schließen, nannte er une absurdité. Bismarck l'aurait bien voulu. Mais avec qui traiter?

Tout le mal que les étrangers nous ont fait n'est rien auprès de celui de la Commune; parce que une guerre, enfin elle finit, mais la *Commune* c'est une maladie que nous avons nous mêmes intérieurement, und wenn Thiers nicht gestürzt worden wäre, nous serions déjà de nouveau sous sa domination avec le pétrol comme loi et constitution.

An Alwin. **171.** Liebenstein, d. 22. Juli 1874.

— — — — Gestern war der Herzog selbst bei mir, um sich nach meinem Befinden und nach den Details des hier unerhörten Vorgangs eines Raubanfalls zu erkundigen. Er blieb über eine halbe Stunde, und hat mir und Fanny einen überaus vortheilhaften Eindruck gemacht. Ein schöner, stattlicher, wie ein alter Ritter aussehender Herr, etwa 48—49 Jahr alt, und von einer schlichten Einfachheit des Behabens und der Sprache, wie sie mir in dem Maaße noch bei keinem regierenden Fürsten vorgekommen ist. Er verabschiedete sich mit den Worten: „Lassen Sie Liebenstein den häßlichen Vorfall nicht entgelten." Er sprach mir von der Freude, die ihm meine Urtheile über sein Theater (in Briefen die ich an den Regisseur Chronegk geschrieben) gemacht hätten und äußerte sich

über sein Verdienst und seine „Liebhaberei" für das redende Schauspiel in einer so einfachen, ja bescheidnen Weise, daß er mich ganz für sich einnahm. Als ich ihm sagte, daß wir erst eine einzige Ausfahrt in 3 Wochen gemacht, bemerkte er, daß ich sein Jagdhaus Nissel sehen müsse, sobald ich wieder auf den Füßen sei. —

v. Buttel. **172.** Oldenburg, d. 24. Juli 1874.

Lieber alter Freund.

Hat es mich nicht tief bewegen müssen, unter der zu meinem 50jährigen Dienstjubiläum mir zugegangenen und zugleich von einer so reichen Ehrengabe begleiteten Adresse, auch Deinen Namen, sowie den Namen Deines hochgeachteten Sohnes Alwin zu finden?

Wenn man den letzten Lebensmarken bereits so nahe steht, wie dies allgemach bei mir der Fall ist, wenn das treibende Schaffen und Wirken nachläßt, und dafür eine beschaulichere Betrachtungsweise mehr Raum gewinnt, da fehlt es nicht, daß namentlich die Erinnerungen jüngerer reicherfüllter Zeiten wieder in uns lebendig werden und von Neuem das Herz mit warmen Empfindungen füllen. So geschieht es mir jetzt, lieber Stahr, mit dir, die wir ja während vieler Jahre mit wahrer Hingebung unser tiefstes Inneres im persönlichen Verkehr gegeneinander ausgetauscht haben, (beredten Beweis geben unter anderen mehrere mir gewidmete schöne Gedichte von Dir) — während wir seitdem noch längere Jahre hindurch, im Raume getrennt und ohne nähere Berührung geblieben sind. Einmal nur im Sommer 1869, wie ich mit meiner Tochter Minna, von Bad Elster her, Berlin passirten, glaubten wir das Glück werde uns günstig sein, Dir und Deiner hochverehrten Gattin unseren Besuch machen zu können, mußten aber leider in Deiner Wohnung vernehmen, daß Ihr auf einer Reise nach Süddeutschland abwesend waret. Dann hat uns aber Dein genannter Sohn im Jahre 1871 das Vergnügen gemacht, hier in Oldenburg mit seiner lieben Gemahlin bei uns vorzusprechen, einen Abend bei uns zuzubringen und so das Andenken an die Vergangenheit wieder zu vergegenwärtigen. Und jetzt sind es, wie gesagt, die mir dargebrachten

theuren Liebeszeichen, die gleicher Weise solche Erinnerung wachrufen und vor Allem auch mahnen, Dir lieber Freund dafür meinen herzinnigsten Dank darzubringen, mit der Bitte, gelegentlich auch Deinem Sohn Alwin in meinem Namen einen solchen auszusprechen, sowie mich und die Meinigen dem Wohlwollen Deiner hochverehrten Lebensgefährtin freundlich zu empfehlen, hoffend, daß auch Deinen andren Kindern, mit deren Lebensschicksalen ich weniger bekannt bin, unser Gedächtniß nicht schon gänzlich entschwunden sein möge.

— — — Sodann was meine liebe Frau betrifft, so hat diese, obgleich auch bereits im 68. Lebensjahre, ihren unerschöpflichen Humor und ihre gewinnende Schreib- und Redeweise unversehrt bewahrt, wenn allerdings auch die körperliche Beweglichkeit Einbuße erlitten und sie insbesondere seit längeren Wochen sich wenig wohl befunden hat. Und was endlich mich selbst angeht, so habe zwar fortwährend an meinen Augen und auch an meinem Allgemeinbefinden Manches zu leiden gehabt, durch wiederholte Gebirgsreisen namentlich in die Schweiz mit Frau und Tochter aber wesentlich Besserung erlangt und meinem nach gar vielen Seiten hin sich erstreckende Berufe immer noch leidlich vorstehen können, und letztlich auch die Aufregung, welche die bis zur Beschämung reichlichen Gunstbezeugungen zu meinem Jubiläum mit sich bringen mußten, wohl überstanden. Eine von diesen Gunstbezeugungen ist gewesen, daß Eure dortige juristische Fakultät mir das Ehrendoktordiplom hat zukommen lassen, was mich besonders auch nur deshalb erfreut hat, und mir zur Genugthuung gereicht hat, weil so hervorragende Männer wie Gneist und G. Beseler dabei die Pathenstelle vertreten haben.

Füglich könnte ich eigentlich hiermit von meinem Posten zurücktreten und einem gewissen Ruhebedürfnisse, das sich doch nachgerade einstellt, nachgeben und in Wahrheit hatte ich wohl auch gehofft, daß sich durch die Reichsgerichtsverfassung dies spätestens bis jetzt von selbst werde gemacht haben, indeß zögert sich dies wider Erwarten noch länger hin und so würde ein früherer Austritt jetzt vielleicht hier nur Verlegenheiten bereiten, sodaß ich meinen Entschluß einstweilen noch so habe dahin stehen lassen. —

Das, lieber Freund, gäbe eine oberflächliche Kundgebung, wie es bei mir aussieht. Dagegen was Dich und Deine hochver-

ehrte Gattin betrifft, so ist wohl klar, daß Angesichts des beiderseitigen reichhaltigen schriftstellerischen Schaffens und Wirkens wir gar mannigfach in näherer Weise haben orientirt bleiben können — aber freilich ein unmittelbares Mittheilen und Begegnen hat doch gefehlt.

Möge an unserm Lebensabende auch eine persönliche Begrüßung uns noch einmal zu Theil werden.

Mit diesem Wunsche und unter herzlichen Grüßen, schließe ich

Treu Deiner gedenkend

von Buttel.

An Alwin. **173.** Liebenstein, 24. Sept. 1874.

— — — — Der 23. Septbr. wird in unserm Kalender roth angestrichen bleiben. Es war der schönste Tag unseres Liebensteiner Aufenthalts. Um 10 Uhr holte uns Frau von Heldburg, die eigens dazu von Meiningen gekommen war ab, um uns nach dem „Rissel", etwa 3½ Stunden von hier bergaufwärts zu fahren. Es bedurfte der vier schlanken Füchse des Herzoglichen Marstalls, um den schweren bequemen Landauer so rasch als nothwendig war auf die einsame Waldgebirgshöhe zu bringen, auf der das kleine Jagdhaus des Herzogs liegt — ein einstöckiges hölzernes Schweizerbauernhaus, das er sich dort in tiefer Waldeinsamkeit erbaut hat. Es enthält nur im obern Stocke, zu dem eine enge kleine Treppe führt, zwei Zimmer: ein kleines Eßzimmer für etwa 4—5 Personen und 1 Schlafzimmer mit 2 Betten, in welchem zugleich des Herzogs Schreibtisch steht. Der Adjutant schläft im Eßzimmer auf einem kleinen Divan. Unten wohnt der Förster mit Frau und zwei Leuten und wird die — höchst frugale — Küche besorgt, so oft der Herzog hinauskommt, der diesmal nicht mit war. Nur M'ßtreß Franz, die Mutter der jetzigen Gemahlin des Herzogs war oben; sie wohnt dort der Luft wegen seit 6 Wochen. Man kann sich nichts Einfacheres aber auch nichts Romantischeres und in seiner Art Grandioseres denken, als die unendliche Stille, die dieses tief im Walde auf sonniger Höhe, stundenweit von jeder Menschenwohnung fernliegende Häuschen umgiebt, wo das Ohr in stillen Nächten nur

den Schrei der Hirsche, der in der jetzigen Brunstzeit wie Löwenbrüllen erschallt, und den Ruf der Nachteule und das Kreischen der Wildkatze vernimmt. „Man muß ein festes Herz haben," sagte die alte Dame, „wenn man wie ich, hier absolut allein lebend, Abends ein wenig in den Wald hinaus gehend, sich nur von solchen Naturlauten umgeben findet. Aber die Luft ist herrlich hier, und wenn ich Sie nur 4 Wochen hier oben haben könnte, Sie sollten bald anders aussehen."

Wir machten einen kleinen Spaziergang unter ihrer Führung in den umgebenden Buchen- und Fichtenwald zu einer Stelle hin, wo man die weiteste Aussicht über die fernen Waldgebirge und sonnigen Thahlgrunde genießt, dann aßen wir zu Mittag und nahmen den Kaffee auf der freien hölzernen Gallerie die rings um das Haus läuft, wozu ich eine Cigarette rauchte, und dann fuhren wir nach 3 Uhr leider schon wieder fort, da Frau von Heldburg zum Zuge im Immelborn sein mußte, und vorher noch ihrer Begleiterin, einem Frl. Fischer, Tochter des Meininger Gymnasialdirektors, die Villa Georg in Liebenstein auf ein Paar Minuten zeigen wollte. Das Wetter begünstigte uns auf dieser anmuthigen Fahrt ausnehmend.

An Alwin. **174.** Liebenstein, d. 3. Juli 1875.

— — — Mittwoch Nachmittag musikalische Réunion bei Frau von Meyendorf, bei welcher Liszt mit einigen seiner Schüler spielte, leider aber nichts als eigene Compositionen: Ungar. Rhapsodien, Gretchen, Faust und Todtentanz, der letztere das Schrecken des Schreckens. Ich war nach 2 Stunden von dieser Unmusik so angegriffen, daß ich von 6—½8 im Hotel einschlief. Fanny war schon nach ½ Stunde wegen eines Unwohlseins heimlich fortgegangen. Auch der Großherzog war anwesend und ich freute mich der Freundlichkeit, mit der er Anna und Helenen begegnete und der heiteren Unbefangenheit und schicklichen Freiheit, mit der sich die geliebten Mädchen ihm gegenüber zu benehmen wußten.

Abends 8 Uhr zum Plauderstündchen bei Liszt. Es war eine Partie von nur 6 Personen. Liszt und Frau von Meyendorf, Fanny und ich, eine Hofdame Frl. v. Watzdorf, die mit der Groß-

herzoglichen Familie im vorigen Herbst in Italien gewesen war, und mit Begeisterung von meinem Ein Jahr in Italien und Ein Winter in Rom sprach, und der Hofkapellmeister Lassen. Um ½9 Uhr ward soupirt, und als wir beim Nachtische bereits die Cigarren angezündet hatten, kam noch der Großherzog, den ich selten so liebenswürdig, heiter, frei und aufgeschlossen gesehen habe als diesen Abend. Er bat uns fortzurauchen und zündete sogar selbst eine Cigarre an, die Liszt ihm mit den Worten bot: „Ich kann sie empfehlen, es ist Munificenz!“ Er hat sie nämlich von Bechstein, und sie waren wirklich vortrefflich. Da ich sie lobte, sagte er: „ich schicke Dir, davon eh' Du reisest,“ und wirklich brachte mir am andern Morgen sein Kammerdiener, ein Montenegriner, hundert Stück dieser edelsten Duftstengel, die sicherlich das Tausend auf einige hundert Thaler kommen mögen.

Donnerstags Vormittag kamen noch allerhand Abschied nehmende Freunde, Herr von Gleichen sandte an Fanny ein Prachtbouget der herrlichsten Rosen und zuletzt kam der geliebte alte Freund Franz Liszt. Der Großherzog hatte mir Abends zuvor beim Abschiednehmen gesagt: „Nun es bleibt dabei, mein lieber Freund, ich besuche Sie von Wilhelmsthal aus, und werde, wie Ihre Frau es wünscht, zuvor telegraphiren!“ Liszt, der es gehört hatte: „ich will zusehn, daß ich mit dem Großherzog mitkomme, da ich ihn doch in Wilhelmsthal besuchen muß.“ — Er bat sehr, daß ich doch zum 3. Septbr. nach Weimar kommen möchte. „Leider kann ich Dich nicht logiren, wie Du siehst!“ — „Das ist nicht nöthig,“ versetzte ich, „je suis très bien logé dans ton coeur, mon vieil ami, depuis que j'y suis admis il y a 25 ans!“ Die letzten Worte der Unterhaltung waren nämlich französisch gesprochen worden. Er umarmte und küßte mich und sagte: „C'est que la source de notre amitié a été toujours pure, comme la petite source que tu as baptisé de mon nom.“ Er ist nämlich von einer kindlichen, wahrhaft rührenden Dankbarkeit für die Zueignung meiner 2. Ausgabe von „Weimar und Jena“, auf die er mehrmals zurückkam, wie er denn auch das Buch allen seinen Schülern und Bekannten, wie man mir sagte, empfehlen soll. —

Höher ſteigt dann im Rang wer's um die Armen verdient, durch ihre Betriebſamkeit mit ſich zugleich ſie ſelber empor-bringt; der grünt am eignen Stamme wie ein edleres Propfreis, lebendige Bedeutung, die wir anerkennen in ihm, hat er als Graf."

„Wer aber keinen andern Zweck mehr hat, als der Elenden Anſprüche ans Leben zu vertreten, keine Standeserhebung als nur die Erhebung der Menſchheit ins Geſammt, der die Aſche ſeiner Väter mit der Armen Aſche auf dem Gottesacker ſammelt, und keine Familiengruft baut ſeinen Ahnen, wo Lebende kein Obdach haben, der iſt von reinem Stamme, — der Fürſt der Menſchheit, reich an Gütern der Weisheit an denen wir alle ja arm ſind."

Amen:

d. h.: ja, ja, es werde wahr!

An Alwin. **175.** Liebenstein, d. 26. Juli 1875.

— — — — Letzten Sonnabend speisten wir wieder beim Herzog, mit einer kleinen sehr angenehmen Gesellschaft, wo es sehr heiter herging und ich etwas zu viel sprach. Der Herzog, der uns immer näher wird, zeichnete mich auf das Freundlichste aus, dankte mir für die Mittheilung des Buchs „Herbstmonate in Ober Italien" und sagte, daß er sich nicht erlaubt habe weiter als an den bezeichneten Stellen aufzuschneiden, da er gemeint habe, daß ich ihm das Buch nicht als Geschenk, sondern nur zum Nachlesen der Stellen gesendet. — Gestern machten wir Nachmittag einen Besuchsversuch bei des Herzogs Gemahlin, fanden aber weder sie noch den Herzog, begegneten indeß der ersteren zu Wagen, die sofort ausstieg, und mit uns zurück zur Villa ging, wo wir im Garten sehr gut ein Stündchen plauderten, ehe das Theater uns abrief. Es ward ein Lustspiel „Sirene" von Mosenthal sehr gut gegeben. —

Ein liebenswürdiger Zug von der Gemahlin des Herzogs war gestern folgender: Ich erinnerte sie daran, daß sie mir im vorigen Jahre versprochen habe, mir die Composition des Liedes aus Shakspeare's „Was Ihr wollt":

„Komm herbei, komm herbei Tod,
Und verbirg in Cypressen den Leib!" ꝛc.

das die Viola so rührend im vorigen Jahre sang, zu schicken. Sie wurde roth und sagte endlich: „Ich habs absichtlich nicht gethan, liebster Herr Professor! Es war mir unmöglich, Ihnen gerade dies traurige Lied zu schicken, da Sie so krank waren!" Sie sah dabei so wunderschön aus, recht wie das lebendige Bild der Anmuth und Liebenswürdigkeit und so sang sie mir denn auch im Garten, stehend, mezza voce, die erste Strophe des Liedes mit so wunder vollem Ausdruck, daß ich nicht umhin konnte, ihr dankend die Hand zu küssen. Shakp.'s „Viola" war bekanntlich eine ihrer Lieblingsrollen, und noch heute sprechen alle, die sie in derselben gesehn, mit Begeisterung von dieser ihrer Leistung; obenan der Herzog, ihr fürstlicher Gemahl, der schon im vorigen Jahre bei dieser Gelegenheit zu mir sagte: „Ja ich weiß sehr wohl, was für ein Opfer meine Frau mir gebracht hat, als sie ihrer Kunst entsagte." Das gereicht ihm und ihr zur Ehre. —

In Bezug auf die unterlassene Zusendung des oben erwähnten Liedes fügte sie noch hinzu: „Sie könnens auch Aberglauben nennen; aber ich sagte damals zum Herzog: ich will lieber für vergeßlich gehalten werden, als dem guten Professor grade das Lied schicken; und er stimmte mir bei!“ — Das ist so fein und liebevoll empfunden, daß es mich ordentlich rührte.

v. Buttel an Fanny Lewald. 176. Oldenburg, 17. Okt. 1876.

Verehrte Frau!

Also Ihr geliebter Gatte, mein alter theurer Freund ist nicht mehr?! —

Als ich die erste kurze Nachricht in der Weser Zeitung las, wagte ich nicht sie schon für wahr zu halten, da mir von einem Bekannten, dem General von Hagen mitgeteilt worden war, daß er Sie und Ihren Stahr unter den Gästen in Liebenstein erblickt habe uud ich mir einredete, es könne irgend ein Irrthum obwalten, da jene Nachricht aus **Wiesbaden** lautete.

Aber dieselbe war nur zu wahr gewesen, und mein Freund hat seinen nahen Geburtstag nicht mehr erleben sollen.

Wenn ich an alte Zeiten zurückdenke, so haben nach seinem damaligen Befinden wohl manche bezweifelt, daß ihm ein hohes Alter beschieden sein werde, aber wenn das dennoch der Fall gewesen, und ihm im besonderen noch so viele wirklich gesunde und strebsame und fruchtbringende Jahre zu Theil geworden sind, so ist das nur zu erklären, durch die große liebevolle Sorgfalt und Pflege, welche Sie, verehrte Frau, ihm zugewendet und durch das hohe Glück, das er an Ihrer Seite in vollem Maße kennen gelernt und genossen hat.

Freilich in den letzten Jahren haben auch Sie sein körperlich Leiden wohl noch lindern aber nicht mehr besiegen können und so denke ich, wurden Sie für den letzten Abschied allmählich vorbereitet und haben so in veredelndem und verklärendem Sinne ergeben gefaßt das Unabänderliche zu überstehen gemocht. Aber ach! verehrte Frau! ein Gefühl von Vereinsamung wird nicht ausbleiben, lasten doch auch bei mir, nun dieser alte Freund auf ewig verstummt ist, solche Gefühle auf meiner Seele, ist es mir namentlich eine schmerzliche Empfindung, daß es mir und meiner lieben Frau nicht

mehr vergönnt gewesen, mit dem Verewigten noch einmal in unmittelbarer Nähe vereinigt gewesen zu sein. Es fügt sich aber nach der Beschaffenheit meines Befindens, daß ich und die Meinigen diesmal unseren Sommeraufenthalt in möglichster Nähe auf dem Lande bei unseren Kindern in Mecklenburg gesucht haben, und wir deshalb auch nicht in der Lage waren, Sie und Stahr irgendwo aufzusuchen.

In der That der Kreis um mich herum wird enger und enger und sind gerade in den letzten Wochen ja Tagen noch mehrere andere uns theure Personen zur letzten Ruhe eingegangen. Allerdings knüpft sich gleichzeitig ein Gefühl von Resignation wesentlich erst an die Empfindung abnehmender Schaffenskraft — so fern aber Sie, verehrte Frau, sich in dieser Beziehung eine seltene Frische unzweifelhaft bewahrt haben, werden Sie, und zwar hoffentlich lange, in sich eine ausreichende Stütze finden, selbst diesem für Sie schwersten Verlust in gestaltender Weise eine weihevolle Erhebung abzugewinnen um so befriedigender, als der Geschiedene sich ja durch ganz Deutschland hohe Anerkennung errungen hat und eine allgemeine Theilnahme Ihnen gewiß ist.

Nehmen Sie von meiner Frau auch den Ausdruck unserer Theilnahme wohlwollend entgegen und bleiben Sie ferner freundlich gewogen dem alten Freunde Ihres verewigten theuren Gatten und

Ihrem aufrichtigen Verehrer

Buttel.

Anmerkungen.

Zu Nr. 1. Gottfr. Hermann, der berühmte Leipziger Philologe, 28. Nov. 1772—31. Dez. 1848, Haupt der grammatisch-kritischen Schule. Die Schrift, um die es sich handelt, ist: Aristotelea 1830. Stahrs Schwiegermutter vgl. die Einleitung. Briefe von G. H. sind bis 1836 erhalten. Außer von dem Genannten sind von A. Boeckh, G. Heeren und Sillig, also lauter Männern hervorragenden Ranges, anerkennende Briefe über diese Jugendschrift vorhanden. Sie ist übrigens nicht Stahrs erste wissenschaftliche Arbeit. Vielmehr hatte er 1828 einen akademischen Preis mit seiner Schrift De Aristotelis tragoediae definitione erworben, die er mit commentationes criticae über Stellen römischer und griechischer Autoren eingereicht hatte. Die Schrift wurde jedoch nicht gedruckt, weil er keinen Verleger fand und kein Geld besaß, sie auf seine eigenen Kosten herauszugeben (Brief an Jacoby 1860).

Zu Nr. 2. Die hier besprochene Schrift ist: Aristoteles bei den Römern 1834. Friedr. Ad. Trendelenburg, 30. Nov. 1802—24. Jan. 1872, Philologe und Philosoph. Seit 1833 war er Professor in Berlin und hatte sich als solcher mit einer Schrift über Aristoteles eingeführt. — Von Tr. (vgl. Einleitung) haben sich Briefe von 1833—39 erhalten.

Zu Nr. 3. Bettine von Arnim, die geistreiche romantische Schriftstellerin 4. April 1785—20. Jan. 1859. Einzelnes aus dem späteren Verkehr zwischen ihr und Stahr ist in meinem Buche: B. v. A. und Friedr. Wilh. IV. Frankfurt 1902, benutzt. Das Buch, für das sie sich bedankt, ist wohl die Ausgabe der „Iphigenie" mit Einleitung 1839.

Zu Nr. 4 vgl. Nr. 3. St. hatte 1840 Joh. Heinr. Mercks ausgewählte Schriften veröffentlicht. Mit Böttcher ist K. A. Böttiger, von 1791—1803 in Weimar, gemeint, seine „Klatschereien" bezogen sich gewiß nicht auf Bettina.

Zu Nr. 5. Über Carl Stahr s. die Einl. — Gemeint ist wohl C. St.s Besprechung von Phil. Nathusius' 50 Gedichten, vgl. B. v. A.s Ilius Pamphilius und die Ambrosia II, 29. 28. 98.

Zu Nr. 7. Von C. Stahrs Braut Auguste Charlotte Kübler, geb. 1819, gest. 1874, in Abschrift dem Bruder übersendet.

Zu Nr. 8. Die Tätigkeit Bettinens bezog sich wohl auf ihr Günderode-Buch. Ihr Feuereifer für Homöopathie ist auch sonst bezeugt.

Über diese Rezension schreibt Bettina (als Ambrosia) an Nathusius (als Pamphilius) in: Ilius Pamphilus II, 23 (11. Sept. ohne Jahr): „Von Deinen Gedichten hat S[tahr] aus O[ldenburg] mir eine Rezension vorgelesen, mit der du zufrieden sein wirst. Nur daß er deine Verliebtheit in die Muttergottes (d. h. des Strahlengottes) närrischerweise auf mich applizierte .... Laß dich's nicht verdrießen, daß er den geheimen Falten deines Herzens einen unrichtigen Kommentar beigiebt". R. läßt dem Professor kühl danken (14. Sept. II, 28) und Bettine zitiert (21. Sept. II, 31) zwei Verse, „die ihr der S— über den Kopf gegossen hat". Als Nathusius die Rezension gelesen, schrieb er noch einmal darüber (18. Okt. II, 98) und erklärte, er habe keine Lust, der Forderung des Rezensenten zu genügen, bessere Reime zu machen. Am 21. Okt. schickt Bettine ihm einen Brief an S., den er abschicken solle (II, 103). Diesen (oder einen anderen) schickt R. zurück (26. Dez. II, 254). „Ich habe den Mann sehr lieb aus seinen Briefen an dich." Am 2. Febr. II, 307 schreibt Bettine: „Einen Brief des St. lege ich dir hier bei und eine Abschrift meiner Antwort, damit du siehst, das Meer keift und brodelt wohl die Fähre eines anderen an und nicht allein deinen Nachen. Aber närrisch ist es mir von diesen beiden Hypochondristen vorgekommen, die mir da ein Bad von dunkelbrauner philosophischer Farbe zubereiteten."

Zu Nr. 8. Die Verse, die B. v. A. rühmt, sind von Stahrs Schwiegermutter. Über Buttel vgl. die Einl.

Zu Nr. 9. Die politische Broschüre ist mir leider nicht zugänglich. Laube, Deutsche Literaturgeschichte, erschien in 4 Bänden 1840f. Echtermeyer und Ruge vgl. unten.

Zu Nr. 10. K. W. F. Solger, Ästhetiker 1780—1819. Die nachgelassenen Schriften und den Briefwechsel dieses romantischen Philosophen hatte L. Tieck in 2 Bänden herausgegeben (1826). H. F. W. Hinrichs, 1794—1861, Philosoph im Hegelschen Sinne; seine „Ästhetischen Vorlesungen über Goethes Faust" erschienen 1825. L. Tiecks Roman „Vittoria Accorombona", 2 Bände, Breslau 1840. v. Ungern-Sternberg ist nicht der bekannte Romanschriftsteller, 1806—1868, sondern ein gleichfalls schriftstellernder und in Dresden lebender Vetter des Genannten. Der erstere, A. v. U.-St. lebte nur 1830 und 1859 in Dresden.

Zu Nr. 11. Über Kobbe vgl. die Einleitung. St.s „Shakespeare in Deutschland" erschien in Prutz, Literaturhist. Taschenbuch I, 1843. — Gervinus „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" wurde in 5 Bänden 1835—42 veröffentlicht; gemeint ist hier der 4. Band. Der „Telegraphendirektor" ist K. Gutzkow, der seit 1838 die Zeitschrift „Der Telegraph" nach Hamburg verlegt hatte. Uhlands (S. 19) Verse im Gedicht „Am 18. Okt. 1816". Tiecks Gedicht (S. 20) enthielt die Worte: „Was sind Triumpheszüge | der Cäsarn, aller der Imperatoren | In römischer Tyrannenzeit geboren | Ja selbst des Heldenjünglings stolzer Siegeszug ...

Darf man sie wohl vergleichen | Mit unsers Fürsten Zug durch seine Gauen."

Zu Nr. 16. „Gedichte eines cosmopolitischen Nachtwächters" von Fr. Dingelstedt. 1841.

Zu Nr. 17. Der hier Geschilderte ist Michel Bakunin, 1814—76, russischer Revolutionär und Anarchist, der von 1841—43 in Deutschland lebte.

Zu Nr. 18. Die „Hugenotten" waren am 21. Febr. 1836 zuerst in Paris aufgeführt worden. Wilhelmine Schröder-Devrient (1804—70), seit 1822 in Dresden, das sie aber zu zahlreichen Gastspielreisen verließ, hatte am 23. März 1838 zuerst die „Valentine" gesungen. Damals, 1842, waren ihre Stimmmittel schon im Niedergang begriffen.

Zu Nr. 19. Fr. Halms (eigentlich J. F. Freih. Münch-Bellinghausen) „Sohn der Wildnis" war damals eine Novität. In Wien 28. Jan. 1842 zuerst aufgeführt, war er rasch, trotz mancher literarischen und ästhetischen Bedenken über die deutschen Bühnen gegangen.

Zu Nr. 20. Über Jul. Mosen vgl. die Einl.

Zu Nr. 22. Katte ist die Hauptperson in Mosens Stück „der Sohn des Fürsten". Ein Stück dieses Briefes S. 41 Z. 13 v. u. bis S. 42 Z. 18 v. u. ist, wie mich H. Stümcke belehrt, in Stahrs Oldenburg. Theaterschau I, S. 216 gedruckt. — Lang-Memoiren von Karl Heinrich Ritter von Lang, 2 Bände 1842.

Zu Nr. 29. Anspielung auf die neue preußische Censurgesetzgebung. Roscius (S. 59 Z. 8) Friedrich Wilhelm IV. Die „Anecdota aus der Schweiz" (das. Z. 10) sind wahrscheinlich die „21 Bogen aus der Schweiz". Herausgeg. von Georg Herwegh, Zürich 1843. Über die Intriguen gegen Böckh (das. Z. 13) Genaueres in Varnhagens Tagebüchern.

Zu Nr. 34. Das Buch „Rahel", ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, 3 Bände, war schon 1834 erschienen. Rahel Levin, eine geborene Jüdin, wurde 1814 Varnhagens Gattin. Bei der Gelegenheit mag bemerkt werden, daß der Herausgeber des ebengenannten Buches, Varnhagen, mit Stahr seit dessen erstem Besuche in Berlin korrespondierte. (Über Besuche und Briefe vgl. die Notizen im Tagebuch.) Einzelnes aus Varnhagens Briefen ist in dem zu 39 genannten Buche gedruckt; das übrige eignet sich als zu wenig charakteristisch nicht zur Veröffentlichung. Das Verhältnis zu Varnhagen wurde später kühler, da dieser über die Rolle, welche Fanny Lewald in ihrem Roman „Prinz Louis Ferdinand" der Rahel zuwies, recht wenig erbaut war.

Zu Nr. 36. Emanuel Geibel, 1815—84, der bekannte Lyriker, damals noch in seinen Anfängen. Von 1852—68 lebte er in München. St. erwähnte ihn bei seinem Besuche der bairischen Hauptstadt. Nähere Beziehungen zwischen beiden Männern knüpften sich nicht an.

Zu Nr. 37. Mit „Görg von Frundsberg" bezeichnet Mosen immer seinen ältesten Sohn (vgl. schon S. 55, 58, 65). Über diesen Besuch des

Dichters L. Uhland vgl. auch dessen Brief an seine Frau (Uhlands Leben von seiner Witwe, Stuttgart 1874, S. 212). 4. Juni 1843. Dort steht als Mosens Wohnort falsch: Steelen für Strehlen. Fröbel ist der auch später vorkommende Naturforscher und Politiker Jul. Fröbel 1805—93. Damals (1843) leitete er eine in Zürich und Winterthur begründete Verlagshandlung, die sich hauptsächlich mit dem Vertrieb deutscher revolutionärer Schriften befaßte.

Zu Nr. 38. Die beiden hauptsächlich geschilderten Reisebekanntschaften sind der Maler Christoph Christian Ruben, 1805—75, von 1841 bis 1852 Direktor der Prager Akademie; Heinrich Heinlein, 1803—85, Landschaftsmaler, lebte von 1829—52 in München.

Zu Nr. 39. Gemeint ist Ad. Stahrs kleine Schrift: Bettine v. Arnim und ihr Königsbuch, Hamburg 1844. Diese Schrift, ihre Konfiskation, das „Königsbuch" selbst und die ganze im Zusammenhang stehende Angelegenheit sind ausführlich behandelt in meinem schon erwähnten Buch: Bettine v. Arnim und Friedrich Wilhelm IV., Frankfurt a. M. 1902. In einem hier nicht abgedruckten Briefe an Mosen (3. Sept. 1843) schrieb Stahr: „Bettinens Buch beschäftigt mich lebhaft. Diese Frau ist die kühnste Pythia der nächsten Zukunft und durch und durch wahr und seherisch."

Zu Nr. 40. Gustav Kühne, vielseitig tätiger belletristischer Schriftsteller, 26. Dez. 1801—22. April 1888, hatte damals seinen ständigen Wohnsitz in Leipzig und zog erst 1861 zu dauerndem Aufenthalt nach Dresden.

Zu Nr. 41. Der schon mehrfach erwähnte Dichter und Literarhistoriker Robert Prutz, 30. Mai 1816—21. Juni 1852, dem schon in Halle bei der Habilitaton arg mitgespielt war, hatte in Berlin die Erlaubnis zum Halten von Vorlesungen nicht erhalten. Von dem Briefwechsel werden nur einige Proben gegeben; die Briefe sind ziemlich zahlreich von 1840 bis 1846, nachher noch einer aus dem Jahre 1857. Die Briefe sind voll von literarischen Notizen, besonders über das Literarhist. Taschenbuch und das Drama „Moritz v. Sachsen". Die Entfremdung zwischen St. und Pr. entstand durch tadelnde Bemerkungen, die in dem von Prutz herausgegeb. „Deutschen Museum" gegen Fanny Lewald erschienen. Stahrs Aufsatz über Immermann s. 47. Die „Jahrb. der Gegenwart" enthielten im 1. Heft: „Die neuere Tragödie und ihr Verhältnis zur Gegenwart" von Ad. St. (s. S. 86). Über Varnhagens Stellung zu der Stahrschrift s. das zu 39 anzogene Buch. Eine weitere Veröffentlichung Stahrs in der Bettineschen Angelegenheit erfolgte nicht.

Zu Nr. 43. Theodor Döring, berühmter Schauspieler, 9. Jan. 1803—17. April 1878. Er muß von Hamburg aus, wo er bis 1838 angestellt war, Oldenburg besucht und die Freundschaft mit St. erneuert haben. Ein Brief D.s ist erhalten, vgl. unten. Döring war Stahrs Schulkamerad. Vgl. Old. Theaterschau II, 254: „Döring hat den Fehler einer undeutlichen, lispelnden Aussprache, mit der wir vor 25 Jahren den

Schulkameraden redlich foppten ..., überwunden. Vgl. auch Stahr, Aus der Jugendzeit I, 143f., II, 79ff. Otto ist Adolfs Schwager, ein Landwirt. — v. Galls Schrift führt den Titel: Vorschläge eines deutschen Theaterkartells, Oldenburg 1845. — Spanische Genrebilder mit Text von L. Schneider wurden am Berliner Hoftheater von 1813—47 häufig aufgeführt. — Über die Brüder Bauer: Bruno, Egbert und Edgar, vgl. Näheres in dem zu 39 genannten Buch.

Zu Nr. 44. Theodor Echtermeyer, geb. 1805, gest. 6. Mai 1844. Außer durch seine Teilnahme an den „Hallischen Jahrbüchern" ist er durch manche Anthologien bekannt; am bekanntesten durch seine zuerst 1837 erschienene „Auswahl deutscher Gedichte". Stahr schrieb über ihn: „Th. E. Ein Denkstein" 1844, abgedruckt in „Kleine Schriften" I, 395—422.

Zu Nr. 45. G. Gervinus, von dessen Literaturgeschichte schon in früheren Briefen die Rede war, lebte seit 1838 in Heidelberg.

Zu Nr. 46. Schon 1844 begannen Mosens qualvolle Leiden, die sich später so verschlimmerten, vgl. die Einl. — Das „Helgoländergedicht" S. 92 Z. 13 v. u., „Der Badegast auf Helgoland", Mosens Werke VI, S. 294. Ein Prolog zur Eröffnung des Theaters Herbst 1844 (S. 94 Z. 14 v. u.) ist in Mosens Werken nicht gedruckt. — Rössig ist Peter Friedr. Ludwig, Freih. v., 1805—74, Jahrzehnte lang leitender oldenburgischer Minister, damals als Assessor beim Obergericht in Oldenburg tätig. — Über Ralphs Schrift (S. 92) vgl. die Einl. Stahr wird in ihr S. 27 kurz, S. 63f. lang gelobt; die Stelle, über die er empfindlich war, steht S. 64f. und lautet so: „Hat Hr. Stahr aber mit dem Pfunde, das ihm verliehen worden, zu unserm Besten gewuchert? Er hat uns manche schöne Frucht seines Geistes dargereicht; wir danken ihm dafür. Er hat vielfach geistig angeregt, großen Gedanken und Ideen Worte gegeben und denselben Bahn gebrochen; auch dies ist des höchsten Dankes wert; aber auch eben so oft hat er versteinernd, erkaltend und ertötend gewirkt; statt mit schonender Sanftmut, mit überzeugender Milde vermeintliche Irrtümer zu bekämpfen, suchte er sie mit der ganzen Wucht seiner Gelehrsamkeit niederzuschmettern; seine Anhänger sind nur zu oft seine Satelliten gewesen, jederzeit bereit, sich tigerartig auf diejenigen zu stürzen, die ihnen entgegentraten, oder nur im geringsten von ihren Ansichten abwichen. Dazu kommen noch ein eigentümlicher Enthusiasmus und eine gewisse Exzentrizität, dem Geiste der Kritik fremde Elemente, die alle Schriften Stahrs charakterisieren und ihn in Lob und Tadel zu gleichen Ausschweifungen hinreißen. So wie hierdurch ein gerechtes Mißtrauen hervorgerufen wurde und seine Schriften der Vorwurf der Übertreibung traf, so weckte jenes Verfahren Murren, Groll und Oppositionslust."

Zu Nr. 48. Über Gutzkow und Stahr vgl. H. H. Houben, Gutzkowiana, Berl. 1902 S. 418—420, der unsere Briefe nicht kennt. — Heyse, Herausgeber oder Verleger der Bremer Zeitung. — G. lebte seit 1842 wieder

in Frankfurt. Das Drama „Pugatscheff“ wird von Brümmer fälschlich dem J. 1847 zugewiesen, „Moritz von Sachsen“ von Prutz oben Nr. 41. — „Urbild“ nämlich des Tartüffe, von Brümmer ebenso falsch in das J. 1847 gesetzt. — Über Pugatscheff enthalten weder die „Kleinen Schriften“ noch die Oldenburger Theaterschau eine Beurteilung. Dagegen über „Patkul“ (erste Aufführung 10. Nov. 1841) daf. I, 180—213, ablehnend, nur zum Schluß eine mäßige Anerkennung. Dort wird auch „Urbild des Tartüffe“ ein weißes Blatt“ u. a. beurteilt. Bei Houben, a. a. O., wird nur ein Brief A. St.s über „Uriel Acosta“ mitgeteilt, leider ohne Datum.

Zu Nr. 49. „Die beiden Auswanderer“, ein Schauspiel G.s. — Der hier schlecht behandelte R. ist Heinrich Theodor Rötscher, Dramaturg und Ästhetiker, 1803—71. Wirklicher Dramaturg des Berliner Theaters war er nie. Er kam 1845 als Kritiker nach Berlin und sollte eine staatliche Theaterschule leiten, doch kam der Plan nicht zur Ausführung.

Zu Nr. 50. Th. Döring s. zu oben Nr. 43. Die Kritik über „Nathan“ ist von St. in keine Sammlung aufgenommen. Ein Aufsatz über „Nathan“ ohne Erwähnung Dörings in „Oldenburgische Theaterschau“ II, 200—213. Hoppe ist Franz H., Schauspieler, 1810—49, erst seit Herbst 1844 in Berlin. — D. trat in der Tat bald darauf sein Engagement in Berlin an, wo er bis zu seinem Tode blieb. K. ist Küstner, Karl Theodor, Theaterdirektor, 1784—1864, seit 1842 in Berlin, wo er die Stelle eines Theaterleiters mit abwechselndem Erfolg bis 1851 innehatte.

Zu Nr. 51. Die Biographie Immermanns ist wieder abgedruckt in Stahrs „Kleine Schriften“ 1872, II, S. 3–120.

Zu Nr. 52. Die Verhaftung Itzsteins und Heckers wird in den zeitgenössischen Quellen, z. B. Varnhagens Tagebüchern, sehr ausführlich behandelt. Die Reise sollte nach Stettin gehen. Friedr. K. Fr. Hecker, 1810—81, seit 1848 in Amerika, seit 1842 politisch tätig; Joh. Ad. v. Itzstein, 1775—1855, schon seit 1822 Abgeordneter auf Seiten der freisinnigen Partei.

Zu Nr. 53. Aus der Zeit der ital. Reise haben sich sehr wenig Briefe erhalten. Die meisten Briefe, die St. damals schrieb, Tagebuchblätter an seine Frau, sind in dem fünfbändigen Buche: „Ein Jahr in Italien“, 4. Aufl., Oldenburg 1872, verwertet. — Dort handelt I, II, 251—402 über Ariccia (24. Juni bis 28. Juli). Mit Fr. Hebbel, der in dem genannten Buch gar nicht erwähnt wird, kam es zu keinem Verhältnis; andere Briefe sind vielmehr voll von ungünstigen Urteilen über den gewaltigen Dichter. Mit dem Gedicht „Auf Thorwaldsens Tod“ ist gewiß gemeint: „Ein Spaziergang in Paris“, Werke, ed. Werner VI, 241 ff., wo Thorwaldsens Tod behandelt wird.

Zu Nr. 54. In Albano war St. am 24. Juni und mehrfach. Die „Idylle“: E. J. in J. I, 310 ff.

Zu Nr. 55. Nach Rom kehrte St. am 18. Okt. wieder zurück. Über Landschaftsmalerei der Alten vgl. E. J. in J. III, IV, 240 ff. — H. Hettner,

der Ästhetiker und Literarhistoriker, 1821—82, der schon mehrere Jahre in Rom war, schloß sich Stahr aufs engste an, vgl. bes. E. J. in J. I, II, 569, V, 238. Die Intimität dauerte noch einige Jahre, dann (1857) hörte der Verkehr auf infolge von Streitigkeiten, auf die einzugehen die Diskretion verbietet. Von der Intimität Hettners mit Stahr und Fanny Lewald gibt auch des ersteren Zeugnis Kunde: Ad. Stern, H. Hettner, Leipzig 1885, S. 44 ff., 82 ff. Die Künstler Adolf Jerichau, Elisabeth Baumann, E. Willers, Louis Gurlitt werden mehrfach in E. J. in J. genannt und gewürdigt; mit Gurlitt, der übrigens mit Hebbel sehr befreundet war (vgl. dessen Briefwechsel), kam es zu näherer Verbindung dadurch, daß G. die Schwester von Fanny Lewald heiratete.

Zu Nr. 56. Der Deutsch-Katholizismus, der durch die ehemaligen Priester Ronge und Czerski begründet wurde, erregte damals großes und allgemeines Aufsehen, doch erfüllten sich bekanntlich die Hoffnungen nicht, die auch in unserem Briefe zum Ausdruck kommen.

Zu Nr. 57. „Nach Tübingen." Für die dort erscheinenden „Deutschen Jahrbücher". Ottilie v. Goethe, des Dichters Schwiegertochter, die nach des Altmeisters Tode viel in Rom und Wien lebte. O. v. G. wird auch in E. J. in J. mehrfach erwähnt. Bei ihr machte St. die Bekanntschaft von Fanny Lewald. — Andersen, der bekannte dänische Märchendichter, über den die neuerdings erschienenen hübschen Bemerkungen in R. v. Liliencrons „Jugenderinnerungen" zu vergleichen sind. — Über Steinhäuser s. meine Bemerkungen in „Bettine und Friedr. Wilh. IV." passim.

Zu Nr. 59. Prutz, vgl. Nr. 41. Die Freundschaft mit ihm war nicht von Bestand. Wegen ungünstiger Besprechungen der Erzählungen F. L.s kam es später zum Bruch. — St. hatte am 17. Mai 1846 Venedig, das er auf der Rückreise von Rom aus besucht, verlassen und war Anfang Juni nach Oldenburg zurückgekehrt.

Zu Nr. 59. Wilh. Marr und Döhleke sind heute verschollen, weder in der A. D. B., noch im Schriftsteller- oder Konv.-Lexikon aufgeführt. Hecker und Itzstein, badische Politiker und Abgeordnete, gerade damals, vgl. oben Nr. 52, auf dem Gipfel ihrer Popularität.

Zu Nr. 60. Der Brief selbst mit seinen Fragen nach jetzt vergessenen männlichen und weiblichen Bühnenkünstlern sei hier des Schreibers wegen ganz mitgeteilt. Therese ist Th. v. Bacheracht, vgl. unten. Mit ihr stand G. lange in einem leidenschaftlichen Verhältnis. — Von dem Zusammentreffen G.s und St.s in Berlin 1846 ist bisher näheres nicht bekannt.

Zu Nr. 61. Über Bauer vgl. das ganz andere Urteil oben S. 59, vgl. dagegen schon S. 88. Rellstab ist der bekannte Kritiker und Romanschriftsteller, Max Stirner der Philosoph („der Einzige und sein Eigentum") auch E. Kossack, 1814—80, der sich später als Hildebrandts Interpret Ruhm erwarb; und der wackere Jos. Lehmann, Begründer und Jahrzehnte lang Herausgeber des „Magazin für Literatur" verdienen nicht die

VII.

Wir haben oben von einem Anhange des Königsbuchs gesprochen. Es ist dies die Schilderung der Berliner Armuth im „Voigtlande“ vor dem Hamburger Thor — die mystères de Berlin, deren traurige von den Glücklichen gemiedene Schlupfwinkel und Jammerhöhlen die edle großherzige Frau, hier und da helfend und rathend, durchforscht hat, und uns nun in einer Reihe von Bildern, mit der lapidaren Strenge und Nacktheit reiner Beschreibung, die sich jedes Einmischens von Gefühlsäußerungen enthält, das Schicksal einer großen Anzahl ihrer Bewohner vorführt. Aber dieser Styl redet eindringlicher als die brillantesten Feuerwerke phantasiereichster Diction zu thun vermochten, weil er die nackte Sache selbst reden läßt. Der Gegensatz der üppigsten Prachtfeste der Repräsentation und des Luxus, die Verschwendung des Kunstsybaritismus ist nicht gemacht, aber er macht sich von selbst. All' unser Christenthumsgeschrei ist so lange eitler Schall, als des Staatsarmen Recht an den Staat noch von der pfennigsparenden Allmosengnade vertreten wird. Und wär ich ein Denunziant, es sollte mir leicht werden

herbe Abfertigung, die ihnen hier zuteil wurde. — Uhlich und Wislicenus sind die Begründer der (prot.) Lichtfreunde; Rupp, gemaßregelter Pfarrer in Königsberg i. Pr.; die „spanische Tänzerin" ist Lola Montez. — Der vereinigte Landtag in Berlin trat am 11. April 1847 zusammen. — Das Toleranzedikt vom 30. März 1847, vgl. näheres in meinem Buche: Bettine v. Arnim, S. 110ff. — „Carlstädtische Bilderstürmerei." Anspielung auf Andr. Carlstadt, den Zeitgenossen und Gegner Luthers.

Zu Nr. 62. Der Brief mit seinen heftigen Ausfällen gegen Laube und besonders gegen Gutzkow möge hier als deutliches Zeugnis der Parteistreitigkeiten und Parteiwut stehen bleiben, obgleich das Blättchen, das den Ausdruck gerade dieser Empörung veranlaßte, längst vergessen ist. Der Brief ist ferner wichtig, weil sich in ihm die erste Erwähnung von Fanny Lewald findet. Sie ist die Verf. der „Diogena" S. 142 Z. 8 v. u., des satirischen Romans gegen die Gräfin Hahn-Hahn. Gustav Mansen (S. 139f.) war das Pseudonym, unter dem das erste Stück von Gustav zu Putlitz „Die blaue Schleife" in Oldenburg und anderswo, z. B. auch in Berlin mit schönem Erfolg in Scene ging. Vgl. dazu Elisabeth zu Putlitz, Gustav zu Putlitz I. S. 57ff.

Zu Nr. 63. Kühne ist der obenerwähnte Gustav K.; H. B. Oppenheim, der Nationalökonom und Politiker, 1819—1880; Hieronymus Lorm lebte bis 1902. Von Moritz Hartmann, Heinr. Simon, Joh. Jacoby wird noch unten die Rede sein.

Zu Nr. 64. Therese v. Bacheracht (vgl. 60, 69 und 85), war mit F. L. sehr genau bekannt. Vgl. das Werk der letzteren: „Meine Lebensgeschichte" III, 340ff., 349ff., 401ff. Es ist sehr zu bedauern, daß die Briefe dieser ausgezeichneten Frau verloren sind oder von den Besitzern ängstlich gehütet werden. „Das Buch über Italien" vgl. Nr. 53ff.

Zu Nr. 65. Von diesem Plan war bisher gar nichts bekannt. — Otto Lewald, der Bruder Fannys, hauptsächlich durch seine Verteidigung im Polenprozeß berühmt, hervorragender Jurist. Vgl. neuerdings über ihn, Sonntagsbeil. der Voss. Ztg. Nr. 21, 1903.

Zu Nr. 66. (G. S. 145 ist Gutzkow.) Andrée, Karl Theodor, später als Geograph berühmt, 1808—75, war seit 1840 journalistisch tätig, leitete von 1846—48 die Bremer Zeitung, später ein Blatt in Braunschweig. Bloch ist Direktor der Seehandlung, David Hansemann, der bekannte Finanzmann, eine Zeit lang preußischer Minister.

Zu Nr. 69ff. „Die preußische Revolution", 2 Bände 1849—50. Stahrs Roman „Die Republikaner in Neapel", 3 Bände 1849. Über beide Bücher vgl. die Einl. Das in den folgenden Briefen mehrfach erwähnte Buch der Fanny Lewald ist der Roman „Prinz Louis Ferdinand", in der Rahel Levin (Varnhagens Gattin) eine hervorragende Rolle spielt. Vgl. oben zu Nr. 34.

Zu Nr. 69. Therese, vgl. oben 64. Zur Erklärung des Briefes

und zur Charakteristik der merkwürdigen Frau sei hier folgendes Briefstück angereiht:

„Fanny Lewald an Amely Bölte. Berlin, d. 24. Mai 1849.

— — — — Abgesehen davon, habe ich eine schwere Zeit mit Therese durchgemacht — den Kulminationspunkt trauriger Verwicklungen, aus denen nie ein befreiendes Ende zu erwarten stand, wenn nicht ein Wunder geschah. Dies ist aber geschehen. Sie hat vor anderthalb Jahren einen Kousin von sich wiedergefunden, der zwanzig Jahre in Batavia gelebt hat — Obrist von Lützow [der Heinrich unseres Briefes], in holländischen Diensten ein ganz wunderbar tüchtiger hoher Mensch. Er hat sie in seiner Jugend geliebt, hat sie hier sehr unglücklich wiedergefunden und mit eiserner Energie alle Verwirrungen gelöst, sie aus allen Banden gerissen, die sie so qualvoll verstrickten, daß mir oft bange ward für den reinen Gehalt ihrer Natur. Schon im Herbste hat sie mit Gutzkow gebrochen, was vor vier Jahren hätte geschehen müssen, wäre die Liebe nicht so wunderbar blind, und Theresens Liebe geneigt sich wie eine Sklavin mißhandeln zu lassen. Jetzt läßt sie sich von ihrem Manne scheiden, der sie auf seine Weise liebt und durch und durch als Kavalier handelt, und wird Lützow heiraten und mit ihm nach Batavia gehen. — Diese Kämpfe, diese Briefe von allen Seiten und der Verlust Theresens, bei der ich immer sicher war ruhen zu können, wenn mir das Herz zu schwer war, das sind die Dinge gewesen, welche mich vom Schreiben abhielten. Therese lebt jetzt auf dem Gute ihres Onkels des Kammerherrn von Lützow in Mecklenburg — hofft im August geschieden zu sein, sich dann zu verheiraten und abzureisen. Ich habe nichts Edleres erlebt, als das Verhalten von Bacheracht, von Lützow, von Theresens Vater und Lützows Familie, und würde mir nicht die treueste Seele auf viele Jahre in so unerreichbare Ferne entrückt, ich könnte die Gestaltung ihres Geschicks nur segnen. Die Trennung ist aber furchtbar. Ich verliere faktisch mein Rettungsboot, meinen Anker, in dieser Freundin, deren Treue und ewig gleiche Dienstfertigkeit, deren Liebe à toute épreuve für mich war, wie die meine für sie. Es muß aber sein und also auch so gehen."

Zu Nr. 70. Gleichfalls über den zu 69 genannten Roman; Andree vgl. 66. Er saß damals im Gefängnis (in Hildesheim?), leitete aber noch, so gut es ging, die Bremer Zeitung.

Zu Nr. 72. Theodor Mügge, 1806—61, ein zu seiner Zeit geschätzter Romanschriftsteller, seit 1848 Feuilletonredakteur der National-Zeitung. Zu den Intimen Stahrs gehörte er nicht.

Zu Nr. 74. Bodelschwingh, Ernst von, 1794—1854, preußischer Minister bis 18. März 1848, seitdem hervorragender Parlamentarier. Jul. Fröbel, vgl. oben Nr. 39, Publizist und Politiker, mußte 1849 wegen seiner Beteiligung an der Revolution nach Amerika flüchten. Die am Schluß des

Briefes erwähnten Schriften sind zu bekannt, als daß über sie etwas gesagt zu werden brauche; bei Rich. Wagner ist wohl gemeint: „Das Kunstwerk der Zukunft"; Temmes Roman „Anna Hammer" bildete einen Teil der „Neuen deutschen Zeitbilder".

Zu Nr. 75. Moritz Hartmann, Dichter und Politiker, 1821—1873. Die Bekanntschaft mit St. machte er möglicherweise im Winter 1846/47, den er in Berlin verbrachte und festigte sie in Paris (vgl. Nr. 63). Das Gedicht ist ein Glückwunsch zum Geburtstag.

Zu Nr. 76. Die Briefe wurden in dem Buche „Zwei Monate in Paris" 1851 veröffentlicht. Dort sind auch die hier kurz genannten Persönlichkeiten näher charakterisiert. Über eine von ihnen: Lamennais, vgl. den Aufsatz 1854 in: Kleine Schriften I, 309—317, dort wird auf den Besuch (1850) hingedeutet. Anna ist die älteste Tochter St.'s.

Zu Nr. 77. Johanna Kinkel, die mutige Gattin des Dichters und Politikers Gottfr. K., 1810—1858. Stahr hatte sich für den Gefangenen, zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilten, sehr interessiert, auch Artikel für ihn geschrieben, abgedruckt: Strodtmann, Kinkel 1851.

Zu Nr. 78. Auf die Weimarer Pläne ist in der Einleitung kurz hingewiesen, vgl. auch Nr. 80, 81. Der „Prinz" S. 161 ist der damalige Erbgroßherzog Karl Alexander; Beaulieu Marconnay, der Sohn des Oldenburger Genossen, Herrn v. Beaulieu, späteren Oberlandesgerichtspräsidenten, lebte lange in Weimar in hohen Stellungen und starb erst vor einigen Jahren in Dresden.

Zu Nr. 79. Rich. Wagner (vgl. Nr. 74), der gewaltige Musiker 1813—1883. Die erste Aufführung des „Lohengrin" in Weimar fand 28. Aug. 1850 statt. Einer neuen (der 5.) Aufführung am 11. Mai 1851 wohnte St. bei, der sich damals in W. aufhielt. Er schrieb einen Aufsatz darüber, in dem er das Christliche, den Text des Lohengrin ausführlich besprach. Der Artikel, vermutlich in der „Kölnischen Zeitung" zuerst abgedruckt, wurde in das Buch „Weimar und Jena" wieder aufgenommen.

Zu Nr. 80. Hettner, vgl. oben Nr. 55. — Vieweg, Buchhandlung in Braunschweig, bei der einige Schriften F. Ls. erschienen waren.

Zu Nr. 82. Gottfr. Kinkel, vgl. oben Nr. 77. Der „englische Kunstbuchplan" S. 168 Z. 15 v. u. ist sonst unbekannt. Das „politische Buch" S. 169 Z. 4 ist die „preußische Revolution".

Zu Nr. 83. Th. B. Macaulay, dem großen englischen Historiker, 1800—1859, war St.s preußische Revolution gewidmet worden; unser Brief, dem schon ein Billet vom 13. Okt. vorausgegangen war, ist der Dank für diese Widmung. Die ersten Bände von M.s englischer Geschichte waren 1849 erschienen.

Zu Nr. 84. Wilib. Alexis (eig. Wilh. Häring), 1798—1871. Gemeint ist sein fünfbändiger Roman: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder vor fünfzig Jahren". 1852. Im obigen Text ist zu lesen S. 171 Z. 14:

Lupinus st. Cuginus (die geschilderte Scene, Bd. I, S. 31); S. 172 Z. 4: Bovillard st. Bevillers.

Zu Nr. 85. Therese von Lützow (Bacheracht vgl. oben 64) war am 16. Sept. 1852 gestorben.

Zu Nr. 86. Ludwig Tieck war am 28. April 1853 gestorben. St.'s Aufsatz über ihn ist in den Kleinen Schriften I, S. 295—308 aufgenommen.

Zu Nr. 92. Der „Torso", vgl. Einleitung, erschien in 2 Bänden, Braunschweig 1854 u. 55.

Zu Nr. 93. Max Waldau (pseud. für Rich. Georg von Hauenschild) 1822—1855. Die „Cordula" erschien 1854. Die schöne Charakteristik, die von diesem höchst talentvollen, zu seiner Zeit auch vielfach gewürdigten Schriftsteller gegeben wird, läßt sehr bedauern, daß die an ihn gerichteten Briefe unzugänglich sind. Diese, die sich in dem Stahrschen Nachlasse nicht vorgefunden haben, befinden sich wohl, da sie von Fanny Lewalds Briefen begleitet waren, in deren Nachlaß. Waldaus Briefe kamen vor einigen Jahren in die Hände seines Sohnes zurück und sind mir von diesem zur Benutzung übergeben worden. Da sie jedoch für W. charakteristischer sind als für Stahr, übrigens mir so spät zukamen, daß ihre Benutzung das Erscheinen des Bandes aufgehalten und den ohnehin schon großen Umfang stark angeschwellt hätten, so schien es mir rätlicher, dieses köstliche und in sich einheitliche Material im ganzen zu belassen und später, etwa zu Waldaus 50. Todestage, in einer besondern Publikation zu verwerten. — Für W., 1825—1855, mag hier auf den trefflichen Artikel L. Fränkels in der Allg. d. Biogr. 25 S. 190—196 hingewiesen werden.

Zu Nr. 94. Gust. Freytag, der berühmte Historiker und Romanschriftsteller, 1816—95. Diesen Brief betrachtete St. als sein Adelsdiplom; er teilte gern Stücke daraus Freunden und Verwandten mit. Unser Schreiben ist eine Antwort auf eine Beurteilung von „Soll und Haben" durch St.

Zu Nr. 95. Mit diesem Briefe tritt St.s ältester Sohn Alwin in die Reihe der Korrespondenten. Er ist 12. Sept. 1836 in Oldenburg geboren und am 16. Apr. 1892 in Neapel gestorben. Er war von dem Vater nach Berlin genommen worden, um dort geschäftlich ausgebildet zu werden, kam dann nach Hamburg, später nach England, begründete 1861 in Lille ein Geschäft, in dem er bedeutenden Erfolg hatte und siedelte 1872 nach Berlin über, wo er ein Bankiergeschäft begründete. Alwin, als der älteste Sohn, stand unter den Kindern dem Vater am nächsten.

Zu Nr. 96. Heinrich Heine, gegen den St. im Gegensatze zu F. L. eine starke, sich mit den Jahren steigernde Antipathie hegte, war am 17. Februar 1856 gestorben. Der Aufsatz über ihn ist in der Köln. oder Nationalzeitung erschienen, aber nicht in die Kleinen Schriften übergegangen. In den beiden Pariser Büchern (1852 und 57) finden sich größere Abschnitte über Heine, die sorgsam jedes mit dem Kranken geführte Gespräch buchen.

Zu Nr. 97. Die Briefe des Großvaters, d. h. des Vaters von

Ad. Stahr, sind noch erhalten, eignen sich jedoch nicht zur Veröffentlichung. Vgl. die Einl. Eine von ihm herrührende Selbstbiographie ließ Alwin St. unter dem Titel: Biographische Aufzeichnungen des Pfarrers Joh. Adam Stahr, herausgeg. für die Nachkommen desselben, Berlin 1890, als Manuskript drucken. Wilhelm ist Carls älterer Bruder, der aber mit diesem und Adolf meist auf recht gespanntem Fuße lebte.

Zu Nr. 98. Von Lewes, 1817—78, war das auch in Deutschland außerordentlich verbreitete Life of Goethe 1855 erschienen. Die italienischen Bekannten sind meist unbekannte Menschen. Hervorzuheben sind nur der Bildhauer Heinrich Kümmel, 1810—55, seit 1833 in Rom, der u. a. auch Kestners Büste machte; August Kestner, der Sohn von Lotte Buff, 1777 bis 1853, seit 1817 dauernd in Rom, daher „der römische Kestner"; auch mit seinem Sohne, dem Begründer des Kestner-Museums zu Hannover, stand St. auf vertrautem Fuß; Emil Braun, Archäologe, 1809—56, seit 1833 dauernd in Rom, Verfasser vieler kunstgeschichtlicher Studien. Kestner und Kümmel werden vielfach, von den übrigen nur Marstaller und Gallahoff gelegentlich in Stahrs „Ein Jahr in Italien" genannt.

Zu Nr. 100. De Bry, kurz genannt in Fanny Lewald, England und Schottland II, 507. Sollte Wilh. Hendrik de Vries gemeint sein, der Botaniker, der seit 1854 Professor in Leiden war? — Calandrelli. In Reuchlin, Geschichte Italiens III, 24 wird rühmend bei der Verteidigung Roms unter Garibaldi erwähnt „der Römer Calandrelli". Anmerk. Reuchlins: „Calandrelli, auch tüchtiger Artillerist, wurde später auf preußische Verwendung von Pius amnestiert. Er starb während des Krimfeldzuges in Brussa."

Zu Nr. 101. Rietschel, Ernst, berühmter Bildhauer, 1804—61. Über sein Goethe- und Schillerdenkmal wird unten Nr. 142 S. 276 fg. ausführlich gesprochen, B. Auerbach, 1812—82, Dichter, vgl. unten Nr. 108—110, am meisten bekannt durch seine Dorfgeschichten. Der Aufsatz über Carl August ist in „Kleine Schriften" Bd. 1 aufgenommen.

Zu Nr. 103. Ferd. Lassalle, der bekannte Sozialistenführer, 1825 bis 1864. Das große Werk, das er mit diesem Brief St. überschickt, führt den Titel: „Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos" 2 Bände. Auch sonst stand er gesellschaftlich und brieflich mit dem Stahrschen Paare noch jahrelang in Verbindung.

Zu Nr. 106. Die erwähnten Persönlichkeiten sind meist allgemein bekannt: K. Mathy (durch Gust. Freytags Biographie); Holtzendorff, der Rechtslehrer, Begründer humanitärer Gesellschaften, volkstümlicher Schriften. Jettchen (S. 202) ist die Schwester von F. L., die unvermählt starb. — D. F. Strauß, 1808—74, des berühmten Verfassers des Lebens Jesu „Ulrich von Hutten" war 1857 in 2 Bänden erschienen. Ludw. Häusser, Vers. der deutschen Geschichte, 4 Bände, 1818—67, seit 1840 in Heidelberg. Jakob Venedey, über die Bekanntschaft mit ihm handelt Stahr, Kleine Schriften

II, S. 260. Venedey, 1805—71, Politiker und Schriftsteller, der seit 1832 eine starke agitatorische Tätigkeit entfaltete. In H. lebte er seit 1855. — Heinrich v. Gagern, Politiker, 1799—1880, seit 1852 in Heidelberg, seine politische Tätigkeit, in österreichischem Sinne, nahm er erst 1862 wieder auf. Sein älterer Bruder Friedrich Balduin, 1794—1848, holländischer General, seit März 1848 in Deutschland, wo er am 25. April 1848 bei Kandern im Kampf gegen die badischen Freischärler starb.

Zu Nr. 107. Die verhältnismäßig lange Pause zwischen den von Stahr geschriebenen Briefen, 31. Juli 1858 und 15. April 1859, dazwischen nur der eine Brief an Auerbach, erklärt sich nur z. T. daraus, daß St. bis in den November hinein in Oberitalien war und den folgenden Winter zur Redaktion seiner Reisebriefe benutzte, die als zweibändiges Buch unter dem Titel: „Herbstmonate in Oberitalien" erschienen. Einer der Briefe, an Alwin gerichtet, hat sich im Original erhalten; doch schien ein Wiederabdruck bei der Verbreitung jenes Werkes nicht angebracht. — Heinr. Simon, 1805—60, der bekannte Politiker, war durch Fanny Lewald, die ihn in ihrer Jugend leidenschaftlich geliebt hatte, St. zugeführt worden. Briefe St.s an H. Simon haben sich ebensowenig erhalten, wie die Briefe F. L.s. Von dieser existieren nur Briefe an die Verwandten H. S.s aus der späteren Zeit, die aber ohne sonderliches Interesse sind. — H. S. lebte seit 1851 in der Schweiz. Marie ist Frau Gärtner, H. S.s Cousine, mit der er zusammen lebte. Herodian in Stahrs Übersetzung war in Stuttgart 1858 erschienen. Pertz, Leben des Ministers Freih. v. Stein war in 6 Bänden 1849—55, ein zweibändiger Auszug 1856 veröffentlicht.

Zu Nr. 108—110. B. Auerbach, vgl. oben zu Nr. 101. Kühne ist gleichfalls oben genannt, vgl. S. 329. Das Zusammentreffen zweier so empfindlicher Menschen wie Stahr und Auerbach konnte nicht gut enden. In gewisser Weise hatten beide Unrecht. Stahr hatte gewiß bei dem Ausfall Auerbach im Auge; dies durfte für letzteren jedoch kein Grund sein, die Rezension nicht zu schreiben. Die Stelle findet sich jetzt in Leßings Leben, 7. Aufl. II, 305. — II, 323 hat übrigens St. eine Anführung von Auerbachs Schrift über Nathan hinzugefügt.

Zu Nr. 111. Der bedeutsame Brief Fr. Vischers, des großen Ästhetikers, 1807—87, ist von mir schon einmal in der „Gegenwart" 1901, Nr. 45, 46 gedruckt worden, doch durfte er hier nicht fehlen. St. ging auf den Wunsch V.s nicht ein. Er war mit ihm schon seit lange bekannt, hatte manche Schriften V.s besprochen und war etwas empfindlich, daß dieser sein Buch nicht in ganz günstigem Sinne rezensieren wollte. Auch F. L., die natürlich die Partei ihres Gatten ergriff, mischte sich hinein, ohne daß es ihr gelang, V. umzustimmen.

Zu Nr. 112. Der Herzog von Ratibor, Vikt. Mor. Karl, 1818—93, seit 1847 eifriges Mitglied der politischen Körperschaften. Der Herzog von Coburg, G. Freytags Gönner, Ernst II., 1818—93, seit 1844 Herzog, in den

50er und 60er Jahren Haupt und Stütze der deutschen Liberalen. **Mundt**, vgl. unten Nr. 128. **Kossack**, K. L. **Ernst** (oben S. 328), 1814—80, Berliner Feuilletonist und Humorist. **Dohm**, Ernst, 1819—83, hauptsächlich bekannt durch seine fast 25jährige (1849—73) Leitung des „Kladderadatsch". **Hildebrandt**, Eduard, 1818—68, Maler, dessen auf einer Weltreise aufgenommenen Aquarelle bedeutenden Ruhm besaßen. **Richter**, Gustav, 1823—84, vorzüglicher Porträtmaler der vornehmen Berliner Gesellschaft. **Taubert**, Wilhelm, 1811—91, als Komponist von Kinderliedern u. a. hochgeschätzt. **Potthast**, E., 1830—94, gelehrter mittelalterlicher Historiker, später Bibliothekar des Reichstages.

Zu Nr. 113. **Alexander v. Humboldt** war am 6. Mai 1859 (fast neunzigjährig) gestorben. Ein Denkmal in Berlin wurde ihm erst 1882 errichtet.

Zu Nr. 114. H. **Köchly**, klassischer Philologe, 1815—76. Von 1850 an war er Professor der Philologie in Zürich, seit 1864 in Heidelberg. Er war als Lehrer an der Kreuzschule in Dresden 1842 mit St. bekannt geworden. — Die Schrift St.s, um die es sich handelt, ist: „Aristoteles und die Wirkung der Tragödie" 1859, gegen Jak. **Bernays** Schrift über die Katharsis 1857 gerichtet.

Zu Nr. 115. Die hier genannten Persönlichkeiten sind vielfach schon genannt: die Fürstin **Wittgenstein**, Lißts Freundin, über die La Maras Briefveröffentlichungen und Adelheid v. Schorn, Zwei Menschenalter, Erinnerungen und Briefe, Berlin 1901, zu vergleichen sind. — Fr. **Dingelstedt**, schon oben mehrfach genannt, vgl. zuletzt Allg. D. Biogr. 47 S. 707—725. Ein Brief D.s an Stahr über die Shakespeare-Aufführungen in Weimar hat sich erhalten, eignet sich aber nicht zur Veröffentlichung. **Eilhard Mitscherlich** ist der berühmte Berliner Chemiker, 1794—1863; **Siegmund**, ein bekannter Berliner Arzt, gest. 1901, Schwager Herweghs.

Zu Nr. 116. Über seine alten Freunde **Heikens** hatte St. schon 1841 ein Büchlein erscheinen lassen.

Zu Nr. 117. Die S. 231 auseinandergesetzten Pläne gediehen zu keinem Resultat. **Asmus Jak. Carstens**, 1754—98, dänischer Maler, hauptsächlich in Deutschland und Italien tätig. **Wächter**, Eberh. G. Friedr. v., 1762—1852, durch Carstens beeinflußt, hauptsächlich biblischer Maler. **Schick**, Gottlieb, 1779—1812, als Maler, wesentlich in Paris und Rom tätig; einzelne Kinderbilder, biblische und antike Figuren waren s. Z. berühmt. **Reinhart**, Joh. Christ., 1761—1847, Maler und Radierer von ital. Landschaften. **Koch**, Joh. Ant., 1768—1839, als Zeichner, Aquarellist und Radierer, auch als Schriftsteller wirksam, mit vielen der obengenannten Künstler befreundet.

Zu Nr. 118. Prof. **Henoch**, Ed. Heinr., geb. 1820, seit 1893 im Ruhestand, berühmter Kinderarzt. Martin **Hertz**, 1818—95, als Herausgeber und Kritiker römischer Schriftsteller tätig. Charakteristisch ist, daß

noch 1859 J. V. v. Scheffel, von dem damals die berühmtesten Werke, „Trompeter von Säckingen" und „Ekkehard" seit 4 oder 5 Jahren erschienen waren, als „ein gewisser" bezeichnet werden konnte. K. Fischer, der berühmte noch lebende Philosoph (in Heidelberg), der schon damals mit Weimar enge Beziehungen hatte. P. Heyse, Dichter, geb. 15. März 1830, damals seit 1854 in München.

Zu Nr. 119. Ludwig Simon, Jurist und Abgeordneter, 1819—72; das in unserem Briefe erwähnte Werk wird in dem Artikel L. S. in der Allg. d. Biogr. nicht angeführt. Eisenacher, die in E. am 17. Juli und 14. Aug. stattgehabten Vereinigungen, die zur Bildung des deutschen Nationalvereins führten. — Simons war preußischer Justizminister.

Zu Nr. 120. Die Schiller-Festschrift ist abgedruckt „Kleine Schriften" 1, 437—455, dahinter einige andere gleichzeitige oder wenig spätere Schiller-aufsätze; ob ihr die damals gestrichenen Zusätze beigefügt sind, wird nicht gesagt. — Eine gegen Schwerin gerichtete Arbeit: „Friedrich von Schiller. Ein kulturhistorischer Protest", die von der Vossischen und Nationalzeitung nicht aufgenommen wurde, blieb ungedruckt.

Zu Nr. 121. L. Walesrode, 1810—89, seit 1841 als politischer Schriftsteller tätig, beabsichtigte damals eine Art Jahrbuch herauszugeben, die nicht erschien; statt dessen seit 1862 eine Wochenschrift unter dem Titel „Der Fortschritt". Lassalle hat ein Buch literarhist. Aufsätze, wie er es hier ankündigt, nicht geschrieben; das große Werk, das er in diesem Briefe andeutet, war: „Das System der erworbenen Rechte. Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie", 2 Bände, Leipzig 1861.

Zu Nr. 122. Mad. Haizinger, Amalie, geb. Marstadt, 1800—84, 1827 in zweiter Ehe mit H. verheiratet, 1837 Gast in Oldenburg, seit 1846 in Wien. Gabillon, Ludwig, geb. 1828, seit 1853 in Wien, seine Gattin Jerline, geb. 1835, gest. 1892. Seine erste Frau war Frl. v. Zahlhas, vgl. oben S. 56. Baumeister, Bernh., geb. 1828, gest. 1901 (?). Da er erst 1847 zum Theater kam, kann er erst in St.s letzter Oldenburger Zeit Schüler gewesen sein. Seit 1852 wirkte er am Burgtheater.

Zu Nr. 123. Heinrich Simon war am 10. Aug. 1860 im Walensee ertrunken.

Zu Nr. 124. Bodenstedt, Friedr., 1819—92, seit 1843 als Dichter tätig, seit 1851 durch „Mirza-Schaffy" berühmt, lebte von 1854—67 in München. Jul. Braun, 1825—69, Archäologe, Dozent in Heidelberg, seit 1861 Professor in München. Das Braunsche Werk führt den Titel: Gesch. der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen, 2 Bände, Wiesbaden 1856—58. Fel. Dahn, geb. 9. Febr. 1834, Jurist, Historiker, Dichter, habilitierte sich 1857 als Dozent in München. Herm. Lingg, 1820—1902, bis 1850 als Arzt tätig, seit 1851 in München, die ersten Dichtungen 1854. Melch. Meyr, 1810—71, Novellist und Dramatiker, von

1850 ab abwechselnd in München und seiner Heimat. Ludw. Steub, 1812—88, Kulturschilderer, von Beruf Jurist, seit 1840 in München ansässig. Geibel, vgl. oben Nr. 36. P. Heyse, vgl. zu Nr. 118. Windscheid, Bernh. Jos. Hub., 1817—92, Jurist, hauptsächlich Pandektist, lehrte von 1857—71 in München. Im „E. J. in J." I, II, 550, 568 wird er als Gefährte in Sorrent und bei dortigen Ausflügen erwähnt. Sybel, Heinr. v., 1812—95, berühmter Historiker, lebte von 1856—61 in München in enger Beziehung mit dem König Maximilian, der auch manche der hier genannten Dichter nach der bayrischen Hauptstadt berufen hatte. Schwanthaler, Ludwig v., Bildhauer, 1802—48, lebte von 1826 fast dauernd in seiner Vaterstadt M. Kaulbach, Wilh. v., Maler, 1805—74, seit 1837 in München; von 1847—65 entstanden die zu ihrer Zeit hochberühmten Wandgemälde des Berliner Museums. Schwind, Moritz v., 1804—71, berühmter Maler, von 1847 an Professor an der Münchener Akademie. Die Stelle über und gegen Schwanthalers Bavaria, Torso II, 462. Piloty, Karl v., 1826—86, von Geburt Münchener, der Vaterstadt treu, seit 1855 durch große historische Bilder geschätzt.

Zu Nr. 125. Buttke, Heinr., Geschichtsforscher, 1818—76, seit 1848 in Leipzig. Roßmäßler, Emil Adolf, 1806—67, Naturforscher, 1849 seiner Professur entsetzt, lebte als Volksschriftsteller in Leipzig. Reclam, K. H., 1821—86, Mediziner, besonders um Gesundheitspflege verdient, von 1860 an Professor in Leipzig. Rod. Benedix, 1811—73, fruchtbarer Lustspieldichter, seit 1861 in L. Beyer, Heyner, Hofr. Apel sind Leipziger Persönlichkeiten, von denen ich nichts zu sagen weiß.

Zu Nr. 126. Die Verse sind, ziemlich stark verändert, aufgenommen in „Ein Stück Leben". Gedichte von Ad. St., Berlin 1869, S. 122.

Zu Nr. 127. Cavour, Camillo, der italienische Staatsmann, der Begründer der Einheit Italiens, geb. 10. Aug. 1810, war am 6. Juni 1861 gestorben. Die Begründung des Journals Il Risorgimento mit Cesare Balbo, 1789—1853, gehört ins Jahr 1847. G. v. Rasch Publizist, der durch seine Begeisterung für die um ihre Freiheit kämpfenden Völker eine kurze Berühmtheit erlangte. Über Manin s. „Herbstmonate in Oberitalien".

Zu Nr. 128. Theodor Mundt, Historiker und Romanschriftsteller, hauptsächlich durch seine Beteiligung an der Bewegung des „Jungen Deutschland" bekannt. M.s Frau ist Luise Mühlbach, die unermüdliche Romanstrickerin.

Zu Nr. 130. 131. Friedr. Spielhagen. Die beiden Briefe werden mit ausdrücklicher Genehmigung des Briefschreibers abgedruckt und sind in hohem Grade geeignet, dem greisen Schriftsteller, geb. 1829, neue Freunde zu werben. Der Roman, der zu dem Briefwechsel Anlaß gab, ist: Problematische Naturen, 2 Bände.

Zu Nr. 132. August Röckel, weder in der A. D. B., noch im Konv.-Lex., noch in Lnckens Allg. Gesch. zu finden. Seine Hauptschrift ist

„Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim“ Fft. a. M. 1865. Er war Musikdirektor in Dresden und wurde verhaftet, wegen der Anklage, das Militär zum Treubruch verleitet zu haben, und geriet später nach seiner Beteiligung am Maiaufstand 1849 aufs Neue in Gefangenschaft, in der er viele Jahre zubrachte.

Zu Nr. 133, 134. Ohne einen Kommentar zu den hervorgehobenen politischen Ereignissen zu geben, (für das Nähere sei auf die Einleitung verwiesen) sei kurz daran erinnert, daß damals in Preußen die Konfliktsperiode begann, die sich mit Berufung Bismarcks zum Ministerpräsidenten, 24. Sept. 1862, noch verschärfte. Es handelte sich um die Heeresorganisation, die von der Regierung gefordert wurde. 9½ Millionen Taler wurden dafür verlangt und die Ersetzung der Landwehr durch Reservisten. Die Kammer lehnte die Forderung ab, die meist durch tatsächlich gemachte Ausgaben notwendig gemacht wurden und verwarf die geplante Reorganisation. Damit begann der Konflikt, der in den folgenden Jahren immer größer wurde. Der Sieg der demokratischen Partei im Lande war ein derartiger, daß nur 11 Konservative gewählt wurden. — Die Denkschrift über „Fichte“ ist in die „Kleinen Schriften“ aufgenommen.

Zu Nr. 135. Die Schrift Lassalles, die Alwin, wie aus anderen Briefen des Vaters hervorgeht, schon seit lange herbeigesehnt hatte, führt den Titel: „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker, mit Sezerscholien herausgegeben“ 1861.

Zu Nr. 136. Marie d'Agoult, vgl. unten Nr. 148.

Zu Nr. 137—139. Über die Briefe politischen Inhalts, vgl. die Einleitung. J. Jacoby und Stahr werden in einer besonderen Veröffentlichung gewürdigt.

Zu Nr. 144. Von Fr. Dingelstedt, vgl. oben. Über die Shakespeare-Festspiele vgl. St. Ausführungen: Kleine Schriften III, S. 191—254, ferner meinen Artikel über Dingelstedt in der A. D. B. Bd. 47.

Zu Nr. 145. Großherzog Karl Alexander von Weimar, schon oben häufig erwähnt. Eine volle Würdigung des Verhältnisses dieses von der Menge schwer verkannten Fürsten (gest. 5. Jan. 1901) zu dem Stahrschen Ehepaar kann einstweilen nicht versucht werden, da sein Briefwechsel mit Fanny Lewald (im Schiller- und Goethearchiv) der Benutzung noch nicht erschlossen ist.

Zu Nr. 146. Ant. Dohrn ist der Direktor der zoologischen Station in Neapel, geb. 1840.

Zu Nr. 148. Franz Liszt, der große Komponist, war seit 1849 mit St. eng befreundet. Die Briefe St. an Liszt sind in den „Briefen an Liszt“ gedruckt. Liszt, geb. 1811, gest. 1886, hatte mit Marie Gräfin d'Agoult, als Schriftstellerin Daniel Stern, jahrelang zusammengelebt. Drei Töchter, unter ihnen Frau Cosima Wagner, entsprangen dieser Verbindung. Die Geschichte des Zusammentreffens wird etwas anders von Fanny Lewald, „Zwölf Bilder nach dem Leben“ S. 375f., erzählt.

aus dieſem Anhang, und namentlich aus dem, was Seite 591 — 592 zu leſen ſteht, die Delatorenklage auf das Verbrechen communiſtiſcher Tendenzen gegen die Verfaſſerin zu formuliren, obſchon ſie ſich auf Chriſti Wort ſelbſt beruft.

Wir haben uns bemüht, dem Leſer eine Anſicht von der Art und Weiſe zu geben, wie ſich der herrſchende Zug unſeres Jahrhunderts nach Geiſtesfreiheit in dem Phantaſie- und Gemüthsleben der ausgezeichnetſten Frau unſerer Zeit reflectirt. Alle Hoffnungen und Klagen, alle Erwartungen und Täuſchungen, alles was dieſe Zeit im tiefſten Innern leidenſchaftlich bewegt und hier und da ſchon ſichtbar, wenngleich in verkümmerter, weil unterdrückter Geſtaltung auf die Oberfläche der Realität hindurchbricht, das alles findet in dieſem merkwürdigſten Buche unſerer Tage ſeinen Anklang. Bettina iſt hier, in einer Wahrheit, wie noch nie eine begeiſterte Pythia oder Velleda, voll des Dämoniſchen, Weiſſagenden, Heiligen, das ſchon unſere Eichelneſſenden Vorfahren in den Frauen verehrten. Freilich werden nur die ſchon Eingeweihten ihre Sprache ganz verſtehen, und auch dieſen wird es ſchwer werden, dieſer feinſten und ungeheuerſten Irritabilität der Seele, dieſen faſt viſionairen Explikationen der Wahrheit zu folgen. Aber wer Augen hat zu ſehen und Ohren hat zu hören, der wird von der Ueberzeugung durchdrungen werden, daß die Wahrheit in Allem iſt, was dieſe wunderſame Frau geſagt hat, und daß es für die hervorſtechendſte ihrer Eigenſchaften gehalten werden muß, daß ſie durch und durch wahr iſt. Ob aber dieſe Myſtik des freien Geiſtes mehr Gnade finden wird vor der Stelle für die ſie beſtimmt iſt, als die bisherigen philoſophiſchen Explicationen, das iſt die Frage, welche die nächſte Zukunft beantworten wird.

Zu Nr. 149. Gioachino Ant. Rossini starb wenige Jahre darauf, 14. Nov. 1868 (er war 1792 in Pesaro geboren).

Zu Nr. 151. Der lebensvollen Schilderung des Tanzmeisters Casorti sei nur die eine Notiz hinzugefügt, daß F. L. den rüstigen Herrn zum Gegenstand einer Novelle in „Villa Riunione“ gemacht hat.

Zu Nr. 152. Die erste Aufführung der „Afrikanerin“ in Berlin fand am 18. Nov. 1865 statt. Die Oper brachte es in 20 Jahren bis 8. Nov. 1885 zu 122 Aufführungen.

Zu Nr. 153. Die sämtlichen Montagsgäste können nicht biographisch geschildert werden; bekannt sind Kirchmann als Politiker und Philosoph, Ziegler als Abgeordneter und Erzähler („Landwehrmann Knille“), Alfr. Woltmann, Kunsthistoriker, Ed. Lasker, der berühmte Parlamentarier.

Zu Nr. 156. Jumbusch, Casp. Clemens v., Bildhauer, geb. 23. Nov. 1809, seit 1873 Professor an der Wiener Akademie. — Unter Story ist wohl der amerikanische Bildhauer William Wetmore St., 1819—94, zu verstehen, der seit 1840 in Rom lebte.

Zu Nr. 158. C. Vogt, Naturforscher und Politiker, 1817—95, seit 1852 Professor in Genf. Schuré, noch lebender französischer Schriftsteller, hauptsächlich bekannt durch seine Arbeiten über Wagner und seine „Histoire du Lied“, die deutsch mit einer Einleitung von Ad. St. erschien. Al. Herzen, russischer Publizist, 1812—70, lebte seit 1864 in Genf, wo er die revolutionäre Wochenschrift „Die Glocke“ (Kolokol) herausgab.

Zu Nr. 159. E. Quinet 1803—75, Dichter, Philosoph, Politiker, seit 1852 aus Frankreich verbannt. Stahr veröffentlichte einen größeren Aufsatz über ihn „Kleine Schriften“ 4, 25—37, freilich nach 1870, mit lebhafter Bekämpfung der damals von Qu. geäußerten deutschfeindlichen Ansichten, vgl. auch unten Nr. 166. Zur Ergänzung folgende Stelle aus einem Briefe der Fanny Lewald an L. Janke, 23. Aug. 1867: „Zufällig fand Mad. Quinet neulich die drei kleinen bei Müller in Hamm erschienenen Novellen auf meinem Tische, verlangte sie zu lesen — und in meinem Leben ist mir ein so tiefes Verständnis auch des kleinsten Zuges, eine so warmherzige Anerkennung wie von diesen beiden ausgezeichneten Menschen nicht zu Theil geworden.

Mais nous n'avons *rien* en France qui égale cette poétique simplicité! cette clareté et cette vérité des caractères — mais il faut traduire tout cela — pourquoi est-ce qu'on n'envoie pas des exemplaires de tous Vos ouvrages à Mr. René Taillandier de la Revue des deux mondes? Nous ne savons pas que cela existe en Allemagne! — und sie haben nur das eine Verlangen Alles zu kennen.“

Zu Nr. 160. Giuf. Garibaldi, 1807—82, damals auf dem Gipfel seiner Popularität. Man vgl. mit dieser Schilderung Garibaldis eine ähnliche, fast zur selben Zeit geschriebene, aber auf eine frühere Epoche bezügliche, von M. von Meysenbug, Memoiren einer Idealistin II, 224 f.

Zu Nr. 167. **Gablenz**, Ludw. K. Wilh. Freih. v., 1814—74. Er trat 1833 in die österr. Armee, brachte es in ihr zu den höchsten Stellungen und wurde besonders im dänischen und preußischen Kriege bekannt. Sein Bericht über die Entstehung des Krieges von 1866 mag mitgeteilt werden, obgleich er von der gewöhnlichen Geschichtsdarstellung völlig abweicht.

Zu Nr. 168. **G. H. Lewes**, der schon früher erwähnte Biograph Goethes, 1817—78. Weitere Briefe von ihm haben sich nicht erhalten.

Zu Nr. 169. **Thümen** ist wohl der Freund, der auch als Nebenbuhler in einer Herzensneigung auftrat, vgl. das gleich zu nennende Werk II, 175. Die Prenzlauer Gymnasialzeit wird ausführlich in dem autobiographischen Werke „Aus der Jugendzeit", Bd. II geschildert. Prorektor Schwartze das. II, 30ff.

Zu Nr. 170. **Maxime du Camp**, französischer Schriftsteller, hauptsächlich als Historiker und Darsteller der Stadt Paris tätig, 1822—94.

Zu Nr. 172. **Buttel**, vgl. die Einleitung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Register.

Die fettgedruckten Zahlen bedeuten, daß auf diesen Seiten ein Brief des Betreffenden gedruckt ist.

d'Agoult, Marie **267 fg.**, 159, 284, 342.
Alexis, Willibald **170—174** (über „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht"), 335.
Althaus, Generalsuperintendent 239.
Althoff, H. 300.
Amerling 304.
Andersen 126, 332.
Andrée, K. Th. **151—153, 155 fg.**, 144 fg., 333 fg.
Apel, Hofrat 250, 341.
Aristophanes 224.
Aristoteles 1 ff., 13, 170, 199, 217.
Arnim, Achim von 20.
Arnim, Bettine von **3 fg., 4—6, 8**; (an Carl Stahr) **8—12, 21—24, 24, 81—83**, 6 fg., 87 fg., 278, 326 fg., 329, 332; ihre Kinder 87.
Arnim, Heinrich von 206.
Arnim, Minister von 81.
Artôt, Désirée 256, 289.
Artôt, Mutter der vor. 289.
Aeschylos 49, 179.
Assing, L. 307.
Auerbach, Berthold **206—208, 211 fg.**, 197, 202, 208 ff., 285, 337 fg.
Auerswald, Minister 145.
Agrenhoff 18.
Bacheracht, von 149, 178, 334; seine Mutter 149.
Bacheracht, Therese von **148—151**, 132, 144 fg., 174 ff., 184, 186, 332 ff., 336; ihre Schwester 149; ihr Kind 175.
Baden, Großherzog Friedrich von 220.
Baden, Prinz Wilhelm von 220, 222 fg.
Baiern, König Ludwig I. von 79, 245 fg., 248 fg.
Baiern, König Ludwig II. von 305.
Baiern, König Maximilian von 291, 341.
Bakunin, Mich. 28 fg., 328.
Balbo, Cesare 251, 341.
Bassenge, Tante 16 fg.
Bassermann 148.
Bauer, Bruno 51, 59 fg. (Sache der Freiheit); 87, 133, 330, 332.
Bauer, Caroline 13, 36.
Bauer, Edgar und Egbert 88, 330.
Bauernfeld, E. 87.
Baumann, Elisabeth 120, 332.
Baumeister, Bernhard 243 fg., 340.
Bayer, Schauspielerin 131.
Beaulieu, Herr von, in Oldenburg 4, 162, 335.
Beaulieu, Sohn des vor., in Weimar 162, 165, 279, 335.
Bechstein 322.

Beer, Michael 85.
Beguelin, Frau von 289.
Beminger, Schauspieler 56, 131.
Benedix, Roderich 138 ff., 250, 341.
Benzon 199.
Berezowsky 299.
Bernays, J. 224 fg., 339.
Berndt 274.
Bernstein, A. 270.
Berthold, Franz 72.
Beseler 319.
Besser, Frau von 295.
Beust, Graf 305.
Bevillers, C. (richtiger: Bovillard) 172.
Beyer 249, 341.
Beyer, Frl., Schauspielerin 36.
Birchpfeiffer, Charlotte 179 fg.
Bismarck, Otto von 278, 282 fg., 289 fg., 304 fg., 314, 317, 342.
Bloch 144, 333.
Blücher 86, 269 fg.
Blum, Rob. 148, 250.
Bocholz, Graf 139 fg.
Boeckh, A. 59, 253 fg., 326, 328.
Bodelschwingh, Ernst von 156, 334.
Bodenstedt, Friedrich von 246, 279 fg., 340.
Bohz 15.
Bölte, Amely 334 (Brief von Fanny Lewald).
Bolten, Pet. Jasper 225.
Borghese, Fürst 111.
Börne, Ludwig 19, 70, 112, 304.
Böttiger, K. A. 5 fg., 326.
Boz (Dickens) 157.
Braun, Emil 190, 337.
Braun, Julius 246, 340; seine Frau 246.
Braun, Ministerialrat 202.
Brockhaus 175.
Brougham 57.
Bruck, von 221.
Brunneck, Oberburggraf 143.
Buff, Charlotte 25, 337.
Bürger, Anna 176.
Bürger, Dr. 176.
Bürger, Elise 176.
Busche, v. d. 101, 103.
Buttel, Ch. Died. von 318—330, 324 fg. (an Fanny Lewald); 12, 91, 94, 117, 157, 327, 344; seine Kinder 12, 325; seine Frau 319, 324 fg.
Buttel, Minna 318.

Caroli, Benedetto 296.
Calandrelli, Don Alessandro 192 ff., 337; sein Vater 192, 195; sein Bruder 193; seine Schwester 193.
Calderon 14, 103, 107, 110.
Calendre 291.
Campe, Julius 235, 274.
Carlstadt, Andr. 137, 333.
Carstens, Asmus Jak. 231, 339.
Casoni, Tanzprofessor 286 fg., 342.
Cavour, Camillo 251 fg., 341.
Chronegk 317.
Cibulsky, Prof. 292.
Cousin 159.
Crelinger 186.
Cromwell, Oliver 37, 50.
Czersky 134, 332.

Dahn, Felix 246, 340.
Dandolo 298.
Dante 268.
Danton 291.
Danzel 218.
Daumer 184.
David, Bildhauer 14.
Deinhardstein 75, 139 fg.
Derby, Ministerium 201 fg.
Deutschland, Augusta, Kaiserin von 241, 316.
Deutschland, Carl V. von 50.
Deutschland, Kaiser Friedrich III. von 200 fg.

Deutschland, Kaiserin Friedrich 200 fg., 242.
Deutschland, Kaiser Wilhelm I. von 151, 198, 201, 205 fg, 220, 222, 242, 247, 268, 278, 283, 289 fg, 305, 313 fg.
Devrient, Emil 36, 99, 157.
Devrient, Frau 64.
Dingelstedt, Franz 27, 197, 225, 237, 279 ff., 287, 328, 339, 342.
Dohm, Ernst 220, 223, 339.
Dohrn, A. 25, 281, 303, 342.
Döhlecke 128, 332.
Döring, Theodor **99—103**, 87 fg., 115, 329, 331; seine Frau 99, 102.
Dowiat 134.
Du Camp, Maxime 316, 344; seine Schwester 316.
Dumas, A., père 159.
Dumas, A., fils 144.

Echtermeyer, Th. 13, 15, 19, 54, 61, 75, 77, 88 fg., 128, 184, 327, 330.
Eckardt, Prof. 279.
Egmont, Graf 93.
Eichhorn, Minister 12, 130.
Eisendechers 126.
England, Albert, Prinz-Gemahl 255.
England, Karl I., König von 50, 106.
Esse 239.
Eßlair 131.
Eulenburg, Minister 268.
Euripides 13, 179.

Fallati, Ernesto 225.
Feuerbach, Ludwig 25, 51, 60, 128.
Fichte, J. G. 46, 172, 242, 265 fg., 342.
Filosophoff, General 304.
Finkenstein, Gräfin 14.
Fischer, Gymnasialdirektor 321.
Fischer, Tochter d. vor. 321.
Fischer, Kuno 237, 279, 340.
Flottwell, Minister 129.
Follenius 46.
Forcade, E. 306.
Förster, Fr. 47.
Forstmann, Kreisrichter 282.
Fränkel, Ludwig 336.
Franklin, Benj. 52.
Frankreich, Louis Philippe, König von 276.
Frankreich, Ludwig XVI., König von 50.
Frankreich, Marie Louise, Kaiserin von 78.
Franz, Frau 320.
Freien die, Verein in Berlin 54.
Freiligrath, Ferd. 50, 75 fg., 130.
Freytag, Gustav **187 fg.**, 140, 244, 336 ff.
Friedrich, Kaiser und Kaiserin, siehe Deutschland.
Friedrich Wilhelm IV. s. Preußen.
Friggesi s. Fryggesi.
Fröbel, Jul. 77, 157, 225, 329, 334.
Fryggesi (Friggesi) Major 297, 299 fg., 307 ff.
Fürbringer, Geh. R., v. 239.

Gabillon, Ludwig 243 fg., 340.
Gabillon, Frau Zerline 243 fg., 340.
Gablentz, Baronin von 295, 307, 312.
Gablenz, Ludw. K. Wilh. von 312 fg., 343.
Gagern, Friedrich B. von 203, 338.
Gagern, H. v. 148, 203 fg., 338.
Gall, Frh. von 32, 38, 55, 57, 64, 70 fg., 74, 83, 86 fg., 88, 89 ff., 92 ff., 97, 117, 286, 330.
Gallahoff, Iwan 191, 337.
Garibaldi, Giuseppe 251 fg., 294 ff., 304 fg., 308 fg., 316, 343.
Gärtner, Marie 206, 338.
Gasser 277.
Gätke, Heinrich 25, 231, 236; seine Frau 25, 236.
Geibel, Emanuel 75 ff., 246, 328, 341.
Gentz, F. von 72 fg., 275.

Gentz, Senator 289.
Gerstenberg 18.
Gervinus, G. G. 18, 26 fg., 28, 91 ff., 122, 127, 157, 218, 292, 327, 330; seine Frau 292.
Gillar von Pilchan, Baronin 304.
Gleichen, von 322.
Gleim, J. W. L. 85.
Gneist, E. 319.
Goethe, Enkel 283.
Goethe, J. W. von 4 ff., 13 fg., 18, 26 fg. (Iphigenie, Ital. Reise); 52, 73, 85 fg., 90, 107, 113, 138 fg., 181, 189, 215 fg., 224 fg., 233, 243, 250, 258, 268, 271 ff., 276 ff., 284, 306, 311, 327, 332, 344.
Goethe, Ottilie von 123, 332.
Gottheiner, Kammergerichtsrat 146, 198; seine Frau 146.
Gottschall, Rud. 280.
Göpfloff, Frau 190.
Göze, Hauptpastor 266.
Grabbe, Chr. D. 13.
Griechenland, Königin von 112.
Griepenkerl 157.
Grimm, Jakob und Wilhelm 21 fg., 24.
Guizot 276.
Günderrode, Karoline v. 7.
Gurlitt, Else 244, 285, 332.
Gurlitt, Louis 120, 244, 332.
Gutzkow, Karl 95—97 (Pugatscheff, Urbild des Tartuffe); 97—99, 131 fg., 144, 19, 66 fg., 77, 83, 85 fg., 101, 124, 138, 140 ff., 179 fg., 197, 327, 330 ff.

Haake, Schauspieler 56.
Hagen, General v. 324.
Hahn-Hahn, Gräfin Ida v. 333.
Haizinger, Frau Amalie 243, 340.
Hallmann 190.
Halm, Fr. (Münch v. Bellinghausen) 32 ff., Sohn der Wildniß) 328.
Halpert 289.
Hannover, König von 101, 103.
Hansemann, David 144 fg., 159, 198, 333.
Hardenberg, Staatskanzler 269.
Hartmann, Moritz 157 fg., 204, 333, 335.
Häser, Schauspieler 143, 158, 162.
Hauenschild, Georg von (Max Waldau) 165 fg., 183 ff., 336; seine Mutter 184.
Hauenschild, Max von 184, 336.
Hauenschild, Rose geb. Willy 183 ff.
Häuffer, Ludwig 204, 337.
Hebbel, Fr. 109 fg., 140, 331 fg.
Hecker, Friedr. K. Fr. 106, 128, 331 fg.
Heeren, G. 326.
Hegel 44, 49, 52, 84, 218, 327.
Heikens, Anna 25, 226 ff., 339.
Heikens, Hans Frank 25, 226 ff., 339.
Heine, Heinrich 19, 148, 189, 235, 274 fg., 305, 336.
Heine 138 (das Hausmütterchen).
Heinlein, Heinrich 29 fg., 329.
Heldburg, Frau von 320, 323.
Hellwig, Schauspieler 56.
Helmrichs 228.
Hengstenberg 51.
Hennig 282.
Henoch, Ed. Heinr. 235 fg., 339.
Herder, J. G. 18, 59.
Hermann, G. 1 fg., 326.
Herodian 205.
Hertz, H. 138 (Renées Tochter).
Hertz, Martin 235 fg., 339.
Herwegh, G. 27, 38 (Charakteristik ebenso 44 fg.), 43, 51 fg., 57, 59, 71, 75 fg., 80, 328, 339.
Herzen, Alexander 293, 301 fg., 343.
Hessen, Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von 268.
Hessen, Kurfürsten von 304.
Hettner, H. 119, 157, 162, 165 ff., 180, 237, 331 fg., 335.

Hetz 289.
Heydt, von der 265.
Heyner, Dr. 250, 341.
Heyse, Paul 237, 246, 340 fg.
Heyse, Verleger 95, 220, 330.
Hiecke 128.
Hiersemenzel, Stadtrichter 289.
Hildebrandt, Eduard 220, 221, 332, 339.
Hilfers, Kaufmann 75.
Hinckeldey 223.
Hinrichs, H. F. W. 15 fg., 327.
Hoffmann v. Fallersleben 27, 77.
Hofstädter 298, 301.
Hohenlohe, Kardinal 221.
Holtzendorff, v. Oberstaatsanwalt 202, 244, 337; seine Frau und Kinder 202.
Homer 65, 120, 193, 215.
Hoppé, Schauspieler 100, 331.
Horaz 111, 118.
Houben, H. H. 330 fg.
Hugo, Victor 175.
Humboldt, A. v. 82, 95, 188, 192, 224, 253, 339.
Humboldt, W. von 257.
Hummel 315.
Hutten, Ulrich von 93.

Jacobi 85.
Jacoby, Joh. 55, 142, 147, 244 fg., 281 ff., 290, 303, 326, 333, 342.
Jahnsche Jahrbücher 225.
Janke, O. 343.
Ideler 3.
Jean, Paul (Friedrich Richter) 258, 285.
Jerichau, Ad. 119 fg., 332.
Jeserich 161.
Ifflland 179.
Immermann, K. 13, 15, 20, 28, 65 fg., 73, 85 fg., 89 fg., 103 ff., 174, 189, 329, 331.
Itzstein, Joh. Ad., von 106, 128, 331 fg.
Jung, Assessor 289.
Junghuhn 192.
Justi, K. 303.

Kalckreuth, Graf, Maler 228 ff., 235 fg., 279 fg.
K. von s. Küstner.
Kant, Imm. 46, 243, 250.
Kapff, von 75.
Katerine, Russe 89.
Kaulbach, Wilh. von 79, 248, 341.
Kayser, Schauspieler 102, 112.
Keil, E. 263.
Keppler 52.
Kestner, August 190, 337.
Kestner, H. 25, 337.
Kestner, J. Ch. 25.
Kind, Dr. 112, 117.
Kinkel, Gottfried **167—169**, 335.
Kinkel, Johanna **159—161**, 167 fg., 335; ihre Kinder 159 ff.
Kirchmann, von 343; Herr und Frau Präsident und Tochter 289.
Klinger, F. M. von 18.
Klotz 266.
Kobbe, Theodor von 18, 20, 184, 204, 286, 327.
Koburg-Gotha, Herzog Ernst II. von 202, 220 fg., 338.
Koburg-Gotha, Herzogin von 202.
Koch, Christe 202; ihre Schwester 202.
Koch, Joh. Ant. 231, 339.
Köchly **224 fg.**, 33, 339.
König, Heinrich 110.
Korff, Baron 287, 289; seine Frau 289.
Körner, Chr. G. 287.
Kossack, K. L. E. 133, 220, 332, 338.
Kotzebue, A. von 12, 139, 141.
Kraetz, Frau Schulrat 2, 11, 326 fg.
Kraetz, Marie s. Stahr.
Kraetz, Otto 87, 330.
Kruse, Kathinka 25, 58, 65.

Kühne, Gustav 83, 143, 207, 212, 329, 333, 338; seine Frau 143.
Kümmel, Heinrich 180, 337.
Küstner, K. Th. 102, 331.

La Mara 339.
Lamartine, A. de 48, 58.
Lamennais 159, 335.
Lang, K. H. Ritter von 40, 328.
Lange, Friedr. Albert 295.
Langie, Marcel 294 ff.
Lasker, Ed. 289, 343.
Lassalle, Ferdinand **199 fg., 242 fg.**, 266 fg., 337, 340, 342.
Lassen, Hofkapellmeister 322.
Laube, Heinrich 13, 19, 57, 83, 85, 110, 134, 139 ff., 327, 333.
Laveleye, Em. de 306.
Lehfeld, Assessor und Frau 289.
Lehmann, Frederic 199, 225.
Lehmann, Jos. 133, 332.
Lehmann, Rud. 119, 149, 225.
Leibniz, G. W. 213, 217.
Lenz, K. 18.
Leo, H. 51.
Lessing, G. E. 18, 26, 70, 108, 139, 179 fg., 189 fg., 206 fg., 242 fg., 249 fg., 252, 261, 266, 295.
Lewald, Elisabeth 229.
Lewald, Henriette 202 fg., 289, 337.
Lewald, Moritz 175, 186.
Lewald, Otto 144, 153, 158, 179 fg., 186, 239 ff., 333.
Lewald-Stahr, Fanny **161 fg.** (an Carl Stahr), **175 fg.** (an Carl Stahr), **177—179** (an Carl Stahr). Ueber die Scheidung), **180 fg.**, **185 ff.** (an Carl Stahr, Hausschild), **189 fg.** (an Carl Stahr), **244 fg.** (an Alwin Stahr), **334** (an Amely Bölte), 142, 144 ff., 158, 155, 158 fg., 166 fg., 174 fg., 177, 180, 183, 185, 187 fg., 191, 195 fg., 198, 204, 220, 225 ff., 234, 239, 241, 247, 250, 254 fg., 265, 268, 272, 279 ff., 283 fg., 288, 291, 294 fg., 299, 301, 306 fg., 312, 314, 321 fg., 324 fg., (Brief von Buttel) 328, 332 fg., 336 ff., 342 fg.; ihr Vater 175; ihre Geschwister 186.
Lewes, H. G. **314 fg.**, 190, 213, 337, 344.
Liliencron, R. von 332.
Lindner, Dr. 173.
Lingg, Hermann 246, 340.
Liszt, Franz 161 ff., 165 fg., 225, 284, 291 fg., 321 fg., 339, 342.
Lobedan, Frau und zwei Töchter 289.
Lorm, Hieronymus 143, 333.
Löwe, Schauspielerin 101.
Lucia, Signora 120.
Ludwig XVI. s. Frankreich.
Luther, Martin 333.
Lützow, Heinrich von 149, 175 fg., 220, 334.
Lützow, Kammerherr von 334.

M. M. Frau 294 fg.
Macaulay **169 fg.**, 157, 335.
Manara 298.
Manin 253, 302, 341.
Mansen, Gustav s. Putlitz.
Manteuffel, General 313 fg.
Manteuffel, Ministerinn 222 fg.
Mantius 31.
Marchard, Frau 289.
Märcker, Director 149.
Marmontel 216.
Marr, Wilhelm 128, 332.
Marschner 31; seine Frau 31.
Marstaller, Kaufmann 190, 337; seine Frau 190.
Martini 146.
Marx, Weinhändler 158.
Matthy, K. 130, 202 fg., 220, 249, 278, 337.
Maurer, von 79.

Mayer, K. A. 76, 91, 115.
Meiningen, Erbprinz und Erbprinzessin (1864) 280.
Meiningen, Herzog von 317 fg., 323 fg.
Meixner, Schauspieler 243.
Mellara 298.
Mendelssohn (Hamburg) 96.
Mendelssohn, Moses 250.
Merck, J. H. 4, 84 fg., 326.
Metternich 75, 78, 113, 275.
Meyendorf, Frau von 321.
Meyer, Babette 289; ihre Mutter 289.
Meyer, Ernst 225.
Meyerbeer, Giacomo 29 fg., 287 fg., 343.
Meyr, Melchior 246, 340.
Mensenbug, Malvida von 343.
Mexiko, Kaiser Maximilian von 300.
Michelangelo 115.
Michelet 293.
Minden, Dr. 282.
Minding, J. 139 fg., 142.
Mitscherlich, Eilhard 225, 339.
Moleschott 182.
Molière 139.
Moltke, Hauptmann (später Feldmarschall) 25.
Moltke, Schauspieler 56, 106.
Montesquieu 62.
Montez, Lola 134 (spanische Tänzerin) 137, 333.
Monti, V. 190.
Mosen, Julius **34—39** (Bernhard von Weimar), **40—44**, **48—55**, **55—58**, **62—65**, **67—72** (Katte, Otto III.); **74 fg.**, **77 fg.**, **83—85** (Bernhard von Weimar), **86 fg.**, **92—94**, **103—105** (Ueber sein Dichten); **105—108**, **112—117** (Politische Zustände); **122—127**, **137—142** (Gutzkow); 31, 33, 39 ff., (Katte, Sohn des Fürsten), 39 (Wendelin u. Helene), 41 (Otto III.), 55 fg., 60 fg., 64 (Katte); 77, 78 ff., 85, 88, 97 fg., 102, 108 ff., 118 ff., 131, 142 fg., 148, 154, 289, 328, 330; seine Frau 36 fg., 55, 58, 65, 107, 117; seine Kinder 37, 55, 58, 65, 77, 108, 117, 123, 328 fg.
Mosenthal 329.
Mosle, J. L. 94, 108, 117, 123, 125, 148, 154, 157, 286.
Mügge, Th. **154 fg.**, 239 fg., 334.
Mühlbach, Luise 191, 253, 341.
Mühler 265.
Müller, Konsul 289.
Müller, Jul. 228 fg., 246.
Müller, Kanzler von 271.
Müller, Verlagsbuchhändler 343.
Mundt, Frau, s. Mühlbach, Luise.
Mundt, Theodor 220, 253, 338, 341.
Musäus 126.

Napoleon I. 197, 269.
Napoleon III. 188, 196 fg., 201, 222 ff., 247 ff., 252, 293, 300 fg., 305, 316.
Napoleon, Prinz 313.
Nathusius, Ph. v. 9, 326 fg.
Neapel, Franz II. König von 302.
Nesselrode, Graf 149.
Neureuther 79.
Nikisch, Assessor 227.

Oldenburg, Großherzogin Caecilie von 223, 286.
Oldenburg, Großherzog von 83, 107, 112, 140, 177 fg., 286.
Ole Bull 77.
Oelrichs, Oberst von 148.
Oppenheim, H. B. 143, 333.
Oranien, Wilhelm von 93.
Orsini 201, 252.
Oesterreich, Albrecht, Erzherzog v. 318.
Oesterreich, Franz Joseph, Kaiser von 290, 313 fg.
Oesterreich, Juan von 93.

Oesterreich, Maria Thereſia, Kaiſerin von 151.
Otto, Schauſpieler 68.

Palleske, E. 154.
Palmerſton 201.
Paſcal, Dienerin 17.
Pertz, G. H. 206, 338.
Phidias 120.
Philippsborn, Geh. Rat 87.
Piloty, K. v. 248, 341.
Pius IX., Papſt 134.
Platen 90.
Plato 1.
Potthaſt, E. 220, 339.
Preußen, Friedrich II. von 50, 247.
Preußen, Friedrich Wilhelm III. von 249, 269.
Preußen, Friedrich Wilhelm IV. von 12 fg., 19, 22 ff, 34, 43, 54, 58, 66, 75, 81 fg., 95, 128, 135 fg., 143 fg., 148, 154, 156, 192, 198, 200, 206, 220, 246, 253, 326, 328, 332.
Preußen, Prinz Louis Ferdinand von 72, 172.
Prutz, Robert 95 (Moritz v. Sachſen); 127 fg., 19, 39, 40, 44, 46 fg., (Würdigung); 59, 71 fg., 76 fg., 85, 88, 106, 133 fg., 139 fg., 179, 327, 329, 331 fg.; ſeine Frau 47.
Pudor, Karl 195 fg.
Pudor, Fritz 195.
Pudor, Wilhelm 195 fg; ſeine Frau geb. Geiſſenheimer 195 fg.
Putlitz, Eliſabeth zu 333.
Putlitz, Guſtav zu 139 fg., 333.
Puttkammer, Landrat von 66.
Pyat, Felix 201.

Quinet, Edgar 311 fg., 293, 343.
Quinet, Frau von 343.

Rahel (Varnhagen) 72, 150, 155, 328, 333.
Ralph 94, 330.
Ranke, Leopold von 7.
Rappard 238.
Raphael 93, 115 fg., 119.
Raſch, G. von 253, 341.
Rasfalli 36.
Ratibor, Herzog von (Fürſt v. Hohenlohe) 220 fg., 223, 338; ſeine Frau 220 fg., 228.
Rauch, Ch. D. 190, 253.
Raumer, Miniſter 223, 249.
Raupach, E. 179.
Re, Giuſeppe del 253.
Reclam, K. H. 250, 341.
Reinhard, Joh. Chriſt. 231, 339.
Reilſtab, L. 133, 332.
Reuchlin, Herrmann 337.
Riboli, Timoteo 296, 298.
Richard, Schauſpieler 56.
Richter, Guſtav 220, 222. 339.
Rietſchel, Ernſt 16, 196, 277, 337.
Ritter, Schauſpieldirektor 97.
Rittgen, Baumeiſter von 228 ff., 235.
Robespierre 60, 291.
Rödel, Auguſt 262–265, 341; ſeine Frau und Kinder 263.
Roger, Dr. 220.
Ronge, J. 121 fg, 134, 332.
Roon 265.
Röſſig, P. Fr. L. 93, 330.
Roſſini, Gioach. Ant. 284 fg., 342.
Roßmäßler, Em. Ad. 249 fg., 341.
Rötſcher, H. Th. 98, 131, 331.
Rotmann 79.
Rouſſeau, J. J. 62.
Ruben, Chriſtoph Chriſtian 79 fg., 110, 329.
Ruge, Agnes 61.
Ruge, Arnold (Halliſche Jahrbücher) 12 fg., 15, 19, 26, 28 fg., 36, 42 fg., 46 fg., 51, 53 fg., 57, 60 fg.,

Helgoland
und
die Helgolander.

Memorabilien
des
alten Helgolander Schiffscapitains
Hans Frank Heikens.

Herausgegeben
von
Adolf Stahr.

Oldenburg, 1844.
Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.
(M. Berndt.)

75, 77, 80, 88, 93, 127 fg., 133 fg., 179, 327.
Rupp 60, 134, 333.
Rußland, Kaiser Alexander II. von 270.
Rüstow, W. 266.

Sachsen, Moritz von 93.
Sahr, von 228 fg.
Sammer, Prof. 202.
Sand, George 157, 159, 167.
Sassi, Signora 303.
Schadow 64.
Schefer, L. 184.
Scheffel, Victor v. 237, 339.
Schelling, J. W. v. 46.
Schick, Gottlieb 231, 339.
Schierbrand, C. von 176.
Schierbrand, Oberstleutnant von 176.
Schiller, F. von 18, 52, 85, 94, 110, 131, 139, 180, 189, 197, 233, 237, 239 ff., 250, 276 fg., 287, 340.
Schlee, Frl., Malerin 289.
Schlegel, A. W. v. 18.
Schleswig-Holstein, Prinz Friedrich von 20.
Schlodtmann 158.
Schlosser, Chr. 28, 61.
Schlözer, von 307.
Schmerling 148.
Schmidt, Dr. 289.
Schmidt, Julian 266 fg., 342.
Schmitson 239.
Schneider, L. 330.
Schorn, Adelheid von 399.
Schridde, Prediger 315 fg.
Schröder-Devrient, Wilhelmine 29 ff., 328.
Schubert 291.
Schüßler, von, Maler 190.
Schuré, Edouard 293, 310 ff., 343; seine Frau 293.
Schurz, Karl 159 fg.
Schwanefeld, Kammerherr von 196.
Schwanenfeld, Baronin von 242.
Schwanthaler, Ludwig von 79, 248, 341.
Schwartz, Frau von 291.
Schwartze, Prorektor 315, 314; seine Frau 316.
Schwarz, Oberkonsistorialrat 202; seine Braut 202.
Schweden, König Gustav Adolph von 93.
Schwerin, Graf v. 66, 136, 238, 241, 282, 340.
Schwind, M. v. 248, 341.
Scribe 141, 287.
Ségris 316.
Senger, Dem. 131.
Shakespeare 16, 18 fg., 37, 41, 84, 107, 124, 139, 180, 216, 223, 244, 279 ff., 323, 339, 342.
Sickingen 93.
Siegmund, Emma, Braut Herweghs 46.
Siegmund, Dr. 225, 339.
Sillig 15, 326.
Simon, Gustav 292.
Simon, Heinrich **205 fg., 237 fg.,** 143, 244 fg., 292, 333, 338, 340.
Simon, Ludwig 237, 340.
Simons, Minister 238, 310.
Solger, K. W. F. 15, 327.
Sophokles 67, 179.
Spatzer, Frl. 32.
Spengel 224.
Spielhagen, Friedrich **256—258, 258—262** (seine Lebensgeschichte); seine Eltern und Brüder 258 ff., 341.
Spinoza, B. 217 fg.
Stachelberg 14.
Stahr, Adolf junior 198 fg., 239, 279 fg., 280 fg., 284 fg.
Stahr, Adolf, Briefe **6 fg., 7, 12 fg., 13—18, 18—20 24—26, 26 fg., 27 fg., 28 fg., 29—32, 32 fg., 39 fg., 58, 58—60, 60 fg., 72 fg., 75—77, 78—81, 85 fg., 87 fg.,**

88—90, 90—92, 108—111, 118—120, 142 fg., 144, 144 fg., 148, 153 fg., 156 fg., 158 fg., 165 fg., 166 fg., 174 fg., 176 fg., 179 fg., 182—185 (Hauenschilds Tod); 188 fg., 189, 190 fg., 191 fg., 192—196, 196—198, 198 fg., 200, 200—202 (Politische Verhältnisse); 202—205, 208—210, 220—223, 234, 225 fg., 226 bis 228, 228—234, 234—237, 239—242, 243 fg., 245—249, 249 fg., 250 fg. (Fanny Lewalds Lebensgeschichte); 251 bis 253 (Cavour); 253 fg., 265 fg., 266, 268, 268 fg., 269—271, 271 bis 274 (Briefwechsel Goethes und Carl Augusts); 274—276 (Heinrich Heine); 276—278 (Weimarer Denkmäler); 278 fg., 279 fg., 280 fg., 281 bis 283 (Politische Verhältnisse; 283 fg., 284, 284 fg., 285 (Berthold Auerbach); 286 fg., 287 bis 289, 289, 289 fg., 290 fg., 291 fg., 292 fg., 293, 293 fg., 294—303 (Garibaldi); 303—306, 306 fg., 307—309, 309 fg., 310 fg., 312—314, 315 fg., 316 fg., 317 fg., 320 fg., 321 fg., 323 fg.

Stahr, Ad., sein Besuch bei Bettine 4 fg., 7 fg., 87 fg.; Aufenthalt in Dresden (Tante, Tieck, Wilhelmine Schröder-Devrient) 18 ff., 28 ff.; Aufenthalt in Helgoland, 1841, 24 ff.; Tätigkeit für Mosen 30 ff.; Zusammentreffen mit Geibel 75 ff.; Aufenthalt in München 79 fg., 145 ff.; Reise mit Karl Stahr an den Rhein und nach Heidelberg 90 ff., (Gervinus); Aufenthalt in Italien 108 ff., 118 ff.; Hebbel 108 fg.; Fanny Lewald über die weimarer Pläne 161 fg.; Plan einer Revue 165 fg.; Ehescheidung 180; Verheiratung mit Fanny Lewald 185; Reise durch Süddeutschland 202 ff.; Abend bei dem Herzoge v. Ratibor 220 ff.; In Helgoland mit dem Großherzog von Sachsen-Weimar 228 ff.; Schillers Gedenkfeier 239 ff.; Lessingfeier in Leipzig 249 fg.; Zusammentreffen mit Garibaldi 294 ff, 309 fg.

Stahr, Ad. Schriften. Aristoteles bei den Römern 2 fg., 326; Aristoteles und die Wirkung der Tragödie 224, 339; Aristoteles Politik, Uebersetzung 170; Aristotelia 1 fg., 3, 326; Bettine und ihr Königsbuch 81 ff., 86, 329; Karl August 197; Dresdener Skizzen 197; Echtermeyer Th., ein Denkstein 330; Ein Stück Leben 341; Fichte 266, 342; Goethes Frauengestalten 312; Heifens Hans Frank 339; Heine 189, 336; Herbstmonate in Oberitalien 323, 338, 341; Herodian, Uebersetzung 205, 338; Immermann 86, 89, 103 ff., 329, 331; Italien, ein Jahr in 144, 150, 155, 273, 322, 331 ff., 337, 341; Jugendzeit, aus der 330, 344; Lessing 206 ff., 225, 231, 235, 312, 338, Vischer über 212—220; Lohengrin, Kritik des 162 ff.; Merck 84 fg.; Mosens Ratte 55; Nach fünf Jahren 223; Nathan 331; Preußische Revolution 153 fg., 169, 333, 335; Quinet 343; Republikaner in Neapel 150 ff., 253, 333 fg.; Rom, ein Winter in 322; Römische Kaiserfrauen 284, 312; Schiller Festschrift 239 ff., 340; Shakespeare in Deutschland 18 fg., 327; Sturmglockenruse 314; Sueton, Uebersetzung 205; Theaterschau 105 fg.; Tieck Ludwig 336; Torso 181 ff., 190,

248, 336, 341; Tragödie, die neue und ihr Verhältnis zur Gegenwart 86, 329; Weimar und Jena 322, 335; Zwei Monate in Paris 335.
Stahr, Alwin 181, 188 ff.—199, 200—205, 220—224, 225—237, 239—242, 244 fg., 245—251., 253 fg, 266, 268—279, 280—284, 285—311, 312—314, 315 ff.—318, 320—324, 336, 338, 342.
Stahr, Anna 159, 321, 335.
Stahr, Carl **44—48, 65—67, 121 fg;** (Politische und religiöse Zustände) **128—130;** (Soziale Verhältnisse **132—137;** (Preßfreiheit, Thronrede) **146 fg., 177;** (Tieck) **181 fg;** (Torso) **254—256,** 6 fg. 8, 12 ff., 18 ff., 24 ff., 26 ff., 32, 39, 58 ff., 72 fg., 75 ff., 85 fg., 87 fg., 88 ff., 90 ff., 99, 102, 108, 144 fg., 148, 153 fg., 156 fg., 158 fg., 161 fg., 166 fg., 174 ff., 177 ff., 182 ff., 206, 243 fg., 251—253, 265 fg., 288, 311, 326, 337; dessen Braut später Frau Auguste 12, 336.
Stahr, Helene 321.
Stahr, Joh. Adam 189 fg., 195 fg., 292, 315, 336 fg.; seine zweite Frau 190.
Stahr, Marie 16, 17, 18, 24, 25, 28 ff., 32 ff., 55, 58, 65, 87, 91, 102, 108, 115, 117, 123, 151, 179, 331; ihre Kinder 17, 24, 55, 58, 123, 151, 179, 180 fg., 306, 319; ihre Schwester 117.
Stahr, Marie, Frau von Alwin 318.
Stahr, Wilhelm 337.
Starkloff, K. Ch. L. 184, 286.
Stein, Freiherr von 203, 338.
Stein, L. 50.
Steinhäuser 126, 278, 312.
Stern, Daniel, s. d'Agoult, Marie.
Sternberg, A. von 72.
Sterne 258.
Steub, Ludwig 246, 340.
Stichs, die 98.
Stieffel, Prof. 184, 204.
Stieffel, Bruder d. vor. 204.
Stirner, Max 133, 332.
Storch, Maler 80.
Storn, William Wetmore 292, 343.
Strauß, D. Fr. 25, 51, 204, 214, 235, 337.
Strodtmann, A. 335.
Struve 149, 334.
Sueton 200, 205.
Sußmann, Bildhauer und Frau 289.
Sybel, Heinrich von 247 fg., 341.
Sydow, Prediger 253.

Taillandier, René 343.
Tasso Torquato 116.
Taubert, Wilhelm 220 fg., 339.
Temme 157, 335.
Thiers 317.
Thiersch 79.
Thompson, Hauptmann von 228 ff.
Thorwaldsen 109, 331.
Thümen 315 fg., 344.
Tiedemann 160.
Tichatschek 29 ff.
Tieck, Ludwig 13 ff.—16, 18, 19 fg., 28, 37, 68 fg., 98, 103, 105, 177, 327, 336.
Tocsca, Familie 116.
Trendelenburg, Adolf 2 fg., 226.
Trieft, Justizrat 63.
Trieft, Kaufmann 65.
Triglaff, Justizrätin 195 fg.
Twesten, K. 282.

Uhland, L. 77, 327, 329; seine Frau 329.
Uhlich 134, 333.
Ulrici, Prof. 279 fg.
Ungern-Sternberg, A. von 327.
Ungern-Sternberg, Geh.-R. von 14, 16, 327.

Varnhagen v. Enſe, K. A. 26, 72 fg., 86 fg., 142, 154 fg., 293, 328 fg., 333.
Vecchi 302.
Venedey, Jac. 204, 238, 337.
Vieweg, F. 166, 335.
Vinke 282.
Viſcher, Friedrich **212—220** (Ueber den „Leſſing"), 167, 234, 237, 338.
Visconti 119.
Vogt, Carl 293, 312, 343; ſeine Frau 312.
Voltaire 62, 274.
Vry de, (Wilhelm Hendrich de Vries?) 192, 337.

Wächter, Eberh. G. Friedr. v. 231, 339.
Waldau, Max f. Hauenſchild Georg v.
Wagner, Coſima 342.
Wagner, Richard **162—165**, 38, 157, 162, 335, 343.
Waldeck 148, 146, 153.
Walsrode, L. 242, 340.
Waſhington G. 52, 259.
Watzdorf, Frl. von 321.
Watzdorf, Miniſterium 162.
Weimar, Bernhard von 93.
Weimar, Carl Alexander, Großherzog von 161 fg., 165 fg., 178, 197, 228 ff., 272, 279 ff., 283 fg., 292, 306 fg., 321 fg., 335, 337, 342.
Weimar, Carl Auguſt, Großherzog von 197, 232, 234, 241, 271 ff.
Weimar, Carl Friedrich, Großherzog von 177 fg.
Weimar, Maria Paulowna, Großherzogin von 162.
Weimar, Sophie, Großherzogin von 165, 280.
Weiß, Juſtizrath 315 fg.
Weiß, Prof. 289.
Wellmann, A. 19, 45.
Weſtphalen 223.
Whiting, Henry J. 153.
Widmann, Dr. 174.
Wieland, Chr. M. 18, 277.
Wienbarg, Ludolf 58.
Wigand, Otto 46, 50, 53, 57.
Willers, E. 120, 332.
Winckelmann, J. J. 119 fg., 182, 303.
Windſcheid, Bernh. Joſ. Hub. 246, 341.
Winter, Maler, 291.
Wislicenus 134, 333.
Wittgenſtein, Fürſtin 225, 292, 339.
Wolff, Dr. 312 fg.
Woltmann, Alfr. 289, 343.
Wrangel, General 146.
Wulffen, Baron von 289, 295, ſeine Frau 289.
Wuttke, Heinr. 249 fg., 341.
Wydenbrugk, von, Miniſter 177 fg.

Zabel 183, 240.
Zahlhas, Frl. von, Schauſpielerin 56, 340.
Ziegler, Oberbürgermeiſter 343 und Frau 289.
Zſchech 93.
Zumbuſch, Caſp. Clem. v. 291, 343

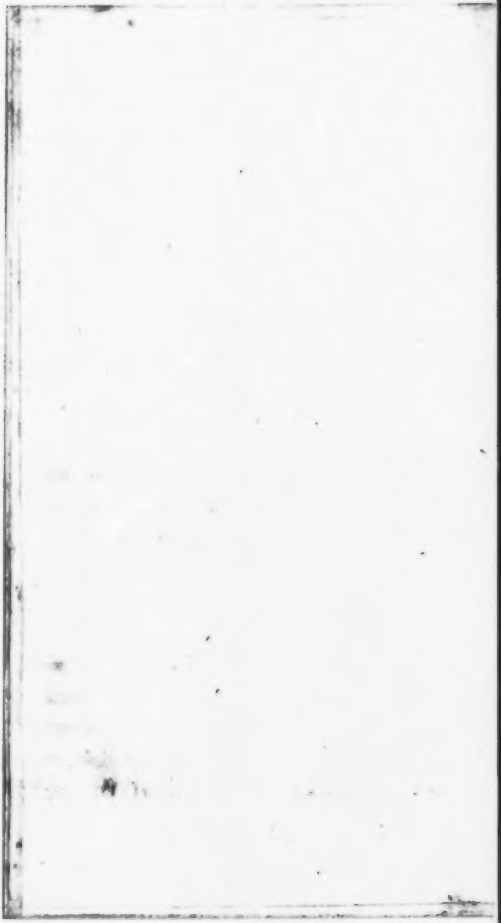

Einleitung.

Ich weiß die folgenden Blätter nicht beſſer zu bevorworten, als indem ich ihnen einige Mittheilungen aus meinem Helgolander Tagebuche voranſchicke, aus welchen man erſehen kann, wie ich mit dem alten Seemanne, der hier zum Erſtenmale und der erſte ſeines Landes und Volks als Schriftſteller über beide auftritt, bekannt geworden bin.

Es war im Sommer 1841, wo ich auf dem rothen Felſeneilande Heilung von einem langwierigen Halsleiden in dem kräftigen Wellenſchlage der Nordſee ſuchte. Wenn Schläge beſſern könnten, ſo hätte ich mich nicht zu beklagen gehabt, denn das Meer wogte und ſtürmte faſt unaufhörlich, und das kräftige Bad ließ ſelbſt das unerträglich kalte Wetter mit ſamt dem wochenlang ſtrömenden Regen ertragen, der dieſe Sommermonate ſo unkenntlich machte, daß wer ſich

nicht aus dem Kalender belehren konnte, einen körperlichen Eid hätte darauf leisten mögen, es sei im tiefsten Spätherbst.

Indessen trotz des vortrefflichen „Wellenschlages“, der diese in jedem andern Betrachte höchst ungünstige „Saison“ auf Helgoland auszeichnete, fand ich doch die ersehnte Heilung nicht. Dafür aber fand ich zur Entschädigung einen alten Helgolander Seemann, einen ebenso originellen, als tüchtigen Menschen, der mir in den wenigen Wochen ein Freund ward, der mit herzlicher Sorgfalt und Aufmerksamkeit sich des Kranken, in Verstimmung und Trübsinn versunkenen, annahm, bald mit heiteren Erzählungen und „Schnurren“, wie er sie nannte, bald mit kräftigen Trostsprüchen aus dem Schatze reicher Lebenserfahrung mich abwechselnd erheiterte und erbaute, einen Mann, der ohne alle Hülfe einer durch Unterricht und Wissenschaft erworbenen Kultur, allein durch offne Augen und offnen Sinn in der Schule des Lebens sich zu einer Freiheit und Gesundheit der Welt- und Lebensanschauung erhoben hatte, die ihm der Zögling der modernen Kultur wohl oft beneiden mochte. Und dieser Mann war der alte Helgolander Schiffscapitain Hans Frank Heikens.

Ein Zufall führete mich mit ihm zusammen, und wenn ich dies Zusammentreffen hier unter Mittheilung einiger Blätter aus meinem Tagebuche etwas ausführlich erzähle, so denke ich dem Leser einen Dienst zu erweisen, der gewiß, wenn er die Helgolandica gelesen, den Verfasser derselben liebgewonnen haben und ihn gern in seinem Häuschen am flackernden Feuer des Küchenheerdes mit mir besuchen wird. Und gar mancher, der, wenn er dies Büchlein gelesen, den wunderbaren Meeresfelsen Helgoland betritt, wird sich durch meine Erzählung vielleicht am besten überzeugen, daß es nur von ihm abhängt, selbst bei dem alten Heikens einzutreten, und sich über Dies und Jenes von Helgoland und Helgolandischen Dingen von dem heiteren, mittheilsamen Greise in mündlichem Gespräche nähere Auskunft zu verschaffen.

— — Ich war schon acht Tage lang auf Helgoland gewesen, als es mir eines Abends, wo ich durch die Gassen des Städtchens auf dem Oberlande schlenderte, einfiel, daß ich einen Gruß zu bestellen vergessen, welchen mir Freund Theodor von Kobbe an einen alten Helgolander, Hans

Frank Heikens, aufgetragen hatte. Der Zufall wollte es, daß das Häuschen an der Ecke der Kirchhofsgasse, bei dem mir diese Versäumniß einfiel, gerade die Wohnung des zu erfragenden, und die Matrone, welche mir auf meine Frage Bescheid gab, Niemand anders als die Frau Heikens selbst war. Der Mann sei nicht daheim, werde aber bald zurückkommen, und sich gar sehr über meinen Gruß freuen, wenn ich bleiben wollte um ihn selbst auszurichten. Die lebhafte freundliche Art und das ganze Behaben der Alten ließ mich gern ihrem Wunsche, unter ihr Dach zu treten, genügen. Sie führte mich durch ihr ganzes kleines Häuschen, zeigte mir alle Zimmer und Kämmerchen, selbst Bodenraum und Küche, Hof, Brunnen und das spannenlange Gärtchen blieben nicht unbesehen. Mit unglaublicher Lebendigkeit zählte sie die „Herrschaften“ auf, welche nach und nach dort gewohnt, die Art, wie sie zu ihnen gekommen, wie sich die Bekanntschaften auch übers Meer fort erhalten, und wie sie mit gar vielen ihrer frühern Gäste durch Grüße und Bestellungen, oder auch wohl durch sonstige Andenken noch immer in freundschaftlicher Verbindung stehe. Von ihren Kindern erzählte sie dann, die schon alle verheirathet seien, und wie

ſie nun mit ihrem Alten allein und ohne Magd lebe, und Gottlob noch Alles in ihrem vorgerückten Alter ſelbſt rüſtig und behend betreiben und beſchicken könne, Hauswirthſchaft und Garten, Feldbau und Abwartung ihrer Schäfchen, und im Sommer auch wohl Bedienung ihrer Gäſte, wenn ſie ihre Zimmer vermiethe. Wie ſie bei dem Allen noch ihren Kindern und Enkeln tapfer zur Hand gehe, und noch zum letzten Winter allein ihre tauſend Schellfiſche eingeſalzen und zum Trocknen bereitet habe. Denke Dir eine Geſtalt von mittler Größe, in Helgolandiſcher Frauentracht, enge Jacke über dem rothen Pie, die nur halbbedeckten Arme und Hände in ununterbrochener, lebhafteſter Bewegung alle Worte accompagnirend, die heiterſten, lebensfroheſten Geſichtszüge unter einer Haube mit ſteifem Striche gutmüthig ſchalkhaft hervorſchauend, und Du ſiehſt Frau Heikens, die fünfundfunfzigjährige Matrone, leibhaft vor Dir. Ein zinnernes Schnupftabackdöschen darf nicht fehlen, denn das iſt ihre „Herzſtärkung“, der ſie von Zeit zu Zeit fleißig zuſpricht.

Mittlerweile war der Mann eingetreten, ein gutes, liebenswürdiges, durch und durch treuherziges Geſicht, mit hellen braunen Augen, ſchwarzem ſchon

in's Graue ſpielendem Haare. Wir ſchüttelten uns herzlich die Hände, während ich den Gruß meines Freundes anbrachte. „Ja, ja!“ ſagte er, „der iſt oft bei mir geweſen, voriges Jahr, und hat ſich bei mir Raths erholt um unſre Sprache. Er wollte ein Buch ſchreiben, und ich dachte mir immer, er würde es mir wohl ſchenken, wie er verſprochen. Aber er wird es wohl vergeſſen haben.“ Ich verſprach, ihn daran zu erinnern, wenn ich heim käme. — Da es indeſſen ſpät geworden war, trennten wir uns, nachdem ich verſprochen hatte meinen Beſuch bald zu wiederholen. — Philemon und Baucis auf Helgoland, es iſt eine vollſtändige Idylle.

— Heute gegen Abend ging ich wieder hin. Baucis war allein. Die Stübchen ſind mit Bildern verziert, Neapel und den Veſuv, den Hafen von Meſſina und die Galliot darſtellend, als deren Capitain Herr Hans Frank Heikens früher jene Gegenden beſucht, und die Bilder von daher zum Andenken mitgebracht hatte. Baucis hatte wieder viel zu erzählen. Ich war auf dem Kirchhofe geweſen und bemerkte: es ſtürben hier wohl recht wenig Menſchen. „Ja,“ ſagte ſie, „im

Verhältniß freilich wenige. Vor drei Wochen iſt der letzte begraben. Aber freilich, gar mancher Helgolander ſtirbt, der hier nicht begraben liegt. Ich hatte vier Brüder, alle friſch und geſund, und ſie alle ſtarben in ihrer Jugendkraft, kaum ein Paar Jahre verheirathet, theils auf der See, wo der eine im Sturm von der Maſtſpitze in die wilde See fiel, und keine Rettung war, theils von Krankheit gehelt in fremden Landen. Ach, meine Eltern haben viel Herzeleid erlebt, denn ſie wurden achtzig Jahre alt, und überlebten alle ihre Kinder bis auf mich.“ Zufällig erwähnte ich des unglücklichen Mädchens, welches vor einigen zwanzig Jahren ſich, in Verzweiflung über ihre verlorne Ehre, von dem weſtlichen Felsrande in die See ſtürzte — die einzige Selbſtmörderin auf Helgoland ſeit Menſchengedenken. Da wurde die Matrone plötzlich ſehr ernſt, und nach längerem Schweigen erwiederte ſie: „ich muß Ihnen nur ſagen, Herr, das war meine rechte und einzige Schweſter, und den 11. Januar 1813 iſt ſie in die See geſprungen.“ „Ach,“ fuhr ſie fort, als ich von dieſem unerwarteten Zuſammentreffen erſchüttert ſchwieg, „es war die Blume und Krone von Helgoland, ſo ſchön war ſie, und ſo viel Thränen, wie um ſie, habe ich um nichts

in der Welt mehr vergossen, und davon sind auch wohl meine Augen so schwach.“ Hier erfuhr ich nun umständlich den Hergang dieser unglückseligen, wahrhaft tragischen Geschichte — —.

Unterdessen kam der alte Heikens von seinem Gange nach dem Leuchtthurme zurück. „Nun das heißt recht und treulich Wort gehalten,“ rief er aus, als er mich mit biederm Handschlage begrüßte. Bald war ein Gespräch über Helgoland und die Helgolander in vollem Gange. Auf meine Frage: ob er noch an seiner Chronik der letzten funfzig Jahre von Helgoland, von der mir Freund K. erzählt hatte, fortschreibe, erwiederte er: er arbeite immer noch ab und zu daran, nur im letzten Winter sei es zu kalt dazu gewesen, da habe es mit den alten Fingern zum Schreiben nicht fortgewollt. Aber seit dem warmen Wetter schreibe er wieder von Zeit zu Zeit weiter, und zwar erst in „hochdeutscher Sprache“, und dann aus dieser in's Helgolandische übersetzend, denn umgekehrt sei ihm das Hochdeutsche steif und unbeholfen herausgekommen. „Jetzt,“ sagte er, „bin ich bei den Sitten von Helgoland, und das ist gar ein heiklicher Punkt. Denn schreibe ich die Wahrheit, und nur die Wahrheit will ich schreiben, so greife ich manchen an

die Bruſt, denn es giebt neben vielem Guten auch manches Schlimme auf Helgoland, was mit der Badeanſtalt, und noch mehr mit der ledigen Schmuggelzeit über uns gekommen iſt."

Wir kamen auf Einzelnes zu ſprechen. „Sehen Sie," ſagte die Alte, „wenn Sie jetzt in's rothe Waſſer*) kommen, da ſchauen Sie Alles in Staat und Putz, und gar manche von den Eltern der geputzten Famels (Mädchen) hat nicht das Brod im Hauſe. In Zeugſchuhen mit feinen Zwirnſtrümpfen tanzen die, und verruiniren in einem Abend mehr als die Eltern in ein Paar Wochen verdienen. Als ich noch eine junge Famel war, da gingen wir freilich auch in's „rothe Waſſer", aber nicht im Sonntagsſtaat. Gott bewahre! Nein, verſtehen Sie, den ſchonten wir zum Kirchgang und allerlei heiligen Feſttagen. Zum Tanz aber gingen wir in unſern Alltagskleidern, nur eine reine weiße Schürze vorgethan; und unſere Tanzſchuhe das waren alte Socken, unter die ſetzten wir ſelbſt Sohlen von Segeltuch, und dazu unſere hölzernen Pantoffeln, ſo flach ſie

*) Der Tanzort der Helgolander, ein Wirthshaus im Oberlande.

nur ſein konnten, das gab einen luſtigen Tanz.“ So redete ſie noch Manches von der guten alten ſparſamen Zeit, wobei es an Vergleichen mit der heutigen Putzſucht und Hoffahrt nicht fehlte, und der alte Heikens beſtätigte ihre Rede:

„Ja, ja, Herr,“ ſagte er, „ſo iſt es, und das iſt die reine Wahrheit. Davon kommt es auch, daß ſo viele fremde Mädchen in Dienſt auf Helgoland ſind, weil die Famels nicht dienen wollen. Lieber eſſen ſie trocknes Brod und ſchlafen auf Stroh, als daß ſie in Dienſt gingen, wo ſie's beſſer haben, aber nicht alle Wochen in's rothe Waſſer gehen und nachher luſtwandeln können nach Plaiſir. Und gar manche von den Alten ſind Schuld, die das leiden und beſtärken. Da war wohl mancher Vater, der mich um eine alte Jacke anſprach, und ſeine Tochter ging indeß in Zeugſchuhen in's rothe Waſſer, oder gar da unten in den „Salon“, was denn ganz nichts werth iſt. Aber ich trage meine alte Seemannsjacke ſelbſt, wenn ich unter meinen Kartoffeln arbeite, oder im ſchlechten Wetter ausgehe mit meinem alten Hut hier, der hundert Falten und Kniffe hat. Auch in kein Wirthshaus geh' ich nicht, ſondern wenn ich nicht leſe oder ſchreibe, da iſt mein Weg und Gang

nach dem Leuchtthurme, und da discourire ich über Wind und Wetter, und luge mit dem Kiecker (Fernrohr) nach den Schiffen, zähle wie viel Segel sie haben, und raisonnire mit dem Manne auf dem Leuchtthurme, wie sie gestellt sind, ob gut oder schlecht. Das ist so mein Vergnügen. — Vor ein Paar Jahren ging ich mal in das Wirthshaus drüben, um den Wirth zu sprechen. Da saß alles voll junger Burschen und Knaben, die mich anstarrten, und wußten kaum ob sie aufstehen sollten vor mir altem Mann, und mir einen Stuhl anbieten, bis es denn doch endlich einer that. Das war sonst anders auf Helgoland!" —

— Mein alter Freund hat nur den allerdürftigsten Schulunterricht genossen. Etwas Lesen und noch weniger Schreiben ist Alles, was ihm sein Knabenunterricht mit auf den Weg in's Leben gab, und auch diese unschätzbaren „Naturgaben", wie sie ein Shakspearescher Rüpel nennt, hat er in seinen alten Tagen erst wieder erneuern müssen, um etwas von ihnen zu haben. Auf meine Frage nach der Geschichte seiner Kinderjahre berichtete er mir Folgendes. Seine Abstammung sei soweit er seine „Vorfahren"

verfolgen könne, rein Helgolandischen Blutes. »Mein Vater, Landesquartiermeister und Schiffer einer kleinen Schnigge, mit welcher er Fahrten nach Hamburg und andern Küstenorten machte, starb als ich kaum sechs Wochen alt war. Im Begriffe eine Fahrt zu unternehmen, ward er so krank, daß er vom Schiffe zurück an's Land gebracht werden mußte. Als er nach einigen Tagen seinen Tod herannahen fühlte, ließ er seine nächsten Freunde, die alle Seemänner waren, an sein Bett kommen, und empfahl ihnen mich, den einzigen Sohn (ich hatte noch drei Schwestern), auf das eindringlichste. Darauf starb er, und ließ meine Mutter nebst den vier Waisen in so großer Dürftigkeit zurück, daß nicht einmal das Schulgeld, welches damals für Lesen 12, für Schreiben 12 und für Rechnen gleichfalls 12 Schillinge betrug, für mich aufgebracht werden konnte. So wuchs ich denn bis zu meinem zwölften Jahre fast in wildem Zustande auf, denn nur etwas Leseunterricht hatte meine Mutter für mich erschwingen könne. Die Freunde meines Vaters, denen er mich sterbend empfohlen hatte, konnten, da sie selbst unvermögend waren, nichts für mich thun, als hie und da im Stillen ein Auge auf mich haben. Das thaten sie

denn auch, und da sie mir zum Theil nicht einmal bekannt waren, so passirte es wohl, daß ich, wenn ich Bubenstreiche am Strande auszuführen im Begriff war, unversehens Ohrfeigen von einem mir wildfremden Menschen erhielt, was mich denn nach und nach vorsichtig und behutsam machte. Mit dem dreizehnten Jahre mußte ich dann als Schiffsjunge zur See und kam unter strengere Aufsicht. Um diese Zeit erwachte in mir eine unbeschreibliche Wißbegierde, die ich aus Mangel an allen Schulkenntnissen nicht zu befriedigen vermochte. Alles, was ich jetzt auf meinen Seetouren hörte und sah, war mir neu und fremd; ich fing an mich meiner Unwissenheit zu schämen, und der erste Gebrauch, den ich von meinem verdienten Gelde machte, bestand darin, daß ich Privatunterricht im Schreiben und Rechnen nahm.“ Seiner Leselust kam dann der Prediger zur Hülfe, der Bücher für wenig Geld zum Lesen auslieh, und ihn besonders auf Reisebeschreibungen und ähnliche gute Bücher hinwies, auf deren Lectüre er jede müßige Stunde verwendete. Uebrigens waren Fischerei und Seefahrt, zuletzt als Capitain eines Schiffes unter Hamburger Flagge, sein Lebenswerk, und ein frischer Muth, Fleiß und Sparsamkeit führten ihn zu einem

Alter, dem wenigstens Sorge und Noth für die ersten Bedürfnisse fern sind. Dazu schenkte ihm der Himmel eine Lebensgefährtin, die Liebe seiner Jugend und die Freude seines Alters. Vor 40 Jahren hatte sie ihren Hans Frank geheirathet. Ich erzählte ihr, wie lange wir „gewartet“. „Ja,“ versetzte sie, „das ist so bei den vornehmen Leuten von wegen des Auskommens. Aber hier nimmt sich, was sich liebt, und fragt nicht groß erst nach der Ausstattung. Da heißt's: Hier nimm dein Bett, Famel, und nun geh und arbeite! Das hab' ich denn auch redlich gethan, ich hab' zu Rathe gehalten und mein Mann hat verdient.“ — Mancherlei Prüfungen haben sie bestanden: Einst war der Mann tödtlich erkrankt am Nervenfieber auf seinem Schiff in Hamburg angekommen, da war sie zu ihm geeilt, hatte ihn gepflegt, und ihn zuletzt in ein Matrosenquartier der Vorstadt bringen lassen, wo sie unter Schwarzen und Weißen aller Länder wohl Monate lang seiner gewartet, bis es besser mit ihm geworden.

Als ich heute seiner Memorabilien gedachte, wie ich seine chronikartigen Aufzeichnungen über Helgoland und die Helgolander während der letzten fünfzig Jahre nenne, schlug er vor, mir, der ich doch wenig reden

dürfe, um die kranke Stimme zu ſchonen, alle Tage aus demſelben etwas vorzuleſen. Mir war das ſehr erwünſcht, und ich bat ihn, gleich heute damit anzufangen. Wunderbar berührte mich hier eine gewiſſe Naivetät der Darſtellungsform, die hier und da in ihrer Urſprünglichkeit an das Antike erinnert. Sein Hochdeutſch, erſt ſpät und mühſam, theils im Verkehr mit den verſchiedenſten Menſchen, theils aus der bunteſten Lectüre erlernt, iſt ſteif, roh und eckig, voll zerbrochener oder halbumgebogener Conſtructionen, unperiodiſch und voll Anakoluthieen, zum Theil abhängig von ſeiner ungefügigen Mutterſprache. In der That, dieſer Mann als Schriftſteller und Poet — denn er iſt auch Dichter — iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, die vielleicht in ganz Deutſchland ihres Gleichen nicht hat. Seine Mutterſprache, in welcher er dieſe Aufzeichnungen begonnen hat, und aus welcher ſie dann auf der gegenüberſtehenden Seite in's Deutſche überſetzte (jetzt macht er's umgekehrt), iſt ein wunderlich rohes Gemiſch, aus frieſiſchen, engliſchen, niederdeutſchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, mit manchem Flickwerk hochdeutſcher Ausdrucke im Einzelnen ausſtaffirt. Sie war nie Schriftſprache, nichts iſt in ihr gedruckt, und jetzt iſt ſie im Sterben, juſt

wie das ächte alte „Platt“ meiner Uckermärkischen Heimath. Er selbst gesteht, viele einzelne Ausdrücke der alten ächten „Helgolander Sprache“ nur noch älteren Leuten als er, namentlich Greisinnen, abgelauscht zu haben. Denn die Frauensleute, bemerkte er, bewahren das Alte in Sprache wie in Sitte noch am reinsten und längsten. Die Männer, in den verschiedensten Diensten und Ländern umgetrieben, mit allen Nationen in Berührung kommend, verlieren viel an ihrer eignen Sprache. Bis zu Anfange dieses Jahrhunderts Dänisch, wurden sie 1807 englische Unterthanen. Die darauf folgende Schmuggelzeit brachte die verschiedensten Nationen hieher, und der rothe Felsen wurde zu einem Babel, auf dem alle Mundarten und Sprachen durcheinander schwirrten. Dann kam die Badeanstalt mit ihren, auch für die Sprache zersetzenden und zerstörenden Einflüssen. Unter all diesen Verhältnissen und Einwirkungen ist der Alte aufgewachsen, hat sie an sich empfunden, und seine Chronik spiegelt sie getreulich wieder.

Soweit meine Tagebuchsnotizen. Als ich Helgoland verließ, mußte ich dem Alten versprechen, ihm zu schreiben. Er dagegen versprach mir seine Memorabilien fortzusetzen, damit ich bei meiner Wiederkehr im nächsten Jahre sie vollständig mit ihm durchnehmen könnte. Umstände verhinderten mich am Wiederbesuch der Insel. Da schickte er mir nach Verlauf eines Jahres seine sämmtlichen „Scripturen“, um damit nach Gutdünken zu verfahren, falls sich ein Verleger finden sollte. Ich theilte die Handschrift einigen Freunden mit, und ihr dringendes Zureden bestärkte mich in meinem Entschlusse, sie durch den Druck bekannt zu machen. Wie ich bei meiner Redaction verfahren, ist mit wenigen Worten gesagt. Ich beschränkte mich lediglich auf einige wenige stylistische Aenderungen, um hier und da einer schwerfälligen Periode oder einer aufgegebenen Construction nachzuhelfen, sonnt dies ohne das eigenthümliche, naive Gepräge der Darstellung zu verwischen, geschehen mochte. Von dem Helgolandischen nahm ich nur einzelne Ausdrücke in Text und Noten auf. Wie schon gesagt, hat der Verfasser nur einen Theil seiner Aufzeichnungen neben der hochdeutschen auch in

Helgolander Mundart niedergeschrieben. Was davon in meinen Händen ist, steht einem Sprachforscher, den diese Reste altfriesischer Sprache interessiren, gern zu Diensten.

Uebrigens möchte es einer besondern Versicherung, daß der Herausgeber sich aller Eigenmächtigkeit des Verfahrens enthalten habe, kaum bedürfen. Der Leser wird sich auf den ersten Blick überzeugen, daß er hier das unverfälschte Bild eines rein naturalistischen Produzirens vor Augen hat, dem jede Spur künstlerischer Berechnung fehlt. Und dennoch soll damit nicht gesagt sein, daß es dem Büchlein an einer Tendenz gebreche. Es ist das durchgehende Streben des Verfassers, seine Landsleute als das zu schildern, was sie sind, und sie zugleich mit demjenigen Maaße zu messen, welches ihre ganz eigenthümliche Lage an die Hand giebt. Wir finden daher hier keine Spur jener hohlen idealisirenden Ueberschwenglichkeit, die aus den Helgolandern Gott weiß was für Albumsfiguren zusammengepinselt hat. Es sind diese rauhen, und doch dabei schlauen, kaltverständigen, poesielosen, und dennoch auch bei Gelegenheit warmherzigen Kinder des Meeres selbst, deren Bild und Charak-

ter, deren Sitten und Lebensgewohnheiten, deren seemännische Betriebsamkeit und kühne Todesverachtung hier ein Helgolander selbst wahrheitsgetreu schildert, und zwar so schildert, daß diese ihre Eigenthümlichkeiten aus den Handlungen und Vorgängen, Sitten und Einrichtungen selbst hervorgehen. Er verschweigt auch die Fehler und Schattenseiten seiner Landsleute nicht, aber er entschuldigt sie, indem er ihr Entstehen erklärt, und wo er sie nicht vertreten kann, da weiß er liebevoll zur Aenderung aufzufordern, ohne irgend dem patriotischen Gefühle der Heimathgenossen zu nahe zu treten. Denn er liebt das kleine Fleckchen Erde, welches sein Heimathland ausmacht, mit einer Innigkeit, wie ich sie nur bei den Helgolandern in diesem Maaße gefunden habe.

Der alte Hans Frank ist auch Poet. Seine scharfe Beobachtungsgabe, seine Neigung zum reflectirenden Nachdenken über Welt und Menschen, über Natur und Lebensereignisse, seine „Lust zu fabuliren“, rangen und strebten nach Ausdruck durch Klang und Tonfall einer Sprache, deren Wirkungen er beim Lesen poetischer Erzeugnisse, wie sie ihm zur Hand kamen, auf das lebendigste empfunden hatte. Den

ersten unabweisbaren Drang, seinen Gefühlen und Empfindungen durch poetische Ergüsse Luft zu machen, empfand er jedoch erst spät, und namentlich war es, wie er mir erzählte, der Anblick des Südens, insbesondere Neapels und des Vesuvs, welcher diese Wirkung auf ihn machte. Eines seiner frühesten Gedichte waren Betrachtungen über Ausbruch des „Vesuvs“, durch welchen die drei altrömischen Städte zerstört wurden. Die ungeheure Schwierigkeit, welche ihm die hochdeutsche Sprache bei diesem Produciren in den Weg legte, schreckte ihn nicht ab, sich derselben vorzugsweise zu bedienen, und unter einer großen Anzahl von Gedichten, welche vor mir liegen, sind bei weitem die meisten in derselben verfaßt. Hier zeigt sich nun in der Form der merkwürdigste Widerstreit. Alles, was Reim und Rhythmus, Vers- und Strophenbau betrifft, kann man zum Theil gelungen nennen, und überall zeigt sich ein feines Ohr für Tonfall, Wohllaut und Ebenmaaß. Dagegen ist das Grammatische und der Sprachgebrauch oft auf das Gewaltsamste in Construction, Satzfügung und Wortbildung verletzt, und es ist fast rührend anzusehen, wie der Alte mit dem spröden Sprachstoffe kämpfend

und ringend ſich abmüht, dem Empfundenen und Gefühlten den Ausdruck und das Leben des Worts zu verſchaffen. Aus dieſem Grunde iſt denn auch eine vollſtändige Mittheilung dieſer in ihrer Art ſo eigenthümlichen Poeſien kaum möglich. Es bedürfte dazu einer durchgehenden Ueberarbeitung, die dann doch wieder dem Originale gar Manches von ſeiner urſprünglichen Naivetät und Friſche abſtreifen würde. Was den Inhalt betrifft, ſo iſt er von der höchſten Mannigfaltigkeit. Alles, was das Leben der Bewohner von Helgoland berührt, ihr Fiſchergewerbe, ihre Seegefahren, der wechſelnde Einfluß der Jahreszeiten auf beides, das bunte Leben der Badegäſte, der Felſen ſelbſt und ſeine Schickſale, kurz ein großer Theil von demjenigen, deſſen proſaiſche Darſtellung die folgenden Blätter enthalten, giebt ihm Gelegenheit zu poetiſcher Schilderung. Dazu kommen Feſtgeſänge und Gedichte an Befreundete, an Enkel und Enkelinnen, Rückblicke auf eigenen Lebensgang, und religiöſe Reflexionen, mitunter auch wohl ein Anſatz zur Romanze, Abſchied und Wiederſehn von Liebenden, aber alles in der nationalen Färbung Helgolandiſcher Verhältniſſe. Ganz allerliebſt

aber sind einige zwischen Fabel und humoristischer Erzählung stehende „Schnurren“, wie er sie nennt, die auf eine moralische Lehre oder auf einen Erfahrungssatz der Lebensklugheit hinauszulaufen pflegen. Vielleicht läßt sich davon bei anderer Gelegenheit etwas mittheilen.

Oldenburg, den 22. October 1843.

Adolf Stahr.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Kap. I.

Gefahren des Erwerbs der Helgolander als Lootſen und braves Benehmen derſelben bei Schiffbrüchen. — Wie die Helgolander ihr Leben um einen Hund wagen. — Schiffbruch eines Engliſchen und eines Bremer Schiffes. — Warum der Autor nicht von eigenen Seefahrten erzählen mag. —

So lange ich denken mag, hat unſer Erwerb im Fiſchen und Lootſen beſtanden. Es waren Zeiten, daß unſere Rhede voll war von großen und kleinen Schiffen. Da wurde bei Sturmwetter viel verdient, was uns die Wintertage den Kopf oben hielt. Im guten Wetter aber ging man auf den Fiſchfang. So hatten wir immer unſer Brod, und lebten glücklich, bis zu der Zeit, als die Elbe von den Engländern blokirt ward. Da kam unſer Land noch mehr in Aufnahme, weil die Schiffe nun in den Eiderfluß fahren mußten. Denn die Eider war gefährlicher als die Elbe, und hatte mehr Sandbänke. Darum wurden große Summen Lootſengeld bezahlt, ſo daß wir unſere Häuſer und Wohnungen beſſer einrichten konnten. Allein mit dem vielen Geld riß

auch Staat und Pracht ein, und Jeder wollte in ſtattlichen Kleidern gehen.

In dem harten Winter zwiſchen 1805 und 1806 lagen hier mehrere Schiffe im Hafen. Einige hatten ſchon drei Monate gelegen, und unter dieſen war auch eine Preußiſche Brigg, Kapitain Jahnholz von Stettin. Der Kapitain nahm, ſo lang er hier lag, jede Nacht einen Lootſen mit an Bord, wenn ihm allenfalls ein Ankertau abreißen ſollte, oder ihm ſonſt Etwas überkäme. Doch einmal, am Mittage, brach das Schiff los. Der andere oder beſte Anker mußte vom Bug geworfen werden, aber noch ehe er einfaßte, brach die Ankerhand ab, und das Schiff ſchlug auf die Klippen. Das Meer war wüthend; es wehte ein fliegender Sturm. Allenthalben Brandung. Es ſah ſich nicht anders an, als wenn Alles mit Mann und Maus verloren gehen ſollte. Jammernd und händeringend ſtanden die Frau und Kinder des Lootſen am Falm, und ſahen ihren Vater in der Noth, keine Ausſicht, ſein Leben zu retten. Aber unſer junges Volk ſchliefen *) nicht. Im Nu waren drei Ryderboote vom

*) Ich gebe ungern den Plural »ſchliefen« auf, der bloß in unſerer heutigen Schriftſprache nicht geläufig iſt. Luthers Bibelſprache entſpricht er ganz und gar.

A. d. H.

Strande abgelöſt, und dann nach den Klippen hin, daß der Staub vom Seewaſſer vorne über und hinten über Bord ging. Das Schiff ſaß mitten in der Brandung. Das erſte von den Ruderböten wagte ſich hindurch, und kam ſo nahe zum Hintertheil des Schiffs oder Hacke, wie es in unſerer Sprache heißt, daß der Lootſe von da frei hinab in das Ruderboot ſprang. In dem Augenblicke aber jagte eine ſo ſchwere Sturzwelle an, daß das Boot bis unter die Ruderbänke voll Waſſer ſchlug. Dadurch war es gezwungen, an ſeine eigene Rettung zu denken. Nun ſetzte das zweite Ruderboot durch die Brandung. Es kam dem Schiffe ſo nahe, daß es eine Leine überwerfen konnte, und ruderte dann aus der Brandung wieder hinweg. Das eine Ende der Leine war im Schiff befeſtigt, das andere Ende hatten ſie im Ruderboote. Auf dieſe Art dachten ſie die Schiffsmannſchaft zu retten. Der Kapitain machte zuerſt die Leine um ſeinen Leib, und ſprang über Bord. Er wurde ungefähr dreißig Faden oder Klafter weit durch das Waſſer geholt, und ſo halb todt in das Ruderboot gebracht. Dann kam die Reihe an den Steuermann. Er machte es eben ſo wie der Kapitain, und ſo auch noch zwei Andere von der Schiffsmannſchaft. Da fiel der Vormaſt. Das Schiff borſt aus einander, die ſchweren Sturzwellen ſchlugen

ununterbrochen über das Wrack hin, das Hintertheil allein blieb sitzen. Die vier Mann, die noch an Bord waren, liefen nach dem Hintertheil zu, als sie sahen, daß das Schiff aus einander ging, und schnitten den Häckhänger los. Dies ist das kleine Boot, das hinten über den Spiegel aufgehängt wird. In diesem Boote kamen drei Matrosen glücklich über. Der vierte Mann war der Koch. Den traf aber ein Schlag von dem Gieckbaum (so heißt der Mast, woran das große Hintersegel befestigt ist) in's Genick, daß er betäubt wurde und über Bord fiel. Der Hund, die Gefahr einsehend, sprang zu allerletzt noch über in's Boot. Und so trieben sie mitten in die Brandung hinein, ohne Ruder. Das dritte Ruderboot, welches auf Reserve postirt war, wurde das kleine Boot mitten in der Brandung gewahr, setzte im Nu darnach hin, nahm die drei Mann über und ruderte, was es konnte, um wieder aus der Brandung zu kommen. Der Hund, wie er sah, daß er allein in dem Boot blieb, fing er zu heulen an, und kroch von einer Bank zur anderen, bitterlich schreiend, ihn doch auch mitzunehmen. Aber das Rudervolk, da sie den Hund gewahrten, kehrten sie wieder um, setzten noch einmal durch die Brandung hin, und retteten den Hund. Die drei Matrosen wußten sich nicht zu fassen, wie sie das brave Benehmen der Ruder-

mannſchaft ſahen. Es war ihnen unbegreiflich, daß da Leute ſein könnten, die ihr Leben um einen Hund wagten.

So wurden ſie mit großer Gefahr, die ſieben Mann und auch der Hund, gerettet. Der Koch allein mußte im Waſſer bleiben. Als die drei Ruderboote mit der geborgenen Mannſchaft an's Land kamen, ſtand der Strand voll Menſchen. Sie hofften, daß die ganze Mannſchaft ſollte geborgen ſein. Von Allen wurde der arme Koch bedauert, doch war es eine Freude, daß die Uebrigen alle mit zurückgebracht wurden. Der Kapitain war ſchon ſo weit weg, daß ſie ihn führen mußten. Aber nun fehlte es nicht mehr an Hülfe. Der Arzt war gleich bei der Hand, und Alles lief, um den Geretteten trockene Kleider anzubieten, ſo daß ſie im Augenblick mit dem Nöthigſten verſehen waren.

Solche Gefahren, wie die im Vorigen erzählte, giebt es hier viel, und oft ſind wir Augenzeugen von großer Noth. Einmal ſegelte ein Engliſches Schiff, mit Steinkohlen beladen, auf die Klippen, es wurde leck und ſank gleich wie ein Stein zu Grunde. Die Mannſchaft ſprangen in das Boot, machten im Sinken noch eine Lieme, das iſt ein kleines dünnes Tau, hinten am Schiffe feſt, und lagen davor ſo lange, bis das Ruderboot von Helgoland kam und ſie rettete.

Solche unglückliche Zufälle treffen insgemein gerne ein, wenn es Sturmwind weht *), und die Schiffsbesatzung sich nicht mit dem Schiffsboote selbst helfen können, manchmal Meilenwegs von unserm Lande **) ab passiren, und dann in den langen Nächten die Nothsignale wegen des dunklen Wetters nicht zu sehen sind.

Zu der Zeit, da unser Eiland schon von den Engländern besetzt war, segelte ein Englisches Schiff, von London kommend, mit Stückgütern beladen, auf die Klippen. Das Schiff stieß so schwer auf, daß es in kurzer Zeit leck wurde, so daß es sank. Glücklicherweise blieben die Toppen (Spitzen) von den Masten über dem Wasser stehen. Die Schiffsmannschaft kletterten auf die Toppen hinauf, und hielten oder banden sich an denselben fest, bis ein Helgolander Ruderboot kam und sie rettete. Das Schiff saß eine gute Meile vom Lande ab. Es wehete schrecklich. Die Vorsteher des Landes ließen ausrufen, um Freiwillige zu ersuchen, Menschenleben zu retten, und versprachen gute Belohnung. Kaum war das Ausrufen geschehen, da kamen achtzehn fixe junge Kerls, und rissen

*) Im Helgolandischen: »Wenn dät en Sturm weiht.« D. H.

**) »vam oot Länn.« Die Helgolander nennen bekanntlich ihre Insel kurzweg »das Land« (det Länn). D. H.

ein Ruderboot ab vom Strande, setzten durch die thurmhohe Barleng (Brandung) hin, und retteten die ganze Schiffsmannschaft. Die Landeskasse mußte Alles bezahlen, indem nichts von der Ladung geborgen wurde. Jeder Mann erhielt fünfundzwanzig Reichsthaler ausbezahlt. Hätte die reiche Ladung geborgen werden können, dann hätte die Landeskasse den dritten Theil davon erhalten, was die Strandrechte uns von alten Zeiten her zugesagt haben. —

Ich könnte wohl noch von vielen solchen Unglücksfällen berichten, aber um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich nur noch das Schicksal eines Bremer Schiffs erzählen. Dieses Schiff, eine Galliet, von Bordeaux nach Bremen bestimmt, mit einer Ladung von mehreren hundert Orhoften Wein, lag im Nordhafen der Insel vor Anker, ohne Lootsen an Bord, weil der Kapitain keine haben wollte. Die Nacht kam heran, es fing ein Sturm zu wehen an; große, pechschwarze Boyen *) machten es so dunkel, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte. Auf einmal hieß es, daß ein Nothfeuer im Nordhafen brenne; das Bremer Schiff hatte ein Nothfeuer hängen. Die Lootsen fuhren sogleich mit einem Ruderboot aus. Unter der Zeit, oder während

*) Boyen (Böen), helgolandisch: »Kärken,« Sturm- und Gewitterwolken.

dem daß die Lootsen sich rüsteten, ging das Signalfeuer aus. Dennoch fuhren die Lootsen nach der Stelle hin, wo die Signale verschwunden waren. Wie sie dahin kamen, lag das Schiff umgeschlagen auf der Seite. Das Volk (Schiffsmannschaft) war auf die andere Seite geklettert, und hielten sich darauf fest, mit dem halben Leibe über Wasser, und machten Geschrei, um Rettung herbeizurufen. Diese kam denn auch durch das Lootsenboot; aber den Kapitan fanden sie nicht. Er war in die Cajüte hinab gegangen, eben zuvor als das Schiff umschlug, und da er nicht wieder herauf kam, so mußte er in der Cajüte ertrinken. Die Schiffsmannschaft wurde an's Land gebracht, mit trocknen Kleidern und gutem Essen und Trinken verpflegt, damit sie sich wieder erholen konnten, um nach dem festen Wall (Lande) zu kommen. Von Schiff und Ladung wurde nichts geborgen — als ein Ankertau.

Solche abenteuerliche Stücke könnte ich Ihnen noch viele vortragen, wenn ich nicht befürchten müßte, Ihnen langweilig zu werden, was ich doch nicht gern möchte. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich von Jugend auf Seemann gewesen bin, und anders nichts gelernt habe, als was dazu nöthig ist. Dadurch ist es mir am liebsten, von solchen Dingen zu sprechen. Vielleicht leben

wir noch etwas länger mit einander, und sollte diese erste Probe hier Ihnen gefallen, dann können wir weiter fortfahren, so es Ihnen recht ist. Denn von Zufällen auf der See könnte ich Ihnen noch viele Bogen voll schreiben. Aber von meinen eigenen Seefahrten mag ich Ihnen nichts mittheilen. Denn wenn ich auch, der Wahrheit treu bliebe, so schreckt mich doch das Sprichwort ab, daß Eigenruhm stinkt. Da möchte ich mich denn also nicht bloß geben, von mir selbst zu schreiben. Unser kleines Eiland hat Ursachen genug, die Feder zu rühren, vor allen für solche Leute, die da über sein mögen, und denen damit gedient ist.

Lieber will ich noch ein Paar andere Fälle von verunglückten Schiffen erzählen, die sich ganz kürzlich hier zugetragen haben, und die beweisen können, wie wichtig Helgoland für die Nordseeschiffahrt ist, um Menschen und Schiffe zu retten. Im November 1841 kam hier ein Schiff unter russischer Flagge, hundertdreißig Lasten stark, von Petersburg nach Holland bestimmt, mit einer Ladung Roggen und einigen Packen Hanf. Es hatte seinen Hintermast wegen schweren Sturm und eines starken Lecks schon in der Nordsee kappen müssen, und kam mit Nothsignalen hier in Gesicht. Das Lootsenboot eilte demselben sogleich entgegen. Da dasselbe wegen des

hohen Wogenganges nicht zu der Stelle, an welcher sich das Schiff befand, hinkommen konnte, so setzte es eine Flagge an die Mastspitze, um dem Schiffe dadurch anzuzeigen, daß es zu ihm hinsteuern möchte. Allein da das Schiff sich schon im sinkenden Zustande befand, so steuerte oder trieb es vielmehr grade auf die Insel zu, mitten in die ungeheure Brandung hinein, und blieb zu Westen der Insel an der äußersten Klippenreihe festsitzen, wo die wildschäumenden Wellen unaufhörlich über das Schiff schlugen. Als man dieses von der Insel gewahrte, eilten zwei Ruderböte, jedes mit sechzehn Mann besetzt, zur Rettung der Mannschaft des Schiffes durch die furchtbar brausenden Wellen. Sie fanden nur noch drei Mann im Schiffe, indem sich die übrigen sechs Mann schon mit dem Schiffsboot an die Westseite der Insel dem schroffen Strande zu, geflüchtet hatten. Da nun aller Anstrengung ungeachtet das Ruderboot wegen der höher steigenden Fluth und den dadurch furchtbar vermehrten Wellenschlag nicht an die Seite des Schiffes kommen konnte, so rief man der Mannschaft im Schiffe zu, sich nach dem Vordertheile des Schiffes, nahe dem Bugspriet zu begeben, um sie alsdann in den Zwischenpausen der wüthenden Wellen in's Boot zu ziehen. Der Steuermann kletterte an den, am Vorsteven des Schiffes

hangenden großen Anker, und hielt sich an dessen Stock fest, so das Ruderboot erwartend. Als dasselbe nun den Augenblick wahrnahm, durch die Wellen an den Vorsteven heranzurudern, sprang der Schiffsjunge, welcher sich hinter dem Steuermann an Tauen festhielt, über den Kopf des Steuermanns mit einem kühnen Sprunge ohne Schaden zu leiden in das Boot, und war so der erste, der sich durch seine kühne und rasche That gerettet sah. Doch nach wiederholten Ansätzen des Ruderboots wurden auch die beiden andern glücklich gerettet. Eine große Anzahl hiesiger Einwohner standen oben am Rande des Felsens und waren Augenzeugen des schauervollen Ereignisses. Das zweite Ruderboot nahm die früher Geflüchteten auf, und brachte alle glücklich an's Land. Schiff und Ladung gingen total verloren, und nur einige Seegel und Tauwerk wurden geborgen.

Bald darauf im November, kam hier ein Schiff unter Hamburger Flagge und signalisirte um Lootsen. Das Lootsenboot segelte sogleich ab; der Wind wehte stark; die hochthürmenden Wogen, durch den umlaufenden Sturmwind gejagt, schlugen mit furchtbarer Kraft an das Schiff, und eine große Sturzwelle, die sich an der Seite des Schiffes brach, faßte dasselbe mit so schrecklicher Gewalt, daß es sich auf die Seite legte, so daß

die Welle über das Schiff hinwegrollte, und auf der andern Seite sich wieder mit dem Meere verband. Glücklicherweise erhob sich das Schiff wieder nach dem Wurf, aber einen Matrosen hatte die Welle mitgenommen, und er ward nicht mehr gesehen. Das Schiff kam von Port au Prince und hatte dort durch das ungesunde Klima schon drei Mann eingebüßt, so daß nur noch vier Mann auf demselben waren, als das Lootsenboot an Bord kam und zwei Lootsen übersetzte, welche das Schiff für 70 Thaler in die Elbe brachten. In denselben Tagen fanden unsere Fischer ein kleines Norwegisches Schiff, entmastet und herrenlos, voll Wasser auf dem Meere treibend. Eine hiesige Schnigge (größeres Helgolander Schiff) nahm es ins Schlepptau, und brachte es an das Land. Es hatte Bretter geladen, die es über dem Wasser gehalten, so daß es nicht sinken konnte.

Kap. II.

Die Elbblokade 1806. — Erschwerung des Fischereibetriebes der Helgolander. — Erste Zeiten der Englischen Besitznahme. — Die Schmuggelzeit, damalige Preise der Lebensbedürfnisse. — Trauriger Zustand nach dieser Zeit. —

Anno achtzehnhundert und sechs, als die Elbe und Weser von den Engländern blokirt wurde, hatten wir doch mit unsern Fischen, um sie nach Hamburg und Bremen an den Markt zu bringen, freie Fahrt von den Engländern. Allein sobald uns die Franzosen im Gesicht fanden, wurden wir angehalten und uns die Seele aus dem Leibe gefragt: um einen Paß, was wir geladen hätten, wo wir hin wollten, wo wir zu Hause gehörten, und ob wir keine Papiere bei uns hätten. Manchmal gedachten wir, ihnen auszuweichen; dann regnete es Kugeln über unser Haupt hin, und kriegten sie uns dann zu fassen, dann kamen wir einige Stunden in Arrest, und es wurde dann der Höchst-Commandirenden Ordre eingeholt, was mit uns anzufangen sei, weil wir nicht nach ihrem Schie-

ßen gehört und ihnen keine Folge geleistet hätten. Gewöhnlich kamen wir dann mit einem Verweise frei, aber uns deuchte es doch, daß uns ein großes Unrecht widerfuhr. Denn wir meinten, ein Fischer wäre so frei wie ein Vogel in der Luft. Von Kriegsangelegenheiten wußten wir nichts, und konnten es auch nicht. Ueberhaupt kam es uns sonderbar vor, daß Andere über unser Eigenthum zu sagen und zu herrschen haben wollten. Wir lebten auf unserm kleinen Eilande glücklich und zufrieden, fischten unser Brod aus dem Meere, bevortheilten keinen Menschen, waren Tag und Nacht auf dem Meere, thaten Keinem Unrecht, arbeiteten für Weib und Kinder soviel wie möglich, um ehrlich durch zu kommen, und bei all unserm Streben nach Verdienst wollten die Franzosen uns hinderlich sein. Das konnten wir gar nicht verstehen. Allein wir mußten doch als arme und kleine Leute nachgeben, wenn wir unsere Fischfahrt behalten wollten.

So überraschte uns das Jahr achtzehnhundert und sieben. Dänemark kam in Krieg mit England. Wir wurden von den Engländern besetzt. Nun war guter Rath theuer. Wo nun hin mit unsern Fischen! Die Franzosen sahen uns immer als ihre Feinde an, und sobald sie einen oder den andern von den Unsrigen fassen

konnten, setzten sie ihn in's Prison. Das waren schlechte Aussichten! Wir konnten nichts anders thun, als um die Insel fahren, weiter durften wir nicht kommen. Fische hatten wir freilich genug, allein keine Kartoffeln und kein Brod. Indessen wir sahen bald, daß wir unter dem Benehmen der Englischen Herren nicht unterliegen sollten. Sie wollten uns nicht drücken, vielmehr wollten sie uns aufhelfen. Eine ganze Ladung Lebensmittel wurde uns von England als Geschenk gesendet, und Kopfweise vertheilt; das Kind in der Wiege, der Säugling an der Brust erhielten ebensoviel, als die Erwachsenen, denn Alles, was getheilt wurde, ging Kopfweise. Demnach erhielten die Armen das Meiste — gewöhnlich sind sie am zahlreichsten mit Kindern bedacht, und diesmal standen sie sich gut dabei. —

So entlief uns der Winter. Das Frühjahr darauf vermehrte sich die Schiffahrt bei unserm Lande. Hier und da schlichen sich kleine Fahrzeuge aus benachbarten Häfen weg, welche Lebensmittel mitbrachten, und dafür Englische Güter mit zu Hause nahmen, diese auf dem festen Lande verkauften, und dann wieder kamen und von ihren Freunden mitbrachten. So nahm nach und nach der Schleich- oder Schmuggelhandel zu, daß er zuletzt zu ganzen Flotten heranwuchs, sowohl von England mit gro-

ßen Schiffen, als von den nachbarlichen Küsten mit kleineren Fahrzeugen, unter denen oft sogar kleine Böte waren.

Anno Achtzehnhundertneun stand der Handel hier auf dem Höchsten. Hunderte von Schiffen kamen auf einmal an, und hunderte gingen zugleich ab. Häuser, Buden, Scheunen, Ställe füllten sich mit Menschen und Waaren. Auf dem Unterlande *) wurde für die fremden Arbeitsleute ein Kochhaus aufgebauet. Der Strand lag voller Güter, allerlei durch einander hingeworfen, weil keine Packhäuser vorhanden waren, die nachher noch erst gebaut werden mußten. Dadurch kamen Mauersteine, Kalk und Holz in hohen Preis. Zweizöllig dicke und zehnzöllig lange Mauersteine vom festen Lande kosteten hier an Ort und Stelle das Tausend zehn Louisd'or; zwölfzöllige Balken der Fuß fünf Mark Courant, waren es eichene, so wurden sie mit sechs Mark bis zu sechs Mark acht Schilling bezahlt. Bretter 1½zöllig achtzehn Schillinge. Alles laufende Maaße oder laufende Fuß.

Ganz ebenso stand es mit den Lebensmitteln. Kamen

*) So nennen die Helgolander bekanntlich die kleine, mit Häusern besetzte Landzunge, welche von dem Fuße der steilen Felswand langsam abschüssig sich in's Meer erstreckt; im Gegensatze zu dem Oberlande, wie sie das Plateau des Felsblocks nennen.

A. d. H.

viele Fahrzeuge zugleich mit einander hier an, dann fiel der Preis. Wurde die Fahrt unterbrochen durch scharfe Aufsicht der Franzosen, dann war hier gleich Mangel. Im Winter zwischen 1809 und 1810, da hier keine Zufuhr vom festen Lande war, kostete eine Tonne Roggen 30 bis 60 Mark. Ab und zu, wie es die Jahreszeiten zuließen und die Fahrzeuge vor den Franzosen von den benachbarten Küsten abkommen konnten, waren auch die Preise verschieden. Kamen dann viele zugleich, so fiel jener Preis für eine Tonne Roggen auf 15 bis 20 Mark.

Der Preis für Fleisch stieg ebenfalls ab und zu für das Pfund, von zwei Schillingen bis zu ein, zwei, ja drei Mark Hamburger Courant. Ja einmal sogar kostete ein Pfund gemästet Kalbfleisch 7 Mark 8 Schillinge. Das Pfund Waizenmehl wurde oft mit 1 Mark 8 Schillings, ein Pfund Butter mit 1 Mark 12 Schillinge, eine Gans mit 17 Mark bezahlt.

Wie bei solchem Zweifelhandel verdient und verloren werden mußte, läßt sich denken. So kam einmal in jenen Zeiten ein kleines Fahrzeug mit fünftausend Eiern hier an, welche es gegen Kaffee austauschte, und zwar ein Pfund Kaffee für jedes Ei. Unglaublich, und doch wahr! Der Preis für Kaffee war damals hier für das

Pfund ordinairer Sorte 2 Schillinge, Mittelsorte 3 Schill., beste Sorte vier Schillinge. Dahingegen man die Eier, wenn die Fahrt unterbrochen war, das Stück mit 4, 6, bis 8 Schillingen bezahlte.

Verhältnißmäßig hoch waren die Preise der Mobilien, so wie der Kleidungsstücke, des Fußzeugs u. s. w. Wollte man daher die damaligen Preise alle notiren, so würde es nicht allein unglaublich, sondern auch lächerlich erscheinen. Aber wenn ich die noch lebenden Bewohner des Continents an die damaligen Zeiten erinnere, wie die Preise der Colonialwaaren dorten gewesen sind: wie z. B. dasselbe Pfund Kaffee, welches hier in Helgoland nur vier Schillinge kostete, dort mit drei Mark (48 Schill.) bezahlt wurde, so wird das Uebernatürliche der vorerwähnten Preise von selbst wegfallen. Dank sei es der jetzigen glorreichen Friedenszeit, daß solche übertriebene Preise jetzt nicht mehr statt finden können, indem der freie Handel, auf allen Meeren sowohl als zu Lande, dem Umsatz und Austausch der Producte, Waaren und Güter, kein Hinderniß mehr in den Weg stellt. —

So flog uns die Zeit in träumendem Zustande dahin, abwechselnd im Verdienst, bald groß, bald klein. So wie wir große Summen mit Arbeiten verdienten und erwarben, so wurden sie auch in den theueren Zeiten eben

so schnell wieder ausgegeben. Alle Güter, die mit Schiffen gebracht wurden, wurden auch mit Schiffen wieder weggeführt. Zu solchem Betriebe gehörten dann Seeleute, die ihre Sache verstanden, und so hatten unsre Lootsen und Fischer vollauf Arbeit und viele fleißige Hände reichen Verdienst. Es wurde dabei ein Contract gemacht, nach welchem die Bezahlung geregelt wurde. Für alle Güter, die an's Land kamen, wurden für je hundert Pfund sechs Schillinge bezahlt, und eben so viel, wenn sie wieder an Bord gebracht werden sollten. Wohlverstanden, auf einen Werkeltag. Die Güter mochten Namen haben wie sie wollten, schwer oder leicht, so ward, um sie mit Böten an's Land zu führen, und dann nach dem Packhause zu tragen, für hundert Pfund sechs Schillinge bezahlt, und eben so viel für die Zurückschaffung an Bord. An Sonntagen dagegen stieg dieser Lohn auf neun Schilling. Das war ein guter Verdienst für die ärmere Volksklasse oder den kleinen Mann. Aber bei der schweren Arbeit riß auch vieles vom Leibe ab, die Kleidung nützte ab, die Seestiefeln gingen entzwei. Von des Morgens bis zum Abend im Seewasser, alle Tage nasse Kleider, die Stiefeln über und über voll Seewasser — dadurch riß Alles schnell entzwei, und nur ein Paar solcher Stiefeln wie-

der neu anzuschaffen, das doch nicht länger als vier Wochen vorhielt, kostete 36 Mark oder zwölf Thaler. So ging das verdiente Geld wieder weg, und als nun Handel und Schiffahrt hier aufhörten, waren auch die Taschen der ärmeren Volksklasse leer. Was nun zu thun? hieß es, da die Kaufleute verschwunden und der Hafen von Schiffen leer war. Die Fischerschaluppen waren über die Hälfte nicht mehr vorhanden. Einige waren bei dem Schmuggelhandel verloren gegangen, einige verkauft, andere abgenutzt. Neue Fischerschaluppen zu bauen, dazu war kein Geld vorhanden. Ueber die Hälfte der rüstigen Mannschaft kam leer oder geschäftlos still zu liegen, und die Fische wurden auch nicht mehr so gut bezahlt wie in dem ersten Kriege, da Hamburg und Bremen noch frei waren, und wir unsre freie Fahrt noch hatten.

So standen denn die Hälfte unserer Einwohner verlassen *) da: ohne alle Aussichten ihr Brod zu verdienen, weil auch das Lootsenwesen durch fremde Kreuzer sehr litt, und keine Schiffe anders bei der Insel vorkamen, als bei Sturm oder Winterzeit, wenn die Elbe

*) »Liek abb an Deel« drückt es der Verfasser in der beigegebenen Helgolandischen Uebersetzung aus.

blind war und die Seetonnen, die als Merkzeichen dienen sollten, durch Eis weggerissen waren. Dann bei Schneejagd, Eis und Sturm, wenn dicke Luft den Horizont schwarz umzog, ließen unsre Lootsen sich von Frau und Kindern wegkaufen, um nur Brod zu verdienen. Lebensgefahr kam nicht in Anschlag — doch ich komme von der Sache ab. Wir mußten und sollten wieder zu unsrer früheren Handthierung greifen. Die Natur, die uns mitten in's Meer gesetzt hatte, hatte uns nichts anderes angewiesen als vom Meer und von dem was dieses uns giebt zu leben.

Kap. III.

Der Fischfang der Helgolander. — Früherer Heeringsfang. — Ehemaliger Zusammenhang Helgolands mit dem Festlande. — Schiffahrt. — Arten von Schiffen. — Ursachen der Verringerung derselben. — Gründung der Badeanstalt in Zeiten großer Noth und Armuth. — Gefahren der Fischerei. — Sturm am 18. November 1835 während des Fischfangs. — Sturm am 22. November 1836.

So reich die Quellen der Fische um unsere Insel sind, so arm sind wir doch an Mitteln um dieselben zu fangen.

Erstlich fehlt es uns an Köder auf unsern Angeln im Herbst, Winter und Frühjahr; denn hier wird nicht anders mit Sandspieren *) gefischt als im Sommer, wo diese Thierchen bei der Sanddüne in Netzen gefangen werden. Während der drei andern Jahreszeiten aber

*) Diese »Sandspieren«, Helgolandisch »Sannepper« genannt, welche auf der gegenüberliegenden Sand-Insel gefunden werden, und welche mehrere Beschreiber von Helgoland fälschlich »Seespinnen« nennen, sind den Regenwürmern oder den Blutegeln an Gestalt ähnlich.

wird hier mit Seehunds- und Ochsenleber getischt. Dies ist ein sehr theurer Köder und die schweren Auslagen, welche unsern Fischern dadurch entstehen, verringern und schmälern ihnen den Verdienst ausserordentlich. Zum Andern sind hier ohne Zweifel in Herbst- und Wintertagen Heringe bei unserer Insel. Es ist erwiesen, daß sie unser Eiland vorbeiziehen, da sie mehrere Jahre hintereinander in der Elbe und Weser gefangen worden sind, wo sie so dick aneinander gestanden haben, daß den Fischern ihre Netze von der zu großen Menge der gefangenen Heringe gebrochen und geborsten sind. Der Hering muß seinen Zug an unserm Lande vorbei nehmen, wenn er nach den gen Osten liegenden Nachbarküsten hinzieht. Unsre Vorfahren sollen von diesem Fange gelebt haben, aber auf was für Art und Weise sie denselben betrieben haben, ist uns nicht bekannt. Wahrscheinlich ist der Heringsfang hier vor einigen Jahrhunderten gewesen; mit was für Mitteln sie gefangen haben, ist ausgestorben. Vielleicht ist dieses schon in den alten Zeiten geschehen, da die Insel noch viel größer an Umfang und die Nordostseite der Insel noch näher an Jütland fest gewesen ist, wo denn die Heringe auch bei ihrem Zuge an den Vorstrand der Insel durch Buchten und Lencken (Krümmungen) irr gerathen sind. — Ange-

nommen, daß unsre Insel wirklich so groß gewesen ist, daß sie mit der Schleswig-Holsteinischen Küste in Verbindung gestanden und kein anderer Durchgang als durch kleine Kanäle und Rinnen zwischen dem niedrigen flachen Lande sich befunden hat, so müssen wir es der schrecklichen Verwüstung der letzten Jahrhunderte Schuld geben, daß dort, wo damals trocknes Land gewesen, jetzt bis fünf Faden oder Klafter tiefes Wasser, und in der Mitte eine Tiefe von zwölf bis dreizehn Faden sich befindet. Diese Tiefe findet man, wenn man ein Drittheil östlich und nördlich von der Insel ab ist, und sie erstreckt sich bis auf zwei Drittheil der Insel. Dann wird es nach und nach seichter bis auf sechs und fünf Faden, wo die Sandbänke der Küste ihren Anfang nehmen.

In einer solchen Tiefe und in einer Breite von sieben bis acht Meilen können nun unzählbare Züge von Heringen durchziehen, ohne daß wir sie spüren. Hätte die Natur uns hinsichtlich unsres Vorlandes nicht gar zu arm gemacht, hätten wir uns nur einer kleinen Bucht zu erfreuen, daß wir einen Hafen anlegen könnten, um unsre Fahrzeuge zu bergen, wenn Sturmwetter eintritt, dann könnten hier auch passende Fahrzeuge erbaut werden, um den Heringsfang und andre Fischerei im Großen zu treiben, welches Alles nun nicht möglich ist. Denn

die meiſten Wohlhabenden haben bei der Rhederei ihr Geld verloren, und die Aermeren, welche ihre letzten Schillinge in Rhederei gewagt haben, ſind ſtockarm geworden, und das Alles wegen Mangel an einem Zufluchtsort für ihre Fahrzeuge und Fiſcherböte, die alle Jahr an Zahl kleiner werden. In dem kurzen Zeitraum von funfzig Jahren ſind die Schniggen, die größten Fahrzeuge, welche wir hier haben und die hier zu Hauſe gehören, von funfzehn auf vier herabgeſunken, und die Fiſcherſchaluppen von hundert und zwölf bis auf ſechzig zuſammengeſchmolzen. In der erſten vorbemerkten Zeit, da der Schniggen weniger wurden, die nach und nach, durch Stürme von der Rhede geriſſen, verloren gingen, vermehrten ſich die Chaluppen, indem noch immer einiger Vorſchuß auf Chaluppenrhederei geleiſtet wurde. Dadurch wurde denn die Mannſchaft, welche früher auf Schniggen gefahren war, auf die Chaluppen verſetzt. Nach der Zeit, wie unſre freie Fahrt unterbrochen wurde, und wir nicht mehr nach Hamburg und Bremen hin kommen konnten, verminderten ſich auch unſere Chaluppen, wie früher angegeben worden. Und noch ſpäter, bei einem gewaltigen Sturm im Jahr 18.., gingen in einer Nacht auf unſrer Rhede achtundzwanzig Chaluppen total verloren oder wurden doch ſo campunirt,

daß sie nicht mehr zu gebrauchen stunden. Die Fischerleute setzten ihr Leben zu Preis, um ihre Böte zu retten. Aber der fliegende Sturmwind, die schrecklich hohe Barleng (Brandung) machten alle ihre Anstrengung zu nichte. Den andern Morgen hatten wir die jammervolle Ansicht von lauter Chaluppwracken am Strande. Jeder fühlende Mensch stand mit niedergeschlagenem Haupt und sah die Folgen der Verarmung im Voraus, die unsere Insel bedrohte und gewiß überkommen mußte, und welche denn auch mit allen ihren Schrecknissen eingetroffen ist. Wir hatten hier in vorigen Zeiten keinen Bettelarmen, die sich aber durch die brodlosen Zeiten eingefunden haben. Wer ein Herz hat, kann es wohl fühlen, wie schmerzlich der Gedanke sein muß, brodlos dazustehen mit einer Brust voll Muth, ohne die Mittel in Händen zu haben, sich nur ein Fischerboot anzuschaffen.

Mehrere Jahre nach einander sank der Verdienst immer mehr herunter. Das Lootsenwesen kam gar nicht mehr in Rechnung. Von zweitausend Schiffen, welche alle Jahr auf Hamburg kamen, konnten wir nur funfzig bei dem Lande (der Insel) aufzählen, welche hier Lootsen genommen hatten. So sind denn beide Nahrungs- und Erwerbsquellen, deren unsere Voraltern sich zu erfreuen hatten, nur noch dem Namen nach für uns vorhanden.

Mehrmals kam die Lage des Landes bei den Einsichtsvollen unter den Einwohnern zur Sprache: wie wir unsere Erwerbsquellen verbessern könnten. Aber die verschiedenen Meinungen und Ansichten kamen nicht zur Vereinigung; nichts kam zu Stande. Die Zeit verlief und die Armuth nahm zu. Da vereinigte sich eine Gesellschaft, eine Badeanstalt hier zu errichten. Allein die Meisten sahen das nicht ein, daß dabei etwas Gutes herauskommen könnte. Sogar den Wohlhabenden wollte die Sache nicht einleuchten und sie nahmen keinen Antheil daran. Das Unternehmen kam indessen doch trotz aller Schwierigkeiten zu Stande. In den ersten Jahren ging es freilich etwas kümmerlich. Wie es aber mehr bekannt wurde, kam es mehr und mehr in Aufnahme, so daß immer mehr Verbesserungen eingeführt werden konnten. Jetzt ist die Badeanstalt unsre Hauptquelle des Verdienstes, und wenn unsre Fischerei und unser Lootsenwesen dabei etwas mehr ausgedehnt werden könnten, dann müßte die große Armuth bald verschwinden. —

Die Badezeit ist natürlich in der wärmsten Jahreszeit, wenn die Fische wegen der heißen Witterung nicht mehr nach Hamburg, Bremen und Oldenburg hingeführt werden können. Dann sind die Fischer und Lootsen auf die eine oder die andere Art thätig, etwas zu verdienen.

Könnten nur dieselben in den drei übrigen Jahreszeiten ebenfalls mit fischen und lootsen beschäftigt werden, so wäre Helgolands Wohlstand obenauf. Denn obgleich wir bei diesen zwei Geschäften viele Menschen verloren haben, so werden dieselben doch als unser eigentlicher und natürlicher Brodgewinn angesehen, und dafür oft das Leben in die Schanze geschlagen, wie wir im vergangenen Jahr 1835 leider gesehen haben, wo vier unserer besten Leute beim Fischen ertranken. Es war den 18. November 1835 bei schwerem Sturme, welcher alle unsre Einwohner in Schrecken setzte. Am Morgen dieses Tages gingen zweiundvierzig Fischerböte unter Segel auf den Fischfang, mit hundert acht und sechzig Menschen bemannt, der Kern unsres Volkes. Das Meer zeigte schon Vorboten eines herannahenden Sturmes, indem die Wellen sich schon am Morgen ungewöhnlich hoch thürmten, und die Luft ein blauschwarzes Ansehn mit aschgrauen Streifen bezogen, annahm; und doch gingen die Wagehälse in See, als wenn eine Art Todesverachtung jedes Mannes Brust eingenommen hätte. Doch kaum hatten sie ihre Angelleinen ausgeworfen, als der Wind immer heftiger wurde und die See ihr Toben begann. Nun hieß es an die Rettung zu denken. Aber ihre Fischergeräthe im Stiche lassen, wollten diese braven

Seeleute nicht. Sie strengten daher alle ihre Kräfte an, dieselben dem Meeresgrunde wieder zu entreißen.

Bekanntlich ist eine solche Fischerleine in mehreren Abtheilungen zusammen ohngefähr 3500 Faden oder Klafter lang, und jeder Faden mit einer Angelschnur besetzt, so daß jedes Boot dreitausend fünfhundert Faden führt. Die Fischangel mit Köder versehen, ist im Ganzen von großem Werthe, und kostet viel Geld. Diese wollten die Leute nun dem Meeresgrunde nicht zur Beute lassen, und so überraschte sie denn der Sturm mit allen seinen Schrecknissen.

Unterdessen standen am obern nördlichen Rande des Felsens alte Greise, Männer, Weiber und Kinder im ängstlichen Harren, um die Ihrigen, die ihr Leben für das liebe Brod in die Wagschaale warfen, ankommen zu sehn. Schon nahete der Abend und es begann dunkel zu werden, als das gespannte Auge in der Ferne einige Böte gewahrte, welche sich der Insel näherten. Allein die See wüthete schrecklich, jede Sturzwelle erohete jedes Boot zu verschlingen und in den Abgrund zu schleudern. Bald schwebten die Chaluppen auf den Spitzen

*) Natfallen im Helgolandischen.

der Wellen *), bald waren sie wieder in den tiefen Höhlungen und Schluchten des Meeres dem schauerlichen Anblicke entzogen. Die Brandung hatte sich bereits um die ganze Insel verbreitet, und fast nirgends schien ein Durchkommen möglich.

Die ältesten Seeleute, welche sich auf der Insel befanden, und diese Schreckniß mit ansahen, begannen zu verzagen. Nun wurde angefangen, die näher kommenden Chaluppen zu zählen, bis zwanzig, — zuletzt bis dreißig. Darüber wurde es Nacht. Alle Zuschauenden eilten zum Strande hinunter, um jedes einzelne Boot, welches sich durch die schwere Küstenbrandung hindurchgearbeitet hatte, mit herzlicher Freude willkommen zu heißen. Gegen acht Uhr Abends kamen die letzten bis auf ein Boot, welches leider ein Raub der Wellen geworden war.

So hatten denn vier verheirathete Männer im besten Mannesalter ihr Leben eingebüßt, um für ihre Frauen und Kinder Brod zu verdienen, die sich nun in die bitterlichste Armuth versetzt sahen.

Der Sturm war unterdessen zum Orkan gestiegen. Die Fischerböte lagen selbst auf der Rhede nicht mehr

*) »Upp die Pinten van tü Seebräckers«, wie im Helgolandischen sehr bezeichnend die Wellen benannt werden.

ſicher. Acht Mann ſprangen in eine kleine Jölle, um ihre in Gefahr ſchwebende Fiſcherchaluppe mit einem Anker wieder zu verſichern. Allein ſie kamen nicht wieder. Als man ſchon mehrere Stunden gewartet hatte, wagten achtzehn rüſtige Männer abermals ihr Leben, um mit einem der beſten Ruderboote die Jölle aufzuſuchen. Aber auch dieſes Ruderboot kam nicht wieder. Die Beſorgniß um die ſechs und zwanzig Menſchen ſtieg von Stunde zu Stunde. Das Wehklagen wurde allgemein. Die rabenſchwarze Nacht ließ die nächſten Gegenſtände nicht erkennen. Das fürchterliche Gebrüll der ungeheuern Wellenbrandung, das unaufhörliche Donnern des Orkans ließ wenig Hoffnung zur Rettung. In dieſer ſchrecklichen Ungewißheit wurde der größte Theil der Nacht zugebracht, bis gegen Morgen um fünf Uhr der Orkan ſich legte, und das große Boot zuerſt erſchien, mit der Nachricht, daß die Jölle ihm folge. Unbeſchreiblich war die Freude, welche alle Herzen einnahm. Ob zwar der Strand von Menſchen wimmelte, dieſe Helden willkommen zu heißen, ſo verbreitete ſich doch dieſe Nachricht wie ein Lauffeuer über die ganze Inſel, und an alle Fenſter und Thüren der Häuſer wurde angeklopft mit der frohen Nachricht: die ſechsundzwanzig Vermißten ſind gerettet! Da einige dieſer Braven durch die unge-

heuren körperlichen Anstrengungen so abgemattet waren, daß sie zu ihrer Wohnung geführt werden mußten, so war doch das Bewußtsein einer edlen Pflicht, verbunden mit guter Pflege, bald im Stande, die zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. — Man denke sich aber auch die schreckliche Lage dieser kühnen Männer mitten in der wüthenden See (da unsere Rhede offen ist und also keine Sicherheit gewährt), in kleinen offnen Böten sich befindend, und durch fortwährendes Rudern elf Stunden lang mit dem furchtbaren Elemente kämpfend. Denn da ihre kleinen Anker, welche solche Böte mit sich führen, nicht haltbar waren, so mußten sie beständig rudern, um nicht noch weiter verschlagen zu werden.

Solche Heldenthaten, von meinen Landsleuten ausgeführt, durfte ich nicht verschweigen. Ich habe diese Thatsache wahr und treu vorgetragen, damit die Fremden sehen können, daß noch Ehrgefühl und Liebe zwischen den Seeleuten obwaltet. Denn wenn der Eine in Gefahr ist, wagt der Andre sein Leben, um den erstern zu retten.

So wechselt denn Freud' und Leid auf unserer Insel eben so mit einander ab, wie in der großen Welt; und dasselbe Meer, in welchem tausende von Fremden, die in der schönsten Sommerjahreszeit zu uns herüber kom-

men, Freude und Heilung ſuchen, daſſelbe Meer iſt in der ſtürmiſchen Jahreszeit den Seeleuten oft ſehr unheilbringend, und reißt ſo manches Opfer zu ſich hinab.

Verwichnen Herbſt 1836, am 22. des Novembermonats, ſollten drei Fiſcherchaluppen mit Fiſchen beladen abgehen, zwei nach Hamburg und eine nach Bremen. Der Wind war Südoſt, dabei wehete es ſehr ſtark. Trotzdem aber, daß Alles ihnen entgegen war, gingen ſie doch unter Segel. Allmählig begann es ſtärker zu wehen, aus dem Winde wurde Sturm. Umkehren konnten ſie nicht wieder, dann wäre das Unterſte zu Oberſt geworfen worden. Sie mußten alſo vorwärts, immer gegen den Sturmwind ankämpfend, bis ſie zuletzt nicht mehr ſegeln konnten, und mit ihren offenen Böten mitten im Meere vor Anker gehen mußten. Allein hier war ihre Lage um nichts beſſer, und ſie ſahen bald, daß ſie nicht vor den hohen Sturzſeen vor Anker liegen bleiben konnten, welche unaufhörlich in ihre offnen Böte überſchlugen, ſo daß ſie immerwährend Waſſer ausſchöpfen mußten, und ſich doch nicht ganz leer davon halten konnten. Sie ſahen alſo ihren Untergang vor Augen, wenn ſie vor Anker liegen blieben, wobei ſie außerdem auch zu Tode gefroren wären. Mit der größ-

ten Anstrengung kamen sie wieder unter Segel, und nun hieß es auf Tod und Leben gegen den wüthenden Sturmwind und die schrecklich hohen Wellen anzuarbeiten. Eins von den zwei Fischerböten, die nach Hamburg bestimmt waren, hatte das Unglück, daß sein „bester Mann“*), — so heißt nämlich bei uns der Erste nach dem Schiffer, der das Schiff führet, — von einer Sturzsee über Bord geschlagen wurde. Mit all' seiner Kraft, die er noch besaß, schwamm er noch wieder nach der Chaluppe hin. Aber die ungeheuren Seebrecher (Wellen) schlugen das Boot immer weiter von ihm fort, so daß er ertrinken mußte. Wenn man bedenkt, wie fürchterlich die noch übrigen zwei Mann im Boote ihre Lage ansehen mußten, die jetzt ihren Bestmann verloren hatten, und deren Kräfte nicht mehr zureichten, einen Hafen zu gewinnen, um ihr Leben zu retten, dabei durch und durch naß, die schwarzen langen Nächte sonder Schlaf zugebracht, immer in tausend Aengsten, daß jede große See (Welle) die letzte sei, die ihr Boot kopfüber werfen und sie dem Tode überliefern müsse, so kann man sich wohl vorstellen, von welcher Art ihre Gedanken waren. Und doch gaben sie ihre Anstrengungen nicht auf, bis sie nach allem Kum-

*) Im Helgolandischen ist es ein Wort: „Bestmann.“

mer und Mühen endlich einen Hafen fanden, wo sie von ihren Strapazen wieder ausruhen konnten.

So waren denn die zwei nach Hamburg bestimmten Chaluppen beim „Träß“ oder in Curhafen angekommen. Dem andern Boot, das nach Bremen sollte, war es noch schlimmer ergangen. Dieses hatte zuerst mitten im Meer Anker geworfen, dann wieder bei dem Leucht- oder Feuerschiffe an der Weser angelegt, von wo sie denn zuletzt in halbtodtem Zustande zu Fedderwarden im Oldenburgischen angekommen waren.

Hier auf der Insel waren wir Alle schwer besorgt um die drei Chaluppen, denn es war wenig Hoffnung, daß sie mit dem Leben davon kommen möchten. Darum war denn auch die Freude groß, als sie wieder zu Hause ankamen, aber auch die Trauer nicht wenig, daß der junge Mann, welcher über Bord geschlagen worden, umgekommen war. Sein armes junges Weib, die er erst einige Monate zuvor genommen hatte, blieb nun in der bittersten Armuth zurück.

Man sollte denken, durch solche gefährliche Fahrten würden sie von der See abgeschreckt. Allein sobald sie trockne Kleider angezogen, armseliges Essen und Trinken zu sich genommen, und eine Nacht Schlaf genossen haben, dann sind sie gleich wieder auf den Beinen, um sich

von Neuem in Gefahr zu begeben. Den Muth haben sie, wie es scheint, mit der Muttermilch eingesogen. Wie würde es anders möglich sein, daß sie die Gefahr so schnell vergessen könnten, dazumal sie wissen, daß jedes Jahr mehrere von unsern Seeleuten ihren Tod im Meere finden.

Kap. IV.

Statistische Angaben über Einwohnerzahl, Schiffe und Gefahrer, Verfassung der Insel. — Die alte Helgolander Sprache. — Ursache ihrer Veränderung. — Die Frauen die letzten Bewahrer des Alt-Friesischen. — Der Autor lehnt es ab, über Kirche und Schulen zu reden.

Wir können hier berechnen, daß wir in einem Zeitraum von funfzig Jahren hundert acht und achtzig Seeleute verloren haben. Darunter sind drei Schiffscapitains, drei und vierzig Lootsen, vier und achtzig Fischer, zwei und zwanzig junge Bursche, welche außer Landes gefahren haben, sechs und zwanzig junge Leute, die auffer Landes verschollen sind, und von denen nimmer keine Nachricht gekommen, und zehn die auf dem Meere todt gefroren sind. Von allen Verunglückten, die verheirathet waren, sind nun noch siebenundvierzig Wittwen und siebenzig Waisen nachgeblieben. Wir können rechnen, daß hier omtrent (ungefähr) fünf und zwanzig Knaben jedes Jahr geborem wer-

den, wovon später jedes Jahr drei ihr Leben auf dem Meere verlieren. Die Einwohnerzahl betrug bei der letzten Volkszählung 2230 Seelen, männliche und weibliche zusammen, jedoch waren die letztern weit in der Mehrzahl.

Seeleute sind jetzt auf sechzig Fischerböten zweihundert vierzig. Größere Böte und Schniggen, die als Frachtfahrer dienen, im Ganzen vierzehn mit vier und funfzig Mann. Von diesen werden alle diejenigen, welche über zwei und zwanzig Jahre *) sind und das Lootsenexamen bestanden haben, mit zur Lootsengenossenschaft gerechnet, die ohngefähr vierhundert Mann stark ist. Dazu kommen noch 83 junge Leute, welche gegenwärtiger Zeit ausser Landes fahren, und über die ganze Welt verstreut sind.

Die vorbemerkte Einwohnerzahl ist in vier Quartiere eingetheilt. Jedes Quartier hat zwei Quartiersleute, welche Seeleute sein müssen, und auch Lootsenoffiziere sind, die aber nur acht Jahre im Dienste bleiben, wo dann wieder andere gewählt werden müssen. Jedoch gehen selten mehr denn zwei zugleich ab, damit immer

*) Im Helgolandischen Texte heißt es über drei und zwanzig Jahre. D. H.

Sachkundige im Amte bleiben; ferner hat ebenfalls jedes Quartier vier Aelteste, die als Volksvorsteher gehalten und mit zu der Commüne gerechnet werden, sechzehn in Allem. Die Commüne besteht aus drei Klassen. Die ausübende Gewalt sind die sechs Rathmänner *), welche das Gericht ausmachen. Die gesetzgebende Gewalt sind die sechzehn Aeltesten („Ohlsen“) oder Repräsentanten. Die verwaltende sind die acht Quartiersleute, die auch die Polizei vorstellen. In Allem gehören zu der Commüne dreißig Leute, die sich versammeln, um sich über Einrichtungen zu berathen, Verbesserungen einzuführen u. s. w. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet und setzt ihre Beschlüsse in Kraft.

In alten Zeiten haben die sechzehn Aeltesten allein die Commüne ausgemacht, und ihre eignen Versammlungen gehalten. Dies hat noch vor 45 Jahren so bestanden. Jetzt dagegen besteht die Commüne aus den Rathmännern, Aelt.sten und Quartiersleuten. Alles was diese aussprechen, muß von dem Gouverneur unterschrieben werden, sonst hat es keine Gültigkeit. Auch dürfen sie sich nicht ohne seine Bewilligung versammeln. Die Berathungen in diesen Versammlungen werden im-

*) Oclaol.: Rathlidd (Ratsleute.) D. H.

mer in unserer Muttersprache gepflogen. Da geht es denn unterweilen gar heiß zu. Gewöhnlich setzt es solchen heftigen Krakehl, wenn es sich um Verbesserungen oder um das Bestehen des Hergebrachten und Alten handelt, wo denn meistentheils die Entscheidung zu Gunsten des letzteren ausfällt.

Sobald die Sache entschieden und der Beschluß gefaßt ist, wird derselbe in der deutschen Sprache aufgeschrieben oder zu Protokoll genommen. Unsre Sprache gilt nicht weiter als auf unserm Lande. Sobald wir aber auf das feste Land kommen, müssen wir uns einer andern Sprache unterwerfen. Dadurch wird unsre eigne immer mehr mit fremden Wörtern vermischt; und wenn man die alte Sprache noch hören will, so muß man mit alten Weibern hier verkehren, welche die Friesische Sprache am reinsten sprechen, besonders solche, welche in ihrem ganzen Leben nicht vom Lande gewesen sind.

In den letzten dreißig Jahren hat unsre Sprache sich am meisten verändert. Zuerst in der Englischen Zeit, wie wir hier auf tausend Fremde rechnen konnten. Dazu kommen jetzt die jährlichen zahlreichen Badegäste. Auch unsre jungen Leute, die ausser Landes fahren, haben, wenn sie nach Hause zurück kommen, viele fremde Wör-

ter angenommen, die dann allmälig in Brauch kommen und die alten verdrängen. In frühern Zeiten war unsre Insel weniger bekannt. Unsre Voreltern verstanden nichts anders als fischen und lootsen, und wenn sie ihre Fische verkauft oder die Schiffe in die Häfen gelootset hatten, hielten sie sich nicht lange im fremden Lande auf, sondern fuhren schnell wieder zu Hause, um ihren Geschäften von Neuem nachzugehen. So blieben sie ihrer Sprache und ihren Sitten getreu. In diesem Augenblick (1836) ist hier noch ein alter Mann am Leben, der alle seine Tage lang niemals von der Insel gewesen. Er ist schon über 70 Jahr alt, ist kein Seemann, und auch kein Handwercker, hat in seiner ganzen Lebenszeit still für sich selbst gelebt, spricht rein Friesisch, und ist sehr umgänglich im Erzählen (Vörschnacken) von alten Zeiten. Er weiß gar Vieles aus seinen jungen Jahren sich zu erinnern und zu erzählen, und ist, wie schon berichtet, der einzige hier von den Mannsleuten, der in seinem ganzen Leben nicht vom Lande gekommen ist *). Frauenzimmer aber, die niemals die Insel verlassen haben, giebt es sehr viele.

*) Ist jetzt 1837 gestorben.

A. d. Vfs.

Von Kirche und Schule will ich nichts sagen; da gehört eine gelehrtere Feder dazu als die meinige, die ausserordentlich stumpf ist, und das nicht ausführen könnte, was verlangt würde.

Kap. V.

Aufmunterung des Erwerbes durch den Fischfang. — Der Heringsfang. — Frühere Schiffahrt der Helgolander nach Grönland zum Walfischfange, nach Spanien und dem Mittelmeer. — Ein Helgolander Schiff von Piraten aus Algier genommen. — Schicksal der Gefangenen. — Fahrt des Autors nach Messina und der dortige Empfang der langentbehrten Hamburger Flagge. —

Um wieder auf unsern Broderwerb zu kommen, muß ich doch bemerken, daß hier noch Vieles gethan werden könnte, wenn einige reiche Leute hier wären, die durch ihr Geld die Fischer zu Unternehmungen aufmunterten und unterstützten, und sie in den Stand setzten, die Fischerei ins Große zu treiben, namentlich den Austernfang, Kabliau- und Heringsfang. Der letzte würde wahrscheinlich der bedeutendste sein. Denn obgleich das Land um vieles kleiner wie früher ist, so müßte doch ihre Spur wieder aufgefunden werden können, und sich verfolgen lassen. Die Heringe, welche hier im offnen Meere gefischt werden könnten, müßten um Vieles gesunder und fetter sein,

als diejenigen, welche an den Küsten in dickem, schmutzigem Wasser gefangen werden, die gleich ein Paar Tage nach ihrer Einsetzung roth an den Gräten werden, weil sie mager sind. — Unsre Vorältern haben vor zweihundert und noch vor hundertfunfzig Jahren, mit ihren eignen Schiffen nach Grönland gefahren, und noch in meiner Jugend Jahren habe ich hier eingepfählte Säulen von Wallfischknochen gesehen, die unsere Vorältern selbst von Grönland mitgebracht hatten, und die hier zur Gartenumzäunung gebraucht wurden. Auch haben sie mit ihren Schiffen auf dem mittelländischen Meere gefahren, und sind bei diesen Fahrten oft einige nach Algier eingebracht und gefangen gehalten worden, welche dann für Geld, welches in den Becken an den Kirchthüren eingesammelt worden, wieder losgekauft worden sind. Auch habe ich hier noch vor einigen vierzig Jahren die Abbildung eines solchen Schiffes, womit sie nach Grönland und auch nach dem Mittelmeer gefahren, auf Glas gesehen, welches in ein Fenster eingesetzt war. Darauf war geschrieben: Dieses Schiff ist im Jahre 1679 von Algierischen Seeräubern genommen und die Mannschaft als Sclaven verkauft worden. Der Kapitain hieß Peter Lührs. Er und die sämmtliche Besatzung waren Helgolander, die durch Sammlungen an den Kirchthüren gelöst wur-

den. Das Schiff war ein wenig größer als unsre jetzigen Schniggen, und hinten rund gebaut. Der Vormast war bedeutend größer als der Hintermast, und das Ganze kam der Bauart der Kuffschiffe, wie sie jetzt gebauet werden, am nächsten. In den vorigen alten Zeiten haben sie auch allerlei Schiffe halten können, da das Land noch reich an Buchten und größer an Umfang gewesen, und so die Natur ihnen Häfen angewiesen hatte. Damals nämlich ist das Fahrwasser nur allein zu Süden der Insel nach der Elbe und Weser zu durch gegangen, während zu Norden der Insel noch gar kein Schiff durchkommen konnte, weil, Jütland und unsre Insel beinahe aneinander fest waren, statt dessen jetzt so weit das Auge reichen kann, nichts anders als Wasser zu sehn ist, so daß die tiefgehendsten Schiffe rund um die Insel segeln können. Denn wenn sie die Klippen an der Nordseite nur meiden, so ist nirgends Gefahr für sie vorhanden.

Nach näherer Erkundigung über den gedachten Kapitain Peter Lührs, brachte ich von alten Leuten in Erfahrung, daß derselbe auf der Fahrt, bei welcher ihn die Seeräuber genommen, nicht nach dem mittelländischen Meer, sondern nach Bilbao bestimmt gewesen. Wie er nun aber unter die Spanische Küste kommt, kriegt ihn

der Türke zu fassen, und schleppt ihn nach Algier, wo sie alle verkauft wurden. Peter Lührs, der Kapitain, ist zu einem vornehmen Herrn gekommen, und hat Kinder warten müssen. Die andern sind alle auseinander gebracht, die einen hierhin die andern dorthin. So sind Jahre verlaufen, daß sie einander nicht gesehen haben, bis zuletzt der Kapitain, der mehr Freiheit als die andern hatte, zwei von seinen Landsleuten gewahrte und sie anredete. Er hatte aber jedesmal einen Aufseher bei sich, um nicht weglaufen zu können. Wie sie nun ihrer drei in ihrer Muttersprache sich berathen, wie sie weg kommen möchten, spricht plötzlich der Aufseher zu ihnen: Sie sollten sich in Acht nehmen, er könne Alles verstehen. Sie erschracken nicht wenig, wie sie hörten, daß da Leute in der Türkei wären, welche die Helgolander Sprache verständen. Sie fragten ihn also, wo er zu Hause gehöre. Er antwortete: in Jütland. Er habe als Segelmacher auf einem Schiffe gefahren, welches von Seeräubern genommen, und dessen Mannschaft in die Sclaverei verkauft worden. Um der Barbarei zu entgehen, habe er den Türkischen Glauben angenommen, und sei nun Sclavenaufpasser geworden. Trotzdem, daß sie nun so gewarnt waren, liefen die zwei, ohne auf des Kapitains Ermahnung zu hören, doch davon, wurden

aber weil der Aufseher sie verrathen hatte, wieder aufgegriffen, und zur Strafe ihnen die Waden aufgeschnitten und mit Salz eingerieben, um ihnen mehr Schmerzenspein zu verursachen. Acht Jahre haben sie in der Sclaverei aushalten müssen, ehe sie losgelöst worden sind. Für den Kapitain sind allein 2100 Thaler bezahlt worden. Was für die andern bezahlt worden, ist nicht bekannt.

Ein Glück für Schiffahrt und Handel der jetzigen Zeit ist die Demüthigung der Raubstaaten. Fröhlich und wohlgemuth steuert der Schiffer jetzt aus den nordischen und andern Gewässern kommend, dem mittelländischen Meere zu, keine Bangniß kreuzt ihm die Stirn vor herumschwärmenden Corsaren, deren Barbarei, wie sie in frühern Zeiten Statt gefunden hat, die Feder sich weigert zu schildern. Das Ziel seiner Reise im Auge haltend, ist er nur bedacht, die auf seinem Wege vorkommenden Klippen und Sandbänke zu umschiffen, um seine Bestimmung zu erreichen. Von diesen Gedanken beseelt war auch ich, als ich zum erstenmale nach der Eroberung von Algier durch die Franzosen, unter Hamburger Flagge dem Mittelmeere zusteuerte, wo unsre Vorfahren so viel gelitten hatten. Doch welche Freude wurde mir bei meiner Ankunft in Messina auf Sizilien

zu Theil. Ich wurde von einer zahllosen Menge Menschen am Ufer begrüßt, die, als sie zum erstenmale wieder unsre Flagge gewahrten, die Hüte ums Haupt schwenkten, besonders der Hafenmeister, der mit entblößtem Haupte den Wunsch äußerte: Möchte nun immerfort diese Flagge mit allen Nationen im mittelländischen Meere wetteifern! Dieser herzerhebende Wunsch drang mir tief in meine Brust, und in inniger Rührung stammelte ich meinen Dank. So freudig begrüßt wurde die Hamburger Flagge ebenfalls auf den nächstfolgenden Reisen in Port-Mahon und in Neapel. — Es waren die glücklichsten Tage meines Lebens. — Doch ich kehre wieder zu der Beschreibung des mühsamen Erwerbs der Helgolander zurück.

Kap. VI.

Gefahren des Hummersangs. Ein Unglücksfall bei demselben. — Stranden eines Italiänischen Oelschiffs. Vergebliche Mühe und Noth der Helgolander um etwas von der Ladung zu bergen. — Schiffbruch am 29. August 1838 bei Helgoland. — Eindruck solcher Scenen auf die Helgolander. — Der Autor rechtfertigt seine Landsleute gegen Verläumdungen in Bezug auf das Strandrecht. — Phlegma und Energie in den Helgolandern. — Kühnheit auf ihren eigenen kleinen Fahrzeugen. —

Im Junimonat des Jahres 1837 wurden diejenigen Fischer, welche der Hummerfischerei, die in der Nähe der Insel betrieben wird, oblagen, durch Sturmwind daran verhindert, ihre Netze, welche auf den Kanten der Klippen standen, zu retten. Nach Abnahme des Sturms, obzwar das Meer noch fortwüthete, entschlossen sich einige junge Fischer, ihre Netze, falls sie noch nicht verschlagen wären, zu bergen. Der alte Schwiegervater des einen dieser Waghälse rieth ihnen von ihrem Unternehmen ab. Allein die Aeusserung des jungen Mannes, daß er den Verlust der Netze nicht verschmerzen könne, brachte ihn

zum Stillschweigen. Da der Alte die Gefahr ahndete, so entschloß er sich selbst mitzufahren, um die jungen Leute, im Fall die Wuth der Wogen ihr Unternehmen nicht zuließe, zur Umkehr zu bewegen, oder sie mit Rath und That zu unterstützen. Anfänglich, wie sie den Kanten der Klippen näher kamen, schien das tückische Meer für den Augenblick ruhen zu wollen. Aber kaum an die Stelle gekommen, wo ihre Netze gestellt waren, thürmten sich die Sturzseen in ungeheurer Größe auf einander, bis zuletzt eine der furchtbarsten das Boot mit ungeheurer Kraft faßte, so daß im Umsehen der Kiel oben schwamm und die drei Männer unter dem Boote begraben waren. Der Schwiegersohn des alten Mannes, so wie dessen Maat (Gehülfe) hatten sich an die Ruderbänke fest geklammert, und wurden fortwährend mit dem Boote von den wüthenden Wellen um und um, bald nach oben, bald nach unten herumgeworfen, bis zuletzt der Sohn gewahrte, daß sein alter Schwiegervater seitwärts vom Boote leblos von der Brandung hin und her geworfen wurde. Dies griff ihm an das Herz. „Vater!“ rief er, den schrecklichen Anblick nicht mehr ertragen könnend, „Gott, mein Vater,“ — und in demselben Augenblicke kam wieder eine große Sturzwelle, warf das Boot zu mehreren Malen das Unterste zu Oben. Jetzt kam

Hülfe; — aber der Sohn war nicht mehr. Der herbe Schmerz hatte ihm die letzte Kraft geraubt, er sank, um nie wieder gesehen zu werden. Der alte Greis, der noch immer entseelt auf dem Wasser trieb, wurde ins Boot gezogen. Auch der andere, der sich noch immer mit der letzten Kraft an der Ruderbank fest hielt, wurde gerettet. Welch ein Anblick für die unglückliche Tochter des alten Mannes, welche am Strande harrend, den Vater und Gatten erwartete, als nun der erstere todt zu ihren Füßen gelegt wurde, und der letztere nimmer wieder kehrte. Im Wahnsinn umfaßte sie ihren todten Vater und rief laut ihren Gatten von den tobenden Wellen zurück. Fast mit Gewalt mußte sie von der Leiche des Vaters entfernt und ins Haus eines Verwandten gebracht werden, allwo ärztliche Hülfe herbei gerufen wurde. Trostlos beweint sie mit vier kleinen Kindern ihren Ernährer und Versorger, das Herz zu einem allwissenden Gott erhebend und das Auge auf ihre vier Brüder heftend, ihr in ihrer bedrängten Lage mit Rath und That beizustehen.

Unglückliche Vorfälle und Ereignisse der Art, wie sie bei der Fischerei vorkommen, sind zu häufig, als daß sie alle beschrieben werden könnten. Indessen kommen die Fischer die meiste Zeit doch so zu sagen, mit einem

blauen Auge davon. Von einem solchen Falle will ich hier ein Beispiel erzählen.

Es war im Monat August des Jahres 1838 als ein Italiänisches Schiff zwischen der Elbe und Weser strandete, indem es bei starkem Winde und dick bezogener Luft auf eine Sandbank stieß und stark beschädigt wurde, so daß die Mannschaft gezwungen war, das Schiff zu verlassen. Allein die hohe Brandung machte ihnen ungeheure *) Schwierigkeiten durch dieselbe zu kommen um ihr Leben zu retten. Sie mußten demnach ihre Bagage (Helgol.: Heren Kloar en Awrygting) im Stiche lassen, und kamen von Allem entblößt, bei dem Leuchtschiffe in der Mündung der Weser an, wo sie gut verpflegt und gelabt wurden. — Während dieses sich ereignete, kam das Dampfschiff mit Badegästen von Hamburg nach Helgoland bestimmt, zur Elbe hinaus, und gewahrte benanntes Schiff zu Süden der Elbe in seiner gefährlichen Lage. Der Kapitain des Dampfschiffs brachte darauf bei seiner Ankunft zu Helgoland die Nachricht, daß ein Schiff in Gefahr sei. Sogleich segelten einige

*) Im Helgolandischen heißt es naiv und ausdrucksvoll: »macket iám brestig (bestialisch) völl S.« —

vierzig Chaluppen, Schniggen und andre Fahrzeuge nach dem Schiffe und fanden daſſelbe ſchon von dem Volke verlaſſen. Die Helgolander öffneten demnach die Luckem, und ſahen, daß das Schiff zum größten Theil mit Oel beladen war, fanden aber die Oelfäſſer ſo groß und ſchwer, daß ſie dieſelben nicht in ihre kleinen Fiſcherböte laden konnten. — Sie arbeiteten demnach mehrere Fäſſer mit Oel auf das Verdeck, in der Hoffnung, daß Wind und Wellen ſich legen möchten. Allein mit der herankommenden Fluth wurde der Wind härter (ſtärker), die Wogen thürmten ſich höher, und das Schiff ſank mit der ſchweren Ladung immer tiefer in den Sand hinein, bis die Wellen von der hohen Fluth begünſtigt, ſich des Verdecks bemeiſterten, die Oelfäſſer, welche auf dem Verdecke lagen, über Bord ſchlugen und das Schiff auf die Seite warfen, ſo daß ſelbſt das Volk von den Fiſcherchaluppen in Gefahr waren, ihr Leben zu verlieren, und deshalb in die zunächſt an der Seite des Schiffs liegenden Böte ſprangen. Dieſe wurden dadurch überfüllt und dem Sinken nahe gebracht. Jetzt bot ſich dem Auge ein furchtbarer Anblick dar. Fiſcherchaluppen, Jöllen und allerlei andere Fahrzeuge, trieben in der ungeheuren Brandung umher, und wurden bisweilen zwiſchen treibenden Oelfäſſern eingeklemmt, welche ſie, obzwar

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR;A.

3-598-52008-6
FN. I1371/006

ihr Leben in Gefahr schwebte, doch zu erhaschen suchten. Das weißschäumende Meer hatte einen schwarzen Ueberzug von unzähligen Böten, die sich auch von der benachbarten Küste in großer Zahl eingefunden hatten, und sich trotz der Meereswuth anstrengten, einiger Oelfässer habhaft zu werden. Ein Boot, welches mit zwei von diesen Fässern beladen war, sank unter. Ein anderes Boot warf der Mannschaft Stricke zu, und holten dieselben auf diese Art in ihr Boot über. Eine andere Chaluppe hatte ein großes Oelfaß ins Schlepptau genommen, um dasselbe nach einer Sandbank zu bugsiren, die der Küste näher lag, und es dann dort möglicherweise an Bord bringen zu können. Aber unglücklicherweise wurde dieses Boot durch eine Sturzsee an ein anderes geworfen, und stark beschädigt dem Sinken nahe gebracht, so daß sie das Oelfaß aufgeben mußten, und die Mannschaft mit genauer Noth ihr Leben retten konnten. Ein drittes Boot ruderte durch die hohe Brandung, mit einem Fasse Oel hinten angebunden, um Neuwerk *) zu erreichen. Das Faß schwamm tiefer als das Boot, stieß auf den Grund und ging in Trüm-

*) Dieser letzte Ort an der Elbmündung noch über Cuxhaven hinaus, heißt bei den Helgolandern »dät Werk«, (das Werk).

mer. Ein viertes erreichte mit unzähliger Mühe und Anstrengung eine trockne Sandbank, die nur bei sehr hohr Fluth vom Meere überschwemmt wird. Hier wollten sie die kommende Ebbe abwarten, um alsdann, wenn das Boot mit dem Faß Oel auf der trocken liegenden Sandbank fest säße, das letztere durch untergelegte Bretter auf das Boot zu rollen. So arbeiteten sie denn auch durch Hinaufrollen mittelst Unterhölzern das Faß bis an den Oberrand des Boots. Allein da das Faß sehr schwer war, und die Unterlagen von dem Oele glatt wurden, so geschah es, daß, als sie schon im Begriff waren, das Faß umzudrehen und ins Boot niederzulassen, dasselbe plötzlich ausglitt und mit einer solchen Gewalt auf die Sandbank zurück fiel, daß es auseinander barst und in Trümmern ging. Sprachlos stand das Volk bei einander und sahen mit Betrübniß eine vierundzwanzigstündige Mühe und Arbeit in Trümmern liegen. Bis auf die Haut durchnäßt, ohne Essen und Trinken, ermattet von einer schlaflosen Nacht, sahen sie für alle Anstrengung die Frucht derselben vor ihren Augen in den Sand verrinnen, und nur der Trost blieb ihnen, daß kein Mann durch das Fallen des Fasses zum Krüppel geschlagen worden war. Nun auf allen Gewinn verzichtend, suchten sie Schutz bei Neuwerk, wo schon

mehrere Böte angekommen waren. Aber die menschenfreundliche Aufnahme des dortigen Voigtes war doch nicht im Stande, alle mit Lebensmitteln zu versehen, da einige hundert Menschen zu sättigen, ihm unmöglich war. Da nun der noch immer anhaltende Sturmwind es ihnen unmöglich machte, nach Helgoland zurück zu kommen, so entschlossen sie sich, bei niedrigem Wasser zu Wagen, welche von den Bewohnern Neuwerks hergegeben wurden, nach Curhaven zu fahren, um von dort Lebensmittel zu holen, welches auch glücklich gelang. So ein kläglich Ende nahm diese abentheuerliche Fahrt, auf der sie acht Tagen von Helgoland abwesend gewesen waren, Hunger und schlaflose Nächte erduldet, ihre Kleider abgerissen hatten, und wobei nur für Einige ein sehr kärglicher Gewinn, bei den Meisten noch Verlust obendrein abgefallen war. Daraus man ersehen kann, wie mühe- und gefahrvoll unser Leben und wie bei alle dem unser Verdienst doch ein sehr geringer ist. — Ich will davon noch ein ander Beispiel erzählen.

Die beiden Monate Juli und August dieses Jahres (1838) ist das stürmische Wetter anhaltend und vorherrschend gewesen. Absonderlich im August war die Luft feucht und naßkalt, von schwerm Regengüssen begleitet. Da aber Regen und Wind Schwester und

Bruder ſind, abſonderlich in der Nordſee ſich einander die Hand bieten, ſo artete der letztere bisweilen förmlich in Sturm aus, wobei das Meer wüthete und tobte, und gar oft Schiffswrakholz an den Strand der Inſel trieb. Allein das ſchrecklichſte Schauſpiel bot ſich dem Auge dar eines Nachmittags den 29. Auguſt.

Ein kleines zweimaſtiges Schiff kreuzte bei Norden der Inſel im Kampfe mit dem heftigen Sturme und den furchtbar tobenden Wellen, um die hieſige Rhede oder Hafen zu gewinnen. Aber ach! als es *) dem Lande näher kam, gewahrten ſie die ungeheuer (beeſtig) hohe Brandung auf den Klippen **) an der Nordſeite der Inſel. Da wendete es alle Kraft an, die ihm bei dem brauſenden Sturm in der hohen See nur durch kleine Segel zu Gebote ſtand, dieſe gefährlichen Klippen zu umſchiffen (Helgol.: um diar boppen tu kömen). Aber umſonſt war alles Mühen und Anſtrengen. Die ſchrecklich hohe Brandung von der erſten Reihe Klippen, durch welche das Schiff hindurch mußte, warf daſſelbe zu mehreren Malen auf die Seite, daß wir glaubten, es ſtände nicht wieder auf. Allein es widerſtand doch jedesmal dem

*) Der Autor betrachtet das Schiff im Verfolg immer als Femininum und ſagt »ſie«. Im Helgol. Texte: »hi«.

**) Im Helgoland.: upp dü Brunn or Kleppen.

Wurf der schrecklichen Wellen. *) Schon hofften wir das Schiff sicher in den Hafen einlaufen zu sehn. Noch durch eine Reihe von Klippen hatte es durchhinzusetzen, auf denen die Wellen mit einer Kraft brandeten, der nicht zu widerstehn war. Das Schiff kämpfte fort mit kleinen Seegeln, dem Anscheine nach mit seiner letzten Kraft. Aber das Schicksal des tapfern Volks war entschieden. — Eine furchtbare Sturzsee rollte heran. Sie warf das Schiff mit solcher Kraft das Unterste zu Oben, daß es vor den Augen aller der vielen Zuschauer, welche am obern Rande des Felsens **) standen, verschwand und nicht wieder zum Vorschein kam.

Welch ein schauerlicher Anblick! So nahe am Ziele der Rettung mußten diese braven Seemänner ihr Grab in den tückischen Wellen gewinnen!

Das Meer schien nach dieser fürchterlichen Sturzsee auszuruhen, und die Pinten (Spitzen) von den Masten wurden dem Auge sichtbar. Das war aber auch Alles, was von dem ganzen Schiffe und dem schäumenden Meere empor ragte.

---

*) Im Helgolandischen steht hier ein sehr beziehendes Substantivum die »Seeschmittenq«.

**) Helgol.: »upp de Klävkant.

Zwei Tage nach diesem schrecklichen Vorfalle, als der Sturm sich gelegt hatte, und das Meer zu seiner gewöhnlichen Ruhe, welche es bei stillem Wetter annimmt *) gekommen war, fuhren einige Fischer nach den hervorragenden Mastspitzen hin, und fanden einen von der ertrunkenen Mannschaft in dem Tauwerk der Masten hängen, in welches er wahrscheinlich, als die große Sturzsee das Schiff erreichte und verschlang, verwickelt worden war.

Traurige Vorfälle der Art sind bei uns sehr häufig, aber in dieser Jahreszeit ein seltenes Ereigniß.

Dreimal bin ich selbst Augenzeuge gewesen, daß ein Schiff in der Nähe **) der Insel und zwar bei Tage, mit Mann und Maus untergegangen ist. Das erste, mit einer Ladung Waizen aus der Eider durch den Holsteinischen Kanal kommend, sank zwei Meilen östlich von der Insel. Das zweite, ein englisches Schiff, von Hamburg nach Schottland bestimmt, von Eis in der Elbe durchschnitten und leck geworden, sank in südlicher Richtung von der Insel. Das Lootsenboot, welches zu Hülfe eilte, kam zu spät und fand anders keinen mehr

---

*) Helgol.: un dät Meer dünn mädelck giaren uttraut, wenn et ſtell Wedder bleft.

**) Helgol: Nayhigkeit.

als den Kapitain und einen kleinen niedlichen Jungen auf dem Wasser treibend, welche hier feierlich beerdigt wurden. *) Der Prediger **) hielt eine tief eindringliche Rede am Grabe der Ertrunkenen. Mehrere Engländer, die mit zur Leiche waren, hörten die Leichenpredigt (Likpäpting) mit an, welche in englischer Sprache gehalten wurde, und kein Auge blieb trocken:

Das dritte Schiff war das vorhin erwähnte, welches zu Norden der Insel, wie erzählt, verunglückte. Mehrere hundert Badegäste sahen vom Ufer und vom Oberrande des Felsens her das erbarmungswürdige Schauspiel mit an, und wurden von demselben ebenso wie alle Bewohner der Insel, tief erschüttert.

Welchen Eindruck solche Unglücksfälle auf die letzteren und insbesondere auf die Seeleute machen, kann nur ein stiller Beobachter während eines solchen wahrnehmen und beurtheilen. Denn wenn ein Schiff strandet und das Volk ertrinkt, so herrscht ein dumpfes Hinbrüten unter den Seeleuten. Hier und da stehen einige Gruppen, die das Vorgefallene in lautlosen Gesprächen auseinander-

---

*) Helgol.: diar hir na ös Wies ähnfunelk begrewwen wur.

**) Helgol.: dü Färklär.

ſehen: wie das Schiff hätte ſteuern und manövriren müſſen, oder wie ſonſt die Gefahr hätte umgangen werden können. Der Schluß von ſolchen Unterredungen iſt dann gewöhnlich das Bedauern der armen Leute, und mit Hinweiſung auf den eignen Betrieb der Spruch, in welchem es heißt: »Heute dir, morgen mir!« *) Wer weiß, wie bald unſer Leben dem Meere zur Beute wird.

Verläumderiſch **) iſt die Beſchuldigung, daß von der Kanzel ***) zu Helgoland gebetet wird, die Inſel mit Strandungen zu ſegnen.

Ebenſo, daß, wenn ein Schiff während des Gottesdienſtes †) ſtrandet, alsdann nicht bloß die Gemeinde aus der Kirche, ſondern auch der Paſtor von der Kanzel herabeilt, um Antheil an dem Strandgute zu erhalten. Solche frevelhafte Lügen kann nur ein Böſewicht ausſtreuen, dem die Schadenfreude aus den Augen luget, wenn er mit frecher Stirn ein ganzes Volk zu verunglimpfen und ſchwarz zu machen ſucht. Jeder vernünftige und rechtlich denkende Menſch wird ſolche An-

---

*) Helgol.: Dolleng dü, mären mi.
**) Helg.: en uiſchmittendes Verwitten.
***) Helg.: »Praytſtuhl«.
†) Helg.: »unner de Meſſ«.

muthungen und Aeußerungen mit Abscheu von sich weisen.

Werden aber hier Schiffbrüchige manchmal von Helgolandern mit Gefahr ihres eigenen Lebens gerettet, dann kann man die Freude aus ihren Augen lesen, und das Bewußtsein eine heilige Pflicht erfüllt zu haben, erhebt sie zu einer heroeischen Begeisterung und zu einem fröhlichen Geist. — Ist aber ein Schiff irgendwo — an der benachbarten Küste mehrere Meilen weit von der Insel gestrandet, und die Nachricht bringt zu Helgoland hinüber, dann eilt jeder zu seiner Chaluppe, Schnigge oder sonstigem Fahrzeuge das er besitzt. Einen Auflauf der Art mit anzusehen wird und muß jeden Fremden überraschen. Es sind nicht mehr diejenigen Seemänner, die vor einer Stunde am Falm *) oder Vorsetzen des Oberrandes des Felsen lehnten und in sorgloser Gleichgültigkeit und einem natürlichen ruhigen Phlegma ihr Pfeifchen Taback rauchten. Nein, der aufbrausende Muth,

*) »üpp Fallem«. Falm heißt die lange Gasse am südöstlichen Rande des Felsen, an deren Bollwerk die Helgolander über die Brüstung gelehnt ihre müssige Zeit in stundenlangem Hinausstarren auf die See zubringen. Der gewöhnliche Gruß, der sich dort treffenden ist der: »Falm?« d. h. bist du auch auf dem Falm? Dieser Gruß vertritt den guten Morgen, oder guten Tag. D. P.

das Gefühl ihrer Pflicht und die Begierde, zum Gewinn für Weib und Kinder einen guten Verdienst zu erwerben, der Gedanke, daß ihnen jedwede Minute Verspätung ihren Antheil an den gestrandeten Gütern verringern oder rauben kann, treibt den Helgolander dann zum Jähzorn (Helgol.: Döllheit), und Gott gnade demjenigen, der zu einer Compagnie gehört und zu spät kommt. Oft wird ein solcher mit Verlust seines Antheils bestraft. Das Meer krümmelt und wimmelt nach einer Stunde von allerlei Fahrzeugen, die mit vollen Segeln dem Orte zu fliegen, wo das Schiff gestrandet ist. Sehr oft ist dasselbe schon, ehe sie den Ort erreichen, aus einander gegangen und eine Beute des Meeres geworden, und so kehren sie unverrichteter Sache und verstimmt über die verfehlte Absicht wieder nach Hause und zu ihrem gewöhnlichen Phlegma zurück.

Beharrlichkeit, Ausdauer, ja selbst Kühnheit *) überall wo es darauf ankommt, kann man den Helgolandern nicht absprechen, wenn sie auf der Fahrt begriffen sind. Denn sie kennen ihre Fahrzeuge und Chaluppen genau und wissen daher, was dieselben zu leisten vermögen. Doch hat man Beispiele, daß einige auf

*) Im Helg.: »Dichtwersen«.

größeren Schiffen sich ängstlich zeigten und Furcht blicken ließen, — zum großen Bewundern der übrigen Mannschaft; — also ein abermaliger klarer Beweis, daß es Ausnahmen von der Regel giebt, so wie auch, daß zum rechten Muth Kenntniß und Erfahrung gehört.

Kap. VII.

Veränderung der alten Sitten auf Helgoland seit 1807 und durch die Badeanstalt. — Einige Reste alter Bräuche. — Die Gastfreundschaft. — Lage der Frauen. — Der St. Johannistag.

Die alten Weisen und Sitten der Helgolander haben seit der Besitznahme der Insel durch die Engländer einen mächtigen Stoß erlitten, und seitdem die Badeanstalt sich hier ausgedehnt hat, und von Fremden in der schönen Jahreszeit zahlreicher Besuch statt findet, hat sich darin vieles anders gestaltet. Ob zwar die meisten Einwohner nach der Badezeit zu ihrer vorigen Handthierung und Lebensweise zurückkehren, so bleibt doch bei manch Einem etwas Vornehmthun fest kleben.

Früher war es allgemeiner Gebrauch, daß wenn ein oder der andere Nachbar Feuerung *), sie mochte in Brennholz oder Torf **) bestehen, erhielt, die ihnen zunächstwoh-

*) Helg.: »Jahlenge«.
**) Helg.: »Türrew.«

nenden Nachbarn mit ihren Säcken erschienen, und ihnen die Feuerung in denselben vom Strande her die große Treppe *) hinauf tragen halfen. Auf diese Art half jeder dem andere, und jeder kriegte seinen Winterbedarf an Feuerung frei und ohne Trägerlohn in's Haus. Jetzt hingegen ist dies nur bei den Wenigsten **) noch der Fall. Der reiche Mann hat es nicht nöthig, und die da reich scheinen wollen, schämen sich zu tragen, da denn der Arme für Geld trägt.

Aber die Fleißigen, Arbeitsamen und Thätigen helfen und unterstützen sich noch immer gegenseitig***) nach alter Sitte und stehen sich gut dabei.

Wenn eine Hausfrau dieser letztgenannten mit ihrer häuslichen Arbeit nicht durchkommen kann und so überhäuft ist, daß dadurch ihr Mittagsessenkochen unterblieben ist, alsdann läuft sie zu ihrer Nachbarin und klagt, daß sie für ihren Mann kein Mittagsbrod klar (in Bereitschaft) habe, wenn derselbe von der Fischerei oder sonstigen Arbeit zu Hause kommt. Da wird denn sogleich ihr Mann von dem Nachbar genöthigt, mit ihm zu

---

*) Helg.: »dü Börrig«.
**) Helg.: »dü dü Mensten« (bei den Mindesten).
***) Helg.: »arken«.

Mittag zu essen. Bald tritt der umgekehrte Fall ein, daß die andre Nachbarin nichts für ihren Mann zu essen hat, wo denn dieser wieder zu der ersteren eingeladen wird, und so denselben Vortheil genießt; — diese uralte Sitte gilt noch bei gar manchen bis auf den heutigen Tag.

Die Gastfreundschaft hat sich durch alle Zeiten und Umänderungen hindurch oben gehalten, und sie ist den Armen wie den Reichen heilig. Wenn ein armer Fischer zufällig mit einem Fremden auf dem festen Lande bekannt geworden ist, und der letztere hier zum Besuch herüberkommt, dann ist die Aufnahme nicht allein, als wenn er zur Familie gehört, oder Verwandtschaft von ihm ist, — nein! der Fremde *) wird über Vermögen und Kräfte **) des Fischers begegnet und gepflegt. Das einzige Bett des Mannes und der Familie wird ihm eingeräumt, der Mann und sein Weib schlafen während dem unter dem Dach***) ihrer Hütte oder auf der Erde. Essen und Trinken, wie es zu andern Zeiten

*) Der Autor setzt hier im Helg. so wie im Hochdeutschen den Nominativ.

**) Helg.: »aver Vertiensß«.

***) Helg.: »änner dü Ucken«. Ein Ausdruck, der auch im Plattdeutschen der Uckermark gang und gäbe ist.

nicht auf den Tisch kommt, wird angeschafft, wenn es auch zusammengeborgt und geliehen werden müßte, und oft die ganze Familie nachher dafür krumm liegen muß.

Der Fremde, der zum Erstenmale zu uns herüber kommt und sich am Strande von zudringlichen Jungen umzingelt sieht, während die Männer von ferne mit finsterm *) Gesichte d'rein schauen, wird und muß denken: das ist doch ein rohes Volk. Wird er aber näher mit den Männern bekannt, dann findet er es gewiß ganz anders. Der finstere Blick derselben gilt theils dem schlechten Betragen der Jugend, theils sind die Seeleute von Natur zurückhaltend in ihrer Weise und daher ist ihnen Zudringlichkeit fremd.

Der finstere Blick der Männer hat auch gar oftmalen darin seinen Grund, daß sie ohne Beschäftigung sind, und es für sie nichts zu thun und keinen Verdienst giebt, indem die Hauptfischerei während der warmen Jahreszeit aufhört, und sie während der Badezeit gezwungen sind, still umher **) zu gehen. Sobald sie aber beschäftigt werden, kommen sie einem jeden mit einem aufgeheiterten Gesicht entgegen, sind freundlich und

*) Helg.: »junck«.
**) Helg.: »omdi.«

fröhlich in ihrem Berufe, und zufrieden mit ihrer beschränkten Lage und ihrem knappen Verdienst. Aber das heranwachsende junge Volk *), so lange sie noch nicht in den Fischer-Compagnien oder von Amtswegen eingestellt, sondern sich selber überlassen sind, betragen sich oftermalen grob und ausgelassen, so daß oft darüber Klage geführet wird, was denn freilich sehr zu bedauern ist. Doch sobald sie in der Compagnie zur Ordnung angehalten werden, bessert sich ihre Aufführung, und jedes Ereigniß, welches sie an ihr früheres Verhalten erinnert, macht sie beschämt.

Doch giebt es leider Manche, welche unverbesserlich bleiben, aber dann auch noch als Mann bei jedem Fremden zudringlich sind, und alsdann von jedem rechtlich denkenden Einwohner verachtet werden.

Die Frauen, welche Seearbeit haben und deren Mann Fischer ist, sind, so lange die große Fischerei anhält, Sclaven. Keine Ruh weder bei Nacht noch bei Tage: — die schweren Lasten die große Treppe auf und nieder zu tragen — dem Mann aufzupassen (aufzuwarten), ihn mit trocknen Kleidern zu versehen — die Kinder rein zu halten — das Kartoffelland zu bearbeiten —

*) Helg.: »dä jong upwacksen Gasten«.

kurz den ganzen Hausstand fortzusetzen. — Da dies Alles auf einer Frau ruhet, so kann sie wohl mit Recht eine Sclavin genannt werden. — Schon der kleinen Mädchen *) Spielzeug besteht aus einem Paar kleinen Wassereimern und einer kleinen Mulge, und wenn der Vater von Hamburg heim kommt, so ist es eine große Freude für das Kind, wenn er ihnen dergleichen als Spielzeug mitbringt. Sie wissen dann noch nicht, daß dasjenige, was nun ihr Spielzeug ist, nachher wenn sie erwachsen, ihr Lastträger wird. Eine Mulge und ihre Wassereimer sind ihr tägliches Geräth **), womit sie arbeiten muß und das sie zur Sclavin macht. Allein sie weiß es anders nicht, als daß es sich so gehört und führt ihre schwere häusliche Arbeit unverdrossen fort.

Ja, oftmals trifft es sich, daß der Mann mit seiner Frau zugleich die große Treppe hinaufgeht, — der Mann ledig und sein Weib mit einer schweren Last auf den Schultern. Wenn da nun auch der Mann ihr die Last ab und auf seine Schultern nehmen will, so läßt die Frau doch das nicht zu, und fühlt ihre Ehre angegriffen, als wenn sie nicht tragen könnte, indem nun einmal die

*) Helg.: dü läpt Fameln.

**) Helgol.: Rendscherr.

Einrichtung von alten Zeiten her so besteht, daß der Mann zur See und die Frau das Land und die häusliche Arbeit besorgen und verrichten muß.

Doch so lange als sie sich im Mädchenstande befindet *), geht die Arbeit heiter und vergnügt von Statten, tritt sie aber in den Ehestand, dann vermehrt sich ihre Sorge und sehr oft leidet ihre Gesundheit, ohne daß die Ursache von ihr bemerkt wird.

Der St. Johannistag wird hier allein von den Fischermädchen, die bei der Fischerei angestellt sind **), gefeiert. Wenn dieser Tag auf einen Alltag in der Woche fällt, so wird der nächste Sonntag der Hauptfeiertag, weil die Fischermädchen während der Zeit des Fischfanges keinen andern Ruhetag haben, als den Sonntag. Eine Woche vorher wird schon jeden Abend, wenn die Fischerei gethan ist, von ihnen Arm in Arm mit einander spazieren gegangen, und in dem Hause, wo sie sich versammeln die ganze Nacht hindurch gesungen und getanzt. Jede Anzahl Mädchen, die zu einer Fischer-Compagnie ge-

---

*) Helg.: ves jü Famel es.

**) Denselben Ausdruck braucht der Autor auch im Helgolandischen.

hören, hat ihr Haus appart für sich. Auf den Sonntag wird (dort) zu Mittag gegessen und dann den ganzen Nachmittag spatzieren gegangen und Caffee nebst Thee getrunken, wobei sie ihre besten Kleider anhaben. Des Abends geht es nach dem Tanzhause *), was ihr größtes Vergnügen und Freude ausmacht, und wo bis zwölf Uhr getanzt wird. Da ihnen die Zeit zu schnell **) verläuft, und der St. Johannistag ihr einzigster Freudentag im ganzen Jahre ist, so gehen sie die übrige Hälfte der Nacht Truppweise straßauf- und ab- spatzieren, singen alle Lieder, die sie nur erdenken können, und verüben manchmal allerlei Ausgelassenheit. Am folgenden Tage müssen sie dann wieder an ihre Arbeit, und Alles tritt in sein voriges Gleis, als wenn nichts vorgefallen wäre.

---

*) Pelg.: »ihnt Springhöß.«

**) Pelg.: »tu gau«.

Kap. VIII.

Die Sandinsel bei Helgoland. — Ihre Lostreißung von Helgoland. — Früherer und gegenwärtiger Umfang. — Gefahr ihrer baldigen Vernichtung. —

Die Sandinsel *) ist die Hauptnahrungsquelle für die Bewohner von Helgoland. Ehemals groß und von einem ausgedehnten Flächeninhalt, wurde sie durch eine hohe Fluth in der Nacht zwischen Sylvester 1699 und Neujahrsmorgen 1700 von der Hauptinsel Helgoland geschieden, und bei ihrem Erwachen gewahrten die Einwohner mit Angst und Schrecken, daß die wild thürmenden Wellen sich eine Bahn gebrochen und eine aus Nordwesten kommende Fluthströmung mit Riesenkraft, von anhaltendem Sturmwinde gejagt, eine Meerenge oder ein „Gattell" zwischen dem Lande (Helgoland) und der Sandinsel bildete.

---

*) Helg.: »dü Hallem«.

**) Helg.: »dü thornhog Bröcker«.

Ob nun zwar nachher — bei östlichem Winde, mit der Ebbe und niedrigem Wasser — trocknen Fußes nach der Sandinsel gegangen werden konnte, so blieb doch dieses nur kurze Zeit möglich, denn die anhaltenden westlichen Herbstwinde vernichteten auch die letzte Hoffnung, die Sandinsel wieder mit der hohen Masse von Helgoland verbunden zu sehen.

Jetzt, nach einem Zeitraume von 139 Jahren, ist die Meerenge zwischen beiden Inseln von Strand zu Strande, bei mittelmäßigem Winde eine viertelstündige Fahrt breit, und die Tiefe in der Mitte bei gewöhnlicher Fluth *) zwischen 15 bis 16 Fuß.

Daß die Abnahme des Umfangs der Sandinsel in einer Zeit von 93 Jahren nicht beobachtet und durch Messungen bestimmt ist, muß sehr auffallend sein, indem nichts Schriftliches darüber vorhanden ist. Erst die dänische Regierung, wahrscheinlich durch die Vorsteher von Helgoland auf die Abnahme beider Inseln aufmerksam gemacht, schickte einen Ingenieur von Koppenhagen hierher, welcher Messungen vornahm. Allein auch über diese Messungen ist in den hiesigen Protocollen nichts niedergeschrieben, da dieselben nichts anders als gerichtliche Ab-

*) Pelg.: »bi Doglickentv«.

faſſungen und Urtheile enthalten. Die Reſultate jener Meſſungen des däniſchen Officiers vom Jahre 1793 ſind nur durch deſſen damaligen Aſſiſtenten, Laß Friedrich Laßen, zur Kenntniß der Helgolander gekommen, der dieſelben für ſich ſelbſt notirt hatte. Nach dieſer Meſſung nun alſo betrug: 1) die Sandinſel mit Hügel und Grashalmen bewachſen im Jahre 1793:

	Länge 1784 Ellen.
2) Das Vorland ohne Halm . . .	400 Ellen.
3) Die Länge im Ganzen alſo . . .	2184 Ellen,
4) die Breite im Ganzen	1080 Ellen.

Im Jahre 1820 betrug:

1) Die Länge mit Hügel und Graswuchs	1170 Ellen,
2) das Vorland dazu	490 Ellen,
3) Die geſammte Länge alſo . . .	1660 Ellen,
4) die Breite im Ganzen	700 Ellen.

Im Jahre 1835 betrug:

1) Die Länge mit Hügel und Gras .	732 Ellen,
2) das Vorland dazu	732 Ellen.
3) Die geſammte Länge alſo . . .	1464 Ellen.
4) Die Breite mit Hügel und Gras .	230 Ellen,
5) Vorland dazu	136 Ellen.
6) Die ganze Breite alſo	366 Ellen.

Im Jahre 1840 betrug die Länge mit Hügel und

Gras 915 Ellen und die Breite mit Hügel und Gras 250 Ellen *).

Da es nun durch diese Messungen so hell wie der Tag ist, wieviel die Sandinsel in Zeit von 47 Jahren verloren **) hat, so ist es ebenso einleuchtend, daß das gänzliche Verschwinden der sandigen Hügel ***) nicht mehr fern sein kann, wenn anhaltende Stürme mit Neu- oder Vollmond, hohe Springfluthen verursachen, der ungeheure Wellenschlag die sandigen Hügel untergräbt und in Massen verschlingt, indem See und Wellenschlag immer mehr Spielraum gewinnen, je schmaler die Insel wird, wo dann die furchtbare Kraft der Wogen †) von beiden Seiten den sandigen Strand locker macht und in's Meer hinausführt.

Verwichnen Winter, den 2ten Januar 1839, bei einem heftigen Sturme, signalisirte ein dreimastiges Schiff um Hülfe. Die Lootsen sahen keine Möglichkeit durch die hochthürmende See zu kommen.

---

*) Länge und Breite des Vorlandes hat der Verf. nicht angegeben.

**) Helg.: »verlässen«.

***) »Hailer« im Helgol.

†) Germaner im Helg.: »Duneng en Brächsern«.

Das Schiff blieb alſo die kommende abenſchwarze Nacht hindurch ohne Hülfe. Bei Tages Anbruch *) gewahrte man genanntes Schiff entmaſtet zu Oſten der Inſel vor Anker liegend. Da der Sturm ſich ein gut Theil gelegt hatte, ſo eilten zwei Lootſenſchaluppen ſogleich nach dem Schiffe, fanden aber daſſelbe bereits im ſinkendem Zuſtande. Ihre Pflicht war dem zu Folge die Menſchen zu retten. Allein hier ſtellten ſich andere Schwierigkeiten dar. Das Schiff war ein Ruſſiſches, kam von Odeſſa mit einer Ladung Roggen, und war unter ſtrenger Quarantaine. Was war zu thun? - Menſchenleben zu retten galt für die erſte und höchſte Pflicht. Die Helgolander entſchloſſen ſich daher, ſich mit der Schiffsmannſchaft abſperren zu laſſen. Sie ſegelten mit ihren Lootſenböten und der ganzen Schiffsmannſchaft zuerſt nach der Rhede von Helgoland, wo ihnen die Ordre ertheilt wurde, nach der Sandinſel zu fahren, wohin ihnen Lebensmittel gebracht werden ſollten. Nun denke man ſich aber die Lage dieſer Seehelden: zwanzig Lootſen und ſechszehn Männer von der Schiffsbeſatzung, zuſammen ſechs und dreißig Perſonen, waren in einer kleinen hölzernen Hütte eingeklemmt. Obzwar ein kleiner Feuerheerd

*) Helg.: -Ufn die Bräcken von dä Dap-.

zum Kochen vorhanden war, so war doch der Raum für eine so große Anzahl Menschen zu beschränkt, und noch dazu war es mitten im Winter. Vor Kälte fast erstarrt, drängten sie sich des Nachts gepreßt zusammen, um sich gegenseitig zu erwärmen. Aber das war noch nicht Alles. Nach einigen Tagen stellte sich wieder stürmisches Wetter ein, das sich zum Orkan steigerte. Die Fluth stieg zu einer ungewöhnlichen Höhe. Alles Vorland der Sandinsel ward von den Wellen überschwemmt. Schon wurden durch Orkan und Wellen einige Hügel mit fortgerissen. Das Meer kam ihrem Zufluchtsorte schon von beiden Seiten bedrohlich nahe. Die einzige Hoffnung war ihr Lootsenboot. Aber wie sollten sie, falls die Fluth noch höher stieg, durch die hohe Brandung hinkommen? Nur der Trost blieb ihnen, daß es damals nicht Springfluth war, sonst wäre die Gefahr noch schrecklicher gewesen. Erst nach einigen Tagen, als der Sturm sich bereits gelegt hatte, stellte sich die Springfluth ein.

Nachdem endlich die festgesetzte Quarantaine überstanden war, eilten diese zwanzig Lootsen zu den Ihrigen und vergaßen alles Elend und Ungemach in dem freudigen Bewußtsein Menschenleben gerettet zu haben.

Wie wichtig demnach auch in dieser Hinsicht die Sandinsel nicht allein für die Bewohner Helgolands, sondern

auch für Fremde und Schiffbruchleidende iſt, erhellet aus dem Erzählten wohl deutlich genug. Ich ſchließe daran noch die Erzählung eines ähnlichen Vorfalls, obzwar derſelbe nicht von ſo großer Bedeutung iſt.

Der 20ſte Auguſt 1839 wird für alle damals auf unſerer Inſel anweſenden Badegäſte, ſowohl Herren, als Damen, noch lange im Andenken bleiben. So wie der Morgen ſich lichtete, die Nachtſchatten *) ſich vom Meer zu trennen anſchickten, und die prachtvolle Sonne aus dem öſtlichen Horizont **) emporſtieg, verſchleierte ſich die Luft im Weſten mit einer aſchgrauen Farbe, die einen herannahenden Sturm zu verkünden ſchien. Aber da man in dieſer Jahreszeit gar keinen Sturm erwartete, ſo wurde, ohne die drohende Luft zu berückſichtigen, die alltägliche Fahrt, wie gewöhnlich, mit Badegäſten nach der Sandinſel fortgeſetzt. Doch kaum war ein Drittheil der Badenden wieder nach der Hauptinſel zurückgekehrt, als der Wind ſehr heftig wurde und nach einer halben Stunde zum Orkan heranwuchs, daß das Meer zu toben begann. Die Fährleute fanden es unmöglich, die große Anzahl der noch im Bade begriffenen und auf der Sandinſel be-

---

*) Helg.: »dü Naagtſtömm«.

**) Helg.: »Lemmen«.

findlichen Personen zurückzuführen, und sahen sich gezwungen, auf der Sandinsel zu bleiben. Nun denke man sich aber die Lage der vornehmen Herren und Damen, die an alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten gewöhnt, jetzt in dem sehr beschränkten Raume des kleinen hölzernen Pavillons eingeklemmt waren, da Wind und Regen es nicht gestatteten, unter freiem Himmel zu kampiren. Die Noth stieg, so wie der Sturm anhaltend zu werden schien. Man denke sich auch nur: zweihundert Menschen im engen Raumen stehend zusammengepreßt, sonst der Ruhe nach dem Bade bedürftig, jetzt nicht einmal im Stande, sich einen Sitz zu verschaffen, um dem ermatteten Körper ein wenig Ruhe zu gönnen, und dann der Gedanke, nicht allein am Tage in einer so unbequemen Stellung zu bleiben, sondern auch die kommende Nacht in solcher drückenden Lage zu verharren! Guter Rath war theuer. Alle Anerbietungen an die Fährleute, sie von der Insel wegzubringen, waren vergebens, da die Wellen viel zu hoch anschlugen, um vom Strande abzukommen. Lebensmittel waren genug vorhanden und die Mittagsstunde längst vorüber, aber die Furcht vertrieb den Hunger, und so im Schrecken, zwischen Furcht und Hoffnung verliefen drei Stunden, als der Wind sich etwas legte und die Wellen, obschon noch sehr hoch, doch

matter an das Ufer schlugen. Sogleich eilten mehrere Böte mit doppelter Mannschaft zu der Sandinsel hinüber, um die ängstlich Harrenden aus ihrem Prison zu erlösen.

Uebrigens war die Lage derselben keiner Wege lebensgefährlich, wie das wohl hier und da übertrieben worden ist, denn der Gastwirth P. C. Reimers wohnt mit seiner Familie, so lange die Badezeit dauert, auf der Sandinsel, und legt sich allnächtlich mit Weib und Kindern ruhig zu Bette, ohne Furcht vor Ueberschwemmung, so lange die Hügel bestehen. Nur durch die zu große Anzahl von Badegästen entstand Unbequemlichkeit, denn da die meisten derselben noch im Laufe des Nachmittags nach der Sandinsel übergeführt waren, blieb ein kleiner Theil der Fremden freiwillig auf der Sandinsel zurück, um am nächsten Morgen den kraftvollen Wellenschlag beim Baden zu genießen, falls die Ueberfahrt wieder Schwierigkeiten haben sollte.

Auch ist die Sandinsel von jeher ein Asyl für Schiffbrüchige gewesen, die dort gestrandet, und wird es auch ferner noch sein, wenn die Hügel nicht durch Meereskraft fortgerissen werden. Und sollte dieses unglückliche Ereigniß eintreten, so wird die Sandinsel als Sandbank lange noch als Schutzwehr unserer Rhede bei östlichen Winden

bleiben, indem bei solchen Winden mehr Ebbe als Fluth bei Helgoland vorherrschend ist, wodurch der niedrige Strand der jetzt als Vorland dient, trocken über dem Meere liegen bleiben wird. Dagegen wird er mit vorherrschenden Westwinden bei jeder hohen Fluth überschwemmt, und daher für Schiffbrüchige lebensgefährlich werden.

Allein alle Maßregeln, welche etwa um das gänzliche Verschwinden der Sandinsel zu verhüten genommen werden könnten, liegen außer der Kraft der hiesigen Einwohner, weil eine gänzliche Umzäunung mit Pfählen oder ein Steindamm große Summen erfordern, und auch dann noch, falls solch ein Werk nicht in ausgedehntem Umfange ausgeführt würde, der gewaltige Andrang der hohen Fluthen und der Strömung, die einen furchtbaren Wellenschlag herbeiführen und den sandigen Grund untergraben, leicht den Umsturz der Pfähle oder des Steindammes nach sich ziehen würde.

Daher der ängstliche Hinblick der Helgolander auf die Sandinsel, deren Erhaltung als nothwendig jedem Einsichtsvollen einleuchtend ist, während die abschreckend großen Kosten ihn seine Ohnmacht fühlen lassen, und er mit Grauen an das Ereigniß denkt, wenn der letzte Sandhügel vom Meere verschlungen, die Hauptnahrungs-

quelle der Helgolander versiegen macht, wo alsdann drückende Armuth unvermeidlich über das Volk hereinbrechen muß. Ich schließe dieses Kapitel mit dem Wunsche, daß die Sandinsel noch lange durch Gottes Gnade unser Broderverder bleiben möge!*)

*) Hier hört im Mscpt. die begleitende Darstellung in Helgolandischer Mundart wieder auf, und der Autor bemerkt unterm 13. August 1840: »Es wird nur in der deutschen Sprache fortgefahren.«

Kap. IX.

Die Fischerei der Helgelander. — Vorbereitungen dazu. — Köder für den Schellfischfang. — Beschreibung der Fischergeräthschaften. — Religiöse Gebräuche beim Fischfange. — Betrag des jährlichen Gewinnes der Fischercompagnien. —

Die hiesige Fischerei wird in diesem Jahre (1840) mit achtundfunfzig Fischerbooten oder in unserer Mundart „Schlupen“ (Chalappen) betrieben, die in Compagnieen geordnet sind. Jedoch giebt es auch einzelne Schlupen, die für sich allein, d. h. für eigene Rechnung des Besitzers, dies Geschäft treiben.

Jedes Boot wird mit vier Mann bemannt. Einige Compagnieen haben vier Böte, die meisten drei, andere nur zwei dergleichen. Jeder Fischersmann, der auf ein volles Part oder Antheil engagirt ist, muß acht vollständige Fischerleinen in Bereitschaft halten. Jede solche Fischerleine ist 350 Faden lang, in sieben Abtheilungen; jede Abtheilung von 50 Faden oder Klafter zu sechs Fuß Länge. An jedem Faden dieser gedachten Fischerleine wird

ein Angelhacken befestigt, der an einer dünnen Angelschnur von vier Fuß Länge befindlich ist, welche aus dem feinsten Hanf, hier von unseren Frauen und Mädchen gesponnen, gedreht ist. Da sieben Abtheilungen eine Fischerleine ausmachen, so enthält eine solche Leine 336 Angeln, deren Werth 14 Mark Hamb. beträgt. Jedes Boot führt gewöhnlich zwölf Fischerleinen zum Fischfange mit sich, deren Angelzahl 4032 beträgt, die zusammen einen Werth von 168 Mark Hamb. Cour. ausmachen, abgerechnet noch die kleinen Fischeranker, welche an den Leinen befestigt, und mit denselben in's Meer hinabgelassen werden, um an dem Grunde fest zu halten.

Im Frühjahre, wenn die Fische erst gesucht werden müssen, wo dann der Fang zuweilen nur kärglich ausfällt, führen die Böte gegen 18 bis 20, ja einige auch 24 Fischerleinen mit sich, und sind oft 18—20 deutsche Meilen von der Insel Helgoland entfernt, so daß große Schiffe, die ihnen begegnen oft darüber in Erstaunen gerathen, so kleine, offene Böte, mehrere Tage lang hintereinander mitten im offenen Meere anzutreffen, und in der ersten Aufregung glaubten, diese kleinen Schlupen herrenlos treibend zu finden, bis sie dann bei näherer Untersuchung dieselben in der größten Thätigkeit beim Fischfange sahen.

Die religiösen Gebräuche, welche von alter Zeit von unseren Vorfahren her noch obwalten, und die jeder Fischer treu bewahrt und heilig hält, nehmen ihren Anfang, sobald die Boye oder Fischertonne ausgeworfen ist. Dieselbe ist mit eisernen Reifen versehen und auf derselben ein langer Stock befestigt, an dessen Spitze ein ledernes Flügel festgenagelt ist. Diese Flügel haben verschiedene Abzeichen, da jede Compagnie ein besonderes Abzeichen haben muß, um sich bei Signalen gegenseitig zu erkennen, auch, falls die Leinen bei dem Einziehen brechen, oder bei plötzlich überraschendem Sturmwinde abreißen sollten, die zuerst in's Meer gelassene Leine, mit vorerwähntem Abzeichen auf der Tonne, wieder aufsuchen, und jeder sein Eigenthum durch dieses Abzeichen wieder erkennen zu können. Die Tonne ist auf diese Art entweder mit einem eingeschnittenen Kreuze, oder mit einem Dreieck, Viereck, Rund, Oval, oder mit Doppelflügeln, einem über dem andern, geziert.

Diese Tonne ist das erste Merkzeichen, wenn man die Leinen zum Fischen auswerfen will, und wird an einer etwas dickeren Leine, als die Angelleinen sind, an einen kleinen Anker gebunden. Ebenso auch das eine Ende der Angelleine. Jede Angel ist mit Köder als Lockspeise versehen, entweder mit Robbenleber und Robbenge-

dämmen, oder mit Ochſenleber und Sandſpieren. Die erſtern liefern die Grönlandsfahrer. Die Ochſenleber einige Schlachter von Haarburg und Altona. Die Sandſpieren aber werden, wie ich ſchon einmal bemerkt habe, im Sommer an unſerer Sandinſel gefangen. Die Rabbenleber kommt uns ſehr theuer, da die Tonne 24 Mark Hamb. C. koſtet. Bevor die Fiſcherei im Frühjahr beginnt, fahren die Fiſcher nach der benachbarten Küſte, um zu Neuwerk oder auf den oldenburgiſchen Inſeln Wangeroge und Langeroge See- oder Sandwürmer zu graben. Dieſe gebraucht man nämlich, um ſie an die Spitze der Angel zu ſtecken, nachdem dieſe ſchon mit Ochſenleder überzogen worden ſind, welche zuvor in der ſalzigen Würmerjauche getränkt iſt.

Wird nun die oben gedachte Tonne in's Meer geworfen, ſo ruft der Vormann, welcher dieſes verrichtet: „Alleeft!“ ein alt-frieſiſches Wort, unüberſetzbar, ſoll aber ſo viel heißen, als um oder mit Erlaubniß von Gott den Segen zu erbitten. Der Schiffer, ſobald er des Vormanns Ruf hört, antwortet in unſerer Mundart:

„Liat ſkütt uhn Gott's Nahmen!“

d. h. laßt ihn ziehen in Gottes Namen. Die Leine mit der in's Meer geworfenen Tonne wird nun völlig aus-

gelaſſen, bis daß der *) kleine Anker kommt, an welchem, wie vorhin erwähnt, auch die erſte Angelleine befeſtigt iſt. Dieſen Anker überreicht der Schiffer dem zweiten Mann des Boots, der die Angelleine in's Meer zu laſſen beauftragt iſt. Alsdann ertönt der Ruf:

„Anker!“

der zweite Mann antwortet darauf:

Anker mett Godd, ey komm wehr mett moy Wehr en gudd Fang, en gut Skott, kloar Gefecht, en gudd Verſtand en behütten Gudden, en frei van Faſſengs, en frei van Menſken!“

Das heißt: Anker mit Gott! Ei komm' wieder mit gutem Wetter, mit gutem Fiſchfang und gutem Stromzuge — der quer durch die Fiſcherleinen ſtrömt und die Angeln mit ihren leichten Schnüren von den Leinen frei hält, ſo daß die Fiſche mehr Spielraum haben den Köder anzubeißen, wodurch der Fang um ſo ergiebiger wird;

mit klarem Geſicht — um die andern neben ſich fiſchenden ſehen und meiden zu können, damit ihre Leinen nicht in einander gerathen, wobei eine Unzahl von

*) Ich bemerke beiläufig, daß der Tutor immer das Anker ſagt.

Angeln sich verwickeln, der Fang verloren geht, und die Leinen zerschnitten werden müssen; —

mit gutem Verstande — eine Mahnung, mit Ueberlegung zu Werke zu gehen, die Strömung, worauf so vieles ankommt, und den Wind sorgfältig zu beobachten; —

mit behaltenem Gut, ein Wunsch, daß Alles, was in's Meer geworfen wird, wieder in's Boot zurückkomme, ohne Verlust zu erleiden; —

frei von Festhalten, nämlich der Angelleinen am Grunde, daß sie leicht gehoben werden mögen, ohne daß sie an verborgenen Riffen und Klippen fest gerathen und alsdann abreißen, und endlich:

frei von Menschen — daß Einer dem Andern keinen Schaden in der Fischerei zufügen möge, und jeder seinen, ihm durch die Strömung zufällig gewordenen Platz, der zum Fischen erforderlich ist, einnehmen möge.

So wie nun der Anker in den Grund gesenkt wird, ruft der zweite Mann:

„Diar jungter henn!"

das heißt: da geht er (der Anker) hin. Der Schiffer als erster Mann lüftet den Hut oder die Seekappe (den „Südwester") und betet:

»Heer! — auf dein Wort! Seg'n ühs Aennernehmen!«

d. h. segne unser Unternehmen.

Nun werden alle Angelleinen aneinander befestigt und in's Meer gelassen. Da jede erste Abtheilung eine Leine, mit einem kleinen Anker versehen, hat, so wird jenes obige: »Anker mett Gott« noch oft wiederholt, ohne jedoch die ganze Gebetsformel herzusagen, so daß bald alle Leinen, bis auf die letzte in's Meer gesenkt sind. Soll dann mit der letzten begonnen werden, so heißt es:

»Backetille!«*),

welches der dritte Mann ruft. Vergißt er, dieses Wort laut herzusagen, so hat er im Nu eine derbe Ohrfeige vom Schiffer an den Kopf, als Warnung, seine Pflicht nicht außer Acht zu lassen, indem der große Bootsanker nun bereit stehen muß, um das letzte Ende der Angelleine daran zu befestigen, worauf dann sogleich die Segel gestrichen werden müssen. Man muß nämlich wissen, daß alle Angelleinen segelnd in's Meer gelassen werden, und wenn dieses zu Ende, der Bootsanker geworfen wird.

Wird nun das Wort »Backetille« vergessen, so

*) Backetille — ein altfriesisches Wort, unübersetzbar, und wird nur noch beim Fischen gebraucht, als Anzeichen, daß die Leinen zu Ende sind. D. Bfr.

glaubt der Schiffer, der das Steuerruder führt, ſo wie der zweite Mann, der die Leinen in's Meer läßt, daß noch mehr Leinen vorräthig oder nachzuholen ſind, und in dieſer irrigen Meinung könnte dann das letzte Ende der Angelleinen, ohne an dem Bootsanker befeſtigt zu ſein, in's Meer geworfen werden, wo alsdann das Ganze verloren wäre. Daher die Ohrfeige als Erinnerung: ſtets auf der Hut zu ſein.

Beginnt nun die letzte Abtheilung von der letzten Leine, die, wie ſchon erwähnt, aus ſieben Abtheilungen beſteht, dann ruft der Schiffer:

„'Letzt' Lien geit!“ *)

Der dritte Mann, welcher ſich unterdeſſen nach vorne in's Boot begeben, antwortet:

„Vär Mann ſteit!“ **)

Iſt nun auch dieſe letzte Abtheilung in's Meer gelaſſen, dann ruft der Schiffer:

„Fock ommloog!“ ***)

Alsdann läßt man den Bootsanker an den Grund fallen, ſtreicht nun auch das Großſegel, legt den Maſt nie-

---

*) Die letzte Leine geht.

**) Der Vormann ſteht bereit.

***) Streicht das Vorſegel.

der, und bleibt eine halbe Stunde vor Anker liegen, während welcher Zeit man sich mit einem Stück Brodt und einem Schluck Brandwein erquickt. Ist es aber gutes Wetter, dann wird ein kleiner Kessel voll Kaffee gekocht, welcher ohne Zucker und Milch vortrefflich schmeckt, und aus weißen steinernen Kummen getrunken wird. Denn Kaffeekannen und Tassen werden als überflüssige Waare betrachtet, und würden auch leicht durch das unaufhörliche Schwanken des kleinen Boots zerbrechen.

Nach einer halbstündigen Ruhe wird der Boots-Anker wieder eingezogen. Kommt dann der erste Knoten des Ankertaues, dann ruft der Vormann oder der vierte Mann:

„Knoop tum Jarsten!“ *)

der Schiffer antwortet:

„Uehs Herrgott segn' üs met Rochen,
Kablay en Wettleng, dü miarsten!“ **)

Kömmt nun der Anker selbst, dann ruft der Vormann:

„Krüz!“)

d. heißt Kreuz, weil das Anker ein kreuzartiges Ansehen hat und auch als Symbol der Hoffnung angesehen wird:

---

*) Knoten zum Ersten.

**) Unser Herrgott segne uns mit Rochen, Kablau und Schellfischen, die mehrsten, (d. h. die möglichst vielen.)

Der Schiffer antwortet:

„Uehs Herrgott help üs met Glück na
ühs Liebenhen tüß!“

das heißt: unser Herrgott helfe uns mit Glück nach unsern Lieben hin zu Haus.

Nun wird die Angelleine von dem Anker abgelöset, und mit dem Einziehen begonnen. Sobald der Vormann den ersten Schellfisch gewahr wird, ruft er:

„Blank!“

Dieses bedeutende Wort wird oftmals mit Sehnsucht erwartet. Denn so lange beim Einziehen der Leine der erste Schellfisch noch nicht zum Vorschein gekommen, kann man keine Hoffnung auf einen reichen Fang hegen. Der Schiffer, sobald er das Wort „blank“ hört, antwortet:

„Gott sei Dank! Dü hat er well's Gott
allehn nigg wesen!“

d. heißt: der ist will's Gott nicht allein dagewesen. Kommen dann mehrere Fische nach und nach zum Vorschein, dann ruft der Vormann:

„Diar kommt dann en wann jiahn muar!“

d. heißt: da kommt dann und wann einer mehr. Der Schiffer antwortet:

„Ei liats köhm ühn Gotts Namen!
Nogg kannt help!“

d. heißt: Ei laß sie kommen in Gottes Namen; noch kann es uns helfen: nämlich einen reichen Fang zu thun, indem noch viele Angelleinen auf dem Grunde liegen, und die Fische noch anbeißen können — falls der Grund nicht unrein ist von Seesternen, Seemäusen, Austern u. s. w. — Kommen nun zwei Schellfische zugleich, die sich zusammen in ihren Angelschnüren verwikkelt haben, so daß es das Ansehen hat, als befänden sie sich auf einer Angel, so ruft der Vormann:

„Klamm omm!“

d. heißt: Zwei Fische haben sich umklammert! der Schiffer antwortet:

„Ey! dät es en gudd Teeken!“ *)

Der Vormann zieht die Leinen vom Grunde und untersucht jeden Schellfisch, ob derselbe auch recht fest auf der Angel ist. Sobald er aber sieht, daß die Angel **) nur in den Kinnladen oder sonst irgendwo fest gerathen, so daß der Fisch leicht wieder entwischen könne, bevor der Schiffer, der die Fische von den Angeln ablöset und zählt, seiner habhaft werden kann, so nimmt er seinen bereitstehenden kleinen scharfen, eisernen Haken, welcher an

*) Ei! das ist ein gutes Zeichen!

**) Der Autor sagt fast durchgängig: „der Angel.

einem dünnen, leichten, hölzernen Stiel befestigt ist, schlägt denselben in des Fisches Rücken, und zieht ihn so in's Boot.

Sind nun vier Leinen eingezogen, alsdann wird der Vormann abgelöset, denn dieser, obzwar ein rüstiger Jüngling, wird doch nur als der vierte Mann gerechnet, und der Name Vormann gilt nur in Bezug auf die Arbeit, welche vorn im Boote zu verrichten, seine ihm allein obliegende Pflicht ist. Dieser wird nun durch den dritten Mann ersetzt, welcher ebenfalls nur vier Leinen einzieht, indem das Einziehen eine schwere Arbeit ist, und alle vier Leinen umgewechselt werden muß. Uebrigens sind immer alle vier Mann beschäftigt, da immer zwei Mann rudern und der »Schiffer« die Leinen in die Mollgen (Mulden) legt, und den eben erwähnten Verrichtungen obliegt.

Sind nun alle Leinen eingeholt, und die vorhin erwähnten Tonnen gleichfalls in's Boot gezogen, alsdann hebt der Schiffer nochmals die Seekappe mit den Worten:

„Gott sei Dank för dinnen Dollengl
Mahren muahren!«

Das heißt: Gott sei Dank für diese Fische heute! Morgen mehr!«

Nun wird der Maſt aufgerichtet, die Segel geſpannt und der Heimath zugeeilt. Hier angekommen wird gleich angefragt: wie viel Fiſche gefangen worden. Iſt der Fang ergiebig geweſen, ſo wird gleich von jeder Compagnie eine Schlupe, mit den von zwei, drei, oder vier Schlupen gefangenen Fiſchen, nach Hamburg oder Bremen zu Markte geſendet. Die hier zurückgebliebenen Böte fahren den folgenden Tag wieder zum Fiſchen aus, bis alle Böte verſendet. Da aber die Schlupen ſehr ſchnelle Segler ſind, ſo iſt es oft der Fall, daß dieſelben bei günſtigem Winde die Reiſe in drei Tagen zurücklegen, nemlich einen Tag zur Hinreiſe, den zweiten zum Markte und den dritten zur Rückreiſe. Werden ſie aber durch Sturmwind auf der Elbe und Weſer zurückgehalten, ſo geht ſehr oft das gelöſte Geld wieder auf die Neige und die zurückgebliebenen Fiſcher können bei ſolchen Wetter auch nicht fiſchen.

Der Sommerverdienſt des Fiſchers iſt im glücklichen Fall zwiſchen 70 bis 80 Thaler Hamburger Courant. Im mittelmäßigen zwiſchen 50 bis 60 und im ungünſtigſten zwiſchen 30 bis 40 Thaler. Der Schellfiſchfang beginnt im Monat März, und hört im Juli auf. Im Herbſte fängt er mit Octoder wieder an, und hört mit dem Zufrieren der Flüſſe auf.

Der Herbſtverdienſt iſt wegen der ſtürmiſchen Jahreszeit ſelten von Bedeutung, ſo daß derſelbe oft nicht über 20 Thaler für den Mann ſteigt. Aus dem Allen kann man denn ſehr deutlich wahrnehmen, wie kärglich ein hieſiger Fiſcher zu leben hat. Denn erſtlich müſſen von dem obigen Verdienſt nicht nur alle Fiſchergeräthſchaften bezahlt werden, ſondern auch noch 20 Mark an das Mädchen, welche der Hausfrau als Gehülfin bei ihrer Arbeit dient, die Köder auf die Angeln heften, und die Leinen nach dem Strande und von da zurücktragen hilft. Und doch muß ſelbſt für dieſen geringen Verdienſt oft Leib und Leben eingeſetzt werden.

Kap. X.

Häusliches Leben der Helgolander Fischer. — Sorgenvolles Alter. — Verderbniß der Sitten unter der Jugend. — Branntweinpest. —

Durch den kärglichen Verdienst, welchen die Fischerei dem Fischer abwirft, sieht er sich gezwungen, ein sehr beschränktes Leben zu führen, wenn er nicht in Schulden gerathen will. Deshalb sieht er denn auch das ganze Jahr hindurch seinen Mittagstisch nur mit Kartoffeln und Fischen besetzt.

Kommt er aber mit den Fischen nach dem Festlande zu Markte, alsdann erhält er, so lange er sich auf der Reise befindet, seine Kost von der Fischercompagnie, zu welcher er gehört, und hat sich dann auch Fleischspeisen zu erfreuen. Seiner Frau und seinen Kindern aber sind solche Leckerbissen gänzlich fremd, und da sie nichts anders als Fische im Hause haben, so sind sie von Gott und Natur lediglich auf dieselben angewiesen. Die Fische sind entweder in der freien Luft getrocknet, oder gesalzen, oder sie

werden auch frisch, wie sie aus dem Meere kommen, verspeißt. Letztere sind jedoch nur während der Zeit des Fischfanges zu haben. Auch werden die in der freien Luft getrockneten und dann geräucherten hier roh gegessen. Besonders sind die Kinder sehr große Liebhaber davon, welche dieselben fast immer ohne Brod essen, denn das Brod ist sehr kostspielig, weshalb denn damit auch sehr haushälterisch umgegangen wird.

Ist die Fischerei zu Ende, alsdann ist der Mann ebenfalls nur auf diese Kost beschränkt, und gewöhnlich tragen die Fischer immer getrocknete Fische in der Tasche, statt des Brodtes, falls sie irgendwo eiligst etwas auf dem Meere zu thun haben.

Im Herbst und Winter, bei stürmischem Wetter, steht der Mann gewöhnlich einige Stunden vor Tagesanbruch auf, und rekognoscirt am Strande oder oben am Leuchtthurm, ob auch Schiffe Signale um Lootsen oder sonstige Hülfe machen. Ist dieses nicht der Fall, so geht er, noch ehe es Tag wird, in seine Behausung zurück und kocht für sich allein eine Portion Kaffee, wozu er ein Stück trockenes Brod genießt. Butter hat er selten dazu, Zucker und Milch niemals, es sei denn, daß er etwas Besonderes verdient hat. Ist er mit seinem Früh-

ſtück fertig, ſo eilt er wieder an ſeinen Poſten am Strande, wo er bis 12 Uhr verweilt.

Die Frau kommt nun, wenn der Tag anbricht, ebenfalls zum Vorſchein, und genießt mit ihren Kindern ein gleiches Frühſtück. Alsdann geht ſie an die Arbeit, die entweder in Spinnen oder Waſchen, Nähen, Stricken und Kleiderausbeſſern beſteht, und welche ſie nur verläßt, um das vorhin erwähnte Mittageſſen fertig zu machen, zu welchem ſich dann der Mann um 12 Uhr einſtellt. Um halb drei Uhr wird Thee oder Kaffee getrunken, und um 7 Uhr Abends Thee mit Brod wie des Morgens. Um 8 Uhr oder ſpäteſtens um 9 Uhr legt der Mann ſich ſchlafen. Die Frau hingegen iſt noch bis 10 Uhr beſchäftigt. Sind aber Schiffe vor Dunkelwerden im Geſicht geweſen, alsdann geht der Mann nicht zu Bett, ſondern eilt nach genoſſenem Abendbrodt wieder an den Strand. Laſſen ſich keine Schiffsſignale am Abend ſehen, alsdann macht er mit einem ſeiner Verwandten oder Freunde Compagnie, der Eine hat dann die Vormitternachtswache bis 1 Uhr. Alsdann löſt ihn der Andere ab und übernimmt die Wache bis Tagesanbruch, wo ſich der Erſte wieder einſtellt.

Wird nun durch anhaltenden Fleiß und Thätigkeit ſowohl bei der Fiſcherei als bei dem Lootſenweſen etwas

mehr verdient, als er im Hausſtande für gewöhnlich braucht, dann wird das Erübrigte bei Seite gelegt, und glückt es ihm, mehrere Jahre nach einander etwas zu erübrigen, dann wird zum Ankauf eines kleinen Fiſcherhäuschens geſchritten. Hat er nun wieder die Hälfte der Summe erſpart, ſo verzinſt er die andere Hälfte zu vier, bisweilen auch zu fünf Procent, wenn es ihm an guten Gönnern fehlt. Iſt er nur erſt Beſitzer von einem ſchuldenfreien Häuschen, alsdann fehlt ihm nichts mehr zu ſeinem Glücke. Seine Sorge iſt dann nur, die heranwachſenden Söhne ebenfalls in die Fiſcherei unterzubringen, die ihn dann nachher bei ſeinem Geſchäften unterſtützen.

Seine Frau, deren Mutterpflichten ſich allein auf die Töchter zu erſtrecken ſcheinen, legt im Stillen für dieſe etwas bei Seite, falls dieſelben früh verheirathet werden. Dieſe ſogenannte Mitgift beſteht aus einem vollſtändigen Bette mit doppelten Ueberzügen. Die Beſchaffung dieſer Ausſteuer, welche nicht auf einmal anzuſchaffen iſt, und ohne vorhergehende Erſparniß ihr bei ſchneller Verheirathung der Tochter ſehr drückend werden dürfte, iſt ihre größte Sorge, ſo wie der Vater wiederum Sorge trägt, daß des Sohnes ſämmtliche Fiſcherleinen bereit ſtehen, wenn Hymens Bande allenfalls raſch geknüpft werden ſollten.

Auf dieſe Art ſchlüpfen die Jahre ſo nach und nach dahin, das Haus iſt frei, die Kinder verſorgt. Nun nähert ſich das Alter. Strapatzen aller Art, Gefahren ohne Zahl auf dem wilden Meere, ſchlafloſe Nächte mit naſſen Kleidern, Kälte und Hitze haben den Körper mürbe gemacht. Bei aller Sorgfalt, Mühe und Fleiß iſt es ihm doch nicht gelungen, etwas für das Alter zu erübrigen. Obzwar mit dem ſauer errungenen Verdienſt auf das Strengſte geſpart worden, ſo war doch Alles wieder an der Ausſteuer der Kinder darauf gegangen. Baares Geld iſt daher nicht vorhanden, wovon ſie im Alter leben können. Sieht dann der Mann ſich vor Altersſchwäche gezwungen, aus der Fiſchercompagnie auszutreten, alsdann ſteht er auch ſogleich iſolirt da, von allem Verdienſt entblößt, ohne Ausſichten, ſein ferneres Fortkommen in ſeinen alten Tagen geſichert zu ſehen, daher die meiſten Fiſcher hier arm und hülflos in's Grab ſinken. Denn hier ſind keine Unterſtützungsquellen vorhanden, welche die Bürde des Alters tragen helfen, wie ſie ſich in den Seeſtädten des Feſtlandes finden, wo alte ausgedientе Seeleute entweder eine Aufſeherſtelle, oder Hafenarbeit und Hafenwachtpoſten, oder eine ſonſtige Anſtellung oder Verſorgung erhalten, welche ihren Fähigkeiten entſpricht, und dann auch wohl nebenbei ſich noch eines kleinen Jahrgehaltes

aus der sogenannten Seemanns- oder Schiffer-Casse zu erfreuen haben. Von dergleichen Einrichtungen ist hier bei uns nichts vorhanden. Wer sich hier selber nicht helfen kann, der fällt der Armuth anheim.

Diese hoffnungslosen Aussichten im Greisenalter beugen Geist und Gemüth nieder, und wenn man das Alles betrachtet, so kann man das Loos der Helgolander Fischer im Alter wohl ein trauriges nennen. Von Jugend auf dem unsichern Meere in einem kleinen, offenen Boote sich vertrauend, viele Meilen von der Insel entfernt, die brausenden Wogen muthvoll bekämpfend, Hab' und Gut in die Wagschale gelegt, oft seine Angelleinen des Meeres Grunde bei überraschendem Sturme zur Beute lassend, und leer zur Heimath flüchten müssend, Gott dankend, doch wenigstens das höchste Gut, nämlich das Leben gerettet zu haben — und dann der schmerzliche Gedanke, daß, wenn der Körper erschlafft, gefahrvolle und kühne Thaten auf dem Meere nicht mehr ausführbar sind und er daher der Fischerei Valet sagen muß, dann Mangel und Armuth mit Riesenschritten heranmahen! Daß er also für alle Mühe und Anstrengung dennoch im Alter darben muß, welches unausbleiblich ist, und jeder Fischer sich vorstellen kann, falls er nicht früher dem Meere zur Beute wird. Das Alter aber kommt dem Fischer früh.

Zwischen dem fünzigsten und sechzigsten Jahre pflegen die Kräfte schon ziemlich abzunehmen, und es zeigen sich dann die Symptome des Alters, nämlich Rücken- und Bruchschäden, steife und gelähmte Hände und Füße, triefende Augen u. s. w. Wer daher in vorerwähnten Jahren noch von solchen Uebeln befreit ist, der muß sich eines sehr starken und robusten Körpers zu erfreuen haben. —

Obzwar die Fischerei mühevoll und schwer, und sehr oft auch mit großer Gefahr verbunden ist, so ist dieselbe doch außer der Badezeit die ergiebigste Nahrungsquelle, welche während ihres Bestehens Reiche und Arme sättigt; und wehe dem, welcher sich hier nicht für den Winter mit gesalzenen und getrockneten Fischen versehen hat. Zwar sind die Fischer sehr darauf bedacht, sich während der Fischfangzeit gehörig mit Fischen auf den Winter zu versorgen. Allein als im letztverflossenen Jahre, im Spätsommer, wie man es hier nennt, nämlich im Juli-Monat, gewitterartige Stürme die Fischerei zu früh lähmten, ging es doch Vielen sehr schlimm. Gewöhnlich nämlich um diese Jahreszeit, wenn die Fische wegen der Hitze, den Transport nach Hamburg und Bremen nicht vertragen können, werden dieselben hier getrocknet und eingesalzen, um im Winter die Brodkammer offen zu halten. Nun hatten also wegen der gedachten Stürme im vo-

rigen Jahre nur wenige Fiſche hier eingeſalzen werden können, und ſo ſtellte ſich denn ſchon vor Ausgang des Decembermonats der Mangel ſehr fühlbar ein, und eine große Anzahl Unbemittelter und Armer mußten ſich mit zwei und drei Jahr alten Heringen behelfen, welche einige hieſige Spekulanten von Hamburg kommen ließen, und hier drei bis vier für einen Schilling verkauften. Wie armſelig alsdann der Mittagstiſch beſetzt war, wenn ſolche Heeringe mit ſogenannten Pellkartoffeln die ganze Mahlzeit ausmachten, läßt ſich denken.

Betrübend iſt es daher, daß ſich die Anzahl der Fiſcherböte von Jahr zu Jahr vermindert, unſere Rhede immer unſicherer wird, und zugleich einige Fiſcherböte durch den, freien Spielraum gewinnenden Wellenſchlag, vernichtet werden. Daher kommt es denn auch, daß hier mehrere junge Seeleute ohne Arbeit und Verdienſt daſtehen, da die Schniggen bis auf zwei herabgekommen, die Fiſcherböte um die Hälfte weniger ſind als vormals, und die Anzahl der Bewohner ſich immer vermehrt. So haben ſich auch die fremden Handwerker in den letzten Jahren durch die neuen Bauten hier vermehrt, und ſich hier nun angeſiedelt, daher denn die Bevölkerung viel zahlreicher als früher und der Arbeit und Beſchäftigung weniger geworden iſt. Ja, es iſt zu fürchten, daß nach Ver-

lauf von einigen Jahren auch das Seemännische Fach darunter leiden werde, denn obschon die junge Mannschaft muthvoll die Bahn ihrer Väter zu betreten wünscht, so können sie doch allmählig die dazu erforderlichen Mittel nicht mehr bestreiten, und gerathen so hinsichtlich ihres Brodterwerbes nothwendig in bedrängte und dürftige Umstände. Welche nachtheilige Folgen aber daraus entstehen werden, wenn Müssiggang unter einem sonst so thätigen Völkchen einreißt, ist leicht zu ersehen! Unfehlbar nur Laster und Armuth, die unsere Vorfahren nicht kannten, die aber die prachtliebende Jugend durch ihren unseligen Kleideraufwand und Modesucht bei dem jetzigen kärglichen Verdienst um so schneller herbeiführen wird. Wenn der stille, ernsthafte und sittliche Bewohner dieser Insel einen Blick auf die hiesige Jugend wirft, wie dieselbe sich ganz über ihren Stand und häusliche Umstände fast zügellos kleidet, und dann noch dazu nächtlicher Schwärmerei sich hingiebt, den friedlichen, arbeitsamen und thätigen, der Ruhe bedürfenden, im Schlafe stört, so kann ihn das Alles nur mit Traurigkeit erfüllen.

Auch hat sich hier die Trunksucht bei einigen Individuen eingeschlichen, so daß die hiesige Behörde sich hat in's Mittel legen müssen, damit dieses tödtende Gift des Branntweins nicht überhand nehme. Glücklicherweise sind

es nur Wenige, die diesem Laster fröhnen. Möge ein gutherziges, biederes Völkchen, wie die Badegäste es nennen, welches von jeher die alten Sitten der Vorfahren so treu bewahrt hat, von dieser Pest der Menschheit verschont bleiben. —

Kap. XI.

Das Lootsenwesen auf Helgoland. — Das Lootsenexamen. — Innere Einrichtung des Lootsenwesens. — Zahl der jedesmal absegelnden Lootsen. — Art und Weise ihrer Erwählung durch's Loos. — Accord mit dem Schiffscapitain des zu pilotirenden Schiffes. — Verbesserungsvorschläge des Autors. — Verläumdung der Helgolander Lootsen. — Frevelhaftes Benehmen eines Schiffscapitains im Jahre 1839. —

Die hiesigen jungen Leute, welche sich der Seefahrt widmen und von ihrem Schiffer einen Schein, mit dessen Namen unterschrieben, vorzeigen können, daß sie als „vollgültiger Mann“ gefahren und von dem erworbenen Verdienst ihren vollen Antheil erhalten haben, wie er dem Schiffer selbst und der übrigen Mannschaft zu Theil wurde, und die ferner einen Schein von dem Prediger aus dem Geburtsorte beibringen, daß sie bereits das dreiundzwanzigste Jahr zurückgelegt haben, — sind berechtigt, sich zum Lootsenexamen zu melden. Die Examinatoren sind vier erfahrene Lootsen und zwei Rathmänner, die ebenfalls Seeleute sein und früher das Lootsenexamen ab-

gelegt haben müſſen, hier jedoch nur die Oberaufſicht bei Ablegung des Examens der jungen Männer zu führen haben.

Das Loosſenexamen iſt ſtreng und ſcharf. Oft werden die jungen Leute ermahnt, vorſichtig in ihren Antworten zu ſein. Man läßt ihnen Zeit, um eine recht verwickelte Frage zu beantworten und ſich erſt recht zu beſinnen, denn jeder Fehler von Bedeutung hat Durchfallen zur Folge, daher es ſich oft ereignet, daß einer beim Examen ohnmächtig geworden iſt. Die Examinatoren, ſobald ſie es merken, daß der junge Mann einige Furcht zeigt, nöthigen ſie ihn, ſich auf einen Stuhl zu ſetzen, offeriren ihm ein Glas Wein, und fangen gleichgültige Geſpräche unter ſich, einige Minuten hindurch an, bis der junge Mann ſich erholt hat, alsdann wird fortgefahren. — Auffallend iſt es, daß ſolche, die während des Examens ſich fürchteten, auf dem Meere Heldenthaten verrichtet haben. Die Urſache glaube ich darin liegen zu ſehen, daß ihnen das innere Gefühl der ſchweren Pflichten, die ſie jetzt über ſich zu nehmen gewilliget, etwas Zurückſchreckendes hat, und daß der ſtille Ernſt der ſechs ehrwürdigen Männer, die auf jedes Wort lauſchen, das aus dem Munde des jungen Mannes kommt, denſelben in eine gewiſſe betäubende Verwirrung und Beſtürzung

versetzt. Da ich selbst zweimal das Lootsenexamen abgelegt, nämlich für die Elbe und auch für die Weser, auch in meinen reiferen Jahren Lootsenexaminator gewesen bin, so kann ich um so mehr die beiden genannten Ursachen als richtig geltend machen.

Die Fragen beziehen sich bald auf den Wind, bald auf des Stromes Lauf, dessen Abänderung in Ebbe und Fluth, dessen schnellerem Lauf bei Neu- und Vollmond, die Tiefe des Meeres rund um die Insel und in der Nordsee, die Veränderungen des Meeresgrundes in allen Richtungen der benachbarten Flüsse, ob der Grund sandig, muddig, steinig oder kreidig ist, welches die gefährlichsten Sandbänke sind, u. s. w. Der Elblootse, sobald er auch Weserlootse werden will, muß alsdann noch ein zweites Examen vor vier Weserexaminatoren ablegen, jedoch kann keiner zum Weserexamen kommen, der nicht schon Elblootse ist.

Wenn ein Schiff um Loocsen oder sonstige Hülfe signalisirt, und die Flagge von dem Vordermast wehen läßt, so wird dies sogleich dem am Strande befindlichen Lootsenoffizier berichtet, und die Lootsen, welche am Strande anwesend sind, versammeln sich eiligst um eine

Jölle, die Tag und Nacht in Bereitschaft gehalten wird, damit auf jeden Wink der Schiffe die Lootsen mit derselben nach dem Lootsenboot oder Schlupe, welche beständig auf der Rhede vor Anker liegt, hinfahren können. Bei der vorerwähnten Jölle wird gelöset, jeder Lootse hat ein metallnes Lootsenzeichen, auf dessen einer Seite ein Mann mit einem Handloot — Senkblei und Leinen — in den Händen abgebildet, auf dessen Schulter die Nummer des Lootsen steht. Auf der Rückseite befindet sich der Namenszug unserer jetzigen Königin $\frac{R}{V}$ d. i. Victoria Regina I: Diese Lootsenzeichen werden in zwei Seekappen oder in zwei Segeltücher geworfen und aus jedem ein Zeichen herausgezogen und die gezogenen Nummern laut ausgerufen. Im Nu stehen diejenigen Lootsen, deren Nummern gezogen wurden, zu beiden Seiten der Jölle, mit ihnen der Eigner des Lootsenboots oder dessen Stellvertreter, als der neunte. Zugleich tritt der Lootsenofficier hervor, der ebenfalls durch das Loos unter den andern Officieren zum Ausfahren nach dem Schiffe berechtigt ist. Nun ist die Zahl zehn voll, die hier eine Börte genannt wird. Der Officier berichtet nun an die ihm zugesellten Lootsen, daß ein Schiff zu Süden oder Westen, Norden u. s. w., drei, vier oder wie viel Meilen es eben sind, von der Insel entfernt ist und daß ein Jeder

ſich bereit halten müſſe. Sogleich verſorgt ſich ein Jeder mit Seekappe und ſonſtigen Seekleidern. Iſt aber das Schiff in der Nähe der Inſel, dann wird in größter Eile ausgefahren.

Am Bord des Schiffes angelangt iſt die erſte Frage: Woher? und Wohin? ob Geſundheitspäſſe am Bord ſind, und ob der Capitain Lootſen haben wolle. Sind alle Fagen befriedigend beantwortet, dann wird die Summe des Lootſengeldes gefordert, hoch oder niedrig, je nachdem Witterung und Jahreszeit günſtig oder ungünſtig ſind. Der Capitain bietet den vierten, dritten Theil oder die Hälfte der geforderten Summe. Der Lootſenoffizier als Wortführer bietet dagegen Alles auf, um ſeine Forderung geltend zu machen, der Capitain ſpricht dagegen; oft gerathen beide in Hitze, worüber viel koſtbare Zeit verloren geht, denn eine Stunde länger Tag, oder Fluth, kann Hab' und Gut und ſelbſt Menſchenleben in Sicherheit bringen, die nun durch ſolch' eine Verzögerung auf's Spiel geſetzt werden, darum räth der Lootſenoffizier dem Schiffscapitain zur ſchnellen Entſchließung.

Iſt nun endlich der Accord geſchloſſen, alsdann loſen die zehn Mann, wer das Schiff zu pilotiren habe. Der Officier beſitzt hierin kein Vorrecht, — obzwar der-

selbe mehr Verantwortlichkeit über sich hat, — ausgenommen wenn der Capitain ihn als Lootsen wählt. Denn jedem Schiffscapitain steht das Recht zu, sich einen von den zehn an Bord kommenden Mann als Lootsen auszuwählen.

Ist nun die Summe des Lootsengeldes wegen Sturmwetter, später Jahreszeit und langer Nächte hoch, und sind ein oder zwei Lootsen mehr erforderlich, alsdann werden diese Letzteren durch das Loos den Erwählten beigesellt. Die nach der Insel zurückkehrenden sieben, acht oder neun Lootsen, haben drei Thaler von der accordirten Summe unter sich zu theilen, wovon das Lootsenboot ebenfalls seinen Antheil erhält.

Der, oder diejenigen Lootsen, welche das Schiff pilotiren, haben die Bruttohälfte der Summe für sich. Es gehen aber davon ab: zu Cuxhaven für das Fischerboot, welches sie an's Land holt, für den Mann ein Mark, ferner die Zehrungskosten daselbst, eine mehr oder minder große Summe, je nachdem der Aufenthalt nothwendig ist; sodann die Rückfracht nach Helgoland, welche 1 Mark 8 Schilling beträgt; Predigergebühren zu Helgoland, für den Mann 12 Schilling, denn in so viel Theile die Hälfte getheilt wird, so viel Mal 12 Schilling erhält der Prediger. Die andere Hälfte fließt in die Lootsen-

kasse, und wird unter Diejenigen vertheilt, welche am Strande mit gelöset oder nur die Hand auf die vorhin erwähnte Jölle gelegt haben. Diese Vertheilung bewahren die Lootsen als eines ihrer heiligsten Rechte, indem sie dadurch, wenn sie von Altershalben oder sonst aus Gebrechlichkeit nicht mehr selbst lootsen können, nur die Hand auf die Jölle zu legen brauchen, und sich alsdann doch noch eines kleinen Antheils an der Summe des Lootsengeldes zu erfreuen haben. Hinsichtlich des vorhin erwähnten Accordes und des durch die dabei stattfindenden Verhandlungen verursachten Zeitverlustes, ist schon von unseren Voreltern eine Vorstellung bei einem hochlöblichen Rathe der freien Stadt Hamburg eingesendet worden, um eine feste Lootsentaxe zu bewirken, aber dies Gesuch wurde von einem hochedeln Rathe dazumal abgeschlagen. Vor fünfundzwanzig Jahren, als ich noch zur Landescommune gehörte, legte ich einen Plan zur Verbesserung des ganzen Lootsenfaches vor, nach welchem das Jahr in zwei Hälften getheilt werden sollte, nämlich vom 22. März bis 22. September, und von da bis zum 22. März, also 6 Frühlings- und Sommer-, und 6 Winter- und Herbstmonate. Jedes Schiff sollte, nach seinem Tiefgange im Wasser, im ersten Halbjahre für den Fuß zwei Thaler, und im letzteren Halbjahre für den Fuß vier

Thaler bis zur rothen Tonne*) zu entrichten haben. Aber leider fiel ich mit meinem Vorschlage in der damaligen Commune-Versammlung durch, und zwar aus dem angeführten Grunde, daß eine Lootsentaxe schon früher einmal von Hamburger Seiten abgeschlagen sei. Indessen hege ich noch immer die feste Ueberzeugung, daß jetzt, wenn nur eine Annäherung von Seiten unserer Lootsen Statt fände, der obige Vorschlag gewiß Beifall finden würde. Es sind ja hinsichtlich der Verbesserungen in der Schiffahrt seit 25 Jahren Riesenschritte gemacht worden. Sollte denn nicht ebenfalls das Lootsenwesen besser reguliert werden können?

Man wird mir vielleicht einwenden, daß man jetzt die Helgolander Lootsen nicht nöthig habe, indem fremde Lootsen durch Herumkreuzen genug vorhanden seien. Aber ich möchte fragen: ob dieselben auch im Winter, bei Sturm, Schnee und Eis zu haben sind? Kann man es deshalb den Helgolandern verargen, wenn dieselben im Winter überspannte Forderungen machen, und eine Art von Repressalien gebrauchen, da sie nur in der schlimmsten Zeit Nothhelfer sein sollen? Daher ist der Wunsch in mir entstanden, alle Theile befriedigt zu sehen,

*) Die rothe Tonne ist ein Schiffahrtszeichen an der Elb-Mündung. D. H.

dadurch, daß eine bestimmte Fußtaxe in's Leben treten könnte. Dann wäre erstlich das größte Uebel, nämlich der unselige Zeitverlust bei dem Accordiren gehoben. Denn sobald der Lootse an der Seite des Schiffes ist, kann dasselbe ohne Aufenthalt ferner seiner Bestimmung zueilen. Zweitens noch ein anderer Uebelstand, den das bisherige Verfahren nothwendig mit sich führt. Sehr oft ist es nämlich der Fall, daß durch das hartnäckige Accordiren der Capitain und der Lootse in Disharmonie gerathen; der Erstere hält dem Letzteren unter Drohungen das hohe Lootsengeld vor, und macht ihm Vorwürfe, noch ehe das Schiff in Sicherheit gebracht ist, so daß der Lootse leicht dadurch eingeschüchtert wird, zumal wenn er bedenkt, daß er sich unter fremden Menschen befindet, und daß, falls er einen Fehler begehen sollte, er ihn leicht mit dem Leben bezahlen dürfte. Diese Vorstellung allein ist hinreichend, den Lootsen mit Furcht und Bangen zu erfüllen, in einer Lage, wo statt dessen vielmehr die größte Gemüthsruhe, Energie und Entschlossenheit in ihm obwalten sollte, und wo, wenn ihm diese mangeln, sehr leicht gefehlt wird; und welche Folgen daraus entstehen, ist leicht zu berechnen, da Schiff und Ladung, ja selbst Menschenleben dadurch zu Grunde gehen mögen.

Drittens endlich ist es Thatsache, daß in früheren

Jahren unter Helgolander Lootſen Namen große und hohe Summen Lootſengeld für Pilotirung von Schiffen nach der Elbe bezahlt worden ſind — für Schiffe, die nicht von Helgolandern pilotirt worden ſind. Es wurde nämlich damals von Seiten Hamburgs bei unſerem Magiſtrat ſchriftlich angefragt, ob ſolches Lootſengeld nach der Inſel gekommen, und ob beifolgende Namen wirklich Helgolander Lootſen ſeien. Die hieſigen Rathmänner, hinlänglich überzeugt, berichteten, daß dieſe Namen wirklich Helgolander Lootſen angehörten, die über ein volles Jahr keine Schiffe als Lootſen pilotirt hätten, und doch im Monat Auguſt 400 Rthlr. Courant erhalten zu haben unterſchrieben haben ſollten, während dieſelben nicht einmal ihren Namen zu ſchreiben verſtanden, daß ferner hier im vorerwähnten Monat nur ein einziges Schiff um Lootſen vorgeweſen, nämlich ein Norweger, der dreißig Thaler Lootſengeld nach der Elbe bezahlt habe.

Auf dieſe Weiſe kann man ſehen, wie unſerem Rufe auch in dieſer Hinſicht von böſen Menſchen frevelhaft mitgeſpielt worden iſt,

Aber auch noch in anderem Wege haben unſere Lootſen mancherlei zu leiden.

Im Monat Auguſt des Jahres 1839 gewahrte

man am Strande zu Helgoland ein dreimastiges Schiff, zu Norden der Insel seinen Cours nehmend. Da bekanntlich nordwärts von der Insel gefährliche Klippen eine große Strecke vorwärts hinaus sich befinden, so eilten die Lootsen sogleich dem Schiffe zu, noch ehe es an den Vorsprung der besagten Klippen gerathen und Schaden leiden konnte. Das Schiff hatte drei Flaggen, eine am Vordermast, die zweite am großen Mast und die dritte hinten am Schiffe wehen. Da man die drei Flaggen auf der Insel gewahrte, so glaubte man nicht anders, als daß das Schiff in Gefahr schwebe, und sich im sinkenden Zustande befinde. Eine große Anzahl Lootsen standen am Strande bereit, weil für den Fall, daß das erste Lootsenboot, welches dem Schiffe außerhalb der Klippen mit vollen Segeln entgegen eilte, Nothsignale machen würde, sogleich zur schnellen Rettung eine Menge Böte erforderlich sein würden. Es waltet nämlich hier die Einrichtung ob, daß, wenn ein Lootsenboot an der Seite des Schiffes angekommen ist, und die Signale vom Lootsenboot sich anders als vom Schiffe gestalten, alsdann mehr Boote und Mannschaft nachgesendet werden müssen, weil in solchem Falle die Gefahr als dringend erachtet wird.

Nun gewahrte man aber mit Erstaunen, als das

Lootsenboot sich dem Schiffe näherte, daß dieses letztere mehr in östlicher Richtung zu steuern begann und dem Lootsenboot auszuweichen schien. Allein das Lootsenboot segelte dem Schiffe nach, in der Meinung, daß der Capitain des Schiffes noch immer in Furcht schwebe, den Klippen zu nahe zu kommen, die jetzt schon weit hinter ihm lagen, so daß also keine Gefahr vorhanden, die verhindert hätte beizulegen und das Lootsenboot zu erwarten. — Endlich, als sie das Schiff noch immer nicht erreichen konnten, sondern dieses vielmehr dem Boote immermehr auswich, winkten die Lootsen mit ihren Hüten, um dadurch anzuzeigen, daß er beilegen möchte. Statt dessen machte das Schiff plötzlich mehr Segel und steuerte der Elbe zu, zum Erstaunen aller, die dieses Schauspiel mit ansahen. Das Lootsenboot mußte also unverrichteter Sache wieder umkehren, und drei deutsche Meilen gegen Wind und Strom kämpfend, langte es spät Abends bei der Insel wieder an.

Mit dem größten Unwillen äußerten die Lootsen am Strande ihre Klagan über ein solches frevelhaftes und übermüthiges Betragen von Seiten des Befehlshabers jenes Schiffes. Und ist es nicht ein Frevel, solche täuschende Neckereien sich bei einem Lootsenplatze, und namentlich bei Helgoland, zu erlauben, wo Jahr aus Jahr

ein Tausende von Schiffen vorbeisegeln? Und wehe dann einem solchen Schiffe, das wirklich in Noth sich befände und dieses Nothsignal machte, wenn die Lootsen dann erst die Frage beantwortet haben wollten, ob es mit dem Signale auch keine Spiegelfechterei sei. Und wer sollte dann diese Frage beantworten? etwa das Schiff selbst, wenn es hülflos dem Meere preis und zur Beute würde? Dann käme eine Antwort zu spät oder bliebe ganz aus. Aber die hiesigen Lootsen und ihre Officiere werden deshalben ihre Pflichten nicht versäumen, denn zwei Jahre liegen schon hinter diesem Ereignisse, wo mit der Lootsenflagge Uebermuth getrieben ward, aber nichts schreckt die Lootsen ab, wenn eine Flagge am Vordermast des Schiffes weht, alsdann sogleich zu Hülfe zu eilen, wenn anders der hohe Wogengang und die furchtbare Brandung um die Insel es zuläßt durch dieselbe zu kommen, wie dies auch von mir früher gezeigt worden ist.

Den 21. September 1840 signalisirte in der Nacht ein auf der Norderrhede vor Anker liegendes Schiff bei starkem Nordwestwinde um Hülfe. Die Lootsen machten sogleich Anstalten, dem Schiffe zu Hülfe zu eilen, und fuhren bald in einer Ruderchaluppe mit neunzehn Mann zu dem Schiffe hin. Hier hörten sie von dem Capitain, daß er eine bessere und sichere Stelle für sein Schiff zu

haben wünſche, welche indeß die Lootſen des umlaufenden Windes wegen nicht verſchaffen konnten, da die hieſige Rhede mit ſtets veränderlichen Winden und Stürmen allenthalben unſicher ſei.

Da der Capitain ſie nun bat, ſie möchten ihm die Schiffsanker unterſuchen helfen, was er mit ſeiner Mannſchaft bei dem anhaltenden Sturme nicht bewerkſtelligen konnte, ſo machten die Lootſen ſich an dieſe Arbeit, und wanden das eine Anker an Bord, und von dem zweiten die Hälfte der Kette, wo ſie dann das an Bord gewundene Anker etwas abwärts vom zweiten wieder auf den Grund ſenkten, ſo daß beide Anker dienſtthuend ſein konnten. Nachdem ſie das Schiff ſo poſtirt hatten, ließen ſie zwei Lootſen an Bord und fuhren an Land. Hier hielten ſie jedoch Wache am Strande, falls das Schiff bei dem anhaltenden Sturme und hohem Wogengange noch während der Nacht Nothſignale machen möchte. Und richtig zeigte um zwei Uhr das Schiff Nothſignale, und während die Lootſen im Ausfahren begriffen waren, war das Schiff ſchon von beiden Ankern losgeriſſen. Die an Bord befindlichen zwei Lootſen, als ſie das Schiff im Treiben und mit Windesſchnelle den Klippen zueilen ſahen, mußten ſie ſo ſchnell als möglich kleine Segel beiſetzen, um der in jeder Minute größer werdenden Ge-

fahr zu entrinnen, und sowohl Schiff und Ladung, als Menschenleben zu retten. Sie entschlossen sich daher, das Schiff an die Südostseite, dem Strande so nahe wie möglich zu bringen, und dann von dem kleinen Nebenanker, in der Schifferspracke Worb- (Wurf-) Anker, das Schiff so lange festzuhalten bis Hülfe käme. — Allein noch ehe sie den Zweck erreichten, wurden sie von einer ungeheuern Sturzwelle auf die Spitze des Vorlandes, welches den südöstlichen und den nördlichen Strand scheidet, geworfen, aber auch sogleich von der zunächst herannahenden Welle wieder davon abgeschleudert und trieben nun dem offenen Meere zu. Da kam die Ruderchaluppe mit zwanzig Mann ihnen zu Hülfe. Mit Blitzesschnelle wurde der kleine Anker geworfen, welcher aber wegen seiner Leichtigkeit nicht festhalten konnte. Da eilte das Ruderboot an's Land. Ein großes, schweres Anker und neue Ankertaue wurden in aller Eile vom Lande an Bord gebracht. Die zahlreichen Lootsen, die sich am Strande bei stürmischem Wetter aufhalten, und stets zu helfen bereit stehen, legten unaufgefordert Hand an, damit das Schiff gerettet würde, welches auch zur größten Freude der thätigen Lootsen gelang. Für alle Mühe und Anstrengung hatten sie vom Capitain nichts gefordert, son-

dern wünſchten ihre Belehnung nur den Hamburger Gerechten gemäß beurtheilt zu ſehen, die denn auch zu ihrer völligen Zufriedenheit erfolgte, welches ſie mit Dank erkannt haben.

Kap. XII.

Eine Postfahrt von Helgoland nach Neuwerk zur Zeit der Continentalsperre.

Bei meiner Zurückkunft von England nach Helgoland im Jahre 1808, war die Fischercompagnie, zu welcher ich als Mitglied gehörte, mit der Postfahrt nach Neuwerk beschäftigt, und ich trat demzufolge auch in die Reihe derjenigen ein, welchen die Besorgung dieses damals sehr schwierigen und gefährlichen Geschäftes oblag.

Schwierig und gefährlich war es nämlich für uns in doppelter Hinsicht. Denn theils hatten wir bei diesen Fahrten in unseren kleinen offenen Chaluppen mit Sturm und Unwetter zu kämpfen, theils saßen uns die an der Küste stationirten französischen Kaper auf dem Nacken. Von mehreren solchen abenteuerlichen Fahrten will ich hier nur eine erzählen.

Da der häufige Verkehr, welche durch diese Postfahrten zwischen Helgoland und Neuwerk, zur Besorgung der

Engliſchen Briefe und Depeſchen nach dem Continent, unterhalten wurde, den Franzoſen nicht unbekannt bleiben konnte, ſo unternahmen ſie manchmal Streifereien von Curhaven nach Neuwerk zu Pferde mit niedrigem Waſſer, welcher Umſtand unſere Poſtfahrten nur noch um ſo ſchwieriger machte, ſo daß wir oft Bedenken trugen, die Ueberfahrt zu wagen. Allein die Engländer, und insbeſondere der Engliſche Konſul, drangen auf die Beförderung der Poſt nach Neuwerk, und unſere wiederholten Weigerungen halfen uns nichts. Denn die Engländer befehligten jetzt unſern Magiſtrat, eine Chaluppe mit Mannſchaft zu dieſem Zweck zu requiriren. So mußten wir denn dem höheren Befehl Folge leiſten und die gefahrvolle Reiſe antreten. Auch wurde uns verſprochen, daß ein Kriegsſchiff uns zur Bedeckung mitgegeben werden ſollte. Allein wie wenig dieſes unſerer Erwartung entſprach, davon ſollten wir uns bald überzeugen, indem das Kriegsſchiff wegen Unwetters eine volle deutſche Meile außerhalb der Elbmündung Poſto faßte und dort Anker auswarf, ſo daß wir uns genöthigt ſahen, allein nach Neuwerk zu ſegeln. Hier vermißten wir nun das gewöhnliche Signal, welches uns berichten ſollte, ob wir frei landen könnten. Wir beſchloſſen daher, vorſichtig zu ſein, und legten an der äußerſten Spitze der Sandbank

an, welche bei niedrigem Waſſer in Verbindung mit Neuwerk ſteht. Hier ſtieg ein Mann von meinen Gehülfen an's Land, und ging über die ſeichte Stelle nach Neuwerk. Glücklicherweiſe traf er unterwegs einen alten Mann mit Graben beſchäftigt. Zu dem wendete er ſich mit der Frage: wie es in Neuwerk ausſehe. Der Alte über das Erſcheinen des einzelnen fremden Mannes eben ſo ſehr als über ſeine Frage erſtaunt, richtete ſogleich die Gegenfrage an ihn, was er auf Neuwerk machen wolle, und ob ihm ſeine Freiheit und ſein Leben nicht lieb ſei, indem die ganze Inſel von Franzoſen wimmle, die keine lebendige Seele zuließen, wenn es nicht ein Freund der Franzoſen ſei. Auf die Frage: ob alle Häuſer auf der Inſel von Militair beſetzt ſeien, antwortete der alte Mann, daß nur eine kleine, einſam ſtehende Fiſcherhütte davon befreit ſei. — Dieſe Nachricht brachte mein Gehülfe zu mir an Bord.

Was fangen wir nun an? war die Frage, die an mich gerichtet wurde.

Ich kann wohl ſagen, mir war bei dieſer Frage nicht wohl zu Muthe. Auf Neuwerk hatten wir Feinde. Die Elbe weiter hinauf zu ſegeln war uns nicht möglich, weil ein franzöſiſcher Kaper hinter Neuwerk die Elbfahrt beobachtete. Zurück nach Helgoland zu ſegeln ſchien uns

ebenfalls nicht rathſam, da man unſerer Ausſage, daß wir gezwungen geweſen, unverrichteter Sache umzukehren, keinen Glauben beilegen würde, indem wir ja ein Kriegsſchiff zur Bedeckung mit uns hatten, welches aber wie geſagt, ſo weit entfernt war, daß wir auf ſeinen Schutz uns gar nicht verlaſſen konnten.

In dieſer Rathloſigkeit brachten wir den Tag hin, jeden Augenblick zur Flucht bereit, im Falle der Kaper, oder die Franzoſen von Neuwerk aus uns beunruhigen würden. Doch beide Theile verhielten ſich ruhig.

So kam die Nacht heran. Mit ihr wurde der Wind ſtärker, und die Gefahr, in der wir ſchwebten, immer bedrohlicher. Schon ſchlugen die Wellen unaufhaltſam über unſer offenes Boot. Auf Neuwerk nördlich zu landen, war eine Tollkühnheit, die den Keckſten hätte bedenklich machen können. Nach Helgoland zurückzukehren, ohne die Poſt abgegeben zu haben, würde uns zum Verbrechen angerechnet worden ſein. Wir entſchloſſen uns alſo, an der Südſeite von Neuwerk zu landen, wenn es auch unſer Leben koſten ſollte, denn an der Nordſeite zu landen, fanden wir ganz unmöglich, indem dort der franzöſiſche Kaper poſtirt lag.

So zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, arbeiteten wir durch die hoch ſchäumenden Wellen hin, um

die Südseite der Insel zu gewinnen. Bald saßen wir auf den uns umgebenden Sandbänken fest, bald waren wir nahe daran, Schiffbruch zu leiden, indem unser Boot mehrere Male voll Wasser schlug, und wir unaufhörlich arbeiten mußten, dieses wieder auszuschöpfen. Endlich nach unsäglicher Mühe und Anstrengung gelang es uns, die Südseite der Insel zu erreichen.

Allein was hatten wir nun gewonnen? Der Gefahr, von den furchtbaren Wellen verschlungen zu werden, waren wir entgangen. Aber nun sollten wir landen, und welches Schicksal stand uns da bevor? Wenn wir entdeckt wurden, — und wie leicht konnte dies geschehen, da die Franzosen jede Stunde in der Nacht zu patrouilliren und die Küste zu untersuchen pflegten, — was war unser Loos, wenn wir ihnen in die Hände fielen? Doch hier war nur rasche Entschlossenheit anwendbar. Ich zog daher meine Oberkleider aus, nahm mein mir anvertrautes Felleisen, in welchem die Briefe sich befanden, auf den Rücken und ging raschen Schrittes dem kleinen Fischerhause zu. Doch ehe ich die Hälfte des Weges zu meinem Bestimmungsort erreicht hatte, hörte ich ein Geräusch innerhalb des Deiches, der mich vom dem Lande trennte. Indem ich nun außerhalb des Deichs, theils laufend, theils auf allen Vieren kriechend, fort zu kommen

ſuchte, wurde das Geräuſch immer ſtärker, ſo daß ich es nicht für rathſam hielt, weiter zu gehen. Ich warf mich daher platt auf die Erde, und horchte mit geſpannter Erwartung, was mir nun begegnen werde. Allein das Geräuſch blieb in gleicher Entfernung. Manchmal ſchien es mir, als wenn viele Stimmen zugleich redeten, und dann wurde es wieder ganz ſtille. In dieſer Lage konnte ich unmöglich bleiben, denn ſo ſtockfinſter es um mich war, ſo daß ich oftmals in die ausgegrabenen Löcher fiel, ſo ließ doch die Angſt und Furcht in der ich ſchwebte, mir keine Ruhe, das Ende abzuwarten. Ganz durchnäßt wie ich war, kroch ich allmählig den Deich hinan, um zu ſehen, was innerhalb deſſelben vorginge. Zu meinem größten Erſtaunen erblickte ich da eine große Anzahl Gänſe, die durch den ſtarken, anhaltenden Regen herausgelockt, ſich in Pfützen badeten, und ſich dabei wechſelſeitig mit ihrem Geſchnatter unterhielten. Ich ſchämte mich meiner Angſt, verwünſchte die Gänſe und lief nun ſpornſtreichs weiter, immer dem genannten Fiſcherhauſe zu.

Aber ach! hier kam ich aus dem Regen nun wirklich in die Traufe. Denn ſo wie ich an das Fenſter klopfte, erhoben der Mann und ſeine Frau, welche das Fiſcherhaus bewohnten, ein Geſchrei, als wenn es im Feuer ſtände. Hier mußte ich meine ganze Beſinnungs-

kraft zusammen nehmen, um zu meinem Ziele zu kommen. Anfänglich verlegte ich mich aufs Bitten, um eingelassen zu werden; da aber dieses nicht half, so drohte ich, sie Beide im Bette zu erschießen, wenn sie nicht sogleich öffnen wollten. Das half! Nun bat der Mann, um Gottes Willen nicht zu schießen; denn dadurch, wenn ich ihn auch verfehlte, würden die Franzosen aufmerksam werden, und uns über den Hals kommen. Ich sollte nur vor die Hausthür mich verfügen, alsdann wollte er zu mir kommen. Ich willfahrte seinem Verlangen und ging nach der Hausthür. Aber welcher Schreck. Der große Kettenhund war am Abend losgelassen worden, damit die Franzosen etwas Scheu vor ihrer Wohnung haben möchten. Statt deren fand ich armer Sünder mich daselbst ein. Der Hund sprang im Nu mit seinen Vorderfüßen mir gegen die Brust. Ich warf sogleich mein Felleisen auf die Erde, faßte den Hund, jung und stark wie ich damals war, mit beiden Händen an die Kehle, und hielt ihn aus Leibeskräften so lange fest, bis ihm der Athem verzing. Denn jetzt galts, lieber unter die Franzosen zu gerathen, und Gefangenschaft oder noch härtere Strafe zu erleiden, als von einer wüthenden Bestie zum Krüppel gebissen zu werden. Endlich nach sehnsuchtsvollem Harren kam der Mann und befreite mich von dem Unthier. —

Nun, dachte ich, kannſt du dir gütlich thun, und dann nach deinem Boot zurückkehren. Allein der Mann ſtellte mir ſehr nachdrücklich vor, daß die verd— Franzoſen vor einer halben Stunde trotz Wind und Wetter vor ſeinem Hauſe vorüber gallopirt wären, und daß ſie nach einer halben Stunde ſicher wieder kommen würden, wo dann die Gefahe entdeckt, zu werden, ganz nahe ſei. Wir wechſelten daher unſere Falleiſen, wozu trotz aller Eile einige Zeit erforderlich war, da er das ſeinige eine Strecke weit von ſeiner Hütte im Sande vergraben hatte. In demſelben Loche vergrub er nun das meinige, wobei ich ihm, ſo viel als thunlich, Hülfe leiſtete. Beim Abſchiede gelobten wir, einander nicht zu verrathen, im Fall der Eine oder der Andere ertappt werden ſollte, wobei ihm vorzüglich bange war, daß ich mein Boot vor Ablauf der halben Stunde nicht mehr wieder erreichen würde, und dann eine Beute der Franzoſen werden müßte. Durch dieſe Warnung geſpornt, lief ich über Dorn und Hecken zurück nach der mit meinen Gehülfen verabredeten Stelle, wo ich ſie wieder aufſuchen ſollte. Zu meinem größten Erſtaunen fand ich ſie da nicht. Voll Beſtürzung lief ich bis an die Bruſt in's Waſſer, rief aus Leibeskräften meine Leute mit Namen, aber Alles fruchtlos. Schreck, Angſt, Furcht, ja beinahe Verzweiflung ergriff mich in

meiner Lage. Die Fluth, die Wellen ſtrömten mit erneuter Kraft heran, und brachen ſich unaufhörlich an den rund umher liegenden Sandbänken. Der Wind war doppelt ſo ſtark als zuvor geworden. Der Regen fiel Schloſſenweiſe vom Himmel. Kein lebendes Weſen außer mir ließ ſich ſehn und hören, ausgenommen die Elemente, welche mit einander im Kampf begriffen ſchienen. Das Rauſchen der Regenſchloſſen, welche vom Winde gepeitſcht wurden, das furchtbare Toſen des ungeheuren Wellenſchlages gegen die Sandbänke, die ſchreckliche Dunkelheit der Nacht, von Regen und Wind als ihren treuen Gefährten begleitet, Alles dieſes ſteigerte in mir die Verzweiflung meiner Lage. Hinter mir der Feind, den die Gottheit ſelbſt zu begünſtigen ſchien, daß ich ihm nicht entrinnen ſollte; vor mir das unabſehbar brauſende Meer — wer vermag meine Lage zu ſchildern. Kaum mir ſelbſt bewußt, was ich that, wadete ich im Waſſer herum, und ließ meine Klagen in dem weiten Raume verfliegen. Da kreuzte ſich der Blitz, über meinem Haupte krachte der Donner, der Blitz ſpielte auf der Oberfläche des Waſſers und in demſelben Augenblicke gewahrte ich ein ſchwarzes Pünktchen in einiger Entfernung von mir. »Das iſt mein Boot!« rief ich in der Angſt meines Herzens, das iſt ſie, das muß ſie ſein. Hat je ein Sterb-

licher ſich nach einem Blitzſchlage geſehnt, ſo war ich es damals. Mit ſtarrem Auge ſtand ich auf meinem Platze ſtill, den forſchenden Blick auf die Stelle des mir erſchienenen Pünktchens geheftet, hoffend der Blitz würde noch einmal und recht hell, über das Meer kreuzen. Dieſe Hoffnung täuſchte mich nicht. Der Blitz ſchlug auf einmal ſo ſtark, daß ich ganz deutlich den kleinen Maſt auf unſerem Boote gewahrte. Nun raſch an's Werk, rief es in mir. Und muthig begann ich den Zwiſchenraum zu durchwaten, der mich von meinem Boote trennte, obzwar die Wellen zum öftern über meinem Haupte zuſammenſchlugen, und das Waſſer, welches mir zum Munde hineindrang, mein Geſchrei, mit dem ich meinen Leuten zurief, erſtickte. Aber nichts durfte mich abſchrecken, das vorgeſteckte Ziel mußte erreicht werden, oder ich war verloren. Endlich, endlich erreichte ich mein Boot, jedoch mit Zurücklaſſung meines Südweſters, der mir durch eine Welle vom Kopfe geſchlagen wurde, als ich eben den Bootsrand faſſen wollte. Einer von meinen Leuten faßte mich bei den Haaren, der Andere bei der Schulter, und ſo kam ich glücklich hinein.

Was fangen wir nun an? war die nächſte Frage, deren Beantwortung mir viel Sorge machte. Ich hätte in der augenſcheinlichſten Gefahr gar nicht daran gedacht,

wie wir wieder zwiſchen den Sandbänken hindurch kommen ſollten. Meine Gefährten hatten mit mehr Muße an die bevorſtehende Gefahr denken können, denn ſie waren nicht nur von dem verabredeten Platze abgewichen, ſondern hatten auch, um ſich vor dem unaufhörlichen Regen zu ſchützen, das Anker ausgeworfen und ſich unter die Segel verkrochen, wodurch ich leicht ein Raub der Wellen geworden wäre.

Was fangen wir nun an? ſo wiederholten meine Leute ihre Frage, da ſie auf die erſte keine Antwort erhalten hatten. „Zuerſt ein Stück Brodt und einen Schluck Branntwein,“ war meine Antwort, dann wollen wir weiter ſehen. Wer je in einer ſolchen, oder nur in einer ähnlichen Lage geweſen iſt, der wird mir Glauben beimeſſen, wie köſtlich ſolch ein Trunk zu einem Stück Brodt bei faſt erſtarrten Gliedern ſchmeckt. Dieſe frugale Koſt labte und erquickte Geiſt und Körper. Ich fühlte mich von Neuem geſtärkt und überlegte nun mit meinen Leuten, wie wir den gemeinſchaftlichen Feinden nämlich den Franzoſen und den Elementen entrinnen möchten. Der Schluß fiel dahin aus, daß wir wieder die Nordſeite von Neuwerk zu gewinnen ſuchen müßten, in der Vorausſetzung, daß der Kaper, der den vorigen Tag dort poſtirt war, ſeine Station nun in der Nacht wegen

des ſtürmiſchen Wetters verlaſſen haben müßte, und wir alſo dadurch einen größeren Vorſprung gewonnen haben würden, um die Elbe hinauf zu ſegeln, falls das ungeſtüme Wetter ſich bei anbrechendem Tage legen würde. Wir ſetzten daher unſere kleinen Segel bei, arbeiteten uns mit aller Anſtrengung zwiſchen Neuwerk und der großen Sandbank, welche Scharhörn heißt, hindurch, gewannen die ſogenannte Hundeballje und gingen in deren Mündung, welche in die Elbe fließt, vor Anker. So zwiſchen Furcht und Hoffnung erwarteten wir den Tag, um zu ſehen, ob der Kaper ſeinen Poſten verlaſſen habe. In dieſem Falle konnten wir noch etwas weiter die Elbe hinauf ſegeln, um beſſeren Schutz gegen den hohen Wogengang zu finden, dem wir an unſerem Ankerplatze ſehr ausgeſetzt waren.

Allein auch in dieſer Hoffnung wurden wir getäuſcht, denn ſo wie der Tag anbrach, ſahen wir zu unſerm Schrekken, den Kaper hinter uns vor Anker liegen. Jedoch bei näherem Ermeſſen ſo weit von uns entfernt, daß wir außer dem Bereiche ſeiner Kanonen waren. Aber wir mußten ſtets auf unſerer Hut ſein, um falls er die Anker lichten würde, ſofort ein Gleiches zu thun. Denn ſo unmöglich es ſchien aus der Elbe hinaus zu kommen und die hohe See zu gewinnen, im Fall der Kaper Jagd

auf uns machen sollte, eben so wenig konnten wir uns entschließen, uns von ihm nehmen zu lassen. Demzufolge befestigten wir zwei schwere Steine an dem Briefsack oder Felleisen, um dasselbe, sobald wir keinen Ausweg zu entkommen sähen, über Bord zu werfen, und lieber dem Meere anzuvertrauen, als es den Feinden zu überliefern. So blieben wir den ganzen Tag vor Anker liegen, ohne daß der Kaper etwas gegen uns unternahm oder unternehmen konnte. Die Nacht stand also wieder mit all' ihren Schrecknissen über uns, und noch immer zeigte sich keine Aussicht auf günstigere Witterung. Jedoch trösteten wir uns mit der Aussicht, daß der Kaper bei solchem ungestümen Wetter auch nichts gegen uns unternehmen könnte. So war der heftige Sturmwind auf der einen Seite unser Freund, indem er uns vor dem Kaper schützte, während er auf der andern uns jeden Augenblick in den Wellen zu begraben drohte.

Doch so wie banges Harren endlich zum Ziele führt, so auch hier. Denn so wie der mit Sehnsucht erwartete Morgen im Osten sich röthete, nahm der Wind allmählig ab. Wir krochen halb todt aus unsern Winkeln, worin wir uns versteckt hatten, wieder in Gottes freie Natur heraus, schauten das Tageslicht der Welt, zogen unser Anker auf, setzten unser Segel bei, und la-

virten die Elbe hinaus. So wie es völlig Tag geworden, hatten wir ſchon eine gute Strecke zurückgelegt, und den Kaper aus dem Geſicht verloren. Da der Wind noch immer gegen uns war, ſo lavirten wir nun, ohne daß uns etwas zuſtieß, glücklich nach Helgoland, wo wir gegen Abend anlangten, und das ſo ſchwer errungene Felleiſen ablieferten.

Kleine Schriften

zur

Kritik der Literatur und Kunſt

von

Adolf Stahr.

Erſter Theil.

Dramaturgiſches.

Oldenburg, 1845.

Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung.

(S. Berndt.)

Oldenburgiſche

Theaterſchau

von

Adolf Stahr.

Bevorwortet von Julius Moſen.

Erſter Theil.

Oldenburg, 1845.

Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung.

(H. Berndt.)

8 D.

BIBLIOTECA
PICKLER

Vorwort.

Der anbrechende Frühling, welcher so rasch den crystallnen Sargdeckel von der Erde hinwegwälzte und die Schläferin zu neuem Leben erweckte, hat auch unserm Freunde Stahr die lange Wintersehnsucht: seine angegriffene Gesundheit durch eine Reise nach Südfrankreich und Italien wiederherzustellen, zur Erfüllung gebracht. Vor seiner Abreise bat er mich, seine „Oldenburgische Theaterschau," welche sich noch unter der Presse befand, mit einem Vorworte in das Publicum zu begleiten. — Er hat mir die Pflicht leicht gemacht, da sein Name eben so in der gelehrten und literarischen Welt, wie im größeren Publicum bekannt genug ist, und sein Streben und Wirken in seiner Richtung: die alte classische Bildung mit dem wirklichen Leben der Gegenwart zu vermählen, sich hinlänglich ausspricht. Er hat mit der Natur des Lichtes nicht nur die Nothwendigkeit gemeinsam: sich erleuchtend und erwärmend auszubreiten, sondern auch die

Fähigkeit: wieder alle Strahlen zum zündenden Punkte zusammenzuziehen. Den Brennspiegel seines Geistes hat unser Freund, wie einst sein Meister Aristoteles, dessen Werke er uns erläuternd und erklärend nahe gerückt hat, im Theater gefunden. Seiner Neigung, dem größern Publicum die von Zeit zu Zeit in Oldenburg zur Darstellung gebrachten dramatischen Werke zum kritisch-ästhetischen Genuß zu bringen, kam ein besonders günstiges Geschick zu Statten.

Als die dramatische Kunst durch Uebelwollen, Trägheit oder Sinnesniedrigkeit bei den größten Bühnen Deutschlands zu Grunde gerichtet war und der sich entwickelnden neuen Richtung der dramatischen Poesie Hindernisse aller Art in den Weg gelegt wurden, übernahm der große Freund des Lessing'schen und des sich weiter bildenden deutschen Drama's, der Großherzog von Oldenburg, den Etat des Theaters, welches vorher als eine auf Großherzoglichen Geldzuschüssen zum Theil beruhende Privatunternehmung bestanden hatte, jedoch nunmehr unter die Leitung des Geheimen Hofraths Starklof gestellt wurde. Die geistige Regsamkeit des neuen Bühnenvorstandes, dessen lebhafter Kunstsinn sich hier mit Glück und Geschick in Thätigkeit setzte, legte um so sicherern Grund zu dem neuen Theater, je weiser man sich auf das recitirende Drama beschränkte und die Vergeudung der Kräfte und der Theilnahme des Publicums in der Oper vermied.

Als der von seinen Amtsgeschäften außerdem in Anspruch genommene Geheime Hofrath Starklof sich

von der Leitung des Theaters im Jahre 1842 zurückzuziehen wünſchte, wurde es zum Hoftheater erhoben, und der bereits in der Reiſeliteratur dem größern Publicum werthgewordene F. von Gall, welcher der jüngern Literatur durch ſein eignes Streben nahe ſtand, mit der Intendanz betraut. Da ſich das Streben dieſes meines Freundes gar bald mit meinem eigenen vereinte, ſo darf ich nur erwähnen, daß nach dieſen Vorgängen durch den freien Kunſtſinn eines für die geiſtigen und materiellen Intereſſen ſeines Landes gleichthätigen Fürſten ein aufrichtiges, mit der friſchen Jugend ſich zugleich entwickelndes Organ hier für das moderne Drama vorbereitet war.

Zum beſſern Verſtändniſſe des Neuen, ſei ein Blick auf die literariſche Vergangenheit vergönnt. Die Goethe-Schiller'ſche Richtung ſchlug um in die Gegenrevolution der Romantiker, welche gegen die transſcendenten, das individuelle Leben in das typiſche Allgemeine verflüchtigenden Ideale, die Willkühr und Selbſtherrlichkeit des Gemüths, — dem neuhelleniſchen Heidenthum gegenüber — das Mittelalter mit ſeiner Glaubensſeligkeit in der Reſtauration geltend machten. Die Romantiker zerſplitterten aber ihre ſchönſten Kräfte in der Polemik; vielleicht konnten ſie auch nichts Lebendiges in der dramatiſchen Poeſie hervorbringen, weil das Todte ſich zwar lyriſch beklagen, aber mit ihm kein neues plaſtiſches Leben zeugen läßt. — Um ihr eigenes Unvermögen zu decken, bedurften ſie gehöriger Stellvertreter. Auguſt Wilhelm von Schlegel, ihr genialer Werbeoffizier, führte für ſie beſonders Shak-

ſpeare aus England und Calderon aus Spanien in meiſterhaften Ueberſetzungen in das Treffen. Sein Lob beſingt irgendwo Immermann in den Stachelverſen:

„Erſt in England, dann in Spanien,
Auch in Brahma's Finſterniſſen,
Ueberall herumgeſchliffen,
Deutſchen Rock und Strumpf zerriſſen.“

Für die Kriegspartei der Romantiker war das Bündniß mit dem ſtarken Engländer und dem zarten Spanier eine Nothwendigkeit. Shakſpeare's Weltanſchauung hatte einen beſonderen Berührungspunkt mit ihrer Lieblingsidee von der Naturberechtigung des Genies aus ſich und für ſich ſelbſt nach Willkühr in die Welt lyriſch hinauszuleben, deren Schranken ironiſch überſprungen werden mußten. Sie gebrauchten aber, da ſie zugleich das chriſtliche Mittelalter reſtauriren wollten, gegen das Shakſpeare'ſche Unchriſtenthum ein Gegengewicht, und dieſes fanden ſie an dem katholiſchen Spanier, dem muſikaliſch lyriſchen Calderon.

Die deutſche dramatiſche Schule, ſoweit ſie ſich in Goethe und Schiller herausgearbeitet hatte, litt nun freilich Gewalt, und dennoch weniger von den literariſchen, als politiſchen Romantikern, welchen der Hellenismus ſchon in der Tranſcendenz wunderſam zuwider war. Egmont und Tell durften ſelbſt in der Metropolis der norddeutſchen Bildung nicht mehr auf der Bühne erſcheinen, faſt war es unſchicklich »in der Geſellſchaft« von Schiller zu ſprechen. Beide, Goethe und Schiller, von welchen hier immer nur in Bezug

auf ihre dramatischen Werke gesprochen wird, würden jedoch diese Ungunst leicht überwunden haben, hätten nicht im Laufe der Tage ihre Ideale selbst die Transscendenz verloren und den Weg in das Herz und das Blut der Menschen gefunden. Während diese Wandelung im Geheimnisse geschah, bevölkerte der Troß der Uebersetzer die deutsche Bühne mit dem prächtigsten Durcheinander bis auf den Heuschreckenschwarm der französischen Bluetten. So verlor das deutsche Theater alle Selbstständigkeit und wurde zu einer Literaturbühne. Diese erreichte ihre höchste und schönste Blüthe in Düsseldorf unter Immermann, welcher die Ahnung einer neuen Wendung der dramatischen Poesie prophetisch aussprach noch kurz vorher, ehe ein frühzeitiger Tod ihm das Angesicht verhüllte und in das Reich der Schatten führte.

Der Gedanke, daß die deutsche Bühne nicht da sei, um überreizte Appetite zu prickeln, vielmehr der Aufgabe bewußt werden müsse: das Leben der Gegenwart in seinen innersten Empfindungen und Regungen auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen, trat uns unterdessen immer näher. Es entstand die Frage: wie diese Aufgabe zu lösen sei? Darüber war man einig, daß man den Shakspeare'schen Koloß — welchem schon Goethe, wie er offen gesteht, gern aus dem Wege ging, und mit welchem die Kritik wenigstens dem Ausschritte des modernen Drama's den Raum versperren mochte — irgendwie übersteigen müßte. Die Meisten machten es wie Goethe, sie gingen um ihn hinum und der Principfrage aus dem

Wege. Will sich jedoch eine neue Schule Bahn brechen, so darf sie sich die Sache nicht so leicht machen. Shakspeare's Dramen sind der Abdruck der Zustände seiner Zeit. Diese hatte den Himmel mit allen Idealen der alten und christlich-mittelalterlichen Zeit zerbrochen, oder sie war vielmehr noch mitten in der Zerstörung begriffen. Sie war eine vollständige Emancipation der Leidenschaften in den menschlichen Gemüthern. Das einzige erstrebsame Gut war — die Befriedigung derselben. Jener Weltzustand war rein pathologisch, wie es der große Dichter desselben in seinen Werken ist. Seine Menschen sind dämonische Könige und Fürsten der Thierwelt, welche im leidenschaftgestachelten Egoismus an einander zu Grunde gehen, wie jene Zeit an sich selbst. Wen überkäm nicht bei der Darstellung dieser gräßlichen Zustände einer verfaulenden Welt in Hamlet, König Lear, Richard III., Macbeth u. s. w., in deren Nacht kein Lichtstrahl einer rettenden Idee fällt, eine endlose Trostlosigkeit? Diese rettenden Ideen, die Ideale der hellenischen Welt, sind aber uns wieder nahe gerückt und in das Blut der neuesten Zeit getreten. Die Völker schaaren sich zu Nationen, sie empfinden sich eins mit dem Vaterlande, sie wollen einen Gott in der Geschichte, im Gesetze Recht und Freiheit, selbst die Freundschaft, welche der alten Welt eigen, der Shakspeare'schen fremd gewesen, ist wieder wirklich geworden. Dieser neue heilige Geist, welcher die Pathologie der egoistischen Creatürlichkeit erlöst, hat seinen Ausdruck in der deutschen dramatischen Poesie gesucht — zuerst durch Lessing in seinem bedeutendsten Werke:

„Nathan der Weiſe,“ und dann in Goethe und Schiller, bei allen aber, wie es in jener Zeit noch nicht anders ſein konnte, außerhalb des wirklichen Lebens — in der Transſcendenz, ſo daß ſie entweder eine bereits vorhandene oder ſelbſtgeſchaffene Mythe zur Trägerin ihrer Ideale machen mußte, wie Schiller in: Wilhelm Tell, Jungfrau von Orleans, Braut von Meſſina, — oder Goethe in: Fauſt, Iphigenie, ſelbſt Taſſo, — oder einen geſchichtlichen Stoff ſelbſt mythiſch behandelten, wie Schiller: Don Carlos, Maria Stuart, Wallenſtein, — oder wie Goethe einen Abſchnitt der niederländiſchen Geſchichte in Egmont. Ich wage daher dieſe großartigen Anfänge der deutſchen dramatiſchen Literatur als die mythiſche Richtung zu bezeichnen, zumal die wohlfeile Benennung: „deutſche Claſſiker“ willkürlich und nichtsſagend iſt. Wie unausgefüllt aber die Kluft zwiſchen der Wirklichkeit und dem transſcendenten Ideale in ihren Dramen iſt, ſehen wir vor unſern Augen in Goethe's Egmont, wo das Ideal der Freiheit ſo wenig ſich in dem Helden aus den tragiſchen Conflicten, in welchen er dazu hinangeläutert werden müßte, innerlich herausarbeitet, daß es noch ihm und uns äußerlich in der Geſtalt Klärchens als Traumbild erſcheinen muß.

So haben uns die vorangegangenen Meiſter durch die Mythe bis an die Schwelle der Geſchichte geführt. Wir haben an der werdenden Geſchichte Theil genommen, und in dieſer Theilnahme gelernt, daß das Leben der Geſchichte in einem Prozeſſe einander vorausſetzender, einander aufhebender und in dieſer ge-

genſeitigen Aufhebung ſich ſteigender Gegenſätze beſteht. Mit dieſer Zauberformel haben wir entdeckt, daß ſich die Idee zur Realität verhält wie die Flamme zum Oel, welches ſie verzehrt. Wir begreifen, daß in derſelben Weiſe, in welcher das hiſtoriſche Leben den Menſchen aus der Pathologie der ſchlechten Endlichkeit zum Idealen befreit, — der Held der modernen Tragödie, — im Gegenſatz zum Schiller'ſchen Typus, — den gleichen Weg geführt werden muß, — von Irrthum und Schuld im Läuterungsprozeß zum freien Bewußtſein. Dem modernen Tragöden iſt daher die Aufgabe geſtellt, der Geſchichte den Prozeß der Erlöſung des Menſchen zu dem Ideale nachzudichten, wie der helleniſche Künſtler ſeine plaſtiſchen Geſtalten der Natur, jedoch nicht wie ſie behindert von der Zufälligkeit der Materie, ſondern in göttlicher Freiheit nachgebildet hat, und wie dieſer die Natur in der plaſtiſchen Kunſt zu ihrem Ideale gebracht, ſo wird der moderne Dichter die Geſchichte in der Tragödie zum freien Bewußtſein erlöſen müſſen. In jenem Gedanken, welcher die Geſchichte als einen in ſich arbeitenden Lebensprozeß begreift, erblickt das Auge des Geiſtes die Vergangenheit und die Zukunft, das Gewordene und das Werdende im Moment der Gegenwart, ſo daß es dem dramatiſchen Dichter leicht wird, in der Vergangenheit ſeiner Zeit gegenüber die entſprechende Parallele lebendig zu machen. In dieſer Richtung hin bewegt ſich nicht nur das gegenwärtige Drama, ſondern auch die plaſtiſche Kunſt, deren Vertreter in der Malerei Leſſing in Düſſeldorf iſt. Die Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Literatur theilt

sich daher ab in das mythische und in das wirklich historische Drama, zu welchem die romantische Schule die Uebergangsstufe gebildet hat.

In die erste Zeit des Ringens und Kämpfens der jüngern Schule mit den widersprechenden literarischen und politischen Romantikern und ihren Aesthetikern und Censoren fällt die Entstehung der Abhandlungen und Berichte der Oldenburgischen Theaterschau, welche unser Freund hier dem größeren Publicum vorlegt. Sie knüpfen sich unmittelbar an Vorstellungen im Oldenburger Hoftheater und sind in den verschiedensten Blättern und Zeitungen, z. B. in den Mittheilungen aus Oldenburg, in der Bremer, Weser-, Kölnischen und Rheinischen Zeitung zerstreut erschienen. Alle, welche an der Entwickelung des deutschen Theaters Theil nehmen, werden mit mir dem Verfasser dafür danken, daß er sie für uns hier gesammelt hat. Sie sind um so interessanter, weil wir den ästhetisch-philosophischen Beurtheiler mit der werdenden dramatischen Literatur selbst noch werden und sich gestalten sehen, bis dorthin, wo beide, Philosoph und Dichter, welche, in der frühesten Morgendämmerung einander fast unsichtbar, neben einander hergingen, nun bei dem Sonnenaufgang sich in die klaren Gesichter blicken, einander als Brüder erkennen und sich die Hände reichen, um sich nie wieder zu trennen.

So sei es mit uns, lieber Stahr! Möchte die schöne Italia, in deren Bilderbuche ich selbst vor zwan-

zig Jahren blättern durfte, Dir von der Stirne und Bruſt den Reif nordiſcher Winter mit weicher Hand hinwegſtreifen und Dich neugeboren zu uns heimkehren laſſen! Auf glückliches Wiederſehen!

Oldenburg, am 20. April 1845.

Julius Moſen.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Shakspeare's Macbeth	3
2.	Halm's Sohn der Wildniß	56
3.	Schiller's Kabale und Liebe	68
4.	Die beiden Foster, oder das Glück hat seine Launen. Von Töpfer	78
5.	Ernst und Humor. Von Bauernfeld	82
6.	Die eifersüchtige Frau. Von Kotzebue	93
7.	Raupach's Schule des Lebens	95
8.	Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten	98
9.	Schiller's Jungfrau von Orleans	101
10.	1. Der Sohn auf Reisen. Von Feldmann. 2. Der Jugendfreund. Von Holbein	120
11.	Einen Jux will er sich machen	123
12.	Die Bekenntnisse. Von Bauernfeld	126
13.	Goethe's Egmont	129
14.	Karl von Bourbon. Von Prutz	146
15.	Ein weißes Blatt. Von Gutzkow	178
16.	Gutzkow's Patkul	190
17.	Der Sohn des Fürsten. Von Mosen	214
18.	Der Vater der Debutantin. Von Hell	233

19. Die Mißverſtändniſſe. Von v. Steigentesch . . . 236
20. Der Sohn des Fürſten. Von Moſen. Zweiter Artikel 238
21. Prolog zur Eröffnung des Theaters in Oldenburg. Von Moſen 258
22. Die Kinder des Hauſes 264
23. Was ihr wollt. Von Shakſpeare 271
24. Der verwunſchene Prinz. Von Plötz 278
25. Die Jäger. Von Iffland 283
26. Babo's Otto von Wittelsbach 289
27. Die beiden Kranken. Von Beiden 293
28. Richelieu. Von Bulwer 297

Oldenburgiſche

Theaterſchau

von

Adolf Stahr.

Adolf Stahr.

Torquato Tasso.

Trauerspiel.

I.

Shakspeare's Macbeth.

(1840.)

Shakspeare's Macbeth ist eine Tragödie, deren furchtbar ergreifende Wirkung vor allem dadurch verstärkt wird, daß das Verbrechen, welches den Angelpunkt des Ganzen bildet, nicht außerhalb der Handlung, wie z. B. im Hamlet, sondern in dieselbe verlegt ist. Die Exposition selbst ist hier, wie Schiller einmal bemerkt, gleich auch Fortschritt der Handlung [1]). In rascher Folge sehn wir die Saat des Bösen ausstreuen, keimen, wachsen und üppig wuchernd der Erndte entgegenreifen. Ein hoher Reichsvasall, königlichen Geschlechts, ein heldenhafter Feldherr, ruhmgekrönt vom frischen Doppelsiege heimkehrend, noch glühend von dem Aufruhr des Bluts, hat schon im Innersten den bösen Mächten des verlockenden Ehrgeizes Raum gegeben. Er fühlt sich als den eigent-

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe Th. 3, S. 85.

lich Mächtigsten des Reichs; sein Arm hat es so eben vom gewissen Untergange gerettet, und heimkehrend zu dem guten, aber schwachen Herrscher, deß' kraftlose, altersschwache Hand dem Steuer nicht mehr gewachsen ist, fühlt er im geheimsten Innern, daß der Kraft auch die Herrschaft gebührt. So gährt im verborgenen Innern der Brust Edles und Unedles, Schönes und Häßliches wild durcheinander, und selbst die Natur scheint damit im Einklange, denn:

So schön und häßlich sah ich nie 'nen Tag!

sind die ersten Worte des auftretenden Macbeth. Schön ist der Tag als Tag des Sieges und des unerwarteten Glücks, dem vielleicht auch beim Beginn die Sonne leuchtete; und häßlich jetzt durch Nebel, Regen und Gewitter, das wilde Hexenwetter. Alles Aeußere ist hier mit dem Innern im vollsten Einklange. Der Boden, den wir hier betreten, der graudüstre Himmel, der das Ganze überschattet, die ferne Zeit, die den Anfängen der Geschichte angehört, das Alles steht in vollkommenster Harmonie mit der Handlung die wir vorgehen sehen, mit den grausen Thaten, die unser entsetztes Auge schauen soll. Denn dadurch eben bewährt sich stets aufs Neue des Dichters tiefe Weisheit, daß er überall wo es gilt (wie hier und im Lear und Hamlet) mächtigere Charaktere in dem Menschen zu beschwören, als das schwache Geschlecht der kultivirten Gegenwart oder der romantischen Ritterzeit ihm darbot, — wo er den Urstand des Menschen in ungeheuren Leidenschaften und großartigen Handlungen zu entwerfen gedachte, zurückgriff in jene Urzeit des britischen und gallischen Alterthums, deren grause Sagen für uns waren, was für Hellas die tantalischen

Greuel seiner Hexensagen“ [1]). So bietet sich denn bei jenen, schon durch ihre Stelle bedeutungsschweren Worten des auftretenden Macbeth von selbst die Anknüpfung dar an das paradox und aberwitzig klingende:

Schön ist häßlich, häßlich schön!

mit dem kurz zuvor die Hexen „über Dunst und Nebelhöhen“ verschwanden. Dieser räthselhafte, von dem tiefsinnigen Dichter nicht ohne Bedeutung gleichsam als Ueberschrift an den Eingang des furchtbaren Trauerspiels gestellte Satz, enthält in der That eine Charakteristik des Ganzen, in welchem allerdings das an sich Schöne: Heldenhaftigkeit, Muth und Tapferkeit, in Macbeth zum Häßlichen wird, indem diese Eigenschaften ihm nur zur Ausführung seiner Verbrechen und zum unverrückten Beharren auf dem einmal betretnen Pfade des Bösen und der Sünde dienen, während andrerseits selbst mitten in dem Abgrunde der Sünde und des Verbrechens jene angeborne Heldenhaftigkeit, das Edle und Schöne in Macbeth nicht ganz verschwinden, und den Königsmörder, den von Verbrechen zu Verbrechen bald schreitenden, bald gedrängten Usurpator uns dadurch menschlich näher rücken. Denn das eben ist die göttliche Gewalt aller wahren und ächten Kunst, daß sie selbst das schwärzeste Dunkel, die nächtigsten Tiefen der Sünde, daß sie das an sich absolut Häßliche noch mit einem Schimmer der göttlichen Gnade beleuchtet, und im Bösen und Häßlichen seinen Gegensatz, das Gute und Schöne als noch vorhanden aufzeigt [2]).

[1]) Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung Bd. 4, S. 573.

[2]) In etwas veränderter Weise faßt Tieck (in den Anmerk. zu

Das gleich beim Anfange in Macbeths Innern ihm selbst nur noch halb bewußt schon arbeitende Böse der ehrgeizigen Gedanken bringt der Dichter auch äußerlich zur Erscheinung durch das Auftreten der im damaligen Volksglauben noch lebendigen und wirklichen Hexen, auf die wir später zurückkommen werden. Auf öder, wüster Haide, im Kampfe des Tages mit der Nacht, bei fernabdonnerndem Gewitter verkünden sie ihre Sprüche. Die dämonische Macht des Zufalls, das Ungöttliche, Vernunftlose, dem sich der Held durch sein begieriges Drängen der Schicksalsschwestern nach dem wie? wann? und weshalb? ihrer räthselhaften Kunde schon anheimgegeben zeigt, bestätigt sogleich einen Theil der Prophezeiung. Das Geschehene, des Vaters Tod, der ihn zum Than von Glamis macht und der ihm erst unterwegs gemeldet wurde, haben sie errathen [1]), und kaum sind sie verschwunden, so grüßt

---

seiner Uebersetzung) die Bedeutung jener Worte, in denen er gleichfalls den Inhalt der Tragödie ausgesprochen sieht, wenn er sagt: »das Schöne und Edle wird durch wilde Leidenschaft, von den widerwärtigsten Gestalten angeregt, unedel und frevelhaft, und die schlimm Getäuschten müssen, so wie die schadenfrohen Hexen, glauben, das Häßliche sei schön und unerfreulich.« — Diese letztere Bemerkung ist allerdings der Sache nach richtig, zerstört aber die verlebendigte Einheit der Gegensätze, indem sie dieselben in verschiedene Bereiche auseinanderfallen läßt. Denn jener »Irrthum der schlimm Getäuschten,« durch welche ihnen das Häßliche schön und erfreulich erscheint, ist ja eben nur Folge der Verkehrung des Schönen in das Häßliche bei und an ihnen selbst, und somit giebt Tiecks Auffassung eigentlich eine Tautologie.

[1]) So deutet Tieck Anmerk. S. 397—398 unzweifelhaft richtig Macbeths Worte: **By Sinels death, I know, I am thane of Glamis.**

ihm Rosse, des Königs Abgesandter, als „Than von Cawdor.“ Mit diesem Gruße, als der ersten Erfüllung des für die Zukunft prophezeiten Glanzgeschicks, werden die früheren unbestimmten Gedanken und bewußtlosen Regungen des auftretenden Ehrgeizes zum bewußten Kampfe gegen den sofort in ihm aufsteigenden Mordgedanken, dessen blitzschnelles Aufzucken ihn in jene unnennbare, nie gefühlte Angst versetzt, die sich in dem wunderbaren, geheimnißvoll dunklen Selbstgespräche Luft macht:

Die Annahmung von jenseits der Natur
Kann schlimm nicht sein — kann gut nicht sein: — wenn schlimm,
Was giebt sie mir ein Handgeld des Erfolgs
Wahrhaft beginnend? Ich bin Than von Cawdor: —
Wenn gut — warum befängt mich die Versuchung,
Deren entsetzlich Bild aufsträubt mein Haar,
So daß mein Herz, ganz gegen die Natur,
Brust abwärts an die Rippen schlägt. [1])

Dieses Unnatürliche, nie Erlebte einer Angst, die den Herzschlag aus seinem Gleise verrückt, will er sich wegdeuten; daher die folgenden Worte, in denen er sich nach Tiecks sittlicher Auffassung vorspiegelt: daß er bei der That selbst minder fühlen werde, als jetzt bei ihrem Gedanken:

— Erlebte Greuel
Sind schwächer als das Grau'n der Einbildung.
Mein Traum, des Mord nur noch ein Hirngespinnst,
Erschüttert so mir Seyn und Geisteherrschaft,
Daß jede Lebenskraft in Ahndung schwindet,
Und nichts ist als was nicht ist.

[1]) Vergl. über die letzten Worte dieser Stelle Tieck a. a. O. S. 398–399.

dieſem beſtimmten Gedanken, einen Augenblick — und er wirft auch dieſen letzten Rettungsanker weg, und übergiebt ſich dem ſchlechthin Unbeſtimmten, der Zukunft, dem Spiel der Umſtände [1]). Er will ſich ſelbſt durch jenen Ausſpruch nicht binden, und ruft am Schluß des langen Selbſtgeſprächs:

Komme was kommen mag,
Zeit und die Stund' rennt durch den rauhſten Tag!

So hat er auch die letzte Stütze von ſich geworfen, und indem er ſich jetzt, ohne allen feſten Entſchluß, ganz frei wähnt, iſt er ſchon den böſen Mächten ſeines Innern verfallen, deren verderbenſchwangere Stimme in den Worten tönt, die er am Schluſſe dieſer Scene an ſeinen Freund und Schickſalsgenoſſen, Banquo, richtet:

Denkt deſſen was geſchah; und bei mehr Muße
Wenn einige Zeit es reifte, laßt uns frei
Aus offner Seele reden!

Die darauf folgende Scene bringt den Bericht, welchen Malcolm dem Könige von dem reumüthigen Tode des ſo eben hingerichteten hochverrätheriſchen Thans von Cawdor, einſt ſeines Königs Liebling, abſtattet. Der König, in ernſtes Nachdenken verſunken, erwidert:

»haben, um vorzutreten und zu fragen, und Jago's Kniffe »und Lügen waren in einem Augenblick zerſprengt.« Man ſieht leicht, daß etwas Aehnliches, nur auf dem Boden des rein Geiſtigen, auch hier ſtattfindet.

[1]) So konnte Schiller (Briefw. mit Goethe II. 273.) mit Recht ſagen: »Bei Macbeth hat das Schickſal weit weniger Schuld als der Menſch, daß er zu Grunde geht.«

Kein Wissen giebts
Der Seele Bildung im Gesicht zu lesen!
Er war ein Mann, auf den ich gründete
Ein unbedingt Vertrauen!

Noch sind diese bedeutungsschweren Worte kaum verhallt, als schon Macbeth auftritt. Die Kunst, mit welcher hier der Dichter das Eintreten Macbeths, der bald in noch viel schreckenvollerer Art des gnadenreichen Königs »unbedingt Vertrauen« täuschen soll, grade an den Moment jener verhängnißvollen Kunde geknüpft hat, ist von tiefer, ergreifender Wirkung. Jene Worte Duncans klingen uns fast wie Todesahnung! Während er noch den Tod des einen Verräthers beklagt, nahet sich ihm schon der, von dessen königsmörderischen Händen er selbst als Opfer fallen soll. Und eben der König selbst muß hier wieder sofort durch die in der Freude seines Herzens den Vasallen verkündete Thronfolge seines ältesten Prinzen Malcolm den Ehrgeiz Macbeths verwunden, und durch die Verkündigung seines Besuchs auf Macbeths Schlosse Inverneß den dunklen Plänen des letztern den Weg der Ausführung zeigen. Macbeths tiefe Bewegung über den ersten Punkt, auf den wir später zurückkommen werden, giebt sich Aeußerung in jenem Selbstgespräche, in welchem zuerst der Gedanke an irgend eine schwere That festeren Bestand gewinnt:

Ha, Prinz von Cumberland! das ist ein Stein
Der muß, — sonst fall ich, — übersprungen sein,
Weil er mich hemmt. — Verbirg dich Sternenlicht,
Schau meine schwarzen, tiefen Wünsche nicht!
Sieh, Auge, nicht die Hand, doch laß geschehn
Was, wenn's geschah, das Auge scheut zu sehn.

Noch, sehen wir, denkt er nicht an den König selbst, nur an den, der über den König hinaus ihm und seiner ver-

kündeten Schickſalsbeſtimmung im Wege ſteht. Doch auch hier iſt es noch das Unbeſtimmte und Entſchlußloſe, dieſes wirre Durcheinanderwühlen der Vorſtellungen und Gedanken in Macbeths Innern, welches der Dichter in den abgeriſſenen dunklen Selbſtgeſprächen des Helden in der vorhergehenden Scene ſo unübertrefflich verſinnlicht hat, das ſich in dem, keineswegs zufälligen, muſikaliſchen Elemente des Reims Sprache und Ausdruck giebt. Denn der Reim, um dies beiläufig zu bemerken, tritt bei Shakſpeare in der dramatiſchen Rede meiſt an ſolchen Stellen ein, wo eine mehr nach Innen gekehrte, betrachtend fühlende und fühlend betrachtende Stimmung ſich ihr gemäß, d. h. mehr muſikaliſch und unbeſtimmt, als begrifflich und beſtimmt zu äußern ſtrebt. — Noch alſo iſt nichts geſchehen, kein beſtimmter Entſchluß gefaßt, kein feſter Plan erdacht, ja ſelbſt die That als ſolche noch nicht deutlich dem Bewußtſein vorgeführt. Dieß Alles kann nicht allein aus Macbeth kommen, denn „ſein Gemüth“

Es iſt zu voll von Milch der Menſchenliebe
Das Nächſte zu erfaſſen. Groß möchteſt du ſein,
Biſt ohne Ehrgeiz nicht; doch fehlt die Bosheit
Die ihn begleiten muß. Was recht du möchteſt,
Das möcht'ſt du rechtlich, möchteſt falſch nicht ſpielen,
Und unrecht doch gewinnen. —

Sie kennt ihn, die dieſes ſpricht. Es iſt ſein Weib, auf deren Seele der große Dichter die Hälfte des Verbrechens gelegt, und ſcheinbar die Natur verkehrend, die zeugende Kraft des Böſen, welche die That gebiert, ihr zugetheilt hat. Macbeth, als alleiniger Träger von Entſchluß und That, würde, zu tief belaſtet von Verbrechen, unſrer Theilnahme nicht mehr nahe ſtehen. Ja, er würde, wie er

iſt, der That nicht fähig ſein; denn ſeinem Ehrgeiz hält das Edle in ſeinem Gemüthe das Gleichgewicht. Nur in dem Weibe ſchießt die Leidenſchaft der Ehrſucht zu jener verderbenſchwangern Höhe fanatiſcher Abſtraction auf, wie ſie in der Lady Macbeth erſcheint. Sie die kinderloſe, und eben deshalb ihrer einſeitigen Leidenſchaft nur mit um ſo wilderer Macht hingegebene, die ihren Gatten liebt, aber vor Allem nur ſeine jetzige und zukünftige Größe und Hoheit in ihm liebt, — ſie eilt ſogleich zum Entſchluß wie der Pfeil zum ſchwarzen Ziele. Von den Lippen ſeines Weibes, an deren lieberfülltem Herzen er Ruhe vor den verlockenden Dämonen in ſeiner Bruſt finden ſollte, träufelt in ſein Ohr das Gift „des verbrecheriſchen Muths;“ ſie iſts, die, ihrem Worte getreu, „mit tapferer Zunge Alles weggreifelt, was von dem geldnen Zirkel ihn zurückdrängt, womit ihn Verhängniß und Zaubermacht im Voraus ſchon gekrönt zu haben ſcheinen.“ [1]). Denn ihr hat das Unwahre, jener dämoniſche Hexenſpuk, die volle Wahrheit. Als Weib ſteht ſie ihrer Naturbeſtimmtheit nach dem Aberglauben in weit höherem Grade als Macbeth offen. Kein Bedenken, kein Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Hexenweiſſagung kommt ſie an. Ihr Gemüth iſt vom erſten Momente der empfangnen Nachricht an ganz dem Göttlichen entfremdet und blind jenen finſtern Mächten dahingegeben. „Glamis biſt du und Cawdor, und ſollſt werden was dir verheißen ward!“ ſind ihre erſten Worte nachdem ſie den Brief ihres Ge-

---

[1]) Ueber das in dieſer Scene (I. 7.) nothwendige ſtumme Spiel Macbeths giebt Rötſcher (die Kunſt der dramatiſchen Darſtellung S. 392) vortreffliche Andeutungen.

mahls geleſen, und ſelbſt die Athemloſigkeit des Boten, der die Kunde von König Duncans Kommen überbringt, muß ihrem Wahn- und Aberglauben zur Bekräftigung dienen:

Selbſt der Rab' iſt heiſer
Der Duncans ſchickſalvollen Eingang krächzt
Unter mein Dach!

So ſtellt denn auch der Dichter fortan nur ſie, nicht Macbeth mehr, dem argloſen Könige gegenüber, deſſen galante Artigkeiten ſie mit noch geſuchteren und geſchraubteren Ausdrücken und Wendungen erheuchelter Demuth und Ergebenheit nur um ſo mehr zu überbieten trachtet, je feſter ihr böſer Entſchluß im Innerſten Wurzel gefaßt hat. Auch in dieſer wunderbaren Geſtalt finden wir daher jene Verkehrung des „Schön in Häßlich“ wieder. Denn es iſt die an und für ſich berechtigte Leidenſchaft der Liebe für ihren Gemahl, auf deſſen Haupt ſie alle Ehre und Hoheit vereint ſehen will, welche ſie in ihrer Ausartung zum Böſen, zum Verbrechen führt. Aber freilich gehört jene Luſt an Paradoxien dazu, womit Tieck ſeine kunſtrichterliche Autorität in Betreff Shakſpeares ſelbſt untergraben hat, um deshalb ſchon Lady Macbeth als eine „zärtlich liebevolle Seele“ aufzufaſſen.

Es folgt der berühmte Monolog Macbeths in der ſiebenten Scene. In unruhiger Angſt hat er ſich vom Mahle entfernt und vom Könige, dem dies aufgefallen. Man kann von dieſem Selbſtgeſpräche, wo ein Bild das andre drängt und nicht zur Vollendung kommen läßt, ſagen, daß nirgends ſo die Sprache bis ins kleinſte Detail hinab die Zerriſſenheit des gequälten Seelenzuſtandes ausprägte, als hier, wo ſelbſt die Uncorrectheit, der Fehler zur nothwendigen poetiſchen Schönheit wird. Alle Gründe

den Eingebungen des Bösen nicht zu folgen, von der selbstischen Furcht vor der Gefahr des Mißlingens und vor der zeitlichen Strafe seiner That an bis zu den positiven und allgemeinen, die von der Vasallenpflicht, dem Gastrecht und der Heiligkeit des Königs herzunehmen sind, — er stellt sie sich in rascher Folge lebendig vor die Seele, ach! und er hat »keinen Stachel die Seiten seines Willens anzuspornen

Als einzig Ehrgeiz, der zum Aufschwung eilend
Sich überspringt und jenseits niederfällt.

Und so ist denn sein erster Gedanke, den er gegen die, zu ihm hinausgeeilte Lady ausspricht:

Wir woll'n nicht weiter gehn in dieser Sache.

Aber es ist eben nur ein aus dem reflectirenden Abwägen der Gründe und Gegengründe und aus der einseitigen, und doch für ihn so bezeichnenden Hervorhebung der letztern sich darbietender Gedanke, kein freier aus sich selbst gewonnener Entschluß; und darum fliegt die leichte Asche, unter welcher er die verderbliche Gluth begraben wähnt, wie Spreu im Wirbelwinde davon vor der glühenden Beredtsamkeit seines Weibes. Sie schilt sein Schwanken kindisch, sie zweifelt an seiner Liebe, an seinem Muthe, sie erinnert ihn, daß er es war, der zuerst den Gedanken »des Unternehmens« (enterprise) zu ihr ausgesprochen, sie gedenkt des furchtbaren Eidschwurs mit dem er sich damals gebunden [1]); sie weist die Furcht des

[1]) Wir müssen hier einige Bemerkungen einschalten. Die Lady erinnert ihn, wie wir sahen, daß er zuerst ihr von »dem

Mißlingens durch die Sicherheit des von ihr erdachten Mordplans zurück, und bläßt ſo den halb erſtickten Fun-

---

Unternehmen« geſagt und ſetzt hinzu: »nicht Zeit, nicht Ort traf damals zu, Du wollteſt beide machen,« ſie erinnert ihn ferner an ſeinen »Schwur.« Beides iſt außerhalb der Handlung des Gedichts zu ſuchen. Aber wo und wie hat es der Dichter gedacht? Erinnern wir uns mit zwei Worten des Ganges der Handlung bis zu der obigen Scene. Zwiſchen Macbeths Zuſammentreffen mit den Zauberſchweſtern und ſeinem Empfang beim Könige ſind mehrere Tage vergangen zu denken. Während derſelben ſchreibt er ſeiner Gattin den Brief, welchen ſie zu Anfang der fünften Scene lieſt. Dieſen Brief lieſt ſie aber in der Darſtellung nicht vollſtändig, ſondern nur den Schluß. In dieſen Brief alſo iſt das erſte Wort von jenem »Unternehmen« zu verlegen. Schwieriger iſt es mit dem Schwur. Gehörte dieſer derſelben Zeit an wie der Brief, ſo wäre er unmöglich, weil mit der Oekonomie des Stücks unverträglich. Man muß alſo die Sache ſo denken: Macbeth, ſeinem Briefe auf dem Fuße folgend, bringt zugleich die Beſtätigung der Nachricht von des Königs Beſuch. Man weiß wie Lady Macbeth dieſe auffaßt:

Macb. Duncan kommt heut noch.
L. Macb. Und wann geht er wieder?
Macb. Morgen, ſo denkt er —
L. Macb. O nie ſoll die Sonne
Den Morgen ſehn; u. ſ. w.

Macbeth ſchließt dies erſte Geſpräch mit den Worten: Wir ſprechen noch davon. Dies Geſpräch fällt wieder außerhalb der Handlung der Tragödie und in daſſelbe iſt jener Schwur zu ſetzen. Ich denke dabei an den »Knaben Malcolm,« den der König ſo eben mit Hintanſetzung der Anſprüche Macbeths zum Prinzen von Cumberland ernannt hat, und vor dem den Boden zu küſſen Macbeth ſelbſt in ſeiner Todesſtunde verachtungswerth findet:

ken in ſeiner Seele zur Flamme auf, die alſobald verzehrend in den Worten emporlodert:

Ich bin feſt; geſpannt
Iſt jeder Nerv zu dieſer Schreckensthat.

Das Auftreten Banquos in der folgenden Scene läßt uns den Gang unſerer Entwickelung einen Augenblick unterbrechen. Er iſt das dritte Glied in der dreifach gegliederten Abſtufung der Theilnahme an jener Urſchuld des Vertrauens und Sichhingebens an jene dunklen Zaubermächte des Böſen. Wir ſahen ſchon, wie dieſe Urſchuld in der Lady, im vollen Umfange und in unvermittelter Einheit des Glaubens und Wollens vorherrſchend, ſogleich den unverrückbar feſten Vorſatz der Verbrechensthat erzeugt. In ihr iſt keine Spaltung und Entzweiung zwiſchen Gelüſt und Willen wie in Macbeth, dem zweiten Träger jener Schuld, in welchem ſie zwar den verlockenden Gedanken hervorruft, aber dennoch den eingebornen Adel der Geſinnung nicht ganz zurückzudrängen

---

I'll not yield
To kiss the ground before young Malcolms feet!

Dies ſcheint der Hauptinhalt ſeines Schwurs geweſen zu ſein, nicht der Mord des Königs. Dies Hinderniß, dieſen »Stein« auf der Bahn der Erfüllung der ihm gewordenen Prophezeiung aus dem Wege zu ſchaffen, dieſe Beeinträchtigung nicht zu leiden hatte er geſchworen. Es iſt characteriſtiſch für Macbeth, daß er bis nach vollbrachter That ſich mit ſeinen Gedanken und Entſchlüſſen ſtets im Unbeſtimmten hält, nie den Entſchluß ſelbſt näher beſtimmt, oder das was er thun will beim vollen Namen nennt. Im ſchneidenden Contraſte ſteht damit ſeine ſpätere furchtbare Entſchiedenheit und die Conſequenz mit der er ſeine blutige Bahn verfolgt.

vermag. Allein da, wo er in dieſem Kampfe zwiſchen Gedanken und Entſchluß die Hülfe ſucht, in dem Gebiete der Verſtandesreflexionen, im Abwägen des Für und Wider außer ihm, da iſt ſie nicht zu finden. Der Verſtand iſt ein zweiſchneidig Schwerdt, das ſeine Spitze in der Hand der Lady gegen ihn ſelbſt ſiegend kehrt, und dann in ſeiner eignen, nach einmal vollbrachter That, zum Henkerſchwerdte für ein ganzes Volk wird, bis es des Trägers eigne Bruſt durchbohrt. Anders freilich Banquo. In ihm einen ſich, nach Macbeths eignem Zeugniß „Königsſinn und unerſchrockner Geiſt mit Weisheit, der Führerin des Muths.“ Doch auch er iſt nicht frei von einem, wenn gleich bedeutend mindern Antheil an jener Urſchuld. Die Prophezeiung, welche ſeinem Mitfeldherrn zu Theil wird, regt auch ihn zu Wünſchen auf. Er ſchilt die Schickſalsſchweſtern als ſie jenem den Königsnamen geben, „daß ſie ihm nichts ſagen,“ und fordert ſie auf auch ſein Geſchick ihm zu verkünden. Nicht ohne Wohlgefallen weilt er dann, nachdem ſie verſchwunden, bei dem Gedanken, „daß er Könige zeugen werde.“ Es iſt auch eine gewiſſe Halbheit in ihm, und bleibt auch ſeine Geſinnung rein und treu der Pflicht, ſo läßt ihn doch ſein Ehrgeiz nicht ohne einen gewiſſen Glauben an jene verlockende Prophezeiung, der doch ſeine Vernunft und ſein religiöſer Sinn widerſprechen. Zwar ruft er Macbeth warnend zu:

Oft, uns in eignes Elend zu verlocken,
Erzählen Wahrheit uns des Dunkels Schergen,
Verlocken uns durch ſchuldlos Spielwerk, uns
Dem tiefſten Abgrund zu verrathen!

Doch leiht er bald darauf Macbeths Winken, die ihm unmöglich dunkel ſein können, ein nicht unwilliges Ohr. Er iſt geneigt: „bei mehr Muße, wenn einige Zeit es

reifte, frei aus offner Seele" über das Gehörte und Gesehene zu reden. Er träumt von den drei Zauberschwestern, und setzt, indem er gegen Macbeth dieses Traums gedenkt, bedeutsam hinzu:

Euch haben sie was Wahres doch gesagt.

und läßt sich von Neuem bereit finden „Einiges zur gelegenen Stunde in dieser Sache zu bereden." Als Macbeth freilich in seinen Andeutungen weiter geht, will er „Ehr und Lehnspflicht" bewahrt wissen. Und endlich dürfen wir nicht vergessen, daß er in der Noth, die er in seines Busens Unruhe seit jener verlockenden Prophezeiung fühlt [1]), Hülfe gegen „die bösen Gedanken, denen Natur im Schlummer Raum giebt," im brünstigen Gebet zu den „gnädigen Mächten" des Himmels sucht. Wachend weiß er die in ihm aufsteigenden frevelhaften Wünsche niederzukämpfen, nur im Traum ist er ihnen unterthan, und daher sein Gebet. Schon dadurch steht er auf einem ganz andern, gefesteteren Boden als Macbeth, und so gestärkt kann er in der allgemeinen Aufregung nach der blutigen That seine Hand zum Himmel erhebend sprechen:

Ich seh in Gottes großer Hand, und so
Kämpf ich der ungesprochnen Anmuthung
Bösen Verraths entgegen.

Schon hiermit, scheint es, spricht er seinen fürchtenden Verdacht gegen Macbeth aus, der sich nur zu bald bei

---

[1]) Lebhaft ausgedrückt ist diese Aufregung in seinem Innern in jener Scene (Akt II. Sc. 1.) wo er beim Schall der Tritte Macbeths sein Schwert, welches er schon dem Fleance übergeben, zurückfordert: „Gieb mein Schwert! Wer da!"

ihm faſt zur Gewißheit ſteigert, wie dies ſein Monolog zum Beginn des dritten Aktes darthut:

Du haſt's nun, König, Cawdor, Glamis, Alles
Wie dir's die Zauberfrauen vorſprachen; und ich fürchte
Du ſpielteſt ſchändlich drum.

Aber er giebt ſeiner Ueberzeugung keine Folge; er hält zu dem Uſurpator, ſtatt, wie andre Edlen, dem rechtmäßigen Thronfolger ſich anzuſchließen, und das Alles in jener noch fort und fort in ihm haftenden Erinnerung an die ihm gewordene Prophezeiung, die er ſo ausdrücklich wieder in ſich bei jenen Worten erneut:

Doch ward geſagt
Es ſolle nicht bei deinem Stamme bleiben;
Ich aber ſollte Wurzel ſein und Vater
Von vielen Königen. Kommt von ihnen Wahrheit
(Wie, Macbeth, ihre Wort' an dich beſtät'gen),
Warum bei der Erfüllung die dir ward,
Sollt ſie nicht mein Orakel gleichfalls ſein
Und meine Hoffnung kräft'gen. —

Und ſo trifft auch ihn, um dies gleich hier vorweg zu nehmen, ſein Untergang durch Macbeth nicht ganz ſchuldlos, da eben das was ihn zu dem Uſurpator halten und nichts für die Wiedereinſetzung von Duncans Erben thun läßt, grade Macbeths Furcht und Eiferſucht erregen, und damit den Entſchluß, ſich des allein noch Gefürchteten zu entledigen, hervorrufen muß. Doch hat er Ehre und Gewiſſen in der That rein bewahrt (denn ſein Verdacht gegen Macbeth war doch eben nur Verdacht, und Macbeth nach der Flucht der Prinzen rechtmäßiger Herrſcher), ſein Tod ſühnt alle Schuld, und ihm allein der ſie nicht ſuchte mit Entſchluß und That, wird über ſeinem Tod

hinaus die Erfüllung der seinem Geschlechte prophezeiten Ehre.

Wir kehren jetzt zu dem Entwickelungsgange des Stücks zurück. Die grause That des Königsmordes ist geschehen, alle erdenkbare Furchtbarkeit umkleidet sie, alle ersinnlichen Umstände und Motive das Verbrechen noch unnatürlicher und furchtbarer zu machen, hängen sich mit Centnergewicht an die Kette, die das Herz des Mörders zusammenschnürt. Ja selbst der Aufruhr der Natur, des Geist- und Bewußtlosen, erscheint in Harmonie mit der Empörung aller sittlichen Mächte gegen deren Verletzung [1]). Doch auch hier, wie bei der verlockenden Verheißung der Zauberschwestern, begünstigt zunächst der Zufall sichtlich den Verbrecher durch das erstarrende unthätige Schweigen

---

[1]) Man hat einen Widerspruch darin gefunden, daß Shakspeare die Mordnacht in der ersten Scene des zweiten Aufzugs als todtenstill, in der dritten dagegen als furchtbar stürmisch schildert, und diesen Widerspruch dahin zu vermitteln gesucht, daß selbst die größten Dichter solche faktische Widersprüche, wenn sie nur poetisch eine Consonanz bildeten, nicht gescheut hätten. (S. Wilh. Roscher, Clio I., S. 317.) Allein dieser Ausdulfe bedarf es hier nicht. Behält man nämlich im Auge, daß wir es im Drama mit einer idealen Auffassung der Zeit zu thun haben, und daß dasjenige, was in der Dichtung unmittelbar auf einander folgt, in der Wirklichkeit oft mehr oder weniger weit auseinander liegt, so wird man leicht begreifen, daß Shakspeare sich Macduff's und Lenox Eintritt in das Schloß nicht unmittelbar nach Macbeths That, sondern erst gegen den Morgen hin dachte. Was sie daher von dem Aufruhr der Natur in jener Nacht berichten gilt nur von den Nachtstunden nach dem um Mitternacht etwa geschehenen Morde, während diesen selbst die grauenvolle Stille der Nacht noch grausiger macht.

der Prinzen gleich nach entdeckter Mordthat, und ihre tadelnswerthe, muthlose, ja selbst unklug zu nennende Flucht, welche den Verdacht des Mordes auf sie zu wenden möglich macht. Zugleich ist damit der Thron wirklich erledigt, Macbeth ist der Einzige an Adelshoheit und Kriegsruhm, auf den sich alle Blicke jetzt richten [1]), und bald schmückt der blutbefleckte Goldreif seine Stirne. Aber von diesem Augenblicke an beginnt die Vergeltung. Es ist, um ein bekanntes Wort zu brauchen, des Endes Anfang. Reue und Gewissensqual verfolgen ihn bei Tag und Nacht, unfruchtbar bleibt seines Weibes Schooß, dumpfe Gerüchte von dem Geschehenen verbreiten sich im Volk und über seines Reiches Grenzen, wankend wird die Treue der Vasallen. Da gilt es eiserne Gewalt sich zu behaupten, und rastlos von Verbrechen zu Verbrechen geht sein Pfad durch ein Meer von Blut. Denn jetzt, nachdem der erste Schritt zum Bösen geschehen, — und nur der erste ists, vor dem das Herz zurückbebt — jetzt, wo er einmal die Brücke hinter sich abgebrochen sieht, drängt ihn die Sorge für das Einzige was ihm geblieben, für Leben und leibliche Sicherheit, zu immer neuen Unthaten. Mit reißender Schnelligkeit stürzen Jahre voll That und Handlung an uns vorüber, und wie Hamlet

[1]) Macbeth ist des Königs Vetter (Mutterschwestersohn) der Sage nach. Obgleich nun, wie wir weiter unten sehn werden, Shakspeare in der Tragödie diesen Umstand nicht ausdrücklich berührt hat, und zwar aus äußerlichen Gründen, so hat sich doch eine Andeutung davon in den Worten Rosse's erhalten, der (Akt II. Scene 3), als er die Flucht der Prinzen vernimmt, einfach erwidert: »So wird die Krone wohl an Macbeth fallen?«

die Tragödie des grübelnden und in sich grabenden thatlosen Sinnens, so ist Macbeth die Tragödie der That, die dem Gedanken auf dem Fuße folgt, denn fortan heißt's bei Macbeth:

> Der flücht'ge Vorsatz wird nicht eingeholt
> Geht nicht die That gleich mit.

Es ist, wie ein Kritiker des Stücks treffend sagt, als ob die Hemmungen an dem Uhrwerke der Zeit herausgenommen wären, und nun die Räder unaufhaltsam abrollten.

Das innere Elend des Seelenzustandes beider Gatten wird uns in den ersten Scenen, in denen Macbeth als König auftritt, durch eine Fülle von erschütternden Zügen veranschaulicht. Wir sehen die gekrönte Majestät des Reichs (III. 1.) sich gemeinen Meuchelmördern verbünden, um sich seines, wie er wähnt letzten Feindes und Störers seiner Ruhe zu entledigen. Macbeth hat schnelle Fortschritte gemacht, er hat bereits seine Lehrmeisterin überholt, denn:

> — geht es zu des Bösen Haus
> Das Weib hat tausend Schritt voraus.
> Doch wie sie sich auch eilen kann,
> Mit einem Sprunge machts der Mann.

Die Lady erscheint schon im dritten Akt im Innersten zerbrochen. Der Paroxysmus des leidenschaftlichen Ehrgeizes ist vorüber. Aengstlich folgt sie überall dem geliebten Gemahl. Das Verbrechen hat das gehoffte Glück nicht gebracht, nur Elend, Angst und Gewissenspein sind seine bittern Früchte gewesen, und jetzt erst erkennt sie, welche Güter unwiederbringlich für ein Nichts geopfert sind. Das bezeugen die ersten Worte, die wir sie seit jener Mordnacht wieder sprechen hören:

Nichts iſt gewonnen, Alles iſt dahin
Stehn wir am Ziel mit unzufriednem Sinn:
Viel ſichrer, das zu ſein, was wir zerſtört,
Ward durch Zerſtörung ſchwankend Glück geehrt.

Sie wagt nicht mehr dem Gemahl, der ſeine Angſt und Furcht vor Banquo und Fleance ausſpricht, wie früher kühn den Rath des Mordes zu geben; nur beruhigend ſpricht ſie:

Doch ſchuf Natur ſie nicht für ew'ge Dauer.

Aber Macbeth hat ſchon gehandelt:

Ja das iſt mein Troſt! Man kann noch an ſie kommen!
Drum ſei du fröhlich!

Und ſo ſehr ſind hier ſchon zwiſchen beiden die Rollen gewechſelt, daß jetzt Macbeth es iſt, der auf ihre ängſtliche Frage: „Was haſt du vor?“ antworten darf:

Unſchuldig bleibe, Kind, und wiſſe nichts
Bis du der That kannſt Beifall rufen.

So iſt ſie auch in der darauf folgenden Banquetſcene anfangs ſo ganz in die Angſt ihres Herzens verſunken, daß ſie ihre Gäſte gar nicht anredet, und nicht zu bemerken ſcheint. Dies läßt der Dichter den Macbeth ſelber andeuten. Er hat ihre Verſunkenheit in ſich ſelbſt bemerkt, mit der ſie, ohne auf die Gäſte zu achten, ſchon ſchweigend ihren Platz genommen, und ſpricht gleichſam verweiſend und verbeſſernd:

Wir wollen uns in die Geſellſchaft miſchen
Als aufmerkſamer Wirth. — Die Wirthin nahm
Schon ihren Platz; doch mit Vergünſtigung
Erſuchen wir um ihren Gruß und Willkomm.

Allein die Aufforderung iſt vergeblich. Die Lady kann

ihr nicht genügen in ihrer Herzensangſt, die das letzte Geſpräch mit dem Gatten nur noch geſteigert hat: „Sprich ihn für mich zu allen unſern Freunden,“ erwidert ſie ablehnend. Und erſt als Macbeth durch den Eintritt des Mörders gefährlich zerſtreut, und bald darauf durch die Schauer der nur ihm ſichtbaren Erſcheinung von Banquo's Geiſt geſchüttelt in ſelbſtverrätheriſchen Wahnſinn auszubrechen droht, — erſt da gewinnt ſie wieder die Kraft, ihn ſelbſt zu beruhigen und die Geſellſchaft zu beſchwichtigen, welche ſie zuletzt, als Alles vergeblich bleibt, zum ſchnellen, abſchiedloſen Aufbruch mahnt. So ſehen wir alſo, wie vor Zeugen immer Eins das Andre angſtvoll bewacht, während ſie, allein, ſich gegenſeitig tröſten und ermuthigen. Endlich iſt es auch ganz dem nothwendigen Entwickelungsgange gemäß, daß die Lady, nachdem der Paroxysmus ihrer einſeitigen Leidenſchaft in der Vollendung des Verbrechens ſeine höchſte Spitze erreicht hat, uns nur noch leidend und mit der einzigen Liebe, deren ſie fähig iſt, um den Gemahl beſorgt erſcheint, der fortan allein handelnd auftritt. In allen Flüchen, die ſeine Tyrannei und Grauſamkeit treffen, bleibt ihr Name ungenannt, und nur in Malcolms Schlußrede wird ihrer, wie natürlich, verwerfend (the fiend-like queen) gedacht. Dagegen ſind die Reden ihrer Umgebung und namentlich der Kammerfrau ſo gehalten, daß man die mitleidige Zuneigung durchfühlt, mit welcher die Dienerin an ihrer Herrin hängt. Allein mit ihrer ruheloſen Gewiſſenspein, kinderlos, ohne Beſchäftigung, verlaſſen zuletzt auch von Macbeth, den die Sorge für die Sicherheit ſeiner Herrſchaft und der drohende Krieg raſtlos in Anſpruch nehmen, muß ſie dem verzehrenden Wahnſinn unterliegen. „Seit ſeine Majeſtät in den Krieg zogen,“

erzählt die Kammerfrau (Akt V. Sc. 1.), begann ihr nachtwandelnder Wahnsinn. Mit welch' unerreichbarer Meisterschaft dieser Seelenzustand vom Dichter veranschaulicht ist, davon kein Wort. Nur die eine Bemerkung dürfen wir uns verstatten, daß selbst noch in diesem Zustande, wo Vergangenheit und Gegenwart der Stimmungen und Affekte im wirren Durcheinander sich kreuzen, die Sorge für ihren Gemahl den durchklingenden Grundton bildet. Und so endet sie denn auch, ganz ihrem, früher angedeuteten Verhältnisse zur Urschuld gemäß, in Wahnsinn und Selbstmord. Ihre Kraft bricht in dem Maaße mehr zusammen, wie die Macbeths steigt, bei dem der Kampf mit dem eignen, feigen Gewissen durch das fortwährende Vertrauen auf die Zaubersprüche ebensowohl wie durch den angebornen Heldensinn im Gleichgewicht erhalten wird. Bei der Lady schlägt die volle Sicherheit und Zuversicht, in der sie anfangs Macbeth soweit übertrifft, gleich nach dem Vollbringen des Verbrechens in ihr Gegentheil um, und Wahnwitz und Selbstmord sind davon die nothwendigen Folgen. Bei Macbeth dagegen steigt die Zuversicht, das trotzende Vertrauen auf die Mächte des Abgrunds immer höher, je tiefer seine Schaale sich neigt. „Verloren hat er selbst den Sinn der Furcht," seit er „mit dem Graun zu Nacht gespeist;" und „Entsetzen, seines Mordsinns Hausgenoß, schreckt ihn nun nimmermehr." Selbst den Tod seines Weibes, der einzigen Freundin auf Erden, die ihm geblieben war, vernimmt er mit Ruhe, und nur gedankenreiche Metaphern über die Nichtigkeit des Lebens spricht er bei jener furchtbaren Nachricht in dem Monologe aus, dessen abgerissene träumerische Dunkelheit uns das Herz erschüttert:

Sie hätte später sterben soll'n! — Es hätte
Die Zeit sich für ein solches Wort gefunden. —
Morgen — und morgen, und dann wieder morgen
Kriecht so mit kleinem Schritt von Tag zu Tag
Zur letzten Spld' auf unserm Lebensblatt;
Und alle unsre Gestern führten Narren
Den Pfad des fäulb'gen Todes. — Aus! aus! du kleine
Kerze! —
Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild;
Ein armer Komödiant, der spreizt und knirscht
Sein Stündchen auf der Bühn' und dann nicht mehr
Vernommen wird: ein Mährchen ist's, erzählt
Von einem Dummkopf, voller Klang und Wuth,
Bedeutend — nichts. —

Während also in die tiefe Nacht des erschütterndsten Seelenleidens eben durch das letztere und durch seinen jammervollen Ausgang ein versöhnender Strahl der göttlichen Gnade auf die blutbefleckte Gestalt der Königin fällt, und unser Herz nicht ganz jeder Regung des Mitleids und Erbarmens verschließt, sehen wir auch unsere menschliche Theilnahme an Macbeth, trotz der schauerlich wachsenden Reihe seiner Verbrechen, nur gesteigert.

Derselbe Verstand, welcher in wunderbarer Einigung mit seinem Gegensatze, dem Unverstande des Aberglaubens, ihn früher das Für und Wider der ersten Unthat ängstlich erwägen ließ, führt ihn jetzt, mit jener nur dem Bösen in diesem Maaße eignen, starren Consequenz von Verbrechen zu Verbrechen. Denn hat sich Alles, wie es die Zauberschwestern ihm geweissagt, buchstäblich für ihn erfüllt — so ist der Schluß nicht zurückzuweisen, daß auch die neuen Prophezeiungen, die er, von Feinden umdrängt, wie Saul bei der Hexe von Endor, einzuholen sich gezwungen fühlt, eben so wahrhaft sein werden. Auch muß er seine Verbrechen immer erst dem Edlen, Mensch-

lichen, was noch in ihm iſt, mit ſeinem Verſtande abkämpfen. So wird Banquos Ermordung eine Nothwendigkeit:

Iſt es ſo: —
Hab' ich für Banquos Stamm mein Herz befleckt
Für ſie erwürgt den gnadenreichen Duncan,
In meinen Friedensbecher Gift gegoſſen,
Einzig für ſie; und mein unſterblich Kleinod
Dem Erbfeind aller Menſchen Preis gegeben,
Zu krönen ſie! zu krönen Banquos Brut! —
Eh' das geſchieht, komm, Schickſal, in die Schranken,
Und fordre mich auf Tod und Leben! —

So beſchließt er Banquos und ſeines Sohnes Tod, — denn ſo feſt er auch an die Erfüllung der Prophezeiungen, ſoweit ſie *ſein* Geſchick betreffen, glaubt, ſo iſt es doch eben der ewige nothwendige Widerſpruch des Verſtandes, der ihn zu der Hoffnung verleitet, dieſelben Verheißungen, *ſoweit ſie andere betreffen*, durch ſein Thun vereiteln zu können; derſelbe Widerſpruch, welcher ihn die Erfüllung des ihm Verheißenen durch ſeine That herbeiführen hieß [1]). — Aber der Mordanſchlag gelingt nur halb, denn Fleance entkommt [2]). Fortan will er „dop-

[1]) Akt I. Sc. 3:

— Will das Schickſal mich
Als König, nun, mag mich das Schickſal krönen,
Thu' ich auch nichts.

[2]) Charakteriſtiſch für Banquo iſt es dabei, daß er, ſtatt Sohn und Diener zu *Hülfe* zu rufen, vielmehr den erſteren *fliehen* heißt. Man kann ſich nicht erwehren, bei ihm ſelbſt in dieſem Augenblicke eine Erinnerung an das ſeinem Stamme prophezeite Geſchick vorauszuſetzen, ſo gewiß es auf der andern Seite das Erkennen der Hand, welche den Dolch ſeines Mörders leitet, iſt, was zu jenem Ausrufe führt.

pelte Sicherheit nehmen.“ Er kennt Macduffs Gesinnung, denn unter seinen Vasallen ist keiner „in dessen Hause er nicht seine bezahlten Späher hätte“ — und doch zeigt uns der Dichter wieder wunderbar ergreifend durch das Gespräch zwischen Lenox und Rosse (Akt III. Sc. 6.), daß ihn in seinem eignen Hause Abfall und Verrath umgeben. Macduff soll sterben, trotz des Spruchs der Zauberschwestern, daß keiner den ein Weib gebar, Macbeth je Gefahr bringen werde; — aber schon ist er nach England entflohn. Hier nun verklagt den Macbeth der Verstand, daß er ihm Zeit zur Flucht gegönnt:

O Zeit! vor eilst du meinem grausen Thun,
Nie wird der flüchtge Vorsatz eingeholt
Geht nicht die That gleich mit. Von dieser Stunde
Sei immer meines Herzens Erstling auch
Erstling der Hand. Und den Gedanken gleich
Zu krönen, sei's gethan, so wie gedacht.

Und so geschiehts. Der ganze Stamm Macduffs erliegt seinen ausgesandten Mördern.

Immer dunkler wird es jetzt um Macbeth, doch er trotzt allen Gefahren. „Bis Birnam's Wald anrückt auf Dunsinane, ist Furcht ihm nichts,“ denn „die Geister, welche all' irdisch Walten kennen, prophezeiten ihm so. Und Malcolm, „der Knabe,“ — gebar ihn nicht ein Weib? Doch obgleich er, auf die Zauberssprüche trotzend, von sich sagt:

Dies Herz und seinen Herrschergeist verwegen
Dämpft Zweifel nicht, und soll die Furcht nie regen.

so fühlt er doch auch wieder im tiefsten Innern, daß die Krone dem Baume seines Lebens ausgebrochen ist (V. 3):

Mein Lebensweg

Gerieth ins Dürre, ins verwelkte Laub:
Und was das hohe Alter soll begleiten,
Gehorsam, Liebe, Ehre, Freundeswort,
Darnach darf ich nicht ausſehn; doch, statt deſſen
Flüche, nicht laut, doch tief, Munddienſt und Hauch,
Was gern das arme Herz mir weigern möchte,
Und wagt's nicht.

Und nun erſt in dieſer Stimmung, dem Ende ſeiner Laufbahn nahe, genügt ihm ſelbſt das höchſte Pathos der Sprache nicht mehr, den wilden Trotz ſeiner Verzweiflung auszudrücken, und an dieſer einzigen Stelle — in der Scene mit dem Arzt und während er den Panzer anlegt — gewinnt ſein Ausdruck die Farbe des bitter ſpottenden Humors, der durch den jähen Contraſt ſeiner innern und äußern Lage nur um ſo grauſiger wird. Aber immer und immer wieder klammert er ſich an die letzte Rettungszuverſicht ſeiner Unüberwindlichkeit durch Menſchenhand:

Nicht Tod und nicht Verderben ficht mich an,
Kommt Birnams Wald nicht her zum Dunſinane.

Und erſt als das für Unmöglich gehaltene zur Mark und Bein erſchütternden Wirklichkeit wird, erſt da beginnt er:

Den Doppelſinn des böſen Feinds zu merken,
Der Lüge ſpricht, wie Wahrheit.

Doch blieb ihm ja noch eine, die letzte Prophezeiung, und in ihren Schirm und Schutz vertraut er ſein letztes Gut, das armſelige Leben. Er, der kühne, todverachtende Held, der zu hundertmalen dem Tode ins Antlitz ohne Beben ſchaute, hat jetzt nur noch dieſen einzigen, letzten Zweck: Abwehr des leiblichen Todes, der ihm den letzten, einzigen, doch

für ihn ſelbſt ſo werthloſen Beſitz zu rauben droht. Fürwahr ein tragiſches, ein jammervolles Schauſpiel! Doch ſo darf der Held nicht enden; und kaum iſt auch hier der tückiſche Doppelſinn der Hölle ſeinem Auge entſchleiert, ſo kehrt ihm auch die Mannheit und ihr Muth zurück. Ein Tod im ehrlichen Kampfe auf dem Schlachtfelde iſt das Einzige was ſeiner einſtigen Größe und Heldenhaftigkeit würdig iſt:

> Ich will mich nicht ergeben, um zu küſſen
> Den Boden vor des Knaben Malcolm Fuß,
> Gehetzt zu werden von des Pöbels Flüchen. —
> Ob Birnams Wald auch kam nach Dunſinane,
> Ob meinen Gegner auch kein Weib gebar,
> Doch prüf ich noch das Letzte: Vor die Bruſt
> Werf ich den mächtgen Schild,
> Fall aus, triff, und verflucht ſei, wer zuerſt
> Ruft: Halt! genug! —

Und dieſen Heldentod auf dem Schlachtfelde zu ſterben hat der Dichter ſeinen Macbeth für würdig befunden, und damit ihm zugleich ſein Urtheil geſprochen. Dies Gericht iſt ein gerechtes, das fühlen wir; denn Macbeth iſt zwar ein Verbrecher, aber ein verbrecheriſcher Held, dem wir zugleich trotz ſeines grauſen Thuns unſer menſchliches Mitgefühl nicht ganz verſagen können. Nicht nur die gewaltige Heldenkraft iſt es, die, obgleich aus ihrer rechten Bahn gelenkt, uns imponirt, jene Macht des Geiſtes, mit der er zuletzt ſogar die Zauberweiber ſelbſt beherrſcht. Nein, auch das ſtets in ihm lebendige, volle Bewußtſein über ſein Verderben, die fortwährende Reue über deſſen Quell, die erſte That, ſowie die als verdient gewußte Unſeeligkeit, die unabläſſige Qual der Höllenſtrafe des Gewiſſens, die ihn gegen das Ende

hin in einem dem Wahnsinn nahe angränzenden Zustande erscheinen läßt [1]), gegen den gehalten sein Tod als Gnade und Befreiung erscheint — dies alles ist es, was in unserer Brust das tiefste tragische Mitleid erweckt. Und selbst der Umstand, daß er das volle Gewicht der Schuld allein auf sich nimmt, daß nie ihm ein Wort der Anklage gegen sein Weib entfährt, als deren Werkzeug er doch fast bei der ersten Blutthat erscheint, — auch dies kann seine tragische Würde in unsern Augen nur steigern, weil auch dieses alleinige Einstehn für seine That den ursprünglichen Heldengeist in ihm bewährt. In diesem Punkte ist es am augenfälligsten, wie Shakspeare den Boden des Mährchenhaften, auf dem er zu Anfang des Stücks steht, im Laufe desselben durchaus verläßt, und die ganze Thatfolge auf rein menschlichen Motiven sich erbauen läßt.

Sehen wir endlich auf die Berechtigung des Princips, als dessen tragischen Heros der Dichter in dieser Tragödie des Verbrechens — wie man sie wohl vorzugsweise nennen könnte, — seinen Helden aufgestellt hat, so ist es das Recht der ihrer bewußten Kraft und des angebornen Herschergeistes, welches sich gegen die,

---

[1]) Vortrefflich ist hier Tiecks Bemerkung: daß Macbeths Sprache, in der sonst selbst das Fieberhafte der Seelenangst groß und tragisch tönte, gegen das Ende, wo er durch die abenteuerlichen Zauberssprüche gestimmt mehr verrückt als wahnsinnig ist, selbst wenn die Gedanken noch groß und erhaben sind, doch in Bildern und Ausdruck gemein und unedel wird. Doch hat, scheint es, Tieck dabei zu wenig Gewicht auf die psychologische Wahrheit gelegt, daß gerade in der höchsten Verzweiflung, die Ironie und Selbstverspottung dem gefolterten Gewissen des Verbrechers Luft macht.

einer wilderregten, ſtürmiſchen Zeit nicht gewachſene Schwäche auf dem Throne geltend macht: jenes Recht, kraft deſſen auch jener kühne Major-Domus den letzten Merovinger ſammt ſeinem Sohne in das Kloſter ſchickte, und ihre Königskrone auf ſein Haupt ſetzte, daſſelbe Recht, das den Statthalter Frankreichs nach den blutigen Julitagen auf den Königsthron ſteigen hieß. Die hiſtoriſche Sage bei Holinſhed, welcher Shakſpeare den Stoff entnahm, giebt hier noch einen Zug, den der Dichter, aus was immerhin für Gründen, nicht gehörig ausgebeutet hat. Dort heißt es nämlich [1]): „Duncane aber hatte von ſeinem Weibe zwei Söhne, den älteſten, Malcolme, ernannte er zum Prinzen von Cumberland, wodurch er ihn zum Nachfolger im Königreiche erklärte, und dieſer unmittelbar nach ſeines Vaters Tode den Thron beſteigen konnte, während in den alten Geſetzen vorgeſehen war, daß, wenn der zur Nachfolge berufene Prinz beim Tode ſeines Vorgängers noch nicht regierungsfähig wäre, der nächſte Verwandte (dies aber war hier Macbeth als einziger Sohn der Schweſter von König Duncans Mutter) auf den Thron erhoben werden ſollte. Da, heißt es weiter, begann Macbeth, dem durch dieſe Anordnung des Königs alle Ausſicht auf den Thron genommen war, auf Mittel zu ſinnen, wie er die Krone mit Gewalt an ſich reißen könnte. Denn er glaubte, Duncane habe ihm großes Unrecht gethan, indem er ſeinen minderjährigen Sohn

---

[1]) M. ſ. Quellen Shakſpeares in Novellen, Mährchen und Sagen von Theodor Echtermeyer und Karl Simrock Th. 3. S. 30.

zum Thronfolger ernannt, und ſo alle andere Anſprüche vernichtet habe.“

Wenn wir bemerkten, Shakſpeare habe dieſen Zug der hiſtoriſchen Sage nicht gehörig benutzt, ſo ſoll damit nicht geleugnet werden, daß er ihn wenigſtens in einer Stelle durch die Aufregung angedeutet hat, in welche er Macbeth durch jene Thronfolgebeſtimmung ſeines königlichen Vetters gerathen läßt, eine Aufregung die ſich in den Worten ausſpricht:

Ha, Prinz von Cumberland! das iſt ein Stein
Der muß, — ſonſt fall ich, — überſprungen ſein ꝛc.

Hier alſo haben wir, neben der ſchon früher angedeuteten, mehr negativen Schuld, der unköniglichen, dem Scepter in ſo ſturmbewegter Zeit nicht gewachſenen Schwäche des gnadenreichen, aber allzumilden Duncan — einer Schwäche, die ihn nach der Geſchichte zum Spotte ſeiner Feinde und aller Rebellen werden ließ — auch die poſitive Verſchuldung einer Ungerechtigkeit gegen Macbeth, den er aus väterlicher Schwäche und Vorliebe für ſeine Kinder, durch die Ernennung Malcolms zu ſeinem Thronfolger in ſeinem Rechte kränkt. Zugleich verletzt er auch den Stolz des erprobten Helden durch die Bevorzugung des „Knaben“ Malcolm, welche überdieß im Fall ſeines baldigen Todes (und Duncan iſt ein ſchwacher Greis) des Reiches Führung noch ſchwächeren Händen zu überlaſſen droht. Denn wie unbedeutend beide Prinzen zur Zeit der Ermordung ihres Vaters noch ſind, das zeigt am beſten ihr Verhalten nach derſelben, und das Betragen der anweſenden Edlen, von denen ſie kaum berückſichtigt werden. Wir aber dürfen alle dieſe Momente der Sage, eben weil wir ſie im Gedichte wenigſtens angedeu-

tet finden, um ſo eher benutzen, da ſie ohne Zweifel dem Geiſte des Dichters, als er ſeinen Helden nach jener hiſtoriſchen Sage ſchuf, vorgeſchwebt haben. Und ſo erinnern wir uns denn hier auch an das Geſpräch zwiſchen Roſſe und Macduff (II. 3.), in welchem Roſſe auf die Nachricht: daß die Flucht der Prinzen den Verdacht der That auf *ſie* gewälzt habe, es als etwas das ſich von ſelbſt verſteht, ausſpricht: „So wird die Krone wohl an *Macbeth* fallen?“ und Macduff darauf erwiedert: „Er iſt ernannt ſchon.“ Von ſolchen einzelnen Zügen bei Shakſpeare gelten Tiecks Worte, die er bei einer ähnlichen Gelegenheit in ſeinen Anmerkungen ausſpricht: der Verſtändige weiß auch Winke zu benutzen; der Gleichgültige darf alles überſehen.

Haben wir ſo die begriffmäßige Fortbewegung der Dichtung in den Hauptträgern der Handlung darzulegen verſucht, ſo werden jetzt wenige Striche genügen, das Verhältniß der übrigen, in das verhängnißvolle Drama verflochtenen Perſonen anzudeuten.

Von den ſchottiſchen Edlen tritt hier zunächſt Macduff in den Vordergrund. Wie er es iſt, dem die ſchreckenvolle Pflicht wird, den begangenen Königsmord zuerſt zu ſchauen und zu verkünden, ſo iſt er auch der Einzige, der im Betreff des Thäters gleich anfangs Arges zu ahnen ſcheint. Das zeigt die leidenſchaftliche Frage, die er an Macbeth richtet, als dieſer „ſeine Wuth bereut, daß er die Kämmerlinge niedergeſtoßen“: „Warum habt Ihr's gethan?“ und Macbeth hat alle Kraft und Faſſung nöthig, dieſe einfache aber inhaltſchwere Frage genügend zu beantworten, wobei ihm zum Glück die rechtzeitige „Ohnmacht“ ſeines Weibes zu Hülfe kommt. — Auch darf man nur das kurze Geſpräch zwiſchen Macduff und Roſſe

(II. 3.) mit Bedacht leſen, um über den finſtern Argwohn des erſteren, der ſich in den kurzen abgeriſſenen Antworten nur ſchwer verbirgt, außer allem Zweifel zu kommen. Er will nicht nach Scone zur Krönung Macbeths folgen, wie Roſſe und die andern Edlen, ſondern er geht auf ſein Schloß nach Fife, und unheilkündend klingen ſeine Abſchiedsworte an Roſſe:

Lebt wohl!
Mag Alles ſo geſchehn, daß wir nicht ſagen:
Bequemer war der alte Rock zu tragen.

Mehr trotzig als klug reizt er durch fortgeſetzte Weigerung an den Hof zu kommen (III. 4.) des Uſurpators Argwohn; und ſein furchtbares Geſchick, das er im Untergang von Weib und Kindern erfährt, die er, nur an ſich denkend, in der Gefahr verläßt, trifft ihn ſchon deshalb nicht ganz ohne ſein Verſchulden. Auch hat dies der Dichter nicht nur in der Unterredung mit Malcolm (IV. 3.), ſondern auch in einer eigends zu dieſem Zwecke gedichteten Scene (IV. 2.) angedeutet, in welcher ſein Weib ihm ſein ſelbſtſüchtiges Verhalten gegen ihr eignes Kind mit leidenſchaftlicher Bitterkeit zum Vorwurfe macht. Schiller hat dieſe Scene ausgelaſſen, und gewöhnlich pflegt ſie auch bei der Aufführung wegzubleiben. Mag man dafür äußerliche Gründe anführen; ſchlimm genug, daß bei dem deutſchen Theater, welches ſich von den elendeſten Tagesfaxen zu unglaublichen Anſtrengungen treiben läßt, und einem Birchpfeifferſchen Spectakelſtück zu Liebe die größten Schwierigkeiten zu überwinden weiß, faſt überall, wenn es ſich um ein Meiſterwerk der Kunſt und deſſen würdige Darſtellung handelt, die nichtswürdigſten Rückſichten auf Bequemlichkeit und Trägheit genommen wer-

den. So iſt auch dieſe Scene nichts weniger als ein leicht zu beſeitigender Ueberfluß; ſie dient vielmehr dazu, durch die Härte und Liebloſigkeit, welche Macduffs Gattin gegen ihren entflohenen Gemahl an den Tag legt, den Eindruck ihres Schickſals, wenigſtens für ſich betrachtet, in etwas zu mildern, während ſie uns zugleich einen Einblick in die durch Macbeths verbrecheriſche Herrſchaft herbeigeführte innere Zerriſſenheit der Familien der Thane gewährt. Viel grauſamer und härter als das der Seinen iſt Macduffs eignes Geſchick. Dafür wird ihm aber auch als Erſatz die Ehre: ſein Vaterland durch ſeinen rächenden Arm von dem Tyrannen zu befreien, während zugleich, um auch dies noch hinzuzufügen, nicht nur im Stücke, ſondern auch in der Geſchichte, die Grauſamkeit Macbeths gegen Macduffs Weib und Kinder neben der Ermordung Banquos den Hauptanlaß der für ſich ſelbſt fürchtenden Vaſallen und ſomit die äußerliche Urſache zum Sturze des Uſurpators wird, der zuletzt auf dem egoiſtiſchen Standpunkte ſeiner verbrecheriſchen Höhe, dem Staate, dem Volke, ja der ganzen Menſchheit einſam gegenüberſteht.

Von untergeordneter Bedeutung ſind die übrigen Edlen. Sie unterwerfen ſich willig dem überragenden Geiſte des neuen Gebieters. Höchſtens wagen ſie ſpäter (wie Lenox und Roſſe in der 6. Scene des III. Akts) heimlich ſich ihre Vermuthungen und Wünſche zuzuflüſtern. Und erſt ganz zuletzt, als Macbeth ſchon ſich in ſein feſtes Schloß Dunſinane zurückgezogen hat, und Englands Befreiungsheer unter Siward und Malcolm heranrückt, wagen ſie den Abfall. Wir ſehen: Macbeth weniger edel und folglich minder durch Gewiſſenspein gequält und zu unnöthigen Grauſamkeiten geſtachelt, hätte, wie

es ihn auch die Sage thun läßt, lange in Frieden Schottland und seine Edlen beherrschen mögen. Zum tragischen Helden mußte ihn erst die Kunst des Dichters schaffen.

Die dunkeln Gerüchte im niedern Volke und dessen bewußtlos ahnungsvolle Stimmung, die in auffallenden Naturerscheinungen und Wunderzeichen die stumme Kunde von dem Gräßlichen, das hier geschehen, findet, repräsentirt der „alte Mann“ in der Scene zwischen Macduff und Rosse nach Duncans Ermordung (II. 3.), während der Pförtner, die einzige an das Komische streifende Figur des Stücks, die aber ebendeshalb auch nur einmal vorübergehend auftritt, nicht bloß, wie Tieck meint, den Zustand der Trunkenheit zeigen soll, in welchem sich die Dienerschaft in jener Nacht befand, sondern vielmehr durch den ungeheuren Contrast dieser in ihrem Halbrausche frohen Beschränktheit und ihrer ahnungslosen Späße das Gräßliche der vorhergehenden und das Erschütternde der folgenden Scene erst recht fühlbar macht. Dabei hat den Meister des Humors und des komischen Scherzes zugleich ein bewundernswürdig feines Gefühl geleitet. Denn des Pförtners halbtrunkne Späße sind eigentlich weit mehr schauerlich als komisch, indem sie es nur mit der Hölle und den für sie reifen Schelmen und Verräthern zu thun haben. So schließt er denn auch seinen Monolog mit den Worten: „Aber hier ists zu kalt für die Hölle; ich mag nicht länger Teufelspförtner sein.“ Gewiß, nur dem Gleichgültigen kann es zufällig erscheinen, daß hier der trunkene Knecht mit derselben Hölle seinen Scherz treibt, deren grausamste That seine Herrschaft so eben vor unseren Augen vollbracht hat.

Macbeths letzte Umgebungen sind „erkaufte Söldner,“ „armes Kernenvolk, das in gedungener Hand die

Lanze trägt;“ ſein letzter Genoſſe Sexton, kaum mit zwei Strichen vom Dichter gezeichnet, Soldat vom Wirbel bis zur Zeh, kurz von Rede, ſeinem kriegeriſchen Herrn bis zum Tode treu.

Wenden wir uns nun zuletzt zur Betrachtung der Art und Weiſe, in welcher der befriedigende Abſchluß des Ganzen von dem Dichter vermittelt worden iſt. Hatten wir im obigen bereits wahrzunehmen, wie ſich innerhalb der handelnden Individualitäten die für unſer ſittliches Gefühl nothwendige Verſöhnung ſelbſt vollbringt, ſo vollendet ſich dies Gefühl der Befriedigung, indem wir ſehen, wie das Böſe, ſelbſt in ſeiner furchtbarſten Kraft und Höhe den Weltzuſtand zwar für eine kurze Zeit zu gefährden, aber nimmer den demantnen Ankergrund der ſittlichen Mächte zu erſchüttern vermag. Denn das Böſe kann immer nur zerſtörend, und muß ſomit zuletzt ſelbſtzerſtörend wirken, und die Kraft „die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft iſt dem Gewitter vergleichbar, deſſen Blitzſtrahl zwar das Einzelne zerſchmettert, aber deſſen Wüthen auch zugleich die Lebensluft für alles was da athmet und lebt auf Erden, reinigt und erfriſcht.“

So im Macbeth. Er wird die Geißel in Gottes Hand, der dem partheizerriſſenen, rebelliſchen Lande, das des milden Duncan ſanfte Friedensherrſchaft nicht zu ertragen wußte, durch das Elend grauſenvollſter Tyrannei die reuevolle Sehnſucht nach den durch eigne Mitſchuld verlornen Segnungen des Friedens und der Gerechtigkeit erweckt. Und wie man denn überhaupt unſern Dichter in allen ſeinen tragiſchen Meiſterwerken mit gleichem Rechte, wie ſeinen großen Ahnen Sophokles, den frommen nennen darf, ſo verklärt ſich auch im Macbeth, wo er uns in die tiefſten Abgründe der Sünde und

des Verbrechens hinabführt, die göttliche verſöhnende Macht einer an die ſiegende Macht des Guten gläubigen Weltanſchauung. Von Englands frommen Könige, Eduard dem Bekenner, wird das Heer geſendet, welches unter dem ehrwürdigen, gottergebnen Siward »Heil dem kranken Staate« bringen und mit dem geſetzlichen Thronerben Recht und Ordnung wieder einzuſetzen beſtimmt iſt. Dieſer Geiſt der Gottergebenheit und des Vertrauens auf die gute Sache des Rechts gegenüber der nur noch auf die Zauberſprüche des Abgrundes trotzenden Gottvergeſſenheit des Tyrannen, iſt am ſchönſten in dem alten Siward, dem ächten chriſtlichen Krieger, ausgeprägt. Sein einziger Sohn erliegt als theures Opfer des Sieges dem Schwerdte Macbeths, aber mit antiker Größe und zugleich ächt chriſtlicher Ergebung ruft der greiſe Feldherr, als er vernommen, daß der Gefallene die Wunden vorn habe an der Stirn:

— Wohl! ſei er Gottes Kriegsmann!
Hätt' ich ſoviele Söhne als Haar mein Haupt
Ich wünſchte keinem einen ſchönern Tod. —
Er ſchied geehrt und zahlte ſeine Zeche; —
So, Gott ſei mit ihm.

Und Malcolm, als der rechtmäßige Erbe des ermordeten Duncan, zugleich der nothwendige Vertreter der objectiven Mächte des Rechts und der Sittlichkeit, zum Könige Schottlands auf dem Schlachtfelde ausgerufen, ſchließt ſeine Rede, in welcher er Dank und Lohn den Freunden, und Heilung der dem Reiche geſchlagenen Wunden verheißt, indem er ſich von oben Beiſtand und Hülfe für ſein Herrſcheramt erfleht mit den frommen Worten:

— — Alles was uns ſonſt noch obliegt,
Das, mit der ewgen Gnade Gnadenhort
Vollenden wir nach Maaß und Zeit und Ort.

Um den Fortſchritt der ſo eben zu Ende geführten Entwickelung nicht durch ſtörende Epiſoden zu hemmen, haben wir die Beſprechung mancher Einzelheiten der Dichtung uns bis hierher aufgeſpart. Da treten uns denn gleich zu Anfang

die Hexen

entgegen, über deren Bedeutung und Verhältniß zu der Tragödie ſich die verſchiedenſten Anſichten haben vernehmen laſſen. Zunächſt Schiller, der in ſeiner Bearbeitung des Macbeth hier den für ihn ſelbſt ſo charakteriſtiſchen Mißgriff that, dieſe gemeinen, unedlen Werkzeuge der Hölle zu idealiſiren und, wie Schlegel es ausdrückt, dieſelben »in warnende, ſogar moraliſirende Zwitterweſen von Parzen, Furien und Zauberinnen umzugeſtalten und mit tragiſcher Würde zu bekleiden.«

Die von ihm zu dieſem Behufe eingelegten Parthien ſtechen grell und widerwärtig ab gegen das Beibehaltene, und ſtehen vor allen Dingen im ſchneidendſten Contraſte gegen die Bedeutung, welche der Dichter des Macbeth ſelbſt dieſen dunklen Erſcheinungen gegeben hat. Man ſollte bei der Aufführung überall, wo noch die Schillerſche Bearbeitung gegeben wird, wenigſtens hier ſich an das Original halten, wenn es nicht überhaupt gerathener wäre, bei dieſem Stücke wenigſtens, welches die geringſten Schwie-

rigkeiten im Original bietet, dem letzteren ſein volles Recht widerfahren zu laſſen.

Es darf aber nicht unbemerkt bleiben, daß Shakſpeare die »Hexen« in ſeinen Quellen der Macbethfabel ſchon vorfand, und zwar, mit alleiniger Ausnahme des Anfangs, genau an den beiden Stellen vorfand, wo wir ſie bei ihm auftreten und in die Handlung des Stücks eingreifen ſehen. Er durfte aber dieſen volkspoetiſchen Zug der Sage um ſo weniger verſchmähen, je näher ſeine eigne Zeit dem Glauben an die Exiſtenz und Wirklichkeit ſolcher Erſcheinungen noch ſtand. König Jacob, — dieſer Verſtändig-Kindiſche und Gelehrt-Unwiſſende, wie Tieck ihn nennt, — unter deſſen Regierung Shakſpeare ſeinen Macbeth dichtete, hatte ja noch ſelbſt ein Buch über Hexen und Bezauberungen geſchrieben, und Hexenproceſſe waren unter ihm in England weit weniger ſelten, als unter der rüſtig bewegten, heitern und glücklichen Regierung Eliſabeths. Allein Shakſpeare durfte jenes Element der hiſtoriſchen Ueberlieferung auch darum benutzen, weil, was allerdings viel mehr ſagen will, der Saame jenes Glaubens in der innerſten Menſchennatur liegt. Wollen wir freilich den Einwürfen eines längſt verſchollenen äſthetiſchen Rationalismus, wie er ſich beſonders um die Zeit der beginnenden Einbürgerung Shakſpeares in Deutſchland breit machte, Gehör geben, ſo werden wir nicht nur das Hexenweſen im Macbeth, ſondern auch Banquo's Geiſt und die Geiſtererſcheinung im Hamlet als alten Plunder in die Rumpelkammer der Vorurtheile werfen müſſen, weil ja doch in unſern Tagen wenigſtens Niemand mehr weder an Hexen noch an Geſpenſter oder Geiſtererſcheinungen glaube. Freilich enthaupten und verbrennen wir jetzt in Deutſchland keine Hexen mehr, — abſchen der letzte

Fall dieſer Art noch kaum ſechzig Jahre hinter uns liegt [1]), und es iſt allerdings das nicht genug zu ſchätzende Verdienſt der rationaliſtiſchen Aufklärung, dieſem Wahnſinne und ſeinen Greueln auf dem Gebiete der Praxis ein Ende gemacht zu haben. Ein ganz anderes aber iſt es, wenn derſelbe Rationalismus dieſelben Gründe, mit denen er die materielle Exiſtenz ſolcher Weſen ſiegreich bekämpft hatte, nun auch auf dem idealen Gebiete der Poeſie geltend machen wollte, und an die äſthetiſchen Erſcheinungen den Maßſtab der Wirklichkeit legte. Hier nämlich in dieſer Welt des Scheines ſchlug und ſchlägt ihn dieſelbe »Erfahrung,« auf welche er ſonſt in der wirklichen mit dem beſten Rechte zu provoziren gewohnt iſt. Denn auf dem Haupte des philoſophiſchen Denkers, der jenen Aberglauben längſt als einen überwundenen in ſich weiß, ſträubt ſich das Haar ſo gut wie auf dem des ungebildetſten Zuſchauers, wenn des ermordeten Banquo blutbefleckte Geſtalt an der Tafel ſeines Mörders emporſteigt, oder in den Schauern der Mitternacht der Geiſt des ermordeten Königs im Hamlet Rache-mahnend durch die Hallen ſeines Schloſſes ſchreitet. Es hat den Engländern nichts geholfen, daß ſie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts den Verſuch machten, Banquos Geiſt bei der Aufführung des Macbeth nicht wirklich erſcheinen zu laſſen; denn die Neuerer mußten es erleben,

---

[1]) Noch zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges wurde zu Landshut in Bayern ein vierzehnjähriges Mädchen »weil ſie Umgang mit dem Teufel gehabt, Menſchen verzaubert und Wetter gemacht, enthauptet und verbrannt, und in Glarus in der katholiſchen Schweiz ward noch 1790 eine Hexe hingerichtet.

daß jene Scene ganz ohne Wirkung blieb. Wenn aber Tieck, dem wir dieſe Notiz entnehmen, hinzuſetzt, daß dies freilich nichts beweiſe, „weil in der neueſten Zeit die Erſcheinung des Geſpenſtes auch keine Wirkung mache,“ ſo muß er da wieder einmal ſeine eignen Grillen gefangen haben. Denn von den beiden hieſigen Aufführungen [1]) können wir zuverſichtlich das Gegentheil berichten. Ich erinnere hier noch an ein Moment. Schon Leſſing hat darauf hingewieſen, wie dergleichen geſpenſtiſche Erſcheinungen im Drama auf den Zuſchauer hauptſächlich durch Vermittelung des Eindrucks wirken, welchen ſie bei den handelnden Perſonen im Drama, für welche ſie erſcheinen, hervorbringen. „Bei Shakſpeare,“ ſagt er in der berühmten Stelle über das Geſpenſt in der Voltaireſchen Semiramis, „iſt es der einzige Hamlet, mit dem ſich das Geſpenſt einläßt. In der Scene, wo die Mutter dabei iſt, wird es von der Mutter weder geſehen noch gehört. Alle unſere Beobachtung geht alſo auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrekken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, deſto bereitwilliger ſind wir, die Erſcheinung welche dieſe Zerrüttung in ihm hervorruft, für eben das zu halten, wofür er ſie hält. Das Geſpenſt wirkt auf uns mehr durch ihn als durch ſich ſelbſt. Der Eindruck, den es auf ihn macht, geht in uns über, und die Wirkung iſt zu augenſcheinlich, als daß wir an der außerordentlichen Urſache zweifeln ſollten.“

Ganz daſſelbe gilt für Banquo's Geiſt in Macbeth. Ihn nicht erſcheinen laſſen heißt weder den Dichter noch

---

[1]) Auf dem Oldenburger Hoftheater im Jahre 1839 u. 1843.

die Sache verſtehen. Die im Stücke bei jener Scene anweſenden Perſonen verwundern ſich zwar über Macbeths Entſetzen, aber — ſie theilen es ſowenig, wie die Mutter Hamlets. Warum? weil ſie nichts ſehen. In einem ähnlichen Falle befindet ſich aber auch der Zuſchauer, dem das Phantom nicht gezeigt wird, und der es ſich erſt aus jenem Entſetzen deſſen der es zu ſehen glaubt, conſtruiren ſoll. Darum iſt die körperliche Sichtbarkeit ein nothwendiges Moment zur Hervorbringung der beabſichtigten Wirkung, und gerade dies hat jener, aus einſeitiger Verſtandesabſtraction hervorgegangene Verſuch der Engländer eben durch ſein Mißlingen bewieſen.

Um es kurz zu ſagen: die poetiſche Benutzung des Glaubens an Geiſter, Geſpenſter und Zauberei iſt ſo alt wie die Poeſie und ſpeciell wie die dramatiſche Poeſie überhaupt. Die geſpenſtiſche Erſcheinung des Königs Darius in Aeſchylos Perſern und der Geiſt im Hamlet Shakſpeares haben ihre Wurzel in ein und derſelben poetiſchen Berechtigung der innerſten Menſchenbruſt. Das klare, heitere, plaſtiſche Hellas in der Blüthezeit ſeiner Entwickelung wußte nichts von Geiſtererſcheinungen und Hexenproceſſen in der Wirklichkeit, und das Perikleiſche Athen war in dieſer wie in mancher andern Hinſicht »aufgeklärter« als zwei Jahrtauſend ältere chriſtliche Zeiten und Völker. Es wußte recht gut, daß Aeſchylos Eumeniden, die es, wohlgemerkt, am hellen Tage auf ſeiner Bühne ſah, ſo gut wie der geſpenſtiſche Perſerkönig, verkleidete Komödianten waren, und doch erbebte das leichtblütigſte und leichtſinnigſte Volk der Welt vor dieſen Erſcheinungen und konnte dem Schauer nicht wehren, der ihm beim Anblicke derſelben Mark und Bein durchrieſelte.

Ganz ebenſo ergeht es auch uns. Wir kennen die Schauſpieler ſehr genau, die unter den Geiſter- und Hexenmasken ſtecken, wir leſen ihre Namen gedruckt auf dem Zettel in unſerer Hand, wir erkennen ſogar ihre Geſichtszüge, die nicht, wie bei den Alten, die furchtbare Maske bedeckt; und doch beſchleicht auch uns unwillkürlich und unwiderſtehlich daſſelbe Grauen — vorausgeſetzt, daß die Illuſion nicht durch irgend einen handgreiflichen Zufall geſtört wird. Es bleibt alſo bei dem alten Worte Leſſings: „der Saame jenes Glaubens liegt in aller Bruſt. Es kommt nur auf des Dichters Kunſt an, dieſen Saamen zum Keimen zu bringen, nur auf gewiſſe Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geſchwindigkeit einen Schwung zu geben. Hat er dieſe in ſeiner Gewalt, ſo mögen wir im gemeinen Leben glauben was wir wollen, im Theater müſſen wir glauben, was er will. So ein Dichter," fährt der vortreffliche Mann fort, „iſt Shakſpeare. Vor ſeinem Geſpenſte im Hamlet richten ſich die Haare zu Berge, ſie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Hirn bedecken.

Man braucht nun aber, um die poetiſche Erſcheinung der Hexen im Macbeth begreifend zu rechtfertigen, nicht, wie es in neueſter Zeit geſchehn iſt [1]), bis auf den Sündenfall zurückzugehen, der ja eben, wie er uns in der Bibel vorliegt, ſelbſt nur eine poetiſche Darſtellung iſt, deren tiefen Gehalt erſt die Speculation aus jener Umhüllung heraus zu ſcheiden hat. Wenn daher ein neuerer Aeſthetiker, Ulrici, ſich über unſern Gegenſtand dahin aus-

[1]) Von Hermann Ulrici: Ueber Shakſpeare's dramatiſche Kunſt S. 220 ff.

läßt: „durch den Sündenfall und (?) die allgemeine Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts sei die Willens- und Thatkraft des Menschen von Natur krank; sie sei nur stark zum Bösen und zum Guten schwach, so lange der Mensch nicht sein unheilbares (?) Verderben bereue und büße, und der göttlichen Gnade theilhaftig werde;“ — und wenn derselbe dann weiter hinzusetzt, daß mit dem menschlichen Geiste, als dem organischen Mittel- und Gipfelpunkte der ganzen Schöpfung, auch die Naturmächte denselben Gang mit ihm gegangen seien, so daß das Böse, das in ihm selbst Wurzel geschlagen, ihm auch äußerlich in den Kräften und Elementen der Natur verführerisch entgegentrete,“ — so erscheint hier die Betrachtung schon getrübt durch die unreinen Elemente der Vorstellung und durch jene einseitige christliche Mystik, die leider noch öfter in den trefflichen Entwickelungen des gedachten Kritikers störend sich einmischt. Wir wissen es jetzt freilich, daß der Mensch **auch** von Natur böse ist. Aber insofern das Böse wie das Gute seinen Ursprung im Willen hat, ist der Wille, und somit der Mensch selbst, in seinem Begriffe sowohl gut als böse. Er ist böse, sofern er noch befangen in den bloß natürlichen Trieben und Leidenschaften, dem selbstbewußten Willen, seiner Freiheit gegenüber steht; und wenn das Kind und der ungebildete Mensch, die nur jenen natürlichen Willen haben, eben darum einem minderen Grade von Zurechnungsfähigkeit unterworfen sind, so ist doch ihr Thun darum nicht minder böse zu nennen. Der selbstbewußte Mensch aber, insofern er das Natürliche will, macht eben dadurch jenes Natürliche der Triebe, Neigungen und Leidenschaften, das an sich unbefangen, weder gut noch böse ist, indem er es auf den Willen als Freiheit und als

Wiſſen derſelben bezieht, zum Böſen. Dadurch, daß er weiß was Gut und Böſe iſt, iſt der Menſch gottähnlich, ſagt die Bibel — Adam iſt worden wie unſer einer und weiß was gut und böſe iſt, ſpricht der Herr —. Es iſt alſo die Hoheit, nicht die „unheilbare Krankhaftigkeit“ des Menſchen, daß er böſe ſein, d. h. von ſeiner eignen Freiheit abfallen kann — ſonſt ſtünde das Thier über dem Menſchen, denn das Thier kann nicht ſündigen. Aber es iſt ſeine Hoheit nur dadurch, daß dieſer Abfall zum Böſen nicht als Naturnothwendigkeit an ihn herantritt, — wodurch er unzurechnungsfähig würde — ſondern daß dieſe Entſchließung zum Böſen ſein eigenſtes innerſtes Thun, daß ſie das Werk ſeines Willens iſt.

Die ungeheure Macht, mit der nun die natürlichen Triebe, Gelüſte und Leidenſchaften verblendend und beſtimmend auf den Menſchen einwirken, hat von jeher der poetiſche Volksgeiſt auch äußerlich darzuſtellen und individualiſirt zu verſelbſtändigen das Bedürfniß gefühlt. Verblendung des rechten Verſtandes, der Einſicht, und ſomit Feſſelung der wahren Freiheit durch einen Dämon, ja durch die Götter ſelbſt, begegnen uns in der älteſten Helleniſchen Poeſie bei großen Verbrechen und unheilſchweren Thaten. „Ihm nahm ein Dämon den Verſtand“ iſt eine ganz geläufige Wendung bei Homer, der ſelbſt erſcheinende Trugbilder der Götter zu dieſem Zwecke zu verwenden nicht anſteht. Denn die alte Welt war noch nicht zu jener abſoluten Scheidung der chriſtlichen in Gott und Teufel gelangt, ſondern ſie war in ihrer naiven Unmittelbarkeit ſtark genug, dieſen Widerſpruch innerhalb ihrer Götter ſelbſt zu ertragen. Mit dem Chriſtenthume trat auch der Teufel und ſein Reich in die Welt, ſowie der Begriff der Sünde und Sündhaftigkeit,

die der alten heidnischen Weltanschauung in ihrem innersten Grunde fremd waren. Jene ungeheuere, verblendende Macht der Sünde in der Natürlichkeit des Menschen, ward auch als äußerlich existirend sich vorzustellen nothwendig, und diese äußerliche individuelle Existenz und Wirklichkeit ward ihr im reichen Maaße geschaffen. Es ist dies eine schlechthin poetische That des Menschengeistes. Denn es ist Aufgabe der Poesie, das Innerliche auch als äußerlich darzustellen, ihm lebendige, individuelle Existenz zu schaffen. Hier liegt der Grund und Ursprung nicht nur jenes Glaubens, sondern auch der wirklichen und also wirksamen Existenz von Teufeln, Dämonen, Hexen und Zauberern; und von den tausenden und abertausenden, welche dann eben wegen Hexerei und Teufelsbündnissen bei der Reaction des sittlichen und religiösen, oder wenn man will moralischen Gefühls, das sich als Rechtsprincip geltend machte, als Opfer des herrschenden Wahnwitzes durch Schwerdt und Feuer hingerichtet wurden, starben die meisten von ihrem Verbrechen vollkommen überzeugt und zum Theil sich selbst anklagend. Denn dies eben ist die grauenhafte Macht des Aberwitzes, daß er selbst dem Nichtigen Wirklichkeit zu geben vermag.

Ob nun Shakspeare selbst an Geister und Hexen glaubte? Ich antworte: Ja, und Nein. Nein: in dem gewöhnlichen Sinne, wie wir dies „glauben“ im täglichen Leben zu nehmen gewohnt sind; Ja: in demselben künstlerischen Sinne, in welchem Homer an die Götter glaubte, die sein Dichtergeist der hellenischen Welt erst schuf, und Phidias denselben Olympischen Zeus anbetete, den sein Meißel ins leibliche Dasein gerufen hatte. Zwar muß eine Gestalt des Lebens, eine verbreitete Vorstellung der Wirklichkeit erst in der Rohheit ihres materiellen,

ſinnlichen Daſeins untergegangen ſein, ehe die Kunſt ſie zu benutzen und ihr ein ewiges Daſein zu verleihen vermag. Auf der andern Seite darf aber dieſer Untergang wieder nicht ein abſoluter, nicht ein ſo vollſtändiger ſein, daß dadurch die weſentliche Grundlage, auf welcher die Erſcheinung ruhte, hinweggenommen würde. In einer ſolchen richtigen Stellung befindet ſich Shakſpeare in unſerm Falle. Wir haben hier wieder an ein Wort Leſſings in ſeiner ſchon oben erwähnten Vergleichung der Geiſtererſcheinungen in Voltaire's Semiramis und Shakſpeares Hamlet zu erinnern. „Voltaire, ſagt er, betrachtet die Erſcheinung des Geiſtes als ein Wunder, Shakſpeare als eine natürliche Begebenheit. Wer von beiden philoſophiſcher denkt, dürfte keine Frage ſein. Aber Shakſpeare dachte poetiſcher.“

In dieſer Stellung befindet ſich alſo überhaupt der neuere dramatiſche Dichter, der jene finſtern Mächte des Böſen, jene Nachterſcheinungen der Hölle zu benutzen, und demgemäß ihnen Leben und Geſtalt zu verleihen unternimmt. Ja, es wird die Darſtellung derſelben für ihn um ſo eher zu einer künſtleriſchen Nothwendigkeit, je näher die Zeit, in welcher die tragiſche Action ſich bewegt, dem Glauben an das reale, äußerliche Daſein ſolcher Mächte ſteht, und je weniger der Menſchengeiſt in ihr ſich noch die Kraft erarbeitet hat, ſich als den freien zu wiſſen und die Beweggründe ſeines Handelns allein in der göttlichen Stimme der eignen Bruſt zu finden [1]). Und ge-

[1]) Wie überhaupt die erſte Einwirkung Shakſpeares auf deutſche Productionen zu mancherlei Verkehrtheiten führte, ſo ward auch durch die plumpe Nachahmung des Gebrauchs,

lingt es dem Dichter, wie es Shakſpeare gelungen iſt, dieſen Widerſpruch zu löſen, das ſchlechthin ſich ſelbſt Widerſprechende ins Daſein zu rufen, ihm ein individuelles Leben zu verleihen, und ſeine Erſcheinung an jenen irrationalen Bruchtheil, der in jeder Menſchenbruſt, auch bei dem ſchärfſten denkenden Zergliederer zurückbleibt, an das Creatürliche und ſeine Schauer vor dem Ungeſchaffenen anzuknüpfen — ſo darf er ſeines Erfolges bei dem Zuſchauer gewiß ſein, und des Verſtandes ſpotten, der hier mit ſeinem Einreden eben nur ſeine Unfähigkeit beweiſet, das Ideale und Poetiſche zu erfaſſen. Denn freilich wird der Verſtand den Kopf dazu ſchütteln und es nimmermehr begreifen, wenn wir ſchließlich behaupten, daß wir eben darum, weil wir nicht mehr an Geiſter und Hexenſpuk im Leben und ſeiner Wirklichkeit glauben, nur um ſo mehr befähigt ſind, an ihre poetiſche Wirklichkeit zu glauben, und uns dem Eindrucke mit Freiheit hinzugeben, der an den rohen und unfreien Geiſt nur in Geſtalt der überwältigenden und ſinnbethörenden Angſt herantritt [1]).

---

den er von den Geiſtern und Hexen im Macbeth machte, eine unfreiwillige Parodie derſelben herbeigeführt. Denn ohne zu bedenken, daß jene wilden, ſelbſt noch volkspoetiſch ſagenhaften Zeiten ihre Erſcheinung im Macbeth mitbedingen, erlaubte man ſich, dergleichen Ingredienzien der dramatiſchen Schilderung ganz proſaiſcher Zuſtände beizumiſchen. Ein Beiſpiel davon hat uns Goethe aufbehalten bei Gelegenheit der Kritik eines jetzt verſchollenen Trauerſpiels: Ugolino Gherardesca, von Böhlendorf, aus dem Anfange unſeres Jahrhunderts. (Goethes Werke Bd. XXXIII. S. 214.)

[1]) Es kann hier an ein Wort Goethe's in ſeiner Vergleichung Shakſpeares mit Calderon erinnert werden, welches durchaus

So sind denn Shakspeares Hexen weder bloß naturmächtige Dämonen, noch bloß gemeine im Bösen versunkene Menschengeister, wohl aber sind sie beides, denn sie sind freie, mit künstlerischem Bewußtsein geschaffene Erzeugnisse des Dichters. Auch ihre Sprache, die Shakspeare gleichsam eigends für sie geschaffen hat, entspricht dieser Auffassung. „Unter sich reden sie wie Weiber aus dem Pöbel, dem Macbeth gegenüber erhebt sich ihr Ton: ihre Weissagungen, die sie selbst aussprechen oder von ihren Fantomen aussprechen lassen, haben die dunkle Kürze, die majestätische Feierlichkeit, wodurch von jeher Orakel den Sterblichen Ehrfurcht einzuflößen wußten" [1]). Aber wie dürftig sind diese Orakel, wie allgemein sind ihre Prophezeiungen! Sie wären nichts, wenn sie nicht auf ein geneigtes, zum Voraus schon gewonnenes Gemüth fielen. Daß sie den sieggekrönten Feldherrn grüßen als den, der einst König sein wird, wie wenig liegt darin, da Macbeth wirklich dem Throne so nahe steht, zumal in einer so wilden, gesetzlosen Zeit. Gleichermaaßen verhält

---

das Gesagte bestätigt: „Es ist für den größten Lebensvortheil anzusehen, welchen Shakspeare genoß, daß er als Protestant geboren und erzogen wurde. Ueberall erscheint er als Mensch mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchen sich zuletzt Alles vereinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, — der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch gerathen kann." —

[1]) Schlegel dramat. Vorlesungen Th. 3 S. 155.

es ſich mit der dem Banquo zugetheilten Prophezeiung. Dagegen repräſentiren allerdings ihre ſpäteren aufmunternden Weiſſagungen und Verheißungen den Selbſtbetrug, der in der Seele des Verbrechers ſich einniſtet, und durch gleißende Hoffnungen und ſophiſtiſche Vorſpiegelungen ſeinen Muth aufrecht erhält, bis endlich die Täuſchung unmittelbar zur Vernichtung wird [1]).

Gegen eine rein allegoriſche Auffaſſung endlich, wie ſie auch wohl vorgekommen iſt, will ich Solger reden laſſen, welcher ſich in der berühmten Recenſion der Schlegelſchen Vorleſungen in den Wiener Jahrb. über jene ſchiefe Anſicht, von der ſich Schlegel nicht ganz frei gehalten, alſo vernehmen läßt: »die Hexen möchten wir nicht ſo geradezu als Abgeſandte der Hölle oder des böſen Prinzips annehmen; am wenigſten müßte man ſich dies perſonifiziren und ihm einen ſchlau angelegten »Plan« zur Verückung des Helden zuſchreiben. Shakſpeare würde nicht Shakſpeare ſein, wenn er Licht und Schatten ſo ſchroff von einander ſchiede, ſo im gemeinen Sinne des Worts allegoriſch wäre. Sie ſind hier in umgekehrter Beziehung daſſelbe was der Geiſt im Hamlet: ſie erhalten den Gedanken der That als einen unausweichlichen, die Seele ganz umklammernden, uns und dem Helden immer gegenwärtig. Die That iſt nur nothwendig, weil er einmal von ihr weiß, ſich einmal in ihren Gedanken vertieft hat, und die Hexen thun ja nichts weiter, als daß ſie ihm davon ſagen. So pflegt das bloße Bild einer Handlung, das aus unſerer gegebenen Lage und den Zügen unſerer Neigungen, auch der edelſten, ſich zuſam-

[1]) S. Ulrici a. a. O. S. 222.

menſetzt, unſer ganzes Gemüth gefangen zu nehmen, und bloß weil wir uns dieſem Anſchauen hingegeben haben, muß ſie geſchehen. Wer kann bezweifeln, daß in einem ſolchen Zauber die Macht wirkt, die überhaupt Böſes und menſchliches Verderben ſchafft? denn Zwieſpalt und innere Zerſtörung iſt die nothwendige Folge, wenn Neigungen, die an ſich auf den Beruf des Lebens im Großen und Ganzen gehen, ſich nun ganz auf den Beſitz eines äußeren Gutes werfen. Und man glaube ja nicht, daß eine ſolche Zaubermacht ſich nur in höchſt ſeltenen und außerordentlichen Fällen äußere; vielmehr wirkt ſie überall in unſer Leben ein, wenngleich meiſtens uns unbewußt; nur ſind wir geneigter und gewohnter, die Momente deſſelben nach der Kette von zeitlichen Beziehungen, in welchen ſie verwickelt ſind, zu betrachten, als nach ihrer weſentlichen Natur für ſich und ihrem abſoluten Urſprunge. So haben wir auch hier eine allgemein menſchliche Grundlage. Müßten wir die Hexen betrachten als ganz perſönliche oder auch als bloß allegoriſch perſonifizirte Weſen, die entweder zufällig oder nach einem zweckmäßig erſonnenen Plane mit dem Helden zuſammenträfen, ſo wäre der ganze Sinn des Stücks umgewendet, und in der einzelnen Handlung oder Begebenheit müßte dann die Hauptbedeutung liegen.“ —

Daß endlich Shakſpeare mit der flüchtigen Erſcheinung jener Weſen die Tragödie beginnen läßt, iſt gewiß ſo wenig wie ſonſt etwas in dieſem Meiſterwerke für zufällig zu achten. Es wird damit gleich von vorn herein ſo zu ſagen der Grund und Boden gegeben, auf welchem die nachfolgende Entwickelung vorgehen ſoll. Wir ahnen ſchon nichts Gutes von dem durch das Schickſal ſo hoch erhobenen, durch das Glück ſo ausgezeichnet begünſtigten;

und das unmittelbar darauf folgende Auftreten des alten, ſchwachen, unkriegeriſchen Königs, der fern von dem Kampfe um ſein Reich bewundernd ſeines Feldherrn Thaten vernimmt, öffnet jene unheilvolle Perſpective noch weiter. Ein König der nicht zum Herrſcher, und ein Held der nicht zum Diener geboren iſt, mehr braucht es nicht, um unſre Erwartung zu ſpannen, und wir ahnen im Voraus, daß hier ein Conflict entſtehen könne, deſſen Ausgang nicht abzuſehen iſt.

Am Schluſſe meiner Abhandlung habe ich noch ein Wort über eine einzige Scene zu ſagen, deren Abänderung mir für die Aufführung weſentliches Bedürfniß ſcheint. Es iſt das Geſpräch zwiſchen Malcolm und Macduff in der dritten Scene des vierten Akts nach Tiecks Ueberſetzung. Schiller hat merkwürdigerweiſe an der übermäßigen Breite der dortigen Selbſtſchilderung Malcolms keinen Anſtoß genommen, und doch halte ich ſie für durchaus undramatiſch, und noch hat jede Aufführung mir dies Gefühl, welches ſich ſelbſt dem Leſer aufdrängt, beſtätigt. Shakſpeare hat ſich hier mit naiver Unbefangenheit faſt wörtlich an die Darſtellung in der Erzählung der Sage bei Holinſched gehalten [1]), ohne zu beachten, daß dieſe epiſche Breite in der Selbſtſchilderung, deren ſich dort Malcolm in ſeiner liſtigen Vorſicht bedient, wohl dem mährchenhaften Charakter der Erzählung, nicht aber dem Dramatiker anſteht. Was wir dort der kindlichen Aus-

---

[1]) Man ſehe: die Quellen des Shakſpeare u. ſ. w. III. S. 36—39.

führlichkeit zu Gute halten, wird, in Handlung umgewandelt und zu ſichtbarer Gegenwart veranſchaulicht, marionettenhaft. Malcolm auf der Bühne kann ebenſowenig durch ſo plumpe Erdichtungen den Macduff täuſchen wollen, als dieſer jenem Glauben beimeſſen kann. Und doch hat Shakſpeare dieſe Unmöglichkeit verlangt. Dazu kommt, daß jene ganze Liſt überflüſſig wird; denn durch die unmittelbar darauf folgende Trauerbotſchaft Roſſe's von der Ermordung von Macduffs Weib und Kindern durch den Tyrannen, werden der Argwohn und die Zweifel Malcolms an Macduffs Aufrichtigkeit weit nachdrücklicher als durch jene ganz im Mährchenſtil gehaltene Erfindung beſeitigt. An dergleichen Stellen hat nun die Gegenwart das Recht und die Pflicht, ſich Aenderungen und Auslaſſungen von Dingen zu erlauben, durch welche der reine Genuß eines Kunſtwerks der Vergangenheit beeinträchtigt wird. Denn jeder Künſtler und jedes Kunſtwerk ſind Producte ihrer Zeit, und haben der mangelhaften Stufe der Bildung derſelben irgendwie ihren Tribut zu zahlen. Nichts iſt daher lächerlicher und der guten Sache ſelbſt ſchädlicher, als das thörichte Beſtreben derjenigen, welche an einem Werke Shakſpeare *alles* als abſolut fixiren, und auch das Zufällige und zeitlich bedingte als künſtleriſch nothwendig betrachtet wiſſen wollen.

II.

Halm's: Sohn der Wildniß.

(Aufgeführt den 3. Octbr. 1848.)

Unsere zum Hoftheater erhobene Bühne ward gestern (Sonntag den 2. Oct.) mit dem „Sohn der Wildniß," einem „romantischen Drama in 5 Akten von Fr. Halm" wieder eröffnet.

Das Stück spielt in und um Massalia (das heutige Marseille), eine phokäische Kolonie in Gallien, hundert Jahre nach deren Gründung, also circa 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Die Fabel ist folgende. Myron, ein Waffenschmied und Bürger von Massalia, in ziemlich dürftigen Umständen lebend, wird auf einer Handelsreise in die Umgegend von einem Schwarme wegelagernder Tektosagen, Angehörigen einer großen gallischen Völkerschaft, gefangen. Ein Fischer, der einige Schritte davon die Sache mit angesehen, aber wunderbarerweise nicht mitgefangen worden ist — ein willkührlicher und ganz unerklärlicher Umstand, da Sklaven für diese Wilden werthvolle Beutestücke sind — bringt die Nachricht davon

in die Stadt, und meldet, daß ihm die Tektoſagen „nachgerufen“ nur für dreißig Unzen Silbers könne der Waffenſchmied die Freiheit wieder erhalten. Myrons Gattin fällt in Ohnmacht, aber ſeine Tochter, die ſchöne entſchloſſene Parthenia denkt an Rettung des geliebten Vaters. Sie wendet ſich an die Freunde, Adraſt, Amynt, Elpenor. Aber die Freunde haben kein Geld, wenigſtens kein Geld für die Befreiung ihres Mitbürgers und Freundes, und entfernen ſich achſelzuckend. Sie wirft ſich dem „Timarchen“ der Stadt zu Füßen. Er erklärt, daß alte Satzung die Stadt hindere, ihre Bürger weiter zu ſchützen „als der Schatten ihrer Mauern reiche,“ und geht mit Gefolge vorüber. Da demüthigt ſich das ſtolze Mädchen vor dem, eben vorher verſchmähten reichen Freier, dem geizigen Kaufmann Polydor. Sie bietet ſich ihm als Weib, als Magd an, für den Preis der Freiheit ihres Vaters. Vergebens! der boshafte Geizhals verhöhnt ſie, wirft ihr die Worte der eignen frühern Abweiſung ins Antlitz, und verläßt ſie mit dem ſpottenden Rathe, ſelbſt zu den Tektoſagen zu gehen. Dieſer Gedanke zündet; Parthenia macht ſich auf. Ende des erſten Akts. — Zweiter Akt. Lager der Tektoſagen im Walde um ihren, eben ſeinen letzten Methrauſch ausſchlafenden Führer Ingomar. Myron, als Sklave, trägt Meth zu, und beweint ſein Geſchick. Der unterdeß erwachte Ingomar verſpottet ihn mit ſeinem Schmerz, ſeiner Sehnſucht nach der Heimath, nach Weib und Kind, nach Freiheit. Freiheit iſt auf den Bergen und in den Wäldern; Heimath, wo es Beute giebt; Weiber, Pah! — verächtliche Kreaturen, Sklavinnen u. ſ. w. Da erſcheint Parthenia, geleitet von einigen Tektoſagen, denen ſie ſchon durch ihr tapferes Auftreten imponirt hat. Rührende Scene zwiſchen Vater

und Tochter, edelmüthiger Wettſtreit zwiſchen beiden. Endlich überredet die Tochter den Vater, ſeine Freiheit um den Preis ihrer Sklaverei zu nehmen. Die Tektoſagen willigen ein — der Alte geht ab, mit einigen für den Zuſchauer, der die Verhältniſſe Maſſalias ſo eben kennen gelernt hat, lächerlichen, für die Tochter ſehr wenig tröſtlichen, für ſeinen Plan endlich ſehr unklugen Drohungen, daß er „wiederkehren werde“ um die Tochter mit den Waffen zu befreien. Parthenia bleibt. Als Ingomar ihrer Thränen ſpottet, hemmt ſie dieſelben augenblicklich. Dieſe Feſtigkeit imponirt, das entſchloſſene Mädchen gefällt ihm. Eine Aehnlichkeit mit ſeinem verſtorbenen Bruder kommt dazu. Die Liebe beginnt ihren Operationsplan, und ſiehe! in zehn Minuten, ehe der Vorhang des zweiten Akts fällt, hat ſie durch den Zauber ihrer Anmuth den wilden, rauhen Räuberhauptmann in einen geſchmeidigen Cavaliere servente umgewandelt, der ihr auf ihr Gebot, Blumen pflückt, ſich ſtatt auf ſeinen Sitz, wo ſie ihre Kränze windet, zu ihren Füßen ſetzt, und ſich von ihr erzählen läßt, wie man „es mache“ wenn man bei den „Griechen“ mit „Liebe“ um Weiber freie, und was „Liebe“ ſei. Parthenia erwiedert auf das letztere mit der Definition aus einem von „der Mutter“ gelernten Liede, die Liebe ſei:

Zwei Seelen und ein Gedanke
Zwei Herzen und ein Schlag u. ſ. w.

Sie geht und läßt ihn ſinnend und dieſe Schlagworte wiederholend, zurück. Der Gute iſt verliebt bis über beide Ohren. — Dritter Akt: die Tektoſagen ſind ihrem Führer aufſäſſig, den ſeine verliebte Schwärmerei und Träumerei von allen Raub- und Kriegsunternehmungen abzieht. Sie laſſen ihm bis zum nächſten Tage Bedenk-

zeit, ob er mit ihnen ziehen oder allein zurückbleiben will. Der wilde Bursche ist ganz verwandelt. Liebe und Zorn gegen die Griechin, die ihn so verzaubert, kämpfen in ihm. Es folgt eine leidenschaftliche Scene zwischen ihm und Parthenia. Noch einmal zum letztenmale bricht die eingeborne Wildheit des Natursohnes hervor. Die hochmüthige Verachtung des „Barbaren", des „Rinderdiebs", im Munde der stolzen Griechin reizt ihn auf. Er fühlt sich als Herrn der Sklavin, bereit, sie zu seinem Willen zu zwingen. Parthenia entreißt sich ihm und zückt den Dolch gegen ihren jungfräulichen Busen. Da zum ersten Mal in seinem Leben fühlt er „was Furcht sei." Sein Barbarenmuth, sein Häuptlings- und Heldenstolz ist gebrochen — übermannt von so viel Heldengröße eines Weibes. Er giebt ihr die Freiheit. In dem Augenblicke, wo sie, selbst im Innersten von Liebe bewegt, sich entfernen will, überfallen sie einige Tektosagen, die in ihr des Häuptlings verderbliche Zauberin ersehen. Sie schleppen sie fort, um sie an die Küste zu bringen, und als Sklavin zu verkaufen. Ihr Hülfsgeschrei ruft Igomar'n herbei. Er erschlägt den einen der Entführer, giebt den andern als Wehrgeld für den Erschlagenen und zugleich als Lösegeld für die Griechin seinen vollen Antheil an der Beute, und sagt sich von den Genossen los, um die Geliebte in die Heimath zu geleiten. Sie nimmt das Geleite an, und beide gehen ab, er voran, ein Körbchen mit Erdbeeren, sie folgt ihm, Schild und Speer tragend. — Vierter Akt. Die Liebenden — denn das sind sie, erscheinen nach dreitägiger Wanderung in Massalias Nähe. Der Weg war gefahrvoll. Ein Sumpf hat seinen Schild verschlungen, um der Geliebten den Weg zu bahnen, seinen Speer hat er zerbrochen, um ihr ein Feuer gegen die

Nachtkälte zu zünden. (Beiläufig: dieſe Gefährlichkeit des Weges, den vorher das Mädchen ganz ohne Hülfe, nur von einem „Knaben“ begleitet, und der altersſchwache Myron ganz allein zurückgelegt, ſind gegen alle Einrede der Wahrheit fingirt, um Schild und Speer unterzubringen.) Sie wollen ſcheiden, und — können nicht. Endlich reißt er ſich los, aber — nur um wiederzukehren. Er iſt entſchloſſen, der Geliebten nach Maſſalia zu folgen, und „ein Grieche zu werden.“ Myron erſcheint. Er hat beſchloſſen, die Fiſcher zur Rettung ſeiner Tochter aus der Gewalt der Tektoſagen aufzufordern, ein Unternehmen, an deſſen Möglichkeit kein Zuſchauer glauben kann. Scene des Wiederfindens von Vater und Tochter. Myron iſt zwar anfangs bange, den wilden Häuptling, dieſen Löwen auf zwei Beinen, in ſein friedlich bürgerliches Haus aufzunehmen, als dieſer aber Thierfell und Bart abzulegen, und als guter Arbeiter in Schmiede- und Feldarbeit mit „anzugreifen“ verſpricht, als er ſich von Parthenia ſelbſt ſein „Schwert“ aus der Hand nehmen läßt, willigt Myron ein. — Fünfter Akt. Einige Monate ſind vergangen. Ingomar arbeitet treu und ehrlich als civiliſirter Neugriechiſcher Schmiedegeſelle, nur hat er vor der keifenden Hausfrau nicht den gehörigen Unterwürfigkeitsreſpect. Parthenia redet gütlich zu. Aber bald wird die Sache ſchlimm. Das Gerücht kommt auf, der Tektoſagenhäuptling ſei ein verkappter Spion, der die Stadt an ſeine Geſellen zu verrathen im Schilde führe. Der Timarch läßt den Myron zitiren, und durch ihn dem Ingomar Haus und Hof in Maſſalia nebſt Bürgerrecht und Parthenia's Hand anbieten, wenn er ſeine Brüder verrathen und in eine Falle locken wolle. Myron iſt entzückt über die Ehre und das Glück, das ſeinem Hauſe

von dem Herrn Timarchen zugedacht iſt. Aber Ingomar weiſ't empört den Antrag zurück. Dafür ſoll er aus der Stadt gejagt werden. Hier aber — und dies iſt ein ſchöner Zug, erhebt ſich Parthenia, und erklärt, daß ſie ihm folgen werde. Doch dazu kommt es nicht. Tektoſagenſchwärme zeigen ſich auf den Höhen vor der Stadt. Ihre Führer erſcheinen, ein Häuptling ihres Volks ſei hier gefangen. Ingomar erklärt, er wohne hier als freier Mann. Sie fragen, ob man ihn unehrerbietig behandelt, und drohen in dieſem Falle einen Vernichtungskrieg. Ingomar erklärt „daß man ihm ſo eben noch Bürgerrecht und Hab und Gut geboten“ — verſchweigt aber ächt ſophiſtiſch die Bedingung. Die Tektoſagen beruhigen ſich und gehen, nachdem ſie dem Timarchen nochmals Achtung gegen ihren Häuptling eingeſchärft. Ingomar bleibt, nimmt Haus und Land vom Timarchen an, wird Bürger und Meiſter in Maſſalia und heirathet Parthenia. **Plaudite!**

Dies **Plaudite** iſt bereits erfüllt. Das Stück iſt auf den meiſten deutſchen Hoftheatern (der Verfaſſer iſt Hr. Graf v. Münch-Bellinghauſen) gegeben, und mit Beifall gegeben. Wir ſahen daſſelbe vor Kurzem in Dresden. Der Applaus war dort bedeutend. Unſer Oldenburger Publikum hielt ſich dagegen auffallend ſtill, ſelbſt bei den brillanteſten Schlag- und Effectparthien. Man lachte oft. Es war kein Auslachen, aber — es war jedenfalls kein Lachen, welches der Verfaſſer beabſichtigt haben mochte. Die jähe Schnelligkeit des Uebergangs von der weiberverachtenden Rohheit des Barbaren zur Aufmerkſamkeit, Liebe, Hingebung, kurz zur vollen Liebesſchwärmerei — geſtehen wir es nur, ſo artig und naiv es ausſieht, hat etwas Komiſches. „Aber Romeo und Julie in der Nacht des Maskenballs?“ — Verzeihung! Romeo

iſt kein Tektoſage. — Allerdings durchzuckt in jenem ewigen Liebesgedicht der Blitz der ſüßeſten Liebesempfindung mit Gedankenſchnelle für ewig ſein Herz. Aber dies Herz iſt das ſchon für Liebe empfängliche Herz eines ritterlichen, gebildeten, in die Romantik ſeiner Zeit getauchten Sohnes des italieniſchen Mittelalters. Romeo iſt kein Barbar, kein Methſaufender Rinderdieb, aus der Zeit des heidniſchen Galliens, fünf Jahrhunderte vor Chriſti Geburt. Und Parthenia — iſt keine Julia.

Das Thema ſelbſt iſt uralt, aber darum doch ewig neu. Die Roheit einer wilden, kräftigen Natur durch die Liebe gezähmt, Amor auf dem Löwen reitend, Goethes flötenſpielender Knabe, dem der Löwe langſam folgt. Aber dieſer Gegenſatz iſt nicht der einzige, den die Fabel des Stücks in ſich ſchließt. Barbarenthum und Griechenſitte, Roheit und Kultur ſind die beiden andern Pole, die hier thätig werden mußten. Der Sieg der Kultur, der geiſtigen Freiheit, des ſittlichen Adels in Familie und Staatsverband, Sitte und Kunſt gegenüber der barbariſchen Zügelloſigkeit, dem Recht der Fauſt im Räuberherdentreiben — dieſer Sieg, angebahnt durch die Liebe, vollendet durch die Bildung und Einſicht des „Sohns der Wildniß“ — das war die Aufgabe, die ſich nothwendig darſtellte. Hr. Halm ſcheint davon ein Bewußtſein gehabt zu haben. Natürlich. Die Sache lag zu klar, zu greiflich auf der Hand. Aber — er ließ die eine Hälfte fallen, er dachte mit der andern auszukommen, und brach ſeinem Stücke das Herzblatt aus. Das helleniſche Alterthum iſt der Boden des Stücks. Aber die antike Welt iſt kein Spielzeug, es iſt ein Schwerdt; wer damit nicht umzugehen weiß, der laſſe es, er ſchneidet ſich in die Finger. Die

Maſſalioten waren ächte Hellenen, die muthigſten Seehelden der alten Welt (nicht ackerbauende Pfahlbürger), Pytheas Name ſteht neben Columbus; ihre Verfaſſung die eines ſtreng ariſtokratiſchen Freiſtaats — das Alles brauchte zwar Hr. Halm nicht zu wiſſen. Aber das konnte und mußte er wiſſen, daß ſeine „Griechen," ſolche Griechen, wie er ſie dem „Sohn der Wildniß" gegenüberſtellt, dieſem die Luſt verderben mußten „ein Grieche zu werden." Oder ſind Feigheit und Engherzigkeit, Spießbürgerlichkeit und Egoismus, Treuloſigkeit, Hinterliſt und Verrätherei die alleinigen Früchte, welche der Baum der Kultur trägt? Iſt dieſer Myron, iſt dieſer Timarch, ſind dieſe Polydor, Elpenor, Adraſt und wie ſie alle heißen, Repräſentanten der Bildung und Sitte, des heroiſchen, durch Beſonnenheit gezügelten Muths, der edlen Geſinnung des freien ſtolzen Bürgerbewußtſeins der Hellenen? Steht nicht dies Griechengeſindel, von deſſen Kultur doch fortwährend geſchwatzt wird, tief unter dem, von ihm verachteten, worttreuen, ſtolzen, großmüthigen, faſt ritterlichen „Barbaren-? Fühlt dies ſchließlich Hr. Halm nicht ſelbſt, und empfindet man nicht Mitleid mit dieſem Ingomar, daß er, ſtatt dem Timarchen ſein Geſchenk von Haus und Hof und Bürgerrecht vor die Füße zu werfen, dankbar die, nur aus Zwang gereichte, anfangs um den niederträchtigſten Verrath gebotene Gabe annimmt, und ein Spießbürger wird wie die andern auch? Denn Spießbürger ſind es, reine Vollblutſpießbürger irgend eines öſtreichiſchen Krähwinkels in griechiſche Kleider geſteckt, Griechen wie Ehren Sauenz, Schneck und Zettel, die unſterblichen Athener Shakſpeare's. Man ſoll keine Geiſter citiren, wenn man nicht auch zugleich der Zau-

verformet mächtig iſt, die ſie beherrſcht. Was brauchte Hr. Halm volle zweitauſend dreihundert Jahre zurück zu gehn, um für das Thema ſeines Stücks die rechten Leute zu finden. Die konnte er näher haben. Ein wilden ungriechiſcher Czikoſch oder Roßhirt und eine hübſche Wienerin oder Peſtherin hätten das Nämliche beſſer gethan. Damit war denn auch der Widerſpruch dieſer ganz romantiſchen Liebesſentimentalität gegen das griechiſche Alterthum gehoben, das davon nichts und am wenigſten 500 Jahre vor Chriſti Geburt wußte. Zwiſchen ihm und jener romantiſchen Definition der Liebe:

Zwei Seelen und ein Gedanke
Zwei Herzen Ein und ein Schlag u. ſ. f.

liegt eine jahrtauſendlange Kluft, und griechiſchen Mädchen, die „über ihr Herz verfügen“ und mit ihrer Mutter, mit ihrem Geliebten von Liebe reden, wie Hrn. Halms Parthenia — ſind Unmöglichkeiten, Undinge. Und dennoch wäre das jetzt verfehlte Stück ſo leicht zu einem befriedigenden zu machen geweſen, hätte Hr. Halm, wie geſagt, ſeinen Vortheil verſtanden, und den Sohn der Wildniß nicht durch die ſentimentale Liebe allein in das Pfahlwerk elenden Spießbürgerthums gelockt, ſondern den kräftigen Räuberhauptmann als den freien Genoſſen edler freier Männer, das Barbarenthum durch wahrhafte Kultur wirklich überwunden dargeſtellt. So aber ſiegt in Wahrheit das erſtere, und wir ſchämen uns der traurigen Rolle, welche die zweite ſpielt. Der „griechiſche“ Timarch iſt ein Tyrann, ein Wiener Polizeiinſpector, ſeine Mitbürger zahme, vor ihm ſich bückende und duckende Kleinſtädter, und der Erbärmlichkeit, Feigheit und Hinterliſt des kultivirten Volks gegenüber wird nun die Grobheit,

Ehrlichkeit, Treue und Hochherzigkeit des naturwüchsigen Barbaren auf den Thron gehoben, der doch auch wieder erbärmlich genug ist, bei solchen Schelmen wie diese Massalioten, zu bleiben, statt ihnen ihr Bürgerrecht vor die Füße zu werfen, und mit seiner Parthenia lieber in die Wälder zu seinen treuen Stammgenossen zurückzukehren. Kurz der Verf. hat sein Ziel verfehlt, ja er hat die Pointe des Stücks völlig umgebogen und verkehrt, weil er nicht wußte, was Freiheit und Bildung, was griechischer Staat und Griechenthum war. Sein Stück ist in dieser Beziehung eine Versündigung an dem antiken Geiste der Freiheit, der Sitte und des Rechts, deren Früchte uns in Hrn. Halms „Griechen" als faul erscheinen.

Bei der Dresdner Aufführung hatte ich das Stück besonders nach den beiden ersten Akten gegen scharfe Kritiken mehrerer Freunde vertheidigt. „Der erste Akt exponire gut, der zweite gebe mit geringen Mitteln sehr anziehende Situationen (die sich dann aber leider bis zum vierten hin unaufhörlich und ermüdend wiederholten). Das Ganze sei als ein Opernsujet, ein „Mährchen" zu betrachten, mit dem man nicht Alles so genau nehmen müsse." Am andern Morgen schrieb mir Julius Mosen: „ich denke noch oft an das „Mährchen" (wie Sie es nanntem) gestern im Theater. Diese Dichtweise drückt so recht das Seelenleben des Oesterreichischen Volks aus, welchem man von aller Realität nichts gelassen hat, als die Liebe der Geschlechter, welche, wie die Lerche beim Gesange, nicht die Erde berühren darf." — Wie klar und tief ist damit dies Dichtungswesen charakterisirt.

Hr. von Münch ist übrigens ein nicht unbegabter

Poet, wenn ihm auch in ſeinen Stoffen noch kein glücklicher Griff gelungen iſt. Hier freilich hat er einen ſolchen gethan, aber er hat ihn nicht benutzt, nicht bewältigt. — Die Sprache kennt man von der Griſeldis her. Sie iſt gebildet und leicht, die Verſe ſauber und weich wie glattgeſchorner Sammet. Trivialitäten ſind uns nicht aufgefallen; nur einer Ungereimtheit ſei gedacht: es iſt die Laubfroſchfarbe, welche dem Gemüth beigelegt wird in den Worten Partheniens, wenn ſie ausruft:

„O ſein (Ingomar's) Gemüth iſt grün wie ſeine Wälder."

Dies iſt von unwiderſtehlich komiſcher Wirkung.

Ueber die Aufführung noch ein Paar Worte. Parthenia (Mdme Grabowsky) vielleicht hie und da in Action und Sprachton zu heftig und markirt, ſpielte gut und gab für künftige Leiſtungen gute Erwartungen. Ingomar (Hr. Moltke) ſprach oft etwas undeutlich. Der koloſſale Bart mag mit Schuld daran geweſen ſein, aber auch die ſprudelnde Raſchheit, mit der die Verſe zum Theil herausgeſtoßen wurden. Sonſt war ſein Spiel von gewohnter Tüchtigkeit, und zuweilen eines beſſern äußern, d. h. hörbarern Erfolges werth. Standen die Darſteller dieſer beiden Rollen in Einigem hinter den Dresdnern (Dem. Bayer und Hr. Schöpe) zurück, ſo war dagegen Hr. Haake (als Myron) und das Zuſammenſpiel unſtreitig hier beſſer. Polydor (Hr. Nöpe) dürfte bei der Wiederholung des Stücks vielleicht einige zu ſtark aufgetragene Farben mildern. Uns erſchien er nahe an Karrikatur ſtreifend. Innere Häßlichkeit bedarf auf der Bühne des vollen äußern Ausdrucks nicht, um ihre Wirkung zu thun. Eine Nebenperſon, der Fiſcher Lykon drängte

ſich etwas zu ſtark vor. Dem Vortrage des Verſes endlich, der von vielen Darſtellern zur Proſa zerriſſen wurde, dürfte mehr Sorgfalt zuzuwenden ſein. Für Immermann war ein ſolches Zerreißen der gebundenen Rede das Widerwärtigſte, und ich denke, Immermann war und iſt eine Autorität in dieſen Dingen, wie ſie kein Schauſpieler, der ſeine Kunſt liebt und achtet, beſſer wünſchen kann.

III.

Schillers Kabale und Liebe.

(Aufgeführt den 6. Oktober 1843.)

„Was dieſes Stück vor fünfzig Jahren,“ ſchreibt der alte Zelter an Goethe, „auf mich und ſämmtliche Sprudeljugend für electriſche Macht ausgeübt, magſt Du Dir denken. Wer nur jener Zeit es nachſehen kann, wird es nicht ſo ſehr herabſetzen, als Moritz that, der freilich recht hatte, doch nicht den Anzug der franzöſiſchen Revolution abndete. Es gehört in jene Zeit, und iſt in ſofern ein geſchichtliches Stück, voller Kraft und Geiſt, trotz der niederträchtigen Geſellſchaft, die darin ſich befehdet.“

Gewiß! Kabale und Liebe iſt ein geſchichtliches Stück, trotz der engen bürgerlichen Grenzen, in denen es ſich ſcheinbar beſchloſſen hält. Es rollt und grollt darin der ferne Donner, der die franzöſiſche Revolution verkündet, welche den damaligen Weltzuſtand aus den Angeln heben ſollte. Nur ſcheinbar iſt das Leben der Familie und der bürgerlichen Geſellſchaft der Grund und Boden des Stücks. Der tiefere Hintergrund iſt der Staat, die Staatsidee, die

über der Freiheit. „Diesen Degen gab Ihnen der Fürst,“ sagt die Lady, und Ferdinand antwortet: „der Staat gab ihn mir durch die Hand des Fürsten.“ Diese Antwort bedarf keines Commentars. Sie sagt Alles.

Hr. v. Schlegel sah in Kabale und Liebe nur ein Stück, „welches schwerlich durch den überspannten Ton der Empfindsamkeit rühren, aber wohl durch peinliche Eindrücke foltern könne.“ Hegel in einer gelegentlichen Aeußerung war nicht viel gerechter: „die Individuen quälten sich da unter drückenden gegenwärtigen Verhältnissen mit ihren kleinen Particularitäten und Eigenschaften herum.“ Die Romantiker verwarfen das ganze Stück als unpoetisch. Die Rationalisten de pur sang zeigten die Verstandesfehler der Leidenschaft auf. Erst die neueren Kritiker blickten tiefer. Hoffmeister wies den Charakter Ferdinands in des Dichters eigener Bildung und Subjectivität historisch nach, und anerkannte den hohen Werth des Ganzen, ohne sich über die Fehler und Mißgriffe im Einzelnen zu verblenden, die er, mit Recht, auf die Mängel der damaligen Bildung des Dichters setzte. Hinrichs faßte das Princip des Stücks tiefer. Er entwickelt die Gegensätze, die hier im Kampfe verbluten, mit der Gewalt des Denkens. Aber er wird dabei scholastisch. Er fixirt Dichter und Gedicht, und macht beide zu absoluten; er verachtet den Verstand und dessen kritische Berechtigung, und wird selbst unverständig. Das hat auch Strauß in seiner Kritik der Werke beider Interpreten Schillers anerkannt. Es bedarf des Aufwandes an speculativem Rüstzeug nicht, um die Potenzen zu erkennen, die sich in diesem Seitenstück der Räuber bekämpfen. Es ist das versteinerte Herkommen in der bürgerlichen Gesellschaft, die gesetzlose Willkühr im Staate, das l'état c'est moi, auf der einen, und die

abſolute Berechtigung der Perſon und des Individuums zur Selbſtbeſtimmung auf der andern Seite, deren Conflikt durch die Liebe nur herbeigeführt wird. Ferdinand iſt längſt mit dem ganzen Weltzuſtande um ihn her zerfallen. Er durchſchaut die Hohlheit deſſelben, er ſieht die Fäulniß, welche den Staat ergriffen hat, der fern von aller organiſchen Geſtaltung nur das Object iſt, an dem ſich Laune und Ehrgeiz, Tyrannei und Habſucht bethätigen. „Er hat immer zu der Regierung ſeines Vaters den Kopf geſchüttelt.“ Er „hat Grundſätze von den Akademien mitgebracht, phantaſtiſche Träumereien von Seelengröße, und perſönlichem Adel, die an einem Hofe nicht paſſen wollen, wo die größte Weisheit diejenige iſt, im rechten Tempo auf eine geſchickte Art groß und klein zu ſein.“ Er ſcheidet den „Fürſten“ vom „Staate,“ und ſieht wie Friedrich der Große in dem Erſteren nur die höchſte Spitze, die „Hand“ des letzteren. Das ſind ſehr revolutionaire Gedanken für einen zwanzigjährigen Major, und Ferdinand hat alle Anlagen zu einem revolutionairen Fanatiker. Aber er ſteht einſam mit ſeinem Wiſſen, einſam in einer Welt um ihn her, der ſeine Ueberzeugungen Träumereien, Phantasmen, Aberwitz ſind, und an der Spitze dieſes Weltzuſtandes in ſeinem Vaterlande ſteht — ſein Vater! Das iſt das Zauberwort, das ſeinen Arm lähmt, und das Schwerdt des Handelns ſeiner Hand entſinken läßt. Ferdinand wird ein brütender Träumer, ein Phantaſt, er lernt die Flöte blaſen. Der Sohn eines andern Vaters, auf einer andern Lebensſtufe geboren, hätte er vielleicht für die politiſche Freiheit ſeines Vaterlandes als Gefangener oder auf dem Schaffot geendet. Der Sohn des allmächtigen Miniſters und Günſtlings, der Edelmann, „deſſen Stammbaum ein halbes

Jahrtausend" zählt, der deutsche „Major" rettet seine Freiheit in das Reich der Liebe. Auf diesem Boden ficht er den Kampf aus, denn auch dahin verfolgt ihn die allgemeine Knechtschaft, die Unfreiheit des Weltzustandes. Er ficht diesen Kampf aus mit aller Energie, mit allem Fanatismus der Leidenschaft. Das Verhältniß der Liebe und Achtung zum Vater war schon gelöst, ehe die Liebe den Conflikt zwischen beiden herbeiführte. Dieser Conflikt ist aber nicht die Folge einer bloßen Liebescaprice, Ferdinand nicht bloß ein verliebter Schwärmer. Es ist der ungeheure Riß, die unausfüllbare Kluft zweier Welt- und Lebensansichten, es ist der Kampf einer alten Weltansicht mit dem keimenden Frühlinge einer neuen Zeit, eines neuen Lebensgehalts, der hier in die Erscheinung tritt. Ferdinand hat den Ruin des Vaterlandes, die Vernichtigung der Staatsidee, die Herrschaft der Kabale und Liebe, des Trugs und Verraths, des Lasters und Frevels in der Welt um sich her ertragen, statt ihr im Kampfe zu begegnen. Er flüchtet sich in die stille Welt des Herzens, in die Arme der Liebe. Erst als auch hierhin ihn die Welt verfolgt — da, im Kampfe der verzweifelnden Nothwehr wendet er sich gegen die Welt und ihren Verstand, gegen den Staatszustand und dessen gegenwärtige Bedingungen, gegen Standesunterschiede und Standesvorurtheile, und gegen — den eigenen Vater, den Vertreter dieser Momente. Es ist der gehetzte Hirsch, der sich endlich gegen seine Dränger kehrt.

„Die Leidenschaft bringt Leiden!" Sie waffnet seinen Arm, der ganzen Welt ins Antlitz zu trotzen, aber sie umnebelt seinen Verstand. Die edle Leidenschaft des Herzens und seiner unendlichen Berechtigung siegt über allen äußerlichen Zwang der Weltmacht, aber sie erliegt dem

Weltverſtande und ſeinen Intriguen. Dieſe Intriguen ſind plump, das Netz ſo grob geſponnen, daß ein Moment verſtändiger Reflexion es durchreißen müßte. Aber die Leidenſchaft iſt blind. Das iſt ihr Weſen, iſt ihre Stärke und ihre Schwäche zugleich. Was jeder Zuſchauer im König Oedipus und in Kabale und Liebe klar durchſchaut, das iſt den Augen der in Leidenſchaft befangenen Helden beider Tragödien verborgen. Daß man ſich in der Beurtheilung von Kabale und Liebe an den Begriff der Leidenſchaft zu halten habe, das hat Hinrichs vortrefflich hervorgehoben. Die Leidenſchaft iſt blind, und die blindeſte aller Leidenſchaften iſt die Eiferſucht der Liebe. In dieſe Nacht dringt kein Tagesſtrahl der Vernunft. Darum unterliegt dieſe Leidenſchaft, denn ſie iſt ihrer Natur nach Selbſtmörderin, und der herzloſe Weltverſtand, die Kabale, die Intrigue triumphirt. Aber dieſer Triumph iſt zugleich ihre Niederlage, wie das Unterliegen der Leidenſchaften, deren Sieg. Denn die Handlungen und Conſequenzen der Leidenſchaft liegen außer und über der Berechnung des Verſtandes, und der Verſtand wird in ſeiner Iſolirung, indem er ſich rein auf ſich ſelbſt ſtellt, ſelbſt Leidenſchaft, ſelbſt blind. Ferdinand und ſein Vater gehen beide an dem zu Grunde, was für ſie das höchſte Pathos iſt, und ſie gehen durch dasjenige zu Grunde, wodurch jeder einzelne dem andern überlegen iſt.

Man hat den Eindruck des Stücks einer peinigenden Folter verglichen. Dieſe Welt, dieſe Zuſtände und Verhältniſſe, dieſe Conflikte lägen uns jetzt ſo fern, ſeien uns ſo fremd geworden, daß wir Mühe hätten uns mitten hinein und in die Empfindungen der Handelnden und Leidenden zu verſetzen. Dadurch entſtehe ein Zwieſpalt.

Dieſe Gegenſätze hätten für uns ihre Bedeutung verloren, weil ſie längſt überwunden ſeien, u. ſ. w. Ich glaube das nicht. Das Peinigende, abgeſehen von den Gewaltthätigkeiten und Gewaltſamkeiten der Leidenſchaft gegen den Verſtand in dem innern Bau des Stücks, in den Motiven u. ſ. f. — beſteht darin, daß dieſe Gegenſätze und Kämpfe in ihrer furchtbarſten Geſtalt uns ſo nahe liegen, daß ihre heftigſten Conflikte, ihre extremſten Ausbrüche nur durch einen ſo geringen Zeitraum von uns getrennt, ſie ſelbſt aber noch keineswegs ausgefochten ſind. An dem Thema, welches dort angeſchlagen iſt, arbeiten und ringen ſich noch heute die Geiſter ab. Jener alte Weltzuſtand iſt zwar theoretiſch aber noch lange nicht praktiſch überwunden. Erſt die volle Bewältigung mag die Unbefangenheit geben, deren die Gegenwart noch nicht fähig iſt. Wir ſind ſelbſt noch Partheі. Denn was Ferdinands und Luiſens Liebe in Conflikt mit dem ſie umgebenden Weltzuſtande bringt, was dem Erſteren ſeine Antwort an die Lady Milford eingiebt — eine Eruption, die uns den Vulkan ahnden läßt, der in ſeinem Innern gährt und ſiedet — es iſt derſelbe Geiſt, der die Adelskette gegründet, der die Statuten der vereinigten rheiniſchen ritterbürtigen Ritterſchaft diktirt, und noch größere Thaten in unſerer Nähe vollbracht hat. Darüber kann ſich Niemand verblenden, als der, welcher mit ſehenden Augen blind iſt.

Die Aufführung konnte im Ganzen für wohlgelungen gelten. Alle Mitglieder hatten den ſichtbarſten Fleiß auf ihre Rollen verwendet und ſpielten mit einer Liebe und Begeiſterung, die der Dichtung würdig war. Freilich ſind es ſolche Werke, an denen ſich die Schauſpieler unſerer Zeit allein erfriſchen und wieder aufrichten

können. Hr. Haake (Musikus Miller) hat uns nie im höheren Grade befriedigt. Seine Darstellung war geradezu mustergültig. Die HH. Häser (Ferdinand) Berninger (Präsident) und König (Wurm) entsprachen ihren Rollen durch tüchtige Leistungen. An allen genannten war namentlich das Maßhalten im Affekt zu rühmen, welches nur einmal von Ferdinand in der letzten Scene aufgegeben ward. Schrei und Niederstürzen überschritten dort die Grenzlinie des Schönen in der Kunst. — Hr. König war kein karikirter Bösewicht, er malte die innere Häßlichkeit nicht geflissentlich ins Grelle. — Auch Mdme. Grabowsky (Luise) und Fräul. v. Zahlhas (Lady Milford) befriedigten. Ersterer gelangen die affektvollen Scenen mit ihrem Vater oft bis zu erschütternder Wahrheit. Letztere zeichnete sich in der Erzählung ihres Lebensganges durch tiefeindringendes Pathos aus, schadete aber in andern Rollen durch den beibehaltenen larmoyanten Sprachton, welcher auch sonst dieser Künstlerin offenbar in ihren Darstellungen Eintrag thut. Dieses stets durchtönende unterdrückte Weinen wird zuletzt unerträglich. — Verfehlt erschien uns die Auffassung des Hofmarschalls v. Kalb durch Hrn. Jenke. Hr. Jenke ist ein Künstler, der eine abweichende Ansicht eines Kunstfreundes ehrt, weil er wie jeder tüchtige Künstler in der Kunst die Person von der Sache scheidet. Der Hofmarschall von Kalb ist allerdings hohl und leer; in ihm ist kein ernster Lebensgehalt, er ist Höfling im prägnanten Sinne des Worts, und Höfling an einem heillos verderbten Hofe. Aber er ist kein so unerträglich fader Pinsel, kein so durchaus alberner Geck. Die Strumpfbandgeschichte ist lächerlich; aber der Erzähler braucht darum noch nicht bis zur Albernheit abgeschmackt zu

erſcheinen. Es giebt geſcheidtere Leute als der Schillerſche Hofmarſchall, die in dieſen Regionen auf gleiche Kleinigkeiten eben ſo großes Gewicht legen. Kalb iſt ein Geck, der nach Biſam duftet und zwei Uhren trägt, aber in allen dieſen und ähnlichen Dingen iſt er nur der Repräſentant ſeiner Kollegen von 1780, nicht ſchlechter noch beſſer als die andern eben auch. Er iſt kein Ferdinand im Aeußerlichen, er iſt etwas verlebt, aber er macht nicht den Eindruck einer Vogelſcheuche. Er iſt leichtſinnig, oberflächlich und ſeicht, in Thun und Reden, und gelegentlich ein Schelm, aber kein Pedant, keine Karikatur. Geſtern war er beides, der Jenkeſche Malvolio in moderner Hofuniform. Wird er leichter und flüchtiger, feiner und flüſſiger gefaßt, ſo wird auch der Gedanke des Präſidenten, ihn zum Gegenſtande der Eiferſucht ſeines Sohnes zu machen minder unbegreiflich und unglaublich erſcheinen, als es geſtern der Fall war. Schiller hat freilich dafür geſorgt, daß kein Schauſpieler dieſen Flachkopf zu einem Geiſtreichen machen kann. Seine Farben ſind paſtos aufgetragen, die Striche ſind feſt und entſchieden. Schiller wollte ihn eher verächtlich als lächerlich. Aber im Intereſſe des Ganzen liegt es, mehr die äußerliche Feinheit, die ſuperficielle Gewandtheit, die flatternde Stutzerhaftigkeit dieſes hochfürſtlichen „Kupplers“ hervortreten zu laſſen, als ihn zu einem ſteifen, abgezirkelten, pedantiſchen Gecken zu machen. Dieſer Hofmarſchall iſt endlich kein Held — er will ſich davon machen bei der Duellſcene, er hat keine Luſt ſich über dem Schnupftuch zu ſchießen — noch dazu für nichts und wieder nichts. Aber er benimmt ſich bei Schiller immer noch als ein „Mann von Erziehung,“ und einem Raſenden gegenüber iſt ſeine Lage ſo ſchlimm, daß das Fünkchen von leichtſinnigem Humor,

welches ihm hier noch bleibt („O Gott sei ewig Dank, er wird witzig!“ ruft er einmal aus) nicht gering anzuschlagen ist. Auch hier malte Hr. J. zu grell. Der Hofmarschall kann für sein Leben zittern, aber seine Angst darf nicht Verzerrung, nicht lächerliche Karikatur werden. Das Lachen über diesen „Jammermann“ hier und überall ist schlimm für Ferdinand, dessen Eifersucht es mit trifft. Hier ist ein Punkt, wo der denkende Künstler das Recht, ja die Pflicht hat, dem Ganzen und seiner Intention zu Liebe im Einzelnen selbstständig und schaffend zu verfahren.

Schließlich noch eine Bemerkung über den Charakter Wurms. Er ist kein abstracter Bösewicht, kein Teufel. Er dient der Schlechtigkeit der Großen zu seinen Zwecken. Diesen opfert er Alles; und warum sollte er Menschen schonen, die er haßt und verachtet? Er ist im Innersten so revolutionair wie Ferdinand, aber es ist ein kalter berechnender Verstand, der die Schlechtigkeit des Weltzustandes, die er durch und durch kennt, zu seinen egoistischen Zwecken benutzt. An eiserner Consequenz zu ihrer Erreichung übertrifft er selbst den Präsidenten. Und dieser Mensch — liebt, liebt wirklich, er liebt Luisen. Das scheint unglaublich und ist doch wahr. Er, der aufstrebende Geheime Secretair des Ministers, will die Tochter des armen Musikanten heirathen. Er sprengt ihr Liebesverhältniß zu Ferdinand in die Luft, aber er glaubt auch nicht an die Möglichkeit, daß es Ferdinand mit seiner Liebe letzter Ernst sei und — bleiben werde oder könne. Schönheit, Reinheit und Liebenswürdigkeit haben Macht über diesen Menschen. Seine Bewerbung ist keine Speculation, sie ist Leidenschaft. Man könnte sagen: sein Verstand suche die Ergänzung zu seinem Herzen. Eben

darum aber, weil er hier wirklich menſchlich fühlt, erſchüttert ihn die Folge ſeiner Ränke an der Leiche der beiden Opfer, in dem Grade, daß er ſein Daſein wegwirft. Jetzt iſt ihm Alles andere gleichgültig, und er hat nur noch eine Leidenſchaft, die der Rache gegen den Genoſſen ſeines Frevels, der ihm davon die größere Hälfte zuwälzen will. Der Darſteller hatte dieſen Ueberſprung von der gehaltenen Ruhe wilder Leidenſchaft tödtlichen Haſſes gut aufgefaßt und ausgedrückt; dagegen hätte er die Neigung Wurms zu Luiſen vielleicht etwas mehr heraustreten laſſen können.

IV.

Die beiden Foſter

oder

das Glück hat ſeine Launen.

Nach einem engliſchen Plane von K. Töpfer.

(Aufgeführt den 9. Oktober 1843.)

Ein reicher Kaufherr in London, Thomas Foſter, verſtößt, aufgereizt durch ſeine böſe Frau zweiter Ehe, ſeinen einzigen Sohn erſter Ehe, Robert, weil dieſer ſeinen Oheim, Stephan Foſter, den jüngern Bruder des Thomas, einen überaus lockern und leichten Geſellen, aus dem Schuldthurme losgekauft hat, und zwar mit einer aus dem Comptoir des Vaters entnommenen Summe. Dafür adoptirt ihn ſein Oheim, der im Laufe der Handlung das Herz einer reichen jungen Wittwe gewinnt, die den jungen hübſchen Geſellen am Fenſter des Schuldthurms, ihrem Hauſe gegenüber, kennen gelernt hat. Sie heirathet ihn ſcheinbar aus Caprice, um einmal zu empfinden, was Sorge ſei. Allein innerlich iſt ſie von ächter Neigung erfüllt. Dieſe Neigung trägt gute Früchte.

Stephan Foster zieht einen völlig neuen Menschen an, giebt Würfel und Karten auf, und wird aus einem vagabondirenden Kneipgenie ein gesetzter Ehemann, thätiger Hausherr, Geschäftsmann, Sheriff u. s. f., der seinen Neffen und Adoptivsohn Robert zu seinem ersten Comptoiristen macht, und ihm die Hand seiner Geliebten, der Tochter des reichen Kaufherrn Walter Brown gewinnen hilft. Der reiche, hartherzige Bruder Thomas wird indessen durch den Untergang einiger Schiffe und durch gewagte Speculationen zum Bettler und wandert zuletzt in den Schuldthurm. Wie er bis auf den letzten Augenblick sein eigen Fleisch und Blut verläugnet hat, so verläugnet ihn dies zwar nicht wieder, aber der jüngere Foster verlangt doch, daß jener sich demüthige und sich der frühern Hartherzigkeit schuldig bekenne, ehe er selbst etwas für ihn thue. Dazu kommt es denn auch am Schlusse nach langem Sträuben des älteren. Sein von ihm verstoßener Sohn Robert bestiehlt den Adoptivvater, um den Vater aus dem Schuldthurme zu lösen. Dafür läßt ihn jener zum Scheine selbst verhaften. Zuletzt, bei Gelegenheit eines großen Festes, wo der verarmte Thomas seinen reichen Bruder beim Könige wegen Härte gegen seinen Sohn verklagt, zwingt ihn des Bruders einfache Darstellung seine Beschuldigung zurück und auf sich selbst zu nehmen. Dies ist der erwartete und verlangte Moment der Versöhnung. Im selben Augenblicke, wo der jüngere Bruder den ältern als Theilnehmer an Geschäft und Vermögen annimmt, zeigt sich auch zugleich der Sohn, welcher im Schuldthurm vermuthet wurde, als frei und als glücklicher Gatte der Tochter des reichen Kaufmann Brown. Und so endet Alles in Freude und Herrlichkeit. — Welch eine Fülle von charakteristischem Leben ist doch in diesem

Alt-England! Ich kenne das Original nicht, weiß nicht, wie viel Hr. Töpfer ab- oder zugethan hat. Aber das weiß ich, daß dieſe engliſchen Dramatiker an ihrer Nationalität eine unerſchöpfliche Fundgrube haben. Der Titel auf dem Zettel meldet: „Charaktergemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert nach einem engliſchen Plan“ von Karl Töpfer. Warum nennt Hr. Töpfer ſeinen Vorgänger nicht, von dem er doch ohne Zweifel nicht weniger als Alles hat? Ob das Original Proſa iſt? ich möchte es faſt bezweifeln; alles iſt auf einen gewiſſen höhern Styl angelegt, und Hr. Töpfer hat höchſt unrecht gethan, daß er in den bewegteren Scenen die Jamben nicht angewendet hat.

Für die Aufführung iſt das Stück reich an Charakteren, welche guten Schauſpielern zu thun geben. Es weht einen zuweilen ordentlich ein Shakſpeareſcher Geiſt an. Stephan Foſter (Hr. Heuſer) die Hauptrolle, ward mit Friſche und Lebendigkeit geſpielt. Dieſer Lebendigkeit fehlte, namentlich in der erſten Hälfte des Stücks, nichts als etwas mehr Feinheit. Der wilde Patron iſt dabei immer noch — ein Gentleman. Er ſagt das auch ſelbſt wiederholt, aber geſtern hatte er zuviel vom gamin de Paris, als daß man es ihm hätte glauben können. Die Manieren können leicht, übermüthig, hier und da etwas nach der Schenke ſchmeckend ſein, aber — der Gentleman muß immer durchblicken, und — vor Allem Sprache, Bewegungen, Geſten, äußerer Anſtand dürfen nichts Gemeines haben. Hrn. H. wird es leicht ſein, künftig dieſe Flecken zu tilgen, und ein reines Ganze zu geben. Ritter Klingſporn (Hr. Röpe), der Sohn des unſterblichen Piſtol, und Maſter Lamm (Hr. König) ſind in der Dichtung nur mit rohen Strichen angelegt.

Dem Schauſpieler bleibt eine feine Schattirung dazu zu thun, damit nicht Figuren der Puppenkomödie daraus werden. Agneſe v. Walſted ward von Fräul. v. Zahlhas recht anmuthig dargeſtellt. Thomas Foſter und Frau (Hr. Haake und Dem. Scholz) brachten, jener den hartherzigen geldſtolzen Kaufherrn, dieſe die boshafte, eitle, zänkiſche, auf ihr Eingebrachtes pochende Xanthippe und Stiefmutter gut zur Erſcheinung. Die Rundheit und Präciſion des Zuſammenſpiels, der Fleiß des Memorirens der Rollen verdienten alles Lob, und werden dem Stücke immer ein dankbares Publikum ſichern.

V.

Ernſt und Humor.

Luſtſpiel in 4 Akten, von Bauernfeld.

(Aufgeführt den 16. Oktober 1842.)

„Neue Beſen kehren gut," ſagt das Sprüchwort, und unſer Hoftheater ſcheint das zu beſtätigen, denn auch die geſtrige Vorſtellung gab ein neues Zeugniß von dem Fleiß und der Sorgfalt, mit welchen die Mitglieder der Bühne ſich ſelbſt dem Publikum zu empfehlen und ihrer Kunſt, wie ihrer Standeserhöhung Ehre zu machen beſtrebt ſind. Solch ein Streben verdient Anerkennung; denn die Ehre der Anerkennung iſt der geiſtige Lohn des Schauſpielers. Wahre Ehre aber hat er nur, wenn er ſich als wirkendes Glied einer Kunſtanſtalt betrachtet ſieht, deren Zweck und Ziel die vollendete künſtleriſche Darſtellung jedes, auch des untergeordnetſten poetiſchen Erzeugniſſes iſt. In dieſem Sinne muß ihm die Kritik willkommen ſein. Schon daß er kritiſirt wird, darf ihm als Bürgſchaft gelten, daß man ihn achtet. Denn das Schlechte kritiſirt man nicht, und eine Bühne, welche gar

keine öffentliche Beurtheilung erfährt, iſt ſchwerlich über der Kritik.

Das Publikum ſteht im engſten Verhältniſſe zur Bühne, und umgekehrt. Beide können und ſollen ſich gegenſeitig fördern. Thun ſie es nicht, ſo ſinken ſie beide herab. Ein gebildetes, aufmerkſames, in Tadel und Beifall gewiſſenhaftes Publikum, ein Publikum, welches von der Bühne Kunſtgenuß, und nicht bloß beliebige Ausfüllung müßiger Stunden verlangt, iſt der beſte Lehrmeiſter und Regulator der Bühne, während es eben durch ein ſolches Verhalten ſein eignes Intereſſe fördert. Bei aller billigen Rückſicht auf allgemeine Bedingungen und beſondere Verhältniſſe, bei aller Milde gegen den Anfänger, können doch, in gewiſſen Dingen, Publikum und Kritik nicht ſtreng genug ſein. Nachläſſigkeit, Unfleiß, Soloppérie, Verſtöße gegen die gute Sitte, gegen Bildung und Geſchmack, gegen Sprache u. dgl. müſſen gerügt werden; die Zeiten, welche die vollendetſte Bühne der Welt beſaßen, hatten zugleich immer das ſtrengſte Publikum derſelben. In Athen reichte ein falſch betontes Wort, ein falſch geſprochener Vers hin, um das ganze Theater zu alarmiren. Leſſings kritiſcher Kanon, ſeine kritiſche „Tonleiter“ gilt auch hier: „Gelinde und aufmunternd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper. Der Kunſtrichter, welcher gegen alle nur einen Ton hat, hätte beſſer gar keinen. Und beſonders der, der gegen Alle höflich iſt, iſt im Grunde gegen die er höflich ſein könnte, grob.“ —

Hr. Heuſer wurde geſtern gerufen. Dieſes Herausrufen iſt eine ſehr zweideutige Kritik, die überdieß ſehr

im Preiſe geſunken iſt. Man ſollte es eigentlich abſtellen. Denn eine gute durchdringende Stimme entſcheidet hier ſehr oft allein, während andere, deren Stärke nicht gerade im Schreien beſteht, ohne daß es ihnen darum an Urtheil gebräche, ſich bei ſolchen Anläſſen meiſt paſſiv verhalten. Wir gönnen indeß Hrn. H. dieſe Aufmunterung von Herzen. Er hat ſie als ſolche verdient. Sein Talent iſt unzweifelbar. Aber — es fehlt noch viel an der feineren Ausbildung deſſelben durch Studium und Kunſt. Seine Manier iſt noch zu eintönig, entbehrt noch aller feinern Schattirung. Dieſe Luſtigkeit und Lebendigkeit iſt wie der Sonnenſchein, der auf unſren unüberſehlichen Flächen »wie feſtgemagelt« gleichförmig ausgebreitet liegt, ohne Wechſel von Licht und Schatten durch Berg und Thal, Wald und Feld. Selbſt dieſer Bauernfeldſche Baron Adolf von So und So, dies heitere, vagabondirende, humoriſtiſche, beiläufig indeß ſchon ſechsunddreißig Jahr alte Genie — iſt doch immer ein Cavalier von feiner Erziehung, bei dem ſelbſt die Nonchalance nichts Studentenhaftes, Burſchikoſes, haben darf. Herr Heuſer war, wie neulich im Foſter, auch hier nicht fein genug, es fehlte die Grazie der Nachläſſigkeit. Er war ein zwanzigjähriger friſcher, luſtiger, ungenirter, mitunter ſtark ins derbe gerathender Tauſendſappermenter von humoriſtiſchem Bruder Studio, aber kein Mann, der in ſeinen ariſtokratiſchen Lebensverhältniſſen die Sprünge und Capricios ſeiner Laune zum Beſten giebt. Er hielt faſt während aller vier Akte eine oder beide Hände in den abſcheulichen Taſchenfutteralen geſteckt, — was ſchon im gewöhnlichen Leben ungeſchickt und anſtandslos ausſieht, und arbeitete mit dem Schnupftuche in einer Weiſe, über welche ſich Goethe in den „Regeln für Schauſpieler“ (Werke Bd. 44. §. 74), die überhaupt den jüngern Schauſpielern

dringend zur Beachtung zu empfehlen ſind, ſo nachdrücklich erklärt. Weil er ferner Alles im gleichen Tempo, Ton und Färbung nahm, lahmte hier und da ſichtlich die Darſtellung, trotz aller Lebhaftigkeit und Zungenfertigkeit. Fehler endlich in der Ausſprache wie dramátis personae ſtatt drámatis p. beleidigen das Ohr unerträglich. Der Accent iſt die Seele des Worts. Was würde ein Deutſcher ſagen, wenn er einem Ausländer ſtatt „Geſpenſter“ (◡ ‒) etwa Géſpenſter (‒ ◡◡) ausſprechen hörte.

Die Palme verdiente geſtern ohne Zweifel Hr. Bluhm [1]) (Kauffungen). An Feinheit und anmuthiger Nüancirung ſtelle ich dieſe ſcheinbar unbedeutende Rolle unter ſeine beſten Leiſtungen. Die beiden Scenen mit der jungen Wittwe (im erſten und letzten Akt) mögen an Wahrheit und individuellem Leben ihres Gleichen ſuchen. Auch ward er von ſeiner Partnerin Fräul. v. Zahlhas tüchtig unterſtützt, ein Glück, das Hr. Moltke leider entbehren mußte. Hr. Jenke als „Lebemann“, der gemüthliche Beethovener und Shakſpeareenthuſiaſt, der Inhaber des erſten Hotels der Welt und „Freund von Alexander Dumas,“ war eine ergötzliche Figur, aus der ſchwerlich viel mehr zu machen iſt. Der Jäger war nicht reſpectvoll genug, er trat ſeinem Herrn zuweilen zu nahe auf den

[1]) Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß uns Hr. Bluhm auch neulich als Verin einen wahren Genuß gewährt, und unſere vor zwei Jahren gemachten Ausſtellungen ſich wohl zu Nutze gemacht hat. Nur die Verspaare ſchleifte er zuweilen noch zu ſehr in einander, ſtatt einen unmerklichen Ruhepunkt eintreten zu laſſen.

Leib. Die Bedienten auf der Bühne müssen durchaus vergessen, daß sie eigentlich keine sind; gemeiniglich scheint ihnen das recht schwer zu werden.

Hr. Bauernfeld ist ein ergiebiges Talent. Er produzirt rasch und hat bereits an die zwanzig Lustspiele geschrieben, die alle die unverkennbarste Familienähnlichkeit haben. Er gilt für den Dichter des Conversationstons der höheren Stände, aus deren Treiben er seine Stoffe zumeist entlehnt. Eigentlichen Kunstwerth haben diese Sachen nicht, es sind keine Gemälde, es sind colorirte Steindrücke, die man nur in einem gewissen Lichte betrachten darf. Es sind »sterbliche Menschen,« »Futter für Pulver,« aber auf unsern Theatern »füllen sie eine Grube so gut wie andere.« Diese Bauernfeldschen Sachen scheinen an die Spanischen Mantel- und Degenstücke dadurch zu erinnern, daß sie Heiteres und Ernstes zusammen mischen. Aber an Feinheit, an Bewegung der Leidenschaft, an kunstvoller Composition, verwickelten Intriguen, interessanten Situationen, an idealer Erhöhung des Lebens und der Lebensverhältnisse, kurz an Poesie stehen sie meilentief unter diesen Mustern der Conversationspoesie. Es ist das alltäglichste Treiben, von jedem Hauche der Poesie verlassen, mit daguerreotypischer Treue fixirt. In diesem Lustspiele z. B. wird der »Ernst« durch einen Grafen repräsentirt, der vor ein Paar Jahren einen Menschen im Duell erschossen, dazu eine Braut durch den Tod verloren und eine, für Erkältung sehr empfängliche Haut hat, und deshalb ein Misanthrop ist. Weiter erfahren wir nichts von ihm. Er ist ein Graf, sonst nichts, ein abstracter Graf von 1842, ohne Lebensstellung, ohne alle und jede Wirksamkeit in seiner Zeit, und das Ende vom Liede ist, daß er von zwei, sich in ihn beim ersten Anblick

verliebenden Damen die jüngste heirathet, nachdem ihn der „Humoriſt“ des Stücks, Baron Adolf, über ſeinen Duellmord beruhigt hat. Dieſer Baron Adolf zieht ſich nämlich zuletzt als der erſchoſſene Duellgegner zu erkennen. Dieſer Coup iſt unglaublich bis zur Abgeſchmacktheit. Er war aber nothwendig, um den Duellmord möglich und dadurch den „Ernſt“ des Grafen erklärlich zu machen. Die Fabel, oder da eine ſolche nicht vorhanden, die zuſammengereihten Situationen des Stücks ſind folgende. Baroneſſe Celia, Wittwe, und ihre Nichte Natalie ſehen auf Spaziergängen den intereſſanten ſchwarzgekleideten „ernſten“ Grafen. Beide verlieben ſich in ihn, ohne ein Wort mit ihm geſprochen zu haben, obſchon die eine Braut eines jungen in Paris lebenden Vetters iſt, und die andere halb und halb einem Hausfreunde, Ritter von Kauffungen, der ihr ſeit dritthalb Jahren in allen Verhältniſſen treuer Freund geweſen, ihre Hand verſprochen hat, und dieſen wackern Mann auch wirklich zuletzt heirathet. Durchgehende Pferde vermitteln die Bekanntſchaft. Der Graf rettet mit einer Hand ein Kind vor dem Ueberfahren und mit der andern die Baronin, indem er die durchgehenden Pferde „an der Deichſel aufhält.“ (Auf dieſe Kunſtfertigkeit ſollte der Mann ein Patent nehmen.) Die Wittwe ladet ihn dafür zum Diner ein, er ſchlägt es aus und beſtellt Poſtpferde. Kauffungen, der darüber ſehr erfreut iſt, benutzt den günſtigen Augenblick und erhält eine Art von Jawort. Aber das erſte, was er dafür thun muß, iſt: mit ſeiner Braut zum Grafen zu gehen, um ihm, den „Lebensretter,“ noch einmal zu danken. Wittwe Braut „liebt“ nämlich den intereſſanten Grafen trotz des eben gegebenen Jaworts und obgleich ſie kaum zwei Worte mit ihm gewechſelt. Der Graf

bleibt, und kommt zum Thee. Zu diesem Thee stellt sich aber auch der „Humor“ ungeladen ein. Ein junger Mann, der im Hotel gehört hat, daß zwei junge interessante Damen in der Nähe ein Landhaus bewohnen (am Genfersee nämlich) erscheint zum Erstaunen des Grafen und seiner Wirthin im Besuchzimmer. Man fragt ihn, wer er sei, er entwickelt, daß es viel besser sei zu fragen: was einer sei, stellt sich als reisendes „Genie“ dar, hält eine Rede zum Lobe des deutschen Genies und spricht auch sonst allerhand Scherzhaftes. Man erwartet nun, daß endlich die Wirthin ihn auffordern werde im Ernst zu sagen wer? woher? wie? u. s. w. Nichts von alle dem. Man überzeugt sich, daß man ein Genie vor sich habe, und damit gut. Der Graf blättert in der Mappe des Genies, findet ein Bildniß; es ist das des Pariser Bräutigams der Nichte, und zugleich dem Genie ähnlich. Allgemeine Ueberraschung! Die Tante erklärt ihn für den Cousin, und das Genie nimmt die Erklärung an, umarmt Cousine und Braut und man geht zum Thee. Dergleichen ist nun auf dem Boden des Phantastisch-Poetischen ganz in der Ordnung, aber in so prosaisch realen Verhältnissen wie hier wird es inept und abgeschmackt. Man bedenke doch nur! In einer Zeit, wo man ohne Paß und vollständige Legitimation nicht von Scherau nach Flachsenfingen reisen kann, solche tollhäuslerischen Motive anzuwenden. Eine Braut, die ihren Bräutigam nicht kennt, ein Mensch der sich für diesen ausgeben läßt, ohne Plan, ohne Zweck. Es ist eine Confusion um des Teufels zu werden. Weiter! Steigende Eifersucht Kauffungens auf den Grafen, Eclat, angedrohtes Duell, — der Graf erklärt er schlage sich nicht. Der „Humor“ erklärt, das sei feige. Die Braut kanzelt ihren Bräutigam darüber ab,

und fordert ihn auf, dies dem »Ernſt« ſelbſt ins Geſicht zu ſagen. Der »Humor« autoriſirt ſie dazu. Unterdeß hat der Graf nach dem Eclat das Haus verlaſſen. Sein Jäger kann ihn nicht finden, ſucht ihn in Celias Hauſe. Schreck Natalien's, Angſt wegen »Selbſtmord.« Sie ſucht ihn ſelbſt auf, trifft ihn im Walde, und beſchwört ihn, »ſich mit ihrem Bräutigam zu duelliren,« der ihn für feig erklärt habe. Der Ernſt ſagt: mein Fräulein Sie denken entweder ſehr groß — oder ſehr ſonderbar« (iſt bloße Artigkeit ſtatt: abſurd), beharrt aber dabei, daß er ſich nicht ſchlage. Die »Braut« iſt untröſtlich, daß der Graf nicht ihrem Bräutigam den Hals brechen will, und der Graf (o Schlauheit des Dichters!) entdeckt ſo, daß Natalie ihn liebt. — Unterdeſſen kommt Hr. v. Kauffungen wieder zu Celia, mit der er eine Zeit lang geſchmollt hat, und verlangt Ernſt zu machen mit der Hochzeit. Da geſteht Celia, daß ſie den Grafen liebe. Der gute Kauffungen iſt darüber anfangs etwas betreten. Aber er faßt ſich bald. »Das wird ſich geben, ſagt er, reizende Celia, wenn Sie erſt meine Frau ſind.« Verſöhnung. Zuletzt kommt der »Humor« und erklärt er ſei gar nicht der Neffe und Bräutigam, er ſei der Baron ſo und ſo, der dem Bräutigam ähnlich ſehe. Auf den Bräutigam ſelbſt ſei indeß nicht zu warten, der habe ſich in Paris »verplempert.« Nun kann der »Ernſt« die vacante Braut heirathen. Aber der Duellmord verfinſtert noch ſeine Seele. Der Humor weiß auch hier Rath: »er iſt der angeblich durchs Herz geſchoſſene Italiener; er hat in Venedig damals unter falſchem Namen und gut maskirt gelebt.« Allgemeines Erſtaunen, Rührung, Umarmung, Doppelverlobung. Schluß.

Das Drama ſoll »der Natur den Spiegel vorhalten

und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen.“ Allein wenn hier Bauernfelds Stück ein Spiegel des Lebens der höhern Stände wäre, so möchte man Gott danken, daß man dieser aristokratischen Gesellschaft fern steht. In diesen Menschen pulsirt kein Lebensblut, es sind schemenhafte Schatten. Da ist alles plattirt, und bei der geringsten Berührung der Kritik zuckt das rothe Kupfer vor. Man bedenke doch, es sind Menschen unserer Zeit, in Verhältnissen lebend, die wir vor uns sehen, es ist die prosaischste Realität, und auf diesem Boden und in diesen Verhältnissen gehen Dinge vor, werden Motive angewendet, die höchstens im Bereiche des phantastischen Lustspiels, wie es die Spanier haben, Berechtigung finden. Die Liebe ist das treibende Element, und „die Liebe entschuldigt alles“ heißt es bei den spanischen Kritikern, wenn sie von den Extravaganzen ihres Lustspiels reden. Aber in welcher flauen, matten, schwächlichen Gestalt tritt bei diesem Wiener Poeten die Liebe auf! Und welcher totale Mangel an Plan und Composition, wie hängt und schlottert alles verbindungs- und haltlos! wie sind die komischen Partien und Gestalten (Hr. Lebemann) mit den Haaren herbeigezogen! — Wie frostig und matt sind die Anspielungen auf Gegenwärtiges, diese kleinen Spitzen gegen Hr. v. Raumer, gegen Gräfenberg u. dgl. Hielten nicht gute Schauspieler das Stück, und wären wir nicht an noch unendlich viel Geringeres im Theater gewöhnt, es müßte durchfallen.

Hr. v. Bauernfeld bedenkt nicht, daß alle wahre Komik den Ernst zum Hintergrunde hat, daß sie ohne einen solchen Hintergrund seicht und flach wird. Und ist denn wirklich das Leben unserer höhern Stände so nichtig

und inhaltsleer, wie es hier erſcheint? Ich weiß es nicht und hoffe es nicht. Aber das weiß ich, daß dieſes „Converſationsgemälde“ kein geſundes Gewächs am Baume unſerer Poeſie und unſeres Lebens iſt. Es iſt weder rechter Ernſt noch rechter Spaß (von Humor nun gar nicht zu reden, denn davon hat Hr. B. auch nicht die leiſeſte Ahnung), es iſt nicht kalt noch warm. Wir fühlen nichts bei dieſen „Schmerzen“ des „Ernſtes,“ und wenn wir über den Bauernfeldſchen „Humeriſten“ lachen, ſo iſt dies Lachen nicht verſchieden von dem, was uns ein Spaßmacher mit einigen Witzen entlockt. Ihr Luſtſpieldichter reitet noch immer den alten abgetriebenen Gaul dieſer lauwarmen Liebesgeſchichten, als ob ſonſt keine komiſchen Stoffe in der Welt wären. Und doch liegen ſie zum Greifen nah, dutzendweis. Nur Eins. Es giebt Leute, die das Mittelalter bis auf die Burgen und Raubneſter wieder herſtellen möchten. Stellt ſie uns nur vor wie ſie in alterthümlicher Kleidung in dieſen engen kleinen gewölbten Zimmern hauſen, wie der Theekeſſel und die Kaffeemaſchine in der Kemenate ſummen, und die Allgemeine Zeitung neben den Wandgewaffen paradirt. In einer ſolchen Burg (Hr. Bauernfeld hat ſie ganz in der Nähe) iſt ſogar eine Folterkammer, ein Verließ eingerichtet, und Gefangene (Puppen, verſteht ſich) darin, die der Burgwärtel, indem er eine Schnur zieht, mit den Ketten raſſeln läßt. Iſt das nicht komiſch? Könnte nicht ſo ein Liebhaber des Mittelalters auch noch weiter gehen? könnte er nicht einmal zum Spaß ein Paar Kaufleute „niederwerfen,“ oder nach Verabredung mit einem gleichgeſtimmten Bruder Ritter, demſelben „Fehde“ anſagen? und dazu die Verwickelungen mit Polizei und Gensd'armes, die an die Verabredung nicht glauben, und das Publikum,

das für dieſe Revenants nur noch die Empfindung hegt, die der ehrenwerthe Ritter von der Mancha erweckt! O Don Quixote! laß einen Hauch deines Geiſtes dieſe Converſationspoeten anwehen, und gieb uns ächten Humor, der Herz und Nieren erfriſcht; einen friſchen Trunk feurigen Weins ſtatt dieſes ewigen Theewaſſers.

VI.

Die eiferſüchtige Frau.

Luſtſpiel von Kotzebue.

(Oktober 1808.)

Eine eiferſüchtige Frau wird von ihrer Eiferſucht curiert; d. h. wie Börne ſagt, „ſie ſchämt ſich ihrer Geſpenſterfurcht. Freilich nur ſo lange es hell iſt, und mit der Nacht wird ſie wohl wieder zu zittern anfangen. Indeſſen — das geſchieht hinter dem Vorhange.“

Freilich! Aber eben darum hat ſo ein „Luſtſpiel“ keinen befriedigenden Schluß. Eingewurzelte Eiferſucht iſt die incurabelſte aller chroniſchen Krankheiten; eine eiferſüchtige Frau, die ihrem Mann Jahrelang, wie hier, mit ihrer Scorpionenpeitſche gemartert hat, kann wohl in einem einzelnen Falle beſchämt werden, aber geheilt? O wie ſchlecht verſtehen ſich dieſe Eiferſuchtspoeten auf das menſchliche Herz. Und nun gar ſo ein Pinſel von Mann, der ſich wie eine Gelenkpuppe erſt durch einen ſoldatiſchen Bruder für ein Paar Stunden in eine energiſche Poſition ſtellen laſſen muß, um ſeiner Xanthippe eben nur auf ein Paar Stunden die Spitze bieten zu können! Was

iſt der Beſſeres werth, als einen Pantoffel, wo möglich von Eichenholz. Hr. Bluhm ſpielte dieſen weichlichen Geſellen etwas zu weichlich, und Mad. Grabowsky ſeine eiferſüchtige Frau faſt mit zu viel Naturwahrheit. Dieſe Leidenſchaft, die häßlichſte von allen — kann auf der Bühne nicht genug in Schranken gehalten werden. Sie iſt ſo ſchon widerwärtig genug. —

Wer wollte läugnen, daß die Eiferſucht es in ihren Aeußerungen bis zum Lächerlichen treibt? Sehen wir aber genauer zu, ſo iſt das Lächerliche hier ein falſcher Ausdruck, in ſofern es oft für das Komiſche genommen wird. Die Eiferſucht kann lächerlich, d. h. abgeſchmackt, werden, ihre Einfälle, Launen, können ſich bis zum Tollen und Verrückten ſteigern, zu einem Wahnſinn, in dem »Methode« iſt. Aber komiſch iſt wahre Eiferſucht eben ſo wenig wie ihre Darſtellung. Das Lachen iſt hier kein freies, kein heiteres, befreiendes, es iſt nicht das Lachen des Luſtſpiels. Dieſe Situationen ſind herzbeklemmend, peinigend, ängſtigend. Die Eiferſucht iſt weſentlich tragiſch. In der Tragödie kann ſie ſich zum Ungeheuern ſteigern, und poetiſch werden, wie alle höchſte Leidenſchaft, — Othello erſchüttert uns bis in die tiefſten Tiefen. — Im Luſtſpiel, wo ſie ſich im Schlafrock und Negligee zeigt, wird ſie gemein. Eine Frau gebildeter Stände, die ihrem Mann zutraut, daß er eine Maitreſſe unterhält, und ihn mit der Drohung verläßt: »Das ſoll die ganze Stadt erfahren!« — Dergleichen gehört vor die Polizei- und ſonſtige Behörden, nicht auf's Theater. Wie lange ſoll man dies Kotzebue'ſche Menſchenpack noch auf den Brettern ſehen, die die Welt bedeuten! —

VII.

Raupach's Schule des Lebens.

(Aufgeführt den 23 Oktober 1842.)

„Ich möchte einen atheniensischen Schuhflicker auf unserer Gallerie sehen; ich glaube, er würde toll werden in der ersten Stunde und hinab auf's Parterre springen. Aber nicht darum, weil der atheniensische Schuhflicker einen gebildeteren Geist hatte, als wir, sondern weil er einen größeren Charakter hatte, als alle unsere wohlgebornen Honoratioren, würden ihn unsere einfältigen Schauspieler anekeln."

Börne.

Gewisse Dinge lassen sich nicht kritisiren, weil sie unter der Kritik sind. Dieses neue Product Raupach's zeigt uns den edlen Isidorus Hirsewenzel, der seine Unsterblichkeit übrigens durch Immermanns Münchhausen schwarz auf weiß und also sicher hat, auf dem ihm allein gemäßen Felde des Puppenspiels und Marionettentheaters glücklich angelangt. Man bleibt stets in der glücklichen Illusion, daß man es nicht mit lebendigen Menschen, sondern mit ledernen Puppen zu thun hat, und die Komik,

welche aus dem Contraſt der Leidenſchaftlichkeit dieſer agirenden Puppen, wie z. B. der „Prinzeſſin“, mit dem Süjet und ſeinen Motiven entſteht, iſt wirklich beluſtigend. Man vergißt dabei alle Forderungen der Aeſthetik und Kunſt. Man vergißt, daß man im Theater, vor denſelben Brettern ſitzt, auf welchen die höchſte Blüthe der Poeſie, das Drama, die Stätte ſeiner Verwirklichung finden ſoll. Man vergißt Shakeſpeare und Calderon, Schiller und Göthe über die unendliche Unverſchämtheit dieſes Königl. Preuß. Hofrathes, welcher der deutſchen Nation ſolche Gukkaſtenpoeſie zu bieten wagt, und über die grandioſe Naivität dieſer höchſt gebildeten deutſchen Nation, die ſich dergleichen für ihr gutes Geld verkaufen läßt. Man weiß nicht, ſoll man darüber weinen oder lachen, wenn man hört, daß dieſes Raupach'ſche Machwerk „auf allen deutſchen Bühnen Glück, d. h. eine volle Kaſſe gemacht hat.“ Aber Michel iſt ein Philoſoph, der in ſolcher Alternative ſich nicht lange beſinnt. Was ſollte er ſich entrüſten und in Zorn gerathen, wo er lachen kann, und wär' es auch über ſich ſelbſt und ſeine eigene pergamentne Langmuth. — —

Als Volks- und Kinderkomödie iſt das Stück aber höchlich zu empfehlen. Für dieſe Bildungsſtufe hat die Pferde- oder Elephantenkur, mit welcher hier eine eigenſinnige Prinzeſſin bearbeitet und gebeſſert wird, nichts Anſtößiges. Sie macht auch nicht einmal die Reflexion, daß alle die Prügel, welche in dieſer „Schule des Lebens“ die Tochter erhält, von Rechtswegen ihrem durchlauchtigen Herrn Vater für ſeine himmelſchreiend ſchlechte Erziehung zukommen. Wer alſo ſeine Kinder einmal in eine gute Puppenkomödie ſchicken, und nebenbei den unartigen und eigenſinnigen eine gute Lehre geben will, der bitte die

Intendanz, uns recht bald wieder mit dieſer „Schule des Lebens“ zu erfreuen. Freilich thäte es ſelbſt dann Noth, das geradezu nichtswürdige und empörende Motiv der Verſtoßung der Prinzeſſin zu ändern, um deſſentwillen allein ſchon das Stück ausgepfiffen zu werden verdient hätte.

Die Darſteller thaten ſelbſt in dieſer Miſere mit lobenswerthem Eifer das Ihrige. Die Art und Weiſe, wie Hr. Koenig als Narr Dem. Stephan von der Bühne escamotirte, erregte allgemeine Heiterkeit.

VIII.

Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten.

Ein französischer Stoff, von Herrn Angely, dem bekannten Königsstädtischen Aristophanes „frei“ bearbeitet, Berliner Redeweise und Berlinische Figuren aus dem Alltagsleben den französischen Elementen substituirt. Immerhin. Das Lustspiel hat allen Grund, sich die Vortheile des individuell Provinziellen und typisch Lokalen nicht entgehen zu lassen. Es muß ihm vergönnt sein, selbst in das Besondere der mittlern und niedern Klassen hinabzusteigen. Denn hier, aber nicht in dem verflachten und nivellirten Leben der höhern Stände sprudelt noch eine reiche, frische Quelle von drastischem Witz und gutem Humor. Und so sind denn auch Hr. Liborius, der reiche Berliner Rentier und Hagestolz mit seinem alten „Brenneke“ ein Paar Gesellen, denen es durchaus nicht an Komik und komischem Leben gebricht, und namentlich der letztere, von einem Jenke dargestellt, braucht nur aufzutreten, um seines Erfolges gewiß zu sein. Aber eine Posse — von fünf Akten, in denen ein und das-

ſelbe Motiv ſich ewig wiederholt! das iſt zu viel. Ein Genrebild mit lebensgroßen Figuren hebt ſich ſelbſt auf; ein Scherz darf nicht die Anſprüche des Ernſtes machen wollen. Dergleichen Poſſen und Charakterbilder müſſen ſich in den Schranken eines engen Raumes halten, ſie müſſen flüchtig und geſchwind an uns vorüberrauſchen, wenn wir befriedigt bleiben, wenn wir nicht hinter die innere Armuth kommen ſollen. Dieſe waſſerſüchtige Ausdehnung ſchadet einem Stücke, wie das obige, außerordentlich, und macht zuletzt alle Bemühungen der Schauſpieler zu nichte. Man ſollte das Stück bei einer Wiederholung bedeutend abkürzen.

Vorher ward »die ſchelmiſche Gräfin« von Immermann, gegeben. Ein kleines, liebenswürdiges Stück, in welchem das Motiv, daß eine junge Frau ihren, auf verliebten Holzwegen zu einer kleinen Bäuerin wandelnden Herrn Gemahl durch zarte Sorgfalt für ſeine Bequemlichkeiten beſchämt, die ſie ihm bis auf das kryſtallene Mundglas in der Hütte ſeiner »Röſe« aufſtellen läßt, von ſehr heiterer, komiſcher Wirkung iſt. Ueberhaupt ſucht das kleine Luſtſpiel hinſichtlich der Feinheit und Grazie, womit hier ein delikater, ja, genau genommen, offenbar anſtößiger Stoff behandelt und zu einem befriedigenden Abſchluſſe gebracht iſt, ſeines Gleichen. Auch die Verſe ſind fließender und ſorgfältiger, als man ſie von Immermann gewohnt iſt, der auch ſelbſt einmal in einer gelegentlichen Aeußerung gegen den Referenten, auf die Verſification dieſes Stücks einen gewiſſen Werth legte. Aber alle dieſe Vorzüge helfen dem Stücke nicht über den glatten Boden ſeines Inhaltes hinweg, wenn nicht ein äußerſt feines, ſicheres, maßvolles, charakteriſtiſches Spiel der Darſteller zu Hülfe kommt. Ich weiß nicht,

wie es kam, daß Hr. Bluhm (als Graf) ganz im Gegenſatze zu ſeiner neulichen Rolle im beſten Ton diesmal etwas dehnte und retardirte, aber das weiß ich, daß eine ſolche „Röſe“ wie geſtern, daß eine frivole Griſette ſtatt eines naiven Bauermädchens dem Stück den Hals brechen muß. Will man es wieder geben, und eines beſſeren Erfolges gewiß ſein, ſo müßte ſchon Mad. Moltke jene kleine ſo höchſt anmuthige Rolle übernehmen.

Ueberhaupt lahmte geſtern Abend auch die zweite Piece bedeutend. Liborius war, wie es ſchien, in ſeiner Rolle nicht feſt, und doch gehört grade zu einer Poſſe, wie dieſe Angely'ſche Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten, namentlich bei ihrer ganz unverhältnißmäßigen Ausdehnung, ein durchaus rapides, ſcharf ineinander greifendes Spiel, um die ſtets im Hinterhalte lauernde Langeweile energiſch zurückzuhalten. Zum Glück erſetzte Brenneke, als treuer Diener auch hier, was ſeinem Herrn mangelte vielfach. Seine Mimik namentlich war geradezu vortrefflich, und ſein ſtummes Spiel war oft beredter, als das laute Reden aller Uebrigen um ihn her.

IX.

Schiller's Jungfrau von Orleans.

(Aufgeführt den 31. Oktober 1842.)

Das Unternehmen, Schiller's Jungfrau von Orleans auf unſerer Bühne zur Darſtellung zu bringen, konnte wohl mit Recht ein gewagtes heißen. Ein Stück, an deſſen Aufführbarkeit überhaupt der Dichter ſelbſt anfangs zweifelte [1]), das ſpäter nur als eine Art Monopol der größten deutſchen Bühnen betrachtet wurde, auf einer der kleinſten ins Leben zu rufen, mochte lange mit Recht bedenklich ſcheinen. Und doch war der Erfolg mit der Kühnheit. Das Haus — mit Ausnahme der Logen — war gedrängt voll, die Theilnahme unzweideutig, der Beifall laut genug für unſern Norden, und Alles in Allem genommen, ſah man ſich um die Thatſache bereichert, daß ſelbſt die größten äußern Schwierigkeiten, die ſich der Darſtellung eines dramatiſchen Meiſterwerkes

[1]) Hoffmeiſter, Schiller's Leben IV., S. 321.

auf einer kleinen Bühne entgegenſetzen, für den guten Willen nicht unüberwindlich ſind, und daß ſelbſt bei ſehr mangelhafter, ja zum Theil gänzlich verfehlter Darſtellung der Hauptrolle, und bei unzureichender Vorbereitung noch immer unendlich viel Genuß für den Freund wahrer Poeſie von der reichen Tafel des unſterblichen Dichters abfällt.

Denn freilich — von der Darſtellung der Johanna durch Mad. Gr. iſt jenes eben ausgeſprochene Urtheil wohl ſo ziemlich das allgemeine. Dieſe Darſtellung ſtand ſoweit von der idealen Auffaſſung der Schiller'ſchen Jungfrau entfernt, wie etwa die Romantik in Brömſer von Rüdesheim und Hasper a Spada Sporenklingenden und Panzerklirrenden Andenkens von den idealen Geſtalten des Schiller'ſchen Dichterwerkes. Doch davon nachher.

Schiller's Jungfrau von Orleans gehört einer Epoche ſeines Entwickelungsganges an, deren poetiſche Weltanſchauung von ſeinem dramatiſchen Ausgangspunkte weitab liegt. Während nämlich der Dichter in ſeinen Jugenddramen (Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos) kühn das Panier der Freiheit aufpflanzte und in den verſchiedenen Kreiſen der Familie, der bürgerlichen Geſellſchaft und des Staates die Idee der ſittlichen Freiheit in ſeinen Helden aufzeigte, ohne die Handlungen der letzteren von etwas anderem als von ihrem Willen, ihrem durch ihr Pathos erfüllten Innern, abhängig zu machen, ſehen wir ihn von dieſem Boden der modernen proteſtantiſchen Tragödie in Wallenſtein und Maria Stuart immer mehr zurückweichen, und denſelben zuletzt in der Jungfrau von Orleans faſt gänzlich aufgeben. Proteſtantismus und Romantik, Immanenz und Tranſcendenz, Freiheit und Glaube ſind die Kategorien, die

ſich hier gegenüber ſtehen. Das proteſtantiſche Drama, das Drama der Freiheit, verlangt eine Handlung, deren Träger ihren Willen, ihre Zwecke, ihr Pathos, als das ihrige und mit den Mitteln ihrer Willenskraft und ihrer Energie durchſetzen, Helden, die ihr Geſchick in der Tragödie als die Folge ihrer Thaten hinnehmen. Das proteſtantiſche Drama fordert freie Menſchen, menſchlich handelnd, fühlend, leidend wie wir, Menſchen, mit deren Thun und Leiden wir ſympathiſiren können. Anders das romantiſche Drama, deſſen Princip der Katholicismus, die Glaubens- und Wundertragödie. Und wenn Schiller's Jungfrau von Orleans nicht ganz dem Kreiſe dieſer letztern, deren Vertreter Calderon, zugeſellt werden kann, wenn das proteſtantiſche Princip doch durch alle Nebel dieſer Romantik hier und da leuchtend und ſtrahlend, wie die Sonne durch ſchwere Wolkenmaſſen hindurchbricht — ſo iſt es, weil Schiller, der Proteſtant, der Dichter der Freiheit es war, der dieſen widerſtrebenden Stoff unter die Herrſchaft ſeines gewaltigen Geiſtes zu zwingen wußte.

Die Jungfrau von Orleans iſt eine Wundertragödie. In ihr greift das Ueberirdiſche, die außerweltliche Macht ſelbſt beſtimmend und entſcheidend in das Dieſſeits ein *). Die Hirtenmagd, die „reine

*) Gervinus V., S. 561: Die Jungfrau von Orleans ruht ganz auf den romantiſchen Neigungen dieſer Jahre und hat ſie genährt, in dem ſie ſie zugeben wollte. — Die halb ſonnambüle Heldin war freilich eine leidige Aufgabe, aber was hier Phantaſtiſches der Perſon anklebte, ſchien gleichſam vergütet werden zu ſollen durch den höchſt verſtändigen Bau des Stücks.

Jungfrau« iſt nur das Gefäß, der Träger dieſes göttlichen Wollens und Waltens. Sie handelt nicht, weil und wie ſie will, ſondern wie und weil ſie muß; nicht weil ihr Innerſtes ſie treibt, ſondern weil ſie durch den Befehl der erſcheinenden Gottheit getrieben wird. Ihre Thaten — ſo groß und herrlich ſie ſind — ſind nicht die ihren, und ihr Geſchick iſt eben darum kein tragiſches im proteſtantiſchen Sinne des Wortes. Denn die Colliſion, der ſie zum Opfer fällt, iſt die Colliſion eines ihr von Außen aufgedrungenen Berufs, der Pflicht erbarmungsloſer Vertilgung der Feinde Frankreichs, mit den innerſten, ewigen, abſolut berechtigten Gefühlen ihres Herzens, ihres Geſchlechts. Die Gottheit, die das Weib zum Erbarmen, zur Liebe ſchuf, zwingt eben dieſes Weib zur Verläugnung dieſer ſeiner höchſten Beſtimmung durch einen Befehl, dem zu widerſtehen Frevel iſt.

Die Worte der erſcheinenden Mutter Gottes zur Jungfrau:

»Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrlichſte auf Erden
Wenn ſie der irdſchen Liebe wiederſteht,

mögen gut katholiſch ſein. Aber ein ächt tragiſcher Conflict kann aus dieſem Conditionalſatze für uns nicht kommen, weil ihn unſer Bewußtſein verwirft. Johanna iſt eine gehorſame Dulderin, aber keine Heldin. Die Erſcheinung der Himmelskönigin ruft der Zögernden in der dritten Nacht zu:

»Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden iſt ihr ſchweres Loos;
Durch harten Dienſt muß ſie geläutert werden,
Die hier gekrönet iſt dort oben groß.«

„Vor ſolcher göttlichen Beglaubigung muß freilich“, wie der fromme Erzbiſchof ſagt, »jeder Zweifel irdiſcher Klug-

heit ſchweigen.“ Aber die Aeſthetik der Tragödie hat Zweifel, die ſich dadurch nicht beſchwichtigen laſſen.

Wir wiſſen, daß Schiller bei der Jungfrau von Orleans, wie bei den beiden andern, aus einer ähnlichen Weltanſchauung hervorgegangenen Tragödien, den Nebenzweck hatte: „dem Drama durch Verdrängung der gemeinen Naturwahrheit Luft und Licht zu verſchaffen.“ (Briefwechſel zwiſchen Goethe und Schiller 3, S. 396.) Beides that dem deutſchen Drama Noth, und dieſer Zweck weiſet jenen Schiller'ſchen Dichtungen ihre nothwendige Stelle an in dem hiſtoriſchen Entwickelungsgange unſerer dramatiſchen Literatur. Wenn aber dieſer Zweck ihn dahin führte „den Inhalt nicht mehr als Hauptaugenmerk zu behandeln“, ſo kann darin nicht ſowohl, mit einem neueren Kritiker, ein Fortſchritt, als vielmehr ein Rückſchritt gefunden werden. Der Gegenſtand, der uns im Drama mächtig ergreift und erſchüttert, ſoll kein „Spiel“ ſein, wenn er es auch ſein könnte. Aber hierin liegt eben die Unmöglichkeit. Das Drama, mit deſſen ſtofflicher Wirklichkeit wir nicht ſympathiſiren können, der tragiſche Character, der als „freies Spiel“ der Poeſie mit ſeinen Intereſſen, ſeinem Handeln und Wollen über alles Verhältniß zu uns hinaustritt, kann uns äſthetiſch intereſſiren, aber er ergreift und erſchüttert uns nicht. Dieſen ſchwachen Punkt der Schiller'ſchen Jungfrau hat ein neuerer franzöſiſcher Kritiker fein und richtig herausgefühlt, und Hoffmeiſter, der ihn zu widerlegen verſucht [1]), hat zwar in meiſterhafter Weiſe nachgewieſen, daß es der Schiller'ſchen Johanna nicht an

[1]) S. Hoffmeiſter. S. 340 – 41.

Zügen leibhaftiger Individualität fehle, aber jenen Hauptpunkt hat er unwiderlegt gelaſſen, daß ſie trotz alledem keine tragiſche Figur im Sinne des modernen Bewußtſeins iſt. „Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.“ Aber die ſpaniſche Poeſie, die Poeſie des Glaubens und des Wunders, das Drama des Katholicismus, hat es trotz ſeiner hunderte von trefflichen dramatiſchen Dichtern und trotz der tauſende von dramatiſchen Werken, doch eben jenes Princips wegen, nicht zur wahren Tragödie, dem Gipfelpunkte aller Poeſie, und der modernen insbeſondere, gebracht. Dieſen zu erreichen war dem Drama des Proteſtantismus und ſeinem Dichter Shakeſpeare aufbehalten. Und Schiller ſelbſt — erreichte das Höchſte, was der kurzen Lebensdauer dieſes edelſten deutſchen Genius zu erreichen vergönnt war, nur, indem er den Boden jener katholiſchen Romantik verließ, und im Tell ſich dem Geiſte der Freiheit in der Geſchichte wieder zuwendend, zu dem Ausgangspunkte ſeiner Jugend zurückkehrte. Sehen wir nun von jener höchſten Forderung der Tragödie ab, ſo bleibt freilich die Jungfrau von Orleans ein poetiſches Meiſterſtück, wie Schiller keines in ſolcher Vollendung geſchaffen. Mit tief eindringendem, zum Theil unſäglich mühevollem Studium hatte er ſich des Hiſtoriſchen bemächtigt, das er größtentheils, wie er ſich ausdrückte, erſt „überwinden“ mußte. Und wie denn jedes ächte Kunſtwerk auch nach ſeinem eigenen Maaße gemeſſen werden muß, ſo darf man dieſes gewaltige Werk, wenn man einmal die künſtliche Reproduktion einer untergegangenen Welt und Weltanſchauung dem modernen Dichter zugiebt, in ſich durchaus vollendet nennen. Wir verweiſen in dieſer Beziehung auf die meiſterhafte Entwickelung und Darlegung der

Composition, welche Hoffmeister im vierten Bande seines mehrerwähnten Werkes gegeben hat, und beschränken uns hier darauf, den Charakter der Heldin in besonderer Beziehung zu ihrer dramatischen Darstellung zu betrachten.

Der wahre Künstler schafft den Charakter, den er darstellen will, indem er ihn als ein organisches Ganze anschaut und so aus sich selbst reproducirt. Dazu gehört vor allen Dingen Verständniß des Charakters und Einsicht in das Verhältniß desselben zu dem Ganzen des Kunstwerks, dem er angehört. Die Jungfrau von Orleans ist ein Gattungscharakter, in welchem eine sittliche Idee individuelles Leben erhalten hat [1]). Rötscher hält die Darstellung solcher Charaktere, zu denen er Iphigenia, Julia, Desdemona, Imogen zählt, für die minder schwierige. Jede Darstellerin, meint er, werde sich mühelos (!) zu dieser Anschauung erheben, und in den genannten Gestalten Repräsentanten idealer Gemüthsrichtungen nicht Specialmenschen erblicken, — wie weit auch nachher die Leistung hinter der Anschauung zurückbleibe.

Aber das ist es ja eben! Wir sind geneigt den Satz umzukehren, und in solchen Charakteren gerade die schwierigsten Objecte der Darstellung zu erblicken. Charaktere von härterem Stoffe und gröberer Wirklichkeit mögen freilich von gemeiner Auffassung leichter herabgezogen werden können; aber ihre Darstellung wird selbst einem reflectirenden, scharf beobachtenden Verstande, oder einem

---

[1]) Rötscher, Kunst der dramat. Darstellung S. 317.

geſchickten Copiſten gelingen, während jenen idealen Geſtalten nur der wahrhaft ſchöpferiſche Genius volles Leben zu verleihen vermag. Denn eben, weil ſie Gattungsmenſchen ſind, iſt die Aufgabe, ſie zur leiblichen Erſcheinung zu bringen, ihnen individuelles Daſein zu ſchaffen, eine unendlich ſchwierigere. Hier verläßt den Künſtler alle Erfahrung, alle Beobachtung, alle Hülfe der Wirklichkeit, die ihm dort zu ſtatten kommt. Seine Darſtellung muß hier ein völlig freies Schaffen werden, während er ſich dort zur Nachahmung hingedrängt ſieht. Das iſt beiläufig auch der Grund, warum die großen tragiſchen Künſtler höher ſtehen und ſeltener ſind als ausgezeichnete Komiker.

Doch zurück zu Schiller's Jungfrau. Die Entwickelung ihres Charakters im Stücke durchläuft verſchiedene, bedeutend von einander geſonderte Phaſen. Sie tritt uns in der erſten im Prolog entgegen. Schweigſam und verſchloſſen, ſtreng und kalt ſchildert ſie der Vater. Mit einer Art von geheimer Scheu ſehen die Ihrigen, mit Ehrfurcht, wie zu einer höhern „dieſen Zeiten fremden“ Erſcheinung der liebende Raimond zu ihr hinauf. Ihr, den Naturmächten in Wald und Feld hingegebenes Weſen, ihre dämoniſche Natur erregt dem eigenen Vater Grauen. Ihm iſt nicht geheuer bei der ſchwärmeriſchen Myſtik dieſer Tochter, die das „leicht aufzureizende Reich der Geiſter“ mit magiſchem Beginnen verſucht. Allein Johanna iſt bereits innerlich den Mächten der ſchwärmeriſchen Myſtik ſo hingegeben, daß ſie des Vaters Warnungen nicht einmal vernimmt. Sie weiß ſich als die zur Rettung Frankreichs und ſeines Königs von der Gottheit Auserkorne. Die Königin des Himmels hat bereits zu ihr geſprochen, und in dieſer Selbſtgewißheit,

iſt jede irdiſch ungläubige Rede für ſie eitler Schall. Nur das Auftreten Bertrands mit dem Helm weckt ſie auf aus ihrem brütenden Sinnen zur Theilnahme an der Gegenwart, die ſie umgiebt. Nicht freudig überraſcht, denn dies würde Zweifel an ihrer Berufung durch die Himmelskönigin vorausſetzen, erblickt und ergreift ſie den Helm [1]). Sie weiß, daß er der ihre iſt:

Mein iſt der Helm und mir gehört er zu.

Sie ſieht darin nur das ſicher erwartete letzte „Zeichen“ erfüllt. Ihre Fragen an Bertrand über den Zug des Ritters Baudricour ſind kurz, ſcharf, beſtimmt, und der erſte Ausbruch ihrer begeiſterten Prophezeiung

Nichts von Verträgen u. ſ. w.

ſo ergreifend er iſt, ſo ſehr er ſelbſt den Vater beſtürzt, iſt doch mehr die gewißheitstrunkene Verzückung der fanatiſchen Prophetin, die ſich als die Erwählte Gottes fühlt und weiß, als die Leidenſchaft menſchlicher Erregtheit. Es iſt eine übermenſchliche, altteſtamentaliſche Großheit in dieſer Geſtalt, in dieſen Reden:

— Eine weiße Taube
Wird fliegen, und mit Adlerkühnheit dieſe Geier
Anfallen — — — — — —
Und dieſe frechen Inſelwohner alle
Wie eine Herde Lämmer vor ſich jagen.
Der Herr wird mit ihr ſein, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geſchöpf wird er erwählen
Durch eine zarte Jungfrau wird er ſich
Verherrlichen, denn er iſt der Allmächtige.

---

[1]) Dies ward in der Darſtellung ganz verfehlt.

Ihr Sieg wird leicht und mühelos ſein, denn Gott ſelber iſt es, der mit ihr, der durch ſie ſtreitet. Dieſe Gewißheit, dieſe Sicherheit giebt ihr eine Ruhe in der Verzückung der Begeiſterung, an deren Ausdruck die neuliche Darſtellung nicht von fern erinnerte.

So ſcheidet ſie von ihrer geliebten Einſamkeit um dem Schauplatze ihrer Thaten zuzueilen. Aber dieſes Scheiden erzeugt in ihr nicht die Empfindung tieferer Wehmuth, nicht jenen Scheideſchmerz, den die Darſtellerinnen gewöhnlich in den Anfang jenes berühmten Monologs gedankenlos legen. Es iſt ſchon ein höchſt bedeutender, ein von dem tiefſinnigen Dichter meiſterhaft angebrachter, leider aber meiſt überſehener Zug, daß in dieſem Abſchiedsmonologe Johanna mit keinem Worte, der Menſchen, von denen ſie ſcheidet, des Vaters [1]), der Geſchwiſter, der Befreundeten erwähnt. Sie hat ſich von allen dieſen irdiſchen Banden ſeit jener Berufung längſt losgeriſſen. Nur der ſtummen Natur, den Bergen und Triften, die ſie durchzog, den Thieren, die ſie weidete, gilt ihr Lebewohl, durch das die ſeelige Freude über die ihr zu Theil gewordene Herrlichkeit überwiegend hindurchklingt. Es heißt daher im höchſten Grade den Charakter Johanna's mißverſtehen, wenn man in die Worte:

„In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Bruſt;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit ſünd'ger Flamme eitler Erdenluſt.
Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt u. ſ. f.“

---

[1]) Daß nirgends der Mutter Johanna's erwähnt wird, iſt gleichfalls nicht ohne pſychologiſche Bedeutung für den Charakter der Jungfrau und ſeine Bildung.

wie es leider neulich geſchah, den Ausdruck einer Empfindung legt, die ſogar ſo weit geht, den Eindruck des Einzelnen durch eine ganz in das Particularſte gehende, und ſich den einzelnen Begriffen anſchmiegende Tonmalerei hervorheben zu wollen. Man vergißt dabei, daß Johanna hier nur die Worte der erſcheinenden Gottheit recitirt, daß ſie von dem, was ſie ihrer hohen Beſtimmung opfern ſoll, von Männerliebe und Mutterfreuden kaum eine Vorſtellung, geſchweige denn ein tieferes Gefühl hat, und haben darf, und daß ein weich in Wehmuth hinſchmelzendes:

»Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt« —

in Johanna's Munde ein Frevel gegen die Gottheit iſt, die dergleichen eben als:

»ſünd'ge Flammen eitler Erdenluſt«

bezeichnet hat, und zugleich eine Abgeſchmacktheit, wenn wir uns erinnern, daß es ja die Worte der Gottheit ſind, die ſie, ſich zur Erhebung, in dieſem Momente zurückruft. Alſo der Ton gehaltener, erhabener, ſelbſtgewiſſer, gotterfüllter Entzückung, der nur in den letzten ſechs Verſen zum Heroismus der Begeiſterung ſich ſteigert, iſt es, den wir wie im Prologe überhaupt, ſo beſonders in dem Schlußmonologe vernehmen werden. —

Die zweite Entwickelungsphaſe beginnt mit ihrem erſten Auftreten am Hofe des von höchſter Noth bedrängten Königs. Was vorher nur im Glauben Gewißheit war, hat ſich jetzt ſchon durch die That beſtätigt. Johanna kommt als beglaubigte göttliche Heldin und Siegerin. Mit einer kleinen Schaar hat ſie ein zahlreiches Heer der Feinde geſchlagen und vernichtet. Jedes Wort,

das ſie ſpricht, geht hervor, aus der wandelloſeſten, bereits vor der Welt durch die That beglaubigten Gewißheit ihrer göttlichen Sendung. Sie erkennt den König, den ſie nie geſehen, ſie verkündet ihm den Inhalt ſeiner geheimſten Gebete. Ruhige Großheit und Sicherheit iſt der Charakter von Allem, was ſie ſpricht. Schlicht und einfach, dem „Hirtenmädchen“ geziemend, iſt die Erzählung ihrer Herkunft und ihrer Berufung. Klar und beſtimmt die Bezeichnung des ihr aufbehaltenen Schwerts. Nicht der Prunk begeiſterter Rede verleiht ihr die Hoheit und Majeſtät, vor der ſich die Träger der weltlichen und geiſtlichen Macht beugen. Nein, es iſt eben die Einfachheit und Schlichtheit ihres Weſens, das im Gegenſatz zu ihren göttlichen Thaten und Worten den Eindruck ihrer Erſcheinung verſtärkt, dieſer Zauber milden, jungfräulichen Ernſtes, der den ungläubigen Dunois, den einzigen wahren Helden des Stücks, der eben deshalb in der Jungfrau nicht die Prophetin, nur die menſchlich begeiſterte Jungfrau ſieht [1]), zu den Worten zwingt:

> Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich.
> Der reinen Unſchuld ihres Angeſichts.

Und ſo dürfte es denn als durchaus verkehrt zu bezeichnen ſein, wollte man ſelbſt in ihrer Rede an den Engliſchen Herold in jener Scene ſtatt der erhabenen, gotterfüllten Ruhe und Hoheit, den Ausdruck menſchlicher Leidenſchaft und herriſchen Zornes zur Anſchauung bringen. Dieſer erſte Akt iſt der Glanzpunkt in der Laufbahn der Jungfrau. Noch hat ſie nur durch ihres Geiſtes Kraft, durch

---

[1]) Die, welche dieſen Unglauben mit Dunois theilen, ſind ihm verwandte Naturen, Talbot und Lionel.

ihre bloße Erſcheinung geſiegt. Kein Blut iſt durch ihre Hand vergoſſen, wie denn auch die hiſtoriſche Johanna ihren Richtern gegenüber bezeugte, nie eines Menſchen Blut vergoſſen zu haben. Aber in dieſer fleckenloſen Reinheit konnte der Dichter ſeine Heldin nicht halten. Hier mußte es ſich zeigen, daß der ſchwärmeriſche Glaube in ſeiner letzten Conſequenz ſelbſt das ſanfte Weib, die zarte Jungfrau zum blutdürſtigen Fanatismus fort reißt. Des Todes iſt vor ihrem Arm, wen eine brittiſche Mutter zeugte. Dies veranſchaulicht die Scene mit Montgommery im zweiten Akte, in welchem der Charakter Johanna's in das dritte Stadium ſeiner Entwickelung tritt. „Ein Geſpenſt des Schreckens“ nennt ſie gegen ihn ſich ſelbſt, das würgend durch der Feinde Reihen gehen muß, denn auch dazu treibt ſie die „Götterſtimme.“

Hier iſt ſchon eine Spaltung eingetreten. Die leidenvolle Leidenſchaft des Fanatismus bringt ſie in Zwieſpalt mit der erwachenden Stimme ihres innerſten Weſens:

In Mitleid ſchmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche ſie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blüh'nden Leib des Gegners zu verletzen.

Und nur ihr Glaube an die heilige Jungfrau „bewaffnet ihr das Herz mit Unerbittlichkeit.“ Ebendeshalb tritt denn auch erſt hier die Erinnerung an die Ihrigen, an Vater und Schweſter als Zeichen ſchmerzlich erwachender menſchlicher Regung ein (Akt 2, Scene 7), und die unmittelbar nach der erbarmungsloſen Tödtung des Feindes folgende Scene der Liebe und Verſöhnung ſetzt dieſen Widerſtreit, der ſich im eignen Innerſten regt, noch deutlicher ins Licht. In dieſer Scene, in der ſich Jo-

Johanna den menschlich bewegenden eigensten Mächten ihres Innern vollständig hingiebt, tritt uns nun statt der erhabenen Prophetin die Innigkeit der holdesten Anmuth einer »kindlichen« Seele, einer menschlich denkenden und fühlenden Jungfrau entgegen. Mit Worten und Handlungen der Liebe und Milde, der Gnade und Versöhnung beginnt auch ihr Auftreten im dritten Akte. Als Friedensgöttin, den Kranz statt des Helms auf dem Haupte tritt sie auf. Selbst die Sprache ihrer Prophezeihungen athmet Frieden und Milde. Aber gerade diese Umkehr zu ihrem eigensten innersten Wesen ist schon der Anfang ihres Falles. Diese tiefste Ruhe ist die Ruhe vor dem Ausbrechen des Sturmes. Die edelsten Herzen Frankreichs bieten ihr, von dem Zauber ihrer Anmuth und Hoheit hingerissen, ihre Liebe und ihre Hand und selbst der König redet ihrem Werben das Wort. Johanna verschmäht diese Anforderungen, die in den Augen der Gottgesandten Prophetin als »sündhafte Flammen eitler Erdenlüste« erscheinen müssen. Aber ach! dies Verschmähen, diese Zurückweisung, so heftig und entschieden sie dieselben auch ausspricht, sind schon nicht mehr unbefangen. Es ist die Pflicht, die strenge, harte, der sie gehorcht; sie kann jenen weicheren Gefühlen, denen sie so eben ihr ganzes Herz erschloß, nicht mehr fremd sein. Darum »preßt und ängstigt sie diese Waffenstille«. Sie fordert »Schlacht und Kampf« ihr Herz und seinen innern Kampf zu übertäuben. Diese ahnungsvolle Unruhe eines geheimen, innersten Erbangens im Gegensatze zu der früheren Ruhe und Sicherheit der ungetrübten Begeisterung soll Johanna auch in der Darstellung versinnlichen. Die gediegene Einheit ihres Wesens ist gebrochen, sie ist schon »geirrt« an ihrer hohen göttlichen Sendung, und dieses Schwanken diesen

Zwieſpalt verſinnlicht uns denn auch äußerlich im folgenden Akte die Scene mit dem geſpenſtiſchen ſchwarzen Ritter, der ſie, wie ſie ſelbſt ſagt »verſuchen und verwirren will.« Ach, es ſind nur die eignen ſchwankenden Gedanken, die eignen bangen Zweifel, die ſich aus dem Abgrunde ihres zerſpaltenen Innern gegen ſie erheben, wie die Zauberſchweſtern nur Macbeths eigne frevelhafte Gelüſten verkörpert uns vor die Sinne führen.

So folgt denn auch unmittelbar nach dem Verſchwinden der geſpenſtiſchen Erſcheinung die Kataſtrophe der Begegnung Johanna's mit Lionel. Hier »tritt auf einmal das Göttliche mit dem Menſchlichen, das Heroiſche mit dem Weiblichen, die Pflicht mit der Liebe in einem furchtbaren, tragiſchen Gegenſatz; zwei Welten ſtoßen feindlich auf einander. Das fühlende Weib kann nicht erfüllen, was die Kriegerin Gottes verſprach.« Dieſe Colliſion konnte nur in dem Bewußtſein eines proteſtantiſchen Dichters entſtehen, und ſtatt, wie gewiſſe Leute, über den Poeten zu witzeln der »Johanna's Schickſal an eine mehr oder minder befeſtigte Schnalle geknüpft habe,« ſollte man vielmehr begreifen, daß das Zufällige, das hier nur ein innerlich ſchon Vorhandenes ans Licht bringt, ein gleichgültiges Mittel iſt, deſſen freilich als Mittel auch das Nothwendigſte nicht entbehren kann.

Ich ſagte, nur ein proteſtantiſcher Dichter konnte in dieſer tiefen Weiſe das Tragiſche in Johanna's Schickſal dichten, deren hiſtoriſches Geſchick nur ein trauriges iſt. Denn das katholiſche Bewußtſein der romantiſchen Zeit weiß nichts von einer Berechtigung des Herzens, des Gefühls, des Menſchlichen, gegenüber der abſoluten Alleinherrſchaft des Gottesgebotes außer uns. Die Tranſcendenz iſt Tyrannin. Eine katholiſche Johanna konnte

ihren Glauben, ihren Gehorſam auf dem Holzſtoß beſiegeln, aber nur Schiller's Johanna vermag unſer Herz zu rühren, „daß wir ihr (nach des Dichters Worte) als einem Vernunftweſen huldigen“ und an ihre Seelenſtärke glauben, indem ſie menſchlich unterliegend, ſich ſelbſt aus der Niederlage wiedergewinnt, und die bisher als äußerlich erſchienene Berufung zum Hereenthume durch eigne Kraft zum Eigenthume ihres Geiſtes, zu ihrer eignen innern Stimme macht. Erſt als ſie ſich zur wehmuthvollen Anklage erhebt (Akt 4. Scene 1.) gegen die Macht, die dieſen „furchtbaren Beruf“ auf ſie geladen, fühlen wir uns mit ihr auf gleichem Boden. Erſt als ſie in den tieferſchütternden Worten:

Willſt du deine Macht verkünden,
Wähle ſie, die frei von Sünden
Ruhn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geiſter ſende aus
Die Unſterblichen, die Reinen
Die nicht fühlen, die nicht weinen, u. ſ. w.

ihr menſchlich fühlend Herz uns erſchloſſen, können wir einer tragiſchen Rührung nicht widerſtehen, die nicht ſowohl Wirkung einer tragiſchen Handlung als der tragiſchen Expoſition ihrer Motive und ihres Seelenzuſtandes iſt [1]). Die Unſeeligkeit eines Seelenzuſtandes, in welchem das höchſte Glück und die höchſte Seeligkeit der Liebe zum Unglück, zum Schuldbewußtſein, zum Verbrechen

[1]) Schiller an Goethe. Briefwechſel Nr. 755. „Weil meine Heldin im letzten Akte auf ſich allein ſteht und im Unglück von den Ihrigen deſerirt iſt, ſo zeigt ſich ihre Selbſtändigkeit und ihr Charakteranſpruch auf die Prophetenrolle deutlicher.“

wird, tritt in der erſten Scene des vierten Aktes mit erſchütternder Macht hervor. Es ſind zwei Weltanſchauungen, die in einer Seele mit einander ringen. Johanna erliegt, und wie ſie ſelbſt ſich aufgeben und verlaſſen muß, ſieht ſie ſich von der Welt, von ihrem Volke, ihrem Könige verlaſſen, und die Anklagen des Vaters, ſo ſchuldlos ſie ſich ihrem Wortlaute gegenüber weiß, treffen doch ihr eignes Bewußtſein um ſo tiefer, da der Dichter in die äußere Faſſung und den Ausdruck dieſer Anklagen, Mahnungen und Fragen einen Doppelſinn zu legen gewußt hat, dem ſich die Unglückſeelige nicht entziehen kann. Erſt als ſie durch freiwillige Unterwerfung unter das härteſte Geſchick ihr Vergehen geſühnt hat, iſt auch die Freiheit ihres Innern hergeſtellt:

> In mir iſt Friede, komme was da will
> Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt.

Zurückzukehren zu den Ihren, als niedere Magd ihnen zu dienen und „mit der ſtrengſten Buße es zu ſühnen, daß ſie ſich eitel über ſie erhob“, ward ihr nicht vergönnt. Jetzt will ſie ihr Geſchick erfüllen. Sie weiß ſich mit ihrem Gott und mit ſich ſelbſt verſöhnt. Eine innere Stimme ſagt ihr, daß ihr Ziel nahe ſei. Es iſt's. Nur die Strafe, den Mann wieder zu ſehen, an den ſich die Erinnerung ihres Fehltritts, ihres Frevels knüpft, erſchüttert ſie noch einmal bis zur Leidenſchaft. Aber auch dieſe letzte Prüfung überwindet ſie. Sie ſieht ihn wieder, und mit göttlicher Ruhe und Hoheit begegnet ſie, die nichts Irdiſches mehr feſſelt, ſeinem wilden Werben, und wahrhaft majeſtätiſch erklingen die ſtolzen Worte der gefeſſelten Prophetin:

Du bist der Feind nur, der Verhaßte meines Volkes.
Nichts kann gemein sein zwischen mir und dir
Nicht lieben kann ich dich u. s. f.

Dieser höchste Sieg über sich selbst macht sie denn auch würdig, als Retterin ihres Volkes und mit ihm versöhnt, von ihm beweint, ihre Laufbahn zu beschließen. In Banden blutgieriger Feinde, an der Schwelle des Todes, dem Geliebten gegenüber, der ihr Freiheit und Leben, Glück und Liebe bietet, hat sie nur ein Pathos, das Vaterland, und seine Rettung und Befreiung, und dieser Heroismus der ächt menschliche und darum auch göttliche — denn Er schuf den Menschen nach Seinem Bilde — führt die Heldenjungfrau zurück, aber gereinigt und verklärt zurück zu der Einheit mit ihrem Gotte, zu dem Bewußtsein ihrer göttlichen Sendung, von dem sie ausgegangen, und für die jetzt ihr Lebensblut verströmen darf.

Nach dieser Skizze mag man beurtheilen, in wiefern die neuliche Darstellung der Jungfrau durch Mad. G. gelungen oder mißlungen heißen durfte. Hier nur noch ein paar Worte über die weitere Darstellung. Die Nebenrollen waren meist tüchtig; selbst die kleineren Parthien (Raoul und der Soldat im Thurme) waren sorgfältig einstudirt und gelangen recht gut. Dunois und Lionel waren ächt heldenhafte Erscheinungen, die Scene Johanna's mit Lionel gelang dem letzteren meisterhaft. Der König (Hr. Heuser) dürfte anders zu besetzen sein. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Die Verkürzungen waren nicht alle zu loben, doch mag die Scene mit Montgomery noch immer eher als die zwischen Isabeau und den Feldherrn wegbleiben können. Du Chatel darf aber nicht

wieder vergeſſen, den Dunois am Schluſſe des vierten Aktes abzurufen, und die Jungfrau zu verbannen. Die Statiſten müſſen vermindert werden. Sie waren ungeübt und ſtörten. Beſſer, man läßt der Phantaſie den größten Raum, und ſymboliſirt nur Lager, Heer und Schlacht, als daß man der Illuſion mit dieſen geſchminkten Klötzen ins Geſicht ſchlägt und die künſtleriſche Andacht ſtört. Die Leute, welche am leichteſten über dergleichen Störungen lachen, haben mehr Phantaſie, als man ihnen gemeinhin zutraut. Freilich meinen wir nicht mit Tieck, daß unſere Scenerie zu der Shakespear'ſchen Einfachheit und — Rohheit zurückkehren müſſe. Wo große Mittel da ſind, wie in Berlin, wo man im vierten Akt an tauſend Menſchen auf die Bühne bringt, da brauche man ſie, aber: —

Mit Vielem hält man Haus
Mit Wenigem kommt man aus! —

X.

1. Der Sohn auf Reisen.

Lustspiel in 2 Akten von Feldmann.

2. Der Jugendfreund.

Lustspiel in 3 Akten, frei nach dem Französischen von F. von Holbein.

Diesmal trägt es № 1. das deutsche Original über № 2 den Abklatsch einer französischen Platte davon. Das deutsche Lustspiel ist ein kleines, harmloses, einfaches Genrebildchen, mit sehr komischen, gut benutzten Motiven. Julius will reisen und die Welt sehen, der Vater ist dagegen, die Mutter dafür, der Schulmeister, das gelehrte Orakel des kleinen Städtchens, wird von der reiselustigen Partei gewonnen, der Vater zwischen zwei Feuer genommen und überstimmt, gewährt die Erlaubniß. Julius soll reisen, und zwar noch heute, und Peter, der alte, treue, aber unendlich einfältige Diener des Hauses soll ihn begleiten. Wer ist froher als Julius! Mutter und Diener packen, Julius zieht die Reisekleider an, nur die alle Augenblicke erwartete Ankunft eines

Bäschens, Louiſe, ſoll er noch abwarten, um ihr guten Tag und Adieu zugleich zu ſagen. Um zwei Uhr kommt die Erwartete. Julius ſieht ſie — und verliebt ſich in ſie binnen zehn Minuten dermaßen, daß er die Reiſe aufgeben will. Aber vergebens ſpiegelt er dem Vater vor, daß es ihm jetzt zu ſchwer falle ſein Vergnügen auf Koſten des Schmerzes der Eltern zu erkaufen. Dieſer Edelmuth bewirkt beim Papa gerade das Gegentheil. Auch bei der Mutter iſt er nicht glücklicher; ſie will, ſo ſehr ihr der Abſchied auch ans Herz geht, doch nicht vergebens ſich mit dem Vater für die Reiſe geſtritten haben. So muß er fort, und nach einer tragikomiſchen Abſchiedsſcene ſehen wir ihn, von Vater und Mutter, Nichte und Nachbarn beglückwünſcht, und ſeinem treuen Peter, der mit allerlei Packwerk, Schachteln, Vogelbauer auf den Bock klettert, auf die Seele gebunden, in den Wagen geſchoben; der Wagenſchlag fliegt hinter ihm zu, aber während im Abfahren der Vorhang fällt, ſpringt der verliebte Held aus dem unbeachteten Schlage der andern Seite wieder hinaus, und erſcheint im zweiten Akte in dem Zimmer des erſchreckenen Bäschens. Liebesgeſtändniß, Verlegenheit, der Vater naht, Julius retirirt ſich unter den Tiſch, und kaum ſchützt ihn dort das Bäschen vor der drohenden Entdeckung. So geht es noch einige, durch die Rückkehr des verzweifelnden Peter beſonders belebte, mitunter recht komiſche Scenen durch, bis denn zum Schluß der Schulmeiſter den verlornen Sohn wiederfinden hilft, und eine Verlobung Alles in Ordnung bringt.

Das kleine Stück iſt, wie geſagt, gar ſo übel nicht, aber es hat einen Fehler, den der Verf. mit leichter Mühe ändern könnte. Der Nerv des ganzen iſt das ſchnelle

Verlieben des reiselustigen Sohnes in das kaum zehn Minuten gesehene Bäschen (die Zeit des ganzen Stücks umfaßt nur ein Paar Stunden). Dies ist durchaus gegen alle Praxis, und lähmt das Interesse. Wie viel besser wäre es gewesen, die Sache so zu wenden, daß Julius von vorn herein in seine abwesende Cousine verliebt, und das Verlangen, sie in der Residenz zu sehen, der Grund zu seiner Reisesehnsucht wäre, wenn dann im Augenblicke der auf vieles Bitten gewährten Reiseerlaubniß die Cousine selbst, wie im Stücke, angefahren käme, und der weitere Verlauf sich nun um Vieles motivirter so fort entwickelte. Das Stück müßte dadurch gewinnen. Gespielt wurde es durchweg rasch und gut, Papa und Mama (Hr. Haake und Mdme. Schulz) waren ächte Lustspielfiguren. Peter (Hr. Jenke) höchst ergötzlich, und in der Kalbskopfscene von ausgezeichneter mimischer Kraft. Die übrigen gleichfalls zu loben.

№ 2 war ich zu Ende zu sehen verhindert. Was ich davon gesehen, gab mir den Beweis, daß die hiesige Darstellung dieses Stück, welches unstreitig zu den bessern deutsch-französischen Lustspielen gehört, auch diesesmal das früher ihm mit Recht gespendete Lob verdiente. Die Hauptrollen, von Mde. Moltke, Hrn. Berninger und Hrn. Moltke gegeben, verdienten die allgemeine Anerkennung.

XI.

Einen Jux will er ſich machen.

(Aufgeführt den 13. November 1842.)

Poſſenſpiel von Neſtroy, dem Vater von Lumpacivagabundus und Conſorten. Was iſt davon viel zu ſagen? Im warmblütigen, lachluſtigen, heitern Süden, in Wien, der großen Babel des Genuſſes, dem Eden der Backhändl und des Wurſtpraters, im Vaterlande Staberl's und der Raimundſchen Zauberſcherze, die die idealiſirte Spitze dieſes ganzen Genre's bilden, — auf dieſen Bühnen, wo ſolche Dinge funfzigmal geſpielt und halb improviſirt erneut werden (als ächte Reſte der dramatiſchen Improviſationen aus den ſechziger und ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) — da muß man dieſe harmloſen dramatiſchen Eintagsfliegen ſehen, um ſie genießen und würdigen zu können. Hier in unſerem kalten, beſonnenen Norden ſind ſie Treibhausgewächſe, denen Luft, Licht und Boden fremd iſt. Unſer Lachen iſt nicht ſo harmlos und nicht ſo leicht gewonnen; wir verlangen einen gewiſſen Ernſt in Plan und Inhalt ſelbſt von den Erzeugniſſen der lachenden Muſe — und dann die

Darsteller selbst! wie wenige stehen so mitten in Dialect und Volkston, in Leben, Sitten und Weise des Südens! Bei den meisten merkt man, daß diese Lebenselemente eines solchen Scherzes theils nur halb, theils nicht einmal halb, mühsam angeeignet sind. Sie stehen selbst über den Erscheinungen die sie darstellen sollen, sie haben ein Bewußtsein davon, ein reflectirtes Verhältniß zu ihren Rollen, und die Folge davon ist — Absichtlichkeit, bei dem besten Willen, und ein puppenspielartiges Heruntersinken. Ein überfülltes Haus freilich erzeugt schon eine lebhafte Stimmung, die dergleichen drei Stunden lang (eben allzu lange!) in der Schwebe halten hilft; bei einem schwachbesetzten Hause würde sich die Sache anders machen.

Welch eine Fülle guter komischer Dinge stecken in dem Gedanken, ein altes, zwanzig Jahre lang zwischen seinen Syrupfässern und Pfefferdüten, zwischen Sollen und Haben versauertes Subject einmal hintenausschlagen und auf Abenteuer ausziehen zu lassen! und was könnte ein Poet daraus machen, wenn er nicht alle Forderungen der Kunst, wie Nestroy, ignorirte, und nicht mit der Wirkung des rein Zufälligen, Possenhaft-Albernen zufrieden wäre, wenn er aus diesen Figuren Menschen von individueller Gestaltung schüfe. — Doch bei alle dem ist uns solch ein Stück immer noch lieber als eine französische, von Theodor Hell verdeutschte Gespreiztheit und Immoralität. Kommt man auch eindrucks- und inhaltsleer nach Hause, so hat man doch hier und da gelacht, und sich nicht geärgert oder gar über Immoralität empört. Und obenein kann man etwas lernen: das nämlich, daß das Locale, Städtische, Provinzielle, Vaterländische der eigentliche Lebensboden des Lustspiels ist, von Aristophanes

Zeiten her. Hier iſt eigentlich die komiſche Wirkung unbeſchreiblich leicht zu erreichen; jedes Wort, jeder Witz, jede Anſpielung ſchlägt ein wie ein Blitz, ſei ſie auch noch ſo alltäglich und gering, und reißt unwiderſtehlich zur Theilnahme, zum Lachen hin. Nun! wenn die Deutſchen erſt beſſer Spaß vertragen gelernt haben, ſo werden ſie auch in ihren Komödien mehr Spaß haben. Aber das iſt noch eine gute Weile hin. Wir ſind wie zu ſo viel Dingen, auch dazu „noch nicht reif.“ Als Gutzkow zum Erſten und Letzten Male mit Immermann zuſammentraf, der ihn eben vorher in ſeinem Münchhauſen komiſch genug behandelt hatte, ſagte er zu dem herrlichen Manne, dem ſein Spott halbwege Leid that: „Wir dürfen in Deutſchland uns über ſo wenig Menſchen luſtig machen, daß wir Schriftſteller es uns ſchon nachſehen müſſen, wenn wir es über einander thun.“

XII.

Die Bekenntniſſe.

Luſtſpiel in 4 Akten von Bauernfeld.

Dieſes kleine Stück gehört zu den beſten Produktionen des bekannten Wiener Luſtſpieldichters, und nicht leicht bin ich ſo befriedigt aus dem Theater gekommen als geſtern, wo durch das höchſt lebendige, raſch in einandergreifende Zuſammenſpiel aller Darſtellenden, ganz beſonders der Mdme. Moltke und der HH. Heuſer, Häſer und Berninger, dieſe anmuthigen Wiener Leichtfertigkeiten ſo glatt und fließend dahin rollten wie eine zerſprungene Perlenſchnur über einen Mahagonitiſch. Dieſe Bauernfeldſche Welt iſt zwar keine beſte, aber doch immer eine Welt, deren flüchtiges, den Champagnerſchaum des Genuſſes leicht ſchlürfendes Treiben einem ſo zwiſchen den Lampen der Bretter wohl auf ein Paar Stunden unterhalten kann.

Ein Neffe, der humoriſtiſche Streiche macht, und ein Onkel, der mit Freuden das Geld dazu hergiebt, Leute die auf der Gottes Welt nichts zu thun haben, als ſich nach Kräften zu amüſiren, die alles unter den Ge-

ſichtspunkt des Amüſements ſtellen, dabei gutherzig und zu Zeiten ſogar edelmüthig ſind — wer könnte dieſen heiteren, um das Licht des Augenblicks flatternden Eintagsfliegen gram ſein! Ueberhaupt kann man leicht bemerken, daß überall, wo ſich Bauernfeld ſtreng in den Grenzen dieſes Genres hält und nicht Miene macht ernſthaft zu werden (wie neulich in Ernſt und Humor), wo er ſich von Perſifflage und Mediſance fern hält, und ſich um die Welt außer ſeinen Figuren nicht bekümmert, er immer etwas Gutes leiſtet. Uns andern, die wir uns im Schweiße unſeres Angeſichts um die Exiſtenz abarbeiten, die wir alles um uns her ernſthaft nehmen, kann es bisweilen ordentlich wohlthun, einmal in dieſen Bauernfeldſchen Weltzuſtand, in das Treiben und Leben dieſer Barone, Grafen und ſonſtigen Particuliers von ſo und ſo zu blicken, die wie die Olympiſchen Götter in ewiger Heiterkeit leben, und wie die Phäaken beſtändig an der vollen Tafel des Lebens ſitzen; denen Heirath und Ehe ein Spaß und das ganze Leben ein Carneval, ein mardi gras iſt, die nicht ſorgen und ſagen: was werden wir eſſen, was werden wir trinken u. ſ. w., ſondern die der himmliſche Vater wie die Lilien auf dem Felde kleidet und ſpeiſet ohne ihr Zuthun. Der junge Baron Adolf von Zeinburg iſt ein leiblicher Bruder von dem Humoriſten in Ernſt und Humor, aber er hat nicht das Outrirte jenes Genies. Seine loſen Streiche, die Verwickelungen, die er ſtiftet, die Art wie er ſie löſet, heben ihn unendlich über ſeinen jüngern Bruder. Daß der alte Commerzienrath nach dem 1. Akte ausſcheiden muß, thut uns leid; er paßt gar gut zu ſeinem improviſirten Schwiegerſohne. Aber Hr. Bauernfeld konnte ihn leider nicht brauchen, da die Möglichkeit der Heirath bei den ob-

schwebenden Verhältnissen sonst leicht zu einer Unmöglichkeit geworden wäre. Hier liegt freilich eine schwache Seite der Composition. Allein man vergißt das über den Verwickelungen, die sich in rascher Folge weiterspinnen. Ginge man freilich der Sache tiefer auf den Grund, und betrachtete man einmal den Grund und Boden derjenigen Lebenssphäre, deren Spiegelbild und Kopie diese ganze Gattung von dramatischer Poesie uns darbietet, so ließen sich daran allerhand unerbauliche Betrachtungen knüpfen. Doch dazu findet sich wohl ein andermal Zeit und Gelegenheit.

Die Darstellung konnte, wie gesagt, für eine wohl gelungene gelten. Der wissenschaftliche Begründer der Kunst der dramatischen Darstellung, H. Rötscher, bemerkt mit Recht, daß die Aufgabe, die den Darstellern bei der Durchführung von Personen erwächst, die sich durch Geburt und Stellung in den Sphären der vornehmen modernen Welt bewegen, eine außerordentlich schwierige sei und daß dergleichen Stücke gar oft von Dilettanten aus den höhern Ständen besser als selbst von bühnengewandten Schauspielern gespielt werden, welche, selbst bei specifischem Talent für einzelne Fächer, in Haltung und Benehmen sich nicht auf der Höhe der Civilisation befinden. (Rötscher, die Kunst der dramatischen Darstellung, Seite 229 ff.) Um so mehr hat die Kritik daher Leistungen wie die gestrigen anzuerkennen. Wollten wir neben vielem Guten eine Scene als vorzüglich gelungen hervorheben, so war es die, in welcher Hr. Heuser der jungen Wittwe (Mdme. Heuser) gegenüber sein Talent für dieses Genre von Darstellungen erfreulich bewährte.

XIII.

Goethe's Egmont.

(Aufgeführt den 21. November 1841.)

Goethe's Egmont iſt, wie die meiſten Goethe'ſchen Dramen, das Produkt ſehr verſchiedener Zeiten. Begonnen ward er ſchon in der Frankfurter Periode 1769 bis 1775 neben Werther und Götz [Werke XXXI. S. 4] [1]). Seitdem hatte Goethe nur in abgeriſſenen Stunden daran weiter gearbeitet; beendet wurde das Werk in der erſten Geſtalt im Januar und Februar d. J. 1782, (Briefe an und von Merck Th. II, № 87.); doch ohne daß es in derſelben dem Dichter ſelbſt genügt hätte. In einem Briefe v. 5. Mai 1782 an Frau von Voigt, Möſer's

[1]) Nach Goethe's eigner, genauerer Angabe an einem andern Orte dichtete er das Werk in ſeiner erſten Geſtalt im Jahre 1775. Siehe: Werke XXXI. S. 139. — Die lange Zwiſchenzeit, die zwiſchen dem erſten Entwurfe und der letzlichen Vollendung liegt, in welcher das Stück nicht gänzlich umgeſchrieben wurde, hat ſehr bemerkliche Spuren der verſchiedenen Entwicklungsphaſen zurückgelaſſen, durch welche der Dichter unterdeſſen hindurchgegangen war.

Tochter, mit welchem er die Zusendung des Stücks begleitet, klagt er: „daß er seit jenen ersten Anfängen nicht so viel Muße gefunden, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein solle.“ (Riemer II. S. 143.) Er nahm es mit, als er nach Italien entfloh. Am 5. Juli 1787 schreibt er aus Rom: „Egmont ist in Arbeit, und ich hoffe, er wird gerathen. Wenigstens habe ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft bin abgehalten worden, das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Akt ist ins Reine und zur Reife; es sind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche.“ Am 30. Juli: „Egmont rückt zu Ende. Der vierte Akt ist so gut wie fertig.“ Er freut sich auf den Beifall der Freunde, und fühlt sich recht jung wieder bei seiner Arbeit an diesem Stücke. Am 11. August meldet er, das Stück sei fertig, und werde zu Ende des Monats abgehen können, wo er denn „mit Schmerzen“ das Urtheil der Freunde erwarte. Am 6. September sendet er es ab, und zwei Monate später erfreut er sich des ersten beifälligen Wortes seiner Weimarischen Freunde (W. XXXI. S. 139 — 141.), und beantwortet einige ihrer Ausstellungen über das Verhältniß Klärchens zu Egmont.

Er fühlt es indeß bald selbst aus dem wenigen, was ihm die Freunde über Egmont schreiben, heraus, daß sie noch mehr gegen denselben auf dem Herzen haben: „O, wir wissen genug (schreibt er an Herder), daß wir eine so große Composition schwer ganz rein stimmen können! Es hat doch im Grunde Niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst.“ — (S. 161). Die Ausstellungen bleiben

denn auch nicht aus, und er beantwortete ſie durch ein Zeugniß ſeiner Freundin Angelic, welches dann beſonders auf die Rechtfertigung und Bedeutung der Erſcheinung am Schluſſe des Stücks gerichtet iſt (S. 183 — 185).

Allein weit ſchärfer als die Weimariſchen Freunde traf unmittelbar nach Goethe's Rückkehr aus Italien Schiller's Kritik (in der Allgem. Literaturzeitung 1788) das Gedicht. Schiller griff nicht das Einzelne, er griff das Ganze an. Man kann ſagen, er ließ das Gedicht gelten, er bewunderte deſſen Schönheiten, aber er verwarf die Tragödie.

Schon Ariſtoteles hat geſagt: „Die Hauptſache in der Tragödie ſei die Handlung und der Zweck (τέλος), nicht der Charakter der Individuen, und dieſe handelten nicht um ihre Charakter darzuſtellen, ſondern dieſe würden um der Handlung willen mit einbegriffen [1])." „Daher", fährt der Alte fort, „kann es eine Tragödie ohne Handlung nicht geben, wohl aber ohne individuelle Charaktere. Und wenn Jemand ineinemfort charakterſchildernde Reden und wohl gemachte Geſpräche und geiſtreiche Gedanken vortragen wollte, ſo wird er doch nicht das hervorbringen, was die Wirkung der Tragödie ſein ſoll. Vielmehr wird dazu weit eher eine Tragödie im Stande ſein, in welcher dieſe Stücke zwar weit unvollkommner ſind, die aber eine rechte Fabel und Verknüpfung der Thatſachen darbietet. Dies Letztere ſei der Grundbeſtandtheil und gleichſam die Seele der Tragödie."

Ganz auf dem Boden dieſer ewigen Sätze, die auch der philoſophiſche Begründer der modernen Aeſthetik an-

[1]) Aristot. Poetic. cap. 6.

erkennen muß [1]), ſteht die Kritik Schiller's, ohne daß dieſer damals von Ariſtoteles Poetik etwas wußte. Alles Charakteriſtiſche, alles was Ariſtoteles mit ἦθος und διάνοια bezeichnet, findet Schiller im Egmont meiſterhaft, aber die Seele der Tragödie fehlt. „Hier iſt keine hervorſtechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenſchaft, keine Verwickelung, kein dramatiſcher Plan; eine bloße Aneinanderſtellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zuſammengehalten werden, der an Allem Antheil nimmt, und auf den ſich Alle beziehen [2]).“ „Die Einheit des Stücks liegt in dem Menſchen [3]).“

Und wer iſt dieſer? — Die Tragödie, ſagt Ariſtoteles, — und das Wort wird wohl ſtehen bleiben, ſo lange Menſchen über die höchſten Geſetze der Kunſt denken, die Tragödie iſt die Darſtellung einer ernſten (σπουδαίας) Handlung, der Held einer Tragödie muß alſo ein σπουδαῖος, ein ernſter, ein großartiger Charakter ſein [4]). Iſt dies der Egmont des Trauerſpiels? Nein! er iſt liebenswürdig menſchlich, aber er iſt kein Held, der ſich mit ganzer Seele in ein großes Intereſſe, in einen großen Zweck verſenkt, der aus ſeinem Pathos heraushandelt, und durch daſſelbe untergeht. Die Freiheit, für die er in

[1]) Hegel Aeſthetik III. S. 506.

[2]) Schiller über Goethe's Egmont. Werke. XII. S. 369. d. Ausg. v. 1838. 8.

[3]) Daran erkennt man die Einwirkung des in Goethe's Jugendzeit, namentlich von dem wilden Lenz, verfochtenen dramatiſchen Grundſatzes: fabula una est, si circa unum sit. S. Meine Abhandl.: Shakſpeare in Deutſchland, in Prutz literaturhiſtor. Jahrbuch I. S. 32 ff.

[4]) Vergl. Schiller, S. 373.

ſeiner Todesſtunde ſtirbt, erfüllt ſein Leben und Handeln in der Tragödie nicht. Hätte ſie's gethan, ſo wäre die Rührung, die uns bei ſeinem Ausgange ergreift, eine ächt tragiſche geworden; ſo aber fällt er als ein Opfer ſeines unbegründeten Selbſtvertrauens, ſeiner Unvorſichtigkeit, ja, das Wort iſt nicht zu ſtreng, ſeines Leichtſinns, und ſein Geſchick erregt unſer Mitleiden, aber bewirkt keine wahrhaft tragiſche Erhebung.

Auf dieſen Punkt zielen, genau betrachtet, auch alle Ausſtellungen in Schiller's Kritik, und ich müßte auch nicht, daß es den Vertheidigern Goethe's gelungen wäre, eine einzige derſelben zu entkräften. Man müßte denn etwa die Phraſe dafür gelten laſſen wollen, welche Schiller's Kritik »mehr philoſophiſch, pſychologiſch, moraliſch, als äſthetiſch« findet, ein Ausſpruch, den man als Erbſtück der Romantiker bei einem Manne wie Hoffmeiſter zu finden bedauern muß [1]).

Die Hauptpunkte der Schiller'ſchen Kritik ſind im Einzelnen folgende. Das Beſtreben Goethe's, den Charakter Egmonts durch ſeine ſchöne Menſchlichkeit unſerm Herzen nahe zu bringen, habe ihn verleitet, ihm »nicht einmal ſo viel Größe und Ernſt übrig zu laſſen, als erfordert werde, dieſen Menſchlichkeiten ſelbſt das höchſte Intereſſe zu verſchaffen«; denn ſeine Schwachheiten würden nicht durch große Handlungen aufgewogen, »ſeine Verdienſte und Thaten wiſſen wir nur vom Hörenſagen, ſeine Schwachheiten hingegen ſehen wir mit unſern Augen [2]).«

[1]) Hoffmeiſter, Schiller's Leben Th. II. S. 293.

[2]) Schiller, S. 371—373. »Man kann hinzuſetzen, daß die Häufung ſchwacher und matter Charaktere, die Goethe immer eigen war, hier allzugroß iſt, als daß ſie nicht den

Dieſer Zug prägt ſich am ſtärkſten nach Oraniens Scheiden aus: „Nein, guter Graf, ruft Schiller aus, Runzeln, wo ſie hingehören! und freundliche Mittel, wo ſie hingehören! Wenn es Euch zu beſchwerlich iſt, Euch Eurer eignen Rettung anzunehmen, ſo mögt ihr's haben, wenn ſich die Schlinge über Euch zuſammenzieht. Wir ſind nicht gewohnt unſer Mitleid zu verſchenken.“ Schiller rügt dann ferner noch die unnöthige, durch Egmonts Liebesverhältniß herbeigeführte, und der Motivirung von Egmonts Handlungsweiſe ſchädliche Abweichung von der Hiſtorie. Der geſchichtliche Egmont ſtürzt ſich durch ſein Bleiben in's Verderben, weil er das Geſchick von Weib und Kindern nicht opfern will, der Goethe'ſche allein durch leichtſinniges Selbſtvertrauen [1]). Ja, ſelbſt das Liebesverhältniß, wie es ſich namentlich im Betrachte des unglücklichen Brackenburg geſtaltet, widerſtrebt der ſtrengen Sittlichkeit des idealen Dichters, der ſich freilich dafür von den Genialitätsmännern der Romantik für einen moraliſirenden Pedanten anſehen laſſen muß. Endlich findet er die hohe ſinnliche Wahrheit, die er an dieſer Dichtung bewundert, durch die Erſcheinung am Schluſſe „muthwillig zerſtört“, und er geſteht, daß er lieber einen ſinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungeſtört zu genießen [2]).

Sehen wir hier, wie Schiller mit tiefem Verſtande die ſchwachen Seiten des Dramas, als Tragödie betrachtet, zu treffen weiß, ſo bewundern wir auf der andern

---

in ſehr zweideutiger Größe erſcheinenden Helden heruntерſetzen ſollte.“ Gervinus V. S. 103

[1]) Schiller, S. 373 – 375.

[2]) Schiller, S. 380.

Seite die feine Auffaſſung alles deſſen, worin dieſe Schöpfung Goethe's unübertroffen daſteht. In der That, nur der lächerliche Pedantismus eines Götzendieners kann in dieſer meiſterhaften Kritik „Ungerechtigkeit", ja „Unverſtand" erblicken, und ſich nicht entblöden zu behaupten, daß Schiller „das genialе Motiv des ſymboliſchen Traumes oder der Viſion gänzlich verkannt", ja nicht einmal „die ſymmetriſche Aneinanderreihung der Scenen begriffen, ſondern höchſtens die plumpen Cäſuren des niederfallenden Vorhanges in Sinn und Gehör gehabt habe." Leider iſt es ein Philologe, der dieſe Rohheiten wirklich zu Markte gebracht hat [1]).

Die dramatiſche Kompoſitionsweiſe Goethe's iſt bedingt durch das Verhältniß ſeiner Helden zu der ſie umgebenden Objectivität, welche jenen gegenüber eigentlich nicht ſelbſtſtändig wirkend, ſondern nur mitwirkend iſt [2]). Die Kunſt der Goethe'ſchen Kompoſition, ſagt Ulrici ſehr treffend, beſteht in der wechſelnden Mannigfaltigkeit, in der künſtleriſchen und pſychologiſchen Zuſammenordnung der Scenen zu dem Zwecke, den Geiſt und das Leben des Helden in mannigfaltigſter Ausbreitung zu entwickeln, und in der Geſchicklichkeit, dadurch zugleich die Individualität aller übrigen mitwirkenden Perſonen herauszuſtellen und in angemeſſenen Diſſonanzen um den Helden zu gruppiren. In dieſer Art dreht ſie ſich ſpiralförmig, ſelten und meiſt nur ſcheinbar abſpringend, um die Darſtellung des Hauptcharakters, und führt dieſen gradlinig durch. Er beginnt mit einer Scene, in welcher einige mehr oder minder bedeutende Nebenperſonen durch ihre Anſichten, Urtheile und

[1]) Riemer, Mittheilungen über Goethe II. S. 551.
[2]) Vergl. Ulrici über Shakſpeare, S. 581 ff.

Erzählungen den Charakter des Helden einführen, ſeine Vergangenheit und zugleich die gegenwärtige Lage der Verhältniſſe andeuten. „Nun erſcheint der Held ſelbſt, und giebt in einer mehr oder minder wichtigen Situation ſeine Sinnesart kund, zunächſt jedoch meiſt nur im Allgemeinen, ſodann, nachdem die bedeutendſten der Nebenperſonen hinzugetreten, und bald untereinander, bald dem Helden gegenüber ſich für und wider ihn erklärt haben, mehr und mehr im Detail, und in Beziehung zu den obwaltenden Umſtänden, bis endlich unter jener und dieſer Mitwirkung aus der vollſtändig entwickelten Individualität der Hauptperſon ihr Schickſal hervorbricht [1]).“

Bei der Kritik des Goethe'ſchen Egmont, wie überhaupt jedes einzelnen Kunſtwerks, iſt nun eine doppelte Betrachtungsweiſe möglich. Entweder nämlich kann man das Kunſtwerk gleichſam unter ſeine eigene Geſetzmäßigkeit ſubſumiren, indem man unabhängig von Theorie und Begriff betrachtet, welches die Intention des Künſtlers war, was Er machen wollte, wie er ſich die Aufgabe ſtellte, und wie er ſie gelöſet hat. Hält man bei dem Egmont dieſen Geſichtspunkt allein feſt, ſo wird man zugeben müſſen, daß das Werk in ſich vollendet, daß die Intention des Dichters vollkommen erreicht ſei. Was uns Goethe im Egmont zeigen wollte, das hat er mit ſolcher Meiſterſchaft geleiſtet, daß hier kaum ein Zug fehlen, kaum ein Strich wegzuwiſchen ſein dürfte. In dieſem Sinne kann man ſagen, daß dieſes Drama, daß das Goethe'ſche Drama überhaupt, ſein eignes Genre bilde, und verlangen dürfe nach deſſen Geſetzen gerichtet zu werden. Aber dieſer Standpunkt iſt nicht der einzige,

[1]) Ulrici. a. a. O. S. 585.

nicht der höchſte. Jedes Kunſtwerk hat zugleich ſeinem Begriff zu erfüllen, denn der Begriff iſt ſein innerſtes Weſen, die lebendige Seele alles Individuellen. Je vollkommner es dem Begriffe ſeiner Gattung entſpricht, deſto vollendeter iſt es ſelbſt. Von dieſem Standpunkte geht die Schiller'ſche Kritik aus, und es iſt derſelbe Unverſtand, der Theorie und Praxis, Begriff und Erſcheinung dualiſtiſch auseinanderhält, welcher meinen kann: Schiller und die Gleichgeſinnten hätten nur für ſich Recht, ihr Tadel treffe eigentlich das Goethe'ſche Stück nicht, »denn es ſtamme aus eignen, mitgebrachten Ideen, nicht aus dem Kunſtwerke ſelbſt, welches ein Geſetz nicht anzuerkennen brauche, unter dem es nicht geboren ſei [1]).« Da hört denn freilich alle Kritik auf. Denn dieſe ebenſo rohe als unklare Vorſtellungsweiſe ſetzt gerade das, wodurch ein Kunſtwerk das iſt, was es iſt, zu einem zufälligen oder Unweſentlichen herab. Entweder aber giebt es einen Begriff der Tragödie, dem ſich keine Dichtung, wenn ſie Tragödie ſein will, entziehen kann, oder — die Willkühr des ſubjectiven Beliebens wird proclamirt, und die Vernunft der Sache als Nebenſache behandelt. Freilich ſoll die Herrſchaft des Begriffs in der Kritik nicht zur Tyrannei, und ein Kunſtwerk darum noch nicht als ſolches negirt werden, weil es dem Begriffe nur unvollkommen entſpricht. Vielmehr hat die Kritik das Maaß zu ermitteln, in welchem ſich das einzelne Kunſtwerk ſeinem Begriffe nähert, und die unwiderlegliche Thatſache, daß z. B. nur wenige Tragödien dem Begriffe vollſtändig entſprechen, wird den philoſophiſchen Kunſtrichter ebenſowenig zum abſtracten Aburtheiler machen,

[1]) Hoffmeiſter II. S. 294.

als ihn auf der andern Seite die höchſte Virtuoſität, mit welcher ein Künſtler, ein Dichter ſeine ſubjective Auffaſſung, ſeine Weltanſicht geſtaltend darzuſtellen gewußt hat, gegen die Berechtigung jenes höheren Maaßſtabes verblenden wird.

Die wahre Kritik wird alſo auch bei der Beurtheilung unſeres Kunſtwerks beide Seiten vereinen, ſie wird zu zeigen und anzuerkennen haben, daß daſſelbe nach der einen Seite ein in ſich vollendetes lebensvolles Kunſtwerk ſei, und daß es dennoch die höchſten Forderungen der Tragödie, und namentlich der hiſtoriſchen Tragödie, nicht befriedigend erfülle.

Mitten in einer Weltlage, in einem Volke, in welchem ſich von allen Seiten die drohenden Wetterwolken eines politiſchen Orkans zuſammenziehen, der in einem vierzigjährigen blutigen Kriege jenem Weltzuſtande, jenem Volke nach unſäglichen Opfern eine neue politiſche Geſtalt geben ſollte, am Vorabende alſo einer Revolution, ſehen wir Egmont auftreten. Jung und tapfer, großmüthig und ritterlich, freundlich und herablaſſend, durch glänzende Waffenthaten bewährt, iſt er der Stolz, die Freude und die Hoffnung ſeines Volkes. Er liebt dieſes Volk, er achtet es [1]), er weiß, welche Gefahren ihm drohen; er

[1]) »Ich kenne meine Landsleute (ſagt er zu Alba). Es ſind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein Jeder rund für ſich, ein Ganzer Kerl, feſt, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer iſt's, ihr Zutrauen zu verdienen, leicht zu erhalten. Starr und feſt. Zu drücken ſind ſie, nicht zu unterdrücken.« Allein leider hat der Dichter dieſe Charakteriſtik nicht in Scene geſetzt. Oder entſprechen etwa die Repräſentanten des Volks in der Dichtung dieſem Bilde? Ich geſtehe, daß ich hier in dieſem Mangel Spuren

weiß, daß Oranien und andere Fürſten auf Abwehr dieſer Gefahren ſinnen, daß das Volk auch auf ihn zählt. Aber mitten in dieſer allgemeinen Aufregung iſolirt er ſich. Seine Betheiligung durch die That geht auf der einen Seite nicht über ein gewiſſes Juſtemilieu des partiellen Beſchwichtigens und zum Friedenwirkens, auf der andern nicht über einen halb luſtigen politiſchen »Faſtnachtsſcherz« hinaus. Sein hoher Rang, ſein goldnes Vließ, ſeine Volksbeliebtheit, ſeine Dienſte, die er dem ſpaniſchen Hauſe erwieſen, und endlich das Gefühl ſeiner Kraft, die ſtrotzende Fülle des Jugendmuthes, dies alles vereint ſich, ihm ein Selbſtvertrauen einzuflößen, welches ſeiner Lebensanſicht zu Statten kommt, die ſelbſt das Ernſte als einen Scherz zu nehmen, nur allzu geneigt iſt. Es gemuthet uns bei ſeinem Anblick, als erblickten wir, um mit Schiller zu reden, einen Nachtwandler, der auf jäher Dachſpitze wandelt. Dies Selbſtvertrauen, welches den von einem vollen, ernſten, tiefen Inhalt als ſeinem Pathos erfüllten Helden erſt zum Helden macht, richtet ihn zu Grunde, thatlos zu Grunde, weil es bei ihm im Bunde mit der Halbheit des Handelns ſteht. Ein Held iſt, wer in ſeinem Gegner den Gegner und damit die Nothwendigkeit des Entſcheidungskampfes erkennt. Wer vermitteln will, wo die eiſernen Spitzen der Gegenſätze aufeinander treffen, wer ſich zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft ſtellt, weil er ſie verſöhnen zu können meint, iſt ein Thor, vielleicht ein liebenswürdiger Thor, deſſen Fall uns eine Thräne des Mitleids entlockt, aber kein Held einer Tragödie, welche den Kampf

des Einflanſes der verſchiedenen, weit auseinander liegenden Zeiten finde, in denen Goethe den Egmont dichtete.

der Gegenſätze zu zeigen und die Verſöhnung derſelben zu höherer Einheit ſelbſt über den Leichen ihrer Träger und Verfechter darzuſtellen hat.

Wie bei Hamlet, iſt auch hier eine große Aufgabe auf ein Individuum gelegt, das ihr nicht gewachſen iſt und darum zu Grunde geht. Aber Egmont arbeitet ſich nicht, wie Hamlet, an dieſer Aufgabe ſelbſtquäleriſch ab, er beſeitigt ſie, er wirft ſie von ſich. Jenem raubt das Bewußtſein ſeiner Aufgabe alle Lebensfreude und Luſt. Dieſem hilft die Lebensluſt über das Bewußtſein ſeiner Aufgabe hinweg, ja, der Genuß am Leben, an Liebe und Liebesluſt, am friſchen Moment des unmittelbaren Daſeins wird ihm nur noch geſteigert durch die drohende Gewitterſchwüle um ihn her. Denn ſein Pathos, wenn wir es ſo nennen dürfen, das, wofür er lebt, das, um deſſentwillen allein ihm das Leben lebenswerth erſcheint, wer kennt es nicht? Es iſt die Freiheit, aber wohlgemerkt, die Freiheit des Einzelnen, des Subjects, von aller Sorge und Vorſicht, von allem, was das Herz des Mannes im Leben preßt und die Stirn in Falten legt, dieſe Freiheit, die im Vollgefühl ſinnlicher und geiſtiger Friſche und Geſundheit mit dem Leben wie mit einem heitern, bunten Faſching ſpielt, eine Freiheit, um die ſich der Epheu der Liebe ſüß ſchmeichelnd rankt, und die auf dem brauſenden Roſſe der Jugend über die gemeinen Hemniſſe der Erde mit ächter Reiterluſt und Reiterkühnheit dahin fliegt. Dieſes egoiſtiſche Ideal ſeiner Freiheit, das er gegen ſeinen Oheim, gegen ſeinen Vertrauten, gegen Oranien, ja ſelbſt im Kerker ausſpricht, will er durchſetzen und behaupten, und er geht zu Grunde, weil dieſe Durchführung eine Unmöglichkeit iſt. Nicht die Liſt und Macht ſeines

Gegners, nicht die ihn umgebenden Verhältniſſe, nicht der Kampf der Principien in dem er mitten innen ſteht, nicht die Schwäche und Gleichgültigkeit ſeines Volkes ſind es, die ihn verderben, ſondern ſein Princip; nicht ſeine Thaten ſind es, die ihn unter Alba's Mordbeil liefern, ſondern ſeine Unthätigkeit, der Mangel aller That. Dies iſt das Härteſte, was man von dem Helden eines tragiſchen Gedichts ſagen kann. Aber von Egmont muß es geſagt werden. Vergebens verſchanzt er in der Unterredung mit Oranien dieſe Schwäche ſeines Charakters hinter Gründen der Menſchlichkeit und Klugheit. Sie zerſtieben, wie Spreu im Winde, vor der überzeugenden Gewalt des thatkräftigen Charakters, der ſeine Zeit und die Aufgabe ihrer Fürſten und Helden begreift. Und das „Mittel“, durch welches er am Schluſſe jener Scene dieſen „fremden Tropfen“ der Sorglichkeit aus ſeinem Blute zu werfen und die Runzeln von ſeiner Stirn zu bannen ſucht, — hat Schiller richtig bezeichnet. Auch beweiſet die Zuſammenkunft mit Alba im folgenden Akte, wie ſcharf und richtig Egmont ſelbſt in gewiſſen Augenblicken, die Lage der Dinge erkennt, und ſo gewiß er Alba und ſeine Anſichten nicht erſt von heut und geſtern kennt, ſo gewiß ſteigert dieſer Akt, weit entfernt, Egmont als tragiſchen Helden zu heben, vielmehr noch das Gewicht des Vorwurfs, welcher ſeine unbegreifliche Verblendung, das Kind ſeines Leichtſinns, trifft.

Mit dieſer Scene beginnt der Dichter einzulenken. Er fühlt, daß Egmonts Ausgang, ſoll er nicht aller tragiſchen Wirkung verluſtig gehen, eines kräftigern Motivs, einer tieferen Begründung bedarf. In der Unterredung mit Alba iſt Egmont Mann und Held in jedem Worte, das er ſpricht. Die rückſichtsloſe, ſtolze Kühnheit,

mit der er hier seines Volkes Sache führt, hebt ihn in unserer Schätzung weit höher, als die frühere persönliche Liebenswürdigkeit. Nach dieser Unterredung, fühlten wir, ist jedes Band zwischen ihm und der Gegenpartei zerrissen, jetzt würde er, jetzt müßte er handelnd für seines Vaterlandes Freiheit die entschiedene Partei ergreifen, und auch Alba ist in seinem Rechte, wenn er diesen gefährlichen Gegner nicht mehr entrinnen läßt, den ihm „Verblendung“ in die Hand geliefert.

Am schlagendsten aber beweiset der Schluß selbst, wie tief der Dichter die Nothwendigkeit empfand, dem früher vorherrschenden Charakterinhalt und der von uns entwickelten Lebensanschauung Egmonts ein gehaltvolles Pathos zu substituiren. Die vielgetadelte Erscheinung [1]) dient dabei gleichsam als der deus ex machina, indem durch sie Egmonts Tod als ein Opfertod für Vaterland und Freiheit bezeichnet wird, und dieser Traumvorstellung gemäß, sind denn auch die letzten Worte gehalten, mit denen Egmont zum letzten Gange sich anschickt. Sie ist es, die Erscheinung „der göttlichen Freiheit“ in der Gestalt der Geliebten, die ihm die Zuversicht des Trostes giebt, den ihm sein Handeln in der Tragödie nicht oder nur sehr unvollkommen geben konnte:

„ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfere.“

Ich muß es mir hier versagen, die Stellung und das Verhältniß des Gedichtes zu Goethe's eigener Entwickelungsgeschichte, auf der einen,

---

[1]) Z. B. v. Schiller, Herder u. a. m.

und zu der Geſchichte der Weltbewegung ſeiner Zeit, auf der andern Seite zu betrachten [1]), ſowie die innere Nothwendigkeit dieſer Goethe'ſchen Auffaſſung der hiſtoriſchen Tragödie und des hiſtoriſchen Charakters aus des Dichters Individualität und ſeinem aus derſelben hervorgehenden ablehnenden Verhältniſſe zu dieſer Dichtungsgattung zu begreifen [2]). Nur ſo viel ſei bemerkt, daß das letzte, gründlich durchgeführt, nur Goethe's eigenes Urtheil beſtätigen würde, der ſich das Vermögen, eine »wahre Tragödie zu ſchreiben«, ſelbſt ab-, und die Ueberzeugung ausſprach: »daß er ſich durch den bloßen Verſuch zerſtören könne.« Er fühlte, »daß er nicht zum tragiſchen Dichter geboren, da ſeine Natur conciliant ſei, und ihn daher der reine tragiſche Fall nicht intereſſiren könne, da dieſer von Hauſe aus unverſöhnlich ſein müſſe [3]). Allein dies Alles, ſowie auch den Nachweis der Spalten und Fugen der verſchiedenartigen, durch die Zeit ſoweit auseinander liegenden Beſtandtheile des Ganzen, deren Spur ſelbſt die Meiſterhand Goethe's nicht zu verwiſchen vermochte, müſſen wir uns hier verſagen, um noch für ein paar Worte über die Darſtellung Raum zu behalten.

Wir ſahen überall redliches Streben und guten Willen, nirgends ganz Verfehltes und Schlechtes; ein gutes Zuſammenſpiel, die Volksſcenen belebt und heiter, vor allem durch den prächtigen Vanſen, (Herr Jenke) dieſe koſtbare Miſchung von Einſicht und Liederlichkeit,

[1]) Andeutungen darüber findet man bei Gervinus: V. S. 103 ff. S. 187 ff.

[2]) Vgl. Shakſpeare in Deutſchland S. 37 ff. S. 42 ff.

[3]) Briefwechſel mit Schiller Nr. 388, mit Zelter Nr. 926.

Muth, Frechheit und gutem Humor. Die gut ausgeführte Beethoven'sche Musik, der in den kurzen Zwischenakten etwas mehr Geräuschlosigkeit zu wünschen gewesen wäre, unterstützte den idealen Eindruck des Ganzen. Die kleinern Rollen Ferdinand's, Brakenburg's, Richard's u. a., waren fast durchweg zu loben. Von Machiavell hatten wir uns mehr versprochen; das Deklamatorisch-Pathetische schien uns hier nicht an seinem Orte, der feine, klare, kluge, durch und durch verständige, ruhige Politiker und Diener seiner Fürstin, trat nicht hervor. Silva, der Diener des gefürchteten, stolzen Alba, durfte, schien es, den Brief mit weniger Lebhaftigkeit der begleitenden Worte und mehr erfurchtsvoller Zurückhaltung überbringen. Uebrigens entsprach er, wie Gomez seiner Rolle. Aber mit der Auffassung und Darstellung Alba's, auf welche der Darsteller ein sichtbares Studium verwendet hatte, können wir uns nicht ganz einverstanden erklären. Die eherne Strenge und Rauheit, der starre, eisige Lakonismus dieses „eisernen Thurms, zu dem die Besatzung Flügel haben muß", das aus einem Gusse der ganzen Gestalt, schien uns nicht erreicht. Sollen wir aber von dem vielen Guten und Schönen das Gelungenste bezeichnen, so waren es für uns die Scenen zwischen Egmont und seinem Secretair, Klärchens Abschied von Brakenburg und vor Allem die Scene zwischen Egmont und Oranien, die von tief ergreifender Wirkung war. Auch die Regentin war im dritten Aufzuge zu loben, doch dürfte sie künftig das weinerliche des Tons noch mehr zurück, und dafür den Ausdruck gekränkten Stolzes mehr hervortreten lassen.

Die Traumerscheinung dauerte zu lange, und wurde dadurch zu materiell. Dergleichen muß rasch vorübergehen,

wenn es wirken ſoll. Dieſe Erfahrung machte man auch im Jahre 1819 zu Berlin, und benutzte ſie bei ſpäteren Aufführungen [1]).

[1]) S. Fr. Schulze über die Aufführung von Goethe's Egmont in Berlin am 20. Oct. 1819, in Nicolovius Schrift: Ueber Goethe (Leipzig 1828) I. S. 317 vergl. 318. Wir empfehlen die dortigen Andeutungen unſerer Regie bei einer Wiederholung des Stückes.

XIV.

Karl von Bourbon.

Tragödie in 5 Akten, von R. E. Prutz.

(Aufgeführt den 9. December 1843.)

I. Die Bühne und die Gegenwart.

Wer dem neu beginnenden Leben, welches auch auf dem Gebiete der deutschen dramatischen Poesie sich zu regen beginnt, mit theilnehmender Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem kann es nicht zweifelhaft sein, auf welchem Boden vorzugsweise die jungen Keime sich hervordrängen.

Als Lessing, bittern Unmuths voll, die ewig denkwürdigen letzten Blätter seiner Dramaturgie in die Welt schleuderte, grub er mit dem ehernen Griffel die centnerschweren Worte in jene Denksäule: „O über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!“

Vierundsiebenzig Jahre sind seitdem vergangen, die ungeheuersten Weltbegebenheiten sind geschehen, Revolutionen, denen die Geschichte nichts an die Seite zu stellen

weiß, „so lange die Sonne am Firmamente ſteht und die Planeten um ſie herumkreiſen“, haben die europäiſche Menſchheit auf neue Bahnen geleitet und Leſſing, wenn er wiederkehrte — würde ſelbſt jene Klage über ſein Deutſchland nicht mehr wiederholen. Nämlich, wohlgemerkt, in jener alten Faſſung, in welcher er hinzufügt: „Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos (dies „blos“ iſt vielſagend) von dem ſittlichen Charakter.“ Dies iſt es, was ſich geändert hat. Wir beſitzen jetzt Nationalgefühl, wenn wir auch noch keine Nation ſind. Aber dieſes Nationalgefühl, erworben und erkämpft nicht weniger auf dem Schlachtfelde des Geiſtes, als in den Befreiungskämpfen gegen den entarteten Erben der Revolution, iſt die Knospe, deren Daſein uns das Werden der Blüthe und Frucht verheißt. Man mißverſtehe dies nicht. Wir reden hier vom Nationalgefühl nicht in dem Sinne, in welchem es ſelbſt ein Reſultat des ſtolzen Bewußtſeins einer Nation über ihre welthiſtoriſche Geltung iſt. Als ſolches kann es in Deutſchland noch nicht vorhanden ſein, denn wir ſind noch keine hiſtoriſch geltende Nation. Aber die Sehnſucht, eine ſolche zu werden, iſt erwacht, ſie zu fördern ſtrebt und dient bewußt und unbewußt Alles, was an Ereigniſſen und Begebenheiten das Leben der Gegenwart belebt: Zollverein und Dombauten, Eiſenbahnen und Congreſſe der Wiſſenſchaft, Vor- und Rückſchritte der Machthaber und am allerförderſamſten die Schule der Noth und des Trübſals, in der wir ſeit Jahren einen deutſchen Volksſtamm kämpfen und ringen ſehen. Der Gedanke eines einigen, großen, freien Deutſchlands, noch vor kaum einem Jahrzehend zum Hochverrath geſtempelt, hat den Weg zu den Thronen und ſeine Verkündigung aus dem Munde der Könige

gefunden. Die Möglichkeit — noch vor kaum einem Menschenalter traurige Wirklichkeit, — daß ein deutscher Fürst sein Volk in ein fremdes Heerlager führen, daß Deutsche von Deutschland abfallen könnten, diese Möglichkeit ist zur Unmöglichkeit geworden; es sind die »ungeschriebenen Gesetze«, die in der Brust von Millionen leben, welche dies verbürgen. Der Adler des freien Wortes bewegt die geläßten Schwingen, die Schranken des Wettkampfes sind geöffnet, und an alle edlen und freien Herzen ergeht der Ruf:

Incipe! dimidium facti qui coepit habet![1]).

Freilich ist's leichter und wohlfeiler, allen Fortschritt zu ignoriren und mit schwarzgalliger Resignation die Faust in der Tasche zu ballen. Gerade in Deutschland ist leider die Zahl Derer unglaublich groß, die, weil sie gar nicht begreifen können, daß der Anfang nicht auch sogleich das Ende, der Kampf nicht sofort der vollständige Sieg, die Knospe nicht unmittelbar die Frucht selbst ist, der Sache des Fortschritts ihre That entziehen. Diese thatlosen Malcontenten sind die schlimmen Freunde, die der deutschen Entwickelung mehr als ihre entschiedensten Feinde schaden.

Es ist eine nur von eben solchen Malcontenten übersehene, oder von dem Uebermuthe und der Perfidie gewisser Leute verläugnete Thatsache, daß die poetische Entwickelung unserer Literatur dieses Erwachen des Nationalgefühls, diese Sehnsucht nach politischer und historischer Ehre Deutschlands Schritt vor Schritt begleitet hat. Die Poesie der Reactions- und Restaurationsperiode ist

[1]) Frisches Beginnen ist bald schon gethan!

entſchieden beſeitigt. Die Lyrik hat ſich mit einem Inhalte erfüllt, von dem ſich die Bülbül- und Mondſcheinspoeten eben ſo wenig träumen ließen, als die Dichter der intereſſanten Bläſſe und des blaſſen Weltſchmerzes. Oder wo iſt heut zu Tage noch ein Zerriffener? Auch die Panzerkokketterie hat ihr Ende gefunden und ſelbſt der letzte Miniſtrel der lyriſchen Romantik, Freiligrath, ſcheint in ſeinem letzten ſchönen Gedichte, welches er dem Hanſa-Album beigeſteuert, Abſchied zu nehmen von dem Altar ſeiner Göttin, um welchen die letzten Strahlen einer niedergehenden Sonne in ſeiner Dichtung ihre Glorie ſtreuen. Auch der Roman verläßt den Boden der Familie und ihrer Intereſſen, um ihn mit der Entwickelung der Menſchheit in der Geſchichte zu vertauſchen. Und das Drama? Eingezwängt durch eine doppelte Cenſur, durch die Unmündigkeit der Preſſe im Allgemeinen und unſer einſeitiges, beſchränktes Hoftheaterweſen im Beſondern, — folgt es dennoch dem unaufhaltſamen Zuge des Geiſtes, der die ganze Gegenwart durchſtrömt, und ſtrebt uns zu erlöſen von der tiefen Erbärmlichkeit, von der gränzenloſen Verſunkenheit unſerer Bühnenzuſtände, von deren Miſere ſich längſt der edlere Theil der Nation mit ſtummer Verachtung und Indignation abgewendet hat.

In einer Zeit, wo das lebendige Verhältniß der Nation zu den Leiſtungen ihrer Bühne geſtändigermaßen abhanden gekommen, wo die Einheit des zuſchauenden Publikums mit dem Inhalte der großen Maſſe der ihm vorgeführten dramatiſchen Productionen völlig aufgelöſt erſcheint, muß nothwendig auch die Theilnahme am Theater ſich als eine hohle, leere, müſſiggängeriſche darſtellen, die im Weſentlichen nur noch in der Ausfüllung einiger leeren Stunden, oder in dem Streben nach zerſtreuender

Entlaſtung von Geſchäfts- und Berufsarbeiten ihren letztlichen Anhaltspunkt beſitzt. Daß es ſo iſt — kann ſich wohl Niemand verhehlen. Es iſt noch ſo gar lange nicht her, daß jener Bruch geſchehen, der, wie ſo vieles Andere in unſerm Leben, Denken und Empfinden, das gegenwärtige Jahrhundert bezeichnet. Man braucht nur auf die Zeit zurückzugehen, wo Schröder und Iffland die Nation feſſelten und entzückten, und man wird ſich bei einiger hiſtoriſchen Kenntniß unſerer Bühne leicht geſtehen, daß dort die Periode der Blüthe unſeres deutſchen Schauſpiels anzutreffen ſei, deren Mitte Leſſing füllt und in deren Schlußpunkt Goethe's und Schiller's dramatiſche Leiſtungen liegen, die freilich zum Theil ſchon über jene Periode hinausweiſen. Nicht etwa der innere Gehalt der producirten und dargeſtellten Stücke iſt es, der jene Behauptung rechtfertigt; vielmehr die Blüthe der Schauſpielkunſt einerſeits, und die friſche lebendige Theilnahme des Publikums andererſeits ſind die zwei Hauptfactoren für jenes hiſtoriſche Ergebniß. Beides ſind Thatſachen, beide bedingen ſich gegenſeitig. Und wenn wir uns freilich jetzt unmöglich mehr an der großen Maſſe jener Familien- und Hofſtücke, an jenen weinerlichen Luſt- und Rührſpielen, an den ſchlechten Ehemännern, grauſamen Vätern und Vormündern, liebenswürdigen Verführern und gutherzigen Verführten, an all' den böſen und tyranniſchen Amtmännern, Geheimräthen, Günſtlingen und Miniſtern — die den Ueberrock aufknöpfenden und den Stern zeigenden Fürſten nicht zu vergeſſen — wenn wir uns auch unmöglich mehr an dieſer breiten Darſtellung beſchränkteſter Zuſtände genügen können, ſo dürfen wir doch, um gerecht zu bleiben, nicht überſehen, daß innerhalb dieſer engumzäunten Kreiſe ſich die wirk-

lichen Intereſſen jener Zeiten bewegten, daß Jedermänniglich damals auf den Brettern ſich ſelbſt mit all' ſeinen Leiden und Freuden abgeſpiegelt fand, daß dieſelben Intereſſen, von denen man ſich in den eigenen Zuſtänden mannigfach berührt, dieſelben Uebelſtände und Drangſale, von denen man ſich in ſeinen vier Wänden, in Lebens-, Amts- und Geſchäftsverhältniſſen vielfach gezwickt und gezwackt ſah, dort ihre, und zwar immer befriedigende Löſung erhielten. Das gute Herz triumphirte nach vielen Leiden, die verkannte Tugend ſiegte zuletzt über Neider und Feinde, die ungerechten Richter, die böswilligen Vorgeſetzten, die tyranniſchen Günſtlinge wurden beſtraft und man ging vergnügt und befriedigt nach Hauſe. Dann kam die Zeit des aufgeklärten Unglaubens, der raffinirten Genußſucht und Frivolität, der abſoluten Berechtigung des guten Herzens und der abſtracten Gutmüthigkeit gegen jedes Geſetz des Rechts, der Pflicht, der Sittlichkeit; jene Zeit, deren bezeichnendſte Erſcheinung in Berlin, dem Mittelpunkte dieſes Weſens, Genz und die Seinen bilden; — und auch dieſe Zeit fand ihren dramatiſchen Herold in Freund Kotzebue, dem Euripides jener Periode, wenn dieſe Bezeichnung nicht für den geſinnungsloſen Schelmen liederlichſten Andenkens noch zu ehrenvoll klingt. Da fiel Napoleon und die Schlacht von Jena wie ein Schuß unter das Spatzengeſchlecht, die Spatzen fielen in die Schoten und der Schneider, der die liederlichen Komödien und larmoyanten Tragödien ſeiner Zeit auf den Leib geſchnitten hatte, dahin, wohin er gehörte. Freilich kam er noch einmal zurück und Auguſt Wilhem Schlegel dichtete einen „Feſtgeſang“ der Schauſpielerinnen auf Kotzebue's Rückkehr:

Allerliebſter Kotzebue,
Hatten wir doch keine Ruh',
Da man dich von uns genommen,
Bis du endlich wiederkommen.
Ach wie waren wir betrübt,
Da wir dich ſo ſehr geliebt,
Nun, willkommen Liebſter du!
Kotzebue u. ſ. f.

Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange; die Deutſchthümelei und der Fanatismus legten ſich drein, und der luſtige alte Sünder mußte gar noch ein widerwärtig tragiſches Ende nehmen. »Es war Hamlet, der Polonius erſtach.«

So war es damals. Wie aber ſteht es jetzt? Wir haben es bereits ausgeſprochen und auch den Grund davon im Allgemeinen ſchon angegeben, warum es jetzt wenn wir auf den faktiſchen Zuſtand der deutſchen Bühne ſehen, anders und — ſchlechter ſteht. Das Publikum iſt der Bühne über den Kopf gewachſen, und zu welchen Surrogaten man ſeine Zuflucht nehmen mußte, da das Theater, das fortwährend aus äußerlichen Gründen beſteht, Neues bringen ſollte und mußte, das beweiſen und beweiſen die aller Poeſie und poetiſchen Wahrheit baaren Schemen Raupach's, dieſes Shakſpeare der Trivialität, bezeugen die Gemeinheiten, vor denen Männer erröthend ihre Augen ſenken, in den Stücken der Angely und Conſorten, beweiſet endlich der fuſelduftende Nante, deſſen dramatiſche Kümmelpullenpoeſie, vorzugsweiſe ein Product des »Mittelpunkts der Intelligenz und Bildung«, die Bühne derſelben in unzähligen Wiederhelungen geſchändet hat. — Doch gerade die tiefſte Erniedrigung der deutſchen Bühne durfte als ein Zeichen gelten, daß ihre Wiedererhebung nicht fern ſei. Und ſchon leuchtet von manchen Seiten

her ein roſiger Strahl durch das kimmeriſche, ſchmutzige Grauduukel, das lange genug die Bretter, welche die Welt bedeuten, verhüllt hat.

Man darf es ausſprechen: mit tiefer Sehnſucht ſieht die Gegenwart Dichtern entgegen, welche die neuen Intereſſen einer, in einigen Decennien mit Siebenmeilenſtiefeln vorgeſchrittenen Zeit poetiſch zu gewältigen und dramatiſch zur Anſchauung zu bringen vermögen. Dieſe Sehnſucht aber nähert ſich ihrer Erfüllung in demſelben Maße, in welchem das Leben der Gegenwart ſelbſt mehr und mehr eine neue Einigung ſeiner geiſtigen Atmoſphäre zu gewinnen im Begriff ſteht, wie ſie jene vergangene Zeit der vorzugsweiſe pfahlbürgerlichen und Familienintereſſen eben wegen ihrer größern Beſchränktheit beſaß. Unſere Zeit hat bereits die Schranken ihres Lebens, das ſich friedlich innerhalb der Sphären der Familie und bürgerlichen Geſellſchaft bewegte, durchbrochen, um in der dritten und letzten, der Sphäre des politiſchen und hiſtoriſchen Lebens ſich mit voller, allſeitiger Befriedigung zu geſtalten. Aber noch hat ſie kaum den erſten Sprung vom ſichern Ufer des Feſtlandes hinab in das wogende Meer gethan, und noch drohen die rückwärts brandenden Fluthen den rüſtigen Schwimmer zurückzuſchleudern auf den Strand oder ihn an den klippenvollen Felſenufern zu zerſchmettern. Noch iſt der Gegendruck der beſtehenden Wirklichkeit zu mächtig, als daß er der Poeſie den freien Spielraum der Entfaltung gewähre. Aber freilich, wer da warten wollte auf den Marcus Curtius, der den ungeheuern Riß, der hier ſich aufgethan, zuſammenſchlöſſe, daß das vereinte Volk der Quiriten von hüben und drüben wieder friedlich zuſammenkomme und mit einander verkehre wie vordem, den — wird ſein Warten zum

Narren machen, aber nicht zum Dichter dieſes Kampfes der getheilten Parteien.

Schon einmal iſt aus der Geſchichte das deutſche Drama entſtanden. In voller Rüſtung, wie Minerva aus Jupiter's Haupt, ſprang es empor aus Schiller's unſterblichem Geiſte. Aber Schiller's Genius fand nicht ſeine Zeit, die Zeit des freien Staates; er lebte, ein Bürger kommender Zeiten. Die Gegenwart, die Geſchichte war es, welche Schiller's dramatiſche Muſe hervorrief und aus der Geſchichte zog ſie ihr Lebensmark. An der Zeit der Freiheitskriege begeiſterte ſich ſelbſt die Romantik in Tieck zu dem Vorſatze der Erneuerung der deutſchen Bühne durch die Schöpfung hiſtoriſcher Dramen. Aber — es blieb bei dem Vorſatze, denn der Dichter fand, wie er ſagte, die Zeit zu faul und ſchlecht für ſeine Dichtungen. Entnehmen wir aus dieſer literarhiſtoriſchen Thatſache hier nur ſoviel, daß ſelbſt von dieſer Seite wenigſtens der Grund und Boden anerkannt wurde, auf welchem allein der höchſte poetiſche Ausdruck des Zeitalters Nahrung finden könne.

Dieſe Erkenntniß ſehen wir in unſerer nächſten Gegenwart zu friſcher That heranwachſen. Die bedeutendſten Talente wenden ſich, durch den geheimen Zug und Drang der Entwickelung getrieben, dem hiſtoriſchen Drama zu. Wir ſehen ſie, bald mehr, bald minder glücklich in die Geſchichte greifen und in den verſchiedenartigſten Verſuchen den Inhalt der Gegenwart in hiſtoriſchen, poetiſch geſtalteten Analogien ausſprechen. Da giebt es nun freilich viel Irren und Tappen, viel Schwankendes und Verfehltes, viel Mißgriffe beim beſten Willen, viel Hemniß durch äußern Zwang und leidige Rückſicht. — Es ſind Anfänge, erſte Klänge, vereinzelte Rufe in die Oden

einer halb wachenden, halb träumenden Zeit. Sollen wir darum vornehm richtend und höhnend verwerfen? Freilich wir haben Goethe und Schiller, wir haben Sophokles und Shakspeare, wir haben die Literaturen aller Völker der Erde und dazu den absoluten Kanon des tragischen Rechenexempels von dem Conflicte zweier gleichberechtigten Mächte — das Alles haben wir; wir sind die feinsten Kritiker, Dramaturgen wie Lessing zu Hunderten! Aber nur Eins haben wir nicht: die Liebe, mit der selbst ein Lessing die Mängel und Schwächen junger Productionen, wenn sie eine neue Bahn einschlugen, zu tragen wußte, Schwächen, die er doch so tief einsah. Statt mit Freuden die Anstrengungen Derer zu begrüßen, die wenigstens nur eine Erhebung der Bühne und somit des Bühnenpublikums aus der tiefen Erbärmlichkeit, Frivolität und Gemeinheit, aus der unsäglich inspiden Albernheit der bisherigen Theaterstücke bezwecken, und deren Werke die Menschen gewöhnen können, allmälig wieder Herz und Sinn vor den weltbedeutenden Brettern an großen Gedanken und historischen Menschen zu stärken — thun wir alles Mögliche, um auch hier über dem Suchen nach dem Bessern das Gute zu verlieren. Da möchten die Radikalen nun lieber gleich das Heute in Scene gesetzt sehen, ohne zu bedenken, daß, wer auf seine Zeit wirken will, sich den Bedingungen fügen und diese allmälig erweitern muß.

Und die kritischen Feinschmecker, die wissen ja a priori, daß es mit aller Dichtung, die eine Zeit, wie die unsrige, bringen kann, nichts ist, nichts sein darf, daß unsere neuere Literatur ein totaler Rückschritt, daß die „Wanderjahre“ und die „natürliche Tochter“ wieder hoch über dem Roman und dem Drama der Gegenwart

ſtehen. Das Publikum endlich vor den Brettern — wo iſt es in Deutſchland? Wo iſt das Hoftheater unter den achtunddreißig oder wieviel ihrer ſein mögen, deſſen Publikum, ſelbſt wenn es nicht durch die Oper blaſirt und verweichlicht, nicht durch die ewig wiederkehrenden Plattheiten und Fadaiſen dieſer Zeittödtungsanſtalten abgeſtumpft, nicht durch achtundzwanzig Friedensjahre und ihrem ungeheuern Materialismus erſchlafft und alles Stahls im Blute los und ledig wäre, — einem Dichter, der mit einem Worte ſeiner Seele Innerſtes trifft, zuzujauchzen wagte? Und endlich, wo iſt das deutſche Theater, das einer neuen hiſtoriſchen Tragödie, wenn ſie, und je mehr ſie das hiſtoriſche Leben der Gegenwart berühret, nicht mit tauſend Schwierigkeiten den Weg auf ſeine Bretter verpalliſadirte? Iſt es nicht Thatſache, daß die erbärmlichſten, geiſtloſeſten wiener Poſſen von dem Vater Lumpaci-vagabundi des Großen, die liederlichſten Ueberſetzungen franzöſiſcher Liederlichkeiten eher die Reiſe über alle Theater Deutſchlands machen, ehe es gelingt, ein Stück von einem unſerer bedeutendſten Talente dem Publikum vorzuführen? Eine Tragödie berührt einen Vorfahren des **ſchen Hofes; — ſie wird zurückgelegt, denn „welcher Hof duldete, daß irgend ein Vorfahr ſeines Fürſten eine hiſtoriſche und poetiſche Bedeutung erhielte?“ Ja, wir könnten Beweiſe vorlegen, daß dem wirklich alſo iſt, daß das Hoftheater einer großen deutſchen Reſidenz das Werk eines deutſchen Dichters, weil es hundert Jahre vorher geſchehene Ereigniſſe in der fürſtlichen Familie in ihrer hiſtoriſchen Bedeutung aufzeigt und durch dieſelbe verherrlicht, als unzuläſſig zurückgewieſen iſt. Wir könnten erzählen von Trauerſpielen, in welchen der Name eines Volkes in allen Formen getilgt werden mußte, weil

Sereniſſima durch Abſtammung dem Fürſtengeſchlechte deſſelben angehört. Und Gott ſei Dank! daß Schiller und Goethe Claſſiker ſind — und nicht heute ihre Götz und Egmont, ihre Wallenſtein und Tell dichteten, man ließe ſie ſonſt ſchwerlich auf die Bretter! — und iſt dennoch nicht lange genug der Tell an mehren Bühnen eine verbotene Frucht geweſen? Endlich, wo iſt die Theaterintendanz eines deutſchen Hofes, die es über ſich gewönne, es zu verſuchen, was ein Dichter als Dramaturg einer Bühne leiſten könne? Und doch haben ſie das Beiſpiel Weimars und Düſſeldorfs unter Goethe und Immermann hinter ſich und den traurigen Zuſtand der Gegenwart vor ſich, an dem ſie lernen können, wohin die Verläugnung der Kunſt führt. Oder ſind nicht unſere erſten und größeſten deutſchen Bühnen im ſichtbarſten Verfall? Sieht man nicht z. B. in Dresden Aufführungen deutſcher claſſiſcher Werke, wie Goethe's Iphigenie, die jede Vereinigung gebildeter Dilettanten auf einem Liebhabertheater unendlich reiner und beſſer zu Wege bringen kann? Giebt es nicht Intendanten, die die Werke namhafter neuerer Dichter, ohne ſie auch nur geleſen zu haben, auf den bloßen Meldungsvortrag irgend eines untergeordneten Subjects bei Seite legen? — „Aha! pfeift der Wind daher? O gewiß, kein Zweifel, dieſer Unmuth ſpricht aus Selbſterfahrung.“

Nicht zu voreilig, Verehrteſter! Der Verfaſſer dieſer Zeilen hat nie ein Drama geſchrieben, es ſind alſo keine Rückſichten der Eigenſucht, oder des gekränkten Poetenſtolzes, die aus ihm reden. Aber es iſt das Bewußtſein, daß jede Bühne eine Staatsanſtalt iſt und daß der Staat, von deſſen Mitteln ſie erhalten wird, Leiſtungen von ihr zu fordern hat, die ſeiner Ehre und

seinen Interessen entsprechen, sittliche Erhebung, geistige Kräftigung in dem Schönen und durch die Kunst, und es ist die Erkenntniß und Einsicht, daß statt dieser gesunden und heilsamen Früchte dem Volke meist faule und wurmstichige, statt des edlen kräftigen Weines verzuckerter Fusel geboten wird.

Und wozu rede ich das Alles hin? Darum, daß die Kritik den redlich strebenden Poeten liebevoll und anerkennend entgegenkomme, statt, wie es jetzt geschieht, das Gegentheil zu thun.

Soll sich das deutsche Schauspiel regeneriren, so wird es freilich auch jetzt, wie einst in Weimar, nur auf einer kleinern Bühne und bei einem gebildeten und wohlwollenden Publikum geschehen, welches mehr Kunstsinn als Kritik mitbringt. Die Kritik, welche jetzt vorherrscht, geht ihrem Wesen nach nur solchen Werken zu Leibe, welche der Kritik werth sind. Immerhin! Nun aber glaubt die Kritik darin Genüge zu finden, daß sie sich über das Kunstwerk wie Scheidewasser zersetzend und auflösend ergießt. Es sind daher auf unsern Bühnen meist auch nur die Stücke übrig geblieben, die unter aller Kritik sind. Das Uebrige nimmt die wuchernde Schlingpflanze der Oper hinweg, von welcher man einmal keine Poesie verlangt.

Es ist wahr, was bis jetzt von historisch dramatischer Dichtung hervorgetreten ist, sind mehr nicht als Anfänge, die nur das alberne Treiben regsamer Condottieri der Literatur als Meisterwerke ausposaunen kann. Aber es sind erfreuliche Anfänge, aller Beachtung werth, doppelt anzuerkennen bei so gesunkenem Zustande der Bühne und in einer so preßhaften Zeit, welche jene Freiheit, deren in jener Schiller'schen Glanzperiode die

Bühne genoß, noch zu beneiden hat. Ein „Patkul“, ein Karl von Bourbon, Otto III., gegen Halm's Griseldis und die ganze Tektosagenwirthschaft gehalten, ſind wahre Rieſen, wenn ſie auch für ſich betrachtet nicht über das Mittelmaß hinausreichen. Und man wird zugeſtehen, daß Halm und ſeine Sachen leicht noch das Beſte ſind, was man jenen Productionen Gutzkow's, Prutz's und Moſen's in ſolcher Vergleichung gegenüberſtellen kann.

Dieſe Klagen über das Elend unſerer Bühne ſind nicht neu. Tieck und Solger, Börne und Immermann haben ſie offen ausgeſprochen. Aber ſollen ſie fruchten, ſo müſſen ſie wiederholt werden, wiederholt von Allen, die hier eine Stimme haben und denen es klar iſt, von wie ungeheuerer Wichtigkeit die Erhebung unſers Theaters für die Erhebung unſers Nationalgefühls, unſers Selbſtbewußtſeins, unſerer Sittlichkeit iſt. So lange die Bühne Das iſt, was ſie jetzt noch überall iſt, die Ausfüllerin leerer müſſiggängeriſcher Stunden, die frivole Dienerin der langen Weile, ſo lange ſie die Nation entweder mit weibiſcher Muſik entnervt, oder mit dem Abhub der pariſer Tafeln füttert, ſo lange bei den Schauſpielern die Unbildung und rohe Routine die Stelle der ſtrengern Zucht einer künſtleriſchen Vorbereitung vertritt, ſo lange die Leitung dieſer Kunſt-Anſtalten nicht Dichtern und Dramaturgen, ſondern irgend einem „Hofcavalier“ in die Hände gegeben iſt, ſo lange endlich die Einſicht nicht durchgedrungen, daß die Bühne das Leben, die Sitten den Charakter und die Geſinnung einer Nation nothwendig verſchlechtern und herabziehen muß, ſobald ſie darauf verzichtet, ſie zu veredeln und zu erheben, — ſo lange wird man ſelbſt diejenigen nicht tadeln, ſondern ihnen vielmehr nur beiſtimmen können, welche vom

religiösen Standpunkte aus die Bühne als eine Schule der Unsittlichkeit verklagen. Denn heutigen Tages — es muß gesagt werden — haben sie meist vollkommen Recht.

Darum, wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer eine Stimme hat, zu reden, der erhebe sie mit uns, damit die Einsicht allgemein werde, daß wir uns unserer Bühne zu schämen haben. Denn erst diese Einsicht ist der Anfang zum Bessern, „der Anfang" aber — sagt ein hellenischer Spruch — „ist die Hälfte des Ganzen."

II

Karl III. Herzog von Bourbon, Connetable und erster Reichsfeldherr von Frankreich, Prinz von Geblüt, und Nachkomme Ludwig's des Heiligen, ist ein Name, mit dem sich die Erinnerung an den höchsten Gipfelpunkt des Ritterthums und kriegerischer Heldengröße in der Geschichte Frankreichs verknüpft, während der tragische Niedergang dieses leuchtenden Gestirns zugleich einen finstern Schatten auf die historische Gestalt des Helden wirft. Zweitgeborner Sohn Gilbert's von Bourbon, Vicekönigs von Neapel und einer Fürstin von Gonzaga, war er durch die väterliche Erbschaft der Grafschaft Montpensier und durch die Heirath mit der Herzogin Susanne von Bourbon-Baujeu, der einzigen Erbin der zweiten Hauptlinie seines Stammes, der mächtigste Fürst Frankreichs. Sein Reichthum an Besitzungen und Einkünften überstrahlte selbst den Glanz des Königsthrones. Moulins, die Hauptstadt des Herzogthums Bourbon, sah einen Hof in ihren Mauern, der aus den Vornehmsten des Landes gebildet, den mächtigen Vasallen als regierenden Fürsten erscheinen ließ. Aber mehr als Macht und Glanz des Besitzes zeichneten Karl'n von Bourbon ein ritterlicher Sinn, und

jene kriegeriſchen Tugenden aus, die im Bunde mit Freundlichkeit und Milde, ſittlicher Strenge und Gerechtigkeit, ihm die Herzen nicht nur ſeiner Unterthanen, ſondern ganz Frankreichs gewannen. Von früh auf zum Krieger gebildet, legte er in dem Feldzuge Ludwig's XII. gegen Genua (1507) und Venedig (1509) den Grund zu ſeinem ſpäteren Kriegsruhme. Die Geſchichtſchreiber jener Zeit rühmen an dem, damals kaum achtzehnjährigen Jünglinge, vor allen andern Großen ſeine Wißbegierde und ſeinen Eifer, ſich hervorzuthun. In der Schule der Latremouille, Bayard, Ludwig d'Ars, La Paliſſe, d'Alegre, Chaumont, Trivulzio und zahlreicher anderer ausgezeichneter Feldherren und glänzenden Krieger, deren Waffenbruder er ward, bildete er ſich zum vollkommenen Ritter und Feldherrn aus. Seine Tapferkeit entſchied nach des ganzen Heeres einſtimmigem Urtheile den Sieg bei Agnadello. Aber die Eiferſucht Ludwig's XII., der durch ihn den Ruhm ſeines Lieblinges, des Herzogs Gaſton de Foix, gefährdet ſah, wußte ihn bald vom Kriegsſchauplatze zu entfernen. Doch nach dem Tode des Letzteren berief ihn der König wieder in ſeinen Dienſt, und vertraute ihm 1512 den Krieg gegen die Spanier, und 1514 die Vertheidigung des wehrloſen Burgunds gegen die Engländer. Sein Ruhm als erſter Feldherr und Krieger Frankreichs, war ſchon unbeſtritten, als der junge feurige Franz I., der unter Bourbon's Leitung ſeine erſten Sporen verdient hatte, den Thron Frankreichs (1515) beſtieg. Obgleich ſchon damals nicht ohne Eiferſucht auf Bourbon's Größe und Waffenruhm, erhob er dennoch, beides anerkennend, durch die Würde eines Connetable den ſechsundzwanzigjährigen Helden zum erſten Beamten des Reiches. Als ſolcher war er es, der den kriegeriſchen

Geiſt der Nation und die Disciplin des Heeres durch Geſetze und Anordnungen, die noch vorhanden ſind, neu begründete, und von den Soldaten, die ihn vergötterten, doch wegen der Strenge, mit der er auf Gehorſam hielt, bald mehr als der Feind gefürchtet ward. Als bald nach ſeiner Thronbeſteigung Franz I. mit acht königlichen Prinzen, vier Marſchällen und dem ganzen Adel Frankreichs, ſeinen Kriegszug nach Italien antrat, führte Bourbon den Vortrab des Heeres, drang mit Umgehung der von den Schweizern beſetzten Alpenpäſſe auf einem neuen Wege in Italien ein, ſo unerwartet den Feinden, daß der ſpaniſche Feldherr Prosper Colonna, von ihm zu Villa Franca bei der Mittagstafel überraſcht und aufgehoben ward. Seine Kriegserfahrung und Tapferkeit entſchied den Sieg der zweitägigen Schlacht bei Marignano, in welcher der Ruhm der ſchweizeriſchen Unbeſiegbarkeit dahin ſank. Er eroberte Mailand und rettete die Stadt von Plünderung und Vernichtung allein durch die Strenge ſeiner Mannszucht. Zum Statthalter von Mailand und der Lombardei ernannt, erwarb er ſich nicht nur den Ruhm ſtrengſter Gerechtigkeit und weiſer Umſicht und Menſchlichkeit durch ſeine Landesverwaltung, ſondern behauptete auch zum erſten Male dieſe neue Beſitzung Frankreichs ſiegreich gegen die Angriffe überlegener Feinde. Schon trug er ſich mit Plänen, durch Eroberung Neapels die Herrſchaft Frankreichs über ganz Italien auszudehnen, als ihn Franz I. von ſeinem Poſten abrief.

Hier iſt die Verzahnung, in welche der Dichter des Trauerſpiels Karl von Bourbon den Anfang ſeines Werkes eingefügt hat. Dieſe Zeit und dieſe Thaten liegen hinter demſelben. Bourbon iſt von dem Schauplatze ſeines Ruhmes abberufen. Es iſt die Königin Mutter,

die ſchlaue, ränkevolle, eitle und wollüſtige Louiſe von Savoyen, welche, gekränkt durch den Connetable, der ihre Hand ausgeſchlagen, die Eiferſucht des Königs auf ſeinen ihn verdunkelnden Vaſallen aufgeſtachelt und ihn zu dem Entſchluſſe bewogen hat, den Allzumächtigen die Hand, welche über ihm ſchwebe, fühlen zu laſſen. Sie hegt dabei zugleich im geheimſten Innern ihrer Seele die Hoffnung, daß dieſe Demüthigung den ſtolzen Mann ihren Wünſchen geneigter machen werde. (S. Akt II. Sc. 1.) Alles begünſtigt ſcheinbar ihren Plan. Der ſchwer gekränkte Connetable hat ſich ſtolz nach ſeiner Reſidenz Moulins zurückgezogen, wo er in ſchweigendem Trotze in allem Glanz und aller Pracht, umgeben von den Edlen und Rittern ſeines Herzogthums, Hof hält. Eine meiſterhafte Scene exponirt in kurzen und ſchlagenden Zügen die Lage und das Verhältniß der beiden Fürſten. Der König, von Bourbon zur Taufe ſeines Sohnes geladen, ſieht ſich nicht einem gedemüthigten Vaſallen, ſondern einem ſeines Werthes ſich bewußten Fürſten gegenüber, der den erſtern ſeine Macht und ſeinen Reichthum fühlen läßt, und empört durch die ihm angethane Kränkung, zu der ſich neue Praktiken der Königin Mutter geſellen, ſeine Verachtung dieſer Ränke nur ſchlecht verhehlt. Die gegenſeitige Erbitterung kommt zum Ausbruch, der König verläßt im Zorn das Schloß des Herzogs.

Aber in demſelben Augenblicke, in welchem die Spannung zwiſchen beiden Fürſten den höchſten Grad erreicht zu haben ſcheint, bereitet ſich eine Ausgleichung und Verſöhnung vor. In ihrer Todesſtunde beſchwört die Herzogin von Bourbon ihren Gemahl, den ſie hingebend und — unerwidert geliebt, und den ſie ſo eben zum unbeſchränkten Erben ihrer Lande und Reichthümer eingeſetzt,

ſich mit dem Könige zu verſöhnen. Es iſt der einzige Lohn, den ſie für ihre Lieb' und Treue in Anſpruch nimmt, der einzige Troſt in ihrer Sterbeſtunde gegen die bangen Ahnungen über ihres Gemahles Geſchick. Der Kampf der Liebe gegen ein ſtarres, an ſeinem Höchſten, an der Ehre verwundetes Herz, endet mit dem Siege der erſteren. Bourbon, in ſeinem Tiefſten erſchüttert, gelobt ihr die Erfüllung ihres Wunſches. Ihre Liebe hat all das Gefühl, deſſen dies ſtarre Herz fähig, in ihm erweckt. Die Schauer der Todesſtunde einer edlen Seele, das Gefühl des Verluſtes eines Weſens, deſſen Werth nie ganz erkannt und gewürdigt zu haben er jetzt zu ſpät ſich ſagen muß, bezwingen ſeinen ſtolzen Sinn, und die erſchütternde Scene endet mit einem Monologe, der in wenig Zeilen, unterſtützt durch das meiſterhafte Spiel des Darſtellers, eine ganze Welt von Gefühlen ausſpricht:

(Die Herzogin wird hinausgetragen.)

Fahr' wohl! — Sie hat mich ſehr geliebt! — Ich wollte
Ich wär' ein and'rer als ich bin, ſo hätt' ich
Sie mehr geliebt. Nun geht ſie auch dahin.
Und ich kann nicht gut machen meine Schuld. —
Sie war ein gutes Weib. Ich will ihr folgen:
Ausreißen will ich aus der ſtolzen Bruſt
Die Neſſel Hochmuth, die emporgewachſen
Zwiſchen dem Könige und mir — wir wollen
Ein Herz ſein wieder und ein Schwert, wie eh'mals.
Ich will an Hof und mich mit ihm verſöhnen,
Wir wollen Freunde ſein. — O ſie war gut!

Bourbon geht nach Paris an den Hof des Königs, in demſelben Augenblicke, wo ſich dort Alles zu ſeinem Untergange verſchwört. Der König, durch jenen Auftritt in Moulins noch heftiger gereizt, und durch die Einflüſterungen ſeiner Mutter, die den Connetable ernie-

dringt ſehen will, um ihn durch ihre Hand wieder aufzurichten, ſowie durch ſeine übrigen auf den Ruhm und die Macht Bourbons neidiſchen Umgebungen aufgeſtachelt, empfängt ihn kalt und froſtig. Bourbon ſieht ſeine Annäherung, die Sprache eines warmen, überſtrömenden Herzens, unerwidert, ja verhöhnt, und eben in dem Augenblicke, wo er vergeſſend und vergebend dem Blutsverwandten und Waffenbruder naht, iſt dieſer entſchloſſen, ihn die ganze Schwere ſeiner oberherrlichen Gewalt fühlen zu laſſen, und ihn vollends zu demüthigen. Das Kronſchwert ſoll er fürder nicht mehr führen, es wird dem elenden Admiral Bonnivet, einem eiteln Emporkömmlinge gegeben, der fortan den Vortrab der Heere Frankreichs führen ſoll. Noch mehr: die Statthalterſchaft von Mailand, von Mailand, ſeinem Ehrenwerke, wird ihm entriſſen, und ſeinem Feinde und Neider, dem Höflinge Louisen überantwortet. Im Innerſten empört ruft er aus:

Mein armes Mailand! mein! ich ſage mein!
Und hab' ein Recht, es mein zu nennen.
Ja, blickt mich an! 's iſt bitter, —
Wenn ihr n'en Mann, wie ich bin, zwingen wollt,
Der eig'ne Herold ſeines Ruhms zu werden
Und in das ſchlummernde Gedächtniß Euch
Zurückzurufen, was ich that für Euch.
Mailand war mein; ich habe oft genug
Mein rothes Blut für Mailand hingeſprützt.
Wer mir mein Mailand nimmt, greift in mein Blut!

Allein noch nicht genug. Da er aufs Neue die Hand der Königin Mutter verſchmäht, ſo bringt dieſe, rachegluͤhend es dahin, daß in einem ſchmählichen Proceſſe ihm auch die reiche Erbſchaft ſeiner Frau entzogen wird.

Durch dieſen Schurkenſtreich, der von dem ſchlauen Kanzler Duprät meiſterhaft eingeleitet und dem feilen Parlamente inſinuirt wird, ſieht ſich Bourbon zum Bettler gemacht. Bourbon wankt, aber noch fällt er nicht. Erſt als der wollüſtige König Franz, was ihm ein Leichtes, in das Heiligthum ſeiner Liebe eingreift, und Diana von Foix, die vor des Königs Nachſtellungen ſich zu Bourbon geflüchtet, durch alle Künſte der Liſt ihm entreißt, erſt da ſind alle Bande geſprengt. Bourbon unterhandelt durch den ſchlauen Adrian von Croix mit Kaiſer Karl V., der ihm die Hand ſeiner Schweſter und ein eigenes Königreich für ein Bündniß mit ihm gegen den König Franz bietet, wird verrathen, in ſeinem Schloſſe überfallen, und entkommt, von einem einzigen Ritter begleitet, in einer ſtürmiſchen, finſtern Nacht zur Burg Adrian's von Croix.

So weit die Expoſition, in deren ächt dramatiſcher Behandlung Ruck auf Ruck die Spannung und der Fortſchritt ſtets ſich ſteigern: nirgends Nebenfiguren, wie dem ſo ſein muß im hiſtoriſchen Gemälde. Alle Charaktere mit markigem Pinſel gezeichnet, die Sprache voll Adel und Kraft, und voll charakteriſtiſcher Nüancirung. Doch — zurück zu dem weitern Gange der Handlung.

Wir ſahen, wie in dem ſittlichen Conflikte der tragiſchen Intereſſen die eine Seite genugſam hervorgehoben wurde, um das in der Tiefe ſeiner Perſon gekränkte Subject ſcheinbar zur Reaction, zur Rache zu berechtigen. Alles drängt darauf hin, und kunſtreich wird es als des Helden Thun gedichtet. Den Schlüſſel zu dieſem ſtolzen, ehrgeizigen und in ſeinem Stolze und bei gekränkter Ehre des Aeußerſten fähigen Charakters, geben die hiſtoriſch überlieferten, auch vom Dichter benutzten Worte: „Nicht

drei Königreiche könnten ſeine Treue erſchüttern, wohl aber eine Ehrenkränkung.“

Aber, — er verräth den König und damit ſein Vaterland, Frankreich. Er verräth das Allgemeine, das gegen ſeine, noch ſo tief gekränkte Perſon das höher berechtigte iſt. Und nun läßt der Dichter die ganze Schwere des vaterlandsverrätheriſchen Schrittes auf das Haupt des Helden hereinbrechen. Kaiſer Karl V., ſein Bundesgenoß, bezeigt ihm Kälte, von der Hand Eleonorens von Portugal und dem eigenen Scepter, den Bourbon nach früheren Unterhandlungen erhalten ſollte, iſt jetzt nicht mehr die Rede. Erſt ſoll er durch einen Sieg über ſeinen alten Herrn beweiſen, daß er es redlich mit dem neuen Verbündeten meine. Da rafft Bourbon ſich auf. In ſeinem Innerſten zwar fühlt er ſich ſchon jetzt durch ſeine That gebrochen, aber eben, weil er fühlt und weiß, daß Herſtellung des Aufgegebenen, daß Ausſöhnung mit Franz unmöglich iſt, ergiebt er ſich ganz dem Dämon, der ihm vorſpiegelt, nur ein eignes Königreich, nur der Purpur als Preis, könne ſeiner That den Makel abſtreifen, den er an ihr haften fühlt. In dieſer dämoniſch finſtern Stimmung verwirft er alle Anerbietungen zu Frieden und Verſöhnung, die ihm der hart von Feinden bedrängte Franz machen läßt. Ja ſelbſt für Dianen, die vom Könige geſandt, doch eigentlich im Auftrage des eigenen Herzens, das noch immer feſt am Connetable hängt, den Helden beſchwört, nicht zum Verräther an ſeinem Vaterlande und an ſeinem eigenen Heldenruhm zu werden, hat er in der Verblendung ſeiner Leidenſchaft nur noch das rauhe: „Es iſt zu ſpät!“ Sie verläßt ihn mit ihrem Fluche im Namen des verrathenen Vaterlandes. Und furchtbar geht dieſer Fluch in Erfül-

lung. Die Entscheidungsschlacht von Pavia vernichtet Frankreichs Heer, und liefert den König besiegt in Bourbon's Hand. Welch ein Gipfel des Glücks! Aber sein Boden ist trügerisch, ist ein Abgrund. Auf dem Schlachtfelde sieht er sich von dem besiegten Könige, durch dessen Verachtung mitten unter seinen eigenen Kriegern, tödtlich getroffen und gedemüthigt. Der gefangene König erwidert ihm auf seine Aufforderung sich ihm zu ergeben:

Ich kenne keinen Herzog von Bourbon —
Ist hier nicht wo ein gut katholischer Christ
Und Edelmann von altem reinen Blute,
Daß ich an ihn mein Schwert kann geben?

Nicht sein Gefangener wird Franz, sondern des Kaisers, der den Siegespreis an sich rafft. Auch von dieser Seite sieht sich also Bourbon verlassen und um die Frucht seiner schweren Thaten betrogen. Da bricht er auch mit dem Kaiser, der ihm schon thätlich die Verbindung aufgekündigt. Auf seine eigenen Füße will er sich stellen, Italien sich als eigen Königreich und Rom zum Herrscherſitz erobern:

Darum dem Teufel mich verschrieben? darum?!
Den König erst verrieth ich; nun verräth
Der Kaiser mich — — —
Was! soll ich dasteh'n, ein gepreller Af',
Verlacht, verhöhnt, um meinen Preis betrogen?
Das nicht! das nicht! und ging' es um den Tod
Und meiner Seele ganze Seligkeit! —
Ist dieser Boden von Italien
Nicht herrenlos, die Beute zweier Kämpfer,
Von denen keiner größ'res Recht als ich?
Auf, auf nach Rom! — — —
— Ich will nach Rom zieh'n und
Auf's Kapitol, die alte Burg der Welt,

Mein ſchwarz und gelbes Banner pflanzen — oder
Am Walle Roms renn' ich den Schädel ein.
Nur vorwärts! vorwärts! O das iſt 'ne Jagd,
In der der Teufel mich zur Hölle hetzt.

Aber ſchon ſind ſeine Augenblicke gezählt. Von dem vergifteten Schwerte eines gemeinen Lanzknechtes, des Bruders der Diana von Foix, der ſeine Schweſter durch Bourbon verführt wähnt, und den er einſt ſelbſt mit allzugroßer Strenge aus ſeinen Dienſten ſchimpflich gejagt, fällt er im Augenblicke ſeines Aufbruches gen Rom; und erſt jetzt erſcheint Diana, ſeinen brechenden Augen Frieden und Vergebung verkündigend.

Soweit in groben und haſtigen Umriſſen unſere Expoſition des Ganzen. Jetzt einige Bemerkungen und Andeutungen über Einzelnes in Perſonen und Charakteren, über die Handlung und ihre Motivirung, über die Intention und ihre Ausführung, kurz, über eine Menge von Dingen, über welche andeutend zu handeln bei dem vielfältigen „Für“ und „Wider“, welches ſich hier erheben kann, nothwendig ſcheint.

Wir kehren zum Anfang zurück. Hier begegnen wir gleich einem Mißſtande. Die Geſchichte Bourbon's bis zu dem Punkte, wo das Stück beginnt, fehlt weſentlich. Der Dichter verlangt, daß wir ſie wiſſen ſollen, aber das iſt zu viel verlangt. Wir ſehen Bourbon, mit dem Könige geſpannt, bittere Stachelreden wechſeln, wir ſehen den ſchlecht verhehlten Groll des Einen und die beleidigte Oberherrlichkeit des Anderen, aber wir erfahren den Grund nicht, oder nicht gründlich genug. Das in medias res rapere iſt hier offenbar übertrieben. Doch laſſen wir dies und wenden uns zur Charakteriſtik der einzelnen Perſonen. Voran geht Bourbon.

Der mächtigste Reichsvasall, des Königs Vetter, einst sein Freund und Meister im Waffenhandwerk, ihm an Alter, Kriegsruhm eben so überlegen, wie an strenger Sittlichkeit und ritterlicher Ehrenhaftigkeit, dabei stolz, nach Herrschaft strebend, jede Schranke schwer empfindend, steht er schon von selbst in einem collidirenden Verhältnisse zu dem Könige, seinem Lehnsherrn. Bourbon ist kein Unterthan; das Verhältniß eines mächtigen Vasallen zu seinem Lehnsherrn war eigentlich durch kein anderes substantielles Band, als durch das der Ehre zu einem Verhältniß der Treue gefestet. So lange diese Ehre vom Könige unangetastet, sein hoher Werth als Feldherr und Krieger anerkannt blieb, fügte der Stolz und das Bewußtsein eigner Herrschergewalt sich unter dem Gesetze der Treue. Es ist, wie schon bemerkt, ein historisch überliefertes Wort, das der Dichter ihn sagen läßt (Akt 3, Scene 3):

Drei Königreiche durfte man mir bieten,
Die Welt dazu, sie (die Treue) hätte nicht gewankt.
Wer aber mir an meine Ehre greift,
Der soll mich ehrlos finden. —

Da geschieht, was endlich geschehen mußte. Dem Könige wird der Mächtige allzumächtig. Die Feinde und Neider, und eben so sehr die Verschiedenheit der eigenen Sinnesart führen den Bruch herbei. Es kann zugegeben werden, daß jene zahlreichen Kränkungen und Beleidigungen, die den Connetable der Geschichte zum Abfall brachten, hier mit allzugroßer Kürze in die engen Grenzen einer einzigen Scene zusammengedrängt sind. Aber man bedenke auf der andern Seite, daß gerade diese Kränkungen ein stolzes Herz um so tödtlicher treffen müssen, als es sich eben

vorher ſelbſt überwunden und zum Vergeben und Vergeſſen bereitet hatte. Auch faßt er den Entſchluß zum Abfall nicht ſogleich nach jener Scene, er will nur den Weg zur Rache ſich offen halten (Akt 2, Scene 2):

S' iſt nicht gewiß — allein es könnte ſein. —
Ich weiß nicht — doch vielleicht — es könnte ſein.

Und erſt als er die Geliebte verloren, und ſich ſelbſt durch die Praktiken der Königin Mutter und ihres Kanzlers am Rande des Abgrundes ſieht, als die Ausſicht durch jene Rechtsverdrehung vom reichſten und mächtigſten Fürſten Frankreichs, um deſſen Freundſchaft Kaiſer und Könige werben, zum beſitzloſen Edelmann herabzuſinken, vor ihn tritt, erſt da entſchließt er ſich zum Aeußerſten. Er will ein *eigenes Heer* in ſeinen Landen werben, und den König auf ſeinem Zuge nach Italien überfallen und gefangen nehmen.

Bourbon iſt ein abgeſchloſſener, ſtrenger und ſpröder Charakter, er iſt ſchroff und hart ſelbſt gegen die, die er liebt, wenn es gilt, ſeinem Stolze ein Opfer zu bringen. *Diana* fällt nicht ohne ſeine Schuld. Das Verlangen, daß ſie freiwillig und offen ſich ihm zuwende, iſt eben ſo bezeichnend für ihn, als die Erfüllung deſſelben dem weiblichen Herzen unmöglich iſt. Und bitter wird ihm heimgegeben, was er hier gefehlt. Selbſt Frankreichs, des Vaterlandes, denkt er nicht *vor* ſeiner That, nur an ſich, nur an ſeinen Beleidiger, nur an die Perſon des Königs. — So ſteht er in der Mitte zwiſchen Shakſpeare's Macbeth und Schiller's Wallenſtein, der, wenn mir recht iſt, ſich auch einmal auf ihn beruft. Auch Bourbon wie Wallenſtein kann ſagen:

Hier iſt keine Wahl,
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden,
So ſteht der Fall. Nichts and're bleibt mir übrig.

Daß es ſo iſt, das ſoll uns ein gewichtiger Zeuge erhärten. Der König ſelbſt, ein treues Abbild des hiſtoriſchen Franz I., leichtſinnig und tapfer, eine Miſchung von Sittenloſigkeit und Ritterthum, wie nimmt er den Abfall des ſchwer gekränkten einſtigen Freundes auf? Das Aeußerſte iſt geſchehen, die Beweiſe des Verraths ſind in ſeiner Hand. Dieſes Aeußerſte hat er „nicht geahnt", „nicht gewollt", nicht für möglich gehalten! So hoch ſtand ihm Bourbon in ſeiner Achtung! Er überhäuft ſeine Mutter mit Vorwürfen:

Er wuchs zu hoch, ſein Wipfel ward zu dicht,
Abſtumpfen wollt' ich ihn, nun hat ein Drache
In die gelöſ'ten Wurzeln ſeine Brut
Gelegt!

Jetzt erwacht ſein Gewiſſen. Er ſieht nicht mehr den ſtolzen, übermächtigen, ihn verdunkelnden Vaſallen, er ſieht den einſtmaligen Freund und Waffenbruder, den Helden Frankreichs, den er ſelbſt zum Abfall getrieben. Er ſendet Bonnivet, ihn zu verhaften, und ruft dieſem zu (Akt 3, Scene 2):

Doch mäß'ge dich, mein Freund,
Behandle ihn durchaus, wie 's ſeinem Range
Und ſeinem einſtigen Verdienſt geziemt.
Ach Bonnivet, du fühlſt das nicht, wie bitter
Von ſolchem Manne ſolche That mich kränkt!
Ein ſolcher Ritter, ſolch ein Held und — Freund!
Die Tugend, ſchien's, wetteiferte in ihm
Sich ſelbſt zu überbieten, und ſein Ruhm
Obwohl ſo groß, daß ich ihn ſelbſt beneidet
War doch geringer noch als ſein Verdienſt. —

O mein Bourbon, o, in wie mancher Schlacht
Haft du mit deinem Leibe mich gedeckt!
Jetzt erst gedenk' ich's dir, da es zu spät,
Und da der Schlag gefallen, der dein Schild
Auf immerdar in schnöde Trümmer schlägt.
Ich war der Hammer, der dich schlug; ich war
Der grimme Stahl, der nicht ermüdete,
Bis er dies Feuer, das unselige
Mit gier'gem Schlag aus dir herausgepreßt!
Es thut mir weh', unsäglich weh' um ihn.
Denn wer darf sagen, daß er sicher steht,
Nach einer solchen Tugend solchem Sturz.

Und eben diese Selbstanklage wiederholt er im vierten Akte (Scene 3) gegen Düprat. Er will ihn retten —

Ich bin's ihm schuldig, denn ich selber trage
An seiner Schuld mein wohlgemess'nes Theil. —
Nicht Feigheit ist es, nicht die Ueberzahl
Raubgier'ger Feinde, was mein Herz bewegt.
S' ist Gram um ihn, der einst mein Bruder war,
Der manchen Lorbeer flocht um meine Stirn,
Und welcher nun auf seine eig'ne Stirne
Das Brandmal will des Land'sverräthers drücken.
Ich muß ihn retten, um der Ritterschaft,
Um Frankreichs willen!

So sehen wir also die Schuld getheilt, und in der Art, wie diese Theilung zur Darstellung gebracht ist, liegt neben der Motivirung und Milderung der Schuld zugleich die Erhebung des Charakters des Königs selbst, der eben hier die edlere Seite seines Wesens zeigt. Daß Bourbon dennoch nicht umkehrt, nicht umkehren kann, daß er das einmal Begonnene zum Ziele führen muß, das ist die Nothwendigkeit seiner That und seines Charakters.

Wir wenden uns zu dem Charakter Diana's von Foix. Diana bewundert, verehrt, liebt den Bourbon.

Sein ſtarres Behaupten ſeines Stolzes in jener Scene vor der Königin Mutter, läßt ſie überſehen, daß auch Bourbon ſie liebt, liebt, wie ein ſo ſtolzer Sinn nur lieben kann. Aber auch ſie iſt ſtolz und leidenſchaftlich. Sie achtet ſich verſchmäht, von ihm verachtet, ihre Liebe unerwidert. Verzweiflung, als ſie alle ihre Briefe und Boten von Bourbon zurückgeſendet ſah, hat ſie dem Liebeswerben des Königs ſich in einem unbewachten Augenblicke ergeben laſſen. Der König ſelbſt geſteht dies, er geſteht, daß ſie ihn nie geliebt, daß ſie ihn nach dem erſten Erwachen aus dem Sinnentaumel gehaßt, daß „ihm nie ein Lächeln, kein Neigen ihres Hauptes, kein Verzeihen zu Theil ward.“ In dumpfen Brüten verharrt ſie in ihrem Zuſtande, und erſt bei der Ausſicht den noch immer geliebten Mann als Flehende zurückzurufen zu ſeinem Vaterlande, ſeiner Pflicht, ſehen wir ſie erwachen. Zu ſpät! zu ſpät für ſie, zu ſpät für ihn. — Gegen dieſen Charakter laſſen ſich viele Ausſtellungen machen, ſind gewiß ſchon viele gemacht worden. Er iſt menſchlich wahr, und doch — es iſt ein Etwas darin, was uns gegen ihre Erſcheinung als Trägerin der höchſten Intereſſen, als Repräſentantin des Vaterlandes einnimmt. Daß ſie am Hofe blieb, daß ſie die Ehren und Huldigungen deſſen annahm, den ſie haßte, daß ſie der Sünde äußern Lohn, und wäre es auch nur in dumpfer Verzweiflung, erträgt, iſt ein Punkt, über den Niemand leicht ſich beruhigen kann.

Noch mehr wird man gegen die Geſtalt der Mutter Dianens haben. Sie iſt widerwärtig häßlich, tiefgemein, und die Rückkehr der Tochter in ihre Arme, ſo vortrefflich bei einer andern Mutter gerade dieſer Ausgang des Conflictes wäre, hier faſt undegreiflich, ja unmöglich.

Läßt ſich dies, laſſen ſich viele andere Fehler und Mängel des Stücks, wie der ungeſtüme Wechſel von Zeit und Ort, der haſtige, oft wildeilende Gang der Handlung, der Mangel an Entfaltung in den Hauptcharakteren, namentlich des Helden, der Mangel an wahrer befriedigender Löſung am Ende, läßt ſich, ſage ich, dies Alles ändern? Ich glaube nicht. Denn gerade in ſeiner Schwäche hat dies Stück auch ſeine Stärke. Dieſe Menſchen ſind nicht die vollkommenen Träger großer, im höchſten Sinne tragiſcher Intereſſen. Aber ſie ſind Menſchen von Fleiſch und Blut, die man nicht ändern kann, ohne ſie zu zerſtören. Daſſelbe gilt von dem ganzen Stücke. Es iſt ein erſter Wurf, die Intention iſt nicht erreicht, der Stoff nicht vollſtändig bewältigt, wir verlaſſen das Stück nicht mit völlig befreiter Bruſt, dieſe Welt entbehrt jenes idealen Hauches, der über dem Wallenſtein des größten deutſchen tragiſchen Dichters ſchwebt, und dennoch — nun? — und dennoch iſt es ein Drama, dem aus der Periode nach Schiller kaum ein zweites an die Seite zu ſtellen, geſchweige denn überzuordnen ſein dürfte. Und iſt es wirklich der Anfang in der Laufbahn des jugendlichen Dichters, ſchreitet er in dem Maaße über ſich ſelbſt hinaus bei jeder neuen Produktion, wie er hier begonnen, ſo hat ſich die deutſche Bühne des Bedeutendſten von ihm zu verſehen.

Ich ſage nichts von der Darſtellung auf unſerer Bühne, weil ich glaube, das Urtheil über ihre Trefflichkeit war ungetheilt. Daß die Charaktere ſo, wie der Dichter es wollte, zur Anſchauung gebracht wurden, dafür glaube ich bürgen zu können, da hierüber ſeine eig'nen Angaben als maaßgebend angewendet werden konnten. Ich ſchließe mit den Worten eines Freundes, des Hrn. Breier, der

der Aufführung nicht beigewohnt, und dem ich das Stück zu lesen gegeben. „Als sie mir (schreibt er) das Buch gegeben hatten, nahm ich es gleich nach Tisch, und sah hinein, wie man in ein Buch hineinsieht, ohne es lesen zu wollen; und da — hab' ich es nicht eher aus der Hand gelegt, als bis es hieß: „Frankreich vergiebt dir! stirb!“ Nachdem er hierauf den Eindruck, den ihm das Ganze gemacht, ausgesprochen, und dabei vorzugsweise alle Schwächen in der Composition und Behandlung der Charaktere scharf hervorgehoben, Schwächen, die wir theilweise in unserer Darstellung selbst berührt haben, und andere, die sich durch die, dem Schreibenden unbekannten Aenderungen des Dichters erledigen, sagt er zum Schluß:

„Und also ist es schlecht? Stille, ich bin noch nicht fertig. Es ist eine Thatsache, daß Leser, Zuschauer und Schauspieler sich für das Stück begeistert haben; es ist die allgemeine Stimme, daß unsere Schauspieler nie so gut gespielt haben; sie haben, sagt man, ihre Rollen nicht gespielt, sondern gelebt; es wird mit Leidenschaft für und gegen das Stück gestritten. Das weiß ich alles. Ich denke auch von Prutz viel zu hoch, als daß ich nicht glauben sollte, er kenne die Fehler seiner Tragödie so gut wie ich und jeder andere, und dennoch hat er es auf die Bühne gebracht, ja er hat es mit großer Sorgfalt für die Bühne bearbeitet. Es muß denn doch seine großen Vorzüge haben; und die hat es auch. Es hat einen herrlichen Schwung der Rede, einen Schwung, wie wir ihn aus so manchen Liedern des Dichters kennen, einen Schwung, der unwiderstehlich fortreißt. Diese Gewalt der Rede ist es einerseits, andererseits ist es gerade die Schwäche des Stückes, was seine Stärke ist. Das

Stück hat Handlung. In der Handlung keine Entwickelung, aber der Ungeſtüm, der Drang, die gewaltige Eile iſt es, die uns wie die Rede fortreißt, wir wollen weiter und weiter, mag es werden wie es will, wir müſſen durch [1]).“

[1]) Der Dichter hat ſpäter ſein Stück ſo ſehr verändert, daß die neue Geſtalt eine ganz eigene Beleuchtung erfordert.

XV.

Ein weißes Blatt.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Gutzkow.

(Aufgeführt den 13 Januar 1843.)

Gustav Holm, ein junger Naturforscher, hat nach kaum beendeten Studien und günstig bestandenen Prüfungen das Glück, von der Regierung seines Landes den Antrag zu einer fünfjährigen wissenschaftlichen Reise auf Staatskosten, nebst der Zusicherung sofortiger Staatsanstellung nach der Rückkehr, zu erhalten. Das Außerordentliche, früher Heißersehnte kann er doch nur mit schwerem, fast widerstrebendem Herzen annehmen. Denn in demselben Augenblicke, wo es ihm zu Theil wird, macht er die Bekanntschaft eines Mädchens, das ihn »mit plötzlichem Zauber fesselt« und gewinnt ihr Herz und die Einwilligung der Eltern. Beide verloben sich, doch bleibt die Verlobung ein tiefes Geheimniß für die Welt, da die Eltern, aus Besorgniß für die Zukunft der Tochter, bei so eigenthümlichen Umständen durch ein solches Geheimniß für den Fall eines Unglücks, das den Bräutigam treffen könnte, die Zukunft der Tochter sicher stellen wol-

len, und auch der Bräutigam es „für grausam hält," dem möglichem Tode entgegengehend sich ein Mädchen öffentlich zu verbinden. Holm reiset ab, er reiset durch alle fünf Erdtheile mit seinem treuen Diener Valentin, und kehrt endlich nach fünf Jahren über England nach Deutschland zurück. In London macht er die nähere Bekanntschaft der Familie des Consuls seiner Regierung. Je länger sein Herz den Genuß eines solchen Familienlebens hat entbehren müssen, desto inniger, hingebender schließt er sich derselben an. Der Consul, Hr. Steiner, erkrankt und stirbt, Holm nimmt sich der verlassenen Gattin und Tochter an, ordnet ihre Geschäfte, Vermögensverhältnisse, ihre Rückreise in die Heimath über Holland und Belgien und begleitet sie auf derselben. Die erhobene Stimmung tiefer Trauer, Dankbarkeit gegen den großmüthigen und liebenswürdigen Beschützer, Gleichheit der Neigungen, Bildung und Sinnesart verwandeln ein Verhältniß der Freundschaft, in welchem Holm sich mit rein menschlicher Unbefangenheit bewegt, auf Seiten Evelinen's in das einer glühenden Leidenschaft. Mutter und Tochter überlassen sich einer Täuschung, welche durch ihre Unkenntniß über Holm's Verhältnisse eben so sehr, als durch des letzteren ganzes Verhalten genährt wird, der sich einer reinen Neigung der Freundschaft um so unbefangener überläßt, je sicherer er sich durch den Gedanken an seine daheimgelassene Braut in seinem Innern fühlt — oder zu fühlen meint.

So nahet die Stunde der Trennung und Entscheidung, und hier beginnt das Stück. Das bisher Erzählte liegt hier vor demselben, und wird in einer vortrefflichen Exposition im ersten Theile des ersten Aktes zur Kenntniß des Zuschauers gebracht. Wir sind in der Heimath-

ſtadt der Familie Steiner, wohin Holm ſie geleitet. Wilhelm, der Bruder Evelinen's, Maler und Profeſſor an einer Akademie, von der Mutter abgeſendet, um Holm auf irgend einem Umwege zu einer Erklärung zu veranlaſſen, vernimmt von ihm das Geſtändniß ſeiner früheren Verlobung. Damit iſt freilich Alles erklärt, aber auch jede Hoffnung Evelinen's und der Ihrigen vernichtet. Es erfolgt eine Abſchiedsſcene von ergreifender Wirkung, die nur durch die pointirte Betonung eines einzigen Umſtandes beeinträchtigt wird — doch davon nachher. Holm reiſ't ab nach Friedersdorf, dem Gute ſeiner Braut Beate, wo dieſe nach dem raſch erfolgten Tode beider Eltern ſeit Jahren als Erzieherin ihrer jüngeren Schweſter Tony ein durchaus praktiſches, der Landwirthſchaft gewidmetes Leben mit eben ſo viel Neigung als Geſchick führt. Die frühere Verbindung konnte von Seiten Holm's für eine übereilte gelten, und fünf Jahre Trennung verändern viel. Wir ſehen, wie vortrefflich hausmütterlich und wirthſchaftlich ſich Beate in ihrer ländlichen Welt bewegt, wie ſie mit ihrem, eben zum Beſuch anweſenden Gutsnachbar, dem Oekonomierath von Seeburg, einem raſchen, unverheiratheten Vierziger, in Art und Weiſe des Lebens und Denkens ſo vortrefflich harmonirt, daß wir offenbar hier ein für einander geſchaffenes Paar vor uns erblicken. Dazu iſt Beate älter geworden — der Unterſchied der Jahre war vielleicht von vorn herein bedeutend — ſie fühlt es, und eine, der heiteren, jugendfriſchen Schweſter entſchlüpfende Aeußerung macht das dunkel Gefühlte zur grauſamen Gewißheit. Beiläufig iſt dieſe Stelle eine der gelungenſten in dem Stücke. — Guſtav erſcheint unvermuthet, er hat die ländlichen Empfangsfeierlichkeiten umgangen, und iſt zum Fenſter des

Gartenzimmers eingeſtiegen. Sein erſter Blick fällt auf die ihm zuerſt entgegeneilende jüngere Schweſter Tony, und mit dem Ausrufe: Beate! ſtürzt er in ihre Arme. Erſt durch das Erſcheinen der wirklichen Beate wird er ſeinen Irrthum gewahr. Der Eindruck iſt peinlich, und Gutzkow hat gut gethan, ihm durch das komiſche: »Entſchuldigen Sie, und Valentin bin ich!« des zum Fenſter nachſteigenden Dieners die ſchärfſte Spitze zu nehmen. So ſchließt der zweite Akt. Der dritte bringt, obſchon er ſcheinbar mit einer Verſtändigung zwiſchen Holm und Beaten endet, doch eigentlich das innere Mißverhältniß und die Entfremdung des erſteren von der letzteren erſt recht an den Tag. Dieſe praktiſche Behandlung der Natur und des Verkehrs mit derſelben, der ſich um Eier- und Kartoffelnverkauf, um veredelte Schaafzucht u. ſ. w. zu kümmern hat, und dieſe Dinge mit der Vorliebe aller ächten Oekonomen betreibt, vollendet, was das Mißverhältniß der Jahre begonnen hatte. Je klarer ſich Holm darüber wird, daß ſeine frühere Liebe ein Irrthum, daß die nach fünf Jahren gefundene Gegenwart ein Widerſpruch gegen die Vergangenheit und ihre Illuſionen, daß der einſt erſehnte Beſitz kein Glück mehr für ihn ſei, deſto mächtiger, dringender, unwiderſtehlicher fühlt er ſein Inneres dahin gewendet, wo er Alles fand, was ſein Herz in der Verlobten wähnte, zu Evelinen — die er nur darum nicht als Gegenſtand ſeiner Wünſche betrachtete, weil er, was ſie ihm darbot — ſchon zu beſitzen vermeinte. Dieſe Wendung iſt ſo einfach, ſo natürlich, ſo nothwendig, daß man es nur bedauern muß, daß der Dichter ſie am dritten Ende an eine Pointe knüpft, die wir ſchon im erſten Akte als verfehlt andeuteten, und die hier im dritten noch ſtörender

den naturgemäßen Verlauf in der Entwicklung und Offenbarung der Leidenschaft unterbricht. Die Sache ist diese. Beim Abschiede Holm's von Evelinen, wo diese in der heftigsten Aufregung einer vergebens bekämpften Leidenschaft, auch den unbefangensten Zuschauer über den Zustand ihres Herzens nicht in Zweifel lassen kann, ist es allein Holm, der nichts merkt. Wir wollen zugeben, daß die Unbefangenheit seiner Natur so groß war (der Bruder Evelinen's sagt: sie sei von schwindelerregender Höhe), daß er während eines monatelangen engen Zusammenlebens keine Spur von der, durch ihn unwissentlich erregten Leidenschaft eines jungen, glühenden Herzens wahrnahm. Wir wollen zugeben, daß weder das Benehmen der Mutter, noch die ziemlich deutlichen Aeußerungen des Bruders vor dem Abschiede, ihm hierüber die Augen öffnen. Wir wollen dies Alles zugeben, obschon es schwer zu glauben ist: — aber wenn diese Unbefangenheit so weit geht, daß sie die stumme Sprache dieses Abschiedes von Seiten Evelinen's nicht entfernt versteht, wenn seine Ruhe so groß ist, daß er in diesem Augenblicke ganz unbefangen, ja „lächelnd" zu der von Qualen der Liebe gefolterten sagen kann: „Haben Sie noch etwas auf dem Herzen für mich?" und wenn er dann diese Frage auf das kaum hörbare „Nichts!" in Evelinen's Antwort variirt: „Irgend einen Auftrag, einen Wunsch, einen Befehl" — und zuletzt, als hierauf Eveline „halbohnmächtig schwankt," zum drittenmale die Schraube seiner Frage mit den Worten ansetzt: — „Ich sehe, daß Sie noch etwas auf dem Herzen haben? keinen Wunsch, nichts, gar nichts?" so ist das gegen alle Natur und Wahrheit, und ich kann dem Verfasser die Versicherung geben, daß Niemand von denen, die dem

Stücke mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme gefolgt ſind, ſo viele ich ſprach, hierin anderer Meinung war. Das »weiße Blatt« und Evelinen's Album, auf das dieſe Fragen hinzielen, und für das ſie die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers in Anſpruch nehmen ſollen, wär leichteren Kaufs zu haben. Ja, es hängt an demſelben ſo wenig das Geringſte in dem Verlaufe des Stücks, daß es mit leichter Mühe ganz zu entbehren wäre. Jedenfalls würde ich dieſe, durch nichts motivirten, drängenden Fragen bei einer zweiten Aufführung ſtreichen. —

Aber ich gehe noch weiter. Ich behaupte: auch jene völlige Unbefangenheit Helm's bei dieſem Abſchiede iſt ein Cardinal-Fehler des Stücks. So gewiß wir bald alle ſeine Neigung bis zur Leidenſchaft geſteigert nach der Enttäuſchung über ſeine Verlobte zu Evelinen ſich hinwenden ſehen, ſo gewiß ſcheint es uns, daß der Dichter jene künſtliche Unbefangenheit der natürlichen Wahrheit zum Opfer bringen mußte. Sein Stück konnte dadurch nur gewinnen. Einen Schmerz, ein plötzliches Weh, den zuckenden Blitz einer aufdämmernden Ahnung im Herzen, mußte er von der holden, lieben, als unendlich werthvoll erkannten Gegenwart ſcheiden, denn er mußte ſich ſagen, daß er einer Zukunft, einem Verhältniſſe engegen gehe, das ihm eine abſolute Trennung durch ein halbes Jahrzehend, und, was ſehr wichtig, ungeheure trennende Räume in eine ungewiſſe, dämmernde Ferne gerückt hatten. Jetzt trat ein, was wir oben eintreten ſahen. Das Bild der Beate von jetzt entſprach *für ihn* kaum in einem Zuge leiblich und geiſtig der vor fünf Jahren nach kurzem Liebesrauſche zurückgelaſſenen Braut. Wie ungeſucht, wie natürlich und nothwendig iſt jetzt der ſchmerzvolle, ſehnſüchtige, ſich zur Leidenſchaft ſteigernde Rückblick auf *Evelinen*! Was

thut aber der Dichter? Holm hat Evelinen's Stammbuchblatt mitgenommen, um ihr einige Zeilen der Erinnerung zuzusenden. Er hat versprochen, es ihr zu „schicken.“ Denn aus dem Stegreife würde er es nicht wagen können; „aber,“ setzt er ganz prosaisch hinzu, „verlassen Sie Sich darauf, der erste freie Augenblick gehört Ihnen.“ Nun wäre nichts in der Welt einfacher, als eine Scene in dritten Akte, in welcher dieses Blatt ihn, nicht etwa an Evelinen erinnerte, nein, vielmehr die ihn erfüllende Leidenschaft für sie zum Ausbruche brächte. In der That hat das auch der Dichter gewollt. Aber wie führt er es aus? Man höre! Schon zu Anfange des dritten Aktes sagt er in der ersten Scene zu Tony: er sei jetzt mit all' den zerstreuenden Versendungen und Correspondenzen ziemlich im Reinen, „und doch sei ihm, als hätte er noch einen Auftrag zu besorgen, der ihm nicht einfallen wolle.“ (Er meint das Stammbuchsblatt.) In der zweiten Scene sagt er zu dem Diener Valentin: „Er sollte mich auf etwas bringen! — Ich habe irgend einen Auftrag vergessen! Was schlummert nur in mir und wacht nicht auf!“ (Er meint wieder das Blatt.) Im vierten Auftritte, unmittelbar nach seiner herzlichen Versöhnung mit Beate, die seine Liebe fälschlich ihrer Schwester Tony zugewendet glaubte, wiederholt er auch gegen sie die schon früher besonders accentuirten Worte: „Ich habe Alles beendet — nur eine Verpflichtung, ein Versprechen hab' ich gegeben, wo? wem? — ich klopfe den ganzen Tag an mein Gedächtniß, und finde es nicht.“ (Es ist wieder das Blatt.) Der fünfte Auftritt, so wunderschön eingeleitet durch einen kurzen Monolog, der uns in die geheimsten Tiefen eines Seelenzustandes blicken läßt, der, so wahr, so

ergreifend wahr er iſt, dies doch nur ſein kann, wenn der beſtimmteſte Hindlick auf Eveline bei Holm vorausgeſetzt wird — in dieſem fünften Auftritte alſo überſteigt durch die Schuld jener unglücklichen Pointe die Gewaltſamkeit in der Herbeiführung des löſenden Wortes alle Schranken. Ich muß die Scene herſetzen. Der Monolog ſchließt: „Was iſt mir! die Angſt wächſt, die Tropfen ſtehen mir an der Stirn, fieberhaft ſchüttelt es mein Innerſtes. Ich hab' etwas thun wollen. Ich hab' ein Verſprechen gegeben! wo? wem?“ (Valentin tritt auf):

Guſtav. Valentin beſinnſt Du Dich nicht auf irgend eine Arbeit, die ich noch zu vollenden habe?

Valentin. Vor der Hochzeit?

Guſtav. Eine Pflicht, die ich übernommen, ein Verſprechen, ein heiliges Verſprechen, das ich geleiſtet habe.

Valentin. Die Verſendungen ſind alle pünktlich beſorgt, die Briefe geſchrieben, ich wüßte nicht —

Guſtav (außer ſich). Iſt es denn möglich, daß ich's nicht finde! Was iſt's, was iſt's!

Valentin. Das Aufgebot? Iſt ja erlaſſen. Die Verpachtungen von Friedersdorf? Iſt ja ausgeſchrieben.

Guſtav. Nein! nein! es iſt etwas Größeres, eine Schuld der Seele, eine Aufgabe des Gewiſſens —

Valentin. Sie ſind krank —

Guſtav (ſchlägt an die Stirn). Was hab' ich gewollt? was hab' ich verſprochen?

Valentin. Ei daß ich's nicht vergeſſe. Beim Saubern ihrer Reiſekleider fiel das Portefeuille heraus. Vielleicht haben Sie's ſich aufgeſchrieben (zieht das Portefeuille heraus).

Guſtav (darauf zuſtürzend). Mein Portefeuille.

Ha! Ich hab's, ich hab's. Auch der Zufall steht in Gottes Hand. (Valentin umarmend.) Auf! Valentin (in mächtiger Freude) stell' mir drüben Dinte, Feder und Papier zurecht, laß die Vorhänge nieder, zünde Kerzen an, verschließ' die Thür, nein, nein, öffne die Fenster, lüfte die Räume, laß die Sterne schimmern, laß den Mond herniederblicken, die Nacht mit ihrer stillen Feier mich umschweben — zum Abschiedsgruß an Eveline. Was war's? (das Papier emporhaltend und vertraulich) Das — weiße — Blatt! (ab).

Gutzkow ist hier offenbar einem Effecte zu Liebe auf einen Abweg gerathen. Man bedenke doch das Verhältniß und die Situation. Holm liebt Beaten nicht mehr, sein Herz ist anderswo, die nahende Hochzeit erfüllt ihn mit Angst. Er sieht hinter sich, sieht, was er von sich gewiesen, aufgegeben, verloren — was kann dies Anderes sein, als Evelinen's Liebe? Es fällt ihm wie Schuppen von den Augen, und statt dies Wahre, Einfache auszusprechen, inquirirt und torquirt er Schwägerin, Braut, Bedienten, sich selbst nach einem »vergessenen« Stammbuchblatte. Ich will der äußeren Unmöglichkeiten nicht gedenken, will nicht erwähnen, daß Holm drei Tage lang während seines Aufenthalts in Friedersdorf »fleißig gearbeitet« alle Correspondenzen beseitigt hat, daß er dazu ohne Zweifel vor allen Dingen sein »Notizenbuch« nöthig hatte, welches ihm hier der aufmerksame, alte Diener erst drei Tage nachher bringt — ich will hierauf kein Gewicht legen, denn es sind Lappalien gegen die innere Unmöglichkeit des hier beschriebenen Vorgangs. Nur das Eine will ich anführen, daß selbst das ausgezeichnete und zum Theil geradezu meisterhafte Spiel des Darstellers des Holm (Hr. Häser) auf unserer Bühne

uns nicht über die Peinlichkeit wegheben mochte, welche jeder Zwang, jede Gewalt, die der Wahrheit angethan wird, immer im Gefolge hat — kurz, daß ſelbſt der beabſichtigte Effect nicht erreicht wurde.

Der weitere Verlauf des Stücks iſt nun dieſer: Guſtav verharrt noch drei Tage in einem halb ſomnambulen Zuſtande. Beate argwohnt, er liebe ihre Schweſter, wird aber enttäuſcht, als dieſe ihr das zwiſchen ihr und Evelinen's Bruder beſtehende Liebesverhältniß entdeckt, und mit dem letztern gemeinſam um ihren Segen bittet. Beate fühlt ſich erleichtert, aber kaum iſt dieſe Beſorgniß gehoben, ſo tritt der wahre Gegenſtand derſelben in ihre Nähe. Eveline erſcheint mit ihrem Onkel, dem Oekonomierath, bei ihrer Freundin Beate. Das leiſe verhüllte Geſtändniß der unglücklichen, ſich ungeliebt wähnenden Eveline, welches dieſe, ohne Namen zu nennen, der Freundin ablegt, erhält ſeine Erfüllung durch die unerwartete Begegnung mit Holm, in welchem Eveline den Verlobten ihrer Freundin entdeckt. So ſchließt der vierte Akt, aber in einer Weiſe, welche ſchon den glücklichen Ausgang im folgenden ſchließen läßt, in welchem Beate am Tage der Hochzeit, nachdem ſie ſich in einer vortrefflichen Scene von der Entſchiedenheit der Leidenſchaft in den beiden, durch einen Irrthum auseinander gehaltenen Liebenden überzeugt hat, entſagt und den eignen Brautkranz auf Evelinen's Stirne drückt.

So weit Alles gut. Auch begnügt ſich die Darſtellung mit dieſem Schluſſe. Der Dichter aber hat noch einen Nebenzug angebracht, der nach unſerem Gefühle etwas Verletzendes hat. Bei ihm gehen den Worten Beaten's am Schluſſe: „Eveline! der Kranz iſt Ihnen!“ die andern vorher: (auf Seeburg zeigend) „dies

meine Wahl«; und so geht sie mit diesem ihrem Verehrer zugleich mit Gustav und Evelinen zum Altare. Dies ist eine Härte, obschon es nach der Intention des Dichters eine Milderung sein sollte. Aber es bedarf dieser allzudrastischen Anwendung jenes Heilmittels in diesem Augenblicke nicht, um uns in völliger Beruhigung über Beaten's Schicksal zu entlassen. Jeder Zuschauer fühlt, daß Beate in Seeburg Ersatz finden wird, ja eigentlich schon gefunden hat. Beide sind für einander wie geschaffen, beide leben und weben in demselben Elemente, beider Welt- und Lebensansichten, Alter, Temperament stimmt vollkommen zusammen. Beide wissen das endlich, und Seeburg's Heirathsantrag im vierten Akt ist nur durch ein Mißverständniß kupirt worden. Also noch einmal, jene Wendung ist störend und verletzend, und die Auslassung derselben eine Verbesserung zu nennen.

Lange hat kein Stück dieser Gattung mich und Andere so lebhaft angezogen und eine so nachhaltige Wirkung zurückgelassen. Die Feinheit der Composition, der sichere dramatische Takt, der vortreffliche, höchst charaktervolle Dialog, der selbst den unbedeutendsten Nebenfiguren individuelles Leben verleiht, alle diese Vorzüge von Gutzkow's dramatischen Arbeiten finden sich hier in schöner Vereinigung und zum Theil in noch höherer Vollendung, als in den frühern. Dazu kommt eine Tiefe des Blicks in pathologische Gemüthszustände der menschlichen Natur, und eine Schärfe und Bestimmtheit in der Hervorhebung derselben, wie sie bei sehr wenigen Dramen dieser Gattung gefunden werden möchten. Auch wüßte ich im Einzelnen, außer dem bereits Bemerkten, nur Weniges zu nennen, wo der Dichter die Ecenze überschritten, und einzelne Punkte zu scharf accentuirt zu haben scheint.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.

3-598-52808-6
FN. I1372/007

Dahin dürfte wohl Akt I. 2. der Schluß der Rede Wilhelm's gehören, von den Worten an: »Sollt' ich einen Blüthenzweig« u. ſ. f. Auch das einzelne »weiße Härchen« (II 5.) möchte ich getilgt wiſſen.

Die Aufführung war im höchſten Grade befriedigend, und wenn alle Mitwirkende dieſes Verdienſt theilen, ſo möchte ich neben den ſehr gelungenen Darſtellungen Seeburg's (Hr. Hauke), Beaten's (Fr. v. Zahlhas), Wilhelm's (Hr. Otto), Tony's (Mad. Moltke), wohl den Kranz dem Darſteller Holm's, Hrn. Häſer, reichen, deſſen Spiel von ergreifender Wahrheit und innigem Verſtändniß des vorzuſtellenden Charakters zeugte, und namentlich im letzten Akte, ſich zu hinreißender Wirkung erhob.

XVI.

Gutzkow's Patkul.

(Aufgeführt den 10. November 1841.)

Wenn wir manchen Anzeigen trauen dürfen, so scheint es als sei ein neues deutsches Drama im Anzuge, das Drama des durchgebildetsten Volks der Erde, das sich in der Weltliteratur auf den Thron zu setzen bestimmt ist, wenn es zugleich seine Aufgabe, sich zur welthistorisch geltenden Nation zu bilden, erfüllt. Freilich, wenn dies Volk den Spruch des alternden Goethe wahr machte:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens!
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!-

wenn die Deutschen sich über die einfache Wahrheit, welche alle Blätter der Weltgeschichte predigen, verblendeten, wenn wirklich der Quietismus jenes Zurufs unsre Ueberzeugung würde, und wir thöricht genug wären, uns weiß machen zu lassen, daß es ein Volk je gegeben habe oder geben könne, welches ohne politisch ausgebildete Nationalität, ohne historisches Selbstgefühl zu wahrhaft „freier Menschen-

bildung« gelangen könne — dann werden wir allerdings auch auf jenes Drama verzichten und uns begnügen müssen, die abgelegten Röcke des bürgerlichen Schauspiels neu gewendet und gebügelt uns auf den Leib unsrer Familienempfindungen und Privatzustände zuzuschneiden. Aber nein! lieber wollen wir der Goethe'schen Paränese mit einer Frage begegnen und ihm zurufen:

Goethe, wir ehren dein Wort, doch sag' uns, Bewunderer der Griechen,
Warum hellenischer Geist freieste Menschlichkeit zeigt?

In der Fülle seiner gottbegabten Jugend, damals, als er fertig und gerüstet wie Pallas Athene aus dem Haupte des Donnerers, aus dem gedankenschweren Haupte des deutschen Volksgeistes in freudiger Schöne hervorsprang, damals empfand der Jüngling Goethe seinem Meister Shakspeare gegenüber, daß Deutschland ein Staatsleben haben müsse, wenn es eine Literatur, wenn es ein seiner würdiges Drama haben wolle. Damals empfand er es, daß, wie Gervinus es so unübertrefflich schön ausdrückt, „nur wo sich die Dichtung auf den großen Markt des Lebens wagt, das Gefahrvollste und Größeste zu ihrem Gegenstande zu nehmen nicht scheut, mit den öffentlichen Zuständen Bund macht, und mit dem Leben selber rivalisirt, nur da sich ächter Waizen aus der Spreu sondert,“ und daß, „während bei uns das dürftige Talent mit dem ächten Genius in einerlei Joch geht, unter freiern Ordnungen dem Laufe freie Bahn gegeben ist, auf dem sich die Kraft von dem Unvermögen scheidet.“

Dieses Bewußtsein, welches der alternde Mann verlor, und zu dem er doch in den letzten Lebenstagen wieder mit jenem Bekenntniß zurückkehrte, „daß er der Nation die Umwälzungen nicht wünschen möge, welche in

Deutschland classische Werke hervorbringen würden," dieses Bewußtsein ist bei der gegenwärtigen Generation vollständig in Saft und Blut übergegangen. Was von Lyrik seit dem Wendepunkte des Jahres 1830 einen bleibenden Nachhall im Herzen der Nation gefunden hat, ist von diesem Bewußtsein getragen und erfüllt. Der Roman in seinen tüchtigsten Gestaltungen hat es als seine Basis gewonnen und mit Vorliebe die Wahl seiner Stoffe darnach getroffen. Der Druck einer offen und heimlich wirkenden, in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrzehends immer sichtbarer hervortretenden Reaction hat den Gegendruck nur gesteigert, und was dort an Schwere hinzugefügt, ward hier an Elasticität gewonnen. Ja es giebt kaum ein Feld der Literatur, welche hier in Betracht kommt, auf welches nicht dieses Bewußtsein mehr oder minder eingewirkt und seine Consequenzen hervorgetrieben hätte. Die Poesie beginnt sogar in demselben Augenblicke, wo ihr der erste große Geschichtschreiber unsrer Nationalliteratur diesen Weg als den nothwendigen vorzeichnet, zur schwertscharfen politischen Satyre einen Berangerschen Anlauf zu nehmen.

Aber unendlich tiefer als das Lied, das flüchtige, und der geschärfte aber leichte Pfeil des witzigen Epigramms, dringt das Drama und seine lebendige Verkörperung durch die Bühne in das Herz des Volkes. Man wußte wohl was man that, als man in der Stadt, „die so manches Uebels Quell," wie Platen strafend sang, „Clauren's Albernheiten" protegirte, und „Schiller's Tell" verbot. Denn die Bühne ist die „politische Kirche," oder wenn das zu anstößig klingt, der „politische Tempel" der Nation, wo sie sich an dem eignen Werthe und der eignen Größe ihres Geistes zur Begeisterung für das Ideale

auferbaut. Durch sie hat Shakspeare, wie einst Aeschylus, seinem Volk zum Bewußtsein seiner selbst und damit zu seiner welthistorischen Ehre und Herrlichkeit verholfen. Und der deutsche Dichter, der einst ihr mit den Gaben eines schöpferischen Genius die Reinheit und stählerne Energie eines großen Charakters zum Opfer darbringt, wird auch Deutschlands Shakspeare werden und seinen Namen unverlöschbar in die ehernen Tafeln der Weltgeschichte eingraben.

Doch ehe dieser rechte Spielmann kommt, der die Saiten der Harfe des deutschen Geistes mit vollteren Schlägen ertönen läßt, wollen wir auch denen unsern Dank und unsere Anerkennung nicht versagen, welche als seine Vorläufer ihm den Weg zu ebnen in der Gegenwart beflissen sind. Zu diesen gehört aber Karl Gutzkow mit seinem neuesten Trauerspiele Patkul, mag man auch an dem Werke selbst noch so viel auszusetzen finden.

Es ist beachtungswerth, daß Gutzkow, von den Abstractionen psychologischer einseitiger Beobachtung im „Richard Savage“ ausgehend, durch die, schon mit den Farben des politischen Lebens tingirten Herzens- und Familienconflicte im „Werner“ hindurch in seiner dritten dramatischen Production gleichsam dem Zuge des Geistes der Gegenwart folgend, sich dem historischen Elemente zugewendet hat. Es ist uns, weil unbekannt, gleichgültig, ob der Dichter sich selbst dieses Fortschreitens als eines solchen bewußt, ob er, bei der Wahl der Stoffe in dieser Reihe, der Erkenntniß oder dem Instincte der Ahnung folgte. Ein Fortschritt liegt jedenfalls unverkennbar vor. Die Affecte der Familienempfindung, die Schranken und Hemmungen des bürgerlichen Lebens, die Unterschiede der Stände u. s. w., das Alles ergreift nicht mehr

unser Innerstes mit voller Macht, und hat jetzt jedenfalls ein untergeordnetes Interesse, in einer Zeit, „wo die Gewalt der Convenienz, Mißstand und Unnatur des Privatlebens so gebrochen ist, daß es den Mann von Geist und Energie nicht mehr unterdrücken kann,“ und wo Motive der Art, wie sie noch in Goethe's Werther von großer Bedeutung waren, poetisch unbrauchbar, weil in der Wirklichkeit ohne wahre Realität, sind. In der Gegenwart, wo endlich auch bei uns die Menschen beginnen zu wollen was sie wissen, wo das Denken selbst geschichtliches Handeln zu werden sich anschickt, wo das Individuum sich nicht mehr nur als Mensch in abstracto oder etwa als Glied einer Familie, eines beschränkten bürgerlichen Verbandes, und dem Staate gegenüber als eine regierte, gouvernirte und besteuerte, atomistische Monas fühlt, sondern sich als einen wesentlichen und berechtigten Mitfactor des Staatslebens und der Geschichte zu wissen beginnt, jetzt sind auch die Interessen, welche ihm in der Kunst und besonders im Drama an das Herz bringen sollen, auf einem andern Gebiete zu suchen. Das Volk, dessen Individuen sich allmählig auf diese Stufe erhoben haben, verlangt, daß das, was ihm in der Kunst das Innerste bewegen soll, ihm seine wirklichen geistigen Interessen auf dem ewigen Boden der Geschichte vorführe. Und der Poesie im Drama erwächst so die Aufgabe, den Conflict und Kampf der großen Gegensätze der Gegenwart auf diesem Boden darstellend zu verklären, und das, warum es sich handelt, aus dem einzelnen Bewußtsein des denkenden Genius in das allgemeine der Nation überzuführen, und mit Begeisterung auszusprechen, was dumpf in den Vielen gährend das gestaltende Wort nicht zu finden vermag.

Gutzkow hat seinen Stoff aus einem Abschnitte der Geschichte der neuern Zeit gewählt, von der der männlichste unserer Historiker, Schlosser, sagt: „Wenn sich je der Jammer willkürlicher Herrschaft der Fürsten und ihrer Minister zeigte, so zeigte er sich damals (zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts) in ganz Europa.“ Wir befinden uns am Hofe Friedrich August II., des Zeitgenossen der beiden Friedriche von Dänemark und Preußen, der Könige ihres Adels und Hofes. Unter ihnen war der sächsische Louis quatorze im Guten und Schlimmen der Bedeutendste. Schon diese Erscheinung durch das historische Drama zur Anschauung zu bringen, verlohnte sich der Mühe in einer Zeit, wo mit aller Macht in der endlichen Persönlichkeit des Regentensubjects die absolute Zusammenfassung des gesammten Staatsbegriffes als das Heil der Welt, der Geschichte und dem Bewußtsein des Geistes zum Trotz, hypostasirt werden soll. Denn mehr noch als der Geschichtschreiber ist der Dichter der Lehrer seiner Zeit, und auch hier gilt das alte Wort des griechischen Denkers: ἡ δὲ ποίησις φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ἱστορίας.

In diese Welt führt uns Gutzkow ein. Es ist die Zeit, wo die nach dem Beispiel Ludwig's XIV. in Schweden und Rußland von Karl XI. und XII. und Peter dem Großen niedergeworfene Aristokratie vergebliche Versuche machte, sich gegen den Druck des militärisch despotischen Absolutismus, der sie in ihren Lebenswurzeln angriff, zu erheben. Der Vertreter dieses Kampfes in seinem Vaterlande Liefland war Reginald von Patkul. Karl XI. von Schweden war es, der von dem Momente seiner Volljährigkeit an mit eiserner Consequenz das Ziel der unumschränkten Monarchie verfolgte und der Oligarchie

des hohen Adels alles Unheil und alle Zerrüttung, welche ihr Regiment über Schweden gebracht hatte, mit Zinsen zurückgab. Durch die bekannte Maßregel der Reduction aller seit Christinens Zeit verschleuderten und in den Händen des Adels befindlichen Krongüter brach er alle Macht und Ansehen des Adels mit einem Schlage. „Er war der Rächer des Volks; er vergalt der Oligarchie, was sie während seiner Minderjährigkeit gesündigt; und obgleich er, namentlich in Liefland, ungerecht und willkürlich verfuhr, da er weder die Rechte noch die Stände und Verfassungen dieser Provinz achtete, so ward er doch dadurch zum Retter des zerrütteten Reichs, das durch ihn im Innern gekräftigt unter seinem Nachfolger Karl XII. sogar für einige Zeit als nordische Weltmacht wieder in die Geschichte eintrat.“ Als Führer nun in dem Kampfe, der sich von Seiten der liefländischen Aristokratie gegen diese Gewaltschritte des schwedischen Lehnsherrn erhob, stand Patkul an der Spitze. Im guten Glauben an die Gerechtigkeit der Sache, für welche er kämpfte, für die Freiheiten und Privilegien seines Geburtslandes, oder, was damals wenigstens identisch war, seines Standes, der liefländischen Ritterschaft, ward er zum Märtyrer, indem er das einseitige Recht corporativer Genossenschaft einer eben so einseitigen, aber historisch schwerer wiegenden und durch die politische Uebermacht verstärkten Berechtigung gegenüber, mit edler mannhafter Gesinnung zu vertreten wagte. In Schweden mit offenbarer grausamer Ungerechtigkeit zum Tode verurtheilt und bei seiner Flucht geächtet, ging er in die Schweiz, wo er sich unter dem Namen Fischering verborgen hielt und mit der Feder seinen Unterhalt suchte. Als nach Karl XI. Tode dessen Nachfolger Karl XII. sein Gesuch um die Zurücknahme

des gegen ihn gesprochenen Urtheils von sich wies, und somit die letzte Aussicht zur Rückkehr in sein Vaterland auf dem Wege des Rechts und der Gnade geschwunden war, erst da trat er, durch Flemming mit Friedrich August von Sachsen und Polen, der sich im Stillen zum Angriffe gegen Liefland bereitete, bekannt gemacht, als offenbarer Gegner Schwedens auf. Zum Geheimenrath und Generalmajor ernannt nahm er von 1698 — 1702 an den gegen Schweden gerichteten Unternehmungen in den Ostseeprovinzen thätigen Antheil, während er zugleich in Druckschriften die Ungerechtigkeit des schwedischen Verfahrens gegen ihn bekannt machte, und als Bestätigung die Responsa von zwei Rechtsfacultäten drucken ließ. Bald indessen gewann er die Ueberzeugung, daß Friedrich August nicht der Mann sei, von dem er das Gelingen seiner Pläne erwarten könne. Er schloß sich an Peter von Rußland an (1703), von den er zum Geheimenrath und Generallieutenant ernannt wurde. Hier war er mit aller Energie des Charakters, die durch seltene Kenntnisse und politische Einsicht unterstützt ward, in dem nordischen Kriege gegen Karl XII. thätig. Namentlich benutzte er seine Stellung als russischer Gesandter und Befehlshaber des russischen Hilfscorps in Dresden, um den leichtsinnigen Friedrich August, den ein Interesse der Neigung an ihn gefesselt und die Reinheit seines Charakters und seiner Sitten mit Achtung erfüllt zu haben scheint, zur Thatkraft zu spornen. Von dem letztern selbst aufgefordert, ihm rückhaltslos die Wahrheit über seine Lage zu eröffnen, enthüllte er in einem eigenen Memorial ihm freimüthig den Abgrund, an den ihn der eigene Leichtsinn, die bodenlose Verschwendung und die Gewissenlosigkeit seiner Minister, namentlich seines Günstlings

Flemming gebracht, und gab als letztes Rettungsmittel Sachsens an, sein Ministerium zu entlassen. Mit diesem Schritte war, wie er selbst am Schlusse jener Schrift es ahnend ausgesprochen hatte, sein Geschick entschieden, welches als allgemein bekannt hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Die Rachsucht der Kreaturen August's, welche des Königs Schwäche und seine verzweifelte Lage dem siegreich in Sachsen eingedrungenen Karl XII. gegenüber, benutzten, lieferte den unglücklichen Mann seinem erbitterten Feinde aus, der ihn mit kannibalischer Grausamkeit hinrichten ließ (zu Kazimirez den 11. October 1707).

Man sieht auf den ersten Blick, daß hier weit eher der Stoff zu einem historischen Romane, als zu einer Tragödie vorliegt, und das Drama, mit dem wir es jetzt zu thun haben, wird uns diese Wahrheit bestätigen. Wir sind in der ersten Scene des ersten Akts am sächsischen Hofe im Vorgemache der Kurfürstin. Zwei Hofdamen, deren eine Anna von Einsiedel, die heimlich Verlobte Patkul's (historisch Anna Sophia, Tochter des dänischen Gesandten von Rumohr, Wittwe des Oberhofmeisters der Kurfürstin Hans von Einsiedel), eröffnen die erste Scene damit, daß sie durch Verlesung einer kurzen Selbstbiographie Patkul's den Zuschauer mit den Antecedenzien des Helden bekannt machen. Diese Scene ist knapp und kurz behandelt und vortrefflich gelungen. Sie war absolut nothwendig, da das Hauptinteresse an Patkul, weil an seine frühern Lebensschicksale geknüpft, außerhalb des Stücks liegt, und seiner historischen Breite wegen nicht anders an den Zuhörer gebracht werden konnte, bei dem auf eine Vertrautheit mit diesem historischen Detail einer nicht weltgeschichtlich bedeutenden Persönlichkeit nicht zu

rechnen war. Ob nicht der Dichter besser gethan hätte, in einem eigenen Akte, einem Vorspiel, Patkul in jener seiner ersten entscheidenden Wirksamkeit dem Schwedenkönige gegenüber als Vertreter seines Volks darzustellen und an den Schluß dieses ersten Abschnittes die tragische Wendung seines Lebens anzuknüpfen, lassen wir für jetzt dahin gestellt. —

Die zweite Scene ist im russischen Botschaftshotel in Dresden. Die Stadt ist in Bewegung, denn „Dresden kann in vierundzwanzig Stunden in den Händen der Schweden sein," wie die in Patkul's Zimmer versammelten Officiere seines Corps äußern. Sie hören von den Fenstern aus, wie ihr Chef das versammelte Volk haranguirt und mit der Aussicht auf Friedensunterhandlungen beruhigt, und dafür von donnerndem Vivatrufen bis an sein Hotel geleitet eintritt. Er sendet die Officiere auf Kundschaft aus, nachdem er ihnen gemeldet, daß morgen der Waffenstillstand beginne. Mit seinem Freunde Julius von Einsiedel, dem Neffen des Ministers Feldmarschall von Flemming, überschaut er jetzt seine Lage. Zwar scheint Alles verloren, Polen, Sachsen, Rußland geschlagen, und Patkul selbst spricht es aus, daß von dem „schwachen" Sachsen und seinem eitlen verschwenderischen Herrscher nichts zu hoffen sei, und daß er sein Vertrauen auf Rußlands Czaaren und seine unerschöpflichen Hilfsmittel setze. Da vertraut ihm der Freund, daß der König ihm im Geheimen aufgetragen, Patkul aufzufordern, „ihm ein Gemälde seiner gegenwärtigen Lage zu entwerfen," und übergiebt ihm den dahin lautenden eigenhändigen Brief des Königs, der „von Schmeichlern umgeben, von der Wahrheit abgeschnitten, durch Patkul's Einsicht und Aufrichtigkeit die saumseligen Vollstrecker

seines Willens, die Dränger seines Landes« kennen lernen und zugleich erfahren will: »welche Politik zu befolgen sei, um, für den Fall, daß er jetzt Frieden zu schließen gezwungen sei, später wieder erobern zu können, was er jetzt aufzugeben gezwungen sei.« Der Brief schließt mit den Worten: »Liefland hat meinen Schwur, es von dem Joche der Schweden zu befreien.« Dies Wort entscheidet bei Patkul. Und trotz aller Warnungen seines Freundes, der ihm vergebens vorstellt, daß er auf unterhöhltem Boden stehe, daß die Minister ihn schon jetzt hassen, weil er, statt ihr Werkzeug zu sein, selbst gehandelt, beschließt er, »das Memoire zu schreiben.« Zweiter Akt: das Memoire ist geschrieben. August hat es gelesen und — seinen Ministern Flemming und Imhof mitgetheilt. Beide sind von Rachegefühl gegen Patkul entbrannt. Pfingsten, eine Creatur beider, jüngerer Rath, arglistisch, boshaft, von hochstrebendem Ehrgeiz, Patkul's persönlicher Feind, schürt die Gluth und wirft als ersten Racheplan den Gedanken an Patkul's Auslieferung bei dem Frieden mit Schweden in die Gemüther seiner Genossen, indem er auf eine der leeren Seiten der Friedensvorschläge, mit denen er ins schwedische Lager gehen soll, diese Bedingung einzeichnet. Da tritt der König auf. Gleich dies sein erstes Erscheinen zeigt uns deutlich, wessen wir uns von ihm zu versehen haben, und wie thöricht Patkul war, auf dieses Mannes Charakter und Thatkraft die geringste Hoffnung zu setzen. Er hat das Memoire gelesen, welches ihm die heillose Wirthschaft seiner Minister und Räthe enthüllt. Flemming erhält einige »Reproches«, dann aber wird ihm und den Andern blos eingeschärft, »keine Rivalität mit Hrn. von Patkul« zu zeigen, der »ihn liebe und der es gut mit ihm meine, in

welchem er den Gesandten des Czaaren, seines Verbündeten, ehre, den Weltmann, den Kenner der Zeiten und Menschen schätze und den hohen Muth bewundere, mit dem er sein tragisches Lebensschicksal um das Wohl seiner Heimath ertragen habe.“ Sodann befiehlt er Imhof, ins schwedische Lager zu eilen, und bei dem Abschluß der Friedenspräliminarien seine Ehre zu wahren und zu achten, „daß nichts von seinem Herzen gerissen werde.“ Die Frage: „hab' ich meinen Ruf vor Europa, ein Kleinod, das kostbarer ist, als alle Schätze unseres grünen Gewölbes, auch treuen Händen anvertraut?“ — diese drohende Frage, an Menschen gerichtet, über deren Nichtswürdigkeit ihn Patkul's Memoire so eben vollkommen unterrichtet hat, klingt freilich etwas wunderlich und ist nur auf Rechnung desselben Leichtsinns zu setzen, mit dem der König in derselben Scene, wo es um Krone und Ehre gilt, zugleich Aufträge für Ballets und Hoffeste ertheilt und sich „mit süßem Tone“ bei Flemming nach seiner liebenswürdigen Mündel erkundigt, die, wie wir hier sehen, einen starken Eindruck auf sein galantes Herz gemacht hat. Nach des Königs Entfernung reißt Flemming das mit Patkul's Namen beschriebene Blatt aus den Präliminarien heraus. Pfingsten dagegen eröffnet ihm jetzt, daß Anna von Einsiedel, die der König „auszeichne“, seit vier Wochen mit Patkul heimlich verlobt sei, und läßt ahnen, daß er hierauf einen Plan zur Entzweiung des Königs mit Patkul und zur Vernichtung des letztern zu gründen gedenke. Die vierte und fünfte Scene geben nach einer kurzen Liebesscene zwischen Patkul und Anna dem Dichter Veranlassung, die pietistisch-frömmlerische Seite des Dresdener Hofes, an deren Spitze die Kurfürstin-Mutter steht, zu zeigen, wobei zugleich

Patkul, Imhof und Pfingsten sich gegenseitig Sottisen sagen, und des Erstern weiche, etwas schwärmerisch-religiöse Richtung, die ihn der Kurfürstin werth macht, dem Unglauben und der Frivolität der beiden Andern gegenüber heraustritt. Im Uebrigen ist die Episode für den Fortgang des Stücks von keiner Bedeutung. Die Schlußscene des zweiten Akts bringt ein kurzes Rencontre zwischen Fr. August und Anna, bei welchem der Erstere mit noch sehr oberflächlicher Galanterie der letztern seine Liebe erklärt, aber von ihr zurückgewiesen und von der dazwischen kommenden Kurfürstin auf eine fast komische Weise erinnert wird, daß er „in so schwerer Zeit wohl der Einsamkeit bedürfe, um für das Beste seines Volks zu sorgen." Der König faßt denn auch die Sache von der komischen Seite, indem er bei ihrem Fortgehen „ärgerlich komisch zurückprallend" ausruft: „mort de ma vie! die Lehre hätt' ich mir selber geben können."

Indessen giebt der König, dessen Neigung diesmal ernstlicherer Art ist, seine Absichten nicht so leicht auf. Durch eine Hofintrigue wird Anna, als sie eben zu Anfange des folgenden Aufzugs im Begriff ist, ihrem Verlebten die Verfolgungen von Seiten des Königs zu entdecken, auf das einsame Jagdschloß Moritzburg beschieden, wohin sich der König zuvor heimlich begeben hat. Hier angelangt sieht sie plötzlich den König zu ihren Füßen, der mit aller Gluth ernster Leidenschaft ihr seine Liebe gesteht und um Gegenliebe fleht. Die Scene ist von großer Wirkung und außerordentlicher psychologischer Feinheit. Anna weiset anfangs bestürzt, doch immer entschiedener des Königs Anträge zurück (hier möchten wir nur die auch in der Form des Ausdrucks verletzende und im Munde Anna's in solchem Momente zu reflectirte

Beziehung auf die Königsmark getilgt wünschen [1]) und greift endlich, da nichts den Dringenden zurückzuschrecken vermag, zu dem letzten Mittel. Sie entdeckt, daß sie einem Andern bereits als verlobte Braut angehöre. Der König in höchster Aufregung will den Namen dessen wissen, „den die Hölle zum Antipoden seiner Seligkeit machte“ (dies ist beiläufig ein etwas schiefer Ausdruck). Da — tritt Patkul ein (der durch ein Billet Pfingsten's von des Königs Aufenthalt unterrichtet ist) und beantwortet die Frage, indem er seine Verlobte abführt. Vernichtet bleibt der König zurück. In diesem Augenblicke treten Flemming, Pfingsten und Imhof ein. Sie bringen die Friedensbedingungen. Auf diesen Moment haben sie gewartet. Jetzt hoffen sie, wird Fr. August geneigt sein, auch Patkul's Auslieferung zu unterschreiben. Aber sie haben sich geirrt. Zwar will der König in dieser der Vernichtung geweihten Stunde, wo ihm Krone, Leben und Ehre gleichgiltig sind — Alles unterzeichnen, als er aber jenen, Patkul's Auslieferung betreffenden Paragraphen erblickt, auf den ihn Pfingsten als auf die Conditio sine qua non des Friedens aufmerksam macht, fällt plötzlich ein Strahl der Erkenntniß in die Nacht

[1]) Die Worte Anna's lauten: „Majestät, die Bahn, durch welche die jetzt sinkende Sonne einer Königsmark schritt, geht nicht durch das Zeichen — der Jungfrau.“ Dies ist eine frostige und gesuchte Verstandespointe. Ein Pendant dazu sind die bald darauf folgenden Worte, mit denen Anna auf das Andringen des Königs, „ihm den Namen ihres Verlobten zu nennen“, erwidert: „Sire, manchen Völkern ist es verboten, den Namen ihrer Gottheit auszusprechen.“ Auch dies läßt kalt, und der Accent auf dem Ausdruck „verboten“ ist gleichfalls nicht in der Situation begründet.

seiner Seele. Er erkennt das teuflische Gewebe der Arglist, in das ihn seine Creaturen einzuspinnen versucht, er ermannt sich aus seiner Vernichtung, und — heißt die Anwesenden »ihm in sein Cabinet folgen.«

Auch gegen diesen Schluß des Akts, der dem Dichter, wie das vor uns liegende Exemplar des Stücks zeigt, selbst mehrfachen Anstoß gegeben hat, lassen sich gegründete Einwendungen machen. Am besten wäre es gewesen, ihn mit den Worten des Königs, die er in dem Friedensinstrumente mit Entsetzen liest: »Patkul — wird — Patkul wird — den Schweden — ausgeliefert!« zu schließen. Alles, was jetzt in der Seele des unglücklichen Mannes vorgeht, mußte sich der Zuschauer und konnte er sich denken. Auszusprechen war es nicht. Das beweisen eben die Worte, welche ihn Gutzkow »mit fast tonlosem Ausdruck« noch hinzusetzen läßt:

> »In mein Cabinet! die ganze Nacht am Frieden arbeiten! — Ueber — die Augen — kein Schlaf! Schach dem Könige! Schach also auch dem Menschen!« (Das Letztere gehört in die in der obigen Randnote bezeichnete Kategorie.)

(Knickt auf dem Sessel zusammen — rafft sich auf — macht einen Gang wie im Traume über die Bühne, winkt gedankenlos, das entfallene Papier aufzuheben.)

Pfingsten

(thut es und übergiebt es mit teuflisch lächelnder Miene demüthig sich verbeugend).

Fr. August

(erkennt erst jetzt Pfingsten und ruft entsetzt):

Sie sind's!

(sieht sich um, besinnt sich, — ahnt, fixirt ihn)

Ach! nun verſteh' ich!

(gefaßt und mit Würde)

Folgen Sie mir — in mein Cabinet! (ab.)

Wir laſſen Alles, was ſich hier im Einzelnen bemerken ließe, bei Seite und fragen, ob dieſe Worte und dieſe Mimik etwas mehr ſagen als der von uns angegebene Schluß? Die Darſtellung auf der Bühne hat unſere Anſicht nur beſtätigt. Ueber des Königs Intention und Entſchluß erfahren wir nichts. Was er alſo ſpricht, iſt inhaltsleer und zum Theil ſelbſt matt.

Den weitern Verlauf des Stücks im vierten und fünften Akte können wir nun kürzer faſſen. Der König unterzeichnet die Friedensbedingungen und Patkul's Auslieferung, der an ſeinem Verlobungsfeſte verhaftet wird, eben als er ganz dem Glücke der Liebe hingegeben ſeiner Anna verſpricht, ſeine Zukunft in Abgeſchiedenheit von dem Schauplatze der Politik in der friedlichen Einſamkeit ländlichen Schweizerlebens nur dem ſtillen häuslichen Glücke zu weihen. Eine Warnung durch einen für ihn begeiſterten jungen Liefländer, der als ſchwediſcher Courier am Dresdener Hofe verweilt, kommt zu ſpät. Patkul's wiederholte Ausrufungen über die verletzte Heiligkeit des Rechts der Geſandten ſind etwas zu lang und gedehnt, was ſich beſonders bei der Aufführung bemerklich machte. Die Freunde ſind in Verzweiflung, Anna ſinkt in Ohnmacht, als Patkul abgeführt wird. Da erſcheint Fr. Auguſt. Von der wiedererwachten Anna mit Verwünſchungen überhäuft, entdeckt er ernſt und würdig: daß er Patkul offen nicht retten könne, ohne über ſich und ſein Land des Feindes verderblichſte Rache zu beſchwören. Aber er will ihn heimlich retten, und ſo übergiebt er dem Bruder Anna's einen geheimen Befehl an den Commandanten des

Königsteins, wohin Patkul abgeführt ist, den Gefangenen sofort in Freiheit zu setzen. Einsiedel eilt hocherfreut ab, und der König, der hier in dieser Scene unsere Theilnahme am meisten erweckt, scheidet mit tiefer Bewegung von der zu neuem Leben erwachten Anna für ewig.

Hätten nicht Geschichte und Intention den Dichter genöthigt, den Stoff zu einem Trauerspiele zu formen, so ließe sich hier ein Ausweg glücklicher Art möglich denken, in welcher als die eigentlich tragische Figur der König selbst hervorträte. Denn was jetzt erfolgt, ist durchaus durch keinen Faden innerer Nothwendigkeit mit dem Vorhergehenden verbunden. Patkul, der nach dem Königstein gebracht ist, scheint jetzt sicher gerettet. Aber der Commandant unterschlägt den Befehl des Königs, um von Patkul für seine Freilassung Geld zu erpressen. Patkul versteht sich dazu nicht, und es beginnt ein vollkommnes Markten und Feilschen. Der Eine verlangt 10,000 Ducaten, der Andere, welcher ahnt, daß er längst seine Freiheit habe (obschon ihn zu dieser „Ahnung" schwerlich etwas berechtigen kann), will nur die Hälfte geben. Darüber verstreicht die Zeit bis zu dem Tage, an welchem die Auslieferung Patkul's in den Friedensbedingungen festgesetzt ist, und an dem Morgen, an welchem der Gefangene mit seinem Henkermäkler Handels eins wird, erscheinen auch schon die Schweden mit Pfingsten, und zwar auf dessen Betrieb zwei Tage vor dem stipulirten Termin, weil Pfingsten jedem Befreiungsversuche zuvorkommen will. Hier spielen Zufall von der einen und Intrigue und Absicht von der andern Seite eine gleich schlimme Rolle, und hier ist ohne Zweifel die schwächste Stelle des ganzen Stücks in seiner Ausführung. Denn erstens begreift man nicht, wie Patkul — der doch

mit Entsetzen von seinem Geschick erfüllt ist und von seinem Todfeinde das Härteste befürchtet, ja diese Furcht fast zu unmännlich laut werden läßt — so kostbare Zeit mit jenem Dingen und Feilschen verliert und sich erst so spät, zu spät, zum Zahlen der vollen Summe entschließt. Zweitens aber, und das ist der Hauptpunkt dieser Aeußerlichkeiten, wenn Pfingsten auf seine Gefahr zwei Tage vor dem stipulirten Termin mit den Schweden erscheint, was hält Fr. August, der indessen auf einen Nothruf Einsiedel's in Person herbeigeeilt ist, ab, die Schweden fortzuschicken und darauf zu bestehen, daß der Termin gehalten werde, wo dann in den zwei Tagen Patkul so gut als in den frühern entwischen konnte? Man sieht, dies ist bedenklich, und enthält Verstandesunmöglichkeiten, die nicht leicht zu beseitigen sind. Aber der Dichter mußte freilich Pfingsten hier in Aktion setzen, um an diesem etwas abstract gehaltenen Bösewicht die poetische Gerechtigkeit (durch Aussicht aufs Schaffot) vollziehen zu können. Denn sonst hätte, äußerlich betrachtet, jenes erste Motiv des geizigen Commandanten vollkommen ausgereicht, die Katastrophe herbeizuführen.

Patkul verliert anfangs alle Haltung bei dem über ihn hereinbrechenden Unglück, und obschon er den Gedanken an Selbstmord zurückstößt, kann er doch selbst unmöglich an die Wahrheit der eigenen Worte glauben: „daß sein Tod dieser Zeit so noth thue, wie der lechzenden Erde ein Gewitter.“ Doch davon nachher. Die Aussöhnung mit Fr. August erfolgt. Der erstere giebt ihm einen (wie uns dünkt) sehr kalten Trost, indem er ihm sagt: “

„Flemming scheidet aus meiner Umgebung. Imhof ist Staatsgefangener auf Lebenszeit. Der Com-

mandant des Königsteins und Pfingsten legen ihr Haupt auf den Block"

und Patkul scheidet mit den Worten: „Ich zürne Ihnen nicht — Sie wollten es gut mit mir — und doch — damit ich heiter sterbe, lassen Sie mir den Trost, daß Könige doch einen solchen Tod nicht sterben können."

Wir haben jetzt freilich mit Uebergehung vieler Nebenpartien den Gang des Stücks nach seinen Hauptzügen zu skizziren versucht. Freilich konnten wir dabei nicht die zahlreichen glänzenden Seiten, die Lebendigkeit der Scenen, die Frische des Dialogs, die zum Theil dem Ausgezeichnetsten in dieser Gattung gleich kommt, die geschickte Behandlung der Charaktere — eine Hauptstärke Gutzkow's — kurz Alles das zur Anschauung bringen, was dem Stück bei seiner wohlgelungenen Aufführung auf unserm Hoftheater ein Interesse zuwendete, wie man es seit Jahren an keiner neuen Erscheinung genommen, ein Interesse, welches selbst in weitern Kreisen außerhalb der Bühne sich längere Zeit nach der Vorstellung als ein Ferment der Unterhaltung geltend machte. Aber schärfer und deutlicher als diese positiven Eigenschaften dürfte schon aus jener Uebersicht der Hauptmangel des Werkes hervorgetreten sein. Um es kurz auszusprechen: Drama ist Handlung, nicht Begebenheit. Der Patkul hat Begebenheit, aber keine Handlung, keine einheitliche gesetzmäßig mit innerer Nothwendigkeit aus sich fortschreitende Handlung. Und nirgends wird der Ausspruch des Vaters der Dramaturgie: „daß zur Noth eher die Charakterzeichnung als die Handlung in einem Trauerspiele fehlen könne," so schlagend als hier bewahrheitet, wo die Charakteristik meist vortrefflich ist.

Was zunächſt Patkul betrifft, ſo hat der Verf. gefühlt, daß er mit dieſem Helden, der während des ganzen Stücks nicht handelt (handelt, in dem Sinne einer tragiſchen Handlung), nichts thut, was ihn dem Zuſchauer als eine hiſtoriſch tragiſche Perſönlichkeit erſcheinen läßt, einen ſchweren Stand hat, und deßhalb ſucht er ihn mit allen Hilfsmitteln in den Vordergrund zu rücken. Aber unſer Intereſſe an ihm wird kein ſtarkes Pathos. Sein Handeln für die Freiheit liegt weit hinter dem Stücke, Jahre, lange Jahre zurück. Damals, als der Jüngling Patkul mit Gefahr ſeines Lebens für ſein Heimathland gegen ſeinen König zu reden wagte, als er Gefängniß, Verbannung und Todesurtheil über ſich nahm, war er unendlich bedeutender als jetzt, wo er als mächtiger Diener eines mächtigen Fürſten, unverletzt und heilig durch ſeine Stellung, das Opfer einer elenden Intrigue, des Zufalls und der eigenen Zögerung (im Handeln mit dem Commandanten) auf der einen, und einer alle Grenzen des Völkerrechts überſchreitenden Rachſucht und Brutalität auf der andern Seite wird.

Und wofür ſtrebt er, wofür glaubt er zu ſterben? Für die Freiheit. Wohl, aber ſehen wir dieſe Freiheit näher an. Sein Heimathland, „ein kleiner grüner Fleck am Buſen der Oſtſee,“ iſt von Schweden gedrückt und ungerecht behandelt. Frei werden kann es nicht, es gilt nur den Herrn zu wechſeln, und ob dieſer Herr, Rußland oder Polen, eine beſſere Gewähr der Freiheit für ein kleines Ländchen ſei, das in dem gewaltigen Zuſammenſtoß der Weltvölker auf Selbſtändigkeit keinen Anſpruch erheben kann, das iſt ſehr die Frage. Aber es waren die Freiheiten und Privilegien ſeines Standes, des Adels, für die Patkul kämpfte. Sein Kampf war berechtigt;

immerhin, aber dies giebt kein Pathos, das uns erfüllt. Und am Ende iſt es Patkul ſelbſt nicht mehr Ernſt mit jenem Kampfe, und — aufrichtig geſprochen — wir verdenken es ihm nicht, wenn er ſich mit ſeiner Anna in die Schweiz zurückziehen will; denn er mußte eingeſehen haben, daß für ſein Vaterland und für das Intereſſe, welches der Jüngling Patkul vor 20 Jahren als Freiheit verfochten hatte, bei der Lage der Weltverhältniſſe nichts zu hoffen und die ſchwediſche Herrſchaft am Ende doch für das deutſche Liefland beſſer ſei, als das moskowitiſche Regiment oder die polniſch-ſächſiſche Wirthſchaft. So ſieht er denn auch ganz folgerecht ſeit dem vierten Akt in ſeinem ihm drohenden Geſchick nicht die Folge ſeiner Thaten, die den letztern ihre Weihe giebt. Er erkennt keine Berechtigung der Gegenſeite, d. i. Karl's von Schweden (denn die ſächſiſchen Böſewichter ſind elende Ränkeſchmiede), ihm gegenüber an, und doch iſt dieſe vorhanden, und doch liegt eben in dieſem Vorhandenſein der tragiſche Kernpunkt. Denn Patkul war als Unterthan und Officier ſeines Königs für ſein Vaterland aufgetreten. Gut. Er hatte ſich einem ungerechten Spruche durch die Flucht entzogen. Wir mißbilligen das keineswegs. Aber er war weiter gegangen; er hatte als Einzelner ſeinem Könige den Fehdehandſchuh hingeworfen, das Andenken des verſtorbenen Königs in Denkſchriften vor Europa gebrandmarkt, er hatte aus Liebe für ſein Vaterland die Waffen gegen ſein Vaterland — denn Liefland war und blieb unter Schweden, und Liefländer fochten im ſchwediſchen Heere — erhoben, hatte eifrig die Hauptfeinde deſſelben mit Rath und That unterſtützt. So war er ein Hochverräther, freilich dazu getrieben durch anfängliche Ungerechtigkeit, und ſomit zur Reaction

berechtigt, aber er blieb doch nichtsdestoweniger gegen Schweden ein Hochverräther, der sich, fiel er in seiner Feinde Hand, keine Illusionen über sein Geschick machen, am wenigsten auf Unverletzlichkeit durch einen Titel bauen durfte, der für Karl XII. gerade ein Titel seines Verbrechens war. Aber aus diesem Bewußtsein heraus und trotz desselben dennoch bei seinem Plane beharren, fest der Gefahr ins Auge sehen und sein endliches Geschick — zu dessen Herbeiführung es der freilich historisch beglaubigten Nichtswürdigkeit der Pfingsten ꝛc. kaum in dem Maße bedurft hätte — mit Freiheit als das seine, hinnehmen, und so in Wahrheit für seine Sache sterben, das hätte eine tragische Gestalt aus ihm gemacht. Jetzt hingegen fühlen wir nur Bedauern und Mitlied mit seinem traurigen Geschick, und noch mehr Indignation über die Elenden und Verdruß über den Zufall, durch die es herbeigeführt wird. Und hier bietet uns keine Aussicht in die (jetzt schon zur Vergangenheit gewordene) Zukunft Ersatz. Denn was ist Liefland jetzt? und was ist es uns? und für welche Freiheit konnte der Diener Fr. August's und Peter des Czaaren von Rußland schwärmen? Und welches ist seine entscheidende That in dem Stück? Die Abfassung jenes Memoire, das so wenig Wirkung auf den leichtsinnigen Fr. August thut, daß er im Augenblicke, nachdem er es gelesen und seine Wahrheit erkannt, doch die darin Verklagten mit dem wichtigsten Geschäfte der Friedensunterhandlungen beauftragt. Freilich ist dies Memoire historisch die Veranlassung von Patkul's letztem Geschick. Aber ob der Dichter gut gethan, den starken Accent darauf zu legen, ist eine andere Frage. Ja in dem Stück selbst sieht man gar nicht einmal, daß die sächsischen Räthe und ihre Intriguen

das Verderben herbeiführen. Denn nirgends wird ausgesprochen, daß sie Karl XII. auf den Gedanken gebracht, Patkul's Auslieferung zu verlangen, und die Geschichte sagt vielmehr im Gegentheil, daß Karl zuerst und von selbst hartnäckig auf dieser Bedingung bestanden, und — Gutzkow selbst bestätigt dies (Akt 3, Sc. 4 z. A.). Denn dort sagt Renschild zum General Horn auf dessen Vermuthung, daß „Patkul vielleicht wieder den Frieden zerreiße," „diesmal schwerlich! Gestern über Tafel zerschnitt der König im Zorn das Tischtuch und sagte: er oder ich! Dabei schwoll die Ader auf der Stirn unsers nordischen Alexander und drohte zu zerspringen. Der Friede mit Sachsen soll ganz eigene Bedingungen enthalten." Somit erscheint die Intrigue, die im Stück selbst so viel Raum wegnimmt, fast überflüssig. Aber freilich bedurfte ihrer der Dichter zur — Rechtfertigung des Königs. Denn Fr. August ist es in der Geschichte, auf den die schwere Last des Spieles mit Wort und Treue fällt. Indeß hat hier gerade Gutzkow den feinsten Takt bewiesen, daß er diesen historischen Umstand fallen lassen und den König edler und besser gemacht hat, als er war.

Wenn Gutzkow bei einem historischen Stoffe, der ihm statt behilflich zu sein die größten Schwierigkeiten in den Weg legte, über diese gestrauchelt ist, wenn der Patkul namentlich keine Tragödie im eigentlichen Sinne heißen darf, so muß man um so mehr anerkennen, wie viel trotz eines Mißgriffes im Stoffe geleistet ist. Das Stück hat die Menschen bei der Aufführung hier lebhaft angefaßt, denn die „Freiheit", selbst wo sie nur als Name erscheint, ist immer ein großes Wort und wird den Menschen immer das Herz höher schlagen lassen.

Und jetzt, wo die Welt nach erfüllter Poesie lechzt, wo sie anfängt sich mit Ekel und Erröthen von den geschändeten Bretern wegzuwenden und in Berlin gar im ersten Eifer den dritthalbtausendjährigen Rücksprung von dem Kümmelpathos Nante's des Einzigen bis zum Sophokleischen Kothurn gewagt hat, jetzt thun Arbeiten wie die Gutzkow'schen doppelt wohl und noth. Von Herzen wünschen wir dem Dichter einen historischen Stoff, der ihn bald wieder zu einer neuen dramatischen Schöpfung entzünde.

XVII.

Der Sohn des Fürsten.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Julius Mosen.

(Aufgeführt den 24 Januar 1843.)

Wer der gestrigen Aufführung beiwohnte, wird unserer Bühne gewiß das Zeugniß nicht versagen, daß sie uns einen wahrhaft genußreichen Abend bereitet hat, und daß sich ihre gestrige Leistung den besten und gelungensten dieser Art bei uns anreihe. Wo redlicher Fleiß mit Lust und Liebe, wo Begeisterung für die Kunst mit Talent und Begabung Hand in Hand gehen, und sich vereint einem edlen und reinen, sittlich und poetisch bedeutenden Kunstwerke zuwenden, da, aber auch nur da allein, wird es möglich, Schwierigkeiten zu überwinden, wie sie hier zu überwinden waren, wo die meisten der Darsteller an allen vorhergehenden Tagen mit Hauptrollen beschäftigt, durch ein trauriges Ereigniß in ihrer Mitte gestört, von unaufhörlichen Proben abgemattet, kaum das allernothwendigste Maaß der Zeit auf die Darstellung und Ausstattung eines ganz neu einzustudirenden Stückes verwenden konnten.

Um ſo größere Ehre und um ſo wahrhaftere Genugthuung kann ihnen daher das Bewußtſein gewähren, daß ihre Leiſtungen, ſelbſt abgeſehen von jener Rückſicht, bei dem Publikum ſich einer Anerkennung erfreuten, deren Ausſprache nicht immer eine laute zu ſein braucht, um dem Darſteller bemerkbar und verſtändlich zu werden. Gleich nach den erſten Akten, in denen die Zuſchauer Manches in ſich zu überwinden und zurechtzulegen hatten, wovon weiterhin — ſteigerte ſich die Theilnahme von Scene zu Scene, von Akt zu Akt. Nicht Aug' und Ohr allein, auch Herz und Gemüth folgte mit lebhafter Theilnahme den ergreifenden Scenen, und das Glöckchen am Schluſſe, das leider ſo oft eine unerfreuliche Störung durch die ſich zum Heimgange rüſtenden veranlaßt, ließ diesmal Ausnahmsweiſe die ganze Verſammlung in lautloſer Stille bis der Vorhang niederſank.

Vor allen aber waren es die Darſteller des Königs (Hr. Berninger), des Prinzen Friedrich (Hr. Häſer), Katte's (Hr. Moltke), des alten Feldmarſchalls von Wartensleben (Hr. Haake) und der Gräfin Orzelska (Frl. v. Zahlhaas), denen die Ehre eines Abends gebührt, wie wir unſerem Theater nur mehrere wünſchen können. Von dem erſteren konnte man mit Wahrheit ſagen: es ſei, als habe der Dichter die Rolle des Königs für ſeine Perſönlichkeit gedichtet. Figur und Haltung, Stimme und Action, Alles ſteigerte, bei uns wenigſtens, den Eindruck bis zum Portraitartigen der Vorſtellung, die wir von jener ächt märkiſchen Natur und ihrer ganzen eichenen Feſtigkeit und puritaniſchen Strenge, die doch von einem, keineswegs der Liebe und Güte verſchloſſenen Herzen begleitet war, in uns trugen. Streng hiſtoriſch, und doch in idealer Haltung,

hat der Dichter dieſe derbe, knorrige Natur mit ihrem eiſernen Wahlſpruche: fiat justitia et pereat mundus! vor uns hingeſtellt, und eben ſo treu hat ſie der Darſteller in's Leben gerufen. Ich kann es mir nicht verſagen, bei dieſer Gelegenheit einige brieflich von dem Dichter ausgeſprochene Andeutungen über Auffaſſung und Darſtellung ſeiner Charaktere hier mitzutheilen. Mögen ſie dazu dienen, einen Maaßſtab für das Geleiſtete zu geben.

„Die Rolle des Prinzen,“ ſchreibt er, „wird die ſchwierigere ſein. Alle Stellen, in denen der zukünftige Herrſcher angedeutet iſt, ſind ſtark hervorzuheben, ſogleich im erſten Akt das kurze Geſpräch mit Katte. Auch da, wo ihn die Umſtände zwingen aus dem Witze herauszugehen, muß es heftig ſein, doch ſo, daß er ſchnell wieder ſich zurecht findet; — wo nur ein ſolcher Lichtblick iſt, mag er ſtark aufgetragen werden, wie denn überhaupt darauf zu halten iſt, daß die Nüancen in der Rolle zuerſt etwas ſcharf ſich ausprägen. Werden ſie auch zuerſt etwas ſchroff, deſto beſſer werden ſie ſich bei der Wiederholung des Stücks zuſammenarbeiten zu einem lebendigen Ganzen.“ — —

„Katte's Rolle zeichnet der Kronprinz im erſten Akte bei ihrer erſten Begegnung in den Worten:

Schwermüthig finſter, doch entſchloſſen u. ſ. w.

„Dies iſt der Grundton, welchen der Schauſpieler feſt zu halten hat. Er muß ſich nur hüten, die Rolle nicht zu weich zu nehmen, wenn auch melancholiſch düſter.“ —

„Der König kann dagegen in den Stellen, wo er ein menſchlich Herz zeigt, mild und freundlich genommen werden; der Jähzorn, der ſein Dämon iſt, kann hier und da vorblitzen, wo die Gelegenheit iſt, aber ohne die

Majestät des Königs bloß zu geben. Ich denke hier an die Schlußscene des vierten Aktes, wo er mit dem Jähzorn in tragischer Größe gewaltsam ringt.

„Die Abschiedsscene im vierten Akte zwischen Friedrich und Katte muß vor allen Dingen so frisch weg gespielt werden, wie ein gutes Duett. Dort darf nicht die geringste Unsicherheit im Spiele statt finden.“ [1])

„Orzelska (im polnischen Nationalcostüm) spielt sich fast von selbst. Die Schauspielerin braucht nur eben schwungvoll zu sprechen und zu spielen. Sie soll nur im Auge behalten, daß sie eine feurige Polin darstellt.“

„Die Nebenrollen können wohl nicht gut vergriffen werden, — der feine Grumkow mit seinem weißgepuderten Köpfchen, — der soldatische Dessauer, der nur nicht zu viel thun, und die Stellen, wo er humoristisch wird, natürlich und kernig geben, vor allen Dingen aber nicht vergessen soll, daß er ein regierender Fürst und Feldherr und bei all' seinem soldatischen Wesen doch kein Korporal ist — der fromme lutherische Natzmer ꝛc., alle diese Figuren treten, sollt' ich meinen, in das gehörige Licht.“ —

Soweit der Dichter selbst. Wir enthalten uns weiterer Ausführung dieser Andeutungen, und bemerken nur noch, daß die Nebenrolle, Graf Finkenstein, durch Hrn. Hellwig recht gut repräsentirt wurde.

Die Poesie hat eine schwere Aufgabe zu lösen, wenn sie im Drama ihre Hauptfiguren aus der Geschichte nimmt, aber dieselben in einer Gestalt vorführt, welche,

[1]) Wir würden hier einige Kürzungen anrathen. Denn der vierte und fünfte Akt eines Trauerspiels können nicht genug vor Retardationen behütet werden.

wenn auch selbst historisch, doch von der fest gewordenen Tradition der Historie abweicht. Der große preußische Friedrich, der Held seines Jahrhunderts, der einzige deutsche Heldenkönig der neuen Zeit, wer kennt ihn nicht, als hätt' er ihn gesehn? Geschichte und Poesie, Griffel und Meißel haben ihn unserer Phantasie eingeprägt mit Krückstock und Dreimaster, mit dem Adlerblick des Auges über dem Thurm der Nase, in den scharfen, tief gefurchten geistdurchleuchteten Zügen, die keines Stümpers Pinsel jemals ganz verfehlte und kein Meister je ganz erreichte. Der Schrecken seiner Feinde, der Trost und die Hoffnung seiner Krieger in der Schlacht, Witz, Spott und Satire auf den beredten Lippen im Kreise der Erwählten, Bonhommie und Laune im Verkehr mit Bürger und Bauer, gedankenschweres Sinnen in der Einsamkeit seines Sanssouci, oder den letzten Scheideblick der Abendsonne zuwendend, ein sterbender Adler, — so steht er vor uns, lebt er in uns, so sehen wir ihn, immer denselben, den bewährten Helden und König, dessen pergamentne, mumienartige Züge kein Schimmer mehr von den Jugendtagen des Jünglings beleuchtet.

Und doch war auch diese alternde Gestalt ein Jüngling, um dessen Nacken lang die Locken flatterten, der für die Ideale der Liebe und Freundschaft glühend schwärmte, der sich in dem schäumenden Becher der Begeisterung für Freiheit und Menschenwürde, für Dichtung und Philosophie, für Alles Höchste und Tiefste auf Erden berauschte, und in tiefer Nacht der ihn umgebenden Barbarei, die ihre eisernen Fesseln um ihn zu schmieden suchte, mit heißer Sehnsucht nach dem Lichte einer neuen Freiheit, einer neuen Zeit rang. Auch dieser Jüngling Friedrich ist historisch, aber er gehört dem biographischen

Theile der Geſchichte an. Er war die Blüthe, aus der die reife Frucht des welthiſtoriſchen Mannes und Herrſchers erwuchs. Den letzteren hat die Tradition der Geſchichte in uns mit unverrückbar feſten Zügen aufgerichtet, ihn mit demantnem Griffel der Vorſtellung der Nachwelt eingegraben. Der erſtere ſoll ſich die Leibhaftigkeit ſeines Daſeins in und durch die Poeſie erſt erkämpfen. Wird es ihm gelingen? Die Aufgabe iſt ſchwer, ihre vollſtändige befriedigende Löſung vielleicht unmöglich. Soll ſie darum der Dramatiker nicht wagen? Iſt es nicht eben das Schwierige, unüberwindlich ſcheinende, das mit magiſchem Zauber die Geiſter zum Kampfe lockt?

Moſen hat den Verſuch gewagt. Wir wollen ſehen, wie er ihm gelungen. Er führt uns den Jüngling Friedrich vor, wie er unter der eiſernen Zucht eines ſtarren, eigenwilligen Vaters faſt gebrochen, an ſich ſelbſt und ſeiner Zukunft verzweifelnd ſich ſelbſt aufzugeben und in den Armen der Liebe Erſatz und Selbſtvergeſſenheit zu ſuchen im Begriff ſteht; wie ihn hier die edle Entſagung der liebeglühenden Orzelska von einem ſolchen Aeußerſten, ſeiner Beſtimmung Unwürdigen zurückhält, dort ein Freund, ein für den hohen Königsſohn, für Preußens Ehre und Zukunft bis zur Schwärmerei begeiſterter Jüngling, den tief in der Seele ſchlummernden Gedanken, unwürdige Feſſeln zu brechen, zur entſcheidenden That heraufbeſchwört. Das Aeußerſte des Drucks ruft das Aeußerſte des Widerſtandes hervor. Die Befreiung mißlingt. Die letzte Zuſammenkunft zweier entgegengeſetzter Naturen in Vater und Sohn erfolgt. Auf beiden Seiten laſtet neben dem Rechte die Schuld, beide ſahen in dem, worin ſie jeder ſtark ſind, nur die Schwäche des andern, beide geriethen ſo in Unrecht und Sünde. Dieſer Conflict iſt tragiſch,

und seine Lösung ist's nicht minder, wenn auch nicht in höchster Potenz. Des Freundes freiwilliger Opfertod auf der einen, die Anerkennung seiner Schuld gegen die im Könige verkörperte Majestät des Staats, und der Berechtigung, welche in des Königs und Vaters Willen liegt, auf der anderen Seite, führt die Lösung wie die Versöhnung herbei.

Der Held der Tragödie ist nicht Friedrich Wilhelm und nicht Friedrich, es ist Katte. Sein Geschick ist tragisch und er allein erfüllt seinen Begriff in der Tragödie. Ihn haben wir daher als den Mittelpunkt des Kunstwerks anzusehen, und daß wir dies müssen, ist des Dichters That und sein Verdienst.

Aus einem alten Adelsgeschlechte des Reichs entsprossen, durch Vater und Oheim dem Herrscherhause nahe gestellt, nach Ehre und Thaten dürstend, angehaucht von dem frischen Hauche des Geistes, der von Westen über Deutschland kam, hat er schon früher zu dem ihm verwandten Geiste des Königssohnes sich hingezogen gefühlt. Es gährt und treibt in ihm derselbe Gedanke an die Erhebung und Größe seines Vaterlandes, der Friedrichs junge Seele füllte. Ihm nahe zu sein, ist sein Drang und Streben. Mit ihm vereint einst seine Ideale zu erfüllen und eine neue Zeit heraufzubeschwören, der rastlose Gedanke seiner Seele. Er ist kein Junker wie die andern auch. Er hat studirt, hat Akademien besucht, und seinen Geist mit Geist und Wissen genährt. Er hat die Welt gesehen, und kennt eine freiere Entfaltung des Lebens, wie sie Englands meerumfloßnes Eiland ihm zeigte. So erscheint er am Hofe, eingeführt durch seinen alten achtzigjährigen Oheim, den Feldmarschall von Wartensleben. Das ritterlich adlige Wesen, die kurzen, bestimmten Ant-

worten, der entſchloſſene Muth ſeiner ganzen Erſcheinung gefallen dem Könige. „Wollte Gott, ihm wär' ein ſolcher Sohn beſcheert!“ Er ernennt ihn zum Offizier bei ſeiner Garde Gensdarmes, und beſtimmt ihn zum näheren Umgange des Prinzen, dem er ihn als ſeinen Freund vorführt. Der Prinz iſt gereizt. Er hat ſo eben von dem Vater, der ſeinem Unmuthe über des Sohnes Weſen und Betragen, ſein Verſemachen, Flötenſpielen, Voltairelesen, Schuldenmachen u. ſ. w. gegen ſeine Getreuen Deſſau, Grumbkow, Natzmer und Finkenſtein Luft gemacht hat, harte Worte hören müſſen. Er wendet ſich an den, gleichſam zu ihm *beorderten* Freund mit der bittern Rede:

So läßt Du Dich auf Freundſchaft kommandiren?
Da haſt Du's weit gebracht.

Doch der angeborne Blick, der den Geiſt immer das ihm Verwandte erkennen läßt, bewährt ſich auch hier. Er fixirt ihn ſcharf, als wollte er in ſeiner Seele leſen, und dieſer Blick dringt tief in's Innerſte:

Schwermüthig finſter, doch entſchloſſen ſehn
Mir Deine Augen in das Angeſicht,
Mir iſt als würden wir uns noch verſtehen.

Mit dieſer Zeichnung ſteht es, um dies beiläufig hier zu bemerken, nur im ſcheinbaren Widerſpruch, wenn ihn der alte Oheim und die Kameraden den „wilden“ Katte nennen. Sein verwegener Muth, ſeine hochfliegenden Gedanken geben ſich im untergeordneten Kreiſe nur in einzelnen kecken Reiterſtücken und Ausbrüchen jugendlicher Kühnheit kund.

So iſt denn der heißeſte Wunſch des jungen Schwärmers erreicht. Der König ſelbſt — und dies iſt ein, dem Dichter, wenn ich nicht irre, allein gehörender Zug —

hat ihn dem von ihm schwärmerisch verehrten Prinzen nahe gestellt, und dieser selbst in ihm den künftigen Freund erkannt. Und nie that ein Freundesherz dem königlichen Jünglinge mehr noth, als gerade auf diesem Wendepunkte seines Schicksals. Denn der strenge Vater will endlich selbst mit aller Macht des Herrschers und des Vaters den Sinn des Sohnes nach dem eignen Willen formen. Der Erzieher des Prinzen, Graf Finkenstein, der seines Zöglings Sache in der ersten Scene des ersten Akts mit warmen Herzen und tiefer Einsicht in des Prinzen eigenartige Natur führt, erscheint dem Könige zu milde und nachsichtig. Der König sagt zu ihm:

Ich merke wohl, er hat Euch eingeschüchtert
Mit seiner scharfen Zung' und spött'schem Wesen!
Von jetzt an will ich selber ihn erziehen,
Und ihn wie eine Damascenerklinge
Zusammendrücken bis zum Griff hinan,
Daß man erfährt, was endlich zu ihm ist,
Und wenn die Klinge auseinanderspräng'!

Dieser Erziehungsmethode gemäß verfährt denn auch der König. Und die Proben, welche wir davon sehen, genügen, die unglückselge Lage des Prinzen darzustellen. Schon im ersten Akte durfte er dem Vater mit rührender Bitte sagen:

Wenn Ihr mir nur ein wenig Freiheit schenktet,
Haushälterisch, wie mit erspartem Pfennig,
Wollt' ich umgehn mit ihr; gewiß mein Vater,
Ihr würdet sehn, daß aus mir etwas wird.
So wie ich bin, ist eigen Nichts an mir,
Befohlen ist mir, was ich denken muß,
Was nicht, — befohlen: was, wie lang' und wie
Ich beten darf, wie oft mich täglich waschen.

Und wie ich gehn und stehn und liegen soll!
Und ich bin nichts als nur Minutenzeiger,
Die Schloßuhr geht so pünktlich nicht als ich.
Mein Vater! schenket mich mir selbst einmal,
Dann sollt Ihr sehn, wer von Natur ich bin,
Jetzt nur ein Automat der Disciplin,
Bin eine Null ich hinter euren Zahlen!
Ja, ich begreife auch, daß Ihr zuweilen
Ungnädig seid; ich selbst kann mich nicht lieben! —
Mein Vater, laß mich menschlich einmal fühlen.

Und wenn auf solche Bitten der König keine andere Antwort hat als die:

Subordination sollst Du begreifen!

so können wir es mit dem Prinzen fühlen, wenn er im zweiten Auftritte des zweiten Akts es gegen seinen Katte ausspricht:

Nicht länger kann ich das ertragen,
Ich geh' zu Grund im unerhörten Druck.

Doch kehren wir jetzt zu Katte zurück. Mit ganzer Seele hat er sich seinem Ideale, dem Prinzen hingegeben. An ihn knüpft er das Werden einer schönen Zeit, einer Zeit geistiger Erhebung, eine Zeit großer Thaten. Dieser Fürstensohn, einst König, scheint ihm berufen, alle Jugendideale zu verwirklichen. Er soll

— wie Frühlingswetter, donnernd, flammend
Hinunterbrechen in die schwüle Nacht
Und in die träge Sumpfluft unsrer Tage.

Und nun muß er sehen, wie dieser edle Geist der Starrheit wohlmeinender Beschränktheit gegenüber, in unwürdiger Knechtschaft sich selbst verzehrt, ja sich selbst zu verlieren in Gefahr ist: muß sehen (Akt 2, Sc. 2):

— aus Mißverſtand zertrümmert
Das größte Herz, das ſchlägt in dieſer Zeit;
In Witz und Spott den himmelſtürmenden
Gedanken in Dir funkelnd ſich zerſplittern,
Und jeder Splitter ſchneidet in mein Herz.

Der zweite Auftritt des zweiten Akts zeigt ihn sodann dem Prinzen gegenüber. Mit aller Begeiſterung einer edlen Seele ruft er dem an ſich ſelbſt Verzweifelnden, einem blinden „Schickſal“ ſich hingegeben Wähnenden das Troſtwort zu: den eignen Gott in ſich zu begreifen, größer zu ſein, als der Druck der Gegenwart:

Sei wie Alkmenens Sohn, zum Knecht erniedrigt,
Doch noch ein Held, der lächelnd Schmach erduldet
Bis ſiegreich ſelbſt den Tod er überwindet.

Ja, er wagt es für den letzten Fall des Unerträglichen, das Alleräußerſte als Rettungsweg durch kühnen Entſchluß ihm in die Ausſicht zu ſtellen:

Dem Kühnen iſt das Schickſal immer günſtig.
Es giebt noch Länder, wo vergönnt es iſt,
Ein Menſch zu ſein, ſich groß und frei zu fühlen!
In England —

Friedrich.

Katte!

Katte.

Herrſcht Deiner Mutter Bruder,
Sie wirbt für Dich um ſeine ſchöne Tochter
In welcher Schule könnteſt Du dort lernen,
Ein Fürſt zu ſein mit einem freien Volk!
Biſt Du ein Ritter, ſcheu' die Brautfahrt nicht,
Laß mich Brautwerber ſein bei Deiner Zukunft! —

Das verhängnißvolle Wort der Flucht iſt ausgeſprochen. Zwar hallt es noch nicht mit vollem Klange in des Prinzen Seele wieder. Denn noch hält ihn die Liebe zu der

schönen Orzelska gefesselt in ihren Banden, noch will er wenigstens „süß träumen,“ da zu leben ihm nicht vergönnt ist. Aber das Saamenkorn eines künftigen Entschlusses ist in seine Seele gesenkt, und die Freunde besiegeln den Bund für Tod und Leben, den der Talisman eines gefahrvollen Geheimnisses mit allem Zauber knüpft. Diese Scene ist wunderschön, und nur schwer versage ich es mir, den Schluß derselben hier mitzutheilen, in welchem Katte im Strome glühender Begeisterung dem geliebten Freunde den Schwur der Treue leistet, und das befriedigende Bewußtsein des Königsohnes auf seiner einsamen Höhe und in seiner Verlassenheit ein Freundesherz gefunden zu haben, diesen selbst aus der Bitterkeit und Schärfe seiner kaustischen Stimmung heraushebt. Der mächtige Eindruck dieser Scene tönt noch in dem Monologe nach, in welchem Katte den seine Seele bewegenden Gedanken, nachdem ihn der Prinz verlassen, Worte leihet, und eine Vorahnung des tragischen Ausgangs, der blutig auf sein Haupt zurückfallen soll, steigt in uns auf:

Ihr mächtigen Dämonen, die ihr webt
Oft aus Gedanken eines Volkes Schicksal
Als Hieroglyphen in das Leichentuch
Der Weltgeschichte, kluge Webermeister
Werft als unnütze Spule mich nicht weg! —
Doch soll ich lieber Euch Baumeister nennen,
Und müßt ihr in den Grund, wie man erzählt,
Einmauern einen Menschen, weil den Bau
Nicht eher dulden unterird'sche Geister,
So nehmt mich hin! und wölbet über mich
Die neue Zeit, das Haus der Hohenzollern
Und schwarz und weiß vom Giebel weh' die Fahne.

Nur zu bald naht die heraufbeschworne Stunde der Entscheidung. Die Spannung zwischen Vater und Sohn

steigt in gefahrdrohender Weise. Der König wird mehr und mehr irre an dem Prinzen, in welchem er den Vollender seines Werkes, den Mehrer der innern Kraft und Stärke, der äußern Ehre und politischen Bedeutung seines Reichs und Volks sich erziehen will. Die Selbstvergessenheit, mit der der Prinz um seiner Leidenschaft zur Orzelska „Kron und Scepter in den Staub werfen“ will, um ein „Mensch zu sein wie andere“ empört ihn. Die Pläne, an welchen Friedrich mit der englischen gegen die österreichische Hofparthei zum Sturze Oessau's und Grumbkow's sich betheiligt,[1]) reizen ihn zu grimmen Zorne. Das Aeußerste geschieht. Im Angesichte der Freunde und Diener seines Vaters als Verräther behandelt, mit der Schmach der Feigheit gebrandmarkt, verläßt der König den Prinzen, und der herbeistürzende Katte findet ihn nach jener furchtbaren Scene (Akt 3, Sc. 6) aus der Ohnmacht seiner Sinne zurückkehrend in halbwahnsinnigem Schmerze den empörten Gefühlen Luft machend. Jetzt ist die Stunde der Entscheidung gekommen:

Das freilich darf mein Friedrich nicht ertragen!

ruft Katte ihm zu. Und es ist ein schöner, tief poetischer Zug, daß derselbe Katte, den wir so eben kurz vor dem Zusammentreffen des Königs mit dem Kronprinzen in träumerisch-düstere Melancholie versunken, die schwer-

[1]) Beiläufig: Hier hätte der Dichter deutlicher und schärfer die Intention Friedrich's und seiner Partei herausheben müssen. Dieser bedeutende Punkt bleibt zu sehr im Unbestimmten. Jene Pläne und Intriguen sind historisch, und was mehr, sie sind nothwendig auch für das Gedicht, um Friedrich mehr in Action zu setzen, und ihn für seine Freiheit handeln zu lassen, ehe er zur Flucht schreitet.

müthige Romanze vom treuen Fahnenjunker zu Quanzens Flöte rezitiren hören, — jetzt plötzlich vom Wirbel bis zur Zeh mit ehrner Willens- und Thatkraft geharnischt vor uns steht:

Du sollst das nicht ertragen, handeln mußt Du!
Das Schicksal preis' ich, treibt es Dich zur That.
Die fürchterliche Stunde ist gekommen
Die ich für Dich oft betend hab' erfleht.
Denn jedem großen Menschen naher sie;
Wie einen dürren Stab bricht sie entzwei
Die Gegenwart und die Vergangenheit
Und wirft ihn lachend in das Meer der Zukunft.
Da müssen in ihm alle Kräfte wachsen,
Bis zum Zerreißen sich die Sehnen spannen,
Erkämpfen muß er jeden Augenblick,
Aus dem Verderben selber sich gewinnen,
In Schrecken und in Schmerzen sich gebären. —
Und so begrüß' ich jubelnd diese Stunde,
Die aus den Jugendträumen Dich erweckt
Mit schwerer Hand und einem Donnerschlag.

Ohne Stocken und ohne Zaudern ergreift der Prinz den Vorschlag. Man kann sagen, es sei jetzt vielmehr der eigne Entschluß, dem der Freund nur die Worte leiht. Der Schluß dieser Scene ist von großer dramatischer Wirkung durch die Rapidität, mit welcher in wenigen, wie abgeschnellte Pfeile hin und her fliegenden Wechselreden der Plan gefaßt wird. Denn höchste Eile ist Noth, weil in wenigen Minuten der Prinz mit seinem Vater die Reise an den Rhein antreten soll, auf der die Flucht bewerkstelligt werden muß. So endet der dritte Akt. Im vierten sehen wir Katte zur Flucht gerüstet in seinem Zimmer. Er will nicht fliehen, ehe er sichere Nachricht hat, daß sein Freund glücklich entkommen ist. Ein vortrefflicher Monolog malt die innere Qual seines Seelen-

zuſtandes, ſeine Unruhe, die Todesangſt, die ihm „die Daumen eindrückt in die Schläfe,“ und ſein Herz gegen die Rippen pochen läßt „wie ein eingefangenes Raubthier.“ Aus der Ferne herüber tönt die luſtige Muſik des preußiſchen Kriegsmarſches, mit der ſeine Kameraden vorüber ziehn. Noch einmal ruft er ſich jetzt die ſtolzen Träume künftiger Schlachten und Siege zurück, die er einſt vereint mit ſeinem Friedrich zu ſchlagen gedenkt. Er zieht ein Medaillon hervor. Es iſt die Königstochter, zu der er in verwegener Verehrung Herz und Gedanken erhoben hat. Er nimmt Abſchied von ihr, vom Vaterlande, von Allem, was ihm theuer. Da erſchallen Tritte, der Augenblick iſt da, es nahet Botſchaft — aber ach, es iſt Orzelska, mit der Schreckenskunde: Alles ſei entdeckt, der Prinz verrathen und gefangen, und über ſeinem Haupte das Todesbeil erhoben. Er ſoll fliehen, jeder Augenblick iſt todtbringend. — Dieſer Schlag iſt furchtbar, doch er trifft ein männlich Herz. Der Katte der Geſchichte ward das Opfer unklugen Selbſtvertrauens, leichtſinnigen Zauderns. Der Katte der Tragödie wird es durch freie Wahl. Sein Entſchluß iſt im Augenblick der Kataſtrophe gefaßt. Mit ſchnellem Blicke überſieht er die Lage der Dinge. Weder Orzelska's Beſchwörungen, noch die rührenden Bitten ſeines, ihr auf dem Fuße folgenden, greiſen Oheims können ſeinen Entſchluß wankend machen. Er weiß, daß der König ein Opfer der verletzten Majeſtät des Staates fordern wird, daß ſeine Flucht des Prinzen Leben bedroht, während ſein Bleiben den Zorn des Königs auf ſein Haupt ablenken wird. Dieſer Gedanke: für den Freund zu ſterben, durch die Bereitwilligkeit ſeines Opfertodes in des Freundes Seele den Glauben an die Menſchheit, an Treue und Freundſchaft feſt zu be-

gründen, ihn ſelbſt dadurch ſich ſelbſt und ſeiner großen Beſtimmung zu erhalten, hilft ihm ſiegreich allen Bitten widerſtehen. Selbſt der König hat Größe genug, die Größe dieſes Entſchluſſes zu würdigen. Als der greiſe Wartensleben ihn um das Leben des Enkels anfleht, und die Todesſtrafe in Kerkerhaft zu mildern bittet, erwidert er:

Nun muß ich gegen Dich in Schutz ihn nehmen.
Er iſt verſtändiger, als Du es meinſt,
Denn bitten ließ er mich, nicht im Gefängniß,
Ihn tauſendmal zu tödten, denn er wünſche
Einfachen Tod und Heil dem Vaterlande.
Und nicht gering hat er von ſich gedacht!
Das fühlt er wohl, daß er mit ſeinem Blut
Sich einſchreibt in die preußiſche Geſchichte,
Das will ich ihm und kann ich ihm nicht wehren!

Und ſo geſchieht es. Denn während für den Thronfolger, deſſen Flucht obenein durch ein (hiſtoriſches) Wort des Königs entſchuldigt erſcheint, ſich fremde Höfe und die eignen Getreuen einſtimmig erheben, und in einer vortrefflichen Scene (Akt 5, Sc. 2) dem Könige den eignen Antheil an der That und Schuld des Sohnes zum Bewußtſein bringen, iſt doch Niemand in dem Rathe des Fürſten der das Schwerdt der Gerechtigkeit von Katte's Haupt abzubeugen wagt, denn ſeine Schuld unterliegt keinem Zweifel, wie ſie zugleich ſeine tragiſche Ehre iſt. Das Kriegsgericht ſpricht ihm das Todesurtheil, doch darf er vor dem Tode noch Abſchied nehmen von dem Freunde. Hier wird ſein Muth auf die letzte entſcheidende Probe geſtellt. Doch er beſteht ſie. Die Schauer des Todeskampfes, in denen das Fleiſch mit dem Geiſte gerungen, liegen hinter ihm:

— und aus Schaudern
Die mir herauf die Unterwelt gesendet,
Hat sich mein Geist zum Leben durchgeschlagen
Und unter meinen Füßen liegt der Staub.

Er hat in dem Bewußtsein seiner Schuld — das Bewußtsein seiner Versöhnung mit sich selbst gefunden:

Ich hab' geirrt, aus Irrthum schwer gesündigt
An Dir und Deinem Volk; ich wollte Dich
Mit frevelhafter Hand vom Dienst erlösen
In dem der Gott des Schicksals Dich erzogen
Zu der Vollstreckung seines strengen Willens,
Und zwischen Dich und seine Absicht habe
Ich frevelnd mich gedrängt mit meiner Liebe,
Und diese Schuld büß' ich mit meinem Tode.

So hat er sein Ziel erreicht: „mit seinem Blute den Vertrag zu siegeln“ den mit seinem Freunde „die furchtbar große Gottheit schließt.“ In seherischer Begeisterung verkündet er dem Freunde seine Zukunft, seine Bestimmung:

Vergebens werden sich die alten Mächte
Europa's rüsten gegen Deine Jugend,
Es schmettert sie Dein Genius zu Boden.
Fürcht' Böhmen nicht, nicht Oesterreich und Ungarn,
Nicht den Sarmaten, den Franzosen nicht,
Und nicht die Riesenschlange ihrer Heere,
Die feuerspeiend Dir entgegenrollen, —
Mit Dir ist Gott, Dein Fuß wird sie zertreten.

Und wie er die Berechtigung des Königs sich selbst gegenüber anerkennt in den Worten:

— — Nicht er, — der Rathschluß Gottes
Wirft meinen Leichnam hinter Deine Ferse,
Und sperrt den Weg Dir ab, wenn Deinem Ziel
Im Zweifel Du den Rücken wenden wolltest!
Wie jeder große Mensch, so diene Dein Vater

Der unergründlich göttlichen Vernunft,
In deren Obhut alle Wesen sind.
Er muß aus seinen Unterthanen schmieden
Ein mächtig Volk mit seiner ehrnen Hand —
Verloren muß der sein, der ihn behindert!
Ich habe zwischen Ambos und dem Hammer
Die Hand gelegt, — und er zerschmettert sie.

so darf er auch in seiner Todesstunde den Sohn auffordern, sich mit dem Vater zu versöhnen, und selbst versöhnt mit seinem Schicksal dem Sohne den Vater wiedergeben. Denn beide hat seine That, die Herbeiführung des Aeußersten, zur wahren Versöhnung gebracht, welche in der gegenseitigen Anerkennung dessen liegt, worin bisher der Eine den Andern mißverstand. Und mit diesem beseligenden Gefühle geht er aus des Freundes Armen der letzten Sühnung, dem freien Tode als freier Mann entgegen.

Soviel über den Hauptcharakter des Stücks und die Entwickelung des letzteren, insofern sie sich an jenes lehnt. Den weiteren Verfolg der Charaktere Friedrich's und des Königs, sowie das nähere Eingehen in die Komposition des Ganzen behalten wir uns für eine wie wir hören, nächstens stattfindende wiederholte Darstellung des Stücks vor. Zwar tritt hier die allgemein bedauerte, hoffentlich nur temporäre Behinderung eines Mitglieds der Bühne durch Krankheit in den Weg. Allein gerade solche Zeitmomente sind es in denen es zweckmäßig scheint, die Kräfte jüngerer Mitglieder auf die Probe zu stellen, und ihnen Gelegenheit zu geben, zu zeigen, was sie leisten können. In der That,

dieser Fingerzeig scheint der Beachtung werth. Eine stehende Bühne muß es sich, dünkt uns, zur Aufgabe stellen, sich zum Theil aus sich selbst zu ergänzen, und ihre Kräfte sich heranzubilden. Das Publikum aber wird auch schwächere Leistungen, wenn sie anders Talent und eigene Auffassung verrathen, hinzunehmen kein Bedenken tragen, da ihm die einfache Bemerkung nahe liegt, daß aufstrebende Talente sich eben nur durch eine solche Vergünstigung entwickeln und über sich selbst zur Klarheit kommen können. Wir sind überzeugt, daß durch Nichtbeachtung dieser Rücksicht, manches Talent in Muthlosigkeit zu Grunde geht. Daß damit einer strengen und langen Vorschule kein Eintrag gethan werden darf, versteht sich von selbst.

Noch Eins. Sollte das Stück wiederholt werden, so rathen wir es auf einem Sonntag zu setzen. Die Kasse wird dabei nicht leiden. Der letzte Sonntag, der bei einem klassischen Stücke Calderon's ein vollgedrängtes Haus zeigte, kann, wenn es noch nöthig ist, beweisen, daß auch derjenige Theil des Publikums, der sich das Vergnügen des Theaters vorzugsweise nur am Sonntag zu gönnen im Falle ist, an dem Edlen und Schönen in der Kunst sich zu erfreuen Gefühl und Sinn besitzt. Und da wir einmal jener Darstellung (es ward Calderon's: das Leben ein Traum, nach Schreivogel's Bearbeitung, gegeben) gedenken, so sei auch erwähnt, daß die Leistungen der Hauptpersonen und namentlich Hrn. Moltke's (Rodrich) sich eines verdienten Beifalls erfreuten.

XVIII.

Der Vater der Debutantin.

Posse in 5 Abtheilungen. Aus dem Französischen der Herren Bayard und Theaulon. Zugestutzt von Th. Hell.

(Aufgeführt den 11. December 1843.)

Das Bühnenleben hinter den Coulissen, mit allen seinen kleinen Ränken und Kabalen, und dem ganzen buntgeschminkten Mikrokosmus dieser Scheinwelt, von der komischen, oder besser, possenhaften Seite betrachtet. Ein alter, überspannter, und trotz seiner Jahre für „die Kunst“, die ihm stets Stiefmutter war, enragirter „Komödiant“, — das Wort in dem Sinne genommen, in welchem es die Schauspieler selbst gebrauchen, — bringt es durch allerlei Kniffe und Pfiffe, die er mit heroischer Unverschämtheit durchzuführen weiß, dahin, daß seine einzige Tochter Athanasia (im Contexte von ihm „Nase“ apostrophirt) in einer Hauptrolle der Primadonna des Theaters gegen den Willen dieser omnipotenten Beherrscherin des Bühnenolymps auftritt, stürmisch applaudirt, und engagirt wird. Die Art, wie er dies durchsetzt, die barocken Sprünge seines erfinderischen Geistes, mit denen der

Schalk allen Betheiligten, dem Bühnendichter, dem Theaterrecensenten, dem Director und der Primadonna eine Nase zu drehen und sie für seinen Plan einzunehmen weiß, ist durchaus komisch, und das treffliche Spiel unseres Jenke hilft uns über all' die Lockerheit der Composition und des Plans, so wie über die Längen der Ausführung heiter hinweg. Denn freilich: Poesie ist in diesen Paris-Dresdener Fabrikarbeiten nicht zu suchen, und selbst die Beziehung auf lebende Personen, die z. B. in Berlin zweifelsohne ihre Wirkung machen, gehen hier verloren. Denn wie wenige wissen hier in Oldenburg, daß der Bühnendichter und Gutsbesitzer Professor Spinne Hr. Prof. Dr. Ernst Raupach, jetzt Tieck's Bruder im Geheimen Hofrath sein soll, und daß der Recensent Aqua-Marin Hr. ** in Berlin, und daß endlich unter den beiden Rivalinnen die Damen Löwe (oder Faßmann — was weiß ich!) und Fräulein Stich zu suchen sind, zwischen denen auf der Berliner Hofbühne derselbe skandalöse Auftritt, wie hier im Spiel, in Natura statt gefunden hat. Und doch erheitert uns das Stück, und thut seine komische Wirkung; warum? — Dies Darum ist lehrreich — darum, weil hier ein ganzer Stand alle Verhältnisse seines Lebens und seiner Wirksamkeit der Kritik der Komödie Preis giebt, und weil obenein dieser Stand die Agirenden selbst sind, die uns mit Bewußtsein und auf künstlerischem Wege einen Einblick in dieses bunte Getreide von Kleinlichkeiten und Lächerlichkeiten, Ränken und Schlichen, Pfiffen und Kniffen gewähren, und die Widerwärtigkeit des natürlichen Kolorits dieser Dinge durch den künstlichen Schein solcher Abspiegelung mildern. Steht erst unser ganzes Leben auf derselben Stufe der Freiheit, so wird ihm auch der deutsche Aristophanes nicht fehlen, der den reichen Thorheits-

schacht unſerer ſocialen Verhältniſſe ausbeuten und durch die heitere Kunſt unſere Narrheiten und Schwächen verewigen wird. Aber ſo lange wir auch hier gegen die leiſeſte Zugluft der Oeffentlichkeit uns in den dicken Pelz des Geheimniſſes wickeln, und ſo lange unſere komiſchſten Zeittheorheiten ſacroſanct und ihre Komödirung Hochverrath ſind — ſo lange werden die Schauſpieler keine Revange nehmen können. Nun, wer weiß, — „was lange währt“ ſoll ja „gut werden,“ und noch iſt nicht aller Tage Abend.

Die Darſtellung war gelungen zu nennen, obſchon man bemerken wollte, daß nicht Alles in dem Bezuge zwiſchen der Ober- und Unterwelt der Bretter in der nöthigen Ordnung ſei. Zu loben war beſonders, daß Niemand von den Darſtellern ſeine Rolle übertrieb, was hier gerade als eine ſchwer zu vermeidende Klippe gelten konnte.

XIX.

Die Mißverständnisse.

Lustspiel in einem Akt, von A. v. Steigentesch.

(Aufgeführt den 18. December 1848.)

Man kann es all' den kleinen heitern und gefälligen Lustspielen des Hrn. v. Steigentesch, die sich schon zu Anfang dieses Jahrhunderts bei dem deutschen Theaterpublikum einschmeichelten, leicht ansehen, daß ihr Verfasser sich von dem, damaliger Zeit in Wien begünstigten spanischen Intriguendrama besonders angezogen fühlte. Und in der That, diese zierliche Leichtigkeit des Dialogs, diese Feinheit der Verwickelungen und Intriguen, dieses gaukelartige Herausspinnen der anmuthigsten Scenen aus einer Bagatelle, einem Nichts, dieser anmuthige Scherz, dieser spielende Witz finden sich in solcher Virtuosität bei keinem unserer deutschen Lustspieldichter. Freilich ist sein Genre klein, aber in diesem Genre ist er groß, und schwerlich wird Gervinus viel Beistimmung finden, wenn er diesen Dramatiker „langweilig," „seine Verwicklung gering und seine Charaktere noch geringere" nennt. Für die gegentheilige Ansicht will ich hier nur zwei Kunst-

richter vorführen, die um ſo gewichtiger ſind, auf je verſchiedeneren Standpunkten ſie ſich ſonſt befinden, Goethe und — Börne.

Daß übrigens die Sujets und ihre Behandlung nirgends tiefere weſentliche Intereſſen berühren, daß ſie ſich durchaus in der Sphäre des Verſtandes halten, daß das Lachen und die Heiterkeit nur auf dieſem Wege witziger Kombinationen, und feingeſchürzter Verwicklung von Erſcheinungen, die ſich auf der Oberfläche des Lebens bewegen, erzielt wird, iſt ſchon durch des Dichters Vorliebe für jene ſpaniſche Intriguenkomödie bedingt. Nur freilich konnte ihm nicht gelingen, was den Spaniern Nationalcharakter und Nationalleben ſo leicht machten, nämlich ſich für dieſe Schöpfungen ſeines witzigen Poetiſirens eine eigene ideale Welt zu erſchaffen, die doch wiederum nur eine Rückſpiegelung der wirklichen geweſen wäre. Seine Stände und Charaktermasken gehören ſämmtlich der Proſa einer Wirklichkeit an, wie ſie uns alle Tage umgiebt. Dieſen Boden einer rein proſaiſchen Natürlichkeit hat er mit den Schröder, Iffland und Kotzebue gemein, aber in der Feinheit und Sorgfalt der Bearbeitung deſſelben, ſteht er hoch über allen dreien. Freilich, kernige Naturfriſche und durchſchlagenden Humor dürfen wir in dieſer Treibhausſphäre des feinen, franzöſiſch-gebildeten Welttons nicht ſuchen, ſo wenig als man den würzigen Duft der Walderdbeere, des Produktes von Sonnenwärme und Frühlingsthau, von dem künſtlichen Erzeugniſſe des Gewächshauſes verlangen kann.

XX.

Der Sohn des Fürſten.

Trauerſpiel in 5 Akten von Julius Moſen.

Zweiter Artikel.

Die baldige Wiederholung des Stückes bei gedrängt vollem Hauſe ſpricht am beſten für den Beifall, welchen das Gedicht ſich bei uns erworben hat. Ich will zuerſt von der Darſtellung reden. Sie war nach dem Urtheile aller, die ich zu ſprechen Gelegenheit hatte, faſt in jeder Hinſicht des Kunſtwerkes würdig, befriedigend durch den Totaleindruck des Zuſammenſpiels, gelungen und theilweiſe meiſterhaft in einzelnen Partien und Scenen. Alle Vortheile einer nicht zu lange verzögerten Wiederholung für die Förderung ächter und wahrer dramatiſcher Kunſtleiſtung, die Friſche des Gedächtniſſes, die Sicherheit der Vorſtudien, die erleichterte Vergleichung und Abwägung des zuerſt Geleiſteten mit dem jetzt zu Erreichenden, dies und vieles Andere trat bei dieſer Gelegenheit recht ſchlagend hervor. Eine bedeutende Aus-

laſſung [1]), durch äußerliche, zum Theil maſchiniſtiſche Gründe motivirt, bewährte ſich als zweckmäßig. Denn der Dichter, der bei uns doch immer auch ein leſendes Publikum in der Perſpective hat, kann der Einbildungskraft deſſelben gar Vieles zumuthen, und mit Erfolg zumuthen, was, mit unzureichenden Mitteln dargeſtellt, des Effectes verfehlt und nicht ſelten die Wirkung des Ganzen gefährdet.

Ueber die Leiſtungen der Hrn. Berninger (der König), Moltke (Katte), Haake (Wartensleben), Fr. v. Zahlbas (Orzelska), könnte ich nur das ſchon früher ausgeſprochene Lob wiederholen. Aufmerkſame Beobachter, welche auch der erſten Vorſtellung beiwohnten, werden es ſich nicht haben entgehen laſſen, wie die ſämmtlichen hier Genannten, obſchon im Ganzen, und das mit Recht, den urſprünglichen Grundtypus in der erſten Auffaſſung ihrer Rolle feſthaltend, doch manches Einzelne anders nüancirt und bedeutungsvoller ausgeprägt hatten. Auch die Hrn. König (Grumbkow), Heuſer (Natzmer), und namentlich Hr. Richard (Deſſau), hatten ſich die mitgetheilten Winke des Dichters zu ſeinem und ihrem Vortheile zu Nutze gemacht; und wenn unſer Jenke, die jetzt freilich auf ein Minimum reducirte Rolle des Quanz abgegeben hatte, ſo bewieß dies nur, wie ſcharf und richtig der „Regiſſeur“ den „Komiker,“ der ordnende Künſtler den ausübenden zu ſondern, und den letztern von einer unrechten Stelle zu entfernen weiß.

Einer aber war, dem die früher erwähnten Vortheile einer Wiederholung nicht zu ſtatten kamen, der vielmehr bei ſeinem erſten Auftreten in einer großen tragiſchen

[1]) Der ganze Schluß des erſten Aktes.

Hauptrolle [1]) eine nicht geringe Anzahl von Schwierigkeiten zu überwinden hatte, die wohl geeignet waren, für manchen den Erfolg als zweifelhaft erscheinen zu lassen. Vor, oder wenn man will hinter sich, einen Vorgänger, der bei unserm Publikum mit Recht beliebt, auch in dieser Rolle sich lebhaften Beifall erworben hatte; durch keine Praxis in großen, tragischen Rollen zu jener Sicherheit des Auftretens gelangt, die dem Schauspieler unentbehrlich ist, dazu durch mangelnde Körpergröße behindert, von keiner Erwartung, keinem schon vorher gefestigten günstigen Urtheile getragen, und Alles dies in einem Stücke, dessen Lichtpartieen auf verschiedene, von Natur sehr begünstigte, durch Erfahrung und Praxis sichere und gerade in *diesen* ihren Rollen vorzugsweise ausgezeichnete Darsteller vertheilt sind — man erwäge alle diese Umstände und man wird gestehen, daß Hr. Otto, dessen Rolle überdies die schwierigste des ganzen Stücks ist, keine leichte Aufgabe hatte, und daß das Verdienst, ihr dennoch in bedeutendem Maaße genügt zu haben, ihm zur doppelten Ehre gereicht. Seine Scene mit Katte im letzten Akte, sein Gelöbniß in den Armen des zum Tode gehenden Freundes, waren von ergreifender Wirkung und werden bei manchem Anwesenden noch lange wiedertönen.

Ueberhaupt zeigte Hr. Otto, daß er trotz manchem, was ihm die Natur versagte, doch etwas besitze, was keine Kunst ersetzt, Sinn für Naturwahrheit und Seele in der

---

[1]) Wir sprechen hier natürlich nur von Herrn Otto's Leistungen auf *unserer* Bühne, der er erst seit einigen Monaten angehört. Seine frühern (er ist schon 7 bis 8 Jahre Schauspieler) kennen wir nicht.

Auffaſſung. Daß er auch mit dem Verſtande die Intention des Dichters in dem Charakter des Prinzen im Ganzen und Einzelnen richtig gefaßt, dafür glaube ich bürgen zu können. Daß er dieſe Intention immer und überall vollſtändig im Ausdruck erreicht, wird er ſelbſt am wenigſten behaupten. Daß er ihr aber im Ganzen nahe gekommen und in einzelnen Zügen völlig genügt habe, ſcheint unzweifelhaft.

Ich nannte dieſe Rolle die ſchwierigſte des ganzen Stücks und ſie iſt es in der That. Alle anderen Perſonen und Charaktere, der König, der Deſſauer, Katt, Grumbkow, Wartensleben, Orzelska, ſind theils hiſtoriſch fertige, durch die Tradition in ihrem Grundtypus fixirte, an das Kunſtportrait erinnernde Bilder, theils ſind ſie in ſich einfach, von einer gewiſſen typiſchen Allgemeinheit. Ihre Ausprägung durch die lebendige Darſtellung iſt daher ſehr erleichtert, und gelingt ferner bei uns auch dadurch ſo vollkommen, daß die hier entſprechenden Darſteller, wie z. B. die des Königs und Wartenslebens, mit ihrer ganzen Perſönlichkeit in dieſelben ſo hineinpaſſen, daß ſie ſich gegenſeitig faſt völlig decken. Alles dies iſt anders bei dem Prinzen. Wir zeigten ſchon in einem frühern Artikel, wie der Jüngling Friedrich durch den alten Fritz mit Krückſtock und Dreimaſter in der Tradition faſt völlig verdeckt erſcheint. Hier iſt nichts, auch gar nichts, woran ſich der Darſteller lehnen könnte, nichts was ihm in Phantaſie und Vorſtellung der Zuſchauer fördernd und erleichternd entgegenkäme, wohl aber tritt ihm Vieles, ja genau genommen, Alles entſchieden erſchwerend gegenüber. Und während nichts Perſönliches ihn fördert, hat er, ſo wie der Dichter ſelbſt, nur in der

biographischen Kenntniß der Zuschauer einen gewissen Stütz- und Anhaltspunkt.

Und nun der Charakter selbst. Hier breitet sich ein Feld neuer Schwierigkeiten aus. Ein Königssohn in der ersten Blüthe des Jünglingsalters stehend, ein Werdender in der vollsten Bedeutung des Worts, ein junger Aar mit gebundenen Fittigen, ein Gefäß, in dem der edle Wein einer neuen Lebens- und Weltansicht braus't und gährt, — niedergehalten von einem bis zur Starrheit strengen Vater, der nichts von dem begreift, was des Sohnes Seele füllt, dem Poesie, Kunst und Wissenschaft eine Thorheit, Philosophie und Speculation, die über den „Catechismum Ehrn Noltenii“ hinausgehn, ein Gräuel sind, und der in Allem, was bei den, dem Prinzen verwandten Gemüthern, wie Katte und Orzelska, ja selbst bei dem greisen Erzieher, Finkenstein, die bewundernde Ahnung des einstigen großen Herrschers weckt, nur die Gewißheit des Gegentheils, nur die Vereitelung seiner theuersten Hoffnungen und Wünsche erblickt.

Allein der Dichter hat diesen, auch historisch begründeten Gegensatz zwischen Vater und Sohn, so klar und deutlich hervorgehoben, daß wir uns hierbei wohl nicht länger aufzuhalten nöthig haben. Betrachten wir vielmehr die Consequenzen desselben für den Charakter des Prinzen. Die Umstände und Verhältnisse, unter denen er sich zu entwickeln hat, haben ihn zu einer Doppelnatur gemacht. Es wohnen zwei Seelen in seiner Brust. Von Natur zu innigem Hingeben, vertrauendem Aufschließen geneigt, sieht er seine Liebe mit Strenge erwidert, sein Innerstes unverstanden gerade von dem, zu dem ihn die tiefste Sympathie der Bande des Bluts und der Natur hinzieht. Das macht ihn selbst äußerlich kalt, starr, gemessen überall

wo er ſich beobachtet, wo er ſich dem ihm innerlich Fremden gegenüber ſieht. Er ſchwärmt für die Menſchheit und ſieht ſie geknechtet und mißhandelt und ohne Kraft, ihre Menſchenrechte geltend zu machen: ſtatt freier Menſchen ſieht er »Maſchinen« um ſich her. Ja er ſelbſt ſieht ſich als ſolche behandelt.

Er iſt begeiſtert für alles Große, Schöne, Ideale, und ſieht es, ohne Macht ſich zu verwirklichen, verſpottet und verhöhnt. Das Alles macht ihn zum Ironiker, zum ſarkaſtiſchen Spötter, der den letzten Troſt der Reſignation in dem Spotte, im bittern Witze über Welt und Menſchen, über ſeine Ideale, über ſich ſelbſt findet. Dieſen, für die ſpätere Zeit des großen Königs ſo bedeutungsvollen Charakterzug, hat der Dichter in dem Jünglinge vortrefflich anzudeuten gewußt, ohne doch die Schlingpflanze des Witzes und der Ironie den tiefen, gehaltvollen Kern ſeines Gemüths überwuchern zu laſſen. Iſt auch ſein Pathos, das Ringen nach freier Menſchlichkeit ein einfaches, den Grundzug ſeines Weſens bildendes, ſo bewegt er ſich doch ſelbſt nicht etwa in dieſer idealen Allgemeinheit, ſondern es tritt daſſelbe in den verſchiedenſten Verhältniſſen immer anders geſtaltet, an ihm hervor. So ſehen wir in einer Perſon vereinigt den jugendlich begeiſterten Enthuſiaſten und den künftigen Herrſcher, den kindlich gehorſamen, pietätsvoll ſich dem Vater unterwerfenden, und den durch Härte und Verletzung des Heiligſten in ihm, bis zum äußerſten Widerſtande und zu trotzender Selbſtbefreiung getriebenen Sohn und Thronerben, den liebeglühenden Jüngling, der „Kron' und Scepter in den Staub wirft,“ um ein Menſch zu ſein, und den geborenen Fürſten, der keiner Gewalt der Erde ſich beugt, wo es ſein Recht gilt, und in ſeinem Verhältniſſe zu dem

Freunde seiner Seele, zur Geliebten, zum Vater, zu dessen Umgebungen, überall ist er ein anderer und doch derselbe.

Beleben wir diese Skizze durch einige Farbenstriche aus der Dichtung selbst. Gleich im Anfange des Stücks treten die verschiedenartigen Züge dieser Natur heraus.

Mein königlicher Vater hat befohlen,
Mir Voltaire und die Flöte wegzunehmen? [1])

Des Vaters Antwort ist bezeichnend genug:

Von heut an Fritz, will ich Hofmeister sein;
Du sollst ein Deutscher werden, nicht Franzose!
Mit Zahl und Degen kommt ein Reich empor.
Studir' und exercir' bei Tag und Nacht,
Aus Zucht und Gottesfurcht wird Bürgertugend.
Du aber bist noch schwach im Christenthum;
Den Catechismum Ehrn Noltenii
Sollst Du mir wieder auffenwendig lernen!

Friedrich.

Wenn Armuth und Gehorsam christlich sind,
So stehts mit meinem Christenthume leidlich.

Wie richtig der Vater den Stachel dieser Rede würdigt, sieht man aus seiner drohenden Antwort:

Will er die böse Zunge hüten lernen!

Ueberhaupt ist dem Könige dieser charakteristische Zug des sarkastischen Spottes und kaustischen Witzes an dem Prinzen wohl bekannt. Schon vor dem ersten Auftreten des Prinzen sagt er zu dem Erzieher desselben, dem

[1]) Dies rasche, um die Umgebung des Königs unbekümmerte Eintreten des Prinzen, stimmte bei der Aufführung recht gut mit den ersten Worten, die der Verbeicitirte halb bittend, halb vorwurfsvoll zu sprechen hat.

Grafen Finkenſtein, der allein die Vertheidigung des Sohnes gegen den aufgeregten Vater zu führen wagt (Akt 1, Scene 2):

Ich merke wohl, er hat Euch eingeſchüchtert
Mit ſeiner ſcharfen Zung' und ſpöttſchem Weſen, u. ſ. w.

Doch nur einen Augenblick läßt ſich der Prinz von der Bitterkeit der erſten Stimmung überraſchen. Schon im nächſten drängt ihn die Offenheit ſeiner edlen Natur zur Sprache des Herzens zurück, ja er macht ſich ſogar für einen Moment die Illuſion, daß eine Verſtändigung mit dem Vater möglich ſei, und richtet an ihn die rührende Bitte:

Wenn ihr mir nur ein wenig Freiheit ſchenktet [1]) u. ſ. w.

Auf des Königs Antwort:

Subordination ſollſt Du begreifen.

die jene Illuſion ſofort vernichtet, hat er doch keinen Trotz, wohl aber den Ton kälterer Reſignation wieder gefunden, mit dem er ſpricht:

Das Eine aber könntet Ihr mir gönnen,
Ich kann am Ende Voltaire wohl entbehren,
Doch bitt' ich um die Flöte, Herr und Vater!

Und aus dieſer ſanften, ergebenen Stimmung kann ihn ſelbſt der rauhe, faſt an Spott grenzende Beſcheid:

Ich werd' dafür Dir eine Trommel geben!

nicht herausbringen, vielmehr hören wir ihn die Bitte um „die einzige Freundin“ und Tröſterin nur um ſo beweglicher wiederholen.

Ganz vortrefflich läßt nun aber der Dichter hier den

[1]) S. Seite 222, wo dieſe Stelle abgedruckt iſt.

König abbrechen, und durch einen Gnadenbeweis gegen den Sohn die Disharmonie des Moments zur Harmonie auflösen. Schon daß der Vater ihm eine Freude machen will, macht den Sohn wieder völlig zum Sohne. Es folgt jetzt unmittelbar die Vorstellung Kattes, des „Freundes," den der König dem Prinzen zuführt. Ihm, dem Fremden gegenüber, ist der letztere ganz der Fürst und künftige Herrscher. Die knappe Kürze der Sprache erfordert hier auch eine entsprechende Action, welche dem Darsteller sehr gut gelang. Noch einmal blitzt ein Wetterleuchten des Sarkasmus in dem Prinzen auf:

So läßt Du Dich auf Freundschaft kommandiren? —
Da hast Du's weit gebracht. —

Doch ein gedankenvoller Blick auf die Züge des jungen Mannes genügt ihm, hier eine verstehende Seele zu ahnen [1]):

Schwermüthig, finster, doch entschlossen, sehen
Mir Deine Augen in das Angesicht,
Mir ist, als würden wir uns noch verstehen.

Das Bezeichnende, was in diesen Worten zugleich für den Sprechenden liegt, habe ich schon früher (S. 221) angedeutet. —

Diese zwei Naturen nun, der durch den Druck gestählte und zum skoptischen Witze geschärfte Verstand, und das tiefste, rein menschliche Gefühl in dem Prinzen offenbaren sich wiederholt durch das ganze Stück und in allen Entfaltungsphasen dieses Charakters.

---

[1]) Hier müßte der Darsteller eine etwas längere Pause machen, und die folgenden Worte fast mehr für sich und in sich hinein, als Resultat des ersten Eindrucks, sprechen, statt sie direkt an Katte zu richten.

Ich trink' voraus und das Verdienſt kommt nach!

erwidert er dem Vater, als dieſer mit Uebergehung ſeiner, bei der Jagdſcene den Pokal an Deſſau giebt. Und ſelbſt in der erſten Hauptſcene mit Katte (II., 2.), wo wir ihn zum erſtenmale Alles, was in ſeinem Innerſten gährt und wühlt, ausſprechen hören [1]), klingt der ſpöttiſche Ton hindurch, als ihn der Freund „den Gott der neuen Zeit“ nennt.

„Denn es erbärmlich ſchlecht geht auf der Erde,“

wirft er dazwiſchen, und nur den „Reichthum in des Freundes Freundſchaft“ vermag er anzuerkennen.

Das iſt's, was Katte bezeichnet, wenn er klagt, daß er ſehen müſſe:

In Witz und Spott den himmelſtürmenden
Gedanken in Dir funkelnd ſich zerſplittern,
Und jeder Splitter ſchneidet in mein Herz.

Ich könnte zu dieſen Zügen noch mehrere fügen, doch will ich nur noch auf zwei Stellen aufmerkſam machen, in denen dieſes charakteriſtiſche Element in ſeiner ganzen Schärfe hervortritt. Es ſind dies die vierte Scene des vierten Aktes, in welcher der gefangene Prinz nach der verunglückten Flucht dem Vater gegenübertritt, und der Monolog im vierten Auftritte des letzten Aktes. In der erſten Stelle erwidert er auf die wohlgemeinte Mahnung des milden Finkenſtein:

Laßt eure Worte ſein wie fromme Milch,
Denn ſchwer erzürnt iſt Eures Vaters Hoheit,

mit bitterm Spotte:

---

[1]) Dieſe Stelle war bei der zweiten Aufführung ſchmählich verſtümmelt. Warum? Die Auslaſſungen entzogen ihr ja gerade das Bedeutungsvollſte.

Dies Gleichniß trifft zu gut, denn Milch gerinnt,
Wenn ein Gewitter an dem Himmel steht.

und setzt nach einer, vom Darsteller wohl zu beachtenden, längern Pause hinzu:

Zuschauer, seh ich, haben wir genug,
Denn Freibillete machen voll das Haus;
Doch möcht' ich nicht um Alles in der Welt
Hier steh'n und applaudiren auf Befehl.

In der zweiten der bezeichneten Stellen erreicht diese Schärfe des Witzes ihre letzte Höhe in der eignen Selbstverspottung, mit der er sich in der Einsamkeit des Gefängnisses gegen sich selbst wendet. Es ist dies die Form, welche in einem kräftigen Geiste die Verzweiflung sich schafft, die einem schwächern in ohnmächtige Klagen ausbrechen läßt:

Die Luft des Kerkers macht mich matt und stumpf,
Und an der Erde flattern die Gedanken
Wie Vögel, die ein Hagelwetter schlägt.
Schlaflos sind meine Nächte, und auch diese
Zuckt mir vorüber wie in leisen Krämpfen,
Und gähnend stehn um mich die Knabenträume,
Wie müde Possenreißer, und der Held,
Das non plus ultra der modernen Zeit,
Der als der neue große Alexander
Mit ausgespreizten Beinen, auf sechs Pferden
Und aufrecht stehend im Galopp den Erdkreis
Im Circus prachtvoll brausend hat durchstürmt —
Hat Schläge nun vom Principal bekommen; —
Houpla! das ist die Welt, und ich bin schläfrig.

Wer aber die Sprache der Liebe, der begeisterten Hingebung, des tiefsten Gefühls, der innigsten Freundschaft aus demselben Munde vernommen hat, wie sie, um nur Einiges hervorzuheben, in der Scene mit Orzelska, mit dem Freunde beim Schließen des Lebensbun-

bundes, ſo wie in dem weitern Verfolge des eben angeführten Monologs, und vor allem in der Schlußſcene, in welcher er den Freund zum Todesgange ſcheiden laſſen muß, in aller Fülle poetiſchen Zaubers dahinſtrömt; weſſen Ohr die Worte der Begeiſterung, der ſtürmenden Leidenſchaft in dieſen und andern Stellen ſich in das Herz dringen ließ, dem wird es nicht zweifelhaft ſein, daß er hier einen ganzen, vollen Menſchen vor ſich hat, in dem ſich das ſcheinbar Widerſtrebendſte zur ſchönen Einheit abgeſchloſſener Individualität zuſammenfügt. Aber dazu gehört hier, wie bei jedem dramatiſchen Kunſtwerke feinerer Kompoſition, daß man es nicht blos einmal an ſich vorüber rauſchen läßt, ſondern daß man durch öfteres Sehen, und wo möglich Leſen, den Wiederhall der Poeſie von Sprache und Gedanken dem Darſteller gleichſam entgegen bringt, und ſo dem letztern auch da mit dem eigenen Gefühle zu Hülfe kommt, wo ihm der wahre Ausdruck nicht vollſtändig gelingt. Dies iſt der große Vortheil, deſſen ſich Alles Klaſſiſche, uns von Jugend her Bekannte, vor dem Neuen, das ſich erſt Bahn brechen muß, erfreut. Aber auch das Klaſſiſche, allen Bekannte, Alte, war einſt neu und unbekannt, und hatte mit gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe es ſich Bahn brach. Von Shakſpeare in Deutſchland will ich hier gar nicht reden; aber die Geſchichte ſelbſt der Schiller'ſchen und Goethe'ſchen Dramen wird dem Kenner unſere Fingerzeige erläutern. Ich will nur hinſichtlich des Einzelnen den Schluß jenes Monologs im Gefängniſſe hierher ſetzen. (Aus der Ferne tönt eine Flöte):

Die Flöte! — das iſt Quanz, der Töne Meiſter!
Wie haſt du doch den Weg zu mir gefunden,
Du melodienreicher Hermes, der die Sorge,

Die tausendäugige zum Schlafe bringt.
Aus dem Dachfenster drüben von dem Hause
Läßt er die Töne zu mir niederflattern
Wie Vögel singend auf der Frühlingsreise.
Hab' tausend Dank für diese Gottesgabe,
Die Du zum Bettler in den dunkeln Kerker
Herniederklingen läßt im goldnen Regen.
Das ist die Melodie von der Romanze,
Die mein geliebter Katt im Munde führte —
Vom tapfern Reiter, der um seinen Leib
Die Fahne hat gewickelt, und verblutend
Sich in den Sumpf versenkt! der treue Mann [1])! — —
Wenn ich nur meinen Katt gerettet wüßte,
Es würde leichter mir zu Muthe sein! —
Die Töne rieseln leis auf mich herab,
Mohnkörner sind es, und mein Haupt wird schwer.

Wir wenden uns jetzt zu der Komposition des Ganzen zurück, und betrachten das Verhältniß der einzelnen Hauptfiguren zu derselben. Hierbei kommt es uns nun zu Statten, daß wir an *einem* der tragischen Hauptcharaktere, an Katte, bereits das tragische Pathos und den nothwendigen Verlauf der Entwicklung desselben nachgewiesen haben. Der Titel der Tragödie, der immer mehr oder minder etwas Gleichgültiges ist, darf uns hier eben so wenig irre leiten [2]), als uns der Tod Katte's zu der Meinung verführen dürfte, daß an diesem allein sich eigentlich das tragische Geschick vollziehe. Dies würde eine sehr oberflächliche Ansicht sein. Der leibliche Tod

[1]) Hier dürfte die Pause noch ein wenig länger vom Darsteller zu halten sein. Die letzten Verse endlich dürfen nicht mehr *stehend* gesprochen werden.

[2]) Das Stück könnte eben so gut: »Katte«, oder »der Sohn des Fürsten«, oder: »die Freunde« betitelt sein.

allein ist es ja überall noch nicht, der das Schicksal eines Helden zum tragischen macht. Und wenn der Unterthan, der Diener, der Freund, sich für den Freund, den Fürsten, den dereinstigen Herrscher eines großen Reiches dem Tode weihet, und sich „freudig den blut'gen Lorbeer in die braunen Locken drückt," so erscheint das Schicksal des Fürstensohnes, der nach dem Verluste Alles dessen, was das Leben des Menschen, des Jünglings lebenswerth macht, sich zum Leben, zum Leben für die Idee der Pflicht verurtheilt sieht, sicherlich nicht weniger tragisch. Dies ist es, was auch Katte fühlt, wenn er in seiner Todesstunde dem Freunde zuruft:

Dir bin ich eigen, keinem Menschen sonst.
Doch Du gehörst dem ganzen Leben an,
Und mit Kanonendonner sollst Du wecken
Die deutschen Völker aus dem Todesschlafe,
Und aus der Gruft des römisch-deutschen Reichs —
Sie führen zu dem neuen Tageslicht. —

Und dieses Gefühl der höheren Bestimmung, das den Sohn des Fürsten durchdringt, giebt ihm die Kraft, das Opfer des Freundes anzunehmen, und den Muth, seinen Verlust zu überleben. Das ist ja überall das Tragische, was in der Stellung großer Menschen und Führer der Völker liegt, daß sie das Individuelle ihres Daseins opfernd daran geben müssen an den Dienst der Idee, des Allgemeinen, den das „von Gottes Gnaden" in sich schließt. Es ist das Tragische, wie es das Erhabene ihrer Stellung ist, daß sie nicht sich selber, daß sie dem Allgemeinen angehören, zu dessen Dienst sie berufen sind, dem sie sich willig zum Opfer bringen sollen. Katte ist der Glücklichere der beiden Freunde. Sein Leben, dem Dienste des Allgemeinen in dem Freunde geweiht, „liegt faltenlos

und leuchtend ausgebreitet.“ Er hat sein Ziel erreicht, seine Aufgabe gelöst. Wie ganz anders steht ihm der Freund, der „Sohn des Fürsten“ gegenüber! Wem es der Verlauf des ganzen Stücks nicht predigt, der höre es in den letzten Worten des Monologs, in welchem der zum Tode Verwundete und Gebeugte sich durch die Erinnerung an die Aufgabe seines Lebens, der so eben ein theures Opfer fallen soll, aus der Verzweiflung emporrafft: Entsagung heißt das Wort, Aufopferung für den höchsten Lebenszweck des »Fürsten«:

So hat sich Alles von mir abgeschieden
Was sonst den Menschen an das Dasein kettet,
Die treuste Freundschaft, Sonne meiner Jugend,
Geht unter, blutigroth in's tiefe Meer.
Hinabgesunken ist der Mond der Liebe,
Und nie erscheint mir mehr sein freundlich Bild. —
Du hast erreicht, was Du gewollt mein Vater!
Mir leuchtet nur fortan der Stern der Pflicht,
Und einsam steh ich an dem Steuerruder,
Zum fernen Eiland sicher hinzuführen
Die theuren Menschen, die das Schiff bestiegen.
Mit allen Kräften muß ich ihnen dienen,
Und für sie wachen und das Steuer lenken.
Hör' mich, mein Gott, in dieser dunklen Stunde!

(Der König mit dem Generalstabe tritt herein.)

Vollenden will ich meines Vaters Werk
Gewaltig, daß Europa soll erbeben!
Mein einz'ger Freund bist Du fortan, mein Volk!
Du die geliebte Braut, mein Vaterland!
Weh' jeder Hand, die gegen Dich sich hebt, —

Hier ist mein Degen und — hier bin ich selbst.

Da ertönt »Trauermusik« von außen vorüberziehend. Sie geleitet den Freund zum letzten Gange. Und schmerzergriffen stürzt der Prinz mit dem Rufe:

Katt'! Katt'!

wie vernichtet dem Fenſter zu. Es gilt den letzten Kampf zu kämpfen mit dem furchtbaren Momente.

Aber auch der König fühlt die Größe des Opfers und die Tiefe des Schmerzes, um den der Sohn ſich ſelbſt und ſeiner Beſtimmung zurückgegeben iſt:

— — Es ſucht der König ſeinen Sohn
Und Preußen ſeinen Friedrich!

Und der Ausruf: „Vater! Vater!“ mit dem am Schluſſe der Sohn in die Arme des Vaters ſtürzt, iſt trotz ſeiner Kürze die inhaltsvollſte Zuſammenfaſſung alles deſſen, was die Seele des Prinzen in dieſem Momente erfüllt. Es iſt nicht Schmerz, nicht Verzweiflung, nicht Kindesliebe, nicht Vorwurf und Anklage, aber es iſt etwas von dieſem Allen, was dieſen Schlußworten die tief erſchütternde Wirkung verleiht.

Wie der Dichter es verſtanden hat, in dem Jünglinge Friedrich die künftige Herrſcher- und Heldengröße, inſofern ſie in edelſter Menſchlichkeit wurzelt, zu einem feſten Bilde ſchöpferiſch auszuprägen und aus der Gegenwart eine Perſpective auf die Zukunft zu eröffnen, ſo iſt es ihm nicht minder gelungen, in der Geſtalt des Königs, das Aechte und Wahre ſeines Wollens und Strebens, das Große und Edle dieſer Natur aus ſeiner rauhen Schale herauszulöſen, und das ächte Metall dieſer hiſtoriſchen Erſcheinung von der Schlacke der Zufälligkeit geläutert, darzuſtellen. Das iſt ja eben die Aufgabe des ächten hiſtoriſchen Dramatikers, daß er ohne die hiſtoriſche Treue im höheren Sinne zu verletzen, ſeine Figuren zu ihrer *weſentlichen* Exiſtenz zu erheben verſteht. Wie der Portraitmaler, um das geiſtreiche Wort Rahels hier anzuwenden, „lügen muß, um wahr zu ſein“, wie er,

„um die Wahrheit zu schaffen, weil das Bild gefesselt ist, oft einen, drei, vier wahre Schatten weglassen muß, auf die Gefahr von „Schattenmessern“ getadelt zu werden,“ so der dramatische Dichter, wenn er historische Personen poetisch wiederzuschaffen hat. So treu und wahr er sie auch aufzufassen, so fest er auch an dem Wesentlichen ihrer Natur zu halten, und nur dies zu expliziren und zur Erscheinung zu bringen hat, so wird er sie doch eben um dieser Treue willen, über sich selbst hinaus heben müssen, indem er ihre Hauptzüge verstärkt, die minder wesentlichen Nebenzüge dagegen mehr oder weniger zurücktreten läßt. Es ist eine eben so richtige, als tiefe Bemerkung eines unserer bedeutendsten Historiker [1]), daß die Historie, so wie sie in das Gedächtniß der Menschen übergeht, allemal das Gebiet der Mythologie berührt (genauer: poetisch wird). Die Persönlichkeiten werden schroffer, stärker; sie nähern sich auf irgend eine Weise einem faßlichen Ideal; die Begebenheiten werden bezeichnender ausgebildet; die Nebenumstände und mitwirkenden Ursachen vergessen.“ Dieser allgemeine im Wesen des Menschen als eines künstlerischen, liegende Trieb, tritt in der dramatisch-historischen Dichtung am prägnantesten hervor. Wie treu und wahr, wie lebensvoll ist der „König“ in dem Sohn des Fürsten aufgefaßt; wie ist sein innerstes Streben und Wollen zu wahrhaft historischer Anerkennung hervorgehoben, und wie künstlerisch ist die schlichte oft rauhe Einfachheit und Gradheit, die strenge Gerechtigkeitsliebe, das tiefe Gefühl seines hohen Berufs, das Bewußtsein seiner Aufgabe: den Grund zur einstigen Größe seines Reichs legen zu müssen, wie ist dies Alles neben der

[1]) Leop. Ranke Päpste III. S. 322.

Beſchränktheit, die ſeiner Zeit angehörte, wie iſt dies warme Gefühl für Freundſchaft, wie iſt endlich die Vaterliebe mildernd der Härte des fiat justitia et pereat mundus gegenüber geſtellt, und die Berechtigung ſeines Handelns und Seins, dem Sohne, als dem Repräſentanten einer werdenden, neuen Zeit gegenüber, hervorgehoben! In dieſer derben Rauheit beleidigt uns doch keine Roheit der gemeinen Wirklichkeit, und ſelbſt die vestigia veteris leporis in der Sprache, ſind mit weiſer Mäßigung ſo angewendet, daß ſie nur der künſtleriſchen Illuſion dienſtbar ſcheinen, und nur den Gegenſatz zwiſchen dem Vater und der Bildung des Sohnes noch ſchärfer hervorheben helfen. Daſſelbe gilt von den Nebenperſonen in des Königs Umgebung, vom Deſſauer, Grumbkow und vor allem von dem alten Feldmarſchall von Wartensleben, in deſſen Darſtellung ſich Hr. Haake diesmal ſelbſt übertraf.

„Aber die modernen Gedanken, die Gedanken, welche die neueſte Zeit, die unmittelbare Gegenwart bewegen, wie vertragen ſie ſich mit dem hiſtoriſchen Charakter der dargeſtellten Perſonen? Darf der Dichter ſich auch dieſe Freiheit erlauben? Darf er“ — Ob er darf! — er muß. Denn kein Dichter kann aus ſich vollſtändig heraus, ſo wenig er aus ſeiner Zeit heraus kann. Daher ſehen wir bei den althelleniſchen Tragikern die Helden und Heldinnen der heroiſchen Zeit ſo oft mit allem Reichthum der Gedankenbildung des Kimoniſchen und Perikleiſchen Zeitalters ausgeſtattet. Um von den Spaniern und Franzoſen, von Calderon und Racine, gar nicht zu reden, bei deren erſterem ſein Ulyſſes zum ächten Caballero, bei dem andern zum Hofcavalier Ludwig's „des Großen“ wird — ſind nicht bei Shakſpeare ſelbſt, nach Goethe's Bemer-

kung [1]), »seine Römer lauter eingefleischte Engländer?« und ist Schiller's Wallenstein minder groß, weil er dem Wallenstein der Historie an Bildung und Gedankentiefe unendlich überragt, und der Marquis Posa weniger unsterblich, weil der Dichter alle Freiheitsideen, welche ihn und seine Zeit bewegten, in diesen Enthusiasten am Hofe des spanischen Philipp gelegt hat? — In der That, sieht man die Forderung, welche in jenen obigen Bedenklichkeiten liegt, genauer an, so findet man bald, daß sie die rechte Schwester jener Verwunderung ist, welche nicht begreifen kann, wie ächte Spanier und Dänen, wie König Philipp und Hamlet und vollends die Griechin Iphigenie und der Scythe Thoas auf unsern Brettern deutsch und obein in Versen sprechen. —

Gerade in der Allgemeinheit substantiell menschlicher Interessen und in der Darstellung derselben durch die subjective Bildung des Dichters, beruht der unvergängliche Werth eines dramatischen Kunstwerks, während der Versuch, das historisch Beschränkte und specifisch Nationale im Drama mit buchstäblicher Treue zu fixiren, zum Gegentheile führen würde. Ich will hier zum Schlusse die Worte des Begründers der Aesthetik als Wissenschaft anführen: Insofern das Drama die Handlung in sinnlicher Gegenwärtigkeit an uns vorüberführt und die Individuen in ihrem eignen Namen reden und handeln, könnte es scheinen, daß sich der dramatische Dichter mehr noch als der Epiker — ganz zurückziehen müsse. Mit diesem Anschein hat es jedoch nur relativ seine Richtigkeit. Denn — das Drama verdankt nur solchen Epochen seinen Ursprung, in denen das subjective Selbstbewußtsein

[1]) Werke, Bd. 35, S. 370.

ſowohl im Betreff der Weltanſchauung, als auch der künſtleriſchen Ausbildung, bereits eine hohe Entwicklungsſtufe erreicht hat. Das dramatiſche Werk darf deshalb nicht wie das epiſche, den Schein an ſich tragen, als ſei es aus dem Volksbewußtſein als ſolchem hervorgegangen, für welches der Dichter nur gleichſam das ſubjectivitätsloſe Organ geweſen ſei, ſondern wir wollen in dem vollendeten Werke zugleich das Product des ſelbſtbewußten und originalen Schaffens, und deshalb auch die Kunſt und Virtuoſität eines individuellen Dichters erkennen. Erſt hierdurch gewinnen dramatiſche Erzeugniſſe, im Unterſchiede unmittelbar wirklicher Handlungen und Ereigniſſe, ihre unmittelbare Spitze künſtleriſcher Lebendigkeit und Beſtimmtheit.

Soviel für jetzt von einem Stücke, von dem wir überzeugt ſind, daß es ſich in der Liebe der Darſteller wie des Publikums immer mehr feſtſetzen und erhalten wird. Vielleicht bietet eine ſpätere Wiederholung uns Gelegenheit, manches hier nur Angedeutete wieder aufzunehmen und weiter zu begründen.

XXI.

Prolog zur Eröffnung des Theaters in Oldenburg.

Von Julius Mosen.

(1844.)

Unſere Bühne wurde den 29. September mit J. Moſen's Trauerſpiele „Kaiſer Otto der Dritte“ wieder eröffnet. Der Umſtand, daß mit dieſer Eröffnung zugleich die Wirkſamkeit des als Dramaturgen hieher berufenen Dichters ihren Anfang nahm, veranlaßte denſelben, als Einführung ſowohl des eigenen Strebens, als des Stückes ſelbſt einen Prolog zu dichten, der, von dem Regiſſeur Herrn Moltke vortrefflich geſprochen, allgemeinen Beifall fand und die Schauenden und Hörenden in eigenthümliche ſchwungvolle Spannung verſetzte.

Bei dieſer Gelegenheit ſah ich in mir eine alte Ueberzeugung beſtätigt, nämlich die, daß jedes ernſte dramatiſche Kunſtwerk — alſo jedes hiſtoriſche Trauer- oder Schauſpiel, und namentlich ein ſolches, das zum erſten Male einem Publikum vorgeführt wird — einer ſolchen Einleitung durch einen Prolog bedürfe. Ich will hier nicht auf Euripides und die beredte Vertheidigung ſeiner

Prologe durch Leſſing im erſten Bande ſeiner Dramaturgie, nicht auf Shakeſpeare und ſeine Prologen zurückgehen — obſchon beide zu der Anwendung jenes künſtleriſchen Mittels ſicherlich nicht von ungefähr gekommen ſind. Ich will nur einfach den äſthetiſchen Eindruck ſchildern, den das Auftreten des Prologs, des erſten den ich hörte, geſtern auf mich gemacht hat.

Das Theater der modernen Welt hat keine Spur mehr von dem religiöſen Charakter, den es ſeinem Urſprunge in der antiken verdankte und den es in der Blüthezeit helleniſcher Kunſt fortwährend bewahrte. Es iſt nicht mehr der poetiſche Tempel des Gottes der Begeiſterung, es iſt zum Verſammlungsſaale der täglichen Unterhaltung, der Zerſtreuung, des Zeitvertreibs, oft genug zum Tempel der Langenweile herabgeſunken. Wir betreten es ohne Sammlung, ohne erhöhte Stimmung, im Alltagskleide eines durch und durch proſaiſchen, raffinirt materiellen Lebens. Wir kommen aus dem Caſino oder der Schreibſtube, vom Studir- oder Actentiſch, der Eine vom copiöſen Diner, der Andere von erdrückender Lebensarbeit ermattet. Die Muſik, die das Kunſtwerk einleiten, die unſere Seele ſtimmen, ſie auf das Trauerſpiel und ſeine ideale Welt vorbereiten ſoll, verklingt in dem rauſchenden Strudel der hier gleichgültigen, dort frivolen, überall aber eher auf jedes Andere, als auf das Stück ſelbſt Bezug habenden Converſation. Da ertönt die Klingel, auf rauſcht der Vorhang, und grell und unvermittelt tritt uns eine Welt entgegen, von der wir noch im Augenblicke himmelweit entfernt waren, und es bedarf einer nicht geringen Anſtrengung, die einen guten Theil des erſten Akts hinwegnimmt, um uns einiger Maßen in's Gleiche zu ſetzen.

Ganz anders gestaltete sich diesmal alles. Nach einer kurzen Ouverture trat im Festkleide des täglichen Lebens der Prolog auf. Von der Bedeutung der Kunst für das Leben ausgehend, ihr Wechselverhältniß schildernd, leitete er uns allmählich aus der Realität der wirklichen über in den geisterzeugten Kreis einer idealen Welt und zu den Gestaltungen, die sofort an unseren Augen vorüberziehen sollten. Die Wirkung war höchst bedeutend. Durch die ganze Versammlung ergoß sich eine Stille ernster Sammlung, wie sie das Dichterwort verlangt:

»Willst Du lesen ein Gedicht,
Sammle Dich wie zum Gebete,
Daß der Geist der Schönheit licht
Dir vor Deine Seele trete.«

Man fühlte sich unwillkührlich aller Trivialität der Prosa enthoben, die Kunst erschien einen Augenblick als lehrende Priesterin des Edlen, Guten und Schönen, und ihr unmittelbares und directes Vortreten, weit entfernt, die Illusion zu mildern, trug vielmehr nur dazu bei, sie zu erhöhen, als mit einer glücklichen Schlußwendung des Prologs Ort und Zeit um fast ein Jahrtausend zurück versetzt wurden und unter den fernen Tönen eines Triumphmarsches, ungesehen vom leiblichen Auge, der jugendliche deutsche Kaiser gen Rom heranzog.

Schließt sich sodann unmittelbar und augenblicklich an eine solche Vorweihe das Stück selbst an — was leider wegen äußerlicher Hindernisse diesmal nicht mit erwünschter Schnelligkeit bewerkstelligt werden konnte —, so wird der Zuhörer und Zuschauer auf dem in ihm selbst erregten Elemente der poetischen Stimmung nur um so empfänglicher dem Kunstwerke selbst entgegengetragen. Die trennende Kluft zwischen der Alltagswirklichkeit und der

ihn erwartenden idealen Welt des Schönen wird unmerklich ausgefüllt und wir treten in die letztere mit einer gesammelten Stimmung ein, die wir uns selbst ohne jene Vermittelung zu geben unvermögend sind.

Was den Prolog selbst als Gedicht betrifft, so mag er für sich selbst sprechen. Hier ist er:

Schon kürzt die Sonne immer mehr die Bahn
Von Ost nach West, als hätte sie genug,
Zu viel der Leiden auf der Welt geschaut,
Und sehne sich nach ihren Meereswogen,
Die ihr wie Kinder wild entgegenspringen,
Als bäten sie die Alleswissende
Um bunte Reisemährchen ihrer Fahrt
Und um uralte Sagen und Geschichten.
Da wird die Nacht hier oben immer länger,
Und preisgegeben wie das Thier des Waldes
Wär' jetzt der Mensch der wüsten Einsamkeit,
Stieg' nicht herab zu jedem edlen Volke,
Von dessen Stirn hellen'sche Bildung leuchtet,
Der ewig junge Gott der Poesie.
Er schwingt den Zauberstab, es thut sich auf
Das Wunderreich der Farben und der Töne,
Und in den kleinen Umfang dieser Bühne
Drängt wieder sich der Geist der Weltgeschichte
In seinen höchsten Offenbarungen.
Denn in der Kunst, im allerfreisten Dasein,
Verklärt die Vorzeit sich mit ihren Helden,
Daß wir im innersten Gemüth zugleich
Mit ihnen leben wie mit Zeitgenossen
Und größer werden in der großen That,
Die wir begreifen und vollbringen lernen,
So mag sich hier die Gegenwart erkennen
Im Zauberspiegel der Vergangenheit.
Doch nicht im Ernst allein belehrt die Kunst
Der vielgestalt'gen bunten Bühnenwelt;
Auch in dem Scherz befreit sie unsre Seele
Vom Dienst des Schlechten und des Nichtigen,

Indem ſie uns die eigne Thorheit zeigt
Und ſie erſtickt in ſchallendem Gelächter. —
So ſtrenge iſt das Amt der Bühnenkunſt,
Schwer der Beruf des wahren, echten Künſtlers,
Und was im Glanz des Lebens hier erfreut,
Iſt von dem Dichter und von ſeinen Mimen
Oft mit dem beſten Herzensblut erkämpft.
So tritt die Kunſt in dieſen Kreis herein,
Von Neuem Euch mit ihrem Spiel zu feſſeln,
Die deutſche Kunſt in dieſe freie Stätte,
Die ihr an Eurem Heerde iſt vergönnt.
Heil Dir, Du nordſeefreud'ge Oldenburg!
Weil Du gewagt, Dich prieſterlich zu kränzen,
Wirſt Du auch Prieſterin des Schönen ſein.
Deutſchland wird ehrend Deinen Namen feiern,
Gelingt es uns, dem Geiſte zu vertrauen,
Der alles Hohe ernſt vollbringen lehrt,
Gelingt es nur, die Liebe zu bewahren,
In der die Kunſt allein gedeihen kann,
Und wagt Ihr es, die Kräfte, welche ſtreben,
Mit frohem Sinne zu dem Ziel zu drängen,
Und wo ſie irren, mild und ſtreng zu warnen;
Nur ſchweigen iſt der allerherbſte Tadel.

(Entfernte Muſik eines Marſches hinter der Scene.)

Horch! kriegeriſcher Marſch! Wir ſind in Rom,
Im kaiſerlichen, doch empörten Rom;
Schon zieht heran der junge römiſche Kaiſer,
Otto der Dritte aus dem Stamm der Sachſen.
Was hofft die Welt von ihm, er ſelbſt von ſich?
Gebildet und gelehrt und jung dazu,
Wähnt er wohl ſeinen Namen aufzuprägen
Voll Kraft dem neuen chriſtlichen Jahrtauſend.
Romantiſch, wie er iſt, wird er begreifen,
Daß man nicht zweifeln und nicht grübeln darf,
Tritt in die Thür der Genius der Zeit,
Daß dieſer Recht hat, Recht hat auf Geſtaltung,
Und daß, verläugnet, er gefährlich wird?

Wird er verſtehen, was dem Herrſcher ziemt:
Daß er ſich ſelbſt beherrſche, um zu herrſchen?
(Muſik mehr in der Nähe.)
Die Fahnen wehen, und die Hörner klingen,
Er naht gewaltig, Antwort uns zu bringen.

Ueber das Stück ſelbſt berichten wir ein ander Mal. Die Aufführung gehörte zu den gelungenſten, welche ich auf unſerer Bühne ſeit Jahren geſehen. Fleiß und Begeiſterung der darſtellenden Künſtler hatten alle Schwierigkeiten glücklich überwunden, und ein Zuſammenſpiel, das, als Ganzes betrachtet, jetzt auf den deutſchen Bühnen ſeit Immermann's Theaterleitung in Düſſeldorf zu den Seltenheiten und verſchollenen Dingen gehört, war die Folge eines Strebens, dem nichts als — Dauer zu wünſchen iſt.

XXII.

Die Kinder des Hauſes.

Nach Schiller's Entwurfe.

(Aufgeführt den 29. October 1844.)

Der Plan zu dieſem Stücke, an deſſen Ausführung Schiller durch den Tod verhindert wurde, entſtand bei ihm in den letzten Lebensjahren aus einem andern ungleich umfaſſenderen Vorhaben. Es hat mich oft gewundert, daß bei den unzähligen Beſprechungen der Sue'ſchen Mystères de Paris Niemand daran erinnert hat, wie ſchon Schiller den koloſſalen Plan hegte, alle Zuſtände und Gebrechen jenes ungeheuren Mittelpunkts der europäiſchen Civiliſation in einem großen poetiſchen Gemälde zuſammenzufaſſen. Eine ungeheure Maſſe von Handlungen, Vorfällen, Perſonen, Anſichten ſollte, wie ſein Biograph ſich ausdrückt, daſſelbe aufgenommen, an einen leitenden Faden, wie an einer Schnur gereiht, und unter die Einheit der Polizei geſtellt werden, welche den Impuls geben und zuletzt die Entwicklung bringen mußte. Paris als Wirkungsplatz der Polizei ſollte in ſeiner Allheit erſcheinen und das Thema erſchöpft wer-

den.[1]) Die Unmöglichkeit ſolch ungeheuren Stoff durch dramatiſche Form zu gewältigen, ohne alle Kunſtgeſetze und Rückſichten der Darſtellbarkeit zu verletzen, mag dazu beigetragen haben, daß Schiller dieſen Plan vorläufig fallen ließ. Bei längerem Leben wäre er vielleicht von ſelbſt auf die ſolchem Stoffe allein gemäße epiſche Romanform hingedrängt worden. Und wer weiß ob nicht der franzöſiſche Verfaſſer der Pariſer Myſterien die erſte Anregung zu ſeinem Werke Schillern verdankt, von dem ja bekanntlich die franzöſiſchen Dramatiker ſo manches ſtillſchweigend entlehnt haben. Für Schiller's immer durch das Große und Impoſante der Erſcheinung und äußeren Wirkſamkeit angezogenen Geiſt mochte in dem Gedanken ein eigener Zauber liegen, die ungeheure Macht und Wichtigkeit der Polizei, dieſer Stellvertreterin des Schickſals und der Vorſehung im modernen ſocialen Leben, durch alle Lebensſphären, alle Stände, Verhältniſſe, Situationen poetiſch geſtaltet zur Anſchauung zu bringen und den „proſaiſchen Gegenſtand der modernen Zeit poetiſch zu beleben.“ Das Umfaſſende und Grandioſe dieſes ſeines Plans und die Größe ſeines Selbſtvertrauens zur Durchführung deſſelben und zur Gewältigung des ungeheuren Materials geht ſelbſt aus den von dem Dichter hinterlaſſenen Andeutungen klar hervor[2]).

Aus dieſem Plane nun entwickelte ſich der Entwurf zu einem Drama: „Die Kinder des Hauſes,“ welches in einem viel beſchränkteren Kreiſe das Trauerſpiel der,

[1]) Hoffmeiſter: Schiller's Leben. Th. 5. S. 289.

[2]) Man ſehe Schiller's Werke Octavausgabe Bd. 7, S. 386 ff. Hoffmeiſter's Supplemente zu Sch. Werke. Thl. 3. S. 240 ff.

durch den Thäter selbst herbeigeführten, Entdeckung eines großen bürgerlichen Verbrechens aufrollen sollte. Auch dieser Entwurf blieb unvollendet, obschon die hier angeregte Idee später eine ganze Reihe von criminalen Theaterstücken erzeugte. Neuerdings hat irgend ein „Bearbeiter" versucht, das Stück nach dem in Schiller's Werken abgedruckten Plane auszuführen, und nach dieser Bearbeitung wurde gestern auf unserer Bühne das Stück nach einigen bedeutenden Abkürzungen und Umänderungen zum Erstenmale gegeben.

Der Bearbeiter hatte sich im Allgemeinen genau an das Gerippe von Schillers Entwurf gehalten. Aber der Ausführung fehlte überall der Genius des Dichters, dessen Macht allein vielleicht im Stande gewesen wäre, die nackte Gräßlichkeit durch Tiefe der Charakteristik zu mildern. Die furchtbare Realität des Stoffes, die Prosa des criminellen Ganges der Handlung bedurfte eines Schiller's, um durch den Schwung der Gedanken, durch poetische, psychologische Motive, durch den Adel der Sprache über das Gemeine hinaus dem Reiche des Idealen wenigstens angenähert zu werden. Wir sagten vielleicht wäre seine Dichtergewalt solcher Aufgabe gewachsen gewesen. Vielleicht auch nicht. Wo die Criminaljustiz beginnt, hört die Poesie auf. Von den drei Stoffen derselben Sphäre, die zu gleicher Zeit Schiller's letzte Tage beschäftigten, die Kinder des Hauses, Warbek, Demetrius, wählte der Dichter den letztern zur Ausführung, wo das Verbrechen ganz abgesehen von andern Umständen allein schon durch die Größe des Preises in eine poetisch höhere Sphäre gerückt erscheint. „Es ist schimpflich eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß eine

Krone zu ſtehlen," ſagt Fiesko. Und dieſer Satz hat ſicher ſeine poetiſche Wahrheit.

Jedenfalls würde Schiller, hätte er die Kinder des Hauſes vollendet, den Charakter Narbonne's auf eine gewiſſe Größe angelegt, und ſchon dadurch das gemein proſaiſche des bürgerlichen Verbrechens wenigſtens poetiſch gemildert haben. Nach allen ſeinen Aeußerungen hatte er es dabei auf einen bürgerlichen Richard abgeſehen. Sein Narbonne ſollte ein ſicherer und mächtiger Böſewicht werden, den die Reue und Gewiſſensbiſſe nie anwandeln, ein verſtändiger, geſetzter, ſich immer beſitzender Böſewicht. Die Heuchelei ſollte nicht bloß eine dünne Schminke, ſondern der angenommene Charakter ſollte ihm habituell, ja gewiſſermaaßen natürlich geworden ſein, und die Sicherheit, in der er ſich wähnt, ihn ſogar Großmuth und Menſchlichkeit zeigen laſſen. Von allem dem war in der Geſtalt des Narbonne der Bearbeitung nichts zu ſpüren, meiſt gradezu das Gegentheil. Er erſchien gleich in den erſten Scenen der Zigeunerin gegenüber unklug, durch ſeinen Helfershelfer gehetzt und gepeinigt, und in ſeinen Conflicten mit dem heranbrechenden Geſchick faſſungslos, in ſeinen Plänen ungeſchickt. Man ſah vom erſten Augenblicke der beginnenden Kataſtrophe faſt nur den gemeinen angſterfüllten Verbrecher. Alle feinere Charakteriſtik, alle Nüancirung durch innere Motivirung, kurz alles Großartige der Individualität fehlte, und das Ganze ließ ſich der Pfuſcherarbeit eines Stümpers vergleichen, der es unternommen hat, einen Carton von Michel Angelo in Farben auszuführen.

Von der Compoſition und ihren Fehlern da, wo ſie von Schiller abweicht und ihn zu ergänzen unternimmt, will ich gar nicht reden, ſie traten namentlich in dem er-

ſten Akte an einzelnen Stellen ſchlagend heraus. Der Eindruck des Ganzen war peinliche Spannung. Man befand ſich fortwährend in einer beklemmenden Armenſünderatmoſphäre, und fühlte ſich am Ende geiſtig zerſchlagen. Dennoch lag etwas furchtbar Ergreifendes in dem Kern- und Angelpunkte des Ganzen, daß nämlich der Verbrecher, grade dadurch, daß er das Recht, das von ihm ſo ſchwer verletzte, in eigner gerechter Sache anruft, ſein eigner Henker werden muß. Dieſe furchtbare Nemeſis konnte aber nur der Schillerſche Narbonne, wie wir ihn oben mit den Worten des Dichters gezeichnet haben, auf ſein Haupt heraufbeſchwören; denn nur dieſer konnte ſich ſo in Sicherheit eingewiegt haben, daß er wirklich an ſeinen Anſpruch auf das Recht glauben mochte, nicht der Narbonne des geſtrigen Stücks, der gleich in den erſten Scenen und unmittelbar vor dem Diamantdiebſtahle noch durch zwei lebende Zeugen an die furchtbare, ſtets über ſeinem Haupte ſchwebende Gefahr erinnert worden war, dem der Gedanke, daß ſein Mordgenoſſe, der ſo eben von ihm gegangen, der Dieb ſein könne, ſo drohend nahe liegen mußte.

Aber warum iſt das criminelle bürgerliche Verbrechen nicht dramatiſch, nicht tragiſch, und warum iſt das Verbrechen eines Macbeth, eines Richard beides im höchſten Maaße?

Der Grund liegt auf der Hand. Das Verbrechen, die verbrecheriſche That, wird in dem Maße poetiſch geadelt, als es eine Größe hat, die den Verbrecher über alles Geſetz und über alle von demſelben ausgehenden äußeren Folgen ſeiner Handlung ſtellt. Der bürgerliche Verbrecher, ſei er noch ſo fein, ſchlau und energiſch, gewährt doch immer in ſeiner Ohnmacht dem Geſetze und

dem Recht gegenüber einen peinlichen Anblick. Intereſſe am Kampfe ſetzt Freiheit des Kämpfers voraus. Der bürgerliche Verbrecher aber iſt dem Geſetze gegenüber ohne Freiheit. Sein Kampf iſt die Flucht des gehetzten, rettungslos umſtellten Wildes. Ganz anders iſt es, wenn der Verbrecher ſelbſt ſich durch ſein Verbrechen über das Geſetz ſtellt, ja ſich ſelbſt zum Geſetze macht. So Macbeth und Richard. Hier iſt ein Kampf nicht nur möglich, ſondern dieſer Kampf gewährt auch das höchſte Intereſſe. Denn nicht äußere Uebermacht, nicht Geſetz und Criminaljuſtiz, ſondern die beleidigte und verletzte Idee des Rechts, alſo das eigne Weſen des Verbrechers iſt ſein Gegner. Und dadurch, daß ſich die Idee des Rechts ſelbſt gegen die höchſte, mit der größeſten äußern Macht gerüſtete Energie ſiegreich bewährt, wird uns aus ſolchem Schauſpiel ein Gefühl der Erhebung, welches wir bei der Beſtrafung eines Verbrechers in bürgerlicher Sphäre niemals empfinden.

Darum zweifle ich auch, ob es ſelbſt Schillern gelungen ſein würde, für die Hauptfigur ſeines Stücks ein Intereſſe hervorzurufen, das ſtark genug geweſen wäre ihn über den Bereich des gemeinen bürgerlichen Verbrechers zu erheben und uns an ſeinem Handeln und an ſeinem Schickſale äſthetiſche Theilnahme einzuflößen. Seinem Nachfahrer iſt es gänzlich mißlungen. Dennoch habe ich das Stück von Anfang bis zu Ende geſehen. Aber mein Intereſſe war, ſoweit es das Stück betraf, ein rein ſtoffliches, wie man es eben bei einem wirklichen Criminalprozeſſe empfindet, wo es einem andern an Hals und Kragen geht." Zweitens aber war denn doch auch hier und da in dem Entwurfe „die Klaue des Löwen" zu erkennen; und drittens thaten die Schauſpieler ihre Schul-

digkeit, und die Hauptrollen waren in so guten Händen, daß man sich hier und da sogar einzelner Scenen, trotz des Gesammtinhalts des Stücks erfreuen konnte. Herr Kaiser gab die Hauptrolle mit großer psychologischer Einsicht, und wenn er etwas zu wünschen übrig ließ, so war es, daß er die Zeichnung des Bearbeiters zu sehr au pied de la lettre nahm, statt sie hier und da im Geiste der Schiller'schen Intention umzuformen, und mehr den eisernen völlig gehärteten stets sich beherrschenden Böseswicht und dessen äußere Ruhe hervortreten zu lassen.

XXIII.

Was ihr wollt.

Von Shakespeare.

(Aufgeführt den 1. November 1844.)

Die Literaturhiſtoriker ſagen, daß Shakeſpeare den Stoff zu dieſem Luſtſpiele aus Bandello's Novelle „die Zwillingsgeſchwiſter“ entlehnt habe, und Simrock (in ſeinen Anmerkungen zu den „Quellen des Shakeſpeare“ Bd. 3. S. 259—260) fügt hinzu, daß eine andere Novelle des, unter dem Namen Cynthio bekannten italienſchen Novelliſten Giambatiſta Giraldi [1]), dem Dichter das Motiv des Schiffbruchs geliefert. Lieſ't man aber die Novelle Bandello's ſelbſt nach, ſo ſieht man, daß Shakeſpeare aus derſelben nur die allgemeine Anregung und das Motiv der ähnlichen Geſchwiſter entnommen hat. Alles Uebrige iſt durchaus in ſeinem Stücke eigne freie Schöpfung des Briten von der ſich in jener Quelle auch nicht die leiſeſte Spur findet.

Ein unendlicher Zauber iſt über dieſer Schöpfung des Dichters ergoſſen. Der warme, duftige, farbenglän-

[1]) Bouterweck, Geſch. der Ital. Poeſie. II. S. 266.

zende Hauch des Südens liegt über dieser mährchenhaften Welt gebreitet, in der die Intrigue selbst, die dem Ganzen ihren lockern Halt verleihet, auf dem Boden des Phantastischen ihr anmuthiges Spiel treibt. Laune und Willkühr schaukeln sich hier auf den heiter gaukelnden Wellen des Zufalls, und wenn es überhaupt Pedanterie ist, von Grundideen zu sprechen, die der Dichter seinen Stücken zu geben beabsichtigt, — ein Fehler, in den einer der geistreichsten Kritiker Shakespeare's verfallen ist [1]), — so ist es ohne Frage die höchste, ihm die Absicht einer solchen Grundidee, wie Ulrici thut, auch bei diesem Stücke unterzulegen. Shakespeare hat nicht daran gedacht, in demselben die „komische Weltanschauung selbst" darstellen zu wollen, aber man kann sagen, daß er es gethan. Wie leicht und luftig sind hier alle Fäden, aus denen sich das bunte Durcheinander der Handlung schürzt! Diese und ähnliche Dichtungen Shakespeare's bilden ein eignes Genre, das nur mit seinem eignen Maaße gemessen sein will. Wer hier aus dieser bunten Welt eines mährchenhaften Daseins, das nur wie leichte Sommerfäden über die schwere feste Erde dahin flattert, Motive und Verwicklungen in ein Lustspiel, dem die Wirklichkeit realer Weltverhältnisse zur Voraussetzung dient, übertragen wollte, würde einen Mißgriff begehen, wie er nur Raupach'scher phantasieloser Tölpelei (z. B. in seinem Lustspiele „Hahn und Hektor") begegnen kennte. Er würde, wie der genannte Berliner Shakespeare, mit denselben Motiven jedes sittliche und ästhetische Gefühl beleidigen, welche wir in der heitern Welt des Briten ohne Arg und ohne Anstoß hinnehmen [2]).

[1]) Ulrici, Shakespeare's dramat. Kunst. S. 265.
[2]) Vergl. Oldenburgische Theaterschau. II.

Die Liebesleidenschaft, welche in diesem Stücke der Regulator dessen ist, was man in demselben etwa Handlung nennen könnte, ist gar nicht zu verstehen, wenn man sie von dem ihr eignen Boden des romantischen Südens abtrennen wollte. Nur im Süden finden wir diese wesentlich sinnliche, auf dem lebhaften Schönheitssinne aller Kinder Italiens beruhende Glut der Liebesleidenschaft, die eben so schnell in der Gunst des Augenblicks aufflammt, als sie erkaltet, um einem neuen Gegenstande sich zuzuwenden. Der Moment ist hier Alles! Wer es nicht wissen sollte, wie lebenstreu und farbenfrisch hier Shakespeare gemalt, wie er, der Sohn des kalten Nebellandes, das innerste Wesen südlichen Liebelebens und seine volle Glut mit all dem Herüber und Hinüber ihres bunten Wechsels ausgesprochen hat, der gehe hin und lese Boccaccio's und Bandello's Novellen, und er wird Zug für Zug bestätigt finden. So bedarf denn auch in dieser heitern mährchenhaften Welt der Romantik, in welcher die Realität nur in den rüpelhaften Figuren des Junkers und des Narren nach der komischen, und in Sebastian und seinem Collegen nach der ernsthaften Seite vertreten ist, — es bedarf diese Welt gar nicht der planvoll verwickelten Handlung, der gründlichen Motivirung, der entfaltenden Charakteristik. Mit einem Schlage weiß uns der Dichter in eine Region zu versetzen, wo er sich allen solchen Anforderungen entrückt, wo wir alle seine Voraussetzungen gelten lassen. Es ist der bunte Fasching eines „Heiligen Dreikönigsabends," den das lustige England der Shakespear'schen Zeit mit allerlei fröhlichen Spielen und Possen, mit jenem Lottospiel des Bohnenkönigthums beging [1]). Und

[1]) Tieck's Anmerk. Bd. 4. S. 301.

dieſem letztern iſt denn auch unſer Stück zu vergleichen, in deſſen buntem Glücksſpiele, im Liebeslotto, die Treffer und Nieten im luſtigen Wechſel fallen. Und unſre Luſt an dieſer bunten Welt und ihrem Treiben iſt um ſo ungetrübter, je ſichtbarer Fortuna ihre Lieblinge nicht mit Unrecht begünſtigt, und jemehr ſelbſt diejenigen, denen die neckiſche Göttin minder hold iſt, nur dazu dienen müſſen, die allgemeine Heiterkeit zu ſteigern, ohne daß ihnen ſelbſt ein Unrecht geſchieht. Jugend und Schönheit, Liebe und Leidenſchaft triumphiren wie billig und ſehen ihre Wünſche gekrönt, während die komiſche Eitelkeit mit Recht geſoppt und geprellt und die rüpelhafte Tölpelei, nachdem ſie jenen Akt der komiſchen Gerechtigkeit vollziehen helfen, auch ihrerſeits die verdienten Schläge und Beulen davon trägt. Malvolio wird ſich damit tröſten, daß Olivia ſeiner nicht würdig geweſen, und der Junker Andreas wird mit ſeinem Orakel und Pylades, dem Junker Tobias, im Sekt den Troſt für eine getäuſchte Hoffnung finden, die er ſich ja eigentlich nur hat einreden laſſen.

Die Aufführung ſolcher Stücke iſt eine wahre Wohlthat für die Bühne der Gegenwart, wäre es auch nur, um gegen die immer ſtärker hereinbrechende Realität einen gewiſſen Widerhalt zu gewähren, und den Zuſchauer zu gewöhnen, auch den ideellen Maaßſtab an die dramatiſche Poeſie anzulegen. Unſere Dichter freilich ſollen keine Shakeſpear'ſchen Dramen dichten, auch wenn ſie es vermöchten: denn ſie ſind unſere Dichter, die Dichter unſerer Zeit. Wohl aber ſollen ſie immerhin dichten wie Shakeſpeare, der eben darum ſo göttlich groß und unerreicht daſteht, weil er es verſtanden hat, die Elemente ſeiner Zeit und ihres Lebensgehaltes zu voller Befriedi-

gung derſelben in ächt dramatiſchen, plaſtiſch gerundeten Geſtalten groß und ſicher darzuſtellen. Und eben weil er dies vermocht und gethan, pulſirt in dieſen Schöpfungen ein ewiges Leben, deſſen Zauber ſich noch nach faſt drittehalb Jahrhunderten auf uns jüngſte Söhne der Zeit wirkſam erweiſ't. Wirkſam freilich in ſehr verſchiedener Weiſe. Denn zum vollen Genuſſe bedarf es für jedes Kunſtwerk längſtvergangener Zeit einer Vermittelung durch eine Kultur, die nichts weniger als allgemein iſt oder ſein kann und in deren Beſitz ſich nur die Verlegenheit einer Zeit wie die unſere, bei Gelegenheit allerhöchſter Launen hineinzulügen, das wenig beneidenswerthe Geſchick beſitzt.

So iſt die theilweiſe Umarbeitung Shakeſpeare'ſcher Stücke für unſere Bühne eine Nothwendigkeit und, wenn nur mit einigem Takte vollbracht, eine um ſo verdienſtvollere Aufgabe, als ihre Löſung gar ſo leicht nicht iſt, wie man ſich wohl vorzuſtellen pflegt. Auch Herr Deinhardſtein, der das eben beſprochene Shakeſpeare'ſche Stück unter dem Titel „Viola“ auf die Bühne gebracht hat, verdient dafür unſern Dank. Er hat hier und da nicht ohne Geſchick ausgelaſſen, ergänzt, zuſammengezogen und jedenfalls immer noch genug von Shakeſpeare's Geiſt übrig gelaſſen, um dem Luſtſpiele ſeinen Erfolg zu ſichern. Dennoch finde ich viele Umänderungen und Auslaſſungen, die mir in keiner Weiſe gefordert erſcheinen. Junker Tobias und ſein Andreas ſind in unverantwortlichſter Weiſe um die vortrefflichſten Späße und Prügeleien verkürzt worden. Vergebens hoffte ich auf den „Canon,“ mit dem ſie „die Nachteulen aufſtören“ wollen, einen „Canon,“ von dem der Junker Tobias rühmt, „daß er einem Leineweber drei Seelen aus dem Leibe haſpeln könnte;“ ſowohl dieſe, als eine Fülle ähnlicher vortrefflicher Witz-

und Spottreden der Junker, des Narren, Malvolio's, die reizenden Liedweisen, das ganze prächtige Zechgelage (Akt 2, Sc. 3.) — weggeschnitten! Malvolio's Selbstgespräch (Akt 2, Sc. 5.) unverantwortlich verkürzt, die ganze zweite Scene des vierten Akts zerschnitten, der »Pfarrer Topas« in einen marktschreierischen Doktor (in usum der Wiener geistlichen Polizei) verwandelt! Malvolio zum Schluß in des Narren Jacke gesteckt! Das ist zuviel; hier muß und wird eine zweite Bearbeitung nachhelfen.

Die gestrige Aufführung war im Ganzen so wohl gelungen, daß das zahlreich versammelte Publikum alle Darsteller herausrief. Die beiden Junker, Tobias (Herr Berninger) und Andreas (Herr König) waren köstliche Figuren, und namentlich der erstere von unwiderstehlicher komischer Kraft und Wirksamkeit. Die Verschwörungsscene gab das vortrefflichste Bild. Die Zwillingsgeschwister Viola (von Mad. Moltke mit aller ihr eigenen Frische dargestellt) und Sebastian (Mad. Bluhm) waren anmuthig liebliche Erscheinungen. Der Narr Fabian (Hr. Bluhm) ließ guten Humor nicht vermissen. Nur Malvolio (Hr. Jenke) war vergriffen und ließ das Publikum kalt. Der Darsteller hatte von vorn herein die Farben zu stark aufgetragen. Sein Malvolio war absolute Carikatur. Die Gräfin hätte gleich in der ersten Scene bei diesen Seufzern Verdacht gegen seine Verstandesgesundheit fassen müssen. Ferner: Malvolio ist kein durchaus alberner, grundlos abgeschmackter Geck, kein verzerrter Narr. Er ist Haushofmeister und bekleidet in einem fürstlichen Haushalte eine geachtete Stelle. Er hat das Vertrauen seiner Herrin, denn er ist redlich, treu, dienstfertig und anstandbeflissen bis zur Pedanterie. Die Junker, der Narr, Marie und das Hausgesinde können

ihn freilich nicht leiden, ſie ſuchen ihm einen Streich zu ſpielen und faſſen ihn bei ſeiner wunden Stelle, bei der Eitelkeit und dem Hochmuth, zu dem ein gebietender Subaltern ſo leicht verführt wird. Sie haſſen ihn (verſteht ſich, ſoweit im Luſtſpiel gehaßt wird), aber ſie verachten ihn nicht, — er iſt ihnen unbequem, aber im gewöhnlichen Leben müſſen ſie ihn doch reſpektiren. Das beweiſ't daß er kein durchaus alberner Narr iſt. Er iſt nur toll bei dem Nord-Nord-Weſt ſeiner Liebes- und Hochmuthsgrille. Aber er iſt auch nicht eigentlich verliebt. Seine Liebe iſt mit ſeinem Hochmuthe identiſch. Wird er ſo gefaßt dargeſtellt, ſo gewinnt ſein Bild Licht und Schatten und Farbenwechſel. Herr Jenke aber malte gelb in gelb und verdarb ſich und dem Publikum die Rolle.

XXIV.

Der verwunschene Prinz.

Lustspiel in drei Akten, von Plötz.

(Aufgeführt den 11. November 1844.)

Ein Schustergesell in einem kleinen Landstädtchen „an der Gränze," wird von dem durchreisenden jungen Serenissimus dazu ausersehen, Höchstselbigen über ein Paar langweilige Stunden des Wartens auf die Ankunft der fürstlichen Braut dadurch wegzuhelfen, daß er berauscht gemacht, in diesem Zustande auf's Schloß gebracht und einen Tag lang als „Prinz" behandelt wird.

Das Motiv ist uralt. Goulart [1]) erzählt eine solche Geschichte von Philipp dem Guten, Herzoge von Burgund, die auch der bekannte Humorist Ludwig Vives in einem Briefe einem Augenzeugen des Vorfalls nacherzählt. Aber auch der burgundische Herzog war nicht der Erfinder dieses Scherzes, welchen er sich mit einem betrunkenen Handwerker erlaubte, „um einem Beweis von der Eitel-

---

[1]) Thrésor d'histoires admirables et mervellieuses du notre temps.

keit unſers Lebens aufzuſtellen," wie ein burgundiſcher Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt. Simrock in ſeinen Anmerkungen zu den Quellen Shakeſpeares [1]) weiſ't nach, daß das Morgenland die eigentliche Quelle dieſes Vorganges iſt, wie ſich denn auch dieſelbe Hiſtorie ſchon als ein Scherz des Kalifen Harun Al Raſchid in den Mährchen der »Tauſend und eine Nacht« findet. Dramatiſch benutzt iſt dieſes Motiv bekanntlich von Shakeſpeare in ſeinem Vorſpiele zu ſeiner „Taming of the Shrew," ſowie von Holberg in ſeinem Luſtſpiele „Jeppe vom Berge." Auch Calderon's Leben ein Traum beruht auf einer verwandten Idee, und auf dem deutſchen Theater hat ſich dieſer Stoff, von Chriſtian Weiſe's Komödie „von dem träumenden Bauer am Hofe Philippi boni in Burgundien« an, in mancherlei Geſtalten blicken laſſen. Namentlich berichtet Simrock, daß die ſtabilen Kasperletheater, die Niederrheiniſchen »Henneschen« den Vorgang auf eine Weiſe darſtellen, die an einen Zuſammenhang mit der altenglischen Bühne erinnert. Endlich gehört hierher auch die köſtliche Epiſode von Sancho's Regimente auf ſeiner Statthalterſchaft Barataria.

Herr Plötz hat ganz recht gethan, in ſeiner Luſtſpielpoſſe dieſen Stoff wieder einmal aufzufriſchen, und unſer Jenke hat uns in der Hauptrolle einen ſehr heitern Abend bereitet, denn auch bei uns iſt:

»Das Poſſenhafte gleichfalls gern geſehn.
Von Markt und Straßen ſelbſt hinweggebannt,
Hat ſich's getroſt der Bühne zugewandt,
Weil dort die Kunſt, zu ihrem höchſten Preis,
Gemeine Roheit klug zu mildern weiß,

[1]) Th. 3. S. 230—233.

Daß der Gebildete zuletzt erſchrickt
Wenn ihn Abſurdes feſſelt und entzückt.“

Wir ſind auch in ſolchen Dingen nicht gar ſo „ſchreckhaft“ wie der alte Goethe, und meinen, wenn das Abſurde von der Kunſt ſo behandelt iſt, daß es uns „feſſelt und entzückt,“ wir unſer äſthetiſches Gewiſſen immerhin beruhigen dürfen. Aber da liegt es eben. Die Kunſt muß ſelbſt dem Abſurden wenigſtens den Schein der Vernünftigkeit zu geben, ſie muß „Methode in den Wahnſinn“ zu bringen wiſſen und dem Verkehrten die Möglichkeit ſeiner Realität durch die Verſetzung in eine ihm entſprechende Welt, auf einen ihm gemäßen Boden gewähren. Und das hat Herr Plötz nicht gethan. Sein komiſcher Vorgang gehört durchaus in die romantiſche Ferne einer entlegeneren Zeit, in welcher der Glaube an „verwunſchene“ Prinzen, an Hiſtorien wie ſie Tauſend und eine Nacht bieten, noch in der Bildung der Menſchen einen Anknüpfungspunkt finden. Aber dieſer Schuſtergeſell des Jahres 1844, dieſer Prinz, der das Haar à l'enfant und ſein Cavalier, der den Bart à la jeune France trägt, ſind in einem Drama vom „verwunſchenen“ Prinzen ungeheure Anachronismen. Wir lachen freilich über die einzelnen Schwänke und Späße des verwunſchenen Geſellen, wir lachen freilich über ſeinen wachſenden Hochmuth, der mit der ſimplen Durchlaucht nicht zufrieden, die „Durchdurchlaucht“ verlangt, und das Ordensvertheilen bald genug lernt — aber das helle Tageslicht der Gegenwart ſcheint zu grell hinein in den Lampenſchimmer dieſes Faſtnachtsſpiels, die bunten Farben verblaſſen in ein trübes Grau, das Abſurde des nackt und unvermittelt hingeſtellten Widerſpruch's wird peinlich, und ſo entſteht wirklich jenes Goethe'ſche Erſchrecken der

Bildung über die eigne augenblickliche Luſt. Es iſt daſſelbe Gefühl, das einen bei dem Raimund'ſchen „Zauberſpuck“ beſchleicht, der eben ſo grell und hart neben die farbloſe Werkeltagswelt des modernen Reſidenzlebens hingeſtellt erſcheint.

Dieſer verwunſchene Prinz iſt augenſcheinlich ein ariſtokratiſches Plaiſir, welches der feinſten und excluſivſten Welt an der tölpelhaften Verlegenheit des Prinz gewordenen Schuſtergeſellen bereitet werden ſoll. Aber es iſt komiſch zu ſehen, wie hier der Rückſchlag eintritt, und eigentlich nicht der Plebejer, ſondern die hohen Herrſchaften die Geſoppten und Beſchämten werden. Der verwunſchene Schuſtergeſell giebt dieſen zwar durch ſein äußerliches Gebahren viel zu lachen, aber was er als Prinz thut, iſt keineswegs lächerlich. Freilich will er anfangs lieber die Freuden als die Geſchäfte des Prinzenthums ſchmecken; aber er weiſet den Höfling, der da ſagt, die zu erledigenden Sachen ſeien ja auch „nur“ Bittſchriften und Gnadengeſuche, derb zurecht, und ſchärft ihm ein: denen müſſe grade am Erſten Beſcheid werden. Er verweiſ't ſelbſt bei aller ſeiner Tölpelei dem Grafen Alterego (dem Prinzen) ſein „unziemliches Lachen“ in Gegenwart ſeines Fürſten, und ſo müſſen ſich dieſe hohen Herren ſelbſt in der Sphäre ihres eigenen „Spaßes“ von dem Plebejer Anſtandsregeln geben und ſagen laſſen, daß ſie ihre Rolle ſchlecht ſpielen. Das iſt der Humor davon, wenn man ſich mit Plebejern einläßt.

Indeſſen rund und nett weggeſpielt, wie es wurde, (neben Hrn. Jenke zeichnete ſich beſonders Madame Moltke, als Tochter des Schloßverwalters, aus) läßt ſich das Ding wohl anſehen, und man begreift, wie

der unverwüstliche Stoff — bei nicht zu verkennender geschickter Bearbeitung im Einzelnen — jetzt auf den deutschen Bühnen volle Häuser macht. Und volle Häuser sind auch eine Kritik, und zwar für den Poeten die beste.

XXV.

Die Jäger.

Schauſpiel in fünf Akten von Iffland.

(Aufgeführt den 31. November 1944.)

Geſtern ſahen wir auf unſerer Bühne dies berühmteſte Stück Iffland's, von dem ſelbſt ein Gervinus noch ſagt: „wer ſähe nicht ein Charaktergemälde, wie die Jäger, auch jetzt noch gern, von guten Künſtlern aufgeführt?“ Die letztere Bedingung war durchaus erfüllt. Herr Berninger als Oberförſter, Herr Kaiſer als Amtmann, Madame Schulze als Oberförſterin und Herr König als Matthes ſpielten vortrefflich; und an dem erſteren würde Iffland ſelbſt, wenn er noch lebte, ſeine Freude gehabt haben; denn für dieſe Rollen möchten wenige Bühnen Deutſchlands noch einen gleich begabten Darſteller aufzuweiſen haben.

Es iſt ſeit langer Zeit Mode geworden, auf dieſe Iffland'ſchen Sachen vornehm herabzuſehen. Und doch wie unendlich hoch ſtehen dieſe treuen Spiegelbilder ſeiner Zeit über dem Troſſe der meiſten jetzigen deutſchen Bühnenlieferanten! Man klagt über die Gedehntheit und den

schleppenden Gang der Handlung, aber man vergißt, daß damals, wo die gelbe Kutsche drei Tage zu ihrer Fahrt von Leipzig nach Dresden brauchte, andere Ansichten über Raum- und Zeitlänge herrschend waren, als jetzt, wo die Locomotive jenen Weg in eben so viel Stunden dahin braus't. Ja! diese Iffländische Poesie ist die liebe, gute, alte gemüthliche gelbe Kutsche, in der das Familienleben Deutschlands vor sechzig Jahren einherfährt. Da giebt's noch keine Chausseen, die die Conversation hindern. Der Wagen mahlt so gemüthlich im Sande fort; Vater, Mutter, Kinder und Tanten haben Zeit zu allerhand Gesprächen, Zeit zum Einschlafen und Aufwachen, Zeit auch zu einem Spaziergange neben dem Wagen her durch den harzduftenden Fichtenwald, wo es Brombeeren zu pflücken giebt. In jedem Wirthshause wird gehalten, und gemüthlich gerastet, Menschen und Pferde erfrischen sich mit Ruhe; es kommt ja auf eine halbe Stunde nicht an. Dieser Schlendergang der Handlung, diese Länge des gedehnten Dialogs, wie bezeichnend geben sie den Charakter der Zeit wieder, wo es noch Familienkaffee's gab, in denen man den braunen Nektar „mit Andacht" aus dem engen Hahne in die untergestellten Schälchen rinnen sah! Veraltet nennen wir diese deutschen Sittengemälde und Charakterbilder, weil wir nicht mehr in den Kleidern von Anno 1786 stecken, weil einige Seiten unseres Lebens sich geändert haben. Als wäre nicht dieser Oberförster, der einen wie ein heruntergekommener Götz von Berlichingen gemahnt, noch bis auf den heutigen Tag das ächte und gerechte Abbild der deutschen Charakters, ein getreues Conterfei des gutmüthig polternden deutschen Michels! Zwanzig Jahre schon lebt dieser brave Oberförster mit diesem schrullischen Amtmann zusammen, er kennt alle

ſeine Schelmenſtreiche, ſeine Niedertrachten, ſeine Rechtsverfälſchungen, er wird zuletzt ſelbſt nahezu ein Opfer derſelben, und am Schluſſe verlaſſen wir ihn zwar gerettet für diesmal, aber nichts bürgt uns dafür, daß es nicht in den nächſten zwanzig Jahren ſeinem ſchuftigen Feinde wohl noch einmal beſſer gelingen kann ihn zu verderben. Doch die ehrliche Haut läßt ſich das nicht anfechten. Er iſt froh, daß er ſeinen Anton unſchuldig weiß, überläßt den Amtmann der Strafe des Himmels und ſingt mit den Seinen das unterbrochene „Rheinlied“ zu Ende.

Man ſpricht ſo viel vom allgemeinen Fortſchritt der Freiheit. Ich finde, das wenigſtens unſere Dramatiker von heute alle Urſache haben, Iffland um die Freiheit zu beneiden, deren er ſich vor ſechzig Jahren zu erfreuen hatte. Wollte ein heutiger Dramatiker ſich beigehen laſſen, die Gebrechen unſerer heimlichen Juſtiz, den Hochmuth und die Willkühr der modernen Beamtenhierarchie, die pfäffiſche Unduldſamkeit im Punkte der gemiſchten Ehen, die Klagen des gedrückten Landvolks mit derſelben Energie und Freimüthigkeit in Scene zu ſetzen, wie Iffland dies in ſeinen Jägern gethan, er würde ſchön bei unſern Bühnen ankommen. Ja, es iſt zehn gegen Eins zu wetten, das ſelbſt ein Stück wie „Die Jäger,“ ein Charaktergemälde unſerer nächſten Vergangenheit, wenn es Einer heute ſchriebe, nicht auf die Bühne gebracht werden dürfte. Iffland aber durfte, wie Goethe von ihm ſagt:

— — des bürgerlichen Lebens innern Gang
Mit wahrer Form und Farbe vor die Augen bringen.

er durfte der allgemeinen Tendenz der Zeit, die „auf Ausgleichung aller Stände und Beſchäftigungen zu einem

allgemeinen Menschenwerthe," auf bürgerlich-rechtliches Behagen, auf Toleranz und Glaubensfreiheit hingerichtet war, von der Bühne herab den gemäßen, unverhüllten Ausdruck geben. Er durfte dies — aber wir?!

Ich sage das nicht um zu entmuthigen, oder um mich und Andere über den wirklichen Fortschritt zu täuschen. Dieser Fortschritt liegt grade darin, daß Iffland und die Dramatiker seiner Zeit durften, was uns versagt wird. Die angegriffene Partei war damals viel naiver als jetzt, und konnte, wie man zu sagen pflegt, "einen guten Puff vertragen." Unfreiheit, Unrecht und ihre Vertreter fühlten sich unendlich sicherer damals, als zu einer Zeit, der die Revolutionen von 1789 und 1830 und was darum und daran hängt viel feinere Gefühlsnerven gegeben haben. Das ist ein Trost, wenn auch ein leidiger; aber es ist doch ein Trost, daß wir wissen, warum Spiegelbilder unserer bürgerlich-nationalen Zustände auf unsrer heutigen Bühne nicht möglich sind.

Und welcher Fortschritt des Lebens zeigt sich, wenn wir in das Einzelne der Individualisirung eingehen! Wie fabelhaft und ungeheuerlich erscheinen uns Beamtenbösewichter wie dieser Amtmann; wie jammervoll der privatrechtliche Zustand des Landvolks, daß sich sein Recht von *solchen* „Gerichtsschreibern" sprechen läßt und lassen muß! Wie tief eingefressen die Corruption der ganzen Beamtenwelt! statt Recht und Gesetz überall nur Intrigue und Willkür, Laune und Bestechung von oben nach unten und vice versa. Und wer Schlossers 18tes Jahrhundert studirt und Lang's Memoiren gelesen hat, der wird nicht sagen, daß Iffland allzusehr in's Schwarze gemalt hätte. Es war ohnehin seine Art nicht. Aber er war ein Hannoveraner, und sah zugleich, wie es unter

Karl Theodors Pfaffen- und Maitreſſenregiment in der Pfalz zuging.

Und nun ſelbſt dieſes gemüthliche Familienleben, dieſer Stolz, dieſes Kleinod des damaligen bürgerlich geknechteten Deutſchland, betrachten wir es näher, wie ſieht es aus? dieſe Frau Oberförſterin — ſie iſt eine „kreuzbrave Frau,“ ihre Ehe eine „Muſterehe.“ Und doch welcher Ton des Gatten und Hausvaters gegen ſeine Frau, welche Bildungsloſigkeit, welche ſittliche Bornirtheit (um den gelindeſten Ausdruck zu gebrauchen) der letzteren! Welche kriechende Unterthänigkeit zeigt ſie gegen den notoriſchen Schuft von Amtmann, gegen ſeinen und ſeiner Tochter Uebermuth! wie ſetzt ſie ihre Glückſeligkeit darin, hinter ihres Mannes Rücken den einzigen Sohn an dieſe Familie zu verkuppeln, die ihr Mann haßt und verachtet, und die ſie ſelbſt verachten mußte, da ſie das Treiben des Amtmanns doch ſicher ſo gut wie der geringſte Bauer kennt. — Die Niederträchtigkeit des Bürgers hat immer ſelbſt dem Ariſtokraten den Nacken zum Fußſchemel geboten! Gottlob! dieſe deutſche Gemüthlichkeit, dieſe Kreuzbravheit iſt dahin. Gott ſchenke ihr die ewige Ruhe!

Componirt iſt aber das Stück vortrefflich und in dieſem Punkte können gar viele der neueren Bühnenpoeten bei Iffland in die Schule gehn. Und die Charakteriſtik, die Beobachtung des menſchlichen Herzens, die Naturwahrheit der Verhältniſſe und Situationen, das ganze bürgerliche und häusliche Kleinleben — wie friſch und ſicher iſt das alles dargeſtellt und getroffen! Man wird an Goethe's vortreffliche Charakteriſtik Iffland's erinnert (Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters):

Ein Bürger kommt, auch der iſt gern geſehn!
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,

Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
Die Tochter liebt, sie liebt nicht den sie soll,
Ein muntrer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
Und was, an Oheim, Tanten, dienstbar'n Alten
Sich Charaktere seltsamlich entfalten;
Doch alles macht uns heiter, macht uns froh,
Denn ungefähr geht es zu Hause so.
Und was die Bühne heiter vorgestellt,
Erträgt man leichter in der Werkelwelt. —

Iffland ist der niederländische Maler des Drama's jener Zeit, und die hiesige Aufführung hatte Sorge dafür getragen, manche Scenen so einzurichten, daß sie auch für das Auge ächte niederländische Bilder gewährten. Man sah auch hier die Einwirkung des Mannes, dessen tief in das Innerste der Kunst eingeweihtem Blicke wir die Erklärung der Dresdner Gemäldegallerie in ihren bedeutungsvollsten Meisterwerken verdanken.

XXVI.

Babo's Otto von Wittelsbach.

(Aufgeführt den 14. November 1844.)

Dies Stück iſt von allen den unzähligen Ritterſtücken der Sturm- und Drangperiode, welche nach Goethe's Götz von Berlichingen wie Pilze aus der Erde wuchſen, faſt das einzige, welches ſich bis auf unſere Tage auf der Bühne erhalten hat, nicht bloß, weil es ſich, wie ein Kritiker bemerkt, von ſelbſt ſpielt und ohne Anſtrengung ſehen läßt, ſondern auch, weil es wirklich von allen jenen Nachahmungen die beſte und gelungenſte iſt. Für Babo iſt der Zug und Drang nach Darſtellung des Naturwahren das Charakteriſtiſche. Aller Sentimentalität ſpinnefeind, ſtets auf Nachahmung der Wirklichkeit und prägnanten Ausdruck des Alltäglichen, des Hausmannsköſtlichen in der Sprache gerichtet, wurde er in dieſem Stücke für das fauſtrechtliche Ritterthum ein Darſteller wie Iffland für das bürgerliche Kleinleben des achtzehnten Jahrhunderts. Die Sprache, in welcher er ſtatt des feinen Hauchs und Anflugs des Altväterlichen, wie er im Goethe ſo anheimelt, den ganzen Vorrath biderber

Ausdrücke uns „ohnvorhält," umgiebt seine Gestalten wie ein alter unausgeklopfter Flausrock vom gröbsten Fries, denn — je gröber je besser, d. h. je wärmer. Doch war der Griff des Stoffs ein glücklicher; die Behandlung der Figuren ließ wirklich einen Hauch jener alten Kraftzeit verspüren, sie war ferner durch den Gegensatz gegen die Unnatur des damaligen Lebens und seiner Zustände berechtigt, und was das Beste — das Stück besaß eine Tugend, die seltener war und ist, als man glaubt — es war aufführbar, bühnengerecht im höchsten Grade. Rechnet man dazu, daß damals sich dem Nationalen im Ritterdrama eine ungewöhnliche Theilnahme zuwandte, daß sich Kraft und Rechtssinn, diese edelsten Züge des deutschen Charakters in der Gestalt dieses edlen Berserkers wirklich vereint fanden, so begreift sich leicht, wie sich das Stück so dauernd in der Gunst des deutschen Publikums erhalten konnte. Zwar ward es in München (Babo war Professor der Aesthetik in München, ein baierisirter Rheinländer) nach zweimaliger Aufführung nebst allen vaterländischen Schauspielen verboten (1782). Aber schon im nächsten Jahre ward es auf allen bedeutenden deutschen Bühnen gegeben [1]). Besonders in Hamburg ward das Stück durch Fleck und dann durch Schröder Lieblingsschaustück. Später glänzte Eßlair in der Hauptrolle, und in unserer rosenfarbenen Secundanerzeit zu Anfange der zwanziger Jahre, begeisterte uns in derselben der so elend untergegangene treffliche Schauspieler von Massow (zeitweilig auch als Maßmann auf den norddeutschen Bühnen gekannt und

[1]) Siehe Zimmermann's Dramaturgie, herausgegeben von G. Lotz I. Seite 82.

gefeiert). In jener Zeit und noch etwas früher war „Otto von Wittelsbach“ ſo recht das Lieblingsſtück der Nation und ihrer Jugend. Die Zeit ſtand großen gewaltigen Thaten und Gewaltthaten noch nahe und war minder blutſcheu und nervenreizbar als die Gegenwart. Der genannte Hamburger Dramaturg ſprach damals ein Wort aus über dieſen Otto von Wittelsbach, das ich ihm um die Welt nicht rathen wollte, heute zu wiederholen, wenn er noch lebte: „Wer in ſolcher Kraft der Seele lebt, in ſo klarem feſten Bewußtſein eigener Rechtlichkeit und Ueberzeugungstreue, der darf auch — Kaiſermörder werden, wie Otto es ward, obſchon geächtet von Fürſten und Reich, doch geachtet und geehrt von der richtenden Nachwelt und — gerechtfertigt dort oben! Wir haben dies Stück nie anders als mit ernſten und frommen Gedanken anſehen können [1]).“ Das ſind mir ſchöne „fromme Gedanken,“ daß ein „rechtlicher“ Mann einem Kaiſer die Kehle abſchneiden „darf,“ wenn er ihm ſein Wort nicht hält!

Ich habe mich ſo lange bei dieſen Notizen über das Stück aufgehalten, um ſo ſpät als möglich an die Aufführung zu kommen. Denn ach! infandum regina —! Darum kurz. Ein Gaſt, Herr Kunſt, ſpielte die Titelrolle und machte ſeinem Namen wenigſtens Ehre, denn von Natur war in ſeinem Spiele und namentlich in ſeiner Sprache auch nicht die Spur. Alles, alles, die ſchönſten Mittel, ein herrliches Organ, untergegangen in der falſcheſten, unnatürlichſten, fettgeſalbten Declamationsmanier, zwiſchen deren unerträglichen, ſchwülſtigen Kanzeln nur hier und da (wie z. B. in dem „da war er

[1]) Am angef. Orte S. 63.

weg“) behufs einer Wirkung auf die Gallerie die Knalleffecte eines unter das Gewöhnliche herabsinkenden Sprachtons eingeschoben wurden. Ich habe das Stück nur bis zur Hälfte ausgehalten, gegen das Ende soll es noch schlimmer geworden sein. Aber Hr. Kunst ist gerufen worden. Ich kenne Oldenburgs Theaterpublikum nun bald zehn Jahre, aber gestern war mir's, als hätt' es sich über Nacht verändert.

XXVII.

Die beiden Kranken.

Luſtſpiel in vier Akten von Beiden.

(1844.)

Von Beiden? Wer iſt der Mann? Kennen Sie ihn? „Nein.“ Gewiß ein Pſeudonymus! „Wohl möglich.“ Kurz, noch ehe der Vorhang aufging, war ein Theil unſerer Theaterfreunde ſchon darüber einig, daß der Verfaſſer nicht nur ein Pſeudonymus, ſondern daß er ein Oldenburger ſei. Da iſt man denn im Voraus eingenommen, man überläßt ſich nicht rein dem Genuſſe, man wartet, paßt und lauert auf Schwächen und Mängel, und da hier das Suchen ſich immer belohnt, ſo geht dabei leicht das Stück zu Grunde. So war es auch geſtern der Fall. Das Luſtſpiel war freilich kein Meiſterſtück, aber wer die dramatiſche Literatur der Gegenwart nur einigermaßen kennt, wird mir einräumen, daß ſich unter funfzig und mehr Einſendungen von Luſtſpielen, wie ſie einer Bühne im Laufe eines Theaterjahrs gemacht werden mögen, ſicher keine vier gleich gute finden dürften. Die Intrigue der Doppelhandlung, die

Fabel selbst, ist nicht rund und straff genug zusammengearbeitet, hier und da ist zuviel vorausgesetzt, Mittelglieder sind ausgelassen; aber wer ein wenig von Metier ist, muß dem Stücke gar manches Gute nachrühmen. Schon die Doppelhandlung selbst ist ein Wagniß, das im Ganzen keineswegs mißlungen genannt werden darf. Daß der eingebildete Kranke durch Inoculirung eines psychischen Leidens der Liebe und Eifersucht kurirt wird, daß der Leichtsinnige durch den Leichtsinn selbst vom Scherz zum Ernst fortgeführt wird, daß bei aller Leichtfertigkeit der Behandlung nie der gute Ton, die feine Sitte verletzt ist, daß der Verfasser da, wo dies der Fall sein könnte, stets auf feine Weise einzulenken weiß, dies Alles, so wie eine Menge kleiner artiger Züge und Motive werden Jedem, der das Stück ohne vorgefaßte Meinung betrachtet, heitere Unterhaltung gewähren. Und wie brav wurde das Stückchen gespielt, wie sauber und sorgfältig war es einstudirt, wie anmuthig wußte namentlich das zweite der Liebespaare (Mad. Moltke: Fr. v. Lessen und Herr Bluhm: Dr. Klinger) den Ton des liebenswürdigsten Leichtsinns zu treffen. Wie artig war die Scene, wo der leichtfertige junge Doctor im Nebenzimmer sein Gedicht, das die Geliebte componirt hat, von ihr singen hört, und dadurch hingerissen völlig aus der Rolle fällt! Seien wir doch gerecht und spannen wir unsere Anforderungen nicht allzuhoch! Theaterfreunde, die an solchen Stücken und an solcher Vorstellung wie die gestrige auch **gar keinen** Genuß für sich zu finden vermögen, sind auf dem besten Wege, das Theater durch übertriebene Anforderungen zu ruiniren. — Die beiden zurückkehrenden Fremdenlegionairs (Hr. Jenke und Hr. König) waren ein Paar ganz ergötzliche Figuren und ohne den un-

ſeligen Hintergrund des blauen Engels, der wie ein Alp dämoniſch über dem Stücke laſtete, hätten ſie, ſo wie das ganze Luſtſpielchen, einen ungleich beſſern Erfolg gehabt. Zur Beruhigung diene indeſſen die Nachricht, daß das Stück nicht von dem Autor des blauen Engels, daß es überhaupt kein Oldenburgiſches Produkt, ſondern ein Wieneriſchys und bereits in Wien, Stuttgart und anderen großen Bühnen mit Beifall aufgeführt iſt.

Zum Schluſſe noch ein Wort. Der eine „Algierer“ (Hr. Jenke) rühmte die Haltbarkeit ſeines Rockes mit den Worten: „ich hatte nur einen einzigen Rock und der war in Trier gemacht, er hielt aber auch ungeheuer.“ Dieſe Extemporation war von außerordentlicher komiſcher Wirkung. Ich hörte von einem Freunde ein mißbilligendes Urtheil darüber. „Man ſolle doch den frommen Glauben ſchonen.“ — Mit Ihrer Erlaubniß,“ ſagte ein Anderer, „das meine ich auch. Aber alles mit Unterſchied. Wo eine Zeiterſcheinung ſo dem geſunden Menſchenverſtande, der Bildung, der Sittlichkeit Hohn ſpricht, wo pfäffiſch-ultramontane Betriebſamkeit die deutſche Nation zum Götzendienſte, zum Fetiſchglauben, zur craſſen Anbetung der Materie, des Geiſtesverlaſſenen zurückführen will und ſich aus dieſem Streben ein Verdienſt macht (leſen Sie nur den Brief der Breslauer Geiſtlichkeit an den Biſchof Arnoldi von Trier), wo, ohne Unterſchied der Confeſſion, jeder gebildete Menſch, jeder, der Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hat, erklären muß, daß eine ſolche Hiſtorie wie die Trierſche Anbetungsausſtellung des ungemähten Herrgottsrocks eine Schmach unſers Jahrhunderts, ein ſolcher Zuſtand unſerer Volksbildung ein Unglück iſt — da hat auch die

XXVIII.

Richelieu.

Schauspiel in fünf Akten von Bulwer.

(Aufgeführt den 29 November 1844.)

Bulwer hat in diesem fünfaktigen historischen Intriguendrama die berühmte Katastrophe des 10. November 1630 (der Journée des duper), an welchem Tage Richelieu alle Hoffnungen der Königin Mutter ihn zu stürzen vernichtete, mit der Verschwörung Bouillons und den Schicksalen der beiden Günstlinge Ludwigs XIII., Baradas und Cinq-Mars, von denen der eine in Armuth und Elend, der andere auf dem Schaffote endigte, in ein wohlgelungenes Bild zusammengedrängt, auf dessen buntem Grunde sich als Hauptfigur die gewaltige historische Gestalt Richelieu's in scharfer und bestimmter Zeichnung abhebt. Das Stück ist nicht nur unter den übrigen Bulwer'schen Dramen, sondern auch von der ganzen neuern Literatur des historischen Lustspiels in England, soweit ich sie kenne, das gelungenste. Schon der Stoff bekundet eine höchst glückliche Wahl, und eine richtige Einsicht in die Erfordernisse des historischen Intriguenlustspiels. Richelieu ist so recht geeignet dazu den

Kernpunkt und Träger für eine ganze Reihe Dramen dieſer Art abzugeben. Durch das Gewirr zahlloſer Intriguen windet ſich dieſer Schöpfer des altfranzöſiſchen Miniſterkönigthums von unbedeutenden Anfängen zum Beherrſcher Frankreichs und zum Lenker der Politik Europa's empor, immer die Sproſſen der Leiter hinter ſich abbrechend die er eben erſtiegen hat. Noch nicht vierzig Jahre alt, iſt er erſter Miniſter und Regent Frankreichs. Er vernichtet die Hugenotten, an die ſich alle Gegner des Princips der abſoluten Monarchie anlehnten: er bricht die Macht der hohen Kronvaſallen, deren höchſte Häupter auf dem Blutgerüſt fallen; er bändigt den wilden Adel Frankreichs, vernichtet Macht und Vorrechte des Parlaments und der Geiſtlichkeit, unterdrückt alle Aufſtände, vereitelt alle Verſchwörungen und ſchafft ſo das nie geſehene Gebäude einer abſoluten Monarchie, die zu gewinnen zu derſelben Zeit Karl I., Englands König, Thron und Leben einſetzte und — verlor. Frankreichs Herrſcherhaus zahlte erſt anderthalb Jahrhunderte ſpäter ſeine Schuld. Für's Erſte war es noch dem vierzehnten Ludwig aufbehalten, dem Werke Richelieu, dem: „l'état c'est moi!“ den Glanz der Krone aufzuſetzen.

Bulwer zeigt uns dieſen gewaltigſten aller Staatsmänner Frankreichs am Abende ſeines Lebens auf dem Gipfel ſeiner Macht, und was mehr iſt, er zeigt ihn uns in ſeiner Berechtigung allen ſeinen Gegnern, dem Adel, den Kronvaſallen, dem Könige ſelbſt gegenüber. Alle dieſe Neider und Feinde, dieſe aufſtrebenden Günſtlinge, dieſe unzufriedenen Prinzen, ſie ſind nur Diener ihrer kleinen Zwecke, ihrer egoiſtiſchen Gelüſte. Richelieu aber hat einen Talisman, der ihn unüberwindlich macht, er folgt einer Idee, und dieſe Idee iſt Frank-

reich. Das Allgemeine, noch in der Uebermacht der höchſten Intelligenz eines Individuums eingeſchloſſen, iſt ſiegreich gegen die ſubjective Willkür der Einzelnen, das iſt überhaupt der große Fortſchritt des Uebergangs von der Feudalherrſchaft zur abſoluten Monarchie. Die letztere aber trägt wiederum den Keim ihres Untergangs, und zwar in demſelben Prinzipe, durch das ſie ſelbſt geſchaffen wurde. Denn, indem ſie allen Unterthanen eine gleiche Stellung zu dem Allgemeinen, zum Staate gewährt, erzeugt und pflegt ſie unmerklich das Selbſtbewußtſein aller, und da ſie nur durch Intelligenz zu wirken vermag, ſo bildet ſie, ohne es zu wollen, die allgemeine Intelligenz bis zu dem Punkte hinauf, wo dieſe ſelbſt den befähigteſten Einzelnen überragt, und nun durch Naturnothwendigkeit gezwungen wird, die neue entſprechende Form für die höchſte Intelligenz zu ſuchen und in der conſtitutionellen Monarchie zu finden.

Doch zurück von dieſer philoſophiſchen Abſchweifung zu unſerm Intriguendrama. Graf Baradas, der Günſtling des ſchwachen Ludwig XIII., und des Königs Bruder, der Herzog Gaſton von Orleans, ſind die Leiter einer Verſchwörung gegen den Cardinal, die nichts Geringeres bezweckt, als dem Herzoge die Krone, dem Günſtlinge Richelieu's Stelle zu verſchaffen. Der ſchwache König ſelbſt, dem zeitweilig Richelieu's Vormundſchaft drückend wurde, iſt halb und halb im Intereſſe der Verſchworenen, deren gegen ihn ſelbſt gerichtete Pläne er jedoch nicht kennt. Richelieu ſteht allein mit ſeinem treuen Pater Joſeph. Zwar kennt er die Verſchwörer und ihre Pläne, aber ihm fehlen die vollgültigen Beweiſe, und bis er dieſe hat, läßt er ſie ruhig ſich entwickeln, wie die Tragikomödie, an der er zu gleicher Zeit dichtet. Alles ver-

eint ſich zu ſeinem Untergange. Selbſt der Ritter Mauprat, ein heldenmüthiger Jüngling, den er durch Begnadigung von der Strafe des Hochverraths und durch die Hand ſeiner Nichte Julie de Mortemar feſt an ſich gekettet glaubte, fällt durch eine tückiſche Intrigue der Feinde Richelieu's, die ihn glauben machen, daß Richelieu ihm die Hand Julien's nur geſchenkt, um als Deckmantel der Lüſte des Königs, der ſie liebt, zu dienen, in die Schlingen der Verſchwörung, und übernimmt, um ſeine Ehre an dem Cardinal zu rächen, deſſen Ermordung. Auch der Anführer der Leibwache Richelieu's iſt, freilich durch Schuld der Zweizüngigkeit ſeines Herrn gegen ihn, gewonnen. Alles ſcheint für Richelieu verloren. Mauprat überfällt den Verrathenen in ſeinem Schloſſe Ruelle. Aber die dazwiſchentretende Julie hemmt den Todesſtreich und Richelieu überzeugt den verirrten Jüngling, daß er nur das betrogene Werkzeug der finſtern Pläne des Baradas geweſen, der ſelbſt für Julie entbrannt iſt. Indeſſen dringen die Verſchworenen in das unbeſchützte Schloß. Da rettet Richelieu ſich durch Liſt. Mauprat zeigt den hereinſtürzenden — die Leiche des auf ſeinem Ruhebette erdroſſelten. So iſt er aus der nächſten und drohendſten Gefahr gerettet. Aber eine größere erwartet ihn. Es gilt, den von ſeinen Gegnern umſtrickten König und die eigene Macht wieder zu gewinnen, und zugleich Mauprat ſelbſt zu retten, deſſen Verderben von den Verſchworenen beſchloſſen iſt. Und hier wird ihm der Sieg erſt nach einem harten Kampfe zu Theil, indem er am Schluſſe des fünften Aktes, wo er ſcheinbar halb ſterbend ſein Staatsamt niederlegt, den König in einer theatraliſch ſehr wirkſamen Scene nicht nur zu der Einſicht bringt, daß kein Andrer Frankreichs Staatsſchiff zu ſteuern vermöge, ſon-

dern ihm auch durch die glücklich aufgefundenen schriftlichen Verhandlungen der Verschwornen mit den Feinden Frankreichs, den Beweis ihrer Plane gegen des Königs eigne Person liefert. Jetzt feiert er den Triumph: daß der König ihn beschwören muß, sein Amt „mit unumschränkter Machtvollkommenheit“ auf's Neue zu übernehmen. Wie Sixtus, als das Cardinal-Collegium ihn zum Papst gewählt hatte — so erhebt sich jetzt der lebensmüde Greis mit Jünglingskraft. Baradas Haupt fällt (Bulwer hätte ihn immer, wie es historisch ist, leben lassen mögen), der Herzog wird verbannt, Maupart und Julie sind glücklich, der König ist froh, daß die Last der Regierung, die er nur wenige Minuten fühlte, wieder auf den starken Schultern des Einzigen, der ihr gewachsen, ruht, und „Frankreich ist gerettet.“

Natürlich geben diese spärlichen Umrisse nur ein sehr ungefähres Bild der reichen, auf dem Grunde tüchtiger historischer Studien geschickt erbauten Composition. Vorzüglich gelungen ist die Figur Richelieu's, den sich auch Döring zu einer Lieblingsrolle geschaffen und deshalb die Darstellung des Stücks auf dem Berliner Hoftheater in dem verflossenen Sommer nicht ohne Mühe durchgesetzt hat, Bulwer hat es verstanden, diesen wunderbaren Charakter nach den verschiedensten Seiten in das gehörige Licht zu setzen. Dieser incarnirte Gedanke des französischen Ministerkönigthums „mit den klugen Jesuitenaugen,“ vor dem sich die Fürsten Europa's beugten und ihm gleich zu sein trachteten, wie scharf und bestimmt umrissen tritt er überall hervor! Der Ausdruck des stolzen, seiner Ueberlegenheit über die ganze Zeit gewissen Selbstgefühls, der Aufschwung zum Erhabenen, den ihm das Bewußtsein der Größe seines Zwecks gewährt, wechseln,

je nach den Umständen, mit den verschiedensten Tönen der Empfindung, deren ganze Stufenleiter er anzuschlagen weiß. Wie pünktlich liebevoll ist er gegen sein Pflegekind, die schöne Julie von Mortemart, und selbst die Reize Marion de Lormes weiß er zu würdigen (Herr Kaiser markirte diese Scene mit ausgezeichnet feinem Takte.) Er hat Gefühl für edlen Mannesstolz und jugendlich aufstrebenden Muth; er beweist es gegen Mauprat und Francois. Er ist eben so kalt und berechnend — als warmer Empfindung fähig, und die Strenge seines Ernstes wird gemildert durch eine Fülle von Zügen feiner Ironie und humoristischen Spottes, der aus seiner tiefen Menschenkenntniß fließt. Wo er schlechte Mittel zu seinen Zwecken braucht, verhehlt er sich doch nicht die schwache Seite derselben. Den Gegner, den er achtet, zu versöhnen, wendet er Alles an, gelingt's nicht, so zermalmt er ihn. Er haßt seine Feinde nicht, denn er verachtet sie, doch ohne daß ihn die Verachtung zur stolzen Sicherheit verleitete. Er erschien endlich am größten in den Augenblicken, wo er äußerlich am tiefsten steht, und seine List läßt nie über dem Fuchse den Löwen vergessen. Herr Kaiser hatte sich in diesen Charakter, der ihm, wenn uns nicht Alles trügt, unter den Charakterrollen höheren Stils, die wir von ihm sahen, am Besten gelungen ist, mit großem Fleiß hineinstudirt. Die Scene mit Mauprat im ersten und dritten Akte, mit Pater Joseph und Marion de Lormes, und am Schluß des fünften Aktes erscheint uns als die am meisten gelungene. Im vierten Akte vermißte man in dem unterliegenden Richelieu in etwas die Fassung und Würde, ohne die wir diesen überlegenen Geist in keiner Situation uns vorzustellen vermögen. Hier dürfte der Ton des Schmerzes etwas

zu mildern ſein. Richelieu darf ſich nie von ſeinem Gefühle überwältigen laſſen. Er iſt zu guter Schauſpieler und zu feiner Kenner ſeines Terrains, als daß er nicht wiſſen ſollte, daß er alles eher, als das Mitgefühl Ludwigs XIII. in Anſpruch nehmen darf. Hat der Verfaſſer hier einige zu ſtarke Striche gethan, ſo muß der Schauſpieler durch ſein Spiel mildern.

Das ganze Stück wurde brav gegeben. Neben Herrn Kaiſer (Richelieu) waren Baradas (Herr König), Mauprat (Herr Häſer), Julie (Madame Bluhm) gut vertreten. Aber alle hatten mit einem Uebelſtande zu kämpfen, welcher dringend Abhülfe erheiſcht. Dies iſt die erbärmliche Geſtalt, in welcher das Drama nach der über die Maaßen ſchlechten Bearbeitung von Bärmann hier wie überall gegeben wird. Nicht genug, daß in derſelben das Stück auf das ärgſte verſtümmelt und namentlich die von Bulwer vortrefflich gezeichnete Figur des Königs ganz unverantwortlich verkürzt worden iſt, auch die Sprache iſt in der Bärmannſchen Dolmetſchung zu einem ewigen Knüppeldamm geworden, auf dem die Gedanken alle Augenblicke den Hals zu brechen Gefahr laufen. Dazu hat der Bearbeiter, Gott weiß aus welcher Abſicht, überall Reimverſe unter die Jamben einzuſtreuen und dadurch Pointen hervorzuheben geſucht, die oft genug den Ernſt in das Lächerliche, das Effectvolle in das Alberne verkehren, wie das namentlich in dem Verspaare, mit dem im dritten Akt der Cardinal ſein Mündel Amina (ſo heißt bei Herrn Bärmann die Julie Bulwers) ruft, auf die Spitze getrieben erſcheint. Von dem ſprachlichen und Ueberſetzertalente dieſes Guten[1]) mag es als eine Probe

[1]) Es iſt dies derſelbe Herr Dr. Bärmann, welcher in ſeiner

gelten, daß er Montesquieu's Wort über Richelieu: „il avila le roi mais il illustra le règne“ überſetzt: er verſchmähte den König, aber er verherrlichte die Regierung!“ Proben ſeiner halsbrechenden Verdolmetſchung des Stücks ſelbſt enthalten wir uns zu geben, da jede Seite deren liefert. Möge dem Drama bald eine würdigere Bearbeitung zu Theil werden, die es in jeder Hinſicht verdient.

Ueberſetzung von Bulwer's »England und die Engländer« das dem Werke vorgeſetzte Motto aus Virgil:

— ordine gentis
Mores et studia et populos et prodia dicam.

alſo überſetzt: »Von den Ständen des Volks beſchreibe ich Bräuch' und Sitten und Neigungen, Wiſſenſchaften und Strebkraft.

Kleine Schriften

zur

Kritik der Literatur und Kunſt

von

Adolf Stahr.

Zweiter Theil.

Dramaturgiſches.

Oldenburg, 1845.

Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung.

(G. Stalling.)

Oldenburgiſche

Theaterſchau

von

Adolf Stahr.

Bevorwortet von Julius Moſen.

Zweiter Theil.

Oldenburg, 1845.

Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung.

(M. Bärel.)

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Die Bühne und ihre Bedeutung		3
1.	König und Bauer. Nach dem Spaniſchen von Friedrich Halm	16
2.	a. Die Fräulein von St. Cyr. Aus dem Franzöſiſchen von Börnſtein. b. Der Sohn der Wildniß. Von Halm. c. Mutterſegen oder die neue Zauberin. Nach dem Franzöſiſchen von W. Friedrich	25
3.	Das Liebesprotocoll. Von Bauernfeld	29
4.	Ein Geheimniß. Von Kettel	35
5.	Zelva oder die Stumme. Nach dem Franzöſiſchen von Hell	39
6.	Steffen Langer aus Glogau	41
7.	Goethe's Clavigo	49
8.	Michel Perrin oder der Spion wider Willen. Nach dem Franzöſiſchen von Hell	61
9.	Der alte Feldherr. Von Holtei	65
10.	Schiller's Tell	68
11.	Drei Gaſtſpiele des Herrn Kaiſer (Nacht und Morgen. Von Birch-Pfeiffer. Schiller's Don Carlos. Scribe's Glas Waſſer.)	81
12.	Julius Mosen's Herzog Bernhard der Große	94
13.	Pantoffel und Degen. Von Holbein	125

14. Der Steckbrief. Von Benedix 132
15. Die Royalisten. Von Raupach 139
16. Hahn und Hektor. Von Raupach 145
17. Goethe's Götz von Berlichingen 151
18. Die Advocaten von Iffland 161
19. Moritz von Sachsen. Von Prutz 169
20. Moritz von Sachsen. Von Prutz 193
21. Nathan der Weise. Von Lessing 200
22. Das Urbild des Tartuffe 214
23. Die neue Welt oder die beiden Auswanderer. Von Gutzkow 241
24. Er muß auf's Land. Nach dem Franz. von Friedrich 256
25. Die Dramaturgie und die Gegenwart 265
26. Den Johann von Oestreich. Von Julius Mosen. 293

Oldenburgiſche

Theaterſchau

von

Adolf Stahr.

(Ein Hauptlied wird nachfolgen.)

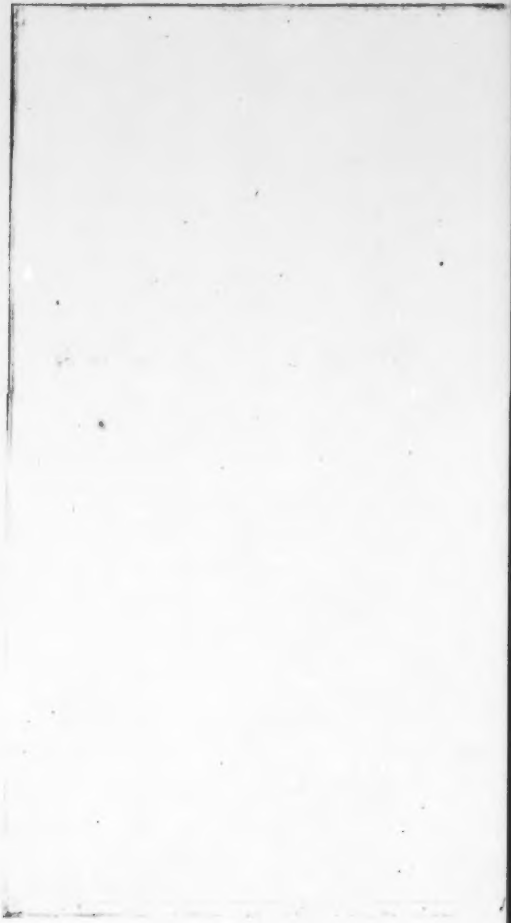

Die Bühne und ihre Bedeutung.

Das Theater iſt eine öffentliche Anſtalt, die es unternimmt, die Gebildeten wie die Menge zu einer geiſtreichen Erheiterung oder zum Kunſtgenuß zu verſammeln, die jetzt von den Städten und Fürſten ſo auffallend beſchützt wird, für welche große Summen ausgegeben und prächtige Tempel errichtet werden, von der man in allen Geſellſchaften ſpricht, und die man, wie es ſcheinen möchte, in dieſen Tagen des Friedens faſt zur wichtigſten Nationalangelegenheit erhoben hat; — eine ſolche Anſtalt verdient ohne Zweifel beachtet, und nicht als etwas ganz Unwürdiges vom Freunde der Kunſt bei Seite geſchoben zu werden."

So ungefähr bevorwortete vor etwa ſechzehn Jahren Ludwig Tieck ſeine Theilnahme am deutſchen Theater, als deren Früchte ſeine zwei Bändchen dramaturgiſcher Blätter anzuſehen ſind; und dieſe Motive gelten noch heute, wenn gleich die Zeit vorüber iſt, in welcher, wie der ironiſche alte Herr ſich ausdrückt, „das Theater faſt als die wichtigſte Nationalangelegenheit" behandelt wurde. Sie gelten noch, wenn ſie auch keineswegs die Sache erſchöpfen.

Unsere größten Geister haben groß von der Bedeutung und Wichtigkeit des Theaters, als öffentlicher, als Staatsanstalt, gedacht. An die Emancipation des deutschen Theaters von der Tyrannei des französischen Geschmacks durch Lessing knüpft sich eine neue Kulturepoche des deutschen Geistes. Sinn und Streben nach Nationalität begegnen sich mit dem Gedanken an eine deutsche Nationalbühne, und Minna von Barnhelm, Götz von Berlichingen und Schiller's Räuber sind Glieder einer Kette, welche dem elektrischen Fluidum jenes Strebens und dieses Gedankens als Leiter diente. Lessing's Dramaturgie ward die Urheberin aller ächten Aesthetik in Deutschland, und doch währte seine dramaturgische Thätigkeit nur ein Jahr. Für den nächsten Zweck, für den Augenblick ward damals freilich durch die Dramaturgie wenig gewirkt. Das Publikum ließ das Unternehmen, Deutschland in Hamburg eine Nationalbühne zu schaffen, im Stiche; und Lessing mochte seine Dramaturgie mit dem bittern Ausrufe der Selbstverspottung schließen: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!“ Dennoch war die weitere Wirkung für Bühne und Schauspielkunst, für die Nationalliteratur und das Nationalbewußtsein unserer Nation ungeheuer. Die Leistungen Goethe's und Schiller's wie der Romantiker wurzeln in diesem, von Lessing bereiteten Boden, und nicht mit Unrecht hat Gervinus gesagt, daß die Hamburgische Dramaturgie den alten Perruquenstil selbst in Frankreich unterminirt habe.

Goethe hat sich einem großen Theil seines langen Lebens hindurch in aller Weise, als Dichter und Dramaturg, Intendant und Regisseur mit der deutschen Bühne

beſchäftigt, mit welchem Erfolge liegt vor Aller Augen. Jeder von uns Allen verdankt dieſen Beſtrebungen einen Theil ſeiner Bildung, vielleicht ohne daß er es weiß. Denn welcher gebildete Deutſche hätte nicht — um nur eins zu nennen, — dem Wilhelm Meiſter etwas zu verdanken! Wenn Goethe aber auf die rein äſthetiſche Seite den Nachdruck legte, und von der Bühne ausſchließlich nur eine äſthetiſche Wirkung zu verlangen geſtattete, ſo war er doch weit entfernt, mit dieſer Anſicht dem Theater die mittelbare Einwirkung auf die Sittlichkeit, auf Geſinnung und Moralität der Nation abzuſprechen. Und wie wäre das auch dem möglich geweſen, der wenn irgend einer wußte und in Dichtung und Leben bethätigte: daß alle Kunſt und Wiſſenſchaft in dem Reſultate der Veredlung des ganzen Menſchen zuſammentreffen müſſe, und daß die Vorſtellung von einer iſolirten Einwirkung auf den Geiſt ein Unding ſei.

Schiller aber ging in ſeinem hohen ſittlichen Idealismus noch einen Schritt weiter. Er beanſpruchte geradezu den Rang der Schaubühne als einer „moraliſchen Anſtalt.“ Er verhehlte ſich freilich den Zuſtand der damaligen Bühne nicht. Er ſah recht gut, wie weit die Wirklichkeit der Gegenwart noch von dem geforderten Ideal entfernt ſei, und er theilte die Schuld unpartheilich zwiſchen den beiden Faktoren der Bühne, den Dichtern und der Nation. So lange das Schauſpielhaus weniger Schule als Zeitvertreib ſei, mehr dazu gebraucht werde, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen, und das große Heer unſerer ſüßen Müſſiggänger mit dem Schauer der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, ſo lange es mehr für die Toilette und für die Schenke,

arbeite: so lange dürften immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu sein. Bevor das Publikum für die Bühne gebildet sei, dürfe wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden. Wie gesagt, Schiller verhehlte sich den Zustand der Bühne seiner Zeit keineswegs. Er machte sich über die ihn umgebende Wirklichkeit keine Illusionen. Aber er verzweifelte darum nicht, wie Tieck an der Sache selbst. Er that, was dieser aus Mißmuth oder aus Unvermögen unterließ: er kam dem deutschen Theater mit einer Reihe dramatischer Schöpfungen zu Hülfe, die alle ohne Ausnahme seinen theoretischen Anforderungen an die Bühne als moralische Anstalt, als Mittel der sittlichen Veredlung des Volks, entsprachen, und deren Wirkungen auch nach dieser Seite hin, unberechenbar gewesen sind. Schiller knüpfte den »sittlichen Einfluß der Bühne« an die Unzulänglichkeit der politischen Gesetze, und wagte es, ihn mit der Wirksamkeit der Religion zu vergleichen. Er forderte einen Bund aller drei zu demselben Ziele, und ließ die Gerichtsbarkeit der Bühne da beginnen, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endige. Ja, wo Gesetze und Religion es unter ihrer Würde achten Menschenempfindungen zu begleiten, da sei sie für unsere Bildung noch thätig. Sie unterstütze, sie ergänze nicht nur die Gerechtigkeit, sie beschäme auch die tausendfachen Formen der Thorheit — durch die eben so sehr, als durch Verbrechen, das Glück der Gesellschaft gestört werde, und leiste hier durch Scherz und Satire, Spott und Ironie vielleicht noch in höherm Maaße, was sie dort durch Rührung und Schrecken wirke. Ja ihm ist die Schaubühne »mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats« eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch

das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Menschlichkeit und Duldung, ruft er aus, fangen an, der herrschende Geist unserer Zeit zu werden! Ihre Strahlen sind bis in die Gerichtssäle und noch weiter, — in das Herz unserer Fürsten gedrungen. Wie viel Antheil an diesem göttlichen Werke gebührt unsren Bühnen!« »Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier, — den Menschen.« Sollte man nicht glauben, die Theilnahme, welche die Fürsten dem Theater zuwenden, rühre von diesem Bedürfnisse her, und die Bühne ersetze in diesem Bezuge die Hofnarren der Vergangenheit?

Die Kunst ist um ihrer selbst willen da! das ist ästhetisch-vornehm und leicht gesagt, und seine relative Wahrheit soll diesem Satze nicht bestritten werden. Aber schwieriger und würdiger bleibt es, zu thun was Schiller gethan, und den Zusammenhang der Kunst mit dem gesammten Leben, mit der Erziehung und Bildung des Menschen zum Menschen und Bürger aufzusuchen, und auch von hieraus den Maaßstab an die Leistungen derselben anzulegen. Daß die Bühne schädlich wirken kann, haben Tausende gepredigt, und daß sie es wirklich gethan hat, lehret ein Blick in die Kulturgeschichte der Völker. Aber gerade weil sie schaden kann, kann sie auch nützen, wie jede Kraft eine doppelte Anwendung zuläßt. Und von diesem Gesichtspunkte aus ist es die Pflicht, sowohl des Staats als der Kritik, die Bühne zu überwachen. Daß das Frivole, das absolut Unsittliche nicht gefeiert, nicht mit gleißendem Scheine umkleidet dem Volke für

sein Gegentheil geboten werden dürfe, darüber ist wohl kein Zweifel. Aber die schädliche Einwirkung beschränkt sich nicht bloß auf das Gebiet des Moralischen und Unmoralischen, des Sittlichen und Unsittlichen. Das ästhetisch Werthlose, das künstlerisch Schlechte, das Albere und Abgeschmackte, wo es sich an die Stelle ächter Schönheit und wahrer Kunst zu setzen Miene macht, ist eben so unerbittlich zurückzuweisen. Denn auch die Verirrung des Kunstgeschmacks steht nach Ursach und Folgen in engerem Zusammenhange mit der Sittlichkeit, als man oft zu glauben scheint. Darum war Schiller ein so unerbittlicher Feind des Schlechten und Gemeinen, ja selbst des Mittelmäßigen und Trivialen in der Kunst. Denn ihm war die Schaubühne zugleich eine Erziehungsanstalt des Verstandes; und in der Ausführung dieses Gedankens wird er wahrhaft erhaben.

Die Schaubühne, sagt er, ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, bessern Theile des Volks das Licht der Wahrheit herunterströmt, und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläutertere Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks. Er hebt dann vorzüglich zwei Früchte der besseren Bühne hervor: „religiöse Duldung," wofür er den Nathan anführt, und Bekämpfung der „Irrthümer in der Erziehung," wofür indeß das Stück noch zu hoffen sei, das diese merkwürdige Aufgabe sich stelle. Er dachte dabei an das Unwesen der Philanthropine und Erziehungsgewächshäuser jener Zeit, die jetzt andern Platz gemacht haben. Aber er geht noch weiter. Die Politik, den gesammten Staat zieht er in den Kreis dieser Wirksamkeit der Schaubühne. Von ihr aus ließen

ſich — verſtünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats, die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtzuweiſen. Es käme nur darauf an: daß die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu ſein, und der Staat ſich herabließe, ſie zu hören! — Nationalgeiſt, das heißt „Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung in Meinungen und Neigungen, bei denen eine andere Nation anders meint und empfindet, ſei nur die Schaubühne fähig in hohem Grade zu bewirken, weil ſie das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens durchwandere, alle Situationen des Lebens erſchöpfe, und in alle Winkel des Herzens hinunterleuchte; weil ſie alle Stände und Klaſſen in ſich vereinige, und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und Herzen habe. „Wenn in allen unſern Stücken ein Hauptzug herrſchte, wenn unſere Dichter unter ſich einig werden und einen feſten Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten, — wenn ſtrenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinſel nur Volksgegenſtänden ſich weihte, mit einem Wort: wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch eine Nation.“ Schiller zieht eine Parallele mit Griechenland. „Was zog dort das Volk ſo unwiderſtehlich nach ſeiner Bühne? Nichts anderes als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das große überwältigende Intereſſe des Staats, der beſſern Menſchheit, das in denſelbigen athmete.“

Ich wende mich zu dem Schluſſe dieſer unübertrefflichen Abhandlung, mit welcher Schiller kurz vor ſeinem Don Karlos gleichſam das Manifeſt zu ſeiner ganzen künftigen Thätigkeit als dramatiſcher Dichter Deutſchlands erließ, zu dieſem Schluſſe, in welchem er den Vorzug der Bühne

hervorhebt, daß sie, selbst nach dem Geständniß ihrer Feinde, unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, und daß sie auch, nach dieser Seite betrachtet, das weltliche Gotteshaus zu sein bestimmt sei, in welchem „jeder Einzelne die Entzückungen Aller genießt, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust nur der einen Empfindung Raum giebt — ein Mensch zu sein."

Es ist neuerdings, und namentlich von Gutzkow hervorgehoben worden, wie wichtig die Bühne für die Entrohung der untern Klassen der Gesellschaft, besonders in großen Städten, werden könne. Auch auf diesen Punkt hat schon Schiller hingewiesen. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Raserein, die der Müssiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang nicht zu lenken weiß. Um den „Pöbel" von der Verthierung abzuhalten, seinen Hang zu roher Lust zu entwildern, zu einer Lust, der er sich nur überläßt, weil ihm der Staat nichts bietet, der denen die da haben, Alles vorbehält, empfiehlt schon Er die Benutzung der Bühne als Staatsanstalt. Kurz es giebt keine Saite in dieser Beziehung, welche Schiller nicht schon angeschlagen hätte.

Die Art und Weise, wie hier die Kunst in den Dienst der Moral gestellt wird, ist einseitig. Wer wüßte das nicht! Schiller selbst ward im Laufe seiner Entwickelung wenigstens theoretisch einer ganz andern Ansicht zugewendet. Er erkannte später die Selbstständigkeit der Kunst als organisches Geisteserzeugniß; ja, die Schwäche der Zeit, einer großen Entwickelungskatastrophe gegenüber, und die Einwirkung Goethe's ließen ihn weiterhin alle

politiſchen und nationalen Tendenzen (die direkten, verſteht ſich) in dem Grade von der Kunſt entfernt achten, daß er den Geſichtspunkt aufſtellte: der Dichter müſſe nicht auf den Staatsbürger in dem Menſchen, ſondern auf den Menſchen im Staatsbürger zielen. Aber dennoch hat er nie jene erhabene Anſicht von der Kunſt verleugnet, nur daß ſich ihm, der direkte Weg zum indirekten, die bewußte Tendenz zur nothwendigen, wenn auch unbeabſichtigten Wirkung geſtaltete. In jenem Aufſatze drängte es ihn aber, wie er es ſelbſt in der ſpäter unterdrückten Vorrede bekannte, ſich Rechenſchaft davon zu geben: ob das Geſchäft, dem er ſeine Kraft hingeben wollte, mit der Würde ſeines Geiſtes ſich vertrage. Denn nicht immer bloß die höchſte Spannung der Kräfte, — nur ihre edelſte Anwendung könne Größe gewähren.

Schwerlich wird ſich Jemand, der in unſern Tagen der Bühne als berathender Kunſtfreund ſeine Theilnahme zuzuwenden wagt, dieſen Betrachtungen entziehen können. Die dramaturgiſchen Bemühungen unſerer Heroen, Leſſing, Goethe, Schiller, liegen in einſamer Ferne hinter uns. In neuerer Zeit iſt, wenn wir von Tiecks und Börne's dramaturgiſchen Blättern abſehen, und im Vorübergehen der Beiträge des Hamburgers Zimmermann und des Wieners Weſt (Schreivogel) gedenken, das Verhältniß der Kritik zur Bühne faſt durchgehend ein ſolches geworden, daß eine nicht geringe Energie dazu gehört, der Verachtung, welche wohlverdient auf dem Betriebe unſerer gewöhnlichen Theaterkritik laſtet, zu trotzen, und Zeit, Talent und Studium einer Thätigkeit zuzuwenden, welche durch die Mehrzahl ihrer Handhaber zur tiefſten Armſeligkeit herabgezogen worden iſt. Und doch iſt ohne die Regeneration der Kritik in dem Sinne, wie

sie unsere besten Geister verstanden und übten, auch die Erhebung unserer deutschen Bühne aus ihrer allgemein zugestandenen Versunkenheit nicht möglich. Wer aber hiezu einen, wenn auch noch so geringen Beitrag zu liefern unternimmt, der thut wohl, sich die Seele durch den Hinblick auf das zu stärken, was ein Geist wie Schiller als die Aufgabe der Bühne, als öffentliche Anstalt betrachtet, hingestellt hat. Denn freilich: auch die Bühne, wie sie heutzutage ist, kann ihm wenig Ermuthigendes bieten. Sie ist so völlig hinter der geistigen Bildung der Nation zurückgeblieben, daß der bessere Theil derselben sie fast durchaus ignorirt. In der That, was soll ein gebildeter Mensch mit einem Lustspiel anfangen, welches ihm neben der niedrigsten Posse — und selbst diese ist doch oft noch komisch wirksamer als die Mehrzahl der sogenannten Conversationsstücke — eine Auffassung und Abspiegelung des Lebens bietet, über die man sich, wenn sie die Wahrheit wiedergäbe, geradezu erhängen müßte? Was soll er anfangen mit der tödtlichen Trivialität dieser ewig wiederkehrenden, erbärmlichen Liebschaftsintriguen, deren absolute Langweiligkeit in neun und neunzig unter hundert Lustspielen so gewiß für uns ist, als der Tod? mit dieser Rohheit der Composition, der Motivirung, der Gedanken, der Sprache, die für einen gebildeten Zuschauer oft buchstäblich zu wahren Marterwerkzeugen werden. Da ist kein Inhalt, der ihn interessiren, keine Form, die ihn für den fehlenden Inhalt entschädigen könnte. Und will man sich an den besseren Produktionen einzelner unter den Neuern, oder an den klassischen Werken Schiller's und Goethe's, an Shakespeare erholen — und wie selten bietet sich dazu die Gelegenheit! — so stellt sich dem die tiefgesunkene und durch die überflutende Alltagsmisère fast

vernichtete Schauspielerkunst in den Weg, die eine würdige Darstellung eines gediegenen Werks, eines Ganzen, das viele Künstler oder jedenfalls doch kunstgebildete Darsteller verlangt, fast geradezu unmöglich macht.

Die erste Bedingung zur Heilung eines Uebels ist, daß man es kenne. Eine Kritik, die es sich zur Aufgabe stellte, selbst nur in diesem Sinne unserer Bühne zu folgen, wäre schon dankenswerth. Unsere Verstandesbildung ist nun aber unserer Geschmacksbildung — ich rede von der Masse des Publikums, des Volks, — weit über den Kopf gewachsen. Unsere Eitelkeit mag dies bestreiten, aber es ist und bleibt darum nicht weniger wahr. Alle unsere Künste, unsere Lebensformen, unsere Roccocoliebhabereien und chinesischen Launen in Bedürfniß- und Luxusgeräth des täglichen Lebens, ja selbst unsere Moden und Trachten, deren höchstes Ideal die absolute Häßlichkeit und Unform ist, beweisen nicht minder als unser in allen Zeiten umhertaumelnder Baustil, der die Säulenschönheit griechischer Göttertempel an die Kastenform moderner Kasernen leimt, daß unsere ästhetische Kultur noch tief im Argen liegt, und daß das theoretische Erkennen und Wissen unsere Praxis und unser Empfinden auch hier, wie auf andern Gebieten, weit überflügelt hat. Soll ich dazu noch die Bühne anführen, auf der die Nestroy'schen und Birchpfeifer'schen Platitüden neben dem Abhub der französischen Tafel die Hauptrolle spielen? Also noch einmal, die Kritik, wenn sie hier auch nur aufräumen hilft, ist nicht unverdienstlich. Was Lessing einst sagte, als er seine Dramaturgie ankündigte, das gilt auch heute noch: „Es können nicht immer Meisterstücke aufgeführt werden — denn Wahl setzt Menge voraus —, aber es ist gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als

es ist, und der unbefriedigte Zuschauer wenigstens daran urtheilen lernt. „Einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man ihm Geschmack beibringen will, braucht man es nur auseinanderzusetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat.“ Diesem negativen Verfahren stellt sich von selbst das positive zur Seite. Wer mich einsehen läßt, warum mir etwas gefallen, fördert nicht minder meine ästhetische Bildung, als der Kritiker, welcher mir die Ursache meines Mißfallens aufdeckt.

Den Versuch, beides zu leisten, wollen die folgenden Blätter wagen, soweit ihnen die hiesige Bühne dazu Gelegenheit bietet. Diese Anstalt ist im Ganzen genommen weder besser als die deutsche Bühne im Allgemeinen, noch schlechter als die besten einzelnen. Das erstere ist nicht ihre Schuld, aber das zweite ist ihr Verdienst, und das Verdienst der Umstände, welche ihr die Schlingpflanze der Oper bisher fern hielten, und sie nöthigten, sich auf das wahre Schauspiel zu beschränken. Ich werde mich hüten, ein Versprechen zu leisten, dessen Erfüllung selbst ein Lessing aufgeben mußte: nämlich das: auch „die Kunst des Schauspielers gleich der des Dichters zu begleiten.“ Einzelne Winke und Andeutungen mögen immerhin erlaubt sein. Ein genaueres Eingehn, ein schärferes Zergliedern ist ebenso unmöglich als nutzlos. Unmöglich, weil dabei auf gewisse Voraussetzungen gefußt werden müßte, die zur Zeit noch nicht existiren, nutzlos aus demselben Grunde, aus welchem Lessing es aufgab. Der einzige mögliche Weg unter den gegenwärtigen Verhältnissen, bei der Planlosigkeit und Zufälligkeit, welcher die Vorbereitung des Schauspielers für die Bühne, die doch eine Staatsanstalt ist, überlassen wird, das einzige Mittel dem Schauspieler förderlich zu werden, ist,

daß ihm durch die Kritik die Einsicht in das Ganze erleichtert wird, zu dessen Verlebendigung er als Theil mitwirken soll. Doch hierüber ausführlicher zu reden, bietet sich wohl ein andermal Gelegenheit.

Hier nur noch ein Wort zum Schlusse. Unsere (deutsche) Bühne ist im Zustande des Verfalls; sie steht ferner ab als jemals von dem Ideal, welches Schiller der Bühne als Ziel stellte; ihr Herumborgen und Uebersetzungsbetteln bei allen Nationen und Literaturen, todten und lebendigen, ist eine Thatsache so gut wie unsere bisherige politische Abhängigkeit und Unselbstständigkeit; die Kunst unserer Schauspieler ohne Anhalt und einigende Disciplin einer Schule ruht zersplittert auf wenigen einzelnen Individuen; — das Theater ist endlich zum müssigen Zeitvertreib der sogenannten »Gebildeten« (nicht des Volks), zum Unterhaltungsmittel so ziemlich durchgehends herabgesunken; — man kann dieß Alles und noch vieles andere, was zum Unglimpf der armen deutschen Bühne gesagt worden ist, zugeben. Aber ist dies ein Grund sie aufzugeben und ihrem Schicksale zu überlassen? Hüten wir uns doch die Unsitte des Deutschen, nach welcher er sich auf andern Gebieten begnügt, sich mit seiner Einsicht in das Schlechte und Verderbte vornehm von dem praktischen Verhalten abzuwenden, auch auf ein Institut anzuwenden, das dem modernen Leben eben so unentbehrlich, als für die Gestaltung desselben von unberechenbarer Wichtigkeit ist. Was die Bühne nicht ist, kann sie werden, was sie werden kann, dazu ihr zu verhelfen, ist keine verächtliche Aufgabe, zu der jedes, auch das kleinste Schärflein willkommen sein muß. Und in diesem Sinne möchte ich die folgenden Blätter betrachtet und beurtheilt sehen.

I.

König und Bauer.

Luſtſpiel in drei Aufzügen nach dem Spaniſchen des Lope de Vega Carpio, frei bearbeitet von Friedrich Halm.

(d. 15. October 1840.)

Unter den zweitauſend und ſo und ſoviel neuen Schauſpielen, welche Lope Felix de Vega Carpio geſchrieben haben ſoll, und von denen etwa ein Siebentel durch den Druck aufbewahrt iſt, wird ſich ohne Zweifel auch eine Menge werthloſer, nur für den Augenblick berechneter Productionen befinden. Denn dieſer »ſpaniſche Phönix,« »das Wunder der Natur,« wie ihn ſein Zeitgenoſſe Cervantes nennt, ſchrieb oft ein vollſtändiges, dreiactiges, verſifizirtes Schauſpiel, durchwebt von Sonetten, Terzinen und Octaven, voll Intriguen, intereſſanten Situationen und Wundergeſchichten in nicht mehr als vier und zwanzig Stunden, ja zuweilen koſtete ihm ein neues Stück nur einen Vormittag. Mögen nun auch unter den ein und zwanzig Millionen dreimalhunderttauſend Verſen, die man ihm nachrechnet, eine gute Anzahl mittelmäßiger, und unter den Stücken ſelbſt

viel ſchlechte, rohe, geſchwätzige, mit untergelaufen, ſo fanden wir doch in Allem, was uns bisher in Deutſchland von des Dichters Dramen bekannt geworden iſt, den unverkennbaren Hauch des poetiſchen Geiſtes, der ihn zum Lieblinge ſeiner Nation machte.

Hr. von Münch-Bellinghauſen nennt ſein Stück „frei bearbeitet“ nach dem Spaniſchen des Lope de Vega. Daß dieſe ſpaniſchen Dramen für unſere Bühne einer eigenen Zurichtung bedürfen, iſt gewiß. Was aber ſolche „freie Bearbeitung“ zuweilen ſelbſt aus dem größten Dichter machen kann, iſt nicht minder bekannt. Da ich das Original nicht mit dieſer freien Bearbeitung vergleichen kann, ſo wird es mir der Bearbeiter nicht verübeln, wenn ich einſtweilen alle Langweiligkeiten und Trivialitäten, die ſich im Ganzen und Einzelnen finden, ihm auf die Rechnung ſetze. Denn entweder ſind ſie wirklich ſeine Zuthat, und dann deſto ſchlimmer für ihn, oder er fand ſie vor, dann mußte er ſie als freier Bearbeiter verbeſſern; oder endlich dies war nicht möglich, dann hätte er das ganze Stück unbearbeitet laſſen und ein beſſeres wählen ſollen. Der Leſer urtheile ſelbſt.

Der Ort iſt Frankreich, die Zeit unbeſtimmtes Mittelalter. Ein reicher Bauer Jean Gomard zu Belleſleur „im Gebirge,“ zwei Stunden von Paris, wo wir nicht iſt, lebt als König auf ſeinen Hufen, verehrt von ſeinen Untergebenen, im Beſitz zweier wackrer Kinder, Clemmt und Roſanne. Beider Sinn ſteht nach Paris, nach dem Hofe und deſſen Herrlichkeiten, die ſie bei einem Beſuch in der Stadt geſehn. Der Burſch möchte ein Ritter ſein, das Mädel ein Edelfräulein, oder gar eine Hofdame, zumal da ſich des Königs Marſchall, Graf Armand, der ſie bei ihrem Beſuche in Paris vornehmer Tracht geſehen,

sterblich in sie verliebt hat. Von diesen Dingen darf aber der Vater nichts merken, der getreu dem Spruche:

Nah bei Hofe, nah bei der Höll!

und, uneingedenk des Goethe'schen Zusatzes:

Doch wärmt sich da manch' guter Gesell!

es stets vermieden hat, Hof und König „zu sehn.“ Ja selbst als der König in der Nähe seines Dorfes jagt, verschließt er sich in sein Haus, um nur nicht den König zu „sehn.“ Man denke aber nicht, daß ihm dieser König je etwas zu Leide gethan, oder daß Jean Gomard sonst etwa republikanisch-demagogische Gesinnungen hätte. O nein! seine Grundsätze sind von Herrn von Münch-Bellinghausen streng bundestäglich loyal, und ganz gut österreichisch gehalten. Er liebt und verehrt seinen König, er ist bereit, Alles für ihn mit Freuden hinzugeben, aber ihn sehen? nein. Hat er doch sogar auf seinen Grabstein, den er sich bei Lebzeiten hat anfertigen lassen, die Worte gesetzt:

„Hier ruht in Frieden Jean Gomard,
Der niemals Herrendiener war,
Der, seines Königs Hof so nah,
Doch nie des Königs Antlitz sah.“

Der König, der von diesem seltsamen Manne hört, wird neugierig, und beschließt, sich selbst zu überzeugen. Er entläßt sein Gefolge, und klopft spät Abends als Reisender, der sich verirrt, und sein Pferd „an einen Baum gebunden, im Walde zurückgelassen,“ an Jean Gomards Thür. Er zieht sich für den Schultheiß von Paris aus und wird gastlich aufgenommen; der alte Wirth entwickelt beim Nachtimbiß aufs Neue die obigen anti-royalistischen, doch sehr loyalen Grundsätze, und der König beschließt ihn auf die Probe zu stellen. Folgt eine komisch

ſein ſollende Scene. Der König will ſchlafen gehen, hat aber, wie er jetzt entdeckt, keinen Kämmerling zum Entkleiden! Da er mit dieſem ungewohnten Geſchäfte nach einigen Verſuchen nicht „zu Rande“ kommen kann, ſo ruft er um Hülfe, und fordert Marien, die eintretende Pflegetochter Jean Gomards auf, ihn „in allen Ehren zu entkleiden,“ was ſie denn wie billig verſagt, und ihn über ſolch' ein Verlangen derb abkapitelt. So muß ſich denn der König wohl oder übel entſchließen: „in ſeinen Kleidern zu ſchlafen.“ Er thut's, aber er ſetzt gewichtig hinzu:

Nun wohlan!
Auch in den Kleidern ſchläft ein milder Mann.
Und wär's ein König. Eins nur iſt gewiß:
Heut und nie wieder Schultheiß von Paris.

Aber ſo gut ſoll's ihm mit dem Schlafen nicht werden. Kaum iſt er abgegangen, ſo ſteigt ſein „Marſchall,“ von Eiferſucht gepeinigt, und bei des Königs Beſuch ein Liebesabenteuer vermuthend, durch's Fenſter. Dabei wirft er einen Stuhl oder dergleichen um, der König erſcheint, ruft: Wer da? und zieht den Degen. Endlich klärt ſich die Sache auf. Jetzt folgt die Prüfung im nächſten Acte. Jean Gomard hat ſich vermeſſen, dem König, wenn er's fordert, 100,000 Livres nicht zu leihen, ſondern zu ſchenken. Der König fordert ſie durch einen Sendboten. Jean Gomard zahlt ſie ohne Widerrede in baaren Centumlen. Zweite Botſchaft. Der König verlangt auch ſeine Kinder an den Hof. Jean Gomard grämt ſich, aber ergiebt ſie hin. Da fordert der König auch ihn an den Hof, und hält ihm, als er ſich ſtellt, eine Strafpredigt, daß er ſich vom Angeſicht der Majeſtät ſo lange fern gehalten. Jean Gomard entwickelt zum dritten Male ſeine Grundſätze, und bittet

endlich überwunden um Verzeihung. Der König aber ist großmüthig: er präsentirt ihm Scepter, Schwerdt und sonstige Königsinsignien, erklärt ihm deren Bedeutung, läßt ihn dann an seinen Tisch sich setzen, nennt ihn „Vetter,“ erzeigt ihm alle Gastehren, die er selbst in seinem Hause genossen, macht seinen Sohn zum Grafen, die Tochter zur Gräfin, giebt ihr den Marschall zum Mann, das alles „um solche Treue und Tugend zu belohnen.“ Als er aber auch den alten Jean Gemard selbst standeserhöhen und an seinem Hof ziehen will, und dieser die Gnade ausschlägt, entläßt er ihn mit 200,000 statt 100,000 Livres in sein Dorf. Und — das ist das Drama, Lustspiel vom „König und Bauer,“ frei bearbeitet aus dem Spanischen des Lope de Vega von Friedrich Halm, dem Dichter der Griseldis. Er empfange deshalb von uns die Versicherung, daß wir es einer höheren Einsicht überlassen müssen, Plan, Composition, dramatisches Interesse, Lustspielcharakter und poetischen Werth dieses dramatischen Products zu begreifen und zu würdigen. Wir finden nämlich das Ganze puppenspielhaft, marionettenartig, leblos, Motive und Pointen an das Kindische streifend, und vom Komischen, neben der unfreiwilligen Komik des Ganzen, nur die einzige Wendung vortrefflich, in welcher der (Hof?)-Marschall, als er erfährt, daß der König einen Gast, ohne seine Vermittlung eingeladen habe, mit tiefer schmerzlicher Bewegung ausruft: „ich habe Dein Vertrauen verloren!“ dieser Zug ist groß und des unsterblichen Hofmarschalls von Kalb würdig. —

Es ist doch eine wunderliche Sache mit diesen alten Dramen. Sehr wenige abgerechnet, verräth sich überall die Kindheit dieser Anfänge. Dieser „König und Bauer“ liefert dazu den schlagendsten Beweis. Das Ganze ist

eine durchaus kindiſche, mährchenhafte Geſchichte, ohne allen wahrhaften Inhalt oder Gehalt. Man kann eigentlich gar keinen kritiſchen Maßſtab anlegen, wo zu einem Drama eben Alles fehlt. Und doch mag es zu Lope's Zeit gefallen haben. Aber iſt es darum für unſere Zeit geeignet? Man kann ſich vielleicht leſend an dieſen Dingen erfreuen, aber dieſer Genuß iſt ein hiſtoriſch-antiquariſcher und hat mit der Wirkſamkeit auf der Bühne unſerer Zeit nichts zu ſchaffen. Dieſe Perſonen, dieſe Charakter ſind doch gar zu puppenſpielhaft; dieſer Ernſt des beleidigten Königs, wenn er ſpricht:

Gewiß er*) ſoll erfahren, daß zu dienen,
Zu huldigen königlicher Macht ſich ziemt.
Woran, wenn nicht an Fürſtennamen, knüpfte
Geſchichte das Gedächtniß ferner Zeit?
Und dürft' die Mitwelt ihrer ſchnöd vergeſſen,
Wie käm' von ihr der Nachwelt Kunde zu?

er iſt doch gar zu wunderlich, und die letzten Verſe enthalten geradezu eine Albernheit. Dieſe Komik iſt doch gar zu ſaft- und kraftlos. Und gehn wir in das Einzelne dieſer glatten, gefeilten tönenden Verſe, in den Gehalt dieſer feingeſpitzten Maaße, Sonette u. ſ. w., was finden wir da? Nachahmung alter, beſonders lateiniſcher Dichterſtellen, weitläuftige Ausführung rhetoriſcher und Senekaſcher Reflexionen über Zufriedenheit und Unzufriedenheit, Ehrgeiz u. ſ. w. Stellen in denen das: beatus ille qui procul negotiis, und das: Qui ſit Maecenas deutlich durch den bunten Teppich der Worte und Reime ſchimmert! Das Ohr des Südländers freilich erfreute ſich ſchon an der volltönenden Klangpracht dieſer Verſe, und ihr Inhalt war dem ſpa-

*) d. h. der Bauer Juan Semero.

niſchen Zuhörer zu Lope's Zeit auch noch neuer und intereſſanter als einem deutſchen Publikum des neunzehnten Jahrhunderts: Jean Gomard ſagt z. B.:

Wenn daheim ein Mann
Ein friedlich Obdach, wär's nur eine Hütte,
Und Trank und Speiſe ſich gewann:
Was ſtreift, was rennt, was ſucht er in der Weite?
O Thorheit des Soldaten, den zum Streite
Treibt Ruhmbegier, als plötzlich ſtatt einem Paar,
Er tauſend Arm und Beine zu verlieren;
O Thorheit deſſen, der am kargen Haare
Recht feſt meint flücht'ges Glück zu faſſen,
Und Furchen zieht im falſchen Meere,
Als ob zu eng der Erde Raum ihm wäre.
Als legte, ziehen zu laſſen,
Gebiß und Zügel rauher Sturm ſich an.
O Thorheit, Thorheit! Eitler Wahn,
Ihr ſucht und rennt und wacht und müht euch ab,
Und ihr erringt — ein ungewiſſes Grab!

Und ſo à la Gellert mit Grazie in infinitum. Aber was thun wir mit dieſen frommen Betrachtungen, mit dieſer idylliſchen Denkweiſe des „Bauern,“ der nebenbei doch ein „Millionair“ iſt!

Daß es dabei nicht an einzelnen poetiſchen Zügen fehlt, dafür bürgt freilich ſchon der Name Lope's. So iſt gleich der einzige Ausdruck, wenn der König von dem zufriedenen Bauern ſagt:

Wie wunderbar! hier in des Dorfes Stille
Wohnt Anſehn, Reichthum, Macht; der Glückliche!
Ein König weilet er in ſeinem Hauſe,
Und das Verlangen ruht an ſeiner Schwelle.

dieſer Ausdruck iſt vortrefflich. Und wie wunderſchön, wie träumeriſch, dem Echo gleich, wiederkommend und verklingend, wie formell vollendet iſt das Ritornell:

„Selig ſtill in ſich verſunken.
Träumt die Liebe ihren Traum,
Weckt ſie nicht, wenn wonnetrunken,
Selig ſtill in ſich verſunken,
Träumt die Liebe ihren Traum.“

„Leicht im Wort verweht die Liebe.
Liebe ſpricht indem ſie ſchweigt:
Wie die Fluth verrinnt im Siebe,
Leicht im Wort verweht die Liebe,
Liebe ſpricht, indem ſie ſchweigt.“ *)

An dieſe Einzelnheiten hielten ſich die Zeitgenoſſen des Dichters. Das Ganze als Ganzes kümmerte ſie an einem ſolchen Stücke weniger.

Mögen wir immerhin bei dem Mangel an eigner poetiſcher Production die Fundgruben der älteren Literaturen ausbeuten. Nur geſchehe es mit Umſicht in der Auswahl. Die des Herr Halm iſt keine glückliche zu nennen, ſo viel Reiz er auch auf Sprache und Versbau verwandt hat. Stücke, wie dieſes können auf uns nicht mehr wirken, wie ſie auf vergangene, auf andere Zeiten und andere Menſchen wirkten. Das beweiſt auch

*) Bei der Aufführung, wo das Lied hinter den Couliſſen geſungen ward, verſtand man davon kein Wort. Aus der Melodie mußte ich entnehmen, daß es ein wehmüthiges Lied ſei und dachte bei mir: Volkslieder haben allerdings oft traurigen Inhalt und klagende Weiſe. Aber auf ein Stück von ſolchem Genre wird man ſchlecht und ungeſchickt vorbereitet durch das Wort von einem der clowns: „N. N. hat ein neues Lied gemacht, das wollen wir ſingen.“ Halm hätte es immer der Roſanne ſelbſt zumuthen und es darauf ankommen laſſen ſollen, ob ſie ſingen könne oder nicht. Im letztern Falle konnten die Leute hinter den Couliſſen immer noch aushelfen.

bei uns der Erfolg. Trotz allen Fleißes, den Regie und Schauſpieler auf die Darſtellung verwendet hatten, blieb das Publikum kalt; der Ernſt rührte es nicht, der Scherz erheiterte es nicht, und das Ganze, das geleſen vielleicht eine Stunde unterhält, machte beim Hören und Sehen — Langeweile.

II.

Die Aufführungen vom 17., 19. und 22. October boten folgende Stücke:

1. **Die Fräulein von St. Cyr,** Luſtſpiel in vier Akten aus dem Franzöſiſchen des Alexander Dumas von H. Börnſtein.
2. **Der Sohn der Wildniß,** Drama in fünf Akten von Palm.
3. **Muttersegen oder die neue Fanchon,** Schauſpiel mit Geſang in fünf Akten nach dem Franzöſiſchen von W. Friedrich. Muſik von Schuſter.

№ 1. iſt ein franzöſiſches Galanterie-Intriguenſtück gewöhnlichſter Sorte mit Verwechslungen, Verkleidungen und abenteuerlichen, um nicht zu ſagen unnatürlichen Wendungen wohl verſehen. Zwei junge Herren, ein Cavalier und Günſtling des Herzogs von Anjou, Enkels Ludwig's XIV., und ein bürgerlicher, ziemlich alberner Günſtling dieſes Günſtlings entführen, der erſte mit, der andere wider ſeinen Willen, zwei junge Damen von Stande aus dem Fräuleinſtifte zu St. Cyr, und finden ſich tief verletzt, und an ihrer männlichen Ehre, ſo wie an ihrem Zartgefühl gekränkt durch den Umſtand, daß ſie „auf höheren Befehl“ im Augenblicke der

Entführung verhaftet, und mit ihrem resp. Geliebten recta zum — Traualtar geführt werden. Entrüstet über diesen ihnen, wie sie wähnen, von ihren Angebeteten gespielten Streich, beschließen beide, ihre Frauen gleich nach der Hochzeit zu verlassen, und um dem ridicul zu entgehen, den Herzog von Anjou nach Spanien zu begleiten. Also geschieht's. Aber Paris ist für einen Pariser nirgend zu vergessen, am wenigsten in Spanien. Die Guten langweilen sich, trotz dem neuen Könige von Spanien. Da erscheint plötzlich ein mysteriöses Damenpaar in Madrid, abgesendet aus Paris, wie die Sage geht, den jungen König in Fesseln zu schlagen, um ihn dem Einflusse seiner bisherigen Geliebten zu entziehen. Natürlich sind es die beiden Strohwittwen. Der König verliebt sich auch wirklich in die eine, deren Gatte, Vicomte von St. Heren, darüber Feuer und Flamme wird. Es kommt zu heftigen Erklärungen, an deren Schlusse die beiden Ehemänner die Erlaubniß erhalten, mit ihren Frauen, die ihnen indessen bewiesen haben, daß sie an der gewaltsamen Trauung unschuldig sind, nach Frankreich zurückzukehren. — Man sieht: das Stück ist eine Fabrikarbeit. An die Aufführung war viel Fleiß verwendet worden; doch um solche französische Leichtfertigkeiten und Frivolitäten mundgerecht zu machen, dazu gehören — französische Schauspieler. Die Bonhomie des Generalpächtersohns Hercules Dubois wird bei uns leicht zur Tölpelhaftigkeit, und der gelangweilte, Paris ersehnende, geschäftsscheue, galante Herzog von Anjou zu einem garnisonverdrießlichen Dragonerrittmeister. Herr König, der den alten Diener Comtois gab, übertrieb die Zeichen des Alters ohne Noth. Das Publikum lachte über diese Schlürfen und Schlottern mit Recht; denn

ſo altersſchwache Kammerdiener, daß ihnen die Füße verſagen, hielt kein feiner franzöſiſcher Cavalier.

Dieſe neuern franzöſiſchen Luſtſpiele müſſen überhaupt, wenn man ſie gerecht beurtheilen will, mit Rückſicht auf das Volk und das Publikum betrachtet werden, für das ſie geſchaffen ſind. Dort iſt noch alles lebendige Erinnerung, zum Theil ſelbſt noch lebendige Gegenwart, was für uns nur hiſtoriſche Vorſtellung iſt. Der Franzoſe ſteht zu dieſen Geſtalten aus der Zeit ſeiner Louis XIV. und XV. in einem ganz andern Verhältniſſe als der Deutſche. Die Faubourg St. Germain exiſtirt noch, und der franzöſiſche, der Pariſer Schauſpieler findet bei dieſen Marquis und Düc's doch immer noch ſeine Landsleute, in ihrer Sprache die ſeinige, wie ihr ganzer nationeller Schnitt und Typus auch der ſeinige iſt. Aber wir! aber unſere Schauſpieler, unſere Sprache! Kurz dieſe Dinge deutſch überſetzt, von Deutſchen geſpielt, ſind gewirkte Teppichgemälde, die man von der Rückſeite betrachten ſoll. Die Umriſſe erkennt man wohl, aber ſtatt der glänzenden Farbenpracht, ſtatt der feinen Uebergänge und Nüancirungen ſieht das Auge ein häßliches Gewirr kreuz- und querlaufender und durcheinander hängender Faden und Flocken.

Ueber № 2 habe ich mich früher weitläuftig ausgeſprochen, und № 3 verdient überall nicht, daß man davon ſpricht. —

Wie verlautet, iſt jetzt für unſere Bühne die Einrichtung getroffen worden, daß die Darſtellung von Hauptrollen nach dem Ermeſſen der leitenden Behörde, zwiſchen einzelnen, für das betreffende Fach engagirten Mitgliedern der Bühne abwechſeln kann. Dieſe Beſtimmung, auf die wir ſchon vor Jahren als wünſchens-

werth hinwiesen, ist sehr zu loben. Sie erzeugt eine heilsame Rivalität, deren Früchte dem Publikum, wie den Darstellern selbst zu Gute kommen, und verstärkt das Interesse bei mehrmaligen Wiederholungen eines Stücks, welche ebenso wünschenswerth als unvermeidlich sind.

Man ist mit der Wahl der Stücke bei der Wieder-Eröffnung des Theaters nicht glücklich gewesen, und doch hängt von dem ersten Eindrucke so außerordentlich viel ab. Man hat zwei neue Stücke gegeben, von denen, wie wir sie sahen, keins gefallen hat. Aber es ist nicht zu vergessen, in welcher schwierigen Lage sich eine Direction befindet, die ein Repertoire einzurichten hat, dem plötzlich und unerwartet der erste Characterdarsteller entzogen wird. Wer nur ein wenig mit solchen Dingen bekannt ist, wird ermessen können, welche Störung dadurch entsteht, und welche Hindernisse durch solch einen Ausfall den besten Absichten in den Weg gelegt werden.

III.

Das Liebesprotocoll,

Luſtſpiel in drei Akten von Bauernfeld.

(d. 24. October 1843.)

Der Jägerhauptmann, Baron Felß, ein junger, reicher (man merke: reicher) Cavalier will heirathen. Er wendet ſich dieſerhalb ſchriftlich an einen Univerſitätsfreund, den Baron Wahlburg, den er ſeit der Univerſität nicht geſehn, und der gegenwärtig unter dem Namen Wahl, aus Neigung Schauſpieler in der „Reſidenz", d. h. in Wien iſt. Denn die Atmoſphäre in dieſem ganzen Stücke iſt öſterreichiſch, wieneriſch. Der Freund recommandirt ihm erſt ſchriftlich, dann bei der Zuſammenkunft im erſten Akt mündlich, die junge (ſiebzehnjährige), reizende, liebenswürdige Tochter eines Millionärs, des Banquier Müller, der für ſeine Tochter durchaus einen Baron haben will. Adelaide Müller, dieſe „Gurlinatur", wird uns darauf vorgeführt, wie ſie ihr Tagebuch ſchreibt — (was beiläufig geſagt auf dem Theater ſich höchſt albern ausnimmt) und zwar wie folgt:

„Am 16. ſagte mir der Lieutenant Taubenklee ich ſei ein Engel." Nein, das hat er mir am 17. ge-

ſagt. (ſchreibt wieder:) „Abends beim Spiel drückte mir Secretair Birken unter dem Tiſche die Hand. Sonſt fiel nichts Bedeutendes vor.“ u. ſ. w. — Dies Mädchen ſoll nun keineswegs eine Gans, der Hr. Baron Fels, der, um eine Frau zu nehmen, den oben bezeichneten Weg einſchlägt, keineswegs ein herzloſer Lump, ſondern beide ſollen Menſchen ſein, die als ſolche unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen! Doch weiter im Text. Der Banquier Müller (ein getaufter Jude) iſt ein Millionär, der für den Adel ſchwärmt, deſſen höchſte Seligkeit darin beſteht in der „Soirée beim Grafen Kahlau“ in der „Antichambre“ gegenwärtig zu ſein, die „Herrſchaften“ in Glanz und Pracht kommen zu ſehen, und „ſogar ein und das andere vorzimmerliche Wort zu erhaſchen.“ Aber Hr. v. Bauernfeld, wo ſind wir denn? wo leben wir denn? Ich denke ein getaufter jüdiſcher Banquier mit 50,000 Thaler jährlicher Revenüen in Wien hat nicht nöthig bei den Bedienten eines Grafen im Vorzimmer zu Gaſt zu gehn. Er kann ſich ja für ein Paar tauſend Thaler adeln laſſen! Sind Ihnen denn jüdiſche Banquierhäuſer, wie die Arnſtein, die Sina u. ſ. w. unbekannt, welche ſelbſt die größten „Cercles“ um ſich ſehen, von den Rothſchild's gar nicht zu reden? Und wenn dieſer jüdiſche Adelsenthuſiaſt durch Hrn. von Bauernfeld lächerlich und verächtlich gemacht werden ſoll, was müſſen wir erſt von dem altchriſtlichen Herrn Baron denken, der dieſen Mann, deſſen niederträchtige Ehrfurcht vor einem Baronstitel bis zum Ekelhaften gegen ihn hervortritt, bloß ſeines Goldes wegen, ohne Liebe zur Tochter, und ohne ſelbſt einmal in Geldnoth zu ſein, zu ſeinem Schwiegervater macht? Doch weiter. Baron Fels naht ſich ſeiner Auserwählten mit folgenden Worten:

„Mein Fräulein, Ihr erſter Anblick und Ihre erſten Worte (man merke dies „erſten“ wohl) überzeugen mich, daß der Ruf nicht zuviel von Ihrer Schönheit und von Ihrem Geiſte verkündigte.“ Iſt das zum Aushalten? ſpricht ein Menſch in der Welt ſo zu einer jungen Dame, die er zum erſten Male ſieht? und welches ſind dieſe „erſten“ Worte, welche jene „Ueberzeugung“ gewirkt haben? Man höre! Hr. Wahl hat ſeinem heirathsluſtigen Freunde die Tochter des Hauſes als die „Schweſter der Grazien“ vorgeſtellt, und dieſe darauf gleichfalls vorſtellend erwiedert: „Herr Wahl, ein Freund des Hauſes und zugleich ein Freund des Spottes.“ Und was erwiedert ſie auf jene Anrede des Herrn Baron? — „Sie ſind ſehr gütig! (bei Seite:) Ich glaube, dem könnt' ich auch gut werden.“ — Iſt das nicht geiſtreich? —

Indeſſen der Banquier ſchwimmt in Wonne über den vornehmen Beſuch; er äußert dieſelbe auf die albernſte und widerlichſte Art, und der Hr. Baron äußert ſich dafür mit Vater und Tochter „zufrieden“. Die Verlobung geht vor ſich, und alle Welt iſt glücklich. Aber ach! kein Glück iſt ungetrübt unter der Sonne. Der Bräutigam trifft im Hauſe des Schwiegervaters eine ehemalige Flamme, Roſalie benamſet, eine Freundin Adelaide's, der Braut, die ihm früher, er weiß nicht weshalb, einen Korb gegeben. Natürlich lieben ſich die beiden noch. In einer Scene zwiſchen beiden kommt es heraus, daß Roſalie ihn darum abgewieſen, weil ſie ihn im Verdacht einer ſehr poſitiven Untreue gehabt habe. Dieſer Verdacht war aber ungegründet, der Gegenſtand derſelben war eine unſchuldige, noch dazu glücklich verheirathete Couſine des Baron Fels. Nun iſt das Unglück groß.

Aber Geduld, es wird homöopathisch kurirt. Denn auch die Braut, Adelaide Müller, liebt neben ihrem Bräutigam noch einen jungen schüchternen Referendar, Hrn. v. Bergheim, den sie freilich nur einmal auf ein Paar Minuten gesehen, als er den scheu gewordenen Pferden ihres Wagens in die Zügel fiel, und ihr „das Leben rettete“. Aber das thut nichts; wir wissen ja in diesen Dingen Bescheid. Der junge Schüchterne liebt sie natürlich auch, und da er ein „Herr von“ ist, so giebt sich der Banquier Vater zufrieden, als beim Eintritt des Notars die Bräute einen Tausch treffen, und der Baron Fels seine Rosalie, Adelaide ihren Referendar in Anspruch nimmt. Er willigt um so lieber in den Tausch, da er erfähret, daß dieser „Lebensretter“ seiner Tochter zugleich derselbe ist, der den „Bericht an den Minister ausgearbeitet hat“, in Folge dessen der letztere dem Banquier „für seine Verdienste um Handel und Industrie“ so eben den Adelsbrief erwirkt hat. —

Wir wollen nicht ungerecht sein, und an ein Machwerk dieses Schlags den Maaßstab poetischer Anforderung legen. Dieser Wiener Theaterdichter will in seinen Conversationslustspielen das Leben portraitiren. Gut. Er will in diesen Portraits keine idealisirende Auffassung geben. Mag er doch. Aber dann verlangen wir von ihm wenigstens die gemeine Treue des ordinärsten Copisten. Was soll man aber von Menschen sagen, die Unmöglichkeiten sind? Es giebt reiche bürgerliche, jüdische so gut wie christliche, Narren, die es sich zur Ehre schätzen, wenn Barone und Cavaliere ihren Champagner trinken, und sie dafür hinter den Rücken zum besten haben. Es giebt Adliche, die sich nicht schämen, die Parasiten solcher Narren zu sein. Aber einen solchen Banquier Mül-

ter giebt es in der ganzen Welt nirgends. Die höhere Gesellschaft mag solche Sujets zu Hunderten aufzuweisen haben, die, „um ihre Güter in Flor zu bringen“, auch die Mesaliance mit einer „schönen Jessica“ nicht verschmähen. Die Komödie mag über sie die Lauge ihres Spottes gießen. Sie hat ein Recht dazu. Sie mag sie in ihrer Lächerlichkeit und Verächtlichkeit dem Spotte Preis geben. Es ist ihr Beruf. Wenn sie aber, wie Herr v. Bauernfeld, diese Menschen zugleich als wahrhaft unseres Interesses würdige, als ehrenhafte, für herzliche Neigung empfängliche, kurz als Menschen darstellt, die zugleich der erbärmlichsten Handlungsweise und der edelsten Empfindungen und Gesinnungen fähig sind, wenn sie endlich Menschen, wie dieser Baron Fels, nicht etwa durch die komische Gerechtigkeit falliren, sondern reüssiren läßt, so wendet sich unser Auge von solchen Karrikaturen mit Widerwillen und Verachtung hinweg. In der That die vornehme Welt ist besser als Hr. v. Bauernfeld, der doch auch zu ihr gehört, sie schildert. Und ihre schlechten Subjecte sind wenigstens resoluter in ihrer Frivolität und Verderbtheit, als diese Haderlumpen. Aber was in aller Welt soll das Volk, das so geneigt ist, was es auf der Bühne sieht, für Wahrheit zu nehmen, was soll das Volk von den Originalen denken, deren Copien ihm hier vorgeführt werden? Fühlen Hr. v. B. und Comp. nicht, daß dies ein Punkt ist, wo diese erbärmlichen Stücke eine gefährliche soziale Bedeutung erhalten?

Die einzige komisch sein sollende Figur in dem ganzen Stücke ist der Banquier, und diese einzige Figur ist, wie wir gezeigt haben, total verunglückt, sie ist eine Unmöglichkeit. Diesen Mangel an aller Natur und Wahrheit kann vielleicht ein großer Schauspieler überkleidend

verhüllen und die Karikatur wieder einem Gemälde wenigstens annähern *). Trifft es sich dagegen, daß ein gewöhnlicher Darsteller die Rolle au pied de la lettre nimmt, wie wir es hier sahen, so ist das Maaß des Unerträglichen voll.

Dazu kommt in dem ganzen Stücke eine Sprache, deren entnervte Mattheit, deren Salopperie und Nachlässigkeit nur in der Plattheit und Fadheit der Gedanken, denen sie die Worte leiht, ihres Gleichen findet. Die Albernheit dieser Reflexionen, die Geistlosigkeit dieser Maximen über Familie, Ehe, Liebe, Glück u. s. w. bringt es nicht einmal zu einer resoluten Frivolität, zu einem Kotzebueschen Witz, zu einer scharfen ironischen Pointe. Alles ist elender, lauwarmer Eichorienspülicht, wie ihn ein Postwirth wohl seinen unfreiwilligen übernächtigen Gästen vorsetzt. „Es ist zum Rasendwerden!“ sagt der Criminalrath Scharf, nachdem er eine Scene hindurch dergleichen Zeug mit angehört hat. Und dieser Criminalrath ist die einzige, halbwegs vernünftige Person in dem ganzen Stücke. —

---

*) So soll dieser Banquier Müller eine Hauptrolle Dörings sein.

IV.

Ein Geheimniß.

Schauspiel in drei Akten von G. Kettel.

(den 26. October. 1843.)

Eine dramatisirte französische Novelle sehr kriminellen Inhalts. Darbert, ein junger Banquier, hat seine Frau (Mathilde) im Verdacht eines Liebesverhältnisses mit seinem Cassier Emanuel. Dieser Emanuel ist der Sohn eines Kaufmanns, welchen der Verlust einer Brieftasche mit hunderttausend Franken in Bankbillets vor Jahren zum Banquerott und zum Selbstmorde gebracht hat, da der »ehrliche Finder« diese Brieftasche für gut befunden hatte, sie zu behalten. Dieser ehrliche Finder ist aber kein andrer, als Herr Darbert. Seine Frau hat durch einen sehr unglaublichen Zufall dies Geheimniß, so wie auch den Umstand entdeckt, daß der Cassier ihres Mannes, Herr Emanuel, der Sohn jenes Opfers der Schurkerei ihres Gatten ist. Daher ihre Theilnahme für den jungen Menschen und seine Mutter, deren Noth zu lindern sie sogar ihre Diamanten verkauft. Als nun ihr Gemahl in einer sehr heftigen Scene diesen Diamantenverkauf, den er ganz andern Motiven zuschreibt, entdeckt, und ihr ihre Untreue vorhält, ja sogar sich an

ihrem vermeinten Liebhaber thätlich vergreifen will, erfolgt die Aufdeckung dieses Geheimnisses, und sie, die mit Scheidung und Verstoßung von ihrem Gatten bedrohte, zwingt diesen zu ihren Füßen, auf seinen Knien, sich als Verbrecher zu bekennen. Diese Scene mag in einer französischen Novelle an ihrem Platze sein, auf der Bühne ist sie beleidigend und empörend für das sittliche Gefühl, um so mehr als Alles gut abläuft, und dem Zuschauer zugemuthet wird, an dieses gute Ende und an das Glück eines Ehepaares zu glauben, von dem der eine Theil den andern des mittelbaren Mordes der Ehre und des Lebens eines Menschen schuldig weiß. Indessen Herr Darbert, der mit dem gefundenen Gelde gute Geschäfte gemacht, und reich geworden ist, ersetzt dem Sohne seines Opfers — dem natürlich der Zusammenhang ein Geheimniß bleibt, — den Verlust des Geldes und verschafft ihm obenein eine Frau, und so ist Alles gut. — Rechnen wir zu diesem Inhalte die endlose Breite und unerträgliche Schwerfälligkeit der erzählenden Exposition im ersten Akte, so wird es erklärlich, daß nur das zum Theil vortreffliche Spiel der Darsteller, namentlich der Mad. Bluhm (Mathilde), das Stück zu halten vermochte. Eines lächerlichen Umstandes muß ich noch gedenken, weil er für die Kunst der Motivirung in diesem Stücke bezeichnend ist. In der Entdeckungsscene entschuldigt Herr Darbert sein Behalten des gefundenen Geldes unter andern auch damit, „daß der Eigenthümer ihm unbekannt gewesen.“ Die Frau: „Aber der Name stand ja auf der Brieftasche.“ Er: „Mein Gott, dieser Name bedeutete mir nichts, ich kannte ihn nicht.“ — Ist das nicht die naivste Spitzbubenphilosophie, die sich denken läßt?

Sollte das Stück wiedergegeben werden, und es iſt zu erwarten daß es geſchieht, da es faſt allen Schauſpielern, die darin beſchäftigt ſind, Gelegenheit giebt, ſich in einzelnen Stellen hervorzuthun, ſo iſt zweierlei zu rathen: Erſtens beträchtliche Kürzung der ſchleppenden Erzählungen, und zweitens: Veränderung der Hauptſcene dahin, daß das Gewicht der verbrecheriſchen Schuld auf Seiten Darbert's gemindert wird. Dies kann etwa ſo geſchehen, daß die That des erſten Findens und Behaltens nicht dem Darbert, ſondern dem Juwelier Leuſtal zugewälzt wird. Darbert muß das Geld zurückgeben wollen, ſieht ſich aber noch an dem Tage des Findens durch einen Verluſt bedroht, der ſeine Exiſtenz und Ehre gefährdet. Da erſt entſchließt er ſich das gefundene Geld für den Augenblick als das ſeine zu verwenden, mit dem feſten Vorſatze, es in kurzer Zeit zu erſtatten. Aber dieſe Hoffnung täuſcht ihn, und ehe er ſeinen Vorſatz ausführen kann, iſt der andere ſchon zu Grunde gegangen. So etwa, ſcheint uns, ließe ſich unſere Theilnahme für den Verirrten wenigſtens einigermaßen retten, während ſie jetzt für den abſichtlichen Verbrecher unmöglich wird. —

Ueber die beiden nächſten Vorſtellungen: Guſtav Adolph in München von Fr. Bahrdt (den 29. Octbr.) und: ein Handbillet Friedrichs des Großen von Vogel (den 31. Octbr.) iſt wenig zu ſagen. Das letztere hatten wir ſchon im vorigen Jahre geſehen und genug daran gehabt. Aus dem zweiten vertrieb uns der Tod Tilly's (Hr. Eichwald, als Gaſt), deſſen naturwahre Darſtellung für unſre Nerven zu ſtark war, wenn

uns auch der Bombaſt und Schwulſt dieſer aus hundert Schiller'ſchen und Gott weiß welchen andern Flicken und Lappen zuſammengeborgten Sprache, und die Roheit der Compoſition des ganzen Machwerks minder angewidert hätte, als es wirklich der Fall war. Indeſſen:

„Wie Kirſchen und Birnen behagen
Muß man Kinder und Sperlinge fragen.“

Es war Sonntag, das Haus voll, und die tönenden Versreime an den Effectſtellen, die prächtige Kriegertracht, die großen Namen Guſtav Adolph und Tilly, die Gegenſätze des Proteſtantismus und Katholicismus, das Drommetengeſchmetter und der Kanonendonner, die „Grabesbraut in der Todtengruft“, und der große Stoff des Inhalts dieſer dreißigjährigen Kriegszeit, aus dem der Flickſchneider ſein Stück geſchnitten hatte, das Alles ſind Ingredienzien, die immer auf einen gewiſſen Theil des Publikums ihre Wirkung nicht verfehlen. Nur Schade, daß man dieſen auf das Stofflich-Ergreifende gerichteten Sinn des Volks mit ſolcher Speiſe nähret, ſtatt ihn z. B. durch Vorführung eines Schiller'ſchen Wallenſtein zu veredeln und dem Schönen zuzuwenden.

V.

Yelva oder die Stumme.

Schauſpiel in zwei Akten nach dem Franzöſiſchen von Th. Hell, mit Muſik von Reiſſiger.

(den 9. Novbr. 1843.)

An dieſem Stücke haben drei franzöſiſche Luſtſpieldichter gearbeitet, Hr. Th. Hell hat es überſetzt, und Reiſſiger die Muſik dazu geliefert. Die letztere iſt unſtreitig das Beſte von dem Ganzen, und da der deutſche Ueberſetzer die artigen franzöſiſchen Couplets in ſchwerfällige Dresdner Proſa aufgelöſt hat, ſo dient ſie bloß dazu dem Spiele der Stummen die hörbare Sprache zu verleihen. Denn das Stück iſt wenigſtens der Hauptperſon nach ein „Drama ohne Worte“; wie es ja auch „Lieder ohne Worte“ giebt. Die Erfindung iſt gar ſo übel nicht, wenigſtens möchte man gar vielen neuern Bühnenſtücken die Worte ſchenken, wenn man dafür gute Muſik als Erſatz haben könnte.

Ich habe das Stück im Franzöſiſchen nachgeleſen und dabei eine Entdeckung gemacht, die für die politiſchen Anſichten der Franzoſen über Deutſchland bezeichnend iſt. Kaluga, der leibeigne Koſack des Fürſten

Tscherikoff, kauderwelscht im Original ein barbarisirtes Französisch; wo er aber den Franzosen als russisch redend vorgeführt werden soll, da legen ihm die drei Schelme von Poeten deutsche Worte in den Mund, wie z. B. „Ya“ (ja), „nein“, „werda“, „nicht“ u. s. w. Ist das nicht ächt französisch? Freilich ist das Stück in den zwanziger Jahren geschrieben.

Dem. Kemper (Yelva) gab die Rolle der Stummen sehr gut; sie ward gerufen, eine Auszeichnung, die auch Hr. Häser für seine feine Auffassung des jungen eitlen, schwatzhaften, halbgebildeten, und trotz aller Gutmüthigkeit und französischen Politur doch immer noch au fond ächt russischen Bojaren (Tscherikeff) verdient hätte. Bei dem Spiele der Dem. Kemper ist uns zweierlei aufgefallen. Einmal lächelte sie zu viel. Das wird auf die Länge unangenehm. Dann war es ein Fehler, daß sie das von ihr so heilig gehaltene Medaillon mit dem Bildnisse ihrer Mutter, als sie es ablegte, um die Diamanten anzuthun, rasch und gleichgültig auf den Tisch warf. Diese Bewegung widersprach der eben vorher ausgedrückten Verehrung für das Bild, welches sie eben deshalb anfangs gar nicht ablegen wollte. — Wie übrigens die Frau von Cesanne, die liebevolle Fürsorgerin der Stummen, mit dieser Pflegetochter umgeht, ist ebenso unverzeihlich, als es unbegreiflich ist, wie die letztere nach Rußland und in Tscherikoff's Schloß kommt. — Doch — wer wird so etwas kritisiren wollen, in einem Stücke, dessen Voraussetzung die Wahrheit des Unmöglichen ist.

VI.

Steffen Langer aus Glogau.

Original-Luſtſpiel in vier Akten, mit einem Vorſpiele in einem Akt.

(den 5 November 1843.)

Von B. P., ſtand auf dem Zettel. Aber die vorgeſteckte Incognitomaske fiel bald, und ſchon im erſten Akte, dem ſogenannten Vorſpiele, betitelt: der Kaiſer und der Seiler, zeigte ſich's nur zu deutlich, daß Niemand anders als Frau Birch-Pfeifer dahinterſteckte. Steffen Langer iſt ein Seilergeſelle aus Schleſien, der zu ſeinem Vetter, dem Seilermeiſter Buren, nach St. Petersburg gegangen iſt, um in Rußland unter Peter dem Großen ſein Glück zu machen. Er verliebt ſich in die Meiſterstochter, die hübſche Klärchen Buren, wird aber von dem geizigen Papa, der mit ſeiner Tochter höher hinaus, und ſie an den Kaiſerlichen Haushofmeiſter Waſilowitſch, einen Leibeignen des Fürſten Menzikoff, verkuppeln will, aus dem Hauſe geſtoßen. Dafür nimmt ſich aber der Zaar Peter, der ihn als einen eben ſo treuen und beherzten als groben und „ſpaßhaften“ Burſchen kennen gelernt hat, ſeiner an, und

macht ihn zum Feuerofizier. In dieser Qualität gelingt es ihm die Spitzbübereien und Betrügereien seines Nebenbuhlers Wasilowitsch aufzudecken, der zuletzt nach Sibirien geschickt wird, während Steffen Langer seine Stelle und die Hand der schönen Klärchen Buren davon trägt. Denke man sich den nackten Kletterbaum dieser Erzählung fünf Akte hindurch mit allen Birch-Pfeiffer'schen Ingredienzien aufgeputzt, mit einigen russischen Erzbösewichtern, einem geizigen Rabenvater, der den Seinigen den Zucker beim Thee konfiscirt, und ihnen den Thee selbst austrinkt, mit Feuer und Brandspektakel, falschen Eiden und Kassendiebstahl, Versteckseinen im kaiserlichen Kamine, einem Zaaren, der seinen Stock mit dem »eisernen Knopfe« nicht für umsonst trägt, und sich auch wohl mit einem Seilergesellen in Handgreiflichkeiten einläßt, und endlich mit jener Birch-Pfeiffer'schen Kern- und Kraftsprache, der es auf einige Schock »Himmeltausendmillionen-Donnerwetter« zur schärferen Zeichnung eines Characters nicht ankommt, so hat man das ganze Kunstwerk in aller Glorie vor sich.

In der That unsere deutsche Bühne hat es weit gebracht. Diese Madame Birch-Pfeiffer ist die gefeierte dramatische Dichterin der Gegenwart. Ihre Stücke werden auf allen deutschen Theatern gegeben. Sie ist die erste, und soviel ich weiß bisher die einzige, welche die zu Hamburg ausgelobte Prämie für die ich weiß nicht wie vielmalige Wiederholung eines ihrer Produkte, »Nacht und Morgen« fürchterlichsten Andenkens, erhalten hat. Und ich glaube wirklich, es ist voller Ernst und kein Spaß, was mir neulich zu Ohren kam, daß der Dresdner Hoftheaterintendant, Herr v. Lüttichau, Anstalten macht, Madame Birch-Pfeiffer an Tiecks Stelle nach Dresden

zu berufen. Müßte der ſich nicht im Grabe umwenden, wenn er nämlich ſchon darin läge?

Auch bei uns war das Haus voll. Der Sonntag, ein neues Stück, die liſtige Incognitomaske, welche man der Verfaſſerin vorzuſtecken beliebt hatte, und endlich unſer Jencke, der zum Erſtenmale (in der Hauptrolle) wieder auftrat, waren Hebel genug dazu. Und Dank dem unerſchöpflichen Humor des Künſtlers, wir haben uns, ſobald er ſich zeigte, in keiner Scene gelangweilt; und wenn er hier und da die grellen Farben nicht genug milderte, ſo wird das bei der Wiederholung nicht ausbleiben. Eine klaſſiſch komiſche Figur war der ſtotternde Geſelle Jonathan dargeſtellt durch Herrn Dietrich, der aus ſeiner kleinen Rolle einem köſtlichen Rüpel zu bilden verſtanden hatte, deſſen originelles Gepräge noch in der Erinnerung zum Lachen bringen könnte. Die Feuerlärmſcene war ſehr geſchickt angeordnet, und gab ein naturwahres und doch wohlberechnetes Bild, während dergleichen ſonſt auf der Bühne meiſtens lächerlich wird. Auch hierin zeigte ſich der neue Regiſſeur (Jencke) als Schüler Immermanns, der bekanntlich auch auf dergleichen Spektakelſcenen die größte Sorgfalt verwendete. Nur etwas weniger Rauch künftig könnte nicht ſchaden.

Man kann ſich am Ende ſo eine Birchpfeifferiade zur Abwechslung wohl einmal gefallen laſſen. Die Tugend wird belohnt, das Laſter beſtraft, den fehlenden Witz erſetzt die Poſſenhaftigkeit dieſes puppenſpielhaften Weſens, und wäre es nicht fünf Akte lang, ſondern zwei, ſo könnte es immerhin als ein Drama Satyrikum mit unterlaufen. Aber drei Stunden und darüber! — Doch was hält die deutſche Geduld nicht aus! Und ſoll

ich Vergleichungen anſtellen: Herr v. Bauernfeld oder Madame Birch-Pfeifer! — ich gehe zur letztern.

Es iſt ein trauriges Geſchäft Fliegen zu klatſchen, wie wir bisher zu thun gezwungen waren. Und doch ſind wir damit noch nicht zu Ende. Aber ſo iſt's!

»Tauſend Fliegen hatt' ich am Abend erſchlagen,
Doch weckte mich eine beim frühen Tagen.«

B. P. war kaum vorüber ſpaziert, ſo ſtellte ſich ſchon A. P. als ihre Nachfolgerin ein mit dem verhängvollen: »Noch iſt es Zeit« einem dreiactigen Schauſpiel, in welchem der alte Iffland'ſche Kaffeeſatz noch einmal mit dem warmen Waſſer einiger ſchönen Redensarten abfiltrirt und dem lieben Publikum deutſcher Nation vorgeſetzt wird. Diesmal aber will ich mir ſelbſt und den Leſern den Nachweis der abſoluten Nichtigkeit dieſes »Schauſpiels« erlaſſen. Wir haben es beiderſeits wohl verdient durch die Aufmerkſamkeit, die wir den Vorgängern der Madame A. P. (denn das Stück ſoll eine Frau und zwar eine Schauſpielerin zur Verfaſſerin haben) bisher ſchenkten. Es iſt ſo ſchon eine höchſt unerquickliche, wenn gleich zuweilen recht nothwendige Arbeit, die Nichtigkeit und Inhaltsloſigkeit als ſolche aufzuzeigen, ohne die Leſer wie die Zuſchauer zu langweilen. Geſpielt wurde gut, wie man denn überhaupt jetzt auf den meiſten deutſchen Bühnen die Stümperarbeiten meiſterhaft und die Meiſterwerke ſtümperhaft dargeſtellt ſehen kann. Ob Madm. S. nöthig hatte alle Regiſter einer unerträglich affectirten

Vortragsweiſe zu ziehen und aus der Gräfin von Saarn, der Mutter eines Miniſters, ſtatt einer beſonnenen und ruhigen Weltdame eine geſpreizte, durch alle Töne der Stimme hindurch jaulende Comödiantin zu machen, bleibt dahingeſtellt. Glücklich der, deſſen Ohr ſolche Unerträglichkeit aushält. Uns war es zu ſtark, und als gegen den Schluß des zweiten Akts der Spektakel von Neuem anhub, dachte ich an den Titel des Stücks und ſalvirte mich. Iſt denn Niemand da, der dieſe Darſtellerin bei der Probe auf ſolche Unnatürlichkeiten aufmerkſam macht, und ſie zwingt wenigſtens menſchlich natürlich zu ſprechen?

Der »Weiberfeind« von Benedix, ein kurzer einaktiger Scherz, deſſen Schlußpointe das einzige löbliche iſt, wäre noch leichter über die Bretter gehuſcht, wenn Herr Bl. den im Stücke ſelbſt ſchon hinlänglich naturwidrigen »Weiberfeind« bei der Darſtellung nicht noch mehr in's Unnatürliche gezogen hätte. Durch dieſe Auffaſſung ging der letzte ſpärliche Reſt von Wahrſcheinlichkeit und Möglichkeit einer ſolchen Erſcheinung verloren. Hr. Bl. ließ den Weiberfeind ganz als einen Menſchen erſcheinen, der ſeine Rolle nur ſich ſelbſt zum Spaße gegen die Intention des Verfaſſers ſpielt. Er hatte es offenbar von vorn herein auf Erreichung eines komiſchen Effects abgeſehen, der in ſeiner Rolle ſich erſt durch den Verlauf der Sache ſelbſt ergibt. Damit aber verdarb er die Sache. Vor ſolcher forcirten Komik haben ſich überhaupt auch Andere zu hüten.

Zum Schluß nur noch eine Bemerkung. Unſere Bühne hat es ſich redlich ſauer werden laſſen. Sie hat in der kurzen Zeit von vier Wochen in den zwölf Vorſtellungen ſieben bis acht neue Stücke vorgeführt. Das iſt keine kleine Arbeit, und ſolcher Fleiß verdient alle Anerkennung. Aber dieſe Sucht nach dem Neuen, noch nicht Geſehenem, bloß weil es neu und noch nicht geſehen iſt, muß dennoch geradezu als verderblich bezeichnet werden. Sie bezeugt zugleich, daß die, welche ſie hegen, auf der unterſten Stufe der Kunſtbildung ſtehen. Wo in einem Publikum dieſe Sucht überhand genommen hat, da ſinkt die Bühne unfehlbar zu einem leeren, gaukleriſchen Zeitvertreib, das Kunſtintereſſe zur Befriedigung der Neugierde herab. Die Schuld liegt auf beiden Seiten gleich vertheilt, und ſo gehen denn auch die nachtheiligen Folgen redlich in die Theilung. Das Publikum verliert allmälig Sinn und Empfänglichkeit für wahre Kunſtwerke, es ſtumpft die Schärfe ſeines Urtheils an dem Schlechten und Gemeinen ab, das ihm fortwährend geboten wird, es ſöhnt ſich unvermerkt mit dem Faden und Mittelmäßigen aus, ja fühlt ſich in ihm befriedigt:

„Denn aus Gewohnheit iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.“

Die Schauſpieler aber werden ihrerſeits ebenſo unfähig eine Welt idealer Verhältniſſe, künſtleriſch geſchaffener Charaktere, wie ſie ein ächtes Kunſtwerk bietet, würdig darzuſtellen. Täglich das Geringfügigſte, Inhaltloſeſte, Trivialſte zu produziren gezwungen, gewöhnen ſie ſich zuletzt daran, ihre individuelle Perſönlichkeit als ſolche auf gut Glück walten zu laſſen. Die Flauheit und Mattheit der Sprache,

welche meiſt noch tief unter der wirklichen Converſationsſprache wahrhaft gebildeter Menſchen ſteht, wird ihnen bequem und zur Gewohnheit. Sollen ſie dann einmal ein ächtes poetiſches Kunſtwerk darſtellen, müſſen ſie ſich aus dem gewöhnlichen Schlendrian losreißen, gar Verſe ſprechen u. ſ. w., ſo helfen ſie ſich mit einem Salto Mortale aus der Trivialität in den Abgrund eines hohlen geſpreizten Pathos, deſſen Unnatur nicht minder widerlich wird, als jene gemeine Natürlichkeit. Das ſind keine neuen Wahrheiten! ſie ſind ſo alt, wie der verſunkene Zuſtand unſerer Schauſpielkunſt, und wer nur einige deutſche Bühnen zu vergleichen Gelegenheit hatte, wird ſich davon zur Genüge haben überzeugen können.

Eine Bühne kann und ſoll ſich dem Neuen nicht entziehen, aber ſie würdigt ſich ſelbſt herab, wenn ſie dieſes Neue zu dem alleinigen Talisman macht, der ihr das Intereſſe des Publikums zuwenden ſoll, wenn ſie, ohne auf den Gehalt zu ſehen, neue Stücke nur weil ſie neu und auf dieſer oder jener Hofbühne ſchon gegeben ſind, auf die Bretter bringt. Und es iſt kein ſchlechtes Zeichen für die Bildung unſerer Stadt, daß ſich unſer Publikum durch dieſe Lockſpeiſe des Neuen in den meiſten Fällen nicht anlocken läßt. Ich habe gar manche Stimmen gehört, die einen Theaterbeſuch bloß darum unterließen, weil das Stück neu ſei, und man doch erſt abwarten müſſe, ob es das Opfer eines Abends werth ſei. Wir haben vier Wochen lang faſt nichts als Neues geſehen, kein einziges Meiſterwerk von Schiller und Goethe, Shakſpeare u. ſ. w. — ja kein einziges Produkt, von dem man überhaupt nur einen

einen Eindruck, eine poetiſche Wirkung davon getragen hätte. Das Theater war, die Sonntage ausgenommen, meiſt leer. Sollte das nicht ein Fingerzeig ſein, daß das bloße „Neue“ auch äußerlich es „halt nicht thut“? —

VII.

Es war Zeit, daß nach einer ſolchen Sündfluth mittelmäßiger und ſchlechter Stücke, wie wir ſie in den verfloſſenen vier Wochen erlebten, endlich einmal die Waſſer ſich zu verlaufen anfingen. Das erſte Oelblatt, welches ſich in unſerer Arche zeigte, war:

Goethe's Clavigo.

(den 14. November 1843.)

Es ſind nun an die ſiebzig Jahre her, daß der vierundzwanzigjährige Goethe den Clavigo ſchrieb. Es war ein kühner, ja ein verwegener Streich, deſſen Goethe nur in der Vollkraft überſchäumender Jugend fähig war. Einem Verſprechen zu genügen, das er aus Galanterie einem liebenswürdigen Mädchen in fröhlicher Geſellſchaft gegeben, machte er aus dem damals eben erſchienenen Memoire von Beaumarchais über deſſen Ehrenhandel mit dem Spanier Don Joſef Clavijo y Tajardo, in kaum acht Tagen ſein Trauerſpiel. Aber noch mehr! Er griff einen Stoff aus der unmittelbarſten Gegenwart auf, und während er ohne Anſtand die Hauptſcene und die eigentlich theatraliſche Darſtellung wörtlich aus der franzöſiſchen

Erzählung überſetzte, ein Verfahren, zu dem er ſich durch „den Altvater Shakſpeare“ vollkommen berechtigt achtete *), trug er eben ſowenig Bedenken, den wirklichen Ausgang der Begebenheit gänzlich zu ignoriren, und ſtatt deſſen den Schluß ſeines Stücks einer altengliſchen Ballade zu entnehmen. Der wirkliche Clavigo, der erſt einige zwanzig Jahre (1806) nach ſeinem Duell mit Beaumarchais als Archivarius und Theaterintendant zu Madrid allgemein geachtet ſtarb, konnte noch oft über den tragiſchen Tod ſeines Doppelgängers auf deutſchen Bühnen mit deutſchen Reiſenden ſcherzen, und der bei Goethe ſo edelherzige, gerade, offene Beaumarchais entwickelte ſpäter in der Wirklichkeit einen ganz andern Charakter. Aber gerade darin liegt die Zaubermacht der Poeſie, daß ſie die Wirklichkeit nach Maaß und Regel des Schönen gänzlich umzugeſtalten wagen darf. Zum Glück war übrigens Clavigo ein ſpaniſcher und kein deutſcher Hofmann und Beamter, ſonſt würde wohl die Polizei nicht unterlaſſen haben, gegen ſolchen Mißbrauch der Preſſe förderſamſt einzuſchreiten.

Clavigo iſt ſehr verſchieden beurtheilt worden. Goethe's Frankfurter Jugendgenoſſen und beſonders Jacobi empfingen das Stück mit Jubel. Nur Merck ſchüttelte den Kopf und ſagte mit dürren Worten: „ſolchen Quark mußt Du mir nicht wieder ſchreiben, das können Andere auch.“ Goethe gab dem Jugendfreunde ſpäter Unrecht, und bedauerte, ſeinem Rathe zu einer Zeit gefolgt zu ſein, wo es ihm ein Leichtes geweſen wäre, ein Dutzend ſolcher Bühnenſtücke zum Nutzen und Frommen der deutſchen

*) Vgl. meine Abhandlung: Shakſpeare in Deutſchland, in Prutz's literarhiſtoriſchem Taſchenbuche Bd. I.

Bühnenrepertoire hinzuwerfen. Daß er mit dieſer Aeußerung ſeine eigene Kraft überſchätzte, bewies, wie Gervinus richtig bemerkt, ſchon die Stella, welche er unmittelbar auf Clavigo folgen ließ, und die ſich trotz ihrer Familienähnlichkeit mit dem letztern nicht einmal auf der Bühne gehalten hat. Daß aber Merck mit ſeinem Urtheile Recht hatte, habe ich an einem andern Orte ſo ausführlich zu entwickeln verſucht, daß ich mich hier begnügen kann, darauf zu verweiſen *). Dagegen will ich hier etwas thun, was ich dort unterlaſſen habe, wo es darauf ankam, das Süjet und namentlich die Perſon des Helden als durchaus untragiſch im Sinne der höheren tragiſchen Kunſt nachzuweiſen, und ihr Entſtehen pſychologiſch und pathologiſch aus des Dichters damaligem Seelenzuſtande zu erklären.

Trotz aller ſeiner Grundfehler iſt nämlich Goethe's Clavigo doch das einzige wahrhaft theatraliſche unter den Dramen des Dichters. Es hat ſich daher auch auf allen Repertoiren deutſcher Bühnen ſtets lebendig erhalten. Es hat den größten Schauſpielern unſerer Tage — ich nenne nur Devrient und Seidelmann — Gelegenheit zur herrlichſten Entfaltung ihrer Kunſt gegeben, und man kann in dieſer Hinſicht das Urtheil Tieck's durchaus nur unterſchreiben, wenn er von dieſem Werke in ſeinen dramaturgiſchen Blättern **) ſagt: es ſpreche ſich ſo deutlich und faßlich aus, daß Jedermann es verſtehe, es errege in ſeiner Einfachheit das höchſte Intereſſe, es rühre, erſchüttere und überraſche durch die tiefen Geheimniſſe, die es gelinde dem Gefühle überliefere, indem es als Seelenmalerei eben ſo ſehr be-

*) Johann Heinrich Merck. Ein Denkmal. S. 54—63.
**) Dramat. Bl. I., S. 176.

lehre, als durch seine weiche und melodische Sprache, die fast alle Tonarten durchspielt, ergötze und hinreiße. „Denn nur wenig Handlung," fährt er fort, „ist in dieser bürgerlichen Tragödie, aber es ist dem Dichter gelungen, diese Seelenzustände, dieses Schwanken eines schwachen aber liebenswerthen Charakters, durch das Unglück, welches aus diesem Schwanken entsteht, in die äußere Anschauung zu bringen, und dadurch die Bewegungen des Gemüths und die Betrachtungen eines gesunden, derben Verstandes in Handlung zu verwandeln." Daß Goethen bei diesem Allen der Umstand zu Hülfe kam, daß er hier einem Memoire, der Erzählung eines Mannes sich anschloß, der Bühnenkenntniß und Dialog wie wenige in seiner Gewalt hatte, soll auch nicht geleugnet werden. Aber doch treffen alle diese Bemerkungen, wie uns scheint, nicht völlig den Kernpunkt des Interesses, welches dieses Stück trotz seiner zu Tage liegenden Mängel noch heute bei uns erweckt. Diesen Kernpunkt finde ich in demjenigen, was Goethe selbst einmal in Byron's Werken durch den Ausdruck: „furchtbare Realität" (in seinen Unterhaltungen mit Eckermann) bezeichnete.

Diese „furchtbare Realität" besitzt nämlich der Goethe'sche Clavigo im höchsten Grade. Schon seine Entstehung weiset darauf hin. Der Stoff ist durchaus in den wesentlichsten Punkten in seiner Wirklichkeit belassen; aber es ist ein Genie, das hier die Feder des Copisten geführt hat, und daher bleibt, wie bei Byron, die Wirkung immer noch bedeutend. Die Tragödie soll die Stärke des Menschen — wenn auch zugleich in ihr seine Schwäche, aufzeigen. Clavigo aber ist das Trauerspiel der Schwäche ohne die Stärke. In der Tragödie unterliegt der Held der Nothwendigkeit seiner Thaten. Im Clavigo erliegt er

dem reinen Zufall einer äußerlichen Begegnung *). Die ächte Tragödie iſt die Wahrheit der Wirklichkeit. Im Clavigo iſt der Held und ſein Handeln die Wirklichkeit der Unwahrheit, der Lüge. Clavigo würde in ſich ſelbſt zuſammenſinken ohne Carlos, ohne die Stütze, die ihn trägt und hält, wie er denn in der Wirklichkeit des Stücks auch bis auf ſeinen Tod lauter »dumme Streiche« macht, ſobald ihm der Freund nicht zur Seite ſteht. Kurz hier oder nirgends kann man ſehen, was Realität und nackte Wirklichkeit iſt, ſobald ihr der Lebensodem höherer Wahrheit und Nothwendigkeit entzogen wird. Dennoch iſt dieſe Wirklichkeit in ihrer Erſcheinung von bedeutendem Intereſſe, aber das Intereſſe iſt ein pathologiſches. An Clavigo, ſo ſchwach, ſo elend, ſo weichlich er iſt, nimmt Jeder Theil, weil in jeder Menſchennatur etwas von dieſem weichen Egoismus liegt. Bekanntlich hat Goethe ſelbſt im Clavigo (wie früher im Weislingen) die Selbſtanklage des eignen Herzens verkörpert. Nichts iſt aber gewöhnlich ungerechter und einſeitiger als die Selbſtanklage. Der Menſch fühlt eine eigne Befriedigung darin, in ſolchen Augenblicken ſich und ſein Handeln noch ſchlechter und verächtlicher darzuſtellen, als es wirklich iſt. Denn — (ſo ſophiſtiſch iſt das Herz!) darin findet er ſchon die Befriedigung einer nicht allzuſchweren Buße, die jedenfalls bequemer iſt als die Beſſerung. Wird nun ein Goethe im Gedichte ſo zum Selbſtankläger, ſo entſteht daraus eben ein Clavigo, an dem wir auch ſchon aus dem Grunde Theil nehmen können, weil wir wenigſtens die Genugthuung haben, zu ſehen, daß er mit dieſem ſeinen weichen Egoismus nicht durch-

*) Weiter ausgeführt iſt dies in: Joh. H. Merck. S. 60 ff.

kommt, ſondern letztlich daran zu Grunde geht. Um zu handeln wie er handelt oder doch handeln möchte, muß man ein Carlos ſein. Sentimentalität und Ehrgeiz, Mondſcheinſchmachten und Weltmannsgrundſätze vertragen ſich wie Feuer und Waſſer, und wer bei egoiſtiſchen Lebensplanen ſich zugleich caprizionirt, den Forderungen des Herzens zu genügen, der ſtellt ſich ſelbſt das Bein, über das er ſtolpert, während der kräftige Egoiſt, ohne links noch rechts zu ſehen, ſeinem Ziele zuſchreitet:

„liege, wer will, mitten in der Bahn."

Ein Charakter, wie Clavigo, iſt alſo in der Wirklichkeit möglich (obſchon in mancher Hinſicht auch hier nur als Ausnahme möglich), aber in der ächten Poeſie unmöglich, denn dieſe hat es nicht mit zufälligen Spielarten der Natur, ſondern mit weſentlichen und nothwendigen Geſtalten zu thun. Clavigo iſt eine Ausnahme auch in der Welt der Wirklichkeit, und daher die ungeheure Schwierigkeit ſeiner Darſtellung auf der Bühne. Ich habe von keinem Darſteller gehört oder geleſen, daß ihm dieſer Charakter völlig gelungen ſei. Der Grund ſcheint mir dieſer. Charaktere, wie Clavigo, brauchen, um ſich völlig zu entfalten, einen Spielraum, den ihnen wohl die Novelle, aber nicht die engen Grenzen des Dramas gewähren können. Clavigo erſcheint in dem ganzen Stücke ſo unerträglich ſchwach, feige, ſchwankend und unmännlich, die Beweiſe, die er von dieſen Eigenſchaften giebt, gehen ſo ins Unglaubliche, folgen ſo ununterbrochen aufeinander („er iſt ſo feige, als er nichtswürdig iſt," ſagt Buenco), daß wir, um ihn in unſerm Intereſſe nicht ganz fallen zu laſſen, das Gegengewicht des Zaubers einer perſönlichen Liebenswürdigkeit bedürfen, die der Dichter,

der dies wohl fühlen mochte, zwar überall von ihm durch ſeine Freunde prädiziren läßt, zu deren Bethätigung Clavigo ſelbſt aber in dem Stücke keine hinreichende Gelegenheit hat. Solche Naturen, wie dieſer Clavigo, können allerdings in Verhältniſſen ohne Conflict ſehr liebenswürdige, warmherzige Geſellen ſein, und als ſolchen hat ſich der Dichter auch ſeinen Clavigo gedacht. — Aber, aber! das Denken und Vorſtellen thut's im Drama eben ſo wenig wie das bloße Ausſagen. Τραγῳδία ἐστιν μίμησις πραξεως — δρώντων καὶ οὐ δι ἀπαγγελίας, d. h.: Die Tragödie iſt Darſtellung einer Handlung durch Handelnde und nicht durch Erzählung — ſagt der alte Aeſthetiker von Stagira, und ſo iſt es wirklich. Im Drama glauben wir an nichts, was wir nicht ſehen, wir glauben an keine Eigenſchaft, die ſich nicht vor unſern Augen entfaltet. Nun ſind aber obenein Marie und Carlos ſehr parteiiſche Zeugen, und beide werden noch dazu durch Buenco und Beaumarchais in Schach gehalten. Findet ſich nun nicht zufällig in der Perſönlichkeit des Darſtellers dieſer Rolle eine Vereinigung jener Clavigo'ſchen Eigenſchaften, ſo wird die Aufgabe immer entweder ganz oder doch in der Hauptſache mißlingen. Auch bei uns ſtellte ſich dieſes Reſultat heraus.

Herr A. (ſo ſchrieb mir ein Freund, der mir über die erſten Akte, denen ich beizuwohnen verhindert war, referirte) hatte nur den Stolz, die Eitelkeit und die weiche Willensſchlaffheit dieſes Charakters. Gegen ſeine Bedienten durfte er ſich herriſch, nie aber ſo benehmen, als wenn er erſt ſeit geſtern dergleichen hielte. Die Biegſamkeit und Gewandheit des Höflings, die ängſtliche Unbeſtimmtheit des außer Faſſung gebrachten Clavigo's verfehlte er

meiſtens. Der Scene, wo ihm Beaumarchais die Erklärung abzwingt, war er nicht gewachſen. Statt auf eine, der innern Gemüthsbewegung entſprechende Weiſe den „Verluſt der Munterkeit,“ die ihm folgende „allmälig wachſende Befangenheit,“ der ſich die „höchſte Verwirrung“ anſchließt, die Steigerung dieſer zu der „entſetzlichſten Verlegenheit“ ohne einen Sprung darzuſtellen, war er zu bald auf dem Gipfel ſeiner Empfindung, und verrieth ſo den Schauſpieler, der im Voraus auf das, was daſſelbe erſt hervorrufen ſollte, ſein Benehmen einrichtete. Er ſchlug einmal die Augen nieder, ohne ſie wieder zu erheben.“ Ich reihe dieſen Bemerkungen eines aufmerkſamen und ſinnigen Beobachters die meinigen an. Wenn Clavigo im dritten Akte beim Wiederſehen Mariens die Worte ſprach: „Nein, meine Liebe — die beſten Freuden der Welt ſind nicht ganz rein; die höchſte Wonne wird auch durch unſre Leidenſchaften, durch das Schickſal unterbrochen,“ und das Wort „Schickſal“ mit einer zum Himmel gerichteten Handbewegung begleitete, ſo war das unpaſſend, denn der Redeton liegt auf „unterbrochen“; abgeſehen davon, daß der Schauſpieler doch nicht ſtets, wenn er jenes Wort auszuſprechen hat, die Hand in die Luft ſtrecken ſoll, ſondern etwa nur dann, wenn im Zuſammenhange der Rede eine höhere Lenkung der Dinge, welche daſſelbe herbeiführt, angedeutet iſt. Eben ſo unpaſſend iſt es, wenn der Bühnenclavigo da, wo er ausſpricht, daß er nach Geltung und Anſehen bei Hofe ſtrebe, den Blick zur Hofloge erhebt.

Hr. A. ſpielte übrigens nicht ohne Gefühl und Sorgfalt, und ein fleißiges Studium ſeiner Rolle war nicht zu verkennen, obſchon er derſelben im Allgemeinen nicht gewachſen war. Die Scene mit Carlos im vierten

Akte gelang ihm indeſſen ganz gut, und hätte wohl die Aufmunterung einiger Beifallsbezeugungen verdient, mit denen unſer Publikum überhaupt gegen gute Leiſtungen, die es doch wohl zu würdigen weiß, oft allzuſehr kargt.

Iſt Clavigo's Rolle ſchon an und für ſich äußerſt ſchwierig, ſo wird ſie es noch mehr, wenn die beiden andern Hauptrollen, Carlos und Beaumarchais, die ſchon im Stücke ſelbſt den ſchwachen Titelhelden faſt erdrücken, bei der Vorſtellung ſo wie bei uns vertreten werden. Ich zweifle, ob in dieſem Augenblicke in ganz Deutſchland ein beſſerer Beaumarchais zu finden iſt als Hr. Moltke. Man hat ſeine Leidenſchaft im zweiten Akte zu ſtark gefunden. Aber hier, wo der Dichter ſelbſt das Ungeheuerſte fordert, muß man ſich freuen, wenn die Mittel des Darſtellers dazu ſo vollkommen ausreichen. Nur iſt freilich auch hier eine Grenze inne zu halten. Selbſt die Wuth, die wildeſte Rachſucht darf auf der Bühne nicht unſchön-natürlich werden. Hr. M. überſchritt dieſe Grenze ein einzigesmal, als ſeine Stimme bei der Ausſprache eines Worts ins heiſer-kreiſchende überſchlug. Im Uebrigen war ſein Spiel vollkommen befriedigend, und für uns wenigſtens erſchütternd. Und Carlos, dieſer Edelſtein und Eckſtein des Ganzen, zu deſſen Bilde dem Dichter ſein Merck die großartigſten Züge geliehen hat, dieſer konkrete, volle, feſte Charakter, in welchen der damascenerſcharfe Weltverſtand mit wahrer, männlicher Freundſchaft, bewußter Egoismus mit Aufopferungsfähigkeit ſich verbinden, den die vollſte Einheit von Wollen und Handeln zu einem wahrhaft plaſtiſchen Ganzen abrundet, dieſer Carlos, der Nerv und die Feder des ganzen Stücks, wurde von Herrn Bluhm ſo vortrefflich dargeſtellt, daß ich daran weder etwas weſentliches ab- noch

hinzuzuthun wüßte. Aber iſt denn dieſer Charakter wirklich ſo ſchwer darzuſtellen, wie man gewöhnlich meint? Ich denke, er kann kaum völlig vergriffen werden. Höchſtens von dem, welcher daraus etwa gar einen gemeinen Intriguanten oder Bühnenböſewicht zu machen unverſtändig genug wäre, ein Fehler, welchen ſelbſt der vortreffliche Pauly, nach Tieck's Darſtellung in den dramaturgiſchen Blättern, nicht ganz vermied. Hr. B. zeigte, daß er die Zeichnung, welche Tieck dort von jenem Charakter entwirft, genau ſtudiert hatte, und ſie iſt in der That ſo vortrefflich, daß ich mich nicht enthalten kann, ſie hier mitzutheilen. Tieck verlangt vor Allem von dem Darſteller des Carlos einen gewiſſen Anſtand, eine vornehme ruhige Haltung, die dieſer Rolle ganz unentbehrlich ſind, wenn wir die Meinung des Dichters in ihr wieder finden ſollen. »Denn Carlos iſt in ſeinen Ausdrucke zwar derb *), dem weichen Clavigo gegenüber proſaiſch, ſelbſt hart, aber der Ton des feinen, wohlerzogenen Mannes, der mit den Vornehmſten lebt, darf ihm darum nicht fehlen. Als Weltmann, als älterer Mann von Erfahrung, ſieht er Alles mit kalter Klugheit; er arbeitet und denkt nur für den Freund, den er, ſo abgeſchloſſen er iſt, ſo ſehr er die Menſchen verachtet, innig liebt. Er

*) Dabei iſt nicht zu vergeſſen, daß ein Theil dieſer »Derbheit«, wie ſie Tieck nennt, auf Rechnung der Jugend Goethe's und jener Kraftgenieperiode zu ſetzen iſt, in der man abſichtlich der weichlichen Prüderie zu trotzen, nach dem Vorgange des Alwater Shakſpeare keinen Anſtand nahm. Man ging darin freilich hier und da zu weit. Manches wird die nachbeſſernde Hand Goethe's ſchon getilgt haben. Anderes muß der Schauſpieler mildern, ſo wie es Hr. Bl. z. B. mit dem: »ihr Liebhaber habt keine Augen und keine Naſe« that, welche letztere Worte er kaum hörbar bei Seite ſprach. —

geht mit Clavigo ganz redlich zu Werke, er opfert ihm endlich sogar seine Ueberzeugung auf, und verlangt nur, dieser soll entschlossen handeln; er soll wissen, was er eigentlich will. Diese Aussprüche und Forderungen des geraden Menschenverstandes sind es freilich, die so oft im Leben dem weichen Egoismus als Bosheit erscheinen, und es ist eine große Feinheit des Dichters, daß der einfache, derbe Carlos (der freilich in der Welt mitgelaufen ist und auch die halb unerlaubten Mittel nicht scheut) auf den schwankenden Freund gerade so einwirkt, wie in so vielen Schauspielen und Tragödien ein verruchter Böswicht es thut. In dieser Politik und Weltklugheit thut sich freilich immer der Fehler hervor, daß sie allzuklug ist, daß sie die Schwächen und Empfindungen zu wenig in Rechnung bringt, die sie selber nicht kennt, und darüber auch das wahrhaft Edle der menschlichen Natur mißkennt und übersieht, das sich so oft aus gering geschätzten Schwächen, aus verächtlichen Fehlern plötzlich und wahrhaft tragisch entwickelt." Hrn. Bluhm's Darstellung entsprach dieser Auffassung fast durchaus. Nur das vornehm-Zuversichtliche dürfte hier und da noch etwas mehr hervorzuheben und der etwas zu langgedehnte Ton in einzelnen Sätzen (z. B. in dem: „Auf! auf, mein Freund! und entschließe dich", im vierten Akt) mit einem schärferen und kräftigern zu vertauschen sein. — Marie (Mad. Bluhm) dürfte bei einer baldigen Wiederholung, die wir sehr wünschen, etwas weniger hinfällig und kläglich in Ton und Geberden erscheinen. Die Rolle wird dadurch leicht monoton. Die schon im Stücke sehr stark aufgetragene Krankhaftigkeit verlangt in der Darstellung eher Milderung als Verstärkung.

Nur mit ein Paar Worten will ich des neuen zweiaktigen Luſtſpiels: »die Freierjagd« nach dem Franzöſiſchen von Lembert, gedenken, welches am 9. Nov. aufgeführt wurde, weil es wegen ſeiner theilweiſe recht guten komiſchen Motive eine Auszeichnung vor ſeinen Vorgängern verdient. Der Gedanke, daß eine junge Wittwe die drei Freier ihrer jüngeren Freundin durch eine wohlberechnete Intrigue von dem Gegenſtande ihrer Bewerbung zu entfernen, und dafür ihrem Stiefſohne zu der Hand derſelben zu verhelfen weiß, gab ganz artige Verwicklungen. Das Stück würde noch mehr Glück gemacht haben, wenn Fräul. Mathilde (Dem. Kemper) weniger affectirt, und das Zuſammenſpiel beſonders am Schluſſe lebendiger und raſcher geweſen wäre. Hr. Jencke (als Hr. von Ebenfurt) lieferte wieder eine köſtliche Charakterrolle.

VIII.

Michel Perrin

oder

der Spion wider Willen.

Luſtſpiel in zwei Akten, nach dem Franzöſiſchen von Th. Hell.

(d. 16. November 1843.)

Das iſt ein Griff, um den man den franzöſiſchen Dichter beneiden konnte, ein ächtes, wirkliches Luſtſpiel voll Geiſt und Leben, voll komiſcher Charakteriſtik und ächt menſchlicher Züge, ein anmuthiges Genrebild, ein Kleinleben mit einem großen Hintergrunde, der die Bedeutſamkeit und das Intereſſe des Ganzen mächtig hebt. Fernab grollen noch die Donner der franzöſiſchen Revolution. Napoleon als erſter Conſul, ihr glücklicher Erbe, von Verſchwörern umdroht, weilt in nächſter Nähe dieſer halb idylliſchen, halb welthiſtoriſchen Vorgänge, als deren Hauptperſon der gute alte Pfarrer Michel Perrin auftritt. Die Revolution hat ihn von ſeinem ſtillen Dorfe fort und nach Paris geſchleudert, wo er, mit Noth und Mangel kämpfend, von ſeiner Nichte Thereſe (Dem. Bahl) und deren Bräutigam Bernard (Hr. Otto), einem

ehemaligen „Soldaten von Arcole“, jetzt Tischlergesellen, kaum erhalten wird. Gutmüthig, liebevoll, ein frommer und gelehrter Theologe, ein herzergreifender Verkündiger des Worts, ist er doch in allen weltlichen Dingen unpraktisch und unerfahren wie ein Kind. Die Erzählung, wie er seine Bewerbung um eine Stelle betrieben, ist köstlich. Er kommt froh und glücklich von einer Audienz, die er — versäumt hat, froh — weil er sie versäumt hat, aber fest überzeugt, daß er nun dennoch Alles auf das Vortrefflichste eingeleitet habe, um sich und den Seinen zu helfen. Erst als er die bittere Noth der letzteren durch Bernard erfährt, verliert er seinen guten Humor. Da erinnert er sich, daß er ja alte Schulfreunde in Paris hat, die jetzt mächtige Männer sind, unter ihnen selbst den Polizeiminister Joseph Fouché, seinen liebsten Schulkameraden. Er will an ihn schreiben, als Fouché selbst eintritt, und nach einigen Wendungen sich zu erkennen giebt. Nun ist aller Noth Ende da. Fouché, in großer Eile von einem Beamten, dem Polizeibüreauchef Desaunais, zum ersten Consul abgerufen, empfiehlt seinen alten Freund dem Beamten zu sofortiger Anstellung, vergißt aber die Qualität derselben anzugeben, und Desaunais, der natürlich nur an seine Polizeiaffairen denkt, nimmt ihn sofort mit 20 Franken täglich als Polizeispion in Dienst. Natürlich merkt der gute Pfarrer nicht, was man eigentlich von ihm verlangt, da Desaunais, der alles als bekannt und vom Minister abgemacht voraussetzt, ihm bloß aufträgt, die Cafés's, Restaurationen und Promenaden zu besuchen. Aus diesem Mißverständnisse entspringen nun die ergötzlichsten Verwicklungen. Michel Perrin hilft, ohne es zu wissen, in aller Unschuld ein Complott gegen das Leben des ersten Consuls entdecken, er zeigt sogar

unter den Verſchwornen, ohne es zu wollen, ſeinen eignen Freund an, erregt abwechſelnd bei dem Polizeimanne den bitterſten Aerger über ſeine Einfalt, und das höchſte Erſtaunen über ſeine polizeiliche Schlauheit, und endet zuletzt damit, die arretirten Häupter des Complotts, die er verhören ſoll, nach einer frommen und ſalbungsvollen Ermahnung in Freiheit zu ſetzen, die denn dafür ihr verbrecheriſches Vorhaben aufgeben. Nach der Wahrſcheinlichkeit in allen dieſen Vorgängen darf man ſo genau nicht fragen. Es iſt alles von dieſen franzöſiſchen Poeten (Mellesville und Duveyrier) mit jener Keckheit und Dreiſtigkeit aneinander gereiht, von der uns Deutſchen etwas zu wünſchen wäre. Raſches Spiel hilft darüber hinweg und läßt uns, ſo lange wir zuſchauen, gar nicht zur Kritik kommen. Jede Unwahrſcheinlichkeit, ſobald wir ſie einmal hingenommen haben, erſcheint als ein fait accompli, das man gelten laſſen muß. Daß der wirkliche Fouché einen ſolchen abgeſchmackten Pinſel von Büreauchef in ſeinem Dienſte lange behalten ſollte, iſt unmöglich. In der Comödie hat er ihn aber einmal, und wir danken es ihm, wenn er uns, von einem Jencks dargeſtellt, durch ſeine Albernheit zu lachen giebt. Die Polizei iſt im Leben ſo oft beklemmend und langweilig, daß wir Gott danken, wenn ſie uns in der Poeſie wenigſtens einmal Kurzweil verſchafft. Nur ein Mißton iſt in dem Stücke. Der alte Perrin wird nämlich tragiſch, als er erfährt, daß er zwei Tage lang, ohne es zu wiſſen, den Polizeiſpion gemacht hat. Er geräth außer ſich und zürnt ſeinem Freunde Fouché, der doch nicht einmal daran Schuld iſt, und läßt ſich erſt mit Mühe beſänftigen, als dieſer ihm ſeine alte Pfarrſtelle, und noch dazu mit einer reichen Dotation, wieder ertheilt. Dieſes Pathos iſt

iſt nicht in der Ordnung. Dieſe Klagen, dieſer Jammer iſt ungerecht. Er hätte die Vorſehung ſegnen ſollen, die ihn in ſeinem zweitägigen Wirken, von deſſen Aufgabe er keine Ahnung hatte, nicht nur nichts Böſes, ſondern ſogar etwas ſehr Gutes thun ließ.

Die Darſtellung war ſehr gelungen zu nennen. Hr. Schlögell, der als Michel Perrin bei uns debütirte, fand eine verdiente freundliche Aufnahme. Die Gutmüthigkeit, Vergeßlichkeit und naive Weltunerfahrenheit des alten Pfarrers gelang ihm ſehr gut, nur einen kleinen Zuſatz von Würde hätten wir gewünſcht, auch dürfte an einzelnen Stellen die Derbheit einer gewiſſen körperlichen Rüſtigkeit zu mildern ſein, ohne gerade Hinfälligkeit zu werden. Hr. Schl. wird in dem erhaltenen Beifalle eine um ſo größere Aufmunterung finden, da derſelbe hier nicht ohne hinreichende Urſache gezollt wird. Schauſpieler, die bei uns gaſtirten, ſahen ſich oft in ihren Erwartungen und Anſprüchen bitter getäuſcht. Sie fanden, was ſie meiſt nicht in dieſem entlegenen Orte vermutheten, ein Publikum, das ſehr ſcharf zu urtheilen weiß, und ſich durch den Namen keiner Bühne imponiren läßt, ſondern ſeinem eignen Urtheile und dem, was es ſieht und hört, Folge leiſtet. Und das iſt gut.

IX.

Der alte Feldherr.

Vaudeville in einem Akt von C. v. Holtei.

(d. 16. November 1842.)

Ein Paar Scenen, ſo loſe und locker aneinander gereiht, und doch von ſo großer, ergreifender Wirkung! Aber der blutig rothe Faden eines ungeheuren Schickſals, das ein unglückſeliges Volk aus der Reihe der Nationen Europa's tilgte, ſchimmert ſelbſt durch dieſe Glasperlen hindurch. Ein Held, ſo rein, ſo makellos, ſo unglücklich, ein greiſer Krieger, der den Untergang ſeines Vaterlandes beklagt, ein Feldherr, vor deſſen Namen ſich die verwilderte Soldateska ſeines Volks, fern von der Heimath, in den Staub wirft, — das muß jedes menſchliche Herz rühren. Es thut nichts, daß dieſe kleinen Lieder Kosciusko's und Lagienka's ihren Weg bis zu den Leierkaſten der Jahrmärkte gefunden, daß die von Trunk und Elend verwüſteten Kehlen der modernen Rhapſoden ſich daran heiſer geſungen haben. Dieſe Worte und Töne bedürfen nur anderer Träger, um uns darum doch auf das Tiefſte zu erſchüttern. Denn vor uns ſteht dieſe

unſelige Polonia, die wohl wie die ſchmerzenreiche Mutter ſprechen kann: »welcher Schmerz iſt wie der meine?« Dieſes Blut und dieſe Thränen fließen noch. Das ungeheure Unrecht, der unſühnbare Frevel, der an dieſem Volke ſeit den letzten fünfzig Jahren begangen, ſchreit noch zu Gott empor, und ſo gewiß die Weltgeſchichte das Weltgericht iſt, ſo gewiß wird dieſe Sünde an denen, die ihre Hände zu dieſem Volksmorde geboten, heimgeſucht werden:

Wenn die Lerche wieder ſingt
Im verwaiſten Trauerthale,
Wenn der Roſe Knospe ſpringt
Aufgeküßt vom Sonnenſtrahle,
Reißt der Lenz das Leichentuch
Auch vom eingeſcharrten Fluch.

Raſch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen,
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem ſchwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach!

Wenn dieſer Frühling, von dem der Dichter ſingt, für das zertretene Polen erſcheint, dann werden, wenn nicht wir ſelbſt, doch unſre Kinder das alte Quidquid delirant reges plectuntur Achivi empfinden. Doch — vorbei! vorbei!

Hr. Schlögell gab den alten Feldherrn. Man hätte ihm das ſo unmittelbar nach dem Michel Perrin nicht zumuthen ſollen. Der Charakter des letztern, den er ſo brav gegeben hatte, ſchimmerte noch zu ſehr durch den erſtern hindurch. Weder er ſelbſt noch die Zuſchauer wurden vollſtändig aus der erſten in die zweite Illuſion verſetzt.

Es fehlte an Adel und Würde, die in der Erſcheinung des greiſen Kosciusko ein Haupterforderniß ſind, und ſtatt deren trat die paſtorenhafte Weichmüthigkeit der erſten Rolle hervor. Dazu verſagten auch die phyſiſchen Kräfte, die Stimme ward rauh und heiſer, und das Ganze endete mit einem Mißklange. Hr. König, der (als Lazienka) den zweiten Vers des Schlußliedes vortrefflich und ergreifend dramatiſch vortrug, hatte daran auch ein wenig Schuld. Das bekannte: du sublime au ridicule il n-y-a q'un pas bethätigte ſich auch hier wie öfters an ihm. Es iſt noch immer kein rechter Verlaß, keine Sicherheit in ſeiner Erſcheinung. Die Heftigkeit ſeiner Bewegungen und Tonaccente, das mangelnde Maaß für den Affect, ſein weitausſchreitender, gewaltthätiger Gang ſind eben ſo viele Hemmniſſe ſeines unleugbaren Talents. Bei alledem war er in ſeiner Rolle diesmal eine ächt charakteriſtiſche Erſcheinung, und hätte er ſich in dem Schlußmomente zu mäßigen gewußt, ſo wäre ſein Erfolg noch entſchiedener geweſen. Ein Paar Roheiten der Polniſchen Reiter im Texte wären auch wohl zu ſtreichen geweſen, ſo z. B. was der Ulahne Lipowsky über ſeine bisherigen Erfolge ſagt, und was wir ihm hier nicht nachſprechen wollen.

X.

Schillers Tell.

(den 21. Novbr. 1840.)

Diese Aufführung des Tell hat mir zwei Dinge bestätigt. Erstens: daß Börne in seiner Zergliederung des Hauptcharakters Recht hat, wenn er die beiden Thaten desselben, den Apfelschuß und den Mord Geßlers, aus sittlich-ästhetischen Gründen für das Drama verwirft, und zweitens: daß die Klagen Tiecks über die zum Theil durch Schiller, weit mehr aber noch durch seine Nachfolger herbeigeführte Verwandlung des ächten dramatischen Vortrags in unnatürliche Deklamation, durch welche das Ganze eines Kunstwerks in lauter einzelne Stellen zerrissen wird, gegründet sind.

Was den ersteren Punkt betrifft, so kann ich ihn nur mit der ehrfurchtsvollen Scheu aussprechen, die einem in jeder andern Hinsicht vollendeten Meisterwerke gegenüber unser Herz befängt. Aber zurückhalten will ich ihn darum nicht, weil der Eindruck ein wahrer, ein empfundener ist, und weil derselbe wesentlich durch die lebendige Darstellung weit stärker und bestimmter als durch die

bloße Lectüre hervorgerufen und bestätigt wird. Des bei weitem dankbareren Geschäfts, das ganze Kunstwerk und seine Composition zu entwickeln, kann ich mich aber schon aus dem Grunde hier enthoben achten, weil diese Aufgabe neuerdings von mehreren Kunstrichtern *), und namentlich zuletzt von Hoffmeister **) so gründlich und mit so feinem Sinne gelöst worden ist, daß auf diesem Felde kaum eine spärliche Nachlese übrig bleiben dürfte. Auch ist das Hoffmeister'sche Werk bekannt genug, um die dort gegebene Entwicklung, ein Meisterstück liebevollsten und sorgfältigsten Eingedens, hier voraussetzen zu können. Wir werden daher unsre Bemerkungen an dieselbe anknüpfen.

Man kann den Tell eine tragische Idylle nennen, oder auch ein dramatisirtes Epos im größten Stile, wie denn Goethe bekanntlich denselben Stoff in einem epischen Gedichte behandeln wollte, ehe er ihn an Schiller zur dramatischen Bearbeitung überließ. Schiller nennt das Stück ein „Schauspiel", und bezeichnete damit im Wesentlichen dasselbe. Ein ganzes Volk tritt hier an die Stelle des dramatischen Hauptheldes; Tell selbst aber, in welchem Hoffmeister „den vollständigsten und reinsten Spiegel und Vertreter dieses Volksgeistes sieht, in welchem die eigenthümlichen Vorzüge des Volks zusammt begriffen und zu einer festen Gestalt verbunden sind", ist dies nach unserm Dafürhalten keineswegs. Er ist eine durchaus selbstständige, von der großen Volksbewegung,

*) So z. B. von W. E. Weber: Goethe's Iphigenie und Schiller's Tell. Bremen 1830.

**) Schiller's Leben ꝛc. Theil V. S. 148—224.

deren Darſtellung das Gedicht iſt, durchaus unabhängige Figur. Dieſen Hauptbegriff des Helden, der dem Stücke den Namen giebt, empfing Schiller von Goethe, und ich kann den neuern Kritikern nicht zugeben, daß dieſes Geſchenk ein glückliches war. Ich finde darin die ſchwächſte Seite des herrlichen Werks, als Drama betrachtet. Nach der Ueberlieferung ſchwur Tell auf dem Rütli mit den Verbundenen; Schiller trennt ihn von dieſen. Wir haben dadurch einen eigenartigen Charakter gewonnen, aber das Drama hat einen Helden verloren, keinen idealen Helden freilich, aber doch einen Helden, wie er allerdings auf dieſem Boden möglich war.

Hoffmeiſter vertheidigt jene abgeſonderte und ſelbſtſtändige Haltung des Tell mit mehreren, aber wie mir ſcheint, durchaus unzureichenden Gründen. Von allen Schweizern, ſagt er, vergießt innerhalb der Handlung Tell allein Blut. Dieſe That will der Dichter als eine gerechte darſtellen. Dies kann ſie nur ſein, wenn ſie als Nothwehr des Einzelnen gegen den Einzelnen dargeſtellt wird.

Iſt dieſe Bemerkung richtig? Ich zweifle. Was haben wir vor uns? Ein einfaches, ſchlichtes Naturvolk, das ſich von der Ländergier ſeines Schirmherrn, der es zu ſeinem Eigenthum machen will, in ſeinen Freiheiten und Sitten gefährdet, in ſeinen heiligſten Rechten gekränkt ſieht. Die Vögte dieſes Oberherrn üben unmenſchliche Gräuel und Frevel, ſie taſten mit frecher Gewaltthat nicht nur das Allgemeine, ſondern auch das Einzelne, die Familie, an. Die Noth iſt ſo groß, der Druck ſo unerträglich, daß ſelbſt die Weiber zu Heldinnen werden und ihre Männer zur Empörung treiben. Die Aelteſten und Häupter treten zuſammen, die Lande

verbinden ſich zur Abſchüttelung des Jochs: „wenn's ſein kann, ohne Blut“. Freilich, „wenn's ſein kann“ — wer wünſchte das nicht! Aber dieſe Klauſel iſt ſehr allgemein, die Ausſicht auf ihre Erfüllung ſehr ſchwach. Und einen Tyrannen, der ſo wie Geßler Recht und Menſchlichkeit mit Füßen tritt, zu erſchlagen, und mit ſich und den Seinen zugleich das Vaterland von ihm zu befreien — iſt nicht bloß Recht, iſt Pflicht. Denn Schiller ſelbſt läßt ſeinen Stauffacher ſagen:

Eine Gränze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt, — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen, unveräußerlich. — —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüber ſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben. —

Wie alſo Geßler's Ermordung, wenn Tell zugleich mit der eignen, wie Melchthal auch die Sache des Vaterlandes führte, zur ungerechten That werden mag, geſtehe ich nicht einzuſehen. Sollen wir uns doch jetzt mit dem „der ganzen Welt als heroiſch-patriotiſch-rühmlich geltenden Meuchelmorde“, wie Goethe Tell's That einmal nennt *), ausſöhnen, mit dem Meuchelmorde, den ein Einzelner am Einzelnen aus Rache, ja aus Rache, ebenſowohl und noch mehr, als zum Schutze ſeiner und der Seinen gegen mögliche Gefahr

*) Werke, Band 40, S. 134.

vollbringt. Hierin liegt die Schwäche der Tell'schen That. Börne in seiner berühmten Charakteristik des Tell, wie er bei Schiller erscheint, verwarf sie vom sittlich-ästhetischen Standpunkte aus unbedingt. Er nannte sie eine That der Rache und der Feigheit, nicht der Nothwehr. „Damals," sagt er, „wenn Tell, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßler's Brust gerichtet hätte, wäre es Nothwehr gewesen, später war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten." Börne hat hier, wie auch ein anderer Kunstrichter*) eingesteht, unwiderleglich das Richtige getroffen, und ebenso auch darin, daß er den Apfelschuß im Stücke als ein sittliches Wunder, eine ästhetische Unmöglichkeit verwirft. Ein Vater, sagt er, könne Alles wagen für seines Kindes Leben, doch nicht dieses Leben selbst. Alle Personen im Stücke verdammen diese That als unnatürlich, die Redenden, wie die Schweigenden, ja, setzen wir hinzu — Geßler selbst. „Er hat geschossen! wie! der Rasende!" ruft er aus, als er vernimmt, daß sein Befehl vollzogen sei. Bezeugen diese Worte nicht sonnenklar, daß der Schiller'sche Geßler die Vollziehung seines Befehls im Voraus als unmöglich für einen Vater ansieht? Hoffmeister sagt: in dem ganzen Stücke seien ihm diese Worte allein nicht erklärlich (S. 183). Uns scheinen sie sehr klar. Geßler wollte sich des Tell versichern, indem er ihn zu offenbarem Ungehorsam zwang, und zugleich ihm eine Art geistiger Marter bereitete, da-

*) Gutzkow. Leben Börne's S. 136.

für, daß jener ihn einſt zittern gemacht. Daß es ihm mit dem Gebote kein letzter Ernſt war, zeigen jene Worte unwiderſprechlich. Aber ebenſo unwiderſprechlich iſt es auch für jedes Gefühl, daß der dramatiſche Tell nicht ſchießen durfte, „und wenn darüber,“ wie Börne ſagt, „aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden wäre.“ Man frage in jener Scene nur das Gefühl des eignen Herzens. Was erwartet man? Nur zweierlei: entweder ſtandhafte Weigerung des Unerhörten, Gräßlichen, eine Weigerung, die es darauf ankommen ließ, ob ſo wahnſinnige gräßliche Tyrannei (nur die Mädchen kennen ſie, und dieſer Apfelſchuß iſt in der Wirklichkeit ein ſolches), die für die Weigerung eines unmenſchlichen Gebots Vater und Kind mit dem Leben bedrohe, mög-lich ſei — oder die kühne That der Nothwehr gegen den ſich aus der Menſchheit ſelbſt ausſchließenden Tyrannen. Daß Schiller der Sage gefolgt iſt, ſchadet der menſchlichen Wirkung des dramatiſchen Kunſtwerks unendlich. Es entzieht ihm in dem bedeutendſten Punkte den Boden der ächten Wirklichkeit, und macht die ſpätere That Tell's an Geßler ſtatt zu einer edlen und ſchönen, zur unedlen und unſchönen. Nicht ohne Urſache hat Schiller alle Kraft ſeines Genius, allen Zauber ſeiner Poeſie angewendet, um in jenem berühmten Monologe die That ſeines Tell zu rechtfertigen, und gleichſam als traute er ſelbſt dieſer Vertheidigung nicht genug, hat er dem Ganzen noch die Epiſode mit Parricida angehängt. Schiller ſcheint hier gefühlt zu haben, daß auf Tell's That etwas laſte, was ihrer dramatiſchen, ihrer äſthetiſchen Wirkung hinderlich ſei. Und ſo iſt es. Der Apfel iſt ſo häßlich wie der Stamm, der Stamm aber iſt jener

erſte Schuß, bei dem er, noch ehe er ihn that, wie er in dem Monologe ſelbſt bekennt:

„mit furchtbarem Eidſchwur, den nur Gott gehört,"

das Herz des Landvogts als das „erſte Ziel des nächſten Schuſſes" ſich geſetzt hatte. Die That iſt alſo eine That der Rache, eine „heilige Schuld eines Rachegelöbniſſes" — ausgeführt vom ſicheren Verſteck aus gegen den Feind, der eben zuvor noch das eigne Leben in höchſter Noth ihm anvertraut hatte, aber ſie iſt keine That der Nothwehr.

Hoffmeiſter legt einen großen Nachdruck auf die Entſchuldigung Tells, daß er den Hut zu grüßen „aus Unbedacht" verſäumt habe. „Wär' ich beſonnen, hieß ich nicht der Tell", ſagt der letztere zum Geßler. Hoffmeiſter macht nun aber im Umſehen aus dem „Unbeſonnenen" einen „Einfältigen", einen „Blödſinnigen", und meint, „als ſolchen habe ihn Geßler auf die Probe ſtellen wollen, und würde ihm, hätte er ſich zu ſchießen nicht geweigert, als einen wirklich Blödſinnigen betrachtet und als unverdächtig fortgeſchickt haben." Aber den wackren Erklärer Schiller's in Ehren, dieſe Auslegung iſt durch nichts gerechtfertigt. Nirgends im ganzen Stücke erſcheint Tell als ein Einfältiger und Blödſinniger, wohl aber als ein Mann, der ſich vor einem kühnen Wagniß nicht lange beſinnt, deſſen Muth und Entſchloſſenheit im Augenblicke der Gefahr alle hochachten und preiſen, und auf den die Erſten des Landes große Hoffnung ſetzen — obſchon auch ſie ſich in ihm irren. Die Noth iſt ſo groß, die Tyrannei des Zwingherrn ſo unerträglich, daß ſchwache Weiber und Greiſe zum Auf-

ſtande mahnen. Tell allein will davon nichts wiſſen. Er empfiehlt dem Stauffacher als einziges Mittel gegen den Druck „Geduld“. „Hart Regiment daure nicht lange, dem Friedlichen gewähre man gern den Frieden, durch Geduld und Ruhe ermüde man zuletzt ſelbſt die Tyrannei“, das ſind ſeine Troſtgrundſätze. Beim allgemeinen Schiffbruche helfe der „Einzelne“ ſich leichter, und „der Starke ſei am mächtigſten allein“, mit dieſen Worten lehnt er die Theilnahme zu jeder Vereinigung für die gemeine Sache ab. Auch empfindet er die allgemeine Noth erſt, als ſie ihn ſelbſt ergreift, und da zeigt er ſich ihr am wenigſten gewachſen. Denn wie man auch ſonſt über den Charakter Tell's denken mag, ſein Benehmen dem Landvogt gegenüber:

Verzeiht mir, lieber Herr! aus Unbedacht
Nicht aus Verachtung Eurer iſt's geſchehn.
Wär' ich beſonnen, dies ich nicht der Tell,
Ich bitt' um Gnad', es ſoll nicht mehr begegnen.

ſeine Demuth und Unterwürfigkeit, die ſich auch ſelbſt nach dem Schuſſe bei der erſten Frage Geßler's nach dem zweiten Pfeile noch nicht verleugnet, das Alles kann Hoffmeiſter, ſo ſehr er ſich auch bemüht, doch nicht als „nothwendige Züge eines Repräſentanten des Schiller'ſchen Schweizervolks“ rechtfertigen, das „nur von der frommen Natur und der Gewohnheit des Gehorchens geleitet, ſich ängſtlich, nachgiebig, ja unterwürfig zeige, und das Aeußerſte dulde, ehe ſich die Natur ſo ſehr in ihm empöre, daß ſie das Aeußerſte vollbringe.“ Das mag von dem „Landmanne“ in abstracto gelten, für die Schweizerbauern Schiller's gilt es nicht. Der Knabe Walther Tell allein könnte hier als Widerlegung

dienen. Aber das möchte wie Spott klingen, obwohl es ernste Wahrheit ist. Sehen wir uns daher nach andern Zeugen gegen Hoffmeister um. Da steht zuerst Arnold von Melchthal, auch nur ein Landmann. Wie aber denkt, spricht und handelt der! wie „Großes leistet er in kurzer Frist“ für die allgemeine Sache, wie scheut er nicht Gefahr und Tod, und wagt sich selbst bis in des Tigers Höhle! Wie zählt er allein nur auf die eigne Kraft des Volks bei dem Befreiungswerke:

Was braucht's des Edelmanns! laßt uns allein vollenden!
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir würden uns schon selbst zu schirmen wissen.

Wie frei, groß, edel und selbstbewußt stellt sich dieser Bauer dem Junker Rudenz gegenüber!

Hier ist meine Hand
Des Bauern Handschlag, edler Herr, ist auch
Ein Manneswort! Was ist der Ritter ohne uns?
Und unser Stand ist älter als der Eure.

„Ich ehr ihn, und mein Schwerdt soll ihn beschützen,“ sagt Rudenz. Aber Melchthal's kühne Antwort:

Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde
Sich unterwirft, und ihren Schooß befruchtet,
Kann auch des Mannes Brust beschützen.

hilft ihm auf den rechten Weg einlenken:

Ihr sollt meine Brust, ich will die Eure schützen.
So sind wir Einer durch den Andern stark. —

Und wie fröhlichen Muthes begegnet dieser „Landmann“, nachdem das Land befreit ist, den sorgenvollen Aussichten

der Alten in die Zukunft, daß der König heranziehn werde, den Tod des Vogts zu rächen!

Er zieh heran mit seiner Heeresmacht!
Ist aus dem Innern doch der Feind verjagt;
Dem Feind von Außen wollen wir begegnen.

Hat der Tell eine Ader von diesem ächten schweizerischen Freiheitshelden? Aber Melchthal hat persönliche schwere Unthat zu rächen, Tell ist vor dem Apfelschusse ungekränkt. Gut! Aber Stauffacher und sein Weib, Walther Fürst und all die „Redlichen", die „wackern Männer", die den Bund aufrichten, um die angestammte Freiheit zu wahren, haben sie persönliche Unbill erlitten? leben sie im Elend, der Habe beraubt, schmachten ihnen Blutsverwandte in Fesseln? O nein! Es geht ihnen allen leidlich wohl, Stauffachern voran, dessen Wohlstand selbst des Vogtes Neid erregt. Demüthige Unterwürfigkeit, wie sie Tell dem letztern anräth, könnte sie auch vielleicht in Zukunft einzeln vor dem Schlimmsten bewahren. Aber die allgemeine Last der Tyrannei, der drohende Verlust der alten Freiheit und Selbstständigkeit regt sie auf, das Aeußerste zu wagen. Welcher Art diese Freiheit sei, entwickelt Stauffacher genügend in der Rütliscene, und der alte Attinghausen, da wo er von Oesterreichs Herrschaft und ihren Folgen spricht. Freilich ist's nicht die „moderne Freiheit", wofür sie sich erheben wollen, das kann man Hoffmeistern zugeben, immerhin aber ist's ein Allgemeines, ein allgemeiner Zustand, die wohlerworbene Freiheit Aller vom Drucke fremder Herrschaft, für die sie, wie weiland die deutschen Männer und Frauen des Tugendbundes und die Kämpfer von 1813—1815, in die Schranken treten. Dies Gefühl beseelt alle bis

auf den letzten Hirten, und der Tell, der ſich von dieſem Gefühle und ſeiner Bethätigung ausſchließt, und ſich in die Klauſe ſeiner Individualität zurückzieht, der dem tyranniſchen Vogte für ſein übermüthigſtes Begehren in Zukunft willigen Gehorſam verſpricht, er ſollte „der reinſte Spiegel und Vertreter dieſes Volksgeiſtes“ ſein! Dann müßte das ganze Stück umgeſchaffen werden bis auf den Knaben Walther, der die Freiheit mit der Muttermilch eingeſogen zu haben ſcheint.

Ich komme jetzt auf die Darſtellung des Stücks. Daß man die Epiſode des Parricida weggelaſſen hatte, war nicht zu tadeln. Andere Auslaſſungen waren durch die Umſtände nöthig gemacht, da der gewaltige Perſonenumfang dieſes Werks die Mittel ſelbſt der größten Bühne erſchöpft. Dagegen aber war die Wegſchneidung der kurzen Scene zwiſchen Stauffacher und Pfeiffer von Luzern (I., 2), ſo wie des Schluſſes der Mordſcene (IV., 5) eben ſo ſehr zu tadeln, als der willkührliche Schluß, den man dem Ganzen durch die Wiederholung des Schluſſes der Rütliſcene zu geben ſich erlaubt hatte. In dieſer Hinſicht ſind wir Deutſchen, die wir uns mit unſerer Pietät ſo viel wiſſen, gegen die Schöpfungen unſerer größten Geiſter wahrhaft pietätslos. Die muſikaliſche Einleitung des Ganzen durch die Roſſiniſche Tell-Ouvertüre war zu loben, aber — ſie mußte bei dem Paſtorale abbrechen, um auf die Anfangsſcene überzuleiten, in deren idylliſche Sanftheit jetzt das Donnerwetter dieſes Roſſiniſchen Spektakelſchluſſes ſchrill und gellend hineinklang. Nun aber die ſprachliche Darſtellung. Ich kann mir nicht helfen, ſie erſchien mir dem ganzen Tone nach, mit wenigen Ausnahmen, verfehlt. Schiller's Sprache mit ihrem lyriſchen Pathos, ihrer poetiſchen Fülle und ihrem

Gedankenreichthume bedarf gerade in dieſem Stücke, wenn der Eindruck des Schlichten, Naiven, Ländlichen, Idylliſchen nicht ganz zerſtört werden ſoll, einer Mäßigung, einer Einfachheit und Gehaltenheit, kurz einer Vermeidung alles Deklamatoriſchen, einzelne Stellen aus dem Ganzen herausreißenden Pathos, von dem ſich genau genommen nur der Knabe Walther (Jenke), Geßler (Hr. König, der ſeine Rolle ſehr brav und mit großer Mäßigung aufgefaßt hatte), und theilweiſe der alte Attinghauſen (Hr. Schlögell) frei gehalten haben. Ich weiß, daß es den Mitgliedern unſerer Bühne um die Wahrheit zu thun iſt, und habe zu viel Beweiſe, daß ſie derſelben zugänglich ſind, als daß ich ihnen dieſelbe in dieſem Falle verhehlen ſollte. Keine von den Hauptperſonen der Landleute traf diesmal den rechten Ton, der gerade für dies Kunſtwerk höheren Stils ein ganz beſonderer iſt, wo die Erhabenheit in der Schlichtheit und Einfachheit liegt. Wenn z. B. Stauffacher ſeinem Weibe Gertrud (Mdme Schulze, die ſich meiſt ſehr gut und gemäßigt hielt), bei ſeinem Weggange (I., 2) ſein Haus empfiehlt, und die ſchlichten Worte: „Leb wohl — und weil ich fern bin, ſichre Du ꝛc.“ mit ſtärkſter Betonung und pathetiſch erhobner Stimme ſpricht, ſo iſt das grundlos und unrichtig. Melchthal (Hr. Otto), der ſonſt zu loben war, überſchrie und erſchöpfte ſich im erſten Auftritte; die Erhabenheit ſeiner Schilderungen bedarf des theatraliſch-deklamatoriſchen Pathos nicht, er darf nicht vergeſſen laſſen, daß ein Landmann, ein Bauer ſpricht, wenn auch ein Schiller'ſcher. Auch Tell (Hr. M.) durfte das nicht. Er war zu ritterlich und heldenhaft im Auftreten, zu wenig einfach, ſchlicht und natürlich im Tone

der Stimme. Als Rudens wär' er vortrefflich gewesen, als Tell befriedigte er nur an einzelnen Stellen. Die ganze Vorstellung ließ das Publikum meist kalt, und doch war es zahlreich genug versammelt, um zu zeigen, daß es warmen Antheil an dem schönsten Werke des deutschen Lieblingsdichters nehme.

Uebrigens verdiente die Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit welcher der Regisseur (Hr. Moltke) bei der scenischen Anordnung alle die Schwierigkeiten, welche sich der Aufführung dieses Werks bei einer kleinen Bühne und ihren beschränkten Mitteln in den Weg stellen, zu überwinden gesucht hatte, alles Lob. Leider aber ist es ein Uebelstand, daß solche Kunstwerke auf fast allen deutschen Bühnen noch immer ohne die gehörige Vorbereitung gleichsam aus der Pistole geschossen zu werden pflegen. „Ein klassisches Stück kann aber nicht sorgfältig genug vorbereitet werden, denn ein Werk, welches alle Kräfte des Geistes und Gemüths in Anspruch nimmt, fordert auch eine wirkliche Vertiefung von Seiten der Darsteller" (Rötscher: die Kunst der dramatischen Darstellung S. 418).

XI.

Drei Gaſtſpiele des Herrn Kaiſer*).

Nacht und Morgen.

Von Frau Ch. Birch-Pfeifer.

(den 20. Novbr. 1843.)

„Dieſe Frau hat das Talent ſchlechte Stücke mit guten Rollen zu ſchreiben," erwiederte mir ein tüchtiger Schauſpieler, dem ich mein Befremden über die Erfolge der Madame Birch-Pfeifer äußerte. Ich glaube er hat Recht. Was haben wir hier vor uns? Einen bekannten und beliebten Roman mit der großen Gartenſcheere zugeſchnitten. Frau Birch-Pfeifer nimmt den gewirkten engliſchen Teppich des epiſchen Gemäldes, ſchneidet die Hauptfiguren heraus, leimt ſie auf Holzpappe, befeſtigt ſie an den dramatiſchen Draht, wählt aus dem

*) Als Lord Lilburne in „Nacht und Morgen"; Philipp II. in „Don Carlos", und Bolingbroke in „Scribe's Glas Waſſer".

gegebenen Reichthum von Situationen und Redensarten die effectvollsten aus, und — das Stück ist fertig und der Erfolg dazu.

Der Erfolg? Ja, auch der Erfolg. Thatsachen lassen sich nicht bestreiten, und die Erfolge dieses Stücks auf den deutschen Bühnen sind Thatsachen. Auch mit dem vornehmen Achselzucken des Spottes ist nichts gethan. Man muß sie erklären, wenn man gerecht sein will, gerecht gegen die Verfasserin, die diese Stücke dem Publikum vorsetzt, gerecht gegen das Publikum, das sich zu ihnen drängt, gerecht endlich auch gegen die Schauspieler, welche ihre Bravourrollen daraus entnehmen.

Betrachten wir einmal dieses Stück. So roh und ungefügig es zusammen gestellt, so gewaltthätig die Verfasserin besonders in der letzten Hälfte mit dem Originale verfahren ist — Eins läßt sich nicht leugnen, daß sie nach ihrer Art einen glücklichen Griff gethan hat, daß einzelne Partien, wie z. B. der ganze erste Akt, durchaus theatralisch und dramatisch zu nennen sind.

Der Bulwersche Roman ist allgemein bekannt und mit allgemeinem Interesse in Deutschland aufgenommen. Er ist ein treues, farbenreiches Gemälde englischer Lebens- und Familienzustände, gegen welches der Troß unserer dramatisirten „Conversationsstücke“ kahl und farblos erscheint. Die Hauptfiguren der Brüder Beaufort und ihrer Kinder, der Mistriß Morton und vor allen des Lord Lilburne und William Gawetry's haben, wenn gleich auch keine bedeutsame Tiefe, doch die derbe und frische Rundheit charakteristisch englischer Typen. Jeder Leser des Romans — und wer hätte in Deutschland Bulwer nicht gelesen! — hat ein Bild von ihnen in seiner Seele, das er wohl gern einmal auch leiblich verkörpert

vor sich sehen möchte. Es geschieht, und — jeder begrüßt, wenn der Vorhang aufrollt, lauter alte Bekannte. Die größten Lücken im Drama überspringt der sonst so bedachtsame Deutsche willig, denn seine Phantasie füllt sie leicht durch die Erinnerung aus. Das alles sind außerordentliche Vortheile, Vortheile, wie sie etwa auf dem eigentlichen Gebiete wahrer dramatischer Kunst große, im Bewußtsein der Menschen noch lebendige historische Stoffe und Charaktere gewähren. Rechnen wir dazu das stoffliche Interesse, wie es die in dem Romane geschilderten Begebnisse gewähren, diese Eigenartigkeit englischer Zustände, diese Rechts- und Erbverhältnisse der großen Familien, diese heimlichen Ehebündnisse, diese selbst in ihrer Ausartung imposante sittliche Verderbtheit einer fürstengleichen hohen Aristokratie, welche Charaktere wie diesen Lord Lilburne, die sozialen Verhältnisse, welche Erscheinungen wie diesen William Gawetry möglich machen, und endlich den Hintergrund der beiden Welthauptstädte London und Paris mit ihren riesigen Gegensätzen von Reichthum und Elend, Größe und Verworfenheit, ihren kolossalen Verbrechen u. s. f. — rechnen wir, sage ich, dies Alles zusammen, so werden wir, dünkt mich, finden, daß Frau Birch-Pfeifer mit ihrer Industrie gar so übel nicht spekulirt hat. Wir werden es aber auch dem Publikum nicht allzusehr verargen, wenn es — da das Theater ja doch einmal fast überall nur der „Unterhaltung", dem „Amüsement" dienstbar geworden ist, dieses Unterhaltungsbedürfniß besser durch die Coulissengemälde der Frau Birch-Pfeifer, als durch die saft-, kraft- und farblosen Pinseleien der Bauernfeld und anderer männlichen und weiblichen Iffland unserer Tage befriedigt findet.

Wir kennen und verstehen, achten und schätzen die dramatischen Meisterwerke eines Shakspeare, Schiller und Goethe heutzutage mehr wie jemals. Dies erst beweisen wollen, hieße Wasser in's Meer tragen. Und wenn diese Werke oft vor leeren Häusern gespielt worden, wenn sie die Menschen nicht in die Kunsttempel ziehen, oder sie in denselben nicht fesseln und begeistern, so liegt die Schuld, unter uns gesagt, auch daran, daß die Kunst aus diesen Tempeln entflohen ist. Wir haben wohl einzelne gute Schauspieler, aber keine Bühne Deutschlands hat einen Verein, eine organische Genossenschaft künstlerisch gebildeter, in einer Schule, wie Goethe und Immermann sie schufen zu einer Einheit gebildeter Darsteller aufzuweisen, die ein Kunstwerk als ein Ganzes würdig und dem Ideale entsprechend in die Leiblichkeit der Gegenwart zu rufen vermöchten. Neben einem Talente ersten Ranges stolpert und spreizt sich oft die rohesste Tölpelei des sich selbst überlassenen Comödianten, neben der feinsten Technik der brutalste Naturalismus. So wird ein Meisterwerk, in welchem jede Rolle, wenn nicht einen Künstler, so doch Schule und Disciplin, Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, Einsicht in das innere Getriebe dieses Ganzen und Verständniß seiner Theile fordert, auf das Kläglichste zerrissen. Die Darstellung bleibt so weit hinter dem Ideale zurück, welches ein jeder Gebildete in seinem Innern trägt, daß dieselbe oft buchstäblich für ihn statt eines Genusses zu einer Marter wird, und daß selbst die vollendete Leistung eines Einzelnen oder Einzelner nur den Schmerz über die Mißhandlung des Ganzen steigert. Denn diese einseitige Befriedigung wird zu einer tantalischen Qual, weil sie uns den

Maaßstab für dasjenige giebt, was wir durch das Ungeschick der übrigen für das Ganze entbehren müssen.

Während auf diese Weise vollendete Darstellungen ächter Kunstwerke und der aus ihnen entspringende Genuß immer seltener werden, befinden sich dagegen unsere Bühnen diesen Birch-Pfeifereien gegenüber in ihrem Elemente. So ein Stück, wie z. B. dies „Nacht und Morgen", kann an seiner Einheit keinen Schaden leiden, denn es hat keine. Dieses wüste Conglomerat von Scenen hat aber Charaktere, die, weil sie einseitig, schwer von einem gewandten Darsteller zu vergreifen, und daher, was man so in der Theatersprache nennt, dankbare Rollen sind. Um einen Lord Lilburne vortrefflich zu spielen (und Hr. Kaiser, unser Gast, spielte ihn ohne Frage vortrefflich), um eine solche Figur, wie er es that, so vollkommen auszuprägen, daß nichts zurückbleibt, braucht man noch kein großer Schauspieler, kein Künstler im wahren Sinne des Worts zu sein. Verstand und Beobachtungsgabe, Lebenserfahrung und Weltbildung, durch ein zufällig entsprechendes Aeußere unterstützt, reichen hier vollkommen aus, und der einsichtsvolle Schauspieler, dessen Leistung wir gebührend anerkennen, wird am wenigsten Anstand nehmen, einzugestehen, daß selbst ein Dilettant mit obigen Eigenschaften eines bedeutenden Erfolgs in jener Rolle sicher sein könne. Denn — und dies ist ein Hauptpunkt, — die bloße sittliche Verderbtheit, die moralische Blasirtheit, der nackte sybaritische Egoismus ohne große Zwecke, ohne gewaltige Thaten und Conflicte (man denke nur an Shakspeare's Richard III.) ist armselig, hohl und oberflächlich, und daher leicht zu fassen und wiederzugeben. Das Gleiche gilt von den übrigen Hauptfiguren ähnlichen Schlages. Die Schauspieler sind also mit

ſolchen ihres Erfolges gewiß. Iſt es ihnen da zu verdenken, daß ſie dieſelben gerne ſpielen?

Nun aber ſtelle man einen ſolchen Charakter gegen die klaſſiſche Figur eines Philipp des Zweiten in Schiller's Don Carlos *), in welcher ſich Hr. K. unmittelbar darauf, und ſetzen wir es gleich hinzu, als einen tüchtigen Darſteller zu zeigen Gelegenheit hatte. Philipp iſt ein Tyrann, das Ideal eines Despoten; — aber welche Fülle inhaltvoller Züge iſt in dieſer Geſtalt vereinigt! Ein abſoluter Herrſcher bekleidet mit aller Macht der Majeſtät, ein Monarch, in deſſen weiten Reichen die Sonne nicht untergeht, der ſchärfſte Herrſcherverſtand und doch der bigotteſte Knecht ſeines Glaubens und ſeiner Prieſter, unbarmherzig grauſam und doch auch großmüthig bis zur Erhabenheit, tiefer Menſchenkenner, und doch unfähig reinen Menſchenwerth und Menſchenwürde zu begreifen, ſich ſelbſt beherrſchend und doch auch wieder dem wildeſten Wühlen innerer Leidenſchaft hingegeben, ein Vulkan mit eisgekröntem Scheitel, ascetiſch und doch ſinnlich, liebeleer und doch der Liebe bedürfend, als König ſeinen Alba's und Domingo's, als Gatte und Vater ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, als zürnender und verzeihender Herr ſeinen Dienern, als Menſch dem Marquis Poſa, als gedemüthigter Schüler dem Großinquiſitor gegenüber, immer ein anderer, und doch derſelbe — welch eine ungeheure Aufgabe für einen Darſteller! Zuſtände, Eigenſchaften, die ſich auszuſchließen ſcheinen, in Harmonie zu erhalten, nie die Einheit eines concreten Charakters zu gefährden, nach keiner Seite das Maaß zu überſchreiten, überall ſelbſt da wo er unterliegt, wie

*) Aufgeführt den 28. November.

z. B. an Posa's Leiche (IV., 5) oder in der zerrütteten Einsamkeit seiner Selbstbetrachtung (IV., 9), doch den Titanen, der den Kampf der alten mit der neuen Zeit besteht, aufrecht zu erhalten, im Zorn und Argwohn, in der Raserei der Eifersucht, in der Verzweiflung der menschenverlassenen Einsamkeit (ἄβροτος ἐρημία nennt es Aeschylus) — überall den König, den seiner selbst gewissen eisernen Herrschercharakter zu bewahren, — ist es ein Wunder, wenn in dem Sturme solcher Aufgabe die gewöhnliche Routine wie Spreu zerstiebt, und selbst das begabte Talent sich oft das Steuer aus der Hand geschleudert sieht?

Um so mehr war es anzuerkennen, wenn ein Schauspieler, wie Hr. Kaiser, in seiner Darstellung vor allem das bethätigte, daß er das ganze Gewicht der Last, welche er auf sich genommen, zu ermessen, und den Umfang und die Grenzen seiner Mittel mit dem zu Leistenden in Harmonie zu halten verstanden hatte. Fern von dem gewöhnlichen hohlen Pathos, welches mit seinen deklamatorischen Hebeln den Tyrannen übertyrannt, gewann Philipps Erscheinung ihre Erhabenheit durch die ungeschminkte Natur und den Adel einer sprachlichen Darstellung, deren Lebensnerv das Verständniß des Einzelnen wie des Ganzen war. Wir haben Seydelmann in dieser Rolle nicht gesehen, aber einer, der ihn gesehen, gestand mir, daß ihn in gar manchen Scenen die Aehnlichkeit mit jenem, der dramatischen Kunst zu früh entrissenen Meister in Hrn. K.'s Erscheinung erschüttert habe.

Ich gehe gleich zu der dritten Gastdarstellung des Hrn. Kaiser in:

Scribe's Glas Waſſer

(d. 9. December 1843.)

über, in welcher derſelbe als Lord St. John einen wohlverdienten Beifall erndtete, der ſeine bisherigen Erfolge noch übertraf. Natürlich! dieſe drei Rollen bilden gewiſſermaßen drei Stufen, von denen die Figur St. John's etwa die mittlere bezeichnen kann. Dieſer Charakter hat eine Familienverwandtſchaft mit dem Lilburne's, aber er iſt unendlich großartiger. Der geniale Verſtand, der weltverachtende Egoismus dieſes, um einen derben Ausdruck zu brauchen, mit allen Hunden gehetzten politiſchen Intriguanten, hat freilich auch, was man ſo Moralität, Sittlichkeit und dergleichen nennt, längſt hinter ſich — aber er beſitzt doch noch eine Leidenſchaft, und dieſe Leidenſchaft iſt eine große, der Ehrgeiz; er iſt noch einer Spannung, eines Enthuſiasmus für die Zwecke dieſes Ehrgeizes fähig, und dies allein ſchon, ſo wie die Großartigkeit ſeiner Zwecke, erhebt ihn hoch über jene gemeinen Genußegoiſten. Dazu iſt er, wo es ihn juſt nicht genirt, ſogar wohlwollend und mittheilſam, und endlich bewahrt er in allen Lagen eine des Mannes von feinſter Bildung würdige Zierlichkeit und Anmuth und bei aller Schärfe des Witzes, der Ironie, der Schadenfreude, ja der Bosheit gegen ſeine Widerſacherin und Rivalin eine gewiſſe feine, ſarkaſtiſche Galanterie, deren Ausdruck dem Darſteller ganz beſonders gelang. Auch wußte, wie geſagt, das Publicum ſein Spiel nicht nur im Ganzen und Großen, ſondern auch in kleinen Nüancen zu ſchätzen, und es war eine Freude, ſelbſt ſeine Wendungen in Ton, Miene und Geberde ſogleich gewürdigt und mit lebhaftem Beifalle belohnt zu ſehn. Bei dieſer Gelegenheit will

ich eine alte Bemerkung wiederholen und eine neue machen: unſer Publikum iſt oft zu wenig lebendig im Ausdruck ſeiner Empfindung. Nicht daß es das Gute nicht erkennte, das Tüchtige nicht würdigte, aber es iſt oft zu karg mit dem Lohn ſeines Beifalls. Das liegt freilich zum Theil wohl am norddeutſchen Temperament und ſeiner Innerlichkeit, hier und da aber iſts auch eine Art Bequemlichkeit. Und doch iſt der Beifall, verſteht ſich der mit Umſicht geſpendete dasjenige, was dem Streben des Mimen die Schwingen verleiht. Es iſt der einzige Lohn, auf den ſein ſchnellverrauſchendes Schaffen angewieſen iſt, und er muß den Glauben an ſich ſelbſt verlieren, wenn für das Beſte, was er zu ſchaffen vermag, ihm in gewiſſen Momenten nicht die Befriedigung der Anerkennung des Gelingens zu Theil wird. Der zweite Punkt iſt eben ſo wichtig. Ich habe kaum ein Theater geſehen, in welchem man bei ſo gar manchen Zuſchauern, den Mangel der Fähigkeit: ſich durch eine kleine Störung nicht aus der Illuſion bringen zu laſſen, in ſo hohem Grade zu bedauern gehabt hätte. Ein kleiner, äußerlicher Verſtoß, eine falſchgeſteckte Bandſchleife am Kleide einer Statiſtin, kurz eine von den hundert und aberhundert Zufälligkeiten, die bei der größten Sorgfalt nie und auf keiner Bühne vermieden werden können, reichen bei manchen Leuten hin: ſie in der ernſteſten, ergreifendſten Stelle ſelbſt in einem Trauerſpiele, aus der Illuſion und zum Lachen zu bringen. Verzeihe uns, wer ſich getroffen fühlt, aber ſolch ein Lachen iſt kein Beweis wahrer Bildung, ja nicht einmal geſellig feiner Bildung. Wenn der Zufall dem Ernſte im Leben ein Bein ſtellt, ſo kann das auch nach Umſtänden ſehr lächerlich ſein; aber wenn in der Kunſt ein

Schönes dadurch gestört, ein Edles herabgewürdigt; ein großer Eindruck, den vorzubereiten und zu erzielen viel Sorge und Mühe gekostet, dadurch vernichtet werden soll, daß die Oberflächlichkeit Einzelner sich von einer armseligen, außerwesentlichen Kleinigkeit mehr als an die Hauptsache fesseln läßt, so ist das durchaus widerwärtig. Und — die Störung geschieht ja in solchen Fällen recht eigentlich immer erst durch diejenigen, welche sie bemerken, und dies ihr Bemerken durch Lachen kund geben zu müssen meinen! Ein wahrhaft gebildeter Sinn kann durch solche kleine Zufälligkeiten wohl unangenehm berührt aber nicht aus aller Illusion gebracht werden.

Doch ich komme auf das Glas Wasser zurück, das mir nach dieser Erhitzung zu Ehren der Illusion sehr gut thun wird. Ich habe über das Stück bei der Aufführung vor zwei Jahren ein Paar Worte gesagt, und da ich sie heute noch nicht besser zu sagen weiß, so will ich mich auch einmal selbst abschreiben und glossiren. *

„Von dem Kunst- und poetischen Werthe dieses durch und durch französischen Produkt's zu sprechen, verhindert uns der einfache Umstand, daß es keinen hat.

Der leitende Grundgedanke, der durch dieses historische Intriguenspiel zur Anschauung gebracht werden soll, ist der, daß nicht der Geist und die innere Nothwendigkeit der Entwickelung, nicht die sittliche Kraft und der Charakter oder die Macht und Berechtigung der Interessen, an deren Verwirklichung das historische Individuum Leib und Leben setzt, den Gang der Weltereignisse bestimmen und zu Ende zu führen, sondern der Gott Zufall und seine Schwestern Kabale und Intrigue die leitenden Mächte der Weltgeschichte und des Lebens und Strebens ihrer Träger sind.

Nun iſt der Stoff des Stücks zwar aus einer Zeit gewählt, in welcher dieſes Prinzip allerdings eine ſchauerliche Realität gehabt zu haben ſcheint, aus einer Zeit, in welcher, wie der deutſche Geſchichtſchreiber derſelben, unſer Landsmann Schloſſer, der tiefer wie irgend ein lebender Hiſtoriker in dieſe Abgründe eingedrungen, ſich ausdrückt: „abgeſeimte, moraliſch verdorbene, ganz ſchaamloſe Menſchen faſt in allen Staaten regierten, weil man glaubte, ein Diplomat müſſe über die Vorurtheile gemeiner Moral hinaus ſein, und entweder mit Militairgewalt oder Kniffen die Menſchen leiten, wie er die Hofcabalen zu leiten gewohnt war.“ Dies iſt die Zeit, wo von einem verſchütteten „Glaſe Waſſer,“ einem „ſchiefen Fenſter,“ einem „Paar Handſchuhe“ u. ſ. w. von gewiſſen Leuten der Gang der Weltereigniſſe beſtimmt gedacht wurde, und der Franzoſe hat das zu ſeinem Vortheil beſtens zu benutzen verſtanden. Aber dem Himmel ſei Dank, daß ein geläuterteres Bewußtſein ſich durch all jenen Schein jetzt nicht mehr zu dem grauſenhaften Glauben zurückführen läßt: daß zu irgend einer Zeit die Welt von Gott verlaſſen und von ihm ſo elenden Zufälligkeiten überantwortet geweſen ſei. Wir wiſſen vielmehr, daß durch allen Jammer und alles Elend des Weltzuſtandes auch in jener Zeit ſich ein tröſtlicheres Wirken und Weben des geheimnißvollen Weltgeiſtes hindurchzieht, dem ſelbſt der Zufall und die Willkühr der Individuen nur dient, und ſeinen Zwecken unbewußt in die Hände arbeitet. Ohne dieſen Troſt müßte das Studium jener Zeit und ihrer Geſchichte unbezweifelt zur Gottesleugnung führen.

Uebertrieben hat nun freilich der Franzoſe, ſo grell er auch die Farben aufträgt, nicht, vorausgeſetzt daß man

seinen Standpunkt gelten läßt; wenn gleich Niemand die Königin Anna als historische Person hier wieder erkennen wird. Aber, (und das ist die widrige Seite) wenn irgend ein Drama dazu geeignet, ja, man kann sagen dazu geschrieben ist, Haß und Verachtung gegen die Majestät des Herrscherthums und der Individuen, die es an den goldenen Drähten und Ketten zu ihren egoistischen und elenden Zwecken leiten und gängeln, den unruhigen Franzosen zu predigen, so ist es dieses, wo eine Herrscherin das Geschick ihrer Völker und Europas nicht von den Gründen der Ehre und des allgemeinen Wohls, sondern von den Motiven ihrer Liebesneigung zu einem jungen Officier bestimmen läßt. Wie ganz anders hat ein deutscher Dichter, hat Gutzkow in seinem Patkul dagegen dieselbe Zeit und dieselben Mächte behandelt. Bei ihm erscheinen gleichfalls Intrigue und Kabale als Hebel der Politik, aber nicht, wie bei dem Franzosen, als das Berechtigte, sondern als das Verwerfliche. Auch dort erscheint ein leichtsinniger, von Intriguanten umgarnter Herrscher, aber als tragische Figur, mit der wir sympathisiren können, während bei dem Franzosen die von allen Seiten betrogene Königin wegen ihrer gänzlichen Nullität nicht einmal lächerlich erscheint, sondern ehr Widerwillen erweckt. Diese Parallele ließe sich noch weiter und fruchtbarer ausführen.

Eins muß man aber dem Französischen Produkte lassen: es unterhält. Und wenn »Unterhaltung« in diesem Sinne für das Drama der Maßstab der Kritik sein soll, so kann man es vor unzähligen deutschen Langweiligkeiten sogar loben. Der Franzose scheut aber zu diesem Zweck auch kein Mittel. Eine Unwahrscheinlichkeit in der Anordnung, Scenenfolge, Zeit, Localität

(man denke nur an den Schluß!) u. ſ. w. drängt und verdrängt die andere; Alles geht Schlag auf Schlag, ſodaß der „Geſchlagene,“ der Zuſchauer, ſchon die zweite Ohrfeige weg hat, ehe er ſich noch über die erſte beſinnen und fragen kann: wie das gemeint geweſen. So beſiegt oft ein Naturaliſt den beſten Fechter dadurch, daß er ihn verdutzt macht.“

In dieſer Kritik iſt eine Ungerechtigkeit, d. h. eine übertriebene Wahrheit. Ich meine die Behauptung, daß dem Stücke aller poetiſche und Kunſtwerth abzuſprechen ſei. Das iſt zu viel geſagt. Als politiſches Intriguenſtück betrachtet hat es gar viel Gutes, und von der franzöſiſchen Keckheit und dramatiſchen Verwegenheit (die freilich zuweilen bis an's Frivole gränzt) haben die deutſchen Luſtſpieldichter noch viel zu lernen, ehe wir das Recht haben, die Scribe's und Conſorten darüber ſo hart anzulaſſen. Und zumal, wenn es ſo wacker geſpielt wird, wie diesmal, wo man ſich zuweilen franzöſiſchen Schauſpielern gegenüber glauben konnte, läßt es ſich gar gut anſehn. Die Vorſtellung war alles in Allem gerechnet muſterhaft zu nennen, und dieſes Lob kann redlich in die Theilung gehn, denn alle haben ihren Theil daran verdient, wie denn auch neben dem Darſteller Bolingbroke's von vielen Seiten alle gerufen wurden.*)

---

*) Hr. Kaiſer iſt ſeitdem für unſere Bühne engagirt worden, wofür man der Intendanz nur verpflichtet ſein kann.

XII.

Julius Mosen's Herzog Bernhard der Große.

1.

Die neuere Tragödie.

„Es hat doch im Grunde Niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst“ rief Goethe in seinen Italiemischen Briefen an Herder aus, als die Einwendungen und Ausstellungen der Weimarischen Freunde gegen seinen Egmont über die Alpen zu ihm gelangten, und es ihn in seiner römischen Kunsteinsiedelei wieder einmal so recht fühlen ließen, wie sehr der Dichter sich täusche, wenn er, der nur „den Seinen Freude zu machen“ strebte, von diesen gleich anfangs auf liebevoll eingehendes, anerkennendes Verständniß rechnen zu können meine. In einer ähnlichen Lage befindet sich nun eigentlich jedes neue dramatische Kunstwerk, das diesen Namen verdient, dem Publikum gegenüber, dem es zum ersten Male, und ohne vorhergegangene Lecture, durch das immer mehr oder weniger

unzureichende Medium der dramatiſchen Darſtellung vor die Sinne tritt. Ich ſage ein Kunſtwerk, denn das Mittelmäßige und Gewöhnliche iſt ſchnell durchſchaut, und erlangt ſelbſt für ein paar gelungene Einzelnheiten, intereſſante Scenen, einen leidlich markirten Charakter, ein gutes Witzwort u. ſ. f., Gnade vor dem Zuſchauer, der immer mehr oder weniger dem Mitleid für die Schwäche offen iſt. Aber wie einſt Schiller als Vorleſer ſeinen ſo eben gedichteten Don Carlos als ein Stümperwerk ſelbſt in den Augen ſeiner Kenner und theilnehmender Freunde erſcheinen ließ, bis die eigene ruhige Leſung die Urtheilenden auf ganz andere Gedanken brachte, ſo iſt auch jetzt noch die erſte theatraliſche Darſtellung eines neuen noch ungedruckten dramatiſchen Gedichts, einer Tragödie, für den Dichter ein Kampf um die Exiſtenz, ein Kampf auf Leben und Tod. Glücklich darf er ſchon ſich preiſen, wenn durch eine ſolche Darſtellung wenigſtens die Hauptcontouren des ganzen Gemäldes hervortreten, wenn einzelne Partien, wenn der Hauptcharakter durch ein vereinzeltes Talent ſich plaſtiſch hervorrundet, und Licht und Schatten nicht ganz in dem trüben Grau unſerer verwahrleſeten Schauſpielkunſt verſchwimmen, wenn ſein Pathos nicht durch ohrzerreißende Declamation waſſerſüchtig aufgetrieben oder durch die Weinerlichkeit der Rührſpielerinnen verſchwemmt wird. Es frage ſich einmal Jeder unbefangen und die Hand aufs Herz, ob er aus ſolch einer erſten Darſtellung jemals mehr als das Allgemeinſte eines wirklich gehaltvollen dramatiſchen Werks mit nach Hauſe genommen, ob ihm Compoſition und Bau des Ganzen, ſcharfe Abgrenzung aller einzelnen Charaktere, ob ihm die wirkenden Motive, Werth und Gewicht der Gedanken und Maximen und

ihre ſprachlich poetiſche Faſſung klar vor die Seele getreten ſind. Er frage ſich, ob er nicht, wenn er ſpäter das Werk ſelbſt zur Hand nahm, ſich ſagen mußte, daß ganze Rollen und Charaktere wegen unzureichender, oder gar ſchlechter und verkehrter Darſtellung bei der Aufführung durch die Bretter gefallen ſeien, daß an vielen Orten, weil der rechte Ton verfehlt ward, das Bedeutende, Inhaltreiche zurückgedrängt und verkümmert, das Erhabene herabgezogen, das Scharfe und Schneidende der Gedanken abgeſtumpft wurde. Und doch iſt die lebendige Darſtellung das Lebenselement des dramatiſchen Dichters, das Publikum ſein einziger und höchſter Richter, ſein Souverain, oder wenn man will, das ſouveraine Volk, von deſſen Ausſpruche Tod und Leben abhängt — und abhängen muß. Aber in einer ſo in ſich zerſpaltenen und zerklüfteten Zeit, in einer Zeit, in der die verlorene Einheit des religiöſen, ſittlichen, äſthetiſchen und politiſchen Lebensbewußtſeins ſich erſt aus tauſend ſchweren Kämpfen wiedergebären ſoll, darf auf dem Gebiete der dramatiſchen Kunſt ſchon eine zweifelhafte Schlacht für einen Sieg gelten, oder, um weniger bildlich zu reden: der Dichter, der es wagt, einen großen Stoff aus der Vergangenheit des deutſchen Volks ſeiner Zeit und ſeiner Nation künſtleriſch geſtaltend zu erneuern, und dadurch gleichſam neu zu ſchaffen, muß zufrieden ſein, wenn es ihm nur gelingt, die träge Schlaffheit einer dreißigjährigen Friedensſtimmung zur lebendigen Theilnahme des Für und Wider aufzuſtacheln, die Gegenſätze zum Auseinanderſtoßen zu treiben, und in allen Parteien wenigſtens die gleiche Anerkennung der Intention, neben Lob und Tadel des Einzelnen zu erwecken.

Der geniale Tübinger Aesthetiker Vischer glaubte neulich in seiner vortrefflichen Abhandlung über Shakspeare und sein Verhältniß zur deutschen Poesie *) den hatten Ausspruch wagen zu dürfen, daß man später, wenn die großen Kämpfe der Gegenwart den Durchgang durch die Reflexion zu einer zweiten, höhern Natur, die zugleich Bewußtsein ist, und der die Früchte der überwundenen Prosa zu Gute kommen, gebahnt haben werden, — daß man dann auf Alles, was jetzt unsere Künstler und Poeten aus sich herauspressen, mit einem geübten und mitleidigen Lächeln zurücksehen werde." „Wir wollen nach ein Paar Jahrhunderten uns daran erinnern, ob ich Recht gehabt habe oder nicht," setzt er scherzend hinzu. Diese Frist ist etwas lang, und wir wollen versuchen gleich jetzt seiner Prophezeiung unsern Unglauben entgegenzusetzen. Die Rührung lassen wir gelten, auch das Mitleiden, aber ein solches, wie wir es mit dem gefesselten Prometheus empfinden, an dessen Leber der Adler der Gewalt seinen Grimm kühlt für das Licht, dessen Funken der Heros der Menschheit für seine Menschen, die niederigen armen und verlassenen von den aristokratischen Höhen des olympischen Gewaltigers dem göttlichen Neide entwandte. Die Literatur eines historischen Volks hat von jeher die Aufgabe gehabt, nicht allein die Gegenwart darzustellen, sondern auch in ihr die Zukunft zu präformiren, und nach dieser Seite hin wird wahrlich die Literatur unserer Gegenwart bedeutender in der Geschichte erscheinen, als Vischer zu prophezeihen „wagt." Haben nicht die Dichter und Schriftsteller Frankreichs selbst von von der goldenen Zopfzeit ihres Louis quatorze, das

*) In Prutz Literar-historischem Taschenbuche II, S. 102.

Wort gefunden, das die ganze alte Bourbonenzeit zerschmetterte und Napoleon die Welt zu Füßen legte? und reicht nur ein Einzelner aller jener Helden der Tribüne und des Feldes bis an die Knöchel eines Montesquieu und Rousseau hinan, obschon deutsche Gelehrte dieselben gründlich kritisch vernichtet haben? Sind jene einzelnen Helden etwas anderes, als eben so viel einzelne incarnirte Gedanken jener Riesen der Litteratur einer reflectirenden Gedankenzeit, die mit der unsrigen bis auf den Rococospiegelrahmen herunter so viel Aehnlichkeit hat? Sind nicht jetzt noch Voltaire's Werke die Werkstatt, in welcher das junge Frankreich und das junge Hegelthum seine gefährlichsten Waffen sich schleifen läßt, obgleich mit allem kritischen Rechte der große Lessing seinen dramatischen Lorbeerkranz zerpflückt hat? Man werfe uns nicht ein, daß wir hier die künstlerische und poetische Seite absichtlich vergessen, denn die Literatur ist ein vollständiger Organismus, ein gegliederter Leib, bei dem es sich von selbst versteht, daß er auch seine Augen, die Augen der Poesie im Kopfe hat.

Wir haben hinter uns in Goethe und Schiller den Abschluß einer Entwickelungsstufe unserer Nation, wie ihn größer, schöner und vollständiger keine Literatur aufzuweisen hat. Eine wüste, öde Steppe, in der nur hier und da grüne Oasen der Romantik dem lechzenden Wanderer ihre Silberquellen sprudeln lassen, liegt zwischen Schiller's Tell und den ersten neuen Sprossen und Knospen an dem verdorrten Baume unsers gegenwärtigen deutschen Dramas. Ein ungeheurer Weltkampf riß während dessen die Welt aus ihren Fugen. Auf kaum gehofften Sieg folgte in Deutschland nach kurzer Fiebergluth herzpochender Erwartung allgemeine Erschlaffung; —

für die Bühne war es die Zeit des **Marasmus senilis**, der Theodor Hellſchen Fabriküberſetzungen, der Clauren-ſchen Vogelſchießen, der Houwaldſchen Rührſpiele, der Raupachſchen Trivialitäten, neben einigen Reizmitteln Müllnerſcher und Wernerſcher Fatalitäten, die als **Aſa foetida** dem entnervten Gaumen noch einigen Reiz abzwangen. Nur hier und da zuckte ein reinerer Klang, wie Immermann's Hofer und ſeine Czaarenträgödie Alexis durch das wüſte Jahrmarktsgeleier der theatraliſchen Dudelſäcke. Da erdröhnten die Donner der Julirevolution über Europa, es begann der Vorhang vor dem zweiten Akte des großen Dramas von 1789 aufzurollen. Der glückliche Kampf der Hellenen gegen ihre Kerkermeiſter hatte ſchon die Gemüther in Deutſchland aufgelockert. Der Samen der drei Julitage fiel in die offenen Furchen, welche die Pflugſchaar des Geiſtes in der neueſten Evolution ſeines Selbſtbewußtſeins durch die Philoſophie gezogen hatte. Das Trauerſpiel in Polen, der Aufſtand der Belgier (noch vor zehn Jahren der Spott Deutſchlands, jetzt ein Gegenſtand der Achtung ſelbſt für jene Spötter!), die deutſchen Bewegungen des Conſtitutionalismus, die blutrothe Sündfluth des Spaniſchen Bürgerkrieges, deren Taube mit dem Oelzweige noch immer nicht erſchienen iſt, die Pariſer Emeuten, deren Gewalt man zuletzt gegen den Rhein abzuleiten verſuchte, — alle dieſe Ereigniſſe verbunden mit den wühlenden Gährungen im Innern des ſocialen Lebens konnten auf die Geſtaltung der Literatur nicht ohne Einfluß bleiben. Zwar ward die Tagespreſſe bald gefeſſelt, aber „das Gift“ der neuen hiſtoriſchen Bewegung des Geiſtes flüchtete ſich in die wiſſenſchaftliche Journaliſtik, in die Literatur, in die Poeſie. Der Druck erzeugte den

Gegendruck, die reactionäre Beschränkung, das wildeste Ueberströmen, der Fanatismus der Gemäßigten den Wahnsinn der Maßlosen. Unter so veränderten Verhältnissen mußte auch unsere poetische Literatur die Einwirkungen der Gegenwart erleiden und darstellen; auch in ihr mußte das Leben des Subjects in der Familie gegen den Drang nach dem historischen und politischen Leben zurücktreten. Die Novellistik ergriff den Wanderstab und ging auf Reisen, wozu auch Chausseen und Schnellposten, Dampfschiffe und Eisenbahnen das Ihrige beitrugen. Die Lyrik verließ Wiesen und Hain des mondbeglänzten Dörfchens, und besang statt Gelbveigelein und Rosenwangen die Thaten der Männer in Hellas Felsenschluchten und Meeresbuchten, sie krönte die Schläfen der sterbenden Fechter auf Polens Schneegefilden, bis sie aus der verzweifelten Gegenwart sich zur wilden Herausforderung der Zukunft in fanatischer Rhetorik steigerte und — theilweise überschlug. Der Roman ging einen ähnlichen Gang, nicht weil es den dichtenden Subjecten beliebte, sondern weil die Zeit sie forttriß, selbst die letzten und jüngsten Romantiker, Immermann und Mosen forttriß. Wie hätte da das Drama zurückbleiben können, das von jeher und bei allen historischen Nationen der genaue Grademesser ihrer geistigen, sittlichen und politischen Bildungsphasen gewesen ist. Und es blieb auch nicht zurück, denn was an jugendlich strebenden Kräften sich dem Drama zuwandte folgte dem Impuls der Zeit, rang und strebte bewußt und unbewußt den socialen und politischen Bewegungen dramatischen Ausdruck und Gestaltung zu verleihen. Jedes Wahre in der Kunst ist immer nur eine Fortbildung des Vorhergehenden, und so knüpften auch die dramatischen Bestrebungen der Gegenwart unmittel-

har an den großen Abſchluß unſerer vergangenen Literaturepochen, an Goethe und noch weit mehr an Schiller an, der dem deutſchen Drama den neuen Weg in die Geſchichte vorgezeichnet hatte, auf dem fortan allein uns das Heil kommen kann. Auf Schiller laſſen ſich alle Fäden und Wurzelfaſern des jungen Schoſſes unſeres neuen Dramas zurückführen. Aber wie ſchon Goethe und die Seinen in Schiller keineswegs eine Fortſetzung, Fleiſch von ihrem Fleiſch und Bein von ihrem Bein erkannten, wie Goethe ſich erſt ſpät mit Schiller's Richtung, ja eigentlich nie ganz, verſöhnte (wie denn im Drama ſelbſt ſeine Lehre von dem iſolirten Helden, die er im Egmont verkörpert hatte, zuletzt auch auf Schiller im Tell durch die Uebermacht ſeines Geiſtes Einfluß gewann), ſo konnte, ſo kann es auch jetzt nicht fehlen, daß bei dem neuen Drama nicht die Aehnlichkeit, ſondern die Unähnlichkeit der Frucht mit dem Stamme zunächſt in's Auge gefaßt wird. Das Neue kann und ſoll nicht die volle Anerkennung der Gegenwart finden, eben weil es die Zukunft in ſich trägt. Wird doch auch Schiller jetzt erſt völlig in ſeiner koloſſalen Größe und Bedeutung für unſere Gegenwart und Zukunft erkannt und begriffen, wo wir ſehen und mit Händen greifen, daß er, ſchon Jahrelang vor der Revolution das Wort der neuen Zeit, die Parole eines Kampfes ausgeſprochen, welchen auszufechten die Aufgabe folgender Jahrhunderte ſein wird. So machte auch Mirabeau mit ſeinen Reden viel weniger als andere Eindruck in der Kammer, weil ſeine Rede von heut immer das Schlagwort des nächſten Tages war, weil er die Parole für die Zukunft austheilte.

Dazu kommt noch ein anderer Umſtand, der einer aufſtrebenden dramatiſchen Produktion ihr Geſchäft und

ihre Wirkung ungeheuer erschwert. Denn nicht genug, daß die Alles durchdringende Reflexion in unserer Zeit überhaupt ein naives Produziren unmöglich macht, so ist auch durch sie die Kritik zu einer Schärfe des Blicks und der Einsicht gesteigert worden, daß an ein reines unbefangenes Aufnehmen eines Ganzen als Ganzen fast nirgends mehr zu denken ist. Sie, die zur Zeit als Goethe seinen Götz dichtete, noch meilentief hinter und unter der Produktion zurückblieb, tritt ihr jetzt dicht auf die Fersen, ja eilt ihr in geschäftiger Hast voraus, auf Tritt und Schritt sie hindernd, und ihr zum Sprunge über den breiten Graben der Prosa weder Raum zum Anlauf diesseits, noch Platz zum Fußfassen jenseits gewährend. Dazu wird jener gerade das zum Förderniß, was dieser, der Produktion, durch die Kritik zum Hinderniß wird. Die Kritik hat die Muster einer vollendeten und durch das Drama völlig ausgestalteten Kulturepoche im Rücken. „Wer ist jetzt noch wie Schiller und Goethe?“ darf sie mit höhnendem Stolze fragen, und bei wem auch das noch nicht ausreicht, den schmettert sie mit der ehrnen Keule „Shakspeare“ vollends zu Boden. Und wie kommt ihr dabei das ästhetische Bewußtsein der gegenwärtigen Bildung des reifen Mannesalters zu Hülfe, das großgenährt an dem Mark jener unsterblichen Meister alle Erinnerungen seiner Jugend mit ihren Werken in seinem Herzen verwachsen findet, und selbst Fehler und Schwächen, die Flecken dieser Sonnen, ebensowohl mit dem Mantel der Liebe als mit der gereiften Einsicht in die historischen Ursachen, die Bedingungen ihres Daseins überhaupt, bedeckt. Ihre Werke kann keine Darstellung, sei sie auch noch so ungenügend, herabziehen, der goldne Klang ihrer Worte tönt selbst durch die ver-

hunzteſte äußere Geſtalt zu uns hindurch und klingt in unſern Herzen wieder. In ruhiger Größe ſtehn ihre marmornen Geſtalten, gleich alten Götterbildern, in dem Tempel der Vergangenheit, geheiligt und unberührbar, und ſelbſt der leiſe Roſt des Alters, deſſen bräunlicher Hauch ihren ſchimmerndern Glanz mildert, erhöht nur die Ehrwürdigkeit ihres Anblicks.

Aber will und darf die Kritik dieſe erhabenen Geſtalten zu Meduſenhäuptern machen, mit denen ſie der friſch aufſtrebenden Dichtung der Gegenwart Blut und Leben verſteint? Shakſpeare! — wer huldigte nicht verehrend dieſem Rieſen, der die Saiten der Weltharfe rührte, daß alle Töne, die in der Menſchheit Bruſt lebten, ſich zu lebendigen Klangfiguren, zu Menſchen von ewigem Daſein geſtalteten! Aber iſt es hiſtoriſche Betrachtung, iſt es würdig und gerecht, zu überſehen, daß ſein Pathos, ſo groß, ſo gewaltig, ſo weltumfaſſend es immer war, doch nur das Pathos *ſeiner* Welt umfaſſen konnte? Wir müſſen hier einen Griff zurückthun. — Das Chriſtenthum der alten Kirche machte ſich als zerſtörender Gegenſatz der Naturreligion und ihrer Kunſt, ſo wie aller *nationalen* Gefühle geltend. Sie zerſchmetterte das Dieſſeits, um es dem Jenſeits zu Füßen zu legen. Heimlich und mild begannen aus langer Betäubung erwachend die Götter der alten Welt ihren Krieg mit der ehrnen Satzung. Sie ſchmeichelten ſich mit Schlangenklugheit in ihrer ſchönſten Form in die dunkeln Kirchen, durch daſſelbe Mittel, durch welches ſie die alte Welt erobert hatten, *durch die Kunſt*. Vor ihrem ſchönen, fürchterlichen Meduſenhaupte erſtarrten die Heiligen zu Bildern. Ihr folgte auf dem Fuße der ſchneidende Gedanke der griechiſchen Philoſophie, und aus der Blumenhülle

der bezaubernden Formenschönheit der Sprache, mit der die jugendlich erwachte Italienische Zeit so harmlos spielte, erhoben Platon und Aristoteles die Häupter mit den klaren, hellen, zweifelnden Augen, und der Brust voll Wissens- und Erkenntnißdrang empor, und das alte feine Wort:

Eritis sicut Deus, scientes —

wurde wieder neu.

Wer wissen will, wie diese zersetzenden Kräfte die damalige Zeit schnell und heftig durchdrungen haben, muß eben diese Zeit begreifen lernen. Da erhob sich furchtbar aufgestachelt der alte hebräische Geist der Kirche, und zerschmetterte um sich her Altäre, Bilder und Tempel. Er war der schlangenumschnürte Laokoon, er war die Reformation, in welcher er noch heute die Künstler und Poeten oft zürnend ansieht. Aber schon war das große Werk vollendet. Hatten doch Kopernikus, dann Keppler und Galilei den jenseitigen Himmel zertrümmert. Die Menschheit war von der Transcendenz emancipirt, in fürchterlicher Reaction alle Leidenschaften wie wilde Bestien, zum Wüthen gegen einander losgelassen. Das einzige Ideale, was übrig blieb, war die Willkür und das rücksichtsloseste Austoben derselben. Die Leidenschaften waren in dieser Welt die Götter. Dieser Geist greift überall durch, nicht bloß während, sondern auch schon lange vor und nach der Reformation, und Shakspeare's historische und pathologische Dramen sind der Spiegel, in welchem dieser Weltzustand und seine Gestalten in's Riesige gesteigert vor uns erscheinen.

Wollt ihr nun wissen, wie sich unsere Zeit und ihre Poesie zu jener Zeit mit ihren Dichtern verhält, so

antworte ich: wie die franzöſiſche Revolution mit ihrer nachfolgenden Zeit und ihren die Welt umfaſſenden und erſchütternden Gedanken und Idealen zu der engliſchen Puritaner-Revolution und ihren Pathologien. In England ſetzte ſich ſelbſt die Reformation nur pathologiſch, und wenn man will, durch ihre Verunreinigung mit der Politik ſelbſt heidniſch in Scene, während ſie in Deutſchland ihrem Elemente des Spiritualismus treu blieb. Größer als ſeine Zeit iſt kein Dichter in dem entſcheidenden Punkte, — auch nicht Shakſpeare. Seine Tragödien werden immer das voraus haben, was jene Zeit vor der unſern voraus hatte, die großmächtige Willkühr des Individuums in ſeiner egoiſtiſchen durch keine Hingebung an das Ideal gezügelten Leidenſchaft. Auf dieſem Boden jetzt noch mit ihm um den Preis ringen zu wollen, wäre Vermeſſenheit, wäre Wahnſinn. Dagegen hat unſre Zeit vor ihm voraus alle Ideale, welche die alte Welt belebt haben, die jedes Individuum zu einem ihnen gemäßen Daſein emporheben (Schiller und Goethe). Was das Individuum an konkretem Leben dadurch verliert und verlieren muß, das iſt ſein Ruhm, aber auch ſeine Schwäche, wie es ſeine Stärke iſt. Die Schuld eines tragiſchen Helden iſt nicht mehr allein gerichtet gegen die maßgebende Gottheit in ſeiner Bruſt, ſondern auch zugleich und hauptſächlich gegen das allgemeine ſoziale Ideal, dem Alle in dieſer Zeit mehr oder minder zum Dienſte geeignet ſind.

2.

Julius Mosen's historische Tragödien.

In den nachgelassenen Werken Immermanns (Memorabilien, zweiter Theil, Hamburg 1843) findet sich folgende Stelle, in welcher der dem Vaterlande zu früh entrissene Dichter seine Ansicht über die Fortbildung der Tragödie in der Gegenwart in den Worten zusammenfaßt:

„Ein historisches Trauerspiel entsteht und kann nur entstehen, wenn der Dichter einen Stoff der Geschichte ergreift, welche für das Volk Geschichte ist, wenn er von den Ereignissen der Vergangenheit begeistert wird, die in Freuden und Schmerzen der Gegenwart, in ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Festen, in ihren Verwickelungen und Verschuldungen noch nachklingen. Dann wird der Dichter jenes warme, unmittelbare Gefühl haben, wodurch sich das diesem Style der dramatischen Konception nothwendige Detail belebt, dann, aber auch nur dann wird er ein solches Gefühl mitzutheilen im Stande sein. So entstanden die Perser des Aeschylus aus der unmittelbarsten Reminiscenz."

So, dürfen wir hinzusetzen, entstand das Trauerspiel „Katte und der Sohn des Fürsten" von Julius Mosen, und schon die nächste Zeit wird diesem Werke seine historische Stellung und sein Verhältniß zu seiner Gegenwart in Worten anweisen, deren scharfer Ausdruck uns zur Zeit versagt ist.

Wenn Mosen in seinen früheren dramatischen Werken (Theater von Julius Mosen, Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1842) durch den Zauberstab der Analogie die Gegenwart berührte, so knüpft er in diesem

ſeinem neueſten Werke die Gegenwart unmittelbar an die nächſte Vergangenheit an.

In ſeinem „Otto III.“ führte er uns einen jugendlichen, byzantiniſch gebildeten Herrſcher in romantiſcher Begeiſterung für den Glanz der römiſchen Kaiſerkrone und im Kampfe mit der italieniſchen Demagogie vor. Wir ſehen ihn, je mehr er ſie zu unterdrücken wähnt, nur um ſo tiefer in ihre Schlingen ſich verwickeln, und in ihr um ſo unaufhaltſamer zu Grunde gehen, *je weniger er die Dämonen ſeines Gemüths beherrſchen* kann.

In „Cola Rienzi“ gab er uns das Gegenbild: — den Demokraten einem Volke gegenüber, welches von ihm für einen Augenblick emporgerafft, nur um ſo ſchmählicher in ſein Nichts zurück, und ihn ſelbſt in Despotenwillkühr, Schuld und Untergang ſtürzt. In der Tragödie „die Bräute von Florenz“ führt er uns die entſittlichenden Folgen eines durch gewaltſame Politik aufrecht gehaltenen Friedens in Florenz vor, deſſen Elend ſich bis zum Verbrechen, Wahnſinn und Bürgerkrieg ſteigert. Wir haben hier dieſelben Analogieen und Parallelen, wie ſie die tragiſchen Dichter der Hellenen in ihren mythiſchen Tragödien den Zuſtänden ihrer Zeit gegenüber gaben, Zuſtänden, welche in jenen tragiſchen Kunſtwerken freilich nur dem Blicke des tiefer in die Geſchichte eindringenden Forſchers ſichtbar, ſich oft in überraſchender Weiſe wiederſpiegeln, und nicht wenige jener alten, ſcheinbar ſo unbefangen in ſich und ihrem Mythos beruhenden Tragödien als durch und durch *politiſche* Dichtungen erſcheinen laſſen.

Wir wenden uns jetzt zur näheren Betrachtung des Trauerſpiels, deſſen Aufführung auf unſerer Bühne dieſe

einleitenden Bemerkungen veranlaßte, um zunächst den durchgreifenden Gedanken, sowie die künstlerische Composition des Ganzen unsern Lesern nach den Hauptzügen vorzuführen.

3.

Herzog Bernhard der Große.

Trauerspiel in fünf Akten von Julius Mosen.

(d. 5. Dezember 1843.)

Wie überall das Leben der Weltgeschichte in seinen geheimsten Tiefen in einem dialektischen Prozesse zweier gleich bedeutenden Gegensätze sich bewegt, so müssen sich diese in ihren großen Wendepunkten um so schroffer herausstellen, je heftiger ihr Kampf wird. Das Mittelalter hatte die Idee der alten Zeit, die geschlossene Nationalität der Völker, überwältigt durch den durchgreifenden Gedanken von „der Kindschaft aller Menschen in Christo“ und sich äußerlich dargestellt in einem Duumvirat zwischen dem geistlichen und weltlichen Herrscher, welche die Weltherrschaft bildeten. Mit dem Haupte des letzten Hohenstaufen brach der Schlußstein aus der Wölbung dieses ungeheuern Gebäudes, dem es allmählich nachstürzte.

Es wankten die Pfeiler der aristokratischen Reichsritterschaft, und es bedurfte blos des ausgesprochenen Gedankens der Reformation, um die mittelalterliche Welt in Ruinen zu begraben. Aus diesem Chaos heraus strebten die Nationen zur äußerlichen Geltung zu kommen. Diese Aufgabe mußte dem Volke am schwersten werden, welches bis zu diesem Wendepunkt das weltherrschende

geweſen war. Es war das deutſche. Frankreich, glücklich vom heftigſten Conflicte abgelegen, ſchleuderte zwar die Kirchenreformation zurück, ohne jedoch die prieſterliche Allgewalt dem Papſte zurückzugeben, welche es mit der königlichen vereinigte, und mit Vernichtung der großen Vaſallen ſich zum modernen Staate herausbildete. Ihm folgte Spanien auf den Fußtapfen, dort noch energiſcher da ſich die königliche Macht außerdem mit der Inquiſition bewaffnete. Und der ſpaniſche König Karl wurde römiſch-deutſcher Kaiſer; ſeine Aufgabe war der Reformation gegenüber geſtellt: in ſich die kirchlich-katholiſche Gewalt über die Gewiſſen mit der Herrſchermacht und durch ſie Deutſchland zu einem Erbreiche zu vereinigen.

Die Reformation der Kirche wurde dadurch von ſelbſt gedrängt, ſich politiſch-national zu conſtituiren. Der erſte Verſuch war mißglückt in dem deutſchen Bauernkriege; was dem »hellen Haufen« mißlungen war, nahm Moritz von Sachſen in die Hand. Auch er fiel; und jetzt trat den ohnmächtigen proteſtantiſchen Fürſten Kaiſer Ferdinand mit der ſpaniſch-habsburgiſchen Tendenz gegenüber. Es galt um eine neue, fürchterliche, abſolute Weltherrſchaft, welche die Sonne nicht untergehen ſah. Moſen läßt dieſen Weltzuſtand von Pater Joſeph in der Expoſition (Akt 1) mit den Worten ſchildern:

Habsburg begann die Schlinge zuzuziehen,
Die es der Welt geworfen um den Nacken,
In ſeiner Rechten Spanien wie ein Schwert,
Als Kreuz Italien in der linken Hand,
Trat das rebelliſche Böhmen es zu Boden,
Die Lutheraner und die dän'ſchen Ketzer,
Und ſchon erhob ſich Kaiſer Ferdinand
Deutſchland zu ſeinem Erbreich umzuprägen,
Europas Gleichgewicht begann zu ſchwanken

Und Todesschreck durchzuckte Frankreichs Seele, —
Ich mein' den Cardinal Richelieu, —
Und Frankreich bot den Schweden seine Hand;

denn keine Nation konnte mehr, als die französische, durch eine spanisch-deutsche Uebergewalt gefährdet sein; Gustav Adolph aber, dieser große Genius seines Jahrhunderts mußte am innigsten fühlen, was mit der Macht des neuen Gedankens zu erreichen war — die Kaiserkrone eines in evangelischer Freiheit constituirten großen Volkes, des deutschen Volkes. Er fiel bei Lützen. Aber Deutschlands Genius hatte in einem jungen Fürsten aus deutschem Blute einen würdigen Erben dieses Gedankens, dem die größten Heldenthaten nicht fehlen sollten, wenn auch das Glück, in das Feld gestellt, — Bernhard von Weimar, den die Geschichte den Großen nennt. Er tritt unmittelbar nach dem Tode seines großen königlichen Freundes an die Spitze der Begebenheiten. Um so gefährlicher erschien er Oxenstierna, je inniger er mit dem Plane Gustav Adolph's vertraut sein mochte, und je mehr sich dieser in Bernhard gegen Schweden selbst als deutsche Nationalsache kehrte. Oxenstierna's Absicht ging nun unverkennbar dahin, ihn nur soweit zu gebrauchen, als er dienlich war, im Uebrigen aber seine Unternehmungen zu lähmen. Mosen läßt uns im zweiten Akt einen hellen Blick in diese Verhältnisse, in der Unterhandlung Oxenstierna's, Bernhard's und Pater Joseph's thun. Aber auch Frankreich erkannte in Bernhard eine neue Gefahr für seine Arrondirungsabsichten. Als jetzt Bernhard seinen großen Feldzug gegen Oestreich eröffnet hatte, und mit unerhörten Siegen vorgedrungen war, empfand er schneidend die trügerische Freundschaft der Schweden.

Der Dichter läßt ihn das bei der Conferenz im zweiten Akt aussprechen:

Bernhard.

„Und lag vor Regensburg, und Regensburg war mein,
Das Tilly noch auf seinem Sterbelager
Das Kleinod Maximilian's genannt, —
Den Schlüssel Baierns, Oesterreichs und Böhmens,
Das ob'rne Schild von Oberpfalz und Franken,
Die Herrscherin der Donau nannt' ich mein;
Und jählings abwärts stürzt des Kaisers Glück.
Vergeblich klagt er seine Noth Italien
Und Spanien und seinen Niederlanden,
Verlassen steht er da von allen Freunden,
Entwichen ist die Zucht aus seinen Heeren,
Und Wallenstein lag über finstern Planen.
Und jetzt verlangt ich nur geringen Beistand,
Denn aufgebrochen war ich schon nach Passau,
Um in das Herz von Oesterreich zu dringen —

Joseph.

Bis zu der Kaiserkrone?

Oxenstierna.

Die wir schon
In Majestät auf Eurem Haupt erblicken.

Joseph.

Ermordet wurde Wallenstein in Eger,
Der letzte Griff zur Krone bleibt gefährlich.

Bernhard.

Ihr spielt mit euren eigenen Gedanken! —
Genug, ihr habt den großen Augenblick,
Wo wir entscheiden konnten das Geschick
Der heil'gen Sache, sorgsam hingezaudert,
Unwiderbringlich war er bald verloren.
Ich schickt' Couriere Tag und Nacht an Horn,
In Oberschwaben lag er müßig stille,
Ich eilte hilfeflehend selbst nach Dresden,
Und dann nach Frankfurt an die Bundesversammlung;
Ich bat, ich flehte: rettet Regensburg!

Des Kanzlers Antwort blieb ein kühles Lächeln,
Und Regensburg mein Kleinod geht verloren,
Und die Armee der Liga und des Kaisers
Rollt bis nach Schwaben und vor Nördlingen.

Dort wird die verhängnißvolle Schlacht, welche das Kriegsglück der schwedischen und weimarschen Waffen zugleich vernichtet, verloren. Hier beginnt die Handlung der Tragödie. Frankreich benutzt diesen Augenblick sich an die Spitze der Begebenheiten zu stellen, und Oxenstierna und Bernhard ganz an sein Interesse zu fesseln. Zunächst hat es darauf abgesehen, Bernhard ganz allein für sich zu gewinnen. Bei seiner persönlichen Anwesenheit in Paris hatte er die Nichte des Cardinals Richelieu, Marie de Vignerot, kennen gelernt, die erwachende Liebe zu ihr hatte er, stolz als deutscher Reichsfürst und Protestant, in seinem Herzen erstickt, nicht aber so, daß Marie nicht dennoch mit der hingebendsten Gegenliebe davon entflammt worden wäre. Richelieu hat nach Cassel zur Unterhandlung mit Schweden und Weimar nicht nur seinen Pater Joseph und diesem zur Verfügung Geld und Heer, sondern auch seine kluge, feurige, in seine Diplomatie eingeweihte Nichte geschickt, während noch die verlockendsten Anerbietungen für Bernhard ihr selbst in die Hand gelegt sind. Bernhard hegt aber eine fast unausgesprochene Jugendliebe zu Amalie Elisabeth, der Landgräfin von Hessen-Cassel, wo die diplomatische Conferenz stattfindet. Diese beginnt mit dem zweiten Akt. Schweden hat bereits die deutsche Sache aufgegeben; Bernhard erklärt:

Doch Frankreich wisse, über meine Leiche
Führt erst der Weg zum heil'gen deutschen Reiche!

und ſo zerreißt er ſtarr und ſtolz die Unterhandlung. Marie, welche als Famulus in Mönchstracht vermummt dem Pater zur Hand iſt, ſchlägt ſich in das Mittel. Jetzt beginnt das Verhängniß den Helden zur Schuld zu drängen. Zuerſt folgt es ihm in der düſtern Geſtalt Mariens (des Famulus) nach in das Schloß der Landgräfin, und tritt, als dieſe dort angſtvoll ihm einen warnenden Traum erzählt:

„Und hinter dir erblickt' ich einen Jüngling,
Vom Haupte bis zum Fuße ſchwarz verhüllt!"

zur Thüre herein mit dem großmü„igen Antrage Frankreichs, ihm ohne Bedingung Mannſchaften und Subſidien zum Feldzuge an den Rhein zu geben und ihm die Beſitznahme vom Elſaß zu geſtatten. Er will ſich beſinnen; doch ſchon nahen die Unglücksbotſchaften. Sein Oberſt Taupadell bringt die Nachricht, daß mit Würzburg, Rothenburg und Schweinfurth das Herzogthum Franken, welches ihm „Guſtav Adolph zugeſagt und Oxenſtierna ſchwer verwilligt hat" verloren ſei. Ihm folgt auf dem Fuße Hortleder, der Rath aus Weimar, der Erzieher ſeiner Jugend nach mit der Nachricht: daß Churſachſen und in Verbindung mit ihm die übrigen ſächſiſchen Länder, auch ſeine Brüder, und faſt ſämmtliche norddeutſche Staaten den Bund gebrochen und den Prager Frieden abgeſchloſſen haben. So von aller Welt verlaſſen entſchließt er ſich — den Vertrag mit Frankreich zu unterzeichnen. Marie (der Famulus des Paters) nimmt das vollzogene Document in Empfang mit den Worten:

Heil Euch, mein Herzog!
Gedenkt an mich, bald grüßt Euch auch mein Mund
Als König von dem Rheinland und Burgund!

Sie triumphirt, denn sie weiß zu wohl, daß zwischen seinem und ihrem Herzen nur der Stolz des deutschen Reichsfürsten und das deutsche Interesse gestanden. Sind diese Hindernisse beseitigt, so ist er für Frankreich und für sie zugleich gewonnen. Hatte sie doch, wie sie in der Exposition im ersten Acte erzählt, gesehen, mit welchem Seelenkampfe er sich von ihr, der schönsten, reichsten und einflußreichsten Tochter Frankreichs losgerissen hatte.

Noch einmal, doch zu spät, beschwört die Landgräfin ihren Jugendfreund, mit Frankreich zu brechen und das Panier der eigenen Partei zu erheben. Es ist zu spät für das erste, zu zeitig für das zweite. Er will erst festen Fuß am Rhein gewinnen. Sein Ziel ist Breisach, „das deutsche Capitol am Rhein." Sie bietet ihm alle ihre Schätze zur Verfügung, sie will mit sechs Regimentern Cuirassieren zu ihm stoßen. Er will das Opfer erst dann, wenn es ihm gelungen sein wird, offen um ihre Hand werben zu können, als Mitgift annehmen:

„Es kommt die Stunde, wo dein reiches Opfer
Entscheidend in die Wage fallen kann,
Dieß ist der Augenblick, wo frei von Frankreich
Ich meine eigne Macht zusammenfasse.
Dieß ist der Augenblick, wo ich dir sende
Hier meinen Siegelring in deine Hände!

Schon hier thun wir einen erschreckten Blick in seine zweideutige Stellung zu Frankreich. Beide wollen sich einander gebrauchen. Wer wird in diesem Kampfe siegen? Wenn nicht der Klügste, doch der zu dem Aeußersten, selbst zum Verbrechen Entschlossene, und Pater Joseph, der fanatische Franzose in der Mönchskutte, bebt vor keinem Schritte zurück. Doch schon rücken die weimar-

ſchen Regimenter aus und drängen den Herzog zum Abſchied von der Freundin mit den letzten Worten:

Und in der Burg von Breyſach ſteht mein Ziel;
Denn dort will ich den Frieden allen Thronen
Dictiren aus dem Schlunde der Kanonen."

Und vor Breiſach treffen wir den Helden im dritten Akte wieder, der in ſeinem Zelte ſpielt. Schon zeigen ſich die Folgen des verhängnißvollen Bündniſſes mit Frankreich. Pater Joſeph, welcher auch hier wieder mit ſeiner rechten Hand, Marie de Vignerot, ſeinem Famulus, ſich eingefunden hat, ſteht vor dem durch Arbeit und Nachtwachen faſt aufgeriebenen Herzog, und erträgt mit tückiſchem Heldenmuthe und allgemeinen Ausflüchten deſſen Beſchuldigungen und Vorwürfe über Frankreichs verzögerte Erfüllung ſeiner Verſprechungen. Unwillig verwirft der Herzog den doppelt trügeriſchen Antrag Frankreichs: ihm die Beſatzungen für die Städte und Feſtungen am Rheine, welche er erobern werde zu liefern.

Dieſe Scene des nicht ſowohl beginnenden, als vielmehr offen heraustretenden Zerwürfniſſes iſt im herüber und hinüber des deutſchen und franzöſiſchen Weſens lebendig nahe gerückt. Als der Herzog ſchon hier zum Bruche bereit iſt, zieht ſich der Pater zurück; denn noch iſt Breiſach nicht erobert, doch auf das Aeußerſte gebracht, wie wir vom Parlamentair aus der Feſtung erfahren, welcher hereingebracht wird und Friſt zur Capitulation fordert, — bis das Waffenglück zwiſchen dem Herzog und dem kaiſerlichen General Göz, welcher zum Entſatze heranzieht, entſchieden haben werde. Schon wird der Anzug des Generals gemeldet. Der von Müdigkeit und Schlummer allgewaltig überwältigte Herzog kann nur

noch Plan und Rollen zur bevorſtehenden Schlacht auszutheilen und den treuen franzöſiſchen Officier Guebriant zu ſeinem Stellvertreter ernennen; dann ſinkt er entſchlummernd in einen Armſtuhl. Man hört in der Ferne den Kanonendonner der beginnenden Schlacht. Jetzt erſcheint Marie Vignerot am Eingange des Zeltes, und vernimmt von Guebriant, daß der Herzog ſchläft. Auch ſie verzweifelt an der glücklichen Löſung des Verhängniſſes; in dem tiefſten Seelenleiden entdeckt ſie Guebriant ihr Herz:

Es iſt ein Zauber über mich gekommen,
Der mir die eigne Seele angezündet
Und ſie verbrennt in ſchmerzlich wilden Flammen.
Kennt ihr kein gutes Wort, das mich erlöſt?
Ich habe vor der gnadenreichen Mutter
Ein Herz von Wachs geopfert; als der Himmel
Nicht Hülfe brachte, ließ der Cardinal
Befragen kluge Frauen und ich trug
Doch auch vergebens Wurzelamulette —
Es wich der Gram mir aus dem Herzen nicht!
Das einz'ge Mittel, was mir hülfe iſt — Tod!
So ſchleppe ich mich hin, und wie ein Reh
Den Pfeil tief in der Seite ſchweif ich um! —

Während nun ihre ganze Seele vor dem ſchlummernden Herzog zerfließt in Wehmuth und gekränkter Liebe, tritt ein Adjutant nach dem andern ein, um vom Stande der Schlacht zu berichten. Der wilde Andrang der Kaiſerlichen wird immer gefährlicher und rückt näher. Zwiſchen durch flicht ſich immer wieder die Klage der Liebe. Doch als Marie mit mehr gehobener Stimme zu ſeinen Füßen kniend, die Worte ausſpricht:

Und mich verhüllt mein düſteres Geſchick,
Die längſt verzichtet, Liebe zu erwerben,
Doch nicht darauf, mit dir vereint zu ſterben!

tritt ihr Bild wie ein Traum in den Schlummer des Herzogs, welcher träumend antwortet:

„Ich bin ein deutscher Fürst und Protestant!"

Marie nimmt dieſe Worte als ihr Urtheil hin, ſie wendet ſich in ſchmerzlicher Klage hinweg mit und zu ihrem alten Grame zurück. Hier bringt ein Offizier die Nachricht, daß die Schanze genommen, Lesley gefallen, Turenne geworfen und Alles auf der Flucht.

Da fährt der Herzog aus ſeinem Schlummer empor mit dem Ausrufe:

Die Fechthandſchuh'! den Helm! den Rappen vor!

und eilt mit den harrenden Offizieren der reſervirten Regimenter Hattſtein und Schönbeck in das Gefecht. Hier endet der dritte Akt.

Zu Anfang des vierten Aktes haben ſich die Zerwürfniſſe zwiſchen dem Herzog und Frankreich auf das Aeußerſte geſteigert. Breiſach iſt erobert, der Herzog nimmt davon Beſitz, und iſt im Begriffe ſich huldigen zu laſſen. Das will und kann Frankreich, wie es ſich in Pater Joſeph darſtellt, nicht zugeben. In dieſen Conflicten entwickelt Pater Joſeph ſich ſelbſt zur tragiſchen Höhe eines Verſtandesfanatikers. Er zürnt Guebriant, der als Franzoſe ſich vom Genie des Herzogs verblenden läßt; denn:

„Die Welt iſt nicht gemacht für das Genie,
Für die Gewöhnlichen nur iſt ſie da;
Sie zeugen immer wieder ſich von Neuem
Und leben fort in Kind und Kindeskindern;

doch nicht ungerächt ſoll der Herzog Frankreich überliſten.

„Iſt er ein deutſcher Fürſt, bin ich Franzoſe!"

Da ſich Gueriant von ihm nicht gebrauchen laſſen will, ſo ſetzt er ſeine Hoffnung auf die unglückliche Leidenſchaft Mariens. Sie hat nach ſeinem Befehle geſprochen mit den Damen der Stadt und ihnen zugeſagt, den Feſtpokal dem Herzog huldigend zu bringen. Und allegoriſch werden ihr zur Seite zwei Fräulein gehen, Eine ſtellt die Hoffnung, die Andere den Frieden vor, doch ſie im Schleier ſoll als Glaubensfreiheit gelten. Sie, die ſonſt dem Pater ſo kühn gegenüberſtand, iſt jetzt ganz vernichtet, ſie iſt ein Werkzeug ſeiner Hand geworden. So vermag er ſie „daß ſie ihren Liebesroman, den ſie ſo kühn und genial begonnen, ihm zur Vollendung in die Hand gebe“, unter der Bedingung, ihm blind zu gehorchen, indem ſie jedem Zweifel, jedem Widerſpruch im Voraus entſage. Sie übergibt ſich ihm auf dieſe Bedingung; denn das Aeußerſte kann ſie nur zum letzten Ziele führen: „mit ihm vereint zu ſterben.“ So erhebt ſich aus dem trügeriſchen Bündniſſe Bernhard's mit Frankreich und aus ſeiner unterdrückten Liebe zu Marie die rächende Nemeſis in ihr. Sie iſt nur ein willenloſes Werkzeug der Entſetzlichen. Pater Joſeph entwirft den Plan Noch einmal ſoll das Aeußerſte aufgeboten werden, den Herzog für Frankreich und zugleich mit und durch Marie zu gewinnen. Sie ſoll ſich nur noch einmal in das kloſterliche Gewand des Famulus werfen und Zeuge der Verhandlung ſein. So nimmt er ſie wie ein zweiſchneidiges Meſſer in ſeine Hand. Er braucht nur noch die Spitze zu ſchärfen:

Joſeph.

Das letzte Mittel zu dem guten Ende
Soll dort verſucht ſein, hilft auch dieſes nicht.
So ſeid nicht ihr allein, es iſt zugleich

In Euch der Cardinal und Frankreichs Ehre
Geläſtert und beſchimpft; könnt ihr das dulden?
Seid ihr denn nicht —

Marie.

Franzöſinn und ein Weib!

So iſt Frankreich im Begriffe, ſich ihm zu nähern in der einen Hand die goldene Kette und in der andern den Tod. Er wähle! Der Herzog aber ſteht eben jetzt auf dem Gipfel ſeines Glückes. Er iſt im Begriffe ſich an die Spitze Deutſchlands zu ſtellen. Wir ſehen ihn mitten unter ſeinen Offizieren in höchſter Thatkraft. Er giebt Auftrag zur Herſtellung und Erweiterung der Feſtung. Er ſendet Taupadell nach Neuenburg, wo er ſeine ganze Macht verſammeln will zum Einbruch in das Reich. Er ſendet Ehm an König Karl von England, um ihn für die allgemeine Sache zu gewinnen, an deſſen Neffen, den Pfalzgrafen, der mit ſeinen Regimentern zu ihm ſtoßen ſoll, — nach Stockholm zur Verhandlung mit Schweden; er will Thüringen zu ſeinem Werbeplatze machen, zugleich eilt ein Bote an Georg von Lüneburg; denn es gilt jetzt alle Kräfte zum letzten entſcheidenden Schlage zuſammenzufaſſen:

„Und nun, Eliſabeth! iſt da die Zeit,
Wo deine heil'ge Liebe auch das Schickſal
Der Welt entſcheiden wird" —

Er ſendet ſeinen Oberſt Roſen mit ſeinem Siegelringe an ſie, dieſem Zeichen, welches er ihr zu geben verſprochen, wenn es ihm vergönnt ſei, ihr ſeine Hand zu bieten und ſeine Macht mit der ihrigen zu verbinden. Die Boten enteilen. Des Cardinals Agenten melden ſich. Marie, der Famulus, bleibt zurück, Joſeph tritt ein.

Nach wenigen heftigen Worten werfen beide Theile die Masken ab.

Joseph.

Vielfache Deutung duldet der Vertrag.

Bernhard.

So sei er aufgehoben ganz und gar,
Und auf mein Schwert gestützt sich' ich vor Euch.

Joseph.

Ihr sprecht ein hartes Wort, doch ist es deutlich,
So offenherzig sprech ich auch zu Euch:
Es kann nicht Frankreich dulden, daß Ihr hier
Euch werft in sein Genick, es fortzusetzen;
Doch weil es Eure Durchlaucht hoch verehrt,
So schlägt es drei verschiedne Wege vor,
Die zur Vereinigung uns führen können.

Der erste ist: Frankreich will ihm den Weg zum deutschen Kaiserthrone bahnen, da Ferdinand der Dritte ungültig gewählt und noch nicht anerkannt ist. Bernhard verwirft als Deutscher diesen Vorschlag. Der zweite ist: Bernhard soll Elsaß und Burgund von Frankreich zu Lehn nehmen. Bernhard will keinen Raub am Reiche. Vorsichtig geht nun Pater zum dritten Vorschlag über. Er weckt in ihm die Erinnerung an Paris und Marie Vigneret auf. Das trifft die wunde Stelle im Herzen des Herzogs. Er fragt:

Woher habt Ihr das Recht, mir in die Seele
Hineinzugehen?

Pater Joseph bedeutet ihm, daß ihre Hand ihm Elsaß und Burgund als freies Reich mitbringen solle. Doch Bernhard weist auch diesen Antrag mit bestimmten Worten zurück und verläßt ihn, um sich von der Bürgerschaft huldigen zu lassen. Marie de Vigneret hat im Vorzimmer dies Alles mit angehört. Der Ausbruch ihrer

zerriſſenen Seele überſpringt die letzte Rückſicht. Sie iſt bereit, den Feſtpokal zum Todestrunk ihm zu überbringen *). Wir ſehen den Feſtzug vor dem Rathhauſe in Breiſach und den jungen Helden im höchſten Momente kriegeriſchen Glückes und friſcher Hoffnung auf das Höchſte. Er nimmt den Feſtpokal und bringt ein Lebehoch der deutſchen Nation, während er, wie in anderem Sinne Tauſende nach ihm, den Todestrunk thut. Im fünften Akte finden wir ihn mit Marie de Vigneret, welche ihm vorausgeeilt iſt, auf dem Schloſſe zu Neuenburg. Sein Schiff kommt den Rhein herauf, man hört die Kanonen donnern, welche ihn begrüßen. Marie beſticht den Caſtellan.

---

*) Schon zwiſchen der zweiten und dritten Scene des vierten Akts hat ſie den letzten Entſchluß ihrer Seele in dem Monologe ausgeſprochen:

Iſt irgendwo ein edles Frauenherz
Das mich verſtehen, das mich richten will?
Ich frag' es unerſchrocken um den Spruch!
Ich liebe tödtlich einen ſtolzen Mann,
Ich weiß, daß ſeine Liebe mir begegnet,
Doch er gehört nicht meinem Volke an,
Nicht meinem Glauben, — meinem Herzen nur,
Und dieſem Wahn will er mich grauſam opfern!
Und weiter frag' ich: ſoll die rechte Liebe
Nicht auch allmächtig ſein — und dieſes Leben,
Kann uns nur trennen, — muthig von ſich ſtoßen?
Ich weiß, wohin mein Weg geht, — in den Tod!
Ich aber faſſe ſinkend ſeine Hand
Und ziehe den Geliebten mit hinüber,
Wohin der Haß der Erde nicht mehr reicht.
Mich wird die Welt verurtheln und verdammen —
Doch eine einz'ge Thräne kann mich retten,
Die weinend auf mein Grab hinunterfällt.

ihr Eintritt in den Thurm und das Schloß zu gewähren, um, wie sie vorgibt, die Ankunft des Herzogs zu sehen. Gestützt auf Taupadell und seinen Degen wankt der letztere herein:

— — „Unterwegs hat mich ein arger Feind
Recht tückisch überfallen, und er kommt
Mir über Wall und Schanze auf den Leib.

Von seinem Zimmer aus über die vorüberlaufende Mauerzinne hat er die Aussicht den Rheinstrom hinunter. Ein Schiffer zieht mit einem wehmüthigen Liede vorüber. *) Da klingt sich auch seine Seele in einem melodischen Monologe und Apostrophe an den Rhein aus. Während die Musik ihm wie ein Echo antwortet erscheint Marie auf der Mauerzinne und ruft ihm zu:

„Bestell' dein Haus, zu Ende geht dein Lauf,
— — — — — — —
Du nahmst und trankst aus meiner Hand den Tod;
Es geht voran Marie Vigneror.

*) Dies kleine, tiefwehmüthige, im Volkston gehaltene Lied ging bei der Aufführung fast verloren; hier ist es:

Der Schiffmann fährt vom Lande,
Wem lästet man so sehr?
Wem singt man also sanfte
Zu seiner letzten Ehr!
Ade!

Es gehen alle Wellen
In's dunkle Meer hinein,
Ein neuer Stern am Himmel
Giebt oben hellen Schein;
Ade!

So hat ſie erreicht was ſie geahnet, dann gewollt; untergehend ſchlingt ſie ſich um ihn und zieht ihn hinunter in das Grab. So fällt das letzte Geſchick wie ein zerſchmetternder Blitz in die aufblühende Krone des jungen Baumes. Wir ſehen um ihn die Blätter, die Aeſte, hingeworfen auf die Erde. Er fühlt den erſtarrenden Tod in allen Gliedern. Er nimmt Abſchied von ſeinen Offizieren und hat kaum Zeit ſein Teſtament in den Worten auszuſprechen:

Der Gnade Gottes ſei mein Volk empfohlen!
Und der Gedanke, dem ich Thaten gab,
Dem Mann der Zukunft, den ſich Gott erwählt!
Doch allen Deutſchen meinen letzten Wunſch:
Zeigt Weg und Steg den fremden Nationen
Zurück in ihre Grenzen mit Kanonen.

So hat er vollendet. Seine herbeieilende Braut, die Landgräfin, trifft ihn ſterbend. Ein Wehſchrei ſchließt das Stück.

So weit für heute unſere Expoſition des Trauerſpiels, aus welcher jedenfalls hervorgehen dürfte, daß wir es hier mit einem dramatiſchen Kunſtwerke, mit einer hiſtoriſchen Tragödie zu thun haben, bei deren Geſtaltung der Dichter große geſchichtliche Maſſen zu überwältigen hatte, um den ſpröden Stoff zu einem in ſich abgeſchloſſenen Ganzen zu formiren. Eine bald zu hoffende Wiederholung wird uns Gelegenheit geben, die Charaktere und ihr Verhältniß zu einander, ſo wie einzelne Ausſtellungen an der Compoſition und Ausführung genauer zu beſprechen. Zu den letzteren rechnen wir namentlich den Mangel einer tiefern Verſchuldung Bernhards gegen die Nichte Richelieu's, — ein Mangel, der ſich indeſſen, wie wir zeigen

werden, mit wenigen Strichen abhelfen läßt — und die allzu häufige, die Würde der tragischen Sprache beeinträchtigende Anwendung der gereimten Schlußstrophen, deren sich Shakspeare und Schiller freilich auch, aber doch viel sparsamer (nur die Jungfrau von Orleans macht eine Ausnahme) bedient haben.

Die Aufführung, deren Proben der zum Besuch bei uns anwesende Dichter selbst geleitet hatte, war fast in allen Hauptsachen eine gelungene zu nennen. Hr. Moltke als Bernhard war eine durchaus edle und schöne Erscheinung, nur hier und da verleiteten ihn die gereimten Schlußstellen zu deklamatorischem Pathos. Mad. Bluhm (Marie de Vignerot) brachte die liebeglühende Französin recht gut zur Erscheinung. Weniger gelang seine Aufgabe dem Darsteller des Pater Joseph (Hrn. Bluhm), welche Rolle als nothwendiges und vom Dichter scharf hervorgehobenes Gegengewicht zu Bernhard nicht in dem Bereiche der Mittel des sonst wackern Darstellers lag. Taupadell (Hr. König), Hortleder (Hr. Hellwig), Guebriant (Hr. Heuser) waren wie die übrigen Nebenfiguren tüchtig vertreten, wie denn die ganze Vorstellung als ein rühmliches Zeugniß von dem tüchtigen Streben unserer Bühne angesehen werden konnte, ein Kunstwerk als Ganzes würdig zur Erscheinung zu bringen. Am Schlusse ward neben der Darsteller der Hauptrolle auch der Dichter selbst gerufen.

XIII.

Pantoffel und Degen.

Lustspiel in 5 Akten nach Schröder von Holbein.

(d. 10. December 1843.)

Das Stück ist eine Bearbeitung des alten Schröderschen Lustspiels: „Das Blatt hat sich gewendet“. Doch ist diese Bearbeitung des Herrn von Holbein keine besonders glückliche zu nennen. An die Stelle mancher guten Wendungen sind Plattheiten getreten, ja einige plumpe Zweideutigkeiten, die man Schröder's Zeit allenfalls zu Gute halten könnte, die sich aber Schröder selbst nie erlaubte, hat der Wiener Bearbeiter auf seine eigne Hand hinzugefügt.

Welch eine Zeit tritt uns in diesem alten Stücke entgegen! Dieser arme, alte, von seiner Frau tyrannisirte, selbst von seinen Bedienten verhöhnte Amtsrath, der sich Titel und Uniform kaufen muß, um der Eitelkeit eines Weibes zu genügen, das ihn, wie den verächtlichsten Sklaven, mißhandelt, ihm jede kleine Freude vergällt, seinen alten Freunden, die ihn nach zwanzigjähriger Trennung besuchen, die Thüre weist — ohne daß er

Einſpruch zu thun wagt — und die zu guter letzt noch durch eine Liebſchaft mit einem abenteuernden Franzoſen ihn um Ehre und Geld zu bringen droht, dieſer bemitleidenswerthe, furchtſame, halbkindiſche Tropf, der zuletzt, als ihm die von ihrem Courmacher betrogene Frau den Degen in die Hand giebt, um ſie an dieſem zu rächen, aus Gehorſam ſogar tapfer wird — iſt es nicht der leibhaftige deutſche Michel von ehedem in aller Glorie! Und wenn wir nun hinzuſetzen, daß der ſo tapfer gewordene für ſeine Tapferkeit und deren Thaten als höchſten Lohn nur verlangt: daß ſein ſchurkiſcher Diener, der ihn früher auf das gröblichſte mißhandelt hat, „ihm ſeine Stiefeln wieder aus dem Teich hole“, in welchem er ſie aus Uebermuth, ſtatt ſie zu putzen, geworfen — ſo iſt das Gemälde vollſtändig.

Das Drama ſpiegelt immer ſeine Zeit, und ſo iſt auch dieſes Stück mit dem gänzlich unterhöhlten Boden der Familie, mit dieſen Intriguen der Geſchwiſter und der Liebenden, die ſich gegenſeitig das Schlimmſte zutrauen, mit dieſer tiefen Erniedrigung des geknechteten Mannes, mit dieſem Pantoffelregiment des untreuen Weibes, das den Mann tief verachtet, mit dieſer gemeinen Sinnlichkeit, die den Grundzug der Frau bildet, ein trauriges Spiegelbild einer traurigen Zeit Deutſchlands, wie denn auch ein Theil dieſer Züge auf Rechnung der beiden deutſchen Bearbeiter kommt.

Ja! ſo wurmſtichig und zerfreſſen waren die ſittlichen Zuſtände der Familien in Deutſchland, als dieſe Schröder'ſchen, Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Stücke das Leben abkonterfeiten. Wer nur Familienmemoiren aus jener Zeit kennt, wird wiſſen, wie eine ſchlaffe Moral ſelbſt die Grundveſten des bürgerlichen Lebens, Ehe

und Familie zernagt, wie das Gift der Fäulniß ſelbſt in den kleineren Orten überhand genommen hatte, und Frivolität und Leichtſinn, lange ſorgfältig gepflegt in den obern Regionen, zuletzt ſelbſt die mittleren Stände ergriffen hatten. Man denke nur an die Sitten Berlins zu Ende des vorigen und in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts; man vergegenwärtige ſich die politiſche Zerriſſenheit und Verfeindung der deutſchen Stämme und Kabinette, die Ehrloſigkeit des Soldatenſtandes, die politiſche Nullität der Männer, die daraus folgende Charakterloſigkeit, Feigheit, Kriecherei und Niedertracht, die uns den Siegern von 1806 ſo verächtlich erſcheinen ließ, denen in keinem Lande ſo viele Verräther in die Hände arbeiteten, wie in Deutſchland, und man wird es begreifen, wie ſolche Männer ſelbſt ihren Weibern verächtlich erſcheinen mußten. Ich will über dieſe Zeit nur einen Zeugen, einen ehrlichen unbeſtochenen, ſein Vaterland liebenden Zeugen, den braven Holtei, den Dichter der preußiſchen Leonore, reden laſſen, der dieſes Elend mit der Farbe der Wahrheit ſchildert. Von dem franzöſiſch-preußiſchen Kriege im J. 1806 redend, ſagt er in ſeiner ſo eben erſchienenen Selbſtbiographie (Vierzig Jahre I., S. 78): „Die ſchmählichſten Greuel in jenem Kriege ſind von Deutſchen gegen Deutſche verübt worden. Deutſche waren es, welche Grüfte aufbrachen, und den Leichnamen, deren Stiefeln mit ſilbernen Sporen ſie nicht anders erlangen konnten, die modernden Beine ausriſſen; Deutſche, die mit Gewalt und durch Martern den armen Landleuten (es iſt von Schleſien die Rede, aber auch anderwärts war es ſo) abzuzwingen ſuchten, was dieſe längſt ſelbſt nicht mehr hatten. Der Franzoſe war, wenn er nur freund-

lich empfangen wurde, mit Allem zufrieden, richtete sich bescheiden ein, und erwiederte jede gastliche Aufmerksamkeit mit verbindlichem Danke. Waren seine Wirthsleute arm, so brachte er, — das habe ich selbst gesehen, Nahrungsmittel nach Hause, und sie wurden des ungeladenen Gastes eingeladene Gäste. Seine deutschen Bundesgenossen dagegen quälten ihre deutschen Brüder bis auf's Blut; sie machten sich eine Ehre und Freude daraus (wenigstens in Schlesien) ihren Haß zur Schau zu tragen, und ich habe noch im Jahre 1830 im Gasthofe zur Traube in Darmstadt einen großherzoglich-hessischen Hauptmann sich beim „Schöppche“ laut und stolz der Heldenthaten rühmen hören, die er an den preußischen Bauern „den Schinösern“ verübt habe.“

Diese Erinnerungen und jene andern, wie unsere Damen den gallischen Siegern sich in die Arme warfen, wie sie ihnen den Sieg in der Liebe eben so leicht machten, als manche treulose Festungscommandanten ihnen die Einnahme mancher Festungen gemacht haben sollen — sie sind es allein, um derentwillen dem redlichen Heltei mit Recht jene Zeit als eine schmachvolle gilt. „Siegen und Besiegtwerden, das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Schlachten gewinnen und verlieren, giebt an sich weder Ehre noch Schande. Aber Söhne eines Landes, die eine Sprache bindet, eine gemeinsam heilige Vergangenheit, eine unsterbliche Geschichte, und welche dieses Band höhnisch mit Füßen treten! Aber Weiber, die von den Küssen ihrer deutschen Freunde noch warm, dem fremden Krieger lüstern entgegenfliegen, bevor er noch bon jour gesagt... O liebes Deutschland! In alle Stände drang die Franzosenliebe. Jede geringe Bürgersfrau hatte ihren Sapeur, ihren Sergeanten, jedes hübsche Dienstmädchen

seinen Voltigeur; wie sie Paarweise einherstolzirten! und wie viele Ehemänner demüthig hinter ihren Weibern hergingen!«

An diese Zeiten erinnerte mich das obige Stück in der Holbein'schen Bearbeitung. Die Ahnen desselben reichen in die englische Literatur hinauf. Schröder entnahm es mit einigen Veränderungen und Auslassungen dem Original-Lustspiele the brothers, mit welchem Richard Cumberland (1732—1811) den Grund zu seinem Ruhme als Lustspieldichter legte*). Die ästhetische Kritik, welche damals auch in England Shakspeare »sehr unartig« fand, bezeichnete das Cumberlandsche Stück als eins der besten Lustspiele höheren Stils. Schröder, welcher namentlich in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit lobenswerthem Eifer das englische Drama für die deutsche Bühne auszubeuten strebte**), schloß mit diesem Stücke seine Darstellungen auf der Wiener Bühne am 1. Januar 1785. Die Darstellung des Ehemanns, der sich aus der schmählichsten Pantoffelherrschaft zum Hausherren herausarbeitet, gehörte zu Schröder's komischen Meisterwerken***), und in der That ist auch in seinem Stücke die plötzliche Ermannung des Amtsraths unendlich wahrscheinlicher, als in der Bearbeitung des Herrn von Holbein, der diesen gutmüthigen Pantoffelsclaven durch eine ganz unkünstlerische Häufung von Zügen seiner Schwäche zu einer wahren Karikatur gemacht, und dem Darsteller sein Geschäft, den Ueber-

*) Man vergl. Ed. v. Bülow in der Einleit. zu Schröder's dramat. Werken. Bd. 3. S. VI—VII.

**) Vergl. Gervinus V, S. 637 ff.

***) S. Schröder's Leben von Meyer, Th. I. S. 400.

gang zum Muthe der Poltronnerie zu finden, sehr erschwert hat. Wenn dies bei der Aufführung dennoch gelang, so war es das alleinige Verdienst unsres Jencke, der mit dieser Charakterrolle ein wahres Meisterstück lieferte. Auch mit den übrigen Charakteren hat sich der Wiener Bearbeiter große Freiheiten genommen. Die Person der Amtsräthin ist ohne Noth in's Schlimme, ja in's Verbrecherische herübergezogen. Verworfenheit dieser Art ist nicht mehr komisch, sondern beleidigend für das sittliche Gefühl, und macht einen heitern Ausgang unmöglich. Dagegen ist es zu loben, daß Hr. v. H. den verzeichneten Charakter des Brand im Original in eine ganz neue Form gegossen, und auch die Figuren des Lieutenants und Louisens zurecht gerückt, namentlich aber den Zwist der Brüder getilgt hat *).

Die Aufführung griff rasch und gut in einander. Namentlich ließ Mad. Schulze, als Amtsräthin, nichts zu wünschen übrig, und auch die andern Darsteller waren an ihrem Platze.

Die Dresdner Herausgeber von Schröder's Dramen, Tieck und Eduard von Bülow wollen den meisten derselben noch ein wesentliches Interesse für die Bühne unserer Zeit zuschreiben. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß fast alle diese Stücke in Sprache und Charakteren für unsere Zeit veraltet sind. Schröder selbst verlor weder in seinen Bearbeitungen noch in seinen Originalen seine Zeit aus dem Auge. Aber diese Lebensformen, diese

*) Auf diese und ähnliche Uebelstände in der Schröder'schen Bearbeitung hatte schon Hr. v. Bülow in der Ausgabe der dramatischen Werke Schröder's, Bd. III. S. VI—VII. aufmerksam gemacht.

Ansichten, dieſe Verhältniſſe der Stände zu einander mit allem was darum und daran hängt — ſind nicht mehr die unſrigen. Will man die Stücke umarbeiten, ſo wird man oft etwas ganz neues ſchaffen müſſen. Wäre es da nicht beſſer, man ließe ſie ſtehen, wie ſie ſind, und verſuchte die beſten derſelben als Spiegelbilder einer vergangenen Zeit in Sprache, Manieren, Kleidung u. ſ. w. treu der Gegenwart vorzuführen? Eine Bearbeitung wie die Hellbein'ſche wird immer etwas Zwitterhaftes an ſich tragen, was weder der Vergangenheit, noch der Gegenwart ganz angehört. Die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und das deutſche Leben in denſelben liegen uns fern genug, um es einmal auch auf der Bühne objectiv zu betrachten, und ſo lange dem modernen Luſtſpiele und ſeiner Entwickelung in Deutſchland die Flügel ſo gebunden ſind, würde man immerhin ſolche Reproduktionen des alten als Aushülfe gelten laſſen können, da doch einmal Komödie geſpielt werden muß.

XIV.

Der Steckbrief.

Lustspiel in drei Akten von Roderich Benedix.

(d. 29. December 1843.)

Herr Strenge, Magistratsmitglied („Beigeordneter“ titulirt ihn der Verf.) in einer kleinen Stadt, dem die Aussicht auf die vacante Bürgermeisterstelle und auf den rothen Adlerorden vierter Klasse den ohnehin schwachen Kopf verdreht, richtet in diesem Stücke durch den übertriebenen Amtseifer, mit welchem er seine polizeilichen Obliegenheiten erfüllt, allerhand ergötzliche Verwirrungen an, bei welchem Geschäfte ihm sein Polizeidiener Flaschner, eine ächt komische Figur, die besten Dienste leistet. Da das Steckbriefsignalement des als verdächtig bezeichneten „Individuums“ ziemlich allgemein gehalten ist, so kann es nicht fehlen, daß dasselbe in seinen Augen auf alle Reisende paßt, die ihm in die Hände laufen, während zugleich der Orden und die Beförderung, welche stets vor seiner Phantasie schweben, ihm die harmlosesten Aeußerungen der drei Reisenden, welche an diesem Tage in dem Gasthofe seiner Schwester einkehrten, als Bestäti-

gungsgründe ſeines Verdachts erſcheinen laſſen. Um aber ganz ſicher zu gehen, beſchließt er alle drei ſo lange zurückzuhalten, bis der Polizeirath aus der nahen Hauptſtadt, den er durch eine Stafette von ſeinem Fange benachrichtigt, eingetroffen ſein wird. Die Mittel, welche er dazu anwendet, entſprechen ſeiner gutmüthigen Beſchränktheit. Von den beiden Handlungsreiſenden, Dicke und Baſtelmeier feſſelt er den letzteren durch eine Einladung zum morgenden Caſino, den erſteren überdieß noch durch den Antrag eines Compagniegeſchäfts, während er ihn zugleich am Abend in ſeinem Hauſe durch einen Rauſch zum Verrath ſeines Geheimniſſes zu verleiten ſucht. Der letzte Angriff mißlingt natürlich vollſtändig, und endet mit der Niederlage des Angreifers, der nun im trunkenen Muthe die Verhaftung des dritten Reiſenden, eines Dr. Brinckmann, befiehlt, der ohne Paß über die nahe Grenze reiſen will. Der nächſte Morgen löſt alle Verwirrung. Der Polizeirath iſt angekommen, die Reiſenden erweiſen ſich als das, was ſie ſind, als ächte und gerechte Wein- und Ellenwaarenreiſende. Brinckmann's Duell, um deſſentwillen er nach der Grenze fragte, iſt gefahrlos ausgefallen, und dem Polizeirath nicht einmal „offiziell“ bekannt. Die Hauptpointe aber beſteht darin, daß das von der Polizei als des Spionirens beim Feſtungsbau verdächtig mit jenem Steckbrief bezeichnete Individuum Niemand anders iſt, als — Hr. Strenge ſelbſt, der bei jenen Neubauten, gereizt durch ein dort gefundenes altes Geldſtück, als leidenſchaftlicher Sammler mehrere Tage hintereinander nach alten Münzen umhergeſucht, und dadurch ſich den Schildwachen auffällig gemacht hat.

Dies iſt der Kern des ganzen Luſtſpiels, denn die

beiden Liebschaften, die zu ebensoviel Brautpaaren werden, und die Figur des egoistischen Kaufmann Nipphard, der für seinen gemeinen Egoismus gebührend bestraft wird, sind im Grunde genommen Nebensachen. Doch sind dieselben zu einigen komischen Scenen gut benutzt. Bei der Fabel selbst ist nicht viel Erfindungskraft aufgewendet; einzelne Scenen und Figuren erinnern stark an den „Doctor Wespe“ desselben Verfassers. Aber die Hauptsache ist: der Verfasser ist auf dem rechten Wege zu einem modernen Lustspiel. Diese Bauernfeld'schen Salonkomödien, diesen ganzen stereotypen Liebschaftskram, diesen inhaltlosen Inhalt haben wir herzlich satt. Diese blassen, interessanten Barone, diese Fräulein mit ihren Ball- und Badeaffairen langweilen uns, die gutmüthigen Onkel der Schröder-, Iffland-, Kotzebueschen Periode und der ganze hergebrachte komische Apparat paßt nicht mehr in unsre Zeit, die andere Dinge zu belachen und zu beweinen hat. Der moderne Polizeistaat und seine vigilante Ruhelosigkeit, die hundert und tausend ehrliche Leute molestirt und indeß den Spitzbuben gute Tage gönnt, der zuweilen an Verrücktheit streifende Paßunsinn, der übertriebene Pflichteifer eines Heers von gehorsamerdienerischen Subalternen einer schreibseligen Büreaukratie, die chinesische Titel-, Rang- und Ordenssucht, welche mehr, als man glaubt, den deutschen Charakter verdorben hat, die Censurscherereien — das alles sind Dinge, die wir am besten zu unserm Ergötzen in der Komödie ausbeuten, statt uns durch den Aerger darüber unsern Humor zu vergällen. Nebenbei ergiebt sich denn auch noch der Vortheil aus einer solchen Komödirung unserer Gegenwart und ihrer Verkehrtheiten, daß die poetische Befreiung zugleich ein probates Hülfsmittel zur wirklichen Befreiung

wird. Der Verfaſſer des „Steckbriefs“ iſt alſo mit ſeiner Komödie auf dem richtigen Wege, und zwar um ſo mehr, als er ſich hier weit weniger als in ſeinem „Doctor Weſpe“ zur Karikatur verirrt hat. Die modernen Paßſcheereien, über die ſelbſt der loyale Goethe einmal einen Stoßſeufzer ſich erlaubte, als er in dem letzten Bändchen von Dichtung und Wahrheit ſeiner goldnen paßfreien Jugend gedachte, ſind ſehr ärgerliche Realitäten, von denen nur diejenigen nichts erfahren, welche das Vorrecht haben incognito zu reiſen. Solche Tröpfe wie dieſer Polizeibürgermeiſter Strenge, ſolche halb brutale, halb lächerliche Geſellen wie dieſer Polizeidiener Flaſchner leben in der Erinnerung eines jeden, dem ihr Dienſteifer ſchon oft genug Zeit und Geld oder gute Laune gekoſtet hat. Ein auf Beförderung und Orden hinarbeitender politiſcher Inquiſitor, ein Demagogenriecher, wie Grano und Tzſchoppe, könnten einem Poeten Stoff zu Dutzenden von Luſtſpielen liefern — wenn ſie zur Zeit aufführbar wären. Indeſſen: kommt Zeit — kommt Rath, und am Ende ſogar auch That. Intereſſant iſt die Vergleichung dieſes Stücks mit dem öſterreichiſchen Polizeiſtücke „Bürgerlich und Romantiſch“ des Herrn v. Bauernfeld. Iſt der Preuße (Hr. Benedix iſt, ſo viel ich weiß, ein Rheinpreuße) ſchon ſo weit gekommen, die Polizei zu komödiren, ſo befinden wir uns dagegen bei dem Oeſterreicher in einer durch und durch polizeilichen Atmoſphäre, in welcher jedes Individuum die Polizeimarke an ſich trägt, und wo die Nichtbeachtung der kleinſten Polizeivorſchrift als überſchnappende „Romantik“ erſcheint, welche den romantiſchen Individuen v. R. W. tauſend Aengſte bereitet. Doch davon ein andermal.

Die Aufführung des Stücks machte der Regie (Hrn.

Jencke) wahrhafte Ehre. Es kamen Scenen vor, welche sicherlich über ein halb dutzend Mal bis in das kleinste Detail probirt werden mußten, ehe sie so rund und nett sich wegspielen konnten, daß Leute, die von dergleichen Schwierigkeiten keine Kenntniß haben, meinen durften: „so etwas spiele sich ja von selbst.“ Dahin gehörte die letzte Scene des ersten Aktes, in welcher die Handlung in vier verschiedenen Handlungen zerfällt, und nach langem, durchkreuzenden Hinüber und Herüber endlich am Schlusse erst sich in ein gemeinsames Gespräch zusammenziehn. Desgleichen ein großer Theil des letzten Aktes. Von den Darstellern errang Hr. Dietrich als Polizeidiener Flaschner den Preis. Die selbstgefällige Superklugheit seinem in Polizeisachen unbewanderten Vorgesetzten gegenüber, die sich selbst in dem bejahenden: „sehr wohl!“ nicht verleugnete, der stets nach Arretirung schmeckende Sprachton, der diesem Geschlechte aus begreiflichen Gründen eigenthümliche übertriebene Diensteifer gelangen ihm sehr gut. Seine Seele, der die Polizei als das Höchste, und ein Polizeirath oder gar Polizeiminister unmittelbar neben dem Herrgott rangirend erscheint, hatte nur noch Raum für den Begriff der „Gratifikation“, die ihm im Stücke zwar verloren ging, dafür aber durch den Beifall des Publikums ersetzt wurde. Maske, Haltung, Stellungen, Geberden, und unter diesen namentlich bei effektvollen Stellen, als Ausdruck höchster Sicherheit des Erfolgs ein scharf hervorgestoßenes „Huit!“ mit Doppelhandbewegung sind gewiß noch vielen Zuschauern in ergötzlicher Erinnerung. Nur dürfen solche Mittel ja nicht zu oft gebraucht, und auch bei dem Verändern der Stimme ein gewisses Maaß nicht überschritten werden. Die beiden Handlungsreisenden (Hr. Heuser und Hr.

Otto) waren ächte Copieen der unzähligen Originale, mit denen jetzt alle Gasthäuser erfüllt sind. Strenge (Hr. Berninger) war zu einfältig komisch genommen worden. Der Verf. selbst warnt dagegen diese Rolle so aufzufassen. »Er ist ein Mann von 36 Jahren, gutmüthig, nimmt gern die Amtsmiene an. Seine Verlegenheiten entspringen nicht aus Dummheit, sondern aus Unkenntniß seiner Functionen.« Wäre er so dargestellt worden, so dürfte das Ganze gewonnen haben. Die Trinkscene im zweiten Akte trachtete zu sehr der Wahrheit nach. Dergleichen muß mehr nur angedeutet werden, wenn es nicht einen unangenehmen Eindruck machen soll.

XV.

Die Royalisten.

Schauspiel in vier Aufzügen von E. Raupach.

(den 2. Januar 1844.)

„Meine Vorgänger im Geschäft, Iffland und Kotzebue, machten die Misere zu Helden; ich will die Sache umkehren, und Helden zu miserablen Personen machen. Müllner würkte durch Schuld und Blut, Houwald durch alte Familien und Bilder, die an den Galgen gehören; ich will durch Langeweile wirken, ich will die Langeweile zur tragischen Dynamis erheben.“

(Selbstbekenntniße des dramatischen Dichters Albovni Hirsewengel in Immermanns Münchhausen I. S. 51.)

Es ist schwer, eine historische Gestalt von so dämonischer Gewaltigkeit, wie Cromwell, so ganz zu verhunzen, daß nicht durch das gesudelteste Conterfei noch einige Züge jener riesigen Menschennatur durchblicken sollten, deren Auftreten einst die Welt erschütterte. Doch muß man gestehen, daß hier der Dichter der Hohenstaufen sein Möglichstes gethan hat, diese Aufgabe zu lösen. Sein guter Wille ist wenigstens nicht Schuld daran, daß es ihm nicht vollständig gelungen ist. Ein religiöser Heuchler so gemeiner Art, wie er hier seinen noch töl-

pelhafterem Geneſſen, General Harriſon und Conſorten, gegenüberſteht, ſoll uns intereſſiren? Ein ſo armſeliger Wicht, der die Welt mit den Augen des Raupach'ſchen Till anſieht, ein Menſch, der nicht die Spur einer Ahnung von ſeiner hiſtoriſchen Miſſion hat, ſoll uns Erſatz geben für den Helden eines der größten hiſtoriſchen Schauſpiele, das uns die Weltgeſchichte aufgeführt hat?! Hören wir nur, wie dieſer Raupach'ſche Cromwell im erſten Akte ſein Handeln, ſeine hiſtoriſche Miſſion motivirt: „Hätte mir der verſtorbene Mann (es iſt Karl I. gemeint) auch nur das kleinſte Bisthum in England gegeben, ſo hätte ich vielleicht geſtern eine Predigt oder eine Vertheidigung ſeiner Königsrechte geſchrieben, ſtatt daß ich nun ſeinen Sohn aus Worceſter geſchlagen habe. Wollte ich nicht auswandern nach Amerika? Hatte ich nicht ſchon einen Fuß im Schiffe, als der Mann plötzlich die Auswanderung verbot? Dort hätte ich Taback gebaut, er ſelbſt zwang mich zu bleiben und ſein Schaffot zu bauen.“ O Till und Schelle! Tabacksbau und Schaffotbau, welcher „Witz!“ Iſt das Richard Cromwell, der Lordprotector von England, Schottland und Irland, der gewaltige Bändiger der Revolution und Anarchie, der dämoniſche Fanatiker des republikaniſchen Proteſtantismus, der Begründer der britiſchen Größe, der ſo ſpricht, oder iſt es nicht vielmehr der preußiſche Hofrath Dr. Ernſt Raupach, der uns hier ſeine Philoſophie der Geſchichte, die alte Lehre von den kleinen Urſachen großer Wirkungen vorträgt, und uns belehrt, daß es keine Revolutionen gegeben haben würde, wenn die Regierungen nur dieſem oder jenem Unzufriedenen einen Hofrathstitel oder eine gute Pfarrſtelle gegeben hätten!

Armer Cromwell! — Der von Hrn. Raupach als

ſo idealiſch-edelherzig, ritterlich-galant und großmüthig geſchilderte Karl Stuart ließ doch nur deinen Leichnam aus ſeiner Gruft reißen und an den Galgen henken, aber hier wird ſogar dein Geiſt an den Pranger geheftet!

Indeſſen das Schauſpiel heißt: die Royaliſten, und auf die Verklärung dieſer Partei iſt es abgeſehen. Die Republikaner erſcheinen in demſelben entweder als Böſewichter und Lumpen, oder als Narren und Tollhäusler. Von dem gewaltigen hiſtoriſchen Geiſter, deſſen Sturm in dieſer Puritanerrevolution das morſche und verfaulte Gebäude des hierarchiſch-monarchiſchen Abſolutismus in England ſtürzte, weht in dieſem Raupachſchen Machwerke auch nicht der leiſeſte Lufthauch. Dieſer preußiſche Hoftheaterpoet weiß nichts davon, daß hier der Proteſtantismus einen blutigen Entſcheidungskampf ausfocht, der darum gegen die Könige gerichtet war, weil dieſe dem Katholicismus anhingen, in welchem ſie das Princip der abſoluten Willkühr beſtätigt fanden. Er ahndet nicht, daß der Fanatismus der abſoluten göttlichen Machtvollkommenheit der Könige, „nach welcher dieſe katholiſchen Könige (wie der alte Hegel ſagt) nur Gott, d. h. dem Beichtvater, Rechenſchaft zu geben ſchuldig ſeien,“ den entgegengeſetzten Fanatismus des Volks hervorrief. Er fühlt nicht, daß wenn dieſer letztere, aus der Innerlichkeit des Puritanismus in die Aeußerlichkeit der That hervortretend, neben der erhabenen auch ſeine lächerliche und abſurde Seite hat, jener entgegengeſetzte Fanatismus der „Royaliſten“ derſelben eben ſo wenig entbehrt, und daß es eine Perfidie ohne Gleichen iſt dieſe zu verſchweigen und jene allein hervorzukehren, daß ſich der Zuſchauer von hiſtoriſcher Bildung und hiſtoriſchem Rechtsgefühl gegen ein Gemälde empört, wo auf der

einen Seite das Princip durch lauter Narren und Verbrecher, auf der andern das entgegengesetzte durch lauter Lichtgestalten vertreten wird. Aber die Nemesis hat dem Hrn. Raupach einen argen Streich gespielt. Diese Royalisten, deren Hingebung und Treue für das Königthum und seinen (historisch nur durch Leichtsinn und witzige Liederlichkeit, üppige Wollust, Verschwendungssucht und zuchtlose Irreligiosität ausgezeichneten) Vertreter, von der rein menschlichen Seite betrachtet, immerhin Achtung und Theilnahme erweckt, entwickeln zum Theil so unsinnige Grundsätze, und einen solchen hyperroyalen Absolutismus, daß man sich schon daraus die Nothwendigkeit des entgegenstehenden Princips und seine Berechtigung einigermaßen ableiten kann, obschon der Vertreter desselben, Cromwell, wenig oder gar nichts davon verlautbart, und obschon jene Principien und Maximen vom Dichter als das allein berechtigte hingestellt werden.

Der Inhalt des Schauspiels ist dieser. Karl Stuart, bei Worcester von Cromwell geschlagen, entflieht auf das Schloß eines treuen Edelmanns, des Lord Windham, der zwar dem Parlament geschworen hat, die Waffen nicht mehr für den Prätendenten zu führen, demselben aber mit seinem ganzen Hause treu anhängt. Vorzüglich ist es seine alte Mutter, welche den Royalismus in seiner krassesten Gestalt repräsentirt. Wie er von dort aus weiter an das Meer fliehen will, erscheint General Harrison mit einer republikanischen Reiterschaar, und nur durch die Treue der alten Lady, welche ihren Enkel, den sie für den Prinzen ausgiebt, aufopfert, wird dieser gerettet, und entkommt glücklich zu Schiffe nach Frankreich, nicht ohne vorhergehendes langweiliges und endloses Jammern über sein klägliches Geschick, das ihn zwinge, solche Opfer anzu-

nehmen. Nach seiner Abreise setzen der Vater und die Braut des jungen Windham dieses Gejammer in unerträglichster Breite fort, bis endlich Cromwell auftritt, über den ihm gespielten Verrath Himmel und Erde in Bewegung setzt, Harrison abkanzelt, daß er sich so plump habe betrügen lassen, und nicht zur Sicherheit „einem Dienstmädchen im Hause das Pistol auf die Brust gesetzt habe“, um die Wahrheit zu erfahren, und zuletzt Vater und Sohn erschießen zu lassen und das Haus der Erde gleich machen zu lassen droht. Da erscheint die junge Lady, die Braut des jungen Windham; Cromwell erkennt in ihr die Tochter einer alten Geliebten, er wird weich und so schwach, daß selbst die alte Lady ihn theilnehmend fragt, „ob sie ihm etwa eine Stärkung bringen solle“ (wörtlich: „darf ich Euch etwas zur Stärkung anbieten?“). „O Ihr — wollt Ihr mich stärken?“ antwortet Cromwell, „dankt Gott, daß ich krank bin.“ Da entwickelt ihm denn die alte Lady, daß es ja am Ende sein Vortheil sei, wenn der Prätendent entwische. Mit seinem Tode wäre ihm doch nichts gedient gewesen, da seine Ansprüche ja auf seine Brüder erbten. Cromwell begreift das, und nachdem er sie noch etwas für ihren Royalismus ausgeschölten hat, deutet er ihnen mit dem Spruche: „Wer seinen Mund bewahret, der bewahret sein Leben (bekanntlich der Wahlspruch der Galgenkandidaten) wer aber mit seinem Maule herausfährt, der kommt in Schrecken,“ und mit auf den Mund gelegtem Zeigefinger den Weg der Rettung an. Dies ist folgender. Das Kriegsgericht hat die beiden Windham zum Tode verurtheilt, Cromwell aber sagt: „Er habe fleißig nachgeforscht und erfahren, daß der Entflohene nicht Karl Stuart gewesen! der Sohn Ahabs sei noch zu fahnden.“ Und mit

dieſer plumpen Lüge, welche zu glauben die Raupach-ſchen Puritanergenerale einfältig genug ſind, ſpricht er die Verurtheilten frei, weil es ihm der Herr geheißen, der ſo eben über ihn gekommen, und geht ab. Seinem Beiſpiele folgte das Publikum, ſo daß die kurze rührende Schlußfamilienſcene kaum zu Ende kommen konnte.

Hr. Kaiſer (Cromwell) machte aus ſeiner Rolle was nur irgend zu machen war, aber wo nichts iſt, da hat bekanntlich auch der Kaiſer ſein Recht verloren, und hier war in der That ſehr wenig vom Dichter gegeben. Den Gegenſatz, welchen Cromwell zu ſeiner fanatiſchen, halb verrückten Umgebung bildet, die gewaltige Herrſchernatur, welche ſelbſt in dem Raupach'ſchen Holzſchnitte hier und da in einzelnen Zügen des Charakterbildes durchblitzt, wußte er vortrefflich hervorzuheben. Aber den Grundſchaden des Ganzen konnte er doch nur mildernd verhüllen. Der Fluch der poeſieloſen Proſa, der auf dem Ganzen ruht, der Mangel an poetiſchem Gefühl, der nicht einmal im Betreff der Sprache die Nothwendigkeit des Maaßes und der Würde des Verſes dem Verfaſſer fühlbar machte, die Ueberladung, welche durch die unaufhörliche Anwendung von Bibelſprüchen entſteht, in welchen die Republikaner unter ſich und mit andern reden, hemmen jeden Aufſchwung. Hr. Raupach wollte hier vielleicht die Wirklichkeit kopiren, aber er vergaß, daß der Dichter am allerwenigſten ſklaviſcher Copiſt der Natur ſein darf. Wo einzelne Pinſelſtriche ausgereicht hätten, ſtürzt er den ganzen Farbentopf um, wie das an den Figuren Harriſons und Habakuks, des erleuchteten Predigers, am klarſten zu erkennen iſt. Um unſer Mitleid für den Prätendenten in Anſpruch zu nehmen, macht er aus ihm einen der edelherzigſten und liebenswürdigſten

Prinzen, die je auf einem Throne gesessen, und vergißt, daß er gerade bei der Zeichnung dieses Charakters diejenigen historischen Züge am allerwenigsten sich entgehen lassen durfte, welche geeignet waren, das Unglück, das jenen traf, auch als ein verschuldetes erkennen zu lassen. Hr. Häser (Karl Stuart) gab den Prinzen, der auch im Bauernkittel König bleibt, sehr gut; vorzüglich in der langen Eintrittsscene in Schloß Windham war sein stummes Spiel vortrefflich. Auch die übrigen Darsteller (Mad. Schulze, Lady Windham, Hr. Berninger, Lord Windham, Hr. Schlögell, Harrison, u. s. f.) thaten meistens das Ihrige, aber dennoch ließ die Vorstellung als Ganzes kalt. Nur der erleuchtete Weber Habakuk (Hr. Jencke) erregte bei seiner ersten Erscheinung wenigstens ein herzliches Gelächter.

XVI.

Hahn und Hektor.

Luſtſpiel in drei Aufzügen von E. Raupach.

(Den 4. Januar 1844.)

Der Poſtſecretair Wilken liebt Karoline, die Tochter ſeines Poſtmeiſters. Sein Freund, der Oberförſter Hahn liebt deren Freundin Hulda Waller, eine junge Schweizerin, welche ſich ſeit drei Wochen (ich laſſe das nicht ohne Grund mit geſperrter Schrift drucken) zum Beſuche bei ihr aufhält. Beide Affairen ſind in der ſchönſten Ordnung, die Liebenden verſtehn ſich, die Eltern willigen ein, und der Doppelhochzeit ſteht nichts im Wege als — der Hofrath Ernſt Raupach, der durchaus ein komiſches Luſtſpiel dazwiſchen ſchieben will, ehe es ſo weit kommt. Sehen wir zu wie er das anfängt, denn errathen kann es kein Verſtand der Verſtändigſten. Der Poſtſecretair, welcher auf die Freundin ſeiner Braut etwas eiferſüchtig iſt, weil er ſich von der letztern über die erſtere ein wenig vernachläſſigt meint (beide ſind z. B. ſogar ohne ihn auf den Ball gegangen!), bekommt einen Brief an Hulda Waller in die Hände. Um dem zwiſchen bei-

den Freundinnen obwaltenden „Geheimnisse“ — denn ohne ein solches kann er sich ihre Freundschaft nicht erklären — auf die Spur zu kommen, erbricht er den Brief, und findet, daß die auf dem Couvert genannte Adressatin Hulda Waller, in dem Briefe selbst als Maskulinum behandelt, und »lieber Hektor« angeredet wird. Statt hier nun einfach an eine Briefverwechslung zu denken, wie sie sich wirklich am Ende herausstellt, ist er wahnsinnig genug zu glauben, daß die „sanfte“ „liebenswürdige“ Hulda Waller Niemand anders als der wegen demagogischer Umtriebe verfolgte Studiosus „Hektor“ sei. Indessen die Eifersucht ist ja blind, und so könnte man denn auch dem eifersüchtigen Postsecretair diese Lustspielgrille für einen Augenblick zu Gute halten, aber auch nur für einen Augenblick. Denn wenn er nur seine fünf Sinne beisammen hatte, so mußte ihn ja das nächste vis-à-vis mit Hulda von seiner tollen Einbildung zurückbringen. Wenn er nur für fünf Minuten seinen Verstand zusammen nähm, so mußte er einsehn, daß ein Mann in Frauenkleidern nicht drei Wochen lang unentdeckt sich als ein junges Mädchen in einem Hause geriren, Bälle besuchen, und dabei die Liebe eines Oberförsters gewinnen kann, kurz daß hier die unmöglichste Unmöglichkeit vorliege. Aber für E. Raupach ist nichts unmöglich. Sein Postsecretair bleibt bei seinem Glauben, und ehe er davon absteht, nimmt er lieber an, daß sein zukünftiger Schwiegervater, Karolinens Vater, um das Geheimniß wisse, und diese „Liebe“ begünstige, den verkappten Studenten mit seiner Tochter »Tage, Stunden, Wochen allein, sie mit ihm reisen, sich umarmen und küssen, ja vielleicht in einem Zimmer schlafen lasse.« Aber noch nicht genug. Dieser Wahnsinnige bringt nicht nur einem zweiten Nar-

ren, den neugierigen Oberamtssecretair Linker, der in dieſem Stücke die Verwirrung vergrößern hilft, ſondern auch den Oberförſter zu demſelben Glauben, daß er ſeine Huldigung und ſeinen Antrag einem „verkappten Studenten“ gemacht habe, und dies iſt der Punkt, wo dieſe Poſſe widerwärtig, ekelhaft, abſcheulich wird. Wer noch eine Spur von ſittlichem Gefühl in ſich hat, muß ſich durch die Scene des dritten Akts empört fühlen, wo drei Männer, ſage drei erwachſene Männer, gegen die beiden Mädchen mit ihren Vorwürfen und Beſchuldigungen in einer Weiſe herausfahren, daß nur der auf ihr Hülfegeſchrei herzueilende Poſtbote ſie vor dem Aergſten thätlicher Beleidigung, zu ſchützen vermag. Aber was Alles in meinen Augen übertrifft, iſt der Umſtand, daß nach der Enttäuſchung der wahnſinnigen Liebhaber, zu deren Bewirkung Hr. Raupach erſt den in dem Perſonenverzeichniß nicht genannten wirklichen Hektor (den Bruder Hulda's) ankommen laſſen muß, die beiden ſo arg mißhandelten, ſo tief an ihrer Ehre verletzten Mädchen, dieſen tollhäusleriſchen Narren von Liebhabern nach ſolchen Scenen ſofort lachend und ſcherzend vergeben, und ſie noch gar mit ihrem Argwohn aufzuziehen im Stande ſind. In der That, dazu gehören Nerven wie Schiffstaue! Es hat mir Ueberwindung gekoſtet, dieſen ſchmutzigen Unſinn hier zu erzählen, und ich habe es in der mäßigſten Weiſe gethan, ohne auf das wahrhaft abſtoßende Detail einzelner Hauptſcenen näher einzugehen, und ohne die Stellen hervorzuheben, die bei unſerer Aufführung aus richtigem Zartgefühl geſtrichen waren. Aber das Stück iſt von einem namhaften deutſchen Dramatiker verfaßt, es iſt von ſehr vielen deutſchen Bühnen, wie man erzählt, mit Beifall gegeben, es iſt in unſerer nächſten Nähe, in

Bremen, wie man mich versicherte, in einem Winter ein halbdutzend Mal aufgeführt worden. Unser Publikum hat das Stück verworfen, obgleich die Schauspieler alle ihre Kräfte anwendeten es zu halten. Es wird schwerlich wieder auf die Bretter kommen, und man muß es der Intendanz Dank wissen, daß sie, indem sie ein vielbelobtes Stück zur Aufführung brachte, dem Publikum unserer Stadt Gelegenheit gab, sich selbst ein ehrenvolles Zeugniß seines sittlichen und ästhetischen Gefühls durch die Verwerfung dieses für beide gleichbeleidigenden Machwerks auszustellen.

Ich habe zur Entschuldigung des Verfassers sagen hören: das Stück sei eigentlich für ein Volkstheater — das Königsstädter in Berlin — geschrieben, und dafür am Ende gut genug. Wie in aller Welt! Ist die Schmach und Schande nicht um so größer? Das „Volk," sagt ihr, „das Volk (das beiläufig noch immer vorzugsweise zu Schillers Meisterwerken sich drängt) „fühle nicht so fein, ihm sei man solche Rücksichten nicht schuldig." Aber wenn dem so wäre — ist es nicht doppelt verächtlich, nicht doppelt strafbar, auf diese Schwäche, diesen Mangel an Bildung zu spekuliren, und das Volk, statt es heraufzuziehn, durch solche Produkte noch tiefer herabzudrücken? Ist es, kann es die Aufgabe eines dramatischen Dichters, der sich selbst achtet, sein, die Unbildung und Frivolität, die Rohheit und Gemeinheit zu seinen Voraussetzungen zu machen? Und kann alle aus langer Praxis erworbene äußerliche Bühnenkenntniß und Geschicklichkeit, die Hr. Raupach auch hier immerhin bethätigt haben mag, ihm dafür Verzeihung auswirken, daß er mit diesem Stoffe und seiner Behandlung jenen Vorwurf

auf ſich geladen hat? Alle Haupt- und Effectſcenen ſind in wahrhaft frecher Weiſe einzig und allein auf Motive und Aeußerungen geſtützt, die dem ſittlichen wie dem Schicklichkeitsgefühle Hohn ſprechen. Ich will durch weitere Füßrung des Beweiſes dieſe Blätter nicht beſchmutzen, aber ich wage es zu behaupten, daß es ein ſchlimmes Zeugniß für unſere hochgeprieſene ſittliche Bildung der ſo verſchrienen franzöſiſchen Frivolität gegenüber iſt, wenn wirklich ein Stück wie dieſes irgendwo die Gunſt des Publikums gewonnen hat.

Weit eher noch begreife ich dieſen Umſtand bei dem bald darauf (den 11. Januar) gegebenen Raupach'ſchen einaktigem „Schauſpiele“:

Der Bettler,

in welchem der Jean qui rit ſich als Jean qui pleurt zu zeigen verſucht, zumal wenn die Hauptrolle ſo vortrefflich, wie hier von Herrn Kaiſer, gegeben wird. Der Rührung iſt der Deutſche immer noch am leichteſten offen, und hier ſind die zu Thränen rührenden Motive wie eine Zwiebelſchnur aneinander gereiht. Es iſt „der König Lear mit Zwiebeln geſpielt,“ wie in dem darauf folgenden Stücke dieſes Abends der Vater der Debutantin ſich ausdrückte. Ich ſah vor zehn oder zwölf Jahren das „gemütliche“ Berliner Publikum über dieſen Raupachſchen Bettler (irre ich nicht, von Rott dargeſtellt) in Thränen faſt zerfließen.

Zum Schluſſe dieſes Artikels will ich noch des kleinen dramatiſchen Scherzes:

gedenken, in welchem Dem. Bahl mit ſoviel Humor und guter Laune das Quodlibet von Gedanken und Empfindungen, wie ſie ein junges Mädchenherz zehn Minuten vor ihrem erſten Reſidenzballe durchwogen, in Spiel und Geſang darzuſtellen wußte. Den komiſchen Geſangpartieen jedoch hätte ein klein wenig mehr Maaß nicht ſchaden können.

XVII.

Goethe's Götz von Berlichingen.

(d. 14. Januar 1844.)

Das Theater war gedrängt voll, die Schauspieler thaten wacker das Ihrige, die Scenen und Akte folgten rasch auf einander, auch einer möglichen Ermüdung durch die Länge des Stücks war vorgebeugt worden, denn man hatte dasselbe so (um mindestens ein Drittheil, wo nicht gar um die Hälfte der Goethe'schen Theaterbearbeitung) zusammengestrichen, daß es kaum drittehalb Stunden spielte — und doch keine Regung von lauter Theilnahme. Einige hörten mit Gleichgültigkeit zu, andere mit sichtbarer Zerstreutheit, der größte Theil wußte sich in dem Gedränge und Gewirr der Scenen nicht zurecht zu finden, und nur wenige nahmen an dem Ganzen ein warmes Interesse, das vielleicht weniger dem Drama selbst, als den Gedanken und historischen Betrachtungen seinen Ursprung verdankte, welche sie daran knüpfen mochten.

Woher diese Erscheinung bei einem der größten und historisch bedeutendsten dramatischen Werke unserer poetischen Literatur? bei einem Werke, von welchem an eine

völlige Revolution derſelben datirt? Man ſchreit nach „Handlung,“ nach Individualität, nach Charakteren bei den Werken der modernen Tragödie. Wo iſt mehr Handlung (im gewöhnlichen Sinne des Worts), wo ſind individuell ausgeprägtere Charaktere, als im Götz? und dennoch keine dramatiſche, keine theatraliſche Wirkung auf das Publikum von heute! Von heute? O nein! das Stück hat, ſoviel ich weiß, nie große Wirkung auf der Bühne, dem ächten Probirſteine des Drama's, gehabt; es hat von Anfang an ſeine Wirkung, und zwar die ungeheuerſte, vorzugsweiſe durch die Lectüre geübt. Warum? weil alles Große und Gewaltige, alle Schönheiten dieſer Jünglingsſchöpfung von der Art ſind, daß ſie nur bei der Lectüre völlig und rein genoſſen werden können, und weil eben die Mängel und Fehler der dramatiſchen Compoſition, welche bei dem Genuſſe der Leſung faſt ganz in den Hintergrund gedrängt werden, durch die Aufführung in einer Weiſe hervortreten, durch welche jene Vorzüge bedeutend in den Schatten geſtellt werden.

Denn um es kurz zu ſagen: dem Drama fehlt die lebendige Seele der Einheit dramatiſcher Handlung. Der biographiſch epiſche Charakter, zum Theil auch durch die autobiographiſche Quelle des Dichters bedingt, iſt durchaus vorherrſchend. Die Breite des Stoffs, die Fülle der Vergänge, die Vertheilung des Intereſſes unter die verſchiedenſten Gruppen von Perſonen und Einzelhandlungen, der dadurch bedingte raſtloſe Scenenwechſel, das Alles reißt uns bei der Aufführung hin und her und läßt uns zu einem einfachen Eindrucke gar nicht gelangen. Dazu kommt noch ein zweites, wichtigeres. Wie glücklich nämlich auch der Stoff gewählt war, wie günſtig die Zeit, wie gewaltig die in derſelben gegen einander arbeitenden Momente,

der jugendliche Dichter vermochte sie nicht zu gewältigen, nicht die Einheit eines dramatischen Kunstwerks im Sinne Shakspeare's, seines Meisters, herzustellen, dessen Spuren er doch hier, wie niemals wieder, nachwandelte, dessen Oeconomie er mit diesem einen Werke in Deutschland begründete, und dessen Einfluß sich in so vielen Einzelnheiten des Stücks heraushört. Werfen wir einen Blick in die Götzische Zeit. Deutschland in die tausend reichsunmittelbare Territorien gespalten, die alle mehr oder weniger das souveräne Recht des Gebrauchs der eignen Kraft zu Vertheidigung und Selbsthülfe gegeneinander in Anspruch nahmen, ist im Begriffe, sich aus diesem Zustande der Feudalität herauszuringen und dessen Princip, das Princip der Willkühr, zu brechen. Alles arbeitet hin auf die Oberherrschaft eines Allgemeinen (Reichskammergericht, ewiger Landfrieden), des Gesetzes, der Staatsgewalt, unter welche die gleichberechtigten Einzelnen ihren besondern Willen für die Zwecke des Allgemeinen beugen sollen. Dies ist ein Fortschritt, aber zunächst ein negativer, denn er ist zunächst gerichtet gegen die, durch das Recht des Herkommens begründete Willkühr der freien Einzelnen, der kleinen Ritter und Herrn, gegen einen Zustand, bei dem sich die deutsche Nation zu großer Kraft und Energie der einzelnen Individuen entwickelt hatte. Die Städte, diese Geburts- und Pflegestätten der Kultur, stehen in diesem Kampfe voran, und zwingen den Kaiser (Maximilian I.) ihre Interessen zu fördern, indem sie daran ihren Beistand für seine Zwecke zum Schutze des Allgemeinen nach Außen knüpfen. Auch die größeren Fürsten treten auf ihre Seite, das Schießpulver verbindet sich mit beiden, und aus diesem Kampfe geht die Idee des modernen Staats, der Monarchie hervor. Die sou-

veräne Willkühr der vielen Einzelnen, der kleinen Herren, wird gebrochen, die Vielherrschaft des Feudalismus mit dem gleichen Fehderecht der Einzelnen, mit der heimlichen Justiz unbekannter Genossenschaften (die Vehmgerichte) wird vernichtet.

Aber der Beginn dieses Kampfes ist nicht zugleich der offenbare Anfang des Besseren; es ist vielmehr eine Verschlimmerung des bisherigen Zustandes. Die Polyarchie (Vielherrschaft) wird zunächst völlige Anarchie. Der Kampf erscheint denen, gegen welche er gerichtet ist, als eine Ungerechtigkeit, als ein Kampf „der Großen gegen die Kleinen," der Selbstsucht jener gegen die Freiheit dieser. In diesem Lichte erscheint er vor allen den tüchtigsten und kräftigsten Naturen, die das volle Bewußtsein ihrer Kraft und ihres Werthes gerade nur in einem Zustande wie der bekämpfte empfinden, und sich dabei der redlichsten Gesinnung und des besten Willens für die Herrschaft des Guten und Rechten bewußt sind. So Götz von Berlichingen. Er sieht auf der Gegenseite nur die Eigensucht, den Neid, die Schlauheit und die List ihren Zwecken dienen, und er hat von seiner Seite ein Recht die Dinge so anzusehen. Er glaubt sich in größerer Einheit mit dem Kaiser, seinem alleinigen Herrn, und einen treueren Diener desselben, als jene, und er ist es auch im Grunde seines Herzens, und der Kaiser selbst ist noch dem alten Principe im Grunde mehr, als dem neuen zugethan. So ist Verwirrung überall. Es wankt der Boden unter den Füßen, die besten Freunde werden einander untreu, und es ist nur zu beklagen, daß während das alte Princip in der Goethe'schen Dichtung im Götz einen so herrlichen Vertreter hat, das entgegengesetzte durch Weislingen so überaus schlecht repräsentirt wird. Der Kampf der

Gegenſätze, der Conflikt der Tragödie (denn das iſt ſie und mußte ſie ſein) hätte ein ächt tragiſcher werden können, wenn Goethe, ſtatt im Weislingen ſich ſelbſt und ſeine damaligen Seelenzuſtände darzuſtellen, aus ihm, ſtatt eines Weiberknechts, der ſich an Adelheids Schürze leiten läßt, einen Mann gemacht hätte, der ein würdiger Gegner ſeines Freundes Götz geweſen wäre. Hierin liegt für mich die Hauptſchwäche des Stücks. Goethe hat im erſten Akte dazu angeſetzt jenen Conflict hervortreten zu laſſen. Aber nur zu bald weicht er von der Bahn der hiſtoriſchen Tragödie in die der pathologiſchen ab, und das Stück, auf einen impoſanten Zuſammenſtoß hiſtoriſcher Momente angelegt, wird bald mehr oder minder zur traurigen Familientragödie. Wir ſehen das Große und Gewaltige nicht, an welchem eine ſo edle und herrliche Natur, wie Götz, zu Grunde geht, wir ſehen nur die Elendigkeit, Schwäche und Erbärmlichkeit, der er unterliegt, und ſein Untergang iſt traurig und niederſchlagend, aber nicht tragiſch und erhebend. „Die Nichtswürdigen werden regieren und der Edle wird in ihre Netze fallen!“ mit dieſer Prophezeihung des ſterbenden Götz ſchließt das Stück. Der Freiheitsruf des Sterbenden verhallt wirkungslos. Denn „Freiheit iſt nur droben! die Welt iſt ein Gefängniß.“ — Hier hört man Shakſpeares Hamlet durchklingen.

Dieſer Freiheitsdrang des Subjects durchklingt freilich das ganze Stück, wie er die Goethe'ſche Jugendzeit durchdrang, wo er ſich bei Goethe in Götz und Egmont Luft machte. Die Bewegungen in Amerika und Frankreich, welche dort zu hiſtoriſchen Thaten wurden, kräuſelten in Deutſchland wenigſtens den ſtillen See der Poeſie und Literatur zu lebhafterer Wellenbewegung, die auch ihrer

Einwirkung auf das sociale Leben nicht verfehlte. Daß Goethe für den gemäßesten Ausdruck dieser Regungen den glücklichsten Griff in die an Analogieen so reiche Zeit des sterbenden Mittelalters that, daß er seiner Mitwelt Zeiten vorführte, »die jeder Bewegung in unserm Nationalleben zum Muster dienen müßten« *), das war sein Verdienst, das bewies den Genius in ihm, den damals zum ersten und letzten Male der Athem der Geschichte anwehte. Daß er aber der Aufgabe der dramatischen Gestaltung und Gewältigung der heraufbeschwornen Geister unterlag, war die Schuld seiner Zeit. Seine Nation hatte weder ein Drama und eine Bühne an die er anknüpfen konnte, noch den Schwung nationalen Bewußtseins, der für den Dramatiker die Voraussetzung sein muß. So treten denn im Göz nur die Individualitäten, die biedere Treuherzigkeit und Tapferkeit in Göz und seinen Genossen, das Treiben der Fürsten und Prälaten an ihren Höfen, kurz das historische Kleinleben dieser Zeit hervor. Die großen innerlichen Bewegungen, der Reformation und des modernen Sklavenaufstandes im Bauernkriege, der Kaiser, die großen Charaktere Luthers, Sickingens, finden nirgends ihren entsprechenden Ausdruck. Dagegen bewundern wir in dem Erstlingswerke des kaum zwanzigjährigen Jünglings die Gewalt der schaffenden Charakteristik, die tiefe Kenntniß des Menschenherzens, die divinatorische Gabe der über die eigne Erfahrung hinausgreifenden Intuition in alles Pathologische, die schöpferische, vom feinsten nie irrenden Tacte geleitete Kunst der Sprache, die zugleich ein treues Bild jener Zeit heraufbeschwört, während sie

*) Worte von Gervinus IV. 520.

den einzelnen Gestalten doch wieder die mannigfaltigste Schattirung verleiht. Dies Alles, was uns noch jetzt bei der Lesung entzückt, wie mußte es damals in der perlenden Frische der ersten Schöpfungsjugend die Menschen ergreifen, wenn selbst die alten Perüquen in Wieland's Merkur über solche Schönheiten gerne alles, was die damalige Aesthetik hoch und heilig hielt, von dem kühnen Jünglinge mit Füßen getreten sahen. Goethe beklagte sich später mit Unrecht über die „dumpfe Sinnesart“ seines ersten Recensenten. Ich habe an einem andern Orte zu zeigen versucht, daß dasjenige, was jene Zeit an dem Werke als Drama auszusetzen fand, funfzig Jahre später gleichfalls, nur noch entschiedener und tiefer, als Mangel und Fehler erkannt wurde *).

Ich komme wieder auf die hiesige Aufführung zurück. Man hatte bei derselben zum Theil die Goethe'sche Theaterbearbeitung zu Grunde gelegt, welche jetzt auch in den nachgelassenen Werken (im 42sten Bande) abgedruckt ist. Wenigstens fehlten auch hier, wie dort, die Personen des Bischofs von Bamberg, des Abts von Fulda, der pedantische Olearius und der ergötzliche Liebetraut. Dafür erschien Selbitz in der spätern karikirt possenhaften Gestalt der Goethe'schen Theaterbearbeitung, welche überhaupt in gar vielen Aenderungen, neuen Scenen und Personen, bis in die Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks hinein, sehr unerfreuliche Spuren der späteren, an das Manierirte streifenden Goethe'schen Periode trägt **). In dieser Bearbeitung

*) Vgl. J. H. Merk. Ein Denkmal. Von Ad. Stahr. S. 29—38.

**) Dahin gehören, außer der oben bezeichneten Gestalt des Selbitz, die Aenderungen in den Aufruhrscenen (z. B. S. 412),

ist nun zunächst das auffallend, daß sie trotz jener Auslassungen doch um 53 gedruckte Seiten, also fast um ein

---

die sentimentale Haltung des Götz in der eingelegten Jagdscene (S. 404—407), die spielerische Behandlung des Verhältnisses zwischen Franz und Adelheid (z. B. S. 322—329), die forcirte Komik in Darstellung der Offiziere der Reichstruppen, der unbekannte »Warner« des Götz, und unzähliges Andere. Von Einzelnem nur eine Probe. Statt des einfachen: »zu Tisch Vater,« womit in dem Originalwerke Götzens Knabe die vortreffliche Scene zwischen Weislingen und seinem Vater endet, heißt es in der spätern Bearbeitung:

Zwölfter Auftritt.

Marie. Karl. Vorige.

Karl. Zu Tische Vater, zu Tische!

Marie (zu Weislingen). Im Namen meiner Schwester komme ich, Euch zu begrüßen und Euch einzuladen. (Zu beiden) Wie steht Ihr da? wie schweigt Ihr?

Karl. Habt Ihr Euch erzürnt? Nicht doch Vater, das ist Dein Gast.

Marie. Guter Fremdling, das ist Dein Wirth. Laßt eine kindliche, laßt eine weibliche Stimme bei Euch gelten!

Götz (zum Knaben). Bete des Friedens, Du erinnerst mich an meine Pflicht.

Weislingen. Wer könnte solch einem himmlischen Winke widerstehen!

Marie. Nähert Euch, versöhnt Euch, verbündet Euch! (Die Männer geben sich die Hände, Marie steht zwischen beiden) Einigkeit vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch!

Quantum mutatus ab illo! Wo ist hier eine Spur von jener Frische des Tons, der alle Nerven und Fasern des Jugendwerks durchzittert. Wie weht uns hier die Grabesluft des geheimräthlichen Kabinetsstils an! Ist das nicht kurrent Geschedisch gedacht und ausgedrückt?

volles Dritttheil länger iſt, als das Originalwerk, ſo daß das Stück bei einer Aufführung nach derſelben über vier Stunden füllen würde. Nun denke man ſich dieſen Inhalt ſo zugeſchnitten, d. h. mit der Scheere zugeſchnitten, daß er etwa auf die Hälfte reduzirt wird, den Kaiſer, die Nürnberger Kaufleute, die Zigeunerſcenen, die Vehme, die Reichstruppen und ihre Anführer und eine Menge Verbindungsglieder der ſich ſchon im Original überſtürzenden Auftritte hinausgeworfen, das Widerſtreitendſte und Verſchiedenartigſte, aller Vermittelung, aller Uebergänge baar, dicht aneinander gereiht, man denke ſich dieſes bunte Gewirr kreuz und quer durcheinander laufender Fäden, ohne durchgreifende Einheit einer fortſchreitenden Haupthandlung, und man wird es dem Publikum nicht verargen, daß es zuletzt nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf ſtand, und wohl gar die rebelliſchen Bauern für einen von dem bedrängten Götz aufgebotenen Landſturm anſah. Wußten ſich doch ſelbſt diejenigen in dieſem Wirrſal nicht zurecht zu finden, die das Gedicht halb auswendig kannten. So kam es denn, daß man wie verdutzt dem Spiele der Darſteller zuſchaute, und nicht Zeit, Stimmung und Behagen gewann, die zum Theil ſehr tüchtigen Leiſtungen (ich nenne nur Hrn. Berninger als Götz, Häſer als Weislingen, Otto als Franz, Fräulein von Zahlhas als Adelheid, Hrn. Dietrich als Georg nicht zu vergeſſen) den wohlverdienten Beifall zu zollen. — Aber ſelbſt in verkürzter (nur nicht verſtümmelter) Geſtalt bleibt die zeitweiſe Aufführung des Werks immer dankenswerth, und ward gewiß von vielen als ſolche empfunden. Es iſt zugleich ein ſchuldiger Tribut der Ehrfurcht und Dankbarkeit, welchen eine Bühne damit jenem für unſere Literaturentwickelung ſo bedeutenden Werke und ſeinem Dichter zollt. Und ſicherlich würde die thea-

tralische Wirkung sich steigern, wenn man sich künftig entschlösse namentlich in der letzten Hälfte des Stücks mehr zu geben, und sich dabei wie überhaupt an das Original zu halten. Namentlich dürfte der Bamberger Hof zu restituiren sein, zumal da er sich durch die Mittel unserer Bühne wohl besetzen ließe. — Kleinigkeiten: Die Umarmungsscene zwischen Franz und Adelheid ist in eine knieende Adoration zu verwandeln, sie veranlaßte Störung. Lerse dürfte etwas weniger mit dem zu zerschlagenden Fenster wirthschaften: diese Natürlichkeit muß mit Maaß behandelt werden. Elisabeth (Madame Schulze) hielt sich im ersten und zweiten Akte recht wacker und natürlich. Aber das in seiner Schlichtheit so herzrührende: „bis in den Tod!“ ging im Pathos zu Grunde. Marie (Madame Bluhm) war zu schwächlich und an das weinerlich Gezierte streifend. Das darf nicht sein; so sehr sie auch an Charakterstärke ihrer Schwägerin nachsteht, so ist sie doch Götzens Schwester und Sickingens Weib. Im letzten Akte war sie beides mehr. Hr. Berninger als Götz war fast durchaus eine tüchtige und wohlthuende Erscheinung, und die Feinheit und Schönheit des Spiels der Fräul. von Zahlhas als Adelheid gab wirklich ein Bild von diesem Weibe, bei dessen Erschaffung: „Gott und Teufel ums Meisterstück wetteten.“

XVIII.

Die Advocaten.

Schauſpiel in fünf Aufzügen von Iffland.

(d. 23. Januar 1644.)

Man ſage was man will, dieſer Iffland iſt unſrer Bühne noch nicht erſetzt, und die Schauſpieler welche ſeine Stücke ſpielten, als dieſe das deutſche Theater beherrſchten, ſind es auch nicht. Damit ſoll den unſrigen nicht zu nahe getreten ſein. Ich glaube ſchwerlich, daß ein Iffländiſches Stück gegenwärtig irgendwo in Deutſchland viel beſſer, ja auch nur ſo gut gegeben wird wie die geſtrige Aufführung, der es gelang, das Publikum in lebhafteſte Theilnahme an Lebenszuſtänden und Erſcheinungen zu verſetzen, die uns ſo fern ab liegen oder doch zu liegen ſcheinen. Namentlich gebührte den Herren Kaiſer (Advocat Wellenberger), Schlögell (Hofrath Reifmann) und nächſt ihnen den Herren Berninger (Zimmermeiſter Klarenbach) und Bluhm (Rath Selling) der Preis. Die beiden erſten wurden gerufen und verdienten dieſe Auszeichnung in vollem Maaße. Hier war wirklich noch der Hauch jener Schule zu ſpüren, die in der Darſtellung

jener Charakter- und Familiengemälde einer vergangenen Periode einst so Vollendetes leistete, und über die Technik ihrer Darstellungen, über die Verwendung ihrer Mittel ein so scharfes und sicheres Bewußtsein, in die Natur ihrer Aufgabe eine so gründliche Einsicht besaß, wie sie heutzutage in solcher Vollendung kaum irgendwo mehr angetroffen wird.

Wie gesagt, die Darstellung des Stücks und namentlich der beiden Hauptcharaktere war sehr lobenswerth, aber das Ensemble — mangelhaft. Es fehlte dem Ganzen als Ganzes die Färbung und der eigenthümliche Ton der Zeit, die es uns vorführen sollte. Das lag nicht sowohl an dem Aeußerlichen des Costüms, — obschon auch dieses bei der Mehrzahl der auftretenden Personen, wie namentlich bei den Damen, verfehlt zu nennen war; es lag weit mehr an dem Sprachton und Benehmen, an dem ganzen Auftreten und Behaben der meisten Mitspielenden, dem das Rücksichtsvolle, Gemessene, Zierlich-pedantische, Anstandsvolle eines Lebens fehlte, das sich in Haarzopf und Puderfrisur, in Spitzenmanschetten und Degen immer nur in Menuettpas bewegte, und wo eine Person immer der andern wenigstens „drei Schritte vom Leibe" blieb. Diesen Lebensformen ist nichts fremder, als die moderne Nonchalance und zutappende Rücksichtslosigkeit. Man höre nur, wie Iffland selbst, der unerreichte Meister in diesem Genre mimischer Darstellung des bürgerlichen Lebens und seiner Charaktere, sich über diese Dinge in den vielen Aufsätzen seiner Theateralmanache ausspricht, und man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die gute Darstellung eines seiner bessern Stücke, wie dieser Advokaten und der Jäger (die wir ja auch wohl bald einmal sehen werden?) unendlich schwieriger, aber

auch unendlich lohnender iſt, als die Aufführung einer der zahlreichen Bauernſcko'ſchen Salopperieen, bei denen es einer eigentlichen Kunſt des Schauſpielers kaum mehr bedarf.

Iffland's Dramen ſind überwiegend Charakterentfaltungen zur Beſtätigung gewiſſer moraliſcher Grundſätze. Man könnte ſie dramatiſirte Predigten nennen, wie denn auch Iffland ſelbſt in ſeiner Jugend zwiſchen dem Beruf eines Kanzelredners und dem eines Schauſpielers lange hin und her ſchwankte *). Sie ſchildern das bürgerliche Leben jener Zeit, ſeine Standesunterſchiede, Maximen und Lebensanſichten mit einer Treue und einem Geſchick, die ſeitdem nicht wieder erreicht ſind. Da das Leben ſich zu Iffland's Zeit in äußerſt ſtreng beobachteten Formen bewegte, ſo ſah ſich auch der Schauſpieler auf die ſchärfſte Beachtung derſelben hingewieſen. Auf der andern Seite wurde ſcharfe Ausprägung des einzelnen Charakters, ſeine Hauptaufgabe. Hierin leiſtete die alte Schule, Eckhof, Schröder, Beil, Beck, Iffland u. a. das Größte mit und durch ſorgfältigſte Reflexion. Je weniger Dramen wie die Iffland'ſchen und Schröder'ſchen ſchon durch Tiefe des poetiſchen Gehalts, Schwung der Sprache, Vers und Rhythmus, den Zuhörer feſſeln konnten, deſto mehr ſahen ſich die Darſteller darauf hingewieſen, dieſelben durch Feinheit des Spiels zu entſchädigen. Iffland's Aufſätze über den Anſtand, über Menſchendarſtellung, ſeine Beſprechung einzelner Rollen in den Theateralmanachen von 1807 bis 1811 bezeugen dieſe Sorgfalt, welche man auf den Aus-

*) Vgl. Iffland's Selbſtbiographie im erſten Bande ſeiner dramatiſchen Werke, S. 26 ff.

druck des Charakters durch Ton, Geberde, Accent und äußere Mimik legte, wie sie zugleich beweisen, daß das Publikum von damals für diesen Ausdruck ein sehr feines Auffassungsvermögen besaß. Natürlich! Was ihm auf der Bühne von jenen Schauspielern entgegengebracht wurde, war ja eben sein eignes Abbild, das Porträt, aber freilich das künstlerisch aufgefaßte Porträt der Physiognomie seiner Lebenszustände.

Diese Charaktere in den alten Stücken sind einfach, fast abstrakt, und darum freilich für uns oft zu scharf und einseitig ausgeprägt. Aber wir dürfen hier wieder den Unterschied der Zeiten nicht vergessen. Es ist allgemeine Klage, daß die „Originale“ aussterben. So haben wir denn in unserer beweglichen, überall von der Kultur beleckten Zeit auch nicht mehr jene einfachen typischen Charakterbilder, die schon im Leben als stehende Masken erscheinen. Ein Schulmeister, ein Gelehrter, ein Advocat, ein Arzt, ein Hochehrwürdiger von 1780—1790 sind feste Typen von ganz anderem entschiedenen Gepräge ihres Standes und Berufs als jetzt, wo diese Unterschiede der Stände und Standbeschäftigungen mehr und mehr abgeschliffen sind, wo jeder es als Aufgabe der Bildung betrachtet, im Leben und Verkehr den Stand und das Metier unter dem Gewande allgemeiner Kultur zu verbergen. Krähwinkel und Kleinstädter existiren nur noch traditionell, und ein Bürgermeister Staar ist keine brauchbare Theaterfigur mehr in einer Zeit, wo selbst das kleinste Nest von Landstädtchen oft seinen sehr gebildeten Bürgermeister hat, der oft ebensogut wie sein Universitätsfreund Minister werden konnte, wenn er Geld genug gehabt hätte, die langen Hungerjahre der „Staatscarrière“ durchzumachen.

Bei unserer Aufführung nun trat dieses individuell charakteristische Leben genau genommen nur in den beiden

Hauptpersonen (Kaiser und Schlögell) hervor. Alle übrigen waren (mit Ausnahme Hrn. Berningers) viel zu modern gehalten. Die Meisten konnten in irgend einem der neuesten Lustspiele des Wiener Shakspeare Bauernfeldt, ohne Veränderung von Ton und Haltung, auftreten. Namentlich aber galt dies von den Damen, die auch keine Spur von dem Tone jener Zeit an sich hatten. Dem. Kemper verdarb leider auch außerdem Manches mit dem ewigen Augenaufundniederschlag, der den Zuschauer gar nicht zur Ruhe kommen läßt, und der Erscheinung das Gepräge fortwährender Affectation giebt. Das Benehmen der Herren gegen die Damen war nicht rücksichtsvoll genug. Sie rückten einander viel zu nahe. Der Förster faßte und umfaßte seine Braut alle Augenblicke, während Iffland und seine Zeit durchaus eine gewisse Entfernung der spielenden Personen von einander fordern (man lese nur Iffland's Aufsätze), und selbst ein Anfassen der Hand nur im seltensten Falle gestatten. Ferner waren die Bewegungen bei den meisten zu heftig, ganz gegen Sitte und Gewohnheit einer Zeit, die sich vor nichts mehr hütete, als irgend wie das sogenannte heroische Spiel in die Darstellung des bürgerlichen Lebens zu übertragen. Dies gilt auch für Hrn. Häser, dessen sonst tüchtiges Spiel uns eben darum hier weniger befriedigte.

Es soll nicht geleugnet werden, daß Iffland selbst in der Nüancirung dessen, was er Menschendarstellung nannte, durch das äußere Spiel in Gang und Haltung, Augensprache, Bewegung der Arme und Hände u. s. f. zu weit ging, daß er sich in seinen Reflexionen über diese Dinge zuweilen in ein Detail verliert, welches einerseits an das Spitzfindige streift, während es andrerseits, namentlich auf Bühnen von großem räumlichen Umfange,

unfruchtbar und wirkungslos bleiben muß. Es ist bekannt genug, welche Bedeutung er bei seiner Entwickelung einer Darstellung der Rolle des Franz Moor darauf legte, daß in einer gewissen Scene nicht die zusammengepreßte Faust, sondern nur der Ballen der flachen Hand „sich frech auflehnend gegen den Himmel“ streckte (s. Almanach für das Theater vom Jahr 1807 p. XIV.). Allein dennoch sind seine Beobachtungen und Erörterungen über körperliche Beredtsamkeit noch jetzt für den Schauspieler unschätzbar, und namentlich demjenigen zum ernstesten Studium zu empfehlen, der in einem dramatischen Charakterbilde wie die Iffländischen Stücke es sind, dazu beitragen will, ein Ganzes in seiner Rundheit und Abgeschlossenheit hervorbringen zu helfen *). Vor allen war es Klarheit und Bestimmtheit des Gesichtsausdrucks bei mäßigster Körperbewegung, was Iffland als höchstes Ziel der körperlichen Beredtsamkeit hinstellte, und worin ihm Schröder als unerreichtes Muster galt. In Schröders Darstellungen „wirkte die innere Gewalt so mächtig und sicher, daß er nur wenig Bewegungen gebrauchte. Eine jede aber war redend und hinreißend. Hätte er gewollt, so würde er es vermocht haben, ohne alle Bewegung der Arme und Hände, durch Klarheit und Bestimmtheit seines Gesichtsausdrucks die höchsten Wirkungen zu erreichen“ **).

*) Ich verweise hier auf die Abhandlung: über körperliche Beredtsamkeit, welche sich im Jahrgange 1808 des Iffländischen Theateralmanachs S. 65—91 und fortgesetzt in den spätern Jahrgängen findet. Man vgl. auch Goethe's Recension des ersten Theateralmanachs von Iffland (Werke Bd. 49 S. 173 f.)

**) Ebendaselbst S. 90—91.

Als Goethe das Weimarische Theater leitete, ward es einer der Hauptgrundsätze, von dem Schauspieler zu fordern, daß er seine Persönlichkeit verläugnen und dergestalt umbilden lerne, daß es von ihm abhange, seine Individualität in gewissen Rollen unkenntlich zu machen. Und Iffland's Erscheinung war es, die, wie Goethe selbst gesteht, den Weimarischen Schauspielern zeigte, wie diese Aufgabe zu lösen sei. Merkwürdig ist es, daß jener Maxime damals fast dasselbe entgegenstand, was ihr gegenwärtig, und namentlich auch bei dieser Aufführung, hinderlich in den Weg trat: ein falsch verstandener Conversationston und ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit. An diesen Klippen scheitert noch immer die Sonderung der Individualität der Rolle, nach Zeit, Umgebungen, Verhältnissen, Charakter u. s. w. von der Persönlichkeit des Schauspielers. Freilich ist die Aufgabe schwer, aber die Kunst ist auch überhaupt kein Spiel, und wenn sie auch durch Spielen erworben wird, so geschieht es doch nicht spielend.

Diese Fähigkeit nun der Umbildung der eignen Persönlichkeit vermißten wir auch bei der Aufführung des Iffländischen Stücks bei der Mehrzahl der Darsteller und Darstellerinnen. Auch bei dem tüchtigen Spiel des Hrn. Schlögell können wir nach dieser Seite eine Bemerkung nicht zurückhalten. Dieser Hofrath Reißmann konnte im Ton der Sprache, noch feiner, glatter, einschmeichelnder, so wie in seinem ganzen Benehmen noch weltmännisch gewandter und zuvorkommender in allen den Scenen genommen werden, wo ihn nicht die Leidenschaft überwältigt. Hiebei war dem Darsteller nun hauptsächlich sein ihm persönlich eigner Sprachton hinderlich, der eine gewisse rauhe Heftigkeit, die sich in allen Rollen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.

3-598-52808-6
FN. I1373/008

heraus hört, auch hier nicht überwinden konnte. Als Muster aber einer völligen Verläugnung der eignen Individualität nach allen Seiten hin durfte die Leistung des Hrn. Kaiser gelten. Hier war in Sprache, Ton, Accentuation, Benehmen, Gestalt und Maske nirgends ein Widerspruch zwischen dem Darzustellenden und dem Träger der fremden Persönlichkeit, und darum hinterließ das Ganze den Eindruck eines in sich vollendeten Bildes, eines Kunstganzen, einer freien Schöpfung.

XIX.

Moritz von Sachsen.

Trauerspiel in fünf Akten von R. E. Prutz.

(aufgef. d. 29. Februar 1844.)

Die neueren dramatischen Dichter Deutschlands scheinen den Fingerzeig Immermanns beherzigen zu wollen, daß unser historisches Drama vortheilhafte Stoffe etwa nur in dem Theile unserer Geschichte finden dürfte, welcher mit der Reformation und den ihr unmittelbar vorangegangenen Zeiten beginnt. Es ist kein Geheimniß, daß die Kunst, die Malerei wie die Poesie, die historische Composition des bildenden Künstlers wie des Dramatikers, sich an früheren Stoffen unserer Geschichte bisher ohne Erfolg abgearbeitet hat. Die Frostigkeit der Münchener Historienbilder geht mit der leblosen Starrheit der Raupachschen Hohenstaufentragödien Hand in Hand, und selbst große Talente, wie Grabbe und Immermann, verschwendeten ihre Kräfte an der Sprödigkeit jener unpopulären Stoffe, die für unser gegenwärtiges Bewußtsein und seine Leiden und Freuden, seine Kämpfe und Strebungen in nebelhafter Ferne liegen. Den einzigen für historisches

Drama brauchbaren Stoff aus jener ältern Zeit fand und benutzte schon vor mehr als dreißig Jahren ein untergeordnetes Talent, und man kann sagen, daß neben den Babo'schen Otto von Wittelsbach, an eingreifender Wirkung auf das große Publikum kein späteres historisches Drama aus jenem Kreise sich stellen kann.

Greift nun das neuere Drama in die Periode unserer Geschichte zurück, die durch unsere einzige große nationale Bewegung mit dem Fühlen und Denken unserer Zeit noch im engeren Zusammenhange steht, so stößt es auch dort auf Schwierigkeiten und Hemmnisse, die der poetischen Gestaltung der deutschen Geschichte eigenthümlich sind. Das ganze Deutschland ist ein leidender Held überwiegend mehr, als ein handelnder. Nichts Ganzes und Großes, nichts Volles und Unzersplittertes begegnet uns in seiner Geschichte. Die große Volksbewegung der Reformation ist einseitig kirchlich, und der tolle Versuch Werners, die Reformation in seinem „Luther" zu dramatisiren, ist Gottlob ohne Nachfolger geblieben. Das große Trauerspiel des dreißigjährigen Krieges lieferte Wallenstein, die größte Tragödie der deutschen Literatur, aber ohne historisch nationalen Gehalt. Die große historische Figur Gustav Adolfs liegt noch unberührt von Künstlerhänden. Aber auch hier ist es mehr als zweifelhaft: ob die Interessen und Pläne, die er verfocht, der Art sind, daß eine deutsche Tragödie historischen Stils daraus hervorgehen könnte. Nur zwei große Gestalten sind es, die Deutschlands Geschick in ihre Hand zu nehmen, für Deutschland auf den Plan des Weltkampfes zu treten wagten, Moritz von Sachsen und Bernhard von Weimar. Beide haben ihre Dichter gefunden. Ueber Mosens Tragödie haben wir uns früher ausgesprochen.

Was dort in der Einleitung über das Verhältniß der neueren Tragödie zur Gegenwart gesagt wurde, daran müssen wir auch bei der Prutz'schen Dichtung erinnern, von der wir jetzt eine Entwickelung zu geben versuchen wollen.

Die Exposition des ersten Aktes führt uns die beiden Häupter des Schmaldischen Bundes der Protestanten, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, im Schlosse zu Torgau vor, wohin sie ihren Verwandten, Herzog Moritz von Sachsen, beschieden haben, um ihn zur Theilnahme an ihrem Bündnisse gegen Kaiser Karl zu bewegen. Das Gespräch der beiden Fürsten läßt uns einen tiefen Einblick in die Lage der Dinge und in das Verhältniß des Erwarteten zu derselben thun. Der leidenschaftlich heftige, glaubenseifrige, fanatisch starre Johann Friedrich spricht es unverholen aus, daß er Moritz aufgebe, daß dieser sich, um seinem Ehrgeize zu fröhnen, ganz ihrem Interesse, der Sache des Protestantismus, abgewendet und dem Kaiser in die Arme geworfen:

Unser Bündniß
Erschreckte Seine Majestät; Sie wurden
Mit Einemmal ganz überaus leutselig
Und strichen uns mit allerhöchster Hand
Den Honigseim gnädigster Redensarten
Um unsern Mund. Wer war es damals, sprecht,
Der sich begierig in den falschen Schimmer
Der kaiserlichen Gnade stürzte? Wer verstand es,
Sein Glück zu schmieden in demselben Feuer,
Das seiner Freunde Wohlfahrt fraß? Wer sagte,
Das Bündniß sei nicht länger zeitgemäß,

Wir sollten lieber uns zum Kaiser halten
Und friedlich uns mit ihm verständigen?
So ward der Bund von Eurem Schwiegersohn
Langsam zernagt, so wuchs die Macht des Kaisers,
So brachen unsre Flügel — und so stehn
Heut Ihr und ich, im ganzen deutschen Land
Die Einz'gen wir, der allerletzte Damm,
An dem vielleicht, so Gott uns nicht verläßt!
Die Fluth sich bricht der kaiserlichen Macht.
Wollt Ihr das auch entschuldigen? —

Philipp denkt „minder hart“ von seinem Schwiegersohne. Er gesteht zu, und er findet es „begreiflich,“ daß die ehrgeizige Jugend sich zur Macht gehalten, um selbst zu wachsen. Er hofft indessen auch, daß der, der in guten Tagen sie verließ, da sie sein nicht bedurften, jetzt in den schlimmen zu ihnen stehn werde.

Allein diese Hoffnung täuscht ihn. Moritz erscheint. Das Gerücht vom nahen Ausbruche offenen Kriegs gegen das Haupt des Reichs hat er vernommen. Hier findet er die Bestätigung. Er soll sich entscheiden, ob er schmalkaldisch oder kaiserlich, er kann es nicht. Zwar ist er Protestant, aber er weiß daß selbst der Kaiser, an dessen Größe sein Herz mit aller Begeisterung der Jugend hängt, der Reformation der Kirche keineswegs abgeneigt ist. Ihm sind des Kaisers und des deutschen Vaterlandes Größe Eins. Als Friedrich ihm erklärt, daß sie bereit seien „auf offener Wahlstatt in gerechtem Krieg, das schnöde Joch des Kaisers abzuwerfen,“ ruft er aus:

Was für ein Joch? Was wollt Ihr von dem Kaiser?
Was that er Euch? Hat er das Vaterland
Nicht groß gemacht und seinen Ruhm erhöht,
Vom fernsten Norden bis gen Afrika,
Wie es nicht war, seit Karl des Großen Zeit,
Ein anderer Er, und noch ein größerer Karl?!

Die deutsche Krone, die verachtet war,
Ein schnöder Spielball fremder Raubbegier,
Glänzt sie nicht wieder, seitdem er sie trägt,
Als Mittelpunct und Sonne dieses All?
Ja, dürfen wir, seit Karl als deutscher König
Die goldenen, die Zügel lenkt der Welt,
Nicht unsers Namens wiederum uns freun,
Und dürfen stolz sein, daß wir Deutsche sind?

Für den Glaubensfanatismus seines Oheims Johann Friedrich hat er kein Herz. Auf dessen Anschuldigungen:

Allein an unserm Glauben kränkt er uns
Und unterdrückt ihn —

hat er nur die Antwort:

O mein guter Ohm
Das sind die Stimmen Eurer Geistlichen,
Die Ihr zuviel im Kabinete hört.
Was kümmern uns die theologischen
Spitzfindigkeiten? Diene Jeder seinem Gott,
Wie er's vermag und wie sein Herz ihn treibt
Doch wär's ein Jammer, wollt ein Fürst und Herr,
Die wir auf Ruhm und Thaten sind gestellt,
Mit diesen Dingen seine Zeit verlieren.
Kein Größres giebt es, und nach Einem erst
Bei Allem frag ich, was ich unternehme:
Das ist mein Deutschland, ist mein Vaterland!
Beweist mir erst, Karl wäre Deutschlands Feind
Und gösse Schmach, wie Macht und Ehre jetzt,
Um unsres Vaterlandes heilge Stirn —
Beim ewgen Gott, der Erste will ich sein
Der sich zum Krieg mit Euch verbinden wird; — —
Doch ehe nicht. —

So ist der Bruch entschieden. Er beschwört die Fürsten vom Kriege abzustehn, er erinnert sie an die Schrecknisse der Bauernkriege, er warnt sie, Empörung durch Empörung zu wecken. Er will selbst für sie zum Kaiser gehn, den Weg des Friedens wieder anzubahnen. Er beschwört

sie den Bürger- und Bruderkrieg nicht frevelnd zu entzünden, ehe nicht der Born der Güte ganz erschöpft sei. Er erinnert sie, was Deutschland sein und werden könne in Einigkeit, unter einem großen Manne. Als Alles vergeblich ist, als man ihn fortwährend unter Vorwürfen zur Entscheidung drängt, als der Schwiegervater die Tochter, sein Weib, von ihm „dem Verräther" gehen heißt, übermannt ihn das menschliche Gefühl. Er enthüllt die letzte geheimste Falte seiner Seele; er bekennt sich durch Liebe, Verehrung, hingebende Bewunderung, Dankbarkeit an den größten Mann des Jahrhunderts unauflöslich gefesselt. Nur für einen Augenblick vermag ihn das Flehen seiner alten blinden Ahne, der Herzogin Elisabeth von Rochlitz, die einst auf den Knieen seine mutterlose Jugend gewiegt, wankend zu machen. Da erscheint sein Freund und Kanzler Carlowitz mit einer Sendung des Kaisers. Er bringt ihm neue Beweise der Liebe seines Kaisers, der ganz und allein von allen seinen Fürsten auf seine Treue baut; aber er bringt auch die Nachricht, daß Kaiser Karl gethan, was er als Reichsoberhaupt zu thun berechtigt und verpflichtet, daß er die empörerischen Reichsfürsten geächtet, und Moritz ist es, dem er die Achtsvollstreckung aufgetragen, um sie in die mildeste Hand zu legen. So ist dieser in den Conflict hineingerissen, den der Zwiespalt seines Herzens vorbereitet. Und sein eigner Schwiegervater muß ihm sagen:

Gemach, gemach! Es ist was an dem Ding,
Und wenn Dein Herz einmal entschlossen ist,
Den heilgen Kampf der Freiheit nicht zu thalen,
So rath ich selber: übernimm die Acht,
Denn Andre werden, und nicht Bessre! senkt
Zu diesem Werk die gierigen Hände dieser.
— — — — — —

Und da Du doch nicht unser Freund willst sein,
Wohlan, mein Sohn, so sei uns solch ein Feind,
Der von der Feindschaft nur die Maske trägt,
Mehr ein Vermittler, als ein Feind.

Vergebens beschwört ihn zuletzt sein Weib, Anna, vom Kaiser abzufallen. Er kann es nicht, der Würfel ist gefallen, er übernimmt die Acht, zu retten für die Seinen was zu retten ist.

Im zweiten Akte ist der kurze Kampf durch die Mühlberger Schlacht entschieden. Kurfürst Friedrich des Kaisers Gefangener. Im Kerker zu Wittenberg, umgeben nur von seiner Gattin Sibylle und dem treuen Bürgermeister Lukas Kranach, verkündet ihm der eiserne Granvella den Spruch des Todesurtheils. Mit Fassung und Größe empfängt ihn Friedrich. Es folgt eine tiefpoetische wahrhaft erschütternde Scene zwischen beiden Gatten. Da erscheint Moritz. Auf seinen Knieen hat er beim Kaiser Gnade für ihn ausgewirkt. Nur gefangen und entsetzt soll er bleiben, für eine Zeit lang, bis das Reich beruhigt, doch länger nicht, dafür hat Moritz seine Ehre verpfändet. Friedrich dankt ihm nicht, er kann das Vergangene nicht vergessen. Desto inniger dankt ihm die Kurfürstin, in deren Herzen eine reine Liebe, genährt durch frühere ritterliche Huldigung von Moritz Seite für diesen lebt. Dieses von dem offenen Moritz schon bei der ersten Begegnung (Akt 1. Scene 2.) heiter angedeutete Verhältniß ist ein feiner charakteristischer Zug, der die innerliche Abneigung Friedrichs gegen Moritz auch zugleich zu einer persönlichen macht, und uns seine durchgehende herbe Bitterkeit gegen Moritz noch schärfer motivirt.

In Moritz selbst dämmert bereits leise die Ahnung auf, daß das Bild seiner Verehrung sich trüben werde.

Mit seiner Macht wachsen seine Entwürfe, je höher er steigt, je weiter sieht sein Blick, und — er »sieht manches anders als zuvor.« Die Gnaden welche der Kaiser auf ihn häuft, die Verleihung des Kurhutes von Sachsen, die ihn »zum größten aller deutschen Fürsten, zum nächsten nach dem Kaiser« selber macht, sind nicht das Ende, nur der Anfang des Zieles, das Carlowitz seinem Herrn gesteckt glaubt. Mit dem Glücke wächst der Neid. Granvella, Karls Minister, blickt tiefer als sein Herr in die Seele des deutschen Kurfürsten; er haßt den neuen Günstling, und des Hasses Auge ist schärfer als das der Liebe. In seines Herrn geheimste Plane eingeweiht, durchschaut er Moritz scharf genug, um zu wissen, daß dieser nie zu der Erreichung des Lieblingswunsches Kaiser Karls: Deutschland in ein Erbreich des spanischen Hauses zu verwandeln, seine Hand bieten werde. Granvella haßt ihn als Spanier, als Katholik, als Freund der Plane seines katholischen Kaisers — er haßt ihn, weil er ihn fürchtet; denn Moritz ist ganz der Mann, Deutschland zur Selbstständigkeit und Einheit unter einem protestantischen Hause zu erheben, und — nichts anders ist das kaum noch völlig bewußte Streben des jungen deutschen Fürsten, das aber seinem Carlowitz, — Granvellas Gegenstück — klar vor der Seele liegt.

Moritz glaubt an Karl und an die Reinheit seiner Absichten gegen Deutschland. Dies ist der Fels, auf dem das Gebäude seiner Liebe und Treue ruht. Mit dem Kaiser, durch ihn groß zu werden, Deutschland groß zu machen, ist das Ziel seines Strebens. Was wird, was muß geschehen, wenn jenes Fundament erschüttert wird? Es wird erschüttert, es bricht zusammen im dritten Akte. Der letzte Kriegsfunken ist ausgelöscht, und noch immer

erinnert Moritz den Kaiser vergeblich an die versprochene Befreiung der Gefangenen. Auf ausweichendes Verschieben folgt bei stärkerem Dringen ein halbabweisender Bescheid, dessen Strenge der Ueberbringer Granvella absichtlich durch den bittersten Hohn verschärft. In demselben Augenblicke empfängt der aufs äußerste von des Kaisers Botschaft erbitterte und an seiner Ehre gekränkte Moritz durch Carlowitz die überzeugenden Beweise von Karls Plänen gegen Deutschlands Unabhängigkeit:

Carlowitz.

Außer Zweifel ist es
Und wird durch gültge Schriften dargethan,
Daß Seine Majestät im Willen haben,
Die Ordnung dieses Reichs, im Guten oder
Gewaltsam anzutasten, und die Krone
Entgegen dem einstimmigen Beschluß
Der wahlberufenen Fürsten, seinem Sohne —
Dem spanischen Don Philipp zu vererben.

So ist das ahnend Gefürchtete zur Wahrheit geworden:

Moritz.

Sag'! wenn es wär',
Welch Recht dagegen haben wir, die Fürsten
Des deutschen Reichs?

Carlowitz (mit Verbeugung).

Sie dürfen protestiren
Und den Protest zu Protokoll geben!

Und jetzt, wo er schon halb zum Aeußersten entschlossen ist, trifft ihn aus seines Weibes Mund die Kunde von der unfürstlich grausamen Strenge, mit welcher sein Schwiegervater Philipp von Hessen, der sich auf sein Wort dem Kaiser ergeben, in Haft gehalten und gleich dem ge-

ringsten Verbrecher behandelt worden sei. Es folgt eine erschütternde Scene zwischen beiden Gatten. Anna ist kein großes starkes Weib, sie ist ein Weib, wie es der Starke liebt, einfach nur der Einheit der Empfindung fähig. Den frühern Zwiespalt ihres Gatten verstand sie nicht, sein Abwenden von der Sache des Vaters, der Blutsverwandten, begriff sie nicht; sie würde dem Manne verziehen, sie würde ihn nur inniger geliebt haben, wäre der Ausgang für ihn — unglücklich gewesen. Jetzt, da sie ihn in Glück und Macht, ihren Vater gebeugt, zerbrochen, im Elend, dem geistigen und leiblichen Tode verfallen, verfällen durch Schuld des Gatten, wie sie wähnt, erblickt, ist ihr eignes Herz zerbrochen. Sie scheidet sich von ihm, denn jetzt kann sie nur dem Vater angehören. Kein Beschwören, kein Flehn, keine Erinnerung überwindet diesen Entschluß. Dies ist die erste Strafe für Moritz Verschuldung; denn es ist Verschuldung, daß er die Bande des Bluts verletzte, um seiner Ueberzeugung willen, daß er die Partei der Blutsverwandten, der Glaubensgenossen verließ, um seinem Helden, seinem Ideale von eigner und des Vaterlandes Größe nachzufolgen; aber es ist eine nothwendige Verschuldung, die er auf sich laden mußte, weil er er selber war, eine Verschuldung, die er nicht vermeiden konnte in der Wahl zwischen zwei Parteien, deren jede auch auf ihn ihre gerechten Ansprüche hatte. Darum ist seine Schuld eine tragische Schuld, eine Schuld die in sich selbst den Keim der Strafe trägt, denn jetzt muß er sein Schwert kehren gegen den, um dessentwillen er sie begangen, gegen den Abgott seines Herzens, gegen seinen Freund und Wohlthäter, seinen Kaiser. Wer hier keine Nemesis, kein tragisches Geschick und Gericht erkennt, der mag sich die Schuld selbst beimessen.

Denn freilich Niemand sieht weiter — als sein Blick trägt *).

Wir stehen am Anfange des vierten Akts. Karl liebt den Moritz wie der Bildner sein Geschöpf; er der einsame Herr der Welt auf seinem Throne liebt in ihm die frische Begeisterung der Jugend, den freigebornen Adel einer hohen für die Größe begeisterten Seele. Seine Schlachten hat Moritz mitgeschlagen, seine Siege mit erfochten. Er sagt zu Granvella, der seines Hasses kein Hehl hat, und der offen gesteht, er liebe ihn nicht:

Ich aber thu' es, ich!
Dein Herr und Kaiser! und ich will, daß man
Nichts Böses mehr von ihm mir hinterbringt. — —
Es ist was Seltnes, daß man Menschen findet
Ursprünglich, kraftvoll, wie die ewige

---

*) Ich sage dies mit Bezug auf eine so eben in einem hiesigen Lokalblatte laut gewordene Stimme über diesen Punkt, welche in dem Stücke „jede tragische Nothwendigkeit, Schuld und Nemesis, Hindrängen des Helden zum unvermeidlichen Ausgange der Katastrophe, alles ächte dramatische Leben u. s. w. vermißt.“ Meine Antwort darauf mag die obige Entwicklung geben. Hier will ich nur Eins bemerken. Man spricht von „Anmaßung des Urtheils,“ „Usurpation des ästhetischen Schiedsrichteramts“ u. s. w. gegen mich. Nun aber frage ich: wer ist anmaßend, der, welcher ein neueres bedeutendes Werk Wochen und Monate lang studirt, sich den Bau desselben bis in das kleinste Detail zu vergegenwärtigen und zu beleben strebt, und dann mit liebevollem Eingehn, das auch die Schwächen nicht als die des Dichters allein, sondern als die seiner Zeit, unserer aller, begreift, das Werk selbst und seine Structur zu entfalten sucht? — oder der, welcher nach einer einzigen Aufführung in Pausch und Bogen über alle diese Dinge mit zwei Worten abspricht?

Natur sie schuf. Die Meisten sind verhunzt,
Nicht erst durchs Schicksal, meist schon durch sich selbst,
Weil sie den Muth nicht haben, das zu sein,
Was sie zu sein gelüstet! arme Nullen,
Die man halbwegs mit nassen Fingern löscht.
Er aber ist als Liebling ausgezeichnet
Des ewgen Schicksals, das er offnen Auges
Mit sichrem Tritt und aufgehobnem Haupt
Auf Pfaden geht, wo andern schwindlig wird.
Er von dem Gift der Menschen unberührt,
Noch ohne Runzeln auf der Stirn und ohne
Falten im Herzen, unbekannt mit den
Verhängnißvollen Windungen des Lebens
Und mir mit freier Liebe zugethan.
Als sich die Fürsten Deutschlands wider mich
Empörten, wem verdank ich es, als ihm,
Daß dieser wüste Strom der Leidenschaften
Doch meines Thrones heilge Vesten nicht
Erschüttert hat? — Und darum glaub ich ihm
Und biete Trotz dem Zischeln der Verleumdung.

Karl ist groß und starken Geistes, er ist edel dem Gemeinen gegenüber, aber er will doch nur sich selbst und seines Hauses Größe. Es ist etwas Napoleonisches in ihm. Dieser einsame Egoismus wand ihm das Scepter der Weltherrschaft aus der Hand. Nicht verschlossen genug dem Lichte der neuen Geistesfreiheit, um sie fest und starr, wie später Don Philipp, zu bekämpfen, nicht frei und groß genug, sich ihr ganz hinzugeben — ein ungeheurer Wendepunkt für Deutschlands historische Gestaltung! — vermitteln wollend, wo die Gegensätze unvereinbar auseinander gebrochen waren, giebt es eine geheimste Seelenfalte in Moritz, in die sein Adlerblick nicht gedrungen war, das ist Moritz' Liebe für Deutschland. Er glaubte auf ihn auch da bauen zu können, wo seine Hand dies Heiligthum angriff. Er hatte keinen Begriff

davon, daß Moritz irgend etwas über sein persönliches Verhältniß zu ihm sehen könne, und darum trog er sich in ihm. Die Art und Weise, wie er im vierten Akte in der Einsamkeit seines Schlosses zu Insprück seinem Narren, dann dem Kardinal Granvella und endlich selbst der sichern Nachricht seines Kanzlers Selden von Moritz Abfall widersteht, gehört ohne Frage zu den schönsten Partieen des Werks. Hier sind alle Züge, welche die Geschichte bot, meisterhaft benutzt. Karl verwirft alle Berichte. „Moritz versammelt ein Heer.“ Er hat es ihm selbst befohlen. „Drohende Gerüchte durchziehen das Land.“ Er straft sie Lügen. Nur Eins schmerzt ihn, daß er auf Granvellas Rath, ihm jenen harten Bescheid gegeben. Erst als der Donner der Wirklichkeit vor Insprucks Thoren erschallt, als kaum zur Flucht noch Raum und Ausweg vor des Feindes stürmenden Schaaren übrig bleibt, erst da verhüllt er sein Haupt und im Innersten zerbrochen stößt er die Klage aus, mit der einst Cäsar an Pompejus Säule sterbend niedersank:

Was macht Ihr? — laßt mich hier!
Hier sank mein Stern, — ich sinke mit! O Moritz,
Moritz, mein Sohn! Du hast mir weh gethan.

So retten ihn die Getreuen. Der Narr, der treue Kunz von Rosenberg bleibt zurück. Auf des Kaisers Sessel findet ihn der hereinstürmende wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg und erschlägt ihn.

Moritz steht am Ziele. Deutschlands Freiheit ist gerettet. Denn die Freiheit war's, für die er auch historisch gegen seinen Freund und Kaiser gestritten hat *).

*) In den Manifesten, die Moritz auf seinem Zuge gegen den Kaiser erließ, hieß es, daß sein Vorhaben sei »die deutsche

Karl selbst hat in der vorhergehenden Scene klar genug sein Ziel ausgesprochen, das Ziel zu dem ihm Moritz helfen sollte. Als Granvella ihm sagt, daß Moritz ein Heer gerüstet, erwidert er:

Ich weiß es, denn ich selbst befahl es ihm.
Zu meinem eignen Beistand soll es sein
Um mit Gewalt, wenns nicht in Güte geht,
Die Aenderung des Reiches durchzusetzen,
Die ich bezwecke. Wenig Tage noch
Und meines Strebens Gipfel ist erreicht.
Was Wahlgesetz! was Capitulation!
Auf eigne Pfeiler bau ich meinen Thron,
Den Thron der Welt. Gott hat ihn mir beschieden:
Die Welt für mich! dann für die Welt den Frieden.

Moritz steht am Ziele. Doch die erste Frucht des Siegs ist bitter. Die Gefangenen die er befreit, danken ihm nicht. Aber was schlimmer ist, beide, sowohl der schwach und stumpf gewordene Philipp, als der nur noch mehr erbitterte Johann Friedrich, versagen ihm jeden Beistand für des Reichs gemeine Sache. Besonders der letztere findet, nach kleiner Seelen Art, darin eine Befriedigung, ihm die ganze Härte des Versagens fühlbar zu machen. So scheiden sie unversöhnt, ohne Dank, ja mit erneuten Vorwürfen, von dem, der ihretwillen Blut und Leben eingesetzt hat.

Ein Sendbote des Kaisers, der Kanzler Selden erscheint mit Friedensanerbietungen. Moritz nimmt sie an. Allein sein Bundsgenoß, der wüste, von ihm selbst verachtete Markgraf Albrecht, will von keinem Frieden wissen,

---

Libertät acerrime zu vindiciren. — Leo Universalgeschichte Band III. S. 189.

denn sein Handwerk, Krieg und Raub, hat für den abenteuernden Fürsten einen goldnen Boden. Da Moritz nicht auf ihn achtet, kündet er ihm Feindschaft und »Krieg bis ans Heft.« So kehrt sich das Werkzeug seiner Hand, das er zu benutzen gedachte, weil er's nicht entbehren konnte, gegen ihn selbst. Aber von Allen verlassen, fühlt er sich selber Manns genug:

Was ich begann, selbstständig durchzufechten!
Aus Nebeln schwingt die Sonne sich empor:
So geh auch ich, aus meines Irrthums Nächten,
Nicht wundenlos, dennoch gesund hervor!

Der fünfte Akt führt uns nach Nürnberg in die Kaiserburg. Es ist Mitternacht. Der Kanzler Selden hat den Vertrag mit Moritz aufgesetzt. Der Kaiser unterzeichnet ihn. Es ist der letzte Akt seiner Herrschermacht. Unwiderruflich fest steht sein Entschluß, die Krone niederzulegen. Er fühlt am Abend seiner Tage sich in seinem Innersten besiegt. Der große Irrthum seines Lebens steht überwältigend vor seiner Seele. Er fühlt den Athem einer Zeit, die nicht mehr die seine ist. Dieses Gespräch, diese Scene des Kaisers, der von aller Hoheit sich entkleidend, sein Innerstes in stiller Nacht des treuen Dieners Brust erschließt, ist ein Kleinod vom reinsten Wasser in dem Werke, und der Schluß derselben muß jedes Herz ergreifen:

Kaiser.

— Nun gute Nacht, mein Selden.
Ist Niemand hier? — Sieh her, der Page schläft:
So leucht ich selber Dir hinab.

Selden.

Mein Fürst —

Kaiser.

Laß ein Gedächtniß diese Nacht Dir sein
Von unsres Glückes flüchtgem Unbestand.
Ich, jüngst noch Kaiser, Herr der halben Welt,
In dessen Reich die Sonne niemals sank,
Hab' Keinen jetzt, der mir die Kerze trägt.
Vergiß es nicht: Dein Kaiser hat's gethan.
Und siehst Du Menschen in des Lebens Pracht,
Vom Volk vergöttert, angestaunt vom Neid:
Denk an den Kaiser, der die Kerze trägt.

Und nun hat der Dichter einen kühnen, ja verwegnen Griff gethan. Der Mißklang der zerstörten Harmonie zwischen den beiden Größen des Stücks darf nicht unaufgelöst ans Ende schrillen. Darum läßt in dieser Stimmung des Kaisers der Dichter den Moritz zu ihm treten. Ihm (Moritz) ist es nicht genug, daß die „Schreiber Friede geschlossen auf dem Pergament:“

Laß auch die Herzen wieder sich versöhnen.
Wir haben jeder unsre Schuld gebüßt,
Es ist kein Grund mehr daß wir zürnen sollen.
Du gehst ins Kloster, in die Schlacht geh ich,

denn dahin ruft ihn Albrecht, der Feind des Reichs, der Feind des Gesetzes und des heilgen Rechts,

Das ich vertheidgen muß vor seinem Grimme!
Denn räuberisch, ein losgelaßner Wolf,
Durchzieht er plündernd das geliebte Land,
Brandschatzt die Städte, schändet den Altar,
Ja selbst mein Weib hat er als Geisel mir,
Ja meines Oheims Weib und die Urahne,
Die blinde Mutter meines Stamms entführt. —

Kaiser.

Was schiltst Du ihn? Er war Dein Bundsgenoß,
Von Dir hat er gelernt, wie man verräth —

Moritz.

Nein, nicht von mir. Zu diesen Thaten nicht
Ward er von mir genöthigt und verführt!
Wo ist das kleinste Stückchen Land, o sprich!
Der Baum, der Strauch, das Stäudchen in der Luft,
Das ich für mich in diesem Krieg gewonnen?

Nicht für sich selber, für die bedrohte Freiheit seines Volks hat er gekämpft —

— gekämpft selbst gegen Dich!
O glaube mir, es wurde mir nicht leicht!
Hätt ich's vermocht, fürwahr, ich hätte lieber
Mein siedend Blut in Deines ausgeströmt,
Mit Jugenddrang Dein altes Herz zu wärmen!
Du hast es nicht gewollt. Du selber hast
Gewaltsam mich, den Zögernden, gezwungen
Und hast das Schwert mir in die Hand gepreßt.

Kaiser.

Und glaubst Du wirklich an die neue Zeit
Und an den Sieg, den endlichen, der Sache
Für die Du kämpfst?

Moritz.

— So wahr aus jenen Sternen
Das holde Licht zu uns herniederfließt,
So wahr mein Herz hat aufgeschrien vor Qual,
Da mich das Schlachthorn mahnte wider Dich,
Ich glaube dran.

Kaiser.

Ich zürne nicht! — leb wohl.

Moritz.

Nein, reich die Hand, daß ich sie küssen darf,
Es ist der letzte Abschied, den wir nehmen,
Und niemals werden wir uns wiedersehn.
Wer kennt das Nächste?! Ja vielleicht ins Rohr
Schon rollt die Kugel, die mich tödten soll — —
Ich brauch den Segen eines Mann's wie Du. —

Kaiser.

Ich zürne nicht! — in Frieden scheide, geh.

Moritz.

Nein, reich die Hand mir, ich beschwöre Dich:
Bei jenem Tage, welcher kommen soll
Und welchen Du nicht sehen wirst, noch ich,
Und den wir dennoch Beide ausgefät,
Du widerstehend, aber kämpfend ich:
Beim künftigen Heil der kommenden Geschlechter,
Bei Deines Namens Unvergeßlichkeit —
Reich mir die Hand, — vergieb mir, — segne mich.

Kaiser (in voller Fassung).

Der Du die Seele mir zerbrochen hast
Und hast das Schwert mir auf die Brust gesetzt: —
Doch in der fürchterlichsten Stunde Qual
Da ich von Dir mich hintergangen sah —
Da ging der Stern mir der Erkenntniß auf
Und ich empfand es, daß die Krone nicht
Und nicht die Macht, die goldne, sondern einzig
Der freie Geist, das ist der Herr der Welt!
Ihm beug ich mich — —
Und freudig steig ich ins lebendge Grab:
Ich weiß ja doch, daß Einer bleiben wird,
Unsterblich Einer, der die Welt regiert,
Wenn Du und ich in Asche längst zerfielen:
Es bleibt der Geist, der heute mich entthront! —
Und also segn' ich Dich!

Moritz (auf die Knie stürzend).

Mein Fürst! mein Vater!

Kaiser.

Ich segne Dich — auf ewig: lebe wohl!

So scheiden beide — versöhnt. Der Kaiser um ins Kloster zu gehn. Moritz um im Kampfe für die Seinen, für Deutschland gegen Albrecht die Todeswunde zu empfangen. Im Schlosse bei Sieversshausen trifft er zum

Tode verwundet sein sterbendes Weib, seine Anna, umgeben von den mitgefangenen, jetzt durch ihn befreiten Fürstinnen Sidolle und Elisabeth. In ihren Armen haucht er seine Seele aus. Er hat Deutschlands Freiheit gerettet:

Was ich gefehlt vergebt mir, lasset nicht
Den Unverstand an meinem Namen nagen.
Denn wie ich war, ich war doch — Deutschlands Sohn.
Du aber, wachs' empor aus meinem Blute,
O wachs empor und rage durch die Welt —
Baum unsrer Freiheit, heilges Vaterland.

Daß hier mit großem Talent und tiefeindringendem historischen Scharfblick der Stoff gewählt und gestaltet, Charakteristik und Sprache mit Kraft und Sicherheit gehandhabt, die Figuren scharf umrissen sind, daß alles überflüssige Personal vermieden, und die vorhandenen Personen so behandelt sind, daß jede eine kleine Welt für sich bildet, diese und andere Vorzüge dürften sich theils schon aus unserer Entwickelung, noch mehr aber aus einer aufmerksamen Lectüre und wiederholten Anschauung für den ergeben, der sich von der Anmaßung frei hält, das Werk eines begabten Dichters aus der, immer mangelhaft bleibenden Darstellung eines einzigen Abends, sich völlig zum Verständniß bringen zu können.

Die Schwächen des Stücks? Nun man beruhige sich! sie sind da und sollen nicht verschwiegen werden. Ich finde sie vorzüglich in Folgendem. Der Dichter der im Ganzen treu sich an die Geschichte gehalten, und sich in dieser Hinsicht weit weniger Freiheit bei seinem

Stoffe erlaubt hat, als selbst Goethe und Schiller (man denke nur an Egmont und Don Karlos) gethan, hat doch durch einen Umstand die Wirkung des Stückes wesentlich beeinträchtigt. Es ist dies gerade der, durch welchen er dieselbe erhöhen wollte. Statt der sehr eng begränzten und bestimmten „Freiheit," für die allerdings Moritz von Sachsen in die Schranken trat, statt der Freiheit, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des deutschen Reichs und seiner Fürsten, hat er allzustark den Accent auf die Freiheit des Geistes gelegt, wie sie heute gefaßt und von Freund und Feind als Gegenstand des Kampfes betrachtet wird. An der Ueberfülle dieses Bewußtseins leiden Moritz und sein Gegner Karl auf gleiche Weise. Die Anspielungen auf die Gegenwart und ihre Kämpfe sind allzusehr gehäuft und allzustark und absichtlich markirt. Es sind nicht die Blitze einzelner Gedanken, und Schlagworte, die nothwendig aus den Situationen sich ergebend, je kürzer und schneller vorüberzuckend um so tiefer und sicherer in unsere Herzen einschlagen. Man merkt die Absicht und man ist verstimmt. Und nun noch Eins. Diese Anspielungen, Wünsche u. s. w. für ein einigfreies Deutschland treffen von der Bühne herab, von der sie noch 1840 Wundertief gewirkt hätten, auf ein Publikum, das just an schönen Worten und Verheißungen dieser Art sich den Magen überladen hat, das von Worten dieser Art, woher sie auch kommen, nichts mehr hören mag und kann, ohne einer bittern Empfindung Raum zu geben, die hier den Dichter mit trifft. So wird für diesen der ästhetische Fehler zum politischen, und er hat nicht einmal den Trost, an Wirkung des Augenblicks zu gewinnen, was sein Werk an bleibendem Werthe verliert. Diese Lage ist schlimm für den deut-

schen Dramatiker, wer leugnet das? Aber sie ist da, und Niemand wird sie hinwegleugnen können. Freilich haben auch unsere dramatischen Klassiker in ihren ersten Werken von jenem fehlerhaften Einmischen fremdartiger Gedankeningredienzien sich nicht frei gehalten. Goethe hat in seinem Götz noch härteres sich erlaubt, und Basedowschen Erziehungsphilanthropismus und Unterrichtsrealismus gepredigt; er hat Martin Luther, dem Reformator, nicht die tiefen Beweggründe seiner Seele, sondern die ziemlich platten und nüchternen Motive, wie jene Aufklärungsperiode sie begriff, untergelegt, und nun gar Schiller in seinem Don Karlos! Aber was beweist das? Soviel, denke ich, daß man nicht allzustreng den Stab brechen soll, wenn bei dem Beginne einer neuen Periode sich gewisse Fehler erneuen, daß man erkennen soll, daß diese Fehler nicht eben die Fehler der Dichter allein sind, daß sie nationalen Boden haben, und daß überhaupt keine Zeit ein besseres Drama haben kann und zu haben — verdient, als eben die bedeutendsten und begabtesten Geister derselben aus ihrem Innersten schaffen. Oder will man wirklich meinen, diese Mosen, Prutz und Gutzkow seien falsche dramatische Waldemare, der ächte sitze unter den 40 Millionen Deutschen irgendwo in einem Winkel und wolle mit seinen schönsten und vollkommensten historischen Dramen nur nicht heraus? Man sollte glauben es wäre so, wenn man manche Leute urtheilen hört.

Oder soll man mit Freund Vischer sagen: es nützt nichts Dramen zu dichten. Unsere Zeit kann doch kein vollendetes Drama hervorbringen. Wozu Euch abmühen? Laßt die Bühne der Gegenwart versumpfen und verfaulen, und dem Athud französischer Gemeinheit und Birchpfeifferischer Erudität verfallen. Das Vollendete könnt

Ihr doch nicht erreichen — wozu also danach streben? wozu überhaupt streben?

Ach! ich wollte, ich könnte sagen, diese Art zu raisonniren wäre nicht deutsch!

Aber wie? sind denn nicht diejenigen, welche unter dem dumpfen Alpdruck schwerer Zeit das heilige Feuer auf dem Heerde dramatischer Kunst wieder zu entzünden streben, die dem Drange und Zuge ihrer Seele folgend, dem Vaterlande bieten, was sie in begeisterter Vaterlandsliebe schufen, doppelter Ehre und Anerkennung werth! Und wenn wir ihnen den Kranz und die Palme der Sieger nicht reichen können, sollen wir dann und darum tapfern Kämpfern die Dornenkrone höhnend auf das Haupt drücken? Ist dies edel, würdig, gerecht, ist dies deutsch gehandelt und gedacht?

Freilich soll die Kritik stets das Höchste, das Ideal festhalten. Aber während sie so den Blick auf Vergangenheit und Zukunft wendet, soll sie auch die Gegenwart nicht übersehen und was in ihr möglich ist. Keiner unserer heutigen dramatischen Dichter — ich rede von denen, die diesen Ehrennamen verdienen — verhehlt es sich, daß er die Aufgabe der neuen dramatischen Kunst (und ich hoffe eine solche ist kein Traum) zur vollen Lösung künftigen glücklichern Zeiten überlassen muß. Nun wohlan denn! diese Dichter, Ihr Deutschen von heute, sind Eure Dichter, sie sind die Kinder unsrer Zeit. Wir wollen uns über sie nicht täuschen, aber auch über uns nicht verblenden. Wir wollen nicht vergessen daß ihre Schwäche die unsre, ihrer Werke Mängel die Mängel unserer Zeit sind. Wir wollen nicht vergessen, daß wir eine vollkommen nationale Tragödie, ein ächtes historisches Drama erst dann haben werden, wenn wir geworden sind, was wir, so

Gott uns nicht verläßt, zu werden hoffen, eine Nation. Man kann den Accent auf jedes der beiden gesperrten Worte legen, es wird nicht schaden.

Ein zweiter Fehler des Stücks — und auch dieser ist, wie der erste, heilbar — ist in Moritz Stellung zu den Parteien um ihn her. Er ist kein „Verräther," er ist es weder in der Geschichte noch im Stücke. Er folgt einer Idee, seiner Idee, an die er glaubt, und er verläßt den Kaiser erst, als dieser der Idee, Deutschlands Freiheit, Unabhängigkeit und Größe abtrünnig und ihr Feind wird. Das ist richtig. Aber Moritz schwankt ein einzig Mal (Akt 1. Sc. 3.). Dies Schwanken ist zu tilgen durch Streichung eines einzigen Verses. Es sind die letzten Worte, welche Moritz zur Elisabeth von Rochlitz am Schlusse jener Scene spricht. Was die Lektüre mir gesagt hatte, bestätigte die Aufführung. Ein zweiter Uebelstand ist der, daß der Dichter von allen Seiten das Wort „Verräther" gegen Moritz schleudern läßt. Dadurch wird er bei der Aufführung fast erdrückt. Auch dies ist leicht zu ändern. Endlich fehlen der Gestalt des Moritz einige Züge, die ihr eine gewisse Fülle des Inhalts geben: Er ist zu sehr bloß Mann des Gefühls, der Leidenschaft, der Gemüthsbegeisterung, zu jugendlich hingegeben an den Freund Carlowitz. Dadurch verliert er an Selbstständigkeit und straffer Festigkeit. Sein überwallendes Gefühl läßt ihn für Augenblicke selbst an Theilnahme desselben bei einem Menschen wie der wüste, rohe Albrecht von Brandenburg, glauben. Das schadet unsrer Meinung von seiner Klugheit. Moritz war ein großer Fürst, ein Held in seiner Zeit. Er war kühn und ehrgeizig und ebenso groß im Kabinete wie auf dem Schlachtfelde. Er hatte offnen Sinn für Wissenschaft und Bildung, er pflegte ihre Stätten, er ist

der Stifter der altberühmten Porta und der andern Fürstenschulen. Wir vermiſſen einen Theil dieſer Züge in dem Bilde des Dichters, während wir andere gemildert wünſchten.

Soviel für heute von dem Stücke ſelbſt. Bei einer wiederholten Aufführung wollen wir den Faden wieder anknüpfen. Die heutige (erſte) war in vieler Hinſicht befriedigend zu nennen. Die Regie hatte wacker das Ihrige gethan *), die Darſteller desgleichen. Beſonderes Lob verdienten Moritz (Hr. Moltke), Karl V. (Hr. Kaiſer), Friedrich von Sachſen (Hr. Berninger), Granvella (Hr. König), der Narr (Hr. Jenke), ſo wie die Damen: v. Zahlhas (als Sibylle von Cleve), Bluhm (als Anna). Die beiden Kanzler waren durch die Herren Häſer und Schlögell gut vertreten; auch der gutmüthige Lukas Kranach ward von Hrn. Hellwig recht brav dargeſtellt. Der Markgraf Albrecht hätte ſich wohl etwas mäßiger halten ſollen.

Und die Wirkung des Ganzen? Nun ich denke, ſie hat nicht gefehlt; ſie war tief und nachhaltig, und verſpricht dem Stücke ſicher einen ehrenvollen Platz auf unſerm Repertoir. —

---

*) Eine unangenehme Störung, eine verſetzte Thür, wurde von dem Publikum ſehr gut ertragen, dürfte aber doch künftig zu vermeiden ſein.

XX.

Moritz von Sachsen.

Trauerspiel in fünf Akten, von R. E. Prutz.

(Aufgeführt d. 2. Febr. 1844.)

Gestern sahen wir die dritte Aufführung des Prutz'schen Moritz von Sachsen. Sie übertraf fast in allen Stücken die früheren Darstellungen und das Ensemble war ohne Widerrede das beste. Die Darsteller hatten in der Auffassung Sicherheit gewonnen und sich auch manchen Wink der Kritik zu Nutzen gemacht. Die Herren Moltke (Moritz), Kaiser (Karl V.), Berninger (Friedrich von Sachsen), Jencke (der Narr), König (Granvella), sowie die Damen Bluhm (Anna), Fräul. v. Zahlhas (Sibylle), welche die Hauptrollen hatten, lieferten dem lebhaft theilnehmenden Publicum einen wahrhaften Kunstgenuß, aber auch die übrigen Mitspielenden thaten redlich das Ihrige, und selbst das Aeußerlichste des Statistenwesens und seiner handelnden Bethätigung, namentlich im vierten Akte, war durch sorgfältige Proben so wohl gelungen, daß selbst auf unserer nußschaalkleinen Bühne für den Zuschauer eine Art von

Illusion hervorgebracht wurde, während ich auf dem großen königlich preußischen Berliner Hoftheater vor einem halben Jahre, die Kampfscenen und alles dahin Gehörige in Shakespeare's Heinrich IV. in einer wahrhaft schmachvollen Weise behandeln sah. Zwölf bis zwanzig roth angestrichene Statisten zuckelten nämlich, einer hinter dem andern, im kurzen Hundetrabe über die Bühne hinter eben so vielen, von ihnen verfolgten her, und wurden jedesmal mit einem wahrhaft homerischen Göttergelächter empfangen und begleitet. Von Illusion durch mühsame Proben keine Spur. So behandelte man im Centralpunkte der Intelligenz den Liebling der Romantiker, den Liebling Tiecks und seines Königs! Eine, höchstens zwei Proben hatte man auf ein lange nicht gegebenes so bedeutendes Kunstwerk verwendet! Und wie spielte dieser Herr N. N. *) den König? — Wie radotirte dieser Percy? Von dem Erstern verstand man buchstäblich kaum ausnahmsweise ein Paar Worte! Wie hohl und geziert sprach und spielte der sonst so geschickte und gescheute Eduard Devrient den Prinzen, dieses ewige Muster humoristischer, göttergleicher Freiheit adlig ritterlichen Wesens! und wie zotteln und schlotterte Alles auseinander, ohne Einheit, ohne Zusammenhalt! Nur der gewaltige Genius Döring's ließ uns, Gutzkow, Beck und andere Freunde im Hause aushalten. Es ist die volle Wahrheit, daß auch nicht eine Scene des ganzen Stücks, was die Präcision betrifft, sich mit der gestrigen Aufführung vergleichen ließ.

Und das Stück, dieser „Moritz von Sachsen?" Nun, er hat seine Fehler, mehr und größere vielleicht,

*) Ich habe den Namm vergessen.

als ihm der erſte Eindruck, nach welchem ich früher das Stück beſprochen, nachſagen mochte. Die Figur der Anna iſt nicht zu halten, die Kataſtrophe des Schlußakts iſt unglücklich, die Wiedervereinigung der beiden Gatten romanhaft, die Tendenzpointen ſind zu handgreiflich, die Illuſion ſtörend, — man kann, man muß dies alles zugeben, muß zugeben, daß Granvella noch beſſer benutzt werden, Moritz weniger abſtract und romanheldenhaft, und mehr hiſtoriſch und pathologiſch derb, daß er ſchlauer, verſchlagener, ehrgeiziger, hingeſtellt werden konnte — und dennoch iſt und bleibt dieſer Moritz von Sachſen ein Stück, wie es in der ganzen Reſtaurationsperiode nicht möglich war, ein Bühnenſtück, wie es die waldduftrumkene Romantik trotz aller Anſtrengungen nicht zu Wege gebracht hat, ein Stück, das die Menſchen ergreift, das den Kampf der Geiſter, wenn auch in unvollkommenen Formen und Geſtalten, doch herzbewegend an die Bruſt der Hörer bringt, ein Trauerſpiel, wie die moderne Schule Frankreichs keins, auch nicht eins aufzuweiſen hat. Ja dieſe moderne dramatiſche Schule Deutſchlands, das neue Drama, das Drama der Geſchichte, des gegenwärtigen Geiſtes, iſt kein Schattenbild, kein Phantom, keine Fabel, es iſt da, es iſt wirklich und leibhaftig da unter uns, trotz aller Hemmungen und Entmuthigungen, trotz aller Sperrketten und Cenſurſcheeren, die wie ſpaniſche Reiter alle deutſchen Hof- und Hauptbühnen umſchanzt halten, trotz des Alpdrucks, der auf dem Fluge des Talents laſtet, trotz aller Verbote, die dem kaum Gebornen den Lebensfaden in der Wiege abſchneiden! Seht doch um Euch, Deutſche, Landsleute! Seit kaum zehn Jahren haben Euch dieſe Dichter des modernen Dramas, dieſe

Mosen und Gutzkow, Prutz und Laube (ich nenne nur die bedeutendsten Namen) eine Reihe von Dramen geliefert, in denen nur der Blinde das Knospen und Keimen eines neuen Frühlings verkennen, nur der Neid den sichtbaren Fortschritt leugnen kann. Vergebens daß Alles, was Gewalt hat, darauf hinzielt, ihren Muth zu brechen, ihre Lust zu erschlaffen, vergebens, daß sie ihre durchgreifendsten Sachen von den Bühnen der Hauptstädte ausgeschlossen sehen, vergebens, daß ein Stück wie Mosen's „Sohn des Fürsten" gerade in Berlin, für dessen Bühne es gedichtet ward, nicht zur Aufführung gelangt, daß Gutzkow's „Zopf und Schwert," das einzige, das erste deutsche historische Lustspiel, bald hier, bald dort das gleiche Schicksal erleidet, daß Moritz von Sachsen verboten wird, angeblich weil er einen raublustigen brandenburgischen Markgrafen, der bereits dreihundert Jahre lang im Grabe modert, auf die Bühne bringt, vergebens, daß Laube mit seinem „Struensee" und seinem „Rococo" an derselben Klippe der Verhältnisse scheitert. Eure Poeten lassen sich nicht abschrecken. Immer aufs Neue dringen sie vor, immer führen sie frische Truppen in das Gefecht. Manche darunter sind „Futter für Pulver." Freilich, freilich! aber sie füllen eine Grube so gut wie andere, und über die gefallenen rücken neue Streiter vor. Laube thut einen Mißgriff mit seiner Bernsteinhexe, Gutzkow mit dem „Pugatscheff" (ja! ja! dieser Pugatscheff ist schwach, trotz allen Beifalls der „schlimmen Freunde" durch dick und dünn, die immer schon vor der Entscheidungsschlacht Victoria schießen!) Was thuts? Ehe man sichs versieht, sind sie wieder oben auf mit einem neuen Stück, Laube mit seinem „Struensee", Gutzkow mit sei-

nem „Urbild des Tartuffe,“*) dem beſten hiſtoriſchen Luſtſpiel, das die neue deutſche Literatur kennt, ſeit Schiller und Goethe ſie geſchloſſen, einem Luſtſpiele, das ſo gewiß dieſes Mannes Namen vor der Vergeſſenheit ſichern wird, als Alles, was er bisher Dramatiſches geſchrieben, dagegen weit zurücktreten muß. Und das Alles thun dieſe Dichter, ohne Aufmunterung von der ſechsunddreißigfach zerſpaltenen Nation, ohne Förderung der Herrſcher, ohne die lockende Ausſicht reichen Lohns, ohne Unterſtützung durch eine Bühne, deren Mark das indiſche Schlinggewächs der Oper ausgeſogen hat, deren Kunſt der dramatiſchen Darſtellung durch die Theatermiſere der letzten dreißig Jahre in den tiefſten Verfall gerathen iſt; — ſie thun es trotz der hochmüthigen Abmahnung der gelahrten Literaturhiſtorie, die es ſich herausnimmt, nicht bloß, was ihres Amts — das Vergangene zu begreifen, ſondern auch der Gegenwart und Zukunft ihre Bahn vorzuſchreiben. Iſt es Laune und Caprice, iſt es Kitzel des Hochmuths, was ſie treibt, ſind es Geld, Orden, Ehrenſtellen, die Gunſt der Mächtigen, die ſie gewinnen wollen? — o nein! es iſt der ſtrudelnde Zug und Drang des Geiſtes, dem ſie folgen müſſen, der ſie ſehr unſanft, wie der Engel den Propheten, beim Schopfe ergreift und in die Löwengrube ſchleudert. Es iſt der Drang des Geiſtes der Zeit, der ſie zwingt, auch dieſe Waffen zum Kampfe zu ſchmieden, der ſie zwingt, die Schatten des großen Friedrichs und Tartuffes heraufzubeſchwören, die Bilder unſerer von Bürgerblut triefenden Geſchichte, unſerer Religionskämpfe, der Gegenwart, die an deſſelben Abgrunds Rande ſteht, vorzuführen und die Finger in

*) Es wird nächſtens bei uns gegeben werden.

die Wundenmale zu legen, damit sie sehend glauben, was so viele vergessen zu haben scheinen. Ich denk' es zu erleben, daß das Ausland wieder einmal uns sagen wird, was bei uns vorgeht, daß Frankreich und England eher die neue Bewegung, das kräftige Ringen unserer jungen dramatischen Literatur anerkennen wird, als Deutschland selbst. Ist es nicht eine Schmach, daß hundertmal und tausendmal in deutschen Blättern und Büchern von Deutschen darauf hingewiesen ist, daß endlich Frankreich und England unsern Goethe und Schiller „anerkannt" haben? daß wir uns im Auslande ängstlich umsehen nach Zeugen für unsere Genien, nach Bürgschaften für den Ruhm unserer Literatur?

Wir wollen eine Nation sein — oder werden. Nun wohlan! so gehen wir bei den beiden weltbeherrschenden Nationen in die Schule. — Hat sich England darum gekümmert, ob wir seinen Shakespeare, Frankreich, ob wir seine Classiker anerkennen? Lernen wir doch von diesen Nationalstolz. Seht, ich will Lessing reden lassen, den besten Deutschen, den wahrhaftesten Patrioten deutscher Literatur, den je die deutsche Erde getragen. Als Gleim ihm kurz vor der Schlacht bei Rosbach von dem Genusse schrieb, den er im Umgange mit den geistreichen Franzosen empfinde, antwortete er ihm: „Wie glücklich sind Sie, solche witzige Köpfe um sich zu haben! Oder vielmehr, wie glücklich sind diese witzigen Köpfe, daß sie einmal mit einem vernünftigen Deutschen umgehen können. Nunmehr werden sie doch wohl sehen, daß es eben nicht unsere größten Geister sind, die nach Paris kommen. Aber ich bitte Sie inständigst: zeigen Sie sich ja als einen wahren Deutschen! — — Besonders lassen Sie sich ja nicht merken, als ob Sie einen von

ihren jetzt lebenden Scribenten kennen. Wenn man Sie fragt, ob Ihnen Greſſet, Piron, Marivaux, Bernis, du Boccage gefallen, ſo werfen Sie ſein verächtlich den Kopf zurück, und thun, ſtatt aller Antwort die Gegenfrage: Ob man in Frankreich unſere Schönaich's, unſere Löwen's, unſere Patzken's, unſere Unzerinnen auswendig wiſſe? Von Fontenelle muß Ihnen weiter nichts bekannt zu ſein ſcheinen, als daß er faſt hundert Jahre alt geworden; und von Voltaire ſelbſt müſſen Sie thun, als ob Sie weiter nichts als ſeine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. — Das ſoll wenigſtens meine Rolle ſein, die ich mit jedem, nicht ganz unwiſſenden Franzoſen ſpielen will, der etwa nach Leipzig kommen ſollte." Da habt ihr ächtes Nationalgefühl vom reinſten Waſſer. So wollte Leſſing die Literatur ſeiner Zeit gegen das Ausland von ſeiner Nation vertreten wiſſen, und wir, die wir die ganze Weimariſche Claſſik, die wir eine Literatur der kühnſten Romantik hinter uns, und eine aufſproſſende neue Literatur haben, deren Anfang freilich herkömmlicherweiſe noch nicht die Vollendung und das Ende iſt und ſein kann — wir, wie verhalten wir uns denn jetzt den Franzoſen und Engländern gegenüber zu unſerer Literatur? Doch davon gelegentlich ein andermal Weiteres.

XXI.

Nathan der Weise.

Schauspiel in fünf Akten, von Lessing.

(Aufgeführt den 5. Dezbr. 1844.)

I.

Wenn der Genius einer Nation von der Bühne herab in seinen geweihtesten Schöpfungen Ewigkeitsworte redet, und in der Dichtung silberner Schale die Goldfrucht der tiefsten, ächt menschlichen Wahrheiten den versammelten Hörern darbeut, dann weiht er die unscheinbaren Bretter zum glänzenden Altare, das Haus des spielenden Genusses zum Tempel der ernsten Andacht des fühlenden und denkenden Geistes. Und wenn des Dichters Schöpfung prophetisch über die Kluft der Vergangenheit mitten in die Gegenwart und ihre Kämpfe sich hineinstellt, und unsern Blick über alle Wirrniß der wühlenden Leidenschaft, über alle Wüstheit stürmischen Kampfes fest und sicher zu dem unwandelbaren Polarsterne göttlich menschlicher Vernunft und Liebe leitet, dann fühlen wir in befreiter Brust aufs Neue mit unendlichem Entzücken die Ewigkeit göttlicher, stets sich erneuender Offenbarung fühlen die Hoffnung, den Glauben, die Zuversicht auf

den Sieg des Geistes, den Sieg des Lichts, den Sieg der Wahrheit gestärkt und gekräftigt.

So war es gestern, wo Lessing's Genius in dem größesten seiner Werke, wie Lerchenjubel hoch über der schwülen Schwärze der drohenden Wetterwolken unserer Gegenwart zu uns herniederklang.

Selbst die Schauspieler schienen es zu fühlen, daß sie heute die tönenden Werkzeuge der Orgel seien, auf welcher der göttliche Geist schönheitumkleideter Humanität seinen Triumphgesang erbrausen läßt, daß ihre Lippen geweiht wurden durch die Lebensströme der Wahrheit, die ihnen entflossen. Sie hatten es begriffen, daß Stunden, wie diese, zu den Weihestunden ihrer Kunst und ihres Lebensberufs gehören, solche Stunden, in denen sie gewürdigt werden, als die lebendigen Organe des großen Priesters der Humanität und Duldung seinem Werke Leben einzuhauchen und sein Wort aus der Verzauberung der stummen Lettern durch die Kraft lebendigmachender Menschenrede mit unwiderstehlicher Gewalt an die Herzen der Menschen zu bringen. Sie hatten nicht nur den Geist ihrer Rollen, sie hätten den Geist des ganzen Werks begriffen, und der Dank und die Anerkennung, den eine zahlreiche, andachterfüllte Versammlung ihren Leistungen, wie im Einzelnen, so auch durch allgemeinen Hervorruf Aller, spendete, galt auch zugleich dem Dichter*), der ihre Bestrebungen geleitet, und der Lessing's Werk durch einen, eigends dazu verfaßten, von dem Regisseur Hrn. Moltke vortrefflich gesprochenen Prolog als einen scharfen Eckstein in die wildgährende Gegenwart hineingerückt hatte, an dem sich jetzt und für alle Zeiten der blinde Fanatis-

*) Julius Mosen, Dramaturg des Hoftheaters.

mus des alleinseligmachenden Glaubens aller Secten den Kopf einrennen wird. Hier ist er:

Es schweigt der laute Markt; der Lärm der Straßen
Verliert sich wie ein Säuseln in dem Wald.
Des Tages Arbeit ruht, vielleicht mit ihr
Auch ihre strenge Meisterin, die Sorge
Um das Alltägliche und um das Nächste.
Doch wie in nächt'ger Dämmerung zugleich
Das Einzelne verschwindet, und das Ganze
Im großen Umriß, wie ein Nebelbild,
Vor das erstaunte Auge mächtig tritt,
So stellt denn auch beim Scheiden eines Tages
Sich vor die Seele unsre ganze Zeit,
Mit ihrer Hoffnung oder ihrer Furcht. —
Doch sternenhell ist wahrlich nicht der Himmel
Der über uns sich wölbt, und unerhörte
Gefahren thürmen sich am Horizonte. —
Was nur als wüster Traum des Mittelalters
Des Mitleids werth vor Kurzem noch gescheinen,
Der blinde Glaube an die Satzungen
Und die Verketzerung des höchsten Gutes —
Der rettenden, der göttlichen Vernunft,
Steht wieder da, zum Riesen aufgeschwellt
Von allem Gift, was diese Zeit erzeugte.
Der aber unter Euch das schwer erstrittene
Und heil'ge Recht der prüfenden Vernunft
Bewahren mag und dafür weiter kämpfen,
Der schlag' die Augen auf zu unserm Feldherrn,
Der vor uns siegreich in dem Kampf getritten,
Der uns gelehrt, wie man für Licht und Wahrheit
Unüberwindlich streiten kann und muß.
Bebt nicht zurück, daß er als Geist erscheint,
Der lebend schon ein freier Geist gewesen,
Und mehr als dieß, ein wahrer ganzer Mensch,
Und mehr als Mensch — ein guter Genius
Mit mildem Zuruf: **Menschen liebt einander**
Mit Bruderliebe, wie ihr Brüder seid.

Und schlingt um Euch nicht eine andre Kette,
Als die von selbst sich schlingt, legt ihr die Hände
Zum Bund der Menschheit liebend ineinander!
Nur dem, der hassen will, und wieder hassen,
Dem tretet mit dem Flammenschwert der Wahrheit
Mannhaft entgegen! — Unser Meister naht,
Schon hör' ich seine Tritte vor der Thür!
Die Götter lieben oft hier zu erscheinen
In niedriger Gestalt! Doch hier im Kreise
Des großen Lessing's Geist — Nathan der Weise.

Lessing bekannte, „daß Nathans Gesinnung über positive Religion von jeher die seinige gewesen," das heißt: für ihn bestimmte sich wie für Nathan, der Werth der Menschen nicht nach der Religion, welcher sie anhangen, sondern nach der Art und Weise, wie sie ihr anhangen. Sein Wahlspruch war: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," und dabei fiel es ihm keineswegs ein, die abstracte Gleichheit aller Religionen zu behaupten. Dies Werk und diese Gesinnung ist ein Testament geworden, welches er uns hinterlassen, und bei diesem Erbe wollen wir geschützt sein, und uns, so Gott will, selber schützen, gegen jede Macht der Verfinsterungswuth und Glaubenstyrannei. Diese Gesinnung ist das Erbe von tausenden und abertausenden geworden, und ewig frisch und neu, ewig jung und Leben erzeugend wie sie selbst, steht auch das Werk, das aus ihr hervorgegangen, in ewiger Jugendfrische vor uns da, als wär' es nicht durch mehr als ein halbes Jahrhundert von uns geschieden. Nur die „Götze" aller Zeiten haben im Nathan einen Angriff auf alle geoffenbarte Religion gefunden während doch Lessing selbst ausdrücklich bekannte und eben in diesem Werke bethätigte: „daß er keineswegs jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz," verworfen wissen

wollte. Er sah vielmehr in jeder positiven Religion für ihren Bekenner ein heilig zu haltendes Erbtheil des einen Gottesgeistes, das unendlicher Entwicklung fähig und im Laufe der Jahrhunderte theilhaftig werdend, er geachtet wissen wollte. Sie sind verschieden in Allem, nur „von Seiten ihrer Gründe nicht," sagt der weise Nathan:

Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben, die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war.
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt.
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von dem Christen. Nicht?

„Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht, ich muß verstummen." Das ist die einzige Antwort, die der Frager Saladin und Tausende mit ihm darauf zu geben wissen.

Die Jahrhunderte blut- und thränenreicher Glaubensverfolgung haben die eine ungeheure Wahrheit nicht vergeblich gepredigt, daß Zwang und Gewalt jede Religion schänden. Sie haben die ewige Lehre hinterlassen, daß keine Macht der Welt im Stande ist, den Strom des Geistesfortschritts in seinem Laufe mit anderem Erfolge zu hemmen, als daß er mit verstärkter Gewalt alle

Dämme überfluthend und durchbrechend ein neues Bett sich schafft. Ein milderer Geist ist über die Menschen gekommen, und wenn schon Lessing von seinem Todfeinde Göze nicht glaubte, daß dieser ihn auf dem Scheiterhaufen, wenn auch wohl gern mit dem Reisbündel auf dem Rücken vor seiner Kanzel Kirchenbuße und Widerruf thuend, sehen möchte*), so dürften sich die neuen Zionswächter unserer Tage wohl noch geringere Hoffnung auf die Erneuerung von Ketzergerichten in majorem Dei gloriam machen. Nicht umsonst hat Lessing, haben unsere großen Geister ihr Herzblut für uns vergossen. Lessing stand allein in seiner Zeit, ein einsamer Riese, auf dem „Lilliput mit tausend Nadeln saß," und der „Millionen Tod aus Millionen Wunden starb." Aber Tausende haben die Erbschaft seines Geistes angetreten und in diesem Sinne dürfen wir im Hinblick auf die Gegenwart, in der so manchem beklommenen Herzen das: „Ist kein Lessing da?" auf den Lippen schwebt, getrosten Muthes sprechen:

Will uns erneuter Wahn entsetzen,
Scheint längst Begrabnes wieder nah;
Getrost! und wimmelt's auch von Gözen,
Heut' ist mehr als ein Lessing da!

*) Lessings Leben, I. S. 291.

II.

Das Kunstwerk.

„Wenn man sagen wird, daß ein Stück von so eigner Tendenz nicht reich genug an eigner Schönheit sei; — so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann.“

Großer Lessing! Wie genau kanntest du, als du diese Worte schriebst, deine Nation, die dich nun bald hundert Jahr lang beim Wort genommen hat, seit du ihr das stolzbescheidene: „ich bin kein Dichter“ hinwarfst!

Als Lessing mit seinen ersten dramatischen Werken auftrat (1717—1750) — mit diesen Erstlingsversuchen eines achtzehnjährigen Jünglings, dessen Gesichtskreis nicht über die Hörsäle der Schul- und Universitätspedanten seiner Zeit hinausreichte — sah er sich anerkanntermaßen mit einem Schritte auf den Gipfel des damaligen deutschen dramatischen Parnasses, auf dem die Gellert und Schlegel, die Krüger und ähnliche ihre belorbeerten Häupter vor ihm neigten. Die dramatische Poesie wie die Bühne Deutschlands lagen im tiefsten Verfalle, und Lessing mußte es erleben, daß die Zeitgenossen diese Schulexercitien, diese Copien von Copien (Molière und Terenz) gerade wegen dessen bewunderten, was sie zu reinen Producten des Nachahmungstriebes stempelte. Sein Dialog übertraf freilich Alles, was man bis dahin in unserer Literatur kannte. So ohne Nebenbuhler, mit Lobsprüchen überhäuft, ward er selbst sein strengster Kritiker. Er schämte sich bald eines Beifalls, der nicht auf der Einsicht in die Forderungen seiner Kunst, nicht auf der Kenntniß und Würdigung der höchsten Muster, son-

dern auf dem Mangel an diesem allen beruhte. Wurden doch selbst diese mit so vielem Beifall begrüßten Stücke nur zu bald durch die Fluth des Schlechtesten wieder von den Bühnen fortgespült! Ließen doch diese Deutschen seine „theatralische Bibliothek“ und seine „Beiträge zum Theater“ zu Ladenhütern werden, Werke, die wenn sie auch weit nicht an die spätere Dramaturgie reichten, doch für jene Zeiten von außerordentlichem Werthe waren! So von seiner Zeit verlassen, ward er sein eigner Regulator. Dreizehn Jahre ließ er nach dem Erscheinen seiner dramatischen Erstlingsarbeiten verfließen, ehe er wieder mit einem Drama hervortrat. Er wandte sie an, um das Terrain des dramatischen Dichters, die Menschenwelt kennen zu lernen, und er lernte sie kennen, wie kein deutscher Gelehrter und Dichter vor ihm. Er studirte zugleich die dramatische Literatur aller Nationen und übersetzte Diderots Theater, während er in den Literaturbriefen seine Laufgräben zum Sturm gegen die Festung des dramatischen Franzosenthums in Deutschland eröffnete. So vorbereitet entwarf er mitten im Getümmel des Breslauer Kriegslebens seine Minna von Barnhelm, und stellte mit diesem einen Stücke das deutsche Drama auf seine eigenen Füße, wie er dreizehn Jahre früher in seiner Miß Sara Sampson seiner Nation das erste deutsche Trauerspiel gegeben hatte. Minna von Barnhelm war, wie Goethe sich ausdrückt, „die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporairem Gehalt, die deßwegen auch (hört! hört!) eine nie zu berechnende Wirkung that.“ An diesem, wie er es selbst nennt, unerreichbaren Muster dramatischer Exposition schulte der Jüngling Goethe die Kraft seines Genius. Ein Jahr nachdem es erschienen,

ward es (1768) nach vielen Censurschwierigkeiten in Berlin aufgeführt. Schon damals sträubte man sich in Deutschland, deutsches Leben von nationaler Bedeutsamkeit auf der Bühne wiedergespiegelt zu sehen, und alle Einwendungen gegen die Aufführung, die auch ein Jahr später noch in Hamburg von dem preußischen Residenten erneuert wurden *), liefen, wie sich Lessing's Biograph ausdrückt **), darauf hinaus: man könne zwar über Gott raisonniren und dramatisiren, aber nicht über Regierung und Polizei. Wenn daher der Geschichtschreiber der deutschen poetischen Nationalliteratur es den Dichtern vorwirft, daß sie so selten von diesem materialistischen, oder wie es Goethe nennt, specifisch temporären Interesse des Volks Vortheil zu ziehen suchten, so dürfte ihn der Hinblick auf die dramatischen Bestrebungen der Gegenwart und ihre Hemmnisse auf andere Gedanken bringen, und ihn vielmehr beklagen lassen, daß die Benutzung jenes Vortheils, nach dem die heutigen Dramatiker aus allen Kräften streben, durch die polizeiliche Maßregelnästhetik fortwährend verkümmert wird. Wir sahen schon Lessing durch sie bedroht, und doch erfreute er sich mit seiner Minna unter dem freisinnigsten Herrscher Preußens einer Freiheit, um die ihn die heutigen Dramatiker zu beneiden haben, wenn man bedenkt, daß jenes Werk den Ausdruck der allgemeinen Anklage gegen eine von der öffentlichen Meinung tief empfundene Härte des großen Friedrich gegen sein „Freicorps" wiedergab. ***) Daß sich aber schon Lessing

*) Lessing's Werke XII. 181–185. Lachmann.

**) Th. I. S. 240.

***) Lessing's Leben, I. S. 236 ff.

bei der Bearbeitung bedeutender historischer Stoffe genirt fühlte, geht aus einer Bemerkung in seinen dramatischen Kollektaneen hervor. Oder kann man sich einen andern Grund denken, weshalb er vorschlug: wenn man Karls I. tragisches Ende auf die Bühne bringen wolle, so könne man dazu am bester die ähnliche Geschichte eines Königs von Siam (!) nehmen, der um dieselbe Zeit von seinen Unterthanen der königlichen Würde entsetzt und hingerichtet wurde?! Liegt darin nicht schon der ganze deutsche Polizeijammer vorgebildet, durch welchen man bei uns historische Lust- und Schauspiele Kämmerchen vermiethen spielen läßt, und Katharina und Menzikoff, oder schwedische Minister- und Herrscherintriguen nach Portugal, dem allgemeinen theatralischen Freihafen, verlegt und aus dem alten Fritzen irgend einen Herzog mache!

Emilia Galotti (1772) ward der praktische Ausgangspunkt seiner theoretischen, in der Hamburgischen Dramaturgie begründeten Einsichten. Der Geschmack, die ästhetische Bildung seiner Zeit war noch unreif genug, diesem Meisterwerke die unendlich schwächere Miß Sara vorzuziehen, wie ja auch seine vernichtende Kritik des französischen Dramas in der H. Dramaturgie die entschiedenste Mißbilligung fand. Man schrie nach guter deutscher Weise über Neid gegen Voltaire. Lessing kannte seine Nation zu gut, als daß ihn dies wesentlich befremden hätte. Aber es verdarb ihm doch die Stimmung. Der Nachdruck seiner Dramaturgie, eine Folge der Vogelfreiheit geistigen Eigenthums im lieben Vaterlande kam dazu, und half ihn tiefer in die Schuldenneth stürzen, aus der er sich herauszuarbeiten gerade damals mit aller Anstrengung rang. Alle diese Dinge, ferner das gescheiterte Hamburger Unternehmen und die schlimmen Erfahrungen, die er

als dramatischer Dichter seiner Nation gegenüber machte, verleideten ihm gründlich die Lust am deutschen Theater. „Ich will es wohl bleiben lassen (schrieb er nach der Vollendung der Emilia Galotti), wieder etwas für das Theater zu machen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von denen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammengerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich für nichts und wieder für nichts, sechs Wochen auf die Folter spannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louisd'or; und ein Schelm der jemals wieder eins macht, ohne diese zu bekommen. Du wirst sagen, daß dies sehr eigennützig wäre, gesetzt, daß meine Stücke auch so viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künstler setzt sich seine Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon; denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen, und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine Ehre aber ist es genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also: Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch

lange mit Operetten.“ Diese Stelle ist nicht die einzige in Lessing's Briefen. Auch nach dem Nathan, sieben Jahre später, sprach er sich in ähnlich derber Weise aus. Und er hielt Wort mit jenem Vorsatze zum großen Vorlasse der deutschen dramatischen Literatur, — und als er später mit dem Nathan wieder der Bühne zulenkte, that er es nur um zu versuchen, „ob man ihn,“ dem man soeben alle Schreibfreiheit zu nehmen im Begriff stand, „wenigstens auf seiner alten Kanzel, dem Theater, noch ungestört predigen lassen wollte.“

Lessing schritt auf seiner dramatischen Dichterlaufbahn in stets aufsteigender Linie der Vollendung zu, und war sein erstes Stück sein schlechtestes, so ist sein letztes sein bestes. Es fruchtet wenig, darüber hin und her zu reden, ob er ein Dichter war. Sein Nathan ist ein Dichterwerk, ein Gedicht voll unvergänglicher Schönheit. Die Tiefe des Gehalts, in den er hier seine ganze Seele legte, das Bewußtsein: mit demselben dem Geistesdrange kommender Geschlechter im Voraus den Ausdruck zu verleihen, erzeugte in ihm, als er den Nathan schuf, von selbst jenen Schwung der Begeisterung, den er sonst in seinem dichterischen Schaffen an sich vermißte. Jeder begabte Mensch hat eine Seite seines Wesens, welche ihn zu dichterischer Production befähigt, so wie man wohl zu sagen pflegt, daß jeder Mensch zu irgend einer Zeit seines Lebens Dichter sei. Gelingt es nun jenem, den gemäßesten Ausdruck und die entsprechendste Form für diesen poetischen Bestandtheil seiner Natur im günstigsten Momente zu finden, so entsteht ein Kunstwerk, dem von seinem Werthe dadurch nichts entzogen wird, daß es vielleicht das Einzige des dichtenden Individuums bleibt. So war es mit Lessing und seinem Nathan. Minna

von Barnhelm und Emilia Galotti sind gleichfalls mit künstlerischer Nothwendigkeit aus dem Geiste des Dichters entstanden. Auch in ihnen spiegelt sich das Leben der Zeit in gewissen Grundverhältnissen. Aber in ihnen geht die Seele des Poeten, der tiefste Gehalt seines Wesens nicht auf, und die Erregtheit der schaffenden Kraft wird nicht zur Begeisterung. Ganz anders im Nathan. Einsam gegenüber seiner Zeit, die ihn verkannte und verketzerte, richtet er sich aus dem tiefsten, zermalmendsten Schmerze über den unersetzlichsten Verlust eines, so eben mit mühsam erbauten Erdenglücks, in diesem Werke auf an dem Grundgedanken seines Lebens, indem er ihn dichterisch zu gestalten und zu verklären sucht. In der Ferne entlegner Zeiten, in der würdigsten Gestalt eines großen historischen Charakters, in dem bedeutungsvollen Hintergrunde einer ungeheuern Weltbewegung, gewinnt er den glücklichsten Boden für die Gestalten und Träger seiner Ideen, und mit dem klarsten Bewußtsein über alle Vortheile, die ihm sein Schauplatz bietet, weiß er dieselben zu benutzen. Zum Erstenmale verläßt er auch in der äußern Form den Boden der Prosa, auf dem er doch, wie keiner heimisch war. Das Gewicht des Gehalts nicht minder wie der Charakter morgenländischer Erhabenheit führen ihn auf die gemäße metrische Form, und er bewältigt sie dergestalt, daß von dem unübertrefflichen, individuellen Leben seines prosaischen Dialogs nichts verloren geht. Aus dem unscheinbaren Kerne einer alten Boccazischen Fabel, entfaltet er, wie Shakespeare, die lebendigste Fülle plastisch abgerundeter Charaktere, und eine wie ein Ring sich abschließende, die wunderbarsten Begebenheiten zu schöner Harmonie vereinigende Handlung; gestaltet er ein Kunstwerk, in welchem von der ursprünglichen Intention nichts unausgesprochen

bleibt, ein Werk, das, wie die Glocke des Dichters, sein feierlich erhebendes Friedensgeläute hoch oben herab aus dem reinen Aether himmelentsprossener Liebe durch die Welt erschallen lassen wird, so lange Menschenzungen die Sprache reden werden, in der es gedichtet ward.

Der Geschichtschreiber unserer poetischen Nationalliteratur hat den Nathan „als das eigenthümlichste und deutscheste Werk, welches unsere Poesie geschaffen hat," unmittelbar neben Goethes Faust hingestellt. Als dramatisches, in sich abgeschlossenes Kunstwerk darf man es sogar noch über jene Dichtung setzen, ohne dadurch die Tiefe und Gewalt der letzteren zu beeinträchtigen. Was in Lessings Schöpfung das Charakteristische ausmacht, der Frieden und die Versöhnung des mit Gott und sich selbst in Einklang befindlichen Denkens und Fühlens, diese Harmonie des Individuums mit der Welt, der Schöpfung Gottes, die sich wie ein Regenbogen über das Universum spannt — das muß nothwendig an ergreifender pathologischer Kraft hinter dem Gemälde der leidenvollsten Leidenschaft des unversöhnten Zweifels, der völligsten innern Zerfallenheit des Subjects, zurückstehen. Hier trägt es die Tragödie — denn eine Tragödie ist Faust trotz des versuchten friedlichen Abschlusses — über dem Schauspiel davon, und die objective Schwäche offenbart sich auch hier, als die subjective, die poetische Stärke.

XXII.

Das Urbild des Tartuffe.

Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Karl Gutzkow.

(Aufgeführt am 2. Januar 1845.)

Gutzkow hat auf unſerer Bühne einen neuen glänzenden Sieg erfochten. Sein neueſtes hiſtoriſches Luſtſpiel, „das Urbild des Tartuffe“ iſt geſtern mit einem Beifallsjubel von unſerm, durch ſeine kritiſche Kälte und ſeine vorſichtige Ruhe für ein neues Stück ſehr gefährlichen Publikum aufgenommen worden, der in der Geſchichte unſerer kleinen Theaterwelt kaum jemals ſeit zehn Jahren ſeines Gleichen haben dürfte. Faſt Scene für Scene ward mit einem Applaus belohnt, der ſich am Schluſſe zu einem lange andauernden allgemeinen Hervorrufe aller Mitſpielenden ſteigerte. Dieſe Huldigung galt nicht nur den Darſtellern — die freilich in der kurzen Zeit von kaum fünf Tagen zum Theil das Menſchenmögliche geleiſtet hatten, um das von ihnen mit allgemeiner Begeiſterung aufgenommene Stück würdig in Scene gehen zu laſſen, zumal da die unmittelbar voraufgehende Darſtellung des Leſſingſchen Nathan und des Prutzſchen

Moritz von Sachsen — die wohl in jeder Hinsicht als Mustervorstellungen gelten konnten — dem Publikum Eindrücke hinterlassen hatten, die jeden Abfall um so empfindlicher bemerken lassen mußten. Jene Huldigung galt auch dem Dichter, der mit diesem Werke der Literatur des deutschen Lustspiels ein bisher noch völlig fremdes Terrain erobert hat. Was ich unmittelbar nach der ersten Lecture des Stücks öffentlich auszusprechen gewagt hatte (s. Brem. Zeitung Nr. 351), daß dieses Werk Gutzkows alle seine frühern dramatischen Arbeiten weit hinter sich lasse, ward durch die Aufführung auch für die ächt dramatische, die Bühnenwirksamkeit vollkommen bestätigt. In dem vollgedrängten Hause vernahm ich darüber nur eine Stimme: ein deutsches Lustspiel, wie dieses, sei auf unserer Bühne noch nicht dagewesen.

Diese Ueberzeugung hatte denn auch die Leiter des hiesigen Hoftheaters dazu vermocht, alles anzuwenden, um sich die Ehre nicht entgehen zu lassen, eine solche Bereicherung der vaterländischen dramatischen Literatur auf ihrer Bühne zuerst ins Leben zu rufen. Ihren Bestrebungen stand der Eifer der Schauspieler treulich bei, und durch diesen war es möglich, ein so bedeutendes Stück in wenigen Tagen nach so bedeutenden vorhergegangenen Darstellungen auf eine Weise in Scene gehen lassen, die, wenn auch im Einzelnen noch nicht vollkommen, doch den Gesammteindruck des Werks nicht beeinträchtigte.

Die hiesige Bühne hat es sich entschieden zur Aufgabe gemacht, dem modernen Drama einen Stütz- und Anhaltspunkt zu bieten und die Poesie der Gegenwart überall, wo sie wirklich das Leben und die geistigen Bewegungen der Zeit erfaßt oder zu erfassen strebt, nach Kräften zur wirkenden Erscheinung zu bringen. Es ist

dies der einzige Weg zur Förderung eines nationalen Drama's und einer nationalen Bühne. Er liegt so klar in Geschichte und geschichtlicher Reflexion vorgezeichnet, daß man sich nur darüber verwundern kann, wie es möglich ist, ihn so allgemein, wie es leider geschieht, unbetreten zu lassen. Lange genug ist die deutsche Bühne vorzugsweise eine literar-historische gewesen, die es sich angelegen sein ließ, als Colporteur und Vermittler zwischen dem Volk und den Schätzen der dramatischen Literatur des Aus- und Inlandes von Kalidasa und Sophokles bis auf Raupach und Müllner die bunteste Wirksamkeit zu entfalten. Selbst die Immermann'sche Bühne konnte diesen Charakter nicht verleugnen, und dieser wurde auch hier, trotz der umsichtigsten und energievollsten Leitung, deren sich vielleicht jemals eine deutsche Bühne zu erfreuen gehabt hat, zu einem Uebelstande, der den Keim des Todes jener Anstalt zeitigen half.

Die durchgehende Zusammenhanglosigkeit des Theaters mit der Welt, der realen Wirklichkeit, vor allem der Mangel an neueren dramatischen Productionen, die das Leben der Gegenwart wiederspiegelnd, die Theilnahme des Publikums an seiner Bühne zu einer lebendigen, gegenwärtigen, unabweislichen machten, das war die Kette, die jeden Schritt erschwerte, mit welchem Immermann's Begeisterung auf sein höchstes Ziel »die Palingenesie einer realen poetischen Bühne« hinzuschreiten versuchte. Er gestand es sich selbst in den „Düsseldorfer Anfängen," daß die Erweckung frischer dramatischer Talente zu den Voraussetzungen gehörte, auf denen die lebensvolle Fortdauer seiner Anstalt beruhte. Diese Anstalt sollte aufstrebenden jungen Dramatikern einen Haltpunkt gewähren,

ihnen für den Erfolg originaler Gedanken diejenigen Chancen darbieten, die sie sonst nirgends hoffen durften *).

Die Oldenburger Bühne hat sich, so scheint es, das gleiche Ziel gesteckt. Sie hat sich die Erfahrungen nicht entgehen lassen, durch welche der letztgenannte, durch die Ungunst der Umstände inmitten seiner Entwicklung unterbrochene Versuch, so lehrreich für alle nachfolgenden geworden ist. Sie scheint es begriffen zu haben, daß eine exclusive, eine nur literarhistorische Bühne, ihre Aufgabe, die Theilnahme der Nation zu gewinnen und sich selbst zum Ausdruck des nationalen Geistes und Bewußtseins zu erheben, verfehlen muß. Auf das redende Schauspiel beschränkt, von dem anderwärts überwuchernden Schlinggewächs der modernen Oper nicht gehindert, durch einen das Wahre und Gediegene in der Kunst liebenden Fürsten und ein, mannichfache Bildungselemente in sich vereinigendes Publikum unterstützt, endlich unter einer Leitung, bei welcher auch die ideale, die poetische Seite auf das Würdigste vertreten ist, hat sie den Versuch gewagt, auf dem Fundamente eines historisch gediegenen Repertoires, in welchem keine bedeutende literaturgeschichtliche Richtung der dramatischen Poesie unvertreten bleibt, nach und nach das Gebäude eines neuen nationalen Dramas erbauen zu helfen. Die Zeit selbst kommt diesen Bestrebungen zu Hülfe, da alle poetisch strebenden Kräfte Deutschlands sich, getrieben durch den Instinct der Zeitbewegung, dem Drama zuwenden. Was von denselben bisher geleistet worden, ist mehr oder minder vollständig uns zu Gute gekommen, wozu denn auch der Umstand beitragen mochte, daß die Poetik der Rücksichten und die polizeiliche

*) Immermanns Memorabilien, Th. 3 S. 110 f.

Maßregelnästhetik hier einen bei Weitem geringeren Damm als sonst irgendwo in Deutschland entgegensetzen.

„Aber wo bleibt Gutzkow's Stück, „das Urbild des Tartuffe?“ Geduld! mit jener letzten Bemerkung sind wir mitten darin. Dieser deutsche Tartuffe ist nichts anderes, als die vortrefflichste Komödirung jener Aesthetik, deren Codex die polizeilichen Rücksichten und Maßregeln bilden, die Komödirung des Conflicts der Poesie und der Polizei. Das ist die „Idee des Kunstwerks,“ wie der philosophische Professionisten-Terminus lautet.

Der Conflikt zwischen Poesie und Polizei ist da, ist Thatsache. Alle dramatischen Dichter Deutschlands leiden unter demselben, „so weit die deutsche Zunge klingt,“ ja manche, wie Gutzkow mit seinem „Zopf und Schwert,“ werden erst völlig frei, wo die moskowitische anfängt *). Goethe's Egmont und Schiller's Tell haben sich zeitweilig von der deutschen Bühne exilirt gesehen, und von allen Dramatikern der Gegenwart ist keiner, der nicht mit einem oder dem andern seiner Werke auf der Sandbank der Rücksichten und Verbote gestrandet wäre und noch täglich strandete. Vergebens hat es Goethe in die Welt hinausgerufen, daß Lessing's Minna von Barnhelm nur dadurch eine so unberechenbare Wirkung gethan, weil sie die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction war, in welcher der Dichter einen „specifisch temporären Gehalt“ vor die Augen und an die Herzen der Nation zu bringen, den Muth und die Freiheit hatte. Vergebens klagt der Geschichtschreiber

*) Bekanntlich ist Gutzkow's „Zopf und Schwert,“ das der Bühne zu Berlin verboten wurde, auf dem Hoftheater zu St. Petersburg gegeben worden.

unſerer poetiſchen Nationalliteratur die deutſchen Dramatiker an, daß ſie dieſem Beiſpiele nicht nachfolgen, nicht die Sympathie mit dem Nationalleben und den Volksgeſinnungen ihren Stücken zur Grundlage zu geben, ſich beſtrebten! Denn gerade den Punkt, den der Poet und Geſchichtſchreiber als Ziel der dramatiſchen Rennbahn bezeichnen, beſetzt die polizeiliche Aeſthetik mit Gensdarmen; an den Obelisken, der die Palme verheißt, ſchlägt die Gewalt das Verbotsmandat. So ſtehen dermalen die Sachen, und wer es anders weiß, der trete auf und widerlege uns. Gutzkow läßt in ſeinem Stücke den Dichter des Tartuffe dieſe Klage ausſprechen (Akt IV. Scene 3.):

„Und dann zu all' dem Kummer (den der Beruf des Dramatikers im Gefolge hat) kommt noch die plumpe Hand eines ſolchen Verbots! Die ſchönſten Ideen werden Dir abgeknickt von einem gefühlloſen, lächerlichen Vorurtheil! Das Mittelmäßige laſſen ſie ſo hinſchleichen über die Oberfläche eines Intereſſes, das nicht kalt, nicht warm iſt; aber das, was zünden könnte, das was wahrhaft gelungen iſt, das, woran unſre ganze Seele hängt, das vertilgen ſie mit einem einzigen Striche und ſagen: Bah, es ſoll nicht ſein! O geht mir, wenn man unſere Nation eine geiſtreiche und edle nennt und unſere Literatur eine claſſiſche ſchimpft, geht mir, wenn Ihr nicht einmal den Muth habt, im Vorſprunge Eurer Reichthümer, Eurer Würden, Eurer Hülfsmittel tauſendfacher Art mit dem Dichter Euch auf gleiche Rapierlänge zu ſtellen und mit dem einfachen, hülfloſen Wort einen ehrlichen Kampf zu beſtehen.“

Hier haben wir zum Ueberfluß das Thema ſelbſt,

von dem Dichter ausgesprochen. Die Zeiterscheinung lag zur Hand; es galt, sie zur Komödie zu gestalten, die Dinge der Gegenwart aus dem Spiegel der Vergangenheit sich poetisch reflectiren zu lassen, und so mit Prinz Hamlet zu reden, „der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen," wie das nach Shakespeare's sehr maßgeblicher Meinung „der Zweck des Schauspielers zu allen Zeiten gewesen ist." Ein glücklicher Zug leitete hierbei des Dichters Hand. Das Schicksal des Molière'schen Tartuffe lag zum Zugreifen nahe; er durfte es nur frisch hinstellen, und es stand — wie das Ei des Columbus. Es ist bekannt, daß es eines Machtwortes Ludwig's XIV. bedurfte — der überhaupt in seinem Verhältnisse zu Molière wahrhaft groß erscheint — um den fanatischen Widerstand der Pariser Frommen von 1667 gegen die Aufführung des Molière'schen Meisterwerks zu besiegen. Molière wußte, welch' ein Wagstück er unternahm. Er ließ zuerst sein Stück theilweise außerhalb Paris (1664) aufführen, und suchte dann durch Vorlesung der ersten vier Akte demselben den Weg auf das Pariser Theater zu ebnen. Nach solchen Vorbereitungen wagte er (den 5. August 1667) die erste Aufführung. Die Frommen geriethen in Aufruhr. Sie bestürmten den König um Bestätigung des Verbots, welches schon den Tag nach der Aufführung der Präsident des Parlaments erlassen hatte. Sie erfolgte, da der König, der nur die drei ersten Akte des Stücks drei Jahre zuvor gesehen hatte, den drängenden Verketzerern Glauben schenkte. „Es gelang," wie Molière in seiner Vorstellung an den König sich ausdrückte, „den Originalen, die Copie zu unterdrücken, so unschuldig sie auch war, und so ähnlich man sie auch

fand." Molière ließ jetzt sein Stück drucken, und legte es dem Könige vor, der sofort erklärte, daß er darin keinen Angriff auf die Religion finde. Auch der päpstliche Legat und ein Theil der Prälaten stimmten diesem Urtheile bei. Dennoch ruhten die Angegriffenen nicht. Molière ward in Druckschriften und von der Kanzel herab mit den exorbitantesten Schmähungen überhäuft und als ein „Dämon des Abgrundes" der „ewigen Verdammniß" überantwortet. Als daher Molière zu Anfange des Jahres 1669, gestützt auf eine mündliche Erlaubniß des Königs, sein Stück mit einigen Veränderungen auf's Neue ankündigte, erfolgte kurz vor dem Aufgehen des Vorhanges ein neues Verbot, zu dem man die Abwesenheit des Königs benutzte, der sich damals grade im flandrischen Feldlager befand. Hierher gehört das köstliche Witzwort Molières bei der Ankündigung des Verbotes des Tartüffe, jenes: „Mr. le président ne veut pas qu'on le joue," welches Gutzkow am Schlusse des dritten Aktes seines Stücks so meisterhaft benutzt hat. Molière expedirte sogleich zwei Mitglieder seiner Truppe mit einer Bittschrift an den König, dessen Entscheidung dem Jubel aller Tartuffe ein jähes Ende bereitete *). Das Merkwürdigste bei dieser Affaire war, daß dieselben frommen Seelen, welche sich an dem Tartuffe scandalisirten, ein wirklich religiösen Anstoß gebendes Stück eines andern Verfassers (Scaramouche Hermite) ohne Einspruch hatten aufführen lassen. Als Ludwig beim Herausgehen aus der Vorstellung des letzteren Stücks darüber seine Verwun-

*) Ich erzähle diese Umstände nach der Biographie Molière's von Grimarest vor der Amsterdamer Ausgabe von Molière's Werken vom Jahre 1713.

derung aussprach, antwortete ihm, wie Molière erzählt, ich glaube der Herzog von Saint Simon: **la raison de cela c'est, que la comedie de Scaramouche joue le ciel et la religion, dont ces Messieurs là ne se soucient point; mais celle de Molière les joue eux mêmes; c'est ce qu'ils ne peuvent souffrir.**

An dieses Historische knüpft nun Gutzkow an, um den Conflict der Poesie mit der Polizei in Scene zu setzen. Molière hat den Tartuffe geschrieben. Ganz Paris freut sich auf das Stück, in welchem der Aristophanes Frankreichs jenen Falschmünzern der Religiosität, „die wie ein Alp auf dem Staate und der Gesellschaft lasten," jenen exclusiven Frommen, „die die alles umfassende allgewaltige Liebe Gottes zum Privilegium einer einzelnen kleinen Coterie machen und unter dem Deckmantel der Religion nur ihren persönlichen Ehrgeiz verbergen" — den Spiegel vorgehalten und den Fehdehandschuh hingeworfen hat. Ganz Paris — natürlich mit Ausnahme dieser religiösen Falschmünzer selbst, als deren Hauptvertreter und zugleich als Urbild des Molière'schen Tartuffe, der Parlamentspräsident Lamoignon dasteht. Diesen Stand der Dinge setzt der Dichter in einer vortrefflichen Exposition des ersten Actes auf das Klarste auseinander. Lamoignon, dem kein Zweifel bleibt, daß Molière's Stück zu ihm in einer sehr nahen Beziehung stehe, — und der nur zu bald bei näherer Kenntnißnahme die Ueberzeugung gewinnt, daß ein Verbrechen seines früheren Lebens den Grundstoff des Molière'schen Drama's bildet, — ist schnell entschlossen, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um das

Stück zu vernichten, oder wenigstens seine Aufführung unmöglich zu machen. Es gelingt ihm zunächst — ein so heiliger Zweck heiligt ja alle Mittel — sich durch die Entwendung des Soufflirbuchs in den Besitz eines Exemplars zu setzen, um auf den Grund einzelner Aeußerungen seine Anklage gegen das Ganze zu begründen. Er sendet im Namen einer Anzahl frommer Seelen einen anonymen Brief an den Polizeiminister Lionne, und denunzirt in demselben das neue Stück des alles Bestehende antastenden Dichters als einen Angriff auf die „gute Sache der Frömmigkeit und Religion," für die er den Schutz der Polizei in Anspruch nimmt und die letztere auffordert, „die ohnehin schon gesunkene moralische Ehre der Stadt Paris vor den Augen der Christenheit zu retten." Ein sehr gelungener Zug zur Charakteristik ist in diesem Briefe auch der, daß der Verfasser desselben auch die gesammte übrige Wirksamkeit des Dichters als corrosiv und destructiv bezeichnet, und derselben unreine egoistische Motive unterlegt. Der Polizeiminister ist offen genug, aus diesem Briefe kein Geheimniß gegen Molière zu machen, dem es alsbald gelingt, durch eine kurze Darlegung des Plans und der Tendenz seines Stücks jene lügnerischen Entstellungen und Verläumdungen siegreich zurückzuweisen. Durch seine lebendige Darstellung überzeugt, zerreißt der Minister den denunzirenden Brief und giebt das incriminirte Stück frei. Für diesen Act der Liberalität erntet er nicht nur den feurigen Dank des Dichters, sondern auch die Huldigung der Männer des Staats und der Bildung, welche durch den Parlamentsrath Lefevre, den Akademiker Chapelle und den Leibarzt des Königs, Dubois, repräsentirt werden. Sie alle sind zugleich so ziemlich darüber einverstanden, daß der Prä-

sident Lameignen ein Hauptexemplar der von Molière gezeichneten Gattung sei. In diesem Augenblicke wird (Akt II. Scene 6) Lameignen gemeldet. Er kommt als Beauftragter „einer Anzahl der ehrenwerthesten Bürger von Paris," um eine Bittschrift derselben gegen das Attentat eines Gauklers auf die „Religion" durch seine Empfehlung zu unterstützen. Er selbst weiß sich dabei ganz vortrefflich in den Hintergrund zu stellen. Nur „mit Widerstreben hat er, dessen Zeit ohnehin durch die vielen barmherzigen Vereine, die gottesfürchtigen milden Stiftungen, die Universitätsreformen, die neuen Schulverfassungen und was Alles in das Leben eines Mannes einschlägt, der den Staat gern auf christliche Grundlagen verpflanzen möchte — über die Maaße in Anspruch genommen ist, sich mit dieser verdrießlichen Angelegenheit befaßt. Er hat ohnehin nichts mit solchen Weltlichkeiten zu thun; nach seinem Glauben, der da ruht wie auf Felsen, steht die Sache der Religion zu fest, als daß sie durch Baalspriester irgend etwas verlieren könnte. Aber den 270 „der ersten und angesehensten Bürger von Paris," die ihn mit ihrem Vertrauen beehrten, darf er in so gerechter und heiliger Sache seine Mitwirkung nicht entziehen. Da eröffnet ihm der Minister, der Tartuffe werde in drei Tagen gegeben werden. Lameignen sieht die höhnende Schadenfreude der Anwesenden, und nun entfaltet er seine ganze Kraft und läßt in einer meisterhaften Scene alle Federn seines erfinderischen Geistes spielen. Er überzeugt den Leibarzt, daß Molière in einem bereits bei der Ninon vorgelesenen neuen Stücke den Stand der Aerzte auf das Schonungsloseste lächerlich gemacht, und dabei ihn selbst (Dubois) nicht undeutlich zum Vertreter der Gattung gemacht habe. Dasselbe weiß er auch

dem Parlamentsrath Lefevre von dem Stande der Notare und Huissiers aus einem Exemplare des Tartuffe (dem geſtohlenen Souffliербuche) glaublich zu machen, und ſo beide Freunde der Bühnenfreiheit in die ſtrengſten Gränzregulatoren derſelben umzuwandeln. Das Gleiche gelingt ihm dem Miniſter gegenüber, dem er nachweiſt, daß der Tartuffe nicht nur eine Indiscretion gegen den König, ſondern auch eine feine Verſpottung der Polizei enthalte. Jetzt findet ſich auch der Miniſter bewegen, „an das Wohl der Menſchheit zu denken“ und im Intereſſe des Heiligſten eines gebildeten Staates, „im Intereſſe der Polizei“ gezwungen, die Aufführung des Tartuffe zu verbieten! So ſchließt der zweite Akt mit Lamoignon's vollſtändigſtem Triumphe. „Ha! (ruft er am Schluſſe aus) Alle ſind ſie Tartuffes! Alle ſind ſie's! Alle! In ſchwarzen Gewändern, heimlich oder offen, betend oder fluchend, vor Heiligen knieend, vor ſchönen Weibern oder vor ihrem eigenen Egoismus — alle ſind ſie Tartuffes. Alle! Alle! Ha! die Schatten ſchrecken mich nicht. Ich ſiege und habe nur noch die eine Sorge: Düpleſſis, wie iſt Molière zu deiner Geſchichte gekommen!“

Die Tartufferie hat alſo geſiegt. Der hohle Liberalismus der übrigen beamteten Welt, in welcher jeder Stand für ſich das Privilegium der excluſiven Stellung verlangt, iſt von der Hypocriſie an der Handhebe dieſes ſeines Egoismus gefaßt und glücklich herumgebracht worden. Natürlich! In dem abſoluten Staate, dem Staate der Willkür, iſt jeder irgend am Staate Betheiligte nur allzu geneigt, das l'état c'est moi auch auf ſich und ſeinen Stand anzuwenden, und jeden Angriff, ja jeden Scherz und Spott über einzelne Erſcheinungen des letzteren als Majeſtätsverbrechen, als Angriffe auf die Sicher-

heit des Staates anzusehen. Nach dem, äußerst glücklich in Scene gesetzten Abfalle dieser falschen Freunde, bleiben dem Dichter nur noch zwei andere übrig. Der eine ist das Volk, repräsentirt durch den queckſilbernen Matthieu, den Gewürzkrämer aus der Rue du Coq, den enthusiaſtiſchen Verehrer des aus dem Volke hervorgegangenen Volksdichters, aus deſſen komiſcher Exaltation, wie der Charakter des Luſtſpiels ſie bedingte, man doch deutlich genug den Herzſchlag des für ſeinen Dichter wahrhaft begeiſterten Volks heraushört. Der andere iſt der König, der Freund und Beſchützer der Muſe des Dichters, der König, der, wie der Miniſter ſagt, „trotzdem daß der Krieg, die Bauten und die Adminiſtration ihn ſo einnehmen, daß er nur wenig leſen kann, ſich doch einen außerordentlich freien Sinn über die Intereſſen der Kunſt erhalten hat.“ Gegen dieſe beiden hat nun alſo Lamoignon noch zu operiren, um an das Ziel ſeiner gottgefälligen Beſtrebungen noch zu gelangen. Wir werden ſehen, wie er ſich ſpäter, als es ihm mit dem letztern auf dem krummen Wege der Intrigue gelungen iſt, gegen das Andere zur Abwechſelung auch einmal des geraden und einfachen Weges der Baſtille bedient.

Am Anfange des dritten Akts treffen wir den König in der heiterſten Stimmung. Er empfängt den Polizeiminiſter in der beſten Laune über dieſe „luſtige Geſchichte.“ Geiſtreich, wie er iſt, findet er die Einmiſchung der „Polizei in die Sachen der Aeſthetik äußerſt komiſch!“ Es will ſeinem geſunden Sinne gar nicht einleuchten, was darin für ein Verbrechen gefunden werden könne, „wenn ehrliche Menſchen einmal über die Polizei lachen. Es wäre nur ſchlimm,“ meint er, „wenn die Verbrecher ſie auslachten.“ Man möchte dieſem Königs um den

Hals fallen — wenn das nicht unschicklich wäre.' „Sie haben," sagt er zu dem bestürzten Polizeigewaltigen, „durch Ihr Verbot ganz Paris aufgeregt. Sie haben meine Regierung hingestellt, als müßte sie vor den Versen eines Schauspielers zittern. Das giebt nur denen, die unterdrückt werden, Märtyrerkronen, und die, die sich fürchten, erscheinen kindisch!" In diesen vortrefflichen Gesinnungen befestigt ihn ein gleichzeitig eintreffendes Billet Armanden's, erster Liebhaberin von Molière's Truppe, der Se. Majestät bedeutende Aufmerksamkeit schenken. Er findet es nach dessen Lesung unverantwortlich „solche Unpopularität auf seinen Namen zu bürden," findet das Verbot „unpassend, geradezu abscheulich," und begreift nicht, „welche Rücksicht man auf die Heuchler und Frömmler nehmen könne," „warum man solche Dinge an die große Glocke hängt, und ihn zwingt, über Dinge zu entscheiden, die man stillschweigend ihren harmlosen und natürlichen Lauf sollte gehen lassen." Der Minister ist natürlich längst bekehrt, und will eben abgehen, um schleunig die Veranstaltungen zur Freigebung der Komödie zu treffen als — der Präsident Lamoignon zur Audienz gemeldet wird. Kaum merkt der Schlaue, welche Luft hier weht, als er auch schon seinen Cours ändert. Er kennt die Komödie gar nicht, deren „harmlosen Gegenstand" Seremissimus ihm zur Begutachtung vorlegen — er „erfährt erst jetzt zum ersten Male etwas von ihrer Existenz." Er findet es als getreues Echo der Majestät „unendlich harmlos," religiöse Falschmünzer an den Pranger zu stellen, und „bedauert" nur die im Vorzimmer harrenden Deputationen, welche Se. Majestät für die Unterdrückung des Tartuffe den Dank aller Stände, den Dank aller ihrer getreuen Unterthanen auszusprechen beab-

sichtigen *). Der Eintritt der Deputation (sie besteht aus Dubois, Chapelle, Lefevre) in der folgenden Scene giebt dem geistreichen Könige Veranlassung, alle Schleusen seines Witzes über die guten Deputirten ausströmen zu lassen. Er empfindet ganz den Hautgout der Komik, welcher in diesen Dingen liegt. „Wahrhaftig (sagt er) wäre Molière da, daraus machte er eine Komödie!“ Er bemerkt lachend gegen die Vertreter der Aerzte, ob es einem Arzte anstehe, gegen das Lachen, die einzige Arznei, die man nicht aus der Apotheke verschreiben könne, zu protestiren.

Hier ist es Gutzkow auf eine meisterhafte Weise gelungen, die Uebertreibungsmanie der Staatsmaschinisten, wenn es sich um einen Angriff der Presse gegen ihr Standesinteresse handelt, in Scene zu setzen. Von einer Verspottung der Aerzte stellt Dubois die traurigsten Resultate für Höchstdero unterthänigste Armee in Aussicht. Der König wird natürlich dadurch in seiner guten Laune nur noch gesteigert. Er fragt den zweiten Deputirten Lefevre: ob durch Molière's Lustspiel etwa die gefährliche Mode in Frankreich eingeführt zu werden drohe: weniger Prozesse zu führen? Den langweiligen Pedanten, den Akademiker Chapelle, fertigt er noch kräftiger ab, und zum Schlusse fordert er — Lamoignon auf, der Deputation seine Willensmeinung auseinanderzusetzen, während er mit dem

*) Hierin liegt ein Widerspruch mit der unmittelbar vorhergehenden Aeußerung Lamoignons, daß er zum ersten Male etwas von dem Tartuffe erfahre. Aber dieser Widerspruch scheint ein beabsichtigter; er veranschaulicht die außerordentliche Aufregung Lamoignons in dieser Scene, und ist so eine psychologische Wahrheit.

Kammerherrn eine andere Angelegenheit bespricht. Jetzt entsteht ein höchst komischer Conflict. Lionne sieht in diesem Auftrage eine drohende Bevorzugung eines gefährlichen Nebenbuhlers um Gunst und Portefeuille. Lamoignon erblickt darin eine Aussicht auf beides. Was ist an einem Hofe, wo die Laune und der Witz eines geistreichen Fürsten die Bewegungsursachen sind, nicht alles möglich! Es gilt, Minister zu werden, sei's auch durch einen Selbstmord. Beide beeilen sich den Deputirten zu erklären, daß Se. Majestät ein viel zu wahrer Verehrer der Interessen der schönen Künste sei, um dem Publikum ein Werk, wie den Tartuffe, entziehen zu können. Kaum ist Lamoignon so in die ihm schlau gestellte Falle gegangen, als ihm auch der König schon durch den witzigen Rath, die versäumte Messe nachzuholen, die Augen über seine Verblendung öffnet. Er sieht sich verloren. Alle seine Anstrengungen sind umsonst gewesen, er selbst hat sie vereitelt. Schon sieht er sich dem vernichtenden Gelächter, ja der Verachtung von ganz Paris Preis gegeben. Denn er ist der Tartuffe, der Orgon betrogen, Elmire verführt und deren Kinder in's Elend gestürzt hat. Seine Angst steigert sich hier fast zur Verzweiflung. Der Ertrinkende greift, um sich zu retten, auch nach einem Strohhalm. So Lamoignon. Durch einen glücklichen Zufall erfährt er, daß Molière mit seiner ersten Liebhaberin Armande heimlich verlobt, und daß die Einnahme des neuen Stücks bestimmt ist, den Trousseau zur Vermählung zu beschaffen. Lamoignon, von der Aufmerksamkeit des Königs für Armande unterrichtet, weiß diese Nachricht, deren zweite Hälfte eigentlich seine Erfindung ist, dem Könige durch den Kammerherrn Delarive, den königlichen chargé d'affaires de coeur zu-

zuſpielen, der darüber in nicht geringen Zorn geräth, und dem dankerfüllt zu ſeinen Füßen ſtürzenden Molière zu deſſen unſäglicher Beſtürzung erklärt: das Stück könne nicht gegeben werden, weil — weil — nun, weil eine Scene deſſelben (die Tuchſcene*) — ſie iſt Lamoignon abgeborgt und kommt im erſten Akte des Gutzkow'ſchen Stücks gleichfalls vor) den Anſtand — die Moral beleidige. Dieſe Scene iſt vortrefflich und von großer theatraliſcher Wirkſamkeit. Während der König noch in der angegebenen Weiſe mit dem beſtürzten Dichter verhandelt, nähert ſich ſchon die Bürgerſchaft von Paris — der enthuſiaſtiſche Matthieu hat alle Gewürzkrämer zuſammengetrommelt — im feierlichen Zuge dem Louvre, um dem Könige den Dank der Hauptſtadt für die Freigebung des Tartuffe zu Füßen zu legen. Da bricht der König in ſeiner komiſchen Situation, von der er zugleich als Ro-

---

*) Fromme Seelen haben daran Anſtoß genommen, daß der Dichter die kleine liebenswürdige Madelaine „aufopfere." Wer aber heißt ſie auch immer gleich das Schlimmſte denken! ich habe mir gleich anfangs die Sache anders gedacht. Zur Vorſicht aber habe ich gehörigen Orts nachgefragt und für meinen Glauben an Madelaine's Tugend volle Beſtätigung erhalten. Armande hat ſich hinterher bei Sr. Majeſtät entſchuldigt, daß durch Nachläſſigkeit ihrer Garderobiere eine Verwechſelung des Tuchs vorgefallen, die ſie in der Hitze des Gefechts nicht bemerkt. Andere ſagten freilich, daß die Schlaue dieſe Verwechslung ſelbſt veranlaßt habe. So viel aber kann ich verſichern, daß Madelaine von der ganzen Intrigue und von der Bedeutung des blauen Tuchs nichts weiß. Dieß zur Beruhigung der frommen Seelen, die für die Verderbtheiten „der argen Welt" ſo ſcharfe Augen haben.

manticker ein Bewußtſein hat, aufs Aeußerſte gebracht, zum Schluſſe der Scene in die Worte aus:

„Danken! — danken! — das lieb' ich nicht — das will ich nicht —! das iſt voreilig gehandelt! Demonſtrationen, die nur böſes Blut ſetzen. Angriffe auf den Staat würden mich gleichgültig laſſen, Molière, denn mein Staat ſteht feſt.... Angriffe auf unſere Juſtiz veracht' ich, denn ich liebe die Gerechtigkeit.... Die Kirche kann ſich nicht getroffen fühlen, denn ſie beſchützt keine Heuchler.... Ariſtoteles kümmert mich nicht, das mag die Akademie vertreten; aber das, worauf mir Alles ankömmt, Molière, das iſt denn doch die Moral! Ja Molière, die Moral!“

Dieſe Wendung, nach welcher in der Komödirung der allgemeinen Tartufferie der König in der Aufregung ſeiner galanten Leidenſchaft juſt an dasjenige appellirt, was er eben zu verletzen beabſichtigt, iſt durchaus meiſterhaft, und in um ſo höherm Grade äſthetiſch befriedigend, weil der heitere Charakter des Luſtſpiels keineswegs beeinträchtigt iſt. Die noble Natur und die Einſicht des Königs ſind nämlich in den vorhergehenden Scenen ſchon ſo überwiegend in den Vordergrund geſtellt, daß wir an einem guten und befriedigenden Ausgange trotz dieſer kleinen romantiſchen Perfidie nicht zweifeln. Wir ſind vielmehr ſicher, daß die Sache der Wahrheit, die Sache der Poeſie, die Sache der ächten, treuen Liebe ſchon noch Mittel finden wird, über den Widerſtand der königlichen Laune zu triumphiren, eben weil es dem Könige mit ſeinem Widerſtande gegen die Komödie nicht, wie den andern, ein ſachlicher Ernſt iſt. In der That, der König ſchämt ſich ſeines Widerſtandes in demſelben Augenblicke, wo ihn ſeine verliebte Leidenſchaft in die Oppoſition gegen

die Poesie wirft. Er thut daher keinen Gewaltschritt, er spricht kein entscheidendes Wort, das den Knoten zerhaut. Sein Schlußwort an Molière lautet:

„Sagen Sie der Stadt Paris: Ludwig der Vierzehnte hat sich entschlossen, den Tartuffe weder zu verbieten, noch zu gestatten, aber Ludwig der Vierzehnte wird dennoch Gerechtigkeit üben, er wird den Tartuffe lesen.“

„Armer Molière! Könige handeln rasch, aber sie lesen langsam!“ sagt der mit dem Könige abgehende Kammerherr.

Lamoignon-Tartuffe hat einen neuen Triumph erfochten. Die guten Pariser Epiziers müssen mit ihren Vivats und Dankadressen unverrichteter Sache abziehen; Matthieu und die lautesten Schreier werden auf Lamoignon's Veranstaltung in die Bastille gesteckt und Molière, der jetzt erst die wahren Gegner seiner Komödie entdeckt, hat nur den Trost, seine Rache mit dem berühmt gewordenen Wortspiele zu nehmen, in welchem er den Parisern anzeigt, daß er seinen Tartuffe nicht geben darf, „weil der Herr Präsident nicht will, daß man ihn auf die Bühne bringe.“ So schließt der dritte Akt.

Lamoignon hat Alles auf das Feinste berechnet: das „Volk“ die „Canaille“ ist zum Schweigen gebracht, die Enthusiasten als Unruhstifter eingesperrt, die liberale angestellte und vornehme Welt auf seine Seite gezogen, der König bei seiner schwachen Seite gefaßt — aber Eins hatte er zu berechnen vergessen: die Liebe und die Frauenlist. Gerade das Mittel, durch welches er den König für seinen Zweck gewinnt, indem er seine Neigung für Armande aufregt, führt die Katastrophe herbei. Während jetzt sein ganzes Streben darauf gerichtet ist, zu erfahren,

wie Molière „hinter die Geschichte gekommen, welche dem Tartuffe zum Grunde liegt," weiß Armande im vierten Akte des Königs Neigung zu ihr mit ächter Weiberlist so geschickt auszubeuten, daß sie die Erlaubniß zur Aufführung des Tartuffe für den nächsten Tag erwirbt, oder vielmehr, sie weiß die Sache so zu drehen, daß der König selbst und zwar wegen eben derselben Tuchscene, die er im dritten Akt als Vorwand der Unmoralität gegen Molière gebraucht hat, die Aufführung des Stücks selbst vorschlagen muß. Diese vortreffliche Wendung erreicht der Dichter folgendermaßen: der König besucht das Theater. Sich langweilend in dem leeren Hause — denn die Pariser wollen nur den Tartuffe sehen, und von Leidenschaft für Armande getrieben, besucht er die letztere in ihrer Wohnung im Theater. Bei diesem Rendezvous entfaltet nun Armande als ächte Französin alle Künste weiblicher Koketterie, um den König glauben zu machen, daß ihre bevorstehende Verbindung mit Molière keine Sache der Neigung — daß Molière ihr nur als ein Vormund, ein Beschützer erscheine — kurz sie verspricht dem Könige ein entscheidendes Rendezvous auf Morgen, wenn es ihr gelingen sollte, vorher mit Molière „eine Scene," eine Entzweiung herbeizuführen. In diesem Falle will sie dem Könige durch ein blaues Tuch in ihrem Kostüme ein Zeichen geben. Aber in welchem Stück kann dies auf unverfängliche Weise geschehen? In diesem nicht — in dem auch nicht — freilich im Tartuffe! Der Tartuffe ist einstudirt — ist fertig — er ist freilich verboten. Aber: „Bah! sagt der König, werde ich darum aufhören, König von Frankreich zu sein, weil man den Tartuffe spielt!" So muß er selbst — denn die Zeit drängt, und Molière kann jeden Augenblick er-

ſcheinen — die Aufführung des verbotenen Stücks anbefohlen. Er geht. Und hinter dem einem der Kleiderſtänder von Armanden's Garderobezimmer tritt — Molière hervor, den die Geliebte zum Zeugen ihrer treuen Untreue gemacht und ſo ſeine Eiferſucht auf die glänzendſte Weiſe beſchämt hat. Molière iſt außer ſich vor Entzücken und Dankbarkeit! Aber noch ein Anderer hat, von beiden unbewußt, dieſer Scene, der Scene ſeiner Vernichtung, mit beigewohnt. Es iſt Lamoignon. Um Aufſchlüſſe zu erhalten, ob, wie er ahnt, die kleine Schauſpielerin Madelaine wirklich die Tochter der Elmire ſei, die er einſt verführt hat, hatte er kurz zuvor dieſelbe in ihrer Wohnung aufgeſucht, ohne zu wiſſen, daß dies die Wohnung der Braut Molière's ſei. Bei dem Eintritte der letztern hatte ihn Madelaine verſteckt, und ſo war er Zeuge der Liſt geworden, die ihn in ſeiner eigenen Falle jetzt gefangen hat. Noch mehr, als Molière und Armande die Scene verlaſſen, ſtürzt Madelaine herein und meldet, daß die Theaterdiener den Mann im Hauſe geſehen hätten, der das Soufflirbuch geſtohlen, und daß ſie ihn überall ſuchten. So iſt Lamoignon gezwungen in Mantel und Turban als Schauſpieler verkleidet, mit Zurücklaſſung ſeiner Perücke (die Molière, wie die ſchelmiſche Madelaine ſagt, morgen für den Tartuffe brauchen kann) das Schlachtfeld ſeiner Niederlage zu räumen. (Ende des vierten Akts.)

Die Nachricht von der Freigebung des Tartuffe verbreitet ſich wie ein Lauffeuer durch ganz Paris. Alles geräth in Aufregung. Man bricht ſich „wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren,“ faſt die Hälſe um ein Eintrittsbillet. Das Haus füllt ſich bis zum Giebel. Der König hat die Zulaſſung aller im dritten Akte Ver-

haftaten befohlen, und die Deputationsführer, die gegen den Tartuffe gewirkt, unter ihnen auch Lamoignon, in seine Loge geladen. Alle bis auf Lamoignon sind erschienen. Ehe noch der letztere erscheint, tritt Molière ein. — Er ist — Lamoignon, zum Verwechseln! so sehr, daß der nach seinem Abgange eintretende Lamoignon von allen Anwesenden für Molière gehalten wird. Selbst der bald darauf erscheinende König, der überdies im Gefühle seines schlechten Gewissens gegen Molière, den vorgestellten nicht scharf ansehen mag, theilt den Irrthum der übrigen. Dieser gewagte Theatercoup ist, wenn er wie hier auf unserer Bühne die rechten Mittel der Darstellung zu finden das Glück hat, von außerordentlicher komischer Wirkung. Alle treten hinter den Vorhang in die Loge, nur der verzweifelnde Präsident bleibt auf der Bühne. Das Stück beginnt, der Applaus ist ungeheuer. Jeder Jubelruf, jeder Applaus ist ein tödtlicher Dolchstich für das Original, dessen Kopie die Pariser entzückt. Da kommt die Tuchscene. Der König tritt aufgeregt aus seiner Loge in das Vorzimmer, begleitet von Lionne, Lefevre, Dubois, Chapelle und seinem Kammerherrn. Armande hat ihn betrogen — das Tuch war gelb. Keiner ahnt den Grund der plötzlichen allerhöchsten Verstimmung. Nur Lamoignon weiß ihn. Noch leuchtet ihm in seiner Nacht ein letzter Strahl der Hoffnung. Er wagt das Letzte — er eröffnet dem Könige den ihm gespielten Betrug, dessen unfreiwilliger Zeuge er gewesen. Der König ist entrüstet. Noch ist Hoffnung, daß der König die Fortsetzung des Stücks nach dem ersten Akte untersage, es somit vernichten kann. Aber ach! Man applaudirt hinter der Scene. Wem? Der kleinen reizenden Debütantin Madeleine. Sie ist reizend, spielt entzückend und trägt ein blaues

Tuch. Der König entschließt sich, um der kleinen artigen Debütantin ihr erstes Auftreten nicht zu verderben, das Stück zu Ende zu sehen *).

„Nun ist Alles verloren! Alles hin!“ ruft der verzweifelnde Lamoignon aus. „Ich bin verurtheilt, rücklings auf die Nachwelt zu kommen, und noch das Zwerchfell der spätesten Jahrhunderte zu kitzeln.“ Zwischen Fliehen und Bleiben schwankend stößt er auf den während einer Zwischenpause eintretenden Molière, der dem Könige seinen Dank bringen will. Original und Kopie stehen sich ununterscheidbar gegenüber. Lamoignon ist vernichtet. Molière entdeckt ihm, was er schon ahnte. Orgon ist der Dülpleſſis, den er verrieth, Elmire ist das Weib, das er verführt, und Armande und Madeleine sind — Schwestern, sind die Kinder der unglückseligen durch ihn in Schande und Tod gestürzten Eltern. „So wie ich hier stehe, dein Schatte, dein Ebenbild (ruft Molière aus), werde ich jetzt vor die Menge treten, und Jubel wird nicht Molière, nicht Tartuffe, wird den Präsidenten Lamoignon empfangen.“ Nur Eins kann ihn retten vor dieser vernichtenden Schmach: Rückgabe eines Theils ihres väterlichen Vermögens an die unversorgte Madeleine, und Hergabe einer Summe zur — Stiftung einer Theaterschule. „In diesem Falle, sieh was ich thue! Dankbar für die Idee, die du mir wider deinen Willen zu meinem Stücke gegeben hast, will ich nicht, daß man sage: Seht! das ist der Präsident Lamoignon! Molière beweise dir, daß er ein edleres Herz hat, als du! Hier — ein Tuch, das du nicht zu tragen pflegst! Hier ein Kopf, der nicht der Deine ist.“ Während sich Molière

*) Molière Tartuffe A. III. Sc. 2.

so vor seinen Augen verwandelt, entschließt sich Lamoignon mit einem Schwur, die Bedingungen seiner Rettung zu erfüllen, und er, der Tartuffe, leistet auf Moliere's Befehl diesen Schwur — bei der Macht der Wahrheit!" *)

Das Erste und Hauptsächlichste, was ich dieser Skizze hinzuzufügen wüßte, ist dies, daß Niemand nach derselben, so sehr ich auch bemüht gewesen bin, durch eine detaillirte Schilderung einen sichern Ueberblick über das Ganze zu gewähren, den Reichthum der Gutzkow'schen Composition im Einzelnen beurtheilen möge. Eine Fülle feiner Pointen, schlagender Wendungen, komischer Situationen, jenes leichte, geistige Lebensfluidum, welches alle Theile dieser ausgezeichneten dramatischen Dichtung durchdringt, die Sicherheit der Exposition, das reizende Durcheinander aller der Anspielungen und Beziehungen des wirklichen Urbildes auf die poetische Copie des Tartuffe, indem z. B. Lamoignon ohne Wissen und Willen für die

---

*) Dies ist eine kleine Abweichung von dem Schlusse des Dichters. Die Proben veranlaßten sie, und der Erfolg hat sie gerechtfertigt. Diese Worte als Schlußworte machten einen wohlthätig abschließenden Eindruck. Der Schluß, den Gutzkow dem Stücke gegeben, wo Matthieu sich hinter den Präsidenten stellt, und mit den Worten: „ich nehme ihn auf meinen Schooß, und zwinge ihn, allen Tartuffe's der Vergangenheit und Zukunft mit Sturm zu applaudiren!" seine Hände zusammenklatschen läßt, gab eine so unschöne Gruppe, daß sich jene kleine Abänderung (es ist die einzige, die man sich im ganzen Stücke erlaubt) schon deshalb allein als nothwendig empfahl.

nur an ihr Debütstück denkende Madeleine als der vortrefflichste Schauspieler erscheint, die seine individualisirende Charakteristik der einzelnen Charaktere — das Alles und wie vieles andere dazu! — entzieht sich der epischen Auseinanderlegung einer solchen Exposition wie die unsrige, während Anderes derselben Art, durch dasselbe Element, auf welchem das Kunstwerk selbst beruht — unserer Entwickelung entzogen wird. Denn wie der römische Dramaturg sagt:

> Ille per extentum funem mihi posse videtur
> Ire —

oder zu deutsch: es wäre das größte Seiltänzerkunststück für einen heutigen Dramaturgen, wollte er seinem Scharfsinn die Freiheit gestatten, die eigentliche Stärke des Stücks, sein historisches Leben, seine geschichtliche Seele, seine in der Gegenwart verbriefte Berechtigung in allen Einzelheiten nachzuweisen, die möglichen Parallelen in der Gegenwart zu ziehen, und die anguis in herba die züngelnde Schlange unter diesem lustigen, farbenbunten Blumenbeete aufzustören. Wer unvorsichtig die deckende Asche von der verborgenen Glut wegbläst, dem fliegen leicht Funken in's Gesicht. Aber wie von jedem ächten dramatischen Kunstwerke, so gilt es auch von diesem, daß es der Dichter nicht allein gemacht hat. Auch Gutzkow theilt seinen Ruhm mit einem Mitarbeiter; nicht mit Molière, wie die Neidhämlinge und noch andere Leute sagen werden, sondern mit einem Mitarbeiter, den kein Dichter entbehren kann — mit der Zeit. Und hier kehrt am Schlusse unsere Anzeige zu ihrem Anfange zurück. Die Zeit, die Conflicte der Gegenwart haben dies Stück geschaffen. Wenn sie nicht völlig ihrem Ausdruck gefun-

den haben, wenn der Spiegel nicht klar, nicht scharf und treu genug sein Amt verrichtet, so liegt es daran, weil seine Fläche von dem trüben Hauche der Unfreiheit beschlagen ist. Aber die Zeit wird kommen, wo eine kräftige Hand darüber streichend jenen deckenden Anhauch verschwinden macht, und wo in ungetrübter Klarheit die poetischen Spiegelbilder unserer Tartuffe's aller Sorten, den fröhlich und frei blickenden Augen eines jubelnden Volkes von der Bühne herab entgegenstrahlen werden, die Zeit, wo im freien Behagen das Wort uns entströmt, das jetzt nur zagend über die Lippe schlüpft, und wo das kräftige Jauchzen einer frei gebildeten Menge, wie jener glücklichen Athenienser, auch da erschallt, wo jetzt nur das exclusive Verständniß, das ironisch genießende Lächeln und das leise Beifallsgeflüster dem bunten Schattenspiele des Dichters folgen kann. Haben doch wir, die kaum vierzig Jahre zählen, mit denselben Augen Napoleon auf unsern Bühnen gesehen, die diesen Erdgewaltigen als den Schrecken einer Welt lebendig erblickten. Noch andere dreißig Jahre und wer weiß — jetzt streiten noch die Schatten mit dem Lichte, die Lüge mit der Wahrheit. Aber nur die Wahrheit darf sich den Sieg versprechen, denn die Wahrheit — selbst die Tartuffe's bekennen es mit Zittern im Innersten ihrer Herzen — die Wahrheit ist allein unüberwindlich. Und die Wahrheit — wird uns frei machen! *)

*) In einem zweiten Artikel werde ich versuchen, einige Einzelnheiten des Stücks näher zu besprechen und einige Ausstellungen zu motiviren. Hier nur noch die Bemerkung, daß fast alle Rollen bei der Darstellung sehr tüchtig vertreten

wurden. Hr. Kaiser (Lamoignon) und Hr. Regisseur Molike (Molière), zu dessen Benefice das Stück gegeben wurde, trugen den Preis davon. Aber auch die andern Rollen: Ludwig XIV. (Hr. Häser), Chapelle (Hr. König), Lefebre (Hr. Blumm), Quecksilber-Matthieu (Hr. Jenke), Madeleine (Mad. Molike), Armande (Fräul. v. Zahlhas), Lionne (Hr. Berninger) u. s. w. waren gut vertreten. Ein General-fehler war hier und da ein zu scharfes Markiren im Farbenauftrag der Charakteristik, das wohl mit an der hier und da fehlenden Sicherheit in den schnell gelernten Rollen lag.

XXIII.

Die neue Welt oder die beiden Auswanderer.

Luſtſpiel in vier Aufzügen von Karl Gutzkow.

(Aufgeführt am 3. Januar 1845.)

Erwin Treuhold und Ludwig Roſen, zwei junge, innig mit einander befreundete Männer, von denen der erſtere Oeconom, der andere Forſtmann iſt, haben ſich entſchloſſen, das Glück ſelbſtſtändiger bürgerlicher Stellung, welches ihnen ihre ſchwäbiſche Heimath ſchon ſeit Jahren vorenthält, in Amerika zu ſuchen. Roſen iſt ein leichtes Blut, dem das lange Warten auf Anſtellung in der Heimath der alten Welt die Ausſicht auf Prairieleben, Büffeljagd, Holzhandel und Naturleben in der neuen täglich reizender erſcheinen ließ. Er iſt ein Hans Ohnesorgen von der beſten fröhlichſten Art. Vater und Mutter ſind längſt todt, nahe Anverwandte hat er auch nicht, bis auf einen Mutterbruder, der nach Amerika gegangen und dort verſchollen iſt. Erwin Treuhold, ſein Freund, hat neben den gleichen offenbaren Bewegründen zur Auswanderung auch noch einen gehei-

men. Er liebt und liebt unglücklich. Helene, die Tochter des Kreisdirektors Sternau, ist mit dem Baron von Felseck versprochen. Nur der alte Großonkel Erwin's, der Aktuar Treuhold, welcher bisher an dem elternlosen Jünglinge Vaterstelle vertreten hat und ihn jetzt mit dem tiefsten Schmerze auf ewig scheiden sieht, weiß um diesen Liebesgram. An demselben Tage, an dessen Abende die kleine Karavane von Auswanderern, der sich die beiden Freunde zugesellt haben, ihre Reise antreten will, erhält der Kreisdirector durch Zusendung des Ministeriums die Nachricht, daß der nach Amerika ausgewanderte Mutterbruder des jungen Rosen, Georg König, dort als reicher Bankier gestorben ist und seinem Neffen, Ludwig Rosen, einen großen Theil des Vermögens unter der Bedingung vermacht hat, daß dieser binnen Jahresfrist nach Amerika komme und sein Erbe dort in Empfang nehme. Der Erblasser hat auffallenderweise den Namen seines Neffen nicht gewußt. Allein „es ist erwiesen," sagt der Kreisdirector, „daß Ludwig Rosen der Glückliche ist, der binnen fünf Monaten im Besitz eines vielleicht außerordentlich bedeutenden Vermögens sein kann." Er trägt sodann dem Aktuar Treuheld auf, dem jungen Mann die Papiere über diese Angelegenheit einzuhändigen, und ein Document, welches ihn als rechtmäßigen Verwandten des Amerikanischen Bankiers König bezeichnet, auszufüllen. Der Alte, außer sich über dieses blinde Glück, welches dem jungen Leichtsinnigen in die trägen, arbeitsscheuen Hände geschüttet wird, und halb wahnsinnig vor Schmerz über die nahe Trennung von dem geliebten Neffen, „dem Edelsten und Reinsten" der Menschen, der mit leerer Hand von dannen ziehen soll, ergreift das Dokument. Die Auswanderer

nähern ſich ſingend dem Amthauſe. Kaum wiſſend, was er thut, trägt er den Namen ſeines Enkels, Erwin Treuhold's Namen, ſtatt Ludwig Roſen's, in das Dokument ein, und ihm die Papiere in die Hand drückend, ſinkt er bewußtlos in den Seſſel zurück. Unter dem Geſange der Auswanderer fällt der Vorhang und ſchließt der erſte Akt.

Beim Beginn des zweiten befinden wir uns in Newyork in Mr. Waſhington People's Hotel „zum Menſchenrecht," deſſen Bedienung aus Sklaven beſteht. Mr. People, ein ſchwäbiſcher Einfuhrartikel, der in den Gaſthof hineingeheirathet und ſeinen deutſchen Namen „König" ſehr zweckmäßig in „People" verwandelt hat, iſt, wie ſeine theure Ehehälfte, eine Vollblut-Amerikanerin, die an „Nerven" leidet, den Zitterklub beſucht und ihrem Gemahl ſein „europäiſches Naturell" abgewöhnen will, das Sklaven nicht „ohne Leidenſchaft" peitſchen laſſen kann, vortrefflich gezeichnet. Es tritt uns gleich ein gut Stück Amerikaniſchen Lebens entgegen.

Das Schiff der Auswanderer, die Carolina, iſt an der Küſte von Nordamerika geſcheitert. Roſen allein — wie er wenigſtens glaubt — iſt gerettet und, von Allen entblößt, zu Newyork in Mr. People's Gaſthofe angelangt. Mr. People hegt ſchon zahlungsunfähigkeitliche Gedanken über ſeinen Gaſt. Ein Journaliſt, Mr. Butterfly, „Publiciſt und Neuigkeitsmakler im Bureau der Newyork Times," den er nach deſſen theilnehmenden Aeußerungen über das ihm widerfahrene Unglück für den Abgeordneter irgend eines amerikaniſchen Vereins zur Unterſtützung ſchiffbrüchiger Auswanderer anſieht, läßt ſich von ihm die Geſchichte des Unglücksfalles der Carolina mit allen Umſtänden erzählen, die er ſofort für ſein Blatt

stenographirt und den Erzähler dafür mit einer Anweisung bezahlt, auf welche er — 25 Zeilen Annonce gratis „in die besagten Newyork Times, das gelesenste Blatt der Union“ einrücken lassen darf — ein prächtiger charakteristischer Zug. Der erstaunte Rosen beschließt diese Anweisung zu benutzen, um einen Aufruf an die vermeintlichen Verwandten seines todtgeglaubten Freundes Erwin ergehen zu lassen, dessen Brieftasche und Papiere durch einen Zufall sich in seinen Händen befinden.

Die Lage der Dinge ist nun diese. Der verstorbene Bankier King („König“) hat eine Tochter, Georgina, hinterlassen und in seinem Testamente bestimmt, daß diese seinem Schwestersohne in Deutschland, wenn er sich in Jahresfrist persönlich melde und ihr Herz gewinnen könne, ihre Hand reichen, wo nicht, sich mit Arthur, dem einzigen Sohne seines Associe's Samuel Hopkins vermählen solle. Georgina, welche ihren Jugendgespielen, den geckenhaft aufgeblasenen, geldstolzen, aristokratische Manieren des Mutterlandes affichirenden, für Wappen und Adelsbriefe schwärmenden Sohn des quäkerischen, visionären Stockjobbers nur mit Widerstreben als ihren zukünftigen Gatten betrachtet, hofft sehnlich auf die Ankunft des deutschen Verwandten und Ersatzbräutigams, den sie zwar nicht kennt, aber doch „in dubio,“ wie unsere Juristen sagen, dem Amerikaner vorzuziehen geneigt ist. Dieser Verwandte und Bräutigamsremplacant ist nun zwar, wie wir aus dem ersten Acte wissen, eigentlich Ludwig Rosen (dessen Mutter die Schwester des verstorbenen King-König war). Allein wir wissen auch, daß Rosen dies nicht weiß, da durch das von dem alten Aktuar Treuhold begangene Falsum, dessen Neffe Erwin Treu-

hold ihm betrügerischer Weise in dem Atteste der schwäbischen Behörde substituirt ist.

Rosen hat sich bei Georgina melden lassen, er hat ihr Nachrichten von ihrem Verwandten zu bringen. Er sieht sie — und der Strahl der Liebessonne zündet urplötzlich in beider Herzen. Noch ehe er den Tod seines Freundes Erwin erzählt hat, entdeckt Georgina, daß er ihr Verwandter, der rechte Erbe ist. Ueber dem Schreibpulte ihres Vaters hängt das Bild seiner Mutter, Es ist ihm zum Sprechen ähnlich. Rosen selbst, der sich seiner Mutter freilich nicht mehr ganz klar erinnert, muß die Aehnlichkeit zugeben — und Erwin ist ja todt; Erwin war sein Freund, die Papiere sind in seinen Händen; vor ihm steht ein liebenswürdiges Wesen, das er in drei Tagen — und nur soviel sind noch bis zum Ablaufe der Testamentsfrist übrig — sein nennen kann. Der Betrug scheint ihm kaum mehr ein solcher, — für Georgina ist er gar nicht vorhanden — er schwankt, er will zu ihren Füßen sinken — da plötzlich schlägt aus dem Vorzimmer einer bekannten Stimme Ton an sein Ohr. Es ist — Erwin Treuhold, der Todtgeglaubte. Rosen, außer sich über den Verrath, den er an dem theuersten Freunde zu begehen im Begriff gestanden, legt die Papiere in die Hände der bestürzten Georgina, beschwört sie, ihn und sein Verbrechen zu vergessen und stürzt hinweg. Erwin Treuhold wird gemeldet. Aber Georgina, auf die Rosen einen zu tiefen Eindruck gemacht hat, läßt ihn auffordern, sich erst „im Comtoire“ auszuweisen, daß er berechtigt sei, den Namen Erwin Treuhold zu führen, ehe sie ihn vorlassen könne. Sie ist entschlossen: nur Rosen, „und wenn er ein Sünder wäre,“ soll der Ihrige werden, und so treibt auch sie die Leidenschaft zum Verbrechen und

läßt sie dem rechtmäßigen Besitzer seine Papiere und sein Portefeuille vorenthalten, welche Rosen in ihre Hand gelegt hatte, um sie jenem einzuhändigen.

Der abgewiesene Erwin, der sich nicht legitimiren konnte, kehrt in Mr. People's Gasthof zurück und begegnet hier seinem Freunde Rosen. Nachdem das erste Entzücken des Wiedersehens vorüber ist, entdeckt er ihm seine Lage. Er will nach Deutschland schreiben, um neue Legitimationspapiere zu beschaffen. Rosen ist in Verzweiflung. Er ahnet den Zusammenhang und beschließt, seinem Freunde, es koste was es wolle, zu seinem Rechte zu verhelfen. Er hat einen seltenen Mann, den Notar Robineau, kennen gelernt, der ihn belauschte, als er nach jener Scene bei Georgina bei einem Trödler um ein Gewehr handelte, halb in dem Gedanken, seinem Leben ein Ende zu machen. Robineau ist unter der Maske eines Sonderlings, eines mephistopheliſchen Menschenfreundes, dessen Passion es z. B. ist „Selbstmorde zu verhindern," ein Tartuffe schlimmster Sorte, der vor keinem Verbrechen zurückbebt, wenn sein Egoismus in's Spiel kommt. Er hat — aus was immer vor einem Grunde — Antheil an Rosen genommen, vielleicht ahnet er etwas von seinem Verhältnisse zu der reichen Erbin und baut darauf irgend eine kühne Spekulation. Noch ehe er dazu gelangt, haben schon die beiden Hopkins, Vater und Sohn, den Notar in ihr Vertrauen gezogen. Ihnen liegt Alles daran, nur zwei Tage lang die gesetzliche Anerkennung eines der beiden Prätendenten zu hindern, und somit Georgina's Hand und die Erbschaft sich zu erhalten. Robineau sagt seine Dienste zu. Aber auch Georgina vertraut sich ihm an. Sie will dem ächten Erben (Erwin) sein Erbe auszahlen, wenn er sich nur entschlie-

ßen kann, seine gesetzlichen Ansprüche auf ihre Hand seinem Doppelgänger (Rosen) zu überlassen. Robineau, der schon seinen Plan gemacht hat, weiß sie zu überzeugen, daß Rosen in einen solchen Handel nie willigen werde. Erst jetzt legt sie, auf alles Glück der Liebe verzichtend, das Portefeuille Erwins in Robineau's Hände. Robineau spiegelt dem unmittelbar darauf eintretenden Rosen vor, nicht die Papiere, sondern das Erbe seines Freundes sei in dem Portefeuille enthalten. Rosen will um jeden Preis die Papiere zurück haben, um seine Ehre zu retten. Robineau spiegelt ihm vor, daß Georgina, die ihn liebe, diese Papiere (die er schon hat!) nur dann herausgeben werde, wenn er selbst sich zu einer letzten Unterredung zu ihr begebe. Er werde dort in ihrem Arbeitszimmer ein an ihn addressirtes Portefeuille finden, welches dieselben enthalte. Habe er die Kraft, auf Georgina's Hand zu verzichten, so möge er sich noch vor ihrem Eintritte in den Besitz der Papiere setzen, und sie ihm (Robineau) überliefern, der sie dann Erwin einhändigen werde, ohne ihm je zu verrathen, wie er sie wiedererlangt habe. Die Sache ist aber die. In jenem Portefeuille befinden sich Wechsel von 500,000 £, das Erbe des Vetters von Georgina, in deren Besitz sich Robineau auf diese Weise zu setzen gedenkt, um sicher „das Land der Freiheit" zu verlassen, wo ihm in Folge seiner zahlreichen bisher mühsam verborgenen verbrecherischen Unternehmungen schon der Boden unter den Füßen wankt. Rosen geht in die Falle. In dem Augenblicke aber, wie er sich der Papiere auf die angegebene Weise bemächtigt, fällt ein Schuß. Er eilt an's Fenster. Es ist Robineau! von Häschern verfolgt, die sich seiner bemächtigen. Der eintretende Friedensrichter findet in Rosen's Händen fremdes Eigenthum,

Geldsummen statt der Legitimationspapiere. Rosen scheint verloren. Aber der Buchstabe des Gesetzes rettet ihn. Die Aufschrift des Portefeuilles nennt ihn „als Eigenthümer," das Geld „sein Erbe," und der, welcher im entscheidenden Augenblicke den Knoten zerhaut, ist — der Kreisdirektor Sternau. Ein Auftrag seiner Regierung hat ihn nach Amerika geführt um dort das Gefängnißwesen kennen zu lernen. Ihn begleitet seine Tochter Helene, welche dem Baron Felseck statt des Ja! am Traualtar ein Nein! gegeben hat. Jetzt klärt sich Alles auf. Erwin ist schon im vierten Akte durch einen nachgelassenen Brief seines unterdeß verstorbenen Großvaters, des alten Aktuar Treuhold von dessen frommem Betruge unterrichtet *). Zum Ueberfluß hat sichs herausgestellt, daß sein Verwandter nicht der verstorbene reiche Bankier King (König), sondern der lebende Gasthofswirth zum Hotel „Menschenrecht" Mr. King (=König) People ist, und dieser hat ihn anerkannt. Fräulein Helens reicht ihm ihre Hand, Rosen, der glückliche Erbe, erhält die Hand Georgina's, und beide Paare entschließen sich zur Rückkehr aus der neuen zur alten Welt.

Ich habe mich bisher jeder Zwischenbemerkung enthalten, um die Uebersicht des Ganzen nicht zu stören. Und ich glaube, es that Noth. Denn mir wenigstens ist in meiner dramaturgischen Praxis kein Schauspiel vorgekommen, das einer straff zusammenhaltenden Auseinanderlegung der Fabel und des Ganges der Handlung solche Schwierigkeiten geboten hätte. Dieses Uebermaß der Verwickelung scheint mir ein Hauptfehler des Stücks und

*) Warum er den Brief erst nach zehn Jahren öffnen sollte, ist nicht recht begreiflich.

seiner Fabel, die als Novelle sorgsam behandelt ungleich eher ein anschauliches und übersichtliches Bild zu geben verstattet haben würde. Was ich bei meiner, der Aufführung vorangegangenen Lecture gleich von vorn herein befürchtet hatte, wurde mir durch die theatralische Darstellung bestätigt. Soviel Mühe sich die Schauspieler gaben, so trefflich alle Hauptpersonen vertreten waren, so sehr das Publikum an dem Einzelnen der Charaktere, der Situationen, an dem Schlagenden der Wendungen und Pointen Antheil nahm — das Ganze machte keinen durchgreifenden Eindruck. Natürlich! denn zu einem solchen gehört vor allen Dingen eine gewisse Klarheit des Ueberblicks über Plan und Gang der Handlung und der Intrigue; und hieran fehlte es durchaus im Publikum. Und ich selbst, der ich das Stück gesehen und wiederholt gelesen, war doch nicht im Stande, meine obige, das Detail der Scenen und Collisionen nicht einmal erschöpfende Exposition desselben anders als mit dem Buche zur Seite niederzuschreiben. Die Verhältnisse sind, namentlich in den letzten Akten so durcheinander verflizt, daß sich der Zuschauer — zumal bei einer ersten Aufführung — unmöglich in diesem Labyrinthe zurecht finden konnte.

Dazu kommt ein zweiter, fast noch schlimmerer Uebelstand. Es fehlt dem Stücke die Einheit eines Hauptgedankens, einer durchgehenden, alle Fasern des Organismus mit ihrem Leben durchdringenden Idee, und somit das eigentlich Innerste einer lebendigen Seele. Statt dessen befinden wir uns in einer Atmosphäre, deren drückende Schwüle uns weder in der neuen noch in der alten Welt verläßt. Die strebsame Armuth, die noch nicht Proletarier ist, aber es zu werden fürchtet, verläßt die deutsche Heimath. Was wird aus ihr? Der Dich-

ter verläßt sie. — Die gebildete Jugend, die thatlustige kehrt nach Deutschland zurück; warum? — weil die alte Welt besser ist als die neue? O nein, die Waage steht gleich. Sie versuchen nicht ihr Glück durch Thatkraft in der neuen Welt, das Glück schüttet ihnen Geld und Gut in den Schooß und nur deßhalb kehren sie in die gemüthlichere Heimath zurück, und deßhalb heißt ihnen jetzt Germanien: „des deutschen Pilgermannes bestes Vaterland.“ Diese Entscheidung ist, prosaisch wie poetisch, ungerecht, weil ihre Motivirung nicht stichhaltig ist. Freilich, mit einer halben Million, oder mit einem wohlhabenden Schwiegervater und der demnächstigen Aussicht auf eine gute Anstellung wird ein „gemüthlicher“ Deutscher sein Deutschland vorziehen! Aber so ist das Thema, das Gutzkow hier so geschickt ergriffen hat, nicht erledigt, kaum berührt. Wir erhalten nur interessante Situationen, Darstellungen Newyorkischer Lebenszustände, wie sie Boz und andere Reisende und Romanschriftsteller liefern. Aber die Frage selbst; die Hauptfrage: ist die Auswanderung, diese gewaltige Erscheinung unserer Zeit berechtigt, und wann? und wie? bleibt unbeantwortet. Das Resultat ist untröstlich, unbefriedigend, unklar. Betrug, Gemeinheit, Verbrechen hier und dort, in der alten und neuen Welt. Man hat keine Sympathien für diese Menschen, wir werden bei ihren Leiden und Freuden nicht warm, nicht kalt.

Denn — und dies ist ein dritter Fehler des Stücks — fast alle handelnden Hauptpersonen erscheinen in Betrug und Verbrechen verstrickt. Der alte Actuar im Silberhaare begeht in dem Augenblicke, wo der scheidende Enkel seinen Segen erfleht, ein schmachvolles Verbrechen, ein Falsum schmählichster Art, einen Betrug gegen eine

Waise, gegen den Herzensfreund seines Enkels, der fast nur diesem Enkel zu Liebe die Heimath verläßt. Gutzkow hat viel gethan, um dieser Scheidescene den Schmelz der Rührung zu verleihen. Dennoch wirkte sie auf mein Gefühl verletzend bis zur Empörung. Das spätere Geständniß, abgelegt in einem Briefe, dessen Siegel erst zehn Jahre nach seinem Tode eröffnet werden soll, hat keine versöhnende Kraft, und Erwin's Ausruf bei dieser Entdeckung eines so heillosen Betrugs: „meinem Aeltervater keinen Vorwurf" — kann nimmer auf unsere Beistimmung rechnen. Auch Rosen wird zum Betrüger, und wie es ihm möglich ist, statt einfach dem Freunde sein augenblickliches Straucheln zu gestehen, die krümmsten Wege einzuschlagen, statt ihm sich zu entdecken, sein Geheimniß einem wildfremden Menschen wie Robineau anzuvertrauen, und von diesem sich nahezu wieder zu einem Verbrechen verleiten zu lassen, um das erste wieder gut zu machen, begreift man noch weniger. Auch ist es nur der Zufall, der ihn und die 500,000 £ vor Robineau rettet. Aber auch Georgina verflicht sich in dies Gewebe des Betrugs und der Täuschung, und ihre anfängliche Handlungsweise gegen Erwin ist so verletzend, wie ihre augenblicklich aufflammende und eben so augenblicklich erwiderte Liebesleidenschaft für Rosen auf dem Boden dieser Lebenszustände ungehörig erscheint. Romeo und Julie wird hier Niemand citiren wollen, er müßte denn einen Beleg für unsere Ansicht suchen. Robineau ist der personifizirte Inbegriff des Betrugs und des verbrecherischen Egoismus — und wenn auch eine merkwürdige und criminalistisch-psychologisch interessante Figur, doch zu problematisch und nicht plastisch und klar genug in Zwecken, Absichten, Stellung und Wirksamkeit

hervortretend. Ja man hatte sogar um seine Manipulationen in der Rosen-Treuholdschen Sache dem Zuhörer verständlich zu machen, sich einige Einschaltungen erlauben müssen, in denen er seine Absichten auf die 500,000 Dollars ausdrückte. Samuel Hopkins und sein Sohn Arthur, die beiden Ehrenwerthen, sind gleichfalls Schelme, die, wo es ihren Egoismus gilt, vor einem indirecten Verbrechen nicht zurückscheuen. Selbst Helene Sternau und ihr Vater sind von dem Contagium dieses Egoismus angesteckt, und Helenen's Verhältniß zu Erwin, ihre Verlobung mit dem Baron, ihr Nein am Altare, ihr Nachreisen nach Amerika zu dem ausgewanderten stillen Liebhaber, der seine Liebe nur durch Einschneiden ihrer Namensbuchstaben in die Maulbronner Kirchhofslinde erklärt hatte, — lassen uns kalt. Ein junger Mann von dreißig, der eine Kreisdirectorstochter liebt, ohne ein Geständniß zu wagen, und derweil sie endlich des Wartens müde, sich einem „trefflichen Manne" verlobt, nach Amerika geht, was will uns der bedeuten? — Diese Figuren Helene, Sternau, Erwin, namentlich die ersten beiden, sind die schwächsten des ganzen Stücks; sie erwecken so gut wie gar keinen Antheil.

Dennoch dürfte das Stück bei wiederholter Aufführung gewinnen und sich als ein gutes Repertoirstück halten. Hat man sich erst mit dem verwickelten Gange etwas vertrauter gemacht, so wird man die einzelnen gelungenen Partien, die vielen guten Pointen und Wendungen, die vielfachen Zeitanspielungen, die sehr wirksamen komischen Charaktere (People, Samuel Hopkins, Arthur) mit mehr Muße genießen. Sie verfehlten schon bei der ersten Aufführung ihre Wirkung nicht. Ueberhaupt ist das Charakteristische der amerikanischen Lebenszustände sehr

gut und wirksam in Scene gesetzt. Die Darstellung war lebendig und griff gut in einander. Herr Jenke als Gasthofsbesitzer People hatte seiner Rolle durch die Art, wie er den Stockschwaben durch den amerikanischen Firniß hier und da in Sprache und Behaben durchschimmern ließ, ein höchst wirksames individuelles Leben zu ertheilen gewußt. Diese Mischung mühsam angelernter, amerikanischer theilnahmloser Hochmuthssteifigkeit und ursprünglicher, schwäbischer gutmüthiger Schoppenwirthsnatur, die dem Dichter so trefflich gelungen ist, konnte nicht besser dargestellt werden. Der quäkerhafte Samuel Hopkins (Hr. Bluhm) und sein geckenhafter Sohn Arthur (Hr. Heuser), so wie der mit wenigen Strichen vom Dichter prächtig gezeichnete Journalist Butterfly (Hr. Lanz) traten rund und nett heraus. Robineau von Hrn. Kaiser dargestellt, ließ nichts zu wünschen übrig. Dieser Künstler besitzt für einen gewissen Umfang der sogenannten Charakterrollen das Talent der Verleugnung der eigenen Persönlichkeit zu proteusartiger Vielgestaltigkeit in einem Grade, der stets aufs Neue unsere Bewunderung erregt, und für seinen Beruf und seine Bestimmung sich einst den bedeutendsten Charakterdarstellern Deutschlands anzureihen das entschiedenste Zeugniß giebt. Als Robineau bewährte er dies Talent in so hohem Grade, daß man Mühe hatte, sich von der Identität seiner Person zu überzeugen. Diese Gestalt war völlig neu, auf der Bühne noch nicht dagewesen, an keine frühere Rolle erinnernd. Herr Kaiser, dessen Leistungen und Entwickelung die Freunde der Kunst mit stets wachsender Theilnahme begleiten, hat sicher eine bedeutende Zukunft vor sich. Seine Stellung an unserer Bühne, deren Reper-

teir es ihm möglich macht, ſich der Darſtellung faſt aller in dem Bereiche ſeiner Kräfte und ſeines Talents liegenden Rollen zu verſuchen und zu fördern, darf freilich auch als das glücklichſte Mittel zu dieſem Zwecke betrachtet werden. Dazu kommt, daß ächte Begeiſterung für die Kunſt und angeborenes Talent von dem gründlichſten Fleiße und von einer Seydelmanniſchen Pünktlichkeit und Accurateſſe unterſtützt werden, die ihn, dem Ernſte des Studiums gegenüber, ſelbſt den Schein der Pedanterie nicht ſcheuen laſſen. Und das iſt recht ſo. Seydelmann's Briefe, deren Veröffentlichung durch Rötſcher nächſtens zu erwarten ſteht, werden aufs Neue beſtätigen, wie tief dieſer große Künſtler den Krebsſchaden unſerer modernen Schauſpielerei, den Mangel an Fleiß, Studium und Bildungstrieb, erkannt hatte. Die große Mehrzahl dieſer „haarbuſchigen Geſellen," welche den Deutſchen jetzt von den Brettern herab „den Spiegel des Lebens vorhalten," hat von dieſem Spiegel längſt das Queckſilber ſo abgerieben, daß man durch die nackte Glasfläche nur ihre werthen Perſönlichkeiten erblickt. Reden ſie doch ſelbſt einem Döring nach, daß er nur ein Naturaliſt ſei, und doch hat dieſer Naturaliſt, um nur eins zu ſagen, den angeborenen Fehler einer undeutlichen, anſtoßenden und liſpelnden Ausſprache, mit der wir vor fünf und zwanzig Jahren den Schulkameraden redlich foppten, durch die Energie eines unausgeſetzten Bemühens auf der Bühne ſo völlig überwunden, und Sprachton und Organ zu ſolcher Reinheit und Schönheit geſtaltet, daß ſie alle Hörer entzücken. — „Alles Schöne iſt ſchwer!" Dieſen Spruch Seydelmann's ſollte ſich jeder Jünger der Kunſt an ſein Studirzimmer ſchreiben, und keiner mehr als der

wirklich begabte. Denn jede Kunst hat auch ihr Handwerk zur Grundlage, und wer dies in falscher Genialität vernachlässigt, dem gilt der warnende Zuruf des Meisters:

„Nur soll er nicht das Handwerk schänden,
Sonst wird er schlecht und schmählich enden!“

XXIV.

Er muß auf's Land.

Luſtſpiel in drei Aufzügen nach Bayard und de Valli von W. Friedrich.

(Aufgeführt den 12. Januar 1845.)

Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen! Was iſt doch dies von allen Zeitungen beſprochene Luſtſpiel, deſſen Zulaſſung auf die Berliner Bühne den liberalen Correſpondenten ſo erwünſchte Gelegenheit zu Lobpreiſungen auf den Berliner Liberalismus, zur Erzählung liberaler Bonmonts hoch und höchſtgeſtellter »Perſonen« gegeben hat, — was iſt's bei Licht — nämlich bei Tageslicht — beſehen für ein laues, flaues, mattes Machwerk, ohne Handlung und Intrigue, ohne Charakteriſtik, ohne Salz und Schmalz! eine breite Bettelſuppe, auf der die vereinzelten Fettaugen von ein Paar guten Einfällen und Berliner Witzen kümmerlich obenauf ſchwimmen. Es iſt eine Dutzendarbeit gewöhnlichſter Sorte, es ſind die trivialſten, tauſend und aber tauſendmal dageweſenen Luſtſpielfiguren von Papiermaché, keine Verwicklung, keine Idee von feiner Kompoſition — und doch war das Haus

gefüllt bis zum Kronleuchter — und es war ein lustiges Haus. Man lachte und vergnügte sich aufs Beste, und ich glaube, daß so ziemlich Jeder seinen Preis davonbrachte. Woher das? Weil trotz seiner entschiedenen poetischen Nichtigkeit und trotz der unglaublich schwach in Scene gesetzten Tendenz des Stückes, doch eben diese Tendenz, welche auf die allgemeine Sympathie zählen konnte, das Stück wie ein Korkpanzer über dem Wasser hielt. Ja, so ist es! Wäre die muckernde Frömmelei, die accentuirte Gläubigkeit, die gleisnerische Tartufferie nicht von so unverwüstlicher Komik, daß man sie selbst in dem gesudeltsten Konterfei noch belachen könnte, und wäre dieses Unwesen nicht gerade jetzt wieder hier und da an der Tagesordnung, träfe nicht Jeder, der es zu komödiren unternimmt, auf die Sympathieen der Zeit — das Stück müßte durchfallen, auch wenn es so vortrefflich gespielt würde, wie das gestern der Fall war.

Denn um dies gleich dazu zu sagen: das Stück ist nicht nur schlecht und schwach, es ist dabei auch durch und durch frivol. Es entbehrt jedes ernsten Hintergrundes, jeder würdigen Basis, die dem Lustspiele, zumal dem Tendenzlustspiele, das der Aristophanischen Komödie auch nur an den Sokkus reichen soll, nicht fehlen darf. Es ist frivol bis zur Absurdität. Man lacht freilich auch einmal darüber, aber bald erfüllt sich doch auch das Goethe'sche Wort, daß

„der Gebildete zuletzt erschrickt,
Wenn ihn Absurdes fesselt und entzückt."

Der Inhalt der Fabel ist folgender. Der Rath Pfeffer hat sich zum Factotum einer Familie gemacht, die von ihm geleitet, sich aller „Weltlust" entfremdet und sich dafür frommen und wohlthätigen Vereinen, Missions-

bestrebungen u. s. f. zugewendet hat. Man erwartet nun, daß der Dichter diesen seinen Tartuffe in Scene setze, daß er zeige, wie derselbe aus verwerflichen, egoistischen Zwecken seine Rolle spiele, daß er das Glück der Familie, ihre bürgerliche Stellung gefährde, die Personen gegen einander und gegen die Welt entfremde, daß er etwa den Mann von entschiedener Berufswirksamkeit, vom öffentlichen Leben abziehe, und daß er endlich sich in den eigenen Schlingen fange und als Heuchler entlarvt werde. Aber — nichts von dem Allen geschieht. Dieser Mann thut die ganzen drei Akte hindurch nichts, als einzelne, mit Seufzen und Augenverdrehen begleitete fromme Redensarten führen, und nur ein einziges Mal streift er mit einem Ausspruche an jesuitische Moral an, wenn er zwischen dem Nichtsagen der Wahrheit und zwischen dem Sagen dessen, was nicht wahr ist, distinguirt. Daß er als heuchlerische und komische Person erscheint, ist lediglich Schuld des darstellenden Schauspielers. In seiner Rolle liegt davon so gut wie nichts, und wenn der Schauspieler nur die Paar salbungsvollen Phrasen nicht geradezu outrirte, so hätten wir einen etwas ascetischen, der „Weltlust“ feindlichen, accentuirt frommen Mann vor uns, der im Vergleich zu der ihn umgebenden Welt und ihren Zwecken, Maximen und Lebensansichten geradezu respectabel genannt werden und dieser Welt gegenüber Recht behalten muß. Man bedenke und betrachte nur diese ihn umgebenden Menschen. Ein junger Ehemann, Hr. von Drang, ein reicher Herr von und sonst nichts, ohne Amt und Beruf, dessen einziger Daseinsberuf, für den er schwärmt und in dem er sich durch den Rath Pressex beschränkt sieht, darin besteht: Austern und Champagner zu vertilgen, Bälle zu

beſuchen, Liebſchaften zu kultiviren und was dergleichen „noble Paſſionen“ mehr ſind, ein Menſch, ſo ſchwach, ſo charakter- und willenlos, daß er ſich wie ein Haaſe vor ſeiner Schwiegermutter fürchtet, auf ihren Befehl ſeinen beſten Freund (den Marineoffizier von Freimann) aus dem Hauſe ſchickt, nachdem er ihm ſo eben erſt mit offenen Armen ein Logis in demſelben angeboten, der ſich dann wie ein Kind von der Schwiegermutter „aufs Land“ ſchicken läßt, um vor der Anſteckung durch jenen Freund geſichert zu ſein — dieſes leibhafte Conterfei des armen Ehemanns in dem alten Schröder'ſchen Stücke, aus dem man neuerlich das Luſtſpiel „Pantoffel und Degen“ fabricirt hat — iſt ſo ein Menſch, den ſeine beſten Freunde nicht anders, wie ich hier gethan habe, ſchildern, nicht im vollkommenſten Unrecht gegen einen, wenn auch immerhin pietiſtiſch gefärbten, ſo doch für wahrhafte und honette Zwecke des Lebens ſtrebſamen Mann wie der Rath Preſſer? Iſt es nicht zu wünſchen, daß er angehalten wird, in die Kirche zu gehen, an Wohlthätigkeitsvereinen Theil zu nehmen und ſeine Drohnenexiſtenz in dem großen Bienenſtocke des Lebens wenigſtens einigermaßen zu verdienen? Ich rede im Ernſt. Dieſe Gegeneinanderſtellung von Ueberfrömmigkeit und Weltlichkeit iſt frivol. Stände es ſo, gälte es, dieſe frivole, leichtſinnige, nichtsthueriſche, feig- und ſchwachherzige, charakterloſe Weltlichkeit von der Aſcetik zu emancipiren, ſo ſpränge ich ſelbſt auf die Seite der Frömmler und Pietiſten. Denn ſolcher Halbheit und Nichtigkeit gegenüber iſt ſelbſt der Pietismus und die Aſcetik noch im Rechte. Solchen gehaltloſen Geſchöpfen widerfährt eine Gnade, wenn ſie „fromm gemacht“ und von „Preſſern“ zur „Frömmigkeit“ gepreßt werden; ihre Carriere endet nach dem be-

kannten Sprüchworte ohnehin mit der Bedeutung. Hier liegt also die absurde, die frivole Seite dieses Stücks. Diese Auffassung der Weltlichkeit, insofern sie der pietistischen Weltfeindlichkeit entgegengesetzt werden soll, ist eine Albernheit, eine Dummheit, ja sie ist ein Verrath an der Sache, der sie dienen möchte.

Doch zurück zu dem Stücke selbst. Der von seiner Schwiegermutter und seiner jungen Frau allein „auf's Land“ spedirte junge Ehemann (die Leute sind noch in den Flittermonaten) entschädigt sich nun, wie er kann. Im Hause von der Schwiegermutter cujonirt, von den ewigen Betstunden und Piketspielen gelangweilt, von seiner Frau nicht zärtlich genug unterhalten, hat er den Salon der Frau von Flor, einer jungen Wittwe, zu seiner zweiten Heimath gemacht, die ihn unverheirathet wähnend, nicht abgeneigt ist, ihm, wenn er sich eröffnete, ihre Hand zu geben. Hier überraschen ihn Schwiegermutter und Frau, die ihn „auf dem Lande“ wähnen, als sie eben einen Umgang zum Behuf einer frommen Collecte halten, just beim Beginn eines fröhlichen Balls. Allseitige Ueberraschung. Frau von Flor sieht in ihrem „Anbeter“ den Ehemann ihrer Pensionsfreundin, und überläßt ihn den beiden Damen, welche den armen Sünder nach Hause führen! Da weiß es denn der junge Officier, der Freund des Pantoffelhelden, im dritten Akte durch sein Zureden dahin zu bringen, daß dieser sich gegen das Regiment der Schwiegermutter empört, seine Frau auf seine Seite bringt, und durch die Drohung, daß er sonst wieder sich auswärts trösten werde, dazu bewegt, in seinem Hause, Herrn Presser und der Schwiegermutter zum Trotze, einen Ball zu veranstalten. Es geschieht. Der nach Art solcher Schwachköpfe plötzlich

die zur Grobheit beherzt gewordene Herr Schwiegersohn sagt der Frau Schwiegermutter einige Sottisen, die Tochter ihrer Mutter einige nach Berliner Witz schmeckende Unkindlichkeiten. Herr von Drang erklärt, daß er jetzt einen Willen habe, daß er Bälle und Feste in seinem Hause geben und „fidel“ leben wolle, daß seine Schwester nicht den Neffen des Rath „Presser,“ sondern ihren Geliebten, einen Mann von seinem Caliber, heirathen solle. Die Tanzmusik hinter der Scene beginnt, und die Paare tanzen der Schwiegermutter und ihrem frommen Freunde vor der Nase vorbei, ab in den Hintergrund — explicit comoedia!

Das Stück wird wohl noch ein Paarmal gespielt und dann zu seinen Vätern versammelt werden. Wer aber sich belehren will, wie ein Pfuscher und ein Meister dieselbe Aufgabe behandeln, der muß diese Komödie mit dem gleichzeitigen Gutzkow'schen „Tartuffe“ in Gedanken zusammenhalten. Mag das erstere nun von einem französischen oder von einem deutschen Verfasser herrühren — es gehen darüber allerhand Gerüchte — soviel ist gewiß, daß die Hauptidee und die Hauptfiguren leibliche Vettern des Schröderschen Stückes: „Das Blatt hat sich gewendet,“ sind. Selbst der „Marineoffizier“ weiset auch dem Namen nach auf den Schröderschen Schiffscapitain als seinen Ursprung zurück. Herr v. Drang ist nur eine zweite Auflage des Schröderschen Pantoffelhelden. Das Pantoffelregiment der Frau bei Schröder hat hier die Schwiegermutter übernommen *). Die Katastrophe ist

*) Näheres über das Schröder'sche Stück findet man in Schink's dramaturgischen Monaten, Band II. S. 330 bis 341. Ueber die Nachbildungen desselben in „Pantoffel und

hier wie dort dieſelbe, nur dort beſſer behandelt und feiner motivirt. Der Rath Preſſer endlich, dieſer angebliche Berliner „Tartuffe“ iſt dem Ganzen nur ſo äußerlich angeklebt, daß man ihn bei der Aufführung ganz weglaſſen kann, ohne daß dadurch die Oeconomie des Stückes ſelbſt die mindeſte Veränderung erleidet. Ein künftiger Geſchichtſchreiber unſerer Zuſtände wird indeß dem erſteren die Ehre anthun, in der Perſon des jungen Ehemannes eine politiſche Satire auf den deutſchen Liberalismus zu finden. Und wenn er ſieht, wie dieſer Gute ſich pantoffeln läßt, und aus Furcht und „um des Friedens willen“ ſogar die Frömmigkeit mitmacht, wenn er endlich das Geſtändniß lieſt: „Streiten kann ich nicht, Ausdauer hab' ich nicht, das weißt du einmal, — d'rum um nur Frieden zu haben! ſage ich Ja zu den ewigen Verneinungen meiner Schwiegermutter. Ich füge mich, ich ſchmiege mich, ſie läßt mich rechts und links gehen wie einen Recruten, ich eſſe wenn ſie Hunger hat, und faſte wenn ſie fromm iſt, ich ſehe mit ihren Anſichten, bete wenn ſie die Hände faltet, was leider den ganzen Tag geſchieht, ohne daß ſie den Scepter daraus fallen läßt, — es iſt langweilig, ich geſtehe es, — iſt dumm, iſt Alles was du willſt und nicht willſt, aber ich lebe in Frieden, genieße ihr Vertrauen, welches ich zur Verdauung gebrauche — und mache mir mindeſtens das unſchuldige Vergnügen, ſie innerlich zu allen Teufeln zu wünſchen. — 'S iſt auch eine Erleichterung!“ — ich ſage: wenn der ſpätere Geſchichtſchreiber unſerer Zeit dieſes Glaubensbekenntniß des

---

Degen“ vergl. man Oſtend. Theaterſchau, Th. II. S. 125—131.

bedrängten Herrn von Drang (der eigentlich Drangſal heißen und nicht von Adel ſein ſollte) lieſ't, ſo wird er, zehn gegen eines! ausrufen: ei der Tauſend, das iſt ja Vetter Michel Liberalis von Anno dazumal, wie er leibt und lebt!

Die Schauſpieler wurden am Schluſſe Alle gerufen. Aber wie hatten ſie auch geſpielt! Hr. Kaiſer (Rath Preſſer) trug vielleicht hier und da ein wenig zu ſtark auf. Aber bei einer Farce wie dieſe, iſt das, wenn man wirken will, nothwendig, und er that recht daran, den Preſſer ſo zu behandeln, wie Döring aus gleichem Grunde ſeinen Elias Krumm, der freilich wie ſein Vater Kotzebue ein Heros iſt gegen dieſen Friedericianiſchen Schattenriß eines Tartuffe. Bei der neulichen Wiederholung des „Urbildes“ dagegen hätte ich noch mehr Mäßigung und präſidentiſche, vornehme Würde, und weniger Schleicherei und Krümmerei wünſchen mögen. — Die Herren Bluhm (Ceſar v. Freimann) und Häſer (Hr. v. Drang) ſpielten mit einer humoriſtiſchen Friſche, die das Stück über alle Sandbänke der Trivialität glücklich hinüberriſſen. Bekanntlich geben oft die mittelmäßigſten Stücke guten Darſtellern die beſte Gelegenheit, ihre Talente zu entfalten. Hrn. Häſer habe ich in ſolchen Rollen nie beſſer geſehen. Auch die übrigen Darſteller, Mad. Schultze (Frau v. Ziemer), Fräul. v. Zahlhas (Frau v. Flor) und Fräul. Fritze (Nanni, das Kammermädchen) befriedigten, die letztere namentlich durch ein natürliches, anmuthiges Spiel, welches bei fortgeſetztem Fleiße guter Erfolge ſicher ſein kann. Die Beſetzung der beiden übrigen Rollen: Celeſtine von Drang (Mad. Moltke) und Pauline (Mad. Jenke I.) ſchien uns vergriffen. Viel eher hätte man die Rollen umgekehrt

besetzt gewünscht. Wenn Mad. Moltke in der Rolle einer jungen Frömmlerin komisch erschien, so galt unser Lachen weniger der Kunst als der Natur, d. h. dem Widerspruche, in welchem sich ihr eignes Bewußtsein stets mit dieser, ihrem Talente fremden Rolle befand. Ihre Situation war so nicht komisch, sondern lächerlich, und das ist ein Unterschied. Es war sehr deutlich, daß sie über sich selbst, Herrn Presser und ihrer Mutter gegenüber lachte. Mad. Bluhm hätte die Rolle spielen sollen.

XXV.

Die Dramaturgie und die Gegenwart.

I.

Die Aufgabe unſerer Zeit beſteht darin, über die bloß negative Kritik hinaus zu gehen und den Gewinn des neuen Gedankenumſchwunges zur Umgeſtaltung nicht blos der allgemeinen Grundlagen der bisherigen Zeit, ſondern auch ihrer beſondern Inſtitute praktiſch zu verwenden. Wir Deutſche haben lange genug mit dem Allgemeinen des Gedankens experimentirt; wir beginnen endlich einzuſehen, daß eine Umgeſtaltung des Lebens von den oberſten Grundſätzen herab unfruchtbar bleibt, wenn nicht an die beſondern Entfaltungen deſſelben Hand angelegt und ſo der Verſuch gemacht wird, den neuen Moſt in neue Schläuche zu faſſen:

„Der Worte ſind genug gewechſelt,
Laßt uns nun endlich Thaten ſehn.“

Dieſe Thaten beſtehen zunächſt darin, daß jedweder, der in ſich einen Hauch des neuen Lebensgeiſtes, des

Geistes der neuen Zeit verspürt, sich bestrebe, demselben lebendigen Ausdruck und wirksame Organe zu schaffen; daß er die Brücke schlagen helfe, welche die Wissenschaft mit dem Leben, die Theorie mit der Praxis verbindet. Weder die Wissenschaft noch die Kunst ist in dem wahrhaften, frei sich gestaltenden Leben nur Selbstzweck, so wenig als sie nur Mittel sind. Wohl aber sind sie beides. Die Wahrheit und Erkenntniß sollen den Organismus der höchsten menschlichen Lebensform, den Staat und seine Praxis, gestaltend durchdringen, das Schöne und die Kunst sollen als Schmuck und Verherrlichung seines Daseins zugleich das ideale Abbild dieses allgemeinen Lebens gewähren, in dessen Anschauen der Geist der Gesammtheit sich selbst begeistert genießt. Wo die Erkenntniß gewonnen ist, gewonnen nach jahrhundertlanger Arbeit, daß der freie Staat die alleinige höchste Form alles menschlichen Daseins bildet, da kann auch die Ueberzeugung nicht ausbleiben, daß alle Institute, die das Leben aus sich hervortreibt, seinem Begriffe einzuordnen und seinem Organismus einzuverleiben sind, daß das Leben im Staate, wie es, der mütterlichen Erde gleich, der Wissenschaft und Kunst ihre Lebensnahrung gewährt, so auch ihre Früchte in Anspruch zu nehmen berechtigt sei.

Daß nun das Drama im System der Künste die letzte höchste Spitze, die reifste Frucht an dem Baume der geisterfülltesten Kunst, der Poesie, daß in ihm die sittliche Idee als Princip erscheine, daß es ideales Abbild alles geschichtlichen Lebens und aller Entwickelung, Erzeugniß des öffentlichen Lebens und zugleich Bildner desselben, daß endlich seine Verwirklichung, die Bühne, ein großer Factor in dem Welt- und Völkerleben, ein mächtiges Element für die Cultur der Masse und in seiner

höchsten Bedeutung ein großes sittliches Institut sei, dies alles darf nachgerade als Gemeinplatz angesehen werden. Mehr oder minder bewußt war diese Einsicht das Eigenthum aller Zeiten. Am vollständigsten besaß sie das gebildetste Volk der alten Welt, und dieses allein zog die Consequenz derselben, indem es die Bühne in den Bereich des Staatsorganismus zog und das Theater zur Staatsanstalt erhob. Und wie das ganze moderne Leben gegenwärtig an der Lösung der Aufgabe arbeitet, sich mit unendlich bereichertem Inhalte der Erneuerung des antiken Staatslebens zuzuwenden und aus der harten jahrhundertelangen Schulzucht des Humanismus zur Praxis, zur Verwirklichung und Anwendung des mühsam Erlernten überzugehen, so ist auch für das Drama und die Bühne der Gegenwart die Forderung, daß jene Consequenz für sie gezogen werde, bereits theoretisch hervorgetreten. Der Geist hat auch hier begonnen, sein ihm gebührendes Recht in Anspruch zu nehmen. Die Erkenntniß ist da, daß die Bühne, je weiter die Menschheit in der Theilnahme an ihren Interessen, an der Gestaltung ihres Lebens im Staate fortschreitet, „je mehr der Mensch in seinem Wirken, Handeln und Leiden," um mit Herder zu reden, „das höchste Object des Menschen wird," eine um so erhöhtere Bedeutung und Wirksamkeit gewinnen müsse. Und die Forderung ist ausgesprochen: daß in dem wahrhaften Staate das Theater Nationalsache, die Bühne ein National-Institut werden, daß sie als ein Moment in den Staats-Organismus aufgenommen werden muß.

Die Ehre, diesen Gedanken und diese Forderung aus der Tiefe der Wissenschaft begründet und als eine unabweisbare Nothwendigkeit hingestellt zu haben, die

Ehre dieses tapfern Muthes, der dem faulen Baume des gegenwärtig auf diesem Gebiete „Bestehenden“ die Art der „subversiven,“ „corrosiven“ und „destructiven“ Gedanken an die verrotteten Wurzeln legt, gebühret einem Manne, dessen warme Begeisterung für die Sache der Freiheit, welche er hier verficht, seiner Einsicht in das Wesen derselben gleich kommt. Es ist Heinrich Rötscher, mit dessen dramaturgischen Bestrebungen wir es hier zu thun haben, und der jüngst den neuen Gesichtspunkt, von dem aus jetzt Drama und Bühne in Frage kommen, klar und unverhüllt ausgesprochen hat*). Doch ehe wir die dramaturgischen Leistungen dieses Mannes hier zu charakterisiren versuchen, müssen wir einen Griff rückwärts thun.

Schon mit dem Vater der deutschen Dramaturgie, mit Lessing, trat die richtige Ansicht von der Bühne in ihrem Verhältnisse zum Staate als Ahnung hervor. Die Reorganisation derselben, welche man zu Hamburg versuchte und an deren Spitze man Lessing berief, war ein Product jenes patriotischen Geistes, der, wie Gervinus sich ausdrückt, damals in den sechziger Jahren durch ganz Deutschland fuhr. Auf nichts Geringeres als auf ein Nationaltheater war es abgesehen. Man versticg sich in der Begeisterung für diese Angelegenheit zu den hochfliegendsten Planen. Die Unternehmung scheiterte, weil sie weit über ihre Zeit hinausgriff. Mit herbem Spotte über sich selbst und die Täuschung, der er sich hingegeben, rief Lessing am Schlusse seiner Dramaturgie

*) „Theater und dramatische Poesie in ihrem Verhältnisse zum Staate“ in Rotteck's und Welcker's Staatslexikon. XV. 3. S. 388—406.

die inhaltschweren Worte aus: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos“ (dies „blos“ ist bedeutungsvoll) „von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen.“

Was Lessing mißlungen war, nahm Schiller in die Hand, und das mit bei weitem größerm Erfolge. Während er Deutschland ein nationales Drama schuf, proclamirte er vom moralischen Standpunkte aus die Bühne als Sache der Nation, als Institut des Staates. Es war keine unbedeutende Zufälligkeit, daß das Theater in Berlin um diese Zeit den Namen eines „königlichen Nationaltheaters“ annahm.

Die Zeit der Freiheitskriege schien ihre nächsten Nachwirkungen gleichfalls auf das Drama und die Bühne nach dieser Seite hin äußern zu wollen. Der Patriotismus und die historische Begeisterung nahmen selbst innerhalb der Romantik einen Anlauf zur Gewinnung eines nationalen Drama's. Aber als sie zum wirklichen Sprunge, zur poetischen That ansetzten, versagte die Kraft, — weil die Reaction damals noch stärker war, als die treibende Macht der Zeit. Das nationale Drama der Romantik blieb ein Vorhaben, und Tieck's historische Schauspiele, mit denen er Deutschlands Shakspeare werden wollte — blieben in seinem Kopfe *). Die deutsche Bühne folgte dem Krebsgange und vergnügte sich an Clauren'schen

*) Siehe hierüber die Abhandlung: „Shakspeare in Deutschland“ in Prutz's literarischem Taschenbuche, I. S. 75 ff.

Wollmärkten und Vogelschießen, an Kotzebue und Raupach, Müllner und Houwald.

Die Erhebungsversuche der tiefgesunkenen deutschen Bühne datiren von dem großen politischen Wendepunkte unseres Jahrhunderts. Voran geht Immermann, der in poetischer That und dramaturgischer Praxis auf „die Palingenesie einer realen poetischen Bühne“ hinstrebte. Ihm folgen strebsame Jüngere, von denen hier nur Mosen, Prutz und Gutzkow genannt werden mögen.

Man kann sagen: die Aufgabe der modernen historischen Tragödie wie des Lustspiels und jener Mittelgattung des socialen Drama's ist theoretisch erkannt, und mag man über die Versuche unserer neuesten Dramatiker urtheilen, wie man will, die Ehre wird man ihnen lassen müssen, daß sie ihre Poesie mit Bewußtsein in den Dienst der Freiheit gegeben, daß sie sich die Aufgabe gestellt haben: den Sieg des freien Geistes in Geschichte und Leben darzustellen und durch die Darstellung fördern zu helfen.

Die Dramaturgie hat bei uns einen eigenthümlichen Verlauf gehabt. Sie trat mit Lessing, wie Minerva aus Jupiter's Haupte, in voller glänzender Waffenrüstung hervor, ohne Vorgänger — denn von den „Schildereien der Koch'schen Bühne,“ die Gervinus als die ersten deutschen Theaterkritiken anführt, kann nicht die Rede sein — und über ein halbes Jahrhundert lang ohne Nachfolger. Es war, als hätte es Niemand gewagt, den Bogen des Odysseus zu spannen. Lessing's Dramaturgie faßte gleich den vollen Umfang der Aufgabe. „Sie sollte jeden Schritt begleiten, den die Kunst sowohl des Dichters, als des Schauspielers thun werde.“ Des Letzteren ward er „sehr bald überdrüssig.“ Die „Empfindlichkeit“ der Schau-

spieler, welche mit der bloßen Routine zu allen Zeiten verbunden war, verleidete ihm sehr bald diesen Theil seiner Arbeit. Er fand Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. „Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat," ruft er aus, „so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren, sie muß ganz von Neuem erfunden werden."

Was er mit diesen Worten verlangte, mag manchen seiner Zeitgenossen unbegreiflich genug erschienen sein. Es war nichts Anderes, als die begriffsmäßige Entwickelung der Kunst der dramatischen Darstellung als eines organisch gegliederten Ganzen, — eine Aufgabe, zu deren Lösung es nichts Geringeres bedurfte, als einer totalen Revolution auf dem Gebiete der Philosophie und der Wissenschaft des Schönen. Die Lösung dieser Aufgabe war vor Hegel nicht möglich, und kaum ist sie auch erst nach dieser großen Evolution des Denkens versucht worden. Lessing war, wie in so Vielem, auch hier ein Seher und Prophet.

Ließ er den letzten Theil seiner Aufgabe liegen, so vollendete er dafür den ersten desto vollständiger. Während er hier mit einem einzigen Schlage das goldene Kalb des französischen Geschmacks zertrümmerte und unsere dramatische Literatur von dem Joche der Fremdherrschaft befreite, ward er zugleich der Schöpfer einer dramatischen Poetik, welche die alte und neue Welt, Sophokles und Shakspeare mit einander vermittelte. Er legte die Bahn rein, indem er, wie er sich ausdrückt, „die Schritte bezeichnete, welche die Kunst des dramatischen Dichters vorläufig thun müßte, um sodann miteins ihre Bahn mit desto schnelleren und größeren zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um

wieder auf den rechten Weg zu gelangen und sein Ziel gerade in das Auge zu bekommen."

Was sich nach Lessing an dramaturgischen Bestrebungen seiner Autorität anlehnte, die Bode und Claudius, Schink, Schmidt und Zimmermann, das ist alles, gegen ihn gehalten, bedeutungslos, wenn auch manches Einzelne in ihnen, so wie in den Schriften der berliner und wiener Dramaturgen (Iffland's Theater-Almanach und Schreivogel-West's dramaturgische Aufsätze in dessen gesammelten Schriften), nicht ohne Werth sein mag.

Eine neue Periode der Dramaturgie beginnt mit Tieck und Börne. Beide, so verschieden und zum Theil so diametral entgegengesetzt auch ihre Principien und Anschauungsweisen sein mögen, trafen doch in Einem Punkte zusammen: in dem Nachweise, daß sich das deutsche Theater, sowohl die dramatische Kunst selbst, wie die des Schauspielers, in dem Zustande des tiefsten Verfalles, in dem Stadium des Marasmus Senilis befinde. Aber in der Aufsuchung der Gründe für diesen beklagenswerthen Zustand, den namentlich Tieck in der Vorrede zu seinen dramaturgischen Blättern mit den stärksten Farben geschildert hat, gingen sie sogleich weit auseinander. Denn während Tieck hier entweder die Symptome der Krankheit für die Ursachen derselben nahm, oder sich an Aeußerlichkeiten hing, und etwa die stehenden Theater, die großen Häuser, die überprächtigen Decorationen und dergleichen anklagte, traf Börne gleichsam mit Einem Schlage den faulen Fleck dieser Zustände, indem er Drama und Bühne nicht wie Tieck isolirt und als Selbstzwecke, sondern in ihrem Zusammenhange und in ihrem Verhältnisse zum Staate und zum politischen und socialen Leben der Gegenwart auffaßte. Dadurch

kam ein völlig anderes Element in die dramaturgische Kritik.

Börne, dem das Drama eben als die höchste poetische Entfaltung des Gesammtlebens einer Nation erschien, der die dichterische Gestaltung mit der realen Wirklichkeit des Lebens in einem untrennbaren Causalnexus verband, mußte von der Frucht auf den Boden, von dem verkrüppelten Erzeugniß auf die Beschaffenheit des Erzeugers und auf die Lebensluft zurückschließen, in der es erwachsen war. Politische Freiheit, ein von großen Interessen bewegtes öffentliches Leben ist der Boden, auf welchem allein das Drama gedeihen kann, und weil wir weder die eine noch das andere haben, so können wir auch keine gesunde Bühne haben. Dies ist eigentlich der Grundton, der durch alle dramaturgischen Aufsätze Börne's hindurchklingt. Man hat Börne's dramaturgische Kritik wegen der Anlegung dieses politischen Maßstabes einseitig genannt. Wenn Börne hier einseitig war, so war er es wenigstens mit Bewußtsein. Er sah der Erbärmlichkeit unserer deutschen Dramatik und Bühnenzustände auf den Grund, und diesen Grund aufzudecken und immer wieder von Neuem hinzustellen, ward er nicht müde. Ich sah, sagt er einmal, in dem Schauspiele das Spiegelbild des Lebens, und wenn mich das Bild anwiderte, zerschlug ich den Spiegel. Kindischer Zorn! In den Scherben sah ich das Bild hundert Mal. Er war bald dahin gekommen, daß die Deutschen kein Theater haben, und einen Tag später, daß sie keins haben können. Selbst die Gebrechen des französischen Drama's erschienen ihm wenigstens als Gebrechen der Nationalität. Die Gebrechen des deutschen Drama's aber zeugen von der Unnationalität der Deutschen. Börne hat diese Wahrheit, daß wir und

Grundgebiete des Drama's, das Tragische und das Komische weiter. Die nächste Folge hiervon war eine tiefere Auffassung der höchsten dramatischen Kunstwerke aller Zeiten, der Versuch wahrhaften wissenschaftlichen Begreifens und Erkennens ihrer innersten Lebensprincipien, gegenüber nicht nur jenem selbstgenügsamen Absprechen des platten Verstandes, sondern selbst jener geistreichen Feinfühligkeit der Romantik, die bei dem feinsten Detailliren der einzelnen Züge doch eine völlige Erfassung des Ganzen als eines „Unbegreiflichen," „Unerschöpflichen" aufgab, und sich mit der Bewunderung im Allgemeinen begnügte. Schon in dem bekannten Conflicte der Philosophie mit der Romantik auf dem Gebiete der Dramaturgie, in dem Streite zwischen Gans und Tieck, trat dieser Gegensatz zu Tage. Die erste Aufgabe einer neuen Einsicht ist: sich den Boden für eine spätere Praxis zu bereiten, indem sie darnach strebt, sich auf dem Gebiete der Theorie zum Gemeingute zu machen und allmählich in Fleisch und Blut der Zeitgenossen umzusetzen. Heinrich Rötscher, ein Schüler Hegel's, stellte sich diese Aufgabe. In einer Reihe von Abhandlungen zur Philosophie der Kunst *) suchte er zunächst das größere Publicum über das Verhältniß der Philosophie der Kunst und der aus ihr hervorgehenden Kritik zu dem einzelnen Kunstwerke aufzuklären, während er zugleich in der Analysirung einzelner Meisterwerke der dramaturgischen Kunst (König Lear, Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig) den praktischen Beweis lieferte, daß dem neuen, von der philosophischen Kritik geschmiedeten Schlüssel die geheimsten Tiefen der

*) Erster Theil, Berlin 1837. Zweiter Theil, 1838. Dritter Theil 1840. Vierter Theil 1842.

besondern Kunsterscheinung sich öffnen mußten. Nach diesen Vorarbeiten machte er sich an eine größere, an jene Aufgabe, deren Lösung schon Lessing, wie wir früher bemerkten, als eine würdige Arbeit des Geistes, der Zukunft gestellt hatte *). In seinem Werke: „Die Kunst der dramatischen Darstellung, in ihrem organischen Zusammenhange entwickelt" (Berlin 1841, 419 S.) wagte Rötscher den Versuch, die Schauspielkunst der wissenschaftlichen Erkenntniß zu vindiciren. Dieses Streben, den Organismus einer meist nur wie ein wilder Aufschößling angesehenen Kunst aus ihrem Begriffe zu entwickeln, fand, was kaum zu erwarten war, gerade bei den begabteren Jüngern dieser Kunst (die zum Theil mehr, als man glauben mag, die trostlose Willkür, welcher dieselbe in der Ausübung Preis gegeben ist, schmerzlich empfinden) die beste Aufnahme. Vor Allen war es Seydelmann, der diese Betheiligung der Wissenschaft für die gründliche Regeneration der Kunst freudig begrüßte. Niemand hatte einen tieferen Einblick in den Jammer und die Versunkenheit unserer deutschen Bühnenzustände gethan, wie dieser große, dem deutschen Theater allzu früh entrissene Künstler. In Briefen aus seinen beiden letzten Lebensjahren, die er an vertraute Freunde schrieb, zeigt sich eine so tiefe Einsicht in die Ursachen dieses Verfalls und eine so schonungslose Bezeichnung derselben, daß sie wohl allein deßhalb noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben werden können. So viel stand auch ihm fest, daß zu

*) Lessing selbst hatte Fragmente zu einem Werke: „Der Schauspieler," hinterlassen, das dem Mangel einer wissenschaftlichen Grundlage der Schauspielkunst abhelfen sollte. S. Gervinus IV., S. 399.

keiner Zeit mit größeren materiellen Opfern für die Bühne geringere Erfolge errungen worden, als in der unsrigen, und daß trotz all der Hoftheater mit ihren lebenslänglichen Engagements, ihrer ordenbedeckten Intendanten und Verwaltungsräthen, der enormen Summen, die diese Hospitäler der Langenweile verschlingen, überall die Kunst von den „weltbedeutenden“ Brettern verdrängt sei und dem rohesten Naturalismus, der oberflächlichsten Routine auf der einen, und dem vereinzelten Virtuosenthum auf der andern Seite Platz gemacht habe.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Wirkung einer solchen Leistung, wie die Rötscher's in seinem eben genannten Werke, keine plötzliche, sogleich wahrnehmbare und augenfällige sein kann, daß sie zunächst in die Tiefe geht und allmählich eine Basis des Neuen, Bessern in den Einzelnen begründen hilft, die, wie jedes Fundament, sich dem Blicke entzieht. Diese Wirkung aber ist bereits eingetreten. Rötscher's Theorie der dramatischen Darstellungskunst ist bereits das Studium aller derjenigen Kunstjünger, die auch nur eine Ahnung von dem Begriffe und dem Wesen ihrer Kunst besitzen. In der Literatur erscheint sein Buch mehr und mehr als eine Art Codex und Canon zur Fixirung und Bestimmung der Begriffe, auf die es hier ankommt. Und in der Praxis beginnt doch bereits schon hier und da das Schlußcapitel von der künstlerischen Totalität der dramatischen Darstellung, von ihrer Leitung, von dem Rollen-Monopol, von der Bedeutung der Proben, von der systematischen Bildung der Schauspieler u. s. w., den Leuten darüber die Augen zu öffnen, daß alle hier von Rötscher gezogenen Consequenzen der Wissenschaft, alle ausgesprochenen Forderungen der Kunst in der Wirklichkeit unserer Bühnen-

zustände bisher nur als ihre Gegensätze verkörpert sind. In der That, wohin man in diesem Buche blickt, stellt sich dasselbe Resultat heraus. Der Verfasser hatte in dem allgemeinen wie in dem besondern Theile eigentlich nur nöthig, das Gegentheil und die Umkehrung des „Bestehenden“ auszusprechen, um sofort das Richtige zu treffen. In dieser Beziehung gibt es kein destructiveres Buch als das in Rede stehende, keine subversivere Tendenz als die seines Verfassers. Seine Wirksamkeit aber wird vermehrt durch die Popularität der Darstellung, eine Popularität, wie man sie an der althegel'schen Schule gar nicht gewohnt ist. Alles unnöthige Hervortreten des metaphysischen Gehalts in Composition und Gliederung des Ganzen, Entwickelung und Ausführung des Einzelnen ist größtentheils glücklich vermieden. Freilich ist es darum noch immer keine leichte „Lecture,“ und Manchem, der die Werkstätte nicht kennt, „wo das Rüstzeug dieser friedlichen Agitation bereitet ist,“ mag es bei dem Studium des Buches oft genug im Kopfe summen und brummen. Aber nur das Triviale ist mühelos. „Alles Schöne ist schwer,“ war der Wahlspruch Seydelmann's, und es wird der Kunst der dramatischen Darstellung nicht eher wieder auf und zu ihres Namens Begriffe geholfen werden, als bis dieser der Wahlspruch aller ihrer Jünger sein wird.

Einem abstracten Philosophen, der nun etwa, auf der Höhe philosophischer Intelligenz stehend, ohne Kunsterlebnisse und eine Fülle von Kunstanschauungen an die Entwickelung einer Theorie der dramatischen Darstellungskunst sich wagen wollte, würde, wie Rötscher sehr richtig bemerkt, nur eine Reihe von Abstractionen zu spinnen gelingen. Ein solcher Vorwurf kann aber den Verfasser dieser „Kunst der dramatischen Darstellung“ um so weni-

ger treffen, da ihm selbst der eingefleischteste Praktiker und Bühnenroutinier zugestehen wird, daß er auch nach dieser Seite hin mitten in der Sache stehe, daß er seine Theorie an der Praxis der ersten Meister und ihrer Kunstleistungen gemessen und bewährt habe. Rötscher ist ein Berliner. Er hat viele Jahre hindurch alles, was die dortige Bühne Großes und Bedeutendes an sich zu fesseln wußte, gesehen und beobachtet. Ihm ist keine ausgezeichnete Erscheinung und Leistung deutscher Schauspielkunst fremd geblieben, aber auch den Verfall und den Zustand tiefster Erniedrigung mitten unter dem glänzenden Flitterstaat äußerer Pracht, den Tod und die Verwesung unter der Schminke des lebenlügenden Scheins hat er zu beobachten reichliche Gelegenheit gehabt. Die letzteren Erfahrungen sind so überwiegend, daß aller Glaube an die Idee, alle Begeisterung für das Ideal, alle Zuversicht der Hoffnung auf den Kreislauf menschlicher Dinge, der Leben und Tod erstehen läßt, dazu gehören, um nicht muthlos die Hand von einer Kunst abzuziehen, die in den Augen der Besten in der Gegenwart als eine aufgegebene und hoffnungslose erscheint.

II.

Rötscher's „Cyclus dramatischer Charaktere.“ (Berlin 1844.)

In dem neuerlich erschienenen zweiten Theile seiner „Kunst der dramatischen Darstellung“ lieferte Rötscher einen Cyclus dramatischer Charaktere, in welchem er das Gesetz der Versinnlichung derselben an einer Reihe dichterischer Gestalten wissenschaftlich zu entwickeln versuchte. Von den vollendetsten Gestalten der schöpferischen Phantasie wählte er gerade die schwierigsten und räthselhaftesten aus, um an ihnen den Beweis zu führen, daß die Philosophie der Kunst die Aufgabe wohl zu lösen vermöge, dieselben „bis zur Wurzel ihres Lebens“ zu verfolgen und sie in dem ganzen Prozesse ihrer Bewegung, so wie in dem ganzen Organismus des einzelnen Dramas nicht nur durch das begreifende Erkennen wiederzugebären, sondern auch „mit der Kraft der nachschaffenden Phantasie“ als ein Ganzes so hinzustellen, daß sich der Eindruck jedes besondern Charakters auch in der Darstellung selbst abspiegele.

Als Einleitung geht diesen Entwickelungen eine Reihe von Abhandlungen voran, in denen Rötscher das Wesen dramatischer Charakter-Gestaltung zu entwickeln sucht. (S. 1 bis 71.) Er greift hierbei bis auf die Anfänge der Aesthetik zurück, indem er (S. 29 ff.) die aristotelischen Begriffs-Bestimmungen von der Charakterzeichnung mit in den Kreis seiner Betrachtung zieht, ihre Berechtigung innerhalb der antiken Weltanschauung, so wie die Erweiterung nachweiset, welche das Lebensprincip der modernen Welt herbeigeführt hat, und somit die

Totalität aller Begriffs-Bestimmungen aufzeigt, welche die Philosophie der antiken und modernen Welt über das Wesen der Charakterbildung gewonnen hat. Wenn auch dieser Theil sich überwiegend als gelehrt philologisch darstellt und Kenntniß der alten Sprache voraussetzt, so ist es doch von Interesse, die schlichte Einfachheit der alten Aesthetik und ihrer Ausdrucksweise, diese körnige, marmorne Realität der Bezeichnungen mit der modernen Ueberschwänglichkeit zu vergleichen. Es sind im Wesentlichen vier Forderungen, welche die antike Aesthetik der Tragödie an die Charakterbildung stellt: sittliche Berechtigung des Charakters, Uebereinstimmung desselben mit seiner Gattung, richtiges Verhältniß zur Sage oder Geschichte, und endlich innere Einheit und Wahrheit; und diese Forderungen sind, richtig verstanden, eben so viele für alle Zeit gültige Gesetze. Nur dem ersten derselben, welches ein Resultat des antiken Lebensprincips in Staatsleben und Kunst, wird eine wesentliche Erweiterung für das moderne Drama zu Theil, weil dieses, auf dem Princip der Subjectivität und der freien Einheit des Geistes beruhend, einer unendlich größeren Vertiefung der Subjectivität fähig ist, und selbst den völligen Gegensatz der letzteren und ihre Abtrennung von dem Boden der objectiven Sittlichkeit zu ertragen vermag. Dies ist von Rötscher vortrefflich an den zwei größten Beispielen dieser Gattung des modernen dramatischen Charakters entwickelt, nämlich an Shakspeare's Richard III. auf der einen und an dessen Falstaff auf der andern Seite. Es sind dies in der That die beiden äußersten Spitzen, in denen sich das moderne Drama im Gegensatze des antiken zusammengefaßt hat. Denn sowohl die, jede sittliche Schranke durch

die unendliche formelle Freiheit der Subjectivität verspottende, alles Substantielle verflüchtigende und darin sich selbst genießende Natur Falstaff's, als die dämonische Selbstsucht Richard's, die, mit aller Energie des wachen Bewußtseins jeglichem göttlichen und menschlichen Gesetze Hohn sprechend, von Verbrechen zu Verbrechen schreitet, sind Erzeugnisse ein und desselben Lebensprincips der modernen christlichen Welt, welches die sittliche Idee als eine freie, aus der Bewältigung ihres Gegensatzes (der Willkür und Selbstsucht) vermittelte Einheit erfaßte, während in der antiken Welt die natürliche Einheit, die natürliche Sittlichkeit den absoluten Grund und Boden bildet. So innig verwachsen sind jene beiden Charaktergestaltungen, daß man den Falstaff als den komischen Richard und diesen als den tragischen Falstaff bezeichnen kann.

In den folgenden Abschnitten handelt Rötscher von der Versinnlichung des Charakters durch die dramatische Darstellung, von dem Unterschiede des genialen und des nur verständigen und correcten Charakter-Darstellers; er schildert die Aufgabe des Darstellers bei den nur skizzirten Charakteren an den Beispielen Alba's und Oranien's in Göthe's Egmont, und bei den „abstracten Charakteren" (Franz Moor). Diese Capitel sind voll der feinsten und tiefsten Bemerkungen, die schon allein die innige Vertrautheit des Verfassers mit der Kunst der dramatischen Darstellung in ihrer Praxis bewähren, und die für die bildungsfähigen Schauspieler höchst fruchtbar sein können. Rötscher wäre überhaupt ganz der Mann dazu, als Dramaturg praktisch auf die Reorganisation des tief gesunkenen redenden Schauspiels hinzuwirken, wenn sich ein

Fürſt oder eine Intendanz fände, denen es ein wahrer Ernſt um die Erhebung der vaterländiſchen Bühne zu ihrem Begriffe als nationales Kunſtinſtitut wäre, und wenn man es irgendwo über ſich gewänne, die ungeheuren Summen, welche unſere zahlreichen Hoftheater verſchlingen, für wahre Bildung und Humanität fruchtbar zu machen und die Bühne aus dem Frohndienſte des Schlendrians und der Langenweile in den Tempeldienſt der Kunſt zu geben. Seine Widmung an Alexander von Humboldt läßt dieſen tiefſten Wunſch ſeiner begeiſterten Seele ſtark genug hervorblicken, und es wäre zu wünſchen, daß das Beiſpiel, welches neulich von dem Fürſten eines der kleinern Staaten unſeres Vaterlandes durch Moſen's Berufung als Dramaturgen des oldenburgiſchen Hoftheaters gegeben iſt, bald Nachfolger fände. Man muß die Miſere des weiland ſo berühmten berliner Hoftheaters geſehen haben, man muß es erlebt haben, mit welchem Leichtſinne, mit welcher Verhöhnung aller Kunſt dort Shakſpeare auf den weltbedeutenden Brettern des Centrums der Intelligenz tragirt wird, erlebt haben, wie die größten Schauſpieler über ſolchem Jammer der Entartung in Thränen der Verzweiflung ausarten — um den Wunſch den oben ausgeſprochen, begreiflich, aber auch, was ſeine Erfüllung betrifft, für die nächſte Zeit vergeblich zu finden. Doch zurück zu unſerm Buche. Der erſte der von dem Verfaſſer entwickelten Charaktere iſt Shakſpeare's Richard III. (S. 71—99). Wir finden hier in allem Weſentlichen den Verfaſſer in vollkommenſter Uebereinſtimmung mit der vortrefflichen Auffaſſung, welche Viſcher im zweiten Bande des Prutz'ſchen literar-hiſtoriſchen Taſchenbuchs (v. J. 1844) von dieſem Charakter gege-

den hat, und diese Uebereinstimmung ist um so wichtiger, je unabhängiger Rötscher's Abhandlung von jener Darstellung ist, die ihm, wie er selbst bemerkt, erst später, nach Vollendung der seinigen zu Gesicht kam (S. 74). Beide fassen Richard als die Nemesis, die Frucht eines langen Bürgerkrieges der ungeheuren Entartung aller politischen und sittlichen Kräfte, als „die Pestbeule, worin die lange gezogene Eiterung giftig ausbricht.“ Rötscher's Entwickelung geht nun in so fern über die Vischer'sche hinaus, als jener die besondere Beziehung auf die Versinnlichung derselben vermittels der künstlerischen Darstellung des Schauspielers zu seiner Hauptaufgabe macht. In dieser Beziehung ist Rötscher's Abhandlung ein Meisterstück und kann nicht genug dem eifrigen Studium der Schauspieler, die sich über das Gewöhnliche ihres täglichen Handwerks erheben wollen, empfohlen werden. Richard III. gegenüber steht, wie wir schon bemerkten, Falstaff, dessen Charakteristik den Schluß der von Herrn Rötscher behandelten männlichen Charaktere bildet. Sie erscheint uns ohne Frage als die gelungenste von allen. Rötscher hat Recht, wenn er sagt, daß dieses Prototyp des Humors bisher mehr bewundert und unbefangen genossen, als verstanden und völlig befriedigend in seinem letzten Grunde erklärt worden ist. A. W. Schlegel's beredte Aufzählung und Schilderung der einzelnen Eigenschaften „dieses unterhaltendsten und angenehmsten Taugenichts“ (in den dramatischen Vorlesungen, Bd. 3, S. 196—197) gibt doch keineswegs einen befriedigenden Aufschluß über die poetische Berechtigung dieser völlig einzigen Individualität, und dringt noch weniger in den letzten Grund ihrer Lebensbewegung ein. Ulrici, ein sonst

tüchtiger Erklärer Shakspeare'scher Poesie, wenn er seinem religiös-pietistischen Zuge nicht allzu sehr den Zügel schießen läßt, hat doch eben bei Falstaff (s. Shakspeare's dramatische Kunst von H. Ulrici, S. 353, 354 ff.) erfahren müssen, daß der moralische Maßstab nicht ausreicht, um das Ergötzen an einer komischen Gestalt zu motiviren, an die kein Mensch mit den Ansprüchen solcher moralischen Gesichtspunkte und dem Maßstabe des sittlichen Interesses herangeht. Sogar die Selbstparodie seiner eigenen Sinnenlust reicht für die Auffassung von Falstaff's Lebensprincip nicht aus. „Falstaff's innerste Natur geht vielmehr auf die Auflösung alles Ernstes im Leben, aller Leidenschaft, aller Affecte, welche den Menschen unter ihre Herrschaft bringen, ihn beschränken und ihm die volle Freiheit des Gemüths rauben.“ Er ist, wie wir schon oben bemerkten, das komische Spiegelbild des Shakspeare'schen Richard, der abstracte Gegensatz gegen alles und jedes Pathos. Er ist die Ironie über jede den Menschen wahrhaft ergreifende Bestimmtheit, über jeden Ernst, der ihn beherrscht, über jede Leidenschaft und jeden Affect, welche die menschliche Brust erschüttern. Alles, was die Behaglichkeit des Gemüths und somit die unbeschränkte Freiheit der Seele beeinträchtigt, alle idealen Interessen und Leidenschaften, alle idealen Empfindungen und Affecte, alle sittlichen Interessen und Verhältnisse, welche irgend eine Hingebung des Menschen fordern und ihn so der Herrschaft sittlicher Mächte unterwerfen, finden in Falstaff ihren unverwüstlichen Gegner und humoristischen Verspotter. Und wenn er dennoch gewisse Tugenden, wie Tapferkeit, Ehrenhaftigkeit, Muth u. s. f., erheuchelt, so ist es dabei doch keineswegs seine

Meinung, seine Umgebung von der Wahrhaftigkeit seiner grandiosen Lügen und Prahlereien, die er sich in dieser Beziehung erlaubt, zu überzeugen. Nein! vielmehr feiert jenes Streben nach Vernichtung alles Idealen zum Besten seiner individuellen Behaglichkeit und formellen Freiheit damit nur einen neuen Triumph. Es ist die Spitze aller Selbstparodie, in welcher Falstaff den Ernst des Strebens, für tapfer, großsinnig, mäßig, wahrhaft u. s. w. zu gelten, selbst wieder durch die angewendeten Mittel auflöst, und dadurch zugleich die Meinung der Welt, welche auf solche Eigenschaften ein Gewicht legt und nach ihnen ihre Anerkennung des Subjects abmißt, parodirt (Rötscher S. 253). Eben also, indem er sich scheinbar der öffentlichen Meinung bequemt, verspottet er zugleich die Befangenheit der bornirten Tröpfe, welche auf solche Dinge Werth legen, eben durch die Art und Weise, wie er diese Tugenden heuchelt. Das alte Wort: „mundus vult decipi, ergo decipiatur," wendet er freilich dabei auch an, und wenn Tröpfe, wie der Friedensrichter Schaal und Stille, oder Frau Hurtig und Dortchen Lakenreißer, sich wirklich „decipiren" lassen, so ist sein Genuß und Triumph nur um so größer, da er es doch eigentlich gar nicht darauf anlegt, irgend einen Menschen von gesundem Verstande wirklich täuschen zu wollen, sondern vielmehr nur sein eigenes Beginnen und mit demselben auch das Bewußtsein der Welt ironisch zu verspotten.

Alle diese Dinge hat Rötscher so vortrefflich entwickelt, und die bisherigen schönsten Erklärungen und Auffassungsweisen mit so entschiedener Sicherheit zurückgewiesen, daß man schwerlich irgend etwas gegen ihn auf-

bringen können wird. Aus jenem einfachen Princips entwickeln und erklären sich mühelos und gleichsam von selbst alle die hundert und aberhundert Züge der unwiderstehlichen Komik des überwältigenden Humors, mit dem Shakspeare Falstaff, dies Lieblingskind seiner komischen Laune, so überreich ausgestattet hat, die Selbstkatechisation über die Ehre (V. 1.), die Schlacht- und Todesscenen (V. 3 u. 4) u. s. f. Am schlagendsten ist dies in demjenigen Momente von Falstaff's Leben, welcher den gewaltsamsten und deßhalb oft von Kritikern getadelten Umschwung seines Geschickes zeigt. Dieser Moment ist die Scene der Verbannung Falstaff's aus den Augen seines königlichen Heinz' in dem Augenblicke, wo der humoristische Ritter durch die Thronbesteigung seines Lieblings und Zöglings allem Anscheine nach sich selbst auf dem Gipfel des Glücks und am Ziele aller Wünsche angelangt glauben darf. Keiner der zahlreichen Erklärer Shakspeare's (Franz Horn, Hazlitt, Ulrici u. A.) hat hier den Dichter verstanden und die Situation begriffen. Für das von Rötscher gefundene Princip erschließt sich auch das Verständniß dieser Scene leicht. Lassen wir ihn hier selbst sprechen: „Erschütternder konnte kein Wechsel Sir John Falstaff treffen. Von dem Gipfel frohester Zuversicht, sich von nun an durch seinen königlichen Freund im Besitz aller Mittel zur Befriedigung jedweder Laune und sinnlichen Lust zu sehen, wird er plötzlich durch den furchtbaren Ernst des Königs aus allen seinen Himmeln gerissen. Aber die Freiheit seines Humors, durch welchen er sich über jeden Affect, der ihn zu überwältigen droht, hinausschwingt, verläßt ihn auch in diesem Momente nicht. Nicht nur, daß kein Laut der Klage, des Unmuths

oder der Erschütterung ihm entschlüpft; es ist unmittelbar nach der strengen Rede des Königs völlig getröstet; er greift auch jetzt zu der unverfehrten Waffe seines Humors und löst durch ihn den tragischen Ernst der Situation für sich auf, indem er den König als einen solchen bezeichnet, der nur eine Maske angenommen habe, um des Weltgangs zu thun, der ihn aber bald wieder zu sich beschneiden werde. Es wäre eine sehr prosaische Auffassung, wenn man sich Falstaff hier wirklich in einem solchen Wahne befangen vorstellen wollte. **Falstaff ist klug genug, um den Ernst des Königs und der ganzen Situation richtig aufzufassen. Aber er ist innerlich frei genug, um sich auch dadurch nicht in seiner Heiterkeit beeinträchtigen zu lassen.** Es ist vielmehr der Gipfel und die höchste Bewährung seines Humors, der auch in diesen, über seine Existenz entscheidenden Augenblicken Stich hält. Darum schließt er auch damit ab und hinterläßt uns das volle, ungetrübte Bild dieser unbezwingbaren Freiheit des Gemüths. Wie wenig die Auffassung, nach welcher Falstaff aus der Hoffnung auf eine baldige Umkehrung des Königs einen Trost für seine Verbannung schöpfe, mit dem Lebensprincip Falstaff's und mit dem Tone der ganzen Scene übereinstimmt, beweist nichts bündiger als das Wort, welches derselbe unmittelbar nach der Rede des Königs an den Friedensrichter Schaal richtet. „Herr Schaal," sagt Falstaff, „ich bin Euch tausend Pfund schuldig." Was will er damit sagen? Offenbar kehrt er mit diesen Worten seinen Humor gegen den armseligen Friedensrichter, der allein durch die Aussicht auf Falstaff's mächtigen Einfluß sich zu der gedachten Anleihe

bequemt hat, und für den natürlich mit diesem Momente aller Nimbus, welcher Falstaff bisher umgab, gefallen ist. Falstaff erinnert nun unmittelbar nach dem strengen Spruche des Königs den Friedensrichter selbst an das Darlehen, und erhebt sich dadurch mit voller Freiheit über die Wendung, welche sein Schicksal erfahren hat, indem er, sich ganz in die Seele seines Borgers versetzend, diesem selbst die tausend Pfund ins Gedächtniß ruft, welche jetzt im Werthe bis auf Null herabgesunken sind. Falstaff erweckt durch diese humoristische Anregung in Schaal die Anschauung des Contrastes, in welchen er sich gegen seine frühere Stellung versetzt sieht, und stumpft dadurch sowohl den Stachel dieser demüthigenden Situation ab, als er zugleich auch die trostlose Stimmung des Friedensrichters über diese Wendung seines Geschickes ironisirt, indem nun jede Aussicht auf die Wiedererstattung der tausend Pfund für seinen Gläubiger verschwunden ist.« So stellt er aber durch diesen Act der Selbstbefreiung auch zugleich die einen Augenblick unterbrochene Heiterkeit im Hörer wieder her, und Rötscher hat ganz Recht, wenn er zum Schlusse dieser Exposition hinzufügt: „Wer in dieser Erinnerung Falstaff's (Herr Schaal, ich bin Euch tausend Pfund schuldig!) nur die List des Verstandes sieht, einer Mahnung Schaals zuvorzukommen und bei demselben das Gefühl des Vertrauens in Falstaff zu erwecken, beraubt diese Stelle ihres köstlichen Humors und setzt sie zu einem gemeinen Kunstgriffe herab. Wir sehen im Einklange mit unserer ganzen Auffassung Falstaff's darin nur einen Zug seiner Freiheit des Humors, der sich auch der härtesten Katastrophe gegenüber noch in ungeschwächter Kraft zu behaupten versteht.«

Aber Falstaff ist nicht blos eine komische und humoristische, er ist auch wesentlich eine politische Figur. Schon Ulrici hat dies nachgewiesen und gezeigt, in wie engem Zusammenhange Falstaff mit den geschichtlichen Verhältnissen jener Zeit steht. Falstaff hat die Bedeutung neben seinem humoristischen Bewußtsein, auch durch und mit sich und seiner komischen Compagnie die geschichtlichen Zustände und Verhältnisse Englands in seiner Zeit zu parodiren. Vortrefflich entwickelt dies Rötscher (S. 265 ff.) in seiner Schilderung. Er zeigt die historische Berechtigung dieser ganzen Erscheinung, er weiset nach, daß alle Situationen Falstaff's in Heinrich IV. „Parodien öffentlicher Zustände sind," durch die das „nur mit dem Schein von Individualität verbrämte, Ordnung und Sicherheit gefährdende Treiben des Ritterstandes mit seinem hohlen Pathos, die Gravität des Königs, ohne echte innere Würde, das mangelnde sittliche Interesse in dem Kampfe der Parteien, der traurige Rechtszustand und die überall hervortretende Selbstsucht allseitig verspottet werden." Kurz, diese dramaturgische Exposition des Falstaff ist ein Meisterstück, wie unsere dramaturgische Literatur deren wenig aufzuweisen hat. Aber die Schauspieler, die Praxis! wo bleibt die? Laßt nur die Schauspieler erst so weit sein, solchen Entwickelungen mit Verstand und Theilnahme zu folgen, so ist schon viel gewonnen, und ich weiß, daß der größte jetzt lebende Darsteller des Falstaff, daß Theodor Döring seine geniale Darstellung (wie wir sie im Frühlinge dieses Jahres in Berlin sahen) nach dieser Entwickelung in einzelnen wesentlichen Punkten modificirt hat.

Außer den beiden genannten hat nun Rötscher in

seinem Werke noch folgende Charaktere behandelt: Hamlet, Macbeth, Don Gutiere, Othello, Marinelli, Nathan, Burleigh und Leicester in Maria Stuart, und von weiblichen Charakteren: Gretchen im Faust, Clärchen im Egmont, Donna Menzia im „Arzt seiner Ehre," und Desdemona im Othello, Lady Macbeth und Cordelia im König Lear. Bei Don Gutiere und Othello hat er sehr gute Excurse: über die Eifersucht als tragische Leidenschaft, über die verschiedene Auffassung bei Calderon und Shakspeare, und über die dichterische Durchführung und Versinnlichung beider Charaktere gegeben. Diesen Theil seines Buches ausführlicher zu besprechen, findet sich wohl an einem andern Orte Gelegenheit.

Nachschrift. So eben höre ich, daß man in Berlin allerdings an eine Berufung Rötscher's als Dramaturgen des dortigen Hoftheaters denken soll. Bestätigt sich diese Nachricht, was ich von Herzen wünsche, so wäre damit freilich meiner zu Anfange dieses Artikels ausgesprochenen Prophezeiung des Gegentheils ein Dementi gegeben, aber ein solches, das dem Propheten selbst zur größten Freude gereichen würde. Mögen die Mißmuthigen, die Uebersatten, die ästhetischen Feinschmecker und Exclusiven an einer Erhebung unserer Bühne verzweifeln. Der Himmel wird es ihnen vergeben, daß sie es thun, weil sie nicht wissen, was sie thun. So gewiß unser Volk einer politischen Entwickelung zur freien Mündigkeit auf dem arbeitsvollen Wege ruhigen Vorwärtsdringens entgegengehe, so gewiß wird es auch das Drama und die Bühne sich schaffen, die einem freien, starken, großen Volke noch nie gefehlt haben. Ihm das Eine absprechen heißt

ihm die Aussicht auf das Andere nehmen, und das können nur solche sich beikommen lassen, die mit sehenden Augen blind sind. Wenn unsere jüngeren Dramatiker auch die edle Selbstverläugnung besitzen, ihre Arbeiten blos als knospende Anfänge selbst zu bezeichnen, so ist es doch eben der Anfang, der nach einem alten Worte — „die Hälfte des Ganzen" ist.

XXVI.

Don Johann von Oestreich.

Trauerspiel von Julius Mosen.

(Aufgeführt im April 1843.)

1. Die moderne Tragödie und ihre Aufgabe.

In unserer Zeit ist der Grundgedanke der Philosophie bei dem Resultate angelangt: daß die Wahrheit ein dialektischer Proceß, d. h. daß sie das Ergebniß zweier sich einander aufhebender, und in dieser Aufhebung fortbestehenden Gegensätze ist. Dieser logische Grundgedanke der letzten großen Denkbewegung des Geistes findet seine reale Entsprechung in der durch ihn herbeigeführten Betrachtung der Weltgeschichte als eines gleichfalls dialektischen Entwickelungsprozesses, in welchem die Gegensätze in ihrem Kampfe mit einander nicht nur fortdauern, sondern sich auch in ihm immer vollständiger und in immer weitern Peripherien entwickeln. Erst da, wo dieser Entwickelungsprozeß beginnt, kann überall von Geschichte die Rede sein, nicht schon da, wo Völker und Jahrhunderte in der Vorbereitung zur Herausstellung der Gegensätze aufgezehrt wurden; so wenig man die Möglichkeit einer Pflanze in einem Fruchtkerne schon eine Pflanze nennen mag. Wo aber der historisch dia-

lektische Prozeß einmal zum Leben erwachte, da steigerten sich allemal auch die Gegensätze und Widersprüche bis zum Fanatismus.

Diese Auffassung geschichtlichen Welt- und Völkerlebens, dieses Weltgesetz historischer Entwickelung, muß nun nothwendig auch in derjenigen Geistesgestaltung zur Erscheinung kommen, welche als die Blüthenkrone der höchsten geistigen Entwickelung eines historischen Volkslebens dasselbe in seinem treibenden und es erfüllenden Grundgedanken zur sinnlich-geistigen Anschauung bringt, in der Poesie, und zwar am vollendetsten in der dramatischen Poesie, in der Tragödie.

Die moderne Tragödie wird da entstehen, wo ein Dichter es unternimmt, die großen Momente weltgeschichtlicher Conflicte, zu Fleisch und Blut geworden in bestimmten Individuen zum Inhalt der neuen Tragödie zu machen.

Denn weil jede große Persönlichkeit, welche in einen solchen Conflict hineingeräth, sich daran aufgiebt — d. h. so oder anders zu Grunde geht, so wird überall da, wo der weltgeschichtliche Prozeß das Gefäß des Individuums zersprengt, auch der Stoff einer modernen Tragödie für den seherischen Dichter vorhanden sein.

Dieser Begriff der modernen Tragödie zersprengt die Schranken des Hegel'schen Schematismus; er widerspricht nicht der Philosophie selbst, aus deren tiefster Grundanschauung er vielmehr hervorgegangen ist, wohl aber dem todten Dogmatismus einer Definition, welche schon deshalb falsch sein muß, weil sie den Maßstab nach dem Dagewesenen genommen hat, ohne eine Entwickelung derselben, im Fortschritte der Geschichte im Ganzen, in Rechnung zu bringen. Dieser Begriff faßt die Kategorien von Schuld und Sühne, von dem Conflict zweier gleich-

berechtigten Mächte von der Einseitigkeit des den Helden beseelenden tragischen Pathos, die jetzt schon den grünsten Eroterikern geläufig sind, als untergeordnete Momente in sich. Er nimmt aber zugleich den Poeten, den Dramatiker, welcher es eben mit der Geschichte und ihrer Entwickelung zu thun hat, erst wahrhaft in den Dienst der Geschichte, indem er es als seine Aufgabe hinstellt, nicht die historischen Figuren zu Trägern seiner Ideen, sondern seine Tragödie zur poetischen Theodizee der wahrhaftigen Gottheit des wirklichen geschichtlichen Lebens zu machen. So wird der tragische Dichter zum Priester des lebendigen Gottes der Geschichte, dessen Thaten er nur auszulegen und dem Volke zu erklären hat, indem er sie poetisch verklärt. Und wie derjenige, der die Vergangenheit versteht, auch damit zugleich die Gegenwart begriffen und einen Blick in die Zukunft gewonnen hat, so wird der Dichter auch zum weissagenden Propheten, der, das ewige Gesetz im Vergangnen zur Erscheinung bringend, zugleich und eben dadurch auch die Schlaglichter des prophetisch deutenden Geistes auf Gegenwart und Zukunft wirft.

Diese moderne Tragödie steht ihrem Begriffe nach über der Tendenztragödie, die gegen sie gehalten, als Uebergangsstufe erscheint. Sie ist nicht die Parteitragödie, denn ihr Dichter, der nur die Poesie des Kampfes der Gegensätze und diese nur in wahrhaft historischen Parallelen wiederzuspiegeln hat; muß als Dichter jeder Partei ihr Recht zur Existenz anerkennen, und ist so allerdings der weissagende Prophet, der über den kämpfenden Parteien steht. Er ist identisch mit dem Gewissen der Menschheit, welches über Alle nach eines Jeden Individualität richtet. Indem aber der Dichter zugleich der Sohn seiner Zeit und des in ihr webenden Geistes ist, wird er auch im

Einklange mit demſelben durch ſein Werk die Sache des Geiſtes der Gegenwart führen und ſeinem Drange das ſiegende Wort leihen.

Unter den modernen dramatiſchen Dichtern hat vor allen Julius Moſen ebenſo bewußtvoll als unermüdlich durch eine Reihe dramatiſcher Schöpfungen nach dem Kranze dieſer Art der hiſtoriſchen Tragödie geſtrebt. In „Don Johann von Oeſtreich," ſeinem neueſten Werke, hat er ihn erreicht.

Die folgende Skizze verſucht, ſoweit dies bei einem, dem Publikum noch völlig unbekannten Werke möglich iſt, einen Einblick in den künſtleriſchen Organismus des Werks zu geben.

---

3. Der hiſtoriſche Stoff der Tragödie: Don Johann von Oeſtreich.

Das Mittelalter ſtellt in ſeinem Verlaufe den Kampf, Sieg und Untergang des aſcetiſchen Chriſtenthums dar. Wo das kirchliche Dogma wie bei den alten Aegyptern und Juden weltlich herrſchend gemacht wird, entſteht die Theocratie durch das Prieſterthum. Da jedoch das Dogma in ſeiner Starrheit, gegenüber dem Wechſel des hiſtoriſchen Lebens, welches von ihm zum Stillſtande verurtheilt wird, gerade im Widerſpruch mit ſeiner eigenen Aufgabe iſt, ſo muß von ſelbſt der Kampf zwiſchen Geiſtlichkeit und Weltlichkeit ſich herausſtellen. Im Mittelalter ſteigerte ſich dieſer dialektiſche Kampf zum realen zwiſchen Kaiſer und Papſt. Im Verlaufe dieſes Kampfes organiſirten ſich

nothwendig die Heerschaaren dieser incarnirten Gegensätze einander gegenüber, — auf der Seite des geistlichen Herrschers — die Kirche in allen ihren Abstufungen — von Papst, Cardinal, Erzbischof u. s. w. bis herab zum dienenden Laienbruder, — auf der Seite der weltlichen Macht — das Lehnwesen, vom Kaiser, Churfürsten, Herzogen u. s. w. bis herunter zum letzten Hintersassen. So lange in dieser realen Dialektik der Gegensätze das historische Leben aufging, hatte dieses darin von selbst seine Regel. Nur erst dann, als das Priesterthum in den Hohenstaufen seinen Gegner besiegt und dadurch seine Spannung und sein Gleichgewicht verloren hatte, mußte es in sich selbst zusammenbrechen. Die Geschichte ist im 16. Jahrhundert und darüber hinaus bankrott, — sie verfällt dem Concurse, ein Jeder greift zu, die Diener des Hauses werden Räuber und Diebe; von Gesetz und Ordnung ist der That nach nicht mehr die Rede. Die europäische Völkerwelt wurde ein Chaos wild durcheinander gährender Leidenschaften. Es war die Welt der pathologischen Tragödie Shakspeare's, in welcher der gräßlichste Egoismus der individuellen Leidenschaft sich in der Maßlosigkeit selbst vernichtet. Die Herrscher vor Allen rissen an sich die unumschränkte Gewalt, die weltliche und die geistliche, — die Völker aber mochten weder dem alten Gesetz, noch dem neuen Absolutismus gehorchen. Aus diesem Chaos heraus sollte der moderne Staat — die gesetzliche Freiheit in dem von dem Regenten bewachten Rechte Aller sich herausbilden. Ehe die Welt aber historisch genesen sollte, mußte sie den Fieberparoxysmus in der Zügellosigkeit durchmachen. In Kaiser Karl V. stellte sich zunächst der absolute Wille mit Aufhebung der alten Volksrechte zur ungebundenen Herrschaft zu gelangen, großmächtig

heraus. Wie er an seiner Zeit scheiterte und zu Grunde gehen mußte, wissen wir. — Es ist ein eigenes Räthsel der schaffenden Natur, daß sie die Gemüthsarten, in welchen sich der Geist der nächsten Zukunft thatsächlich ausprägen soll, dazu präformirt und prädestinirt. So schien nun in Karl's V. rechtmäßigem Sohne, Philipp II., die Eigenschaften, welche das Herrschergelüst in gesteigertem Egoismus zu seiner Geltendmachung gebraucht, zu einer grausamen listigen Hyäne in Menschengestalt auf den spanischen Thron emporgehoben zu sein, um mit den Waffen der Inquisition, welche er sich ganz dienstbar machte, unter dem Deckmantel des christkatholischen Glaubens — an die Stelle des Rechtes — Tyrannei zu setzen. So ging er an die Unterjochung der Welt, an deren Widerspruch auch er scheitern sollte. Er hatte die ihm vom Schicksale gestellte Aufgabe: durch die Steigerung des Widerspruchs — die Idee der neuen Zeit zu läutern. Zu seinem Werke gebrauchte er unter Anderem Don Johann von Oestreich — den jüngsten, natürlichen Sohn ihres gemeinsamen Vaters Karl V., welchen diesem (nach dem Geschichtsschreiber Lipomano) Barbara von Blomberg aus Flandern geboren hatte. In Johann schien die ritterlich heroische Gemüthsart des Vaters genial persönlich geworden zu sein. Kaiser Karl V. hatte ihn für den geistlichen Stand bestimmt und heimlich auf einem einsamen Schlosse in Spanien erziehen lassen. Nach des Vaters Tode wurde er von seinem königlichen Bruder anerkannt und an den Hof von Madrid gezogen. Er war als Knabe liebenswürdig, freundlich, herzgewinnend und geistreich mit Vorneigung zum Kriegswesen und unbedingter Hingebung an seinen Bruder Philipp II. Dieser vermochte es endlich über sich, ihn bei reifender Jugend

für den Dienst in Feld und Cabinet zu bestimmen. Johann wurde zugleich der Liebling der Madrider Damenwelt, aus welcher er die schöne Maria de Mendoza zu zu seiner Liebe erwählte. Unterdessen hatte Philipp II. mit seinen Inquisitionsmaßregeln die unterjochten Moriskos in Granada zur offenen Empörung aufgereizt. Wie weit der König ging, ergiebt sich daraus, daß alle Moriskos der Inquisition überliefert sein sollten, welche arabisch sprächen, in Bäder gingen oder auch nur sich die Arme wüschen bis zum Ellenbogen. Die Moriskos welche sich einen eigenen König gewählt hatten, schlugen zuerst die königlichen Heere, welche gegen sie beordert worden waren, zurück. Jetzt schickte der König (im Jahre 1569) gegen sie Don Johann. Mitten im Winter stürzte sich dieser auf Guejar, nahm diese Festung und breitete von hier aus die Armee in das Gebirge der Alpuxarren aus, wo die Moriskos sich wie Verzweifelnde wehrten. Auf den Hügeln von Munda kam es zur Hauptschlacht, in welcher die Moriskos vernichtet wurden. — Ihre Glaubensbrüder, die Türken, wollten ihnen zu Hülfe kommen, als es aber doch zu spät war, sie an der Christenheit rächen. Sultan Selim rüstete eine furchtbare Flotte aus, eroberte Cypern und drohte nun den christlichen Reichen am Mittelmeer mit Mord, Brand und Sklavenkette. Es verbanden sich zur Abwehr Spanien, Rom, Venedig und Genua; Johann wurde ungeachtet des Neides, welcher in seinem Bruder gegen ihn erwachte, Generalissimus der christlichen Kriegsflotte. Sein Kriegsgenie, welches über die Moriskos gesiegt, bewährte sich leuchtend in der welthistorischen Seeschlacht von Lepanto, in welcher die Christenheit den gewaltigsten Sieg über die Türken errang, der so folgenreich wurde, da sich letztere nie wieder

von diesem Stoße zu erholen vermochten. Johann wollte den Krieg unter die Mauern Konstantinopels tragen und mit einem Schlage das türkische Reich zertrümmern. Er ruft die Griechen zur Freiheit auf, aber aus dem Neide seines königlichen Bruders war bereits der Argwohn gegen ihn erwacht. Philipp's II. Art war es immer: das Genie Anderer zu gebrauchen, und wenn es ihm gedient hatte, als gefährlich zu beseitigen. Er hatte dem Admiral der spanischen Flotte, Requesens, geheime Instruction mitgegeben. Dieser hatte schon vor Lepants Schwierigkeiten gegen die von Johann beschlossene Hauptschlacht mit der türkischen Armada erhoben, nach ihr zog er sich mit der spanischen Flotte zurück, während Philipp den christlichen Bund gegen die Türken auflöste. Die ganze katholische Christenheit feierte ein großes Siegesfest, nur Philipp schien diesen Sieg fast als eine Niederlage zu betrachten. Er sagte bei dieser Gelegenheit: „nicht meinem Bruder, sondern Gott allein gebührt die Ehre!" Griechenland wurde, wie später, auch jetzt der Rache der Türken preisgegeben. Johann eroberte Tunis; Philipp ruft ihn zurück, Tunis wird gleichfalls preisgegeben und verloren. Während dieser Zeit hatte Philipp, wie früher die Moriskos, mit ähnlichen Mitteln die Niederlande zur offenen Empörung aufgestachelt. Die Köpfe der vornehmsten und einflußreichsten Niederländer, darunter Horn und Egmont waren auf dem Schaffote gefallen, die reichsten Städte in Asche gelegt, die Einwohner verjagt oder gemordet, die bewaffnete Idee der Freiheit aber hatte sich wie einst bei den Athenern gegen die Perser, auf die Schiffe geflüchtet. Alba mußte dem von ihm heraufbeschworenen Vernichtungskampfe weichen. Er wurde abgerufen, Requesens erhielt das Commando. Dieser fand

den Schatz erschöpft, die Armee meuterisch, und die Empörung unbesiegbar. Er starb bald vor Gram und Aerger. Jetzt forderte Rom den König auf, Johann dorthin zu schicken, denn über die Niederlande wollte ihm der Papst den Weg zu einer Vermählung mit Maria Stuart und zum Throne von Schottland bahnen. Mit schadenfrohem Lächeln, wie es scheint, warf der König seinen Bruder in diesen Abgrund, um ihn darin verderben zu lassen. Johann wird in den Niederlanden mit einem Freudenschrei der Provinzen begrüßt. Er giebt das perpetuelle Edict, in welchem er die Aufrechthaltung der alten Privilegien gelobt. Die Staaten schwören ihm Treue, nur die Seeprovinzen mit Oranien protestiren. So wird er genöthigt, den Bürgerkrieg von Neuem zu beginnen. Der König hütet sich, ihm Geld oder Soldaten, oder überhaupt nur Nachricht zukommen zu lassen. Gedrängt von den Gefahren, welche ihn umringen, wird Johann strategisch genöthigt, mit Gewalt Namur, eine freie Stadt, welche ihm gehuldigt hatte, gegen das perpetuelle Edict zu besetzen, um einen sichern Punkt für seine Operationen zu haben, indem er zugleich und wiederholte Male von Philipp Soldaten oder Geld fordert. Philipp läßt ihn beharrlich ohne Antwort; die Provinzen verlieren die Geduld, greifen zu den Waffen und nehmen Bergen-op-Zoom, Herzogenbusch und Breda. In dieser Noth schickt Johann seinen Secretair Escovedo, welcher ein junger, genialer Spanier und sein Freund war, nach Madrid. Johann schlägt unterdessen bei Gembloux die Rebellen, erobert Löwen, Tirlemont, Sichem, Neville, Philippeville und Maubeuge, aber er muß die Orte, welche er genommen, auch besetzen. Es bleibt ihm zuletzt nur ein Schatten von Armee übrig; — denn er soll, will der

König, ſich zu Tode ſiegen. Johann verſchanzt ſich in Namur, Philipp ſchweigt unerbittlich. Johann ſchreibt immer wieder an ihn: „Geld, Escovedo zurück und mehr Geld!“ Hegte jedoch Philipp früher Mißtrauen gegen Johann's hochfliegende, unberechenbare Plane, ſo faßte er jetzt um ſo größeres gegen Escovedo, zumal ihm deſſen Aeußerung überbracht wurde: „von Santander und der Pena de Mogro aus könnte man ſich ja Kaſtiliens bemächtigen!“ Nun war der für Johann's Sache drängende Escovedo doppelt gefährlich, um keinen Preis ſollte er zu Johann zurück, noch weniger aber in Spanien oder ſonſt dem Könige gefährlich bleiben. Der König ließ ihn daher durch Perez, ſeines Miniſters und Vertrauten, Vermittelung umbringen. Die Nachricht von der Ermordung ſeines Freundes zerſchmetterte den in Sorgen und Gram gebeugten Johann. Unüberwindlicher Schauder vor Philipp und ſeinem eigenen Zuſtande überfiel ihn. Er gab ſich einem grenzenloſen Trübſinn hin, der ihn den Wunſch ausſprechen ließ, ſich, wie ſein Vater Karl gethan, von der Welt in ein Kloſter — und auf Montſerrat zurückzuziehen. Sein Schickſal ſollte ſich anders erfüllen. Er ſtarb plötzlich, allem Anſcheine nach, an Gift in ſeinem 33. Jahre am 1. October 1578, wo er den Jahrestag der Siege von Lepanto und Tunis feſtlich zu begehen pflegte. Er liegt begraben im Escurial in der Kirche zum heiligen Laurentius neben ſeinem Vater Karl V. Der Frieden, welcher Beiden, dem Vater wie dem Sohne, im Leben verſagt war, vereinigte ſo beide im Tode.

3. Das Kunstwerk.

Erster Akt.

Leben und Liebe.

Wir sind in Madrid. Der Sieger von Munda, der Stolz und die Freude des spanischen Volks, der schöne ritterliche, thatenfreudige Sohn Kaiser Karl's V., Don Johann von Oestreich sonnt sich in dem frischen Glanze seines jungen Ruhmes, der auf allen Lippen schwebt, in allen Herzen lebt. Aber wie ein junger Löwe, der das Blut der ersten Beute gekostet, schwillt auch schon sein Herz in neuem Thatendurste neuen Thaten entgegen.

Eine aufgeregte Volksscene exponirt uns zum Beginn des ersten Aktes die ruhmvolle Vergangenheit des Heldenjünglings, des Besiegers der Moriskos und zugleich seine nächste Zukunft. Wandernde Stabsänger und alte Soldaten, die den Tag von Munda gesehen, feiern seine Thaten. Gomez, ein Krieger, der an seiner Seite gefochten, verschafft sich durch alle hindurch Gehör für seine Erzählung, die in prägnanter, volksmäßiger Kürze ein Meisterstück ist.

Aber schon hat sich die dumpfe Kunde im Volk verbreitet, daß das Gewitter einer neuen viel furchtbareren Gefahr für die gesammte Christenheit im Anzuge ist. „Der Großtürk ringt nicht mehr die Hände," wie der Stabsänger singt. Gomez weiß es besser: „Der Großtürk hat sich anders besonnen; er will die Mohren an uns rächen und hat in Constantinopel eine furchtbare Flotte ausgerüstet, wie weder das Meer und der Himmel, noch ein sterbliches oder unsterbliches Auge gesehn! Sage zweihundert Galeeren und dreihundert Gallioten, deren

Bäuche gefüllt sind mit Kanonen und Soldaten! hundert Schiffe mit Ketten beladen sind im Convoy, um alle Gefangenen in die Sclaverei zu schleppen! Ich bin ein alter Soldat, aber mir stacheligelt das Haar in die Höhe!« Hier kann nicht »Fasten und Gebet« allein, oder »der heilige Ignatius« retten, wie der Mönch behauptet, der »das Conterfei des Heiligen, wie er neulich erschienen ist, einer frommen Jungfrau auf Montserrat,« als Hülfsmittel gegen Krankheit ausbietet, »für zehn Maravedis« — »Wer allein unsere Flotte mit Victoria kommandiren kann das ist Don Johann von Oestreich,« ruft Gomez aus und mit jubelndem Vivatrufen fällt ihm das Volk bei.

Mit kühner Hand hat der Dichter in den grotesken Zügen dieser einleitenden Volksscene zugleich ein Abbild der ernsten Gegensätze des asketischen Priesterthums und des kriegerischen Heldenthums der Zeit gegeben, die in der Tragödie selbst aufeinander zu treffen bestimmt sind. Das Gemälde vollendet sich in der zweiten Scene durch das Auftreten einer Magistratsperson, die im Namen Seiner katholischen Majestät Philipp II. von Spanien, jedermann kund und zu wissen giebt: daß alles Reden von einer türkischen Kriegsflotte, alles Verkünden besorglicher Nachricht bei Leib- und Lebensstrafe verboten und dem Anzeiger solcher Reden hohe Belohnung zugesichert sei, worauf Soldaten das aufgeregte Volk auseinander treiben.

Der dumpfen Schwüle dieses Abends entspricht die leise gewitternde Frühlingsnacht, in welcher wir den Helden Don Johann von Oestreich mit seinem treuen Escovedo in einem Orangenwäldchen vor Madrid auftreten sehn. Es gilt ein Abenteuer und zwar ein blutiges. Seine Liebe zu Maria de Mendoza, in deren Gluten er die in ihrem Thatenlauf gehemmte Leidenschaft der-

ſenkt hat, iſt bedroht durch deren Vormund, Don Perez, den Rath und Vertrauten König Philipp's, deſſen geheimer Luſt ſie jener verkuppeln will. Don Johann zwingt ihn zum Zweikampfe und nur Escovedo's Beſonnenheit, der Tritte nahen hört, rettet das Leben des im Kampfe Entwaffneten, der aus einem Widerſacher jetzt zum erbitterten Todfeinde beider Freunde wird.

Aber ſchon drängt ſich in den Wirbel dieſer abenteuerlichen Romantik, der wir den Helden hingegeben ſehen, der Ernſt der Geſchichte. Der Kommende iſt Graf Max von Bergen, ein Niederländer und Johann's Jugendfreund. Im Begriffe aus Madrid zu flüchten, wo „kein Niederländer mehr ſicher iſt ſeit dieſem Morgen,“ wo Alba Befehl erhalten hat die niederländiſchen Wirren mit dem Schwert zu ſchlichten, verſucht er, im Vertrauen auf die Jugendfreundſchaft, auf Don Johann's niederländiſche Abkunft, auf die Liebe, die dieſem Sohne Karl's V. die Niederländer bewahren, den Fürſten für die Sache der Freiheit ſeines Vaterlandes zu gewinnen. Vergebens! Johann verſteht ihn nicht. Wohl fühlt ſein Herz, daß Unrecht und Gewalt an den Niederlanden geübt werden ſoll, allein der mahnende Zuruf Bergen's:

Gedenk an mich: aus unterwürfigen
Provinzen macht der König Republiken!
Denn Freiheit blüht empor aus Tyrannei!

läßt ihn nur wie einſt Pilatus die höfiſche Frage: was iſt Wahrheit? ſo die gleiche: was iſt Freiheit? ſtellen, und auf Bergen's Antwort:

Der heil'ge Geiſt der Völker: Recht und Sitte!

die leichtſinnig ſpöttiſche Erwiderung geben:

Besieht's genau, so ist es die Gewohnheit,
Und die Beharrlichkeit der Auserdauf,
Die sich seit Anbeginn bei Gott beklagt,
Daß es so viele Auserwesen giebt.

Er hat kein Pathos für die Freiheit, und er kann keins haben, denn sein Wahlspruch und sein Bekenntniß des Princips der heldenhaften Selbstsucht, die nur für sich und ihre That die Freiheit will, lautet:

Ein großer Mensch bedarf der Tyrannei:
Ein wenig vorwärts diese Welt zu rücken,
Ich aber brauch' Gelegenheit und Raum
Die eigne Freiheit in der That zu finden
Und alle Mittel, die mir dazu nöthig,
Kann mir des Königs Gnade nur gewähren
Und nicht der todte Buchstab — das Gesetz.

Hier ist die Schuld des Helden ausgesprochen, und die ganze Tragödie ist nur die Explication, der dialektische Prozeß, der sich an ihm selbst und somit die Sühne dieser Schuld vollzieht, indem er den Helden zwar auf die höchste Höhe des Glücks erhebt, aber durch dasselbe Princip zugleich auch in den tiefsten Abgrund der Leiden stürzt, an deren Fegefeuer seine unsterbliche Seele zuletzt zwar von den Schlacken der schlechten endlichen Leidenschaft geläutert, aber ihr sterbliches Gefäß von dem alten Princip, welches dem eigenen Schuldbewußtsein nur den Arm leiht, nothwendig zertrümmert wird. Wir haben hier die Axe, um welche sich der Mikrokosmus der Tragödie dreht, den Ausgangspunkt, zu welchem das Schicksal des Helden zurückkehrt, ehe sein Herzschlag stille steht.

Denn von Den Johann läßt sich sagen, was Faust von sich selber sagt: Zwei Seelen wohnen in seiner Brust,

deren eine umſonſt ſich von der andern ganz zu trennen ringt. Die eine hängt auch bei ihm in wilder Thatenluſt ſich mit klammernden Organen an die Welt und an das in ihr noch herrſchende Princip des Abſolutismus, der ſelbſtiſchen Freiheit thatenveller Tyrannei. Von ihr erwartet er die Erfüllung ſeines Ideals von Ruhmesherrlichkeit und Herrſchermacht. Aber dem er nachjagt, das iſt:

Die Frucht, die faul, eh' man ſie bricht!

Denn eben das letzte Ziel ſeines Strebens, die höchſte Freiheit eigner königlicher Herrſchermacht, dieſe Zauberfrucht, die ihm am Baume der Selbſtſucht entgegenwinkte, erreicht nur der, der jenem Princip mit ganzer Seele dient, der den Muth und die Kraft der Selbſtſucht hat, zu dem erſtrebten Zwecke auch die Mittel zu wollen, der vor keiner Conſequenz des ihn erfüllenden Grundgedankens zurückbebt. Aber in der Bruſt Johanns von Oeſtreich wohnt eine zweite Welt, die Welt der Liebe, des Göttlichen, Ewigen, Unendlichen, die Welt der Freiheit; denn die Liebe iſt Freiheit. Schon in der Liebe zu Maria de Mendoza durchbricht er die Schranken des ſelbſtiſchen Abſolutismus. Die Völker der Niederlande ſollen dem Könige „gehorchen,“ dem er ſelbſt in ſeiner Liebe verletzt, den Gehorſam aufkündigt! Welcher Widerſpruch! Und doch iſt ſein Herz bei dem Volke ſeiner Mutter, nach deſſen Nacken Alba's Henkerſchwert zuckt. Er ſchwört dem ſcheidenden Abgeſandten ſeines Volks, da er für daſſelbe gegen den Bruder nicht fechten kann, wenigſtens nimmer ſein Schwert gegen daſſelbe zu ziehen. Er ſchwört es mit um ſo leichtern Herzen, da er es ſich ſagen zu dürfen glaubt, daß „ſein Weg an jenem Kreis vorübergeht!“ Seine Seele, ſein Herz ſind ſchon getheilt. Und

eben jetzt, wo Philipps erwachender Neid ihn zu müßiger Thatlosigkeit verdammt, überkommt ihn ein Gefühl seiner wahren Lage, das ihm beim Scheiden des Grafen Max von Bergen die Worte erpreßt:

— — — Grüß mir das Vaterland
Von seinem Sohn, der hier im goldnen Kerker
Die Arme durch die Gitter noch euch breitet!

Doch vor der aufgehenden Sonne der Liebe schwinden all diese trüben Wolkenschatten von seiner Seele hinweg. Sein Page, Arthur, bringt ihm von der Geliebten eine Rose und die Botschaft, daß sie seiner harre. Don Johann eilt zu ihr, und nun folgt eine Scene, deren Schönheit sich den Liebesscenen Romeo's und Julia's zur Seite stellt und von der sich doch kaum ein Schatten hier andeutend wiedergeben läßt. Maria de Mendoza ist mit ihrer Freundin Ines im Theater. In dem Vorzimmer ihrer Loge erwartet sie den Geliebten. Die Musik des Zwischenactes tönt zu uns herüber, sie begleitet nachempfindend die Tragödie von dem »Leben, das nur ein Traum,« die man auf der Bühne giebt. Es nahen Schritte, Ines verschwindet durch den Vorhang in die Loge, im Abgehn leise flüsternd: »das Leben ist ein Traum! da ist er selbst« und die Liebenden stürzen einander in die Arme. Johann, wild aufgeregt von den Ereignissen der Nacht, von Eifersucht und Liebesqual zerrissen, zweifelt frevelhaft an ihrer Liebe, da König Philipp, der Beherrscher der Welt, um sie werbe. Da erhebt sich der gekränkte Stolz der Tochter Spaniens:

Es ist genug! Das heiligste Vertrauen
Hat Euch den Weg in dies Gemach gezeigt;
Mißtrauisch habt Ihr tödtlich mich beleidigt,
Ihr kennt mich nicht und habt mich nie geliebt,

Wenn nicht geliebt, geachtet nicht einmal
Ihr hättet so gering nicht von mir denken
Es Eure Worte nicht verrathen sollen
Und wär' ich die geringste Tochter Spaniens!
Senior! Ihr seid getreten auf mein Herz
Und hier verblutet es zu Euern Füßen.

Da faßt ihn die unendliche Liebesqual der Reue. Er klagt sich an und sein Geschick, das seinem Bruder eine Welt geschenkt und Millionen zu Füßen gelegt, und ihm, dem Bastard eines kaiserlichen Vaters, nicht eine Seele auf der weiten Erde —

Maria.

Du kennst sie nicht? Mein Freund, und kennst sie nicht?

Johann (für sich).

Und huldigend sinkt Niemand auf ein Knie!

Maria (zurückkommend).

Johann von Oesterreich! Doch eine Seele!

Johann (zu ihr zurückkehrend und ihre Hände fassend).

Und mein gehört die ganze, große Welt.

Vom Theater her erschallt das Bravorufen und Händeklatschen, und mit den Schlußworten des dort gespielten Aktes ruft die eintretende Ines der Gruppe zu:

„Denn ein Traum ist alles Leben
Selbst die Träume sind nur Traum."

Zweiter Akt.

Der Generalissimus der Christenheit.

Don Johann, so glücklich in der Liebe der Geliebten, sieht diese Liebe doch fortwährend bedroht. Weder der eifersüchtige König, noch Maria's Vormund, Don

Perez, des Königs Diener, haben ihre Pläne gegen seine Liebe aufgegeben. Da entschließt er sich zum letzten Mittel, die Freiheit seines Herzensheiligthumes zu bewahren. Maria soll und will in heimlicher Vermählung die seine werden. Alle Anstalten sind getroffen, er entsendet den Pagen, der ihm die letzte Kunde bringen soll, daß Maria heute Nacht bei dem Priester in einsamer Kapelle seiner harrt. Nur Maria's Liebe hat ihn in den bösen Stunden der Verzweiflung über die Thatlosigkeit, zu der ihn Philipp im Angesicht der dräuenden Kriegsgefahr verdammt, aufrecht erhalten:

Auch dieser Trost soll mir entrissen werden,
Hier irrt Ihr Euch! Hier greift Ihr mir an's Herz!
Entzwei reißt des Gehorsams enge Kette;
Ich bin gereizt und bis zum Tod verletzt.

Aber schon zieht ein neues Ungewitter sich über seinem Haupte zusammen. Sein Escovedo tritt auf, sein Genie, das unermüdlich die Weltzustände ihm zusammenfügt zu wundergroßen Planen. Dieser wunderbare Mensch, ein spanischer Hamlet, dem die That versagt ist, ist eine der herrlichsten Figuren in dem reichen Gemälde des Dichters, der indessen seine eigne Charakteristik verlangt. Ihm vertraut Johann, daß er gewagt seinen königlichen Bruder anzufiehen, ihm den Oberbefehl der christlichen Heeresmacht gegen die Türken zu verleiden:

Und ich gestand, daß ich seit Jahren schon
Den Krieg zur See studirt — — —
Wie ich — was Buch und Charte mich nicht lehrten,
Mir ausgeforscht von alten Capitainen,
Selbst von Piraten! daß im Mittelmeer
Nicht eine große Schlacht geschlagen worden,
Die ich im Plan nicht mitgeliefert hätte.

Ja er hat ihm ſeines innerſten Herzens Wünſche nicht verhehlt:

Es kochte mir das Herz,
Ich ſprach, vielleicht nicht ohne Bitterkeit:
Dir hat der Vater Reich und Macht vererbt, —
Denn mich ſchloß aus der Makel der Geburt —
Das Eine aber hinterließ er mir,
Den großen Plan, der ihm mißglücken wollte,
Die Türken aus Europa zu vertreiben.

Zur Antwort läßt ihm der König durch ſeinen Perez ſeine Papiere, Pläne und Entwürfe abfordern. Es iſt offenbar: der König fürchtet ſein Genie, und die Eiferſucht des Königs wird von der des Liebhabers geſtachelt. Don Johann iſt in Verzweiflung über dieſes Unrecht, welches die mißbrauchte Macht an ihm verübt. Er ſieht ſich von ſeinem Ziele ferner als jemals. Aber die Leidenſchaft des Königs, die ihn verderben ſoll, wird in der Hand des klugen Cardinallegaten Sega, der als Abgeſandter des päpſtlichen Stuhles bereits die Stimmen aller italiſchen Bundesſtaaten für Johann's Erwählung zum Oberbefehlshaber der chriſtlichen Flotte geworben hat, zum Mittel des Gelingens. Der alte Kirchenfürſt Sega liebt Don Johann väterlich. Er ſieht in ſeinem Genie ein mächtiges Rüſtzeug der überall bedrohten chriſtkatholiſchen Kirche:

Denn nicht genug, daß immer wüchſiger
Die deutſche Ketzerei, die gottverfluchte,
Reiche und Völker in die Irre lockt;
Hat ſich der alte Feind der Chriſtenheit
Der Türke angethan mit ſeinem Grimme,
Zu unterjochen alle Chriſtenreiche
Am Mittelmeer.

Er will den kriegsgewaltigen Sohn Karl's V. zur höchsten Staffel der Gewalt, zum schönsten Thron der Christenheit führen, wenn er nach dem Satze:

Soviel man dient, soviel kann man auch herrschen,

der Kirche treuer Diener sein und seines Geschickes Leitung ihr vertrauen will. Don Johann gelobt ihm Gehorsam und Vertrauen. Indessen hat Escovedo selbst den Plan der heimlichen Vermählung dem Könige verrathen. Philipp, von Eifersucht verblendet, und von dem Kardinallegaten und den italienischen Abgesandten bestürmt, willigt jetzt, schon um Don Johann um jeden Preis aus Madrid fortzuschaffen, in ihre Vorschläge. Vor allen gilt es jetzt, Johann's heimliches Ehebündniß zu hintertreiben. Aber schon ist's zu spät. Don Johann's rasche Kühnheit hat gesiegt, und in dem Augenblicke, wo er mit Maria de Mendoza vom Altare der heimlichen Vermählung heimkehrend, von dem zu spät kommenden Perez verhaftet werden soll, erhält er aus den Händen des Cardinals den Commandostab als Generalissimus der Christenheit.

Dritter Akt.

Der Sieger von Lepanto.

Die Siegesschlacht von Lepanto ist geschlagen. Der Ruhm Don Juan d'Austria's erschallt durch die ganze von ihm gerettete Christenheit. Nur ein Herz ist von den schreckenden Furien eifersüchtigen Neides erfüllt, das Herz seines Bruders des Königs Philipp. Escovedo, der

als Bote von dem ſiegreich an des Heeres Spitze heimkehrenden Helden voraufgeſandt iſt, beginnt vor dem auf dem Throne ſitzenden und in einem Gebetbuche leſenden Könige, von Perez eingeführt, knieend ſeinen Siegesbericht, ein Meiſterſtück poetiſcher Schilderung. Mitten in denſelben unterbricht ihn der eintretende Johann mit den Worten:

Still Cöcoveto, denn hier bin ich ſelbſt!

Worauf der König, ohne ihn anzublicken, vom Throne ſich erhebt und mit den Worten:

„Gott in der Höh' gebührt allein die Ehre!"

in Begleitung ſeines Beichtvaters und ſeines Perez' den Audienzſaal verläßt.

Dies iſt, um dies beiläufig zu ſagen, die einzige Scene, in welcher König Philipp auf der Bühne erſcheint. Der Dichter hat mit ſeiner Mäßigung ſich aller weitern Anwendung dieſer Figur enthalten, und uns gleichſam nur einen Blick in die Höhle des Tigers thun laſſen, aus deren Dunkel uns nur zwei grüne Augenſterne funkelnd entgegenleuchten.

Jetzt erfährt Don Johann, welcher Art das Princip iſt, dem er dient und dem er ſein Leben geweihet. Philipp hat beſchloſſen um jeden Preis den allzu hoch geſtiegenen Helden zu demüthigen. Schon vor der Audienz war dem ſiegreichen Heere und Feldherrn der triumphirende Einzug in die Hauptſtadt verſagt. Den Empfang Don Johann's, der um darüber Beſchwerde zu führen herbeigeeilt war, haben wir ſo eben geſchildert. Johann iſt außer ſich:

„Nur Gott allein die Ehre!“ So bescheiden
Sind wir beschieden! Oder — irrt ich mich,
Hat Gott vielleicht im Sturm und Donnerwetter
Zerstört des Feindes Flotten bei Lepanto,
Indeß wir auf dem sichern Lande saßen,
Und mit Gesang dazu die Zither schlugen!!

Escovedo (leise).

Wir sind belauscht!

Johann.

Bleib' bei mir Escovedo;
Ich bin wahnsinnig! Mein Verstand geht irre!
Verrathen bei Lepanto habe ich
Das Heil der Christenheit und unsre Flotte;
Ich bin ein Renegat, mit Schimpf bedeckt
Im Koth nachschleifend die entehrten Fahnen
Führ' ich das Heer zurück! So ist erklärt,
Warum der König mir den Rücken wendet
Warum den Regimentern ist versagt
Der Eintritt in die Stadt! —

Aber noch nicht genug. Don Johann darf nicht an der Spitze des Heeres bleiben. Perez, vom Könige abgesandt, verkündet ihm:

Die Majestät bedauert sehr, daß sie
Behindert ist von wichtigen Geschäften —
Denn schlimme Zeitung ging von Brüssel ein —
Den vielgeliebten Bruder zu empfangen.

Und daß des Königs Majestät sich verpflichtet finde:

— — Euerm Wunsch nach soviel Mühe,
Nach Euern glückgekrönten Wagestücken *)
So sehr gerechtem Wunsch zuvorzukommen
Und Euch zunächst in Ruhe zu versetzen.

---

*) Die historischen Worte Philipp's auf die Botschaft von dem Siege bei Lepanto lauteten: „Don Juan wagte sich sehr!“

Dieſer Schlag trifft den Helden in das Herz. Es beginnt eine Ahnung deſſen in ihm aufzudämmern, was ihm der Niederländer Max. von Bergen im erſten Akte prophezeiht, als er ihm warnend auf ſein ſpottend Wort über die Freiheit, zugerufen:

Bethör' dich Gott! Du wirſt noch einſt erkennen,
Welch großes Gut die Freiheit im Gefäß
Des heilgen Rechtes iſt, denn in der Schule
Der Tyrannei wird Allen ſie gelehrt.

Die eiſerne Zuchtruthe dieſer Schule fühlt er jetzt zum erſten Male und am tiefſten juſt auf der Höhe ſeines ſtolzen Ruhms und Thatbewußtſeins, und er entgegnet dem höfiſch ſpöttiſchen Schlangenmitleidigen: »wird Euch nicht wohl?« des königlichen Dieners, mit den Worten:

Ihr fragt
Mich ſo am Tag des flammenden Triumphes,
Voll ungemeſſnen Ruhms, nach einer Seeſchlacht,
Wie noch der Erdkreis keine zweite kennt,
Die in die Luft geſprengt die Uebermacht,
Des Reiches der Osmanen, die Armada,
Die alle Chriſtenheit mit Angſt erfüllte! —
Seid doch ſo gut, und ſagt mir: welcher Grieche
Hat weſtl bei Salamis die Perſerflotte
Geſchlagen und vernichtet? Sprecht, wie hieß
Der große Held zur See, der Griechenland
Von Sclaverei und Untergang gerettet?
Wie hieß er doch? Sagt an: war ich es nicht?

Perez (lächelnd).

Mögt Ihr Euch mit Themiſtokles vergleichen?

Johann (langſam betonend, mit bitterſtem Hohn).

Mich — mit Themiſtokles? Was fällt Euch ein
Er diente ſeinem Volk, ich — einem König! (ab.)

Wundervoll hat in dem jetzt folgenden Monologe des Perez' der Dichter das Princip, in deſſen Schlangenwin-

dungen wir den Helden verstrickt sehen, in dem Bewußtsein eines ächt dienenden Jüngers desselben diesem ersten Erwachen des Helden gegenüber, in Scene gesetzt:

Das eben ist es, Don Johann von Oestreich, —
Das ist der Strick, an dem wir dich noch halten —
Der Dienst! — Der Dienst ist unsre Zauberformel,
Erfunden in geheimer Klosterzelle
Und überliefert an das Königthum,
Mit der wir diese wilde Zeit beherrschen
Und in ihr die gewaltigsten Naturen!
Was wären wir mit allen unsern Werken,
Wenn dem Naturspiel, dem Genie, die Welt
Zum leichten Spielball wär' anheim gegeben!
Doch ich bewahre mir des Königs Gunst,
Denn wir verstehen uns, und danken Gott
Daß er uns das Talent geschenkt: zu brauchen
Zu unserm Dienste, was wir herzlich hassen.

Diese Selbstentschleierung des eigenen Princips der bigotten religiös-politischen Geistesknechtschaft setzt sich fort in der Form des folgenden durch die Situation motivirten Gebets:

So dank' ich dir, dem Geber alles Guten,
Daß du auch Don Johann uns überliefert,
Wie einst das Kriegsgenie des Grafen Egmont,
Als wir des Siegs bei St. Quentin bedurften,
Und dann sein Haupt! — Und lege noch dazu
Den Kopf des klugen Wilhelm von Oranien,
Der uns nun so gefährlich worden ist! —
Mein Herr und Gott, laß so Johann benützen
Und auch — verbrauchen, — wie es dir gefällt.

Und für diese Weltanschauung des ganz dem Dienste seines Herrn hingegebenen bigotten Spaniers, dem sein Glaube selbst da, wo seine Kirche mit dem Interesse seines Dienstes collidirt, ein willkommenes Auskunftsmittel

bietet, iſt dann auch das folgende Geſtändniß eben ſo nothwendig als hiſtoriſch motivirt:

Doch daß dabei der Seel' geſchieht kein Schaden,
Hab' ich gelöſt mir einen Ablaßbrief,
Der mir den Himmel immer offen hält,
Bet' ich nur täglich zwanzig Vaterunſer. —
So hier und dort geweckt mit allen Gnaden
Geht durch die Welt mein Weg in's Himmelreich.

Auch hier offenbart ſich, wie wir ſpäter ſehen werden, jene innerliche Dialektik, nach der das Intereſſe der Kirche, wie es Sega vertritt, an ſeinem eigenen Principe ſeinen Gegenſatz findet, der die Macht der Kirche im entſcheidenden Augenblicke an dieſer ihrer eigenen Macht ſcheitern läßt.

Die nächſte Scene führt uns in das Lager des ſiegreichen Heeres vor Madrid. Schon iſt es ſchwierig über den Befehl, der ihm den Siegeseinzug verboten hat. Bei der Nachricht von der Inruhſtandſetzung ſeines abgöttiſch geliebten Führers, welche erſt Arthur, dann beſtimmter Escovedo überbringt, und bei dem Gerücht, daß ſie ohne ihn in die Niederlande ziehen ſollen, bricht der Aufruhr in helle Flammen aus. Ich muß über dieſe Lagerſcene, die in der Poeſie wenig ihres Gleichen hat, und die in ihrer vortrefflichen Darſtellung auf unſerer Bühne Alles entzückte, wie über ſo vieles Schöne hinwegeilen. Als die Krieger verzagen, ſtellt ſich ein Weib, die Markedenterin Speranza, die Wittwe eines bei Lepanto getödteten Schiffscapitains, der einſt für ihre Tapferkeit der Feldherr ſelbſt die goldne Ehrenkette umgehangen, und ſie nach des Schiffes Namen Speranza getauft, an ihre Spitze.

Schon hat die Erinnerung an die Thaten von Lepanto und der Grimm über den Undank des Königs die Herzen mit Wuth erfüllt. Ein alter blinder Soldat, der unter Alba gegen die Geusen gefochten, der bettelnd unter sie tritt, schildert ihnen die Greuel und Gefahren jenes Vertilgungskrieges, dem sie jetzt geopfert werden sollen und zwar ohne ihn, ohne Don Johann, ohne ihren siegreichen Generalissimus! Die Rebellion bricht aus, die Regimenter rücken gegen Madrid an. Der König flüchtet nach dem Escurial, und Sega ruft aus:

So weit kam es mit diesem Herrn der Welt
Im Escurial, daß er sich flüchten muß
Vor einer Marketenderin! Mein Gott!

Auf des Messers Schärfe liegt jetzt die Entscheidung. Jetzt muß sich's zeigen, ob Johann den Muth hat, sein Princip, das Princip der Herrschermacht rücksichtslos durchzusetzen, sich selbst, sein Heer und Spanien an Philipp's undankbarer Tyrannei zu rächen. Es gilt Amboß oder Hammer sein. Es gilt, das Herrscherscepter zu ergreifen für ein Genie, dessen Wunsch und Ziel die Herrschaft, das zum Herrschen geboren, zum Dienen zu groß, zu furchtbar geworden ist für den Herrn, dem es bisher gedient. Die Hoffnung, daß dieser Herr ihm selbst zum Dank für seine Dienste den Weg zu freier Herrschermacht eines Thrones bahnen werde, ist enttäuscht. Philipp wird dies nimmer, denn Selbsterhaltung, der Trieb der Erhaltung der eignen höchsten Herrschermacht hindert es. Nur Einer kann der höchste weltliche Herr der Christenheit sein. Für Philipp und Don Johann, die Könige, hat die Erde keinen Raum. Dies Alles sieht Johann, sein Escovedo sagt es ihm; er drängt ihn zur Entscheidung:

Die Stunde ſchlägt, auf deren Donnerſtimme
Ich jede Mitternacht emporgelauſcht.
Johann von Oeſterreich! In deiner Hand
Hör' ich den Würfel der Entſcheidung rollen.
Es iſt das Schickſal Spaniens; mit Sehnſucht,
Mit Todesangſt harrt es auf dieſen Wurf.

Johann.

Ich weiß nicht: was Du willſt!

Escovedo.

Du blickſt mich an
Wie ein Nachtwandler? Du verſtehſt mich nicht?
Weißt du denn nicht, daß unſre Regimenter
Im offnen Aufſtand und in Anmarſch ſind.

Johann.

Was geht's mich an!

Escovedo.

Mein Gott im Himmel, leg'
Das rechte Wort mir auf die Zungenſpitze,
Das dieſen böſen Zauber löſen kann,
Der in dem Augenblicke der Entſcheidung
Den Sinn des Menſchen bindet, wo er ſich
Und eine Welt vom Elend könnt' erlöſen.

Johann.

Vergiß Dich nicht!

Escovedo.

Du willſt Dich ſelbſt vergeſſen!
Du drückſt die Augen zu, um nicht die Brücke
Zu ſehen, die den Abgrund überfliegt,
In den der Neid, die Bosheit deiner Feinde
Dich unaufhaltſam drängt! O rette Dich
Und Spanien, das ſchöne Spanien,
Aus Schmach und Tyrannei! — vor König Philipp!
Es ſtöhnt und wimmert hier zu deinen Füßen
In Schweiß und Blut gebadet — ſieh doch da
Die Folterbank der Inquiſition!
Die Schrauben ſtehen ſtill, von Todesſchreck
Ergriffen iſt der Henker ſelbſt entwichen!
Du biſt der einz'ge Retter! hilf und rette,

Gieb Spanien die alte Freiheit wieder,
Thu einen Schritt, so steigst Du auf den Thron
Als ächter Sohn und Erbe Deines Vaters.

Johann.

Bin ich kein Mensch, daß Du mit solchen Worten
Das Herz mir aus dem Busen winden willst? —
Ich kann, ich darf, ich will Dich nicht verstehn!

Ich müßte die ganze Scene abschreiben, wollte ich ein Bild von der Gewalt des Worts und der Gedanken geben, mit denen hier Escovedo, Johann's zweite Hälfte, den Helden bestürmt, um ihn zu den letzten Consequenzen seines Princips fortzutreiben. Vergebens! „Der wunderbare große Augenblick, der dieses Mannes Herz und Hand gesucht, fliegt ungenützt vorüber!“ hinterdrein:

Zähneknirscht die Hölle, schleichen, kriechen gramvoll
Jahrhunderte voll Schmach und Noth und Elend!

Vergebens stellt ihm der verzweifelnde Escovedo zuletzt vor, daß er mit diesem Tage das eigne Geschick besiegle:

Johann! es handelt sich hier um dein Haupt!
Nie, nimmermehr wird dir des Königs Argwohn
Vergessen diesen Tag, an welchem er
Ohnmächtig ist vor Deines Namens Klang!
Ein König, welcher zittert, der ist furchtbar,
Johann von Oesterreich. —

Johann (erwachend aus tiefem Sinnen).

Du nennst den Namen
Der mir den Weg aus diesem Dunkel zeigt!
Ich bin ein Oesterreicher! das ist Alles. —

So geht aus diesem Kampfe in der Brust Don Johann's das alte Princip „der strenge Geist von Habsburg“ siegreich hervor. Selbst der „entartete Sohn“ Kaiser Karls V. will nicht „den Feuerbrand der Anarchie frech schleudern

in das väterliche Haus.“ Und in diesem Bewußtsein läßt ihn der Dichter am Schlusse jener Scene ausrufen:

Ich flieh' und falle mit der alten Zeit!

Aber mit diesem Entschlusse ist auch sein eigenes Urtheil gesprochen, der Weg zu seinem Ziele ihm für immer abgeschnitten. Sein eignes Princip, dem er doch nur mit halbem Herzen dient, in Philipp incarnirt, muß ihn vernichten, doch nicht eher bis er in der Schule der Leiden völlig geläutert und zur Einsicht des Irrthums gekommen ist, an dem er untergeht. Noch kann er auf einen mächtigen Helfer auf seiner Bahn zum letzten Ziele zählen. Es ist die Kirche, deren Abgesandter Sega hochfliegende Pläne zum Heil der christkatholischen Kirche an den Helden knüpft. Maria von Schottland aus den Händen ihrer Schwester England zu erretten

Und beide auf den Thron Britannia's,
Der meerbeherrschenden emporzuheben,
So schmiedeten wir wieder den Prometheus
Der neuen Zeit an Petri Felsen an.

Um diese Pläne ihrer Erfüllung anzunähern, muß dem Kirchenfürsten Alles daran gelegen sein, daß Johann sich mit seinem Bruder versöhne. Die Rebellion des Heeres tobt durch die Hauptstadt mit dem Jubelruf: Johann von Oestreich! Aber Johann spricht nicht das Zauberwort, das ihm Escovedo entgegendrängt. Er ist zu adelig, um hier mit dem Stempel des Gelingens dem Verbrechen das Siegel einer großen historischen That aufzudrücken. Er bleibt unthätig, indeß sein Escovedo verzweifelt, weil er allein die Folgen übersieht. Aber zugleich weigert sich Johann dem bittenden Befehle des Bruders zu gehorchen und — warum ihn Perez fast fußfällig be-

schwört — das Commando des Heeres wieder in die Hand zu nehmen und die rebellischen Prätorianer in die Niederlande zu führen. Hier tritt die Kirche helfend ein. Sega gewinnt Maria de Mendoza, Johann's heimliche Vermählte, für seinen Plan. Mit ihm und durch sie bewegt er Johann in dem Augenblicke, wo er nahe daran steht, die Erkenntniß zu gewinnen, daß sein Escovedo Recht hatte, den Feldherrnstab auf's Neue anzunehmen, und seinem Vaterlande, den Niederlanden, Frieden und Versöhnung zu bringen. Nicht ohne inneres Grauen willigt Don Johann ein, doch sieht er ein, „daß keine andere Wahl ihm übrig geblieben, seit er Escovedo zurückgewiesen". Sega deutet ihm in räthselhaften Worten an, daß der Weg in die Niederlande, der von ihm früher bezeichnete Weg zum Throne sei, und jetzt muß Johann auch erfahren, daß sein Weib, seine geliebte Maria de Mendoza, vom Kardinallegaten bestürmt, das große Zukunftsgeschick des Helden nicht durch ihre Liebe zu hindern, — ihm zu entsagen bereit sei. So dringt das tödtende Messer ihm immer tiefer in die Seele. Im Augenblicke des herzzerreißendsten Scheidens ertönt die Kriegsmusik seiner Soldaten, die den wiedergewonnenen Feldherrn jauchzend begrüßen und ihn mit sich fortführen. So schließt der dritte Akt.

Vierter Akt.

Jetzt rollt der Wagen von Don Johann's Schicksal unaufhaltsam abwärts. Wir sind beim Beginn des vierten Aktes in Namur, in das Don Johann so eben feindlich eingerückt ist. Wo ist der jugendlich überschäumende, glühend romantische, liebeglückliche Abenteurer, der adelig

übermüthige, junge Ritter, der thatenfrohe und thatendurstige Held der ersten Akte? Johann ist in düsterer, herznagender Verzweiflung. Er fühlt seine Bahn abwärts gehen. Er ahndet, daß der König sein Verderben will, und daß ihm um diesen Preis selbst die Gefahr des Verlustes der Niederlande nicht in Rechnung kommt. Dieser zerrissenen wüsten Stimmung entspricht die Natur um ihn her, das wilde wüste Nebelmeer, das über die Wasserflächen und Felder um Namur gebreitet liegt, während in den beiden ersten Akten der Himmel Spaniens über den blühenden Orangenbäumen lachte. — In furchtbar ergreifenden Bildern schildert der in das Netz von Philipp's Arglist verstrickte Johann in zwei Monologen der ersten Scenen seine Lage. Diese Monologe sind das Größeste, was ich in dieser Art je gelesen.

In diesen Akten ist Alles historisch, diese Katastrophe der Tragödie hat die Weltgeschichte vorgedichtet. Johann hat gegen einen Theil der Niederlande unter Oranien nach vergeblichen Friedensversuchen zum Schwerte greifen müssen. Man hatte ihn bei seiner Ankunft in den Niederlanden jubelnd als Retter und Befreier empfangen, um so bitterer traf ihn jetzt der Haß des Volks. Dies hatte Philipp erwartet und erhofft. Jetzt läßt er ihn ohne Geld, ohne Soldaten, ohne Antwort auf seine Bitten, seine stürmischen Forderungen. Er soll Ehre und Kriegsruhm in den Niederlanden verlieren, er soll sich zu Tode siegen. Johann hat seinen treuen Escovedo nach Madrid gesendet. Er kehrt nicht wieder. Die Unterhändler der vereinigten Provinzen werden gemeldet. Don Johann will sie noch nicht sehen (IV, 1.):

Nein noch nicht! noch nicht
O Philipp, schick Soldaten oder Geld

Wenn nicht — den Frieden! In des Tigers Höhle
Send' Boten ich auf Boten. Keiner kehrt!
Auch Escovedo will nicht wiederkehren!
Was ist das? horch!

Arthur.

Es sind Soldatenschritte.

Die Abgesandten der Regimenter erscheinen, die in Namur mit eingerückt sind und auf dem Markte unter den Waffen stehen. Sie verlangen Geld und Brod und — beim Mangel an beiden die Plünderung der Stadt Namur laut ihrer Capitulation, die Plünderung jedweder Stadt verspricht, in die sie durch Gewalt der Waffen eingezogen. Johann kann sie nicht gewähren. Namur hat ihm in Brüssel schon gehuldigt, freilich gegen das Versprechen, keine spanischen Truppen in ihre Mauern nehmen zu dürfen. Aber Johann hat dies Versprechen brechen müssen. Die Noth hat ihn gezwungen, diese feste Position für sein geschwächtes Heer zu nehmen, um der Feindesübermacht die Stirne bieten zu können. Diese Scene mit der Deputation der Soldaten ist ein Meisterstück. Ein feiner Zug, wie deren sich hunderte finden, ist der, wie ganz nothwendig nach der empfangenen abschlägigen Antwort die Prosa der Sprache des Wortführers Sancho in die Poesie übergeht:

Sancho.

Monate lang bleibt schon die Löhnung aus,
Doch ohne Murren haben wir gedient,
Es fault die Kleidung von den Gliedern uns;
Doch thut ein Jeder vor wie nach die Pflicht.
Schon wochenlang gebrach es uns an Brod;
Wir aßen roh das Fleisch gefallner Pferde.
Nun aber nagt der Hunger an der Seele;
Und aus der ganzen menschlichen Natur
Springt endlich doch der Wolf und sucht sein Schaf.

Es wanken die letzten Bande des Gehorsams und der Disciplin. Johann kann nur versprechen:

Bei Gottes heil'gem Leib! nicht eher will ich
Erquicken mich an Speise oder Trank,
Bevor ihr alle satt geworden seid. —

In dieser Lage und Stimmung trifft ihn der Unterhändler der vereinigten Provinzen. Es ist derselbe Graf Max von Bergen, den wir aus dem ersten Akte kennen. Was er dort dem Jugendfreunde gegenüber gefürchtet, hat sich mit dämonischer Sicherheit erfüllt. — Sie stehn einander im Kampfe für und gegen die Freiheit mit dem Schwerte gegenüber. „Es hat," sagt der Graf,

— — ein Meer von Blut sich zwischen uns
Gelagert seit dem schönen Frühlingsabend,
Wo vor dem Thore von Madrid zwei Freunde
Sich Lebewohl gesagt und einen Eid
Der Treue ihrem Mutterland geschworen. —
Seitdem hat Don Johann sich in das Buch
Der Weltgeschichte flammend eingeschrieben,
Im Dienste Philipp's; und seitdem hab' ich
Ruhmlos gestritten für mein armes Volk.

Doch jetzt gilt es auf's Neue Entscheidung; und Bergen drängt ihn zu derselben. Er kennt Johann's verzweiflungsvolle Lage, Philipp's rachsüchtige Eifersucht, die ihn verderben will, zumal seit er durch das „ewige Edikt" den Provinzen die alten Rechte zurückgegeben und eine friedliche Ausgleichung anzubahnen versucht hat. Er weiß, daß Don Johann's Regimenter wegen mangelnden Soldes nahe an Empörung sind, daß sie nicht abzuhalten sein werden, Namur, die verbündete Stadt, zu plündern, daß sie auf dem Markte halten, wie „hungrige Hyänen":

Dem Tag mordlustig in die Augen blinzelnd
Und nach der Nacht und ihren Gräueln lungernd,
Und diese Nacht hat Philipp zubereitet!
Sie wird mit einem langen blut'gen Strich
In uns auslöschen Ihren guten Namen,
Und während wir hier sprechen bricht sie an.

Ein Federzug kann ihm alle Herzen von Brabant gewinnen. Die Provinzen bieten ihm die Statthalterwürde. Sie wollen dem spanischen Heer den rückständigen Sold bezahlen, dann soll er es entlassen und sich selbst von Spanien lossagen, Frieden und Schutz den Religionsparteien

Mit einem Wort die Freiheit ganz und gar!

gewähren. Johann wankt. Er schaudert noch vor dem zurück, was ihm Verrath an Gott und König scheint. Er kann nicht fassen, wie diese »Gueusen« glauben mögen, den Titanenkampf »gegen Petri Felsen, der den Himmel trägt« zu bestehn. Bergen erwidert ihm:

Doch da die alten Götter dich verleugnet,
So ist es immer rühmlicher mit Riesen
Zu fallen, als mit Zwergen sieht zu bleiben.
Es hat die Welt getheilt sich in zwei Lager —
Ergreife die Partei der neuen Zeit
Du ausgestoßner Sohn der Tyrannei
Ergreif' Partei! das kann allein Dich retten.

Es drängt die Zeit, Johann will Bedenkzeit. Bergen verläßt ihn tief bewegt, denn »ihm beschleicht das Herz ein Grauen«

Als könne jegliche
Secunde um Dich zu Krystall erstarren
Als Deine Mörderin und als Dein Sarg.

Er geht und läßt ihn allein. Johann iſt in furchtbarer Aufregung. Vortrefflich iſt es, daß ihn, den romantiſchen Charakter, der Dichter nach dem Aufſchub nur dieſer Nacht verlangen läßt. Denn „Morgen iſt der Jahrestag des Sieges von Lepanto, an dem in allen chriſtkatholiſchen Landen für ihn Gebete auf zum Himmel ſteigen. An dieſem Tage war er immer glücklich“ und ſo ruft er aus:

Bei Tagesanbruch will ich mich entſcheiden.

Das furchtbar Dämoniſche der tragiſchen Kataſtrophe wird hier, wie ſo oft bei Shakſpeare, dadurch in ſeinem Eindrucke verſtärkt, daß Gelingen und Mißlingen durch dieſen Zug romantiſcher Charakterbeſtimmtheit ſcheinbar an einen Nadelpunkt geheftet wird. Denn dieſer kurze Aufſchub iſt es, der die Kataſtrophe herbeiführt. — Als der niederländiſche Unterhändler ihn verlaſſen, erſcheint Sega in Begleitung eines Dominikanermönchs. Er bringt aus Spanien Botſchaft. Philipp will die Unterwerfung der Rebellen mit dem Schwert, und wenn ſie gelungen, willigt er in den Preis, den dem Sieger und Glaubenshelden die Kirche bietet. Dieſer Preis iſt die blutige Krone und die Hand der gefangenen Maria von Schottland. Und Maria de Mendoza? Sie hat entſagt, und der Cardinal überbringt ihm den Scheidebrief. Johann ſieht ſich furchtbar enttäuſcht:

Das alſo war die Krone der Verheißung?
Der Blutlohn, den die Buhlerin gezahlt,
Für ſeines Königs Mord dem Grafen Bothwell,
Der Herendank, der ihn wahnſinnig machte
Und gräßlich enden ließ in Raſerei!

Er ſieht an dieſem Anerbieten nur die letzte Schlinge, in

die man ihn verlocken will, und furchtbar dämmert der Irrthum seines Lebens in ihm auf. Er zerreißt den Scheidebrief, er stößt die Krone von sich, er bricht mit dem Legaten und der Kirche. Sega, der ihn liebt, verläßt ihn als einen „Verlornen“ in tiefer Bewegung. Und noch ist das Maaß nicht voll. Durch den Dominikanermönch Isidoro erfährt Johann endlich auch das Geschick seines Escovedo. Philipp hat ihn durch die Inquisition, nachdem er der Folter, ohne zu entdecken, widerstanden, hinrichten lassen. Isidoro selbst hat ihn zum Tode bereitet, und bringt dem Don Johann sein Abschiedswort und das Tuch, das seine Augen deckte, als er den Todesstreich empfing. Diese Nachricht zerreißt Johann's Herz, und zugleich das letzte Band, das ihn an seinen König und Bruder und an sein Princip gefesselt hielt. Von der tiefsten Klage geht er über zur schrecklichen halbrasenden Wuth der Rache:

So war's gemeint? die Bosheit fand den Weg
Durch Escovedo's Herz zu meiner Seele!
Er war zu groß für diese kleine Zeit
Sein Geist gehörte ihr nicht an, er hatte
Sich aus dem alten freien Griechenland
Verirrt zu den Barbaren, und es mußte
Patroklus fallen dem Verhängnisse. —
(Pause.)
Patroklus ist erwürgt, in meiner Hand
Halt' ich das Tuch getränkt von seinem Blut.

Mönch.

Was sinnt Ihr! Eure Augen werden starr?

Johann.

Ich bin kein Mensch mehr, Waffen, Waffen her!
Hier Escovedo's Leiche! Stell' dich! Stell' dich
Du König und Bandit! hier ist Achilles! —
Zum Aeußersten bin ich gebracht, wie Egmont,

Wie der Infant Don Carlos, — Tigerkönig!
Noch kräuft er von dem Blute Escovedo's
Und neue Opfer ſchleppt er ſich herbei
Zum Stiergefecht! Das königliche Thier
Mit rothen Tüchern, vom Geheul des Volkes
Von Meſſerſtichen, Pfeilen, Brandraketen
Zur Tollwuth aufgereizt, brüllt auf und dreht ſich
Rings um im Kreis, bis es dem Matador
Aufhöhnend in die Degenſpitze rennt!
Ich bin kein Stier und er kein Matador! —
Zwei Brüder faſſen ſich bis auf den Tod
Und ſie umarmen ſich mit Eiſenarmen
Und ſtürzen mit einander in den Abgrund! —

Er läßt den niederländiſchen Unterhändler zu ſich beſcheiden. Er will ſich der Freiheit in die Arme ſtürzen, der »unbekannten, fürchterlichen Gottheit, dem neuen Moloch dieſer Zeit«:

O Freiheit,
Die du die Völker raſend machſt, daß ſie
In deine Feuerarme jubelnd ſtürzen,
Nimm auch mich hin!

Er ſchwört in dieſem kurzen Monologe ſich ſeinem Mutterlande zu mit Leib und Seele. Da erdröhnt Trommelwirbel und Kanonendonner aus der Stadt zum Schloſſe hinauf. Graf Bergen erſcheint. Es iſt zu ſpät —

Mit königlicher Vollmacht
Iſt angelangt Don Perez, dieſe Trommeln
Bedeuten, daß die ſpaniſchen Regimenter
Gehorſam leiſten, denn er hat Befehl
Zur Plünderung der Stadt Namur gegeben.

Fünfter Akt.

Kerker und Freiheit.

Der Ring der Tragödie nähert sich dem Rückgange zu seinem Anfang. Perez, der mit dem königlichen Befehle, Johann von Oestreich lebendig oder todt nach Spanien zu liefern, angelangt ist, hat den Fürsten als Hochverräther verhaften lassen. Denn der König weiß, daß er an Abfall gedacht und Unterhandlungen mit den Rebellen gepflogen. Johann ist verloren. Vergebens wird jetzt Alles aufgeboten ihn zu retten, Sega droht dem Perez mit dem Zorn der Kirche, Maria de Mendoza beugt vor ihm ihr stolzes Herz und erinnert ihn daran, daß es ihr Vater gewesen, der ihn erzogen und ihm die Leiter seines Glücks gehalten. Perez ist gegen beide gewappnet. Gegen den Zorn der Kirche schützt ihn der unbegränzte Ablaßbrief, und Maria de Mendoza kann er erwidern: daß das höchste Gesetz, zu dem ihr Vater, der spanische Hidalgo, ihn erzogen, das gewesen, dem Könige seinem Herrn in Allem unverbrüchlich treu zu dienen. So haben wir auch hier immer dieselbe Dialektik, welche die Feder des ganzen Kunstwerks ist: ein Scheitern des Princips an sich selbst und seinen Consequenzen.

Ich will diese Scenen rasch übergehen, in denen das Ringen der Liebe mit dem Fanatismus des Dienstabsolutismus das Herz zerreißt. Aber auch im Heere herrscht dumpfe Gährung. Die Unthat der Plünderung ist vorbei, und schon fault die Frucht des durch sie verrätherisch von Perez erkauften Gehorsams. Das Heer zumal das Leibregiment Johann's will den Feldherrn, den es gefährdet glaubt, befreien. Maria de Mendoza schürt das Feuer. Perez selbst wird wankend. Ein Wort

Maria's hat in ſeiner Bruſt gezündet. Wiederholend ſpricht er in ſich hinein:

Der König will die That und haßt den Thäter!?
Und mein Verderben ſtände vor der Thür? —

Auch iſt Johann von kaiſerlichem Blute, der Held, der die Chriſtenheit gerettet von den Ungläubigen. Sein eiſernes Herz erbebt ihm, er kann das letzte ihm vor dieſer Mitternacht noch übrige Gebet, an dem ſeines Ablaſſes Gültigkeit, und mit ihm Don Johann's Schickſal hängt, nicht vollenden. So mit ſich ringend finden ihn die zwei dienenden Henker der Inquiſition, die ihm Philipp als ſichere Leute aus Spanien nachgeſendet hat. Im erſten Grauſen des auffahrenden Schreckes hält er ſie für ſeine Mörder; doch ihr Beglaubigungsbrief belehrt ihn. Als ſie aus ſeinem Munde erfahren, wem ihr Werk gelten ſoll, erhebt ſich die Seele dieſer entmenſchten Naturen zur Erhabenheit des fataliſtiſchen Rachegemuſſes. Der »Meiſter vom Schwerte« ruft aus:

O Gott iſt groß und mächtig das Verhängniß!
Wir ſind Moriſko's, wie ihr ſelbſt wohl ſeht,
Gefangen einſt bei Munda, wo Johann
Zertreten und vernichtet unſer Volk;
Wer ſich nicht taufen ließ, den warf er über
Nach Afrika; wir beide wurden Chriſten
Und Henkersknechte! Was man doch werden kann,
Nun hat ſich doch die Welt herumgedreht! —
Erlaubt Don Perez, daß wir beide lachen.

Dieſer Zug grauſenhafter welthiſtoriſcher Ironie reicht an das Größte, was Shakſpeare gedichtet. Er bildet zugleich wieder ſymboliſch den furchtbaren Schickſalsgang des ganzen Kunſtwerks ab. Die Thaten des Helden werden ſeine

Henker. Denn dieſe Thaten ſind vollbracht im Dienſte eines falſchen Princips, gegen ſeine innerſte Beſtimmung, gegen ſeine Sterne. Die alten Hellenen ſetzten über alle Götter und Menſchen, getrieben von unbewußter Sehnſucht nach Einheit der Gottesanſchauung, die Moira, jenes Geſchick austheilende Verhängniß. Aber der freie Menſchengeiſt des Hellenenthums konnte wieder auch dies Princip in ſeiner Starrheit nicht ertragen. Er durchbrach es in der Annahme des Hypermoron, von dem Homer ſingt, durch die Annahme, daß die Mächtigkeit und Thatkraft heroiſcher Naturen, in einzelnen Fällen die Schranken der unperſönlichen und daher widerſtandloſen Moira, des abſtrakten Begriffs zu durchbrechen vermögend ſei. So können wir auch, und hier in Beziehung auf den Helden unſerer Tragödie ſagen, daß er die Bahn, zu der ihn das Verhängniß ſchuf, die Bahn zum Königsthrone eines freien Volks, verfehlte durch die ſelbſteigne Kraft, mit der er an dem angeerbten und anerzogenen Principe feſthielt. In dieſem Feſthalten erſchöpfte er ſeine Kraft; zuerſt mit der Sicherheit und Zuverſicht des freudigen Bewußtſeins, dann mit leiſem Zweifel, dann von der Zwangsgewalt des Rades, in das er unvermerkt geſpannt iſt, fortgetrieben, bis er am Ziele ſeiner Bahn ſein ganzes Leben als einen einzigen ungeheuern Irrthum erkennt, und an dieſer Erkenntniß zu Grunde geht. Auf dieſem Punkte ſteht Johann im fünften Akte, in deſſen fünften Auftritte wir ihn im Kerker, Sega gegenüber, wiederſehen. Das leuchtende Gewand des Ruhmes der Thaten im Dienſte Philipp's vollbracht iſt zum Neſſushemde geworden, deſſen Qualen ſeine Eingeweide zerreißen. Er will nicht fliehen. »Seine Schuld iſt Meineid und

Völkermord,« »er darf nicht leben.« »Betet für mich,« ſagt er zu Sega:

Betet für mich! ich bin ein groſser Sünder,
Der Sclave eines hölliſchen Gefpenſtes,
Das König Philipp heiſst, und ſich ernährt
Von Menſchenblut und unerſättlich iſt,
Seit er des eignen Sohnes Blut gekoſtet.

Furchtbar lautet ſeine Selbſtanklage:

O ich Wahnſinniger, o ich Verräther!
Ich war ſein Henkersknecht! Ich ſchüttete
Ihm Völkerblut in ſeines Durſtes Abgrund,
Ich warf ihm auf die Schlachtbank die Moriscos,
Schlug der Türkei die brunnenfriſche Wunde,
Daſs ſie ihr Blut aus allen Adern gieſst,
Ich zapfte ihm ab das Blut der Niederlande —
Ich war der Mundſchenk dieſes Ungeheuers!
Ich Rasender! — —
Nun hat mich ſelbſt die Rieſenſchlang' verſchlucht,
Da, dieſe Hand iſt nicht mehr meine Hand,
Der Fuſs nicht mehr mein Fuſs, ich muſs in ihr
Und ſie an mir verderben! —

Sega beſchwört ihn die Mittel zur Flucht anzunehmen. Hier droht der Tod und draufsen iſt die Freiheit. — Die Freiheit! dieſer Klang ſchlägt mächtig klingend an ſein Herz. Er antwortet Sega nicht, aber er beichtet dem eignen Geiſte die Sünde ſeines Lebens, die Sünde an dem heiligen Geiſt der Freiheit, dem Rechte des Geſetzes der Freiheit, die er einſt im Jugendübermuth verhöhnt und dann bekämpft:

Als ich im blinden Wahne dich verläugnet,
Da drücktest du um mich die Welt zuſammen
Zu meinem kleinen Vaterland, und da
Auch dies mit Füſsen ich getreten,

Drängst du es zu vier starren Kerkerwänden
Um mich herum! — Die Wände sind lebendig
Sie schrauben sich heran, — die Decke senkt sich,
Sie fällt herab auf mich, ich werf' mich nieder, —
Und lieg' in einem Sarg — lebendig todt,
Und nun erkenn' ich dich, furchtbare Gottheit! —
Schon fehlt die Luft zum Odem, und ich stöhne
Mit meinem letzten Angstschrei: Freiheit! Freiheit! —

Nach diesem letzten Auflodern der Leidenschaft überkommt ihn der Frieden und die Ruhe des Todes. Der Prozeß der tragischen Reinigung ist vollendet, und der Held in dem Processe dieser Leiden zu dem Bewußtsein des Irrthums und eben damit auch zu dem Bewußtsein der **Wahrheit** gelangt. So reif zu der Verklärung des sühnenden Todes, vollendet der giftgetränkte Dolch des königlichen Brudermörders nur äußerlich das innerlich schon Vollbrachte. Er spricht es aus, das Bewußtsein seiner innern Auflösung in dem rührend schönen, an Sega gerichteten Abschiedsworten, über welche die Schatten der Todesmüdigkeit wie düstre Herbstnebel um die scheidende Sonne schweben:

Ich hab' die Welt
Und sie hat meiner satt! — Dem Könige
Und seinem Reiche soll genug geschehn
Ich gehe, wie mein Vater in ein Kloster,
Vielleicht auf Montserrat; ich sehne mich
Nach des Gebirges großer Einsamkeit
Dort, wo die Wolken und die Wetter hausen,
Die gerne mit mir grollen oder weinen,
Und über Wurzeln umgebrochener Bäume
Durch Moos und Moor als Bäche abwärts rieseln,
Um dich zu grüßen heilige Maria!
(Zum Volke.)
Sie ist das einz'ge Herz, das mir geblieben!
Bereitet ihr ein ruhiges Asyl.

Worin ihr Schickſal ſie beklagen kann;
Denn unſrer Liebe wunderſames Glück
Ward uns nur in Minuten zugezählt.
Man hat im Leben grauſam uns geſchieden,
Laßt bei einander unſre Gräber ſein!
Maria mir zu meiner Herzensſeite
Und rechts von mir den treuen Cocovedo —
So will ich ſchlafen gehen! Gute Nacht.
Todmüd iſt mein Gebein, ich ſehne mich
Nach Schlaf und Ruhe, gute Nacht!

Es wird ſein Todesſchlaf. In ſeinem Schlafzimmer trifft ihn der giftgetränkte Dolch der Mörder. Vor dem Schloſſe erhebt ſich das Geſchrei: »Johann von Oeſtreich! Generaliſſimus!« der heranſtürmenden Soldaten. Perez ſtürzt herein, Mitternacht iſt vorüber, und noch hat er ſein Gebet nicht zu beenden vermocht. Er will die That aufſchieben. Sie iſt ſo auch jetzt nur noch ein nutzloſes Verbrechen, denn ſelbſt Sega mußte dem Johann auf ſeine letzten Worte erwidern:

Ja, wenn auf Macht und Herrſchaft du verzichteſt
Dann freilich biſt du ſicher, ſelbſt im Kerker.

Aber es iſt zu ſpät. Maria und die hereinſtürzenden Soldaten finden Johann in ſeinem Schlafgemach todt auf ſeinem Seſſel: »Er iſt geſtorben!« flüſtert tonlos Perez.

Sein Tod iſt ſeine Befreiung, für Philipp und ſeinen Helfer die Strafe des hiſtoriſchen Gerichts, die an Philipp's Namen den Fluch des Brudermordes knüpft, und den bigotten Perez an dem und durch das, was ſeine Stärke und ſein Stab war, an dem Fanatismus der Bigotterie verzweifeln läßt. Auch hier wie überall im Stücke immer daſſelbe Geſetz. Dieſes Mordes Fre-

pel richtet die alte Zeit, die solcher Verbrechen gegen ihre edelsten Söhne bedarf, und wohl darf gleichsam als Chor Seza ausrufen:

Wehe dieser Stunde
In ihr gab Philipp sich und Spanien
Den Todesstoß, und sinl ist unser Werk!
Wir alle sind mit dieser That gerichtet
Und über unsre Leichen steigt die Zukunft!

---

4. Die Charaktere und ihr Verhältniß zur Idee des Kunstwerks.

Der Weltzustand, in welchen uns das Kunstwerk einführt, hat sich in zwei Heerlager gespalten. Die Reformation hat dem spiritualistisch hierarchischen, der Abfall der Niederlande dem politischen Absolutismus die erste unheilbare Wunde geschlagen. Die junge Freiheit hat sich zum Kampfe erhoben gegen die Tyrannei, der Geist des Rechts gegen den Ungeist der Gewalt, in demselben Augenblicke, in welchem das alte Princip durch Philipp II. von Spanien in seiner höchsten Vollendung erscheint. Denn dieser Herrscher ist die vollendete Incarnirung des Absolutismus, der sich zugleich die ganze Machtgewalt des hierarchischen Princips dienstbar gemacht hat. Wie eine Riesenspinne sitzt er, alle Fäden lenkend, in der Mitte dieses furchtbaren Gewebes, das als Leichentuch sich über die Welt hinspann.

Die höchſte Blüte der Tyrannei iſt das Zeichen, daß in ihrem Innern die Frucht der Freiheit ſich bildet.

Auch die Tyrannei hat ihren Blütenſchmuck: das heroiſche Genie, das ſich in ihrem Dienſt gelockt ſieht, durch den Spielraum, den ſie ihm zur Entfaltung ſeiner Perſönlichkeit und ihrer ſelbſtiſchen Leidenſchaften in Ruhm und Macht bietet oder zu bieten ſcheint.

Dieſer Blütenſchmuck der Tyrannei Philipp's iſt Don Johann von Oeſtreich, das romantiſch-ritterliche Genie, die heroiſch gewaltige Thatkraft. Der fanatiſche Verſtand des Abſolutismus nimmt das romantiſche Genie in ſeinen Dienſt, um es für ſich zu nutzen. Es wird ihm gefährlich in dem Maaße, als es im dialektiſchen Gange der Entwickelung ſich von der ſchlechten Endlichkeit der ſelbſtiſchen Leidenſchaft in dem Widerſpruche befreit, den dieſelbe an dem Princip, dem ſie dient, findet, und — der Abſolutismus muß es vernichten. Das Nothgeſetz der Selbſterhaltung zwingt ihn die eigne Rechte mit der Linken ſich abzuhauen. So vollzieht er an ſich ſelbſt zu ſeiner Schmach und Strafe das Gericht des ewigen Geiſtes der Geſchichte. Seine Rettung iſt nur der Weg zum ſichern Untergange. Der Mord ſeines Feindes iſt zugleich ein Selbſtmord.

In dem großen Gemälde dieſes welthiſtoriſchen Schauſpiels, wie es der Dichter in Johann von Oeſtreich vor unſern Blicken entrollt, bilden ſich nun folgende Gruppen von Charakteren, die zum Theil ſchon mit den ſie beſtimmenden Zügen in unſerer Entwickelung der Tragödie hervorgetreten ſind. Sie unterſcheiden ſich von einander durch ein doppeltes Verhältniß: einmal durch die Stellung, welche ſie zu dem alten Weltzuſtande und ſeinem Träger

Philipp einnehmen und zweitens durch ihr Verhältniß zu der Idee des Stücks.

Diese Idee des Stücks fasse ich als: den Dienst des Subjects gegenüber dem Allgemeinen.

Dies Allgemeine ist für Perez Staat und religiöser Glaube vereint in der Person des Alleinherrschers. Hier gilt es völlige Unterwerfung unter den einen Willen, der allein Berechtigung hat, unter den Willen der Majestät des absoluten, gottgesalbten katholischen Herrschers. Es entsteht der Fanatismus des Dienstes, der keine Schranken kennt. Wo diese in Gewissen und Gemüth hervortreten wollen, liefert der Glaube selbst durch die Anstalten der Kirche die Mittel jeden Conflict auszugleichen. Der fanatische Diener ist darum nothwendig bigott. Sein Glaube ist keine Heuchelei, er ist ächt und wahr. Denn nur der ächte, unverrückte Glaube an die Macht der äußern Gnadenmittel seiner Kirche: Ablaßbriefe für alle Sünden unter Bedingung der Erfüllung gewisser äußerlicher religiöser Verrichtungen macht ihm die absolute Hingebung an den Dienst seines Princips möglich, ohne ihn zu einem Ungeheuer werden zu lassen. Da aber das Menschliche immer ein Irrationales in sich birgt, so kann es geschehen, daß das tiefliegende sittliche Princip des Gemüths in einen Fall geräth, wo es mit der ganzen Uebermacht der Naturgewalt das künstliche, wenn auch zur zweiten Natur gewordene Princip auf Augenblicke übermeistert. An solchem Siege des Guten und Menschlichen in der Brust geht in solchem Falle das Subject innerlich zu Grunde. Dieß ist Perez' Schicksal in der Katastrophe mit Don Johann, und es ist scharf, wahr und tief von dem Dichter durch den Zug hervorgehoben, daß Perez in dem verhängnißvollen Augen-

blicke das letzte Gebet, das seinem Ablaß wirksam machen und für ihn die Sünde von ihm nehmen kann, nicht sprechen kann. Der Dichter hat überhaupt die Consequenzen dieses Princips mit ihren Widersprüchen durch alle Schlangenwindungen hindurch verfolgt. Es ist immer die Stärke eines Princips, die auch seine Schwäche ist.

Der Verstandesehrgeiz genieloser Naturen wie Perez findet in dem Dienste die höchste Befriedigung, weil den Genuß, durch ihn das verhaßte Genie zu beherrschen. Was dieses zur Verzweiflung bringt, ist seine Seligkeit. Ist die Welt ein Gefängniß, so gilt es für ihn Kerkermeister zu sein, der über dem Genusse, Gefangene zu bewachen, vergißt, daß er selbst ein Gefangener ist.

Für das Genie eröffnen sich in solchem Weltzustande zwei Auswege, die jedoch auf dasselbe Endziel hinausführen. Das Genie strebt seinem Wesen nach der Freiheit zu, denn das Genie ist Freiheit. Diese Freiheit ist zunächst Selbstbefreiung des eignen Innern.

Escovedo hat sie vollzogen, aber er ist aus diesem Befreiungskampfe seines Innern zwar innerlich, als Sieger, aber äußerlich mit zerbrochenem Schwerte der Thatkraft hervorgegangen. Er hat die Verworfenheit des alten Knechtschaftsprincips in Staat und Kirche tief durchschaut, er hat sich durch die Erkenntniß frei gemacht von aller Tradition. Aber den Augenblick, wo der Mensch es wagt, die Frucht vom Baume der Erkenntniß zu brechen, ist schon nach der uralten Mythe zugleich der Verlust des Paradieses, der Unschuld, des Glücks. Unselig ist, wer das falsche Princip, das seine Zeit beherrscht, erkannt hat, ohne die Macht und Thatkraft zum offnen Kampfe zu besitzen. Seine Sklaverei wird nur um so schrecklicher, sie wird für ihn Verbrechen sein, weil sie für ihn Heu-

chelei iſt. Er fühlt, daß er ſelbſt nur »ein Schatten« iſt »von dem, was die Natur aus ihm zu machen gewillt geweſen.« »Am Unrecht« ſagt er (Akt II, Sc. 1):

Am Unrecht bin ich krank in dem Gemüthe,
Krank, wie ganz Spanien! — —
Was iſt ein Menſch, dem man Vernunft und Willen
Aus ſeinem Haupt geriſſen? Und dazu
Die Phantaſie, die ſelbſt dem Jagdhund bleibt,
Höfiſch verfälſcht! Der Dienſt iſt unſre Freiheit —
Der Dienſt am Hof — der Ruhm, nur Dienſt bei Damen
Die Liebe, und der Rang im Dienſt die Ehre!
Und ſo wie ich iſt Spanien nur ein Traum,
Und ein blutſaugendes Geſpenſt geworden,
Das zu der Nachtzeit an die Betten ſchleicht,
Und in dem Schlaf die neue Zukunft würgt!
Oh! oh! den Pfahl, den Pfahl mir in das Herz!

Er hört Don Johann's Troſtwort nicht, der ſeiner »jetzt doppelt bedarf.« Und ſo fährt er fort in ſeinen ſelbſtquäleriſchen Gedanken:

Ich ſah in Holland, wo in einem Garten
Ein ſeltnes Kunſtſtück einer Gärtnerſcheere;
Zu Thieren war das Buſchwerk zugeſtutzt,
Hier grünte eine Linde als Kameel,
Dort ein Wachholderſtrauch als Stacheligel,
Und da der Berbisſtrauch als Kettenhund;
So wird in Holland Baum und Buſch dreſſirt, —
In Spanien, doch in Spanien ſo die Menſchheit!
O welche Wolluſt müſt' es ſein: die Aeſte
Nach eigenem Geſetz emporzubreiten
Und Sonnenſchein und Regen aufzufangen
Als freies Weſen in der freien Welt.

Und dann der furchtbare Aufſchrei der verſtümmelten Natur in der herzzerreißenden Klage:

Mir iſt die That verſagt! — Eh' ich in Zweifel
Mich ſelber wiederfand, war meine Jugend
Bereits davon vergiftet. Weißt du doch,
Daß der gewöhnlichſte Gedanke ſchon,
Will ich ihn drängen bis zur That hinaus,
Mir Kopfweh macht, bis meine Sinne ſchwinden.
Für mich iſt ſchon das Denken eine Arbeit!
Ich ſchäme mich! Im Netze meiner Nerven
Liegt doppelt Mars umſchlungen und gefangen
Zu dem Gelächter der Unſterblichen. —

So iſt Escovedo grübelnder Träumer; das Leben iſt ihm hohl und nichtig, und nur in der Hingabe an den Dienſt der Freundſchaft ſucht er Rettung. In ihren Dienſt begiebt er ſich, und ſucht das Genie der Thatkraft, das er in Johann gefunden, für den Dienſt des neuen Princips zu gewinnen, durch ihn zu fördern, was ihm ſelbſt verſagt iſt. Er will die Freiheit durch die Thatkraft des Genies und der Bildung, die Freiheit in der Form helleniſchen Schönheitsideals. Dies iſt für ihn das Allgemeine. Der Würdige ſoll herrſchen, das Genie die gebildete Menſchheit, den Thron Spaniens befeſtigen, Spanien und die Welt befreien.

Don Johann verſteht ihn nur ſoweit, um ihn — zurückzuweiſen. Denn der Prozeß, der hinter Escovedo liegt, der Proceß der innerlichen Befreiung von den Schlacken des alten Princips und ſeiner Tradition, dieſer Proceß iſt für Don Johann die Tragödie ſelbſt und ihr Verlauf. Er iſt noch ſelbſt befangen in der Selbſtſucht der ſchlechten endlichen Leidenſchaft. Freilich ſpürt auch er den Druck der allgemeinen Unfreiheit, er will ſie durchbrechen, aber nur für ſich und zwar ſo, daß er ſich ſelbſt die Freiheit des Herrſchens, ein Königthum gewinnt.

Dazu zu gelangen, bedarf er des alten Princips und darum dient er ihm, dient ihm in Staat und Kirche. Dazu ist er ein Fürst, ein Bastard zwar, doch eines Kaisers Sohn, und anerkannt als Bruder des Herrn der halben Welt. So wurzelt in ihm das adlige, das Legitimitätsprincip viel tiefer, als daß es ihm gestatten sollte, alle Consequenzen des eigenen Princips in rascher That zu ziehn, z. B. im dritten Akte seinen Bruder Philipp zu entthronen, oder bei seiner Ankunft in den Niederlanden sich für sein Mutterland zu erklären. Johann ist der Romantiker des Absolutismus, Ruhm und Macht sein Allgemeines und die Tragödie ist der Läuterungsprozeß, in welchem er in dem Augenblicke zur Selbsterkenntniß gelangt, wo es zu spät ist. Die Freiheit, die er im Uebermuth der schwellenden Jugend verspottet, rächt sich furchtbar. Er verliert in dem Dienste des Princips der Selbstsucht, die Geliebte, den Freund, den Ruhm, die Macht und das Bewußtsein des Werthes seiner Vergangenheit und seiner Thaten. Er ist in sich gebrochen, und sein Tod nur ein äußerlicher Akt, der ihn befreit. Sein Schicksal ist das ächt und wahrhaft tragische im Sinne der modernen historischen Tragödie. Die Schönheit dieser Natur ist es, die den Wurm des Verderbens lockt. Das Versöhnende dieses Untergangs ist aber ein doppeltes. Es ist der unendliche Gewinn der Selbstbefreiung von der schlechten Endlichkeit selbstischer Leidenschaft auf der einen Seite, auf der andern das tragische Schicksal selbst, das die Verklärung und den Frieden der Schönheit des Todes in seinem Gebiete führt, das den Genius des Dichters ergreift: diese Gestalt verklärend wiederzuschaffen zu ewigem Leben, und

aller Menſchen Herzen über die Kluft der trennenden Jahrhunderte in unendlicher Liebe und Wehmuth dem Helden und ſeinem Schickſal zuzuwenden. Dies Gefühl war es, das an Achilles' Grabe den Welteroberer durchdrang, und ihn den Achill ſelig preiſen ließ, weil er einen Homer gefunden. Johann und Escovedo, Achilles und Patroklus fallen, Philipp und ſein Perez bleiben ſtehen. Aber wo iſt ein Menſch, der, wenn er zu wählen hätte, jener Geſchick mit dem übrigen vertauſchen möchte! Johann und Escovedo unterliegen, aber ſie ſtehen da als die ewig jugendlichen Sieger über der fühlenden Menſchen Herzen, während von Philipp's Stirne, der ruhig in ſeinem Escurial ſtarb, das blutrothe Kainszeichen durch die Geſchichte leuchtet.

Das Allgemeine, in deſſen Dienſten der greiſe Kirchenfürſt Sega ſteht, iſt die chriſtkatholiſche Kirche. Die abſolutiſtiſche Starrheit dieſes Princips wird aber in dieſem Vertreter deſſelben gemildert durch Bildung des Geiſtes und Wärme des Herzens, welches die Conflicte, in die es durch den Widerſpruch des eignen Princips geräth, tief empfindet, und am Schluſſe ſelbſt ſich gedrungen ſieht, ahnungsvoll das eigene Verderben zu verkünden.

Der Niederländer Max von Bergen endlich iſt der Sohn der neuen Zeit, das Recht und die Glaubensfreiheit

„Mit einem Wort die Freiheit ganz und gar!"

Die Freiheit ſeines Volks durch die Herrſchaft des Rechts iſt ſein Streben und daher der offene Kampf gegen die legitime Tyrannei ſeine Aufgabe, der er ſich mit uneigennütziger Selbſtverläugnung zuwendet. Eben darum und weil er in dem Dienſte ſeines Princips den Muth der

Consequenz hat, bleibt ihm und seiner Sache die Aussicht auf den historischen Sieg. Die Tyrannei erhält sich durch denselben Muth der Consequenz, aber nur scheinbar und mit Frevel neu belastet für das Weltgericht des geschichtlichen Geistes. Die Mitte, das schöne Individuum, der romantische Held geht unter nach kurzer Blüte, aber zu unvergänglichem Leben in den Hallen der Geschichte und in den Tempeln der Kunst, und über ihrer Leiche steigt der Geist der Zukunft, die Freiheit empor, an der durch den tragischen Läuterungsprozeß des Lebens und Todes Theil genommen zu haben, die historische Ehre des gefallenen Helden bleibt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Theodor von Kobbe.

Ein Denkstein

von

Adolf Stahr.

Oldenburg 1845.
Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.
(S. Berndt.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Während sie draußen in der schneedurchwirbelten Winternacht sein Grab aufschaufeln, will ich für dasselbe diesen kleinen, unscheinbaren Denkstein rüsten, der die Stätte so lange bezeichnen mag, bis der herbe Schmerz des unmittelbar gegenwärtigen Verlustes jener ruhig stillen Trauer gewichen sein wird, die es vergönnt, dem geliebten Freunde ein würdigeres Denkmal aufzurichten.

Theodor von Kobbe wurde den 8. Juni 1798 zu Glückstadt geboren; — nicht unter den glücklichsten Constellationen, wie er zu sagen pflegte, während eines schweren Gewitters, welches das Nachbarhaus in Asche legte. Von seinem Geburtsorte bemerkte er scherzend, daß er später nie Ursache gefunden in dem Namen »Glückstädter« ein Omen der Schicksalsgunst zu erkennen, wie er sich denn auch schon als Student seine Matrikel mit einem „Glockstadiensis“ anstatt mit einem Typopolitanus habe zeichnen lassen. Seine Familie war von väterlicher Seite dem alten Holsteinischen Adel, von mütterlicher Seite dem berühmten Grafengeschlechte von Ranzow angehörig. Sein Vater bekleidete die Stelle eines Landvoigts der Nordseeinsel Föhr. Früh von den Eltern getrennt, wurde er nach dem Tode seiner Mutter, im Jahre 1805, mit zwei älte-

ren Brüdern — von denen der älteste, der als Historiker nicht unrühmlich genannte Dr. Peter von Kobbe ihm vor Kurzem im Tode vorangegangen ist, in dem Holsteinischen Kloster Uetersen bei seinem Großvater, dem Grafen von Ranzow, Prälaten des Klosters, nach dessen Tode (1809) bei dem Rector Andresen, dem Vorsteher der dortigen Stadtschule, erzogen. Die Dankbarkeit und Verehrung, womit er Zeit seines Lebens dieses seines Jugendlehrers und Erziehers gedachte — wie denn eine unbegränzte Dankbarkeit für alle diejenigen, von denen er je Liebes erfahren, stets in ihm lebendig war — findet ihres Gleichen nur in der Begeisterung und in dem Entzücken, mit welchem er an Uetersen, dieser geweihten Stätte seiner Jugend, dem Eldorado seiner glücklichen Knabenjahre, hing und haftete. Ein wunderbares, staunenswerthes Gedächtniß, für das, wie er wohl scherzend sagte, „die Sicherheitspolizei eine tüchtige Miethe geben könnte," setzte ihn in den Stand, das Glück dieser freundlichen Jugendjahre durch die treuste, stets gegenwärtige Erinnerung an Hunderte und Tausende von Einzelnheiten stets zu erneuern, welche dem Mikrokosmus dieser seiner Uetersenschen Lebensperiode angehörten. In seinen zahlreichen Schriften wie in seinen mündlichen Mittheilungen blieb denn auch Uetersen ein nie versiegender Quell frisch sprudelnder Herzensergießungen, aus dem er die reizvollsten und anmuthigsten seiner kleinen humoristischen Idyllen immer neu zu schöpfen wußte. Durch den Tod der Mutter und die darauf folgende Entfernung aus dem Vaterhause früh der nächsten Gegenstände kindlicher Liebe beraubt, breitete seine liebevolle und liebebedürftige Seele die ganze Innigkeit der Zuneigung über alle seine Umgebungen aus. In dieser Liebe suchte und fand er, wenigstens theilweise, einen Ersatz für das

ihm geraubte Glück des Elternhauses. Dabei erweiterte diese Vereinsamung, dieses Entbehren der heimlichengen Schranken des Elternhauses und Familienkreises schnell seinen Blick auf Menschen und Dinge um ihn her, und wie seine Erinnerungen aus dieser Lebensperiode in seinen spätern Schriften zu deren anmuthigsten Partien gehören, so kann man sagen, daß jene Lebensstellung früh die Grundlage zu seiner humoristischen Weltbetrachtung, zu seiner umfassenden Liebe für die Menschheit, zu seiner Vielgeschäftigkeit für andere und zu seiner Neigung für ein, von keinen Familienschranken gebundenes Leben legen half.

Von seinem würdigen Lehrer, dem Rector Andresen, wohl vorbereitet bezog er einige Jahre später im Herbste 1814 das altberühmte Johanneum zu Hamburg, und wurde von dem Director desselben, dem Professor Gurlitt, in die zweite Klasse aufgenommen. Hier legte er unter Zimmermann und Gurlitt den Grund zu einer tüchtigen altklassischen Schulbildung, wie er denn noch in spätern Jahren die römischen Autoren, namentlich Terenz und Horaz, mit Leichtigkeit und feiner Auffassung las. — Die Stürme des großen Völkerkrieges von 1813 und 14 hatten ihn noch in Uetersen getroffen, und seine schriftlichen Erinnerungen aus dieser Zeit sind voll von einzelnen dahin gehörigen Begebnissen aus seiner Umgebung, die der Knabe schon humoristisch aufzufassen wußte. Als Napoleons Rückkehr von Elba die Welt aufs Neue in die Waffen rief, bewog der damals noch nicht siebenzehnjährige Jüngling seinen Großoheim, ihm einen Platz im Oesterreichischen Heere zu verschaffen. Aber seine Ernennung zum Kornet in einem Oesterreichischen Reiterregimente traf erst ein, als der Kampf durch die Schlacht bei Belle-Alliance bereits entschieden war.

Im Zimmermannſchen Hauſe, wo er ſich in Penſion befand, ward er früh mit dem literariſchen Treiben und mit literariſchen Perſönlichkeiten Hamburgs bekannt. Zimmermann ſelbſt hatte ſich als Dramaturg und Kunſtkenner einen Namen gemacht. In deſſen Hauſe ſah er die jetzt verſchollenen Poeten Prätzel und Veit Weber. Hier übte er ſelbſt ſein erwachendes poetiſches Talent in Parodien und Traveſtien, zu denen ſein Lehrer Zimmermann wohl gar den Stoff hergeben mußte. Ein richtiger Tact hat ihn jedoch ſpäter abgehalten, dieſes parodiſtiſche Talent zu kultiviren, ſo viel Glück auch jene Verſuche gemacht hatten. Die bedeutenden geſelligen Verhältniſſe in den ausgezeichnetſten Hamburger Kreiſen trugen dazu bei, jene Ueberlegenheit ſeiner geſelliger Kultur zu entwickeln, durch die er ſpäter auf der Univerſität nur um ſo leichter ſeine Umgebungen beherrſchte. Das großartige Leben endlich in einer Welthandelsſtadt wie Hamburg förderte ſein natürlich waches lebhaftes Weſen und ſeine ächt demokratiſche Neigung ſich mit Menſchen aller Art in lebendigen Verkehr zu ſetzen.

Im Jahre 1817 bezog er, um die Rechte zu ſtudiren, die Univerſität Heidelberg, welche er zwei Jahre ſpäter mit der Univerſität Kiel vertauſchte, weil er als däniſcher Unterthan genöthigt war, ein Jahr auf einer inländiſchen Univerſität zuzubringen. —

In Heidelberg war es, wo Theodor v. Kobbe in einem tapfern und friſchen Studentenleben allen Zauber einer Individualität entfaltete, die vorzugsweiſe für die damals in höchſter Blüte ſtehende Romantik des deutſchen Univerſitätslebens geſchaffen ſchien. Seine »humoriſtiſchen Erinnerungen aus dem akademiſchen Leben« (Bremen, bei Kaiſer, 1842) geben freilich nur zerſplitterte Scherben jener wun-

derbaren Zustände des aufgeregtesten deutschen Jugendlebens, in welchem alle Elemente, welche damals die Zeit bewegten, in wunderlichster Mischung durcheinander brodelten. Wir sehen unsern Freund schon hier als den Virtuosen jugendfrischer, geistbelebter Geselligkeit, als Chorführer ächt deutscher akademischer Lebenslust sich geltend machen. Man kann sagen: sein ganzes späteres Leben liegt in dieser Periode schon vorgebildet vor uns. Niemand hat dies tiefer und schöner herausgefühlt als der edle feinsinnige Wienbarg, welcher im Jahre 1841 in seiner Anzeige der Kobbeschen „akademischen Erinnerungen" aus diesem Buche allein, und nur vorübergehend von K.'s persönlicher Erscheinung berührt, ein Portrait unseres Freundes entwarf, dessen sprechende Aehnlichkeit die nächsten Freunde Kobbe's überraschend ergriff. „Eine Natur wie die Kobbesche, heißt es dort, (Deutsches Literaturblatt der Börsenhalle № 15) mußte die Einbuße des stoffreichen und frischen Burschenlebens viel schmerzlicher fühlen, als es von dem großen Haufen der Studirenden oder von denjenigen geschieht, deren Ehrgeiz im Staate oder in der Literatur eine Entschädigung sucht und findet. Wie gestaltsam ist dieser reiche jugendliche Stoff in seiner Freiheit unter der Hand eines burschikosen Schöpfers! In Deutschland gewährt oder gewährte bisher nur die Universität diese höchste Lust der Persönlichkeit: rein durch Natur und Talent auf die Menschen einzuwirken und von der Art und Stärke des Magnetischen, das man in sich birgt, die reinsten und von keiner fremden Einwirkung verunsicherten Beweise sich abzuziehen. Wer kann sagen, daß er im Staats- und bürgerlichen Leben eine solche Erfahrung zu machen im Stande sei! Hier, wo Verhältnisse, Rang, Geld die Hauptrolle spielen, wo

nicht sowohl die Persönlichkeit als die Entäußerung derselben, den Mann geltend macht; wo sich die Egoismen ihre gesetzlichen Kanäle gegraben und ausgemauert haben, und wo das Scheinwesen, die Scheinkraft, die Scheinheiligkeit und Alles, was vor dem Ich und Du, vor dem offnen Blick der Jugend keinen Augenblick bestehen kann, sich hinter Rang und bürgerliche Ordnung verschanzt, und ächtes Wesen in Schatten stellt." — —

„Um auf Theodor von Kobbe zurückzukommen, so hat die Natur ihm unstreitig mehr ein gesellschaftlich als schriftstellerisch produzirendes Talent verliehen. Jenes Talent des gesellschaftlichen Produzenten, der seinem lebendigen Stoffe gegenüber aus allen Poren Lebensnahrung einsaugt, und sich im lustigen Widerschein seiner Thaten sonnt, stand in K.'s Burschenzeit im höchsten Flor, und wir erinnern uns sehr gut, in unserer eignen, mehrere Jahre später angeblühten Burschenzeit seinen Namen als eines der geistreichsten und witzigsten Virtuosen deutsch akademischer Lebenslust vielfach gehört zu haben. Seine vorliegenden Erinnerungen erklären sehr wohl diesen Ruf, der damals, wie auch jetzt noch, keine geringen Ansprüche auf meine Werthschäzung hatte. Nicht weniger erklären sie, daß ein Talent dieser Art herausgerissen aus dem erregten und bewegten Jugendkreise Heidelbergs und verpflanzt in die bürgerliche Sphäre des Nordens, wo Lebendigkeit und Witz, weit entfernt heimisch zu sein und sympathetische Funken zu erregen, gleichsam nur Gastrollen spielen, Angesichts eines steinernen, gaffenden, lauernden Publikums, das hinterher seinen Dank für gute Unterhaltung mit Glossen abträgt — daß, sage ich, ein solches Talent der Gefahr ausgesetzt sein mußte, an Beweglichkeit, Frische und Erfindung abzubrechen und einen gewissen stereotypen Charakter

anzunehmen.« — So weit Wiendarg, auf deſſen Charakteriſtik unſres Freundes ich weiterhin noch wiederholt zurückkommen werde.

Bezeichnend für Kobbe war es, daß er, der Adlige, gleich nach ſeiner Ankunft in Heidelberg ſich für die deutſche Burſchenſchaft entſchied, obgleich ein Jugendfreund, den er wie ſeinen Augapfel liebte, in eine dortige landsmannſchaftliche Verbindung trat. Kobbe entzog der damaligen nationalen Bewegung, die ſich in dem Burſchenſchaftsweſen zu erkennen gab, ſeinen Antheil nicht. Er war, wie ſein Humor, von Grund des Herzens demokratiſch, obſchon er ſich zu Zeiten wohl auf ſeine Abſtammung etwas zu Gute thun konnte, beſonders weil ſie ihn in den Stand ſetzte, alles, was irgend nach Adelſtolz, Adelsprätentionen und Vollblutshoffahrt ſchmeckte, mit um ſo größerer Freiheit über ſeine humoriſtiſche Klinge ſpringen zu laſſen. In jener burſchenſchaftlichen Verbindung erwarb er ſich bald entſchiedne Geltung. Auf dem großen allgemeinen deutſchen Burſchentage zu Jena 1818 »tagte« er mit als erwählter »Abgeordneter« der Heidelberger Burſchenſchaft, und wir finden ihn Reden haltend und Protocolle führend unter den jugendlichen Schwärmern, von denen der unſelige Sand, ſein guter Kamerad, bald nachher eine ſo unheilvolle Berühmtheit erlangte. Während ihn indeſſen der Schwung ſeines Geiſtes, und die Liebe zur Idee dem Ernſte dieſer Dinge ein lebendiges Intereſſe zuwenden ließ, ſchützte ihn doch ſeine geſunde humoriſtiſche Natur gegen alle und jede Verirrungen der Schwärmerei und des Fanatismus. Feind allem heimlichen Weſen, drang er ſtets auf Oeffentlichkeit alles Thuns und Laſſens der Verbindung. Und um alle gefährlichen Elemente dieſes politiſirenden Burſchenlebens und ſeiner Gott-Freiheit-Vaterlandsſchwärmerei unſchädlich zu machen, ſuchte er

die allzu hoch geschrobene Stimmung durch Stiftung einer humoristischen Verbindung, einer sogenannten „Cerevisia“ zu paralysiren. Er erfand einen Biermythus, der ihn selbst zum Sohne der „Biervernunft,“ die sich in ihm verkörpert habe, erklärte. Als solcher führte er den Titel Eminenz und gab Gesetze von XII Tafeln, deren erstes lautete: Eminentia errare nequit. Er stiftete den St. Kannenorden und den des Bierviließes, theilte Würden und Reichsämter aus, dichtete eine Menge „Cerevislieder“ und hielt — ganz im Gegensatze zu sonstigem Brauche ähnlicher Verbindungen — streng auf Mäßigkeit und Nüchternheit seiner zahlreichen Unterthanen. Noch volle zwanzig Jahre später war ich Zeuge, wie bei einem Erinnerungsfeste, das er ausgeschrieben, und zu dem sich (im Sommer 1838) eine Anzahl seiner ehemaligen Cerevisianer auf dem Bierhäuschen in der Hirschgasse zu Heidelberg eingefunden hatten, einige der Anwesenden gestanden, daß „die Eminenz“ (wie er noch immer hieß) sie und viele andre durch jene humoristischen Dinge vor manchen verderblichen Verirrungen bewahrt habe. Ueberhaupt bewährte sich die tiefere sittliche Bedeutung dieses Vereins durch die ununterbrochene Freundschaft, welche die meisten Glieder desselben auch im spätern Leben eng verbunden bleiben ließ. — Hier in Heidelberg war es auch, wo er das in seiner Art einzige Freundschaftsbündniß mit seinem Freunde, dem jetzigen Professor an der polytechnischen Schule zu Carlsruhe, Philipp Stieffel, schloß. Mit ihm unterhielt er über fünfundzwanzig Jahre lang, trotz ihrer weiten Entfernung von einander, einen regelmäßigen wöchentlichen Briefwechsel, der den bei weitem größten Theil seines Lebens tagebuchartig umfaßt, und aus dem allein sich das ganze Bild des Dahingegangenen herstellen lassen würde. Ihn besuchte er später fast jedes Jahr einmal.

Und um das wunderbare Bild dieſer Männerfreundſchaft zu vollenden, darf auch der Zug nicht fehlen, daß ſich beide nach Kobbe's Vorſchlage an einem beſtimmten Tage des Jahres Briefe ſchrieben, welche nach dem Tode des Einen von beiden an den Ueberlebenden in beſtimmten Zeiträumen abgeſendet werden, und den brieflichen Verkehr der Liebe auch noch über das Grab hinaus fortſetzen ſollten*). Dieſe Freundſchaft nahm in ſeinem reichen und großen Herzen den erſten Platz ein, ſie war ihm Andacht, Religion. Der Sinn und das Talent für Freundſchaft — die Hellenen nannten es eine Tugend — war ein antiker Zug in dem Weſen des Mannes. Ich habe nie einen Menſchen gekannt, der dieſes Talent, dieſe Virtuoſität in der Freundſchaft beſeſſen hätte. Wen er einmal geliebt hatte, der behielt eine bleibende Stätte in ſeinem Herzen. „Meine Freundſchaft iſt unauflöslicher als die katholiſche Ehe,“ ſchrieb er mir einmal, als es ſich darum handelte, einen Artikel gegen Heine in ſein Blatt aufzunehmen. „Meine Objectivität iſt Subjectivität. Ich habe mit Heine Pfirſiche gegeſſen und bin ein Diener meiner Freunde und nicht des kalten Wortes „Wahrheit,“ das mir auch ſchwerer zu ergründen iſt als Sanskrit. Hätte auch Heine in mehr als einer Hinſicht den Tod verdient, ich laſſ' ihn laufen und begnadige ihn durchaus, denn — ich hatte ihn einmal lieb, und das iſt für mich unauslöſchbar wie die katholiſche Prieſterweihe.“ —

Neben ſeinen ſtudentiſchen Verhältniſſen knüpfte der früh gereifte, geiſtig reich begabte Jüngling auch innige Verbindung mit älteren, durch

*) Bei Kobbe's Tode fanden ſich eine ganze Reihe ſolcher Briefe verſiegelt, adreſſirt und mit Nummern der Abſendungstermine bezeichnet.

wissenschaftliche und literarische Leistungen schon bedeutenden Männern, mit dem Professor Heinrich Voß, mit dem Dichter Ludwig Robert, mit dem neuerlich als ältesten Schüler Hegels in Rosenkranz Biographie des Philosophen geschilderten liefländischen Baron Yrkull u. a.

In Heidelberg blieb sein Herz zurück, als er es verließ, um sich in Kiel zum Examenkandidaten und angehenden Philister einzuspinnen. Rührend ist die Beschreibung seines Abschiedes von Heidelberg, die, wie so vieles andere in den „Akademischen Erinnerungen“ zu den schönsten Perlen humoristischer Darstellung gehört. Seine Pietät für seine Lehrer, die Begeisterung für die Männer der Idee, für Hegel und Jean Paul sprechen sich in den anmuthig rührendsten Zügen aus. Seine Freunde, seine Cerevisianer vergötterten ihn. Ihr Schmerz bei seinem Scheiden war gränzenlos. Als sich derselbe in den Briefen, die ihm nach Kiel folgten, allzutrübe aussprach, antwortete er:

Habt Ihr immer trüben Sinn
An den Rekartheren,
Weil ich dort geschieden bin
Und Euch dort verloren; —
Hebt doch Brust und Kopf empor!
Habt Ihr's nicht vernommen?
Glaube's: durch dieses selbe Thor
Werd' ich wieder kommen.

Nachdem er in Kiel seine akademischen Studien beendigt und die Staatsprüfung bestanden hatte, trat er am 6. September 1820 in den Dienst des Herzogs Peter von Oldenburg, der ihn als Auditor bei dem Landgerichte zu Oldenburg anstellte, bei welchem er als Assessor Zeit seines Lebens verblieben ist. Theodor von Kobbe war

damals von ſo ſchwächlicher Geſundheit, daß man in der neuen Heimath dem jungen »Ausländer« im Stillen ein baldiges Ende prophezeite. Er war von Jugend auf zart von Körperbeſchaffenheit. Schneller Wachsthum, eine langwierige Krankheit und die Anſtrengungen des letzten Studienjahres, in welchem er täglich funfzehn Stunden gearbeitet, oder vielmehr »den Wiſſenſchaften im eigentlichſten Sinne des Worts auf einem Sopha obgelegen,« hatten ihn zu einem »langen menſchlichen Ausrufungszeichen gemacht.« Niemand (erzählt er in ſeinen »Humoresken aus dem Philiſterleben«) glaubte, daß ich das erforderliche Alter um Biſchof zu werden je erreichen würde. Der Indiscretion eines meiner ſpäteren Freunde verdanke ich vielleicht die Contrerevolution der Geneſung. Am Tage meiner Ankunft hatte ich ein ſchönes Roſtbeaf verſchmäht, weil ich fürchtete, es werde mir den Schlaf rauben. Da hörte ich in einem Nebenzimmer die grauſamen Worte, deren Sprecher mich ſchon auf meinem Zimmer wähnte: der hätte ſich auch nur ſollen in Holſtein begraben laſſen, ſtatt hierher zu kommen, um mit dem erſten Blätterfall den ohnehin ſtark beſetzten Kirchhof zu vermehren. Der Gedanke: nicht ſterben zu wollen, gab mir eine wunderbare Kraft. Ich kehrte zu meinem verlaſſenen Teller zurück, aß eine ungewöhnliche Portion Roſtbeaf, ſchlief, verdaute, und legte dadurch den Grund zu meinem jetzigen (1841) Embonpoint, das wenigſtens nicht geeignet iſt, einem Abgeſandten in Hungeroth beim Landesherrn anzugehören.«

So begleiteten ſeine treuen Freunde, der unverwüſtliche Humor und der neckiſche Kobold, das Abenteuer, ſeinen erſten Eintritt in die neue Heimath, der er ein Vierteljahrhundert lang angehören und die an ihm eins ihrer anhänglichſten Kinder gewinnen ſollte, wie er denn

selbst im Laufe einer so langen Zeit mit allen Fasern seines Herzens in sie hineinverwuchs. Was er oft scherzend sagte, daß er nach dem Landesfürsten der beste Oldenburger sei, war eine Wahrheit. Er liebte das Land und die Stadt, die ihm die Heimath geworden, wie wenige Eingeborne, und hätte sie um keinen Ort der Welt vertauschen mögen.

Kobbe pflegte zu sagen, daß er die ersten fünf bis sechs Jahre seines Oldenburger Lebens verträumt habe. In seinen Erinnerungen finde ich darüber Folgendes aufgezeichnet. „Mit Ausnahme eines Liebhabertheaters, in dessen Kreise und Gesellschaft ich etwa ein halbes Jahr selig verlebte, führte ich ein so gewöhnliches Leben, ohne besondere geistige Beschäftigung, ohne Anregung, daß ich noch jetzt bei dem Gedanken an jene Zeit erröthe, wo ich keine Stunde des Tages mehr herbeiwünschte, als die sechste, um meine Partie l'hombre zu spielen, bei der ich, obschon ich meine meisten Mitspieler übersah, doch in der Regel verlor, weil ich lauter Kunststücke, Ole Bullsche Concerte auf einer Saite spielen wollte, und weil der größte aller Philister, der Zufall, überhaupt immer mein Todtfeind war und sein wird, obgleich ich seine Kassenbillets, die Lotterieloose, immer respectirt und wie sichere Tratten honorirt habe. Ich kann mir diese prosaische Sandstrecke auf meinem poetischen Lebenswege, diese meine geistige mehrjährige Apathie nicht wohl anders erklären, als daß eine körperliche Asthenie die geistige herbeigeführt hat.“ Freunde und Genossen jener Zeit wissen indessen grade aus dieser Periode eine Fülle von Bethätigungen seiner nie rastenden poetischen Laune und geselligen Produktivität zu erzählen. Aus Allem ergiebt sich, daß er, dem das frische, fröhliche, seiner selbst gewisse, akademische Genossenleben das unentbehrliche Lebenselement geworden war, mit allen Kräften darnach strebte,

sich das prosaische Philisterleben auf seine Weise zu einem Aequivalent, einem Ersatz für das Verlorne umzugestalten. Man kann sagen, daß dies die Aufgabe seines ganzen Lebens geblieben, und daß seine ganze dichterische und schriftstellerische Thätigkeit auf diesen Begriff zurückzuführen ist, wie sie in ihm auch ihr Ziel und ihren Mittelpunkt fand. Eine solche Aufgabe aber erfordert ungeheure Mittel — nicht um sie zu lösen, — denn dies ist der Natur der Sache und dem heutigen Weltzustande nach unmöglich, — sondern um selbst nur einen Schein ihrer Lösung herbeizuführen, der immer wieder verschwindend, immer wieder der Erneuerung bedarf. Sie erfordert aber eben deshalb auch eine gränzenlose Verschwendung aller dieser Mittel des Geistes und Gemüthe, ein rücksichtsloses Verwenden des Capitals, ohne an Zinsenertrag zu denken. Beides vereinte sich in Kobbe im vollsten Maaße. Er glich den Zauberwesen in Goethe's Mährchen, bei deren geringstem Schütteln die blitzenden Goldstücke nach allen Seiten flogen. Lange bevor er noch an schriftstellerische Produktion dachte, verpuffte er so in Feuerwerken des Augenblicks ganze humoristische Gedichte, Romane und Novellen, die er als Einfälle, Wippointen, Impromptu's aller Art zerflattern ließ. So die belebende Seele aller Gesellschaften, der unermüdliche Anstifter und Förderer aller geselligen Lust und Heiterkeit, lebte er lange ein sorgloses genialeS Dasein, wie der Vogel auf den Zweigen. Aber solche Blüte aller geselligen Lust, das Leben solcher Kreise ist kurz und vorübergehend. Kobbe, der gerade diesen Mangel an Continuität nicht ertragen konnte, sah sich daher bald genöthigt, die „Dauer im Wechsel“ durch immer neue Anläufe zu erringen, sich immer neue Kreise, Gesellschaften, Vereine

nicht nur zu schaffen, sondern auch für ihre Belebung und Erhaltung immer neue Mittel aufzuwenden. Eine genauere Aufzählung dieser Kreise würde, wenn sie thunlich wäre, die verschiedenen Phasen seines Lebens scharf bezeichnen *).

Aber eine solche Weise geistigen Lebens, solche Verschwendung geselliger Geistesgastfreundschaft hat neben der Gefahr der Verarmung auch noch einen anderen Uebelstand für eine dichterische, reichbegabte Natur in ihrem Gefolge. Sie gewöhnt an diese Weise sporadischer und rhapsodischer Produktion, und macht dadurch zuletzt jede Sammlung zu formgebender Composition, jedes Zusammenfassen zu einem Ganzen unmöglich. Dichter und Gedicht ist nicht umsonst schon in unserer tiefsinnigen Sprache dem Begriffe des Lockeren und Zerfahrnen entgegengesetzt. Wir sind hier an einem Punkte angelangt, welcher nothwendig erledigt werden muß, ehe es möglich ist, über Kobbe als Schriftsteller und Dichter ein richtiges Urtheil zu fällen.

Kobbe's erste poetische Versuche waren Parodien und Travestien. Wir sagten schon oben, wie er diese Gattung der Produktion später völlig verwarf, obschon er ihr seinen frühesten und lebendigsten Ruf, namentlich in Norddeutschland verdankte. Schon auf der Schule hatte er mit einigen angeregten Köpfen eine Art von Dichterbund geschlossen. In Heidelberg ward der zwanzig Jahre ältere Ludwig

*) Hier wäre vor Allem seiner Gesellschaft, „das Schwarzaug" genannt, zu gedenken, in welcher er längere Zeit hindurch das Sinnbild seines Humors jede Woche einmal in tausend und abertausend poetischen Sprüngen und Schwänken, Festlichkeiten, komischen Cerimoniell, so wie in Liedern und Gesängen aller Art tummelte, die fast alle auf dem Wege der Improvisation gedichtet und von einem begabten musikalischen Freunde eben so schnell componirt wurden.

Robert sein poetischer Berather. So gab ihm derselbe einst die ersten Akte eines Trauerspiels mit den Worten zurück: „Schreiben Sie frisch darauf los, noch sechs solche Trauerspiele, verbrennen sie aber ja alle, dann werden Sie Glück mit dem siebenten haben.“ Robert blieb ihm auch später ein theilnehmender Freund seiner poetischen Bestrebungen. Die persönliche Nähe und unmittelbare Einwirkung eines solchen durch Wissen und Lebenserfahrung überlegenen Freundes wäre Kobbe zu wünschen gewesen. Sie hätte sehr wahrscheinlich dazu beigetragen, ihn zu einem schärferen Zusammenhalten und Formiren zu bewegen, ihn dem Begriffe künstlerischer Compositionen zuzuführen. Allein dieses Glück blieb ihm versagt, und als gegen das Ende seines Lebens theilnehmende Kritik an ihn herantrat — war es zu spät.

So lange indessen das Leben selbst in der frischen Kraft begeisterter Jugend seiner Produktivität genügte, dachte er nicht an Schriftstellerei. Seine geniale Auffassungsweise der Dinge schuf das Leben selbst zur Poesie: jeder Tag ward ein humoristisches Gedicht. Was dabei von geschriebener und gedruckter Poesie abfiel, war unbedeutend im Vergleich zu seiner poetischen Praxis des Lebens. Doch sind die beiden Erstlingswerke seiner Muse bezeichnend für seine damalige Stimmung. Das erste, ein Gedicht, welches unter dem Titel „des Burschen Erdenwallen“ (Bremen bei Kaiser 1822) erschien, entstand aus dem Drange, die Gestalten und Elemente seines nahen akademischen Lebens poetisch zu fixiren, und ist ein lebenstreues, warmfarbiges Bild jener längst historisch gewordenen Zustände deutschen akademischen Lebens, voll individueller, charakteristischer Züge, und in der Form vollendeter als fast alle seine späteren Arbeiten in gebundener Rede. Das

zweite »die Leier der Meister in den Händen des Jüngers« (Oldenburg 1826), in welchem er achtzehn Dichter des deutschen Parnasses, ältere und neuere, nachzuahmen versuchte, war mehr ein Nachklang jener früheren parodistischen Produktionsweise und ein übermüthiges Spiel mit den reichen Mitteln eines leicht beweglichen, schnell fremde Form sich aneignenden Talents, als die Bethätigung eines freien poetischen Triebes. Schon die Entstehung und Veranlassung durch einen geselligen Wettkampf mit einem musikalischen Freunde, der in gleicher Weise auf dem Flügel einer Reihe großer Componisten nachphantasirte, zeigt darauf hin. Weit bedeutender erscheinen dagegen Kobbe's Leistungen als Improvisator und Gelegenheitsdichter, von denen freilich das Wenigste erhalten und noch weniger durch den Druck bekannt ist. Von unserm Freunde konnte man hier sagen, daß jenes Goethesche:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!

eine Wahrheit war. Seine poetische Gabe war stets zur Hand, stets dienstbereit. Und wie sich an allen Verhältnissen immer sein Herz betheiligte, so war ihm der Ausdruck dieser Theilnahme bei allen Gelegenheiten, bei Familienfesten, bei Ehren-, Geburts- und Namenstagen der Freunde Bedürfniß. Hier zeigte er eine Consequenz der Anhänglichkeit und Liebe, eine Beharrlichkeit der zartesten Aufmerksamkeit, der nie vergessenden Theilnahme, die einen wunderbaren Contrast zu seinem scheinbar so zerstreuten, regellosen Leben bildete. Im Drange der Geschäfte, in Krankheit und Sorgen, auf Reisen in weite Ferne, überall begleitete ihn die Erinnerung an seine Freunde, und mit ihr die Pflicht, ihre Freuden- und Festtage durch seine Muse zu ver-

schönern. Seine Gewissenhaftigkeit ging hier ins Unglaubliche. Und unter diesen Improvisationen und Gelegenheitsgedichten, — Kindern des Augenblicks — befinden sich Poesien, die an Tiefe der Empfindung, Feinheit der Wendungen, überraschenden Reiz der Pointen, an individuellem Leben und theilweise selbst an Schönheit der Form dem Vollendetsten angehören, was in dieser Art in unserer Literatur vorhanden ist, und die, in gesichteter Sammlung, selbst über den Kreis seiner zahlreichen Freunde hinaus Interesse erwecken würden. Selbst wo die formelle Vollendung mangelte, wo der Gedanke nicht klar und scharf heraustrat, fehlt doch nie der Reiz einer bestimmten, neuen, charakteristischen Wendung, wie er denn fast kein Billet schrieb, das nicht irgend eine für ihn bezeichnende Pointe gehabt hätte. Das war nicht ermüdete Manier, es war natürlicher Reichthum, den er mit vollen Händen ausstreute. Acht Jahre mit ihm an einem Orte lebend, verging selten ein Tag, nie eine Woche, daß ich nicht eins oder mehrere solcher Billete, zu Zeiten auch in gebundener Rede, erhalten hätte, deren er Tags oft über ein Dutzend zu schreiben hatte. Denn diese Weise persönlicher Bethätigung hing mit seinem ganzen Wesen aufs Engste zusammen, mit seiner liebevoll bemühten Vielgeschäftigkeit, seiner Neigung zu geselligem Verkehr, mit der unruhigen Hast seines Produzirens. Sie beförderte und nährte aber auch den improvisatorischen, gelegenheitlichen Charakter, das Ab- und Ueberspringende, Compositionslose seiner schriftstellerischen Produktionen. Der Reichthum an poetischen Pointen, die Sicherheit der Wirkung im geselligen Kreise, und der mühelose Genuß, den diese Art des Produzirens ihm bereitete, verwöhnte ihn allmälig zu einer Gleichgültigkeit gegen den formgebenden, feilenden, wählenden Fleiß. Er vergaß, daß das Wort zwar

lebendig, aber der Buchstabe todt ist, daß der bequeme, genial saloppe Hausrock der Sprache zwar im Leben behaglich, im Salon der Literatur aber unbehaglich und anstößig ist. Er, der genialste Erzähler und Improvisator im geselligen Kreise, glaubte seine Maxime für die mündliche Improvisation: „man muß, um des Erfolgs gewiß zu sein, nur die Pointe und das Ende im Auge haben, und braucht sich dann um das Andere nicht zu kümmern," — auch auf die schriftstellerische Darstellung anwenden zu können, bei welcher sie doch völlig unanwendbar ist, weil diese nicht vor unserm Ohre flüchtig vorüberrauscht, sondern als ein bleibendes Ganze unsere Aufmerksamkeit für alle Theile in Anspruch nimmt. Daher war es ihm denn auch oft schmerzlich und unbegreiflich, daß seine besten Sachen später, geschrieben und gedruckt, die erwartete Wirkung nicht hervorbrachten. Doch davon wird noch weiterhin zu reden sein.

Wir kehren jetzt zu der Reihenfolge seiner schriftstellerischen Produktionen zurück. Mehrere Jahre nach jenen ersten Versuchen begann er, als seine dichterische Lebenspraxis ihn nicht mehr völlig befriedigte, einen Anlauf zu schriftstellerischer Gestaltung. Er schrieb einen historischen Roman: „die Schweden im Kloster zu Uetersen," gab ein Bändchen „humoristischer Skizzen und Bilder," sowie mehrere Bände „Novellen" heraus, und gründete im Verein mit andern Freunden eine Art poetischen und novellistischen Almanach: „die Weservnymphe." Alle diese Arbeiten fallen in die Jahre 1830 und 1831 und schließen sich der damaligen auf die Novelle und den Roman gewendeten Richtung der deutschen poetischen Literatur an, in der sie sicher zu den bessern Produktionen ihres Schlags gehörten. Allein abgesehen von ihren Mängeln und Vorzügen, die zu erörtern hier zu weit führen

dürfte, traf er mit allen diesen Sachen nicht den günstigen Moment, um sich Aufmerksamkeit zu verschaffen, und als die Donner der französischen Julirevolution und des polnischen Vernichtungskampfes verhallt waren, hatte man diese Erstlinge eines noch unbekannten Talents vergessen. Nur der Roman fand hier und da Beachtung und ward später sogar ins Holländische und wenn ich nicht irre auch ins Schwedische übersetzt. Dieser geringe Erfolg und die galligen Kritiken des Advocaten von Weissenfels über seine beiden Erstlingsversuche entmuthigte zuerst Kobbe's Bestreben für größere Compositionen, während eine gründliche Beachtung von Seiten der Kritik vielleicht seinen Ehrgeiz gereizt haben würde. Seitdem entsagte er jeder ähnlichen Bestrebung und ward mehr und mehr der Genremaler des Moments, der Memoirist des Augenblicks. Ist dieses Genre auch klein, so war er doch groß, — ja man darf es ohne Uebertreibung sagen, — einzig in demselben. Fortan verarbeitete er sein ganzes Leben, das vergangene wie das gegenwärtige, unaufhörlich zu hunderten von kleinen poetischen humoristischen Skizzen. Seine Reisen und Reiseabenteuer, seine Bekanntschaften, die Erlebnisse seiner Amtspraxis als Richter, die Vorkommnisse des täglichen Lebens, der Geselligkeit, des Umgangs, der Freundschaft — das Alles begann er jetzt, statt es zu Farbenstudien für größere poetische Compositionen zu benutzen, selbständig zu fixiren. Dazu kam noch ein anderes. Das Terrain seines täglichen humoristisch poetischen Lebens in einer kleinen Stadt war beschränkt. So erfinderisch er sich auch immer neue Kreise zu bilden, immer neue Verhältnisse zu schaffen wußte, — so ließ sich doch auf die Dauer eine gewisse Monotonie, ein gegenseitiges Auswendigwissen nicht vermeiden. Mehr und mehr fühlte er das Bedürfniß eines

größern Publikums- auch für diese Art seiner poetischen Produktion. So entstand mit innerer Nothwendigkeit der Gedanke, sich ein solches Publikum zu schaffen, die Raum- und Zeitgränzen, die ihn von seinen zahlreichen Freunden und Bekannten in ganz Deutschland, von den Genossen seiner idealen Jugendjahre trennten, zu überwinden, und diesen Entfernten und von ihm Getrennten ein Bild seines Lebens, seiner Gegenwart und Vergangenheit und zugleich ein Vermächtniß seiner Muse zu stiften. Aus diesem Gedanken gingen 1838 die „Humoristischen Blätter“ hervor, die er denn auch mit bewundernswürdiger Consequenz und Beharrlichkeit bis zu seinem letzten Athemzuge fortgesetzt hat.

Die Gründung eines solchen Organs war für unsern Freund, wie wir gesehen haben, eine innere Nothwendigkeit geworden. Die journalistische Form dieses alle Woche erscheinenden Blattes sagte seiner Produktionsweise zu, und versprach dabei auch äußerlich einen Ertrag. Auf einen solchen aber war es um so mehr abgesehen, je tiefer ihn seine poetische Behandlung des Lebens, seine humoristische Sorglosigkeit und vor allem seine gränzenlose Gutmüthigkeit in die Abhängigkeit des von ihm so verachteten Geldes gestürzt hatten. Hier sollte nun der Humor Hülfe schaffen. Was er Jahre lang umsonst zum Vergnügen aller Welt mit vollen Händen ausgestreut hatte, sollte ihm jetzt selbst auch einigen realen Vortheil bringen. Sanguinisch, wie er war, baute er auf diesen Journalgedanken die rosigsten Hoffnungen für eine sorgenfreie, vielleicht gar überhaupt freie Zukunft. Ich war nicht lange vorher ihm näher getreten, und erstaunte über die Sicherheit und Festigkeit, mit welcher er, an den Abenden, wo ihn zuerst dieser Plan beschäftigte, auf bedeutende Renten zählte, welche alle aus diesen Blättern erblühen sollten. Er dachte an seine zahlreichen Freunde,

an seine unzähligen Bekanntschaften in Deutschland — kurz es konnte nicht fehlen. Ja, er war nahe daran, als ich es ablehnte sein Mitunternehmer zu werden, mir in allem Ernste den Vorwurf zu machen, daß meine Weigerung „eine Unverantwortlichkeit gegen Frau und Kinder sei.“

Ich bin hier auf eine Charaktereigenthümlichkeit unsers Freundes gekommen, die mit vielen andern wunderlichen Unternehmungen zusammenhängt. Er war leichtgläubig wie ein Kind! — er glaubte, was er wünschte. Der Drang, seine Schulden zu bezahlen — die ihn, so humoristisch er auch diese Verhältnisse zu behandeln und zu beherrschen wußte, doch mehr und mehr empfindlich drückten — trieb ihn zu immer neuen Versuchen, die Mittel dazu zu finden. Seine rastlos arbeitende Phantasie ließ ihn dabei die abenteuerlichsten Projekte machen, seine Leichtgläubigkeit die wunderlichsten Entwürfe Anderer, wenn sie ihn zur Betheiligung aufforderten, mit Enthusiasmus unterstützen. Bald waren es Erfindungen und Pläne zur Cultivirung von Landstrichen, Austrocknung von Meerbusen, bald Universalmittel gegen irgend eine Krankheit, oder zur Ausrottung schädlichen Unkrauts (ich erinnere nur an die Dunockſache), Vorschläge zur Münzprägung und Gott weiß was sonst noch für Pläne, denen er eine Zeitlang alles Interesse und alle Thätigkeit zuwendete, für die er alle seine Freunde, ja alle Monarchen Deutschlands in Bewegung setzte. Aber abgesehen davon, daß ihn das Phantastische dieser Dinge reizte und anzog, war auch der äußerliche Grund ein sehr ehrenwerther. — Ebendahin gehört der Widerspruch, daß er, der beredte Bekämpfer des Lotto und jedes Hazardspiels, doch ein eifriger Bewerber um die Gunst des Zufalls war, dieses „ersten aller Philister,“ wie er ihn

nannte, der doch stets »sein Todtfeind« blieb. Fast in allen seinen humoristischen Schriften schwingt er über diesen seinen innern Widerspruch die Pritsche der heitersten Selbstverspottung. Dabei machte kein Fehlschlagen, keine Enttäuschung seinen Glauben wankend, und mit einem lustigen: Le roi est mort! vive le roi! wandte er sich, wenn eine Unternehmung fehlgeschlagen war, sofort wieder einer neuen zu. — Ebenso ging es ihm mit den Menschen. Er, der feinste Beobachter, der durchschauende Kenner des menschlichen Herzens, war doch die sicherste Beute aller Schelme und Betrüger, weil er eher an Alles, als an vorsätzliche Täuschung glaubte. So ward er der nie ermüdende Beschützer aller freizügigen Literaten und vagabondirenden Schriftsteller, Subscribentensammler, heruntergekommenen Künstler und Virtuosen, verkannter Genies u. s. f., mit denen er dann auch wohl seinen Freunden beschwerlich fiel. Es genügte eben unglücklich und in Noth zu sein, um auf seine Theilnahme und Hülfe Anspruch zu haben. Er wollte sich lieber zehnmal betrügen lassen, als an seinem Glauben an die Menschheit Einbuße leiden.

Doch zurück zu den »Humoristischen Blättern.« Es konnte nicht fehlen, daß der pecuniäre Ausfall unendlich unter seiner Erwartung blieb, obschon er in seiner Art die erstaunlichsten Anstrengungen anwendete, hunderte von Briefen schrieb, nahe und fern seine Freunde in Bewegung setzte, und selbst Autoren wie Immermann zur thätigen Betheiligung vermochte, dessen Münchhausen theilweise zuerst in den Humoristischen Blättern erschien. Dazu war er — ein in Deutschland unerhörter Fall — der eigne Censor seines Blattes und genoß so eine Freiheit, die er doch niemals mißbrauchte. Zweierlei war es, was einem größern Erfolge hauptsächlich im Wege stand. Das Erste

war der Mangel an Sinn für Politik, politische Tendenz und politische Partei, wofür er kein Organ besaß. Das zweite war die ächt poetische Harmlosigkeit seines Humors, dem Alles, was nach direkter Satire schmeckte, fremd und widerwärtig war *). Dies hat Wienbarg in seiner oben gedachten Kritik vortrefflich ausgesprochen. „Wäre Kobbe médisant (sagt er dort S. 6), wäre er so boshaft als er gutmüthig ist, wie würde die höhere Gesellschaft, der er seiner Geburt und seinen Verhältnissen nach angehört, seine Waffen fühlen, und wie respektvoll würde man die Zuchtruthe eines Satirikers scheuen, verwünschen, und in der Nähe küssen. Aber mit seinen harmlos abgerissenen Zweigen, Blättern und Blumen des Lebens, die er mit so herziger Laune auf die Tafelrunde wirft, ist er nur ein botanischer Gast, von dem man Raritäten verlangt. Auf dem Schlachtroß der satirischen Anekdote sitzend, blinzelnd durch die Visirlöcher seines Helmes, die spitze Lanze über den Kopf seines Pferdes vorgestreckt, würde mancher Gauch im Staube vor ihm liegen und seinen Ritt bewundern, auch wenn er der tausendste wäre gegen dasselbe Ziel. Mit der Burschenkappe auf seinem humoristischen Steckenpferde reitend, und mit seiner edlen und zarten Bonhommie hinter der burschikosen Außenseite wie eine, vom rauhen Leben unberührte Blume duftend, muß er mit dem Beifall und der Freundschaft derjenigen vorlieb nehmen, die für die Liebenswürdigkeit seines Wesens offen sind."

*) Doch liebte er zuweilen, wenn er sich mit Recht oder Unrecht gekränkt glaubte, mit geheimen „Memoiren von Oldenburg" zu drohen, an denen er arbeite, und die nach seinem Tode für manche Unbill Genugthuung nehmen sollten. Aber er hat nie eine Zeile von dergleichen geschrieben, aus keinem andern Grunde, als weil es seinem Herzen unmöglich war.

Konnte und mochte er nun weder als humoristischer Politiker sich einer Partei anschließen, noch als Satiriker sich gefürchtet machen und den Skandal in den Bereich seines Blattes ziehen, fehlte es ihm ferner an kritischen Anknüpfungspunkten mit der modernen Literatur, zu welcher er eigentlich durchaus kein Verhältniß hatte, so mußte auch schon die Oertlichkeit, das Erscheinen des Blattes in einem kleinen, vom literarischen Marktverkehr abgelegenen Orte, hindernd auf die Verbreitung desselben wirken. Der Humor ist in Deutschland ein exotisches Gewächs, und so fehlte es ihm denn auch an Mitarbeitern seines Genres. Seine eignen Mittel aber reichten für den Verbrauch eines Journals nicht aus. Freilich waren seine Abonnenten meist seine Freunde und Bekannte. Aber just bei diesen hatte er sich in achtzehnjährigem Verkehre verausgabt. Der Stoff ging ihm aus, um so mehr, da er mit demselben, seiner Methode nach, verschwenderisch verfuhr, seine Diamanten ungeschliffen, seine goldhaltigen Erzstufen für ein Geringes losschlug, fast nie einen ergiebigen Stoff ausführte, sondern von allen nur geschwind den Champagnerschaum des humoristischen Gehalts in anekdotenartiger Pointe seinen Lesern zu bieten sich beeilte. Ueber das Anekdotenidyll geht es fast nie hinaus; zur novellistischen Gestaltung, zum Roman, fehlen Zeit und Geduld. Und doch kann die einzige Erzählung: »der Steinadler«*) zeigen, wie bedeutend auf diesem Terrain Kobbe für die Literatur werden konnte, wenn er sich zusammenzufassen und zur Composition und ruhigen Feile zu entschließen vermocht hätte. Diese kleine Novelle ist nach Inhalt, Form und Behandlung ein Brillant vom reinsten Wasser. Immermann

*) Siehe Humoristische Blätter 1838.

ſetzte ſie den ſchönſten der kleinern Novellen des Cervantes an die Seite. Allein ſolche Vollendung in Form und Behandlung war bei Kobbe's Productionen zufällig und ſelten. Er glich hierin einem ſchlecht gehaltenen Gartenbeete, wo auf demſelben Grunde doch nur einzelne Blumen luſtig und frei emporſprießen, weil ſie zufällig ein freies Plätzchen treffen und nicht, wie die übrigen, durch harte Erdſchollen, Steine und Unkraut behindert, verkümmern. Nun darf man aber die obige Bezeichnung des Anekdotenartigen in Kobbe's humoriſtiſch poetiſchem Genre nicht mißverſtehen. Er iſt himmelweit entfernt von dem, was ſich ſonſt in dieſem Fache der Philiſtermuſe breit macht. Ich kann auch hier nur Wienbargs Urtheil unterſchreiben, und will es deshalb ausführlich herſetzen, weil es das Beſte iſt, was je die Kritik über dies Genre unſers Freundes ausgeſprochen hat. „Ein ſehr ausgebildetes Talent Kobbe's (ſagt er a. a. O.) iſt die Anekdote, mit all den lebendigen Ausführungsmitteln, welche die geſchriebene kaum zum Schatten der geſprochenen machen. Man darf ihn jedoch mit einigen Renommirtheiten in dieſem Genre durchaus nicht verwechſeln. Sein Anekdotentalent iſt nur ein Zweig ſeines Lebenstalents, die Folge ſeiner grundgemüthlichen, leicht ſatiriſchen paradiſiſchen Art, ſich Menſchen und Dinge anzuſehen, ihnen ein prägnantes äußeres Merkmal abzulauſchen, endlich aus Allem, was unter ſeinen Augen vorgeht, auch dem ſcheinbar Unbedeutendſten, ſich ein Ereigniß zu machen, das, aus ſeinem Munde berichtet, auch ohne alle zulaufende Spitze, bald eine epigrammatiſche, bald eine idylliſche Wirkung macht. Seine Anekdoten ſind ſeine Erlebniſſe, und man wird überall nur wenig fremdes Gewächs unter ſeinem Weizen finden. Nun iſt aber ſolches Talent, ſo ſchätzbar und

erfreulich auch, doch für den Inhaber von Haus aus ein gefährliches zu nennen, weil es Dinge und Personen mehr im Vorübergehen leicht anzustreifen, als weilend tiefer zu ergründen liebt, weil es, zur Virtuosität ausgebildet und zur gesellschaftlichen Erheiterung bestimmt, leicht an seiner Naivetät verletzt werden kann, weil es so leicht sein eigner Nachahmer und Wiederholer wird, indem die aufsteigenden Jahre mehr zum Verbrauche des vorhandenen Kapitals als zum Erwerbe eines neuen einladen, endlich weil es das Leben in eine Sammlung zu zersplittern droht. Fügt man alle diese Momente zu den, mit Bezug auf die exclusive Stellung witziger Leute in Norddeutschland angedeuteten hinzu, so begreift es sich, daß wir Kobbe von einem allgemeineren Loose, von dem wir mehr als ein Beispiel anführen könnten, weder ausnehmen können noch wollen. Sein Talent, Anekdoten zu erzählen, konnte mit dem ursprünglichen, Anekdoten zu erleben, nicht gleichen Schritt halten; und wo ist die humoristische Energie, Anekdote zu machen, Feuer aus träge glimmenden Kohlen anzublasen, wo ist diese Energie, dieser lustschöpferische Thätigkeitstrieb beschränkter, gekränkter, anstandswidriger, kurz übler daran, als im norddeutschen Philisterium. „Was kann man mit den Leuten aufstellen!“ kann der Scherz so gut sagen und seufzen wie der Ernst, der Humorist so gut wie der Historiker. — — Und wie abgeweidet wird nicht allmälig ein kleiner Kreis der Existenz! wie wenig Erfrischendes blüht dem heitern Auge von selbst entgegen, meist nur an abgelegenen und niedern Stellen, auf der Reise, im Wirthshause, auf der Landstraße! Ein wahrheitsliebender Humorist wie Kobbe muß klettern, fliegen, schwimmen, jagen, um seinen Hang nothdürftig zu befriedigen. Herr

von Münchhausen wußte die Bequemlichkeiten des Lebens und den Geschmack seiner Leser besser zu würdigen.“ —

„Klettern, fliegen, schwimmen, jagen“ — das that er denn auch redlich während seiner humoristischen Laufbahn. Vorzüglich benutzte er dazu seine vielen Reiseausflüge, die er, so gern er in Oldenburg lebte, doch jedes Jahr unternahm, weil er für seinen humoristischen Einathmungsproceß von Zeit zu Zeit neue Lebenskraft brauchte. Auf diesen Reisen mußte man ihn sehen, um seine durch und durch humoristische Natur in ihrer schönsten Blüte zu bewundern. Er selbst sagt einmal in seinen „Erinnerungen aus dem Philisterleben“ über diese Reisen, die er meist im Sommer in das südliche Deutschland zu seinem Freunde Stieffel unternahm: „Ich bedarf vieler Menschenanblicke in dieser Zeit, um zu überwintern. Ich grase dann auf den Lebenswegen in einer Weise, die einen Elephanten in Staunen setzen würde, und komme sehr bepackt nach Hause. Nur ist mir sodann unmöglich, sogleich meinen neugierigen Freunden etwas zu erzählen. Es spinnt sich Alles erst allmälig ab, und ich verhalte mich langsam wiederkäuend, oder wie der Kommandant von Wardehuus, der täglich nur eine seiner überjährigen Zeitungen liest, und seine Neugierde weise bis Morgen zügelt. Ich komme mir dann vor wie eine aufgezogene Spieluhr, welche ihre Stückchen, eins nach dem andern, zum Besten giebt. Aber allezeit bin ich selbst am neugierigsten zu erfahren, was mir Alles passirt ist.“ Auf solchen Fahrten war es eine Lust ihn zu betrachten. Er plätscherte in diesem Reiseelemente wie ein Fisch im Wasser, denn für ihn bot das Reisen hundertfältigen Genuß. Ihm vor allen begegneten hundert Abenteuer, weil unter seinen Händen Alles zum Abenteuer wurde. Selbst

der Reiseverdruß kleiner Widerwärtigkeiten, schlechte Gasthöfe, schlechte Bedienung, verlorne Effekten, Paßscherereien und was sonst noch zu den kleinen Leiden reisender Menschen gehört, ward ihm zum Genuß, weil er wie eine Biene aus allen, selbst aus Distelblüten, humoristischen Honig sog. Auf einen schlechten Gasthof, auf einen Wirth, der seine Gäste, die er prellte, als seine Clienten, sich selbst als seinen ersten Gast ansah, konnte er sich lange vorher freuen. Die Methode, nach welcher er in solchen Fällen verfuhr, pflegte er seine Zufriedenheitstheorie, seine Philosophie des Reisens, zu nennen. Statt nämlich durch Schelten und Poltern sich Aerger und Verdruß zu bereiten oder zu mehren, befreite er sich von solchen Empfindungen durch Lobsprüche, die er selbst dem Widerwärtigen zollte, und nahm dem Unangenehmen seinen Stachel, indem er es lobend verspottete. Werke der Kunst interessirten ihn auf solchen Ausflügen wenig, Naturschönheiten noch weniger. Er reiste „auf Menschen," und irgend eine Bekanntschaft, eine Persönlichkeit, die ihn anzog, ließ ihn die schönste Gegend um ihn her vergessen. Ich erlebte es auf einer Rheinfahrt, daß er am sonnigsten Sommertage auf dem Dampfboote zwischen Coblenz und Mainz die ganze Zeit in der Kajüte zubrachte, um einer ihm völlig unbekannten, schwer kranken Frau Gesellschaft zu leisten und ihren Trübsinn durch seine heitern Erzählungen zu verscheuchen. Als er zum erstenmal eine Eisenbahnfahrt machte, übte dieser Anblick der höchsten Erfindung des Jahrhunderts einen wunderbaren Einfluß auf ihn. Er konnte dies Maschinenwesen und dessen unruhige Lebhaftigkeit nicht ertragen und schlief nach zehn Minuten ein. Alles Mechanische war ihm überhaupt zuwider, es widerstand seiner lebensprühenden Natur, die nur dem Lebendigen etwas

abzugewinnen vermochte. Seine zahlreichen Reisen nach Süddeutschland, der Schweiz, Holland und Belgien, nach Paris, Dresden und dem östlichen Deutschland dienten dazu, das Heer seiner Bekanntschaften ins Unglaubliche zu vermehren. Auch hierin besaß er eine Virtuosität, der sein bewundernswürdiges Gedächtniß zu Hülfe kam. Das durchaus Ungewöhnliche seiner Erscheinung und seines Auftretens übte dabei fast über alle Menschen, denen er begegnete, einen eignen Zauber. Wer ihn einmal gesehen hatte, vergaß ihn schwerlich wieder, und er selbst trug Sorge, durch Correspondenz und persönliches Wiederaufsuchen, sobald sich dazu Gelegenheit bot, jede ihn irgend interessirende Bekanntschaft fortzusetzen. Indem er die Freude, den Genuß, die erhöhte Spannung seines Geistes, welche ihm das Reisen gewährte, auf Alles, was ihm begegnete, zu übertragen strebte, erhöhte er sie zugleich für sich selbst. Man kann sagen, daß sein Erscheinen überall Heiterkeit und Lust bereitete, von den Postillionen und Schirrmeistern, Aufwärtern und Lohnbedienten, Paßpolizisten et hoc genus omne an, bis zu den höchsten Sphären der Bildung und Gesellschaft. Mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der Literatur hatte er durch diese häufigen Reisen Verbindungen angeknüpft; Immermann, Tieck, Heine, Zschokke, Gutzkow, Wienbarg u. a., Gelehrte und Forscher, wie Schlosser, zählte er zu seinen Bekannten und Befreundeten, und mehr als der Vortheil seiner aristokratischen Geburt öffnete ihm seine originelle Persönlichkeit selbst den Zutritt zu den Höfen der Fürsten. Die literarischen Früchte dieser Reiseausflüge, so weit sie nicht seinen „Humoristischen Blättern“ zu Gute kamen, sammelte er in einzelnen Reisebildern und Skizzen, von denen ich nur seine „Reiseskizzen aus Belgien und

Frankreich" (1835), seine „Humoristischen Reisebilder" (Hamburg 1843), seine „Briefe über Helgoland" (Bremen 1840), sein Reisetagebuch „Prießnitz und Gräfenberg" (Oldenburg 1841) hier erwähnen will.

In den Jahren 1840 und 1841 versuchte er seine Erlebnisse in Form humoristischer Memoiren zusammenzureihen. So entstanden die zwei Bändchen „Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel 1817—1819," denen bald darauf zwei Bändchen: „Humoresken aus dem Philisterleben" nachfolgten. Auch hierzu trieb ihn dasselbe Bedürfniß, aus welchem die „Humoristischen Blätter" hervorgegangen waren. Er selbst hatte ein Bewußtsein davon, daß er zum Schriftsteller im eigentlichen Sinne, wie man so sagt, verdorben sei. „Ich bin (sagt er einmal in diesen humoristischen Memoiren) eigentlich nur ein Autor aus Desperation. Ich schreibe Euch das Alles nur, weil ich es Euch nicht von Mund zu Ohr anvertrauen kann, und weil die Entfernung der Maulkorb des Erzählers ist." Leider entsprach dem fühlbaren Mangel an Ordnung und Compesition in diesen Bänden eine unerhörte Nachlässigkeit der äußern Ausstattung, deren Uncorrectheit und Salopperie vielleicht kaum irgendwo ihres Gleichen findet, und die den Genuß der vortrefflichen Einzelheiten übermäßig beeinträchtigt. Eine Revision und theilweise Bearbeitung dieser Memoiren würde sich ein wahrhaftes Verdienst um das Andenken des Autors in unserer Literatur erwerben. Die beiden ersten Bändchen fanden in Wiendarg einen Beurtheiler, wie ihn Kobbe bis dahin nie gehabt hatte. Noch jetzt kann ich nicht ohne Rührung an die kindliche Freude denken, mit der ihn jene Beurtheilung erfüllte, die so ganz ins Schwarze traf und

den innerſten Kern ſeines Weſens und Talents ſo meiſterhaft herausſtellte. Es war eigentlich die einzige bedeutende literariſche Anerkennung, die er erlebte. Die beiden letzten Bändchen geben, wie der Titel ſagt, humoriſtiſche Bilder aus ſeinem „Philiſterleben.“ Hier verſuchte er die humoriſtiſchen Thaten ſeiner erſten glänzendſten geſelligen Wirkſamkeit zu fixiren. Aber freilich ſtehen dieſe Schilderungen jenen früheren bedeutend nach. Dennoch ſieht man auch hier, wie er ſelbſt die ärmlichſten Umgebungen der Moor- und Haideflächen mit ſeinem Humor zu überwinden und die Langeweile kleiner Verhältniſſe durch ſeinen Geiſt zu beleben verſtand. Dieſe kleinen Abenteuer, dieſe Badebeluſtigungen in dem winzigſten Seebade der kultivirten Welt, zu Dangaſt am Jahdermeerbuſen, dieſe Staffage von Landleuten und Fiſchern, komiſchen Subjekten von Aufwärtern und Barbieren, improviſirten Theatern u. ſ. f. haben freilich ein vorherrſchend lokales Intereſſe. Aber der durchgehende rothe Faden, an den dieſe bunten Steine und Glasperlen, vermiſcht mit mancher ächten Perle, aufgereiht ſind, iſt denn doch immer eine ächt humoriſtiſche Auffaſſung, die das Unzulängliche, Komiſche und Lächerliche überall mit ſicherem Blicke zu entdecken, und im ſchnellſten Wechſel von Ernſt und Scherz, Freude und Leid, Antheil und Gleichgültigkeit ſelbſt dem Widerwärtigen und Traurigen eine komiſche Seite abzugewinnen weiß. —

Es war im Jahre 1836, als ich bei meiner Ankunft in Oldenburg Kobbe kennen lernte, der damals noch in der Blüte körperlicher und geiſtiger Kraft ſtand. Unſer erſtes Zuſammentreffen war eben kein

besonders freundliches. Er glaubte sich von dem neuen Ankömmlinge, der ihm trotz freundlicher Aufforderungen keinen Besuch gemacht hatte, vernachlässigt, und ließ es ihn durch eine empfindliche Aeußerung merken. Er befand sich nämlich damals in einer gereizten Stimmung und so zu sagen auf dem qui vive mit einem Theile dessen, was man auch an kleinen Orten gute Gesellschaft nennt. Seine genialen Lebensgewohnheiten, sein etwas wildes Wirthshausleben, zu dem er sich seiner Natur nach um so mehr genöthigt sah, als der kalte, verschlossene Ernst des nordischen Publikums erst bei der Flasche seiner stets gleich aufgeregten Stimmung wenigstens einigermaßen recipirend entgegenkam, seine finanziellen Verlegenheiten — kurz alle die bürgerlichen Nachtheile, die denn doch zuletzt unausbleiblich im Gefolge einer Natur wie die Kobbe'sche erscheinen, wenn nicht große äußere Mittel den Schwung eines solchen Daseins stützen — das Alles hatte unsern Freund in einen etwas bedenklichen Ruf gebracht. Ja mancher Wohlmeinende warnte mich vor ihm in bester Absicht. Allein das hielt nicht lange vor. Der Zauber seiner Persönlichkeit wirkte auf mich um so unwiderstehlicher, da er für den Fremden den vollen Reiz der Neuheit mit der Gewalt einer Originalität verband, wie sie mir bisher in meinem Leben nirgends entgegengetreten war. Ich sah in ihm eine Jean Paul'sche Figur, in seinem Freundschaftsverhältnisse zu seinem Stieffel die Schoppe-Leibgeber'sche Doppelgängerei verwirklicht, und bei näherer Einsicht die Poesie von der Realität weit übertroffen. Gemeiner Sinn nennt die Liebe blind, da sie doch just das göttlich Seherische ist. Nirgend trat dies schöner hervor als bei unserem Freunde, dessen liebestrahlendes Auge überall durch die irdischen Mangelhaftigkeiten hindurch nur das Gute, Schöne, Göttliche

in ſeinen Freunden ſah und ſuchte und darum auch für ſich in ihnen fand. Seine hingebende Neigung, ſeine überſchwängliche, alles Maaß überſchreitende Anerkennung verſtattete die Möglichkeit einer Einwirkung, die ihm hier und da zu Gute kommen ſollte. Eine gemeinſam mit ihm in den Süden Deutſchlands zu ſeinem Carlsruher Freunde Stieffel unternommene Reiſe, auf der ich ihm die Bekanntſchaft und Freundſchaft des unvergeßlichen Immermann und anderer trefflicher Menſchen verdankte, ſchloß mir an der Stätte ſeiner genialſten Jugendperiode die ganze Fülle und Pracht ſeiner unvergleichlichen Natur auf. Fortan blieben wir in unzertrennlicher Lebensgemeinſchaft, der ich viele der ſchönſten Stunden meines Lebens verdanke, wie ſie allein der tiefe Einblick in eine reine, ſchöne, ureigne Menſchennatur gewährt. Er ſeinerſeits begann nach langer Unterbrechung ſich wieder an der geiſtigen und literariſchen Bewegung der Zeit zu betheiligen. Ein „Hunger des Wiſſens und Erkennens“ bemächtigte ſich ſeiner. Er las, was ich ihm als beſonders bedeutend mittheilte. Er folgte der neuen kritiſchen Bewegung, die ſich mit den Halliſchen Jahrbüchern bildete, mit feinem Sinne und einem merkwürdig richtigen Tacte des Urtheils, deſſen Faſſung immer eine humoriſtiſche war. Er näherte ſich wieder manchen früher von ihm aufgegebenen Kreiſen der Geſellſchaft, und half durch ſeine geſelligen Bemühungen einen kleinen Kreis von Freunden bilden, der es ſich zur Aufgabe ſtellte, die Philoſophie der Zeit, wie ſie in den Werken Hegels vorlag, durch gemeinſames, gründliches Studium in ſich aufzunehmen, und bis zu ihren letzten Ausgangspunkten zu verfolgen. In dieſem Vereine des ſogenannten „Philoſophicums“, wie Er ihn zuerſt benannte, blieb er über ſieben Jahre lang, bis an ſeinen Tod ein mehr oder minder theilnehmender Genoſſe,

der die geſelligen Stunden deſſelben durch ſeine ewig friſche Laune, ſeinen nie verſiegenden Humor würzte, und jede Spaltung, jede Heftigkeit des Zuſammenſtoßens in Discuſſion und Meinungskampf, durch das milde Oel ſeiner überall ausgleichenden, vermittelnden, das Herbſte perſönlichen Zwiſtes oft durch ein glückliches Wort, eine humoriſtiſche Wendung mildernden und verſöhnenden Perſönlichkeit zu beſchwichtigen und zu löſen wußte. Zu dem Inhalte der Philoſophie ſelbſt gewann er bald das glücklichſte Verhältniß. Mit der Sicherheit des Naturinſtincts wußte er das ihm Gemäße herauszufinden und ſich auf ſeine Weiſe anzueignen. Er nahm auf, was ihm nach irgend einer Seite hin Förderung verſprach, was ſeine Neigungen und Sympathieen beſtätigte, kurz was in dem dialektiſchen Denkprozeſſe ſeiner humoriſtiſchen Auffaſſungsweiſe der Menſchen und Dinge entſprach, und ließ bei Seite liegen, was mit ihr im Widerſpruche ſich befand, ohne die Lücken zu beachten oder auch nur zu empfinden, die für eine, nach vollem Zuſammenhange ſtrebende Betrachtungsweiſe aus ſolchem rhapſodiſchen Verhalten entſtehen mußten. Was er ſich nicht durch ſinnliche Exemplifikation, durch metaphoriſch-humoriſtiſche Wendungen, durch unmittelbares Anknüpfen an die Erfahrung des eignen Bewußtſeins, oder ſonſt auf dem Wege der Vorſtellung, kurz was er ſich nicht poetiſch aneignen konnte, exiſtirte für ihn nicht, bekümmerte ihn nicht. Eine Conſequenz, deren Prämiſſen er zugeben mußte, wie z. B. die Begründung der Todesſtrafe in der Rechtsphiloſophie, verwarf er ohne Weiteres, wenn ſie ſeinem Herzen widerſprach, ohne ſich dadurch im Geringſten an dem Werthe deſſen irren zu laſſen, was damit ſonſt zuſammenhing. Die loyalbrechendſten Schwierigkeiten der Logik überwand er ſpielend, indem er ſich dieſelben

zu einem humoriſtiſchen Bonmot, zu einer witzigen Pointe zurecht ſpitzte. So bewahrte er ſtets ſeine poetiſche Freiheit, indem er die Bethätigung derſelben zugleich ſeinen Freunden in tauſend luſtigen Sprüngen und Capriccio's zu Gute kommen und nie den Ernſt der gemeinſamen Forſchung von der Trockenheit pedantiſchen abſtracten Weſens überroſten ließ.

Wir haben ſchon geſehen, daß Kobbe in dieſer Periode ſeines Lebens zugleich einen neuen Anlauf nahm, den poetiſchen Gehalt ſeines Innern in Thaten auszuprägen. Das Bewußtſein früherer Verſplitterung von Kraft und Talent ſpornte ihn zu dem Streben, ſeinem Daſein literariſch und praktiſch einen größern Halt, eine würdigere Sammlung zu geben, in Literatur und Leben ſich Wirkſamkeit und Geltung zu erringen. Was er nach der erſtern Seite hin für dieſen Zweck gethan, iſt bereits beſprochen worden. Wir haben auch nicht verſchwiegen, wie weit die Ausführung hinter der Intention, das poetiſche Werk hinter ſeinem Begriffe zurückblieb. Trotzdem verdiente ſein Streben auch nach dieſer Seite alle Achtung und Anerkennung, wenn auch nicht das vortreffliche Einzelne der Leiſtungen dieſelbe ohnehin in Anſpruch nähme. Aber was ihm in frühern Jahren, in der Periode der erſten Entwicklung heilſam geweſen wäre: der Rath und die Zurechtweiſung, ja ſelbſt die ſcharfe Kritik literariſch überlegener, theilnehmender Freunde, das hatte er damals nicht gefunden. Wer hatte auch Intereſſe daran, eine ſolche, von genialem Jugendübermuthe ſchwellende, neidlos ſich und ihr Beſtes dem Allgemeinen der Geſelligkeit aufopfernde Natur, anders zu wünſchen, ſie zu dem Egoismus des Zurückhaltens und Ausſparens ihrer poetiſchen Mittel hinzuführen! Jetzt aber wo die Kritik der Freunde ihm nahe,

oft zu nahe trat, war es zu spät. Er war schon zu sehr verfestet in der oben geschilderten sorglosen, um Kompositionen und Formirung unbekümmerten Manier seines Produzirens, als daß ihm, zumal bei allmälig hergabsteigender Kraft, eine Aenderung möglich gewesen wäre. Und doch konnte er sich zuweilen selbst nicht verhehlen, was durch eine solche für ihn zu gewinnen sei. Die Vernachlässigung alles eigentlichen theoretischen Studiums, ohne das in unsern Kulturverhältnissen selbst die genialste Anstrengung, ein poetisches Leben durchzuführen, auf die Dauer vergeblich wird, empfand er um so schmerzlicher, je mehr er bei seinem Naturell und vorgerückten Jahren die Unmöglichkeit des Nachholens einsah. „Ihr habt gut reden," pflegte er dann wohl auf allerhand Vorschläge und Zumuthungen für seine schriftstellerische Produktion zu erwiedern, „Ihr, die Ihr die Gold- und Silberflotten der Wissenschaft und Gelehrsamkeit kommandirt, während ich mit meinem einzigen Dukaten einen Reiter zu Pferde vergolden muß!" — Was ihm als Studenten nach einer Doctoropposition einmal Thibaut gesagt hatte: „Für einen, der nichts gelernt hat, haben Sie Ihre Sache vortrefflich gemacht!" liebte er auch wohl mit lustiger Selbstverspottung bei solchen Gelegenheiten anzuführen. Dieses Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber der Strenge der objectiven Anforderung steigerte sich denn endlich zu einer Höhe, daß er es nicht anders als durch den festen Entschluß überwinden konnte, die Schranken seiner Natur und ihrer historischen Gestaltung nicht durchbrechen zu wollen, sondern innerhalb derselben sich in der ihm gemäßen und bequemen Weise nach Kräften ferner zu bethätigen. Und man muß jetzt, wo sein Leben abgeschlossen vor uns liegt, sagen, daß er Recht hatte, und daß er in seiner Lage verlangen

durfte, was Schiller jeder bedeutenden Natur vindizirt, daß man bei ſeiner Beurtheilung mehr auf das ſah, was er war, als was er that. Im Bewußtſein ſeines redlichen Strebens, in dem Gefühle, daß er wirklich allein die Größe der Anſtrengung beurtheilen konnte, die ihm das, was er Fleiß und Arbeiten nannte, koſtete, und in dem Inſtincte, daß ihn jeder zurechtweiſende Einfluß wohl vor dem einzelnen Fehler bewahren, ſonſt aber nur irren und ſeine Thätigkeit lähmen könne, ſchrieb er mir einmal (1839): „ich brauche jetzt vor allen Dingen Lob und Ermunterung, und Euer Kritiſiren, ſo ſehr Ihr auch in der Sache Recht haben mögt, kommt mir doch, wenn ich es als gegen mich gerichtet betrachte, vor, als wenn man Jemandem, der eifrigſt beſchäftigt iſt, gerettete Sachen aus einem brennenden Hauſe zu tragen, zuriefe: Du, deine Weſte iſt falſch geknöpft.“ „Betrachtet mich,“ ſchrieb er mir oft in den letzten Jahren, „wie einen Nachtwandler, beobachtet mich, aber ruft mich nie beim Namen.“ Ein andermal pflegte er ſich mit einem baufälligen Hauſe zu vergleichen, das man höchſtens äußerlich ſtützen, aber nicht gründlich reparíren wollen dürfe, wenn es nicht ganz zuſammenſtürzen ſolle. „Ich bin,“ ſetzte er auch wohl hinzu, „eine alte Köterei, die mit Schuld und Unſchuld angenommen werden muß.“ So befreite er ſich durch die Kraft ſeines Humors auch von dem ſchwerſten Drucke eines Gefühls und Zuſtandes, in welchen ihn der Humor ſeines Lebens geſtürzt hatte, und keine Aeußerung gefiel ihm beſſer, als die von ihm erzählte (Humoriſt. Erinner. aus dem akadem. Leben. Th. II. S. 16.) jenes alten achtzigjährigen Kieler Chirurgen, der jeden Verſuch ſich zu der „neuen Religion“ des Kieler Claus Harms zu bekehren mit den Worten ab und zur Ruhe verwies: „Der Harms

soll sehr gut predigen und eine sehr brave neue Religion erfunden haben, welche die Menschen zu sehr guten Dingen anhalten soll. *Aber ich müßte doch ein niederträchtiger Kerl sein*, wenn ich mich *in meinen Jahren* noch bessern wollte."

Wie richtig er übrigens sich selbst beurtheilte, beweist wohl am schlagendsten unter allen ähnlichen Aeußerungen das Wort, das er mir einmal in einer brieflichen Confession schrieb: „Ich war zu sehr Poet in meinem *Leben*, um es (in der Literatur) *sein* zu können." Es ging ihm eben wie jener schwärmenden und gährenden Jugend in Goethe's Rheinischer Periode, den Stollbergs, Lenz u. s. w., von denen *Merk* sagte, daß ihr Bestreben, die Realität in die Idealität zu verwandeln, statt diese jener einzubilden, sie poetisch zu Grunde richte. —

Ebenso tapfer und tüchtig wie in seinen schriftstellerischen Bestrebungen war er namentlich in dieser letzten Periode seines Lebens bemüht, sich mit den Anforderungen des Amtes und der praktischen Thätigkeit ins Gleiche zu setzen. Und wenn man in Beziehung auf seine amtliche Stellung auf die Eigenartigkeit einer solchen originellen Natur billige Rücksicht nimmt, so wird man gestehen müssen, daß er auch hier in seiner Weise das ihm Mögliche leistete. Zumal wenn man bedenkt, daß er aus dem ihm eigentlich wenig gemäßen Kreise seines amtlichen Lebensberufs sich einen Ausweg zu einer Thätigkeit anzubahnen wußte, in welcher zuletzt seine ganze Seele mit allen ihren Interessen aufging. Fünfundzwanzigjährige Beschäftigung mit dem menschlichen Elende und der menschlichen Schwäche und Verderbtheit in seinem Amte als Untersuchungsrichter, konnten das warme Gefühl seines Herzens für die leidende Menschheit nicht erkalten, den leben-

digen Strom seiner Theilnahme nicht austrocknen. War er früher versucht, sich über manches Peinigende und Quälende dieser Art mit der Springstange seines Humors hinwegzuschwingen, so ging in der letzten Periode seines Lebens sein ganzes Streben fast ausschließlich darauf hinaus, helfend einzugreifen und rettend beizuspringen. Und neben dem Einzelnen der unverdrossensten Verrichtung jener „stets wiederkehrenden Ritter- und Liebesdienste gegen Noth, Armuth und Kümmerniß" wendete er mehr und mehr seine Liebesthätigkeit den tiefliegenden Ursachen des Elends und Verbrechens und ihrer Abhülfe zu. Wir werden auf diesen Theil seiner Wirksamkeit weiter hin zurückkommen, wo er in der Gründung von Vereinen seine frühere particulare Thätigkeit erweiterte.

So sehen wir ihn auch hier in seiner praktischen wie dort in seiner poetischen Thätigkeit im entschiedenen Fortschritt, von dem Vereinzelten, Momentanen, zu dem Allgemeineren und Bleibenden. Thätige Liebe ward so in immer höherem Maße die bewegende Seele seines Lebens. Wer, der ihn je gekannt, unterschreibt nicht Wienbargs Worte, wenn er von unserm Freunde bei der Besprechung seiner „akademischen Erinnerungen" ausruft: „Nicht liebenswürdiger zeigt sich diese, vom Sonnenschein der Liebe und Lust durchwärmte Natur, als in ihrem rastlosen Bemühen, nach Kräften feindliche Mißverständnisse auszugleichen, gefährlichen Bewegungen die Spitze abzubiegen, Dumpfes auszulüften, der Schwerfälligkeit Flügel anzusetzen, überall auf ihre Weise durch Laune und Herzigkeit den Frohsinn des Lebens zu mehren, und gegentheils das Störende, Peinliche und Gefährliche aus dem Wege zu schaffen. Dieser beispringende, hülfreiche, vermittelnde Thätigkeitstrieb beherrscht ihn überall, beim

Becherklange, beim Degenklirren, beim Läuten der Feuerglocke, auch schreckt es ihn nicht ab, wenn er einmal als unbefugter Retter Kolbenstöße in Empfang nehmen muß. Wenn er einmal sagt, daß er Nachts nicht besser schlafe, als wenn er Tags herumgelaufen, um sich zur Abhülfe der Lebensbedrängnisse von Noth und Armuth ins Mittel zu legen, so wird ihn kein Leser des Selbstruhms bezüchtigen, sondern eher an den Goethe'schen naiven Spruch: „Ich habe mich nicht gemacht!“ zu seinem Vortheile erinnert werden.“

Dieser beispringende hülfreiche Thätigkeitstrieb hatte nach und nach einen wahren Jean Paul'schen Armenadvocaten aus ihm gemacht, und er pflegte wohl selbst zu sagen, daß alle schlimmste Noth und Misere in und um Oldenburg sich an ihn wende. Seine eignen Mittel waren gering, und doch überstieg, was er gab, oft die Gaben weit wohlhabenderer Leute. Daneben aber ward er in schriftlichen und mündlichen Bevorwortungen, Suppliken, Subscriptionsveranstaltungen u. dergl. ein unermüdlicher, seinen Freunden oft recht störsamer, Anwalt der Armen und Nothleidenden. Als er einmal höchsten Orts, wo er für seine Schützlinge allmälig eine ergiebige Geldquelle flüssig gemacht hatte, im Eifer des Verlangens: für einen sehr dringenden Fall eine bedeutende Unterstützung zu erwirken, in seiner Bittschrift sich freiwillig verpflichtet hatte, im Gewährungsfalle nicht wieder mit seinen Gesuchen zu behelligen, nahm er vierzehn Tage später diese seine Verpflichtung in der nächsten Supplik unter Bezeugung der höchsten Reue wieder zurück, indem er das humoristische Versprechen hinzufügte, sich künftig nie wieder ein solches Versprechen beigehen zu lassen. Diese Neigung führte zuletzt von selbst zur Gründung eines Vereins für die Verbesserung des Schicksals

entlaſſener Strafgefangenen, der gegenwärtig an hundertundvierzig Mitglieder zählt, und deſſen ehrenwerthe und ſegensreiche Thätigkeit überall vom Geringſten hinauf bis zu dem Landesfürſten anerkannt wurde. Für dieſen Verein, mit dem er eine Art Vorſchule zum Mäßigkeitsverein in Verbindung ſetzte, lebte und ſtrebte er wie geſagt in den letzten Jahren ſeines Lebens faſt ausſchließlich. Auch in ſeiner journaliſtiſchen und ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit waren es mehr und mehr ernſte Fragen des allgemeinen Menſchenwohls, die ihn beſchäftigten. So ſchrieb er mit warmer Begeiſterung für die armen deutſchen Heimathloſen, für die Aufhebung der von deutſchen Fürſten privilegirten Spielhöllen der Bankhäder und des Lotto's, für den Mäßigkeitsverein, für Toleranz und Duldung in Glaubensſachen, für Glaubensfreiheit. Hier überſtieg er in ſeinen Angriffen auf die, welche er für ſeine Gegner hielt, nicht ſelten das Maaß. Er ward ſelbſt perſönlich, weil er, ein rein perſönlicher Menſch, Sache und Perſon nie zu trennen vermochte. Ging es doch im Verkehre des täglichen Lebens mit ihm nicht anders. Seine Antipathieen waren ebenſo unbedingt, ebenſo übertrieben, ebenſo maßlos und blind wie ſeine Sympathien; aber mit dem Unterſchiede, daß er wohl dieſen, nie aber jenen handelnd Folge gab. In dieſer Hinſicht konnte man oft die ganze Reinheit ſeiner Natur bewundern. Er hatte manche Verunglimpfung, manchen boshaften Angriff erlitten, er hatte Menſchen, die ihn mißverſtanden, in Menge, und ſelbſt Widerſacher fehlten ihm ſo wenig, wie ſeinem Halbbruder Jorick, und er empfand tief jede ihrer Kränkungen. Aber obſchon ihm die Waffe des ſchlagendſten Witzes, der treffendſten Satire wohl zu Gebote ſtand, hat er ſich ſelbſt mit ſolchen Mitteln ſchwerlich jemals in ſeinem Leben gerächt. Seine vortreffliche Natur warf

jeden ihr fremden Tropfen Galle so schnell aus ihrem Blute, daß es ihm selbst unmöglich war, an denjenigen Menschen, gegen welche er — und nicht immer ganz mit Unrecht — sich oft am erzürntesten aussprach, auch nur irgend eine Vergeltung praktisch zu üben. Ja ich habe Fälle erlebt, wo er Leuten dieser Art Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten, die ihnen von Andern bereitet waren, ersparte, ohne daß sie davon je eine Ahnung erhielten, oder die Hand bemerkten, welche ihnen die Steine aus dem Wege geräumt hatte, worüber sie hätten stolpern können. —

Seit dem Sommer des Jahres 1841 zeigte sich, daß seine Gesundheit wankend geworden war. Bei seiner Rückkehr aus der Wasserheilanstalt zu Weinheim fiel seinen Freunden die plötzliche Umwandlung seiner frühern federkräftigen Haltung und seiner geistbelebten Gesichtszüge zu leidender Abgespanntheit und einer gewissen schlaffen Müdigkeit schwer auf das Herz. Seitdem ging es in jedem Jahre sichtbar mit seinem äußern Menschen mehr bergab. Aber grade diese letzten Jahre — in denen sein Humor, wie ein zum Tode getroffener Adler nur noch am Boden mit den Flügeln zuckte, bewährten ihn als einen heldenmüthigen Kämpfer gegen die schweren Leiden eines von unheilbarer furchtbarer Krankheit immer enger und enger umstrickten Körpers. Laokoontisch mit dem erbarmungslosen Feinde ringend, wich er nur Fußbreit vor ihm zurück. Gewohnt, Alles, was ihn drückte und beschwerte, tief in die eigne Brust zu verschließen, nie seinen Freunden mit eignen Leiden beschwerlich zu fallen, mied er lieber diejenigen, die seinem Herzen die Nächsten waren, als daß

er Unmuth und Verſtimmung, Trübſinn und Niedergeſchlagenheit vor ihnen gezeigt hätte. Von jeher eigentlich nur für Andere lebend, ſuchte er: in der Ahnung eines nicht mehr fernen Lebenszieles die Gränzen ſeiner Liebeswirkſamkeit, ſeiner Thätigkeit für Menſchenwohl, für das Heil der Armen und Verlaſſenen immer mehr zu erweitern, und ſeine reine und edle Seele durch ſolches Streben immer mehr zum Ewigen und Göttlichen zu verklären. Sein Bruſtübel trat immer beſtimmter und ſchrecklicher hervor, und faſt während des ganzen letzten Jahres war ſein Zuſtand der eines Schwerkranken. Was tauſend Andern unmöglich geweſen wäre, gelang der Kraft ſeines Willens. Er hielt ſich aufrecht, thätig, faſt bis zum letzten Athemzuge. Als ſchon die Füße ihm den Dienſt verſagten, ließ er ſich in die Sitzung des von ihm geſtifteten Vereins für die Verbeſſerung des Geſchicks entlaſſener Sträflinge fahren (den 19. Januar 1845), um dort ſeine letzte Rede zu halten *). Es war ſein letzter Ausgang. Der harte Froſt, der Feind der Armen, quälte ſein Herz. Er veranſtaltete eine Ausſtellung von Raritäten und Kunſtſachen zum Beſten der Armen, und hatte die Freude, für deren Erlös gegen vierhundert Fuder Brennmaterial angekauft zu ſehen, die er noch in ſeinen letzten Lebenstagen vertheilen half. Es war ſeine letzte Freude. Das Bruſtübel — von ihm zuletzt verkannt — griff ſtärker um ſich und raubte ſeinen Freunden erbarmungslos jede Hoffnung ſeiner Erhaltung. Er ſelbſt hätte gern noch gelebt. In der Blüte des Mannesalters ſtehend, mochte er wohl noch die freund-

*) Sie iſt gedruckt in dem „dritten Jahresbericht für die Wirkſamkeit des Vereins“ (Oldenburg, Schulzeſche Buchhandlung 1845).

liche Gewohnheit des Daseins um einige Jahre verlängert wünschen; — denn manche Verpflichtung, und namentlich die Sorge für die Hinterlassenen seines ältesten Bruders, band ihn noch an das Leben. Doch selbst unter den Schauern des nahenden Todes verließ ihn sein Humor nicht. Seine Pflegebefohlenen, die Armen und Sträflinge, welche ihn besuchten, um von ihm Unterstützungen oder Anweisungen auf solche in Empfang zu nehmen, ermahnte er zu thätigem Verharren auf dem Wege des Guten, da er nun bald nicht mehr werde für sie sorgen können. „Man muß alle Umstände zum guten Zwecke benutzen," sagte er einmal bei solcher Gelegenheit lächelnd zu mir. In den letzten Tagen, als ihm der Arzt ein Glas Wein erlaubt hatte, schrieb er mir: „Der Wein hat mich wunderbar gestärkt, er wirkt auf mich wie das Blut auf die klassischen Todten im Hades." Als er schon die Feder nicht mehr in der zitternden Hand halten konnte, diktirte er einem Freunde die Antworten auf die eintreffenden Billets. In einem solchen hatte ich ihm vorgeschlagen, im Frühlinge mich auf einer Gesundheitsreise nach Nizza zu begleiten. Es war wenige Tage vor seinem Tode, wo er, wie er klagte, den Verstand nur auf einige Stunden zusammenhalten konnte. Er antwortete darauf diktirend: daß er alle Tage dümmer werde und so die gegründetste Aussicht habe, gegen Ostern wegen Dummheit seinen Abschied nehmen zu müssen. „Dann begleite ich dich wenigstens bis nach Wallis, wo ich meine letzte Erdenrolle als Cretin zu spielen hoffe." Von dieser Art ließen sich noch manche Züge anführen. Noch am Tage seines Todes redigirte er die letzte Nummer seiner Humoristischen Blätter. Sein Verstand blieb hell und klar, wie sein strahlendes Auge bis zum letzten Augenblicke, wo er mich, als ich an sein Lager eilte,

mit den Worten: „Bitte, Lieber — geh! ich kann nicht mehr sprechen!“ mit einer Handbewegung begleitet, mich zu entfernen bat. Es war eine tapfere männliche Scham, die keinen Zeugen einer etwaigen Schwäche haben mochte. Zehn Minuten später, und eins der edelsten und schönsten Herzen, das je die Erde getragen, hatte zu schlagen aufgehört. Am 22. Februar gegen halb fünf Uhr Nachmittags mit der scheidenden Sonne ging seine müde, leidgequälte Seele zur ewigen Ruhe ein. Eine wunderbare Hoheit tiefen Friedens lag über den Zügen des Todten gebreitet, ein mildes Lächeln spielte um die geschlossenen Lippen. Eines Künstlers glückliche Hand hat dies schöne Bild des Todes erhalten.

Am 28. Februar begleitete ein ungewöhnlich zahlreicher Leichenzug, aus allen Ständen und Klassen der Bevölkerung gemischt, die sterblichen Reste des theuren Mannes zu seiner letzten Ruhestätte. Hier zeigte sich, wie viele Freunde er besaß, und wie reich die Saat der Liebe, die er im Leben unabläßig ausgestreut, in den Herzen seiner Mitbürger aufgegangen war. Wohl ließen sich auf ihn die schönen Worte anwenden, die der Dichter des Wallenstein seinem Lieblinge Max Piccolomini nachruft:

„Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht;
Denn Viele sind bei uns, die seine Großmuth,
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und Alle rührte sein Geschick.“

Es war ein schöner Morgen, an dem sie ihn hinaustrugen auf den Friedhof, dessen Eingang die alte Inschrift: „O ewig is so

lang!“ sinnvoll bezeichnet. Die Sonne warf ihre milden Strahlen vom blauen Himmel hernieder auf die tief in das weiße Leichentuch von Schnee und Eis gehüllte Erde. Es war das Abbild seines Wesens und Lebens. So ruhte stets der warme Sonnenschein seines liebevollen Herzens auf der kalten Welt. Als die Träger den Sarg an der Gruft, der ersten des neu eingeweihten Gottesackers, niedergesetzt hatten, stimmten die Gesangvereine, welche den Trauerzug begleiteten, Klopstock's tiefergreifendes: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du mein Staub“ — an. Keine Rede ward an seinem Grabe gehalten, denn die es gewollt, vermochten es nicht. Aber manche Thräne aus Männeraugen begleitete die Handvoll Erde, die wir ihm als letzten Abschiedsgruß nachwarfen auf den Deckel seines kleinen schwarzen Hauses in der kalten Wintergruft, wo das wärmste Herz seinen ewigen Schlaf schläft.

Unser Freund ist hinter den dunkeln Vorhang getreten, dahin ihm unsere Augen nicht folgen können, und wird ruhig schlafen bis an den jüngsten Tag. Aber seine Auferstehung in uns hat er schon gehalten, in unsern Herzen ist er auferstanden in all der unvergänglichen Schönheit seiner edlen, reinen, großen Seele. Und die Liebe, deren Apostel auf Erden er war, wird sein Andenken begleiten, so lange sein Name von den Lippen redender Menschen genannt wird. Fahr wohl! Geliebter, fahre wohl! —

Theodor von Kobbe war von hoher schlanker Gestalt, die erst in den letzten zehn Jahren zu einem gewissen Embonpoint neigte. In frühester Jugend zart und schwächlich hatte sich seine Constitution

durch Leibesübungen und Vorliebe für Bewegung im Freien zu einer Kräftigkeit entwickelt, welche allen stürmischen Zumuthungen, die seine übersprudelnde Lebhaftigkeit an sie machte, trotzen zu können schien. Denn freilich in gar mancher Beziehung konnte in seiner Blütezeit von ihm selbst gelten, was er einmal in seinen Lebenserinnerungen von einem Freunde sagt, daß er seine Halbgottgestalt täglich wie einen Walhallaheldenkörper zu ertödten und am andern Tage wieder verjüngt zu zeigen verstand. Ehe ihn die Wucht der Krankheit zusammenbeugte und den Zügen seines ausdrucksvollen, die ganze frohe Lebendigkeit seines Innern widerstrahlenden Gesichts den bleiernen Stempel des Leidens aufprägte, war Kobbe ein schöner Mann. Das braune liebevolle Auge war von außerordentlicher Anmuth, nie jedoch schöner als in solchen Momenten, wo sein Blick sinnend auf einem ihm theuren Gegenstande weilte, oder sich in dem Wiederschein irgend einer geistigen Ueberlegenheit sonnte, oder wenn er mit Kindern, seinen Lieblingen, verkehrte, die er nie unbeschenkt entließ. Schenken war überhaupt seine Lust. Sein Freund Stieffel sagte deshalb einmal scherzend von ihm: der liebe Gott und Kobbe können das Schenken halt nimmer lassen. Was von Büchern in seinen Besitz gerieth, wenn sie nicht etwa beim Ausleihen „die Gewohnheit des Wiederkommens ablegten," verschenkte er meist an seine Freunde. „Du thust mir einen Gefallen, wenn du es annimmst," sagte er einmal, als er mir Immermann's Werke, die ihm der Dichter selbst verehrt, zum Geschenke aufdrang, „denn so weiß ich doch, wo die Sachen bleiben." Und wie traulich und behaglich saß sichs an seinem gastlichen Tische in dem kleinen, mit humoristischen Wandgemälden neckisch ausgeputzten Hause, wo er den liebenswürdigsten Wirth machte, und wo unter tausend lustigen

Feuerwerken seines geistsprühenden Humors die Stunden im Fluge entschwanden. Hier entfaltete er die ganze Fülle seines außerordentlichen Erzählertalents, den ganzen Reichthum seiner humoristischen Rhapsodik und Improvisation, seine unvergleichliche Gabe schöpferischer Individualisirung und dramatischer Charakteristik, wobei ihn alle Mittel eines fein organisirten Sprachtalents, das sich in allen Besonderheiten nationaler und provinzieller Verschiedenheit mit Leichtigkeit zu bewegen wußte, unterstützten. Hier strömte er über von epigrammatischen Scherzen, humoristisch-satirischen Impromptus, die er jedoch, sobald sie auch nur entfernt einen persönlichen Stachel hatten, nie in die Oeffentlichkeit gelangen ließ, so nahe ihm auch die Versuchung zuweilen gelegt wurde. Sein Herz meisterte stets seinen Kopf. Ohne dieses Verhältniß wäre sein Witz vielleicht eine gefürchtete Geißel seiner Umgebungen geworden.

Indem ich das Geschriebene überblicke, sehe ich, wie ich eigentlich schon über den Schluß dieser Skizze hinaus gerathen bin. Aber die Fluth der Erinnerungen stürzt zu mächtig auf mich ein, und es ergeht mir, um ein Bild des Freundes zu brauchen, wie dem Fährmann, welcher schon vom Lande abgestoßen, immer und immer wieder durch neu herandrängende Passagiere zur Rückkehr an die verlassene Abfahrtsstätte sich genöthigt sieht. Und es ist so schwer von ihm zu scheiden, zumal für mich, der eine lange Zeitstrecke zwischen diesem Entwurfe des Bildes und einer Rückkehr zu seiner Ausführung in Aussicht hat. So stehen wir ja oft beim Scheiden von geliebten Menschen lange zögernd noch nach dem Abschiede den Griff der Thüre in der Hand, ohne es zu wagen sie zu öffnen und die Schranke der Trennung zwischen uns und ihnen zu schließen.

Wenn Ihr, lieben Freunde einmal Heidelberg beſucht, ſo laßt Euch auf der „Hirſchgaſſ“ am Fuße des kleinen Hügels im Garten die Marmorplatte zeigen, auf der die Zeichen ſeines Jugendfreundſchaftsbundes, „Roſe, Weinblatt und Jasmin“, eingemeißelt ſind. Dies Gedenkzeichen, das die Wiege ſeines jugendlichen Genius ſchmückt, mögt Ihr ihm auf den Stein ſetzen, den die Freundſchaft ſeinem Grabe zugedacht hat, und darunter die Worte meißeln laſſen, die er bei dem Tode des ihm ſo theuren Immermann einem Freunde ſchrieb:

„O wie viel Urſach' hat man ſich lieb zu haben,
ſo lange es ragt.“

III 200.

Ein Jahr in Italien.

Von

Adolf Stahr.

I.

Laß, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Werthe und was wieder Realität hervorbringt. Alles andere ist eitel und vereitelt nur!

Goethe.

Oldenburg, 1847.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.
(W. Berndt.)

Abth 132:21

Inhalt.

		Seite
I.	Von Oldenburg nach Nizza	1
II.	Von Nizza nach Florenz	57
III.	Von Florenz nach Rom	123
IV.	Erſte römiſche Tage	141
V.	Villeggiatur in Aricia	213
	Der Abſchied	339
VI.	Nach Neapel	343
VII.	Villeggiatur in Sorrent	371
VIII.	Ausflug nach Päſtum	387
	Der helleniſche Tempelbau	407

I.

Von Oldenburg nach Nizza.

Frankfurt, den 19. April 1845.

Schon zehn Tage unterwegs und doch erſt in Frankfurt! Es iſt in Deutſchland ſo ſchwer von der Stelle zu kommen. Wenn ich erſt die Gränze paſſirt habe, ſoll es hoffentlich raſcher gehen, ſonſt wird es Sommer, ehe ich den Süden erreiche, der meinen leidenden Nerven Geneſung bringen ſoll.

Heute war der erſte ſchöne Tag ſeit meiner Abreiſe von Oldenburg. Der erſte Frühlingshauch wehte mich warm und lind an. Ich habe Fröſche quacken und Vögel ſingen hören, aufbrechende Kaſtanienknospen und grünende Stachelbeerſträuche geſehn; da glaubt man wieder an den deutſchen Gott. Wie groß iſt doch ſchon der Gegenſatz zwiſchen unſerm nordiſchen Küſtenklima und dem ſonnigen Frankfurt. Bei Bremen flutheten und wogten meilenweit die ausgetretenen Waſſer über Gärten und Felder. Zertrümmerte Menſchenwohnungen, ſchwimmendes Balkenwerk und Hausgeräth, treibende Eisſchollen begegneten dem Blicke, als ich ſtundenlang in einem Boote über die wüſte Waſſerfläche fuhr, welche meilenweit ringsum die Straßen und Felder bedeckte. Schaudernd vor Kälte, umſauſt von dem ſtahlſcharfen Oſtwinde dachte ich mit um ſo größerem Behagen des ſüdlichen Sommers, der meiner wartete.

In Bremen erneuerte ſich der Schmerz des Abſchieds von der Heimath, als Moſen von mir ſchied. Wir hatten dort im Theater

zuſammen der Aufführung ſeines „Katte“ beigewohnt, der von den Bremern mit lebhaftem Beifalle aufgenommen wurde. Jetzt ging er zurück in die trauliche Enge ſeiner neuen Heimath, von der ich auf ein Jahr mich trennen ſollte. Ein Jahr iſt ſo lang für den Wandernden. Wie werd' ich ſie und ihn wiederſehen!

In Hannover empfing ich von Freund Hermann Keſtner während der zwei Tage, die ich in dem gaſtlichen Hauſe ſeiner würdigen Eltern zubrachte, noch eine Menge praktiſcher Italieniſcher Reiſeanweiſungen, nebſt den wärmſten Empfehlungen an ſeinen Onkel, den Hannoverſchen Miniſterreſidenten in Rom. Daneben erfreute ich mich auf's Neue an den reichen Handſchriften-Sammlungen und Kunſtſchätzen des alten Archivraths, in denen ein Forſcher Monate lang für Kunſtgeſchichte, Literatur und Memoiriſtik die reichſte Ausbeute finden könnte. In dieſen Sammlungen befinden ſich auch die Originale jener Götheſchen Jugendbriefe aus der Wetzlarſchen Periode, welche die Wahrheit der Wertherdichtung enthalten, und die letztere an Tiefe und Adel ſittlicher Schönheit ſo weit übertreffen. Wann werden endlich die Beſitzer dieſer Schätze durch Veröffentlichung derſelben ihre Pflicht gegen die Manen des unſterblichen Dichters und gegen die Nation, welche ein volles Recht auf den ganzen Göthe hat, erfüllen!

In Kaſſel wollte ich Raſttag halten, aber der Aufenthalt in dem von unaufhörlichem Trommelwirbel durchdröhnten, ſtaubig-öden Orte ward mir ſchon nach einigen Stunden unerträglich. Die Mittheilungen einiger Bekannten über die Lage des Landes und die triſten Zuſtände des öffentlichen Lebens, auf dem die bleierne Hand der Willkühr laſtet, waren nicht weniger unerfreulich. Alſo weiter. Marburg weckte die Gedanken an den unglückſeligen Jordan, Gießen die Erinnerung an Weidig's blutigen Schatten auf. Vorbei! vorbei!

Mein erſter Gang in Frankfurt war nach dem Hirſchgraben. Dort ſchräg gegenüber dem Hauſe, deſſen Stockwerke ſich in braun-

gelben Tünche nach der alterthümlichen Bauweiſe eines über dem andern vorſpringend emporhebenden, und das eine Marmortafel als Göthe's Vaterhaus bezeichnet, wohnt Gutzkow. Ich fand ihn im Begriffe nach Wien zu reiſen, und nur wenige Stunden blieben uns gegönnt zu gemeinſamen Austauſche. Die Schilderung unſerer Oldenburgiſchen Zuſtände, deren eigenthümlicht Abgeſondertheit dem Idealismus eines Poeten wie Moſen noch eine kleine grüne Oaſe bietet, die Nachrichten von der erfreulichen und belebenden Wirkſamkeit des letzteren in ſeinem neuen dramaturgiſchen Berufe fanden bei ihm die lebhafteſte Theilnahme. Welch ein wunderbares Land iſt doch dieſes Deutſchland! Ein ſo großes Talent, ein ſo bedeutender Schriftſteller, und nirgends ein Platz für ihn in den zwei und dreißig deutſchen Vaterländern! In welchen Verhältniſſen reibt ſich bei uns ſolch ein Geiſt auf. Ohne bürgerliche Stellung, ohne dieſen unentbehrlichen Schlemihlſchatten eines Amtes, ohne praktiſchen Einfluß auf die Bühne, das Feld ſeiner Lieblingsthätigkeit, umgeben von einer Geldariſtokratie, die auf den »Verfaſſer der Wally« vornehm herabſieht, beſchränkt auf ſich ſelbſt, auf untergeordnete Menſchen — und das alles mit einer reizbaren, argwöhniſchen, in ſich unſicheren Naturanlage! Gutzkow leidet ſichtbar an dieſer Lage der Dinge in Deutſchland, welche das ſchriftſtelleriſche, das poetiſche Talent höchſtens duldet, nie trägt und fördert. Dieſe Iſolirtheit, dies auf ſich ſelbſt Geſtelltſein macht ihn unſicher und mißtrauiſch. Beſtändig auf dem qui vive ſtehend ſucht er die Stütze, welche er in dem Geſammtleben der Nation entbehrt, mehr als nöthig in Einzelnen, bekümmert ſich um jede, auch die geringfügigſte Journalſtimme, und lebt ſo ewig in ſelbſtquäleriſcher Aufgeregtheit. Als ein Beiſpiel der Apathie und Indifferenz, mit der man dem einheimiſchen Talente in Deutſchland begegnet, nur ein Zug, den mir ein Freund erzählte. Neulich wird ſein Stück, ich glaube das Urbild des Tartüffe, zum Benefiz des Dichters in Frankfurt gegeben, und — das Haus bleibt faſt völlig

leer! Ohne die Meßfremden wären nicht die Kosten der Aufführung gedeckt gewesen. Und das ist nicht etwa Abneigung oder Haß, o nein! es ist nur der gänzliche Mangel an dem Gefühle der Pflicht, einem Talente, einem Schriftsteller, der denn doch offenbar zu den ersten literarischen Vertretern der deutschen Gegenwart gehört, eine Aufmerksamkeit, eine Ermunterung, einen ach so geringen Dank schuldig zu sein. Sie fühlen es nicht einmal, daß sie mit solchem Verhalten den Schriftsteller, den Poeten an sich selbst irre machen, seine freudige Schaffenslust lähmen, und so sich selbst um den Genuß reiferer Früchte verkürzen.

Im Städelschen Institute sah ich mir wieder einmal die Lessingschen Bilder an, vor allem seinen Huß im Privatverhöre vor den Kardinälen zu Constanz. Das ist und bleibt denn doch, man sage was man will, das größte historische Kunstwerk moderner Malerei. „Ich will ihnen schon zeigen, daß man sich für seinen Glauben begeistern kann, auch ohne katholisch zu werden“ hat der Maler gesagt, als er an dies Werk ging. So erzählte mir Professor K., einer der Vorsteher des Instituts. Welche Tiefe der Auffassung und Characteristik in diesem Bilde! Dieser Kirchenfürst im weißen Gewande rechts, der mit dem Geleitsbriefe des Schwärmers spielt, wie meisterhaft ist an ihm der wollüstig-grausame Ausdruck romanischer Verderbtheit, wie prächtig der Contrast zu dem „Weinfasse,“ ihm gegenüber. Seine Finger haben schon den leisen Riß durch den Schutz- und Geleitsbrief begonnen. — Unter den Lessingschen Landschaften ist eine entzückende sonnendurchstreifte Waldeinsamkeit, in die man sich leider nicht ganz ungestört versenken kann, weil der komödiantenhaft aufgeputzte rothe Ritter uns aufdringlich in den Weg tritt.

Göthe's Standbild sah ich mit tiefer Bewegung. Ein Sonnenblick strich durch die Wolken, die weiß und leise über dem göttlichen Haupte hinzogen. Er war mir so nah in seinem Leben,

ſeinem Wirken jetzt, wo ich an ſeiner Wiege ſtand, und doch nun wieder durch dies Kunſtwerk ſo fern gerückt. Hier auf dieſem Platze hatte der Knabe geſpielt, wenige Schritte davon ſteht noch ſein Vaterhaus, und nun ſchauen Tauſende aus allen Zonen andächtig hinauf zu dieſem Koloſſalbilde, das doch ſeine Größe noch lange nicht ausdrückt. Sein Name hat einen Klang unter den Dichtern wie der Jupiters unter den Göttern des Olymps. Aber warum nur immer den Greis Göthe, nie den Mann in der Fülle der Kraft wie er aus Italien kam? Hier in Frankfurt möchte ich am liebſten den Götterjüngling ſehen, der den Werther ſchrieb zum zopfſchüttelnden Entſetzen aller Frankfurter und Deutſchen. Iſt keiner da unter den Großen und Reichen, der bei einem Künſtler, den neuen Ritter St. Georg beſtellt mit dem erlegten Drachen der Philiſterei zu ſeinen Füßen?

Ein Spaziergang durch Weingärten und das „Kirſchenwäldchen“ führte uns auf eine Anhöhe. Der breite, tiefe, ruhige Strom, die ſanften anmuthig geſchwungenen Berglinien des Horizonts, die an Italien mahnen, der Character der ruhigen Bewegung, des Gleichmaßes, der edlen Fruchtbarkeit in der Landſchaft ſchienen mir Göthe's eigenſtes Weſen wiederzuſpiegeln. Drüben lagen Oberrad und Offenbach in hellem weißen Sonnenlichte, das am leichtbewölkten Himmel hier und da durchbrechend die ſchönſte Beleuchtung gab. Auf dem Rückwege begegnete uns ein Zug ſonntäglich geputzter Schulkinder. Es waren die Zöglinge der Jüdiſchen Schule mit ihren Lehrern, ſcharfgeſchnittene, feine, geiſtreiche Geſichter, vielleicht iſt ein Ludwig Börne unter ihnen. Deutſchland könnte ihn brauchen.

Die neue deutſchkatholiſche Bewegung gab viel zu verhandeln. Die Schwäbiſchen Pfaffen verſchreien dieſelbe als communiſtiſch. Vielleicht haben ſie ſo unrecht nicht. Der Inſtinkt hat dieſe

Schwarzröcke noch immer ſicher geleitet gegen den Geiſt, auch wenn ſie ihn nicht verſtanden. Die Raben wittern halbe Stunden weit das Pulver in des Jägers Horn. Die Gemeinſchaft der Liebe, welche allen Menſchen geholfen wiſſen will, iſt es allerdings, welche allen großen ſozialen Bewegungen unſerer Zeit zum Grunde liegt.

L.'s ſind ſehr liebenswürdige Menſchen, er das leibhafte Ebenbild unſers griechiſchen Freundes Philippos Joannu. Aus ihrer Sommerwohnung vor dem Allerheiligenthore genoß ich der lieblichen Ausſicht auf den ſilbernen Main und die duftig blauen Gebirgsfernen. Aus demſelben Fenſter hatte Agneſe Ruge zum letztenmale mit thränenſchwerem Herzen auf die ſchöne Gegend geblickt, als ſie ihrem Arnold in die freiwillige Verbannung nach Frankreich folgte. Ich gedachte unſerer guten und ſchönen Halliſchen Tage vor zehn Jahren und „liebe Schatten ſtiegen auf."

Neufchatel am See, 22. April 45.

Ich ſchreibe am Fenſter, das auf den grünen vom Frühlingswinde leicht bewegten See blickt. Ueber den jenſeitigen Uferbergen erhebt ſich das ſchneebedeckte Hochgebirge der Solothurner Alpen. Dieſen Tag habe ich der Ruhe beſtimmt, denn die beiden vorhergehenden waren ſehr angreifend. Ruhig aber iſt es in dieſem vom Preußiſchen Adler beſchirmten Städtchen über die Maßen.

In Karlsruhe wurde ich länger als ich mir vorgenommen durch Freund Stieffel aufgehalten. Wir erneuerten das Andenken an unſern heimgegangenen Freund Theodor von Kobbe, der mich vor acht Jahren in ſeine Karlsruher Kreiſe einführte. Seine hinterlaſſenen „Novemberbriefe," welche nach der Verfügung des liebenswürdigen Humoriſten die fünf und zwanzigjährige Correſpondenz mit dem ſeinem Herzen ſo theuren Freunde noch über das Grab hinaus fortſetzen, gewährten uns eine ſüßſchmerzliche Unterhaltung.

Vor Ronge und Czersky und dem deutschkatholischen Dingen war nirgends Ruhe zu finden. Es scheint als wolle sich Deutschland wieder einmal recht gründlich in das Meer religios-confessioneller Streitigkeiten versenken. Ich muß dabei immer an den Ausspruch des alten Hegel denken: „Vaterland, Fürsten, Verfassung und dergleichen scheinen nicht die Hebel zu sein, das deutsche Volk emporzubringen; es ist die Frage was erfolgte, wenn die Religion berühret würde.“ Alles ist hier von der neuen Bewegung ergriffen, aus welcher, wenn glückliche Sterne über ihr walten, allerdings für Deutschland auch in politischer Hinsicht Großes entstehen kann. Doch bezweifle ich sehr, daß sie von Seiten des offiziellen Protestantismus irgend eine Förderung zu erwarten hat. Dabei sehe ich recht, wie ein kranker Körperzustand den Menschen egoistisch macht. Ich habe ordentlich eine Sehnsucht nach Ruhe, nach einem Stück Leben, wo ich von all diesem Treiben eine Zeitlang nichts mehr höre noch sehe.

Von Karlsruhe nach Straßburg fuhr ich mit einem ältlichen Elsasser Deutschfranzosen, einem Landbesitzer in der Nähe von Straßburg, der seinen Sohn nach Stuttgart gebracht hatte, damit er auf der dortigen Handelsschule auch Deutsch lerne! Mein Mann wollte die deutsche Sprache nicht missen, obschon er sie selbst nur sehr unvollkommen handhabte. Dagegen war er nach Gesinnung und Sprache durchaus Franzose. Er hatte nicht die geringste Lust, und wie er versicherte keiner seiner Elsassischen Landsleute, wieder „deutsch“ d. h. Badener, Hessen Darmstädter oder sonst ein Großherzogthümler zu werden. Sein Spruch war und blieb: c'est toujours mieux d'appartenir a une grande nation! — Auf der Gränze peinliche Mauthvisitation doch keine Paßnachfrage. In den Eisenbahnwagen zwischen Straßburg und Basel redete alles Französisch.

Um fünf Uhr in Basel. Unter den Holbeinischen Sachen auf der Bibliothek gute Portraits und Reste vom Todtentanz. Daneben ein neueres Bild: der Kampf der Schweizer bei St. Jacob

an der Birs. Vom Münster aus, das in rothem Sandstein stattlich auf der Höhe liegt, hat man eine anmuthige Aussicht auf die Stadt und den Strom, der sich in einem schlanken Bogen am Fuße der Höhe wegzieht, auf deren Rücken die Stadt liegt. Eine starke mehr als dreihundert Schritt lange Holzbrücke verbindet die Vorstadt „das kleine Basel“ mit der Stadt. Die Bauart ist solid und tüchtig, enge spitzgiebelichte Straßen mit ganz schmalen, nur für Fußgänger passirbaren, steilaufsteigenden Berggassen. Ein komisches Gasthofschild machte mich trotz meiner Zahnschmerzen lachen. Es war in einer schmalen Gasse, im untern Stockwerke des Hauses, alle Fenster vergittert, wie ein Gefängniß. Auf diese Gitterfenster nun zeigte der oben hangende fast lebensgroße Waldmensch, der die Gäste einladen sollte, dräuend hinab.

Morgens über den Rhein bei St. Jacob vorbei an dem Denkmale des Heldentodes der 1500 Schweizer, immer an der Birs hinauf, deren grüne Wasser weißschäumend über Stein und Felsgeklipp durch lieblich stille Thalgründe dem Rheine zurauschen. Ein altes Raubschloß blickt malerisch von einem Felsenkegel hinab auf die strudelnden Wasser. Allmälig verengen sich die Thalgelände, die Gegend wird wilder, die Bergreihen rücken näher zusammen, bis sich die Felsenhäupter in den rochers de Moutier in grausender Enge aneinanderdrängen. Nur mühsam windet sich in ewigem Zickzack die neuangelegte Straße hindurch. In den abenteuerlichsten Formen steilen sich diese Felsenkeile horizontal geschichtet empor, bald pyramidenförmig, bald wie ungeheure durcheinander hingeschobene spanische Wände, so glatt, als wären sie in der Sägemühle geschnitten, hoch oben mit Laub und Nadelholz gekrönt, durchrieselt und durchrauscht von Bächlein und Quellen, durchsickert von Schneewassern — denn oben glänzt noch im hellen Sonnenlichte der Schnee in Spalten und Schluchten. Die frühere Straße am jenseitigen Ufer der Birs stieg viel steiler und gefährlicher aufwärts. Auf ihr war oft ein Ausweichen unmöglich. Mein Reisegefährte

Obriſt von Erlach aus Bern erzählte, wie einſt ein franzöſiſcher Gensdarm auf einer Ecke der alten Straße durch einen Wirbelſturmwind, der ſich in ſeinem Mantel verfangen, vom Pferde gehoben und in die Birs geſchleudert worden ſei.

Zwei Stunden hinter Malleraie ward abgeſtiegen und der Urſprung der Birs aufgeſucht, die am Fuße des rocher pertuis aus einer Felſenſpalte hervorſpringt, und einen Flintenſchuß weiter ſchon eine Sägemühle treiben muß. Rocher pertuis iſt der Name eines Felſenthors, welches die Römer, wie die oben befindliche Inſchrift beſagt, hier durchgebrochen haben, um die Juraſtraße zu öffnen. Auf der Höhe der Straße angelangt, lagen vor uns die ungeheuren ſchneebedeckten Bergrieſen der Berner und Solothurner Hochgebirge ſilbern in der Sonne leuchtend. Dann abwärts in unaufhörlichen Schlangenwindungen zur Seite der ſtrudelnden Schüß nach Biel am Bieler See. Es war ein ſonnengoldner Frühlingsſonntag, die Menſchen alle im Feiertagsputz, die Weiber meiſt in Schwarz mit weißen Buſentüchern. An den Stationen bei den kurzen Halten Schaaren von Gaffern, jung und alt, friſch und wohl ausſehend. Nirgends Armuth und Bettel, keinerlei Zudringlichkeit, aber auch nirgends Sorge für die Reiſenden, keine Paſſagierſtuben u. dergl. In Biel lag unſer Gepäck über eine Stunde lang auf der Straße, während der Wagen gewechſelt wurde. Man quetſchte uns endlich in fürchterlicher Enge zu drei in einen Wagen, der nur für zwei Perſonen nothdürftig Raum hatte. Da kein Proteſtiren half, ließ ich halten und nahm meinen Platz hoch oben auf der Banquette, wo ich die Ehre hatte, neben einem Stück Peuple zu ſitzen, der wie ſich der Conducteur ausdrückte furieusement grisé war, und wirklich nur in Folge beſonderer göttlichen Obhut, deren ſich bekanntlich alle Bacchusjünger in ſolchen Zuſtänden erfreuen, vor dem Hinunterſtürzen bewahrt blieb. In Neufville verließ er den gefährlichen Sitz, und ich konnte mich nun ungeſtört des freien Blicks über den Bieler See und die fernen Alpen erfreuen.

Die Lage Neufchatels an ſeinem See mit den reizenden Fernſichten iſt anmuthig genug. Am Morgen beſtieg ich den Schloßberg und ſah den Tunnel, welchen man am Fuße deſſelben gegraben hat, um dem reißenden Seyon, der ſonſt durch die Stadt ſich in den See ſtürzte, ein neues Bett zu geben. Die Stadt hat etwas Todtes, Lebloſes; Fremde fehlen noch, die größeren Hotels ſtanden leer. Was ich vom Handel bemerkte, ſchien mir nicht ſehr bedeutend. Auch auf dem See ſah ich kein reges Leben. In einer Buchhandlung fragte ich nach G. Sands Schriften, und erhielt, nachdem ich angegeben, daß es ſich um Romane handle, die Antwort: Je n'ai que la partie religieuse et morale.

An der Gaſthofstafel und im Eilwagen ward die Freiſchaarengeſchichte eifrig verhandelt. Jeſuitenfreunde fand ich nirgends, aber zu den Radikalen wollte ſich auch Niemand bekennen.

Genf, den 30. April.

Morgens den 29. früh fünf Uhr mit der Diligence von Neufchatel abgefahren. Das Wappen der Republik mit ſeiner Umſchrift: *Liberté et patrie* nahm ſich neben dem kleinen Preußiſchen Adler, der mürriſch darauf niederſchaute, wunderlich aus. Das wüſte Sturmwetter der vergangenen Nacht hatte ſich in den ſchönſten Frühlingsſonnenſchein verwandelt, und begünſtigte den Genuß der entzückenden Gegend, durch welche der Wagen im luſtigen Rennen dahinflog. Der Weg führt am Neuenburger See entlang über St. Aubin nach Yverdun. Beim Anblick des alten Schloſſes ſtiegen die Schattenbilder jener Tage in meiner Seele auf, da uns die Mutter das wunderbare Leben ſchilderte, das ſie hier bei dem liebenswürdigen Schwärmer Peſtalozzi mit ſo viel bedeutenden Menſchen gelebt, die nun alle mit ihr ſchon längſt den eiſernen Schlaf des Todes ſchlafen.

Das alte Schloß von Granſon, viereckt, roh und maſſiv,

ſchaut mit ſeinen vier ungeſchlachten Thürmen finſter dräuend von der Höhe herab. In Lauſanne zu Mittag. Die Lage der Stadt mit ihren terraſſenförmig übereinander gethürmten Häuſermaſſen, Altanen, maleriſchen Thürmen und ſpitzgiebligten Häuſern auf der Höhe am See, mit der Ausſicht auf die ſchimmernden Hochgebirge gegenüber, iſt wundervoll. Die engen Straßen voll lebendigen Treibens. Von hier aus begann das ſchönſte Stück dieſer Tagfahrt. Schon die erſte Ueberſicht von der Höhe über Lauſanne hinab auf den Leman umkränzt von ſchneebedeckten Hochgebirgen hatte mich mit Entzücken erfüllt. Aber nun ſollte ich in Lauſanne durch ein, bei meiner Einſchreibung zu Neufchatel begangenes Verſehen, meinen prächtigen Coupeeplatz verlieren. Sehr betrübt klagte ich mein Leid in dem beweglichſten Franzöſiſch dem Lauſanner Poſtſekretair. Mais vous comprenez, Monsieur, erwiederte er ſehr ruhig auf meine ausführliche Auseinanderſetzung, que je ne peux faire la moindre attention a vos plaintes, und damit zeigte er mir das Buch, welches ſämmtliche Coupeeplätze als beſetzt auswies. Da fiel mir Theodor v. Kobbe ein, der einmal in ſeinen letzten Tagen einige der verſtockteſten unter ſeinen Sträflingen durch den Hinweis auf ſeinen nahen Tod zu beſſern ſuchte, indem er als ächter Humoriſt nachher zu mir gewendet hinzuſetzte: zum guten Zwecke müſſe man auch ſeine Krankheit benutzen! Ich ſprach alſo zu dem Lauſanner Poſtminos: Monsieur, Vous voyez un pauvre malade que l'on envoye a Nice et qui peut-être ne reverra jamais Votre beau Leman. Ein Blick auf mein Geſicht ſchien ihm dies peut-être ſehr wahrſcheinlich zu machen, denn er erwiederte augenblicklich mit theilnehmendem Tone: eh bien Monsieur, j'arrangerai Votre affaire! Und ſo that der brave Republikaner. Als wir einſtiegen erhielt ich von ihm ſelbſt einen bequemen Eckplatz im Coupee angewieſen, wofür ich dem Manne mit Italiens Hülfe noch länger als er glaubt dankbar zu ſein hoffe.

Von Lauſanne geht es ſteilab an's Ufer des See's, dann immer in der Ebene fort. Der Poſtillon in weißem Filzhut und

gemsfarbener Jacke knallte von seinem hohen Schwebesitze lustig zwischen die fünf Schimmel, und dahin brauſ'ten sie schellenklingend durch grüne Korn- und Wiesenflächen, vorbei an blühenden Gärten und Weinbergen, malerischen Baumgruppen, durch Dörfer und Städtchen, immer den spiegelklaren Leman entlang, den nur auf kurze Zeit eine leichte Wegkrümmung dem Auge entzog. Zur Linken jenseit des See's die Savoyer Alpen, weiterhin südlich die Walliser Hochgebirge, zur Rechten die schneebedeckten Jurahöhen. Ueber den Stahlspiegel des See's glitten einzelne Barken mit ausgespannten dreieckigen Segeln in schwanengleicher Ruh. Die dunkeln Vorgebirge von schwarzblauem Dufte umwoben spiegelten ihre schöngeschwungenen Linien in der Fluth. So klar und durchsichtig war ihr Spiegel, daß man ihn an gewissen Stellen für den Himmelshorizont und die schwarzblauen Vorberge für dunkles Abendgewölk halten konnte. Aber wie ward mir erst, als mit einem Male bei Morges der Riese Montblanc über den schneebedeckten Vorbergen des jenseitigen Ufers wie ein weißleuchtender Mond sein verklärtes Haupt aus den dunklen Bergmassen, die seinen Leib wie Wolken verdeckten, emporhob! Das Schneegewand der andern Berge erschien wie trübes Kalkgrau gegen diesen wunderbaren Lichtglanz, der sich nur vergleichen läßt mit dem Zauberscheine des Mondes, wenn seine silberne Klarheit leise gelblich angehaucht an hellen Abenden emporsteigt. Es war als hebe der Geist dieser Alpengebirgswelt selbst seine weißleuchtende Gestalt über seinem Reiche empor. Mein Begleiter, ein Genfer, sagte: Oui, il est superbe aujourdhui, le Montblanc. Il-y-a beaucoup de voyageurs qui ne le voient pas ainsi. Nur mit bewaffnetem Auge bemerkt man einzelne Schattenstreifen auf seinem weißen Templermantel. Gegen die Zeit des Sonnenuntergangs sollte ich auch das Alpenglühen erleben. Der Abendhimmel, welcher sich allmälig umwölkt hatte, ließ auf eine Minute etwa die Sonne noch einmal frei hervortreten, und siehe der Montblanc erschien im zauberhaftem Roth

des blassen Monatrose, wiedergespiegelt von dem kristallenen See. Ein Augenblick, ein durstiges Trinken der Schönheit des Moments und Alles war verschwunden.

Die Vegetation ist hier gegen Neufchatel schon bedeutend weiter. Kirschen- und Birnbäume blühen. Die Kastanien sind völlig grün und selbst der Dornstrauch schmückt sich mit seinen kleinen weißen Blütenperlen. Prächtig gelegene Landhäuser schimmern durch das Grün der Bäume.

Im Pays de Vaud haben seit dem 14. Februar die Radikalen gesiegt. Aller Orten sah ich Freiheitsbäume mit flatternden weiß-rothen Fähnchen. Sie sehen aber doch gar zu nackt und windig aus. Pflanzt lieber eine junge Eiche und umgebt sie mit einer schützenden Dornhecke, das ist ein besser Symbol der Freiheit als diese nackten, todten, wurzellosen Stangen. Uebrigens sind diese Schweizerfranzosen ein rührig gewandtes Volk, artig und zuvorkommend bis zum Postknecht. Die schroffen Standes- und Bildungsunterschiede des Nordens sucht man hier vergeblich. Im Café de la Couronne am Kai von Genf saß Volk aller Stände durcheinander, plaudernd, rauchend und der Waldhornmusik zuhörend, Blousenträger neben eleganten Fracks und Paletots. Mein Genfer im Coupee klagte, daß es die Deutschen seien, qui nous ont apporté le radicalisme et ces idées brulées de communisme. Die armen Deutschen!

Genf, den 1. Mai.

Rousseaus Denkmal auf der Rousseausinsel. Er sitzt sinnend mit erhobenem Schreibgriffel, den rechten Fuß vorgestreckt, auf dem linken Knie die Schreibrolle. Widerwärtig war mir die Stuhlform und geradezu abgeschmackt das halbe Dutzend Folianten, welche man ihm unter den Stuhl gelegt hat, als wären ihm seine Werke a posteriori abgegangen.

In Dr. Müller-Meaubert, an den mich Freund Löwenthal aus Frankfurt adreſſirt hatte, habe ich einen der liebenswürdigſten Menſchen und in ſeinem Hauſe vor dem Lauſanner Thore auf Montbrillant den gaſtlichſten Empfang gefunden. Er iſt ein Deutſcher, irre ich nicht aus Weimar, der hier vor etwa zwanzig Jahren ſein Glück an der Seite einer liebenswürdigen Franzöſin fand, deren großes Vermögen ihn in den Stand ſetzte, in glücklicher Muße ganz frei nur ſeinen philologiſch-archäologiſchen und kunſtwiſſenſchaftlichen Studien zu leben. Er iſt etwa ſechzig Jahre alt, aber von blühender Kraft und wahrer Greiſenſchönheit, ein prächtiger Kopf mit dichtem, lockigen Silberhaar, halb Varnhagen, halb Beethoven in den Zügen. In ſeiner Jugend hat er Jahrelang, meiſt zu Fuße, Italien durchwandert und ein Werk über die Römiſche Campagne geſchrieben. Er iſt eine vorherrſchend gemüthliche, feine, ſinnpflanzenartige Natur, in politiſchen und Kunſtanſichten ein liebenswürdiges Gemiſch von Romantiker und geſunden Realiſten, und obſchon der gegenwärtigen revolutionairen Bewegung abhold und feindlich, doch voll gläubiger Hoffnung auf eine ſchöne Zukunft, und voll Begeiſterung für das, was er von der Poeſie der Gegenwart kennt. Freilich iſt das wenig, denn hierher kommt aus Deutſchland alles ſehr ſpät, während man von Paris in fünfzig Stunden alles Neue erhält. —

Nach einem Spaziergange durch die Stadt ſchlenderten wir im heiterſten Frühlingswetter durch die ſüdweſtlichen Feſtungswerke der Arve zu, die ihr trübes, eiskaltes Gletſcherwaſſer ohngefähr eine halbe Stunde von der Stadt in den Rhoneſluß ergießt. Aber dieſe Ehe ſcheint keine glückliche zu ſein, denn beide Waſſer miſchen ſich nicht. Der ſtolze durch den Leman geklärte Rhone weigert ſich lange jeder Verbindung und zieht ſchimmernd und glänzend neben der trüben Gletſcherjungfrau Arve her. Vor mir jenſeits der Arve lag Piemonteſiſch Gebiet, der Vorhof von Italien, rückwärts gewandt ſah ich Genf von einer ganz neuen Seite. Wie ein leiſ' gekrümmter

Bogen ſtreckt ſie ſich in mäßiger Höhe über einen Bergzug hin, die breite Bruſt des ariſtokratiſchen Stadttheils mit ſeinen hohen Baſtionen und Paläſten dem Blicke darbietend, den See ſieht man von dieſer Seite gar nicht. Hoch über der Stadt blitzen die Schneekuppen des Jura. Links und rechts grünendes Buſchwerk und anmuthige Baumgruppen, von unzähligen Nachtigallen bevölkert. —

Die nahen Kalkſteinfelſen geben zu den immer neu aufſteigenden Prachtgebäuden das herrlichſte Material, welches die ſchönſte Marmorpolitur annimmt. Die horizontal liegenden Schichten, aus denen die Gebirgswände beſtehen, ſetzen ſich in ihren Linien über die trennenden Schluchten und Rinnen ſcharf und genau fort. In dieſen Rinnen aber und im Leman, gegen welchen hin dieſe Schluchten ausmünden, finden ſich merkwürdigerweiſe Granitblöcke, während, wie M. verſicherte, ſonſt dieſe Gebirge keinen Granit enthalten. Das Thal zwiſchen Arve und Rhone iſt in urälteſter Zeit Strombette geweſen. Hier war die ſtarke militairiſche Poſition Cäſars gegen die Helvetier, hier finden ſich jenſeits der Arve noch die Subſtructionen der von ihm aufgeführten Mauer, und auf der Nordſeite der Stadt, auf einer ehemaligen Rhoneinſel, ſteht noch ein Thurm aus altrömiſcher Zeit. Dort iſt auch das alte Palais royal, ein finſterer, thurmflankirter Bau, in welchem ſonſt die beſuchenden Fürſten Herberge fanden. Jetzt möchte kein Genfer Schneider von Diſtinktion ſo düſter und eng logirt ſein, und doch hat Kaiſer Barbaroſſa hier gewohnt.

Genfs Verſchönerungen, die Villen und Landhäuſer vor den Thoren, die prächtigen Kais und Hotelpaläſte am See ſind alle nicht über fünf und zwanzig Jahre alt. Vor dieſer Zeit war gegen den See hin die partie honteuse der Stadt. Wo jetzt an den Kais die Prachtpaläſte ſich erheben, flutheten ſonſt Rhone und Leman. So ſah noch Freund M. die Stadt, als er ſich hier niederließ, um von ſeinen Reiſen durch die halbe Welt auszuruhen. Und indem

er auf ein hochstöckiges, finsterwinkliges Häusergemisch mit zahllosen Treppchen, Giebeln, Erkern, kleinen unregelmäßigen, halbblinden Fenstern hinwies, welches in der Nähe des Römerthurms sich düster und unheimlich über den Strom beugte, sagte er: da haben Sie das alte Genf, bevor die Dampfer die neue Zeit heranführten, und die Reiselust des langen Friedens die Menschen schaarenweise aus dem Norden nach dem Süden zog.

Die Nächte sind hier schon mild, der sternenfunkelnde Himmel von tiefem Schwarzblau. Als ich gestern gegen halb eilf Abends durch die belebtesten Stadttheile zu meinem Gasthofe am See (Hotel de la Couronne) zurückkehrte, fand ich alle Straßen still und menschenleer. Das helle Gaslicht schien mir Luxus für die Paar Nachtgänger, deren mir auf einem viertelstündigen Wege kaum ein halb Dutzend begegneten.

Man hat mich hoch genug logirt, gute 92 Stufen über dem Parterre der „Krone.“ Dafür genieße ich aber auch unter dem Schreiben aus meinen Fenstern des unvergleichlichsten Blicks auf den See. Weiße Segel erglänzen überall in heller Morgensonne. Den Fuß der Jurakette umschleiert bläulicher Duft, aus dem sich die Schneespitzen schimmernd hervorheben. In der Stadt läuten sie mit allen Glocken zu irgend einem Feste, dazwischen dröhnt ein Signalschuß vom Dampfer, der so eben zur Abfahrt nach Vevai und Lausanne die Anker lichtet.

Nachmittags.

Die Stadt, in welcher des Festes wegen alle Läden geschlossen waren, hatte ein ganz puritanisches Ansehen. Die Frauen gingen meist schwarz und weiß; man trägt hier lange Trauer. An der hoch liegenden Hauptkirche vorbei windet sich ein schmales Gäßchen, welches eine Inschrift als Rue des philosophes bezeichnet. Wahrscheinlich wollten die frommen Genfer damit andeuten, daß die Philosophie sich gern an der Kirche vorbeischleiche. Dann auf die

Rouſſeauinſel und hinab an den See, wo ich eine der kleinen zierlichen Ruderbarken nahm, und mich von einem jungen hübſchen Franzoſen ein Paar Stunden lang auf dem See umherrudern ließ. Der Leman war glatt wie ein Metallſpiegel, der Montblanc leuchtete im helliſten Lichtglanze, der Rückblick auf die terraſſenförmig emporſteigende Stadt, auf die umgebenden Gebirge, Ortſchaften und Villen entzückend. Ueber dem Ganzen lag jene eigenthümliche Sabbathruhe eines ſtillen Frühlingsſonntags ergoſſen, die unſer eigenes Herz in ſanfte Träumerei zu wiegen ſo geeignet iſt. Ja, dieſe Natur iſt von zauberiſcher Schönheit, und ich begreife, wie Freund M., der doch Griechenland und Italien geſehen, Heimweh fühlte, ſo oft er ſein Genf verließ.

Mein Schiffer war ein ſchlanker Burſch, etwa achtzehn Jahre alt, mit einem feinen franzöſiſchen Geſichte und niederregenden Zahnreihen. Er war aus einem kleinen franzöſiſchen Orte, zehn Stunden von Genf, wo er jetzt als Führer des kleinen Boots ſein Brod verdiente. Es war noch ziemlich früh, und da es ihm ſchien, als werfe ich beim Einſteigen einen muſternden Blick auf ſeine geflickten Schifferhoſen und ſeine Alltagsjacke, ſo hielt er es für nöthig, ſich zu entſchuldigen, indem er ſagte: Pardonnez Monsieur, que je me trouve encore *dans mon negligé*, mais je n'ai pas eu le temps de changer. So ſind ſie alle; überall Selbſtgefühl, Selbſtachtung der eigenen wie der fremden Perſönlichkeit. Und wie beherrſchen dieſe Menſchen, ſelbſt die der ärmſten Klaſſe, ihre Sprache als ihr Eigenthum! Das geringſte Mädchen aus dem Volke ſagt mir auf meine Fragen in der feinſten und zuvorkommendſten Weiſe Beſcheid, indem ſie nicht ſelten noch irgend ein artiges Bonmot, eine zierliche Bemerkung mit in den Kauf giebt. Es iſt mir ſchon eine wahre Luſt mit dieſen Menſchen zu reden. Dr. M., der durch einen fünf und zwanzigjährigen Aufenthalt völlig franzöſirt iſt, beſtätigte mir, daß ſelbſt in den unterſten Klaſſen, namentlich unter den Frauen, hier eine Bildung herrſche, von der man ſich

in Deutſchland kaum einen Begriff mache. Ueberhaupt ſei in den Franzöſinnen, an Lebensmuth, Energie und Schwung des Charakters recht eigentlich der Kern dieſes merkwürdigen Volks, und ſie ſeien in jetziger Zeit alle durchſchnittlich mehr werth als die Männer.

Genf, den 3. Mai.

Das ſchönſte Wetter begünſtigt mich fortwährend. Als ich geſtern Nachmittags gegen fünf Uhr nach Montbrillant hinaus ſchlenderte, war die Gluth der Frühlingsſonne noch faſt erſchöpfend. Diesmal führte mich der Freund nach der weſtlichen Seite der Stadt, aufwärts nach dem Dorfe Saconnix, vorbei an einer Unzahl kleiner Landhäuſer. Denn hier in Genf will ſelbſt der kleinſte Bürger wo möglich Sommers eine Campagne haben, wohin er Sonnabends Abends Weib und Kinder führt, um Sonntags dort „auf dem Lande“ zu leben. Oft ſind es nur kleine Häuschen ohne alle Ausſicht, von einem Stück grünen Gartenlandes mit einem oder ein Paar Bäumen umgeben. Unſer deutſches Kneipleben mit ſeinen Wirthe- und Tanzhäuſern giebt es hier gar nicht. Man geht eben nur ſpazieren, um die Natur und die friſche Luft zu genießen, und Abends in die Cafés und Eſtaminets der Stadt.

Auf ſacht anſteigender Höhe vor Saconnix begegnete uns eine Schaar junger Geſellen, deutſche Handwerker. Sie blieben in unſerer Nähe unter einer ſtattlichen Linde ſtehen und ihr lautes Geſpräch verſtummte, als einer von ihnen ausrief: Seht, das iſt der Montblanc! Und es war der Mühe werth hinzuſehen. Das Alpenglühen war prachtvoller als es ſich denken läßt, und dazu ſchmetterten ringsum die Nachtigallen aus den grünen duftenden Gebüſchen und Bäumen. Wir wandelten auf und ab in dem Baumgange, immer die Augen auf den Montblanc gerichtet, bis die Sonne hinter dem Jura hinabſank, und das lichte Roſenroth des Alpenrieſen

zu trübem Weißgrau erloſch. Leichenhaft anzuſchauen lag er da; die Umriſſe ſeiner Linien bildeten eine wunderbare Aehnlichkeit mit Napoleons Todtenmaske. Aber nach etwa einer Viertelſtunde röthete ſich Gletſcher und Eismeer auf's Neue mit dem lichten Roſenglanze. Das Phänomen dieſes zweiten Alpenglühens dauerte etwa fünf Minuten, und kommt nur bei großer Luftklarheit und anderen begünſtigenden Umſtänden vor. Die Urſache ſoll noch unerklärt ſein. Als der letzte Hauch des zauberiſchen Roſenlichtes verſchwunden war, zogen die Burſchen langſam den Berg hinab, indem ſie ein deutſches Lied anſtimmten. Mir ſtieg das Heimweh in die Augen. Es wird wohl auf lange Zeit das letzte deutſche Volkslied ſein, das ich gehört.

Lyon, den 3. Mai.

Geſtern Morgen fuhr ich mit der Diligence von Genf ab. Vor dem Thore Cornavin theilt ſich der Weg in drei Straßen: nach Lauſanne rechts führt die Schweizerſtraße. Gerade aus, über das Voltairiſche Ferney und den Jura, geht die Straße nach Paris. Links, dem Laufe des Rhone nach, führt eine dritte nach Lyon. Hier ſtand, wie er verſprochen, Freund M., um mir das letzte Lebewohl nachzurufen. Sein helles: courage, cher ami, et bon voyage! traf mein Ohr wie Muſik, und den Wunſch ſollte ich bald nöthig haben. Denn ach! es ſteht geſchrieben im Schiller: „der Menſch verſuche die Götter nicht.“ Ich aber hatte ſie verſucht durch meinen Scherz über die rue des philosophes an der Kirche der frommen Genfer, und die Strafe ſollte auf dem Fuße nachfolgen. Seit jenem Augenblicke hatte ich nichts wie Unglück. Zunächſt machte ich in der unruhigen karg nlente Stunde, wie ſie jeder vor der Abreiſe erlebt, bei dem Studium meines Paſſes die Entdeckung, daß ich nicht, wie ich gewähnt, noch „in den Drei-

ſigen ſtehe," ſondern bereits ſeit längerer Zeit täglich an der Vollendung meines vierzigſten Jahres arbeite. Alſo wieder eine Illuſion weniger, bei deren Zerſtörung ich, da ich kein Schwabe bin, nicht einmal die Hoffnung auf endliches Klugwerden als tröſtenden Erſatz anſehen konnte. Aber der Schrecken Schrecklichſtes ſtand mir noch bevor. Denn nicht genug, daß ſich mein mit 25 Franken bezahlter Coupeeplatz gegen die Verſicherung des Lohnbedienten als ein Mittelplatz auswies, zogen auch die Inhaber der beiden Eckplätze, unmittelbar nachdem wir die Thore von Genf verlaſſen, jeder ein kleines N. T. hervor, und deklarirten ſich mir als eifrige Genfer Methodiſten, die als Sendboten des Herrn eine Apoſtelreiſe antraten, um im Weinberge des Herrn zu arbeiten und verirrte Seelen zu gewinnen. Nicht lange, ſo ſetzte auch Nr. Eins, der in ſeiner geſtreiften Sommerkleidung wie ein Zebra ausſah, ſeinen Heber bei mir an. Ich hatte zunächſt die Geſchichte ſeines „Geiſtesdurchbruchs" und ſeiner „Bekehrung zu Chriſto" zu vernehmen; erfuhr, daß ſie beide einem „chriſtlichen Vereine" zu Genf angehörten, der es ſich zur Aufgabe geſtellt, die Bibel und das reine Chriſtenthum unter den Katholiken Frankreichs zu verbreiten; daß dieſer Verein zu dem Ende gegen 70 reiſende Bibelaustheiler und Colporteurs von Tractätchen, ſo wie 20 reiſende „Evangeliſten" in Frankreich heimlich unterhalte, ſo und ſo viel tauſend Bibeln und Tractätchen im verwichenen Jahre vertheilt und ſchon viele hundert katholiſche Seelen, unter dieſen ſelbſt einige Geiſtliche, „mit Gottes gnädigem Beiſtande" gewonnen habe. Da ſaß ich Armer:

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten."

Mit unglaublicher Geſchicklichkeit hatte ſich der Geſtreifte bald in den Beſitz aller Perſonalnotizen über mich geſetzt, und nun begann eine Reihe von Fragen über den Stand des wahren Chriſtenthums in meiner Heimath u. ſ. f. „Strauß hat doch dort nicht etwa

auch schon —?“ Entschieden kopfschüttelndes Ablehnen von meiner Seite. Denn mein Entschluß war bald gefaßt. Vier und zwanzig Stunden vor mir bis Lyon mit zwei bekehrungseifrigen Glaubensevangelisten an der Seite und einem angegriffenen Halse! Also: keine Diskussion, keine Polemik, sondern friedliches Einverständniß. Zudem war mir das Phänomen merkwürdig genug, um es ruhig betrachtend sich vor mir entfalten zu lassen. Ein zufälliger Umstand begünstigte meinen Vorsatz. Ein mit allerhand christlichen Emblemen geschmücktes kleines Notizbuch, das ich bei mir führte, wurde den beiden Herren Bürge für meine Christlichkeit, und verschaffte mir wenigstens vor lebhafteren Angriffen Ruhe. Im Verlaufe ihrer Mittheilungen eröffnete sich mir ein Einblick in den reinsten pietistischen Radikalismus, der von der Göttlichkeit der Bibel kein Jota fahren läßt. Beide Männer waren auf einer evangelischen Sendbotenreise durch das südliche Frankreich begriffen, und führten ganze Pakete der verschiedensten Tractätchen, meist aus englischer Fabrik, mit sich, zur Bekehrung von Juden und Katholiken, Protestanten und sonstigen „Verirrten,“ von denen ich einige lesen mußte. Der College des Gestreiften, ein feines altfranzösisches Gesicht, mit sanftem liebenswürdigen Ausdrucke, gefiel mir bei weitem besser als sein Freund, der als deutscher Pietist sich pointirter in christlicher Phraseologie zeigte. Wahrhaft rührend aber war es mir, als der Erstere auf meine Bemerkung, daß die Einsamkeit bei der Aussicht auf so lange Trennung von den Meinen mir zuweilen schwer aufs Herz falle, ohne alle Affectation im Tone herzlichster Theilnahme erwiederte: Mais souvenez vous qu'il-y-a un ami, qui nous suit partout! worauf er seine kleine Bibel hervorzog und mir die Stelle des Evangeliums vorzeigte, in welcher es heißt: „Ich werde bei Euch sein bis an der Welt Ende.“

Und wer waren diese Männer? Zwei altadlige Aristokraten, der Gestreifte, ältere, ein Hr. von Watteville, der bis zu den demokratischen Bewegungen des Jahres 1830 in der Berner Regierung

saß, dann, durch die Revolution vertrieben, zwölf Jahre lang von Weib und Kind getrennt im Exile lebte. In dieser Zeit begann, wie er selbst erzählte, seine „Bekehrung zum Herrn.“ Die Karte des andern nannte mir den Grafen Saint George, der mir nach Rom, wo er lange Zeit gelebt hatte, freundliche Grüße mitgab. Beide klagten bitter über die jetzt im Pays de Vaud herrschende Ochlokratie, deren Unduldsamkeit gegen alles Religiöse bis zu den rohesten Angriffen gegen Sicherheit und Leben aller Frommen gehe, denen die Regierung gar keinen Schutz gewähre. Ihre Mittheilungen bestätigten nur, was ich auch sonst in Genf von vorurtheilsfreien Personen gehört hatte. Nur setzten freilich die letzteren hinzu, daß allerdings die „Momiers“ einen besondern Schutz ihrer oratoires gesetzlich eben so wenig beanspruchen könnten, als die Regierung gegenwärtig politisch klug handeln würde, wenn sie ihren Feinden einen solchen angedeihen lassen wollte, vorausgesetzt, daß sie dazu bei der aufgeregten Leidenschaft der Massen im Stande sei.

Auf breiter, wohlunterhaltner Straße rasselten wir indessen in raschem Fluge dahin, rechts den steilen Jura, links tief unten den brausenden Rhone. Wie diese Teufel von Postillionen mit dem hochgethürmten Wagenungeheuer die steilen Abhänge hinab um die scharfen Ecken der Felsvorsprünge jagen! Alle Augenblicke denkt man, jetzt ist's der letzte. Dabei ist Geschirr und Riemenzeug der feurigen Schweizerpferde erbärmlich gestückt und geflickt, aber der Himmel mag's wissen, es hielt aus. C'est un peuple hardi et intelligent. Ils ne se doutent de rien! sagte Graf St. George, und man brauchte diese verwegenen schwarzen Burschе in den langzipflichen blaurothweißen Mützen mit den darüber gestülpten breitkrämpigen, grauen Filzhüten nur anzusehen, um seine Aussage sofort bestätigt zu finden. In St. Genis Abnahme der Pässe durch französische Gensdarmen. Dann weiter auf hohem Felswege dem Engpasse des Gebirgsthors zu, wo das Fort de l'Ecluse Frankreichs Eingang bewacht. Malerisch liegt es da oben wie ein Drachennest mit seinen in den

Felsen gehauenen Arsenalen, Thürmen und Kasernen, seinen zierlichen, scharfkantigen Wällen und Bastionen. Das obere Fort ist mit der unteren Felsenburg, durch welche die Chaussee etwa tausend Fuß hoch über dem unten in der Enge schäumenden Rhoneſluß führt, mittelst eines Ganges verbunden, der mit seinen unendlichen Treppen ebenfalls in den Felsen gehauen ist, und sein Licht durch Kanonenlöcher erhält. Weiter hinein in den Paß, auf einer einzelnen Felsenspitze, liegt noch ein zweites kleineres Fort. Es beherrscht die dem ersteren gegenüber liegenden Felsrücken, von denen aus die Oesterreicher 1814 mit ihren schweren Geschützen die französische Felsenburg zusammenschossen. Die Straße ist höchst romantisch. Immer in Schlangenwindungen zieht sie sich längs der Mitte der Felsen hin. Der bei Genf so prachtvoll breite Rhoneſluß wird immer enger und enger. Kaum funfzehn Fuß breit windet er sich durch die Klippen bei Fort de l'Ecluse, bis er bei Bellegarde, zwei Stunden weiter, mit einem nur drei Fuß breiten Wasserzuge plötzlich zwischen Felsenplatten verschwindet. Die Stelle heißt: Perte du Rhone. Nichts, selbst nicht Sägespäne und Oel, die man hineinschüttet, kommt auf der Stelle, wo der Strom, einen Flintenschuß weiter, auf's Neue aus der Tiefe bricht, wieder zum Vorschein. Auch dies Phänomen soll noch keineswegs genügend erklärt sein.

In Bellegarde während der Mittagsmahlzeit Douanenuntersuchung, unendlich strenger als die Straßburger, und peinlich mißtrauisch. Man fähret in einen Schuppen, der von einer Schildwache besetzt ist. Niemand darf hinaus, ehe seine Effecten die gründlichste Untersuchung bestanden. Um einer zweiten Untersuchung in Nantua zu entgehen, ließ ich meinen Koffer plombiren, und dieser Umstand ersparte mir viel Verdruß. Denn die schweigende Impertinenz, mit welcher in Nantua der beaufsichtigende Employé, ein ächter Jeune France, die Sachen meiner Gefährten Stück für Stück durchwühlen ließ, war unerträglich. Das Charakteristische

der Sache iſt: die Franzoſen ſind mißtrauiſcher als die Deutſchen, weil ſie größere Schelme ſind.

Weiter durch Schluchten und Gebirgsthäler, vorbei an den anmuthigen Seen von Sallenge und Nantua, vorbei an zahlloſen Maulthierkarren und Saumthieren, bergauf und bergab. Was ich von der Gegend ſah war meiſt arm, wenig bebaut, die Dörfer unſauber und ſchmutzig, ohne Obſtgärten und Blumenſchmuck. Um Mitternacht beim Hinunterfahren von einem ſteilen Bergabhange ein jämmerliches au secours! au secours! Eine kleine Diligence war aus dem Hemmſchuh gerathen und am Rande des Abgrundes gegen den ſchützenden Erdwall umgeſtürzt. Unſer Condukteur nebſt Poſtillion und einigen Reiſenden ſchafften mit vieler Anſtrengung Hülfe. Das Schreien und Fluchen, das Hin und Her der Rathſchläge, von unendlichen Sacre's und Mille tonnères begleitet, die Behendigkeit des Beiſpringens, alles ächt franzöſiſch, ſo wie auch, daß die gute Laune trotz des ſtrömenden Regens keinen Augenblick verloren ging.

Um ſechs Uhr Morgens in Lyon. Die Stadt präſentirt ſich von dieſer Seite ſchlecht. Die Vorſtadt, welche gar kein Ende nehmen wollte, ſah unglaublich ſchmutzig aus, die Häuſer verwohnt, liederlich, mit halbblinden Fenſtern, unſauber und konſiszirt wie die Bewohner ſelbſt. Derſelbe Charakter des Salopen und Verwahrloſ'ten ſetzt ſich auch innerhalb der eigentlichen Stadt noch fort und iſt im Einzelnen überhaupt vorherrſchend. Im Großen an den Kais der Saone und Rhone und mehr noch von dem etwa 400 Fuß hohen Obſervatoire, das ich Nachmittags beſuchte, angeſehen, iſt der Eindruck freilich großartig und gewaltig, an Prag erinnernd. Die Häuſer wie in Genf thurmhoch, oft mit ſieben bis acht Stockwerken. Der Anblick vom Obſervatoire orientirt leicht. Große Kirchen fehlen, unter den Gebäuden ſind das Stadthaus und der neue Juſtizpalaſt die bedeutendſten. Die Stadt wimmelt von Proletairs. Nie ſah ich ſolche Schaaren konſiszirter Geſtalten beiderlei

Geſchlechts. Macbethe Hexen auf jeden Schritt, kein einziges friſches, blühendes Mädchen. Wahrhaft entſetzlich ſind die aller Orten zu hunderten befindlichen Affichen, in welchen Heilung gewiſſer Krankheiten verſprochen wird. Es kommt einem vor, als wäre ganz Lyon ein einziges Peſthoſpital.

Lyon ſcheint ein Hauptlager des jeſuitiſchen Ultramontanismus. Der Weg zum Obſervatoire, zu dem man eine gute halbe Stunde den Mont Fourrière berganſteigt, iſt zugleich ein Stationsweg zu der Marienkapelle und ihrem Märtyrergrabe. Daher unterwegs Haus bei Haus eine Boutike mit geweihten Kerzen, Roſenkränzen, Marienbildern, Crucifixen, Medaillen und tauſenderlei anderem geiſtlichen Trödelkram, nebenbei auch Cafés, Bier- und Liqueurbuden; Pfaffen überall im ſchwarzen Talar und dreieckigen Hute. An allen Buden Abbildungen des Bekehrungswunders, welches ganz vor Kurzem die heilige Jungfrau an Msr. de Ratisbonne, jeune israellite d'une famille très riche verübt hat. Dieſer Verächter des Chriſtenthums erhält von einem „würdigen Prieſter“ eine geweihte Medaille, die er ſpottend einſteckt. Mit ihr in der Taſche tritt er zufällig in eine Kirche, um als Kunſtkenner ein Gemälde zu betrachten. Plötzlich aber tritt die heilige Jungfrau aus dem Bilde heraus auf ihn zu, und er iſt bekehrt. Da liegt er im allermodernſten Frack, friſirt à la jeune France, auf den Knien vor der Erſcheinung, der Hut iſt ihm entfallen, und er ſtreckt brünſtig die Arme aus gegen die buntgemalte Madonna. Koſtet einen Franken. Dieſe Ultramontanen ſetzen wieder alle Hebel in Bewegung, und Dank dem miſerabelen Volksunterrichte, die Maſſe iſt noch in ihrem Bereiche. Wie viel Blut hat nicht dies Lyon in den Füſilladen und Noyaden der Revolution für das alte Regiment des Abſolutismus und des Pfaffenthums verſtrömt! — —

Alle großen und kleinen Blätter ſind voll von einem entſetzlichen Unglücke, das ſich vorgeſtern an Louis Philippe's Namenstage nach dem großen Feuerwerke zugetragen. Auf dem Pont du Change,

der einzigen Brücke, welche ohne Brückenzoll passirt werden kann, entstand durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen ein Gedränge, bei welchem sechszehn Personen, meist Frauen und Kinder, das Leben verloren. Der Censeur de Lyon macht der Polizei, wie es scheint verdiente, Vorwürfe über ihre Nachlässigkeit, und hebt besonders den Umstand hervor, daß an solchem Tage nicht alle Brücken ohne Zoll der Passage frei gegeben wurden. Die Sterbenden und Todten wurden in eine Pharmazie an der Place du Change gebracht, und hier fand eine herzzerreißende Scene statt. Ein Arzt, der dahin gerufen wurde, fand unter den Verunglückten sein eigenes Kind, welches wenige Minuten später in seinen Armen den Geist aufgab. Die Sprache, in welcher dasselbe Blatt in einem andern Artikel zu einer Adresse gegen die Armirung der Pariser Befestigungen auffordert, ist für einen censirten deutschen Menschen haarsträubend. Jede Zeile in diesem Artikel würde vor jedem deutschen Gerichtshofe als Hochverrathsverbrechen gelten.

An Bord des Papin du Rhone, den 4. Mai.

Der Rhone brauſte wild durch den neblich-trüben Morgen. Wind und Spritzwasser trieben mich in die Kajüte des Dampfers, der in gar Nichts an die Eleganz und Bequemlichkeit unserer stolzen Rheindampfschiffe erinnerte. Erst hinter Vienne und Valence wurden die Rheneufer interessanter, die Bergformen malerischer. Unter unzähligen Kettenbrücken, die sich zierlichen Schwunges von einem Städtchen oder Flecken zu dem andern, am entgegengesetzten Ufer liegenden, spannen, sauste der Dampfer mit geneigtem Rauchfange hindurch, vorüber an Dörfern und Städten, zerfallenen Schlössern, Ritterburgen und grauen Römerthürmen. Die Ortschaften haben nicht das Reinlich-Freundliche der Rheinstädtchen und Dörfer. Aber die nur leis' geschrägten fast platten Dächer

geben maleriſche Linien, und die graue Steinfarbe iſt auch landſchaftlicher als unſer Ziegelroth und die ſchreienden Farben nordiſchen Anputzes. Ueber Alles geht der äußere Anblick der antiken römiſchen Herrlichkeit von Avignon, wo eine Stunde gehalten ward. Hier wurden ſechszehn ſchöne frieſiſche Pferde ans Land geſetzt, die, wie ihr Führer ſagte, „mit Sehnſucht in Marſeille erwartet wurden.“ Wenn es durch eine der Kettenbrücken ging, machten die Beſtien allemal einen Höllenſpectakel.

Arles, den 5. Mai. Hotel du Forum.

Aus der Ueberſchrift ſiehſt Du, daß ich wenigſtens ſchon klaſſiſch genug logirt bin, und in der That habe ich hier in Arles die erſten bedeutenden altrömiſchen Eindrücke empfangen. Auch bin ich nicht ohne kleine Fata hier angelangt. Und wenn die Freunde es ſich etwa mit den bei uns im Norden beliebten Glanzfarben ausmalen, wie der Freund auf dem wohleingerichteten Dampfer ſehr comfortable durch die ſonnigen Thäler der Provence dem Mittelmeere zuſchwimmt, ſo mögen ſie wiſſen, daß der Wind kalt genug wehte, um trotz des Sonnenſcheins den warmen Wintermantel feſt um ſich zu ziehen, während einzelne windfreie Sonnenſtunden ſofort eine grimmige Hitze brachten, in welcher man ſich hätte Sommerkleider wünſchen mögen; und daß endlich dieſe franzöſiſchen Dampfer des Rhone ſichertlich die unbehaglichſten und unreinlichſten der ziviliſirten Welt ſind, bei denen nichts als die Preiſe des Reſtaurants anſtändig heißen darf. Ich ſollte aber das franzöſiſche Dampfſchiffweſen noch beſſer kennen lernen. In Avignon gingen die meiſten Paſſagiere des Papin ab. In Beaucaire, das mit dem gegenüber liegenden Tarascon durch eine Kettenbrücke verbunden iſt, blieb ich der einzige für Arles eingeſchriebene Paſſagier auf dem Schiffe. In Beaucaire war Markt, und der Capitain erklärte mir ohne

Umschweife, daß er nicht weiter fahren werde. Da gab es nun heftiges Verhandeln. Vergebens berief ich mich auf mein Fahrbillet und die im Büreau zu Lyon erhaltene Zusage, noch heute Abend nach Arles zu gelangen. Alles, was ich erhielt, war, daß er versuchte, mich bei einigen andern Dampfern, die nach Arles weiter gehen sollten, unterzubringen. Kaum war ich auf dem einen oder dem andern mit meinen Effecten angelangt, als es hieß, auch dieses Schiff fahre nicht. Nach mehrstündigem Warten und Wandern, umringt von der zahlreichen, unglaublich zudringlichen und possenhaft frechen Jugend von Beaucaire, unter Savopardenbuben und Bettlern, die alle im Nu beim Landen das Schiffsdeck füllten, und in ihrem mir völlig unverständlichen Patois durcheinander Dienste anbietend auf mich einschrieen, gelang es mir endlich ein kleines eisernes Boot, das eben nach Arles abgehen wollte, zu erreichen. Hier sah es nun noch hundertmal wüster aus. Das Boot war für Passagiere meiner Art gar nicht mehr eingerichtet, sondern nur für Waarentransport bestimmt. Aermliche Auswandrer, die nach Algier wollten, bildeten die Reisegesellschaft. Die Sonne war untergegangen und der Wind pfiff schneidend und kalt über das eiserne Verdeck. Das glühendrothe kleine Fahrzeug rauschte pfeilschnell durch die hereinbrechende Nacht, und mir war in dieser Abgeschnittenheit von allem Luxus der Kultur seltsam zu Muthe. Faut savoir que Vous êtes dans le midi! sagte ein Handlungsreisender, der sich gleich mir, um noch heute Arles zu erreichen, auf das „Crocodil“ verirrt hatte. Le Midi ist für den Franzosen das, was bei uns früher für Reisende Pommern und Westphalen war.

Mag dieser Brief etwas Nikolaitisch ausfallen — „ich kann's nicht helfen“ wie unsere ächten Oldenburger sagen.

Ich habe schon erwähnt, daß die Rhoneufer trotz ihrer theilweisen Schönheit den Rheinufern nachstehen müssen. Doch haben sie in ihrer südlichen Physiognomie etwas characteristisch Eigenthümliches. Maulbeer- und Oelpflanzungen bedecken die Ufer,

ſonſt auch viel Weiden und Pappeln. Die Menſchen von kurzem Wuchs und brauner Geſichtsfarbe über alle Maßen lebhaft. Auf dem Schiffe ſtets unruhige Haſt und lautes Geſchrei bei jedem Commando, bei jeder Bewegung. Am Steuer ſtanden wegen des reißenden Stromes oft drei bis fünf Männer, welche den langen mit Stricken umwundenen Steuerbalken regierten, an deſſen Knaufe das metallene Crucifix nicht fehlte. Nicht ſelten geſchehen Unglücksfälle, zumal beim Durchfahren durch die Kettenbrücken, wobei allemal der Rauchfang an Ketten niedergelaſſen werden muß.

Arles, den 5. Mai.

Durch das Gewirr der unglaublich engen Gaſſen dieſer alten Römerſtadt mich ohne Führer fragend ſuchte ich die altrömiſchen Baureſte auf. Zuerſt das Amphitheater (Les arènes). Ein Concierge ließ mich ein. Dieſer Eindruck war gewaltig, weil der erſte ſeiner Art in meinem Leben. Ein mächtiges Eirund, reichlich zweihundert Schritt in ſeiner größten Länge, umgeben von nur theilweiſe erhaltenen Sitzreihen, welche über vier hintereinander weglaufenden Bogengewölben ſich erheben. Dieſe Bogen, 244 an der Zahl, ſind alle erhalten. Ich durchging und durchkletterte alle Gänge, Treppen und Sitzreihen bis zu den vier Thürmen, die in den Zeiten der Sarazenneinfälle, wo das Amphitheater als Feſtung diente, auf die äußerſten Umfangsbögen gebaut und von denen noch drei vollſtändig erhalten ſind. Rings um mich war ſtundenlang lautloſe Einſamkeit; der Concierge hatte ſich auf meine Bitte damit begnügt, mich einzuſchließen, damit ihm ſein Trinkgeld nicht entgehe, und mich ſo allein gelaſſen. Ich hörte nur die Gräſer und das Unkraut der Mauern im Winde rauſchen, der durch die offenen Bogen ſtrich. Es klang wie letztes ſeufzendes Verathmen von Sterbenden. Ein Schauder überfiel mich bei dem Gedanken,

daß ſolche Todesſeufzer in der Wirklichkeit einſt die Tauſende, welche dichtgedrängt auf dieſen himmelanſteigenden Sitzen den Luſtkämpfen der Gladiatoren und Thierkämpfer zuſchauten, mit Entzücken erfüllten. —

Und doch wie groß und mächtig war dieſes Römervolk, das ſolche Prachtbauten in einer fernen Provinzialſtadt ſchuf! welch eine Fülle und Ueppigkeit des Lebens, wie kontraſtirend gegen die jetzige Aermlichkeit! Ich glaube, halb Arles, und beſonders die Kirchen, ſind aus dieſem Amphitheater und den andern römiſchen Ruinen erbaut.

Nicht weit von der Arena liegen die Reſte des antiken Theaters, das jedoch weit weniger erhalten iſt. Doch reichten auch dieſe Trümmer hin, meine bisherigen Büchervorſtellungen zu beleben. Wie groß die Bühne war, zeigen die beiden etwa vierzig Fuß hohen, allein noch ſtehenden Marmorſäulen mit einem darauf liegenden Stück Gebälk, welche zu der Hinterwand der Bühne ſelbſt gehört haben. — Das neueſte Werk über die Antiquitäten von Arles iſt von dem Maire der Stadt, Herrn Eſtrangin.

Bei der Rückkehr hemmte in einer engen Gaſſe eine eigenthümliche Erſcheinung meine Schritte. Drei Geiſtliche in ſchwarz und weißen Feiergewändern und hohen, ſpitzen, ſchwarzen Mützen, voran ein Knabe mit dem Crucifixe, näherten ſich ſingend und Weihwaſſer ſprengend einem Hauſe, aus deſſen Thüre ihnen zwölf bis ſechszehn wunderſchöne Mädchen entgegen traten. Alle waren in der reizenden Arleſer Tracht: ſchwarzes Jäckchen, weißes hohes Häubchen mit ſchwarzen, auch wohl bunten ſeidenen, vorn in einen Knoten zierlich geſchlungenen Kopftüchern, langen ſchwarzen Kleidern und weißen, bis zu den Knöcheln niederfallenden Schleiern. Sie trugen eine längliche, einfach weiße offene Korbkiſte, welche ſie vor die Geiſtlichen hinſetzten. Die weißen Linien der Kiſte waren ganz mit friſchen Blumen und Myrthen bedeckt, aber unter dieſen Blumen ruhte die Leiche eines junzen Mädchens, welche ihre Freundinnen

und Gespielinnen hier zu Grabe zu tragen im Begriff ſtanden. Ihre Mutter, eine Frau von etwa funfzig Jahren, trat, von den nächſten Verwandten begleitet und geſtützt, bis an die Schwelle, um den letzten Abſchied von ihrem einzigen Kinde zu nehmen, denn in Arles iſt es nicht Sitte, daß die nächſten Verwandten eine Leiche weiter begleiten. Es war ein ergreifender Anblick; viele Nachbarn weinten. Elle etait la beauté de la ville, ſagte eine kleine, alte Frau halb für ſich, halb zu mir; la pauvre Marie! elle a bien changée de figure! fügte ſie ſeufzend hinzu. Die Prieſter hatten ihre Gebete beendigt. Sechs oder acht von den jungen Mädchen ergriffen den wunderlichen Sargkorb an ledernen Griffen, und trugen ihn ſo mit den andern abwechſelnd zunächſt zur Kirche, wo das Todtenamt gehalten wurde. Als die Ceremonie vorbei war, und alles ſich dem Sarge zudrängte, um der Todten noch eine kleine Gabe, ein Heiligenbildchen, einen Kranz, einen Blumenſtrauß mit auf den letzten Weg zu geben, trat auch ich hinzu, und ſah das blaſſe Geſicht, das noch unverkennbare Spuren großer Schönheit trug, eine weiße gebrochene Roſe unter den hellglühenden rothen Roſen und Kamelien, Myrthenkränzen und Veilchen, unter deren Hülle ſie zu ſchlummern ſchien. Dann ging der Zug hinaus zur Kirche, die Prieſter immer voran, Gaſſen hinauf und hinab, zum alten Römerthore hinaus, über die Baumgänge und Promenaden dem fernen Friedhofe zu. Die roſtigen Eiſenthüren knarrten auf und vor mir lag ein breites, grünes Feld, bedeckt mit ellenhoher wilder Gerſte und ſchlankem Windhafer, die im Spiele der leiſen Morgenlüfte wogend über den niedrigen Grabkreuzen zuſammenſchlugen. Am Grabe angelangt hatte ich einen unangenehmen Eindruck. Man begräbt nämlich hier die Armen und Unbemittelten nicht in eignen einzelnen, ſondern in langen ununterſchiedenen Gräbern, die wie ſehr hohe und lange Spargelbeete ausſehen. Die Grabſtätte der armen Marie befand ſich am Anfange einer ſolchen friſchgegrabenen Reihe, und war nur durch ein Brett abgeſchieden.

Die Prieſter begannen aufs Neue ihre Betgeſänge. Dann ſtiegen drei junge Mädchen auf Leitern in die Gruft hinab. Ein Verwandter der Geſtorbenen, welcher den platten Deckel der Sargkiſte trug, heftete ihn, nachdem zuvor alle die jungen Mädchen noch einmal unter Thränen und manchem: Adieu Marie! von der geliebten Freundin Abſchied genommen hatten, mit wenigen ſchnellen Hammerſchlägen feſt. Darauf ſenkten die jungen Mädchen an Seilen das ſo geſchloſſene Ruhebett zur Gruft hinab, wo es die untern empfingen und feſtſtellten. Als dies geſchehen war, ergriffen alle nach der Reihe die Schaufel des Todtengräbers, und warfen eine Handvoll Erde auf den Sarg, worauf der Zug in die Stadt zurückkehrte, die Vollendung des traurigen Werkes dem Todtengräber überlaſſend. Ich ging mit den Mädchen fragend und Auskunft erhaltend. Freund M. in Carlsruhe hatte nicht übertrieben. Dieſe Arleſerinnen ſind wirklich, was der Ruf von ihnen ſagt, die ſchönſten Frauen Frankreichs. Unter dieſen jungen Mädchen ſah man Geſtalten und Geſichter von untadlicher Schönheit. Der marmorweiße, von Lebenswärme ſanft durchglühte Teint, der edle griechiſche Schnitt des Geſichts, das volle, dunkle Haar, die prachtvollſten Augen mit den zarten, langen Wimpern, der ſtolze ſchwungvolle, kräftig ſchlanke Bau der Leiber — das Alles gehoben durch die einfach geſchmackvollſte Tracht, ſind das Reizendſte, was ſich denken läßt. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn die Arleſer Alterthümler Recht hätten, welche ihrer Stadt griechiſchen Urſprung nachrühmen, und ſich dabei auf das Zeugniß des Avienus, eines römiſchen Dichters und Staatsmannes aus dem vierten nachchriſtlichen Jahrhundert, ſtützen, welcher in ſeiner poetiſchen Beſchreibung der Küſtenſtrecke des Mittelmeers von Cadix nach Marſeille erzählt, daß Griechen die Gründer von Arelate geweſen und ihre Niederlaſſung Theline genannt hätten. Schon zu Cäſars Zeit, der hier die Kriegsflotte bauen ließ, mit welcher er zu Anfange des Bürgerkriegs Maſſilia angriff, ſcheint der Ort bedeutend geweſen zu ſein. Kaiſer

Conſtantin erweiterte die Stadt durch Gründung des Stadttheils auf dem rechten Rhoneufer und nannte die durch eine Schiffbrücke verbundene Doppelſtadt nach ſeinem Namen Conſtantina. Von ihrer Pracht zeugen außer den erwähnten alten Bauwerken auch noch die ſchönen antiken Säulenſchäfte, welche jetzt längs des Hafens zur Befeſtigung der Schiffstaue dienen.

Abends 5. Mai.

Eine heute Morgen bei dem Begräbniſſe der armen Marie gemachte Bekanntſchaft hat mir ein höchſt anmuthiges Reiſeidyll bereitet, und mich zugleich einen tiefern Blick in Character und Eigenthümlichkeit der hieſigen Menſchen thun laſſen, als ſonſt dem flüchtig Vorbeiſtreifenden gegönnt iſt. Eine alte, ärmlich aber ſorgſam gekleidete Frau, welche der traurigen Ceremonie theilnehmend beigewohnt, hatte mir, gefragt und ungefragt, allerhand Notizen über Leben und Tod der Verſtorbenen ertheilt. Als ſie dabei vernahm, daß ich wegen meiner Geſundheit den Süden aufſuche und nach Nizza gehe, gab ſie mir allerlei gute und geſcheute Rathſchläge, und bat mich zuletzt, ihr einen Brief an Mr. Gaſc, ihren ſeit Jahren dort in Handelsgeſchäften lebenden Mann mitzunehmen, der mir daſelbſt gewiß gern mit ſeinem Rathe zur Hand gehen werde. Dies alles kam ſo ungekünſtelt herzlich und naiv heraus, daß ich gern darauf einging und ihr mein Hotel nannte, wohin ſie den Brief und was ſie ſonſt zu beſorgen habe, nur ſenden möge. Als ich nun Nachmittags von einem Spaziergange am Hafen zurückkehrend das Gewirr der engen Winkelgaſſen durchkreuzte, begegneten wir uns in der Nähe meiner Wohnung, am „Forumsplatze.“ Sie erkannte mich ſofort wieder, händigte mir jetzt ſelbſt das Briefpaketchen ein, und bat mich, da mein Weg zum Amphitheater bei ihrer Wohnung vorbeiführte, ihr und den

Ihrigen die Ehre meines Besuchs zu schenken, damit ich dem lang-entfernten Familienhaupte doch aus eigner Anschauung von seinem Hause erzählen könne. Ich erfuhr später, daß sie einst bessere Tage gesehen, und daß ihr Mann in Folge unglücklicher Wendung seines Handelsgeschäfts Arles und die Seinen habe verlassen und in Nizza als Geschäftsführer in ein fremdes Geschäft eintreten müssen. Es schien sich um ein unglückliches Fallissement zu handeln, dessen Folgen sich der Familienvater durch freiwilliges Exil zu entziehen genöthigt gewesen war. Wir bogen in eine der vielen düstern Gassen ein, und ich folgte der alten redseligen Baucis durch eine niedrige Thür in ein großes uraltes Haus, dessen Mauern noch römischen Ursprungs zu sein schienen. Es war das ihre. Durch einen dunklen Flurraum hindurchschreitend gelangten wir zuerst in ein mauerumschlossenes Gärtchen voll prächtig blühender Frührosen. Eh bien, mon ami, sagte die Matrone, à present il faut bien voir mes enfants, pour que Vous puissiez dire à mon pauvre mari, que Vous avez trouvé toute sa famille en bonne santé. Ich folgte ihr aus dem Gärtchen durch eine große Glasthür, welche als Hauptfenster diente, in einen etwas tiefer liegenden Saal mit Estrich bedeckt und mit allerlei alterthümlichem Hausrath ausgestattet. Zwei sehr schöne Mädchen in der Landestracht erhoben sich von ihrer Arbeit und traten mir freundlich grüßend entgegen. Es waren ihre jüngsten Töchter. Dazu kam bald eine junge blasse, etwas leidende Frau, die mir als Madame Olivier, Hausgenossin und bonne voisine vorgestellt wurde, und später deren Mann, Employé in einer großen Fabrik. Alle begrüßten mich mit freundlicher Theilnahme, und bemühten sich, da ich etwas Ermüdung blicken ließ, mir es möglichst bequem zu machen. Ein alter Großvaterstuhl ward hergerichtet und eine Limonade bereitet, während dem schalt die Matrone mich gutmüthig aus, daß ich, ein zu seiner Gesundheit Reisender, mich so fatiguirt habe: et encore cette impression si triste d'aujourdhui au cimetière! ce n'est

rien pour un souffrant. Sie wiederholte nun den andern die nähern Umſtände unſers Begegnens auf dem Kirchhofe, welche darüber in dem mir faſt völlig unverſtändlichen provenzaliſchen Patois ihre Bemerkungen machten, und die wunderbaren Fügungen des Geſchicks beſprachen, das ihnen ſo unerwartet einen Sendboten an ihren entfernten Vater zugeführt habe. Es war eine wunderliche Scene. Man hatte mir, damit ich mich in dem kühlen Zimmer nicht erkälte, den Mantel umgehängt und die Mütze aufgeſetzt, die eine Tochter, Alexandrine, zündete ein kleines Feuer im Kamine, Zélie, die andere, brach mir im Garten ein großes Bouquet der ſchönſten Roſen und Orangeblüthen. Auch der jüngſte Bruder, Felix, ein etwa fünfzehnjähriger, ächt provenzaliſch ausſehender Bube, ward gerufen und mir als le mauvais sujet de la famille vorgeſtellt, damit auch von ihm der Fremde dem Vater berichten könne. Zuletzt ward zu demſelben Zwecke noch die alte vierundachtzigjährige Grandmère herbeigeholt, eine ſtattlich ehrwürdige Greiſin, die mir Grüße an ihren Neffen auftrug und ihm zu ſagen bat, daß ſie ihn täglich in ihr Gebet einſchließe, daß ſie ihn gern noch einmal ſehen möchte, ehe ſie aus dieſer Welt ſcheide. Et de ma part, ſetzte die heitere Baucis hinzu, welche unterdeſſen für meinen heiſern Hals einen ſehr wohlthätigen Milchtrank am Kaminfeuer bereitete, dites à mon cher mari, que j'ai perdu mes derniers dents, de sorte q'uil n'a pas à craindre, d'être mordu à son retour.

Nachdem ich verſprochen, zur Nachtkoſt wieder bei ihnen einzutreffen, führte mich Mr. Olivier in das Kloſter des heiligen Trophin, um die Steinarbeiten und den Kloſterhof zu ſehen, welche zu den Sehenswürdigkeiten von Arles gehören. Die erſteren ſind ein Meiſterwerk mittelalterlicher Kunſt. Hallen mit den ſchönſten Marmorſäulen und Bildhauerverzierungen, aber Alles von der Revolution ſchmählich verſtümmelt. Der Herzog von Aumale, welcher kürzlich hier geweſen, hatte verſprochen, die nöthigen Sum-

men für die Herstellung dieser herrlichen Reste alter Kunst zu erwirken. Das Viereck der Hallen des Hofes umschließt die lieblich grünende Wildniß des Klostergartens voll blühender Rosen. Die Rundbögen sind von den schönsten Verhältnissen. Nur in den Klosterhöfen von San Paolo fuori le mure zu Rom und zu Monreale in Sizilien sah ich später Aehnliches. In der anstoßenden, besser erhaltenen Kirche bewunderte ich ein wunderschönes Basrelief in Marmor: die Ascension der Mutter Gottes, welche aus einem von den zwölf Aposteln umstandenen Sarkophage zum Himmel emporsteigt. Und dieses Werk erhebt sich über einem antiken Sarkophage, geschmückt mit Schlachtkämpfen und religiösen Weihen.

Nach einem letzten Gange zum Amphitheater kehrte ich mit meinem Begleiter zurück zu meiner provenzalischen Idylle. Mr. Olivier besorgte mir für den nächsten Morgen einen Platz auf dem Postpaquetboote des Canal du Bouc, das zwar theurer ist und länger fährt, aber dafür eine sehr bequeme Reise bietet. Unterdessen schrieb mir die ganze Familie ihre Namen auf, während ich mit der Urahne plauderte, deren Patois mir die jüngste Urenkelin verdolmetschte. Dann sangen mir die Mädchen ein Paar ihrer provenzalischen Lieder, deren Sprachklänge ich überaus reizend fand; manches schien mir dem Spanischen verwandt. Durch die offene Gartenthür hinein nickten die Zweige voll blühender Rosen und funkelten lauschend die Sterne des Himmels. Als ich meine Orangenmilch genossen und Abschied nehmen wollte, brachten mir die Kinder noch einige Rosen für den Vater in Nizza. „Wenn sie auch vertrocknet ankommen, er wird sich doch freuen, denn es ist so lange her, daß er son petit jardin nicht gesehen hat.“ Wie rührte mich dieser Zug.

Ich schied von diesen liebenswürdigen Menschen, deren Bekanntschaft mir schon jetzt, wo ich dieses schreibe, wie ein Traum vorkommt, wie von altgewohnten Freunden, mit Rührung und Dank, und mit einem wunderbar tröstlichen Behagen, das die

reinmenſchliche, theilnahmvolle Weiſe dieſer einfachen Naturkinder in mir hervorgebracht hatte. Die ganze Art ihrer Gaſtlichkeit, ihres Antheils an dem Fremden hatte etwas Urfriſches, das an die Homeriſche Welt erinnerte. Die Mutter beſonders zeigte ſich unerſchöpflich in pflegender Aufmerkſamkeit, welche ſo weit ging, daß ſie in ihrem Patois oft die Mädchen aufforderte, ihren Sprachton zu mäßigen, weil er den „estrangire“ angreife. „Wie wunderbar iſt es doch,“ ſchloß ſie beim Abſchiede, nachdem ſie mir noch trotz dem beſten Arzte ein Geſundheitsregime für meinen Zuſtand eingeſchärft hatte, das ich ernſtlich zu befolgen gedenke — „wie wunderbar iſt es doch, daß ich, die ich ſeit ſieben Jahren nicht auf dem Kirchhofe geweſen bin, gerade heute die arme Marie Turgot dahin begleiten muß, um dort mit Euch zuſammenzutreffen. Aber aus Traurigkeit muß Freude kommen, und ſo ſeid Ihr doch hier mit uns heiter geweſen, und habt uns Freude bereitet, und geſehen: qu'il-y-a partout de braves gens dans ce monde. Gott ſegne Euch und führe Euch geſund zurück zu den Euren!“ Ich drückte Allen die Hand, ſtammelte einige Dankwörte, nahm meine Roſen und ging zurück in meinen Gaſthof, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe, die ein Roſenblatt aus dem kleinen Garten zu Dir begleiten ſoll. Dazu klingen mir des armen Lenau Worte in der Seele:

Weiter ſollte nie ins Land,
Lieb' von Lieb' ſich wagen,
Als man blühend in der Hand
Kann die Roſe tragen.

Den 6. Mai Morgens.

In zwei Stunden geht es weiter nach Marſeille. Ich muß daher dieſen Brief ſchließen. —

In Arles habe ich geſtern das Theater verſäumt. Dafür las ich in einem Arleſer Localblatte einen dramaturgiſchen Artikel, der

sehr verständig war und mit den Worten schloß: „ich weiß ein sicheres Mittel für das Publikum von Arles, sich im Theater zu amusiren und zur Bildung seiner Bühne und zur Verbesserung seiner Schauspieler mitzuwirken, es heißt: zahlreicher Besuch und lebendige Theilnahme wie gestern Abend.“ Hat mir dieser dramaturgische College aus der Seele gesprochen! Weiter bedarf es auch bei uns in unserm Oldenburg nichts, um Mosens Anstrengungen mit Erfolg zu krönen, und ihm und seinen Schauspielern die Lust an ihrer Arbeit zu erhalten und zu steigern.

Marseille, Hotel des Empereurs, Rue Cannebière, d. 8. Mai.

Von Arles fuhr ich Morgens mit dem Postpaquetboote ab. Hr. Olivier, der mich dahin begleitete, nahm meine letzten Grüße an seine Hausgenossen in Empfang. Ueber unsere Freundin sagte er: Elle a ses soixant ans, mais elle est jeune d'esprit comme une fille de seize ans. Car elle a la veritable philosophie: elle prend le temps comme il vient et ne se chagrine de rien. Möge der vortrefflichen Alten diese „Lebensphilosophie“ erhalten bleiben!

Die ruhige Fahrt auf dem Kanale, der von Arles bis Beuc Meer und Rhone verbindet, war mir überaus wohlthuend. Der Passagiere waren wenige, das Wetter südlich mild, der Himmel leicht von weißlichen Wolken übergittert. Ich lag auf der Verdeckbank ausgestreckt, sah in die Wolken, athmete die linde Frühlingsluft, und wiegte mich ein in einen Zustand halbwachen Träumens, in welchem Bilder und Gedanken wie Arabesken eines Kaleidoskops die ausruhende Seele umgaukeln. Dazwischen las ich abwechselnd in Hothos Kunstgeschichte, während das Fahrzeug, eine Treckschuite, von raschen Pferden gezogen, sanft und geräuschlos zwischen den umbuschten Kanalwänden dahinglitt. Wenn ich mich

von Zeit zu Zeit zur Umschau in die Höhe richtete, sah ich nichts als weite, öde Flächen, die immer mehr zu sumpfigen, von Salzwasser durchsickerten Mooren wurden. Gegen das Ende des Kanals liegt Foß, eine altrömische Position, auf mäßiger Höhe. Südlich dehnt sich eine blaue Fläche. Es ist das Meer, das mittelländische Meer!

In Bouc bestiegen wir die dort harrende Diligence. Von da ging es vorbei an dem See von Martigues, der in wunderschönem Farbenspiele, von malerischen Berglinien umgeben, sich meilenweit ausdehnte. Hier ist die Vegetation schon ganz südlich. Die Felder mit Oelbäumen bedeckt, deren sanfter, silbergraugrüner Blätterschmuck in den Lichtern der Sonne schimmerte, Orangen- und Feigenbäume vor den kleinen Landhäusern und in den Gärten, Cypressen, Veranden, mit Weinlaub umgeben, dazwischen üppige, wogende Getreidefelder. Dann bergaufwärts den Felsenkamm hinan, der in starrer, staubig-grauer Nacktheit Marseille schirmend umschließt. Wir stiegen aus, um bei dem steilen Wege den schweren Wagen zu erleichtern. Hunderte von Maulthieren, schwerbeladen, klingelten an uns vorüber. Oben auf dem Kamme machten wir einen Augenblick Halt. Unser Blick schweifte über die im Halbmond geschlossene Bai von Marseille hinaus in die blaue Unendlichkeit des Meeres, an dessen unvergleichlicher Schönheit erst hier sich das entzückte Auge labte. Nur einzelne Masten und Thurmspitzen bezeichneten die Stätte, wo die älteste Welthandelsstadt Europas lag.

Dann ging es noch etwa anderthalb Stunden unaufhörlich abwärts, und Abends nach 7 Uhr fuhren wir an dem unfertigen Triumphbogen vorbei in die alte Phocäerstadt ein. —

Der Abendgang am Hafen gab mir einen großartigen Eindruck. Der Lärm der Straßen, das Gewühl der Kai's, das Durcheinanderschwirren so vieler Sprachen — die Fülle der fremdartigen Trachten und Gestalten, das tausendmastige Schiffsgewirr, durch-

brodelt und durchknattert von ankommenden und abfahrenden Dampfern, wirkte nach der Stille des Reisetages fast sinnverwirrend bis zur Betäubung. Alle Läden in den Hauptstraßen, besonders die Waffenausstellungen in der prachtvoll breiten rue Cannebière, strahlten in glänzender Beleuchtung. Das Hotel des Empereurs in derselben Straße ist von fürstlicher Pracht, Treppenaufgänge mit Marmorstatuen und Orangerien, und anderer Luxus der modernen Erdengötter, deren empfehlende Inschriften das prachtvolle „Album“ des Hauses zieren.

Die beste Aussicht über Stadt, Hafen und Meer hat man von dem Fort Notre Dame de la Garde, welches auf der höchsten Spitze des östlichen Felsenkammes gelegen ist. Auf einem sehr beschwerlichen, durch zahllose Bettler mit Verstümmelungen aller Art nicht eben verschönerten Wege stieg ich in der Frühe des nächsten Morgens hinauf. Zu der kleinen, von Bastionen umgebenen Kirche der schützenden Maria fand gerade eine festliche Wallfahrt statt. Von der Stadt her gesehen gleicht die westliche Bastion täuschend einem Schiffe, dessen Masten die dort aufgepflanzten Flaggen- und Signalstangen bilden. Morgennebel duftete auf der weiten Meeresfläche, allgemach der Sonne weichend. Tief unten ragte der Mastenwald des Hafens, über ihm die gewaltige Stadt, rings umschirmt von den nackten Felsen, auf denen zahlreiche Landhäuser in blendender Weiße schimmerten. Und nun zu meiner Linken das Meer, belebt von Barken und Booten groß und klein, leuchtend von weißen Segeln, blitzend in den Strahlen der Frühsonne. Am Ausgange des Hafens drei meerumgebene Felsklippen, les trois frères genannt, auf deren einer Chateau d'Yf. Es ist ein gewaltiger Anblick, und man fühlt, daß man sich hier auf einem Nervenknoten des Weltlebens befindet, der die Wurzeln seiner Existenz an die drittehalb Jahrtausende hinter unsere Zeit zurückstreckt.

Der scharfe Mistral trieb mich in das Innere der Kirche,

die ich trotz des frühen Morgens von Gläubigen gefüllt fand. Vor dem lichterschimmernden Altare stand der Priester, auf den Knieen lag die betende Menge, Breviere und Rosenkränze in den Händen, zumeist Frauen. Der sinnbetäubende Duft des Weihrauchs mischte sich mit den wundervollen, nur von leisen Orgelklängen begleiteten Tönen des altlateinischen Kirchengesanges O salutaris Maria, der, von den lieblichsten Diskant- und Altstimmen ausgeführt, das Magische des Gesammteindrucks verstärkte. Die Wände ringsum bedeckt von Weihgeschenken, meist Bildern in Oel- oder Wasserfarben, goldumrahmt, hier Schiffbrüche und wunderbare Rettungen, dort Scenen des Krankenbettes und sonstiger Todesgefahren darstellend, lauter Dankopfer für die Wunderhülfe, welche notre dame de la garde ihren brünstigen Verehrern geleistet. Alle Wände und Nischen, alle Pfeiler und Säulen waren mit solchen Weihgeschenken bedeckt, auch fehlte es nicht an geweihten Kerzen groß und klein, welche der Sacristan zu diesem Behufe den Gläubigen vor dem Eintritt in die Kapelle verkauft. Die Predigt, im reinsten Französisch, sehr populär, ausdrucksvoll, geberdenreichen Vortrags, nicht abweichend im Tone von der Sprache des bewegten Affects im wirklichen Leben, schilderte in vier Abtheilungen die Motive, welche diese Wallfahrt der anwesenden Gläubigen veranlaßt, gab Bericht von den Thaten und Wundern der heiligen Mutter Gottes dieser Kirche im verflossenen Jahre, von ihren Hülfen in Gefahren, Bekehrungen von Sündern und Ketzern u. s. w. „Ich wollte," rief der fromme Mann aus, „anfänglich alle Dankbriefe, die ich empfangen, als Zeugnisse mitbringen und auf dem Altare der allerheiligsten Jungfrau zur Einsicht niederlegen. Aber ihrer waren so viele, daß ich mich bald genöthigt sah, es bei einer Gesammtübersicht bewenden zu lassen." Sehr geschickt wußte er den Umstand zu berühren, daß die heilige Mutter der Gnaden doch nicht immer, selbst die inbrünstigsten Gebete erhöre. In allen solchen Fällen sei dreierlei anzunehmen, entweder: die Gebete seien in ihrer

Erfüllung unvereinbar mit Gottes Rathſchluſſe, oder: die Zeit der Erfüllung ſei noch nicht gekommen, man müſſe daher im Zweifel die Gebete nur um ſo eifriger fortſetzen. Oder endlich: die Erfüllung bleibe aus, weil notre dame, qui voit l'éternité, abſehe, daß dieſelbe dem Bittenden, der nur das Zeitliche überblicken könne, zum Schaden gereiche. Ueberall aber ſei dieſe Sache ein „Myſterium," über das nachzudenken nicht fromme, zweifelnd zu grübeln ſogar Sünde ſei. Während dieſer Predigt hielt von zehn zu zehn Minuten immer eine Anzahl ſammelnder Pfaffen mit ſilbernen Becken Umgang, voran ein Sacriſtan, mit ſilbernem Stabe aufſtampfend, zum Zeichen, daß es Zeit, neben dem Herzen auch den Beutel zu öffnen. Dazu überall Opferſtöcke für alle möglichen frommen Zwecke, und draußen das Bettlergeſindel — man glaubt ſich ſchon ganz nach Italien verſetzt. —

Beſonders waren es Frauen: Weiber, Mütter, Schweſtern, Bräute von Seefahrern, welche nebſt durchwetterten Matroſen die Zuhörerſchaft bildeten. Aber auch Männer und Frauen gebildeten Standes befanden ſich unter ihnen und nahmen als Lohn ihrer andächtigen „Pelerinage" einen Ablaß auf, ich weiß nicht wie lange Zeit, in Empfang. Erſt mitten im Katholizismus begreift man den ungeheuren Werth des zu Hauſe ſo gering geachteten Proteſtantismus, der nur darum und nur da leblos geworden iſt, wo er ſich vom Geiſte und der Vernunft des fortſchreitenden Denkens ſeitabwärts geſtellt hat.

Es iſt ein großer Unterſchied in der Stimmung eines der italiſchen Gränze zureiſenden Menſchen, der ſeinen Paß in Ordnung gebracht hat, und einem ſolchen, der noch nicht ſo weit damit gediehen iſt. Erſt jetzt, wo ich das erſte Stadium erreicht zu haben glaube — denn Gewißheit iſt hier in dieſen Dingen, wo ſelbſt wohlgeſinnte Conſuln nicht ganz ſichere Auskunft geben können, nur bei Gott allein — fühle ich ordentlich eine Laſt von meiner Seele gewälzt. Da ich in Marſeille ohnehin nichts zu

thun hatte, und einmal gründlich die Erfahrung machen wollte, wie es den Leuten gehe, die nicht im Stande sind, dieſe modernen Paßſcheererein mit Geld abzukaufen, ſo habe ich ſelbſt einen Tag daran gewendet, bei Conſuln und Geſandten, Polizei- und Mairiebüreaus umherzulaufen, und kann verſichern, daß dieſes Paßweſen zu den unverſchämteſten Plagen der reiſenden Menſchheit gehört. Dabei machte ich indeſſen eine intereſſante Bekanntſchaft an dem hanſeatiſchen Conſul, Hrn. Sieveking, der die Güte hatte, mir das vom hannoverſchen Conſul, Hrn. Pevron, verweigerte Viſa zu ertheilen, einem wohlwollenden, behaglichen Lebemanne, der mir die um ſich greifende Bigotterie und die ultramontanen Pfaffenumtriebe in Frankreich mit den ſtärkſten Farben ſchilderte. Die Jeſuiten haben über anderthalb Millionen Einkünfte zu ihrer Verfügung und ſtrecken von Frankreich aus wieder ihre Arme über die Welt. Erſt vor acht Tagen ging eine Miſſion, ſechs Männer und zehn ſehr ſchöne Frauen, von hier nach Indien ab. Er, wie alle Franzoſen, die ich bisher geſprochen, beſtätigte mir, daß es einer zweiten Revolution bedürfe, um den ultramontanen Umtrieben erfolgreich zu begegnen, daß das Gouvernement und Louis Philippe ſelbſt, theils die Pfaffenpartei begünſtige, theils ängſtlich hin und her ſchwanke. Von den Franzoſen, die er durch langjähriges Leben unter ihnen kennt, entwarf der alte, lebensfriſche Herr kein ſchmeichelhaftes Bild. Der Mangel an wahrer Geiſtes- und Gemüthsbildung, der furchtbare, alle Verhältniſſe durchziehende Egoismus der ſogenannten gebildeten Klaſſen, die Bildungsleerheit der Frauen, mit denen nur von Muſik und Moden zu ſprechen ſei, der kraſſe Materialismus neben der ſtumpfſinnigſten Bigotterie traten in ſeiner Schilderung grell hervor. „Ich athme wieder auf, wenn ich den Rhein erreiche,“ ſchloß er, indem er ſeiner Beſuchsreiſen nach Deutſchland erwähnte. So urtheilt ein Deutſcher, dem es im Auslande wohl geht, ein heitrer, behaglicher, in Ehren und Anſehen ſtehender Kaufherr. Wie mag es erſt den deutſchen Flüchtlingen in Frank-

reich zu Muthe ſein! So viel iſt ſicher: die beſitzende Bourgeoiſie in Frankreich repräſentirt jetzt zwar politiſch das Volk, aber ſie mag ſich vorſehen, daß der Rieſe, der ſie trägt, nicht einmal ſeine Schultern ſchüttelt.

Abends beſuchte ich das Theater Gymnaſe. Man gab drei Luſtſpiele, zwei in Proſa: la soeur de Jocrisse, und la Parisienne, und eins in Verſen: Msr. de Crac à son chateau, eine Adelsverſpottung im Stile des Don Ranudo de Colibrados. Die Leute ſpielten ſehr tüchtig, ſicher, präcis, ausdrucksvoll, mit feinſter Sprachbetonung. Vom Souffleur hörte ich, dicht am Orcheſter ſitzend, kein Wort. Das Publikum im Parterre und in Logen zweiten und dritten Ranges beſtand meiſt aus Blouſen und hommes du peuple, Hüte und Mützen auf den Köpfen, war aber ſehr theilnehmend aufmerkſam und feinfühlend für jede gute Wendung, und ertrug ſelbſt die Längen der verſifizirten Komödie, dem guten Spiele zu Liebe, mit muſterhafter Geduld. Das Innere des Theaters mit ſeinen fünf Logenreihen ſehr vernachläſſigt, faſt ſchmutzig zu nennen. Während der Zwiſchenakte boten ſtatt der Muſik Ausrufer die Journale des Abends feil. Zwiſchen den einzelnen Stücken tanzten „junge Amerikaner vom Ohio,“ d. h. ſie machten allerhand gymnaſtiſche Kunſtſtückchen unter Begleitung eines ehrlichen Walzers, der, mir aus meinen halliſchen Studentenjahren wohlbekannt, hier unter dem prunkenden Namen: la danse des Grenadiers auf dem Zettel figurirte. Draußen ſtarke Militairpoſten, um den Andrang derer abzuhalten, welche von den Heraustretenden Contremarken zu kaufen ſuchten. Der Ruf: qui vend son parterre? ertönte unaufhörlich Ich gab einem ſolchen Folge, und reichte mit einem le voila einem Blouſenmanne mein Billet. A combien? Ich ſchüttelte verneinend, denn es kam mir nicht in den Sinn, Handelsgeſchäfte zu machen. Mein Mann aber, der

sich nichts schenken lassen wollte, drückte mir mit einem lauten: volla six sous ein Paar Kupferstücke in die Hand. Alsbald erscholl es in dem ganzen Kreise von Rufen der Verwunderug, die für mich nichts weniger als schmeichelhaft waren: Oh volla ce qui est bête! vendre un parterre pour six sous.

Consul Sieveking klagte, daß die Deutschen, so zahlreich sie auch hier sind, doch so gut wie völlig abgeschnitten von deutscher Literaturentwickelung leben, denn keine Buchhandlung befaßt sich hier mit dem Verschreiben deutscher Werke. Auch von deutschen Zuständen erfahren sie nichts, als was davon die Allgemeine Zeitung bringt. Wie anders stellt sich dagegen in Deutschland das Verhältniß zu Frankreich!

Toulon, den 9. Mai.

Toulon liegt ohngefähr wie Marseille, nur rücken die kahlen, röthlichen Felsen, welche die Meeresbucht umschließen, näher an die bei weitem kleinere Stadt, während die Hafenbucht selbst weiter geöffnet ist. Von dem Fort Marlborough, eine gute Viertelstunde vor der Stadt, genoß ich die beste Aussicht über Hafen und Stadt. Toulon ist gut gebaut, unter den Plätzen zeichnet sich die place d'armes mit ihren stattlichen Promenaden aus. Alles aber athmet hier kriegerische Bestimmung, während Marseille das Gepräge der Handelsstadt trägt. Auf jedem Schritte Uniformen, Linientruppen, Seeoffiziere jeden Ranges, Kriegsmatrosen, meist prächtige provenzalische Gesichter, ihre Uniformen blau mit Gold. Als ich am Frühvormittage am Hafen schlenderte, bestiegen eben sechs bis acht Kapitains von Kriegsschiffen, gefolgt von ihren Offizieren, die wartenden Boote, um sich an Bord ihrer Schiffe führen zu lassen. Das sah prächtig aus und gab ein Bild von dem Ansehen und Selbstgefühle dieser Menschen. Die Mannschaft präsentirte bei

ihrem Nahen auf Commando mit den Rudern. Auf dem Hintertheile des Boots lag ein großer Teppich, blau mit rother Borte, gebreitet. Dort ließ sich der Schiffsgewaltiger nieder. Der Hochbootsmann schlug ihm den Mantel um und ergriff dann das Steuer. Der Lieutenant nahm hinter dem Kapitain zur Seite seinen Platz. Dann ein Commandoruf und Pfiff, und wie mit einem Zauberschlage sanken die sechszehn Ruder ins Wasser, und hinaus schossen die Boote wie Rennpferde, die des Reiters gestachelte Ferse treibt.

In einer müßigen Stunde notirte ich mir aus dem Etat der französischen Marine folgende Notizen über den Offizierbestand der Flotte. Dieselbe zählt nach dem Friedensfuße 1845:

2 Admiräle.

10 Viceadmiräle.

20 Contreadmiräle.

33 Capitaines de vaisseau erster } Klasse.
67 „ „ „ zweiter }

66 Capitaines de corvette erster } Klasse.
134 „ „ „ zweiter }

100 Lieutenants de vaisseau erster } Klasse.
500 „ „ „ zweiter }

500 Enseignes de vaisseau.

200 Elèves erster Klasse. — Die zweite Klasse derselben wird alljährlich vom Könige bestimmt

Welche wunderbare Energie dieser Nation, die nach so viel entsetzlichen Verlusten, welche sie gerade auf dem Meere erlitten, denoch wieder mit dem meerbeherrschenden Volke rivalisirt! Und wir vierzig Millionen Deutsche haben unsere Kriegsflotte noch immer in den — Liedern unserer Poeten! „Was wollen Sie,“ sagte mir bei Tische ein schwarzbärtiger Schiffslieutenant, dessen Bekanntschaft ich bei einer Flasche Champagner machte, „Frankreich

ohne Kriegsflotte wäre ein Riese mit einem Stelzfuße, gut fürs Hospital!“

In dem Almanach blätternd fiel mir auf, wie doch selbst in dem französischen Ordenswesen ein gewisser Sinn und großartige Einfachheit herrscht. Während wir Deutsche uns mit unsern hundert verschiedenen Orden in den Staatskalendern schmücken, sah ich hier nur den einen der Ehrenlegion. Aber der war auch reichlich vorhanden. Von den Offizieren der Flotte haben ihn, natürlich nach seinen Klassen geschieden:

1. Vom Admiral bis zum Corvettencapitaine zweiter Klasse alle.
2. Von den 100 Lieutenants erster Klasse 94
3. Von den 500 Lieutenants zweiter Klasse 189
4. Von den 500 Schiffefähndrichen 30

Diese Marinetruppen, Offiziere wie Soldaten, haben mir alle durchschnittlich einen bessern Eindruck gemacht als die Linientruppen. Besonders gut nehmen sich die Kriegsmatrosen aus in ihren sauber gehaltenen blauen Jacken mit den breit übergeklappten weiß- und blaugestreiften Hemdkragen, den zusammengedrehten, schwarzseidenen Tüchern, welche wie dicke Würste nachlässig um die nervigen Hälse geschlungen sind. Auch die Offiziere sahen mir ernster, gehaltener und kultivirter aus, als ihre rothhosigen Kameraden von der Linie, unter denen mir überall gar viele gemeine, bildungslose Gesichter auffielen. So wurde mein deutscher Sinn für parademäßige Eleganz durch einen Capitain des zwei und sechszigsten Regiments beleidigt, mit dem ich von Lyon aus den Rhone hinabfuhr. Er ging zurück nach Algier, und war, wie das Offizierkreuz der Ehrenlegion auf seiner Brust bewies, ohne Zweifel ein braver Schnurrbart. Aber es beleidigte mich, daß der Oberrock, auf dem er es trug, schäbig und stellenweise aus den Nähten gerissen war, und daß er mit einem jungen Unteroffizier, seinem Begleiter, die rohesten Gespräche führte und selbst ohne das Neusilber einer gewissen geselligen Politur den Cynismus seines Behagens wohlgefällig zur Schau trug.

Die Erlaubniß zum Besuche des Arsenals und des Bagno ertheilte der preußische Consul. Dieses ganze Wesen ist ungeheuer, riesenhaft, und die Betrachtung leiblich und geistig erschöpfend.

Durch ein stark bewachtes Thor trat ich, geführt von einem Gensdarmen, in einen viereckten Hof, in welchem sich die Werfte für Bau und Ausbesserung der Kriegsschiffe befinden. Er ist umgeben von vielen Gebäuden, Fabriken aller Art für die Marine, Speichern, Rüstsälen, Gefängnissen u. s. f. Stelle Dir vor, daß in diesen Räumen allein gegen 5000 Forçats, von etwa 500 Wächtern beaufsichtigt, wohnen und leben! Ich sah die Säle der Schiffsmodelle mit den Nachbildungen aller möglichen Fahrzeuge, von der ostindischen Proa bis zu dem gigantischen Dreidecker, die Räume, in welchen alle Theile der Dampfschiffsmaschinerie mittelst Dampfmaschinen verfertigt werden, die Sammlung aller Marinewaffenarten, und die ungeheure Vorrathsniederlage aller friedlicheren Ausrüstungsgeräthe der Kriegsschiffe, von den Utensilien der Schiffsküchen bis zu den Luxusgeräthen der Capitainscajüten. Ganz einzig in seiner Art ist das völlig massive, straßenlange Gebäude, in dessen unterem, 280 Metres (etwa 890 rheinländische Fuß) langen Saale die riesigen Schiffstaue gedreht werden. Hunderte von Forçats in gelben Hosen und rothen Röcken arbeiteten in dem wahrhaft unabsehbaren Raume, und das Klirren ihrer Ketten — denn alle sind gefesselt — gab eine furchtbare Musik. Nur etwa ein halb Dutzend sangen ein gemeines Lied. Es waren solche, deren grüne Mützen sie als auf Lebenszeit Verurtheilte auswiesen. Unter diesen condamnés à perpetuité sah ich wahrhaft entsetzliche Gesichter. „Wenn so ein zu ewigem Galeerenleben Verurtheilter sterben wollte, und es fiele ihm ein, deshalb irgend einen neugierigen Fremden todtzuschlagen!“ — „Der Fall, Monsieur, ist in der That schon vorgekommen,“ erwiederte mein Gensdarme.

Die Gleichheit der Tracht und Fesselung für alle Verbrecher ohne Unterschied, von dem zu fünf Jahren verurtheilten leichtfertigen

Diebe bis zu dem ergrauten Raubmörder hat etwas Herzempörendes, iſt abſtracte franzöſiſche Gleichmacherei. Von ſittlich menſchlicher Auffaſſung des Gefängnißweſens iſt hier überall keine Spur. In den Lokalen, wo die Arbeiten, welche die Forçats in ihren Ruheſtunden verfertigen, zu feſten Preiſen feilgeboten werden, ſind die gebildetſten Verbrecher mit dem Verkaufe beſchäftigt. Aus Holz, Stroh, Kokosnußſchalen, Baſt, Metallſtücken u. ſ. w. ſchnitzen, flechten, feilen ſie allerhand kleine Luxusgeräthe: Doſen, Becher, Flacons, Börſen, Ringe u. ſ. f. Der eine jener mit dem Verkaufe Beauftragten, dem ich eine Kleinigkeit abkaufte, war ein auffallend ſchöner Mann von etwa vierzig Jahren, mit feinen, weißen, wohlgepflegten Händen, an denen zwei ſchmale goldne Ringe den verheiratheten Mann bezeichneten. Im feinſten Franzöſiſch und mit den Manieren der vollendetſten Weltbildung empfahl und zeigte er die Sachen vor, wußte jedem mit einer anmuthigen Wendung Luſt zum Ankaufe zu machen, und dazu die gelben Hoſen nebſt der rothen Jacke und der eben ſo abſchreckenden Mütze! es war ein furchtbarer Contraſt. Es iſt dieſe ganze Anſtalt nichts als ein Produkt des roheſten Syſtems der brutalen Gewalt gegen die Gewalt, ein Syſtem, das es bald ſo weit gebracht haben wird, daß die eine Hälfte der Menſchheit alle Kräfte nur dazu wird anwenden müſſen, um die andere gefangen zu halten. Daß man in dem Bagno ſonſt nicht ohne Noth „ſtrenge Behandlung“ anwendet, will ich gern glauben; daß die Disciplin lax iſt, ſah ich mit eigenen Augen, da mir faſt überall, und zwar in Gegenwart des mich begleitenden Gensdarmen, von den uns begegnenden Gefangenen, gegen das ausdrückliche Verbot, kleine Verkaufsartikel angeboten wurden. Auch das Singen und Anderlein gehört dahin, indeſſen geht ja der Bettel durch ganz Frankreich, ſo weit ich es geſehen!

Während ich in dem Bagno jene Kleinigkeiten einkaufte, wurde der Verkäufer plötzlich abgerufen. Draußen harrte ſeiner

eine junge, schöne Dame, seine Frau, von zwei Männern, ihren Brüdern, begleitet, deren einer in geistlicher Tracht. Mein Begleiter erzählte mir: der Forçat sei ein junger Apotheker, wegen Mordes auf Zeitlebens verurtheilt. Seine Familie biete jetzt, nachdem einige Jahre der Strafzeit verflossen, Alles auf, statt der perpetuité die Festsetzung irgend eines Termins zu erwirken, um auf diesem Wege eine spätere Begnadigung anzubahnen. „Und da ein Geistlicher dabei im Spiele ist, werden sie's wohl durchsetzen," meinte Hr. Beaucadet, „denn die Schwarzröcke sind jetzt wieder sehr oben auf!"

Da der heftige Mistral das Meer zu einer Fahrt auf die Rhede zu unruhig machte, zog ich es vor, das im Bassin liegende Kriegsschiff Montebello zu besehen. Es ist das schönste und größte Schiff der französischen Marine, führt auf den Verdecken 120 Kanonen, lauter Sechsunddreißigpfünder, und ist im Innern mit der peinlichsten Sauberkeit gehalten. Denke Dir ein Gebäude, das unbelastet etwa zwölf Fuß im Wasser, und darüber in drei Stockwerken, jedes mit den schwarzen Feuerschlünden besetzt, palasthoch sich emporthürmt, ein Gebäude, in welchem über zweitausend Menschen leben und handthieren, mit all den Vorräthen, die dazu gehören, eine solche Menge Monate lang zu unterhalten, mit den Munitionsvorräthen für die 120 schwarzen Ungeheuer, mit den zahlreichen Zimmern und Salons für die Offiziere, mit den noch glänzenderen Wohnräumen, Badezimmern, Festsälen für den Commandeur, mit den prachtvollen Galleriecaltanen am Hintertheile, und Du begreifst, daß einem Landmenschen schwindelt, wenn er sich diesen Leviathan in Bewegung denkt: schwimmend im Kampfe mit den Wellenbergen, die der Sturm gegen ihn aufthürmt, oder manövrirend gegen den Feind, wenn diese jetzt so stummen Schwarzen ihre fürchterliche Sprache reden, und die Kugeln sausend und pfeifend durch die Planken der obersten, mannshohen Bordgallerien oder durch die Eichenrippen des Bauches schmettern,

und aus den Karonaden und Wallbüchsen von den Maſtkörben her die Kartätſchen auf die menſchenwimmelnden Verdecke niederpraſſeln, während das Sturmgeheul zu dem diaboliſchen Tanze aufſpielt. Jetzt, nachdem ich dieſen Kriegsgiganten geſehen und die Unzahl der Waffen beim Entern im Nahkampfe, dieſe Enterbeile, Dolche, Breitſchwerter, Schiffsdegen mit den dichten, ſchirmenden Handkörben, Enterſpieße, Piſtolen, Trabuco's, und wie die Teufelswerkzeuge weiter heißen, alle beſtimmt, in weiches Fleiſch, in vibrirende Nerven, in zuckende Muskeln zerfleiſchend und zerreißend einzudringen, jetzt iſt mir auch eine Seeſchlacht kein bloßer Name mehr.

Faſt der ganze Nachmittag ging hin in dieſer Arſenalbeſichtigung. Das Materielle in ſo ungeheurer, maſſenhafter Mächtigkeit hat etwas Ueberwuchtendes, Lähmendes, Erſchöpfendes für den Geiſt. Ich ſehnte mich nach Ruhe, ſah nur noch oberflächlich die Nachbaren des Meeresrieſen, die Kriegsſchiffe Le Suffren, Ville de Marſeille, L'Independant, ſo wie einige ihrer Vollendung nahe Kriegsdampfſchiffe, und begab mich dann in mein Croix de Malte zurück.

In Marſeille und Toulon merkt man, daß dieſes Mittelmeer jetzt nur ein großer Poſtſee iſt. Ich ſaß an einem Tiſche mit Leuten, die in derſelben Zeit von Conſtantinopel und Cairo, von Algier und Barcelona, von Malta und Athen angekommen waren, und noch an demſelben Abende mit den Diligencen weiter nach Paris eilten. Keine Straßenecke, kein öffentliches Gebäude ohne Dampfſchifffahrts-Affichen. Welche Fatiguen, welche ſtürmiſche, minutengeizende Raſtloſigkeit! und die Triebfeder von Allem — Beſitz, Erwerb, Geld!

Nizza, den 11. Mai.

Von Toulon nach Draguignan iſt eine anmuthige Tagfahrt, die ich mit dem Briefcourier bei ſonnig heiterem Wetter zurücklegte.

Während ich mit einer piemonteſiſchen Reiſegefährtin das erſte Italieniſch verſuchte, ward die Gegend ſelbſt immer mehr italiſch ſüdlich. Anmuthige Fernſichten, fruchtbare Felder, bedeckt mit Korn und Mais, mit Weinſtöcken, zahlloſen Maulbeerbäumen, die ſchon Früchte zeigten, Feigenbäumen, hier und da üppige Flachsfelder mit der ſanften, bläulichen Blüte. Die wohlbebaute Erde erſchien von dunkelbraunrother Farbe. Die Bergzüge mit Buſch und Wald bedeckt, beſonders mit der Stacheleiche, deren Holz und Rinde großen Ertrag geben, und die alle zehn Jahre gefällt, ſchnell wieder aufwächſt. Auf den Waldhöhen hier und da ein romantiſches Burggetrümmer oder eine einſame Kapelle. Unterwegs Weiber und Männer auf ihren beladenen Eſeln und Maulthieren, einzeln oder ſelbander ſitzend, plaudernd und eſſend. Auch die Thiere ſchmauſen während des Marſches, ja ſogar beim Pflügen aus vorgebundenen Futterbeuteln. Die Dörfer und Städtchen, deren wir etwa ein Dutzend bis Draguignan paſſirten, meiſt maleriſch übereinander gethürmt, in der Mitte oft die Reſte eines alten Feudalſchloſſes, zeigten ſchon durchaus ſüdliche Phyſiognomien: hohe, ſteinerne Häuſer, mit düſtern Eingängen, aber freundlich durch Balkone und Weinveranden. Auf den Plätzen rauſchende Springbrunnen in großen Steinbaſſins mit reicher Staffage. Die meiſten Ortſchaften prangten zu Ehren irgend eines Heiligen im Feſtſchmuck, Flaggen und Fahnen, Kronen und Kränze wehten und ſchwebten über den engen Gaſſen, durch die uns der raſche Trab der Roſſe trug.

Hier wie überall hatte ich die ſüdliche Lebhaftigkeit des Volkscharakters zu bewundern. So ein ſüdfranzöſiſcher Poſtillion oder Conducteur hat alle Augenblicke abzuſteigen und dies oder jenes an Wagen und Geſchirr zu beſichtigen und zu ordnen, aber darum hält er keinen Augenblick ſtill. Er ſpringt im vollen Trabe von ſeinem Sitze, giebt den Thieren dabei wohl noch einen tüchtigen Peitſchenhieb, macht ſeine Sache ab, und iſt im Nu wieder oben. Zwiſchen Toulon und Draguignan brach eine Wagenfeder, wir

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52008-6
FN. I1374/009

fürchteten langen Aufenthalt, denn es war mitten auf der Straße, kein Haus zu ſehen. Aber wie der Blitz waren Poſtillion und Conducteur mit Hammer und Zange, Stricken und Nägeln bei der Hand, und im Umſehen war der Schaden fürs Nächſte abgeholfen. Alles ſtieg wieder ein, und mit einem kräftigen: en route! ſchwang ſich der Conducteur, als der letzte, im vollen Fahren auf ſeinen Sitz. Wagen und Geſchirr dieſer Poſten ſind wie die ganze Einrichtung ſehr mangelhaft, aber klagen hörte ich doch eigentlich darüber keinen Eingebornen. So verſpätete ſich der Courier auf der letzten Doppelſtation vor Draguignan um volle anderhalb Stunden hinter der in Toulon angegebenen Zeit, weil er ſeine Pariſer Correſpondenz bereits abgegeben hatte, und ihn ſo nichts mehr drängte. Freilich verloren wir dadurch an unſerer Ruhezeit in Draguignan. Aber das beſchwerte keinen der Paſſagiere, außer mich, den deutſchen Raiſonneur. Der Franzoſe findet dieſen Egoismus ganz in der Ordnung, weil er ſich ſagt, daß er es im ähnlichen Falle eben ſo machen würde.

Noch ſchöner wird die Gegend von Frejus an. Der Weg über Cannes und Antibes bis Saint Laurent am Var führt durch ein Paradies ſüdlich landſchaftlicher Natur. Wundervoll liegt Cannes mit ſeinem Hafen, umgeben von Gärten und Parks, Waldungen und Wieſengründen. Fernher ſchimmerten die ſchneebedeckten Häupter der Meeresalpen in der Morgenſonne, balſamiſch duftete die Luft an den grünumborderten, waldbewachſenen Ufern, oft nur eines Steinwurfs Weite vom Wege ſpritzte der Schneeſchaum der Meereswellen empor. Quellen und Bächlein rieſelten felsabwärts dem Ozean zu. Cannes wird durch ſeine Lage, die noch geſchützter und deren Klima noch milder ſein ſoll, als das von Nizza, dem letzteren Orte gefährlich. Jährlich ſteigt die Zahl der hier ihrer Geſundheit wegen lebenden Fremden; Lord Brougham hat ſich hier eine reizende Villa erbaut. Auf jedem Schritte weiter, bei jeder Wendung des Weges neue landſchaftliche Proſpekte, die herrlichſten

Claude Lorrains, weiteste Fernsichten von blauen Gebirgszügen begränzt, prachtvolle Baumgruppen, zierliche Brücken, darüber hinziehend sonntäglich geputzte Waller zu Esel und Maulthier, — und dazu von Zeit zu Zeit durch Gebüsch und Wald blitzend das blaue Meer.

Um eilf Uhr in St. Laurent. Der Wagen hielt vor dem letzten französischen Gränzposten. Die Pässe! Der schwarzbefrackte Sohn Albions, welcher mit mir das Coupé theilte, holte aus einer Tasche seiner Inexpressibles ein fast rund zusammengeknülltes Stück Papier hervor, das mit meinem sauber als Buch eingebundenen Passe sonderbar kontrastirte. Ach, ein armer Deutscher hat eine ganz andere Ehrfurcht vor einem solchem Polizeischutzbriefe als so ein freiheitgenährter Sohn der meerbeherrschenden Insel, dem überall, wo er auch weilt, seine stolze Flagge schützend zu Häupten weht.

Vor uns abwärts streckte sich eine lange rothbraune Holzbrücke über das breite, steinerfüllte, nur sparsam von einigen Wasseradern durchzogene Bette des Gränzflusses Var. Da drüben ist Italien!

Die verrufenen sardinischen Mauthbeamten waren höflicher und humaner als alle französischen. Bald rollte der Wagen durch Waldesgrün und Wiesenflächen nach Nizza zu. Cypressen hoben ihre spitzen Wipfel empor, riesige Aloen starrten an Gartenrändern in die Höhe. Das Meer umblaute die Felsenausläufer, welche die Bucht von Nizza ostwärts decken. An den Bergen herab schimmerten zahlreiche Villen inmitten grüner Baumgärten, überall Cypressen-, Feigen-, Oleander- und Orangenbäume mit Blüten bedeckt und zugleich voll goldner Früchte prangend — hundertjährige Oel- und Lorbeerbäume dazwischen, und überall am Wege blühende Rosenhecken unter Myrthenbüschen. Durch die Vorstadt über die Brücke, an den Kais weißschimmernd die stattliche Fremdenstadt, voll Sonntagslärm, Tommelwirbel und Militairmusik; vorüber an blitzenden Uniformen und zierlich geschmückten Lustwandelnden rollt der weißbestäubte Postwagen. Er hält; ein Sprung und ich stehe auf italischem Boden.

II.

Von Nizza nach Florenz.

O wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fernen Strande
Darf athmen unter gütigeren Zonen.

Platen.

Nizza, 12. Mai.

Welch ein Blau dieſes mittelländiſchen Meeres! entzückend, unglaublich für den, der es nur in Bildern geſehen. Und wie genießen dieſe Menſchen ihre Luft, ihr Meer, ihren Himmel! Man ſieht es allen, auch den ärmſten an, daß ihnen wohl dabei iſt. Geſtern war Sonntag, heute iſt ſchon wieder ein Feſttag und alle Läden geſchloſſen, alle Promenaden und Cafés gefüllt. Ein dreifacher Gebirgsgürtel ſchützt dieſes paradieſiſche Fleckchen Erde faſt das ganze Jahr hindurch gegen alle Rauheit der Witterung und Luft, und verleiht ihm jene Milde des Klimas, der die Leidenden aus allen Theilen der Welt zuſtrömen. Doch ſagt man mir, daß auch hier erſt ſeit vorgeſtern das ſchlechte Wetter und der ſcharfe »Miſtral« aufgehört haben, gegen den alſo Nizza doch nicht völlig geſchirmt iſt. Noch vor zwei Tagen hat es auf den Gebirgen ſtark geſchneit. In der Ebene ſelbſt, in welcher die Stadt liegt, fällt niemals Schnee. Die Vegetation iſt völlig ſüdlich, und ich glaube es gern, daß ſie in ganz Italien nur an der Neapels ihres Gleichen findet. Die Stadt, welche einige Zwanzigtauſend Einwohner zählt, iſt außerordentlich lebhaft, obſchon gegenwärtig bereits die meiſten Fremden ſie verlaſſen haben. Denn die eigentliche Saiſon für Nizza fällt in die Monate vom October bis April.

Der Abendspaziergang am Meere zauberhaft. Zwei hohe Terrassen, zu denen prächtige Marmortreppen hinaufführen, ziehen sich an seinem Ufer hin, an den Brustwehren derselben steigen die Schornsteine der darunter befindlichen Wohnungen, Cafés und Boutiken als kleine, weiße Thürmchen empor. Der Abend war köstlich, die Luft so rein, daß der Blick über die spiegelglatte Fläche des blauen Meeres gleitend die fernen Umrisse der Küsten von Korsika wahrnehmen konnte. Am Strande zogen Fischer mit lautem Geschrei ihre Netze. Unten in den dichtschattigen Alleengängen der Korsostraße spielte die Militairmusik Ouvertüre und Barcarolen aus der Stummen. Oben auf der Terrasse rauschte und schwirrte die promenirende Gesellschaft: Franzosen, Russen, Engländer und Italiener an mir vorüber, doch vernahm ich keinen deutschen Laut. Die Einwohner selbst reden ein Patois aus französischen und italienischen Elementen häßlich gemischt.

---

13. Mai.

Ich habe mir meinen Tisch wieder in den rosenduftenden Hotelgarten setzen lassen, in welchem mehr fremde, südliche Gewächse, Blumen und Bäume duften und blühen, als ich schlechter Botaniker in einem Tage behalten kann. Auch eine Palme wiegt ihre Krone in den Lüften. Am ersten Tage erschienen mir die blühenden Citronen- und Orangenbäume des Gartens noch als etwas Besonderes, aber seit dem gestrigen Feste, wo ich hunderte von Kindern, alle mit großen, dichten Sträußen von köstlichen blüthenschweren Orangenzweigen umherziehen sah, glaube ich an den Süden. Alle Gärten in und um die Stadt prangten im Schmucke der Orangenpflanzungen, deren Bäume an Größe und Stärke unsern mäßigen Aepfel- und Birnbäumen gleich kommen.

Gestern gewann ich auch den ersten großen Ueberblick über

Nizza und die Umgegend. Freund Gabe, an den mich meine Arleser Familie adreſſirt hatte, führte mich die Terraſſen entlang, die ungefähr 150 Schritte vom Meere ſich hinziehen, zu dem Thurme einer Villa, welcher an der öſtlichen Spitze der großen, halbmondförmigen Meeresbucht gelegen, die Krone wunderbarer Gartenanlagen bildet. Von dem Punkte an, wo das Haus des Beſitzers ſteht, bis weiter in nordöſtlicher Krümmung dem Hafen zu, ſteilt ſich nämlich der ungeheure Felskamm empor, der wie eine Rieſenburg innerhalb der Stadt ſelbſt liegt. Früher ſenkrecht ins Meer fallend, verſtattete er kaum einen ſchmalen Fußweg um dieſen Theil der Stadt. Napoleon ließ ſo viel ſprengen, daß eine breite Fahrſtraße geebnet werden konnte, an welcher die Speculation jetzt wegen der herrlichen Meeresausſicht hohe, palaſtartige Häuſer erbaut hat, deren Rückwand zum Theil unmittelbar an den Felſen ſtößt. Der Beſitzer jener Villa, zu der mich mein Begleiter führte, hat nun mit ungeheuren Koſten in dieſe Felswand Terraſſen, Gallerien und Gänge hauen laſſen, ſie durch Treppen verbunden, Erde hinaufgeſchafft, und nun wandelt man in den ſchönſten, blühenden Gartengängen, die wohl den Namen hängender Gärten verdienen.

Von dem Hafen aus führt ein breiter, in ſanften Krümmungen gelind anſteigender Weg zu dem alten, zerſtörten Grafenſchloſſe, deſſen Ruinen den Gipfel des Felſen krönen. Von unten aus geſehen erſcheint der letztere nackt und kahl. Um ſo angenehmer überraſcht ſah ich mich, oben angelangt, von den ſorgfältigſten Anpflanzungen und ſchönſten Gartenanlagen umgeben, Cypreſſen und Pinien, Akazien und ſpaniſcher Flieder wechſelten mit Caruben und Feigen, Mandelbäumen und Dattelpalmen. Ungeheure Cactus, rieſige Aloen mit ſechs Fuß langen Stachelblättern hoben wuchernd ihre fetten, maſſigen Bildungen zwiſchen Mauertrümmern und Felsgeklipp empor. Oben auf dem Felſen iſt ein Plateau mit der ſchönſten Wieſe. Das friſchgemähte Heu duftete lieblich aus dichten

Haufen. Mais voila ce qui est curieux! une prairie à la hauteur d'un rocher! rief mein alter Herr aus. Jahre lang lebte er ſchon in Nizza, und noch nie zuvor hatte er dieſen nächſten und ſchönſten Punkt der Stadt beſucht!

Auf der dem Meere zugewandten Seite liegt ein Fort, zum Schutze des Hafens. Von hier aus überſieht man die Lage der Stadt. Hinter und vor dem uralten, enggaſſigen, hochgiebelten Häuſerkerne des alten Nizza erheben ſich, ſüdlich am Meere und nördlich gegen die erſten Hügel hin, die Paläſte und Fremdenhotels des neuen. Die erſte der vierfachen Bergreihen, welche im Halbmonde Stadt und Bucht umſchließen, iſt bis oben hinauf mit Oelbaumwäldern, Weinbergen, Gärten und Landhäuſern bedeckt. Hinter und über dieſer Hügelkette erheben ſich amphitheatraliſch höher und höher noch drei verſchiedene Bergzüge übereinander, bis zuletzt die Schneegipfel der Meeresalpen die Ausſicht abſchließen. Das von den Bergen ſtürzende Quell-, Schnee- und Regenwaſſer ergießt ſich in ein breites, ſteiniges Bette, das innerhalb der Stadt mit Kais und Baumgängen eingefaßt und von drei Brücken überſpannt, die Waſſer unter dem Namen des Paglione dem Meere zuführt. —

Der Abend war unbeſchreiblich ſchön. Die Stadt zu meinen Füßen ſtiller als ſonſt, denn faſt die halbe Bevölkerung war ausgeflogen zur Fête de Var nach St. Laurent. Das Geräuſch des Hafens lief unter mir drang nicht hinauf zu dieſer Höhe, nur das dumpfe Donnern des Meeres, deſſen Wogenanprall den Fuß des Felſenrieſen wäſcht, ließ ſich in gemeſſenen Schlägen vernehmen. Gegen die Stadt hin auf dem Rücken des Felſen iſt ein unbeſchreiblich melancholiſches Plätzchen: hohes Gras mit duftenden Gebirgskräutern, unter dichten Cypreſſen umflüſtert die Ruheſtätten der fremden Pilger, welche hier die volle Erlöſung von allen Leiden fanden. Ferne Segel leuchteten im Golde der ſinkenden Sonne purpurnen Scheins auf der unendlichen Meeresfläche. Wer in tiefruhiger

Einſamkeit Horaziſches „Vergeſſen und Vergeſſen werden“ ſucht — hier iſt es zu finden. — Hier oben oder unten am Strande des ewig rauſchenden Meeres verbringe ich die Stunden des ſcheidenden Tages im träumeriſchen Genuſſe des dolce far niente. Auf den Kieſeln liegend, mit denen der Strand mannshoch bedeckt iſt, laſſe ich die Wellen zu meinen Füßen ſich brechen, während tauſende von rundgewaſchenen Steinen knatternd wie fernes Pelotonfeuer mit dem Wogenſchwall aufwärts und wieder abwärts in die Tiefe rollen. Flockiger Giſcht und ſilberne Sprühtropfen ſpritzen zuweilen kühlend über mich hin. Fiſcher in rother, phrygiſcher Mütze, die braunen Leiber halbnackt, ziehen mit ſingendem Geſchrei in langen Reihen ihre Netze zu Lande, Kinder und Weiber ſammeln jubelnd den Fang, und das iſt Alles, wie es vor Jahrtauſenden geweſen ſein wird, als die griechiſchen Urahnen dieſer Fiſcher das alte Nikäa gründeten.

---

14. Mai.

Nizza iſt ein Geſundheits- aber kein Badeort, wenigſtens bemerkte ich nirgends Vorrichtungen zu Seebädern, und der Strand iſt ohne dergleichen nirgends zum Baden geeignet. Die Bewohner von Nizza, außer den ureingebornen Fiſchern, die eine eigene, ſtrengeſonderte Kaſte bilden, ſind meiſt eingewanderte Italiener, Franzoſen, Schweizer und Juden. Die Frauen ſind im Allgemeinen nicht ſchön, ich ſah bisher nur ein einziges Geſicht, welches dafür gelten konnte. Geiſtliche überall, auf allen Spaziergängen, in allen Cafés, in der langen, bis auf die Knöchel reichenden, ſchwarzen Tracht, die ſeidenen Schleppen unter dem Arme weggezogen, dreieckig platte Hüte, feine Geſichter darunter. Auch an Kapuzinern in ihren ſchmutzigen braunen Kutten fehlt es nicht.

Das gemeine Volk iſt von ſchreiender Lebhaftigkeit, neugierig

wie die Kinder. Den Fang dieser kleinen Meerfische haben sie tausendmal gesehen, aber doch drängt sich, sobald ein Netz gezogen wird, alles, was in der Nähe ist, heran, als gäbe es ein unerhörtes Neues zu schauen. Dies Schauspiel, so wie die herrliche Bewegung der in der Brandung geschaukelten Boote, die nackten, breitbrüstigen Gestalten der Fischer, das bunte Getreibe um sie her, alles leuchtend in der sonnigen, krystallklaren Luft im Wiederscheine des „veilchenfarbenen" Meeres, dessen Purpurschimmer im ewigen Wechsel tausend neue Farbentinten bildet — gäbe einem Landschafts- und Genremaler die herrlichsten Studien, wie es meinen Augen einen immer neuen Genuß gewährt.

Die Ueberbleibsel römischer Bauwerke zu St. Cimier, unter denen auch Trümmer eines Amphitheaters, wollen gegen das, was ich von dergleichen in Arles gesehen, wenig bedeuten. Belohnender fand ich einen Spazierritt von einigen Stunden, den ich gestern in aller Frühe nach den Höhen unternahm, welche die kleine, höchst romantisch gelegene Hafenstadt Villafranca beherrschen. Hier lag die französische Fregatte Iphigenie vor Anker, mit deren Offizieren ich an der Tafel meines Gasthofes Bekanntschaft gemacht hatte. Es waren schöne, feingebildete Männer, voll Theilnahme an dem romantischen Umschwunge ihrer poetischen Nationalliteratur, über welche ein Gespräch unsere Anknüpfungspunkte bildete. Daneben waren alle voll Zuversicht für die maritime Zukunft Frankreichs, und voll Begeisterung für den Prinzen Joinville. Aber von der entente cordiale mit John Bull war wenig zu spüren, und wollte man ihnen glauben, so wäre ein Zusammenstoß Englands und Frankreichs zur See über kurz oder lang unvermeidlich. In der französischen Marine, behauptete sie, herrsche darüber nur eine Stimme; und Louis Philipps Ende werde der Anfang neuer Dinge sein.

Ein anderthalbstündiger Weg führt durch Oelhaine und Weingärten zu den, nur von Gestrüpp und duftenden Kräutern bedeckten

Felsenhöhen, auf deren höchster Spitze das kleine Fort Montalban liegt. Von hier überschweift der Blick ungehindert die Küsten der Provence bis zu dem Golf von Frejus und noch weiter hinaus. Zerfallene Wartthürme krönen die Spitzen einzelner Uferfelsen, tief unten östlich schimmert Villafranca mit seinen Zinnen und Thürmchen, und weiter östlich schließt das kleine Städtchen Monaco auf einem ins Meer springenden Felsen die Aussicht. Auf dem Wege begegneten mir zahlreiche Landleute, Weiber und Kinder, die mit Holzvorräthen und Lebensmitteln aller Art zur Stadt zogen. Auffallend war mir dabei, daß keines grüßte, oder auch nur meinen Gruß anders als durch ein befremdetes Aufstarren erwiederte.

Bei der Rückkehr fand ich im Hafen von Nizza lebhafte Aufregung. Ein englischer Lord war so eben mit seiner kleinen, kriegerisch ausgerüsteten Jacht hier eingelaufen. Man konnte nichts zierlicheres sehen, als dies kleine, scharfgebaute, schlanke Fahrzeug. An der Gallerie lehnte der moderne Child Harold selbst, in blauer Seemannsjacke mit schneeweißen Inexpressibles und buttergelben Glacehandschuhen, neben ihm sein großer Neufoundländer. Morgen segelt er weiter nach Neapel. Rechte Erdengötter sind sie doch, diese Aristokraten des stolzen Altenglands.

Genua, den 17. Mai.

Es war ein wunderherrlicher Nachmittag, als ich das Dampfschiff Dante bestieg, welches mich nach Genua führen sollte. Das Verdeck wimmelte von Passagieren. Alles war zur Abfahrt bereit, nur Se. Excellenz, der Gouverneur von Nizza, welcher seinen Gast, den Herzog von Cadore, nach Genua begleiten wollte, fehlte noch. Endlich schossen die Böte mit den vornehmen Reisenden heran. Das letzte Glockensignal ertönte, die Flagge rauschte hinauf, die Kanonen des Forts donnerten von den Felsen herab den Abschieds-

gruß, Tücher flatterten herüber und hinüber vom Schiffe zum menschenwimmelnden Hafenstrande, und hinaus brauſ'te der Dampfer in die purpurfarbige Meeresfluth, vorbei an den felsigen Küſten mit ihren zahllosen Felsenſtädtchen: Mentone, Ventimiglia, St. Remo, St. Stefano und wie ſie weiter heißen. Ich glaube nicht, daß irgend eine Küſtenſtrecke Italiens dieſe Felsenufer an romantiſcher Schönheit übertrifft. Hier auf dem Verdecke ausgeſtreckt, las ich zum Erſtenmale die Irrfahrten des göttlichen Dulders Odyſſeus auf ihrem eigenen Schauplatze, den Himmel über mir und unter mir das rauſchende Meer mit ſeinem tauſendfarbigen Gefunkel vom tiefſten Schwarzblau bis zum hellſten Lichtſcheine ineinander ſpielend. Mit leiſem Anfluge von Aberglauben ſchlug ich das kleine, bei einem Marſeiller Büchertröbler gekaufte Exemplar auf, und mein erſter Blick fiel auf die Stelle, wo der leidengeprüfte Held die Erzählung ſeiner Schickſale und Irrfahrten vor dem guten Könige der Phäaken beginnt mit dem herzinnigen Geſtändniſſe, wie nach allem, was er geſchaut, ihm doch das Süßeſte dünke, die kleine, rauhe Heimathinſel wiederzuſchauen, denn:

Giebt es doch Süßeres nichts als die Heimath und die Erzeuger,
Wenn auch in Fülle und Glück ein Haus man bewohnt, von der Heimath
Fern, im fremden Lande, getrennt von ſeinen Geliebten.

Da gedachte auch ich nicht ohne Sehnſucht der Zeit, wo ich wieder heimgekehrt ſein würde zu dem kleinen, rauhen Heimathlande, deſſen nordiſch grauer Himmel doch die mir liebſten Weſen deckt.

Der Morgen dämmert auf. Lange ſchon blickt der weiße Leuchtthurm an der weſtlichen Spitze des Hafens vom Arme des Molo nuovo zu uns herüber. Nur ſchwacher Lichtglanz ſtiehlt ſich durch den leiſe bewölkten Himmel, und dennoch: welch ein Anblick, als allgemach Genova la superba, das ungeheure Amphitheater, deſſen Sitzreihen Paläſte und Straßenbogen ſind, ſich in ſeiner ganzen Ausdehnung aus den Wellen emporhob! Unten im Hafen der Maſtenwald unzähliger Schiffe aller Arten, dann der Freihafen

mit seinen Zinnen und Mauern, dann die bergansteigenden Häusergruppen und Paläste, Thürme und Kuppeln. In diesem Augenblicke durchbrach die Morgensonne den duftigen Wolkenschleier, und überströmte mit ihrer flammenden Pracht das unaussprechlich große Gemälde. In solchen Momenten wird auch dem Geringsten groß zu Sinne, denn die überwältigte Seele hat für nichts Kleines Raum.

Während ich Dir dies in früher Morgenstunde schreibe, fällt mein Blick, so oft er sich erhebt, auf den Hafen, dessen weißschimmernde Leuchtthurmsäule in der Morgensonne wie Silber blitzt, auf die blauen Wellen, die sich wie Schlangen durch das Schiffsgewirr winden und ringeln, und weiter hinaus auf die funkelnde Pracht des unendlichen Meeres. Fast unter meinen Fenstern liegt die Darsena, deren schlammige Tiefe den kühnen Fiesco im Augenblicke des Sieges verschlang. Weiter zur Rechten die Gärten des Palast Doria. Linkshin ostwärts steigt ein Häusergewirr empor, das sich in Palästen, Kuppeln und Thürmen mit der Kirche S. Maria da Carignano zu einem höchsten Knaufe zusammenballt, und dann allmälig absteigend sich nach dem zweiten Arme des Molo vecchio hin verliert.

Genova la superba ist ein großer Marmorsarg, in welchem die Asche historischer Größe umherstäubt. In den Straßen Balbi, nuova und nuovissima reiht sich Palast an Palast. Aber diese grandiosen Vorhallen mit ihren mächtigen Marmorsäulen, diese marmorgepflasterten Höfe mit ihren Fontainen und Gärten, diese riesigen Treppen — alles ist verödet, keine Seele begegnet uns, wenn wir die vielfach übereinandergethürmten Stockwerke ersteigen. Aermliche Handwerker, Korbflechter und Stuhlmacher bewohnen die unteren Räume dieser königlichen Paläste, welche sich die stolzen Adelsgeschlechter als Stätten ihres fürstengleichen Lebens emporthürmten, und gegen deren ewige marmorne Herrlichkeit viele unserer Fürstenschlösser wie ärmliche Eintagsfliegen aussehen. Man glaubt zu träumen wie in tausend und einer Nacht, und erwartet

jeden Augenblick, daß dieſe Thürflügel ſich öffnen, daß ſchöne Damen, in Sammt und Seide rauſchend, umgeben von ſtolzen Cavalieren und zahlreichen Dienerſchaaren, dieſe Treppen hinabſteigen werden zur Fahrt nach dem Hafen oder zum Feſte im Dogenpalaſte. Und nichts übrig, nichts von all der lebendigen Seele dieſer marmornen Herrlichkeit, von der Freiheit und Macht der königlichen Republik! Die Nachkommen verarmt und bettelhaft, klägliche Zeugen des kläglichen Jochs der prächtigen Stadt ihrer Ahnen, ihre Paläſte verfallend, ſie ſelbſt und ihre Diener Almoſen nehmend von den fremden Beſuchern.

Nirgends ergriff mich dies Gefühl tiefer, als im Palazzo Doria, den Andreas Doria, der König der Admiräle des Mittelmeeres, „ſeinem müden Alter“ (multis jam laboribus fesso, ſagt die Inſchrift) am Meere, unfern des weſtlichen Thores, erbaute. Dort wohnt jetzt in ein Paar Zimmern der Neffe des römiſchen Fürſten Doria, von zwei Dienern bedient. Den Garten ſchloß uns des Gärtners Tochter auf, die unter Darbringung eines Straußes ein Geſchenk erbettelte. Nach einem gleichen ſtreckte ſich die Hand des ärmlich gekleideten Haushofmeiſters im Bankettſale des königlichen Dogen Doria. Der Palaſt ſelbſt, von außen unſcheinbar und von mäßiger Höhe. Aber die Marmorterraſſe mit den zierlichen Marmorſäulen, welche zu dem Garten führt, den die Wellen des Meeres beſpülen, iſt zauberhaft ſchön, und die Ausſicht über Hafen und Stadt entzückend. Ein koloſſaler, marmorner Neptun auf einem Springbrunnen iſt zugleich Portraitſtatue des alten Doria.

Eine gleich ſchöne Ausſicht bietet die Terraſſe des Palazzo reale, einſt der Familie Durazzo gehörig. Immer und immer wieder aber zog's mich zurück in die ſchönen, quadergepflaſterten Straßen Strada nuova und amoroſa, wo Palaſt an Palaſt ſich marmorn emporthürmt. Einen der ſchönſten haben die Jeſuiten, welche dort ihre Collegien leſen. In dieſen Profeſſoren mit ſchwarzem Mantel

und Bareti, die zu den mit den Aufschriften Fisica, Historia, Mathematica u. s. f. versehenen Sälen wandelten, traten mir die ehrwürdigen Portraits aus den schweinsledernen Folianten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts leibhaftig vor die Augen. Man fühlt sich in diesen Räumen wirklich um zwei bis dreihundert Jahre zurück aus der Gegenwart versetzt. Die Pfaffen haben in Genua, wie im ganzen Königreiche Sardinien, einen Hauptsitz. Das IHS (in hoc signo), ihr Wahrzeichen, sieht man überall: an Palästen, auf Landhäusern und an Eingängen der Weinberge. Auf den Gesichtern der Weiber, besonders des niedern Volks, lag unter den weißen Schleiern überall viel verpfaffte, augenverdrehende Demuth und büßendes Magdalenenthum, wovon die vielen jungen, ehrwürdigen Väter, denen man überall bei jedem Schritte begegnet, wohl die Gründe wissen werden. Schon Alfieri singt von Genua, „daß Unwissenheit und Aberglaube ihren mächtigen Schleier darüber breiten." „Priester, Mönche und Advokaten fressen uns auf," sagte der Capitain des Dante, selbst ein Genueser. Die Bigotterie ist nirgends größer als hier und in Piemont. Schon Voltaire sagt einmal: die letzte Messe wird auf piemontesisch gelesen werden!

Von den Kirchen macht der Dom San Lorenzo mit seinen schachbrettartigen, schwarz und weißen Marmorquadern den fremdartigsten Eindruck. Das Innere war irgend eines Festes wegen mit rothen, goldverbrämten Draperien bekleidet, welche Säulen und Wände bedeckten. S. Maria di Carignano, wie man sagt, auf den Trümmern von Fiesco's Palast erbaut, berühmt durch die nahe an zweihundert Schritt lange Brücke, welche von dem Hügel Sarzano zu ihrer Höhe führt, belohnt die Mühe der Ersteigung ihrer Kuppel durch die vollständige Aussicht über Stadt und Hafen.

Der ehemalige Dogenpalast mit der Inschrift: firmissimum libertatis (!) monumentum, ist in kläglichem Zustande. In den Nischen des großen Rathsaales standen, statt der in der Revolution von 1797 zertrümmerten Statuen, mit weißer Draperie bekleidete

Strohfiguren. Dafür reſtaurirt man um ſo eifriger Klöſter und Kirchen, unter denen die der heiligen Annunziata, den Franziskanern gehörig, an Gold und Farbenpracht alles überſtrahlt.

Im Freihafen intereſſirten mich beſonders die laſttragenden Bergamasken in ihren blauen, kurzen Fuſtanellen, ſchlankgewachſene, kräftige Geſtalten, welche an langen, ſchwunken Traghölzern die ſchwerſten Laſten, Fäſſer, Ballen u. ſ. f., je ſechs oder acht und mehr, in zwei Reihen in ſchnellem Laufſchritte, die eine Hand in die Seite geſtemmt, die andere auf die Schulter des Vormannes gelegt, bis an das Thor des Hafens tragen, wo eine andere Abtheilung dieſelben in Empfang nimmt. Dieſe Bergamasken bilden eine privilegirte, geſchloſſene Körperſchaft, welche ſich aus beſtimmten Ortſchaften rekrutirt. Sie bewachen die Gewölbe des Freihafens, welche Tag und Nacht offen ſtehen, und haben für jeden Verluſt, der durch Diebſtahl geſchieht, einzuſtehen. Der Eingang zum Freihafen iſt allen Prieſtern, Mönchen und Weibern verſagt.

Von den Kunſtſammlungen der genueſiſchen Großen ſah ich nur die Galerien der Paläſte Durazzo und Brignole; leider! aus Mangel an Zeit, um die mich der Lohnbediente mit der abgeſchmackten Pracht des Palaſt Serra gebracht hatte, zu flüchtig, um dauernde Eindrücke zu fixiren. Wenn man aber Florenz, Rom und Venedig vor ſich hat, tröſtet man ſich darüber leichter.

Es war ein ſchöner Morgen am Tage meines Abſchieds von Genua, als ich zum letztenmale die Stadt durchwandelte. Durch das Gewirr der engen, kaum klafterbreiten Gaſſen, mit himmelanſteigenden, ſechs ja acht Stockwerk hohen Häuſern und Paläſten immer aufwärts ſteigend, gelangte ich an dem alten Fort vorbei ins Freie, d. h. in hochummauerte Gärten und Weinbergsgaſſen, die bis zu der Höhe der erſten Bergreihe, welche Genua umgiebt, ſich hinaufziehen. Zurückblickend ſieht man erſt nur ein krauſes

Gewirr von Giebeln, Dächern und Thürmen der unten liegenden Stadt, das ſich, je höher man ſteigt, immer mehr ausbreitet, ſo weit der überall umſchränkte Blick dies verſtattet. Dann ein Streifen Blau mit einem Segel und der Leuchtthurmſpitze, und endlich durch eine offene Thür in einen Weinberg tretend, ſah ich wie mit einem Zauberſchlage, von einer Steinterraſſe aus, den größten Theil der Stadt und das Meer zu meinen Füßen; die Hügel grünumkränzt von Weingärten mit Oelbäumen, Feigen und Cypreſſen, die ſich thaladwärts bis in die Stadt hineinzogen. Ein wonniger, würziger Duft durchbebte die Luft. „Der Morgen kam feurig aus dem Meere.“ Höher wandelte ich hinauf. Bei jeder Wegkrümmung eine neue, überraſchende Anſicht, bis endlich hoch oben auf der Baſtion San Erasmo, wo man nordwärts niederblickt in das erſte Bergthal mit ſeinem ſteinigen Flußbette, die ganze ungeheure Stadt mit ihren Kuppeln und Paläſten, ihrem Hafen, umgeben von der unbegränzten Fläche des in der Morgenſonne blitzenden Meeres, ſich vor meinen Blicken ausbreitete. Dieſe majeſtätiſche Stadt, über die Schillers Fieſco „emporzuflammen wünſcht, gleich dem königlichen Tage.“ Ja, Schiller hat ihn verſtanden, dieſen ſtolzen, herzſchwellenden Eindruck der Lage Genuas, wie er im Tell die Alpenwelt verſtanden hat, ohne daß ſein leibliches Auge weder das eine noch die andere geſehen.

In einer Vigne, in die ich eintrat, um einen Trunk Wein zu bitten, mußte ich mich mit einem Becher Waſſer begnügen. Der arme Winzer, der ihn baut, hatte keinen Wein! Um ſo feuriger glänzten die Augen ſeiner vierzehnjährigen Tochter, aus deren Hand ich den erquickenden Trunk empfing. Die ſanfte Neigung in der Haltung des Halſes und Kopfes war ganz dieſelbe, wie ſie in den griechiſchen Aphroditenſtatuen vorkommt. Sie war umgeben von einem halben Dutzend kleinerer Geſchwiſter, die ihr Kegelſpiel verlaſſend, ſich neugierig um den Fremden drängten, und von der Steinbrüſtung aus, von welcher ich das Innere der Vigne

in mein Taschenbuch zeichnete, mir über die Schultern auf das Blatt guckten, und bei jedem Fenster, jeder Thüre und Treppe, die ich skizzirte, halblaut auflauchzend die günstigsten Kritiken über mein Kunstwerk in ihrem genuesischen Patois fällten. Hätte ich sie nur selbst zeichnen können, diese prächtigen, in ihrer nackten Armuth so göttlich seligen, geistblickenden Kindergesichter, die ihre Schwester wie ein Knospenstrauß die junge, eben aufbrechende Rose umgaben. Fast alle Kinder hier, besonders die Mädchen, sind schön. Später entstellen Armuth, Elend und Leidenschaft das reine Gepräge, und die Geistesdumpfheit wirft ihre Schatten über die natürlich edlen Züge.

Eine Bemerkung will ich hier einschalten, welche die Sprache betrifft. Wer mit seinem schulgerecht erlernten Italienisch in Italien auszukommen denkt, befindet sich im allergrößten Irrthume. Was ich von dem genuesischen Volksdialekte gehört, blieb mir bis auf weniges Einzelne fast eben so völlig unverständlich, wie mein Italienisch den meisten Winzern und Leuten aus dem Volke. Ich habe später Gelegenheit gehabt, dieselbe Erfahrung mehr oder weniger in allen Theilen Italiens zu machen, wo ich mit dem Landvolke in Berührung kam, daß nur durchgreifende Verbesserung des Unterrichtswesens die Sprache vor einer immer tieferen Verderbniß retten kann.

Barken und Schaluppen aller Art umdrängten den Dante, als ich von einer letzten Fahrt im Hafen zurückkehrend ihn bestieg. Waaren und Passagiere wurden an Bord gebracht, Bettler und Musikanten umschwärmten uns. Ein blinder Alter spielte die Melodie eines reizenden Liedchens auf der Geige, während ein schöner Knabe dazu sang. Ich war eben dabei, Melodie und Text, so weit ich den letzteren verstehen konnte, in mein Taschenbuch zu schreiben, als die Glocke zur Abfahrt läutete, und der

Capitain, der die Schaar von Facchini, Unterhändlern und Bettlern vom Verdeck trieb, auch meinen erſten italiſchen Volksliedſtudien ein Ende machte. Auch drei mit mir angekommene Paſſagiere mußten uns wieder verlaſſen, weil ihren Päſſen irgend ein Viſa fehlte. Sie gingen unter lautem Jammergeſchrei. Der Schornſtein qualmt und brodelt, die Maſchine ſtampft, die Räder knattern. Vergebens ſchlingt der Hafen ſeine Molenarme um die Scheidenden:

— »Zwar freiwillig und doch ein Gezwungener muß ich,
Muß Dich wieder verlaſſen
Genua, blühende Stadt!«

Es war kurz vor Sonnenuntergang. Helle, goldene Abendſonnenpracht ſtrahlte flammend über der ſtolzen Schönheit Genuas. Die Berge kleiden ſich in Purpur, in Violett die Fernen der Riviera di Levante. Noch einmal entfaltet ſie alle ihre Pracht, als wollte ſie dem Scheidenden zeigen, was er nach ſo kurzem Weilen verlaſſen. Dort der Leuchtthurm, drüben der Dom, hoch oben S. Maria di Carignano, Kuppeln, Thürme, Zinnen der Paläſte von Roſenſchimmer überfluthet — es will nicht enden, ſo eilend auch der Dampfer dahingleitet. Denn nun ſchließen ſie ſich an, in ununterbrochener Reihe, die Vorſtädte und Villen, die zahlloſen Weinbergshäuſer und Ortſchaften. Endlich ſank die Sonne hinter den Bergen an der Hafenſeite, und der ſchönſte Abend breitete ſich über das ſchwarzblaue Meer, durch welches der Kiel des Dante ſeine Feuerſpur zog. Ueberall tauchen weißleuchtende Segel auf. Der Fanal von Genua ſendet uns ſeinen Feuergruß. Der Dampfer von Livorno rauſcht mit Signalen an uns vorbei durch die ſternfunkelnde Nacht, deren größere Hälfte ich mit dem Capitain plaudernd am Stern bei einer Flaſche Syracuſer verbrachte. Schwarzen Geſpenſtern gleich ſchwebten einzelne Schiffe auf der Meeresfläche. Sie ſchienen zu ſtehen, ſo raſch flog unſer Dampfer an ihnen vorüber.

In der Morgenfrühe hoben ſich die blauen Felſenumriſſe der

Inseln Capraja und Gorgona, und weiterhin Corsika und Elba — Napoleons Auf- und Niedergang — aus den Fluthen empor. Segel überall, in der Ferne ein Maſtenwald: wir ſind auf der Höhe von Livorno. Eine amerikaniſche Kriegsfregatte wiegt ſich in ſtolzer Ruhe, wie ein ſchlafender Meeresvogel auf den Wellen. Immer näher gehts dem ſchiffewimmelnden Hafen. Aus der Stadt hallen die Glockentöne des Sonntagsgeläutes zu uns herüber. Der Anker fällt, ein Boot mit zwanzig Ruderern ſchießt heran, es iſt die Quarantainewachtſchaluppe. Noch eine Stunde Paß- und Geſundheitsausforſchung, dann ergießt ſich die Fluth der Paſſagiere in die heranbeigenden Böte, und nach argem Kampfe mit Bootsführern und Facchinen, den ſchlimmſten von ganz Italien, laufen wir wohlgerupft in den gaſtlichen Hafen des Aquila Nera ein.

Livorno iſt durchaus modern gebaut, und hat deshalb im Vergleiche zu den andern großen Städten Italiens etwas Parvenümäßiges. In ſeinen faſt durchgängig prachtvoll mit Quadern gepflaſterten Straßen bewegt ſich das lebhafteſte Handelsgewimmel. Auf den Hafenkais, im Korſo der Via Ferdinanda, auf der Piazza d'Arme, wogen die Trachten aller Nationen: Griechen, Türken, Albaneſer, Levantiner, Aegypter und Juden von Algier durcheinander. Das Leben hat hier einen halb orientaliſchen Anſtrich. Die Piazza d'Arme, auf welche eilf Straßen ausmünden, iſt mit der Kathedrale und ihren Glockenthürmen, umgeben von bedeutenden Gebäuden, unter denen der Palazzo granducale und das Stadthaus, einer der ſchönſten Plätze, die ich geſehen. Ich umfuhr die Stadt, die, öde in ſumpfiger Niederung gelegen, ſich von der Landſeite her ſehr ſchlecht präſentirt. Man erzählt viel von der ſchlechten Polizei und der ungeheuren Maſſe Raub- und Diebsgeſindels, das in einem eignen Stadttheile, Venetia genannt, ſeine Spelunken hat, wohin der Arm der Gerechtigkeit ſelten reicht, und wo Mord und Todtſchlag zu den gewöhnlichen Vorkommniſſen gehören ſollen. Der Tempel der Juden, welche hier ein Drittheil

(über zwanzig Tausend) der gesammten Bevölkerung bilden, gilt mit Recht für die prachtvollste Synagoge der Welt. Marmor und edle Metalle sind nicht gespart, und Dankinschriften über den Eingangsthüren verkünden den Ruhm Maria Theresias, welche den Juden von Livorno bedeutende Privilegien bestätigte.

Beim Eintritte in den Hof der Eisenbahn, welche von Livorno nach Pisa führt, und an deren Verlängerung nach Florenz rüstig gearbeitet wird, hat man eine strenge Douanenuntersuchung zu bestehen, welche sich besonders auf Cigarren bezog, und selbst die Taschen unserer Kleidung nicht verschonte. Raucher mögen in Livorno, dessen Freihafen ihnen noch erträgliche Cigarren bietet, für den Rest von Italien von diesem Genusse Abschied nehmen; denn das Fabrikat, welches in Toskana und weiterhin in Rom und Neapel von den Monopolfabriken geliefert wird, ist das schlechteste, welches sich denken läßt. Dennoch ist der Verbrauch ungeheuer, und das Rauchen durch ganz Italien seit den letzten fünfzehn Jahren so allgemein verbreitet, wie es in unserm deutschen Norden, dem gelobten Lande des blauen Dunstes, nur irgend sein kann.

Eine Eisenbahn hat in Italien noch mehr wie anderswo den vollen Reiz der Neuheit. In meinem Wagen zweiter Klasse, dessen dreißig Plätze fast alle besetzt waren, fehlte es daher nicht an Ausbrüchen südlich lebhafter Verwunderung von Seiten der mitfahrenden Männer und Frauen. Es schien, als erlebten sie alle zum ersten Male eine solche Fahrt, und die Durchfahrt unter jede Brücke erregte stets ein jubelndes Gekreisch und Rufen. Vier Geistliche, alle jung und lebenslustig, übernahmen dabei das Amt der Tröstung gegen die Frauen, und besonders hatte der eine derselben, eine blühend vollsaftige, kraftstrotzende Gestalt, mit Augen und Mienen, in denen eine ganze Welt voll Boccazischer Novellen lag, viel mit dem Vis a Vis zweier schönen Pisanerinnen zu schaffen. Unter den Plätzen sind nur die der ersten Klasse mit

einem luxuriösen Comfort ausgestattet, die zweite Klasse hat nur bedeckte Holzbänke, die dritte nur Plätze zum Stehen. Die Gegend ist flach, erst mooriges Haide- und Sumpfland, dann wohlangebaute Marschflächen (il piano di Pisa) mit üppigen Kornfeldern und rebenumhangenen Obstbäumen meilenweit bedeckt, nördlich von einer Bergkette begränzt.

In Pisa, wo wir um die Stunde des Abendkorso eintrafen, fand ich auf dem Lungarno, dem Kai des rechten Arnoufers, das lebhafteste Gewimmel von Spaziergängern, unter denen nur wenige Kutschen und Reiter sich zeigten; dagegen desto mehr Pfaffen, begleitet von langen Reihen ihrer paarweise einherschreitenden, schwarzbemäntelten Zöglinge. Eigenthümlich kontrastirte mit diesem lebhaften Bilde ein Leichenzug. Fackeln voran, getragen und begleitet von barmherzigen Brüdern in ihren langen Gewändern und schwarzen Tuchlarven, glitt er leise und schnell durch die fröhlichen Reihen der Lustwandelnden über die Arnobrücke. Nur wenige, meist arme und alte Leute, bezeugten dem vorbeipassirenden Zuge ihre Ehrfurcht.

Pisa, den 19. Mai.

Heute Morgen weckte mich prasselnder Regen, der schwer und dröhnend auf das Quaderpflaster des Lungarno niederrauschte. Die Italiener verwünschen diese Güsse, die ich segne, weil sie den Staub tilgen und erfrischende Kühle verbreiten. Man muß italiemischen Staub kennen, um diesen Egoismus zu begreifen, der dem Reisenden überdies um so eher zu verzeihen ist, da er ihm in diesem Lande überall tausendgestaltig entgegentritt, und das Reisen zu einem beständigen Vertheidigungskampfe macht. Mein Reisegefährte von Nizza aus, ein Florentiner, der sieben Jahre im Auslande gelebt hatte, und jetzt in sein Vaterland zurückkehrte, rief in Genua

und Livorno, wenn wir mit Schiffern und Facchini's, Kutschern und Lohndienern uns herumgezankt hatten, einmal über das andere aus: „ich bin doch selbst ein Italiener, aber mir sind diese Barbari nach so langer Abwesenheit fast über den Kopf gewachsen. Wie muß das erst den Forestieren ergehen!“ Ein so flüchtig Reisender, als ich bisher gewesen, hat zwar kein Recht, seine Ansicht über ein Volk irgendwie geltend zu machen. Aber das einstimmige Urtheil von Landsleuten, die Jahre lang in Italien heimisch und mit dem Charakter der Nation vertraut worden sind, bestätigt doch gar Vieles, was gegen denselben von Reisebeschreibern gesagt worden ist. Vorzüglich hörte ich deutsche Kaufleute klagen. „Selbst die ehrlichen Italiener,“ sagte ein seit zehn Jahren in Genua ansäßiger Landsmann, „lieben krumme Wege, und listige Uebervortheilung ist ihnen, selbst im Kleinen, und wenn sie es auch nicht nöthig haben, ein Genuß.“ Alle diese deutschen Kaufleute klagen über das elende Regierungssystem in den italischen Staaten, die sie in Bezug auf Handel und Industrie, einheimische wie fremde, als wahre Barbaren- und Raubstaaten schildern. In Neapel z. B. sei, wie ich wiederholt aussprechen hörte, fast kein Geschäft mehr mit einiger Sicherheit zu machen, weil in einem Lande, wo die Regierung selbst den Betrug der Failliten gegen Ausländer begünstige, an Treue und Glauben kaum noch zu denken sei. Was ich selbst beobachten konnte ist, daß der gemeine Haufen der Herumtreiber, welche die Plätze und Häfen großer Städte bevölkern, so ziemlich dasselbe System befolgen. Es gilt vor allem, die Existenz mit möglichst geringer Anstrengung durch eine gelungene Prellerei für einen oder ein Paar Tage zu sichern. Natürlich haben darunter die Reisenden, wie männiglich bekannt, am meisten zu leiden. Geordnet und geregelt, fest und zuverlässig ist nichts im äußerlichen Verkehrsleben: nicht die Dampfer, in deren Büreaus man um den Preis der Plätze handeln kann und oft muß, nicht die Diligencen, bei denen es oft nicht besser ist, nicht die

Fiaker, Facchini, Bootsleute u. ſ. f. Da liegen die kraushaarigen Schwarzköpfe in Genua und Livorno in Fenſternischen, unter Portalen, auf den Gaſſenſteigen in der Sonne lungernd in kummerloſer Ruhe. Denn wenn ihnen auch nur einen Tag um den andern einer der zahlreichen Foreſtieri in die Hände fällt, ſo ſind ſie für ein Paar Tage geborgen. Für den Transport eines Mantelſacks vom Dampfer zum Gaſthofe und von da zur Eiſenbahn, an einem Tage, über einen Fünffrankenthaler zahlen zu müſſen, iſt ſehr romantiſch, aber auch ſehr gefährlich für deutſche Geldbeutelbörſen. Ich kann mir nicht denken, daß Italien ſehr an Romantik verlieren würde, wenn in dieſe Dinge einige Ordnung käme. Das gegenwärtige Weſen untergräbt den Charakter, demoraliſirt das Volk immer mehr und ſchwellt die Pöbelwellen des Proletariats zu einer am Ende Alles verſchlingenden Höhe an.

Es giebt keine ſchroffern Gegenſätze, als Livorno und Piſa. Dort nichts als das unruhig ſich haſtende, kleinliche Gewühl modernen, krämerhaften Eintagslebens und Strebens; hier die friedliche, träumeriſche Stille einer von gewaltigen Thaten ihrer großen Vergangenheit ausruhenden Republik.

Wie mild und ſammetweich legt ſich die Ruhe in der Einſamkeit dieſer ſtillen Stadt mir um das Herz! Piſa, einſt wie Genua und Venedig „Königin des Meeres“ geheißen, und bis zu der blutigen Seeſchlacht von Malora, wo ſeine Macht der Nebenbuhlerin Genua erlag, neben beiden die mächtigſte Handelsrepublik der Welt, ſcheint dem gegenwärtigen Beſchauer im verſteinerten Schlummer verſunken und inmitten ſeiner kunſtgeſchmückten Kirchen und Paläſte träumend auszuruhen von ſeiner weltgeſchichtlichen Arbeit. Wie einſam und ſtill ſind dieſe marmorgepflaſterten Plätze und Straßen, zwiſchen deren wohlgefügten Quadern das Gras emporſchießt! Mein erſter Gang in der Morgenfrühe war zum

Campo ſanto, dem ſchönſten Friedhofe der Welt, der ſo recht ein Symbol der begrabenen Herrlichkeit Piſa's darſtellt. Aus dem gelobten Lande, vom Golgatha, wo der Erlöſer gelitten, brachten die funfzig Galeeren der Republik die heilige Erde über das Meer nach Piſa. Mit dieſer Erde bedeckten ſie die Stelle, auf welcher Giovanni Piſano den Campo ſanto erbaute, der die Gebeine großer Männer der Republik in ſeinem Schooße aufnehmen ſollte. Vollendet ward der Bau im Jahre 1283, ein Jahr vorher, ehe die Blüte Piſa's in der Seeſchlacht von Malora für immer gebrochen ward. —

Der Campo ſanto, ein längliches Viereck, liegt auf dem Domplatze, auf welchem ſich vor ihm der Dom mit dem ſchiefen Thurme zur Rechten und dem Battiſterio (der Taufkirche) zur Linken befindet. Alle dieſe Gebäude ſind mit Marmor bekleidet. Seine dem Dome zugewandte Hauptfacade beſteht aus vier und vierzig Pilaſtern mit drei und vierzig Arkaden. Ein viereckter Corridor, etwa funfzehn Schritte breit und hundert vier und achtzig lang, von einem freiliegenden Dachſtuhle bedeckt, umſchließt nach Innen zu mit zwei und ſechzig durchbrochenen, auf ſechs und ſechzig Pfeilern ruhenden Arkaden, welche innerhalb nach Art großer Kirchenfenſter mit langen, ſchlanken Säulchen abgetheilt und mit Spitzbögen verziert ſind, den freien, unbedeckten, mittleren Raum, den eigentlichen Campo ſanto. Unter den Marmorplatten dieſer Umgangshallen befinden ſich die Gräber von mehr als fünfhundert der ausgezeichnetſten Geſchlechter Piſa's. Sculpturwerke aus der urälteſten griechiſchen, etruriſchen und römiſchen Zeit, und Monumente des Mittelalters füllen die innern Räume der Hallen, und bedecken nebſt zahlreichen Inſchriften die untern Wände, während die obere Fläche derſelben ringsum mit den Temperabildern und Fresken der alten Meiſter Giotto (?) und Buffalmaco, Orcagna, Bernardo und Andrea Cione, Pietro di Lorenzo, Memmi, Antonio Veneziano, Spinello Aretino, und des liebenswürdigſten

Florentiners Benozzo Gozzoli geſchmückt ſind. Hier ging mir das innerſte Weſen der alten chriſtlichen Malerkunſt auf, deren Blütenknoſpe in dieſen merkwürdigen Hallen uns vor das Auge tritt. Eine wunderbare Großartigkeit bei der rührendſten Naivetät liegt über dieſer zerbröckelnden, mehr und mehr dem Untergange unaufhaltſam zueilenden Bilderwelt ergoſſen. In dieſer Todtengruft großer Menſchen, in dieſen Grabhallen einer gewaltigen, glaubenskräftigen und dabei doch ſo that- und lebensluſtigen Zeit genoß ich wunderbare, mährchenhafte Stunden. Die hohen Bogenhallen ſo kühl und ſtill, in der Mitte der grüne Grasteppich mit einzelnen Cypreſſen, leiſes melancholiſches Regengerieſel die Luft durchfeuchtend, und um mich her eine Welt antiker Trümmer, römiſche und griechiſche Grabſteine, Inſchriften, Kaiſerbilder, Statuen, und oben von den Wänden herabſchauend die farbigen Wunder der chriſtlichen Kunſt. Mir war zu Muthe wie einem Verzauberten.

Ich will nur von Benozzo Gozzoli reden, dem liebenswürdigſten Weltkinde unter den alten frommen Malern, der mit ſeines Meiſters Fra Fieſole himmliſch verklärter Heiterkeit die ſchöne Erde ſo anmuthvoll zu ſchmücken verſtand. Wenn von Fieſole geſagt iſt, daß er „in Farben betet," ſo kann man von Benozzo Gozzoli ſagen: er ſingt in heiterer Andacht das Lob des Schöpfers in den Gebilden ſeiner ſchönen Welt. Drei und zwanzig Bilder hat er in ſechszehn Jahren (1495—1485) an den Wänden des Campo ſanto vollendet. Dort ſchläft er auch ſelbſt in einer Grabſtätte, die ihm die Dankbarkeit der Piſaner ſchon bei ſeinem Leben ſchenkte. Seine Bilder ſind lauter altteſtamentaliſche Darſtellungen, meiſt aus dem moſaiſchen Cyklus, aber nur die Motive gehören der fernen mythiſchen Vergangenheit an, die ganze Ausführung iſt helles, heiteres, gegenwärtiges Leben, wie es in Natur, in Menſchen und Menſchenwerk den glückſeligen Maler umgab. Mag er Noahs Trunkenheit oder den Thurmbau zu Babel, Abrahams oder anderer Erzväter Thaten oder den Untergang Sodoms darſtellen, mag er uns die Wunder

Moſis, oder Feſt- und Hochzeitſchmäuſe der Patriarchen, Scenen des Kampfes oder des Friedens vor die Augen führen — immer ſind wir mitten in ſeiner Zeit und ihren ächt menſchlichen Verhältniſſen. Jetzt, nachdem ich dieſe Bilder in der Pracht ihrer Farbenreſte geſehen, jetzt verſtehe ich Viſchers Begeiſterung, mit der er einmal ausruft: „Liebenswürdiger Gozzoli! Nur einmal in jedem Jahre möchte ich an jener Wand des herrlichen Campo ſanto auf- und niedergehen, und alle Spannung und Anſprecherei der neueren Kunſt im Anblicke Deiner geſunden Lebensbilder vergeſſen können!“ Wie treffend iſt überhaupt Viſchers Schilderung dieſes „heitern Gemüths, das ſich nicht begnügt mit der weltloſen Sontagsſtille ſeines Meiſters, ſondern hinaus geht in heitere Villen, blühende Thäler und Vignen, unter die Loggien edler Gebäude, wo Pfauen ſtolziren, Kaninchen hüpfen, Tauben flattern, und an dem Faden altteſtamentaliſcher Sage alle Zuſtände patriarchaliſcher Menſchheit, Geburt, Knabenſpiele, Jünglingsſchickſale, Liebe und Krieg, Segen und Fluch des Vaters, Hochzeitfeſte, Ehe und Mutterliebe, Landbau und Weinleſe, aber auch Verwüſtung, Feuersbrunſt, Untergang, im hellen Sonnenlichte einer milden und doch kräftigen Objectivität wie ein Epos vor uns ausbreitet.“ Und welch ein Schalk blickt hervor aus der Weinleſe, bei der den braven Erzvater der Geiſt des Weines überwältigt. Dieſe verſchämt thuende, aber dabei heimlich durch die Finger der vorgehaltenen Hand blinzelnde Bergognoſa di Piſa, wer kann ſie anſehen, ohne eine heiter komiſche Empfindung, trotz des gefährlichen Gegenſtandes, zu verſpüren! In dem Gemälde des babyloniſchen Thurmbaues, welch ein Leben und Treiben, welch ein wimmelndes Schaffen aller Gewerke, den Wunderbau zu vollenden, und welch eine Fülle der prachtvollſten Geſichter in den Hauptperſonen, welche, wie dies auch bei Benozzo's anderen Werken der Fall iſt, faſt lauter hiſtoriſche Portraits, hier der großen Mediceer Cosmo, Piero Lorenzo und ihrer Freunde darſtellen.

Leider kann man die Zeit berechnen, wo alle dieſe herrlichen Werke der Zerſtörung erlegen ſein werden. Viele haben ſchon weſentlich durch frühere Vernachläſſigung und den Salpeter der Wände gelitten, und zerbröckeln und verbleichen täglich. Andere ſind durch ſchlechte Reſtaurationen ruinirt, oder gar durch rohe Barbarei ganz vernichtet; ſo einige Arbeiten Gozzoli's, die man bei Errichtung des Denkmals für den Grafen Algarotti, Friedrichs des Großen Freund, zerſtörte. Napoleons italieniſche Herrſchaft iſt auch hier erhaltend geweſen. Unter ihr ward der Venetianer Laſinio zum Conſervator ernannt, deſſen Bemühungen man die Erhaltung der Gemälde und ihre Abbildung in ſeinem Kupferwerke: il campo ſanto di Piſa, verdankt.

Im Dom, wo mir außer den vier und ſiebenzig meiſt antiken Säulen ſeiner fünf Schiffe, eine gewiſſe Leerheit von Kunſtſchmuck auffiel, welche gegen die Pracht des Außenbaues gar ſehr abſtach, laſen eine Anzahl roth und violetter Canonici Meſſe. Sie plärrten und näſelten mit halbverſchlafenen Geſichtern, Taback ſchnupfend, wohl eine Stunde lang, wobei ich und zwei oder drei Bettelweiber — der Domplatz iſt mit Bettlern und Krüppeln aller erdenklichen Art geſegnet — ihr alleiniges Auditorium war. Unvergeßlich aber bleibt mir der Eindruck ihrer vergnügten Geſichter, als ſie nach Beendigung dieſer ihrer Arbeit jeder nach ſeinem Sitze gingen, ihre bunte Garderobe abſtreiften und in die Sitzkaſten verſchloſſen, und dann in kleinen Gruppen plaudernd und aufgeräumt zu ihren Zellen oder zum Frühmahle wanderten. Dieſe feiſten, dumpfſinnigen Pfaffengeſichter ſind die ächten Nachfahrer derjenigen, welche den Mann, deſſen Genie an der Ampel dieſes Doms die Geſetze der Pendelſchwingung entdeckte, Galileo Galilei, Piſa's größten Bürger, auf dem Wege der Folter zum Widerrufe der Wahrheit zwangen! Das iſt nicht viel über zweihundert Jahre her! Aber es bleibt doch bei dem: Eppur ſi muove!

Der ſchiefe Thurm, ein achtſtöckiger, mit eben ſoviel Säulen-

gallerien umgebener, etwa hundertfunfzig Fuß hoher Cylinder von Marmor und Granit, war ein Anblick, der mir körperlich weh that. Stände er gerade aufrecht, ſo wäre es eins der ſchönſten Gebäude ſeiner Art, während es jetzt nur eine Augenſchmerz erregende Curioſität iſt. Nun und nimmermehr glaube ich daran, daß der Meiſter ihn abſichtlich ſo erbaut hat. Wenn er noch im Auftrage eines einzelnen Pallagonia ſolche Verrücktheit aufgeſtellt hätte, ließ ich es mir ſchon eher gefallen. Aber anzunehmen, daß eine ganze Stadtgemeinde auf ſolch einen Wahnſinn verfallen wäre, entbehrt in der Kunſtgeſchichte Italiens jeder Analogie, und nicht ein einziges, gleichzeitiges, ſchriftſtelleriſches Zeugniß iſt weder für dieſen noch für andere ſchiefe Thürme, z. B. in Bologna aufzutreiben. Für jeden ächten Piſaner iſt aber das a posta Schiefgebautſein ihres Thurms ein unantaſtbarer Glaubensartikel, und Ceſare Ferrari, mein kleiner Wirthsſohn und Cicerone, verſicherte mir ſogar, der Baumeiſter habe den Thurm darum ſchief gebaut, weil er ſelbſt ſchiefrückig (gobbo) geweſen, und ein Milordo ingleſe habe eine Inſchrift in einer Vorſtadt von Piſa entdeckt, auf der das geſchrieben ſtehe.

Die richtigſte Erklärung bleibt wohl die, daß ſchon frühzeitig und noch ehe der Bau vollendet war, eine Senkung des ohnehin aus angeſchlämmter Erde beſtehenden Bodens nach einer Seite hin eintrat, ſo daß die Architekten Zeit behielten, durch geeignete Nachhülfe die Feſtigkeit des Baues zu ſichern. Wenigſtens giebt dieſe Erklärung auch der gründliche Milizia in ſeinem Werke über die Baumeiſter alter und neuer Zeit.

Oben von der Plateform genoß ich die heiterſte Ausſicht über Stadt und Umgegend, auf die eine Meile von Piſa entlegenen Bäder und die Caſcine di San Roſſore mit ihren Pinien- und Ulmengängen und lachenden Wieſen, an deren Anblick ich die vom Bilderbeſchauen müden Augen erfriſchte.

Abends.

Ich ſchreibe dies in heller Mondnacht, in deren Glanze ich ſo eben noch den bezaubernden Anblick des Domplatzes genoſſen. Piſa im Mondlichte mit den ſtillen Paläſten ſeines Lungarno, mit dem leiſe fluthenden, von gewaltigen Steinbrücken überwölbtem Strome, über den nur einzeln einmal eine kleine Gondel von einem Ufer zu dem andern wie ein Geſpenſt hinüberhuſcht, hat etwas Verzaubertes in ſeiner Ruhe. Eben dringt ein weithallender Geſang, durch die Ferne gedämpft, zu mir herüber. Es ſind Streifen aus Opernarien, denn nur dieſe, keine Volkslieder, hörte ich bis jetzt von Leuten des Volkes ſingen. Der Operngeſang hat das Volkslied verdrängt.

---

20. Mai.

Wie mächtig iſt und wirkt der Raum! In Deutſchland war mir meine zurückgelaſſene Exiſtenz ſo gegenwärtig. Hier in der ſüßen Ruhe der ſtillen italiſchen Stadt legt ſich die Entfernung und das fremde Daſein, in welches ich wie durch einen Zauberſchlag gerückt bin, gleich einer Nebelwand den Gedanken in den Weg, wenn ſie der Heimath zueilen möchten, und es verurſacht mir förmlich Schmerz, wenn ich es verſuche, dieſe Nebelwand zu durchbrechen. Ein ſtiller Friede, ein beruhigtes Weilen auf jedem Punkte der Gegenwart iſt der höchſte Genuß, den ich bis jetzt im Leben empfunden, und dieſer Genuß ward mir hier zum erſtenmale vergönnt.

Nichts Reizenderes iſt zu denken als die kleine Kirche der Madonna della Spina, dicht am Arno. Das zierlichſte Miniaturmodell deutſchen Bauſtyls, außen mit ſchwarz und weißem Marmor bekleidet. Sie iſt ſo klein, daß man ſie bequem in das Innere

einer mäßigen Dorfkirche ſehen könnte. Weder früher noch ſpäter habe ich etwas Aehnliches von gothiſchem Bauſtyle in Italien geſehen. Ein kleiner, zerlumpter Knabe, der ſich mir zum Führer dahin aufdrängte, und von einem nahebei wohnenden Schreiner den Schlüſſel herbeiholte, ließ mich einen Blick in die urſprünglich liebenswürdige Natur des Volkes thun. Ich gab ihm für ſeinen unerbetenen Dienſt eine kleine Münze, zwei Crazien. Er verlangte die dritte. „Wie!“ rief ich aus, „ich erwartete ein grazie! zu hören, als ich Dir ein Geſchenk gab, denn Du ſchienſt mir ein wohlerzogener Knabe, und nun verlangſt Du mehr? che vergogna!“ Der ruhig ſanfte Ton meiner Worte rief eine helle Röthe auf dem ſchönen Geſichte des Knaben hervor. Er ſchloß die kleine, ſchwielige Hand, und ſagte mit der lieblich verſchämteſten Stimme ganz leiſe: grazie, Signor! indem er ſein früheres Betragen entſchuldigend hinzufügte: ſiamo tanto poveri, „wir ſind ſo arm!“

Mein Wirth kann ſich gar nicht vorſtellen, daß ich Piſa und ſein Albergo verlaſſen will, ohne die Luminara zu ſehen. Das iſt die große Illumination des ganzen Lungarno, welche zu Ehren des heiligen Ranierо alle drei Jahre am 17. Juni veranſtaltet wird, und viele tauſend Fremde von nah und fern in das menſchenleere Piſa führt. Schon jetzt iſt man überall mit Anſtalten und Vorbereitungen dazu beſchäftigt. Die Palaſtreihen, Kirchen und Thürme an beiden Ufern des Arno, ſelbſt die Brücken ſind ſchon mit Holz- und Lattengerüſten bekleidet. Die ganze Stadt wird auf ähnliche Weiſe erleuchtet. Abends iſt Korſo bis Mitternacht, zu dem auch der Großherzog aus Florenz erwartet wird. „Ihr könnt nichts Herrlicheres ſehen auf der ganzen Welt, Signor, als unſere Luminara,“ verſicherte Signor Pasquale. „Achtzigtauſend Scudi koſtet unſerer Stadt das Feſt, wenn man alle Ausgaben rechnet.“ Jetzt begriff ich auch, woher der unglaublich große Bettel in Piſa rührt. Dazu wimmelt es überall von Geiſtlichen und Mönchen. Unter den letzteren ſah ich zwei prachtvolle Kapuziner, die mit ihrem

silberweißen, bis auf den Gürtel herabwallenden Bärten wie ein Paar Apostel ausschauten.

Morgen also nach Florenz! Wie silberhell tönt der Klang dieses Namens dem Wanderer in das Ohr!

In dämmeriger, wolkiger Morgenkühle fuhr ich mit der Diligence von Pisa nach Florenz. Meine Gefährten oben auf der haushohen Imperiale waren ein Advokat aus Pontedera und der Conducteur der Diligence. Der erstere, ein Stockitaliener, der nie über Pisa und Pontedera hinausgekommen war; der andere ein junger Römer, mit den edelsten, ächt antiken Zügen des schönen, braunumbarteten, von dunklen Locken umschatteten Gesichts. Er war aus Rimini gebürtig, von guter Familie, und von einer dem studirten Advokaten unendlich überlegenen Bildung. Ich traf später in Florenz zum öftern mit ihm zusammen, und erfuhr, daß er mit seinem politisch kompromittirten Vater vor fünf Jahren nach Frankreich entflohen sei. Der Vater war in Lyon gestorben, er selbst hatte, um Italien wiederzusehen, bei der vor zwei Jahren von Franzosen eingerichteten Diligence zwischen Pisa und Florenz den Dienst als Conducteur angenommen, da er sich in die päpstlichen Staaten zurückzukehren nicht getraute.

So gern ich den Leuten ihren Wunsch, meine Heimath zu erfahren, erfüllt hätte, so unmöglich zeigte sich doch die Sache. Norddeutschland, Oldenburg, Bremen, die Nordsee waren ihnen gänzlich unbekannte Dinge. Endlich entschied der Advokat, daß die genannten Länder und Städte an Rußland gränzten, und unter dem Imperatore von Austria ständen, der die gran confederazione tedesca beherrschte, wobei ich es denn bewenden ließ. Er hatte bald herausgebracht, daß ich ein Ketzer sei, und erklärte mir: „daß das ganze Schisma der deutschen Ketzerei eigentlich nur dadurch hervorgebracht sei, daß zwei Leute, ohne dazu berechtigt zu sein,

Indulgenzen verkauft hätten.“ Wie ein Mensch die Hoffnung haben könne, außerhalb der katholischen Kirche selig zu werden, begriff er nicht. Der Conducteur war viel gescheuter, und sprach seine freiere Ansicht unverholen aus. Gutes thun allen Menschen, an Gott und den Erlöser glauben und ein Mensch sein, mehr bedürfe es nicht, um die wahre Religion zu haben. Der Advokat sah ihn giftig an und versetzte: man bemerke es, daß er zwei Jahre lang unter den ketzerischen Franzosen gelebt habe.

Unser Weg führte durch einen wahren Gottesgarten voll üppigster Fruchtbarkeit. Hügel auf und ab, so weit das Auge reichte, alles mit wogenden Kornfeldern, Oelbäumen und Weinpflanzungen bedeckt, Rebenguirlanden von Baum zu Baum sich schwingend. Die kleinen Landstädtchen, welche man passirt, sind von wenig Bedeutung. Im Sprichworte heißt's, wie der Advokat sagte:

Cascina, Pontedera e Vico,
Son'tre paesi che vagliono un fico.

Aber alle Ortschaften und die ganze Straße von Pisa nach Florenz wimmelte in diesem bestregierten Lande Italiens von Bettlern. Weiber und Kinder, Greise und Krüppel verfolgten überall, besonders an bergaufsteigenden Stellen des Weges, truppenweise den Wagen mit dem gellenden: O Signorin'! per carita! per la santissima Madonna! date qualche cosa al poverino! Nur in der Hauptstadt ist das Betteln nicht bloß verboten, sondern das Verbot wird auch mit solcher Strenge gehandhabt, daß ich in den ersten acht Tagen kaum ein halb Dutzend Mal an abgelegenen Orten, besonders in Kirchen, angesprochen wurde. Mein Conducteur hatte das tiefste Gefühl für das Elend des armen, bettelhaften, ohne Unterricht und Bildung aufwachsenden Volkes. Als der Advokat uns verlassen, ging ihm das Herz auf. „Im Kirchenstaate werdet Ihr's noch viel schlimmer finden,“ sagte er, „aber auch hier ist es eine Schmach, daß dieses väterliche Governo sich nicht schämt,

mitten im Ueberfluſſe aller Gaben dieſer fruchtbarſten Natur, ſeine hungernden Kinder als Bettler die fremden Reiſenden anfallen zu laſſen. Ich bin in Frankreich geweſen, und kenne die Rechte der Menſchen. Ich weiß, daß Gott nicht geſagt hat: ihr Millionen ſollt elende Thiere ſein, damit die wenigen Tauſende ſchwelgen. Und es wird eine Zeit kommen, wo auch die Italiener dies wiſſen werden.“ Von dem Charakter der Toskaner ſagte er wenig Gutes: „ſie ſind artig, höflich, äußerlich polirt, innerlich voll Vorurtheile, gefällig in Kleinigkeiten, unzuverläſſig und falſch in wichtigen Dingen. Dabei ohne Schwung und Feuer, und für die Knechtſchaft geſchaffen.“ Die Erhebung Italiens, ſetzte er hinzu, wird immer von den Romagnolen ausgehen, ſobald ſie nur einmal vor den öſtreichiſchen Bajonetten Luft bekommen.

Die Diligence, mit der ich fuhr, iſt erſt ſeit zwei Jahren von franzöſiſchen Spekulanten gegründet. Faſt alle Conducteure, und ſelbſt die Poſtillionen, ſind Franzoſen. An den Stationen, wo umgeſpannt wird, iſt nichts Eßwürdiges zu haben, denn der Sinn für ſolche Induſtrie fehlt hier zu Lande noch. Ich war gezwungen, den Tag als Faſttag anzuſehen. Je näher man Florenz kommt, deſto ſchöner werden die Arnoufer, an deren Krümmungen ſich die Straße hinzieht. Von den Höhen blickt hier und da eine Bergruine oder eine Kapelle hinab ins Thal. Wandernde Bettelmönche, ſtrohflechtende Frauen und Mädchen überall. Neben der Villa Baramiſta, unweit der Hauptſtadt, blickt eine kleine Kapelle aus Lorbeer- und Oleandergebüſch hervor. Mein Romagnole zeigte darauf hin, und ſagte mit ächt italieniſchem Pathos: dort ruht einer der edelſten Patrioten Italiens, der General Pietro Colletta aus Neapel. Er ſtarb in der Verbannung im Jahre 1831. Kennt Ihr ſeine Storia del reame di Napoli? — Nicht? Nun dann müßt Ihr dieſelbe leſen, ſie iſt das beſte Geſchichtswerk Italiens. Ich habe ſie ſpäter geleſen, und das Urtheil des braven Romagnolen beſtätigt gefunden.

Den 21. Mai 1845.

In Florenz.

Hier in Florenz fühle ich zum erſten Male das ganze, volle Glück, welches mir mit dieſer Reiſe zu Theil geworden, in meiner Seele aufblühen, und ſeit ich hier bin, darf ich wohl den Geliebten in der Heimath für dieſe Tage zurufen, was Göthe einſt den Freunden aus Rom ſchrieb: „Denkt an mich als an einen Glücklichen!“ Ja, ich bin glücklich im Schauen ewiger Schönheit, die göttlicher Menſchengeiſt aus dem flüchtig vorüberrauſchenden Daſein in Stein und Erz und Farbe zum Genuſſe ſpäteſter Zeiten und Geſchlechter geſichert und bewahrt hat. Die Pracht und Herrlichkeit der Mediceer, und ihres Lebens und Schaffens im Bunde mit den großen Geiſtern ihrer Baumeiſter und Bildner, Maler, Dichter und Gelehrten iſt mir nun vor die Augen des Leibes und der Seele getreten. Ich wandle auf dem geheiligten Boden, welcher die Wiege der zu neuem Leben wiedererwachten Bildung der europäiſchen Menſchheit getragen, auf dem die Herrlichkeit chriſtlicher Kunſt wie eine Aloeblüte emportrieb. Die Gegenwart und ihre Kämpfe verſchwinden im Anſchauen der lebendigen Fülle von Schöpfungen der Vergangenheit, wie ſie mich hier umgiebt, und ein Gefühl unendlicher Seligkeit füllt meine Seele mit ſtiller Rührung und heiligem Frieden.

Faſt eine Woche bin ich hier, und habe Beine und Augen nicht geſpart, und doch wie wenig habe ich noch geſehen, und wie weniges von dieſem Wenigen vermag ich mitzutheilen! Die Maſſenhaftigkeit und Fülle der Eindrücke, von denen man ſich hier in Florenz umgeben ſieht, wirkt überwältigend auf den Geiſt, und lähmt ſelbſt den Muth zur ſchriftlichen Mittheilung, die dem einſamen Wanderer doch wieder Bedürfniß iſt. Das Wetter iſt freilich ungünſtig, es regnet ſeit meiner Ankunft noch immer heftig, oft halbe Tage lang ohne Aufhören, und wird ſo faſt zu viel der

feuchten Kühle. Aber in den Gallerien der Paläste Pitti und degli Uffizii vergißt man die ganze Welt und alles Wetter dazu.

Mit dem ersten Eindrucke von Florenz ging es mir indessen eigen. Die Porta Frediana und die daran stoßende lange, enge Straße, ja selbst der prachtvolle Lungarno mit seinen gewaltigen Steinbrücken und hohen Palästen, ohne Sonnenlicht und fröhliche Helle, im regendüstern, grauen Nachmittagslichte gesehen, machte keineswegs den erwarteten Eindruck. Die Trübe der Luft, lag drückend auf den massigen, grauen Steinbauten, und gab Allem ein unheimlich düsteres Ansehen. Das also ist Florenz! rief ich fast unwillig aus, als der Wagen den Lungarno hinauf der Piazza di Santa Trinita zurollte, und ertappte mich im Innern bei einer Vergleichung mit dem deutschen Elbflorenz, welche keineswegs zum Nachtheile des letzteren ausfiel. Auch ist etwas Wahres an diesem Eindrucke. Das Landschaftliche innerhalb der Stadt, die Strompartie mit der Brühlschen Terrasse und der weitgeöffneten Fernsicht auf Berge und Strom, die Belebtheit des letzteren durch Barken und Kähne, welche dem Arno gänzlich fehlt, das Alles sind Vorzüge, welche dem Lungarno von Florenz mehr oder weniger abgehen. Die Häuser- und Palastreihen zu beiden Seiten haben in ihrer steinernen Massenhaftigkeit einen ernsten, fast düstern Ausdruck. Die vier mächtigen Steinbrücken (die fünfte ist eine Drathbrücke), welche sich in mehr oder minder steiler Schwingung ihrer Bögen über den in gelber Trübe dahinfluthenden Strom spannen, hemmen die Aussicht, die man nach beiden Seiten hin erst in ihrer vollen Schönheit genießt, wenn man auf der letzten Brücke steht. Alle Straßen, welche ich noch am Abende meiner Ankunft durchwanderte, fand ich eng, düster und unregelmäßig; die breiteste (Via larga) nicht über funfzehn Schritte breit, und die Höhe und Massenhaftigkeit der alten Paläste, welche nicht selten in den abgelegensten Straßen anzutreffen sind, vermehrte noch den herrschenden

Charakter eines düstern, unheimlichen Ernstes, der über dem Ganzen zu ruhen schien.

Aber wie ganz verschieden von diesem ersten war der Eindruck, den ich empfing, als ich am andern Morgen zuerst die Piazza del Granduca betrat! Wer auf diesen Platz zum ersten Male den Fuß setzt, und sein Herz nicht schlagen fühlt vor zitternder Freude, der ist ein Barbar, sei er auch, wer er sei. Hier auf diesem schönsten Platze von Florenz feiern Alterthum und Mittelalter ihre Brautnacht. Ich trat aus der engen Gasse, welche von meinem Albergo an der Piazza di Santa Trinita dahin führt, zuerst auf jene Stätte, welche der leuchtende Krondiamant ist in dem reichen Juwelenschmucke der bella Firenze. Vor dem Postgebäude stehend überschaut man am besten den ganzen Platz. Er ist ein unregelmäßiges Viereck, aber gerade diese Unregelmäßigkeit ist für mich eine Schönheit mehr, da sie überall neue Ansichten gewährt. Der Platz wurde gewonnen durch die Niederbrechung der Burgen und Quartiere der zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts vertriebenen ghibellinischen Uberti. Vor mir der Palazzo vecchio, gleich einem riesigen, zinnengekrönten Thurme, wie wunderbar groß, kampfmuthig, fehdefroh steht er da, wie ein Krieger, geharnischt vom Wirbel bis zur Zehe. Und nun hat ihm der kühne Baumeister auf die Zinnen der Vorderseite die wundervolle, schlankaufsteigende, viereckte Thurmsäule gesetzt, die nicht in der Mitte steht, sondern auf der rechten Seite wie ein Federbusch auf einem Sturmhute sich keck und trotzig in die Lüfte schwingt. Es ist der höchste aller Thürme von Florenz. Auf den Vorstufen am Eingange dieser alten Stadtburg stehen zwei kolossale Marmorstatuen, der David, eine Jugendarbeit Michel Angelo's, und Hercules der den Cacus besiegt, von Bandinelli, so wie zwei andere Marmorstatuen, Daphne's Verwandlung darstellend. Es ist sicher die schönste Hauptwache von der Welt, obschon die unter dieser marmornen Herrlichkeit umherkriechenden, weißblaurothen Füseliere wenig

zu ihrer Verschönerung beitragen. Unter den meist unbedeutenden Gebäuden, welche den Platz umgeben, befindet sich der Palast Uguccione, von Palladio erbaut, gegenüber der Reiterstatue Cosmus I. Aber er kann nicht aufkommen gegen die imponirende Größe jener alten Herrscherburg.

Zur Linken des Palazzo vecchio steht inmitten eines ungeheuren Springbrunnens die größte, marmorne Kolossalstatue von Florenz, der Neptun mit dem prächtigen Viergespann von Seepferden, zwei aus weißem, zwei aus buntem Marmor, ein Werk Ammanati's. Auf der Einfassung des achteckigen Bassins von buntem Marmor sitzen und liegen Giovanni da Bologna's Nereiden, Tritonen, Satyren und Amorinen in Erzguß. Noch etwas weiter links, in der Mitte dieser Hälfte des Platzes, erhebt sich die kolossale erzne Reiterstatue des reisigen Fürsten Cosmo I., von Johann von Bologna, des ersten Großherzogs von Florenz, der von seinem hohen Kriegsrosse ruhig niederblickt auf seine Schöpfung. Wie einfach groß ist dies Monument, dies Roß wie wahr in jeder Bewegung, in jedem Aderschwellen seines Leibes, so recht ein edler, friesischer Streithengst, der mit Stolz seinen fürstlichen Kriegsherrn trägt.

Nun aber wenden wir den Blick zur Rechten, und vor uns liegt die Perle dieses wundervollen Platzes, die breite, lichte Halle der Loggia dei Lanzi mit ihren Wunderbögen, geschwungen wie die Wölbung des schönsten Frauenbusens, oder wie die Braue, welche das dunkle Feuerauge der Circassierin überwölbt. Selbst das Marmorbild des Meisters, der sie schuf, Andrea di Cione (L'arcagnuolo) scheint in ernster, befriedigter Heiterkeit aus seiner Nische am Säulengange des gegenüberliegenden Uffizienpalastes zu seinem Werke hinaufzuschauen. Drei ihrer Bögen sind dem Platze, ein viertel, unter dem Donatello's Judith steht, ist dem Palazzo vecchio und den Uffizien zugewendet. Und in dieser Götterhalle stehen frei und offen, mitten im Gewühle des Lebens, umspielt von Kindern, die Meisterwerke der Sculptur und des Erzgusses

der alten florentiniſchen Meiſter neben den Werken antiker, helleniſcher Kunſt. Wir ſteigen die Marmorſtufen hinan, nur von zwei marmornen Löwen bewacht, deren einer antik, der andere ihm nachgebildet von Flaminio Vacca. Da ſtehen unter den Bögen, Benvenuto Cellini's Perſeus, deſſen Guß dem braven Meiſter ſo viel Sorge machte, und den er in ſeiner Biographie ſo ausführlich beſchreibt, nicht weit von ihm Donatello's Judith. Auf der andern Seite hat ſich Johann von Bologna mit ſeinem Hercules, der den Centauren bekämpft, und mit der wunderbar ineinandergeſchlungenen Gruppe ſeines Sabinerraubs ein Denkmal geſetzt. Im Hintergrunde der Halle ſtehen ſechs antike, weibliche Koloſſalſtatuen, Prieſterinnen darſtellend, einſt ein Schmuck der Villa Medici zu Rom. Aber Alles wird doch übertroffen von der antiken Gruppe des Ajax, der den Leichnam des erſchlagenen Patroklus hält. Das iſt auch „wie ein Geſang Homers.“ Was mir auf dieſem Platze das Herz ſo vor Wonne ſchlagen machte, daß mir Thränen der Freude in die Augen drangen, das iſt der Anblick der Kunſt mitten im Leben unter freiem Himmel, während wir ſie ſonſt nur in den dumpfen Räumen der Muſeen anzutreffen gewohnt ſind. Es kam über mich wie ein Abglanz alter helleniſcher Zeit und helleniſchen Lebens.

Und nun denke Dir an dieſe Loggia und den Palazzo vecchio ſich von beiden Seiten anſchließend die beiden Flügel des Prachtbaues der Uffizien, welche eine lange, breite Straße bilden, nach dem Arno zu durch einen Verbindungsflügel mit einem hohen Portale geſchloſſen. Der mit breiten Marmorquadern gepflaſterte Raum zwiſchen beiden Flügeln gleicht einem langen, oben offenen Saale. In den ringsumlaufenden Hallen wimmelt es von Krambuden, Blumenverkäufern, Bücherhändlern u. ſ. w. In den Niſchen der Hallen überlebensgroße Marmorſtatuen berühmter Florentiner von neueren Meiſtern. Da ſtehen Dante und Boccacio, Michel Angelo und Leonardo da Vinci, Andrea di Cione, Piero

Capponi, Farinata degli Uberti, und obenan Lorenzo von Medici mit dem faltenvollen, klugen, feingebildeten Antlitze. Die Reihe wird noch immer fortgesetzt. Im Mittelstockwerke befinden sich die Archive, die Lokale der Gerichtshöfe, Verwaltungsbehörden, Bibliotheken u. s. f., und oben die weltberühmte „Gallerie der Uffizien“ mit den Meisterwerken italischer Malerei und den bewunderten Resten antiker Plastik. Der Blick von dem Portale gegen den Arno zu auf Stadt und Strom, und zurück auf den Palazzo vecchio und die Reiterstatue Cosmo I., die den Augenpunkt bildet, ist wundervoll.

---

26. Mai.

Allmälig beginnt mir der Sinn für die florentinische Architektur aufzugehen. Sismondi hat Recht: „Beim Anblick von Florenz erkennt man die Stadt des Adels, die Stadt der individuellen Kraft, die Stadt, wo die gesetzliche Staatsgewalt zuweilen schwach, wo aber dafür auch jeder Einzelne Herr und Herrscher in seinem Hause war.“ Man sieht noch die Spuren jener Zeit des Mittelalters, welche Leo in seiner Geschichte von Italien schildert, jene Zeit, wo in Florenz Adel und Volk (i grandi e il popolo) wie in gesonderten Heerlagern innerhalb derselben Ringmauern wohnten, wo im dreizehnten Jahrhunderte die zahlreichen Adelsfamilien nicht bloß einzelne, feste Häuser, sondern ganze befestigte Quartiere inne hatten, in deren innere Gäßchen man nur durch schließbare Pforten gelangte. In diesen innern Gassen, dem Albergo einer adlichen Familie, wohnte ihre Dienerschaft, wohnten ihnen hörige oder ihnen vermiethete oder von ihnen geschützte Leute, zum Theil bloßes Gesindel, das von ihren Winken abhing, und ihre Hausgenossenschaft bildete. Der eigenthümliche Baustyl, welcher sich aus diesem kriegerischen Geiste entwickelte, und als dessen voll-

kommenster Typus der Palazzo vecchio, die alte, 1298 erbaute Burg der Signorie des Volks, erscheint, giebt noch jetzt der friedlichsten und sanftesten Stadt Italiens den Charakter des düsteren Ernstes. Man blieb diesem Style treu, selbst als das Bedürfniß und die Verhältnisse, welche ihn hervorgerufen hatten, nicht mehr vorhanden waren. Diese florentinischen Paläste der Strozzi, Riccardi, Pitti u. s. w., mit ihrem kyklopisch übereinandergethürmten Bekleidungen von funfzehn bis zwanzig Fuß langen, behauenen Felsenmassen, ihren hoch über dem Erdboden erhabenen Eingängen, haben alle mehr das Aussehen von Kriegsburgen und Gefängnissen, als von friedlichen, städtischen Palästen. Ihre Festigkeit ist ihr Hauptschmuck. Der Palast Strozzi, in der Nähe der Piazza di Trinita, hat einen unbeschreiblich düstern Charakter. Drei Stockwerke sind in diesem rustiken Style die Lagen facettirter Quadern (macigni), übereinandergethürmt. Die Fenster des niedrigsten, mindestens zwanzig Fuß hoch über der Erde erst beginnenden Stockwerks sind mit Visiren von dicken Eisenstangen bedeckt. Kolossale Eisenringe unter jedem Fenster hatten einst die Bestimmung, die Fahnen und Banner des Hauses oder die Fackeln bei festlichen Erleuchtungen zu tragen. An den Ecken des Palastes sieht man die kolossalen Lanternen, ein altes Vorrecht der höchsten Adelsgeschlechter, auch vom Staate als Auszeichnung für Verdienste verliehen. Man fühlt sich bei dem Anblicke eines solchen Baues wie durch einen Zauberschlag in die entlegenste Vergangenheit gerückt; das italische Mittelalter steht leibhaftig vor uns.

Die beiden einzigen Gallerien der Paläste Pitti und der Uffizien, ja selbst nur eine von ihnen, oder die Tribune in den letzteren, wären es werth, daß man um ihrentwillen die Reise nach Florenz machte, und nicht stürbe, ohne diese Herrlichkeit gesehen zu haben. Seit ich hier bin, bringe ich täglich die Morgen von neun bis zwei oder drei Uhr in einer oder der andern zu, und kann die Liberalität der Einrichtung nicht genug rühmen. Auch die Kirchen

habe ich beſucht, aber mehr um den Geſammteindruck ihres Bauſtyls zu gewinnen, als um Bilder zu ſehen, zu denen in dieſen trüben Tagen meiſt noch immer das Licht fehlte. Unter den vielen Kirchen iſt der Dom ſicherlich ein Prachtſtück, das wenig ſeines Gleichen auf Erden hat. Uebrigens ſcheint in Bezug auf Dom, Battiſterio und Glockenthurm ein Wettſtreit zwiſchen Florenz und Piſa ſtattgefunden zu haben, wo alle drei Bauten ſich in ähnlicher Vollendung finden. Der florentiner Dom, prachtvoll bunt von außen — er iſt mit Ausnahme der nackt gebliebenen Façade ganz mit gelben, weißen und ſchwarzen Marmorſchichten bekleidet — von Brunelleschi's gigantiſcher Kuppel überwölbt, präſentirt ſich im Innern in edelſter Einfachheit, die eher einem proteſtantiſchen als einem katholiſchen Gotteshauſe gemäß erſcheint. Nach außen ſollte er leuchtend und ſchimmernd in heiterer Pracht die Stadt ſchmücken, nach innen ein Bild frommer Demuth und ſtillen Ernſtes gewähren. So wollten es wohl die alten Florentiner. Die Kuppel ſoll in ihren Größeverhältniſſen die von St. Peter zu Rom übertreffen. Was mir auffällt, iſt, daß ſie nicht hoch genug über der Erde ſteht, und eben durch ihre mit dem übrigen Gebäude unverhältnißmäßige Größe das letztere zu ſehr niederdrückt. Im Innern der Baſilika befinden ſich die Denkmäler Brunelleschi's, Giotto's und Dante's. —

Die Taufkirche (Il battistero), wie der Dom und der Glokkenthurm mit jenem ſeltſam bunten Marmorſchmuck bekleidet, iſt berühmt durch Ghibertis wundervolle Erzthüren, von denen Michel Angelo ſagte: ſie ſeien werth, die Pforten des Paradieſes zu ſein. Die zehn Felder der beiden Flügel der öſtlichen Thür enthalten die Geſchichte des alten Teſtaments, die nördliche Thür giebt auf zwanzig Feldern die Geſchichte des neuen. Ich weiß den Reichthum der Compoſition, die naive Innigkeit und Wahrheit des Charakters, die lebensvolle Friſche und Heiterkeit dieſer unſterblichen Reliefdarſtellungen nicht beſſer zu charakteriſiren, als daß ich ſie

mit Benozzo Gozzoli's Schöpfungen in den Fresken des Campo santo zu Pisa vergleiche. Beide waren Florentiner, beide Zeitgenossen, Gozzoli um einige zwanzig Jahre jünger. Leicht möglich, daß Ghiberti nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Von dem Reichthume innern und äußern Schmuckes, mit welchem dieser ganze Bau ausgeziert ist, läßt sich auch nicht entfernt ein Begriff geben.

Heute will ich nur noch der Kirche del Carmine gedenken, wo mir in der Kapelle Brancacci, dem Studierzimmer der größten Künstler, eines Leonardo da Vinci, Rafael, Michel Angelo, Fra Bartolomeo u. a. zuerst die Herrlichkeit Masaccio's aufging, dieses tiefsinnigen Meisters, dessen männlich hoher Geist seiner Kunst eine neue Bahn durch die Schranken des Herkommens zu brechen wußte. Es sind Scenen aus der Lebensgeschichte des Apostels Petrus, mit denen er die Wände dieser kleinen Kapelle geschmückt hat. Vischer faßt ihn in seiner vortrefflichen Schilderung (Kritische Gänge S. 249 ff.) mit Recht als den Vorbildner jenes freiern Welt- und Naturſinns auf, der sich in den spätern Florentinern bis zur völlig profanen Tendenz entwickelte. Mit Masaccio thut die Kunst gleichsam den ersten Schritt aus dem Lyrisch-Epischen ins Dramatische, in das wahrhaftige Leben der Menschen, dessen Gestalten sich aus der unmittelbaren Gegenwart, die den Maler umgiebt, in seine Darstellungen heiliger Geschichten hineindrängen. Auf dieser Bahn und aus dieser Richtung gingen Benozzo Gozzoli, Sandro Botticelli, Domenico Ghirlandajo und der übermüthige Fra Filippo Lippi hervor.

Meine einzige Pein in Florenz ist in diesen Tagen ein unaufhörliches Glockengebimmel, das zuweilen zu einem wahrhaft infernalischen Geheule anschwillt! Nur wer das heulende, langgezogene povero! poverino! per carita! der italischen Bettler kennt,

hat einen Begriff davon. Du ſitzeſt oben auf dem Wagen, Dein Blick fliegt entzückt über die ſegenträchtige, ſchönheiterfüllte Erde, die ringsum einem Gottesgarten gleicht, Du genießeſt in vollen Zügen den Duft der Blumen und Blüten, und plötzlich umſchwärmen, verfolgen Dich halbe Stunden lang, wimmernd, heulend, klägliche Jammertöne ſich erpreſſend, zahlloſe Krüppel und Bettler. So verfolgt dieſes unaufhörliche, asketiſche Glockengewimmer der hundert zwei und ſiebenzig Kirchen von Florenz mit ſeinem ewigen povero! poverino! mich ganze Tage lang durch dieſes göttliche Kunſtheidenthum. Wann wird die Polizei der Weltgeſchichte endlich dieſen Bettel abſchaffen! Heute, am Corpus Dominifeſte, ward es faſt zu arg. Seit fünf Uhr Morgens bimmelt und läutet, plärrt, ſingt, paukt und trompetet heute das Feſt und die Prozeſſion, zu der aus weiter Ferne Schaaren von Gläubigen herbeigeſtrömt ſind, in der Stadt umher. Alle Hauptſtraßen, die zur Kirche Santa Maria Novella führen, ſind für die Prozeſſion mit ausgeſpannten Segeltüchern gegen den befürchteten Regen bedeckt. Aber, o Wunder! gerade heute iſt der bisher unaufhörlich ſtrömende Regen ausgeblieben, und das Volk ſchreit Mirakel. Alle Straßen ſind mit Lorbeer- und Myrthenzweigen, mit Blumen jeglicher Art beſtreut, aus allen Fenſtern, von allen Balkonen hangen rothe, gelbe, grüne Teppiche, und darüber lehnen Zuſchauer, alt und jung, von allen Ständen und Geſchlechtern. Da kommt die Prozeſſion ſelbſt. Die Fahnen wehen, die goldenen und ſilbernen Monſtranzen funkeln, die Zinken und Poſaunen der Regimentsmuſiken erdröhnen. Aber durch das unerhörte Glockengebimmel dringen nur einzelne, zerriſſene Paſſagen an das Ohr, und auch dieſe werden bald verſchlungen von dem wild durcheinander ſchreienden Geſange der in Prozeſſion einherziehenden Brüderſchaften, gekleidet in graue, weiße oder rothe Domino's, die Geſichter mit Kapuzen bedeckt, andere frei. Dazwiſchen gleichfalls ſchreiende Schuljugend, geführt von Pfaffen, Züge von Mönchen und Geiſtlichen, ein wirres Durcheinander.

Die Brüderschaften tragen große, drei bis vier Fuß lange, brennende Wachskerzen, und neben jeder solcher Wachskerze läuft ein zerlumpter Junge, der mit einer mächtigen Papiertüte in der Hand alle Bewegungen der Kerze begleitet, um das von ihr herabtröpfelnde Wachs aufzufangen; eine in ihrer Art einzige, höchst komische Industrie. Dann die Soldateska, kompagnieweise, blau mit Roth, Gewehr (mit Schlössern) im Arm, langbärtige, stattlich aussehende Sappeurs, dann die rothe Nobelgarde, Galawagen mit Spiegelscheiben, goldstrotzend, in deren einer der Großherzog in der Tracht des Großmeisters vom Orden des heiligen Stephan, wie mein Cicerone bemerkt. Soldaten und Gensdarmen zu Fuß und zu Pferd, die Stützen von Altar und Thron, brechen durch die wimmelnden Straßen und Plätze Bahn für den lärmenden und plärrenden Zug. Von Andacht nirgends eine Spur, selbst nicht von Reverenz. Nur ein Paar alte Leute zogen die Hüte, und nur wenige knieten nieder, als der Baldachin des Erzbischofs auf dem Platz vorüberkam. In der Kirche Alles mit rothem, goldverbrämten Stoffe ausgeschlagen, alle Fenster mit gelben Vorhängen verhüllt, während tausende von Kerzen das abgesperrte Tageslicht ersetzten. Wer in Italien katholisch wird, ist schwachen Verstandes oder ein Schelm. Ich meinestheils bin nicht Romantiker genug, um ein anderes als das Gefühl tiefster Trauer zu empfinden, wenn ich die arme Masse unverstandene lateinische Gebete einem vorplärrenden Pfaffen stundenlang nachplärren höre.

Lustig nahmen sich auf den Straßen und Plätzen, über welche die Prozession dahinzog, einzelne Volksscenen aus. Die Limonaden- und Eisverkäufer neben ihren zierlich mit Festons und Vorhängen, Blumen und Laubwerk aufgeputzten Wagen voll Flaschen und Gläsern, die Backwaarenverkäufer und Blumenmädchen mit ihren tragbaren Vorräthen, alles aus Leibeskräften durcheinander schreiend und die Waaren preisend. Es ist die Rosenzeit und ganz Florenz schwimmt jetzt im Dufte dieser lieblichsten Kinder des Frühlings.

Ueberall begegnen uns die bekannten florentiner Blumenmädchen, die unter den großen, schwanken Strohhüten so keck und frisch hervorschauen. Sie reichen uns, nach einer eigenthümlichen Sitte, ohne Bezahlung zu fordern oder auch nur abzuwarten, die schönsten Sträuße knospender und blühender Rosen. Sie behalten aber den Forestiere im Auge, und sind gewiß, ehe er aus der Blumen- und Blütenstadt scheidet, von ihm mit einem Geschenke bedacht zu werden. Hast Du einmal von einer solchen Fioraja eine Rose angenommen, so weiß sie Dich schon im Laufe desselben Tages oder doch des nächsten auf der Straße, am Lungarno, in irgend einem der Cafés wieder aufzufinden, und sich mit neuen Gaben, von freundlichem Gruße begleitet, Dir wieder ins Gedächtniß zu rufen. —

Der Garten Boboli war dem Feste zu Ehren geöffnet. Der ist mit seinen ernsten Lorbeer- und Cypressenalleen, seinen Fontainen, Wasserfällen, seinen überall aus Myrthen- und Rosengebüsch weiß hervorschimmernden Marmorstatuen so recht die Umgebung für Göthe's Taffodichtung. Auf der Höhe, von der man eine herrliche Aussicht über Stadt und Umgebung genießt, steht Giovanni Bologna's kolossale Abundantia, aus parischem Marmor, ihr Füllhorn leerend über dem paradiesischem Arnothale. Die Inschrift besagt, daß dies Denkmal gesetzt sei im Jahre 1636 zu ewigem Gedächtnisse des segenvollen Friedens, welchen zur Zeit, „da ganz Europa im verderblichsten Kriegsfeuer loderte, und Italien von Hungersnoth heimgesucht wurde, Etrurien unter Ferdinand II. genossen.“

Der Abendkorso in den „Cascine,“ einem großherzoglichem Parke, den der Arno durchrauscht, war überaus glänzend. Die duftige Frische der Wiesen, das weiche Ineinander der immergrünen Eichen, Cypressen, Ulmen und Pinien durchleuchtet und durchglüht von dem Orangefeuer der untergehenden Sonne, die Fülle und Pracht der Equipagen voll schöner Frauengestalten, die glänzenden Reiter auf den edelsten Pferden, gewährten den anmu-

thigſten Anblick. So ein Korſo iſt eigentlich nur eine Geſellſchaft im Freien, und zwar im größten Style. Alles, was die „Welt“ bildet, iſt gewiß, ſich hier zu treffen, macht ſich von Wagen zu Wagen, oder abſteigend und zu einander hinwandelnd gegenſeitig Beſuch, und beſpricht die Ereigniſſe des letzten oder die Erwartungen des nächſten Abends. Aber lieblicher war doch der Anblick Abends auf der Piazza del Granduca. Hunderte von Kindern ſpielten unter den Hallen der Loggia dei Lanzi um die ſtillen Marmorbilder. Mütter und Wärterinnen ſaßen mit ihren Kleinen auf den Knieen plaudernd auf Treppen und Piedeſtalen. Limonadenverkäufer, ſchreiend und rufend, erfriſchten die luſtwandelnde Menge, Händler boten an fahrbaren Brettergerüſten bunte Kleiderſtoffe und ſchimmernde Bänder feil. Ein Roſenſtrauß fällt mir in den Schooß, ich blicke auf und ſehe meine Fioraja, ſchalkhaft grüßend, unter der Menge verſchwinden. Die Nacht brach ein, ſchnell und plötzlich. Welch ein Blick dann von dem palaſtähnlichen Hotel Grande Bretagne nieder auf den hellerleuchteten Straßenſtreif des Lungarno, gegen den ſich der tiefe Schatten der Kaimauer zauberhaft abhebt, auf den rauſchenden, wellenglitzernden, in tauſend Streiflichtern ſpielenden Strom, auf die lichtfunkelnden Palaſtreihen des jenſeitigen Ufers, über die ſich der ſchwarzblaue, ſternengeſtickte Baldachin des Nachthimmels ausſpannt.

In den Uffizien.

Die weltberühmte Tribune der Uffiziengallerie iſt ein achteckiger Raum, in welchen das Licht von oben herabfällt. Dies Sanctuarium der Kunſt, deſſen Fußboden die koſtbarſten Marmorarten ſchmücken, während die Decke im matten Schimmer der Perlmutter erglänzt, umſchließt die Meiſterwerke antiker Plaſtik und moderner Malerei. Hier umgeben uns im Kreiſe die mediziſche Venus des Cleomenes

und der Apollino des Praxiteles, der tanzende Faun, die Gruppe der Ringer, und der sein Sichelmesser wetzende Sklave, lauter unzweifelhafte Werke griechischer Kunst aus ihrer blühenden Zeit, während von den Wänden herab Perugino und Rafael, Tizian und Paolo Veronese, Correggio und Fra Bartolomeo, Giulio Romano und Michel Angelo, mit andern Meistern vereint auf uns niederschauen. Dennoch ist nach meinem Gefühle eine solche Zusammenstellung der Plastik mit den Werken der Malerei nirgends eine günstige. Sie beunruhigt das Auge und beeinträchtigt Genuß und Wirkung, namentlich der plastischen Kunstwerke. Selbst die marmorne Holdseligkeit der mediceischen Venus kann nicht aufkommen gegen die Farbenmagie von Tizians lebenschwellenden Göttergestalten, zu denen das Auge unwillkührlich vergleichend sich erhebt.

Wie sich mit Tizian die Kunst völlig freigemacht hat von dem christlichen Spiritualismus und den kirchlichen Satzungen, so feiert in diesen beiden „Venusbildern“ der Tribune die von aller Jenseitigkeit freigewordene Kunst den höchsten Triumph des leiblich schönen Daseins. Das schöne Weib, in der ganzen Götterpracht des lebensvollen, liebebeseelten Leibes, ist hier seine Aufgabe gewesen. Die heidnische Venusbezeichnung war nur das mythologische Motiv, gleichsam das künstlerische Feigenblatt, womit für die fromme Christenheit dieser Kultus der schönen Sinnlichkeit verdeckt werden sollte. Unter ihrem Schutze ist in diesen beiden Bildern die liebeselige, beglückte und beglückende Schönheit des Weibes im vollen Glanze ihres heiligen Sinnenscheines von Meister Tizian dargestellt, und zwar die göttliche, weil den Menschen zum Gott erhebende, Liebeslust in den zwei Momenten: sehnsuchtvollen Erwartens, und wonnetrunken in sich befriedigten Nachgefühls. Die Gestalt links vom Eingange zur Tribune aus dem Corridor stellt das erste, die rechts das zweite dar. Werfen wir zuerst einen Blick auf die erste.

Sieh dieses träumerische Haupt mit den leise gesenkten, halb geschlossenen Augen, ruhend auf weichen Seidenkissen, zur rechten

Schulter und gegen den Beschauer hingeneigt. Die rechte Hand, den Ellenbogen in süßer Schlaffheit aufgestützt, läßt einen vollen Strauß hochaufgeblühter, dunkelflammender Rosen fast entgleiten. Der nackte Leib ruht, selig aufgelöst, auf dem weißen Atlastüchern. Das rechte Bein, vom Knie abwärts, welches in dem Roth der hellen Rosenknospe leuchtet, liegt in leiser Krümmung unter dem sanft und gelind gestreckten linken Beine, in holder Verschränkung den Schooß schließend, über dem mit gleichem Ausdrucke unbewußter Züchtigkeitsempfindung die linke Hand sich schirmend wölbt. Zu den Füßen schläft wie ein Ring in sich zusammengeschlossen das braun- und weißgefleckte Hündchen.

Tizian hat hier mit genialer Verwegenheit das Höchste gewagt. Er hat die Weibesschönheit in der vollen Göttlichkeit des vollendeten Mysteriums, von seiner beseligenden Empfindung durchzittert, unsern Augen dargestellt, und nur ein reines Auge ist würdig, dieses Wunder der Kunst schauend zu genießen.

Bei der Venus rechts, mit dem Amor zu Häupten, ist alles anders. Auf der gelbflammenden Seide ihrer Lagerdecken ruht der Leib, gestützt auf dem linken Arme, dessen Hand ein Bouquet von nur halberschlossenen, hellen Rosenknospen hält. Frische Rosen, im ersten Aufblühen, stehen in einer Vase neben dem Lager, auf welchem die lebenathmende Götterpracht der sanft gestreckten Glieder wie ein leise erregtes Meer sehnsüchtig dahinfluthet. Der Contrast der scheinbaren Ruhe in dem still gespannten Gesichte zu jener lebenzitternden Bewegung des göttlich schönen Leibes ist von wunderbarer Wahrheit. Das Haupt ist nicht, wie bei jener andern, in die Kissen gesenkt, sondern mit dem Oberleibe aufrecht auf dem linken Arme gestützt. Auf dem Lager steht das Hündchen, bellend gegen einen Falken, der auf einer Balluſtrade sitzt. Hat er das Nahen seines Herrn verkündigt? — Gewiß! Denn eben ist Amor herangeflogen und zu Häupten der Schönen stehend, und mit den Fingern seiner Linken ihre linke Brust berührend, kündet er der

Harrenden mit schalkhaft eilfertigem Ausdrucke des Gesichts das Nahen des Geliebten. Zu den Füßen ihres Lagers lehnt sein Köcher, schwer von Pfeilen. Nur zwei sind herausgenommen und liegen übereinandergekreuzt auf den Seidenpolstern zu den Füßen der Schönen, die eine Spitze ihr selbst zugekehrt, die andere ins ferne Freie hinausgerichtet, dem kommenden Geliebten entgegen. Die Landschaft der geöffneten Fernsicht ist von dem magischen Dämmerlichte des herabsinkenden Abends umflossen, der sich mit seinen rothbraunen Tinten über einzelne Theile des Vorgrundes lagert.

Bei der andern sehen wir dagegen durch die offenen Fensterbögen in frische, blauende Morgendämmerung hinaus, deren Horizont sich schon leise zu röthen beginnt. Ein Blumentopf steht auf dem Sims des offenen Fensters, vor dem Fenster ein feingezweigter Akazienbaum. In seinen Zweigen und Blättern spielt der Hauch der Morgenlüfte, flüsternd mit ihnen von dem Geheimnisse, das sie in der Nacht belauscht. Grün ist der Teppich, der zu Häupten der träumerisch in sich versunkenen Schönen hängt; grün ist die Farbe der Hoffnung. Am Fenster die Mädchen vor der Truhe, wer sind sie? Die eine trägt Gewänder auf der Schulter, die andere sucht dergleichen aus einer Truhe, vor der sie kniet. Es sind die Dienerinnen, welche ihre Herrin ankleiden wollen, denn es ist Morgen.

Die Schönheit ist die Glorie, der verklärende Heiligenschein der Sinnlichkeit in der Kunst, selbst in ihrer kühnsten Erscheinung. Darum fühlt man vor diesen Götterbildern und ihrer göttlichen Naturwahrheit keine Regung verlangender Begier. Wird doch jedes edle Gemüth am tiefsten gefesselt durch Vertrauen, das selbst im verwilderten Menschen oft noch die Macht des Schlechten und Gemeinen bricht. Das ist das Wort des Räthsels, die Lösung des Geheimnisses, warum der höchste Triumph der Kunst in der Darstellung hüllenloser Schönheit doch nicht die eigne, reale Sinn-

lichkeit in dem Beſchauer erregt. Wer möchte die Unſchuld eines ſolchen Vertrauens täuſchen, das uns würdigt, im ſchönen Scheine ruhig dauernd uns deſſen zu erfreuen, was in der Wirklichkeit nie ohne Verletzung der Heiligkeit geſchaut werden kann.

Die Köpfe ſind durchaus Verwandte der Dresdner Venus Tizians. Dieſer Typus war ihm ſo geläufig, daß wir ihn ſelbſt in ſeinen Madonnenbildern, z. B. in ſeiner Madonna mit dem Kinde im Venetianerſaale der Uffizien, wiederfinden. Das unter dem Namen: La bella di Tiziano berühmte Portrait der Geliebten Tizians in der Gallerie Pitti erſcheint mir als das Originalmodell zu ſeinen Schönheitsverklärungen. Wenn man dieſes Roſenknospenköpfchen ſieht, mit dem göttlichen Halſe und Nacken auf den Marmorſchultern, ſo begreift man, wie der Meiſter nicht widerſtehen konnte, die Herrlichkeit des ganzen Leibes, von der Hülle des Seidenwulſtes befreit, mit ſeinem Pinſel auf die Leinwand zu zaubern.

Es iſt ein prächtiger Menſch, dieſer Meiſter Tizian. In der Sinnlichkeit und ihrer ſchönheitvollen Wirklichkeit iſt ihm ſo wohl, daß ſelbſt ſeine Magdalena, die Büßerin, ihm unter der Hand zu ganz etwas Anderem wird. Dies volle, von üppigem Leben blühende Weib, das den Wellenſturz der Locken mit der Rechten über der Bruſt, und mit der Linken über den Schooß gebreitet niederfließen läßt — es iſt vielmehr eine antike Ariadne, die ein Heros, ein Götterſohn verlaſſen, und ihr ſeine Umarmungen treulos entzogen hat. Darüber klagt ſie zu den Göttern, und nur ein Gott kann und wird ſie tröſten. Auch dieſen Akt leidenſchaftlich bewegter, ſchöner Nacktheit konnte der Meiſter nur unter dem Schirm und Schutze des überlieferten mythiſchen Motivs, unter dem Schematismus einer heiligen, ſpiritualiſtiſchen Legende in Scene ſetzen. Die Kunſt des Malers ſtand hier zu jener Zeit und ihrer Bildung faſt in dem Verhältniſſe des modernen Dramatikers zu dem Inhalte, den die herrſchende Macht darzuſtellen dem Dichter verbietet oder erlaubt.

Sehr merkwürdig war mir die gleichfalls in der Gallerie der Uffizien befindliche Farbenskizze Tizians zu seinem Christus mit dem Zinsgroschen. So sorgfältig sie gearbeitet ist, fehlt doch noch viel von den schönen und feinen Zügen der ausgeführten Composition. Der Pharisäer tritt hier noch mit dem ganzen Leibe hervor, und nimmt eben so viel Raum wie Christus in Anspruch. Sein Gesicht ist nicht sowohl gemein als pfiffig herzlos. Auch der Charakter der Brutalität in Hand, Nase und Ohr, fehlt noch. Christus Finger legen sich noch ganz über die Hand des Pharisäers hin, während der Gottmensch in dem Dresdner Bilde nicht einmal das Geldstück in der Hand des Versuchers mit dem ausgestreckten Zeigefinger anrührt. Nun aber die Hauptsache, für mich eine Entdeckung. Tizian hat diesen wunderbaren Christuskopf, das Ideal des Gottmenschen, aus dem Leben genommen, wie selbst seine Madonnen die Züge der La bella di Tiziano tragen! Ein florentinischer Maler, der im Auftrage eines englischen Lords jene Skizze kopirte, widersprach mir, als ich ihm diese meine kleine Entdeckung mittheilte. Da führte ich ihn in das zweite Zimmer der Venetianer, wo in der linken Ecke einer Fensterwand das Portrait eines Malteserritters von Giorgione hing. Und so vollkommen, so sprechend war die Aehnlichkeit aller Züge des, nur um einen Gedanken mehr von leiser Röthe angeflogenen Gesichts, der Haltung des sanft geneigten Hauptes, des Haars und Bartes selbst, daß mein Florentiner gleich beim ersten Blick mit einem: ha ragione! zurückfuhr. Giorgione war Tizians Zeitgenosse, mit ihm in demselben Jahre (1477) geboren. Beide haben denselben Mann gemalt, der eine als Portrait, der andere die geistig edlen Züge zu seinem Ideale verwendend. Auch ist bekannt, daß der Christus mit dem Zinsgroschen zu Tizians früheren Arbeiten gehört. Wunderbar ist es, daß ich stets bei dem Anblicke des Tizianischen Bildes dieses eigenthümlich Portraitartige zu finden

geglaubt habe. Aber wie bezeichnend für Tizian iſt die Gewißheit dieſer Vermuthung.

In einem eignen, großen, hellen Saale ſteht die Gruppe der Niobe und ihrer Kinder; leider auch geſtört durch die großen Rubens, Honthorſts, Snyders und Van Dyks, deren koloſſale Schlachtſtücke und Schweinsjagden neben Madonnen und Glücksrittern die Wände bedecken, und den Blick des Beſchauers inmitten der heiligen Stille dieſer göttlichen Marmorbilder beunruhigen, in denen der ſchöne Tod in allen Nüancen, der Tod der helleniſchen Welt der Schönheit verkörpert erſcheint, in ewiger, nie verſtummender Todtenklage! Hier ſehen wir das ſchöne Heidenthum ſelbſt in ſeiner höchſten Blüte und im Momente ſeines Unterganges in Marmor feſtgebannt, nach Freund Moſens ſchönem Ausdrucke als verſteinerte Ballade vor uns ſtehen, die nur des Dichters bedarf, um durch ſein Zauberwort in lebendigen Tönen zu erklingen. Die Mutter und die erſte Tochter hielt ſchon Winckelmann für die einzigen Reſte alter Plaſtik, welche uns eine vollkommene Idee von der höchſten Blüte reinſter, griechiſcher Kunſt geben könnten. Seitdem ſind die eigenen Werke des Phidias ſelbſt für die Welt neu entdeckt worden. Aber dieſe Niobe allein iſt durch ſie in ihrer Herrlichkeit nicht gemindert worden. Vielmehr iſt ſie gerade, wie der ſinnvolle Welcker ſich ausdrückt, ſeit dieſer Zeit in ein neues Licht getreten, durch die Ahnung der richtigen Aufſtellung in der Mitte eines Ganzen, welches mit der tiefſinnigſten Kunſt zu lebendiger, beziehungsreicher Einheit verbunden war. Von dieſer Aufſtellung läßt nun freilich die gegenwärtige, bei welcher die Figuren in zwei Reihen an den Wänden des Saales einander gegenüberſtehen, keine Vorſtellung gewinnen *). Allein es iſt ausgemacht,

*) Die florentiniſchen Statuen, welche bekanntlich nicht das Ganze enthalten, wurden im Jahre 1583 vor Porta San Giovanni in Rom ausgegraben.

daß alle bis jetzt bekannten Figuren der Niobiden, deren sich zahlreiche in den verschiedenen europäischen Museen befinden, nur auf die eine, durch den größten Meister erfundene Gruppe zurückgehen, und daß alle Wiederholungen einzelner Figuren und Gruppen sich nur „wie einzelne Rhapsodien“ zu dem Ganzen eines Epos verhalten. —

Die Originalgruppe von Skopas oder Praxiteles schmückte ursprünglich das Giebelfeld eines griechischen, dann, von den Römern geraubt, eines römischen Apollotempels. Hier verkündete sie die Gewalt des Gottes und seiner erhabenen Schwester, als die Rächer jedes menschlichen, sich über die Schranken der Endlichkeit erhebenden Uebermuths. Sieben Söhne und sieben Töchter der königlichen Niobe erliegen den Pfeilen der beleidigten Gottheiten. Die Aufstellung, wie sie pyramidalisch in dem Tempelfrontispiz zu denken, hat Welcker*) in seiner vortrefflichen Abhandlung überzeugend nachgewiesen. Niobe mit der zu ihren Füßen hingestürzten, ihr Haupt im Schooße der Mutter bergenden Tochter bildet den Mittelpunkt der ganzen Komposition. Sie ist an der Schwelle ihres Hauses zu denken, so, daß der Hintergrund derselbe war, „an welchen die Alten in ihrer theatralischen wie auch in den malerischen Darstellungen gewöhnt waren.“ Ihre Kinder fliehen von beiden Seiten her, theils schon getroffen, theils sich entsetzenvoll umschauend nach den schwirrenden Todesgeschossen, dem schützenden Dache zu, und in demselben Momente, ehe noch eins die Pforte erreicht hat, von der die Mutter das grause Schauspiel übersieht, ist es auch vollendet, oder wird es doch im nächsten Augenblicke vollendet sein.

Es ist eine feine Bemerkung des schon erwähnten Kunstforschers, daß an dem vergrößerten Maaße, in welchem die Gestalt Niobe's, als der Hauptperson, umgeben von den erwachsenen

*) Ueber die Gruppirung der Niobe und ihrer Kinder von F. G. Welcker. Bonn 1836.

Kindern, erscheint, die Bedeutung des Kolossalen in der Sculptur klar wird. Indem sie die Kniee einbiegt, um das Kind aufzunehmen, über welches sie sich zugleich schützend vorbeugt, wächst ihre Gestalt, gerade indem sie an Höhe zu verlieren scheint, in der Vorstellung des Beschauers noch über das wirkliche Maaß hinaus.

Unendlich verschieden ist der Ausdruck der Niobe von den verschiedenen Kunstkritikern aufgefaßt worden. Während einige, wie Ramdohr: starre Furcht, entseelte Angst, den Uebergang zu ohnmächtig schlaffer Verzweiflung wahrnehmen, andere, wie Schlegel, ihr Gesicht als „in Thränen schwimmend voll Betrübniß und Angst" bezeichnen, spricht Feuerbach in seinem Vatikan. Apollon einen ganz entgegengesetzten Eindruck aus. „Auf die ruhige, kalte Maske ihres Hauptes ist die schreckliche Gewißheit geprägt, daß die Rache des Himmels nun gesühnt ist. Für keins ihrer Kinder ist diese Mutter mehr vorhanden, wie keins ihrer Kinder mehr für sie. Ihr Schirmen des Jüngsten ist nur bewußtlose Nöthigung der Natur, sie selbst mit ihrem emporgerichteten Haupte die schweigende, versteinerte Niobe des Aeschylus, die durchgeführte, tragische Maske." Keinen von diesen Eindrücken kann ich den meinigen nennen, obschon jeder etwas Richtiges enthalten mag. Denn in diesem wunderbaren Werke ist es der Kunst des göttlichen Bildners gelungen, das Nacheinander der blitzschnellen Uebergänge als ein Nebeneinander derselben so darzustellen, daß neben den Empfindungen der von angstvoller Verzweiflung beim Anblicke des namenlosen, zerschmetternd über sie einbrechenden Jammergeschicks erfüllten Mutter, zugleich das Bewußtsein der Heroine, der Königin nicht verloren geht, welches selbst im Unterliegen gegen die allmächtigen, von ihr beleidigten Götter sich behauptet. Diese „Symbolik ineinander übergehender Seelenzustände" ist es, die nach Welckers treffendem Ausdrucke uns in derselben Gestalt, bei der furchtbaren Ueberraschung durch das erbarmungslose Geschick, den natürlichen

und angewohnten Muth und Stolz der hohen Frau noch in demſelben Momente zeigt, wo beide zuſammenſinken werden. Sie iſt es, die uns zu gleicher Zeit „den Ausbruch der Thränen, die nie verſiegen ſollen, die thätige, großherzige Mutterhülfe, die Kraft, die dem Erſtarren nicht wehren, doch nicht zum Unterliegen kommen laſſen kann,“ vor die Seele führt. „Wir ſehen noch die Niobe, welche glücklich war, in der ſtolzen Haltung des Arms, und in dem Anſtande, der Art von Zierlichkeit ſelbſt, die durch Gewohnheit und Sitte zur andern Natur werden; und zugleich, indem unſer Blick immer wieder von der Geſtalt und von der ganzen Gruppe auf das Antlitz, als auf den Mittelpunkt des Ganzen, zurückzukehren gezwungen iſt, fühlen wir, wie bald ſie in Thränen zerfließen wird.“ In der unendlichen Tiefe dieſes erhabenſten Schmerzes, der die ganze Geſtalt durchzittert, ſehen wir gleichſam die Niobe vorgebildet, welche erſtarren ſoll zum einſamen, epheuumſchlungenen Felſen, von dem raſtlos rieſelnde Quellen herabrinnen, und deſſen Scheitel ewiger Schnee in ſeine dichten Schleier hüllt. Der Bildhauer Wagner in Rom, der gegen die Frontiſpiz-Aufſtellung der Gruppe geſchrieben hat, vermißt in einer ſolchen Aufſtellung die pfeilſendenden Gottheiten, für die allerdings bei derſelben kein Raum gedacht werden kann. Dieſer bairiſche Phidias, der ſich die Gruppe ohne Anweſenheit der Urheber der Jammerſcene nicht vorſtellen kann, ruft in ſeiner Naivetät aus: „könnte man nicht eben ſo wohl glauben, die Gruppe ſtelle eine Mutter vor, die mit ihren Kindern giftige Erdſchwämme genoſſen, deren ſchädliche Wirkung ſie bereits empfinden? Einige von den Kindern ſind ſchon dem Gifte erlegen, andere laufen Hülfe ſuchend ängſtlich umher u. ſ. w.“ Man muß geſtehen: dieſer Mann hat auf eigne Art für ſeine Unſterblichkeit geſorgt. Denn ſicherlich wird die Kunſtgeſchichte dieſe originelle Phantaſie barbariſcher Roheit nicht der Vergeſſenheit anheimfallen laſſen. Und ſo mag ſie denn auch in dieſem Briefe als modernes Satyrdrama neben der antiken Niobetragödie ihren Platz behalten.

Wenn man, wie Welcker bemerkt, schon im sechszehnten Jahrhunderte die Niobiden ohne die Götter sogleich erkannte, als man ihre verstümmelten Trümmer aus dem Schutte der römischen Erde hervorzog, so wird es sicher den Alten nicht schwer gewesen sein, diese hinzuzudenken. Und eben so wahr ist, was derselbe Kritiker hinzusetzt: neben dieser Niobe würde selbst der Vatikanische Apoll alle Hoheit einbüßen; er würde von der Macht dieser untergehenden Niobe erdrückt werden, anstatt als der Rächer ihres Uebermuthes zu erscheinen; eine Bemerkung, durch welche jede Zusammenstellung der Niobidengruppe mit den Bildern der rächenden Gottheiten für immer abgewiesen bleibt.

Man hat so viel von dem fördernden Einflusse des Katholizismus auf die Kunst geredet, protestantische Künstler sind katholisch geworden, aus Sorge für ihr Seelenheil und ihre Kunst zugleich; und doch, ist es nicht merkwürdig, daß gerade in dem Lande, wo sich der Katholizismus der ungestörtesten Alleinherrschaft erfreut, alle altkatholische Kunst und ihre Innigkeit völlig verschwunden ist? Wo ist der große Maler, den in den letzten hundert Jahren Florenz, Italien überhaupt, hervorgebracht hätte? Alles, was ich hier von neueren Bildern in Kirchen und Kapellen sehe — die meisten Maler sind fabrikmäßige Copisten der Gallerienschätze, für reiche Fremde — ist nur ein Ausdruck der ausgehölten Aeußerlichkeit, zu welcher die tiefe, erfüllte Innerlichkeit des Mittelalters herabgesunken ist. Es ist der Schmerz über diesen Abfall und die Sehnsucht nach der Wiedererweckung des Verschwundenen, und nur in der Kunstverklärung lebendig erhaltenen Ideals jener ächten christkatholischen Zeit, welche Gemüthsmenschen, die Künstler, aber schwachen Geistes sind, in Italien zum Katholischwerden bringt. Für mich liegt Poesie des katholischen Kultus hier in Italien nur noch in dem Anblicke einzelner Beter, namentlich in den Greisen und

Greisinnen aus dem Volke, mit Gesichtern, die an Fra Bartolomeo's und Andrea del Sarto's Gestalten erinnern, wie deren mir manche in der Abendstille der Kirchen an den Altären oder in den Vorhallen knieend begegnen.

Müde vom Sehen ging ich Abends in die Kirche Santa Maria Novella, die Michel Angelo seine Braut nannte. Arbeiter waren beschäftigt, Säulen und Wände des rothdamastenen, goldbefranzten Festschmucks zu entkleiden, mit dem man zu Ehren des Frohnleichnamsfestes das ganze Innere überzogen hatte. An die Kirche stößt das schöne Kloster der Dominikaner. Dahin flüchtete ich vor dem störenden Lärm der Hammerschläge und der fallenden Bretter und Latten. In diesen Hallen und Kreuzgängen, in diesen stillen Klosterhöfen und hochummauerten Gärten, unter vielhundertjährigen Marmorgräbern, Inschriften, halbverblichenen Freskobildern an den Bogenwänden, lebt und webt noch die Poesie des Katholizismus. Einzelne Mönche in ihren weiten Kapuzen wandelten baarhaupt und gesenkten Blicks, Gebete murmelnd, an mir vorüber. In einem der kleineren Höfe ließ ich mich nieder. Es war ein enger Raum, vielleicht nicht größer, als hundert Fuß ins Gevierte. Hohe Bogengänge mit schmucklosen Steinwänden umgaben einen viereckten, auf allen Seiten von den hohen Mauern der Nebengebäude umschlossenen, grünen Platz, ohne Buschwerk und Blumen und sonstige Gartenzier. Aber aus seiner Mitte stieg eine riesige Cypresse, deren nackter Stamm wohl über vierzig Fuß hoch sein mochte, mit ihrer dichten Laubpyramide einsam zum Himmel empor: wie ein freiheitsuchender Gedanke aus der dumpfen Enge der Umschließung sehnsüchtig sich in die Lüfte erhebend. Leise Abendwinde wiegten kaum merklich die schlanke Spitze hin und her. Ein lichtes Wölkchen, goldumsäumt im Glanze der untergehenden Sonne, schwebte hoch über ihr am dunkelblauen Himmel. Einzelne Vögel schossen wie Strahlenpfeile über die Dächer dem grünen Kegel ihrer Behausung zu, und verschwanden leise zwitschernd in seiner dunkelen

Umſchließung. So ſtand der Baum wie ein einſamer Denker in dem engen Gefängniſſe dieſer Kloſtermauern. Im Anſchauen dieſes in ſeiner Art einzigen Genrebildes verſunken, weilte ich lange, und überſah, daß im Schatten einer Säule auf der niedern Steindruſtung des Ganges ſitzend, ein einſamer Menſch ſein abgezehrtes Antlitz flehend auf mich gerichtet hielt. Als ich ihm näher kam, bat er leiſe mit ſchüchterner Handbewegung — denn in Florenz iſt das Betteln ſcharf verboten — Signor per carita! muojo di fame! Ein Verhungernder inmitten dieſer reichſten Stätte chriſtlicher Barmherzigkeit neben der Kirche, deren prunkende Kunſtſchätze und Kleinodien Millionen werth ſind, in dieſen Hallen, wo der fromme Müſſiggang fetter Mönche ſich mäſtet! — das iſt Italien!

Am Tage nach dem großen Kirchenfeſte floß der Regen in Strömen, ſo daß der hochangeſchwollene Arno im ſchmutzigen Bronzegelb mit raſender Wuth durch die Brückenbogen ſchoß, als ich über den, mit den Werkſtätten der Goldſchmiede beſetzten Ponte vecchio dem Palaſte Pitti zuwanderte. Die älteſten Leute können ſich eines ſo anhaltend naſſen und rauhen Frühlings nicht erinnern.

Der Palaſt Pitti ſteht auf der Höhe eines großen, mäßig anſteigenden Platzes, und macht in der grandioſen Einfachheit ſeiner ſchmucklos a la ruſtika zu einer Höhe von mehr als hundert Fuß übereinandergethürmten Felsblockmauern einen wahrhaft imponirenden Eindruck. Dieſe unregelmäßig regelmäßigen, zehn bis zwölf Schritt langen Felſenmaſſen bilden durch die ſcheinbare Disharmonie, in welcher ſie zu der zierlichen Form des Ganzen ſtehen, die ſchönſte Harmonie. Der ganze gewaltige Bau, jetzt Reſidenz der Herrſcherfamilie, gleicht eher einer mittelalterlichen Schutz- und Trutzburg, als einem modernen Reſidenzpalaſte, und verſetzt den Beſchauer in jene kriegeriſche Zeit des funfzehnten Jahrhunderts, in welcher ihn ein mächtiger Bürger der Republik, der Gonfaloniere

Luca Pitti, durch Brunelleschi erbauen ließ. Er nimmt mit seinen beiden vorspringenden Seitenflügeln eine Breite von drittehalbhundert Schritten ein.

In der Gallerie ging ich zuerst den Spuren Rafaels nach, von dem sie neun Werke enthält. Die Madonna della Seggiola, das Original zu der Dresdner Copie. Das sinnend schwermüthige Haupt gelehnt über den Kopf des geliebten, göttlich ernstblickenden Kindes, dessen Leib sie umschlingend an sich drückt, scheint sie mit ihren ernsten, tiefen Augen zu sagen: „Ihr werdet ihn mir tödten!“ — Santa Famiglia dell' Impannata. Die Madonna sitzt an einem Fenster; rechts zu ihren Füßen, auf seinem Pardelfelle, Johannes der Täuferknabe. Sie hält auf dem Schooße das Kind, welches seinen Fuß in ihre linke Hand setzt, während es mit der rechten Hand sich an dem Saume ihres Gewandes über der Brust hält, um sich ihr auf den Schooß zu schwingen. Was die Frauen sagen, die Alte und die zeigende Junge links zu den Füßen, das Dramatische des Vorgangs, verstehe ich nicht ganz. — Madonna della Lacertola (Copie Giulio Romano's). Eine überaus feine, sinnige Komposition. Das heiter spielende Jesuskind strebt, auf dem Bettchen der Wiege stehend, aus der haltenden Hand der Mutter dem Täuferknaben entgegen, der ihm das Band mit der Aufschrift: ecce agnus dei zeigt. Gegenüber dieser Wiege, aus der das junge Christenthum emporblüht, steht eine zerbrochene, antike Säule, aus deren Trümmern eine Lacerte hervorschlüpft, und eine verstümmelte Ara, an deren einer Ecke der kopflose Leib einer Venus. Zu den Füßen der Madonna blüht eine Lilie und kriecht eine Schnecke halb aus ihrem Häuschen hervor. Ueber dem antiken Tronk lehnt als Nebenfigur der heilige Joseph. — Papst Julius II., würdiger, greiser Kriegerpriester. — Papst Leo X., wohllebiger, kapaunfetter, behaglicher Ausdruck des Kopfes, dem die dunkelrothe Sammetkappe sich recht behaglich an die Ohren legt. Er ist im rathpflegenden Gespräche mit zwei Kardinälen, von

denen der linke ein ächtes, schwarzes, pfiffigkluges Italienergesicht. Ob sie wohl über den Wittenberger Mönch verhandeln, von dessen Beginnen der zweite Kardinal Meldung zu thun scheint? — Magdalena Doni, ein Gesicht voll tiefsten Lebensschmerzes (ähnlich dem Dresdner Portrait der Herzogin Eleonore, Cosmo I. Gemahlin, angeblich von Angelo Bronzino), mit jenem Leidenszuge, der sich in Rafaels weiblichen Portraits fast überall wiederfindet. Auch fehlt nicht die große Perlenthräne an dem einfachen Schnürchen auf der Brust. — Angiolo Doni, ein Portrait mit demselben spiritualistischen Leidenscharakter. — Ezechiels Vision, kühnste, ächt michelangeleske Komposition. — Madonna del Baldachino. Von beiden Seiten ziehen Engel, luftig schwebend, der eine niederwärts zu den untern Beschauern, der andere aufwärts zur Madonna blickend, den Vorhang hinweg von dem Baldachin, auf dem die Jungfrau mit dem Kinde erscheint. Das Kind greift mit der Linken nach der Mutter Busen, mit der andern hält es die Spitze seines rechten Füßchens, und sieht lächelnd zu dem Apostel Petrus herab, während die göttliche Mutter, die halbgeschlossenen Augen niedersenkend, dem spielenden Kinde mit der linken Hand zu wehren scheint. Die ächt menschliche Naivetät der Auffassung des Ganzen, und der holdselige, jungfräulich mütterliche Ausdruck in dem Antlitze der Madonna sind von unbeschreiblicher Wirkung. Links Petrus und ein anderer Heiliger, rechts Pilger in sinnender Andacht; und ein Bischof aus dem Bilde heraus den Beschauer anblickend scheint zu fragen: „Nicht wahr? das ist eine holdselige Mutter Gottes?“

In einem der Nebenzimmer hängt unter Nr. 245 das Portrait einer halbverschleierten Römerin, in Lebensgröße, halbe Figur, von einem ungenannten Maler, ausgezeichnet durch die sprechende Aehnlichkeit mit Rafaels Sixtinischer Madonna.

Von Rafael nur einen Blick auf seinen Lehrmeister, Pietro Perugino, dessen schönstes Oelbild diese Sammlung bewahrt.

Es ist eine Anbetung des Kindes durch die Madonna, hinter ihr der knieende Johannes. Die Landschaft mit dem ganz grünen Himmel ist durchaus lyrische Stimmungslandschaft. Das vorwaltende Princip ist noch das antike der Farbenharmonie. In dem ganzen Bilde sind außer der Carnation nur Roth und Grün zu sehen. Nur allmälig ist das naturalistische Princip der Naturnachahmung zur Anwendung und Geltung gelangt.

Von Leonardo da Vinci entzückte mich ein weibliches Bildniß, rein, edel, groß und von hinreißender Seelenschönheit, ein Gesicht, zu dem man immer wieder zurückgezogen wird. Es ist ein schmerzverklärtes Antlitz mit Augen, welche thränenvolle Leidensnächte kennen. Sie trägt schwarzes Wittwengewand, in der Hand ein kleines Gebetbuch, keinen Schmuck im Haare, an Hals und Brust, nur einen Goldreif am Finger. Das einzige Weiß ist im Spitzenstreife am Busen, und im Schleier, der ihr vom Haupte niederfließt.

Drei Kreuzesabnahmen von Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto und Ludovico da Cigoli ließen mich einen Blick in die Oekonomie der Komposition bei den verschiedenen Meistern thun. In dem Bilde des ersteren sind nur drei Personen um den Leib des vom Kreuze schon herabgenommenen Erlösers beschäftigt. Eine weibliche Gestalt hält im tiefsten Schmerze zu den Füßen des Todten hingegossen, sie umschlungen. Die Mutter die linke Hand haltend und den Kopf sanft umfassend, eine christliche Niobe im edelsten Schmerze, nimmt die Mitte ein. Zu Häupten den Leib aufstützend eine dritte weibliche Gestalt. Das Ganze in brennender Farbenglut, die edel einfachste Komposition. Bei Andrea del Sarto finden wir sieben Personen um den herabgenommenen Leib beschäftigt. Zwei Jünger stehend zu beiden Seiten, die Mutter in der Mitte, zu Füßen zwei, zu Häupten eine weibliche Figur. Bei Cigoli sehen wir den Akt der Kreuzesabnahme selbst, in unruhig bewegter Handlung. Was kann da gefühlt und ausgesprochen werden,

als die Sorge, daß der theure Leib nicht entgleite und stürze! Das Gemälde hat zehn Figuren.

Im runden Cabinette steht Canova's berühmte Venus, die dem Bade entstiegen, das Haupt scheu umblickend nach links gewendet, den vordern Theil des Leibes mit dem Badetuche bedeckt. Wie kann ein Künstler so wenig die Religion, den heiligen Geist der Schönheit begreifen, daß er die ihrer himmlischen Schönheit bewußte Göttin der Liebe, wie eine überraschte Coquette zusammenfahren und angstvoll Brust und Leib mit Armen und Gewandung bedecken läßt! Diese moderne Venus verdient alle die Vorwürfe, welche der Medizeerin mit Unrecht gemacht sind. Solche Darstellung des Nackten ist gerade das Gegentheil dessen, was sie sein will. Ihr Eindruck ist gemein sinnlich statt göttlich unschuldvoll zu sein, erniedrigend statt zu erheben. Wenn die Schönheit in strahlender Göttlichkeit dem unendlichen, erdumfassenden Elemente entsteigend sich den Blicken der Menschen offenbart, was soll da diese armselige Keuschheitspantomime, die schon das Sündenbewußtsein verräth!

Abends bis nach Mitternacht im Theater Pergola. Sie gaben die Opera seria Jeanne d'Arc von Verdy, nebst einem eingelegten Ballet, die Willy's, das allein gegen anderthalb Stunden dauerte. Für die Italiener schien indessen dies Ballet, welches mir die ganze Oper zerriß, die Hauptsache. Die erste Tänzerin riß das gesammte Publikum zu einem Beifalle hin, dessen Aeußerung gar kein Ende nahm. Es ist ein wunderlich klingendes, ächzendes, wollustströhnendes Ah! und Eh! welches langgezogen und zuletzt kurz abgestoßen den weiten Raum durchhallt. An Aufmerksamkeit in unserm Sinne ist bei der Vorstellung nicht zu denken, das Theater ist nur ein allgemeiner Conversationssalon im größten Style. Sie haben den Sinn für ein Ganzes nicht oder nicht mehr. Nicht das wahrhaft Schöne, einfach Tiefe, Seelische in Gesang und Komposition beklatschten sie, sondern allein das Virtuosistische, Kunst-

stückartige irgend einer einzelnen Leistung. Es ist doch ein gesunkenes Geschlecht, das sich an diesen unzüchtigen Schamlosigkeiten eines Ballets begeistern mag, dessen Hauptaufgabe darin besteht, durch die scheinbar unmöglichsten und unnatürlichsten Bewegungen und Stellungen die möglichst weite Entblößung der Leiber zu Tage zu fördern. Auch hier im Ballete ward immer nur das Seiltänzerische, nicht das wahrhaft Schöne con fanatismo bejubelt. In Summa bleibt es bei der oft ausgesprochenen Thatsache, daß das Anhören einer oft gegebenen Oper in Italien für den musikliebenden, an deutsche Stille und Aufmerksamkeit gewöhnten Fremden eine Marter ist, die ich mir nicht oft zu bereiten gedenke. Erfreulicher war mir dagegen ein Aufsatz in der heutigen Nummer der hier erscheinenden Rivista über Schillers Don Karlos, und ein zweiter über die Entwickelung der italienischen Literatur, mit Rücksicht auf die deutsche Geistesentwickelung durch Lessing, Kant, Schiller, Göthe, Schelling und Hegel, voll verehrender Hochachtung für diese Heroen, obschon der Verfasser von der Hegelschen Philosophie in ihren Consequenzen nichts wissen wollte. Auch ließen einige Lücken und Zusammenhanglosigkeiten auf starke Censurstriche schließen.

Beim Hinabsteigen aus den Uffizien trat ich gestern auf eine Stunde in den Gerichtssaal der Audienza ein, wo gerade ein Prozeß wegen Auflehnung gegen die Civil- und Militairgewalt öffentlich verhandelt wurde. Die Angeklagten, dreizehn an der Zahl, meist Sienesen, saßen alle auf Stühlen ihren Richtern gegenüber, in der Mitte ihre drei Vertheidiger in der Robe mit Schärpen. Es gab die lebhafteste Diskussion hin und her, bei der zuweilen drei bis viere zugleich redeten. Dann Zeugenverhör der Soldaten. Ein dichtgedrängter, gespannt aufmerksamer Hörerkreis umgab die Schranken. Selbst dieses Volk hat öffentliches Verfahren!

Höchst belohnend war heute ein Ausflug nach dem benachbarten Fiesole. Durch die Strada larga zur Porta di San Gallo hinaus, bei dem Triumphbogen Kaiser Franz I. vorbei, führt ein Zickzack von Gartenwegen, die Manzoni so bezeichnend *sepulte tra due mure* nennt, höher und höher hinauf zu den Bergzügen, welche das Thal von Florenz begränzen. Jeder Rückblick auf dem, in zahllosen Schlangenwindungen sich um die Berge schlingenden Wege gewährte neue, entzückende Ansichten. Ueberall, so weit das Auge reicht, in dem ungeheuren Thalkessel alles mit Gärten, Weinbergen und Landhäusern besäet. Hohe Myrthenbäume, blühende Rosenhecken, Thore und Mauern umschlingend, Pinien und Cypressen zwischen Maulbeer-, Feigen- und Oelbäumen; Eichen und Ulmen mit Wein umrankt. Auf der Höhe links ein Kloster mit offenen Loggien, und hoch oben wie ein Adlerhorst das uralte Fiesole, mit seinen etrurischen Mauerresten. An den Kirchen ist nicht viel zu sehen, desto mehr von der Terasse des Gartens der Kapuziner, von wo man das schönste Panorama Oberitaliens vor sich ausgebreitet sieht. Florenz mit der hochragenden Kuppel des Doms und dem schlanken Thurme des Palazzo vecchio schien von dieser Höhe herab gesehen selbst nur die Rose in dem Prachtbouquet von Gärten, Villen und Weinbergen, welches aus der grünen Schale dieses herrlichen Thales emporquillt. Ich kann es dem Lorenzo von Mediziz nicht verdenken, daß er hier gern im Kreise seiner Dichter und Weisen von den Mühen des Staatslebens ausruhte.

Eins aber fehlt diesen italischen Landhäusern und Gärten: deutsche, gemeßliche Belebtheit durch ihre Besitzer. Der Italiener liebt die Stadt, und hat von deutschem Land- und Gartenleben keinen Begriff. Außer den Cascinen, die auch für einen Spaziergang zu weit von der Stadt entfernt liegen, ist um ganz Florenz kein öffentlicher Garten oder Lustort zu finden. Die hochummauerten Gartenwege aber haben etwas melancholisch Düsteres, beklemmend

Einſames. Stundenlang kann man zwiſchen dieſen Mauern umherwandeln, ohne einen freien Platz zur Umſchau zu gewinnen.

Abends noch ein Gang in die Baſilika von Santa Croce, dieſem Pantheon von Florenz, wo die Grabdenkmale ſeiner großen Geiſter: Michel Angelo, Dante, Filicaja, Alfieri, Lanzi, Macchiavelli, Galileo Galilei auf uns herabſchauen. Onorate l'altissimo poeta! ruft uns die Inſchrift über Dante's Kenotaph zu. Tanto nomini nullum par elogium heißt es auf Macchiavelli's Denkmal. Alfieri's Monument von Canova hat eine Deutſche errichtet. Die Gräfin Aloyſa Stolberg-Albani ſetzte es ihm im Jahre 1810, wie die Inſchrift ſagt. Auch ihre eigne Ruheſtätte iſt neben dem Geliebten, deſſen begeiſternde und ſchützende Muſe ſie im Leben geweſen war. Aber vor allen rührte mich Galilei's Denkmal. Ja! „ſie bewegt ſich," die Welt, auch die geiſtige, ſie wandelt ihre Bahn zum Ziele reiner Menſchlichkeit, das zeugt mir dein Anblick, du edelſter Dulder! Sie haben dich in Feſſeln geſchlagen, die Götzenpfaffen, dich gemartert und gefoltert, dich zum Abſchwören der ſonnenhellen Wahrheit gezwungen, Blindheit und Siechthum über deinen ſterblichen Leib gebracht, aber ſie haben es nicht hindern können, daß kaum ein Jahrhundert, nachdem du dein müdes Haupt zur Ruhe legteſt, eine von deines Geiſtes Klarheit erleuchtete Nachwelt dich in ihrem eigenen Tempel hinſtellte als einen wahrhaften Heiligen des göttlichen Menſchengeiſtes, als: geometriae, astronomiae, philosophiae maximus restitutor, nulli aetatis suae comparandus, daß ſie dir, der „ewigen Zier des Vaterlandes" ihr hic bene quiescat! in Goldſchrift auf deinen Sarkophag ſetzte, und mit dieſem deinem Denkmale dein: Eppur' si muove in Marmor vor uns hinſtellte. O glückliche Zeit, wenn einſt nur die Heiligen deines Gleichen die Tempel der Menſchheit füllen werden. Strauß hat den Kultus des Genius nicht erfunden. In dieſer florentiner Kirche iſt er längſt eine Wirklichkeit geworden.

Die Gemäldegallerie in der Akademie der schönen Künste ist für das Studium der italischen und besonders der florentinischen Kunstgeschichte von der höchsten Bedeutung. Hier kann man in einer erlesenen Reihe von Meisterwerken Cimabue und Giotto, Fra Filippo Lippi und Fiesole, Lorenzo Credi und Sogliani, Sandro Botticelli und Ghirlandajo, Fra Bartolomeo und Andrea del Sarto, und vor allem den liebenswürdigen Perugino kennen lernen. Aber ein Paar Stunden sind allzuwenig, um sich bei so einem ersten Sehen zurecht zu finden auf diesem hohen Meere von Schönheit. Man fühlt die Wellen über sich zusammenschlagen, und hört zuletzt nur ein wirres Durcheinandersausen und Brausen. Försters Handbuch ist freilich von unentbehrlicher Verdienstlichkeit für den Reisenden, und doch läßt es gar manchen Wunsch übrig. So fand ich heute in den Uffizien zwei Tizians übergangen: ein Portrait des Medizeers Giovanni del Bandinello, aus der Erinnerung gemalt nach dem Tode dieses jungen Kriegsherren. In voller Rüstung steht er vor uns da, ein prachtvoller Kopf, ähnlich dem zürnenden Achill aus dem pompejanischen Wandgemälde, und zugleich dem jugendlichen Napoleon. Das zweite Bild ist eine vortreffliche Skizze der Darstellung eines siegreichen Kampfes der Venetianer über die kaiserlichen Deutschen. Das Mordgewühl wälzt sich in rasender Wuth über eine Brücke. Mein Florentiner behauptete, es sei die Farbenskizze zu einem untergegangenen großen Freskogemälde des Meisters. Von einem Correggio in der Tribune heißt es bei Förster: „Maria das Kind anbetend.“ Aber wie naiv und lebendig, wie fern von aller spiritualistischen Transcendenz hat der Maler die Scene aufgefaßt! Maria kniet sich (ich wähle diesen Provinzialismus, weil er allein bezeichnend ist) zu dem Kinde hin, welches auf einer Marmorstufe nackt auf seinen weißleinenen Lagerdecken liegt. Es hat die deckenden Hüllen erwachend mit den Füßchen von sich abgestrampelt, und zappelt lächelnd im heitersten Erwachen mit der einen Hand und schwerfälliger mit den Beinchen der Mutter

entgegen, welche ihre Hände wie verwundernd ein wenig auseinander breitet, und mit einem Gesichte voll reinster Mutterseligkeit zu ihm zu sprechen scheint: „Bist du schon munter, mein liebster Engel du?“ Das ist die „Anbetung des Kindes,“ wie wir sie täglich von liebenden Müttern ihrem Kindern dargebracht sehen. Schöneres konnte der Maler nicht malen, und ein Beschauer, der zufällig nichts von dem christlichen Mythus wüßte, würde eben nur dies und nichts anderes in dem Bilde dargestellt erblicken, denn das reinste Menschliche ist eben auch das Göttliche. Das predigen mir hier die alten christlichen Maler auf Tritt und Schritt, wie es Platen sang in seiner „Madonnenverehrung“:

Längst zwar trieb der Apostel den heiligen Dienst der Natur aus;
Doch es verehrt sie das Volk gläubig als Mutter des Gotts.

III.

Von Florenz nach Rom.

Manche Straße schon zog der Wanderer, aber noch niemals
Bebt ihm das Herz wie auf dir, heilige Straße nach Rom.

Florenz, 31. Mai.

Als ich gestern Nachmittag mein Briefpaket in den marmornen Löwenrachen der Post fallen sah, betete ich im Herzen um einen gesegneten Ein- und Ausgang. In der Ferne entläßt man Briefe mit einem aufgeregteren Gefühle als daheim. Und hier in Italien muß ich immer an Niebuhr's Klagen und Verwünschungen über die schmählichen Briefzerbrechungen gedenken.

Jetzt sitze ich und erwarte meinen Vetturin, Signor Luigi Baccioni, um den Contract für die Fahrt nach Rom über Siena abzuschließen, für welche ich nur die Fortdauer des bisherigen kühlen Wetters wünsche, doch ohne zu viel Regen, da mein erwählter Cabrioletplatz nicht allzuwasserdicht scheint. Dafür habe ich mir aber auch den Alleinbesitz des Cabriolets ausbedungen, um möglichst ungestört beobachten zu können. Wenn ich der Unterhaltung bedarf, habe ich den Vetturin, einen feinen, bescheidenen Florentiner, der mir überdieß den Vortheil gewährt, mein Italienisch zu üben.

Heute also ist mein letzter Tag in Florenz. Die Stadt ist so schön, so reich und herrlich, daß ich dieselbe nicht so bald verlassen würde, müßte ich nicht eilen, noch vor Ausbruch der Hitze Rom zu erreichen, wohin es mich denn doch mit unwiderstehlicher Gewalt treibt und zieht. Wie Vieles ist hier noch zu sehen, was ich nicht

gesehen habe, weil ich mich nicht abhetzen, und lieber Weniges gut und ganz sehen will. Doch habe ich ja auch die sichere Aussicht des Wiederkommens, worauf ich zum Ueberflusse noch den vortrefflichen St. G.'s mein Wort gegeben habe, deren Freundschaft mir diese letzten Tage meines florentinischen Aufenthalts so genußreich verschönt. Gestern trafen wir uns verabredeterweise auf San Miniato. Das ist ein Kloster mit einer Kirche auf einer ziemlich steilen Berghöhe, westlich außerhalb der Stadt, wunderbar schön und romantisch gelegen. Es hatte fast den ganzen Tag geregnet, und oben wehte eine frische, kräftige Luft. Tief unten im Thalkessel lag die Stadt, umqualmt von grauer Nebelluft. Ringsum die Berge grau und grauer bis zum finstersten Schwarzblau. Oestlich barg eine hellere, weißfahle Nebelbank alle Gebirgszüge den Blicken. Ein Streifen des Arno schimmerte gelbglitzernd zwischen Gärten und Häusern hervor. Wir traten durch ein finsteres Thorgewölbe in den grasbewachsenen Klosterhof. Die Kirche uralt, von wunderlichem Bau, umringt von Festungsmauern und gebrochenen Bastionen, alles dicht umrankt von wuchernden Epheugewinden mit blühenden Rosensträuchern. Ein kolossaler, baumdicker Rebstock hat sich um die ganze Vorderseite der Kirche geschlungen. Am Giebelfelde leuchtete ein alterthümliches, sehr beschädigtes Mosaik. Die Halbsäulen von schwarzem Marmor mit antiken Capitälen. Denn wie die ältesten Christenkirchen meist auf den Stätten heidnischer Tempel stehen, so hat man auch deren Säulen und sonstigen Schmuck in den Dienst der neuen Tempelbauten genommen, wie die Römer ihrerseits gar manche der schönen Säulen und Skulpturwerke zu ihren Tempel-, Triumph- und Prachtbauten aus Griechenland zusammenraubten.

Napoleon verjagte die Mönche, welche jetzt wieder von dieser schönen Höhe auf die Stadt der Freude und des Genusses hinabschauen. Ha fatto bene! setzte der Begleiter unserer Freunde hinzu, ein prächtiger, feiner, italienischer Kopf. Jetzt sind die Pfaffen

auch bei uns, wie in ganz Italien, wieder oben auf, ſetzte er mit einem Seufzer hinzu. Das ſcheint allerdings, ſo weit ich jetzt urtheilen kann, nicht unrichtig. Jeder zweite Tag, den ich hier verlebe, iſt ein Prozeſſions- oder Feſttag. „Ohne die ungeheuerſten Hülfsquellen ſeines Bodens und ohne die Fremden, welche Millionen in Umlauf ſetzen, müßte der freſſende Krebsſchaden von Armuth und Bettelei längſt den völligen Ruin des Landes herbeigeführt haben!“ meinte neulich Hr. von Saint Georges.

31. Mai Nachts.

Der heutige letzte Tag in Florenz beſchloß in der ſchönſten Weiſe mit einem reinen Vollklange die Symphonie meiner florentiniſchen Tage. Noch einmal ging ich, nachdem Alles zur morgenden Abreiſe gerüſtet war, in die Gallerien Pitti und degli Uffizi, um von dem Schönſten, was mir in ihnen theuer geworden, Abſchied zu nehmen. Als zum letzten Male — ſchon ein Paar Mal war ich immer wieder zurückgekehrt — meine Augen, ehe ich die mit grünem Tuche ausgeſchlagene Thür der Tribune hinter mir zaudernd und langſam ins Schloß gleiten ließ, auf den Marmorbildern und auf den beiden Venusgeſtalten Tizians ruhten, da war mir's, als lebe des Meiſters Werk, und ein Schmerz überkam mich, als trenne ich mich von lebendigen, fühlenden Weſen.

Nachmittags fuhren wir mit Herrn und Frau von St. G. zur Porta Romana hinaus nach dem Großherzoglichen Luſtſchloſſe Poggio Imperiale. Eine wundervolle, wohl eine halbe Stunde lange Allee der größeſten Cypreſſen führt gemächlich hinauf. Nicht weit von dem fürſtlichen Schloſſe liegt die Villa, über deren Beſitz Hr. v. St. G. in Unterhandlung ſteht. Sie iſt eine der ſchöngelegenſten Villen von Florenz. Inmitten eines vortrefflich gehaltenen Orangengartens erhebt ſich auf dem Rücken eines bedeutenden

Hügels ein zweistöckiges Gebäude, mit Altanen und Gallerien, in einfach edlem Style gebaut, geräumig luftig, auf viele Meilen weit die ganze Umgebung, Stadt und Gebirge, Strom, Wald und Thal beherrschend, in lieblich anmuthiger Einsamkeit. Wir durchgingen die Reihe der Säle und Zimmer, die alle reinlich gehalten, aber altfränkisch mit Geräth aus dem siebenzehnten Jahrhunderte versehen, auf einen Besitzer deuteten, der von großem Reichthume der Ahnen eben nur so viel gerettet, um das Vorhandene in leidlichem Zustande erhalten zu können, ohne im Stande zu sein, irgend eine Verbesserung zu unternehmen. Hier hatte ich nun unter den vorhandenen Zimmern eins für mich auszuwählen, welches ich der freundlichen Einladung zu Folge bei meiner Rückkehr im künftigen Frühlinge bewohnen sollte. In der That die Wahl war schwer, denn aus jedem Theile des Hauses, von jeder Seite war die Aussicht voll neuer Schönheit. An diesem wundervollen Abende erschien mir erst die Gegend von Florenz in ihrer ganzen Herrlichkeit. Eine unbeschreibliche Friedensruhe lag über der ganzen Natur ergossen; die Luft durchzittert von dem süßen Dufte der tausende von Orangen- und Rosengärten, in deren Schooße Florenz ruht. Wir wandelten auf und ab in dem Garten der Villa, unter Orangen- und Citronenbäumen, mit Blüten und reifenden Früchten zugleich bedeckt. Nie sah ich einen üppigeren Rosenflor, und ein junger, schwarzlockiger Gärtnerbursch, der schönste Mensch, den ich in Florenz gesehen, schnitt uns eine Fülle von Sträußen, zu denen man bei uns ein ganzes Gewächshaus hätte plündern müssen. An einem Portale der Mauer befanden sich Marmorsitze, dicht eingefaßt von Lorbeer und Cypressen. Dort setzten wir uns nieder, still der Musik des eignen Herzens lauschend, während das Abendgeläute aus einem nahen Kloster zu uns herüberklang. Kaum hörbar flüsterten die lindesten Abendlüfte in den hohen Cypressenwipfeln. Mir fiel Rückerts schönes Gedicht ein:

Die Cypreſſ' iſt der Freiheit Baum,
Weil ſie keine Früchte trägt,
Und ruhig ſchwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern ſchlägt.

Ein genußreicher, muſikaliſcher Abend beſchloß den ſchönen Tag. Nur ein junger italieniſcher Maeſtro, der Operncomponiſt ... war noch mit eingeladen, ein begeiſterter Verehrer Mozarts und Beethovens und genauer Kenner der deutſchen muſikaliſchen Literatur. „Für die Muſik bin ich Deutſcher," erwiederte er mir in ſeinem feinen Toskaniſch, als ich nach ſeinem Heimathsorte fragte. Frau von St. G. ſang ihre ſchwediſchen Volkslieder von Lindblad, unter denen das reizende Lied des dalekarliſchen Mädchens, welches „viele Meilen weit wandert," um den Liebſten in Stockholm zu beſuchen. Von den deutſchen Volksmelodien, welche ich ſelbſt zum Beſten gab, gefiel dem italieniſchen Maeſtro am beſten das:

Morgen muß ich fort von hier,
Und muß Abſchied nehmen!

Er ſchrieb ſich die Melodie auf, und bat mich um den Text, welchen ihm Fr. v. St. G. ins Italieniſche überſetzte. Um Mitternacht ſchied ich von den liebenswürdigen Menſchen nicht ohne Rührung, unter manchem herzlichen: a rivederci!

Wer „Menſchen menſchlich ſehen" und an die Liebenswürdigkeit der menſchlichen Natur wieder Glauben gewinnen will, der muß reiſen —

„Denn ach! die Menſchen lieben lernen,
Es iſt das einz'ge, wahre Glück."

Siena, den 1. Juni.

Früh Morgens vier Uhr rollte ich zur Porta Romana hinaus. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus einem jungen, franzöſiſchen Ehepaare, das mit einem vierjährigen Töchterchen und einer Bonne das Innere des Wagens einnahm. Wir wurden ſchon in den

erſten Stunden unſerer gemeinſchaftlichen Reiſe gute Freunde, und ich hatte das Vergnügen, an Herrn Hippolyt Fruillade de Prat einen ſehr unterrichteten, und in Italien, welches er zum zweiten Male beſuchte, wohl bekannten Reiſegenoſſen, an ſeiner hübſchen Frau eine angenehme Pariſerin, Tochter eines berühmten Pariſer Arztes kennen zu lernen. Der Vetturin fuhr gut, der Morgen war köſtlich friſch, und ich genoß in meinem Cabriolete mit Entzücken die Schönheiten der Natur, welche dieſe Strecke von Florenz bis Siena zu einem Garten Gottes machen. Hügel und Thäler prangten im ſchönſten Schmucke einer ſorgfältig gepflegten Kulturvegetation, Kaſtanien- und Olivenpflanzungen, Weinreben an Ulmen ſich hinaufſchwingend, von Baum zu Baum in Guirlanden ſchwebend, wechſelten mit wogenden Getraidefeldern, zwiſchen denen nah und fern die freundlichſten Landhäuſer hervorſchimmerten. Alles Schöne iſt hier zugleich den Menſchen nützlich, die Gegend fruchtbar und romantiſch zugleich. In Poggibonzi ward gefrühſtückt, und dabei die ſchlendernde Sonntagsbehaglichkeit des italieniſchen Kleinſtadtlebens genoſſen.

In Siena kamen wir noch zeitig genug an, um, vom ſchönſten Wetter begünſtigt, den Dom, den Palazzo Publico, einige Kirchen und ſonſtige Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen. Der hochgelegene Dom, zu welchem man auf breiten, wohlgehaltenen Marmorſtufen emporſteigt, gewinnt durch dieſe erhöhte Lage noch an Majeſtät. Mit Recht nennt ihn Leo den heiterſten und ſchönſten Bau, welchen die gothiſche Architektur errichtet hat. Er iſt ganz aus ſchwarz und weißem Marmor erbaut, von Innen und Außen überaus reich und prächtig. Von dieſer Pracht mag der Fußboden einen Begriff geben, der in der ganzen Länge des gewaltigen Baues (er mißt dreihundertdreißig Fuß) mit einer eigenthümlichen Art Moſaik-Gemälden aus ſchwarzem, grauem und weißem Marmor bedeckt iſt, welche in wohlgelungenen Darſtellungen Scenen aus dem alten und neuen Teſtamente ent-

halten. Ich habe weder bisher noch ſpäter etwas Aehnliches der Art geſehen. Die Sachen ſind ſo ſauber und zierlich ausgeführt, daß es einem faſt leid thut, ſie betreten zu müſſen. Faſt zwei Jahrhunderte hindurch haben große Meiſter daran gearbeitet. Leider habe ich die Cartons dazu, welche noch in Siena vorhanden ſein ſollen, nicht geſehen. Am Frieſe des Innern zog eins Portraitgallerie der Päpſte meine Aufmerkſamkeit auf ſich. In der Libreria ſah ich in den zum Theil nach Rafaels Zeichnungen gearbeiteten Wandgemälden die erſten großen Arbeiten Pinturicchio's.

Der Marktplatz von Siena (il Campo) iſt ein muſchelförmiges, vertieftes Eirund, und gleicht in dieſer Geſtalt, von ſtattlichen Paläſten umgeben, der Arena eines antiken Amphitheaters. Es war ſtill und einſam, nur ein Paar Kinder ſpielten neben der berühmten Fontaine des Meiſter Jacopo della Quercia, nach dieſem Werke auch Jocopo del Fonte genannt. Auf der niedern Seite des ohngefähr fünfhundert Schritt im Umfange meſſenden Platzes, auf den wie Radien zum Brennpunkte eine Menge Straßen von allen Seiten her zuſammenlaufen, erhebt ſich der Palazzo Publico mit dem ſchlanken Wunderbau ſeines Thurms, der die Beſchwerlichkeit ſeiner Beſteigung auf einer ſtockfinſtern, endloſen Wendeltreppe oben durch die ſchönſte Ausſicht über Stadt und Umgebung lohnte. Ueberall tritt einem in Siena die einſtige Herrlichkeit jenes mächtigen, freien Gemeinweſens vor Augen, welches zur Zeit ſeiner Blüte gegen neunzig adliche Geſchlechter in ſeinen Ringmauern zählte, von denen faſt jedes Italien in irgend einer Hinſicht ausgezeichnete Männer gegeben hat. Aus dieſer Blütezeit des dreizehnten Jahrhunderts, in welcher nahe an zwölftauſend Familien die Stadt bewohnten, deren Machtgebiet ſich bis Radicofani hin über zahlreiche Ortſchaften erſtreckte, ſtammen die Prachtbauten des Doms und des Palazzo Publico.

Bei der Rückkehr von dem letzteren, mit welchem ich meine Wanderung beſchloß, begegnete mir ein komiſches Abenteuer. Ich

hatte mich von meinen Gefährten, welche noch einen Gang vor die Stadt hinaus beabsichtigten, getrennt, ohne daran zu denken, daß ich ganz und gar vergessen hatte, mir Namen und Straße unserer Locanda zu merken. Die Situation war für den ersten Augenblick nichts weniger als angenehm. Einem dunklen Instinkte folgend durchschritt ich herzhaft eine der vielen, nach der Richtung, welche ich für die rechte hielt, aufsteigenden Gassen, und spähte in drei bis vier Locanden umher, um wenigstens des Wagens kundig zu werden, der uns hergeführt hatte. Alles vergebens. Ein gutmüthiger Sanese, dem ich meine Noth, so gut es gehen wollte, deutlich zu machen suchte, schüttelte zu solcher unpraktischen Träumerei den Kopf, war aber doch freundlich genug, mit mir alle die Albergo's aufzusuchen, in welchen die Vetturini von Siena einzukehren pflegen. Endlich erblickte ich nach langem Umherirren unsern guten Luigi unter der Thorhalle eines solchen, und war geborgen unter den Fittichen des Aquila Nera.

Riccorsi, den 2. Juni.

Früh fünf Uhr verließen wir Siena. Die Gegend wird weniger anmuthig und gartenhaft, bleibt aber wohlangebaut und fruchtbar, und gewinnt hier und da einen deutschen Gebirgscharakter. Mehr und mehr hebt sich der Weg die starren und wilden Höhen des Appennin hinauf. In La Poderina, wo Collazione gemacht ward, trafen wir buntes Gewimmel eines Jahrmarktes, der uns von den einfachen Bedürfnissen des Landvolks und der spärlichen Art, wie die einheimische Industrie ihnen genügt, eine Vorstellung gab. Riccorsi, unser heutiges Nachtquartier, ist eine einsame Poststation, hoch auf dem Rücken des vulkanischen Gebirgs, dessen höhere Linien ringsum einen Kesselrand bilden. Frau v. Feuillade zeichnete das einsame, ganz romantisch gelegene Haus in ihr Album.

Hier iſt ſchon alles ächt italieniſch, keine Thüre, kein Fenſter ſchließt, Eſtrichfußböden, wackelnde Tiſche, aber breite, räumliche Betten, leibliche Koſt; und die ſchönen, ſchlanken, dreiarmigen Meſſinglampen, welche man hier mit dem ſchönſten Nachtgruße aller Sprachen, dem heilfröhlichen felicissima notte! zuerſt auf den Tiſch ſetzte, gewannen auf den erſten Blick mein Herz. Im Ganzen bemerke ich indeß, daß ſeit den letzten zehn Jahren durch die außerordentliche Steigerung des Reiſeverkehrs ſich ſelbſt die geringſten und ſchlechteſten Nachtquartiere der italieniſchen Hauptſtraßen bedeutend zu ihrem und der Reiſenden Vortheile geändert haben müſſen. So entſinne ich mich aus einer Reiſebeſchreibung genau, daß für Reiſende vor zehn Jahren hier in Riccorſi, außer trocknem Brode und ſaurem Weine, an gar keine Abendkoſt — welche für den Vetturinreiſenden die Hauptmahlzeit bildet — zu denken war, und daß auch das Innere der Gemächer ſich in einem ungleich elenderem Zuſtande befand. Jetzt iſt das Wirthshaus von Riccorſi ſchon zu ſolcher Höhe des Fortſchritts gelangt, daß ich ein Tintenfaß haben konnte, welches, mit einem Stück Wollſtrumpfe gefüllt, nach einigen Zugüſſen von rothem Weine, mir es möglich macht, Dir dies Blättchen zu ſchreiben. Es lebe der Fortſchritt! Noch zehn Jahre, und ſie werden ſogar Stahlfedern haben!

Monteſiascone, den 3. Juni.

Regenwetter den ganzen Tag. Durch brodelnden Nebel und kniſternden Regen ging es immer ſteiler bergauf, mit unaufhörlichem Vorſpann. Die Gebirgsgegend wird immer wüſter und wilder. Starre Tuff- und Lavafelſen ſteilen ſich empor, Baſaltwände ſenken ſich in Schluchten und Abgründe. Um 9 Uhr Morgens befanden wir uns in Radicofani, dem letzten toskaniſchen Orte, dreitauſend Fuß über der Meeresfläche, wo Mäntel und Fußſäcke die erſprieß-

lichſten Dienſte thaten. Von da hinabwärts ſenkt ſich der Weg in ein enges Flußthal. Hier erreichten wir den erſten Gränzort des Kirchenſtaats, Ponte a Centino. Halsbrechende Chauſſeen und Flußübergänge ohne Brücken, bei denen uns das Waſſer bis in den Wagen drang, bezeichnen den Eintritt in den päpſtlichen Staat, von dem ſelbſt der toleranteſte aller ſeiner Beſucher, Göthe, ſchon vor einem halben Jahrhunderte die Worte ausſprach: „er ſcheine ſich nur deshalb noch zu halten, weil ihn die Erde nicht verſchlingen möge.“

Wüſt, von Nebeln umqualmt, lag das Wacht- und Mauthhaus da, einſam verwunſchenen Anſehens, einer Räuberhöhle nicht unähnlich. Viſitatoren, Soldaten und Gensdarmen wimmelten daraus hervor. Doch war die Behandlung, welche wir erfuhren, rühmenswerth glimpflich, und bei weitem weniger ſekkirend, als ich ſie in Frankreich und Toskana, ja hier und da ſelbſt in Deutſchland gefunden. Selbſt meine Bücher ließ man ohne Weiteres paſſiren, auf die bloße Verſicherung, daß ſie unſchädlicher Art ſeien; und das Alles ohne vorhergehende Beſtechung. Selbſt die Taxe für die auf- und abpackenden Facchini war die billigſte. Reiſende Engländer dürften indeſſen ſtärker berückſichtigt werden. Nur unſer Vetturin mußte die enorme Summe von acht und zwanzig Franken erlegen, in welcher auch ein Zoll für die, noch zu erbauende Brücke mit inbegriffen war. In der Wachtſtube brannte ein praſſelndes Kaminfeuer, zu deſſen Mitgenuſſe mich die Soldaten freundlich einluden, da ſie ſahen, daß ich mir die erſtarrten Hände rieb.

Wir paſſirten jetzt einen Fluß, über deſſen Hauptarm eine hohe, alterthümliche Brücke führte. Heerden weißer Ziegen, mit ihren ſpitzhütigen, in weiße Zottelfelle gekleideten Hirten, die großen weißen Schäferhunde zur Seite, ſtattliche Rinderheerden, von berittenen Wächtern geführt, wie ſie Horace Vernet gemalt hat, gaben einen Vorgeſchmack der römiſchen Campagne. Maulthiertreiber leuchten im Nebel mit uns durch die wunderſchöne Waldung

voll Ulmen, Eschen, Eichen und Ahorn das Gebirge hinauf, dessen Spitze das Städtchen Aquapendente krönt, wo gerastet und gefrühstückt ward. Der Ort liegt wunderschön, hoch oben auf dem Plateau eines Felsblocks, zwischen dessen tiefen Schluchten die Cascaden des Gebirgswassers hinabrauschen, welche dem Städtchen seinen Namen gaben. Sono l'opera del Demonio! sagte einer von den bettelnden Knaben, welche mir als freiwillige Cicerone's folgten, und Sträuße von wilden Rosen präsentirten, um einige Bajocchi zu erhalten. Der Name des einen Knaben, Antonio Bandiera, regte die Erinnerung an die blutigen Schatten der unglücklichen Jünglinge auf, welche vor kurzem ihre Träume von Italiens Freiheit mit dem Leben bezahlt hatten. Die arme, kleine, öde Stadt, ohne alle Spuren weltlicher Industrie, ist dafür desto reicher an geistlichem Troste. Sie hat nicht weniger als drei Klöster, in denen Franziskaner, Kapuziner und Augustiner ihr Wesen treiben, und ein Seminar dazu.

Weiter im wildesten Hexenwetter, welches uns nach kurzem Sonnenscheine den Genuß der schönsten Gegend entzog, immer am Bolsener See entlang. Nur als es sich gegen Abend hin etwas aufhellte, ward uns, beim Aufsteigen nach Montefiascone zu, ein freierer Ausblick vergönnt. Schwarzblaue, massige Uferberge umrandeten den ungeheuren, meerartigen Wasserspiegel, über welchen weißgraue Wolken die schönsten Reflexlichter warfen. Es ist der größte, und durch seine herrlich bewaldete Umgebung der schönste See Mittelitaliens. Zwei kleine Felseneilande heben sich aus ihm empor, aber kein Segel, kein Dampfer belebt die meilenweite Wasserfläche. Alles ist öde, einsam umher in der ganzen Gegend, überall tiefster Verfall. Armuth, Hunger und Elend an den Menschen und ihren Wohnungen bilden den grellsten Contrast gegen das verlassene toskanische Gebiet. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts als die in gelber Blüte prangenden Ginstergebüsche, deren wogendes Goldmeer Berghänge und Ebenen bedeckt, und aus deren

luſtiger Umgebung hier und da verwittertes Burggetrümmer düſter hervorragt. Die Ortſchaften und Flecken, welche wir paſſirten, ſchmutzig, trümmerhaft, voll gaffenden und bettelnden Volks, ihre Ringmauern und Thürme zerbrochen und verfallend. Gegen ſieben Uhr langten wir in Monteſiascone an, wo ich bei wohlthätigem Kaminfeuer dieſe Zeilen ſchreibe.

Im Gaſthofe vor der Stadt leidlich Quartier, aber ein ſchlechtes Pranzo. Der Cameriere rechnete uns auf unſere Beſchwerde ſehr beredtſam vor, daß wir doch alles zu einem Pranzo gehörige: Zuppa, Fritto, Arroſto, Toſto gehabt hätten. Ja! aber ſchlecht und unzureichend, verſetzte mein Begleiter, „wir werden hungrig zu Bette gehen müſſen!“ Das Wort fame! wirkte auf den Menſchen wie eine Zauberformel. Er lief ſofort hinaus, noch einige Eierkuchen zu improviſiren, an denen wir uns denn beſſer, als an den kleinen, unreifen Kirſchen des Nachtiſches erholten. Der Wein mußte, da wir von dem ächten Eſt-eſt verlangten, beſonders bezahlt werden.

An meinen Franzoſen habe ich die liebenswürdigſte Reiſegeſellſchaft. Die kleinen Reiſebeſchwerlichkeiten dienen nur noch zur Erhöhung unſers Vergnügens, und „das Volk ſüdlicher Flöhe“ giebt im Wagen zu allerhand Scherzen Veranlaſſung. Die junge Frau und ihr reizendes Kind rauchen „Kamphercigarren,“ eine Erfindung des franzöſiſchen Arztes Monſieur Raſpail, nach deſſen Theorie der Kamphergeruch den „inviſiblen“ Würmern, die ſich in unſerm Körper nähren, und uns ſo de vivant auffreſſen, ſehr zuwider ſein, und ſie von ihrer Lieblingstafel, der Lunge, verſcheuchen ſoll. Da rauche ich denn zur Geſellſchaft mit. Abwechſelnd leſen wir dann Manzoni's vortreffliche Promessi sposi, und entzücken uns an den humoriſtiſchen Figuren Don Abondio's, Azecca Garbuglio's, des Conde Attilio und der Haushälterin des Pfarrers. In Italien erkennt man erſt die Wahrheit der hier gebrauchten Lokalfarben.

Baccano, den 4. Juni.

Von Monteſiascone gings mit Vorſpann wohl ein Paar Stunden bergauf. Das Grab des ehrwürdigen deutſchen Biſchofs Fugger, der hier propter nimium Est ſich in die ewige Seligkeit hinübertrank, habe ich unbeſucht laſſen müſſen, da der noch immer andauernde Regen den Weg zur Stadt hinauf in der ſchneidenden Morgenkälte höchſt unerfreulich machte. Einige Stunden ſpäter hellte es ſich auf, und ein friſcher, wolkenſtreifiger, gegen Mittag behaglich warmer Frühlingstag gab uns das Geleite. Die Kultur der Gegend wird wo möglich noch geringer. Man ſieht nur ſehr ſelten einzelne Streifen angebauten Feldes, ſonſt iſt Berg und Thal nur mit kurzem, ſtruppigem Buſchwerk und mit dem wuchernden, gelbblühenden Ginſter bedeckt, der hier baumhoch emporwächſt. Einzelne Heerden von Schaafen, breitgeſtirnte Rinder mit den gewaltigen, ſchöngeſchwungenen Hörnern, ziegenbepelzte Hirtenbuben, und berittene Rinderhirten mit Spitzhut und Ledergamaſchen, in der Rechten den langen, lanzenartigen Stachelſtab, bilden hier und da die Staffage. Die Gegend zwiſchen Aquapendente und Monteſiascone bis Ronciglione, wo wir heute die Mittagsraſt hielten, war noch vor wenig Jahren durch zahlreiches Räubergeſindel berüchtigt.

Die Straße, auf der wir uns befanden, iſt die einzige Hauptverbindungsſtraße zwiſchen Rom und Toskana, und doch begegneten wir den ganzen Tag hindurch nicht einem Fuhrwerke, welches auf Handel und Verkehr gedeutet hätte. In Ronciglione drängen ſich überall die Spuren des tiefſten Verfalls und einer für Deutſche ganz unglaublichen Verkommenheit auf. Was in dieſen kleinen Neſtern allein zu gedeihen ſcheint, ſind die Cafés, Sumpfblumen in Sümpfen, voll ſtinkenden Tabacksqualms, ſchmutzig und finſter, aber ſtets von Beſuchern gefüllt. An allen Ecken ſtehen lehnend und lungernd Menſchengruppen, jung und alt, und üben ſich im dolce far niente. Irgend ein zufälliger Verdienſt von ein Paar

Bajocchi, der ja doch wohl bei irgend einer Gelegenheit für ſie abfällt, reicht hin, ſie über ein Paar Tage wegzubringen. Auf der Höhe der Stadt liegt ein alter, verfallener Burgbau, zu dem ich durch unfläthige Gaſſen, mit Häuſern, welche das Bild des tiefſten Elends abgaben, hinaufkletterte. Dies Italien erſcheint einem in ſeinen kleinen Städten, welche alle noch die Spuren früherer Blüte an ſich tragen, wie ein alter, verſchwenderiſcher Baron, der in ſeinem verfallenden Schloſſe, das unveräußerlich iſt, jetzt nur noch den Schutz einer halbfeſten Wohnung hat, und von einer kleinen Gartenrente lebt, — Immermanns Münchhauſen auf ſeiner Burg. Nur Viterbo macht eine Ausnahme von dem allgemeinen Elend und Schmutz der Städte und Flecken zwiſchen Siena und Rom, und nimmt ſich mit ſeinen großen, breiten, vortrefflich mit Lavaquadern gepflaſterten Straßen, ſeinen alterthümlichen Paläſten, ſchönen Plätzen, Portiken und Springbrunnen ganz ſtattlich aus. Man nennt nicht mit Unrecht Viterbo die Stadt der ſchönen Mädchen und der ſchönen Brunnen, wie wir uns bei einem kurzen Aufenthalte zu überzeugen Gelegenheit fanden.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags, als wir in die Campagna di Roma hinabfuhren. Sie begrüßte uns diesmal mit der reichſten Vegetation, wegen der anhaltenden Näſſe der Witterung. Man ſagte mir, daß ſeit den Octobertagen des vorigen Jahres hier bis jetzt faſt unaufhörliches Regenwetter geherrſcht habe. So war der Eindruck ein minder trauriger, als ich ihn nach den meiſten Reiſebeſchreibungen mir vorgeſtellt hatte. Dennoch hat die ungeheure, meiſt unbebaute Einöde etwas Herzbeklemmendes. Auf den Häuptern der fernen Apenninen lag noch Schnee, links am Eingange in die Campagna ſtarrt der einſame Soracte mit ſeinem gezackten Kamme empor, wie ein rieſiger Grabhügel, ein Wahrzeichen des großen Völkermordes, den das welterobernde Volk der Römer an den Bewohnern dieſer einſt von Städten wimmelnden Ebene begangen. Immer öder ward die Straße und Gegend.

Außer ein Paar Eſeltreibern und Kohlenkärnern begegneten uns den ganzen Tag nur noch einige Piquets von päpſtlichen Soldaten, welche auf Räuber ſtreiften. Denn ganz ſicher iſt die Straße auch jetzt noch nicht. Auch fanden wir in den kleinen Orten überall Militair ſtationirt.

Hier in Baccano, einem einſamen Poſthauſe, welches mitten in dem eingeſtürzten Krater eines ausgebrannten Vulkans in trauriger, baumloſer Oede liegt, hat Alles ſchon einen morgenländiſchen Charakter. Das Hauptgebäude mit großen Vorhallen ſieht wie ein Karavanſerai aus. Unten ſpielen ſie Morra, und das laute, kurzabgeſtoßene Rufen der Spieler klingt wie tiefes Hundegebell zu mir herauf. Ich ging hinab und ſah ihnen zu. Neben den Spielenden ſtanden drei Strauchdiebe, abgeſondert von der übrigen Geſellſchaft von Stallknechten, Kärrnern und Poſtillionen, bis an die Naſe in ihre zerriſſenen blauen Mäntel gehüllt. Man konnte nichts Maleriſcheres ſehen, als dieſe ſtolz und verwegen blickenden Kerle mit den tief eingedrückten Spitzhüten und ſandalenumſchnürten Beinen. Sie betrachteten muſternd uns ſelbſt und unſern Wagen, als wir vor dem Hauſe in der Abendſonne ſpazierten. Es iſt juſt nahrungsloſe Jahreszeit, und es ſollte mir lieb ſein, wenn wir ihnen morgen in dem Engpaſſe zwiſchen hier und La Storta nicht wieder begegneten. Unſer Vetturin ſagt freilich: hanno pericolo da niente, und er wird wohl recht haben. Doch iſt gerade an der bezeichneten Stelle erſt vor kurzem eine deutſche Pilgerin erſchlagen und beraubt worden. Mein Franzoſe iſt doch noch romantiſcher geſinnt als ich. „Wenn es nicht zu viel koſtete," meinte er, „möchte er le plaisir d'un tel rencontre wohl erleben!" Das erinnerte mich lebhaft an Dumas Erzählung von jenem engliſchen Mylord, welcher ſich das Vergnügen eines ſolchen Räuberanfalls durch ſeine eigenen, als Räuber verkleideten Piqueurs verſchaffte, bei den, mit ihnen gewechſelten Schüſſen dem einen mit dem Ladſtocke in den Schenkel ſchoß, und von zufällig des Weges ziehenden

und auf den Lärm der Schüsse herbeisprengenden Gensdarmen arretirt, und als Wegelagerer sammt seinen improvisirten Räubern ins Loch gesteckt wurde.

Es ist spät und die Augen fallen mir zu. Ich will versuchen zu schlafen, bin aber zweifelhaft, ob trotz aller Müdigkeit viel daraus werden wird, denn der Gedanke: Morgen in Rom! hat denn doch etwas, das sich nicht beschreiben läßt.

IV.

Erſte römiſche Tage.

»Saget, Steine, mir an, o ſprecht ihr hohen Paläſte,
Straßen redet ein Wort, Genius regſt du dich nicht?
Ja, es iſt Alles beſeelt in Deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma, nur mir ſchweiget noch Alles ſo ſtill.«

Göthe.

Rom, den 7. Juni 1835.

Ich bin in Rom und glücklich! — Das iſt Alles, was ich in den letzten zwei Tagen zu denken und zu empfinden vermochte.

Vorgeſtern um fünf Uhr Morgens brachen wir von Baccano auf, und paſſirten in ſonniger Morgenfrühe unangefochten den berganſteigenden, ſchluchtzerriſſenen Waldweg. Auf der Höhe hielt der Vetturin ſtill, und rief: Ecco Roma, Signori! Da lag es vor mir in nebeldufiger Ferne, am äußerſten Rande der ungeheuren, wellenförmigen Ebene, ein langer, dunkler Streifen, aus dem ein einzelner Punkt ſtärker und höher hervortrat, — es iſt die Peterskuppel. Zur Rechten ein ſchmaler, blauer Meeresſtreifen. Um uns her die Gebirgszüge, welche die Campagna öſtlich begränzen, hinter uns im blauen Dufte der zackige San Oreſte, mit dem in der Morgenſonne ſtrahlenden Kloſter auf ſeinem höchſten Gipfel. Um die Leiber der Sabinerberge wallten und wogten weiße Nebelwolkenzüge wie ſilberſchimmernde Atlasgewänder, während die blauen Häupter frei empor in den Morgenhimmel ſchauten. Ueber uns in der ſtillen Luft wiegte ſich ein Falke auf ſeinen ausgeſtrafften Schwingen, nach Beute niederſpähend. Jetzt rollten wir den Hügel hinab. Ein Adler rauſchte rechts hin vor uns auf, und froh begrüßte ich das glückliche Zeichen.

Immer näher rückte mit jeder neuen Hügelwelle, die wir überschritten, die alte Weltbeherrscherin, immer deutlicher schieden sich die Hügel, über denen sie hingebreitet liegt. Wie ein von Riesen hoch über die Erde emporgehobener Tempel ragte die Kuppel von St. Peter hoch hinweg über das Meer der Häuser, Kirchen und Paläste zu ihren Füßen. Ein gelber Streifen schimmert durch die Büsche: es ist der Tiberstrom. Eine Brücke schwingt sich darüber: es ist der Ponte Molle. Der Wagen rasselt zu ihr hinan, und mein Herz pocht stärker. Vorüber an den beiden marmornen Statuenfratzen, deren verhungerte, nazarenische Magerkeit der göttlichen Plastik spottet *), vorbei an Schaaren von Bettelmönchen, den ersten „Römern," die mir jenseits der Brücke begegneten, durch ewig lange Mauern, welche die Aussicht in Garten und Vignen versperren. Noch eine Viertelstunde, und der Wagen rollt durch die Porta del Popolo, und mit einer Art von schauderndem Entzücken berührte mein Fuß den heiligen Boden der ewigen Stadt.

Mit der Dogana waren wir, der hier verständlichen Sprache kundig, bald zu Rande, und nach einer Viertelstunde wanderte ich in meinem Zimmer im Hotel d'Angleterre des Herrn Gendre an der neuen Piazza Torlonia, unweit des spanischen Platzes, in einer Art von glückseliger Betäubung auf und ab, indem ich mir unaufhörlich in Gedanken zurief: du bist in Rom! Und da werdet Ihr es denn ganz in meiner Weise finden, daß ich mir den Genuß dieses Glücksgefühls, welches nur allein der Moment des Erreichthabens gewährt, dadurch zu verlängern suchte, daß ich nach einem kurzen Diner bei einer Tasse Kaffee und der letzten Havannah-Cigarre in dem kühlen Saale des Gasthofes ruhig auf und ab wandelte, ohne Sehnsucht mich hinauszustürzen in die neue Welt. Ich weiß wenige Stunden meines Lebens, welche ich mit der Glückseligkeit

*) Es ist die sogenannte Gruppe der Taufe Christi von Mochi, einem Schüler Bernini's.

dieſer Momente vergleichen könnte. Durch die angelehnten grünen Jalouſien ſpielten und flimmerten die Sonnenſtreiflichter; mein Ohr vernahm das Geräuſch des nahen Korſo und das Geſchrei der Ausrufer auf der Via Condotti. Nur wenige Schritte, und du biſt im Mittelpunkte römiſchen Lebens! — und wie ein Bettler, der das große Loos gewonnen, klimperte ich vergnügt mit dem Golde dieſer Vorſtellung zu meinem innigſten Ergötzen. Der Saal ſo hotelmäßig modern, ſo norddeutſch civiliſirt, daß ich mich in Bremen oder Hamburg wähnen konnte, und außerhalb dieſer Wände, mit wenigen Schritten erreichbar — Forum und Kapitol, die Spuren und Reſte dritthalbtauſendjähriger Exiſtenzen!

Rom, den 7. Juni.

— „Sie haben uns einen Tag gebracht, wie wir ſie hier ſeit ſieben Monaten nicht geſehen!“ rief Freund Kümmel, der Bildhauer, den ich mit meiner Empfehlung von H. K. vorgeſtern Nachmittag zuerſt aufgeſucht hatte, als wir aus ſeinem Studio auf die Piazza Barberini hinaustraten, und der blaueſte Sonnenhimmel ſich über die Häuſer und Paläſte breitete. „Nun, denke ich, zuerſt einen kleinen Schlendergang ins alte Rom, zur Einweihung des erſten Tages; aber es muß Sie nicht angreifen.“ Va bene! erwiederte ich. Mir iſt juſt ſo behaglich zu Muthe, wie dem tapfern Ritter von der Mancha dem geöffneten Löwenkaſten gegenüber, und ich denke, es wird meinen Nerven wohl thun, mich vorläufig in einer Stimmung zu erhalten, in welcher all das Neue und Gewaltige, was ſichtbar und unſichtbar von allen Seiten auf mich eindringt, mir eben als nichts Beſonderes, als ganz mir gemäß und in der Ordnung erſcheint. „Dabei bleiben Sie nur,“ erwiederte er lachend, „dann wird die Tour Ihnen wohl thun.“ Unter ſolchem Geſpräche ſchritten wir über die Piazza Barberini den Quirinaliſchen

Berg hinauf, und bogen bei den vier Brunnen in die Straße ein, welche an dem Seitenflügel des Quirinalischen Palastes auf den Platz von Monte Cavallo zuführt, ich Orangen verspeisend, mein Begleiter behaglich seine Cigarre rauchend und von Zeit zu Zeit erklärend. Soll ich Dir's gestehen? es war mir, als ich so losgeschnürt mich fühlte von allen Zwangsfesseln, mit denen wir „gebildete“ Menschen uns das arme bischen Leben in unserm traurigen Norden noch vollends verkümmern, als käme ein frischer Hauch meiner Jugend aus der sporenklirrenden, vogelfreien Burschenzeit über mich.

„Sehen Sie diese Schornsteinröhre?“ Was ist daran zu sehen? fragte ich verwundert. „Nun, der Dampf, welcher aus ihr vielleicht bald wieder aufsteigen wird, ist weltgeschichtlicher blauer Dunst. Denn hier werden die Stimmzettel bei der Papstwahl verbrannt, und der Rauch kündet den harrenden Römern: ehe il Papa è fatto, und daß die Welt wieder ein geistliches Oberhaupt hat. Dort auf dem jetzt vermauerten Balkone zeigt sich der neue heilige Vater dem Volke. Sie können's vielleicht noch erleben, denn Papa Gregorio ist alt, und lebt durch die Kunst unseres Landsmannes, seines Leibdoktors Alertz, den Römern schon viel zu lange. Dort das bunte Stück Mittelalter mit geschulterter Hellebarde, im streifigen Wams und Pluderhosen, mit der steifen, weißen Halskrause und der rothen, wallenden Feder auf dem schwarzen Krempenhute, der das breitstirnige, platte Blondgesicht beschattet, ist ein päpstlicher Hartschier, ein ächter Suizzero aus dem Luzerner Jesuitenparadiese.“ — Diese bärtigen Mönche? — „Sind Kapuziner!“ — Die bartlosen Braunkutten hinter ihnen? — „Franziskaner!“ — Jener weiße Schleppmantel? — „Ein Dominikanerprälat! Aber da hinten kommen die besten. Sehen Sie sich die schwarzen Schnabelhüte mit den leise wallenden, feinen, schwarzen Gewändern recht an. Es sind Jesuiten. Die gehen immer nur paarweise, denn einer muß den andern überwachen.“ Eine rothe, schwervergoldete Karesse, von schwarzen Hengsten mit Federbüschen

gezogen, drei reichgallonirte Livreebediente hintenauf, raſſelte an uns vorüber. „Das iſt der Kardinal Staatsſekretair Lambruschini, der das rothe Käppchen vielleicht bald mit der Tiara vertauſcht.“ So ward auf dieſer kurzen Tour von wenigen Schritten meinem proteſtantiſchen Bewußtſein die gegenwärtige Wirklichkeit des ultramontanen Katholizismus ſinnfällig vorgeführt. Ich ſah Begriffe als verkörperte Exiſtenzen vor meinen Augen umherwandeln, an deren gegenwärtiges Daſein ich doch eigentlich, trotz allen beſſern Wiſſens, in meinem Innerſten nicht mehr recht geglaubt hatte. Das Wort der papiernen Geſchichte ward Fleiſch.

Da ſtanden wir auf Monte Cavallo vor den beiden koloſſalen Roſſebändigern. Wohl hatte Göthe Recht, daß beim erſten Anſchauen weder Auge noch Geiſt hinreichend ſind, ſie zu faſſen. Eine Fontaine quillt und wallt in ungeheurer Granitſchaale zu ihren Füßen. Ein Obelisk ſteigt zwiſchen ihnen empor. Das Rauſchen der Fontaine iſt das einzige Lebenszeichen auf dem ſtillen Platze, deſſen grandioſe Unregelmäßigkeit und hohe, einem Theil der Stadt beherrſchende Lage, ihn im Vereine mit jenen koloſſalſten aller erhaltenen Werke der antiken Plaſtik, und mit den ihn einſchließenden Paläſten und Gärten zu dem wunderbarſten Platze der Welt machen.

Aber weiter! vorbei an dem Palaſte Roſpigliosi und Giardino Colonna, welche die Seitenverlängerung des Platzes begränzen, hinunter in die völlig ruſtike Partie der Stadt, wohin noch kein Strahl moderner Straßenkultur durch Bazars und lockende Kaufläden gedrungen iſt, vorbei an dem Thurme des Nero, hindurch durch das Getreibe von Kärrnern und Maulthiertreibern, beladenen Eſelchen, ſchwatzenden Weibern und Bettelmönchen, vorbei an kohlſchwarz geräucherten, ächt römiſchen Garküchen mit dampfenden Keſſeln und luſtig flackerndem Heerdfeuer, immer tiefer abwärts. „Dieſe ungeheure, altersſchwarze Mauerwand von a la ruſtika übereinandergethürmten Peperinblöcken?“ — Iſt die Schutz- und Umfangsmauer von dem Forum Auguſti. — „Dieſer wunderlich

geſchwungene Bogen?“ — Iſt das alte Eingangsthor! — „Aber ſo niedrig! Da kann ja kaum ein hochbeladener Heuwagen durchpaſſiren!“ — Die Hälfte ſteckt unter der Erde, beſter Freund, und Heu oder andere Wagen paſſirten auch da nicht hindurch, ſondern nur Fußgänger, und zwar auf einer Anzahl Stufen. — „Die Säulen dort?“ — Sehen wir ein ander Mal genauer. Sie trugen den Tempel des „rächenden Mars,“ den Auguſt vor dem Entſcheidungskampfe des kaiſerlichen neuen mit dem alten republikaniſchen Rom bei Philippi gelobte!“ Vor dem Tage:

Quo fracta virtus et minaces
Turpe solum tetigere mento!

ſetzte ich hinzu, einer klaſſiſchen Erinnerung Raum gebend, während der Freund den Säumenden weiter zog. Am Ende der wieder aufſteigenden Straße erhebt ſich plötzlich, mit jedem unſerer Schritte wachſend und die Ausſicht völlig ſchließend, eine mäßig geſchwungene, ungeheure Wand, von Bogenöffnungen durchbrochen, mit Pilaſtern geſchmückt. Näher! näher! Wir ſtanden am Rande der Straße, hoch auf Schuttboden, von einem Steingeländer eingefaßt, und vor uns, wohl vierzig bis funfzig Fuß tiefer, ſtreckt der Rieſe des alten Roms, das Wahrzeichen der Imperatorenweltſtadt, das Koloſſeum ſeinen Torſo in die Luft. Mit jedem Schritte, den wir zu ſeinem Fuße hinabſteigen, wächſt der ungeheure Bau immer höher und höher vor meinen Augen empor. Da ſtand es:

Arches on arches! as it were, that Rome
Collecting the chief trophies of her line
Would build up all her triumphs in one dome!

Aber nun trete ich ein in die erſte Bogenhalle, und bleibe erſtaunt, entzückt, gefeſſelt ſtehen. Das glühende Sonnenlicht fällt über den nahen Triumphbogen des Conſtantin auf dieſe grauen Pfeiler, Wände und Wölbungen, und in den wunderbarſten, unmerklich ineinander verſchwimmenden Nüancen führet das Elfenvolk der Farben ſeine Zauberſpiele vor meinen entzückten Augen auf.

»So ſchön ſah ich das Farbenconzert in dem alten Koloſſeum niemals, und bin doch ſchon zehn Jahre in Rom!« ſagte Freund K. in ſeiner ruhigen Weiſe, während er mit ſinnendem Künſtlerauge ſich in die Schönheit des Schauſpiels verſenkte. Ueber uns die blaue Himmelsluft, durch alle Bogenwölbungen, Thore, Mauerſpalten und Oeffnungen brechend, alle Umriſſe in Haaresſchärfe abſchneidend. Vor mir im Sonnenlichte das göttlichſte Farbenſpiel der leiſen blauen, violetten, grünen und gelblichen Töne in warmer Roſengluth auf den alten Quaderwänden, während die nach Innen gekehrten Pfeilerſeiten ſich in ſchwärzlicher Bläue abhoben. Blickte ich zurück in die Schattenſeite der Halle, ſo traten dieſelben Steinwände in bläulich grauer Bläſſe geiſterhaft hervor. Hier lernte ich erkennen, was Farbenzauber heißt, unter dieſem glückſeligen Himmel.

Wir traten jetzt ein in das ungeheure Rund der Arena. Wie war es ſo ſtill und kühl in der menſchenverlaſſenen Einſamkeit. Denn die »Saiſon« iſt bereits vorüber, und der Fremdenzug hat längſt ſchon Rom verlaſſen. Saftig friſches Grün, ein ſeltener Schmuck in dieſer Jahreszeit, nickt herab von den hohen Wänden, blickt lauſchend durch die offenen Fenſter und Thorwölbungen. In der Mitte, wo das düſtere Marterholz ſteht, kniet einſam betend an den Stufen eine Pilgerin, dann ſteigt ſie hinauf zum Kreuze und umſchlingt ſeinen Stamm mit inbrünſtigem Kuſſe, denn dafür wird jedem, der es thut, für zweihundert Tage Ablaß zu Theil! — Mit leuchtenden Augen ſchreitet ſie an uns vorüber —

»O wie beſeligt uns doch, Menſchen, ein falſcher Begriff!«

»Nun aber ſollen Sie noch an Ihrem erſten römiſchen Tage vom Kapitol die Sonne untergehen ſehen!« rief mir K. zu, indem er meinen Arm erfaßte. Wir traten hinaus aus dem Koloſſeum. Die feierlichſte Sonntagsſtimmung, eine ſonnengoldene Abendruhe lag über der wunderbaren Landſchaft. Goldene Roſenglut ſchwamm über den fernen Giebeln und Thürmen, über den grünumwucherten Trümmern der nahen Tempel. Dort am Kloſter, auf dem Palatine,

ſtreckte die einſame Palme ihre ſanft geſchwungenen Friedenszweige in die Luft empor. Ferne glühen am Horizonte die hohen Pinienkuppeln. Vorüber an dem Triumphbogen des Conſtantin, an den Trümmern der Kaiſerpaläſte des Palatiniſchen Berges, an den Tempelwölbungen der Venus und Roma, hinauf die alte heilige Straße mit ihrem zweitauſendjährigem Pflaſter von grauem Baſaltpolygonen, durch den Bogen des Titus, auf das Forum dem Kapitole zu. Die alte Straße iſt ſtellenweiſe bloß gelegt. Ich ſah das alte Pflaſter, faſt haustief unter dem Boden, auf welchem die jetzigen Geſchlechter wandeln. Denn das alte Rom ſchläft tief unter dem neuen ſeinen ſtillen, heiligen Todesſchlaf. Tempelreſte, ſchlanke Säulen, mit Gebälktrümmern auf ihren Häuptern, ragen vereinzelt aus ihrem Schuttgrabe empor, und ſchauen verwundert auf die fremde, ſie umgebende Welt. An dem Triumphbogen des Severus und den in ſeiner Nähe, am Fuße des Kapitols, befindlichen Tempelſäulen vorbei, zur alten Stammburg des Römervolks aufſteigend, gelangten wir auf der Höhe an, in dem Augenblicke, wo juſt die Sonne zum letzten Male am Horizonte aufzuckend, alles mit ihrer Glorie umgoldete. Wo waren da meine guten Vorſätze, gleichmüthig und ruhig zu bleiben, als ich in ſolchem Augenblicke, an dieſer Stätte den denkwürdigſten Tag meines Lebens ſcheiden ſah!

Wir ſtanden lange neben den koloſſalen Statuen der Dioskuren, mit den übermächtigen Köpfen auf den mächtigen Leibern, welche Conſtantin den Großen und ſeinen Sohn darſtellen. Hinter uns, auf der Mitte des Burgplatzes, ſtreckte der gute Kaiſer Marc Aurel hoch zu Roſſe — ſo viel ich weiß, die einzige erhaltene bronzene Reiterſtatue des Alterthums — ſeine Hand gegen die ſcheidende Sonne hin ſegnend über die Stadt zu ſeinen Füßen. Das Roß iſt frieſiſcher Art, und zu gewaltig für den ſchlanken Gliederbau des Reiters, juſt wie das Pferd, welches [illegible] ziert.

Aber was iſt das für ein Aufzug. Einige dreißig bis vierzig

jugendliche Geſtalten, in orangeröthlichen, langen Gewändern und ſchwarzen Hüten, zogen paarweiſe über den Platz, die breite Flachtreppe hinab. Deutſche Laute ſchlagen an mein Ohr! Es ſind deutſche Zöglinge der Propaganda, eine wunderliche Staffage für das Kapitol, aber maleriſch genug, wie Alles, was mich hier umgiebt, — mag man auch ſonſt dabei denken, was man will.

Als das letzte Leuchten des Gluthballs niederſank, und nur noch die feurigen Strahlenfinger ſich in den ſilbernen Himmel hineinſtreckten, ſchritten wir ihnen langſam nach. An den altägyptiſchen Baſaltlöwen, welche am Fuße der Treppe ihre Waſſerſtrahlen ſpeien, ſchöpfte ich den erſten Trunk römiſchen Quellwaſſers mit hohler Hand, und trank es auf Euer Wohl und auf glücklichen Eingang in Rom. Wie wird es ſein, wenn ich am letzten meiner römiſchen Tage den Scheidetrunk aus Fontana Trevi thun werde, der den ſcheidenden Wanderern das Unterpfand des Wiederkehrens gewähren ſoll! Doch zwiſchen dieſen beiden Tagen liegt faſt ein volles Jahr, und was für eins, welchen Reichthum birgt es für mich in ſeinem Schooße! Nun, ich will ſeinen Anfang begrüßen mit der frommen Gebetsformel der alten Römer:

Quod bonum faustum felix fortunatumque sit!

---

12. Juni.

Welch Glück, daß ich nicht dazu verdammt bin, Rom als Touriſt zu ſehen! Wenn mir der Kopf bei der Fülle dieſer wunderbaren Eindrücke zu ſchwindeln beginnt, wenn ich bei einem Blicke in meinen Förſter oft nicht weiß, wo und wie ich beginnen ſoll, um mich durch dieſes Meer des Sehenswürdigſten hindurch zu finden, ſo beruhigt mich immer wieder der Gedanke an den kommenden Herbſt und Winter dieſes und den Frühling des nächſten Jahres. Denn dieſe ganze Zeit werde ich in Rom verleben. Jetzt

gilt es nur, ſich vorläufig zu orientiren, und, bevor mich die Hitze ins nahe Gebirge treibt, einen flüchtigen Blick auf die Hauptgegenſtände zu werfen, welche ſpäter eine ſo lange Zeit hindurch mich ernſtlicher beſchäftigen ſollen.

Heute ſind es acht Tage, daß ich in Rom bin, aber ich merke kaum das Schwinden der Zeit. Die Hitze iſt denn unterdeſſen auch eingetreten, der Scirocco, in den Tagen der erſten Aufregung kaum empfunden, beginnt ſchon fühlbar auf den Nerven zu laſten, und man hat nur die frühen Morgenſtunden bis gegen neun, und die Abendſtunden von halb fünf bis Einbruch der Nacht zum Leben und Sehen im Freien. Während der übrigen Zeit hält man ſich ſtill im Zimmer oder im kühlen Café, und bringt ſich durch die Hitze, ſo gut es geht. Geſehen habe ich ſchon Vieles, hier und da auch viel: den Lateran, die Villen Wolchonsky und Borghese, die Peterskirche, die Engelsburg, das Pantheon, die neue St. Paulskirche unweit des Monte Teſtaccio; Kapitol, Forum und Koloſſeum ſind mein gewöhnlicher Morgenſpaziergang, und was ſonſt von alten Baureſten übrig iſt, habe ich alles ſchon wenigſtens einmal flüchtig betrachtet; von Gallerien nur die des Palaſt Borghese. Doch Alles, ohne mich zu hetzen, was auch in dieſer Zeit, ſelbſt für Geſündere als ich, geradezu verderblich ſein würde. Durch fleißige Morgen- und Abendwanderungen, ohne Führer, habe ich mich bereits über das Innere der ungeheuren Stadt nach allen Richtungen und Hauptpunkten ziemlich orientirt. Auch ein ungefährer Ueberblick über die Lage und Umgegend iſt durch mehrere Ausfahrten zu den Hauptthoren hinaus gewonnen, die ich Nachmittags in Geſellſchaft des Bildhauer Steinhäuſer und ſeiner Frau faſt täglich unternehme. So fuhren wir gleich am zweiten Tage nach meiner Ankunft den mir ſchon bekannten Weg von Piazza Barberini über den Quirinal und das Forum, am Koloſſeum vorbei, über welchem in Folge eines kurzen aber heftigen Gewitters wohl eine Stunde lang der herrlichſte Regenbogen ſtand, zum Laterauthore

Porta di San Giovanni hinaus, und zurück nach der Villa Wolchonsky. An diesem Abende sah ich eine Sonnenuntergangsbeleuchtung, gegen deren farbenprächtige Herrlichkeit alle Malerfarbe zu Spott wird. Was wissen wir doch in unserm form- und farblosen Norden und seinen kymmerischen Nebeln von Farbe und Licht, dort wo den Leuten oft schon ein smaragdgrüner, weißschäumender Sturzbach der Alpen, wenn sie ihn auf bunter Leinwand sehen, als Unnatur erscheint. Wie wünschte ich Dich mir zur Seite, als ich von der hohen Terrasse der Villa zum ersten Male in die braungoldene Campagna und auf die violettblauen Gebirge mit den hellschimmernden Städtchen Tivoli, Frascati und Rocca di Papa hinausschaute, um die von dem Glutscheine des Sonnengoldes am Abendhimmel angegriffenen Augen auf diesen duftigen Fernen ausruhen zu lassen!

Am nächsten Tage, nachdem ich mit einigen neuangekommenen deutschen Künstlern, unter denen Elisabeth Baumann, welche das vortreffliche Polenbild gemalt hat, und Julius Schrader von Düsseldorf, bei dem hannoverschen Minister, dem Mäcen aller deutschen Künstler und freundlichem Förderer aller deutschen Landsleute zu Tisch gewesen und mit ächtem Lacrymä Christi bewillkommnet worden war, fuhr ich wieder mit St.'s über Ponte Molle in die Campagna hinaus, um die frischere Luft ihrer Hügel zu genießen. Wir fuhren von der Brücke, die an der Stelle des alten Pons Milvius oder Aemilius erbaut ist, bei der Osteria di Ponte Molle rechts ab, hügelaufwärts die alte Flaminische Straße entlang, welche Sixtus V. bis Civita Castellana hin erneuerte. Jetzt ist sie fast ganz verlassen. Eine Viertelstunde von der Brücke ragte auf einem hart an der Straße vorspringenden Tufffelsen ein altergebräuntes Thurmgemäuer in die Luft. Es ist der Torre del Quinto, der Thurm des fünften Meilensteines, vom Kapitole aus gerechnet. Die weißen Marmortrümmer, welche man, weil man sie wahrscheinlich in dieser Stelle zur Hand hatte, mit zum Aufmauern

dieſes mittelalterlichen Wartthurms benutzte, leuchten und ſchimmern wunderbar aus dem Graubraun der Ruine hervor. Dieſe Miſchung des ſchlechteſten Materials mit hunderten und tauſenden von koſtbaren Marmorfragmenten habe ich bei unzähligen Ruinen bemerkt, die eben dadurch ihren neueren mittelalterlichen Urſprung verrathen. Auch die Mauern und Einfriedigungen der Gärten, Felder und Vignen um Rom zeigen daſſelbe bunte Gemiſch. Es iſt nicht anders, als wenn das ganze alte Rom eine Stadt von Marmor geweſen wäre. Und noch findet man die Felder der Campagna meilenweit um Rom mit ſolchen Marmorreſten beſäet.

Ungeheure zweiräderige Heukarren, mit vier bis ſechs Ochſen oder mit eben ſo viel Büffeln beſpannt, zogen in großer Anzahl, aus der Campagna kommend, an uns vorüber, und keuchten unter wildem Geſchrei der Treiber, welche Stachelſtab und Geißel in unaufhörlicher Thätigkeit erhielten, die Hügel hinauf. Häßlichere Geſchöpfe als die Büffel haben meine Augen nie geſehen. Sie kamen mir mit ihrer ſchmutzig ſchwarzen Farbe und ihren platten, ſtumpfen Köpfen wie die Neger ihrer Gattung vor, gegen welche die ſchönen, ſilbergrauen Stiere der Campagna mit ihren gewaltigen Sichelhörnern ordentlich nobel und intelligent ausſahen. Zwiſchen dem erſten Stierpaare, auf einer dicken von der Deichſel ausgehenden Stange befand ſich immer ein Muttergottesbild, oft unter Glas und Rahmen, und mit Blumen bekränzt, was ganz eigenthümlich maleriſch ausſieht. Maleriſch iſt aber auch Alles in dieſem Lande. Kein Menſch, kein Thier, kein Baum, kein Strauch, kein Menſchenwerk an Häuſern und Geräthen, Tracht und Kleidung, das nicht irgendwie ſich maleriſch darſtellte. Es kommt mir vor, als emanzipire ſich ſelbſt jede Baumallee, die man irgend anzulegen verſucht hat, von der geraden Linie und von der Verſtandesregelmäßigkeit des geraden Weges, welcher zwar bekanntlich der kürzeſte, aber künſtleriſch der langweiligſte iſt. Die beiden einzigen Baumgänge, welche ich — natürlich mit Ausnahme der

Villen — in und um Rom geſehen, ſind die auf dem Forum und eine andere auf dem Wege vor Porta Angelica. Da iſt aber kein einziger Baum, der nicht auf ſeine Art und nach ſeinem Geſchmack gewachſen wäre, krumm und ſchief oder gerad und ſchlank, wie er eben konnte oder wollte, hier einer ſterbend und nur noch von einzelnen Saftadern lebend, dort andere üppig grün und friſch, obſchon bei näherer Betrachtung im Stamm verwittert bis ans Mark; andere junge Anfänger ohne rechten Platz und Gedeihen, kurz alles unregelmäßig, polizeiwidrig, gegen allen Anſtand und alle Grundſätze unſerer Verſchönerungskommiſſionen, aber unendlich maleriſch, wohlthuend und befriedigend für jedes Künſtlerauge, weil in Harmonie mit dem Ganzen der Umgebung. Eine regelmäßige Berliner Allee auf dem Forum Roms wäre eben ſo unerträglich, wie dieſer ruinenhaft ausſehende Baumgang des letzteren, wenn man ſich ihn an die Stelle der Linden Berlins denken wollte.

Der Blick auf die immer bräunlicher ſich färbende Campagna und die umgebenden Gebirge war bei der ſchönſten Beleuchtung wieder entzückend. Ich bereue es nicht, ganz gegen die Touriſtenregel, den Sommeranfang hier zu erleben. Wer den Süden und ſeine Farbenglut kennen lernen will, darf die heiße Jahreszeit nicht ſcheuen. Der Sommer iſt hier wenigſtens immer ein ſüdlicher. Die meiſten Touriſten aber, welche im Spätherbſte und Winter hierher kommen, treffen nicht ſelten Wochen und Monate lang graues Regenwetter, wie das in den letzten Jahren hier in Rom betrübend vorherrſchend geweſen iſt, und kehren dann unmuthig und enttäuſcht über die Alpen zurück. Der letzte Winter ſoll beſonders unerträglich naß geweſen ſein. Egoiſtiſch, wie jeder Reiſende, mache ich daraus für den nächſten, den ich hier verleben werde, einen günſtigen Umſtand.

Sonntag, den 8. Juni, besuchte ich die Ateliers einiger deutschen Künstler, unter ihnen das unseres vortrefflichen Landsmannes Ernst Willers, der hier als einer der ersten Landschaftsmaler unter den Künstlern in hoher Achtung steht. Er wohnt mit seinem Freunde, dem würdigen Riepenhausen, zusammen auf der Höhe der einsamen Via San Isidoro. Von den Leistungen beider ein ander Mal ausführlich. Eduard Mayer, den Bruder unseres Oldenburger Freundes K. A. Mayer, fanden wir an einer größern weiblichen Idealbüste und an einer Marmorgruppe — ein Mädchen, das mit einem Eichhörnchen spielt, beschäftigt.

Nachmittags sollte in der Villa Borghese das Volksfest einer Tombola (Lottoziehung) gehalten werden. Die Lotteriedirektion hatte es aber in ihrem Interesse gefunden, die Ziehungsfeier, angeblich des Wetters wegen — welches aber vortrefflich war — auf weitere acht Tage zu verschieben. Dafür hatte der Fürst Borghese, welcher an der Spitze dieser, einem wohlthätigen Zwecke dienenden Lotterie steht, zum Ersatze dem zahlreich zusammengeströmten Volke heute ausnahmsweise auch die großen, sonst verschlossenen Blumengärten der Villa geöffnet. Hier lernte ich nun meine Römer leider von einer sehr unvortheilhaften Seite kennen. Denn sei es nun, daß sie sich für die Täuschung der verschobenen Tombola schadlos halten, oder sonst ihren Unwillen ausdrücken wollten, genug das Resultat jener Liberalität war eine allgemeine Plünderung der Blumenschätze des Fürsten. Vergebens suchten die zahlreich überall postirten Aufseher und Gartenbedienten mit guten und bösen Worten dem Unwesen zu steuern; nichts half. Weiber, Kinder und Männer aus dem Volke, feingeputzte Damen und Herren, Minenten und Painis in buntem Gemische, selbst Geistliche nicht ausgenommen, Alles schnitt und pflückte, riß und brach an Beeten und Gebüschen nach besten Kräften. Ueberall sah man die kostbarsten Sträuße in aller Händen. Ich glaube, man hätte mit den so abgerissenen Blumen und Blüten ein halbes hundert

deutſcher Gewächshäuſer füllen können. Denn hier arbeiteten Tauſende an dem Werke der Verwüſtung. Doch ſah ich nirgends ernſtlichen Streit, und noch weniger irgend ein polizeiliches Einſchreiten. Auch iſt bekanntlich keinem Sbirren der Eintritt in die Villa Borgheſe geſtattet. Wenn dieſes Verfahren nicht durch etwas Außergewöhnliches herbeigeführt war, ſo begreife ich übrigens, warum nach und nach faſt alle römiſche Großen dem Publikum ihre Villen verſchloſſen haben. Denn außer der Villa Borgheſe und der Villa Medici ſind alle übrigen entweder gar nicht oder nur an einzelnen Tagen und gegen Erlaubnißkarten den Beſuchern, meiſt Fremden, geöffnet. Freilich hat ſolch ein Egoismus der Großen und Reichen auch wieder rückwirkende Kraft auf die Sittlichkeit des Volks. Es iſt hier wie überall im Leben: wem man nicht mehr traut, hört bald auf, Vertrauen zu verdienen. Die Borgheſe's machen in dieſer Hinſicht unter allen römiſchen Fürſten eine rühmliche Ausnahme. Ihre Paläſte, Villen, Gärten, Gallerien und Sammlungen ſind allein unter allen ähnlichen in Rom mit ächt fürſtlicher Liberalität ſtets dem Publikum, ohne Unterſchied des Standes, geöffnet, und eine Klage über Illiberalität der Aufſeher in der Gallerie Borgheſe, welche ich ſpäter einmal in der Allgemeinen Augsburger Zeitung las, verdient die entſchiedenſte Zurückweiſung; denn ſie iſt eine Verſündigung gegen den großartigen Sinn, mit dem dieſes Fürſtenhaus ſeinen Beſitz und ſeine Kunſtſchätze der freieſten Benutzung offen hält, gegen eine Liberalität, die in ganz Italien nur in Florenz bei den Gallerien Pitti und der Uffizien ihres Gleichen findet. Dafür ſind aber auch die Fürſten des Hauſes Borgheſe in Rom wahrhaft, und man kann ſagen allein, volksbeliebt, und es iſt dem geringſten Römer ein freudiger Stolz, auf ſie, als eine Zierde Roms, hinzuweiſen, während z. B. das Haus Piombino aus den entgegengeſetzten Gründen durchaus unbeliebt, ja gehaßt iſt.

Die Villa Borgheſe war übrigens auch ohne Tombola feſtlich

genug anzuſchauen. Es iſt ein wahrhaft wundervoller Park. Die kühlen, ſchattigen Baumgänge, die freien, weiten Durchblicke, die rauſchenden Springbrunnen, die plätſchernden Fontainen mit ihren überſtrömenden Doppelbaſſins, die weiten Wieſenplätze mit weidenden Kühen, die vielen Luſt- und Gartenhäuſer, Meiereien u. ſ. w. von eben ſo edler Bauart als romantiſcher Lage, das Sommerſchloß ſelbſt, in welchem ſich die Antikenſammlung befindet, dieſes ganze Auf und Ab von Hügeln und Thälern, belebt von tauſenden feſtlich geſchmückter Menſchen zu Fuß und zu Pferd, mit glänzenden Equipagen untermiſcht, bot das anmuthigſte Schauſpiel. Und welcher Flor von ſchönen Frauen und Mädchen! Dieſer ſtolze und dabei doch leichte, elaſtiſch ſchwebende Gang, dieſe freie Grazie und Anmuth der Bewegung, dieſe antike Götterſchönheit der unbedeckten Nacken und Arme, von warmer Glut der Farbe beſeelt, habe ich bisher einzig nur in Rom gefunden, deſſen Frauen freilich auch für die ſchönſten Italiens gelten. Bei den verheiratheten iſt Hinneigung zum Embonpoint vorherrſchend, und unter den älteren Frauen des Volks habe ich verhältnißmäßig mehr übermäßig ſtarkbeleibte Geſtalten geſehen, als in irgend einer der mir bekannten Städte Europa's.

Unſern Rückweg nahmen wir über die Paſſeggiata des Monte Pincio. Dieſer Spaziergang, deſſen Anlegung man, wie ſo vieles Gute in Rom, den Franzoſen verdankt, iſt wohl einer der ſchönſten auf der Welt. Von der Höhe ſeiner Terraſſen überblickt man den größten Theil des Häuſermeeres von Rom mit ſeinen unzähligen Paläſten, Kirchen und Kuppeln, darüber hinaus die weſtlichen und nördlichen Bergzüge des Monte Mario und des Janiculus, mit ihren Vignen, Villen, ihren Gärten und Büſchen, aus denen Piniengruppen gen Himmel ragen. Das Alles in die Roſenglut der untergehenden Sonne getaucht, war gar zu herrlich.

Am 9. Morgens war ich zum zweiten Male im St. Peter. Hier vergehn dem Auge alle Maaße. Mit ungefähr dreihundert

meiner Schritte durchmaß ich die innere Länge dieſes Rieſenbaues. Die Höhe der Kuppel kann man weder von innen, noch viel weniger von außen, auf dem ungeheuren Platze ſtehend, würdigen, denn hier wird ſie von dem verkehrten Vorderbau der Kirche faſt gänzlich verdeckt, und kriecht völlig in ſich zuſammen. Im Innern, wenn der Blick dieſe vierhunderdreizehn Fuß Höhe hinaufſchwindelt, iſt's ſchon beſſer. Aber ganz hat man den Eindruck in ſeiner Mächtigkeit doch nur, je ferner man von dem ganzen Baue ſteht, etwa von Monte Pincio aus, oder von einigen Punkten des Janiculus, oder von einer der noch ferneren Höhen um Rom nach Norden zu. Dieſe „von Felſen gethürmte Papſtmütze," wie ſie Gaudy nannte, bedarf, wie der römiſche Katholizismus, den ſie repräſentirt, der Ferne und der — Dunkelheit, um zu imponiren.

Ich habe Fernow's Aufſatz über die Peterskirche geleſen, das Beſte, was über dieſes größte aller Bauwerke der römiſchen Hierarchie geſchrieben iſt. Fernow hat Recht, wenn er behauptet, das Eigenthümliche und, im Gegenſatze zur antiken Baukunſt, Barbariſche dieſes Baues beſtehe darin, daß hier mit den ungeheuerſten Mitteln doch nur eine Größe hervorgebracht iſt, die man bloß mit dem Verſtande, nicht mit dem Gefühle erfaſſen kann. Man muß es ſich ſagen, und immer wieder ſagen: dieſer metallene Baldachin mit den widerwärtigen, gewundenen Schneckenſäulen voll Vergoldung, zu dem die vergoldete Bronzedecke des Pantheons das Material geliefert hat, — dieſer grundhäßliche Bau, welcher gerade unter der Kuppel über dem Grabe St. Peters ſteht, und ſich vom Eingange aus geſehen ſo unbedeutend ausnimmt, iſt ſo groß wie der größte Palaſt von Rom, wie der Palaſt Farneſe, welcher fünf und achtzig Fuß hoch iſt. Man ſagt es ſich, man ſtaunt, aber dies Staunen iſt nur ein Staunen des rechnenden Verſtandes, nicht des Gefühls, der Empfindung. Die Peterskirche hat die Aufgabe der Baukunſt umgekehrt gelöſ't. Die koloſſalſten Maaßverhältniſſe erſcheinen kleiner als ſie ſind, erſcheinen gewöhnlich, während der

antike Tempel, ſo wie die gothiſche Kirche mit geringeren Mitteln und Maaßen den Schein des Koloſſalen und Unendlichen erzeugt. Schon das iſt ein Unglück, daß die Tradition von dem Grabe des Apoſtels die Kirche, ſtatt auf einer der nahen Anhöhen, in der Tiefe dieſer Niederung erbauen ließ, und dadurch ihre Wirkung unendlich beeinträchtigte. St. Peter, ohne die Vorhalle, auf einer nur mäßigen Anhöhe gelegen, müßte ein unbeſchreiblicher Anblick ſein.

Ueber den prächtigen, ſäulenumgebenen Platz, mit dem gewaltigen Obelisken, den ſelbſt die ungeheure Felſenwucht des nahen Kuppelrieſen nicht niederdrückt, zwiſchen den hellen Kaskaden, die im Sonnenglanze den Regenbogen widerſtrahlen, wandelt gewiß kein Sterblicher, ohne ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, daß er ſeines Gleichen in der Welt nicht hat. So groß iſt dieſer Platz, daß die beiden an den Aufgangsſtufen ſtehenden Bildſäulen der Apoſtel Peter und Paul völlig verſchwinden. Ich bemerkte ſie erſt, als mich bei wiederholtem Beſuche mein Begleiter auf ſie aufmerkſam machte, um mir an ihnen einen Maaßſtab für die Größe der Umgebung zu bieten, in welcher ſie ſtehen. Und dennoch reicht ſelbſt dieſer ungeheure Platz, der eigentlich aus zwei Plätzen, der Piazza Ruſticucci und der Piazza di San Pietro beſteht, nicht aus, um auf ihm einen Punkt zur richtigen An- und Ueberſicht des Doms zu gewinnen. Napoleon ſoll den Plan gehabt haben, den Platz durch Schleifung des Häuſerkeils, welcher zwiſchen den beiden Straßen Borgo vecchio und Borgo nuovo der Engelsbrücke zuläuft, bis an die letztere zu erweitern. Ein grandioſes Unternehmen, würdig ſowohl des Geiſtes, der den Plan hegte, als des Bauwerks, deſſen Majeſtät zu erhöhen er gefaßt wurde.

Wieder kehrte ich in das Innere zurück. Eins hat dieſe Größe, dieſe Verſchwendung koloſſaler Verhältniſſe, dieſer oft geſchmacklos geſcholtene Reichthum des Innern doch erreicht; ein Gefühl, welches ich ſonſt nirgends empfunden, erweckte dieſer Bau doch bei jedem wiederholten Beſuche ſeines Innern. Es

iſt die unbeſchreiblich wohlthuende Empfindung der Ruhe und Stille, das Gefühl der Sicherheit und wandelloſen Feſtigkeit. Es liegt ein heller, warmer Ton über dem Ganzen, über dieſen Marmorwänden mit ihren bunten Moſaiken. Alles iſt Stein, Marmor oder Metall. Selbſt die Bilder und Gemälde ſind von Stein, die Wände vielfarbiger, hellgeſchliffener Marmor, wie der Fußboden; die Deckengewölbe Gold und Moſaik. In dieſer unvergleichlichen Solidität des ungeheuren Baues, in dieſer edelſteinernen Einfachheit liegt das Geheimniß jenes Eindrucks der ſtillen, ſichern Ruhe, liegt die Einheit, welche all den bunten Reichthum harmoniſch in ſich zuſammenſchließt. Es kommt einem vor, als wäre das Ganze nicht künſtlich zuſammengefügt, ſondern als wäre es wie eine ungeheure Rieſenblume mit tauſend funkelnden und ſtrahlenden Edelſteinblüten aus der Erde gewachſen. In dieſem Gefühle beſtärkt uns denn auch die Wirkung der realen, der wirklichen Raumgröße, welche jede Störung hindert oder doch ſchwächt. Hier wird Meſſe geleſen und geiſtliche Muſik aufgeführt, dort werden Gerüſte aufgeſchlagen, es wird gezimmert und gehämmert, genagelt und gepocht; dazwiſchen wandeln Schaaren von Neugierigen und Fremden, mit frommen Wallern und einheimiſchen Betern gemiſcht. Aber keine Thätigkeit ſtört die andere, und der einzelne, in ſtumme Betrachtung verſunkene Wanderer empfindet ſich inmitten aller dieſer verſchiedenartigſten Umgebung ſtets in ungeſtörter, wunderbarer, weltabgeſchloſſener und doch nicht an ſtrenge Askeſe erinnernder Einſamkeit, in welcher er ungeſtört ſeinen Gedanken und Empfindungen nachhängen kann.

Am Nachmittage führte eine Spazierfahrt mit St.'s mich nach der entgegengeſetzten Seite der Stadt, die Tiber hinabwärts, zu der außerhalb der Ringmauer liegenden St. Paulskirche. Der Weg ging die Via della Marmorata entlang, bog links um den

Aventiniſchen Hügel, und führte dann, am Monte Teſtaccio und an der Pyramide des Ceſtius vorbei, durch das Paulsthor (Porta Oſtienſis) zur Stadt hinaus. Die Pyramide iſt weniger imponirend, als ich ſie mir bei einer Größe von hundertdreizehn Fuß vorgeſtellt hatte. Aber ſie liegt auch über ſechszehn Fuß tief unter dem heutigen römiſchen Fußboden, und dann ſchwächt die geringe Breite der Grundflächen (von neun und ſechzig Fuß) und der dadurch entſtehende, etwas ſpitze Winkel, unter dem die Seitenflächen oben zuſammentreffen, den Eindruck der Geſammtmaſſe. Einer meiner Freunde, der Aegypten bereiſt hatte, bemerkte mir, daß die ägyptiſchen Pyramiden an der Spitze faſt in einen rechten Winkel auslaufen. Dieſe Pyramide iſt beiläufig das einzige antike Grabdenkmal, welches durch neurömiſche Barbarei unzerſtört geblieben iſt und ſeine prächtige Bekleidung von weißem Marmor behalten hat.

Vom Thore an führt ein einſam öder Weg in gerader Richtung wohl über eine Viertelſtunde weit nach San Paolo fuori le mura. Auf dem thurmartigen Mauerkerne eines antiken Grabdenkmals iſt das Häuschen eines armen Winzers wie ein Storchneſt aufgeſetzt. Eine kleine, ſchläfrige Kapelle bezeichnet die Stätte, wo Petrus und Paulus von einander Abſchied nahmen, als ſie zum Märtyrertode gingen. Ihre letzten Worte ſtehen neben der bildlichen Darſtellung dieſes Abſchieds in einem kleinen Relief über dem Eingange. Mag man über die Aechtheit der Sage denken, wie man will, immerhin haben ſolche Stätten, wie dieſe, an welche ſich die Uranfänge des weltbeherrſchenden, weltverachtenden Chriſtenthums knüpfen, etwas wunderbar Ergreifendes und Rührendes; zumal wenn ſie nicht durch Prachtgebäude, ſondern, wie hier, durch halbverfallene, mit der rings umgebenden Oede in Einklang ſtehende Denkzeichen bezeichnet ſind.

Die Baſilika des heiligen Paulus war die älteſte Kirche der geſammten Chriſtenheit, und, ehe St. Peter ihr dieſen Ruhm ſtreitig machte, auch die größte aller erhaltenen chriſtlichen Baſiliken

Kirche ganz unverändert nach dem alten Plane herzuſtellen, völlig abgewichen, und der Styl der Architektur und Verzierungen im Innern iſt weit eher der eines Pracht- und Ballſaales, als einer Kirche zu nennen. Auch die beiden Altargemälde von Camuccini und Agricola ſind trotz ihrer heiligen Gegenſtände ganz in dieſem gleißend aufgeputzten Charakter gearbeitet. Wenn irgendwo, ſo zeigt ſich hier die Abnahme der Kräfte des alternden, päpſtlichen Roms. Ich glaube, dieſe Kirche wird nie vollendet werden, und ſelbſt Römer hörte ich es bezweifeln. Indeſſen wallfahrten die Römer zu derſelben zahlreicher als zu allen andern Kirchen, denn San Paolo fuori le mura iſt der einzige Punkt in und um Rom, zu welchem die Regierung die Errichtung von Omnibus geſtattet hat *), welche für ein Paar Paoli vom venezianiſchen Platze aus dorthin fahren. Die Römer, denen dieſe moderne Pracht des Neubaues ohnehin ſehr zuſagt, und die nebenher das andare in carozza mit Leidenſchaft lieben, ohne ſich bei den enormen Preiſen der übrigen Miethkutſcher und Fiacres dieſen Genuß verſchaffen zu können, benutzen die hier gebotene Gelegenheit deſto fleißiger. Dabei fällt denn auch mancher Paul in den Opferſtock der Kirche, und dies iſt wohl der Grund, weshalb das Governo hier das Privilegium der Miethkutſcheninhaber beeinträchtigt hat.

Bei der Rückkehr über die Via Appia durch San Sebaſtiano paſſirten wir zwiſchen Aventin und Palatin vorbei an den alten Kaiſerpaläſten, auf deren Gewölben jetzt die Farneſiſchen Gärten und die Villa Mills liegen. Jetzt werden in dieſen grandioſeſten Ruinen des grandioſeſten Baues Heuvorräthe aufbewahrt. Vor

*) Nachträglich: So eben ſchreibt mir (Juni 1846) ein Freund aus Rom, daß bei Gelegenheit der Todtenfeier Gregors XVI. auch die Einrichtung von Omnibusfahrten nach dem Sanct Peter geſtattet worden iſt. Welch Glück für alle fremden Beſucher Sanct Peters und des Vatikans, die keine »Milordi« ſind!

einiger Zeit geriethen dieſe Magazine durch irgend einen Zufall in Brand. Man fürchtete Vernichtung der Gewölbe. Aber dieſe faſt zweitauſendjährigen Reſte hatten ganz andere Feuerſtürme erlebt. Als das Feuer ausgebrannt war, hatte ſich auch nicht ein Stein gelöſ't, ja nicht einmal das Buſchwerk, welches ſie trugen, hatte auch nur von der Hitze irgendwie gelitten, und die Roſenhecken der Villa Mills blühten und dufteten eben ſo herrlich wie heute Abend, wo ein lauer Wind ihre Düfte zu uns herüberführte. Dieſes Mauerwerk der Menſchenhand iſt völlig Naturwerk geworden, und wird noch ſtehen, wenn das neue Rom vielleicht längſt zu Schutt und Trümmern zerfallen ſein wird.

Wer die vollſtändige Apathie der hier lebenden deutſchen Künſtler gegen die politiſchen Lebensbewegungen im Vaterlande kennt, den mußte die Aufregung, welche ſeit einigen Tagen in dieſer kleinen, außerweltlichen Welt herrſcht, in Erſtaunen ſetzen. Die ſchimpfliche Ausweiſung der beiden badiſchen Kammermitglieder Itzſtein und Hecker aus Berlin und Preußen, welche die Allgemeine Zeitung berichtete, hat dieſe Aufregung hervorgebracht. Die Künſtler kümmern ſich hier in der Regel keinen Strohhalm um Politik. Conſtitutionalismus oder Abſolutismus ſind ihnen vollkommen gleichgültige Worte. Ob ihre Bilder verkauft, ihre Skizzen in Marmor beſtellt worden, das iſt die Lebensfrage. Und da deutſche Kammern weder Bilder kaufen noch Bildhauerwerke beſtellen, was beides doch zuweilen von Fürſten geſchieht, ſo ſind die römiſch deutſchen Künſtler in der Regel Monarchiſten von der allerſtrikteſten Obſervanz. Ohnehin ſind die Majeſtäten von Bayern und Preußen jetzt die alleinigen Kunſtmäcene. Auch um Preßfreiheit kümmern ſich dieſe Männer von Pinſel und Meißel nicht ſonderlich, und da ſie faſt durchgängig mit dem Gedruckten, das ſie betrifft, auf geſpanntem Fuße ſtehen — denn welcher Künſtler verachtet nicht, oder giebt ſich wenigſtens

nicht die Miene, alle Kunſtkritik zu verachten? — ſo wünſchen ſie höchſtens im Herzen der Preſſe alles mögliche Böſe. In dieſen Tagen aber waren meine Landsleute im Lepre, der weltberühmten Hafenſchenke auf Via Condotti, und im gegenüberliegenden Café Greco, welches ſich auf ſeinem neuen Schilde mit Emphaſe *ancien* café greco nennt, gar nicht wiederzuerkennen. „Preußen," „Baden," „Deutſchland," „deutſche Einheit," Conſtitution," „Volksvertreter," „Beleidigung der Nationalität," „Polizeiwillkür," „Schmach vor Europa," das und anderes Aehnliche waren die Stichwörter, welche man von allen Seiten erſchallen hörte. Die Italiener und Franzoſen konnten gar nicht begreifen, was unter den friedlichen deutſchen Phlegmatikern ſolchen Sturm erregt haben mochte, und ſelbſt die ſonſt von Nichts, was um ſie her vorgeht, Notiz nehmenden Engländer horchten verwundert auf die befremdlich erregte Diskuſſion, deren Inhalt augenſcheinlich weder ein beſtelltes oder verkauftes Bild, noch ein neues oder altes Modell, eine neuentdeckte gute Weinkneipe mit ächtem Frascatiner, oder ſonſt irgend eine Entdeckung ähnlicher Art ſein konnte. In der That, der Zeitungsartikel hatte eine allgemeine Revolution in dieſem deutſchen Mikrokosmus zu Wege gebracht, und vielleicht hatte die Augsburger Allgemeine Zeitung, ſeit ſie die Marmortiſche des Café Greco bedeckte, keine aufregendere Wirkung entfaltet. Man konnte dieſe Wirkung ſogar eine „ſubverſive" und „deſtruktive" nennen, weil ſie für längere Zeit das hiſtoriſch Gewordene und zu Recht beſtehende der täglichen, oft ſehr ans Rohe und Gemeine ſtreifenden Unterhaltungsgegenſtände und den herrſchenden Ton eines gewiſſen forcirten Cynismus völlig beſeitigte und über den Haufen warf. Dabei war es intereſſant und lehrreich, dieſe Wirkung zu beobachten. Zuerſt bildeten ſich zwei Parteien. Alle Süddeutſchen und Rheinländer, überhaupt alle Nichtpreußen, brachen bei der erſten kurzen Nachricht in einen Schrei des Unwillens und der Entrüſtung aus. Die Künſtler ſind zwar der Regel nach ſchlechte Politiker,

aber ſie ſind gute Menſchen, und das verletzte Gaſtrecht war der erſte rein menſchliche Geſichtspunkt, unter welchen ſie dieſe Thatſache faßten. Die Preußen unter ihnen hatten nun einen ſchlimmen Stand. Zuerſt halfen ſie ſich, dem allgemeinen Sturme gegenüber, damit, daß ſie die Wahrheit der Nachricht bezweifelten. Es ſei eben eine Zeitungslüge. Am zweiten Tage: ſie ſei jedenfalls entſtellt und übertrieben. Als aber demnächſt folgende Artikel keinem ſolchen Zweifel mehr Raum ließen, zogen ſich die eifrigſten dieſer Boruſſen hinter die letzte Schanzwehr der ohne Zweifel dieſer gewaltſamen Handlung zu Grunde liegenden, gewichtigen Motive und Gründe zurück, deren öffentliche Bekanntmachung ungeſäumt erfolgen und ihre Regierung glänzend rechtfertigen werde. Geheime Bundzwecke, ſtaatsgefährliche Abſichten, aufrühreriſche Reden, majeſtätbeleidigende Aeußerungen, waren das Wenigſte, was ſie in dieſer Hinſicht erwarteten, und worauf ſie die Angreifer vertröſteten. Als aber ein Tag nach dem andern verging, eine Nummer der Augsburger Allgemeinen Zeitung nach der andern erſchien, ohne den gehofften Troſt, das erwartete Schwarz auf Weiß ſolcher Erklärung und Rechtfertigung zu bringen; als die begleitenden Einzelumſtände der beſchimpfenden Verjagung zweier deutſcher Ehrenmänner immer genauer ans Licht traten, da verſtummten auch die eifrigſten Vertheidiger ihres preußiſchen Vaterlandes, und faſt alle Preußen zogen ſich vor den unangenehmen Angriffen, denen ſie jetzt nichts mehr entgegenzuſtellen wußten, in ein anderes Café der Via Condotti zurück, welches ſeitdem den Namen des Preußencafés erhielt. Nur ein Einziger hielt rühmlich Stand auf der Breſche. Es war ein Architekturmaler R. aus Königsberg, eine lange, ſtarkknochige, zugeknöpfte Geſtalt, mit einem Geſichte, auf deſſen ewig erhaben lächelnden und dabei unausſprechlich unbedeutenden Zügen die ganze Superiorität eines Königlich Preußiſchen Gensdarmenbewußtſeins mit dem allgemeinen Ehrenzeichen am vierten Knopfloche, ſich ausdrückte. Mit der Ruhe eines Märtyrers bot er dem ganzen, nun

gegen ihn allein gerichteten, allgemeinen Sturme die breite Stirn. Jedes Wort, welches er ſprach, war Verachtung der Zeitungen und Zeitungsſchreiber, bewundernder Glaube und gläubige Bewunderung der Wege miniſterieller Vorſehung und Weisheit, auch da wo dieſe Wege unerforſchlich und unergründlich ſeien. Daß die Ausweiſung durchaus gerecht und über allen Tadel erhaben ſein müſſe, ſtand ihm zum Voraus feſt, war ihm ein unbezweifelbares Axiom — „denn," ſchloß er ſeinen Syllogismus, „ſonſt würde ein preußiſcher Miniſter ſie nicht befohlen haben." Dieſer Mann war das fleiſchgewordene Syſtem, deſſen erſte Vorausſetzung das welthiſtoriſch gewordene Wort von dem „beſchränkten Unterthanenverſtande" bildet, welchem es unter keiner Bedingung erlaubt ſei, die Handlungen der Fürſten, und was gleich, ihrer Miniſter, mit ſeinem unzureichenden Maaßſtabe zu meſſen. Machte man ihm nun bemerklich, daß ein ſolches Meſſen doch dem beſchränkten preußiſchen Unterthanenverſtande gegen ſpaniſche und portugieſiſche, ja ſelbſt gegen franzöſiſche und engliſche Staatsmänner in Preußiſchen Zeitungen erlaubt werde, ſo inkommodirte ſolcher Einwurf den Mann nicht einen Augenblick, und er widerlegte ihn ſofort durch die geiſtvolle Bemerkung: „daß dies eine ganz andere Sache ſei!" Als nun ein Spötter dieſem Tiefſinne ironiſch zu Hülfe kam, und denſelben dahin auslegte: daß in ſolchen konſtitutionellen Staaten wie Frankreich und England die Gabe unmittelbarer göttlicher Inſpiration, deren ſich die Regierenden in unumſchränkten Monarchien erfreuen, durch den unſeligen, Alles auf menſchliche Einſicht und menſchliche Klugheit gründenden Conſtitutionalismus ſehr geſchwächt, und daher auch eine menſchliche Kritik ihrer Handlungen erlaubt und an der Stelle ſei — reichte er dieſem Glaubens- und Bundesgenoſſen mit aufrichtigem Danke und einem herablaſſenden „wir verſtehen uns!" huldreich die Hand. Kein Spott und Hohn, keine perſönliche Beleidigung, nichts focht ihn an, nichts brachte ihn aus dem bemitleidenden Gleichmuthe, mit welchem er die

Unbeſonnenheit und Beſchränktheit um ihn her beachſelzuckte. Ein Paar badiſche „Advokaten“ gegen einen „preußiſchen Miniſter“ — er ſprach das letztere Wort nie aus, ohne innerlich eine tiefe Verbeugung zu machen — was wollte das bedeuten! Dabei war aber der Mann *inſofern* ehrenhaft, als er wirklich an ſeine Sache glaubte. Er war ein redender Beweis davon, daß die Liebe und Treue gegen den Fürſten auch noch *in ihrer Uebertreibung* ſchön ſein kann. Denn er hatte gar kein Hehl daraus, daß er ſich nach der Thronbeſteigung des jetzt regierenden Königs von Preußen (er nannte ihn im Contert der Rede immer nur „*mein König*“), da in Rom kein Bildniß deſſelben zu haben war, einen preußiſchen ſogenannten Champagnerthaler mit dem Bruſtbilde „ſeines“ Königs, als Medaillon faſſen laſſen, und ſelbigen über ſeinem Bette aufgehängt habe. Zur Königsberger Huldigung war er eigends von Rom aus gereiſet, weil an ſolchem Tage kein Preuße fehlen dürfe, und war nicht ohne ſegensreichen Erfolg von Beſtellungen nach Rom zurückgekehrt. Unter den unaufhörlichen Neckereien, deren Stichblatt zu ſein er ſich in dieſen Tagen der Aufregung zur Ehre rechnete, rief ihm der geniale *Hallmann* einmal zu: „R..., wenn ich das nicht erlebe, daß Ihr beſchränkter Unterthanenverſtand mit dem rothen Adlerorden belohnt wird, ſo iſt keine Gerechtigkeit mehr in der Welt!“ Der arme Hallmann! er hat es nicht mehr erlebt! Er ſchläft ſchon lange, ſeit ich dieſe ſeine Worte niederſchrieb, auf dem Ketzerkirchhofe von Livorno. Aber ſeine Prophezeihung iſt *doch* in Erfüllung gegangen, und wenige Monate ſpäter ſchmückte der rothe Adlerorden vierter Klaſſe die treue Bruſt des, nunmehr unter die Signori Cavalieri eingetretenen, heldenmüthigen Verfechters ſeiner vaterländiſchen Polizei. So „ſiegt doch endlich die Tugend!“ Der Wahrheit gemäß aber muß ich bezeugen, daß Signor Cavaliere R... nach ſeiner Standeserhöhung um keinen Grad hochmüthiger geworden iſt, ſchon aus dem einfachen Grunde nicht, weil er es nicht mehr werden konnte.

Die Aufregung aber, welche jene Ausweisungsgeſchichte hervorgebracht hatte, war tief und nachhaltend bei den römiſchen Deutſchen, ja bei den Deutſchen in ganz Italien. Ueberall, wohin ich kam, ſelbſt in Neapel und Sizilien, immer kam, wo ich Deutſchen begegnete, die Rede darauf zurück, und ich muß zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß keine von allen Aeußerungen, die ich darüber anhören mußte, im Entfernteſten der Art war, daß dieſelbe zur Erwerbung irgend eines preußiſchen Ordens auch nur das Geringſte hätte beitragen können.

Rom, den 10. Juni.

Geſtern habe ich die letzten Abendſtunden vor und in dem Pantheon zugebracht. Nächſt dem Koloſſeum hat mir doch bis jetzt nichts einen größern Eindruck gegeben. Es iſt eben wie das Gewölbe des Himmels, ſo einfach groß. Oben regnet es hinein, und im Winter ſteht ein See auf den Porphyr- und Marmorplatten, welche den Fußboden decken, denn es liegt tief, und die Waſſergüſſe ſtrömen von allen Seiten hinab. Aber das rührt ſolch ein Gebäude nicht. Verſtümmelt, von Feuersgluten benagt und geſchwärzt, ſchmuckberaubt und geſchändet durch neurömiſche Barbarei, iſt dieſer erhabene Bau doch immer noch von ſo grandioſer Mächtigkeit, daß man Alles um ſich her zuſammenſchrumpfen fühlt. Ich finde, daß auch hier, wie überall in ſeiner Wanderung durch Rom, der Dichter des Child Harold das Tiefſte des Eindrucks ausgeſprochen hat mit ſeinem:

Simple, erect, severe, austere, sublime —
Shrine of all saints and temple of all gods,
From Jove to Jesus — spared and blessed by time;
Looking tranquillity, while falls or nods
Arch, empire, each thing round thee, and man plods
His way through torns to usher — glorious dome!

Shalt thou not last? Time's scythe and tyrant's rods
Shiver upon thee, sanctuary and home
Of art and piety — *Pantheon* — pride of Rome!

In dieſem ſchönſten aller Bauwerke Roms wünſchte der Schöpfer höchſter Schönheit, Raphael, zu ruhen. Eine einfache Marmorplatte mit der bekannten Inſchrift bezeichnet die Stätte.

Nächſt der Verunſtaltung durch die „Eſelsohren des Bernini," wie der Volkswitz ſehr treffend die beiden Glockenthürme nennt, welche der tempelräuberiſche Urban VIII. Barberini durch jenen Kunſtverderber zu beiden Seiten der Kuppel aufführen ließ, ſchadet dem Eindrucke des Aeußern nichts ſo ſehr, als die Tiefe, zu welcher jetzt das herrliche Bauwerk durch die allmälige Erhöhung des umgebenden Platzes hinabgedrückt erſcheint. Urſprünglich war das Verhältniß umgekehrt, denn die Ausgrabungen haben gezeigt, daß ſieben Stufen zu dem Portikus hinaufführten, von denen jetzt nur noch eine ſich über dem Erdboden erhebt *). Dio Caſſius erzählt, daß Agrippa dieſes urſprünglich, wie die Gelehrten behaupten, einem andern Zwecke beſtimmte Gebäude, zum Tempel umſchuf. Urſprünglich dem Mars und der Venus geweiht, erhielt es, wie der Hiſtoriker erzählt, den Namen Pantheon von den Statuen vieler anderen Götter, welche es unter ſeine Wölbung aufnahm. Phantaſievoller aber iſt Dio's eigene Erklärung des Namens. „Ich glaube," ſagt er, „man nannte es Pantheon, weil ſeine Kuppelgeſtalt dem Himmel vergleichbar erſcheint."

Heute in der Morgenfriſche habe ich, wie gewöhnlich, wieder einen Gang nach dem Koloſſeum gemacht. Mit jedem Male, daß ich es ſehe, wächſt es in meinen Augen. Das Innere hat in ſeiner Länge hundertachtundzwanzig, in ſeiner Breite vierundachtzig Schritte. Der umgebende Hallenbau beträgt an jedem der Ein-

*) So Schnaaſe Geſchichte der Kunſt II. S. 130. Die „Beſchreibung Roms" erwähnt nur fünf Stufen.

gänge achtundſiebenzig Schritte. Alſo die ganze Länge zweihundertſechs, die ganze Breite hundertzweiundſechzig Schritte. Ich nehme dieſe Maaße immer ſelbſt. Sind dieſelben auch mathematiſch nicht genau, ſo prägen ſie ſich doch beſſer ein, und kommen der Phantaſie mehr zu Hülfe, als die gedruckten Angaben nach Fuß, Palm und Zoll. In der Morgenfrühe iſt es wunderbar ſtill und frühlingsduftig im Koloſſeum. Hunderte von Singvögeln, die in dem wuchernden Buſchwerk niſten, deſſen friſches Grün alle Pfeiler und Wände umkleidet, laſſen ihre Stimmen erſchallen. Unzählige Blumen blühen aus allen Ritzen und Spalten, auf Simſen, Bogen und Pfeilern des altersbraunen Gemäuers hervor. Dazwiſchen tönt fernes Glockengeläute, leiſes Getön des erwachenden ſtädtiſchen Lebens, wie ſummendes Bienenſchwärmen. Im vollen Gefühle glückſeligſter Einſamkeit ſetzte ich mich nieder auf einen antiken marmornen Säulenſtumpf, und ſchrieb die letzten Zeilen meiner Grüße an die fernen Lieben, welche heute ſchon nach Norden wandern ſollen, um ihnen Kunde zu geben von dem Glücke des Freundes, dem zur Erfüllung aller Wünſche der Gegenwart nichts fehlt, als ihre mitgenießende Anweſenheit.

Hat dieſe Reiſe auch nur den Vortheil für mich, den ich jetzt ſchon zu empfinden glaube, ſo danke ich der Huld meines Schickſals, welche mir dieſen ideellen Abſchluß der ewigen Entwickelung des rein Menſchlichen vergönnte. Ja, ich bekenne mich dankbar für dies Geſchenk des Himmels, das Tauſenden meines Gleichen nicht zu Theil wird, und an welchem ſelbſt nur wenige von ſolchen, denen es der blinde Reichthum in den Schooß warf, etwas haben, weil ſie nicht den Schlüſſel ſeines Verſtändniſſes beſitzen, weil ſie ſelbſt im Paradieſe noch Pflaſtertreter ſein würden. Jener Vortheil aber iſt die Ruhe, die befriedete Weltanſchauung, welche ſich hier, ſo großer Vergangenheit gegenüber, beſänftigend über die Seele breitet. Das unruhige Kleinleben des Tages, „der den Tag verſchlingt,“ verſchwindet vor dieſer gebietenden Maſſen-

haftigkeit ſo ungeheurer Zeiträume, welche man hier überſieht. Die Leidenſchaft der Parteiempfindung tritt zurück, wo man ſelbſt das Gehaßte lieben lernt. Ich weiß, wie ſehr uns modernen Menſchen dieſe Reinigung der Leidenſchaften noth thut, und empfinde ſie Angeſichts der großen hiſtoriſchen Tragödie, deren ſteinerne Lettern ich hier leſe, täglich tiefer.

Aller Größe gegenüber tritt zunächſt bei Menſchen von Phantaſie und Empfindung die Einzelkritik in den Hintergrund. So geht es mir hier in Rom mit vielen Erſcheinungen, die mir jetzt ſichtbar und greiflich vor die Augen treten, da ich ſie bisher nur aus Büchern kannte. So oft mir das Elend, die Unwiſſenheit, der kraſſe Aberglauben, das fratzenhafte Götzenthum des Volks, und der ganze Jammer überlebter Zuſtände und Gedanken, der ſchneidende Kontraſt des außerweltlichen Nazarenerthums gegen die großartige, in ſich befriedigte Fülle einer untergegangenen heidniſchen Welt vor die Seele treten will, ſo oft ſage ich mir doch auch: aber dieſes neurömiſche Weſen hat doch anderthalb tauſend Jahre lang die Welt beherrſcht, ja beherrſcht ſie zu einem großen Theile noch immer; und mußte das alte Rom einmal vergehen, ſo iſt doch eine neue Weltherrſchaft an ſeiner Stätte immer noch würdiger, großartiger, erhebender, als wenn ich mir Rom etwa als Sitz eines öſtreichiſchen Erzherzogs denken müßte. Was ich damit ausdrücken will? Daß es uns in Rom rein unmöglich iſt, den politiſchen Maaßſtab der Betrachtung feſtzuhalten, daß die ſtrenge, logiſche Konſequenz des Gedankens, die innerlich gefeſtete, hiſtoriſch politiſche Ueberzeugung hier von der äſthetiſchen Atmoſphäre und ihrer Romantik ſo weſentlich verändert, umgebogen und gefärbt wird, daß man ſich, ehe man es denkt, mit dem ſonſt Feindlichen, Verwerflichen, Bekämpften in einer Art von Einklang findet. Wie oft war ich ſchon in der Peterskirche. Sie iſt, wie alle römiſchen

Kirchen, arg verzopft, und durch die Abweichung von dem ursprünglich einfachen Plane so bis zum Fehlerhaften entstellt, daß z. B. die Riesenpracht der Kuppel, welche ihres Gleichen nicht auf Erden hat, wenn man vor dem Gebäude auf dem Platze steht, in ihrer Wirkung völlig vernichtet wird. Der Styl des Baues ist unrein, überladen verschnörkelt, so wie die Denkmäler, Statuen, Grabmonumente, Kapellen u. s. f. Uebersieht man nun aber das Ganze aus der Ferne, sieht man diese Beherrscherin Roms, diese würdigste Repräsentantin seiner weltbeherrschenden Hierarchie, von der Höhe der Berge herab, hoch über der wimmelnden Welt der tausende von Häusern und Palästen emporragen, oder tritt man hinein in das Innere, dessen Länge den größten der Plätze Roms ausfüllen würde, in dessen Umfang man selbst das Kolosseum hineinstellen könnte, — sieht man diese Gräber und Denkmäler der ersten Apostel Christi, deren Gebeine hier ruhen, diese Marmorgräber und Statuen der mächtigen „Statthalter Gottes," betritt man die Granitplatte, auf der die deutschen Kaiser, die Beherrscher des einst mächtigsten Volks der Erde, kniend die heilige Krone empfingen, sieht man die Beichtstühle für alle Sprachen der Welt, frommen Pilgern durch Inschriften bezeichnet, vertriebenen Königsgeschlechtern hier Ruhestätten und Denkmale bereitet — so überwiegt die Größe der Betrachtung dermaßen, daß man sich nothwendig zu dem Bekenntnisse gedrungen fühlt: hier in diesem Tempelbau hat ein ungeheurer Weltgedanke seine Existenz in der ihm gemäßen Weise durch ein riesiges Symbol künstlerisch ausgedrückt. In solchen Augenblicken schweigt die Kritik, denn man fühlt, daß jede andere Weise dem Wesen dessen nicht mehr entsprechen würde, was hier dargestellt werden sollte, in dieser Mischung des Grandiosesten mit dem Kleinlichsten, des Tiefsten mit dem Oberflächlichsten, des Verschnörkelten mit dem Einfachsten. So scheinen mir denn jetzt oft auch die tausende müssiggängerischer Pfaffen und Mönche, die hier in Rom umherschlendern, durchaus

dazu zu gehören. Ja, ich empfinde eine Art von äſthetiſchem Wohlgefallen daran, wenn ich das ſtolze Bewußtſein der Herrſchaft, mit dem die Geiſtlichkeit hier auftritt, in Gang, Haltung und Mienen leſe, wenn ich ſehe, wie hier jeder Geiſtliche ſich als möglichen Thronfolger auf Petri Stuhle betrachtet und betrachten darf, in einer Ariſtokratie, welche, fern von allem Vorurtheile eines, die Menſchheit ſchändenden Geburts- und Blutsvorrechtes, ſich lediglich auf den Geiſt und ſeine Rechte und Anſprüche gründet. Und nur, wenn ich an der Propaganda und an den mit Holzkaſten verſchloſſenen Fenſterreihen der Zöglinge dieſer Brüder „vom Orden Jeſu“ vorübergehe, oder den paarweiſe geräuſchlos und leiſe vorüberſchleichenden Schwarzmänteln ſelbſt begegne, fühle ich den alten proteſtantiſchen Adam ſich in mir regen.

Die Inſchrift auf dem berühmten Obelisken des Sonnentempels von Heliopolis, der beiläufig jetzt an die viertehalbtauſend Jahre alt ſein ſoll, und den Sixtus V. vor der Peterskirche wieder aufrichten ließ, lautet: auf der der Kirche zugewandten Seite:

Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat,
Christus ab omni malo plebem suam defendat! —

Auf der andern, der Stadt zugewendeten Seite:

Ecce Crux Domini! Fugite partes adversae!
Vicit Leo de tribu Juda!

Rom, den 14. Juni 1845.

Ich habe nun ſchon den bei weitem größten Theil des alten und neuen Roms durchwandert, habe das Bedeutendſte ſchon zwei bis drei Mal geſchaut und betrachtet, und finde mich faſt überall vollkommen orientirt. Die Morgengänge von fünf Uhr an mache ich immer allein, ohne Führer, nur mit einem Plane in der Hand, denn hier weiß jeder Bettler, jedes alte Weib, jeder Ragazzo unter

den alten Trümmern Bescheid wie ein Antiquar, und ich darf unterwegs nur fragen, wen ich will, sie weisen mich alle gern und freundlich zurecht, und strecken sie dann auch wohl die Hand nach einem Bajoc aus — wie leicht ist der gegeben. Wenn es im Winter nicht hundertmal ärger ist mit dem Betteln, so ist all das Geschrei in Guiden und Reiseberichten die ungerechteste Uebertreibung. Ich bin in Böhmen und Baiern viel schlimmer von dem Straßenbettel belästigt worden, als in dem verschrienen Rom. Bedenkt man, daß das Betteln hier unter dem Schutze der Gesetze steht, daß die Religion es befördert, daß es privilegirte Bettler giebt, die ein kleines Messingschild an der Brust tragen, wie bei uns die Amtsboten, daß tausende von Mönchen mit ihrem Lebensunterhalte auf das Betteln angewiesen sind, so verwundert man sich nur, daß es nicht viel schlimmer ist. „Aber das Betteln privilegirt?“ Sachte, sachte! Ich erinnere mich, daß der polizeilich civilisirteste Staat der Welt, der Staat der Intelligenz und des Protestantismus, auch seinen lahmgeschossenen Invaliden ein Bettelprivilegium gab, und vielleicht noch giebt — die Erlaubniß, seine Bitte um einen Pfennig oder ein Stück Brod mit der Drehorgel musikalisch vorzutragen. Ist das etwas anderes? Mir will der Unterschied nicht einleuchten. Freilich giebt es einzelne sehr unverschämte und zudringliche Bettler, die an den Kaffeehäusern und Trotteiren ihr Standquartier haben, auch wohl in dieselben hineindringen. Aber die meisten andern an Straßenecken, auf Treppen, an Kirchen und in Winkelgassen betteln bescheiden, und lassen sich mit einem guten Worte leicht zur Ruhe weisen, viel leichter als ihre deutschen Collegen. Oft betteln sie, namentlich alte Frauen, so ausdrucksvoll leise und sanft, daß es einem das Herz durchschneidet, wenn man denn doch nicht allen geben kann. Nie, in ganz Italien, ist es mir bisher vorgekommen, daß ein Bittender, den ich abgewiesen, hinter mir her räsonnirt, und wohl gar geschimpft hätte, wie so häufig in Deutschland. Und wenn die italische Staatsweisheit den Bettel erlaubt und

fordert, wenn die Religion ihn förmlich heiligt (täglich ſtreifen zahlloſe braune Kutten mit den Bettelſäcken und Brodkörben am Arme, auswärtige auch wohl in Begleitung eines Laſtеſelchens, durch die Straßen), wenn die Lotteriewuth vom Governo gehegt und gepflegt, und die Armen durch dieſelbe mit allen möglichen Kniffen und Pfiffen um ihre letzten Bajocchi gebracht werden; wenn Handel und Induſtrie, Gewerbe und Ackerbau von einem barbariſchen Finanzſyſteme mit eiſerner Konſequenz niedergehalten werden — ſo iſt es eigentlich ein Wunder, und jedenfalls kein ſchlechter Beweis für die Moralität des Volks, wenn dennoch in Rom z. B. weniger geſtohlen wird, als etwa in der ehrbaren Vaterſtadt Nikolai's, obſchon dafür allerdings einige Meſſerſtiche mehr ausgetheilt werden mögen.

Unverſchämt ſind der Regel nach nur die Cuſtoden der Paläſte, öffentlichen Gebäude, Ruinen und Gärten, wie überhaupt alle diejenigen, welche nur mit Fremden zu thun haben, und dieſen gegenüber ein gewiſſes Recht geltend machen können. Aber auch mit ihnen iſt auszukommen, ſobald man ſie merken läßt, daß ſie keinen Engländer und keinen oberflächlich einmal an den Dingen vorüberſtreifenden Touriſten vor ſich haben.

Unwahr iſt es auch, daß die Bettler bloß Fremde „anfallen“ und „ausſaugen,“ wie die Kunſtausdrücke der Touriſtenſchriftſtellerei lauten, und daß ſie Einheimiſche entweder nicht anbetteln oder doch nichts von ihnen erhalten. Ich habe hundert Mal das Gegentheil geſehen, und dabei beobachtet, daß von den Angebettelten mehr Fremde als Einheimiſche dem Bittenden ihre Hand verſchloſſen.

Meine neue Wohnung iſt in dem vierſtöckigen Eckhauſe an der Piazza Barberini und Via Felice. Vorn heraus, nach dem Platze zu, wohnt der Bildhauer Heinrich Kümmel. Das Haus iſt alt, und gehörte früher zum Beſitzthume der Fürſten Barberini, mit deren Palaſt, welcher an der entgegengeſetzten Seite des Platzes

ſich emporthürmt, es durch einen unterirdiſchen Gang noch jetzt verbunden iſt. In den letzten zehn bis zwanzig Jahren iſt auch in Rom etwas mehr für den nothwendigſten Comfort der Fremdenwohnungen geſchehen. Aber abgeſehen von den großen Gaſthöfen und anderen, für reiche Fremde hergerichteten Quartieren, laſſen die gewöhnlichen Miethwohnungen doch noch gar Vieles zu wünſchen übrig. Die Thüre meines zwei Stiegen hohen Zimmers iſt alt und wurmſtichig, ohne Klinke. Man ſchließt auf und bedient ſich dann eines zweiten Schlüſſels, um den Riegel von innen wegzuſchieben. Das iſt ſehr umſtändlich, da es unter andern auch zwingt, jedem Anklopfenden von innen zu öffnen. Obſchon das Zimmer gegen Süden liegt, iſt es doch wegen der bedeutenden Höhe und Dicke der Mauern ſelbſt in der jetzigen heißen Zeit noch nicht zu unerträglich warm. Doch würde ich, hätte ich die Abſicht länger zu bleiben, eine Wohnung nach der Morgenſeite ſuchen. Kühle, nördlich gelegene Zimmer ſind nirgends gefährlicher als in Rom, und Freund Kümmel beſtätigte mir das römiſche Sprichwort: dove non entra il sole, entra il dottore. An genaues Schließen von Thüren und Fenſtern iſt in den meiſten römiſchen Wohnungen, die ich geſehen, noch immer nicht zu denken. Mein Mobiliar iſt ſehr einfach: ſchilfgeflochtene Stühle, eine alte Kommode mit Spiegel, ein Paar Tiſche, ein rohrbeflochtenes, mit Kiſſen belegtes Gartenſopha, das eher zu allem andern als zur Bequemlichkeit einladet, ein Kleiderſchrank, — zufällig für Frauenkleider eingerichtet — ſind, benebſt einem Nachttiſche und einem andern Inſtitute, welches der Anſtand zu nennen verbietet, für welches aber hier ſo wenig wie in den andern römiſchen Häuſern ein beſonderer Erſatz exiſtirt, das beſcheidene Mobiliar meiner Wohnung. Doch eins hätte ich faſt vergeſſen: das hohe, breite Bette, deſſen behäbiger Umfang dreien Perſonen Raum gewähren könnte, welche an die jämmerliche Sargenge unſerer nordiſchen Gaſthofsbetten gewöhnt ſind, in die man ſich hineinlegt wie einen Löffel in ein

Beſteck. Dieſer Luxus, auf den die Italiener durchgängig halten, iſt ein höchſt vernünftiger und für die Geſundheit nothwendiger. In der Hitze kann man auf dieſe Art das Bette ein Paar Mal des Nachts wechſeln, ohne es zu verlaſſen. Alle dieſe Herrlichkeiten habe ich nebſt der Ausſicht auf den Obelisken von Trinita dei monti, und dem Rauſchen der herrlichen Fontaine des Piazza Barberini, deren muſchelblaſender Triton zu dem Platze gehört, als wäre er mit Naturnothwendigkeit auf demſelben emporgewachſen, für die mäßige Summe von ſechs Scudi (etwa neun Thaler preuſſiſch) monatlich. Für die Winterzeit indeſſen würde ſelbſt dieſe Wohnung wohl noch einige Scudi monatlich mehr koſten. Den Preis einer Winterwohnung für einen einzelnen Fremden von den mäßigſten Anſprüchen kann man doch immer zwiſchen acht und zwölf Scudi rechnen, wenn man nicht allzuſchlecht und abgelegen wohnen will. Rechnet man dazu noch den Betrag der eben ſo nothwendigen als außerordentlich theuren Feurung für Kamin oder Eiſenofen — denn bis zu den ſogenannten Kanonen hat ſich in der That die häusliche Kultur ſchon verſtiegen — ſo ſieht man leicht, daß die Ausgabe für Wohnung in Rom weit beträchtlicher iſt, als man ſich gewöhnlich vorſtellt.

Da ich einmal von finanziellen Dingen rede, ſo will ich auch gleich bemerken, daß ich die Küche der römiſchen Trattorien ſchlecht und theuer finde. Die meiſten Künſtler und Fremden eſſen im Lepre — ſo genannt, weil der Gründer dieſer weltberühmten Trattorie früher bei einem Marcheſe dieſes Namens im Dienſte ſtand. Hier wie in den übrigen römiſchen Trattorien, der Scalinata, dem Fiano, dem Falcone, den Tre Ladroni, die ich alle bereits beſucht, wird Mittags und Abends nach der Karte gegeſſen. Da aber Alles, auch das Brod und der Wein, einzeln und theuer berechnet wird, ſo kann man ſehr leicht ſein Tagbrod auf einen halben Thaler und darüber bringen, und hat doch weit ſchlechter gegeſſen als in einem leidlichen deutſchen Gaſthofe. Die Speiſekarten ſind rie-

ſenhaft, aber es iſt damit eitel blauer Dunſt, und man ſieht ſich gar bald auf dieſelben ewig wiederkehrenden, zum Ueberfluſſe auch noch ſchlecht zubereiteten Gerichte beſchränkt. Der Wein iſt um das dreifache theurer, und um das zehnfache ſchlechter als in den geringſten Weinkneipen, in denen man ihn vielmehr am beſten trinkt. Die Künſtler haben auch ſchon oft rebellirt, aber der reiche Lepre lacht ſie aus, denn erſtens weiß er, daß ſeine Gäſte bei keinem Wechſel gewinnen können, auch wenn ſie die bequeme Lage, gegenüber dem Café Greco, aufgeben wollten, und zweitens iſt er ſicher, daß an durchgreifende Maaßregeln aus Mangel an Einigkeit unter den Künſtlern nicht zu denken iſt. Und doch ſind die Lebensmittel in Rom ſo außerordentlich wohlfeil.

Daß der Römer ungleich einfacher lebt als wir Nordländer, iſt eine tauſend Mal gehörte Behauptung, die dennoch bedeutender Ermäßigung bedarf. Die Lebensweiſe der Vornehmen kenne ich nicht, aber die gute Tafel der Geiſtlichen iſt auch hier ſprichwörtlich, und das Volk, ſo weit ich es beobachten kann, lebt ungleich beſſer und genießt weit mehr nahrhafte und leckere Speiſen, als das unſere. Und in der Quantität thun ſie es dem beſten Deutſchen gleich. Wein iſt zudem tägliches Getränk, auch der Frauen und Mädchen. Ja ſelbſt die jungen Mädchen, welche zur Strafe, weil ſie Beichte und Abendmahl zu lange aufgeſchoben, in einem Kloſter „ihre Exercizien machen“ müſſen, wie der Kunſtausdruck lautet, erhalten dort täglich eine oder eine halbe Foglietta Wein. Im gewöhnlichen Leben trinken ſie wohl das Doppelte. Davon hat das Geſchlecht auch ſo feuriges, wildes Blut. Uebrigens bekommt ihnen Luft und Nahrung, denn nirgend ſah ich ſo viel kräftige Geſtalten, ſo ſtrotzendes Fleiſch wie in Rom. Die Kräftigkeit der deutſchen Körper iſt überhaupt eine verſchollene Antiquität. Ueberall unter den Künſtlern, Marmorarbeitern, Steinſchneidern, Moſaikarbeitern, Handwerkern ſind die Italiener hier ohne Widerrede die kräftigſten, edelſten, männlichſten Geſtalten. Das ärmſte Volk ſelbſt iſt hier

körperlich nicht ſo tief entwürdigt und verſtumpft wie bei uns in Deutſchland, denn hier fehlt nächſt dem Fabrik- und Kartoffelelende auch das Branntweingift, oder exiſtirt doch nur noch in geringer Ausdehnung. Ich ſage „noch,“ denn leider mehren ſich ſeit einigen Jahren die Branntweinſchenken in wahrhaft betrübendem Grade. Das „Lebenswaſſer“ wird bei öffentlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei Hinrichtungen, und ſonſt auf den Straßen feilgeboten, und beginnt hier im Einzelnen leider auch ſchon ſeine verderbliche Wirkung. Auf Italien kann man übrigens die faulen Schreier verweiſen, welche den Mäßigkeitsvereinen immer vorhalten, daß ohne einen augenblicklich zu ſchaffenden Erſatz von Wein oder Bier ihr Kampf gegen den Volksvergifter fruchtlos ſei; denn nur wo das Volk Bier oder Wein nicht bezahlen könne, dränge ſich der Alkohol ein. In Italien aber iſt der vortrefflichſte Wein wohlfeiler als das gebrannte Waſſer, und dennoch hat das letztere auch hier ſich einzuſchleichen gewußt. Werden die Surrogatforderer jetzt irre werden an ihrer Behauptung?

Bei uns in Deutſchland iſt die Maſſe der Proletarier durch Hunger und Branntwein, die gebildeten Stände durch Schuldreſſur und ſtubenhockende Grübelei körperlich ruinirt. Die ſeit zehn bis zwanzig Jahren hier lebenden deutſchen Künſtler behaupten, daß der aus Deutſchland kommende junge Nachwuchs von Jahrgang zu Jahrgang körperlich ſchwächlicher und ſchmächtiger werde. Das Turnen, zu dem man jetzt in Deutſchland wieder greift, weil man das Unheil endlich merkt, muß hier Abhülfe ſchaffen, und eine gründliche Reform der Schulzüchterei und Lernerei. Vor einigen Tagen ſchrieb mir K. über dies Thema unter anderm: „hätte ich die Kraft Rouſſeau's, ich ſage Dir, die Preisaufgabe der Akademie von Dijon wiederholt ſich hier (in Preußen). Ich glaube, man könnte in hellen, beweiskräftigen Funken die Ueberzeugung erwekken, daß dieſe wahnſinnige Ueberſtürzung der Lernerei, Leſerei, Schreiberei auf dem Punkte ſteht, unſere ganze Menſchheit zu

kretiniſiren. Das Lehren und Lernen ſollte mäßig und ſparſam getrieben werden. Es ſollte der Konfekt auf dem reichen Tiſche des Lebens ſein. Aber die ureigenthümliche Barbarei der Germanen macht ſich auch hier wieder darin geltend, daß namentlich in Preußen dieſe edle Thätigkeit des Lehrens und Lernens zu einer hektiſchen, knechtiſchen, unaufhörlichen Schulzüchterei hinauf geſpannt wird. Dieſer Zuſtand der Dinge, welcher mich unaufhörlich verfolgt, und von dem Niemand um mich her etwas hören will, ja deſſen leiſe und vorſichtig geäußerte Andeutung mit ſtupidem Lächeln aufgenommen wird, bricht in künſtleriſchen Naturen die Produktion, bei praktiſchen den Entſchluß, bei ſittlich thatkräftigen die That entzwei. Es iſt mir unerklärlich, warum die Jeſuiten, denen man die Abſicht unterlegt, als wollten ſie das menſchliche Geſchlecht ſyſtematiſch verdummen und brechen, ſich dazu nicht der Lernerei und Wiſſenſchafterei bedienen. Das würde ſie gänzlich verhüllen und ihre Zwecke unzweifelhaft fördern. Die Lernerei iſt fürchterlich, und doch iſt es nicht mehr der ſpröde Marmor der Germanennatur der Franken weiland Caroli Magni, ſondern es iſt der Deutſche, der bereits zum Chineſen ausgeſchnörkelt iſt. Wenn das ſo fortgeht, wird der künſtlich ausgeſchnitzte Bogen einmal brechen, gerade in dem Augenblicke, wo man ihn ſpannen will.“ Ob ich das Wahre dieſer leidenſchaftlichen Ergießungen mitempfinde!

Von neueren Künſtlern habe ich bisher, außer unſern Willers, der unter den hieſigen Landſchaftsmalern neben Gurlitt von Altona und Bromeis aus Kaſſel den erſten Rang einnimmt, nur noch den alten Riepenhauſen, und die Ateliers der Bildhauer Kümmel, Steinhäuſer, Imhof, Wolf und Ed. Mayer beſucht. Jeder geht ſeinen Weg, es iſt das bunteſte Treiben, das man ſehen kann. Innerhalb der großen Spaltung, welche die geſammte hieſige Künſtlerwelt in zwei geſonderte Heerlager theilt, ich meine die Spaltung in die ſogenannten Nazarener, d. h. die pointirt frommen und chriſtlichen Kunſtpietiſten, und in die weltlich geſinnten

Ponte-Molliſten, giebt es unzählige Nüanzen und Abſtufungen, die ich alle kennen zu lernen ſuchen werde. Jetzt iſt es mir höchſt intereſſant, einen Einblick in das Techniſche der Kunſt des Bildhauers zu gewinnen; in den Werkſtätten der Meiſter Kümmel und Steinhäuſer zu beobachten, wie des Künſtlers Hand mit unnachlaſſendem Fleiße und peinlichſter Sorgfalt erſt den rohen Thonklumpen belebt, beſeelt, begeiſtet, Alles bis ins mikroſkopiſche Detail, bis zu den feinſten, nur dem geübten Auge des Kenners ſichtbaren Nüanzen liebevoll auszuführen ſtrebt, dann den Guß des Gypſes leitet und nachbeſſert, und ſodann den rohen Marmorblock, auf deſſen innerer Güte das Geſchick ſeines Werkes ſo weſentlich mitberuht, zuerſt völlig mechaniſch und handwerksmäßig nach beſtimmt verzeichneten Maaßen und Cirkelpunkten von dem Marmorarbeiter behauen und bis zu dem Punkte bearbeiten läßt, wo ſeine Geſtalt oder Gruppe gleichſam in embryoniſcher Verhüllung im Innern des Marmorkernes träumend zu ſchlummern ſcheint. Der Anblick von Bildwerken in dieſem Stadium ihres Werdens hat für mich etwas geſpenſterhaft Ergreifendes, und jetzt erſt verſtehe und empfinde ich die Fabel vom Pygmalion, und fühle, wie ſie nur von eines Bildhauers, nicht von eines Malers Werke entſtehen konnte. Erſt jetzt ahne ich auch, worin der Bildhauer und ſeine Kunſt über dem Maler ſteht, während die Aeſthetik gewöhnlich nur den Fortſchritt der Malerei über die Plaſtik hinaus aufzeigt. Doch ich fange an zu ſpekuliren, und das iſt hier in Italien vom Uebel, zumal im Sommer, wenn Scirocco iſt.

Rom, den 15. Juni.

Heute unterlaſſe ich zum erſten Male meinen täglichen Morgengang ins alte Rom, weil die Luft draußen allzudrückend iſt. Das Sommerklima Roms beginnt ſeine ſchlimmen Seiten heraus-

zukehren, und wird mich wohl bald ins Gebirge hinaustreiben. Seit den letzten acht Tagen kämpfen faſt beſtändig Gewitter in der Luft, welche, weil ſie nicht zu voller Entladung kommen, die Hitze nur noch vergrößern. Faſt überall, beſonders, ſobald ich die hochgelegenen Theile der Stadt verlaſſe, empfinde ich einen drükkenden Dunſtgeruch, wie in friſchgebauten oder neugekalkten Wohnungen, welcher den hier Heimiſchen nicht aufzufallen ſcheint. Namentlich geſtern in der Villa, wie hier die Villa Borgheſe vorzugsweiſe genannt wird, ward dieſer Dunſt, in welchem ich die beginnende Malaria zu erkennen glaube, ſehr ſtark, als eben die Sonne untergegangen war. Dieſer Park iſt übrigens wie der größte, ſo auch der ſchönſte aller römiſchen Villen, und Willers, der Landſchaftsmaler, an deſſen Seite ich ihn durchſtreifte, entzückte ſich mit mir an den ſchönen Fernſichten, Baumgruppen und an dem wunderbaren Himmel, der in ganz fein abtönender, ins Silbergraue ſtreifender Bläue, mit einzelnen weißen, ſich allmälig röthenden Wolkengruppen die Contouren alle Gegenſtände ſcharf abgehoben zeigte.

Dieſer Park, in welchem man ſtundenlang umherwandern kann, und immer Neues zu bewundern findet, umſchließt nächſt den ehemaligen Gärten Giuſtiniani auch die kleine Villa Rafaels. Sie liegt am Hügelrande eines Wieſenthales, unter prächtigen Baumgruppen, gegenüber der nördlichen Paſſeggiata auf Monte Pincio, und wird ſtets verſchloſſen gehalten. Die in derſelben befindlichen Fresken von Rafaels Hand ſind ausgebrochen, und in die Gallerie Borgheſe verſetzt worden. Da hat nun dieſer ewig junge, göttliche Genius gelebt und geliebt. Auf dieſer Loggia hat er mit ſeinem Giulio Romano geſeſſen, und derſelbe goldene Mond, der dort über den Pinien ſchimmernd emporſteigt, mag ihn oft in den Armen ſeiner Fornarina belauſcht haben, in deren Flammengluten ſich ſein Irdiſches verzehrte.

Der neue Haupteingang zur Villa, ſo wie ein zweiter, welcher

von den neuen Anlagen zu der älteren Villa führt, ſind von dem römiſchen Architekten Canina erbaut. Der erſtere iſt zu modern, der zweite im ägyptiſchen Style, kleinlich und geſchmacklos, und durch den Mangel an Solidität in grellem Widerſpruche mit einem Bauſtyle, deſſen Alter nach Jahrtauſenden zählt. Auch die nachgemachte Ritterburg, und die künſtlichen Ruinen eines Tempels des Antoninus und der Fauſtina ſind geſchmackloſe Spielereien, die nirgends widerwärtiger auffallen als in der Trümmerweltſtadt Rom. Das non plus ultra dieſer Art kindiſcher Spielerei ſah ich neulich in der Villa Torlonia.

Abends war ich bei dem Abſchiedsmahle zugegen, welches die deutſchen Künſtler der Ponte Molle Geſellſchaft einem von Rom ſcheidenden Genoſſen veranſtaltet hatten. Solch ein Abſchiedsfeſt iſt ſehr einfach. Ein Anſchlagzettel in den beiden Hauptcafés giebt davon einen Tag zuvor Nachricht. Man verſammelt ſich in der Trattorie des Palaſt Fiano, jeder ißt nach der Karte, und nur der Wein wird auf gemeinſchaftliche Koſten verabreicht, wozu jeder Anweſende den höchſt mäßigen Beitrag von einem Paul (etwa fünf Sgr.) zahlt. Der ſcheidende Ehrengaſt ſitzt obenan, und ſeine nächſte Auszeichnung bei dieſer ſeiner „Henkersmahlzeit“ beſteht humoriſtiſcher Weiſe darin, daß die Anweſenden alle Gerichte, welche er auswählt, und entweder ſelbſt genießt, oder ſeine zunächſt ſitzenden genießen läßt, bezahlen, wobei es denn auch geſtern nicht an komiſchen Scenen fehlte, welche dazu beitragen, die beklemmenden Abſchiedsempfindungen zu mindern. Der Scheidende, ſo wie die übrigen Hauptperſonen dieſer Geſellſchaft, erſcheinen alle mit ihren humoriſtiſchen Ordenszeichen, die ſie, weil man in der Hitze meiſt rocklos daſaß, auf dem Hemde trugen, und unſer gute Kobbe würde an dieſen Kreuzen und Großkreuzen des „Zuvielverdienſtordens,“ an

den Ritterkreuzen vom heiligen Bajocco und an all der ſtudentiſch-künſtleriſchen Jugendwirthſchaft, ſeine rechte Luſt gehabt haben. Hierher, in dieſe Weltabgeſchiedenheit, hat ſich noch ein Abglanz des jugendlich unbefangenen Humors gerettet, der im deutſchen Univerſitätsleben, wo er einſt heimiſch war, ſchon hiſtoriſch geworden iſt. Ich erfreute mich an den wohlbekannten, deutſchen Kernliedern, die von ſo vielen kräftigen Jünglings- und Männerkehlen vorgetragen, das hohe Saalgewölbe des alten Palaſtes durchſchütterten, und die Römer draußen auf der Abendpaſſeggiata des Korſo verwundert aufhorchen machten.

Der Abſchiednehmende war ein prächtiger Kopf mit männlich kräftigen, von Jugendmuth ſtrotzenden, etwas derben Zügen, wundervollem, lang herabfließendem ſchwarzbraunen Moſesbart. Unter ſeinem vollen Loorbeerkranze, den ihm der Präſident auf den Scheitel gedrückt hatte, ſah er wie ein bärtiger Heidengott, ein Bacchus barbatus aus. Er hätte auch wohl mit ſeiner athlethiſchen Geſtalt, breiter Bruſt und Stirnadern einen Herkules beim Zechgelage vorſtellen können.

Was ich an dem geſelligen Treiben der deutſchen Künſtler dieſes Vereins vermiſſe, iſt ein gewiſſer Ernſt der Bildungsgrundlage, welcher dem Scherz und Humor Gehalt und Dauer geben könnte. Doch davon ſpäterhin mehr. König Ludwig intereſſirt ſich ſehr für den Verein, und erzeigt ihm ſogar, wenn er ſich in Rom befindet, die Ehre ſeines Beſuchs. Das letzte Mal hat er bei einem ſolchen humoriſtiſchen Künſtlerfeſte, wo man mit brennenden Lichtern einen Umgang um ein Baſſin hielt, Allerhöchſteigenhändig ſein Licht mitgetragen, und iſt unter dem Geſange: „Prinz Eugen der edle Ritter“ vorauf marſchirt, hat auch zum Schluſſe einen kleinen Spaach gehalten, den er mit dem Schillerſchen: „Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt!“ geſchloſſen hat. Das iſt nun jedenfalls ſehr löblich, wie denn überhaupt dieſe Majeſtät mit allem, was ihr Ernſt iſt, auch wirklich Ernſt macht; und darum ſind

ihm auch eigentlich die Menſchen alle zugethan, und wenn ſie auch ſeine Verſe nicht gerade klaſſiſch finden, ſo können ſie doch ſeinem Wirken und Schaffen ihre Achtung nicht verſagen. Läßt er auch über die Kräfte ſeines Landes bauen und meißeln, ſo ſieht man ihn doch in ſeinem Privatleben zu wahrhaft edlen und ſchönen Zwecken die allergenaueſte Sparſamkeit üben, während andere — doch wozu in Rom „räſonniren!"

Kaum vierzehn Tage in Rom und ſchon iſt es mir gelungen, die Villa Ludoviſi zu ſehen! Das heißt Glück haben, ſagen meine römiſchen Bekannten, von denen es manchen in Jahr und Tag nicht ſo gut geworden iſt.

Hoch oben auf Monte Pincio gelegen, gewährt ſie die ſchönſte Vedute von Rom, welche ich bisher geſehen. Die Antikengallerie iſt nicht zahlreich, enthält aber eine Anzahl auserleſener Meiſterwerke, die ihr den Rang unmittelbar nach den Sammlungen des Vatikans und Kapitols anweiſen. Sie befindet ſich in einem übel unterhaltenen, abgeſonderten Gebäude, das innen und außen jeden Schmuckes entbehrt, und mehr einem vernachläſſigten Wirthſchaftsgebäude oder Magazine, als einem Muſeum erſten Ranges gleicht. Und doch ſollte ſo Herrliches, wie hier der blinde Zufall in die Hand eines einzelnen Menſchen gegeben hat, der noch dazu übermäßige Reichthümer beſitzt, auch nicht einer würdigen Umgebung entbehren.

Ich eilte zunächſt den prächtigen Koloſſalkopf der Juno Ludoviſi zu betrachten, von dem Göthe bei ſeinem erſten Anblicke ausrief: er ſei wie ein Geſang Homers. Es iſt die vollendetſte Bildung des Junoideals, von der wir wiſſen, und noch in höherem Grade einzig unter allen erhaltenen Reſten antiker Plaſtik, als der weltberühmte Jupiter von Otricoli, den ich bisher nur erſt im Abguſſe kennen gelernt habe. Denn Vatikan und Kapitol ſind mir noch zu mächtig, und ich verſpare ſie mir auf den Winter.

Vor dieſem Kopfe tritt alles, was ich bisher von plaſtiſcher Kunſtgröße der Alten geſehen, in den Hintergrund. Der Marmor iſt von ſchönſter, mild ins Gelbliche ſpielender Farbe, das Antlitz von erhabenſter Ruhe. Es iſt die wahrhafte Gemahlin des oberſten Beherrſchers der Götter und Menſchen, die uxor invicti Jovis. Die Stirn iſt äußerſt fein und ſchmal; die Haare tief herunter zu den Augen hin, leiſe gewellt wie ſanft gekräuſeltes Meer. Locken fließen zu beiden Seiten über die Hälfte des Ohrs am Halſe hinab. Den Vorderkopf ſchmückt ein niedriges Diadem. Reſtaurationen ſind bis auf ein Paar Kleinigkeiten gar nicht vorhanden. Ich habe ſchon erwähnt, daß dieſer Kopf die vollendetſte Bildung des Junoideals aufzeigt. Allein dieſe Vollendung des erhabenen Styls iſt nicht wie Minerva aus Jupiters Haupte in voller Rüſtung geſprungen. Und, wie überall, ſo bleibt in der geſchichtlichen Betrachtung der alten plaſtiſchen Kunſt die Hauptaufgabe, das organiſche Fortſchreiten und den Verlauf der Bildung der einzelnen Götterideale, ſo viel als möglich, an den erhaltenen Reſten der antiken Plaſtik nachzuweiſen. Bei ſpäter wiederholten Beſuchen der Villa Ludoviſi überzeugte ich mich, daß in derſelben drei verſchiedene Junoideale vorhanden ſind, zu denen ein viertes im Vatikan den Abſchluß bildet. Ein Freund, der ſchon mehrere Jahre in Rom dieſen kunſthiſtoriſchen Studien lebt, Dr. Hermann Hettner, ſah in Nr. 20 der Ludoviſiſchen Sammlung das älteſte plaſtiſche Junoideal des herben und ſtrengen Styls. Im Ausdruck durchaus aeginetiſch, ſelbſt bis auf das typiſche Lächeln der Ideale dieſes Styls, deutet es doch ſchon in allen Zügen auf den Typus der Juno Ludoviſi hin. Dieſe ſelbſt iſt das Ideal des erhabenen, eine Juno Nr. 28 der Sammlung, im Kataloge als Venus Celeſtis aufgeführt, kann für das Ideal des ſchönen Styls gelten. Ein vierter Junokopf, Nr. 15, dürfte den anmuthigen Styl darſtellen, und ein Junokopf im Braccio nuovo des vatikaniſchen Muſeums

die endliche Ausartung ins ſinnlich Manierirte der römiſchen Zeit bezeichnen.

Die überaus ſchöne Gruppe, welche gewöhnlich unter der Bezeichnung Arria und Pätus aufgeführt wird, giebt vielmehr die Darſtellung eines Barbarenhäuptlings, der, nachdem er ſein Weib getödtet, um ſie vor Knechtſchaft und Schande zu retten, jetzt ſich ſelbſt mit grimmig gegen den heranſtürzenden Feind gewendetem Blicke das kurze Schwert von oben herab dicht unter dem Halſe in die Bruſt ſtößt. Auf den erſten Blick ſchien mir dies Meiſterwerk durch unrichtige Reſtauration des rechten Arms um einen Theil ſeiner Schönheit gebracht zu ſein. Jetzt ſteht nämlich der Arm ſo, daß er von vorne das Geſicht des Mannes faſt völlig verdeckt, ſo daß man nur von der Seite, auf einen Stuhl ſteigend, daſſelbe ungehindert betrachten kann. Dies ſchien mir ein Fehler, den ich dem vortrefflichen Künſtler nicht gern zuſchreiben mochte. Dazu kommt noch, daß der Barbare das kurze Dolchſchwert, welches er ſich durch den untern Hals in die Bruſt ſtößt, ſo gefaßt hält, als wenn er vielmehr zu dem gewaltigſten Hiebe gegen einen andringenden Feind ausholte, nämlich den Daumen der um den Schwertgriff geballten Hand nach unten. So aber erſticht ſich ſchwerlich Jemand, da eine ſolche Haltung der Waffe einem gegen die eigene Bruſt geführten Stoße ſchlechterdings alle Kraft rauben muß. So ſchien mir denn, die alte Stellung des Arms werde umgekehrt geweſen ſein, wodurch der Ellenbogen herausgekehrt, und das Geſicht freier wird. Steinhäuſer bemerkte dagegen: die gegenwärtige Haltung ſei nothwendig. Der Krieger ſei mitten im Kampfgewühle, im Augenblicke höchſter Noth, da bleibe keine Zeit, das Schwert noch erſt in der Hand umzudrehen.

Plinthe, Schild, Arbeit und Behandlung ſind ganz gleich mit dem ſterbenden Fechter, mit dem das Werk auch in denſelben Kreis künſtleriſcher Darſtellung gehört. In dieſen beiden Werken macht ſich ſo recht der römiſche Realismus geltend. Welch ein

Raffinement, das inmitten der eignen tiefſten, ſittlichen Verderbniß die rauhe Tugend und den ſittlichen Heldenmuth des verachteten „Barbaren“ ſich zum äſthetiſchen Kitzel künſtleriſch darſtellen läßt! Denn daß Werke, wie dieſe, auf Beſtellung und nach dem Willen ſiegreicher, römiſcher Imperatoren und Provinzenbezwinger geſchaffen wurden, bezweifle ich keinen Augenblick. In dieſer herrlichen Geſtalt des Barbaren, der das ſterbende, in die Knie geſunkene Weib noch im Tode ſtützend mit dem linken Arme umſchlingt, iſt all das wilde Heldenthum jenes trotzigen Freiheitsmuthes ausgedrückt, welcher ſelbſt einem Cäſar, den galliſchen Barbaren gegenüber, Achtung abgewann, und ihm einmal bei Erwähnung der unaufhörlichen Schilderhebungen der Halbbeſiegten zu dem Ausrufe brachte: idque adeo haud scio mirandumne sit, quum compluribus aliis de causis, tum maxime, quod qui virtute belli omnibus gentibus praeferebantur, tantum se ejus opinionis deperdidisse, ut a populo Romano imperia perferrent, gravissime dolebant.

In dem erſten Zimmer ſind die Hermen von außerordentlicher Schönheit, wahrſcheinlich aus irgend einer helleniſchen Paläſtra entführt. Sie ſind aus pentelikſchem Marmor, und die Gewänder von vortrefflicher Arbeit, deren Schönheit und Feinheit ſelbſt nach der Zerſtörung der Jahrtauſende den Kenner entzückt. Steinhäuſer, der ſie lange bewundernd betrachtete, rief zuletzt aus: „Das finden Sie in keinem Studio von Rom!“ Und doch gilt er ſelbſt in feiner und zierlicher Behandlung des Marmors mit Recht für einen der erſten lebenden Meiſter. Die Reſtaurationen ſind übrigens bei dieſen, wie faſt bei allen übrigen Sachen, unglaublich roh gemacht.

Von den übrigen Hauptwerken erwähne ich nur flüchtig noch: eine Venus im Bade mit dem Amor hinter ihr (Nr. 43); eine Minerva pacifera mit unbedecktem, höchſt individuellen Kopfe, vielleicht römiſches Portrait; eine ſtehende Pallas (Pallas Iliaca Nr. 30) mit einer verſtümmelten Inſchrift, welche ſie als Werk des Antiochus

von Athen bezeichnet; der wundervolle, ſitzende Mars mit dem Amor zu ſeinen Füßen; endlich die berühmte Gruppe, in welcher man die Wiedererkennungsſcene des Oreſt und der Elektra dargeſtellt findet. In Haltung und Blick, in der Lage des Arms auf Arm und Schulter des Bruders ſpricht ſich allerdings dies ſinnende, ſuchende, liebevolle Wiedererkennen höchſt beredt aus. Von ganz bezaubernder Schönheit iſt aber das große Medaillon der ſchlafenden Meduſa, welches ſich nur mit der berühmten Meduſa Rondanini in München vergleichen läßt.

Die Kataloge geben über Zeit und Auffindung keine Notizen. Man ſagte mir, das Meiſte ſei gefunden auf der Stelle, wo die Villa ſteht, in den ehemaligen Gärten des Salluſt. So hätten wir denn hier nur zertrümmerte Splitter von dem reichen Kunſtſchmucke, mit welchem ein einziger römiſcher Privatmann ſein Leben umgeben hatte, Scherben eines Spiegels, aus dem die höchſte Schönheit wiederſtrahlte! Welch einen Begriff giebt das von jenen alten Zuſtänden! Und welche Verwüſtungen müſſen es geweſen ſein, die über ein ſolches Daſein ſo furchtbar zerſtörend einbrechen und Alles in Nacht und Vergeſſenheit begraben konnten.

In dem kleinen Caſino, auf welchem ſich das berühmte Belvedere befindet, ſind die vielgenannten Fresken Guercino's. Die Friſche, Kraft und Glut der Farben wetteifert mit der Oelmalerei. Sie ſind ſo vortrefflich erhalten, als hätte der Künſtler eben den Pinſel niedergelegt. Oben von der Loggia der ſchönſte Blick auf Gebirg und Campagna, nach allen Seiten über Rom hinaus. Und all dieſe Schönheit und Herrlichkeit beſitzt ein einziger Menſch, der Fürſt Piombino, deſſen Illiberalität die Villa ſehr ſchwer zugänglich macht. Nur einmal jede Woche iſt einzelnen Fremden gegen Eintrittskarten, die der Fürſt ſelbſt ausſtellt, der Beſuch erlaubt, und dieſe Eintrittskarten werden nur in ſehr geringer Zahl, und an beſonders begünſtigte Miniſter und Bankiers abgegeben, und ſelbſt durch ſolche Vermittelung ſind ſie nicht immer zu erlangen. Auch

darf eine Gesellschaft nicht über fünf Personen zählen. Eine Zeit lang war die Villa sogar allen Fremden ohne Ausnahme verschlossen. Man erzählt: der alte Fürst Piombino, welcher vor einigen Jahren starb, habe dies verfügt im Zorne über die englische Illiberalität, welche ihm bei einer Reise in England überall, wo er Privatsammlungen zu besuchen wünschte, begegnet sei. Indessen klagt schon Göthe, daß es so schwer sei, die Juno Ludovisi zu sehen. So viel ist aber gewiß, daß der alte Fürst Piombino wegen seines Egoismus bei den Römern sehr verhaßt war, und als er starb, hielten sie dafür über ihn eine Art Todtengericht, und begleiteten den Leichenzug mit Zischen und Pfeifen. Mein Hauswirth, der mir dies erzählte, vergaß indessen nie hinzuzufügen, daß der verstorbene Principe den Vorwurf des Geizes nicht verdient, sondern den Armen viel Gutes gethan habe, aber im strengen Geheimnisse, daher es denn erst später bekannt geworden sei. Sir Luigi war zwölf Jahre in seinen Diensten gewesen, und konnte das also wissen.

Man klagt oft und mit Recht, daß gegenwärtig hier so viele Großen ihre Kunstschätze und Villen wenn nicht ganz verschließen, so doch den Eintritt erschweren und vertheuern. Aber man sollte auch billig bedenken, was sie oft von der Indiskretion der Fremden, namentlich der Engländer, zu leiden haben. Diese letzteren gerade sind es, die, was sie in ihrem Vaterlande selbst häufig auf das inhumanste verweigern, hier als ein Recht oft in der brutalsten Weise beanspruchen. Andererseits übertreiben aber auch diejenigen, welche, wie Freund St. und andere katholisirende und verrömerte Deutsche, alle Schuld auf die „Fremden“ wälzen, denen sie sogar zuweilen die Hauptschuld an der in Rom herrschenden Sittenverschlechterung in die Schuhe schieben möchten. Daß die Aufseher und Portiers der römischen Villen und Kunstsammlungen unverschämte Trinkgelder beanspruchen, ist wahr, aber unwahr, daß dies erst seit den letzten zehn Jahren überhand genommen habe. Schon Winckelmann klagt darüber in seinen Briefen aus dem ersten

Jahren ſeines römiſchen Lebens, daß ihm der Beſuch einer jeden Sammlung immer faſt einen halben Thaler koſte. Schlimmer iſt es auch jetzt nicht. Von allen römiſchen Großen giebt nur der einzige Fürſt Borgheſe Villa und Kunſtſammlungen zu jeder Tageszeit dem freien Mitgenuſſe ſeiner Mitbürger hin. Dafür iſt aber auch dieſe Familie die beliebteſte in Rom.

---

16. Juni.

Heute iſt denn auch die vor acht Tagen vergeblich erwartete Tombola in der Villa Borgheſe glücklich von Statten gegangen. Das iſt eine Lotterie zu milden Zwecken, für die Cholerawaiſen heißt es, veranſtaltet von einem wohlthätigen Vereine, an deſſen Spitze der Fürſt Borgheſe ſteht. Des Zweckes wegen hatte ich auch einen Nummernzettel genommen, welche das Stück zu eilf Bajocchi in allen Lotteriebuden der Stadt feil geboten wurden. Außerdem zahlte man noch ein Eintrittsgeld von einem Paul. Die Einnahme mußte bedeutend ſein, denn wenn man nach dem mäßigſten Satze die Anzahl der verkauften Nummernzettel nur auf funfzigtauſend rechnete, ſo gab das ſchon eine Summe von fünftauſendfünfhundert römiſchen Scudi, von denen fünfhundert als „Erhebungskoſten“ von den Collecteuren abgezogen wurden. Das Eintrittsgeld brachte nach derſelben Annahme etwa die Hälfte jener Summe, ſo daß ſich das Ganze der Einnahme des Vereins auf mindeſtens ſieben bis acht Tauſend Scudi, oder auf eilf bis zwölf Tauſend Thaler belaufen mochte. —

Halb Rom war in die Villa geſtrömt, und ſelbſt aus der Umgegend, von Tivoli, Frascati, Albano, Genzano und Velletri ſah man Landleute und Städter, beſonders Frauen in ihren kleidſamen Trachten. Der Hauptſchauplatz iſt ein ungeheurer, ovaler Raſenplatz, eingefaßt zunächſt von einer dreißig bis vierzig Schritt breiten Rennbahn,

in welcher ſpäter die Wettrennen gehalten wurden, die der Fürſt auf ſeine Koſten zur Feier dieſes Lotteriefeſtes veranſtaltet. Dieſe Rennbahn iſt gegen die Mitte des Raſenplatzes hin durch eine, etwa vier Fuß hohe, Taxushecke abgegränzt. An der entgegengeſetzten Seite aber ziehen ſich rings um dieſes grüne Raſenoval amphitheatraliſch Steinterraſſen als Sitz- und Stehplätze für die Zuſchauer bis zur Höhe eines mäßigen zweiſtöckigen Hauſes. An dem obern Ende dieſes Amphitheaters erhoben ſich die rothbehangenen, mit Teppichen geſchmückten Tribünen, auf denen ſich das Glücksrad, die Nummerntafel, der die Nummern ziehende Waiſenknabe nebſt den Directoren der Lotterie befanden. Zu beiden Seiten, auf ähnlichen Tribünen, waren Plätze für „diſtinguirte“ Zuſchauer und bezahlende Fremde errichtet. Alle übrigen Zuſchauer und, was gleich iſt, Mitſpieler füllten in bunteſtem Gemiſche die Steinterraſſen und Steinſitze des ungeheuren Raſenovals, ja einen Theil von dieſem ſelbſt oder die umgebenden Hügel und Gartenpartieen. Nach der Schätzung meiner Begleiter mochten mindeſtens fünfzig Tauſend Menſchen verſammelt ſein, alle Stände, Alter und Geſchlechter, Coſtüme und Trachten; und da es Sonntag war, hatte ſich Alles aufs Beſte angethan, die Frauen des Volks ihren beſten Schmuck: ſchwere goldene Ohrgehänge und Schmuckketten, zahlreiche Ringe, die faſt alle Knöchel der Hand bedeckten, Korallenſchnüre u. ſ. w. Und all dieſer Schmuck, ſelbſt bei den Frauen des geringen Volks, iſt ächt, bis auf die ſilbernen und vergoldeten maſſiven Kämme und die langen dolchartigen, ſilbernen Nadeln, welche ſie im ſchwarzen Haare tragen. Denn keine Römerin, auch die geringſte nicht, erniedrigt ſich dazu, Unächtes zum Schmuck zu verwenden, für den ſie übrigens eine wahre Leidenſchaft beſitzen. Ich ſah heute Trasteverinerinnen, Minenten von der Lungara am Arme ihrer Männer. Die letzteren hatten ihre ſchwarzen Sammetjacken nachläſſig über die Achſel gehängt, und ſahen in den blauen, weiten Beinkleidern, mit bunten Schärpen um den Leib feſtgehalten, in blendend weißer

Wäſche, den grauen, breitkrämpigen Filzhut (Comeet pare: „Wie es uns gefällt,“ genannt) keck auf eine Seite gerückt, ganz ſtattlich aus. Und die Frauen dieſer Männer trugen Schmuck an Hals, Bruſt und Händen, deſſen ſich bei uns eine Bankiersfrau in großer Parüre nicht zu ſchämen haben würde. Aber dieſe Nacken, Hälſe und Arme ſind es auch werth, ſo geſchmückt zu werden. Ich zweifle, ob man irgendwo in der Welt noch Schöneres dieſer Art ſehen kann. Preiſ't doch ſchon das alte lateiniſche Kirchenlied des achten Jahrhunderts, O Roma nobilis, mit ſeinem:

Roseo martyrum
Sanguine rubra,
Albis et virginum
Liliis candida.

neben dem roſenrothen Blute der Märtyrer, das auf dem heiligen Boden der „Weltherrin“ gefloſſen, die marmorne Schönheit der blühenden Frauenleiber der hocherhabenen Stadt aller Städte.

Als wir ankamen, hatte die Ziehung der Tombola ſo eben begonnen, und die lebendig bewegte Menſchenmenge bot den heiterſten, erfreulichſten Anblick. Blitzend wirbelte das goldene Glücksrad im hellen Sonnenſcheine. Der phantaſtiſch aufgeſchmückte Waiſenknabe trat hinzu, griff hinein, zog eine Nummer heraus und gab ſie einem naheſtehenden Aufſeher, der ſie den Händen eines zweiten übergab, welcher ſie aufrollte, las und einem nächſten überlieferte, aus deſſen Händen ſie der Ausrufer empfing. Schmetternder Trompetentuſch! Nove!! ruft der Herold mit einer Stimme, deren Donner über die halbe Villa ſchallt. Zugleich erſcheint die Zahl auf allen, nach vier Seiten hin errichteten Nummertafeln, und noch einmal allein, in koloſſaler Größe an einer Drehſcheibe. Alles ſucht und notirt eifrig die Zahl auf ſeiner Nummerntafel, deren jede funfzehn Nummern enthält. Plötzlich erhebt ſich ein ungeheures Geſchrei mit einem ſo infernaliſchen Gepfeife und Geziſche begleitet, wie ich nie in meinem Leben gehört zu haben mich erinnern konnte. Was geht vor? In Sturmeseile durchfliegt ein ſchwarzgekleideter

Pfaffe den weiten Raum, welcher die Zuſchauer von der Tribüne der Tombola trennt. Er iſt der Glückliche, er hat die erſte Nummerreihe ſeiner Tafel gefüllt, er hat gewonnen. Alles wird todtenſtille, in athemloſer, ſtarrer Erwartung. Der Schwarze parlamentirt mit den Wachen, man hört faſt ſeine Worte, er präſentirt ſeinen Zettel. Aber o des Mißgeſchicks! Der gute Pater hat ſich geirrt; im Feuer ſeiner Begeiſterung hat er unter ſeinen Nummern eine falſche Zahl notirt! Eilig ſucht er ſich in das Gedränge zurückzuflüchten, um ſich dem Hohne der Menge zu entziehen. Doch kaum hatte er der Tribüne den Rücken gewendet, ſo erhob ſich das Hohngeſchrei und gellende Pfeifen und Ziſchen mit einer ſolchen Begeiſterung wider den armen, aus ſeinem Tombolahimmeln vertriebenen Geiſtlichen, daß es ſchien, als wäre jenes erſte nur das Piano des Eingangs zu dieſem Fortiſſimo geweſen. Der Jubel wollte gar nicht enden, und der Spott über die blinde Eilfertigkeit des „pretaccio," und die Freude, daß nun für einen jeden noch die Möglichkeit des Hauptgewinns wiedererlangt ſei, machte ſich in immer neuen Ausrufungen Luft, bis das Trompetenſchmettern die Ziehung einer neuen Nummer verkündigte. Solche Irrthumsſcenen paſſirten übrigens wohl noch drei bis vier Mal, und alle endeten auf ähnliche Weiſe wie die erſte. Doch keinem ward ſo leidenſchaftlich mitgeſpielt wie dem Geiſtlichen. Dabei darf ich indeſſen nicht unerwähnt laſſen, daß das Volk zwar in dem Mitſpielen eines Geiſtlichen durchaus nichts Anſtößiges zu finden ſchien, denn das einzelne: è una vergogna, un prete! meines Wirths, dem ich die Geſchichte erzählte, kommt nicht in Betracht. Deſto mehr aber war es ihnen anſtößig, daß juſt ein Prete der Gewinner ſein, und ihnen die Tombola wegſchnappen ſollte. „Die ſollten andern Leuten doch auch etwas gönnen," hörte ich in einer Gruppe von Römern ſagen.

Endlich aber erſcholl unmittelbar nach der Ziehung einer neuen Nummer der Freudenruf: Tombola! mit ſolchem Tone der Gewiß-

heit, daß man faſt ahnen konnte, diesmal ſei kein Irrthum im Spiele. Und ſo war es auch. Der Glückliche, deſſen Nummern auf ſeinem Lottozettel alle durchſtochen waren, befand ſich ganz in meiner Nähe. Es war ein Haarkräusler aus der Chiavica del Bufalo, der den Hauptgewinn von fünfhundert Scudi davon trug. Hatten die Römer früher die falſchen Gewinner verhöhnt, ſo erheben ſie jetzt, ſobald es feſtſtand, daß diesmal kein Irrthum obwalte, und daß all den Tauſenden der heiß erſehnte Gewinn nun wirklich von einem Einzigen entriſſen ſei, ein Ziſchen und Pfeifen des Aergers und der Mißgunſt, daß ſelbſt die Muſikfanfaren, welche das Glück verkündeten, faſt übertönt wurden. Das war der einzige häßliche Zug an dieſem römiſchen Volksfeſte. Noch waren außer jenem Hauptgewinne zwei andere, geringere, von hundert, und von funfzig Scudi da, aber auch dieſe wurden ſchon nach wenigen Minuten zweien Glücklichen zu Theil. Sehr betrübt ſagte mir Abends meine Aufwärterin, welche auch una brava vincita zu machen gehofft, daß es zwei Foreſtiere geweſen, die den Römern dieſe Gewinne wegzgeſchnappt. È la sorte! ſetzte ſie mit einem ſelbſttröſtenden Seufzer hinzu. Die Lotterieſpielwuth iſt übrigens hier unglaublich. Alle Stände, alle Lebensalter ſind davon angeſteckt. Vornehm und gering, Principe und Bettler, Greiſe und Kinder, Alles ſpielt. Denn das Lotto iſt ſo weiſe eingerichtet, daß ſelbſt der Bettler ihm ſeinen Bajoc darbringen kann.

Nach Beendigung der Tombola wurde mit großer Mühe von dem Bürgermilitair unter Trommelſchlag die Rennbahn von Zuſchauern geräumt, damit die Wettrennen, durch welche den neunundvierzigtauſendneunhundertſiebenundneunzig Nicht-Gewinnern ein Erſatz gewährt werden ſollte, vor ſich gehen könnten. Dies gelang endlich nach mehrfach wiederholten Anſtrengungen wenigſtens halb. Der Verſuch aber, das innere Eirund der Arena von Zuſchauern zu ſäubern, ſcheiterte völlig, indem hinter den auf und ab marſchirenden Soldatenreihen die Menſchenwellen immer wieder aufs

Neue zuſammenfloſſen. Die Mehrzahl indeſſen füllte jetzt die Steinſitze und Terraſſen, wo auch ich meinen Platz neben zwei bildſchönen Bellettinerinnen fand, augenſcheinlich Schweſtern, mit Nacken und Hälſen wie Marmorſäulen, von jenem durchſichtigen warmen Teint, den man in ganz Italien nur hier in höchſter Vollendung findet. Zuerſt ritten vier Knaben; das wollte wenig bedeuten. Dann aber eben ſo viel erwachſene Mädchen einer Kunſtreitergeſellſchaft. Dieſer Anblick war originell. Fantaſtiſch aufgeputzt, in vier verſchiedene Farben gekleidet, weiße Federn auf den goldbeſetzten Baretten, flogen ſie ſauſend im wildeſten Jagen dahin. Lauter Jubel erhob ſich. „Die Blaue gewinnt!“ „Nein, die Roſenrothe!“ „Es gilt!“ Wetten wurden geſchloſſen. Jetzt bei der Biegung gewinnt die Blaue die innere Seite des Circus. Das Barett entfällt ihr, und die rabenſchwarzen Locken flattern mänadiſch durch die Lüfte. Sie legt ſich vor über den Hals ihres dahinſchießenden Schimmels, ihr weißes Uebergewand bauſcht ſich wie ein Segel im Winde, ſie peitſcht ihr ſchnaubendes Roß und treibt es mit wildem, bacchantiſchem avanti! voran, dicht hinter ihr die andern. Noch eine Biegung und die Tribüne iſt erreicht; aber das wildgewordene Pferd ſchießt weiter, und erſt, nachdem ſie noch ein Mal faſt die Hälfte der runden Bahn durchmeſſen, gelingt es ihr, den Schimmel zu pariren, worauf ſie denn zurückſprengt, um an der Tribüne die Preisfahne in Empfang zu nehmen, mit der ſie, von den übrigen begleitet, unter luſtiger Muſik und Bravorufen die Rennbahn durchzieht.

Noch intereſſanter und ſchöner anzuſehen war das jetzt folgende Wagenrennen auf antiken, zweirädrigen Bigen. In antikem Koſtüme, grüne Kränze in den Haaren, ſtanden die Wagenführer auf ihren Rennwagen. Das Signal ward gegeben, und wie ein Blitz ſchoſſen die vier Wagen nebeneinander hin. Es war das erſte Mal, daß ich ein ſolches Wagenrennen ſah, und lebhaft

erinnerte ich mich der kurzen und doch ſo vortrefflichen Schilderung Virgils in ſeinem Gleichniſſe:

Non tam praecipites bijugo certamine campum
Corripuere ruuntque effusi carcere currus;
Nec sic immissis aurigae undantia lora
Concussere jugis, pronique in verbera pendent.

Dieſes Rennen iſt das gefährlichſte, doch lief alles glücklich ab. Die Leute fuhren meiſterhaft geſchickt. Der eine blieb gleich anfangs entſchieden zurück. Zwei aber machten ſich lange den Sieg ſtreitig. Der, welcher den Vorſprung hatte, wandte alle Kunſt an, den dicht hinter ihm folgenden bei jeder Biegung an dem Verſuche des Vorbeifahrens zu hindern, indem er ihm durch eine ſcharfe Wendung den Weg verrannte, was denn zuweilen furchtbar gefährlich ausſah. Endlich, ganz nahe am Ziele, gelang es dem zweiten doch, mit Haaresſchärfe zwiſchen der Wand und dem Wagen des erſteren hindurchzujagen, und der Sieg war ſein. Tauſendſtimmiges Jauchzen, Beifallklatſchen und Bravorufen begleitete den Zug des Siegers, als er unter rauſchender Muſik ſtolz die Bahn durchzog.

In dieſem Augenblicke neigte ſich die Sonne zum Untergange, und prächtig war es anzuſehen, wie jetzt die ungeheure Menſchenmaſſe ſich mit einem Male zum Aufbruche von ihren Sitzen erhob, und in langen Zügen durch die ſchattigen Laubgänge dem Ausgange der Villa zuwogte.

Mit Ausnahme jener einzelnen Ausbrüche ſüdlicher Lebhaftigkeit, deren ich bei der Tombola erwähnte, fand ich das Benehmen des Volks höchſt anſtändig. Das iſt einem Nordländer, beſonders im Betreff des Verhaltens der beiden Geſchlechter zu einander, eine erfreulich auffallende Erſcheinung. Weder bei dieſer Gelegenheit, noch ſonſt irgendwo, habe ich irgend einen Zug von Roheit, Gemeinheit und Brutalität wahrgenommen, und Frauen wie Mädchen zeigen ſich wohl eben deshalb in ihrem ganzen Behaben viel freier, zuverſichtlicher und ſelbſtbewußter als bei uns. Als ich nach Hauſe

ging, ſah ich in einer Seitenſtraße der Via Ripetta Gruppen von Mädchen, groß und klein, die zum Schalle eines Tamburro den Saltarello tanzten. Während ich ſtill ſtand, um ihnen zuzuſehen, zogen nach und nach mehrere Trupps junger Geſellen an den Tanzenden vorüber, ohne ſich auch nur irgend eine Störung durch Wort, Blick oder Geberde zu erlauben. Die Straße war eng, und mehrere, welche ſich unter den Arm gefaßt hatten, löſ'ten ihre Reihe auf, und gingen einzeln an den Tanzenden vorbei, um ſie nicht zu unterbrechen. Aehnliches dürfte bei uns nicht leicht möglich ſein. Die Unbefangenheit und Selbſtgewißheit der Mädchen des Volks iſt höchſt reizend. Auf demſelben Wege, mit dem Bildhauer Kümmel heimkehrend, ſah ich das lieblichſte Modell einer Madonna mit dem Kinde. Es war ein wunderholdes Landmädchen, die auf dem Säulenſtumpfe an einer Treppe ſaß; das Kind lag auf ihrem Schooße, das eine Aermchen nach dem Bruſtlatze erhoben, während die jungfräuliche Mutter liebend zu ihm hinabſchaute. Als wir ſtill ſtanden, um ſie zu beobachten, merkte ſie es wohl, aber das ſtörte ſie nicht im Geringſten. Es ſchien, als wiſſe ſie, daß uns das reine Schöne an ihrer Erſcheinung erfreue, und ſo verharrte ſie ruhig in der anmuthigſten Haltung. Wer ſehen will und kann, findet hier ähnliche Motive auf jeder Straße; er braucht ſie nicht auf der ſpaniſchen Treppe zu ſuchen, wo ſie für Geld zu haben ſind.

Rom, den 18. Juni.

So eben bin ich von einem Ausfluge nach Frascati und Rocca di Papa wieder zurückgekehrt. Vielleicht wäre ich dort geblieben, denn das Klima Roms mit ſeiner bleiſchweren Sticklufl, welche durch die tägliche Gewitterſchwüle noch verſtärkt wird, beginnt meinen Nerven unerträglich zu werden. Aber ein unerwarteter

Zwiſchenfall hat mich davon abgehalten, und zu dem Entſchluſſe gebracht, einen andern Gebirgsort zur Villeggiatur zu wählen.

Vorgeſtern Nachmittag fuhr ich in Geſellſchaft von drei jungen Römern mit dem Bildhauer Albert Wolf, einem Schüler Rauch's, bei dem heiterſten Wetter zur Porta di San Giovanni hinaus, in die Campagna hinein und den Waldgebirgen zu, auf deren Abhängen uns Frascati, und weiter aufwärts Rocca di Papa hell entgegenſchimmerten. Der Weg geht bald zur Linken ab von der großen Poſtſtraße, welche über Albano nach Neapel führt. Durch gutgehaltene Wein- und Gemüſegärten gelangt man, einige Miglien vom Thore, zu der von Sixtus V. angelegten Waſſerleitung der Acqua felice. Einer ihrer Bogen dient zum Thore (Porta Furba). Die epheuumkleideten Reſte zweier antiken Waſſerleitungen, welche ſich in unmittelbarer Nähe der neuen befinden, ſind das Maleriſchſte, was man von Getrümmer dieſer Art ſehen kann. Ein trübes Gewäſſer, welches man wiederholt paſſirt, iſt die Marranna, deren zweiter Arm ſich in den Anio ergießt. Die ganze, hier ſehr ebene Fläche der Campagna iſt mit Trümmern alter Bauwerke beſäet. Jener runde Hügel, unfern der Waſſerleitung, iſt künſtlich gethürmt, und gilt als Grabdenkmal des Alexander Severus. Weiterhin zur Rechten erhebt ſich eine Fülle alten, braunen Trümmerweſens, mit breiten Mauern, hohen Bögen, ein Gemiſch antiker und darauf gepflanzter mittelalterlicher Bauten. Sie heißen es Settebaſſi. Später fand ich dort die reichſte Ausbeute von koſtbaren Marmortrümmern, die auf eine prachtvolle Villa deuten, welcher urſprünglich dieſe Ruinen angehört haben mögen. Solche Spuren alter Prachtbauten begleiten die Straße bis nach Frascati hin, welches zwölf Miglien von Rom entfernt liegt. Je mehr die Straße ſich jetzt bergaufwärts durch die Vignen und Olivenpflanzungen wand, deſto freier athmeten wir auf in der friſcheren Bergluft, die uns erquickend entgegenſtrömte. Hinter uns, von Nebeldunſt umqualmt, lag Rom, von dräuenden Wetterwolken umlagert, die

ſich ſpät Abends, als wir die Terraſſe der Villa Conti beſtiegen, in tauſend feurigen Schlangenzuckungen wetterleuchtend entluden.

Zu Abend ſchmauſ'ten wir fröhlich in der hohen, gewölbten Halle des Albergo, welches rechts vor dem Thore der Stadt liegt. Unſere Römer waren unerſchöpflich in heiteren Scherzen, artigen Improviſationen von Trinkſprüchen, die ſie geiſtreich und gewandt zu verſifiziren verſtanden. Zwei davon waren Arbeiter in dem Atelier des Bildhauer Steinhäuſer, Leute aus dem Volke, aber in ihrem Behaben wahre Signoren. Alle drei waren ausgemachte Feinde des Pfaffenweſens und der Mönchsfaulheit. „Zu einem Kapuziner, ſagte der Eine, ci vuole tre braccie di drappo, due e mezzo di corda, e — un birbone!“ Ein eigenthümliches Rezept! — Und doch ſind die Kapuziner noch die beliebteſten unter den Mönchsorden. — Der Frascatiner iſt der edelſte Wein, welchen ich bisher gefunden. Er iſt lieblicher und wohlſchmeckender als ſelbſt der Champagner. Am Schluſſe unſeres Abendeſſens, als für jeden von uns die große dreiarmige Lampe angezündet ward, um unſere Nachtruhe zu ſuchen, reichte der meinen Gefährten befreundete Wirth noch jedem von uns einen Nachttrunk, der aus einem beſonders trefflichen Mutterfäßchen zu ſtammen ſchien. Denn außer ſeinem duftigen Wohlgeſchmacke hatte er die Wirkung, daß ich mich eines ſo vortrefflichen und ſtärkenden Schlafs erfreute, als ich ihn lange nicht genoſſen und nach ſo feurigem Weine kaum gehofft hatte.

Früh Morgens gingen wir die kleine, reizende Stadt hinauf, um Villa Aldobrandini oder „Belvedere,“ jetzt im Beſitz des Fürſten Borgheſe, die ſchönſte der hier befindlichen Villen, zu beſehen. Herrlicher gelegne Villen als die, welche um Frascati die Berghöhen krönen, giebt es ſchwerlich; doch ſind ſie großentheils im Zuſtande des bedauerlichſten Verfalls. Hohe gewaltige Eichen und Ulmen umgeben das Caſino, welches, wenn je eins, den Namen „Belvedere“ mit Recht führt. Alles, was ich im Innern ſah, Einrichtung und Geräth, Bücherſammlung, Kunſtwerke, deutet auf wahrhaft

königliche Fülle des Besitzes, wie nicht minder auf Geschmack und Bildung. Dabei hat Alles durchaus den anheimelnden Character des Wohnlichen und Gebrauchten. In dem Arbeitszimmer des Fürsten bemerkte ich eine ausgewählte Handbibliothek, der man auch anzusehen meinte, daß sie nicht bloß als Putzstück diente. Sie enthielt unter anderen alle neueren französischen Dichterwerke. Auch Englische und Italienische Literatur war wohlbedacht. Die Wände bedeckten ungeheuer große Specialkarten von Italien, ein Geschenk Napoleons an seinen Schwager, den Fürsten Camillo Borghese, der einst als Generalgouverneur der Italienischen Provinzen in Turin seinen Hof hielt. In einem der Zimmer fiel mir ein Freskogemälde von Domenichino *) auf. Es ist eine Judith nach vollbrachter That, und unter all den zahlreichen Behandlungen dieses schmählichen Gegenstandes, die ich noch gesehen, mit die ausgezeichnetste. Judith ist schon fern vom Lager, das blutige Schwert in der Hand, im Antlitz den Ausdruck wilder Begeisterung, eilt sie ihrer Stadt zu. Ihr folgt mit zagendem Grausen die Magd, welche das blutige Haupt trägt. In der Ferne sieht man die Gezelte des feindlichen Lagers. Herbeigeeilte Krieger umstehen das Feldherrnzelt, aus dem so eben der verstümmelte Leib des Feldherrn getragen wird. Es ist eine eigenthümliche Großheit in dieser Composition. Die Malereien der Kapelle sind unbedeutende Machwerke der neueren römischen Malerschule.

In der Mitte des großen Saales springt ein Brunnen. Durch das Glasportal des Saales blickt man auf einen Wasserfall, der in drei Absätzen wohl an die 80 Fuß hoch hinabstürzt, während an seinem Fuße eine Fontaine ihren Wasserstrahl haushoch in die Luft schleudert, der in tausend Strahlen und Perlen zurück in ein ge-

*) Im Förster wird dasselbe dem Cavaliere d'Arpino zugeschrieben. Der Custode aber und die mich begleitenden Römer bestanden darauf, daß es von Domenichino sei.

waltiges Granitbaſſin ſinkt. Als in jenem Saale der Fürſt den Kaiſer Franz mit einem Dejeuner bewirthete, ſagte der letztere, wie der Cuſtode ſelbſtgefällig erzählte, in der Meinung, daß dieſe Waſſermaſſen nur ihm zu Ehren ſprängen: „Itzt laſſens aufhören! Nach dem Frühſtück könnens halt wieder anfangen!“

Stattliche ſilbergraue großgehörnte Kühe lagerten an dieſem Becken im hohen Graſe; und durch die mächtigen Bäume und über ſie hinweg, aus den Fenſtern und von den Altanen des Schloſſes überſchaut der Blick die ganze Campagna mit ihren Hügelwellen und Bergzügen, Rom das im hellen Glanze der Morgenſonne mit ſeinen ſieben Hügeln vor uns ausgebreitet lag, und den Saum des fernhin blauenden Meeres. Und ſolcher Villen, ſolcher Kaiſerlichen Prachtluſtſchlöſſer ſind bei dem einzigen Frascati über ein Halbdutzend, doch alle, außer der genannten, mehr oder weniger im Zuſtande des Verfalls, beſonders die größte von allen, die prachtvollgelegene Villa Mondragone.

Von dieſem herrlichen Baumwuchſe, dieſen hohen kühlen Schattengängen, und beſonders von dieſer unendlichen Fülle und Lebendigkeit des verſchwenderiſch vorhandenen und benutzten Waſſers hat man bei uns gar keine Vorſtellung. Dieſe Villa Aldobrandini, ſowie die weiter unten liegende Villa Conti, jetzt Torlonia, ſind von mährchenhafter Schönheit. Ohne die Anſchauung dieſer Kunſtnatur italieniſcher Villen hätte Goethes Taſſo nicht jenen Zauberduft erhalten, der uns überall aus ihm entgegenweht. Platen hat dieſen Zauber der Villen von Frascati in dem kleinen Epigramme ausgeſprochen:

Hier in dem ewigen Grün tiefſchattiger Wölbungen lerne
Dichten ein Dichter, und hier lieben ein liebendes Paar.

Von Rom nach Frascati führt eine gut unterhaltene Fahrſtraße. Von Frascati aber nach Rocca di Papa, wohin wir uns zu Eſel aufmachten, geht nur ein Weg für Saumthiere und höchſtens für

zweirädrige Kohlenkarren, der an sehr vielen Stellen dem steinigen Bette eines versiegten Walddachs am ähnlichsten sieht. Dieser jammervolle Zustand aller Verbindungsstraßen der in Roms Umgegend liegenden Ortschaften läßt einen tiefen Einblick in das verwilderte Regiment der Pfaffen thun, unter denen dieses schönste Land der Erde in einen Zustand des Elends und der Verkommenheit versunken ist, den man nur darum nicht so schmerzlich empfindet, weil die ewige unverwüstliche Schönheit der Natur mit ihrem Zauber die Lumpen und Blößen in das Gewand des Romantischen hüllt.

Der schönste Morgen leuchtete über Gebirg und Wald als wir fröhlich bergan ritten, bald durch kühle Waldschluchten mit leise rinnenden silberklaren Gebirgswassern, bald zwischen Gärten und Fruchtfeldern mit freier Aussicht in die Campagnathäler und auf die schönbewaldeten Gebirgsrücken. Dort unten zur Rechten liegt Marino, nicht weit davon Grottaferrata mit seinem burgartigen stattlichen Kloster, weiter unten sieht man Albano aus seiner grünen Umgebung hervorschimmern. Rückwärts blickend gewahrten wir die alte Arx von Tusculum, dessen Besuch ich diesmal auf späteres Wiederkommen verschoben hatte. Immer steiler bergauf klettern unsere Sommari. Plötzlich dringt lautes Geschrei zu unserm Ohr. Ein einsamer Reiter befand sich im Kriegszustande mit seinem Esel, der stättisch geworden auf den ausgespreizten vier Beinen unbeweglich fest stand und alle Schimpfworte, Schläge und Püffe seines Reiters nur von Zeit zu Zeit mit einem bockenden Hintenausschlagen beantwortete. Unser Herankommen stiftete Frieden zwischen den beiden Kämpfern, da die Gesellschaft seiner Brüder den Grauen bewog seinem Herrn die Fortsetzung seiner Reise zu erlauben. Questo è un sommaro molto *fantastico*, sagte der letztere zu uns gewandt, indem er sich als den Medico von Frascati zu erkennen gab, und um Erlaubniß bat, uns nach Rocca di Papa begleiten zu dürfen, das dort oben auf einem Seitenabhange des Monte Cavo wie ein Adlerhorst vor

uns lag, ſo ſteilaufſteigend mit ſeinem Häuſergewimmel, daß man faſt jedes Haus zur Hälfte über ſeinen Nachbar emporſteigen ſieht. Es liegt in den Linien und Formen der Gebäude dieſer kleinen römiſchen Felſenneſter, die wie Steingewächſe, ſelbſt Erzeugniſſe des Felſengebirgs zu ſein ſcheinen, eine zauberiſche Poeſie. Hoch oben auf der Spitze des Monte Cavo, des alten „Albanerbergs“ thront ein Kloſter der Paſſioniſten, da wo einſt der berühmte Tempel des Jupiter ſtand, zu welchem in alter Zeit die Völker Latiums wallfahrteten zum Bundesfeſte. Der Medico hieß uns bei unſerm Ausfluge dahin auf unſerer Huth ſein, weil ſich vor etwa einer Woche zwei Velletriner hierher in das Waldgebirge geflüchtet hätten, von denen der eine aus Eiferſucht ſein Mädchen ermordet, der andere einen Feind erſtochen hatte. „Sie halten ſich,“ fuhr er fort, „in der Nähe der Madonna del Tufo verſteckt, wohin ihnen von Zeit zu Zeit ihre Angehörigen Lebensmittel ſenden. Und Ihr könntet irgend ein incommodo haben, wenn Ihr ihnen unerwartet begegnen ſolltet, und ſie Euch für die Carabinieri hielten, von denen es heißt, daß ſie verkleidet nach ihnen ſtreifen. Dieſe Warnung beſtätigte ſich wenigſtens zum Theil, denn als wir ſpäter jene Kapelle erreichten, ſahen wir zwei Frauen in der bunten überaus maleriſchen Velletrinertracht auf unwegſamen Pfade den Berg hinanklimmen. Oben angelangt fuhren ſie bei unſerm Anblick erſchreckt zurück, faßten ſich aber bald wieder und wendeten ſich der kleinen Kapelle zu, um der Madonna ihre Andacht darzubringen. Innocenti, der ſich mit ihnen in ein Geſpräch einließ, meldete uns nachher, daß ſie wirklich, die eine die Frau, die andre die Schweſter der beiden Geflüchteten ſeien, denen ſie Proviant zu bringen ausgegangen waren. Merkwürdig war mir, daß meine römiſchen Gefährten, junge Marmorarbeiter aus dem Volke, in dem begangenen Verbrechen nur „ein Unglück“ der Thäter ſahen. Von den Ermordeten, von dem Verbrechen, war keine Rede. Uebrigens ſiehſt Du, daß dennoch nicht alle Banditenromantik in Italien verſchwunden iſt, und Lieb-

haben derſelben können im Albanergebirge und in der Campagna noch immer das Vergnügen genießen, von ſolchen freiwillig Verbannten (denn das heißt wörtlich der Ausdruck Bandito) oder „Malviventi“ wie ſie der Volkseuphemismus nennt, ausgeplündert zu werden. In Rom ſelbſt, wo es noch vor ein Paar Jahren ſehr unſicher war, und wo in Straßen und Häuſern nicht ſelten Raubanfälle geſchahen, hat erſt der General Zacchia (jetzt Cardinal) welcher damals zum Polizeigouverneur ernannt wurde, Sicherheit geſchaffen. Er fuhr kräftig durch, und bewirkte ein Geſetz, daß jeder, der auf Raubanfall ertappt wurde, fünfundzwanzig Jahr Galeere verwirkt haben ſolle; war eine Verwundung, wenn auch eine noch ſo unbedeutende, dabei vorgefallen, die Guillotine. Das half, wie überhaupt Abſchreckung, wenigſtens eine Zeit lang, bei ſinnlichen und ſittlich verwahrloſ'ten Völkern, wirkſam iſt. Binnen zwei Jahren wurden etwa ein Dutzend ſolcher Geſellen auf dem Platze der Maria in Cosmedin hingerichtet. Gleich in der erſten Nacht nach der Bekanntmachung des neuen Geſetzes, waren in Rom einige Anfälle verübt worden, aber als der Morgen kam, hatte man auch ſchon die Thäter. Der Eine hatte dem Angefallenen, der ſich gewehrt hatte, nur eine leichte Verwundung mehr um zu ſchrecken als in ernſtlicher Abſicht, beigebracht, und ward auf der Stelle hingerichtet. Zugleich verordnete Zacchia, daß alle Hauswirthe gleich nach Ave Maria ihre Hauseingänge ſchließen oder Treppen und Flur erleuchten mußten, weil in dieſen ſich gewöhnlich die auf ſolche Anfälle ausgehenden Schelme verſteckt hielten. Dieſe Einrichtung iſt auch jetzt noch in Kraft. Doch beklagt man, daß Zacchia ſpäter zur Cardinalswürde erhoben die polizeilichen Zügel minder ſtarken Händen übergeben mußte.

Durch das elende Neſt Rocca di Papa ritten wir auf dem ſchönſten duftigſten Waldwege nach der Kapelle der heiligen Jungfrau Maria del Tufo. Von dem abgeplatteten runden Felsvorſprunge, auf welchem ſie liegt, überraſchte uns die entzückendſte Ausſicht auf

Rom und das Meer, die ſich aber noch bedeutend erweiterte, als wir die ganze Höhe des Monte Cavo — der etwa 3000 Fuß über der Meeresfläche hoch iſt — erſtiegen hatten. Von dort aus überſchauten wir die ganze Meeresküſte, von Capo Circello bei Terracina bis Capo Linaro bei Civita Vecchia, und die Campagna in ihrer ganzen Ausdehnung. Steil unter uns in der Tiefe ihrer runden Krater lagen die beiden grünumwaldeten vulkaniſchen Seen von Nemi und von Caſtell Gondolfo, welches von ſeinem ſteilen Felſenthrone mit den Thürmen und Zinnen des päpſtlichen Schloſſes uns in der Morgenſonne entgegenſchimmerte. Ortſchaften, Landhäuſer, Tenuten und Caſale's überall verſtreut; Rom mit ſeiner Peterskrone im hellen Sonnenglanze, die fernen Gebirge im bläulichen Dufte, und am Horizonte weſtwärts die entzückende Bläue des Meeres. Auf die beiden Seen zeigend ſagte einer meiner römiſchen Begleiter: Ecco l'occhiale del gigante, „die Rieſenbrille,“ und in der That nehmen ſich von der Höhe geſehen die beiden runden grünlichgrauen Waſſerſpiegel wie eine grüne Poſtillenbrille aus. Ob man von hier aus Sardinien und Corſika ſehen könne, wie Signor Domenico behauptete, will ich unentſchieden laſſen *). Weſtphal, der fleißige Durchwanderer der römiſchen Campagna, bemerkt, daß die Bewohner der Umgegend jener beiden Seen es den Ausdünſtungen derſelben zuſchreiben, daß man von Monte Cavo aus faſt nie einen ganz heitern Horizont ſehe. Ich habe aber ſpäter, bei oft wiederholtem Beſuche des Berges gefunden, daß dieſe Meinung von einer vorzugsweiſe trüben Atmoſphäre, welche demſelben eigen ſein ſoll, ungegründet iſt, und daß Weſtphal Recht hat wenn er ſagt, daß der feine Dunſt in der italieniſchen Luft, welcher eben die köſtlichen Lichteffecte hervorbringt, vielmehr unten ſtärker ſei als oben. Er wird aber dort nicht ſo merklich, weil die

*) Bei hellem Wetter ſoll es allerdings möglich ſein, wie ich ſpäter verſichern hörte.

innere Kraft des Sonnenlichts und die daher rührenden brennenden Farben ihn für die näherliegenden Gegenstände, zumal hoch am Tage, ganz unmerklich machen. Man glaubt sogar, verführt durch die außerordentliche Deutlichkeit aller Umrisse, an eine größere Reinheit der Luft im Vergleich mit nördlicher gelegnen Gegenden; und nur Morgens und Abends, wo die Farben weniger innere Stärke haben, oder wenn es darauf ankommt weit entfernte und nicht besonders hell beleuchtete Gegenstände genau zu unterscheiden, überzeugt man sich, daß wirklich die Luft keinen so hohen Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit hat. Wer also auf dem Monte Cavo und auf allen andern Bergen dieser Gegend die weit entfernten Gegenstände am äußersten Horizonte deutlich zu unterscheiden wünscht, wird dies nur an einem sehr heitern Tage, vorzüglich wenn ein Regen die Luft gleichsam ausgewaschen hat, vermögen, und auch dann, so lange die Sonne am Himmel steht, nur für die ihr gerade gegenüber liegende Gegend des Horizonts. Um nach allen Seiten frei zu sehen, muß man die Augenblicke kurz vor dem Aufgange oder gleich nach dem Untergange der Sonne wählen.

Zwischen der Höhe des Monte Cavo und dem Oertchen Rocca di Papa in der Mitte liegt eine auf drei Seiten von Bergen umschlossene Hochebene. Ecco il campo di Annibale! riefen unsere römischen Begleiter, „Annibale fu gran generale delle Carthaginese,“ setzte der Eine hinzu. Diesem Volke hat seine älteste Geschichte noch Leben, während bei uns das historische Volksbewußtsein nicht leicht über den alten Fritz und seinen Ziethen hinausreicht. Die Gelehrten behaupten übrigens, daß Hannibal nie hierher gekommen, sondern unterhalb des Gebirges die Via Latina entlang gezogen sei. Dagegen ist es aus Livius gewiß, daß hier zum Schutze des Tempels ein Lager *gegen* den Hannibal errichtet wurde, als er von Capua gegen Rom heranzog.

Rocca di Papa iſt ein terraſſenförmig aufſteigendes Felſenneſt, die Häuſer ſehen aus als wären ſie aus dem Felſen gewachſen. In der Bauart einige Spuren ehemaligen Wohlſtandes neben unglaublicher Verkommenheit, hier und da halb oder ganz eingeſtürzte Häuſer. Ich ſah eins derſelben, in deſſen ſtehen gebliebener nach einer Seite hin völlig offner Hälfte die Menſchen ruhig weiter wohnten Sie hatten nur an der gefährlichſten Ecke ein Paar unbehauene Balken untergeſchoben. Aufeinander geſchichtetes Steingetrümmer erſetzte die Treppenſtiegen.

Meine Gefährten hatten für vortreffliche Maccaroni geſorgt, die von einem derſelben lecker zubereitet (con regalie e parmigiano), mit jungen Hühnern und gutem Wein nach unſerer angreifenden Wanderung ein köſtliches Mittagseſſen abgaben. Ich fange an, das Heimweh der in Kartoffelländern weilenden Italiener nach ihren Maccaroniſchüſſeln zu begreifen.

In das ſonnenhelle fröhliche Leben dieſes kleinen Gebirgsausfluges warf ein unerwartetes Ereigniß plötzlich ſeinen finſtern ſchwarzen Schatten. Wir fanden in Rocca di Papa die Gattin von Freund Steinhäuſer, welche hier in der reineren Gebirgsluft Geneſung ſucht, mit dem Tode ringend, den Mann und die Schwägerin in Verzweiflung. Religiöſe Zweifel, von übergetretenen Bekannten angefacht und mit dem bekannten Eifer ſolcher Neubekehrten genährt, hatten die geiſtige und körperliche Geſundheit der Frau untergraben. Jetzt im Angeſichte des nahenden Todes verlangte ſie den Troſt eines katholiſchen Prieſters, um in deſſen Hände das Bekenntniß ihres proteſtantiſchen Irrthums abzulegen. Der Mann war nach Rom geeilt, um dieſem Wunſche zu willfahren und den Pater Auguſtin, der die Bekehrung ſchon ſeit längerer Zeit

eingeleitet hatte, herbeizuholen. Ich übergehe die tragiſchen Scenen, deren herzzerreißendem Eindrucke ich mich nicht entziehen konnte. — Als wir ſpät Abends durch den Gebirgswald nach Frascati zurückritten, klang uns in einer vom unvollkommnen Monde nur ſpärlich erleuchteten Waldſchlucht ein Glöcklein entgegen. Es war der Mönch Pater Auguſtin von San Laterano, der mit dem Allerheiligſten auf ſeinem Maulthier nach Rocca di Papa zu der Sterbenden zog, um die arme Seele zu retten und ſie vor ihrem Scheiden in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückzuführen. Der Mond beleuchtete eben ſein bleiches Geſicht mit den fanatiſchen ſchwärmeriſchen Zügen unter der dunklen Kapuze, und machte die Erſcheinung noch geſpenſtiſcher. — Die Proſelytenmacherei unter den hier lebenden Deutſchen greift mächtig um ſich, und namentlich ſind es die Bekehrten, wie dieſer Pater Auguſtin, Hr. von Rohden, Overbeck u. a., welche die eifrigſten Bekehrer werden. Es wäre intereſſant den Weg pſychologiſch zu verfolgen, auf welchem eine ſo begabte Frau und Künſtlerin, die Tochter eines lutheriſchen Predigers, ſoweit gebracht werden konnte, daß ihr freier und geſunder Verſtand ſich über das Augenfälligſte ſo unheilbar verblendete. Ihr Beiſpiel beſtätigte mir, daß gerade tiefere Naturen, wenn ſie in der religiöſen Bewegung unſrer Zeit nicht bis zu den letzten Conſequenzen der Freiheit zu gelangen vermögen, am erſten dem Zurückfallen in die äußerſte Knechtſchaft ausgeſetzt ſind. Wie aber Jemand gerade in Rom katholiſch werden kann, iſt ſchwer zu begreifen, wenn man einen ſolchen Schritt nicht etwa ebenſo motiviren will wie jener zu Rom bekehrte Jude in der bekannten Novelle des Boccaz, der ſich lange gegen das Chriſtenthum ſträubt, dann die wüſte Wirthſchaft des Klerus in Rom ſieht, und nun ſich taufen läßt, weil er meint: das müſſe doch eine felſenfeſte Religion ſein, die trotz ſolcher Sündhaftigkeit ihrer Verkünder ſich zu halten vermöge.

Die Zudringlichkeit der römiſchen Bekehrer iſt unglaublich. Derſelbe Pater Auguſtin, ein deutſcher Convertit, beſuchte die junge,

in ſchwerer Krankheit darniederliegende Gattin des Landſchaftsmalers Louis Gurlitt. Der fanatiſche Pfaffe, ſchon längſt voll heiligen Zornes über dieſe gemiſchte Ehe, benutzte den hülfloſen Zuſtand der Leidenden, um ihr die Liebe zu dem „ketzeriſchen“ Gatten als Sünde ins Gewiſſen zu ſchieben, zu deren Bereuung er ſie aufforderte. Die gemarterte Frau rief in ihrer Herzensangſt laut den im Nebenzimmer befindlichen eben zurückgekehrten Gatten zu Hülfe, der den fanatiſchen Prieſter nicht ohne Mühe aus dem Hauſe wies. Aber die Aufregung war für die Kranke zu ſtark geweſen. Der herbeigerufene Arzt erklärte den Zuſtand für gewaltſam verſchlimmert, und in zwei Tagen ſtand der unglückliche Gatte an dem Sterbebette ſeines, durch den fanatiſchen Mönch gemordeten Weibes.

Dafür aber iſt an der übergetretenen Gattin unſeres Freundes ein heilbringendes Wunder geſchehen. Die Sterbende iſt unmittelbar nach ihrer Bekehrung geneſen, und alles Volk in Rocca di Papa und in Rom ſelbſt iſt entzückt von dem Mirakel. —

V.

Villeggiatur in Aricia.

Egressum magna me excepit *Aricia* Roma
Hospitio modico.

Horat.

Aricia, den 21. Juni.

Seit einer Woche beinahe habe ich die von Sciroccodunst umnebelte Stadt verlaſſen und meine Villeggiatur im Albanergebirge angetreten, die mir ſo gut bekommt, und mich ſo vollkommen in das dolce far niente einlullt, daß ich ſeit dem Tage, wo ich hier in der Caſa Martorelli bei dem Signor Priore, dem Bürgermeiſter und Rechtsſprecher von Aricia, mit einem Dutzend Malern aller Nationen hauſe, noch keine Feder angeſetzt habe. Auch jetzt glaube ich nicht, daß es viel mit dem Schreiben werden wird. Durch mein offnes Balkonfenſter lacht der ſonnige Himmel über dem grünen Berge, auf deſſen Abhange das weiße Jeſuitenkloſter Galoro ſich ſchimmernd erhebt. Rechts davon blitzt und glitzert in der Ferne das blaue ſonnenbeſchienene Meer — da „windet und ſchraubt's mich“ hinaus, wo mein treuer Sommarello ſchon ſeit einer Stunde meiner harrt, um mich hineinzutragen in die kühleren duftigen Bergwälder, in denen jetzt ſchon alle meine kunſtübenden fleißigen Hausgenoſſen mit ihren Schirmen und Farbenkaſten auf Papier und Leinwand die Reize der ſchönſten Natur Italiens belauſchen.

Den 26. Juni.

Wieder ſind Tage dahingegangen und das Blatt liegt noch ſo im Anfange. Es iſt aber auch gar nicht möglich hier etwas zu arbeiten, und Briefſchreiben iſt Arbeit. Kaum daß ich Abends Luſt habe mit ein Paar Bleiſtiftſtrichen zu notiren, wo ich Tage überall geweſen bin. Dieſes Landleben im römiſchen Gebirg hat etwas märchenhaft Einſchläferndes, den Geiſt Einſpinnendes. Ich fühle mich ſo vollkommen iſolirt und abgeſchieden von der ganzen Welt, daß ich mir gar nicht vorſtellen kann, wie noch etwas da draußen vorgehen mag. Erſt jetzt habe ich eine Vorſtellung davon wie in dieſer Beziehung einem ächten Italiener zu Muthe ſein muß. Mein Horaziſches Lieblingswort, das Oblitusque meorum obliviscendus et illis könnte mir hier zur Wahrheit werden. Freilich habe ich die Heimath und die Meinen nicht vergeſſen — aber das alles liegt mir doch ſo fern, ſo nebelverhüllt, daß ich mich nur ſelten dahin denke, und nur an den ſchönſten Stellen, wo ich Euch mir zur Seite haben möchte. Dies ſorgloſe, ruhig hindämmernde Naturleben in Gebirg und Waldeseinſamkeit, an den entzückenden Seen von Nemi und Albano, dies Durchſtreifen der kleinen Gebirgsſtädte, deren maleriſche, epheuumrankte Verfallenheit ſo ruhig und genießlich in der warmen Sommerſonne ſchlummert, wiegt die Seele gleichſam mit in eine ſchlaftrunkne Ruhe ein, die unſern, von raſtloſer Thätigkeit und verzehrender Lebensunruhe unnatürlich angeſpannten Nerven ſo überaus wohl thut. Das iſt die antike Stimmung ausruhender, geſchäftsloſer Sommerluſt, in ruhigen und vollen Zügen von den alten Herren des Orbis terrarum genoſſen, wie ſie die Blätter ihrer Liebeslieder zeigen, welche die Zeit zu uns herübergeweht hat. Propertius' Freund Tullus liegt am Ufer des Tiberis, und trinkt griechiſchen Wein aus dem Becher, den ihn Mentors Kunſt gebildet. Worin beſteht ſein Thun als in der Freude: wie ſo geſchwind die leichten Kähne vorübergleiten,

und in der Verwunderung: wie ſo langſam die ſchwerfälligen Flöße von der Stelle kommen! Wie bezeichnend und verſtändlich iſt der Gedanke, und welche Bedeutung liegt in der Zuſammenſtellung des Dichters, daß nur allein mit dem Glück der Liebe die Seligkeit eines ſolchen Zuſtandes ſich nicht meſſen könne! Was mich aber hauptſächlich ſo lange von ſchriftlicher Mittheilung zurückhielt, war das Gefühl der Unmöglichkeit, dieſen Blättern auch nur einen Hauch dieſes entzückenden Waldfriedens in der ſchönſten Natur, die Gott geſchaffen, verleihen zu können. Sehe ich doch ſelbſt die tüchtigſten Maler um mich her, all der Schönheit gegenüber, an ihrer Kunſt verzweifeln. Mehr als einmal wünſcht ſich Freund Gurlitt, der zu den erſten Landſchaftsmalern unſrer Zeit gehört, ſcherzend die Selbſtzufriedenheit jenes Wiener Kunſtgenoſſen, der den Werken der alten Meiſter gegenüber zu ſagen pflegte: „Malen könnt' man's halt ſchon, aber wer zahlt's?“ —

Und doch empfinde ich eine brennende Sehnſucht, Dir in den kalten, grauen Norden nur einen Strahl, einen Abglanz dieſer Schönheit hinüber zu ſenden, an deren Genuſſe ich täglich mein Herz erlabe. Wohl hatte Winckelmann Recht, wenn er dieſe Gegend des Albanergebirgs die ſchönſte Natur nannte, die unter der Sonne iſt: „eine Gegend, welche die Allmacht und der Quell der Erkenntniß des höchſten Schönen nicht wunderbarer hätte bilden können.“ Was Luft und Licht und Farbe ſind weiß man gar nicht, wenn man nicht in Italien war. Und dieſe drei Naturweſenheiten ſind in ihrer ſteten Wiederholung doch ewig neu und wechſelvoll, ſtets durch neue Schönheiten das Auge überraſchend. —

Am 19. Juni fuhr ich mit zwei römiſchen Freunden, dem Bildhauer Kümmel und dem Architecten Hallmann, von Rom ab, wo nach den Aufregungen der letzten Tour die nervenangreifende Luft meiner Geſundheit ernſtliche Gefahr drohte. Durch die Campagna, vorüber an uraltem Trümmerwerk prachtvoller Villen, Grabdenkmäler, Waſſerleitungen, mittelalterlicher Thürme, von Heerden

umweidet und von Falken umkreiſ't, ging es nach etwa drei Stunden langſamer Fahrt allmälig das Albanergebirge hinauf. Die Campagna iſt nach dieſer Seite beſonders eben, und hier finden ſich die meiſten Trümmerreſte antiker Bauwerke. Auf der nördlichen Seite der Stadt ſcheint es, als hätten die Wogen der von Norden her anſtürmenden Völkerfluthen alles bis auf die letzte Spur vernichtet.

Zunächſt zieht ſich in der Richtung quer über die Straße hin eine Reihe von Grabdenkmälern, welche ſich einſt zur Seite der Via Latina erhoben, deren ſchnurgrade Richtung ſie noch jetzt bezeichnen. Das Eine davon nennen die Antiquare den Tempel der Fortuna muliebris *). Zur Rechten der jetzigen Poſtſtraße ſieht man die Ausmündung des berühmten Thals der Egeria, über dem ſich auf einem Hügel der Tempio di Bacco erhebt, jetzt eine Kirche des heil. Urban. Der runde, weißgelb ſchimmernde, zinnengekrönte Thurm, zu ſeiner Linken iſt das Grab der Caecilia Metella. Etwa eine Viertelſtunde weiter ſieht man die Trümmer ungeheurer Prachtbauten, vom Volke Roma Vecchia genannt. Ihnen gegenüber ſteht ein kleiner zierlicher Bau in Tempelform auf einem Hügel zur Linken des Weges. „Des Teufels Seſſel“ (Seggiola del diavolo) nennt ihn das Volk, Templum Salutis die Gelehrten. „Beide mit gleich viel Recht,“ wie der ſkoptiſche Weſtphal hinzuſetzt.

Die jetzige Poſtſtraße läuft zur Seite der alten berühmten Via Appia, die von der erſteren nur durch das dazwiſchen liegende Almothal getrennt ſich auf der erhöhten Fläche eines Lavaſtromes fortzog, welcher in vorgeſchichtlicher Zeit aus den vulkaniſchen Aus-

*) Die Fortuna der Alten hatte faſt eben ſo viele Beinamen und Tempel als die Jungfrau Maria der Neuern. Ein Tempel der Fortuna virilis iſt noch in Rom erhalten und in eine Kirche der heiligen Maria von Aegypten verwandelt.

brüchen des Albanergebirgs gegen diejenige Seite der Siebenhügelſtadt herniederfloß, wo jetzt das Denkmal der Caecilia Metella ſteht. Hat man die Oſteria Tavolata und die Poſtſtation von Torre di Mezza Via paſſirt, ſo trifft bei der Oſteria delle Fratocchie die alte Appiſche Straße mit der neuen Poſtſtraße zuſammen, und geht mit derſelben vereint nach Albano hin aufwärts. Immer weiter und ſchöner wird die Ausſicht. Zur Linken auf den Höhen und am Fuße des Albanergebirgs ſieht man Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Rocca di Papa, Pallazuolo und Caſtell Gandolfo liegen. Zur Rechten beginnt das Meer ſich zu zeigen, und die Thürme von Oſtia, Fiumicino und Prattica heben ſich nebſt einer Menge von verſtreuten Häuſern und Meierhöfen aus der Küſtenebne empor. Einzelne Trümmer von Gräbern begleiten die Straße bis zu dem Thore von Albano, wo zur Linken der Straße ein ungeheurer, thurmähnlicher, aus drei Stockwerken beſtehender Bau die Reihe derſelben abſchließt. Die Antiquare haben ihn das Grabmal des Pompejus getauft, der hier auf der Stätte der jetzigen Villa Doria, gleich nach dem Eingange in die Stadt zur Rechten der Straße, ſeine Villa hatte. Die Ruinen auf dem Hügel der Stadt, dem Meere zugewandt, gehören der alten Zwingburg der mächtigen Savelli, jener ſtolzen Barone, die einſt Albano und die Umgegend beherrſchten.

Albano wimmelte ſchon von Fremden und von Römern, die vor der drückenden Fieberluft und Hitze Roms hierher flüchten. Es war ſpät Nachmittags. Du kannſt Dir nichts Lebhafteres denken als ſo eine kleine römiſche Stadt am Abende, wo vom Säuglinge bis zum Greiſe alles auf der Straße iſt, wo die zahlreichen Arbeiter aus der Campagna zurückkehren, die Weiber und Mädchen Paarweiſe oder in Reihen, Arm in Arm geſchlungen, ſchwätzend und ſingend, die Männer mit den Kindern auf Maulthieren und Eſeln reitend, die Jacken über die Schulter gehängt, rothe Nelken auf den breitkrämpigen Hüten, oder hinter den Ohren

in die ſchwarzen Locken geſteckt. Dazwiſchen die zweirädrigen Ochſen- und Büffelkarren mit den ungeheuren ſieben bis acht Fuß hohen Rädern, beuteladen, jeder mit einem Muttergottesbildchen geſchmückt. So wimmelte es gerade uns entgegen, als wir durch Albano fuhren, das von Aricia nur durch eine tiefe Bergſchlucht getrennt ſich lang über den Rücken eines Ausläufers des Gebirges hinſtreckt. In all den Trubel klingelten nun noch die Carretieri di vino mit ihren luſtigen einſpännigen Karren und den bunt aufgeputzten, ſchellenbehangenen Pferden hinein, welche von den berühmten Weinorten Genzano und Velletri kommend in Albano Nachtlager ſuchten, um Morgens mit ihren weinbeladenen zweirädrigen Karren nach Rom zu ziehen. Aus der uralten Kirche della Rotonda klang das Avemariageläut als wir von Albano weiterfuhren. Urſprünglich war es ein alter Tempel der Minerva, dem Panthaon ähnlich gebaut. Seine Bauart deutet auf die Zeiten der römiſchen Republik.

Nach Aricia ſteigt dann die Straße zuerſt aufwärts, vorbei an dem, leider reſtaurirten Denkmal der Horazier und Kuriazier. Dieſe Bezeichnung mag immerhin ſehr zweifelhaft ſein, dennoch machte es mir einen unbeſchreiblichen Eindruck, als mir ſo die romantiſche Lieblingsgeſchichte meiner Knabenzeit hier als ein ſichtbares Steindenkmal vor die Sinne trat. In ſolchen Dingen hat der Zweifel weit weniger Gewalt über die Phantaſie als der Glaube. Der Menſch glaubt auch hier, was er wünſcht. Und welch ein Wunſch wäre natürlicher als der, die erſten, mächtigen Eindrücke, welche unſer Gemüth in der Jugend durch die älteſte römiſche Geſchichte empfangen, ſichtbar und greifbar vor uns aufleben zu ſehn! Das giebt bei mir den Archäologen leichtes Spiel mit ihren Benennungen, und ich glaube an das Grabmal der feindlichen Brüder und des Pompejus, wie an die eherne Wölfin auf dem Kapitol und die Bildſäule des Pompejus, zu deren Füßen Cäſar verblutete, weil es ein Bedürfniß iſt, und weil ſich das Gegentheil ihrer Aechtheit eben ſo wenig wie dieſe ſtreng beweiſen läßt. Dies

Grabmal der Horazier und Kuriazier iſt von eigenthümlicher Geſtalt. Auf den vier Ecken eines großen Würfels erheben ſich vier abgeſtumpfte Kegel, welche einen größeren in der Mitte haben. Das meiſte iſt freilich neuere Reſtauration. —

Unter den in den Felſen gehauenen Gräbern, an welchen die niedersteigende Straße vorbeiführt, hat ſich ein Einſiedler eingerichtet, der an der kleinen Wegkapelle Almoſen bettelte. Als wir durch Buſch und Wald wieder aufwärts ſtiegen, lag plötzlich Aricia vor uns. Die Abendbeleuchtung ließ es da oben auf ſeiner grünumkränzten Felſenhöhe in wahrhaft zauberiſcher Pracht erſcheinen. Das Schloß des Fürſten Chigi mit den rieſigen Bäumen ſeines urwaldartig verwilderten Parks bildete mit der gegenüberliegenden von Bernini erbauten Kuppelkirche und dem graubraunen alterthümlichen Häuſerknäuel der Stadt, hier und da noch von alten Mauerzinnen umſchirmt, den ſchönſten Anblick. Tritt man aber durch das verfallende Thor in die Stadt ſelbſt ein, ſo ſchwindet ein großer Theil dieſes Zaubers. Der unerhörteſte Verfall ſchaut einem überall aus den hohlen Augen halbeingeſtürzter und verlaſſener Menſchenwohnungen entgegen. Dieſe Häuſer, deren Steinwände meiſt noch ſtehen, während Dach und Gebälk, Fenſter und Treppen verſchwunden ſind, hat nicht Feuer verwüſtet, nicht ein Erdbeben zerſtört, ſie ſind aus Altersſchwäche zuſammengeſunken, weil die verarmten Bewohner nicht nachbeſſern konnten, und als dieſe ausſtarben oder auswanderten, Niemand, am wenigſten der beſitzende Feudalherr es der Mühe werth hielt, ſich mit einer Herſtellung zu befaſſen. Denn was hier *liegt*, *bleibt* liegen. Hier wie in Norca die Papa ſah ich mitten unter den übrigen Häuſern ſolche Ruinen, die ſchon ſeit Menſchengedenken Ruinen waren, und von denen mir ſelbſt die älteſten Leute nichts zu ſagen wußten, als daß ſie dieſelben nie anders gekannt hätten.

Unmittelbar am römiſchen Thore zur linken Hand ſteht ein neuer Palaſtzu, gelb verputzt, eine Seltenheit in Italien. Es iſt

das Sommerpalais eines Napoleoniden, des Prinzen Muſignano, das einzige ordentliche, einigermaßen wohnliche Haus in Aricia, aber ohne Garten und Park. Der Palaſt des Prinzen Chigi iſt im Innern ſehr verfallen, und ſein Beſitzer verarmt. Dieſer große ſtattliche Palaſt bildet mit der gegenüberliegenden, wundervoll gebauten Kirche, die Bernini's Meiſterſtück heißen darf, einen ſchönen geräumigen, viereckten Platz, auf dem zwei prachtvolle Springbrunnen ihre Strahlen plätſchernd in die ſchöngeformten Marmorbecken niederrauſchen laſſen. Die eine Seite des Platzes nach Rom zu iſt offen, und nur mit einer niedrigen Steinmauer eingefaßt, über welche man die weiteſte Ausſicht auf die nahen Waldhügel und die Campagna bis zum Meere hin genießt. An der gegenüberliegenden Seite, wo ſich die Hauptſtraße, die ſogenannte Via Corriera nach Neapel, der Corſo von Aricia, fortzieht, hielt unſer Wagen vor einem großen vierſtöckigen Hauſe. Hier wohnt der Priore des Orts, Signor Antonio Martorelli, ein ſtattlicher, weißköpfiger Italiener, der für die Sommermonate den Künſtlern und Fremden, auch wohl Römern der Mittelklaſſe, die hier ihre Villeggiatur machen, Wohnung und Koſt für die mäßige Summe von ſechs Paul (etwa 28 Silbergroſchen) täglich, giebt. Wir fanden für uns drei noch ein großes Zimmer mit der Ausſicht auf den ſoeben beſchriebenen Platz, womit wir uns, da ſonſt alles beſetzt war, begnügen mußten. Denkt Euch aber unter dieſen Zimmern nicht irgend Etwas, das an leidliche Gaſthofszimmer bei uns erinnerte, ſondern Räume, deren vier nackte Wände höchſtens geſchmacklich angetüncht und deren Inneres kaum mit dem allernothwendigſten Mobiliar verſehen iſt. Invalide Tiſche, eine geborſtene, unverſchließbare Kommode, verrätheriſch wackelige, baſtgeflochtene Stühle, und drei große Betten auf eiſernen Geſtellen, über welche loſe Bretter gelegt ſind, bilden die alleinige Ausſtattung des unfrigen. Einen Spiegel führt man ja wohl mit ſich, und am Ende macht ſich die hier nöthige Toilette auch ohne Spiegel.

An Kunſtſchmuck fehlt es indeſſen nicht, denn die Wände aller Zimmer, von dem Billardſaale unten bis zum dritten Stock hinauf, ſind im Laufe der Zeit von den vielen Malern, welche hier gehauſet, mit den tollſten Karikaturen bedeckt. Viele dieſer abenteuerlichen Ausgelaſſenheiten, Ausgeburten übermüthiger Laune und müßiger Stunden, ſind zum Theil ſelbſt nicht ohne Kunſtwerth, und mögen auch, da es lauter bekannte Geſichter ſind, die von ihren Freunden und Feinden hier abkonterfeit wurden, ihren Spaß gemacht haben. Allein für ſpäterkommende Gäſte iſt es doch unerfreulich, die fratzenhaften Einfälle des Augenblicks ſo fixirt, und ſich überall von verzerrten Larven umgeben zu ſehen.

Aber draußen klingen und rauſchen die Springbrunnen, glänzt und ſchimmert Schloß und Kirche im hellen Mondenlicht, ſchlafen in träumeriſchem Dunkel die Wipfel der hohen Bäume des fürſtlichen Parks. Ein Paar Burſche ziehen unten vorbei, der eine beginnt ein Ritornell, der andere fällt ein; die Stimmen ſind ſtark, ſelbſt heftig, aber dennoch haben dieſe wunderbar einfachen, und doch wie Naturlaute unfixirbaren Weiſen mit ihren lange ausziternden, weithin hallenden Schlußfermaten etwas, das rührend die Seele ergreift. Und nun trete ich hinaus auf die entgegengeſetzte Gallerie des Hauſes, ſehe den ſchwarzdunkeln Bergwald und weithin rechts einen glitzernden und flimmernden Streifen ſich dehnen. Es iſt das Meer im Mondesſchimmer vom tiefdunkeln Sternenhimmel überwölbt. Alles ſtill, tiefſte, friedenvollſte Einſamkeit, und in meinem Herzen fühlte ich den Klang des Goethiſchen:

Ueberſelig iſt die Nacht!

Ariccia, den 27. Juni.

Morgen Nachmittag gehe ich zum Peter- und Paulsfeſte nach Rom, um Kuppelbeleuchtung und Girandola zu ſehen. Ich will alſo,

ehe ich den Brief dahin mitnehme, noch ein Paar Worte über mein bisheriges Villegiaturleben in Aricia hier einſchalten.

In der Caſa Martorelli ſind gegenwärtig etwa zwanzig Fremde, faſt alle Künſtler, unter ihnen drei Engländer mit ihren Frauen, die ſich alle täglich an unſerm ſehr gut beſetzten Mittags- und Abendtiſche, unter dem Vorſitze des Signor Priore, zuſammenfinden. Morgens wird ad libitum im Billardzimmer oder im Schatten vor dem Hauſe gefrühſtückt. Die Maler ſind meiſt ſchon ſehr früh auf und ziehn hinaus in die Umgegend, ihre Studien zu machen. Nach dem Frühſtück beſteige ich meinen Sommaro (mit dieſem volltönenden, poetiſch klingenden Namen beehrt man hier den Eſel), den flinken Moreto, und reite nach Genzano oder nach Nemi und hinab an den Nemiſer, oder nach Caſtell Gandolfo, um im Albanerſee zu baden. Den Weg nach dem letzteren bildet die wunderbar ſchöne Baumallee, welche die „obere Gallerie“ heißt, und die ſich von Aricia und links um den Park Chigi auf der waldigen Höhe oberhalb Albano am Rande des großen Kraters hinzieht, deſſen Schlund der Albanerſee (Lago di Caſtello) bildet. Ihr parallel läuft von Albano aus die gleich prachtvolle „untere Gallerie“ nach Caſtell Gandolfo zu, wo ſie durch eine vor Kurzem angelegte prächtige Fahrſtraße mit der oberen Gallerie verbunden iſt. Aber wohin ich auch reite, immer bin ich in dem ſchönſten Parke der Welt, welcher Waldgebirge, einſame Seen, romantiſch auf Felſen horſtende Städtchen, behaglich hingelagerte Klöſter, Villen mit Baumgärten und Vignen, weiteſte Fernſichten auf die Campagna, Rom und das Meer in ſich vereint. Ich glaube nicht, daß eine ähnliche Mannigfaltigkeit ſchöner Natur ſich zum zweitenmale auf der Welt ſo vereint findet. Die erwähnten „Gallerieen“ bieten den Malern unerſchöpfliche Fundgruben zu ihren Studien, und werden ſorgfältig unterhalten, die uralten Bäume geſtützt, und als der Fürſt Chigi einmal einige derſelben niederhauen laſſen wollte, thaten

Künſtler und Kunſtfreunde, den hannoverſchen Miniſter Keſtner an der Spitze, mit Bitten und Vorſtellungen erfolgreichen Einſpruch.

Nach Tiſche wird eine Stunde Sieſta gehalten. Dann geht es wieder hinaus bis Sonnenuntergang, wo mit Ave Maria auf die Hitze des Tages ſchnell Kühle und ſelbſt Kälte eintritt, die ſich indeſſen ſpäter gegen die Nacht hin wieder mildert. Meiſtens wird in dem nahen Albano, das ſchon mehr den Charakter eines kultivirten Badeorts mit bequemen Gaſthöfen, Cafés u. ſ. w. hat, noch ein Eis genommen, und gegen 9 Uhr iſt Alles wieder in der Caſa Martorelli beiſammen. Bei Tiſche herrſcht die bunteſte babyloniſche Sprachverwirrung. Unſer Wirth und ſein Cameriere Pipo (Abkürzung von Filippo) nebſt einigen Römern führen die Converſazion unter ſich und mit uns Italieniſch, vier bis fünf franzöſiſche Maler Franzöſiſch, die ſchweigſamen Ingleſi mit ihren Gattinnen und Kindern wechſeln mit yes und no Sir ab, zwei Söhne Dänemarks zwitſchern ihr Däniſch, eine Sprache, die für den Deutſchen „auf den Betrug“ gemacht ſcheint, weil man immer glaubt, man müſſe ſie verſtehen können, ohne daß man doch eine Sylbe davon verſteht. Wir Deutſche reden nach den Umſtänden in allen uns bekannten Sprachen. Und ein belgiſcher Maler, Baron Papeleu, hat ſich mit einem Irländer in einen Disput über Sprachenähnlichkeit eingelaſſen, bei dem es bis zum Arabiſchen geht, denn unſer Belgier iſt Jahrelang in Aſien unter den Beduinen Mahommeds umhergezogen. Die Mehrzahl der Geſellſchaft hat ſich ſchon mit einander eingelebt, und die Unterhaltung iſt die angenehmſte. Beſonders die Franzoſen ſind feine, fleißige und beſcheidne Menſchen. Ein Quartett iſt improviſirt, und täglich wird nach beendeter Tafel geſungen, meiſt deutſche Volkslieder, zum Entzücken der Franzoſen, denen unſere Volksweiſen außerordentlich gefallen. Bei den Italiänern erregt deutſcher Geſang mehr Verwunderung. Die Landſchaftsmaler P. und G. ſind die Directoren dieſer muſikaliſchen Aufführungen, mit denen Mittags- und Abendtafel ge-

ſchloſſen werden. Der erſtere, der wie der beſte Tiroler jodelt, bringt Abends oft ganz Aricia in Aufregung.

Von Italieniſchem Volksgeſang hab ich noch wenig gehört. Man hört hier ungleich ſeltener ſingen und muſiziren als bei uns in Deutſchland, wo jetzt der veredelte vierſtimmige Geſang ſich immer mehr ausbreitet. Auch ſind die meiſten Stimmen, die ich hörte, rauh, ſchreiend und übellautend. Nur ein kleines Volkslied entzückte mich, das ich zuerſt in Nemi ſingen hörte. Es ſoll Neapolitaniſchen Urſprungs ſein, und iſt auch wohl mit Neapolitaniſchen Arbeitern hierher in die Campagna gekommen. Die Schlußworte jeder Strophe lauten immer:

Jo ti voglio ben assai,
Ma tu non pens' a me.

(Ich lieb' Dich ſo von Herzen,
Doch Du denkſt nimmer mein.)

Die Melodie iſt ganz reizend, und das Lied, wie ich höre und ſpäter beſtätigt fand, gegenwärtig Lieblingslied faſt in ganz Italien. Es giebt immer ſo eins, das allgemein geſungen wird und ſich wunderbar ſchnell überall hin verbreitet. In dieſem Augenblicke ſingt eins der Mädchen im Nachbarhauſe ihr: Jo ti voglio ben assai ſo anmuthig, daß ich die Feder weglege und an den Balkon trete, um zuzuhören.

Zuweilen Abends, wenn ich an den Zügen der Weiber und Mädchen, welche von der Heuernte aus der Campagna kommen, vorübereite, und bei dem Anblick von ein Paar ſchönen Geſichtern die Melodie pfeife, dann folgt immer ein luſtig helles Lachen und irgend ein gutes Scherz- und Witzwort auf den Foreſtiere, der allmälig in ihrer Sprache zu antworten lernt. Bisher ward mir das Erlernen des Italiäniſchen aus der Praxis faſt unmöglich. Ueberall, in Rom zumal, findet man Deutſche, und die Italiäner, mit denen der Reiſende auf den Landſtraßen und in großen Städten zuſammentrifft, ſuchen etwas darin, bis zum Mieth-

kutſcher und Facchin herab, dem Fremden, ſobald er ihre Sprache herzuſtottern beginnt, mit ihrem ſchlechten Franzöſiſch unter die Arme zu greifen, ſchon um dadurch zu zeigen, daß ſie Leute von Bildung ſind. Dadurch wird das Erlernen der Sprache durch Uebung in großen Städten, zumal für flüchtig Reiſende, geradezu unmöglich gemacht, denn auf der Reiſe, in Gaſthöfen u. ſ. f. iſt man froh, nur irgend ein ſicheres Verſtändigungsmittel zu finden. Aber auf dem Lande und im Verkehr mit dem Italiäniſchen Volke macht ſich die Sache anders. Da muß man Italiäniſch ſprechen, denn ſie verſtehn nichts anders, und aufpaſſen muß man mit geſpannten Ohren, denn ſie ſprechen ſchnell und lebhaft, ändern Buchſtaben, verkürzen Sylben, und endlich iſt das geſprochene Wort immer ein ander Ding als das wohlbekannte geſchriebene oder gedruckte. Man kann, wie ich, ziemlich geläufig Italiäniſche Proſa leſen und verſteht doch den ſprechenden Italiäner nicht, zumal den Landmann, Kärrner, Hirten, Winzer, mit denen man doch verkehren muß, wenn man Land und Bewohner kennen lernen will. Wie Leute, welche kaum acht oder vierzehn Tage in Rom umherliefen, und ſonſt nur die Poſtſtraßen befuhren, Urtheile über Italien und die Italiäner drucken laſſen können, begreife ich täglich weniger, obſchon gerade die „deutſche Gründlichkeit“ — denn wir ſtempeln ja ſo gern alle Tugenden als unſer Eigenthum — ſich leider nur zu häufig ſolcher Leichtfertigkeit ſchuldig macht. Ueber die Leichtigkeit, die Italiäniſche Sprache durch einen kurzen Reiſeaufenthalt im Lande zu erlernen, herrſchen bei uns die verkehrteſten Vorſtellungen, die zu der Unzahl hergebrachter Ueberlieferungen gehören. Schon Winckelmann ſchrieb darüber an ſeine Freunde nach Deutſchland: „Die Italiäniſche Sprache iſt viel ſchwerer als man ſich's aus Büchern einbildet. Sie iſt ſo reich wie die griechiſche, und die römiſche Ausſprache iſt ſchwer zu erreichen.“

Ich habe nun ſchon einen guten Theil der Umgegend durchſtreift, ſüdlich bis Civita Lavigna (das alte Lanuvium) und Velletri,

gegenüber dem Volskergebirge, nördlich über Castello Gandolfo und Rocca di Papa bis nach Marino und Grottaferrata. Auch Genzano, Nemi, der Monte Giove, der letzte Berg, welcher die Campagna abschließt gegen das Meer hin, sind wiederholt besucht, aber immer noch bleibt genug des Schönen übrig. Früh sind solche Streifzüge durch Berg und Wald am genußreichsten. Der Morgen blitzt so frisch und duftig durch die Waldkühle, die neckischen Lacerten mit ihren klugen Augen schlüpfen über den Weg oder sonnen sich auf altem Steingetrümmer, bunte Schlangen rascheln im vorjährigen Laubabfall der immergrünen Eichen. Die Kastanien blühen und ihr würziger Duft mischt sich mit dem des blühenden Weins und all der wildwachsenden Blumen und blühenden Gesträuche. Dazwischen schmetterten jubelnde Nachtigallen als ich zum erstenmale hinabritt an den Nemisee, den Spiegel der Diana, der tief in seinem grünen Bergkessel unbeweglich ruht. Ich band meinen Sommaro an einen Baumstumpf, und begann mich zum Bade zu entkleiden, während ich die Scene um mich her betrachtete. Der See, von steilen aber dicht und mannigfaltig bewaldeten Felsgebirgen eingeschlossen, hat in der That die Form eines runden Handspiegels, dessen Griff nach Nemi zu liegt. Er hat etwa dreiviertel Stunden im Umfange — wenigstens brauchte ich so viel und noch mehr Zeit, ihn zu umreiten. — Einander gegenüber auf steilen Felsvorsprüngen von beträchtlicher Höhe liegen die uralten Städtchen Genzano hüben, und noch höher und malerischer drüben Nemi mit seinem mittelalterlichen Schloß und Burgthurm und einem Franziskanerkloster. Rings umher sind die einschließenden Felsabhänge und Bergwände mit dem schönsten Laubholz, Ulmen, Buchen, Kastanien, immergrünen Eichen, Lorbeer u. s. f. bewachsen. Weinberge, Gärten, einzelne Kornfeldchen mit Gran turco, Pflanzungen der hohen italischen Canna, eines dicken Rohrs, das sie zu Rebpfählen, zur Feuerung, so wie seine Blätter zum Viehfutter benutzen, liegen dazwischen verstreut und versteckt; aber all diese

„Spuren ordnender Menschenhand“ haben für unser Auge ein durchaus verwildertes, naturwüchsiges Aussehen. Zwischen Hecken von Lorbeer und andern Büschen, umrankt von Epheu und wildem Wein, von weißblühender Winde und duftigen Monatsrosen schlängeln sich bergauf und abwärts einzelne steile Fußpfade, nur für das sicher schreitende Maulthier und den bedächtigen Sommaro passirbar. Die Luft ist so still, daß das Rauschen des Mühlbachs von Nemi zu mir herüberdringt, der in schneeweiß schäumenden Kaskaden von Klippe zu Klippe schäumend sich in den See ergießt.

An der Stelle des Sees, welche ich mir zum Baden ausersehen hatte, entdeckte ich große Reste eines Kais von gewaltigen Travertinquadern, die sich verlängs des Ufers hinziehen, das ohne Zweifel hier ganz damit eingefaßt gewesen sein wird. Von den Treppen dieses Kais stieg man vielleicht in die Bäder, welche sich hier befanden. Auch der Tempel der Diana Nemensis konnte hier gestanden haben. Von all diesen Prachtbauten sind, wie gesagt, nur noch einige Treppenstufen aus riesigen Quadern erhalten, andere solcher Quadern lagern unter der Erde, von hohem Farrenkraut überwuchert, andere am Rande des Sees und im Wasser selbst zerstreut und auseinander gerissen. Wie war diese Zerstörung möglich? welche Macht hat diese für die Ewigkeit festgefügten Massen auseinander gesprengt. Das Wasser des Sees? schwerlich. Denn das fließt bei Anschwellungen durch den noch jetzt erhaltenen Emissar, den die alten Römer durch den Felsenrand gebrochen haben, in die Campagna ab, wie das Wasser des daneben liegenden Lago di Castello. Menschenhände? ebensowenig. Denn die Quadern liegen ja alle noch da, unbenutzt, sind auch ohne Eisenbahnen schwerlich hinauf zu schaffen, selbst wenn man sie zu Neubauten verwenden wollte. Endlich löst mir ein Baum das Räthsel. Unter den uralten tausendjährigen Eichen, welche theils dicht am Ufer, theils im Wasser stehen oder umgestürzt liegen, sah ich auch einen riesigen Stamm, den ein Sturm entwurzelt und häuptlings in den See

gestürzt hatte, wie viele andere neben ihm am Seeufer. Er mochte schon lange Jahre so gelegen haben, denn seine Rinde war abgefault und jede Spur von Leben an ihm in Zweigen und Aesten getödtet. Krone und Gezweig lagen tief versenkt im See, oder starrten nur in einzelnen Zacken schwarz und modrig über dem Wasser empor. Aber der Stamm selbst mit den Riesenschlangen seiner Wurzeln lag sichtbar über dem Wasser und am Ufer, und dicht umklammert von diesem, hoch in die Luft sich streckenden, der Erde entrissenen Wurzelgeflecht saßen, wie in einem Mammuthkiefer, vier gewaltige, sechs Fuß lange und einige Fuß hohe Marmorquadern. So hatte ein Samenkörnchen einen Keim getrieben in dem erdigen Kitte der feinen Spalten jenes Prachtbaus, und dieser zarte Keim war im Laufe von Jahrhunderten zu einem Baume geworden, dessen langsam aber unwiderstehlich schwellende Wurzelkraft jenes Steingefüge, das manchem Erdbeben widerstanden hatte, auseinandersprengte und sein eisernes Klammerwerk wie Spinngeweb zerriß. Und jetzt lag er selbst vor mir, eine Ruine der Pflanzenwelt, die umschlungenen Trümmer haltend wie besiegte und erwürgte Feinde, die er auch im Tode nicht aus seinen umschlingenden Armen lassen mochte.

Das Oekonomische der Betrachtung war dabei, daß hier an diesem See für viele tausend Gulden des schönsten Eichenholzes ungenutzt verfaulen, während Italien doch so holzarm und in Rom das Holz kaum zu bezahlen ist.

Unterdessen war ich entkleidet und stürzte mich in die Fluth. Doch dieses letztere ist poetische Uebertreibung im grandiosen Stile. Denn da der Uferrand des Sees, etwa zehn Fuß breit, ehe die grundlose Tiefe beginnt, mit spitzem Gestein, Mauerwerk und Baumästen wie übersäet ist, so hielt ich's für gerathener à quatre pattes hinein zu kriechen, bis ich jene Tiefe erreichte, wo ich mich schwimmend dem heiligen Elemente der keuschen Göttin des Waldesdunkels in die kühlen Arme stürzte. Als ich herauskam, fand

ich die Einſamkeit des Ufers durch eine Ziegenheerde belebt, deren zwei kleine braune Hirtenbuben mir neugierig zuſchauten. Sie kamen mir wie gerufen, um nach dem Bade ſogleich ein Frühſtück von friſcher Ziegenmilch zu machen. Ich gab dem einen der wie ein Paar ächte Murillo's ausſehenden, in ihrer Zerlumptheit gottvergnügten und dabei mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von treuherziger Pfiffigkeit dareinſchauenden Knaben meinen ledernen Waſſerbecher. Checco, ſo hieß er, pfiff auf dem Finger und rief: Zingarella! Zingarella! Eine ſchöne große ſchwarz- und weißgefleckte Ziege kam von den Felsblöcken herab in luſtigen Sprüngen, Pietro, der andre, faßte ſie bei den Hörnern und ſchwatzte ſie mit einem leiſe girrenden Ton zur Ruhe, während mir Checco dreimal meinen Becher mit ſchäumender Milch aus dem ſtrotzenden Euter füllte. Dafür vertheilte ich unter beide die Hälfte meines Semmelvorraths und einige Bajocchi. Während dieſes naturwüchſigen Frühſtücks ſchloß ich mit ihnen einen Patto für die nächſten Tage, und ließ mir von ihnen erzählen, daß die Ziegenheerde und die ſechs Kühe ihrem Padrone, dem Signor Jacobini, dem reichſten Manne von Genzano gehörten, daß die Ziegen alle Namen haben; dort die ſilbergraue, hoch am Felſen, iſt die Sposina, die ſchon mehrere fremde Pittori abgemalt haben, weil ſie immer gern die höchſten Stellen ſuche; dort zwiſchen dem Farrenkraut ſaß Mascherina, und weiter unten an dem Haſelſtrauch knusperte die buntgefleckte Fravolina. Die Thiere hörten alle auf ihre Namen und kamen auf deren Ruf geſprungen. Hier, wo alles individualiſirt iſt, hat jedes Hausthier ſeinen Namen, und die Eſel und Maulthiere die ſchönſten. Die Jungen kannten keine Schule, wußten nichts von Leſen und Schreiben, waren aber gewandt und anſtellig, wie alle Kinder, die ich hier noch kennen lernte. Ich erfuhr, daß weder in Genzano noch in Nemi eine Schule ſei, und daß ſie nur bei einem Frater des Kloſters einige Gebete durch Vorſagen auswendig gelernt hatten. Hierin beſteht aller Unterricht, den das Landvolk überhaupt genießt.

Ich wollte jetzt den See umreiten, und nahm gegen das Versprechen einer Mancia den einen Knaben mit, um mir den Uferpfad zu zeigen. Er folgte auch eine Strecke, als aber der Pfad immer ungangbarer wurde, und sich durch wildverwachsenes Gestrüpp und zehn Fuß hohe Nesseln über Wassergerinne und Röhricht bald ferne bald ganz hart am See hinzog und zuletzt wirklich in dem Wasser des Ufers ganz zu verschwinden schien, zog er es doch vor, seine buona mano im Stiche zu lassen und umzukehren. Ich aber wußte durch Gurlitt, daß man den See mit einem willigen Sommaro umreiten könne, wenn man etwas Wasser und zerrissene Kleider nicht achte, und ritt weiter. Und wie ward ich belohnt für meine Beharrlichkeit. Je tiefer ich eindrang, desto wunderbarer und reizender gestaltete sich die Scene um mich her. Wie in einem Urwalddickicht lagen und hingen uralte Eichen neben jungen üppig aufwuchernden Schößlingen, Ulmen, Kastanien-, Lorbeer- und Wallnußbäume über den Wasserspiegel des Sees, der die Hufe meines Thieres umspülte. Ungeheure blühende Schlinggewächse hatten sich um die Stämme, Aeste und Zweige der stärksten und ältesten Bäume bis tief in die Kronen hinaufgerankt, und hingen daran in Festons und Guirlanden bis tief in das Wasser hernieder. Wasservögel rauschten auf aus ihrer Ruhe. Die nahen Weinpflanzungen mischten ihren süßen resedaartigen Duft mit wilden Rosen, Myrthe, Geisblatt und Kastanienblüthe. Nirgends der Laut eines menschlichen Wesens, denn jetzt ruht die Gartenarbeit, und zudem war heute Johannisfest, dessen fernes Geläute aus dem Kloster von Nemi und den Kirchen von Genzano zu mir herniederklang, während rings umher der tiefe volle schmetternde Schlag der Nachtigall das grüne sonnendurchblitzte Waldesdunkel erfüllte. Am Fuße des Felskegels, auf dem Nemi thront, liegt eine Mühle, auf deren Räder durch Röhren und Rinnsale ein silberweißes Bergwasser schäumend und stäubend niederrauscht. Aber auch hier war Fest- und Ruhetag, die Räder

ſtanden feiernd ſtille. Langſam klomm ich endlich den ſteinigen Schneckenpfad hinan zu der Felſenhöhe, auf deren ſchmaler Fläche hoch oben, überragt von noch höheren grünen Waldgebirgen, Nemi liegt. Durch das verfallene Thor mit dem ungeheuren Thurme daneben ritt ich in die Stadt. Von der weinumrankten Loggia einer kleinen Oſterie, unweit des großen Waſchbrunnens, den ein uralter Baum beſchattet, warf ich jetzt einen Blick auf die Gegend. Zur Linken das Kloſter von Nemi, unten der See, in ſolcher Tiefe, daß die gewaltigſten Eichen an ſeinem Rande nur wie kleines Strauchwerk erſchienen, drüben das prächtige Genzano mit ſeinem ſtolzen Schloſſe, und über dem Rande des grünen Bergtrichters, der den See umſchließt, lag der Monte due Torri, auf welchem nur noch einer der alten Wartthürme ſich erhebt. Und endlich ruht der Blick auf der gelbgrünlich geſtreiften, leiſe gewellten Fläche der Campagna, die ſich vor uns ausſtreckt bis dahin, wo die letzten Linien des blauen Meeres ſich in dem Blau des Himmels verlieren. Mein Fernglas zeigte mir einzelne weiße Segel, die leiſe von der Sonne geröthet auf ſeiner Fläche ſchwebten. Und über all dieſe Schönheit ſpannt ſich nicht wolkenlos, ſondern hier und da von einzelnen ſilbergrauen Wolkenſtreifen belebt der ſonnige Himmel Italiens, weht die reine, lebenſpendende, würzigduftende Luft des Gebirges, in welcher meine Seele vor heller Luſt aufjauchzte.

Auf derſelben Stelle, wo Byron einſt geweilt, auf ſeinen Abendritten, die er von dem „comfortablen“ Albano aus hieher zu machen pflegte, ſaß ich, vor mir den funkelnden Wein und das klarſte Quellwaſſer, und las die ewigen Worte, mit denen er Nemi's Schönheit feiert:

Lo! *Nemi*, navelled in the woody hills
So far, that the uproding wind, which tears
The oak from its foundation, and which spills
The ocean o'er its boundary, and bears

Its foam against the skies, reluctant spares
The oval mirror of thy glassy lake;
And calm as cherisd hate, its surface weares
A deep cold settled aspect nought can shake
All coild into it self, and round as sleeps the snake. —

Nie ſah ich eine reinlichere Oſterie als dieſe in Nemi. Doch reinlich iſt noch nicht das rechte Wort: zierlich, ſauber, ſchmuckkäſtchenartig war Alles, Küche, Heerd, Loggia, Zimmer oben und unten im Häuschen, das mir die jungen Wirthsleute zeigten, weil ich die Abſicht blicken ließ, mich hierher auf ein Paar Tage überzuſiedeln, worin mir ſpäter ein Freund, der Genremaler Ernſt Meier von Altona, zuvorkam. Aus einer Eckniſche des untern Zimmers hinter einem halb offnen Vorhange guckten die weißen Kiſſen des Ehebetts hervor, an den Ecken mit rothſeidnen Bandſchleifen geneſtelt. Zu Füßen des Bettes ein kleines Oelbild der Madonna mit dem Bambino, von einem welken Kranze umgeben, darunter ein Crucifix und wieder eine kleinere Madonna mit einer geweihten Wachskerze. An keiner Wand, Thüre oder Ecke des Hauſes fehlte es an einem Heiligen- oder Madonnenbildchen. In der Wiege lag ein vierzehn Tage altes, wachsbleiches Kind, anſcheinend ſehr krank und faſt todtenähnlich. Die Leute waren ſehr betrübt, beſonders das bildſchöne junge Weib. Wir haben ſchon eins gehabt, ma è andato in paradiso (es iſt ins Paradies gegangen) vor vier Wochen, ſagte ſie ſeufzend. Dieſe Phraſe, die ſie jedesmal brauchte, ſo oft ſie ihres kleinen todten Lieblings erwähnte, hatte etwas unbeſchreiblich Rührendes. Sie fürchteten ſehr, daß das Kleine in der Wiege bald ſeinem Brüderchen ins Paradies nachfolgen würde, und meine Tröſtungen und Aufmunterungen wollten wenig verfangen. Doch erholte ſich ſpäter das Kind, und als ich ſpäter wiederkehrte, kam mir die junge Mutter freudeſtrahlend mit dem Kinde entgegen, und rief mir auf mein: come sta? fröhlich zu: ha avuto ragione 'l Signore! mo sta meglio la

povera creatura! Im Ganzen nehmen ſonſt die Italiener den Tod eines Angehörigen leichter als wir. Ihre Religion hilft ihnen dazu. Nur der erſte Schmerz iſt zuweilen leidenſchaftlich laut, ſonſt empfiehlt man die Seele Gott und läßt es gut ſein. Das Leben und die Lebendigen haben hier noch mehr, als bei uns, Recht.

Das iſt nun die Geſchichte eines Vormittags, und ihm ähnlich waren alle andern, die ich bisher in Aricia verlebte. Ich habe Nemi ſchon mehrmals wieder beſucht, und geſtern genoß ich dort das Schauſpiel des herrlichſten Sonnenuntergangs, der all die Schönheit in der Abendruhe und im zauberhaften Spiele der Farben noch tauſendfach verſchönert erſcheinen ließ. Immer dunkler, kälter, blauer wurden tief unten die Schatten auf dem Waſſerſpiegel und an den untern Bergwäldern. Es war als ſähe man durch Flor oder dunkelgefärbtes Glas die Gegenſtände; und nun in den unmerklich leiſen Uebergängen minderte ſich weiter hinauf allmälig dies Dunkel bis empor zu dem violetten Zauberduft der Bergeshäupter, der ſich mit dem reinſten Silberblau des Himmels miſchte, deſſen ſchimmernd helles Licht kein Maler erreicht. Scharf und ruhig hebt ſich das ſchattige Dunkel der Gebirgszüge und Wälder ab gegen die helle goldenglänzende Fläche der Campagna und das blaue duftige Meer in der Ferne. Das Grün der Myrthen und Lorbeergebüſche zu meinen Füßen blitzte wie von tauſend goldnen Lichtblüthen, die Sonne zittert voll und glühend über den Cypreſſen rechts auf den Höhen von Genzano. Jetzt ſinkt ſie hinab und nun umzieht alle Ränder des Bergkeſſels ein roſig und violett ſchimmernder Kranz, während unten die Schatten immer tiefer ſich ſchwärzen und feuchte Kühle emporſenden. Langſam ritt ich heim den wunderherrlichen Waldweg nach Genzano zu. In einer Felſenniſche hängt eine Maria mit dem Knaben. Als ich vorüberritt, hatten heimkehrende Feldarbeiter ſie eben mit friſchen Roſen und Nelkenſträußen geſchmückt. Jetzt brannten vor ihr auf dem rohen

Felsgesimse drei Lämpchen. Landleute zogen grüßend vorüber, ich grüßte unwillkührlich mit ihnen nach der Landessitte, nicht das Bild von Holz und Farbe, sondern den frommen Schönheitssinn der Menschen, die müde von der schweren Tagesarbeit, doch die Blumen des Feldes als schmückende Spende dem Göttlichen darzubringen nicht vergessen. Dieselben Blumen, die der Mensch der Geliebten, dem Weibe, dem Kinde bietet — ihrer freut sich seine Gottheit. Mir erschien in diesem Augenblicke das Christenthum wieder zum Naturdienste, oder soll ich sagen zur Verehrung und zum Ausdruck des reinsten Menschlichen verklärt, diese christliche Madonna mit dem Kinde zur Mutter der Schönheit und ihres göttlichen Geistes, der über diesem wunderbaren Lande schwebt. Flammendes Licht und leuchtende Blumen sind die Opfergaben, die Gaben, mit denen dies Land selbst so verschwenderisch ausgestattet ist, und welche darum seine Bewohner wieder ihrer Göttin darbringen. In diesen Formen des unbefangenen, noch naturwüchsigen Katholicismus ist noch Poesie, Schönheit und Lebensfülle. Sie sind nicht gemacht, sie sind geworden, sind uralt, dem Boden, dem Blute der Menschen entsprossen, und manchmal wünschte ich davon nur einen Hauch für die form- und farblose Nüchternheit unseres traurigen Nordens, der mit seinem Heidenthume zugleich die letzte Spur von poetisch religiöser Färbung verloren hat. Dem Südländer aber wünschte ich, daß ein helleres Bewußtsein ihm einst diese Formen nicht rauben, sondern sie ihn noch inniger lieben und tiefer auffassen lassen möge, damit sich so, seiner und der ihn umgebenden Natur gemäß, der Läuterungsprozeß des Geistes an ihm und an ihnen vollziehe, der denn doch — wenn indessen die Welt nicht untergeht — auch hier nicht ausbleiben kann und wird.

Rom, den 30. Juni.

Seit vorgestern Abend bin ich wieder in Rom, und habe das berühmte Peter- und Paulsfest hinter mir. Die Funktionen am Morgen in der Peterskirche langweilten mich bald genug. Ich habe während derselben, als mir des Spectakels zu viel wurde, Eure Briefe gelesen, vis a vis dem heiligen Vater, der sich auf seinem Throne auch sichtbarlich zu langweilen schien, da er sich nicht wie seine Pairs, die Kardinäle um ihn her, mit Gespräch unterhalten konnte.

Als ich am Abende unserer Rückkehr mit W. und G. zur Peterskirche fuhr, hatte die erste Beleuchtung derselben eben begonnen, und schon als wir die Engelsbrücke passirten, strahlte uns die Kuppel im Glanze ihrer Tausende von Lampen entgegen. Die kolossalen Säulengänge, welche von beiden Seiten in Halbzirkeln den Platz einfassend zum St. Peter führen, der mit ihnen wie mit ausgestreckten Armen die Tausende der Gläubigen und Ungläubigen zu umfangen scheint, sind oberhalb der Säulen mit zwei Reihen von Lampen erleuchtet, welche sich wie feurige Schlangen bis zur Façade des Domes hinziehen, dessen Riesenbau gleichfalls von den Säulen und Pilasterbasen bis zum Kreuze hinauf in dem Scheine von 5000 Lampen erstrahlt. Die Wirkung ist unbeschreiblich: der ganze ungeheure Bau erscheint gleichsam vergeistigt. Alle Schwere und Massenhaftigkeit der Materie verschwindet, ist den Augen wie durch Zauberei entrückt, und nur die Umrisse und Linien, welche durch die Lampenreihen, wie durch aneinander gereihte Sternenschnüre, gebildet werden, treten strahlend hervor, während die dazwischen und dahinter liegenden Theile des Gebäudes sich mit den schwarzen Schatten der Nacht und dem Schwarzblau des Himmels vereinigen. So scheint denn vor unsern Augen ein luftig leichtes Gerüst, ein Wunderbau von Licht sich in den Himmel zu erheben, und das milde, weiße, sternengleiche Licht der Tausende

von Lampen vermehrt das Zauberiſche dieſes ganz unvergleichlichen Schauſpiels. Jetzt erſt erkennt man die ganze Schönheit und den göttlichen Schwung und Adel in den Linien der Kuppel, dieſes göttlichen Gedankens Michel Angelo's. Die Krone über der Kuppel, der Knopf, auf dem ſich das Kreuz erhebt, ſtrahlten in immer dichterm Sternenſchimmer. Das Kreuz ſah aus wie ein mit Brillanten beſetztes Ordenskreuz, und erſchien auch nicht größer, obſchon es vierzehn Fuß hoch iſt.

Die Art und Weiſe, wie man die Beleuchtung bewerkſtelligt, ſah ich an einer untern Säule, an welcher man lange Latten mit den daran befeſtigten ſchon angezündeten Lampen mittelſt Seilen hinaufzog. Eine mir zuerſt auffallende Lichtwirkung muß ich noch erwähnen: der erleuchtete Petersdom ſchien mir kleiner als der zu ſeiner Rechten liegende in Dunkelheit gehüllte Vatikaniſche Palaſt. Der Grund iſt leicht abzuſehn. Die flammenden Grenzlinien gaben bei jenem ungeheuren Bau die Unterſchiede, und vervollſtändigten den verſtändigen Act des Sehens, wonach man abnahm, wie auch hier die Theile ſich nach einander fortſetzen, oder ſich von einander abhebem. Der in Dunkel gehüllte Vatikan verſtattete ein ſolches Sehen nicht; der Gegenſtand, ſo der Grenze enthoben, wird Gegenſtand der Phantaſie, wird unendlicher Gegenſtand. Das in Dunkel gehüllte Kleinere erſcheint erhabner als das Große in ſeiner hellen Begrenzung. —

Deſto gewaltiger trat mir dagegen die Größe des Platzes vor die Augen. Hier wo halb Rom und ſo viele Fremde von nahe und fern verſammelt waren, wo zahlreiche Equipagen wie ein Wagenheer aufgereiht ſtanden, Truppen und Polizeimaſſen zu Roß und zu Fuß die verſchiedenen Seiten und Zugänge einnahmen, war doch nirgends eine Spur von Gedränge, ſondern überall ſogar noch genügend Raum zu freiem Luſtwandeln.

Es iſt dreiviertel 9 Uhr, und erſt eine Stunde nach Ave Maria (jetzt 9 Uhr unſerer Zeit) tritt die Verwandlung ein, der alles

ſchon jetzt geſpannt entgegenharrt. Immer noch ſtrömen neue Menſchenwellen zu, raſſeln neue Equipagen heran durch die Reihen der aufgeſtellten bärenmützigen Nationalgarden und der ſtattlich auf ihrem Roſſen haltenden Karabinieri und Gensdarmen. Doch die beſte Ordnung hält das Volk ſelbſt; nirgends verwirrtes Drängen, lautes Geſchrei, alles ruhig anſtändig, nobel, wie es die Art der Römer iſt. Auch kein wilder Ausruf und kein Aufjauchzen der Verwunderung. Sie ſind das Alles gewohnt, und das Horaziſche nil admirari iſt ſo recht der Wahlſpruch des heutigen Römers, der ſich durch ſeine ruhige Haltung noch immer von dem Provinzialen unterſcheidet.

Da endlich erſchallt der erſte Schlag der erſten Stunde der Nacht, und mit ihm beginnt nicht, nein! ſteht vielmehr wie durch Zaubermacht hervorgerufen ein Schauſpiel vor unſern Augen, deſſen Möglichkeit wir Mühe haben zu begreifen, nachdem es ſchon längſt unſre Blicke geblendet hat, ein Anblick, der ſo einzig in der Welt iſt, wie die Stadt, welcher er geboten wird. In dieſem Augenblicke nämlich verſchwindet plötzlich der ganze ſchimmernde Lichtbau, wie die Sterne beim Aufgange des Tagesgeſtirns verſchwinden, vor dem feuerrothen Flammenſcheine, der von tauſend Pechfaſſen und Fackeln an allen Theilen des gewaltigen Doms, von den Säulenbaſen bis zur ſchwindelnden Höhe des Kreuzes hinauf in die Nacht emporlodert. Hunderte von Arbeitern mit Fackeln und Zündlichtern überall hin vertheilt bewirken das Wunder dieſer »Verwandlung,« wie man dieſe zweite Erleuchtung nennt. Derjenige, welcher es übernimmt, das Kreuz hoch oben anzuzünden, erhält vorher Abendmahl und Abſolution, ehe er die furchtbare Höhe erklimmt. In dieſem Augenblicke erinnerte ich mich, vor langen Jahren eine Erzählung (ich glaube von Leop. Schefer) geleſen zu haben, in welcher ein junger Fremder in Folge einer Wette das Wageſtück übernimmt. Er klimmt glücklich hinan, ohne zu ſchwindeln ſchwingt er ſich auf das Kreuz und entzündet die Feuerbecken. Aber mit dem Empor-

lodern der tauſend Flammenblüthen, die plötzlich Tageshelle über die Abgrundstiefe unter ihm verbreiten, ſchwinden ihm Muth und Beſinnung. Er kann nicht wieder hinab, und verbringt in ſchauderndem Wahnſinn die ſchrecklichen Stunden der Nacht. An dieſe, wenn ich nicht irre, auf einen wirklichen Vorfall gegründete Erzählung und ihre fantaſtiſche Schilderung mußte ich denken, als plötzlich die dunkelrothe Gluth am Kreuze emporflammte.

Der ganze Bau ſchien ein lebendig gewordener Flammenrieſe. Die Kuppel erhob ſich in die Nacht empor, wie die volle Blüthenkrone eines himmelhohen Granatbaumes, den der Abendwind in den Strahlen der untergehenden Sonne wiegt. Unter den züngelnden und flackernden Flammenreizen ſchimmerte matt und leiſe die frühere Lampenbeleuchtung, wie Sterne am Tageshimmel hervor. Oben, wo die Kuppel ſich zur Krone abſchließt, ſchwebte es zwiſchen den Flammen hin und her, ein Schwarm von Johanniswürmchen. Es waren die mit dem Anzünden und Schüren der Pechpfannen beauftragten Arbeiter.

Bei dem Rückwege durch die menſchenwimmelnden Straßen fand ich Häuſer und Paläſte mit Pechpfannen von außen, und mit Lampen und Kerzen in den Fenſtern erleuchtet. Alle Kaffeeboutiquen ſtrahlten in hellem Glanze. Die Limonadenverkäufer an den Brunnen, die Friggitoren mit ihren Speiſevorräthen auf den Straßen, die geöffneten Hallen der Oſterien con cucina, die Weinboutiquen, Obſthändler, Tabaksläden — alles ſtrahlte in glänzender Illumination zu Ehren des Feſtes. Die Verkäufer riefen laut preiſend die Güte ihrer Speiſen und Getränke aus, Equipagen donnerten und raſſelten dazwiſchen, Minenten, reihenweiſe Arm in Arm dahinſchlendernd, ſangen ihre Lieder und langgezognen Ritornelle, Liebespärchen wandelten hin und wieder, und manche Schöne wartete auf den Nelkenſtrauß aus der Hand des Foreſtiere. Es war ein genußreicher aber auch ſehr erſchöpfender Gang, ehe ich wieder an der ſpaniſchen Treppe und auf meinem Monte Pincio

anlangte. Hier warf ich den letzten Blick auf die flammende Kuppel über dem Häusermeere Roms, noch einen, und wieder einen — nicht ohne innere Bewegung. War es doch ein Abſchied auf Nimmerwiederſehen. Denn dies Schauſpiel werde ich nimmer mehr auf Erden ſchauen, und wenn ſeine Pracht wieder erſcheint in der heiligen Oſterwoche des kommenden Jahres, werde ich ſchon den Rückweg in die Heimath angetreten haben, die mir dafür deſto freundlicher entgegenleuchten möge.

Wenn man alle die Illuminationen, Feuerwerke, Fackelzüge u. ſ. f. ſieht, ohne die es nun einmal der römiſche Katholizismus an keinem ſeiner Feſte thut, ſo kann man ihm wenigſtens nicht nachſagen, daß er lichtfeindlich ſei. Der römiſche Katholizismus liebt das Licht, aber nur als Spiel- und Blendwerk. Er arbeitet auch ſogar mit Dampf, aber freilich nicht mit dem, welcher die Eiſenroſſe des Weltfortſchritts beflügelt, ſondern mit dem blauen Dunſte des Weihrauchs, der Blick und Gedanken dannend umnebelt, und die Menſchen nicht vorwärts in die Zukunft, ſondern rückwärts in die Vergangenheit führt. —

Am Hauptfeſttage, den 29., fuhr ich früh Morgens in die Peterskirche, um der großen Meſſe beizuwohnen und den Papſt zu ſehn. Tauſende feſtlich gekleideter Menſchen wallten und wogten die Treppen hinan durch die offenen Thorpforten des Heiligthums, deſſen ungeheure Räume aber dennoch keineswegs gefüllt zu nennen waren. Rothröckige Gardiſten, die in der Gluthitze unter ihren gigantiſchen Bärenmützen weidlich ſchwitzten, bildeten Spalier im Innern; dazwiſchen die buntgeſtreiften Schweizer mit ihren Hellebarden und Federhüten, die Offiziere der verſchiedenen Militairkorps, die glänzenden Uniformen der Geſandten, und das bunte Durcheinander der

zahlreichen Geiſtlichen und Mönche aller Orden, der Campagna- und Gebirgsbewohner mit ihren Weibern und Kindern. Ueberall die maleriſchſten Gruppen. Nachdem ich eine Weile dem Geſange bei einer Meſſe in einem der Seitenſchiffe zugehört hatte, näherte ich mich der von 89 brennenden Lampen umgebenen Confeſſion, in welcher die blumenbedeckte Grabſtätte zu ſchauen war, welche die Gebeine der beiden Apoſtel umſchließt. Rechts davon am letzten Pfeiler des Mittelſchiffs befindet ſich die bekannte ſitzende Bronzeſtatue des heiligen Petrus, deren Alter und byzantiniſche Herkunft erwieſener iſt, als ihre Identität mit dem Apoſtel, deſſen Namen ſie trägt. Ich erkannte den ehrwürdigen alten Herrn kaum wieder in der Bekleidung, mit welcher man ihn heute zu Ehren ſeines Feſtes angethan hatte. Auf dem gekrönten Haupte prangte die von koſtbarem Edelſteinen ſchimmernde dreifache Krone, und den bronznen Leib umgab eine purpurne, golddurchwirkte Dalmatika. In der Hand hielt er einen heiligen Geiſt von Gold und Edelſteinen und den Ringfinger ſchmückte ein prachtvoller Rubin. Hier war das Gedränge am dichteſten, denn Alles ſchob ſich heran, um der Statue den rechten Fuß und namentlich deſſen großen Zehe zu küſſen und dieſelbe dann mit der Stirn zu berühren. Die bronzene Zehe und ein Theil des Fußes ſind bereits der Inbrunſt der gläubigen Verehrer zum größten Theile erlegen, und bald wird man ſich genöthigt ſehen, dem Apoſtel einen neuen Fuß anzulöthen oder ihn mit einem Pantoffel zu bekleiden. Meiſt waren es freilich geringe Leute, die ſich herandrängten, aber auch Vornehmere fehlten nicht, beſonders Geiſtliche in großer Galla und Damen in feinſter Toilette. Dieſelbe Kußceremonie ſah ich nachher ſich in den unterirdiſchen Gewölben der Kirche an der Marmorſtatue des Apoſtels bei ſeiner Grabkapelle wiederholen.

Unterdeſſen war es 10 Uhr geworden, und ich eilte, meinen Platz in dem durch Schranken und Wachen abgeſperrten, mit Logen

umgebenen, teppichgeſchmückten Raume einzunehmen, wo unter Aſſiſtenz des heiligen Vaters die Meſſe gehalten werden ſollte. Zu dieſem Allerheiligſten gewähret nicht der fromme Glaube und die religiöſe Inbrunſt, ſondern allein ein ſchwarzer Frack oder ein geiſtliches Gewand den Zutritt. Um halb 11 Uhr verkündete Trompetengeſchmetter und Janitſcharenmuſik die Ankunft des Papſtes. Schweizer und Nobelgarden vorauf, dann Haus- und Hofbediente, Kammerherren, Monſignoren und Biſchöfe, und endlich ein Zug der rothen Kardinäle, jeder mit einem violett gekleideten Schleppenträger hinter ſich, der ihm, nachdem alle zu ihren Plätzen zu beiden Seiten des Hauptaltars gelangt waren, die Purpurmantelpracht auseinanderfaltete. Endlich der Statthalter Gottes ſelbſt, getragen auf einer Sänfte, hinten und vorne mit goldſtoffner Gewandung bedeckt, welche ſeine eigentliche Stellung zweifelhaft erſcheinen ließ. Zu beiden Seiten des wandelnden Thrones die Pfauenwedelträger. Tief bis an die geſchloſſenen Augen ſaß auf ſeinem Haupte die ſtrahlende Tiara. Ich ſah ihn dicht an mir vorüberſchwanken, ein altes, rothes, unbedeutendes Geſicht, durchaus der gewöhnliche Mönchstypus, mit ſchlaffen, geiſtloſen Zügen, das eine Auge unaufhörlich krankhaft zwinkernd. Die Situation war ihm ſichtbar höchſt unbehaglich. Vor dem Throne angelangt, ward er hinaus und auf denſelben gehoben. Dann las ein Kardinal die Meſſe, dabei Kaſtratengeſang, Räucherungen und ſonſtiger Zubehör des römiſchen Ritus, aber nirgend um mich her eine Spur von Andacht, alles ohngefähr wie in der Oper. Ueberall die lebhafteſte, nur nicht gerade ganz laute Converſazion, Geiſtliche untereinander und mit Laien, gegenſeitige Begrüßungen von Herren und Damen. Die Kardinäle, die Biſchöfe und Monſignoren, kurz kein Menſch war bei der Sache. Sie boten ſich ihre Schnupftabaksdoſen an, plauderten, einige gähnten, andere nickten zu einem Schläfchen, und nur der heilige Vater ſaß einſam auf ſeinem Throne.

Unter dem Volke ſah ich die bunteſten Gruppen, als ich, des Stehens und der Langeweile müde, meinen bevorrechteten Platz aufgab, und in den weiten Räumen der Kirche umherſchlenderte. Einige Gebirgsbewohner waren in einer Thürniſche eingeſchlafen, die guten Schelme mochten wohl die ganze Nacht auf ihrer Wallfahrt zum Feſte durchwacht haben. Die übrige Maſſe, von der Hauptſcene ausgeſperrt, trieb ſich in den Seitenſchiffen und Kapellen bunt durcheinander, betend und plaudernd, wie es kam. — Ich hätte was darum gegeben, wenn dieſer erſte Eindruck des römiſchen Katholizismus in ſeiner äußern Erſcheinung ein würdigerer, meiner Stimmung und Erwartung entſprechenderer geweſen wäre. Aber er war und blieb unerfreulich. Von dem ungeheuren Eichbaume iſt Kern und Mark weggefault, und nur die berindete hohle Wand ſteht noch und treibt grüne Zweige und wuchernde Waſſerſchößlinge. Aber freilich kann ſie noch lange ſtehn, denn die Lebenskraft iſt groß ſelbſt in der Ruine, wenn nicht ein Sturm ſie faßt, wie der, welcher vor dreihundert Jahren ſich in Wittenberg erhob.

Auch in die unterirdiſchen Gewölbe der ſogenannten Vatikaniſchen Grotten ſtieg ich hinab, denn nur an dieſem Feſte iſt der Eintritt in dieſelben geſtattet, und zwar ſind die ungeheuren labyrinthiſch verſchlungenen Räume mit drei Zoll dicken kurzen Wachskerzen tagheil erleuchtet. Durch einen der vier Kuppelpfeiler, an welchem die Bildſäule der heiligen Veronica ſteht, führt eine Treppe in dieſe Grotten hinab. Hier ruhen in eigner Kapelle, die mit Moſaikgemälden, Inſchriften und Reliefs geſchmückt iſt, die heiligen Gebeine der beiden Apoſtel, hier zahlreiche Reliquien der Heiligen und Märtyrer neben koſtbaren Ueberreſten altchriſtlicher Sculptur und Malerei aus der alten Peterskirche, deren Inneres in einer Abbildung erhalten iſt. Hier ſind die Gräber und Monumente berühmter Päpſte und Kardinäle, hier ſteht mitten unter den welſchen Todtenhäuſern das gewaltige Steingrab Kaiſer Otto's II. Auch der wilde Graf Amaury von Montfort, der grimme Vertilger

der Albigenſer, iſt propter res fortiter factas in bello adverſus haereticos Albigenses der Grabſtätte in dieſen „heiligen Grotten“ gewürdigt. Hier in dieſem Gewirre der unterirdiſchen Todtenkammern ward mir die römiſchkatholiſche Weltgeſchichte lebendig, und ſchwerlich iſt Jemand, dem nicht bei einem ſolchen Hic jacent ossa mit einem darauf folgenden welthiſtoriſchen Namen, wie Papſt Julius II., Bonifacius VIII. u. ſ. f. ein leiſer Schauer über den Leib rieſelte. Ja, dies Rom iſt eine Welt, und man muß ſich ihm gegenüber klein fühlen in ſeiner verſchwindenden Exiſtenz. Aber bei dieſer eben ſo banalen als kläglichen Betrachtungs- und Empfindungsweiſe darf man nicht ſtehen bleiben. Ich fühle mich eben ſo ſehr erhoben, wenn ich daran denke, daß dieſes verſchwindende Punctuelle meines Ich die ganze Weltentwicklung, deren Werkſteine hier von Jahrtauſenden her verſtreut liegen, betrachtend zu verfolgen und begreifend zu faſſen vermag, und daß überhaupt dieſer Dinge Leben und Bedeutung nur für und durch den einzelnen betrachtenden Geiſt exiſtirt.

Aber ich merke, daß die dumpfe Kellerluft dieſer Gräberſtadt mich gleichfalls zu Kirchhofsreflexionen verleitet. Alſo hinaus, fort von den alten Inſchriften und Marmorſärgen da unten, und hinauf zum goldenen Licht, das ſich durch die breiten Fenſter und Pfeilerhallen über das bunte fröhliche Leben in den oberen Hallen ergießt. Die Function war ſo eben beendet. Der heilige Vater ward wieder auf ſeinen Tragſeſſel gehoben, und durch die Kirche in den Vatikan zurückgetragen, die Garden präſentiren, einzelne Gläubige empfangen knieend die Benediktion, doch die bei weiten größere Anzahl der Anweſenden ließ die Proceſſion ſtehend an ſich vorüberziehn. Die Verehrer der guten alten Zeit klagen auch hier über bedenkliche Abnahme der Devotion. Draußen wimmelte es von goldſtrotzenden Kardinalskaroſſen und Staatsequipagen der römiſchen Fürſten, fremden Geſandten und Monſignoren. Unter den erſteren ſah ich koſtbare Exemplare, deren ſich kein König beim Krönungszuge zu

ſchämen haben würde. „Dieſe römiſchen Kirchenfürſten müſſen viel chriſtliche Demuth und Beſcheidenheit inwendig haben,“ ſagte ein neben mir ſtehender Berliner, „denn äußerlich zeigen ſie davon verdammt wenig.“

Als ich aus der Kirche in die Vorhalle trat, bot ſich ein ſinnfälliges Beiſpiel italiäniſcher Natürlichkeit meinen Blicken. Ein Paar höhere Geiſtliche in violetten Mänteln verrichteten dort in einer Pfeilerecke dicht neben einem Weihwaſſerbecken mit beneidenswerther Unbefangenheit mitten unter den an ihnen vorüberwallenden Gläubigen beiderlei Geſchlechts, ohne daß es Aufſehen erregte, das kleinere der natürlichen Bedürfniſſe. Für dieſes herrſcht überhaupt hier in Rom eine in großen Städten nothwendige, und im Vergleich zu der übertriebenen Zimperlichkeit unſerer deutſchen Hauptſtädte, rühmenswerthe Freiheit. Was dagegen ſonſt von der in Rom auf Straßen und Plätzen herrſchenden Unſauberkeit erzählt wird, habe ich keineswegs beſtätigt gefunden. In dieſer Beziehung verdient ſogar Rom vor vielen großen Städten Südfrankreichs den Vorzug einer Reinlichkeit und Sauberkeit, die ich z. B. in Lyon und Marſeille vergeblich geſucht habe. Auch in ſeiner eignen äußern Erſcheinung iſt das Italieniſche Volk — ſoweit ich es bis jetzt geſehen — bei weitem reinlicher und ſauberer als das Franzöſiſche. Auf reine Wäſche hält in Rom und auf dem Lande ſelbſt der ärmſte Arbeiter. Schmierige Unſauberkeit habe ich bisher nur bei Bettelmönchen gefunden, bei denen ſie freilich durch die Regel ihres Ordens geheiligt ſcheint. —

Abends ſollte nun das Feſt durch die weltberühmte Girandola auf der Engelsburg geſchloſſen werden. „Hier,“ ſagten mir die deutſchen Freunde, „werden Sie alles bisher Geſehene übertroffen finden.“ Aber der Himmel hatte es anders beſchloſſen.

Zwar donnerten um 2 Uhr Nachmittags in der That die

Kanonen von der Engelsburg der harrenden Stadt die Anzeige zu, daß der bedenklich umzogene Himmel kein Hinderniß des abendlichen Feuerſchauſpiels ſein werde. Schon am Morgen hatte ich im Vorüberfahren die Anſtalten zu demſelben in Augenſchein genommen. Eine Nachbildung der St. Peterskirche ſollte unter andern Herrlichkeiten diesmal im bunten Feuerwerk dem Volke gezeigt werden. Aber ſchon als wir Nachmittags im Café Ruspoli unſer Gelato ſchlürften, wurde der Himmel immer düſterer, die Gewitterſchwüle immer unerträglicher. Einzelne ſchwere Tropfen fielen, in der Ferne murmelte leiſes Donnergrollen, und kurz vor Ave Maria brach endlich ein Gewitter, wie ich es nie erlebt zu haben glaubte, von ſchmetternden Regengüſſen begleitet, über die Stadt herein. Wir ſaßen in der Trattorie des Palaſt Fiane, um uns zu dem erwarteten Schauſpiele durch ein mäßiges Nachteſſen zu ſtärken, als die erſten Blitze, denen noch mehrere Stunden lang faſt ununterbrochen andere folgten, die hochgewölbten Bogen der Halle beleuchteten, deren Erbauer auch nicht gedacht haben mochte, daß hier ein Speiſewirth deutſchen Künſtlern Beefſteaks bereiten würde. Jetzt verzweifelten auch die Zuverſichtlichſten an der Möglichkeit der Girandola. Der Himmel übernahm diesmal ſelbſt das Feuerwerk im grandioſeſten Style, und noch heute weiß Niemand, was aus dem irdiſchen werden wird. Dieſe Unterbrechung iſt hier ſeit Menſchengedenken unerhört, und Kleingläubige ſehen in ihr und in den ſeit Kurzem entdeckten gewaltigen Riſſen der Pfeiler, welche die Peterskuppel tragen, ein bedeutſames Zeichen der Gefahren, welche jetzt aufs Neue die Kirche Petri bedrohen.

Die Ausgaben zu dieſen Feſtlichkeiten ſind ſehr bedeutend. Ueberhaupt iſt all dies römiſche Weſen in großem Style angelegt zu Zeiten, wo das Geld in Strömen aus allen Landen der geiſtlichen Welthauptſtadt zufloß. Jetzt, wo ſtatt der Ströme nur noch matte Bächlein rinnen, wo das eigne Landgebiet täglich ſichtbarer verarmt, kann und will und darf man doch nichts in dem alten

Zuſchnitt ändern. Daher denn auch das jährliche Defecit von zwei Millionen und eine Schuldenrente von drei Millionen.

Den 1. Juli.

Geſtern war alle Welt in Bewegung über das geſtörte Feſt. »Wird Girandola ſein oder nicht?« das war die Frage. Aber kein Menſch wußte Antwort. Endlich um 2 Uhr Nachmittags verkündeten die Kanonen der Engelsburg, daß man das Feuerwerk, obſchon der Himmel noch voll Regen hing, ſo gut es gehe, nachliefern wolle. Nachmittags wollte ich den Vatikan beſuchen. Aber da es gerade der letzte Montag war, an welchem die Räume deſſelben in den Nachmittagsſtunden dem Publikum geöffnet ſind (in den Sommermonaten vom 1. Juli an iſt der Eintritt wöchentlich nur einmal, und zwar Donnerſtags geſtattet), ſo hatte der Generaldirector aller dieſer Anſtalten, Signor Fabris, der Landsmann und Günſtling des Papſtes, für gut befunden, die Schließung ſchon am letzten Juni beginnen und uns und viele andre Fremde unverrichteter Sache abziehen zu laſſen. Dergleichen rückſichtsloſe Willkürlichkeiten ſind in Rom an der Tagesordnung. Zur Entſchädigung ließen wir uns dafür die Sixtiniſche Kapelle aufſchließen, deren Cuſtode von jener ſo eben erwähnten Maßregel den größten Vortheil zog, da faſt die Mehrzahl der Vatikanbeſucher unſerm Beiſpiel folgte. W. behauptete nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß die vorzeitige Schließung des Vatikans mit zum Benefiz dieſes Ehrenmannes verfügt ſein werde.

Michel Angelos jüngſtes Gericht nimmt bekanntlich die ganze, ſechzig Fuß hohe und dreißig Fuß breite Hinterwand der Kapelle ein. Leider war die Beleuchtung nicht günſtig, und auf die Gallerie zu ſteigen, wird faſt gar nicht mehr, oder doch nur beſonders begünſtigten Perſonen erlaubt. Dazu hat ein Theil des Werks durch

die Zeit und mehr noch durch den Kerzenqualm und die ewigen Räucherungen, die das Ganze dem ſichern Untergange zuführen, ſehr bedeutend gelitten. Ich begriff den Zorn Goethes über die „heilige Unverſchämtheit“ dieſer Weihrauchopfer, welche dieſe „einzige Kunſtſonne nicht nur umwölken, ſondern von Jahr zu Jahr mehr trüber machen und zuletzt gar in Finſterniß verſenken!“ Ohne die Sixtiniſche Kapelle geſehn zu haben, meinte Goethe, vermöge man ſich keinen anſchauenden Begriff zu machen, was ein einziger und ganzer Menſch machen und ausrichten könne. Jetzt iſt mir auch dies Wort keine Uebertreibung mehr. Bekanntlich hat Michel Angelo die ſämmtlichen von ihm berührenden Gemälde der Decke und der Wand in zweiundzwanzig Monaten ganz allein vollendet.

Da ich bei aller Meiſterſchaft der Darſtellung, welche ich hier anzuſtaunen hatte, doch nie von dem Inhalte des Dargeſtellten zu abſtrahiren vermag, ſo darf ich das Geſtändniß nicht zurückhalten, daß mich das jüngſte Gericht ungleich weniger als die Schöpfungsgeſchichte und die Propheten und Sybillen befriedigt hat. Doch will ich mit einem weitern Urtheile noch zurückhalten. Die Beſichtigung dieſer Deckengemälde iſt übrigens ein qualvolles Stück Arbeit. Man verdreht ſich bei dieſem Hinaufſtarren faſt den Hals, und ich zog es zuletzt vor, mich, um nur dieſer peinlichen Stellung zu entgehen, der Länge lang auf eine der Seitenbänke zu legen, und in dieſer Lage die Betrachtung des Kunſthimmels über mir fortzuſetzen. Von den übrigen Wandgemälden konnte ich nur noch die Uebergabe der Schlüſſel durch Chriſtus an den Apoſtel Petrus von Pietro Perugino genauer betrachten, ein Werk, das mich durch die einfache Schönheit ſeiner Compoſition wunderbar anmuthete.

Von da gingen wir nach San Onofrio, dem auf der Höhe des Janiculus gelegenen Hieronymitenkloſter in Trastevere. Ein mäßig anſteigender breiter Weg führt hinauf. Ich eilte den Fresken Domenichino's in der von acht Granitſäulen getragenen zierlichen Vorhalle vorbei in die Kirche. Zwei Schritte vom Eingange linker

Hand liegt in einem Eckchen ein bescheidner, etwa zwei Fuß langer Marmorgrabstein: er deckt die Gebeine Tasso's! An der Wand darüber hängt sein Bildniß. Auf dem Steine las ich:

D. O. M.

Torquati Tassi ossa hic jacent. Hoc ne nescius esses hospes, Fratres hujus ecclesiae posuerunt MDCI. Obiit a. MDXCV.

Hinter dem Kloster erhebt sich leise ansteigend der Garten, an dessen äußersten Ende neben einem kleinen Amphitheater die Reste der vom Blitze zerschmetterten und von Engländern geplünderten Tassoeiche stehen, in deren Schatten der kranke Dichter zu ruhen pflegte. Von hier aus übersieht man Rom und die Campagna in ihrer ganzen Ausdehnung, und wer jemals auf diesem Punkte an einem Abende wie der heutige auf dies entzückende Panorama niederschaute, wird mit uns ausgerufen haben: die Welt hat nur ein Rom! Die ganze ungeheure Masse lag in schönster Klarheit vor unseren Blicken, und der tausendfache Wechsel in den Formen der Kuppeln und Kirchen, Paläste und Tempel, Thürme, Säulen, Obelisken, uralten Ruinen, dieses Beieinander aller Style und Zeiten verlieh dem Ganzen einen Schwung und Zauber, der über alle Beschreibung ist. Dazu die grünen Baumgärten der städtischen Villen mit ihren dunklen Pinienkronen und in der blauen Ferne die Sabiner- und Albanergebirge mit ihren beischimmernden Felsenstädtchen, die breite, goldige Campagna, über die sich die langen Bogenreihen der Wasserleitungen wie versteinerte riesige Caravanenzüge hinstreckten. Der Himmel hatte sich nach und nach zu schönster Klarheit aufgehellt. Von Westen her flog ein scharfes Sonnenstreiflicht über die Vorberge nach Norden zu vor Porta Angelica. Es wuchs und wuchs und dehnte sich aus über einen Theil der Stadt, umflammte ihre Paläste und Ruinen, ließ die Felsenstädtchen des Gebirgs im rothen Zauberlichte erglühen, scheuchte die Wolkenkappe hinweg von des Monte Cavo Spitze, und breitete sich endlich triumphirend aus über das ganze Häusermeer der ewigen Stadt,

und über das Gräberfeld der Campagna. Dazu wehte ein erfrischender Abendhauch nach den Gewittern der vergangenen Nacht. Das Abendgewölk leuchtete im weißgelben magischen Lichtglanze. Tausende von Schwalben blitzten schwirrend durch die Lüfte. Meine Begleiter waren alteingewohnte Römer, aber sie waren ergriffen, als sahen sie das Alles, wie ich, zum Erstenmale. Und in dieser reinsten Empfindung der Seligkeit, welche die höchste Schönheit gewährt, fühlte ich plötzlich im tiefsten Innern, daß meine Seele hier ewig ihre Heimath haben wird. Der letzte Blick auf Rom von hier aus am Vorabend des Scheidens trat vor meine Seele als die Sonne glühend hinter St. Peter niedersank. Ich empfand den künftigen Schmerz als sei er gegenwärtig, und doch wie ganz anders zerriß er mir das Herz, als mir nach zehn Monaten auf derselben Stelle zum letztenmale die Römische Sonne unterging.

Die Nacht war in all ihrer Schönheit niedergesunken als wir auf der Piazza di Ponte vor der Engelsbrücke ankamen, wo bereits eine dichtgedrängte schwarze Menschenmasse dem erwarteten Feuerschauspiele entgegenstarrte. Da wir es vorzogen, statt auf einem der theuer vermietheten Balkone oder Fensterplätze, unter dem Volksgedränge zu weilen, hatten wir die Vorsicht gebraucht, uns aller fahrenden Habe in unsern Taschen möglichst zu entledigen. Denn die Praxis der Taschendiebskunst hat seit der letzten Zeit auch in dem stolzen Rom so bedeutende Fortschritte gemacht, daß Herr Mittermayer, der Herold des Italischen Fortschritts, dieselbe billigerweise in seinem Buche hätte mit verzeichnen sollen. Daß übrigens unsere Vorsichtsmaßregeln nicht unnütz gewesen waren, bezeugten wiederholte leise Angriffe auf meine Rocktaschen, die ich mit um so größerer Gemüthsruhe beobachten konnte, als dieselben nur mit einigen Nummern des Diario Romano gefüllt waren. Bei dem Feuerwerke selbst zeigte sich, daß durch die gewaltigen Regengüsse der verwichenen Nacht der größte Theil der Zurüstungen verdorben war. Fast alle künstlicheren Vorstellungen mißlangen gänzlich,

und ihre verkrüppelte Erſcheinung ward vom Volke mit Seufzen beklagt. Aber auch das einzeln Gelingende ließ mich, voll wie ich war von dem großen Naturſchauſpiele auf San Onofrio, kalt und unbefriedigt. Nur die rieſige Flammengarbe der Girandola, in welcher ſich nach unzähligen Kanonenſchlägen, Leuchtkugeln, Sonnen und Waſſerfällen, das alte Kaiſergrab wie ein feuerſpeiender Vulkan ſeiner fünftauſend Raketen entlud, welche dann in Millionen von Leuchtkugeln und Sternen aller Farben von dem dunkeln Nachthimmel langſam und prachtvoll aus ihrer Höhe ſich nieder in die Tiefe ſenkten, verfehlte auch bei mir ihres Eindrucks nicht. Bei dem Volke war der Freude über das glückliche Gelingen wenigſtens dieſes letzten Schauſpiels, deſſen kurze Feuerpracht ſich als Schlußkrone über ſeinem Lieblingsfeſte wölbte, kein Ende.

Gegen die Erleuchtung der Peterskirche gehalten, iſt übrigens dies Feuerwerk doch unbedeutend. So groß das Schauſpiel immerhin iſt, es kann auch anderswo erreicht und vielleicht übertroffen werden. Die Peterskirche aber iſt nur einmal in der Welt vorhanden.

Bemerken muß ich noch, daß zu Goethes Zeit beide Schauſpiele an beiden Feſttagen Statt fanden. Man hat ſich alſo doch ſchon zu Erſparniſſen und Einſchränkungen genöthigt geſehen, ſo ſehr man auch im Uebrigen darauf bedacht iſt, überall den Schein der alten Macht und Fülle aufrecht zu erhalten.

Aricia, den 5. Juli.

Ich ſchreibe dieſen Brief auf der Straße oder vielmehr auf dem Schloßplatze von Aricia, zu deſſen waldkühler Einſamkeit ich ſeit dem 3. Juli wieder aus dem glühendheißen Rom zurückgeflohen bin. Es iſt noch früh am Morgen und ich habe meinen Sommaro zurückgeſchickt, um dieſe Zeilen an Euch wenigſtens zu beginnen. Viel wird freilich nicht werden. Denn die Hitze, welche geſtern hier

im kühlen Gebirge 27 Grad im Schatten erreichte, ſcheint heute noch ſtärker werden zu wollen. Es iſt nun wirklich der Süden über mich gekommen, und ich empfinde ſeine Macht glücklicherweiſe bis jetzt nicht zum Nachtheil meiner Geſundheit, die ſich im Gegentheil allmälig zu kräftigen beginnt. Damit iſt nun freilich nicht geſagt, daß ich nicht auch die abſpannende Gewalt der Italiſchen Sommerglut empfinde, vor der Freunde und Reiſehandbücher den Kranken ſo eindringlich warnten. Es empfindet ſie zu gewiſſen Tageszeiten eben jeder, und mein Zimmernachbar, der Belgiſche Maler Baron Papeleu, der doch Jahrelang den Orient durchwanderte, läßt ſo gut wie wir andern ſein ah che caldo del demonio! hören, zu welchem Stoßſeufzer freilich er und ſeine künſtleriſchen Collegen ungleich mehr, als ich Müßiggänger, Urſach haben. Ich muß dieſe Maler bewundern, die in dieſer enormen Hitze, oft nicht einmal im Schatten, nur von ihren großen Sonnenſchirmen geſchützt, im Schweiße ihres Angeſichts mit Bienenfleiß den Honig ihrer Naturſtudien für ihre Winterarbeiten einſammeln. Die braven Leute laſſen ſich's in Italien durch die Bank viel ſaurer werden, als man bei uns gemeiniglich denkt, und der Fleiß und die Energie, mit der ſie hier ihre Studien treiben, iſt nicht genug zu loben. Freilich iſt aber auch ohne ſolche Energie jeder hier verloren, da das Klima unglaublich zur Trägheit verlockt. Auf der andern Seite iſt wieder große Vorſicht nöthig, da Erkältung in den Sommermonaten leicht die verderblichſten Folgen hat. Der Park Chigi in Aricia iſt ſchon manchem Landſchaftsmaler verderblich geworden.

In Rom habe ich mich für meine weitere Reiſe durch die Güte des Hannöverſchen Miniſters Keſtner mit Empfehlungsſchreiben nach Neapel, Sorrent und Palermo verſehen, doch mag ich bei dieſer Hitze an Reiſen gar nicht denken. Bin ich doch hier beim würdigen Priore Martorelli, deſſen Gunſt ich täglich mehr gewinne, vortrefflich aufgehoben. Die Luft iſt rein und geſund, das Waſſer herrlich, die Umgegend über alle Beſchreibung ſchön, die Geſellſchaft,

welche ſich in der kurzen Zeit wie zu einer großen Familie zuſammengelebt hat, die beſte, ich ſelbſt befinde mich täglich wohler, weshalb alſo forteilen? Habt Ihr Alle doch über meine Reiſehaſt geſcholten, die mich von Nizza, Genua und Florenz ſo unaufhaltſam weiter trieb, und die doch nichts weiter bezweckte als Rom und mit ihm die Ruhe zu erreichen. —

In Rom war nach den Gewittern des zweiten Feſttages unerträgliche Hitze eingetreten, die nur Abends und Morgens aufzuathmen verſtattete. Ein Paar Spazierfahrten mit K. vor Porta Salara, wo die Hügellinien der Campagna den ſanfteſten Schwung zeigen, und ein Sonnenuntergang, den ich von der Loggia des Dr. H. auf dem Capitol ſah, waren außer dem Feſte die Hauptgenüſſe meines Ausflugs. Doch darf ich die Sammlungen des Miniſter K. nicht vergeſſen, deren Betrachtung ein vollſtändiges Compendium der geſammten Kunſtgeſchichte zeigte, und zu denen ich im Winter öfter zurückzukehren hoffe. K. hat als der Hauptanhaltspunkt der meiſten deutſchen Künſtler in Rom um die Förderung deutſcher Kunſtbeſtrebungen eben ſo große Verdienſte, als er durch die unermüdliche Gefälligkeit gegen alle Rom beſuchende Landsleute ſeit Jahren den Namen des „deutſchen Miniſters“ par excellence führt, den einſt Niebuhr hier in Rom zu ſeinen höchſten Ehrentiteln zählte. Man kann ſagen, das kaum irgend ein Deutſcher Rom verläßt, der ſich nicht dem wohlwollendſten Manne in irgend einer Weiſe verpflichtet fühlte.

Auf dem Capitole hörte ich eine gute Geſchichte von dem Cavalieri Visconti und ſeinem Subſcriptionsprozeſſe erzählen, die ich hier mittheilen will, weil ſie für hieſige Zuſtände bezeichnend iſt, und in der vornehmen und gelehrten römiſchen Welt großes Aufſehen mächt. Der gedachte, mit hohen Würden bekleidete Mann iſt nämlich angeklagt, alle Welt mit einem, auf die römiſche und italiäniſche Eitelkeit berechneten, patriotiſchen Subſcriptionswerke angeführt zu haben, welches unter andern 1) die ganze römiſche

Geſchichte von Aeneas bis auf den jetzt regierenden Papſt, 2) alle römiſchen und italiſchen Alterthümer und 3) die Spezialgeſchichte aller auch der kleinſten römiſchen Städte, ſowie aller vornehmen Familien und Gott weiß, was ſonſt noch, in zwölf Bänden umfaſſen ſollte. Das Werk, welches in Lieferungen monatlich zu zwei Paul erſcheinen ſollte, fand durch die Betriebſamkeit und den Einfluß des an der Spitze ſtehenden einflußreichen Mannes eine unglaubliche Menge von Unterzeichnern, die ſich, wohlgemerkt, durch ihre Unterzeichnung für das Ganze verbindlich machten. Nun aber ergiebt ſich aus der Art, wie die bisher erſchienenen Lieferungen behandelt ſind, daß weder Kinder noch Kindeskinder die Vollendung erleben dürften. Da hat ſich denn eine Anzahl Subſcribenten zuſammengethan und einen Prozeß gegen Visconti anhängig gemacht, deſſen Klagſchriften jetzt eben gedruckt erſchienen ſind. In demſelben wird dem hochgeſtellten Cavaliere und berühmten Alterthumsforſcher neben gröblichſter Unwiſſenheit und Ausſchreiberei abſichtlicher Betrug und Ausbeutung des Publikums nachgewieſen, ſowie auch, daß nach Maßgabe des bisher Erſchienenen das Werk erſt in 375 Jahren fertig ſein dürfte. Der erſte Band beträgt in zwei Theilen 4000 Seiten. Die klagenden Subſcribenten wollen jetzt nicht nur nicht weiter zahlen, ſondern verlangen auch ihr Geld zurück, ſo daß Visconti, wenn die Entſcheidung gegen ihn ausfällt, dadurch ruinirt wird. Wenn man übrigens die Ankündigung lieſt, ſo weiß man nicht, ob man ſich mehr über die Unverſchämtheit des Planmachers, oder über die kindiſche Leichtgläubigkeit derer, welche ſich von ihm bethören ließen, verwundern ſoll.

Hier in Aricia leb' ich wieder mein in früheren Briefen geſchildertes Dolcefarnienteleben, bei dem ich indeſſen wegen der großen Hitze oft im Schweiße meines Angeſichts faullenze. Faſt den ganzen

Tag — die Mittagsſtunde ausgenommen — bin ich im Freien, ſehe alte Or wieder, ſuche neue auf, bade in einem der beiden Seen, und kehre dann gegen Mittag nach Hauſe zurück, wo entweder bis die Tiſchglocke tönt mit den Malern eine Partie italiäniſch Billard geſpielt, oder in Manzoni's Promeſſi Sposi, Byrons Child Harold oder in irgend einem alten römiſchen Dichter geleſen wird. Horaz und Virgil begleiten mich zudem in meiner Jagdtaſche überall hin, und werden mir in der Einſamkeit dieſer grünen Bergwälder, von deren Höhen ich faſt alle Oertlichkeiten überſchaue, auf denen ſich ihre Dichtungen bewegen, und unter dem glückſeligen Himmel, der einſt auch dieſen geliebten Menſchen leuchtete, täglich lebendiger. Es webt ſich zwiſchen der Seele des Leſers und dem Dichter ein viel innigeres, geheimnißvolleres Zauberband, ſeit mir das Horaziſche:

Egressum magna me excepit *Aricia* Roma
Hospitio modico —

nun ſchon zweimal ſelbſt zur Wirklichkeit geworden iſt. Und wenn ich die Ode: Intermissa Venus diu an derſelben Stelle der „Albaner Seen“ leſe, wo nach des Dichters Worten: das Marmorbild der ſchaumgebornen Göttin „unter dem Tempelgebälke von Citronenholz,“ von Weihrauch umduftet ſtand, ſo iſt es mir oft als ſtiegen die „Chorreigentänze“ der „Jünglinge und zarten Jungfrauen,“ die einſt hier im „Saliſchen Dreitakt mit ſchneeigem Fuße luſtjauchzend die Erde ſtampften,“ und ihre längſtverklungenen Jubellieder, mit denen ſie zum Schalle der Flöte und Leier die Allbeſiegerin der Götter und Menſchen feierten, aus dem dunklen Schooße vergangener Zeiten wieder ſichtbar und hörbar für den nordiſchen Fremdling empor. Auf dem Wege von Aricia nach Genzano ſteht links in der ſchattigen Tiefe einer kleinen Schlucht ein uralter ſteinerner Doppelbrunnen, halbverſteckt von überhangenden Bäumen, ein Lieblingsſtudium aller fremden Landſchaftsmaler. Im Schatten dieſes

ewig quellenden Borns in heißer Sommervormittagsſchwüle raſtend, in ſelig ſtiller, befriedeter Einſamkeit wird mir das

Nec partem solido demere de die
Spernit, nunc viridi membra sub arbuto
Stratus, nunc ad aquae lene caput sacrae —

mit all der plätſchernden Kühle, deren labende Erfriſchung gleichſam dieſe Worte durchzittert, ganz anders zur Wahrheit, als daheim in der nordiſchen Studierſtube oder auf dem beſtaubten Katheder; und das erquickende Naß, mit hohler Hand geſchöpft, oder mit untergehaltenem Munde begierig eingeſchlürft, durchſtrömt mein Innerſtes mit der Empfindung des in ihm waltenden göttlichen Weſens, dem an ſolchen Stätten einſt der Alten dankbarer Naturſinn Heiligthum und Altar errichtete. —

Bei Tiſche geht es gemüthlich heiter zu. Mit Ausſchluß Altenglands, das ſich zum Theil, wegen Sprachunfertigkeit, abgeſchloſſener verhält, ohne doch ſtörend unhöflich zu ſein, iſt meiſt allgemeines Geſpräch in verſchiedenen Zungen; in neuerer Zeit jedoch vorwiegend italieniſch, weil unſer Padrone, Signor Martorelli, die Seele und den Mittelpunkt der Unterhaltung bildet, und wir alle mehr oder weniger das Intereſſe haben, unſer Italieniſch zu üben und zu vervollkommnen. Gewöhnlich giebt es lebhafte Debatten über italieniſche Art und Sitten, Charakter, Einrichtungen und Geſetze, die von unſerer Seite angegriffen, von ihm mit liebenswürdiger, lebhafter Gutmüthigkeit in patriotiſchen Schutz genommen werden. Neulich fehlte es an reifem Obſte (beiläufig: alle Italiener ziehen, wie weiland Kaiſer Auguſtus, das halb unreife, ſäuerlich herbe dem reifen Obſte vor, wie man ſich bei den römiſchen Obſthändlern überzeugen kann). Da ſetzte er uns denn auseinander, daß die Feldhüter (guardiani) hier zu Lande die Obſtgärten nicht ſchützen könnten, auch wenn ſie mehr Willen dazu hätten als ſie gemeinhin haben, weil ſie dabei allzuhart gegen die Kinder der povera gente ſein müßten. Bei größeren ſei es obenein gefährlich, denn noch

vor einem Jahre koſtete ein ſolcher Verſuch einem guardiano de' campi das Leben. Er fand einen Jäger auf einem fremden Feigenbaume, und dieß ihn unter allerhand Vorwürfen, welche Schande (vergogna) das ſei, herabſteigen von dem fremden Eigenthume. Der Geſcholtene kletterte hinab, legte ſeine Flinte an, und erſchoß ſeinen Beleidiger auf zwanzig Schritt. „Und die Strafe?“ Niente! perche non era a provarli (weil es ihm nicht zu beweiſen war). Das war nun Waſſer auf die Mühle der Ankläger. Sie lobten, wie dagegen bei uns in Deutſchland die Früchte ſicher ſeien, wie gut bei uns die Feldpolizei gehandhabt werde, und wie es z. B. am Rheine in der Herbſtzeit durchaus und bei ſchwerer Strafe verboten ſei, ſich auf Seitenwegen zwiſchen Weinbergen blicken zu laſſen, ja wie zu einer gewiſſen Zeit ſelbſt der Eigenthümer ſeinen Weinberg nicht betreten dürfe. „Und das nennt Ihr Freiheit und Humanität?!“ rief der erſtaunte Prior von Aricia, auf den dieſe Mittheilungen, einen dem beabſichtigten ganz entgegengeſetzten Eindruck machten. „Ah! geht mir mit Eurem gelobten Lande, wo es ſicher eben ſo viel, wenn nicht noch mehr Spitzbuben und Birbanti's geben muß, wie hier bei uns, da Ihr ſolche grauſame und unmenſchliche Geſetze nöthig habt, um Euer Eigenthum auf dem Felde zu ſchützen. Solche Geſetze würde ich nicht geben, und wenn ich der heilige Vater ſelbſt wäre!“ Und in der That iſt der Italiener ſolcher geſetzlichen Härte abhold, er findet es unmenſchlich, einen durſtigen Wanderer oder einen hungernden Armen ſchwer zu ſtrafen, weil er ein Paar Feigen oder Aprikoſen von dem Ueberfluſſe des Begüterten gepflückt.

Ueber dergleichen Dinge erhebt ſich nun täglich ein heiterer Wortkampf, Geſchichten werden erzählt und gegenerzählt, die verſchiedenen Nationalitäten angegriffen und vertheidigt, und zuletzt vereinigen wir uns dahin, daß die Italiener, wenn man billig ſein will, unter ihren Verhältniſſen noch immer das liebenswürdigſte Volk der Welt ſind. Und zeigen ſich Wolken auf der Stirn

unſers vortrefflichen Wirths, ſo genügt ein einſtimmig ausgebrachtes Brindiſi mit einem lauten Evviva l'Italia e l' Signor Priore! ſie augenblicklich zu verſcheuchen.

Und in der That, in dieſem verſchrieenen Lande, mitten unter ſo viel pfennigloſer Armuth, iſt in unſerm Hauſe von allen zwanzig Zimmern keins verſchloſſen. Alle unſere Habſeligkeiten, ſelbſt Uhren und Ringe, liegen oft genug frei umher. Arme, zerlumpte Knaben, die den Malern ihre Mappen und Feldſtühle nachtragen, oder unſere Eſel bringen, gehen unbeobachtet aus und ein, und doch iſt hier ſeit Menſchengedenken nie etwas entwendet. In Wald und Gebirge ſtreifen wir umher, tagelang, bis in die ſpäte Nacht, unbewaffnet, haben Geld in der Taſche, Uhren im Sack, Ringe an den Fingern, und doch ſind weder wir, noch unſere Vorgänger, je von Strauchdieben angefallen worden. Auch in Rom wird verhältnißmäßig weit weniger geſtohlen, als z. B. in der polizirten preußiſchen Intelligenzſtadt. Kurz, ich bin kein romantiſcher Enthuſiaſt für italieniſche Volkszuſtände, aber ich ſehe bis jetzt täglich weit mehr Gutes, als ich nach dem Geſchrei ſo vieler deutſchen Michel hier erwartet habe. Es iſt ein unverwüſtlicher Kern in dieſem Volke, der es trotz des elendeſten Regiments, das auf ſeinem Nacken nun ſchon ſeit Jahrhunderten laſtet, niemals völlig zu Grunde gehen ließ. Denke Dir ein Volk ohne alle Erziehung durch Schule und Unterricht — denn in den meiſten Ortſchaften ſind gar keine Schulen, und wo ſich dergleichen, meiſt ſehr erbärmliche, kaum den Namen verdienende Anſtalten befinden, iſt die Benutzung derſelben gänzlich der Willkür der Eltern überlaſſen — mit einer Religion, die in barokſtes Heidenthum verkropft, den tollſten Aberglauben befördert, mit einer Verwaltung, die es methodiſch ausſaugt, die jeden Anſatz zu einem Fortſchritte unterdrückt, jeden Aufſchwung der Induſtrie alsbald in Feſſeln ſchlägt, die durch die Lottopeſt die Demoraliſation befördert, das Betteln beſchützt, denke Dir dies Volk in einem Theile ſeiner höheren

Klaſſen verwirrt durch zu frühe, gewaltthätige Kultur- und Befreiungsverſuche, durch Anſichten und Ideen, denen die poſitiven Grundlagen und Vorausſetzungen theoretiſcher Bildung fehlten, verderbt endlich durch die Tauſende von fremden Beſuchern, welche es zum Theil mißhandeln oder durch Verſchwendung aufreizen, und im Vereine mit den tauſenden eheloſer Pfaffen und Mönchen durch raffinirte Sittenloſigkeit in ſeinem edelſten Theile, dem weiblichen Geſchlechte, demoraliſiren: und Du wirſt mit mir nur um ſo mehr den Fonds von Güte und liebenswürdiger Menſchlichkeit bewundern, den ſich dies Volk dennoch in ſeinem ganzen Weſen und Behaben bewahrt hat. Von dem Unheil, welches die Eheloſigkeit des geiſtlichen Standes in einem ſo heißblütigen Lande anrichtet, könnte ich zahlreiche Geſchichten erzählen, die ich alle von Eingebornen ſelbſt erfahren habe. Ein Landmann, dem ich geſprächsweiſe erzählte, daß unſere Prieſter verheirathet ſeien, wie wir anderen, erwiederte nach kurzem, nachdenklichen Erſtaunen: è un buon costume! allora lasciano almeno in pace le moglie dei altri.

Unſere kleine Kolonie ſteht ſeit einiger Zeit mit den hübſchen Kindern von Aricia in dem beſten Vernehmen.

Neulich, als unſere Maler wieder einmal Abends ihren mehrſtimmigen, deutſchen Männergeſang erſchallen ließen, ertönten unter den Fenſtern laute Bravis und Händeklatſchen. Es waren junge Frauen und Mädchen von Aricia, auch einige Römerinnen, die hier Villeggiatura halten, unter ihnen, welche den fremden Sängern dieſen Beifall zollten. Um ſich dafür gebührend zu bedanken, trat man in Pleno auf die Loggia des Hauſes, unter vorangetragenen Lampen, hinaus. Einen Augenblick ſchien es, als wollte das weibliche Publikum lachend und ſcheinbar erſchreckt nach allen Seiten entfliehen; bald aber, als die Sänger aufs Neue mit den beliebten tiroler Jodlern anhuben, verſammelten ſie ſich

ſofort wieder unter dem Balkone, um nach jedem Verſe erneute Bravis und Beifallsbezeugungen zu ſpenden. Es war eine ächt ſüdliche Nacht, ſo ſtill, daß unſere Lampen im Freien nicht einmal aufzuckten, und ſo warm, daß man in der leichteſt möglichen Kleidung ſich behaglich fand. Der ſternenfunkelnde Himmel ſpannte ſich über der anmuthigen Scene; die Schleier und Kopftücher der Mädchen glänzten im weißen Streiflichte der Lampen hier und da aus dem Dunkel hervor. Zuweilen ließen ſich ein Paar Tamburinſchläge hören, und deutſche Lieder, Guitarrenklang, ſüdlich helles Lachen und Jauchzen miſchte ſich zu einem bunten Ineinander von Klang und Sang, das noch lange nachher in mir nachtönte. Als des Mehrwünſchens von Seiten der Hörer kein Ende und die Kraft der Sänger erſchöpft war, rief ich von oben herab: „La continuazione a domani!“ A che ora? entgegneten ſogleich einige Frauenſtimmen. Dopo pranzo, la stessa ora. „Dunque a rivederci!“ und damit zerſtreute ſich alles lachend und ſchäkernd unter Anwünſchung einer felice und felicissima notte.

Als wir nun geſtern Abend ruhig bei Tiſche ſaßen, und während des lebhaften Geſprächs über Landſchaft und Landſchaftsmalerei Niemand des a domani mehr gedachte, zogen plötzlich unſere Aricianerinnen in hellen Haufen mit Tamburo und Triangel heran, und ließen durch einen Abgeordneten in der Perſon unſeres Cameriere Pipo an unſer geſtriges Verſprechen mahnen. Pipo verrieth, daß „die Donne“ es auf nichts Geringeres als auf einen improviſirten Ball abgeſehen hätten. Alſo raſch ans Werk. Ein Paar herbeigeſchaffte Guitarren wurden ſchnell in Stand geſetzt, der kunſtfertige Pipo ſuchte ſeine Flöte hervor, die Sänger ſtimmten ihre Kehlen durch einen friſchen Trunk ſüßen Albanerweins, und ſo gings hinunter. Die Damen waren indeſſen in die untere Halle des Hauſes eingezogen, und hatten im Billardzimmer Platz genommen. Zwei ältere Frauen ſchlugen das Tamburin, und nachdem die Sänger mit Jodeln und Liederſang ihre

Schuldigkeit gethan, begann der Tanz. Der dicke Spezjale, Inhaber der benachbarten Apotheke von Aricia, welcher ſich unter der männlichen Begleitung der Frauen und Mädchen befand, ergriff die Guitarre, und ſpielte etwas, das einen deutſchen Walzer vorſtellen ſollte, und Freund Papeleu eröffnete den Ball mit einer ſtattlichen Römerin, die vor den ſtaunenden Provinzialinnen von Aricia ihre Kunſtfertigkeit im fremden Tanze entfaltete. Darauf aber folgte ein Saltarello a la forestiere, leider nicht der ächte römiſche Saltarello, ſondern eine Art wunderlicher Quadrille. Jenen ſah ich bisher nur von Kindern in Rom auf der Gaſſe tanzen. Als wir die anweſenden Römer und Römerinnen darum baten, lehnten ſie es ab, weil es zu heiß ſei. Freilich waren es lauter Paini; wären es Minenten geweſen, ſie wären gleich losgeſprungen. So aber verdarb uns die römiſche Vornehmheit den Spaß, denn nun wagten auch die Aricianerinnen nicht, unſeren Bitten und ihrer ſichtbar großen Neigung zu willfahren. Ein Römer und eine Römerin iſt in einer kleinen Stadt, wie Aricia, noch immer, wie zu Horazens Zeit, gleichſam ein höheres Weſen, und ihre Ausſprüche über das, was Fashion iſt, ſind für die Provinzialen inappellabel. Als unſere Gäſte ſchieden, thaten einige der ſchwarzhärtigen Sammetjacken uns den Vorſchlag, an ſchönen Abenden mit ihnen und den Damen gemeinſam „Paſſeggiata zu machen,“ was denn dankend angenommen wurde.

Ich ſitze noch immer draußen, während die Schattengränze bedrohlich meinem Tiſchchen näher rückt. Die beiden Schwarzröcke mit den dreikrämpigen Hüten (— es ſind Canonici, deren das beglückte Aricia zwölf beſitzt, außer einem Curaten, drei prieſterlichen Lehrern am Collegio für Geiſtliche, und diverſen Mönchen —) welche im Schatten der Kirche zwiſchen den plätſchernden Fontänen behaglich ſchwatzend auf und ab wandelten, und von Zeit zu Zeit neugierige Blicke auf den „öffentlichen Schreiber“ warfen, haben ſich vor der beginnenden Hitze bereits in ihre kühlen Klauſen

zurückgezogen. Hoch mit Kiſten und Hausgeräth bepackte Betturen ſchleppen ſich mit Vorſpann von der Porta Romana her ſchwerfällig die ſteile Straße herauf. Sie führen Geiſtliche zur Villeggiatur nach dem nahen Jeſuitenkloſter Galloro. Ein leichterer Reiſewagen mit vier buntgeputzten Pferden rollt klingelnd heran. Es iſt ein Vetturin, der Foreſtieri nach Neapel fährt. Wie ſie ſchwitzen und ſich fächeln in ihrer ſchwülen, ſtaubigen Vettura! Ich lache ſie aus in meiner behaglichen Ruhe. So nahe der ſchönſten Stadt der Welt, nur ſechs und dreißig Stunden von Neapel und ſeinem Golfe, ſeinem Veſuv, Iſchia und Capri, Pompeji und Sorrent, und keine Sehnſucht dahin in mir. Dieſes Naturleben in Aricia iſt wie ein kühlend Bad in heißer Sommergluth, in welchem man ewig ſo fortträumen möchte. Kein Laut aus der Außenwelt dringt hierher, der uns Kunde gäbe, daß noch eine Welt außer uns exiſtirt. In ganz Aricia iſt nicht einmal eine römiſche Zeitung. Ich leſe, ſtudiere, alterthümle nicht im Schweiße meines Angeſichts, aber ich lebe und begreife, wie wenig der Menſch bedarf zum glücklichen Leben. Wer Ruhe ſucht, hier kann er ſie finden oder nirgends. Zuweilen fühle ich mich ſo völlig verwachſen mit den einfachen Naturzuſtänden um mich her, daß es mir vorkommt, als hätte ich hier gelebt von Anbeginn meiner Tage. Und wenn ich dann bedenke, daß ich all dieſe Schönheit der Natur um mich her und ihren herzerquickenden Frieden doch wieder, und für ewig, verlaſſen ſoll, daß ich wieder zurück muß aus dieſer Idylle in das ſcharfgeſchliffene Räder- und Schneidewerk unſerer Zuſtände, in die knappe, öde, graue, formen- und farbenarme Natur, zurück in all das nordiſch verſtändige, haushälteriſch phantaſieloſe, auf den Dienſt paſſende, Leib und Seele aufzehrende Geiſtgetreibe und Gethue, in dies unaufhörliche Mühen und Plagen für den Tag, bei dem das Leben ungenoſſen verſchwindet, dann verſtehe ich Platens „Seufzer:“

Zeit nur und Jugend verlor ich in Deutſchland, Lebenserquickung Reichte zu ſpät Welſchland meinem ermüdeten Geiſt.

Aber dann denke ich wieder lebhaft an die Liebſten, an die Freunde daheim, und dieſes Gedenken hilft mir bald das Grau in Grau dieſes unerquicklichen Bildes mit freundlicheren Farben beleben.

Wie prächtig geſtern die dicke Geſtalt des luſtigen Apothekers ausſah, das rothe Band der Guitarre über die weiße Jacke gehängt, zu ſeinem Spiele im Tanztakte ſich wiegend, das fröhliche Geſicht vom Scheine der Lampe in der dunklen Halle beleuchtet, in der Taſche ein Fläſchchen mit Roſoglio, aus dem er von Zeit zu Zeit ſich ſelbſt und der Geſellſchaft in einem kleinem Gläschen einſchenkte! Ein Genremaler, der ihn und die Scene umher haſtig in ſein Buch ſkizzirte, hatte einen guten Fund gethan. Ich wollte, Ernſt Meier hätte es geſehen. Der verſteht ſolche Dinge zu benutzen.

Sonntag war großes Feſt in Albano — Kirchenfeſt, verſteht ſich, denn hier hat überall die Religion die Freude in ihren Dienſt genommen. Schon am Abend vorher hatten wir die nöthige Muſikbande auf einem großen Omnibus von Rom ankommen ſehen. Nachmittags ritt ich mit Gurlitt und einigen anderen Maler hinüber. Ein ungeheures Menſchengewühl, wie es den wohlhabenderen der kleinen italiſchen Städte beſonders in den Abendſtunden eigenthümlich iſt, diesmal noch durch das Feſt geſteigert, ließ uns nur mühſam zu der Kirche des heil. Paul, dem Hauptſchauplatze des Feſtes, gelangen. Die ſteil anſteigende Straße, deren glattes, für alle Zugthiere ſehr gefährliches Pflaſter uns zum Abſteigen zwang, mündet aus auf einen großen, freien Platz, zu deſſen Halbrund noch zwei andere Straßen von der langen Hauptſtraße oder Via Corriera, die ſich durch ganz Albano in ziemlich gerader Richtung hindurch zieht, aufwärts führen. Schon von der Mitte des Platzes hat man durch die drei Straßen hindurch und über die flachen Gartenmauern an den Seiten hinweg die Ausſicht auf die Campagna und das Meer. Große, breite Stufenreihen in ver-

ſchiedenen Abſätzen aufſteigend, führen zu der Kirche, deren Façade dem Platze zugewendet iſt. Vor den erſten Stufenreihen waren bereits Anſtalten zu Feuerwerk und Illumination getroffen, und die zu dem Ende aufgeſchlagenen Holzgerüſte mit Blumen und Laubwerk verziert. Reiche Feſtons und Blumenguirlanden ſchmückten den Eingang und die ganze Vorderſeite der Kirche, welche ganz dicht mit Blumen und Grün, Lorbeer- und Myrthenzweigen beſtreut war. Auf den Treppen wogte ein ſtetes Auf und Ab von Kommenden und Gehenden. Und wie verſtehen dieſe Italiener in den kleinſten Landſtädtchen ihre Kirchen an ſolchen Feſten zu ſchmükken! Alle Säulen, Pfeiler und ſelbſt die Wände waren mit den hellſten, farbenſchimmernden, beſonders roth und gelben Stoffen bekleidet, Goldborten und Treſſen und allerlei Blitzendes und Glänzendes an den zierlich und geſchmackvoll verſchlungenen Draperien nicht geſpart, Blumenſträuße in Krügen und Vaſen dufteten um die Wette mit dem ſinnebetäubenden Weihrauch. Hunderte von Lampen und Kerzen belebten, obſchon es draußen noch heller Tag war, durch den myſtiſchen Lichtglanz all die fröhliche Pracht des Hauptaltars und der Kapellen. Prieſter im Feſtſchmucke fungirten vor dem Hauptaltare. Auf einer hohen, ſchrankenumgebenen Tribüne, zur Rechten nahe dem Altare, befand ſich die Muſikbande, welche in den Zwiſchenpauſen der geiſtlichen Funktionen die ſchönſten Opernmuſiken aufführte. Ein Sängerchor ließ ſich abwechſelnd und mit ihm vereint vernehmen, und der Kapellmeiſter hanthierte im Schweiße ſeines glänzenden, ſchwarzlockigen Angeſichts mit Feuereifer ſehr hörbar ſeine zu einem Taktſtecke zuſammengedrehte Notenrolle. Ihnen gegenüber, auf einer gleich hohen Tribüne ohne Schranken, ſtand der predigende Prieſter im ſchwarzen Gewande, der in feuriger Rede die Größe der Verdienſte, die Machtgewalt und Wunder des Heiligen der dichtgedrängten Schaar der Gläubigen auseinanſetzte. Und das muß ich ſagen, der Mann verſtand ſeine Sache, er war ein Redner vom Wirbel bis zur Zehe. Da war kein

ſteifleinenes, ſterbenslangweiliges Conceptableſen, keine ſpitzfindige Dogmatik, keine leeren Verſtandesabſtraktionen. Alles war Leben, Feuer, Unmittelbarkeit, Begeiſterung, aus tiefſter Ueberzeugung dringend, voll poetiſcher Glut, halb Improviſation des Augenblicks, halb vorbereitet. Der Redner ſelbſt war ein ſchöner, ſchlanker Mann, er redete in edelſter, ſchwungvollſter Sprache. Seine Ausſprache war, wie ein Römer neben mir bemerkte, vollendet rein, und ich mußte dabei, ſehr zu ihrem Nachtheile, an ſo manche unſerer Prediger denken, die nicht einmal dieſe unumgänglichen Erforderniſſe eines öffentlichen Redners, Reinheit der Sprache und Ausſprache, beſitzen, und deren redneriſche Unfähigkeit viel dazu beigetragen hat, die Menſchen aus den Kirchen hinaus und in die Conventikel hinein zu predigen. Seine Aktion war freilich nach unſeren Begriffen übertrieben und theatraliſch. Aber er war ja ein Italiener und ſprach zu Italienern. Erſt ſeit ich in Italien lebe, verſtehe ich die altrömiſche Beredtſamkeit und ihr Gepräge des rhetoriſchen Pathos. Als er die weltumfangende Seligkeit des Kreuzes und der wahren Religion ſchilderte, breitete er die Arme aus, als wollte er die Welt umfaſſen. Als er die Zerknirſchung des Herzens ausmalte, ſchlug er beide Hände auf der Bruſt zuſammen, daß es dröhnte. Und bei den Worten: „O meine Theuren, wendet Eure ganze Seele zu ihm (hier zeigte er auf das zur Seite ſtehende Crucifix), knieet nieder, abbracciate quel Santissimo crocefisso, ſtürzte er begeiſtert nieder auf die Knie (die Zuhörer mit ihm), und umarmte das allerheiligſte Holz. Dabei war nun aber, wenn man die vorher geſchilderte Umgebung anſah, an weltverächteriſche Aſcetik nicht zu denken. Alles umher lud und lockte ja zu Freude und Genuß, ſtrahlte in Farbenglanz und Blütenpracht. Draußen knallten die Schwärmer und Kanonenſchläge, welche die Jugend zu Ehren des Feſtes, von keiner Polizei gehindert, aufſteigen ließ. In den Pauſen der Predigt und des lateiniſchen Meßgeſanges ſpielten die Muſikanten die luſtigſten Weiſen. Und

unter den hunderten der vor ihren Stühlen knieenden und betenden Mädchen und Frauen in der reichen Landestracht ſah ich kein einziges zerknirſchtes Angeſicht, wohl aber in den Gebetpauſen viel Schelmerei und Schalkheit. Auch ruhte das Plaudergeſpräch zwiſchen den Nachbarn und Nachbarinnen ſelbſt während der Predigt nie ganz, und der Padre mußte nicht ſelten die ganze Kraft ſeiner Stimme bis zur höchſten Erſchöpfung in Anſpruch nehmen, um nur durchzudringen.

Doch jetzt laſſ uns wieder hinaus ins Freie, denn in dem menſchengedrängten Raume wird es mir zu heiß, und die ſchönen Kinder können wir auch beim Hinauspaſſiren mit beſſerer Muße und minderer Störung ihrer etwaigen Andacht in Augenſchein nehmen. Vor der Thüre ſtehen zwei geiſtliche Novizen, ſie raſſeln mir mit den bajocgefüllten Geldbüchſen entgegen, und fordern eine Spende für den Santo, wie ſie dieſelbe beim Eintritte beanſprucht hatten. Alſo doppeltes Legegeld; doch wie leicht ſind ein Paar Bajocchi gegeben. Draußen hat ſo eben im Angeſichte der ſcheidenden Sonne ſchon die Illumination begonnen. Noch iſt es taghell. Der Horizont röthet ſich mit goldumſäumten Roſen, die auf dem Blau des fernen Meeres ſchwimmen, und ihren Glanz über die Campagna breiten. Ueber uns leuchtet der reinſte Himmel, der ſich gegen den Horizont hin zu der feinſten, leiſe ins Grünliche ſpielenden Silberbläue abdämpft. Von allen Seiten grünt und blüht und duftet es aus Gärten, über Mauern, zwiſchen den Häuſern hindurch. Die Kinder jubeln um das Feuerwerk und die bunten Lampengerüſte. Geputzte Fremde und ſtolze Römerinnen wandeln auf und ab, und ſuchen vergebens durch Schmuck und Pracht ihrer franzöſiſchen Tracht unſere Aufmerkſamkeit zu erregen. Aber man mag ſie kaum anſehen, ſo häßlich erſcheinen ſie in dieſer Modetracht gegen die aus der Kirche wallenden Albanerinnen, deren bekanntes, maleriſches Coſtüm mit Recht nach dem Urtheile der feinſehenden Künſtler zu den ſchönſten und geſchmackvollſten Frauentrachten der

Welt gehört. Und dazu iſt dieſe Tracht kleidſam für jedes Alter, und giebt ſelbſt minder Hübſchen ein Anſehen. Mit hoher Taille fließen die Gewänder in den ſchönſten Falten an der Geſtalt nieder. Keine Wespentaille, kein Schnürleibskunſtſtück, keine pariſer Wülſte verwandeln die ſchöne Menſchengeſtalt in eine verrenkte Gliederpuppe. Das Mieder mit dem kurzen, platten, oben vorgebogenen Bruſtſchilde (Buſto), nach hinten zu mit bunten Bändern durchſchnürt, umhegt die Fülle und Schönheit des „Zwillingspaars, das unter Roſen weidet.“ Die vollen Arme runden ſich in eng anliegenden weißen Aermeln in ſchönen Linien hervor, und Hals und Nacken, die Krone römiſcher Schönheit, ſind frei und ſichtbar, indem das ſpitzenbeſetzte, weiße Buſentuch auf den Achſeln feſtgeneſtelt und den Nacken hinab zurückgeſteckt iſt. Auf dem Haupte endlich ruht in blendender Schneeweiße, wie das Dach eines griechiſchen Tempels, das gefaltete Kopftuch, welches nach hinten in den edelſten Linien und Falten über den Rücken hinabfließt. Und welche Schönheit der Geſichtsbildung, welcher Adel der Züge, welche Augen ſchauten darunter hervor! Womit iſt der blutwarme und doch ſo reine Marmorteint zu vergleichen, der dem Pinſel des Malers ſo unerreichbar bleibt!

Die kirchliche Feier war beendet, und wie ein bunter, leuchtender Strom ergoß ſich dieſe Fülle hinwandelnder Schönheit über die Treppenſtufen hinab dem Platze zu. Um uns her ließ indeſſen die albaniſche Straßenjugend ihre Feuerwerkchen aufſteigen und in das luſtige Lampenlicht ſtrahlte die roſige Pracht der fernen Abendwolken. Aus einem nahen Orangengarten ſchwirrten die dumpfen Klängen des Tamburro zu uns herüber. Erſt ſpät Nachts kehrten wir in unſer einſames Aricia zurück.

Dieſe Südländer haben doch noch etwas für den Lebensgenuß von ihrem Kultus, in deſſen Dienſte noch immer, wie in heidniſcher

Zeit, alle Feſtfreude ſteht: Augen- und Ohrenweide, Feſtmuſe, religiöſen Troſt, Abſolution von allen Sünden, und das ewige Leben im Paradieſe nach kurzem Fegefeuer dazu, was Wunder, daß das Volk an ſeinem Katholizismus hängt! Dazu iſt der Kultus, juſt wie im Alterthume auch, durch die Menge der Heiligen und Götter voll Abwechſelung und durchaus lokal. Jedes Städtchen hat, wie im Alterthume ſeine beſondern Götter, ſo heute ſeine beſondern Heiligen oder ſeine von allen übrigen wohlunterſchiedene Madonna mit verſchiedenem himmliſchen Einfluß und verſchiedenen Wunderkräften. Ich hörte in Rom einen Mönch von der Macht ſeines Heiligen predigen. „Gegen ihn," ſagte er, „ſind die übrigen nur Caz.... Wenn ſie ein Wunder thun wollten, z. B. einen Menſchen heilen, mußten ſie ſich mit dem ganzen Leibe darauf legen, während unſer Heiliger zu ſolchen Kleinigkeiten nur den kleinen Finger brauchte!" Man kann hier noch überall die Zuſammenhänge des Heidenthums mit dem auf daſſelbe gepfropften Chriſtenthume in Kultus und Religion, wie auch ſonſt im Leben, verfolgen. Eine gute ſymboliſche Vignette zu einem Buche, welches dieſe Zuſammenhänge nachwieſe, würde die Abbildung des Tempels der Fauſtina und des Antoninus am römiſchen Forum ſein, zwiſchen deren edle Marmorhallen die hineingeklebte Kirche San Lorenzo in Miranda ihre abgeſchmackte, zweigehörnte Fronte wie ein häßlicher Hornkäfer in die Höhe ſtreckt. — Noch hat es gute Wege, daß das Chriſtenthum erfüllt wäre! Seine Erfüllung beginnt vielmehr noch bald zwei Jahrtauſenden kaum die erſten Keime zu treiben.

Ariccia, den 8. Juli.

Ich ſchreibe heute mit verbundener Hand. Sie iſt mir von Floh- und Mückenſtichen dermaßen geſchwollen, daß ich mit Mühe

die Finger regen kann. Ich habe bisher das Kapitel der kleinen, blutdürſtigen Nikolaiten noch nicht berührt, weil ich ſelber bisher ziemlich von ihnen verſchont geblieben war. Schon glaubte ich, daß die beſondere Beſchaffenheit meines Bluts mich gegen dieſe italiſchen Blutſauger ſchütze. Aber ich wurde bitter enttäuſcht, und ſeit dem Eintritt der Hitze iſt für mich ſo gut wie für meine Gefährten die Noth angegangen. Doch ſtelle ich die Flöhe erſt in die zweite Linie der italiſchen Sommerplagen. Weit ſchlimmere Feinde ſind die kleinen, leiſe ſchwirrenden Mücken (zampane). Bei einem Nachmittagsſchlummer, dem ich mich mit entblößten Armen überließ, ward mir die rechte Hand und der Arm bis zum Ellenbogen von dieſen kleinen Teufeln zerſtochen; daraus entſtanden plötzlich geröthete Anſchwellungen und Blaſen, deren peinigendes Jucken, zumal wenn Waſſer daran kommt, ſo unerträglich wird, daß man laut aufſchreien möchte. Mein Ragazzo, Gaſparo Naſone, empfahl friſche Fliederblätter, die ſogleich Linderung verſchafften.

Einer der beiden ins Gebirge von Rocca di Papa geflohenen Mörder iſt geſtern von den Sbirren gefangen und eingebracht worden. Steinhäuſer, der es mir erzählte, begegnete bald darauf einem andern Zuge, der von Rom aus einen dort verurtheilten Mörder, welcher nicht weniger als acht Mordthaten begangen, nach ſeinem Wohnorte zuführte, um dort hingerichtet zu werden. Der Menſch ſah frech aus, und ſpottete über den ihm begegnenden Collegen und deſſen Niedergeſchlagenheit, als über eine unwürdige Feigheit. „Ich möchte wohl wiſſen," ſagte er zu den begleitenden Gensdarmen, „wer mich in dieſe Patſche gebracht hat, ob Jeſus oder der Teufel. Wenn dieſer, ſo kümmerts mich nicht, wenn jener, noch weniger." Der Kerl war aus der, durch die Wildheit ihrer Bewohner berüchtigten Gegend von Sonnino, unweit der neapolitaniſchen Gränze. Neulich, bei dem ſchönen Feſte in Albano, iſt auch ein junger Menſch erſtochen worden, denn mit einer brava coltellata ſind ſie noch immer leicht zur Hand. Kürzlich habe ich ſelbſt einem Italiener

in furia gegenüber geſtanden, und bin durch kaltes Blut noch gut genug davon gekommen. Es war vorgeſtern, bei einer Tour nach dem Emiſſar des Albanerſees, von der ich ſpäter erzählen werde. Der Menſch hatte mir und meinem Begleiter, wie er behauptete, die Thüre zu jener großen Waſſerableitung geöffnet, welche die alten Römer in den Urzeiten der Republik durch die ſechstauſend Fuß dicke Lavaumwallung des Sees gehauen haben, und war mit dem dafür gereichten Trinkgelde unzufrieden. Statt aber, wie ſonſt die Italiener pflegen, mir mein Unrecht lebhaft auseinanderzuſetzen, ſchleuderte er die Geldſtücke zur Erde, und vermaß ſich hoch und theuer: jetzt das Sechsfache haben zu wollen. Da ich wußte, daß er die Thüre nicht für uns, ſondern für eine andere Geſellſchaft geöffnet, und von dieſer gleichfalls bereits eine Zahlung erhalten hatte, ſo ſtieg ich ruhig auf mein Thier, indem ich ihm bemerklich machte, daß ich jetzt nach ſolchem Betragen von ſeiner Seite nicht einen Bajocco zulegen werde, was ich, wenn er vernünftig und beſcheiden geweſen, vielleicht gethan haben würde. Der Menſch wurde jetzt noch rabiater und fiel meinem Sommaro in die Zügel, indem er mit der andern Hand meinen Arm zu faſſen Miene machte. Da erhob ich den Stock mit der ſchweren Bleikugel, und rief ihm ein drohendes: non toccate! zu. Fluchend fuhr er zurück, und rannte in demſelben Augenblicke wie beſeſſen mir vorauf den Felspfad hinauf. Ich ritt ruhig weiter, und glaubte ſchon ſeiner Zudringlichkeit entledigt zu ſein, als ich ihn eben ſo ſchnell zurückkommen ſah. Er hatte ſich mit einer krummen Grasſichel bewaffnet, und vertrat mir den Weg, indem er vor Wuth ſchäumend ſagte: Adesso voglio avere quatro paoli, o io mi faro giustizia a me stesso! Die Situation war kritiſch genug. In dieſem Augenblicke riß ihn aber die Wuth hin, das Schimpfwort birbone gegen mich zu brauchen, als eben mein vorausgeritteuer Gefährte nebſt unſerem Führer, den wir in Caſtell Gandolfo genommen, auf das laute Geſchrei zu mir zurückkehrte. Augenblicklich nahm ich beide

laut zu Zeugen des mir angethanen Schimpfes, und erklärte, mit Aufwendung aller meiner italieniſchen Beredſamkeit, daß ich jetzt ſeine Forderung befriedigen werde, aber nicht eher, als bis er mir zu dem Richter von Caſtell Gandolfo gefolgt ſein werde, wo es ſich zeigen müſſe, ob man hier zu Lande einen Foreſtiere, einen Chriſten und Galantuomo ungeſtraft mit ſolchem Schimpfworte beleidigen dürfe. Der Menſch zitterte jetzt vor Wuth am ganzen Körper, und die augenblickliche Einſicht, daß er nun gegen mich im Nachtheile ſei, ſchien ſie noch zu vermehren. Wir ſtanden einen Augenblick ſchweigend einander gegenüber, er hielt krampfhaft den Griff ſeiner Waffe, ich feſt die Mitte meines life preserver Stocks umſpannt, und wären wir beide allein geweſen, dürfte es leicht zu einem Aeußerſten gekommen ſein. Jetzt aber mochte er es doch für räthlicher halten, mich ziehen zu laſſen. Er verſuchte zwar, das injuriirende Wort in Abrede zu ſtellen, aber als er in meinem Gefährten (der Führer verhielt ſich ſchweigend und paſſiv) einen Zeugen ſah, ging er drohend davon. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich den italieniſchen Charakter auch einmal in der Blüte ſeiner Leidenſchaftlichkeit. Der Mann geberdete ſich in ſeiner Wuth wie ein Wahnſinniger und wie ein Kind zugleich. Er redete uns unſere Worte, die Ausſprache karikirend, nach, wie Kinder im Zorne zu thun pflegen. Seine Stellung aber, wie er ausgeſtrafften Fußes, die Sichel in der nervigen Fauſt, mit nackten Armen und offener Bruſt, das todtenbleiche Geſicht und die feuerſprühenden Augen von ſchwarzen Locken umflattert, daſtand, wäre ein prächtiges Studium für einen Genremaler geweſen.

Da ich einmal vom Volke und ſeinem Charakter rede, hier ein anderer Zug. Sonntag gegen Mittag aus dem fürſtlich Chigiſchen Parke heimkehrend, fand ich unſern würdigen Priore in ſehr lebhaftem Diſput mit einem blaujäckigen Paeſano aus der Umgegend. Dem Manne war ſein Eſel gefallen, und er hatte ihn todt auf der Straße liegen laſſen, ohne ſich weiter um denſelben zu bekümmern.

Vergebens ſtellte ihm nun der Priore vor, das Geſetz verlange, daß er den Eſel bei Seite und unter die Erde ſchaffe, damit nicht die Fäulniß den Naſen der Menſchen läſtig und ihrer Geſundheit nachtheilig werde. Der Mann ſtellte heftig in Abrede, daß das letztere mit ſeinem Eſel der Fall ſei. Er ſelber wenigſtens könne nichts davon ſpüren. Auch ſei es höchſt ungerecht, daß er zu allem Unglück und Schaden durch den Tod des Thieres nun auch noch Mühe und Koſten wegen ſeiner Fortſchaffung haben ſolle. Dabei blieb er mit einer Leidenſchaft, die immer hartnäckiger wurde, je mehr und je ruhiger der Priore in einer ſo klaren Sache wohl über eine Stunde lang auf ihn einredete — denn ohne langes Hin- und Herreden geht hier nichts von Statten. Endlich aber als der Blaujäckige ſich hoch und theuer vermaß, daß ihn „der heilige Vater ſelber“ nicht zwingen ſolle, riß unſerm würdigen Hausherrn die Geduld und er hieß ihn ſich entfernen, indem er drohte, daß er, wenn nicht binnen ſo und ſo viel Stunden dem Geſetz gehorſamt ſei, den unglücklichen „Sommaraccio“ auf des Beſitzers Koſten werde begraben und ihn ſelbſt einſperren laſſen. Der Blaujäckige entfernte ſich dann unter lauten Verwünſchungen und, was das Komiſche und Rührende war, mit nachdrücklicher Proteſtation gegen jene Bezeichnung ſeines Eſels, der ein bravo Sommaro und ſo und ſo viele Scudi werth, aber kein Sommaraccio geweſen ſei. Auf meine Frage, was jetzt geſchehen werde, antwortete der würdige Priore, daß er ſich in Verlegenheit befinde, da Pietro eine „kapriziöſe Beſtie,“ und obendrein von der ganzen, aus drei Mann beſtehenden Macht Ariccia's, gegenwärtig nur einer zu Hauſe ſei, der noch dazu keine Uniform und wenig Courage habe. So mußte denn der Vollzug des Urtheilsſpruchs auf den kommenden Tag hinausgeſchoben werden.

Den 8. Juli.

Der Emiſſario des Albanerſees iſt ein merkwürdig Stück Arbeit. Ich ritt vorgeſtern Morgen hinab, um ihn noch einmal zu ſehen. Man ſtaunt, wenn man bedenkt, daß dieſes Unternehmen von einem ſo kleinen Staate, wie damals (357 Jahre nach der Gründung) Rom noch war, mit ſolcher Schnelligkeit und Energie im Verlaufe von einem Jahre ins Werk gerichtet werden konnte. Verſtopfung der unterirdiſchen Abflüſſe des See's durch Erdbeben ſo wie neuentſtandene Zuflüſſe hatten die Gewäſſer dieſes Bergkeſſels eine ungeheure Höhe erreichen laſſen. Viel fruchtbares Land an den innern Abhängen des Kraters ging verloren, und man ſah kein Ende der Noth. Alten Berichten zufolge ſtiegen die Gewäſſer zu ſolcher Höhe, daß ſie ſich über die einſchließende Bergwand verheerend auf die angrenzenden Felder ergoſſen. Die Römer lagen gerade vor Veji zu Felde und eine Prophezeihung ging: ſo lange der Albanerſee überſtröme, könne Veji nimmer erobert werden. Der Ausſpruch des Delphiſchen Orakels beſtätigte dieſe Prophezeihung. Da entſchloß man ſich zu Rom, das Werk eines Abzugskanals zu unternehmen, ein Werk, das noch zu Ciceros Zeiten, als das kleine Stadtgebiet von Rom über den Erdkreis erweitert war, ein „ſtaunenswerthes“ genannt wurde. Man bedenke, daß der ganze Gebirgsrand aus eiſenharter Baſaltlava beſteht. Durch dieſen Wall brach man in ſchnurgerader Richtung einen über mannshohen, nahezu vier Fuß breiten, unterirdiſchen Gang in einer Länge von ſechstauſend Fuß. Noch ſind einzelne der vielen Schachte übrig, welche man anlegen mußte, um in vertikaler Richtung zu der Horizontalfläche (der Sohle) des Stollens zu gelangen. Schon dieſe Vorarbeiten waren ungeheuer, denn ſolcher Schachte, die zum Theil 250 Fuß Tiefe haben mußten, werden nicht weniger als funfzig durch die Lava gehauen ſein. Sie dienten dazu, um den Stollen ſelbſt von den entgegengeſetzten Seiten auf vielen Punkten in Angriff zu

nehmen, das ausgebrochene Geſtein hinaufzuſchaffen, und nach Vollendung des Werks gewährten ſie das Mittel, den Canal zu reinigen, und die Felder auf den Abhängen durch Schöpfräder zu bewäſſern. Dies letztere ſcheint auch der Grund geweſen zu ſein, weshalb die alten Römer es vorzogen, einen ſolchen unterirdiſchen Abzugsſtollen zu hauen, ſtatt die Ableitung der Waſſer durch ein bloßes Einſchneiden des umſchließenden Randes an den niedrigſten Stellen zwiſchen Caſtell Gandolfo und Marino zu bewirken. Als man den Gang ſo weit geführt hatte, daß ihn nur noch eine geringe Felswand vom See ſchied, wird man, wie Kunſtverſtändige meinen, dieſe durchbohrt und das Gewäſſer bis auf den ihm am Anfang des Rinnſals geſetzten Spiegel abgezapft haben *).

Wenn man dieſes über zweitauſend Jahre alte Werk altrömiſcher Energie und Einſicht betrachtet, ſo begreift man, wie die Römer dazu kommen konnten, daſſelbe mit ſo vielem Sagenſchmuck poetiſch zu verherrlichen, und ſeine Vollführung unmittelbar an den Befehl eines Gottes zu knüpfen. Die leitende Einſicht ging im alten Rom zu allen Zeiten mit dem religiöſen Aberglauben Hand in Hand. So wird damals die Menge nicht begriffen haben, weshalb man die bei weitem ſchwierigere Art der Erreichung des ihr zunächſt liegenden Zweckes, die überſchwellenden Waſſer abzuleiten, dem viel leichteren durch einen Kanal vorzog. Aber auch dafür wußte man Rath. Man ließ das Orakel ſagen: „wenn der ausgelaſſene See als Stromſturz das Meer erreiche, werde es dem römiſchen Volke Verderben ſein, Heil dagegen ihm kommen, wenn der See ſo abgezogen würde, daß er zum Meere nicht gelangen könne“ (si lacus *emissus* lapsu et cursu suo ad mare profluxisset, *perniciosum* populo Romano; sin autem ita esset *eductus*, ut ad mare pervenire non posset, tum *salutare* nostris fore, heißen die

*) Niebuhr. R. Geſch. 2, 571.

Orakelworte bei Cicero im ersten Buche von der Weissagung). Da ertrug das Volk die Steuern und Lasten, und das verheerende Element ward, was es noch jetzt ist, eine Wohlthat für die Campagna, deren dürre Gefilde es tränkt, ehe Bäche den Ueberfluß in die Tiber führen.

Von Castell Gandolfo abwärts führt ein steiler Fußpfad bis zum See hinunter, an dessen Rande zur Rechten, wo die Quadermauern einer alten Villa sich in das Wasser strecken, fortreitend ich zu der Stelle gelangte, wo der von Trauerweiden umschattete Eingang des unterirdischen Ableiters mit großen Werkstücken aufgemauert ist. Die unterirdischen Zuflüsse des Sees sind so reichhaltig, daß selbst jetzt in der Zeit der größten Dürre das Wasser beständig in den Kanal fließt. Hoch auf dem Quaderpilaster links am Eingang des Gewölbes steht der gigantische, nacktgeschälte Stamm eines abgestorbenen Ahorn, dessen Wurzeln im Kampfe gegen dieses Quadermauerwerk, wie es scheint, erlegen sind. Ich hatte ein Stümpfchen Wachslicht auf einen Schachteldeckel geklebt, und ließ es angezündet in den düstern Gang hineinschwimmen. Es dauerte lange, ehe es, kleiner und kleiner werdend, zuletzt unsern Blicken entschwand.

An derselben Seite des Seeufers, etwa zehn Minuten von dem Emissario entfernt, zeigte mir ein Bauer die Cella eines in den Felsen gehauenen Heiligthums, von dem ich in Förster und Westphal nichts gefunden hatte. Es ist ein großes, in den Basalt gehauenes Rundgewölbe, vielleicht eine den Nymphen geheiligte Grotte. Alle Bekleidung fehlt. Die Nischen sind ihres Schmuckes beraubt, und die Statue einer Göttin, der Diana, wie mein Führer sagte, die man dort fand, soll im Schlosse von Castell Gandolfo aufbewahrt werden. Der Boden ist durchschnittlich drei bis vier Fuß hoch mit Schutt- und Pflanzenerde bedeckt, auf der die üppigste Vegetation sich wuchernd erhebt. An einigen Stellen hat man ihn aufgegraben, und nachdem ein Bauer, der auf dem Stück-

chen Garten vor dem Heiligthume ſeine Kartoffeln baut, mit einem Büſchel Feigenblätter und etwas Waſſer aus einem antiken Baſſin die Erde von einer dieſer Stellen weggewaſchen hatte, ſahen meine erſtaunten Augen das prachtvollſte Moſaikgemälde, zwei Pferdeköpfe und Leiber in den ſchönſten blaßrothen Farben, aus dem Wuſt und Schmutz hervorſtrahlen. Leider war der zu ihnen gehörige Wagen faſt ganz zerſtört. Ein anderes Moſaik am Boden links vom Eingange zeigte die fabelhaften Geſtalten von Meerweibchen mit Drachenſchwänzen. Ich ſtieß meinen Stock durch die Erddecke, und traf überall etwa drei Fuß tief auf feſten Widerſtand. Sicher liegen dort noch ſchöne Moſaikſachen. Aber die Regierung läßt nicht aufgraben, und das Aufgedeckte verkommt. Dafür giebt es aber auch in der Welt nichts Maleriſches als dieſe wunderſame Ruine. Der gewaltige Eingangsbogen der Grotte iſt faſt ganz geſchloſſen durch dichtes Buſchwerk von wilden Feigen, jungen Kaſtanien, Lorbeergebüſch, rieſigen Farrenkräutern und lang herabfallendem Epheugelock. Durch eine kleine Lücke gewahrt man nun, in der Grotte ſitzend, das entzückendſte Bild: den gegenüberliegenden dreitauſend Fuß hohen Monte Cavo mit ſeinem ſchimmernden Kloſter und ihm zu Füßen ein kleines Stück des blauen Waſſerſpiegels. Der Maler, welcher mich begleitete, beſchloß auf der Stelle es zu malen.

Links und rechts dicht neben dieſem Rundgewölbe ſind zwei große Höhlen unregelmäßig in den Baſalt gehauen, etwa von gleicher Größe mit jener Tempelcella. Vielleicht dienten ſie als Vorrathsſtätten, als Stallungen für Thiere. Denn an dieſen Seen waren zu Roms glänzenden Zeiten die Sitze des üppigſten Lebensgenuſſes. Das Ufer des Albanerſees iſt überall unter Caſtell Gandolfo mit Trümmern großer Bauten bedeckt. Es ſind gewaltige Unterbaue von ſorgfältig behauenen Quadern, die ſich zum Theil tief in das Waſſer des Sees hinein erſtrecken. Wahrſcheinlich reichten auch die Bäder und Luſthäuſer theilweiſe in den See hinein. Befand ſich doch auf dem benachbarten Nemiſee ſogar ein

ſchwimmender Prachtbau, das goldene Schiff des Kaiſer Tiber, welches jetzt noch, wie Antiquare und Fiſcher behaupten, tief auf dem Grunde des Sees ruht. Geſtern, als ich von Genzano aus einen mir bisher unbekannten Weg zum See hinab verfolgte, welcher links von dem Schloſſe des Duca Ceſarini am äußerſten Ende des Städtchens, wenn man von Aricia kommt, an den innern Felswänden des Kraters hinab ſich der Tiefe zuſchlängelt, fand ich auf demſelben die Spuren einer alten Römerſtraße, deren Pracht für einen bloßen Seitenweg in Erſtaunen ſetzt. Sie hat, wie die Reſte zeigen, ganz aus viereckigen, anderthalb Fuß breiten und faſt eben ſo dicken Baſaltſtücken beſtanden, die ſorgfältig behauen und wie das ſchönſte Trottoir dicht aneinander gefügt waren. In Schlangenwindungen zog ſie ſich gemächlich an einem der Abhänge des Gebirgskeſſels hinab, bequeme Fahrt für Wagen gewährend, wo jetzt nur mühſam ein Laſtthier ſich hinuntertaſtet. Noch ſind einzelne Strecken ziemlich erhalten, an allen übrigen liegen nur noch einzelne Polygone zerſtreut umher. Zeit und Waſſerverwüſtungen mögen hier zerſtört haben. Aber die Koſtbarkeit ſolcher Straße läßt auf den Luxus und Reichthum jener üppigen Villegiatur ſchließen, zu deren Dienſten ſie errichtet wurde.

Den 11. Juli.

Heute bin ich zum Erſtenmale einen Morgen nicht ausgeritten, weil mein Thier nicht zur Hand war. Sein Herr, der ſchwarzköpfige Vincenzo, welcher von den zwei Paoli, die ihm ſein Eſelchen jetzt täglich von mir einbringt, ohne zu arbeiten lebt, war in Verzweiflung darüber, daß Signor Pippo, unſer Cameriere, da ich dieſen Morgen etwas länger geſchlafen, ſich ohne Umſtände des geſattelt vor der Thür meiner harrenden Grauen bedient hatte, und nach Albano oder ſonſt wohin geritten war. Dieſer Cameriere iſt

überhaupt ein Prachtexemplar von einem Italiener. Er iſt ſtets freundlich, und mit einem Subito! adesso! Sera servito gleich bei der Hand, aber einen Dienſt kriegt man nicht leicht von ihm geleiſtet. So allein iſt es ihm auch möglich, mit Hülfe eines zweiten gutmüthigen, aber überaus einfältigen Burſchen, Vincenzo genannt, das ganze, vollbeſetzte Haus zu bedienen. So hab ich's aufgegeben, allmorgendlich friſches Trinkwaſſer anders zu erhalten, als daß ich es ſelbſt vom Brunnen hole. An Stiefelputzen, Kleidereinigen, Aufwartung auf dem Zimmer iſt nicht zu denken. Zu ſolchen Bequemlichkeiten gelangt man höchſtens ausnahmsweiſe einmal auf dem Wege der Bevorzugung. Und doch glauben die Leute ſchon alles mögliche zu thun, und würden eine Aeußerung von Unzufriedenheit ſchwerlich begreifen. Der alte, prächtige Martorelli iſt eben ſo. Obſchon er ſelbſt ſich nicht im Mindeſten um ſeine Hausgenoſſen bekümmert, ſo macht ihm doch jeder, auch der nach unſern Begriffen beſcheidenſte Anſpruch an irgend eine Thätigkeit ſeiner Leute „molto incommodo," und er klagt ſehr über die Engländer, die doch gewiß nach ihren Begriffen ein wahres Martyrium des Uncomfortablen mit der Geduld von Heiligen ertragen. Der große franzöſiſche Maler Horace Vernet, der gleichfalls bei ihm in Aricia Villeggiatur zu halten pflegte, gab hier einmal den Künſtlern ein kleines Feſt. Martorelli erzählte uns davon, und vergaß nicht klagend hinzuzuſetzen, wie viel incommodo ihm dies Feſt bereitet habe, und doch handelte es ſich nur um ein einfaches Mittagseſſen mit ein Paar Schüſſeln mehr als gewöhnlich! Und doch lebt der Mann, der ſich keineswegs im Wohlſtande befindet, von dieſem Geſchäfte, Fremde zur Villeggiatur zu beherbergen und zu bewirthen. Aber Alles in Allem iſt mir doch dieſes italieniſche, patriarchaliſche Weſen hundertmal lieber, als das raffinirte, gleißende Gaſthofweſen mit ſeinen goldſtrotzenden Thürſtehern, vornehmen Oberkellnern, ſeinem exorbitanten Luxus, wo man das Sechsfache zahlt, und trotz all des Apparats im vierten, fünften oder ſechsten Stock ſchlecht

bedient wird. Konnte ich doch auf der ganzen Reise in vielen solcher Hotelpaläste keine Flasche frischen Wassers bekommen, und was das Schlimmste war, Anstand und Treppenhöhe machten es unmöglich, sich dies Unentbehrlichste selbst zu holen. Dieser Gasthofsluxus, zu dem man sich bei uns hinaufgeschroben hat, ist auch eine Sumpfpflanze unserer unnatürlichen Zustände. Er wird erzeugt durch den Sybaritismus unserer Vornehmen und Reichen, welche die gewohnte Umgebung aller Bedürfnisse ihrer Verwöhnung überall vorzufinden Anspruch machen. Die Folge davon ist, daß die ohne Extrapost und Kurierpferde reisende Menschheit auch diesen Luxus bezahlen muß, ohne etwas anders davon zu haben, als schlechte Bedienung, Zimmer in Thurmhöhe nach dem Hofe hinaus, magenruinirende Tabled'hotes und enorme Rechnungen. Es wird und muß dahin kommen, daß kluge Gastwirthe zu der alten Einfachheit zurückkehren und schlichte „bürgerliche Gasthäuser" etabliren.

Was nun meine Italiener betrifft, so entschuldigt gar Manches den Mangel an Promptheit und Comfort, welchen ihre Einrichtungen uns verwöhnte Nordländer empfinden lassen. Zunächst sind sie selber bei weitem bedürfnißloser als wir, und begreifen daher viele unserer Anforderungen gar nicht. Ferner sind sie keineswegs aufs Geldscharren und Anhäufen erpicht. Sie wollen der Regel nach so viel haben, um mäßig und leidlich zu leben, und dies auf die leidlichste Weise ohne Quälerei und Hetzerei erwerben. Haben sie was sie brauchen, so hört die Arbeit auf. Dieser Zug geht von dem armen Paesano, der von seinem Eselchen lebt, durch alle arbeitenden Stände hindurch. Daher kommen sie freilich auch in der Industrie nicht weit. Denn sie bringen es wohl leicht bis zu einem gewissen Punkte, selbst viel leichter als Individuen anderer Nationen; weil sie zu Allem eine unglaubliche, natürliche Anstelligkeit besitzen. Aber sobald sie bis zu einem gewissen Grade gelangt sind, wo die erworbene Fertigkeit, Handwerksgeschicklichkeit u. s. f. sie in Stand setzt, das Nöthige zu erwerben, hört auch in der

Regel das Weiterſtreben auf. In dieſem Bezuge ſind ſie durchaus Horaziſche Lebensphiloſophen. K. und St., die ſchon über zehn Jahre mit den Italienern leben, beſtätigten mir dies als ihre durchgehende Erfahrung.

Der Beſitzer meines Sommaro iſt ein Extrem dieſer praktiſchen Lebensphiloſophie. Die ein oder zwei Paoli, welche ſein Moreto jetzt täglich für ihn verdient, ſetzen ihn in den Stand, ohne alle Arbeitsanſtrengung behaglich den ſchönen Sommer zu genießen, bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel gut zu leben, und ſich allabendlich in der Oſterie im beſten Weine ſeinen Rauſch zu trinken. Kommt er dann ſeligvergnügt, aus heiſerer Kehle ein Ritornell trällernd, Abends an meinem Fenſter vorüber, um anzufragen, zu welcher Stunde am nächſten Morgen der Sommarello (er nennt ihn nie anders als mit dieſer Zärtlichkeitsendung) bereit ſein ſoll, ſo giebt es eine Verhandlung über die Zeitrechnung, da er die ora francese nicht recht kennt, während ich in der italieniſchen nie ganz ſicher bin. Hier genießt er nun, ehe er ſein Haupt dem breiten Lager anvertraut, den Triumph, den barbariſchen, unwiſſenden Foreſtiere zu belehren, worauf er noch einmal ſo vergnügt ſeiner Steinhütte zuſchlendert. Da er aber kein bloßer Bonvivant, ſondern in der Art ſeiner Landsleute induſtriell iſt, ſo hat er von dem Ueberſchuſſe der erhaltenen Paoli zwei Gläſer nebſt zwei alten blechnen Theelöffeln, und einen Sack Limonen gekauft, und mit dieſen Vorräthen an dem großen Brunnen von Aricia, dicht am Thore, im Schatten der Caſa Martorelli, auf einem alten dreibeinigen Tiſche eine Limonadenſchenke im Freien etablirt, die ihm zugleich den Vortheil gewährt, als ſein eigner Stammgaſt ſtets ſelber das kühlende Getränk bei der Hand zu haben. Wenn ich ihn dort in glückſeligſter Behaglichkeit wirthſchaften, Limonaden austheilen und Bajocchi einnehmen ſehe, und mich als den Schöpfer dieſes einzigen induſtriellen Unternehmens von Aricia betrachte, ſo kommt ein Strahl der Freude, welche auf dem Geſichte dieſes

glücklichen Naturmenſchen leuchtet, auch über mich, und das alte Lied vom „Vergeſſen und Vergeſſenwerden“ in dieſer Wald- und Bergeseinſamkeit, unter dieſem göttlichen Himmel, ſummt mir leiſe im Herzen wieder.

Dem Fürſten Chigi habe ich eine Entſchuldigung zu machen. Ich habe ſeinen berühmten Park geſtern beſucht, und aus guter Quelle erfahren, daß die wirklich urwaldähnliche Wildniß nicht von Vernachläſſigung, ſondern von einer teſtamentariſchen Verfügung des Großvaters des jetzigen Principe herrühre, zufolge deren dieſer Park zum Beſten der Maler und ihrer Studien ſich ſelbſt und dem freien Spiele ſeiner Vegetation überlaſſen bleiben ſollte. Das iſt denn allerdings eine großartige Kunſtgeſinnung. Den Park zu betreten wird nur gegen eigenhändig vom Prinzen ausgeſtellte Erlaubnißſcheine geſtattet, die aber keinem Künſtler verweigert werden. Schon Göthe erwähnt lobend dieſes Parks und ſeines wunderlichen Beſitzers, der ihn halte, nicht unterhalte, und deshalb auch nicht wolle, daß Jemand ſich darin umſehe. Göthe ſelbſt hat nur durch das Gitter des großen Eingangsthores, unterhalb des Felſens, auf dem Aricia und das Schloß liegt, in die ſchon damals vorhandene Wildniß hineingeſehen, verſetzt aber irriger Weiſe den Park, ſtatt vor und bei Aricia, nach Genzano, welcher Irrthum durch alle Ausgaben ſeiner Werke geblieben iſt. Wie es in demſelben ausſehen muß, kann man ſich denken. Oder vielmehr, man kann es doch nicht. Wenigſtens übertraf das, was ich ſah, alle meine Vorſtellungen. Ungeheure Bäume, von Alter und vom Sturme umgeſtürzt, liegen hier ſeit einem Jährhunderte, umwuchert von Ranken und Geſtrüpp, aus eigner Fäulniß neue Vegetation erzeugend. Schlinggewächſe aller Art kriechen hinauf bis in die höchſten Kronen, ſtrecken ſich bis in die letzten Zweige, ſchwingen ſich weiter zu den nächſten Bäumen,

und hangen in hundert Windungen und Feſtons bis zur Erde nieder. Unter den dichtbelaubten Kronen ſtrecken gänzlich abgeſtorbene Waldrieſen ihre nackten Arme geſpenſtiſch kahl in die Luft. In den meiſten Partieen durchdringt auch nicht ein Sonnenſtrahl das dichte Laubdach, unter deſſen Schutze dem üppigen Boden eine wahre Wüſtniß wilder, ſchattenliebender Ranken, Pflanzen und Kräuter, weit über Mannshöhe, entwuchert. Alles wächſt, rankt, ſchlingt ſich, ſtirbt, verdorrt und verfault nach eignem Belieben. Beſonders ſind Reſte alter Bauwerke, unter denen auch ein ungeheures aufgemauertes Grottengewölbe mit einem Baſſin, auf das wunderbarſte von der Vegetation umwuchert. Es athmet ſich ſchwer in dieſer Wildniß, und die feuchte Sumpf- und Fieberluft iſt ſchon manchem Maler, der hier unvorſichtig zu lange und nicht zur rechten Stunde arbeitete, verderblich geworden. Und doch giebt es vielleicht in ganz Europa kaum einen ähnlichen, zu landſchaftlichen Vorgrundsſtudien ſo reiche Ausbeute liefernden Ort.

Wie mir die Architektur unſerer Wohnhäuſer, dieſer nüchternen, poeſieloſen, kaſernenhaften Kaſten, mit der ſchläfrigen Regelmäßigkeit und monotonen Verſtändigkeit ihrer Phyſiognomien, hier in der Erinnerung zuwider wird, kann ich kaum ſagen, hier, wo jedes, ſelbſt das ärmlichſte Gebäude, nicht ganz der Schönheit und des Schwunges in Formen und Linien entbehrt. Da hat neulich ein wohlhabender Landmann in Rocca di Papa ſich ſelber ein Haus gebaut — Steinhäuſers Frau wohnt darin zur Villeggiatur — ohne allen Beirath eines Architekten, und dies ſtattliche, dreiſtöckige Haus iſt ſchöner als die meiſten unſerer beſten nordiſchen Wohnhäuſer. Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Behaglichkeit des Beſitzers geben die Regel, nach welcher ſolch ein Gebäude ſich aufbaut, und da entſteht von ſelbſt Mannigfaltigkeit, Character und Schönheit.

Heute Abend beobachtete ich ein intereſſantes Naturphänomen. Vom Bade im Albanerſee zurückkommend ritt ich den ſchönen, breiten Weg hinab, welcher bei Caſtell Gandolfo die obere mit der unteren Gallerie verbindet. Die Sonne war nicht weit vom Untergehen, und das ſonſt weiße, blendende Licht, welches ſie auf den in der Ferne blitzenden Meeresſtreifen wirft, erſchien heute orangeröthlich, wohl wegen der ungeheuren Hitze und der durch ſie erzeugten ſtarken Dünſte. Der Abend war wieder unſagbar ſchön. Die Glutpracht des roſigen Lichts umſpielte die alten hundertjährigen Baumſtämme der untern Gallerie und verklärte das wuchernde Leben auf ihren bemoos'ten Rinden mit ſeinem Zauberſcheine. Das Intenſive dieſer Lichtwirkungen iſt mir immer aufs Neue entzückend. Eine überall an den Seiten offene Kalesche fuhr hinter mir her nach Albano zu. Die ſchöne, von lieblichen Kindern umgebene Frau war die Fürſtin Doria, welche ihr Sommerſchloß in Albano bezogen hat. Als der betreßte Kutſcher ſeine Rappen in ſcharfen Trab ſetzte, begann mein ehrgeiziger Sommaro — ſo groß iſt der Unterſchied ſelbſt zwiſchen den Eſeln von Nord- und Südeuropa — ſeinen flinkſten Galopp, und überholte, zu großem Gaudium der Inſaſſen des Wagens, die Pfleglinge des darüber ſichtlich erboßten Wagenlenkers. Ah! che bravo sommarello! riefen die kleinen Principeſſen, als ich gegenüber dem Grabe des Pompejus ſtill hielt, und den Wagen grüßend vorüber ließ. Da ich ihre Villa zum öftern beſuche, bin ich ſchon bei den Kindern als der Foreſtiere mit dem flinken Sommarello bekannt.

Albano iſt jetzt ſo voll von Gäſten, daß in dem großen Hotel de Paris kein Zimmer mehr zu haben iſt. Als ich Abends vor dem Café ſitzend mein Eis ſchlürfte, ritt mitten durch das Gewühl auf einem ſehr ſchönen Pferde ein Mann von gemeinem Ausſehen, welches nur durch die auffallend gelbe Geſichtsfarbe und durch eine

gewiſſe Fremdartigkeit ſeiner Geſichtsbildung etwas Ungewöhnliches erhielt. Ein Paar Leute grüßten und zwar reſpectvoll, beides hier eine Seltenheit. Wer iſt der Mann? „Don Miguel, König von Portugall!“ Er lebt in der Nähe von Albano auf einem Landhauſe, von einem kleinem Jahrgehalte des Papſtes. In Rom zu wohnen iſt ihm verboten, weil er ſich, ich weiß nicht was, hat zu Schulden kommen laſſen. Es geht ihm ſchlecht und armſelig; er hat Schulden, ſelbſt bei Krämern in Albano. Aber er verſchmäht es — und das iſt doch eine Art fürſtlicher Tic in dieſer wüſten Natur — eine große Jahresrente durch förmlichen Verzicht auf den Thron zu erkaufen. Lieber lebt er in Armuth, aber als „Majeſtät,“ ernennt Kammerherren, ertheilt Orden, und denkt, daß doch noch nicht aller Tage Abend ſei. So wird das einzige Honette in ihm ſeine Strafe. Neulich als ich in Rom mit dem Miniſter Keſtner von einer Spazierfahrt heimkehrend durch Porta del Popolo in den Korſo einfuhr, grüßte er eine ſchwarzverſchleierte Dame. Es war eine Enkelin Napoleons, Tochter des ehemaligen Königs von Spanien, die in Rom an den Fürſten von Muſignano verheirathet iſt. Sie haben in Aricia am römiſchen Thore einen Palazzo mit prachtvoller Ausſicht auf Rom und die Campagna. Das Vermögen des Fürſten hat durch die Erbſchaft ſeines Großonkels, des Cardinals Feſch, einen Zuwachs bekommen, der ſehr beträchtlich ſein muß, da die Gemäldegallerie des Cardinals, eine der koſtbarſten Privatſammlungen der Welt, neulich zu ungeheuren Preiſen verkauft worden iſt. So ſind z. B. für einen Potter 14000 Scudi (21000 ℳ Preuß.) bezahlt. Dergleichen gränzt an Wahnſinn.

Sonntags, den 13. Juli.

Ich entdecke auf meinen ununterbrochenen Streifzügen, bei denen ich oft aufs Gerathewohl die unwegſamſten und ſchmalſten

Wald- und Gebirgspfade wähle, immer neue Schönheiten der Gegend, weitere oder beſchränktere Ausſichten, Panoramen, ſtille Waldſchluchten, höchſtens von dem Plätſchern eines leiſe durch die Klippen rinnenden Waſſers belebt. Gerathe ich auch auf ſolchen Schleifwegen, die meiſt nur für Fußgänger berechnet ſind, hier und da ins Gedränge, zerreißen wilde Roſen mir nicht nur die Haut, ſondern auch — was hier viel ſchlimmer weil ſchwerer zu erſetzen iſt, die Kleider, ſtreifen niederhangende Zweige mir den Hut vom Kopfe oder mich ſelbſt von meinem Thiere, — was thuts? Man hebt den Hut und ſich ſelber wieder auf, bricht oder knickt die Zweige, welche den Weg verſperren, und klettert mit dem Thiere weiter. Durch einen ſolchen üppig bewachſenen Fußweg, der von dem Wege nach Genzano hinter der großen Brücke rechts abführete, gerieth ich vorgeſtern auf eine Anhöhe uud in das umzäunte Grundſtück eines Genzaneſen. Die Männer ſchnitten juſt das Korn, und ſangen dazu einzeln ihr melancholiſches und trotz der Eintönigkeit ſo wunderbar ergreifendes Ritornello, deren jeder Ort faſt ein eigenes hat. Sie ſchneiden das Korn ſehr kurz, weil ſie das Stroh nicht brauchen, welches großentheils verbrannt wird. Der Padrone, d. h. der Pächter des Grundſtücks, erbot ſich ſogleich, mir die „ſchönſte Ausſicht“ zu zeigen. Die war denn wirklich prachtvoll, ein Panorama von dieſer mäßigen Höhe, wie es nicht ſchöner zu wünſchen. Rechts weſtlich Rom in ſeinen heißen Nebeldünſten, weiter zurück die Sabinergebirge, zwiſchen inne die braune Campagna bis zum Soracte hin. An mehreren Stellen blitzt der ſchimmernde Tiberſtrom hervor. „Dort, wo er ins Meer mündet, ſeht Ihr Oſtia, weiter links die weißen Häuſer ſind Prattica und Ardea, und noch weiter abwärts könnt Ihr Nettuno und Torre d'Anzo mit ſeinem Kaſtell ſehen.“ Bis dahin folgten ihm meine gläſerbewaffneten Augen, während ſein Falkenblick noch viel weiter reichte. Ein Dampfer durchſchnitt, nach Neapel zuſteuernd, das Meer. Zu unſeren Füßen lag das fruchtbare Thal von Aricia, Valaricia genannt,

an deſſen äußerſter Gränze ich Don Miguels Landhaus erkannte. Zur Rechten, halbverdeckt von dem nahen Jeſuitenkloſter Galloro, liegt Aricia; hinter ihm, tiefer, ſchimmert Albano aus ſeinen Pinien-, Oelbäumen- und Cypreſſenhainen hervor. Außerdem überſah ich noch von jenem Hügel in ſüdöſtlicher Richtung Genzano mit ſeinem ſtolzen Schloſſe und die hinter ihm aufſteigende Kette der Volskergebirge, deren letzte Spitze ſich weit in duftigblauer Ferne als Monte Circello hoch wie eine Rieſenburg aus dem Meere hebt; ferner Civita Lavigna (das alte Lanuvium) Monte Giove, Campo Morto, Torre di Savelli u. ſ. f. Mache Dir nun einen Begriff von ſolchem Reichthume einer Ausſicht, die überall klaſſiſche Erinnerungen urälteſter Zeit hervorruft. Denn hier iſt jedes Städtchen eine Ruine der Vergangenheit, um die der Epheu urälteſter Sage und Geſchichte ſeine tauſendjährigen Arme ſchlingt. Aeneas und ſeine Trojaner werden hier ſo gut lebendig, wie Nero und Auguſt, wie Camillus und die Konſuln der jungen Republik. Dies Antium, deſſen Trümmer mir der Bauer zeigt, datirt ſeine Gründung von keinem geringeren als einem homeriſchen Namen. Odyſſeus Sohn, den ihm die göttliche Zauberin Circe gebar, die dort an dem blauen Capo Circello

— — in ſchöngebautem Palaſte
Von behauenen Steinen in weitumſchauender Gegend

ihren Zaubergeſang erſchallen ließ zum Klange des goldnen Webſchiffs, hat es gegründet, und Nero war es, der, dort geboren, ſeine Vaterſtadt zu einem der prachtgeſchmückteſten Orte in Roms reicher Umgegend erhob, und es mit Kunſtwerken zierte, von denen der „borgheſiſche Fechter“ und der „Apoll von Belvedere,“ die man dort aus ihren Schuttgräbern zog, einen Begriff geben können. Erſt ſpät geleitete mich der ſchwarzlockige Italiener, der in ſeinen Erzählungen von den Orten der Umgegend Altes und Neues wunderlich vermiſchte, auf einem andern Pfade hinab aus ſeinem Eigenthume. Ich zweifelte, ob ich ihm etwas anbieten dürfe, als er

mir mit einem adesso date mi qualche cosa zuvorkam. Freilich mag er arm sein, denn wohlhabende Landleute sind hier eine Seltenheit. Es war ein prächtiger Kopf mit einem ausdrucksvollen Gesichte, in dessen Zügen sich Gutmüthigkeit und Schlauheit wunderbar mischten, wie fast in allen Physiognomien des römischen Landvolks. Die nackte Brust sah braungelb, wie Bronze, aus dem groben aber sehr weißen Hemde hervor — alle Italiener halten viel auf reine und weiße Wäsche. In den schwarzen Locken hinter dem Ohre stak ihm eine dunkelrothe Nelke, ein gewöhnlicher Schmuck der Männer aus dem Volke, der ihnen ganz vortrefflich steht. Ueberhaupt lebt in diesem Volke ein angeborner Schönheitssinn, an dem ich täglich meine Freude habe. Die Art, wie sie ihre Jacken auf der einen Achsel hängend oder mit den Aermeln um den Hals geschlungen, tragen, wie sie stehen, sitzen, liegen, gehen, in ihrer Art das Halstuch zu knüpfen, die Schärpe zu schlingen, den Hut zu tragen und zu formen, — kurz in Allem tritt dieser Schönheitssinn hervor. Oft, wenn ich Abends durch die Gassen der kleinen Ortschaften reite, und nur mit Mühe mich durch die umherstehende Menschenmenge hindurchwinde, sehe ich Gruppen, welche einem plastischen Künstler die schönsten Motive geben könnten. Wenn bei uns ein Bauernbursch sich auf den andern lehnt (was beiläufig sehr selten und meist nur im Zustande der Trunkenheit geschieht), so giebt das sicher eine unschöne Rekelei. Hier aber, wo ich solche Gruppen alle Augenblicke sehe, ist die Stellung stets malerisch oder plastisch, und dem Einen, ohne besondere Belästigung des Andern, Behagen gewährend. Sehe ich die Weiber und Mädchen Abends zu dreißig und vierzig an den Brunnen, stehend und wartend, gehend und kommend, wie sie die großen, kupfernen Henkelgefäße so sicher und stattlich auf dem Haupte tragen, die rechte Hand mit der oberen Rückenfläche in die Seite gestemmt, die linke entweder lässig niederhangend oder an dem einen Henkel des Gefäßes gelegt, so habe ich die schönsten antiken Kanephoren und

Karyatiden. Täglich habe ich meine Luſt an dieſen Dingen, und beſonders an jenem Abende, der an Schönheit der Farben und Lufttinten alle ſeine Vorgänger übertreffen zu wollen ſchien. Das Herz ging mir auf vor Entzücken, als ich in der ſchönſten italiſchen Sommernacht langſam durch das Waldesdunkel der Bergſchluchten hinritt. Millionen von Leuchtkäferchen illuminirten Buſch und Strauch und Bäume. Des Mondes unvollkommene Scheibe blickte mit mildem Goldglanze durch die Baumwipfel. Die Quellen plätſcherten, Kühlung hauchend, durch die Nachtſtille. Der ſchrille Sang der Cicade war verſtummt, von fernher ſcholl das Avemariageläute, klingelten die Schellen der Carretieri di Vino, welche der Nachtraſt zueilten. Grau und mächtig hoben ſich beim Austritt aus dem Walde die dunklen Maſſen des Fürſtenſchloſſes von Aricia in die Nacht empor. In der Ferne flimmerte der mondbeſchienene Meeresſtreifen. Voll Entzücken breitete ich die Arme aus, als wenn ich das Alles an mein Herz drücken könnte.

Auf den Platten der Steintreppen und unter der Vorhalle der Kirche lagen dunkle Maſſen. Es ſind arme Lohnarbeiter aus dem neapolitaniſchen Gebirge, die aus den Gärten und Feldern der Campagna, wo ſie für den trägen Römer die Ernte machen, der Malaria wegen allabendlich hinauf in die Städte kommen, und unter Thoren und Hallen ihr armſelig Nachtlager ſuchen. So ſah ich in Rom, als ich Nachts gegen eilf Uhr vom Kapitol herabſtieg, alle Treppen und Vorhallen von hunderten ſolcher armen Arbeiter eingenommen, faſt alle ſchlafend, wenige noch ein Gebet murmelnd. Ob es der italiſche Gott wohl endlich erhören wird!

Denſelben Abend ſollte ich nun auch noch ein anderes italiſches Lebensbild und zugleich eine antike Erinnerung genießen. Das Singen meiner Genoſſen und der neuliche Ballabend hat uns ganz Aricia auf den Hals gezogen. Heute Abend kam wieder eine

Geſellſchaft junger Mädchen, in Begleitung einiger Brüder und Verwandten, die uns und einen jungen Römer, Signor Camillo G., zur Paſſeggiata aufforderten. Bald war Paar und Paar gebildet, und ſo ſchlenderten wir von einem Thore zum andern, ſingend und plaudernd, die Straße auf und ab. Aber wie iſt es möglich mit dieſer ſchwalbenzwitſchernden Schnelligkeit der Sprache im Munde einer Italienerin (die eigentlichen Bewohner Roms ſprechen viel langſamer) zurechtzukommen! Ich war froh, als wir wieder auf dem großen Platze bei den Springbrunnen angelangt waren, und Spiele vorgeſchlagen wurden. Nach langen Debatten, ſo lange und lebhaft, als hinge von der Entſcheidung das Heil der Welt ab, wurde für „Colonna Ingleſe“ (unſer „den dritten abſchlagen“ oder ſo etwas) geſtimmt, das denn ſehr anmuthig und ſcherzhaft von Statten ging. Dann ward auf den breiten Steinſitzen der Mauerbrüſtung, von der man die Ausſicht auf Rom und die mondbeleuchtete Campagna hatte, ausgeruht, und zuletzt mit einem eigenthümlich römiſchen Spiele, Nasconderello genannt, der Schluß gemacht, von dem ich weiter nichts verrathen will, als daß dadurch Horazens jugendluſtiger Zuruf an ſeinen Freund:

Nunc et campus et areae
Lenesque sub noctem susurri
Composita repetantur hora

und vor allem das heiter neckiſche:

Nunc et latentis proditor intimo
Gratus puellae risus ab angulo
Pignusque dereptum lacertis
Aut digito male pertinaci

aus ſeiner zweitauſendjährigen Vergangenheit mir zu friſchem, gegenwärtigen Leben erweckt wurde. Leider aber ward Deutſchland von Rom beſiegt. Signor Camillo trug bei den Donnen meiſtens den Preis davon, und noch bis Mitternacht hörte ich von Fenſter und Balkon des dem unſeren gegenüberliegenden Hauſes das Sir

Camillo! a domani sera! und die felicissima notte (von der man faſt nur das letzte Wort vernimmt) unter allerhand Lachen und Scherzen zu den Fenſtern des Begünſtigten herüberſchallen. In einer ſolchen Nacht lernt man Horaz und Shakſpeare, ſüdliche Frauennatur und das blitzſchnelle Aufflammen ihrer Leidenſchaft verſtehen.

Ariccia, den 8. Juli.

Das Wetter iſt heute zum erſten Male trübe und unfreundlich. Ein unangenehmer Wind ſtäubt auf Straßen und Wegen, und doch iſt dieſer Wind nicht kühlend, vielmehr fühle ich mein Blut mehr wie gewöhnlich nach einem kleinem Gange erhitzt. Der Himmel iſt wolkenbedeckt und voller Scirocco. Die Maler, welche bei ſolchem Wetter ihre Farbenſtudien nicht fortſetzen können, ſind verdrießlich, und haben ſich endlich mit ihren Skizzenbüchern hierhin und dorthin zerſtreut, und ich ſelbſt habe den kühlſten Winkel im Hauſe aufgeſucht, um die Ereigniſſe der letzten Zeit nachzuholen.

Der Beſuch zweier römiſchen Freunde, Kümmel und Lehmann, veranlaßte geſtern einen Ausflug nach Marino und Grottaferrata. Wir ritten durch die obere Gallerie, bei Albano vorbei, durch Caſtell Gandolfo. Hinter dieſem Orte, hoch oben auf dem Rücken des Lavawalles, welcher den Krater des Albanerſees bildet, hat man die ſchönſte Ausſicht, links auf Rom, das im hellen Sonnenglanze vor uns lag, und rechts auf den See und das Kloſter Pallazzuolo, über dem ſich der Monte Cavo erhebt. Der Weg führte dann bei einer kleinen Kapelle, in deren Nähe ein Einſiedler ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat, in einen prachtvollen Laubwald. Die Sonne brannte, trotz der Frühe, ſchon heiß, als wir aus dem kühlen Waldhange von Marino hervortretend, das maleriſche Städtchen auf dem nackten Felſen mit ſeinen mittelalterlichen, krenelirten

Thürmen, ſeiner tiefen Thalſchlucht und dem berühmten Brunnen der Aqua Ferentina liegen ſahen, an welchem letzteren wohl ein halbes hundert Frauen und Mädchen ihr geräuſchvolles Wäſchereigeſchäft trieben. In dieſem Waldthale, an der Quelle der altlateiniſchen Göttin Ferentina hielten die Völker Latiums ihre Verſammlungen. Im Mittelalter herrſchten hier abwechſelnd die mächtigen Familien der Colonna (deren Wappen, die Säule, ich noch vieler Orten an Mauern und Gebäuden wahrnahm) und der Orſini. Die heutigen römiſchen Antiquare halten übrigens Marino für das altrömiſche Coſtrimonium. Auch ſollen dort einige werthvolle Kunſtwerke gefunden worden ſein. Zur Zeit, als Cola Rienzi in Rom den Uebermuth der römiſchen Fürſten und Barone brach, ſuchte Giordano Orſini, nach der Niederlage des Adels an der Porta di San Lorenzo, in Marino ſeine Zuflucht.

Furchtbar hat dieſer Ort, wie faſt alle andere in der Nähe Roms, durch die ewigen blutigen Fehden der Großen unter ſich oder gegen die Päpſte, durch die zahlloſen, fremden Kriegsheere der Spanier, Franzoſen und Deutſchen gelitten. Raggi, der in ſeinem ſo eben erſchienenen Buche (Sui colli albani e Tusculani lettere di Oreste Raggi. Roma 1844) einen hiſtoriſchen Ueberblick giebt, ſagt von dem Geſchicke aller dieſer Städte ſehr bezeichnend: Cosi questi povere genti pativano continuamente ogni asprezza di guerra per vedersi da un di al altro un nuovo padrone, chi le dominava. Uebrigens waren dieſe Städtchen noch vor vierthalbhundert Jahren ſo ſtark und mächtig, daß z. B. Marino in einer Fehde mit Rom noch Streifzüge bis mitten in die ewige Stadt hinein wagen durfte.

Wir ritten die Höhe hinauf, auf welcher das jetzt ſehr verfallene Städtchen liegt. Nur Kloſter und Kirche ſind unter dem jetzigen Papſte ſorgfältig reſtaurirt, alles übrige befindet ſich im jammervollſten Zuſtande. Die einſt blühende Stadt iſt verödet, die drei- und vierſtöckigen Häuſer verfallen, die Balkone zermorſchen,

aus den verwitterten Fenſtern über den zerbrochenen Steinbrüſtungen hangen Lumpen! Auf dem Hauptplatze ſteht die „Fontana der vier Mohren“ in Marmor ausgeführt. Der unvollendete Palaſt der Colonna enthält einige Gemälde und eine Sammlung der Bildniſſe ſämmtlicher Päpſte. Unter den übrigen, in demſelben befindlichen Bildern hebt Naggi eins hervor, welches für mich, als guten Oldenburger, doppeltes Intereſſe hatte, und das ich daher mit ſeinen Worten beſchreibe. „Es ſtellt dies kleine Bild,“ ſagt er, „ein unerhörtes und wunderwürdiges Factum (fatto) dar, wenn anders der Gegenſtand je exiſtirt hat. Es iſt dies ein ganz weißes Pferd, aus einer Race, welche, wie man ſagt, die Colonna beſaßen, und welches eine ſo lange und ſo reiche Halsmähne und Schweif hat, daß beide prächtigerweiſe (pomposamente) auf der Erde nachſchleppen. Die wirkliche Länge ſoll drei Ellen geweſen ſein. Zwei Stallknechte halten ſie mit beiden Händen, während ein dritter die Zügel hält.“ „Ich geſtehe Dir,“ fährt der Briefſteller fort, „daß ich mich nicht ſatt ſehen konnte an dem herrlichen Thiere, und wenn daſſelbe wirklich zu einer Zeit gelebt hat, ſo wiederhole ich, daß es in Wahrheit ein Wunder geweſen ſein muß (fu veramente una meravigila)!“ Ich werde nun, wenn ich nach Rom zurückkomme, dem Verfaſſer, der ein junger Advokat, Toskaner von Geburt und ein Freund meines römiſchen Arztes iſt, ſagen, daß er über das letztere ruhig ſein kann, und daß das von ihm bewunderte Prachtexemplar eines Roſſes vor zweihundert Jahren im fernen Norden zu Oldenburg als Leibroß des berühmten Grafen Anton Günther von Oldenburg nicht nur wirklich exiſtirt hat, ſondern daß auch Schweif und Mähne, die Hauptgegenſtände ſeiner Bewunderung, noch heutigen Tages dort in natura aufbewahrt werden. Die Abbildung dieſes Prachtroſſes in Marino gleicht nämlich auf ein Haar dem lebensgroßen Abbilde des „Kranich,“ auf dem der ſtattliche Anton Günther im Saale des Großherzoglichen Schloſſes zu Oldenburg reitend zu ſchauen iſt, und wer weiß, ob nicht das kleine Bild eben nur

ein Conterfei jenes, in der damaligen ritterlichen Welt berühmten Rosses ist, das durch irgend einen Zufall seinen Weg zu irgend einem fürstlichen Roßliebhaber nach Italien gefunden hat.

Von Marino steigt man etwa von der Mitte der Hauptstraße niederwärts auf einem Wege, der einst, wie die meisten dieser kleinen Verbindungswege, sorgfältig gepflastert, jetzt in seine Urbestandtheile, Fels und loses Steingeröll, aufgelöst, nur noch für Saumthiere praktikabel ist. Wüßte man nichts von der elenden Wirthschaft, die im Kirchenstaate herrscht, so würde allein der Anblick dieser Wege und Straßen sie beweisen können. Ein alter Paesano von Marino, der uns, als wir mit unsern Thieren den Weg hinabtasteten, begegnete, rief uns mit einer Art von humoristischer Schaam über diesen Verfall zu: vedete che belle vie sono a Marino! Endlich hatten wir diese schlimme Passage im Rücken, und freuten uns, zurückschauend, der herrlichen Lage der Stadt, welche sich hoch auf dem Kamme eines Lavawalles hinzieht. An einigen Stellen nimmt es sich aus, als wäre sie auf dem Rücken einer leise geschwungenen Steinbrücke erbaut.

Immer weiter hinab und sachte hinan schlängelt sich jetzt der Weg durch hohe, üppige Hecken, die an der einen Seite Weinberge und Gärten, an der andern steile Abhänge decken, vorbei an wunderschönen Baumgruppen und einer uralten, zur Laube gezogenen Linde. Diese Lindenlaube ist eine Kapelle, und aus der gewaltigen knorrigen Höhle des Hauptastes blickt dem Wanderer ein blumenbekränztes Muttergottesbild entgegen, und ein Eremit tritt uns, mit seiner Büchse klappernd und per la santissima Madonna Almosen fordernd, in den Weg. Aber schon rauscht und braus't es unter uns in der Tiefe, und von der Höhe des Waldpfades hinab sahen wir zu unsern Füßen das Mühlenthal von Grottaferrata mit seinen silberumschäumten Rädern und weißen Wasserstürzen. Durch den Mühlenhof steigt der beschwerliche Felspfad aufwärts nach Grottaferrata, das jetzt mit all dem Zauber mittelalterlicher Ro-

mantik, der ſeine krenelirten Thürme und zinnengekrönten Mauern umgiebt, vor unſern Blicken lag. In einigen alten Trümmern wollen Antiquare die Reſte einer Villa Lukulls entdeckt haben. Die ſtattliche Abtei Grottaferrata ſieht aus wie einer jener kriegeriſchen Aebte und Biſchöfe des Mittelalters, die über ihrem Ordensgewande Stahlpanzer und Eiſenharniſch trugen. Der kleine Ort ſchien wie ausgeſtorben, denn alle Bewohner waren zur Arbeit in die Felder gezogen. Die Kloſterkirche hat neuerdings eine gothiſche Façade erhalten, worüber Freund Naggi bittere Bemerkungen macht. Stifter des Kloſters und der Kirche iſt der heilige Nilus, der als Vorſtand eines griechiſchen Kloſters bei Gaeta, ums Jahr 1000 vor den Einfällen der auf Sizilien hauſenden Sarazenen, auf Einladung Kaiſer Ottos III. nach Rom kam. Auf ſeinem Wege dahin, den er mit dem heiligen Bartolomäus zuſammen machte, erſchien, ſo erzählte der uns führende Frate, beiden plötzlich die Madonna auf einem Wolkenthrone, als ſie eben an der Stelle, wo jetzt das Kloſter ſteht, von ihren Reiſebeſchwerniſſen ausruhten, und that dem San Nilo, indem ſie ihm einen goldenen Apfel überreichte, ihren Willen kund: hier eine Kirche zu beſitzen. Dieſe Stiftungslegende iſt denn auch in den berühmten Freskogemälden verewigt, mit denen Domenichino auf Befehl des damaligen Abtes, Kardinal Odoardo Farneſe, die Kirche geſchmückt hat. Dieſe Fresken verdienen durchaus ihren Ruf, und ſind mit das Schönſte, was ich bisher von dieſer Art Kunſtwerken geſehen habe. Der ganz geſcheut ausſehende Frate erzählte uns, daß Domenichino dieſe Fresken mit ganz vorzüglicher Sorgfalt ausgeführt habe, da es ihm an Zeit nicht gefehlt. Er habe ſich nämlich eines Todtſchlags wegen in das Kloſter geflüchtet, und daſelbſt um ſeiner Sicherheit willen lange verweilen müſſen. Der geniale Hallmann rief bei dieſer Erzählung ganz begeiſtert aus: »das war doch noch eine Zeit, wo ein Künſtler auch einmal in luſtiger Rauferei einen Feind

todeſchlagen durfte, und doch noch Künſtler blieb. Jetzt würde er zum bloßen Verbrecher zuſammenſchrumpfen!«

Die Kirche ſelbſt iſt vor etwa zweihundert Jahren reſtaurirt, das Veſtibül aber gehört der Zeit der Gründung an, namentlich Thürpfoſten und Architrav der Thüre, letztere mit einer griechiſchen Inſchrift, welche auffordert: »die Trunkenheit der Sorgen vor dem Eintritte in das Heiligthum zurückzulaſſen (Ἐξω γένοιϑε τῆς μέϑης τῶν φροντίδων!).« Das Kloſter iſt nämlich von griechiſchen Mönchen aus dem Orden des heiligen Baſilius bewohnt. Einige alte Moſaiken aus dem eilften Jahrhunderte ſind von geringerem Werthe. Die Hauptſache ſind die Fresken Domenichino's in der Seitenkapelle des heiligen Nilus, welche die Stiftung der Kirche und die Wunder und Herrlichkeit der Heiligen verewigen. Gleich das erſte Bild rechts vom Eingange ſtellt ein Wunder dar, welches der eine der beiden Stifter bei dem Baue der Kirche verübte. Während er ſelbſt nämlich in der Mitte des Bildes mit dem Architekten den Plan des begonnenen Baues beſpricht, zu dem ſich rings umher auf Mauern und Gerüſten viele eifrige Hände regen, erſchallt plötzlich auf einer andern Seite ein lautes Geſchrei des Schreckens. Das Seil einer Winde, mittelſt deren ſo eben eine Säule auf ihr Piedeſtal gehoben wird, iſt gebrochen. Die Säule, im Fallen begriffen, droht todtbringend auf die Häupter der unter ihr ſtehenden Arbeiter niederzuſchmettern, aber ſchon hat der heilige Bartolemäus durch ſeinen Wink einen anderen heiligen Mönch beauftragt, ſie in ihrem Falle durch ſein Gebet aufzuhalten. Er ſelbſt ſtudirt ruhig in ſeinem Plane weiter. Dieſer, wie man ſieht, doppelt und dreifach wunderbare Vorgang iſt nun von dem Maler vortrefflich dargeſtellt, und, was mich am meiſten intereſſirte, die ganze Umgebung durchaus genrehaft und ſelbſt nicht ohne Humor behandelt. Oder iſt es nicht humoriſtiſch, daß ſolch einem Kapitalſtücke von Wunder gegenüber, im Hintergrunde des Bildes eine ganz andere und ſehr natürliche Weiſe, Gefallenes aufzurichten,

in den zwei Bauern dargeſtellt wird, welche ihren unter der Laſt des aufgeladenen Kalks gefallenen Eſels mit ächt italieniſchen Baſtonaten wieder auf die Beine bringen? Vor der fallenden Säule iſt ein anderer Eſel auf die Knie geſtürzt, und neigt wie verehrend den Kopf gegen die Erde. Iſt hier nicht dieſelbe ſatyriſche Komik thätig geweſen, welche in den Arbeitern der alten Steinmetzen an deutſchen Kirchen jene luſtige Verſpottung der Hierarchie hervorrief, in deren Dienſte ſie doch arbeiteten? —

Was ſonſt noch an Beiwerk auf dieſem Bilde vorhanden iſt, ſteht durchaus in Bezug auf den Bau; hier wird auf Walzen ein antiker Sarkophag mit Basreliefs, der beim Graben des Fundaments gefunden worden, bei Seite geſchafft, um vielleicht ſpäter in dem neuen chriſtlichen Tempel als Weihwaſſerbecken zu dienen. Dadurch wird zugleich der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum verſinnbildlicht, welches auf dieſem Grunde einſt in der Herrlichkeit von Villen und Göttertempeln prangte. Dort arbeiten Steinmetzen, während andere ihre Werkzeuge ſchleifen. Links im Hintergrunde ſind Eſel und Maulthiere, die auch ihr Theil am heiligen Werke haben. Während der eine Eſel, welcher ſich unter der ungebührlichen Laſt niedergelegt hat, wie wir eben ſahen, durch die Wunderkraft der Stockprügel wieder zum Aufſtehen gebracht wird, wälzt ſich ſein Kollege, den freien Augenblick benutzend, mit all dem Ausdrucke der Wolluſt, deren ein Eſel bei dieſem Genuſſe empfänglich iſt, auf dem Rücken im Staube hin und her. Kurz, alles in dem Bilde iſt darauf gerichtet, dem hochheiligen Mirakel als Folie zu dienen, und das Eingreifen der Transcendenz in die allerwerkeltäglichſte Wirklichkeit anſchaulich zu verſinnlichen.

Das zweite Wandbild, dem erſtgedachten gegenüber, ſtellt die Verherrlichung des Heiligen durch die Huldigung weltlicher Größe dar. Auch in dieſem Bilde iſt die Behandlung heiter und faſt genrehaft. Kaiſer Otto III., mit Krone und Kaiſermantel geſchmückt, beſucht den heiligen Nilus in ſeinem Kloſter bei Gaeta, aus welchem

ihm der letztere mit seinen Mönchen entgegentritt. Der blonde, deutsche Kaiser ist schon von seinem weißen Streitrosse gestiegen, um den Heiligen verehrend zu begrüßen. Ritter und Reisige zu Roß, Knappen und Pagen gruppiren sich um ihn in dem Augenblicke, wo die Bewegung in Ruhe übergeht. Trompeten und Zinkenbläser, die aus Leibeskräften Halt blasen, übertäuben die Begrüßungsworte der beiden hohen Hauptpersonen. Ein Ritter im Gefolge des Kaisers hat deshalb sein Roß gewendet, und gebietet ihnen scheltend, mit dem Blasen einzuhalten. „Man kann ja kein Wort verstehen!“ ruft er ihnen zornig zu. Aber so schnell wird seinem Befehle schwerlich gehorsamt werden, denn die Bläser sind zu eifrig bei ihrem Geschäfte, und namentlich der dicke mit dem gekrümmten Horne hat seine ganze Seele sammt allen Sinnen völlig in die Töne versenkt, welche er mit vor Anstrengung strotzenden Backen dem Instrumente entlockt. Er bläs't, als hinge das Heil der Christenheit von dem Gelingen seiner Fanfare ab, und wird ohne einen tüchtigen Rippenstoß des befehlenden Ritters schwerlich sobald aufhören. Unter den Nebenpersonen im kaiserlichen Gefolge sind mehrere Portraits. Zunächst der Maler selbst, welcher vom Rosse gestiegen unter den Geleitsmännern hinter dem Kaiser hält. Neben ihm hält Guido Reni, auf dessen Schultern Guercino lehnt. Ein Edelknabe neben dem weißen Rosse trägt die Züge der Geliebten Domenichino's.

Ein drittes Bild stellt ein neues Wunder des heiligen Bartolomeus dar, der durch sein Gebet einen Strich Ackerfeld mit reifen Garben gegen einen schweren Gewitterregen schützt. Die Gewalt solch eines niederknatternden schweren Sommerregengusses kann nicht kräftiger ausgedrückt werden, und der Kontrast des freien, hell von der Sonne beleuchteten Kornfeldes, welches der Heilige durch sein Gebet schützt, hebt den Eindruck der Verwüstung ringsumher erst recht hervor. Auch hier ist ein öfter vorkommendes Naturereigniß zur Verherrlichung der Macht des Heiligen benutzt. Blitze zucken

durch das finſtere Gewölk, flüchtende Landleute ſuchen ſich mit verhüllten Häuptern vor den ſtürzenden Schloſſen zu bergen. Alles iſt Leben und Bewegung, und mitten darin die Ruhe des Wunders.

Auf dem vierten Bilde heilt San Nilo einen unglücklichen, beſeſſenen Knaben, den der Vater zu ihm geleitet hat. Die Künſtler bewunderten hier die vortreffliche, kühne und ausdrucksvolle Behandlung der Geſtalt des Knaben, die ſelbſt mich mit dem Abſtoßenden des Gegenſtandes einigermaßen verſöhnte. Ueberaus prächtig iſt der Kopf des Vaters, welcher den zarten Knaben mit großer Anſtrengung dem Heiligen hinhält. Die Heilung geſchieht durch einige Tropfen Oel aus der vor dem Bilde der Madonna brennenden Lampe, welche der Heilige mit ſeinem Finger auf die Zunge des Beſeſſenen bringt. Man ſieht, die Wunderkraft theilt ſich hier zwiſchen dem Heiligen, der das Wunder verrichtet, und dem Mittel, deſſen er ſich bedient. Denn noch heutigen Tages ſchreibt der Volksglaube dem Oele aus der Lampe dieſes oder jenes Madonnen- und Heiligenbildes wunderbar heilende Kraft gegen alle Krankheiten zu. Mein Marinar, der alte Vincenzo in Sorrent erbot ſich mehrmals, meinen ſchlimmen Hals durch einige Tropfen aus der Lampe Sant Antonin's, des Schutzpatrons der Marine von Sorrent, zu heilen, obſchon er wußte, daß ich ein Ketzer ſei. Denn gerade dieſer Umſtand, behauptete er, werde ein Grund mehr für den Heiligen ſein, die Wunderkraft des Oeles wirken zu laſſen. —

Das letzte Freskobild, welches die Stiftung der Kirche darſtellt, zeigt die heilige Jungfrau, wie ſie auf einem von Engeln getragenen Gewölke, mit dem Jesusknaben auf dem Arme, den beiden Heiligen erſcheint, und einem von ihnen den goldenen Apfel reicht. Damit kein Zweifel übrig bleibe, an welchem Orte die Madonna ihre Kirche gegründet haben will, ſchiebt der eine der ſchwebenden Engel mit beiden Händen die Wolken zurück, welche die Ausſicht auf Grottaferrata bedecken. Ein höchſt naiver Zug!

Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, welchen ich empfand, als ich zum erſten Male altrömiſche Poeſie von einem gebildeten Italiener vortragen hörte. Es war auf jener Tour nach Grottaferrata, wo der liebenswürdige Doctor de Domenicis, ein Römer, aus meinem in der Jagdtaſche mitgenommenen Virgil den Schluß des erſten Geſanges vom Landbau vorlas. Mit der italieniſchen Ausſprache des Lateins war ich bald befreundet, aber von dieſem Schwunge, dieſer tiefen Empfindung, dieſem begeiſtertem Genuſſe an der Erhabenheit der Gedanken, an der Kraft der Sprache, an der Schönheit des Rhythmus, an der Fülle und Pracht der Wortklänge, welchem allen er in ſeinem Vortrage ſchwungvolles Leben zu verleihen wußte, hatte ich kaum eine Ahnung gehabt. Die vollen, gewaltigen Klänge dieſer antiken Poeſie, die imperatoriſche Gewalt und Majeſtät dieſer einſt weltbeherrſchenden Sprache ſchien mir erſt jetzt lebendig zu werden, wo ich ſie von einem Sohne deſſelben Landes, auf demſelben Boden vernahm, der jene Alten getragen. In jedem Vocale, in jedem Klange, jedem Tonfalle war es zu hören, wie die Stimme deſſen, der ſie lebendig machte, ſich genießend hineinvertiefte, und auch die leiſeſten Nüanzen tönenden Lebens zu ihrem Rechte kommen ließ. Was ich immer im Norden, bei unſern kalten, mundträgen, ſtimmloſen Naturen vergeblich erſtrebte, was ich ſelbſt vielleicht vermöchte, wenn es mir mein krankes Organ nicht verſagte, das hörte ich hier verwirklicht, und nie werde ich den wunderbaren Eindruck aus meiner Seele verlieren, durch den die alte, mir ſo langvertraute Sprache erſt jetzt Wahrheit des Lebens für mich gewann. In dem Gemälde grauſer Verwüſtung des Vaterlandes, welches Virgil dort entwirft, rief mein Römer bei den Worten:

Quippe ubi fas versum atque nefas, tot bella per orbem
Tam multae scelerum facies; *non ullus aratro*
Dignus honos, squalent abductis arva colonis *)

mit thränenzitternder Stimme aus, indem er von der Höhe des Gebirgswalles von Caſtell Gandolfo auf die verödete Campagna hinwies: „Sehet da die heutige Wirklichkeit der Dichtung!“

Dieſer liebenswürdige Mann, der im Verlaufe weniger Tage mir ſeine Seele aufſchloß und mich würdigte, ſeinen tiefen Schmerz über ſein „mit tauſend Wunden bedecktes Vaterland“ zu theilen, iſt mir, ſo hoffe ich, ein lebenslänglicher Freund geworden. Ich mußte die ſchwermüthige Reſignation bewundern, mit der ein Mann von ſeiner Bildung — er hat im Auslande ſtudirt — das Geſchick ſeiner Nation ertrug, über deren traurigen, noch auf Jahrhunderte hoffnungsloſen Zuſtand er ſich keinerlei Illuſionen machte. In ihm ſah ich den Typus der edelſten Söhne des unglückſeligen Italiens, deren ganzes Leben nur ein Schmerz iſt, der ſich auch in ſeinem ganzen Weſen ausprägte. So oft ich ihn auch ſpäter noch geſehen, nie flog ein Lächeln über ſeine ſchwermüthigen Züge, nie kam ein Scherz in unſeren Unterhaltungen über ſeine Lippen. Sein einziger, jüngerer Bruder hatte den Glauben an eine Zukunft ſeines Vaterlandes mit dem Tode gebüßt; ſeitdem laſtete auf der ganzen Familie der verdachtvolle Haß der pfäffiſchen Gewalthaber, die „nie verzeihen.“ Männer, wie dieſer junge Arzt, ſind Fremdlinge in ihrem Vaterlande. Sie ſind unglücklicher, als ſich in Worten ſagen läßt, denn alles, was ſie um ſich her erblicken, nährt ihren Schmerz und ihre Trauer, und beide ſind hoffnungslos auf Menſchenalter. Es iſt wahr, was Marietti in ſeinem „Italien“ ſagt: daß das Loos des Verbannten für die Edlen und Großherzigen in

*) „Hier wo Recht ſich verkehrt und Unrecht, Krieg durch den Erdkreis
Tobt, und des Gräuels vielfache Geſtalt; wo die Ehre des Pfluges
Hinſchwand, öde das Feld die entführten Pfleger be-
trauert —

dieſem Lande nicht das ſchrecklichſte iſt. Mark und Bein durchzitterten mir die Worte Filicajas, jenes weltberühmte:

Italia, Italia, o tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza, ond' hai
Funesta dote d'infiniti guai,
Che in fronte scritti con gran doglio porte —

als ich ſie Abends, da wir im Mondſcheine bei den Springbrunnen auf dem Platze wandelten, von ihm geſprochen vernahm; jene tiefe Klage, die ſelbſt ein Byron nicht übertreffen zu können glaubte, als er ſie in ſeinem Child Harold aufnahm *).

Die deutſchen Maler ſangen während deſſen ihre heimathlichen Lieder, und Heine's ſchönes Lied von der Lorelei:

Ich weiß nicht, was ſoll das bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin.
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

begleitete mit den ſeelenvollen Klängen der bekannten Melodie die ſchmerzvollen Klagen des italieniſchen Dichters. Domenicis liebte Deutſchland und die Deutſchen vor allen Nationen, und dieſe Volkslieder erfüllten ihn jedesmal mit tiefer Rührung. Er empfand die ſüße Traurigkeit, welche in ihnen lebt, und rühmte von dem Geſange und den Melodien „das ſchöne Maaß," welches ſelbſt im Ausdrucke der Fröhlichkeit ſich ſtets in dem deutſchen Geſange zeige. Mit mehreren deutſchen Künſtlern befreundet, wünſchte er ſehnlich, Land und Menſchen durch eine Reiſe nach Deutſchland kennen zu lernen, und als ich ihm von meiner Liebe zum Vaterlande, und meiner, oft mitten im ſchönen Italien, wie eben jetzt beim Klange der Abendglocken, mich überkommenden Heimathſehnſucht ſprach, recitirte er mir Dante's Schilderung des Heimwehs, deren unüber-

*) Canto IV., 42 und 43.

treffliche Schönheit ich niemals tiefer empfunden habe, als in jener zauberischen Nacht in der Einsamkeit des Albanergebirges:

Era quell ora che volge il desio
Ai naviganti e intenerisce il core
Lo di che han detto ai dolci amici addio,
E che lo novo peregrin d'amore
Pugne, se ode squilla di lontano,
Che pare il giorno piagner che si muore!

Aricia, den 17. Juli.

Neulich verbrachte ich einen ganzen Tag mit Gurlitt in der wohlbekannten Osterie zu Nemi, wohin uns der Genremaler Ernst Meier von Altona geladen hatte, welcher dort ganz einsam Villeggiatur hält. M. ist bereits über zwanzig Jahre in Italien, und kennt Land und Leute vielleicht besser wie irgend ein hier lebender Fremder. Was ich von seinen Skizzen gesehen habe, übertrifft Alles, was mir von naturwahrer, sinnig humoristischer Auffassung ächt italischen Lebens vor die Augen gekommen ist. Vor allem sind es die Pfaffen und Mönche, die er mit unübertrefflicher Charakteristik in ihrem Verhältnisse zum Volke darzustellen weiß.

Zu den Füßen des unbewohnten und, wie es scheint, auch unbewohnbaren Schlosses von Nemi liegt ein leidlich unterhaltener Schloßgarten, der sich auf Felsvorsprüngen und schmalen Rändern terrassenförmig um einen Theil des Felsstocks, auf dem Nemi liegt, herumwindet. Mann kann nichts Reizenderes sehen als dieses einsame Gärtchen, das wohl fünfhundert Fuß hoch über dem Wasserspiegel des Nemisees die entzückendsten Aussichten über Genzano und seine Gebirgswände, über Monte Giove mit seinen Burgthürmen und über die rothgelben und dunkelgrünen Flächen der Campagna hinweg bis an das ferne Meer gewährt.

Ein uralter Gärtner, der seinen Herrn, den römischen Duca Braschi, nie gesehen hat, hält diese Gartenanlagen in Ordnung. Wir besuchten ihn in seiner Wohnung. Ist das ein Muster ächt italienischen, baufälligen, zermorschten, nur noch um Gotteswillen und aus Barmherzigkeit gegen den alten Philemon und seine Baucis zusammenhaltenden Wesens! Die Steine halten wohl noch zusammen in dem alten Thurmstücke, denn das hiesige Bindemittel der Pozzolane ist unverwüstlich. Was aber an Gebälk, Treppen und Plankenwerk sich vorfindet, davon begreift man nicht, wie es nicht jeden Augenblick zusammenbricht. Als ich die Treppenstiegen des alten Gebäues glücklich wieder hinab war, that ich ein Gelübde, mich nie mehr in solche Gefahr zu begeben. Und doch humpelt der gute Meier mit seinen kranken, podagrischen Beinen täglich hinauf, weil er die schöne Petronella, das Enkelkind der beiden Alten, gerne malen möchte, was er nach der Strenge der hiesigen Begriffe nur im Hause selbst zu Wege bringen kann.

Gegen Abend, ehe wir heimritten, schlenderten wir noch einmal durch die engen Winkelgäßchen des kleinen Felsennestes, welche hoch auf dem Felsen, gegen den See hinaus, münden. Ueberall neue entzückende Aussichten, wimmelndes Menschenleben, vor uns im Innern dieser Steinhütten, lustig im Sonnenscheine trotz der Lumpen, und witzig und spöttisch aufgelegt gegen die barbarisch redenden Forestiere, welche sie, trotzdem daß sie dieselben anbetteln, verspotten und unter sich schätzen. Mit der Thüre gegen einen scharf zugespitzten, schroff gegen den See abfallenden Felsvorsprung gekehrt, lag eine Hütte, in und vor deren offener Thüre ein Theil der Bewohner saßen und lehnten. Wir traten hinein, um aus dem rauchgeschwärzten, großen, unteren Raume, der zugleich als Küche und Vorrathskammer, Stall und Wohnraum diente, die Aussicht auf und über den See in dem Rahmen der geöffneten Thüre zu genießen. Während Gurlitt dieselbe in mein Notizbuch zeichnete, versuchte der alte Meier mit hastigen Strichen die wun-

derbare Schönheit der Gruppen zu fixiren, welche an der Schwelle und vor der Hütte ſich gebildet hatten. Zunächſt am Thürpfoſten lehnte ein zwölfjähriges Mädchen auf der Schulter eines etwas älteren. Ihnen zu Füßen ſaß die erwachſene Schweſter, den Kopf in die Hand geſtützt; neben dieſer ſtand ein wunderſchönes, kleines Mädchen von etwa vier Jahren, mit den über das Haupt geſchlagenen Händchen und Aermchen völlig einem Correggio'ſchen Engel gleich ſehend. Auf einem Steinſitze zunächſt der Gruppe ſaß die Mutter, welche für einen Augenblick die Sorge um die Abendmahlzeit verlaſſen und ſich zu dem Zeichner hingewendet hatte. Auch der Vater, welcher das Feuer des Heerdes für die Nachtkoſt entzündet hatte, war herangekommen, und lehnte an der anderen Seite der Thüre. Draußen endlich, in einiger Entfernung von der Thüre, ſtand ein ſchlanker, ſchwarzlockiger, italieniſcher Burſch, die Jacke nachläſſig über die Schultern geſchlagen, und benutzte die allgemeine Unaufmerkſamkeit, um der älteſten Tochter des Hauſes, die unter dem Schutze der vorgehaltenen Hand nach ihm hinüber blickte, Zeichen zu machen. Und nun als Hintergrund dieſes in ſeiner Art einzigen Bildes, auf das wir von dem dunklen Raume des Innern der Hütte hinausſchauten, die entzückende Landſchaft: der ruhige Spiegel des Nemiſees, mit den waldigen, in Abendſonnengluth getauchten Felſenrändern, Genzano, die Campagna, das ferne Meer — alles übergoſſen von dem Glanze und der Farbenpracht eines italiſchen Sonnenuntergangs. — Hier ſah ich in vollendeter, über alle Kunſt hinausgehender Wirklichkeit für einen Augenblick dasjenige in lebenvollſter Schönheit vor mir, was ich bisher nur in den Werken alter Meiſter als Schöpfung höchſter Kunſt geſchaut hatte. Ja, mir war es für einen Moment, als ſchwände der trennende Raum der Jahrhunderte zwiſchen mir und den alten Meiſtern. Auch M. geſtand, daß er ſeit langer Zeit ein ähnliches Bild nicht geſehen. Er zeichnete haſtig, um das flüchtige Schöne mit raſcher Hand feſtzuhalten, und ſeine Verſprechungen bewogen

Kinder und Alte, einige Zeit in dieſen zufälligen Stellungen auszuharren. —

Nachher gab es freilich eine weniger anmuthige Scene. Denn als der Maler ein ganz angemeſſenes Geldgeſchenk den Alten zum Vertheilen unter die Kinder übergab, war Niemand von Allen, der ſich zufrieden bezeigt hätte, obſchon es mehr betrug, als ſie alleſammt während eines Tages hätten durch Arbeit verdienen mögen. Dieſe kindiſche Habſucht, dieſer gänzliche Mangel an Schaam bei dem Volke, woher rührt ſie? Es hat etwas Niederſchlagendes, wenn Alles um uns her bei dem unbedeutendſten Dienſte, nach jeder Frage, die man an ſie richtet, mit der Antwort zugleich ſchon die Hand entgegenſtreckt. Ich finde die Hauptquelle dieſes traurigen Charakterzuges in der Religion des Volks. Da ihr Gott, ihre Madonnen, ihre Heiligen ſie durch ihre Pfaffen und Mönche täglich in Contribution ſetzen, ſich jede Hülfe und jeden Dienſt ſchon vor der Leiſtung direct und indirect bezahlen laſſen, warum ſollen die Menſchen es nicht ebenſo machen? Dazu kommt noch ein zweiter Umſtand. Der Italiener betrachtet jeden Foreſtiere als einen Glückstopf. Sein ewiges: date mi qualche cosa, ſein Fordern und in die Höhe treiben iſt ihm eine Art Hazardſpiel. Und die Spielwuth des Volks wird ja auch von ſeinen Obern aus allen Kräften befördert. Alle Italiener ſind leidenſchaftliche Spieler. Der Knabe, welcher von dem Maler für das Tragen ſeiner Mappe und ſeines Feldſtuhls täglich einen Paul verdient, eilt, ſobald er kann, ihn im Lotto oder im Kugel-, Karten- oder Morraſpiel mit ſeines Gleichen zu wagen, und ſo ſehe ich täglich Gruppen ſolcher kleinen, zerlumpten Taugenichſe, wie ſie Caravaggio gemalt hat, im leidenſchaftlichſten Spiele begriffen.

Die Regel für Fremde iſt in allen ähnlichen Fällen wie der obenerwähnte: mäßig zu geben; denn es iſt ganz gleich, ob Du einen Paolo oder einen Scudo giebſt, ſie werden in beiden Fällen ſich ungeberdig und unzufrieden anſtellen, und im letzteren nur um

ſo mehr, je mehr die größere Summe ihre Begierde reizt, ihre Vorſtellungen von dem fabelhaften Reichthume aller Fremden, die ihnen alle für Cröſuſſe gelten, ſteigert, und, was nicht zu vergeſſen, die eigne Idee von der Wichtigkeit des dem Fremden geleiſteten Dienſtes erhöht.

Als wir in der ſchönſten Mondnacht durch das duftige Waldesdunkel von Nemi nach Aricia heimritten, beſchäftigte uns noch lange der gehabte Genuß. Wie Schade, daß ein ſo tüchtiger Künſtler wie M. den Muth verloren hat, ſolche Bilder friſch und keck wie die Alten hinzumalen. Aber faſt alle dieſe modernen Künſtler ſind Modellſclaven geworden, die ohne ihre Statiſten keinen Schritt wagen.

Aricia, den 18. Juli.

In Italien giebt es einen Genuß, den ſich, wie ſo viele andere, die meiſten, beſonders norddeutſche, Reiſende verbittern und in ſein Gegentheil umwandeln. Da war ich neulich einmal wieder im Kloſter Pallazzuolo am Albanerſee, um die mir freundlichen Mönche und das „Grab des Conſuls“ zu beſuchen. Ueber dem Kloſter liegt ein Luſtſchloß, das ein Colonna erbaute, unbewohnt, verfallend, Zuflucht der Ratten und Nachtvögel, der Garten ringsum eine wuchernde Wildniß. Ein Sohn Berlin's ergoß ſich über dieſen Verfall in Klagen und Betrachtungen, „was man mit ſolchen Lokalitäten in Berlin und Potsdam alles machen würde!“ Das wurde einem alten Künſtler zu arg. „Ich bitte,“ rief er mit einem kräftigen italieniſchen Fluche aus, „hören Sie doch auf mit Ihrem Lamento, und gönnen Sie uns armen Künſtlern wenigſtens dieſen kleinen Fleck Erde, auf dem man allein noch in der ganzen kultivirten, europäiſchen Welt das Gefühl hat, daß nicht jeder Zollbreit Boden ſchon in Beſitz genommen iſt, und außer den

chauſſirten Landſtraßen kein Fleckchen Erde mehr von andern Leuten als denen, die es beſitzen, auch nur betreten werden darf. Das Luſtſchloß verfällt; nun was ſchadet's? Der Fürſt hat deren andere, auf denen es ihm vielleicht beſſer gefällt. Sehen Sie doch, mit welchem Genuſſe wir hier durch Garten und Felsgebüſch umherſtreifen. Sie ſelbſt ſchmücken Ihren Hut mit Lorbeer und Weinranken, Sie pflücken die würzige Erdbeere, die duftende Myrthe, Sie zeichnen die Ausſicht, welche für Alle iſt. Und nun denken Sie einmal einen Augenblick hier am geſchloſſenen Gitterthore einen gallonirten Potsdamer Portier, der Ihr demüthiges Eingangsgeſuch mit hochmüthiger Protektormiene entgegennimmt, und dann zuletzt die Nachricht bringt, daß heute Garten und Ausſicht nicht zu ſehen, weil die vierjährige Prinzeſſin Hoheit im Freien ſpielen werde.“ So ging es noch lange fort, und unſer alter M. hat Recht. Dieſes freie Umherſtreifen durch Wald und Feld, durch Vignen und Gärten, dieſer Genuß, der in der Illuſion beſteht, daß noch nicht Alles auf der Erde ſchon in Beſitz genommen ſei, iſt eine Haupterquickung meines italiſchen Reiſelebens, die ich mir ſo wenig als möglich durch politiſche oder nationalökonomiſche Betrachtungen verbittern will. Dieſes Willkührliche, Freizügige, dieſe kulturloſe Romantik italiſcher Zuſtände erzeugt eine ganz eigne Atmoſphäre um uns, welche einen verjüngenden Einfluß auf die Seele übt, weil ſie die poetiſchen Wünſche und Träume unſerer erſten Jugend, jene Robinſon Cruſoeſchen Vorſtellungen von einer noch nicht weggegebenen Welt in einem gewiſſen Maße verwirklicht erſcheinen läßt.

Von den zehn Mönchen des Franziskanerkloſters Pallazuolo waren acht nach Rocca gegangen, um dort einem Feſte beizuwohnen. Einer der Zurückgebliebenen brachte Brod und Wein in den Kloſtergarten, welcher ſehr verwildert ausſah. „Warum wächſt auf dieſen Bergen kein Wein?“ fragte ich. Non ci sono vigne! verſetzte er ſehr naiv. Früchte hatten ſie auch nicht. Denn: „es

ſind keine Bäume da.“ Der Papſt war neulich hier zum Beſuch geweſen. Unter den für ihn neu dekorirten Gemächern befand ſich auch ein Bibliothekzimmer mit gemalten Repoſitorien und Büchern, wie eine Theaterkuliſſe. „Die Bücher ſtudiren ſich am leichteſten!“ meinte der Frate lachend.

Nichts reizenderes als der Weg, welcher von dem Kapuzinerkloſter bei Albano ſich innerhalb der Seitenwand des Kraters durch Buſch und Wald nach Pallazuolo hinzieht. Große Höhlen, die man kurz vor Pallazuolo antrifft, mögen Reſte alter Steinbrüche ſein, welche die Materialien zur Erbauung von Alba longa lieferten. Denn hier oberhalb Pallazuolo auf der langgeſtreckten, ſchmalen Fläche lag die uralte Stadt des Askanius, deren kapitoliniſcher Burgberg der Monte Cavo war, auf welchem Rocca di Papa die Arx der Stadt bildete. Eine ſchönere und zugleich feſtere Lage für eine Stadt iſt kaum zu denken. Angreifbar war ſie nur von den beiden ſchmalen Seiten. Denn im Rücken ſchützte der befeſtigte Monte Cavo, und vorn die ſenkrecht bis auf den Spiegel des Sees weggehauene Felswand.

Das in den Felſen gehauene, lorbeerumſchattete „Grab des Conſuls,“ in der Nähe des Kloſters, zeigt noch den kuruliſchen Stuhl und die Fasces in halberhabener Arbeit. Auf einer Art Stufenpyramide ſtand die Bildſäule deſſen, der hier begraben war. Hier las ich die Lieblingstragödie meiner Jugend: Livius Schilderung von Albas Zerſtörung durch Tullus Hoſtilius.

Ariccia, den 18. Juli.

Im Hauſe wohnt mit uns ein Poſtbeamter aus Rom, Signor Gabet, der mit ſeinem Sohne, einem jungen Advokaten, hier Villeggiatur hält. Der Alte iſt im Jahre 1799 als eilfjähriger Knabe aus Frankreich nach Rom gekommen und dort nationaliſirt,

ſpricht aber wie ſein Sohn, den er auf eine Zeit nach Frankreich geſchickt hat, das Franzöſiſche noch völlig als Mutterſprache. Von ihm, der ein gut Stück neuerer römiſcher Geſchichte mit durchgelebt hat, lernte ich Manches über römiſche Zuſtände. Als er mir angab, welche Stelle er in der Poſtverwaltung bekleide, fügte er hinzu, daß er als Laie nie zu den drei höheren Stellen gelangen könne, weil dieſe nur für Prälaten und Principi beſtimmt ſeien: dieſe ſind nämlich die gebornen Candidaten aller hohen und einträglichen Staatsämter, und werden, gleichviel was und ob ſie ſtudirt haben, aus einer Branche in die andere als Präſidenten und Chefs von Collegien befördert; denn, ſetzte er lächelnd hinzu: calzone paonazze e principi sanno tutto (Violettſtrümpfe und Principi wiſſen Alles) heißt es im römiſchen Sprichworte. Darauf bezieht ſich das Geſchichtchen von dem alten gelehrten Profeſſor und dem Papſte. Der letztere forderte jenen, ſeinen früheren Lehrer, bei ſeiner Thronbeſteigung auf, ſich eine Gunſt zu erbitten. „Macht mich zum Prälaten, heiliger Vater," verſetzte der Alte. Aber warum nicht lieber gleich zum Kardinal? „Verzeihe Euer Heiligkeit, aber mir iſt es nur um das Wiſſen zu thun, und man ſagt, daß die Prälaten Alles wiſſen."

Heute ging ich mit dem alten Herrn auf einem Morgengange in die Kirche des Jeſuitenkloſters Gallero, wo juſt ein Feſt gefeiert wurde. Ich kann noch immer nicht ohne tiefe Erregung dieſen todten, lateiniſchen Götzendienſt ſehen, welcher das Volk in der geiſtigen Verdummung erhält. Denn warum wird die lateiniſche Sprache im römiſchen Kultus beibehalten und nicht durch die Landesſprache erſetzt? „Darum, weil dieſe dem Volke unverſtändliche Sprache die Geiſtlichen in ſeinen Augen als Weſen höherer Art erſcheinen läßt. Der Tag, an welchem das Latein aus Gebeten und Kultus verſchwindet, beginnt für den katholiſchen Süden eine neue Aera." Ich glaube, Signor G. hat Recht. Er erzählte mir noch ferner, wie er die Erziehung und den Un-

terricht seines Sohnes fast ganz allein geleitet, und später mit großen Opfern ihn nach Frankreich geschickt habe, weil in Rom auch das höhere Schulwesen furchtbar im Argen liege. An Volksschulwesen im Sinne gebildeter Nationen sei nun aber gar nicht zu denken. Am meisten wird die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts vernachlässigt. Die wenigsten Mädchen in Rom können lesen, noch weniger schreiben. „Wozu auch? sie mißbrauchen solche Geschicklichkeit nur, um Liebesbriefe zu verfassen und Intriguen zu spinnen," hörte ich oft von Geistlichen mir entgegnen. —

Die Unwissenheit des Volks ist trotz aller italischen Pfiffigkeit und trotz der besten Naturanlagen mitunter unglaublich. Gestern erlebte ich davon ein kolossales Beispiel. Unser Cameriere Pipo hat seit vierzehn Tagen in einem etwa neunzehnjährigen Burschen Vincenzo einen Gehilfen erhalten, der unser Frühstück beschicken hilft. Gestern fragt Gurlitt diesen Burschen, der natürlich weder lesen noch schreiben kann, da er ihm nach Tische die verlangte tazza di café bringt: Aber Vincenzo, Ihr schreibt es doch an, wenn Ihr mir eine Tasse bringt, da ich nicht täglich Kaffee trinke. Mit aufgehobenem Zeigefinger das Zeichen der Verneinung machend erwiederte er lächelnd: non bisogna Signore! questo sa il cameriere! Jetzt kam es heraus, daß der Cameriere, weil er lesen und schreiben kann, ihm als eine Art Hexenmeister erschien, der, weil er jene Fähigkeiten besitze, auch wissen könne, was hinter seinem Rücken vorgeht! Das klingt unglaublich, ist aber doch buchstäblich wahr. Dabei hat Aricia, die Vaterstadt des vortrefflichen Vincenzo, alles in Allem etwa sechszehn Geistliche auf ein Paar hundert Einwohner, welche das armselige, verodete Städchen bewohnen, — Mönche nicht gerechnet.

Der graubärtige Eremit, welcher auf der Straße von Albano nach Aricia seine Station hat, auf der es nichts weniger als einsiedlerisch zugeht, betteite uns neulich an, als wir von Albano

heimzogen. Baron Papeleu, der Belgier, welcher, obſchon Katholik, doch der heftigſte Feind des Mönchs- und Pfaffenweſens iſt, rief ihm entgegen: „das einzige, was ich Euch geben möchte, wäre una corda per pendervi!“ „Date la corda, eccellenza!“ verſetzte der Schlaukopf, „das Andere wird ſich finden!“ Dieſe Schelme verlieren nie den guten Humor. Dagegen iſt Fra Galdino vom Kloſter der Kapuziner bei Albano mein Liebling, der dem Sterneſchen Bruder Lorenzo bis auf die kleine Horndoſe gleicht, die er mir nie zu präſentiren vergißt, ſo oft wir uns begegnen. Mit ihm habe ich oft die lehrreichſten Geſpräche. Als ich über die vielen Bettler klagte, belehrte er mich, wie nothwendig das Daſein von Bettlern ſei. „Denn,“ rief er aus, „wenn es keine Bettler gäbe, wo bliebe dann Gelegenheit, die Tugend chriſtlicher Mildthätigkeit zu üben?“

Ein andermal war von Raubanfällen und Zwiſtigkeiten die Rede, wobei nicht ſelten ein Mord vorkommt. Wie iſt das nur möglich, ſagte ich. Die Leute haben doch hier ſo viele Prieſter und Kirchen, und werden ſo ſorgfältig in der Religion erzogen. „Sie thun es oft aus Desperazion,“ erwiederte er, „und ſind ſonſt fromme Leute.“ Das iſt bei uns anders, bemerkte ich. Wenn da einer ſich in Desperazion befindet, ſo bringt er wohl ſich ſelbſt um, aber nicht einen andern. Mit allen Zeichen des Abſcheues verſetzte darauf der fromme Mann: „das iſt ja noch viel entſetzlicher. Denn ein Mörder kann doch noch die Abſolution erhalten, ehe er ſtirbt, aber ein Selbſtmörder nicht; der bleibt alſo ewig verdammt. Unter den Mördern aber giebt es gar viele, die ſich gebeſſert haben, ja ſogar Heilige geworden ſind!“

Die Wundergläubigkeit des Volks iſt außerordentlich, und die Kapuziner ſind die Hauptpfleger derſelben. Hier zwei Geſchichtchen, welche ich ſelbſt von Fra Galdino vernommen. Ein Kapuzinerkloſter in der Nähe von Rom iſt bei dem Papſte verläumdet. Der Papſt beſchließt, die Brüder zu überraſchen, und ſich ſelbſt von

ihrem Lebenswandel zu überzeugen. Er begiebt ſich in der Stille ſelbſt in das Kloſter, und läßt die Mönche zuſammenrufen. Aber in dem Augenblicke, wo er ſeine Strafpredigt beginnen will, ſieht er plötzlich alle Mönche vom Boden erhoben in der Luft ſchweben. Ein ſolcher wunderbarer Beweis ihrer Frömmigkeit war genügend, jede Anklage verſtummen zu laſſen.

Ein andermal verbot der Papſt eine Prozeſſion nach dem Kloſter San Lorenzo, wegen Unfug und Schmuggelei, die dabei vorgekommen. Was geſchieht. In der Nacht klopfen die Apoſtel Peter und Paul an die Kloſterpforte. Man öffnet. Sie verlangen, daß der Papſt gerufen werde. Er kommt und bleibt mit beiden eine Stunde allein. Am Morgen wird das Verbot der Prozeſſion zurückgenommen. Solche Dinge erzählen die Mönche und glaubt das Volk. Meine Wirthin in Rom, eine ſehr geſcheute und gut erzogene Frau, die ſogar in ihrer Art freiſinnig war, erzählte mir doch ein Wunder, welches in ihrer Jugend unfern Fontana Trevi vorgefallen ſei. Ein Bettelmönch, der bedeutend im Geruche der Heiligkeit ſtand, kam eines Tages zu einem Schmied in der Nähe der Piazza di Poli, und bat, ſeinen Eſel zu beſchlagen. Es geſchah. Als nun der Kapuziner mit einem: „die Madonna vergelt es Euch!“ ſich verabſchieden wollte, erklärte der Geſelle, daß er in Abweſenheit des Meiſters ſich auf ſolche Art Zahlung nicht einlaſſen könne, und verlangte ſo und ſo viele Bajocchi. Da wandte ſich der Frate zu ſeinem Thiere und ſprach: „Hörſt du, armer Sommarello, wie dieſe Menſchen die Madonna ſchmähen und Geld von einem Kapuziner verlangen? Gieb ihnen die Schuhe wieder!“ Und ſiehe, das Thier ſchüttelte ſeine Beine, und die Eiſen fielen links und rechts zur Erde. In dieſem Augenblicke erſchien der Meiſter. Er ſtürzte, von Schrecken ergriffen, ſammt dem Geſellen in die Knie, und flehte den Kapuziner an, die Gabe wieder anzunehmen. Und es geſchah. Auf das Geheiß des frommen Vaters trat der Eſel wieder auf die Eiſen, und ſie ſaßen

feſt an den Füßen, wie ſie angeſchmiedet geweſen waren. Seitdem werden in dieſer Schmiede alle Eſel der Kapuziner umſonſt beſchlagen. „Ihr könnt die Schmiede ſehen, Signor,“ ſchloß Signore Lucia ihre Erzählung, „wenn Ihr rechts um die Ecke unſeres Hauſes geht.“

Man hört wohl oft ſelbſt das gemeine Volk die Mönche Faullenzer und Tagediebe ſchelten. Aber es iſt mit dieſem Schelten meiſt nicht weit her. Denn erſtens möchte am Ende jeder gerne ihren Müſſiggang theilen, und zweitens hat das Volk, wenn es auch von Ketzern hört, doch keine Vorſtellung davon, daß ein Land ohne Mönche und zahlreiche Pfaffen beſtehen könne. Sie halten das eben Alles für nothwendig zum Seelenheile, und unterſcheiden ſehr ſcharfſinnig zwiſchen dem Einzelnen und dem Allgemeinen des Standes, welchem der Einzelne angehört.

Den 21. Juli.

Vor einigen Tagen habe ich mit St. den Monte Cavo beſtiegen. Ueber die campi d'Annibale in den ſchattigen Wald gelangt, welcher den Berg bis zu ſeinem Gipfel bedeckt, ſtießen wir bald auf die alte Römerſtraße, welche in uralter Zeit von der großen Via Appia über Pallazuolo zu dem Tempel des Jupiter Latialis führte. Die Straße iſt mit gewaltigen Polygonen bläulich grauer Baſaltlava gepflaſtert, und faſt durchaus noch wohl erhalten. Am obern Ende des Fleckens Rocca di Papa zeigt man Getrümmer, welches man für Reſte der alten Albanerburg ausgiebt. Mir wenig glaublich. Deſto unläugbarer antik iſt jene alte Straße, die einſt zu dem heiligſten Tempel aller, Rom umwohnenden Völkerſchaften führte. Hier hielten die verbündeten Völker Latiums ihr Bundesfeſt. Hier ward der Bund der ſieben und vierzig Städte gegen die junge Republik Rom geſchloſſen, um dem vertriebenen Tyran-

nengeſchlechte der Tarquinier wieder zum Throne zu helfen, jener Bund, dem der vielbeſungene Tag am Regillus ein furchtbares Ende bereitete. Hier an dieſer Stätte feierte man das alte Bundesfeſt der Feriae latinae, ſo oft Rom einen neuen Völkerkampf begann. Zu dieſem Bergestempel endlich zogen, mit der Myrthe bekränzt, diejenigen ſieghaften Feldherren Roms, denen aus irgend einem Grunde der Triumpheinzug zum Kapitol und dem Tempel des kapitoliniſchen Jupiters verſagt ward. Hier fühlte ich mich zum erſten Male von dem Hauche uralter Vergangenheit umwittert. In Rom iſt das anders. Das Alte liegt da tief begraben unter dem Neuen. Kein Ort, keine Stätte, kein Gebäude — weniges bekannte aus ſpäten Kaiſerzeiten ausgenommen — iſt ſicher zu ergründen, und Boron ſpottet mit Recht der wunderlichen Antiquare, von denen der letzte immer ein anderes, neues, topographiſches Programm entwirft, das ſeine Vorgänger des Irrthums bezüchtigt*). Aber hier konnte ich ſagen: auf dieſen ſelben Quadern ſind ſie hinaufgeſtiegen die ſtolzen Weltbeſieger, über dieſe Steine gingen die goldenen Räder ihrer imperatoriſchen Triumphwagen. Zu dieſer

*) Ich kenne einen, der, als er kaum vier Wochen in Rom war, eine topographiſche Abhandlung über die Basilika Julia ſchrieb, bei der ihn einmal ein Freund aufmerkſam machte, daß nach ſeiner Conſtruction dieſe vielbeſtrittene Baſilika größer werde als das ganze römiſche Forum. Byrons Worte lauten Child Harold IV., 80—81:

— — — — far and wide
Temple and tower went down, nor left a site:
Chaos of ruins! Who shall trace the void
O'er the dim fragments cast a lunar light
And say: „here was, or is" where all is doubly night?

Und weiter:

The ocean hath his chart the stars their map,
And knowledge spreads them on her ample lap,
But Rome is as the desert, where we steer
Stumbling o'er recollections; now we clap
Our hand, and cry „Eureka" it is clear —
When but some false mirage of ruin rises near.

Höhe, auf demſelben Wege, den mein Fuß betritt, ging der Triumphzug des Zerſtörers von Syrakus, jenes kühnen Marcellus, der zuerſt dem „wilden Hannibal,“ dem Schrecken Italiens, den Sieg abſpänſtig machte, ihm vorauf das Bild der zu Boden gelegten Stadt Syrakus, die Waffentrophäen, die Schätze der Kunſt und der edlen Metalle, der Reichthum der blühendſten und mächtigſten Stadt Siziliens, die acht karthagiſchen Elephanten und die verrätheriſchen Fürſten mit den goldenen Kronen auf den geſenkten Häuptern. Dieſen Weg hinauf iſt auch „der große Julius“ gezogen, welcher die Welt auf ſeines Schwertes Spitze trug. Dieſen Blick auf das ewige Rom, auf Gebirge und Campagna, Strom und Meer hat er auch gethan, als er kurz vor des Märzen Idus zum letzten Male, nachdem er das latiniſche Feſt zu Ende gefeiert, hinabfuhr von dem heiligen Albaner Berge in ſein Rom, wo ihn der verhängnißvolle Königszuruf begrüßte. Denn hier iſt nichts verändert. Dieſe großen Züge des Bildes ſind dieſelben geblieben. Denn dieſe Natur iſt von Stein.

Langſam und behaglich zogen wir die Straße hinauf. Sie iſt nicht breit, vielleicht nicht über fünf Schritte. Aber die ſie pflaſterten, haben ihr Handwerk verſtanden. Die letzten Ausbeſſerungen mögen leicht an die zweitauſend Jahre alt ſein, und doch ſind dieſe Quaderflächen noch beſſer erhalten als manche unſerer modernen Trotteirs, die an dem einen Ende der Straße zuweilen ſchon auseinander gehen, wenn ſie an dem andern noch ſtampfen und hämmern. Auf den Steinen ſollten, wie ich geleſen hatte, noch die Anfangsbuchſtaben der Worte Numinis Via (Weg der Gottheit) zu ſehen ſein. Die Gelehrten, welche das geſehen haben wollen, müſſen eigens konſtruirte Augen haben. Ich und Freund St. ſahen mit dem beſten Willen nichts als von Zeit zu Zeit eine auf den Polygonen eingehauene römiſche Vier (IV.). Dies Zeichen befand ſich meiſt auf einem ſehr großen Polygone, neben oder vielmehr über welchem ſich dann auf der nächſtliegenden Steinplatte

eine römiſche Fünf (V.) eingegraben fand. Wahrſcheinlich dienten dieſe Zahlzeichen dazu, den Steinmetzen und Arbeitern die zu einander gehörigen Steinplatten als zuſammengehörige zu bezeichnen. Von einer Inſchrift oder ſonſtigen Buchſtaben fanden wir auch nicht eine Spur. Dagegen ſind hier und da an den Seiten noch die Einfaſſungen (crepidines) ſichtbar.

Von dem Tempel des Jupiter Latiaris, auf deſſen Stätte ein Kloſter der Paſſioniſten und eine Kirche der heiligen Dreieinigkeit gepfropft ſind, iſt nichts mehr vorhanden. Selbſt die Grundmauern, welche der urälteſten Zeit angehörten, wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts zerſtört. Man benutzte ſie als Steinbruch, um mit den gewaltigen Quadern die Einfaſſungsmauern des Kloſtergartens und anderer Bauten aufzuführen.

Als wir oben anlangten, bot ſich uns beim Herumbiegen um die Ecke des Kloſters ein eigenthümlicher Anblick dar. Nach Südweſten hin ſchwammen Campagna und Meer im ſonnengoldenen Nebeldufte, dagegen nach Nordoſten hin erglänzten die Gebirgshäupter der Apenninen in einem ſo wunderbaren, weißen Lichtſcheine, daß wir lange Zeit glaubten, es liege noch Schnee auf dieſen hohen Zacken und Spitzen. Rocca Priora glänzte wie eine Zauberſtadt auf ſeinem Felskegel. Weiterhin blitzte und ſchimmerte von ſeinem Bergesrücken herab Tivoli, das Paradies der Wünſche des römiſchen Dichters:

Tibur Argeo positum colono
Sit meae sedes, utinam! senectae!

Zu unſeren Füßen ſteilabwärts lag tief unten Rocca di Papa, das mit ſeinen Häuſern wie eine vom Schäferhunde gejagte Heerde den Felſenhang hinabklettert. Dort aus der braunen Campagna hebt ſich der Sanct Peter aus dem Häuſermeere Roms, das ſich in Villen und Landhäuſern ins Unabſehbare fortſetzt — jetzt doch nur ein Schatten von dem Einſt, das da war, als dieſe todten Lettern in meiner Hand als lebendige Laute den Lippen des Dichters

entquollen, als Horaz von den Sabinergebirgshöhen dem Freunde zurief: fumum et opes strepitumque Romae! »den Nebelqualm und die Pracht und das Toben der Weltstadt« einmal mit diesen freien Bergeshöhen zu vertauschen: jene Zeit, wo alle Macht, alle Gaben und Schätze des gesammten Erdkreises, auf einen einzigen Punkt konzentrirt, dasjenige hervorriefen, was vor achtzehnhundert Jahren meilenweit als ein Meer von Prachtpalästen diese Fluren bedeckte, auf denen kaum noch hier und da »ein Fleckchen Raum dem Pfluge übrig blieb!«

In der Tiefe unter uns lag der Albaner-, dicht neben ihm der Nemisee, aber nicht glänzend in smaragdgrüner Klarheit wie die deutschen Bergseen, sondern immer trüblich und bleiern, und immer, selbst bei einer Windstille, wo kein Hälmchen schwankt, von unruhiger Bewegung gekräuselt.

Aber was zieht dort in sausender Eile durch die Luft an uns vorüber, flatternd in grauen Streifen durch Busch und Baum. Es sind Nebelwolken, die der Apennin uns sendet. Immer dichter, immer greifbarer kommen sie gezogen. Bald war der ganze Westen mit einem ungeheuren Wolkenschleier verhangen, dessen Weißgrau die untergehende, hinter ihm völlig verborgene Sonne in das leuchtendste Goldorange färbte, welches nach unten zu allmälig in das duftigste Violett überging. Dieses Göttergewebe warf nun die Blitze seiner Lichter auf Zweige und Kronen der uralten Eichen, welche den Berg bis zur Spitze bedecken, vergoldete jedes Blatt an Busch und Strauch, das sich ihm zukehrte, und umfing so den Sitz uralter Heidenherrlichkeit wie mit einer magischen Farbenglorie. Es schwand vor meinen Blicken der jämmerliche Mönchskasten sammt seinen vergitterten und verbretterten Fenstern. Empor stieg das säulengetragene Marmordach des alten „höchsten, besten Gottes," der Vorhof füllte sich mit der marmornen Schaar der Statuen großer Männer des weltgebietenden Volkes. Von den Steinplatten des uralten Altares wirbelte der Opferduft empor, und statt der

heulenden Betglocke erdröhnte der Schall der Drommeten und Kriegshörner, das Nahen des triumphirenden Imperators verkündend! — Hier, Italien, auf dieser Bergeshöhe, im Angesichte der ewigen Stadt und ihrer dritthalbtausendjährigen Vergangenheit mögest du einst dein neues „Bundesfest“ begehen, wenn du die Räuber abgeschüttelt hast:

— who press
To shed thy blood and drink the tears of thy distress!

Den 22. Juli.

Wenn Du in Italien Morgens, wie ich heute, nach unruhigem Träumen ungestärkt erwachst, und im Halse Trockenheit, auf den Augenlidern und über dem ganzen Organismus bleierne Schwere lasten fühlst, wenn Dich die frische Luft des geöffneten Fensters nicht erquickt, und ein Blick auf das Meer Die den Horizont voll weißgrauer Wolken zeigt, so kannst Du, auch ohne daß Dir's der gute Vincenzo verkündet, gewiß sein, daß über Nacht ein „brutissimo Scirocco“ angelangt ist. Heute war er so erschlaffend, daß ich auf meinem Wege nach Genzano nicht weiter als bis zu dem Brunnen vor dem Kloster Galloro gelangte, wo ich es vorzog, mich in den Platanenschatten mit meinem Virgil hinzustrecken, statt das Bad im Nemisee aufzusuchen, welches an solchen Tagen doch keine Erfrischung gewährt. Die alten Poeten, welche ich hier lese, gewinnen denn doch bedeutend in ihrer heimischen Umgebung. Da erhält Alles erst das rechte Colorit, und statt nach den Noten unter dem Texte schaut man mit viel mehr Nutzen sieht von Zeit zu Zeit über den Text hinaus, wo in der Natur um mich her der reichste Commentar von Himmel, Erde und Meer vor mir aufgeschlagen liegt.

Dabei wandelt allmorgendlich ein schwa..er Sir John Falstaff

in der Gestalt des dicksten aller lebenden Pfaffen an meinem Ruheplätzchen vorüber. Es ist der Padre Fontana von San Paolo, der die Gallerien und Wege zwischen Albano und Aricia zu den Wallfahrtsstätten seiner Frömmigkeit macht. Schon aus der Ferne höre ich ihn, wie er in derselben klassischen Römersprache, deren poetische Ergießungen in meinem heidnischen Dichter mich entzücken, seine Gebetformeln sinn- und gedankenlos herplappert, und dabei eine Kugel des langen Rosenkranzes nach der andern durch die fetten Finger gleiten läßt. Es ist nicht möglich, sich einen stupideren Ausdruck vorzustellen, als diese geistverlassene Fleischmasse aufzeigt, wenn sie sich mühsam zu den Holzkreuzen am Wege heranwälzt, um die dicken Lippen auf den Stamm derselben zu pressen. Ihm folgt regelmäßig ein sehr dürrer, dienender Bruder in brauner Kutte, welcher ihm den großen grünen Sonnenschirm nachträgt, und aus seinem Sacke eine verdächtig aussehende Strohflasche hervorschauen läßt. Die reiche Staffage, welche dies diplomatische Corps Gottes der italischen Landschaft gewährt, mag für den Maler und Romantiker schwer zu entbehren sein, aber rechte Freude kann selbst ein solcher an der Wirklichkeit nicht mehr haben, wenn er diese verpfuschten Ebenbilder Gottes auf dem Boden, der einst die waffenstrahlenden Römer trug, herumwandeln sieht. Schmutz, Unwissenheit, Stumpfsinn oder Heuchelei, Scheinheiligkeit und Fanatismus, und nicht selten schlechtverhehlte Lüsternheit bilden die vorstechenden Züge der meisten Mönchsgesichter, denen ich bis jetzt in Italien begegnet bin.

Das Schulwesen liegt unglaublich im Argen, und alles, was ich davon sehe und höre, bestätigt meinen Glauben, daß diesem Italien ohne eine wenigstens theilweise „Verwandlung der Kirche in die Schule“ nicht geholfen werden kann. Ein Papst, welcher hier reformirend aufträte, würde der größte Reformator Italiens sein. Aber unter dem bigotten Gregor XVI., diesem gekrönten Mönche, hat das gute Wege. Hier in Aricia habe ich unter all den Knaben des Volks, die auf den Gassen herumlungern oder den

Malern ihre Geräthe nachtragen, auch nicht einen gefunden, der lesen konnte oder nur überhaupt irgend einen Schulunterricht gehabt hatte. So muß das Volk bei den besten Anlagen verwildern. In Rom kenne ich Mädchen aus dem Mittelstande, die in feiner französischer Modetracht einhergehen, und nicht lesen können. Das Schreibenlernen widerrathen ohnehin die Hauspfaffen für Mädchen unbedingt, weil es zu Liebesbriefen benutzt werden könne.

Desto größeren Eifer verwendet die Propaganda auf die Bekehrung einzelner, besonders deutscher Fremden. Der Uebertritt von St.'s Frau und ihre darauf folgende Genesung oder doch Besserung wird, wie ich höre, als ein Mirakel ausgebeutet. Hier in Rom kann man sehen, mit welchen Mitteln diese deutschen Ultramontanen (denn die meisten dieser römischen Menschenfischer sind Deutsche) in schwachen deutschen Köpfen den Protestantismus zu untergraben suchen. Da werden zunächst die großen Charaktere der Reformatoren, mit pfiffiger Benutzung einzelner, menschlicher Schwächen, und mit arglistigen Belegen aus den Schriften jener Männer selbst, klein gemacht. Dann geht es an die deutsche Literatur, unter deren Heroen besonders Lessing der Gegenstand des tiefsten Hasses dieser Nachteulen ist. Dann wird die deutsche Nationalität, die geistige und sittliche Bildungshöhe unseres Volks, welches denn doch im Großen und Ganzen unendlich hoch über diesen unglückseligen Pfaffenzöglingen Italiens steht, durch falsche Vergleiche, durch arglistig benutzte einzelne Thatsachen herabzuziehen und der Beweis zu führen versucht, daß es bei uns, wenn nicht schlimmer, doch keineswegs besser stehe als in dem versumpften und entsittlichten katholischen Süden. Und wo Geschichte und Gegenwart allzulaut und schreiend die furchtbaren Früchte der katholischen Hierarchie für Italien bloslegen, da muß endlich die Wendung aushelfen: „daß man sich an die Idee, nicht an deren zeitliche Erscheinung halten müsse.“ Und wie die alten Römer auf dem Gipfel ihrer Weltherrschaft alle ihre Siege mit fremden und zumal

deutſchen Söldlingen erfochten, ſo weiß auch jetzt noch immer dies Rom der Pfaffenherrſchaft ſeine Kerntruppen aus den Ländern zu ziehen, die es bekämpfen und unterjochen will.

In Rocca di Papa fand ich bei St.'s, denen die hier einſchlägige deutſche Literatur von der Propaganda reichlich zufließt, einen Band der Münchener „hiſtoriſch-politiſchen Blätter für das katholiſche Deutſchland.“ Nächſt einem Aufſatze, in welchem der Verfaſſer den vortrefflichen Schweizer Reformator Oekolampadius herabzuwürdigen verſuchte, fiel mir als Muſter dieſer Art und Kunſt der Münchener Propagandiſten eine Lebensbeſchreibung des ſiebzehnjährigen Jünglings Friedrich Staps auf, der bekanntlich den Verſuch, Napoleon in Schönbrunn zu tödten, mit dem Tode büßte. Wie kam dieſe Biographie hierher? Dieſe Frage ward durch die Schlußworte erledigt, welche lauteten: „einſtweilen wolle man den Reformirten, welche ſo laut ſich über die *vielen*, von der katholiſchen Kirche ausgeſandten *Königsmörder* ereiferten, mit dieſem *lutheriſchen Predigerſohne* antworten!“ Wie unverſchämt und zugleich wie — albern.

Ariccia, den 21. Juli.

Wißt Ihr, was ein Scirocco tag iſt? Aber das weiß Niemand, der's nicht erlebt hat. Wir leiden beinahe ſeit einer Woche an dieſer ſchlimmſten aller italieniſchen Landplagen, und der Scirocco will und will nicht weichen. Man kommt dabei förmlich herunter. Du erwachſt Morgens ohne Stärkungsgefühl, und bei dem erſten Athemzuge fühlſt Du des Feindes Nähe. Ein Blick aus dem Fenſter zeigt Die den Horizont ganz in dicke, weißgraue Nebel gehüllt, die wie Gebirge auf dem fernen Meere lagern. Mit jeder Tagesſtunde ſteigt der bleierne Druck der Hitze, die unerträgliche Schwere der Luft. Unbehagen und Mattigkeit nehmen überhand, einzelne Landſchafter ſchleichen, nach einigen Verſuchen, im Freien

zu arbeiten, todtmüde hinein in die Casa Martorelli; und selbst der durchwetterte belgische Baron, welcher ganz Syrien und die Wüste durchzogen, und mit den Arabern wie mit seines Gleichen unter ihren Zelten gelebt hat, kehrt vor der Zeit von seinem Studiumsplatze in der Gallerie von Castell Gandolfo zurück, und wirft mit einem: fichtre! quel scirocco du diable! seine Mappe auf das Billard. Nun sitzt man einsilbig bis zum Mittagsessen, bei dem der Appetit fehlt. Nicht einmal so viel Energie, um in einem Buche zu blättern oder eine Partie Billard zu machen, ist vorhanden. Dann legt man sich zur Siesta, von der man sich noch erhitzter erhebt. Ich besteige mein Thier, und reite ins Bad an den Albanersee. Kein Blatt rührt sich im Walde. Der schwirrende Ton der Cikade klingt hell und trocken durch die Büsche: es ist die hörbar gewordene Sciroccohitze. Man fühlt den Schweiß auf der Haut perlen. Da plötzlich streift uns ein Luftzug, aber so kühl und feucht, daß man erschreckt den Paletot um den Leib zusammenzieht. Die augenblickliche Erfrischung des Bades läßt die Hitze nachher nur noch schwerer empfinden. Und dazu sagt dann wohl noch so ein alter, in Italien eingebürgerter Landsmann: »Ach, das ist noch nichts! Warten Sie erst zwei und dreißig Grad im Schatten ab und dazu Scirocco, dann dürfen Sie klagen!« Schon der Aerger über solch eine Vertröstung kann einen wieder in Schweiß bringen. —

Auf der Höhe von Castell Gandolfo hatten wir einen prachtvollen Wolkeneffect. Der Sonnenball hing blutroth in den Sciroccowolken, die sich über der Campagna und über Rom wie ein sturmdurchwühltes, von einem Schiffbrande erleuchtetes Meer durcheinanderwälzten. Der Eindruck war furchtbar, und das Schauspiel hatte etwas, als könne jeden Augenblick ein Erdbeben den alten vulkanischen Grund erschüttern.

Als wir uns zum Baden entkleidet hatten, und eben ins Wasser schreiten wollten, ward der prächtige schwarze Hengst römischer Zucht, welchen einer meiner Begleiter, der Vicomte de J.,

einem Knaben zu halten übergeben hatte, plötzlich vor einem aufrauschenden Wasservogel so scheu, daß der Vicomte aus dem Wasser zusprang, um ein Unglück zu verhüten. Nie habe ich etwas Prachtvolleres gesehen als diesen untadelhaft schönen Mann, wie er schlank und hoch wie ein Göttersohn in marmorklarer Nacktheit das schnaubende und bäumende kohlschwarze Thier an den gelben Zügeln hielt, während das duftige Grün des waldigen Ufers den Hintergrund zu dieser Gruppe bildete. Die Künstler waren entzückt über diesen Anblick, und wirklich sah es aus, als wäre einer der Dioskuren vom Olymp auf die Erde niedergestiegen.

Den 21. Juli.

Zu Anfang der nächsten Woche geht es fort nach Neapel. Drei Bildhauer, welche die Reise mit mir machen, haben bereits in Rom einen Vetturin für uns genommen, und meinen Paß in Ordnung gebracht. In Betreff des letzteren hatte ich einen kleinen Schreck, dessen ich erwähne, weil seine Ursache bezeichnend für hiesige Zustände ist. Am Montage sendete ich durch Signor Martorelli einen Brief an Freund St. in Rom, in welchem sich meine carta di sicurezza befand, nach Albano auf die Post, und Donnerstag Abends erhalte ich statt einer Antwort und meines verlangten Reisepasses einen Brief, in welchem mir gemeldet wird, daß bis Donnerstag Nachmittag mein Brief noch nicht in St.'s Hände gelangt sei. Rom ist von Albano nur zwei Meilen entfernt, und ich konnte mir nicht denken, daß ein am Montag Nachmittags dort auf die Post gegebener Brief, wenn er nicht verloren gegangen, am Donnerstag Nachmittag noch nicht in den Händen des Empfängers sein sollte! Ich ritt eilig nach Albano. Aber dort war die Post geschlossen, und keine Auskunft zu erlangen. Der deutsche Arzt, Dr. Severin, welcher schon zehn Jahre in Rom lebt, konnte mir nicht einmal sagen, wie oft die Post von Albano nach Rom

gehe. In Aricia am Abendtische, wo meine Angelegenheit verhandelt wurde, wußte es gleichfalls Niemand genau. Der römische Oberpostcontrolleur, Signor G., behauptete: es gehe wöchentlich fünf Mal, ein deutscher Maler: es gehe nur drei Mal wöchentlich eine Post (die neapolitanische) von Albano nach Rom. Der letztere hatte Recht. Die Post geht Montag Morgens, Donnerstags und Sonnabends. Somit mußte mein, Montag Nachmittag in Albano zur Post gegebener Brief bis Donnerstag warten, ehe er nach Rom befördert wurde. An den Zwischentagen nehmen zwar die Vetturine Briefe mit. Aber abgesehen davon, daß dies gesetzlich verboten ist, hat man natürlich bei solcher Gelegenheitsbeförderung gar keine Sicherheit. Dies kann Euch einen Begriff von der hiesigen Posteinrichtung geben. Und Albano ist der lebhafteste Ort in der ganzen Umgegend von Rom und wimmelt von Fremden.

In den Gallerien begegne ich seit einiger Zeit häufig einem eleganten Kabriolet, geführt von einem Greise mit langem weißen Barte in einer Mönchskutte, neben ihm ein eleganter Jokei. Es ist ein ehemaliger östreichischer General, Mr. d. G., jetzt Trappist, der im Kloster bei Albano Villeggiatur hält, große Reisen gemacht und vom Papste Dispens von einigen strengen Regeln seines Ordens erhalten hat, um seine Gesundheit herzustellen.

Ein Ritt nach Civita Lavigna, dem alten Lanuvium, war sehr belohnend. Es liegt am Schlusse eines weit in die Campagna vorspringenden Gebirgsausläufers, und die Aussicht von dem Thurme am südlichen Abhange über Velletri und Cori hinaus auf das ganze Volskergebirge, und rechts bis auf das Meer von Terracina ist entzückend.

Auf dem Seitenwege, der eine halbe Stunde hinter Genzano von der großen neapolitanischen Poststraße abführt, trifft man bald unter Hecken und Gestrüpp Reste alter Bauten, netzförmiges Mauerwerk (opus reticulatum), die sich bis zur Stadt hinziehen, deren Gründungssage, an den Helden Diomedes geknüpft, in die Zeiten der Homerischen Heldensage hinaufreicht. Einige Säulen

und zwei als Brunnentröge benutzte, mit Reliefs geſchmückte Marmorſarkophage ſind neben altem Gemäuer, das man für Reſte des Tempels der Juno Lanuvina ausgiebt, die einzigen Alterthümer. Kaiſer Antoninus Pius ward hier geboren. Die Umgegend iſt äußerſt fruchtbar und hat guten Wein. Ein Geiſtlicher, der mich herumführte, zeigte mir an dem erwähnten mittelalterlichen Thurme den eiſernen Ring, an welchem, wie die heutigen Bewohner von Civita Lavigna behaupten, Aeneas ſein Schiff gebunden, als er hier gelandet! Dazu gehört ein ſtarker Glaube, auch wenn man von der Verwechſelung Lanuviums mit Lavinium abſehen wollte. Wunderbar nahm ſich in einigen Inſchriften der ſtolze Titel: Senatus Populusque Lanuv. in dem ärmlichen Orte aus.

Auf dem Marktplatze geſellte ſich ein ſtädtiſch gekleideter Mann zu uns, der ſich als der Medico von Civita Lavigna vorſtellte, und uns freundlich einlud, bei ihm einzutreten. Seine Frau, eine Römerin, empfing uns gleichfalls ſehr zuvorkommend, und bald ſtand eine Collazione von Früchten, Schinken, Brod und Wein auf dem Tiſche. Ganz erſtaunt über dieſe, mir bisher unbekannte Gaſtfreundſchaft, ward ich es noch mehr, als unſer Wirth, da wir uns beim Abſchiede bedankten, uns ganz unbefangen erklärte, daß er vielmehr uns Dank ſchuldig ſei. Ich bin, ſetzte er hinzu, erſt kurze Zeit hier, und dieſer Beſuch der fremden Herren wird ſehr dazu dienen, meinen Ruf und mein Anſehen bei den Bewohnern von Civita Lavigna zu erhöhen, welche natürlich glauben werden, daß ihr Arzt, der ſolche Bekanntſchaft mit fremden Herrſchaften habe, ein in Rom gekannter Mann ſein müſſe. Jetzt wurde uns auch klar, weshalb er einigen Neugierigen, die unter irgend einem Vorwande bei ihm, während wir uns ſeine Gaben ſchmecken ließen, eintraten, uns als Amici von Rom vorgeſtellt hatte. Moraliſire wer mag, ich finde dieſe mit gutem Humor verbundene Offenheit wenigſtens ſehr anſprechend und liebenswürdig.

Auf dem Rückwege bemerkte ich, daß die Straße noch Spuren alten Pflaſters zeige. Hier, wie bei den meiſten alten Wegen,

hat neben der Zeit auch Menschenhand die für die Ewigkeit gebauten Römerstraßen zerstört. Man benutzte die Steine theils zur Pflasterung neuer Wege, theils baute oder besserte man damit die Straßen der Städte und Ortschaften. So ist der größte Theil der berühmten Appischen Straße von Rom nach Capua zerstört worden, die auf ihrer ganzen Länge mit gewaltigen Polygonen von Peperin und Lava gepflastert war, ein Werk von unvergleichlicher Herrlichkeit, dessen Unterbaue durch tiefe Gründe, wie z. B. der bei Aricia, noch jetzt Wunderwerke heißen dürfen. Der letztere befindet sich in der Nähe der Vigna Jacobini, zwischen Aricia und Genzano. Die alte Via Appia läuft nämlich am Fuße der Höhe, auf welcher das heutige Aricia liegt, vorbei, durchschneidet die Ruinen des alten Aricia, deren sich noch einige, namentlich ein zum Kasale (Meierhaus) eingerichteter Tempel in den Vignen und Gärten am Abhange des Berges befinden, und zieht sich dann mit einem stumpfen Winkel, den sie bei der Vigna Jacobini macht, schnurgerade über die Anhöhe. Jener Unterbau ist etwa acht und achtzig bis neunzig Fuß lang, aus gewaltigen Werkstücken erbaut. Er füllt die Thalschlucht zwischen Alt-Aricia und jenem Hügel des Weinbergs. Die Straße selbst ist jetzt um mehrere Fuß ausgetieft, das Pflaster ausgebrochen, zerschlagen, weggeschwemmt oder an den Seitenrändern hoch mit Erde bedeckt. Die Vertiefungen in den übrig gebliebenen Quaderstücken mögen Wagengeleise oder Wasserrinnen gewesen sein. Unter den Werkstücken sind viele von fünf bis gegen sieben Fuß Länge.

Warum aber wurden diese und andere alte Straßen ganz oder zum Theil verlassen? Ihr Verfall datirt aus jenen Zeiten des Mittelalters, wo nicht nur Stadt gegen Stadt, sondern selbst ein Grundbesitzer gegen den andern in ewiger Fehde lag, Straßenräuberei ein ritterlich Handwerk war, und zu diesem Zwecke in der Nähe aller Hauptstraßen jene unzähligen Kastelle und Thürme entstanden, von denen aus die Räuber ihren Wegezoll erhoben, und deren Trümmer man hier und da verstreut noch heute wahrnehmen

kann. So wurden die Hauptstraßen allmälig verlassen, der Verkehr suchte sichere Nebenwege auf, und die alten Straßen verfielen, dienten als Steinbrüche und verschwanden so zum großen Theile.

Die alte Appia, die Königin der Straßen, trifft mit der jetzigen Poststraße nach Neapel nur noch stellenweise zusammen. Sie war von Rom aus meilenweit zu beiden Seiten mit prachtvollen Grabmonumenten besetzt, von deren Herrlichkeit allein das Grabmal der Cäcilia Metella noch einen Begriff geben kann.

Als wir Abends bei Tische saßen erhob sich in der anstoßenden Straße eine gräuliche Katzenmusik. Ein Paar gewaltige Stierhörner tuteten zwischen einem heillosen Spektakel, den die Jugend Aricia's mit allerlei kupfernen und blechernen Gefäßen, gläsernen Flaschen u. s. f. anrichtete. Diese wunderliche Huldigung galt einem jungen Ehepaare in unserer Nähe, oder vielmehr einer alten Frau, die einen ganz jungen Mann — den dritten, wie unser Wirth bemerkte — heute geheirathet.

Einen ähnlichen Auftritt erlebte ich in Rom an der Piazza Barberini, am hellen Tage. Ein Zecher hatte seinen Abendrausch zu lange ausgeschlafen. Da erschienen etwa gegen halb zehn Uhr seine Zechbrüder, holten ihn halb gutwillig, halb mit Gewalt aus dem Hause, und führten ihn mit großem Geschrei und einer ähnlichen Katzenmusik wie die eben beschriebene, unter einem großen wachsleinenen Regenschirme, den sie wie einen Baldachin über sein Haupt hielten, durch einige der nächsten Straßen. Man sagte mir, daß dies allgemeine Volkssitte bei solcher Gelegenheit sei.

Rocca di Papa, 25. Juli.

Als ich heute Morgen mit Freund St. durch den grünen Waldweg hierher ritt, führte meine Frage nach dem Ursprunge des Barocko in dem italienischen Kirchenbaustyle allerhand Herzens-

ergüsse über Kunst und Kunstzustände der Gegenwart herbei, von denen ich das Wesentlichste mit den eigenen Worten des begabten Künstlers aufzeichnen will.

Das Barokko, sagte er, ist wohl aus dem Oriente, aus der Türkei und aus China herzuleiten, und die Jesuiten mögen die Vermittler gewesen sein. Schon Michel Angelo hat den ersten Schritt zum Verderben der Baukunst gethan, da er Brunnellesco's Richtung auf Zweckmäßigkeit und Harmonie der Maaße seiner himmelstürmenden Neigung zum Wunderbaren, Abenteuerlichen und Seltsamen aufopferte.

Ich erzählte, wie heftig sich Naggi über die Vergothisirung der Kirchenfaçade in Grotta ferrata ausgesprochen habe. Er gab dem Italiener recht, da dies „Ineinanderpfuschen“ zweier verschiedenen Style eine Verkehrtheit sei. Für Deutschland hingegen, setzte er hinzu, ist der gothische Styl der Baukunst vielleicht der einzige, noch mit Erfolg zu kultivirende. Denn dieser Styl ist noch ganz neuer Entwickelungen fähig. Zunächst vereinigt er zwei Eigenschaften, welche in dieser Vereinigung das Wünschenswertheste sind: Schönheit und Festigkeit. Seine Grundform ist die Pyramide, also die Festigkeit selbst. Dann ist in ihm bei aller unendlichen Freiheit und scheinbaren Willkür doch Alles in der Composition organisch nothwendig. Diese Münster, die schlank und hoch halbe Jahrtausende stehen, — man nehme einen Pfeiler, einen Bogen und alles stürzt zusammen.

Betrachten Sie nun in Bezug auf die Festigkeit und Dauerhaftigkeit unsere neueren Bauten, z. B. die Berliner, wo doch ein Genie, wie Schinkel, thätig gewesen ist. Es sind Ruinen, die man baut. In hundert Jahren steht von dem ganzen Wesen kein Stein mehr auf dem andern.“ — Unmöglich! — „Und doch wahr! Zehn Jahre nach der Erbauung sah ich die Seite des neuen Schauspielhauses nach der Wilhelmsstraße zu, und erkannte sie nicht mehr.“ — Aber woher rührt dieser Mangel an Dauerhaftigkeit? — „Daher, daß man ein falsches Sparsystem befolgt,

daß man das Material so wohlfeil nimmt als man es bekommen kann. Statt z. B. in Berlin die schlesischen Marmorbrüche zu benutzen, tausend fleißigen Händen dadurch Arbeit zu geben und Gebäude hinzustellen, die wie die alten Römerwerke Jahrhunderte stehen, ohne zu wanken, flicken sie ihre Museen u. s. w. zusammen in der Art, daß die Bauunternehmer reich werden, und der Staat arm. Ja arm! Denn denken Sie doch, daß diese neuen Gebäude alle Augenblicke der Reparatur bedürfen, daß für jedes gleich bei der Stiftung ein eigner Baufonds gegründet werden muß. Schon der unselige Verputz, welcher alle zehn Jahre erneuert werden muß, diese Lügenschminke der Zeit, frißt Tausende. Das ist bei den Alten in ihren Bauten so groß und nachahmenswerth, daß sie überall das Material wählten, welches ihnen die Gegend bot, und dessen Dauerhaftigkeit durch die klimatischen Verhältnisse erprobt war. —

Noch niederschlagender war es, den Künstler über die Kunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart reden zu hören. Unsere Kunst, sagte er, ist Salonkunst geworden. Salonmenschen sind Käufer und Besteller. Salons für „Gebildete“ und „anständig Gekleidete“ sind unsere Museen. Aber die Kunst ist fürs Volk da, für jeden, für Alle. So lange nicht die Werke der Kunst so öffentlich sind, daß jeder, zu jeder Zeit, mühelos, bei einem Spaziergange, unterwegs bei einem Gange zum Geschäft, seine Seele durch den Anblick des Schönen erfrischen kann, so lange rede man mir nicht von Bildung des Volks für die Kunst und das Schöne.

Da stehen eure alten deutschen Rathhäuser mit ihren Hallen und Bogengängen. Erfüllt sie mit Kunstwerken, daß eure Kinder darin herumspielen, eure Bürger und Handwerker, wenn sie hindurchgehen mit Hobel und Schurzfell, sich daran erfreuen können. Oder baut statt der verschlossenen Leichenhäuser von Museen eigens solche Hallen und Gänge, bringt sie an bei öffentlichen Gebäuden an öffentlichen Plätzen. Denkt an die Portiken der Alten zum Lustwandeln: Wand in der Mitte, Säulen, vielleicht auch Fenster,

zu beiden Seiten nach Nord und Süd, so daß sie immer Schatten oder Sonne haben konnten. —

Ach, wir Künstler sind zu Uhrmachern herabgesunken. Wissen Sie, worauf heutzutage ein Bildhauer sehen muß, wenn er ein verkaufbares Werk liefern will? Auf fleckenlosen, zuckerfeinen Marmor und auf die Nebensachen der Arbeit. Wie wenig kümmerte sich der große Sinn der Alten um beides, wenn das Werk selbst nur vortrefflich war! So lebt jetzt in Rom ein Mensch, der sein Leben lang nichts macht als die Nägel an den Statuen, die denn auch alle gleich aussehen. Auf solche Dinge sehen aber die kaufenden Salonmenschen. „Welch ein Kunstwerk! sogar die Nägel ausgeführt!“ ad unguem! setzt ein klassisch Gebildeter hinzu.

Man könnte sich mit der Bankiersherrschaft unserer Zeit noch in etwas versöhnen, wenn der Reichthum wenigstens etwas für die Kunst thäte. Aber von wie wenigen unserer reichen Kaufleute z. B. kann dies gesagt werden. Und unter diesen wenigen wiederum wie wenige thun das, was sie etwa thun, aus wahrem Interesse und Verständniß, und nicht des Luxus und der Mode wegen! Und endlich, wer ist es, der z. B. in *** von solchen Crösussen zu seinen Mitbürgern spräche, — nicht etwa: ich will meines Reichthums einen Theil zur Freude meiner Stadt verwenden, ihr ein Bild, ein Denkmal, einen Brunnen oder sonst ein Kunstwerk schenken! Nein! wer öffnet nur die Kunstwerke, welche er etwa besitzt, Mitbürgern und Fremden zum freien Mitgenusse, wie in Italien doch fast überall geschieht. Wird man doch selbst in dem Palaste des kunstliebenden Königs Ludwig von den Aufsehern nur heerdenweise durch die Säle hindurchgetrieben.“

Am allerhärtesten urtheilen aber alle tüchtigen Künstler, die ich hier noch kennen gelernt habe, über die Akademien. Rumohr hat einmal ausgerechnet, daß diese Warteschulen der Kunst in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens in Europa (von 1700—1800) an die dreißig Millionen Thaler gekostet haben, ohne etwas anderes zu leisten, als die Rumpelkammern und Winkelböden zu füllen,

und falſche Richtungen zu „perpetuiren,“ die ſonſt wahrſcheinlich viel früher in ſich ſelbſt erloſchen ſein würden. Und doch rieth ſelbſt Rumohr nicht, dieſe Anſtalten ganz aufzuheben, er wollte ſie nur anders benutzt wiſſen. Nur Wiſſenſchaftliches: Anatomie, Perſpektive, Literatur, Welt- und Kunſtgeſchichte ſolle der techniſch ſchon früh Vorgebildete in ihnen lernen. Anders die hieſigen Künſtler. Einer, der ſelbſt Mitglied einer Akademie iſt, nannte dieſe Anſtalten die Hegerinnen und Pflegerinnen der Mittelmäßigkeit und Stümperei. Da ziehen ſie durch Prämien und Stipendien, durch öffentliche Anerkennungen eine Menge von Halbtalenten heran, die dann in jeder Weiſe der wahren Kunſt im Wege ſtehen. Man kann ſagen, fuhr er fort, daß der verhältnißmäßig größte Theil der Summen, welche in unſerer Zeit auf die Kunſt verwendet werden, Armenunterſtützungen heißen dürfen, bei deren Vertheilung die Rückſicht des Mitleids beſtimmend iſt. Es iſt mit den Kunſtakademien wie mit den Klöſtern; ſie haben ihre Miſſion erfüllt. Man braucht jetzt nicht zu fürchten, daß ſich ohne Akademien nicht Kräfte genug finden ſollten, dem Kunſtbedürfniſſe zu genügen. Die einzig wahre Akademie für ein Talent iſt ein guter Meiſter. Wir brauchen Kunſtſchulen, d. h. Meiſterſchulen im alten handwerksmäßigen Sinne der größten Kunſtperioden. Dann werden wir auch wieder Kunſtleiſtungen haben, wie ſie die Zeit hervorbrachte, wo Unterordnung des Einzelwillens unter allgemeine Zwecke ein Haupthebel der Kunſtblüte war.

Ariccia, den 26. Juli.

Heute iſt im Hauſe Martorelli große Aufregung. Wir haben beſchloſſen, den St. Annentag, den Namenstag der Signora Martorelli, durch ein Feſt zu verherrlichen. Der Namenstag iſt bei den Italienern, was bei uns der Geburtstag. Alle Maler feiern, und ſind mit Hülfe ihrer Ragazzi beſchäftigt, Lorbeer- und Eppichkränze zu winden, und das ganze Haus innen und außen mit

Feſtons, Blumenkronen und Ehrenpforten zu dekoriren, und ſonſt noch allerhand vorzubereiten. Bereits ſind Gäſte aus Rom angelangt, von denen Signor Enrico (der Bildhauer Kümmel) an die Spitze der Feſtordner berufen iſt. So eben werde ich abgerufen, um auch meinerſeits mitzuwirken.

Den 28. Juli.

Unſer Feſt iſt glorreich ausgefallen, und wird lange noch in den Annalen Aricia's fortleben. Wie alle friſchen Improviſationen war es den beſtmeditirten und lange vorbereiteten Feierlichkeiten vorzuziehen. Tags zuvor hatte ich mit Papeleu und Gurlitt in Albano für einige Scudi einen Vorrath von Hemden, Schärpen, Hüten, Hoſen, Cigarren und ähnlichen Koſtbarkeiten eingekauft, welche als Preiſe für die anzuſtellenden »Olympiſchen Spiele« dienen ſollten, zu welchen wir die hoffnungsvolle Jugend von Aricia aufgefordert hatten. Befreundete Künſtler in Rom waren eingeladen, ein Rieſenkuchen mit dem Namenszuge der Padrona und ein Feuerwerk, das Unentbehrlichſte bei einem italieniſchen Feſte, beſtellt. Am Morgen ward zunächſt das ganze Haus mit Laubgewinden von Lorbeer und Epheu feſtlich geſchmückt. Eine ſtattliche rothe Fahne, verfertigt aus den rothen Gardinen des Medico von Aricia — den einzigen, welche im ganzen Orte vorhanden — wehte aus einem der Frontefenſter der Caſa Martorelli, und verkündete den Aricianern, daß hier im Laufe des Tages feſtliche Dinge vor ſich gehen ſollten. Auf derſelben befand ſich, von einigen Malern ſchnell in Farbe geſetzt, ein blau und weißer Genius, Santa Anna, die Heilige des Feſtes vorſtellend. Schon am frühen Morgen hatte ſich die ganze Schaar der Ragazzi von Aricia vor dem Hauſe eingefunden, um ſich zu den angekündigten Kampfſpielen einſchreiben zu laſſen. Da die Altersbeſtimmungen nicht genau zu kontolliren waren — viele der Buben waren über ihr Alter in Ungewißheit — ſo hatte man die Größe unſeres Wirths-

ſohnes, des vierzehnjährigen Nino, als nicht zu überſchreitendes Normalmaß für die Kampf- und Preisbewerber angeſetzt, welche ſodann der Reihe nach mit ihren Vornamen in die Liſte eingetragen wurden. Mit der den Italienern eignen unglaublichen Anſtelligkeit halfen ſie jetzt an den weiteren Zurüſtungen zum Feſte, indem ſie Blumen und Grünes, ja ganze, junge Lorbeerbäume aus dem nahen Walde herbeiſchafften, den Platz vor dem Hauſe durch Waſſergüſſe kühl und ſtaubfrei hielten u. ſ. f. Im Innern herrſchte nicht minder lebhafte Bewegung. Unten im Kaffee- und Billardzimmer flocht man Kränze, Kronen und Guirlanden, bezeichnete die Preiſe und befeſtigte ſie an einer großen, grünen Reifenkrone. Das in Rom beſtellte Transparent war ausgeblieben, hier galt es alſo ſchnelle Hülfe; denn dies Transparent, welches die Nymphe Egeria darſtellen ſollte, war ein unentbehrliches Ingredienz des Feſtes. Signor Martorelli hatte nämlich immer behauptet, nicht bei Rom, in dem bekannten Thale vor Porta di San Sebaſtiano, ſondern hier auf ſeinem Grund und Boden befinde ſich Quell und Hain der Vertrauten Numa's. Jetzt ſollte nun dieſe zu dem Priore und Geſetzpfleger von Aricia in ſinnbildlich poetiſchen Bezug geſetzt, und er ſelbſt dadurch als Nachfahrer des altrömiſchen Königs verherrlicht werden. So ward denn raſch das nöthige Material an zuſammengeklebten Papierbogen beſchafft, einer unſerer römiſchen Gäſte, die geniale Künſtlerin Liſinka Baumann, machte ſich mit dem Düſſeldorfer Schrader ans Werk, und bald blickte Egeria lebensgroß in kecker Zeichnung farbenfriſch aus dem Rahmen. Ich hätte Euch einen Blick in dieſe Werkſtatt und ihr Treiben gewünſcht. In P. und G.'s gemeinſamen Zimmer, dem größten des Hauſes, war das Feſtatelier aufgeſchlagen. Vor einem Bette, welches als Staffelei diente, ſaß die liebenswürdige Künſtlerin, an ihrer Nymphe malend, um ſie her Maler in Hemdärmeln, an andern Feſtbildern ſchaffend; das Zimmer erfüllt mit Farbenkaſten, Paletten, Zeichnungen, halbtrocknen Skizzen, alle Wände bedeckt mit tollen Fresken, auf Stühlen und Tiſchen alle möglichen Malerutenſilien,

geöffnete Mantelsäcke und Koffer, das tollste Chaos. Der Düsseldorfer Historienmaler Schrader war beschäftigt, unsern Wirth in halber Lebensgröße aus dem Gedächtnisse abzukonterfeien, und bald stand er in ganzer Figur, trotz der karikirenden Züge sprechend ähnlich, vor unsern Blicken, und ward mit lautem Jubel begrüßt. Das Original war nämlich in Geschäften nach Rom gereis't, und da wir fürchteten, daß er zum Mittagsfestmahle noch nicht zurück sein würde, so sollte er wenigstens in Effigie an unserm Feste Theil nehmen. Dazwischen tönte das Schreien und Jauchzen der schwarzköpfigen Jungen zu uns herauf, die ihrer Lust keinen Raum wußten, und immer durch die Glasthüren des Café's unten im Hause mit ihren Personen oder doch mit ihren Blicken einzudringen suchten, um die Festvorbereitungen, und ganz besonders die an der Decke des Saales aufgehängte Krone mit den für sie bestimmten Preisgeschenken in der Nähe zu sehen. Jedem der zu den Festspielen eingeschriebenen Buben war aufgegeben, bekränzt und mit einem Sacke zu dem Sackwettlaufe, der den Schluß der Spiele bilden sollte, ausgerüstet zu erscheinen. Bald keheten sie zurück, und schlau und industriell wie diese Italiener sind, stellten sie während des Vormittags auf dem freien Platze Vorübungen in Sprung und Wettlauf an.

Zur Mittagstafel erschien die ganze Hausgenossenschaft in grünen, eppichdurchschlungenen Lorbeerkränzen. Selbst die Engländer mit ihren Frauen, welche sich bisher passiv verhalten hatten, konnten doch jetzt nicht umhin, ihre nationale Sprödigkeit zu überwinden, und ihre breiten Physiognomien mit dem grünen Festschmucke zu erheitern. Denn in der That, heiter und lustig sah diese Tafelrunde aus, und es war, als käme mit der antiken schönen Sitte auch der Geist antiker, maßvoller Heiterkeit und Festfreude über die Gesellschaft. Ganz stattlich nahm sich die Padrona aus an ihrem Ehrenplatze (sie pflegte sonst nicht mit an der Tafel zu essen), eine fleischige, volle Gestalt, unter dem bunten, reichen Blumenkranze, der ihre nicht unedlen, heute wegen der Aufregung etwas

weniger phlegmatiſchen Züge beſchattete, wie eine antike Pomona anzuſehen. Neben ihr, auf einem leeren Stuhle, ſtand das obenerwähnte Bildniß ihres Gemahl, unſers braven Martorelli, aber zur Strafe ſeines Ausbleibens ohne den Schmuck des Kranzes. Trinkſprüche mit reimloſen und gereimten Reden und Evviva's auf das Wohl der Padrona, auf die Kunſt, auf die Pflegerin der Kunſt, Italien, die uns Glieder der verſchiedenſten Nationen, Deutſche, Engländer, Franzoſen, Dänen, Italiener hier zuſammengeführt, wechſelten mit fröhlichem Geſange, und vermehrten die allgemeine Heiterkeit.

Nachmittags hatte die ganze Stadt ein feſtliches Anſehen gewonnen. Faſt die ganze Bevölkerung Aricia's war gegen fünf Uhr auf dem Platze vor der Caſa Martorelli verſammelt, und harrte mit ſüdlicher Neubegier den kommenden Dingen entgegen. Allmälig waren auch viele Bekannte aus Rom, viele Familien aus Albano angelangt, ja ſelbſt die haut volée in letzterem Orte, die Fürſtin Doria an ihrer Spitze, hatten ſich mit ihren Equipagen eingefunden. Endlich öffneten ſich die Flügelthüren des Hauſes. Heraus und voran ſchritt ein Fahnenträger, mit der Feſtfahne phantaſtiſch aufgeputzt. Ihm folgten die vier Träger der Krone mit den Preiſen, welche an einer Wagendeichſel befeſtigt luſtig hin und her ſchwankte. Die bewaffnete Macht von Aricia, zwei Mann päpſtlicher Soldaten ſtark, auf des Priore Geheiß zu unſerer Verfügung geſtellt, deckte durch ihre Anweſenheit die Preiſe vor allzulebhaftem Andringen der Jugend. Dann folgten die Preiskämpfer, alle in grünen Kränzen, Thyrſusſtäbe in den Händen, nach ihnen wir ſämmtlichen Inſaſſen des Hauſes Martorelli mit unſern Gäſten aus Rom und Albano, ebenfalls bekränzt, aber leider ohne die beabſichtigte altrömiſche Togakoſtümirung. Denn Signor Martorelli, obſchon den Pfaffen ſpinnefeind, weil ſie die Entführung ſeiner Tochter aus dem väterlichen Hauſe begünſtigt und eine Verheirathung derſelben gegen ſeinen Willen durchgeſetzt hatten, hatte uns doch darauf aufmerkſam gemacht, daß bei einer ſolchen Koſtümirung unſer harmloſer Scherz

leicht Anstoß erregen, und ihnen als eine Karikatur ihrer Prozessionen erscheinen könnte. Und „mit den Pfaffen spaßt sich schlecht," fügte er hinzu. Hinter uns her wogte jubelnd in südlicher Aufregung die Masse der Zuschauer. So ging's hinaus durch das altergraue Thor in den grünen Eichwald der oberen Gallerie, und hier begann auf einem freien grünen Platze, umgeben von Lorbeergebüschen, die helle Lust der Olympischen Spiele. Kampfrichter, Herolde und Preisvertheiler wurden gewählt. In fünf Kämpfen wurden die Preise vertheilt, und selbst die Besiegten durch kleine Entschädigungen für geschundene Nasen u. s. w. zufrieden gestellt, und schließlich alle Knaben mit Brod und Wein festlich bewirthet. Denke Dir dazu unter dem blauen italischen Himmel, im goldnen Sommerdufte des lichtdurchglühten Waldes, im Hintergrunde die uralte Stadt mit den schimmernden und leuchtenden Thürmen und Zinnen des stattlichen Schlosses, das fröhlichste und bunteste Leben: Alltags- und Festgewänder aller Art, Reiter zu Esel und zu Roß, französische Toiletten aus Albano neben den romantischen und malerischen Landestrachten der Frauen und Mädchen von Aricia und Genzano, Schwarzröcke dazu mit ihren Dreimastern, Bettelmönche mit ihren Säcken, und einzeln für sich stehend auch ein Paar feine blasse Physiognomien aus dem nahen Jesuitenkloster Galloro, und Du hast ein Bild, wie ich es leider nicht zu malen vermag. Als nach Beendigung der Spiele die ganze bunte Menschenfluth zurück und hinauf zur Stadt wogte, sahen wir erst, daß wir mit unsern Scherzen einige tausend Menschen in Bewegung gesetzt hatten.

Bei der Abendtafel, an der weit über die doppelte Zahl der täglichen Gäste Theil nahmen, blühte nun die fröhliche Festlust erst recht in ihrer ganzen Pracht auf. Einen schöneren Anblick wie diese jugendlich kräftigen, zum Theil sehr ausdrucksvollen Künstlergesichter unter den grünen Festkränzen, mit denen auch diesmal alle Gäste, Männer wie Frauen, geschmückt waren, giebt es nicht. Der wilde H. sah vollkommen wie Leonardo da Vinci aus. Hier

begriff ich, warum die Alten ihre Symposien bekränzt begingen. Die Becher klangen, deutsche Lieder, im Chor von geübten Stimmen vorgetragen, vom „Scheiden und Meiden," vom „Gruß der Liebsten in die Ferne," von der singenden Lorelei am fernen grünen Rhein klangen durch die warme, würzige Sommernacht. Bei dem Rundgesange schmetterte Körners Schwertlied den kecken französischen Chansons entgegen, welche unsere französischen Genossen, wenn sie die Reihe traf, anstimmten. Die Engländer ließen ihr Rule Britannia ertönen, und sangen wenigstens der Melodie nach den Chorus unserer deutschen Lieder mit. Die Lust ward allgemein, Lied auf Lied erscholl, von ernsten und scherzhaften Trinkreden unterbrochen, und in all dem oft bacchantischen Jubel störte doch kein Mißton weder Sitte noch Harmonie des Ganzen. Bei solchen Gelegenheiten wird es einem recht klar, wie arm und öde, wie unschön und fratzenhaft unsere civilisirten nordischen Geselligkeitsformen sind, wie der leidige conventionelle Anstandscodex alle unsere Lebensfreuden verödet, und unsere befrackten Gesellschaften, Fest- und Zweckessen so sterbenslangweilig macht. Ach, in unserer Kultur ist alle Poesie aus dem Leben in die schwarzen Lettern geschwunden, und steht wohl eingebunden in Glasschränken, während das Barbarenthum mit und ohne gelbe Glacéhandschuhe unser Leben füllt.

Da erdröhnte plötzlich der erste Kanonenschlag, zum Zeichen daß Freund K. seine Feuerwerkerkünste begonnen. Hochauf zwischen den springenden und rauschenden Fontänen des Schloßplatzes, prasselten und zischten die Raketen, Schwärmer, Leuchtkugeln und Feuerräder empor, Bernini's Meisterstück, die kleine Rotonda von Aricia mit ihrem Säulenportale, und das mächtige Fürstenschloß gegenüber, so wie die zahlreichen Zuschauer mit magischen Lichteffecten beleuchtend. Ich aber setzte mich auf die Brüstung der Steinterrasse, von der aus ich so oft über die Campagna geschaut; das Meer erglänzte monddeschienen am fernen Horizonte. Tamburin-

und Citherklänge, untermiſcht von hellem Jauchzen, ſchollen zu mir herüber, und endlich ſtimmten die Maler das Lied an:

Morgen muß ich fort von hier,
Und muß Abſchied nehmen!

Thränen ſtürzten mir aus den Augen, denn auch für mich brach dieſes Morgen an mit dem nächſten Tage, und mein ſchönes glückſeliges Waldleben war mit ihm zu Ende auf Nimmerwiederkehr.

Der Abſchied.

Unſere kleine Kolonie in Aricia hatte ſich im Verlaufe von beinahe zwei Monaten ſo ineinander eingelebt, daß Niemand ohne ein Gefühl von Trauer der Zeit gedachte, wo dieſe kleine Menſchenwelt nach allen Richtungen der Windroſe auseinanderſtieben ſollte. Meine Abreiſe, die den erſten Ring der Kette löſ'te, ward mir ſchwer, und ich empfand einen Schmerz, den ſelbſt die Ausſicht auf Neapel nicht zu bannen vermochte. All die guten Stunden, welche ich hier im Kreiſe heiterer, liebenswürdiger Menſchen verlebt, all das glückliche Behagen, welches ich in der ſchattigen Kühle dieſer weltabgeſchiedenen Bergwälder mit ihren wunderbaren Seen, im Gefühle geſteigerter Geſundheit und wachſenden Lebensmuthes, empfunden, drängte ſich beim nahenden Abſchiede herzzuſammenſchnürend um mich her. Noch einmal beſuchte ich meine Lieblingsplätze, durchwanderte am letzten Abende noch einmal einſam die kleine Stadt. Aus dem Hauſe, in welchem den letzten jugendlichen Sproſſen des alten Fürſtengeſchlechts der Savelli der rächende Dolch des eiferſüchtigen Gatten ſeiner ſchönen Aricianerin traf, ſchimmerte ein Licht, und zum Klange der Mandoline ertönte von ſchönen Lippen das wohlbekannte:

Ti voglio ben' assai
Ma tu non pens' a me!

Am Montag früh kamen meine Reisegefährten aus Rom, der Bildhauer Albert Wolf nebst noch zwei andern Kunstgenossen, um mich nach Velletri, der ersten Station auf dem Wege nach Neapel, abzuholen. Bei Tische war es diesmal still, ich selbst in bedrückter Stimmung, und auch von allen Anwesenden war wohl keiner, der mich gerne scheiden sah. Ein Toast auf das Wohl der gesammten Casa Martorelli und ihres vortrefflichen Besitzers ward mit einem lauten herzlichen Abschiedsgruße von dem letzteren erwiedert, den alle Genossen mit wiederholten Evviva's begleiteten. Nach Tische sang die kleine Liedertafel noch einmal meine Lieblingslieder. Doch wollte es immer noch zu keiner schwunghaften Stimmung kommen, und das längere Ausbleiben unsers von Albano her erwarteten Vetturins machte die letzten Augenblicke nur noch peinlicher. Da ergriff plötzlich der Historienmaler Becker seine Geige, auf der er schon oft uns seine Meisterschaft zu unserm höchsten Genusse bewiesen hatte, und ging nach einem herrlichen Adagio mit einem Male wie von einem Dämon des Humors ergriffen, zu einem marschartigen Opernchore über, in den sofort alle übrigen mit Singen und Pfeifen, Händen und Füßen einstimmten. Es war als sei der Geist unseres letzten Villeggiaturfestes über Alle gekommen. Man war froh, für die peinliche Stimmung solcher Abschiedsmomente eine willkommene Ableitung gefunden zu haben, und nun folgten sich ohne Vorbereitung und Verabredung eine Reihe ächt komischer Carnevalsscenen, mit denen der liebevolle Humor jugendfrischer, geistig angeregter Künstler dem scheidenden Freunde über die düstere Trennungsstunde einen heiteren, farbenbunten Schleier zu breiten beflissen war. Während die Sänger die vorgezeigte, sehr sangbare Marschmelodie nachsangen, ergriffen andere, was nur an Surrogaten musikalischer Instrumente, an klingenden Gegenständen aller Art sich vorfand, und folgten im langen Zuge Paarweise dem violinspielenden Orpheus, welcher ohne ein Wort zu sprechen, immer dieselbe Melodie mit immer wilderen Streichen und Sprüngen geigend, plötzlich seinen Weg aus der Thüre

des Saales in den Corridor und aus der Hausthüre auf den Marktplatz nahm. Das ganze Haus gerieth in Aufregung. Alle seine Inſaſſen zogen dem neuen Rattenfänger von Aricia im Marſchſchritte nach, voran der humoriſtiſche Bildhauer Kümmel, Caſtagnetten ſchlagend, andere mit Gläſern, Töpfen, Tellern, Schüſſeln, metallenen Schaalen, kupfernen Waſſerkrügen, Blechtrommeten, Trichtern, klingelnd, trommelnd, blaſend aus allen Leibeskräften, bis zum theilweiſen Untergange ihrer Inſtrumente das Orcheſter zu B.'s Geigenſpiele bildend. Baron P. hatte die rieſige Korbflaſche, aus welcher bei Tiſche der Wein in die Flaſchen gefüllt werden war, ergriffen, und entlockte ihr blaſend Töne, welche des Stiers von Uri würdig waren. Ein türkiſches Faß auf einem Malerſtock geſteckt diente als Standarte. So ging der tolle Zug mit der ruhigen Grandezza eines poſſenhaften Ernſtes in der brennenden Mittagshitze ganz um die große Piazza, zum Staunen aller Aricianer, die ſich einmal über das andere ihr sono matti tutti li pittori! zuriefen. Aber es ſollte noch beſſer kommen. P., welcher ſeine rieſige Flaſchentrompete glücklich zerarbeitet, hatte einer waſſerſchöpfenden Aricianerin ihren kupfernen Henkelkrug in muſikaliſcher Abſicht vom Haupte genommen, um denſelben als Pauke zu benutzen. Als nun der Zug zur Caſa Martorelli, deren Inhaber ſich höchlich an dieſen Tollheiten ergötzte, zurückgekehrt war, kam die Beſitzerin, zeigte eine der vielen Beulen des Kruges, welche ohne Zweifel ſchon lange vor unſerer Geburt in demſelben vorhanden geweſen, und verlangte dafür im Namen ihres Padrone Entſchädigung. Der alte Martorelli, aufgebracht über dieſe Unverſchämtheit, nahm der Raiſonnirenden unwillig den Krug ab, und jagte ſie mit den Worten: er werde die Schadloshaltung übernehmen, aus dem Hauſe. Allein der gute Humor der Künſtler fand ein beſſeres Auskunftsmittel. Der Boden des Kruges ward mit ſchnell geſammelten Bajocchi reichlich gefüllt, P. ſchwang ihn wie ein Rauchfaß, und ſetzte ſich aufs Neue an die Spitze des Zuges, der ſich nun

mit derſelben tollen Muſik noch einmal durch die Straßen der Stadt zu dem Hauſe des Eigenthümers begab, woſelbſt der Krug unter allerhand Scherzen von einer Deputation abgegeben wurde.

Noch immer war der Vetturin von Albano nicht da. Allein die einmal angeregte Stimmung fand leicht Schwung genug, den Scherz nicht ſtocken zu laſſen. Freund K. erſchien urplötzlich mittelſt Servietten und Tiſchtücher als römiſcher Imperator koſtümirt, und gab nun auf einem Kreideſtriche im Saale die mimiſche Darſtellung eines equilibriſtiſchen Prachtſchauſtücks mit einer ſolchen Bravour zum Beſten, daß der allgemeinſte Jubel und Beifall ſeine Leiſtung belohnte. Da raſſelt es klingelnd die Straße herauf. Es iſt der neapolitaniſche Vetturin. K. ſchleuderte die Verkappung von ſich, und drückte uns zum Abſchiede die Hand. Das ganze Haus begleitete mich an den Wagen. Die Familie Martorelli, die Dienerſchaft, der ſchlaue Pipo, der gutmüthige Vincenzo, alles drängte ſich mit einem treuen: buon viaggio Signor Adolfo, a rivederci! heran! Ich ſprang in den Wagen und drückte mich ſprachlos in eine Ecke. Da plötzlich erſcholl von den Künſtlern, die ſich im Halbkreiſe um den Wagen geſtellt hatten, im ſchönſten vierſtimmigen Geſange das rührend ſchöne, deutſche Abſchiedsliedchen:

Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus,
Und Du, mein Schatz, bleibſt hier!

Und bei den Worten: „Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm!“ drängten ſich die nicht Singenden an den Wagen, Franzoſen, Italiener, Deutſche, Engländer, riefen mir jeder in ſeiner Sprache den Abſchiedsgruß zu. Noch klangen die letzten Töne des Scheidegeſanges, und hinaus zum nahen Thore rollte der Wagen, die Straße nach Genzano hinab, und ein ſchönes Blatt meines italiſchen Wanderlebens war bis zum Rande gefüllt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52808-6
FN. I1375/010

VI.

Nach Neapel.

„Dort das Siechtum der Übergaren und hier die pontinischen Sümpfe. Führen vom Lande der Kunst nach der Natur Paradies."

Platen.

Vederò Napoli
Si con piacere,
Ma col pensiere
In Roma sto.

(*Canzonetta Romana.*)

Velletri, 28. Juli Abends.

Wir haben ſo eben einen Abendgang durch und um die Stadt gemacht, welche eine der wohlhabendſten und freundlichſten im Gebirge iſt. Sie liegt auf dem letzten Ausläufer des Albanergebirges gegen die Volskergebirge hin. Ein breites, hügeliges Thal liegt zwiſchen beiden. Die Gartenterraſſe des Poſthauſes, wo wir logiren, voll der herrlichſten, blühenden Oleander, fruchtſchwerer Citronen- und Orangebäume, gewährt die herrlichſte Ausſicht auf das Volskergebirge, welches im Abendſchimmer mit den Städtchen Sermoneta, Cori, Norma und Nor.a Maſſimé glühend vor uns liegt. Unter den von Landleuten beim Ackern gefundenen Reſten antiker Marmorſtatuen, die der Poſtmeiſter im Garten aufgeſtellt hat, entzückte uns ein wunderſchöner, jugendlicher Mädchenkopf, deſſen Ausdruck trotz der erbärmlichſten Reſtauration hinreißend iſt. Die Bildhauer halten ihn für griechiſche Arbeit der beſten Zeit. In der Nähe von Velletri (das alte Velitrae) hatten die erſten Kaiſer glänzende Luſtſchlöſſer.

Von den ſchönen Velletrinerinnen ſah ich keine; dagegen entſprach der Wein von Velletri ſeinem alten Ruhme. Er iſt die Hauptquelle des Wohlſtandes der Stadt.

Am 29. früh um vier Uhr ging es von der Höhe in allmäliger Abdachung hinunter in die große Ebene der pontinischen Sümpfe, welche zur Linken durch die Kette des Volskergebirges, zur Rechten vom Meere begränzt wird. Diese Sümpfe waren nach Niebuhrs Ansicht anfangs ein Haf hinter den Dünen an der See; und als dieses von den einfließenden Strömen mit Schlamm gefüllt ward, ein Sumpf, der sich langsam erhöhte. Derselbe Geschichtsforscher erklärt die Ueberlieferung des älteren Plinius von den drei und dreißig Städten, die dort untergegangen, für eine Fabel. Westphal dagegen hält an der Tradition fest, und erklärt die allmälige Versumpfung und Verödung der einst so fruchtbaren und wohlangebauten Gegend, ähnlich wie die der Campagna Roms, durch die fast gänzliche Vernichtung der Bevölkerung in den römischen Eroberungskriegen. Als die Kräfte der Bevölkerung nicht mehr hinreichten, den schädlichen Wirkungen der von den Bergen herabkommenden Gewässer zu steuern, wurden einzelne Theile des Bodens überschwemmt, und die Luft mehr und mehr ungesund gemacht. Dadurch wurden selbst die Bewohner der noch wasserfreien Stellen gezwungen, diese zu verlassen, so daß Alles zum Sumpfe ward.

Es macht wohl schwerlich ein klassisch Gebildeter die Reise auf der Königin der Straßen, ohne an des römischen Dichters humoristische Reisebeschreibung seines Ausflugs nach Brundusium erinnert zu werden. Mir fiel zunächst auf, daß alle Erklärer den schwächlichen Horaz die Reise bis an den Kanal von Forum Appii (vom Volke noch jetzt Forappi genannt) zu Fuße machen lassen. Mir schien das immer unglaublich. Ein Mann wie Horaz, Freund des weltbeherrschenden August, selbst in leidlichem Wohlstande, dazu von schwächlicher Gesundheit, der in einer so auf Bequemlichkeit und Luxus haltenden Zeit, mit zahlreicher Begleitung zu Fuße rei'st, und das in einem Lande, wo noch heute selbst der Aermste bei einer Reise sich wenigstens eines Sommaro bedient, ist eine

totale Unglaublichkeit. Die Gelehrten hielten ſich ohne Kenntniß der Oertlichkeiten und Landesſitten an die Worte. Horaz ſagt: Er und ſeine Begleiter hätten zu der Tour von Rom nach Forum Appii „aus Bequemlichkeit“ zwei Tage, oder vielmehr, wie aus den Nebenumſtänden hervorgeht, anderthalbe gebraucht, während es für „Rüſtigere“ (altius praecincti bildlich) nur eine Tagereiſe ſei. Aber im italiſchen Klima ſoll es der leichtgeſchürzteſte Fußgänger wohl bleiben laſſen, eine Strecke von nahezu zwölf Poſtmeilen in einem Tage zurückzulegen. Wir ſehen vielmehr, daß Horaz auf ſeiner Reiſe ziemlich genau die Stationen der heutigen Vetturine hielt, welche gleichfalls am zweiten Tage gegen die Zeit des Pranzo in Forappi eintreffen. Der alte Poet wird Nachmittags aus Rom gefahren oder vielmehr geritten ſein, um gegen Abend in Aricia anzukommen, wo er, weil Velitrae damals zu weit ab von der Straße lag, übernachten mußte. Von da nach Forum Appii iſt es ſelbſt für einen Reiter oder eine nicht langſame Vettura eine ziemlich ſtarke Tagfahrt. Brauchten wir doch von Velletri, ſcharf und ohne Aufenthalt fahrend, ſieben Stunden, um Forappi zu erreichen.

Der Weg bietet wenig Intereſſantes; Ruinen alter Kaſtelle, Getrümmer von Waſſerleitungen, gebaut oder ausgebeſſert mit den Steinen der alten Straße, niedriger Wald, einzelne Kornfelder. Bei dem elenden Flecken Ciſterna beginnt die Region der Malaria, und man kommt auf das Niveau der eigentlichen pontiniſchen Sümpfe. Ihre Austrocknung verſuchte zuerſt in neuerer Zeit der kräftige Sixtus V., aber als der Tod ihn vorzeitig abrief, blieb das Werk liegen. Bei einer an ſich unkräftigen Wahlregierung, wo noch überdies jeder Nachfolger es ſich angelegen ſein läßt, alle nicht unmittelbar auf die Feſtſtellung des Pfaffenthums und Prieſterherrſchaft hinzielende Anordnungen ſeines Vorfahren umzuſtoßen, war die Ausführung eines ſo wichtigen Unternehmens eine Unmöglichkeit.

Bei Treponti beginnt die Linea Pia, ein Kanal, den Pius VI. bis Terracina führen ließ. Bis hierher, oder vielmehr bis Forum

Appii, baute Appius seine berühmte Straße, die erst Trajan ganz durch die Ebene der Sümpfe führte. In der älteren Zeit bildete ein Kanal, der von hier bis Terracina ging, die Verbindung mit der von dort weiter nach Campanien führenden Straße. Er diente dazu, theils um das Land, wie jetzt der Graben des Papstes, vom Wasser zu befreien, theils die Fortschaffung der Kriegsbedürfnisse nach Latium und Terracina zu erleichtern. Die Militairstraße selbst ging näher dem Gebirge über Sezza (Via Setina). „Denn von Cisterna aus in einem Marsche Terracina zu erreichen, ist zumal im Sommer ganz unmöglich. Zwischen beiden Orten zu kampiren, wäre im Sommer und Herbst tödtlich; ja in den heißen Sommermonaten würde ein einziges Nachtlager bei Cisterna die Hälfte einer Armee mit Fiebern schlagen*)."

Der Anblick dieser traurigen, wüsten, fieberschwangeren Oede mit den Jammergestalten der Bewohner drängt sich durch alle poetisch-klassischen Erinnerungen überwiegend hindurch. Unser Pranzo in dem elenden Wirthshause der Poststation war miserabel: schwarzgraues Brod, elendes Fleisch, keine Früchte und einen Wein, der nur gegen das völlig unerträgliche Wasser, welches schon den alten Horaz zum Fasten bewog, genießbar zu nennen war. Das wüste, einsam liegende Haus glich in seiner heillosen Zerlumptheit durchaus einer Räuberhöhle. Trostloseres sah ich nie als diese Spelunke mit den kehlabschneiderischen Physiognomien des Wirths und seines Dieners. Hier in dieser Gegend sind auch die meisten Raub- und Mordanfälle geschehen, und auf dem Wege fehlt es nicht an Mordthatskreuzen. Wolf erzählte, daß hier bei diesem Hause einst auch sein Meister Rauch angefallen und beraubt wurde. Schon zur Zeit Juvenals waren diese Sümpfe als Schlupfwinkel von Straßenräubern berüchtigt, gegen welche sogar militairische Posten eingerichtet

*) Niebuhr.

wurden. Von der Einsamkeit der Straße mag es einen Begriff geben, wenn ich sage, daß uns den ganzen Tag auch nicht eine Kutsche, Reisewagen, Post oder sonstiges Gefährte — nicht einmal ein Eseltreiber begegnete. Und doch ist dies die Hauptstraße, welche die zwei größten Städte der ganzen Halbinsel verbindet.

Trotz der Hitze war uns allen doch sehr wohl, als wir Nachmittags unsern Weg auf der wohlunterhaltenen, mit Ulmen besetzten Chaussee, welche sich schnurgerade längs des Kanals hinzieht, fortsetzten. Die Wiederherstellung dieses Stücks der Straße hat 110,000 römische Thaler gekostet. In dem Kanale begegneten uns von Zeit zu Zeit schwimmende Büffelheerden, hinter ihnen die Buffalori auf kleinen trogartigen Kähnen. Wie die schwimmenden Bestien so behaglich die Köpfe, und zuweilen im Schwunge die halben Leiber pruhstend aus dem trüben, schilfigen Wasser streckten! Es war in der Juligluth ordentlich neiderregend.

Ich saß den ganzen Weg bis Terracina im Freien neben dem Vetturin, einem sehr geweckten und weltgewandten Italiener. Aus dem Königreiche Neapel gebürtig, aber in Rom seit langen Jahren ansässig und verheirathet, war er auf die römischen Volkszustände, auf das aussaugende Pfaffenregiment, auf die Trägheit und Entsittlichung der Römer schlecht zu sprechen. „Um die Signori zu spielen, ohne arbeiten zu müssen," sagte er, „affittano tutto, case, moglie, figlie!" Und was er von den Neapolitanern rühmte, daß sie weit bessere und fleißigere Arbeiter sind, habe ich später auf dem Lande überall bestätigt gefunden. Im Ganzen freute es mich, aus dem langen Gespräche wahrzunehmen, wie tief die Einsicht in das bürgerliche und staatliche Elend und seine Quellen doch schon in das Volk gedrungen ist. Ich habe bisher auch nicht einen einzigen Italiener gefunden, der nicht das weltliche Regiment der Pfaffen für das Hauptunglück des Landes gehalten hätte. —

Signor Lalli, unser Vetturin, meinte: unter Papa Gregorio XVI.

gehe vollends Alles den Krebsgang. Die Steuern würden immer drückender, und das Ende des Elends sei gar nicht abzusehen. Nur die geistlichen Herren würden fett bei dem allgemeinen Elende. „Ci vuol' un altro Napoleone!“ rief er am Schlusse, und hieb zornig zwischen seine Gäule.

Gegen fünf Uhr Nachmittags erreichten wir Terracina, das alte Anxur, noch immer wie zur Zeit des römischen Dichters „thronend auf schimmernder Felswand.“ Einige Miglien zuvor erinnert der Torre Ferrona an das uralte Heiligthum der Freiheitsgöttin Feronia, deren schattiger Hain aber verschwunden ist. Von hier zieht sich der Gebirgsbogen mit seiner äußersten Spitze (Monte Sant Angelo) bis dicht an das Meer hinan. Erst Pius VI. öffnete durch Wegsprengung der Felsen den vor Alters hier versperrten Weg. Am Abhange des Monte Sant Angelo liegt das eigentliche Terracina. Die untere Stadt, durch welche die untere Poststraße geht, ist eine Schöpfung Pius VI.

Aber welch einen Anblick gewährt hier das Meer! Gegen diese azurne Bläue wird selbst das schönste Blau des Himmels zum matten Silbergrau. Von den Felsenkuppen herab zwischen uralten Mauern, Thürmen und Klosterzinnen winken uns die Mährchenbäume des Südens, die riesigen Kinder der Wüste, die Palmen entgegen. Aus der üppig angebauten Ebene ziehen sich Orangen- und Citronengärten, umgürtet von Aloen, Myrthen und indianischen Feigen, bis zu den höheren Oelwäldern hinauf. In röthlich gelber Gluth leuchten die steilen Felsenwände und die kahlen Gebirgshäupter. Das Land unserer Jugendträume, der Süden Hesperiens beginnt.

Terracina, den 29. Juli.

Es ist Abend. Dicht unter meinem Fenster in dem palastähnlichen Albergo Reale rollt das Meer seine weichen Wogen-

linien gegen den Ufersand. Ich bin noch ganz berauscht von dem entzückenden Genusse, den uns die unvergleichliche Schönheit dieses wunderbaren Ortes gewährt hat. Unser erster Gang war zur alten Stadt hinauf. Sie ist im Innern eng und trümmerhaft. Von dem prachtvollen Apollotempel sahen wir nur noch Substruktionen und zwei Säulen in der auf seiner Stelle erbauten Kathedrale. Dann weiter hinauf zu dem Franziskanerkloster, welches auf steiler Felshöhe, gegenüber dem burgartigen Nonnenkloster, Stadt, Ebene und Meer beherrscht. Ein Pater des Klosters, den wir auf dem freien Eingangsplatze ansprachen, warnte uns vor der Besteigung des Monte Sant Angelo, auf welchem die Trümmer der Burg Theodorichs liegen: „Solche Anstrengung in so heißer Jahreszeit zieht leicht das Fieber herbei, und schönere Aussicht wie von unserem Klostergarten findet Ihr dort auch nicht.“ In der That, der Mann hatte Recht. Dieser Punkt ist ein leuchtender Rubin in der Schönheitskrone Italiens. Wir treten in den Garten, dessen Grün die Trümmer einer alten Villa oder vielleicht eines Tempels überwuchert. Auf einer erhöhten Fläche liegt noch unversehrt ein Mosaikfußboden aus Marmor und gebrannten Fliesen. Große gewölbte Souterrains, Säulentrümmer und Mauertrümmer ließen auf stattlichen Umfang und Pracht der alten Bauten schließen. Dicht hinter dem Garten läuft eine alte Römerstraße mit noch ziemlich erhaltenem Polygonpflaster.

Aber was ist all dieser antiquarische Rumpelkram der Vergangenheit gegen die schönheitstrahlende, lebensvolle Gegenwart, gegen die Aussicht von dieser Höhe hinab auf die halborientalische Stadt mit ihren Plattdächern und Kuppeln, ihren palmengekrönten Orangenhainen, ihrem Strand und Hafen, und dem blauen, unendlichen Meere, das in der krystallhellen Luft wie ein Saphir erglänzte. Zu unserer Rechten dehnen sich die pontinischen Sümpfe, aus ihnen springt das einsame Felsgebirg des Monte Circello wie ein urweltliches Riesenroß in die Meeresfluth. Links, gegen das neapo-

litaniſche Thor hin, ſteilt ſich in nicht minder abenteuerlicher Geſtaltung der Felſenkamm des Monte S. Angelo, einſt dem Meergotte heilig, mit dem einzelnen Felskegel des Pisco Montone zum Meere hinab. „Von da hinunter," erzählte der Pater Profeſſor (das Kloſter iſt nämlich eine geiſtliche Studienanſtalt) „ſtürzte ſich in der alten Heidenzeit ein Jüngling hoch zu Roſſe am Feſte des Neptun in das Meer." Immer noch beſſer, als daß ſich jetzt dafür Hunderte und Tauſende in die pontiniſchen Sümpfe des Mönchsthums zur Ehre Gottes verſenken. Ob der Pater meine Gedanken ahnte, weiß ich nicht. Aber er ſah ſo ſchwermüthig und geiſtesein ſam in ſeinem ſchwarzen Gewande unter dem Barett hervor, daß mir's durch die Seele ging. Ich verglich die Ausſicht mit Nizza. Da fand ſich, daß er ſelbſt aus Nizza war und meinen Vergleich beſtätigen konnte. Die Luft war ſo leuchtend, ſo farbenglühend, ſie ließ alle Contoure ſo ſcharf und hell hervortreten, daß ſich unſere Augen nicht ſatt ſehen konnten. „Und doch müſſen wir morgen mit unſern Schülern bis zum November nach Aricia wandern!" Warum? Der Fieber wegen, die jetzt beginnen und ſelbſt im November noch Opfer fordern;" è una bellezza velenata! ſetzte er mit einem leiſen Seufzer hinzu.

Wir gingen jetzt in das Kloſter zurück, aus dem ein Theil der Scholaren ſo eben in den Garten geführt wurde. Ihre Zellen fand ich luftig und reinlich, ihre Bücher, meiſt alte Klaſſiker, gut gehalten. In einem kleinen Billardzimmer geſellte ſich der Pater Rector zu uns. Von ſeinen Zimmern aus genoſſen wir das Schauſpiel des herrlichſten Sonnenuntergangs, unter uns der Kloſtergarten mit ſeinen Palmen, und die von Wein- und Obſtgärten umgebene Stadt. Gegenüber einer zweiten, höheren Felskuppe das berühmte Nonnenkloſter mit ſeinen Vorſprüngen, Thürmen und Terraſſen, auf denen zwei ſchwarz und weiß gekleidete Schweſtern im Abendrothe wandelten. Und das Alles im ewig wechſelnden Spiele des ſüdlichen Farbenzaubers eines italiſchen Sonnenuntergangs am Meere.

Zuletzt führte uns der Pater Rector noch in den Schlafsaal der Scholaren, aus welchem vor einigen zwanzig Jahren der berüchtigte Brigantenhauptmann Gasparone die sämmtlichen Zöglinge bis auf zwei entführte, welche, klein und schmächtig, sich in der Dunkelheit durch das eiserne Fenstergitter zwängten, und so sich den Händen der Räuber entzogen. Gasparone überfiel das Kloster mit einem Theil seiner Bande bald nach Einbruch der Nacht; er ermordete den Pater Rector, besetzte die Thüre des Schlafsaales der Scholaren mit zwei Räubern, deren gespannte Gewehre die Knaben am Entkommen verhinderten, und schleppte etwa dreizehn Kinder der ersten Familien gebunden mit sich fort. Ein gerade zum Besuch anwesender Priester aus Sezza, der sich damals mit unter diesen Knaben befunden hatte, erzählte uns die näheren Umstände, indem er hinzufügte, daß er noch jetzt nicht ohne Schaudern dieser furchtbaren Nacht gedenken könne. Die nachsetzenden Gensdarmen wurden von den Räubern zurückgeschlagen und ein Mann getödtet, die Kinder ins Gebirge geschleppt, und nur gegen hohe Lösegelder freigegeben. Ein Paar aber, mit deren Eltern der Räuberchef verfeindet war, ließ das Ungeheuer nach empfangenem Lösegelde ermorden, und schickte den Eltern die Köpfe ins Haus. Und mit diesem Menschen sah sich später die elende Pfaffenregierung gezwungen, zu unterhandeln, und durch Vertrag ihm und allen seinen Mordgesellen, wenn sie die Waffen niederlegen wollten, Pardon zu versprechen. So lebt er noch jetzt, obschon im Gefängnisse, wo er sich über den an ihm begangenen Verrath beklagt, da man ihm die Freiheit versprochen.

Santa Agata, den 30. Juli.

Bei dem festen Thurme von Portello betraten wir das neapolitanische Gebiet. Ein Soldat von der Gränzwacht geleitete uns

nach Fondi, um uns unterwegs am Schmuggeln zu verhindern! Hier erlebten wir, was neapolitanische Gemeinheit sei. Das allgemeine Schuftigkeitsbewußtsein der Beamten hat es bis zu der Naivetät gebracht, daß diese Schelme gerade in dem Augenblicke, in welchem sie ihren Amtseid brechen und ihren König für ein Trinkgeld betrügen, auf ihre Eigenschaft als galantuomini pochen. Während über ein halbes Dutzend zerlumpter Strolche sich in Thätigkeit setzten, um unsere unbedeutenden Effecten abzupacken, empfingen uns zwei feingekleidete Zollbeamte mit der Versicherung: „daß wir ohne Zweifel nichts Steuerbares bei uns führten.“ Ein dritter, anscheinend der Chef, saß rauchend und seine Tazza schlürfend vor dem gegenüberliegenden Café. Leider war das Geschenk, welches unser Cassaführer dem Frager reichte, zu reichlich. Man glaubte Neulinge vor sich zu haben, und erwiederte dem Geber ganz treuherzig: „dies ist doch für Euch allein?“ Da mischte ich mich in den Handel, und fuhr den Unverschämten in meinem besten Italienisch mit den Worten an: es ist für uns alle, und mehr als genug dafür, daß Ihr nichts gethan. — „Aber Signor, Ihr seht doch, daß Ihr von galantuomini's behandelt werdet!“ — Ebben! versetzte ich, wenn Euch Eure Pflicht lieber ist als der halbe Scudo, so gebt ihn zurück, und thut was Eures Amtes! Da drückten sie sich stillschweigend zur Seite, und händigten uns den Freipaß (lascia passare) ein. Nicht so leicht war aber mit dem Schwarm der Facchini, Soldaten und Bettler anderer Art fertig zu werden, der sich jetzt, nachdem das große Werk der Verpackung unserer federleichten Effecten beendet war, mit seinen Forderungen an uns herandrängte. Scenen dieser Art sind unzählige Male beschrieben, als lustige Staffage des Landes behandelt. Für mich haben sie indessen immer etwas Niederschlagendes, und der Anblick der allgemeinen Entwürdigung und Bettelhaftigkeit eines von der Natur ursprünglich reich begabten Menschenschlages kann auch in der That nur für den romantischen Egoisten unterhaltend sein. Während

unſer Vetturin ſeine Pferde mit einem Stempel zeichnen ließ, wofür er eine Abgabe von zwei Scudi (etwa drei Thaler Preußiſch) zu erlegen hatte, beſahen wir die Stadt. In paradieſiſcher Umgebung gelegen, umkleidet von Orangen und Citronen, Myrthen und Cypreſſen, Oelbäumen und Weindergen iſt es doch das elendeſte, verkommenſte Neſt, welches meine Auge geſehen. Die mittelalterlichen Befeſtigungsmauern ſind zum Theil auf den Fundamenten koklopiſcher Mauerreſte erbaut.

Die üppige Vegetation der Umgebung von Fondi verſchwand bald, als wir auf mehr und mehr anſteigender Straße uns den kahlen Bergen näherten, innerhalb deren das Städtchen Itri mit ſeinem romantiſchen Kaſtelle gelegen iſt. Auf dem ganzen Wege erinnern von Zeit zu Zeit Reſte alter Grabdenkmäler an die Appiſche Straße. Eins derſelben, unweit Mola di Gaeta, durch ſeine Größe ausgezeichnet, gilt den Antiquaren für das Grabmal Cicero's. Gewiß iſt, daß in dieſer Gegend Cicero ſeine Formianiſche Villa beſaß, in welcher der unglückliche Mann ſein geächtetes Haupt zum letzten Male zur Ruhe legte, ehe es durch das Schwert des Mörders fiel.

In Caſtellona, einem Flecken dicht vor Mola di Gaeta, am herrlichen Golfe von Gaeta gelegen, ward Mittag gemacht. Für das ſchlechte Pranzo entſchädigte der Orangengarten am Meere mit den Trümmern von Cicero's Formianiſchen Landhauſe, von dem Platen ſingt:

Hier an dem ſchönen Orangengeſtad' trank ſelige Ruhe
Cicero, doch hier auch traf den Gerechten der Mord.

Der Gaſthof iſt in der Villa eines neapolitaniſchen Marcheſe, welcher ſein Beſitzthum dazu vermiethet hat. Zimmer mit Wand- und Deckmalereien aus dem vorigen Jahrhundert, die Fenſter blind bis zur Undurchſichtigkeit, und ohne Gefahr des Zerbrechens nicht mehr zu öffnen, alles in tiefſter Verkommenheit. Ein großer Orangengarten zog ſich früchteſchwer bis zum Geſtade des Meeres hinab,

aber die Orangen, welche man uns pflückte, waren schlecht und kaum genießbar, denn aus Mangel an Pflege und Sorgfalt verwildert hier selbst das edelste Obst. Ueberall, wo uns unterweges Früchte: Aepfel, Birnen, Pflaumen, Apfelsinen, Pfirschen vorgesetzt wurden, fand ich sie schlechter als wir sie daheim in Deutschland haben, wozu noch kommt, daß die Italiener saures und unreifes Obst dem süßen, gereiften vorziehen. Feigen waren keine zu haben, und die Trauben begannen erst sich zu röthen. Als ich von dem Hauptwege des Gartens hinunter in die Orangenpflanzung stieg, um einige Limonen zu pflücken, hörte ich den mir folgenden Diener des Gasthofes schreckenvoll aufschreien, und in demselben Augenblicke schoß eine etwa dritthalb Ellen lange Schlange, die wir aufgestört, in raschen Ringelsprüngen an mir vorüber über den Weg, unter Citronenbäumen und Myrthenbüschen verschwindend. Das ist auch ein Stück Italien. Das Gestade des Meeres ist noch bedeckt mit den Trümmern und Unterbauten der antiken Villa, welche hier, wie die Antiquare behaupten, Cicero besaß. Wir badeten im Meere, und entzückten uns an der herrlichen Aussicht über den Golf auf das hochgethürmte Gaeta, und südlich auf den Vesuv und den Sant Angelo bei Castellamore. Auch Ischia hebt sich mit seinem Epomeo am Horizonte empor.

Dann weiter durch Mola di Gaeta, immer das blaue, sonnenschimmernde Meer zur Rechten, die Gebirge zur Linken, zwischen wohlangebauten Feldern mit Aloen eingefaßt, von denen einige ihre zwanzig bis dreißig Fuß hohen Blütenstämme schlank und schwank wie Palmen in der Luft wiegten. Auf den Gebirgsrücken zur Linken einzelne Städtchen mit hohen Kirchen und thurmgekrönten, halbzertrümmerten Kastellen malerisch hingelagert. Sie nahmen sich aus wie versprengte Schlachthaufen, welche sich aus der Ebene auf die Höhe geflüchtet, und dort zum Widerstande zusammengeschaart haben, Frische und Wunde, Reiter und Fußvolk durcheinander, wie sie der Zufall zusammengeballt. In der That hat auch die Ent-

stehung dieſer Städtchen ſo hoch oben auf den Gebirgsabhängen einen ähnlichen Charakter. Vor den Sarazenen und ſchon früher vor den nordiſchen Völkerſchwärmen haben ſich die Bewohner der Ebenen allmälig aus Noth auf das ſchützende Gebirge gezogen. So ſind die Thalſtädte verkommen, wie z. B. das prächtige Minturnä, deſſen Trümmer und Waſſerleitungen wir in der Nähe des Garigliano (des alten Liris) liegen ſahen, über deſſen ruhiges Gewäſſer, welches Latium von Campanien ſcheidet, jetzt eine ſchöne Kettenbrücke führt. Ehe wir ſie paſſirten, gab es einen neuen Strauß mit der zweiten Dogana durchzufechten, wo Soldaten und Unteroffizier zuletzt, als ihre Aufforderungen, unſere Effecten durchſuchen zu laſſen, eine Viertelſtunde lang immer nur durch Vorzeigung des lascia passare beantwortet wurden, ſich aufs Betteln legten, und den weiterfahrenden Wagen wohl hundert Schritte weit mit ihrem: una bottiglia, eccellenze! begleiteten.

Am andern Morgen ſchlich unſer Wagen bei brennender Sonnengluth im qualmenden Staube gen Capua zu. Damit wir beides um ſo beſſer empfänden, hatten wir mit ächt deutſcher Gutmüthigkeit unſerm Vetturin erlaubt, ein Paar Stunden vor Capua bei einer einſamen Waldherberge das Verdeck des Wagens abzunehmen, „weil er ſonſt in Capua eine Abgabe von einigen Scudi zahlen müſſe!“

Von dem alten Capua geben nur noch die Trümmer des Amphitheaters, ohngefähr eine halbe Stunde von der heutigen Stadt belegen, Zeugniß für die alte Herrlichkeit der üppigen Hauptſtadt Campaniens, welche Hannibals hier erbleichender Stern in ſeinen Sturz mit hineinzog. Viel edles Alterthum iſt hier ſchon durch Ausgrabungen entdeckt worden, aber ſicher ſchläft noch unendlich mehr unter dem tiefen Schutte, mit dem hier überall der alte Boden bedeckt iſt.

Es mochte gegen ſechs Uhr ſein, als wir in Neapel einfuhren. Die Stadt präſentirt ſich von dieſer Seite gar nicht. Erſt am Thore ſelbſt, zu dem man durch eine lange Vorſtadt gelangt, ſahen wir links den Veſuv ſich erheben und einen Streifen des Golfes durch die Häuſer ſchimmern. Zweimal hält der Wagen, und der Kampf mit den beamteten und uniformirten Lazzaroni's um Päſſe und Effecten, d. h. um Trinkgelder, beginnt. Kaum iſt er beendet und unſer Wagen wieder in Bewegung, ſo erſchallt ein entſetzliches Nothgeſchrei der beiden, hinten auf den Wagen gehockten Buben unſeres capuaniſchen Vetturins, an den uns der römiſche mit unſerer Einwilligung in Capua verhandelt hatte. Ein halbes Dutzend Lazzaroni war theils ſchon hinaufgeſtiegen, theils noch im Aufſteigen begriffen, und die oben Angekommenen begannen bereits die Stricke unſerer Effecten zu löſen, um ſich — obſchon wir noch eine halbe Stunde von unſerm Abſteigequartiere in Santa Lucia entfernt waren — in den Beſitz des Rechtsanſpruchs zu ſetzen: Koffer und Mantelſäcke auf die Zimmer zu ſchaffen. Bei aller Anerkennung ſolcher lobenswerthen Induſtrie konnten wir dennoch nicht umhin, den Buben und unſern Sachen zu Hülfe zu kommen, und den Wagen durch einige wohl angebrachte Hiebe von dieſen Schnapphähnen zu ſäubern. Doch gelang dies nur auf Augenblicke, und als wir in Santa Lucia, und dort abgewieſen vor der Speranzella, unweit des Tolde, angelangt waren, fanden wir uns von den Vertriebenen, zu denen ſich im Laufe unſerer Fahrt wohl noch ein Dutzend Kameraden geſellt hatten, umringt. Ihre Anzahl wäre hinreichend geweſen, ein halb Dutzend Wagen mit dreifacher Bepackung zu entlaſten. Halb verſchmachtet von der afrikaniſchen Hitze und dem erſtickenden Staube, betäubt durch das Gebrauſe und Getoſe der vulkaniſch aufgeregten Stadt, erſchöpft durch die Sorge für das Unterkommen, da alle Gaſthäuſer, bei denen wir vorfuhren, beſetzt waren, warf ich mich zum Tode ermattet auf mein Sopha, Neapel und meine Thorheit, es in dieſer Hitze mit dem kühlen,

römischen Gebirge vertauscht zu haben, aus rechtem Herzensgrunde verwünschend. Als ich aber ein Paar Stunden später gegen Sonnenuntergang, erquickt durch die Eisboutiken am Largo di Castello, den Molo auf und ab wandelte, und nun die fabelhafte Pracht und Herrlichkeit dieser einzigen Stadt mit ihrem bunten Menschengewoge, ihren Schiffen und Leuchtthürmen, ihren hohen Felskastellen und grünen Gebirgshäuptern mit der meilenweiten Perlenschnur hellschimmernder Städte um den ganzen Golf von Portici bis Castellamore, Vico und Sorrento hin sich vor meinen Augen entfaltete, als der Vesuv seine Feuergarben durch die wirbelnden Rauchwolken gen Himmel schleuderte, und das schönste Meer der Welt seine Wellen zu meinen Füßen heranrollte, da waren alle die kleinen Reiseleiden vergessen in dem beglückenden Gedanken: das Alles ist kein Bild, kein Traum, es ist Wahrheit, es ist Wirklichkeit, — du bist in Neapel!

Was man auch sagen mag, der Genuß des ersten Moments trägt einen Zauber in sich, welcher sich mit keinem spätern Eindrucke mehr vergleichen läßt. Das märchenhafte Empfinden einer langersehnten Wirklichkeit gegenüber, in deren Mitte man sich selbst ein Fremder scheint, durchzittert die Seele wie ein elektrischer Blitz. So wie an diesem Abende sah ich Neapel nicht wieder. Eine Barke trug mich hinaus in das Meer. Wie ein liebeseliges Weib am Busen des Geliebten lag die Stadt hingestreckt an dem bergumkränzten Gestade des Meeres, und der blaue Himmel schien mit lächelnder Freude niederzuschauen auf das schöne Paar, welches er mit seiner Gaben reichster Fülle gesegnet hat, mit ewiger Jugend und ewiger, göttlicher Schönheit. Alle Höhen umflossen vom flammenden Goldglanze der scheidenden Sonne, im Schatten die Buchten und Küsten, das Meer den Himmel spiegelnd im tiefsten Blau, weiße Segel fern und nah, Gesang der Marinari, Citherklang und frohes Jauchzen, und von der Ferne herüber das summende Getön

der brauſenden, unendlichen Stadt — es iſt etwas von dem Vide Napoli e poi muori! —

Abends ſtrahlte die Stadt in hellem Lichtglanze, dem Geburtstage der Königin zu Ehren. Auf dem Largo di Caſtello und in der Nähe des Königsſchloſſes wimmelt es von glänzenden Militairuniformen. Denn der König Fernando iſt bekanntlich ein leidenſchaftlicher Soldatenſpieler, und hat deren von allen Sorten und Farben: bunt wie Papagaien: Küraſſiere, Uhlanen, Dragoner, Huſaren u. ſ. w., ſo friſch und blank, als wären ſie eben aus den Nürnberger Schachteln genommen. Aber die Hauptſache ſind doch die Schweizerregimenter, mit denen er allein ſeine Neapolitaner im Zaume hält, und die das Volk wie den Teufel haßt und fürchtet. Wir hatten davon noch geſtern Abend ein Beiſpiel. Ein dicker Fleiſcher neben unſerm Gaſthofe ſollte verhaftet werden. Vergebens bemühten ſich Polizei und Gensdarmen den mit lautem Geſchrei ſich ſträubenden Mann in den Wagen zu bringen. Da erſchien plötzlich eine Patrouille Schweizer; der Führer derſelben ſetzte ohne Weiteres dem Widerſpenſtigen das Bajonet auf die Bruſt, der jetzt ohne ein Wort der Widerrede einſtieg.

Im Theater San Carlo war zu Ehren des hohen Geburtstages eine dreifache oder gar fünffache Erleuchtung mit verhältnißmäßig erhöhten Preiſen angekündigt. Aber die Wirkung dieſes blendenden Lichtmeers war für meine angegriffenen Augen ſo ſtark, daß ich das Theater noch vor dem Beginn der Oper wieder verlaſſen mußte. Indeß auch der bloße Anblick des Raumes ſelbſt war das Lezegeld werth.

Die Geſchichte dieſes rieſigen Baues iſt wohl auch werth, daß ich ſie Euch erzähle. Als König Karl durch den Sieg bei Velletri die Krone beider Sizilien auf ſeinem Haupte geſichert glaubte, wollte er, wie Coletta es ausdrückt: far pago il naturale desiderio

di grandezza ne' pubblici monumenti. Er befahl alſo neben andern Prachtbauten auch den Bau eines Theaters, „welches das größte der Welt und dabei in der möglichſt kürzeſten Zeit erbaut ſein ſollte.“ Medrano machte den Entwurf, und der Architekt Angelo Carafale ward mit der Ausführung beauftragt. Carafale war ein Mann von niederer Herkunft, aber ein Genie, das ſich ſchon durch kühne Ausführung großer Bauten bekannt gemacht hatte. Er wählte den Platz unmittelbar neben dem königlichen Schloſſe, ließ ganze Häuſermaſſen niederreißen und fügte noch einen weiten Platz hinzu, um Raum für großartige Aufzüge und Schlachtdarſtellungen zu gewinnen. Von März bis October 1737 begann und beendete er den ungeheuren Bau, und am 4. November, dem Namenstage des Königs, ward die erſte Vorſtellung darin gegeben. Das mit Kryſtallſpiegeln bedeckte Innere ſtrahlte den Glanz unzähliger Kerzen tauſendfältig zurück, und verbreitete ein Lichtmeer, wie es, um Coletta's Ausdruck zu brauchen, „die Höhen des Olymps umfloß.“ König Karl ſelbſt, der prachtgewohnte Spanier, war bei ſeinem Eintritte von dieſem Anblicke überraſcht. Er ſchüttelte dem Architekten unter dem Jubel der verſammelten Tauſende dankend die Hand, und umarmte ihn öffentlich zum Zeichen ſeiner Anerkennung. „Nur Eins fehlt Eurem Werke, Meiſter,“ ſagte er. „Denn da das Theater ſo nahe an den Palaſt gränzt, wäre es bequemer für Uns geweſen, wenn Ihr für einen Weg von dem einen zum andern geſorgt hättet.“ Der Architekt ſchlug die Augen nieder, und Karl entließ ihn mit einem gnädigen: ci penseremo!

Als aber der König nach beendeter Vorſtellung ſich erhob, um das Theater zu verlaſſen, trat ihm Caraſale mit tiefer Verbeugung entgegen, und lud ihn ein, ſich auf dem von ihm gewünſchten Wege in ſeinen Palaſt zurückzubegeben. Nur drei Stunden waren vergangen, aber ſie hatten dem Baumeiſter genügt, das Unglaubliche zu leiſten, ſtarke Mauern durchbrechen, Verbindungsbrücken und Treppen aufſchlagen, und mit Teppichen und Decken, mit

aufgehängten Spiegeln und Zierrathen bekleiden zu laſſen, und ſo einen hellerleuchteten Verbindungsweg herzuſtellen. Aber das Glück des Baumeiſters erregte den Neid der Höflinge. Man verleumdete ihn wegen Unterſchleif, ſeine Rechnungen waren nicht völlig in Ordnung, und er ſah ſich mit Kerkerhaft bedroht. Er eilte zum Könige und flehte um Schutz, indem er ſich auf ſein untadelhaftes Leben, ſeine Armuth und den Beifall des Monarchen berief. Aber der Einfluß ſeiner Neider war ſtärker als das Wohlwollen des Monarchen. Er ward in den Kerker von Sant Elmo geworfen, wo er im Elende ſtarb. Seine Familie verlor ſich in Dürftigkeit, und „von ſeinem Namen,“ ſetzt der neapolitaniſche Hiſtoriker hinzu, „würde in unſern Tagen keine Spur mehr übrig ſein, wenn ſein herrliches Werk nicht das Andenken des unglücklichen Künſtlers bewahrte.“

Weniger als zwei Stunden genügten, um achtzig Jahre ſpäter den mächtigen Bau Caraſale's in Aſche zu verwandeln. Eine während der Probe zu einer Vorſtellung ausgebrochene Feuersbrunſt verzehrte das Gebäude im Jahre 1816. Aber der Despotismus läßt ſich auch von den Elementen nicht imponiren. In vier Monaten war das Theater noch glänzender wiederhergeſtellt. Coletta, der den Brand als Augenzeuge ſchildert, bemerkt, daß das ganze Unglück hätte verhütet werden können, wenn man nicht aus ächt neapolitaniſcher Sparſamkeit die zu Mürat's Zeit eingerichteten Compagnien der Pompiers aufgelöſ't hätte. Auch nach dem Brande wurden ſie nicht wiederhergeſtellt.

Früh Morgens ſchlenderten wir am Hafen umher, und ſahen die nackten Geſtalten der Taucher und Muſchelnfiſcher, die ſich hier den ganzen Tag über im Waſſer umherkugeln, und nur kurze Zeit wie bronzene Statuen am Ufer ausgeſtreckt ruhen. Meine Bildhauer waren außer ſich über dieſe nackten Prachtgeſtalten, gegen

deren braunen Goldglanz die weiße Farbe anderer Badenden ordentlich matt und krankhaft aussah. Wir warfen ihnen Kupfermünzen in Papier gewickelt zu, welche sie alsbald untertauchend aus dem tiefen Grunde hervorholten, bei ihrem Wiedererscheinen laut aufjubelnd, daß die weißen Zähne von einem Ohre zum andern glänzten. Drei stutzerhaft gekleidete Bursche schlossen sich dabei an uns an, und bald war ich mit ihnen im artigsten Gespräche über die Herrlichkeiten Neapels, als mitten unter den guten Lehren, welche sie uns in Bezug auf die nothwendige Sorgfalt für unsere Taschen ertheilten, Freund Wolf einen derselben bei dem Versuche ertappte, die meinigen von der Last eines Taschentuches und eines Portefeuilles zu befreien. Das führete denn zu unangenehmen Erörterungen, in Folge deren wir uns weniger freundschaftlich trennten, als es nach dem artigen Begegnen des Anfanges zu vermuthen gewesen wäre. Ich habe es später bestätigt gefunden, daß Neapel, und namentlich der Toledo, für die Taschen der Fremden einer der gefährlichsten Orte der Welt ist. Ein unachtsamer Fremder, der zu Fuße den Toledo passirt und sein Taschentuch in der Rocktasche behält, möchte eine Seltenheit sein. Und kein Vorübergehender, der eine solche Gaunermanipulation bemerkt, wird Dich warnen, denn sicher würde ihn die Rache des entdeckten Diebes treffen. Ich muß immer an den berliner Professor *** denken, von dem mir Freund H. in Rom erzählte. Er hatte binnen einer Woche in Neapel alle seine Taschentücher eingebüßt. Eines Tages kam er ganz erfreut nach Hause. „Diesmal hab' ich die Spitzbuben angeführt," rief er triumphirend aus. „Also glücklich das Taschentuch gerettet?" — Nein! aber ich habe ein baumwollenes eingesteckt, und die Schelme haben es für ein seidenes genommen!

Unfern der Punta di Posilipo liegen hart an dem felsigen Meeresgestade die malerischen Ruinen, welche das Volk den Palazzo der Königin Johanna nennt. Dorthin trug uns Nachmittags eine der zahllosen Barken, welche vom Molo an bis nach Santa Lucia

den Strand bedecken. An den Felſenhöhlen des Vorgebirges, gegen welche das Meer aufſprützt, iſt eine Anzahl Oſterien, Scoglio genannt. Wir ließen uns auf dem Balkone einer derſelben nieder, und genoſſen bei einigen Flaſchen ſüßen, rothen Weins, an Feuer und Duft dem Hermitage vergleichbar, das entzückende Panorama der Ausſicht auf die Stadt und den Golf, deſſen Eingang die rieſige Sphinxgeſtalt von Capri bewacht, mit der weißbeleuchteten Städtekette von Portici bis Sorrento hin, über welche ſich der Veſuv mit ſeinen wundervoll geſchwungenen Linien emporhebt. Von unten herauf zu uns ſcholl Guitarrenklang. Es war ein alter Sizilianer mit ſeinem Söhnchen, welches ihn mit der Geige begleitete. Wir ließen ſie zu uns heraufkommen, und ſie ſpielten uns ihre Tanzweiſen und Volksliedermelodien. Der Knabe, etwa zehn Jahre alt, war ein muſikaliſches Genie, wie ich je eins geſehen. Die Sauberkeit und Schönheit des Tones, den er mit dem zierlichſten Striche ſeinem Inſtrumente entlockte, die lebhafte Empfindung des Vortrags, und dazu das edle, feingeſchnittene, geiſtdurchleuchtete Geſicht des wunderſchönen Knaben bildeten das reizendſte Ganze. Aus dem müßte ein Virtuoſe erſten Ranges werden, wenn die Laune des Schickſals den göttlichen Funken des Genius begünſtigte. Ich ließ ihnen Wein geben, und fragte den Knaben, ob er nicht auch ſingen könne, und auf der Stelle das ſchon erhobene Glas niederſetzend begann er ein Lied in ſizilianiſcher Mundart, deſſen erſte Strophe ich herſetze, ohne ſtrenge, dialektiſche Richtigkeit zu verbürgen:

Nu certu geniu
Di simpatia
Mi sporza ed obliga,
D'amare tia.
Tu a lu contraria
Si' indifferente!
Tu le mie smanie
Non curi nenti!

Percio sò inutili
Fatti e palori,
Donna insensibili
Tu non hai cori! *)

Seine Stimme war heiser und ohne Metall, aber die lebendige Seele der Muſik erzitterte in ſeinem Geſange und in jeder Hand- und Körperbewegung, in jeder Mienenwandlung, mit denen er ſeinen Vortrag begleitete, während er am Schluſſe bei dem letzten Geſangtone wie von einer Feder getrieben mit dem Bogen auf ſeinem Inſtrumente einſetzte, und die Melodie in einem kurzen Nachſpiele ausklingen ließ. Der Vater, welcher ihn während des Geſanges leiſe auf ſeiner Guitarre begleitete, ſah mit freudeglänzenden Augen auf den Knaben nieder. Er habe einen guten Maeſtro in Catunia gehabt, der ihn per amor di dio unterrichtet. Der ſei aber ſeit einem Jahre todt, und ſeitdem ziehe er mit dem kleinen Cicillo in der Welt umher. Es war ein köſtliches Genrebild: die geſchwärzten Trümmer des alten Meerſchloſſes hoch über uns ragend, vor uns die ganze, ſegelglänzende Herrlichkeit des blauen Meeres, deſſen Wellengeſang zu unſern Füßen gegen die Klippen hinaufſtönte, und dazu dieſe wandernden Minſtrels aus der fernen Inſel mit ihrem wehmüthig klingenden Melodien. Der Knabe ſang und ſpielte uns noch mehrere Lieder: die „Luiſella,“ die „Marenarella,“ und die liebliche Canzone di Somma, deren Anfang:

Aizzaje l'uocchie n' cielo, viddi na stella!

Der lebendige Ausdruck, das zitternde Erbeben der Stimme bei den leidenſchaftlichen Stellen, das Feuer des beredten Mienenſpiels — das Alles bei einem kaum zehnjährigen Knaben war im höchſten Grade überraſchend. Die Töchter der Wirthsfamilie waren zu uns heraufgekommen, um den kleinen Virtuoſen zu hören. Es waren die erſten hübſchen Frauengeſichter, welche ich in Neapel

*) Siehe die Muſikbeilage.

geſehen. Als aber einer von unſerer Geſellſchaft in luſtiger Weinlaune auf gut Deutſch ſcherzend ſie zum Tanze aufzuziehen Miene machte, und, der Sprache unkundig, ſein Verlangen pantomimiſch zu verſtehen gab, entliefen ſie eilig mit den Geberden des unzweideutigſten Unwillens, und ein rauhes cosa fa? („was ſoll das!“) welches von einem der unten am Strande mit dem Ausbeſſern der Netze beſchäftigten, ſchwarzköpfigen Marinari zu uns heraufſcholl, ließ keinen Zweifel, daß auch dort jener Scherz eine ſchlimme Deutung erhalten habe. Dies iſt überhaupt hier leicht der Fall, und ſo zutraulich die Mädchen, namentlich auf dem Lande, auch ſind, ſo hat ſich doch, wie ich ſpäter zu bemerken Gelegenheit hatte, der Fremde vor jedem Scherze, welcher über Worte hinausgeht, zu hüten, da dergleichen von dem Südländer durchaus nicht ſo harmlos wie bei uns ausgelegt zu werden pflegt.

Die Rückfahrt nach Villa Reale in der Kühle des ſinkenden Abends war köſtlich, und das Meerbad im Nachtdunkel göttliche Erfriſchung nach der Gluthitze des Tages. Feuerfunken ſprühten um mich her, als ich ſchwimmend mich auf dem weichen Gewoge ſchaukelte, während die Muſik eines königlichen Conzertes durch die Lorbeer- und Myrthengebüſche der Villa herüberklang. Und wie wohl thut dann ein gelato alla ciampagna zur inneren Kühlung vor dem hellerleuchteten Zelte des Cafe's der menſchenwimmelnden Villa genoſſen! Nur einer von unſerer Geſellſchaft theilte unſer Behagen nicht. Es war ein beſchwerthiger Hannoveraner, der ſich unglücklich fühlte, weil wir den höchſten Wunſch ſeiner Seele: „vor allen Dingen die famoſe Hundsgrote zu ſehen,“ nicht getheilt hatten. Ach, welchen Menſchen wirft mitunter der blinde Zufall das Glück in den Schooß, dies Land der Schönheit zu ſehen, während ſo Unzähligen, die es tauſendfach verdienen, dieſe höchſte Sehnſucht ihres Lebens unerfüllt bleibt! Das iſt ein Stoßſeufzer, den ich, ſeit ich in Italien bin, ſchon oft zu thun Veranlaſſung gefunden.

Die Hitze iſt in dieſen Tagen furchtbar geſtiegen, und mir in dem brauſenden Neapel ſo unerträglich, daß ich mich entſchloſſen habe, ſchon morgen nach Sorrent zu gehen. Dies Neapel im Sommer iſt wie die Schönheit der Creolinnen, von denen Sealsfield erzählt: es ſaugt uns nervöſen Nordländern Blut und Leben aus. Hier lebende Deutſche beſtätigen mir, daß Neapel für Nordländer ein gefährlicher Aufenthalt ſei; wer nicht nervös iſt, wird es hier faſt ſicher. In der heißen Zeit ſucht daher, wer nur irgend die Mittel dazu hat, das kühlere Sorrent, Caſtellamore oder Iſchia und Capri auf. Am meiſten in der Mode iſt jetzt das tief im Waldgebirge zwiſchen Caſtellamore und Sorrent liegende La Cava.

Kirchen, Muſeen und ſonſtige Merkwürdigkeiten zu beſuchen, daran darf ich jetzt gar nicht denken, wo mir die Hitze eben nur erlaubt, ruhig hinter dem Eisglaſe zu ſitzen, und ſelbſt das iſt ſchon Arbeit. Man transpirirt auch, wenn man halbnackt während der heißen Stunden von eilf bis fünf Uhr auf dem Sopha liegt. Kühl aber wird es ſelbſt in der Nacht nicht, und die wollgeſtopften Matratzen vermehren das Unleidliche. Dazwiſchen umdröhnt und umbrauſ't uns unaufhörlich der Lärm von einer halben Million heißblütiger, ewig lautlebender Menſchen, in denen die vulkaniſche Natur ihres Bodens zu glühen ſcheint. Geſtern Nacht konnte ich bei aller Müdigkeit kaum eine Stunde ſchlafen.

Wir haben einen Ritt nach Camaldoli gemacht. Das iſt ſonder Zweifel der ſchönſte Punkt des Erdbodens. Beinahe zwei Stunden lang ging es auf Eſeln und Maulthieren aufwärts, zwiſchen Gärten und Weinbergen, durch waldige Schluchten, an ſchroffen Abhängen vorbei, bis wir über Nazaret zu der Höhe des Gebirgsrückens gelangten, wo das Kloſter liegt. Der Bruder, welcher uns einließ und umherführte, war ein ſchöner Mann, dem die weiße Ordenstracht zu dem prachtvollen Barte gut ſtand. Er ſchien vor ſeinem Gelübde in der großen Welt gelebt zu haben, denn ſeine

Manieren waren so fein wie seine Hände, und als er einen Augenblick mit mir allein war und erfahren hatte, daß ich ein Preuße sei, erkundigte er sich eifrig nach dem jetzigen Könige von Preußen und seinem in Rom lebenden Oheim. Nachdem er uns durch den Garten zu der hohen Baumgruppe geführt hatte, in deren Schatten sich anderthalbtausend Fuß über der Meeresfläche auf einem vorspringenden Felsen eine mit Sitzen versehene und mit Mauerwerk eingefaßte Terrasse befindet, ließ er uns allein und kehrte zu seinen Brüdern zurück, deren Gesang aus der Klosterkirche zu uns herüberscholl. Und nun die Aussicht! es ist das reichste Panorama der Erde. Zur Linken, tief unter uns, Neapel, und der mit seinem Stirnbande von Städten geschmückte Golf, über dem das Zwillingspaar des Vesuv und Somma seine schöngeschwungenen Linien in die krystallhelle Luft hebt. Dann die Inseln Capri, Ischia, Procida und Nisita, die unzähligen Vorgebirge und zackigen Bergeshöhen der Orangenhaine Sorrents. Nordwestlich zur Rechten breitet sich ein Horizont von vierzig Meilen Weite, die Campagna Felice, die Ponza-Inseln bis Terracina und dem Berge der Circe vor den Blicken aus. Näher rechts, zu unsern Füßen, ein Gewimmel von Bergen und Thälern, Seen und Fischteichen, Trümmer Bajäs, der alten Königin der Bäder, die Gefilde der Solfatara, von deren wüsten, sonnenbrandigen Flächen zurückkehrend das Auge ausruht auf dem Pausilipp, der tief unten mit seinen schattigen Ulmenwäldern und Weinbergen „wie ein breites, grünes Bette“ vor uns ausgestreckt liegt. Luft und Himmel glänzten in unsäglicher Helle auf das blaue Meer hernieder, und die schlanke Rauchsäule des alten Donnerers drüben stieg wie weißer Opferduft empor.

Wir hatten hier in der Seligkeit des Schauens und Wiederschauens wohl einige Stunden verbracht, als der Mönch erschien und uns einlud, vor dem Aufbruch noch einige Erfrischungen anzunehmen. Es war in der That hohe Zeit, denn der Weg ist ziemlich weit, und in mondscheinloser Nacht an einzelnen Stellen

nicht ungefährlich, wie denn auch wirklich auf dem Rückwege einer der Gefährten mit seinem Maulthiere einen ziemlich steilen Abhang hinunterstürzte, zum Glück, ohne sich schwer zu verletzen.

Vor dem Scheiden von diesem Wunderorte sollten wir aber noch ein Schauspiel genießen, das ich Dir zu schildern versuchen will, auf die Gefahr hin, mich an etwas Unmögliches zu wagen: einen Sonnenuntergang, wie ihn der fromme Bruder selbst, der das Kloster seit eilf Jahren bewohnte, in solcher Herrlichkeit nicht erlebt zu haben versicherte. Wir standen in der Nähe des Klosters auf einer Terrasse. Die Berge und Inseln im Osten und die waldigen Felsenrücken des Vorgrundes im Westen lagen schon im tiefsten, gesättigten Violettblau, wie es in solcher Kraft keines Malers Farbe erreicht. Ueber den letzteren, an dem silberreinen, von Golddust durchzitterten Himmel hin, zog sich ein einziger, langgestreckter, dunkler Wolkenstreifen, hinter welchem sich in dem Augenblicke, wo wir die Plateforme des Klosters betraten, die Sonne für einige Minuten verbarg, ehe sie groß und voll und klar ins Meer versank. In dem Augenblicke, wo die Himmelskönigin das glühende Antlitz hinter jenem Wolkenvorhange neigte, färbten sich dessen äußerste Ränder und Spitzen mit magischem, silberglänzendem Lichte, und hoch über sie hinaus wölbte sich eine vollkommen symmetrische Strahlenglorie, zwischen welcher zahlreiche kleine Goldwölkchen gleich geflügelten Engelsköpfchen schwebten. Unten aber, nach dem Meere zu, schwamm alles in einem saffran- und silberfarbigen Zauberlichte, umgeben tiefer unten von jenem violettgelben Dunst- und Duftscheine, wie ihn die alten Maler vor Augen gehabt haben müssen, als sie ihre Verklärungen der Himmelskönigin malten. Zahllose kleinere Goldwölkchen bildeten innerhalb dieses Zauberlichtes eine Verklärungsglorie von Engelsgestalten, alle nach oben strebend, als wollten sie die sterbende Sonne im Sinken aufrecht halten, daß sie noch nicht scheide von dem schönsten Punkte der Erde. Aber schon schwebte sie glühendroth hernieder aus dem

dunklen Vorhange, und zitterte langsam dem schwarzblauen Wellengrabe zu. Und wie vorher alle Gestalten nach oben zu streben schienen, so war es jetzt, als dränge sich Alles klagend der Sterbenden nach. Dunkler und schwärzer wurden die Schattenmassen des Vorgrundes, ein leiser Abendwindhauch strich wie klagend durch die hohen Pinien und Cypressen, und eins der schönsten Schauspiele, das ein menschlich Auge geschaut auf dieser Erde, lebte nur noch in meiner Erinnerung.

VII.

Villeggiatur in Sorrent.

Schön iſt immer Neapel und mild; in der glühenden Jahrszeit
Bieteſt du Zuflucht uns, luſtige Küſte Sorrents!

Platen.

Sorrent, 7. August.

Seit vier Tagen habe ich das tosende Neapel verlassen, und befinde mich wohl in den stillen, grünen Orangenhainen des luftighohen, meeresduftigen Sorrent. Mit der Eisenbahn gingen wir am 3. zunächst nach Castellamore. Die Locomotive dampfte und knatterte lustig am Fuße des rauchenden Vesuv entlang, an den Städtchen Borra, Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata vorüber. Bei Torre del Greco durchbricht die Eisenstraße die finstern Lavamassen, welche im Jahre 1794 diese Stadt bedeckten. Die steilen Klippenwände umschließen noch Trümmer der Mauern und Gebäude. Torre del Greco lag ursprünglich tief unten am Abhange des sich in das Meer senkenden Gebirgs. Eine frühere Eruption bedeckte die Hälfte der Stadt in solcher Höhe, daß sich über dem verschont gebliebenen Theile eine Art Vorgebirge bildete, auf dessen Rücken sich die entflohenen Einwohner wieder anbauten. Die so getrennte Unter- und Oberstadt wurden durch enge Treppenstraßen von mindestens achtzig Ellen Höhe mit einander in Verbindung gesetzt. Die Eruption von 1794 machte beide gleich, indem sie von der unteren selbst die höchsten Gebäude, ja die Thürme der Kirchen bedeckte, während von der oberen nur die höchsten Spitzen weniger Häuser aus dem Lavaüberzuge hervorragten. Der Lavastrom stürzte sich dann ins Meer, wo er einen

Molo von einer Viertel Millie Breite, einigen ſiebzig Fuß Länge und etwa zwanzig Fuß Höhe, und einen Schutzhafen bildete. Ein Kloſter, in deſſen Nähe er ſich theilte, blieb unverſehrt als Inſel in der Mitte; aber drei Mönche, die ſich nicht hatten flüchten können, kamen durch die Gluthitze um. Der Lavaſtrom legte vier Millien in drei Stunden zurück. Neapel ſelbſt ſchien durch dieſen Ausbruch und den ihn begleitenden Aſchenregen bedroht. Tauſende von Männern und Frauen zogen baarfuß, mit fliegenden Haaren und Stricken um den Leib in Prozeſſion zum heiligen Gennaro, deſſen Bildſäule auf der Brücke der Maddalena vergeblich mit der ehrnen Rechten dem Veſuv Einhalt gebot, und der geſammte Klerus von Neapel, den Kardinal Erzbiſchof an der Spitze, trug die goldene Bildſäule und die Flaſchen mit dem heiligen Blute des gedachten Heiligen und Veſuvbändigers eben dorthin, und rief, indem er Beides gegen den Berg hinwendete, mit Pſalmen die Barmherzigkeit Gottes an. Da aber der Heilige diesmal taube Ohren hatte, ſo beſchloß die Polizei, das Ihrige zu verſuchen. Man befahl, die Aſche, welche die Dächer und Terraſſen der Häuſer ſo belaſtete, daß die letzteren den Einſturz drohten, hinunter und in die Straßen zu werfen. Dies Manoeuvre vermehrte die herrſchende Finſterniß. Man erkannte den Einbruch der Nacht nur an den Schlägen der Glocken. Neapel hatte damals noch keine Erleuchtung; ſo ſtanden die Einwohner, welche aus Furcht vor dem Erdbeben ſämmtlich ihre Häuſer verlaſſen hatten, zwei Tage und zwei Nächte lang wehklagend auf Straßen und Plätzen, den Weltuntergang erwartend. In der letzten Nacht entſetzte ein Donnergekrach wie von tauſend einſtürzenden Häuſern die Geängſtigten. Als endlich der Tag anbrach, zeigte es ſich, daß der Kegel des Veſuv in ſich zuſammengeſtürzt war. Der Einſturz dieſes Kegels, welcher eine Axe von dreitauſend Mètres, eine elliptiſche Baſis von fünf Millien (über eine Meile) im Umkreiſe hatte, veränderte die Geſtalt des Veſuvs, der ſonſt größer als der Monte Somma jetzt von dieſem überragt

wurde. Die größte Dicke des Lavaſtroms, der Torre del Greco zerſtörte, betrug eilf Metres (etwa vier und dreißig Fuß). Fünf tauſend Morgen Land wurden durch ihn bedeckt. Dreißig Menſchen und über viertauſend Thiere kamen dabei um. Und doch, ſo hängt der Menſch an dem Boden ſeiner Väter, noch war die Lava nicht völlig erkaltet, als ſich über den zerſtörten Häuſern, Kirchen und Straßen ſchon neue zu erheben begannen, und ein neues Torre del Greco auf dem Grabe des alten entſtand.

Caſtellamare liegt reizend am flachen Meeresufer hingebreitet, rings umgeben von ſchattigen Waldgebirgen, und für den Gebrauch des Seebades unendlich bequemer als Sorrent, wo man, um an das Meer zu gelangen, zahlloſe Treppen hinabſteigen muß. Wir fanden aber alles dermaßen beſetzt, und die Preiſe der Wohnungen für dieſen Monat ſo übertrieben hoch, daß ich es vorzog, das ſtillere Sorrent zur Villeggiatur zu erwählen.

Nach einem ſplendiden Pranzo in der Locanda, welche nach dem verſchütteten Stabiä den Namen führt, rollten wir im bequemen Wagen, deren hier zahlreiche wie in den größten Städten auf Straßen und Plätzen halten, auf der ſchönſten Straße der Welt gen Sorrent. Dieſe Königin der italiſchen Straßen, erſt ſeit 1839 vollendet, geht anfangs ſo dicht am Meeresufer hin, daß mir von der bewegten Fluth, welche ſchäumend gegen die Baſaltblöcke des Ufers aufſprizte, der feuchte Dunſt die heiße Stirne kühlte; dann leiſe höher und höher aufſteigend erhebt ſie ſich allmälig bis weit über die Mitte des ſenkrecht aus dem Meere aufſtarrenden Felsgebirges, in das ſie wie durch Zauberkunſt eingeſprengt ſcheint. Wie ein weithin flatternder Wimpel ſchwingt und ſchlingt ſie ſich in unzähligen Schlangenwindungen nur zwei Fahrgeleiſen Raum verſtattend um nackte Felsvorſprünge und umbuſchte Klippen. Eine etwa drei Fuß hohe Steinbruſtwehr ſchützt ſie nach der Seite des Abgrundes hin. Es war ein entzückender Anblick. Zur Linken ſteilt und ſchichtet ſich das Felsgeſchiebe, hier kahl und rauh, dort

lieblich grün mit Myrthengebüsch umkleidet, zum Himmel empor. Tief unter den Hufen der Pferde, die im lustigen Wettrennen mit einem kleinen flinken Cariol zu unserer Seite dahingalloppirten, rauschte das Meer, welches seine endlose Bläue in den Himmel hineinzudehnen schien. Und so zwischen Himmel und Meer, unter dem lauten Lustgeschrei der buntgeputzten Wagenlenker, fliegen wir selbst in schwindelnder Höhe wie Vögel an den Felsenwänden dahin, daß die Seele vor Lust aufjauchzt. Tief unten schimmern im Sonnengolde die weißen Segel heimkehrender Barken, welche von dieser Höhe aus kaum größer erscheinen als Schiffchen, die ein Knabe im Teiche schwimmen läßt. In noch weiterer Ferne ziehen segelbedeckte Kauffahrer dahin, eine neapolitanische Kriegsfregatte eilt stolz an ihnen vorüber, dem Hafen von Castellamore zu. Ischia und Capri heben ihre farbenglühenden Felsenmassen wie versteinerte Riesenschiffe am Horizont empor. Dort unter uns auf der breiten runden Felsenplatte hart am Meere liegt das Städtchen Vico, rings umschlossen von gewaltigen, bis zum Haupte grün bewaldeten Bergwänden. Zu ihm hinabwärts senkt sich in sanft geschwungener Krümmung unser Weg einem Abgrunde zu, über dessen schwindelnde Tiefe ein kühner Viadukt auf riesigen Doppelpfeilern die Bogenbrücke schlägt.

Noch einen Blick auf das Meer, den letzten, und auf Neapels fernes, weißleuchtendes Häusergewimmel, und dann hinein in die dunkeln Schatten der Olivenwälder, deren gewaltige, wunderbar gewundene und geschlungene Stämme einem Mährchenwalde von verzauberten Riesenschlangen gleichen; hinein in die engen, hochummauerten Gassen der Massarien und Weinbergsgärten, deren Flächen und Abhänge nur eine endlose Reihe gründunkler Laubenhallen bilden. Die Gärten aus tausend und einer Nacht blühen vor unsern Augen auf. Tief unten hervor aus den Felsenspalten und Thalschluchten, empor zu den höchsten Gebirgsrücken, steigen Häuser und Villen, Kirchen und Kapellen, umgrünte Terrassen mit

weißſchimmernden Pfeilern aus Oliven- und Orangenwäldern herauf. Es iſt Sonntag, und das Ave Maria läutet die Sonne zur Ruhe. Wege und Gärten, Straßen und Plätze wimmeln von geputzten Menſchen, die uns mit lautem Zurufe begrüßen. Die bunten Gewänder, die hellgelben Leibchen der Weiber in ihrem beſten Gold- und Silberſchmucke ſchimmern und blitzen, die rothen Mützen der Marinari leuchten, die bunten Schärpen flattern, und der dumpfdröhnende Ton des Tamburro ladet die Paare zur Tarantella. In wunderbarer Farbenpracht heben ſich alle Gruppen und Gegenſtände ab aus dem ſanften Dunkel der graugrünen Olivenſchatten. Wieder bergan ſchwingt ſich der Weg zum Städtchen hinaus, deſſen braune Buben, zum Theil im reinſten Adamskoſtüme, dem Wagen mit den „Ingreſi's“ ihr luſtiges Cellenz! da quar' co'! nachſchrien, — und ein neues Bild erſcheint. Die Stadt zeigt ſich jetzt zu unſern Füßen, und maleriſch ſchimmert das Kuppeldach ihrer Kirche mit dem goldenen Kreuze in der grünen Umgebung der Gärten aus der Tiefe empor. Fern hinter uns dampft der alte Feuerrieſe und hüllt einen Theil ſeines ſchwarzbraunen Leibes in Abendwolken, während der Purpurglanz der niedergehenden Sonne die höchſten Felskanten und die waldigen Bergeszipfel über uns umſäumt. Noch immer läuten die Abendglocken, und von einem Kirchenfeſte in Piano di Sorrento krachten luſtige Böllerſchüſſe und praſſelten Schwärmer und Raketen auf, als wir hinunterfuhren in die hochummauerten, engen Gaſſen der Olivengärten und Orangenhaimen von Sorrento. Einzelne Landhäuſer und Villen erſcheinen, ſie reihen ſich empor zu einer Gaſſe aneinander, der Vetturin hält, auf das Schild eines Hauſes deutend, auf dem der empfohlene Name Rosa la magra prangt. Aber es iſt die rechte nicht, denn die wohnt neben dem Speziale (Apotheker), und deutſche Maler haben ihr Haus mit der deutſchen Inſchrift „Künſtlerkneipe“ verziert. Noch hundert Schritte weiter und das Ziel war erreicht, und nirgends auf der ganzen Reiſe habe ich herzlichere Aufnahme

gefunden als in der Locanda der Signora Rosa la magra vicino dal Speziale zu Sorrent. Die ganze Familie, wohl ein Dutzend Personen ſtark, umwimmelte unſern Wagen, die deutſchen Pitteri willkommen zu heißen ihre Sachen in Empfang zu nehmen, und ihnen zu ſagen, daß das ganze Haus zu ihren Dienſten ſtehe, daß ſo eben erſt zwei bravissimi amici von uns (ein jeder Landsmann von uns gilt hier für einen amico) ihr Haus verlaſſen, um nach Capri zu gehen. Und als wir ſo halb hinaufgeführt, halb getragen hoch oben auf der Loggia ſtanden, an der unſere Zimmer liegen, vor uns das Meer und den Veſuv und den ganzen Golf von Neapel, unter uns die unabſehbaren Orangengärten, deren Duft der Abendwind zu uns hinaufführte, und rings um uns die gaſtfreundliche Zuthunlichkeit von Klein und Groß, da war es uns allen, als kehrten wir nur von einem Ausfluge zurück in unſer altes Standquartier, zu altbekannten, befreundeten Menſchen.

Am nächſten Tage waren wir zu deutſchen Bekannten geladen, die in der Cocomella, einer der ſchönſten Villen Sorrents, ihre Wohnung haben. Aus ihren Zimmern geht eine große, weinumrankte Loggia nach dem Meere hinaus. Es iſt eine Sommerwohnung, um die ein König ſie beneiden dürfte; Flügel, Reiſebibliothek, — kurz, kein Comfort des Lebens fehlt. Die mit bunten Flieſen getäfelte Loggia glüht in der rothen Pracht der doppelten Oleander, die wie üppig volle Roſenbüſche emporblühen. Fußlange Trauben hangen hernieder durch das grüne Blätterdach, durch deſſen dichten grünen Teppich kaum in einzelnen Ritzen der blaue Himmel ſchimmert. Rechts am Berge drüben ſchlängelt ſich die Straße nach Caſtellamare, die uns geſtern in dieſes Paradies geführt. Zu unſern Füßen liegt Sorrent mit ſeinen Villen und Orangenhainen, und vor uns der dampfende Veſuv und das Meer mit ſeinen Inſeln. Und Angeſichts aller dieſer Herrlichkeit, inmitten der

Lorbeer- und Goldorangenhaine des glückſeligen Maccaronilandes ein leidenſchaftliches Geſpräch über den alleinſeligmachenden Communismus, zu deſſen Ideen ſich unſere Freunde mit Lebhaftigkeit bekannten! Ein größerer Kontraſt iſt kaum zu denken. So kann man denn jetzt den wühlenden Ideen einer neuen Zeit auch in der grünen Abgeſchiedenheit des Paradieſes von Sorrent nicht entfliehen! —

Abends ward eine gemeinſame Meerfahrt gemacht nach der „unterirdiſchen Kirche.“ Das ſind ungeheure, in den Fels gehauene Gewölbe, vielleicht von Prachtbauten aus altrömiſcher Zeit. Unterwegs ſangen uns die Marinari Volkslieder, und unter dieſen ein ganz neues, welches folgendem Ereigniſſe ſeine Entſtehung verdankt. Auf einer der kleinen Tremitiinſeln, welche zur neapolitaniſchen Provinz Capitonata gehören, hat die Regierung eine Strafkolonie von Verbrechern aller Art angelegt. Als es ſich nun darum handelte, dieſen Menſchen Frauen zu geben, beſchloß man in Neapel, die auf Staatskoſten erzogenen Waiſenmädchen dazu zu verwenden. Schon in Rom hatte man mir davon erzählt, und was mir dort unglaublich erſchienen war, hörte ich hier allgemein beſtätigt. Glücklicherweiſe kam die unmenſchliche Maßregel nicht zur Ausführung. Die armen Kinder wurden zwar eingeſchifft, aber ein Sturm zwang das Schiff, wieder den Hafen zu ſuchen, und da ſich jetzt die Stimmung des Volks, welches in jener Rückkehr ein Wunder der Madonna ſah, ſehr unverholen kund gab, unterblieb die Ausführung. Die Volkspoeſie aber hat ſich des Stoffes bemächtigt, und ein Klagelied daraus gemacht, von dem ich des Dialektes wegen leider nur Einzelnes verſtand. Aufſchreiben oder diktiren wollte es Niemand, da das Governo das Lied verpönt habe. Außerdem ſangen unſere Schiffer noch das bekannte komiſche Lied mit dem Refrain von der Spinne, welche immer die Fliege fängt (e l'arancia prende sempre la musca), und das prächtige: o pescator dell' onde mit ſeinen lieblichen Schußreimen:

Colla bella sulla barca
Colla bella sunè va!

aus dem man in Deutschland einen so kläglichen Unsinn gemacht hat. Der Mond war schon aufgegangen, als unsere Barke unter dem Gesange der Marinari langsam dem Hafen der piccola marina zuschwebte. „Ich will Dir wohl dreihundert Scudi geben und einen Beutel mit Perlen gestickt," sagt zuletzt das Mädchen. „Ich will nicht dreihundert Scudi, will nicht den Beutel mit Perlen gestickt, nur einen Kuß will ich von Dir," erwiedert der Liebende, worauf sie schelmisch schließt:

Wenn das mein Vater hörte,
Er brächt' mich sicher um.

Den 8. August.

Heute Nachmittag ritten wir durch die endlosen, engen, hochummauerten Gartengassen des Piano di Sorrento den Bergrücken hinauf, welcher Sorrent gegen die nordöstlichen Winde schützt. Nach etwa anderthalb Stunden erreichten wir die Höhe, i Conti genannt, von welcher aus man die freieste Aussicht über die Halbinsel und die beiden Golfe von Neapel und Salerno genießt. Dann ging es weiter abwärts zu einem Platze, wo der äußerste Felsrand mit einer Mauerbrüstung eingefaßt und ein Rondeel geebnet ist. Hier hat die regina madre, wie mein Maulthiertreiber erzählte, zum öftern unter einem Zelte gespeis't, und sich der schönen Meeresaussicht erfreut. Tief unten branden die Wogen gegen abenteuerlich gestaltete Felsmassen, unter denen eine jetzt halbzerstörte Thorwölbung dem Orte den Namen (Arco naturale) gegeben hat. Diese wunderlichen Felsenbildungen erinnern an Helgoland, nur ist hier alles bei weitem großartiger. Oben um uns her auf dem Felsen wuchert die üppigste Vegetation; der Myrthenbusch,

deſſen blühende Zweige wie als Fächer und Fliegenwedel benutzten, vertritt hier die Stelle unſeres Dornſtrauchs. Die Luft zitterte vom wonnigen Dufte ſeiner Blüten, welche, ſoweit das Auge reichte, die Klippen und Bergrücken mit ihrem Schnee bedeckten. Drüben links, wo nach Amalfi zu das Gebirg mit einer Krümmung ins Meer vorſpringt, ſitzt ein Städtchen, Poſitano, wie ein Schwarm Seevögel, die ſich auf dem Klippenrande einen Augenblick zur Ruhe niedergelaſſen haben. Eine göttliche Ruhe lag über dem ſtillen Gebirg und dem endloſen Meere, deſſen azurne Fläche faſt regungslos, und nicht einmal von einem fernen Segel unterbrochen, ſich vor uns hinſtreckte. Unten in der kleinen Bai liegen zwei Felſeninſelchen, i Golli genannt, — die Inſeln der Sirenen, deren Zauberſang vergebens den göttlichen Dulder Odyſſeus zu berücken ſuchte, als er die Heimath ſuchend die Pfade des Meeres durchzog. Noch andere Homeriſche Erinnerungen hat Sorrent. Führt doch ſogar die Sage den Urſprung der Stadt auf Odyſſeus zurück, und die zwei uralten Olivenbäume vor der Kirche von Meta, in deren Schatten der meerdurchirrende Held geruht haben ſoll, als ihn Leukothea an das Geſtade der gaſtlichen Phäaken führte, werden von manchem Engländer beſucht, deſſen Lady ſie emſig in ihr Album zeichnet.

Der Rückweg war länger und beſchwerlicher als das Hinaufſteigen. Die vereinzelten kleinen Häuschen der Gebirgsbewohner mit ihren halbrunden oder platten Dächern hangen und kleben wie Vogelneſter in den Ritzen und Spalten zur Seite des ſchmalen Felspfades, umgrünt von dichtem Lorbeer- und Myrthengebüſch. An einigen Stellen könnte man gleich vom Wege aus über ganze Reihen derſelben wegreiten. So oft ein Maulthier ſtolperte, riefen die Führer ihr: niente paura! non dubitate, Eccellenza! dem am Boden liegenden zu. Dieſer Zuruf gilt nicht bloß den Fremden, ſondern ſie brauchen ihn auch unter einander bei jedem, auch dem geringſten Anſcheine von Gefahr. Denn paura (Furcht) iſt bei

dieſem lebenliebenden Volke das dritte Wort. Neulich erlebte ich davon ein Beiſpiel. Es wehte eben friſcher Wind, und J. that den Vorſchlag, denſelben zu einer luſtigen Segelfahrt zu benutzen. Gegen das Verſprechen doppelter Bezahlung fand ſich endlich der Padrone einer kleinen Barke bereit, eine ſolche Luſtfahrt zu wagen, bei der freilich das Hauptvergnügen neben dem ſchnellen Segeln nur in tüchtigem Naßwerden durch Sprizwellen beſtand. Gefahr war allem Anſcheine nach keine vorhanden, dennoch behauptete die geſammte, aus acht kräftigen Ruderern beſtehende Mannſchaft, daß ſie zu unſerem Vergnügen ihr Leben wage. Denn die hieſigen Schiffer haben nicht von fern den Muth und die durchwetterte Gleichgültigkeit gegen Gefahren, wie wir ſie bei den Theerjacken unſerer Nordſee finden, die freilich auch faſt immer mit einem unruhigen Meere zu kämpfen haben. Sobald nur ein mäßiger Wellengang iſt, den in Helgoland und Wangeroge der Schiffer kaum beachtet, heißt es hier gleich: il mare è molto cattivo (cattivo iſt ſchlecht, ſchlimm, böſe, gefährlich, kurz alles, was ihnen mißfällt), und ſie fahren nicht hinaus, ſo wie auch kein Neapolitaner bei ſo bewegtem Meere badet, was juſt unſere größte Luſt iſt, ſondern nur, wenn das Meer windſtill und die Luft warm iſt. Als auf der Höhe des Golfs die Wellen ſich immer mächtiger gegen unſere kleine Barke emporbäumten, wuchs das Geſchrei und das Durcheinanderzanken der Befehlenden und der Ausführenden bei den vorzunehmenden Manoeuvres des Segelwendens zu einer ſolchen Höhe, daß uns allen nicht wohl zu Muthe ward. Man ſah augenſcheinlich, daß die Leute ſelbſt Furcht hatten und ihrer eigenen Geſchicklichkeit mißtrauten. Alle Augenblicke riefen ſie ſich untereinander das ermunternde: non dubitate! n' abbiate paura! zu, woran ſich dann als zweites Troſtmittel der herzſtärkende Zuruf: sta sera buoni maccaroni! (heute Abend eſſen wir gute Maccaroni!) anſchloß. Mit dieſer Ausſicht auf die „guten Maccaroni“ befeuerten ſie ihren ſinkenden Muth, wenn eine größere Welle über uns herein-

ſpritzte, oder das Segel beim Wenden ihnen aus der Hand zu fliegen drohte. Denſelben Zuruf hörte ich auch ſpäter oft beim angeſtrengten Rudern; ja ſelbſt beim Tanze der Tarantella vernahm ich ihn von den Umſtehenden, welche mit demſelben die Tänzer zur Ausdauer anfeuerten.

Den 7. Auguſt.

Sorrent iſt wunderſchön, aber ich vermiſſe doch inmitten ſeiner Orangenhaine oft ſchmerzlich die ſchöne Freiheit des römiſchen Gebirges, die ſo recht gemacht iſt, zum ſchlendernden Umherſtreifen durch Wald und Feld einzuladen. Daran iſt hier nun gar nicht zu denken. Alle Partien, welche man hier machen kann, ſind nur durch mühſelige Ritte auf die ſteilen Gebirge zu bewerkſtelligen, welche Sorrent von allen Seiten umſchließen. Spaziergänge innerhalb des Plateaus, auf dem Sorrent und das Piano di Sorrento liegen, ſind ſehr unerquicklich, weil man überall ſtundenweit ſich zu beiden Seiten der Haupt- und Nebenwege von den hohen Mauern umgeben ſieht, welche die Maſſarien (Wein- und Fruchtgärten) einſchließen, und jede Ausſicht, ja ſelbſt den Einblick in die Gärten verſperren. Dieſe Wege haben etwas niederdrückend Schwermüthiges, wie ich deſſen ſchon bei den Umgebungen von Florenz gedachte. Es iſt ein wahres Labyrinth, in welchem man ſich bequem verirren kann, wie mir das auf dem Wege zu der etwa fünf und zwanzig Minuten von meiner Wohnung entfernten Villa Cucumella ſchon mehrmals begegnet iſt. Die Villen, in welchen die Fremden wohnen, liegen ſo abgeſondert und fern von einander, und es fehlt ſo ſehr an allen und jeden Vereinigungspunkten, daß man hier wochenlang mit ſeinem beſten Freunde in Sorrent leben kann, ohne von ſeiner Anweſenheit anders als durch einen ſeltenen, glücklichen Zufall zu erfahren. Jede Villa, die am Meere liegt, hat ihren

Badeplatz zwiſchen Felsvorſprüngen, überhaupt iſt an ein Seebadleben, wie wir es im Norden kennen, an gemeinſame Badeeinrichtungen nicht zu denken. In den kleinen Cafés, wo die Sorrentiner ihre Eislimonade trinken, iſt kein gedrucktes Blatt. Findet man doch ſelbſt in Neapel außer der heimiſchen Zeitung und dem römiſchen Diario keine einzige fremde Zeitung; dieſe werden nur von Geſandten, reichen Fremden und einzelnen großen Handlungshäuſern gehalten; die Allgemeine Zeitung koſtet hier über hundert Thaler. Der einzige, aber freilich ſehr winzige Spaziergang am Meere iſt oberhalb der kleinen Marine.

Geſtern Nachmittag ritten wir durch die engen Straßen der eigentlichen Stadt zu dem Thore hinaus, das nach Maſſa führt. Ueber der Brücke ſtarren uns ſogleich die bräunlich gelben Felſenwände entgegen, welche Sorrent umſchließen. Ein wunderſchöner Weg zickzackt allmälig hinauf bis zu dem Punkte, von welchem aus man die ganze Meeresbucht überſchaut, an deren Felſenrande ein Paar hundert Fuß hoch über dem Meeresſpiegel Sorrent mit ſeinen Gärten im Halbkreiſe ſich hinſtreckt. Von dieſer vorſpringenden Felſenſpitze aus (la punta di Sorrento) gewinnt man die beſte Ueberſicht über das Gewirr von hochummauerten Gärten und Landhäuſern, welche von drei Seiten den eigentlichen Stadtkern umgeben, der nur aus einigen langen und engen Gaſſen mit zahlreichen Kirchen und Klöſtern beſteht. Und doch war dies Sorrent noch in römiſcher Zeit bedeutender als Neapel. Weiter hinauf durch einen Weinberg reitend, gelangten wir zu den Trümmern römiſcher Tempel- und Prachtbauten, die ſich entlang der Felsvorſprünge am Meere und theilweiſe auf meerumſpülten Klippen befinden. Dieſe Reſte, von den Antiquaren mit allerhand Namen, bald Cerès-, bald Herkulestempel getauft, gaben mir aufs Neue einen Begriff von der Solidität der alten Bauwerke. Bei ihrer Zerſtörung haben ohne Zweifel Erdbeben das Beſte gethan, denn Feuer und Waſſer vermögen nichts über dieſe Mauern, welche für

die Ewigkeit gebaut waren. Dieſe Verbindung von Mörtel und Stein, in welcher der Mörtel die Hauptmaſſe bildet, iſt feſter als der Felſen, auf deſſem Grunde ſie ruht. Von dem viereckten, ſchachbrettartigen Steingetäfel (opus reticulatum) der Wände und Bogengewölbe vermochten wir trotz aller Anſtrengung auch nicht einen Stein loszuſchlagen. Die Felsſtücke, welche wir dagegen ſchleuderten, zerſprangen wie Glas. Der Felsgrund iſt überall vulkaniſcher Natur. Einzelne Stücke, die ich aufhob, poröſ und leicht, klingend wie Metall und im Waſſer ſchwimmend. Die äußerſte Spitze des Gebirgs, welches ſich jenſeits des Städtchens Maſſa ins Meer hineinſtreckt und mit dem Vorgebirge der Minerva die Golfe von Neapel und Salerno ſcheidet, heißt jetzt Capo Campanella. Der Minerventempel, welcher von dieſer Höhe auf das Meer hinausſchaute iſt ſpurlos verſchwunden.

Die Stadt Sorrent liegt auf einem gegen das Meer geneigten Plateau, und iſt von drei Seiten mit einer tiefen Schlucht umgeben, welche jetzt ſtellenweiſe ausgefüllt iſt. Gewaltige Befeſtigungsmauern, wie ich ſie nirgends koloſſaler geſehen, verſtärkten den Schutz jener theils künſtlichen, theils natürlichen Schlucht nach der Landſeite zu. Es ſchläft eine wunderbare Grabesſtille über dieſen halbzerſtörten Mauerreſten, auf deren Höhe ſich hier und da kleine Häuſer erheben. Baumgänge führen von dem weſtlichen zum öſtlichen Thore durch den halbverſchütteten Wallgraben. Ein Theil der Schlucht aber liegt noch im vollen Graus der Zerſtörung, überwuchert von der üppigen Vegation des Südens. Rechts ziehen ſich die hohen, ſtillen Wein-, Maulbeer- und Orangengärten an den Bergen hinauf; zur Linken ſtarren die mächtigen Ueberbleibſel ſtolzer Thürme und Zinnen empor, und zwiſchen beiden klafft der tiefe Abgrund der wilden Schlucht voll Schutt und Trümmerwerk unter grünem, dichten Gerank von Epheu und wildem Wein, Cactusgewächſen, Aloen und wilden Feigenbäumen; und das Ganze wird im Hintergrunde abgeſchloſſen durch die kühnen,

ſchöngeſchwungenen Linien des nahen Gebirgs. Als ich Abends um Ave Maria dort herumwandelte, ward mir ſeltſam zu Muthe, da ich bedachte, daß an einem Tage Homeriſche Sage und römiſche Herrlichkeit, Mittelalter und Sarazenenſchreckniß in ſichtbaren, greiflichen Reſten an meinen Augen vorübergegangen waren: drüben im Golf von Salerno die Sireneninſeln, hier die Mauern der mittelalterlichen Stadtburg, am Felsgeſtade die Trümmer römiſcher Tempel und Paläſte, und weiterhin an der Campanella der Sarazenenthurm, von dem einſt der Angſtruf einer Glocke den Bewohnern Sorrents verkündete, daß der grimme Heide herannahe, um die Bewohner der Küſte in die erbarmungsloſe Sklaverei zu ſchleppen.

VIII.

Ausflug nach Päſtum.

Seit Jahrtausenden ruht, sich selbst hinreichend und einsam,
Voll trotzliebender Kraft dein fallender Tempel, Poseidon,
Mitten im Haidegefild' und zunächst an des Meers Einöde.
Völker und Reiche zerstoben indeß, und es welkte für ewig
Jene dem Lenz nie wieder gelungene Rose von Pästum.

Platen.

Den 8. Auguſt fuhren wir von Sorrent nach Caſtellamare, um von dort mit der Eiſenbahn bis Nocera weiter zu gehen, und wo möglich mit einem dort genommenen Wagen Salerno zu erreichen. Da indeſſen der Abgang des nächſten Eiſenbahnzuges nach Nocera erſt um fünf Uhr erfolgen ſollte, wurden wir bald mit einem Vetturin einig, der uns für eine mäßige Summe ganz nach Salerno zu führen verſprach. Dieſer alte Fahrweg, welcher zu den beiden Schenkeln der von Caſtellamare nach Torre del Annunziata und von dort nach Nocera führenden Eiſenbahn die dritte Seite des Dreiecks bildet, führt zwiſchen dem ſüdlichen Veſuvabhange und einer ihm gegenüberliegenden vulkaniſchen Bergkette, durch ein breites, überaus fruchtbares Thal, voll Mais und Weingehänge, deſſen Reize wir in der bequemen Vettura mit unendlich mehr Behaglichkeit genoſſen, als die unglaublich ſchlechten Holzkaſten der Eiſenbahn gewährt hätten. Ueberall unter kunſtloſen Lauben im Ulmenſchatten, unter Rebengehängen von einer Fülle und Höhe, wie ich ſie nirgends in Italien geſehen, Gruppen trinkender Landleute an rohen Tiſchen, ſtattliches Vieh zur Seite gelagert, ächte neapolitaniſche Niederländer.

Pagani, ein freundliches, lang ſich hinziehendes Städtchen mit artigen Frauengeſichtern, vielen Soldaten und noch mehr Geiſtlichen,

wohlfeilen aber nicht sonderlich edlen Südfrüchten, deren wir doch den Durst in der glühenden Hitze zu stillen in großer Menge versuchten. Pagani, so wie das nahe daranstoßende Städtchen Nocera de' Pagani, schienen mir in den Physiognomien der Bewohner noch viel Sarazenisches zu bewahren, wie denn wirklich die Sarazenen hier lange festen Fuß im Mittelalter behalten haben. Dies Unteritalien ist eine merkwürdige Schädelstätte der verschiedensten Völker seit Anbeginn der Welt. Phönizier, Karthager, Griechen, Römer, altnordische Völker, Araber, Normannen, Schwaben, Franzosen, Spanier haben alle hier gelebt und geendet. Gegenwärtig ist der ganze Typus der Neapolitaner, namentlich in den Küstenorten, die ich gesehen, eine wunderliche Mischung des Griechischen und des darauf gepflanzten Sarazenischen, in welcher bald das eine, bald das andere Element entschiedener hervortritt. Bei den meisten aber liegen beide Elemente so zu sagen im Kampfe, und da giebt es besonders bei den Frauen häßliche Gesichter. Afrikanische Gesichtsbildungen sind bei ihnen gar nichts Seltenes. Die Frauenschönheit verblüht hier ohnehin sehr schnell. Frühes Heirathen, harte Arbeit, Mangel an Fleischnahrung und der fast überschwenglich reiche Segen der Ehebetten mögen ihr Theil dazu thun. Selten konserviren sie sich so wie unsere Wirthin, Signora la Magra, die bei ihren vierzehn Kindern wie die Schwester ihrer ältesten Tochter aussieht. Von dem Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe wird der Hals dick und kropfig, und die künstlich gepflegte Unwissenheit, oder vielmehr die systematisch ausgebildete Bigotterie des stumpfsinnigsten Aberglaubens, des geistlosesten Fetischismus verwischt mit zunehmenden Jahren nur zu oft jede Spur freier Geistigkeit, jene glückliche Offenheit und geistreiche Geweckheit, die ich bei den Kindern beider Geschlechter fast durchgehend wahrnahm. Wenn man so einen zehn- bis zwölfjährigen Knaben sieht, so sollte man meinen, aus dem könne Alles werden: so frisch und geistreich schaut er aus den Augen, so frei weiß er zu sprechen und sich zu gebaben.

Der schwarze Pfaffenstempel hat auf seiner jungen Seele noch nicht den schweren Eindruck gemacht, und sein Wissen, sein geistiger Horizont ist noch in Harmonie mit seinem Alter und seiner Erscheinung. Nun aber bleibt die Entwickelung aus, welche Unterricht und Bildung gewähren, er bleibt stehen, bleibt Knabe auch wenn er Mann geworden, die Naivetät wird Bornirtheit, die kindische Unbefangenheit wird kindische Beschränktheit. Das Frische, Muthige, Selbstvertrauende verschwindet unter dem Drucke der geistigen und leiblichen Zwingherrschaft, und wird zur schmiegsamen Unterthänigkeit, zu einer, allen Selbstgefühls baaren Unterwürfigkeit, die freilich den fremden Reisenden im Vergleiche zu der heimischen Grobheit, dem schroffen, eckigen Wesen, der kantigen Widerborstigkeit unsers niedern Volkes angenehm besticht, aber ihn zugleich auch vergessen läßt, daß diese unangenehmen Eigenschaften auf dem sittlichen Grunde eines kräftigen, nur der rechten Ausbildung bedürfenden Selbstgefühls beruhen, und dabei mit einer Gründlichkeit, Treue und Zuverlässigkeit gepaart sind, die man hier im Süden vergebens suchen wird. —

Bei La Cava fanden wir uns plötzlich in süddeutsche Gebirgsgegend versetzt. Alles, nur nicht die Formen und Umrisse der feingezackten Gebirge, welche ihren vulkanischen Ursprung nicht verleugnen können, erinnert hier an die deutsche Heimath, an die Alpenmatten und an die duftige Frische der oberbairischen Gebirgsgegend. La Cava selbst ist ein reizendes Städtchen, voll lebhaften Verkehrs und außerordentlich stark von Fremden besucht, denen es als einer der kühlsten, gesundesten und anmuthigsten Orte Unteritaliens von den neapolitanischen Aerzten empfohlen wird. Rings von Felsgebirgen eingeschlossen, deren gründewaldete Abhänge zugleich Schutz vor den hier so empfindlichen Zugwinden und erfrischende Kühlung gewähren, wird es besonders von solchen aufgesucht, denen wegen Nervenleiden ein „deutsches Klima“ von den Aerzten angerathen wird; also besonders von den in Neapel ansässigen Fremden, zumal

Deutschen. Denn das Klima Neapels ist für Nervenleidende im Ganzen sehr gefährlich. Ueber die aufreibende Schnelligkeit des Temperaturwechsels, der durch die verschiedenen, in rascher Folge abwechselnden Winde bedingt, oft an einem Tage in den verschiedensten Abstufungen sich geltend mache, hörte ich von deutschen Landsleuten, die seit vielen Jahren in Neapel leben, wiederholte Klagen. Und ich selbst mache die Erfahrung, daß Neapel und seine Umgebung für nervös erregte Constitutionen eher zu meiden als aufzusuchen ist.

Zwischen Nocera und La Cava erregte zweierlei meine Aufmerksamkeit. Zunächst eine groß Anzahl berittener Pfaffen, die zu Pferde und zu Maulthier einzeln und truppenweise an uns vorbeizogen. Da sie die langen, heiligen, schwarzen Gewandmäntel aufgenommen und um die Mitte des Leibes zusammengeschürzt hatten, gewährten sie in buntkarrirten Unaussprechlichen, die sie fast durchgehends aufzeigten, und von deren bunter Weltlichkeit man sonst unter den schwarzen, heiligen Röcken nichts zu sehen bekommt, einen komischen Anblick. Der lustige Bildhauer Bläser, unser Reisegenoß, äußerte später, daß ihm die ascetische, heilige Schwarztracht gar nicht mehr imponire, seit er unter derselben die lebenslustig bunten Inexpressibles versteckt wisse. Wäre ich Jesuitengeneral — die schwarzen Kremphüte waren Jesuiten — ich verböte meiner Armee die bunten Hosen auf das Strengste, oder doch das Aufschürzen dessen, der sie trägt. Die zweite Merkwürdigkeit war ähnlich komischer Art. Wir sahen nämlich auf dem Höhenzuge der Berge zur linken Seite der Straße zwischen dem Grün der Wein- und Oelpflanzungen einzelne runde Thürme, welche einer der Gefährten, jener schwärmerische Liebhaber der Hundsgrotte, der auf dem ganzen Wege ununterbrochen seinen „Förster“ studirte, sofort für Sarazenenthürme erklärte. Anfangs beruhigten wir uns bei dieser Erklärung. Aber bald nahmen diese Sarazenenthürme in bedenklicher Weise überhand. Fast aus jedem Weinberge stiegen sie

empor, ja der ganze Höhenzug ſchien mit einer Kette derſelben beſetzt zu ſein. Unſer Förſteriner blieb indeſſen hartnäckig bei ſeiner Auslegung. „In dieſe Thürme,“ lehrte er, „flüchteten ſich bei einem Ueberfalle der Barbaren die Feldarbeiter, wenn ſie ihre befeſtigten Ortſchaften nicht ſogleich erreichen konnten.“ Nie vergeſſe ich das ſpottend drollige Geſicht und die ausdrucksvolle Pantomime unſeres Vetturin, als ich ihm dieſe Erklärung dollmetſchte. Dieſe falſchen Sarazenenthürme ergaben ſich nämlich als friedliche Taubenſchläge für die wilden Bergtauben, welche in denſelben mittelſt Netzen gefangen werden, mit denen der Vogelſteller die Eingangslöcher umſtrickt, ſobald eine Anzahl Tauben ſich dort eingeniſtet hat.

Von La Cava an läuft die Straße immer mehr bergabwärts, links von hohen, waldigen Bergwänden, rechts von einer tiefen Schlucht begränzt, dem romantiſch gelegenen Vietri zu. Die ganze Gegend von Nocera bis Vietri iſt unerſchöpflich an den herrlichſten landſchaftlichen Motiven; hier hat Salvator Roſa ſeine landſchaftlichen Studien gemacht.

Bei Vietri erblickt man wieder das Meer, und bald lag Salerno mit ſeinem prachtvollen Golf und Hafen vor uns. Die Abendſonne umflammte die alte Herzogsburg des Normannen Robert Guiſcard, welche von ihrem Felſenſitze wie ein beuteſpähender Adler auf Stadt und Meer niederſchaut. Dicht vor dem Thore in dem neuerbauten Hotel de L'Europe, deſſen ganz modern großſtädtiſche Einrichtung einen betrübſamen Kontraſt zu dem gänzlichen Mangel an Gäſten bildete, fanden wir vortreffliche Zimmer und ſchlechtes Abendeſſen. Dafür entſchädigte uns der ſchönſte Blick auf das Meer, welches kaum funfzig Schritte von unſern Fenſtern ſeine langen, regelmäßigen Wellenzüge ans Ufer brandete, und in welchem wir die brennenden Glieder durch ein Bad zu erfriſchen eilten. —

Den Hafen fand ich leer. Trotz des lebhaften Handels, den die Stadt nach Förſter treibt, ſah ich an beiden Tagen kein ein-

ziges, größeres Schiff im Hafen. Dampfschifffahrt ist gar nicht vorhanden. Der Stadt selbst sieht man auch die zwanzig Tausend Einwohner nicht an, die sie nach dem Handbuche haben soll. Sie kriecht unter dem hohen Gebirge zusammen, und erscheint so auch wohl kleiner, als sie wirklich ist. Desto lebhafter sah es am Hafenkai aus, der sich an Schönheit der Lage und lautem, schreienden Leben fast neben dem von Neapel stellen kann. Das bunteste Bild südlichen Nachtlebens entrollte sich hier unsern Augen, und ließ sich um so behaglicher genießen, da es sich nicht wie in Neapel gleichsam in das Unabsehbare verliert. Die buntgeputzten Buden der Limonaden-, Eis- und Fruchtverkäufer mit ihren vielen Lichtern und farbenbunten Papierlaternchen; das fröhliche Durcheinander der Lustwandelnden, zwischen denen sich auch ein Paar Wagen zur Vervollständigung des in ganz Italien unentbehrlichen Korso langsam auf und abwogten; das Rudergeplätscher einzelner, vom Fange heimkehrender Fischerbarken; das lustige Geschrei der ausrufenden und zum Genusse ihrer aufgestellten Erfrischungen einladenden Frutaroli und Acquajoli gab vereint mit dem melancholischen Rauschen der gegen den Strand schäumenden, von tausend Lichtreflexen durchblitzten Meereswogen ein Ganzes, das in seiner Wirkung schwer zu beschreiben ist.

Ehe wir uns jedoch diesen Eindrücken mit Freiheit hingeben konnten, gab es noch einen hartnäckigen Kampf zu bestehen. Es galt, uns für die morgende Fahrt nach Pästum einen Wagen zu schaffen. Der französisch radebrechende Kellner des jungen Europa hatte einen Preis gefordert, der das Maaß der Unverschämtheit überstieg; wir beschlossen also, unsere Künste selbst gegen die Vetturine zu versuchen, welche sich auch sofort bei unserm Erscheinen am Hafen an uns drängten. Die ersten Fragen und Forderungen lieferten das gewöhnliche Resultat: sie waren noch unverschämter als die Anerbietungen des europäischen Oberkellners, und wir wandten ihnen verächtlich den Rücken. Hätten indessen die Kerle ihren Vortheil

verſtanden, ſo hätten wir ſelbſt die unſinnigſte Forderung zahlen müſſen, wenn wir anders Päſtum ſehen wollten. So aber hilft dem Fremden, beſonders wenn er der Sprache nicht ganz unkundig iſt, der Mangel an Eſprit de Corps der Vetturine, welche, wenn ſie zuſammenhielten, die Foreſtieri nach Gutdünken prellen könnten, da an eine Taxe nicht zu denken iſt. In Frankreich iſt das ſchon anders. Dort wird nicht leicht ein Kutſcher, Laſtträger u. ſ. w. den andern unterfordern; dort macht ſich ſchon der Geiſt der Aſſociation geltend, mit welchem das Proletariat den Krieg gegen die beſitzende Klaſſe begonnen hat.

Als uns die Vetturine ſämmtlich verlaſſen hatten, übernahm es ein kleiner, grünjäckiger Gobbo die Vermittelung einzuleiten. Er begleitete uns den Kai auf und ab, und demonſtrirte uns mit wahrhaft ciceronianiſcher Beredtſamkeit das Unrecht unſerer Hartnäckigkeit, und die Billigkeit der gegneriſchen Forderungen, indem er zugleich, rein aus Freundſchaft für die Signori Foreſtieri, wie er ſagte, ſich zum Unterhändler anbot. Er berechnete uns die Steuern und Abgaben, die Brücken- und Weggölle, welche ein Vetturin für ſolche Fahrt zahlen müſſe, bis auf den Torneſe, und vermaß ſich bei der Santiſſima Madonna und allen Heiligen, daß er die lautere Wahrheit rede. Für mich war es ein Genuß, ſeinen Demonſtrationen und den verbindlichen Wendungen, mit denen er ſie zu begleiten wußte, zuzuhören. Das Reſultat war denn auch ein befriedigendes, indem wir zuletzt auf vier Piaſter und einem Piaſter buona mano (etwa ſieben und einen halben Thaler Preuß.) für eine vierſitzige Chaiſe einig wurden, welche uns von vier Uhr Morgens bis zum Nachmittage mit drei Pferden nach Päſtum hin und zurück befördern ſollte. Da ich einmal von dieſen Dingen rede, ſo bemerke ich, daß dieſer Preis zwar für Neapel hoch, aber doch keineswegs übertrieben iſt. Von Salerno bis Päſtum ſind nämlich vier deutſche Meilen, denn unſer Vetturin brauchte bei einem leichten Wagen mit drei raſchen Pferden auf ganz ebener,

wohl unterhaltener Straße vier Stunden scharfen Trabes, ohne irgendwo zu rasten. Unser Nachtheil war, daß wir alle vier bei dem Abschlusse des Handels gegenwärtig, die Vetturine also in den Stand gesetzt waren, den Ueberschlag auf die Vertheilung der Summe zu machen. In Italien aber, und namentlich in Rom, pflegt immer nur einer bei solchen kürzeren Touren den Vertrag mit dem Vetturin abzuschließen, und letzteren über die Zahl der Theilnehmenden im Ungewissen zu lassen.

Auf dieser, wie auf allen späteren Touren bestätigte es sich mir, daß man sich auf die Angaben des sonst so brauchbaren Förster'schen Handbuches hinsichtlich der Reisegelegenheiten und Beförderungsmittel in Süditalien nicht verlassen kann. Die Preise fand ich fast in allen Fällen zu niedrig angegeben; sie sind im Laufe der letzten Jahre durch die Vermehrung des Fremdenzudrangs bedeutend gestiegen, und es ist nicht zu rathen, nach jenen Angaben seine Rechnung zu machen. Die Marktschiffe von Salerno, Amalfi, Castellamare u. s. f., welche für geringe Preise den Reisenden von einem Küstenorte zum andern befördern sollen, sind nur in den seltensten Fällen zu benutzen, weil sie theils nicht regelmäßig gehen, theils nur selten ihre Abfahrtszeit mit dem Plane des Reisenden zusammentrifft. Diese Gelegenheiten, deren Preise übrigens immer über das Doppelte der Handbuchsangabe betragen, kann nur der benutzen, dem es an Muße und Geld nicht fehlt, sich einen Tag länger an einem Orte aufzuhalten, um sie abzuwarten. An eine Dampfschifffahrt, welche Neapel mit Sorrent, Amalfi, Salerno verbände, ist gar nicht zu denken, und darüber hörte ich namentlich in dem letzten Orte bittere Klagen der Einwohner, denen durch die Eisenbahn der Zufluß der Fremden immer mehr entzogen und nach Sorrent, Castellamare und La Cava geleitet wird. Einzelne Barken machen sehr große Forderungen, sind vom Winde abhängig, und bei einigermaßen bewegter See fahren sie gar nicht oder sind nicht ohne Gefahr zu benutzen, wie ich das später selbst erfahren sollte.

Die kindische Habsucht der Italiener dem Fremden gegenüber scheint mir auf folgendem Raisonnement zu beruhen. Der Italiener reis't nicht. Er sieht auch höchst selten seine Reichen und Principi ins Ausland reisen. Kein Wunder also, daß er uns Barbarn, die wir, um sein Land zu sehen, tausende von Miglien machen, ohne Handels- oder sonstige Erwerbsgeschäfte zu treiben, sämmtlich allermindestens für so reich als seine Principi ansieht, und deshalb so viel Geld als nur irgend möglich von ihnen zu ziehen sucht. Ja, ich bin überzeugt, daß er oft das Dingen und Feilschen unsererseits kaum begreift, und nicht selten für Geiz und Knickerei hält, was bei vielen Reisenden doch nur nothwendig gebotene Sparsamkeit ist. Darin bestärken ihn auch wohl die Engländer, welche das Markten und Feilschen mit Virtuosität betreiben, und ihn obenein oft roh und ungerecht behandeln. Eine solche rücksichtslose und verachtende Behandlung aber fühlt selbst der unterwürfige Neapolitaner im Innersten tiefer als man glaubt, und sucht sich auf die eine oder die andere Art dafür schadlos zu halten und zu rächen. Daher ist auch wirklich mit Höflichkeit neben sicherer Gemessenheit das Meiste bei ihm auszurichten, und dann erst, wenn er erkannt hat, daß man in ihm den Menschen achtet, giebt er sich in der ganzen menschlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens und Charakters kund, und es wird eine wahre Lust, mit ihm zu verkehren.

Den 9. August.

In frischer Morgenfrühe rollten wir am Busen des Meeres entlang unserem Ziele zu. Der Weg von Salerno nach Pästum (jetzt Pesti oder Peste) führt durch eine große, zwischen Gebirg und Meer hingebreitete Ebene, welche, je weiter man hineinkommt, immer mehr den Charakter des spärlich angebauten, vernachlässigten

und verwilderten Bodens annimmt. Der Abstand ist um so größer, je mehr das Auge durch die Umgegend Neapels an die sorgfältigste Kultur des Bodens gewöhnt ist. Einzelne Felder türkischen Korns wechselten ab mit ungeheuren Strecken unkultivirten oder sumpfigen Landes, kaum weniger trist wie der Anblick der pontinischen Sümpfe, und wie diese von Büffelheerden bevölkert. Die wenigen Menschen der einzelnen Hütten, ärmlichen, verwilderten Ansehens; Bettelmönche zu Fuß und zu Maulthier fast die einzigen Wanderer, denen wir begegneten. In dieser Gegend beginnt übrigens schon die Unsicherheit der Wege. Indessen hat der gegenwärtige neapolitanische Polizeiminister, Marchese dell Carrello, auf gut neapolitanische Manier durch die überaus zweckmäßigen Mittel von Galgen und Rad so ziemliche Sicherheit geschaffen, und zur Befestigung unseres guten Muthes hatte man uns in Salerno erzählt, daß so eben ein ganzes Rudel solcher gelegentlich wegelagernden Strolche in der Umgegend von Akropoli, Eboli und Pästum eingefangen sei. In der That begegnete uns der Zug derselben etwa zwei Stunden hinter Salerno. Es war eine geschlossene Gesellschaft von etwa funfzehn Subjecten, von Gensdarmen und Jägern zu Pferde und zu Fuß eskortirt. Sono ladri, birboni, assassini tutti!*) war die kurze Antwort, welche uns der Anführer der Eskorte auf unsere Frage gab. Es waren ein Paar Kerle mit prachtvollen Gesichtern darunter, um die es einem in der Seele weh that, sie als Candidaten des Galgens anzusehen.

Nach starker dreistündiger Fahrt gelangten wir an den Fluß Sele (der Silarus der Alten), welcher, da die Brücke noch immer nicht fertig ist (man baut daran schon über zehn Jahre!) auf einer Fähre passirt werden mußte. Seine einst von kühlen Hainen umschatteten Ufer sind jetzt nackt und öde. Von da ab hatten wir noch eine gute Stunde zu fahren, ehe wir Päst um erreichten.

*) »Alles Schelme, Räuber, Mörder!«

Die alte Hellenenstadt Poseidonia, ein halbes Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung durch eine Kolonie von Sybaris gegründet, lag am Fuße des Gebirges, das sich über ihr in zwei, durch eine geschrägte Linie verbundenen Kuppen, ähnlich einem ungeheuren Dome mit zwei Kuppelthürmen, erhebt. Die zerstreuten Hütten, welche jetzt zwischen den Trümmern ihrer Umfangsmauern umherkriechen, liegen zwischen Gestrüpp und tausendjährigem Schutte so versteckt, daß man sie kaum gewahrt. Nur die drei Tempel unterbrechen mit ihren Säulenreihen die einförmige Oede der stillen, sonnenbraunen Ebene. Zwei von ihnen liegen genau in derselben Frontlinie, nur der dritte (der erste, welchen man passirt), liegt etwas zurück. Wir ließen den Wagen vor einer über alle Beschreibung armseligen Herberge zurück, und eilten mit klopfenden Herzen diesen geweihten Ueberresten einer fast dritthalbtausendjährigen Vergangenheit zu.

Ich finde in meinem Tagebuche bloß die Worte: „diese Tempel sind das Größte, was ich bisher auf meiner ganzen Reise gesehen, und ich kann dieser Anschauung durchaus nichts vergleichen.“

Und doch war der Eindruck des ersten Moments keineswegs mit diesen Worten übereinstimmend. Ich will versuchen, mich näher zu erklären.

Wir sind an das gewaltig Emporschießende christlich deutscher Dom- und Kirchenbauten, an dieses Sichhinausschwingenwollen über das Irdische in die blaue, himmlische Jenseitigkeit, welches freilich durch sehr materielle, statische und mechanische Verhältnisse dieses christlich mittelalterlichen Baustyls bedingt wurde, dergestalt gewöhnt, daß mir dieses griechische Säulenwesen, dessen mäßige Höhe obenein durch die ungeheure leere Fläche, aus der es sich erhebt, noch mehr zusammenschrumpft, auf den ersten Blick keineswegs die Seele mit dem Eindrucke des Großartigen erfüllte. Ich benutzte diese ruhigen Augenblicke daher zu ruhiger Betrachtung des Einzelnen, des Materials, der Säulenzahl und ihrer Abstände, der Abtheilungen im

Innern des Neptunustempels, von dem das im Folgenden Gesagte vorzugsweise gilt. Denn dieser, der mittlere unter den drei Tempeln, ist von allen der schönste und wohlerhaltenste, wie er auch nach Göthe's Urtheil allem vorzuziehen ist, was man noch von ähnlichen Baureſten in Sizilien sieht.

Der Stein aus den Tuffsteinbrüchen des nahen Flusses Sele (Silarus) ist von einer sanftgesättigten, gelbbraunen Farbe, gegen deren wohlthuende Wärme das grauere Kolorit der beiden anderen Tempel sehr zu ihrem Nachtheile absticht. Wenn man mit einem Stabe dagegen schlägt, klingt es wie Metall. Er ist sehr porös, und daher wohl mit Stukk bekleidet gewesen, von dem sich noch Spuren finden. Diese sanftglühende Färbung des Tempels, welche man ähnlich auch bei andern antiken Bauwerken findet, rührt vom Einflusse der Luft her. In südlichen Gegenden, sagt Wiegmann in seiner Schrift über die Malerei der Alten, wo die Luft den größten Theil des Jahres so trocken ist, daß sich keine Moose an den Flächen der Gebäude erzeugen können, ist es ein ganz gewöhnliches Phänomen, daß die helleren, der Luft ausgesezten Steine eine warme, im Sonnenschein oft gelbrothe Färbung annehmen; zum Unterschiede der nördlichen und feuchteren Gegenden, wo statt dessen ein düsteres Grau oder Schwarz erscheint. Auch in Päſtum ist keine Uebermalung anzunehmen. Eisenoxydrat, entstanden aus eisenhaltigen Substanzen, die der Wind gegen diese Flächen trieb, hat diese Farbenkruste erzeugt.

Der nächste Gesammteindruck bei einer wiederholten Ueberschau des ganzen Bauwerks war der des schönsten Maaßes, der einfachsten Gesetzmäßigkeit, der weisesten Beschränkung. Nie in meinem Leben empfand ich gegenüber einem Werke der Architektur dies Gefühl ruhiger, erfüllter Befriedigung. Das Ganze des Baues erschien mir wie aus einem einzigen, in sich nothwendigen, organischen Bildungsprozesse erwachsen. Nichts Ueberflüssiges, keine Spur von jener romantischen Willkür, die sich in der Nachbildung des Scheins

der Unendlichkeit, in zahllos fortzusetzenden Verzierungen und Schnörkeln, Spitzen und Zinnen, Zacken und Thürmchen zu befriedigen strebt. Hier an diesem göttlichen Gliederbau kann man die Steinblöcke zählen, wie die Glieder und Muskeln am menschlichen Körper. Von einem gothischen Bau kann man ändernd abnehmen und zuthun, ohne dem Ganzen zu schaden. Hier aber ist jeder Stein eine Nothwendigkeit. Erhöhe oder erniedrige, verdicke oder verdünne diese Säulen um ein Weniges, verändere ihre Abstände um ein Geringes, und Du hast die Schönheit des Ganzen zerstört. Ja, lasse nur die Verbindungslinien von je zwei Blöcken des Architravs statt auf die Mitte der Säule auf einen andern Punkt fallen, und ein wesentlicher Eindruck der höher in sich beruhenden Schönheit ist vernichtet. Kein kittender Mörtel, nur das Gesetz der eigenen Schwere ist das unsichtbare, geistige Bindemittel dieser gewaltigen Steinblöcke, die dennoch schon an die dritthalb Jahrtausende fest aufeinander ruhen!

Mitten in der Einsamkeit einer menschenarmen Wildniß, umwuchert von wildem Gestrüpp und Genist, liegen sie schweigend da in ihrer steinernen Ruhe. Keine moderne Umgebung stört, wie so oft in Italien und besonders in Rom, durch ihren Kontrast den Eindruck, kein frecher Tageslärm entweiht die heilige Stille um diese schweigenden und doch so beredten Zeugen urältester Zeit, diese heiligen Denkmäler aus der schönsten Jugendblüte der Menschheit. Die wenigen Hütten, welche unter dem Schuttgetrümmer vergangener Herrlichkeit das armselige Dasein einer Almosen bettelnden Gegenwart umschließen, bemerkt das Auge nicht. Nur Dohlenschwärme entflatterten kreischend bei unserm Nahen den Säulenhallen und zogen dem fernherblauenden Meere zu, — dann wieder tiefe Stille. —

Die Sonne brannte heiß aus der unbewegten Bläue hernieder auf unsere Scheitel. Betäubender Duft stieg empor bei jedem Schritte unserer Füße auf dem kräuterreichen Grunde. Aus Gebüsch

und Gezweig erklang der schmetternde Ton der Cikaden, der Sommermusikanten des Südens, deren eintöniger Gesang die Stille nur gleichsam hörbar macht, weil dem ewigen Einerlei dieses holztrocknen, rhythmuslosen Knirrens jedes Leben fehlt.

Halbnackte Knaben, breitbrüstig, bronzefarben, mit großen Augen, ausdrucksvollen, selbst an die antike Schönheit erinnernden, aber von Elend und Fieber entkräfteten Zügen, schlüpften allmälig zwischen dem Gesträpp zu uns heran: Almosen erbittend und kleine Kupfermünzen und Terracotten zum Kauf anbietend. Wir befriedigten sie vorläufig, um uns ungestört wieder zu versenken in das Wunder althellenischer Schönheit, deren leibhafte Wirklichkeit wie durch Zauber plötzlich aus dieser Oede vor unsern Sinnen aufgestiegen schien.

Dieser Poseidontempel ist sicher aus der schönsten Zeit der dorischen Baukunst, für deren Kenntniß diese Ruinen Pästum's darum so interessant sind, weil die beiden andern in demselben Style erbauten Tempel schon ein leises Sinken der Kunst im Vergleiche zu jenem zu verrathen scheinen.

Gleich jungen Riesen „freudig in ihrer Kraftfülle“ (κύδει γαίοντες) stemmen sich seine sechs und dreißig Säulen, zwölf auf jeder Längen-, sechs auf jeder Breitseite, unter ihre Gebälklast, die zu tragen ihnen gleichsam eine stolze Lust scheint. Daher ist der Eindruck so die Seele ausfüllend und beruhigend, und bei allem Ernste doch so heilig heiter. Ohne Basis, gleichsam der Erde selbst entwachsend, schießen ihre scharfgeriefelten Stämme wie riesige Doldenstengel in die Höhe, während die leise Verjüngung gegen das Kapitäl zu diesen Eindruck des Lebendigen, kühn Emporstrebenden noch verstärkt. Kaum merklich ist die Abnahme ihrer Linien in dieser Verjüngung, während bei dem daneben liegenden Tempel (der sogenannten Basilika), der Eindruck der Säulen durch das Gegentheil schon schwächlicher, und die Form des Kapitäls plattgedrückter durch seine Last erscheint.

In diesen Linien der Säulen, in dem Verhältnisse derselben zum Ganzen ist ein Gefühl des Lebendigen, Organischen, das nicht mit Worten auszudrücken ist. Würde das Maaß, dessen ästhetischer Ausdruck diese Kunst der Architektur ist, überall nur die Strenge des mathematischen Verstandes zur Richtschnur nehmen, so würde der Eindruck und Charakter des Leblosen, Unorganischen, Todten nicht zu vermeiden sein. So aber hat das ureingeborne Schönheitsgefühl dieser kunstbeseelten Alten überall jene todte Strenge durch einen Hauch des Lebens zu beseelen verstanden, und selbst die gerade Linie des Verstandes durch die schwungvolle Schönheitslinie der Vernunft gemildert. Diese Gränzlinien der Säulen sind keine starren Parallelen, sie rücken einander unmerklich näher nach einem Gesetze, dessen Maaß nur das schönheitsehende Auge bestimmt, wie nur ein solches auch dasselbe wieder zu empfinden vermag. Selbst die Rundhöhlungen der Kanneluren haben nicht den Zirkelschlag des Halbkreises: es ist gleichsam ein schwellender Körper darin, der dem Mechanischen und Nackten Leben und Fülle verleiht. Der Schwung dieser Linien ist dem des jugendlich schönen Menschenleibes vergleichbar, wo auch keine Linie sich scharf und entschieden absetzt, sondern in den leisesten Uebergängen sich ununterbrochen ans Ende verfolgen läßt.

Und nun betrachte diese Reihe kleinerer Säulen, die sich auf der innern Säulenreihe der Cella über dem gewaltigen Architrav derselben erheben, einst bestimmt, das sanft ansteigende Dach zu tragen, welches wie der Adler des Zeus mit ausgebreiteten Schwingen schützend sein schwebendes Fittigpaar über das Heiligthum breitete. Wie leicht und zierlich, und doch zugleich wie fest und sicher stehen sie da! wie unbeschwert leihen ihnen die unteren, stärkeren Brüder die Kraft des tragenden Hauptes! Nur um ein Weniges verrücke die Maaße, verändere die Linien, verschiebe die Zwischenräume, und die Vollendung der Schönheit des Ganzen ist dahin.

Wieder durchwandelte ich das Innere dieses Gotteshauses, um jedes Einzelne betrachtend in mich aufzunehmen, und schritt dann wieder hinaus, um von allen Richtungen und Standorten den Eindruck des Ganzen zu erneuern und mir ihn unvergänglich in die Seele zu prägen. Es war immer und immer derselbe, nur immer mehr wachsend und sich erfüllend in der Herrlichkeit seiner ausdrucksvollen, gleichsam musikalischen Harmonie.

In behaglicher Breite auf dem stufenumgebenen Weihaltare seines mächtigen Unterbaues lagert sich der schönheitvolle Bau über der Erde hin, gesondert von ihr, und doch an ihr, der allernährenden Mutter Erde haftend, nicht in sehnsüchtig resignirender Verachtung des Irdischen aus dem „Jammerthale“ zum Himmel aufsteigend. Auf der Erde war ja den Alten so wohl, und selbst der Stolzeste der Stolzen unter den Heldenkönigen Homers, der gottentsprossene Achilleus, er will lieber ein fröhnender Knecht sein auf der schönen Erde im goldenen Lichte, als in der düstern Schattenwelt

„Ueber die Todten alle die hingeschwundenen herrschen.“

Lichttempel sind sie, diese raumöffnenden Säulentempel, bestimmt, Luft und Licht zu fassen und einzurahmen mit ihren Säulenhallen, die dem Tage und dem Leben geweiht, und der hellen, menschlichen, augenblitzenden Freude, deren Ausdruck der hellenische Kultus war; dieses Kultus, der durch Freude über die Herrlichkeit der gottgeschaffenen Welt seine schaffende Gottheit ehrte, nicht sie durch Jammerklage und Thränengeseufz über ihr Werk beleidigte. In diesen Säulenhallen, in diesen einfachen Tempelräumen zittert die Seele in freudigem Schwunge, und kann nicht anders als das Göttliche anbeten. Mit der heiligen Einfalt, mit dem milden Ernste, der gotterfüllten Schönheit dieses aus der höchsten, organisch schaffenden Vernunft entsprossenen Baues verglichen, erschienen mir alle die Kirchen Roms, selbst St. Peters gewaltiger Dom, wie kielkröpfige, kretinistische Greise gegen die jugendlich schöne, in der

Paläſtra geſtärkte, kraftſtrotzende, ſchwungvolle Menſchengeſtalt, und jetzt erſt verſtehe ich den Ausruf Göthe's, der bei dem Anblicke dieſer Urformen helleniſch architektoniſcher Schönheit der Bruſt dieſes göttlichen Heiden entquoll: daß er nun Gottlob das ſpitzbögig ſchnörkelhafte Weſen ein für alle Mal los ſei!

Das lichte Blau des Himmels ſchaute mit unausſprechlichem Glanze durch die Oeffnungen und Zwiſchenräume, durch Thüren und Gänge, alle Linien ſcharf umrandend. Einzelne Flügelſchläge wilder Tauben rauſchten mit ſchwirrenden Klängen durch die Stille, Blumen und Ranken auf Simſen und Architraven ſtreifend, in deren Spalten ſie ihre Neſter bauen.

Die Künſtler begannen trotz der Gluth der faſt ſcheitelrecht ihre Pfeile herabſchießenden Auguſtſonne emſig mit Kreide und Bleiſtift die Proſpecte in ihre Skizzenbücher zu zeichnen. Ich ſaß zwiſchen ihnen auf einem, von den dienſtfertigen Knaben herbeigewälzten Marmorgetrümmer im Schatten des grünen Regenſchirms, der hier ſchon ſeit Monaten zum Sonnenſchirme geworden iſt. Ombrella, Schattendach, heißt hier überhaupt der Schirm, und nicht ohne Entſetzen denke ich der Zeit, wo der Schirm für mich wieder nur ein Regenſchirm ſein wird.

Während die Gefährten im Schweiße ihres Angeſichts zeichneten, betrachtete ich abwechſelnd die Tempel und einen der vor mir ſtehenden Knaben, dem ich ein Paar kleine Münzen abgekauft hatte. Er hätte das Modell zu einem jungen, bronzenen Halbgotte abgeben können, ſo tadellos ſchön war ſeine Geſtalt, ſo breit und hochgewölbt die Bruſt, ſo edel die Bildung des Kopfes und der Züge. Und das verkommt nun ſo in Elend des Hungers und der Fieberluft, die jetzt mit bleiernem Fittig über dieſen einſt ſo glücklichen, und wegen ihres geſunden Klimas berühmten Ebenen laſtet! Der geiſtvolle Michelet ſchildert einmal, eines Vergleichs halber, dieſen Zuſtand und ſeine allmälige Entſtehung: dans les pays une fois devenus fièvreux la fièvre engendre la fièvre.

L'habitant, malade negligeant le soins de salubrité, la vase monte sur la vase, les eaux s'épandent en marais, les miasmes épaississent; un air tiède, fade et lourd pése sur le pays. Les gens se trainent on se couchent. Ne leur parlez pas, d'y rien faire; ils sont habitués à la fièvre, ils l'ont depuis leur naissance; leurs pères l'ont eue. Pourquoi des remèdes? L'état du pays est tel de temps immemorial. In dieser Schilderung liegt eine furchtbare Wahrheit. Der Franzose vergleicht einem solchen Zustande die geistige Versumpfung, welche der Fieberhauch des jesuitischen Quietismus über einen großen Theil der Menschheit im siebenzehnten Jahrhundert gebracht. Nur die ungeheuersten Revolutionen vermochten die geistige Atmosphäre von diesem auszehrenden Fiebermiasma zu reinigen. Aber welche Revolutionen werden erfordertlich sein, um dieſen schönſten Theil der Erde ſeiner Beſtimmung: der Wohnſitz freier, glücklicher Menschen zu ſein, zurückzugeben! Wann werden „die Rosen von Päſtum“ *) wieder blühen und ſeine Schiffe wie luſtige Delphine wieder das Meer beleben, das jetzt mit trauernd dumpfen Rauſchen an der öden Einſamkeit dieſer wüſten Küſtengeſtade der alten Stadt des meerbeherrſchenden Poſeidon brandet.

Es ſei erlaubt, hier einige Gedanken über den helleniſchen Tempelbau einzuſchalten, welche den unverändert mitgetheilten, unmittelbaren Eindruck der Bauwerke auf die Seele eines Laien zu erläutern geeignet ſind. Dieſelben ſind zweien, neuerlich erſchienenen Werken entnommen, von denen namentlich das erſte weit mehr Leſer verdient, als es äußerer Umſtände halber finden dürfte.

---

*) Biferique rosaria Paesti. Virg. Georg. IV., 119. Die zweimal, im Frühlinge und Herbſte blühenden Roſenhaine von Päſtum waren ſprichwörtlich bei den alten Dichtern.

Der hellenische Tempelbau.

I.

Das Wesen des hellenischen Kunstbaues, das Princip seiner Tektonik, aus welchem die ganze unendliche Fülle schöner, gedankenvoller Bildungen, von dem marmornen Göttertempel bis zu dem kleinsten Geräthe des täglichen Lebens, emporblühte, ist erst in unsern Tagen entdeckt worden *). Es ist kein anderes als das der schaffenden Natur selbst: „den Begriff jedes Gebildes in seiner Form auszusprechen."

Nur das Gesetz kann Freiheit geben. Aus jenem Princip aber entspringt ein Gesetz der Form, welches die individuelle Willkür des werkthätigen Subjects ausschließt, während es zugleich seinem schaffenden Erfinden die höchste Freiheit und den weitesten Spielraum gewährt. Das Princip der hellenischen Tektonik bildet den Körper zu der Form aus, welche seinen Begriff, seine Wesenheit und seine Funktion am vollkommensten erledigt, und es entwickelt zugleich diese Form dahin, daß sie die Form des Körpers allgemein verständlich ausspricht.

Der hellenische Bau ist ein idealer Organismus, der zur Erzeugung eines Raumes kunstvoll gegliedert ist. Er ist durchaus ein freies Erzeugniß des Menschengeistes, das kein Vorbild in der Natur hat; und welches dennoch dem Eindrucke der Naturhervorbringungen so verwandt ist, daß man sagen möchte: „wenn es die Absicht der Natur gewesen wäre, ein Tektonisches für solche Aufgabe hervorzubringen, sie es so und nicht anders würde gestaltet und organisirt haben." Jedes einzelne seiner Glieder geht aus dem

*) In dem Werke von Karl Böttticher: Die Tektonik der Hellenen Th. I., Einleitung und Dorika mit 21 Kupfertafeln. Potsdam 1844. Das Folgende ist Auszug aus diesem vortrefflichen Werke, das in der ganzen Kunstliteratur unserer Zeit seines Gleichen nicht hat.

Ganzen hervor, ist ein unerläßlich nothwendiger Bestandtheil dieses Ganzen, daß ihm wiederum seine besondere Stellung und Funktion anweis't.

Alle Kunst ist Geist. Indem also die Tektonik den Körper zur Form, zum Gliede eines idealen Organismus bildet, belebt und begeistet sie das todte Material, oder erweckt, wenn man will, das in ihm ruhende Leben zu einer thätigen Funktion. Der von ihr so gebildete Körper leistet, was er als statisches Glied leistet, durch seine materielle Form — der rohe Baumstamm schützt wie die Säule — aber die hinzutretende Kunstform giebt ihm ein höheres Leben, verleiht ihm gleichsam Sprache, indem sie seine Funktion charakterisirt, und ihn dieselbe aussprechen läßt. Und zwar nicht bloß seine Funktion als einzelnes Glied, sondern auch seinen Bezug und seine Verbindung (Junctur) zu den anschließenden Gliedern. Dies ist in der hellenischen Tektonik der Ursprung und das Wesen des Ornaments. Auf diesem Wege wird das Ganze eines hellenischen Bauwerks zur Darstellung der innerlich wirkenden, unsichtbaren Thätigkeit, eine polyhymnische Mimik.

Die Kunstform, d. h. die lebengebende, bestimmungoffenbarende Charakteristik eines jeden Gliedes wird erzeugt durch bildnerisch schickliche Uebertragung eines in der Natur und ihren organischen Bildungen wahrgenommenen Realen, welches seinem Wesen nach dem Begriffe des betreffenden baulichen Gliedes vollkommen entspricht. Daher die wunderbare Uebereinstimmung der vegetabilischen Gebilde der organischen Natur mit den Gebilden hellenischer Tektonik in Hinsicht auf Organisation und Ausdruck des Begriffes durch die Form. Die Gabe, hier das Entsprechende mit dem nie irrenden Takte des Naturgefühls zu finden, gehört der künstlerischen Organisation des hellenischen Volkes an, sowie überhaupt die Weise, durch allgemein wahre und verständliche Analogie, durch prägnante Vergleichsbilder zu sprechen, die zugleich den höchsten ethischen Ausdruck enthalten, die eigentliche Poesie in der hellenischen Bild-

kunst und Poesie ausmacht. Man denke nur an die Homerischen Gleichnisse und ihre bezeichnende Kraft.

In allen Ornament-Symbolen der hellenischen Tektonik ist daher weder Zufälligkeit noch Willkür, noch bloß einseitige oder konventionelle Gültigkeit. Denn die entsprechenden Bildungen der Natur, denen sie mit klarem Bewußtsein entnommen sind, erscheinen als allgemein und weltbekannte, sich in der umgebenden Welt überall darbietende. Daher ist auch das Princip der hellenischen Tektonik und die Formensprache in der Gestaltung der baulichen Glieder nicht bloß auf das kleine Geschlecht der Hellenen beschränkt, sondern eine Wahrheit für die Welt aller kommenden Geschlechter.

Schon aus dem nackten Gerippe dieser Sätze, welche in des genialen Mannes Werk die tiefsinnigste und gründlichste Ausführung bis in das kleinste Detail erhalten, kann man ersehen, daß diese Betrachtungsweise der antiken, bildenden Kunst an die Stelle des unbestimmten ästhetischen Wohlbehagens die begriffsmäßige Auffassung und Einsicht in die innere Nothwendigkeit setzt. Die Schönheit der Form wird dadurch überall aus einer abstrakten zur lebendig erfüllten, weil sie eben in dem prägnanten Ausdrucke der materiellen Bedeutung des tektonischen Körpers besteht. Zwar kann dieser immer nur ein symbolischer sein. Aber es wird eine Symbolik sein, klar und rein wie die Natur, mit der ja die hellenische Kunst das Princip gemein hat: den Zweckbegriff jedes Körpers in seiner Form auszusprechen. Daß nach diesem Gesetze und aus ein und demselben Formensinne alle Gebäude, alle Geräthbildungen der hellenischen Antike hervorgegangen sind, ist von Böttticher überzeugend dargethan worden, und seine tiefeindringenden Untersuchungen erheben nur dasjenige zum klaren, denkenden Bewußtsein, was als unbestimmtes Gefühl in allen, von der griechischen Kunst begeisterten Seelen geschlummert hat.

Betrachten wir nach diesen Andeutungen mit Böttticher das Gesammtbild eines dorisch hellenischen Tempelbaues in seiner Gliederung.

Der griechiſche Tempel iſt für den Hellenen ein Weihgeſchenk (ἀνάθημα), das dem Gotte dargebracht wird. Den Altar, auf welchem das Geſchenk der Sterblichen der Gottheit entgegengetragen erſcheint, bildet der viereckte Unterbau (das Stereobat), welcher ſich von dem gewachſenen Boden in mehreren Stufenſchichten erhebt. Waagerecht über die oberſte Stufenſchicht dieſes Unterbaues breitet ſich ſodann der Fußboden (Stylobat) des Heiligthums, als die allen Gliedern des auf ihm verzeichneten Baues gemeinſame Sohle und Baſis, gleichſam eine große Bildtafel (Abakus), auf welcher der Grundriß der Räumlichkeit verzeichnet iſt.

Wie die beiden helleniſchen Hauptbauſtyle, der doriſche und der joniſche, nur ein Ausdruck der Charaktereigenthümlichkeiten dieſer beiden, aus einer Wurzel entſproſſenen Hauptſtämme ſind, ſo zeigt ſich ſogleich im Beginne der Säule, des Hauptgliedes in dem auf dieſer gemeinſamen Unterlage ſich erhebenden Bauwerke, der ſcharfe Unterſchied der beiden Stammindividuen. Der doriſche Volksſtamm geht völlig auf in dem allgemeinen ſtaatlichen Leben, an das er unverrückbar gebunden iſt. Demgemäß erſcheint in dem doriſchen Tempelbaue, dem einzigen Bau, welchen dieſer Stamm kultivirte, die eigne Weſenheit jedes Gliedes ſtreng dem Ganzen dienend unterworfen. Alle Glieder ſtreben in Gemeinſamkeit ein Ganzes zu bilden, haben daher auch nur die eine gemeinſame Grundlage der Sohle des ganzen Baues. Dagegen will im joniſchen Baue, dem joniſchen Stammcharakter entſprechend, jedes Glied, daß es geſondert ſei von dem ihm nicht gleichen, für ſich ſtehe auf ihm nur eigner Sohle, um ſo innerhalb der Gemeinſchaft ſich zugleich im eignen Weſen zwanglos zu entfalten. Daher hat jede Säule ihre beſondere Baſis, jede Baſe eine beſondere Junctur, die ſie mit der Grundſohle des ganzen Baues verknüpft.

Die Thätigkeit der Säule iſt eine doppelte, raumöffnend und ſtützend. Die doriſche Säule, ſtarkſtämmig, Widerſtandsfähigkeit entwickelnd, erhebt ſich wie feſtgewurzelt im Boden, gleich dem

gerifelten Stamme der Dolde, unmittelbar von jener gemeinſamen Sohle empor, nur mit der ſelbſtſtändigen Kraft des breit auffußenden Stammes unverrückbar den Platz behauptend. Dagegen zeigt ſich die zartſtämmige joniſche Säule nicht wurzelnd im gemeinſamen Boden, ſondern aufgeſetzt auf beſondere Sohle, rings iſolirt und eingezogen durch das Symbol des Trochilos, und, weil ihr ſchlanker Stamm ohne jene ſelbſtſtändige Kraft ſcheint, auch erſt durch Hülfe von feſtgeſchlungenen Heftbändern (Tormſpiren) auf der beſchränkten Sohle ſicherer gefeſſelt. Den ſtarkverjüngten Stamm der doriſchen Säule umgeben dichtgedrängt die ſcharfen Reifen der Kanneluren, die das mächtige Aufſtreben der Säule nach der Analogie des aufſchießenden Doldenſtengels um ſo ſtärker ſymboliſiren, je weniger kreisrund umlaufende Fläche übrig bleibt. Den joniſchen minder verjüngten Säulenſtamm umgeben ſie dagegen leicht von einander geſondert, die flachen Stege für ſich, die Furchen für ſich.

Sobald ſich der Stamm bis zum beendenden Scheitel erhoben hat, ſpricht ſich im Doriſchen die zu ſtützende Laſtung des geſammten Oberbaues im Symbole des mächtigen, blätterreichen Kelches aus, der durch mehrere Bandſpiren den Stamm verknüpft, und in den Spitzen der ſtarren Blätter, auswärts bis zur Wurzel übergebogen, den gewaltigen Konflikt ausdrückt, welchem die Säule begegnet. Entgegengeſetzt verſinnlicht ſich an der joniſchen Säule der Bezug auf die leichtere Laſt des äußern Gebälks allein durch eine zartere Ueberbiegung der Krone.

Der raumöffnenden Säule gegenüber ſteht die raumverſchließende Wand, waagrecht aus liegend geſtreckten Blöcken aufgeſchichtet, das Innere des Heiligthums umgebend.

Um aus dem Geſtein freitragende Kraft zu entwickeln, ſpannt ſich von Säule zu Säule das Epiſtyl, von Epiſtyl zu Epiſtyl die Balken, von Balken zu Balken kreuzweiſe gelegt die Stroteren; ſie alle verſinnlichen das geflochtene Band, welches ſich auf ihrer ſchwebenden Unterfläche hinzieht.

Ueber den ganzen Raumbau aber breitet sich das hochgetragene, mit zweifach gesenktem Flügel im Aether schwebende, regenabwehrende Dach, nach dem gleichen Bilde des heiligen Zeusadlers, selbst Adler oder Adlersittigpaar genannt.

Woher aber kam das Licht in den innern Schauraum des Tempels, wo das Götterbild stand? Fenster kannten die alten dorischen Tempel nicht. Die Erleuchtung bloß durch die Thüre oder gar durch Lampen, welche Hirt und Winckelmann annehmen, widerspricht der gesunden tektonischen Praxis der Alten. Das Licht fiel hinein in den innern Tempelraum durch die Oeffnungen zwischen den Triglyphen, die Metopen, welche dem Gotteshause ein ruhiges Hochlicht zuführte. Wo man des Lichtes entweder nicht bedurfte, oder dem Einschlagen des Wetters vorbeugen wollte, wurden die Metopen verschlossen durch Tafeln mit Bildwerk oder Malerei.

II.

Der ethische Grundgedanke des griechischen Tempelhauses mit der Säulenhalle*).

Den Griechen konnte keine Bauform, so imponirend sie auch sein mochte, zusagen, welche, wie die der Aegypter, Perser und Germanen, den Gott von den Menschen absonderte und fern hielt.

Die Götter der Hellenen sind heitere, menschliche Erscheinungen, die in der Mitte des Volkes hausen. Auch der Tempel mußte daher seine Hallen mittheilend öffnen, daß sich das lebensfrohe, schwatzende Volk darunter sammle. Die Gestalt des Kultus, welche den Tempel nur zur würdigen Stätte des Bildes nothwendig machte, da alle bedeutenden religiösen Handlungen unter freiem Himmel vorgenommen wurden, trug eben so wie die Sitte des Lebens zu dieser Form bei. Aber Religion und Lebensweise sind in ihren

*) Nach Schnaase's Geschichte der Kunst. Th. II. S. 60—73.

Grundzügen schon Ausflüsse des bildenden, architektonischen Volkscharakters, und gerade das, was dem Volke als die würdigste Form erscheint, ist das concentrirte Abbild seiner inneren Anschauung der Dinge. Die Orientalen, und in anderer Weise auch wir, die nordisch germanischen Völker, haben überall den Gegensatz zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen scharf und schneidend im Auge. Der Staat ist uns ein Selbstständiges, getrennt von seinen Bürgern; die Moral unabhängig von der Sitte des Volks, die Gottheit jenseits der wirklichen Welt. Wo es daher gilt, unsere Grundanschauung zu verkörpern, da stellt sich uns ein abstrakt abgeschlossenes Gebäude dar, von festen, hohen Mauern begränzt. Den Griechen schwand dieser Gegensatz, soviel es die menschliche Natur gestattet. Der Staat ist nichts als die Gemeinschaft seiner Bürger, und diese fühlen und dulden nichts in sich, was nicht dieser Gemeinschaft angehört und zusagt. Die Sittlichkeit ist daher nichts als die Sitte des Volks. Die Gottheit ist nicht eine vergeistigte, entfernte, sondern sie mischt sich in mehrfacher Zahl, menschlich gestaltet und menschlich empfindend, unter die Menschen. Die Weltregierung selbst, wenn auch in ihrem dunkelsten Heiligthume das Schicksal schlummert, ruht in der Wirklichkeit auf diesen selbstständigen Göttergestalten. Selbst die Natur ist nicht bloß ein Ganzes, sondern sie löst sich in viele menschenähnliche Wesen auf. Ja endlich das gemeinsame Vaterland der Hellenen, das geliebte Land der Sitte und Kunst, obgleich es einzig unter den übrigen Barbarenvölkern der Erde dasteht, ist für die Griechen nicht ein einiges Land oder Reich, sondern das bewegte und getheilte Gemeinwesen seiner Staaten und Städte. —

So zeigt sich überall die höhere geistige Einheit zunächst und äußerlich in einer Mehrzahl freier und selbstständiger Glieder, und diesen Grundgedanken sehen wir denn auch in den freistehenden Säulen der Halle ausgeprägt.

Aber durch die scheinbare Vereinzelung wird die innere Einheit nicht aufgelöst, sondern vielmehr kräftiger und wirksamer gemacht.

Die Götter sind Genossen des olympischen Mahles, dem gleichen Schicksale unterworfen. Die belebten Geister der Natur berühren sich durch ihren proteusartigen Wechsel als innerlich verbunden; sie tauchen auf und sinken zurück. Die Einheit beruht in der Gleichheit des Vielen; und das was die Natur in ihrem Gebiete unwillkürlich hervorbringt, bewirkt im Gebiete menschlicher That die Sitte und Erziehung. So wird der Jüngling in der Palästra in körperlicher Erziehung ausgebildet, daß er selbstständig in Kraft und Schönheit heranwachse, aber zugleich in geistiger Demuth; daß er die Götter ehre und die Gesetze der Stadt über alles achte, damit seine vereinzelte Kraft nur dem Ganzen diene.

Und so sehen wir denn in der Säulenhalle des Tempels das Abbild oder Urbild dieser Anschauung. Schön gerundet und selbstständig in stolzer Kraft und heiterer Anmuth, wie die hohen Götter und die wohlgezogenen Jünglinge, stehen diese Säulen, aber zugleich durch das Gesetz der Gleichheit innig verbunden, und in jedem Gliede nur dem Zwecke entsprechend: dem Ganzen zu dienen, das schützende Dach zu tragen, die dunkle, innere Einheit in ihrer vielgestaltigen Kraft zu vertreten.

In dieser Weise nennt Schnaase die hellenische Architectur „symbolisch im höheren Sinne," ein unbewußtes und unwillkürliches Abbild der tiefsten Anschauung des Volks.

Vergleich der hellenischen und der germanisch mittelalterlichen Baukunst*).

Der Werth eines Baustyls und die Stufe der Vollkommenheit, welche er im Vergleiche zu einem andern einnimmt, wird

*) Nach Karl Böttichers Tektonik der Hellenen, Th. I. Erster Exkurs.

durch zwei Kriterien gemessen. Das eine ist das materielle, statische, die Mechanik der Gliederung seiner Strukturtheile, das zweite ist das formelle, künstlerische, welches die Erscheinung dieser Gliederung so im Einzelnen wie in der Gesammtheit betrifft.

In Hinsicht auf Mechanik steht der Baustyl am höchsten, welcher mittelst einer künstlichen Gliederung der Decke jedes Material so weit besiegt hat, daß er nicht allein die größeren Raum- oder Stützweiten überspanne, sondern damit auch jedes Schema der Planräumlichkeit überdecken kann. Denn das vornehmste Kriterion eines Baustyls beruht in seiner Deckengliederung.

Die architektonische Gliederung der hellenischen Bauwerke und ihres Deckenbaues beruht auf dem Princip der monolithen Glieder. Sie bleibt daher in Schema und Dimensionen an die zufällige Beschaffenheit des Materials und an das zufällige Maaß seiner Kohärenz gebunden.

Erst der Bogenbau, und namentlich der Spitzbogenbau, welcher mit Gliedern, die aus Einzelnheiten künstlich gefügt sind, eine Decke herstellt, überwindet diese Zufälligkeiten, und steigert die Bewältigung des Materials bis zu der Stufe, auf welcher der Baukünstler über dasselbe völlig frei zu schalten vermag. Die Hellenen, welche den Bogenbau nicht kannten, haben in ihrer Baukunst das Materielle nicht überwunden. Sie bleiben an die Zufälligkeiten desselben gebunden, stehen unter ihm.

Das Mittelalter hingegen hat den Mechanismus der baulichen Gliederung eben durch den Bogenbau so hoch gesteigert, daß es mit demselben das Material besiegt hat und über ihm steht. Wenn die Hellenen nur soweit überspannen können, als ihnen die Balken dazu im Berge brechen, so kann das Mittelalter mit seinem Bogenbau bedingen, wie weit es überspannen will.

Allein auf der andern Seite ist das hellenische Princip, welches alle Glieder unter ein gemeinsames, schützendes Dach bringt, bei weitem praktischer, dauerhafter, monumentaler als der germanische

Bauſtyl. Der Parthenon auf der Akropolis Athens ſtand unverſehrt im Jahre 1687 trotz ſeines zweitauſendjährigen Alters, als ihn die Bomben des Grafen Königsmark durch die Exploſion des in ſeinen Räumen errichteten Pulvermagazins zerſtörten, während der feſtere germaniſche Bau, der Straßburger Münſter, trotz ſeines unverwüſtlichen Geſteins doch jährlich über zwanzig Tauſend Francs Reparaturkoſten macht, und die meiſten übrigen germaniſchen Sandſteinbauten ſo zu ſagen am lebendigen Körper zerſtört werden.

Auch die Kühnheit iſt nur ſcheinbar größer bei den Werken des germaniſchen Bauſtyls, ſobald man die ungeheuren Mittel in Anſchlag bringt, welche für die koloſſalen Dimenſionen und fabelhaften Thurmbauten in Anſpruch genommen worden ſind. Und es iſt vielleicht größere Kühnheit, auf Reihen ſchlanker, bloß auf die Stabilität ihrer eignen Axe beſchränkter Säulenſtengel von eben ſo hohen Dimenſionen *), wenn auch bei geringeren Spannweiten der Decke, die ganze Laſtung des Gebälks und Steindachs ſicher aufzulegen und ſo ſchwebend in der Höhe halten zu laſſen.

Auch die Frage: welche Kunſt den größten Kreis von Aufgaben realiſirt hat, fällt zu Gunſten der Antike aus, welche mit ihren beſchränkten, mechaniſchen Mitteln die verſchiedenartigſten Aufgaben gelöſ't hat. Sie erſcheint als die potentere und gedankenreichere gegen die beſchränktere und ärmere Kunſt des Mittelalters, welche trotz ihres bewundernswürdigen baulichen Mechanismus nur einen kleinen Kreis und zwar nur gleichartiger Aufgaben erfüllt hat. Böttticher bemerkt ſinnig bei den rieſenhaften Thurmbauten des Mittelalters, daß ſich im funfzehnten Jahrhunderte die Geſchichte von dem Babelthurme wiederhole. In dem Augenblicke, wo die Spannung der Potenz auf der höchſten Spitze ſteht, zerrinnt das homogene, nur an einem haftende Bewußtſein des

*) Die Säulen am Artemiſion zu Epheſus ſechzig Fuß hoch, die am Zeustempel zu Kyzikos fünf und ſiebenzig Fuß hoch.

Geschlechts in heterogene Einzelheiten, und damit fällt auch sogleich die Architektonik, welche aus diesem Bewußtsein hervorging, eben so plötzlich, so ganz und gar, daß nicht einmal eine Periode des Ablebens, kaum des Nachklangs sichtbar war.

Das zweite Kriterium zur Bestimmung des Werthes eines Baustyls ist wie gesagt die Kunstform oder Formensprache, durch welche die mechanische Wesenheit, der tektonische Begriff der einzelnen Glieder sowohl für sich als in ihrer Fügung zum Ganzen charakterisirt wird. Hier fällt nun der Vergleich beider Baustyle zum Vortheile des hellenischen aus.

Die höchste Meisterin in dieser Formensprache ist die Natur, welche überall den Begriff und die Wesenheit ihrer organischen Bildungen in ihren einzelnen Gliedern wie in deren Gesammtform über alles menschliche Denken hinaus vollkommen konzipirt und ausgeprägt hat. Dies Princip der Natur ist aber zugleich das der hellenischen Tektonik, welche bei ihren Gebilden die Charakteristik dadurch erreicht, daß sie Analogien der ewig wahren Natur zum Grunde legt, oder die Elemente zur Bildung ihrer Formensprache von Gegenständen annimmt, die im realen Menschenleben zur Erfüllung gleicher Funktionen ursprünglich realisirt und daher allgemein verständlich sind. Indem so die hellenische Tektonik ihre Formensprache auf Ursprüngliches, allgemein Wahres und Gültiges begründet, bleiben ihre Principien und Formensprache so allgemein wahr und gültig wie die Natur und die Menschenwelt selbst. Je mehr sich dagegen eine Tektonik von einer solchen Ausdrucksweise abwendet, je mehr ihre Weise, tektonische Begriffe darzustellen, zu einem bloß Gedachten, nur ihrer Zeit oder ihrem engen Gedankenkreise Angehörigen wird, um so einseitiger nur auf den Kreis ihrer Bildungen beschränkt, nur dem Geschlechte, von welchem sie geübt wird, angehörig wird sie sein; sie wird dies Geschlecht nicht überdauern und dem folgenden schon fremd sein. In diesem Falle befindet sich der germanische Baustyl des Mittelalters. Das Mittelalter

hat mechanisch das erreicht, was die alte Kunst nicht vermochte, aber dem Mechanismus fehlt die Spiegelung der ewig wahren Natur, die das mechanische Gerippe nicht mit dem Fleische der seinen Begriff charakterisirenden Formenfülle belebt. Die kolossalen Dimensionen und der durch sie in eine für das Auge ungenießbare Ferne entrückte Schmuck erregen nur ein ungewisses, romantisches Gefühl, das nie zur Sättigung, zur Ruhe und zum Bewußtsein kommen kann. In demselben Grade, in welchem das Mittelalter die geistige Tendenz des Bauwerks durch eine hohe und großartige Bildersprache charakterisirt hat, mangelt dagegen der Gliederung des Mechanismus eine organische Formensprache. Dieser Mangel einer tektonischen Formensprache zeigt sich auch bei den Geräthen des Mittelalters. Es giebt sehr wenige Geräthformen, und unter diesen kein einziges Geschirr, kein einziges Möbel, welches nicht mit den todten, starren Formen von Gliedern des Steinbaues: Strebepfeilern, Thürmen, Mauerkronen, Maaßwerken und dergl. schematisch ausgeputzt wäre; solche nur zur Mechanik des Baues gehörige Formen erscheinen zwecklos willkürlich und oft widersprechend auf das Geräth übertragen, und überfüllen dasselbe so, daß man kaum sein eigentliches Schema darunter erkennen kann.

So erscheinen in Bezug auf tektonische Kunstform die Germanen als energische Handwerker, deren Formensprache ein so todter, mathematischer Schematismus blieb, daß sein konventionelles Verständniß an die Umhegung der Bauhütte und ihre handwerksmäßige Tradition gebunden, dem Nichttechniker aber verschlossen blieb, daher auch kaum das Ende des Geschlechts überlebte, und mit der sinkenden Mechanik verloren ging. Die Hellenen dagegen erscheinen als durch und durch gesittigte, aber in der Natur eingeschlossene, nur von der Mutterbrust derselben ihren geistigen Lebensstrom saugende Dichter. Und wie ihre Götter in nimmer alternder Jugend und Schöne blühen, so sind auch ihre tektonischen Kunstformen immer so frisch und so jung wie die Natur, eben so

unverweklich dauernd immer dieselben wie ihre Mutter. Diese organische Folgerichtigkeit macht es möglich bei hellenischen Werken, aus Fragmenten ein Glied, aus Gliedern ein Ganzes, aus mangelnden Trümmerhaufen ein großes Gewesenes sicher herzustellen. Nicht in kolossalen Dimensionen, nicht in einem ungemessenen, nur auf einen Gegenstand geworfenen Aufwande von Mitteln, nicht in dem phantastischen Ausdrucke eines nur mathematisch künstlichen Mechanismus der Gliederung beruht bei den hellenischen Werken das Monumentale, ewig Dauernde; sondern darin, daß auch dem rohesten Naturstoffe ein höheres Sein, ein kosmisches Leben durch die Formensprache eingehaucht, das organische, starre Material mit einer Fülle von Charakteren so überkleidet worden ist, daß selbst die Marmortrümmer, gleich jenem thebaischen Steine, auf dem der göttliche Sänger die schwingenden Saiten der Leier ertönen ließ, in alle Geschlechter und Zeiten hinein noch melodische Weisen und innerliches Leben übertragen: ein Leben und eine Sprache, die aber nur dem sichtbar und verständlich sind, der gleich dem vielerfahrenen Odysseus die helfende Göttin, auch wo sie in irdischer Gestalt erscheint, als Pallas Athene erkennt, während der Kreis der Genossen in ihr nur eine dienende Magd erblickt. Diese Psyche, welche durch das Geschlecht der Prometheiden selbst den Gebilden aus schlichter Thonerde eingesenkt ist, sie ist es, die den in Trümmer versunkenen Mechanismus überlebt, und selbst im kleinsten Gliede des verstümmelten Ganzen dasselbe Princip ewig jung fortwirken läßt, das bei dem ehemaligen innigen Zusammensein aller Glieder am glänzenden Hause des Gottes die Freude des Geschlechtes war. Deshalb liebt der Sinnige und Denkende, der Dichter und Künstler so sehr den „ordnenden Geist der Erfindung“ in den Hellenen, weil er eben das Wunder der Naturbildungen so nachgefühlt, das Gesetz ihrer Existenz so abgelauscht und über sein Gebilde ausgegossen hat, daß ein neues, geistig lichteres Geschlecht sich nur auf ihrer, ja selbst

noch auf den Trümmern ihrer Welt erheben konnte; einer Welt, zu der jedes kommende Geſchlecht ſich zurückwenden muß, um von ihr, der Lehrerin aller Sophroſyne, zu lernen: den Gedanken und die Form, die Wohlordnung und das Maaß in Kunſt und Dichtung.

Die Frage nun: wie wird ſich die Gegenwart mit ihrem Kunſtſtreben bei der Erfüllung ihrer Aufgaben zu dieſen beiden Kunſtmomenten zu verhalten haben, beantwortet Böttticher folgendermaßen. Sie hat von beiden nicht das Singuläre, Einſeitige, Beſchränkte, ſondern nur das Allgemeine, ewig Gültige ins Auge zu faſſen. Dies iſt bei dem helleniſchen Bauſtyle: das Princip der Darſtellungsweiſe, bei dem mittelalterlichen: der Deckenbau aus künſtlichen monolithen Gliedern — die Summe der entwickelten Bogengliederung überhaupt. Die Architektonik des Mittelalters iſt nicht als Gegenſatz überhaupt, ſondern nur als ergänzender Gegenſatz zu der helleniſchen zu faſſen. Und wie die attiſche Kunſtthätigkeit nur eine Syntheſis der beiden helleniſchen Gegenſätze war, ſo wird auch die Kunſtthätigkeit unſerer und der kommenden Zeit dieſe Spannung zwiſchen der Antike und dem Mittelalter aufheben, und für beide Gegenſätze die zuſammenführende und verſöhnende Syntheſis werden.

Päſtum ward zu Anfang des zehnten Jahrhunderts von den Sarazenen zerſtört. Als der Normanne Robert Guiscard im eilften Jahrhundert ſeine Herrſchaft in Unteritalien gründete und in ſeiner Hauptſtadt Salerno den prächtigen Dom des heiligen Matthäus erbaute, lieferte ihm die verlaſſene Trümmerſtadt zur Ausſchmückung reiche Ausbeute. Die ſchönen Marmor- und Granitſäulen, welche die Halle des Vorhofes ſchmücken, die antiken Sarkophage mit Basreliefs von Bacchuszügen und andern Darſtellungen griechiſcher Kunſt, ſo wie manche Moſaiken ſind ſämmtlich aus Päſtum ent-

nommen. Auch für die Kirchenbauten von Amalfi und Ravello wird Pästum die Fundgrube gewesen sein. Die Erhaltung der drei Tempel ist wohl nur dem geringeren Material zuzuschreiben, das die Räuber verschmähten. Alle anderen Gebäude, Tempel, Theater u. s. w., die aus kostbarerem Material erbaut waren, sind dagegen bis auf die Grundmauern verschwunden. Wir fanden den Boden in der Nähe des sogenannten Friedenstempels und der Reste des Theaters überall mit Marmorgetrümmer besäet. — Die Umfangsmauern der Stadt, zwanzig Fuß dick, aus mannslangen Quadern erbaut, einst funfzig Fuß hoch, werden gleicherweise als bequeme Steinbrüche benutzt worden sein.

In der räucherigen Halle der Schenke waren die einzigen Erfrischungen, Brod und Wein, fast ungenießbar. Ein alter, grauer Servo, ganz das Abbild eines altitalischen Hausclaven, der für den Padrone die Wirthschaft führte, erquickte mich mit einem Trunke aus einem weitbäuchigen Henkelkruge, indem er die Frische des Wassers lobte, das erst gestern aus dem Gebirge geholt sei. Ich nahm einen Piaster aus der Tasche, in der Meinung, es sei ein Zehngranstück, um es ihm zu reichen. Da fuhr der alte Graukopf fast erschrocken zurück und sagte: „das ist für Euch Eccellenze, und bleibe Euch noch hundert Jahre, für mich aber ist's zu viel!" Ich führe diesen Zug wörtlich an, weil er mit so vielem, was sonst von italienischer Habsucht erzählt wird, so auffallend kontastirt. Je näher es zur Abfahrt ging, desto zahlreicher umringten uns die bettelnden Kinder und Weiber mit Säuglingen auf den Armen, alle mit Lumpen kaum halb bedeckt. Daß ihr muojo difame keine Redensart war, sah man deutlich. Es war herzzerreißend anzusehen, wie einer der Knaben ein Stückchen weißes Brod, welches ich von Salerno mitgenommen und jetzt mit ihm theilte, erst einen Augenblick mit strahlenden Augen anschaute, ehe er es verschlang, und ich glaube nicht, daß einer von uns einen Gran kleiner Münze in der Tasche behalten hatte, als wir von hinnen zogen.

Im Gasthofe zu Salerno war bei unserer Rückkehr offene Empörung ausgebrochen. Der Padrone hatte seinen Kellner mit Vorwürfen überhäuft, daß er uns nicht den Wagen nach Pästum und die Barke nach Amalfi besorgt, d. h. uns nicht um einige Piaster geprellt hatte. Der beleidigte Kellner, im Gefühle treuerfüllter Pflicht, rief uns zu Zeugen herbei, daß er sein Möglichstes gethan, um dem Verlangen seines Herrn zu entsprechen: „aber loro Signori waren keine Simpel (non erano frescht!)“ setzte er wüthend gegen seinen Herrn gewandt hinzu, der in verdutzter Betroffenheit dem triumphirenden Diener gegenüberstand. Die Scene war unglaublich komisch. Bei jeder bejahenden Antwort, die wir auf seine Fragen gaben, rief der Diener seinem Herrn ein triumphirendes Vedete! (da seht Ihr!) entgegen. Wir beschlossen den Auftritt, indem wir dem Padrone, der keines Wortes mächtig dastand, die Ermahnung zum Abschiede hinterließen, künftig etwas weniger auf die Einfalt der Forestieri zu speculiren. Glaubt Ihr, rief W. mit komischem Pathos aus, die Tedeschi seien solche Sommarelli, daß sie, nachdem sie Euer ganzes Italien durchreis't, nicht gelernt hätten, wie man hier in Salerno eine Carozza oder eine Barke selbst miethet, statt sich von Euch und Eures Gleichen das Doppelte abnehmen zu lassen? Wir überließen den sprachlosen Beherrscher des salernitanischen Europas lachend der Gesellschaft seines siegesfrohen Kellners, mit dem erhebenden Gefühle, die Interessen Deutschlands dem Auslande gegenüber würdig vertreten zu haben, und schifften uns auf einer vierruderigen Barke ein, um noch denselben Abend Amalfi zu erreichen.

Es war Abends gegen sechs Uhr, als wir von Salerno abfuhren. Ein günstiger Windhauch befreite die Ruderer von ihrer Arbeit, und wiegte unsere Barke gelind über die blauen, im Abendsonnenscheine glitzernden Wellen. Auf den Fruchtgebinden der Ladung

ausgestreckt sahen wir die schönsten und malerischsten Gestade Italiens an uns vorübergleiten. Oben auf schwindelnder Felsenhöhe das schimmernde Vietri, hinter uns Salerno, von seiner stolzen Bergveste überthront, und vor uns das unbegrenzte Meer, dem allgemach die Sonne sich zuneigte. Der Marinar, welcher die Barke führte, war ein kräftiger Seemann mit dichtem, ergrauenden Haar und ausdrucksvollen Zügen. Er hatte früher größere Küstenfahrten gemacht, und sprach das Italienische reiner, als man es sonst in diesen Gegenden hört. Zwei von den Ruderern waren seine Söhne, einen dritten, den jüngsten, hatte er vor wenig Wochen an jäher Krankheit verloren. Nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem er diesen Todesfall erzählte. Sein Herz mußte sehr an dem Knaben gehangen haben. In seiner Erzählung war keine Spur von der schleppenden Breite und Tautologie, mit der sich unser Volk bei solchen Gelegenheiten vernehmen läßt. Alles trat scharf, bestimmt und plastisch hervor. Nach wenigen Minuten waren wir mit dem ganzen Mikrokosmus seiner Familienzustände vertraut. Die Lebhaftigkeit und der mimische Ausdruck seiner Geberden, mit denen er die Schilderung der Krankheit, ihres Verlaufs, seiner Angst und seines Schmerzes bei dem leidenvollen Ende des Knaben begleitete, waren das Edelste, was man sehen konnte. Er war aus Amalfi, und hatte viel zu erzählen von der früheren Herrlichkeit seiner Vaterstadt, die einst statt der heutigen dreitausend über funfzigtausend Einwohner zählte, und von ihrem Schutzheiligen, dem S. Andrea, der noch immer alljährlich einmal das berühmte Mannawunder verrichtet, indem er eine leere Silbervase vor den Augen der Gläubigen sich mit Manna füllen läßt, bald mehr, bald weniger, „je nachdem die Amalfitaner in dem verflossenen Jahre fromme Werke gethan haben.“ Das Manna schicke man sodann an den heiligen Vater nach Rom, der es dann wieder unter die frommen Fürsten der Christenheit zum Geschenke vertheile. „Aber das Hauptwunder des Heiligen, zu dessen Gedächtniß alljährlich das

große Kirchenfest zu Amalfi gefeiert wird, werdet Ihr sicher kennen? Nicht? Nun so will ich es Euch erzählen. Einst vor alten Zeiten verkündeten die Wächter von dem Sarazenenthurme, daß der Türke mit einer ungeheuren Flotte gegen Amalfi heranziehe. Die Amalfitaner geriethen in Furcht und Entsetzen, und wollten fliehen und die Stadt verlassen. Da trat der Heilige unter sie und sprach: „Warum fürchtet Ihr Euch vor den Heiden? Der Herrr wird Euch helfen. Non dubitate!“ Und er nahm einen hölzernen Stab, und warf ihn in das Meer. Da erhob sich ein Sturm, und das Meer schwoll an, daß die Wellen zu den Felsenwänden hinaufbrauf'ten, und in diesem Sturme verschlang das Meer die ganze Flotte der Heiden, und nur Einer ward gerettet; warum? damit er heimkehren und den Heiden das Wunder des heiligen Andreas melden könne. Ihr seht, welch ein mächtiger Heiliger S. Andrea ist. Morgen werdet Ihr ihn selbst sehen in der Kirche, ganz von Bronze.“ — Du siehst, hier ist noch ächter, unverfälschter, christlicher Wunderglaube zu finden. In allen übrigen Dingen war unser Francesco Esposita („mit dem Zunamen colla Valpe,“ wie einer der Schiffer leise hinzusetzte), ein sehr verständiger, lebensgewandter Mann, von dem wir mancherlei lernen konnten. So zeigte er uns seinen in Salerno für die Ladung ausgestellten Steuerschein. „Leset!“ sagte er, „was steht da?“ — „Die Ladung, weil nothwendige Lebensmittel enthaltend, bezahlt nichts!“ — „Richtig, das hört sich schön. Aber es ist lauter Spitzbüberei (birberia) und Blendschein (inganno). Hätte ich nicht dem Uffiziale so und so viel Carlin gezahlt, ich wäre übel angekommen. Freilich sagte er stets: „*Hier* wird nichts genommen!“ aber damit meint er nur die Douanenstube. Draußen oder in *seinem* Hause erwartet er meine Carlini nur um so sicherer! Das ist überhaupt ein Elend für uns povera gente. Da sehen Sie diesen Burschen hier. Er ist mein Sohn, Raffaello; der povertno hört fast gar nicht, und ist auch sonst ein wenig schwachköpfig, und doch wollten sie neulich, als die

Rekruten aufgeschrieben wurden, ihn zum Soldaten nehmen, obschon ich durch Zeugen bewies, daß er so gut wie taub sei. Der römische Commissionschirurg sagte: wenn Ihr nicht andere Beweise schafft, so werden wir ihn erst vierzig Tage hier (in Salerno) behalten, um ihn auf die Probe zu stellen. Ich wußte in der Angst nicht, was ich thun sollte, und welche Beweise er verlangte, bis er mir endlich zum Verstande half. Zwanzig Piaster waren die „anderen Beweise.“ Was wollte ich thun? Ich konnte den armen Schelm nicht vierzig Tage eingesperrt lassen, und zudem hätten sie ihn am Ende doch genommen, und ich brauchte ihn so nothwendig. Da habe ich denn die zwanzig Piaster aufgetrieben, und meine Frau hat ihre Ringe und Halskette versetzt. O, es sind birboni, die dort!“ und damit wies er dräuend mit erhobenem Arme nach der Gegend hin, wo Neapel liegt. In dieser Schule lernt das Volk Rechtlichkeit und uneigennützige Pflichterfüllung. Und doch war dieser Mann redlich geblieben, und wir fanden weder bei dieser noch bei anderen Gelegenheiten, daß er uns anders als redlich und bescheiden in seinen Forderungen behandelte. Dennoch war der Mann arm. Diese kleine Barke war nicht sein Eigenthum, sondern eines wohlhabenden Amalfitaners, dessen Sohn als Padrone neben mir am Steuer saß. Die Sonne, welche eben jetzt in das Meer sich tauchte, breitete ihren wunderbaren, saffrangoldnen Strahlenfächer über den Horizont aus, und ihre Glut goß einen feurigen Schein über die Wasser.

Da versuchte ich es, den zwanzigjährigen Nicola, der Sohn des Schiffeigners, welcher als Padrone das Steuer führte, zum Singen zu bewegen. Erst wollte er nicht recht daran, aber ich war an solche Weigerungen schon gewöhnt und ließ mich nicht irre machen. Auf meinen einsamen Streifereien durch das Land hatte ich gefunden, daß es doch noch ein italisches Volkslied giebt. Die Touristen freilich, welche bloß die großen Städte sehen und die Heerstraßen durchfliegen, bekommen es nicht zu hören,

so wie überhaupt auch derjenige nichts davon erfährt, der die Leute nicht zum Singen zu bringen und ihnen die Sachen herauszulocken versteht. Dazu gehört neben Kenntniß der Sprache auch ein Wesen, das den Italiener zutraulich macht und ihm die Ueberzeugung giebt, daß wirkliches Interesse und Freude an der Sache, nicht etwa bloße Neugier oder wohl gar Spottlust im Hintergrunde ist. Sie singen sonst, wenn sie sich beobachtet wissen, wenig, eben so wenig als sie gerne vor Fremden tanzen — ausgenommen etwa solche Mädchen und Bursche, die einen Erwerbszweig daraus machen, und bei merkwürdigen Orten, wie etwa auf Capri bei dem Tiberspalast mit Tamburro und Castagnetten bereit stehen. Das ist aber ein elendes, gemachtes Wesen. Dagegen in kleinen Abendgesellschaften im Innern der Familien in den kleinen Städten wie Sorrent, oder auf der einsamen Barke Abends auf dem Meere, — oder auch spät Nachts zur Ständchenzeit — da kann man den italischen Volksgesang zu hören bekommen, wenn man wie gesagt daß Faß anzuzapfen versteht. Denn einmal geöffnet, strömt es ohne Aufhören.

So gelang es mir denn auch mit Nicola, der, einmal im Zuge, erst im Hafen von Amalfi das Ende fand. Er sang zuerst das bekannte Lied la Luisella, und war zum Verwundern, wie diese rauhe, begriffene Stimme dennoch immer mehr und mehr sich mit Wohllaut füllte. Er sang das Lied scheinbar mit allen möglichen Freiheiten und Unregelmäßigkeiten, wiederholte oft den ersten Theil der Melodie mehrere Strophen hindurch und ließ erst dann den Schlußsatz folgen. Aber bald glaubte ich zu fühlen, daß hier keine zufällige Willkür walte, sondern daß der Sänger einer gewissen Nothwendigkeit, einem innern Zwange folge, der ihn nöthigte, auf dem ersten Satze länger zu verweilen, sei es, weil dieser den Worten angemessener sein mochte, oder daß er sich gleichsam von der Schönheit der Melodie nicht so bald trennen konnte. Denn so sang er auch manche Strophen zwei, ja drei Mal, und als das Lied zu Ende war, begann er es immer wieder, und versuchte

ſogar, der Melodie einen andern Text ähnlichen Inhalts anzupaſſen. In der That, es iſt etwas Unfreies, Naturnothwendiges in dieſem wildwuchernden, ſüdlichen Volksgeſange, das mit dem deutſchen gar nicht zu vergleichen iſt. Er entſtrömt ihnen, er bricht aus ihnen hervor wie der Geſang des Vogels, der in den Zweigen wohnt. Das Ritornell, welches Goethe, ſoweit ſich davon reden läßt, ſo anſchaulich beſchrieben hat, iſt davon der erſte, unmittelbarſte Ausdruck. Die Treviſe, in welcher ſich das Ritornell bewegt, läßt ſich nicht in unſerer Notenſchrift fixiren. Obſchon ich doch ein leidliches muſikaliſches Gehör beſitze, war ich doch weder hier noch in Ariccia, Genzano, Nemi, Albano u. ſ. f. im Stande, eine ſolche kurze Singweiſe mit ihrem wunderbaren Auf und Ab der Töne, und ihrem ſtets überraſchenden, unerwarteten, langhinzitternd gehaltenem Schluſſe im Gedächtniſſe feſtzuhalten, ſo viel ich mir auch Mühe gab, und ſo viele hundert Male ich ſie auch hörte. Und doch war es an jedem Orte immer nur eine, denn jeder Ort hat ſeine eigene, feſtſtehende Ritornellweiſe. Auch habe ich nicht herausgebracht, ob die Worte improviſirt werden, oder eine Art ſtehender Streckverſe ſind, wie etwa die ſüddeutſchen Schnaderhüpfl. — Doch ich vergeſſe ganz meinen Nicola, der indeſſen mit immer größerem Feuer weiter ſingt. Auch Rhythmus und Takt behandelte er eigenthümlich. Beide waren nicht in der ſtrengen, mathematiſchen Schranke der verſtändigen Eintheilung gefangen, ſondern ich fühlte deutlich, wie beide durchaus von der Wellenbewegung beſtimmt wurden, in welcher die Barke auf und abſchwebte. Dadurch aber entſtanden die wunderbarſten und überraſchendſten Nüancen des Ausdrucks, die ſich durch kein Schriftzeichen feſthalten laſſen, ſo wenig, wie die gebrochenen Töne, welche in unmerklichem Vibriren zwiſchen den Intervallen unſerer Tonleiter, beſonders bei den aufhaltenden Uebergängen ſchwebten und zitterten. Da er das Steuer zu führen hatte, blieb ihm anfangs nur ein Arm zu der Geſtikulation frei, mit welcher er ſtatt eines Inſtruments ſeinen Geſang

begleitete. Bald aber, als ihn der Genuß an diesem musikalischem Hin- und Herwiegen der Melodie immer mehr überwältigte, ließ er den Griff des Steuers zwischen Arm und Schulter gleiten, und verwendete nun die beiden Arme und Hände zur Gestikulation. Bei einzelnen Stellen fielen wohl die Ruderer mit gedämpfter Stimme ein, oder halfen aus, wenn dem Sänger der Anfang einer neuen Strophe nicht sogleich gegenwärtig schien.

Das goldne Licht des vollen Mondes strahlte auf dem Meere und beleuchtete die hohen Felsenufer, an denen wir vorüberglitten. Es war eine jener Nächte, in denen das Italien der Phantasie zu voller Wirklichkeit gelangt, das Herz mit einem unsagbaren Entzücken erfüllt.

In der Nähe der kleinen Uferstädtchen Majuri und Minuri scholl uns ein donnerartiges Gebrüll entgegen, das vollkommen dem zornigen Geheul grimmiger Raubthiere glich. „Das ist die Bocca d'Orse (der Bärenrachen), eine Höhle, in welche die Meereswellen stürzen.“ Man hört bei einigermaßen heftig bewegtem Meere dieses Donnergebrüll an mehrere Miglien weit.

Endlich gleitet unsere Barke um die letzte Felsenspitze, und die Lichter von Atrani und Amalfi schimmern uns entgegen. In der Luna von Amalfi, hart am Meere, fanden wir bequeme Rast.

Das Kloster San Francesco, noch vor wenig Jahren das weltberühmte Karavanserai aller nach Amalfi pilgernden Künstler, ist jetzt leider wieder dem Orden zurückgegeben, der seinen Prozeß gegen den Bischof oder Erzbischof von Amalfi gewonnen hat. Der letztere, dem das Kloster in seiner modernen Bestimmung eine gute Rente lieferte, hat sich lange gegen die Restitution gewehrt, mit der indessen das Volk, dem die Mönche einen Theil dessen, was sie ihm abnehmen, als Almosen wieder zukommen lassen, sehr zufrieden ist.

Amalfi liegt eingekeilt in eine enge, nach dem Meere zu sich etwas weitende Felsenkluft, nur durch den einen Ausläufer des Felsgebirges geschieden von dem nahe dabei liegenden Städtchen Atrani. Die Lage ist das Malerischste, was sich denken läßt. Von seiner einstigen meerbeherrschenden Herrlichkeit ist ihm außer seiner prachtvollen Kathedrale nur noch eine gewisse Sauberkeit und wohlhäbige Behaglichkeit geblieben, die durch Küstenhandel und Fabrikbetriebsamkeit unterhalten wird. Denn hier wird die Ambrosia der Neapolitaner, die Maccaroni, in großartiger Masse fabricirt, und die Papiermühlen ziehen sich wohl gegen zwei Stunden weit die Schlucht aufwärts, durch deren üppige Vegetation die Gefälle des Bergwassers rauschen. Leider ist der Weg hinauf nach Ravello selbst für Maulthiere nicht passirbar, und die Anstrengung des Steigens verdarb mir wenigstens am nächsten Sonntags Morgen einen Theil des Genusses, den diese über allen Ausdruck reiche Fülle von An- und Aussichten auf Gebirge, Waldschlucht, Stadt und Meer gewährt. Von allen Fernsichten, Baureſten, Schloßtrümmern, Kirchen u. s. w. interessirten mich vorzugsweise die Reste eines im maurischen Style erbauten Schlosses mit seinen schlanken Pfeilern und zierlichen Bögen, in deren luftige Hallen Weinranken und wilde Rosen hineinschauten, und Myrthe und Lorbeer sich in den Morgenlüften schaukelten. Noch mehr aber ein bildschönes Kind von etwa siebzehn Jahren, das hochgeschürzt mit nackten Füßen wie ein Reh den klippigen Fußpfad hinabsprang, einer andern Schaar nacheilend, die hinunter nach Amalfi zur Frühmesse zog. Die langen, rabenschwarzen Flechten hüpften wie Schlangen um das reizendste Oval des dunklen Gesichts mit den schwarzen, feurigen Augen. Das Ebenmaaß der Glieder und die Schönheit der Bewegung gaben das anmuthigste Bild einer Oreade. — Auf der gegenüberliegenden Seite des Gebirgs begann eben eine Prozession ihren Zug durch die Gartengebüsche und Weinberge nach irgend einer Kapelle. Nachdem wir uns in Ravello in dem Garten einer

Bottegha, hoch auf einer steilen Felskuppe, mit weitester Aussicht auf das Meer und die Gebirgsmassen Calabriens, an Wein und Früchten gelabt hatten, stiegen wir auf einem kürzeren, aber noch beschwerlicheren Pfade wieder hinab, warfen im Vorübergehen einen Blick auf das kleine Haus, in welchem Masaniello geboren ward, und kamen nach fünfthalbstündiger Tour sehr erschöpft wieder in unserer Luna an.

Da es zu spät geworden war, um noch an demselben Tage Sorrent zu erreichen, beschlossen wir bis zum nächsten Morgen in Amalfi zu bleiben. Nach einem trefflichen Pranzo, dessen Maccaroni hier an dem Hauptorte ihrer Fabrikation zu den Leckersten gehörten, was man in dieser Art finden kann, hielten wir eine kurze Siesta, und bestiegen dann die Barke unseres Freundes Francesco, um einen Streifzug an den wunderherrlichen Meeresgestaden zu machen. Die Ufer, aus uralten Lavalagern übereinander geplattet, zeigen in abgerissenen, meerumspülten Blöcken, ausgewaschenen, grotesken Höhlen, thorartigen Wölbungen die wunderbarsten, phantastischen Bildungen. Einzelne Fischerhäuschen, Burgruinen, kleine Ortschaften krönen, übereinander aufsteigend, die Kuppen und Vorsprünge, umwuchert von Aloen, indianischen Feigen und anderer südlicher Vegetation. Unser Schiffer führte uns zu einer Grotte, die an Größe und an Schönheit des Farbenspiels kaum der berühmten blauen Grotte von Capri nachsteht. Auch ihr Eingang ist sehr eng und nur bei ruhigem Meere zu passiren. Das Innere ist hochgewölbt voll abenteuerlicher Spitzen und Zackenbildungen.

Gegen Sonnenuntergang zurückgekehrt, durchstrichen wir die Stadt, auf deren Gassen und Plätzen das farbenbunteste Sonntagsleben hin und her wogte. Von der Höhe der Kathedrale, zu der gewaltige Steintreppen hinanführen, genossen wir den schönsten Blick auf Stadt und Gebirg, und auf das wimmelnde Volksleben des Platzes zu unsern Füßen. Grade gegenüber der Höhe, auf welcher die Kirche liegt, steilt sich das schroffe Felsgebirge mit seinen

malerischen Linien empor. Eine Vorhalle mit ihren zum Theil antiken, aus Pästum stammenden Säulen führt in das Innere des normannisch-byzantinischen Baues, dessen Pracht die Erinnerung an die Macht und Herrlichkeit dieser einst so blühenden Republik hervorruft, deren Präfekten sich nach der longobardischen Zeit zu Grafen und Herzogen erhöhten. Doch blieben trotzdem in dem Volke, eben wegen seiner Seerüstigkeit und Handelskühnheit, demokratischer Sinn und Thatkraft, und mancher seiner Herzoge büßte sein übergreifendes Herrschergelüst mit Tod oder Verbannung. Es entwickelte sich in Folge solcher Kämpfe in dem Volke eine außerordentliche Kühnheit. Die Amalfitaner machten die weitesten Seefahrten, trieben den Handel am großartigsten, schlossen mit den Sarazenen Handelsverträge, hatten in allen mohamedanischen Häfen Niederlassungen, in Jerusalem eine eigene Kirche und ein Hospital, und ihre Flagge war überall an den Küsten von Afrika und der Levante, Frankreichs und Liguriens zu finden. In Palermo, das zu Ende des zwölften Jahrhunderts an Handelsmacht Venedig gleich stand, hatten die Amalfitaner eine ganze Straße der reichsten Waarenlager, besonders in Seide- und Wollenzeugen; in Messina bildeten sie eine eigene Kaufmannsgilde, und hatten ein ganzes Quartier der Stadt inne. Sie dehnten ihr Gebiet aus über alle Inseln des Golfes von Neapel, und wurden für die Zeiten der sächsischen Kaiser das, was später eine Zeitlang Venedig für den europäischen Handel war. Ihre Häupter erhielten nur ihre Titel von den griechischen Kaisern. Die Blüte der mächtigen Handelsrepublik erlag der Nebenbuhlerschaft Pisas, das sich seit dem Beginne der Kreuzzüge mehr und mehr gehoben hatte. Im Jahre 1137 eroberten und zerstörten die Pisaner Amalfi, das sich seitdem nie wieder erheben konnte. Dafür brachte hundertfunfzig Jahre später Genua dasselbe Geschick über Pisa. Unter der Beute, welche die Pisaner von Amalfi entführten, befand sich die älteste Handschrift der Pandekten Justinians, welche später von Pisa nach Florenz wanderte, wo ich sie in ihrer rothen

Sammetrobe in der laurentianischen Bibliothek gesehen. Der kühne und unternehmende Geist der Amalfitaner lebte noch in jenem Fischer von Amalfi, der im Jahre 1647 im Verlaufe weniger Tage die glücklichste und zugleich gemäßigste Revolution bewirkte, welche Neapel je gesehen.

Als der Abend seine duftige, mondhelle Klarheit über Gebirg und Meer breitete, wandelten wir auf dem, thurmhoch über dem rauschenden Meere in den Felsen gehauenen Strandwege entlang nach Atrani zu. An der Felsenecke mit dem altersgrauen Sarazenenthurme, welche beide Städtchen von einander scheidet, erklang der dumpfschwirrende Ton des Tamburro im Tarantellatakte, begleitet von weiblichen Stimmen. Hier in dem letzten Hause von Amalfi wohnte die Familie unsers Schiffers mit ihren Verwandten. Auf unsere Einladung kamen alle hinab: zwei Mädchen mit dem Tamburin, ein junges Weib mit dem Säuglinge auf dem Arme, begleitet von ihrem Manne, einem kräftigen Marinar, Francesco's Schwiegersohn. Wir setzten uns auf die Mauerbrüstung, und zwei junge Bursche, die uns begleitet hatten, begannen die Tarantella. Es liegt eine Art hinreißender, bacchantischer Wuth in den Rhythmen dieser Tanzweise, die den heißblütigen Neapolitaner trotz seiner Trägheit zu den größten Anstrengungen gewaltsam antreibt. Diese Bursche, denen der zehnte Theil solcher Strapazen für das Dreifache der Belohnung zu viel gewesen wäre, wenn es eine gewöhnliche Dienstleistung gegolten hätte, erschöpften das letzte Maaß menschlicher Kräfte in diesen bacchantisch ausgelassenen und doch nie unschönen Touren und Tanzsprüngen ihrer Tarantella. Die Ausdauer wird zur Ehrensache. Immer neue Wendungen und Touren mußten sie zu erfinden, und die lauten Bravis verdoppelten ihren Eifer. Meine Bildhauer geriethen in Entzücken über die Fülle von Motiven und Stellungen, die ihnen besonders der Anblick des Kleineren unter den Tänzern darbot, der wie ein vom Dämon des Tanzes besessener Satyr erschien. Wenn wir glaubten, daß alle

seine Künste und Kräfte erschöpft seien, schnellte und wirbelte er sich aufs Neue in den Tanz, als gälte es jetzt erst zu beginnen. Wilder brauſ'te und sauſ'te das Tamburin, immer lustiger knatterten die Castagnetten, kurze, helle Strophen einer Singweiſe des tamburinschlagenden Mädchens flogen stoßweise wie Lichtstrahlen durch das dumpfe Getön. Tief unter uns murmelten die Meereswellen zu den Füßen des alten Thurmes, der seinen schwarzen Schatten neben das helle Mondlicht der Terrasse hinbreitete. Aus der Ferne schimmerten die Lichter von Atrani, und über der dämmernden Meeresfläche schwebte ein einsames Segel durch die laue, Wohlgeruch duftende Nacht. So beschlossen wir unseren Tag in Amalfi. —

Am anderen Morgen brachen wir früh auf, um über den Monte Sant Angelo nach Sorrent zurückzukehren. Im ewigen Zickzack kriecht ein höchst beschwerlicher Gebirgspfad durch dichtes Gebüsch von Myrthen, wildem Lorbeer, Karuben, wilden Feigenbäumen, hier und da von Kastanienwäldern unterbrochen, aufwärts bis zur Gebirgsscheide, von der aus man beide Golfe, den von Neapel und Salerno, überschaut. Den steilsten Theil des Felsengrats krönt eine Wallfahrtskapelle. Die entsetzliche Anstrengung eines dreistündigen Kletterns bedingte für Menschen und Thiere eine Rast, bei der wir das frugale Mahl unserer Maulthiertreiber theilten.

Das Panorama von dieser Höhe herab halte ich für das reichste der ganzen Umgegend von Neapel. Zur Rechten der Vesuv mit der Städtekette an dem eingebuchteten Golfe, weiterhin Neapel schimmernd im Duftlichte der Frühsonne, wie ein ächter Lazaroni behaglich hingestreckt am Strande seines schönen Meeres, und mit dem Rücken sanft gelehnt an den Höhenzug, als dessen letzter Ausläufer sich Cap Misene ins Meer senkt. Dazu Prozida und weiterhin das langgestreckte Ischia, zu dessen Felsenhöhen der Rauchwimpel eines vorüberziehenden Dampfers hinaufflatterte. Das weite

Meer, von Segeln belebt, in wellenloser, träumerischer Ruhe. Ganz zu unserer Linken die starrende Einsamkeit des Monte S. Angelo, zu dessen Kapelle auf gefährlichem Pfade nur einmal im Jahre, am Feste des Heiligen, der Zug büßender Pilger wallfahrtet.

Als die Treiber ihr Mahl beendet und die Künstler mit hastigen Strichen die Fernsicht in ihre Skizzenbücher gezeichnet hatten, ging es weiter zu den großen Schneegruben, in deren ausgemauerten Behältern diese Ladung des Südens sorgsam unter Stroh und Zweigschichten bewahrt wird, um von dort aus Neapel und die ganze Umgegend mit diesem unentbehrlichsten aller Genüsse zu versorgen. Wir fanden gerade ein Dutzend Menschen beschäftigt, starke Maulthiere mit vereiften Schneeklumpen zu belasten, die in großen Ballen mit Matten umschnürt nach Castellamare, und von da auf der Eisenbahn nach Neapel gebracht werden sollten. Auch wir versahen uns hier mit Eis au naturel, das trotz der verschiedenen erdischen Beimischung mit Wein getränkt in der brennenden Augusthitze eine köstliche Erquickung gewährte. Und nun hinab auf den steinigen Schlangenpfaden, wo wir oft die bequemen Sitze auf unsern Thieren wegen augenscheinlicher Gefahr, den Hals zu brechen, verlassen mußten, durch schattige, aus den abgehauenen Stämmen frisch aufgeschossene Kastanienwälder, vorbei an kräuterduftigen Felshängen, an deren Klippen weidende Ziegen hingen, über Geklipp, von Bergwassern umsprudelt, die sich durch enge Schluchten rauschend zu Thale stürzten. Unweit eines solchen führte der Pfad zu einer verfallenen Kapelle, durch deren thürlose Eingangswölbung wir in das von Gebüsch und Schlingpflanzen überwucherte Innere blickten. „Das ist die verfluchte Kapelle," sagte der älteste unserer Führer. „Weshalb verflucht?" „Durch diese Thür, Excellenza, hat vor vielen Jahren der Antonio von Mojano mit seiner Büchse den Priester erschossen, als er eben vor dem Altare dort Messe las. Er war eifersüchtig von wegen seiner Frau; capite! Der Pfaff hatte ihr nachgestellt, und Antonio bezahlte ihn dafür, und ging

dann mit seiner Flinte ins Gebirg, wo ihn keiner wieder gesehen hat.“ In demselben Augenblicke schritt ein Montanaro an uns vorüber, in der malerischen Tracht dieser wilden Gebirgsbewohner, im schwarzen, breitkrempigen Spitzhute, rother Weste mit Silberknöpfen, schwarzer Sammetjacke und bunter, seidener Schärpe um die Hüften, das Gewehr im Arm und aus der Tasche der Horngriff des verbotenen langen Einschlagmessers. Ohne Gruß schritt er trotzig an uns vorbei, das leibhafte Bild des Antonio, von dem uns der Tschutscharo so eben erzählt. Der letztere sagte, ihm nachsehend: „Wenn der nach Salerno käme, würde er das Messer nicht lange in der Tasche behalten.“ Das Messertragen ist vom Governo stark verpönt, erlaubt sind nur kleine Messerchen mit schwacher Klinge, ohne Spitze und ohne Feder. Unser Führer zeigte uns ein solches, die in den Städten von privilegirten Händlern zu fünf Gran (etwa ein und ein viertel Silbergroschen) verkauft werden. „Aber dieses hier,“ indem er ein anderes, wohl dreifach längeres Einschlagmesser mit dolchartigem Griff, starker Feder und breiter, scharfer, waidmesserartiger Klinge aus seinem Versteck hervorzog, „quest' è il vero!“ (dies ist das wahre).

Wir waren schon über zwei Stunden abwärts gestiegen, als unsere Führer bei einer kleinen Schenke Halt machten, die in einer zur Menschenwohnung vergrößerten Grotte bestand, vor deren Eingange sich eine Art Laubenhalle hinzog. Hier baten sie uns um einen frischen Trunk. In irdenen Krügen reichte der graue, alte Schenkwirth mit seinen Töchtern den feurigen, dunkelrothen, würzig duftenden Wein, den sich mit Eis gekühlt die Genossen trefflich schmecken ließen. Von meinem Thiere herab, mit dem ich in die Laubenhalle der Höhlenschenke eingeritten war, sah ich dem lustigsten italienisch deutschen Zechgelage zu. Jan Steen, der fröhliche Rheinländer, intonirte die heitersten Lieder, und weithin scholl das lustige Jauchzen durch die grüne Waldeinsamkeit. Das Mädchen ließ den Tamburro dazu ertönen, die Treiber trotz ihrer Müdigkeit vom

Weine neu belebt begannen die Tarantella, und ein prächtiges italienisch niederländisches Genrebild breitete sich zwischen dem grünen Rahmen der Rebenlaube vor der Schenke aus, deren dunklem Hintergrunde, vom lodernden Heerdfeuer beleuchtet, der graubärtige Wirth, gleichsam der Genius loci, mit immer neuen Krügen entstieg. Hätte es ein Maler fixirt, es wäre das prächtigste Bild geworden, das je ein Schenkenraphael gemalt hat.

In Castellamare trennten wir uns. Zwei der Gefährten gingen nach Neapel zurück, um von dort die Heimreise anzutreten, während W. mich nach Sorrent zurückbegleitete, wo uns unsere Wirthsfamilie mit lebhafter Freude begrüßte.

Ein Jahr in Italien.

Von

Adolf Stahr.

II.

Bibliothek der Gesellschaft für Pom. Geschichte u. Alterthumskunde in STETTIN

Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt. Alles andere ist eitel und verleidet nur!

Goethe.

Oldenburg, 1848.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

(W. Berndt.)

Hdtd 72/21

Seinem Freunde

Ludwig Mosle

Großherzogl. Oldenburg. Obersten und Regimentskommandeur, Ritter ꝛc.

widmet

diese Erinnerungen an das schönste Jahr seines Lebens, im Gedenken an zahlreiche Beweise treuester Lebenstheilnahme, voll dankbarer Freundschaft

Adolf Stahr.

Inhalt.

		Seite
I.	Villeggiatur in Sorrent. (Schluß.)	1
	Ein neapolitanisches Schulbuch	22
II.	Vierzehn Tage in Sizilien	75
III.	Letzte Tage in Neapel	151
	Das Piedigrottenfest	159
	Das pompejanische Mosaikgemälde der Alexanderschlacht	171
	Luigia Sanfelice	189
IV.	Ein Winter in Rom	205
	Ein Oktoberfestabend in Rom	214
	Der letzte Aufstand in der Romagna und das Journal des Debats	232
	Architektonische Physiognomie des heutigen Roms	264
	Die Farnesina	319
	Klima und Luft von Rom	337
	Ein römisches Volksbuch	375
	Das Lottospiel im Kirchenstaate	383
	Die Landschaftsmalerei der Alten	410
	Atelierwanderungen	420
	Moderne Landschaftsmalerei	453
	Das römische Karneval von 1846	479

I.

Villegiatur in Sorrent.

(Schluß.)

Sorrent, den 13. August.

Gestern haben wir Capri besucht. Das schönste Wetter begünstigte unsere Fahrt, und es war noch früh am Morgen, als unsere kleine bunte Barke an der Marine der Insel landete. Die blaue Grotte empfing uns bei hellem Himmel und ruhigem Meere mit dem ganzen Zauber ihrer oft beschriebenen Schönheit, welche doch von der Wirklichkeit noch übertroffen wird. Ein kleiner platter Nachen führte uns durch die runde schmale Oeffnung, die den Eingang in dieses Heiligthum der Farbenmagie bildet. Freund Mayer hat die Wunder dieses Orts in seinem „Neapel" so sorgfältig beschrieben, daß ich mich jeder Schilderung enthalten darf. Für die Intensität dieses flammenleuchtenden Azurs hat ohnehin die Sprache ebensowenig Ausdruck, als die Kunst des Malers hinreicht, um auch nur ein schwaches Bild davon wiederzugeben. Unsagbar schön war die Wirkung, als einer der Ruderer, ein Bursche von achtzehn Jahren, nackt in das Wasser tauchte, und die schöne Körpergestalt wie von Brillantfeuer umflossen in dem azurnen Elemente dahin schwamm. Wir konnten uns Glück wünschen, es mit unserer Tour so gut getroffen zu haben, denn nur bei hellstem Wetter und stiller See, und zwar Morgens, zeigt sich die Grotte in aller ihrer Schönheit. Bei bewegtem Meere ist ohnehin der Eingang nicht möglich.

Die Ruinen des Palazzo del Timberio, wie sie das Volk nennt, liegen auf der Südwestspitze der Insel, wohl tausend Fuß über dem Meere. Die hier aufgefundenen kostbaren Säulen, Statuen, Mosaiken, Gemmen sind in die Museen, Kirchen und Paläste Neapels verwendet. Wir sahen nur noch die aufgedeckten Gewölbe, Kammern und Bilder des Erdgeschosses mit ihrem Marmor- und Mosaikfußboden, und mit Spuren alter Malerei. Auf der Höhe dieser meerumbrandeten Einsamkeit, von wo der Blick die Golfe von Salerno, Neapel und Gaeta und das offene Mittelmeer beherrscht, verlebte der räthselhafteste Tyrann, der drei und zwanzig Jahre lang, wie eine verderbenschwangere Wolke über der römischen Menschheit lastete, die letzten Jahre seines gräuelvollen Daseins, im Schooße aller Lüste, von dem Bewußtsein eines Etwas gepeinigt, welches allein im Stande ist, den Genius der Menschheit mit der Möglichkeit einer solchen Erscheinung zu versöhnen.

In einem der Gemächer von Weingerank und Feigenbäumen umwuchert, führten ein Paar bunt geputzte Mädchen, unter Aufsicht einer weinschenkenden Alten die Tarantella auf, trotz der ungeheuren Mittagsgluth, welche die Augustsonne auf unsere Scheitel herabsendete.

Anacapri, der östliche Theil der Insel, ist rauh und unfruchtbar. Auf einem beschwerlichen Treppenwege, von etwa vierhundert Stufen, steigt man zu dem kleinen Neste empor, welches oben auf dem unwirthbaren Felsen horstet. Die Aussicht ist jedoch minder schön, als die von den tiberischen Ruinen. Weinbau, Fischerei und der Wachtelfang, welcher in einigen Wochen beginnt, sind die Hauptnahrungszweige der Bewohner Capris, neben den Fremden, welche hier, wie überall in Italien eine stehende Rente bilden. Der weiße Capriwein ist angenehm und feurig, und bewies an den Gefährten seine begeisternde Kraft, als wir, des Umhersteigens müde, in dem Giuseppo's Albergo uns zur wohlbesetzten Tafel niederließen. Hier ist das Hauptquartier der wandernden Maler, und schwerlich giebt

es in ganz Italien einen Ort, der mehr geeignet wäre, zum behaglichen Weilen einzuladen, als diese reizende Villa mit ihren Palmen, über deren Häupter der Blick nach allen Seiten das schönste Meer der Welt überschaut. Erst spät gedachten wir der Heimfahrt, und da wir wegen völliger Windstille den ganzen Heimweg rudernd zurücklegen mußten, ward es fast Mitternacht, ehe wir an der Marine von Sorrent landeten. Nur kurze Zeit blieb die Luft warm nach Sonnenuntergang; dann stellte sich ein Nebel ein, dessen nasse Kälte mich die Wohlthat eines mitgenommenen Mantels segnen ließ.

Die Einnahme von Capri im Jahre 1808, ist eine der glänzendsten Waffenthaten meines Lieblings Colletta, in dessen Geschichte Neapels ich sie heute mit großem Vergnügen wieder gelesen habe, nachdem ich gestern den Schauplatz desselben selbst in Augenschein genommen habe. Die Engländer hatten sie im Jahre 1806, nach schwachem Widerstande erobert, und dem berüchtigten Sir Hudson Lowe ihre Behauptung übertragen, der indessen bei dieser Gelegenheit bewies, daß er zwar ein guter Polizeiknecht, aber ein schlechter Soldat sei. Der ungestüme Mürat konnte die Schmach nicht ertragen, von der Loggia seines Palastes das englische Banner auf seiner Insel flattern zu sehen. Zweimal hatte sein Vorgänger, König Giuseppe, sie wiederzunehmen versucht, und beide male war das Unternehmen schmählich mißglückt. Mürat vertraute dasselbe dem kühnen und unternehmenden Colletta, dem fähigsten Offizier des neapolitanischen Heeres, der den Plan entwarf, und ihn unter Lamarques Oberbefehle mit eben soviel Geschicklichkeit als Unerschrockenheit ausführte. Zwei Scheinangriffe mit Kanonenböten auf den Hafen und die Marine, maskirten einen dritten gegen die Felshöhen von Anacapri gerichteten Hauptangriff. Hier erstiegen auf zusammen gebundenen Leitern nach und nach fünfhundert kühne Männer unter dem jungen Colletta einen Theil des jähen Felsenabsturzes, und obschon ein sich erhebender heftiger Sturmwind

weitere Landungen und Verstärkungen zunächst unmöglich machte, und das feindliche Feuer von der Höhe herab, den vierten Theil der kleinen Schaar tödete oder verwundete, gelang es den übrigen doch in der Nacht, die Höhe des Felsenkammes zu erreichen. Sie schlugen die ihnen entgegen geschickten Truppen, eroberten das Fort von Anacapri, und machten doppelt soviel Gefangene, als ihre Anzahl betrug; und trotz der zu Hülfe eilenden englischen Kriegsschiffe, vollendeten sie in den nächsten Tagen die Eroberung der ganzen Insel. Es ist ein antiker Zug in Colletta's Schilderung, dieser kühnen und glänzenden Waffenthat, welche ihm den Weg zu den höchsten Ehren und Würden bahnte, daß er seiner selbst nicht dabei erwähnt, und seine Theilnahme nur durch das einfache „wir" der Erzählung andeutet. Nur durch die nach seinem Tode von den Herausgebern des Werks demselben beigegebene biographische Skizze des ausgezeichneten Mannes erfährt man, daß er die Seele der ganzen Unternehmung war, wie er von da an mit den wichtigsten Kriegs- und Friedensunternehmungen von dem dankbaren Könige betraut wurde.

Den 11. August.

Seit heute Morgen bin ich ganz einsam in Sorrent. Zwei meiner Reisegenossen sind schon früher nach Neapel zurückgegangen, und heute ist ihnen auch der Bildhauer A. Wolf gefolgt. Als ich diesen grundedlen, reinen und liebevollen Menschen zum letzten Abschiede die breiten Stufen zur Marine hinabbegleitete, wo die Barke seiner harrte, lief es mir heißzuckend über das Herz.

Dies italische Reiseleben, wo fast jeder Tag Erlebnisse und Erfahrungen eines Monats zusammenhäuft, wo man mit neuen Bekannten gemeinsam die wunderbarsten Umwandlungen früher gehegter Vorstellungen und Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen

erlebt, wo täglich an die Stelle bisheriger Abstraktionen lebendige Wirklichkeiten treten — solch ein Stück gemeinsamen Lebenswegs verbindet schneller, inniger, und wie ich hoffe, dauernder als ein Menschenalter gleichgültigen Nebeneinanderhintrottens im gleichförmigen Gange des Alltagslebens. Die Offenheit und Naivetät, die Fülle des Characteristischen und Individuellen in den Menschen, ihrem Leben und Treiben um uns her, das Unverhüllte, Nackte der geistigen nicht minder so vieler körperlichen Erscheinungen — das Alles hilft auch uns zur Ueberwindung der uns künstlich anerzogenen Schranken, zum Abwerfen all' des getünchten künstlichen Vorputzes hohler Formen und falscher Rücksichten. Die Luft der Freiheit giebt den Muth der Freiheit. Unsere Vergangenheit reicht für den neuen Genossen der neuen Gegenwart nicht über das Gestern hinaus. Wir haben ihre Kette abgestreift, und vergessen fröhlich, daß sie, um den Pfahl gewickelt, des Rückkehrenden harrt. Eine Art von Urzustand, ein Urverhältniß zu Menschen beginnt. Man stößt das Widerwärtige, Unzusagende rückhaltloser, schärfer, aufrichtiger ab, während man sich dem Gemäßen und Zusagenden dafür um so offner, wärmer und freier hingiebt. So ist mir das kurze Zusammenleben mit dieser schönen, reinen, von keiner modernen theoretischen Kultur berührten, nur durch das Leben, durch Anschauung und Nachbildung des Schönen gebildeten Künstlernatur wie ein klarer Spiegel gewesen, aus welchem mir jede Erscheinung und Gestalt des Menschlichen und Schönen, das wir zusammen schauten und genossen, rein und klar wiederstrahlte. Nun ist er fort, und ich habe ihm nachgesehn, bis die Barke, die ihn nach Neapel führte, nur noch als ein Punkt auf der azurnen Fläche erschien. Da er direkt nach Rom geht, nimmt er meine letzten Tagebuchbriefe für Dich mit, denn hier in Sorrent ist es mit dem Postwesen trübselig bestellt. Es existirt nämlich gar kein Postbureau, sondern man vertraut seine Briefe irgend einem Marinar an, der mit der Marktbarke nach Neapel fährt. Da seine Brieftasche das Hemd oder die Schärpe ist, so

rückens, welcher Sorrent südlich umschließt. Die Gärten und Häuser des Städtchens sind von engen steilab, nach dem Meere zulaufenden, hie und da getreppten Gassen durchschnitten. Nicht weit von dem immer noch mehrere hundert Fuß über dem Meere sich erhebenden Felsenrande liegt das Franziskanerkloster mit der Kirche der Madonna. In den Gassen wogte es lebhaft auf und ab. Die Bewohner der ganzen Umgegend, vom Gebirge von St. Avata Sorrento, von Capri, Gragnano her, waren im höchsten Feststaate zu schauen. Die Weiber, alte und junge, hübsche und häßliche, alle Finger der dicken braunen Hände mit halben Dutzenden von goldnen Ringen bis an und über die Knöchel besteckt, Kopf, Hals und Brust mit goldenen Ketten und Schaumünzen, Spangen und Busennadeln, und sonstigem Geschmeide gezieret. Das Volk hat eine wahre Manie für Schmuck von Silber, Gold und Edelsteinen. Ich sah Ohrgehänge von getriebenem Goldblech, mit Perlen dicht besetzt, und mit rothen, blauen und grünen Steinen geziert, ziemlich eine Hand breit und nicht minder lang. Selbst solche, deren übriger Aufzug Armuth verrieth, trugen doch wenigstens ein oder das andere Stück solchen Geschmeides an sich, das zu dem lumpigen geflickten Anzuge einen wunderlichen Kontrast bildete. Was es besitzt, will dies Volk an sich tragen und sich daran erfreun. Diese Vorliebe für das Gleißende fand ich auch bei den Weibern im Kirchenstaate. Die Gesichtsbildung fand ich fast durchgehends unschön, schwarzbraune Farbe, stumpfe unregelmäßige Gesichtszüge, kein Vergleich gegen die schlanken, hohen, stattlichen Schönheiten des Albanergebirges. Nur eine Calabresin machte eine Ausnahme. Kleine Füße in gelbumschnürten Sandalenschuhen, hochgeschürzter Rock mit bunten Falbeln, das Kopftuch schimmernd weiß über dem braunem Gesichte mit dem rabenschwarzen Haare, über der schön geformten Oberlippe der bläuliche Flaumenanflug, der die Frauen des Südens auszeichnet, so schritt sie rasch und nervig an mir vorüber, ganz das Bild eines ächten Räuberweibes, die selbst wohl

die lange Flinte zu handhaben weiß, wenn die Carabinieri den Mann verfolgen, in die Schlupfwinkel des wilden Gebirgs. Und der ihr so stattlich zur Seite schritt, mit dem kostbar verzierten albanesischen Gewehr auf der Schulter, das Messer in der bunten Schärpe, war mir auch hier auf dem Feste zu Massa lieber, als auf der waldigen Höhe des Monte Sant Angelo oder auf der öden Ebene von Pästum.

Vor der Kirche, von derem First herab die gewaltige Festfahne mit dem Bilde der Madonna wehte, welche der heilige Franziskus anbetet, ging es indessen lustig zu. Eis- und Limonadenverkäufer, welche dicht vor den Kirchthüren ihren kühlen Kram aufgeschlagen hatten, Kuchen- und Fruchthändler deren Buden unmittelbar daneben standen, überschrieen einander im Anpreisen ihrer Waare, und wurden noch überboten von ein Paar schwarzen Kerlen, mit ächten Schmugglerphysiognomien, welche bunte Tücher und strahlendbunte Gewandstoffe feil boten, denn mit dem Feste der Heiligen war wie gewöhnlich ein Jahrmarkt verbunden, und allerlei Kram an Geschirr und Hausrath, Schmuck und Tand und Kinderspielzeug luden die Gläubigen zum Kaufen ein. Unmittelbar neben diesem schreienden und lärmenden Weltwesen, durchdröhnt von dem Brausen des Tamburin, und von dem Jauchzen angetrunkner Marinari, lag in der Kirche selbst eine große Schaar von den Gläubigen im Gebet auf den Knieen, andere hatten auf Stühlen Platz genommen welche für Rechnung der Madonna um ein Paar Gran vermiethet wurden, andere schlenderten in der wie ein Tanzsalon bunt geschmückten Kirche umher. Auch Hunde fehlten nicht, die zuweilen im Gedränge getreten, oder mit einander in Streit gerathend, ein kleines Zwischenspiel aufführten, um das sich aber Niemand sonderlich kümmerte. Alle Altäre waren mit Kleinodien reich geschmückt, wächserne Votivglieder, und farbige Votivbilder bedeckten die Wände der Kapellen. Zu einer derselben strömte der Hauptzug der Menge; dort theilte ein Bruder Franziskaner das Bild der heiligen Mutter

Gottes von Massa in schlechtem Steindruck aus. Plötzlich erscholl von draußen her lustige Marschmusik, und eine uniformirte Musikbande zog unter dem Jubel der Menge mit klingendem Spiele in die Kirche ein, nahm Platz auf einer Tribüne, und begleitete von dort herab sehr muntere Gesangstücke, welche von einem Quartett von Sängern vorgetragen wurden. Es war ein äußerst heiterer Anblick, und die Franziskaner in ihren braunen Kutten mit den weißen Strickgürteln sahen ganz behaglich und glückselig darein.

Draußen wurden unterdessen die Anstalten zum Feuerwerke getroffen, mit welchem jedes Kirchenfest in Italien verherrlicht zu werden pflegt, und in dessen Ausführung sich die verschiedenen Kirchen und Brüderschaften einander zu überbieten trachten. Denn von dem Ausfalle des Feuerwerkes hängt hauptsächlich der Ruf des Festes ihrer Heiligen ab. Ich ging in eine der vielen Massarien (Baumgärten), in denen auf rohen Holztischen rothe Wassermelonen, Limonen, Orangen, Trauben, Feigen und andere Früchte feilgeboten wurden. Zechende Gruppen saßen in den offenen Vorhallen der Häuser oder im Schatten der Lauben. Fern ab von dem Getreibe auf einem Platze mit der freien Aussicht auf das Meer ließ ich mir einen Becher Sorbetto bringen, und gab meinen Gedanken Audienz. Eine tiefe Traurigkeit kam über mich mitten in der bunten Umgebung dieses Festes. Ich sah nur die völligste Geistesleerheit, den rohesten Fetischismus die Stelle der geistvollsten Religion einnehmen. Es war mir nicht möglich, dieses Volk und sein Behaben nur als bunte Puppen für mein romantisches Vergnügen zu betrachten, wenn ich bedachte, daß dieses Vergnügen doch nur in Folge des größten Egoismus genossen werden kann. Ich konnte mich an einer Wirklichkeit von Zuständen nicht erfreuen, deren Rückführung über *mein* Volk, an welcher die Trierer Rockmänner so tapfer arbeiten, ich als das größte Unglück ansehen mußte.

Was dieses neapolitanische Volk und den Verkehr mit ihm uns Fremden so angenehm und interessant macht, ist das heiter

Menschliche und höflich Zuthunliche, dessen Schein es vor dem unsrigen voraus hat. Aber man vergesse nur nicht, daß dieser Vorzug zum guten Theil auf der Schwäche des Südländers; das Rauhe, Abstoßende unseres Volkes auf der Stärke desselben beruht. Hier bei dem gemeinen Neapolitaner ist jede Widerstandskraft fast völlig gebrochen, die wesentliche Erniedrigung, in welcher er lebt, fühlt er nicht. Blinder Sklave seiner Götter, d. h. seiner Priester, widerstandsloser Sklave seiner Regierung, schützen ihn doch sein milder Himmel und die Fruchtbarkeit seines Landes und Meeres vor derjenigen Noth, welche mit geballter Faust und geschwungnem Schwerte beten lehrt. Wo diese äußerste Noth etwa an den Einzelnen, den Armen, Alten, den Schwachen und Krüppel kommt, da gewähren die religiösen Institute in ihrem eignen Interesse wenigstens einige Aushülfe durch Almosen. So hat das niedere Volk hier nicht das verbitterte, neiderfüllte, verbissene Gefühl, mit dem wohl ein großer Theil unserer Proletarier zu dem Wohlhabenderen, Reicheren und Vornehmeren finster aufschielt. Zudem ist auch die geistig trennende Kluft zwischen den Ständen weit geringer. Aber der Stahl ist aus dem Blute dieses Volkes verschwunden, und die Dumpfheit seiner Geistesknechtschaft, die tiefe Entwürdigung des religiösen und sittlichen Bewußtseins, der völlige Mangel an aller Innerlichkeit, an allem geistig Gehaltvollen wird doch für den Beobachter um so peinlicher, je hoffnungsloser diese Zustände und je unabsehbarer die Zeit erscheint, wo dieser äußerlich beglückteste und begabteste Theil der Menschheit zu seiner menschlichen Bestimmung zurückgeführt sein wird. Die große Weltbewegung der französischen Revolution hat einmal einen Ruck gethan, um mit dem Hebel der Idee die Bergeslast der Roheit und des Materialismus hinwegzuwälzen. Aber es war eben nur ein Ruck, und jetzt übergrünt schon wieder das Moos die Stelle, wo der Felsblock ein wenig aufgelüftet wurde. Da liegt vor mir eine Kupfermünze, die mir der Wirth der Bottega herausgegeben; darauf ein Stab-

bündel mit dem Richtbeile, gekrönt von einer Freiheitsmütze, und die Umschrift lautet: Republica Napoletana! Republick Neapel! O Himmel, welch ein Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlt! Und wann ist sie geprägt? Anno settimo della liberta (1799)!

Und doch soll man nicht verzweifeln. Einer der edelsten Söhne Italiens, der Römer Mariotti, seit einigen Jahren in London als Flüchtling lebend, sagt in seiner Charakteristik der Neapolitaner *): Doch darf man nicht vergessen, das dieses campanische Paradies das Land der Erdbeben und Vulkane ist, daß wir auf der Asche halbverloschener Feuer stehen, die plötzlich wieder aufleben und sich entflammen können. Was den Neapolitanern an Erziehung und Bildung fehlt, ersetzen sie durch angebornen Geist und Scharfsinn. Was in andern Ländern die Frucht langer Erfahrungen und langen Studiums ist, ist bei ihnen das Erzeugniß plötzlicher Kraftanstrengung. So entwickelten in den letzten Verschwörungen der Carbonari die untersten Klassen eine Schnelligkeit des Begreifens, eine Klugheit und eine Kraft, die nur besser geleitet zu werden brauchten, um zu den glücklichsten Erfolgen zu gelangen. Denn in den römischen und neapolitanischen Staaten steht die Masse physisch und moralisch über den vornehmen Klassen, weil diese Trasteverines und Lazaroni das sind, was sie zu sein scheinen, die ächten Nachkommen der Griechen und Römer, während der Adel von Normannen und andern fremden Völkern abstammt, die, in ein milderes Klima versetzt, entarteten, und ihre ursprüngliche Kraft verloren.

*) L. Mariotti: Italien in seiner politischen und literarischen Entwickelung und in seinen gegenwärtigen Zuständen. Deutsch von B. Seybt. Leipzig 1846.

Den 17. August.

In meinen Wirthsleuten lerne ich das hiesige Volk von der liebenswürdigsten Seite kennen. Aufmerksam, liebevoll gastlich, naiv wie die Wilden, thun sie mir alles, was sie mir an den Augen absehen können, und dabei ohne eine Spur von Eigennutz und Habgier. Merken sie, daß ich in meiner Einsamkeit traurig bin, so kommt Alles zu mir herauf, mich zu erheitern. Es wird der Tamburro gespielt, Tarantella getanzt und Volkslieder gesungen, die ich freilich nur halb verstehe, weil sie durchaus im neapolitanischen Dialekte sind. Und wäre ich zehnmal reicher als ich arm bin, ich möchte nicht in einem der großen Gasthöfe leben, wo man eben nur das überall Gewohnte wiederfindet. Auf meiner Loggia ist es so schön, daß ich gar nicht ausgehen mag. Schon aus meinem Zimmer habe ich die freieste Aussicht, und der Vesuv guckt mir beim Schreiben immer zum Fenster hinein. Trete ich dann aus der Thüre, so bin ich auf der zimmerbreiten Loggia, und über meinem Zimmer bildet das platte Dach gleichfalls eine solche. Ich sehe über die endlose Breite der Orangengärten hinweg geradeaus aufs Meer, auf den Vesuv und seinen Städtekranz, auf Neapel, Procida, Kap Misene, Ischia. Heute ist das freilich Alles von Dunst umflort, wie denn überhaupt seit den letzten Tagen das Wetter sich ungünstig zeigt. Die Luft, obschon etwas bewegt, doch schwer und nervenbelastend, die Farben gebrochen, das Meer oft grau und bleifarben, Vesuv und Somma in Wolkenkappen — es ist ein brutissimo Scirocco! Ein Paar Regengüsse Nachts haben nicht erfrischt, obschon das Wasser stromweise durch die engen Weinbergsgassen schoß. Am andern Morgen war alles wieder Staub.

Vorgestern in Massa habe ich die ersten Trauben gegessen, große Muskateller, aber noch nicht ganz reif. Melonen, Pfirsich, Birnen, Feigen täglich. Honig, den mein Handbuch von Sorrent rühmt, habe ich noch nicht auftreiben können. Meine Wirthsleute

verſtanden komiſcher Weiſe nicht einmal die Ausdrücke (mele, Honig, fave, api pecchie, Honigwaben, Bienen), mit denen ich ihnen mein Verlangen deutlich zu machen ſuchte. Erſt ein neuangekommener Gaſt des Hauſes, ein neapolitaniſcher Advokat, half ihnen auf die Sprünge. Aber ſie wußten von ihren Bekannten Niemand, der Bienenzucht treibe, und jener ſagte mir, daß dieſe „bella industria“ wohl in Calabrien, aber nicht in Sorrent zu Hauſe ſei. Jungs haben aber doch in ihrer Cocumella durch ihren Mulattiero eine Honigquelle ausfindig gemacht, und mich in den Stand geſetzt, Dir zu melden, daß der Honig von Sorrent vortrefflich und an würziger Süße unvergleichlich iſt. Reisſuppe, Maccaroni, Fiſche, Fritto, Milch und Obſt, Abends vortrefflicher Lattuga; da haſt Du meinen täglichen Küchenzettel, den ich alle Tage ſelbſt machen muß. Denn jeden Morgen weckt mich Antonio, der dreizehnjährige Sohn der Signora Roſa la Magra, mit ſeinem: Signor 'cellenza! dice Mama: che volete pranzare? Wenn ich nicht beſtimme, ſind ſie unglücklich und klagen, daß es mir nicht bei ihnen gefalle. Dieſer Antonio iſt der geſcheuteſte, ſanfteſte, anſtändigſte Knabe, und mein Diener, Begleiter, Führer, Rathgeber und Freund auf allen meinen Wegen und Stegen, zuverläſſig, treu, beſcheiden, uneigennützig und von unglaublicher Dienſtfreudigkeit. Er iſt leider kränklich und wird wohl einmal Mönch werden, wie die Mutter meint. Der Vater iſt apparatore, d. h. Kirchenausſchmücker bei den zahlreichen Feſten, und der älteſte Sohn hilft ihm in dieſem Geſchäfte. Sie ſind oft halbe Wochen lang abweſend, da ihre Geſchicklichkeit auch in der Umgegend ſehr geſucht iſt.

Geſtern Abend von einem Spaziergange heimkehrend fand ich in dem Treppenhauſe vor dem Bilde der Madonna alle Hausbewohner groß und klein verſammelt, um der Madonna den Roſario zu ſingen. Die Mutter, welche mich wegen lange ausbleibender Briefe bekümmert geſehen, trat zu mir heran und ſagte: „Signor, wir wollen heute der Madonna den Roſario für Euch ſingen, daß

ſie Euch bald gute Nachrichten von den Eurigen ſchenke. Seid gewiß, ſie wird gnädig ſein. Als ich wieder hinabkam, fand ich den kleinen Altarſims vor dem Bilde der Madonna, die ihnen ein deutſcher Maler al Fresco in die Niſche gemalt hatte, mit bunten Papierlaternchen erleuchtet und mit Blumenſträußen, Flittergold und Kränzen geſchmückt. Als die geweihte Kerze angezündet war, begannen ſie den Geſang. Die im Hauſe wohnende Gevatterin machte den Vorſprecher und Vorſänger, indem ſie die ſämmtlichen Myſterien herſagte, wo denn zwiſchen inne gewiſſe Refrains unzählige Male wiederholt abgeſungen wurden, in welchen Geſang Groß und Klein in der ſchreienden, hellſtimmigen Weiſe unſerer Kindergeſänge einfiel:

O Santa Maria,
Madre di Dia,
Prega per noi peccatori
Adesso e al ora
Della nostra morte!

Es war ein köſtliches Genrebild, wie ſie da alle, Treppenſtufen füllend, Groß und Klein, durcheinander ſaßen, die Vorſängerin oben an, der Hausvater in der Thüre lehnend, die jüngſten Kinder im eifrigſten Singen mit dem Kätzchen ſpielend, die älteren Mädchen aus der Andacht oft plötzlich mit dem heiterſten Geſichte zu mir aufblickend. Durch die offenen Wölbungen der kleinen Halle, deren Inneres einer Kapelle glich, floß das Licht des vollen Mondes, duftelen die Orangen- und Citronenbäume im Abendwinde, der zuweilen die bunten Laternchen vor dem Bilde der Gnadenmutter leiſe hin und herſchwanken ließ. Das ſtets ſich Wiederholende der Reſponſorien, von dem Geſangrefrain: O bella Maria! o caro mio Gesù! unterbrochen, das Eintönige der Gebete hatte etwas in den Schlaf Wiegendes, wie das Plätſchern einer Fontaine, oder wie fernes Bienengeſumme am Sommernachmittage, und bald lagen die Kleinen in Schlaf gewiegt auf den Treppenſtufen, während der Säugling an der Bruſt der Mutter ſchlief. Die lateiniſchen Gebete

verſtandlos mit barbariſcher Ausſprache hergeſagt oder geſungen hatten etwas Fascinirendes, das wie Zauberei und Beſchwörung klang. Das Ganze dauerte ziemlich eine Stunde, dann brannten die Kinder ein Spielfeuerwerk zu Ehren der Madonna ab, ganz wie bei einem großen Kirchenfeſte. Und nun das Beſte zum Schluſſe: heute Nachmittag ſtürzt die ganze Familie mit lautem Jubelgeſchrei zu mir herauf: una lettera pel Signore! una lettera. Richtig! der Marinar bringt das langerſehnte Briefpaket von Meuricoffre, welches ſchon einmal vergebens den Weg nach Sorrent gemacht hatte. Das Mirakel iſt geſchehen, die Familie entzückt und die Madonna wird dafür heute Abend einen neuen Roſario dargebracht erhalten, wozu ich eine Kerze ſpende. Nun ſage mir Eins, man ſoll kein Wunder glauben.

Den 18. Auguſt.

Taſſos Geburtshaus iſt jetzt ein prächtiger Gaſthof. Unfern davon liegt ein anderer, die Syrene genannt, und neben dieſer bezeichnenden Nachbarſchaft erhebt ſich das ſtolzprangende Kloſter der Jeſuiten gelbſchimmernd auf der Felſenhöhe am Meere. Als ich heute Abend mit dem Michelet (du prêtre, de la femme et de la famille) in der Hand auf der Steinterraſſe vor demſelben ſaß, zogen ein Dutzend ſeiner Bewohner, meiſt jugendliche Geſtalten mit feinen, blaſſen Geſichtern unter den breiten, ſchwarzen Hüten, die Arme in ihre weiten, ſchwarzen Roben gewickelt, an mir vorüber, Paarweiſe, doch ohne mit einander zu ſprechen, obſchon ſie die Lippen bewegten. Es waren Gebetübungen, die ſie in ſich hineinmurmelten, als hätten ſie gebandet, welch ein Zauberbuch zur Beſchwörung dieſes finſteren Nachtſpuks der Foreſtiere in ſeiner Hand hielt. Wenn man in Italien lebt, und die ungeheuren Anſtrengungen, die unglaubliche Fülle der Mittel, die Macht und den Einfluß dieſer Jünger Loyola's unverhüllt zu ſchauen Gelegenheit

hat, ſo begreift man die Wichtigkeit der franzöſiſchen Kämpfe und den Werth einer ſolchen Schrift, deren Lectüre mich in dieſen Tagen lebhaft beſchäftigt hat. Die Jeſuiten und ihr Schickſal ſind der politiſche Barometer für Neapels Geſchichte. Unter Karl I., oder vielmehr unter ſeinem Miniſter Tanucci, der den Staat aus der Knechtſchaft der Kirche zu emanzipiren ſtrebte, wurden ſie zuerſt in ihren Vorrechten beſchränkt (1741); dann ein Vierteljahrhundert ſpäter aus dem Reiche gejagt. Portugal, Spanien und England waren vorangegangen, Neapel folgte. Die Maßregeln waren ſo gut getroffen, daß in einer einzigen Nacht, vom 3. zum 4. November 1767, alle Klöſter und Kollegien im Umfange des ganzen Reiches von Militair beſetzt, und der geſammte Orden, ſelbſt die Schüler und dienenden Brüder, auf bereitgehaltene Schiffe gebracht und nach Terracina im Kirchenſtaate geführt wurden. Die Geſellſchaft Jeſu ward im Reiche beider Sizilien durch königliches Edikt für ewig aufgehoben erklärt, ihr Vermögen konfiscirt und ihre Güter eingezogen. „Dieſe Vertreibung," ſagt Coletta, „erregte Trauer bei allen Heuchlern und Schelmen, Freude bei allen Einſichtsvollen, Gleichgültigkeit bei der Maſſe und Jubel bei der übrigen, längſt auf die Jeſuiten neidiſchen Geiſtlichkeit*)." Mit einem Theile des gewonnenen Geldes wurden öffentliche Schulen gegründet, Freiſchulen für die Armen, Waiſenanſtalten, Handwerksſchulen und Arbeitshäuſer errichtet, und andere nützliche und wohlthätige Einrichtungen begründet. Dennoch war es den Vertriebenen gelungen, große Summen und viele Koſtbarkeiten zu retten. Nach der kurzen Revolution von 1799 ſtellte Ferdinand die vertriebenen Bundesgenoſſen des Despotismus wieder her**), und Pius VII. beſtätigte in einem Breve („per secondare i desiderii di S. M. Fernando") ihre Klöſter und Kollegien. Unter der franzöſiſchen Regierung konnten

*) Storia del reame di Napoli I., S. 87—89 der Pariſer Ausgabe.
**) Coletta a. a. O. I., S. 278 ff.

ſie nicht aufkommen; und ihre vollſtändige Reſtitution geſchah erſt im Jahre 1821, als der meineidige Ferdinand nach Unterdrückung der konſtitutionellen Bewegung in ſein Reich zurückkehrte. Seine erſte Handlung war, daß er den Jeſuiten alle ihre alten Sitze, Güter und Reichthümer wiedergab, und den Unterricht wieder in ihre und des Klerus Hände legte. Jetzt ſind beide wieder allmächtig in Neapel. Der König iſt ganz in den Händen ſeines Beichtvaters, der ihm täglich Beichte hört. Was ich von gutunterrichteten Leuten über die Zuſtände der inneren Verwaltung Neapels erfuhr, iſt troſtlos. Betrug und Beſtechlichkeit gehen durch alle Zweige bis zu den höchſten Stellen. Die Subalternen ſind ohnehin durch ganz erbärmliche Beſoldung ſämmtlich auf dergleichen angewieſen. Einmal ward dem Könige denunzirt, daß der Director der großen Waiſenanſtalt die Kinder faſt verhungern laſſe. Er überzeugte ſich und jagte den Spitzbuben fort. Allein dieſer wußte mit großen Opfern den Beichtvater des Königs zu gewinnen, der dem letzteren die Zerknirſchung des Begnadeten ſo wirkſam ſchilderte, daß bald darauf die Wiedereinſetzung des Betrügers erfolgte, der jetzt ſeine Sache eben ſo ſchamlos weiter fortſetzte. Auf demſelben Wege iſt es neulich gelungen, den Beichtvater der Königin zu ſtürzen, der auf ihren Befehl derſelben wahrheitgemäß grobe Mißbräuche berichtet hatte, welche in einer wohlthätigen Anſtalt herrſchten, deren Beſchützerin die Königin iſt. Den Jammer und die Gräuel der Findelhäuſer, aus dem ſich jedermann ein Kind holen kann, hat neulich ein junger Neapolitaner in einem Romane geſchildert. Aber dieſer wurde ſofort konfiscirt, und der Verfaſſer ſchmachtet im Gefängniſſe. Das Schulweſen iſt im allerkläglichſten Zuſtande, doch das iſt ein Gegenſtand, über den ich ſpäter im Zuſammenhange berichten will. Die goldene Zeit des Unterrichtsweſens in Neapel war unter der Regierung Tanucci's in den ſiebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo Staatsmänner wie Caracciolo, Palmieri, de Gennaro Galliani, und Gelehrte wie Filangieri,

Pagano Galanti, Conforti und Antonio Genovesi im Sinne der Bildung und Aufklärung wirkten. Es ist Thatsache, daß Neapel gegenwärtig in diesem Bezuge weit hinter jener Zeit zurücksteht. Die Vertreibung der Jesuiten gab den Reformatoren die Mittel zu ihrer Wirksamkeit. In allen Gemeinden wurden Volksschulen errichtet, in jeder Provinz eine Erziehungsanstalt für die Vornehmeren, deren Lectionsplan unter zwölf Vorlesungen nur zwei für Religion, alle übrigen für Sprachen und Wissenschaften festsetzte. In allen größeren und kleineren Städten wurden ähnliche Anstalten gegründet. Der Unterricht war öffentlich. Die Professoren mußten ein Staatsexamen bestehen. Die Bischöfe wurden auf die Direktion ihrer geistlichen Seminarien unter Oberaufsicht des Staats beschränkt, und ihnen jeder Einfluß auf den öffentlichen Unterricht entzogen, versuchte Eingriffe streng zurückgewiesen. Ein Bischof denunzirte einmal beim Ministerium mehrere Professoren wegen nicht gehöriger Beobachtung der Vorschriften des katholischen Glaubens. Er erhielt zur Antwort: für die Lehrer an öffentlichen Schulen sei im Betreff der Religion das einzige Erforderniß, daß sie Christen seien. Ein anderer Bischof verlangte die Schließung mehrerer Lehrstühle in seiner Diözese, weil sie ohne seine Erlaubniß und gegen gewisse päpstliche Bullen erlassen seien. Der König, d. h. sein Minister Tanucci erwiederte: die bischöfliche Erlaubniß sei unnöthig, die Forderung strafbar, und kassirte für immer die Bullen, auf welche sich der Bischof berufen hatte. So begegnete man damals den Uebergriffen der Hierarchie in Italien *)! Die Universität von Neapel, eine Stiftung Friedrich II., welche unter der Wirthschaft der Vizekönige fast völlig zu Grunde gegangen war, blühte unter Tanucci neu empor, und bildete bald einen Mittelpunkt aller Intelligenz des Jahrhunderts. Die Professoren wurden besser besoldet und höher

*) Colletta, storia del reame di Napoli T. I., S. 93—95.

geſtellt, die unnützen pfäffiſchen Lehrſtühle aufgehoben und ſieben neue im Sinne der Aufklärung gegründet, für Beredſamkeit, Kritik der vaterländiſchen Geſchichte, Ackerbau, Architektur, Feldmeßkunſt, Naturgeſchichte und Mechanik. Der Univerſität ward das Jeſuitenconventgebäude il Salvatore zu Neapel überwieſen, woſelbſt auch die Akademien der Malerei, Bildhauerkunſt und Architektur, ſowie die öffentlichen Bibliotheken und Kunſtſammlungen, ein zoologiſches Muſeum, ein botaniſcher Garten, ein chemiſches Laboratorium, eine Sternwarte, ein anatomiſches Theater, meiſt lauter neue oder doch völlig umgeſtaltete Inſtitute ihren Sitz fanden. Man muß geſtehen, daß die damals herrſchende Richtung in ihrem Sinne große Thätigkeit entwickelte. Auch die Akademie der Wiſſenſchaften ward in dieſem Sinne umgeſtaltet, und an die Stelle eitlen Pomps trat die praktiſche Richtung auf die Volkswohlfahrt. Coletta zählt eine ganze Reihe berühmter Namen auf, welche damals an dieſen Schulen und Akademien wirkten oder aus ihnen hervorgingen. Ein Maria Pagano lehrte Staatskunde an der Univerſität, und unterſchied zwiſchen Rechten der Unterthanen und des Herrſchers, und Filangieri ſchrieb ſein berühmtes Buch über Geſetzgebung, welches funfzehn Jahre ſpäter durch Henkershand verbrannt wurde. Die Ungunſt des Geſchicks gönnte dieſen Beſtrebungen nicht die Zeit, im Volke Wurzel zu faſſen, und nur zu bald kamen Zeiten, wo, was damals Verdienſt war, in den Augen der Herrſcher todeswürdiges Verbrechen wurde. Die Furcht vor der franzöſiſchen Revolution, der kurze republikaniſche Aufſtand in Neapel ſelbſt führte Verfolgung aller Wiſſenſchaft und Bildung, und Auflöſung faſt aller Anſtalten für Volksunterricht und Aufklärung durch die deſpotiſche Reaktion herbei. Erſt Joſeph Napoleons kurze Regierung (1806) verſuchte jene Anſtalten wieder ins Leben zu rufen und zu verbeſſern. So ward z. B. aller Unterſchied der öffentlichen Unterrichtsanſtalten nach Stand und Rang aufgehoben. Vieles Gute blieb jedoch auf dem Papiere, da der unruhige Zuſtand des Reichs

die Ausführung hinderte. Diese erfolgte erfolgte erst unter Murats Regierung. Coletta, der strenge Beurtheiler dieses Herrschers, der keine seiner Schwächen verschweigt, sagt doch von ihm, daß er fast als der Begründer des öffentlichen Unterrichts in seinem Reiche angesehen werden könne. Was später geschah, ist bekannt. Seit 1821 ist das ganze Unterrichtswesen wieder in den Händen der Pfaffen, und damit thatsächlich um achtzig Jahre zurückgeschroben.

Sorrent, 20. August.

Ein neapolitanisches Schulbuch.

In Sorrent ist für die älteren Schüler der Gemeindeschule der eigentlichen Stadt als Schulbuch im Gebrauch ein sogenanntes: Compendio di tutte le scienze ad uso de' fanciulli, welches, wie der Titel sagt, eine Uebersetzung des bekannten französischen Schulbuchs des Signore Formey*) ist. Das Buch enthält in zehn Kapiteln auf etwa dritthalb hundert groß gedruckten Seiten ein buntes Allerhand aus der biblischen Historie, Naturgeschichte, Physik, Himmelskunde, Geographie, Geschichte (die auf drei Seiten abgefertigt ist), Mythologie, Mathematik u. s. f. und giebt in Form von Fragen und Antworten über tausend und ein Dinge und Begriffe Definitionen wie folgende über die Metaphysik: Che cosa è la Metafisica? Antwort: Una scienza all di sopra della fisica, und dazu weiter: La Metafisica ha per oggetto la contemplazione di *Dio* degli *Angioli*, e delle cose spirituali, di cui non giudica, se non in astratto, ed indipendemente dalle cose materiali etc.

Am ausführlichsten sind zwei Dinge behandelt. Zuerst die Heraldik und Kunde der verschiedenen europäischen Orden.

---

*) Abrégé des Lontes les sciences. Berlin 1791.

Der rothe Adlerorden, dieser wahrhafte röthe Magister ubique unter den europäischen Orden, fehlt hier freilich durch eine gröbliche Nachlässigkeit, aber er kann sich damit trösten, daß er mit dem Orden der Ehrenlegion gleich behandelt ist, der auch nicht bei den französischen Orden genannt wird. Das zweite Hauptstück dieses Schulbuchs ist die Wissenschaft von den Staaten und regierenden Häuptern Europa's. Von diesem Abschnitte will ich etwas berichten, was für die Sorgfalt, mit der hier zu Lande solche Bücher redigirt werden, bezeichnend ist. Die italienische Bearbeitung des Formeyschen Buchs führt die Jahreszahl 1839 und nennt sich eine neue, verbesserte, berichtigte und vermehrte Ausgabe (edizione *nuova*, migliorata, corretta, ed accresciutta sull' originale francese del Sig. *Formey*. Sie ist also vor etwa sieben Jahren in Neapel in der Druckerei des Signor Giovanni Carozza erschienen.

Wie ich nun eines schönen Tages, zur Zeit der Siesta, in diesem Handbuche alles Wissenswürdigsten im Himmel und auf Erden umherblättere, um die Minuten zwischen dem Hinträumen und dem wirklichen Einschlafen auf eine, für die Bereicherung meiner heraldischen und genealogischen Kenntnisse ersprießliche Weise nützlich auszufüllen, gerathe ich, von magischer Sympathie geleitet, auf den Artikel Deutschland. Erst in der Fremde lernt man die Heimath, erst im Auslande das Vaterland schätzen. Und so war mir es denn ordentlich als ein Freundesgruß aus der Ferne, als mir die Altmutter Germania so im italienischen Schulbuchsgewande entgegentrat. Ich war schon einer guten Siesta gewiß; aber — ach! trügerisch sind der Sterblichen Hoffnungen! Deutschland kostete mich heute in der Fremde nicht weniger als meinen Nachmittagsschlaf. Und was das sagen will, weiß nur der, welcher einen Sciroccotag auf dem grünen Felsen von Sorrento, einen ächten, weißgrauen, nebeldünstigen Sciroccotag mit vorhergegangener halbschlafloser Nacht, ohne Siesta, verlebt hat. Ich mußte nämlich bei der Lektüre des gedachten Abschnittes gleich von vorn herein so

laut und herzlich auflachen, daß sich zwar nicht die Schlaflust, wohl aber aller Schlaf gänzlich aus den Augen verlor.

Der Studiosus in Auerbachs Keller fragt singend:

Das liebe heil'ge röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen!

Die neapolitanischen Schuldbehörden sind diese Tausendkünstler. Für das neapolitanische Volk nämlich lebt das heil'ge römische Reich deutscher Nation, das man angeblich vor vierzig Jahren zu Grabe getragen hat, noch bis auf diesen Tag ruhig und unangefochten fort. Das neapolitanische Volksbewußtsein verneint einfach die Geschichte dieser letzten vierzig Jahre. Seine Lehrer lassen das liebe heil'ge römische Reich nicht sterben. Auf die Frage des Schülers: „Was giebt's zu merken in Bezug auf Deutschland?" antwortet im Jahre 1839 der Lehrer noch wie vor funfzig Jahren: „Zwei Dinge: erstens, daß es in neun Kreise getheilt ist, und zweitens, daß sich in demselben eine große Anzahl freier und Reichsstädte findet." — Nürnberg, Augsburg, Regensburg sind noch immer solche freie und Reichsstädte; „und alle die Wähler, die Sieben," nicht die Göttinger, sondern die sieben Kurfürsten sind noch immer Vasallen und Lehnsmänner von Kaiser und Reich (S. 80—81). Der Kaiser ist noch immer, zwar nicht der Souverain, aber doch das Haupt der deutschen Fürsten, und diese haben vor ihm nach wie vor den höchsten Respekt (summo riguardo) und behandeln ihn in so ehrerbietigen Ausdrücken, als wenn er ihr Souverain wäre. Noch immer muß der Kaiser die Konstitution und die kaiserliche Kapitulation beschwören. Noch immer ist in Regensburg der Reichstag — „und die Angelegenheiten werden dort nach Stimmenmehrheit entschieden." Noch immer werden die Kaiser zu Frankfurt am Main gekrönt — und auf die Frage: „wer ist jetzt (1839) der regierende Kaiser (Chi è l'imperatore regnante?)" — erwiedert das Compendio di tutte le scienze noch immer: Francesco I. nato il 12. Febbraio 1768, eletto e coro-

nato agli 11. di Agosto del 1804 und zählt alsdann seine Frauen und seine Staaten auf.

Wie ehrwürdig ist diese Stabilität, dieser Konservatismus, selbst über Tod und Grab hinaus! Welch ein schöner Lohn für das thatenvolle Leben des guten Kaisers Franz, so im Bewußtsein der ganzen Jugend des Königreichs Neapel unsterblich nach dem Tode fortzuleben!

Wie freute ich mich nun auch bei der Besprechung der einzelnen Staaten, d. h. Fürstenhäuser Deutschlands diesen Verjüngungsprozeß angewendet, und so z. B. in Hessen-Kassel noch den wackeren alten, durch Immermanns prächtige Geschichte von den sieben kurhessischen Zöpfen unsterblichen Kurfürsten als Regenten lebend wieder zu finden, und mit ihm so manches gute Alte, in Deutschland längst begrabene, wieder aufleben zu sehen!

Aber in dieser endlichen, mangelhaften Welt ist nichts vollendet, selbst die Dummheit nicht. Ich fand in dem speziellen Theile von Deutschland leider hier und da die gröblichsten Inconsequenzen im Verhältnisse zu dem so eben beleuchteten allgemeinen Theile. Zwar war auch hier das »jetzt« im Texte nicht immer in strenger Uebereinstimmung mit der Titeljahreszahl 1839 eingehalten, sondern bald (z. B. S. 116) durch 1823, bald durch eine andere Zahl erklärt. Aber das Herzogthum Wittemberg hatte sich doch schon in ein Königreich Würtemberg verwandelt, die Kurfürsten waren überhaupt bis auf einen verschwunden, nicht nur die weltlichen, sondern auch die geistlichen, die alle im allgemeinen Theile (S. 81) noch lebten, so wie mit ihnen die souverainen und reichsunmittelbaren Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte. Indessen wer weiß? Vielleicht verhilft auch diesen Würdigen die nächste neue Ausgabe von Deutschland, welche von unsern ultramontanen Freunden bereitet wird, bald zu einem fröhlichen Auferständniß.

Mit meiner Siesta war es doch einmal vorbei. Ich blätterte also statt Schlafens noch etwas weiter im Buche herum. In dem

Abschnitte „von der Geschichte“ fand ich unter andern die ziemlich naseweise, und in manchem deutschen Staate ohne Zweifel völlig unerlaubte Schülerfrage: Ob die Alleinherrscher auch alle ein und dieselbe Machtvollkommenheit haben?

Was würde ein Geschichts-Gymnasiallehrer des Ministeriums Eichhorn auf eine solche verfängliche, ungehörige, aufregende, politische Frage anders erwiedern — wenn er etwas darauf erwiederte und nicht vielmehr den fragenden jungen „Corrosiven“ einfach ins Karzer schickte — als ein seufzendes: „Leider! nein; denn in den meisten civilisirten Ländern der Erde (würde er, an die nächste Gratificationsvertheilung denkend, mit einem zweiten Seufzer hinzusetzen) außer in Rußland, Oesterreich und der Türkei ist die göttliche, unumschränkte Majestät der Herrscher durch den Zeitgeist sehr beschränkt worden, und nur in unserem glücklichen Vaterlande, dem Lande der Intelligenz und der wahren Freiheit u. s. w. u. s. w.“

Wie weit unbefangener benimmt sich dagegen der Italiener. „Signor nò!“ erwiedert er einfach. „Die einen sind despotische, d. h. sie machen was sie wollen (fanno che vogliono) und sind absolute Herren über Leib, Gut und Leben ihrer Unterthanen, mit einem Worte (als wenn er noch nicht klar und bündig genug gesprochen hätte, der wackere Mann!) sie haben keine andere Richtschnur ihrer Aufführung als ihren Willen. Die anderen haben eine Autorität, welche durch Gesetze beschränkt ist.“ — Ist das nicht ehrlich gesprochen! Für diesen einen Zug von Ehrlichkeit möchte man dem Buche gleich Absolution für alle seine anderen Sünden ertheilen.

Aber das Beste kommt noch. Der Schüler will wissen: wer denn in der Welt die unumschränkten Herrscher (i sovrani despotici) sind? Darauf wird ihm die Antwort: „der türkische Kaiser und überhaupt alle Potentaten in Asien und Afrika, in Europa aber giebt's nur zwei, die sind: der Kaiser von Rußland und — der König von Dänemark!“ — Und nun komme mir noch einer

und ſtrafe die Politiker Lügen, welche neuerdings ſo viel von den Sympathien Rußlands für Dänemark und vice versa geſprochen. Sollen ſich nicht die beiden einzigen Träger der abſoluten Gewalt, dieſe zwei letzten Mohikaner des governo despotico auf Erden einander lieben! Wer ſollte es denn thun, wenn ſie ſelbſt es nicht thäten! — Und was wird Preußen dazu ſagen, daß man es aus der Reihe der unumſchränkt regierten Staaten ausgeſtrichen hat! — Zum Schluß des Artikels erreicht die Kühnheit, ja Verwegenheit des fragenden Discipels den höchſten, ſchwindelnden Gipfel. Er fragt ſogar: Quad è la miglior forma di governo? — „Welches iſt die beſte Regierungsform?“ Aber der edle Freimuth des antwortenden Neapolitaners iſt faſt noch größer als die Kühnheit des Fragenden. Dieſe Antwort lautet nämlich wörtlich: Questa quistione non è ancora decisa; ma si puo dire con fondamento, che il Governo Monarchico *sarebbe* il migliore, *se i monarchi fossero sempre tali, quali dorrebbero essere* (d. h. „dieſe Frage iſt bis jetzt noch nicht entſchieden. Aber man kann mit Grund behaupten, daß die monarchiſche Regierungsform die beſte ſein würde, wenn die Monarchen immer ſo beſchaffen wären, wie ſie ſein ſollten“).

„Auf wen geht dieſe Anzüglichkeit?“ würde man in Deutſchland gleich von dreißig und mehr Seiten fragen, und der Antwortgeber würde ſich nach eben ſo vielen Seiten hin zu diskulpiren haben. Glücklicherweiſe aber iſt das Buch in dem freiſinnigen Neapel gedruckt und deshalb bisher unverboten geblieben. Ob das ſo bleiben wird, wenn die Sache aus- und über die Alpen kommt, — that is the question!

Doch ich verlaſſe jetzt die hiſtoriſch-politiſchen Blätter der neapolitaniſchen Schulencyklopädie und wende mich zu einigen anderen Kurioſitäten, welche mir beim Umherblättern in die Hände gefallen ſind. Zunächſt war mir darum zu thun, zu erfahren, auf welche Weiſe ſich die neapolitaniſche Schulwiſſenſchaft wohl bei

gewissen Materien benehmen möchte, wo es galt: die Resultate der Naturforschung mit gewissen Behauptungen der Kirche „zu vermitteln.“ Wie wird es z. B., dachte ich, der geistliche Schulunterricht anfangen, wenn es dem Schüler einfällt, zu fragen, ob die Sonne um die Erde geht oder umgekehrt? Das Erstere geradezu zu bejahen, ist heutzutage doch noch viel schwieriger, als das heilige römische Reich deutscher Nation mit seiner Eintheilung in die „zehen Kreis“ wieder ins Leben zu rufen. Der Wissenschaft aber geradezu Recht zu geben gegen die Bibel und die katholische Tradition geht auch nicht an. Ich schlage Seite 69 auf, und richtig! da steht sie, die verhängnißvolle Frage: Il Sole, gira, o sta sempre fisso? (Bewegt sich die Sonne oder steht sie still?) Hier ist kein Ausweg! — Dies „entweder oder“ ist nicht zu umgehen! werden Sie sagen. —

Nicht zu voreilig, lieber Freund! Die Antwort wird uns gleich beschämend beweisen, wie weit ultramontane Klugheit unsere arme Verstandesehrlichkeit übertrifft. Sie, die Antwort nämlich, ist nach beiden Seiten befriedigend. „Das wäre der —!“ Geduld! Urtheilen Sie selbst, hier ist sie: „*Sie sempre creduto che girasse* per che esso fa un corso apparente, ma *ora vi è opinione*, che sta fisso, e che la terra giri intorno il sole.“ (D. h. „Man hat immer *geglaubt*, daß die Sonne sich bewege, weil sie augenscheinlich einen Umlauf macht, aber *jetzt meint man*, daß sie still stehe, und die Erde sich um die Sonne bewege.“)

Also „*jetzt*“ „*meint* man.“ und nicht: vor so und so viel hundert Jahren ist entdeckt und *bewiesen*! Sie sehen, liebster Freund, Galilei ist immer nur erst halb aus dem Kirchenbann.

Ueberhaupt wird der Astronomen und Naturforscher, die beide unter den Namen filosofi zusammengefaßt werden, mit einem gewissen mitleidigen Seitenblicke gedacht. So heißt es z. B. von der „Ansicht,“ daß der Mond ein Weltkörper „mit Meeren, Seen, Flüssen, Bergen u. s. f.“ wie die Erde sei; dergleichen sei die

„verwegene Behauptung (erdltamente si vuole) vieler Leute, welche selbst von den bewohnten Theilen dieser Erde nur sehr wenig wissen (che pochissimo sanno delle parti abitate di questa terra)."

Ja selbst die Bewegung der Erde ist gar nicht so ausgemacht, als wir Andern uns einbilden. Auf die dahin gehende Frage (S. 72) lautet die Antwort ganz nach dem bei der Sonne befolgten Schema, wie folgt: „Sie dreht sich, nach der Ansicht (sentimento) der Mehrzahl der heutigen Astronomen (della maggior parte de' moderni *Astronomi* [dies *Astronomi* ist im Texte mit Kursivschrift gedruckt, um den Gegensatz gegen die anderweitige Behauptung hervorzuheben]), fortwährend um die Sonne." Und bei der Beschreibung der Weise, in welcher diese Bewegung vor sich gehen sollte, wird der Zusatz: secondo i detti filosofi (nach den genannten Philosophen) nicht vergessen.

Also wohlgemerkt, nur die Mehrzahl der heutigen Astronomen, bei Weitem nicht alle diese filosofi stimmen für die Bewegung der Mutter Erde. Es ist also noch immer eine konservative Minorität vorhanden, welche treu an dem alten legitimen Princip der Stabilität festhält. Und Majorität und Minorität sind ja schwankend. Was heute noch die erstere hat, kann vielleicht schon morgen in der zweiten sein.

Was will es gegen diese und dergleichen Dinge besagen, wenn das Deutschland von 1839 noch ein heiliges römisches Reich mit Reichstagen und Kurfürsten und zehn Kreisen ist, wenn Portugal noch „die schöne Provinz Brasilien" besitzt (S. 102), obschon es auf der vorhergehenden Seite schon einen Kaiser von Brasilien giebt; wenn ferner Spanien noch den ganzen mittägigen Theil von Amerika (quasi tutta la parte meridionale dell' America) besitzt, in welchem Peru ihm noch immer seine „reichen Schätze" liefert, und wenn Griechenland, das Königreich Griechenland, noch gar nicht existirt, sondern immer noch unter dem sanften Regiment der Bastonade, unter dem Sultan steht, dessen Macht noch so gut wie

in der Zeit der Sarazenenthürme an den Golfen von Sorrent und Salerno una potenza *formidabile* iſt?

Den 27. Auguſt.

Heute Abend, als ich zum Baden ins Meer fuhr, erzählte mir mein alter Marinar Vincenzo, König Gioachino's blutiges Ende zu Pizzo. Er war dabei geweſen, als der Verräther Trenta capilli, ein Offizier, den Mürat ſelbſt zu Ehren befördert, den Pöbel von Pizzo auf den unglücklichen Mann hetzte, der ſich verzweiflungsvoll ins Meer ſtürzte, um ſchwimmend ſeine Barke zu erreichen. Mit lauter Stimme rief er den Capitain derſelben, Barbara, einem Malteſer, den er ſelbſt früher vom Corſaren zum Fregattenkapitain befördert hatte, an das Ufer zu kommen, aber der fluchwürdige Verräther ſpannte die Segel auf und jagte ins Weite, um Mürat's im Schiffe befindliche Effecten an ſich zu bringen. Trenta capilli mit ſeinen Genoſſen ergriff den Unglücklichen, welcher ſich vergebens abmühte, eine der kleinen Barken vom Ufer loszumachen, ſie riſſen ihm die Juwelen vom Hute und die goldenen Schnüre von der Bruſt, mißhandelten ihn mit Fauſtſchlägen, und ließen ihn tauſendfachen Tod erleiden, ehe die Henker von Neapel das Todesurtheil fällten. Der alte Vincenzo hatte der Hinrichtung beigewohnt. König Gioachino trat in den Hof des Kaſtells mit freiem, heiteren Blick, in der Hand hielt er die Miniaturbildniſſe ſeiner Kinder. Er ließ ſich nicht die Augen verbinden, und rief, als er ſich an den angewieſenen Platz geſtellt hatte, den Soldaten mit lauter Stimme zu: Salvate al viso, mirate al cuore! „Als die Schüſſe knatterten, da fiel er in ſeine Knie, dann auf den linken Arm und wimmerte, denn er war nicht zum Tode getroffen. Da trat ein Sergeant heran, ſetzte ihm das Gewehr an das Ohr und drückte los, da wars zu Ende.“ Seht Eccellenza (hier tauchte

der Alte die Hand ins Wasser zur Bekräftigung seiner Worte), bei Sant Antonin, unserm Schutzpatrone (er zeigte auf dessen Bildniß, das in der Abendsonne über der Marina piccola leuchtete) so war das Ende des braysten Königs. „Bravo Gioachino!“ setzte er mehrmals seufzend hinzu, „er war ein guter König für die povera gente, der uns mehr Dukaten zu buskiere gab, als die andern jetzt Gran.“ In der That hat Murat viel für Neapel gethan. In seiner letzten Stunde sagte er zu dem Kapitain Stratti, dem seine Bewachung anvertraut war: „in Pizzo ist Freude über mein Unglück, und doch, was habe ich den Neapolitanern gethan, um ihren Haß zu verdienen? Ich habe für sie die Früchte einer langen Kriegslaufbahn verausgabt, und hinterlasse meine Familie arm. Alles Freisinnige in ihren Gesetzen ist mein Werk. Ich habe ihrem Heere Ruhm, der Nation Achtung unter den Mächtigen Europa's verschafft!“ Ich finde überall, daß das arme Volk eine Ahnung von dem Guten jener Zeit behalten hat, die durch all den Nebeldunst des Hasses, den seine Priester und Tyrannen über jene Jahre zu breiten versucht haben, doch immer wieder durchbricht. Wie man sonst auch urtheilen mag, das wird man dem Geschichtsschreiber Neapels einräumen müssen, daß die zehnjährige Regierung der französischen Könige für Neapel eine Zeit der Krisis gewesen ist, deren Folgen für die endliche Erhebung des Volks zur Humanität und staatlichen Freiheit wohl aufgehoben, aber nicht mehr unterdrückt werden können.

Den 28. August.

In diesen Tagen haben wir mehrere starke Gewitter gehabt, die sonst verhältnißmäßig im Sommer hier seltener sind als im Winter. Heute früh weckte mich ein schmetterndes Donnerwetter. Der ganze Himmel stand in Flammen. Es sah furchtbar aus,

wie sich dann das schwarze, graue Wolkenlaken mit dichten, dicken Regenstrahlen ins Meer hinabsenkte, und ein Paar Schiffe, die eben noch sturmgetrieben mit vollbauschigen Segeln dem Hafen von Castellamare zujagten, in finsterer Regennacht begrub, welche Berg und Meer und Städte mit ihrem undurchdringlichen Schleier bedeckte. Nachmittags war aber das Meer wieder so ruhig „come l'olio," wie mein alter Vincenzo es ausdrückte. Von dem Unwetter der Nacht haben meine Hausgenossen sehr zu leiden gehabt. Schon gestern vertrauten mir die älteren Schwestern, daß sie auf die Nacht eine Wallfahrt über das Gebirge zu einer kleinen Kirche der Madonna del Liberatore, noch hinter Massa, machen müßten, und zwar drei Stunden weit in bloßen Strümpfen, wie sie es der Madonna bei der Krankheit ihres Bruders Checco gelobt. Die Mutter hat sie begleitet, und einige andere Freundinnen haben dieselbe Bußwallfahrt im gräulichen Nachtunwetter über die halsbrechenden Gebirgspfade mit Laternen gemacht. Heute liegt nun die Mutter krank in Folge der Anstrengung, und sie können neue Gelübde thun. Als ich gestern verwundert fragte: »aber warum in Strümpfen und bei solchem Unwetter? Die Madonna ist ja so gut, was hat sie davon, daß ihr euch krank macht?« sahen sie mich alle starr an. Sie hatten mich so wenig verstanden, als wenn ich deutsch gesprochen hätte, und es war, als stiegen ihnen zum ersten Male Zweifel an meinem Christenthume auf.

Neben uns an, im Hause des Speziale (Apothekers) Don Gasparro, ist dessen jüngerer Bruder Raffaello in eine der Töchter unseres Hauses, die schwarzbraune Rosina, verliebt. Davon habe ich nun den Vortheil. Denn Raffaello, der ein Meister auf der Guitarre ist und eine vortreffliche Stimme hat, singt allabendlich auf seiner weinumschatteten Loggia, welche nahe an unsere stößt, die schönsten neapolitanischen Volkslieder. Zuweilen ist noch ein zweiter bei ihm, und dann spielen und singen sie die prächtigsten Duo's, daß es ein Entzücken ist zu hören. Dabei spinnt sich unter

meinen Augen ein vollständiger kleiner Roman ab, in welchen ich durch die darin Verwickelten bereits eingeweiht bin. Die Mutter will von dem Liebeshandel, der nun schon drei Jahre währt, nichts wissen, denn Raffaello ist ihr zu jung, hat keine Aussichten und ist auch leider nicht ganz zuverlässig. Da hat nun die arme Rosina einen bösen Stand. Die Häuser sind so nahe, daß man sich aus den Fenstern die Hände reichen und von einem Astrico auf den andern herüber und hinüber gehen kann, und doch soll sie ihn meiden, ihn nicht sehen, nicht sprechen. Dabei halten einige der Schwestern gegen sie mit der Mutter, und machen die Spione. So diene ich denn als Aushilfsmittel, indem ich sie öfters zu mir hinaufzitire, um mir von ihr Lieder und Singweisen diktiren und vorsingen zu lassen, und sie dabei laut genug rufe, daß Raffaello es hören und auf die nahe Loggia kommen kann. Um die Sache zu vervollständigen, ist auch ein von Rosina minder begünstigter, aber von den Eltern dafür desto besser aufgenommener Liebhaber in der Person des jungen Tischler Cicillo vorhanden, und hat kürzlich sehr stark merken lassen, daß der begünstigte Raffaello nichts weniger als ein treuer Liebhaber sei, sondern nebenher noch der Cameriera einer in der nahen Villa Ruggieri wohnenden neapolitanischen Principessa den Hof mache. Rosina ist darüber Feuer und Flamme, und hat dem Raffaello neulich die heftigsten Vorwürfe gemacht, der indessen alles ableugnet und für schändliche Verläumdung erklärt. Aber er hat zu viel Schelmenverschmitztheit in seinem schwarzlockigen Gesichte, als daß ihm ganz zu trauen wäre, und Rosina selbst hat mir gestanden, daß er ihr früher allerdings schon ähnlichen Kummer bereitet habe. „Wenn es aber diesmal wieder wahr ist, so ist es aus mit uns beiden," setzte sie dann entschlossen hinzu.

Den 31. August.

Und so ist es gekommen. Heute Nachmittag stürzte Rosina zu mir herauf, ein Briefzettelchen in der Hand, und bittet mich, ihr den Brief zu lesen. Ich, halb arglos, halb Böses ahnend, erfülle ihren Wunsch. Das Billet war ein Liebesbrief in aller Form, anhebend mit bitteren Klagen, daß der amato seit der Abreise der Schreiberin von Sorrent noch nicht geschrieben, und endend mit mehr Liebesworten als nöthig waren, um eine Nebenbuhlerin, auch wenn sie zufällig kein neapolitanisch Blut in ihren Adern hätte, zur Leidenschaft zu bringen. „Aber was bedeutet das?“ — Was das bedeutet! Daß Raffaello ein Schelm ist, ein zehnfacher, der so viel Lügen spricht quante minute ha l'eternita (als die Ewigkeit Minuten hat), erwiederte mir Rosina weinend. Endlich erfuhr ich den Hergang. Eine gerechte Nemesis hatte der Betrogenen diesen schriftlichen Beweis von der Falschheit ihres Don Juan in die Hände gespielt, und zwar in dem für ihn ungünstigsten und gefährlichsten Augenblicke. Denn eben gestern hatte sich Cicillo bei Rosinens Eltern geradezu als Werber um die Hand der Tochter gemeldet, da auch ihm die bekannt gewordene Treulosigkeit seines glücklicheren Nebenbuhlers Muth gemacht hatte, seine treue Liebe jetzt von Neuem auszusprechen. Dies Alles erzählte mir das Mädchen mit leidenschaftlicher Umständlichkeit. Im Sinne deutscher Blaustrumpfromantik müßte sie nun freilich den Treulosen erst recht lieben, denn dort wächst der Regel nach die Liebe der Frauen zu den Männern in dem Verhältnisse, wie die Schuftigkeit der letzteren zunimmt. Oder aber sie müßte an Gift und Dolch denken, welche bei unsern Fabrikanten italienischer Liebesromane an der Tagesordnung sind. Aber o schnöde Wirklichkeit und prosaische Vernünftigkeit! Nichts von alle dem kann ich berichten. Rosina hatte ihren Entschluß anders gefaßt. Sie hatte nämlich ihren Ungetreuen auf die Loggia berufen, ihm seine Untreue vorgehalten,

und da er auch jetzt noch zu leugnen versuchte, ihn dadurch, daß sie ihm den Inhalt des Briefes aus dem Kopfe hersagte, zu einem beschämenden Geständnisse seiner Schlechtigkeit und zu einem verzweifelten Versuche gebracht, aufs Neue ihre Verzeihung sich zu erflehen. Das Gespräch, dem ich auf ihre Bitte von meinem Zimmer aus als ungesehener Zeuge beiwohnte, endete damit, daß sie ihm sagte: „ich habe Dir Alles vergeben, was Du mir das da und da (folgte ein starkes Sündenregister) Leides gethan, allen Kummer und Verdruß, den Du mir bei der Mutter bereitet, aber daß Du auch noch leugnetest, als ich den Brief in Händen hatte, den ich in der Weste gefunden, die Du mir gestern zum Ausbessern übergabst, das macht den Schluß. Gehe hin und nimm Deine neapolitanische Cameriera! mit uns ist es aus. Cicillo hat ehrlich um mich gefreit bei Vater und Mutter, was Du noch nicht gethan, und ich habe mein Wort gegeben.“ Damit wandte sie ihm den Rücken. Am Sonntag Abend soll Verlobung sein. —

Raffaello hat sich in den folgenden Tagen weder sehen noch hören lassen. Freund Hettner und ich haben Abends seine Lieder und sein Guitarrenspiel sehr vermißt. Schaam, Reue und Verdruß haben ihn krank gemacht, und die gute Rosina ist dabei nicht unempfindlich. Sie kann ihn noch immer nicht vergessen; das beweis't, daß sie mir täglich die Geschichte seines Wankelmuths und seiner Untreue wiederholt, und dann mit Thränen hinzusetzt: „er hat es so gewollt per la sua birberia. Und da ich doch sehen mußte, daß ers nicht ehrlich meinte, so war es doch besser, daß ich ihn als daß er mich ließ. Denn das hätte mich zu Tode gekränkt!“ Im Hause ist nun Alles glücklich: Vater, Mutter, Geschwister und Sippen. Nur die älteste Schwester Teresina ist noch trauriger geworden, und wird nun wohl zum Herbst ins Kloster gehen, deren drei in Sorrent sind: zwei für die Töchter des Adels und der höheren Beamten und Grundbesitzer, beide mit reichen Einkünften, und eins für die Töchter der Armen, das keine Einkünfte hat.

Dieſe Nacht hat Raffaello wieder geſungen. Was ich von den Worten hören konnte, lautete folgendermaßen:

La solitaria notte,
Amica degli amanti
In queste amare piante
Lasci mi a me s'loca.

Ti voglio ben assai
Tu sol' mi fai morire
E quanto per te penai
Sol il mio cor' lo sà.

Pace trovar non posso,
Aspre le mie ferite.
O Dio l'istessa vita
La morte piacer misa.

O che non fosse nato!
Natura, che facesti?
Perche mi prote gesti?
Lasci me a me s'locà! —

Sorrent, den 3. September.

So eben bin ich mit Dr. Windſcheid von einer Tour nach Pompeji zurückgekehrt. Macht es die an dieſem Tage außerordentliche, in dem ſchattenloſen Keſſel der aufgegrabenen Todtenſtadt noch ſehr geſteigerte Hitze, oder der überwältigende und betäubende Eindruck dieſer Welt — ich fühle mich außer Stande, das Bild derſelben zu fixiren. Es iſt nicht die Großartigkeit, welche ſo überwältigend wirkt; denn Pompeji mit ſeinen dreißig bis vierzig Tauſend Einwohnern war doch immer nur eine Provinzialſtadt geringern Ranges, und ſeine öffentlichen Gebäude ſind mit römiſcher Majeſtät gar nicht zu vergleichen. Aber dennoch erſtaunte ich über dieſe Fülle von Genuß und Pracht einer ſolchen untergeordneten Stadt, die allein drei Theater, — für Tragödie, Komödie und Fechterſpiele, — und unter dieſen ein Amphitheater beſaß, welches doch faſt die Hälfte des Umfanges des römiſchen Koliſeums erreicht. Und das Alles befindet ſich in einem Fünftheile der Stadt, denn mehr iſt noch nicht aufgegraben. Das Forum iſt wahrhaft impoſant zu nennen, und bei allen Bauten erſcheint auch das geringſte Material durch den Schmuck und die Zierlichkeit künſtleriſcher Behandlung geadelt.

Eine Frage drängte sich mir auf, die ich nirgends beantwortet gefunden: warum man nicht schon im Alterthume, bald nach dem unglückseligen Ereignisse selbst, eine Wiederaufgrabung der nur leicht verschüttetem Stadt veranstaltete. An Händen fehlte es schwerlich, und leichter als jetzt mußte die Arbeit gewiß auch sein; und sich wohl auch der Mühe lohnen. Spuren früherer Nachgrabungen haben sich allerdings gefunden, wie mir ein seit langer Zeit hier lebender Deutscher erzählte, der selbst bei den unter Mürat eifrig betriebenen Aufdeckungen oft zugegen gewesen. Stieß man doch selbst in dem mit eisenharter Lava bedeckten Herkulanum auf eingehauene Gänge, deren als Spuren früherer Nachgrabungsversuche Winckelmann erwähnt. Vorzüglich um der baaren Schätze willen werden die entronnenen Bewohner dergleichen Nachgrabungen angestellt haben, woher es auch erklärlich ist, daß bisher verhältnißmäßig so wenig an edlen Metallen gefunden ist. Doch dieser Umstand kann auch andere Gründe haben, da nirgends so viel gestohlen wird wie bei den pompejanischen Ausgrabungen. Ein Antiquar in Neapel hat einen ganzen Saal von Verkaufsgegenständen dieser Art, wodurch unzähliges Alterthum in alle Welt verzettelt wird. In Pompeji waren namentlich frühzeitige Nachforschungen um so erklärlicher, da die Stadt, obschon achtzehn Fuß hoch mit Asche überschüttet, doch keineswegs ganz spurlos verschwunden war. Sannazar, ein neapolitanischer Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, läßt in seinen Gedichten einen Hirten sagen: man sehe von der verschüttetem Stadt noch Häuser, Thürme, Theater und Tempel (e le torri, e le casè e i teatri e i tempii si poteano *quasi integri* discernere).

Der alte Sünder, der Vesuv, blickte so behaglich, sein Morgenpfeifchen schmauchend, auf die Stätte der Verwüstung, die wir von früh acht Uhr bis gegen Mittag im Schweiße unseres Angesichts durchwanderten. Das Ganze macht überwiegend den Eindruck einer überaus reinlich aufgeräumten Brandstätte, nur daß alle

Spuren des schwärzenden Rauches fehlen. Das Ruinenhafte ist vorherrschend; was die Reisebeschreiber von der Illusion einer antiken Stadt fabeln, aus der zufällig nur die Bewohner ausgewandert, mögen sie selbst verantworten. Nichts macht diesen Eindruck des Unversehrten, ausgenommen die Gräberstraße vor dem herkulanischen Thore. Sind doch alle Häuser dachlos und nirgends ein Plafond, noch weniger Thürme oder sonstiges Holzwerk erhalten. Es stehen eben nur Wände, und selbst an diesen trifft man neben der alten überall die Spuren neuerer Zerstörung in den zahllosen Lücken, aus denen man die Wandgemälde ausgebrochen hat. Diese Beschädigungen machen auf den Beschauer bei weitem den peinlichsten Eindruck. Die Kleinheit der Privatgebäude der alten Städte ist bekannt, doch hat man auch hier übertrieben. Das Haus des Diomedes ist für einen Privatmann ansehnlich genug. Die fehlenden Stockwerke und überhaupt das Nackte der leeren Mauern und Wände trägt dazu bei, den Eindruck des Kleinen und Engen zu verstärken. Ein Zimmerleben und eine Privatgeselligkeit kannten ohnehin die Alten nicht; Forum, Theater, Thermen u. s. w. waren die Räume ihrer öffentlichen Geselligkeit in den Städten. Die Sclaven wohnten großentheils auf dem Lande. Außerhalb des städtischen Lebens waren aber auch die Privatbauten an Villen und Landhäusern bekanntlich umfangreich genug, und es ist ein großer Irrthum: athenische Verhältnisse auf römische und italische zu übertragen, und zu behaupten, daß die großen Privatbauten an Palästen und Schlössern der christlichen Zeit angehören.

Bekanntlich hat man alles, was sich an Schmuck der Häuser, Tempel, Hallen und öffentlichen Plätze fand, Statuen, Vasen, Gemälde, Mosaiken, werthvolle architektonische Verzierungen in das Museum nach Neapel geschafft. Nur sehr wenige Wandgemälde fand ich noch an ihrer alten Stelle, darunter freilich manches, was der Aufbewahrung nicht minder werth gewesen wäre. Aber am meisten ist zu beklagen, daß man jetzt diese unvergleichlichen Reste

alter Kunst, nur aus ihrer Umgebung gerissen, zusammenhanglos dicht nebeneinander gereiht in den Sälen des Museums sehen kann. Genuß und Verständniß würden unglaublich gewonnen haben, wenn es möglich gewesen wäre, sie in den alten Lokalitäten zu belassen, und durch Dächer gegen die Unbilden der Witterung zu sichern. Der Eindruck, den das Wenige, noch an Ort und Stelle befindliche macht, ist mit dem, welchen jene rohe, bilderladenartige Zusammenstellung macht, wo das Auge ruhelos von einem zum andern gerissen wird, gar nicht zu vergleichen. Unter den Wandgemälden, welche im Museo Borbonico aufgespeichert sind, befinden sich z. B. drei Darstellungen aus der Sage von der Medea, welche offenbar eine Art von Cyklus bilden. Sie sind von gleicher Höhe, und waren sicher in ein und demselben Zimmer vereinigt. Es sind drei große Hauptwandbilder und alle drei musterhaft ausgeführt. Zuerst: Medea entfliehend mit Jason, im Begriffe das Meerschiff zu besteigen. Sie führt an der Hand ihren kleinen Bruder Absyrtos, hinter ihr folgt Jason. (Die Antiquare sehen darin eine Chryseis, welche vom Odysseus auf das Schiff geleitet wird; dem widerspricht aber offenbar der Knabe an ihrer Hand.) Das zweite Bild stellt dar: Medea vom Jason tödtlich beleidigt, auf den Rachemord der Kinder sinnend. Die unschuldigen Geschöpfe sitzen fröhlich spielend auf einer Stufe des Palastes, hinter ihnen der Pädagog. Die unselige Mutter zieht langsam das Schwert, welches sie zur Seite verborgen mit der Linken hält. Mit der eigenen Waffe des Gatten will sie ihm sein Liebstes morden. Auf ihrem Gesichte lauert das Entsetzen des nahenden Wahnsinns. Sie gleicht einer mit offenen Augen Nachtwandelnden, und ich mußte unwillkürlich an Lady Macbeth denken. Im dritten Bilde sehen wir Medea nach der That. Sie steht allein! Nichts um sie her lenkt den Blick des Beschauers ab von ihrer Gestalt. In den schlaff herabhängenden, schmerzlich zusammengefalteten Händen hält sie das Werkzeug ihrer gräßlichen That. Diese ist so eben vollbracht. Die Unschuldigen sind ermordet

von den Händen derjenigen, unter derem Herzen sie geruht. Wohin richtet sich der stiere, entsetzliche Blick der Mutter, den sie links hinab zum Boden hin wirft? Liegen dort die Leichen ihrer Kinder? Daß sie der Maler nicht gemalt hat, verstärkt nur den furchtbaren Eindruck.

Die Alten stellen die Werke ihrer Malerei in deren Blütezeit dem Ruhme ihrer Plastik gleich, wenn schon diese als nähere Dienerin des Kultus früher zu selbstständiger Ausbildung gelangte. Homer kennt nur farbigen Anstrich der „rothwangigen Meerschiffe“ und des elfenbeinernen Pferdeschmucks. Die ältesten Anfänge der Malerei sind die korinthischen, basreliefartigen Bemalungen von Gefäßen mit schwarzen, silhouettenartigen Figuren. Aber schon die Zeit der Perserkriege sah die Kunst der Malerei auf der ersten Stufe der Vollendung, Polygnot, der die Halle der Lesche zu Delphi mit seinen Darstellungen der Zerstörung Troja's und der Abfahrt der Griechen schmückte, und Tempel und Heiligthümer zu Athen und andern hellenischen Städten mit seinen Werken zierte, war Kimon's Zeitgenoß und Freund. Durch ihn und seine Mitstrebenden, meist Athener, sehen wir schon die höchste Gattung dieser Kunst, die historische Malerei in großen, figurenreichen Darstellungen historischer Thaten und Begebenheiten aus der Heroenzeit wie aus der nächsten Zeitgeschichte ausgebildet. Apollodor, der erste, „welcher auf die Nüanzen von Licht und Schatten ein tieferes Studium richtete,“ und dabei durch die Fortschritte in der Kunst der malerischen Ausschmückung der Bühne sehr gefördert wurde, beschließt diese erste Periode der vollendeten Kunst.

Zeuxis, der Maler des weiblichen Reizes und göttlich erhabener Würde, beginnt die zweite. Parrhasiok, Timanthes, Pauson, Eupompos u. a. sind mit ihm die Meister der asiatischen Schule.

In der dritten bilden Pamphilos, Pauſias, Euphranor, Melanthios, Nikias, denen ſich eine Reihe anderer berühmter Namen anſchließt, die Vorſtufe, auf der ſich der Rafael der alten Malerei, Apelles, der Maler der vollendeten Schönheit und Anmuth erhebt. Seine Anadyomene, noch zu Auguſt's Zeit erhalten, war die Vollendung des Ideals der Göttin der Liebe und Anmuth, wie die ſixtiniſche Madonna das vollendete Ideal der jungfräulichen Gottesmutter darſtellt. Protogenes und Theon ſtehen ihm zur Seite, dem würdigen Freunde und Darſteller des größten Heroen, den die griechiſche Welt hervorgebracht. Der Beſieger des Orients wollte nur von Apelles gemalt ſein, der ihn darſtellte als irdiſchen Zeus, in der Hand den Blitzſtrahl des olympiſchen Donnerers.

Von aller Schönheitsfülle dieſer reichſten Kunſtblüte iſt nur eines Schattens Traum in den Umriſſen einiger der vollendetſten Vaſengemälde auf uns gelangt. —

Nach Alexanders Zeit beginnt die Periode der Epigonen und des Sinkens der großen hiſtoriſchen Kunſt. Stillleben und dekorative Malerei zur Verzierung der Privatprachtgebäude treten auf. Die Schönheit wird ſinnliche Ueppigkeit, die Anmuth beſtechender Reiz. Karrikatur und Traveſtie machen ſich geltend. Das Zeitalter der fabrikmäßigen Fa Preſto's beginnt. Die Römer plündern und rauben, verderben und vernichten, und Rom wird Muſeum der Werke auch der alten Malerkunſt.

In der Zeit Cäſars erſcheint die Malerei noch in vorübergehender Kunſtblüte. Als Gegenſtände erſcheinen theatraliſche Scenen des höchſten Pathos: ein raſender Ajas, eine kindermordende Medea. Die Staffeleimalerei wich mehr und mehr der Wandmalerei, der Dienerin des Luxus. Und doch kamen bei den Alten, wenn ſie von der Kunſt der Malerei ſprechen, nur die Staffeleibilder in Betracht. „Nur die Maler von Staffeleibildern ſind als Künſtler berühmt," ſagt Plinius, der die Malerei zu ſeiner Zeit (ſiebenzig nach Chr. Geb.) als eine untergehende Kunſt betrachtet.

Landſchaft und arabeskenartige Spielerei beginnen. Die Kunſt wird immer mehr Handwerk unter den ſpäteren Kaiſern, und die meiſten Maler ſind Sklaven, welche „die Wände nach Luſt und Laune ihrer Herren aufs Eiligſte mit Bildern anzufüllen“ verſtehen. Hadrian ſelbſt, der kaiſerliche Kunſtfreund, unter dem die erlöſchende Flamme der Kunſt noch einmal aufzuckte — (Lukian ſtellte Aktions Bild „Alexander und Roxane“ den größten, alten Meiſterwerken an die Seite) — trieb Malerei und verſuchte ſich in Stilleben.

Die pompejaniſchen Wandgemälde und Moſaiken ſind das Bedeutendſte, was uns von dieſer herrlichen Kunſt der Alten die Zeit gegönnt hat. Sie ſind das Entzücken aller kunſtgebildeten Menſchen; die Alexanderſchlacht gilt als das größte Werk der hiſtoriſchen Malerei aller Zeit. Und doch — was ſehen wir in dieſen faſt zweitauſendjährigen Reſten? Meiſterwerke erſten Ranges? O nein! Nur trümmerhafte Ueberbleibſel der Kunſtfertigkeit von Stubenmalern, welche für das Bedürfniß einer kleinen Landſtadt arbeiteten, aus einer Zeit des völligen Verfalls der alten, wahren Kunſt der Malerei. Wir dürfen ſo ziemlich annehmen, daß ſich dieſe Künſtler zu einem Apelles, Zeuxis und Parrhaſios verhielten, wie unſere Zimmermaler zu den berühmteſten Meiſtern unſerer Zeit. Aber dies gilt nur von der Ausführung, nicht von den Gegenſtänden und ihrer Kompoſition, die größtentheils nur als Kopien älterer Meiſterwerke erſcheinen. Und doch iſt ſelbſt in den beſſern dieſer pompejaniſchen Bilder auch die Ausführung von unnachahmlichem Reize und zauberhafter Schönheit. Und nun die Menge und allgemeine Verbreitung ſolcher Kunſtwerke, dieſe innigſte Verbindung der Kunſt mit dem Leben, wie unendlich hoch ſteht darin ſelbſt jene Zeit des Verfalls über der Kunſtbarbarei unſerer hochgeprieſenen Zeit! Keine Mauer der Atrien, Periſtyle und Gemächer — ſelbſt der ärmſten Wohnungen — iſt ohne Farbenſchmuck, welcher in den beſſeren Häuſern nicht ſelten, in den Bädern und Tempeln aber faſt immer gegründeten Anſpruch auf wahren Kunſtwerth macht.

Und doch deckt den bei weitem größten Theil dieser Schätze noch die Erde. Ist doch das größte Kunstwerk, die Alexanderschlacht, erst vor kaum vierzehn Jahren entdeckt.

Der Hauptreiz des pompejanischen Dekorationsstyls, sagt Wiegmann, „über die Malerei der Alten,“ beruht in den heiteren, lebendigen Farben und der anmuthigen, phantastischen Verbindung von Menschen- und Thier-, Pflanzen- und Architekturformen. Die Wände sind meist in drei horizontale Abtheilungen getheilt: zuunterst ein meist dunkelfarbiger Sockel, dann die mittlere Abtheilung, etwa zwei Drittel der ganzen Höhe einnehmend, meist von heller Farbe: gelb, roth, blau oder grün. Die obere, welche jedoch zuweilen mit der vorigen zusammenfällt, ist die hellste in Farben, oft rein weiß. Diese Abtheilungen sind nun durch farbige Linien, dazwischen oder daneben laufende ein- oder mehrfarbige Ornamente in Felder getheilt, und bei reicheren Dekorationen durch perspektivische Architekturen und zierliches Tabernakelwerk durchbrochen. Innerhalb der mittleren Felder sieht man häufig entweder freischwebende Figuren oder durch Linien eingerahmte Bilder auf schwarzem Grunde, welche durchgehends feiner ausgeführt und wahrscheinlich von anderer Hand sind als die übrigen Ornamente. Die Bilder sind meist so verständig und klar angeordnet, die Figuren so schön und lebendig, mit so reizenden und fließenden Contouren gezeichnet und das Ganze so einfach und leicht gemalt, daß, wenn man auch nur Kopien von Werken ausgezeichneter Meister darin sehen will, man dieselben doch höchst tüchtigen Malern zuschreiben muß. Dies ist ein Beweis dafür, daß die Technik selbst bei dem Verfalle der Kunst noch lange auf einer hohen Stufe blieb, ja sie gewann in einer Zeit, wo die Allgemeinheit des Kunstfortschritts sich in die Besonderheit der einzelnen Strebungen auflöste.

Dabei ist stets zu berücksichtigen, daß diese Wandbilder nicht selbstständige, für sich abgeschlossene Kunstwerke sein sollen, sondern nur Bestandtheile der organischen Gesammtdekoration eines Raums.

Als solche sind sie vortrefflich und ihre Ausführung vollendet. Alle Theile sind so harmonisch verbunden, daß jeder einzelne eben nur so viel sich geltend macht als er soll, nie aber alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wir lernen den Grundsatz daraus, daß ein dekorirtes Zimmer keine Gemäldegallerie sein soll, in welcher jene reizende Einheit bei reicher Mannigfaltigkeit, die uns in den antiken Gemächern erfreut, durchaus unmöglich sein würde.

Ueber das Kolorit der alten Malerei hat Freund Hettner allerhand feine Bemerkungen gemacht, die sehr viel zum Verständniß dieser alten Kunst beitragen.

Bekanntlich wird als der charakteristische Unterschied und Gegensatz der alten zur neueren Malerei der vorwiegend plastische Eindruck der ersteren ausgesprochen. Die Wahrheit dieser Angabe bestätigt gleich der erste Anblick eines alten Gemäldes. Die Linearperspektive ist mäßig, die Luftperspektive gar nicht angewandt, die Zeichnung hält sich streng in dem objectiven Contourenstyl der Plastik, und in den Figuren selbst herrscht plastische Typik. Eine zweite Eigenthümlichkeit der alten Gemälde ist, daß in ihnen durchgängig das Prinzip moderner Beleuchtung fehlt. In dem berühmtesten derselben, in der Alexanderschlacht, heben sich z. B. alle Figuren aus einfach weißem Grunde hervor, keine Wolke, kein Lichtreflex, nichts der Art ist angedeutet. Und unter allen pompejanischen Wandgemälden giebt es nur ein einziges Bild, das an solchen modernen Lichteffekt anstreift. Es ist das vielfach erklärte Bild, welches nach Quaranta's Deutung Zephyros und Chloris darstellt. In allen übrigen fehlt durchgängig jede Andeutung von Beleuchtung und dadurch hervorgebrachter Farbenwirkung. Immer ist der Grund eine in sich einfache Farbe, und diese ist nicht bloß, wie in der Alexanderschlacht, einfache Farblosigkeit, sondern in anderen Gemälden Roth, Grün, Blau u. s. f.

Diese Eigenthümlichkeit bedingt nun sogleich ein unserer Malerei ganz entgegengesetztes Farbensystem, ein Kolorit, welches jedem Beschauer dieser alten Bilder bei dem ersten Anblicke auffällt. Da sieht man wunderlicher Weise in den Arabesken pompejanischer Wandverzierungen auf intensiv rothem Grunde grüne Menschen- und Thiergestalten. Und selbst in größeren historisch-mythologischen Gemälden bemerkt man solche Verletzung der Naturwahrheit, die offenbar zeigt, daß hier ein anderes Gesetz als das der bloßen Naturnachahmung bestimmend einwirkt. Auf einem Bilde ist der Adler des Zeus schwarzbraun, auf einem andern erscheint er rothbraun. In zwei Repliken ein und desselben Gemäldes, das die Jo darstellt, wie sie von einem Triton nach Aegypten gebracht wird, ist auf dem einen Bilde das die Lokalität andeutende, ägyptische Krokodil dunkelgrün, während es auf dem anderen hellblau erscheint. Warum? Weil das erstere Gemälde in dunkelgrünem, das letzte in blauem Tone gehalten ist.

Dieses auffallende Verlassen der Natur- und Lokalfarben und ihre Vertauschung mit einem scheinbar ganz willkürlichen Kolorit, wie wir es in vielen alten Gemälden wahrnehmen, findet sich nur auf Wandgemälden, niemals auf Mosaiken, in denen wir reinere Nachahmungen der eigentlichen Tafelbilder vermuthen dürfen. Diese letzteren sind daher die alleinigen Anhaltpunkte zur Ermittelung des Farbengesetzes in der eigentlichen Malerei der Alten. Denn die Wandgemälde sind wesentlich Zimmerverzierungen; ihr Farbengesetz ward durch einen, von der strengen, freien Kunst der Malerei spezifisch abweichenden Dekorationsstyl bedingt.

Die Alten wurden bei der malerischen Verzierung ihrer Wohnzimmer von dem richtigen Gefühle geleitet, daß Wandgemälde der bezeichneten Art kein selbstständiges Interesse in Anspruch nehmen dürfen, weil dieselben sonst nur zerstreuend einwirken, und, wenn sie groß sind, geradezu den Begriff und das Gefühl der Wohnlichkeit aufheben. Wer sich davon überzeugen will, darf nur z. B.

die Fresken von Sodoma in einem der oberen Zimmer der Farnesina zu Rom ansehen. Deshalb nivelliren die Alten bei ihren Wandgemälden jene anspruchsvolle Selbstständigkeit, sie zeigen die Bilder von vorn herein thatsächlich als bloße Momente, als untergeordnete, dienende Glieder eines größeren, organischen Ganzen auf. Dies geschieht zum Theil schon räumlich, indem sie jenen Bildern eine verhältnißmäßig nur geringe Ausdehnung gestatten. Noch mehr aber und nachdrücklicher geschieht es durch den innigsten Wechselbezug, in welchem die Färbung des Bildes zur Farbe der Wand gestellt wird. Dies ist das Wesen des alten Dekorationsstyls: jedes Bild muß an sich selbst zeigen, daß es von einem größeren Ganzen organisch getragen wird. Es muß von Hause aus subjektiv teintirt sein.

Diese subjektive Teintirung besteht aber in nichts anderem als in dem, was die Alten τόνος nennen, d. h in der Lichteinheit, in welcher ein Gemälde gesehen wird, und in welcher die subjektive, lyrische Stimmung liegt. Dieser „Ton," wenn er mit einer farbigen Wandfläche organisch verwachsen, von ihr wesentlich bestimmt, teintirt sein soll, kann selbst nur wieder Farbe sein. Denn der Unterschied des reinen und freien vom dekorativen Style liegt nur darin, daß in dem einen reines, farbloses Licht das Medium ist, in welchem das Gemälde gesehen wird, in dem andern, dem dekorativen, aber ein Licht, das von der Farbe der Wand getrübt und wesentlich modifizirt ist, also ein selbstfarbiges Licht.

Wie wirkt aber nun die Wandfarbe ein, und wie verhält sich zu ihr der Grundton des antiken Wandgemäldes?

Das Wandgemälde hat zwei Bestimmungen. Es soll einmal die Einförmigkeit der Wandfläche beleben, also sich als selbstständig hinstellen; zweitens aber sich als dienendes Glied erweisen, also die Wandfläche in sich fortklingen lassen. Folglich muß erstens der Grundton des Wandgemäldes nothwendig heller sein als die Wand, denn nur so kann sich das Bild selbstständig von der Wand ab-

heben. Zweitens aber darf dieſe Helligkeit nicht abſolute, ſondern nur relative ſein, eine Helligkeit, die modifizirt wird von der Farbenbeſtimmtheit der Wandfläche. Iſt alſo z. B. die Wandfläche dunkel, ſo iſt der Grundton des Wandbildes hellgrün; denn dies iſt die Klärung von Schwarz, in der das Dunkel noch fortwirkt. Dieſer hellgrüne Grundton (τόνος) bildet dann weiter den Grund aller Farbentöne, die in dem Wandbilde ſelbſt auftreten dürfen. Während in dem eigentlichen Bilde (in dem freien Kunſtwerke der Tafelmalerei) die Gegenſtände durch ein reines, farbloſes Licht geſehen werden, brechen ſich hier im antiken Wandbilde alle Lokalfarben in einem ſelbſtfarbigen Medium, und werden ſo durch daſſelbe tingirt. Daher das Ueberſpringen der Naturwahrheit in dem Kolorit der alten Wandgemälde. Gewöhnlich iſt dieſer Grundton im Hintergrunde angegeben. Die Wandgemälde ſind größtentheils durch beſondere Farbenränder von der Wandfläche abgegränzt, und gleichſam eingerahmt. Auch dieſe einrahmenden Linien ſind von dieſer Grundfarbe, und ſomit der harmoniſche Uebergang beider. In ihnen hat, wie Heinrich Meier einmal ſagt, der Meiſter den Akkord angeben wollen, aus welchem ſein Stück geſpielt ſei.

Da nun alſo alle Farben durch dieſen Grundton beſtimmt ſein müſſen, ſo darf in dem ganzen Bilde keine Farbe auftreten, welche nicht von ihm wahlverwandtſchaftlich gefordert würde. Hier kommt es alſo an auf das Grundgeſetz der phyſikaliſchen Farbenbildung. Die Griechen zeigen ſich auch hier als die ächten Schüler der Natur, indem ihre unbewußte, inſtinktive Farbenbehandlung aufs Genaueſte mit den ſpäteren Entdeckungen der theoretiſchen Farbenlehre übereinſtimmt. Wollen wir daher die Nothwendigkeit jener Farbenbildung in den erhaltenen Wandgemälden Schritt vor Schritt verfolgen, ſo müſſen wir jene erſten Vorbegriffe der Farbenlehre ins Gedächtniß rufen, wie ſie nach Göthe's Vorgange von Hegel (Aethetik Bd. 3. S. 66) aufgeſtellt ſind. Dieſe Farbenprinzipien ſind in der alten Wandmalerei überall

festgehalten, und so erscheint uns da, wo wir zuerst Willkürlichkeit und Abnormität zu erblicken glauben, zuletzt die strengste, begriffliche Nothwendigkeit. Jetzt also z. B. wissen wir, um die Arabeskenwelt vorauszuschicken, warum auf dem dunkelrothen glänzenden Stukk der pompejanischen Wände jene Arabesken ohne Rücksicht auf Naturwahrheit immer und überall grün sind. Und betrachten wir die größeren Bilder, so finden wir ganz dasselbe bestätigt. Da ist z. B. das Wandgemälde, auf welchem Orest von der Iphigenie als Bruder erkannt wird. Zur Andeutung, daß die Scene im Innern des Hauses vorgeht, dient nach der bekannten Symbolik der alten Kunst ein Vorhang. Er ist der Hintergrund des Gemäldes, und durchweg grünlich gelb. Im ganzen Bilde giebt es nun keine andere Farben als diese beiden: Grün und Gelb, nur frei und selbstständig, während sie im Vorhange gebunden sind. Die Gewänder sind sämmtlich grün. Die Karnation der Männer durchaus grünlich gelb, während sie doch sonst meist sonnenverbrannt braun zu seint pflegt. Nur die Frauengesichter sind um ein weniges heller. Der Sessel, auf dem Pylades sitzt, ist ganz in derselben Weise gefärbt. Grün ist seine Platte, dunkelgelb, etwas ins Bräunliche spielend, die Beine. Artemis hat um ihr Haupt einen Heiligenschein, selbst dieser ist grün.

Ein anderes Bild ist: Telephus, von einer Hirschkuh gesäugt, wird von seinem Vater Herkules gefunden. Eine geflügelte Göttin neben dem Herkules hat diesem den Weg gezeigt. Er schaut verwundert auf das Seltsame des Vorgangs. Adler und Löwe sitzen neben ihm. Ueber der Hirschkuh, auf einem Felsen, sitzt Tegea, die Lokalgöttin, hinter ihr steht Pan, als Zeichen des Waldes, wo die Scene vorgeht. Seitdem diese Gemälde von ihren ursprünglichen Fundorten entfernt, sich im Museo Borbonico befinden, läßt sich schwer angeben, wie hier die zugehörige Wandfläche gewesen sein mag. Wahrscheinlich war sie röthlich oder rothblau, denn der Hintergrund dieses Bildes ist dunkelgelb, die einrahmenden Linien

sind rothblau, also zwei Farben, die sich unbedingt einander fordern. Sie und ihre Schattirungen sind nun aber auch die einzigen Farben, die auf dem ganzen Bilde vorkommen. Fleisch und Gewand der Tegea ist ganz im Tone des Hintergrundes dunkelgelb, der Schattenwurf überall ins bräunlich dunkel streifende Roth. Ihr Haar ist braun; warum? weil es so erscheint, wenn seine natürliche Farbe, Schwarz, durch ein röthlich helleres Medium gesehen wird. Nur der Epheukranz auf ihrem Haupte hat seine natürliche Farbe, denn Grün steht ja mit den röthlichen Tönen des Bildes in vollkommenster Harmonie. Das Fleisch des Herkules ist sonnenverbrannt braun, ebenso wie das des Pan, jedoch bei dem letzteren noch dunkler, thierischer. Das Kind Telephus dagegen hat in seinem weichen, jugendlichen Fleische hellröthlichere Tinten. Die Hirschkuh ist gelblich, ganz wie in der Natur ins Bräunliche hineinspielend. Hier konnten überall, wie auch im Löwen die naturwahren Farben unverändert beibehalten werden, denn sie stehen innerhalb der vom Grundtone bedingten Farbenskala. Der Adler aber ist braun, ganz aus demselben Grunde wie die Haare der Tegea, denn schwarz ist zu grell für die verlangte Farbenharmonie; durch den lichteren Grundton modifizirt erscheint es als braun.

Eins der größten und schönsten Gemälde ist Herkules, Deianira und Nessus. Der Hintergrund dieses Bildes ist weiß, hellgrüne Bäume beleben ihn. Alle Farben sind hell, schwarz darf nirgends auftreten. Daher sind selbst Pferd und Biga, die wie der Hintergrund weiß, und aus ihm nur durch scharfe, bestimmte Umrisse herausgehoben sind, mit blauem Schatten modellirt. Ebenso ist das Joch des Pferdes blau, nur Gurt und Riemen sind von blassem Roth, welches hier und da bläulich teintirt ist. Nußbraun ist das Haar der hohen, stolzen Gestalt der Deianira, ein weißer Schleier schlingt sich um dasselbe. Ihr volles Gewand ist blau, das blasse Grün der Bäume im Hintergrunde lieblich verdichtend. Herkules und Nessus haben das sonnenverbrannte Braun der grie-

chiſchen Naturkarnation. — Eine ganz ähnliche Farbenſkala befolgt das herrliche Bild von Meleager und Atalante. —

Eine andere Darſtellung, wo nur Roth und Grün abwechſeln, und wo daher die Modifikationen der Naturfarben noch mehr in die Augen fallend ſind, iſt die Erkennung des Achilleus unter den Töchtern des Lykomedes, ein vortreffliches Bild, das zu den ſchönſten gehört, was wir aus dem Alterthume übrig haben. Und doch ſind auf dem ganzen Bilde nur zwei Farben: Grün und Roth. Grün iſt der Hintergrund, grün ſind die Gewänder, roth iſt die Karnation, die Schilde, Helme und Waffen der homeriſchen Helden. Ganz in derſelben Weiſe erſcheint ein anderes Bild, die ſchon oben erwähnte Einſchiffung der Medea. Roth iſt hier das Schiff, roth die Karnation, roth die Haare, roth die Helme der geleitenden Krieger, roth endlich die im Hintergrunde angegebene Architektur. Aber die Gewänder ſind grün, und ebenſo ſcheint der Hintergrund geweſen zu ſein.

Betrachten wir ſchließlich die Aldobrandiniſche Hochzeit im Vatikan zu Rom. Das Bild iſt in einem Grabe gefunden, und demgemäß ſcheint die Wand, aus der es herausgeſägt worden, ſchwarz geweſen zu ſein. Wenigſtens ſind die einrahmenden Linien ſchwarz, ein breiter, dunkelgrüner Streifen ſetzt ſich an ſie an. Ganz damit übereinſtimmend iſt der Grundton des Gemäldes grün. Am reinſten tritt er, wie gewöhnlich, im Hintergrunde auf, der hier zum größten Theile aus den Architekturandeutungen des Brautgemachs gebildet wird. Aber auch da, wo dieſe fehlen, bei den ſingenden Jungfrauen, iſt er grün, wenn auch etwas lichter. Dies hat manche veranlaßt, hier grüne Bäume zu ſehen (Böttiger, Aldobrandiniſche Hochzeit S. 19). Im Originale iſt aber keine Spur davon. In dieſem Grundtone nun ſind die reichen Decken und Tücher des Brautbetts. Ebenſo ſind die Gewänder der Braut und faſt aller übrigen Frauen grün, jedoch durch violette Schatten belebt. Dunkelgelb iſt das Gewand des citherſpielenden Mädchens,

dunkelroth das des Bräutigams. Die Karnation ist in den männlichen Figuren, wie gewöhnlich, braun, in den weiblichen weiß, mit dunklem Roth unterlaufen.

Hält man alle diese Farben mit jenen Forderungen der physikalischen Farbengesetze zusammen, so ergiebt sich eine, in der Wandmalerei der Alten herrschende strenge Gesetzmäßigkeit, welche durchaus auf demselben Prinzipe beruht wie die strenge Stylistik der Plastik, die auch alle Stoffe in ihrer natürlichen Beschaffenheit andeutet, und doch durch und durch umwandelt und nach dem eignen, immanenten Lebensgesetze umschafft. Und wer je das Glück genossen, das harmonische Ineinanderspielen der Farben auf den alten Wandbildern selbst anzuschauen, der wird es begreifen, wie es gemeint sei, wenn man solche Bilder Musik aus einer Tonart nennt, und den Grundton den stimmenden Akkord derselben.

Solche Wirkung und solch ein durchgreifendes Farbenprinzip ist aber nur möglich, weil die alte Kunst die Natur zwar nachahmt, und zwar mit dem innigsten Verständnisse nachahmt, aber doch durchgehends streng von der Wirklichkeit abgegränzt, im höchsten Sinne des Wortes ideal, sich überall auf ihre eignen Füße stellt. Die neuere Kunst ist in ihrer Naturnachahmung individueller, und deshalb auch unmittelbar mehr auf natürliche Illusion ausgehend. Daß die alte Zimmerdekoration unserer heutigen Tapetenmalerei oder unserer Ausschmückung der Zimmer mit selbstständigen Oelbildern oder Farben an einfacher, beruhigender Wirkung vorzuziehen sei, empfindet jeder, der mit gesunden Augen Pompeji gesehen hat. Und wohl ist es charakteristisch, daß Rafael in der Ausschmückung seiner Villa, wo er mit seiner geliebten Fornarina lebte, zu diesem alten, aus dem eifrigen Studium des farbigen Wandschmucks der Titusthermen entlehnten Dekorationsstyle mit vollem Bewußtsein zurückkehrte.

Sorrent, September.

Immer behaglicher wird mir das Leben in dem ſtillen Sorrent. Einige Bekanntſchaften mit deutſchen Landsleuten, mit der liebenswürdigen Familie B. aus Baſel, Dr. Windſcheid aus Bonn, vor allen aber die gaſtfreundliche Aufnahme in der Familie des Herrn Hektor Marſtaller, eines angeſehenen Kaufmanns in Neapel, dem ich von Genua aus empfohlen war, und deſſen Familie gleichfalls hier die Sommervilleggiatur hält, tragen dazu bei, mir den entzückenden Genuß der Natur durch anmuthige Geſelligkeit zu verſchönern. Zudem habe ich ſeit einiger Zeit an einem jungen, deutſchen Gelehrten, Dr. Hettner, der für kunſtgeſchichtliche Forſchungen ſchon ſeit einigen Jahren in Italien lebt, den theilnehmendſten Genoſſen meiner Studien und Wanderungen. Wir denken zuſammenzubleiben und den Winter gemeinſam in Rom zu verleben. Da ich ganz ohne Bücher bin, kommt mir ſeine Reiſebibliothek ſehr zu Statten, wie mich auf unſern Ausflügen nach Neapel ſeine genaue Kenntniß der Sammlungen des Muſeo Borbonico weſentlich förderte.

Den Charakter des Volks lerne ich immer mehr kennen und ſchätzen. Wie mit dem Italiener überhaupt, ſo kommt der Fremde auch mit dem Neapolitaner am beſten aus durch ein höfliches und dabei feſtes Betragen. Im Verkehr mit ihm darf man eben ſo wenig unbedingtes Vertrauen zeigen, das er leicht für verſchwenderiſche Einfalt hält, als knickernde Kleinlichkeit, die er verachtet und auf jede Weiſe zu übervortheilen ſucht. Ich ſah, daß ein Kaufmann aus Neapel, Herr M., der ſchon achtzehn Jahre in Italien lebt, und ſeit zwölf Jahren in Neapel anſäßig iſt, hier in Sorrent einen Wagen für den nächſten Tag nach Caſtellamare miethete, und dabei mit einer Vorſicht verfuhr, als gälte es einer Reiſe von mehr Tagen als es ſich hier um Stunden handelte. Zu meinem

Erstaunen ließ er sich sogar ein Draufgeld (Caparra) geben, und da ihm die gereichte zu gering schien, forderte er ruhig das Doppelte. „Aber Eccellenza, es ist nicht nöthig! Ich bin präcis Morgen um vier Uhr mit meiner Carozza vor Eurer Villa!“ sagte der Vermiether, indem er die geforderte Caparra reichte. „Thut nichts! Besser ist besser,“ versetzte gelassen der andere. Ich bin jetzt sicher, daß Ihr mich nicht im Stiche laßt, wenn Euch etwa ein Milordo Inglese mehr bietet oder für eine größere Tour nimmt.“ Der Neapolitaner war darüber keineswegs beleidigt, sondern blieb höflich und freundlich. Als wir gingen, sagte M.: „Bei dem Italiener kommt Alles darauf an, daß man den Leuten klar macht, was man will, und ihnen vernünftige Gründe angiebt. Dafür sind sie sehr empfänglich. Jeder Italiener wird Ihnen für seine Ansprüche und Forderungen, seien sie auch noch so wunderlicher Art, immer einen scheinbaren oder wirklichen Grund anzuführen sich bemühen. Kann er das nicht, oder kommt er damit nicht durch, so giebt er leichter nach als man glaubt. Er ist nicht eigensinnig wie so oft der gemeine Mann bei uns, der sich wie ein stätisches Maulthier auf etwas capricionirt, und dann nicht davon abzubringen ist. Lassen Sie als Fremder den Italiener sehen, daß Sie kein Neuling sind, und daß Sie ihn nicht drücken wollen, so werden Sie besser bedient werden als in irgend einem Lande der Welt.“

„So ist es auch im Handel und Wandel. Weiß man des Italieners Vertrauen zu erwerben, so ist kein Mensch geneigter als er, erprobter Redlichkeit blind zu vertrauen. Gewöhnlich aber macht man's im Auslande mit dem Neapolitaner gerade umgekehrt. Man hält erstens alle Italiener von vornherein für Spitzbuben, was sie keineswegs, und zweitens für unwissend und leicht zu betrügen, was sie noch weit weniger sind. Und so schickt man ihnen denn wohl gern allen Ausschuß und verlegene Waare über den Hals, weil sie für Italien noch immer gut genug sei. Merkt nun aber

der Italiener, daß man ihn so übervortheilen will, so ist er freilich nur zu geneigt, siebenfach zu vergelten, indem er entweder dem Absender die Waare auf dem Halse läßt, oder ihn gar nicht bezahlt. Führen Sie dagegen eine Bestellung solid und reell aus, so müßte der Besteller schon der ausgemachteste Schurke sein, wenn er sich erlauben sollte, Sie zu betrügen. Mir wenigstens sind solche Fälle kaum jemals bekannt geworden."

„Aehnlich ist's auch mit den reisenden Fremden. Sie kommen nach Italien fast durchgängig voll von Vorurtheilen, behandeln (namentlich die Engländer) den Italiener als ein Wesen niederer Art, glauben nebenbei, daß hier Alles halbgeschenkt zu erhalten sei, und erleben dann nichts als Verdruß mit den Menschen. Behandeln Sie dagegen den Italiener höflich, stellen Sie sich ihm menschlich gleich, so haben Sie schon von vornherein gewonnen Spiel. Der Italiener ist sehr empfänglich für feine Behandlung, und wenn der gedrücktere und geschmeidigere Neapolitaner auch die Beleidigung scheinbar unterwürfig hinnimmt, so läßt sie doch nur einen desto tieferen Stachel zurück. Er wird Sie hassen, und bei der ersten Gelegenheit, wo er es ungestraft kann, sich zu rächen suchen."

„Neben der Höflichkeit ist größte Ruhe das zweite Haupterforderniß. Ruhige Haltung imponirt überall mehr als aufbrausende Leidenschaft, ganz besonders nothwendig ist sie aber dem Italiener gegenüber, der bei aller äußerlichen Heftigkeit und leidenschaftlichen Erregtheit innerlich sehr kalt und ruhig ist, und nie den Kopf verliert. Beobachtet man diese Vorsicht, so wird man mit keinem Volke der Welt leichter und angenehmer verkehren als mit dem Italiener. Als ich vor einem Jahre seit langen Jahren zum ersten Male wieder nach Deutschland kam, habe ich erst den Werth des neapolitanischen Volkscharakters, seine menschliche Liebenswürdigkeit, seine feine Höflichkeit und verbindliche Dienstfertigkeit, kurz seine angeborne Humanität recht schätzen lernen. Ich will gewiß meine

Landsleute nicht unterschätzen, ich weiß, in wie Vielem sie dem Italiener weit überlegen sind, aber dennoch gestehe ich frei, daß mir der Mangel jener Eigenschaften auf der Reise in Deutschland sehr fühlbar entgegengetreten ist." — Ich habe dies Alles seit dem halben Jahre, daß ich in Italien lebe, durchgängig bestätigt gefunden.

Man spricht so viel von dem „tiefen Rechtsgefühl" des deutschen Volks — obschon die Fälle vorgekommen sind, wo ein ganzer Stamm demjenigen, welcher ihm sein Recht zerrissen vor die Füße geworfen, bald darauf certatim die Hände küßte — ich aber finde daß in dem gemeinen Italiener ein natürlich freierer Rechtssinn lebt als bei unserm Volke. So oft ich bisher einem Italiener gegenüber mich im Rechte befand — und, wohl zu merken, für den Italiener ist der Fremde, besonders der Deutsche, ein Feind — so oft sah ich immer, daß mein Gegner zuletzt höflich wurde, und sich, wenn es einen Vortheil galt, aufs Bitten legte. Der Vetturin, der Führer, der Cicerone, welcher die ausgemachte Zeit oder sonst eine Bedingung nicht eingehalten hatte, und dafür zur Rede gesetzt oder gar mit empfindlichen Geldabzuge belohnt wurde, versuchts es immer erst mit Beweisen seiner Schuldlosigkeit durch Gründe, und dann legte er sich auf Entschuldigungen und Bitten; und überall, wo ich im Rechte war, selbst wenn dies Recht nicht ganz mit der Billigkeit übereinstimmte, konnte ich mir viel gegen ihn erlauben. Der Deutsche dieser Klasse wird dagegen, wenn er sich bei ähnlichen Fällen im Unrechte sieht, sehr leicht störrig, grob und brutal.

Hundertmal kam ich in den Fall, eine unbegründete Forderung oder Bitte um ein Trinkgeld, um Erhöhung des Gereichten abzuschlagen, aber niemals hörte ich in Folge einer solchen Abweisung eine beleidigende grobe Aeußerung des Mißvergnügens. In Deutschland kann man auf eine solche mit ziemlicher Sicherheit rechnen, und in Hamburg darf man nicht einmal einen Versuch der Ver-

theidigung gegen die frechste Unverschämtheit dortiger Fiaker oder Gepäckträger wagen, wenn man seine Sache nicht noch verschlimmern will. Was kalte Malice ist, kann man wohl dort, nicht aber in Italien lernen.

Torrent, September.

Als ich zum Piedigrottafeste nach Neapel gegangen war, traf mich die Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden eines römischen Freundes, den ich vor wenigen Wochen in der Fülle der Manneskraft und blühenden Gesundheit zu Rom verlassen hatte. Anton Hallmann ist todt. Auf der Rückreise zur Heimath hat ihn zu Livorno das Fieber in jähem Tode dahingerafft, einsam und verlassen von aller pflegenden Hülfe, so nahe den zahlreichen Freunden in Rom, die seinen Tod früher als die Nachricht von seiner Krankheit erfuhren. Hallmann war Architekt, als Künstler vielleicht der genialste seiner Zeitgenossen. Seit 1833, wo er, ein einundzwanzigjähriger Jüngling, mit Wanderstab und Ränzel zu Fuße ganz Italien durchwandernd in Rom einzog, war Italien seine zweite Heimath geworden. In München vorgebildet, trieb es ihn, die berühmtesten Bauten aller Zeiten und Länder selbst kennen zu lernen. Vier Jahre verwandte er zu diesem Zwecke für Italien und Sizilien. Er vermaß und zeichnete alle normannischen Bauten Kalabriens und Siziliens für ein großes Werk, welches er mit einem Freunde herauszugeben beabsichtigte. Aber vergebens suchte er dann für eigene schöpferische Thätigkeit eine Stätte zu gewinnen. Was ihm in München nicht gelang, versuchte er im barbarischen Norden zu erreichen. Er ging nach Petersburg, von Gärtner und Klinge glänzend empfohlen. Vielleicht wäre es ihm hier gelungen, aber seine freie Seele konnte in der schweren Luft der Knechtschaft nicht

ausdauern. Man benutzte seine Pläne und Zeichnungen, während man seine Autorschaft verschwieg. Nachdem er in Moskau den altrussischen Kirchenstyl studirt hatte, ging er nach England. Eine Arbeit über den byzantinisch russischen Kirchenbau ward in London mit der Preismedaille gekrönt; in Paris ehrte man seine Zeichnungen normannischer Bauten durch eine gleiche Auszeichnung, aber weder Frankreich noch England hatten für den Ausländer einen Platz zu eigener Wirksamkeit. Da lächelte dem rastlos Strebenden plötzlich das Glück in der Heimath. Preußens König, Friedrich Wilhelm IV., dem er den Plan zu einem protestantischen Dome vorlegte, ernannte ihn zum Hofbauinspektor. Aber die preußische Büreaukratie machte sich jetzt mit der Forderung geltend, daß der bereits Angestellte sich nachträglich dem gesetzlichen Examen unterwerfen solle. Dagegen sträubte sich sein Künstlerstolz und das gerechte Selbstbewußtsein, welches sich auf seine offen vorliegenden Leistungen stützte. Er sah, leidenschaftlich wie er war, in solchem Ansinnen ein um so beleidigenderes Mißtrauen, als seine Anstellung ohne solche Bedingung schon erfolgt war, und gab lieber eine Stellung auf, die der Wunsch und das Ziel seines Lebens gewesen war. Des Königs Großmuth ließ ihm auf mehrere Jahre seinen Gehalt. So ging er nach Rom zurück, entschlossen, mit seiner Vergangenheit zu brechen, und die Laufbahn des Architekten mit der des Architekturmalers zu vertauschen. Aber mit diesem Schritte war die ungebrochene Einheit seines Wesens und Lebens zerstört. Seine kleine Schrift: „die Kunstbestrebungen der Gegenwart," welche er um diese Zeit veröffentlichte, zeigt trotz ihrer Mängel, daß dieser Mann vielleicht unter allen jüngeren Künstlern, und namentlich unter den Architekten, derjenige war, welcher ein Bewußtsein darüber hatte, wo es mit unserer Kunst hinaus müsse. Der genialste Aesthetiker Deutschlands, Fr. Vischer, gab ihm in einer Recension jener Schrift in den Jahrbüchern der Gegenwart dieses Zeugniß. In

Rom, wo ich ihn kennen lernte, ragte er um eines Hauptes Höhe über allen Künſtlern durch Geiſt und richtiges Erfaſſen der gegenwärtigen Bildungsreſultate hervor. Geiſtreich, witzig, humoriſtiſch, genial ſelbſt in einem gewiſſen Cynismus, durch langes Leben in Rom etwas verwildert, und durch Neigung und Schickſal einer kraftzerſplitternden Vielſeitigkeit künſtleriſchen Strebens zugewendet, durch den Zwieſpalt mit der geniefeindlichen Gegenwart verbittert, erſchien er mir als ein Gegenſtand der Beſorgniß. Sein letztes Werk: „eine große, verfallene Villa bei melancholiſcher Abendbeleuchtung," für den König von Preußen in Oel ausgeführt, nahm alle ſeine Kraft in Anſpruch. Er arbeitete daran während der heißen Scirocco-gluth des Juni und Juli oft bis zur Erſchöpfung aller Kräfte mit einer fieberhaften Anſtrengung. Vier Wochen nach meiner Abreiſe von Aricia, wo er mich zuletzt beſuchte, und für die Herausgabe eines literariſchen Werks über die Kunſtzuſtände unſerer Zeit, das er zum Druck vorbereitete, allerlei Nachweiſungen verlangte und erhielt, verließ er Rom, um nach Deutſchland zurückzukehren. Groß, ſtark, ſtattlich — ein ſchöner Mann in ſtrotzender Kraftfülle, geiſtdurchleuchteten Angeſichts, ſo ſtand er vor mir, als wir uns auf fröhlich Wiederſehen im Vaterlande im Haine der Ferentina vor Marine die Hand zum letzten Lebewohl reichten, und nun ſchläft er ſchon den ewigen Schlaf in irgend einem Kirchhofswinkel der wüſten Weltmarktſtadt Livorno. Fahr wohl!

Sorrent, den 17. September.

Endlich, endlich glaubt man wieder einmal an den neapolitaniſchen Himmel! Einem Bräutigam, der ſeine Geliebte nach langer Trennung wiederſieht, und ſie heiſer und geſchwollenen Geſichts im

Krankenzimmer findet, mag bei diesem Anblicke etwa so zu Muthe sein, wie mir diese letzten zehn Tage her gegenüber all der Schönheit des Golfs von Neapel, über welcher das abscheulichste Scirocco-wetter seinen widerwärtigen Schleier gebreitet hielt. Ohne die gute Gesellschaft meines Freundes Hettner und zufällige Unterstützung durch vortreffliche Lektüre — ein Freund des Marstallerschen Hauses hatte mir Coletta's Geschichtswerk über Neapel verschafft, eine hier im Vaterlande des Verfassers schwer verpönte Frucht — wäre es hier nicht zum Aushalten gewesen. Ueber diese Phrasen von dem „ewig heitern Himmel Italiens!“ Entweder die Natur hat sich verändert, was nicht glaublich, oder die Enthusiasten haben sich und andere belogen. Von Goethe ist mir's klar genug, warum er in seiner italienischen Reise so selten diese furchtbare Landplage Italiens berührt. Er suchte sich auch in der Erinnerung gern alles Widerwärtige fern zu halten.

Nach den ungeheuren Gewittern der letzten Augusttage, die an majestätischer Pracht bei der Scene, welche mich umgab, in meiner Erinnerung ihres Gleichen nicht hatten, folgten zuerst im September einige leidliche Tage. Doch war ein Hinneigen zum Scirocco in der Atmosphäre schon bemerklich. Am 6. und 7. September versuchte ein Gewitter die Luft zu reinigen, doch ohne Erfolg, und jetzt entfaltete der Scirocco siegend seine Macht. Die Luft verdichtete sich immer mehr und mehr, die Aussichten verschwanden in Nebelschleiern, das Blau des Meeres verwandelte sich in trübe, hypochondrische Bleifarbe, der Vesuv mand Tage lang völlig unsichtbar, ja dicht um uns her an den Felsengipfeln der Bergzüge des Sant Angelo hingen und schwankten große, graue Wolkenballen. Nebelgrau war der Himmel, der mit dem Meere am nahen Horizonte so völlig zusammenwuchs, daß man in diesem wüsten Gequirle den einen von dem andern nicht mehr unterscheiden konnte. Dabei herrschte eine unerträgliche, dunstig feuchte, Leid

und Seele erschlaffende Hitze, obschon die Sonne immer nur trübe durch Nebelschleier blickte, oft halbe und ganze Tage sich gar nicht, an andern nur in der Art sehen ließ, wie sie in unserm Moordampfparadiese an der Nordsee zur schönen Maienzeit erscheint. Es fehlte nur der infernalische Gestank des Moorrauchs, um mich im Vaterlande zu glauben. In den beiden letzten Tagen war es völlig unerträglich. Unsere Nerven waren erschöpft, Spaziergänge fast unmöglich. Innere Unruhe, Nervenaufregung, trockene Hitze und abwechselnd schnell hervorbrechende Transpiration, schweres Athmen, gesteigerte Empfindlichkeit gegen einzelne kalte, durch den heißen Dunst wie scharfe Pfeile hindurchfahrende Luftzüge, brachten einen wahrhaft abscheulichen Zustand leiblichen Befindens hervor, welcher natürlich sich auch geistig zu reflektiren nicht verfehlte. Coletta's meisterhafte Schilderung des großen Erdbebens zu Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und der dabei beobachteten äußeren Symptome der Witterungsgestaltung vergrößerte noch die innere Aufregung. Das wilde, tosende Geräusch des Meeres ohne wesentliche, starke Luftbewegung, die grellen Wolkenbeleuchtungen der blutrothen Sonnenuntergänge, das Verschwinden aller Formen und Lokalfarben in der nebeldunstigen Atmosphäre brachten ein wildes, dräuendes, weltuntergangsmäßiges Ansehen hervor. Man konnte sich einer gewissen Beklommenheit, einer scheuen Bangigkeit vor irgend einem furchtbaren Naturausbruche nicht ganz erwehren. Mit wahrem Entzücken begrüßte ich daher heute zum ersten Male wieder einen ziemlich klaren Himmel. Zwar liegt der Vesuv auch jetzt noch im Nebel, aber diese Schleier sind doch nicht so düster schwarzgrau, die Sonne scheint doch wieder in der bläulich weißgrauen Luft, und das Meer hat wieder eine Farbe, der man ansieht, daß ihre Schönheit in der Genesung begriffen ist. So haben wir also beinahe zwei volle Wochen alle Naturereignisse von Neapel und Sorrent völlig verloren, und wären wir Touristen wie die

nach achttägigem Verweilen gestern über Neapel nach Rom zurückgereis'ten Heidelberger Studiosen — die Italienreiserei beginnt jetzt unter den Studenten in Süddeutschland epidemisch zu werden — wir hätten wie sie von Neapels Schönheit geradezu nichts zu sehen bekommen. Der unangenehme Eindruck solchen Sciroccowetters wird noch dadurch gesteigert, daß diese Natur eben, um ihrer Schönheit willen, eine solche Entstellung gar nicht verträgt. Wie ein schönes Gesicht durch eine verzerrende Entstellung nur um so beleidigender wird, wie Tizian's Venusbilder, wenn ein Vandale ihnen Bärte anmalte, geradezu unansehbar sein würden, so ist der landschaftliche Charakter dieses schönsten Golfs von Neapel gegen jede Entstellung äußerst empfindlich. Diese sanfte, friedliche Schönheit, diese heitere, harmonische Ruhe, diese lachende Reinheit und Klarheit der Formen und Farben von Meer und Land wird häßlich bis zum unerträglichen durch eine Verdüsterung von Gewittersturm und Meeresbrausen, Wolkendüster und Nebeldunst, welche doch unsern armen, kahlen nordischen Küsten oder den schottischen Hochlanden den Zauber einer wilden Romantik verleihen, weil sie überhaupt mit ihrem Charakter mehr in Einklange stehen. Hier aber, wo alles solcher trüben, schwermüthigen Romantik fern, nur zu Lust und Leben geschaffen erscheint, war es eine Art von Schmerz: die Königin der Schönheit, statt in Juwelenschmuck und lichtspiegelnden Atlasgewändern auf strahlendem Throne — im groben, grauen Büßergewande „trauernd in Sack und Asche" zu sehen; eine privolle Qual, aus der ich heute seit langen Tagen zuerst, wieder mit befreiter Brust im neugebornen, rosigen Lichte aufzuathmen begann. Ich habe Euch so viel von Italiens Schönheit geschrieben, daß Ihr auch wohl diese Schilderung der Kehrseite seiner Natur hinnehmen könnt. —

Torrent, den 1. September Abends.

Es begegnet einem wohl einmal, daß die von der dichterischen Phantasie irgend eines Poeten geschaffenen Gestalten einem im Leben plötzlich vor die Augen treten. In solch einem Falle befand ich mich heute, wo ich auf Veranlassung des Herrn v. S. einen Ritt nach Meta machte, um dort einen der wunderlichsten Sonderlinge des Jahrhunderts, den Baron Leopold von Rauendorff, kennen zu lernen. Unter Merck's Novellen befindet sich eine: Herr Oheim betitelt, in welcher der frühere Minister eines Fürsten sich nach dem Verluste der fürstlichen Gnade in die Natureinfalt der unmittelbarsten Lebenszustände zurückzieht, selbst Bauer wird und mit Weib und Kindern von seiner Hände Arbeit lebt.

Auf eine solche Erscheinung nun war ich durch die kurzen Mittheilungen des Herrn v. S. vorbereitet. Ein Mann von nicht unbeträchtlichem Vermögen, der in den größten Verhältnissen gelebt und mit allen möglichen höchsten und allerhöchsten Personen verkehrt habe, lebe, so hieß es, jetzt schon seit einem Jahre nicht nur in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt, sondern auch in der freiwilligen Entbehrung aller und jeder Genüsse und Bequemlichkeiten, welche uns die Kultur darbietet, und die den modernen Menschen zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen geworden sind. Besuch abschiednehmender Freunde unterbrach das Gespräch. Ich hatte nur eben noch Zeit, Herrn v. S. um eine Einführungskarte und um die Wohnungsangabe für den Zweck eines Besuches bei jenem Sonderlinge zu bitten, und verabschiedete mich dann, nicht eben sehr darauf rechnend, von jenen Aufzeichnungen Gebrauch zu machen. Als ich indessen heute nach Meta geritten war, um den Don Gabriele di Laiiro, dem reichsten Seidenfabrikanten des Piano, einen Besuch zu machen, fiel es mir plötzlich ein, bei dieser Gelegenheit auch gleich zu versuchen, ob es mir gelingen werde, bei

jenem Sonderlinge Einlaß zu erhalten. Denn selbst dies war mir von Hrn. v. S. als zweifelhaft dargestellt. Er ist oft sehr seltsamer Laune, fügte Fr. v. S. hinzu. Auch ist die große, vordere Gitterthür, welche zum Hause führt, stets verschlossen, weil der Regel nach seit Jahren durchaus Niemand ins Haus kommt; und dazu hat er stets ein geladenes Gewehr im Zimmer bereit stehen. Indessen just diese etwas romantischen Umstände waren es, die mich bestimmten, den Besuch und die Bekanntschaft des Sonderlings zu machen. Nach mannigfachem Umherirren in den Berggassen und Gartenwegen des Orts fand ich endlich den Palazzo del Bosco, wo der „Cavaliere Prussiano“ wohnen sollte. Die bescheidgebenden Italiener machten dabei so seltsam einverständnißmäßige Gesichter, daß meine Erwartung nur noch mehr gespannt wurde. Ich ließ mein Thier und den Knaben Antonin am großen eisernen Portale, und ging um den Garten herum in den Hinterhof des Hauses, in der Ferne gefolgt von mehreren Neugierigen, die offenbar sehen wollten, wie dieser Besuch ablaufen werde. Der Hof war wüst und grasbewachsen. Der Palazzo, inmitten einer kleinen Massarie am Meere gelegen, groß genug, um darin das behagliche Leben einer zahlreichen Familie führen zu können; aber nichts war vorhanden, was auf ein solches Behagen gedeutet hätte. An einer verkommenen, schmutzigen Thüre ohne Klinke und Ring hing eine Klingelschnur, die ich zweimal anzog, ehe sich zur Seite über mir im ersten Stocke ein Fenster öffnete, aus dem ein Frauenkopf mit der Frage nach Begehr und Namen (das erste ward deutsch, das zweite französisch gefragt) zum Vorschein kam. Nach ohngefähr einer Minute hörte ich von der vorderen Seite des Hauses her jener oberen Stimme ein subito! subito! zur Antwort auf ihre Meldung geben, und bald darauf klapperten ziemlich eilige Holzpantoffeln durch den Corridor meiner Thüre zu, an deren Seite ich mich indessen, in Erinnerung der geladenen Blunderbüchse, etwas

in die Sicherheit einer Ecke gerückt hatte. Endlich sprang der Riegel zurück, und hervor trat, mit der Thüre in der Hand, eine Gestalt, die ich ohne die erhaltenen Avertissements eher für jeden anderen Christenmenschen als für einen preußischen Baron des neunzehnten Jahrhunderts gehalten haben würde. Wider Erwarten war jedoch mein Empfang ein durchaus freundlicher. Er führte mich durch das Haus in den Garten, und nahm meinen Vorschlag, auf und ab zu wandeln, um so lieber an, als auch er von der Gartenarbeit wie ich vom Ritte etwas erhitzt die Erkältung scheute. „Sie werden wohl von mir gehört haben," setzte er nach einer Entschuldigung seines Auf- und Anzugs hinzu, „sonst würden Sie nicht zu mir gekommen sein." — „Freilich!" erwiederte ich; „aus dem, was man mir erzählte, mußte ich glauben, eine Dichtung (ich nannte den Meckschen Roman) verwirklicht zu sehen." Ich zeichnete jetzt das Sujet der Meckschen Figur, weil er sie nicht kannte, mit ein Paar Strichen, und er fand allerdings die Aehnlichkeit. Während er nun so im Auf- und Abwandeln in lebhafter Weise mir seine Lebensweise und das Glück dieses patriarchalischen Urzustandes schilderte, hatte ich Muße, ihn selbst genauer zu betrachten. Eine mittelgroße, schmächtige, feingebaute Gestalt mit einem wohlgebildeten Gesichte, kleiner, schwarzbrauner Schnauzbart, Brille vor den sehr lebhaften, nur etwas zu glänzenden Augen. Seine Tracht die eines neapolitanischen Massariebauern: Hemd und kurzes Beinkleid von grober Leinwand, die Beine vom Knie abwärts nackt in Holzpantoffeln, eine grobe, weißgraue Zwillichjacke über die Achseln gehängt, Brust und Arme nackt und von der Sonne gebräunt, um den Kopf ein Leinentuch, turbanartig geschlungen — gemahnte er mich an einen im Zustande der Reconvalescenz befindlichen Bewohner eines Militairlazareths. Als ich auf seine Frage: was er mir anbieten könne? um ein Glas Wasser und eine Weintraube gebeten hatte, schleifte er eine Gartenleiter herbei und forderte mich

auf, mir die letztere aus dem Weinlaubengange selbst zu pflücken, »wenn Sie reife finden,« setzte er hinzu, »denn gestern habe ich erst die reifen alle gepflückt. Es waren Leute da, die sie haben wollten.« Während ich mich damit beschäftigte, ging er, um Wasser aus seiner Cisterne zu holen, und kehrte bald mit einem irdenen Schöpfgefäße und einem ganz vergoldten und versilbten Glase zurück. »Ein Glas hat sich wirklich gefunden, aber es muß, da es lange nicht gebraucht, gereinigt werden, und das thun Sie besser selbst, da ihre Hand ohne Zweifel reiner ist als die meinige.« Er erging sich sodann in der Schilderung der Vorzüge des Regen- vor dem Quellwasser, und als ich getrunken führte er mich, da es im Garten feucht war, auf den Vorplatz des Hauses zurück, der mit großen Quadern gepflastert einen trockenen Weg für unsere peripatetischen Uebungen bot. Hier hatte ich nun im wirren Durcheinander der lebhaftesten Mittheilung sein Lebensbekenntniß zu vernehmen, aus dem ich mir etwa folgende Summa abstrahirte. Ein Mann, der sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens der sogenannten höheren Gesellschaft bewegt, sich in allerlei Bestrebungen eingelassen hatte, findet sich am Ende, erschöpft an Leib und Seele, blasirt durch frühes, vorwegnehmendes Genießen, getäuscht in ehrgeizigen Plänen und Aussichten, betrogen durch fremde und eigene Schuld, in einem Zustande melancholischer Menschenfeindlichkeit. Eine weitschichtige Lektüre, das Einlassen auf Wissenschaften, Gedanken und Ideen, die seine geistigen Kräfte und die Tragfähigkeit seines Bildungsfundaments übersteigen, tragen dazu bei, die Verwirrung seines Zustandes zu vermehren. Er sehnt sich nach Zurückgezogenheit von der Welt, die ihn betrogen hat, er möchte vielleicht auch seinem Kreise den Verlust fühlbar machen, welchen sie durch sein Scheiden erleidet, und seinen Ehrgeiz befriedigen, indem er eine Existenz freiwillig wählt, die ihn von aller Kultur der Gesellschaft lostrennt. Die Mittel zur Ausführung sind ihm zur Hand,

die Energie, welche ſich faſt immer mit einer gewiſſen Bornirtheit gepaart findet, läßt ihn raſch ans Werk gehen. Er iſolirt ſich, er ſetzt mit einem Sprunge über den breiten Graben der „Geſellſchaft,“ der Bildung, der Civiliſation, und fühlt zum erſten Male eine durch nichts geſchmälerte Befriedigung. Das Erſtaunen, die Bewunderung, das Verwundern, Kopfſchütteln, Achſelzucken, Bedauern und Beklagen der Bekannten gewährt ihm Genuß, und befeſtigt ihn nicht nicht minder wie die Prophezeihung der Klugen: „daß das nicht lange dauern werde!“ in ſeiner Wahl. Die Idee wächſt ihm nun aber in der Ausführung über den Kopf. Aus der Verſtimmung wird ein dauernder Zuſtand. Von der Geſellſchaft, die ihn bisher im Gleiſe der Vernunft durch die Gewohnheit und ihre unſichtbare Macht gehalten hatte, verlaſſen, bricht oder knickt doch eine Stütze ſeines Verſtandes nach der andern. Die Vorſtellung von einem Naturleben wird zur fixen Idee, die mit eiſerner Konſequenz ihn von einer Thorheit zur andern führet. Der einzige poſitive Gewin: die Kräftigung eines früher ſehr geſchwächten Körpers beſtärkt ihn in ſeinem Thun, und in der Richtigkeit ſeiner Grundſätze, während ihm dadurch zugleich die Mittel gegeben werden, dieſelben praktiſch durchzuführen. Und ſo geht er zuletzt in nachtwandleriſcher Sicherheit auf der haarſcharfen Linie einher, die Vernunft und Wahnſinn ſcheidet, bei dem leiſeſten Anſtoße vorbereitet, dem letzteren in die offenen Arme zu ſtürzen.

So ungefähr verſuchte ich geſtern Abend mir dieſe Erſcheinung zurechtzulegen, welche mich länger als mir lieb war in die Nacht hinein wach erhielt. Ihm ſelbſt gegenüber war ich jedoch weit von dieſer Ruhe des Reflektirens entfernt. Schon ſeine Mittheilung, welche, zwar nie ohne Verbindung, aber doch ſtets mit einer Art Genialſamkeit die verſchiedenſten Dinge zwiſchen Himmel und Erde berührte, Zſchokke und Platen, Sokrates und Shakſpeare, Philoſophie und Obſtzucht, Politik und Kapaunenverfertigung, Lebensgrundſätze

und diätetische Regeln durcheinander abhandelte, hatte etwas Unfreies, Beengendes, das der ungeheure Widerspruch seiner Gesichtsbildung mit dieser äußeren Erscheinung, diese vor mir stehende leibliche Negative des gesammten modernen Lebens nicht zu verringern geeignet war. In allem, was er sprach, war ein Wahres, aber in seiner Darstellung verhielt sich dies Wahre zur Wahrheit, wie sich jene Karrikaturen zu dem Originale verhalten, die das edelste und schönste Gesicht in schrecklicher Verzerrung dennoch ähnlich zeigen, und von denen man sich mit Widerwillen, ja mit Grauen wegwendet. Seine ganze Erscheinung, die Art, wie er einen ursprünglichen, wahren Gedanken ausgeführt hatte, glich einer solchen Karrikatur. Er kam mir vor wie einer, der auf der Heerstraße schmutzig und bestäubt geworden, statt sich durch ein Bad oder Abwaschung zu reinigen, in einen Brunnen springt. Getäuschter Ehrgeiz, der vielleicht durch persönlichen Verkehr mit den großen Kleinen der Welt und manche gesellschaftliche Bevorzugung über das Maaß erhöht worden war, schien mir aus mehreren Aeußerungen hervorzuleuchten, zu denen namentlich die Phrase gehörte: „wenn ich einmal im Himmel avanzire." „Die Fürsten," sagte er wiederholt, „sollten mir eine Pension oder wenigstens einen Orden geben, dafür, daß ich sie nicht mehr molestire, statt über meine Lebensweise sich aufzuhalten. Denn was könnte ich nicht alles thun in der Welt? Ich könnte sie um Avancement, um Ehren oder mit politischen Planen turbiren, könnte gar demagogisiren und Unruhen anzettain, und ihnen am Ende noch das Geld kosten, mich auf der Festung zu erhalten. Hier lebe ich völlig in Ruhe, und bin von der Welt so gut wie geschieden. Die wenigen Briefe, welche ich schreibe, sind nur Geschäftsbriefe, an meinen Banquier und dergl. Versehen bin ich mit Allem, was Noth thut, und kommt mir ein Pietist, so kann ich ihm die Bibel, besucht mich ein Philosoph, so kann ich ihm Seneca und Platon, kommt ein

Port, ſo kann ich ihm Shakſpeare und Cervantes zeigen.“ Als ich meiner Krankheit erwähnte, ſagte er: „Sie dürfen nicht ſprechen? Um ſo beſſer! Durch das Sprechen iſt alles Unglück in der Welt entſtanden, alles Mißverſtändniß und Uebel erzeugt, nächſtdem durch das Schreiben,“ wofür er nicht unterließ, Platon's Autorität anzuführen. Von allen Philoſophen wollte ihm Sokrates mit ſeinem Bekenntniſſe: „er wiſſe nichts, außer daß er nichts wiſſe!“ am beſten gefallen. Ich ging natürlich hierauf, ſo gut wie auf alles andere, ein, ſetzte aber doch hinzu, daß, um einen ſolchen Satz als eigenes Reſultat ausſprechen und nicht bloß nachſprechen zu können, denn doch ein eigenes, erforſchendes Studium alles Deſſen, was man ſo Wiſſenſchaft nenne, vorhergegangen ſein müſſe; was ihm denn nach kurzem Stutzen einzuleuchten ſchien. Unter dieſer Art von Geſprächen verſchwand die Zeit ſehr bald, es ward kühl, und ich verabſchiedete mich mit der ſehr gern angenommenen Erklärung, daß ich mir einen andern Beſuch vorbehalte. Er führte mich durch den Hauptweg des Gartens zu der eiſernen, hohen Gitterthüre, an der mein Pferd ſtand. Ueber dieſen mit Lavaquadern gepflaſterten Weg lag quer ein ſchwerer, behauener Baumaſt, wie ein Anfang zu einer Barrikade. „Wozu meinen Sie wohl, daß der da liegt?“ fragte er lächelnd. „Das rathen Sie ſchwerlich. Sehen Sie, von der Straße her warfen die Buben mir ſonſt mit Knitteln und Steinen die Pfirſiche und Feigen herunter, die dann auf dem abſchüſſigen Quadernpflaſter bis an oder durch das Gatter rollten, und ſo ihre Beute wurden. Es gab kein Mittel, dem zu ſteuern. Da kam ich auf den Einfall, den rollenden Pfirſichen die Paſſage abzuſchneiden, indem ich dieſen Stamm quer über den Weg legte. Da nun die Buben merkten, daß ihnen ihr Werfen nichts half, da die Früchte ihrer Anſtrengungen in meinem Bereiche verblieben, ſo haben ſie die Jagd endlich aufgegeben.“ Mit guten Wünſchen für meine Geſundheit entließ er mich, ja er ging ſogar

ſo weit, mir für die feuchtkühle Abendluft einen Mantel anzubieten, den ich indeſſen dankend ablehnte.

Beim Zurückreiten hing ich meinen Gedanken über dieſe Ausnahme unſerer Lebenserſcheinungen nach, und dies Grübeln verließ mich auch noch nicht, als ich längſt in mein Zimmer zurückgekehrt auf und ab wandelte. Dieſer Anblick war kein wohlthätiger geweſen. Ich konnte nirgends geradezu den Wahnſinn faſſen, aber doch kam mir der Mann vor wie einer, der ſich freiwillig in ein eigenes Irrenhaus einſperrt. Wenn ich noch einmal hingehe, ſo iſt es, um die Frau kennen zu lernen, welche die Aufopferung beſitzt, ſolcher Bizarrerie zur Seite zu bleiben. Sie haben keine Dienerſchaft, keine Hülfe irgend einer Art, die Frau verrichtet, wie er, alle Geſchäfte ſelbſt, iſt Hausfrau und Magd zugleich. Ja, wie ich von Herrn von S. hörte, iſt die unglückliche Frau ſchon mehrmals in dem Falle geweſen, todte Kinder zur Welt zu bringen, da er ſich hartnäckig weigert, irgend wen ſelbſt in ſolchen Augenblicken zu ihrem Beiſtande zu rufen! Ich glaube, daß ſolche Dinge nur hier in Neapel möglich ſind, wo es ſehr ſchwer halten dürfte, von irgend welcher Seite her ein Einſchreiten gegen die Grillen eines Mannes zu bewirken, der weder gegen Staat und Kirche, noch ſonſt gegen die Geſetze des Landes etwas unternimmt, und der hier ſein Geld verzehrt. Vielleicht erfahre ich ſpäter Näheres über das Verhältniß der Frau zu ihrem Manne. Sie leben übrigens ſchon Jahre lang dies Leben, ſprechen wenig, und dies wenige, wie er ſagte, in einer Art Miſchidiom, das aus den Sprachen der verſchiedenſten Länder zuſammengeſetzt iſt, in denen ſie gelebt haben.

Sorrent, den 4. September.

Geſtern Abend, als ich im Hofe des erzbiſchöflichen Palaſtes die eingemauerten antiken Marmorreliefs und Inſchriften betrachtete,

zog mich der volle, kräftige Ton einer Stimme, welche durch die offenen Thüren zu mir herausklang, unwillkürlich in die abenddunkle, nur von wenigen Kerzen erleuchtete Kirche, in welcher der parroco von Sorrent vor einer sehr zahlreichen, namentlich aus Frauen bestehenden Zuhörerschaft seine Abendpredigt hielt. Die Fülle und Schönheit des Organs, und die hier so seltene Reinheit der Sprache zogen mich gleichmäßig an, und um den Prädikanten besser verstehen und zugleich Ausdruck, Geberden und Mienenspiel besser beobachten zu können, ging ich bis nahe zu seiner Kanzel, wo ich mich neben den dichten Reihen der Frauen und Mädchen an einen Pfeiler lehnte. Müde von einem sehr beschwerlichen Tage — ich war erst um vier Uhr von dem Besuche der Todtenstadt Pompeji zurückgekehrt — ließ ich mich in der kühlen Dämmerung von der Musik der Rede des Geistlichen um so lieber in eine Art von Halbtraum wiegen, als der Inhalt seiner Oration mit den am Tage gehabten Eindrücken in einem wunderbaren Einklange stand. Er sprach nämlich von der Vergänglichkeit alles Irdischen und vom Tode. Che cosa è la morte? (was ist der Tod?) Diese wiederholt gestellte Frage beantwortete er zunächst durch eine lebhafte, zuweilen völlig dramatische Schilderung der letzten Stunden und alles dessen, was den Sterbenden in denselben zu umgeben pflegt. Das Tröstliche wie das Schreckliche dieses Scheidens führte er mit gleichem Eifer aus. Aber auch die verschiedenen Todesarten, und namentlich solche, die den Sünder unvorbereitet seiner irdischen Laufbahn entreißen, wußte er mit den lebhaftesten Farben auszumalen, um daran sein: „Gedenke des Todes!“ für die Lebenden zu knüpfen. Gemahnten mich nun in dem ersten Theile seiner Rede Ausdruck und Bilder oft an antike Dichterklagen über das schnell entfliehende Leben, und über den Tod, der den kurzlebenden Menschen all der Schönheit und all dem Genusse der Weltgüter entführt; ja, war es mir zuweilen, als hörte ich die rührende Klage des alten Dichters:

Linquenda tellus et domus et placens
Uxor, neque harum quas colis arborum
Te, praeter invisam cypressum,
Ulla brevem dominum sequetur! —

deutlich durchklingen in den verwandten Tönen der späten Enkelsprache —: so war dagegen der zweite Theil, in welchem der Redner nach der Frage: „was läßt der Sterbende zurück?“ die andere: „was nimmt der Sterbende mit?“ beantwortete, nur ein um so schärferer und schneidenderer Ausdruck des christlichen Spiritualismus dieser Religion des Todes, in deren Nacht für den zu spät bereuenden Sünder kein Strahl der Gnade drang. Wahrhaft schauerlich war es zu hören, wie dem zu spät, auf dem Todtbette, bereuenden Sünder durch den Mund dieses beredten Priesters selbst Christus, der Erbarmungsvolle, jede Gnade und Vergebung versagte. Laut stöhnten und seufzten die Weiber um mich her bei dieser entsetzlichen Verkündigung, in welcher Jesus mit einem „Capitano“ des alten Testaments verglichen ward, den seine Mitbürger aus ihrer Stadt und aus dem Hause seiner Väter vertrieben hatten, und der dann, als sie von Kriegsnoth bedrängt ihn um Rückkehr und Rettung anflehten, die Bittenden mit eisernem Hohne von sich stieß. Dabei war die Rede voll von Erzählungen und Beispielen, theils aus eigener Erfahrung entnommen, theils aus den Berichten irgend eines „befreundeten Priesters“: wie Gott Frevler mit augenblicklichem Tode inmitten eines ausgeführten Verbrechens heimgesucht habe, oder wie weit die Verstockung verweltlichter Gemüther selbst noch im Angesichte des Todes das Herz von Gott abzuwenden vermögen. Von dieser letzteren Art nun erzählte er ein Beispiel, um dessentwillen ich des ganzen Vorganges gedenke, weil es mich, freilich in einer ganz der Absicht des Predikanten entgegengesetzten Weise, bis zu Thränen erschütterte. Ich will versuchen, es wörtlich treu wieder zu erzählen. „In einem Orte, nicht dieser Provinz, aber doch dieses Königreichs (so erzählte

der Prädikant), lebte ein junges Mädchen, dessen Herz in leidenschaftlicher Liebe entbrannt war zu einem Jünglinge. Als nun aber Gott diesen Jüngling zu dem Entschlusse führte, der Welt und ihrer Lust, und so auch seiner Liebe zu entsagen, und in den geistlichen Stand zu treten, da wandte sich die Unglückselige (la sciagurata) ab von Gott und der heiligen Jungfrau, und gerieth in Verzweiflung und lästerte in ihrem Schmerze Gott und die Heiligen. Vergebens suchten Eltern und Geschwister, Befreundete und Geistliche sie zu bekehren, und das verirrte Schäflein (la pecora smacrita) auf den rechten Weg zurückzuleiten. Sie verfiel in Krankheit, und ihre Leiblichkeit verzehrte sich mit ihrer Seele. Als sie nun nahe am Sterben war und auf dem Todtenbette lag, verlangte sie sehnlichst, nur noch einmal den Mann ihrer Liebe zu sehen, denn nur ihm und keinem andern wollte sie sich der Beichte entladen (confessarsi). Da mußte ihr denn ihr Verlangen gewährt werden. Als nun der junge Priester eintrat und ihrem Sterbelager sich näherte, richtete sie sich auf mit der letzten Kraft und rief ihm entgegen: „„Ich weiß, daß ich sterben muß, und ich weiß auch, daß ich verdammt sein werde ewig um dessentwillen, was ich gethan, und um dessentwillen, was ich jetzt bekennen werde! Aber — und bei diesen Worten schlang sie ihre Arme um ihn, der sich zu ihr niedergebeugt hatte — „„dies Alles kümmert mich nicht so bei bei meinem Scheiden, als daß ich Dich lassen muß.““ Und mit diesen Worten sank die Unselige zurück, und athmete ihren Geist aus.“ —

Giebt es etwas Rührenderes als diese einfache Erzählung, als dieses Beispiel, wie durch all die nazarenische Verdüsterung einer, das Göttlichste im Menschen fletrirenden Religion doch dieses Urewige der Liebe siegend hervorbricht, und unter den Schauern des Todes seinen Triumph feiert?! Und dieser Verklärung des Göttlichsten, dieser, alle Schrecken eines „zeitlichen und ewigen Todes-überwindenden Liebe gegenüber mußte der arme, verblendete Priester

das Wort der Verdammung aussprechen über solche „Herzensverstocktheit“ einer sterbenden Sünderin, in deren Beispiel er wahrscheinlich die Geschichte seines eigenen gebrochenen Herzens erzählte! Denn er selbst ist noch jung, und trotz der Bewohner von Sorrent, die einen älteren Mann zu ihrem Parroco gewünscht hatten, eben wegen seiner vielen Beweise von opfernder Entsagung, von den Obern erst kürzlich aus der Fremde zu dieser Stelle herberufen. Auch erzählte er die Geschichte mit einem Ausdrucke tiefer Empfindung, der gegen das oratorische Gepräge der übrigen Rede bedeutend abstach. Seine Stimme zitterte, und bei den Worten: „daß ich Dich lassen muß“ — schwankte sie zwischen thränenvollem Mitleid und jenem Abscheu, den er bei denselben zu empfinden sich durch seine Religion verpflichtet fand! Wie wahr ist es, das Göthesche:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört! —

Zum Schlusse seiner Rede wendete er sich in einem begeisterten Gebete an die, ihm zur Rechten auf einem kleinen, kerzenbeleuchteten Altare ausgestellte Madonna mit dem offenen Herzen in der zerspaltenen Brust, ihre Wirkung für die Eindringlichkeit seiner Rede, und ihre Fürbitte bei Gott für die Sünder der Gemeinde erbittend. Hier steigerte sich die Beredsamkeit bis zur Extase, mit einer unbegreiflichen Ausdauer und Kraft der, durch die lange, angestrengte Rede, wie es mir schien, schon über das Maaß erschöpften Stimme. Der bittende Ausdruck derselben steigerte sich zu einem Flehen, dessen immer leidenschaftlicher anschwellender, immer verzweifelnder sich an die Misericordia der Madre di Dio anklammernder Gebetstrom dem Hülfsschrei eines mit dem Tode Ringenden glich. Von dieser Leidenschaft der Inbrunst, von dieser Gewaltthätigkeit des Flehens und Gebets hatte ich bisher nie eine Vorstellung gehabt. Um Schutz und Schirm vor den Anfechtungen der Welt flehten gleichfalls die wild dahinströmenden Worte des

bleichen Priesters, der, Opfer und Opferpriester zugleich, in diesem Augenblicke vielleicht unter diesen Anfechtungen und Versuchungen zum Bösen auch jene Regung des eigenen Herzens begriff, die, durch all die Wirrnisse heiliger Askese hindurch sich für jene Unglückliche erheben mochte, welche im Tode noch liebeglühend das Bekenntniß ihrer Liebe an der Schwelle des Ortes ablegte, über dessen Pforten der Dichter des christlichen Spiritualismus die Inschrift gesetzt hat:

Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!

II.

Vierzehn Tage in Sizilien.

Wohl reizend iſt die Stadt Panorm
Vom Hochgebirg umſäumt,
Die Frau'n der Kypris gleich an Form,
Die Knaben ſchöngebräunt.

Wetteifernd ſtets im holden Streit
Zeigt hier ſich Stadt und Flur,
Es kämpft der Menſchen Lieblichkeit
Mit deinem Reiz, Natur.

Doch hinter ehrnem Wahn verſchanzt
Herrſcht hier allein der Pfaff,
Das Seil, auf dem ſo frech er tanzt,
Er hält's beſtändig ſtraff. —

Platen.

An M. S.

Palermo, den 28. September.

Mit wem könnten sich meine Gedanken in den ersten Stunden, wo ich dem Meere entronnen wieder das Glück genieße, die gefestete Erde unter meinen Füßen zu haben, wohl eher und lieber beschäftigen als mit Dir, zu der sie sich während der wüsten Meeressturmfahrt der vergängenen dreißig Stunden oft genug mit manchem Stoßseufzer hingewendet haben.

Denn fast scheint es wirklich, als wolle das klassische Meer mir die Mühe ersparen, auf seinem Rücken geschaukelt die Leiden und Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus zu lesen, und mir statt dessen lieber durch eigene Erfahrung eine Anschauung von dem verschaffen, was der meerdurchirrende Held von Ithaka auf ihm erduldet. Sei dem wie ihm wolle, soviel ist gewiß: nur wer einen Sturm, wie der gestrige und vorgestrige war, selbst erlebte, vermag die Wahrheit der Homerischen Schilderungen und Meeresgleichnisse ganz zu würdigen.

Das widerwärtige Scirocowetter Neapels in den letzten Wochen, im Verein mit dem unaufhörlichen Tosen dieser, von dem Dämon des Lärms besessenen Stadt, hatte meine Nerven dergestalt

heruntergebracht, daß ich beschloß, durch eine Meerfahrt nach Sizilien mir eine Erholung zu verschaffen. Das Meer thut mir, da ich niemals eine Anwandlung von Seekrankheit erleide, immer gut, und so schiffte ich mich denn am verwichenen Sonnabend, den 27. September, Mittags gegen ein Uhr, an Bord des Dampfers „Palermo“ ein, obschon alle Wetterzeichen: ein schwerwolkiger, bleigräulicher Himmel, dumpfe Luftstöße in der schwülen Atmosphäre und eine eigenthümliche, mattweiße Helle einzelner Wolken Schlimmes fürchten ließen. In der That entschlossen sich im Laufe der zwei Stunden, welche wir in langweiligster Art über die angesetzte Abfahrtzeit hinaus wegen allerhand polizeilicher Scherereien vertrödeln mußten, gegen zwanzig Personen, ihre schon bezahlten Plätze aufzugeben und an das Land zurückzukehren. Auch ich hätte lieber den Abend in der musikalischen Soirée des gastfreundlichen M.'schen Hauses zugebracht, denn das Wetter wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher. Aber die bezahlten Ducati, die glücklich überwundenen Abreisemühen, der eigensinnige Widerwille gegen das schwüle Neapel und endlich die Sehnsucht, Sizilien und die Perle seiner Städte, Palermo, zu sehen, siegten über alle Bedenklichkeiten und Befürchtungen. Hatte doch Göthe noch zu dieser Fahrt fast fünf volle Tage und Nächte gebraucht, die ich jetzt bei nicht allzu ungünstigem Wetter in wenig mehr als zwanzig Stunden zurückzulegen hoffen durfte. Dazu gesellte sich noch die heimliche Hoffnung, daß sich das Wetter wie immer gegen Abend mehr aufhellen und so eine leidliche Fahrt möglich machen werde: eine Hoffnung, an der ich nach menschlicher Weise um so hartnäckiger hing, je weniger ich im Stande war, für dieselbe irgend einen vernünftigen Grund anzugeben.

Endlich ertönte die Abfahrtsglocke. Der letzte Abschied von theilnehmenden Freunden ward um mich her genommen, hundert gute Wünsche wurden uns aus den zur Stadt zurückschaukelnden Böten zugerufen, während der „Palermo“ seine gewaltigen Schau-

felräder langsam in Bewegung setzte, und sich durch das wüste Gewirr der auf dem unruhigen Wasser hin und her schwankenden größeren und kleineren Schiffe aus dem Bassin hinaus dem Golfe zuwendete, aus welchem so eben noch einige Fahrzeuge in fliegender Eile vor dem dräuenden Unwetter uns entgegenkamen, eifrig dem Schutz und Schirm des Hafens zustrebend, den wir so eben waghalsig verlassen hatten.

Stadt und Gebirge erschienen in düsterem Nebellichte; Capri's scharfe, kühne Umrisse waren kaum noch zu unterscheiden. Nur der Vesuv lag in schwarzer Deutlichkeit zu unserer Linken. Aber der ungeheure Dampfstrom seines Schlundes stieg nicht aufrecht wirbelnd zum Himmel empor, sondern wand sich wie ein kriechender Drache in Schlangenwindungen niederwärts den Bergrücken hinab nach Neapel zu. Das Meer des Golfes war in ungewöhnlicher Bewegung, wie ich es seit zwei Monaten nie gesehen. Seine Farbe, ein dunkelschwarzliches Grau, aus dem die einzelnen weißen Wellenkämme gespenstisch aufzuckten. Unter den Passagieren befand sich ein neapolitanischer Flottenkapitain, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte. Auf meine Frage, was er zu dem Wetter meine, erwiederte er mit dem signifikanten Achselzucken: „Eh! Wenn es ein Sturm wird, so wird er schlimm, denn es ist der erste in dieser Jahreszeit, und diese haben immer die meiste Kraft!“ Aber wann wird sich's entscheiden! „Um Sonnenuntergang!“ Schlechte Aussicht das! „Nun, der Palermo ist das beste von allen Dampfschiffen, die von Neapel nach Sizilien gehen, darum kann er auch allein die Fahrt unter solchen Umständen wagen!“ Das war doch ein Trost, und nur zu bald sollte ich in den Fall kommen, ihn zu brauchen.

Capri war noch nicht erreicht, als der zunehmende Regen schon Alles in die Kajüten hinabtrieb, wo sehr bald eine schwüle Beklommenheit das allgemeine Unbehagen vermehrte. Gegen fünf Uhr ward ein Versuch gemacht, das Diner zu serviren. Aber,

obschon dasselbe in dem Preise der Ueberfahrt mit inbegriffen war, stellten sich doch nur wenige zu demselben ein, und auch von diesen wenigen hielten außer mir nur die beiden Kapitaine und ein russischer Obrist einige Zeit Stand. Ich hatte zu Neapel über den Zingaro'schen Fresken im Klosterhofe von San Severino zu frühstücken vergessen, und war von Freund H. auf die vortreffliche Tafel des Dampfboots vertröstet worden. Man speise, hieß es, auf die angenehmste Weise im Freien unter dem Verdeckzelte; Weine und Speisen seien ausgesucht und eine wahre Erquickung nach der schlechten Küche der neapolitanischen Trattorien. Aber diesmal war es anders. Freilich war das Wenige, was in der Hast gereicht wurde, dem Lobe entsprechend. Aber die auf dem Tische tanzenden Teller und Gläser, die umherschwankenden Kellner, und vor allem das rings umher auf den Divans und in den Schlafkajüten beginnende Stöhnen und Aechzen nebst begleitenden Ausbrüchen anderer, schlimmerer Art machten allem Appetite ein jähes Ende. Ich wagte mich noch einmal aufs Verdeck. Der Nebel qualmte immer dichter um die letzten Küstenspitzen, der beginnende Sturmwind wühlte immer wilder in den Wellen, und der Regen, welcher die Dunkelheit noch vermehrte, ließ mir keine Wahl. Ich balancirte zurück in die Kajüte, erkletterte meine Schlafstelle, unterhalb deren, auf dem rings um den Salon laufenden, gleichfalls zu Schlafplätzen bestimmten Divan bereits ein sizilischer Duca stöhnend lag, streckte mich angekleidet aus, und erwartete so in stummer Ergebung mein Schicksal. Es war schrecklich genug. In der Kajüte befanden sich etwa einige zwanzig Passagiere, alle ohne Ausnahme auf ihren Lagerstätten mit der Seekrankheit ringend. Die Nacht war schon vor Sonnenuntergang eingebrochen. Die große Gaslampe ward angezündet, und beleuchtete nun zwölf Stunden lang diesen Ort des Schreckens. Bald nach Sonnenuntergang brach der Sturm mit voller Wuthgewalt über uns. Das Schiff war schwer beladen. Hundert und neun

Paſſagiere, zwölf Pferde, eine Menge Güter und Effekten verſchiedenſter Art, zum Theil zur Meublirung des für die Kaiſerin von Rußland gemietheten Palaſtes in Palermo beſtimmt, bildeten ſeine Ladung, mit der es jetzt gegen die Gewalt von Sturm und Wellen ankämpfte. Denn beide kamen in kontrairer Richtung, aus Südweſten, gerade auf unſere rechte Flanke, und brachten jenes furchtbare Schwanken des Schiffes von einer Seite zur andern hervor, welches für den menſchlichen Organismus die allerunerträglichſte Bewegung iſt. Dennoch blieb ich allein aus der ganzen Geſellſchaft der erſten Kajüte von der Seekrankheit frei, und hatte ſo Zeit und Muße in Ueberfluß, alle Vorgänge dieſer Nacht zu beobachten, und über unſere Ausſichten die unerbaulichſten Betrachtungen anzuſtellen. Das Heulen des Sturmes, das Brüllen der gegen die Wandſtelle, an der mein Haupt ruhte, anprallenden Wellen, das geradezu menſchliche Aechzen und Stöhnen des in allen ſeinen Fugen krachenden Schiffs, das ſich bald wie ein ſcheues Roß ſteil aufbäumte, bald mit verzweifeltem Sprunge ſich kopfüber in die Tiefe ſtürzte, das Hin- und Herrollen der umſtürzenden Tiſche und Bänke, das Klirren zerſchmetternder Gläſer, Flaſchen und Geſchirre, das tolle Getrampel und Geſtöhn der in ihren eiſenbeſchlagenen Holzkäfigen hin und her geſchleuderten Pferde bildete ein Conzert, welches verbunden mit dem ächzenden Jammer um uns her, mit dem Gekreiſch der Kinder und Frauen in den Seitencabinen wohl für einen muſikaliſchen Höllenbreughel erſter Sorte gelten konnte. Dazu waren wir augenſcheinlich in Gefahr. Das Schiff konnte ſeine hundertfünfzig Pferdekraft wegen des ungeheuren Wellenganges ſo gut wie gar nicht gebrauchen, da die eine Radſeite immer, ſtatt im Waſſer, in der Luft arbeitete. Ein kleines Segel, das der Kapitain beizuſetzen wagte, brachte nur eben ſo viel Wirkung hervor, daß das Schiff noch dem Steuer gehorchte.

Eigenthümlich grauſenhaft war mir in dieſer Nacht der furchtbare Kontraſt unſerer Umgebung in der Kajüte mit der außerhalb

derselben spielenden Scene. Jene bot mit ihrem Roccocoschnitzwerk, ihrem vergoldeten Täfelwerk, Spiegeln und Divans, allen Luxus einer sicheren Festlandswohnung dar, während das entfesselte Element da draußen doch in jedem Augenblicke das grausefte Verderben in diesen Raum bringen konnte. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber ich empfand eine Art von Empörung darüber, daß der rohen Naturgewalt solche spottende Macht über den Menschen, der sich ihren Herrn rühmt, gegeben sein könne. Daneben schweiften meine Gedanken aber auch in die Heimath und zu den Meinen. Zuletzt blieben sie mit wunderlicher Beharrlichkeit an dem versäumten heutigen Musikabende im Palazzo del Buono auf dem Toledo zu Neapel haften; und die Betrachtung: wie wohl es mir thun würde, statt des oben geschilderten Conzerts den lieblichen Tönen und Klängen im behaglichen Saale bei Eis und Champagner zu lauschen, gewann in meiner Phantasie eine solche Lebendigkeit, daß ich auf Augenblicke die Gegenwart ganz darüber vergaß. Endlich machte ein kurzer, fieberhafter Schlaf, den ich durch das mechanische Abstraktionsmittel des Zählens herbeiführte, allen Gedanken ein Ende. Als ich erwachte, glaubte ich, es sei Morgen. Es war aber erst zehn Uhr desselben Abends. Ich hatte vergessen, daß ich schon um halb sechs Uhr meine Nacht begonnen hatte. Von da an gelang es mir nicht mehr, die wohlthätige Betäubung eines Halbschlummers zu gewinnen, und ich brachte eine Nacht zu, die ich für die längste meines Lebens hielt. Zum Glück war das Gitter meiner Schlafkabine ein Schutz gegen das Hinunterfallen, welches sonst bei dem wilden Schwanken des Schiffes eben so leicht möglich als für meinen Hals gefährlich hätte werden mögen. Von den auf der Divanrunde liegenden Unglücklichen rollte immer einer nach dem andern zum Boden hinab, und nur die wenigsten hatten Fähigkeit, sich wieder aufzurichten. Es war eine wahrhaft diabolische Verwirrung. Die Flüche meines Nachbarn, eines jungen Franzosen, begleiteten die Stoßgebete zweier höheren sizilianischen Geistlichen,

welche nebenher die Verſammlung der Scienziati, die ſie nach Neapel gelockt hatte, in den Abgrund verwünſchten.

Endlich, endlich brach der Morgen an, d. h. eine Art ungewiſſer Dämmerſchein, der dafür gelten ſollte. Mit Gefahr, Arm und Bein zu brechen, oder die unter mir Liegenden und ſich auf dem Boden Windenden zu verletzen, kletterte ich aus meiner Schlafkoje hinunter, und gelangte nach allerhand Irrfahrten endlich an die Thür der Kajüte. Noch immer raſete das Unwetter, aber ich wollte doch mit eigenen Augen ſehen, wie es ſtehe, und wenn es zum Aergſten käme, mindeſtens nicht in der Kajüte ertrinken. Auf der Treppe begegnete mir der ruſſiſche Oberſt M., der meinen Gedanken gleichfalls gehabt und ausgeführt hatte. Iſts auszuhalten oben? fragte ich. „Es ſieht furchtbar aus!“ war ſeine einzige Antwort, mit der er an mir vorbei in die Kajüte hinab balancirte. Und furchtbar allerdings war der Anblick. Bisher kannte ich die vom Sturme himmelangethürmten Wogenberge und die dazwiſchen gähnenden, ſchwarzen Abgründe nur aus Reiſebeſchreibungen, wo man ſie auf dem Sopha liegend wie Delikateſſen genießt. Aber ich kann Dich verſichern, daß ich hier, wo ich dieſe Dinge zum erſten Male in der Wirklichkeit um mich her ſah, völlig andere Empfindungen verſpürte. Es war mir zuweilen, als lege ſich ein feuchter Flor über meine Augen, und nun erſt verſtand ich, was Horaz in ſeiner Ode an das Schiff, welches ſeinen Virgil nach Griechenland tragen ſollte, mit ſeinem „siccis oculis“ ſo vortrefflich bezeichnet hat. Die Tintenſchwärze der ungeheuren Maſſen, welche ſich wie wandelnde Feſtungswälle auf das Schiff ſtürzten, ſtach furchtbar ab gegen den weißen Giſcht, welcher Drachenkämmen gleich ihre Häupter krönte. Nur ein blaugrüner Streifen bezeichnete den Gang des ſchwer arbeitenden Schiffes, deſſen Verdeck einmal über das andere die Waſſerſtröme überflutheten.

Und der Himmel! Hier konnte man verlernen, an ihn zu glauben, ſo wenig war davon zu ſehen. Von einem Horizonte

war auch nicht zu reden, denn Himmel und Meer gischten und qualmten ineinander. Auf dem Deck war außer dem Kapitain und der diensthuenden Schiffsmannschaft Niemand zu sehen. „Wie geht das Schiff?“ Der Kapitain gab dem logauswerfenden Manne, welcher mir eben meine Frage mit der Zahl von wenigen Miglien, wie ich später erfuhr, beantworten wollte — (es war ein deutscher Matrose) — einen Wink zu schweigen. Camina poco! Signor, camina poco*)! war Alles, was er mir auf meine Frage, ob wir wohl Hoffnung hätten, heute Palermo zu erreichen, erwiederte.

Von den zwölf Pferden waren zwei in der Nacht krepirt, sie wurden später ins Meer gewälzt, den Haifischen willkommene Beute. Viele der übrigen waren durch Quetschungen jammervoll zugerichtet.

Erst gegen ein Uhr Mittags begann der Sturm sich etwas zu legen. Bis dahin waren ich und der Russe die einzigen Passagiere auf dem Deck. Wir hatten uns in der Nähe des einen Mastes eine Stätte bereitet, auf der wir uns an Tauen festhielten, entschlossen, das Aeußerste des Unwetters zu dulden, ehe wir wieder in den Höllenbrodem der Kajüte zurückkehrten. Gegen die Seekrankheit blieb ich nach wie vor gefestet, und das war kein geringer Vortheil.

Gegen drei Uhr Nachmittags zeigten sich die ersten dämmernden Umrisse Siziliens in der Form von starken Wolkenbänken. Allgemach ließ sich auch die Sonne blicken, und ihre ersten Strahlen fielen mir ordentlich tröstlich ins Herz. Es war mir, als ob vor dem goldenen Glanze des heiligen Tagesgestirnes der wüste Gräuel des Sturmes nicht bestehen könne. Das Meer arbeitete zwar noch fort, aber die eigentliche Gefahr schien vorüber, und statt der gießenden Regenströme hatte man höchstens noch mit einigem Spritzwasser zu kämpfen. Als ich so mit beruhigtem Gemüthe auf die schwarzblaue

*) Es — das Schiff — kommt wenig vorwärts!

Furche zurückblickte, welche das Schiff in seinem Laufe hinter sich ließ, war es mir doch ein eigenthümliches Gefühl, daß Italien, welches bisher die südlichste Gränze für meine Reisephantasie gebildet hatte, jetzt um so viele Meilen hinter mir lag. Die Weltgänger von Profession werden den Neuling belächeln, aber ich empfand mich plötzlich gleichsam doppelt weit von der lieben Heimath geschieden, und eine unbezwingliche Sehnsucht kam über mich.

Da klopfte mir Jemand auf die Schulter. Der Kapitain stand hinter mir. Ihr seid brav gewesen, Signor, diese Nacht und diesen Morgen! In zwei bis dritthalb Stunden ist's überstanden. Jetzt seht Ihr aber, fuhr er fort, was der „Palermo" für ein Schiff ist. In dieser Nacht hat er sein Meisterstück gemacht. Volete? setzte er hinzu, indem er mir eine Handvoll roher Kastanien präsentirte. Ich nahm davon dankend, obschon es mir nicht gelingen wollte, den Appetit zu theilen, mit welchem er die seinem verspeis'te. Das bronzebraune, zuversichtliche Gesicht dieses, wie ich in Neapel und Palermo später hörte, ausgezeichneten Seemannes war mir eigentlich ein Haupttrost gewesen. Der russische Oberst gestand mir, daß es ihm eben so gegangen. Eines Scherzes muß ich dabei gedenken, den mir der letztere erzählte. Ein anderer Russe fragte gestern Abend kurz vor dem Ausbruche des Sturmes den alten Kapitain etwas ängstlich: was er von dem Aussehen der See halte? Don Stefano Trifiletti erwiederte halb scherzend, halb ärgerlich: „Eh! hier oben auf sieht es schon ganz gut aus, aber da unten wird's schlimmer aussehen!" Das erschreckte den Moskowiten dermaßen, daß er augenblicklich seekrank wurde, und jeden Augenblick den sicheren Untergang des Schiffes erwartete.

Endlich lag Palermo vor uns. Ein ungeheures Gebirgshufeisen, dessen rechter Ausläufer, der wunderbar gezackte, vielgipflige Monte Pellegrino, sich mit kühnem Schwunge fast steilab in die See senkt, während auf der entgegengesetzten Seite Capo Zafferrano mit seinen zahlreichen Felshäuptern sich wie ein Speer lang hin in

die blauen Fluthen streckt — umschließt die meilenbreite, lachende Ebene, wohl mit Recht Conca d'oro genannt, in welcher die Stadt von Osten nach Westen hingestreckt aus den Orangenwäldern, die sie umgeben, ihre prachtvollen Kuppeln, Thürme und Zinnen in die Luft erhebt. Bald umwimmelte uns ein strudelndes Gedränge von Booten und Barken aller Art, aus denen sich eine wahre Stromfluth habgieriger Polizeisoldaten, Facchini, Gasthofsdiener und dergleichen Gesindel über das Schiff ergoß. Nirgends, selbst nicht in Livorno, erlebte ich so arge Scenen. Es war vollständig, als sei das Schiff von Piraten geentert. Noch jetzt weiß ich kaum, wie ich mit meinen Habseligkeiten nicht zehnmal ins Wasser geschoben und gestoßen worden bin, zumal da ich mich vor Schwindel kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Endlich war auch dies überstanden. Ein kleines Segelboot führte mich in einer starken Viertelstunde an den Kai. Durch das berühmte, ungeschlossene Thor, die Porta Felice, in die Stadt gelangt, fand ich in der Città di Londra an der Piazza Marina bei Don Lorenzo Tomaselli den ersehnten Ruheplatz. —

Kaum ein wenig umgekleidet trieb es mich wieder hinaus an das Meer. Die Sonne war eben im Begriffe, sich hinter den Kranz der westlichen Gebirge zu senken. Auf der Marina, dem prachtvollen Kai, welcher sich fast in der halben Länge der Stadt von der Hafenbucht bis an das zweite Thor hinstreckt, wogte die schöne und vornehme Welt in brillanten Equipagen, untermischt mit Reitern auf schönen Pferden und flinken Eseln auf und ab. Ich aber hatte nur Sinn für das Meer, welches jetzt unter der reinsten Himmelsbläue, bei völliger Luftstille doch noch immer seine wildbewegten Fluthen in gewaltigen Wellenzügen schäumend gegen die hohen Mauern des Kais schmetterte, daß der Wassergischt oft haushoch über denselben emporbrauf'te. An einigen Stellen ergossen sich einzelne Wasserstürze oft im Bogenschwunge hoch über den Fußgängern auf dem breiten, quadergepflasterten Trottoir hinweg

bis in den Fahrweg, von wo sie dann in selbstgegrabenen Rinnsalen wieder durch die unterirdischen Abzugsröhren des Kais ins Meer zurückflossen. An einer der Bogenweitungen, welche von etwa hundert zu hundert Schritten die gerade Linie des Kais unterbrechen, und auf Marmorsitzen zum Ausruhen einladen, stand eine dichte Menschenmenge versammelt. Ein schöner Jagdhund war aus einem Boote ins Meer gefallen, und ward schwimmend von den Wellen gegen das Ufer getrieben. Aber hier erwartete ihn der grausamste Tod. Denn in dem Augenblicke, als das arme Thier einen Felsblock erreicht und erklommen hatte, deren eine Menge aus dem Wasser ragen, riß ihn eine neue Welle hinab und schleuderte ihn wieder und immer wieder gegen die Felszacken und gegen die Mauer hin und her. Ich fühlte einen leisen Schauder bei dem Gedanken, wie leicht das auch unser Schicksal hätte sein mögen, und wendete meine Augen von dem grausamen Schauspiele ab.

Ueber den Monte Pellegrino hatte sich unterdessen die letzte Gluth des südlichen Sonnenuntergangs gelagert, in deren Scheine sich seine zackigen Gipfel und fein geschwungenen Linien wunderbar gegen das tiefe Blau des Himmels abhoben. Ueber den Häuptern der südwestlichen Gebirge im Rücken der Stadt ballten sich einzelne Wolkenmassen dunkel empor, die Bergkuppen gleichsam nach einander in den Aether hinauf fortsetzend. Nach der Seite des Cap Zafferano hin entdeckte ich mit bewaffnetem Auge den Gipfel des Monte Gibello. Gebirgsformen, Farben, Luft und Licht, die Menschen und ihre Physiognomien und Trachten, Hafen, Schiffe und Barken, die Architektur der mit ihren schimmernden Marmorfronten dem breiten Strandwege zugekehrten Paläste und Thore, die Vegetation in den anstoßenden Gärten und Terrassen, alles schien mir einen neuen, fremdartigen, orientalischen Charakter zu tragen. Und der weite, durch nichts als durch den feinen Saum der Horizontlinie des Meeres begränzte Ausblick vollendete ein Bild,

dem nichts, was ich auf dieſer Reiſe geſehen, ſelbſt Neapel nicht, an die Seite geſtellt werden mag.

Den 29. September.

Die Stadt iſt ins Kreuz gebaut. Zwei lange, ſchnurgerade Straßen, der Caſſaro oder Toledo, vom Meere herwärts ſanft gegen das Gebirge zu aufſteigend, und die Via Macquedo, durchſchneiden ſich ohngefähr auf der Hälfte ihrer Länge im rechten Winkel. Der Punkt, wo ſie zuſammentreffen, heißt Piazza di Quattro Cantoni. Von der Mitte dieſes achteckigen Platzes aus, welchen vier Brunnen und eben ſo viele Statuen ſpaniſcher Beherrſcher Siziliens ſchmücken, ſieht man die vier Hauptthore der Stadt; öſtlich das Meer und nach den übrigen Seiten zu das Gebirge. In dieſen beiden Straßen, vor allem im Caſſaro (der Name Toledo wird nicht gern gehört), wogt das bunteſte Leben, erheben ſich die ſtattlichſten Paläſte, vereinigt ſich in Bazars und Gewölben der größte Luxus. Dagegen fand ich die meiſten Nebenſtraßen Palermo's kaum weniger krumm und winklicht, unreinlich und ſchlecht gehalten wie die meiſten Stadttheile Neapels, in deſſen Preis ich, wie Du ſchon weißt, keineswegs mit dem großen Schwarme der Touriſten einſtimme. Palermo gebe ich, ſelbſt was die Schönheit der Lage anlangt, jedenfalls den Vorzug. Palermo gleicht einer Fürſtin, Neapel einer Maitreſſe. Jenes voll Adel, Charakter und Hoheit, dieſes überladen mit Schmuck, kokett und würdelos. Das ganze neapolitaniſche Weſen und Treiben entbehrt überhaupt gar zu ſehr alles ernſten Hintergrundes. Es iſt durch und durch poſſenhaft, ein ſtets unruhiger, mit Armen und Beinen zappelnder Pagliaſſo. Dazu der unerträgliche, nervenzerrüttende Lärm der ewig von einem vulkaniſchen Menſchengetoſe durchbrauſ'ten Stadt, und außer dem Poſilipp und Capo di Monte für Spazier-

ganz oder Fahrt gar keine Flucht aus dieſem unerträglichen Getoſe möglich. Denn alle die Ortſchaften bis Caſtellamare hinaus ſind eben nur endlos fortgeſetzte Vorſtädte Neapels, deren Ausdehnung Auge und Phantaſie ermüdet.

Palermo dagegen hat den Vorzug der ſchönſten Begränzung durch ein Gebirge, deſſen maleriſche Formen vielleicht durch nichts in der Welt übertroffen werden, während zugleich ſein Golf, nicht wie der neapolitaniſche durch Inſeln geſchloſſen, die unbegränzte Ausſicht auf die Unendlichkeit des Meeres bietet. Die Umgebung der Stadt, das ganze breite, leiſe anſteigende Thal, in deſſen Schooße ſie hingeſtreckt liegt, iſt ein großer Garten. Schattige Kühle, Ruhe und ländlicher Frieden bald von jedem Theile der Stadt aus erreichbar.

Ich habe für heute mich erſt im Allgemeinen zu orientiren geſucht. In der Stadt ſteht Kirche an Kirche, Kloſter an Kloſter. Man rechnet die Anzahl geiſtlicher Perſonen beiderlei Geſchlechts gegen vierzig Tauſend. Da Palermo etwa hundertfunfzig Tauſend Einwohner hat, ſo käme etwa je auf drei weltliche Seelen eine geiſtliche. Die Angabe mag übertrieben ſein, auch weiß ich dafür keinen andern Gewährsmann als Förſter anzuführen. Soviel aber iſt gewiß: von den erwachſenen Männern, die ich auf der Straße ſehe, ſind immer ein Drittel Pfaffen oder Mönche. In der Trattoria, wo ich heute zu Mittag ſpeiſ'te, waren ſogar die Mehrzahl Pfaffen, lauter feiſtes, wohlgemuthes, behaglichs Volk. Sizilien iſt das Pfaffenparadies. Hier leben ſie unangefochtener von allen Bewegungen der Zeit, als das ſelbſt in Rom möglich iſt; denn hierher dringt noch nicht der leiſeſte Wellenſchlag des Zeitſtromes. Die Nonnen dürfen bekanntlich ihre Klöſter, welche hier ungemein zahlreich ſind, nicht verlaſſen. Dafür liegen aber dieſe entweder ſelbſt an den Hauptſtraßen und Plätzen, oder ſtehen durch bedeckte Gänge in Verbindung mit Paläſten und Häuſern am Caſſaro und an den Promenaden, welche entweder ganz oder theilweiſe, namentlich

die oberen Stockwerke, Eigenthum der Klöster, und an den bauchigen Eisengittern ihrer obern Gallerien und Fenster kenntlich sind. In diesen hohen, vergitterten Gallerien ergehen sich die frommen Schwestern, und nehmen ihren Antheil an Luft, Licht, Leben und Freiheit der Welt da unten durch die Eisenstäbe ihrer Kerker zu sich. Als ich heute langsam den Cassaro auf und nieder schlenderte, sah ich überall die schwarz und weiß verschleierten Gestalten hinter diesen vergitterten Balkonen sich bewegen, und verwundert meinem breiten, grauen Sonnenhute nachschauen, der ihnen inmitten der fashionablesten Straße und zur Zeit der Promenade auffallen mochte.

Was ich von der Bauart gesehen, hat bei weitem mehr Würde, Charakter und historische Physiognomie als in Neapel. Byzantinische und normannisch-maurische Architekturformen treten vielfach entgegen. Nur von dem griechisch-römischen Alterthume ist jede Spur verschwunden. Dafür bot mir aber das Museum der Skulpturen Ersatz, welchem ich meinen ersten Gang heute Morgen zuwendete. Es befindet sich in dem Universitätsgebäude, in welchem auch die Gemäldegallerie aufgestellt ist. Nach einer flüchtigen Durchmusterung der letzteren, die keine bedeutende Ausbeute gewährte, ließ ich mir sogleich den Saal aufschließen, in welchem die berühmteste aller antiken Bronzegruppen: der Herkules, welcher den Hirsch erjagt hat (gefunden zu Pompeji) ihren Platz gefunden hat. Sie verdient ihren Ruhm, und ist wirklich die Krone aller gleichartigen Kunstüberreste, welche ich in dem in seiner Art einzigen Museum der antiken Bronzen zu Neapel gesehen habe.

Der Hirsch ist so eben gestürzt. Herkules, welcher ihn niedergejagt hat, drückt mit seinem linken Knie, das er dem Thiere zwischen Rücken und rechtes Hüftblatt des auf der linken Hüftseite liegenden Hinterleibes gestemmt hat, den Hirsch gegen den Boden, während er mit den gewaltigen Händen die beiden Hörner desselben erfassend, ihm Kopf und Hals gewaltsam nach der rechten Seite aufwärts biegt. Das Erste, was den Beschauer dieser köstlichen

Gruppe wunderbar ergreift, iſt der Ausdruck von Schmerz und Todesangſt in Mienen und Augen des bewältigten Thieres. In der Lage des Leibes iſt das völlig Ueberwältigte, gänzlich Widerſtandloſe vortrefflich ausgeſprochen. Der linke Hinterlauf derjenigen Seite, auf der die Laſt des niedergeworfenen Hinterleibes ruht, iſt lang am Boden hin zurückgeſtreckt. Der rechte zuckt zuſammengebogen in der Luft, gegen den Leib auf. Die Bewegung der Vorderläufe iſt gleichſam das ſchwache Nachzucken des letzten Sprunges, bei welchem ihn der Gewaltige erhaſchte. Nicht minder vortrefflich iſt die Geſtalt des Herkules. In ihm ſehen wir die höchſte Stärke der menſchlichen Bildung, die unwiderſtehliche Kraft des göttergleichen Heroenleibes, als federkräftige Gewandtheit erſcheinend. Es iſt der letzte Sprung des windſchnellen Läufers, mit welchem er das flüchtigſte der Thiere des Waldes erreicht hat. Sein rechter Fuß ſtreckt ſich frei und kräftig zurück, während der linke Hinterlauf des Thieres unter der Wucht ſeines Ueberwältigers regungslos gelähmt am Boden geheftet iſt. Mein freundlicher Begleiter, ein Sizilianer, der Genremaler Tripi aus Palermo, machte die Bemerkung, daß die Läufe des Thieres gegen den Leib deſſelben faſt zu ſchwach erſchienen. Das ſind ſie auch, rein naturaliſtiſch betrachtet, in der That. Bald aber fand ich, daß dieſer Fehler — wenn man ihn ſo nennen darf — künſtleriſche Abſicht ſei. Leib und Hals ſind nämlich von der übermäßigen Anſtrengung des Laufes und von der ſchwer athmenden Todesangſt des Thieres über ihre Maaß aufgetrieben, und die gewaltſame Lage des am Haupte zurückgebogenen und hinten feſtgehaltenen Leibes trägt dazu bei, dieſen Ausdruck übermäßiger Anſchwellung zu verſtärken, durch welchen ſomit der Leib, gegen die Beine gehalten, unverhältnißmäßig ſtark erſcheint. Daſſelbe Thier im freien Laufe geſehen, würde mit denſelben Gliedern durchaus als harmoniſche Bildung erſcheinen. Alſo auch hier derſelbe wunderbare Naturſinn der Alten! — Die ganze Gruppe iſt nur etwa zwei Fuß hoch. Aber dennoch

erſcheint dieſer Herkules in höchſter Elaſtizität der Bewegung ſo herkuliſch, wie es der ruhende Farneſiſche in Neapel nur irgend ſein kann. Beſonders in Kopf und Hals iſt die heroiſche Kraft ausgedrückt. Und welches feine, ſchwunzvolle Muskelſpiel an dieſem göttlichen Leibe! Seit ich dieſe Gruppe und die neapolitaniſchen Bronzen geſehen, begreife ich, wie die Alten dazu kamen, die Bronzekunſtarbeit ſelbſt dem Marmor vorzuziehen. Denn kein Marmor erreicht freilich dieſes feine Leben, welches auf der dunklen Bronze in den wunderbarſten Lichttönen und Reflexen ſpielt.

Vor der Gruppe ſteht ein länglich viereckter Marmorbecken, das zuſammen mit derſelben in Pompeji gefunden ward, und in welches aus dem Munde des Hirſches durch eine kleine Metallröhre das Waſſer eines Gartenſpringbrunnens ſtrömte. Wie aber iſt dieſes pompejaniſche Alterthum nebſt noch einigen andern, minder bedeutenden hierher nach Palermo gerathen, da es doch in die neapolitaniſche Sammlung des Muſeo Borbonico gehört? Der Cuſtode erzählte ſo. Der verſtorbene König Franceſco, welcher ſich für Kunſt ſehr intereſſirte, habe dieſe Bronzen nebſt den Abgüſſen der ſchönſten antiken Statuen in ſeine Privatſammlung aufgenommen, die ihn auch, wenn er Palermo beſuchte, ſtets begleitete. Bei ſeinem Tode befand ſie ſich in Palermo. Sein Nachfolger, welcher die Transportkoſten ſparen wollte, verordnete, daß ſie dort verbleiben ſolle, und ſchenkte ſie der Univerſität.

In den unteren Stockwerken des Univerſitätgebäudes befinden ſich die unſchätzbaren Reſte griechiſcher Kunſt aus der Zeit vor Phidias, die ſogenannten ſelinuntiſchen Reliefs: Skulpturen zur Verzierung der Außenſeiten dreier griechiſchen Tempel der Stadt Selinus in Sizilien, aus ſehr verſchiedenen Zeiten. Auch einige antike Statuen, die in Sizilien gefunden worden, ſind dort aufbewahrt, ſo wie das Frontiſpiz eines kleinen Tempels der Fortuna

zu Selinus, an deſſen Fries noch die bunte Bemalung in ſchönen (blau und rothen) Farben ſichtbar iſt.

Bei den Reliefs ward es mir recht klar, wie auch bei den Hellenen die Kunſt nur ſehr allmälig und nicht ohne harten Kampf ſich von der rohen Starrheit des religiös Typiſchen zur Schönheit befreit hat. Die älteſten Skulpturen ſind nämlich noch außerordentlich roh und barbariſch, und doch gehören ſie einer Zeit an, wo die Kunſt in der Architektur ſchon ſo weit zur Schönheit vorgeſchritten war. Freilich war ſie in der Architektur nicht wie in der Skulptur gefeſſelt und gehemmt durch den leidigen, götzendieneriſchen Aberglauben, deſſen religiöſer Fanatismus die plaſtiſche Kunſt zwang, an dem einmal Hergebrachten und durch Alter Geheiligten in Bildung und Geſtalt der Kultbilder von Göttern und Heroen feſtzuhalten, ſo ſehr die Fratzenhaftigkeit derſelben auch allem Schönheitsgefühl widerſtreben mochte. Denn das credo quia absurdum est gilt auch für die Kunſt, wo ſie es mit der religiöſen Borniertheit zu thun hat. Je abſurder und alterthümlicher eine ſolche Geſtalt der Tradition ſich darſtellt, für um ſo bedeutungsvoller, wirkſamer und göttlicher gilt ſie dem religiöſen Bewußtſein der Maſſe, welche immer das Alte verehrt, weil es alt iſt. Ja, es iſt nur eine nothwendige Konſequenz, wenn der religiöſe Fanatismus ſo weit geht, daß die gemäßeſte, die allein würdige Form, in welcher das Göttliche ſinnlich erſcheinen kann, die Form der Schönheit ihm für Verſündigung an ſeinem Götzen gilt. Und iſt es denn im Gebiete der religiöſen Erkenntniß nicht ebenſo? Der Chriſtus, welcher als Zauberer mit Jongleurkünſten auftritt, Waſſer in Wein, Meer in Land, Todte in Lebendige verwandelt, dieſer geſpenſtiſche Magier iſt „der wahre Gott.“ Aber der Menſch, der das Ideal ſeiner Gattung an ſich verwirklicht, welcher ſich für die Idee der Humanität opfert, der iſt eine Ausgeburt frevelnder Philoſophie! —

Hier in Italien ſehe ich erſt, wie denn doch auch im griechi-

ſchen Alterthume das Fratzenthum in der bildenden Kunſt — das religiös Dogmatiſche nämlich — ſtets neben der Kunſt göttlicher Menſchenbildung, ſelbſt in der Zeit ihrer höchſten Blüte, fortgewuchert hat. Doch zuletzt nur vorzugsweiſe in kleineren Fabrikarbeiten. Die dogmatiſche Religion hat es niemals ehrlich mit der Kunſt und Schönheit gemeint. Denn Schönheit und Kunſt haben ein befreiendes Element in ſich, deſſen Menſchlichkeit allem transzendenten Uebermenſchlichen feindlich ſein muß. König Ludwig von Baiern mag die ſchönſten Madonnen und Heilige in ſeine Kirchen malen laſſen, die Pfaffen wiſſen recht gut, warum ſie unter und neben ſie ihre alten oder neuen Holzpuppen in Sammt, Seide und Zindel gekleidet auf die Altäre ſtellen, und dieſe Fratzen, nicht jene ſchönen Kunſtgeſtalten von ihren Gläubigen anbeten laſſen.

Die alten ſelinuntiſchen Tempelreliefs magſt Du Dir etwa in der Weiſe unſerer alten Holzſchnittbilder in den alten Bibeln und Volksbüchern denken. Sie ſind Ueberbleibſel von drei verſchiedenen Tempeln, und ſämmtlich in Tuffſtein gearbeitet. Nur bei denen des dritten Tempels finden ſich Hände und Füße von Marmor angeſetzt.

Die Reliefs des älteſten Tempels ſind: 1) Herkules Melampyges mit den beſiegten Kerkopen. 2) Perſeus, wie er in Gegenwart der Athene die Meduſa mit abgewandtem Geſichte beim Schopfe ergreift und tödtet. In dieſen älteſten Darſtellungen griechiſcher Plaſtik iſt Alles noch durchaus roh und von der Schönheit entfernt. An dem Herkules ſind die unteren Theile der Beine ganz unverhältnißmäßig ſchwach gegen die Oberſchenkel, welche dagegen, ſo wie die ganze Partie gegen die Weichen hin, zu übertrieben ſtark erſcheinen. Auch die Bruſt des Heroen iſt von vollen, an das Weibliche gränzenden Formen. Das Schwert, welches er, gegen alle Ueberlieferung, trägt, hängt auch wunderlich horizontal über den oberen Theil des Rückens. Die beiden beſiegten Kerkopen hat er an einem Stabe über der linken Schulter hangen. Bei Nr. 2.

ist die Medusa eine ganz abenteuerliche Holzschnittfratze, der Kopf, wie ihn Kinder auf die Schiefertafel malen. Die Augen sind bei allen übrigen Figuren geschlossen, aber stark vorquellend. Die Haare auffallend an ägyptische Bildung erinnernd. Die Kleidung besteht bei der Minerva in der bekannten, starr konventionell gefälteten Gewandung, bei dem Perseus in einem leichten Schurz, und in einer rohen Andeutung der Schienen an den Beinen. Der Ausdruck hat bei allen diesen Figuren etwas Erstarrtes, wie von Schlafenden oder Schlafenwollenden. Es ist, als ob die ersten Werke der Kunst auch, wie gewisse Thierarten, blind geboren würden.

Ein drittes Relief desselben Tempels zeigt eine Biga, mit je einem Reiter zu beiden Seiten, wodurch sie auf den ersten Blick das Ansehen einer Quadriga erhält. Wagen und Pferde sind meist gut erhalten, die lenkende Figur aber am Obertheil bis auf den Kopf und eine Hand zerstört. Die Arbeit ist hier auffallend besser. Die Pferde in kühner Verkürzung gerade auf den Beschauer zuschreitend, lassen doch alle vier Füße sehen. Die Füße, Hufe ꝛc. sind sehr sorgfältig behandelt, die Köpfe klein, und der ganze Bau der Leiber Beweis von bedeutendem Naturstudium.

Reste eines zweiten Tempels sind zwei Reliefs, siegreiche Amazonen darstellend. Beide haben ihre Gegner niedergeworfen. In dem einem dieser Reliefs liegt der verwundete Krieger auf dem rechten Knie, und stützt sich, wie im Fallen begriffen, mit der linken Hand, deren erste Finger ausgestreckt sind, gegen die Erde. Der andere, abgebrochene Arm wird abwehrend erhoben gewesen sein. Beide Reliefs sind nämlich in der Mitte durchgebrochen, und von den Amazonen ist nur der untere Theil bis zum Gürtel erhalten. Aber trotz dieser Verstümmelung ist doch ein eigenthümlich kühner Schwung in Haltung und Bewegung erkenntlich, der gegen die steife Ungelenkheit und den an das grotesk Komische streifenden Ausdruck jener früheren vortheilhaft absticht. Die Amazone in dem andern (vierten) Relief setzt dem gefallenen Krieger den Fuß auf

den Leib. Ihre Gewandung ist vortrefflich, und mit einer Freiheit und Feinheit der Motivirung behandelt, welche sich in keinem der übrigen Reliefs in solchem Maaße wiederfindet. Die Formen des zurückstehenden, linken Oberschenkels schimmern in voller Klarheit durch das durchsichtige, hier nur in leisen Wellenlinien von ein Paar Querfalten zurückfließende Gewand. Die stärkeren Gewandungsfalten sind nicht minder wahr und gefühlt, voll Bewegung und Leben. Konventionelle Faltung erscheint nur an den Obergewändern.

Bei den Figuren der besiegten Krieger treten die Geschlechtstheile merkwürdig absichtlich hervor und unter der Bekleidung heraus. Der in Nr. 4. liegt rücklings auf den linken Arm gestützt, indem er mit der Rechten den Todesstreich abwehrt. Sein Haupt, dem der Helm entgleitet, hängt rücklings über. Das Gesicht, in welchem sich der Ausdruck des Angstschreis bemerklich macht, ist spitzbärtig wie bei den Troern unter den Aegineten. Auffallend war mir die verschiedene Behandlung der Füße. Bei der weiblichen Figur in Nr. 4. ist der Fuß mit besonders langen Zehen unschön. Wie er auf den Leib des niedergestürzten Gegners gestemmt ist, scheint er denselben gleichsam mit den Zehen festzuhalten. Dagegen ist der Fuß der Amazone in Nr. 3. wahrhaft schön geformt, mit hohem Spann und schöngeschwungener Wölbung der Sohle in der Mitte. Ich weiß keine Erklärung für diese Verschiedenheit der Behandlung.

Von dem dritten Tempel sind einige Reliefs der Metopen erhalten. Der Triglyph ist mannshoch, polychrom, roth vorherrschend. Das erste Relief: Minerva, die einen Krieger niederstreckt. Der letztere ist fallend dargestellt. Das Gewand ist typisch starr. Das zweite Relief: Diana straft den Aktäon. Der Akt ist vortrefflich dargestellt. Aktäon, auf den Wink der Göttin von seinen eigenen Hunden mörderisch angefallen, ist in verzweifelter Abwehr begriffen. Mit der linken Hand hat er eine der Bestien aufgehoben, und hält

die nach seinem Halse schnappende in der Höhe seines Kopfes würgend am Halse, während ihn von unten her die andern wüthend anfallen. Seine Verwandlung in einen Hirsch ist nur durch einen Hirschkopf mit langem Geweih angedeutet, der sich über seinem Haupte befindet. Drittes Relief: Juno entschleiert ihre Schönheit dem Zeus, der sie mit verliebten Blicken betrachtet, und sie an dem linken Arme faßt, um sie sanft zu sich auf seinen Sitz niederzuziehen. Andere sehen in der Gruppe Jupiter und Semele, oder Herkules und Hebe. Vortrefflich ist das vierte Relief: Herkules und die Amazone.

In diesen Reliefs der drei Tempel finden die Archäologen mit Recht Ueberreste von drei verschiedenen Perioden der hellenischen Plastik vor Phidias. Kugler in seiner Kunstgeschichte nennt die Bewegung dieser letzteren Gestalten „noch etwas schüchtern," was von der Gruppe des Aktäon schwerlich gelten kann, in welcher sich die heftigste Bewegung in wahrhaft grandioser Kühnheit ausdrückt. Neben diesen Reliefs sind noch einige andere Reste alter Plastik der Aufmerksamkeit würdig. So die zwei herrlichen, zu Selinus gefundenen Kandelaber, welche zur Seite des sitzenden Jupiter von Solunt aufgestellt sind, deren Figuren von schönster Arbeit; ein stehender kolossaler Jupiter aus Tindaro; drei Kaiserstatuen: Nero und Trajan sitzend, Mark Aurel stehend; der marmorne Faun aus Pompeji, Wasser aus einer Schale gießend, u. a. m.

Nachmittags wanderte ich in Begleitung einiger Herren aus Palermo, unter welchen zwei Professoren, nach der Zisa. Dies ist ein an die tausend Jahr altes, aber noch wohl erhaltenes, arabisches Schloß, nordwestlich vor der Stadt. Denn die Araber waren über dritthalb hundert Jahre Herren auf Sizilien, ehe der kühne Normannenkönig Roger sie gegen das Ende des eilften Jahrhunderts vertrieb, und Palermo war just der Mittelpunkt ihrer

Macht. Die Zisa ist ein hoher, gewaltiger Würfel, zu dessen beiden Seiten ein langer, thurmartiger Vorsprung viereckt hervortritt. Außen spitzbögig überwölbte Fenster. Die Fensteröffnungen selbst sind wohl neueren Datums. In der Mitte des Innern eine reich dekorirte Halle. Unten eine Brunnenhalle mit Säulen, Mosaiken und arabischen Inschriften. Eine Fürstin Sciarra bewohnt einen Theil des mittleren Geschosses. Oben auf dem platten, von Zinnen gekrönten Dache genoß ich der entzückendsten Aussicht über Gebirge, Stadt und Meer, die in schönster Abendbeleuchtung vor uns lagen. Herrliche Wolkenformen hingen wieder über den Häuptern der stolzen Bergriesen im Rücken der Stadt. Rings umher unübersehliche Oelpflanzungen, Wein- und Orangengärten. Einzelne Palmen erhoben sich aus den Lustgärten der Großen. An der Zisa selbst steigt eine Pinie empor, deren Krone dicht an die Zinnen des Schlosses reicht. Das giebt von unten gesehen ein reizendes Bild.

Außer der Zisa ist nur noch ein einziger arabischer Palast vorhanden, die Cuba, zur linken Seite des Weges, der nach Monreale führt. Ich sah sie später und fand sie ganz verwüstet. Sie dient gegenwärtig als Kaserne und Hospital.

Unser Rückweg führte uns durch das Olivuzze, eine Art Gartenvorstadt, wo gerade Korso gehalten ward. Eine große Menge Arbeiter waren eifrig beschäftigt, Fahrweg und Wandelgänge der Alleen in einen etwas weniger verwilderten Zustand zu setzen, zu Ehren der russischen Kaiserin, welche von Tage zu Tage hier erwartet wird. Sie wird in dem hier gelegenen Sommerschlosse der Fürstin Butéra wohnen, welche, eine geborne Russin, der Kaiserin Palast und Garten zur Verfügung gestellt hat. Unmittelbar an beide stößt der Garten und Palast des um die Erforschung von Siziliens Alterthümern sehr verdienten Duca Serra di Falco, den ich, sobald er von Neapel zurückgekehrt sein wird, aufsuchen werde, da ich ihm durch die Güte des Herrn Kestner, hannoverschen Ministers zu Rom, empfohlen bin.

Im Gespräche mit meinen Begleitern, den freundlichen Palermitanern, passirte ich übrigens als ein Professor aus Edinburgh und Landsmann della famosa regina Maria Stuarda, wie der eine alte Herr mit Emphase hinzusetzte. Das kommt davon, wenn man in Sizilien ein oldenburger Patriot sein, und ihnen begreiflich machen will, daß es ein Oldenburg in der Welt giebt. Nach einigen vergeblichen Versuchen, die Identität von Edinburgh und Oldenburg im Gehör und Bewußtsein meiner Freunde aufzuheben, ergab ich mich in mein Schicksal, die oldenburgische Nationalität für die Dauer meines palermitanischen Aufenthalts mit der schottischen vertauschen zu müssen. Gewöhnlich treffe ich sonst den Ausweg, mein Vaterland Germania zu nennen. Fragten sie dann spezieller, so war ich ein Prussiano und nannte Berlin. Denn das sind doch bei den Gebildeten zuweilen schon bekanntere Klänge, obschon auch bei solchen mir hie und da die naive Meinung begegnete, daß die Preußen (Purziani statt Prussiani sagen sie hier in Sizilien) eine eigene, von der deutschen verschiedene „prussianische" Sprache hätten. Und bei Lichte betrachtet ist das freilich so ganz unrichtig nicht.

Palermo, den 30. September.

Zwanzig und einige Grad Hitze schon Morgens neun Uhr im Schatten und dabei Merkwürdigkeiten besehen ist keine Kleinigkeit. So gab's denn heute einen schweren Tag. Zuerst kamen drei Kirchen daran: die Martorana, der Dom und die Capella Palatina im Schlosse.

Ueber die Kirchen Palermo's hat Goethe sehr obenhin abgesprochen, und hier muß man dem großen Manne wirklich nachsagen, daß es ihm diesen Kunstbauten gegenüber an Kunsteinsicht und Gefühl mangelt. Er findet sie in Pausch und Bogen alle

ohngefähr auf derselben Stufe der Geschmacklosigkeit wie die übrigen öffentlichen Monumente, namentlich die Brunnen. Ja, den Dom von Monreale, diesen Wunderbau, der in seiner Art wohl auf der Welt ohne Gleichen ist, hat er nicht eines Worts gewürdigt, obschon er ihn doch gesehen haben muß, da er in Monreale gewesen ist. Ueber die Kirchen Palermo's aber kann man nicht geringschätziger sprechen als er es thut. Diese Bauten, die wunderbarsten Denkmäler eines Architekturstyls, in welchem sich antike, griechisch-römische und byzantinische mit arabischen und normannisch-germanischen Elementen zu einem wundersamen Ganzen verbinden, dessen Eindruck in seiner Art einzig und völlig mit dem Kultus, welchem diese Gebäude dienen, in Harmonie ist, fertigt er mit einer einzigen Bemerkung ab, die obenein durchaus falsch ist.

Alle diese Kirchen gehören dem zwölften Jahrhunderte an. Araber und Griechen waren die Baumeister, deren sich die Normannenkönige bedienten, die Maler und Mosaikarbeiter, welche diese Räume mit einer dauernden Pracht schmückten, deren Erhabenheit noch jetzt den Betrachter mit Ehrfurcht vor solchem Idealismus erfüllt, selbst wenn ihm für den Inhalt desselben keine Sympathie mehr lebendig ist.

Zuerst in die Martorana, auch Santa Maria del Ammiraglio genannt, nach ihrem Erbauer, dem Großadmiral König Rogers. Sie hat Basilikenform, aber in der Mitte eine Kuppel über vier Marmorsäulen. Die acht korinthischen Säulen des Chors tragen die schön geschwungenen Spitzbogen. An einzelnen Säulen finden sich noch arabische Inschriften. Die Wände, die Bögen, die Kuppeln und Nischen, alles ist mit byzantinischen Mosaikgemälden bedeckt. Erst hier in Palermo kann man die byzantinische Kunst, die Mutter der italischen, kennen lernen und die Einsicht gewinnen, daß die gewöhnlichen Phrasen und Stichworte, mit denen man dieselbe so oft abfertigt, nicht ausreichen. Ich erinnere mich nicht, daß Goethe auch dieser Werke gedacht hätte. Und doch, welcher

Adel, welche Hoheit iſt ſchon in dieſen Köpfen und Geſtalten, wie großartig die Ruhe ihrer Haltung auch da, wo ſie in einer Art von Bewegung erſcheinen. Mehr wie die männlichen zeigen die weiblichen Figuren einen feſten, ſtarren Typus mit der ſtets nach einer Seite übergeneigten Haltung des Hauptes, dem breiten Ober- und dem ſpitzen Unterkopfe, der leiſe gekrümmten, ſcharfſinigen Naſe und der ſtrengen Geſchloſſenheit des Mundes. Ein Bild: „Chriſtus die Madonna vom Sterbebette gen Himmel geleitend," zeigte eine ganz reliefartige Behandlung, wie ich ſie ſpäter auch in andern Moſaikbildern derſelben Periode wiederfand. Um die gedoppelte Handlung auszudrücken, war die Madonna auf ein und demſelben Bilde zweimal dargeſtellt. Ebenſo Saulus in dem Bilde der Palatina, welches ſeine Bekehrung darſtellt. Am meiſten typiſch roh und ohne Rückſicht auf die Natur ſind die Füße aller Figuren.

Von da zum Dome der heiligen Roſalia. Er iſt leider zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Innern reſtaurirt, und an Wänden und Pfeilern noch ganz nackt und kahl, da das Geld zur Marmorbekleidung ausging. Das Aeußere iſt ein Prachtwerk der normanniſchen Zeit, von dem man nur die Kuppel, als die Harmonie im Charakter des Ganzen ſtörend, wegwünſchen möchte. Im Innern ſind einzelne Kapellen und Altäre, wie z. B. die Cuſtodia, ganz mit Platten von Lapis Lazuli bedeckt. In einer ſolchen Platte zeigte mir mein Führer den verſteinerten Abdruck eines Krokodills, dabei vergaß er nicht zu erzählen, daß irgend ein gekröntes Haupt, ich glaube König Victor Amadeus von Sardinien, beim Anblick des hier verſchwendeten edlen Steins ſeine eigene Tabatière von Lapis Lazuli, die er bisher als ein Prachtſtück geführt, von ſich geworfen habe. In einer der Seitenkapellen ſtehen die rothbraunen Marmorſärge der Kaiſer Heinrich IV. und Friedrich II. In der Gruftkirche unter dem Dome ruhen auch allerhand Kaiſer und Könige neben geiſtlichen Fürſten und Heiligen. Ihre

Sarkophage schienen mir zum Theil von antiker Arbeit mit schönen heidnischen Reliefs.

Nicht weit vom Dome, auf einem großen freien, mäßig ansteigenden Platze erhebt sich das Schloß, die Königsburg des Normannen Roger, einst Festung, auch jetzt noch auf beiden Seiten mit steinernen Bastionen flankirt, auf denen viel Rothröcke zwischen den zahlreich niederdräuenden Kanonen umherspazierten. Es ist ein gewaltiger Bau, der sich in mächtiger Breite über den Platz hinstreckt. Ein Theil des letzteren ist mit Gartenanlagen eingefaßt. Vor dem Schlosse ein zopfiges Standbild Philipp's V. Durch das Portal tritt man in einen viereckten Hof, in welchem sich drei Reihen Colonnaden im Spitzbogenstyl übereinander erheben, von denen die mittlere die höchste ist. Das ist ein prächtiger, Seele und Auge füllender Anblick.

Zur rechten Hand im zweiten Stockwerke befindet sich die berühmte Capella Palatina mit den schönsten alten, nur hier und da restaurirten Mosaikgemälden. Wie der ganze Palast sarazenischen Ursprungs sein soll, so hat auch die Architektur dieser Kirche entschieden arabischen Charakter, arabische Spitzbögen, arabische Inschriften der Säulen, arabische Formen des Schmucks der mosaikbedeckten Wände, Altäre u. s. f. Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente in fortlaufenden Cyklen schmücken alle Wände, Bögen und Gewölbe. Es ist gleichsam eine vollständige Bibel in Stein und Farben. Marmorbekleidung und Mosaik bedecken jeden Punkt vom Fußboden bis zur Decke. Der ganze Bau erscheint als eine vollständige dreischiffige Basilika mit einer Kuppel über dem Chorraume.

Eine ganze Reihe von Mosaikbildern stellt die Schöpfungsgeschichte und die Schicksale Adam's und Eva's in ihren nächsten Nachkommen dar. Diese Gemälde sind voll der lieblichsten naiven Züge. Besonders reizend behandelt ist Eva im Sündenfalle, namentlich in dem einen Bilde, wo sie aus dem Paradiese vertrieben

hinter dem im Schweiße seines Angesichts die Erde bebauenden Adam unthätig weinend auf einem Steinblocke sitzt. Die Formen ihres Leibes sind viel weicher, schlanker, schwungvoller als man sie gewöhnlich der byzantinischen Kunst zutraut. Hier sah ich recht, daß auch innerhalb derselben das Trockene und Magere, das typisch Starre und Todte immer nur da vortritt, wo größte Heiligkeit und vorherrschend aszetische Richtung dargestellt werden soll. So gleich in derselben Kirche bei dem predigenden Johannes in der Wüste und in einem Bilde des Erlösers, beides fleischlose, gerippartige Gestalten, ächte Negationen aller Sinnlichkeit, Ueberwinder der Welt des Fleisches und ihrer Lust, von denen man sich mit Unbehagen abwendet. Durchaus anmuthig sind dagegen die vorhergehenden Bilder aus der Schöpfungs- und Sündenfallsgeschichte. Wie lieblich und reizend steigt Eva dort aus der Seite des schlafenden Adam empor, mit dem Ausdrucke liebevoller Dankbarkeit zu dem erschaffenden Gott-Vater vor ihr aufblickend! Wie schmerzlich entschuldigend zeigt sie in der Verhörsscene über den verhängnißvollen Apfelschmaus auf die sich unten im Vorgrunde ringelnde Schlange, als die eigentliche Urheberin des Vergehens! Die in den byzantinischen Bildern typisch gewordene Neigung des Hauptes bei den weiblichen Figuren tritt in dieser Darstellung der Eva zuerst vor. Ich vermuthe daher, daß diese ganze Haltung des Kopfes dem Ausdrucke der Trauer und des Seelenschmerzes dienen sollte, daher sie sich denn auch besonders bei der Madonna findet. Im nächsten Bilde wandert das verurtheilte Ehepaar, mit bunten Papagenoröcken angethan, traurig aus dem Paradiese.

Außer diesen Gemälden strahlt die ganze Kirche von Gold- und Farbenpracht der buntesten, phantasievollsten Formen. Nirgends findet sich in den letzteren eintönige Wiederholung, stets Neuheit, kaleidoskopischer Wechsel. All dieser farbenstrahlende Schmuck, der sich in reichster Fülle an die Wandflächen legt, über Bogen und Zwischenwände breitet, hebt nun auf eine, dem Auge und Gemüth

wohlthuende Weise die Starrheit des angewandten Baustyles auf, und, indem er das hier und da mangelnde architektonische Leben ersetzt, läßt er den südlichen Menschen die Farbenpracht und den Formenreichthum seiner Naturumgebung, die Wärme seiner Luft, und den Zauber ihrer Färbungen auch in dem Hause seines Gottes wiederfinden. Wie unerträglich hier im Süden die frostzitternde Kälte und Kahlheit unserer weißen oder stumpfgrauen Kirchenwände auf das Auge wirkt, kann man recht an dem Dome der heiligen Rosalia sehen, dessen Inneres, wie ich vorher bemerkte, man bei der Erneuerung des Baues aus Geldnoth weiß und kahl gelassen hat.

Im Schlosse waren sehr viele Räume wegen allerhand Neubauten, die eben — (man sagte, wegen der erwarteten russischen Herrschaften) — vorgenommen wurden, der Besichtigung entzogen. Zum Glück für mich; denn meine sehr gefälligen Begleiter würden mir sonst keinen Saal erlassen haben. Mein Herz und Sinn strebte aber vor allen Dingen den berühmten syrakusanischen Bronzewiddern zu. Was sind das für Prachtgeschöpfe, wie edel der Gesichtsausdruck, wie intelligent die ganzen Köpfe dieser würdigen Nachkommen der Zucht des Polyphemos ungeschlachten Andenkens! Gewiß, dies ist der höchste Ausdruck, zu dem die Kunst diese Thiergestalt zu bringen vermag. Gegen gar viele Mönchsgesichter hier zu Lande nehmen sich diese herrlichen Geschöpfe ordentlich wie Wesen höheren Ranges aus. Sie sind in liegender Stellung, eine Pfote nach vorn vorgestreckt, als könnten sie im nächsten Augenblicke sich erheben. Das Haar fließt gleichsam in großen, weichen Zotteln sanft den Leib hinab. Die Behandlung desselben ist höchst einfach, frei von aller Künstelei späterer Zeit, und daher eben macht es den Eindruck der höchsten Wahrheit. Hier kann man lernen, was großartige Naturbehandlung in der Plastik ist. Aber den Alten kam in diesem göttlichen Lande auch ihre Natur wunderbar zu Hülfe. Ich sah bei Genzano am Nemisee einen lebendigen Widder, der an Gestalt noch kolossaler, diesen Werken der Kunst an Adel

der Bildung und Schönheit der Formen nichts nachgab. Und was sind nicht die hiesigen Rinder mit ihren zwei bis drei Fuß langen Hörnern für Prachtstücke! Seit ich diese Thiere kenne, finde ich die Liebhaberei des alten Helios ganz natürlich.

Im oberen Stockwerke sah ich das Zimmer des alten Normannenkönigs Roger mit schönen Wand- und Deckmosaiken, Löwen und sonstigen allegorischen Thierfiguren. Ein Adler, der einen Hasen in seinen Fängen hält, versinnlicht symbolisch Rogers Sieg und Unterwerfung der Araber auf Sizilien. Man verzeiht dem tapfern Normannenhelden dieses stolze Symbol seines Sieges, wenn man bedenkt, daß es die Wahrheit ausspricht. Die Thaten Rogers und seiner Normannen gegen die Sarazenen auf Sizilien gränzen ans Fabelhafte. So schlug er bei Enna mit siebenhundert Mann ein Heer von funfzehn Tausend Sarazenen. Die Mosaiken des Fußbodens sind erneut. Denn im Schosse selbst besteht seit König Rogers Zeit noch heute eine Mosaikschule und Fabrik, welche sehr gute Arbeiten liefert.

Aber welch eine Aussicht hatten diese alten normannischen Adler von diesem stolzen Horste aus über Stadt und Meer! Das ist nicht zu beschreiben! —

Im obersten Gestock des Schlosses ist die Sternwarte, auf welcher vor fünf und vierzig Jahren Piazzi die Ceres entdeckte. Ein junger Professor, dem mich meine beiden Begleiter vorstellten, zeigte und erklärte bereitwillig alle Instrumente. Mich interessirte besonders eins derselben, welches dazu dient, bei den hier so häufigen Erdbeben die Richtung der Erdstöße zu bestimmen. Auf dem massiven Unterbau einer verschlossenen Mauernische ruht nämlich eine mit Quecksilber gefüllte, runde, oben verschlossene Schaale. Sie ist rings umgeben von kleinen, offenen Bechern, in welche sofort bei einem Erdstoße, in der Richtung, von welcher derselbe herkommt, das Quecksilber durch einzelne, in der Schaale befindliche Oeffnungen einfließt.

Der Schluß meines heutigen Tagewerks war zugleich die Krone deſſelben: eine Umſchau von dem platten Dache der Königsburg auf Gebirge, Ebene und Meer, groß, unvergleichlich.

Das Spedale grande iſt gleichfalls ein mauriſch-normanniſcher Bogenbau von ungeheurem Umfange, aber ſehr entſtellt und durch Vernachläſſigung verunſtaltet. Ein mächtiger Baron, ſo erzählte mir ein alter Palermitaner, baute dies Schloß zweien ſeiner Verwandten zum Trotz, welche ſich gegen ihn rühmten, die größten Paläſte in Palermo zu beſitzen. „Ich will Euch ein Schloß bauen, in welchem Eure beiden ſtehen können,“ ſagte er und hielt Wort. An einer der Außenwände fiel mir ein koloſſales Freskobild in die Augen. Es iſt das Werk eines palermitaniſchen Malers, Antonio Crescenzio, und ſtellt den Triumph des Todes dar. Der Tod auf entfleiſchtem Roſſe geſpenſtiſch daherjagend hält in der Linken den Bogen, von welchem er ſo eben einen ſeiner tödtlichen Pfeile entſendet hat, dem er mit dem Grinſen hölliſcher Freude nachſchaut, ein grauſenhafter „Ferntreffer Apollon.“ Rings um ihn her liegen ſeine Opfer aus allen Altern und Ständen. Zur Rechten in anmuthigſter Gartenumgebung ſitzt eine ächt boccaziſche Geſellſchaft ſchöner Frauen und ritterlicher Männer, die Freuden der Villeggiatur genießend. Auf ſie ſprengt das wüſte Rieſenphantom an, um Tod und Verderben in die Räume der Freude und Luſt zu bringen. Als ich ſpäter zu Rom Cornelius großen Carton zu dem einen ſeiner Wandbilder des Berliner Campo Santo ſah, mußte ich bei dem Anblick des einen pfeilſchießenden Todesgottes unter den vier geſpenſtiſchen Reitern dieſes wunderbar großartigen Werkes unwillkürlich an jenes Bild in Palermo zurückdenken.

Meine Begleiter und Führer waren ein Maler Don Tommaſo Riolo und ein anderer junger Mann, Don Giuſeppe Amenta, Dichter, Schriftſteller und Schöngeiſt (was alles auf ſizilisch ralio-

nale heißt), denen sich noch ein Mosaicista anschloß. Die beiden ersteren traf ich in der Martorana, und die einfache Frage nach dem nächsten Wege zum Dome und Schlosse bewog beide Herren, nicht nur mich dort hinzuführen, sondern mich auch gegen vier Stunden lang überall als Ciceroni zu begleiten. Man rühmt die Freundlichkeit der Palermitaner gegen Fremde, und ich muß gestehen, daß ich nirgends eine ähnliche Zuvorkommenheit gefunden habe, als in diesen Paar Tagen zu Palermo. Diese glückseligen Südländer haben aber auch weit mehr Zeit als wir andern von Jugend auf nach dem Stundenschlage abgehetzten, zeitarmen und daher zeitgeizigen Nordmenschen. Unser einer plagt sich selbst mitten in der Muße ab, weil er verlernt oder vielmehr nie gelernt hat, sie sorglos zu genießen.

Abends auf der wunderschönen Terrasse an der Marina unter blühenden Orangenbäumen im Homer gelesen, wie der scheiternde Odysseus an der Phäakminsel landet. Die Wellen schlugen rauschend den Takt dazu. Als die Korsofahrt begann stieg ich hinab an das Meer, und sah von einem der Steinsitze die Schönheiten Palermo's an mir vorüberziehen. Mir gegenüber, auf einem der beiden riesigen Thurmpfeiler, welche die Porta Felice bilden, standen zwei jugendlich schöne Gestalten an das Eisengitter des Balkons gelehnt. Ihre gelbseidenen Gewänder leuchteten wie fließendes Gold. Sie winkten von ihrer Höhe herab mit den Fächern zweien Reitern, die auf schönen Pferden auf- und niedersprengten, Grüße zu.

Palermo, den 1. October.

Den ganzen Vormittag verwandte ich zu einer Rekapitulation des gestern in der Martorana und in der Capella Palatina Gesehenen, so wie zum Besuche einiger anderen Kirchen. Nachmittags fuhr ich nach Monreale hinaus, um den Dom und den Klosterhof

zu sehen. Doch von diesem Ausfluge erzähle ich ein andermal, denn ich habe mir fest vorgenommen, ihn zu wiederholen, ehe ich Palermo verlasse. In Monreale traf ich den Maler Rund aus Königsberg, der im Auftrage des Königs von Preußen das Innere des Doms malt. Das Wetter ist wunderschön, nur am Tage sehr heiß. Doch habe ich von dem schauderhaften Scirocco, dieser Plage Neapels, hier noch keine Spur bemerkt.

Den 2. October.

Mein gewöhnlicher Frühgang war auch heute bald nach Sonnenaufgang an die Marina, um die erfrischende Meerluft einzuathmen. Der Tag ward so heiß, daß ich ihn bis gegen fünf Uhr in meinem Zimmer zubrachte. Dann ritt ich hinaus östlich am Meeresgestade entlang, und dann weiter abwärts durch Gärten und Felder nach Santa Maria di Gesu. Dies ist ein Franziskanerkloster mit wunderschöner Aussicht von einer Terrasse seines Gartens über das ganze Thal der conca d'oro, über Palermo, die Gebirge und den Monte Pellegrino, dessen Schönheit von hier aus gesehen gar nicht mit Worten zu beschreiben ist. Ich kann den feinen Schwung seiner Umrisse nur mit den feinen, zierlich geschwungenen Linien im Takelwerk eines Kriegsschiffes vergleichen. Das Kloster selbst liegt behaglich hingebreitet am Fuße des Felsgebirges, vom Meere aus gesehen an der linken Seite des Gebirgshalbmondes, welcher Palermo's Thal schützend umschließt. Ein Trupp junger Jesuiten, die ich schon unterwegs im Vorbeireiten begrüßt hatte, wo ich sie über gewisse Sätze aus Cicero's Schrift de finibus bonorum et malorum eifrig disputiren hörte, holten mich bald ein, als ich eben die Terrasse erreicht hatte. Neugierig, wie die Sizilianer sind, hatte ich ein Examen über das wer? woher? wohin? u. s. f. zu bestehen. Einer von ihnen, der etwas Französisch sprach

und dieſe Kenntniß vor ſeinen Gefährten leuchten zu laſſen ſtrebte, begann ſofort einen Bekehrungsverſuch mit dem Ketzer. Doch brachte ihn bald die feine Bemerkung eines älteren Begleiters, daß es nicht ſchicklich ſei, den Fremden hier in ſeinem Naturgenuſſe zu ſtören, davon ab. Mir war der Anblick dieſes jungen, glaubenseifrigen Fanatikers intereſſant, der mit ſichtbarem Widerſtreben das ihm ſo zuſagende Thema fallen ließ. Seine Augen leuchteten und ſeine Stimme zitterte vor innerer Bewegung, als er mir beim Abſchiede ſagte: wie ſehr es ihn ſchmerze, mich nicht in der wahren Religion zu ſehen. Die andern waren meiſt feine, aufgeweckte junge Männer, ſo viel ich in einem halbſtündigen Geſpräche wahrnehmen konnte, wohlunterrichtet, in Geſchichte und Geographie bewandert, des Lateiniſchen ziemlich mächtig, vom Griechiſchen wußten ſie, wie ſie ſelbſt geſtanden, nur pochissimo. Sie luden mich auf's freundlichſte ein, ſie in ihrem Sommerkloſter, wo ſie Villeggiatur hielten, zu beſuchen. Es liege jenſeits des Monte Pellegrino in einer überaus reizenden Gegend. Der älteſte, wie es ſchien, der Aufſeher der übrigen, mochte etwa zwiſchen ſechs und zwanzig bis acht und zwanzig Jahre alt ſein. Das geiſtvollſte, edelſte Geſicht, mit einem Zuge tiefer Melancholie, der ihm mein ganzes Herz gewann. Der Ton ſeiner Stimme war ſanft und lieblich wie Guitarrenklang in einer ſüdlichen Mondnacht. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich bei irgend einer Wendung des Geſprächs die Stelle aus Homer in der Urſprache rezitirte, in welcher der göttliche Sauhirt ſagt:

Ἡμίσυ γάρ τε ἀρετῆς ἀποκλίνουσι εὐρύοπα Ζεὺς
Ἀνέρος εὖτ' ἂν μιν κάτα δούλιον ἦμαρ ἕλῃσιν.

(Denn die Hälfte des Werths entzieht der allwaltende Zeus gleich Einem Manne, ſobald ihn der Tag der Knechtſchaft umfänget.)

Ich mußte ihm die Worte italieniſch überſetzen. „Ich habe die Stelle im Ugo Foscolo geleſen," ſagte er, und mir kam es vor, als ſeufze er dabei leiſe und tief.

Als sie gegangen waren, blieb ich noch einige Zeit lang allein, versunken in die Schönheit der wunderbar herrlichen Aussicht.

Nicht wahr, der Blick von hieraus ist schön? rief mir Freund Wedekind zu, der mich in meinem Gasthofe aufgesucht hatte, und mir hierher nachgefahren war.

Wir fuhren zusammen in die Stadt zurück, wo ich im W.'schen Hause einen sehr heiteren Abend verlebte. Hr. W., der schon seit einer langen Reihe von Jahren in Sizilien und gegenwärtig als königl. hannoverscher Konsul in Palermo lebt, ist ein sehr liebenswürdiger Mann, dessen Freundlichkeit ich mit vielen der ihm empfohlenen Deutschen zu rühmen habe. In seiner anmuthigen, unweit des botanischen Gartens gelegenen Wohnung brachte ich einen Theil meiner palermitanischen Abende auf die angenehmste Weise zu, und erfreute mich des lange entbehrten Behagens an deutscher Häuslichkeit. Auf den Genuß einer solchen sind aber auch die hier lebenden Deutschen, bei dem absoluten Entbehren alles geistigen Verkehrs nach Außen, fast allein angewiesen. Vortreffliche Gemälde neuerer deutscher Künstler schmücken eine artige Zimmerreihe in dem ersten Stockwerke eines artigen anmuthig gelegenen Hauses, von dessen hinteren Räumen aus man die schönste Aussicht auf Thal und Gebirg genießt. Ein besonderes Zimmer ist der Kümmelschen Marmorstatue: „der Angler" angewiesen, einem trefflichen Werke, das in feiner, graziöser Behandlung des Motivs sich dem Steinhäuserschen Angler, im Besitze unsers Großherzogs, an die Seite stellt.

Es war unter allerlei Gesprächen über die Heimath spät geworden, und ich schickte mich eben zum Fortgehen an, als mein Bleiben auf die anmuthigste Weise verlängert wurde. Von der Straße her erklangen nämlich plötzlich die nervendurchzitternden Silbertöne einer Mandoline durch die Nacht, begleitet von den dunkleren, träumerisch unbestimmten Klängen einer Guitarre. Zwischen beiden zuckten in abgemessenen Pausen die Schläge eines Triangels wie Tonblitze auf. Nach kurzem Präludiren der Me-

lodie erhob sich nun zu dieser Begleitung eine helle, umfangreiche Männerstimme, und ließ die klagende Weise eines sizilianischen Volksliedes mit ihren unendlich rührenden Molltönen durch die stille Nacht erklingen. Nie in meinem Leben habe ich ähnlich Schönes gehört. Das Charakteristische der Melodie und des Gesanges — von dem ich die Worte leider nur einzeln verstand — war die arabeskenartige Freiheit und scheinbar völlige Ungebundenheit, mit der sich die quintolen- und sextolenartigen Läufe und Wendungen auf und niederwogend durcheinander verschlangen. Keine Wendung war ganz die von meinem Ohre erwartete; fast jede neu, eigenthümlich überraschend, mit größter Kühnheit oft sich bis nahe an die Gränzen der Dissonanz schwingend. Davon läßt sich nun freilich schwer mit Worten eine Vorstellung geben. Die Melodie blieb für jede Strophe dieselbe, aber sie schien im Vortrage mit jeder Strophe immer neue Modifikationen zu erfahren. Ich versuchte mit Anstrengung aller meiner musikalischen Hör- und Gedächtnißkraft mir ihre Gänge einzuprägen. Es war mir aber unmöglich, dieses wunderbarste Auf und Nieder in der Tonfolge dieser höchst merkwürdig eingetheilten Läufe und Gänge später auf dem Flügel wiederzugeben, deren melodisches Hin und Her in dem Käfige der streng regelrechten und taktmäßigen Instrumentalbegleitung wie ein scheuer Vogel auf und niederflatterte. Nur die eine Wendung, welche stets neu und überraschend für uns das orientalische Moll der Melodie in das hellere Dur übergehen ließ, um dann sogleich wieder in den Strom der träumerisch dahinfluthenden Klage zu versinken, klingt mir noch immer in der Erinnerung wieder. Auffallend war mir auch, daß das Einsetzen des Sängers an den bestimmten Anfängen der Zeile fast nie mit meinem Taktzählen zusammentraf, sondern immer in eigenthümlicher Unregelmäßigkeit bald zu frühe, bald zu spät erfolgte. Die Stimmen selbst waren stark, kühn, schwungvoll. Sie sangen und spielten noch mehrere solcher Lieder, eins immer entzückender als das andere. Leider ist

es mir nicht gelungen, dieſe Sachen aufzutreiben. Das Meiſte davon ſoll überhaupt nicht geſchrieben exiſtiren, ſondern ſich durch Abhören fortpflanzen. Canzone di entrate nennt man hier dieſe Lieder, weil ſie vor den Thüren und Eingängen der Häuſer geſungen werden.

Merkwürdig iſt es mir, daß Goethe dieſer ſchönſten Lebensäußerung des italiſchen und ſiziliſchen Volksgeſanges faſt gar nicht erwähnt. Ich glaube, er hatte kein rechtes Ohr dafür. Das Ritornell und die venetianiſchen Taſſoſänger beſpricht er wohl und zum Theil ſogar ausführlich, aber was ſind dieſe muſikaliſchen Rohheiten gegen das wahre Volkslied mit ſeinen zauberiſchen Melodien! In dieſe Lieder und Melodien hat das Volk des Südens das innerſte Heiligthum ſeiner, der Schönheit und edlen Menſchlichkeit natürlich zugewendeten Seele hinübergerettet. Erzogen in einem fratzenhaften Fetiſchdienſte, in gröbſter Unwiſſenheit künſtlich erhalten, ohne tiefere Lehren der Moral und Sittlichkeit, ohne Staatsleben und freies Bürgerthum, ohne Wiſſenſchaft und Kunſt, verwildert, verlaſſen, aufgegeben: von der Kultur des Auslandes wenig mehr als deren Gift empfangend, in ſeinen höheren Ständen faul und welk vor der Reife, iſt dem Kerne des niederen Volkes nur ſein Lied geblieben, in welchem es frei und ſchöpferiſch geſtaltend das Göttliche in ſeiner Seele, die Liebe und ihre Leiden und Freuden, und was ſonſt ſein Herz bewegt, im Elemente der Muſik zu erklingender Schönheit verklärt.

Den 3. October.

W.'s klagen ſehr über geiſtige Vereinſamung. Und in der That kann man ſich die Lage der wenigen hier lebenden Deutſchen, wenn ſie geiſtige Bedürfniſſe haben, nicht anders als untröſtlich und herzbeklemmend denken. Bücher und literariſche Erſcheinungen aus

dem Vaterlande kommen hier so gut wie gar keine her. Nur die Augsburger Allgemeine bildet das geistige Hungertuch, an welchem die nach Theilnahme an dem Leben und der Bewegung des fernen Vaterlandes sich Sehnenden nagen, und selbst diese ist nur mit großen Geldopfern zu erhalten. Ich wunderte mich, in einem Buchladen die Mystères de Paris in einer lieferungsweise erscheinenden italienischen Uebersetzung anzutreffen, hörte aber bald von dem Besitzer des Ladens selbst, daß dieselbe „von allem Anstößigen gereinigt“ sei. Jetzt lassen W.'s den Juif errant in einer Lederrolle verpackt für sich kommen, und sind erwartungsvoll, ob er durchschlüpfen wird. Ein geistiges Zusammenleben mit den Eingebornen ist hier noch weniger als im übrigen Italien möglich. Sie haben keinerlei geistige allgemeine Interessen, und verstehen die unsrigen nicht. Die jungen Nobili's sitzen von Morgen bis Abend in und vor den zahlreichen Café's am Cassaro, sehen und lassen sich sehen. Zeitungen und Journale, außer der unter aller Kritik elenden Zeitung delle due Sicilie, habe ich nirgends aufliegend gefunden. So ohne allgemeine geistige Interessen, ohne allen idealen Lebensinhalt in Wissenschaft und Kunst, in Recht und Staat, doppelte Sklaven des krassesten Pfaffen- und Despotenthums, oder in religiösen Dingen, wenn's hoch kommt, frivole Indifferentisten, bleibt sein einzelnes Ich für jeden der alleinige Gegenstand des Interesses. Daher die unglaubliche kindische Eitelkeit, welche sich in Allem und Jedem zeigt: in ihren Bauten und Denkmälern, ihren Akademien, ihrer Schriftstellerei und ihren Lebensgewohnheiten, die fast alle auf den alleräußerlichsten Schein, auf Luxus und Putz berechnet sind. Der Luxus, welcher z. B. in Palermo herrscht, ist um so auffallender, wenn man weiß, wie wenig Wohlhabenheit hier zu finden ist. Ich bin seit acht Tagen auf der Straße, und sah doch z. B. fast nie eine Dame oder ein irgend anständig gekleidetes Mädchen anders als in carrozza. Lieber hungern sie als daß sie keine Equipage hielten oder mietheten, um Abends Korso zu fahren. Die Frauenzimmer

der mittleren Stände oder die Vornehmen, welche keine Equipage bezahlen können, verzichten lieber außer dem Kirchgange auf den Genuß der Natur durch Spazierengehen, und suchen dann einmal an irgend einem Feste sich durch eine Fahrt in carozza gütlich zu thun. Und die Miethwagen, deren es hier nicht wie in Neapel Einspänner giebt, sind eben so theuer, ja zum Theil noch theurer als in Rom während der lebhaftesten Fremdenzeit.

Dieselbe Eitelkeit zeigt sich auch in der Erziehung wirksam. Die vielen, durchgängig von Pfaffen, meist Jesuiten, geleiteten Erziehungs- oder Abrichtungsanstalten haben alle ihre besonderen Uniformen für die Zöglinge, und suchen sich im Glanze derselben, in Ordensbändern, Kreuzchen und dergleichen Spielwerk zu überbieten, um Zöglinge anzulocken. Da heißt es denn sehr häufig bei Knaben vornehmer oder begüterter Familien: in die Anstalt mag ich nicht, denn die Uniform gefällt mir nicht! Kein Knabe einer vornehmen Familie ist von frühester Kindheit an je ohne Begleitung eines Pfaffen. Aufstrebende Geister werden in dieser Erziehung auf jede Weise gebrochen oder geknickt, und sollte man sie auch physisch und moralisch ruiniren. Eitelkeit und Eigennutz sind die Haupttriebfedern, welche man in Bewegung zu setzen weiß.

Dieser eitle Egoismus, diese engherzige Beschränkung auf das partikularste Interesse des Individuums ist so verwaltend, daß W., ein warmherziger Mann, einmal austrief: wenn man Landsleute wie Sie hier sieht und reden hört, so glaubt man wieder, daß es noch Menschen giebt, die sich für das Allgemeine, für die Interessen der Menschheit mit Theilnahme bethätigen.

Von der ungeheuren Anzahl, der Macht, dem Reichthume, dem Einflusse und der Sittenlosigkeit der hiesigen Pfaffen hört man die erstaunlichsten Dinge, welche ich für übertrieben halten möchte, wenn nicht Einzelnes, was ich und andere Freunde selbst gesehen und erlebt haben, damit völlig übereinstimmte. Hier in Sizilien sind sie nie in ihrer Ruhe gestört worden. Der Sturm der fran-

zösischen Revolution und Napoleons, welcher reinigend durch ganz Europa sauſte, hat Sizilien allein, Dank Englands Politik, mit keinem verjüngenden Hauche berühret. Der Volkscharakter aber ist, um so mehr er den neapolitanischen an Energie und Kraft übertrifft, nur um so schlimmer verwildert. Sie sind eben so schlau und ohne Moralboden wie die Neapolitaner, aber ungleich verwegener. Man wird unwillkürlich daran erinnert, daß Sizilien und Palermo das Vaterland der Abenteurer, der „Chevaliers“ des achtzehnten Jahrhunderts, der Cagliostro's ist. Zwar ist das Volk in ganz Italien mehr oder weniger sittlich verwildert, nirgends aber so sehr wie in Sizilien und namentlich in Palermo. W.'s, die doch so lange Jahre hier leben, haben sich mit großen Opfern Dienstleute aus Deutschland kommen lassen, weil es für einen Deutschen unmöglich sei, es mit Eingebornen auszuhalten. Die Unehrlichkeit ist ihnen zur zweiten Natur geworden. Das Sprichwort sagt: „Nimm einen Sizilianer ins Haus, und Du hast zwar keinen Diener an ihm, wohl aber einen Dieb,“ und es redet wahr. Auch durch Wohlthaten und reichliche Anerkennung ihrer Leistungen sind sie nicht zu gewinnen oder zu bessern. Sie glauben dann eher, daß sie über die Gebühr sich bemüht haben, und lassen selbst in dem wenigen Guten nach. Aufhetzereien der Pfaffen gegen fremde „ketzerische“ Herrschaften verderben vollends Alles.

Den 3. October.

Heute Nachmittag habe ich den Palast und Garten des Herzogs Serra di Falco und die daranstoßende Villa der Fürstin Butera besucht, wo die Kaiserin von Rußland wohnen wird. Entzückenderes als diese Gartenpracht giebt es nicht. Aus diesen Palmen mit ihren goldgelben Früchten, diesen Papyrusstauden und riesigen Aloesstacheln, aus dieser unendlichen Fülle der üppigsten

Vegetation mit ihren seltsam gestalteten, farbenstrahlenden Blüten, ihrem berauschenden Duftmeere, wehte es mich an wie ein Hauch des Morgenlandes. Denke Dir alle Gewächshäuser Deutschlands auf einen Platz versammelt und zu einem Garten vereint, und dazu diesen Himmel, diese Luft, diese Farbengluth! Es ist paradiesisch.

Den 4. October.

Als ich heute Abend von Monreale zurückkehrend durch den Cassaro fuhr, begegnete mir ein Zug, den ich eher für alles andere als für einen Leichenzug gehalten haben würde, hätte mein Begleiter mich nicht ganz besonders darauf aufmerksam gemacht. Voran zwei Sänften, in deren erster ein Priester mit dem Allerheiligsten, in der zweiten der administrirende Chorknabe. Ihnen folgte in einer dritten die Leiche selbst. Der Todte, wahrscheinlich von Bänderwerk gehalten, saß aufrecht in derselben. Hinter ihm her trugen vier Facchini einen Sarg, über welchen eine reich mit Gold gestickte Sammetdecke gebreitet war. In der Kirche, wohin man die Leiche bringt, verrichtet dann der Geistliche die letzten religiösen Ceremonien, worauf er sich entfernt und die Träger die Leiche in den Kasten legen und an dem für sie bestimmten Orte beisetzen. Verwandte folgen nicht zur Leiche, vielmehr ist es Sitte, daß nach einem Todesfalle die nächsten Familienangehörigen Haus und Stadt verlassen, indem sie die Leiche den Priestern überlassen.

Die Hitze ist noch immer so groß wie bei uns in Deutschland in den heißesten Hundstagen. Man merkt denn doch, daß dies Sizilien schon nach Afrika und dem Oriente hinüberweist, wohin es denn auch mit seinen Menschen und Bauwerken, wie mit seiner Pflanzenkultur gehört. Ich befinde mich hier wie in einer neuen Welt, und obgleich ich mir bei meinem körperlichen Zustande die Rundreise um die Insel versagen muß, da eine solche nach dem

einſtimmigen Zeugniſſe meiner Freunde mit ſehr großen Strapazen verbunden iſt, ſo ſchätze ich mich doch glücklich, wenigſtens die Hauptſtadt und den unſtreitig ſchönſten Küſtenſtrich dieſer herrlichen Inſel kennen gelernt zu haben.

Seit vier Wochen habe ich heute wieder die erſten deutſchen Zeitungen geleſen. Die Augsburger Allgemeine hat ihren Feldzug gegen den Fürſten von Reuß wieder eröffnet. Geſchieht ihm ſchon Recht! warum iſt er nicht Selbſtherrſcher aller Reußen, da würde es der Allgemeinen wohl vergehen, ſich an ihm zu reiben. Aber das Leipziger Blutbad! Gräßlich! gerechter Gott! Zehn Menſchenleben um einen, offenbar herausgeforderten Gaſſentumult! Wenn ſo etwas in England oder Frankreich geſchähe. Und die Leipziger Stadtverordneten erlaſſen eine Adreſſe, in der ſie um Verzeihung bitten! —

Den 5. October.

Heute früh, als ich vor Sonnenaufgang meinen Spaziergang an der Marina machte, und mein Auge an dem wundervollen Farbenſpiel der Luftinten und Bergſchatten entzückte, traf ich mit zweien meiner palermitaniſchen Bekannten zuſammen. Beide waren ganz entzückt über einen Brief, den mein Landsmann, der berühmte Signor Mittermaier, an den italieniſchen Ueberſetzer ſeines Buchs: „Italieniſche Zuſtände“ publizirt habe. Sie nannten dieſen Brief una bellissima, una divina lettera, wegen des darin ausgeſprochenen Lobes und der guten Hoffnungen für Italien. Als ich nun äußerte, daß ich zwar in der Liebe für Italien, keineswegs aber in dem Lobe ſeiner gegenwärtigen Zuſtände und eben ſo wenig in den daran geknüpften Hoffnungen mit dem gedachten Exkemiaſten übereinſtimme, mußten ſie mir freilich Recht geben und ſeufzend eingeſtehen, daß jene Lobſprüche der Regierungen meiſt unverdiente,

seine Hoffnungen „Utopien“ und überhaupt die italienischen Zustände nur allzusehr durch die rosenrothe Brille betrachtet seien. Und dennoch waren die Leute entzückt über Herrn M.'s Buch und Brief! Aber so sind die Italiener! Sie gleichen dem unheilbar Kranken, der mit begierigem Ohre die trügerischen Schmeichelworte besuchender guter Freunde über sein Wohlbefinden, sein gutes Aussehen, seine kräftige Sprache u. s. s. einsaugt, ob ihm schon Verstand und Empfindung laut genug das Gegentheil sagen. So überlassen sich auch die Italiener in ihrer krankhaften Eitelkeit gar zu gern dem schmeichelnden Eindrucke solcher lobhudelnden, breiweichen, alles zum Besten kehrenden Darstellungen ihrer Zustände aus dem Munde eines Fremden, und selbst die Einsichtsvollen unter ihnen geben sich, wenn sie dergleichen lesen, wenigstens für einen Augenblick einer freundlichen Illusion, einem Hoffnungstraume hin, aus denen sie doch nur allzubald die rauhe Wirklichkeit um sie her wieder erweckt. Zu Neapel sagte mir Jemand auf meine Frage, wie es nur möglich sei, daß man den Verfasser der „Italienischen Zustände“ so feiern könne, da man doch hier an Ort und Stelle am Besten wisse, wie es mit der Wahrheit der überall von ihm gerühmten Fortschritte stehe: „Ma che volete! Es haben so viele über uns geschrieben und unser Elend aufgedeckt und gescholten, sollen wir jetzt den desavouiren, der einmal Gutes von uns sagt?“

Gegen dieses Mittermaiersche Buch, welches in Sprache und Behandlung salepp, in einem widerlich süßen Lob- und Huldigungstone geschrieben ist, in Italien überall einen „Fortschritt“ sieht, „welcher, wenn auch noch nicht durchaus ꝛc., so doch in vieler Hinsicht ꝛc.“ kann man sich eines widerlichen Gefühls nicht erwehren. Trotz seines Anstrichs von aktenmäßiger Darstellung und tabellarischer Gründlichkeit ist es doch im höchsten Grade oberflächlich, sobald es darauf ankommt, den eigentlichen Grund und die Wurzel alles Elends in Italien bloßzulegen. Diese zum Besten kehrende Weise, welche für Alles eine Beschönigung hat, ja, welche

selbst die verwerflichsten Grundsätze (so z. B., daß eine Regierung nicht berechtigt und verpflichtet sei, von den Eltern zu verlangen, daß sie ihre Kinder nicht wie das Vieh aufwachsen lassen, sondern sie in die Schule schicken) als wohlberechtigte, von „sehr würdigen Männern“ (römischen Pfaffen) vertretene Ansichten hinzustellen wagt, muß jeden unbefangenen Beobachter gegen sich einnehmen. Dies Buch verdiente eine gründliche Kritik schon aus dem Grunde, weil sein Verfasser einen Namen, hohen Rang und viele Orden trägt. In Italien habe ich unter den vielen, dort lebenden Deutschen, die ich kennen gelernt, bisher nicht einen gefunden, der nicht mit mir über dasselbe gleich dächte. Aber dafür ist es auch von keiner italienischen Regierung verboten, und sein Verfasser überall mit Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Schon dieser Umstand allein reicht hin, das Buch zu charakterisiren. Soviel ich überblicken mag, ist es Sünde, in den meisten italienischen Staaten, in Staaten wie Sardinien, Modena, Neapel und dem Kirchenstaate von Fortschritt zu reden, wo gerade das Gegentheil wahr ist. Ja, ich getraue mich zu erweisen, daß selbst zu Goethe's italienischer Zeit Italien verhältnißmäßig weiter, d. h. weniger hinter der allgemeinen europäischen Kultur zurück, war als gegenwärtig. Seit jener Zeit ist die Entwicklung Europa's mit Riesenschritten vorwärts gegangen, während in Italien — wenn man die kurze Zeit der französischen Occupation abrechnet — alle Kraft und Macht der religiösen und weltlichen Despotie angewendet worden ist, um jeden Fortschritt, jede Entwicklung zur Freiheit in Leben und Wissenschaft, Staat und Kirche nieder zu halten oder im Keime zu ersticken. Ich weiß so gewiß als daß ich lebe, daß z. B. die öffentliche Moral zu Goethe's Zeit in Italien nicht so tief gesunken war als sie es jetzt ist, wo die offenbare Bestechlichkeit und Verkäuflichkeit, die gemeinste Immoralität alles, was zur Regierungsmaschine gehört, in Staaten wie Neapel und Rom durchdringt. Vor der Revolution war eine literarische Erscheinung wie der Ritter

Filangieri in Neapel doch möglich. Jetzt würde er dort eine Unmöglichkeit sein. Und diese reißende Verschlechterung, dieser stürzende Verfall erscheint fast tröstlich, weil er zeigt, daß das jetzt herrschende System der Despotie, unter dem diese schönsten Länder der Erde zu Grunde gegangen sind, wirklich schlecht ist, und daß es endlich mit ihm zu einem Ende mit Schrecken kommen muß.

Mein Sizilianer, ein gescheidter Arzt, gab mir zu meiner eben ausgesprochenen Ansicht, als er einmal im Zuge war, die reichlichsten Belege.

Das Schrecklichste von allen ist der tödtliche Haß (un odio tremendo nannte er ihn) und die erbitterte Eifersucht, mit welcher z. B. jede Stadt Siziliens die andere verfolgt. Als Palermo vor zehn Jahren von der Cholera heimgesucht allen Schrecknissen dieser entsetzlichen Pest zur Beute wurde, da jubelte man in Messina über dieses Unglück, über diese Demüthigung der Schwesterstadt. So haßt Messina Palermo, Catania Messina, und selbst das kleine Monreale, kaum anderthalb Stunden weit von Palermo gelegen, nimmt für sich eine Art Supremat über die größte Stadt Siziliens in Anspruch, indem es sich auf seine historischen Traditionen stützt. Diese Städte haben alle den Bettelstolz herabgekommener Edelleute, welche in ihrer faulen Bettelarmuth den stolzen Mantel der Größe ihrer Ahnen um die eigenen Lumpen schlagen, und sich damit wer weiß wie drapiren. „Und unser verf.. Governo drüben," fuhr der Mann fort, „unterhält diesen Neid und Haß geflissentlich, denn das: Eintracht giebt Macht, gilt nur für die Freiheit, aber: theile, damit du herrschest, ist der Wahlspruch der Tyrannei." Und der Mann belegte seine Behauptung mit Beispielen und Fakten, die ich auch von anderen Seiten bestätigen hörte.

Nicht minder furchtbar schilderten meine Begleiter die Immoralität der Justiz und Polizei. So sind binnen kurzer Zeit, einige Wochen vor meiner Ankunft, drei Mordthaten vorgekommen, aber schon nach acht Tagen sah man die Thäter, weil sie guten Einfluß

hatten, wieder frei auf der Straße wandeln. Einer davon war der ehemalige Chef einer Räuberbande, den man begnadigt und zum Polizeiinſpektor gemacht hatte. Er erſchlug in einem Anfalle alter Wuth einen Collegen. Aber er blieb im Amte, „denn,“ ſetzte der Erzähler hinzu, „er iſt ſehr brauchbar.“ Bei einem andern Polizeibeamten fand man eine ganze Niederlage geſtohlener Waaren, die er, wie er behauptete, Dieben abgejagt und für ſich behalten hatte. Auch er blieb aus demſelben Grunde in ſeinem Amte. Da in Neapel alle Stellen der Verwaltung für Sizilien bei den Machthabern käuflich ſind, welche ſich nicht ſcheuen, den Bewerber geradezu um den Preis der Summe zu fragen, die ſie aufzuwenden geneigt ſeien, ſo werdet Ihr es (ſchloß mein Doktor) erklärlich finden, daß ſo ſelten Ehrenmänner, und faſt nur Schurken (assassini, ladri, birboni) ſich in den Staatsämtern finden, welche es denn auch darnach treiben. Ja, ſetzte er nach einer Pauſe mit einem tiefen Seufzer hinzu: „unſer Zuſtand iſt heillos!“

Signor Mittermaiers lettera divina war rein vergeſſen.

König Roger, ſagte mir derſelbe wackere Mann ein andermal, s'era fatto due grandissime braccie, mit denen er die Inſel unterwarf: die Barone und die Geiſtlichen. Von jenen ſind die meiſten ſeit Aufhebung der Erſtgeburtsfideicommiſſe mehr und mehr verarmt, und vermehren nur noch das Elend des Landes. Die andern aber, die Pfaffen (i pretacci) ſitzen noch im Fette. Uebrigens wimmelt es in Palermo von Duca's, Principe's, Marcheſen und Grafen, die meiſt alle durch eitle, unſinnige Verſchwendung tief herabgekommen ſind, aber alle Anſprüche ihres Ranges und Adels reſerviren, ſo lange es irgend gehen will. Die Equipage iſt das letzte, was ſo ein ruinirter Großer aufgiebt.

Palermo, den 4. October.

Heute Nachmittag bin ich zum zweiten Male in Monreale gewesen, und will jetzt versuchen, einen schwachen Abglanz der dortigen Kunstherrlichkeit für die Erinnerung festzuhalten.

Die Stadt liegt etwa eine gute Stunde südlich bergaufwärts von Palermo entfernt, auf der Straße, welche nach Altamo und Trapani führt. Die bequem ansteigende Straße zieht sich durch eine lange Vorstadt, bei dem alten arabischen Schlosse der Kuba, das jetzt eine Reiterkaserne ist, vorbei, langsam in sachten Windungen aufwärts zum Gebirge hin, dessen steile Felsgehänge überall mit der indianischen Feige bedeckt sind. Dieses abenteuerlich gestaltete Gewächs, dessen Stamm, Aeste und Zweige nichts anderes als Blätter sind, welche eins aus dem andern hervorwachsend, zolldick, fußlang, fleischig, saftererfüllt zuletzt ihre goldgelben, eiförmigen Früchte wie Warzen hervortreiben, findet man in der ganzen Umgegend Palermo's meilenweit fast überall nicht nur an hohen, felsigen, anderer Kultur unzugänglichen Orten, sondern auch an Plätzen, die zu Wein- und Getraidebau wohl geeignet sind. Ganze Zaunhecken werden durch dieses Gewächs gebildet, das in seiner Frucht nicht nur ein allgemein beliebtes Nahrungsmittel abgiebt, sondern zugleich, wie mir Freund Wedekind erzählte, den Ackerbau erleichtert, indem es mit seinen pflugschaargleichen Wurzelblättern die Erde umwühlt. Die Schaale der Frucht ist mit den feinsten, elastischen Stachelhaaren bedeckt, welche jedem, der nicht die Hornhaut des Nibelungenhelden besitzt, auf schmerzhafte Weise in Haut und Fleisch dringen. Das Innere besteht aus einem festen, süßen, hochgelben, mit vielen Saamenkörnern gefülltem Marke, dem ich, weil es zu süß war, wenig Geschmack abgewinnen konnte. Die Verkäufer wissen mit einem raschen Kreuzschnitte im Nu die Schaale abzulösen, und reichen dann auf der Messerspitze den rothgelben, butterartigen Kern dar, der immer noch die Größe eines Hühner-

oder Gänſerei hat. Saums erzählt, daß er dieſe Frucht mit einem Gulden das Stück im Frühlinge bezahlt habe. Sie werden den braven Burſchen, wie auch ſonſt oft, betrogen haben; denn man bezahlt das Stück kaum mit einem oder zwei Pfennigen. Bei dieſem Gewächſe fiel mir unwillkürlich ein gutes Wort aus der kleinen Schrift von Curtius ein, die ich neulich wieder einmal in Neapel geleſen, daß die üppige Naturkraft tropiſcher Vegetation, welche den Menſchen Nahrung reicht, ohne Arbeit zu fordern, ein Hinderniß geiſtiger Kultur und geeignet iſt, die Menſchen auf niederer Stufe zurückzuhalten, während diejenigen Bäume und Gewächſe, welche nur der treuen Pflege und ernſten Arbeit den verdienten Lohn ihres Ertrages ſpenden, die wahren Wohlthäter des Menſchen ſind, dem ſie den Boden lieb und werth machen, den ſie Achtung vor dem Eigenthume lehren und zu höherer Geſittung anleiten. — Die prachtvoll angelegte, mit Steinſitzen, Belvedere's und Springbrunnen, freilich im ſchlechteſten Geſchmack der Schnörkel- und Zopfzeit verzierte Straße verdanken die Bewohner beider Städte einem patriotiſchen Biſchofe oder Erzbiſchofe von Monreale, der auf ihre Erbauung alle ſeine Geldmittel verwendete. Auch das große Hospital, welches ſich etwas prahleriſch hart an der Straße vor Monreale erhebt, iſt ſein Werk.

Die Sonne brannte mir heiß ins Geſicht, als ich gegen halb vier Uhr auf meinem Eſel des Weges zog. Ich war genöthigt, meine Kleidung bis auf das unentbehrlichſte der Unausſprechlichen zu beſchränken, während ich doch zum Schutze gegen die Abendkühle einen Mantel aufgeſchnallt hatte.

Je höher, deſto entzückender wurde die Ausſicht. Zurück Palermo und darüber hin die unendliche blaue Meeresweite. Dann der Halbkreis der Gebirge in den wunderbar ſchönen Linien und Schwingungen aufſteigend; tief unten im Thale der ungeheure Garten der Conca d'oro mit ſeinen mannigfaltigen Schattirungen der reichſten Kulturvegetation und der ſüdlichen Bäume. Auf den

erhöhten Ruheplätzen und Belvedere's an der Straße Mönche und Geiſtliche neben den ſchwarzleckigen Jägern mit halbaufgekrempten Hute in ſchwarzer Sammetjacke, kurzer Hoſe, Ledergamaſchen, die bunte Schärpe um die Hüften, das Pulverhorn um die Schulter, Räubern nicht unähnlich, auch wohl gelegentlich ſelbſt vom Handwerke. Wo man hinſah, gab es ein Genrebild.

Endlich gelangt man durch die engen, ſchmutzigen Gaſſen von **Monreale** auf den freien Platz, deſſen eine Seite der **Dom** ausfüllt. Schon von außen, namentlich vom Wege vor der Stadt her geſehen hoch und ſtattlich ragend, in ſchmuckloſer Einfachheit minder zierlich erſcheinend als ſein Bruder in Palermo, übertrifft er im Innern Alles, was ich bisher in dieſer Art chriſtlicher Baukunſt geſehen.

Es iſt die alte Baſilikenform. Wie die griechiſch-römiſche Baukunſt, d. h. die Baukunſt, wie ſie ſich bei den Römern unter ihren Kaiſern durch griechiſchen Einfluß ausgebildet hatte, als die Mutter aller chriſtlichen Architektur des erſten Mittelalters angeſehen werden muß, ſo iſt auch dieſe älteſte Form chriſtlicher Tempelbauten ihr entſprungen.

Baſilika, d. h. Königshalle, war der Name des Juſtizpalaſtes zu Athen, wo der Archon Baſileus zu Gericht ſaß. Dieſe Baſiliken entnahmen die Römer von den Griechen, und aus der römiſchen Baukunſt wählte die chriſtliche Welt dieſe Gebäudeform zum Tempel des neuen Königs von Zion, des neuen Archon Baſileus, der denn auch hier als zu Gericht ſitzend von der Kunſt dargeſtellt und von den Gläubigen verehrt wurde. Der Grundtypus der Form war und blieb: ein länglich viereckter Raum, welcher der Länge nach durch zwei Säulenſtellungen ſich in drei Abtheilungen (Schiffe) theilte. Das mittlere von dieſen, das Hauptſchiff, hat die größte Breite, und findet ſeinen Abſchluß am oberen Ende in der ſogenannten Tribune, der Niſche des Altars. Es überragt zugleich an Höhe die Seitenſchiffe.

Ueber einen großen, viereckten Platz, auf dem sich, wie vor den meisten sizilischen Basiliken, ein Brunnen befindet, tritt man durch eine Halle in das Portal des Domes selbst ein. Jener Brunnen ist wohl arabischen Ursprungs, wie so vieles in den sizilischen Kirchenbauten. Die Halle ist schmucklos bis auf die Bronzethüren von ungleicher Arbeit, deren eine von Barisanus (inschriftlich beglaubigt), die andere von Bonannus aus Pisa 1186 verfertigt ist. Die Darstellungen, wie gewöhnlich biblischer Geschichte, sind besonders auf der Thüre des letztgenannten Meisters durch eine gewisse, malerisch landschaftliche Behandlung ausgezeichnet.

So geschichtlich eingeführet betritt man das Innere des mächtigen Gebäudes. Zunächst empfängt uns der für die Gemeinde der Andächtigen bestimmte Raum, welcher die erste und größte Abtheilung des ganzen Gebäudes bildet. Wir sind im Hauptschiffe. Auf jeder Seite desselben erheben sich acht Säulen vom schönsten polirten Granit oder buntem Marmor, mit korinthischen und jonischen Kapitälen von weißem Marmor. Auf den letzteren befinden sich viereckte, oben breit ausgehende Aufsätze, auf denen sich in der Form spitzzulaufender Hufeisen die Bogen erheben, welche statt des antiken Architravs die Säulen unter einander verbinden. In dieser Bogenform liegt ein spezifisch arabisches Element. Die Säulen selbst sind alle antik, aus alten hellenischen Göttertempeln zusammengeschleppt, daher denn auf sehr vielen Kapitälen noch das wunderschöne Reliefbildniß der Diana mit dem Köcher auf der Schulter verwundert und ernst auf die christlichen Beter und plärrenden Pfaffen herabblickt.

Der Abstand der einzelnen Säulen von einander beträgt etwa siebzehn bis achtzehn Fuß meines Maaßes. Die ganze Länge des der Gemeine bestimmten Raumes durchmaß ich mit zweiundsechszig meiner Schritte.

Erhebt sich der Blick aufwärts über die Säulen, so begegnet er einer fortlaufenden Reihe bildlicher Mosaikdarstellungen, welche,

wie jene Bronzethüren, den ganzen Reichthum der heiligen Geschichte, — auf einer Seite des alten, auf der andern Seite des neuen Testaments, — gleichsam eine vorkirchliche Kirchengeschichte, vor der versammelten Gemeinde entfalten.

Aus dem Raume der Gemeinde führen fünf Stufen zu dem Chore, d. h. zu demjenigen Raume, in welchem sich, gesondert vom Volke der Laien, die Geistlichkeit befindet. In den ältesten Zeiten war der Chor so eingerichtet, daß die Geistlichen vom Volke gar nicht gesehen wurden. Dieser Chor ist der Raum, wo das Querschiff die drei Langschiffe durchschneidet. Zwei Eingänge von jeder Seite des Querschiffes führen in den Chor, sie sind für die Geistlichen bestimmt.

Da, wo das Langschiff in den Chor übergeht, spannt sich ein Bogen — der Triumphbogen — über den Eingang, und über dem gesammten Chorraume erhebt sich die Wölbung der Kuppel, ursprünglich bestimmt, die Stätte zu bezeichnen, wo die heiligen Reste der Märtyrer begraben liegen, zu deren Gedenken die Basilika errichtet ward.

Im Chor ist links der Thronsitz des Königs von Sizilien, rechts, ihm gegenüber, der des Bischofs von Monreale, etwas niedriger; beide durch drei Stufen über dem Chorraume erhöht. Die Mosaikgemälde dieses Raumes stellen die Märtyrer und Blutzeugen der christlichen Kirche dar. Ueber dem Königsthrone ist ein Mosaikgemälde, darstellend, wie König Wilhelm von Christus selbst gekrönt wird. Ein gleiches Bild befindet sich auch in der Martorana zu Palermo. Gegenüber, auf der andern Seite des Bogens, der sich gleichsam als ein zweiter Triumphbogen über den Sitzen der beiden höchsten weltlichen und geistlichen Personen in die Höhe schwingt und so den Chorraum abschließt, ist ein Mosaik mit der Darstellung des frommen Königs Wilhelm, wie er der heiligen Madonna den Dom, dessen Modell er in der Hand trägt, weihend überreicht.

An den Chor schließt sich nun die große Altarnische, die Tribune, zu welcher auf's Neue drei Stufen führen. Hier steht, durch vier neue Stufen erhöht, der Altar des Sanctuariums, dessen Heiligkeit und Erhebung über den ganzen übrigen Raum so durch diese Folge von Stufen sinnbildlich ausgedrückt ist. Die ganze, leise gewölbt aufsteigende Hinterwand dieser Altarnische wird nun ausgefüllt durch das kolossalste aller Mosaikbilder, durch die riesige Gestalt des sitzenden Christus (achtzehn Fuß hoch), welcher in strengem byzantinischen Typus hier im Allerheiligsten, umgeben von Darstellungen mystischer Personen und Vorgänge der christlichen Religion, gleichsam als höchster König und Richter der Welt in seiner Herrlichkeit, den Blicken aller in seinem Hause Versammelten sichtbar, thronet.

Die Länge des ganzen Innern, vom Portale bis zur Mitte der Wand der Chornische, durchmaß ich mit hundertachtundzwanzig Schritten, von denen zweiundsechszig auf den Raum der Gemeinde, fünfunddreißig auf den Chor und einunddreißig auf die Tribune kamen. —

Dieser Prachtbau, von König Wilhelm dem Guten 1170 bis 1176 errichtet, verdankt nach dem unglücklichen Brande, der ihn 1811 betraf, seine Wiederherstellung in dem unveränderten alten Style der fürsorglichen Theilnahme König Ludwigs von Bayern, dafür ihm Dank und Ehre gebühret.

Die Pracht der Mosaikbilder in dem Monrealeser Dome, so wie in den kleineren Basiliken zu Palermo, ist nicht zufällig und willkührlich entstanden. Es war das Bedürfniß, die leeren, breiten Flächen, die nackten und kahlen Wölbungen für das Auge zu füllen und für den Mangel an Leben, für die fehlende organische Gliederung dieser ganzen Bauweise einen Ersatz zu geben. Die spätere sogenannte gothische Architektur bedurfte dieses Schmucks nicht, weil

in ihr die organiſche Einheit des Ganzen ſich lebendig in dem Detail der Gliederung ausdrückte, und ſchon an und durch ſich ſelbſt befriedigte.

Dieſe alten Moſaiken ſind die letzten Ausläufe altgriechiſcher Kunſt der Malerei. Und ſelbſt aus ihnen läßt ſich ſchließen, wie groß eine Kunſt geweſen ſein muß, die ſelbſt im tiefſten Verfall, den juſt ein neues Princip, das Chriſtenthum, mit herbeiführen half, ſolche Werke hervorbringen konnte. In dieſen Gemälden ſehen wir den Styl der Malerei zu jenen Uranfängen zurückgekehrt, wie ſie ſich in den Vaſenbildern der beiden älteſten Epochen des ägyptiſirenden und des ſtrengen Styls, und in der älteſten religiöſen Plaſtik der Tempelreliefs von Selinunt zeigen. Es galt das Nichtmenſchliche (d. h. das Uebermenſchliche) in menſchlicher Geſtalt zu zeigen, den Widerſpruch zu verkörpern. Das Streben nach übermenſchlicher Hoheit, nach dem Ausdruck des neuen transcendenten Inhalts, führete von ſelbſt zu jenem älteſten und früheſten religiöſen Styl zurück, der ſich bekanntlich wie die neuſten Entdeckungen in den Vaſenbildern gezeigt haben, durch die ganze Blütezeit griechiſcher Kunſt hindurch, und neben ihren Werken herlaufend, zum religiöſen Gebrauche, und für religiöſe Zwecke des eigentlichen Familien- und Volkslebens immer erhalten hatte. Und ſo ſehen wir auch in dieſer Welt des Kunſtlebens und ſeiner organiſchen Entwicklung Kindheit und Greiſenalter einander ähnlich. Der Greis neigt ſein Haupt, um im Enkel zu neuer Jugend zu erwachen, und eben ſo gab es einen Punkt in der Geſchichte, wo auch das Leben der kindgewordenen Greiſin Kunſt erloſch, um herrlicher erneut, zu friſcher Jugend wiederaufzuſtehen.

An den Dom von Monreale gränzt das Kloſter der Benedictiner. Es war der Abend herangekommen und die Wipfel der Cypreſſen wiegten ihre ſchlanke Bildung bereits im Abendſonnengolde, als ich mit meinen Begleiter in den berühmten Kloſterhof von Monreale trat. In Geſtalt und Anlage gleichartig,

nur weit umfangreicher, großartiger und prächtiger als der Kloſterhof von Arles, in Südfrankreich, oder der von San Paolo fuori le mura zu Rom, iſt es der zauberhafteſte Peripatos, einer in behaglicher Beſchaulichkeit zuſammenlebenden frommen Brüderſchaft. Vier rechtwinklig an einander ſtoßende, an der äußeren Seite von Säulenpaaren getragene Bogenhallen, umſchließen einen großen viereckten Gartenraum voll blühender Roſen und ſüdlicher Gewächſe, deſſen anmuthige Verwilderung ganz zu der öden Stille und Vernachläſſigung des Ganzen paßt, und einen Anflug von Melancholi über daſſelbe verbreitet. Die äußere Anordnung dieſer Hallen iſt folgende. Je zwei und zwei zierlich ſchlanke, etwa fünf Fuß hohe, dicht neben einander ſtehende Paare von Marmorſäulen, tragen immer je zwei, eng durch eine Art Spitzbogen mit einander verbundene Kapitäle, welche aus einem Stück Marmor gearbeitet, und deren vier Seiten mit den reizendſten Reliefs in feinſter Ausführung bedeckt ſind.

Die Säulenſchäfte ſelbſt, welche ſich auf einer gemauerten Unterlage erheben, ſind, um jede Spur ermüdender Einförmigkeit zu vermeiden, bald glatt polirt, bald, wie die Kapitäle, mit feinſter halberhobener Arbeit geſchmückt. Von letzterer Art ſind namentlich die an den vier Ecken zuſammengeſtellten vier Säulen, deren Kapitäle dann ebenfalls ein Ganzes bilden. Von dieſen dicht bei einander ſtehenden vier Säulen, ſind ſtets die zwei im Schatten ſtehenden mit ganz vertiefter, dagegen die beiden im Lichte ſtehenden mit ganz flacher Arbeit bedeckt. Mit ſolcher Umſicht iſt jede Feinheit der Wirkung von dem Meiſter berückſichtigt. Dabei iſt die Arbeit ſelbſt ſo ſauber und zierlich, wie in Bronze ausgeführt, und kann ſich wohl mit der ſchönſten antiken Arbeit dieſer Gattung meſſen. Auch in den Moſaikverzierungen, herrſcht die höchſte Mannigfaltigkeit der Muſter, bei der größten Zierlichkeit der Ausführung.

Leider hat die Barbarei der Menſchen in dieſem verwilderten Lande auch hier mit einem wahren Vandalismus gehauſet. Faſt

überall ſind die Moſaikbekleidungen ganz oder theilweiſe beſchädigt und zerſtört. Man erzählte mir: ein ſpaniſches Regiment, das einſt hier in Quartier gelegen, habe dieſen Schmuck der Moſaiken ausgebrochen, um ſich des Goldes zu bemächtigen, wofür ſie die goldſchimmernden Moſaikplättchen hielten. Aber es bedarf dieſer Sage nicht, um die Zerſtörung zu erklären. Bei dem gänzlichen Mangel an aller Aufſicht, und bei der Andenkenwuth der reiſenden „rothhaarigen Barbaren“ ſchreitet das Werk ſolcher Zerſtörung noch täglich fort, und ein deutſcher Maler, der hier Monate lang lebte, um das Innere des Doms zu malen, erzählte mir, daß er oft genug Buben, die für Fremde ſolche Moſaiken ausbrachen, verjagt habe.

In den Bildhauerarbeiten dieſer Säulen und ihrer Kapitäle, zeigt ſich eine Innigkeit des Fleißes, ein liebevolles Sichverſenken der Künſtler in ihre Aufgabe, eine künſtleriſche Freiheit der Behandlung, des Einzelnen, die man immer aufs Neue bewundern muß. Man ſieht hier ſo recht, wie der Meiſter, der dieſen Kunſtbau leitete, über eine große Schaar begabter und geſchickter Kunſtgeſellen zu verfügen hatte, unter die er die unendliche Fülle dieſer Arbeit ſo vertheilte, daß er nur das Allgemeinſte beſtimmte, aber in Entwurf, Behandlung und Ausführung des Einzelnen einem Jeden freien Raum zur Entfaltung des ihm eigenthümlichen Talents vergönnte. Die Aufgabe war für jeden: ein ſolches Doppelkapitäl herzuſtellen, an welchem ſich die Darſtellung irgend eines bedeutenden Ereigniſſes der bibliſchen Geſchichte in Reliefgeſtaltung zeige. So iſt nun auf dieſer langen Reihe von Säulenkapitälen faſt die ganze heilige Schrift, in ihren hiſtoriſchen Hauptmomenten und plaſtiſchen Scenen dem Marmor eingemeißelt worden. Man könnte Wochen und Monate lang daran ſtudiren, und würde immer neue originelle Züge und Feinheiten der Behandlung entdecken. Denn dieſe letztere ſelbſt iſt, wie geſagt, von individuellſter Mannigfaltigkeit, und zeigt nirgends einen handwerksmäßigen Typus, oder ſchablonenhafte Fabrikmäßigkeit. Auch an humoriſtiſchen Zügen

fehlt es dieſen Arbeiten eben ſo wenig, wie den ähnlichen deutſcher Steinmetzen und Bildſchnitzer, bei den gothiſchen Domen und Thürmen unſerer Heimath. Plärrende Pfaffen mit Papageienköpfen, oder als Füchſe geſtaltet nach Weintrauben haſchend, erinnerten mich an Aehnliches, was ich von ſolcher ſteinernen Satire vor Jahren am Domthurme zu Heilbronn geſehen.

Am Eingange ſteht ein Springbrunnen, mit marmornen Ruheſitzen. Hier ſaß der gute König Wilhelm oft im frommen Geſpräche mit ſeinem Biſchof von Monreale, während der Waſſerſprudel hoch oben tönend in das Baſſin zu ſeinen Füßen hinabrauſchte. Den Knauf der Säule, aus welcher das Waſſer hervorſprüht, umgeben Figuren, die ſich zu einem Reigentanze um den Waſſerſtrahl verſchlingen, — die Nixen des kühlen Borns.

Unter der Fläche des ganzen Gartenhofes ſtreckt ſich, wie mein Begleiter behauptete, ein tiefes Gewölbe, vielleicht ein gemauerter Teich, eine Piscina aus antiker Zeit.

In der Einſamkeit dieſer Hallen, unter dem leiſen, melancholiſchen Rauſchen dieſes Brunnens, umduftetet von Roſen, gedachte ich der Geliebten in der fernen Heimath; aber nicht mit dem Schmerze der unruhigen Sehnſucht, ſondern mit jener beglückenden Zuverſicht, zu ihnen als ein durch ein neues Leben, durch ſo viel Schönes und Großes Geläuterter, und ihrer würdigerer zurückzukehren.

Abends ſuchte ich im Goethe nach ſeiner Schilderung des Doms und Kloſterhofs von Monreale. — Er hat beide, obſchon er Monreale beſucht hat, mit keinem Worte erwähnt! Und doch iſt ſonſt in Monreale nichts zu ſehen.

Den 8. October.

Vor etwa einer Stunde bin ich von einer Fahrt nach der Bagaria zurückgekehrt. Von Tag zu Tag hatte ich diesen Ausflug verschoben, und so kam denn der letzte heran, den ich auf dieser wunderbaren Insel noch ganz zubringe. Denn Morgen Nachmittag muß ich zurück nach Neapel. So frei ich bin auf dieser Reise, bin ich doch jetzt gebunden, durch meinen in Neapel zurückgebliebenen Gefährten, der mich bestimmt zur gemeinsamen Rückreise nach Rom erwartet. Ja, genau genommen, durch etwas unendlich Geringfügigeres, durch einen Mantel, den er mir mitgegeben, da ich den meinen in Rom gelassen! So macht der Mensch sich abhängig!

Mein Freund, Don Cicillo, dem ich früh Morgens auf der Passeggiata an der Marina meine Noth klagte über die unverschämten Forderungen der Miethkutscher, bot mir sogleich seine Hülfe bei dem Geschäfte des Miethens an. Du mußt nämlich wissen, daß die erwartete Ankunft der Kaiserin von Rußland schon jetzt, drei bis vier Wochen vorher, alle Preise gesteigert hat. Dies klingt fabelhaft, ist aber auch nur bei einem Volke von so kindischen Begriffen und mährchenhaften Vorstellungen denkbar. Die Paar hundert Menschen höchstens, welche die erwartete Ankunft der Kaiserin nach Palermo bringen wird, können gewiß auf die Steigerung der Preise der ersten Lebensmittel: Brod, Fleisch, Fische, Gemüse ꝛc. in einer Stadt von mehr als hundertfunfzig Tausend Einwohnern keinerlei wirklichen Einfluß üben. Und doch sind dieselben wirklich schon jetzt, Wochen lang vorher, gestiegen. Selbst die Miethkutscher haben ihre Forderungen ums Doppelte erhöht, und jeder giebt mir, wenn ich mich unwillig erstaunt zeige, dieselbe Antwort: L'Imperatrice di Russia! so gestern selbst ein Handschuhverkäufer. Sie machen sich von dieser nordischen Majestät die abenteuerlichsten Vorstellungen, und ich wette, daß in ganz Palermo nicht ein lebendiger Mensch

iſt, welcher nicht durch dieſen unerhörten Glücksfall, der ihnen freilich, die ſolcher Beſuche ungewohnt ſind, mährchenhaft erſcheinen muß, etwas für ſich zu gewinnen hofft. Mein alter braver Freund (derſelbe, welcher mich zum Professore di Edimbürgho und compatriota della famosa Maria Stuarda gemacht hat) handelte nun für mich mit den betrügeriſchen Kutſchern, und es war eine Pracht zu ſehen, wie der alte Herr bei ihren Forderungen ganz wild wurde und ihnen die ſtärkſten Dinge ſagte. Auf Piazza Marina nicht Handels eins geworden, gingen wir den langen Caſſaro hinauf bis zu dem Platze Quattro Cantoni, um dort, wo die Straße Macqueda den Caſſaro rechtwinklig durchſchneidet, bei den Carezzajo's dieſes Stadttheils unſer Glück zu verſuchen. Aber ach! in dem Augenblicke, wo ich zufällig einen Blick rückwärts warf, bemerkte ich auch ſchon, daß ein dienſtbarer Geiſt unſeres Kutſchers von Piazza Marina, welcher uns unbemerkt auf dem Fuße gefolgt war, den Kollegen auf den Kutſchböcken durch die Fingerſprache genauen Bericht von dem Stande unſerer Angelegenheit gab. Hier iſt nichts zu machen, ſagte mein Palermitaner. Gehen wir in den Laden des Librajo, und thun wir, als hätten wir die ganze Fahrt aufgegeben. Dieſe Kriegsliſt half, und nach langen Unterhandlungen — denn ſolche Art Geſchäft iſt für dieſe Südländer eine genußvolle Arbeit, und oft die einzige — mit dem Kutſcher, mit ſeinem Mittelsmanne, der hinten aufſteht und den Fahrenden, ſowie den Kutſcher ſelbſt, bedient, alles in Erwartung von einigen Gran, kam ich denn endlich in den Beſitz einer leidlichen Chaiſe mit zwei guten Pferden, und rollte den Caſſaro hinab, zum Thore hinaus, rechts, öſtlich am Geſtade des Meeres entlang, der Gegend zu, wo ſich die öſtliche Seite des Gebirgsbogens, welcher die conca d'oro umſchließt, in dem Capo Zafferano wie eine Lanzenſpitze ins Meer hineinſtreckt.

Der Weg war mir bekannt, ich hatte ihn auf meinem Abendritte neulich in der verſchiedenſten Beleuchtung von Land und Meer

gemacht. Jetzt war es heller, sonniger Morgen. Meine Augen konnten sich nicht sättigen an der Bläue des unbegränzten Meeres zu meiner Linken, dessen Anblick mir nur selten durch eine kleine Schlucht zwischen Weinpflanzungen und Feigenbäumen entzogen wurde. Rechts die wundervollen Bergformen, hinter mir Palermo und der Monte Pellegrino. Ich war allein und genoß alles ungestört, bald meinen Sitz im Fond mit dem Rücksitz vertauschend, wie ein Panoramabild. In den haushohen Rohrpflanzungen flüsterte ein kühler Morgenwind, der aber nur zu bald mir seine Labung entzog, je höher die Sonne emporstieg.

Durch Hecken indianischer Feigen und blühenden Oleanders fahrend passirte ich die zwei Dörfer, welche zwischen Palermo und Bagaria liegen. Verfallene, burgartige Bauten geben ihnen ein mittelalterliches Ansehen. Bald hinter dem letzten führt über die Brücke eines Waldbaches hinweg die Straße zu den Palästen und Lustschlössern von Bagaria, deren verfallender Zustand mir einen reichen Kommentar zu den Mittheilungen meines Konsuls über die Verarmung gab, in welche der einst so reiche und mächtige Adel des Landes immer tiefer versinkt. Auf dem Balkone eines solchen Lust- und Prachtschlosses, an welchem wir vorüberfuhren, saßen ärmlich gekleidete Frauen, deren eine mein Vetturin zwar mit eccellenza, aber sehr vertraulich anredete. Es war die verwittwete Principessa, die Besitzerin dieses Schlosses, welche aber in größter Dürftigkeit lebt.

Wenn man diese zahlreichen Prachtschlösser mit ihren Parkgärten im Glanze der südlichen Sonne schimmernd daliegen sieht, glaubt man sich in eine fabelhafte Mährchen- und Feenwelt versetzt. Vor einem Wirthshause des Städtchens ließ ich den Kutscher halten, und ging zu Fuße nach der Villa Valguarnera, welche mir als die am schönsten gelegene bezeichnet worden war. Ein Portal führt zwischen langen Mauern hindurch auf den Hof des Schlosses, das breit und bequem auf dem Berge hingelagert und von einem Prachtgarten umgeben ist, von dessen breiten Terrassen

man die freieſte Ausſicht auf das Meer und die Ebene genießt. Steinerne Baluſtraden umſchließen die Terraſſen. Unter Mandel-, Citronen- und Orangenbäumen ſchimmern zahlreiche Marmorſtatuen in blendender Weiße zwiſchen dem Grün hervor. Blühende Roſen und Oleanderbüſche und eine Fülle tropiſcher Gewächſe füllten die Luft mit Wohlgeruch. Vor der Gartenfronte des Schloſſes breitete ſich eine große, mit farbigen Flieſen getäfelte Eſtrade aus. Aber nirgends eine Spur von Leben und Pflege aller dieſer Herrlichkeit. Die Statuen und Marmorgruppen meiſt verſtümmelt, die Springbrunnen und Becken waſſerleer. Ich ſchritt langſam durch die verwildernden Gänge bergan dem Belvedere zu, welches, auf dem höchſten Felſen gelegen, die geſammte Gegend beherrſcht. Die Sonne brannte heiß, ich mußte ſelbſt den leichten Rock abthun. Endlich war ich oben. Aber hier vergeht mir die Beſchreibung.

Man iſt auf dem Sattel eines ſich langſam thalab weit in das Meer hinein ſtreckenden Vorgebirges, und überſieht zunächſt zwei Golfe, den von Palermo und den Meerbuſen von Cefalu, welche das gedachte Vorgebirge von einander ſcheidet. Von der Ausſicht auf das unbegränzte Meer vor mir rückkehrend, ließ ich meine Blicke langſam die Rundſchau machen, vom Weſten an, wo ſich der Monte Pellegrino als Scheidewand über Palermo emporbaut, immer an der Küſte entlang, bei dem Cap Zafferano vorbei, bis das Auge oſtwärts gewendet die Küſtenbuchten des öſtlichen Golfs mit den Städten Salunt, Termini und Cefalu an der äußerſten Spitze verfolgte. Dann rings umher die unſagbar feingeſchwungenen Gebirgslinien von Südoſten nach Weſten hinter mir, mit ihren ſcharfen Zackenſtufen und ſchroffen Wänden. Unter mir die ganze Pracht der Bagarie mit ihren Gartenſchlöſſern, in einer Farbenharmonie, wie ſie ein nordiſches Auge nicht zu träumen vermag. Den Grundton bildet ein röthliches Braun der Erde, in feinſter Nüancirung auf- und abſteigend durch eine ganze Skala von Farbentönen. Zu dieſem Grundtone ſtimmt wunderbar die

ähnliche Färbung der Paläste, Schlösser, Gartenhäuser und Ummauerungen der Villen. Dazwischen nun schimmert das sanfte Silbergraugrün der Olivenwäldchen, das Gelbgrün der Weinpflanzungen, schon leise vom Herbste angehaucht, das saftige, fettere Grün der überall an Berghängen und Klippen auf und ab wurzelnden indianischen Cactusfeigen, und in tiefem Schattengrün heben sich Gruppen von Cypressen spitz emporsteigend scharf ab gegen die blaue, krystallklare, alles umwebende Himmelsluft. Und all dieser Zauber der Farben, diese Mannigfaltigkeit der Formen geht zusammen — wie die Maler das ausdrücken — zu einem Ganzen, dessen Schönheit ich fortan als ewiges Besitzthum in mir trage, ohne doch nur eines Schattens Traum davon Euch mittheilen zu können.

Hoch oben auf der Spitze des Felsens ist eine Grotte in den Felsen gehauen, auf deren Stukkbekleidung sich Reste von einem Freskogemälde befanden, Aeneas und Dido darstellend in der Scene des Virgilischen Speluncam Dido dux et Trojanus eandem. Ein marmorner Amor zeigt schalkhaft den Weg dahinein. Dreißig bis vierzig Stufen höher ist das eigentliche Belvedere. Eine mit Fliesen bunt ausgelegte Fläche umschließt eine zierlich gearbeitete Steinbalustrade im Rokokostil. In der Mitte steht eine Marmorstatue der Venus Urania, theilweise zertrümmert. Und um nun hier auf dem Gipfel die namenlose Wüstheit des Verfalls, in den jetzt alle diese Pracht eines so genußliebenden Jahrhunderts versunken ist, gleichsam in epigrammatischer Pointe abzuschließen, war auf diesem zauberischen Punkte ein Theil des Fußbodens aufgebrochen, zwei schräge Pfähle eingerammt, welche gegen die Balustrade hin eine rohrbedeckte Hütte bildeten, zum Schutz für den Wächter der Feldfrüchte errichtet, der hier sein Nachtlager hat. So standen Adamitischer Urbau und die höchste Ueberkultur des Rokokkostyls der Architektur in und nebeneinander! Waldmenschenhafte Verwilderung unkrautete wuchernd empor über der noch lebenden Pracht eines Daseins der raffiniertesten Ueberkultur.

Ich aber ließ mich dieſe Gedanken wenig anfechten in dem ſtillen Genießen eines Glücks, das hier am äußerſten Ziele meiner Reiſe wohl ſeinen Gipfel erreichte. In völliger Einſamkeit mit mir ſelbſt verträumte ich hier im Anſchauen der höchſten Naturſchönheit glückſelige Stunden, eingewiegt von dem fernherzitternden Luftgeräuſche der Meeresfluth, welche dieſes glückſelige Eiland umblaut, durchſonnt von der ſchon herbſtlich gemäßigten Gluth des Sonnengottes, nicht vorwärts denkend, nicht zurück, ſondern pflanzengleich an dem Punkte des gegenwärtigen Daſeins haftend, ohne Sehnſucht, ohne Verlangen. Wenn es einen Zuſtand giebt, der dieſem gleich, dauernd zu denken wäre, ſo müßte ein ſolcher die Paradieſeſeligkeit ſein, von der die Traumwünſche des Kindesalters der Menſchheit in ihren religiöſen Mährchen erzählen. Glückſelig, wem, wie mir, die Mährchenwelt dieſer poetiſchen Träume wenigſtens ein Mal in ſeinem Leben auf kurze Stunden verwirklicht erſcheint.

Den 6. October.

Heute Morgen ritt ich nach Villa Belmonte, welche am Monte Pellegrino gelegen eine weite Ausſicht über Meer und Land bietet. Dann den Monte Pellegrino hinauf zum Kloſter und Kirche der heiligen Roſalia. Ihr mögt die Beſchreibung im Goethe nachleſen. Trotz der ſchönen, mit großen Koſten angelegten Kunſtſtraße, die auf vielen Bogen ruhend in dem Zickzack unendlicher Windungen auf die Höhe führt, welche ſich gegen zwei Tauſend Fuß über dem Meeresſpiegel erhebt, iſt die Tour doch höchſt beſchwerlich, und die Ausſicht kann ſich nach meinem Geſchmacke nicht mit der von Villa Valguarnera in der Bagaria meſſen, ſchon darum nicht, weil ihr die ſchönſte Zierde jeder palermitaniſchen An- und Ausſicht, der Monte Pellegrino ſelbſt, fehlt.

Abends donnerten die Kanonen zu Ehren des Geburtsfestes des Kronprinzen, doch sah ich nirgends unter der Bevölkerung den geringsten Antheil an dem Feste.

Gestern ist der Vicekönig angekommen und diesmal ausnahmsweise mit allen seinem Range gebührenden Ehren empfangen worden, weil man ihm der Kaiserin gegenüber, bei deren Ankunft er repräsentiren soll, eine Art Relief geben will. Diese erwartete Ankunft der russischen Majestät hat dem Volke von Palermo förmlich die Köpfe verrückt. Sie träumen von Nichts als von dem goldenen Regen, den sie ihnen bringen wird. Schon jetzt sind alle Lebensmittel im Preise gestiegen. Es ist, als ob ein Heer von zwanzig Tausend Mann im Anzuge sei.

Als ich neulich Abends etwa gegen zehn Uhr von einem Ritte nach Bagaria zurückkehrte, hatte ich unterwegs einen eigenthümlich reizenden Anblick. Ein großer Theil des Meerbusens von Capo Zafferrano bis zur Stadt hin war mit Flammen bedeckt, welche auf dem glatten Spiegel hin und her zu tanzen schienen. Es waren Fischer, welche mit Fackelschein die Bewohner der feuchten Tiefe in ihre Netze lockten. An diesem Nachmittage sah ich auch den Aetna (Monte Gibello nennen sie ihn hier) ganz klarhäuptig über die ihn umgebende Gebirgswelt sich erheben. Der Abend war entzückend schön. Kein Lüftchen bewegte die haushohen Rohrpflanzungen, mit denen, so wie mit Cactus, indianischen Feigen, Oleander und Feigenbäumen der Weg eingefaßt ist. Hier und da schimmerte durch Wein- und Fruchtgärten zu meiner Linken das Meer. Die Gegend ist einsam und öde, die Dörfer, welche ich passirte, armselig. Wüßte man es nicht, es würde einem nicht einfallen, daß man in der nächsten Nähe einer Stadt von hunderfunfzig Tausend Einwohnern sich befinde. Außer einigen Eseltreibern bemerkte ich auf dem ganzen Wege nicht den geringsten Verkehr.

Bei W.'s ward ich wegen meines so späten einsamen Ritts freundlich ausgescholten. Das sei eine Verwegenheit, die mir hätte

übel bekommen mögen. Denn nirgends in Sizilien sei es jetzt so unsicher als in und um Palermo. Die Zahl der Verbrechen gegen das Eigenthum, der Raubanfälle und gewaltsamen Einbrüche ist seit der Cholerazeit außerordentlich gestiegen, und W. gestand mir, daß er, besonders in der schlimmen Zeit im Winter, nie unbewaffnet Abends ausgehe, und auch keine Ausfahrt in die Umgegend ohne Waffen unternehme. Auch läßt er mich nie Abends unbegleitet nach meinem Gasthofe zurückgehen. Die Polizei ist von einer unglaublichen Nachlässigkeit, nicht selten im Einverständnisse mit den Dieben, oder doch in ihrer Verfolgung höchst lässig. Neulich wurden W.'s am hellen Tage, kurz vor Sonnenuntergang, durch Einbruch bestohlen. Die Diebe mußten mittelst einer Leiter in das, eine Treppe hoch liegende Gestock einsteigen. W. beging die Unvorsichtigkeit, Anzeige bei der Polizei zu machen und deren Hülfe zu fordern. Man kam ein Paar Tage später, hielt Haussuchung bei den Dienstleuten der Familie selbst, und sperrte, um doch etwas zu thun, einen armen Schuhmacher, der unten im Hause wohnt und als Aufwärter und Portier bei W.'s fungirt, ohne alle zureichenden Verdachtsgründe, und obschon W.'s sich selbst für seine Unschuld verbürgten, ins Gefängniß, aus welchem ihn der Konsul erst durch vielfache Bemühungen wieder zu befreien vermochte. Seit der Zeit ist W. entschlossen, um keinen Preis wieder die Hülfe der Polizei in ähnlichen Fällen anzusprechen. Statt dessen aber hat er seine Wohnung zu einer Art Festung gemacht, und starke Thüren, schwere Riegel, eiserne Traillen vor den nach dem Garten führenden Fenstern erinnern einen sehr lebhaft daran, daß man sich in einem Lande und in einer Stadt befindet, wo die geringe Zahl der Besitzenden mit der ungeheuren Anzahl der Nichtsbesitzenden auf offenem Kriegsfuße lebt.

Im Cassaro brachen neulich die Diebe durch die Röhren der Wasserleitungen von unten auf in die Gewölbe der Kaufleute ein und raubten sie aus. Vergebens baten die letzteren um die Vergün-

ſtigung, nächtliche Patrouillen auf ihre Koſten zum Schutze ihres Eigenthums zu halten. Es ward ihnen abgeſchlagen. Endlich halfen ſie ſich, indem ſie die Fußböden mit ſtarken Eiſengittern belegen ließen.

Die Diebe führen nicht ſelten ihre Räubereien in ganz impoſanter Anzahl aus. Vor Kurzem drangen zwölf ſolcher Geſellen in Mänteln und Masken in ein Kloſter ein, wo ſie zwei Tauſend Unzen*), welche ſie dort vorhanden wußten, forderten und erhielten. Einem höheren Geiſtlichen ward auf ähnliche Weiſe ſein Gehalt am Tage des Empfanges abgenommen, doch ließ man ihm den zwölften Theil deſſelben, als welcher, wie die vortrefflichen Geſellen meinten, zum Lebensunterhalte ausreiche. Als der Geiſtliche bei ihrem Erſcheinen in Ohnmacht fiel, brachten ſie ihn mit rühmenswerther Sorgfalt auf hydropathiſchem Wege wieder zum Bewußtſein, und erklärten ihm ſehr höflich, daß es keineswegs auf ſein Leben, ſondern nur auf ſeine „überflüſſigen“ Unzen abgeſehen ſei. Man glaube denn auch, daß keineswegs alle dieſe palermitaniſchen Rinaldi's aus dem Pöbel ſeien.

Die ſchlechte Beſoldung der neapolitaniſchen Beamten iſt weltbekannt, und findet nur in Rußland ihres Gleichen. Hier ſind die Gehalte der niederen Polizeibeamten ſo gering (zwei, drei und vier Tari täglich, wobei aber noch Abzüge gemacht werden), daß ſie mit dem Doppelten, zumal da ſie meiſt Familienväter ſind, nicht leben könnten. Die Folgen davon ergeben ſich leicht. Sie ſind gezwungen, auf eine oder die andere Weiſe ihre Stellung zu mißbrauchen!

Kurz vor meiner Ankunft war eine Geldſendung des Hauſes Rothſchild aus Neapel im Betrage von dreißig Tauſend Ducati Silber hier von der Poſt geſtohlen und auf einem Wagen weggefahren worden. So bequem hatten ſich's die Diebe

*) Eine Unze iſt etwa drei Thaler vier Silbergroſchen.

gemacht, denn vor der Poſt ſtand nicht einmal eine Schildwache. Wäre ſolch ein Fall einem Hauſe von geringen Mitteln paſſirt, es hätte falliren müſſen. Denn kein Menſch im Publikum würde geglaubt haben, daß die Regierung, in deren Auftrage das Geld geſendet und in deren Poſtanſtalt es geſtohlen war, irgend ſich zu einem Erſatze verſtehen würde. Dies war in Neapel und Palermo die allgemeine Anſicht aller, welche ich über den Vorfall reden hörte. Diesmal aber war es Rothſchild, und da wurde, wiewohl auch nicht ohne Schwierigkeiten, eine Ausnahme gemacht. In Neapel hat man darauf zu verzichten, bei dem Governo die allereinfachſten Begriffe von Ehrenhaftigkeit in Geldſachen anzutreffen.

In der Nähe meines Gaſthofes liegt die Hauptwache, welche zugleich als Polizeigefängniß dient. Aus ihrem Innern hörte ich oft jämmerliches Klagegeheul erſchallen. Auf meine Frage hieß es ganz unbefangen: hanno fame! Man rechnet darauf, daß die Verwandten und Angehörigen dieſen Eingefangenen zu eſſen bringen. Es klingt unglaublich, iſt aber buchſtäbliche Wahrheit. Wo ein Fenſter iſt, betteln ſie aus dem Gefängniſſe um un pezzo di pane bei den Vorübergehenden.

Der Haß gegen Neapel, König und Regierung iſt allgemein. Die Sizilianer verachten tief den Neapolitaner und haſſen ihr Governo. In der Cholerazeit war der Glaube: die neapolitaniſche Regierung habe die Brunnen und die Luft vergiftet, allgemein verbreitet. Selbſt unter den gebildeten Klaſſen der Advokaten, Geiſtlichen u. ſ. w. theilten viele dieſen Wahnſinn des Volks, der ſich bekanntlich in den furchtbarſten Exceſſen Luft machte. Zwiſchen dreißig bis vierzig Tauſend Menſchen ſollen in jener Peſtzeit umgekommen ſein. Leider waren die beiden Hauptſchriften über dieſe Schreckenszeit Palermo's, die descrizione del cholera von Giuſeppe Borghi, und eine andere von Filippo Parlatori als verbotene nicht aufzutreiben, und die Schilderung von Vincenzo Linares, in ſeinen racconti popolari, iſt zu romanhaft. Es iſt in Italien und beſonders

in Neapel und dem Kirchenſtaate in Betreff der hiſtoriſchen Literatur immer die alte Geſchichte: was wahr und tüchtig iſt, das iſt verboten und geächtet, und das erlaubte iſt unwahr und ſchlecht. So konnte ich in ganz Palermo Colletta's storia del reame delle due Sicilie nicht auftreiben, dies Prachtbuch, aus dem einem der ächt antike Hauch der lebendigſten Hiſtorie entgegenweht. Die Männer, welche ich in Palermo kennen lernte, waren, als ſie erſt über mich etwas ſicherer ſein zu können glaubten, dreiſt genug, ihre Kenntniß dieſes vortrefflichſten aller neueren italieniſchen Geſchichtswerke zu verrathen. Aber mir ein Exemplar zu ſchaffen, wagte doch keiner, obſchon ſie es ohne Zweifel gekonnt hätten. E troppo pericolo, ſagte der Buchhändler, und vertröſtete mich auf Neapel, wo es eher möglich ſei, ein ſo ſtreng verfehmtes Buch zu erhalten.

Noch eine Eigenthümlichkeit hieſiger Lebenszuſtände will ich hier bemerken. Die Kutſcher der Advokaten und Aerzte finden ſich zu gewiſſen Zeiten, z. B. die der Aerzte jedesmal am Tage, nachdem ihr Herr in ein Haus gerufen worden, bei den Patienten und Clienten ihrer Herrſchaft ein, um ein ſehr bedeutendes Trinkgeld zu erheben. Von dem Ertrage deſſelben haben ſie die Equipage und die Erleuchtung im Hauſe ihrer Herren zu unterhalten.

Ein anderer mir erzählter Zug iſt charakteriſtiſch für das orientaliſche Element, welches ſich hier noch erhalten hat. Aeußert nämlich ein Gaſt in einem Hauſe ſein Wohlgefallen an irgend einem beweglichen Beſitzſtücke, ſo lautet die übliche Höflichkeitsformel der Entgegnung: restate servito (es ſteht zu Dienſten), und nicht ſelten ſchickt man ſolch einen bewunderten Gegenſtand dem Beſucher am andern Tage ins Haus.

Den 7. und 8. October.

Die Goethesche Schilderung von Palermo und seinen Umgebungen ist sehr mangelhaft und giebt durchaus kein genügendes Bild dieser einzigen Stadt. Zunächst fällt es unangenehm auf, wenn man sieht, wie er gerade die einzelnen monumentalen Vertraktheiten, z. B. den abenteuerlichen Brunnen mit seiner Menagerie von Amphibienköpfen auf Piazza Bologni ausführlich beschreibt, während er von den herrlichen Bauten der Martorana, der Capella Palatina und des, wenigstens in seinen antiken, äußeren Theilen vortrefflichen Doms mit dem prachtvollen Platze, so wie von dem Reichthume der Mosaikgemälde fast nichts zu melden hat. Schon sein Gesammturtheil über die Bauart Palermo's im Ganzen, welche er der von Neapel gleich nennt, ist durchaus unrichtig. Wo muß er nur die klugen Augen gehabt haben. Von der, in ihrer Art einzigen, arabischen Burg der Ziza sagt er auch nur Ungenügendes, ja Falsches. Er erzählt, daß er nach Monreale gefahren sei, und erwähnt die albernen Rokokkobrunnen auf der dahin führenden Straße, und von dem Wunderwerk der majestätischen Kathedrale mit ihren kolossalen antiken Prachtsäulen, ihren riesigen Mosaiken, ihren kühnen Bögen, ihren kunstvollen Erzthüren, endlich von der mährchenhaften Schönheit des wundervollen Klosterhofes, in dessen Säulenhallen eine ganze Welt altchristlicher Kunst lebt, sagt er nicht einmal, daß er sie gesehen. Er fährt nach der Bagaria, wo vom Gipfel des Aussichtspunkts in der Villa Valguarnera sich ein Panorama aufthut, dessen Pracht und Reichthum an unendlicher Schönheit die Krone Siziliens zu heißen verdient, und — er verwendet den ganzen Tag zur Verzweiflung seines treuen Kniep dazu, die wahnschaffnen Ausgeburten eines verrückten Hirns, die Abgeschmacktheiten einer tollgewordenen christlichen Bizotterie zu betrachten, zu schematisiren, zu klassifiziren, um von dem Unsinn einen Begriff zu geben

Hier ist der philisterhafte Punkt, jenes irrationale Frankfurter Etwas in dem Olympier. Diese Phidiasgestalt trägt doch noch den Zopf. Aber er tagebuchte auch mit für neugierige Leser, für Hof- und Weltmenschen, die bei aller Kultur doch eben diese Neugier für die Wahrzeichen des Handwerksburscheninteresses nicht überwunden hatten. Schon in frühester Zeit stieß mir diese detaillirte Beschreibung der Pallagoniaschen steinernen Verrücktheiten ein Unbehagen, einen Widerwillen ein. Ich begriff nicht, wie ein Mensch von wahrem Kunstgefühl, von tiefem Sinne für Schönheit bildender Kunst es über sich gewinnen könne, Zeit und Mühe an so etwas zu wenden. Jetzt, nachdem ich dieses Tollhaus selbst gesehen, begreife ich es noch weniger. Goethe selbst gesteht, daß »der Künstlersinn« seines Begleiters innerhalb dieser Fratzengallerie »zur Verzweiflung getrieben worden.« Dies Geständniß ist verrätherisch. —

Goethe sagt, daß jener Marmorbrunnen zu Palermo unter die Vorfahren der Pallagoniaschen Raserei gehöre. Mir erzählte man, daß ursprünglich ein Principe denselben bestellt habe. Als dieser aber aus irgend einem Grunde das Werk nicht habe auslösen können, sei die Stadt eingetreten, und habe es für den Preis von vierzig Tausend Scudi an sich gebracht. Vielleicht war jener erste Besteller der Principe Pallagonia selbst.

Ein zweiter Pallagonia war der Duca Caravita in Neapel, von welchem Winckelmann erzählt, daß er in seinem Garten die ungereimten Schnirkel der Kupferstecher, mit denen sie ihre Stiche einfaßten, viele Ellen hoch längs den Gängen in Marmor ausführen ließ *).

Mir begegnete in der Villa Pallagonia ein besonderer Glücksumstand. Man hatte mir bei meiner Abfahrt von Palermo, auf

*) Winckelmann Werke I., S. 425.

die Seele gebunden, dieſe Herrlichkeit ja nicht zu verſäumen, und da ich kein Permeſſo hatte, half ein alter Herr, der Buchhändler von der Via Macquedo, in deſſen Laden ich mit meinem Vetturin kontrahirte, durch eine ſchriftliche Empfehlung an den Kaſtellan des Pallagoniaſchen Schloſſes aus. Als ich nun eben durch die „Spießruthen des Wahnſinns“ in Vorhalle, Eingang und Schloßhof mit ſchwindelndem Kopfe hindurchpaſſirt war, und der Cuſtode ſich einſtellte, um mich in das Innere des Schloſſes zu führen, bemerkte er bei Vorzeigung meines Empfehlungsbillets: daß dies „eigentlich“ nicht genüge, ſondern ein vom Fürſten ſelbſt unterzeichneter Permeſſo erforderlich ſei. Wer war froher als ich, bei dieſer, auf ein höheres Trinkgeld ſpekulirenden Gewiſſenhaftigkeit des würdigen Cuſtoden! Wäre mein Papier in Ordnung geweſen, ſo hätte ich mich wahrſcheinlich, trotz des unbehaglichen Gefühls von äſthetiſcher Seekrankheit, aus einer Art blöder Unbehelfenheit von dem Menſchen durch all die übrige Fratzenwirthſchaft, die wie zur abſichtlichen Verhöhnung, mitten in die höchſte Schönheit der Natur hineingeſtellt iſt, hindurchſchleppen laſſen. So aber erfaßte ich begierig den Rettungsanker, welchen er mir ſehr gegen ſeinen Willen zuwarf, und erklärte, daß ich unter ſo bewandten Umſtänden auf die Beſichtigung des Schloſſes verzichte. Das gab nun eine höchſt ſpaßhafte Komödie. Der Caſtellan im höchſten Grade beſtürzt, war anfangs unfähig, an den Ernſt meines Vorſatzes zu glauben. Kein Signore Foreſtiere, der nach Palermo komme, laſſe dies miracolo del mondo, unbeſehen und unbewundert. „Wenn Ihr den Palazzo nicht geſehen habt, Signor, habt Ihr nichts geſehen!“ — „Thut mir leid, aber ich will Eurem Pflichtgefühl nicht zu nahe treten, da Ihr erklärt habt, daß Ihr ohne die Unterſchrift des Principe das Schloß nicht zeigen dürft.“ Zu ſpät erkannte der Mann jetzt ſeinen Fehler, und ſuchte ihn durch alle möglichen Anerbietungen wieder gut zu machen. Es gelang ihm nicht, über meine

Tugend zu siegen, und ich verließ ihn trostlos über die entgangne Mancia, seinem Zorne in Verwünschungen Luft machend.

Daß ich während dieser ganzen Reise fortwährend auf Goethe zurückblicke, ist wohl natürlich genug. Muß man doch eingestehen, daß für alle, die es nicht selbst sahen, Italien doch hauptsächlich in der Götheschen Darstellung lebt. Und will man gerecht sein, und Goethes Standpunkt als den seinen gelten lassen, so ist auch seine Schilderung, Alles in Allem genommen, noch immer das Beste, was über Italien geschrieben worden ist. Aber freilich sein Standpunkt selbst, ist ein zu beschränkter, für unsre Zeit vollends nicht mehr ausreichender. Selten oder nie fällt ein Blick auf das staatliche, bürgerliche, das soziale und sittliche Leben der Menschen, das sich vor seinen Blicken entfaltet. Bei Sizilien ist mir das besonders auffallend. Ueber das Verhältniß des Landes zur Regierung, über Bildung und Besitz der verschiedenen Stände, über Rechtspflege, Polizei u. s. f. nichts! Höchstens ein Scherz, über die schmutzigen Straßen und kleine dahin einschlagende Polizeimißbräuche, mit behaglicher Wendung. Ueberhaupt sind ihm alle Dinge auf der Reise nur für die Förderung seiner schönen, persönlichen Zwecke da, er reist, um sich zu bilden, und es ist stark aber wahr, was Niebuhr nach dem ersten Eindrucke der Lektüre dieser Italienischen Reise vor dreißig Jahren aus Rom schrieb: es komme ihm vor, als betrachte Goethe das ganze Land und die ganze Nation nur als eine Erzöhung für sich. Aber es ist falsch und ungerecht, wenn derselbe Niebuhr, aus jener Darstellungsweise den Schluß zieht: „Göthe habe ohne Liebe gesehen.“

Der klaffende Widerstreit in Ton und Styl der Darstellung, die Fugen und Spalten zwischen den einzelnen Theilen der Italienischen Reise, sind mir nie so lebhaft wie jetzt vor die Augen getreten. Wie naiv, wie sachlich frisch und voll plastischer

Anſchaulichkeit, wie körperlich körnig iſt Alles, was aus den unmittelbaren Briefergüſſen der Reiſezeit ſelbſt ſtammt. Wie lebt da zuweilen der alte Götziſch Wertheriſche Ton; der Ton der Jugendbriefe an Merck und Lavater und andere Freunde auf. Dies Geradeheraus mit der Sprache, dieſe gewichtigen Kern- und Schlagworte, die immer den Nagel auf den Kopf treffen und ihn mit einem Streiche durch das dicke Brett des Vorurtheils und der Beſchränktheit hindurchtreiben, — wie kontraſtirt das Alles mit den ſtörend dazwiſchen tretenden geheimderäthlichen Einſchaltungen, mit den miniſterialen Wendungen wunderlichſter Wunderſamkeit, mit jenem betrübten Dictirſtyle, durch den er ſich immer mehr in die abgemeſſene Feierlichkeit und Kanzleiförmlichkeit hineindictirte! dieſe Gewohnheit des Dictirens ward überhaupt Goethes Style verderblich. Denn es war unvermeidlich, daß ſchon die Gegenwart des ſchreibenden Individuums, das denn doch am Ende immer ein lebendiger Menſch und keine Maſchine, und dazu ein unterthänigſt dienender war, ihn in eine Steifheit hineinnöthigte, die keinen Augenblick vergaß, daß ſie nicht allein war. Dies ganze dictirende Produziren war wohl mit die Urſache all des kanzleimäßigen, beſcheidenden, erlaßartigen, kurz jener ganzen Grünentiſchſprache in ſeinen ſpäteren Sachen, und ſo auch in den ſpäteren Reductionszuſätzen und Einſchaltungen zur Italieniſchen Reiſe. Nur ein geborner Fürſt und Regent, ein Blutariſtokrat, kann ſich vielleicht dictirend von jener Gêne frei halten, nicht aber ein bürgerlicher, vornehm gewordener Poet.

Wer die Originalbriefe leſen dürfte an Herder, an den Herzog und die Herzogin, an Wieland, und ihre Antworten! Das halten nun die Weimaraner Alles unter dem Siegel, wie die Keſtnerſche Familie jene herrlichen Jugendbriefe Goethe's, bis es — zu ſpät iſt.

Palermo, den 8. October.

Heute erzählte man mir in einer Gesellschaft die Geschichte eines armen deutschen Handwerkers, der durch die Bosheit eines ganz untergeordneten, von ihm durch Verweigerung einer buona mano beleidigten Polizeidedienten in langwierige Gefangenschaft und Verlust gerathen war, ohne daß ihm weder sein Konsul noch sein in Neapel residirender Gesandte Hülfe und Genugthuung zu schaffen wußten. Leider darf ich die näheren Umstände nicht mittheilen. Aber sie sind empörend für jedes Nationalgefühl. Der Engländer, der Franzose, ja selbst — ach leider! selbst der Russe, sie alle haben im Auslande erst recht den Genuß der Weltbedeutung ihrer Nation. Der Deutsche, für den ja freilich im eigenen Vaterlande bei jeder nächsten Gränze der sechs und dreißig deutschen Territorien das Ausland beginnt, hat diesen Genuß höchstens in seiner Studirstube. Aber draußen, und zumal im wirklichen Auslande, fühlt er zentnerschwer die politische Ohnmacht seines Volks. Und dies Volk ist ein Volk von vierzig Millionen! Oder auf welchen Schutz und Schirm darf z. B. hier in Sizilien ein herzoglich koburgscher oder meiningscher, ja selbst ein königlich bayerischer oder preußischer Deutscher rechnen, wenn er etwa ohne seine Schuld mit der neapolitanischen Polizei in Conflikt geräth? Das Hoffmannsche Wort:

Und gern zahlt Michel und ist bereit,
Als Deutscher, Gott zu danken,
Wenn der preußische Konsul den Paß visirt
Für vier französische Franken!

könnte Stoff zu einer langen Jeremiade geben.

Die Deutschen haben so oft dies Italien mit eisernem Fußtritte zerstampft, aber außer einem tiefen Hasse gegen die Tedeschi, d. h. die Oesterreicher, ist in dem heutigen Italien von uns Deutschen als Nation gar nicht die Rede. Inglesi oder Francesi, unter dieser Bezeichnung laufen wir so mit, so zahlreich auch die deutschen

Reiſenden in Italien ſind. Alle Gaſthofſchilder können dafür Zeugniß ablegen. Nur hie und da in irgend einem Winkelſchenkchen, wie in der Caſa Fiorentino zu Sorrent, haben die deutſchen Künſtler das Wort Künſtlerkneipe auf einem Aushängeſchilde hervorgerufen, welches die Eingebornen befremdet ob der barbariſchen Laute anſtarren. Auch die italieniſchen Zeitungen können bezeugen, wie man Deutſchland hier zu Lande betrachtet, da ſie von deutſchem Leben nicht mehr und nicht anderes ihren Leſern berichten als etwa von der Türkei, und ſelbſt da möchte der Vergleich noch zu Gunſten der letzteren ausfallen.

Geſtern Abend ließ ich mich zu guter Letzt noch einmal aufs Meer hinausrudern, und genoß den Anblick der herrlichen Stadt in der Beleuchtung des ſchönſten Sonnenunterganges. Bei einbrechender Nacht erhoben ſich einzelne Feuer auf den Bergen. Das Meer lag ruhig und glatt wie ein Spiegel da. Von dem ruſſiſchen Kriegsdampfer her erſcholl luſtige Muſik und Geſang aus den ihn umgebenden Böten, in welchen ſizilianiſche Muſikanten den ruſſiſchen Offizieren aufſpielten. Ich ließ mich heranrudern, um den ſchwarzen Dampfrieſen in der Nähe zu betrachten, welcher finſter und dräuend aus der ihn umgebenden Schaar leichter und ſchlanker ſizilianiſcher Felukken mit ſeinen Schlotten und Maſten emporſtarrte. Das Schiffsvolk lehnte an den Borden, breite, ſtumpfe Geſichter, deren Phyſiognomien einen grellen Abſtich bildeten gegen die feinen, ſcharfgeſchnittenen, ausdrucksvollen Züge der neugierigen Betrachter, welche in den zierlich geſchnäbelten Barken den fremden nordiſchen Gaſt umſchwärmten. Das Schiff hat einen Theil der Effekten für den Winteraufenthalt der Kaiſerin gebracht, unter denen man ſelbſt für bequeme Oefen geſorgt und auch des Rockens nicht vergeſſen hatte, aus welchem eine eigene Art Brod bereitet werden ſollte, an welches die Kaiſerin ſelbſt, wie man ſagte, oder ein Theil ihrer Umgebung gewöhnt ſei.

Am Bord des Palermo, den 9. October.

Nachmittags gegen zwei Uhr ſchiffte ich mich auf dem Palermo ein, der eine Stunde darauf die Anker lichtete. Aber faſt ſchien es, als ſollte ich wieder zurückgeführt werden an das mit ſchwerem Herzen verlaſſene Eiland. Wir hatten ſchon die Spitze des Monte Pellegrino erreicht, als ich plötzlich zu meinem Erſtaunen bemerkte, daß der Palermo einen gewaltigen Bogen beſchrieb, und im vollen Räderſchwunge dem ſo eben verlaſſenen Hafen zueilte. Ein Paar arme Schelme unter den Paſſagieren der zweiten Kajüte hatten Gott weiß welche Paßformalität unvollzogen gelaſſen. Ein Boot mit Polizeimannſchaft war nachgeſetzt, Signale hatten den Palermo zurückgerufen, und ſo wurden ſie mit ihren Habſeligkeiten unter tauſend Verwünſchungen des über den verurſachten Aufenthalt erbitterten Kapitains aus dem Schiffe in das unterdeß angelangte Boot transportirt. Der eine dieſer armen Teufel war ein Deutſcher. Sein Jammern um das verlorne Ueberfahrtgeld ſchnitt mir durchs Herz. Die beiden andern waren Italiener, und ſie ergaben ſich ſchweigend in ihr Geſchick. Bekanntlich muß man den Paß in dem Büreau der Dampfſchiffe vorzeigen, ehe man eingeſchrieben werden kann. Auch war unſer Schiff vor der Abreiſe von der Polizei viſitirt worden. Wie war es alſo möglich, daß dennoch erſt jetzt eine Paßunregelmäßigkeit entdeckt werden konnte? fragte ich den Kapitain Don Stefano Triſiletti, meinen Freund von jener Sturmnacht her. Eh! eh! Chi lo sa! war die Antwort, vuol' vivere la polizia.

III.

Letzte Tage in Neapel.

Das Land der Reize, Luſt und Wunderfülle
Bringt ähnlich die Bewohner auch hervor.

Taſſo.

An der Südspitze des Quartiers della Stella, eingefaßt von dem Largo delle Pigne und der Strada nuova, welche als Fortsetzung des Toledo in leiser Biegung aufwärts nach Capo di Monte führt, liegt der berühmte Palast des Museo Borbonico, gewöhnlich gli Studj genannt, zunächst dem Vatikan wohl die großartigste Kunstsammlung der Welt, an Vielseitigkeit der darin aufbewahrten Kunstschätze mit keiner anderen zu vergleichen. Der Umstand, daß hier seit den letzten fünfzig Jahren, besonders seit Murats Regierung, alle sonst in den verschiedenen königlichen Schlössern zerstreuten Kunstwerke alter und neuerer Zeit sich vereint finden, ist für den Fremden äußerst erleichternd.

Das Gebäude, früher Sitz der Universität, umschließt in seinen gewaltigen Räumen nicht nur die Sammlung aller alten, aus den drei verschütteten Städten gezogenen Wandmalereien, Mosaiken, Bronzen und Bronzestatuen, Gemmen, Münzen, Gläser, Küchen-, Haus- und Tempelgeräthschaften, ferner die Sammlungen der Papyrusrollen, der Vasen, der etruskischen, ägyptischen und oscischen Alterthümer, sondern auch die gesammten Schätze plastischer Kunstwerke, welche Neapel besitzt, und unter denen die Farnesischen den ersten Rang einnehmen. Daran reihen sich die Säle, welche die Gallerie neuerer Gemälde enthalten, die Bibliothek mit ihren

hundertfunfzig Tausend Bänden und drei Tausend Handschriften, die Sammlungen der alten Inschriften u. s. w. Es ist eine Welt voll überschwenglichen Reichthums, in die man sich, ohne auszulernen, Jahre lang versenken könnte. Der Besuch ist, wie überhaupt, so namentlich in diesen Tagen, wo man wegen des, ganz Neapel in Bewegung setzenden Gelehrtenkongresses noch besondere Vergünstigungen gewährt hat, den Fremden weit mehr als in Rom erleichtert, und mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mögt Ihr mich alle Vormittagsstunden immer in diesen Räumen mit Euren Gedanken suchen.

Unter den Werken der Plastik sind der Herkules Farnese, die Flora und die Gruppe des Toro Farnese die berühmtesten. Sie wurden sämmtlich aus den Thermen des Caracalla zu Rom, und zwar verstümmelt, aufgegraben. Der Herkules, dessen Gypsabguß ich schon in München sah, und den die Inschrift an der Keule als Werk des Atheners Glykon bezeichnet, ist Nachbildung eines Werks des Lysippos. Der hellenische Nationalheros, in welchem die durch Anstrengung gestählte und durch gewaltige Kämpfe bewährte Leibeskraft symbolisirt erscheint, steht hier vor uns, auf seine Keule gelehnt, nachdenklich ausruhend von seiner unendlichen Arbeit. Ein Ausdruck tiefer Traurigkeit liegt über dem zur Erde niederblickenden Gesichte verbreitet. Es ist, als fände er trotz seiner Riesenkräfte, die ihm auferlegt sind, das Leben doch ein ungeheuer schweres Stück Arbeit; und das ist es ja auch immer und alle Zeit für den Starken, der nicht unterliegen darf. Wie er so dasteht, mit dem sinnenden Haupte, welches gegen den riesigen Körper fast unverhältnißmäßig klein erscheint, mit den ernst in sich zusammengedrängten Gesichtszügen, den mächtigen Schultern und Armen, dem breiten Rücken, der hochgewölbten Brust, den gewaltigen Schenkeln und der, von der vorhergegangenen Anstrengung hochaufgetriebenen, und wie das Meer nach dem Sturme noch gewaltsam aufgeregten Wellenbewegung der Muskulatur des ganzen

nackten Leibes — da erſchien er mir immer als der Typus und Repräſentant der ganzen, zum harten Dienſte der Arbeit verdammten Proletariermenſchheit, und es wollte mich bedünken, als ſänne er darüber nach, ob er die goldenen Aepfel, welche er in ſeiner Rechten auf dem Rücken hält, denn wirklich ſeinem feigen Zwingherrn abliefern, oder den Lohn ſeiner Arbeit für ſich behalten ſolle. Das Störende und die Harmonie des Totaleindrucks Beeinträchtigende, welches in der allzuſtarken Ausführung des Einzelnen, in der Behandlung der Muskeln und der wie von aufgeregtem Blute hochaufgequollenen Adern liegt, muß man ſich durch eine erhöhte Aufſtellung gemildert denken.

Die Flora iſt das entſprechende Gegenbild ſeiner nackten Rieſengeſtalt, ſo recht ein Weib würdig des Götterſohnes nach ſeiner Verklärung auf dem Oeta, koloſſal wie der Herkules, wohl gegen zwölf Fuß hoch; der Kopf, obſchon antik, iſt doch wie die Extremitäten und Attribute ergänzt. Wie eine dämmernde Nebelhülle, welche nicht verdeckt und kaum verſchleiert, fließt das naſſe Gewand an den göttlichen Gliedern des ſchönſten Leibes hernieder. Der Marmor ſcheint zur Durchſichtigkeit verklärt. Die jetzige Ergänzung läßt ſie als Frühlingsgöttin erſcheinen, welche dem bittend nahenden Verehrer in anmuthig feierlicher Bewegung mit dem blüthenſchweren Füllhorne in der Linken gleichſam gewährend entgegenſchwebt.

Minder als beide verdient ihren Ruhm die berühmte Gruppe des Toro Farneſe, ein Effektſtück, unbefriedigend in der Wahl des Gegenſtandes wie in der mit Figuren überladenen Kompoſition. Man bereitet einen Abguß des Werks für das Berliner Muſeum, deſſen Koſten auf ſechs Tauſend Scudi angegeben wurden. Unter den übrigen Sculpturwerken ziehen mich immer aufs Neue an: die vortreffliche Portraitſtatue des Ariſtides, die Venus von Capua mit dem Amor, die Pſyche, auch in ihrer Verſtümmelung noch einer der herrlichſten Reſte ſeelenvoller, helleniſcher Schönheit. Unter den

Reliefs gebe ich den Preis unbedenklich demjenigen, welches nach der mir am meiſten zuſagenden Deutung Wiederſehen und Trennung des Orpheus und der Eurydice darſtellt. Der troſtloſe Gatte iſt in den Hades hinabgeſtiegen, ſein Saitenſpiel hat die Herzen der Unterweltgottheiten gerührt, er darf die verlorne Gattin zurückführen zum goldenen Lichte der Oberwelt, doch ein ſtrenges Gebot warnt ihn, auf dem Wege dahin ſich umzuſchauen nach der Geliebten. Schon dem Ziele nahe übermannt ihn die Sehnſucht, er fleht die Geliebte an, ihm den Anblick der langentbehrten Züge zu vergönnen. Von Liebe hingeriſſen erfüllt ſie endlich, während er ſich zu ihr umwendet, den Schleier hebend ſeinen Wunſch. Dies iſt der von dem griechiſchen Künſtler zu ſeiner Darſtellung gewählte Moment. Mit dem Ausdruck der innigſten Liebe blickt die Gattin auf den in ihren Anblick ſelig verſunkenen Gatten, aber zugleich miſcht ſich in dieſen Ausdruck ſchon der des erneuten, ewigen Abſchiedsſchmerzes. Denn ſchon hat Hermes, der leitende Gott, ihre Hand ergriffen, um ſie wieder zurückzuführen in das Reich der Schatten. Aber ſelbſt auf ſeinem göttlichen Antlitze erſcheint ein Zug trauernden Mitgefühls über das harte Geſchick, welches hier aus höchſter Liebe tiefſtes Leid entſpringen läßt. Weder an Tiefe und Zartheit der Empfindung noch an Schönheit der Ausführung weiß ich dieſem Relief irgend ein anderes zu vergleichen. Griechiſche Beiſchrift giebt die Namen der dargeſtellten Figuren an, während in einer Wiederholung der Gruppe in der Villa Albani zu Rom dieſelben durch eine lateiniſche Beiſchrift unrichtig als Amphion, Zethos und Antiope bezeichnet werden.

In einem eigenen Kabinette befindet ſich unter anderen Darſtellungen der Liebesgöttin auch die der Venus Kallipygos, ohne Zweifel ein Werk ſpäter Zeit, in welcher die Plaſtik nicht mehr dem keuſchen Dienſte der göttlichen Schönheit, ſondern dem raffinirten Sinnenkitzel hingegeben war. Stellung, Haltung, Behandlung der üppigen, überweichen Formen, alles erſcheint auf dieſen

groben Sinnenreiz berechnet, ein Abfall von der Idee der reinen, ihrer ſelbſt bewußten, unſchuldigen Schönheit, kein Götter-, ſondern ein Hetairenbild. —

Am Eingange des Saales der Bronzen, die faſt alle aus den verſchütteten Städten ans Licht gezogen ſind, erfreuen den Eintretenden die beiden Rehe, welche vor unſerm Nahen gleichſam erſchreckt zuſammenſchauern. Es iſt die plaſtiſche Darſtellung der reizenden Schilderung in dem Horaziſchen Bilde des ſcheuen Rehes, dem er die Geliebte vergleicht:

Nam seu mobilibus veris inhorruit
Adventus foliis, seu virides rubum
Dimovere lacertae,
Et corde et genibus tremit.

Ueberaus herrlich iſt ferner der ſitzende Hermes, ausruhend gedacht auf einem ſeiner Botenflüge, aber nur für einen Augenblick; denn Haltung und Ausdruck des vorgebogenen Oberleibes und der langſchenklichten Füße deuten darauf hin, daß er im Augenblicke der Raſt ſchon wieder im Begriffe iſt, ſich aufzuſchwingen. Die Aufgabe: im Moment der Ruhe ſelbſt ſchon die folgende Bewegung anzudeuten, iſt hier auf das glücklichſte gelöſet. Der berühmte tanzende Faun hat in einer bronzenen Venusſtatuette von gleicher Größe, die erſt ganz neuerlich aufgefunden worden iſt, eine gefährliche Nebenbuhlerin erhalten. Sie iſt ohne Zweifel eine der vollendetſten griechiſchen Darſtellungen des Aphroditenideals. Außerdem ſind zwei Faungeſtalten, der eine trunken auf einer Haut ausgeſtreckt, den geliebten Weinſchlauch neben ſich, der andere ermüdet auf einem Felsſitze eingeſchlafen, ferner ein kleines Pferd mit Silberſchmuck, ein koloſſales Roßhaupt von vortrefflicher Arbeit, mehrere Büſten, wie der Berenice, des Commodus, Seneka, Scipio Afrikanus u. a. als Meiſterwerke zu nennen.

Die Hauptmaſſe der Sammlung iſt aus Herkulanum, das wir geſtern beſucht haben. Mayer hat in ſeinem Neapel die dortigen

Aufgrabungen ſehr genau beſchrieben. Die alte Stadt, im Vergleich zu Pompeji von einer ungleich höheren und dabei ſteinharten vulkaniſchen Maſſe überdeckt, in welche man nur durch Stollen wie bei einem Bergwerke eindringen konnte, liegt begraben unter den Städten Reſina und Portici. Nur der Raum von ein Paar Gebäuden iſt bloßgelegt, ein Theil davon iſt in einen Wein- und Roſengarten verwandelt. Einen eigenthümlichen Eindruck gewähren die bei dem Einhauen der Stollen durchſchnittenen Mauern und Wände von Gebäuden, welche wie farbige Adern in der vulkaniſchen Maſſe erſcheinen. Zu dem Theater ſteigt man einige achtzig Fuß tief hinab, um bei dem ſchwachen Scheine einiger Fackeln ſo viel zu ſehen, als man in einem ungeheuren, völlig dunklen Kellerraume — die Höhe des Theaters beträgt etwa ſechzig Fuß — wahrnehmen kann.

Coletta erzählt einen ſchönen Zug vom Könige Karl III., unter deſſen Regierung die erſten Nachgrabungen in Herkulanum geſchahen. Der König, welcher denſelben viel Intereſſe ſchenkte und ihnen oft ſelbſt beiwohnte, fand einmal in einem zuſammengeballten Klumpen, mit deſſen Zerſchlagung er ſich eifrigſt beſchäftigte, neben mehreren alten Münzen einen ſchönverzierten, goldenen Siegelring, welchen er ſeit dieſer Zeit beſtändig am Finger trug. Als er funfzehn Jahre ſpäter Neapel verließ, um den ſpaniſchen Thron zu beſteigen, nahm er von allen jenen ihm liebgewordenen Schätzen nicht nur nichts mit ſich, ſondern er zog am Tage der Abreiſe ſelbſt dieſen Ring vom Finger, den er, wie er ſagte, als Lohn ſeiner Arbeit bisher getragen hatte, und ließ ihn, weil er Staatseigenthum ſei, in das Verzeichniß der Sammlungen eintragen. Darum zeigt man, ſetzt der Hiſtoriker hinzu, ihn noch heutzutage im Muſeum den Fremden, nicht ſeiner Koſtbarkeit wegen, ma in documento della modestia di Carlo.

Das Piedigrottenfeſt.

Ich habe vergeſſen, Euch von der Feier des Piedigrottenfeſtes in Neapel zu erzählen, das ich von Sorrent aus beſuchte. Dies Feſt der S. Maria di piè di grotta, welche die Ehrenſtelle eines Generaliſſimus der neapolitaniſchen Armee bekleidet, iſt ein religiös militairiſches, vom König Karl III. aus Dankbarkeit für die Hülfe der Madonna gegen die Oeſtreicher, denen er ſeine Krone abkämpfen mußte, geſtiftet. Unter dem jetzigen Könige wird es mit beſonderer Pracht gefeiert, und alles Militair des Königreichs — mit Ausnahme des in Sizilien befindlichen — zur Verherrlichung deſſelben nach Neapel zuſammengezogen. So waren denn auch diesmal über fünfundzwanzig Tauſend Mann aller Waffengattungen zur großen Parade verſammelt. Als wir von Sorrent nach Caſtellamare kamen, kündeten ſchon die vollen Eiſenbahnzüge, welche am Morgen noch in endloſen Wagenreihen einige verſpätete Truppenabtheilungen nach Neapel führten, das Schauſpiel an. In Neapel ſelbſt wimmelten alle Hauptſtraßen von bunten Uniformen, die in Caleſſen und Wagen aller Art ihren verſchiedenen Aufſtellungsplätzen zueilten. Selbſt gemeine Soldaten benutzten dieſe Aushülfe, um ihre Kräfte zu ſparen, welche ſie freilich auch nöthig genug haben mochten. Denn es galt für die armen Teufel nichts Geringeres, als von Morgens zehn bis Abends gegen ſieben Uhr, mit Waffen und Gepäck belaſtet und eingeſchnürt in den engen Uniformen, ſich in der heftigſten Sciroccogluth eines neapolitaniſchen Sommertages (es war der 8. September) auf den Beinen zu erhalten. Schon am frühen Morgen fanden wir alle Plätze in der Nähe des Toledo dichtgedrängt von ſchauluſtigen Menſchenmaſſen, und gegen eilf Uhr begann das Straßenmarſchiren der Truppen die unabſehbar lange Toledoſtraße hinab und hinauf. Das eigentliche Feſtſchauſpiel aber entfaltete ſich erſt Nachmittags gegen zwei Uhr. Von dem Balkone unſerer Wohnung in Santa Lucia ſahen wir über zwei

Stunden lang die gesammte neapolitanische Heeresmacht zu Roß und zu Fuß abwärts von der Höhe, auf welcher das prächtige Hotel de Rome liegt, verlängs des breiten Kais durch die dichtgedrängten Menschenschaaren an uns vorüberziehen. Die grün und rothe Nationalgarde hatte zu beiden Seiten ein mehrere Mann hohes Spalier gebildet, zwischen dem nun der Schlangenzug der Regimenter sich einherbewegte. Das Material der Ausrüstung, Kleidung, Waffen und Pferde fanden den Beifall selbst einiger preußischen Offiziere in unserer Nähe. Auch die Leute selbst sahen gut aus. Und für den gänzlichen Mangel an aller kriegerischen Haltung, für die unglaubliche Ungeschicklichkeit, mit der die einfachsten Bewegungen unter dem tollsten Schreien, Schimpfen und Lärmen der kommandirenden Offiziere ausgeführt wurden, gewährte der kindisch bunte Flitterglanz der überladenen Uniformen, die fabelhaft aufgeputzten Tambourmajors mit ihren ungarischen Pelzstiefelchen und Husarenuniformen, die himmelansteigenden Bärenmützen (bei neunundzwanzig Grad Sciroccohitze kein übles Schweißmittel!) den Augen der Neapolitaner reichlichen Ersatz. Die Uniformirung erschien als ein buntes Gemisch des früheren preußischen und des napoleonisch französischen Wesens, voll puppenhafter Zierlichkeit und kindischer Zweckwidrigkeit, die Czako's aller Art gaben Hinterkopf, Augen und Stirn allen Unbilden des Wetters, Regen, Staub und Sonnenstrahlen, und nebenbei den feindlichen Hieben Preis. Ich erinnerte mich dabei an das große Hospital für viele hunderte von zum Theil ganz jungen, erblindeten Soldaten, welches ich in Massa bei Sorrent gesehen. Die Farben der Bekleidung und Ausrüstung der verschiedenen Truppengattungen boten die seltsamsten Kombinationen. Oft sah es aus, als marschire eine Heerde orientalischer Papageien vorüber. Welch eine geistige Impotenz gehört dazu, an dieser Art soldatischer Paradespielerei Vergnügen zu finden, deren Anblick auf einen vernünftigen Menschen nur Schwindel und Kopfweh erregend wirkt. Dazu kam, daß hier diese bunte Nürnberger

Spielzeugsoldateska auch nicht einmal eine Spur von ernster, hiſtoriſcher Tradition, ſondern faſt nur eine lächerliche und ſchmähliche zum Hintergrunde hat. Dieſe Neapolitaner, trotz ihrer markirten Phyſiognomien, ihre braunen, ſchwarzumbarteten Geſichter, dieſe ſchlanken und ſchmucken Reiter, welche ihre ſchönen Pferde ſo ſchlecht in der Gewalt hatten, ſie ſind und waren nie Soldaten, ſo wenig es ihre Väter je geweſen ſind. Die neapolitaniſche Feigheit iſt das Stichwort ihrer ganzen Kriegsgeſchichte, welche faſt nur von Flucht und Unterwerfung vor dem Kampfe zu berichten weiß. Durch dieſe Feigheit iſt der tapferſte Krieger, der Sieger in hundert Schlachten und Gefechten, der kühne Reiterkönig Mürat, verlaſſen und verrathen zu Grunde gegangen, und ein glorioſes Leben zu ſchimpflichem Ende gebracht. Und während jetzt alle Kräfte des Landes für dieſes kindiſche Soldatenſpielwerk erſchöpft werden, ziehen dort mitten unter ihnen als Zeichen ihrer Schmach und Nutzloſigkeit fünf Tauſend Schweizerſöldner einher, welche die alleinige Stütze dieſes innerlich verfaulten Despotismus bilden. Hier in dieſer, aus Abenteurern aller Länder zuſammengeworbenen Truppe zeigte ſich dafür auch allein eine ſoldatiſche Haltung, eine Art von Landsknechtsbewußtſein in dem feſten, erderſchütternden Tritt dieſer breiten, rothen Kriegerreihen. In dieſen kurzſtirnigen, breiten, theils unbeweglichen, theils frech und trotzig ausſchauenden Phyſiognomien, welche zu den unruhig beweglichen, gutmüthig ſchalkhaften Neapolitanergeſichtern einen ſeltſamen Gegenſatz bildeten, las man deutlich, daß an ihnen die Gewalt unwankende, maſchinengehorſame Vollſtrecker ihres Willens beſitzt, als welche ſie im Volke ſo gefürchtet ſind.

Endlich waren auch die letzten Geſchwader vorübergezogen, und Alles harrte nun des großen Augenblicks, wo der „goldene Wagen“ mit dem königlichen Paare erſcheinen ſollte, um die Parade und die damit verbundene kirchliche Feier zu verherrlichen. In dieſer Zwiſchenzeit nun belebte ſich die Einförmigkeit des militairiſchen Aufzugs durch allerhand kleine, ächt neapolitaniſche Genre-

bilder, zu denen Ihr Euch nur das von Schiffen und Barken groß und klein wimmelnde Meer und den rauchenden Vesuv als Hintergrund denken müßt. In den als Spalier aufgestellten Truppen und Nationalgarden riß nämlich jetzt Insubordination ein. Cigarren wurden angezündet, erst heimlich in den hinteren Gliedern, dann öffentlich auch in den ersten, zuletzt auch von einzelnen Offizieren. Andere suchten die Zwischenzeit zum Habhaftwerden irgend einer Erfrischung zu benutzen, sie desertirten in die zahlreichen nahgelegenen Café's, Eis- und Limonadebuden, Obstboutiquen und Weinschenken, trotz des lauten Geschreis der hin- und hersprenzenden Oberoffiziere. Plötzlich erdröhnte der Donner des ersten Kanonenschusses von dem nahen Castell Ovo, und rollte in zehnfachem Widerhall längs der Gebirgsküste hin, die Ausfahrt der königlichen Familie aus dem Schlosse verkündend. Jetzt galt es, die Deserteure mit Bitten und Beschwörungen, guten und schlimmen Worten, bei denen es hier und da auch an flachen Klingenhieben der Oberoffiziere nicht fehlte, aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuholen, was denn endlich nach großen Anstrengungen gelang. Während hunderte von Lazaroni's groß und klein im Gedränge die hastig weggeworfenen Glimmstengel zwischen den Füßen der Krieger auflasen, erdonnerten neue Kanonenschüsse, und Trommelwirbel und Janitscharenmusik der aufgestellten Regimenter, an denen der königliche Aufzug vorüberpassirte, rasselten und dröhnten immer näher zu uns heran. Reiter vorauf, dann Hofbediente, dann zwei leere achtspännige Wagen, die Kasten ganz mit Goldblech überzogen, ihnen folgend ein dritter, noch prächtigerer Goldwagen, oben Federbüsche und die goldene Königskrone, das ganze Wagengehäuse von Krystallglas und Gold, bespannt mit acht arabischen Pferden, geführt von goldstrotzenden Stallbedienten zu Fuß, sechs Läufer vorauf, an den Seiten Hofbediente höheren Grades. Im Wagen König und Königin, wegen der kolossalen Glaswände des fahrenden Hauses ganz und von allen Seiten dem Volke sichtbar. Der König, ein etwas korpulenter, gutaussehender

Vierziger (obſchon er noch in den Dreißigen ſteht), bourboniſche Phyſiognomie mit ſinnlich gutmüthigem, etwas beſchränktem Ausdruck, überall hinlorgnettirend und freundlich grüßend. Ihm zur Seite die Königin, ein feines, fürſtliches Geſicht, etwas leidend Stolzes in den blaſſen Zügen, unaufhörlich mit feſtgefrorner Freundlichkeit nach links und rechts mit dem Kopfe grüßend. Als ſie nach ein Paar Stunden zurückkamen, grüßte ſie noch, aber die Freundlichkeit war verſchwunden, der Kopf bewegte ſich nur noch pagodenhaft mechaniſch nach beiden Seiten hin. Sie befand ſich ſichtbar in einem der Ohnmacht nahen Zuſtande der Erſchöpfung, und doch nickte ſie immer fort, während ſie ſicher die tauſende von Köpfen verwünſchen mußte, um derentwillen der ihrige dieſe Pein litt. Das Volk war auffallend ſtill bei allen dieſen mechaniſchen Huldbezeugungen, ich hörte nirgends ein Jubelgeſchrei oder Vivatrufen. —

Die Pracht des Zuges war ungeheuer. Es folgte noch ein halb Dutzend ähnlich glänzender Wagen mit den königlichen Kindern und den andern Gliedern der königlichen Familie. Die kleinen Prinzchen kopfnickten von ihren hohen Sitzkiſſen herab gleichfalls wie Wendehälſe zum Zeichen des Grüßens nach beiden Seiten hin. Sobald ſie einmal inne hielten gab ihnen der gegenüberſitzende Gouverneur ein Zeichen, auf welches ſie dann ihre Arbeit wieder auf's Neue begannen. Die armen Kinder ſahen dabei, weil ihre Augen oft in entgegengeſetzter Richtung mit ihrer Kopfbewegung waren, wie kleine Blödſinnige aus. Die orientaliſche Pracht dieſes Aufzuges, welcher dem Volke den Glauben an ſeine Erdengötter als Weſen höherer Art ſinnlich ſtärken ſoll, bildete einen ſcharfen Kontraſt gegen die affektirte Schlichtheit, mit welcher vor juſt dreißig Jahren dieſe Bourbons ihren Wiedereinzug in die von dem glänzenden Mürat verlaſſene Hauptſtadt hielten.

Als der Kanonen- und Muſikſpektakel zu Ende war fuhren wir nach Villa Reale hinaus, wo wir indeſſen nichts von der

gepriesenen Festlust des neapolitanischen Volks an diesem Tage bemerkten. Was überhaupt von dem malerischen Anblick der buntesten Volkstrachten, welchen dieses Fest bieten soll, in Reisehandbüchern und sonst erzählt wird, ist gegenwärtig keine Wahrheit mehr. Diese Dinge sind überall in Italien und selbst in Neapel sehr im Abnehmen, und leben jetzt mehr in der Tradition der Guiden und Touristen als in der Wirklichkeit. Dies berühmte neapolitanische Volksfest bot weniger Nationales, Volksthümliches, Charakteristisches als irgend ein Fest in einer andern großen europäischen Stadt. Die Villa Reale, welche an diesem Tage allem Volke ohne Unterschied geöffnet ist, war den ganzen Abend hindurch fast völlig leer. In der Stadt selbst fand ich das Leben nicht anders als an den früheren Tagen. Und so blieb uns von dem ganzen Feste nichts als der wüste Eindruck eines hohlen, gleißenden Scheingepränges, Kopfschmerz und das Bedauern, um diesen Preis unser stilles, duftiges Sorrent für vierundzwanzig Stunden verlassen zu haben.

Auf der Rückfahrt nach Sorrent begegnete uns etwas, das ich hier anführen will, weil es für neapolitanische Zustände charakteristisch ist. Als wir mit unserm Carrikel an dem hohen, steinernen Gefängnisse der Galeerensklaven zu Castellamare vorüberfuhren, schrie mir der hintenaufsitzende Kutscher, welcher mir die Zügel überlassen hatte, zu, Schritt zu fahren, und ein dazutretender Gensdarm verstärkte die Mahnung durch gebieterischen Zuruf. „Aber warum?“ Das Haus hat in Folge eines Erdbebens so starke Risse, daß es seit Jahren den Einsturz droht, und dieser grauenvollen Gefahr überläßt die neapolitanische Regierung nun schon seit langer Zeit hunderte von Menschenleben, ohne an Ausbesserung oder Neubau zu denken.

Dazu stimmt es denn auch vollkommen, daß gegenwärtig das Governo mit einem sehr unternehmenden Bandenchef, L'Alarigo, der sich an der Spitze von einer Masse Unzufriedenen befindet, in

öffnem Kriege lebt, den es trotz ſeiner großen Heeresmacht noch immer nicht glücklich zu beenden vermocht hat. L'Alarigo, welcher ſein Hauptquartier in der Nähe von Coſenza hat, betrachtet und verhält ſich keineswegs als Räuber. Er iſt ein Mann von guter Herkunft und von klaſſiſcher Bildung, und hat ſeine Leute militairiſch in Abtheilungen getheilt, welche die altrömiſchen Namen Cohorten und Manipeln führen. Der Silawald bildet den Centralpunkt, von dem ihre Unternehmungen ausgehen. Sie reſpektiren allen Privatbeſitz, plündern nur Gouvernementseigenthum, und vom Volke begünſtigt iſt bisher ihr Häuptling allen Angriffen und Nachſtellungen unüberwindlich geweſen. Als neulich der Miniſter des Innern, Marcheſe del Carretto, ſechs Tauſend Piaſter auf ſeinen Kopf ſetzte, ging Alarigo an demſelben Tage, wo das Plakat in Coſenza anlangte, dort, nur von einem Adjutanten begleitet, ins Theater, und erwiederte die Bekanntmachung durch eine andere, in welcher er zwanzig Tauſend Piaſter auf den Kopf des Miniſters ſetzte. Ihr ſeht, es iſt immer noch genug Romantik in Italien vorhanden, und wenn man die elende Wirthſchaft der neapolitaniſchen Regierung anſieht, findet man ſich mit ſeiner Theilnahme faſt unwillkürlich auf der Seite des kühnen Häuptlings, und wünſcht ihm, daß ſein endliches Geſchick, wenn er ſich, wie es jetzt heißt, zu Unterhandlungen verſteht *), glücklicher ausfallen möge als dasjenige, welches die wortbrüchige Treuloſigkeit der Regierung vor etwa ſiebenundzwanzig Jahren ſeinen Vorgängern, den Vardarelli, bereitete. Dieſe Bande, welche den Namen von ihrem Häuptlinge Gaetano Vardarelli führte, hörte ich öfter, wenn von L'Alarigo und

*) Späteren Nachrichten zufolge hat ſich die neapolitaniſche Regierung genöthigt geſehen, dem L'Alarigo eine ehrenvolle Kapitulation zu gewähren, in Folge deren er mit einigen ſeiner Offiziere nach Lucca gebracht wurde, um dort mit einem Jahrgehalte in anſtändigem Exile zu leben. Wie es mit ſeinen Leuten gehalten worden, iſt mir nicht erinnerlich, ich denke, man wird ſie alle amneſtirt haben.

ſeinen Thaten die Rede war, erwähnen, und dem letzteren das Schickſal derſelben prophezeien, wenn er ſich wie jene zu einem Friedensſchluſſe verſtehen ſollte. Was man mir in Sorrent und Neapel von dem früheren, gegen die Vardarelli begangenem Treubruche der Regierung erzählte, ſchien mir lange unglaublich, bis ich ſpäter die ganze Sache durch das Zeugniß des vortrefflichen Coletta beſtätigt fand. Ich erzähle Euch den Hergang mit den eigenen Worten des ausgezeichneten Geſchichtsſchreibers, dem an ſtrenger Wahrheitsliebe, Hoheit und Adel der Geſinnung und klaſſiſcher Darſtellungsgabe wenige Schriftſteller ſeiner Nation an die Seite geſetzt werden können.

Gaetano Vardarelli, von geringer Herkunft, erſt Soldat unter Murat, deſertirte und entfloh nach Sizilien. Von dort wegen neuer Vergehen flüchtig geworden, kehrte er ins Königreich zurück, das er mit mehreren Geſellen als Räuber durchzog. Seine Thaten im Kampfe gegen die franzöſiſche Regierung Neapels erwarben ihm, als er ſich zuletzt genöthigt ſah, nach Sizilien zurückzufliehen, dort Verzeihung. Man ſtellte ihn als Sergeanten bei der Garde des Königs an, und ſo erſchien er im Jahre 1815 wieder in Neapel.

Allein eine ſo untergeordnete Stellung genügte ſeinem unternehmenden Geiſte nicht. Unzufrieden deſertirte er noch in demſelben Jahre und begann ſein Räuberhandwerk von Neuem. Sein Wahlſpruch war: Krieg den Paläſten, Friede den Hütten. Zwei ſeiner Brüder, drei Verwandte und einige vierzig bis fünfzig andere verwegene Burſche ſchloſſen ſich bald an ihn an. Haupt und Tyrann dieſer Bande, hielt er die ſtrengſte Disciplin, ahndete jedes Vergehen mit den härteſten Strafen, Feigheit mit dem Tode. Alle waren trefflich beritten, und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, zufolge deren ſie gleichſam zu ein und derſelben Zeit an den entfernteſten Orten ſich zeigten, machten ſie, trotz aller gegen ſie ausgeſandten neapolitaniſchen und deutſchen Truppen, unüberwindlich. Vardarelli erwarb ſich ſolchen Ruf der Tapferkeit und des Glücks, daß bald

das Volk, seine schlimmen Thaten über jene Eigenschaften vergessend, ihn bewunderte, zumal da er sich, vielleicht nicht grundlos, rühmte, Mitglied der Carbonari zu sein.

Die neapolitanische Regierung wußte bald nicht mehr aus noch ein. Sie hielt es für unmöglich, daß eine Schaar von Räubern sich ohne bedeutende Unterstützung der Carbonari gegen alle ihre Streitkräfte halten könne. Sie zu vernichten oder zu gewinnen schien höchste Nothwendigkeit, und da zu dem ersteren die Kraft fehlte, entschloß man sich, mit dieser Bande wie mit einer gleichberechtigten Macht zu unterhandeln. Die Bedingungen des schmählichen Vertrages der Regierung mit den Räubern lauteten nach dem von Coletta mitgetheilten Aktenstücke wörtlich wie folgt:

Artikel 1. „Vollständige Amnestie für alle Vergehungen und Verbrechen der Vardarelli und ihrer Häupter."

Artikel 2. „Die Geleitschaar (la comitiva, verschönernder Ausdruck im Neapolitanischen für „Räuberbande!") wird zu einer Schwadron von Polizeigensdarmen erhoben, und zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit der Provinz verwendet."

Artikel 3. „Der Sold des Hauptmannes Gaetano Vardarelli wird auf monatlich neunzig neapolitanische Dukaten (etwas über hundert Thaler Preußisch), der eines jeden seiner drei Lieutenants auf fünfundvierzig, der eines jeden ihrer Leute auf dreißig Dukaten festgesetzt, welche monatlich vorausbezahlt werden." Coletta bemerkt dazu, daß dies die Soldgehalte der Oberstlieutenants und Kapitäne in der Armee waren.

Artikel 4. „Die gedachte Schwadron schwört dem Könige Treue in die Hand eines königlichen Kommissars, gehorcht den jedesmal in der Provinz kommandirenden Generalen, und wird zur Verfolgung der öffentlichen Uebelthäter in allen Provinzen des Reichs verwendet."

Neapel, den 6. Juli 1817.

Die Barbarelli leiſteten den Eid, hielten ihren Vertrag redlich und ſäuberten bald die Provinz Capitanata von allem Raubgeſindel. Da ſie aber der Regierung nicht trauten, ließen ſie ſich nur auf freiem Felde muſtern, kamen nie, ſelbſt wenn ſie befehligt wurden, in eine Stadt, lagerten immer in neuen Quartieren und zwar ſo, daß ein Theil der Schaar die Ruhe des andern mit den Waffen in der Hand bewachte. In der That war ihr Verdacht gegründet, denn die Regierung, welche ſich allmälig des abgeſchloſſenen Vertrags zu ſchämen begann, dachte unabläſſig darauf, ihnen durch Liſt beizukommen. Endlich gelang es ihr zum Theil. Die Barbarelli kamen oft nach Ururi, einem kleinen Orte von Apulien, wo ſie ſich wegen ihrer dort wohnenden zahlreichen Freunde und Verwandten ſicher wußten. Aber eben unter dieſen fand die Regierung einen, der den Mordauftrag gegen ſie übernahm. Eines Tages lagerte die Schaar ſorglos auf dem Marktplatze, als plötzlich von den nächſt umgebenden Häuſern eine große Anzahl Schüſſe auf ſie fielen, welche den Gaetano nebſt ſeinen beiden Brüdern und ſechs ſeiner beſten Genoſſen todt zu Boden ſtreckten. Die Uebrigen entflohen in wilder Eile. Unter den Mördern befand ſich ein übel berüchtigter Menſch aus Porto-Cannone, ein Todtfeind der Barbarelli, weil einer derſelben einſt ſeine Schweſter entehrt hatte. Dieſer Menſch ſtürzte ſich auf die Leichen, tauchte ſeine Hände in ihr Blut und, indem er mit demſelben ſein Geſicht wuſch, ſchrie er dem verſammelten Volke im Gedenken der alten Beleidigung zu, indem er mit dem Finger auf ſein Geſicht zeigte: jetzt habe ich's gereinigt!

Die Regierung verhieß Rache für dieſen Mord. Der General Amato, welcher in der Provinz kommandirte, ſchickte den flüchtigen Barbarelli's (denn ſo nannten ſie ſich, dem Namen ihres Häuptlings zu Ehren, auch ferner) Boten und Briefe nach, in denen er ihnen die Beſtrafung der Mordthaten von Ururi, ſo wie die fernere treue Haltung des Vertrags vom 6. Juli zuſicherte, und ſie

aufforderte, einen andern Chef zu wählen. Der Uebriggebliebenen waren etwa noch gegen vierzig. Verschüchtert und zerstreut, die einen gläubig, die andern zuversichtlich, einige auch nach der ersten Stelle strebend, hielten sie sich ruhig, aber noch mehr als früher auf ihrer Huth. Eine Truppenabtheilung rückte in Ururi ein; von den Meuchelmördern wurden einige gefänglich eingezogen, andere entflohen. Man setzte ein Gericht nieder und gab demselben allen Anschein strengen Verfahrens. Als man sie so sicher gemacht, berief der General Amato die Vardarelli zur Musterung nach Foggia, um nach ihrem Wunsche den Hauptmann und die Unterhauptleute ihrer Schaar zu erwählen. Nach langen Berathungen begaben sie sich, bis auf acht, welche dem Befehle des Generals nicht Folge leisteten, in die Stadt.

Es war gerade ein Festtag. Der zur Musterung bestimmte Marktplatz war von Schaaren Neugieriger bedeckt, als die Vardarelli unter lautem Viva il re! in ihrem bestem Waffenschmuck auf prächtigen Rossen einritten. Der General winkte ihnen heiter vom Balkone seines Quartiers Beifall zu, und der Oberst Sivo vollzog, nachdem er die einunddreißig hatte in einer Reihe aufmarschiren lassen, die Musterung, und, indem er die Schönheit und gute Haltung der Mannschaft und ihrer Pferde lobte, stellte er Fragen und schrieb Notizen auf. Auch der General unterhielt sich von seinem Balkone herab mit ihnen, bis der Oberst, angeblich wegen der Wahl der neuen Häuptlinge, sich zu ihm hinauf begab. Die Vardarelli waren abgestiegen, und standen jeder vor seinem Pferde. Zwei Stunden lang wurden sie so mit der Musterung aufgehalten. Während dieser Zeit umstellten die in der Nähe verborgen gehaltenen neapolitanischen Truppen heimlich und ohne daß es die Verrathenen gewahren konnten, den Platz, und erwarteten das bestimmte Signal zum Vorbrechen.

Endlich gab der General Amato das Zeichen, indem er sein Haupt entblößte, und im Nu drangen die Kolonnen aus den Sei-

tengassen im Sturmschritte vor, unter dem Rufe: „Ergebt Euch!“ Eilig schwingen sich die Vardarelli auf ihre Pferde, aber in diesem Augenblicke trifft sie eine Salve des ersten Gliedes der Truppen. Neun stürzen todt zur Erde. Zwei machen sich Bahn durch die Reihen und sprengen davon. Die zwanzig übrigen lassen ihre Pferde im Stiche und erreichen in wilder Flucht ein hinter ihnen liegendes altes, festes Gebäude. Der Ruf ihres Muthes und ihre verzweifelte Lage hielten längere Zeit die Truppen ab, ihnen dahin zu folgen. Endlich wagen sie es. Verwundert erblicken sie bei ihrem Eintritte keine Spur der Flüchtlinge, sie durchsuchen Alles, ohne etwas zu entdecken. Da plötzlich fällt aus dem Luftloche eines unterirdischen Gewölbes ein Schuß gegen die Decke. Ein Soldat, der sich dem Orte nähert, wird von einem zweiten Schusse getödtet. Die Vardarelli hatten sich in dies Gewölbe zurückgezogen. Da warfen die Soldaten brennbare Stoffe aller Art in dasselbe, zündeten sie an und harrten des Ausgangs. Lange vernahm man keinen Laut, keinen Seufzer. Feuer und Rauch wurden stärker. Da plötzlich fielen zu gleicher Zeit zwei Schüsse. Es waren, wie man später erfuhr, zwei Brüder, welche sich nach letzter Umarmung gegenseitig den Tod gaben. Die andern siebzehn ergaben sich. Einer fand den freiwilligen Tod in den Flammen. Die siebzehn Gefangenen wurden sofort auf Befehl der Regierung vor ein Kriegsgericht gestellt, weil sie die Konvention vom 6. Juli verletzt hätten, und an einem Tage des Monats Mai 1818 wurden sie von einem Militairtribunal verurtheilt und hingerichtet. Die letzten zehn noch auf flüchtigem Fuße befindlichen wurden auf verschiedene Weise und zu verschiedenen Zeiten aufgerieben.

So vernichtete, setzt der brave Coletta hinzu, die Regierung von Neapel jene kühne Schaar Verwegener, nicht in ehrlichem Kampfe, wo sie so oft Sieger geblieben waren, sondern durch List und Verrath, daher denn auch noch jetzt (1830) ihre Namen im Volke mit Bewunderung und Verehrung gefeiert werden.

Die Verbrecher von Ururi wurden jetzt aus dem Gefängnisse entlassen und belohnt. So rächte die Unthaten der Barbarelli eine andere große Unthat, welche die Regierung mit öffentlicher Schmach bedeckte.“ — Noch jetzt sind die Barbarelli in Neapel nicht vergessen, und mein alter Marinar Vincenzo von Salerno, der mir zuerst die Geschichte dieser „Helden“ ziemlich gleichlautend mit der so eben gegebenen Darstellung erzählte, versehlte nicht, am Schlusse hinzuzusetzen: „der arme Gaetano! (er hatte ihn persönlich gekannt), hätte er gelebt, es wäre nicht geschehen, denn er kannte das Governo!“

Das pompejanische Mosaikgemälde der Alexanderschlacht.

Neapel, October.

Schon lange vor meiner Abreise nach Italien hatte ich viel und mancherlei von dem großen Mosaikgemälde der Alexanderschlacht gehört, welches vor etwa funfzehn Jahren in Pompeji aufgefunden, alle bisherigen Vorstellungen und Begriffe von der Malerei der Alten, wie es hieß, wesentlich umgestaltet habe. Nichts von dem bisher an Wandgemälden aus den beiden großen Städtegräbern Herkulanum und Pompeji an das Licht Geförderten sei diesem Werke an Schönheit und Bedeutung auch nur entfernt zu vergleichen, — darin stimmten so ziemlich alle überein. Auch darin waren die Aesthetiker einverstanden, daß Hegel in seiner Aesthetik, wenn ihr Schöpfer diese Entdeckung noch erlebt hätte — das Bild wurde am 24. Oktober des Jahres 1831 in der Casa di Fauno aufgefunden — das Kapitel von der Malerei der Alten umgearbeitet haben würde. Die Archäologen von Profession, welche eben darum auch die Kunstbetrachtung zu ihrem Handwerke gehörig halten, bemächtigten sich gleichfalls des neuen Fundes, welchen sie zu ihren

Zwecken eifrigst auszubeuten wußten. Zwar über das eigentliche wie und was des Kunstwerks, über seine künstlerische und dramatische Komposition und deren Gliederung bis ins Feinste und Kleinste, über die einzelnen Motive und Schönheiten der Ausführung, über Behandlungsart und Darstellungsweise ließ kaum einer von ihnen etwas verlauten. Dagegen aber stürzten sie sich mit um so größerer Kühnheit auf die Frage: welche von Alexanders Schlachten wohl das Bild vorstelle. Hier erschöpfte sich der archäologische Scharfsinn und die philologische Erudition in den gründlichsten Beantwortungen, welche alle das Eigenthümliche hatten, daß eine immer die andere Lügen strafte. Der Eine behauptete, das Bild stelle die Schlacht am Granikos dar, und bewies seine Meinung mit unumstößlichen Gründen, die aber sofort wieder ein Anderer umstieß, der unwidersprechlich darthat, es sei die Schlacht von Arbela. „Ihr irrt Euch alle Beide," sagte eine dritte Partei, „der Maler hat die Schlacht bei Issos gemalt!" „Warum nicht gar!" rief ein Vierter; „seht Ihr Leute dem Alexander dort nicht an der Nase an, daß er hier wegen des Bucephalos die Marder in die Pfanne haut?" Seit funfzehn Jahren haben sich die braven Leute darüber noch keineswegs geeinigt, ja die Frage ist nur noch verwickelter geworden. Man hat die Alexanderschlacht als Sujet schon seit den ersten Jahren nach der Entdeckung überhaupt in Abrede gestellt, und in diesen Tagen verkauften die Custoden des Museo Borbonico zu Neapel als Kommissionaire des Verfassers die Schrift eines Gelehrtenkongreßmitgliedes, irre ich nicht eines lombardischen Advokaten, in welcher derselbe mit großem Aufwande von philologisch-archäologischer Gelehrsamkeit bewiesen hatte, daß seine gelehrten Vorgänger allesammt auf den schlimmsten Holzwegen gewandelt, und daß hier auf dem Bilde nicht Alexander und Darius, Macedonier und Perser, sondern Timoleon, der Held von Syrakus, im siegreichen Kampfe gegen die Karthager dargestellt, und zwar, wenn ich nicht irre, von einem großgriechenländischen Maler dargestellt sei. Ich

habe den Namen des Ehrenmannes vergessen und auch seine Schrift nur flüchtig eingesehen, da ich den unverschämten Preis von fünf oder sechs Carlini für diese Scharteke nicht zahlen wollte, und als gegen das Ende des Kongresses eine bedeutende Preisermäßigung von den Custoden angezeigt wurde, aus Vergeßlichkeit die Anschaffung des Curiosums unterließ. Aber mehr wie sechs Carlin hätte ich darum gegeben, die Vertreter all der verschiedenen Schlachten gegen einander ihre Ansichten verfechten zu hören.

Daß diese Leute nicht einsehen, wie die Frage, mit der sie sich abquälen, eigentlich etwas kindisch Rohes hat. Daß hier Hellenen und Barbaren kämpfen, lehrt der Augenschein. Daß die zwei Hauptgestalten Alexander und Darius sind, ist wohl nicht minder gewiß. Daß endlich die einzelne Kampfscene, welche der Maler vor uns aufgerollt hat, den Moment der letzten Entscheidung energisch vor die Seele führt, sieht jeder, der nicht blos Augen, sondern auch seine Augen zum Sehen von Kunstwerken gebildet hat. Was kann nun also noch die Frage nach der wirklichen Schlacht bedeuten? Doch wohl nur: ob vielleicht der Künstler durch mündliche oder schriftliche Tradition die Kunde von irgend einem solchen persönlichen Zusammentreffen beider Gegner vor sich hatte? Denn selbst dabei ist er doch nicht gewesen? Und was verschlägt es in aller Welt, ob ein solches Zusammentreffen — wenn es überall statt fand — sich bei Arbela oder am Granikos, bei Gaugamela oder bei Issos ereignete! Der entscheidende Sieg des Hellenenfürsten und die hoffnungslose, zermalmende Niederlage des asiatischen Großkönigs in irgend einer, vielleicht der vorletzten, von Alexanders großen Perserschlachten, das ist die Aufgabe gewesen, welche der Künstler sich gestellt, und die er in einer Weise gelöst hat, wie kein Künstler eine ähnliche Aufgabe nach ihm zu lösen vermocht hat. Und es ist ihm gelungen, weil er eine Schlacht in dem gewöhnlichen Sinne überhaupt gar nicht gemalt, sondern mit bewundernswürdiger Einsicht

in einem einzelnen Momente, in einer beschränkten Scene den Kern und die Summe, die Wirkung und den Erfolg des in der Natur weitschichtigen und zersplitterten Schlachtdrama's gleichsam in eine epigrammatische Spitze zusammengedrängt, weil er das Problem gelöst hat, in einem Symbolischen zugleich die Sache selbst zu geben, und ein Werk, das nothwendig über sich hinausweist, doch so konkret zu behandeln und so vollständig in sich auszurunden und abzuschließen, daß der Beschauer nichts zu vollständiger Befriedigung entbehrt.

Wer nun hier noch ein Interesse für die reale Spezialität des wirklichen Schlachtfeldes übrig behält, wer durchaus seinen Kopf darauf setzt, herauszubringen: ob der Baumstamm, welcher mit seinen nackten Aesten das Gemälde gleichsam in zwei Theile scheidet, auf dem Stadtgebiete von Arbela oder Issus, am Granikos oder im Lande der Marder gestanden hat, — dem ist nicht zu helfen. Sein Interesse steht nicht ganz fern von demjenigen, welches die Stabsänger auf unsern Jahrmärkten bei den Beschauern der von ihnen ausgebeuteten Mord- und Brandgemälde befriedigen. Verhehlen aber dürfen wir es uns nicht, so hart es klingen mag, dieser realistische Tic ist weiter verbreitet in unserer Zeit als man glaubt, und mehr noch als die bildende hat die redende Kunst, hat die Poesie in Epos und Drama davon zu sagen und zu klagen. Denn um es mit einem Worte zu sagen: Unsere Bildung ist in diesen Bereichen immer noch die Verstandesbildung des Barbarenthums, welche, der Idealität des Kunstwerks gegenüber, ihr überwiegendes Interesse vergleichend an die ihm zu Grunde liegende, seine Voraussetzung bildende Realität heftet, und sich in dem Maaße befriedigt fühlt, in welchem sie in der freien Textur des Kunstwerks jene Verstandesrealität wiederfindet. Mag sie sich's gestehen oder nicht, es ist so: der van der Veldesche Wallenstein, welcher „die Bestie hängen läßt," ist ihr Mann.

Der Geist der hellenischen Bildung erfreute sich dagegen um-

gekehrt an dem Dichter, welcher die gewaltige Naturroheit seiner heerdenraubenden und küstenplündernden Väter zu der marmornen Idealität und göttlichen Größe heroischer Gestalten verklärte. Und nur dem geschärften Auge zeigen sich in den Homerischen Kunstwerken und in den Sophokleischen Tragödien die Spuren jener Textur der rohen Realität, welche die Aufzugsfäden des feinen Kunstgewebes bilden.

In diesem Sinne darf man es aussprechen, daß der Geist der hellenischen Bildung sich zu der barbarischen, d. h. zu unserer ästhetischen Durchschnittsbildung, verhält, wie das gewordene organische Ganze zu einem äußerlich gemachten Theil.

Ich habe oben nicht etwa aus Spottlust übertrieben. Die italienische Literatur der archäologischen Expectorationen, von der ich einen Theil durgesehen habe, muß einen vernünftigen Menschen mit Ekel und Verdruß erfüllen. Außer den vier großen Alexanderschlachten haben noch eine Menge anderer herhalten müssen, so die Schlacht bei Platää (Bonucci), bei Marathon (Marchand), die Niederlage der Gallier bei Delphi (Vescovali), der Sieg des Drusus über die Gallier bei Lion (de Romanis), die Schlacht Cäsars bei Alexandria (Ponticelli), der Tod des Sarpedon u. s. f. Ein Narr, welcher alle diese Ansichten widerlegen wollte. Der Bibliothekar des Königs von Neapel, Giuseppe Sanchez, findet sogar kein Bedenken, hier Hektors Tod durch Achill bei dem bekannten trojanischen Feigenbaume zu sehen. Man hat von diesem wissenschaftlichen und ästhetischen Kretinismus keinen Begriff. Während meines etwa vierwöchentlichen Aufenthalts in Neapel habe ich fast täglich einen Theil der dem Museo Borbonico gewidmeten Zeit vor dem Bilde zugebracht, und zuweilen stundenlang mich in die Betrachtung des Ganzen und Einzelnen vertieft. Immer und immer wieder zog es mich und meinen Begleiter dorthin zurück, und in ganz Neapel war nichts, von dem mir beim Scheiden das Herz schwerer geworden wäre als dieses einzige Werk, das meine Augen wohl nie

wieder sehen werden. Denn von allem andern Kunstgebilde in Marmor und Farbe haben wir auch jenseits der Alpen wenigstens Einzelnes, was als Auffrischung der Erinnerung dienen kann. Aber von diesem Werke, wie von den antiken Gemälden überhaupt, durfte ich auf solchen Trost nicht hoffen. Und alle Nachbildungen, die sich in Neapel selbst feil geboten fanden, boten einen so ungeheuren Abfall, ja eine so unergründliche Erbärmlichkeit dar, daß man den Blick von ihnen wegwendete, um sich das Bild in der Phantasie nicht zu verunreinigen.

Ich habe den Gegenstand des Bildes, die Aufgabe, welche sich der Künstler gestellt hat, bereits ausgesprochen. Es ist der entscheidende Sieg des Hellenenfürsten und die hoffnungslose, zermalmende Niederlage des asiatischen Großkönigs in irgend einer, vielleicht der letzten Perserschlachten Alexanders. Mit gänzlicher Beseitigung aller Rücksicht auf die historische Realität, auf das Material der vorhandenen Nachrichten, erlaube ich mir, vorläufig bloß die beiden Hauptfiguren mit den geläufigen Namen zu bezeichnen. Alles Uebrige in dem Bilde hat sich aus der folgenden Darstellung selbst zu erklären. Ich bemerke hier nur noch, daß die Figuren halb lebensgroß sind, und das Mosaik nebst dem als Rahmen dienenden Rande gegen funfzehn rheinl. Fuß lang und etwa halb so hoch ist.

Dieser Raum ist ziemlich gleich vertheilt zwischen den beiden kämpfenden Parteien. Doch dieser Ausdruck ist unrichtig. Was hier vor sich geht, ist kaum noch ein Kampf mehr zu nennen.

Die Hauptschlacht ist entschieden, die Flucht hat im übrigen Heere schon begonnen. Nur um die Stelle, wo auf hohem Streitwagen Darius hält, wogt noch das Kampfgetümmel. Es gilt jetzt nur noch: das heilige Haupt des Perserreiches zu retten, sein Leben zu schirmen, seine Flucht zu sichern. Um seinen Streitwagen haben sich daher die edelsten seiner Kriegsfürsten, die Blüthe seines ritterlichen Adels, die Reste des Geschwaders der Unsterblichen geschaart. Da brauset der Sieger selbst, an der Spitze seiner

Sariſſenreiter heran, mit unwiderſtehlicher Gewalt Alles vor ſich niederwerfend. Die letzten Reiter des verfolgten Zuges, von denen in dieſer vielfach zerſtörten Partie des Bildes nur noch einzelne Köpfe zu erkennen ſind; ſtürzen mit zerſpaltenem Haupte oder von macedoniſchen Langſpeeren durchbohrt unter die Roſſe der feindlichen Reiter, deren königlicher Führer auf ſeinem gewaltigen Schlachtroſſe, Alles überragend, alles Uebrige nicht beachtend, geradenweges auf den Wagen ſeines Gegners zuſtürmt. In dem wilden Kampfgetümmel iſt ihm der Helm entfallen; ein feindlicher Lanzenſtoß hat ihn entführt, oder die Anſpannung der Muskeln hat das haltende Band zerſprengt. So baarhaupt und doch über allen hervorragend ſtürmt er daher.

Unmittelbar hinter dem Wagen des Perſerkönigs, als Führer der ſchirmenden Nachhut, befinden ſich zwei der edelſten Kriegsfürſten des Perſerheeres. Das Roß des Einen, von einem Speerwurfe im Bauche tödtlich verwundet, iſt ſo eben zuſammengeſtürzt. In dem Augenblicke, wo es röchelnd verendet, iſt einer der ihm zur Seite befindlichen perſiſchen Speerreiter vom eigenen Roſſe geſprungen, um es dem geſtürzten Feldherrn anzubieten. Denn dieſer iſt die letzte Hoffnung des geſchlagenen Heeres, die letzte Stütze des verlaſſenen Königs, und darum auch vom Künſtler zum Mittelpunkte des Bildes gemacht, auf den ſich die ganze Handlung bezieht, und auf den aller Ausdruck der Geſichtszüge und Bewegungen der übrigen Figuren, wie Radien nach dem Brennpunkte hin, verſammelt werden. Es iſt der Augenblick, wo er von dem verröchelnden Roſſe ſich losmachen will. Das rechte Bein dem Beſchauer zuwärts gegen die Erde geſtemmt, das linke über den Hals des geſtürzten Thieres weghebend, iſt er eben im Begriffe, ganz den feſten Boden zu gewinnen. Noch ein Moment und er iſt gerettet durch den Treuen, der ihm das eigene Roß, das ſich ſcheuend und ſchnaubend in kühnſter Verkürzung gleichſam aus dem

Bilde herausdrängt, zuzuführen im Begriffe ist. Aber in eben diesem Augenblicke hat ihn schon das Todesgeschick erreicht. Mitten durch die Weiche des Leibes, an der andern Seite weit hervordringend, fährt ihm das Speereisen Alexanders. Der Stoß ist furchtbar, rettungslos, tödtlich, und doch — wie bewundernswürdig wahr empfunden! — wendet der tödtlich getroffene Mann, während er mit der Rechten den Schaft des seinen Leib durchbohrenden Eisens umkrampft, die über das Haupt gelegte Linke wie zu schützender Abwehr einem zweiten Lanzenstoße entgegen, den der Reiter mit dem lorbeerumkränzten Helme dicht hinter Alexander (Hephästion mag es sein) auf ihn zückt.

Die Wirkung dieses Falles des ersten der Heerführer ist ungeheuer, und sie wird noch um vieles verstärkt, wenn man sich denkt, daß hier in dem Feldherrn zugleich ein Prinz des königlichen Hauses, der Bruder seines Königs (jener Oxathres, der historisch in der Schlacht bei Issos fiel) zu den Füßen und unter den Augen desselben erschlagen wird. Der furchtbare Stoß des todbringenden Speeres trifft gleichsam die ganze Umgebung. Auf dem Antlitze aller der Scene zugewandten, oder sich ihr bei dem allgemeinen Aufschrei des Jammers und Entsetzens zuwendenden spiegelt sich derselbe Eindruck, hier als tiefes Mitleid, dort als starres Entsetzen, hier sich im wilden Aufschrei, dort im schmerzlichen Klageruf, bei anderen im Zusammenzucken der Gesichtsmuskeln, oder in unwillkürlichen Bewegungen der Arme kund gebend. Sieh dort den vom Rosse gesprungenen Getreuen, der das Pferd hart am Gebisse beim Zügel zurückdrängt, damit der Feldherr sogleich sich hinaufschwingen könne, und in demselben Augenblicke die Vergeblichkeit seines Opfers, den furchtbaren Tod des Feldherrn und die auf ihn selbst herandringende Gefahr gewahrt. Inmitten dieser widerstreitendsten Empfindungen steht er vor Entsetzen wie gefesselt. In seiner hochaufzuckenden Oberlippe, in den weit aufgerissenen Augen, in der Blässe, die sich ober- und und unterhalb der Augenwölbung auf

Stirn und Wange verbreitet hat, spiegelt sich zu gleicher Zeit der Reflex des wahrgenommenen physischen Gräßlichen, der schmerzhaften und schaudervollen Todeswunde des Getroffenen, und das erstarrende Entsetzen über die Folgen dieses Falles. Alles Furchtbare, das in unsere unmittelbarste Nähe rückt, hat etwas dämonisch Verzauberndes, klapperschlangenartig Festbannendes. Er möchte sich wieder hinaufschwingen auf das in Folge jenes Sturzes und des ihn begleitenden Aufschreies scheuende, und mit dem nach der Hauptscene hingewandten Kopfe schnaubend sich hebende Roß. Aber er vermag es nicht, weil das Entsetzen seine Glieder lähmt.

Zur linken Seite des Gestürzten ritt ein anderer Führer. Er versucht in dem Augenblick des Sturzes, das Schwert in der Faust, sein Roß herumzuwerfen, und seine wilde Flucht zu hemmen. Sein Blick fällt auf den Gefürchteten, auf Alexander selbst! Aber statt dem Rosse wieder die Ferse in die Flanken zu drücken, ist er vielmehr im Begriff, abzuspringen, um mit seinem Leibe den tödtlich Getroffenen zu decken. Es ist eines der edelsten Gesichter, das dieses ritterlich getreuen Helden. Die Lippen sind wie zum Ruf um Schonung des königlichen Blutes geöffnet. Aber schon ist die Bitte eine vergebliche, und sich zur Hülfe hinabschwingend wird er nur noch sein Blut dem seines Fürsten und Heerführers zugesellen können. Als ganz vortrefflicher Gegensatz dienen zwei andere Gestalten hinter ihm, in der Tiefe des Bildes. Es sind geringere Reiter, in eilender Flucht bemüht, das arme Leben zu retten. Nur scheu wendet der eine, doch ohne seine Flucht zu hemmen, das Haupt der Scene zu, an welcher ihn die Angst des Todes hinter ihm vorbeihetzt.

So sieht es im Mittelpunkte des Bildes im Nachtrabe, hinter dem enteilenden Wagen des Königs aus. Von diesem selbst sprechen wir noch nicht. Sehen wir jetzt, welche Wirkung das Ereigniß bei denjenigen Reitern hervorbringt, welche vor dem Wagen des Königs, rechts am äußersten Ende des Bildes gruppirt

sind. Sie haben den Zusammenstoß der Verfolger mit den Verfolgten und den furchtbaren Aufschrei vernommen, der den Fall des Feldherrn begleitete. Den König in Gefahr glaubend, haben sie ihre Rosse herumgeworfen. So fällt ihr Blick auf das furchtbare Schauspiel, welches im Vorgrunde sich darbietet. Der eine, das unbändige Roß scharf zurückreißend, breitet die waffenlose, rechte Hand über den Kopf, mit dem Ausdrucke eines Menschen, der den schrecklichen Tod des Nächsten gleichsam über dem eigenen Haupte schwebend empfindet. Diese Geberde ist von ergreifender Wahrheit. Sie drückt zugleich den verzweiflungsvollen Schmerz über einen eben so plötzlichen als unersetzlichen Verlust, über ein großes, auf uns hereinstürzendes Unglück, lebhaft aus. Um diesen Reiter ist ein wirres und wildes Durcheinander von Gestalten. Links von ihm, zunächst dem Wagen, befindet sich eine Figur, die mit einem anderen Reiter, zur Rechten des vorher geschilderten, Zeichen wechselt. Erhobenen Armes deutet sie mit Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand vorwärts in die Weite, den Weg der Flucht dem vorderen Reiterführer an. Dieser, um sich der Richtung zu vergewissern, weis't noch einmal mit dem Daumen der zusammengepreßten Rechten in derselben Richtung hinter sich. „Also da hinaus?“ Er hat sein Roß halb zurückgewendet, um Ruf und Zeichen zu vernehmen. Zwischen beiden befindet sich der Bannerträger, das Gesicht noch halb dem Feinde entgegengewendet. Auch auf seinem Gesichte, dessen Mund zu lautem Aufschrei geöffnet ist, malt sich das grausende Entsetzen über den Fall des Heerführers.

Alle diese Kriegergestalten sind durch Adel der Bildung, durch Tracht, Waffenschmuck und kriegerische Haltung als Edle und Anführer charakterisirt. Alle wenden sich, bis auf einen, zurück und dem Schauplatze des Zusammenstoßes der verfolgenden Feindesschaar mit dem fliehenden Könige zu. Aber nicht als solche, welche in den Kampf zurückstürzen, dessen Erneuerung überall nirgends im Bilde angedeutet ist.

Denn die Speere, welche sich inmitten des Bildes über dem Wagen des Königs hervor in schräger Richtung in die Luft heben, machen zwar auf den ersten Anblick den Eindruck, als würden sie zum Schutze des bedrängten Königs den anstürmenden Macedoniern sich entgegen senken. Aber sieht man tiefer in das Ganze hinein, so bemerkt man nur zu bald, daß dieser Wald von Lanzen zum Theil nur ein neues Zeichen der Flucht ist, daß sie Reitern angehören, welche ihre Speere auf der Flucht hinter sich zurückgelehnt halten. Einige wenige nur scheinen den beiden Feldherren vorne Hülfe bringen zu wollen. Es ist eben ein wirres, wildes Durcheinander. Man sieht nur den Lanzenwald, aber keinen der geringen Reiter, welche sie führen. Ja! die ganze thätige Aktion des Kampfs und der Schlacht im eigentlichen Sinne ist zusammengedrängt in den einen einzigen Lanzenstoß, mit welchem Alexander den feindlichen Feldherrn durchbohrt. Wir erblicken zwar einzelne Verwundete und Sterbende unter den Hufen der Rosse und unter den Rädern des Wagens, aber nur auf den einzigen Gegner Alexanders sind alle die zum wirklichen Stoße geführten Speere, drei an der Zahl, gerichtet. Und gerade durch diese unglaubliche Sparsamkeit und Beschränkung gewinnt die Darstellung den Eindruck des wildesten Gemetzels, den die berühmtesten neueren Schlachtgemälde nicht von fern erreichen. Denn eben weil sie, um ihn zu erreichen, das hier einfach in Anwendung Gebrachte vervielfachen, schwächen sie die Wirkung, weil die Phantasie des Betrachters zwischen den vielen Einzelkampfscenen hin- und hergerissen nicht Ruhe und Kraft zu eigener Thätigkeit behält. —

Doch es wird Zeit, daß wir uns nach dem Könige umsehen, der inmitten dieses Mordgewühles auf reichem Streitwagen, alle überragend, in dem Augenblicke dargestellt ist, wie er, rückwärts gewendet, den treuen Feldherrn von der Lanze seines erbarmungslosen Siegers erreicht sieht. Den Oberleib weit über den Sesselrand

vorgebeugt, den rechten Arm in der Weise eines, der helfen will und doch seine Ohnmacht fühlt, ausstreckend, Hand und Finger weit geöffnet, die Augen vorstarrend, den Mund zum Rufe weniger des Schreckens als der Hülfe, des Mitleids, des Erbarmens geöffnet, scheint er vergebens den einstürmenden Gegner um Schonung für den Getreuen anflehen zu wollen. Er vergißt über dem schrecklichen Anblicke des niedergestreckten, für ihn sich opfernden, sei es Bruders oder Dieners und Freundes, die eigene Gefahr, das eigene drohende Geschick, den Verlust von Reich und Krone und Leben. Seine Linke hält den ungespannten Bogen. Und wie er selbst den Kampf aufgegeben hat, so sehen wir auch von keinem einzigen Perser einen zum Kampf aufgehobenen Arm, einen zum Angriff gezuckten Speer oder ein zur Vertheidigung geschwungenes Schwert. Es ist etwas Uebermenschliches, Gewaltiges, Dämonisches, ein gottgesendetes Entsetzen, das vor der Halbgottsgestalt des hellenischen Reiterkönigs einhergeht und seine Gegner betäubt und ihr Blut erstarren macht. Alle Aktion, alle Angriffs- und Kampfesthätigkeit ist nur auf der hellenischen Seite. Auf der entgegengesetzten nur passiver Widerstand der leidenden Aufopferung, zagendes Wollen und nicht Können, oder sinnbethörte Flucht. So auch Darius. Auch in ihm tritt uns nur die edle Selbstvergessenheit in dem Entsetzen und dem Schmerze über das Todesgeschick eines der Seinen herzbewegend entgegen. Wir sehen, wie der Herrscher mit diesem Gefühl gleichsam die selbstaufopfernde Treue und Hingebung vergilt. Er bemerkt es nicht, daß auf den Zuruf der vor dem Wagen befindlichen Getreuen sein Wagenlenker in wildester Hast mit hochgeschwungener Geißel das Viergespann der schnaubenden und scheuenden Hengste seines Wagens zu rasender Flucht über stürzende und am Boden liegende Krieger antreibt, indem er zugleich mit gellendem Anrufe die Kraft der Geißel verstärkt. So willenlos fortgerissen auf dem mechanischen Baue, welcher ihn trägt, bildet er zugleich den eindruckvollsten Gegensatz

zu dem Macedonierkönige, der mit seinem edlen Rosse wie zusammengewachsen in voller Freiheit der Bewegung daherstürmt. Wie in diesem alle Schnelligkeit des siegreichen Vordringens in jeder Bewegung des Leibes, in dem Ausdrucke des Gesichts, in dem unbedeckt flatternden Haupthaar sich ausdrückt, so ist in Haltung und Gesichtsausdruck des Wagenlenkers die Windeseile der scheuen Flucht gleichsam verkörpert. Man glaubt den Klang der flatternden Geißel zu vernehmen, und das lautgellende Hui des Mundes zu hören, mit dem er die Thiere zur Flucht hetzt *).

Und nun inmitten beider, wie wundervoll gefühlt, wie sinnvoll und bedeutend ist da dem Perserkönige der Ausdruck des Bleibenwollens, des Verharrens an dem Orte der Entscheidung gegeben! Wie fein und tief empfunden ist dieser Zug! wie wird dadurch die edle Gestalt des unglücklichen, besiegten Herrschers so von allem Schmählichem und Feigen, das sich immer mit dem Begriffe und der Anschauung der Flucht verbindet, befreit und rein erhalten! Wider seinen Willen, ja wider sein Wissen entführt ihn die besorgte Treue der Seinen aus der unvermeidlichen Gefahr **). Erst so, erst dadurch, daß wir sehen, wie er diese Gefahr selbst in Bezug auf sich gar nicht achtet, daß er menschlich edel und schön nur die

*) Um nur einen Begriff von der allen Glauben übersteigenden Rohheit und Gefühllosigkeit mancher italienischen Ausleger zu geben, erwähne ich hier, daß einer derselben in diesem Darius einen Mann sieht: »der sich selbst in Gefahr sehend, seine Krieger zur Ausdauer auffordert;« ein Anderer solcher edlen Selbstvergessenheit einer wahrhaft menschlich großen Seele gegenüber von »gemeiner Feigheit« u. s. f. spricht. Und solche Leute sind die Vorsteher von unschätzbaren Kunstsammlungen!

**) Und doch konnte ein italienischer Erklärer, Herr Fea, die Barbarei begehen, zu behaupten: Darius, alles verloren sehend, „da tosto cenno all auriga, che gli sto dietro, di voltare e fuggire!“ Diese Barbarei ist zugleich eine Albernheit, denn sie setzt voraus, daß derselbe Darius vom Maler in zwei völlig entgegengesetzten Aktionen dargestellt sei.

Gefahr der Seinigen sieht, erst dadurch wird er ein Alexanders und zugleich unserer Theilnahme würdiger Gegner seines Besiegers.

Fast über zwei Drittheile der Breite des Bildes sind der Darstellung der Perser bestimmt. Nur etwa ein Drittheil, das ungleich weniger Figuren enthält, den Macedoniern, auf deren Seite eigentlich nur Alexanders ganze Gestalt auf seinem Bukephalos mächtig hervortritt. Auch hierin zeigt sich die künstlerische Weisheit dieser unvergleichlichen Komposition. Zunächst nämlich wird durch diese geringe Anzahl der Sieger das Hauptgewicht auf Alexander und die geistige Ueberlegenheit gelegt, welche gegen die ungeheuerste Uebermacht historisch den Sieg errang. Dann aber tritt auch noch ein anderes Motiv hervor. Der Maler bedurfte auf dieser Seite nur weniger Figuren, weil die Physiognomie des einen Alexander schon genügend und zwar in höchster Spannung den Ausdruck der Kampfesgluth und Siegeslust abspiegelte. Dieses bei der siegenden Partei vorherrschende Gefühl ist aber seiner Natur nach einfacherer und geringerer Abstufung und Schattirung fähig, als die Empfindungen und Gefühle, welche auf der entgegengesetzten Seite bei den Besiegten darzustellen waren. Dort allgemeines, begeistertes, stürmisch freudiges Vordringen: hier Flucht und Umkehr zum Kampf, wirres Schwanken zwischen beiden, Todesangst, Verzweiflung, Schreck, Jammer, Mitleid, Sorge und Furcht. Bei den Siegern Einheit in Aktion und Wollen, bei den Besiegten Alles in die individuellste Zersplitterung von Empfindung und Aeußerung, Wollen und Handeln auseinanderfahrend, daher hier bei weitem größere Ausbreitung von der Natur der Sache gefordert.

Alle Angabe landschaftlicher Natur in diesem Schlachtgemälde ist auf einen einzigen Baum beschränkt, der seine nackten Blätter und zweiglosen, knorrigen Aeste über dem Getümmel regungslos in die Lüfte streckt.

Die Antiquare von Fach, deren Schriften über unser Kunstwerk Legion sind, haben sich weidlich umhergetummelt, ob dieser

nackte Baumstamm die winterliche Jahreszeit der historischen Schlacht bei Issus (wo mir recht ist, wurde sie im Januar geliefert) oder was weiß ich sonst andeuten solle. Einer der kurzweiligsten, ein Italiener, hat gar darin den Feigenbaum vor dem skäischen Thore von Troja entdeckt. Lassen wir die Guten in ihrem Berufe arbeiten, und suchen wir die künstlerische Bedeutung des fraglichen Gegenstandes zu ermitteln.

Dieser knorrige, alte Stamm, der stumm und leblos über dem wilden Mordgetümmel um ihn her in starrer Ruhe sich erhebt, und so gleichsam den Gegensatz der Natur zu dem Menschentreiben darstellt, steht genau an der Stelle des Bildes, wo er die beiden hier zusammenstoßenden Parteien von einander scheidet. In dieser Stellung erfüllte er, wenn wir anders die Absicht des Künstlers getroffen haben, einen doppelten Zweck: zunächst dem Auge in diesem wild bewegten Durcheinander einen ruhigen Anhalt zu geben. Dann aber haben solche Naturgegenstände an solchen Orten und bei solchen Vorkommnissen auch eine tief poetische Bedeutung und künstlerische Wirkung. Bei dieser alten Eiche geschieht das letzte Entscheidende; hier an ihrem Stamme fällt der persische Heerführer von Alexanders Speer. Der Felsblock, Stein, Hügel, Baum, das Wässerchen, wo irgend solch ein Bedeutendes geschehen, lebt ja auch in der Sage fort, und wie dergleichen in der Realität der Oertlichkeit selbst für die Phantasie einen Halt und Stützpunkt gewähret, so wird es auch im Kunstwerke eine ähnliche Wirkung hervorbringen.

Betrachten wir zum Schlusse noch einmal die Gestalt Alexanders. Mit der Rechten hält er am äußersten Ende des Schafts die lange Lanze, deren Eisen den Perserfeldherrn durchbohrt hat. Um den Nachdruck und die Wucht des Stoßes noch zu vermehren, hat er sich auf dem Rücken des Thieres zur rechten Seite hin etwas herumgewendet. Der Ausdruck seiner Züge stimmt mit keinem einzigen der antiken Köpfe, die ich sonst gesehen. Er hat

in dem Bilde etwas Grasses, Stieres, Wildes, das sogar hinter dem Adel der meisten Perserphysiognomien zurückbleibt. Hierüber kann man sich nur absichtlich verblenden wollen. Italienische Gelehrte, wie Quaranta, meinen: der Grund liege darin, daß hier Alexanders unidealisirtes Portrait erhalten sei, während ihn die Münzen und Büsten meistens idealisirt darstellen. Das mag immer etwas für sich haben. Aber daneben scheint noch ein anderer Umstand zu berücksichtigen. Der Künstler ist offenbar darauf ausgegangen, das löwenartig Wilde des Alexander in der Schlacht auszudrücken, wovon die alten Ueberlieferungen sprechen. Dieser Ausdruck nun erscheint in der Mosaik etwas übertrieben durch minder feine Arbeit des Mosaicisten, dem dieser Theil der Arbeit anvertraut war. Denn sicher haben an einer so großen Tafel mehrere Arbeiter zugleich gearbeitet. Ferner: das Gemälde hat auf dieser Seite die größten Beschädigungen erlitten. Es fehlen fast mehr als zwei Drittheile. Man schreibt diese Zerstörung dem Erdbeben zu, welches der Verschüttung der Stadt um mehrere Jahre vorherging. Ja, man hat Grund anzunehmen, daß nach jenem Erdbeben an dem Bilde Restaurationen begonnen sind. Diese sind an einigen anderen Stellen durch geringere Feinheit der Arbeit kenntlich. Leicht möglich also, daß auch der Kopf Alexanders ganz oder theilweise einer restaurirenden Hand angehört.

So weit über die Hauptzüge der Komposition im Ganzen und Großen. Jetzt noch über einige Einzelheiten der Ausführung. Bei jedem Blicke entdeckt man neue Schönheiten, bewundert man im scheinbar Zufälligsten und Geringfügigsten die Kunsteinsicht des Malers. Es ist wahr, was der Beschreiber im Museo Bordonico — Niccolini, der bei weitem verständigste unter den mir zu Gesichte gekommenen italienischen Erklärern — sagt, daß man auf die Hauptscene des Mittelpunkts nicht lange den Blick richten könne. Aber trotz des Schauders, welcher uns überrieselt, kehrt das Auge doch immer wieder zu dem grausenvollen Anblicke zurück. Man kann

sagen, daß kein Maler die Schrecknis des gewaltsamen Todes in der Schlacht mit so geringen Mitteln so energisch darzustellen vermocht hat. Hier ist kein aufbäumendes Ueberschlagen des Rosses, kein verrenktes Hinabstürzen des tödtlich verwundeten Reiters, wodurch solche Scenen in modernen Schlachtgemälden hervorgehoben werden. Das Roß liegt zusammengestürzt am Boden. Stehend, von ihm halb gestützt und halb noch getragen, empfängt sein Reiter den Todesstoß. Diese Stellung giebt dem Ganzen etwas von jener grandiosen Einfachheit, von demjenigen, was man in aller antiken Kunst mit dem wohlverstandenen Namen Ruhe bezeichnen darf, mit welchem sonst seit Winckelmann so großer Mißbrauch getrieben worden ist.

Sieht man bloß auf die Pferde, so muß man bekennen, daß der antike Künstler auch hierin keinem der größten Thiermaler aller Zeiten nachsteht. Etwas Schöneres als das tödtlich verwundete, unter dem durchstochenen Reiter zusammengestürzte, schwarze Streitroß ist nicht zu denken. Der Ausdruck des Todesschmerzes in dem Gesichte des edlen Thieres, das matte Aufsetzen des von dem Zügel umstrickten linken Vorderfußes, als wolle es sich noch wieder aufzurichten versuchen, ist unbeschreiblich schön. Je mehr ich das Werk stundenlang in seine feinsten Einzelheiten verfolgte, desto bestimmter machte es mir in Allem und Jedem den Eindruck des Nothwendigen, des Nichtandersseinkönnenden. Hier sah ich Naturwahrheit in einem Maaße, wie ich sie nie für möglich gehalten, gerade in einem Werke erreicht, in welchem überall die feinste Berechnung des Künstlers sich von der gemeinen Naturwirklichkeit zu entfernen und ihre Realität der Kunst und ihren geistigen Forderungen aufzuopfern keinen Augenblick Bedenken trägt. —

Göthe, der Greis, erlebte noch diesen wichtigen Fund, durch den seine frühere Ansicht, daß die alte Malerei, von der Bildhauerkunst herstammend, wohl in einzelnen, oder in der Gruppirung von zwei, höchstens drei Personen sich mit Geschick und Glück bewege,

während ihr die Darstellung mehrerer, auf unsere Weise, nicht gelinge — auf das Entschiedendste widerlegt wurde. Es schien gleichsam, als habe das Geschick dem Manne, der ein langes Leben hindurch unermüdlich die Erkenntniß hellenischer Kunst zu fördern gestrebt habe, am Ende seines Lebens noch diesen Genuß aufbewahrt. Zwölf Tage vor seinem Tode empfing er eine Zeichnung des Gemäldes, und noch an demselben Tage schrieb er die Worte nieder: „Mitwelt und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst würdig zu kommentiren, und wir genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen, reinen Bewunderung zurückzukehren.“ — Ich habe früher diese Worte mit zweifelndem Kopfschütteln gelesen. Aber jetzt, wo mir in Italien so manche Enttäuschungen zu Theil geworden sind, bekenne ich gern, daß ich hier, diesem Werke gegenüber, meine Erwartung übertroffen gefunden habe. Die Begriffsphilosophen mit ihren aprioristischen Konstruktionen mögen sich ins Künftige versehen, daß nicht die Realität ihren apodiktischen Kategorien und Kategoremen ein Schnippchen schlägt. Ich aber sage mit Freund Forchhammer: hier ist ein einziges Bild, ein Werk aus späterer Zeit, ausgeführt nicht mit fügsamen Pinsel und flüssiger Farbe, sondern aus harten Steinchen zusammengesetzt, nur eine Nachbildung eines berühmten Originals. Wer aber darf nun noch hintreten und sagen: Raphael und Michel Angelo seien größer als Polygnot und Apelles? Ist mehr Vollendung der Zeichnung, mehr Größe der Kompositien, mehr Kunst, mehr Geist in der Schlacht des Constantin als in der Alexanderschlacht? Sei kein Zeitalter seines wahren Vorzugs beraubt. Doch hätten wir auch von Raphael und seinen Zeitgenossen nur eine Kopie mit so unzulänglichen Mitteln ausgeführt, wohl würde der Rückschluß auf die Zeit der Blüthe zu Gunsten der Griechen ausfallen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR;A.

3-598-52808-6
FN. I1378/011

Luigia Sanfelice.

Den 12. October.

Ich habe in dieſen Tagen des alten ehrlichen Seume Spaziergang nach Syrakus geleſen, um zu ſehen, welchen Eindruck auf ihn, der unmittelbar nach der republikaniſchen Revolution von 1799 die letzten Gräuel der blutigen Reaktion in Neapel zum Theil noch ſelbſt erlebte (1801), dieſe letzteren gemacht haben, und um mit dieſem Eindrucke die Coletta'ſche Schilderung zu vergleichen. Das Reſultat iſt, daß der Abſcheu des Deutſchen die Schilderung des Neapolitaners noch übertrifft. Seume beſtätigt alle Gräßlichkeiten, welche der Hiſtoriker aus dieſer fluchwürdigen Epoche der grauſamſten Tyrannei erzählt, und ſteht nicht an, die Summe derſelben weit über die verrufenen Gräuel der franzöſiſchen Revolution zu ſetzen. Hier ein Beiſpiel.

Während die kaum geborne parthenopäiſche Republik ſich von zahlreichen äußeren Feinden auf allen Punkten bedroht ſah, ward in Neapel ſelbſt eine Verſchwörung der Freunde des abſoluten Königthums entdeckt, die auf nichts Geringeres hinauslief, als unter Niedermetzelung aller Republikaner die Hauptſtadt den Banden des blutigen Kardinal Ruffo zu überliefern, welcher als Generaliſſimus des königlichen Glaubensheeres die Provinzen ſengend und brennend durchzog.

An die Entdeckung dieſer Verſchwörung knüpft ſich das jämmervolle Schickſal eines neapolitaniſchen Mädchens, deſſen Liebe zu einem edlen, republikaniſch geſinnten Jünglinge jene Entdeckung herbeiführte, und deren unglückſeliges Loos noch jetzt im Andenken ihrer Mitbürger lebendig erhalten iſt. Unter den Tauſenden, welche der barbariſchen Grauſamkeit des wieder hergeſtellten Despotismus als Opfer fielen, wird der Name Luigia Sanfelice's mit dem tiefſten Mitleiden genannt. Ich will ihre Geſchichte erzählen.

Unter den Bewohnern Neapels, welche mit dem nach Sizilien entflohenen Hofe eine heimliche Verbindung unterhielten, befand sich ein reicher Krystallwaarenhändler, Baker mit Namen, vom Volke nur il Cristallaro genannt. Schweizer von Geburt, aber seit langen Jahren in Neapel heimisch und durch Verwandtschaft mit vielen fanatischen Bourbonistenfamilien verbunden, hatte er mit einem gewissen Tanfano zahlreichen Anhang unter den Lazaroni's von Neapel geworben, Verbindungen mit dem Kardinal Ruffo, dem Führer der Glaubensarmee, und der mit ihr verbundenen Räuberbanden der Banditen Fra Diavolo, Sciarpa, Mammone, Pronio, Guariglia u. a. m. angeknüpft, Geld und Waffenvorräthe und alle Mittel zu einem Aufstande gesammelt. Briefe der Königin, die ihn, wie jene Banditenhäuptlinge, in ihren Zuschriften „ihren Freund und Getreuen“ nannte, hatten seinen Eifer angestachelt. Der Plan, Neapel den Royalisten wieder in die Hände zu spielen, war folgender. An einem großen kirchlichen Feste, wo sich Alles der Freude und Sorglosigkeit zu überlassen pflegt, sollte plötzlich die englisch-sizilische Flotte vor Neapel erscheinen und die Stadt bombardiren. Wenn dann die Milizen der Republik zur Vertheidigung auf die Kastelle eilten, sollte in der von Truppen entblößten Stadt der vorbereitete Pöbelaufstand ausbrechen, alle Anhänger der neuen Ordnung der Dinge ermorden, ihre Häuser in Brand stecken, und so mit mit einem Schlage Thron und Altar wieder aufrichten und zugleich an den Frevlern gegen beide die Rache der „Getreuen und Gläubigen“ sättigen.

Als dieser Plan festgestellt war und die Billigung der Königin erhalten hatte, gingen die Verschworenen daran, die Mauern und Thüren der zu zerstörenden und zu erhaltenden Häuser insgeheim mit gewissen Zeichen zu versehen. Da aber sehr häufig der Fall eintrat, daß unter ein und demselben Dache, ja innerhalb derselben Familie Leute der zwei verschiedenen Parteien wohnten, begann man heimlich Sicherheitskarten an die Einzelnen zu vertheilen, welche

den eigenen Anhängern bei dem allgemeinen Blutbade Schutz gewähren sollten. Nun wollte es der Zufall, daß der Kapitain Baker, Bruder des Hauptes der Verschwörung, in ein schönes Mädchen von edler Herkunft, Luigia Sanfelice, heftig verliebt war, obschon sie, eine erklärte Freundin der Republikaner, seinen Bewerbungen sich nicht günstig gezeigt hatte. Um sie zu retten, gab er ihr wenige Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung eine solche Sicherheitskarte, indem er zugleich über deren Gebrauch einige Winke hinzufügte. Dieser Liebesbeweis kostete ihm selbst das Leben, und rettete Neapel vor jenem furchtbaren Schicksale; — wenigstens bis auf die Zeit, wo König Ferdinand und die Seinen das Henkeramt selbst übernahmen.

Luigia Sanfelice war nämlich einem edlen Jünglinge und begeisterten Freiheitsfreunde, welcher als Offizier in den Reihen der republikanischen Miliz diente, in leidenschaftlicher Liebe ergeben. Sie nahm daher das Geschenk jener Karte aus den Händen des Verschwörers an, aber nur, um den Geliebten ihres Herzens zu retten, welcher ohne dieselbe ein sicheres Opfer der Verschwörung werden mußte. Aber der junge Ferri, Luigia's Geliebter, hatte nicht sobald die verhängnißvolle Gabe erhalten, als er sich eiligst zum Governo begab und von der Sache Anzeige machte. Er theilte mit, was er vor seiner Verlobten über die Verschwörung in Erfahrung gebracht, zeigte das von ihr erhaltene Blatt vor, und nannte den Namen der Geberin. Luigia Sanfelice ward vorgefordert und verhört. Erfüllt von Schaam über das verrathene Geheimniß ihrer Liebe, welches bisher vor der Welt verborgen gehalten war, über die Gefahren, welche auch ihr, wie sie glaubte, in Folge der Anzeige ihres Geliebten bevorstanden, bekannte sie, in der Hoffnung, von dem Mitleid ihrer Richter Verzeihung zu erhalten, alles, was sie wußte, verschwieg aber eben so edelmüthig als standhaft den Namen desjenigen, aus dessen Händen sie die Sicherheitskarte erhalten hatte, indem sie betheuerte,

eher den Tod erleiden zu wollen, als undankbar Denjenigen zu verrathen, der ihr eigenes Leben zu retten sich in so große Gefahr gestürzt habe. Indeß reichten ihre übrigen Aussagen, und insbesondere die Schrift und die Zeichen jener Schutzkarte hin, die Häupter der Verschwörung zu entdecken. Sie wurden verhaftet und eingekerkert, die Waffenvorräthe nebst Listen der Verschwornen aufgefunden, und die Verschwörung durch Hinrichtung der Häupter unterdrückt. Luigia Sanfelice war noch voll Angst und Schrecken über ihr Geschick, als sie sich schon mit dem Ehrennamen einer Retterin der Freiheit begrüßt sah.

Der Schrecken, welchen die Entdeckung dieser Verschwörung auf die Gemüther hervorbrachte, war allgemein. Man entdeckte an den Mauern und Thüren vieler Häuser in der That jene verhängnißvollen Zeichen, welche sie und ihre Bewohner als dem Untergange geweiht bezeichneten. Es fanden sich dergleichen an den öffentlichen Gebäuden, an den Staatsbanken und am bischöflichen Palaste. Der damalige Erzbischof von Neapel, Kardinal Zurlo, schon früher Gegner des grausamen Kardinal Ruffo, der seinen Purpur jetzt in Bürgerblut badete, hatte denselben als Urheber alles Elends für den Staat und als einen Schandfleck der Religion und Kirche mit dem Anathem belegt. Dafür exkommunizirte ihn jetzt seinerseits der Kardinal-Bandenchef der Glaubensarmee als Feind Gottes, des Papstes, der Kirche und des Königs. „In diesem Zwiespalte," sagt der gleichzeitige Historiker Coletta, welcher damals als Offizier in den Reihen der Republikaner stritt, „standen alle Guten und Edlen auf Zurlo's, alle Bösewichter und Schurken auf der Seite Ruffo's."

Als nach dem unglücklichen Ausgange der parthenopäischen Republik die zurückgekehrte Despotie mit frechster Verhöhnung der Verträge, welche den Anhängern der Republik Amnestie zusicherten, gegen alle Anhänger der Freiheit mit einer Grausamkeit und Blutgier wüthete, deren Unmenschlichkeit hinter den ärgsten Gräueln der

franzöſiſchen Revolution nicht zurückblieb, ward auch die unglückliche Luigia Sanfelice eingekerkert und vor das Tribunal der Staatsjunta gezogen. Ihr Geliebter war, glücklicher als Tauſende ſeiner Genoſſen, im verzweifelten Kampfe für die Sache der Freiheit gefallen. Jetzt beſtürmten die Verwandten der beiden hingerichteten Brüder Baker den Hof und die Gerichte mit ihrem Schreien um Rache, obſchon es deſſen kaum bedurfte. Denn König Ferdinand hatte ein Geſetz erlaſſen, welches für alle diejenigen den Tod beſtimmte, die in irgend einer Weiſe die Sache der Republik unterſtützt hätten. Nach dieſem Geſetze ſprach das Gericht ſein Todesurtheil über das unglückliche Weib aus.

Luigia Sanfelice war ihrem Geliebten verlobt geweſen, aber die Unruhen des Kampfes und ſein Tod hatten die prieſterliche Einſegnung verhindert. Als das Urtheil, unmittelbar nachdem es geſprochen worden, vollzogen werden ſollte, übermannte das Naturgefühl und die Todesangſt das Schamgefühl der Jungfrau, und ſie bekannte, daß ſie ſich Mutter fühle. Aerzte beſtätigten ihre Ausſage, und die Vollziehung des Todesurtheils ward ausgeſetzt. Als dies an König Fernando, der ſich in Palermo befand, berichtet wurde, ſandte er einen ſchriftlichen Verweis an das Gericht, in welchem er jene Ausſage für ein betrügeriſches Vorgeben erklärte; und als ein zweites Gutachten das der erſten Aerzte beſtätigte, befahl er, die Unglückliche nach Sizilien zu führen, und ſie von ſeinen Leibärzten unterſuchen zu laſſen. Als auch dieſes Urtheil beſtätigend ausfiel, erfolgte der Befehl, ſie bis zu ihrer Entbindung einzukerkern, und unmittelbar nach derſelben die Todesſtrafe zu vollziehen.

Ueber ſieben Monate hatte die unglückliche Luigia, den gewiſſen Tod vor Augen, im Kerker zu Palermo geſchmachtet, als ſie Mutter von einem Knaben ward, deſſen Geburtsſtunde das Zeichen zu ihrem Tode geben ſollte. In all den Schrecken einer Zeit, in welcher

täglich das Blut der Edelsten und Besten beiden Geschlechtes von den königlichen Henkern in Strömen vergossen ward, fand dennoch das gräßliche Geschick der Aermsten, welche so viele Monate lang die Qualen eines tausendfachen Todes erlitten hatte, allgemeine Theilnahme. Die Prinzessin Maria Clementine, Gemahlin des Kronprinzen Francesco, hatte so eben einen Thronerben geboren. Die Prinzessin war mildherzig, man hatte ihre Theilnahme gewonnen, und sie beschloß, einen alten Brauch zur Rettung der Sanfelice zu benutzen. Es ist eine Sitte im neapolitanischen Königshause, daß der König der Prinzessin bei der Geburt eines Thronerben drei große und glänzende Gnadenbeweise bewilligt, um die sie ihn bei dem ersten Besuche, den er ihr und dem Neugebornen abstattet, zu bitten das Recht hat. Die Prinzessin beschloß nun, um ihres Erfolges desto sicherer zu sein, und zugleich die eigene, angstvolle Erwartung der Gewährung ihrer Bitte anzudeuten, statt der drei Gnadenbeweise nur einen einzigen, die Begnadigung der unglückseligen Luigia Sanfelice, zu erbitten, welche mit ihr zu ein und derselben Zeit Mutter geworden, jetzt nur noch in ihrem Kerker zu Palermo die Zeit erwartete, wo ihre Kräfte so weit wieder hergestellt sein würden, um die Reise von Palermo nach Neapel, wo sie das Schaffot erwartete, antreten zu können. Ein Blatt mit der Supplik der Unglücklichen und den Bitten der Prinzessin war in die Wickelbänder des neugebornen Prinzen gesteckt, so daß der König es sehen mußte. Zur bestimmten Stunde trat er in das Zimmer seiner Schwiegertochter, allem Anscheine nach in der besten Laune. Er nahm das Kind auf seine Arme, lobte dessen Stärke und Schönheit und fragte, als er das Blatt gewahr wurde, was dasselbe enthalte. „Es enthält die Gnade," erwiederte ihm die Prinzessin, „welche ich mir von Ew. Majestät erbitte. Und zwar ist es nur eine einzige Gnade, nicht drei, so sehr wünsche und ersehne ich ihre Erfüllung von Ew. Majestät gütigem Herzen." Worauf der König

noch immer guter Laune: „Nun, für wen bittet Ihr denn?“ — „Für die unglückliche Sanfelice . . .“ hier versagte ihr die Stimme bei dem Anblick der schrecklichen Veränderung, welche bei der Nennung dieses Namens in den Gesichtszügen des Königs vorging. Er schleuderte der Bittenden einen grimmigen und wilden Blick zu, und warf in seiner Wuth das Kind auf die Kissen des mütterlichen Bettes, indem er, ohne ein Wort zu sprechen, ihr den Rücken wandte und das Gemach verließ, welches er lange Zeit nicht wieder betrat. Die Prinzessin, von dieser Grausamkeit auf's Tiefste erschüttert, brach in Thränen aus. Ihre Bitte beschleunigte das Verderben der Unglücklichen, statt sie zu retten, indem sie dem König die fast Vergessene ins Gedächtniß rief. Luigia Sanfelice, schwach und leidend wie sie war, ward von ihrem Kinde getrennt, nach Neapel gebracht, wo ihr Haupt auf der Piazza del Mercato durch die Hand des Henkers fiel, obschon durch einen Generalpardon vom 30. Mai 1800 die Todesstrafen für die Verbrechen der Revolution aufgehoben waren! Das versammelte Volk, voll Mitleid über das traurige Geschick des unglücklichen Mädchens, brach bei dem Anblick ihrer jammervollen Gestalt und ihrer vor Gram und Todespein verwüsteten Schönheit in laute Klagen aus. „Es erinnerte sich,“ sagt der Geschichtsschreiber, dem ich nacherzähle, „daß sie nur aus Liebe und für die Liebe gethan, was man ihr zum Verbrechen machte, und daß ihr Verbrechen darin bestand, die Stadt vor Brand und Mord bewahrt zu haben.“

Aber gleichsam, als ob die Rache des Himmels für diese Schandthat das Königshaus selbst treffen sollte, starb wenige Monate darauf der Thronerbe und unmittelbar nach ihm seine Mutter, jene mitleidige Prinzessin Clementine, kaum zwanzig Jahr alt, am gebrochenen Herzen, und verbreitete Trauer in der blutigen Königsburg und Mitleid unter dem Volke, welches ihr jenen Beweis der Menschlichkeit, inmitten so vieler sie umgebenden Grausamkeit, nicht vergessen hatte. Von allen den zahllosen Gräuelthaten aber,

mit denen Fernando und Caroline von Neapel damals und in spätern Zeiten ihr Andenken befleckt haben, ist nach unserm Gefühle keine, welche an raffinirter Unmenschlichkeit die hier erzählte überträfe.

Neapel, den 18. October.

Warum ich Euch so gar nichts vom Theaterwesen schreibe? Weil ich mich äußerst wenig darum gekümmert habe. Möglich, daß ich mir an dem deutschen Theaterwesen etwas den Magen verdorben. — Soviel steht fest: es kostet mich jedesmal Ueberwindung, die schönen Abende und Nachtstunden in den heißen, dunstigen Räumen der neapolitanischen Schauspielhäuser zu verbringen. Das kleine, enge, schmutzige San Carlino, wo täglich zweimal gespielt wird, zieht mich noch am meisten an, und seine meist ächt nationalen Farcen und Lustspiele, denen sich alle Stände zudrängen, besitzen in dem Komiker Altavilla einen Darsteller von so hoher, geistreicher Meisterschaft, daß selbst ein der Volkssprache nur unvollständig Kundiger sich zur Theilnahme hingerissen fühlt. Das ärmlich kleine, baufällig aussehende Haus am Largo di Castello, mit den jammervoll engen, dunklen Eingängen, außen grell und bunt angemalt und von trompetenden und paukenden Seiltänzern und Jongleurs umgeben, die dort auf dem Platze ihre Künste zeigen, ist vielleicht die einzige, wahrhaft nationale Schaubühne Italiens, welche das wirkliche Leben und Treiben des neapolitanischen Volksgeistes mit unübertrefflicher Wahrheit darstellt. Und welch ein verständnißvolles, auf Alles eingehendes, theilnehmendes Publikum, welch eine blitzartig zündende Wechselwirkung zwischen Schauspielern und Zuschauern! Mayers Neapel bietet übrigens eine so erschöpfende Schilderung dieses Theaters, daß ich ihr nichts zuzufügen wüßte.

Dagegen sehe ich die pompejanischen Wandgemälde im Museo Borbonico mit immer neuem Entzücken. Die theils einzeln, theils

paarweiſe ſchwebenden Figuren von Tänzerinnen und Bacchantinnen, deren Abbildungen die Zahnſche Sammlung enthält, ſind von einer unvergleichlichen Zierlichkeit, Grazie und Leichtigkeit, welche keine Nachbildung auch nur von ferne erreicht. Wir vermiſſen bei der Darſtellung dieſes höchſten Anmuthigen ſchwebender Bewegung niemals die Andeutung irgend eines Feſten als nothwendigen Gegenſatz, weil uns hier wie überall, nach Goethe's ſinnvoller Bemerkung, alles Geiſtige der Wirklichkeit entſagen läßt. F. ſagte mir neulich bei ihrem Anſchauen: dieſen Geſtalten glaube ich das Fliegen auch, wie den Fieſole'ſchen Engeln. Und doch iſt ein Unterſchied dabei. Fieſole's Geſtalten fliegen, weil der Glaube ſie belebt, und ihnen eine Stärke giebt, eine von der Materie befreite Stärke der himmelanſtrebenden, die Erde fliehenden Seele, welche das Unmögliche möglich, ja zur Exiſtenz nothwendig macht. Jene ſich freiwillig entkörpernden Geſtalten werden ſo erdenleicht, daß ſie nicht an der Erde haften können. Die Erdenluft iſt nicht mehr ihre Atmoſphäre, ihr Aether muß klarer, leichter, vergeiſtigter ſein. Dieſe ſchwungvollen, antiken Geſtalten aber ſcheinen zu ſchweben im Vollgefühle der ihnen innewohnenden Naturkraft, heimiſch in jedem erſchaffenen, zu ihnen gehörenden Elemente. Sie fliegen und ſchweben, wie ſie gehen, ſtehen, ſchwimmen, als Elementarweſen, welche das Element beherrſchen, die geſund in ihm zu Hauſe ſind. In ihnen haben die Alten gleichſam das erhöhte Gefühl des geſunden irdiſchen Daſeins verkörpert, bei deſſen Wonnegefühl es auch uns in manchen Augenblicken zu Muthe iſt, als könne man ſelber ſich durch die Luft ſchwingen, und leicht und frei in dem leichten Elemente ſchweben.

Abends machten wir mit der Eiſenbahn noch einen kurzen Abſchiedsbeſuch in Herkulanum und Pompeji. Wie tief hat doch Goethe die Bedeutung der Gräberſtraße empfunden, wenn er von dieſer antiken Sitte, die Grabmäler der Todten an den Heerſtraßen,

welche aus den Städten führen, anzulegen sagt: der Gedanke, jeden Ankömmling erst durch eine Reihe würdiger Erinnerungen an bedeutende Vorfahren durchzuführen, ehe er an das eigentliche Thor gelangt, wo das tägliche Leben noch sein Wesen treibt, aus welchem jene sich entfernt haben, ist ein stattlicher, geisterhebender Gedanke, welcher uns, wie der Ballast das Schiff, in einem glücklichen Gleichgewichte zu erhalten geeignet ist, wenn das bewegliche Leben, es sei nun stürmisch oder leichtfertig, uns dessen zu berauben droht.

Bei dem Anblicke dieses wieder auferstandenen Gehäuses einer seit Jahrtausenden begrabenen Welt traf es mich so recht ins Innerste, wie fundamental, wie so Stein auf Stein fügend, mit unerbittlicher Konsequenz doch das Weltschicksal verfährt, wenn ich gedenken mußte, daß hier erbarmungslos die Existenz einer ganzen Bevölkerung momentan vernichtet ward, um nach Jahrtausenden das lebendigste Monument, das redendste Zeugniß für sie zu werden, um sie in der Vernichtung bestehender zu zeigen, als Alles zu sein hoffen durfte, was damals in vollkommenster Lebendigkeit und Herrlichkeit bestand.

Es muß in der Luft liegen, daß man hier in Neapel so unaussprechlich träge wird. Wie Vieles bliebe noch zu sehen an Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst, an Lustschlössern und Villen! aber es ist überall, wo man auch sein mag, so schön, daß man gar keine Lust verspürt, den Ort, wo man ist, zu verlassen. Seit ich hier lebe, verstehe ich erst, warum schon die Alten Neapel das müssiggängerische nennen, und Ovid von ihm sagt: es sei „zu jeglicher Muße geboren" (in otia natam). Ich habe das früher wohl selbst im guten Glauben meinen Schülern erklärt, als sei es von wissenschaftlicher Muße zu verstehen. Seit ich aber selbst gelernt, daß hier im Lande der Maccaronischlaraffen schon das bloße Lesen und Schreiben eine Arbeit ist, glaube ich nimmermehr an die Richtigkeit dieser Auslegung. Die fleißigsten Menschen, wie Goethe

und Niebuhr, sind hier träge geworden. Und unter den Männern der Wissenschaft, die ich hier kennen gelernt habe, hat keiner einen Begriff von dem, was bei deutschen Gelehrten arbeiten heißt.

Den 15. October.

Zweien Familien danke ich, und mit mir viele deutsche Landsleute, meine angenehmsten Stunden in Neapel. Die eine ist die des Kaufmanns Hrn. Hektor Marstaller, dessen Bruder, preußischer Generalkonsul in Rom, mir dort die theilnehmendste Freundschaft bewiesen hat. Die andere ist die des deutschen Landschaftsmalers Hrn. Götzloff, der, seit länger als zwanzig Jahren in Neapel lebend, durch seine liebenswürdige Zuvorkommenheit und Hospitalität sein Haus zum Sammelpunkte aller Fremden, besonders deutscher Landsleute, gemacht hat. Marstallers wohnen prachtvoll in ihrem Palazzo del Buono im Toledo. Eine ausgewählte Bibliothek der klassischen Werke deutscher und fremder Literatur, die mir mit der größten Bereitwilligkeit zur Benutzung geöffnet ward, war in der hier herrschenden geistigen Oede ein unschätzbarer Vortheil. Heute traf ich bei ihnen Besuch naher Verwandten, die in dem entlegenen Bari am adriatischen Meere wohnen, wo das neapolitanische Haus große Fabrikanlagen besitzt. Die Tour von Bari nach Neapel erfordert eine viertägige Reise, bei der man sich mit Proviant wohl versehen muß, da die Wirthe, in deren Osterien man übernachtet, vielmehr von den Vorräthen ihrer Gäste mitzuzehren, als diesen etwas vorzusetzen eingerichtet sind. Einer derselben ist ein begnadigter Räuber, der an der Stelle, wo er eine seiner Hauptunthaten verübte, eine Osterie erbaut hat, dicht neben dem Kreuze, welches er zur Sühnung eines von ihm dort begangenen Mordes errichtete. Sein Cameriere ist ein ehemaliger Genoß seiner Bande. Auf sol-

cher Straße war nun die kleine, feine, deutsche Frau mit einem zarten, einjährigen Kinde, ohne männliche Begleitung, nach Neapel gereiset, um einmal wieder mit Verwandten und zivilisirten Menschen zu verkehren.

Abends fuhren wir zusammen, da das Wetter wieder günstig geworden war, zur Punta del Posilippo. Es war der schönste Abend, den ich in Neapel erlebte, die Luft rein und leuchtend wie flüssiges Silber, alle Fernen duftig farbenglühend. Neapel lag im Rosenschimmer hinter uns, der Vesuv, die Inseln, die Küsten, die Städte, alle Felsenkrümmungen, Buchten und Vorgebirge erglänzten wie verklärt im magischen Zauberlichte. Dieser Abend zeigte einmal wieder, was Neapel sein kann, wenn der Himmel günstig ist. Aber die Stadt selbst ist doch immer am schönsten aus der Ferne betrachtet, wenn ihr wildes Domergetobe und Gelärm nur wie fernes Meeresgeräusch zum Ohre herüberklingt. Leben für immer möchte ich in Neapel selbst um keinen Preis der Welt, wohl aber in Rom, in Florenz oder im stillen Siena und im grasbewachsenen Pisa. Auf der Rückfahrt sahen wir bei einem Gange durch die Grotte des Posilipp, diesen ältesten Tunnel der Welt, die glühende Sonne hinter dem Ausgange der Höhle untergehen, der in seiner Entfernung vom Eingange nicht größer als ein Brennglas erscheint.

Den Abend beschloß ich im Götzloffschen Hause, dessen gastliche Räume noch einige andere scheidende Freunde vereinten. Die Frau des Hauses ist durch ihre Virtuosität im Vortrage neapolitanischer und sizilischer Volkslieder wohl allen Deutschen, die Neapel und ihr gastliches Haus besuchten, im dankbaren Andenken. Von einem französischen Vater und einer römischen Mutter geboren, später, nach beider Tode, in der Familie eines deutschen Gesandtschaftspredigers zu Neapel erzogen, endlich an einen deutschen Künstler, den Landschaftsmaler Götzloff verheirathet, und mit ihm unausgesetzt in Neapel lebend, ist sie Deutsche, ohne je Deutsch-

land gesehen zu haben. Mutter und Kinder sprechen das Deutsche, Italienische und Französische zugleich als ihre Muttersprache. Der Verkehr des Hauses besteht fast ausschließlich aus Fremden, meist deutschen Landsleuten, besonders Künstlern, und man ist sicher, dort Abends immer um den gastlichen runden Marmortisch einen Kreis derselben anzutreffen, der freilich noch schnellerm Wechsel als der Mond unterworfen ist. Heute nun genoß ich zum letzten Male die Fülle schönster neapolitanischer Volkslieder, welche die wahrhaft kunstbegabte Frau, deren ganze Seele in dem Vortrage dieser wild wuchernden Blüten aufgeht, so charakteristisch zur Guitarre und Mandoline vorzutragen weiß. Nur durch einen solchen Vortrag, der sich völlig in die Leidenschaft des Inhalts versenkt, durch eine Südländerin, die dem Gefühle, welches sie ausdrückt, auch in der äußern Darstellung das volle Recht widerfahren läßt, und die nicht, wie viele unserer nordischen Landsmänninnen, die Lieder der verzehrenden Sehnsucht, der zitternden Erwartung, oder des flammenden Entzückens mit anstandsvoll festgefrornem Gesicht und angenadelter Gleichgültigkeit absingt, können diese südlichen Volkslieder ganz verstanden und genossen werden, weil sie erst so zu ihrer völligen Schönheit aufblühen. Denke Dir dazu die vollendetste Beherrschung der reizenden Sprache, in ihrem naivsten Volksdialekte, das feinste Verständniß für alle Manieren und Eigenthümlichkeiten der volksmäßigen Liedergesangsweise, und alles dies verklärt und zu seiner wahren, vollen Existenz gebracht durch das Medium einer kunstgebildeten Stimme, deren kräftige Fülle sich klar wie Mondschein über den Text ergießt, und mit tönenden Lichtstrahlen auch das Unscheinbarste durchdringt und verklärt, so hast Du in der liebenswürdigen blonden Frau die wahre Muse des Volksgesanges ihrer neapolitanischen Heimath, wie sie mir an jenem Abende erschien. Der Mond leuchtete mit goldenem Glanze über die Lorbeerbäume der Villa Reale her ins Zimmer hinein, an dessen Fenstern ge-

lehnt ich zum letzten Male das Ohr an diesen süßen Melodien, die Augen an der lichten Pracht einer schönen Nacht des Südens labte. —

Den 16. October.

Morgen verlassen wir Neapel. Alles Sehenswürdige in Stadt und Umgebung ist gesehen. Nur den Vesuv habe ich nicht bestiegen, weil mein leidender Zustand die damit verbundene Anstrengung nicht erlaubte. Ich sehne mich zurück in die Ruhe und Stille Roms, und meinem Gefährten geht es ebenso. Wären nicht die Diligencen auf acht Tage voraus von den abreisenden Mitgliedern des Gelehrtenkongresses in Beschlag genommen gewesen, wir wären schon längst über alle Berge. Freund Hettner hat seine Studien über die neapolitanische Malerschule beendigt*). Der größte Meister derselben, Zingaro, hat uns in diesen letzten Tagen mit seinen herrlichen Fresken im Kloster von San Severino, die das Leben des heiligen Benedikt in einer Reihe köstlicher Darstellungen umschreiben, genußvoll beschäftigt. Zingaro ist etwa in die Zeit Gian Bellin's zu setzen. Leider gehen diese größten Meisterwerke, welche Neapel in dieser Gattung besitzt, bei der barbarischen Sorglosigkeit, mit welcher man sie jeder Unbill Preis giebt, der sichern Zerstörung entgegen. Nicht einmal ein carliniforderndes Kustode schützt sie vor den frevelhaften Narrenhänden aller Nationen, welche mitten in die Gemälde hinein ihre Namen geschrieben, und vor der Rohheit der Kopisten, die mehrere derselben bei ihrer Arbeit aufs Gräulichste

---

*) Sie erschienen später in den Jahrbüchern der Gegenwart, Februarheft 1846. Die Beschreibung der Fresken Zingaro's, welche dort gegeben ist, überhebt mich jedes speziellen Eingehens auf diese ausgezeichneten Kunstwerke.

zugerichtet haben. Neuerdings hat der Professor Stanislas Aloë den Anfang gemacht, diese Meisterwerke wenigstens durch Zeichnungen zu erhalten, von denen bereits sieben Blätter mit Erläuterungen erschienen sind.

Unsern letzten Nachmittag brachten wir auf dem neuen Campo santo zu, der sich auf einem Hügel unterhalb Capo di Monte an der Straße nach Capua mit seinen schimmernden Marmordenkmälern, antikisirenden Tempeln und gothischen Kapellen erhebt. Dieser Punkt, von dessen Höhe man die herrlichste Aussicht auf den Golf und den Vesuv genießt, gehört sicher zu den schönsten Neapels. Alle Anlagen sind mit der größten Sauberkeit gehalten, und hier unter Rosen- und Myrthengebüschen, im Angesichte höchster Naturschönheit, scheint es ordentlich eine Lust, begraben zu sein. Unter den tausenden von Inschriften fiel mir eine durch ihren rührenden Inhalt auf, die ein neapolitanischer Herzog seiner jungen Gattin gesetzt hatte. Sie lautete: Qui giace Vittoria Mormile, a cui piacque la vita e non increbbe la morte, perche sentiva di essere amata in terra e aspettata in cielo. Lo sventuratissimo di lei consorte duca di Casalaspro questa memoria pose. Zu deutsch: Hier schläft Vittoria Mormile, der das Leben lieb war, und die der Tod nicht schreckte, weil sie sich geliebt auf Erden und im Himmel erwartet wußte. Ihr unglückseliger Gatte, der Herzog von Casalaspro, setzte ihr dies Denkmal.

Die Sonne sank allmälig hinter Ischia's Felsenhäuptern ins Meer hinab. Ihre Flammengluth umstrahlte mit rothem Purpurscheine den Himmel und die Spitzen der Somma und des Vesuv. Rings um uns her war es so friedenvoll still in diesem marmorgeschmückten Lustgarten des Todes. Das Brausen der tobenden Stadt klang kaum wie fernes Käfergesumme zu uns herüber; vor uns breitete das blaue Meer, im schönsten Abendlichte blitzend, seine entzückende Klarheit aus. Es war mir, als wolle die ganze Natur

dieſes Paradieſes von Italien dem Scheidenden noch einmal zeigen, wie ſchön ſie ſei. Ich habe Euch oft über Neapel geklagt, aber legt davon die Schuld nur immer mir zur Laſt. Friſche Vollkraft geſunder Leiblichkeit, die allen Sinnen ſtete Genußfähigkeit verleiht, gehört dazu, um es ganz zu würdigen und zu genießen, und eben dieſe war mir verſagt. Und doch — als ich von dieſer Höhe den letzten Blick auf alle die unendliche Pracht und Schönheit that, ſagte ich mir zum Troſte, des bekannten Spruches gedenkend: „du haſt Neapel geſehen und du kannſt ſterben.“

IV.

Ein Winter in Rom.

Terrarum domina gentiumque Roma,
Cui par est nihil et nihil secundum.

Martial.

O Roma nobilis
Orbis et domina,
Cunctarum urbium
Excellentissima,
Roseo martyrum
Sanguine rubea,
Albis et virginum
Liliis candida,
Salutem dicimus
Tibi per omnia!
Te benedicimus,
Salve per saecula!

(Altlateinischer Hymnus aus dem achten Jahrhundert.)

Rom, den 18. October.

Das erste Gefühl, dem ich von hier aus gegen Dich Worte geben muß, ist die beglückende Empfindung, wieder in Rom zu sein, wo ich gestern Abend mit Freund Hettner glücklich angelangt bin. Rom hat von allen Städten der Welt das Eigene, daß es fast jedem Fremden dort bald heimisch wird, und daß sich jeder, der einmal seinen geheiligten Boden betrat, mit unwiderstehlicher Gewalt wieder und immer wieder dahin zurückgezogen fühlt.

Unsere Rückreise nahmen wir auf der Straße, welche von Capua aus über Calvi und San Germano, Ceprano und Frosinone führt. Die Gegend zwischen Calvi und San Germano ist ungemein einsam; nur selten begegnet man einem vereinzelten Gehöfte, das Reisenden und Fuhrleuten zur Herberge dient. San Germano erreichten wir noch zeitig genug, um einen Blick auf Stadt und Umgegend zu thun. Die Stadt liegt am Fuße der Berge, auf deren Höhen sich an der Stelle eines alten Apollotempels das heiter prachtvolle Benediktinerkloster Monte Casino erhebt. Unterhalb der freundlichen Stadt durchrauscht der wildströmende Rapido ein grünbebuschtes Thal. Reste alter Bauten, eines Amphitheaters, einer Villa Varro's in der Nähe der Stadt, welche auf den Trümmern der alten Volkerstadt Casinum erbaut ist, Trümmer von einem Theater, Tempeln und Grabmälern, antike Marmorsäulen in den

Kirchen geben Zeugniß von ihrem Glanze in römischer Zeit. Die Gegend ist fruchtbar und die Aussicht auf Thal und Waldgebirge äußerst anmuthig. Leider mußten wir es uns versagen, unsern Freund, welcher als Gast der frommen Väter von Monte Casino unter den Schätzen ihrer weltberühmten Bibliothek seine lombardischen Studien verfolgt, dort oben zu besuchen, obschon er uns ihre Gastlichkeit sehr gerühmt hatte. Bei einem Einkommen von dreihunderttausend Scudi, wie sie das Kloster besitzen soll, läßt sich allerdings schon Hospitalität üben.

In Ceprano (dem alten Fregellä) erreichten wir um Mitternacht die päpstliche Gränze, und hier erwartete uns bei der Visitation der Pässe eine traurige Scene. Ein Kaufmann aus dem österreichischen Italien, welcher mit seiner Frau sich unter unserer Reisegesellschaft befand, wurde plötzlich aus dem Wagen zitirt, um sich wegen einer Paßunrichtigkeit zu verantworten. Die guten Leute, welche auf die Nachricht, daß ihr in Rom bei Verwandten zurückgelassenes Kind schwer erkrankt sei, Neapel schleunig verlassen hatten, waren unterwegs mit ihrem Schmerze der Gegenstand unserer allgemeinen Theilnahme gewesen. Die Nachricht von jenem Unglücksfalle hatte den Mann in der Angst seines Herzens die Vorsicht vergessen lassen, sich vor der Abreise zu überzeugen, ob in dem von dem Lohnbedienten in Neapel besorgten Passe auch alle die vielen erforderlichen und von ihm bezahlten Visa richtig vorhanden seien. Jetzt traf ihn wie ein Donnerschlag das Schreckenswort des päpstlichen Grenzpolizisten, daß dem sonst völlig in Ordnung befindlichen Passe das Visa des päpstlichen Nuntius zu Neapel fehle. Dies Visa ist neben den übrigen eine reine Formalität, aber die damit für den Nuntius verbundene Einnahme von nahe zu einem preußischen Thaler für jede solche Unterschrift ist in einem Lande, wo so viele Tausende von Fremden hin und her reisen, für die päpstlichen Botschafter so bedeutend, daß der allerchristlichste Staat mit eiserner Strenge gegen jede Umgehung verfährt. So

waren denn auch alle Bitten und Vorstellungen fruchtlos. Die armen Eltern mußten ihre Plätze in der Diligence aufgeben und in dem erbärmlichsten aller Felsennester so lange zurückbleiben, bis ihr Paß zurück nach Neapel gesendet und von da mit dem fehlenden Visa versehen wieder nach Ceprano zurückgelangt sein würde, worüber im besten Falle so ziemlich eine Woche vergehen konnte. Nach deren Ablaufe, wenn Alles gut ging, mochten sie zusehen, wie sie von Ceprano weiter nach dem noch siebzig Miglien entfernten Rom kommen wollten, da die Diligence, welche nur zweimal wöchentlich diese Straße passirt, zu dieser Zeit selbst in Neapel schon immer auf einige Tage voraus besetzt war. Der stumme Jammer der unglücklichen Eltern rührte selbst das Herz des armen Polizeibeamten, der in seiner armseligen, drei Stock hohen Spelunke, zu der wir uns, um vorzubitten, hinaufgetastet hatten, wiederholt betheuerte: daß er die Herrschaft gern durchlassen möchte, wenn es mich nicht, setzte er mit einem Seufzer hinzu, meinen Dienst kostete. Als wir in den Wagen stiegen, wünschten wir uns Glück, daß unser Paßbesorger ehrlicher gewesen war. Von allen Behörden aber, mit denen ein moderner europäischer Paßmensch zu thun hat, sind die päpstlichen Nuntien die theuersten und saumseligsten, und manchen italienischen Platzbedienten habe ich bei seinen Gängen klagen hören, daß keine Polizeibehörde, kein Konsul und Ambassadore sie so viel vergebliche Gänge machen lasse als diese nunzii maledetti des allerheiligsten Vaters zu Rom.

Von Ceprano nach Frosinone führt der Weg auf der alten Via Latina durch ebenes Buschland und über wohlangebaute Hügel aufsteigend am Gebirge hin nach Frosinone, dem Hauptorte der Provinzia di Campagna, das hoch oben auf einem steilabschüssigen Felsen uns in der aufgehenden Morgensonne entgegenglänzte. Mit der wilden Romantik der Gegend standen Bauart des Orts und Physiognomien der Bewohner in Einklang. Ich erinnere mich nicht an irgend einem Orte des römischen Gebirgs diesen Ausdruck

trotziger Verwegenheit gefunden zu haben, der hier alle Gesichter bezeichnete. Lautlos und finster, ohne Erwiederung unserer Grüße, starrten sie uns an, als wir zu Fuße die durch den Felsen gesprengte Straße passirten, welche sich mitten durch die Reihen düsterer Spelunken hindurchzieht. Von Frosinone abwärts senkt sich die Straße hinab in das Thal der Campagna, welches rechts von den Sabiner- und links von den Volskergebirgen begränzt sich bis nach Ceprano fortsetzt. Sieben Miglien weiter sahen wir hart am Wege Ferentino mit seinen Bruchstücken kyklopischer Mauern und römischer und mittelalterlicher Baureste ragen. Ferentino ist ausgezeichnet durch die Schönheit seiner Frauen, deren einige uns in ihrer malerischen Tracht begegneten: Mieder von rothem und hellgrünem Sammet, mit flatternden, gleichfarbigen Bändern geschnürt, die Arme von den glänzend weißen Hemden bedeckt, blaue, schmale Fürtücher mit breiten, weißen Querstreifen, auf den Köpfen weiße Schleier, die Hüften von dem weißen Halbrock umwallt.

Je näher man Valmontone kommt, desto freundlicher und angebauter wird das bisher öde Thal, aus dem sich Hügel mit Gärten und Weinpflanzungen erheben, die aber bald wieder verschwinden, je mehr man sich der grabesstillen Einsamkeit nähert, welche die heilige Roma umgiebt. Lugnano, ein elendes, verfallendes Städtchen, liegt auf der Höhe der Campagnafläche, die von dem Tiberthale unmerklich sich bis zu neunhundert Fuß über dem Meere erhebt. Von hier aus hat man die weiteste Aussicht auf die Albaner- und Sabinerhöhen mit ihren Felsenstädtchen und Burgtrümmern. Hart am Wege, auf einem einsamen Tuffsteinfelsen, an dessen Fuße ein schilfiger Sumpfsee pestschwangere Dünste aushaucht, an der Stätte des alten Labicum, liegt Colonna, der Stammsitz der einst mächtigsten römischen Fürstenfamilie, jetzt im tiefsten Verfalle. Dort eine halbe Stunde davon, rechts am Wege, schimmert ein Wasserspiegel in der Höhlung eines ausgebrannten Kraters. Es ist der See Regillus, an dessen einsa-

umkränztem Ufern das Heldengedicht der ersten römischen Geschichte den Heroenkampf der jungen Römerrepublik mit den Latinern geschehen läßt, jenen Riesenkampf, worin die Götter sichtbar eintreten und entscheiden, und in welchem das fluchbeladene Geschlecht der Tarquinier unterging.

Wie friedlich ruht der goldene Spätsonnenschein des schönsten Herbsttages auf dem gelbbraunen Hügelmeere der stillen Campagna, deren Trümmerwelt sich von der Höhe herab vor uns ausbreitet, und bei deren Wiedererblicken uns vor Freuden das Herz aufgeht! Selbst das Gesicht des mürrischen Kondukteurs überfliegt ein Strahl der stolzen Freude, mit welcher jeder Römer den Namen seiner Stadt ausspricht, als er eben jetzt mit der Hand auf die majestätisch am Horizonte auftauchende Peterskuppel zeigend sein Ecco Roma! ausruft. Dort auf der Höhe jener weißschimmernden Bogenreihe strömen die Wasser der Acqua Felice, des fünften Sixtus ruhmvolles Geschenk, der Stadt zu, welche seit diesem Träger der dreifachen Krone keinen seines Gleichen mehr gesehen. Die altergebräunten Trümmer von Gräbern und Villen, von mittelalterlichen Kastellen und antiken Wasserleitungen zur Rechten und Linken des Weges flammen dunkelroth in der sinkenden Sonne. Hirtenkinder spielen mit zottigen Hunden vor dem Eingange eines Mausoleums, dessen Inneres die Asche der Todten den Lebendigen zum Wohnsitze überlassen hat. Da ist Torre Pignattara, einst der Grabtempel der Mutter Konstantins, deren großer Porphyrsarg längst in das Museum des Vatikans gewandert ist. Höher und höher herauf steigt die Siebenhügelstadt. Der schwarzjäckige Postillon schwingt mit lautem, jauchzenden Rufe die Geißel um den grauen Spitzhut, und läßt sie knallend zwischen die Schimmel niedersausen. In wilderen Sprüngen brausen sie dahin; noch eine halbe Stunde und der kolossale, inschriftbedeckte Bogen der Klaudischen Wasserleitung, Porta Maggiore geheißen, führt uns hinein in die Stadt der Städte, in das uralte, ewige Rom.

Zwei päpstliche Gensdarmen zu Pferde eskortiren uns durch die ganze Länge der Stadt bis zur Dogana, welche in dem säulengezierten Bau eines alten Tempels ihren Sitz aufgeschlagen hat. Während die Zöllner dort unsere Sachen durchwühlten, besahen wir draußen die alte, marmorne Tempelfaçade mit den eilf prächtigen, vierzig Fuß hohen Marmersäulen. Endlich war auch dies überstanden, und zehn Minuten später empfing uns unsere freundliche Wohnung auf der kleinen, ruhigen Piazza di Poli, zwischen Korso und Quirinal, unweit der Fontana Trevi, deren kühles Rauschen wie Musik durch die stille Abendluft zu uns hinauf drang, während die freundlichsten aller römischen Wirthsleute, Signor Luigi Santini und seine Signora Lucia die heimkehrenden Ankömmlinge mit den herzlichsten Grüßen empfingen.

Den 20. October.

Rom zu sehen ist ein großes Glück, es wiederzusehen ein noch größeres. Gleicht das erste dem unruhigen Entzücken des Brautstandes, so ist das zweite dem ungleich höheren, ruhigen Genusse zu vergleichen, den die befriedigte Seligkeit einer glücklichen Ehe gewährt. Es geht Nichts über die Empfindung, sich in dieser wunderbaren Welt heimisch zu fühlen. Die Straßen, die Plätze, die Menschen, das Leben, die Bauwerke, die Ruinen, die Kunstwerke, das Alles erscheint in einem neuen und doch nicht befremdenden Lichte. Alles Große, Mächtige, Schöne, das ich in den ersten Tagen begierig wieder aufgesucht, erscheint mir noch größer, schöner und erhabener. Es ist, als hätte sich jetzt erst Sinn und Auge genügender geschärft und ausgeweitet, um es in seiner wahren Gestalt ganz und völlig aufzunehmen. Kolosseum und Peterskirche, Säulen und Obelisken, Paläste und Triumphbogen schienen mir alle über das frühere Maaß hinausgewachsen.

Ich hatte Rom im Sommer verlassen, öde und fremdenleer, belastet von der

-umwölkt schwermüthigen Fieberluft,-

welche Alles, was ihr irgend zu entfliehen die Mittel besitzt, ja selbst die Bettler der spanischen Treppe, auf die Gebirgshöhen der grünschattigen Albaner- und Sabinerberge treibt; umqualmt von dem Rauche zahlloser Feuer, die man Abends zum Schutze gegen die Aria cattiva aus allen Vignen und Gärten innerhalb und außerhalb der Stadt auflodern läßt. Die Fiebergöttin, welcher die alten Römer nicht umsonst Tempel und Altäre weihten, hatte ihren Einzug gehalten in die unter der schwülen Scirocco gluth erzitternde Stadt, und die Gewitter, welche von Zeit zu Zeit auf Augenblicke die Atmosphäre plötzlich abkälteten, dienten nur dazu, die Zahl ihrer Opfer zu mehren. Alle Fernen erschienen in bleiches Nebelgrau gehüllt, und Rom selbst, von der Ferne aus gesehen, war fast immer von trüben Dunstmassen umgeben, welche sich wie ein Leichentuch über die fieberschwangere Stadt zu breiten schienen.

Wie anders war jetzt das Alles geworden in diesen herrlichen Tagen des scheidenden Octobers, dessen fröhliche Festlust, wenn auch nicht mehr ganz in der Ausgelassenheit, wie sie frühere Reiseberichte schildern, die Stadt belebte. In der krystallhellen Luft erschienen alle Formen und Farben wieder zum Dasein erwacht. Wie entzückt schweifte gestern das Auge von der Höhe des Kolosseums über die weite Fläche der Campagna zu den farbenduftigen Höhenzügen der Sabiner- und Albanergebirge mit ihren schimmernden Felsenstädchen, ihren immergrünen Eichen- und Kastanienwäldern, während hinter uns der silberreine Himmel sich über der in der Abendsonne glühenden Peterskuppel und den Pinien des Monte Mario wölbte! Wie lustig brodelte das Menschenleben in den engen Straßen in der Nähe des Kapitols und der Piazza Montanara, auf Piazza Barberini und vor und in den Schenken und Osterien con cucina! Wie lebhaft wogte das Fremdengewühl im Korso und der Via del

Babino, auf dem spanischen Platze und dem Monte Pincio! Ueberall begegnen uns bekannte Gesichter, freundliche Empfangsgrüße zurückgekehrter Bekannten und Landsleute, die dem Wiedergekehrten mit jener Herzlichkeit die Hand entgegenstreckten, welche inmitten einer fremden Welt so viel leichter die Menschen verbindet. Und wie war sie wieder gefüllt, die alte spanische Riesentreppe, mit den Modellen von Räubern und Hirten, Pilgrimmen, Gebirgsweibern, Schäferknaben und mit den stehenden Figuren ihrer berechtigten Krüppel und Bettler, deren Domaine sie seit unvordenklicher Zeit, und die der Anfang der stagione des Winters alle wieder aus ihrer Villeggiatur nach Rom zurückgeführt hatte. Wie lustig rutschte der weltbekannte Ohnebein in seiner schwarzen Sammetjacke von einer Seite der mittleren Terrasse, auf welche die Doppeltreppe mündet, zur andern, und ließ sein grüßendes und wiedererkennendes buon giorno Signore, den tornato Signore! begleitet von dem gewährungssicheren *oggi* c'è qualche cosa pel vostro poverello? una bellissima giornata oggi, Signore! erschallen. Und wie klappern ihm die Bajocchi zu, denn es ist wirklich „ein schönster Tag heute," und man giebt noch einmal so gern, wenn helle Luft das Herz leicht und fröhlich macht, und wenn selbst der wiedererkennende Gruß des Bettlers uns das Heimathgefühl in der Fremde, das Gefühl in Rom heimisch zu sein, zum Herzen trägt.

Ein Octoberfestabend in Rom.

Den 21. October.

Für die noch übrigen Octobertage wird unser Besuch der Alterthümer und Musen noch ausgesetzt. Der October ist der Monat des fröhlichsten Volkslebens in Rom, das überhaupt nur in den Octoberfesten und im Carneval zum Vorscheine kommt.

Reumont hat Recht: die Römer sind, was Vergnügungen anlangt, ein genügsames Volk. Das Rennen und Jagen nach Lustbarkeiten und sogenannten Volksfesten, zu denen in unseren großen Städten hunderte von Vergnügungsorten mit ihren Tivoli's, Rutschbahnen, Tagstheatern, Gartenkonzerten, Tanzsälen, Blumenausstellungen, Spielveranstaltungen, Schützenfesten u. s. w. Gelegenheit bieten, ist den Römern ein völlig Fremdes, und ein Bürger Hamburgs, Berlins oder gar der Phäakenstadt an der Donau würde sich hier, wo kaum ein Paar elende Osterien vor den Thoren die Möglichkeit einer Erfrischung bieten, und wo von allen jenen Herrlichkeiten der Kaffeegärten und Moabits gar keine Spur vorhanden ist, zum Sterben langweilen. Mehr oder weniger gilt dasselbe Verhältniß für alle großen Städte Italiens. Der Römer, wie der italische Städtebewohner überhaupt, lebt in der Stadt, deren Korso's und Café's dem einen, wie die räucherigen Osterien mit und ohne Garküche dem andern Theile der Bevölkerung alle jene nordischen Lustanstalten ersetzen. Die Natur außerhalb der Stadt genießt er höchstens in den Monaten der Villeggiatur, für die übrige Zeit bringt ihn nicht leicht etwas zum Thore und ins Freie hinaus. Volksfeste im eigentlichen Sinne des Worts giebt es aber außer den beiden obengenannten für den Römer keine. Dafür treten die religiösen Kirchenfeste ein, unter denen das Fest des heiligen Antonius von Padua, und das der Assunta der Madonna die populärsten sind. Rechte Fröhlichkeit aber, wie ich sie bei solchen Kirchenfesten in Neapel, und selbst in den kleinen römischen Gebirgsstädten Albano, Genzano, Frascati, Marino u. a. beobachtet, zu denen bei solcher Gelegenheit auch wohl Römer hinausziehen, habe ich in Rom selbst bei keinem Kirchenfeste wahrgenommen. Erst seit gestern weiß ich, daß auch die sonst immer ernsten und apathischen Römer der lauten Freude fähig sind.

Es war etwa vier Uhr gestern Nachmittags, als wir, müde vom Sehen der Antikensammlung, aus dem Kasino der Villa Borghese

in den stillen Park hinaustraten, welcher in der lautlosen, groß-artigen Ruhe eines sanften, römischen Herbstnachmittags mit seinen hohen Piniengruppen, immergrünen Eichengängen, seinen frischen, von schönem Vieh beweideten Wiesenmatten, seinen ewig sprudelnden Kaskaden und Springbrunnen, deren eintöniges Rauschen den Frieden und die Stille der Einsamkeit nur noch fühlbarer macht, uns in aller seiner Schönheit empfing. An den stillsten und einsamsten Plätzen bildeten hier und da ein Paar Mönche oder sonstige Geistliche eine mit dem sanft schwermüthigen Charakter des Ganzen harmonirende Staffage. In der unbewegten Luft zitterte das milde, halbgebrochene Licht, welches bei leise umschleiertem Himmel der Herbstlandschaft einen so unaussprechlichen Reiz verleiht. Es ist der Zauber, den die Schönheit selbst da über uns ausübt, wo sie schon im Verwelken begriffen erscheint, jener Zauber, welcher oft der sterbenden Rose über die frischeste Blüthe den Sieg verleiht. Niemals erschien mir dieser majestätische Park mehr der Ehre würdig, der Garten des Volks der ewigen Stadt zu heißen. Wenige Schritte von ihrem Thore — es ist die Porta del Popolo — öffnet er seine gastlichen Pforten dem römischen Volke von heute, und weit hinauf nach Porta Salara und Ponte Molle zu, sich über Hügel und Thäler streckend, mit Schattengängen und Waldesgrün, Weideplätzen und Fruchtgärten, Weihern und Teichen, ungeheuren freien Plätzen und Weitungen, Nutz- und Prachtgebäuden, breiten Fahrwegen und Wandelgängen, ist er groß genug, ganz Rom an festlichen Tagen nebst allen seinen fremden Gästen in sich aufzunehmen, wie das noch am vergangenen Sonntage bei Gelegenheit des letzten der Octoberfeste der Fall war, welche die Liberalität des fürstlichen Besitzers alljährlich an diesem Tage dem römischen Volke zu geben gewohnt ist.

Der Lärm dieser Volksfeste war verhallt. Sie waren diesmal ungewöhnlich glänzend gewesen, weil die Geburt eines jungen Sprößlings der fürstlichen Familie Veranlassung geboten hatte, sie

noch reicher auszustatten. Heute war alles still, denn die letzten Wochen des Octobers bleiben noch immer der Trauer geweiht über den Tod der schönsten Rose von Rom, der jungen Fürstin Borghese, deren plötzliches Hinscheiden vor einigen Jahren in diesen-Octobertagen die jubelnde Festlust in allgemeine Trauer verwandelte.

Ich hatte von diesen Octoberfesten der Villa Borghese wenig gesehen. Erst in der Mitte des Monats von Neapel zurückgekehrt, hatte mich körperliches Mißbefinden mehrere Tage am Ausgehen verhindert. Jener Verlust war indeß leicht zu verschmerzen. Volksfeste, die dem Volke gegeben werden, sind so ziemlich überall in den Hauptzügen dieselben; und wie sich dergleichen speziell in Rom ausnimmt, hatte ich zu Anfange meines römischen Lebens im Juni bei dem Feste der Tombola in der Villa Borghese wahrzunehmen Gelegenheit genug gehabt. Desto mehr verlangte mich nach den Octoberfesten, die sich das römische Volk selbst giebt, nach dieser weinfröhlichen „Allegria“ der aus dem Alterthume, wie so vieles Andere, erhaltenen Dionysien, deren bachische Festlust uns die Maler und Poeten so warm und begeistert in unserem Norden vorzuführen seit langen Jahren beflissen gewesen sind. Noch neulich hatte ich Wilhelm Müllers Schilderung gelesen. Freilich ist in der enthusiastischen Darstellung dieses vortrefflichen Mannes noch ein gewisses arkadisches, schäferhaftes Etwas, ein gewisser rothbebänderter Styl mit Blumenstrauß im Knopfloche, was Alles jener Zeit angehört, aber uns nicht mehr zusagt. Wir sind nicht mehr so glücklich unbefangen wie diese glückseligen Besucher Italiens, diese schwärmenden Hesperienfahrer aus den ersten zwei- bis dritthalb Jahrzehenden unsers Jahrhunderts. Wir sehen nicht mehr, was sie sahen, weil wir uns dem romantischen Eindrucke nicht mehr so mit ganzer Seele, mit aller Energie eines nur auf das Kunstschöne gerichteten Interesses hinzugeben vermögen. Wir sehen nicht mehr mit ihren Augen. Damals, nach der ungeheuren Blutarbeit des Weltkampfes, in den Jahren, wo Müller sein „Rom, Römer und

Römerinnen" lebte und schrieb, sehnte sich die ermattete Welt nach genießendem Ausruhen. Die Gegensätze lagen friedlich nebeneinander, die Lämmer spielten bei den Wölfen, und ein deutscher Römer sah z. B. in München und Pfaffen nur künstlerische Staffagen, oder, wenn er langhaariger, altdeutsch christlicher Frömmigkeit beflissen war — und wie wenige waren das nicht? — romantisch ehrwürdige Träger des christlichen Geistes. Wie hat sich das jetzt Alles geändert!

Aber nicht bloß unsere Augen und Augengläser haben sich geändert, auch die Menschen und Dinge haben sich dem Einflusse der Zeit selbst hier nicht ganz entziehen können. Rom, Römer und Römerinnen sind auch in der Wirklichkeit nicht mehr ganz und völlig dieselben, wie sie der liebenswürdige Sänger der Müllerlieder sah und beschrieb. Der unglaublich gesteigerte Zudrang der Fremden hat nicht bloß über einen Theil des steinernen Rom den Kalkverputz und die gleißende Tünche einer äußerlich herangekommenen Kultur gebracht. Auch die Ursprünglichkeit und Naivetät der Menschen und Sitten, des ganzen Lebens hat wesentlich unter jenem Einflusse gelitten. Rom macht jedes Jahr einen Schritt mehr seinem Ziele zu, eine Weltstadt in dem Sinne einer modernen Badekönigin zu werden, mit allem Bazar- und Gasthofcharakter und der ganzen Lohnbedientenhaftigkeit solcher Orte. Ungeheure Fremdenkasernen im ächtesten Berliner und Hamburger Geschmack, mit ihren Fronten nichtssagend und geistlos wie die Paradelinie eines preußischen Garderegiments, steigen überall empor, zum widerwilligen Grimme der Künstler und alten Römer. Freilich ist eine behagliche Wohnung zu schätzen, und meiner geringen Einsicht nach sind winklichte, ofenlose Stuben, durch deren klaffende Thüren und Fenster der markdurchschneidende römische Winter- und Herbstwind pfeift, sind rauchende Kamine, Unreinlichkeit, Wanzen und Flöhe, dunkle, halsbrechende Treppen u. s. f. kein ganz unentbehrliches Erforderniß zur Glückseligkeit des Fremden in Rom. Mo-

derner Komfort iſt eine ſehr gute Gottesgabe. Aber darin liegt das Beleidigende, Zurückſtoßende, daß aller Luxus äußeren Lebens, den in den europäiſchen Kulturſtaaten, in Frankreich, England und Deutſchland die geiſtige Bildung, das geiſtige Bedürfniß erzeugt und veranlaßt hat und fortwährend begleitet, hier in Rom, in Italien überhaupt, völlig abgetrennt von aller geiſtigen Vermittelung bloß äußerlich übertragen erſcheint. Das iſt es, dieſer Mangel an Zuſammenhang von Geiſtigem und Materiellen, dieſer klaffende Sprung iſt es, der die italiſchen Café's, die Geſellſchaften, den Kleiderluxus, das Glacéehandſchuhmäßige dieſer äußerlichen Kultur in Rom wie in Neapel und Palermo ſo widerlich erſcheinen läßt. Alles, was ſich durch die Kleidung vom Volke getrennt und losgeſagt hat, iſt in ſeiner Erſcheinung ein auf zwei Beinen herumwandelnder Widerſpruch: kein Pariſer und kein Römer, obſchon ein Pariſer ſeinen Rock und ein Römer ihn ſelbſt gemacht hat. Daher das Charakterloſe, Verblaſene und Gemachte in ſo vielen unter den Paini's, namentlich den Männern. Nur wo die ſchwarze Sammtjacke und die bunte Schärpe erſcheinen, iſt noch nationale Beſtimmtheit, Energie des Charakteriſtiſchen vorhanden.

Unter ſolchen Geſprächen trat ich mit dem Freunde aus dem Thore der Villa. Wohin jetzt noch? Wo ſehen wir Octoberluſt und ächte Allegria des Volks? „Dazu iſt heute gerade die beſte Gelegenheit!“ rief uns der Maler Rudolf Lehmann zu, der meine Frage unbemerkt vernommen hatte. „Denn heute iſt der Tag des Sanct Criſpinus, des Schutzheiligen der edlen Schuſterzunft, und vor Porta Angelica findet Ihr heute ſicher das luſtigſte Leben. Denn die Calzolaji von Rom ſind ein fröhliches Volk.“

Wir folgten dem Rathe und machten uns auf den Weg. Von Villa Borgheſe bis vor Porta Angelica iſt eine gute Fußſtunde. Wir waren ſchon ſeit drei Stunden auf den Beinen, und der Weg ward uns bitterlich ſchwer. Aber wer in Rom mit beſcheidenen Mitteln lebt, muß ſich das Fahren vergehen laſſen,

zumal in der Zeit, wo man eines Wagens am benöthigtſten wäre, in der Winter- und Regenzeit. Hier gedachten wir ſeufzend Neapels und ſeiner ſo wohlfeilen Droſchken und Fiaker. Dort fährt man für einen Carlin (drei Silbergroſchen) den weiteſten Weg innerhalb der gewaltig langen Stadt, und in den Omnibus noch billiger. In Rom, wo Alles Privilegium iſt, wo zum Beſten Einzelner die Bornirtheit des Pfaffengouvernements alle übrigen in Kontribution ſetzt, ſind die Wagenpreiſe für Kaſſen wie die meine unerſchwinglich. So z. B. hatten wir für einen Weg nach Villa Pamfili hin und zurück einen Fünffrankenthaler, und am Sonntag für eine Spazierfahrt von zwei Stunden vor den Thoren zwei Scudi (drei Thaler Preußiſch) bezahlt. Und das ſind nicht etwa Prellpreiſe. Nein, ein alter Römer, Freund Steinhäuſer, hatte ſie bedungen. Omnibus und einſpännige Droſchken exiſtiren nicht, nur zweiſpännige Carozze, die dabei keineswegs ſehr elegant ſind. Wohlfeile Fahrmittel dürfen ſich nicht aufthun, weil die Beſitzer der Miethkutſchen privilegirt ſind. Nur an einem einzigen Thore giebt es ein Paar Omnibus, nämlich an Porta San Paolo, die von Piazza Venezia nach der Kirche San Paolo fuori le mura führen. —

Von Porta del Popolo die Ripetta entlang dem Hauſe vorbei, wo Goethe von der anmuthigen Mailänderin, ſeiner reinſten römiſchen Liebe, einſt ſo ſchweren Abſchied nahm, wanderten wir durch die belebten Gaſſen der Engelsburg zu. Man merkte den Gruppen der Begegnenden an, daß heute Octoberfeſttag ſei. Montag und Donnerſtag ſind nächſt dem Sonntag die rechten Tage der Allegria. Häufiger als in den frühern Tagen begegneten uns heute die Feſtwagen voll geputzter Mädchen, volle Blumenkränze auf den ſchwarzen Spitzhüten oder im freien Haar; in ihren Händen tanzte und ſchwirrte brauſenden Klanges das Tamburin, weithin gellten die hellen Töne der Ritornellgeſänge; ſo fuhren ſie ſauſend und brauſend an uns vorüber. Junge Burſche, bald in großen ſechs-

bis acht- und mehrsitzigen Wagen, zwei- und vierspännig, ihnen nach, eben so festlich mit Blumen und Kränzen geschmückt. So singend und jubelnd mit Tamburin- und Castagnettenklang durch die Straßen zu fahren oder in die nahen Osterien vor dem Thore, und nach augenblicklichem Verweilen weiter zu eilen und Tanz und Sang am nächsten Orte zu erneuern, darin besteht die ganze Hauptlust dieser Octoberfeste. Dem Forestiere geht es oft wunderlich. Ich habe gar manchen getroffen, der von dem Tanz im Freien, in den Höfen und Gartenplätzen der Schenken nichts gesehen hatte, weil er just nicht zur rechten Stunde oder gar am Ende nicht am rechten Tage oder am rechten Orte sich eingefunden hatte. Es ist nicht wie bei uns, wo in den Volksschenken dieselbe Gesellschaft Tage und Nächte durchtanzt nach bestellter, bezahlter Musik. Wo sich Gesellschaften von Mädchen und Burschen mit einigen Zither- und Mandolinenspielern begegnen, wo ein Tamburin den Saltarello aufrauschen läßt, da beginnt der Tanz, die Allegria. Dann zerstreuen sie sich wieder, die einen hierhin, die andern dorthin. Alle Wagen, die uns heute auf unsrer Wanderung begegneten, waren mit Minenten besetzt, oder doch mit Familiengruppen der niedern Bürgerklasse des Handwerks- und Gewerbsstandes. Gute Familienväter, wohlbeleibte Hausmütter (— nirgends in der Welt sah ich so viele wohlarrondirte Weibergestalten wie in Rom —) mit ihren schwarzlockigen Töchtern gönnten sich heute die Lust der Carozza. Darauf sparen sie, wie auf das Carneval, das ganze Jahr. In Kleidung mäßig — in Wohnung und Hausgeräth über alle unsere Begriffe sich behelfend, mit dem Allernothdürftigsten, auch in der Leibesnahrung und Nothdurft des Essens und Trinkens bescheidener als wir nordischen Menschen, ist, neben Schmuck von edlem Metall und Steinen, für den Römer dieser Klassen der höchste Genuß, in carozza zu fahren.

Und wie malerisch, wie wundervoll gruppirt ist solch eine Carozza voll junger Mädchen im bunten Blumenschmuck, wie sie da

eben an uns vorüber der Engelsbrücke zufährt! In der zurückgeschlagenen Kutsche lehnen und sitzen sieben bis acht blühender Mädchen, zwei bis drei im Fond, die mittlere etwas erhöht, ihnen zur Seite stehen auf den Kissen zwei der jugendlich schlanksten Gestalten an das halb zurückgeschlagene Gefälte des Wagendaches gelehnt. Auf dem Rücksitze und auf dem Kutschbocke ist gleichfalls Alles besetzt. Die hohen, blumenumkränzten Hüte, die feurigen, scharfgeschnittenen Gesichter mit den stolzen Brauen, den edlen Stirnen, den gluthdunklen Augen — die anmuthvollste Gruppirung des Ganzen — man kann nichts Schöneres sehen! Und diese Fülle von Blumen! Es sieht aus von fern wie ein wandelndes Blumenbeet. Da rollen sie hin über die Engelsbrücke, von fröhlichem Freuden- und Beifallsgeschrei der Begegnenden begrüßt. Eilen wir ihnen nach. Schon schwillt der Strom der nach Porta Angelica hinaus wallenden Menge, und draußen, wo sich an verschiedenen Wegen die Vignen und Osterien hinziehen, klang uns gleich aus der nächsten das Tamburin und der begleitende Tanzgesang entgegen. Als wir eintraten, waren Tanz und Gesang eben zu Ende, also weiter gewandert. Und je weiter wir kamen, desto lauter umrauschte uns die Allegria. Auf der Straße selbst tanzten die Paare zum Tamburin und zur Mandoline. Augenblicklich schließt so ein Paar ein enger Kreis ein. Die Tanzenden, Mädchen und Bursche, oder auch verheirathete Frauen und Männer, oft auch Männer und Männer, Mädchen und Mädchen, haben sich zufällig gefunden. Der Saltarello beginnt, das Paar tanzt. Da springt ein anderer oder zwei aus dem Kreise hervor und verdrängen ohne Gewaltsamkeit einen oder beide Tanzende, und setzen an ihrer Stelle den Tanz fort. Dies Verdrängen und Ablösen geschieht, indem das Mädchen oder der Bursch mit einem geschickten Sprunge vor den einen der Tanzenden mitten in den Tanz hineintritt, der ohne Unterbrechung eines Taktes weiter geht. Keiner nimmt das übel, nie entsteht darüber ein Streit, denn von der Gesittung der Feinheit, der Gen-

tilezza dieſer Menſchen haben wir in unſerm Volke auch nicht den entfernteſten Begriff. Wagen kommen daher gefahren, der Kreis wird zerſprengt, aber im Nu bildet er ſich wieder, oder erneuert ſich zwanzig Schritte weiter. Wir traten in eins Oſteria ein, wo gleichfalls die Octoberluſt in ihrer Blüthe war. In dem kleinen Hofe der Vigne, auf unebenen, ſtaubigen Plätzen ward getanzt. Ich erkletterte die ſteinerne Einfaſſung einer Ciſterne, um in den dichteſten Tänzerkreis zu ſchauen. Drei der reizendſten Mädchen ſchlugen das Tamburin. Daß unſer Volk dies Inſtrument nicht hat, welches ſtets bei der Hand iſt, das jeder leicht ſpielen kann, deſſen klingender, dumpfſchmetternder Ton mit wunderbarer dämoniſcher Macht die Fröhlichkeit und Luſt des Tanzes erregt, iſt nicht genug zu beklagen. Italien und italiſche Feſtluſt ohne Tamburin iſt gar nicht zu denken; keine Muſikbande, keine gemietheten Fiedler, keine bezahlte Janitſchaarenmuſik erſetzt dieſes ächte Inſtrument der Volksfeſtmuſik, das dieſe glückſeligen Menſchen des Südens von ihren heidniſchen Ahnherren, dieſen Meiſtern ächter Volksfeſtluſt, mit ſo manch anderm Nachlaß überkommen haben. Wie begeiſternd wirbelten die rauſchenden Klänge, wie trompetenhell ſchmetterte das eigenthümliche, mir ganz unnachahmlich ſcheinende, geſangartige Geſchrei der Tanzlieder dazwiſchen! Und nun der Saltarello ſelbſt, der Tanz! Goethe beſchreibt ihn, aber wie unzureichend. Er erwähnt nicht, daß ſeine größte Schönheit in den Linien beſteht, namentlich in den ellipſenartig ſich ſchwingenden Rundfiguren, welche die Tanzenden, hart aneinander, das Geſicht ſich zugekehrt, in zierlichſten und zugleich ſchnellſten Pas, in den reizendſten, wahrhaft entzückenden Stellungen beſchreiben. Bald ſtemmen ſie, nach raſchem Händezuſammenſchlag, die Arme in die Hüften, bald ſchweben ſie, nach einer Seite geneigt, die Hände in der Luft, mit den Fingern ſchnalzend oder mit Kaſtagnetten knatternd im graziöſeſten Neigen und Beugen in die Runde, trennen ſich, wenden ſich, nähern ſich wieder, klatſchen

in die Hände, wagen den kühnen Sprung der dionysosbegeisterten Mänade, suchen sich, fliehen sich, finden sich endlich und schweben wiedervereint, doch ohne sich zu berühren, in der erwähnten Stellung ihre elliptische Bahn dahin. Und das Alles ist keine Verabredung, keine erlernte, ausstudirte Tanztour, nichts Auswendiggelerntes, Eingeschultes, mit tausend Seufzern vom Maitre Eingedrilltes. Nein, Blick hängt an Blick, weiß dem andern gleichsam im Augenblicke des Entstehens den Gedanken, den Vorsatz, den Willen der Wendung, der Beugung, der Aenderung der Figur abzulauschen. Oft wechselten die Paare, bis endlich zwei Mädchen gegenüberstanden, so schön, so glühend von Lust und so meisterhafte Tänzerinnen, daß der ganze Kreis der Zuschauer entzückt war und lange nicht litt, daß sie gestört wurden. Dies zu hindern reichten einige Ausrufe hin, die jeden Eindringling sofort zurückriefen. Erst als sie zu ermüden begannen, durften andere ihre Stelle einnehmen.

Auf dem Hofe der Vigne, unfern der Tanzenden, waren unter improvisirten Lauben oder auch im Freien gedeckte Tische hergerichtet. Wir waren hungrig und ließen uns die Maccaroni con regalie, gebratenes Huhn und den funkelnden Orvieto trefflich schmecken, während unsere Augen sich an dem Schauspiele um uns her weideten. Daß wir beim Kontomachen als Ingleſi behandelt und unsere Zeche mit doppelter Kreide geschrieben wurde, versteht sich von selbst. Es war ja Octoberfest und obenein der Tag des heiligen Crispinus! Und warum hatten wir auch nicht vorher nach den Preisen gefragt.

Die einbrechende Abendkühle mahnte uns zum Aufbruche. Noch vor dem Thore, dem jetzt Wagen und Fußgänger zuströmten, holte uns eine, unter hellem Gesange gleichfalls zur Stadt zurückkehrende Gesellschaft ein. Es waren ungefähr gegen zwanzig junge Weiber und Mädchen, in zwei Reihen, Arm in Arm verschlungen, im Tanzschritte daherschreitend, von ihren Angehörigen und Brüdern, auch wohl von einzelnen Liebsten gefolgt. Andere

Mädchen und Männer schlossen sich dem Zuge an, dessen beiden vorderen Reihen auch wir uns zugesellten. Hier nun ward mir vollkommen die Festlust antiker Volksaufzüge und lustschwärmender fröhlicher Menschen vor die Augen geführt. Statt des Marmors, dessen Reliefstrümmer ich in den düsteren Hallen der Museen bewundert, trat hier das warme pulsirende Leben, welches einst jenen Kunstwerken zum Vorbilde gedient, vor meine Sinne. Die Strophen der Ritornelle, welche die eine der Mädchen, gleichsam die Chorführerin, vorsang, und die die übrigen dann im Chore wiederholten; das Wechselspiel, in welchem hin und wieder einer aus der Menge eine improvisirte und im Chore wiederholte Zeile sofort mit einer sich passend anschließenden beantwortete, ließ die ersten Anfänge antiker Poesie gleichsam neu vor mir erstehen. Kaum wußte ich, wie mir geschah. Ein nie gefühltes Entzücken ergriff und durchdrang mich. Ich empfand, daß diese Festfreude, diese schöne Volksfestlust ein Religiöses, ein Frommes, ein Göttliches in sich trage, daß sie einst Verehrung des Gottes, geheiligter Kultus sein konnte.

Die Straßen, durch welche wir zogen, wimmelten von Menschen, die alle unsern Zug mit jubelndem Beifall begrüßten. Still und unheimlich wie Schatten glitten nur von Zeit zu Zeit die dunklen Gestalten der begegnenden Geistlichen mit ihren langen schwarzen ascetischen Gewändern und formverhöhnenden Kopfbedachungen an uns vorüber. Wagen von Kardinälen, die unsern Zug an die Seite drängten oder ihn für einen Augenblick zersprengten, wurden von der Menge mit lustigem Hohngeschrei und Pfeifen begrüßt. So ging es der Engelsburg zu. Hier vertauschte die Chorführerin mit einem Male die weithin gellende, unrhythmisch eintönige Ritornellweise mit einer Melodie, die zwar nur aus einem Satze bestehend, der sich immer wiederholte, doch mich in tiefster Seele ergriff. Die Weise hatte etwas Deutsches, und in den fröhlichen Durtönen doch etwas leise und lieblich Klagendes. Auch

waren die Worte, so viel ich davon verstand, Ausdruck der Klage über das Ausbleiben des fernen Geliebten.

So im Takteschritte schwebten sie dahin über die Brücke. Manchmal rauschte ein Tamburin brausend darein, oder schlangen die Töne der Mandoline sich um die süße Melodie, die sich immer und immer wiederholte, und doch statt zu ermüden bei jeder Wiederholung immer nur mehr entzückte. Es war, als könnte man diese einfache Tonverbindung Nächte hindurch hören ohne Sättigung. Es lag darin, daß man bei dem jedesmaligen langhingezogenen Schlußtone, mit welchem die Stimmen der Sängerinnen und Sänger immer aus dem Unisono in den harmonischen Doppelklang übergingen, immer schon mit neuer Lust dem Wiederanfangen entgegenhorchte, — es lag, sage ich, für mein Gefühl darin so recht der tiefe Naturausdruck der ungestillten Sehnsucht, des sehnenden Verlangens.

Endlich hielt der Zug in der Via Paola vor einer Osterie. Hier wurde ein neues Lied angestimmt. Dann ergoß sich plötzlich der ganze schwärmende Zug in die offenen Thüren der hellerleuchteten Osterie. In den ersten Gemächern saßen Zechende und Schmausende an ihren Tischen. Vorbei ging es mit Gesang und Klang in die Küche, wo an hellprasselndem Heerdfeuer Wirth und Wirthin für den Appetit der Gäste die duftenden Fritto's und die glänzenden Maccaronischlangen zurichteten. Im Umsehen war der Raum gefüllt, Zuschauer drängten nach, Tische und Bänke, mit denen auch der Küchenraum zur Schmaushalle eingerichtet war, wurden erstiegen. Denn schon hatte das Geschmetter des Tamburro den Saltarello beginnen lassen. Nie in meinem Leben vergesse ich dies Bild. Am Feuer der geschäftige Oste mit seinem Weibe, hartbedrängt von dem Kreise der Tanzenden und dem Zuströmen der Zuschauer, aber fröhlich und wohlgemuth sich in den Drang des Jubels fügend. Der Widerschein der rothen Flammengluth glänzte auf den ausdrucksvollen Gesichtern der Männer und Jünglinge, und umstrahlte

die Schönheit der tanzenden Mädchenpaare und die freudeleuchtenden Gesichter der Tamburinschlägerinnen, deren zierliche Finger in bachantischer Lust über die tönende Fläche dahin glitten. Die Freude war allgemein, und auch über unsere Theilnahme freute man sich, und gab uns dies offen zu verstehen. Und nun über dem Ganzen schwebend der unsichtbare, geistige Zauber der Feinheit, des Maaßes, der anmuthvollen Gehaltenheit, jener angeborne Takt, der alle Lebensäußerungen dieses urschönen Volksstammes adelt und selbst ihre bachische Festlust auch vor jeder Spur von Rohheit, Maaßlosigkeit und Gemeinheit bewahrt. Kein einziger Ton berührte widrig das Ohr. In dem Verhalten der beiden Geschlechter herrschte eine Unbefangenheit, gepaart mit einer Zartheit und Feinheit, gegen die das Feinste des Extracts unserer feinen Gesellschaftsmanieren als Grimasse erscheint, welche sehr oft die innerliche Rohheit nur mühsam verbirgt.

Es ist ein großer Unterschied zwischen nordisch deutscher und dieser italischen Festlust. Die deutsche Festfreude faßt Posto bei dem Fasse, und weicht nicht eher von dannen, bis die Hefen erscheinen. Ganz anders diese Südländer. Sie trinken von der geöffneten Champagnerflasche nur die ersten Schaumgläser, und wenden sich dann weiter. So war es auch hier. Nach einer kleinen halben Stunde leerte sich der Tanzraum der Osterie, und der Strom vertheilte sich theils in die nächsten Zimmer, theils auf die Straße, um heimzukehren oder neuen Brigaten sich fröhlich anzuschließen. Daß alle diese Scenen immer abbrechen, wechseln, sich umgestalten just im Momente ihrer schönsten Entfaltung, vermehrt noch ihren Reiz. Hier ist die Volkslust wirklich schwungvolles Leben, das die Menschen den leichtlebenden Göttern ähnlich macht. In unserm Norden ist sie oft nur verkappte Arbeit.

Wir hatten uns der Straße zugewendet, um endlich die Richtung unseres Heimweges aufzusuchen. Aber kaum hinausgetreten in die ungewöhnlich milde Octobernacht, riß uns ein anderer Festzug

mit sich fort in seinen strudelnden Wirbel. Vier junge Männer aus dem Volk, die schwarzen aufgekrempten Hüte auf die dichten Locken gedrückt, buntseidene Schärpen um die Hüften, ihre schwarzen Sammetjacken nachlässig um die Schulter gehängt, schritten, die Mandoline im Arme, dem Zuge voran. Nie, seit Palermo, hörte ich dies zarteste, nervöseste aller Instrumente meisterhafter behandelt. Es war, als rührten nicht vier, sondern nur einer die Saiten. Ihnen folgten im schnellsten Taktschritte zwei Reihen der schönsten Mädchen, die jedesmal an einer gewissen Stelle der gespielten Weisen ein Ritornell anstimmten und den Takt mit den anmuthigsten Tanzbewegungen begleiteten. Hinter ihnen eine andere Reihe von Jünglingen, den Ritornellen der Mädchen antwortend. So ging der Zug von unweit des Platzes vor der Engelsburg durch ein Labyrinth von Straßen und Gassen, über mondhelle Plätze, vorbei am Pantheon und dem Kollegium Romanum dem Korso zu, wo wir endlich, zu ermüdet ihnen weiter zu folgen, unsere stille Piazza Poli aufsuchten, und uns nach einem schönen, aber für mich Genesenden doch fast zu anstrengenden Genusse der Ruhe hingaben.

Den 30. October.

Heute war der letzte der Octoberfesttage. Nun hat die Freude Ruhe bis zum Carneval. Am 1. November beginnen schon die Kirchenfeste. Ich war heute wieder vor Porta Angelica. Das Wetter war günstig und es ging in den Vignen auch recht lustig her. Lauter Schmausende und Zechende — man glaubte im Lande der seligen Phäaken zu sein. Aber die Blüthe der Festlust fehlte doch. Seit dem letzten Aufstande in Rimini und seiner blutigen Dämpfung herrscht eine schwüle Luft über Rom. Die Engelsburg sitzt voll Gefangener. Das Governo ist in ängstlicher Sorge und

nichts ist schlimmer als Despoten in Furcht. Selbst die Freude ist ihnen verdächtig. So haben sie die Lustfahrten mit Fackeln durch die Stadt den Minenten (das sind die Leute aus dem Volk, welche eigentlich das Octoberfest feiern) verboten, und auch das Tanzen in den Osterien und Vignen. Ich war Zeuge davon, daß vier päpstliche Gensdarmen, nachdem sie eine Zeit lang zugesehen, plötzlich den Kreis sprengten und den Tanz verboten. Das Volk gehorchte, ohne das leiseste Murren hören zu lassen. Ein junger Römer, welcher, die Flasche in der Hand, bei einer Gruppe in der Nähe stand, gab auf meine Frage nach dem Warum? die durchaus ablehnende Antwort: Io non ne caspisco niente! und wandte mir den Rücken, als hielte er mich für einen Spion. Künstler, die hier zwölf Jahre wohnen, wußten sich solchen Tanzverbots nicht zu erinnern. Wohl aber meinten sie, daß seit einiger Zeit, wo die Religiösität wieder stark betrieben werde, die Pfaffen sehr gegen dergleichen eiferten. „Die verfluchten Pfaffen möchten gern Alles aufs Beten und Zahlen zurückführen," sagte Signor Camillo — unser römischer Freund von Aricia her. Zuweilen verbietet das Governo dergleichen auch bloß, um das Volk seine Macht fühlen zu lassen und es in der Gewohnheit des Gehorsams zu üben. So verbot man vor mehreren Jahren den Carneval, und gab dann zuletzt, „weil das Volk sich so gehorsam gezeigt habe," den letzten, den Moccoliabend frei. Da zeigte sich aber das Volk doch minder kindlich, als diese Behandlungsart voraussetzen mochte. Es wollte nun auch diesen Abend nicht, und warf, wo sich Moccoli zeigten, die Fenster ein. Willers erzählte mir, daß er und die andern Gäste des Café delle Arti in das Hinterzimmer vor solchen Steinwürfen flüchten mußten. Man fürchtet sehr, daß das nächste Mal wieder eine Carnevalsstörung eintreten könnte. Ich wäre darüber untröstlich.

Auf den Wegen vor dem Thore und in den Winkelgassen Roms ward indeß noch hier und da getanzt. Auch ein Wagen

mit Octobermädchen begegnete uns ſingend und tamburinſchlagend. Die ſchönſten Köpfe auf prächtigen Büſten. Alle mit Blumenkränzen im Haar, Sträuße in den Händen. Solch ein Wagen iſt wirklich ein wundervoller Anblick.

Den 31. October.

Heute Nachmittag war ich auf der Villa Mills, deren zauberiſche Roſengärten oben auf den Ruinen der alten Kaiſerpaläſte noch in voller Blütenpracht der Monatsroſen prangten. Es war ein wunderſchöner Tag, die Fernſicht, etwas umflort, entſchleierte ſich indeß mehr und mehr mit der ſinkenden Sonne. Vorgeſtern hatte ich das auf denſelben Trümmern liegende Kloſter Buonaventura mit ſeinen Palmen im Garten beſucht. Von der Villa Mills, welche nur alle Freitag offen, iſt die Ausſicht noch reicher. Wir machten einen Umgang durch den Garten, durchwanderten die breiten Laubgänge von Wein und Roſen, freuten uns des ſaftigen Grüns der kleinen Plätze, auf denen die Aloe in der Mitte ſteht, umgeben von Lorbeer, Myrthe und Oleander und den einſam in die Luft ſteigenden Cypreſſen. Die Cypreſſe iſt ſo recht der Baum für Italien, wo man überall auf Gräbern einer mächtigen Vergangenheit wandelt. Dann ſuchten wir uns ein behagliches Plätzchen zum Ausruhen in einer kleinen, nach allen Seiten offenen Laube, an der Seite, wo die Fronte des ungeheuren Baus der Kaiſerpaläſte dem Aventinus und dem einſt zwiſchen beiden liegenden Circus maximus, der Bahn für die Kampfſpiele und Wettrennen, zugewendet war. Thurmhoch erhebt ſich der Unterbau dieſer in Trümmern liegenden Paläſte bis zu dem Punkte, wo jetzt die Plains der oberen Gartenanlagen iſt, und von der ab erſt die eigentlichen Wohnräume der alten Kaiſerburg emporſtiegen. Die Rundſchau bot dem Blicke den ganzen Theil Roms

vom Kapitol bis zu den Thermen des Caracalla und über sie hinweg auf die Campagna gegen das Meer hin, und weiter südöstlich auf die blaudustigen Albanergebirge. Es war so warm wie bei uns an schönen Sommertagen, und wir hatten unterwegs den Schatten gesucht. Hier verträumte ich in stundenlangem Ausruhen den größten Theil des Nachmittags. Aus dem dichten Epheu, der das rothe Gemäuer umrankte, schlüpften grüne Lacertchen hervor, sich badend in der Sonnenwärme und neugierig die klugen Augen auf den hingestreckten Gast richtend. Die zarten Rosen nickten an dem Gitterwerk der Laube mit träumerischer Ruhe ins Herz. Ich fühlte das Wohlthätige jener heimathlichen Empfindung, welche den aus Unteritalien Zurückkehrenden bei seinem Wiedereintritte in Rom überkommt, und pries mich aufs Neue glücklich, dem wüsten Getreibe der vulkanischen Meerstadt Neapel entronnen zu sein. Das Meer giebt allen großen Städten etwas Unruhiges, Unheimliches, weil es die Gedanken in die Weite zieht. Aber keine Stadt kehrt so sehr nach innen, wie das zwischen seinen Berghügeln an der stillen Tiber, fern vom Meere hingelagerte Rom. — Ungeheure Trümmer von Mauern und Pfeilern starren zwischen der frischen Vegetation der umgebenden Gärten und Weinpflanzungen in die Höhe, welche alle auf dem Schutte dieser Burg der alten Weltbeherrscher über ungeheuren Gewölben ruhen, die jetzt als Heumagazine dienen.

Gegen Abend hinab ins Kolosseum. Dort hörten wir die Predigt eines Kapuziners über die Verhärtung der sündlichen menschlichen Natur. Um zu erklären, daß es den verstockten Sündern in dieser Welt meist sehr wohl gehe, brauchte er folgende Wendung: Gott mache es mit ihnen wie ein Landmann mit den Ochsen, die sich zur Arbeit ungebärdig stellen, er schicke sie, wie jener, auf frische, fette, blumige Weide, aber wie die fettgewordenen Ochsen die Schlachtbank, so erwarte die von Wohlleben und Weltlust gemästeten Sünder die ewige Verdammniß. Und zu diesem wüsten Wesen leuchtete das lichte Blau des Himmels in so unaus-

ſprechlicher Klarheit und Schönheit durch die offenen Hallen und Pfeiler des Rieſenbaues hernieder!

Die Farbenpracht, welche die ſcheidende Sonne in den Hallen des Koloſſeums hervorbringt, und von der ich Dir ſchon in meinem erſten Briefe aus Rom erzählt habe, entzückte mich auch heute wieder von Neuem. Die hohen Bögen ſchwammen in wahrer Roſengluth, welche ſich nach der Schattenſeite zu in ein violett weißliches und bläulich grünes Farbenſpiel abdämpfte. Der Stein hat trotz ſeines grauen, unſcheinbaren Ausſehens doch einen leiſe röthlichen Ton, der nur des reinen Lichts bedarf, um zu roſigſter Glut aufzuleben. Daran kann ich mich gar nicht ſatt ſehen.

Der letzte Aufſtand in der Romagna und das Journal des Debats.

Den 29. October.

In die helle Feſtluſt dieſer römiſchen Octobertage wirft der letzte, blutig niedergeworfene Aufſtandsverſuch der Romagnolen einen breiten dunklen Schatten. Man hört von zahlreichen Verhaftungen auch hier in Rom, und Alles, was nicht zur herrſchenden Partei gehört, verhält ſich ſchweigſam und voll banger Erwartung. Ein Geſpräch über dieſe Dinge mit Römern iſt ſelbſt im vertrauteſten Kreiſe nicht möglich, denn Furcht und Mißtrauen feſſeln jetzt hier jede Zunge. Ich habe ſo eben den Aufſatz des J. des Debats geleſen, um deſſentwillen neulich die betreffende Nummer dieſes Journals confiſcirt worden iſt. Wie war es möglich, dieſen Artikel zu confiſciren? wird Herr Bertin ausrufen, wie kann man ſo feine Freunde verkennen! Ich aber meine, die päpſtliche Polizei hat Recht daran gethan, einen ſo zweideutigen Alliirten ſich vom Leibe zu halten.

Es handelt ſich um den ſo eben blutig unterdrückten Aufſtandsverſuch in Rimini, und nichts gleicht der ſelbſtgefälligen Behaglichkeit, mit der die ächte Katheder-weisheit dieſes doktrinairen Blattes ſich in Belehrungen und Rathſchlägen für das unglückſelige Land ergeht. Es iſt lehrreich, ſein Raiſonnement zu verfolgen, das aus Vernunft und Abgeſchmacktheit wunderbar gemiſcht iſt.

Der Aufſtandsverſuch iſt, wie alle ſeine Vorgänger, ſeit funfzehn Jahren geſcheitert und wird, ſagen die Debats, nur dazu beitragen, das Elend des Landes zu verſtärken. Auch allen etwa folgenden derartigen Verſuchen wird ein gleiches Schickſal prophezeit. Der Zeitpunkt, in welchem eine Revolution möglich war — die Zeit der Pariſer Julirevolution des Jahres 1830 — hat Italien ungenützt verſtreichen laſſen. Erſt nach einer Zögerung von ſechs Monaten, als ſchon Alles in Europa auf eine friedliche Ausgleichung hinſteuerte und ein Prinzipienkrieg in Europa immer unwahrſcheinlicher wurde, kam man in Italien zu einigen kleinen, theilweiſen Aufſtänden in einigen kleinen Staaten, an denen weder Piemont noch Neapel Theil nahmen. Die Unthätigkeit dieſer beiden Staaten entſchied das Schickſal Italiens im Jahre 1831. Allein ſie war ſehr erklärlich, meint der Pariſer Politiker, wenn man bedenkt, daß dieſe Staaten ſchon zehn Jahre früher vergeblich eine Revolution verſucht hatten. Damit kommt nun das J. d. D. wieder auf ſeinen früheren Satz zurück: nichts ſchädlicher für Italien als ſolche verunglückte (avorté) Schilderhebungen, deren Folgen keine anderen ſind als verderbliche Invaſionen, Proſcriptionen in Maſſe und völlige Vernichtung aller Hoffnungen in dem ſo grauſam geprüften Volke. Alle dieſe Aufſtandsverſuche, welche ſeit funfzehn Jahren auf einander gefolgt ſind, was haben ſie bewirkt? Allgemeine Entmuthigung und Erſchlaffung, und größere Befeſtigung der Regierungen als vor funfzehn Jahren. Der beſte Beweis dafür iſt, daß z. B. ſo eben das päpſtliche Gouvernement einen Aufſtand mit eigenen Kräften raſch genug unterdrückt hat, zu deſſen Dämpfung es vor

funfzehn Jahren sicher des Beistandes eines mächtigen Nachbaren bedurft hätte. Das soll kein Vorwurf für die Italiener sein, meint das Journal des Debats, man müsse sich vielmehr über die unglückselige Hartnäckigkeit und die zahlreichen Wiederholungen dieser Versuche, die Freiheit zu gewinnen, verwundern. In viele Staaten zersplittert, ohne Waffen, ohne irgend eine Art von Publicität, ohne irgend ein Mittel, sich untereinander zu verständigen, oder das Volk für ihre Pläne zu interessiren, wissen sie vielmehr, daß sie es nicht bloß mit ihren Regierungen zu thun, sondern im Fall des Gelingens höchstwahrscheinlich den Choc einer der Hauptmächte Europa's auszuhalten haben. Davon, daß das Frankreich von heute in solchem Falle thun würde, was es 1831 that, und dem Choc jener Hauptmacht die Spitze bieten würde, ist natürlich in den Debats von 1845 nichts zu finden!

Soweit ist indessen noch Alles ganz gut, und mit der Verwarnung vor solchen verzweifelten Insurrectionsversuchen wird sich bei ihrer augenscheinlichen Erfolglosigkeit und Schädlichkeit auch jeder Vernünftige leicht einverstanden erklären. Jetzt aber beginnt in dem Raisonnement der Debats eine Flachheit und Fadheit des Lehrtons, ein wohlbehagliches Auskramen wohlfeiler Weisheit des an reicher Tafel Gesättigten gegen den von allen Qualen des Hungers Gepeinigten, ein so völliges Vergessen der eigenen Vergangenheit, daß man seinen Augen kaum trauen zu dürfen glaubt. Der Extract der weitbauchigen Medizinflasche, in welcher dem unglücklichen Italien das heilsame Elixir dargereicht wird, ist etwa folgender: freie politische Staatseinrichtungen sind freilich ein sehr gutes Mittel, um bei einem Volke Thätigkeit und Leben zu wecken, aber jeder politischen Reorganisation müssen nothwendig eine Masse von Reformen vorausgehen. Italien muß sich von innen heraus erneuern. In ihrer eigenen Geschichte können die Italiener Belege genug dafür finden, daß die Menschen den Kampf gegen Institutionen siegreich geführet haben (!). Als Beweis dieses siegreichen

Fortschritts dient dem Franzosen die Parallele zwischen dem jetzigen Verbot der päpstlichen Regierung, an den Gelehrtenversammlungen Theil zu nehmen, und der Unterdrückung Galilei's und seiner Lehre vor zweihundert Jahren. Wie albern! Als ob nicht alle solche Erscheinungen nur relativ zu fassen wären zu dem Bildungszustande ihrer Zeit! Gegen die Bildung des übrigen Europa gehalten ist dieses Verbot dem Wesen nach nicht um ein Haar verschieden von jenem Gerichte, welches den Weisen zum Abschwören seiner Lehre zwang. Ja, der Franzose scheint gar nicht zu wissen, daß noch bis auf diese Stunde in italienischen Schulen die Galilei'sche Entdeckung nur als die Meinung einiger Gelehrten und Philosophen angeführt und keineswegs als ausgemachte Wahrheit hingestellt wird. Eben so unglücklich ist die folgende Parallele: gewiß, man kann nicht sagen, daß sich heutzutage die Schriftsteller einer besonderen Protektion zu Ferrara erfreuen, aber giebt es Jemand, der da glaubt, daß wenn Tasso jetzt wieder geboren würde, man ihn wie im sechszehnten Jahrhundert neun Jahre lang ins Irrenhaus sperren könnte?

Ei in aller Welt warum denn nicht? Er mögte, statt einer etikettischen, eine politische Unbesonnenheit begehen, und er wird so gewiß ins Gefängniß wandern wie Silvio Pellico, der gefeiertste Poet Italiens, zehn Jahre lang in den Katakomben des Spielbergs Strümpfe gestrickt hat. Die absoluten Regierungen des heutigen Italiens, und namentlich des Kirchenstaats, würden keinen Augenblick anstehen, den ganzen Parnaß von Homer bis Goethe, zu dem Apoll und allen neun Musen auf die Engelsburg zu setzen, wenn sich dieselben einfallen ließen, sich gegen ihre Satzungen deutlich aufzulehnen, wie der bürgerliche Tasso gegen den heiligen Geist der Vollblutsetikette sich aufgelehnt haben soll.

Weiter im Texte. Italien soll also vor einer politischen Veränderung erst die bürgerliche Administration jedes Staats verändern. Aber wie? Nun, auf ganz legale Weise. Es ist dazu weiter

nichts nöthig, als daß alle einsichtsvollen Italiener den Muth haben, frei und offen mit ihrer Kritik der Regierungs- und Verwaltungshandlungen gegen die Regierenden heraus zu treten, statt wie bisher ihre Kritiken bloß im vertrauten Gespräche laut werden zu lassen. Man thut jetzt das Böse nicht mehr aus bloßem Vergnügen (wann war dies letztere denn je im wörtlichsten Sinne der Fall!?) und ein Fürst schickt jetzt Niemanden mehr auf die Festung dafür, daß er ihm einen heilsamen Rath (un avis salutaire) giebt. Wenn alle Welt in einem italischen Staate eine Polizeimaßregel verwirft, oder sich gegen den immer mehr um sich greifenden Einfluß der Jesuiten erhebt — wird sicher keine österreichische Intervention erfolgen.

Es ist unglaublich! Diese Naivetät des Journal des Debats streift ans Absurde. Also die italischen Regierungen sollen aufgeklärt werden von ihren Unterthanen, sie bedürfen dieser Belehrung und werden sie gerne annehmen! Herr Armand de Bertin mache gefälligst den Versuch, in Rom oder Neapel diese Lehre, diesen avis salutaire auszusprechen, und er wird so gewiß ins Prison gesteckt und demnächst über die Gränze transportirt werden, als es wahr ist, was Er selbst zehn Zeilen weiter sagt: daß es jenseit der Alpen zwar dem Namen nach Gesetze und Gerichte giebt, daß aber der That nach die Polizei es ist, welche alles kann und alles thut, und daß der Sbirre in Italien das Wahrzeichen der väterlichen Regierung ist. Das Raisonnement des Franzosen ist nicht neu. In Deutschland ist es mit seinen Hülfssätzen von dem Reiffein oder werden für die Freiheit zum Ueberdrusse wiederholt worden, und noch neuerlich hat uns Benedey den bürgerlichen Muth nachdrücklich empfohlen. In Deutschland kann man diese Empfehlung gelten lassen. Hier ist wenigstens in Wissenschaft und Bildung ein Boden, wenn auch ein noch so kleiner, vorhanden, auf dem die Revolution der unblutigen Reform Fuß fassen kann. Aber in Italien? Es wäre zum Lachen, wenn es

nicht zum Weinen wäre! Der Franzose — was verlangt er eigentlich? Aufstand ohne Waffen — aber dennoch Aufstand. Alle Einsichtsvollen sollen sich zu gemeinsamem Handeln verbinden. Gut! aber wie? wo sind die Mittel, die Organe? wo eine Presse, wo Zeitungen, wo eine Möglichkeit, sich zu verständigen, aufs Volk zu wirken? Der Franzose hat eben vorher selbst gesagt, daß dergleichen in Italien nicht vorhanden. Er thut sich was darauf zu Gute, daß er sagt, die italienische Frage werde nicht durch Theorie entschieden. Praktisch! praktisch! ist das Losungswort. Und gerade er ist in seinen Rathschlägen so unpraktisch wie — ein Doktrinair de pur sang. Was geschehen soll, ist klar, aber über das wie hütet er sich wohl ein Wort zu sagen. Wir wollen es für ihn in seinem Sinne thun. Also z. B. in Ländern, welche durch die Sanftheit ihrer Gesetze berühmt sind, hat die Polizei das Recht, einen Bürger ohne irgend ein gerichtliches Verfahren auf neun Jahre zur Zwangsarbeit zu schicken. Hiergegen nun sollen wir Italiener uns auflehnen. Ich versammle alle meine Freunde (schon dies ist strafbar), wir setzen eine Protestation auf, in der wir das Gouvernement über die Schädlichkeit und Ungerechtigkeit dieser Maaßregel belehren, wir übergeben diese dem Fürsten — guter Gott! noch ehe wir von diesem Wege die ersten Schritte zurückgelegt haben, sitzen wir alle schon unter Schloß und Riegel. — Aber wenn Alle denken wie Ihr? Alle kann doch das Gouvernement nicht einsperren! — Ach, das ist's ja eben: Komm her zu mir, ich will Dir aufhelfen! sagt der Berliner Gamin von einem Ende der Gasse zu seinem Kameraden, der am andern ausgeglitten und niedergestürzt ist. So kindisch und so höhnisch zugleich klingt jener Rath. Es ist just, wie wenn man zu einem Fieberkranken sagt: der Narr! warum steht er nicht auf und geht in die freie Luft? Er braucht ja nur gesund zu werden. Das Journal des Debats hat die unsägliche Naivetät, zu glauben, die italienischen Regierungen würden Kritiken ihrer Handlungen mit

Dank annehmen, die Fürsten sich gern belehren lassen. Es liegt nur daran, meint der Franzose, daß ihnen die Sachen nicht recht vorgestellt werden!

Daß Eigennutz und Selbstsucht bei dem Festhalten von religiösem und politischem Absolutismus die Haupttriebfedern sind, davon weiß die gute Seele nichts. Die Regierungen und Fürsten Italiens sind ihr gutmüthige Papa's, welche das, was sie thun, nur thun, weil es ihre Väter auch gethan haben, und weil sie es nicht besser wissen. Sonst „sind es meist aufgeklärte Menschen von den besten Absichten und der väterlichsten Gesinnung. Sie beruhigen ihr Gewissen nur damit, daß zu ihrer Vorfahren Zeit nicht anders regiert worden ist."

Hier setzt sich nun das Journal des Debats aufs hohe Pferd des allerwidrigsten Pharisäismus. Freilich muß man gestehen, sagt es, daß das Uebel alt ist. Das väterliche Gouvernement ist in diesem Lande sehr alt. Um dies zu beweisen, wird angeführt, daß der erste Großherzog Medici auf den Rand einer Vorstellung, einen verdächtigen Officier betreffend, die Resolution ertheilt habe: man hänge ihn (s'impicchi) und der Mann wurde gehangen. Man sieht also, sagt das Journal, der Absolutismus der väterlichen-Regierung ist alt in Italien, und Fürsten und Völker sind daran von langeher gewöhnt. Aber an dem Tage, wo die Italiener mit Energie wollen werden, daß dieses System sich ändere, wird es sich ändern ohne alle Revolution und gewaltsame Erschütterungen irgend einer Art.

Welch ein Daniel, aber auch welch ein Bosco! der das Geheimniß weiß, eines schönen Tages im Handumdrehen plötzlich ein geknechtetes Volk in ein freies zu verwandeln, wie Bosco ein leeres Ei in ein volles, und das ohne einen Schuß, selbst ohne einen blinden!

In der That aber steckt in jenen Sätzen ein ganzes Nest von Konfusion und Perfidie. Oder ist es nicht perfid, zu sagen:

Italien ſei ſeit langem an Knechtſchaft und väterlich Regiment gewöhnt, und zu dem Ende auf Kosmus von Medici zurückzugehen, und in demſelben Augenblicke die ganze väterliche Gräuelregierungswirthſchaft vor der Revolution in dem eigenen Lande zu vergeſſen. Wenn 1789 Jemand geſagt hätte: Fürſten und Volk ſind das väterliche Regiment in Frankreich ſeit lange gewohnt — man hat alſo kein Recht zur Revolution, was würde der Franzoſe ſagen? Warum, könnte ein Italiener fragen, haben ſeine Landsleute ihre Revolution, ihre Freiheit nicht auf dem friedlichen Wege des allgemeinen Willens zu Stande gebracht, ſondern ſie ſich durch ein Meer von Blut geholt? Warum haben ſie nicht gewartet, bis alle Adligen und Pfaffen ſich gegen den Abſolutismus des väterlichen Regiments erklärten, bis alle Vendéer und ſonſtige Royaliſten zu Freunden der Freiheit wurden? Warum ſind überhaupt alle Revolutionen, alle Veränderungen der väterlichen Gewaltherrſchaft in die Herrſchaft des Rechts und Geſetzes bisher nur und immer nur durch Gewalt und Blut erkämpft worden, die dem Wollen den Ausdruck und die Energie verliehen? In der That, die Debats müſſen nach dieſem Artikel ihre beiden Revolutionen von Grund der Seele verdammen. Wie Hohn klingt es alſo, wenn das J. d. D. die Italiener ermahnt, ſich den geſetzmäßig ruhigen Fortſchritt und die Proſperität Frankreichs zum Muſter zu nehmen! Hat denn dieſes Organ des Louis Philippismus ſo ganz alle Geſchichte des eigenen Landes vergeſſen?

Einer ſo herzzerſchneidenden Hoffnungsloſigkeit gegenüber, im Anblicke eines Volkes, das von tauſend Feſſeln umſchnürt, vom Schlingkraute des Pfaffenthums ausgeſogen und verzehrt, in tiefſter Unwiſſenheit künſtlich erhalten, faſt ohne Ahnung von den ungeheuren Fortſchritten der ſtaatlichen Kultur, die zwiſchen ihm und den übrigen Hauptvölkern Europa's eine Kluft von Jahrhunderten geriſſen haben, aus tauſend Wunden blutet, — im Anblicke ſolchen Jammers und Elends, wie es der Kirchenſtaat, Neapel und

Sizilien dem Beobachter auf Schritt und Tritt entgegendrängen, da geziemt sich vielleicht das Bekenntniß: daß das Wie des Anders- und Besserwerdens hier nicht abzusehen sei. Aber nur leichtfertiger Uebermuth und gedankenlose Weltweisheit mag hier marktschreierisch als Quacksalber mit der Wunderessenz aufzutreten wagen, wie es das J. d. D. sich nicht entblödet hat. Es wird vielleicht auch diesem schönsten Lande der Erde der Tag wiedererscheinen, wo sein Anblick dem Betrachter, der neben Kunst und Natur auch noch für Menschen- und Völkergeschick ein Herz hat, nicht mehr die Brust zusammenschnürt. Aber — der Tag scheint noch ferne. Und wenn irgend ein Land, so hat Italien keine Hoffnung, diesen Tag ohne blutige Opfer anbrechen zu sehen: zu tief ist hier das Uebel gewurzelt, zu tief hat sich der Krebs des Unheils in das Mark der Nation eingefressen, als daß das schneidende und brennende Eisen, mit dem der Weltgeist solche Schäden heilt, hier durch die homöopatischen Pillen des J. d. J. ersetzt werden könnte. Nur eins könnte hier aushelfen: ein politischer Reformer auf dem Stuhle Petri selbst, der die Sache des jetzt verfehmten politischen Fortschritts zu der seinigen machte, ein Papst, der mit des fünften Sixtus Energie die Hinneigung an die neuen Ideen bürgerlicher und staatlicher Existenz verbände. Einem solchen würden alle Herzen Italiens zujauchzen, denn so verwahrlos't es ist, das Volk fühlt das Elend seiner Zustände viel tiefer, als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte.

Das J. d. D. macht den Italienern Vorwürfe, daß sie 1830 nicht von Piemont bis Palermo sich auf den Freiheitsruf in Frankreich erhoben hätten. Ich habe treffliche Patrioten in Italien sagen hören, daß der Julikönig, den sich Frankreich 1830 mit so theurem Blute erkämpft, die Sache der Völkerfreiheit seinen bourbonischen Familienzwecken aufgeopfert habe, und daß Italien, selbst wenn es sich erhoben hätte, nur das Schicksal Polens getheilt haben würde, welches Frankreich trotz aller Maulheldenhaftigkeit seiner

Kammerproteſtationen ruhig von den Moskowitern zertreten und gegen geheiligte und beſchworne Verträge ſelbſt bis auf den Namen vernichten ließ.

Freund M. bringt mir ſo eben eine Abſchrift des Manifeſtes, welches die Häupter des ſo ſchnell unterdrückten Aufſtandes in den Legationen verbreitet hatten. An die Fürſten und Völker Europa's gerichtet, ſchildert es in kurzen und kräftigen Zügen alle Leiden und Bedrückungen, welche dieſe Provinzen ſeit der Wiederherſtellung des päpſtlichen Regiments im Jahre 1819 erduldet. Pius VII. hatte 1816 motu proprio ein Edikt erlaſſen, in welchem er eine Regierung verſprach, die ſich an die ſo eben geſtürzte des Königreichs anſchließen und die Bedürfniſſe des Landes und die Fortſchritte der Civiliſation berückſichtigen ſollte. Gerade das Entgegengeſetzte geſchah. Leo XII. und Pius VIII. verfolgten den eingeſchlagenen Weg in die Vergangenheit zurück. Die Julirevolution brach aus. Die Romagna erhob ſich und ſtürzte faſt im Nu das alte Gouvernement über den Haufen. Oeſterreichs Bajonnete richteten es wieder auf. Aber dieſelbe Politik, welche die Revolution unterdrückte, weil ſie die Berechtigung der Erhebung eines Volks gegen eine ungerechte und tyranniſche Regierung nie und nirgends anerkannte — eben dieſelbe Politik ſprach doch öffentlich aus, daß dem Kirchenſtaate Reformen Noth ſeien. Oeſterreich ermahnte im Verein mit Frankreich, England und Preußen den neuen Papſt Gregor XVI. zu ſolchen Verbeſſerungen ſeines Regiments in einer diplomatiſchen Note, in welcher man unter Anderm folgende Vorſchläge ſtellte: Zuläſſigkeit der Nichtgeiſtlichen zu allen Juſtiz- und Verwaltungsſtellen, gewählte Munizipalräthe, welche wieder aus ihrer Mitte die Provinzialräthe wählen ſollten. Aus ihnen ſollte ein oberſter Gerichtshof erwählt werden, der zu Rom reſidiren und eine Art von finanzieller Controlle auszuüben berechtigt ſein ſollte.

Statt dieſer eben ſo mäßigen als heilſamen Reformen, zu denen Gregor anfangs ſelbſt ſeine Zuſtimmung gegeben hatte,

ſchickte der Papſt als Antwort auf die Deputation der Provinzen, welche ihn an ſein Verſprechen erinnerten, den Kardinal Albani mit den Henkerbanden der aus Räubern und Mördern gewordenen päpſtlichen Freiwilligen in die Legationen.

Seit zehn Jahren, ſagt das Manifeſt, iſt es nicht der Papſt, nicht Rom, nicht die Kardinäle, welche die Legationen regiert haben, ſondern dieſe brutalen, blutdürſtigen Banden. Die Militairkommiſſionen blieben permanent. Wer nur irgendwie in den Verdacht kam, jene Reformen gewünſcht oder Schritte zu ihrer Erlangung unterſtützt zu haben, den traf nach Willkür, ohne geordnetes Verfahren, ohne Vertheidigung die Strafe: Gefängniß, Verbannung, Tod und Konfiskation.

Das Herz im Leibe wendet ſich um bei der folgenden Stelle, deren buchſtäbliche Wahrheit Jeder, der Italien auch nur oberflächlich ſah, unterſchreiben wird.

„Man wirft uns vor, daß wir Reformen fordern mit den Waffen in der Hand. Aber wir beſchwören flehentlich alle Souveraine Europa's und die Männer, welche in ihrem Rathe ſitzen, zu beachten, daß uns die gebieteriſche Noth dazu treibt, daß wir kein geſetzliches Mittel haben, unſere Wünſche auszuſprechen, keine öffentliche Vertretung irgend einer Art, nicht einmal das Recht zu bitten. Ja, wir befinden uns in einem ſolchem Zuſtande der Knechtſchaft, daß die Bitte, die Klage Majeſtätsverbrechen ſind in den Augen unſerer Regierer.“ — Ich denke nicht, daß irgend ein Menſch im Stande ſein wird, dieſen Schrei der Verzweiflung Lügen zu ſtrafen.

Und was wollen dieſe Leute? Nichts Anderes im Weſentlichen als Reformen, die ſchon vor dreißig Jahren ihnen verſprochen und vor fünfzehn Jahren ſelbſt von den Kabinetten Europa's dem heiligen Stuhle empfohlen wurden. Ihre Forderungen ſind eben ſo mäßig und beſcheiden als vernünftig und von der Lage der Dinge ſelbſt unabweislich gefordert. Es ſind: vollſtändige Amneſtie aller

politischen Vergehungen seit 1831. Ein neuer Civil- und Kriminalkodex mit Geschwornengericht, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Abschaffung der Konfiskation und der Todesstrafe für sogenannte Majestätsverbrechen. Aufhebung der Gewalt der Inquisition über die Nichtgeistlichen. Aufhebung der Ausnahmegerichte und des Ausnahmeverfahrens für politische Verbrechen. Einführung der Munizipal- und Provinzialräthe, so wie des höchsten Staatsraths zu Rom, in der von den europäischen Kabinetten 1831 vorgeschlagenen Weise. Besetzung der bürgerlichen und militairischen Aemter mit Nichtgeistlichen. Befreiung der Schulen von der Oberherrschaft der Bischöfe und des Klerus, denen indessen die ganze Leitung des religiösen Unterrichtes ausschließlich verbleiben solle. Beschränkung der Censur auf Verhütung von Beleidigungen gegen Gott und die katholische Religion, gegen die Person des Souverains und das Privatleben der Bürger. (Also nicht einmal die Censur wollen sie völlig aufheben! Kann man bescheidener sein?) Verabschiedung der fremden Söldner im Heere. Einrichtung einer Bürgergarde zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Gesetze. —

Merkwürdig ist dabei nur ein Widerspruch. Das Manifest spricht in den entschiedensten Ausdrücken seine Verehrung gegen den Papst als geistliches Oberhaupt aus, und vindicirt ihm in allen geistlichen Dingen unbedingten Gehorsam. Auch den Klerus als solchen wollen sie in seinen geistlichen Rechten unangetastet wissen. Nun aber gehört doch wohl die Gerechtigkeit zu den Tugenden der christ-katholischen Religion, und ist so gewiß etwas Geistliches als sie etwas Geistiges ist. Wie kommt es nun, daß die römischen Liberalen so entschieden die Forderung aufstellen: kein Laie solle mehr vor irgend ein geistliches Gericht gestellt werden dürfen? —

Kann einer zugleich ein religiöses Kind und ein politischer Mann sein? — Doch wozu diesen Widerspruch noch erst hervor-

heben! Die Liberalen der Romagna mögen einsehen oder nicht einsehen, daß die Hierarchie mit der Freiheit, die absolute Kirche mit dem absoluten Staate, d. h. mit dem Staate, der das Gesetz seiner Entwickelung in sich selbst hat, unverträglich ist — immerhin handeln sie praktisch, wenn sie sich um die Existenz eines Widerspruchs vor der Hand noch nicht kümmern, welcher uns drüben so viel Kopfbrechens macht. Wenn sie nur erst jene Reformen haben, so werden sie auch schon weiter kommen. Die Welt geht langsam, aber es hat gute Wege, daß nicht endlich doch alle Welt dahinter kommen sollte, daß zweimal zwei viere ist, und nun und in Ewigkeit nicht fünfe wird. Lehrt die Religion den Christen handeln und nicht bloß glauben, ja, ist in ihr die höchste Richtschnur allen Handelns zu finden, so ist derjenige, welcher die religiöse Erziehung leitet, auch derjenige, der das Handeln des von ihm Erzogenen bestimmt, so ist der, welcher die Seele beherrscht, auch der Herrscher über den Leib, welcher der Seele den Arm leiht. Wenn heute die Reformen gelingen, und die gesammte Geistlichkeit aus dem Gebäude der Staatsverwaltung entfernt wird, — so braucht sie nur durch die Hinterfenster wieder hineinzusteigen. Die Leitern haben ihr die Gegner selbst angelehnt. Beispiel? Das Vaterland des weisen Journal des Debats.

Es bleibt mir nur noch übrig, etwas von der Wirkung zu sagen, welche weniger der Aufstand selbst als jene Proklamation hier in Rom hervorgebracht hat. Daß man sie in hunderten von Abschriften unter vertrauten Freunden sich untereinander mittheilt, sich an dem Adel und der Schönheit der Sprache, an der siegenden Klarheit und der maßvollen Haltung, an der ruhigen, von aller Leidenschaftlichkeit fernen Darstellung, an der schlagend überzeugenden Wahrheit der Gründe und Darlegungen entzückt, versteht sich leicht. Denn selbst auf der Gegenseite hatte ich Gelegenheit, den tiefen Eindruck dieses Documents wahrzunehmen. Man schien zu fühlen, daß dasselbe mit der einfachen Macht der Wahrheit einen

vernichtenden Schlag gegen die Despotie und ihre Barbarei führe. Die Bestürzung ist in gewissen Kreisen unglaublich. Man hätte lieber zehnfaches Blutvergießen, Kassenraub und Plünderung ertragen, denn das alles sind Dinge, die nach einer unterdrückten Revolte den siegenden Machthabern reichliche Zinsen tragen, — nur nicht den moralischen Eindruck dieses Manifestes, der so bald nicht aus den Gemüthern der Menschen verschwinden wird. Hier sind alle Krebsschäden mit ruhiger Gelassenheit bloßgelegt, alles Elend des Volks, alle Gebrechen und Verbrechen der öffentlichen Lebenszustände ernst und entschieden, aber ohne eine Spur von Affekt des Hasses und Ingrimmes aufgedeckt. Man fühlt, daß man solcher Bildung eben so wenig gewachsen ist wie der Gesinnung, auf deren Grunde sie ruht, und daß der Tag nahet, an welchem zur Herrschaft kommen wird und muß, was allein zu herrschen würdig ist, der Geist der Bildung und der Geist der Wahrheit, welche beide sind der Geist der Humanität und Freiheit. — In der Geschichte der Befreiung Italiens wird nicht dieser gescheiterte Aufstand, aber sicher dieses Manifest, das denselben rechtfertigte, Epoche machen.

Die Aufregung in Rom selbst zeigt sich übrigens weit weniger im Volke als in den Maßregeln des Gouvernements. Nie sah ich so viel Gensdarmen auf Straßen und Plätzen, als in diesen letzten Octoberfestwochen. Alle Patrouillen sind verdoppelt, das Corps der päpstlichen Dragoner wird täglich verstärkt. Man fürchtet im bösen Gewissen selbst die freudige Aufregung der Octoberlustbarkeiten, und untersagt sogar den Tanz in den Vignen und das Fahren durch die Straßen mit Fackeln. Das Volk fügt sich und schweigt, denn Murren ist gefährlich.

Den 2. November.

Gestern, am großen Kirchenfeste Aller Heiligen, holte mich Herr Parade, Sekretair der hannoverschen Gesandtschaft, zur stirti-

nischen Kapelle ab, wo der Papst selbst bei der Messe fungiren und schöne, alte Kirchenmusik zu hören sein sollte. Der Zudrang war sehr stark, doch nicht in dem Maaße belästigend als ich mir, nach früheren Schilderungen, vorgestellt hatte. Die Fremdenzahl scheint überhaupt diesen Herbst geringer als früher zu sein. Wir trafen bisher in den Privat- und öffentlichen Sammlungen, auf dem kapitolinischen Museum, in der Villa Mills, Borgheſe u. ſ. f. bei unsern Besuchen nur sehr wenige Foreſtiere, und wurden namentlich weit weniger als im Frühjahre von Engländern molestirt.

Ein Billet des hannoverschen Ministers an einen Geistlichen vom Hofe des Papstes verschaffte uns, den groben Schweizersoldaten zum Trotz, welche in ihrer bunten Lanzknechtstracht mit alterthümlichen Hellebarden und preußischen Commissäbeln die Eingänge bewachten, den Zutritt in das innere, durch ein Gitter abgesperrte Heiligthum der Kapelle, und zwar in den Raum, wo die höheren Geistlichen saßen, zwischen deren roth und weißen Mänteln und Kapuzen sich unsere schwarzen Fracks komisch genug ausnahmen. In dem mittleren Raume nahm das Kollegium der Kardinäle auf rings umlaufenden Sitzen Platz, wenige feine Gesichter darunter, viel bornirter Ausdruck bei den meisten. Am ehrwürdigsten sah der obenansitzende Kapuzinergeneral Micara aus mit seinem langen, bis zum Gürtel hinab fließenden weißen, zweispitzigen Barte. Micara ist der Liebling der Römer, die in ihm den künftigen Papst sehen, ein Mann von strenger Gewissenhaftigkeit und einem Lebenswandel, dem es mit der christlichen Askeſe Ernst ist, denn er lebt so schlecht und dürftig wie ein gewöhnlicher Klosterbruder, und hat seine Kapuziner streng reformirt. Den Fremden ist er freilich ebensowenig hold als den schönen Künsten, und es sieht ihm gar nicht unähnlich, was man von ihm erzählt, daß er die Vernichtung aller Musen und Gallerien wünsche, weil diese die Fremden und damit die Glaubens- und Sittenverderbniß nach Rom zögen. Endlich erschien der heilige Vater selbst, und ich befand mich nun mit dem Statt-

halter Christi vis a vis, nur durch die Breite des Schiffs der Kapelle getrennt. Mein gutes Glas setzte mich in Stand, seinen Gesichtsausdruck genau zu beobachten, da das ewige Hin und Her der mir gleichgültigen Ceremonien, das Ausbreiten und Zuschlagen seiner goldgestickten Atlasgewandung durch zwei Geistliche, das Auf- und Absetzen der goldstoffenen Bischofsmütze, das Küssen des Fischerringes an seinem Finger durch die Kardinäle, und all dergleichen Schnurrpfeifereien mich höchlich langweilten. Ich sah einen alten achtzigjährigen Mann, von derb fleischigem, rothbraunen tiefgefurchten Gesichte, an den Augen sichtbar leidend und von einem Schnupfen geplagt, der ihn alle Augenblick sein Taschentuch von einem der Cameriere verlangen ließ, welches dann durch mehrere Hände hin und zurück zu passiren hatte. Der Ausdruck seines Gesichts hatte etwas Treuherziges, Ehrlichbeschränktes, welches mit seiner bürgerlich niedrigen Herkunft — er ist Sohn eines Handwerkers aus dem österreichischen Italien — wohl übereinstimmt. Er hat die Carriere von der Pike auf gemacht, ist ein ganz gewöhnlicher Frate gewesen und seine erste Regierungshandlung war, sein ehemaliges Kloster, das der Camaldulenser auf San Gregorio monte Celi, unfern des Konstantinsbogen in Rom, auszuschmücken und zu beschenken. Wie er so mir gegenüber saß, die Hände mit spitzen Fingern gegen einander wie zum Gebet gefaltet, in derselben Haltung, in welcher seine steinernen Vorgänger im Sankt Peter auf ihren hohen Graddenkmälern knieen, hatte er etwas väterlich Ehrwürdiges. Ich dachte, wie bald auch er bei seinem hohen Alter an ihre Seite rücken werde. Unterdessen nahm das mir unverständliche, todte, von seinem früheren Geist verlassene Rituswesen seinen Fortgang. Einige Kardinäle fungirten plärrend am Hochaltare, und der Papst auf seinem Throne, bald stehend, bald sitzend, fiel ein Paar Mal singend oder vielmehr recitativmäßig ein. Seine Stimme mußte ich bewundern, sie war voller und kräftiger als alle anderen und schoß wie eine Tuba durch den Raum. Und als der

achtzigjährige Greis hoch aufgerichtet, beide Arme weit auseinander gebreitet, mit etwas zurückgeworfenem Haupte und gen Himmel gerichtetem Blick die Fürbitte intonirte, gewann er für einen Augenblick wirklich etwas imponirend Erhabenes; seine Züge schienen in diesem Momente belebt von dem Bewußtsein seiner höchsten irdischen Stellung als Knecht der Knechte Gottes und Reichsverweser Christi auf Erden. Dann aber sanken sie erschlafft wieder in den stumpfen, nichtsbedeutenden Alltäglichkeitsausdruck zurück.

Mittlerweile hatte ein junger Prädikant in rothem Talar und Barett eine kleine Holzkanzel bestiegen, die sich unmittelbar neben meinem Standorte am Ende des Gestühles befand, wo die fremden Prälaten, die Bischöfe und Canonici saßen. Es schien ein Zögling irgend einer Anstalt, vielleicht der Propaganda zu sein, dessen Schülerhaftigkeit hier an diesem heiligen Feste das laute, gesprochene Wort, den göttlichen Ausdruck des Geistes hören lassen durfte. Dieser Theil der Feier erfüllte mich geradezu mit Widerwillen. Am feierlichsten Feste der katholischen Christenheit, im Angesichte der höchsten Versammlung der katholischen Welt, gegenüber einem Kollegium königlicher Kirchenfürsten in ihrem Purpur, an ihrer Spitze das allerhöchste Haupt der Christenheit, rings umgeben von einer Versammlung von Vertretern aller gebildeten Völker Europa's, — hatte man das Recht des Wortes, die Predigt des Evangeliums in die Hände eines jungen Burschen gelegt, der in elendem Floskellatein, mit mühsam zusammengebettelten Augustinischen Stylphrasen ohne Schwung und Begeisterung, mit hohlem Pathos, hölzern eingeübter Gestikulation das erbärmlichste aller Schulexercitien hervorgelte, in welchem neben den unmäßigsten Komplimenten für den Papst und die Kardinäle auch nichts der Würde und Bedeutung des Tages Angemessenes zu Worte kam! Und diese Armseligkeit des Prädikanten wurde vollends zum Unerträglichen noch dadurch gesteigert, daß ein anderer Rothrock hinter ihm kniend, innerhalb des Kanzelpultes, ihm die ganze Rede aus der Handschrift

vorsouflirte, so daß ich gezwungen war, das ganze Wesen doppelt zu hören. In diesem Jammer hatte ich neben Michel Angelo's jüngstem Gerichte nur den Trost, daß der arme, alte, von der Länge der ganzen Ceremonie sichtbar gedrückte Papst von der ganzen miserablen Predigt wenigstens kein Wort außer etwa das: „papa Gregorius" verstand, da er, wie mich mein wohlunterrichteter Nachbar versicherte, vom Latein überhaupt nicht viel versteht.

Wenn ich aber so bedachte, wie bei uns die Person des Statthalters Christi, der nun hier in all seiner körperlichen und geistigen Gebrechlichkeit und Schwäche mir vor Augen stand, noch Millionen Menschen als höchste und inappellable Instanz in der Entscheidung aller höchsten Fragen des menschlichen Geistes hingestellt und auch wohl noch geglaubt wird, so mußte ich immer von Neuem über den Gang der menschlichen Dinge staunen. Das Tröstliche bei so viel Niederschlagendem lag indessen in der Betrachtung, daß dieses ganze verrottete, geistverlassene, ja dem Geiste hohnsprechende, innerlich längst todte Wesen der Herrschaft Roms doch nur ein neues Zeugniß von der Macht des Geistes selbst giebt, gegen die es seit Jahrhunderten ankämpft. Denn ist es nicht eben die geistige Anschauung, die in den Menschen von Papst und Kirche noch lebendig ist, welche dieser geschminkten Leiche der Realität von beiden in dem Sitze des römischen Katholizismus nicht nur das Leben fristet, sondern ihr selbst noch eine Art Macht erhält? Es ist der Gedanke, der Gedanke der Institution, welcher von der Wirklichkeit längst verlassen, abgetrennt von ihr, in den Geistern und Gemüthern der Menschen die Stelle der Wirklichkeit eingenommen hat. Um daher Rom und den Papst mit Verehrung zu betrachten, muß man möglichst weit von beiden entfernt sein. Ehrfurcht vor dem Papste, wie bei uns, kennt man in Italien nicht. Als ich in Palermo einem dortigen Freunde auf seine Frage, ob ich schon Monreale gesehen, erwiederte: Freilich! denn Palermo besuchen und Monreale nicht sehen,

hieße ja Rom verlassen senza avere veduto il papa! so versetzte er sehr heiter: Ihr irrt mein Freund! Perche vedendo il papa vedete solamente un pretaccio di piu (wenn Ihr den Papst seht, seht Ihr nur einen Pfaffen mehr) ma vedendo il duomo di Monreale mirate con istupore una maraviglia del mondo (aber wenn Ihr den Dom von Monreale seht, so dürft Ihr ein Wunderwerk der Welt anstaunen). Dergleichen Aeußerungen stehen nicht etwa einzeln. In Rom ist kein gebildeter Mensch, welcher das Treiben der hohen Geistlichen, ihre Verweltlichung, ihren Luxus, ihre Genußsucht nicht durchschaute. Aber es giebt auch kaum einen Menschen hier, der von diesem Wesen, wie es nun einmal besteht, nicht irgend einen Vortheil zöge. Werden die Provinzen auch ausgesogen, verarmen und verkommen ihre Städte und Flecken, so haben doch die Bewohner Roms davon den Mitgenuß. Denn hier ist nur eine Kette von Geistlichkeitsverwandten aller Geschlechter, Stände, Grade und Verhältnisse durch das ganze Volk Roms hindurch. Darum herrscht in Rom ein ganz anderer Geist wie in der Romagna. Dächte man hier, wie dort, so wäre an einem schönen Tage das ganze Regiment in die Luft gesprengt, aber so sind Eigennutz und sein Sohn Knechtssinn zwei starke Stützen des greisenhaften Krüppels der römischen Tyrannei. Das Volk Roms ist politisch feig, trotzdem daß der Einzelne persönlich vielleicht den Muth des Messerträgers hat; es ist feig, weil es der Egoismus regiert, und Scudo, Paolo und Bajocco seine Götterdreieinigkeit bilden. Du hörst schwerlich zwei Menschen unter allerlei Volk ein Paar Sekunden lang mit einander sprechen, ohne daß nicht diese Götter genannt würden. Ja, diese schönen, stolzblickenden Männer sind feig, weil sie depravirt egoistisch und an die Sklaverei gewöhnt sind. E proibito! oder: non si vuole! ist ihnen genügend. Nach dem warum? zu fragen haben sie verlernt, wo es sich um einen Befehl von oben handelt. Und ihre Herren sorgen dafür, diesen blinden Gehorsam in Uebung zu halten, indem sie oft etwas Un-

ſchuldiges bloß verbieten, um zu verbieten, und das Verbotene dann eben ſo grundlos wieder freigeben. Neulich kamen ſie aber an die Unrechten, als ſie in der vorjährigen Saiſon die Fuchshetzen verboten, weil ein Engländer dabei den Hals gebrochen. Da erklärten alle Engländer, eigenſinnig auf dem Vorrechte beſtehend, ihre Gliedmaßen nach Belieben zu brechen, daß ſie ſofort Rom verlaſſen würden, wenn man das Verbot nicht aufhöbe. Und ſiehe! es ward aufgehoben, indem Papa Gregorio, wie erzählt wird, erklärte: wenn die Signori Foreſtieri abſolut ihre Hälſe brechen wollen, facciano al loro commodo! Sage man, was man will: dieſe Engländer ſind das einzige Volk der europäiſchen Welt, welches in allen ſeinen öffentlichen und privaten Lebensverhältniſſen den Satz praktiſch durchgeſetzt hat: daß Männer keine Kinder ſind. In Deutſchland aber, im Lande der Kindlichkeit und Pietät, ſingen alle Männer mit dem Czaaren Peter in der Oper — (kurz zuvor, ehe dieſer Brave ſich anſchickt, ſeinen rebelliſchen Strelitzen die Köpfe abzuſäbeln) —: „O ſelig, o ſelig, ein Kind noch zu ſein!“ Aber es ſcheint denn doch, als wäre man auch in Deutſchland mit dieſem Liede am Ende.

Abends gingen wir nach der Pyramide des Ceſtius, wo die Ruheſtätten der Ketzer ſind, welche in Rom ſterben. Der neue Kirchhof iſt ſehr gut gehalten, von Roſengängen durchſchnitten, mit Cypreſſen, Lorbeeren- und Myrthengebüſchen bepflanzt, durch deſſen Grün die weißen Marmordenkmäler ſchimmern, mit denen Liebe und Stolz ſo viele Hügel geſchmückt haben. Ein grauer Sciroccohimmel, durch deſſen Nebel die glanzloſe Sonne trauernd blickte, und die eigenthümlich niederſchlagende Schwere und Schwüle der Sciroccoluft ſtimmte zu der Oertlichkeit, obſchon ich ſie doch lieber an hellem Sonnentage in ihrer friedlichen Stille und Ruhe ſehen mag. Von der Höhe und beſonders von dem nahen Scherbenberge aus hat man einen reizenden Blick auf Rom.

Unter den Grädermonumenten faſt lauter engliſche Namen von Lords, Baronets, Squires und ihren Weibern und Kindern. Man ſieht recht, wie dies Rom eine engliſche Kolonie bildet. Auch Shelley's Grabſtein iſt hier. In wohlerhaltenen Zügen ſteht darauf die Inſchrift: Percy Bysshe Shelley. Cor cordium, natus IV. Aug. 1792, obiit VIII. Jul. 1822.

Nothing of him that doth fade
But doth suffer a sea-change
Into something rich and strange.

Wohlgepflegte blühende Roſen umſchirmten noch immer des Dichters Grab. Auf dem Denkmale der unglücklichen Roſa Bathurſt, Tochter des auf unbegreifliche Weiſe bei einer Reiſe von Wien nach Hamburg in den napoleoniſchen Kriegszeiten verſchwundenen Lord Bathurſt, welche als Krone der Schönheit in Rom bewundert, bei einem Spazierritte mit ihrem ſcheugewordenen Pferde in die Tiber ſtürzte und ertrank, ſtanden am Schluſſe der langen Inſchrift die Zeilen:

Early, bright, transient, chaste as morning dew
She sparkled, was exhaled and went to heaven.

Auch Goethe's Sohn ſchläft hier. Die Züge ſeines Reliefportraits zeigen ſichtbare Aehnlichkeit mit der göttlich erhabenen Geſichtsbildung des Vaters. Die lateiniſche Inſchrift lautet: Goethe filius patri antevertens, annor. XL. Ein angelehnter friſcher Blumenſtrauß bezeugte, daß die Seinigen, welche gegenwärtig in Rom ſind, liebend ſeiner gedachten.

Der Charakter der Gegend umher hat etwas unbeſchreiblich Einſames, Oedes. Dieſe Oede umfängt einen überall, ſobald man nur die Thore Roms verläßt. An eine Fortſetzung der Stadt in Vorſtädten, Garten und Gärtchen, ſorgfältig gehaltene Häuſer, einladende Luſtorte, wie ſie ſich ſonſt in der Umgebung aller großen Städte bei uns finden, iſt nicht zu denken. Auf der einen Seite kann man ſagen: es geziemt ſich dieſe grandioſe Verlaſſenheit und

völlige Verödung, dieſe ſtaubige Unkultur und dies trümmerhafte Ausſehen der vereinzelten Wohnungen für die Umgebung der uralten Trümmerſtadt Rom. Aber nicht in allen Stimmungen bleibt bei uns modernen Menſchen dieſe äſthetiſche Anſchauungsweiſe mit ihrem romantiſchen Egoismus, der die Naturdinge über die Menſchen, die Vergangenheit über die Gegenwart ſetzt, überwiegend. Und ich habe Anwandlungen verſpürt, namentlich bei trübem Scirroccowetter wie heute, und bei der Ausſicht auf einen einſamen Abend, ohne Familiengeſelligkeit und häuslich deutſches Abendgeſellſchaftsbehagen, — Anwandlungen, in denen ich eine luſtige Fiedel in einer deutſchen Sonntagsſchenke, oder eine Gartenmuſik inmitten fröhlicher, behaglich ſonntagskaffeetrinkender Menſchen dieſem Wege nach der Pyramide des Ceſtius und ſeiner ſtaubigen Fortſetzung nach San Paolo fuori le mura mit ſeinen melancholiſchen Rohrpflanzungen an den Seiten unbedingt vorzuziehen mich geneigt fand. Mögen die Romantiker de pur sang dieſe Anwandlungen Nikolaitiſch finden — immerhin. Ein Schelm giebt ſich für was Beſſeres als er iſt.

Die Römer aber mochten von dieſen melancholiſchen Empfindungen nichts verſpüren, denn volle Omnibus rollten alle Augenblicke zwiſchen der Stadt und dem halbfertigen Tempel hin und her. Wir konnten anfangs dieſen ſtrömenden Zug nicht begreifen. Andacht war es nicht, denn es gab kein Feſt in San Paolo. Auch einladende Kneipen ſah ich keine in der Nähe. Endlich löſ'te mir eine Römerin das Räthſel. Dieſe Omnibus ſind die einzigen in Rom; und ſomit dieſe die einzige Anſtalt, durch welche der Römer ſeine Neigung, in carozza zu fahren, wohlfeil (zwölf Bajoc hin und her) befriedigen kann. Daher gehört ſchon eine Omnibusfahrt ſelbſt zu dem römiſchen divertirsi. Auch ſind die Wagen und Pferde, namentlich die letzteren, ſtattlich genug. Es geht meiſt im geſtreckten Trabe und Galopp, mit zwei und vier ſtarken Pferden, auf denen bunte, hochgeſtiefelte Poſtillons ſitzen,

luſtig donnernd dahin. Der genügſame Römer begnügt ſich mit dieſem divertimento. Aber auch der Neubau der uralten Pauls-kirche intereſſirt ihn, und er findet die glatte Neuheit und Geleckt-heit des fertigen Theils und die geſchmackloſen, künſtleriſch matten aber farbenbunten Altargemälde Camuccini's viel ſchöner als die antike Pracht der Bilder in ſeinen alten Kirchen.

Denn was man von dem angebornen Kunſt- und Schönheits-ſinn dieſes Volkes rühmt, hat freilich ſeine Richtigkeit, aber doch nur eine bedingte. In Rom und Neapel, wo es auf geſchmackvolle Verzierung des Nothwendigen in Eßwaarenläden und ſonſt, im Schmuck der Kirchen für Feſte, auf Kleidung und Tracht u. ſ. f. ankommt, da zeigen ſie, namentlich das Volk, den urſprünglichen, den Südländern angeborne Sinn für Schönheit. Aber die eigent-liche Kunſt iſt gerade hier tiefer im Verfall als irgendwo in Europa. Geſcheidte Männer bewunderten in Neapel die dortige Kunſtausſtel-lung, welche doch ein wahrer Gräuel, ein ächtes Bild der künſt-leriſchen Ohnmacht Italiens heißen mußte. Das Volk aber findet die ſudelhafteſten Bilder, die ſchauderhafteſten Steindrücke von Hei-ligen ꝛc. molto belle, bellissime. Ihre künſtlich forcirte Religion, ihr Pfaffenthum hat ſie auch hier heruntergebracht. Wo ſind jetzt die ſchönheitſeligen Kloſterbrüder, die Fra Fieſole's, Bartolomeo's u. a., welche Meiſterwerke der Kunſt ſchaffen?

Kurz, ihre Kunſtzuſtände ſind ihrer politiſchen völlig werth und würdig, und darin liegt für mich ein großer, ein beruhigender Troſt. Wäre es anders, ſo müßte man irre werden an Allem, was mir innigſte Ueberzeugung iſt. Denn mit dieſem hängt der Satz zuſammen, daß nur auf dem Boden der Freiheit der Baum der Kunſt ſeine Blüthen und Früchte treibt. Aber die Freiheit iſt in ihrer Wirklichkeit nicht eine. Die Lebenszuſtände zu den Zeiten der mittelalterlich italiſchen Kunſtblüthe erſcheinen uns jetzt keines-wegs als Verwirklichung der Freiheit, und doch waren ſie es un-zweifelhaft, wenn man nicht vergleicht, ſondern ſie für ſich betrachtet.

Das, worin ein Menſch, eine Zeit, ein Volk mit Unbefangenheit aufgeht, ſich gegenſatzlos befriedigt, ohne Polemik, ohne das ſtörende Hineinragen eines weitergeſchrittenen Bewußtſeins — darin ſind ſie frei. So waren Rafael und Michel Angelo und ihre großen Vorgänger frei. Denn ſie waren in ungebrochener Einheit mit dem gemeinſamen Geiſte und Gefühle ihrer Zeit, und daher konnten ſie den höchſten, ewigen, künſtleriſchen Ausdruck ſchaffen. Und ähnlich war's mit den politiſchen Zuſtänden.

Den 3. November.

Ich habe geſtern vergeſſen, von der Muſik in der Sixtina etwas zu ſagen. Es war die erſte alte Kirchenmuſik, welche ich hier hörte. Dieſe kurzen Reihen und Sätze mit ihren wunderbaren Mollwendungen, unerwarteten Uebergängen und energiſch wirkſamen langhinaustönenden Durausgängen erinnerten mich durchaus an den urſprünglichſten italieniſchen Volksgeſang, deſſen Ritornellweiſen mit ihrem Auf und Ab der Mollgänge hier nur ins Feierliche hin und zum Ausdruck des Religiöſen im Gemüthe angewendet erſchienen. Sicher ſind ſie der volksmäßige Grund und Boden geweſen, aus dem dieſe alten Kirchengeſangweiſen erwachſen ſind. Es liegt in den letzteren etwas ungemein Großartiges, einſam Feierliches, Leibloſes, Aszetiſches, das mit der Gegenwart den ungeheuerſten Kontraſt bildete. Es war mir, als paſſe die oberrichtliche Majeſtät dieſer Tonſprache nicht mehr zu einer Zeit, wo kein Kaiſer mehr im Büßergewande vor dem Haupte der Kirche kniet, ſondern höchſtens etwa noch ein Talleyrand unter ſiebenſieglichtem Geheimniſſe die Rückkehr in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche erklärt.

Den 5. November.

Seit drei Tagen hatten wir einen Vorschmack des römischen Winters, d. h. ununterbrochen strömenden Regen, der uns gänzlich in unsere Zimmer einbannte. Diese Regentage beginnen regelmäßig, wie die Römer behaupten, mit dem Feste Tutti i Santi, und diesmal wenigstens traf es zu. Glücklicherweise befinden wir uns in dem für Rom seltenen Falle, bei unsern Wirthsleuten nicht nur Mittags- und Abendkost, sondern auch Frühstück haben zu können, und also nicht genöthigt sein, an solchen Regentagen über die strömenden Straßen in Café's und Trattorien laufen zu müssen, — in solchem Wetter ein außerordentlicher Vortheil, um den uns unsere Bekannten sämmtlich beneiden. Auch unsere kleinen eisernen Kanonenöfchen, welche uns Signor Luigi Santini seit gestern hat setzen lassen, sehen uns ganz tröstlich an, und versprechen behagliche Arbeitsmorgen und Abende für die kältere Zeit, welche hier der Fremde weit minder gut als der Einheimische erträgt. Wer in Rom überwintern will, möge sich ja in Kleidung, namentlich für's Haus, ganz wie auf einen deutschen Winter einrichten. Alle solche Bedürfnisse sind überdies in Rom doppelt und dreifach theurer und schlechter als bei uns.

Heute früh aber brach die Sonne wieder siegreich aus dem Gewölk hervor und lockte uns ins Freie hinaus zu den Thermen des Caracalla. Ueber das Forum, bei dem Kolosseum vorbei, die schöne, breite Via di San Gregorio hinabwandernd, gelangten wir in die Via di San Sebastiano, an welcher die Ueberreste jener Thermen liegen, nächst dem Kolosseum die gewaltigsten aller Ruinen des alten Roms. Die hellenische Architektur stand im Dienste der Schönheit, der Idee, die römischen Bauten dienten dem Nutzen, der Gesundheit und Bequemlichkeit. Roms Wasserleitungen und Abzugskanäle, Amphitheater, Portiken, Thermen stehen in ihrer Art so einzig da wie die Tempelbauten, Odeen und Theater der Griechen.

Unter den Prachtbauten des alten Roms ſtehen die Thermen obenan. Sie ſind durchaus den Römern eigenthümlich und beginnen zuerſt unter Auguſt, alſo zu einer Zeit, wo mit dem Verſchwinden des republikaniſchen Geiſtes und der politiſchen Intereſſen aus dem Leben der Nation, das Zeitalter des raffinirten Genuſſes hier in der ſchönen Literatur, dort in den Kunſt- und Luxusbauten ſeine Blüthen zu treiben beginnt. Von Auguſt, welcher die erſten Thermen baute, finden wir in langer Reihe bis auf Konſtantin immer neue Prachtbauten dieſer Art als Werke der Kaiſer Nero, Titus, Trajan, Commodus, Caracalla, Alexander Severus, Philippus, Diokletian und Konſtantin verzeichnet. Von allen dieſen Bauten ſind außer den Ruinen der Caracallathermen nur noch die ſpärlichen Reſte einiger Mauern der Titus- und Diokletiansthermen vorhanden. Spiele und Bäder waren die Hauptgenüſſe des römiſchen Volks der Kaiſerzeit, und die Kaiſer, ſelbſt die grauſamſten, deren Tyrannei ſo eiſern auf Allem laſtete, was durch Geburt, Bildung und Reichthum ausgezeichnet war, trugen doch immer Sorge, daß es dem zum Pöbel gewordenen römiſchen Populus, vor dem ſie oft genug erzittern mußten, nicht an jenen beiden Genüſſen fehlte. So ſind denn auch die Thermen des kaiſerlichen Roms als ein politiſches Mittel anzuſehen, das Volk durch Heraufziehen zu den Genüſſen der Reichen zu gewinnen und alle edleren Regungen und Beſtrebungen deſto ſicherer zu vernichten. Der ärmſte Römer hatte zu ihnen unentgeltlichen Zutritt, und er brauchte nur wenige Schritte zu gehen, um in der Stadt ſelbſt zu jeder Jahres- und Tageszeit alle Genüſſe, Annehmlichkeiten und Beluſtigungen zu finden, welche ſich früher nur die Reichen durch Reiſen in die Bäder Griechenlands und Unteritaliens zu beſtimmten Zeiten verſchaffen konnten. Denn in dem Umfange dieſer ungeheuren Gebäude vereinigte ſich neben den verſchiedenſten Badeanſtalten Alles, was an Uebungen und Spielen, an Kunſtwerken und Vergnügungen die herrſchende Mode bot und verlangte: ganz und halbbedeckte

Portiken zum Spaziergange, Spiel- und Uebungsplätze aller Art, Sammlungen von Kunstwerken, Bibliotheken u. s. w., und das Alles strahlend in einer Pracht von Marmor, edlen Steinen und Metallen, gegen die gehalten der Glanz unserer reichsten Fürstenschlösser armselig erscheint. Seneka bezeichnet sie einmal mit den Worten: soweit ist der Luxus gediehen, daß man in diesen Bädern nur noch auf edlen Steinen (gemmas) wandeln mag. Jede erdenkliche Ueppigkeit war mit diesen Thermen verbunden. Auch Frauen selbst die vornehmsten, besuchten dieselben, und die hier und da vorkommenden Verbote gegen das gemeinsame Baden beider Geschlechter zeigen am Besten, bis zu welcher Höhe sich die raffinirte Unsittlichkeit verstiegen hatte. Unter dem Ruinenschutte dieser Thermen sind die herrlichsten Bildwerke der italischen Museen, die kostbarsten Badewannen von Granit und Marmor gefunden worden, und noch jetzt sind diese Fundgruben nicht erschöpft, noch schläft eine ganze Welt von Kunstwerken unter dem Trümmerboden Roms und seiner Umgebungen. Aus den Caracallathermen allein stammen der Farnesische Herkules, der Torso des Belvedere, die Neapolitanische Flora und die Gruppe des Farnesischen Stiers, die beiden kolossalen Granitwannen an Piazza Farnese und die schönen Urnen von grünem und eisenfarbigem Basalt im Cortile des Vatikanischen Museums. Drei Kaiser: Caracalla, Heliogabal und Alexander Severus hatten an diesem Werke einen Aufwand verschwendet, der es zu einem Wunder aller Folgezeiten machte, dessen kühne Konstruktion die spätere Zeit anstaunte, ohne ihre Möglichkeit zu begreifen. Der Umfang dieser gewaltigen Reste setzte mich, der ich doch so eben vom Kolosseum herkam, in sprachloses Erstaunen. Wie sich das Ganze mit seinen Außenwerken, Portiken, Hallen, Spielplätzen ꝛc. ausgenommen haben muß, davon habe ich gar keinen Begriff, denn schon die noch aufrecht stehenden Reste des inneren Baues sind in ihrer gigantischen Höhe und Ausdehnung kaum faßbar. Denke Dir ein längliches Quadrat, in welches man jetzt von der Seite

eintritt. Die Mitte der vorderen Fronträume, da wo vor Alters das große Schwimmbaſſin ſich befand, welches ganz mit Marmor ausgelegt war, durchmaß ich mit hundertdreiundzwanzig Schritten, ſeine Breite mit achtundzwanzig. Und dieſer Raum, in welchen man faſt einen Dom wie den von Monreale hineinſtellen kann, beträgt nur wenig über ein Viertel der ganzen Fronte des Gebäudes! Von all der Herrlichkeit ſtehen jetzt nur noch die nackten Mauern und Pfeiler aus gebrannten Steinen, ſo wie einige Bögen und Wölbungen, die das zweite Stockwerk mit ſeinen Sälen und Terraſſen tragen, Wölbungen von einer Höhe, gegen welche große Kirchengewölbbögen verſchwinden. Im Innern iſt unten der Fußboden all der Gemächer, Säle, Spielplätze, Bäder u. ſ. f. ungefähr zehn Fuß hoch mit Schutterde bedeckt. Nur an einigen Stellen iſt dieſelbe weggeräumt, ſo z. B. in zwei Badekammern, zwölf Schritt lang, zehn breit, wo wir den Fußboden mit Moſaiken ausgelegt fanden, auf denen man noch Figuren von Greifen und anderen phantaſtiſchen Bildungen wahrnimmt. Die Moſaikboden jener Kammern oder Badezimmer ſenken ſich allmälig der Mitte zu.

Ueberall ſind ungeheure Mauerblöcke, noch mit Moſaiken bedeckt, von den Wölbungen herabgeſtürzt. Die Päpſte haben zu ihren Kirchen und Paläſten auch dieſe alten Bauwerke geplündert, und wenn ſie die Säulen wegbrechen ließen, mußten die Decken und Gewölbe wohl nachſtürzen!

Unten werden Ausgrabungen gemacht, aber mit unzureichenden Mitteln. Doch iſt es zu loben, daß man überhaupt etwas thut, auch für die Erhaltung der Räume ſorgt. In einem verſchloſſenen Raume zeigte uns der Kuſtode den Gewinn der letzten Ausgrabungen: Säulenſtücke und Gebälktrümmer, Reſte von Statuen und Ornamenten aller Art. Etwas mitzunehmen iſt verboten, aber für ein Paar Paul war der Mann ſo gefällig, ſeine Augen eifrig auf den Eingang zu heften, während wir einſteckten, was die Taſchen tragen mochten. Die öffentlichen Ausgrabungen werden hier, wie

überall in Rom, auf Kosten der Armenkasse durch Krüppel und Greise angestellt, die natürlich so gut wie nichts vor sich bringen.

Eine große Anzahl Stufen hinaufsteigend gelangt man auf die erhaltenen Bogengewölbe. Das ist eine schlimme Arbeit für einen, der zum Schwindel geneigt ist. Stellenweise ist das ganze Gewölbe bis auf einen einzigen, etwa drei Fuß breiten Bogen von Backsteinen eingestürzt, und auf so schmalem Stege über schwindelnden Abgrund muß man schreiten, um an die Punkte der schönen Aussicht zu gelangen. Und dazu geht man diesen Gang doch eigentlich ohne die allermindeste Garantie, ob nicht eines schönen Tages so ein alter, einsamer Bogen es langweilig findet, da oben von seinem Gefährten verlassen schon über tausend Jahre allein zu stehen, und neugierigen Barbaren seinen Rücken zu leihen. Es giebt auch sonst Stellen, wo man in schwindelnder Höhe, auf wenig mehr als fußbreiten Mauerstücken, die, zufällig noch vom Gewölbe übrig, fest an den Wänden und Pfeilern haften, einherzuklettern hat, ohne Geländer, ohne sonstigen Anhalt, nur von seinem Muth gehalten. Ich bin nicht schwindlicht, aber mir schauerte es doch ein Paar Mal über die Haut. Diese Steige und Gänge wären gar nicht zu passiren, wenn nicht eine dichte Vegetation von Gras und Blumen, Gesträuch und Buschwerk, welche sich auf der überziehenden dünnen Erdschicht nach und nach auf diesen Fußboden hoch oben in der Luft gebildet hat, die Illusion gewährte, als klimme man auf steilen Felspfaden und nicht auf Mauerwerk von Mörtel und Ziegelsteinen.

Aber es lohnte sich auch, da hinaufzuklimmen. Im lichten Glanze des schönsten, warmen Herbsttages lag die reichste Landschaft der Welt vor unsern Blicken. Rückwärts Rom, die Kaiserpaläste zunächst, dann die Fülle der Kirchen und Kuppeln, Paläste und Villen mit ihren Pinien und Cypressen. Rechts vom Kolosseum die Kirche S. Pietro in Vincola mit ihrer Palme, der größten, welche ich in Rom gesehen. Und vor uns in majestätischer tiefer

Bläue zog ſich der Apenninenſtreifen der Lioneſſa in das Sabiner- und Albanergebirge übergehend, am Horizonte hin. An dieſe blaue Bergfarbe glaubt man bei uns nicht. Sie iſt dunkler als das dunkelſte Blau unſeres Nachthimmels in ſchönen Sommernächten. Alle höchſten Züge der Apenninen waren ſchon weiß bedeckt mit Schnee, der mit unausſprechlichem Glanze in der Sonne leuchtete. Und während ſo der Winter des Nordens in der Ferne ſchimmerte, umgab uns in der Nähe der ſchönſte Frühling, das friſcheſte Grün der Wieſen, blühende Roſen und andere Blumen. Auf dem Rückwege leuchteten im Kloſter S. Francesco von den hohen Orangenbäumen hunderte der herrlichen goldgelben Früchte aus dem ſtolzen, ſchweren Laube, und fruchtbeladene Citronenbäume ſtanden neben ihnen. Am lieblichſten erſchienen mir auch hier die Roſen, deren zarter Duft den ganzen Kloſterhof durchdrang.

Auf der Höhe dieſer Trümmer verbrachten wir faſt den ganzen Nachmittag. Und heute fühlte ich einmal wieder mit voller Seele das Glück, in Rom zu ſein. Es liegt etwas Frommes, Religiöſes in dem Gefühle dieſes Glücks. Aber ohne Sonnenſchein, im Regenwetter, iſt auch Rom traurig.

Dieſe Bäder des Caracalla, von deren Umfang, Größe und Pracht man ſich jetzt kaum noch eine Vorſtellung machen kann, ſind das Werk nicht der blühenden, ſondern der ſchon ſinkenden Macht und Herrlichkeit des Imperium Romanum. Und dieſe Pracht, dieſer Luxus, dieſe Schönheit, all dieſer Genuß der Sinne und des Geiſtes ſtand dem geringſten Bürger Roms offen, war für ihn eigends bereitet. In dieſen Prachtbädern badete ſich, ſpazierte und erluſtigte ſich an Kunſtwerken aller Art, an Statuen und Gemälden, an Kampfſpielen und Uebungen der Paläſtra — das Volk, der Pöbel der alten Hauptſtadt der Welt. Der heutige Populus Romanus hat kaum eine Bretterbude an der Tiber, wo er ſich im Sommer baden mag, wenn er es nicht, wie meiſt geſchieht,

vorzieht, ſich auf den Luxus auch ſolcher Reinigung gar nicht einzulaſſen. Hat er doch dafür deſto mehr Badehäuſer für ſeine Seele.

Auf dem Rückwege durch den Volksgarten beim Koloſſeum, der aber wenig beſucht wird. In der Kirche San Francesco ſahen wir die Moſaiken der Tribune: Marie mit dem Kinde, umgeben von Johannes, Jacobus, Petrus und Andreas. Sie ſind ſehr alt, Rumohr ſetzt ſie ins dreizehnte Jahrhundert. Der Typus der Madonna erinnert recht an den antiken Mineventypus, und iſt weniger krummnaſig als die ſpäteren byzantiniſchen Marienbilder. Bei allen Geſichtern ſtehen die Augen ſehr nahe aneinander über der Naſe, wie noch bei dem Giotto.

Das Relief den Einzug Papſt Gregor's XI. in Rom von Avignon darſtellend, von Peter Paul Oliverius 1584 gearbeitet, hat viel Schönes. Die Behandlung iſt aber faſt durchaus maleriſch, und ſomit der Natur des antiken Reliefs widerſprechend. Der anſtoßende Kloſterhof iſt ein Garten innerhalb der Ruine des alten Tempels der Venus und Roma. In der Mitte ein Springbrunnen mit Becken. Rings umher blühende Roſen und fruchtbeladene, goldglänzende Orangenbäume, Myrthe und Oleander, — und das mitten im November! — Unter dem ſchön kaſſettirten Vorſprunge des Niſchengewölbes jenes alten Tempels ſtand, halb verborgen von einer grünen Hecke, eine verſtümmelte Marmorſtatue, wahrſcheinlich eines Apollino.

Der Doppeltempel der Venus und Roma, in deſſen Trümmer Kirche und Kloſter hineingebaut ſind, war einſt der prächtigſte Tempel des kaiſerlichen Roms. Zwei ſich vollkommen entſprechende Tempel, die mit den Curven ihrer Cellen gegen einander ſtießen, vereinigten ſich zu einem Gebäude, welches ſpäter ſchlechthin der Tempel der Stadt (Templum urbis) hieß. Man kann ſich von der impoſanten Größe dieſes Bauwerks einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß

die Säulenhalle, welche als Vorhof den Tempel umgab, fünfhundert Fuß in der Länge und dreihundert in der Breite maß. Die dazu gehörigen zweihundert Granitsäulen, von denen große Trümmer umherliegen, hatten gegen vier Fuß im Durchmesser. Kolossale sitzende Bildsäulen befanden sich in den Tribunen der beiden Tempel, dessen äußere Gestalt, jetzt unerkennbar, durch Abbildungen auf alten Münzen erhalten ist. Päpste plünderten zuerst das bronzene Dach zum Bau der alten Peterskirche. Dann ward in die eine Halle die Kirche San Francesco hineingebaut. Die Tempel selbst aber zerstörte erst Brancaleone, als er die in demselben angelegte Burg der Frangipani brach. Die Franzosen rissen das Kloster der Olivetaner nieder, um die Reste des alten Baues bloßzulegen. Als aber Pius VII. zurückkehrte, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als dasselbe wieder aufzubauen, und zwar in so elendem Geschmacke, daß es die größte Unzierde des Platzes ausmacht.

Es war gegen fünf Uhr, als wir am Kapitol vorbei über das Forum Trajans nach Hause zu unserer Piazza Poli zurückkehrten. Bei der Trajanssäule fiel mir zweierlei ein. Einmal, daß diese Reliefs, welche rund um eine Säule laufen, doch durchaus dem Wesen des, für die Fläche (Tempelwand, Fries, Metopen) bestimmten Reliefs widersprechen, und ein Zeichen verfallenden Kunstgeschmacks sind. Dasselbe gilt von allen Statuen, welche so hoch auf Säulen stehen. Die Säule, so wenig als die Statue, erfüllen hier ihre Bestimmung. Die eine soll eine Last stützen, die andere nicht über der Menschheit stehen, sondern unter dem Gewühl der Menschen, nur mäßig erhöht, den Mann, dessen Bild sie darstellt, als unsern Genossen unter uns auch nach dem Tode weilen lassen. Römische Kolossalität und Ungeschmack, verbunden mit der göttlichen Verehrung, durch welche die Schmeichelei eines verknechteten Volks seine Herren über die Gränzen der Menschlichkeit erhob, haben jene marmornen Säulenstatuen, jene heidnischen Säulenheiligen hervorgebracht.

Architektonische Physiognomie des heutigen Roms.

Rom, November.

Das heutige bewohnte Rom ist eine durchaus moderne Stadt, in deren Straßen uns nichts an das Alterthum, ja nicht einmal an das Mittelalter, wie in Florenz, Siena oder Venedig erinnert. In diesem Neu-Rom geht keine Straße in der Richtung irgend einer des alten Roms. Keine Phantasie reicht hin, sich die Vorstellung eines Platzes, wie etwa das alte Marsfeld war, aus dem wüsten Häusergewirr, welches jetzt seine Stelle einnimmt, zu erneuern. In diesem Sinne konnte Niebuhr klagend ausrufen: Rom ist dem Alterthume so fremd wie Berlin. Er hätte auch sagen können wie der heutige Konservatorenpalast auf dem Campidoglio dem Kapitol des Augusteischen Roms. Denn jener könnte allerdings sehr gut in Berlin stehen.

Sehen wir ab von dem Theile der Stadt, welcher jenseits der Tiber liegt, so umschließen die Umfangsmauern des heutigen Roms eigentlich zwei Städte, deren Physiognomie nicht ungleicher gedacht werden kann. Das heutige Rom streckt sich in Gestalt eines Fächers, dessen Griff die Porta del Popolo mit der vorstadtartigen Verlängerung nach Ponte Molle hin bildet, etwa bis in die Hälfte des von den Umfangsmauern eingeschlossenen Raumes hinein. Drei Hauptstraßen, die Via del Babuino, die Ripetta und zwischen beiden der Korso, bilden gleichsam die Gitterstäbe dieses Fächers, als deren Endpunkte von Porta del Popolo aus die Kirche S. Maria Maggiore, das Kapitol und das Judenghetto angesehen werden können. Von diesen Punkten abwärts, in südlicher Richtung beginnt die Trümmerstadt, das alte Rom, dessen Ueberbleibsel, sämmtlich der Kaiserzeit angehörig, aus den unabsehbaren Gemüsefeldern, Gärten und Weinpflanzungen hervorragen, welche jetzt wohl über

zwei Drittheile des von den heutigen Umfangsmauern eingeschlossenen Areals bedecken.

Das bewohnte Rom in seiner heutigen Gestalt ist ein Kind der drei letzten Jahrhunderte. Fast alle seine Kirchen, deren es über dreihundert besitzt, sind in ihrer äußeren Gestalt, besonders in ihren verschnörkelten und verkropften Façaden, von der trostlosesten Geschmackwidrigkeit. Die Fremdenquartiere des Korso, der Via del Babuino und Condotti, Sistina und Gregoriano, die Plätze di Spagna und Colonna machen durchaus in architektonischer Hinsicht keinen andern als den Eindruck einer modernen Hauptstadt. Die überwiegende Mehrzahl der übrigen, dem gewerblichen Verkehr überlassenen Straßen und Stadttheile haben meist etwas unbeschreiblich Winkliges, Düsteres, Unheimliches. Sie tragen zum Theil den Charakter schlechtgebauter, schmutziger, verkommener Landstädte, und es hat geradezu etwas Gespensterhaftes, wenn z. B. in der Nähe des schmutzig engen Judenviertels oder unter den jämmerlichen Häusern am ehemaligen Forum des Nerva plötzlich die Reste eines alten Portikus oder ein halbversunkenes Säulenpaar vor uns aufsteigt. Die Einfassung des Städtefächers, welche sich von der Tiber und der Piazza Montanara an in einem großen Halbkreise um die Stadt herum zieht, hat in ihrer Architektur durchaus den Charakter einer ländlichen, ackerbautreibenden Bevölkerung. Man hat aus der Topographie des alten Roms eine eigene Wissenschaft gemacht, und die erbittertsten Kämpfe sind noch neuerdings über Dinge geführt worden, deren Kenntniß höchst ungewiß und im besten Falle, wie Niebuhr einmal sagt, „ohne alle lohnende Resultate“ bleibt. „Es ist mir wohl ganz angenehm,“ setzt der Verfasser der römischen Geschichte hinzu, „einiges davon anschaulich zu wissen, aber nichts kann entbehrlicher für den Historiker sein *).“

*) Lebensnachrichten II., S. 308.

Und durch welche Reihenfolge von Stürmen iſt dies Rom während ſeines dritthalbtauſendjährigen Beſtehens um und umgekehrt worden! Zuerſt der ungeheure Brand, mit dem die Gallierhorden unter Brennus das Rom der Königszeit dem Erdboden gleich machten. Von dieſem älteſten Rom iſt nichts als ein kleines Stück des Tarquiniſchen Kloakenbaues erhalten, jenes Rieſenwerks, das ſelbſt die Baumeiſter der Auguſteiſchen Zeit für unerreichbar hielten. Dann fünfthalbhundert Jahre ſpäter der an demſelben Unglückstage der Galliſchen Zerſtörung ausgebrochene neuntägige Neroniſche Brand, die größte Feuersbrunſt, welche die Welt geſehen. Denn ſie verzehrte von einer Stadt, welche über zwei Millionen Einwohner, die Sklaven mitgerechnet, in ihren Mauern zählte, über zwei Drittheile, und mit ihnen faſt alle Erinnerungen an das republikaniſche und die geſammte Pracht des Auguſteiſchen Roms, und eine ſolche Fülle von Tempeln, Prachtbauten und Kunſtſchätzen, daß jede Vorſtellung hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Verzichtet doch ſelbſt Tazitus in ſeiner Schilderung dieſes größten aller Unglücksfälle, welche das alte Rom betroffen, auf jede auch nur annähernde Beſtimmung des Vernichteten. Aus dieſer ganzen Zeit vor dem Neroniſchen Brande bietet das jetzige Rom als republikaniſche Baureſte nur noch den ſogenannten Tempel der Fortuna Virilis *), und einige Unterbauten, auf denen neuere Kirchen und der Kapitolpalaſt ſtehen. Von dem Auguſteiſchen Rom iſt außer dem Pantheon nichts erhalten als ein Stück Außenwand des Marcellustheaters, ein Eingangsbogen zu dem Portikus der Octavia, der Druſusbogen, ſo wie ein Paar Säulen und ein Stück Umfangsmauer des Auguſteiſchen Forums. Alles, was ſonſt in Rom an alten Baureſten vorhanden iſt, gehört, wenn man einige Grab-

*) „Das ſchlechteſte aller alten Werke,“ nach Winckelmann Werke I., S. 302 jetzt eine Kirche S. Maria Egiziaca.

Denkmäler an den Heerstraßen außerhalb Rom ausnimmt, den Kaiserzeiten nach Nero an.

Der Neronische Brand veränderte die ganze Gestalt der Stadt, welche erst jetzt nach einem geregelten Plane mit breiten, geraden Straßen und großen, regelmäßigen Plätzen aufgebaut wurde. Der wahnsinnige Tyrann that Unglaubliches, um sie noch prachtvoller aus ihrem Schutte erstehen zu lassen, doch gelang ihm dies nur zu einem geringen Theile. Der bei weitem größere blieb als freier Raum für die Schöpfungen der späteren Kaiser übrig. Das Kapitol war fast allein unter den Prachtbauten verschont geblieben. Aber schon unter Vitellius vernichtete es ein neuer Brand mit allen seinen Heiligthümern und Schätzen. Dann folgten die großen Feuersbrünste, welche unter Titus und später unter Commodus aufs Neue einen großen Theil der Stadt in Asche legten.

Eine zweite Periode neuer Verwüstungen der alten Kunstbauten beginnt im vierten Jahrhundert mit der Herrschaft des Christenthums. Es ist ein Vernichtungskampf des letzteren gegen die Bauwerke des Heidenthums, der sich bis in die letzten Jahrhunderte der Neuzeit fortgesetzt hat. Die alten Göttertempel waren allmälig herrenloses Gut geworden, sie lieferten die Säulen zu den neuen Kirchen, welche zahlreich emporstiegen. Die herrlichen Portiken, ein Hauptschmuck des alten Roms, wurden gleichfalls ihrer Säulen zu diesem Zwecke beraubt, und fielen dadurch, so wie die Tempel, in Trümmer. Den wahren Vandalismus hat man überhaupt im christlichen Rom selbst zu suchen, gegen dessen Barbarei in Zerstörung der alten Bauwerke die Verwüstungen durch die verschrieenen Barbaren gering anzuschlagen sind. Noch nach der Plünderung Genserichs schildert Theodorichs Geheimschreiber, Cassiodor, Rom und die kostbaren Säulen seiner Gebäude, die Menge bronzener Bildsäulen auf allen Straßen und Plätzen, die öffentlichen Bäder und Brunnen, den Circus Maximus mit seinen Obelisken, vor allen aber das Kapitol und das Forum Trajans als Wunder-

werke über alle menschliche Einbildung. Noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts bestand der kaiserliche Palast auf dem Palatin als Residenz des Exarchen, und so lange die griechische Oberherrlichkeit währte, bedurften die Päpste zur Zerstörung antiker Bauwerke und zur Verwendung ihres Schmuckes für neu zu errichtende Kirchen und Klöster wenigstens der Erlaubniß der Kaiser oder ihrer Statthalter, und noch Kaiser Karl der Große konnte das „goldene Rom" anstaunen. Ueberschwemmungen, Blitze und Erdbeben halfen mit an dem Werke der Zerstörung, und als die Päpste erst von der byzantinischen Oberherrschaft befreit wurden, und ihre Kirchenbaulust auch durch wachsende Geldmittel freieren Spielraum erhielt, ward jede neue Kirche immer der Untergang eines oder mehrerer alten Gebäude, und die Vernichtung der alten Stadt hielt mit der steigenden Blüthe des christlichen Roms gleichen Schritt. Die Trajans- und Antoninssäule wurden zu Glockenthürmen verwendet, und in den vom Ende des neunten Jahrhunderts beginnenden Fehden der mächtigen Barone unter sich und mit der Geistlichkeit die noch übrigen antiken Tempel, Theater, Triumphbogen und Amphitheater zu Festungen und Burgen umgeschaffen, oder behufs der Anlegung von solchen zerstört. Die mächtigen Frangipani allein besaßen im zwölften Jahrhundert das Kolosseum, den Titusbogen, den Circus Maximus, den Janusbogen und den Tempel der Venus und Roma. Diese Baronalfehden haben unendlich mehr zum Untergange des alten Roms beigetragen als alle Verwüstungen der fremden Eroberer. Und Petrarca klagt mit Recht bei dem Anblicke der Zerstörung, den das Rom seiner Tage darbot: „Nicht die Zeit, noch Barbarenhorden, die eigenen Bürger und Söhne Roms haben mit dem Mauerbrecher gethan, was der Punische Held nicht ausrichten konnte." Aber noch bestand vieles Alte als Zeugniß früherer Herrlichkeit, und im Imperatorenpalaste auf dem Palatinus hielten auf ihren Römerzügen die Ottonen Hof, und die deutschen Kaiserinnen gaben Feste in den Gemächern der Livia.

Da kam die Zerstörung herangebrauſ't mit Robert Guiscards wilden Normannenschaaren, so furchtbar, wie Rom keine weder vor noch nachher gesehen. Sie vernichtete fast zwei Drittheile der Stadt (1084) so gründlich, daß dieser ganze Theil, der südlichs-auf und um den Cälius und Aventinus, seitdem nie wieder bewohnt worden sind. Nach dieser Zerstörung kamen Zeiten, in welchen das verödete Rom kaum dreißigtausend Einwohner zählte. Was diese Zerstörung an alten Monumenten übrig gelassen hat, vernichtete der Senator Brancaleone (1257), als er, um die Macht der Barone zu brechen, alle von diesen eingenommenen Thermen, Tempel, Theater und andere antike Gebäude, hundertfunfzig an der Zahl, schleifen ließ. Auch die gänzliche Abtragung des Kolosseums scheint er vorbereitet zu haben. Doch starb er (1258) vor der Ausführung. Was er übrig gelassen hatte stürzte in dem furchtbaren Erdbeben, von welchem Rom im Jahre nach der Boccazischen Pest (1318) mit ganz Italien wiederholt heimgesucht ward, zusammen. Die in Elend und Rohheit versunkenen Römer verkauften, wie Petrarca jammernd klagt, nicht nur alte Kunstwerke aller Art, sondern selbst die Säulen und den Marmor der Tempel in das Ausland, und während des Schisma wurde von eben diesen Römern, deren Schriftsteller noch jetzt kaum aufhören, für die Werke ihrer eignen gewinnsüchtigen Zerstörung die Wuth der Barbaren anzuklagen *), eines der herrlichsten und unzerstörbarsten Werke des Alterthums, das Mausoleum des Hadrian, bis auf seine jetzigen Reste zertrümmert, und ein Theil des Kolosseums, das allen Angriffen der Elemente Trotz geboten hatte, zu Kalk verbrannt. Um diese Zeit (1308—1377) glich die Stadt völlig einer Wüste. Nur in den Niederungen wohnten in Vignen und Feldern Bauern in elenden Hütten. Alle höheren Theile waren fast gänzlich verödet, und selbst

*) Bunsen in der Beschreibung der Stadt Rom I., 255.

die Kirchen ſtanden verlaſſen und verfielen. Forum und Kapitol waren mit Gemüſegärten und Weinpflanzungen bedeckt, auf den unangebauten Strecken hauſ'ten Schweine- und Büffelheerden. Die Obelisken waren bis auf einen zerbrochen und umgeſtürzt, und von den unzähligen Statuen, mit denen ſonſt Straßen und Plätze Roms bedeckt waren, fand Poggio, der um 1432 die Stadt beſuchte, nur noch Eine von Marmor und fünf von vergoldeter Bronze übrig.

Rührend ſind die Klagen der Augenzeugen über den jammervollen Zuſtand der Reſte des alten Roms zu Anfang und gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, und dennoch war ſelbſt um dieſe Zeit noch unendlich mehr von denſelben vorhanden als zu unſerer Zeit. Was Aeneas Silvius (ſpäter Papſt Pius II.) damals ſang:

Welch Entzücken gewährt mir, o Rom, deiner Trümmer Betrachtung,
Du die, gefallen, noch laut kündet den einſtigen Glanz!
Aber dein jetziges Volk! von den alten Mauern den Marmor
Bricht es, und brennet zu Kalk ſchmählich die glänzende Zier.
Ruchloſe Brut! noch drei Jahrhunderte hauſe ſo fort, und
Keine Spur mehr verbleibt einſtiger Größe in Rom!

iſt eine Wahrheit geworden, gegen welche die noch beſtehenden Reſte nur ſpärliche Ausnahmen bilden. Schon Raphael ſagt in ſeiner Denkſchrift an Leo X.: „dies ganze neue Rom, das wir jetzt ſehen, iſt mit Kalk von antiken Marmorn gebaut.“

Bis zum Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts hatte das nach der Rückkehr der Päpſte von Avignon (1378) wieder erſtandene Rom noch einen vorwiegend mittelalterlichen Charakter, wie ihn die florentiniſchen Schloßburgen und in Rom der Palaſt Venezia aufweiſen. Von da an beginnt mit Leo X. die Moderniſirung der Stadt, welche ſich in dem alten Marsfelde größtentheils neu erhob. Der immer ſteigende Nepotismus veranlaßte das Entſtehen jener Unzahl von Paläſten in dem jetzigen Rom, zu denen die antiken Reſte, ſoweit ſie noch als Steinbrüche benutzt werden konnten,

gleichfalls die Materialien hergaben. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die bisher ihrer Entlegenheit halber verschonten Grabmäler, Tempel und Villen vor den Thoren Roms ihres Schmuckes beraubt oder zerstört. Die Aufgrabungen, welche von der Mitte des funfzehnten bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts angestrengt betrieben wurden, förderten unglaubliche Schätze alter Kunst ans Tageslicht. Während dieser Zeit wurde vielleicht hundertmal mehr entdeckt als in der ganzen folgenden Zeit, und alle heutigen Sammlungen Roms können, wie Niebuhr sagt, gegen den unschätzbaren Reichthum an Alterthümern aller Art, die sich damals in vielen hundert Häusern zerstreut in Rom befanden, kaum als ein Schatten gelten.

Im Verlaufe dieser ungeheuren Verwüstungen hatte sich in Rom eine ganz neue Erdoberfläche gebildet. Auf den ungeheuren Schutthaufen erwuchs in der fruchtbaren Pozzolanerde derselben eine üppige Vegetation, neue Hügel entstanden, wo sonst Fläche war, und der Boden der alten Stadt ward nach und nach über funfzehn Fuß hoch bedeckt. Das Forum, welches seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts als Schuttgrube diente, ward sogar an manchen Stellen zwanzig bis dreißig Fuß hoch überdeckt. Raphaels unsterblicher Genius war es, der den Plan faßte, durch eine regelmäßige Aufgrabung aller erhaltenen Reste alter Baukunst wenigstens „einen Schatten des alten Roms“ an das Licht zu ziehen. Fünf Jahre lang hatte er in Rom die vorhandenen alten Trümmer studirt, und der Anblick der fortgesetzten Zerstörungen alter Tempel, Bogen, Pyramiden und Säulen, welche er selbst erlebte, hatte ihm das Herz zerrissen. Seine Denkschrift über die Wiedererweckung der Reste des alten Roms *), welche er kurz vor seinem Tode entwarf, blieb unausgeführt, und die Zerstörungen des Alterthums

*) Man findet sie in der Beschreibung der Stadt Rom I., S. 266—74.

dauerten fort. Erst Napoleons Riesengeist nahm den Gedanken wieder auf, aber sein Stern erblich, ehe er ihn vollenden und ehe er, wie er gewollt, auf den Gipfel des kapitolinischen Berges die Kaiserburg des neuen weltherrschenden Imperators „würdig des alten Namens und der neuen Herrschaft“ inmitten des alten Roms errichten konnte.

Je moderner in den Zeiten nach Raphael Rom ward, besonders durch Sixtus V., der die oberen Stadttheile wieder anbaute und große Straßen durch Vignen und Ruinen hindurch führte, desto mehr Alterthümer verschwanden. Die größte Masse der Bauten des heutigen bewohnten Rom gehört in ihrer Armseligkeit und Geschmacklosigkeit dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte an.

Die französische Herrschaft hatte für Rom wenigstens das Gute, daß sie für dauernde Erhaltung der noch übrigen antiken Baureste kräftig Sorge trug, eine Sorge, die seitdem, wenn auch im geringeren Maaße, fortgesetzt worden ist. Der Geist der Bildung hat, was jetzt noch vorhanden ist, unter seinen Schutz genommen, und nur mit ihm können die letzten Reste untergehen, welche aus Kolosseum und Pantheon, Triumphbögen und Tempeltrümmern in einzelnen, riesigen Lettern von der Größe der alten Weltstadt zu den späteren Geschlechtern der Menschen reden.

Nach dieser Skizze mag man sich eine Vorstellung machen von den verschiedenen Elementen, aus denen sich im Verlaufe solcher Ereignisse das heutige Rom zusammengebaut hat. Es ist ein Anblick so bunter Mannigfaltigkeit, wie ihn keine Stadt des Erdbodens mehr gewährt. Neben dem Charakter einer uralten Residenz des geistlichen Oberhirten der Christenheit mit seinen zahllosen Kirchen und Hofburgen und den Schlössern seiner geistlichen und weltlichen Fürsten, bietet es in seinen fashionablen Stadttheilen und ihren glänzenden Bazars den Eindruck eines modernen Badeortes

im größten Style. Und wiederum genügen wenige Schritte, um ſich aus demſelben hinaus in eine Stadt des bunteſten, wenn auch nicht blühenden, gewerblichen Treibens, und aus dieſer wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zuſtände zu verſetzen. Und über dieſes bunte Gemiſch ragen wie rieſige Schattenbilder einer Jahrtauſende alten Vergangenheit die Trümmer der Ruinenwelt des alten Roms in ernſter Einſamkeit zum Himmel empor. Dieſe Mannigfaltigkeit der Elemente iſt es vorzüglich, welche hier jeden Fremden etwas für ſich finden läßt, und jeder Ermüdung durch gleiche Eindrücke vorbeugt. „Rom iſt immer neu,“ ſagen die Fremden, auch wenn ſie Jahre lang hier heimiſch ſind. Dazu kommt, daß das Auf und Ab der zahlreichen Hügel, deren das heutige Rom über ein Dutzend zählt, von denen die Hälfte durch Ruinen entſtanden, überall maleriſche Anſichten und Gruppirungen bildet. Rom iſt auch darin unvergleichlich, daß es von jedem bedeutenden Höhenpunkte, von Monte Mario oder dem Kapitole, vom Aventin oder von Monte Pincio, von San Onofrio oder von Villa Ludoviſi aus geſehen ein immer neues Panorama bildet, welches an maleriſcher Schönheit, Pracht und Großartigkeit für den Beſchauer immer die früheren zu übertreffen ſcheint.

Wie die äußere architektoniſche Phyſiognomie Roms den Anblick bunteſter Mannigfaltigkeit gewährt, ſo iſt auch die heutige Bevölkerung der Stadt aus den verſchiedenſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Altrömiſches Blut iſt ſchwerlich mehr vorhanden, ſelbſt nicht unter den vornehmen Familien, die zum Theil, wie Reumont nachgewieſen hat, nicht einmal italieniſchen Urſprungs ſind. Eher vielleicht noch in dem Kerne des niederen Volks, den Montigiani und Trasteverini. Von dem wenig zahlreichen Mittelſtande der Negozianti di Campagna, Kaufleute und Angeſtellten iſt es Thatſache, daß eine Familie, die vier in Rom geborne Generationen aufzuweiſen hat, eine Seltenheit iſt. Die Mehrzahl der Einwohner

sind Einwanderer aus allen Theilen Italiens, vornehmlich aus dem Neapolitanischen, Genua, der Lombardei, Piemont und den Provinzen des Kirchenstaats, aber auch Franzosen, Deutsche und Engländer finden sich genug. Wollte man genauer nachforschen, so würde man alle europäischen Nationen hier vertreten finden. Ich rechne dabei nicht die zahlreichen Fremden, welche als solche sich hier aufhalten. Und doch, so wunderbar ist die Naturmacht, welche Klima und Boden, Lebensweise, Erziehung und Anschauungen der Umgebung ausüben, daß sich trotz aller Buntheit der Bevölkerung dennoch über dieselbe ein spezifisch Gemeinsames, charakteristisch Eigenthümliches breitet, welches ihr einen unverkennbaren Stempel aufprägt, selbst dem längere Zeit hier lebenden Fremden sich mittheilt und den Bewohner Roms von dem aller anderen Städte Italiens in äußerer Erscheinung, Physiognomie, Behaben und Lebensführung wesentlich unterscheidet. Rom ist auch hierin wie in Allem einzig in der Welt. Ich habe hier in zehn Jahren noch keinen Fremden gesehen, sagte neulich Freund K., der nicht bei seiner Ankunft irgend wie sich enttäuscht gefunden hätte, und keinen, dem nicht, wenn er Rom wieder verlassen sollte, das Herz schwer geworden wäre.

Nichts ist hier wie anderswo auch. Schon die Umgebung Roms, die weite, menschenverlassene Campagna mit den Riesenbogen ihrer Aquädukte, ihren Gräbertrümmern, aus denen die Asche der Todten längst verstäubt ist, ihren mittelalterlichen Thürmen, ihren halbwilden Heerden und Hirten, die an eine Prairie Amerika's mahnen, nur von Jägern und bewaffneten Aufsehern zu Rosse durchstreift, — Alles bis an die Thore Roms, ohne irgend eine Spur civilisirten, städtischen Lebens. Dann in Rom selbst, welches von jeder Seite her dem Kommenden eine neue Physiognomie bietet, das bunteste Nebeneinander von Menschen und Dingen: der wildengleiche Bewohner der Abruzzen und der russige Kohlenkärrner der

Meergestade neben dem Kirchenfürsten in seiner Prachtkarosse und dem fashionablen Dandy vom Hydepark auf seinem Vollblutrenner; alle Geistlichen aller Orden in ihren mannigfaltigen Trachten; lange Züge von Propagandisten, darunter alle Physiognomien der Welt, vom wollköpfigen Neger bis zum flachshaarigen Nordländer; Künstler und Fremde aller Nationen der civilisirten Erde, eine ewig wechselnde Bevölkerung, immer neu und doch dieselbe. Dazu die Physiognomien und Trachten des eigentlichen römischen Volks der Jackenmänner, der Montigiani und Trasteverini, die Schaaren von Landvolk aus der Umgegend, vom ziegenbepelzten Hirten des rauhen Sabinergebirgs bis zu der in Gold und Scharlach strahlenden Schönen von Nettuno, die leise einherschleichenden Jesuiten, die stolzen Dominikaner, die feinen Benediktiner, die braunen Kutten der Bettelmönche mit ihren Proviantesseln, die alterthümlichen Hellebardenträger an den päpstlichen Palästen, die modernen Uniformen des Militairs, die Kapuzen der zahllosen Brüderschaften, das Alles läßt für eine kurze Zeit selbst bei denjenigen die Langeweile nicht aufkommen, deren Reiseinteresse im Flanieren aufgeht. Rechne dazu die Schätze der Bibliotheken und Sammlungen aller Art, die Ateliers der zahllosen Künstler, die Ruinen des alten, die Paläste und Kirchen des neuen Roms, und Du wirst zugeben, daß hier jedes Interesse, jedes Alter, jede Lebensrichtung in diesem Universum seine Rechnung findet.

Rom, November.

Ueber nichts fühlt sich gewöhnlich die Mehrzahl der nach Rom kommenden Fremden mehr enttäuscht, als über die weit unter ihrer Erwartung bleibende Anzahl der einigermaßen erhaltenen Ueberreste und Denkmäler der alten Stadt. Diese ist in der That unglaublich gering. Denn mit Recht singt Byron:

The Goth, the Christian, Time, War, Flood and Fire
Have dealt upon the seven hill'd city's pride.

Von dem republikaniſchen Rom iſt ſo gut wie nichts mehr an dergleichen übrig. Alle größeren Baureſte ſind den Kaiſerzeiten, meiſt den ſpäteren, angehörig, in welchen man ſchon die neuen Gebäude auf Koſten der älteren baute *). Aber die Hauptverwüſtungen aller alten Monumente ſind doch weder durch Krieg und Feuersnoth der Barbaren, noch durch die Zeit, ſondern durch den Vandalismus der eigenen chriſtlichen Bewohner und Beherrſcher Roms ſelbſt bewirkt. Man kann es mit Händen greifen, daß faſt alle Kirchen und Paläſte des jetzigen Roms auf Koſten alter Bauwerke aufgeführt ſind. Schon aus dem ſo eben erſchienenen Auszuge der vielbändigen Beſchreibung Roms läßt ſich eine reiche Ueberſicht ſolcher Zerſtörungen alter Prachtwerke gewinnen, die zum Theil bis auf die neueſten Zeiten reichen, und ich fange an, mir eine ſolche anzulegen, als Kommentar zu Göthe's Worten: was die Barbaren ſtehen ließen, haben die Baumeiſter des neuen Roms verwüſtet.

Der Tempel der Minerva auf dem Forum des Nerva ſtand im ſechszehnten Jahrhundert noch ziemlich wohlerhalten. Ein alter Kupferſtich von Du-Peyrac zeigt ihn uns als mit einer Säulenreihe vor der Cella verſehen von korinthiſcher Ordnung. Von dem Portale (Pronaos), das ſechs Säulen in der Fronte und je drei in der Tiefe hatte, ſtanden noch in Allem ſieben Säulen mit einem Theile des Gebälks, deſſen Inſchrift den Namen Nerva's zeigte, und die mit Pilaſtern geſchmückte Mauer des inneren Tempels (der Cella). Unter dem Vorwande, daß ſie beſchädigt ſei, ließ Papſt Paul V. (1605—1621), ein Römer aus der Familie Borghese, dieſe koſtbare Säulenhalle abtragen, den Marmor zer-

*) Die Kaiſer des vierten Jahrhunderts zerſtörten ältere Werke, um die übrigen damit aufzuführen. Winckelm. Werke I., S. 518.

ſägen und zur Verzierung des großen Brunnens von Acqua Paola verwenden. Zugleich wurde der Platz durch eine neu angelegte Gaſſe überbaut und die Alterthümer ſpurlos vertilgt.

Das Septizonium des Septimus Severus ließ Papſt Sixtus V. (1585—1590) zerſtören. Es war ein prachtvoller Eingang zu dem Palaſte auf dem Palatin, gegenüber der Kirche San Gregorio. Die drei Reihen herrlicher Granitſäulen übereinander, welche damals noch ſtanden, verwandte er zum Bau der St. Peterskirche, wo ſie unter den hundertachtundvierzig Säulen zerſtreut ſind, welche Altäre, Kapellen und andere Orte derſelben ſchmücken.

Der ſchöne Bogen, welcher den Eingang der Salinae am Aventin ſchmückte, aus Travertinquadern ums Jahr 7 nach Chriſti Geb. erbaut, wurde erſt im ſechszehnten Jahrh. zerſtört.

Der Triumphbogen des Gordian ward Ende des funfzehnten Jahrhunderts zum Bau der Kirche San Lorenzo in Damaſo abgebrochen.

Ein Tempel der Fortuna ward im ſiebzehnten Jahrhundert auf dem Quirinaliſchen Hügel zerſtört.

Die großen Reſte der Thermen des Konſtantin hatten ſich bis ins ſechszehnte Jahrhundert erhalten, als ſie von dem Neffen des Papſt Paul V., dem Kardinal Scipio Borgheſe bis auf die Grundmauern abgetragen wurden, um auf und mit ihnen den jetzigen Palaſt Roſpiglioſi zu erbauen. Es war das letzte heidniſche, öffentliche Gebäude in Rom, und von ſeiner Pracht zeugen wohl am beſten die dort gefundenen Koloſſe, welche jetzt Monte Cavallo ſchmücken.

Vom Palaſt der Pinzier auf Monte Pincio ſah man noch im funfzehnten Jahrhundert große Reſte, die beim Bau der Villen Medici und Ludoviſi zerſtört ſein mögen. Noch Niebuhr ſah die letzten Mauern derſelben vernichten, um die Ziegeln zu verkaufen.

Der Circus Flaminius erhielt ſich in prachtvollen Reſten bis ins ſpäte Mittelalter. Eine Bulle von 1192 nennt ihn als das goldene Kaſtell mit hohen und alten krummgeſetzten Mauern und zuſammengefügten Gängen daran. Kirche, Kloſter und Palaſt der Ceſarini ſind mit und auf den Trümmern der Tempel erbaut, welche dieſen Circus umgaben.

Das Theater des Pompejus, welches vierzigtauſend Menſchen faßte, ſtand in großen Reſten noch im zwölften Jahrhundert.

Der Triumphbogen Marc Aurel's ſtand bis 1622 völlig erhalten bei dem Palaſt Fiano am Korſo, als ihn Alexander VII. abbrechen ließ, weil er die Pferderennen genirte. Ein Paar Reliefs herrlicher Arbeit ſah ich davon im Palaſt der Conſervatoren.

Die Alexandriniſchen Bäder, von Nero erbaut, von Severus erweitert, wurden in ihren großen Reſten auf Befehl Papſt Benedikt XIV. im vorigen Jahrhundert abgetragen.

Die Säule des Antoninus Pius, funfzig Fuß hoch, an der Baſis ſechs Fuß dick, aus röthlichem, ſyenitiſchen Granit, ließ Papſt Pius VI. (1790—1800) zerſägen und zum Schmuck der Vatikaniſchen Bibliothek und zur Ausbeſſerung eines Obelisken verwenden.

Der Tempel der Fortuna Virilis wurde zunächſt (872—882) bei der Umwandlung in eine Kirche durch Ausfüllung der Säulenhalle mit einer Ziegelmauer entſtellt, dann aber unter Papſt Clemens XI. (1700—1721) wurden bei dem Anbau des Hospitiums der Armenier die fünf Halbſäulen an der zweiten Längenſeite „mit wenig Achtung für ein ſo ehrwürdiges Denkmal des Alterthums“ heruntergeſchlagen. Die ganze Seite iſt dadurch jetzt auf das häßlichſte verbaut!

Der Veſpaſianstempel am Fuße des Kapitols, von dem jetzt noch acht Säulen übrig ſind, ſtand um das Jahr 1420 noch ganz erhalten. In dieſem Jahre ſah ihn noch Poggio. Bald

darauf aber wurden die Steine zum Kalkbrennen und Bauen weggenommen, wodurch denn im ſechszehnten Jahrhundert ſeine gänzliche Vernichtung bis auf die heutigen Reſte erfolgte.

Der Concordientempel, in welchem Cicero einſt gegen Catilina donnerte, ſtand noch großentheils im zwölften Jahrhundert. Ein Theil ward zerſtört, um die Kirche S. Sergio e Bacco auf ſeinen Fundamenten zu erbauen. Wann die völlige Zerſtörung erfolgte, weiß man nicht. Entdeckt wurden ſeine Trümmer erſt 1817. Die prachtvollen Marmorplatten von phrygiſchem, numidiſchem und afrikaniſchen Marmor, mit denen Fußboden und Wände der Cella ausgelegt waren, ſind in den letzten zwanzig Jahren bis auf geringe Reſte geſtohlen.

Die Thermen des Diocletian, welche vor zweihundert Jahren noch größtentheils ſtanden, waren damals die vornehmſte Schule der Baumeiſter in der Zierlichkeit *). Dieſes Wunderwerk der Baukunſt unter den ſpäteren Kaiſern gab im ſechszehnten Jahrhundert noch zweihundert Säulen her für Ausſchmückung neuerer Gebäude, und ganze Kirchen wurden auf und mit den einzelnen Theilen dieſer Prachtbauten errichtet.

Ich füge dieſen ein ähnliches Beiſpiel des barbariſchen Vandalismus der Erben aller Kunſtreſte der alten Welt hinzu, welches Winckelmann in ſeiner Schrift über die Baukunſt der Alten mittheilt **). Auf dem Palatin wurde im J. 1724 ein großer, mit den ſchönſten alten Wandmalereien ausgeſchmückter Saal entdeckt. Eifrig ſägte und ſchnitt man alles, was ſich von Figuren und Gemälden an den Wänden befand, heraus, und ſchickte es nach Parma in das Muſeum des Hauſes Farneſe. Als nun deſſen Schätze ſpäter nach Neapel durch Erbſchaft übergingen, ließ man jene Wandbilder gegen vierundzwanzig Jahre lang eingepackt und

*) Winckelmann über die Baukunſt der Alten. Werke I., S. 410 ff.
**) Werke I., S. 424.

verſchloſſen ſtehen. Die Folge davon war, daß der Moder das zweitauſend Jahre lang Verſchonte ſo völlig vernichte, daß Winckelmann auf Capo di Monte in Neapel nur die leeren Stücke Mauer ſah, auf denen einſt die Gemälde befindlich geweſen waren. Nur eine Karyatide hatte ſich erhalten. Durch ähnliche Liederlichkeit geht noch jetzt in Neapel unſäglich vieles zu Grunde, während anderes betrügeriſch verkauft und verzettelt wird, noch ehe es in das öffentliche Muſeum gelangt. Auch in der Kunſtgeſchichte ſpricht Winckelmann mehrfach von in Rom gefundenen und zerſtörten alten Gemälden.

In dieſer Art iſt unglaublich viel edles Alterthum vernichtet worden. So fand man zu Rom zu Winckelmanns Zeit zwei noch vorhandene Begräbnißurnen von grünlichem Baſalt, und in ihnen zwei Kleider von gediegenem Golde (aurum textile nennt es Plinius). Die Pfaffen des Collegium Clementinum, in deren Weinberge der Fund gemacht wurde, ſchmolzen die Kleider ein und zogen viele Pfund Gold daraus.

Die Titusthermen ſind in ihren ſchönſten Ueberbleibſeln gleichfalls erſt zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts unter Papſt Pius V. zerſtört worden, welcher die prachtvollſten Marmorſäulen und Architekturſtücke daraus wegbrechen ließ, und ſo den Einſturz des Uebriggebliebenen beſchleunigte. Doch blieben immer noch herrliche Reſte übrig, die erſt 1796, wie Niebuhr erzählt, muthwillig zerſtört wurden, weil Papſt Pius VI. Baumaterial für eine Salpeterfabrik brauchte, die er anlegen ließ, um die Truppen, welche er der franzöſiſchen Invaſion entgegen ſchickte, mit Pulver zu verſehen. Bekanntlich liefen dieſelben vor den Franzoſen davon, ohne einen Schuß zu thun.

Der Sonnentempel Aurelians im Giardino Colonna auf Quirinal noch im ſechzehnten Jahrhundert als Wunderwerk angeſtaunt, ward auf Befehl des Papſt Sixtus V. zerſtört. Das übriggebliebene Marmorgebälk ward aber erſt vor etwa hundert

Jahren durch die Familie Colonna völlig zertrümmert, welche mit demſelben die Kapelle ihres Hauſes in der Kirche St. Apoſtoli ausſchmückte.

Den 8. November.

Vorgeſtern lockte uns das ſchöne Wetter früher als gewöhnlich zu unſerer Studirboutique hinaus, und wir beſchloſſen, die Farneſiſchen Gärten aufzuſuchen, welche, wie die Villa Mills, auf den Ruinen der Kaiſerpaläſte liegen. Dieſe Prachtgärten ſind jetzt Kohl- und Gemüſefelder, welche in wüſtem Durcheinander die wellenförmige Ebene des Erdreichs bedecken, das ſich im Laufe von anderthalb Jahrtauſenden über den ungeheuren Gewölben und Unterbauten der alten Imperatorenpaläſte gebildet hat. Das Menſchenwerk iſt hier völlig wieder der Natur anheimgefallen. Man denkt gar nicht daran, daß man, zwiſchen dieſen Fruchtfeldern wandelnd, eigentlich die Gewölbebogen der alten Römerbauten betritt. Dieſe Nation hat ſo gebaut, daß ihre Mauern es mit der Erde ſelbſt aufnehmen, und auch wohl ſo lange halten werden, als der Erdball ſelbſt, wenn nicht der Menſch mit ſeiner Macht ein Veto einlegt. Ueberall blicken aus den beackerten Feldern, aus den Wegen und Fußſteigen Marmortrümmer groß und klein hervor. Unter den von den Gemüſefeldern abgeleſenen oder beim Umgraben derſelben aufgeworfenen Steinen, welche hier und da in Haufen liegen, iſt faſt die Hälfte Marmorgetrümmer. Die Ecken eines gemeinen Bewäſſerungsbrunnens fand ich mit den ſchönſten Marmorplatten bedeckt. Wir konnten nicht unterlaſſen, die Taſchen voll Bruchſtücke zu ſtecken. Man wird bei ſolchem Anblick zum habſüchtigen Kinde. Und ſo haben nun ſchon ſeit vielen Jahren hunderttauſende von Reiſenden ſolche Trümmer fortgeſchleppt, der einheimiſchen Sammler, Schleifer ꝛc. nicht zu gedenken, und noch immer iſt Vorrath in Fülle. Und

was mag nicht tief unter der Erde noch alles liegen, wo ſich jetzt kein Spaten mehr rührt, um nachzugraben. Ich ſah mitten in einem Kohlfelde zwei weißmarmorne Säulenkapitäle von ſchöner Arbeit, über Tiſchhöhe und von angemeſſenem Umfange. Auf den antiken Bautrümmern liegen wieder andere moderne Ruinen. Ein ganzer Palazzo der Familie Farneſe mit breiten Prachttreppen, bemalten, offenen Saalwänden, Springbrunnen und Belvedere's iſt nach und nach zu modernen Ruinen zerfallen. Denn der König von Neapel that nichts für ihre Erhaltung. Bei uns wäre das ſchon ein gewaltiger Palaſt, und hier, gegen das alte Ruinenweſen, ſahen doch dieſe Reſte moderner Prachtbauten winzig und puppenhaft klein aus, und erſchienen armſelig, bettelhaft mit ihren bemalten Wänden gegen die koloſſale Feſtigkeit der alten Trümmer. Die Ausſicht von den verſchiedenen Punkten dieſer Gärten über das Forum und Kapitol, über das Koloſſeum, deſſen ganze ungeheure Größe von hier aus am beſten überſehen wird, über die Stadt weg nach Trastevere und dem St. Peter zu, ſowie nach den jetzt ſchneebedeckten Gebirgen iſt wundervoll. Doch muß man ſich beim Aufſuchen dieſer Punkte nicht zu ſehr der Entzückung überlaſſen, ſondern vielmehr die Augen gelegentlich hübſch an den Boden ſenken, da es ſonſt leicht paſſiren kann, daß man zwiſchen Laub und Buſchwerk hindurch einem Fußpfade folgend, durch irgend ein Gewölbloch ein fünfzig bis hundert Fuß tief in die Souterrains der alten Kaiſerpaläſte hinabrutſcht, wie das mir bei einem Haare ohne meines Freundes Warnung paſſirt wäre. Mit einem Arbeiter, welcher uns eingeſchloſſen hatte, und der mit dem ihm gereichten Trinkgelde nicht zufrieden, uns nicht öffnen wollte, gab's auch eine Scene, aus der wir wieder lernten, daß man in Rom erſt, wenn die Thüre offen iſt, die buona mano geben muß, wenn man nicht das Vergnügen genießen will, zwangsweiſe einige Stunden länger zum Bewundern der Ausſicht angehalten zu werden, oder durch einen Sprung über die Mauer Arm und Beine zu riskiren. In ſolchen

Dingen leiſtet römiſche Unverſchämtheit gegen die Foreſtieri außerordentlich viel.

Auf dem Heimwege gingen wir über das Kapitol und warfen einen Blick auf die Denkmäler alter Kunſt, welche ſich in den Höfen des Palaſtes der Conſervatoren befinden. Ungeheure Fragmente von antiken Koloſſalſtatuen, ſo zwei Füße von Marmor, von der Ferſe bis zur Fußſpitze wohl über drei Fuß lang, und trotz dieſer koloſſalen Verhältniſſe von der ſorgſamſten, lebendigſten Behandlung; man ſieht die ſchwellenden Adern durch die Haut. Und dieſen Fleiß verwandte die alte Kunſt auf Theile, die bei der Aufſtellung des Ganzen für immer dem Blicke entzogen blieben. Ein Löwe, der einem geſtürzten Pferde auf das Hintertheil geſprungen iſt, und Krallen und Zähne über den Rücken weg in den Bauch ſchlägt, auch über Lebensgröße.

Ganz beſonders intereſſirten mich die beiden gefangenen Barbarenkönige, zu den Seiten einer ſitzenden Roma aufgeſtellt. Es ſind würdige, edle Geſtalten, wie denn faſt alle ſtatuariſchen und Reliefdarſtellungen von gefangenen Fürſten und Königen, für welche dieſe griechiſch-römiſchen Künſtler die prächtigſte Auswahl von Modellen haben konnten, zu dem Schönſten gehören, was man ſehen kann. Jene Statuen ſind von ſchwarzem Marmor; die Gewandung der außerordentlich plaſtiſchen Tracht wundervoll, aber beide ſind dargeſtellt mit abgehauenen Händen! Das iſt das eigenthümlich Barbariſche der Römer in ihrer Kunſt! Ihre Grauſamkeit, ihr ſtarrer Materialismus verläugnet ſich auch in der Kunſt nicht. Sonſt ſah ich ſolche Fürſten nur etwa gefeſſelt dargeſtellt, mit gebundenen Händen, wie am Bogen des Konſtantin. Aber dieſe Art der Beſtialität trat mir hier zuerſt vor die Augen. Wie mag dem Künſtler zu Muthe geweſen ſein, der ſo etwas machen mußte! Bei den Griechen finde ich von ſolcher Barbarei und Unmenſchlichkeit in der Kunſt keine Spur.

In einem andern Hofe ſind ſchöne Reliefs aus der Zeit und

Geſchichte Marc Aurel's. Hier kam mir die Frage: welches iſt denn eigentlich der charakteriſche Fortſchritt der römiſchen gegen die griechiſche Plaſtik? Ich fand vorläufig keine andere als folgende Antwort zu geben. Die Griechen ſind die Idealiſten, die Römer die Realiſten der alten Welt. Dieſem Unterſchiede gemäß mußte ſich auch ihre Plaſtik verſchieden geſtalten. Die Griechen, denen ſchöne, freie Menſchenbildung das höchſte, deren unabläſſiges Streben darauf gerichtet war, ſich zu ſchönen, freien Menſchen, ihren Staat ſelbſt zur Freiheit eines organiſchen Kunſtwerks auszubilden, und zwar ſo, daß dieſer Staat ſie in ihrer individuellen Freiheit nie und nirgends beſchränkte, — ſie haben in der Plaſtik, ganz dieſem ihrem Streben und innerſten Weſen gemäß, ſich darin befriedigt: in ihren mythiſchen Ahnen, den Göttern und Heroen und deren Thaten, den Idealismus ſchönſter, freier Menſchlichkeit in typiſcher Allgemeinheit darzuſtellen. So haben ſie ihre Götter geſchaffen nach ihrem Bilde; ſo haben ſie ihre Tempelwände und Friese, ihre Metopen und Giebelfelder mit den Reliefbildern und ſtatuariſchen Darſtellungen ihrer Religion, ihrer Mythe und mythiſchen Heldenſage ausgeſchmückt, und nur in ihren Portraitſtatuen haben ſie zur Gegenwart und Geſchichte gleichſam den erſten Schritt gemacht. Aber auch hier blieb das Ideale, die Neigung zum Allgemeinen ſo wenig ausgeſchloſſen, daß wir z. B. ſelbſt aus der jüngſten hiſtoriſchen Zeit helleniſcher Kunſtblüthe in den Portraitſtatuen und Büſten Alexanders weniger die Portraitähnlichkeit des Individuums als die freie Schöpfung des idealiſirenden Künſtlers übrig haben, der die Geſichtszüge des Heldenkönigs irgend einem mythiſchen Ideale anzunähern ſich gedrungen fühlte. Die Unterſuchungen der Gelehrten bei Gelegenheit des Moſaiks der Alexanderſchlacht liefern dafür den nöthigen Nachweis. Es iſt bekannt, daß in jenem Gemälde die Züge Alexanders keinem einzigen der überlieferten plaſtiſchen Bildniſſe des Helden gleichen. Und doch haben wir hier ſicher ein nicht idealiſirtes Portrait vor uns,

deſſen Original nicht für Alexander zu halten nur überſichtiger Gelahrtheit antiquariſcher Handwerker beikommen kann. Alſo: die Griechen ſind in ihrer Plaſtik weſentlich in der Mythe ſtehen geblieben.

Was die Griechen nicht gethan hatten und nicht thun konnten, ohne ihr Weſen aufzugeben, das thaten die Römer, weil ſie es thun mußten, um ihr Weſen auszudrücken. Die Römer haben die Plaſtik aus der Mythe in die Geſchichte, aus der Idealität auf den Boden des Realen, aus dem typiſch Allgemein-Menſchlichen zum Ausdruck des Individuellen und Einzelnen, des charakteriſtiſch Perſönlichen fortgeführt. Und das iſt allerdings ein Fortſchritt, wenn er auch, wie aller Fortſchritt, nicht ohne große Opfer erreicht werden konnte.

Die Griechen ſind das Volk des bildenden Machens, der künſtleriſchen Poeſis; die Römer das Volk des arbeitenden Handelns, der verſtändigen Praxis. Jene iſt die Thätigkeit des frei ſchaffenden Künſtlers, dieſe die Sache des vielbedingten und beſchränkten Geſchäftsmannes und Kriegers. Die Römer ſind nicht mehr, wie die Griechen, freie Künſtler ihres Lebens in Geſellſchaft und Staat. Sie ſind beſchränkt, bedingt, geknechtet von ihrem Staate und ihrem Rechte. Statt freier Individuen erſcheinen hier Rechtsperſonen. Ihre Bildung ſetzt ſich nicht das Allgemeine, das rein Menſchliche, das Ideale zum Zweck, ſondern ein Beſonderes, Beſchränktes. Wie kann ich mir andere unterwerfen, ſie und ihr Eigenthum meinem Willen dienſtbar machen? Dieſe Frage hatte die römiſche Bildung zu beantworten, und ſie fand die Antwort, d. h. die Mittel zu jenem Zwecke, in drei Dingen: im Schwerte des Kriegers, in der Zaubergewalt des Redners, in der Schlauheit und Rechtskunde des Advokaten.

Wie der Menſch ſo ſeine Kunſt. Was ihm das Höchſte, was ihn ganz erfüllt, das hat ſie ihm darzuſtellen. Seine Götter

hatte Rom überkommen; die es sich geschaffen, waren Verstandesbegriffe. Seine mythischen Erinnerungen waren eben so unlebendig. Bei einem aus Räubern zusammengelaufenen Volksursprunge wußten von einem mythischen Heroen-Ahnherrn, wie Aeneas, nur Gelehrte und gelehrte Poeten zu sagen, die Nation hatte zu solchen Traditionen kein Verhältniß. Selbst die historischen Mythen der Könige und Zwingherren waren kein Gegenstand des Stolzes beim Rückblick auf die Vergangenheit. Die Griechen mochten mit stolzer Freude auf ihre Ahnen in ferner Vergangenheit schauen; die Römer sahen, als die Welt zu ihren Füßen lag, weit lieber auf das, was sie in der Gegenwart waren, als auf die Jahrhunderte obscurer mühsamer Kämpfe um eine ärmliche Existenz. Die Römer selbst mögen wenig Künstler und Bildhauer geliefert haben; aber als sie Griechenland unterjocht hatten und über die Kunstfertigkeit griechischer Künstler geboten, da war die Kunst eine römische geworden, denn da bestimmten *sie*, bestimmte *ihr* Geschmack das, was dargestellt werden sollte. Ihr Geschmack sage ich, denn auch dieser ursprünglich ächt römische Ausdruck, der für das Aesthetische und seinen Genuß den gröbsten Sinn in der sprachlichen Bezeichnung wählte, ist charakteristisch. Er ist so recht der Ausdruck ihres auf das unmittelbar Gegenwärtige, Faß- und Greifbare gerichteten Realismus.

Der Staat, das Imperium und die Thaten im Dienste dieses Staates zur Erhaltung und Erweiterung dieses Imperiums, das war für den Römer das Höchste in der Zeit, wo sein Volk auf den Gipfel seiner Macht sich fühlte. Was anders also mochte er in Marmor, Stein und Erz verewigt sehen als diese Thaten und die Männer, welche sie gethan? So ward der Charakter der plastischen Kunst unter den Römern wesentlich zum historisch Monumentalen.

Wir aber, wird sind die Erben der Römer, weit mehr noch als der glücklicheren Hellenen. Römische Sprache hat unsere Sprache

beeinflußt, Jahrhunderte lang haben Römer über unser abendländisches Europa geherrscht, Städte gegründet und die ersten Kulturkeime gelegt. Wir Deutsche namentlich, seit wie lange ist es denn, daß die lateinische Sprache die Sprache unserer Literatur, unserer Gelehrten, ja unserer Dichter war? Und herrscht nicht noch über uns das römische Recht? sind nicht alle Lebensverhältnisse von ihm durchdrungen? Und in Beziehung zum Staate, sind wir nicht fast eben so fern von dem Ideale freier Menschlichkeit, wie es die Römer gewesen zu ihrer schlimmsten Zeit?

Was folgt daraus für unsere Plastik? Ich denke dies, daß ihre nächste Hauptaufgabe, sofern unsere Plastik doch ein Ausdruck unserer Zeit und ihres Geistes sein oder werden soll, wesentlich die monumentale sein wird. Seit dem Wiederaufleben der plastischen Kunst bis auf den heutigen Tag hat dieselbe nach zwei ganz verschiedenen Richtungen sich bethätigt. Theils haben nämlich die Bildhauer, griechischen Vorbildern folgend, hellenische, mythische Stoffe: Götter, Heroen oder auch die Menschengestalt frei von aller nationalen und sonstigen Beschränkung einzeln und in Gruppen dargestellt. Antike hellenische Sage und Dichtung hat die Stoffe, antike Vorgänger das Muster der Behandlung geliefert. Anderntheils hat neben dieser mythischen, hellenischen Richtung die moderne Plastik sich auch ganz unabhängig von derselben der historisch monumentalen, welche ich als die römische bezeichnete, zugewendet, und hier hat sie sich von den gepanzerten Herzögen und Fürsten bis zu den römisch gallischen Perrücken, und neuerdings dem Zopfhaarbeutel Mozarts und dem Ueberrocke Goethe's, scharf und genau an das Individuelle, Besondere, durch Zeit, Nationalität und sonst wie Bedingte gehalten und halten müssen. Wo sie davon abwich, verirrte sie sich sogleich entweder zu einem barocken Gemisch, das uns heute bei dem Anblicke eines preußischen Generals aus dem siebenjährigen Kriege in römischer Tracht zu lachen macht, oder zu son-

ſtiger mißverſtandener Idealität der äußeren Erſcheinung, wodurch dieſe lächerlich und fremdartig zugleich wird.

Dieſe monumentale Richtung, welche jetzt, wo wir darauf und daran ſind, wieder ein hiſtoriſches Leben zu gewinnen, ſeit einiger Zeit in den Vordergrund getreten iſt, darf ſich aber über ihre Bedingungen keinerlei Illuſionen machen. Ihre Geſchichte lehrt es, daß ſie ſich in ihren Darſtellungen an die Erſcheinung, wie ſie durch die Zeit beſtimmt und bedingt wurde, halten muß. Wer einen Stubengelehrten als halbnackten griechiſchen Heroen, einen Leſſing in helleniſcher Gewandung, einen Blücher im römiſchen Kriegskleide darſtellt, ſchlägt der Sache ſelbſt und ihrer durch die Geſchichte laut ſprechenden Wahrheit ins Angeſicht.

Hier in der monumentalen Kunſt gilt es, den Charakter des Hiſtoriſchen, des real Individuellen, des Portraits, gilt es den Ausdruck der beſtimmten Zeit. Wie der Regel nach weder die Griechen noch die Römer, abgeſehen von den apotheoſirten Kaiſern, in ihrem monumentalen und Portraitkunſtwerken die hiſtoriſche Wirklichkeit mit der mythiſchen Darſtellungsweiſe vertauſcht haben, ſo nahe ſie ihnen auch lag, eben ſo dürfen auch wir nicht, wenn wir unſere Dichter, Künſtler, Helden und Heldenthaten darſtellen, in die für uns mythiſche Zeit der Griechen und Römer zurückgreifen. Warum nicht? Weil wir ſonſt einen ſchreienden Widerſpruch in Marmor und Erz hinſtellen. Selbſt die Perrücke darf einem Standbilde Louis XIV. nicht fehlen, wenn ihm überall eins geſetzt werden ſoll, und ſeine Zeit hat ſie auch nicht fehlen laſſen; und eben ſo wenig unſern Blüchern die Uniform, und unſern Denkern und Dichtern die Kleidung ihrer Zeit. Denn ſie iſt eben die Form, in welcher ihre Zeit und ſie in ihr erſcheinen. Perrücke und Ueberrock gehören mit zur vollen Charakteriſtik. Und wenn jede Zeit tragen muß, was einer ſpäteren an ihr als lächerlich und geſchmacklos erſcheint, ſo hat doch jede Zeit und jede Gegenwart ein Recht darauf, daß man ſie nicht zu etwas anderem mache als ſie iſt.

Hier kann all das Jammergeschrei der Künstler über moderne, kunstwidrige Kleidung nicht helfen. Die Welt will den alten Fritz mit Dreimaster und Krückstock auf seinem Paradeschimmel sehen, und nicht einen römischen Imperator auf einem Parthenonsrosse. Und die Welt, die Gegenwart hat immer und so auch hier Recht.

Neulich sah ich von einem Künstler hier in Rom das Thonmodell der monumentalen Portraitstatue eines berühmten Astronomen in der Form eines antiken, apotheosirten römischen Imperators mit nackter Brust, nacktem Arm und nackten Füßen. Nur über den Nabel weg fiel von der einen Schulter das antike Gewand. Die Arbeit war vortrefflich. Es war ein Genuß, die prachtvolle Bildung der nackten Theile, Brust und Arme, anzuschauen. Aber zu dieser Götterbildung, die wohl in der palästragestärkten, hellenischen Menschheit ihres Gleichen fand, wie fiel da weg der matte, verstudirte Gesichtsausdruck dieser modernen Gelehrtenphysiognomie! Der Kontrast war zu schreiend. Aber wahrhaft himmelschreiend würde er erst werden, wenn man das Monument in der Vaterstadt des Mannes in dieser Gestalt sähe. Neunundneunzig unter hundert würden sich entsetzen, ihren Mitbürger, den sie alle gekannt, und an dem nichts Hellenisches und Heidnisches war, so nackt und bloß, wie einen alten Heidengott, auf offenem Markte ausgestellt zu sehen, nur mit einem Laken umhängt, dergleichen ein Christenmensch höchstens nur in der Einsamkeit einer Badekammer trägt!

Und diesen Leuten müßte man Recht geben. Sie wollen ihren Mitbürger durch ein Denkmal ehren, weil er durch seine Wissenschaft ihrer Stadt Ruhm gebracht. Diese Studien der Wissenschaft sind seine Thaten, und in seinem Studirzimmer, auf seiner Sternwarte hat er sie gethan. Nun wollen die dankbaren Mitbürger ihn nach seinem Tode unter sich sehen, wie er unter ihnen gelebt. Der Künstler soll ihn darstellen mit den bekannten Zügen in der Tracht des geistigen Kämpfers, in dem Studir- und Nachtwachen-

rocke, der darum noch kein Schlafrock zu sein braucht und wohl idealisirt werden kann, wie Kaulbach in seinem Faust gezeigt hat. Aber bei allem Idealisiren soll der Mann uns nahe bleiben und nicht fremd werden.

So haben auch die Griechen ihren Portraitstatuen ihre Tracht gegeben, die Römer selbst die Moden der Zeit mitgemacht. Ja selbst bei bekleideten Götter nund Göttinnen, so oft sie dieselben darstellten, haben beide Völker sie sich durch eine der ihrigen ähnliche Bekleidung nahe zu bringen gewußt.

Die monumentale Plastik unserer Zeit schafft für das ganze Volk, dem sie dient; die hellenische Seite der modernen Plastik nur für die exklusive Fraktion derjenigen, welche durch Bildung zu einem solchen, vielfacher Vermittelung bedürfenden Genusse befähigt sind. Und die Zahl dieser letzteren ist viel geringer als man glaubt.

Beide Seiten laufen unverbunden neben einander her. Die Aufgabe aber ist: im Fortschritte unseres modernen Lebens den stylistischen Gewinn der hellenischen Bildung und Kunstbehandlung des Mythischen auch auf die historischen Stoffe der römischen Plastik anzuwenden.

Mit andern Worten: der neueren Plastik steht es bevor, aus einer, durch das Christenthum hindurchgegangenen, vertieften Weltanschauung auch in der bildenden Kunst die beiden auseinanderfallenden Seiten des Griechischen und Römischen zu einem neuen Ganzen zu verbinden. Dabei wird denn dem Monumente das Ideale griechischer Plastik in dem Maaße sich wieder nähern, als unser Leben selbst sich aus dem Ungeschmack und der Verschnörkelung seiner Formen, kurz aus der Knechtschaft der Unvernunft die Rückkehr zur Freiheit und Schönheit zu bahnen glücklich und kräftig genug sein wird. Bis dahin werden allerdings die plastischen Künstler einen harten Stand haben. Aber der Kampf mit der Unvernunft, in die wir uns trotz alle dem doch theilweise fügen müssen, wenn wir wirken wollen, dieser Kampf und diese Noth kann ihnen so wenig

als uns andern erspart werden. Denn warum sind sie Kinder dieser Zeit! —

Die Griechen haben in ihren plastischen Kunstwerken, in ihren mythischen Darstellungen der Kraft und Stärke, der Jugendlust und Schönheit ihrer göttlichen und menschlichen Gestalten sich selbst und ihr eigenes Wesen und Leben dargestellt. Die Römer haben sich durchaus an die Realität gehalten und haben den Kreis ihres Lebens gar nicht wesentlich in der ihnen eigenen Plastik verlassen. Wir Modernen aber bewegen uns, das wenige Monumentale ausgenommen, mit unserer Plastik durchaus in einem unserm Leben fremden Elemente.

Durch Thorwaldsen ist der Versuch geschehen, unsere christlichen Idealpersonen für die Plastik zu gewinnen. Mit welchem Erfolge? Da ist sein Christuskopf. Was zeigt er uns? Das alte byzantinische Original der Christusphysiognomie, welche, von dem Jupitersideal ausgehend, sich zuletzt in die transcendente Starrheit der krummnasigen Mosaiken verlor. Man stelle den Vatikanischen Jupiterskopf neben den Thorwaldsenschen Christus, und man wird sehen, daß Thorwaldsen nur den alten byzantinischen, schon gegebenen Typus wieder aufgenommen und von dem neugriechischen zu dem spezifisch jüdischen Typus wieder zurückgeführt hat. Sein Christuskopf ist ein jugendlicher Jupiter, der aber von einer jüdischen Mutter geboren ist.

Den 10. November.

Jetzt lerne ich das römische Winterwetter kennen. Vorgestern, in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend löste sich der Scirocco in ein Gewitter auf, das ununterbrochen von einer Mitternacht bis zur andern fortwüthete. Dabei strömte ohne Unterlaß der gewaltsamste Regen vom Himmel. Auf den Gassen der tiefen Stadttheile

strömten Sturzbäche. Der Tiber ist schrecklich angeschwollen. Die ältesten Menschen, sagt unser Wirth, können sich solcher Gewitter und solcher Wasserfluthen nicht erinnern. Gestern hörten wir, daß die nach Deutschland gehende Post verunglückt ist. Sie konnte bei Ponte Molle nicht durch und versuchte den Weg über Monte Mario. Genaueres erfährt man über solche Dinge hier, wo keine Presse ist, niemals. Es ist darin gerade wie in Petersburg. In einigen Wochen werden wir's in der Allgemeinen Zeitung lesen, was hier vorgestern passirt ist.

Gestern regnete es zwar nicht, aber dafür war bei bedecktem Himmel eine schwere, nervenpressende Scirocco luft, die mir nicht wohl that. Nachmittags machten wir einen Spaziergang auf's Forum, bei dem wir einige Kirchen besuchten. Zuerst die Begräbnißkapelle della Consolazione, wo für die Andächtigen eine Wachsfigure[illegible]stellung, den Tod des heiligen Sebastian vorstellend (la presentazione nennt man solche Ausstellung) zu sehen war. Drei bis vier Kerle rasselten uns dabei mit Geldbüchsen unter die Nase, Beiträge für die povere anime im Fegefeuer einfordernd. In den beiden uralten Kirchen San Cosma e Damiano und San Teodoro sahen wir alte Mosaiken in dem Bogengewölbe über dem Altar, von schöner Arbeit. Die ersten gehören zu den ältesten christlichen Kunstdenkmälern in Rom, und die Figur des Heilandes am Gewölbe ist von großartiger Auffassung. In San Teodoro vollzog eben ein Priester den Heilungsakt an einem kranken Kinde durch Händeauflegen, unter Anrufung des Heiligen. Im alten Rom hatte der Tempel des Romulus und Remus dasselbe ärztliche Wundervorrecht.

Den 11. November.

Wenn man auf dem Wege der Porta di San Sebastiano das Kolosseum passirt ist, hört der Anschein einer Stadt um uns her auf, obschon man noch beinahe eine Viertelstunde zu fahren hat, ehe man das Thor erreicht. Gärten, Fruchtfelder, Vignen, Klöster, Kapellen und Ruinen bilden diesen Stadttheil. Wir fuhren die alte Via Appia entlang, vorbei an dem Grabe der Scipionen in der Villa Sassi. Den Sarkophag und die Inschriften sah ich gestern im Vatikan. Die heiligen Gebeine dieser größten Helden der römischen Republik schützte ihre zweitausendjährige Ehrwürdigkeit nicht gegen die brutale Barbarei des christlichen Roms. Papst Pius VI. ließ sie, als die Gruft zu Ende des vorigen Jahrhunderts wieder entdeckt wurde, aus ihrer Behausung heraus und auf die Gasse werfen. Ein Venetianer sammelte sie und begrub sie auf's Neue in seiner Villa zu Padua.

Vor der Porta San Sebastiano — dem alten Appischen Thore — steht noch innerhalb der Stadt ein Triumphbogen (den Bögen des Drusus nennen ihn die Antiquare) aus Travertinquadern und Marmor. Das Mauerwerk, welches sich darüber hinzieht, gehört zu einer Wasserleitung, die man später in Zeiten des Verfalls über dies Kunstwerk zu führen keinen Anstand nahm. Es stehen noch ein Paar Arkaden davon.

Endlich sind wir aus dem Thore, dessen mittelalterliche Zinnen sich auf dem halb versunkenen antiken Unterbau von Marmorquadern wunderlich erheben. Aber noch nicht im Freien. Der gepflasterte Weg läuft noch wohl eine kleine halbe Stunde lang fort zwischen Mauern, mit denen Gemüsepflanzungen und Weingärten eingefaßt sind. Hier und da ein Haus, eine Kapelle, wie die kleine Kirche Domine quo vadis? (Herr wohin?) so genannt nach der Anrede des Apostel Petrus an den Heiland, als dieser ihm hier nach Rom zuschreitend begegnete. Venio iterum crucifigi (ich komme, um

noch einmal gekreuzigt zu werden) lautete, nach der Legende, die tiefbedeutende Antwort! Noch jetzt zeigen sie die Fußtapfen des Herrn in einem Steine der Kapelle.

Von da vorbei an der Kirche des heiligen Sebastian. Daran stößt ein Kloster von Cisterziensern. Zwei dieser Kapuzen saßen unter den Bäumen des stillen Platzes vor der Kirche, und bildeten die prächtigste Staffage zu der höchst malerischen Einsamkeit des Ortes. Dann bogen wir links ab und fuhren bald seitwärts einen Baumweg entlang einem mäßigen Hügel zu, auf dessen Rücken ein alter Tempel (Tempio di Bacco), vielleicht ein Grabheiligthum, jetzt in eine Kirche des heiligen Urban verwandelt, hingelagert ist. Der äußere alte Bau ist fast ganz erhalten, nur durch Strebepfeiler häßlich verunstaltet, mit denen man ihn nach einem Erdbeben gestützt hat. Aber er ist tief in die Erde versunken, die Zwischenräume der zierlichen weißen Marmorsäulen, welche die Vorhalle trugen, sind jetzt mit Backsteinmauern ausgefüllt. Nur ein Eremit, der den Custoden macht, bewohnt eine Zelle in dem oberen Stocke. Recht müde und schlaftrunken steht das alte Heiligthum auf dem Hügel, zu dessen Füßen der Hain der Nymphe Egeria sich hinstreckt, eine kleine dichte Baumpflanzung in dem schönen Thale, durch das der Bach Almo strömt. Ihm zu Ehren wurde wohl das Nymphäum errichtet, ein Brunnengebäude, welches nach der Stadt zu in lieblicher, kühler Einsamkeit dieses entzückenden Thales liegt. Zarte Schlinggewächse überweben mit grünem Schleier den Eingang und die Nischen, aus denen die Götterbilder längst verschwunden sind. Nur eine verstümmelte Statue der Flußgottheit ruht noch auf den Kragsteinen, von denen das krystallklare Wasser des kühlen Borns mit leisem Plätschern niederrauscht.

Zur Appischen Straße zurückfahrend erreichten wir bald das eigentliche Ziel unserer heutigen Tour. Die Straße steigt langsam einen Hügel hinan, auf dessen Höhe, dicht am Wege, das größte aller erhaltenen Grabdenkmäler der alten Via Appia steht, das

Grab der Cäcilia Metella, des Q. Metellus Creticus Tochter, wie die Inschrift sagt. Auf einer viereckten, haushohen Basis erhebt sich ein Rundgebäude, etwa fünfundsechszig Fuß im Durchmesser, das Ganze wohl gegen achtzig Fuß hoch. Der Rundbau selbst ist mit den schönsten Travertinquadern bekleidet, deren ungeheure Blöcke so meisterhaft aneinander gefügt sind, als wäre die Arbeit erst gestern vollendet. Von der Basis dagegen hat man die gleiche Bekleidung ausgebrochen, und so starrt der Kern von Mörtel und Bruchsteinen, durchzogen von den ungeheuren Bändern von Travertin, die wie riesige Steinbalken aussehen, unförmlich hervor. Man benutzte dies Monument, wie andere ähnliche, als Steinbruch für die Bauten des christlichen Roms. Die heiligthumschänderischen Barbaren, d. h. die Römer des päpstlichen Roms, haben die Quadern rundum soweit weggebrochen als sie nur konnten, und nur die Gefahr, daß ihnen der obere Theil endlich auf die Köpfe stürze, hat ihrem Diebeswerk Einhalt zu thun vermocht. Und diese Furcht war keine unbegründete. Zuweilen ruht die ganze Last der einen Seite des ungeheuren Quaderbaues auf einem einzigen Travertinblocke, der nur zu einem Theile noch in der inneren Kernmauer einen Wiederhalt findend, mit der übrigen Hälfte, seiner unteren Stützen beraubt, horizontal in die Luft hineinstarrt. Wäre auch nur dies Monument übrig geblieben, an ihm allein könnte man sehen, daß diese alten Weltbeherrscher für die Ewigkeit gebaut, und daß ihre Werke nicht nur den Elementen und der Zeit trotzten, sondern selbst „dem Unsinn der Verwüster“ nicht ganz erlagen. Oben umgiebt das Ganze als Stirnband ein Fries mit Blumen und Stierschädeln, davon noch jetzt das Volk den Bau Capo di Bove benennt. Eine Trophäe mit zwei Figuren, gefangene Barbarenfürsten darstellend, bezeichnete den Kriegsruhm des Geschlechts, welches diesen Gruftbau thürmte. Ueber diesem Kranze ragen mittelalterliche Zinnen in die Luft. Denn römische Barone des Mittelalters, die Savelli und Gaetani, klebten an diesen Thurmbau eine Burg,

Aber jetzt tritt die Abendsonne aus einem leichten Schleiergewölk hervor und überglühet mit ihrem rosig goldenen Lichtstrome die ganze Campagna zu unseren Füßen. Wie in feuriger Lohe glühten die meilenlangen Ketten der Aquäduktarkaden, welche einst von allen Seiten die Quellen des Gebirgs der ewigen Stadt zuleiteten, um die Hunderttausende ihrer Bewohner zu tränken, ihre Springbrunnen und Bäder, ihre Teiche und Seen zu füllen. Die Höhenzüge des fernen Albaner- und Sabinergebirgs bis zum Soracte aufwärts, noch eben in dunkelstes Blau gekleidet, erglänzen jetzt im hellsten Violett bis zu gelblicher Weiße, wie sie alter Marmor zeigt. Die Städte, Villen und Schlösser auf ihren Rücken lagen vor uns so klar, so glänzend hell, so scharfumrissen, als könnte sie ein Bogenschuß erreichen. Wir sahen die Fenster von Frascati in der Sonne blitzen. Dort Marino und Castell Gandolfo, darüber hin Rocca di Papa, und über ihm auf schwindelnder Höhe das Kloster auf Monte Cavo, wo ich vor vier Monaten die Sonne untergehen sah. Links dort schimmert Tivoli herüber, und auf dem Gipfel des Soracte, der fünf Meilen weit von Rom seine schönen, an Sizilien mahnenden Linien abzeichnet, sahen wir den weißen Schein des Klosters erglänzen.

Doch jetzt wendet das Auge sich unwillkürlich zurück nach der Campagna, die sich um uns her, zwischen dem Gebirge und der Meeresküste hinter uns, überall hin mit ihren Hügelwellen ausdehnt. Wie versteinerte Feuerstrahlen strecken die Aquädukte ihre unendlichen Arkaden über den halb grünen, halb braunen, gras- und kräuterreichen Teppich. Eine ganze Welt von Trümmern sonnt sich in der niedergesunkenen Abendgluth. Gruppen immergrüner Eichen, bald hell beleuchtet, bald zu dunkelstem Schwarz das Grün ihrer Laubkronen verdichtend, zeichnen sich in unbeschreiblicher Klarheit gegen den reinsten Himmel ab, dessen tiefes Blau allmälig in jenen, nur hier gesehenen, gründlauen, von rosigen Wölkchen eingefaßten Ton übergeht. Das gelbende Laub der Bäume und

Gebüsche an den lichtbeglänzten Stellen schwamm wie in feuriger Lohe. Zu unserer Linken, im tiefsten Schatten, starrte das Burggetrümmer an dem Grabthurme der Cäcilia Metella in die Luft, und warf seine schwarzen Schattenmassen über die thauigen Matten zu uns herüber. Tiefer unten im Grunde Rom, über ihm sein Herrscher, Sankt Peters Dom mit seiner dreifachen Krone und dem Kreuze darauf, und ihm zur Seite am fernsten Horizonte die Baldachindächer der Pinien und die grünen, schwanken Obelisken der melancholischen Cypressen in den Villen der Berge von Trastevere. Rings um uns die feierlichste Stille, ein wahrer Gottesfrieden; und ein Entzücken, welches nicht auszusprechen ist, füllten das Herz im Genusse solcher Schönheit, die keines Künstlers Hand, keines Poeten Sang erreichen. Hirten mit Pferden, große Karren mit Ochsen bespannt, hier und da ein Fuhrwerk, zweiräderig, mit ein Paar Bettelmönchen, unterbrachen die Einsamkeit des Rückwegs. Die Oede und Stille um Rom stimmte so recht zu dem Bilde, das wir eben gesehen. Hier begegnete unserm Blicke auch nichts, was an moderne Zustände erinnerte. Alles Menschenwerk, welches nicht etwa antike Ruine ist, zeigt sich im unerhörtesten Verfall, jedes Haus, jedes Gartenmauerwerk erscheint in müde Schlaftrunkenheit versunken, während die alten Riesentrümmer in ihrer ungebrochenen Kraft eben so vielen Ahasverern gleichen, über deren Augenlider schon lange der Schlaf keine Macht mehr hat. Sie stehen da wie rüstige Urväter neben einem siechen, hinwelkenden Enkelgeschlechte.

Zwischen den Gartenmauern hinfahrend, sah ich, daß der größte Theil derselben aus antiken Baustücken bestand. Hunderttausende von Marmortrümmern, Kapitälfragmenten, Säulenstücken, Reliefplatten glänzen überall zwischen gemeinen Backsteinen hervor.

Zu Hause Abends fiel mir beim Ausruhen Byron in die Hand, und wie las ich jetzt so anders die entzückenden Strophen seines Child Harold, in denen er seine Harfe zum Gedächtnisse

dieſer Cäcilia Metella ertönen läßt, da ich ſelbſt ſo eben von ihrem Grabe zurückkehrte! —

Rom, den 11. November.

Heute waren wir Nachmittags mit Steinhäuſers im Palaſt Roſpigliosi auf dem Quirinal, um die Aurora von Guido Reni zu ſehen, welche ſich im Gartenſchloſſe des Fürſten befindet. Dies Deckengemälde gilt für Guido's ſchönſtes Werk in Rom. Der Künſtler hat den Aufgang der Sonne dargeſtellt. Die Kompoſition iſt eine doppelte: einmal die landſchaftlich natürliche, dann die poetiſch ſymboliſche. Jene nimmt die kleinere rechte, dieſe die größere linke Hälfte des Bildes ein. Wir ſehen das Meer in jenem tiefen Ultramarinblau, in welchem ich es ſo oft bei Terracina, Sorrento und Palermo kurz vor Sonnenaufgang erblickte. An ſeinem fernſten Horizonte zeigt ſich die aufbrechende Roſenknospe des Tages. Schon ſchwimmen einzelne Wölkchen in ihrem Golde. Aber die Küſtengebirge liegen noch in dem kühlen, tiefen, thauigen Schatten der Nacht. Einzelne Segel ziehen ſchon auf dem Meere einher. Es iſt der anbrechende Sonnenmorgen, wie ihn die Natur zeigt. Jetzt entfaltet nun der dichtende Künſtler dieſen Naturvorgang in ſymboliſchen Geſtalten, deren Gruppe wir im Vordergrunde erblicken. Auf Wolkengrunde rollt der Wagen des Sonnengottes daher. Hoch auf dem Sitze der junge Helios mit lichtgoldenem, flatterndem Haare, in der Linken die roſenfarbenen Zügel des Viergeſpanns, das brauſend und ſchnaubend dahin fliegt. Den Wagen umtanzen im Reigen die Horen. Ueber den Roſſen flattert, in der Hand die Fackel, ein Amorette, Hesperus. Ihnen voran ſchwebt aufwärts die roſenfingerige Göttin der Morgenröthe, Blumenkränze in den Händen, in krokusgoldenem Gewande, deſſen oberer Theil wie ein Segel ſich ſchwellend über ihrem Haupte wölbt. So ſteigt der

glückselige Tag, der Freudebringer der Menschen, aus dem Meere herauf. —

Wunderbar ist in diesem Freskobilde die saftige Intensität und die Harmonie der Farben, besonders der Fleischtöne. In den Gewändern steigt die Tonleiter der Farben von einem grünlichen Grau durch helles Meergrün bis zu dem orangegoldnen Glanze des Gewandes der dritten Hore auf, während bei derjenigen, welche dem Meere am nächsten, die Gewandung blau gehalten ist. Die Rosse sind Schecken, die Hauptfarbe aber ein röthliches Braun, was vortrefflich zu dem Ganzen stimmt. Das Gesicht des Helios gefällt mir am wenigsten. Unter den Horen erinnert die zweite stark an die heilige Barbara auf Raphaels Sixtinischer Madonna, der sie wie eine Schwester gleicht. Die erste Hore hat etwas von der Beatrice Cenci. —

In der Gemäldegallerie ist wenig Bedeutendes. Die großen Domenichino's und Rubens scheinen mir höchstens den Schulen beider Meister anzugehören. Nur ein Amor von Rubens, auf einer Weinflasche liegend, könnte wohl ächt sein. Es ist ein niederländischer Liebesgott, ein kleiner idealisirter Schiffsjunge.

In dem Garten antike Marmorstatuen und ein Paar Säulen von Rosso Antico, die einzigen dieser kostbaren rothen Marmorart in Rom. Aber mehr entzückte mich ein langer Laubengang, ganz bedeckt von Citronen- und Orangenbäumen am Spalier, mit tausenden von Früchten wie besäet. Und dazu blühen Rosen mitten im November! —

Gegenüber von dem Palast Rospigliosi liegt der Garten des Fürsten Colonna, auf dessen höchster Terrasse man eine der schönsten Aussichten auf Rom hat. Hier befinden sich zwei ungeheure Marmorfragmente eines antiken Tempels, die größten die ich in Rom und Italien gesehen. Es sind das Eckstück eines Gesimses, ein Pilasterkapitäl und das Fragment eines mit Laubgewinden verzierten Frieses, alles aus weißem Marmor. Das Giebelgesimsstück maß

ich aus. Es iſt neun rheinländiſche Fuß hoch und beinahe zwölf rheinländiſche Fuß im Quadrat, alles aus einem Stück gearbeitet. Neben dieſen Rieſenblöcken erhebt ſich die größte römiſche Pinie, aber leider iſt ſie verdorrt. Eine halb zerſtörte Inſchrift beſagt, daß ſie zum Andenken eines hiſtoriſchen Ereigniſſes in der Familie Colonna gepflanzt wurde. Jene Trümmerblöcke ſollen zu dem großen Sonnentempel gehört haben, den im dritten Jahrhundert Kaiſer Aurelian hier erbauete. Ein tiefer Kellerbau rechts im Garten gilt für ein dazugehöriges Magazin. — An den Marmorfragmenten war beſonders die vortreffliche Arbeit der Arabesken zu bewundern, die trotz der koloſſalen Verhältniſſe doch mit größter Sorgfalt und Feinheit ausgeführt ſind, ſo daß man darüber faſt die koloſſale Größe vergißt. Weiter unten ſtehen große Marmorſarkophage mit Reliefs verziert, deren eines auf ſinnige Weiſe das Land- und Seereiſeleben des einſt in ihm ruhenden Wanderers veranſchaulicht. In die Mauern des Blumengartens ſind die ſchönſten Fragmente eingelaſſen, von Buſchwerk und Ranken halb verſteckt und kaum von jemandem beachtet, aller Unbill der Witterung preisgegeben. Mich hätte der Beſitz eines Stücks glücklich gemacht! ſie ſaßen nur gar zu feſt! —

Den 13. November.

Heute waren wir im Ausſtellungsſaale bei Porta di Popolo, um mit Cornelius das Gypsmodell einer Coloſſalgruppe: Herkules und Hebe zu ſehen, welche der junge däniſche Bildhauer Adolf Jerichau, dort ausgeſtellt hat. Dies Werk gehört unbedingt zu den Schönſten was die neuere Plaſtik geſchaffen hat und darf ſelbſt den Vergleich mit der Antike in keiner Weiſe ſcheuen.

Herkules ſitzt auf einem ſchmalen Felsblocke, über welchem, wie bei dem vatikaniſchen Torſo die Löwenhaut gebreitet iſt; das linke

Bein ein wenig eingebogen ruht mit dem Fuße auf der schweren Seite der Keule, welche zu seinen Füßen liegt, das rechte, stark zurückgezogen stützt die Ferse gegen den Griff derselben. Der Oberleib geht mit der linken Schulter in die Höhe, denn der Heros wendet sich zu der an seiner linken Seite stehenden jugendlich schlanken Göttin, deren Hüfte er mit dem linken Arme umschlingt, während er mit der Rechten ihr die breite Trinkschale darbeut, in welche sie aus zierlicher Kanne den Nektar gießt. Die edelgewaltigen Züge des Halbgottes ruhen mit Wohlgefallen auf dem schönen Antlitz der von den Hüften abwärts bekleideten Göttin, deren Blick nur auf die Zierlichkeit ihres Geschäfts gerichtet erscheint.

In Rom sind vielfach Stimmen laut geworden, welche diese Gruppe als einen gewagten Restaurationsversuch des berühmten Torso vom Belvedere betrachteten. Der Künstler hat einfach damit geantwortet, daß er neben seiner Gruppe den Gypsabguß des Torso zur Prüfung und Vergleichung aufstellte, mißgünstige Stimmen nicht scheuend, die auch hierüber laut wurden und von herausforderndem Hochmuth sprachen. Und wahrlich! Die Antwort war schlagend. Jedem, der Augen hatte zu sehen, wurde es vollkommen klar, daß Jerichau's Schöpfung, wenn auch hervorgerufen durch die begeisterte Anschauung jenes unsterblichen Meisterwerks, dennoch durchaus eine freie, geniale sei, frei in der ganzen Komposition und in allen einzelnen Motiven! Es war interessant, das Publikum hiebei zu beobachten. Selbst die mißgünstigsten Stimmen wurden von Tage zu Tage kleinlauter; jetzt sind sie ganz verstummt.

Nun und nimmermehr war der Torso eine Gruppe. Im Großen und Ganzen genommen hat Winckelmann in der Auffassung dieses Werks doch Recht gehabt. Es ist ein ruhender Herkules. Und wer die heutigen Epigonen des großen Vorfahren nicht kennte, müßte es unbegreiflich finden, wie sich die Ansicht von der Komposition als Gruppe hat so lange halten können. Aber diese my-

thologisirenden Kunsterklärer, „die nicht begreifen, was für einer andern Kultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenuß zu erheben," waren froh, nun auch ihrerseits endlich eine Handhabe zu gewinnen, um dem vielgerühmten Werke beikommen zu können. Statt nun also das Werk aus sich heraus, die Motive der Muskulatur, die Anlage des Ganzen objectiv sprechen zu lassen, fanden sie es bequemer, vielleicht auch nützlicher und wissenschaftlicher, sich weidlich herumzutummeln, ob die Frauengestalt, die nach der Analogie einer Florentinischen Gemme neben Herkules stehen sollte, Hebe, Jole, Omphale oder Auge sei. Ein weiter Spielraum für „Erudition und gelehrte Forschung," da bekanntlich der alte Heidengott eine reiche Auswahl gelassen hat! Visconti, der Begründer jener Meinung, hat seinen Beweis namentlich darauf gestützt, daß am linken Bein des Torso, ganz nahe am Knie, ein gradliniger, unbearbeiteter Raum, dort also eine zweite Figur gewesen sei. Für eine Figur, ihre Stellung mag gedacht werden wie man will, ist dieser Raum zu klein. Doch setzen wir uns über dies Bedenken weg und nehmen an, es sei dort eine Frauengestalt gewesen, nach der Herkules verlangend seine Arme ausgestreckt habe, so wäre eine Lücke in die Composition gekommen, die dem Meister eines solchen Werkes sicherlich nicht zuzutrauen ist. Die Bewegung der Arme und der aufwärts gewendete Kopf wären schlechterdings unvereinbar. Denn Visconti's Annahme, der Kopf sei nach unten gerichtet, bedarf keiner Widerlegung. Alle Schwierigkeiten und Widersprüche schwinden, sobald man in jene unbearbeitete Stelle am linken Bein die Keule setzt. Herkules stützt auf sie beide Hände, ausruhend nach des Lebens Mühen und Arbeit, den Kopf nach oben gewendet. Ich sah neben dem Torso ein lebendes Modell nach dieser Angabe Jerichau's. Meister Cornelius war dabei, ein Mann, dem man gewiß seine Kenntniß des Nackten nicht absprechen wird. Er erklärte sich Angesichts der Natur und des danebenstehenden Torso durchaus mit diesem Ergänzungsversuch einverstanden und fügte bei, daß er,

die Meinung Visconti's nicht kennend, sich nie den Torso anders gedacht habe. Auch Raphael Mengs dachte sich ihn auf eine Keule gestützt, und nach einer Biographie Michel Angelo's soll dieser Künstler, dessen Studium und Liebe für den Torso so groß war, daß man den letzteren noch jetzt in Rom den Torso des Michel Angelo nennt, eine Restauration desselben gemacht haben, in ruhender Stellung gestützt auf die Keule*). Flaxmann dagegen versuchte schon im Jahre 1793 nach dem Torso das Modell dieser Gruppe in der Größe des erhaltenen Theils. Es blieben, wie ich aus Welckers Kunstmuseum entnehme, Schwierigkeiten bei dieser Restauration, die nur durch die Annahme zu lösen waren, daß der Rücken in einer Nische gestanden. Ich dächte mit der Verkehrtheit dieser Annahme wäre die Sache abgethan.

Damit ist aber auch die Selbstständigkeit von Jerichau's Erfindung ausgesprochen. Und wenn seine Gruppe unwillkürlich an den Torso erinnert, so ist dies nur ein wohlverdientes Lob für den Meister, denn es zeigt, wie sehr er von der Hoheit und Lebendigkeit dieses schönsten, auf uns gekommenen Herkulesideals durchdrungen war, daß er selbständig im Geiste desselben, frei schaffend weiter dichten konnte. So muß das Verhältniß der neueren Plastik zur Antike aufgefaßt werden. Denn es ist ganz dasselbe, das im Alterthum selbst die jüngeren Schulen zu den Vorgängern einnahmen. Jerichau's Schöpfung ist durch und durch antik gedacht und empfunden und die Ausführung ist es nicht minder.

Wie ist die Komposition in sich abgerundet, wie geht sie in einander, wie ist sie durch und durch aus Einem Guß! Da ist keine Linie, keine Wendung, die aus der Gruppe herausträte und das Gleichgewicht, die in sich sichere Ruhe störte. Dadurch vornämlich macht sie den Eindruck jener stillen, in sich beruhigten

*) Vergl. Visconti P. C. Th. 2. S. 78.

Heiterkeit, die uns aus den beſten Antiken ſo freundlich entgegentritt und, ſo vielfach man dies auch ſeit Winckelmann mißverſtanden, das unverbrüchliche Erbtheil dieſer noch halb architectoniſchen Kunſt bleiben muß. Herkules, der duldende, kämpfende Herkules genießt jetzt endlich den Lohn ſeiner Mühen und Kämpfe! Er iſt im Olymp bei den unſterblichen Göttern, voll heitern Friedens ſitzt er auf ſeinem Seſſel, Löwenhaut und Keule braucht er nicht mehr zur Arbeit, als Zeichen der Ruhe liegen ſie neben ihm, ſeine ſtarken Heldenglieder nährt jetzt ambroſiſcher Nektar. Hebe, die ewig junge, ſchlanke Schenkin der Götter, ſteht neben ihm, ganz und gar nur beſchäftigt mit ihrem zierlichen Dienſte, Herkules aber ſieht hinauf nach ihr, und Blick- und Mundzug ſprechen es aus, wie ſehr er ſich ihrer hohen Schönheit und Anmuth freut, faſt unwillkürlich ſchlingt ſich ſein Arm um ihre jugendliche Hüfte! — Da iſt nichts von moderner Empfindſamkeit! Ein Lächeln im Munde der Hebe, ein Zeichen an ihr von Aufmerken auf Herkules — und der ganze, ſchöne, in ſich beruhigte, ſtillheitere Eindruck des Ganzen wäre verloren geweſen; wir hätten nichts gehabt, als eine moderne, ſentimental verliebte Gruppe. Hebe aber ahnt Nichts und weiß Nichts von der Liebe des neuen Gottes, all' ihr Sinnen und Denken geht auf in der Zierlichkeit ihres Geſchäftes. Die Idee des Ganzen ſpricht ſich auf den erſten Blick aus. Die irdiſche Heldenarbeit iſt vollbracht, ihr Werkzeug liegt zu ſeinen Füßen, ihm als Schemel dienend in ſeiner Ruhe, aus welcher er in dem Augenblicke, wo ihm der Trank der Unſterblichkeit gereicht wird, mit heiterer Beſeligung aufſchaut zu der Göttin ewiger Jugendſchöne, deren Beſitz ihm zu der Götterherrlichkeit des Olymps als ſeiner Kämpfe die Glückſeligkeit der Liebe gewähren wird. —

Dieſer klaſſiſche, ideale Eindruck, dieſe wahrhaft antike Auffaſſung iſt feſtgehalten durch die ächt griechiſche Behandlung des Fleiſches und der Gewandung. Beide Geſtalten ſind nackt, nur von den Hüften der Hebe herab fließt ein Gewand, in edler Ein-

fachheit glücklich motivirt. Das Fleiſch und die derben Muskeln des Herkules ſind ſo durch und durch belebt, ſo fein und richtig verſtanden, ſo zart empfunden, daß hier Nichts zu ſehen iſt von dem fleiſchigen Fette und der Muskelderbheit des Farneſiſchen Herkules, welche nahe an die Gränzlinie des Outrirten ſtreift; Alles iſt zu jener Idealität verklärt, die den Torſo ſo himmelhoch über alle übrigen Herkulesgeſtalten hinaushebt. Rücken und Schenkel ſind freilich ſichtlich aus dem genaueſten Studium des Torſo entſtanden. Aber ſchon wegen des durchaus anderen Grundgedankens iſt nirgends von Kopie oder von ſklaviſcher Nachahmung die Rede. Und Kopf und Beine ſind ſo ſehr mit den übrigen Theilen aus Einem Guß und von gleicher Vollendung, daß man in der That ſtaunen muß über die Kühnheit, welche vor einem ſolchen Unternehmen nicht zurückbebt, und den Geiſt und die Kunſt bewundern, die ihm gewachſen war. Und neben dieſer idealen, männlichen Kraft des herkuliſchen Leibes iſt die ſchlanke, weibliche Jugend der Hebe mit einer Zartheit, Friſche und Lebendigkeit behandelt, daß die eine Geſtalt die andere nur hebt und trägt, und wir nicht wiſſen, auf welcher von beiden der Blick am liebſten weilt. Gewiß, ein Künſtler, der neben einem ſolchen Herkules dieſe Hebe ſchaffen konnte, hat den Beweis geliefert, daß er die Antike nicht abſchreibt, ſondern in einem ſolchen Grade kennt und zu reproduciren weiß, wie es in neuerer Zeit ſelbſt den Größten ſelten oder nie gelungen iſt. Da iſt nirgends Leere, Kälte oder Trockenheit, da iſt bei dem größten anatomiſchen Verſtändniſſe nirgends ängſtliche Kleinlichkeit; Alles frei, aus Einem Guß. Meiſter Cornelius ſtand wiederholt vor dieſem Werke. Er betrachtete es lange und ſorgfältig mit ſeinem gewiegten Künſtlerauge. Mit ſichtbarer Freude und Theilnahme begrüßte er den jungen Künſtler, und wünſchte ihm aufrichtig Glück zu dieſem Werke*).

*) Der König von Dänemark hat ſpäter die Ausführung des Werks in voller Größe beſtellt (1847).

Den 16. November.

Gestern führten mich Steinhäusers zu dem Maler Fiorino, der vor einiger Zeit zwei Correggio's, Engelsköpfe al Fresko, an sich gebracht hat. Es sind Ueberreste eines großen Kirchengemäldes, die Krönung der Madonna vorstellend, und eben so unzweifelhafter Aechtheit als sie das Beste sind, was von Correggio hier vorhanden ist. In nächster Nähe fast unscheinbar, treten mit jedem Schritte rückwärts die vollendeten Formen in aller Größe und Schönheit hervor, so voll Leben, Tiefe und Innigkeit, daß man wirklich Wesen einer höheren Ordnung zu erblicken glaubt. Das Haar, ein leises Weißgelb, ringelt sich zu vollen Locken. Der kindliche Ausdruck in diesen göttlichen Kinderköpfen wird erhaben, und die Transcendenz der christlichen Kunstbegeisterung feiert hier einen Triumph, der dadurch noch gesteigert wird, daß die Erhabenheit dieser Köpfe in der That an die des olympischen Jupiterskopfes im Vatikan erinnert. So ungefähr mag der alte Heidengott-Vater ausgesehen haben, als er noch die Milch der Amalthea trank.

Signor Fiorino ist ein römischer Historienmaler. In seinem und seiner Kollegen Ateliers kann man lernen, wie der bleierne Alp der Knechtschaft in einem historisch heruntergekommenen und zu Grunde gerichteten Volke selbst das entschiedenste Kunsttalent in der Wurzel knickt. Auf seiner Staffelei stand ein großes historisches Gemälde. Kolorit und Gruppirung konnten sich dreist sehen lassen und übertrafen manche deutsche Pinselei. Aber nun das Was der Darstellung: „Karl IV., Kaiser von Deutschland, auf einem Thron sitzend, umgeben von geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, belehnt einen Herzog von Savoyen (den Conde Verde) zu Chambery, indem er ihm statt der alten Fahnen, welche von Rittern des Kaisers zerbrochen werden, neue überreichen läßt.“ Es ist der Moment gewählt, wo der Savoyer, auf einer Estrade rechts, in theatralischer Position dem Kaiser gegenüber stehend, das alte

Banner seines Hauses mit der Rechten vor dem Zerbrechen schützt, indem er spricht: diesem hat Gott bisher Ruhm verliehen, und so will ich es auch ferner führen! In der Mitte des Bildes steht nun der Marschall des Kaisers, den Rücken dem Beschauer zugewandt, mit eingeknickten Knieen, die das Erschrecken über solche Kühnheit ausdrücken sollen, und den Kopf halb nach dem Kaiser zurückgewendet, fragt er bei ihm an: was da zu machen sei? Worauf dieser erwiedert: laßt ihn gewähren! So wörtlich erklärte uns der Künstler selbst seine Schöpfung! Wie traurig! Ein begabter Künstler verkörpert das Albernste, ein bedeutendes Talent geht zu Grunde, weil es das Unglück hat, ein Italiener von heute zu sein. Der Mann hatte so gar keine Ahnung von dem entsetzlichen Widerspruch seines Wollens und Vollbringens. Und wie sollte er auch! Dieser Nation ist der Begriff der Historie abhanden gekommen. Ceremonielle Haupt- und Staatsaktionen ersetzen ihm die Geschichte im Leben, also auch in dem Spiegel des Lebens und der Kunst. Ein als Ritter verkleideter Gensdarm, eine moderne Arretirmaschine dient ihm zum Herold, der verkündet was geschieht, denn von Handlung ist hier nicht die Rede. Und was geschieht, kann kein Mensch sehen, wenn es ihm nicht gesagt wird. Ja, diesem Volke ist aller substantielle Inhalt, der den Menschen erst zum Menschen macht, verloren, entfremdet, gestohlen. Wer es im Leben nicht sieht, dem predigt es laut, ohne es zu wollen und zu wissen, die Kunst in Farbenbildern und Marmorgestalten. Die Bilder dieser Zeit werden einst die Geschichte derselben, und die Versunkenheit und Versumpfung italischen Lebens eben so deutlich den Nachkommen selbstanklagend zeigen, wie z. B. die östreichische dramatische Poesie in Komödie und Tragödie die dortige Fäulniß des Lebens und seiner Zustände offenbart.

Dagegen hatte der Maler in einem Genrebilde das Erfreulichste geleistet. Es ist ein Bild römischen Familienlebens im Volke. Eine junge Mutter ruht auf dem breiten Lager, neben sich den

ſchlafenden Säugling. Der Vater, ein kräftiger Mann, von der Feldarbeit heimgekehrt, hat nichts Eiligeres zu thun, als ſein Herz an dem Anblicke des Lieblings zu laben. Die junge Mutter, ein Kopf voll Schönheit und Holdſeligkeit des Ausdrucks, hat mit der einen Hand leiſe die Decke von dem ſchlafenden Kinde gehoben, die alte Großmutter zu Füßen des Bettes hält den andern Zipfel, der Vater ſteht in der Mitte, und alle blicken volle Freude auf das nackte, ruhig weiter ſchlafende Kind, die Mutter jedoch mehr auf den Gatten, an deſſen Freude ſie ſich doppelt beglückt und entzückt. Der helle Lichtſchein einer Lampe fällt mit etwas zu ſcharfer Wirkung auf die Gruppe, welche zugleich in der ungeſuchteſten Weiſe alle vier Lebensalter charakteriſch darſtellt.

Die Erfindung und theilweiſe ſelbſt die Ausführung ſind vortrefflich. Der Kopf und Geſichtsausdruck der Mutter in ihrer jungfräulichen Reinheit ächt menſchlicher Mütterlichkeit gehört zu dem Schönſten, was ich von neuerer Malerei geſehen. Wie wunderbar! Derſelbe Mann, der dort in dem hiſtoriſchen Bilde ſo tief hinter dem Begriffe zurückgeblieben, geht hier, ohne es zu wollen und zu wiſſen, weit über ſich ſelbſt und ſeine Zeit hinaus. Denn iſt dies nicht eine wahrhaft heilige Familie? iſt hier nicht nach Wegwiſchung des transcendenten Heiligenſcheins juſt der göttliche Inhalt, welcher die Subſtanz der Familie bildet, in der reinſten Liebe zur Erſcheinung gebracht. Dieſes Bild iſt ſo ketzeriſch, ſo Feuerbachiſch anthropologiſch, daß es auf den Index müßte, wenn das heilige Officium dahinter käme!

Der Nachmittag war den Marmorreliefs im Palaſt Spada gewidmet, von denen ich nächſtens einen Bericht veröffentlichen werde *). Es ſind ſehr ſchöne antike Darſtellungen aus der mythiſchen Poeſie der Griechen, leider ſehr ſtark und nicht immer

*) S. Jahrbücher der Gegenwart, Januarheft 1846.

geschickt restaurirt. Von sonstigen Marmorwerken eine sitzende Bildsäule des Aristoteles, offenbar Portraitstatue. Der alte Denker ruht sinnend den Kopf auf die rechte Hand gestützt, den Ellenbogen auf dem Knie. Die Stirn gewaltig, der Kopf oben breit, unten scharf zugehend, das Haar rund geschnitten über der Stirn. In den scharfen Zügen des bartlosen, gefurchten Gesichts spiegelt sich die ganze ruhige Unerbittlichkeit des Gedankens. Das linke Bein ist zurückgezogen, das rechte gekrümmt vorgestreckt. Die linke Hand unter dem Gewande. Leider ist auch diese Statue durch übermäßige Politur entstellt. In einem der oberen Säle steht die bekannte Kolossalstatue des Pompejus (Byron Child Harold IV. 89):

in
The austerest form of naked majesty!

zu deren Füßen einst Cäsar verblutete. Was läßt sich darüber nach Byron sagen! Im Gibbon steht die wunderbare Geschichte ihrer Auffindung. Die Antiquare bezweifeln zwar die Identität, aber was kümmert mich ihr Zweifel. Ich glaube, daß sie es ist, und der Glaube ist Bedürfniß und frei zugleich. Wenn ich vor ihr stehe, wird mir erst mein bisheriger Buch-Pompejus zu einer Gestalt von Fleisch und Bein, er wird ein Mensch wie ich, statt einer geschichtlichen Abstraktion. Für mich ist dieser historische Bilderdienst ein Bedürfniß, eine Erbauung, und bei dem Anblicke dieser majestätischen Gestalt, welche hier vor mir steht, und die jedenfalls würdig war, Zeuge des größten historischen Mordes zu sein, kommt mir gar kein Zweifel, daß sie es wirklich gewesen, deren marmornes Antlitz den brechenden Blick des größten Römers empfing.

In der Gemäldegallerie nichts Bedeutendes, obschon der Custode (ein Deutscher aus Münster, in Diensten des Fürsten, den er jedoch seit neun Jahren, die er schon in Rom ist, nicht gesehen) sie mit Emphase anpries und von den funfzehntausend Scudi sprach, die z. B. für Guido's sterbende Dido vergeblich von Kunstliebhabern

geboten seien. Der Mann interessirte mich mehr wie die Bilder, man wird freilich in Italien sehr wählerisch. Er sprach gebildet deutsch und außerdem englisch und französisch, so wie völlig fertig italienisch. Ich kann, sagte er, meine Kinder hier nichts lernen lassen, denn die Schulen sind hier gar zu erbärmlich, und Vermögen kann ich auch nicht für sie erwerben. Aber dafür sollen sie lernen, was ich weiß, die vier Sprachen, dann kommen sie überall fort.

Bei der Rückkehr begegnete uns ein komisches Beispiel von der herrschenden Lottospielwuth des Volks. Ein Bauer zog mit zwei Gänsen durch die Straßen, die er ausspielen wollte, und zu denen er Loose für einige Bajoc anbot. Die armen Bestien waren ganz verregnet und wandelten recht trübselig durch die Straßen der Stadt, deren Kapitol einst ihre Ahnen gerettet. Aber die jetzige Zeit giebt nichts mehr auf Ahnenruhm! Für einen Genremaler wäre es ein prächtiger Stoff gewesen. Sie begegneten mir just in der Nähe des Kapitols. —

Den 13. November.

Der gestrige Nachmittag führte uns zum Kapitol, wo wir die Kirche Ara Celi und den Palast der Conservatoren besuchten. Zu der Kirche führen hundertvierundzwanzig Stufen von weißem Marmor, gestohlen von dem alten Tempel des Quirinus auf dem Quirinal. Auch die zweiundzwanzig antiken Granitsäulen sind zusammengestohlen. Das verkümmert mir stets den Genuß der modernen Baureste Roms, daß ich bedenke, wie unendlich Schöneres und Größeres von den neurömischen Baumeistern zu Grunde gerichtet worden ist, um damit ihre Sachen zu bauen und zu schmücken. Und wären sie dabei noch mit einer Art von Plan und Einsicht verfahren! So aber liegt es überall vor, daß man,

umgeben von unerschöpflichen Schätzen, wie Verschwender gehauſ't und eben ſo viel vernichtet als verbraucht hat; wie Wilde einen Baum abhauen, um die Frucht bequemer zu pflücken. Die Kirche ſelbſt hat Baſilikenform, doch fehlt der ſchöne Abſchluß der runden Tribune, und gegen die Monrealeſer und Palermitaner Prachtbaſiliken will dieſe wenig bedeuten. Die Kopie einer heiligen Familie von Raphaels Madonna col ghatto, deren Original ich in Neapel ſah, ſcheint ſehr alte Arbeit. Vor allen indeſſen wendeten wir unſere Aufmerkſamkeit den Freskogemälden von Pinturicchio, in der erſten Seitenkapelle rechts vom Haupteingange, zu. Der Maler hat ſich das Leben des Heiligen Bernardino von Siena zur Aufgabe geſtellt, vielleicht weil es ſein Schutzheiliger war, denn er ſelbſt hieß Bernardino di Betto, war aus Perugia, und Zeitgenoß und Mitſchüler Raphaels bei Pietro Perugino. Was mir bei dieſen Fresken, ſeinem Hauptwerke, gleich auffiel, war die große Aehnlichkeit mit den Fresken des Neapolitaners Zingaro; doch ſetze ich Zingaro noch über ihn. Was ich an dieſen Sachen am meiſten bewundere, ſeit ich ſie ſehen und mich an ihnen erfreuen gelernt habe, iſt die harmoniſche Verbindung, in welche dieſe alten Meiſter Architektur und Menſchenleben zu ſetzen wiſſen. Da ſteht der Heilige z. B. ausgeſtellt auf der Todtenbahre, am Fuße eines breiten, treppenartigen Aufgangs (cordonate), der zu einem thurmähnlichen Gebäude führt. Links und rechts ziehen ſich Kirchen und Hallen hinauf. In ihnen iſt reges Leben; überall auf den Treppen und Plätzen, auf den Stockwerken, in den Hallen und Gallerien der Gebäude nah und fern Menſchengruppen. Der Tod des Heiligen bildet den Inhalt ihrer Geſpräche. Ein Beſeſſener wird von Mehreren gehalten, die ihn vorwärts die Stufen hinabführen zu wollen ſcheinen, vielleicht zu der Leiche des Heiligen, zu der ſich rechts und links im Vorgrunde Perſonen aller Stände und Geſchlechter verehrend nahen, unter ihnen auch Heilung ſuchende Krüppel und Kranke. Alle dieſe zahlreichen Gruppen ſind doch

ohne eine Spur von ängstlichem Gedränge; leicht und frei stehen sie neben und miteinander, ohne sich und den Beschauer zu belästigen. Die Behandlung der Architektur zeigt recht, wie viel Freude dieses Geschlecht an der Pracht und Schönheit seiner Bauwerke hatte, deren saubere Wohlerhaltenheit und frische Reinlichkeit höchst behaglich wirkt. Es liegt darin ein erstaunlicher Gegensatz gegen die neuere Zeit und Kunst, die vielmehr in der architektonischen Staffage von Landschaft und Historienbild, das der Natur schon Verfallene oder Verfallende, das Untergehende, die Ruine, anwendet. Ich sah dagegen bei Zingaro selbst da, wo die Hauptsache seiner großen Freskenbilder aus dem Leben des heiligen Benedikt, Landschaft und landschaftliche Gründe sind, doch mit Vorliebe Architektur oder Prospekt auf blühende Städte mit Thürmen und Zinnen, Kuppeln und Palästen angebracht. Ganz dasselbe gilt auch von Bildern anderer Meister jener Zeiten, und das Ganze beweis't so recht: wie sehr sie mit ganzer Seele in ihrer Gegenwart fröhlich heimisch waren, und wie alle Sehnsucht darüber hinaus ihnen fremd war. Was von einer solchen sich geltend machte, das gestaltete sich als christlich transcendente Sehnsucht in eigends dazu berufenen Individuen aus, und diese wurden fromme Mönche, Anachoreten, Heilige. Die Andern verehrten jene, aber sie selbst ließen sich's wohl sein in der heiteren, gegenwärtigen Welt und ihrer Schönheit, sowohl der von der Natur als der von Menschenkunst geschaffenen. Die Sehnsucht und Entsagung machen Andere für sie mit ab, deren heiliger Beruf solche Entsagung bedingt. Sie selbst finden sich mit den Forderungen der christlichen Aszetik durch bloße Verehrung solcher Heiligen ab. Und die oft schon halb unkörperlichen, geistigen, oder besser gespenstigen Gestalten der Heiligen, deren entzückter Gesichtsausdruck uns mitten in diesen farbenbunten Spiegelbildern einer derb realistischen Gegenwart begegnen, dienen gleichfalls nur dazu, das Prinzip der Zeit immer gegenwärtig zu halten und die Menschen heilsam an dasselbe zu

erinnern. Dieſen Eindruck machen nun auch durchaus Pinturicchio's Fresken. Ein Franziskaner-Mönch — das Kloſter von Ara Celi iſt Sitz des Generals der Franziskaner — kopirte juſt eine junge Mutter mit dem Kinde aus der Gruppe, daraus er eine Madonna machen wird. Man kann nichts Lieblicheres ſehen als dies herzige Geſicht. Auf der Hauptwand, gegenüber der Thür, iſt der Heilige, in einem Buche leſend. Sein Geſicht ſchon ganz geiſtig, der Leib beläſtigt ihn kaum noch. Zwei Engel bringen ihm von oben die Krone. Darüber Chriſtus in einer Glorie von Engelsköpfen, in der Mitte der Höfe rechts und links violinſpielende Engel, ganz an die des Perugino in der Akademie zu Florenz erinnernd. Unten links und rechts zwei Biſchöfe, dem Heiligen mit Verehrung nahend. Die landſchaftliche Ausſtattung iſt lieblich und doch mit einer gewiſſen Großheit behandelt. Die rieſige Palme rechts im Vorgrunde deutet auf den Lohn des geiſtigen Siegers. Von der Beſeligung in dem Antlitze des Aszeten hat man keinen Begriff! So etwas will im Bilde ſelbſt geſehen ſein, Kupferſtiche und Steindrücke ſind faſt nur für die Erinnerung von Werth, und ohne große Selbſtverläugnung und ernſten Willen, ſich der Belehrung hinzugeben, ſo wie ohne eine durch eigene Anſchauung von Originalen unterſtützte Phantaſie aus ihnen meiſt nichts zu lernen.

Gegenüber von Ara Celi liegt der Palaſt der Conſervatoren. Hier ſind zwei der ehrwürdigſten Kunſtreſte aus der Zeit der römiſchen Republik. Zuerſt die bronzene Wölfin (the thunder-stricken nurse of Rome), die vor länger als zweitauſend Jahren am Ruminaliſchen Feigenbaume ſtand, das uralte Wahrzeichen Roms, die Säugamme ſeiner Gründer. Noch ſieht man an einem Hinterfuße die Spur, welche einſt ein Blitzſchlag, der ſie traf, hinterließ. An ihren vollen Brüſten liegen die Zwillingsbrüder Romulus und Remus (neu). Langgeſtreckt ſteht das gewaltige Thier, den Kopf ſeitwärts von dem ſtarren Halſe dem Beſchauer dräuend zugewendet, wie um ihre Pfleglinge vor jedem Angriffe zu ſchützen. Wie

haben doch diese Römer hier in ihrem ältesten Symbole so recht ihr eigenstes Wesen ausgedrückt! Verschlagen, listig, räuberisch, grausam und dabei von unbezähmbarer Kraft ist dieses Raubthier, das in Italiens Gebirgen haust, so recht dazu gemacht, Symbol des römischen Charakters zu sein. In demselben Zimmer steht die bekannte Bronzestatue des Knaben, der sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Das ist eine wahre Erholung nach dem Anblicke jenes andern alten, ganz in dem schönheitlosen aber großartigen etruskischen Style verherrlichten Werks, bei dem indessen just dieser Styl, weil er mit dem Charakter des Gegenstandes völlig harmonirt, von großer Wirkung ist. Ich möchte diese Bestie gar nicht im reinen, edlen griechischen Style dargestellt sehen. Der Knabe aber ist ganz entzückend. Er sitzt auf einer schmalen Unterlage, das linke Bein über das aufgestemmte rechte gelegt. Mit der linken Hand hält er den leidenden Fuß, so daß dessen Platte sich ein wenig aufwärts biegt, und mit der rechten verrichtet er seine Operation. Der Moment ist der, wo er den quälenden Splitter so eben gefaßt hat, und im Begriffe ist, ihn mit den drei Fingern leise und möglichst schmerzlos herauszuziehen, und an dem Ausdrucke seines Gesichts sieht man deutlich, daß es ihm gelingt. An solch einem Kunstwerke kann man recht lernen, wie diese Alten den alleinfachsten Gegenstand, das alltäglichste Motiv zum Ausdruck höchster Kunstschönheit zu machen gewußt haben. Was erfreut uns denn hier eigentlich? Die volle Versenkung in die Handlung, das ganz bei der Sache sein, welches im Größten wie im Kleinsten für die Alten und für alles, was sie schufen und thaten, so charakteristisch war. Dieses liebliche Antlitz des schönen Knaben, dem man die Freude über sein Thun ansieht, entbehrt dabei doch nicht einer gewissen stylisirenden Behandlung, während in den übrigen Körperformen die Naturtreue überwiegend vorherrscht. Das Zarte, Halbentwickelte derselben, die Weichheit des Fleisches und der Muskeln, der reizende Schwung der Linien ist nur mit den schönsten neapo-

litanischen Bronzen zu vergleichen. In dem Zimmer, wo diese Heiligthümer alter Kunst und Historie standen, hielten die Frauenzimmer der Familie des Custoden strickend ihre Conversation mit zwei Pfaffen, wohl Hausfreunden. Es gab einen guten Gegensatz von Einst und Jetzt.

In einem anderen Zimmer die marmornen Verzeichnisse der Consuln (Fasti Capitolini) der Republik. Und nicht weit davon eine trophäengeschmückte Marmortafel mit einer Inschrift, welche den Seesieg der Christenheit bei Lepanto über die Türken feiert. Die Statuen der päpstlichen Feldherren, welche dort unter Don Juan von Oesterreich mitgefochten, Alexander Farnese und Marc Antonio Colonna stehen in einem andern Saale. Man hat alten Statuen ihre Köpfe aufgesetzt, just wie es auch schon die alten Römer thaten, deren Kaiser sich nicht nur untereinander, sondern auch ihren Statuen die Köpfe abschlugen. Ein Kopf war bälder gemacht als eine ganze Statue, und die zum Theil sehr kurz regierenden Kaiser mochten's wohl eilig haben.

In der Kapelle sahen wir zum Schluß ein Freskobild, die Madonna mit dem Kinde von Pinturicchio, nach andern von L'Ingegne, einem Zeitgenossen und Mitarbeiter Perugino's. Sie sitzt mit gefalteten Händen zu dem Kinde niederblickend, das auf ihrem Schooße ausgestreckt schlafend daliegt. Links und rechts zwei anbetende Engel. Entzückend ist das schlafende Kind, der Ausdruck in Mutter und Kind rein menschlich; so könnte wohl eine Mutter für ihr Kind beten. In diesem Gesichte der Madonna tritt schon die Knospe schöner, reiner Menschlichkeit, frei von der alten typischen Starrheit, hervor, die sich bald in Raphael zur höchsten Blüthe entfalten sollte.

Den 20. November.

Heute war ich zum erſten Male im Theater, um die Riſtori zu ſehen, den Liebling der Römer. Es war ſehr voll; denn die Riſtori iſt wirklich ſehr brav, und die wohlfeilen Eintrittspreiſe befördern auch den Beſuch. Sie gaben zwei Stücke, in deren erſterem ich ſofort Goethe's Geſchwiſter wiedererkannte, aber bedeutend franzöſirt und vergröbert. Das ſtark prononzirte Spiel that das Seine, um dem Gedichte den zarten Hauch des Originals völlig abzuſtreifen. Der Primo Amoroſo war miſerabel; die Riſtori, offenbar eine große tragiſche Schauſpielerin, trat ſchon durch ihre bloße Erſcheinung aus dem Rahmen. Die eingeſchobene Freundin war unangenehm lebhaft, wie es die Italienerinnen oft ſind, und nur der Caratteriſta, welcher die Rolle des Fabrice im Originale gab (hier hieß er Auguſto) ſpielte ganz vortrefflich. Das zweite Stück: „Friedrich der Große in Schleſien," eine franzöſiſche Dutzendarbeit nach einer Anekdote, jagte uns nach dem erſten Akte aus dem Hauſe. Der Contraſt war zu ſchrecklich. Der alte Fritz in rothen Hoſen, großen Kanonenſtiefeln und Uniformfrack, wie ein Abbate ſprechend, er mit den Ordonanzoffizieren und ſie mit ihm auf dem Fuße römiſcher Gleichheit verkehrend; ſtatt der alten, ſteifzopfigen, ſchnurrbärtigen Siebenjährigenkriegsſprache das weiche, moderne, wie Oel hinfließende Italieniſch, in welchem die Barbarenworte: Signor di Flerſchheim, Schwedinitz (Schweidnitz) und andere deutſche Namenbrocken wie deutſche Steinklöße in einer Maccaroniſchüſſel ſich ausnahmen — das war doch auf die Dauer nicht auszuhalten. Den alten Fritz „vabene!" oder: „ho capito!" rufen zu hören hat etwas beleidigend Komiſches. Das Beleidigende liegt in dem diametralen Widerſpruche der Darſteller und ihrer Nationalität mit dem Darzuſtellenden, wobei es einem vorkommt, als dürften die Kerle ſich das eigentlich nicht erdreiſten, ſolche hiſtoriſche Granitnaturen vorzuſtellen. Auch das gänzlich Unſoldatiſche der Italiener

wirkte hier verletzend, weit mehr als die moderne französische Uniform der krapprothen Hosen und die Majorsepauletten der Lieutenants. Vom alten Preußenkönige wußte der Schauspieler nur, daß er stark geschnupft habe, und das übertrieb er in der furchtbarsten Weise. Das Stück war nun aber auch an sich — so weit ich es sah — unerhört langweilig, und ich bewunderte die Geduld, mit der sich die Italiener ennuyirten. —

Der Beifall im ersten Stücke war sehr lebhaft und laut, das Betragen anständig, Gespräch wurde durch Zischen sofort zum Schweigen gebracht. Am Schlusse rief man die Leute zweimal.

Den 21. November.

Giove, Giove, viene, viene!
Viene, viene e ajuti mi tu.
E tu levi mi dalle pene,
Che soffrir non posso piu!

so sang meine Wirthin, als sie in meinem Zimmer den kolossalen Jupiter von Otricoli erblickte, dessen Abguß mir der Bildhauer Jerichau verschafft hat. „Was ist das für ein Lied?“ Eh! v'è una canzonetta Romana! und damit gut. Aber es lebt noch das alte Heidenthum in den Menschen, und sie, diese Frau, die nicht schreiben und kaum lesen konnte, rief gleich beim Anblicke aus: Ecco'l Giove tuonante! so genau kennen sie noch den alten kapitolinischen Donnergott, der auch just heute wieder seine Blitze und Donner über die alte Roma daherfahren läßt.

Die Farneſina.

Rom, im November.

Erſt in Rom kann man lernen, wie die Blüthe aller Kunſt durch das richtige Verhältniß bedingt iſt, in welches ſich die einzelnen Künſte zu einander mit ihren Produktionen zu ſetzen wiſſen. Erſt hier ſieht man, wie die alten Künſtler ſtets mit genaueſter Beobachtung der architektoniſchen Raumverhältniſſe gearbeitet haben. Der Freskenſchmuck der Villa Farneſina iſt dafür das ſchönſte Muſter. Ich würde ſagen ewiges Muſter, wenn nicht dieſe ſchönſte Villa durch die barbariſche Vernachläſſigung und den gemeinen Vandalismus ihres gekrönten Beſitzers, des Königs von Neapel, der ſie wie andere Prachtbauwerke erſten Ranges — Villa Madama, Palaſt Farneſe — die gleichfalls in ſeinem Beſitze ſind, geradezu verkommen läßt, ſich in einem Zuſtande befände, der den unausbleiblichen Ruin der Fresken bald herbeiführen muß. Ein alter, verlumpter Kaſtellan öffnete uns die Räume. Die Aufſicht dieſes Guten hat nicht einmal ſo weit gereicht, die Wandgemälde vor der Bleiſtift- und Krayonbeſudelung — Namenverewigung — toller Touriſten — leider unter den Engländern auch Franzoſen und Deutſche — zu ſchützen.

Mich dünkt, man ſieht es der Villa ſchon in ihrer äußeren Geſtalt an, daß ein geiſtverwandter Zeitgenoſſe und Geſell Raphaels ſie geſchaffen hat. Dieſer geiſtreiche Sieneſe, Baldaſſare Peruzzi, war Architekt und Maler zugleich. Die Zeit, welcher er angehört, zeigt ja oft genug alle drei bildende Künſte in hoher Vollendung in einem Künſtler vereint. Ein Theil der Architekturmalerei in der Villa iſt von ſeiner Hand; auch ſonſt giebt es Fresken, Moſaiken und Oelbilder von ihm. An Bauten finde ich, daß der Palazzo Albergati zu Bologna, das Grabmal Adrians VI. in S. Maria degli Angeli und der Palaſt Maſſimi in Rom und die Kirche La Concezione in Siena von ihm oder nach ſeinen Zeich-

nungen erbaut sind. Auch unter den Baumeistern der Peterskirche kommt er vor. Nach Raphaels Tode leitete er das Werk bis zu seinem eigenen (1536).

Man kann nichts einfach Schöneres sehen als diese Farnesina. Wie reizend hebt sich der Kranz des umlaufenden Frieses mit seinen reichen Ornamenten, durch Fenstereinschnitte unterbrochen, über den Pilastern dem Dache entgegen! Die doppelten Pilasterstellungen, welche, durch die glücklichsten architektonischen Gesimslinien geschieden, die zwei Stockwerke bezeichnen, wie harmonisch ist ihr Verhältniß, wie weise die Sparsamkeit, welche Herr Kugler *) tadeln zu wollen scheint. Jede Verrückung, die leiseste Veränderung der Maaße würde den Charakter des zierlich Reizenden, Leichten, Schlanken, sommerlich Luftigen beeinträchtigen, der bei einer Villa, einem Sommerhause des heißen Südens so an seiner Stelle ist. Peruzzi erbaute sie für den reichen Fürsten Agostino Chigi. Raphael und seine Schüler schmückten sie mit den berühmten Fresken im Innern, das jetzt verödet und leer in trauriger Wüstheit daliegt. Beim Eintritte in das Innere befanden wir uns in dem wunderschönen Gartensaale, an dessen Spiegelgewölbe sich die Fresken der Geschichte der Psyche befinden. Der mit Vorliebe zum Antikklassischen hingeneigte Geschmack Papst Leo X. veranlaßte hauptsächlich die Richtung, welche Raphael in vielen seiner letzten Arbeiten auf das Mythologische nahm, wie das der gründliche Rumohr in seinen italienischen Forschungen ausgeführt hat. Raphael lieferte nur die Zeichnungen und überließ die Ausführung seinen Schülern und Gehülfen, namentlich dem Giulio Romano. Dadurch hat — auch ganz abgesehen von späterer Uebermalung — der Charakter der Anmuth und Lieblichkeit in Raphaelischer Zeichnung und Farbe gewiß wesentlich gelitten. Es herrscht ein ziegelrother Ton des

*) Kunstgesch. S. 639.

Fleisches vor, der oft geradezu einen widerwärtigen Eindruck macht. In einer Gruppe der drei Grazien sticht der Rücken der einen durch mildere Färbung und weicheren Konturenschwung vortheilhaft gegen jenes Roth und gegen das Michelangeleske ab, welches sich in Muskulatur und Gliederung der meisten übrigen Figuren geltend macht. Daher geht die Sage, diese Gestalt, so wie die Gruppe der zürnenden Göttinnen sei von Raphael selbst ausgeführt. Die saftige Fleischfarbe der ersteren habe ich nirgends auf einem Freskobilde gesehen.

Rumohr sagt, daß er in einer Wiener Privatsammlung einige in drei Kreiden gezeichnete Köpfe gesehen habe, die ihm schöner geschienen als die malerische Ausführung. Ich selbst besitze eine Zeichnung der auf dem Taubenwagen zum Jupiter eilenden Venus auf grobem römischen vergilbten Papier, unzweifelhaft von Raphaels Hand, denn sie übertrifft ohne alle Frage die lebensgroße farbige Ausführung. Ich habe die letztere recht gründlich darauf angesehen und freue mich jetzt doppelt des unschätzbaren Besitzes.

Mit der wunderbarsten Künstlerweisheit ist der Raum benutzt. Nie habe ich das Goethe'sche Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!“ so mit den Augen geschaut als hier, wo in den zehn Bildern der Lünettenabschnitte in der allerbeschränktesten Räumlichkeit von zwei, unten durch eine gerade Linie verbunden, und von ihr auseinander abgekehrt aufsteigenden Kreissegmenten von Blumenkränzen die Geschichte der Psyche in Gruppen zu zwei und drei Gestalten mit so göttlicher Freiheit aufblüht, als wüchsen diese Gestalten und Gruppen gleich aus der architektonischen Umrahmung hervor.

Soll ich von diesen zehn Bildern einer Gestalt den Preis ertheilen, so ist es die Ceres in der Gruppe der obengenannten drei zürnenden Göttinnen. Auch die Gruppe: Merkur die Psyche zum Olymp geleitend, ist wunderschön. Dagegen ist in dem Jupiterskopfe im neunten Bilde ein Zug greisenhafter Lüsternheit. Auch

in den Amoretten des Hochzeitsmahles hat Giulio Romano einen Hang zu niederländerndem Herabziehen des seinem Wesen nach Feinen, Zierlichen, Anmuthigen ins Komische, Plumpe, Groteske walten lassen.

Von den beiden großen Deckengemälden auf tiefblauem Grunde zeigt das erste die Einführung der Psyche durch Amor in den Olymp, das zweite das Hochzeitmahl der beiden Liebenden, die im süßen Nebeneinander, zärtlich sich in die Augen blickend, auf weichen Polstern zu oberst der Tafel liegen. Ihnen zur Seite der Vater der Götter, dem sein Ganymed, über den Tisch hinüberkniend, die dargereichte Schale füllt. Dann die andern ältesten der Götter, Juno, Pluton und Proserpina, Neptun und Amphitrite; dem Brautpaare gegenüber, am andern Ende der Tafel, Herkules und Hebe, deren derbere Leiblichkeit den wundervollsten Contrast zu der zierlichen Anmuth des neuvermählten Paares ihnen gegenüber bildet. Rechts, zur Seite der Tafel, füllt eine Bacchusgestalt die Kanne mit Nektar; Amoretten umspielen ihn. Ueber den schmausenden Göttern, den „glückseligen," „leicht lebenden," streuen schwebende Genien Blüthen und Blumen herab. Rechts zur Seite führen die göttlichen Horen den Reigentanz. Das Mahl ist fast beendet, die Begier nach Trank und Speise gesättigt, und den Gästen bleibt nun die Lust des behaglichen Ausruhens im Wechselgespräch und Genuß von Tanz und Gesang, den Zierden des Mahls. Diesen Moment scheint Raphael gefaßt zu haben.

Welch eine Seligkeit des innigsten, sorglosesten, heitersten Sinnengenusses, welch ein vollsaftiges, glückseliges Sinnenleben jener Zeit entfaltet sich vor uns in dem bunten Blumenflor dieser Werke. Welch eine Einheit der fürstlich lebenden Menschen, für welche diese Baumeister bauten und diese Maler die Wände schmückten, mit den Neigungen und Lebensansichten der Künstler! Dieses süße Sinnenglück der südkatholischen Menschheit war gerade auf der höchsten Staffel seiner künstlerischen Entfaltung angelangt, als

die dröhnenden Hammerschläge des Mönchs von Wittenberg an das Thor des Vatikans donnerten.

An die Gartenloge mit den Fresken der Mythe Amors und der Psyche stößt eine andere, die nach der Tiber zugewendete Seitenloge. Hier befindet sich das berühmte, unter dem Namen der Galathea bekannte Freskobild Raphaels.

Der länglich viereckte Saal mit seiner ganz von Peruzzi gemalten Decke ist als ein Muster architektonischer Eintheilung bekannt. Die Wände sind durch je drei aneinander gerückte Pilaster in große Felder geschieden, deren obere Hälften mit Freskobildern gefüllt sind, unter denen sich eben auch die Galathea befindet. Ueber diesen Hauptflächen erheben sich von den Pilastern aufsteigend Rundbögen mit mehrfach übereinandergehenden Bogensimsen. Ueber den Rundbögen altdeutsche Spitzbögen zur Decke hinan. Zwischen je zwei Rundbögen werden sechseckige Felder gebildet, die mit Freskobildern gefüllt sind. Getragen werden sie von Amoretten, welche auf Weltkugeln stehen. Die neben den beiden Seiten der Sechsecke oben übrig bleibenden Dreiecke sind mit arabeskenartigen Figurationen geschmückt. Die Pilaster selbst, die das Ganze tragen, entwickeln das reichste und feinste Arabeskenleben, und das Ganze macht den Eindruck des luftig Leichten, Elementarischen, Pflanzenhaften, und steht auch so in wundervollster Harmonie mit den Hauptschmuckwerken der Wände, von denen Raphael jedoch nur das eine vollendet hat. Alle übrigen Felder sind später mit landschaftlichem Nothbehelf gefüllt worden.

Neuere Forschungen haben sehr wahrscheinlich gemacht, daß die sogenannte Galathea vielmehr eine Amphitrite sei, und daß mit diesem Bilde Raphael einen neuen Cyklus habe beginnen wollen, in welchem er, gleichfalls dem Roman des Apulejus folgend, wie im vorigen Zimmer die himmlischen, so die tellurischen Begebenheiten der Fabel darzustellen beabsichtigte.

Auf ihrem Muschelwagen stehend, von Delphinen gezogen,

fährt die Göttin über die leise gekräuselte Meeresfläche dahin. Haar und Gewand flattern im Winde, dessen frischer Hauch ihr entgegenstreicht. Ein Amorette leitet, auf dem Wasser sich wiegend, das Gespann der Meeresungeheuer. In den Gruppen der Meerfrauen und der sie umschlingenden Tritonen ist die freudige Lust des elementarischen Lebens wundervoll ausgedrückt. Die Liebe ist der Pulsschlag, der auch hier in dem kühlen Elemente alles zu feurigem Leben weckt. Denn die Göttin der Schönheit und Liebe ist es, die auf den Wellen dahinfährt. Diese Lust des Meerlebens in dem Beiwerke der Hauptgestalt erinnerte mich lebhaft an eine ähnliche Darstellung im Museum der pompejanischen Wandgemälde zu Neapel, und an die Staffage des Rubenschen Quosego in der Dresdener Gallerie. Freilich ist in der Farnesina das Wasser, namentlich im Vordergrunde, selbst für ein Freskobild etwas zu hart und trocken. Aber im Hintergrunde haben die dunkleren Partien weit mehr Naturwahrheit.

Indeß, wer weiß, was hier spätere Uebermalung ist! Ich fand, daß die Fleischfarbe verschiedener Theile derselben Gestalt geradezu von verschiedener Hand sein mußte. Wo am Knie der Göttin das dunkle Roth in ein helles, weißliches Violett übergeht, zeigt sich eine Feinheit der Naturbelauschung, die des Meisters würdig ist, der bei diesem Bilde, wie Vasari erzählt, das gut machen wollte, was seine Schüler in dem vorigen Saale ihm selbst und seinen Zeitgenossen nicht zu Danke gemacht hatten.

Wundervoll finde ich besonders auch das Größenverhältniß in diesem wie in den übrigen Raphaelischen Bildern der Farnesina. Daß er in dem ersten Saale nur das Spiegelgewölbe schmückte, in diesem zweiten die Anlage so machte, daß die großen Wandgemälde sämmtlich nicht über das Verhältniß von eingerahmten Oelbildern hinausgingen, sicherte den Räumen selbst den Charakter des Behaglichen, in denen sich leicht und bequem weilen läßt. Der Gegensatz zeigt sich recht in den oberen Zimmern, namentlich in

denjenigen, wo ſich die Fresken von Soddoma befinden. Dieſe bedecken die ganzen Wände, und dadurch wird z. B. das ſonſt ſo behagliche Kaminzimmer ſo unruhig und unwohnlich. Darin haben die Alten auch wieder das Richtige getroffen, indem ſie ſelbſt die größten ihrer Wandmalereien in Zimmern von Privathäuſern und Villen, die zugleich als bewohnbare Räume dienen ſollten, nie ganze Wände bedecken ließen, d. h. ſie nicht ſelbſtändig machten, ſondern ſie in ihrem architektoniſchem Verhältniſſe ſtets in derjenigen dienenden Unterordnung erhielten, welche mit ihrer ſonſtigen künſtleriſchen Freiheit gar wohl beſtehen kann, ja eigentlich erſt das die Freiheit gebende Geſetz bildet.

Steigen wir jetzt hinauf zu den oberen Gemächern, in deren einem die beiden Freskobilder aus der Geſchichte Alexanders des Großen von Soddoma ſich befinden. Das iſt auch ein Zeitgenoſſe Raphaels und wahrhaft ein tüchtiger.

Erſtes Bild, Hauptwand: Alexander und Roxane. Die ſchönſte Perſerfürſtin ſitzt auf den atlaſſenen Kiſſen eines dunkelroth umhangenen Ruhebettes. Ihre drei Dienerinnen ſind im Begriff, ſie zu verlaſſen. Sie haben ſie entkleidet und entfernen ſich jetzt, ſchalkiſche Blicke auf die reizende Schönheit der erwartenden Herrin zurückwerfend. Die mittlere, das ſilberne Salbengefäß mit einer Hand auf dem Haupte haltend, iſt der ſchönſten antiken Kanephorengeſtalt zu vergleichen; die letztere, eine Negerin, blickt hinter der einen Säule des Bettes hervor mit dem Ausdrucke ächt afrikaniſcher lüſterner Gluth auf die Herrin zurück. Dieſer Contraſt zwiſchen beiden kann nicht ſchöner gedacht werden. Daß die Liebe die Erwartung der Herrin beſeelet, zeigen die Amoretten, deren einer die letzte Hülle am Buſen lüpft, während andere dem nackten Fuße die zierliche Sandale abzuſtreifen bemüht ſind. So findet ſie der herantretende Alexander, der ihr als Zeichen der Vermählung die Krone reicht. Ihm folgen von ferne zwei Geſtalten, ein Fackelträger und ein nackter Jüngling, der vollkommen einem antiken

jugendlichen Bacchus gleicht. In dem offenen Hintergrunde zeigt ſich eine Lagerlandſchaft mit Fluß und Brücke, Gezelten, Reiſigen und Reitern, abendlich gehalten. Alle Schalkheit der Darſtellung und des Moments hat der Künſtler aber in den Amorettengruppen ausgedrückt. Rechts zu den Füßen der Begleiter des Königs iſt eine derbe Gruppe im Begriff, einen Geſpielen auf Alexanders Schilde prellend in die Luft zu ſchnellen. Aber das rechte Amorettenleben entwickelt ſich erſt in den oberen Räumen des Bildes. Ueber dem Thronbette, ganz oder halb verſteckt in den grünen, bauſchigen Falten des Umhangs, lauſchen drei Liebesgötter. Der Lärm ihrer Genoſſen beim Nahen des Bräutigams ruft ſie hervor aus ihrem Verſteck. Was giebts? was iſt? kommt er ſchon? lauten die neugierigen Fragen. Andere richten zielend Pfeile auf die Herzen der beiden einander Beſtimmten, und die ganze Luſt des Liebesglücks iſt ſo in der reizendſten Symbolik vorgebildet.

Zur Seite des Kamins, unten links, ein eifrig ſchmiedender Vulkan, rechts Holz und Reiſigbündel zutragende Amoretten, beide von Caravaggio. Wie reizend und geſchickt ſind dieſe Sujets gewählt. Es wird einem ſchon warm, wenn man ſie nur anſieht. Bei den römiſchen Kaminen mag dieſe Aushülfe der Kunſt freilich auch recht nöthig ſein, denn ſchon jetzt ſind die Morgen bitter kalt und die Abende nicht wärmer im Zimmer.

Soddomas Bild iſt die Wiedererneuerung des Werkes von Aetion, der dieſe Hochzeit des Alexander und der Roxane zur Zeit Hadrians gemalt hat. Lucian beſchreibt das alte Bild ausführlich, und danach iſt das neuere geradezu gemalt. Lucian ſah das alte in Italien! Ach, alle Reſte, die wir von der Malerei der Alten haben, ſind nur „der Traum eines Schattens!“ Denn was in Rom von den Werken dieſer Kunſt im Alterthume verſammelt war, überſteigt alle Vorſtellung.

Den 25. November.

Nichts ist lehrreicher, als die Vergleichung, wie zwei Meister ein und denselben Gegenstand behandelt haben. Als ich gestern, mehrere Wochen nach meinem Besuche der Farnesina, die Gallerie des Palazzo Borghese durchwanderte, fand ich im letzten Zimmer drei eingerahmte Fresken, die man aus der kleinen Villa Raphaels, wo sie abzufallen drohten, ausgebrochen und hierher versetzt hat. Unter diesen ist die schönste, nach Raphaels eigener Zeichnung von seinen Schülern ausgeführte Komposition, gleichfalls eine Hochzeit Alexanders und der Roxane. Aber welch ein Unterschied der Behandlung! Roxane sitzt fast schon entkleidet auf dem Fußende des breiten Lagers, das unter einem braungelben, baldachinartigen Ueberhange links am äußersten Ende des Bildes nicht in einem Zimmer, sondern mitten auf grüner Blumen-Wiese steht. Zwei kleine Amorgestalten sind beschäftigt, sie vollends zu entkleiden. Wie sie so in lieblicher Unschuld und holdseliger Verschämtheit dasitzt, naht ihr Alexander, von einem Fackelträger begleitet, und reicht ihr den goldenen Reif des Königshauptschmucks. Er ist entwaffnet, in reich herabfließendem Gewande. Amoretten führen ihn, andere kleine Liebesgötter in dichter Gruppe haben einen ihrer Kameraden auf des Helden Schild erhoben, denn heute ist Amor König und Herrscher des Welteroberers, und ihm gehört der Triumph. Abseits von ihnen ist einer der kleinen Schelme in Alexanders Brustharnisch hineingekrochen und exerziert sich, um denselben, auf allen Vieren kriechend, fortzubringen. Das Ganze ist unglaublich einfach und bei weitem antiker gefühlt als Soddomas Komposition, die einem jetzt plötzlich unruhig, überladen und lüstern erscheint.

Man sieht, daß sich Raphael für diese Komposition an den antiken Wandmalereien ein Muster genommen, und seit ich weiß, daß er solche gekannt und bei seinen Fresken benutzt hat, ist mir dies Bild eine neue Bestätigung. Zunächst die Dimensionen. Das

Bild iſt vielleicht fünf bis ſechs Fuß lang, aber nur etwa zwei und einen halben hoch. Die Figuren ſind klein, kein Gedanke an Lebensgröße wie bei Soddoma. Das Beiwerk von ſchmuckloſeſter Einfachheit, die herrſchende Farbe ein mildes Wieſengrün, die ganze landſchaftliche Umgebung eben nur eine grüne Wieſe. Die übrigen Farben — etwa vier höchſtens, gelb, braun, grün und röthlich — gar keine Naturwahrheit erſtrebend, nur berechnet auf ruhige Befriedigung des Auges, konventionell. So erhält das Ganze den Charakter eines wahrhaften Zimmerſchmucks, wie ihn alle Wandbilder der Alten haben, und wie er bei Soddoma gerade fehlt, wo das Gemälde zu ſelbſtſtändig und ſelbſtbedeutend iſt und wirkt, als daß irgend etwas im Zimmer noch zu Worte kommen könnte. Ganz im gleichen Geiſte wie das erſte Bild ſind die beiden andern Fresken Raphaels behandelt, unter denen das eine, vielleicht die Hochzeit des Herkules und der Hebe darſtellend, äußerſt lieblich iſt. In der neuen Beſchreibung Roms iſt es kurzweg Opfer der Flora getauft. Ich ſehe darin eben nur ein Seitenſtück zu dem vorher beſchriebenen, mit dem es auch von ganz gleicher Größe iſt. Es iſt der erſte Morgen der Neuvermählten, denen die Horen Blumen bringen. Wenn man weiß, daß Raphael mit ſeiner Geliebten jene Villa bewohnte, ſo erhält ein ſolcher Zimmerſchmuck erſt die rechte Bedeutung.

Rom, den 25. November.

Die Aldobrandiniſche Hochzeit habe ich denn heute auch geſehen, und auf ihre Betrachtung mit Freund H. faſt den ganzen Vatikan-Nachmittag verwendet. Dieſes bedeutendſte Werk alter Malerei in Rom hängt jetzt nebſt einigen andern antiken Wandgemälden in einem Nebenzimmer der Vatikaniſchen Bibliothek. Man fand es im Jahre 1606 an der aufgegrabenen Wand einer alten

Ruine des Esquilins, da wo ſich einſt die Gärten des Maecenas befanden. Das Glück wollte es, daß bei der Auffindung gerade ein kunſtverſtändiger Mann, der Maler Federigo Zuccaro, zugegen war, der nicht nur die Abſägung des Bildes leitete und es mit eigener Hand reinigte, ſondern uns auch von ſeinem Zuſtande eine genaue Beſchreibung hinterlaſſen hat. „Ich fand es," erzählt er, „ſo friſch und wohl erhalten, als wäre es ſo eben erſt fertig geworden." Seinen Namen erhielt das Bild von der Villa des Kardinals Aldobrandini, wohin es gebracht wurde, weil es auf deſſen Grund und Boden gefunden war. Es hat gegen vier Fuß Höhe und ungefähr die doppelte Länge. Die Figuren ſind nicht völlig zwei Fuß hoch, und haben ſomit genau daſſelbe Verhältniß zur Größe des Ganzen, wie wir es auf den Wandgemälden Raphaels in der Gallerie Borgheſe und in den beſten alten Wandbildern des Muſeo Borbonico zu Neapel finden.

Der Gegenſtand iſt mit dem Ausdrucke Hochzeit kurz, aber nicht eben gut bezeichnet. Es iſt vielmehr die Feierſtunde, in welcher die Braut im Innern des Brautgemachs auf den Empfang des harrenden Bräutigams vorbereitet wird. Rein Menſchliches und Nationales in Sitte und Bräuchen iſt hier mit mythiſchem Zuſatz verſehen, der jedoch nirgends aus dem Charakter des Menſchlichen heraustritt.

Die Darſtellung iſt reliefartig zu denken. Denn die Malerei der Alten ſcheint lange den Charakter der Plaſtik bewahrt zu haben, welcher ſie von Anfang her dienend untergeordnet war. Und wie die Stellung und Gruppirung der plaſtiſchen Verzierungen an Tempelfrieſen ihr erſtes Vorbild geweſen ſein wird, ſo findet ſich dieſelbe auch in dieſem unbezweifelt griechiſchen Werke alter Erfindung wieder in dem Nebeneinander der zu demſelben gehörigen Figuren. So iſt alſo auch die dreifache Scene, welche ſich der Künſtler in dieſem Bilde dachte, nur ſymboliſch konventionell angedeutet und nicht durch Anwendung künſtlicher Perſpektive ausgeführt.

Die dreifache Raumabtheilung der Scene, welche man ſich wie den Durchſchnitt einer antiken Wohnung zu denken hat, iſt folgende: in der Mitte des Brautgemachs, rechts (vom Beſchauer) eine Art Vorhalle, links ein Vorgemach.

In der Mitte des von zwei Pilaſtern begränzten Brautgemachs auf dem reichen Hochzeitlager ſitzt völlig bekleidet im Schleier, der nur das Geſicht freiläßt, die Braut, ihr dicht zur Seite eine andere weibliche Geſtalt mit einem Kranze auf dem Haupte. Entſchleiert und halbentkleidet, den linken Arm um den Hals der Braut geſchlungen, erſcheint ſie in Geſichtsausdruck und Bewegung der rechten Hand als die zuſprechend überredende Göttin Peitho, in welcher die Kunſtſymbolik den liebevoll zuredenden Beiſtand der mütterlichen Freundin in einem ſo heilig ernſten Lebensmoments anmuthig verſinnlichte. Dieſe Gruppe iſt ſo wundervoll gedacht, daß man nur vor dem Originale ſelbſt das Staunen und die Bewunderung der größten Kenner und Künſtler begreifen kann, die hier einem ſcheinbar flüchtig hingeworfenen Wandſchmucke, und jedenfalls einem Werke von ſehr untergeordneter Ausführung gegenüber, Jahrhunderte lang dieſelbe geblieben iſt. Vor dieſer Gruppe links lehnt auf einem Säulentiſche eine gleichfalls halbentkleidete Geſtalt, die Brautjungfrau, aus zierlicher Phiole Salböl in eine muſchelförmige Schale gießend, wie es die Sitte war bei der Hochzeitfeier. Rechts von der Gruppe der Braut und der Peitho, dicht vor dem Brautgemache, auf einer Eſtrade, welche die Schwelle deſſelben bedeuten ſoll, ſitzt der harrende Bräutigam, eine jugendlich kräftige, in der Paläſtra geſtählte, ſonnengebräunte Jünglingsgeſtalt, deren bräunliches Kolorit, das mich lebhaft an die nackten Geſtalten von Neapel und Sizilien erinnerte, vortrefflich gegen die zartere Färbung der weiblichen Figuren ſich abhebt. Das Haupt mit einem Kranze von Epheu und Weinlaub geſchmückt, die rechte Hand auf den Sitz zurückgeſtemmt, den linken Fuß ausgeſtreckt, den rechten angezogen und mit den Zehen des Fußes wie zum augen-

blicklichen Erheben aufgeſtemmt, ſitzt er da, lauſchend das Haupt der Thüre (die natürlich nicht ſichtbar) zugewendet, welche ihn noch von der Geliebten trennt. Und während nun in dem hinteren Gemache linker Hand eine hohe Frauengeſtalt mit Beihülfe von zweien, ſpäter näher zu bezeichnenden, Geſtalten das ſymboliſche Fußbad der Braut rüſtet, bereiten ſich in der offenen Halle rechts eine Citherſpielerin und eine neben ihr ſtehende Sängerin zum Anſtimmen des nächtlichen Brautgeſanges, indeſſen eine andere weibliche Geſtalt vor ihnen in das Becken eines Dreifußes den Hausgöttern die heilige Opferſpende zum Segen für das Brautpaar ausgießt.

Ueber dieſer vielfach getheilten und doch durch die innige Beziehung auf einen gemeinſamen Mittelpunkt wieder eng verbundenen Handlung liegt nun eine heilige Ruhe, ein Friede und vor allem eine unbeſchreibliche Reinheit und Unſchuld ergoſſen, wie ſie der Darſtellung ziemen, welche den Beginn der höchſten Feier des göttlichſten Myſteriums im menſchlichen Daſein heiligend verklären ſoll. Und in dieſem Frieden, in dieſer plaſtiſchen Reinheit und Ruhe, die nur durch die geſchilderte antike Darſtellungsweiſe zu erreichen möglich war, liegt gerade der Zauber, der vor dieſem Bilde alle Herzen befängt. Hieran läßt ſich viel lernen, vor allem aber, daß gerade das Verzichten auf die gemeine Illuſion, welche die Neueren durch genaue Naturnachahmung zu erreichen ſtreben, einerſeits die höchſte Wahrheit im künſtleriſchen Sinne und andererſeits die Freiheit von allem Gemeinen zu Wege bringt. Hier iſt ein rein Menſchliches auf rein menſchlichem Wege durch die Kunſt zum Göttlichen erhoben. Dieſe einzeln halb entkleideten Geſtalten, dieſer harrende Bräutigam vor der Schwelle der Brautkammer von ihr und von dem Anblicke der Braut geſchieden, ſind das Keuſchſte, Edelſte, was ſich denken läßt. Von Lüſternheit, die doch bei moderner, naturaliſtiſcher Behandlung ſolchen Süjets ſo leicht ſich eindrängen möchte, iſt keine Spur in der ganzen Darſtellung.

Goethe's Freund, Meyer, der dies Bild so lange und sorgfältig studirte, weicht doch in seiner Beschreibung desselben so wesentlich von dem Originale in dessen gegenwärtigen Erscheinung ab, daß man fast glauben möchte, das letztere habe seit jener Zeit durch Restaurationen bedeutende Veränderungen erlitten. Eben so ist es mit der in dem Böttcherschen Buche befindlichen Abbildung, so wie mit den Beschreibungen, welche Andere von dem Originale geliefert haben. So soll z. B. die Braut „verschämt, zitternd weinend" niederblicken. Daran ist kein wahres Wort. Sie blickt vielmehr mit einem Ausdrucke befremdlicher Starrheit aus den weitgeöffneten Augen, gleichsam als höre sie, tief in das Geheimniß der eigenen Seele versunken, nur halb auf die Worte ihrer Freundin zur Seite. Ich habe mir wegen der Wichtigkeit dieses Kunstwerks eine ganze Reihe von Abweichungen angemerkt, welche das Original gegen frühere Beschreibungen und Abbildungen aufzeigt. So ist z. B. die Färbung keineswegs verblichen zu nennen, obschon die Farben allerdings leicht und dünn aufgetragen sind. Von Bäumen, welche in der Halle angedeutet gewesen sein sollen, ist dagegen jetzt keine Spur mehr vorhanden. Ferner erscheint die Figur, welche das Bad bereitet, nicht als priesterlich ernste Matrone, sondern der Gesichtsausdruck ist vielmehr jugendlich jungfräulich. Die zwei Figuren endlich ihr zur Seite, welche in der gedachten Beschreibung als Mädchen erscheinen, sehen im Originale vielmehr wie Opferknaben aus.

In demselben Zimmer befinden sich noch fünf andere Fresken, weibliche Figuren darstellend. Unter ihnen ist die schönste diejenige, welche ohne beigeschriebenen Namen rechts von der sogenannten Canace hängt. Von sehr anmuthiger Erfindung ist in demselben Zimmer ein erst neuerdings aufgefundenes Wandgemälde, ein Wagenrennen von Liebesgöttern darstellend, die auf vier Wagen, mit Panthern, Gazellen, Damhirschen und einer anderen fabelhaften Thiergattung bespannt, im Kreise um einen hohen Blumenobelisken

herumzogen. Die Römer ſahen dieſe Rennſpielfahrten, an denen ſie ſich im Circus begeiſterten, eben ſo gern von der Kunſt dargeſtellt, daher man ſolchen Darſtellungen in Reliefs, auf Moſaikbildern, Terracotten und Gemmen häufig begegnet.

Als wir des Sehens müde aus den Gemächern der Bibliothek in die lange Inſchriftenhalle hinaustraten, lag Rom und die fernen Gebirge im letzten Abendglühen vor uns. Ein feiner winterlicher Duft umſchleierte die Ferne. Die höchſten Bergeszüge glänzten im friſchen Winterſchnee und auf der Terraſſe zu unſeren Füßen ſchimmerten im Freien die Goldorangen aus ihrem Laubdickicht. Links hin von Porta del Popolo über die Ponte Molle zog ſich die Straße der Alpen nach Deutſchland zu. Meine Augen folgten ihr hin zu Euch und ich wünſchte nur einen Augenblick Euch hier an meine Seite. —

Den 25. November.

Zur Porta Angelica hinaus führt links ein allgemach anſteigender Seitenweg zu dem Fuße des Monte Mario, auf deſſen Mitte nach Norden zu die Villa Madama liegt. Wir fuhren bis an den Eingang des ehemaligen Parks, vor deſſen verfallenem Portale unſer Wagen halten mußte, weil der weitere Weg aufwärts bis zum Rücken des Berghanges, wo das Luſtſchloß ſich erhebt, jetzt nicht mehr praktikabel iſt. Nach einer kleinen Viertelſtunde ſtanden wir oben, und ein prachtvoller Blick zurück auf die im Sonnenſchein vor uns liegende Stadt und die weiteſte Umſchau auf die Gebirge vom Soracte bis zum Albanergebirge belohnte unſere Mühe. Deſto trauriger aber ſah es da oben in unſerer Nähe aus, wo wir ein Bild des Verfalls erblickten, wie ich es in dieſer Art bisher nicht geſehen hatte. Denke Dir ein mäßiges Luſtſchloß, zwei Stockwerk hoch, in bequemer Breite hingelagert,

Links ſteigt der buſchige Berg noch um das Doppelte der Höhe empor, während er ſich rechts von der Terraſſe in das Tiberthal hinabſenkt. Das Haus, von Giulio Romano gebaut, breitet den Ankommenden gaſtlich die Arme entgegen, denn ein halbzirkelichter Bau von joniſchen Säulen unterbrochen dehnt ſich zu beiden Seiten des der Stadt zugewandten Eingangs aus — jetzt aber zerbrochen und zertrümmert, denn die Steine hat man wohl zu Nothreparaturen benutzt. Margarethe von Oeſterreich, die bekannte Regentin der Niederlande, Gemahlin des Herzogs von Parma, Ottavio Farneſe, beſaß einſt dies Luſtſchloß, das von ihr ſeinen Namen erhielt. Seit hundert Jahren, nach dem Ausſterben des Hauſes Farneſe, kam es mit dem ganzen Erbe an den König von Neapel, und ſeitdem datirt ſein Verfall, ſo wie der Verfall alles deſſen, was an Schlöſſern und Gärten den Namen Farneſe in Rom trägt.

Durch den Eingang gelangt man in eine große, von drei Arkaden gebildete Halle, mit der freien Ausſicht in einen großen, viereckten Raſenhof, an den ſich die weitern Parkanlagen anſchloſſen. Dieſe Halle, das Meiſterſtück von Giulio Romano's Baukunſt, iſt von ſeiner Hand mit den ſchönſten Deckengemälden und von Giovanni da Udine mit den feinſten Stukkaturarbeiten in Arabesken geſchmückt. Die Gemälde gehören in Anordnung und Ausführung, vornehmlich an den Deckengewölben, zu dem Vollendetſten, was die neuere Kunſt in dieſer Art hervorgebracht hat; in Schönheit, Harmonie und Saft der Farben wetteifernd ſelbſt mit den herrlichen pompejaniſchen Wandzierden. Die Zierlichkeit und Schönheit der Arabesken, die Poeſie dieſer kleinen in den Rundungen eingerahmten Bilder iſt unbeſchreiblich. Aber eben ſo wenig vermag ich ein Bild zu geben von dem Zuſtande des jammervollſten Verfalls. Während die großen mythologiſchen Bilder der Lünetten faſt völlig zerſtört ſind, und die Malereien an den Pfeilern und Wänden ihrem Untergange zueilen, leuchten und ſchimmern die Deckengewölbe noch in aller Schönheit einer Welt voll zauberiſcher Kunſtſchöpfung her-

nieder. Es iſt der trügeriſche Schein blühenden Lebens, der von den Wangen einer dem ſicherem Tode ſchon verfallenen Jugend ſtrahlt. Der Anblick der alten Ruinen hat etwas Erhebendes. Ihr Leben iſt ein neues, ein Leben nach dem Tode. Die Zeit hat ihr Aeußerſtes an ihnen gethan, und ſie ſtehen jetzt ſtark und trotzig, von den Wettern vorübergegangener Jahrtauſende gebräunt und zu eiſerner Feſtigkeit gehärtet, wie Naturwerke vor uns, bedürfnißlos, geſichert, ein abgeſchloſſenes Daſein. Hier aber iſt ein noch Lebendiges von unheilbarer Krankheit ergriffen, ein Daſein, noch mit den Spuren der Jugend und Schönheit geſchmückt, doch unrettbarem Untergange geweiht, eine Bettlerin, deren zerriſſene Lumpen, einſt Gewänder von Sammet und Seide, noch die Reſte einſtiger Fürſtlichkeit zeigen. Das fröhliche Leben, welches ſich in dieſen Räumen, umgeben von allem Schmucke menſchlichen Daſeins bewegte, liegt noch zu nahe hinter uns, iſt noch gleichſam mit unſerem eigenen Fühlen und Empfinden verwachſen. Und um das Beleidigende und Empörende zu vollenden, ſehen wir in denen, die ein ſolches Kunſtwerk ungepflegt, ungehütet, mitleidlos verfallen laſſen, Menſchen, die unſere Zeitgenoſſen ſind, die, umgeben von Ueberfluß, verſchwenderiſch in deſſen Benutzung, mit dem geringſten Theile deſſen, was ſie unſinnig vergeuden, ein ſo edles, unerſetzliches Kunſtdaſein, einen Beſitz, deſſen Erhaltung ſie der Menſchheit ſchulden, vor dem Untergange ſichern könnten.

Ein unſäglicher Schmerz überkam mich bei dieſem Anblicke. Ich hätte dem Sterbenden den Todeskampf erleichtern mögen durch augenblickliche Vernichtung. Auch die Scene ſelbſt trug dazu bei, jene Stimmung zu verſtärken. Denn während rings die ganze Welt vor meinen Blicken im goldenen Sonnenſcheine des klarſten Herbſttages ſich labte, hielt der Monte Mario über die Villa ſeinen kalten, tiefen Schatten wie einen ſchwarzen Leichenflor gebreitet. Ein armer Vignerol, fieberbleichen Geſichts wie ſeine zerlumpten Kinder, iſt der jetzige Bewohner dieſer fürſtlichen Räume. Zimmer

und Säle an den Wänden nackt und kahl in weißer Tünche, hier und da ein Stück ärmlichen Hausraths, und an den Decken und Friesen das herrlichste Leben von Arabesken und Blumengewinden, prachtvollen größeren und kleineren Freskogemälden, zwischen ihnen die glänzenden Wappenbilder der ersten Besitzer, jener Medici, bei deren Namen schon eine ganze Welt von Kunstleben in uns aufsteigt.

Noch gräulicher ist die Verwilderung in Hof- und Parkanlagen. Zerstörte Brunnen, zerbrochene Statuen, überall Verwüstung des Verfalls, nicht der Gewalt. Und die vernachlässigte Pflege durch erhaltende Menschenhand rächt sich auch selbst durch die Natur, denn der Ort ist ungesund und die Luft gilt für fiebergefährlich. Das Aussehen der zerlumpten Bettler birgt dafür. Von derselben Höhe aus, auf welcher Villa Madama liegt, sah und beschrieb einst der römische Epigrammendichter Martial die Aussicht auf »die sieben Herrscherhügel« des kaiserlichen Roms und die blühenden Lustgefilde der Campagna, auf Strom und Wald und ferne Gebirge. Noch jetzt zieht der »schlafende Kärrner auf dem leise und langsam dahinkriechenden Gefährten« die Salarische Straße entlang, aber kein »lauter Ruf des Schiffsvolks« auf dem einst von Barken wimmelnden Strome stört jetzt seinen Schlummer. Träge wälzt der Tiber seine gelbschlammigen Fluthen der Milvischen Brücke zu. Verschwunden sind die zahllosen Villen und Gärten, die Parks und Lusthaine, deren kühler Schatten die Stadt umgab; in Trümmer gesunken ist die Herrlichkeit der »sieben Herrscherhügel,« verödet die blühende Campagna, und selbst die Pracht und Schönheit einer neuen Zeit, die sich auf dem Hügel erhob, von dessen Höhe herab der Dichter sein entzücktes Auge über all die Herrlichkeit schweifen ließ, welkt in Staub und Moder dem sicheren Tode entgegen.

Nach so traurigen Eindrücken war es uns zu gönnen, daß wir den Rest des Nachmittags bis Sonnen-Untergang in den

Roſengärten der Villa Mills auf dem Palatin genoſſen, wo wir Herz und Sinn an dem Anblick einer uralten Herrlichkeit erlabten, vor deren Trümmern wir nicht herzbeklemmendes Mitleid, ſondern jenes unſagbare Gefühl empfinden, mit welchem der vollendete Abſchluß einer hiſtoriſchen Tragödie die Seele befreiend über ſich ſelbſt hinaushebt.

Klima und Luft von Rom.

Rom, December 1845.

Der diesjährige Winter gehört zu den ſchönſten und geſundeſten, deſſen ſich die ſeit vielen Jahren in Rom lebenden deutſchen Freunde erinnern. Und dennoch hat das hieſige Klima auch ſeine Eigenheiten, gegen die namentlich der Fremde auf ſeiner Hut ſein muß. Bei aller Milde iſt doch etwas an dem Rufe, welcher die Luft Roms eine verrätheriſche nennt.

Was dem Fremden zuerſt auffällt, iſt die außerordentliche Ungleichheit der Temperatur im Schatten und in der Sonne. Dies iſt nach meiner Erfahrung im Winter und Frühling eben ſo auffallend, wie in der Hitze des Sommers, die ſich während der Sommermonate zwiſchen zwanzig bis dreißig Grad R. im Schatten erhält. Während man z. B. im December oder Februar an ſchönen Tagen in der Sonne ſtill zu ſtehen vermeidet, weil die Wärme, wenn der Luftzug der Bewegung fehlt, ſtechend läſtig wird, fühlt man ſich, ſobald man aus der Sonne in den Schatten tritt, von einer eiſigen Kälte überſchaudert. Eben ſo ſchnell und gewaltſam iſt der Wechſel der Temperatur nach den Tageszeiten. Wenn man Morgens ſelbſt mehrere Stunden nach Sonnenaufgang keinen Römer ohne Mantel, und zwar bis an die Augen hinaufgezogen, ſieht, zeigt Nachmittags das Thermometer oft an achtzehn bis zwanzig

Grad und darüber in der Sonne, und fällt dann innerhalb einer halben Stunde von Sonnenuntergang bis Ave Maria urplötzlich von achtzehn auf vier bis fünf Grad. Auf Fahrten in die Campagna iſt daher das Mitnehmen warmer Kleidung und Mäntel für die Zeit der Rückkehr auch an den Tagen des Herbſtes und Winters dringendes Bedürfniß, wo man beim wärmſten Sonnenſcheine in leichteſter Sommerkleidung zum Thore hinausfährt.

Dem Fremden iſt das Klima Roms um ſo gefährlicher, je weniger er anfangs geneigt iſt, ſeine Eigenheiten zu beachten. Es iſt Thatſache, daß der Fremde faſt durchgehends die Einwirkung des Scirocco zuerſt weniger als der Eingeborne empfindet. Wenn er dann wahrnimmt, wie zu gewiſſen Tages- und Jahreszeiten bei einem Kältengrade der Luft, den wir Nordländer daheim gar nicht beachten, jeder Römer, ſelbſt der abgehärtete Winzer und der eiſenfeſte Trasteveriner ſich bis über die Naſe in ſeinen Mantel hüllt, und ſorgfältig den Schatten meidet, ſo iſt er nur zu oft geneigt, der italieniſchen Weichlichkeit zuzuſchreiben, was doch nicht anders als nöthige, durch Erfahrung gelehrte Vorſicht iſt. Die Römer kleiden ſich durchgängig nach Verhältniß wärmer als wir. Des weiten Mantels, mag er auch noch ſo geflickt ſein, entbehrt ſelbſt der Bettler nicht, und wenn wir die Kapuziner- und Franziskanermönche in ihren dicken, groben Kutten bemitleiden, welche ihre Regel ſie Sommers und Winters zu tragen verpflichtet, ſo bedenken wir dabei nicht, daß gerade die Mönche in Rom am ſeltenſten von den Fiebern und andern klimatiſchen Krankheiten zu leiden haben.

Die ungeſunde Fieberluft des heutigen Roms iſt eine Folge der Beſchaffenheit der römiſchen Campagna. Wiſſenſchaftliche Unterſuchungen haben gezeigt, daß weniger die Feuchtigkeit ihrer Oberfläche an und für ſich als der durch Einwirkung der Hitze hervorgebrachte Trocknungsprozeß die Fieber erzeugt. Die Hügelebene der Campagna iſt durch die ſie umgebenden hohen Gebirgswände von der reinigenden Einwirkung der geſunden Oſt- und

Nordwinde abgeſchloſſen, und dagegen dem Eindringen der feuchtſchweren Süd- und Weſtwinde (Scirocco iſt Südoſtw.) ausgeſetzt, die zugleich das Einſtrömen der Flüſſe und Bäche in das am Ufer ſehr ſeichte Meer bei ohnehin ſchon äußerſt geringem Falle bedeutend erſchweren. So ohne freien Luftzug entſteht in der Ebene, zwiſchen den Hügeln, wo zahlreiche Quellen ohne Abfluß Teiche und Sümpfe bilden, und an den wüſten Ufernieder ungen des Meeres, wo die luftreinigenden Waldungen zum großen Theile ausgerottet ſind, jene feuchte, ſchwere, erſchlaffende Fieberluft, die mehr und mehr der Schrecken des heutigen Roms wird.

Das alte Rom war mit alleiniger Ausnahme einiger Sommermonate eine geſunde Stadt. Wie hätte es auch ſonſt dies Geſchlecht von Eiſenmännern hervorbringen können, das alle Völker Italiens und zuletzt den ganzen Erdkreis überwand. Cicero preiſ't die Weisheit des Erbauers, der für ſeine Stadt „einen quellenreichen und durch ſeine luftigen und zugleich den Thälern ſchattengebenden Hügel mitten in einer ſeuchenhaften Gegend geſunden Ort“ auswählte. Wenn er dabei die Umgegend „ſeuchenerzeugend“ nennt, ſo meint er damit zuverläſſig weder die ganze Campagna, die ja zu den erſten Zeiten Roms mit Städten und Völkerſchaften bedeckt war, ſondern offenbar nur die nächſte Umgebung und das eigentliche Terrain der Stadt, und zwar in ihrem natürlichen Zuſtande vor der Erbauung Roms. Bei Livius nennen meuteriſche Soldaten die Umgegend Roms ungeſund und unfruchtbar, aber ſie thun es im neidiſchen Hinblick auf die herrlichen Gefilde des glückſeligen Campaniens, mit denen die vulkaniſchen Hügel und Thalgründe der römiſchen Campagna freilich keinen Vergleich aushalten. So viel ſteht feſt, daß die alten Römer von den erſten Jahrhunderten an es ſich ſauer werden ließen, ihr Rom auch in den Niederungen zu einer geſunden Stadt zu machen. Dafür zeugen noch jetzt die Reſte der gigantiſchen Kanalbauten, mit denen ſie die Thalgründe zwiſchen den Stadthügeln trocken legten, ſo wie die zahlreichen

Wasserleitungen, mit deren Hülfe bis in die Kaiserzeiten hinein die Reinlichkeit der Stadt und mit ihr auch die Reinigung der Luft erzielt wurde. Die Seuchen, welche das Land in den ersten Jahrhunderten heimsuchten, waren weniger Folgen der ungesunden Luft, als der endlosen Kriegsnöthen, welche Mißwachs, Hunger und Typhus nach sich ziehen mußten. In Rom und seinem Gebiete erwuchs ein starkes, abgehärtetes Geschlecht, und zu einer Zeit, wo alles Ackerbau trieb, und wo die Konsuln vom Pfluge und aus ihrem Meierhöfen geholt wurden, wird auch die nächste Umgebung Roms vortrefflich bebaut und von gesunden Landbauern bevölkert gewesen sein. Noch zur Augusteischen Zeit war Roms Klima an sich auch von fern nicht so ungesund wie das heutige. Horaz freilich hat ihm einen bösen Namen gemacht. Aber Horaz war ein weichlicher, kränklicher, durch üppiges Leben geschwächter Mann, der allerdings wohl that, im August und September die Fieber zu meiden, die er sich dort bei der officiosa sedultas, d. h. bei der Erfüllung der vielfachen geselligen Pflichten, die ihm oblagen, leichter als jeder andere zuziehen konnte. Die Hitze der Sommermonate war allerdings schon zu Horazens Zeit groß, aber keineswegs für Gesunde unerträglich und gefährlich; blieb doch selbst sein Mäcen, an den die berühmte Epistel gerichtet ist, trotz seiner schwächlichen Gesundheit fast immer Sommers und Winters in Rom, wie mit seltenen Ausnahmen kurzer Villeggiatur fast jeder, der nicht Poet und Müssiggänger wie Horaz, sondern Staats- und Geschäftsmann war.

Um das gegenwärtige Klima Roms in seiner fortschreitenden Verschlechterung zu begreifen, muß man also auf die Geschichte seiner Umgebung, der Campagna, und das Werden ihres jetzigen Zustandes zurückgehen. Eine solche hat der Verfasser der römischen Briefe eines Florentiners mit Meisterhand entworfen, und ich will versuchen, die Hauptumrisse derselben hier übersichtlich wiederzugeben.

Die römiſche Campagna iſt eine Hügelebene, die ſich vom Fuße der Berge von Tolfa und Viterbo bis zu der Abdachung der Höhen von Albano etwa zwölf bis vierzehn deutſche Meilen lang und etwa höchſtens ſechs bis acht Meilen breit hinſtreckt, im Südweſten durch das Meer und von den drei anderen Seiten durch die Albaner- und Sabiner-Gebirge, ſo wie durch die Gränzhöhen des alten Etruriens abgeſchloſſen wird. Wenn man von den Höhen Ronciglione's oder von Civita Caſtellana auf einer der beiden großen Nordſtraßen hinabkommt, prägt ſich der Anblick dieſer ungeheuren Oede dem Fremden unauslöſchlich ein. Der zackige San Oreſte, der Soracte der Alten, erhebt ſich inmitten dieſer unabſehbaren Wüſtenei wie ein rieſiger Grabhügel, errichtet dem Gedächtniß der hingemordeten Völker und Städte, welche einſt dieſe ausgeſtorbene Ebene belebten. Dreizehn bedeutendere Städte hatte Rom zu unterwerfen, ehe es ſein Gebiet über dieſe Ebene ausdehnte, und viertehalb Jahrhunderte währte der Kampf. Nach abermals ſo viel Jahrhunderten hatte Rom den Erdkreis unterworfen. Zwei bedeutende Flüſſe, der Tiber und Anio, jetzt Teverone, winden ſich durch die Hügelketten und Schluchten dem Meere zu, neben einer Unzahl größerer und kleiner Bäche, die meiſt im Sommer verſiegen, oder bei Mangel an Abfluß nach dem Meere zu ſumpfige Lachen bilden; denn der Abfall gegen die Küſte hin iſt gering.

Herzbeklemmend iſt der Eindruck dieſer wüſten, einſamen Steppe, welche wie ein großer Kirchhof die uralte Kirchenhauptſtadt der Welt umgiebt: das Entzücken der Maler und der egoiſtiſchen Romantiker, denen der Genuß und die träumeriſche Befriedigung ihrer Phantaſie mehr gilt als das Glück und die Menſchenwürde der Ebenbilder Gottes, zu deren Wohnſitze dieſe Erde geſchaffen iſt. Ich will einen Zeugen ſprechen laſſen, der gewiß die Romantik der Campagna zu würdigen weiß, und deſſen Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes dieſer einſt ſo blühenden Landſchaft das treueſte

Bild ihrer tiefen Versunkenheit giebt *). „Wenn man über die Villen hinaus ist, welche in der Nähe der römischen Stadtthore liegen, findet man nur wenige Spuren von Anbau. Gewaltige Strecken liegen ganz wüste. Nichts sieht man, als Ruinen von Wasserleitungen, Tempeln und Grabmälern, vermengt mit mittelalterlichen Bauten, die zum Theil noch verfallener als jene alten; einsame Osterien, deren Aussehen nicht einladender ist als die Miene ihrer zerlumpten Bewohner; Monumente römischer Größe, bald zu gebrochenen Burgthürmen und Vesten benutzt und mit Zinnen und Außenwerken versehen, bald in formlosen, epheuumrankten Steinklumpen den Unterbau eines Winzerhäuschens, einer Hütte bildend, die zwischen schlanken Cypressen weit hinausschauen über die Gegend. Keine einheimische Bevölkerung ist hier ansässig: man begegnet nicht dem Landmann, welcher das Feld bebaut, das sein Vater anpflanzte; man findet nicht einen bewohnten und bewohnbaren Ort, denn die wenigen Kastelle sind öde Brandstätten; es erschallt nicht aus den Ställen das Gebrülle des Zugviehes. Nur auf einem sehr kleinen Theile der Ebene wird Feldbau getrieben: Fremde ackern und säen in Eile, andere Fremde (zumeist Neapolitaner aus den Abruzzen) kommen zur Erntezeit und wohnen in Rohrhütten oder schlafen auf dem nackten Boden, den Todeskeim der Fieber in sich aufnehmend für die kärgliche Löhnung. Nur in den kälteren Monaten gewinnt die Steppe der Campagna etwas mehr Leben. Wenn die Herbstregen den dürren Boden erfrischt haben, und bald darauf mit dem Brande der Sonnenstrahlen auch die fiebererzeugenden Dünste verschwunden sind, so schießt innerhalb weniger Tage das üppigste Gras empor in den versengten Niederungen, und deckt kürzeren Wuchses die allen Spitzen der Windrose folgenden Höhenzüge. Dann steigt der Hirt herab von den Bergen, aus den rauhen

*) Alfred von Reumont: Römische Briefe eines Florentiners Thl. 2. S. 150.

Abruzzen, von wo ihn der Schnee vertreibt, vom Hochlande Umbriens und der Sabiner, und führt seine Heerden in die Ebene. Lange Pfahlreihen bezeichnen die einzelnen Gebiete auf den ausgedehnten Weiden, dem Laufe der Ströme und Bäche, der Richtung der Straße oder der Bewegung des Bodens folgend, oft auch in gerader Linie das Land durchschneidend. Eine trockne Tuffsteinhöhle am Hügelabhange, ein ausgeräumtes, halbunterirdisches Grab, mit Spuren farbenreicher Arabesken auf der nun von Rauch geschwärzten Wand, oder Reste eines mittelalterlichen Thurms sind die Wohnung des in Felle gekleideten Hüters, dessen ungewohnter Dialekt verräth, daß er von fern herkam, und dessen sämmtliches Hausgeräth in ein Paar Näpfen und einigen Schaaf- und Ziegenfellen besteht, welche ihm Nachts als Lager dienen. Große, meist gelblich weiße Hunde, wild wie die Berge, die ihre Heimath sind, wachen und lauern, und sind nicht selten der Schrecken des Reiters, der in das Gehege gelangt, indem er das Land durchstreift."

Diese Schilderung der Campagna, von der ich nur denjenigen Theil weglasse, der sich über die Harmonie ausspricht, in welcher diese Kirchhofeinöde zu der großen Todtenstadt Rom selber steht, ist vollkommen richtig. Es liegt eine unbeschreibliche Trübniß über der römischen Campagna, und selbst der sonnenheiterste Tag, welcher sie in ihrer ganzen malerischen Schönheit zeigt, vermag den schwermüthigen Ernst ihres Charakters nicht zu bannen, der sich unwillkürlich dem Betrachter mittheilt.

Fragen wir jetzt, wie ist die römische Campagna geworden zu dem, was sie ist, zur öden, verpesteten, menschenleeren Steppe?

Ein Landstrich, reich bevölkert von blühenden Ortschaften und Städten, alle Ackerbau treibend, ein kräftiges, kriegerisches Geschlecht, die Heimath der alten Römer, dieser Ackerbauer par excellence, muß ursprünglich, d. h. in den ersten Zeiten der römischen Republik, sorgfältig angebaut, gesund und fruchtbar gewesen sein. Der vulkanische Boden vermehrt die Fruchtbarkeit, und noch jetzt zeigen

hier und da kleine Flecken Landes, die sich sorgsamen Anbaues erfreuen, in Fruchtfeldern und Baumwuchs die natürliche Ueppigkeit des Bodens. Die Zerstörung der meisten Städte durch die Eroberungskriege des jungen Römerstaates war nicht gänzliche Vernichtung. Der Anbau des Bodens dauerte fort: erst, wie bisher, durch kleine Grundbesitzer, dann, als durch das Steigen der römischen Aristokratie und in Folge der vielen blutigen Kriege immer mehr Grundstücke in eine Hand kamen, durch Fröhner und Sklaven. Wie Rom selbst an der Vernichtung der kleinen Grundbesitzer und des freien Bauerstandes, so ging die Campagna zu Grunde durch die im Laufe der Zeit immer mehr sich häufenden großen Güterkomplexe, Latifundien genannt, die sich nach und nach über ganz Italien ausdehnten. Das hat ein Römer selbst, der ältere Plinius, mit dürren Worten ausgesprochen. England und Irland können hier Parallele liefern. Die alte Bevölkerung war, namentlich seit dem Bundesgenossenkriege und durch die, auch unter August noch fortgesetzten, Landesvertheilungen an die Veteranen der römischen Soldateska, welche ihr Grundstück von Sklaven bebauen ließen und den Ertrag verpraßten, so gut wie vernichtet. Sklavenschaaren, zu Tausenden, in bewachten Werkhäusern Nachts gleich Thieren angekettet, traten an die Stelle, und setzten durch häufige Empörungen — man denke nur an Spartakus — oft selbst die Herrscherin der Welt in Schrecken. Schon im letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt war der italienische Feldbau so gesunken, daß Rom von den Getraidezufuhren Siziliens und Afrika's lebte, und Hunger litt, wenn diese, wie im Seeräuberkriege, ausblieben. Die Entvölkerung der Campagna nahm zu, als die unsinnige Prachtliebe und Genußsucht große Strecken fruchtbarsten Landes in Villen und Parkanlagen verwandelte. Jam pauca aratro jugera regiae moles relinquunt *)

*) Nur wenige Jugen gönnt dem Pfluge noch die Pracht der Königsdamen.

klagt Horaz. Dieſe Pracht- und Luſtanlagen der Villen zerſtörten den Ackerbau völlig; was ſie nicht mit Gärten, Bädern, Teichen, Waſſerwerken und Wildgehägen bedeckten, ward, wie jetzt, von den unermeßlich reichen Beſitzern zur Viehzucht als Triften benutzt, da dieſe reicheren Gewinn abwarf. In den von Rom ferner liegenden Gegenden war es nicht beſſer. Non ullus aratro dignus honor, squalent abductis arva colonis *) iſt die kurze aber beredte Schilderung Virgils von dieſem Zuſtande. Die Größe und Ausdehnung dieſer Landhäuſer und Villen war ungeheuer. Villa Hadriani zu Tivoli kann einen Begriff davon geben; ſie übertrafen, wie Seneca ſagt, die Ausdehnung großer Städte. Tiberius, der Tyrann, der vor keinem Mittel zum Zwecke zurückbebte, — dieſen Luxus und ſeine Folgen vermochte er nicht zu ändern. In einer Kabinetsordre an den Senat ſchildert er dieſen unheilvollen Zuſtand: „Das Leben des römiſchen Volkes hängt täglich von Wind und Wellen ab, und wenn einmal nicht die Vorräthe der Provinzen den großen Herren und ihren Sklavenheerden und Ländereien zu Hülfe kommen, werden uns da etwa unſere Luſtparks und Villen vor dem Hungertode ſchützen?“ Das war keine Uebertreibung. Tacitus erzählt, daß einmal bei einer Hungersnoth unter Claudius das ganze ungeheure Rom mit den Millionen ſeiner Bewohner nur noch auf vierzehn Tage Lebensmittel hatte. Zum Glück war der Winter mild und verſtattete Zufuhr. Tacitus bemerkt dazu: „Einſt wurde aus Italien unſern Legionen in entfernte Provinzen Getraide nachgeſchickt, und auch jetzt iſt unſer Boden noch eben ſo fruchtbar, aber — wir halten uns lieber an Afrika und Egypten, und machen das Leben des römiſchen Volks vom Zufall der Schifffahrt abhängig.“

*) „Wo die Ehre des Pfluges hinſchwand, und das Feld die entführten Pflüger betrauert.“

Welche Zustände! Aber noch ein schlimmerer Feind stellte sich ein: die verödete Campagna erzeugte Fieberluft, und Rom selbst ward ungesund während eines großen Theils des Jahres. Die alten Städte wie Fidenä, Gabii u. a. in Roms Nähe waren theils ganz verschwunden, theils zu elenden, öden Flecken herabgesunken. „Verlassener als Gabii und Fidenä," sagt schon Horaz, indem er den ödesten Ort bezeichnen will. Je mehr aus den Provinzen des ungeheuren Reiches Geldmassen und Naturalien nach Rom zusammenflossen, desto weniger konnte sich auch der Ackerbau, der hier noch übrig war, verlohnen. Das Zusammenströmen des Geldes hatte dasselbe so wohlfeil gemacht, daß man sehr bedeutende Summen in Italien hingeben mußte, um geringe Resultate zu erhalten, während in den Provinzen das umgekehrte Verhältniß eintrat, daß das Geld theuer ward, und sich folglich mit sehr wenigem Gelde sehr viel ausrichten ließ. Dies, daß in Italien der Ackerbau so gut wie nichts abwarf, im Verhältniß zu dem Ertrage anderer Arbeiten, machte Grund und Boden werthlos. Nur die Viehzucht, weil sie mit weniger Pflege und Wartung ins Große getrieben werden kann, hatte allenfalls noch Werth, und die Gärtnerei, weil sie Produkte hervorbringt, in deren Lieferung entfernte Gegenden nicht konkurriren können. Doch mußte sich die letztere natürlich nur auf die nächste Umgebung großer Städte beschränken*). Diese Verhältnisse der Imperatorenzeit wiederholten sich später unter der päpstlichen Weltherrschaft aus denselben Gründen und mit denselben Folgen für den Zustand der Campagna.

Dieser Zustand steigerte sich immer mehr, je tiefer das Reich allmälig sank. Die Einfälle der nordischen Eroberer tilgten auch die letzten Reste der früheren Bevölkerung vom Boden der Campagna oder trieben sie auf die Gebirge. Sie verewigten das in der Kaiserzeit ausgebildete Unheil. Die großen Güterkomplexe blieben,

*) Heinr. Leo Geschichte Italiens, Bd. I., S. 43—44.

ſie wechſelten nur die Beſitzer. Wenige Barone theilten mit der Geiſtlichkeit das Erbe der römiſchen Ariſtokraten der Kaiſerzeit. Ganze Stadtgebiete kamen ſo in die Hand eines Kloſters oder eines Feudalherrn. Die wenigen Verſuche zum Wiederanbau der Campagna, von einzelnen Päpſten unternommen, ſcheiterten an dem ewigen Kriegszuſtande der großen Barone unter ſich oder ſelbſt mit Rom, an den Verheerungen, welche deutſche und normanniſche Kriegszüge über Italien brachten. Die römiſche Geſchichte im Mittelalter iſt reich an Berichten über Hungersnoth in Rom. Papſt Bonifaz IX. (1389—1404) zwang die Landeigenthümer, ſelbſt Kardinäle, zum Anbau ihrer Beſitzungen; aber ſchon unter ſeinen Nachfolgern begann das alte Elend aufs Neue. Die Verordnungen der Päpſte Sixtus IV. (1471), Clemens VII. (1523) und Julius III. (1553) hatten einen vorübergehenden Erfolg, da zumal es im Syſteme der päpſtlichen Herrſchaft lag, daß immer der Nachfolger die Anordnungen des Vorgängers wieder umzuſtoßen trachtete. „Grund und Boden," ſagt Leo, „ſind zu allen Zeiten von der römiſchen Regierung ſehr vernachläſſigt worden, Roms Macht ruhte nicht auf der Scholle, und bis auf dieſen Tag ſind die bedeutendſten Einkünfte dieſer Prieſterariſtokratie nicht die aus der Umgegend von Rom, ſondern zum Theil aus ſehr fernen Ländern. Daher die geringe Aufmerkſamkeit, welche die Regierung bis jetzt dem Landbau und der Induſtrie bezeugt hat; daher der geringe Einfluß, den die Beſchaffenheit des Landes bis jetzt auf den Staat gehabt hat." Je ungeheurer die Summen waren, welche vom ſechszehnten Jahrhundert an nach Rom floſſen, deſto mehr ſank der Ackerbau. Für den Getraideverbrauch von Rom ſorgte wie in alter Zeit ein eigener Magiſtrat durch Zufuhren vom Auslande, oft mit ungeheuren Geldopfern, wodurch die Stadtkaſſe in immer tiefere Schulden gerieth. Als die Deputation der Annona im Jahre 1797 aufhörte, hatte ſie über fünftehalb Millionen Thaler Schulden.

Der gegenwärtige Zuſtand der Campagna iſt nun in Betreff der Beſitzverhältniſſe und des Anbaues nach Reumont weſentlich folgender: Der im Jahre 1782 aufgenommene Kataſter über die hundertneunundachtzig Quadratmeilen, welche die Grundſtücke der Campagna einnehmen, ergab als Reſultat, daß etwa zwei Drittheile des Landes ſich in den Händen von nur hunderdreizehn Eigenthümern, das übrige Drittheil ſich im Beſitze von Kirchen, Klöſtern und frommen Stiftungen befand. Pius VI. und VII. konnten trotz des beſten Willens, mit dem ſie ſich der Sache annahmen, doch nicht bewirken, daß mehr als etwa der zehnte Theil dieſes fruchtbaren Landes angebaut wurde, und ſelbſt dies geſchah nur zwangsweiſe und ſchlecht, und der Ertrag befriedigte wenig mehr als die Hälfte des Bedürfniſſes der Stadt Rom. Ein Edikt Pius VII. vom Jahre 1802 ſchildert mit gründlicher Einſicht den Zuſtand der Campagna und ſpricht es unverhohlen aus: ohne Wiederbevölkerung der Campagna mit ſtabilen, durch Beſitz und Erbpacht an den Boden gebundenen Bewohnern kein Heil für die Kultur des Landes. Dazu ſei die Vertheilung der ungeheuren Güterkomplexe (Latifundien) ein nothwendiger Schritt, wenn die Entvölkerung und Verödung und damit die Ungeſundheit der Campagna nicht immer mehr zunehmen ſolle. Und ſie hat zugenommen, und die Zahl der Beſitzer hat ſich noch mehr vermindert, denn weder Erbpacht noch ſelbſt Kolonenverhältniſſe haben bisher durchgeſetzt werden können. Es blieb eben Alles beim Alten. Die großen geiſtlichen und weltlichen Grundbeſitzer verpachten ihre Beſitzungen an wenige Generalpächter, die ſogenannten Mercanti di Campagna, von denen im J. 1803 drei den fünften Theil des ganzen Gebietes bewirthſchafteten. Dieſe Mercanti di Campagna bebauen durchſchnittlich jetzt etwa den zwölften Theil des Bodens mit Korn, Mais, Bohnen, Hafer ꝛc. Beſtellung und Ernte beſorgen Arbeiter aus den heimiſchen Gebirgen und aus dem angrenzenden Neapel gegen hohen Lohn, etwa zwanzig bis dreißigtauſend an der Zahl. Ueber dreihunderttauſend

Thaler unſeres Geldes gehen allein für ſolchen Tagelohn jährlich außer Landes. Aufſeher zu Pferde kommandiren dieſe geworbenen Schaaren, deren Lagerſtätte die fieberſchwangere Erde iſt, wenn nicht die Nähe Roms einigen das Aſyl der Treppen und Vorhallen der Kirchen, oder den Schutz der Ruinen von Gräbern bietet. Dazu die Gluthhitze der römiſchen Juliſonne am Tage, und die feuchte Kälte der Nächte, welche große Reiſigfeuer, im Kreiſe um die Lagernden gezündet, nur ſchlecht abwehren, die elende Koſt, das ſchlechte Waſſer und der erhitzende, oft verdorbene Wein. Daher ergreift denn das Fieber gegen Ende der Erntezeit einen nach dem andern: dann füllen ſich die römiſchen Spitäler. Manche werden in wenigen Tagen dahingerafft, die Meiſten ſchleppen ſich elend und ſiech in ihre heimiſchen Berge zurück, wo ich oft bei dem Anblick ſolcher der Schwindſucht verfallenden Jammergeſtalten auf meine Frage die traurige Geſchichte der Krankheitsentſtehung zu hören hatte. „Mehr noch als bei den Schnittern," ſagt der Verfaſſer der römiſchen Briefe eines Florentiners, „iſt das Geſagte der Fall bei den Dreſchern und übrigen Arbeitern, die ſpät in den Sommer hinein, wo die Luft immer verpeſteter wird, auf den Aeckern bleiben müſſen. Die Schnitter pflegen vier bis fünf Paul (achtzehn bis vierundzwanzig Silbergroſchen), letztere ſieben bis neun Paul Tagelohn zu erhalten. Und trotz dieſer hohen Preiſe iſt es nicht ſelten ſchwer, die nöthige Zahl Arbeiter zuſammen zu bringen. Es geſchieht wohl, daß durch Ueberbieten Einer ſie dem Andern untreu macht" (ich habe das ſelbſt in Rom auf der Piazza Montanara und Piazza Barberini, wo die Arbeiter allſonntäglich ſich verdingen, erlebt), „und dann ſind oft noch weit größere Auslagen nöthig."

Man ſieht alſo: der Ackerbau iſt in der römiſchen Campagna reine Nothſache, gegen welche ſich die großen Gutsbeſitzer und ihre Mercanti di Campagna daher auch mit Händen und Füßen ſträuben. Sie bebauen den Boden nur, weil er ohne allen Anbau zuletzt auch

als Weideland unbrauchbar wird. Sie bebauen ihn mit Schaden, während ihnen die Benutzung als Weideland zur Zucht von Ochsen, Büffeln, Schweinen, Schaafen ꝛc. bei verhältnißmäßig geringen Auslagen großen Vortheil bringt.

Das herrschende System hat seit zwei Jahrtausenden die Fieberluft der Campagna (L'aria cattiva) geschaffen, und diese Fieberluft ist jetzt ihrerseits das größte Hinderniß der Bevölkerung und des Anbaues der Campagna geworden. Dichte Bevölkerung überwindet auch jetzt noch in Rom den Einfluß der bösen Luft selbst in den Theilen der Stadt, die wegen ihrer niedrigen Lage die ungesundesten sein müßten. Ein Beweis davon ist das römische Judenviertel, der Ghetto, und die eben so tief liegenden, aber volkreichen Gegenden von Piazza Navona und bei der Rotonda, welche viel gesunder sind als die menschenarmen Höhen des Cälius und Aventin. Aber der verderbliche Feind schleicht sich immer näher und näher heran. Der Lateranpalast, die prächtigen Villen, z. B. Villa Albani, Villa Madama, Villa Pamfili u. a. sind wegen der Fieberluft verlassen von ihren Besitzern. Seit Winckelmanns Zeit hat die Verschlimmerung des römischen Klimas immer zugenommen und gegenwärtig ist die ganze Ebene der Campagna vom Meere bis zu den Gebirgen unter dem Einflusse der schrecklichen Malaria.

Zwei Feinde also sind es, die ein Reformator hier zu bekämpfen haben wird: die großen Grundbesitzer und die Aria cattiva. Zwingt er die ersteren zu dem, was schon Pius VI. und VII. wollten, zur allmäligen Parcellirung ihrer großen Ländereien unter Erbpächter oder selbst nur Kolonen, gelingt es ihm auf diese Weise, von der nächsten Umgebung Roms ausgehend, immer mehr Boden dem Ackerbau und der Baumpflanzung zurückzugeben — in der ganzen Campagna sieht jetzt das Auge nur selten einen Baum — bedecken sich allmälig die Hügelzüge mit Waldungen, statt mit Ginster, sammeln sich die Anbauer in Dörfern, wo jetzt nur verlassene Hirtenhütten stehen, gelingt es, durch Gräben und Kanäle

in großem Style die ſumpfigen Thalgründe zu entwäſſern, ſo wird damit auch der Widerſtand, den jetzt das Klima der Kultur entgegenſetzt, mehr und mehr gebrochen werden. Die Romantiker, die Albumsreiſenden, die Kunſtenthuſiaſten werden freilich darüber verzweifeln, wenn am Ende gar neben den Waſſerleitungen und Grabdenkmälern der Campagna Fabriken entſtehen und Schlotte rauchen, aber der Genius der Menſchheit wird frohlocken, wenn dies Jahrtauſende lang verwilderte Stück Erde wieder wird, was die ganze Erde ſein ſoll, der glückliche Wohnſitz fleißiger, geſunder, freier und glücklicher Menſchen. Der gegenwärtige Zuſtand hat nicht wenig zur allgemeinen Entſittlichung des Volkes beigetragen. Das römiſche Volk der niederen Klaſſen iſt arbeitsſcheu und träge geworden, die Faulheit der Romani iſt ſprichwörtlich in Italien, und dieſe Trägheit iſt der dritte Feind, welchen ein neuer Sixtus V. auf dem Stuhle Petri zu überwinden haben wird.

Rom, den 1. Dezember.

Die Titus- oder wie ſie jetzt heißen die Trajansthermen, zu denen wir geſtern hinauswanderten, liegen, wenn man vom Forum herkommt, zur linken Seite des Koloſſeums auf dem Abhange des Esquilin. Noch vor dreihundert Jahren waren bedeutende Ueberreſte wohl erhalten, und Raphael ſah in den Hallen und Sälen dieſer Prachtbauten noch die ſchönſten farbigen Wandmalereien und Stukkaturen, denen er die Dekorationen ſeiner Fresken in den Loggien des Vatikan nachgebildet haben ſoll. Eine lügenhafte Sage, wie ſie ſich gern an große Namen hängt, beſchuldigt ihn, daß er die Gewölbe der Thermen habe verſchütten laſſen, um die Originale auf ewig zu verbergen. Freilich ſind jene unteren Stockwerke ſo völlig verſchüttet, als hätten ſie Pompeji's Schickſal getheilt. Aber das ging ſo zu. Als man die oberen Gebäude abbrach,

entledigte man ſich des Schutts dadurch, daß man in die Deckengewölbe der unteren Gemächer, Säle und Hallen Löcher einbrach und in dieſe den Schutt hinabſtürzte. Damals ſtieg man in dieſe unteren Gemächer von oben hinab, und noch jetzt zeigen die Kuſtoden die Oeffnung, durch welche Raphael eingeſtiegen ſein ſoll. Im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurden einzelne jener Zimmer mit Wandgemälden wieder entdeckt, und die letzteren in Kupferſtichen bekannt gemacht. Aber erſt durch Napoleon ward die Ausgrabung der allein noch erhaltenen unteren Stockwerke planmäßig begonnen. Leider endete ſie mit ſeinem Sturze. Und was ſeit einigen Monaten jetzt wieder an Ausgrabungen vorgenommen iſt, will nicht viel bedeuten. Ja die meiſten früher offenen Gemächer ſind jetzt wieder ganz unzugänglich. Wenn man jetzt, vom Koloſſeum hinaufſteigend, zu den offengelegten Hallen und Zimmern gelangt, hat man nur einen kleinen Theil der Unterbauten vor ſich. Bei dem ſchwachen Lichte von ein Paar Wachsſtockendchen, die vom Kuſtoden auf einem Teller von Blech geklebt mittelſt einer zuſammengebundenen Canna gegen die dreißig bis vierzig Fuß hohen Gewölbe gehalten wurden, ſahen wir die Reſte des ſchönſten Farbenſchmucks von Wandmalereien auf Stukko, die trotz der dunſtigen Näſſe und Feuchte, trotz des Fackelqualms, der ſie Tag aus Tag ein ſchwärzt, uns doch noch durch ihre Friſche überraſchten. Aber woher bekamen dieſe engen hohen Corridore das für ſolchen Schmuck nöthige Licht? Fenſter von oben reichen hier nicht aus. Es ſcheinen Theile der Hallen nach außen offen geweſen zu ſein. —

Auf dieſem Hügel lagen die Prachtgärten und Schlöſſer Mäcen's und anderer Großen, die zu Tibers Zeit eine Feuersbrunſt, wie Tazitus meldet, völlig zerſtörte. Auf dieſen Trümmern bauten Titus und Trajan. Ich ſah Stellen, wo die Grundmauern der Zimmer quer weg über die ſchönſten Moſaikfußböden früherer Prachtgebäude laufen. So tumultuariſch und ſchonungslos ging es ſchon in der Kaiſerzeit bei ſolchen Bauten her.

In einem Gewölbe ſahen wir die Sammlung der kürzlich hier ausgegrabenen Marmor- und Stuckfragmente, — nichts beſonderes für römiſchen Maßſtab. Ein kleines Stück des alten Stucküberzugs mit rother Farbe ſoll mir noch ſpäter die leuchtende Pracht dieſer alten Gemälde in die Erinnerung zurückführen.

Das Wetter war prachtvoll. In der Via dei Fenili ſpielten nackte Kinder in zerriſſenen Hemdchen vor den Thüren. Und es war doch in der letzten Novemberwoche! Es iſt wahr, was der alte Winckelmann ſo oft an ſeine Freunde im Norden triumphirend ſchreibt: „dieſes iſt ein Land der Menſchlichkeit!“ —

In unſer Haus iſt ein junger deutſcher Landsmann eingezogen, ein angehender Gutsbeſitzer von fünf und zwanzig Jahren, den die Frau Mama zur Stärkung ſeiner Geſundheit reiſen läßt. Auf ſeinem Paß hatte er ſeinen Stand als Kapitaliſt angegeben. Dies gab Gelegenheit zu den lächerlichſten Scenen. Signor Luigi, der die Sicherheitskarte auf der Polizei beſorgen ſollte, kam ganz außer ſich zu uns gelaufen, daß der Mann ſich einen Kapitaliſta nenne. Das könne unmöglich wahr ſein. Kurz, es ſchien, als ſei eine Art Unglück mit dieſem Kapitaliſten ins Haus gekommen. „Aber was wollt Ihr denn,“ ſagte ich, „ein Kapitaliſta iſt ja ein reicher Mann.“ — „Da vero! — ma!“ — „Nun ſo ſeid doch zufrieden, daß Euer Miethsmann Quattrini hat.“ Er war nicht zu beruhigen, lachte und brummte ärgerlich durcheinander. Von all dieſem verſtand nun der gute Landjunker, den die Sache anging, auch nicht eine Silbe, da er bis jetzt kein Wort Italieniſch verſteht, und das einzige felicissima notte, welches er mühſam gelernt, geſtern früh beim Morgengruß, zum großen Ergötzen der Wirthin, anbrachte. Endlich löſ'te ſich das Räthſel des Anſtoßes, den unſere Wirthsleute an dem neuen Ankömmlinge genommen. Kapitaliſta heißt nämlich, wie mir unſere Wirthin vertraute, zwar ein Menſch, der Geld, und zwar ungeheuer viel Geld hat, aber auch zugleich ein Verſchwender, ein Bruder Liederlich, der namentlich für die

Frauen zu fürchten iſt. In letzterem Bezuge verbreitete ſich Signora Lucia mit einer Klarheit und Naivetät, von der man jenſeits der Alpen gar keinen Begriff hat, und doch mit einer Gentilezza, die ihrem ſcherzhaften Eröffnungen alles Beleidigende benahm. Der Kapitaliſt kommt freilich dabei am ſchlimmſten weg; er wird ſtets den Spitznamen im Hauſe behalten.

Heute iſt St. Bibiana's Tag, der Morgen von entzückender, ſonnenheller Friſche, und das iſt ein gutes Zeichen. Denn wie die Römer behaupten, beſtimmt der Tag dieſer Heiligen das Wetter der nächſten vierzig Tage. Wir wollen uns aber doch lieber an das Gegenwärtige halten, und das ſchöne Wetter gleich heute noch zu einem Ausfluge nach Tivoli und ins Sabinergebirge benutzen.

Den 4. Dezember.

Die heilige Bibiana hat nicht Wort gehalten, und wir ſind zum guten Glücke geſtern Abend wieder in unſer behagliches Rom zurückgekehrt. Denn heute iſt ein brutissimo tempo, und die Nacht hat es in Strömen geregnet.

Um ein und zwanzig Uhr, d. h. gegen zwei Uhr Nachmittags fuhren wir hinaus zur Porta di San Lorenzo in die ſonnenduftige Campagna hinab. Unſere Kabrioletplätze in der täglichen Landkutſche waren freilich etwas unbequem, da die Rückwand, in einem mäßig ſpitzen Winkel aufſteigend, uns nöthigte, meiſt vorwärts gegen den Tambur gelehnt zu ſitzen, aber dafür genoſſen wir auch die freieſte Ausſicht über die gebirgumſchloſſene Campagna, deren Anblick, je mehr der Tag ſich neigte, immer entzückender wurde. Ueber den Teverone, der die alte Via Tiburtina, welche noch vortrefflich erhalten iſt, durchſchneidet, führt eine Brücke aus ſpäteſter Römerzeit, der Ponte Marmoro (ſo und nicht Mammolo ſprechen die ächten Römer, welche die vibrirenden Konſonanten lieben, den

Namen aus). Zerſtreute Trümmer alter Grabdenkmäler und Tempel ſtehen hier und da, halbverſunken, verwitternd. Etwa auf der Hälfte des Weges erhebt ſich links auf einem Hügelzuge der Campagna ein weitläuftiges, mittelalterliches Kaſtell mit Thürmen und Mauern, Scharten und Zinnen in trotzig fremdartiger Geſtalt, vielleicht auf und mit den Reſten antiker Prachtbauten von irgend einem römiſchen Barone errichtet. Jetzt dient es Hirten zur nächtlichen Zufluchtsſtätte. Wagen, von Büffeln und Stieren gezogen, Campagnareiter und Jäger zu Roß in ihrer maleriſchen Tracht, mit Spitzhut und Sammetjacke, hohen Ledergamaſchen, die den Beinſchienen der homeriſchen Helden gleichen, auf dem Sattelbogen vor ſich die lange Flinte, oder den eiſenbeſchlagenen Campagnaſtock, auf ihren meiſt ſchwarzen, löwengemähnten, wildausſehenden Pferden; Gruppen von Weibern und Mädchen auf Eſeln und hochbepackten Maulthieren; Hirten hier und da vor Raſenhütten an Feuern oder einzeln in der Nähe irgend eines alten Mauerwerks gelagert; ſchwerbeladene Karren, raſtend vor einer einſamen Schenke, während ihre Führer ſich mit einem Trunke guten Weins erquicken, bildeten auch diesmal die eigenthümlichſte Staffage, wie ſie nur eben die römiſche Campagna bietet. Und nun denke Dir die Campagna ſelbſt, dieſes erſtarrte Meer mit ſeinen ſeingeſchwungenen Hügelwellen, ſeiner friſchgrünen, braunen, gelben, röthlichen Vegetation, im Glanz und Duft eines ſonnigen Herbſtnachmittags in tauſend Farbentönen ineinanderſpielend, bis ſich rechts dem Meere zu im leiſeſten Abfall die Gebirgslinie unmerklich in die Ebene verliert. Kein Ausdruck erreicht die Schönheit dieſer ſanft ſich ineinanderſchwingenden Hügelzüge, ihre leiſen Wölbungen, die dem Schwunge der ſchönſten weiblichen Formen gleichen, die Feinheit ihrer Uebergänge, die Zartheit ihrer Nüanzen und das ewig neue Ineinanderſpielen von Licht und Schatten, deren Farbenkinder ſich von hellſter Klarheit an leiſe und unmerklich durch eine ganze Scala von Tönen bis zu dem verſchwindenden Dufte der Fernen verlieren. Und dieſe

Weiten denke Dir unbebaut, nur von einzelnen Viehheerden überweidet, menschenöde, dem Walten der Naturkräfte zu freiem Spiele überlassen, ohne Weiler und Dörfer, nur von Resten jahrtausendalter Bauten, zertrümmerten Grabmälern, verwitterten Thürmen, Tempeltrümmern, vereinzelten Arkaden meilenlanger Aquädukte hier und da unterbrochen; von einer Trümmerwelt, die selbst schon lange wieder der Natur verfallen ist. Dies alles nun wie im Rahmen begränzt von den wunderbar schönen Linien der Albaner- und Sabinergebirge, deren Olivenwälder und immergrüne Eichenforste schon im blauen Dufte vor uns liegen, während ihre Rücken bis zu den höchsten übereinander sich streckenden Linien und Spitzen, Gipfeln und Zacken hinauf vom rosenduft durchschimmerten Violett bis zum lichtesten Golde weißer Himmelsglorie auf den Verklärungen alter Bilder erglänzen, — denke Dir das Alles, was ich hier mühsam stammelnd nebeneinander herzähle, zusammengedrängt und zusammenwirkend in die Einheit eines einzigen Umschauens, und laß mich dann gestehen, daß ich im Genusse solchen Schauens einen Augenblick völlig mit jenem stärksten Ausdrucke romantischer Weltanschauung sympathisiren konnte, die nichts Schrecklicheres denken mochte als den Gedanken: die römische Campagna angebaut zu sehen. Die Gebirge um Rom und die Campagna sind darum so schön, weil sie überall den Blick wohlthätig begränzen, ohne ihn durch ihre Nähe zu beengen, weil sie das Bild immer zuerst da abschließen, wo das Auge gleichsam selbst den Rahmen suchen möchte.

Als wir über die milchweiß dahinstrudelnde Schwefelquelle der Solfatara hinweg und ihrem pestilenzialischen Dufte — der indessen einen ächten Römer in unserem Wagen nicht beleidigte — entflohen waren, schlängelte sich bei Ponte Lucano, einer Brücke über den Anio, der Weg allmälig in sanften Krümmungen den Berg hinan, auf dessen Rücken uns Tivoli entgegenglänzte. Langsam durch die Olivenwaldung fahrend genossen wir im Zurückschauen das Schauspiel des prachtvollsten Sonnenuntergangs, der den ganzen

Horizont über Rom und gegen das Meer zu mit einem breiten Saume von flammender Rosengluth umzog. Durch die Bäume hindurch, von einzelnen Schatten gemildert oder unterbrochen, an lichten Stellen desto heller aufflammend, leuchtete uns dieses Phänomen den Pfad hinauf. Vor dem Eingange der Stadt, auf freiem Platze, liegt ein stattlich aufgethürmter Schloßbau. Es ist eine Villa der Jesuiten, die hier mit ihren Zöglingen, den Kindern der römischen Nobili, welche ihnen zugleich die Rekruten ihres Ordens liefern, in den Sommermonaten Villeggiatur halten.

Der letzte Rosenschimmer des Tages war verloschen, und in Nacht gehüllt lagen die Straßen und Gassen des alten Tibur, das ich klassischer Erinnerungen voll mit klopfendem Herzen durchwanderte, um in der Sibylla, der Malerkneipe über den Kaskatellen des Anio, mein Nachtquartier aufzusuchen. Der wilde Anio, welcher mit seinen donnernden Wasserstürzen diesen hohen Gebirgskessel durchschmettert, sang uns das Schlummerlied zu unserer Müdigkeit.

Am Morgen gingen wir die Villa Hadrians aufzusuchen. Sie liegt am Fuße des Gebirgs, etwa eine Stunde weit von Tivoli, unfern der Straße, die nach Rom führt. Eine Gruppe wundervoller Pinien bezeichnet sie schon von ferne. Der schriftliche Permeß des Eigenthümers, Herzog Braschi, öffnete uns die schweren Pforten, und von dem Kustoden geleitet durchwandelten wir die ungeheuren Reste kaiserlicher Pracht, gegen deren Umfang und Herrlichkeit selbst der riesige Vatikan, die Burg der geistlichen Weltherrscher Roms mit seinen immensen Höfen, Gärten, Hallen und seinen eilftausend Sälen und Zimmern nicht aufkommen kann. Denn hier war die gesammte Hofhaltung eines römischen Kaisers, nebst Allem, was römisches Leben und römischer Luxus bedurfte, in dem Bereiche einer einzigen Villa untergebracht, bei deren Anlage es darauf ankam, fern von Rom, in ländlicher Zurückgezogenheit, doch Alles, was Rom irgend bot, zu ersetzen. So erstand denn hier, in dieser

kaiſerlichen Sommerpfalz, ein Wunderbau, deſſen Ausdehnung eine gute Viertelſtunde in der Breite und nahezu eine Stunde in der Länge wohl ſeines Gleichen in der Welt nicht hatte. Denn außer den eigentlichen Palaſträumen für den Kaiſer und ſein Gefolge finden wir hier die Ueberreſte eines großen griechiſchen Theaters, deſſen Umfang für das Bedürfniß einer bedeutenden Stadt hinreichen konnte, mehrere Tempel, großartige Bäder und Schwimmteiche, wie ſie ſich in den römiſchen Thermen finden. Säulengänge zum Luſtwandeln, einſt mit den Meiſterwerken bildender Kunſt geſchmückt, Nachahmungen der ſchönſten ähnlichen Anlagen zu Athen und Alexandria, Bibliotheken und Gemäldegallerien, einen Circus für Spiele, Wettrennen und Gladiatorenkämpfe, ein kleines Theater und was ſonſt an Luſt- und Prachträumen die Antiquare in den Trümmern zu benennen wiſſen. Und außer allen dieſen Bauten erhoben ſich nun noch, verbunden mit dem Hauptpalaſte des Kaiſers durch unterirdiſche gewölbte Gänge, die Kaſernen für die Schaaren der Kaiſergarde, die den Herrn der Welt auch hieher begleitete, die Cento Camerelle mit ihren Säulengängen und Hallen, mehrere Stockwerke übereinander. Ein weiter, freier Platz diente als Marsfeld zu Revüen und Kriegsübungen, und unſer Führer zeigte noch die Reſte des Thronbaues, von dem herab der Kaiſer die Prätorianer gemuſtert. Dieſer ganze Platz iſt unterwölbt mit Hallen und Gängen. Es klang ganz poetiſch, was der Führer erzählte: wenn der Kaiſer Gäſte auf dieſen Platz geführt, habe man keinen Soldaten geſehen, und dann plötzlich ſeien auf das Zeichen eines Trompetenſtoßes aus dieſen hundert Kammern die glänzend gerüſteten Krieger wie durch Zauber aus der Erde emporgeſtiegen. Wir brauchten an drei Stunden dazu, um all dieſe Räume zu durchwandern. Die hohen Mauern der Hallen und Gänge ſtehen noch in ſolcher Friſche da, als wären ſie erſt geſtern vollendet. Die untern Stockwerke liegen jetzt alle unter der Erde, und über ihnen breitet ſich die grüne Vegetation eines neuen Bodens mit

Gestrüpp und Gesträuch, hohen Bäumen und Gartenpflanzungen aus. Hier wurden die schönsten Mosaiken, Wandbilder, Statuen und Büsten gefunden und noch jetzt bemerkt man an Wänden und Gewölbbögen Spuren von Malerei und feiner Stukkarbeit. Unser Führer zeigte uns mitten in einem Gartenwege, die Erde mit dem Fuße wegscharrend, Spuren eines kostbaren Mosaikfußbodens irgend eines kaiserlichen Prachtzimmers. Unter diesen begrünten Schuttbergen, versunkenen Gebäuden, Hallen und Gewölben mit ihren Zimmern und Kammern schläft sicher noch eine ganze Welt althellenischer Kunstschönheit, die ihrer Auferstehung entgegenharrt. Der Besitzer aber läßt keine Hand rühren zu Entdeckungen und Ausgrabungen. Vielleicht ist auch dies so am besten, denn so ist es doch noch möglich, daß es einst von sorgsameren Händen geschieht, wenn hier die Barbarei gewichen oder verdrängt sein wird von der Civilisation, deren sie sich so lange glücklich erwehrt hat.

Der Boden ist überall mit Marmorgetrümmer wie besäet. Ich hob hunderte von Stücken der verschiedensten Marmorgattungen auf, um sie wie ein Kind wieder wegzuwerfen. Die völlige Zerstörung muß hier mit großer Schnelle eingebrochen sein. Und nur, was sichtbar noch in die Augen fiel, mag später ins christliche Rom gewandert sein. Alles Uebrige ist allmälig versunken und begraben. Von der Plastik der alten Welt ward so doch Vieles und Schönes gerettet. Wer aber giebt uns eine Ahnung von ihren Wunderwerken der Malerei, von diesen tausenden und abertausenden von Staffelei- und Tafelgemälden, mit denen Raubsucht und Verschwenderluxus die unzähligen Bildergallerien in Palästen und Villen des kaiserlichen Roms gefüllt hatte! Diese tabularum miracula, diese »Wunderwerke der Malerei,« für welche man schon in den Zeiten der beiden ersten Kaiser so ungeheure Summen verschwendete, daß Tiberius sie in seiner berühmten Kabinetsordre gegen den Luxus ausdrücklich als Hauptgegenstände der überhandnehmenden Verschwendungssucht hervorhob, von ihnen ist auch nicht eine einzige

Spur erhalten. Und doch ſtehen wir, die wir nach Hegel dieſen Zweig der Kunſt erſt zu ſeiner Blüthe gebracht haben ſollen, ſtaunend ſelbſt ſchon vor den Moſaikbildern, welche die Bewohner einer Landſtadt wie Pompeji mit Füßen traten, und vor den zweitauſend Jahr alten, verwitterten und verblaßten Wandbildern einer Aldobrandiniſchen Hochzeit und ſonſtigen kläglichen Reſten, deren Beſtimmung es war, die Wände von offenen, wind- und wetterfreien Gängen oder von öffentlichen Badezimmern, ſtatt unſere Lumpenpapiertapeten, zu dekoriren. Und das Zierlichſte und Schönſte, das Feinſte und Geiſtreichſte, was zu chriſtlicher Zeit in ſolcher Dekoration ſelbſt einem Raphael und den Seinen gelungen, — wem anders verdanken ſie es als den Vorbildern einer ſchon längſt über ihre Blüthe hinausgegangenen Kunſt, den trümmerhaften, ſpärlichen Reſten der dekorativen Kunſt jener ſpäteren römiſchen Kaiſerzeit? Solchen Thatſachen gegenüber kann die Philoſophie Beſcheidenheit lernen. —

Das Klima hat doch etwas Verrätheriſches in Italien. Als wir Morgens zwiſchen acht und neun Uhr von Tivoli hinabſtiegen, war es ſo kalt, daß Mäntel uns ſehr behaglich waren. Zwei Stunden ſpäter hätte man ſich Sommerkleidung wünſchen mögen. Ich wäre den Weg nicht wieder zurückgekommen, hätten nicht zwei Römer, die auf ihren zweiräderigen Kabriolet von Rom her gefahren kamen, meine Bitte, mich den Berg mit hinauf fahren zu laſſen, mit ächt römiſcher Gentilezza und Zuvorkommenheit erfüllt, von der man jenſeits der Alpen ſo ſelten eine Spur findet. Ich war beſcheiden genug, nur um ein Plätzchen hintenauf zum Stehen zu bitten. Allein ich mußte durchaus den Sitz des einen einnehmen, der, wie er ſagte, ſchon lange gewünſcht hatte, etwas zu Fuße zu gehen. Es waren Falegnami aus Genaro, einem Städtchen im Gebirge zwiſchen Tivoli und Subiacco, aber in Weſen und Behaben fein und nobel wie fürſtengleiche Signoren. Man hat davon gar keinen Begriff bei uns. Von ihnen hörte ich die oft vernommene

Klage über die zunehmende Wüſtheit, Verödung und Verarmung des Landes und die ſchrecklich überhand nehmende Verſchlechterung des Klimas und der Luft. Orte, die noch zu ihrer Väter Zeiten als geſund galten, ſind jetzt durch Fieberluft berüchtigt. Ein Hauptgrund iſt die immer weiter um ſich greifende Holzvertilgung und das völlige Aufhören alles Feldbaues. Die römiſchen Großen finden bei der Viehzucht und Benutzung ihrer Ländereien zu Weideland mehr ihre Rechnung. Und ſo entwöhnt ſich auch das Volk ſelbſt der Arbeit. „Hätten wir nicht die Arbeiter aus den neapolitaniſchen Abruzzen, wir könnten ſelbſt den geringen Feldbau nicht betreiben," ſagte der ältere meiner Begleiter, und damit wiederholte er nur, was ich hundertmal von Andern gehört hatte. Das Volk iſt unglaublich herunter, von Arbeitsluſt und Induſtrie iſt in dieſen zahlreichen kleinen Gebirgsſtädten — Dörfer giebt es bekanntlich in Italien nicht — keine Spur. „Dies Land iſt doch ſo ſchön!" — ſagte ich einlenkend. „Potredde essere un giardino di paradiso, ma adesso c'è una spelonca!" erwiederte er zähneknirſchend. Als ich aber jetzt leiſe auf die eigentlichen Grundurſachen überlenkte, fragte er mich, kurz abbrechend: ob ich die neue Beſchreibung von Rom in engliſcher Sprache geleſen habe, die ſo eben am ſpaniſchen Platze erſchienen ſei? Das Mißtrauen iſt ſeit dem letzten Aufſtande ungeheuer. Noch im Juni hörte ich manches vertrauliche politiſche Wort, jetzt von keinem Römer eine Silbe. Wer mit Augen ſehen, mit Händen greifen will, wohin der chriſtliche Staat — und der römiſche Staat iſt doch wohl der chriſtliche par excellence! — kommt und kommen muß, der muß nach Italien gehen. Und wenn er da nicht ſehen lernt, ſo will er nicht ſehen oder er iſt blind geboren. Es wird eine Zeit kommen, wo der ſpezifiſch chriſtliche Staat juſt eben ſo viel heißen wird wie ein unverheiratheter Familienvater.

Hinter dem Gaſthofe zur Sibylle, hoch oben auf der Felſenplatte, ſteht, neben dem runden Veſtatempel mit ſeinen kannelirten

Säulen, der in eine Kirche verwandelte Tempel der Albunea, der weissagenden Sibylle von Tibur. Von dieser runden Terrasse aus genossen wir bei günstiger Beleuchtung der schönsten Aussicht auf die Wasserfälle, Stadt und Gebirg umher. Die Romantik dieses Orts ist unvergleichlich, und ich konnte es dem alten Horaz nicht verdenken, wenn er hier nach so viel Land-, Meer- und Kriegesstürmen den Hafen seines Alters zu finden wünschte:

> Tibur Argeo positum colono
> Sit meae sedes, utinam! senectae!
> Sit modus lasso maris et viarum,
> Militiaeque!

Es ist noch Alles, wie er's in so vielen seiner Lieder singt. Noch stürzt sich der Anio „häuptlings" von den Felsenhöhen hinab in die duftig frischen Thalgründe und waldigen Schluchten. Noch labt in der Sciroccoglut hier den verschmachteten Römer die schattig feuchte Kühle. Noch trägt der üppige Boden reiche Frucht von Oel und Wein. Aber welch ein Zauberaufenthalt mag dies Tibur erst gewesen sein, als der fabelhafteste Reichthum im Bunde mit dem feinsten Schönheitssinne griechisch gebildeter, fürstengleicher Männer des Augusteischen Roms hier zu den unverwüstlichen Reizen der zauberhaft schönen Natur alle Pracht, allen Luxus und allen sinnlichen und geistigen Komfort der ausgebildetsten Genußfähigkeit in diesen Villen und Lustschlössern zu vereinen wußte! während jetzt uns nordische Barbaren der absolute Mangel an allen Nothwendigkeiten eines Zimmeraufenthalts im Gasthofe, nach Rom zurückzuflüchten nöthigte. Denn wirklich kann man sich Unbehaglicheres, Widerwärtigeres und Abscheulicheres nicht denken als diese Quartiere römischer Landstädte für die rauhere Jahreszeit. Kein Fenster, keine Thüre schließt. Ueberall pfeift der Wind durch Ritzen und Spalten, der nackte Ziegelboden vermehrt die Kälte und das Gefühl des Unbehagens. Oefen giebt es nicht, Kamine sind selten und machen, wenn man sich einfallen läßt sie zu benutzen,

das Uebel meiſt nur noch ärger durch Rauch und Qualm. Dazu kein Sopha oder ſonſt bequemer Sitz, Stühle, Tiſche, alles abgenutzt, wacklich, die Wände froſtig, nackt und kahl, und doch liegt über dem Allen ſchon eine gewiſſe Gaſthofsprätention, die das Unbehagen der Empfindung nur noch ſteigert: weiße Gardinen vor Fenſtern, die, ſeitdem ſie eingeſetzt, nie gewaſchen worden, und deren trübe, blinde, von Fliegenſchmutz bedeckte Scheiben jedes Verſuchs ſpotten, durch ſie hindurch einen Blick auf die ſchöne Natur draußen zu werfen. Eine Wangeroger oder Helgolander Schifferwohnung, die ärmſte ſelbſt, iſt ein Paradies für einen Winterabend gegen die Zimmer der von tauſend Fremden (freilich meiſt im Sommer) beſuchten Sibylla von Tivoli. Als wir daher ſo froſtklappernd in unſern Mänteln Abends beim Nachteſſen und Morgens beim Kaffee ſaßen, und inzwiſchen in der Nacht aufgehende Fenſter und Thüren uns die Zeit vertrieben hatten, überfiel uns beide eine ſolche Heimweh-Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen Roms und unſeren behaglichen Zimmern in der Caſa Santini auf Piazza Poli, daß wir ſofort jeden Gedanken an Fortſetzung unſerer Herbſttour ins Gebirge aufgaben. Zumal da wir wohlweislich bedachten, daß wir in Subiacco und Paleſtrina ſelbſt noch die Bequemlichkeiten der Gaſthofscivilisation von Tivoli zu beneiden haben würden. Dafür ſoll aber auch im Frühling ſicher Tivoli der erſte Ausflug ſein, den ich vor meiner Abreiſe mache. Abreiſe! — wie mir das Wort ſchon ſo wunderlich klingt! —

Den 11. Dezember.

Die beiden letztvergangenen Abende werden mir eine unvergeßliche Erinnerung höchſten Genuſſes bleiben.

Vorgeſtern Abend lockte mich der klarſte Mondſchein noch ſpät hinaus zu einem einſamen Gange nach dem, unſerer Wohnung nicht

fern gelegenen Trajansforum. Als ich aber dieſen wunderbaren Platz erreicht hatte, deſſen einſame Rieſenſäule ſich aus dem geöffneten Grabe ihrer, ſie einſt umgebenden Herrlichkeit, im duftigen Glanze des Mondlichts ſo kühn und ſchwungvoll zum Himmel hob, zog es mich unwiderſtehlich weiter durch das Labyrinth der engen Gaſſen, die den Fuß des Kapitols umgeben, dem Forum zu, das ich an der Stelle betrat, wo ſich aus der majeſtätiſchen Säulenvorhalle des Fauſtinentempels die Kirche San Lorenzo in Miranda erhebt, deren häßliche Frontausläufe ſich wie die krummen Fühlhörner eines ſchwarzen Käfers zum Himmel emporſtreckten. Jene Säulen ſind bis zu ihren Baſen aufgegraben, welche funfzehn Fuß unter dem Fußboden der Kirche liegen. Man blickt in den aufgegrabenen Raum wie in eine geöffnete Gruft. Eine Brücke iſt darüber gebaut, auf welcher jetzt die chriſtlichen Beter durch die Säulen des alten heidniſchen in die Hallen des chriſtlichen Tempels wandeln.

Vor den Farneſiſchen Gärten des Palatin vorbei wandelte ich langſam dem weißſchimmernden Titusbogen zu. Eine unendliche Einſamkeit lag über dem Forum gebreitet. Kein Laut eines lebendigen Weſens unterbrach die Stille der Mondnacht, deren feucht dämmernde Luft mit ihrem zitternden Schleier alle Gegenſtände magiſch umwob. Die offenen Bogen der dreiſchiffigen Baſilika des Friedensforums ſtarrten mich geſpenſtiſch an mit ihren dunkelen Maſſen, über welche das zu den Lücken der Gewölbe eindringende Mondlicht die wunderbarſten Reflexe warf. So oft hatte ich ſie bei hellem Tagesſcheine oder im Glanze des dämmernden Abends betrachtet, aber jetzt erſchien mir ihre gewaltige Maſſenhaftigkeit ſo neu und fremd, als hätte ich ſie nie zuvor geſehen.

Mit einem wunderbar beklommenen Gefühle durchſchritt ich den Titusbogen, von dem abwärts das uralte römiſche Pflaſter der Via Sacra durch Trümmer antiker Bauwerke, vorbei am Tempel der Venus und Roma, zum Koloſſeum und dem Bogen des Konſtantin

hinabführt. Nichts Hörbares ringsumher als nur der laute Wiederhall der eigenen Tritte, denn auch das vereinzelte Glockenklingen war verstummt, welches aus dem fernen Trastevere der Nachthauch von dem lebenden christlichen in das begrabene und versunkene Rom der alten Götterwelt hinübertrug. Zum ersten Male ergriff mich die Gewißheit, daß mein Fuß hier wirklich auf der Stätte der Weltherrscherin wandle, mit einem schaudernden Gefühle bangen Entzückens. Mit jedem Schritte weiter hinabwärts hob sich nun von den äußersten höchsten Rändern an allmälig bis zu seinen dreifach sich übereinander schwingenden Säulenbogen und Pilasterwänden der Koloß der Kolossen, das Wahrzeichen der ewigen Stadt vor meinen Blicken empor. Wie ein schlummerndes Ungeheuer zeichnete er sich ab mit seinen schwarzen Schattenmassen gegen den blauen, licht durchschimmerten Nachthimmel, von welchem des Mondes vollgereifte Pracht herniederstrahlte. Der Tag und sein Licht sind demokratische Gleichmacher. Sie verkleinern das Große und Gewaltige und lassen so auch das Kleine und Geringere neben ihm zu Worte kommen. Aber Nacht und Mondlicht heben das Gewaltige und Große zu solcher Majestät empor, daß neben ihm alles Andere zusammenschrumpft. So versank mir auch neben dem Kolosseum der mächtige Konstantinsbogen zu zwerghafter Kleinheit, und seine Thoröffnungen erschienen vor der Masse der obern Theile wie in die Erde hinabgedrückt.

Durch die umschließenden Bogengewölbe des Kolosseums hindurchschreitend setzte ich mich auf einem Säulentrunk, um das Bild des Innern von einem bestimmten Punkte aus in mich aufzunehmen. Hier, wo man der vollen Einwirkung des mächtigen Baues in seinem ganzen Umfange ausgesetzt ist, mußte ich einen Augenblick die Augen schließen, um mich vor der überwuchtenden Gewalt dieses Eindrucks in mir selbst zu sammeln.

Die Nachtbeleuchtung hat auch das Wohlthätige, daß sie über alle Brandmale und Wunden, welche Jahrtausende der Zerstörung

diesem Werke geschlagen, ihren hüllenden Schleier wirft, das Zerstückte versteckt und die klaffenden Risse der Ergänzungen mit ihrem weichen Purpurgewande umkleidet. In der Versunkenheit meines sinnenden Hinbrütens gestaltete sich die Situation allmälig zu einer wunderbaren Phantasmagorie. Das Wechselspiel von Licht und Schatten, die hörbare Stille und Einsamkeit um mich her, der gedämpfte Ton ferner Klosterglocken, das Alles verschmolz zu einem einzigen wunderbaren Tönen, zu einer musikalischen Harmonie, die, allmälig immer stärker und stärker anschwellend, zuletzt wie das jauchzende Tosen des stürmischen Meeres mich umbraus'te, und als wilder Jubelruf des Volks dumpf donnernd über die Arena scholl. Aus allen Reihen, von allen Gängen, Stufen und Sitzen erhoben sich die tausende und abertausende der Zuschauer, mordfunkelnde, bluttlüsterne Blicke hinabsendend, in die Mitte der Arena, wo an der Stelle, die sonst das Kreuz bezeichnete, der marmorne Leib des kapitolinischen Gladiators lag, von Todesschauern durchzuckt, langsam dahinsinkend im langhinstreckenden Tode neben der Leiche des Bruders, den er erschlagen zur Augenlust der Herren der Erde. Entsetzt schlug ich die Augen auf, und die Phantasmagorie war verschwunden. Mild und gnadenvoll blickte der Mond hinab durch die weiten Bogen in die stille Arena, und statt des mordjauchzenden Festjubels der Bürger des kaiserlichen Roms vernahm mein Ohr nur die klagenden Töne der ehernen Verkünder des Dienstes der Buße und Zerknirschung, in welchem jetzt das neue christliche Rom die Todsünden seiner heidnischen Mütter büßend zu sühnen scheint. —

Bei meiner Rückkehr hatte ich mit der noch spät aufgebliebenen Wirthin, der ich meinen nächtlichen Gang erzählte, eine sehr komische Scene, welche mir zugleich für die Entfernung der Italiener von aller romantischen Empfindung einen neuen Beleg lieferte. „Und was, per la Madonna, hattet Ihr da in der nächtlichen Einsamkeit zu suchen?“ fragte sie mit einem Gesichte, das

ſich dieſe Frage auf eine ganz eigenthümliche Weiſe ſelber beantwortete. Ich betheuerte, daß nur der ſchöne Vollmondſchein mich verlockt habe. „Giebt es denn bei Euch keinen Vollmondſchein in Deutſchland?“ Dieſe Frage war ſo ganz ernſthaft gemeint, daß ich faſt Luſt hatte, ſie verneinend zu beantworten. Als ich die Gute etwas über meinem Nachtgang beruhigt hatte, ſchalt ſie mich aus, daß ich mich ſo muthwillig in Gefahr begeben habe. Es ſei nicht rathſam, in jene Stadttheile bei nächtlicher Weile unbegleitet und waffenlos zu gehen. „Ihr ſeid da,“ ſetzte ſie hinzu, „in der Hand des erſten beſten Birbone, der Euch hinter einer Mauer her anſpringt.“ In der That begegnete mir auch auf der ganzen Wanderung vom Kapitol bis zum Koloſſeum keine menſchliche Seele. Einen kleinen Raubanfall könnte man ſich der Romantik wegen allerdings ſchon gefallen laſſen. Aber die Straßenräuber Roms ſind, namentlich wenn ſie ihre Erwartung hinſichtlich der Beute nicht befriedigt finden, oft von roher Grauſamkeit. Seit der energiſche Monſignore Zacchia, welcher vor einigen Wochen geſtorben, nicht mehr an der Spitze der Polizei ſteht, hört man wieder häufiger von Gewaltanfällen und Mordthaten. So ſind vorgeſtern fünf Raubgeſellen in die Villa Borgheſe eingebrochen, haben ein Haus ausgeraubt, die Frau des Kuſtoden ermordet, und ihren Mann, ſo wie einen andern zur Hülfe eilenden Diener des Fürſten tödtlich verwundet. Dergleichen geſchieht in Rom, wenn auch nicht oft, doch nicht ſo ſelten als es dem Fremden vorkommt, welcher, da hier keine Preſſe dergleichen Dinge beſpricht, gemeinhin nur ſelten davon erfährt.

Der zweite Abend, den ich im Sinne hatte, als ich dieſes Blatt anfing, war der des zehnten December, an welchem ich zum erſten Male das vatikaniſche Muſeum bei Fackelbeleuchtung ſah. Es war ſchon ſpät Abends, als ein Diener der Mad. M.-Sch. mir die Einladung brachte. Eine Stunde darauf war dort die aus etwa funfzehn Perſonen beſtehende Geſellſchaft beiſammen, bei

welcher sich auch der dänische Bildhauer Jerichau und der berühmte Archäologe Welker befanden. Die Equipagen standen bereit, und gegen halb sieben Uhr rollten wir durch die dunkeln Straßen dem Vatikan und der Engelsbrücke zu. Mit einem wunderbaren Gefühle stieg ich denselben Weg, durch dieselben Gänge, Treppen, Höfe und Hallen, welche ich nun schon so oft bei Tageslicht durchwandert, jetzt in dämmernder Sternennacht hinan. Am Eintritt in die große Vorhalle der Inschriften wurden die Fackeln gezündet, und die Gesellschaft schritt in andachtsvollem Schweigen hinter den Führern her dem ersten großen Seitensaale des sogenannten Braccio nuovo zu. Es that mir wohl, diese kunstgeheiligten Räume, welche ich sonst nur von einem unruhigen Strome gaffender und plaudernder Fremden durchwogt gesehen hatte, jetzt in der nächtlichen Stille mit wenigen Personen zu betreten, von denen jede wohl den Genuß und Werth dieses Augenblicks zu würdigen verstand.

Hier nun bekam ich zuerst den vollen Begriff von der riesigen Größe der Räumlichkeiten, welche diese Welt von Marmorwerken umschließen. Der Saal des Braccio nuovo, welcher mir bei Tage weniger imponirt hatte, erschien jetzt einem gewaltigen Kirchenschiffe vergleichbar; und doch ist dies nur ein einzelner neuer Anbau. Aber welche Sachen stehen dort in diesen, von den herrlichsten Marmorsäulen getragenen Hallen! Der von zahllosen Genien umwimmelte kolossale Nil, der herrliche Silen mit dem jungen Bacchus auf den Armen, die göttliche Gewandstatue der Julia, deren Anblick mir erst einen Begriff davon gab, wie selbst in der strengsten Verhüllung des weiblichen Körpers die antike Plastik allen Adel, alle Schönheit und allen Liebreiz der menschlichen Gestalt auszudrücken verstanden hat! Ferner die kolossalen Medusenmasken, die beiden Kolossalstatuen des Euripides und meines geliebten Demosthenes, die Amazonen (die verwundete und die kämpfende), die Minerva Giustiniani, der Satyr des Prariteles und die liebreizende Venus Anadyomene! In diesem einzigen Saale stehen drei und vierzig

Statuen und zwei und ſiebenzig Büſten (unter ihnen die koſtbaren Barbarenköpfe ruſſiſcher und ſarmatiſcher Phyſiognomien), von denen jede die Zierde jeder deutſchen Sammlung bilden würde.

Der größte Vortheil dieſer Fackelbeleuchtung iſt, daß ſie die Betrachtung, von jeder ſtörenden Ableitung frei, mit aller Energie immer nur auf ein einziges Kunſtwerk concentrirt. Was ſonſt Goethe mit Meyers Worten in der italieniſchen Reiſe darüber ſagt, läuft alles ungefähr auf dieſen Hauptpunkt hinaus. Aber er vergißt, wie mir ſcheint, ein Weſentliches.

Die Kunſtwelt der Plaſtik hat überhaupt etwas Feierliches, Religiöſes, und bringt bei dem Betrachter auf eine ähnliche Stimmung. Dieſe marmorne Götter- und Heroenwelt weiht jeden Ort, den ſie bevölkert, zum Tempel, wie denn auch der Tempel der eigentliche Wohnſitz der Götterſtatue war. Auch was wir jetzt an Koloſſalbildern hiſtoriſcher Perſonen noch beſitzen, nimmt durch die fernen Zeiträume, welche uns von ihnen trennen, ſeinen Theil an dieſer feierlichen Erhabenheit, an dieſem ſchweigenden, religiöſen Ernſte eines, der unruhigen Gegenwart entrückten Daſeins. Nun aber erzeugt dieſes Bedürfniß der geſammelten Andacht und in ſich vertieften Betrachtung, wenn es am Tage mit einer ſtörenden Welt zu thun hat, die ſich um uns her in müſſiggängeriſcher Unruhe gaffend, gleichgültig oder mit lautem forcirten Enthuſiasmus durch dieſe Räume bewegt, einen beſtändigen Kampf und Widerſpruch, und nicht immer hat man Feſtigkeit der Abſtraktion genug, um ſich der ärgſten Störung ſeiner Stimmung zu erwehren. Dagegen in der ſtillen Nacht, in dem magiſchen Halbdunkel dieſer ungeheuren Räume, umgeben von einer kleinen Zahl andächtig gleichgeſtimmter Freunde und Bekannten, kann die ganze Gewalt der Poeſie in dieſer Welt der Schönheit eines Jahrtauſende lang begrabenen Lebens uns mächtig ergreifen, und wir mögen ungeſtört den klagenden Zaubertönen lauſchen, die aus der ſchönen Menſch-

lichkeit dieſer helleniſchen Götterbilder, und aus der Göttlichkeit dieſer marmornen Menſchengeſtalten zu uns herüber erklingen. Der glücklichſte Menſch iſt es dann, wenn er ein Größtes und Schönſtes in ſeiner Art rein erlebt und ganz und ungeſtört genießt. Dieſe Gunſt des Glücks ward mir an jenem Abende zu Theil.

Ehe wir den Braccio nuovo verließen, machte mich der Bildhauer Jerichau noch auf zwei Beſonderheiten aufmerkſam, welche mir aufs Neue bewieſen, wie großartig dieſe Alten die endliche Realität und Wirklichkeit den Forderungen einer höheren Kunſtwahrheit aufzuopfern wußten. Da ſteht gleich rechts vom Eingange eine griechiſche Kanephore. Die Falten ihres Gewandes fließen in wundervollen Linien über die edlen Glieder hinab. Aber um dieſen Eindruck hervorzubringen, hat ſich der Künſtler nicht geſcheut, tief ins Fleiſch des rechten Beins hinein zu arbeiten. Und doch, — obſchon das hinterher der Verſtand als Fehler, als Unwahrheit verſchreit, — die erreichte Wirkung überſtimmt den vorlauten Schreier doch immer wieder. Eben ſo fehlt an der Geſtalt der Julia, der ſchönſten weiblichen Gewandfigur in Rom, offenbar die rechte Bruſt, über welche der lange, breite Streifen des Gewandes hinabfällt. Aber ſie mußte fehlen, wenn jene wunderbare Wirkung des leicht herabfließenden Gewandſtreifens erreicht werden ſollte. Auch ſieht man die Statue hundertmal, ohne dies Fehlen zu bemerken, und hat man es bemerkt, ſo glaubt man eigentlich doch nicht daran, daß etwas fehlt. Das iſt der Zauber der Kunſt! Ueberhaupt wurde es mir an dem heutigen Abende völlig klar, daß die ganze Auffaſſung der Kunſt, welche dieſelbe mit Hegel bloß als eine Stellvertreterin des Wiſſens betrachtet, an einem weſentlichen Mangel leidet. Die Kunſt ſagt nicht bloß in ihrer Sprache daſſelbe, was auch der Inhalt des wiſſenſchaftlichen Denkens iſt. Die Kunſt iſt vielmehr eine, unſerem Weſen und Geiſte weſentliche Ergänzung des wiſſenſchaftlichen Denkens, und verleiht einem Inhalte Sprache, den das Denken gar nicht hat. Die Kunſt iſt

selbſtſtändig, kein bloßer Uebergang, ſo ſehr ſelbſtſtändig gegen das wiſſenſchaftliche Denken, daß ſie ſelbſt Dinge verwirklicht, welche das Denken als Unmöglichkeiten, oder beſſer als Undenkbarkeiten zu betrachten gezwungen iſt. Die Kunſt hebt in gewiſſen Fällen ſogar die Schranken des Begriffs, den Begriff ſelbſt auf. Man ſehe den vatikaniſchen Apoll in ſeiner „reizenden, von ewigem Frühlinge umkleideten Männlichkeit," wie der begeiſterte Winckelmann es ausdrückt. Dieſe poetiſche Sprache iſt nicht Redensart, ſie iſt die vollkommenſte Wahrheit. Die Momente verſchiedener Altersſtufen ſind in einen einzigen zuſammengefaßt, ſie haben dadurch aufgehört, Momente der Zeit, des Wechſels und der Vergänglichkeit zu ſein. Dieſer Apollo iſt weder Kind, noch Jüngling oder Mann, wohl aber alles dieſes zugleich: er iſt Kind ohne die Schwäche der Kindheit, und Jüngling in der Kraft und Sicherheit des Mannes. Unſerer Einbildungskraft iſt es rein unmöglich, ſich einen zeitlichen Entwickelungsgang dieſer Geſtalt zu denken, oder an die Möglichkeit eines ſpätern Niederſteigens in menſchliche Vergänglichkeit zu glauben*). Das kann das wiſſenſchaftliche Denken nicht denken, ohne ſich ſelbſt aufzuheben. Aber die Kunſt vermag es, dieſem Denken ſeinen eigenen Widerſpruch greifbar und ſichtbar vor die Augen zu ſtellen. Eben ſo erſchließt die Sprache der Farben — dieſer wahrhaften Muſik der Sphären — dem Geiſte eine Welt, die ihm das Denken mit nichts erſetzen kann. Das iſt mir die gewiſſeſte Gewißheit, ſeit ich die Harmonie der Farbenklänge von den tönenden goldenen und ſilbernen Saiten vernommen habe, mit denen Himmel und Erde dieſes Landes der Schönheit überſpannt ſind. —

Es wird aber Zeit, daß ich meiner Geſellſchaft nachkomme, die ſich ſchon längſt dem Raume des Torſo durch die unabſehbaren Hallen des Muſeo Chiaramonti zubewegt. Auf Veranſtaltung unſerer Führerin war die Fackelbeleuchtung in dem runden Ein-

*) S. Feuerbach's vatikan. Apoll.

gangspavillon des mehrere Stufen über dem Museo Chiaramonti erhabenen Museo Pio Clementino vorangeschickt, und nun erstrahlte wohl anderthalbhundert Schritte vor uns der göttliche Torso in dem hellsten Glanze seiner weißen, leuchtenden Marmorglieder wie ein heller Stern durch die Nacht der dunklen Halle, die wir langsam durchschritten, immer mehr uns diesem Thore des Lichts nähernd. Dann zu dem Meleager und dem Hermes, zu dem schmerzenreichen Laokon und seinen Knaben, zu dem Apollo, dem „Silberbogner," der die Furien, die Ungethüme der Nacht von seinem Tempel scheucht; — denn dies ist die allein würdige Erklärung des vatikanischen Apolls, und nur weil Meister Feuerbach sie so unübertrefflich festgestellt, wie nie vor und nach ihm ein Werk des Alterthums erkannt und begriffen worden ist, sträuben sich die Archäologen, sie anzunehmen. Zu der Götterversammlung in der Sala Rotonda, wo der Jupiter von Otricoli, der Jupiter Serapis, die Juno Sospita von Lanuvium, und wie viel herrliches noch, im Kreise versammelt stehen. Dann weiter zur Venus im Bade im Gabinetto delle Maschere, zum Apollino Sauroktonos und endlich zur Sala della Biga, wo der Diskobol und der Phozion den Beschluß machten. Ich blieb in diesem Raume noch eine Minute zurück, um aus seinen Fenstern den Anblick des nahen St. Peter zu genießen, dessen Kuppel in der ruhigen Pracht des vollen Mondlichts sich in wunderbarer Majestät gen Himmel hob.

Nur Eins hätte ich bei diesem nächtlichen Kunstfeste zur Vollendung des Genusses wünschen mögen: ferntönende Musik, um in leise gedämpften Harmonien die festgebannte Schönheit des stummen Marmors von ihrem Schweigen zu erlösen!

Rom, den 12. Dezember.

In Rom iſt Alles Geheimniß, von dem Privatleben und den Verhältniſſen der Familie an bis zu den weiteren Kreiſen, in welchen ſich das ungeheure Räderwerk der Staatsmaſchine dieſes Ausnahmeſtaats bewegt. Man kann Jahre lang unter einem Dache mit einer römiſchen Familie leben, täglich mit ihr verkehren, ſich gegenſeitig in unaufhörlicher Mittheilung ergehen, und doch entzieht ſich der eigentliche Kern, das Innere der Familienverhältniſſe dem Blicke des Fremden. Und nun erſt das öffentliche Leben!

Doch das iſt ſchon gleich ein falſcher Ausdruck! In Rom giebt es gar kein öffentliches, kein Staatsleben. Die ungeheuerſten Zwecke, die gewaltigſten Vorbereitungen und Unternehmungen der hier konzentrirten hierarchiſchen Weltmacht bergen ſich im tiefſten Geheimniß. Man vermuthet, ahnet, glaubt ſie, aber man erfährt nichts von ihnen. Verbindungsfäden mit Allem, was Europa, was die geſammte Welt bewegt, laufen hier zuſammen. Man glaubt ſie zuweilen ſtreifend zu fühlen, aber man ſieht ſie nicht. Ueberhaupt erfährt man mit einiger Sicherheit faſt nichts, was ſelbſt nur in dem täglichen Leben einer Weltſtadt wie Rom vorgeht. Selbſt Verbrechen, Unglücksfälle aller Art, wie ſie in einer ſo großen Stadt nothwendig ſich ereignen müſſen, erfähret der Fremde nur ſelten und zufällig. Seit über einem halben Jahre habe ich z. B. außer einem grauſamen Morde, welcher alle Welt von ſich reden machte, weil er in der Villa Borgheſe geſchah, auch von Vorfällen ſolcher Art nichts vernommen.

Das Leben in Rom ſcheidet ſich in zwei Kreiſe, welche geſondert von einander und ohne alle Berührung ſelbſt ihrer beiderſeitigen Peripherie neben einander ſich bewegen. Den einen bildet Rom mit ſeinen tauſendfach verſchlungenen Zuſtänden und Verhältniſſen; den andern bilden die Fremden, welche in Rom mehr wie anderswo durchaus eine Welt für ſich ausmachen. Rom iſt

in Bezug auf die Fremden nur ein ungeheurer Badeort mit all dem Kleinkrame, welcher dem modernen Badeleben anhaftet. Diese Fülle von Fremden iſt nun wieder je nach ihren Nationalitäten geſondert. Von dem Leben und Treiben der Heimath, von ihren Bewegungen in Politik und Literatur iſt man ſo gut wie völlig abgeſchieden. Wir Deutſche erfahren davon z. B. nichts als was die Augsburger Allgemeine Zeitung und das Morgenblatt uns davon in ziemlich homöopathiſchen Portionen zukommen laſſen, und ich leſe in beiden, was Deutſchland betrifft, ſchon lange am andächtigſten neben den Ordensverleihungen und Inſeraten die Bücheranzeigen, welche ich ſonſt kaum eines Blickes würdigte. Denn ſie allein gewähren Einem in dieſer Abgeſchiedenheit einen Erſatz für das, was in manchen deutſchen Artikeln jener Zeitung fehlt, ſie geben gleichſam einen Nilmeſſer für den jetzt ſo lebhaft fluthenden Strom des deutſchen Lebens. So abgeſchnitten von der Heimath und ihren Intereſſen hat man ferner keinen Erſatz irgend einer Art in der Theilnahme an den Intereſſen des fremden, uns umgebenden Lebens. Denn, wie geſagt, ein öffentliches, ein Staatsleben exiſtirt nicht. Für allgemeine Dinge, ſo weit ſie nicht etwa die Kunſt und deren geſchichtliche Vergangenheit betreffen, kann ſich der Fremde hier nicht intereſſiren. Denn auch die Preſſe iſt völlig ſtumm. Die römiſchen Zeitungen beſprechen nicht einmal das Theater, für deſſen Beſprechung doch ſelbſt in den allerabſoluteſten Staaten der Preſſe freies Feld gegeben zu werden pflegt. Man kann ſagen, daß die Journaliſtik, die Zeitungspreſſe für Rom ſelbſt noch nicht exiſtirt. Es iſt daher nicht möglich, über irgend einen Vorfall, ein Ereigniß, das hier geſchehen, mit Sicherheit etwas Gewiſſes zu erfahren, wenn man nicht den Zugang zu den unmittelbarſten Quellen hat. Es iſt buchſtäblich wahr, daß die in Rom lebenden Fremden oft erſt aus der Allgemeinen Zeitung nach drei oder vier Wochen erfahren, was z. B. heute in Rom paſſirt iſt. Verſteht ſich, ich rede nur von den äußerlichſten und an ſich unwichtigſten Vorfällen. Verläßt

ja ein Korreſpondent einmal dieſen Kreiß, ſo kann er gewiß ſein, daß die Polizei das Blatt unterdrückt. So erklärt ſich denn, daß hier noch, wie im Alterthume, das Anekdotenartige, das Gerücht, das „man ſagt“ (dicitur) ein vorherrſchendes Element der Mittheilung bildet. Hier kann man lernen, welche Zaubergewalt zur Ermittelung und Feſtſtellung thatſächlicher Wahrheit in der Freiheit und Oeffentlichkeit einer nur vom Geſetze abhängigen Preſſe liegt. Ein Irrthum, ein falſches Gerücht, eine gefliſſentlich verbreitete Unwahrheit haben hier das freieſte Spiel. Die beſten Quellen einer Nachricht ſichern doch nicht ihre Richtigkeit und Wahrheit. Berichtigungen aber und Widerlegungen des Unrichtigen, Falſchen, Entſtellten, Uebertriebenen, der Lüge und des böſen Gerüchts ſind gänzlich unmöglich. Rechnet man nun die ſüdliche Lebhaftigkeit, Fabelſucht, Luſt zu Konverſiren, Freude am Auffallenden, Uebertriebenen und Wunderbaren hinzu, ſo begreift man, wie z. B. im Alterthume, beſonders in der Zeit, wo die Sittlichkeit ſchon geſunken war, eine ſo ungeheure Maſſe der abenteuerlichſten und abſurdeſten Anekdoten ſich an die Namen der bedeutendſten Menſchen hängen und theilweiſe ihr Bild entſtellen konnten; denn das Alterthum, welches ſo vieles beſaß, entbehrte doch der großen Wohlthäterin der Menſchheit, der Preſſe, die zwar auch der Wahrheit Wunden ſchlägt, aber ſie auch, dem Speere in der griechiſchen Heroenſage ähnlich, wieder heilt.

Im heutigen Rom erklärt eben jener Mangel an allgemeinen und öffentlichen Intereſſen, an einer mit ihnen vermittelnden Preſſe und an Literaturleben die ungeheure Kleinſtädterei, Klatſchſucht und das Gerüchthaſchen, die ſich in dem Rom der Fremden in einem Grade vorfinden, von welchem man gemeinhin bei uns gar keine Ahnung hat. So iſt ferner Rom auch von allen europäiſchen Hauptſtädten vielleicht vorzugsweiſe noch die Stadt der Glücksritter, der Abenteurer und Charlatane aller Art. Wenn man zuweilen ſieht, was für Menſchen ſich hier Jahre lang in Credit erhalten,

so glaubt man seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Aber, wie gesagt, Rom ist nur ein ungeheurer Badeort, das Publikum jedes Jahr ein anderes, neues. Ein Abenteurer, der in dieser Saison einmal glänzend durchfällt, kann in der nächsten schon wieder oben auf sein. Denn eine Kontrole durch die Journalistik und die öffentliche Meinung existirt nicht, weil es weder eine Journalistik noch eine öffentliche Meinung giebt.

Gestern hat der heilige Vater in seiner Allokution an das Kollegium der Kardinäle die Hoffnung ausgesprochen, daß ein Konkordat zwischen dem päpstlichen Stuhle und Rußland zu Stande kommen werde. Inzwischen dauern die Nachrichten noch fort von katholischen Priestern, welche, um dem Glaubenszwange zu entgehen, aus Rußland geflohen sein sollen. Wer wird die Schmählichkeiten, welche in dieser Art in Rußland begangen sein sollen, wenn sie alle wahr sind, irgendwie zu vertreten wagen! Aber wunderlich kommt es mir doch vor, wenn ich so den römischen Geistlichen, welche von diesen Dingen erzählen, gegenüberstehe, und mir dabei einfällt, daß in Rom, wo jetzt so viel von Toleranz geredet wird, die Protestanten z. B. weder eine Kirche noch einen Geistlichen (der preußische Prädikant ist und nennt sich Attaché der Gesandtschaft, und seine Predigten sind nur als eines solchen geduldet), noch eine Schule haben oder haben dürfen, so daß hier wohnende deutsche Familien mit ihren Kindern in große Verlegenheit kommen. Von der Absperrung der hier lebenden Deutschen von aller deutschen Literatur der Gegenwart, soweit sie nicht streng katholisch ist, will ich gar nicht reden. Wenn es einmal gelingt, ein Buch wie Dahlmanns Revolutionsgeschichte oder Gervinus Mission der Deutschkatholiken durch die Zollsperre zu bringen, so ist das eine Erquickung für hunderte von lechzenden Herzen. Für sonstige Nachrichten helfen hier und da vereinzelte Winke aus, die in Privatbriefen über die Alpen kommen, und welche man sich begierig mittheilt. Denn jetzt kann einmal kein Deutscher, sei er

auch noch ſo fern vom Vaterlande, ſich des beſtändig geſpannten Hinblicks auf Deutſchlands Gegenwart und nächſte Zukunft enthalten. Die Ferne ſchärft und reizt nur noch das Verlangen.

Von römiſchen Dingen iſt das Einzige, von dem ich mit vollkommener Sicherheit und Glaubwürdigkeit berichten kann, das Wetter. Seit vier Wochen haben wir das ſchönſte gehabt, welches man ſich in Rom wünſchen mag, die heilſten, ſonnigen Tage mit freilich kalten Morgen und Abenden, und heute iſt der zweite Regentag dieſer ganzen Zeit. So gut iſt's den Römern ſchon ſeit mehreren Jahren nicht geworden! Als ich neulich auf den Trümmern von Roma Vecchia mich vom warmen Nachmittagsſonnenſcheine durchſonnen ließ, und auf der Heerſtraße von Albano unter den Tritten einer Büffelſchaar den Staub ganz ſommerlich aufſteigen ſah, ſtreifte mein Blick über die ſchneeglänzenden Apenninen hinüber gen Norden, und ich dachte mit einem leiſen Schauder, wie es jetzt wohl auf den heimathlichen Fluren ausſehen möge. Ja, die Natur iſt ewig ſchön in dieſem Lande der Menſchlichkeit, und ich ſage mit meiner vortrefflichen Hauswirthin Signora Lucia: mondo e bello assai, ma gli abitanti sono cattivi, wenn ich auch das tutti, welches ſie hinzuſetzt, mit Ueberzeugung weglaſſe.

Ein römiſches Volksbuch.

Rom, den 13. Dezember.

Ein in Italien ſehr verbreiteter Volkskalender iſt der im Kirchenſtaate herausgegebene ſogenannte Barba-Nera, der „Aſtronom der Apenninen," wie er auf dem Titel heißt, wo er zugleich in Holzſchnitt mit Turban und langem Barte abgebildet iſt. Als Umſchrift dienen die Verschen:

Le stelle, il Sole ed ogni sfera
Col suo compasso Barba-Nera
Va misurando *per scoprire*
Tutto quello che ha da venire.

Da dieser Kalender das einzige weltliche Buch iſt, welches ich in den Händen des Volks, auf dem Lande namentlich, gefunden habe, ſo iſt es wohl der Mühe werth, daſſelbe ein wenig nach ſeinem Inhalte zu unterſuchen. Es wird ſich daraus ergeben, wie ſich die Pfaffen kein Mittel entgehen laſſen, welches irgend ihrem Zwecke förderlich iſt, das Volk in der Verdummung zu erhalten, um es deſto beſſer ausbeuten zu können. Außer den nothdürftigſten gewöhnlichen Kalenderangaben, einigen dürftigen Notizen über Gegenſtände des Ackerbaus und über ein Paar italiſche Städte bilden nämlich den Hauptinhalt dieſes Volksbuchs zwei Dinge: Prophezeihungen über die Ereigniſſe des bevorſtehenden Jahres im Ganzen und Einzelnen, und zweitens: Aufmunterung zum fleißigen Lottoſpiel.

Was die erſteren betrifft, ſo heißt es z. B. in dem discorso generale, der dem Kalender ſelbſt voraufgeht, daß das Jahr 1845 von der Luna beherrſcht und der Einfluß dieſer Herrſcherin auf die verſchiedenen Ernten günſtig ſein werde. „Es wird alſo faſt durchgängig das türkiſche Korn, der Waizen, die Gerſte, das Haidekorn und ähnliche Getraidearten in Ueberfluß gedeihen. Freilich werden einigen Gegenden die atmoſphäriſchen Einflüſſe ſchädlich ſein, aber im Ganzen wird Ueberfluß herrſchen. Die Hülſenfrüchte und Gartengewächſe (ſie werden aufgezählt) werden gleichfalls in Fülle gerathen. Birnen, Aepfel, Nüſſe, Kaſtanien und Eicheln nicht völlig ſo reichlich, aber doch genügend. Weinſtock und Oelbaum werden fruchtbar ſein. Die Viehzucht wird in den höheren Gegenden gut gedeihen, nicht ſo ganz in der Ebene. Bienen und Seidenwürmer werden einen ausreichenden Ertrag geben, und einen noch größeren denen, die gehörigen Fleiß auf ihre Zucht zu verwenden verſtehen werden. Die Jäger werden mit ihrer Beute zufrieden ſein.“

Von dieſen Prophezeihungen kann man nun höchſtens ſagen, daß ſie albern und kindiſch, ſonſt aber unſchuldig ſind. Obſchon doch nichts unſchuldig heißen darf, womit man abſichtlich ein Volk in der Region des Kindiſchen erhält. Ich rechne zu dieſem Kindiſchen auch noch, wenn der Barba-Nera zu den Tagen und Wochen der einzelnen Monate Prophezeihungen macht, wie: daß ein Fürſt eine Reiſe machen, Geſandte abberufen, Prinzen geboren werden, viele Bankerotte eintreten, Verläumder an den Tag kommen, brave Leute durch ſchlechte Menſchen in ſchlimme Händel verwickelt, ein Stolzer gedemüthigt, ein Niedriger erhoben, Feuersbrünſte ausbrechen werden und was dergleichen Poſſen mehr ſind. Aber minder unverfänglich als dieſe Albernheiten iſt der politiſche Theil dieſer Prophezeihungen. Sie ſind insgeſammt darauf berechnet, erſtens das Volk in der tiefſten Unwiſſenheit über den Weltlauf zu erhalten, zweitens ihm einen heilſamen Schrecken vor allen politiſchen Bewegungen einzuflößen, und drittens jede Nachricht von irgend einem Ereigniſſe in der politiſchen Welt, die auf irgend einem Wege zu ihm kommen könnte, von vorn herein zu verdächtigen. Ich will alle dieſe drei Punkte ſogleich mit Belegen verſehen.

Während die Gegenwart täglich die ungeheuerſten Fortſchritte macht, die Weltverhältniſſe die wichtigſten Aenderungen erfahren, belehrt hier der Barba-Nera das Volk: daß die Weltangelegenheiten (le vicende del mondo) in dem alten Geleiſe ohne irgend eine weſentliche Veränderung fortgehen werden (procederanno nel sollto piede, senza presentare cose insolite). Wie dieſe blasphemirende Prophezeihung zu verſtehen ſei, lehrt ſofort der folgende Satz: freilich werden ſich eine ziemliche Anzahl Verräther finden (traditori heißen Alle, welche jenes procedere nel sollto piede etwa zu unterbrechen Luſt haben ſollten), aber ſie werden ihrer verdienten Strafe nicht entgehen.

Was hier der Prophet in ſeiner Generalprophezeihung ver-

kündigt, das unterläßt er nicht, auch noch einzeln in den Specialprophezeihungen einzuschärfen, mit denen er einzelne Tage und Wochen auszustatten die Stirn hat. So heißt es z. B. am vierzehnten Februar: „Die bösen Anschläge von Projektenmachern (progettisti, könnte wohl ein Druckfehler sein für progressisti) werden verunglücken, die Schuldigen gerichtet werden. Arge Welt!“ Ebenso werden in der ersten Aprilwoche wieder Anschläge entdeckt und die Rebellen zerstreut, und in der dritten gleichfalls unruhige Köpfe bestraft werden, zum Trost aber stehen diesmal neue Gesetze und Reformen, welche der Menschheit nützen, daneben; doch ist zu fürchten, daß diese Reformen höchstens die Steigerung der bisherigen Beglückungsanstalten der Menschheit, wie z. B. Lotto und Prozessionen betreffen werden, da ja nach der Generalprophezeihung Alles auf dem alten Fuße bleiben soll. In der ersten Maiwoche wird vor Betrügern des Volks (impostori) gewarnt, die in Umlauf sind, vor argen Menschen, welche die Guten und Treuen in Unheil bringen werden, und dicht daneben steht das Unheil: discussione politiche! Jeder hüte sich vor Unzufriedenheit, denn in der vorletzten Augustwoche werden Unzufriedene bestraft werden (malcontenti puniti). Kurz, wo nur von politischen Dingen die Rede ist, fehlt neben der verdienten Strafe nie die Andeutung, daß all solches Wesen Betrügerei und Thorheit (inganni e folie) sei. Gegen Ende Novembers werden wieder Verschwörungen entdeckt werden, wodurch selbst verdiente Leute ins Unglück kommen. Aber die Ruhe wird zuletzt siegen (trionfa l'ozio). Im Dezember giebt es aber schon in der ersten Woche wieder Aufruhr in einigen Städten, und verdächtige Leute gehen um, aber schon in der zweiten Woche werden die Anschläge der Bösen zu nichte.

Man sieht: Lust zu Neuerungen giebt es überall, aber wehe dem, welcher sich auf dergleichen einläßt. Zum Ueberfluß wird noch gesagt, daß Angeber und Spione (delatori e spioni) umhergehen werden.

Ganz beſonders hat es endlich der Barba-Nera auf die Zeitungsſchreiber abgeſehen. Freilich lieſ't das Volk keine Zeitung, theils aus dem einfachen Grunde, weil es nicht leſen kann; denn ſelbſt die Leute aus dem Volke, welche etwa fähig ſind, in müſſigen Stunden ein Paar Prophezeihungen ihres gedachten Barba-Nera zuſammenzubuchſtabiren, können doch lange nicht ſoviel leſen, um damit eine Zeitung bewältigen zu können, ſelbſt wenn ihnen zufällig einmal ſolch ein Blatt in die Hand fiele. Es iſt mit dem Leſen des Volks wie mit den Schriftzeichen, die auch ſchon lange vorhanden waren, ohne daß darum ſchon geſchrieben wurde. Zweitens aber lieſ't das Volk darum keine Zeitung, weil es keine hat.

In den kleinen Städten des päpſtlichen Italiens fand ich nirgend, ſelbſt nicht in den Café's, geſchweige denn in Privathäuſern, eine Zeitung, ſelbſt nicht die über allen Begriff erbärmliche Zeitung von Rom. Dennoch aber verſäumt der Barba-Nera nicht, Zeitungen und Zeitungsſchreiber, welche denn doch hier und da dem Volke durch Hörenſagen als die Verbreiter deſſen, was in der Welt vorgeht, bekannt werden, auf alle Weiſe lächerlich zu machen und ihren Kredit zu untergraben. Wo ſie in den Prophezeihungen genannt werden, geſchieht es nur, um zu ſagen, daß ſie einander widerſprechen (novellisti in contrasto), ſich gegenſeitig der Unwahrheit bezüchtigen (novellisti in contesa oder in contradizione), Luftſchlöſſer bauen (castelli in aria dei novellisti) und ſo als Betrüger und Betrogene die allgemeine Verwirrung und Verwickelung, welche ſchon in dieſer ſchlechten Welt herrſcht, noch vermehren helfen werden. Denn ſchlecht iſt die Welt, grundſchlecht, und voll Verwirrung (mondo in generale intricato e confuso); die Heuchelei blüht und Heuchler giebt's zu Schaaren (ipocrisia commune ai giorni nostri, ippocriti a turme). Dieſe letztere Behauptung oder Prophezeihung iſt die einzig glaubwürdige und unwiderlegliche. Barba-Nera hätte nur hinzuſetzen können, daß die Lieblingsuniform dieſer Geſchwader

von Heuchlern meiſt von ſchwarzer Farbe ſei. Iſt nun ſchon die heutige Welt ſchlecht (mondo cattivo), die Bosheit in ihr herrſchend, Treu und Glauben verloren (malignità commune nel mondo odierno, la buona fede perduta), die Jugend verderbt (gioventù scorrotta), die heutige Geſellſchaft überhaupt voll Gefahren (odierna società pericolosa), ſo iſt es doch vorzugsweiſe ſchlimm bei den Völkern des Weſtens, bei denen alle Augenblicke Aufruhr, Empörung und blutige Kämpfe prophezeihet werden.

Bei jener Darſtellung des Weltzuſtandes überhaupt und des italiſchen insbeſondere, entgeht den frommen Vätern, deren Werk und Werkzeug der Barba-Nera iſt, nur ein kleiner Umſtand, der ihnen indeſſen ſehr gefahrvoll werden kann, und auf den ich ſie und ihre geiſtlichen Wahlverwandten aller Konfeſſionen daher in ihrem eigenen Intereſſe aufmerkſam machen möchte. Geſetzt nämlich, die Gegner und Feinde dieſes eures piede sotto, dieſes alten Geleiſes, in welchem die Weltereigniſſe ſich bewegen, träten einmal zu den Leſern des Barba-Nera, zu euren Schafen hin und ſprächen alſo: „Ihr guten Schafe, eure eigenen Hirten, Pfleger und Erzieher, deren Werk ihr denn doch ſeid, ſagen täglich, daß ihr euch unter ihrer, ſo vielhundertjährigen Leitung und Erziehung von Jahr zu Jahr verſchlechtert habt. Nun, wenn ſie das ſelbſt ſagen, die es doch am beſten wiſſen müſſen, ſo geſtehen ſie damit, daß ihre Erziehungsweiſe eben nichts getaugt hat. Es wäre daher ſchon der Mühe werth, es einmal mit einer anderen zu verſuchen, vorläufig aber dieſe ſchlechten Erzieher, welche ſelbſt bekennen, daß ſie mit ihrer Erziehung nichts, ja weniger als nichts ausgerichtet haben, zum Henker zu jagen, denn ſchlechter als ſie iſt kann ja die Welt nicht werden; das ſagen ja eure Hirten ſelbſt. Ihr profitirt alſo jedenfalls beträchtlich, denn ihr behieltet alle eure Wolle, die jene euch abſcheeren, für euch, alle eure Milch, die jene euch abmelken, für eure Kinder, und alle die Lämmer und Hämmel,

welche sie für sich einschlachten, blieben am Leben, und sprängen lustig umher auf der grünen Weide der Welt.« Was meint Ihr, daß eure Schafe auf solche Rede zu erwiedern hätten?

Das Lottospiel im Kirchenstaate.

Rom, den 11. December.

Das Lottospiel im Kirchenstaate und in Neapel erfüllt mich jedesmal mit tiefer Beschämung, denn es erinnert mich, so oft ich mich darüber empören möchte, daran, daß auch in Deutschland die Regierungen noch Spielbanken und Lotterien gegen den Strom des allgemeinen Unwillens schützen, daß man selbst in einer Sache, die sonnenhell wie der Tag daliegt, noch von oben her ansteht, dem allgemeinen Geiste der Sittlichkeit ein so geringes Zugeständniß zu machen. Aber bei uns spricht doch die allgemeine Stimme in Kammern und Petitionen, in Zeitungen und Broschüren ihr Schuldig aus. Keine Stimme der Vertheidigung wagt sich ans Licht, ohne sofort mit verdienter Schmach gebrandmarkt zu werden, ja selbst die zeitweiligen Entschuldigungs- und Beschönigungsversuche entgehen nicht den scharftreffenden Pfeilen der siegenden Widerlegung. Und daß es jetzt einer Regierung bei uns einfallen sollte, geradezu das Spiel in Schutz zu nehmen, ist eine moralische Unmöglichkeit.

Wie aber sieht es aus in dem Staate, dessen weltliches Regiment keinem geringeren als dem Statthalter Christi selbst anvertraut ist, im Kirchenstaate? Der Barba-Nera soll uns darauf die Antwort geben, denn so unglaublich es ist, so buchstäblich wahr ist es doch, daß dieses Regiment der Kirche selbst den von ihm herausgegebenen und privilegirten Volkskalender benutzt, um die schon übergroße Neigung des Volks zu dem Lottospiele noch mehr zu entflammen!

Gleich auf einer der ersten Seiten dieses Volkskalenders heißt es in dem prophetischen Avviso ai Giocatori del Lotto folgender-

maßen: Wenn die vielen ſympathetiſchen Zahlen, welche in dem folgenden Kalender angemerkt ſind, zuſammentreffen werden, ſei es mit der ſympathetiſchen Zahl des Jahres u. ſ. f., oder mit der Zahl des Datums der Ziehung, oder den früheren Ziehungen des Ortes, für den man ſpielen will, oder endlich mit den algebraiſchen Mondzahlen jedes Trimeſters, ſo werden dieſe Zahlen für die Liebhaber des Spiels (ai dilettanti) vortheilhaft ſein, wie dies die Erfahrung für die Lotto's von Rom, Neapel, Toscana u. ſ. f. gelehrt hat, wo in den verfloſſenen Jahren beträchtliche Gewinnſte gemacht worden ſind und noch täglich gemacht werden."

Auf dieſe allgemeine Regel und Prophezeihung folgen dann in dem Anhange, welcher faſt ausſchließlich dem Lotto gewidmet iſt, unter der Ueberſchrift: Specchietti o caddalette per i Lotti, in vier und zwanzig gereimten Strophen eine Anzahl kabbaliſtiſcher Spielregeln mit beigedruckten, eigends kombinirten Zahlen. Der Anfang dieſer Art von privilegirter, eigends fabrizirter Volkspoeſie lautet:

Son pien di speranza
Amici diletti,
Che gli ambi e ternetti
Vorrete scoprir.

Zu deutſch etwa:

Nur muthig, ihr Freunde,
Ihr naben und fernen,
Die Amben und Ternen
Ihr trefft ſie gewiß!

Darauf folgen für die Liebhaber des Lottoſpiels in den Lotterien von Rom, Neapel, Toskana und ganz Italien die Angaben gewiſſer kabbaliſtiſcher, oder, wie der Kunſtausdruck lautet, ſympathetiſcher Zahlen, und endlich eine Regel zur Kombination dieſer und anderer Zahlen, deren Leichtigkeit, ſagt der Barba-Nera, es den Liebhabern zur Pflicht macht, dieſelben immer bereit zu haben und ſie eifrig anzuwenden (a porre sempre in esecuzione), da ihnen

hiermit versichert wird, daß sie mit ihrem Resultate zufrieden sein werden, wie es schon viele vor ihnen gewesen sind. Zum Schlusse heißt es, daß es freilich auch von dieser Regel einige Ausnahmen gäbe, welche es aber dem Liebhaber nur um so mehr zur Pflicht machten, die Regel selbst möglichst oft anzuwenden (porre sovente in pratica) und zwar um die Ausnahmen kennen zu lernen, denn: audaces fortuna juvat timidosque repellit. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Hier haben wir also das jetzt in Europa wohl in seiner Art einzige Schauspiel, daß eine Staatsregierung, und zwar die des Statthalters Christi, in der einzigen, von ihr erlaubten und unter ihrem Einflusse verfaßten Volksschrift zu einem unsittlichen, verderblichen Thun, zum fleißigen Lottospiele ganz in der Weise eines Trödlers oder Würfelspielers aufmuntert, der mit seinem: Immer heran, immer heran! wer nicht wagt, der nicht gewinnt! auf Messen und Jahrmärkten Kinder und Narren in seine Bude lockt. Ja, dieses geistliche Gouvernement scheut sich nicht, zu seinem Zwecke selbst den Aberglauben der gemeinsten Art, den Aberglauben an Prophezeihungen zu nähren und zu unterstützen. Denn der Kalendermann gerirt sich von Anfang bis Ende als Prophet, und die kindisch alberne Weise, in welcher er es thut, schadet ihm bei einem Volke nichts, von dessen kindischer Wundergläubigkeit sich Niemand, der nicht in Italien lebte, auch nur den entferntesten Begriff machen kann. Damit aber auf jeden Fall der Rücken gedeckt sei, steht gegen das Ende der Prophezeihungen folgender ausdrücklicher Protest:

„In Gemäßheit der weisen, von den Päpsten Sixtus V. und Urban VIII. gegebenen Gesetze erklärt der Herausgeber des gegenwärtigen Büchleins, daß alles in demselben Gesagte nicht die Gränzen bloßer Vermuthungen, welche dem Irrthume unterworfen sind, überschreiten darf, da ohne den

göttlichen Willen die gesagten Dinge niemals in Erfüllung gehen können."

Gut gesprochen, Pater, um sich den Magen warm zu halten!

Den 13. Dezember.

Gestern Abend ist der Kaiser von Rußland auf dem Landwege von Neapel unter den furchtbaren Regengüssen, in denen sich seit gestern der Scirocco Luft macht, in der Hauptstadt der Christenheit eingetroffen, in der man ihn mit der größten Ungeduld erwartete. Seit einigen Wochen hat dieses bevorstehende Ereigniß hier in Rom fast ausschließlich die Unterhaltung in Anspruch genommen und alle übrigen Interessen zurückgedrängt. Man hat keine Vorstellung davon, wie die römische Industrie sich bereitet, die kurze Anwesenheit des goldausstreuenden nordischen Herrschers in der Cäsarenstadt möglichst auszubeuten. Hier habe ich gesehen, wie rührig diese arbeitsscheuen Italiener sein können, wenn es gilt, einen glücklichen Moment zu benutzen. Kunstausstellungen werden bereitet und die Ateliers der Mosaicisten, Steinschneider und Kunsthändler zeigen sich im festlichsten Glanze lockendster Anordnung. Man schmeichelt sich mit den fabelhaftesten Hoffnungen. Hieß es doch sogar gestern: der Kaiser habe eine ihm zu Ehren in Palermo veranstaltete Ausstellung ohne Weiteres vollständig gekauft. Sehr glaublich für die italienische Phantasie und nicht unmöglich für den Besitzer der Schätze des Czarenreichs. Aber schönes Zeug mag Allerhöchstderselbe da fürs Geld erhalten haben, denn wer nur etwas sich in Sizilien und Neapel umgethan, weiß, zu welchem Zustande des Kretinismus dort die Kunst herabgesunken ist. Aber auch die hiesige gelehrte Welt will von der Anwesenheit des Kaisers profitiren. Die Feier des Winckelmannsfestes ist verschoben, und wie es heißt werden die Herren Archäologen

den Kaiser einladen, dieser Feier auf dem Kapitole beizuwohnen und sich einige alte Vasen und Inschriften vorerklären zu lassen. Ernster ist das Gesicht, welches die anderen und namentlich die hiesigen höchsten und allerhöchsten Kreise zeigen. Man ist durchaus von dem Besuche des Kaisers noch immer überrascht, so lange und sicher er auch vorherverkündet wurde. Der Papst soll sogar der Ankunft mit einer Unruhe entgegensehen, an die ich nicht glauben würde, wenn mein Berichterstatter nicht allen Glauben verdiente. Es ist doch ein wunderbarer Umschwung irdischer Dinge! Rom, vor dem sonst die Kaiser sich in Zerknirschung beugten, sieht jetzt der Ankunft des gefürchteten gekrönten Gegners, welcher als Einzelner ihm naht, mit banger Befangenheit entgegen! Das Volk dagegen strömt der dem Kaiser zu Ehren veranstalteten Illumination zu. Ihm ist und bleibt diese Ankunft des Imperatore ein Fest, obschon man Sorge getragen hat, ihm beizubringen, welch ein gefährlicher Gegner des Katholicismus derselbe sei. Aber die Römer von heute sind nichts weniger als fanatische Katholiken, und denken bei weitem mehr an die unermeßlichen Quattrini des Russenkaisers als an seine Ketzereien. Das eigentliche niedere Volk endlich, und namentlich alle diejenigen, welche nichts von seiner Freigebigkeit erwarten zu dürfen meinen, kümmern sich gar nicht um den nordischen Barbarenkaiser. Diese Römer sind so des Größten gewohnt, daß dergleichen Erscheinungen, hinter denen unser Volk staunend herläuft, ihnen gar nicht imponiren. „Es ist der erste russische Kaiser, welcher Rom sieht," sagen sie, und damit gut. Unsere Hauswirthin ist so recht der Typus dieses römischen Wesens. Sie erzählte uns, daß sie den Kaiser, den wir noch nicht zu Gesicht bekommen, so eben auf dem Quirinal gesehen habe, aber mit einer solchen Gleichgültigkeit, als sei sie eben nur einem alten Bekannten begegnet. „Che volete! è un uomo come noi altri!" Das ist wirklich noch ein Rest der altrömischen Gravitas und des Horazischen

nil admirari, das wir Deutſche ſo verkehrt auffaſſen, als verböte der alte Römer die Bewunderung, da er doch nur die vatermichelhafte Verwunderung, das Vielgeſchreimachen von kleinen Dingen gemeint hat. Der Deutſche verwundert ſich tadelnd, lehrend, neidend, phariſäiſch, gern über alles Mögliche, außer über ſich ſelbſt. Bewundern aber, das heißt ehrend anerkennen, iſt für ihn, wie Niebuhr einmal von Rom aus ſchreibt, ein entſetzlich drückendes Gefühl. Und dabei halten wir uns noch für das vorzugsweiſe idealiſtiſche Volk, da wir doch, bei Lichte betrachtet, die kleinlichſten Realiſten ſind. Die Italiener, und insbeſondere die Römer, mögen uns an Wiſſen und Gelehrſamkeit noch ſo ſehr nachſtehen, Eins haben ſie vor uns voraus: ſie ſind des idealſten Aufſchwungs fähig, denn ſie ſind keine Philiſter. —

Merkwürdig iſt es, wie hieſige deutſche Korreſpondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung ſeit dem unglücklichen Aufſtandsverſuche von Rimini in jener Zeitung, welche hier von allen deutſchen Blättern allein geleſen werden darf, das Glück, die Verwaltung, den blühenden Zuſtand und die Zufriedenheit im Kirchenſtaate preiſen. Neulich ſagte mir ein Römer, indem er mir ein Zeitungsblatt hinreichte: „weiß man denn wirklich bei Euch in Germania ſo gar nicht, wie es hier zugeht, daß man dort ſo etwas von hier aus zu ſchreiben wagt?“ Es war einer jener Artikel. Ich las ihn und fand, daß der Verfaſſer auf ein und derſelben Seite die Behauptung aufſtellte: daß die wahre Freiheit nirgends ſo vollſtändig wie im Kirchenſtaate realiſirt ſei, und dieſer Behauptung zugleich wenige Zeilen weiter mit der anderen ins Geſicht ſchlug, daß die Römer für die Freiheit noch nicht reif ſeien. Ich fürchte ſehr, daß das mit dem Warten- und Reifwerdenlaſſen einmal ein ſchlimmes Ende nimmt. Die Früchte, welche man zu reif werden läßt, werden leicht endlich faul. Das ſollte man eben ſo gut jenſeit wie diesſeit der Alpen bedenken. Italiens nächſte Zukunft kann ohnehin kein menſchlich Auge vor-

herſehen. Denn hier iſt überall vulkaniſcher Boden, und unter den Blumen der Oberfläche lauert vielleicht ſchon die lang zurückgehaltene Gluth, welche ſich einen Ausweg ſucht.

Den 18. Dezember.

Dieſe Nacht hat der Kaiſer von Rußland Rom verlaſſen. Ich ſah ihn zuletzt geſtern Abend auf der Paſſeggiata des Monte Pincio, wo er, wie auch an den früheren Tagen, in der ſchlichten Equipage ſeines hieſigen Geſandten, des Herrn von Butenieff, mit demſelben in Civilkleidung einige Male in der Wagenreihe die Anlagen umkreiſ'te. Der Himmel gab ihm zu ſeinem Abſchiedstage ein prachtvolles Schauſpiel. Das Wetter, welches mit dem Tage ſeiner Ankunft ſich zu ſtrenger, klarer Kälte, wie man ſie in Rom ſehr ſelten erlebt (am Sonntage ſah ich Eis noch Morgens nach acht Uhr), geſteigert hatte, ſchien geſtern ſich wieder zum Scirocco und damit zum Winterregen hinwenden zu wollen. Der Abendhorizont war mit milchigen Streifwolken bedeckt und über Rom lag ein leiſer Duftflor gebreitet. Als ſich nun die Sonne dem Untergange zuwandte, färbte ſich allgemach das Gewölk zu goldener, geſättigter Roſengluth, an der nur die weißen Ränder wie Silber ſchimmernd emporleuchteten. Das Blau der Zwiſchenräume nahm jenen, im Norden ganz unbekannten, grünblauen Ton an, wie er ſich nur auf altitaliſchen Landſchaftsbildern findet, und während der Wiederſchein der Abendgluthen ſich allmälig rings um den ganzen Horizont verbreitete und das Blau des Himmelsgewölbes gleichſam mit einem glühend goldenen Diadem umſchloß, ſchwamm die ewige Stadt, zu den Füßen des Berges ſich unabſehbar hindehnend, im violetten Zauberdufte. Da kam der Kaiſer zum letzten Male von dem Obelisken in der Mitte der Gartenanlagen hergefahren. Ich hatte Muße ihn zu beobachten. Eine ſtattliche Geſtalt,

mit dem allervornehmſten Geſichte, das ich jemals in meinem Leben geſehen, imponirte er allen, die ihn ſahen. Alles erſtaunte und grüß' ihn, und er dankte, ohne Stolz und ohne Herablaſſung, nach allen Seiten. Außer Napoleon kenne ich kein Herrſchergeſicht unſeres Jahrhunderts, welches ſo wie das ſeinige an die erzenen Charaktere altrömiſcher Imperatoren erinnerte. So ſtraff und wie feſtgehämmert auch die Züge ſeines Geſichts erſchienen, ſo kam es mir doch vor, als ſei er innerlich angegriffen und leidend. Ein Wunder wäre es auch nicht, wenn man auch nur bedächte, daß er das ihm nächſte Weſen auf Erden in Palermo, gefährdet durch Krankheit, zurückgelaſſen, und in Rom ſo eben einen fünftägigen Feldzug gegen alle Sehenswürdigkeiten dieſer Stadt aller Städte, beſtanden hatte. Schon um ſolcher Aufgabe: Rom in fünf Tagen zu ſehen, nicht zu erliegen, gehört eine Konſtitution von Eiſen und Stahl, und wenn er vorgeſtern beim Heraustreten aus einem Atelier zu ſeinem Begleiter, der ihn noch in ein anderes führen wollte, ablehnend ſagte: »Ich bin zu müde!« ſo war das ſicher zu glauben. Und doch hat er faſt alles geſehen, vom Papſte an, mit dem er eine Unterredung von einer Stunde und achtzehn Minuten, wie mein Freund, der kleine Abbate M., verſichert, gehabt haben ſoll, bis zu den Ausſtellungen, welche ihm die hieſigen Künſtler veranſtaltet. So iſt er denn auch in der That vom Morgen bis in die Nacht nicht aus dem Wagen gekommen. Die Römer, denen ſchon die ſtattliche Schönheit ſeiner äußeren Erſcheinung gefallen hatte, wiſſen nicht Gutes genug von ihm zu rühmen. Auch als Benefattore hat er ſich großartig bewährt, und zugleich eben ſo umſichtig, indem er in den Leihhäuſern alle Verſatzſtücke bis zu vier Scudi (ſechs Thaler preußiſch) hat einlöſen laſſen, eine wahrhaft kaiſerliche Wohlthätigkeit, die eben juſt den Armen recht zu Gute kommt. Bei ſeinem Beſuche im Vatikan ſoll er Kopien von zwanzig Statuen aufgetragen haben. Weniger erbaut ſind die Veranſtalter der Kunſtausſtellung, von

der er, so viel bis jetzt verlautet, wenig, und obenein eben das Beste nicht, anzukaufen befohlen hat. Doch läuft hier bei dergleichen Dingen gar viel Intrigue dienstbarer kleiner Geister mit unter. Von Animosität und Antipathie oder gar konfessionellem Fanatismus hat sich keine Spur gezeigt. Die Römer sind hierin toleranter als man in Deutschland denken kann, und Winckelmanns Worte: „Dieses ist ein Land der Menschlichkeit!“ gilt immer noch in voller Kraft. Gott schütze dieses herrliche Land und Volk, bei aller ihm zu wünschenden Reform seiner Erziehungs- und politischen Institute, vor unserer herz- und geisttödtenden, chinesisch byzantinischen Lernerei und Wissenschafterei, die auch ihre barbarische und barbarisirte Seite hat. Sind sie doch bis jetzt vor dem Sklavenfutter der Kartoffel bewahrt geblieben, was auch ein Glück, und heutzutage ein doppeltes heißen muß, wo dieser Trost des Status quo der alten Europa in der Erde verfault.

Rom, den 18. Dezember.

Im Laufe der ersten Dezemberwochen haben wir einige der hundertzweiundsechszig größeren Kirchen Roms besucht. Als das Charakteristische des architektonischen Eindrucks bei der überwiegenden Mehrzahl aller erscheint mir Mangel an Einfachheit, Verschwendung großer Mittel zu kleinen Zwecken, Ueberladung mit unorganischen, willkürlichen und sinnlosen Zierrathen, namentlich in den Façaden, die fast alle durch ihre schwerfällige, verkropfte und verschnörkelte Bildung einen unerfreulichen Eindruck machen.

Auf einem Gange zu dem neuen Museum im Lateran besuchten wir die Kirche Santa Maria Maggiore, so benannt, weil sie von den dreiunddreißig Kirchen, welche die heilige Jungfrau in Rom besitzt, die älteste, größte und schönste, und im Range die erste ist. Ihre Lage, hoch oben auf dem Esquilin, ist die impo-

ſanteſte von allen Kirchen Roms. Sie liegt bequem hingebreitet auf dem Rücken des Berges, zu dem man, von der Straße der Quattro Fontane kommend, hinaufſteigt. Zwei Kuppeln, je zu beiden Seiten, ſind neueren Urſprungs, den alten Glockenthurm ſieht man ſchon weit her von Monte Pincio aus in die Luft ragen. Faſt alle katholiſchen Kirchen und Klöſter haben ihre Entſtehungslegende, welche die Erbauung derſelben meiſt auf den ausdrücklichen Befehl des betreffenden Heiligen zurückführt. Hier war es der Papſt Tiberius, dem im vierten Jahrhunderte die Madonna durch einen Traum den Befehl zur Erbauung ihrer Kirche gab. Zur Beſtätigung des Traumes ließ ſie am folgenden Tage auf dem Esquilin Schnee fallen, obſchon es mitten im Sommer war. Ein altes Moſaik ſtellt dar, wie der Baumeiſter dem Papſte den Plan zur Kirche in den friſchgefallenen Schnee zeichnet. Die der Stadt zugewendete Hinterſeite der Kirche macht einen höchſt impoſanten Eindruck. In der Mitte des großen freien Platzes vor derſelben erhebt ſich der ägyptiſche Obelisk, welcher einſt den Eingang zu dem Mauſoleum des Auguſt zierte. Auf dem Platze vor der Frontſeite, die dem Lateran zugekehrt iſt, ſteht eine der ſchönen Marmorſäulen des alten Friedenstempels, auf deren Kapitäl man die eherne Bildſäule der heiligen Jungfrau geſtellt hat. Faſt alle antiken Säulen und Obelisken in Rom ſind durch irgend ein Zeichen des Chriſtenthums, ſei es ein Heiligenbildniß oder eine Inſchrift, gleichſam getauft und exorziſirt. Acht ſchöne antike Granitſäulen ſtützen die untere Halle der Frontſeite. Eine noch größere Säulenpracht zeigt das Innere, deſſen achtunddreißig marmorne und vier Granitſäulen, ſo wie die marmornen Pilaſter ebenfalls antiken Urſprungs ſcheinen. Die Moſaiken des Innern weichen zum Theil bedeutend von dem chriſtlichen Typus ab, namentlich die an dem Bogen und über dem Seitengebälk des Hauptſchiffes. Für den Reliquienfreund bewahrt dieſe Kirche die Reſte der Wiege des Heilandes, und ein Mariembild, welches niemand anders als der

Evangeliſt Lukas ſelbſt gemalt hat, und das ſich deshalb auch vor acht Jahren gegen die Cholera ſehr hülfreich bewies, als man es in Prozeſſion durch die Stadt trug. Als Kunſtwerk aber gab es mir freilich einen geringen Begriff von der künſtleriſchen Inſpiration des heiligen Mannes.

Nicht weit von dieſer Kirche, gleichfalls auf dem Esquilin, liegt die ſchöne Kirche, San Pietro in vincoli geheißen, weil in ihr die Ketten des Apoſtels aufbewahrt werden. Auch dieſen chriſtlichen Tempel muß das alte Heidenthum ſtützen. Denn die zwanzig kannelirten Marmorſäulen, ſo wie die zwei Granitſäulen, welche das Mittelſchiff tragen, ſind Werke antiker Skulptur. Nicht minder iſt es ein marmorner Badeſeſſel, der jetzt als Biſchofsthron dienen muß. Auf einem Freskogemälde im Innern ſah ich zum erſten Male den Teufel mit einem Engel aſſociirt. Beide wandeln nämlich durch die Straßen des peſtkranken Roms, und der ſchwarze Unhold thut auf Geheiß ſeines weißen Begleiters ſo viel Stöße mit ſeinem Speere an die Thüren der Häuſer, als Menſchen in denſelben nach dem himmliſchen Rathſchluſſe an der Peſt ſterben ſollen. —

An dem Grabdenkmale Papſt Julius II. befindet ſich Michel Angelo's ſitzender Moſes, des großen Meiſters gewaltigſte plaſtiſche Schöpfung, das Höchſte, was chriſtliche Plaſtik der Blüthezeit chriſtlicher Kunſt hervorgebracht hat. In dieſem rieſigen Heros eines Volks, das auf die Weltgeſchichte mächtiger als alle Völker der Erde eingewirkt hat, ſcheint mir der Meiſter gleichſam ſeinen eigenen gewaltigen Geiſt verkörpert zu haben. In übermenſchlicher Größe ſitzt er da, das rechte Knie vorgeſtreckt, über dem die Fülle der Gewandung in gewaltigem Gefält zum Schoße abwärts niederfließt. Der linke Fuß iſt nach hinten weit zurückgezogen und nur mit den Zehen aufgeſtemmt, wie eines, der ſich jeden Augenblick zu erheben gedenkt. Er ſtützt den rechten Arm auf die Geſetztafeln unter demſelben; und während er die rechte Hand auf die oberen Kanten

der Tafeln ruhen läßt, deutet er mit der linken auf sie hin, und mir iſt, als vernähme ich aus ſeinem Munde die Worte: „Dies iſt das Geſetz Jehovah's!“ Und nun ließ ich von den gewaltigen Gliedern des Rumpfes den Blick aufwärtsſteigen zu der Majeſtät des Hauptes, von dem die Fülle des Bartes wie ein Waſſerſturz bis zum Gürtel niederwogt. Der Kopf iſt von rechts nach links gewendet, wie beim vatikaniſchen Apoll. Es iſt etwas Uebermenſchliches in dieſen Zügen, die den nationellen Typus des alten Judenthums in ſeiner ganzen Strenge zeigen: eine wilde Erhabenheit, eine eiſerne Unerbittlichkeit, die ganze Starrheit des Buchſtabengeſetzes iſt hier verkörpert. Es iſt der Heros, der Herrſcher, welcher ſein verſklavtes Volk mit eiſerner Hand aus der Erniedrigung emporriß, und der, um es in Elend und Noth zur Freiheit reifen zu laſſen, ſelbſt dem Glücke entſagte, das Land der Verheißung zu ſchauen. Wie er ſo daſitzt in ſeiner Gewaltigkeit, auf dem Haupte zwiſchen den Locken emporſtarrend die Strahlenhörner, mit der Rechten den Bart in ſeiner Mitte faſſend, die Bruſt und die gewaltigen Arme in voller, nackter Mächtigkeit, würde ein Hellene vielleicht in ihm einen der trotzenden, himmelſtürmenden Rieſen erkennen. Die Bekleidung der Beine iſt die, welche wir an den antiken Statuen gefangener Barbarenkönige auf römiſchen Triumphbogen wahrnehmen. Bei der ſitzenden Haltung mag dem Künſtler der nach ihm benannte Torſo vorgeſchwebt haben. Sie iſt von ſo überwältigender Macht, daß Goethe noch vierzig Jahre nachher geſtand, daß er ſich den Moſes nicht anders als ſitzend vorzuſtellen vermöge. So ſehr hatte Michel Angelo's überkräftiges Werk ſich ſeiner Einbildungskraft bemächtigt. —

Wunderbar! Wozu hat es die chriſtliche Plaſtik hier in dieſem Meiſterwerke ihres Meiſters gebracht? Zu einer Verkörperung des ſchaffenden Genius, der in dem Künſtler lebte, nicht zu einem Götterbilde des Phidias, vor dem ſich der Meiſter ſelbſt auf's Knie gezogen fühlt. Als Michel Angelo ſinnend vor ſeinem eben

vollendeten Werks ſtand, gab er ihm einen Schlag mit dem Hammer auf das Knie, indem er ihm zurief: perchè non parli! (warum ſprichſt du nicht!) Ein Frate, welcher ſich zu uns geſellt hatte, zeigte uns die Stelle, welche der Schlag des Hammers getroffen. Dies Wort iſt wie das Werk ſelbſt ſehr bezeichnend für den Unterſchied der chriſtlichen von der antiken Plaſtik.

Ich weiß es nicht anders zu ſagen als: in dieſem Werke der chriſtlichen Plaſtik geräth dieſe Kunſt mit dem chriſtlichen Prinzip, aus welchem das Werk hervorgegangen, in einen ſchneidenden Widerſpruch. Das Werk eines Künſtlers, welcher in der Transcendenz chriſtlicher Weltanſchauung wurzelt, wird ihm unter der Hand Ausdruck der Immanenz. Michel Angelo portraitirt ſich ſelbſt in der ganzen wilden Mächtigkeit ſeines Geiſtes, während die antike Plaſtik, indem ſie für den Gott nichts als die menſchliche Urform der Schönheit und Erhabenheit erſtrebte, ſich aus der Immanenz zur Transcendenz des Götter- und Heroenideals erhob. Beide erreichen ſo das Gegentheil deſſen, wovon ſie ausgehen.

Aber Michel Angelo wurzelte nicht ſo feſt in ſeiner transcendenten chriſtlichen Weltanſchauung, wie Phidias in der ſeinigen. Dieſer Moſes war ihm zu ſchaffen gleichſam nur ein Spiel, denn er mußte von vorn herein auf die Erreichbarkeit des Urbildes verzichten, von dem er nur ein menſchliches Abbild lieferte. Dem Griechen aber lag nichts mehr zwiſchen ſeinem Werke und dem Urbilde. Abbild und Urbild waren Eins, ſobald das erſte vollendet daſtand. Die ſitzende Statue des olympiſchen Jupiters, den Phidias erſchaffen, war der olympiſche Donnerer ſelbſt. Was folgt daraus? Nur diejenige Kunſt vermag das Ideal zu erreichen, in deren Weltanſchauung Urbild und Abbild, das Ideal und ſeine künſtleriſche Verwirklichung in einander aufgehen. Darum aber iſt auch eine ſpezifiſch chriſtliche Plaſtik in der Vollendung der antiken eine Unmöglichkeit.

Es iſt ſchon oft bemerkt worden, daß der Stil des Michel

Angelo'schen Werks durchaus malerisch ist. Der Grund davon liegt in der vorwaltenden Subjektivität der christlichen Weltanschauung, welche mit ihrem steten Hinausdringenwollen in das Unendliche zu dem antiken Prinzipe objektiver Insichgeschlossenheit den schärfsten Gegensatz bildet. Der Künstler, welcher den Moses schuf, wollte eigentlich den Geist Gottes darstellen, dessen Gefäß die endliche Gestalt ist. Darum eben konnte er kein Mosesideal in dem Sinne eines griechischen Jupiter- oder Herkulesideals darstellen, denn das Unendliche und Uebermenschliche entzieht sich einer Weltanschauung, welche von vorn herein darauf verzichten muß, das Unendliche durch das Endliche auszudrücken. Wenn daher dem christlichen Künstler die Darstellung des Moses in dem für die christliche Weltanschauung vollendetsten Maße gelang, so war es nur deshalb, weil er seine eigene gewaltige Subjektivität in diese Grundgestalt des alten Gesetzbundes hineinlegen konnte. Sein Christus dagegen in der Kirche Maria sopra Minerva, der Gott der Liebe und Demuth, widersprach dem eigenen, innersten Wesen des Künstlers selbst, und dies ist der Grund, weshalb dieses Werk seines Meißels uns weit hinter der unendlichen Idee zurückzubleiben scheint, welche es doch vor unsere Augen hinzustellen bestimmt ist.

Aber welch ein Widerspruch liegt in der Aufstellung dieses Moses selbst in einem Tempel der christkatholischen Kirche, während dieselbe Kirche die treuen Bekenner seines Gesetzes mit der tiefsten Verachtung brandmarkt!

Nachmittags fuhren wir zur Porta Pia hinaus nach dem Mons Sacer, dem heiligen Berge der altrömischen Plebejerfreiheit. Auf dem Wege dahin besahen wir die beiden hart an der Straße der alten Via Nomentana liegenden Kirchen S. Agnese und S. Costanza, beide aus der Zeit Kaiser Constantins des Großen ihre Erbauung datirend, die letztere ursprünglich ein Mausoleum der kaiserlichen Familie. S. Agnese erscheint durch die allmälige Erhöhung des umgebenden Terrains fast zur Hälfte in die Erde ver-

ſunken. Man ſteigt über funfzig Stufen hinab zu dem Seiteneingange. Werthvolle Reſte antiker Plaſtik in Sarkophagen, Reliefs, Kandelabern, Seſſeln und koſtbaren Säulen, deren ſechszehn größere von buntem Marmor das untere, eben ſo viel kleinere das obere Stockwerk tragen, verkünden das Alter des Baues und die Nähe alter Prachtbauten, auf deren Koſten er ausgeführt wurde. Eine unbeſchreibliche Oede liegt über dem Ganzen dieſer einſamen, von Trümmerſchutt und wucherndem Geſtrüpp umgebenen Kirche. Nur einmal im Jahre wird ſie belebt, wenn der Papſt hier am einundzwanzigſten Januar die Lämmer weiht, aus deren Wolle die Pallia gemacht werden, welche er den Biſchöfen und Erzbiſchöfen verleiht. Die heilige Agnes ſelbſt iſt abgebildet auf einem Moſaik der Tribüne zwiſchen den Päpſten Honorius und Symmachus. Mir fiel ihre regelmäßig ſchöne Geſichtsbildung auf, die durchaus nichts von der typiſchen Starrheit der byzantiniſchen Moſaiken hat. Auch der Papſt Honorius hat ein ausdrucksvolles, edles Geſicht. Aber über alles anziehend war mir die Betrachtung der Chriſtusbüſte von Michel Angelo, welche in einer Seitenkapelle ſteht. Die Kenner wollen ſie ihm abſprechen, weil die Ausführung Schwächen habe. Was ich ſah war nur der unvergleichliche Ausdruck tiefer Innerlichkeit und ſpiritualiſtiſcher Begeiſterung in dem jugendlich männlichen Kopfe, der mich lebhaft an den Tizianiſchen Chriſtus auf dem Zinsgroſchenbilde erinnerte. Stirn und Naſe unbeſchreiblich edel, das Ganze der Ausdruck reiner, geiſtverklärter Menſchlichkeit. In dem Munde die höchſte göttliche Milde, welche wunderbar den hohen Ernſt der Stirn mäßigt. Das iſt der Mund, welcher der Samariterin verzieh, und von der Ehebrecherin ſagte: „wer wirft den erſten Stein auf ſie?“ Für die Irrthümer, welche der helle Geiſt der Stirne als möglich, als natürlich erkannte, hatte der liebevolle Mund ein mildes, tröſtendes Gnadenwort. Ach, wenn man die ſündige Menſchheit reformirend zur Freiheit erheben will, muß man ſelbſt ein Menſch, kein ſtrenger Gott ſein, welcher

nicht ſelbſt den Zwieſpalt der Doppelnatur im Menſchen empfunden hat!

Nur wenige Schritte von S. Agneſe liegt der von vier und zwanzig granitnen Doppelſäulen getragene Rundbau der kleinen Kirche S. Coſtanza, ein wunderlich barockes Gemiſch eines heidniſchen Bacchustempels und einer chriſtlichen Kirche. Auf heidniſchen Urſprung deuten offenbar die, wie es mir ſchien, übermalten und ſchlecht reſtaurirten Moſaikdarſtellungen der Weinleſe, des Kelterns u. ſ. f.

Aber wie doppelt herrlich funkelte die Sonne in der erquicklichen Friſche der klaren Herbſtluft, als wir aus der modergrünen Feuchte der dumpfen Hallen und Gänge wieder auf die Heerſtraße zurückgekehrt, der alten Nomentaniſchen Brücke (Ponte Lamentano nennt ſie das Volk) zurollten, deren maſſiger Bogen ſich mit einem kühnen Satze über den reißenden Teverone ſchwingt. Höchſt maleriſch liegt ſie da mit ihrem alten Befeſtigungsthurme, das Werk des kühnen Narſes, der die von Totila zerſtörte wieder erbaute. In der Nähe uraltes Mauerwerk von Tuffquadern und halbzerſtörte Grabdenkmäler, Baureſte aus der römiſchen Republikzeit. Am Fuße des Mons Sacer, vor einer verfallenen Schenke, zu der ein altes Grabmal eingerichtet worden war, ſaßen zechende Carretieri aus dem Gebirge beim Wein. Wir beſtiegen den Hügel und labten uns an der köſtlichen Ausſicht auf Campagna und Gebirge, von denen herab uns die wohlbekannten und geliebten Orte: Tivoli, Frascati, Marino und Caſtel Gandolfo entgegenglänzten. Dieſe Fahrten in die Campagna ſind ſo ſchön, daß man gar nicht begreift, wie man ſie ſpäter entbehren ſoll!

Beim Zurückfahren, als die Sonne nur noch ſo eben über dem Horizonte ſchwebte, fanden wir die kühle Straße, welche von der Fontanone di Termini zwiſchen hohen Gartenmauern der Porta Pia zuläuft, ſehr belebt. Mehrere Kardinäle und Monſignoren, die ſich in den beſuchteren Straßen Roms nie ſpazierengehend zeigen, luſtwandelten hier, von ihren Kavalieren und Dienern gefolgt.

Die ſchweren, rothen Staatskaroſſen mit den koloſſalen, federbuſchgezierten Rappen hielten in einiger Entfernung. Auch andere Geiſtliche und vornehme Römerinnen hatten heute dieſen Spaziergang gewählt, und doch war es zwiſchen dieſen Mauern ſo unheimlich kalt und ſonnenlos! und draußen lag die ganze entzückende Campagna offen, in der ich niemals noch einer ſpazierenfahrenden Equipage römiſcher Großen begegnet bin. Und auf dem Monte Pincio und ſeiner Paſſeggiata, wo wir die Sonne untergehen ſahen, war alles ſo goldhell und klar! Es ſind wunderliche Käuze dieſe Römer und die Schwarzröcke insbeſondere. Die letzteren ſieht man faſt immer paarweiſe gehen und dann ſtets im eifrigſten Geſpräche. Gehen ſie einzeln, ſo leſen ſie, ſelbſt die höchſten Geiſtlichen, meiſt immer in ihrem Brevier mit mehr oder weniger lauter Stimme. Da ſie nämlich für den Tag eine beſtimmte Anzahl Gebete abzubeten haben, ſo gewinnen ſie auf den Spaziergängen an Zeit und geben zugleich dem Volke ein erbauliches Beiſpiel. Chriſtlich, im Sinne Chriſti, iſt dieſes öffentliche Beten freilich nicht, aber wie wenig hat auch das offizielle Chriſtenthum, hier wie aller Orten, überhaupt noch mit Chriſtus zu ſchaffen!

Den herrlichen Spaziergang, die Paſſeggiata des Monte Pincio, verdanken die Römer auch den Franzoſen (benedetti siano! ſetzt Signora Lucia hinzu, ſo oft ſie ihrer gedenkt), wie ſo manches andere, als z. B. die Erhaltung der Logen Raphaels, des Koloſſeums und der Titusthermen. Wenn man hier auf dieſem hohen Terraſſen auf und niederwandelt, ganz Rom unter ſich, umgeben von Allem, was die Welt Schönes und Ausgezeichnetes hat, da verlernt man das kleinliche Sichverwundern. Man iſt auf einem Spaziergange, den europäiſche Sommitäten allabendlich beſuchen. Dort der kleine Mann mit dem feinen Geſichte, von langem Haar umwallt, im ſchwarzen Oberrocke, iſt Cornelius, der grauröckige Sohn Albions hinter ihm iſt der Chineſenbezwinger Sir Henry Pottinger, der junge Reiter dort neben der ſchwarzgewandeten Amazone iſt ein

Enkel Napoleons, und keine fünfzig Schritte von ihm spaziert im hochzugeknöpften Oberrocke, nur von einem Adjutanten begleitet, der Kaiser von Rußland. Da wimmelt es um diese Sonnenuntergangsstunde von glänzenden Equipagen, in denen die schönen, stolzen Fürstinnen Roms sitzen, die Colonna und Borghese, die Rospigliosi, Braschi, Doria, Piombini und wie sie alle heißen, neben sich nicht selten ihre Kinder mit den in Goldschmuck und Farben strahlenden Ammen aus den Gebirgen. Alle Nationen der Welt wimmeln, alle Sprachen der Erde schwirren durcheinander. Da kommen zwei und zwei die Zöglinge der Propaganda und des Collegio Romano einhergezogen in ihrem brandrothen oder schwarzen und violetten Roben. Pfaffen und Mönche aller Arten, Grade und Trachten, von dem langbärtigen, demüthig schmutzigen Kapuziner in der groben, braunen Friesskutte und den nackten Füßen bis zu dem stolzen, fein in Weiß und Schwarz gewandeten, vornehmblickenden Dominikaner und den schlanken, feinen Jesuitengestalten mit den schlangenklugen Augen in den ausdrucksvollen bleichen Gesichtern. Welch eine Welt von Romantik und Poesie, die man im protestantischen Norden nur noch als eine verklungene Fabel kennt! Wie voll stolzen Selbstbewußtseins ist die Haltung dieser theokratischen Republikaner, deren jeder sich als einen Kandidaten der dreifachen Krone zu fühlen scheint. Denn die hierarchische Verfassung der katholischen Kirche basirt streng genommen auf den erdenklichst demokratischen Grundsätzen. In diesem geistlichen Janitschaarenstaate gilt kein Adel, kein Privilegium der Geburt, des Bluts, des Besitzes. Alle sind gleichberechtigt zum Höchsten. Der Katholizismus, gedacht als Katholizismus, d. h. als Allgemeinheit der Bildung, der Gesittung und der Humanität, ist die höchste Aufgabe, zu deren Lösung das Menschengeschlecht berufen ist. Eine allgemeine Kirche des Geistes, worin alle Priester und keine Laien mehr sind, — selig die Augen der Geschlechter, welche sie einst erblicken werden!

Auf dem Monte Pincio kommen dergleichen weltgeſchichtliche Grillen von ſelbſt, weil man ſich von allen Elementen der Welthiſtorie und des Weltlebens umgeben ſieht. Aber man hat darum auch noch Augen für die Schönheitspracht dieſer herrlichen Weibergeſtalten, die in ſo ſtolzer Ruhe auf den Atlaspolſtern ihrer Karoſſe ſich wiegen und mit ſo vornehmer Fremdheit auf den unſcheinbaren Fußgänger niederblicken.

Rom, den 20. Dezember.

Geſtern feierte das deutſche archäologiſche Inſtitut (L'Instituto di corrispondenza archeologica), welches ſeinen Sitz auf dem Tarpeiſchen Felſen des Kapitols hat, den Geburtstag ſeines ideellen Begründers, des unſterblichen Winckelmann, des Vaters der neueren Kunſt- und Alterthumswiſſenſchaft, in einer ſolemnen Abunanz, der erſten dieſes Winters. Alle Vorleſungen wurden in italieniſcher Sprache gehalten. Für einen guten deutſchen Patrioten drängte ſich dabei unwillkürlich die Betrachtung auf, daß wir doch auch ſelbſt in der Wiſſenſchaft noch nicht einmal dahin gekommen ſind, dem Nationalgefühle irgend eine Konzeſſion zu machen. Hier hatten wir eine wiſſenſchaftliche Geſellſchaft und eine Feier, deren weſentliche Beſtandtheile deutſch ſind. Urſprung und Stifter dieſes Inſtituts ſind deutſch. Der Protektor ein deutſcher König (der König von Preußen), ſein Präſident ein deutſcher, gefürſteter Staatsmann (Fürſt Metternich). Die beſoldeten Beamten des Inſtituts ſind Deutſche und von deutſchen Mitteln unterhalten. Und doch iſt für alle Vorträge, Reden und Schriften die deutſche Sprache ausgeſchloſſen! Ja, ſelbſt an dem Tage, wo es galt, das Gedächtniß eines Mannes zu begehen, der, wie Winckelmann, Deutſchlands Wiſſenſchaft und Literatur mit unvergänglichem Ruhme geſchmückt hat, der als Deutſcher (wenn auch ausdrücklich nicht als Sachſe

oder Preuße) ein Patriot war wie wenige, der, just wie Lessing, deutsche Nationalität in der Literatur und Sprache zu vertreten sich zur Aufgabe machte, — selbst an einem solchen Tage durfte kein einziger der Deutschen, welche hier Vorträge hielten, vor einer Versammlung, die zur guten Hälfte aus Deutschen bestand, in der Gegenwart eines deutschen Fürsten, welcher der Bruder des Protektors, unter dessen Schutze das Institut fortbesteht, ein Wort in deutscher Sprache, in der Sprache des Mannes hören lassen, dessen lorbeerbekränzte Büste allein daran erinnerte, welcher Nation hier eigentlich die Stimme von Rechtswegen gebühre. Die deutsche Sprache ist statutenmäßig ausgeschlossen. Nur die italienische und französische sind erlaubt neben der lateinischen. Giebt es ein Volk, ein großes Volk, dessen Gelehrte so alles Nationalgefühl verläugnen dürfen?! Auch die Vorträge selbst waren wenig erbaulich. Vergebens hoffte man irgend einen allgemeinen Gedanken zu vernehmen, einen Rückblick auf den großen Gründer und Eroberer der Kunst-Wissenschaft, dessen Diadochen diese Herren sein wollen; kein Wort, das mit Feuer und Leben dem Alterthume und seiner Kunst, der Schönheit und Idealität ihre Stellung, ihr Verhältniß und ihren Beruf in dem Leben und Thun der Gegenwart vindicirt und die Zuhörer erwärmt und begeistert hätte. Nichts von dem, was einer antiken Feier ähnlicher Art das Wesentlichste, was ein Beweis gewesen wäre, daß diese Studien des Lebens und der Kunst des Alterthums auch wirklich in Saft und Blut übergegangen und auf die Gestaltung unseres Lebens von Einfluß geworden wären. Diese kleinen Aufsätze über Vasenbildchen, wie es tausende giebt, in allen Ehren! Sie mögen in einer gewöhnlichen Versammlung der Mitglieder unter sich an ihrem Platze sein; an einem Feste zum Ehrengedächtnisse Winckelmanns, vor einer zahlreichen gemischten Versammlung waren sie es nicht. Diese Ablesereien waren theils wegen der Formlosigkeit des Vortrags, theils wegen der Gegenstände unverständlich und sterbenslangweilig. Ein deutscher Schulaktus ist

dagegen intereſſanter. Ueberhaupt iſt es mit der Geſtaltung der Archäologie, wie ſie hier von den Deutſchen in Italien gehandhabt wird, eine eigene Sache. Ich glaube, daß man ſich darüber in Deutſchland vielfach täuſcht. Daß die Kunſtgeſchichte ſeit Winckelmann, d. h. ſeit faſt hundert Jahren, keinen Fortſchritt gemacht hat, geſtehen ſelbſt die Freunde des gegenwärtigen Zuſtandes in unbewachten Augenblicken. Die Thatſache aber iſt die, daß ſich das Intereſſe von dem eigentlichen Kunſtgehalte, alſo von dem Weſentlichen der Kunſtarchäologie, ab- und dem Wuſte des Mythologiſchen zugewendet hat. Seit Winckelmann hat in Rom z. B. die bei jenem noch ſo in den Anfängen liegende Geſchichte und Erkenntniß der römiſchen Kunſt, über welche Winckelmann noch die irrthümlichſten Anſichten hatte, keinen Schritt weiter gethan. Und doch haben die Archäologen hier in Rom und Italien juſt ein Feld, wo die größten Denkmäler aller Perioden erhalten und ihrer Zeitbeſtimmung nach geſichtet vor ihnen ſtehen. Das einzige archäologiſche klaſſiſche Werk ſeit Winckelmann, Feuerbach's vatikaniſcher Apoll, iſt in Deutſchland von einem Manne geſchrieben, der Italien damals noch nicht geſehen hatte! Mit dem Gehalte, der Gedankentiefe, ja ſelbſt mit der Gelehrſamkeit dieſes einen Buches läßt ſich nichts von all den Schriften vergleichen, welche die Bände der Inſtitutsannalen enthalten. Statt den Geiſt wahrer deutſcher Wiſſenſchaft und Gedankenbildung in Italien einzubürgern, haben die deutſchen Archäologen in Rom ſich vielmehr von dem Kleinkram italieniſcher, atomiſtiſcher, zuſammenhangsloſer Behandlungsweiſe überwältigen laſſen, und haben ſich ſo gerade von der Bahn desjenigen, den ſie in Feſten und Feſtreden feiern, von der Bahn Winckelmann's, völlig entfernt. Mit dem archäologiſchen Inſtitute ſteht die unter Pius VII. geſtiftete archäologiſche Akademie in einem Verhältniſſe der Rivalität auf dem gemeinſamen Gebiete.

Rom, den 21. Dezember.

Wie ich meinen Tag eintheile und zubringe? Einfacher, als Ihr Euch vorstellen mögt. Von früh fünf oder sechs Uhr an bis gegen Mittag wird fleißig gearbeitet, dann ein zweites Frühstück im Hause eingenommen, und nach demselben beginnt der Besuch der Kunstwerkstätten der bedeutendsten Künstler, so wie der Museen und Gallerien. Montag und Donnerstag sind den Sammlungen des Vatikan und Kapitol gewidmet, welche an diesen Tagen allein für zwei Stunden geöffnet sind. Ist das Wetter günstig, so geht es auch wohl in die Campagna hinaus, welche wir nach allen Richtungen hin durchstreifen. Cäcilia Metella und Roma Vecchia, das Thal der Egeria und die Wasserleitungen an der Tavolata, Ponte Mammolo und die Steinbrüche der Cervara, Torre dei Schiavi, der heilige Berg und die Narsesbrücke, das einsame, falkenumflatterte Castell Giubileo in der Nähe des alten Fidenä, Torre del Quinto und Prima Porta sind die beliebtesten Punkte, welche wir in bester Gesellschaft zu besuchen nicht müde werden. Oder es lockt uns auch eine der zahlreichen Villen in und außer Rom mit ihren Naturschönheiten und Kunstschätzen in ihre grünen Schatten. Nach Ave Maria sind wir wieder zu Hause in unserer traulichen Casa Santini, und Signor Luigi, unser vortrefflicher Wirth, rüstet die Cena, die Hauptmahlzeit, bei welcher seine Gemahlin, Signora Lucia, die Konversazione macht. Durch letztere erweitere ich auf die angenehmste Weise meine Kenntniß der Sprache, während ich zugleich durch den täglichen genauen Verkehr mit den Leuten Weise und Charakter des Volks kennen lerne. Die Frau ist eine Römerin von guter Familie, der Mann ein vor mehr als zwanzig Jahren eingewanderter Provinziale aus Arezzo. Dadurch wird sogleich, wie in allen ähnlichen Fällen zu Rom, das eheliche Verhältniß zu seinem Nachtheile bedingt. Die Frau ist Gebieterin im Hause, der Mann ihr gehorsamer Diener und das im eigentlichsten

Sinne des Worts. Denn während Signora Lucia, die obenein kinderlos iſt, ſich um gar nichts bekümmert, verſieht der treue Signor Luigi die geſammte Haushaltung in der muſterhafteſten Weiſe. Er iſt unſer Aufwärter und Kleiderreiniger, er fegt die Zimmer, beſorgt unſer Frühſtück, macht die Einkäufe zur Tafel und verſieht zugleich die geſammte Küche, wobei Signora Lucia, die ſehr ſpät aufſteht, ihm nur wenig zur Hand geht. Dafür aber macht ſie uns bei Tiſche die vortrefflichſte Konverſazione, und zeigt ſich in ſehr vielen, namentlich religiöſen Dingen, bei weitem aufgeklärter und freiſinniger als ihr ſehr ſtreng gläubiger Gemahl. Wenn nun aber der letztere ſich zu allen jenen Dienſten und Verrichtungen für uns herabläßt, ſo verliert er doch dabei niemals das Bewußtſein menſchlicher Würde, ſondern fühlt ſich ſtets als Galantuomo und durchaus als unſeres Gleichen, und er würde es den Fremden übel empfinden laſſen, der ſich einbilden wollte, er ſei mehr oder Beſſeres, weil er mehr Geld habe. Dies iſt durchgehender Grundzug der Römer, und auf dieſer, von aller Bedientenhaftigkeit freien Selbſtachtung beruht die feine, formenvolle Art des Benehmens, welche mir im Umgange mit ihnen täglich lieber wird. Ihre Sprache, ſo voll graziöſer und verbindlicher Wendungen, iſt dafür der rechte Ausdruck.

Zuweilen kommt es bei der Konverſazione auch zu religiöſen Geſprächen. Unſere Wirthsleute wiſſen, daß wir Ketzer ſind, aber nie laſſen ſie es uns auf eine Weiſe merken, welche irgendwie an Intoleranz erinnerte. Geſtern z. B. ſagte Frau Lucia, als die vielen verſchiedenen Religionen zur Sprache kamen: „Wir ſind alle Gott angenehm, wenn wir recht thun: far' l'obbligo del suo proprio stato c' è far' la purificazione dell' anima e la venerazione del spirito santo.“ — Aber ſagen das Eure Prieſter auch? — „Ach, was Prieſter! Man muß nicht Alles glauben, was die Prieſter ſagen.“ In demſelben Augenblicke trat der Kapuziner des Hauſes, Fra Criſtofore, ein, um ſeine Wochengabe zu empfangen.

Er hatte einen Zank mit einem andern Ordensgliede gehabt, von dem er ſehr aufgeregt erzählte. Als er gegangen war, ſprach Signora Lucia viel von dem Haſſe und der Feindſchaft der Mönchsorden und Prieſter untereinander, wobei ſie mit den Worten ſchloß: nessun odio è simile all' odio de' preti e de' frati. Auf das weltliche Regiment der Pfaffen iſt ſie nun vollends ſchlecht zu ſprechen und rühmt dabei fortwährend die vortreffliche Juſtiz und die guten Einrichtungen der franzöſiſchen Zeit. Als ich ſagte, daß der Anblick der widerwärtigſten Krüppelgeſtalten, welche die Polizei auf allen Straßen und Plätzen betteln laſſe, für Frauen in gewiſſen Umſtänden ſogar gefährlich werden könne, erwiederte ſie mit komiſchem Zorn: Se i Cardinali e i Monsignori fossero una volta gravidi, la cosa sarebbe abbolita in un momento, ma altramento — mal! Kann man die Einwirkung des Cölibats auf die Polizeiverwaltung komiſcher bezeichnen? Vor dem Papſte haben alle beide nicht eben große Ehrfurcht: er ſei eben zu alt und ſchwach und gar zu ſehr unter dem Einfluſſe ſeines Barbiers oder vielmehr deſſen Hälfte, und ſeine Neigung zum Weine giebt zu manchem Scherzwort über den spirito divino Anlaß, welcher in der Ausſprache von spirito di vino nicht zu unterſcheiden iſt. Dennoch iſt die Frau ſchon als geborne Römerin viel freiſinniger in allen religiöſen Dingen als der Mann, bei deſſen Eintritte daher auch oft ein ketzeriſches Geſpräch ſchnell abgebrochen wird. Denn Signor Luigi iſt ſtreng gläubig und ſehr gut geſchult. Wir haben oft die feſte Geſchloſſenheit ſeines religiöſen Syſtems zu bewundern. „Wer kann die heilige Dreieinigkeit begreifen?“ rief er einmal aus. „Ci vuol' fede e credenza! Wir ſollen ſie aber auch nicht begreifen, perchè Iddio non avrebbe più niente per se, e noi saremmo i suoi eguali! (Denn ſonſt würde ja Gott nichts mehr vor uns voraus haben!)“ Dabei erzählte er eine Geſchichte: wie der heilige Auguſtinus einſt über die heilige Trinität gegrübelt, da habe er ein Kind geſehen, welches mit einer Muſchel Waſſer aus dem Meere

ſchöpfte. Als der Heilige fragte, was es beginne, erwiederte das Kind: voglio vuotare il mare! (ich will das Meer ausſchöpfen). Ma questo non è possibile, verſetzte der Heilige. Juſt ſo möglich, verſetzte das Kind, indem es plötzlich zu einem Engel ward, als dein Streben, das mistero della s. trinita zu ergründen.

Als es ſich um die Wunder der Heiligen handelte, welche doch auch ſterbliche Menſchen gleich uns geweſen, belehrte er uns: „Nicht der Heilige thut die Wunder, ſondern Gott thut ſie durch ihn. Nicht das Meſſer ſchneidet, ſondern die Hand, welche es führt. Darum," fuhr er fort, „kann auch Niemand heilig geſprochen werden wegen der Wunder, die er bei Lebzeiten verrichtet, ſondern ci vuole tre miracoli di prima classe dopo la morte (dazu gehören drei Wunder erſter Klaſſe nach dem Tode). Denn bei Lebzeiten kann dabei qualche inganno (irgend ein Betrug) Statt finden, was nach dem Tode nicht möglich iſt. Denn da zeigt Gott ſelbſt durch die Wunder, welche er von dem Todten geſchehen läßt, daß derſelbe ein Mann war, der ihm treu gedient hat (chi ha ben servito Iddio)."

Daß in dem Volke ein Bewußtſein lebt über den allgemeinen ſchlechten Zuſtand der Dinge geht oft aus ſeinen Scherzreden am deutlichſten hervor. Signor Luigi erklärte uns einmal, daß kein Schneider in Rom Kleider ausbeſſere, wenn er auch wenig Verdienſt habe, und daß wir uns in ſolchen Fällen an die Bewohner des Ghetto wenden müßten. „Aber, wovon leben denn die Schneider," rief Freund H. aus, „ſie können doch nicht immer nur Neues arbeiten?" „Wovon ſie leben? Gerade ſo fragte auch der heilige Vater einmal den Kardinal Vicario, als ſie beide zuſammen auf der Loggia von San Pietro ſtanden, und der Papſt das arme Volk geſegnet hatte, von dem der Platz ganz voll war: Dite mi da che vivono questa povera gente?" Santissimo padre, antwortete ihm der Kardinal, l'uno buschera l'altro, e poi c'è uno, chi li buschera tutti (einer betrügt den andern, und zuletzt iſt einer da,

der ſie alle betrügt)! Dieſe und ähnliche kleine Züge haben jedenfalls den Werth, daß ſie einen Blick in die Volksſtimmung und Anſicht thun laſſen. Von den Sprichwörtern, mit denen ſowohl unſere Wirthin wie ihr Gemahl höchſt freigebig ſind, habe ich mir ſchon eine ganze Sammlung angelegt. Es iſt viel Feines und Treffendes darunter, und viel Charakteriſtiſches für Sinnesart und Lebensanſchauung der Römer. Einmal, wie wir von ſchneller Beförderung im Staatsdienſte ſprachen, ſagte Signor Luigi: dazu bedarf es: una brava conoscenza e un diavolo chi ti porti! Bei der Erwähnung eines ungerathenen Mitgliedes der fürſtlichen Familie Piombini hieß es: non c'è casa senza tegola rotta. Unſer ſpätes Aufſitzen bei den Büchern wird geſcholten mit dem ſo bezeichnenden römiſchen Sprichworte: Chi troppo studia men' impara! Unpaſſende Neubegier bringt ein la gente ben nata non cerca li fatti d'altrui! zu Wege, und einer übereilten und daher öfters Verwirrung anrichtenden Ausläuferin ruft Signora Lucia wohl zu: fate piano, perchè io ho prescia! Als ich aber auch einmal ein deutſches Sprichwort, jenes bekannte: „Umſonſt iſt der Tod!“ anbrachte, erhielt ich augenblicklich die Entgegnung: Perdoni, Signore, la morte è un tributo alla natura, ma li quattrini vogliono quelli, chi restono nel mondo. Es ſind feine, gebildete und dabei wohlwollende Menſchen, mit denen jeder vortrefflich auskommt, der ſie rückſichtsvoll behandelt. Aber ſie verzeihen keine Rückſichtsloſigkeit, und daß große Gelehrſamkeit ein unbeholfenes Betragen entſchuldige, davon haben ſie nun gar keinen Begriff. Als ich einmal einen Freund, der das Mißfallen unſerer Wirthin erregt, auf dieſe Weiſe entſchuldigen und in ihrer Achtung wieder herſtellen wollte, kam ich ſchlecht an. „Es iſt eine ſchlechte Gelehrſamkeit,“ fuhr ſie auf, „wenn ſie die Menſchen unhöflich macht. Chi studia troppo, men' impara! Pumfete!“ Dies letztere Wort, das ſchwerlich in irgend einem Diktionär ſteht, iſt der ſtärkſte Ausdruck ihrer zornigen Ent-

ſchiedenheit, gegen welche es denn für Niemanden im Hauſe mehr eine Appellation giebt.

Unſer nordiſcher Geſpenſterglaube hat bekanntlich in Italien keinen Boden. Da indeſſen nichts langlebiger iſt, als der Aberglaube, ſo findet man auch in Rom nicht ſelten, daß ſich zu der Fülle des modernen chriſtlichen Aberglaubens noch Reminiſcenzen an den des urälteſten chriſtlichen Heidenthums geſellen. So haben ſich die alten römiſchen Hexen (strigae) ſelbſt bis auf den Namen (streghe) erhalten, und unſere Wirthin glaubt an dieſelben trotz ihrer Aufklärung. Bei den alten Römern gab es eine Göttin Carna oder Cardea, d. i. die Göttin der häuslichen Schwelle, des Familienlebens, deren Heiligthum unweit des Koloſſeums auf dem Cälius ſtand, und welche die kleinen Kinder gegen die Zaubereien böſer Hexen ſchützte. Jetzt ſtellen die Montigiani und Trasteveriner zu Rom in der Nacht vor San Giovanni Schüſſeln mit Salz oder kreuzweiſe gelegte Beſen vor ihre Hausthüren. Dann können die Streghe wenigſtens nicht ins Haus kommen, ehe ſie alle Salzkörner und alle Beſenreiſer gezählt haben, was denn doch ſelbſt für Hexen eine langwierige Arbeit iſt. Strega iſt das ſchlimmſte Schimpfwort, welches man gegen eine Frau brauchen kann, aber das Alter iſt auch hier ein nothwendiges Erforderniß dazu, um Hexe ſein zu können. Als ich einmal ein Mädchen, welches uns unverſchämt bettelnd verfolgte, mit dieſem Titel beehrte, erwiederte ſie lachend: „Ihr irrt, Signor! **sono troppo giovane per essere una strega.**“

Die Geſtalten ſeiner alten Geſchichte haben ſich im Volke zuweilen in wunderlicher Fabel erhalten. Beſonders iſt es Nero's blutige Geſtalt, welcher man in der Erinnerung des Volks noch häufig begegnet. Die Gelehrten mögen ſagen, was ſie wollen, das Volk nennt den mittelalterlichen Thurm beim Kloſter der Dominikanerinnen am Quirinal noch immer Torre di Nerone, und unſere Wirthin behauptet ſteif und feſt, daß „der ſchreckliche Tyrann“ von

dort herab dem Brande Roms zugesehen habe. Das einsame Grabdenkmal an der Via Cassia heißt immer noch Sepolcro di Nerone, obschon die Inschrift sogar einen andern Namen nennt. In meinem Zimmer hängt eine Abbildung der Wasserleitungsbogen auf dem Wege nach Frascati. Als unser Wirth sie erblickte rief er aus: „Das sind die Condotti di Nerone!“ Und nun erzählte er Folgendes. Der Kaiser Nero wollte anfangs die Stadt durch Wasser zerstören und ließ deshalb eine Wasserleitung auf ungeheuren Bogen bauen und dem Kapitol zuleiten. Als nun der Bau das Kapitol erreicht hatte, rief er im Uebermuthe aus:

Che Dio voglia o che non voglia
L'acqua è giunta al Campidoglio.

Da aber strafte Gott den Uebermuth des Tyrannen; das Wasser strömte plötzlich zurück, zersprengte die Bogen und tödtete die noch bei dem Bau beschäftigten Arbeiter.

Die Landschaftsmalerei der Alten.

Rom, im Dezember.

Von aller italischen Landschaft — Palermo's göttliches Gestade ausgenommen — ist Rom und seine Campagne dasjenige, welches mich allein völlig befriedigt, zu Zeiten beseligt. Keine Schönheit der Natur darf sich dieser römischen Landschaft vergleichen, deren Lächeln selbst immer von jenem Zauber schwermüthigen Ernstes begleitet ist, wie ihn keine Gegend der Welt wieder zeigen kann. Neapel mag fröhlich flatternder Jugend behagen, und dem Leichtsinn der Oberflächlichkeit das Höchste zu bieten scheinen. Rom, römisches Leben, römische Naturschönheit wird ewig das Entzücken des ernsten Mannesalters, der tieferen Seele sein. Denn hier ist alles groß, selbst die Zerlumptheit des Elends von heute erscheint grandios, und die Schöpfer und Erhalter dieses Elends kann man

haſſen, aber nicht ſie verachten. Und die Landſchaft, welche ich kenne, weil ich ſie ſtudirt habe, Monate lang zu jeder Tageszeit, iſt darum ſo grandios, weil ſie durch und durch hiſtoriſch, weil ſie überall mit naturgewordenem Menſchenwerk — und welchem! — überſäet iſt. Ich ſpreche darum ſo viel von der Landſchaft, weil dieſe mich ſeit längerer Zeit vorzugsweiſe beſchäftigt, weil ich dem Geheimniſſe ihrer Geſchichte nachforſche, und dem Gegenſatze der beiden Welten, der antiken und modernen, auch hier auf die Spur kommen möchte. Was ich in letzterer Beziehung vorläufig herausgebracht habe, ſoll bei Dir um Zuſtimmung und Erweiterung anfragen. Es iſt Folgendes:

Warum hatten die Alten keine Landſchaft im modernen Sinne? „Weil ſie, was die Landſchaft ſagt, ſchon in ihrer Mythologie geſagt hatten.“ So ungefähr beantwortete Viſcher einmal in den Halliſchen Jahrbüchern dieſe Frage. Das iſt richtig, aber nicht ganz erſchöpfend.

Die Landſchaft im modernen Sinne beruht darauf, daß der menſchliche Geiſt der Naturgeſtaltung, wie ſie in Feld und Wald, Gebirg und Thal u. ſ. w entgegentritt, Individualität, und damit eine fühlende und empfindende Seele, unterlegt. Warum? Weil unſer Prinzip, das Prinzip der Freiheit und der Individualität, es nothwendig macht, daß wir, um uns mit der Natur in Harmonie zu empfinden, ihr wenigſtens den Schein der eigenen Freiheit und Subjektivität poetiſch beilegen. Durch das Chriſtenthum mit der Sinnlichkeit, der Natur, entzweit, ſehnen wir uns doch nach ihr zurück. Sehnſucht aber iſt Liebe, und Liebe kann nur Gleichartiges umfaſſen.

Der Unterſchied dieſer neueren Anſchauungsweiſe von der antiken iſt nun hauptſächlich folgender. Während jene das Empfindende, Fühlende, kurz das ſubjektiv Geiſtige in ungetrennter Einheit mit der Naturgeſtalt, der natürlichen Erſcheinung, beläßt, ſtellen die Alten dagegen in ſcharfer Unterſcheidung und Trennung das Geiſtig-Perſönliche der Dinge, plaſtiſch umgeſtaltet (als Perſon),

neben die natürliche Erſcheinung hin, welche nur etwa noch höchſtens als Attribut ſymboliſch beigegeben wird. Das heißt: während die Neueren mit dem Eichbaume, dem Bergesrieſen, mit dem rauſchenden Strome, kurz mit den Dingen ſelbſt poetiſch verkehren, Goethe den ſtillen Nebelglanz des Mondes ſingt, Immermann mit dem Eichbaume, dem Waldrieſen, Geſpräche führt, verkehrten die Poeten und Künſtler der alten Welt mit den Dryaden und Nymphen, mit den Göttern der Ströme und Flüſſe, mit der Luna, die auf ihrem Wagen der ſchlafenden Schönheit des Jünglings Endymion in Liebesſehnſucht naht.

Dieſe Trennung brachte der alten Welt realiſtiſch unſäglichen Vortheil und Genuß. Denn ganz ihrem Prinzip gemäß konnten nun die Naturdinge ſelbſt, die ganze Natur mit ungleich freierer Unbefangenheit völlig zum Genuſſe des Menſchen verwendet werden, der in weit energiſcherem Sinne als der heutige ſich als den Herrn der Schöpfung betrachtete und erwies. Natürlich! wie hätte es einer Zeit und einem Volke, welches alle Bewohner des Erdbodens außer dem kleinen Häuflein Hellenen als dienſtpflichtige Barbaren, als geborne Sklaven anſah, wie hätte es ihm in den Sinn kommen ſollen, der Natur eine Ehre anzuthun, die es ſeiner eigenen Gattung mit Recht verweigern zu dürfen glaubte! Daher kommt es, daß die Alten, denen das ſogenannte ſentimentale Verhältniß zur Natur fehlte, die Landſchaft im wahren Sinne weder in der Poeſie noch in der Malerei haben konnten. Ihre Dichter ſingen die Natur nur, inſofern ſie dem Menſchen etwas leiſtet und gewährt, was dienlich und nützlich, geſund und angenehm iſt: labende Kühle, ſchattige Einſamkeit, erfriſchenden Schlaf und Erholung von dem Lärm des arbeitvollen Marktlebens in behaglicher Villeggiatur. Ihre geſunde Sinnlichkeit genoß die Natur mehr ſinnlich als geiſtig. An murmelnder Quelle gelagert zu zechen; der Sommergluth im kühlen Waldgebirge zu entfliehen; für Studien Einſamkeit zu ſuchen; am labenden Lüftchen, am ſchäumenden Waſſerſturze, am

munteren Gerieſel der Quellen und Bäche auszuruhen, in der Werdeluſt des Frühlings, wie im ſtarren Tode des Winters Aufforderung zum Genuſſe des ach! ſo ſchnell vorüber rauſchenden Lebens zu finden; den Sinn am Blüthenduft zu letzen und mit der Blumenpracht das ſalbenduftende Haar zu kränzen, mit dem kühlen Epheukranze die heiße Stirn zu kühlen beim Becher in fröhlicher Runde: das ſind die Genüſſe, welche Leben und Poeſie der Alten in der Natur ſuchte, fand und beſang. Und das Verhältniß bleibt ſelbſt da ein vorherrſchend ſinnliches, wo es, wie zuweilen bei Horaz, der in einzelnen Perioden ſeines Lebens ſchon zu moderner Weiſe neigt, ſich minder realiſtiſch zu geſtalten beginnt: wenn ſich das Auge an dem zitternden Lichtglanz der Sonne auf dem Waſſer erfreut, oder wenn er, „vergeſſend der Seinen und auch von ihnen vergeſſen, hoch von Aſiens Felſenküſte hinausſchaut auf die toſende See,“ Vergeſſenheit ſuchend für die furchtbaren Erfahrungen auf Philippi's blutgetränktem Schlachtfelde und Heilung von ſo vielen Wunden, welche die Zerſtörung aller Jugendilluſionen ſeinem Herzen geſchlagen. Aber es iſt bezeichnend, daß ſelbſt in jener tief empfundenen Stelle doch das unendliche Meer, deſſen wilde Bewegung ihm Ruhe geben ſoll, ihm nur als Perſon, als Neptunus furens erſcheint.

Ganz dem hier Entwickelten gemäß geſtaltet ſich nun auch bei den Alten die Behandlung der Natur in der bildenden Kunſt. Ich habe jetzt ſo ziemlich Alles geſehen, was wir von ihrer Malerei übrig haben. Zwar iſt das im Ganzen nicht mehr als „eines Schattens Traum,“ um darnach ihre Leiſtungen in den übrigen Theilen der Malerei, namentlich der hiſtoriſchen, zu würdigen. Aber für ihre Behandlung der Natur reichen dieſe kargen Reſte aus. Denn wir wiſſen, daß Landſchaftsmaler im eigentlichen Sinne, und Landſchaftsmalerei als ſelbſtſtändige Kunſtgattung, bei ihnen nicht exiſtirten. So fand ich denn in der Malerei der Alten alles, was auch die geſchriebenen Zeugniſſe erwähnen: Blumen-, Frucht-

und Thierſtücke, Stilleben, kleine Jagdſcenen, landſchaftliche Hinter- und Vordergründe zur Belebung der Architektur, welche dem Alten Feld und Wald und Garten in Haus und Zimmer verſetzen ſollten; aber keine Landſchaft im modernen Sinne, d. h. keine Landſchaft als ſelbſtſtändigen Ausdruck von Stimmung und Empfindung. Wo ſie einen Anſatz dazu machen, geſchieht es ihrem plaſtiſchen Prinzip getreu ſo, daß ſie das Naturleben und Weben in jenen wunderbaren Arabeskengeſtalten der Mythologie, in den abenteuerlichen Formen von Tritonen, Meerfrauen und Seepferden auf den pompejaniſchen Wandgemälden und auf den Moſaiken zu Rom darſtellen. Wir malen das wild ſtürmende wie das luſtig ſchaukelnde, Felſen umbrandende und Buchten und Buſen wölbende Element ſelbſt. Die Alten aber drückten all dies ruheloſe Leben in ſeiner ganzen elementaren Luſt und kummerfreien Seligkeit in beſonderen Geſtalten aus. Und wie herrlich gelingt es ihnen! Dieſe zierlich farbigen, bunten Waſſergeſtalten, dieſe tanzenden Seemährchen der pompejaniſchen Bilder, dieſe koloſſalen Seeroſſe mit den Schlangenleibern auf den Moſaikfußböden im Vatikan, die zum Schalle der Drommete des blaſenden Tritonen in ihrer Mitte vor Wolluſt ſich hoch aufſchnellen, und auf deren Wogenwindungen, die wie eine zum Knall geſchwungene Peitſchenſchnur ſich in- und auseinanderſchlingen, luſtige Meermädchen reiten: wie ſo energiſch drücken ſie das mächtige elementariſche Leben aus, als deſſen bloßes Symbol ſie der antike Künſtler ſchuf. Man glaubt die Wogen des homeriſchen Meeres rauſchen zu hören mit ihren Wundern auf und über der Tiefe. Und richtig, da iſt er auch mitten darunter, der meerdurchirrende Held Odyſſeus, an den Maſt gebunden rudern ihn die Gefährten, die Ohren mit Wachs verſtopft, an den Sirenen, den ſchönſtimmigen Meerjungfrauen und ihren Zauberliedern vorüber.

Aber alles, was von eigentlicher Landſchaft vorkommt, ſoweit es nicht der Architektur auf dem Bilde, oder der mythologiſchen

Historiendarstellung dient, ist erstens an sich klein und von geringem Umfange — in der ganzen pompejanischen Sammlung findet sich nur eine einzige größere landschaftliche Darstellung — und dann in anderer Weise einem außerhalb liegenden Zwecke dienend, untergeordnet. Alle diese kleinen landschaftlichen Bilder dienen, sowie der architektonische Theil der Wanddarstellungen, vornehmlich dazu, die meist engen und kleinen Räume der Zimmer scheinbar zu erweitern. Daher ist die Landschaft selbst oft nur arabeskenartig oder auch vorwiegend architektonisch behandelt. Die einzige bedeutende Landschaft ist ein Bild etwa drei Spannen hoch und zwei und eine halbe breit: Hirtenleben mit Architektur, die auf Kultus anspielt. In der Mitte ein Thor, gebildet aus zwei viereckigten Mauerpilastern mit darüber gelegtem Architrav. Ein starker Baum, von dem ein Hauptast zur einen, und der andere zur andern Seite des Gebäudes sich aus der Mitte dieses Thors emporstreckt und dasselbe überschattet, ist vortrefflich in Zeichnung. Links eine Ara mit einem Götterbilde, und ein kleines niederes Gebäude. Rechts ein sitzender Hirt mit dem unten gekrümmten Hirtenstabe, wie ihn heute noch die Hirten tragen. Noch weiter oben zurück eine Figur, welche mir ein Lokalgott oder Flußgott schien. Im Vordergrunde an einem Wasser weidendes Vieh, Schaafe, Ziegen, eine saufende Kuh und der Hund des Hirten. In dem Ganzen ist schon ein Anflug von Stimmung, Sommerruhe, Mittagsschwüle auf waldiger Bergmatte, trinkendes und ruhendes Vieh, auch der Hirte ruht. Das Grün der Bäume spiegelt sich schon mit einem lieblichen Lichteffekte im Wasser. Die Baumzeichnung ist vortrefflich, die Behandlung des Laubes unausgeführt, leicht und lebhaft und voll Verstand. Aber der Götterhain, das Mythologisch-Religiöse im Architektonischen, tritt doch entschieden als Hauptsache auf. Vielleicht ist's Paris, der Hirt auf dem Ida, den wir hier sehen. Das Bild ist übrigens auch dadurch merkwürdig, daß es durchaus dem Style der Nikolaus Pouſſin'schen Landschaft verwandt ist; so viel ich

gesehen habe das einzige alte Landschaftsbild, von welchem sich dies mit Grund sagen läßt.

Blicke ich nun von den Alten auf ihre Nachkommen, die heutigen Italiener zurück, so finde ich, daß sie eigentlich zur Natur noch ganz dasselbe Verhältniß wie jene haben, wie denn dasselbe überhaupt wohl auf den Gegensatz des Nordens und Südens, der Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, der Reflexion und Unmittelbarkeit, ja vielleicht sogar auf den Gegensatz von Protestantismus und Katholizismus — beide Ausdrücke in ihrer schärfsten Pointirung als Schlagworte genommen — hinauslaufen wird. Diese Südländer leben in der schönsten Natur, wissen dieselbe auch in Betreff des sinnlichen Behagens, ihrer reichen Produkte u. s. f. gebührend zu schätzen. Aber von unserm nordischem Sinne für Naturschönheit ist keine Spur. Zunächst fehlt schon jeder Zug von Sehnsucht, denn der sichere Besitz schließt ja die Sehnsucht aus. Dann aber ist ihnen, just wie den Alten, die gesammte Natur um sie her nur eine Dienerin. Es hängt dieser Mangel an tieferem Sinne für die Natur und ihre Auffassung zusammen mit hundert und aber hundert Lebensäußerungen in Sitte und Gewohnheit. So dient gleich ihre Villeggiatura, ihr Landleben nur Gesundheitszwecken und ist streng durch Herkommen und Gewohnheit geregelt, beginnt und endet ohne Rücksicht auf die individuelle Verschiedenheit der einzelnen Jahre zu der einmal festgesetzten, hergebrachten Zeit wie ihre Seebäder. Mögen ferner draußen die schönsten Gegenden zu Spaziergängen und Fahrten laden, der Italiener geht, reitet und fährt dennoch nur in den engen, geräuschvollen Korso's zwischen himmelhohen Häuserreihen, tief wie in einem Brunnen, und genießt hier die „frische," durch Cigarrendampf und Menschendunst verschönerte Luft. Ihre Café's und sonstigen Genußorte suchen nicht wie bei uns das Freie — (um ganz Rom giebt's z. B. draußen keine solche Anlage, wo man in Gesellschaft zum Kaffee oder Wein die Natur genösse, wenige Spelunken ausgenommen) — sondern

vielmehr die geräuſchvollſten, menſchenbelebteſten Straßen. Die Café's dort ſind den ganzen Tag gefüllt. Im Freien trifft man um Rom keinen Römer der feinen Welt, der Regel nach. Dies Alles, ſo wie die hohe Ummauerung ihrer Gärten, ihre Vernachläſſigung der Holz- und Waldkultur, ja ihr Widerwille, ihr Haß gegen alles, was Wald heißt *), der ſich ſelbſt in ihrer Sprache ausdrückt (gente della macchia bezeichnet das elendeſte Geſindel), ihre unglaubliche Hartherzigkeit gegen die Thiere, welche zur ſchauderhafteſten Thierquälerei ausartet, Alles dieſes iſt auf dieſelbe Quelle zurückzuführen. Es iſt ein antiker Zug darin, aber er iſt verderbt, entſtellt und karikirt, wie alles Heidniſche bei ihnen. In gewiſſer Art kann man z. B. ſelbſt ſagen, daß ihre Heiligen die Stelle vertreten, welche die Naturgötter der Alten in der antiken Welt einnahmen. War das Meer günſtig oder zeigte es Zorn, für meinen Sorrentiner, den alten Schiffer Vincenzo, war es doch eigentlich Sant Antonin, mit dem er es zu thun hatte. Und die Kirchen, Kapellen und Heiligenbilder an den Geſtaden des Meeres, in Wäldern und auf Bergen ſind es, welche die Theilnahme der Bewohner vorwiegend in Anſpruch nehmen, und für ſie die Hauptſchönheit auch der Gegend ausmachen, wie ſie denn auch Wohl und Weh für Vieh und Feld und Menſchenleben bereiten.

Nach all dieſen Prämiſſen komme ich nun zu dem Schluſſe, daß die Italiener der Natur der Sache nach eigentlich keine freie Landſchaftsmalerei haben können. Und ſo viel ich weiß, haben ſie dieſelbe auch wirklich nicht, und die Spanier ebenſowenig. Salvator Roſa wird mir Niemand einwenden wollen, denn in dem, was von ihm hierher gehören könnte, beſtätigt er als Ausnahme nur die Regel. Alles, was die älteren Meiſter von Landſchaft haben, iſt

*) Wo ſie Wald ſchonen, iſt es Eichwald, weil ſie der Eicheln zur Viehmaſt bedürfen. Jeden Buchwald dagegen ſchlagen ſie unbarmherzig herunter.

als Hintergrund ſinnig dienend. Man kann ſagen: die Landſchaft dient dieſen Italienern als Interpretation ihrer Staffage — der Hauptſache — während bei uns umgekehrt meiſt die Staffage nur zur Interpretation der Landſchaft dient. So ſelbſt bei Giorgione, Tizian und bei dem vortefflichen Zingaro von Neapel u. a. Was ich dann ferner von eigentlichen Landſchaften italieniſcher Meiſter bis jetzt geſehen, geht meiſt auf landſchaftliches Portrait hinaus. Und jetzt, in unſeren Tagen, iſt auch die letzte Spur von poetiſcher, tieferer Naturauffaſſung faſt durchaus in die gemeinſte, handwerksmäßigſte Vedutenſchmiererei übergegangen, deren unglaubliche Rohheit mich beſonders in Neapel und Palermo auf Ausſtellungen wie in den Fabriken dieſer Schmierer in Erſtaunen ſetzte. So war es z. B. nicht möglich, in ganz Palermo unter ſo vielen auch nur eine erträgliche Anſicht vom Monte Pellegrino, den Gebirgen der Conca d'oro und la Bagaria zu erhalten, die an Ort und Stelle wenigſtens anſehbar geweſen wäre. Und ebenſo in Neapel. Sie ſind eben auf's Tiefſte herunter. In Neapel malten ſie Zeitungsgeſchichten, Rettungen von Matroſen und Fiſchern, welche am ſo und ſo vielten dieſes verunglückt waren. So ſah ich ein großes Bild auf jener Ausſtellung, welches einen ſolchen Vorgang darſtellte, der nach einem beiliegenden Zettel erſt vier Wochen vor der Ausſtellung paſſirt war. Das iſt ihre Genrelandſchaft. Ueberall der kraſſeſte Materialismus. „Come è possibile da far una si grau pittura in si poco tempo!" ſagte verwundert ein Neapolitaner, welcher vor mir ſtand. —

Alſo: die Italiener haben keine Landſchaft und haben ſie auch eigentlich nie gehabt, ſelbſt nicht in der höchſten Blüthe ihrer Kunſt. Dies iſt kein Zufälliges. Denn erſt eine Weltanſchauung, welche bewußt oder unbewußt ſchon den erſten Schritt zum Abfall von der Transcendenz gethan hat und ſich auf dem Wege zum Pantheismus befindet, kann in der Natur die Verwandtſchaft mit der eigenen Seele entdecken. Das ſtreng aszetiſche Chriſtenthum dagegen kann

in ihr nur entweder die Gottverlassenheit, welche indessen, im wunderbaren Widerspruche, doch wieder zu Gottes Ehre und Preise da ist, anerkennen; oder es muß, wo dieses Christenthum wie bei diesen Romanen noch ganz in heidnischem Boden wurzelt und demgemäß die Natur ganz von dem naiv egoistischen Standpunkte der Alten betrachtet wird, auch das antike Verhältniß, nur in gesteigertem Maaße, nothwendig wieder eintreten.

So ist es denn ganz in der Natur der Sache begründet, daß auch historisch die Landschaftsmalerei auf nordisch protestantischem Boden ihre Wurzeln getrieben hat, so bei Holländern und Belgiern, Franzosen und Deutschen, und daß sich in der Gegenwart eben bei uns Deutschen die begabtesten Talente — da aus bekannten Ursachen die Hauptgattungen der Malerei noch ohne Inhalt sind — so zahlreich der Landschaft zugewendet haben. Göthe und die Weimaraner, diese „W. K. F.'s, Mit ihren Treffs," wie der Alte einmal wohlgefällig meint, bewunderten noch ihren Hackert. Aber so tief jene ideenlose Behandlung der Kunstgeschichte, wie sie der bekannte Abriß in der ersten Ausgabe von „Winckelmann und sein Jahrhundert" zeigt, hinter der philosophischen und historischen Forderung und Einsicht der Gegenwart, so brunnentief steht der gepriesene Hackert, mein braver Prenzlauer Landsmann, unter der Landschaftsauffassung unserer Zeit. Hackert war ein Talent, aber seine Lohnbedienten- und Faktotumsnatur, welche für so viele in Italien einheimische Deutsche charakteristisch ist, ließ ihn die Kunst handwerks- und fabrikmäßig treiben. Er malte, was die Zeit, diese feine, parfümduftende, galante, leichtfertige Zeit, in ihrer Sünden höchster Blüthe vor dem Revolutionsgerichte Gottes, in der Natur sah und wollte, Veduten, liebliche Erinnerungen an beglückte Schäferstunden, geleckte, glänzende Oberflächlichkeiten, leichte Emotionen hervorrufend, in Speisezimmern und petites maisons der reichen Russen, Deutschen und Franzosen unbezahlbar.

Jetzt dagegen versenkt sich der Künstler in die Tiefen der Natur.

Nicht nur ihre Seele, die geliebene, ſondern auch ihre Leiblichkeit, die ureigene, die Trägerin ewiger Geſetze ſucht der Künſtler zu erforſchen und darzuſtellen. Denn Wiſſen und Erkenntniß heißt die Parole der Zeit! —

Atelierwanderungen.

Rom, im Dezember.

An der ſtillen Piazza Barberini, wo Bernini's herrlicher Triton aus ſeiner Muſchel den Waſſerſtrahl in die Höhe bläſ't, welcher in tauſend Strahlentropfen niederſtäubend ringsumher liebliche Kühle verbreitet, an dieſem ſchönen, ſtillen Platze, wo die Karoſſen des Kardinals und der Fürſten Barberini an den krummhörnigen, ſilbergrauen Stieren vorüberfahren, welche neben der Fontaine ihre Verdauungskraft halten, ſieht man vor vielen Thüren Marmorblöcke aller Größen und Formen liegen, die Wahrzeichen der Bildhauer, deren Ateliers vorzugsweiſe an und neben dieſem Platze ſich befinden. Hier ſchuf Thorwaldſen ſeine unſterblichen Werke in dem unſcheinbaren Raume, den die ſchmutzige Geldgier des Principe Barberini jetzt in eine Remiſe zu verwandeln beabſichtigt. Hier ſind die Kunſtwerkſtätten von Kümmel, Steinhäuſer, Emil Wolf und Imhoff, der bedeutendſten deutſchen Bildhauer, denen ſich in nächſter Nähe die Ateliers von Troſchel, Wagner, Wohlbrück u. a. anſchließen. Wenn ich zu dieſen noch den Schweden Fogelberg und den Dänen Adolf Jerichau nenne, ſo haben wir die namhafteſten Bildhauer beiſammen, welche ſich gegenwärtig, von den Einheimiſchen abgeſehen, in Rom befinden.

Es iſt ein hoher Genuß, in dieſen Werkſtätten umherzuwandern und die Künſtler bei ihrem Schaffen zu belauſchen. Dieſe kühlen, hohen, vom Tageslärm abgelegenen Räume, ſo unſcheinbar und

ſtaubbedeckt, in deren Stille das Tageslicht nur durch hohe Fenſter fällt, wo das Kniſtern des Marmorgerölls unter unſern Füßen und die pickenden Meißelſchläge der Künſtler die einzigen Laute ſind, welche das Ohr vernimmt, umgeben den Beſucher mit jenem Gefühle der Weltabgeſchiedenheit, das ſo recht die Stimmung gewährt für die geſammelte Betrachtung der Werke, in denen Genius und Talent die Idee plaſtiſcher Schönheit zu verkörpern ſtreben.

Die Plaſtik unſerer Zeit iſt in Bezug auf das Techniſche den übrigen bildenden Künſten entſchieden vorangeſchritten, ſeit Canova, dieſer erſte „revivifying ray, welcher Italiens Kunſtverfall vergoldete,“ ſie aus der Unnatur der Berniniſchen Geziertheit zur Eleganz des freieren Liebreizes und zur Annäherung an die Antike hinführte, und Thorwaldſens unſterblicher Genius ihr den reinen Styl ächt helleniſcher Naturanſchauung und Behandlung des Materials wieder gewann. Durch Thorwaldſen iſt der plaſtiſche Styl, ſoweit derſelbe in der freien Unterordnung unter die Forderungen des Materials beſteht, für die neuere Kunſt wieder erobert. Aber, und dies iſt bis jetzt die Schranke jenes Fortſchritts, dieſem wiedergebornem Style fehlt, um eine neue Periode der Plaſtik zu beginnen, ein höchſt Weſentliches: der im antiken Geiſte erneute Inhalt, in deſſen Darſtellung ſich die zweite Seite desjenigen, was man Styl nennt, das in Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer beſtimmten Zeit, ausdrückt. Das Chriſtenthum kann dieſen Inhalt nicht liefern, weil ſein innerſtes Weſen, der über die Körperlichkeit hinausweiſende Spiritualismus, dem Weſen der Plaſtik, der abſolut körperlichen Kunſt, widerſpricht. Damit iſt aber der Kreis dieſer Kunſt als einer Darſtellung des religiöſen Ideals geſchloſſen. Eine Rückkehr zur Darſtellung griechiſcher Götterideale wäre vergebliche Arbeit, weil hier das Vollendete bereits erreicht iſt, und nur von einer Zeit und einem Volke erreicht werden konnte, dem dieſe ſeine Götterideale lebendige Wirklichkeit waren. Dadurch wird unſere Plaſtik unabweislich auf andere Bahnen hingedrängt. Sie hat

Versuche gemacht, aus der nationalen Mythologie und Heroensage Stoffe zu gewinnen, und der Schwede Fogelberg in Rom hat den nordischen Olymp zu bilden unternommen. Alles vergeblich! Denn diese Gestalten haben kein plastisches Leben im Bewußtsein der Gegenwart, und weder bei ihnen noch bei dem Cherusker Hermann, oder bei den personifizirten Volksthümlichkeiten einer Bavaria oder Borussia, oder bei den Darstellungen abstrakter Begriffe, wie Glaube, Liebe, Hoffnung, Gerechtigkeit, Demuth u. s. f., welche alle die neuere Plastik zu gestalten versucht hat, kommt es zu etwas anderm, als zu abstrakten Allgemeinheiten und frostigen Allegorien, beide der Tod der plastischen Kunst. Was bleibt also übrig? Nichts anderes, als was den Griechen übrig blieb, nachdem die Darstellung der religiösen Götterideale erschöpft war, der Schritt in die Wirklichkeit rein menschlichen Lebens, der Uebergang zur historischen und monumentalen Kunst auf der einen, und zur plastischen Reproduktion der Gestalten ihrer Poesie auf der andern Seite. Daneben bleibt noch ein drittes Feld übrig. Es ist das Feld der naiven Motive des unmittelbaren Lebens, welches als das Genregebiet der Plastik bezeichnet werden kann.

Ein Blick in die Werkstätten der heutigen Künstler kann beweisen, daß unsere Plastik mit ihren Stoffen diese drei Richtungen bereits eingeschlagen hat. Das einzige allgemeine Interesse, welches das gegenwärtige Volksbewußtsein an der Plastik nimmt, ist dasjenige, welches sich an die historisch monumentalen Stoffe knüpft. Davon zeugen die stets sich mehrenden statuarischen Denkmäler unserer Dichter, Denker, Künstler und Helden, in denen wir, wie alle kultivirten Nationen Europa's, die Heroen unserer Gattung erblicken, und denen wir — trotz aller pietistischen Gegenrede — den einzigen Kultus, welcher der Bildung geblieben ist, den Kultus des Genius zollen. Und so überwiegend ist dieser Zug, der die Menschheit treibt, das Göttliche innerhalb ihrer eignen Natur anzuschauen, daß er selbst die widerstrebenden Künstler zwingt, die Idealisirung

der äußeren Erſcheinung aufzugeben, und die Unſchönheit in Kleidung und Tracht der beſtimmten Zeit als nothwendige Beigabe zur ſchärferen Charakteriſtik des Endlichen im Unendlichen mit in den Kauf zu nehmen. Von monumentalen Arbeiten ſah ich bis jetzt in den Ateliers der deutſchen Künſtler nur zwei: die Statue des Aſtronomen Olbers und des Generals von Alten, mit deren Ausführung Steinhäuſer und Kümmel, jener von Bremen, dieſer von Hannover, beauftragt ſind. Die zweite Richtung, welche die idealen Geſtalten unſerer Poeſie für die Plaſtik auszubeuten verſucht, iſt erſt im Entſtehen begriffen. Hier in Rom hat Steinhäuſer mit ſeiner herrlichen Gruppe Hero und Leander dieſen Weg betreten. Aber die Anzahl der auszuführenden hiſtoriſchen Monumente iſt gering, die Auswahl der Stoffe, welche unſere Poeſie bietet, noch weit beſchränkter, und ſo bleibt den Künſtlern neben den poetiſchen Motiven der althelleniſchen Mythendichtung und Geſchichte nur das Genre übrig, dem das unmittelbare Leben in ſeinen naiven Erſcheinungen allerdings die reichſte Fülle von Motiven bietet, während die Stoffe ſelbſt die antike Behandlungsweiſe erlauben. Obenan ſtehen hier der Däne Jerichau mit ſeiner ſoeben in Thon vollendeten Gruppe des Jägers und der Pantherin, Kümmel mit ſeinem vortrefflichen Ballonſchläger und Steinhäuſers berühmtes Mädchen mit der Muſchel, lauter Muſterwerke ihrer Gattung.

Hat die plaſtiſche Kunſt unſerer Tage ſo mit den Stoffen ihre Noth, ſo hat ſie von der allgemeinen Ungunſt der Verhältniſſe des Lebens eben ſo ſehr zu leiden. Iſt doch nun einmal die Kunſt nicht mehr oder noch nicht wieder Sache der Völker, ſondern der Laune einer bevorzugten Klaſſe, ein Spielzeug der Reichen und Großen, die Maitreſſe des exkluſiven Luxus. Wer das noch nicht gewußt oder nicht geglaubt hat, kann es in Rom lernen. Zu keiner Zeit war das wahre ſchaffende Genie des Künſtlers, und namentlich des plaſtiſchen, ſchlimmer daran, als in der jetzigen. Sonſt wenn ein Künſtler Großes und von ſeinen Genoſſen Anerkanntes hervor-

gebracht hatte, war sein Erfolg gesichert. Heute ist das anders. Ich sehe die oberflächlichste Mittelmäßigkeit, die baarste Geistesarmuth in der Kunst floriren, wenn es ihr nicht an derjenigen Gesinnung fehlt, welche die empfehlenden Kenner von Metier für sich zu gewinnen weiß. Und ich sehe das Genie, das ächte, wahre Künstlergenie sich in selbstquälerischer Melancholie verzehren, und buchstäblich mit der Noth den harten Kampf des Lebens kämpfen, ohne daß eine Hand sich regt, ihm dadurch zu helfen, daß man durch thätige Anerkennung und Förderung ihm den Glauben an den Sieg des Wahren und Aechten auch im Gebiete der Kunst wiedergiebt.

Man täusche sich nur nicht über die Wirksamkeit und den Einfluß der sogenannten Kenner. Im besten Falle sind sie ästhetische Feinschmecker, welche das einseitig formale Prinzip als ihr Banner renommirend vor sich her wehen lassen. Ihnen ist die Kunst selbst oft das gleichgültigste Ding von der Welt. Daß sie die Blüthe, der Gipfel und der höchste Ausdruck unseres menschlichen, sinnlich-geistigen Wesens und deshalb das unverbrüchliche Eigenthum der gesammten Menschheit sei, davon haben sie in ihrem exclusiven Hochmuthe keine Ahnung. Ihr Kunstinteresse ist meist nur das renommistische Aushängeschild ihrer exclusiv sein wollenden Geistesaristokratie. Wissenschaft und Poesie freilich, die sind für das „Volk.“ Jeder kann sie selbst bei den dürftigsten Mitteln auf seiner Stube kennenlernen. Der Sinn für bildende Kunst aber kann, wie jetzt leider die Sachen stehen, nur durch kostspielige Reisen oder, wenn man es recht billig haben will, durch nothdürftige und dabei immer noch enorm theure Kupferwerke geweckt und ausgebildet werden. Ist oder gerirt man sich daher als Kunstkenner, so zeigt man, daß man Aristokrat, daß man reich und also frei und unabhängig ist. Denn in unserer Zeit giebt Geld allein die Freiheit, d. h. „es paralysirt,“ wie der alte Göthe mit Bezug auf Byrons Wahlspruch: »Viel Geld und keine Obrigkeit!«

ſagte, „die Obrigkeit.“ Es iſt daher eine wahrhaft naive Enthüllung ihres unſittlichen Geheimniſſes, wenn Leute dieſer Art öffentlich die Frage: „wem die Kunſt gehöre?“ damit beantworten, daß ſie dieſelbe zum ausſchließlichen Eigenthume einiger wenigen Kenner machen. Die Kunſt gehört der Menſchheit, dem Volke, das ſie erzeugt, und es iſt Sache der Bildungsbevorzugten, dem Volke dahin zu verhelfen, daß es ſein Eigenthum wieder erlange und genieße. Und das iſt ein Streben, welches ohne Zweifel auch im edelſten und vollſten Sinne des Wortes chriſtlich iſt, denn Chriſtus will: „daß allen Menſchen geholfen werde!“

Rom, im Dezember.

Von den Bildhauern zu den Malern, unter denen ich beſonders die Ateliers derjenigen, namentlich deutſchen Landsleute, beſucht, welche es ſich zur Aufgabe machen, Leben und Natur Italiens wiederzuſpiegeln. Die Art und Weiſe, wie uns der große Haufe unſerer Maler Natur- und Menſchenleben Italiens in ihren Bildern über die Alpen ſchicken, läßt ſich am Beſten mit der traditionellen Darſtellung unſeres Landvolks auf dem Theater vergleichen. So wenig ein Menſch von geſundem Sinne in dieſen Bauernburſchen mit den ſtehenden rothen Bruſtlätzen, den buntbebänderten Hüten und dem ganzen Geßner'ſchen Schäferapparat auf unſern Brettern wie in unſerer Theater-Literatur Wahrheit und Natur finden wird, ebenſowenig wird Jemand, der Land und Volk Italiens aus eigener Anſchauung kennt, in dem Meiſten, was ſich für italieniſches Genrebild ausgiebt, beide wieder zu erkennen vermögen. Gewöhnlich ſieht man dieſen Bildern die künſtleriſche Impotenz auf hundert Schritte an. Es hat ſich ein Ungeiſt der Verkünſtelung, eine traditionelle, typiſche Auffaſſungs- und Behandlungsweiſe gebildet, deren gleißendes, geſchminktes und manierirtes Weſen den großen Haufen des

in Ausstellungen umherspazierenden Publikums bestieht, während sich der wahre Freund der Kunst mit Widerwillen davon abwendet. Diese Hirten, Winzerinnen, Kärrner, Campagnabauern, Räuberhauptleute u. s. w. sind, wenn's hoch kommt, nichts als die sklavisch kopirten Modelle, wie sie Jahr aus Jahr ein an der spanischen Treppe zu finden sind: eine geleckte, frisirte, appretirte und verdorbene Natur. Die Kompositionen der Gruppen und Stellungen in diesen abstrakten italienischen Bildern, welche uns wohl gar unter den ebenso abstrakten Namen Frühling, Sommer, Herbst und Winter vorgeführt werden, sind nicht der Natur mit sinnigem Auge abgelauscht, sondern im Atelier ausgeklügelt, auf den gröbsten Theatereffekt berechnet, Portraitirungen gut abgerichteter Statisten. Daher herrscht in der Masse dieser Bilder ein so tödtlich langweiliges Einerlei. Hat man eins gesehen, so kennt man sie ungefähr alle. Von demjenigen, was uns das historische Genrebild — und ein jedes ächte Genrebild ist auch immer historisch — vorführen und zeigen soll, von dem ächten Charakter des Volks, von seiner Substanz, wie sie in Sitte und Lebensgewohnheit sich äußert, von seinen wahrhaften und wirklichen Zuständen, seiner Armuth und seinem Reichthum, Leid und Freude, Arbeit und Genuß wissen uns die meisten jener Pinselerzeugnisse nichts zu sagen. Aus ihren Modellarven spricht keine Seele, keine wahre Empfindung, keine Leidenschaft, kein Pathos, aus ihren Gruppen kein Leben, keine Handlung. Selbst das Aeußerliche des ganzen Habitus, bis auf Haltung und Gesichtsausdruck, Kostüm und Tracht, trägt den Stempel einer koketten, mit Affektation gesteigerten, gespreizten und daher unwahren Nationalität.

Niemals ist mir dies klarer geworden, als seitdem ich in den Arbeiten zweier begabten Künstler neulich den völligen Gegensatz gegen das so eben bezeichnete geistlose Treiben mir vor Augen gestellt sah. Diese beiden Bilder, ganz unabhängig von einander entstanden und beide noch nicht vollendet, ergänzen sich doch gegen-

ſeitig. Sie ſind ächte Darſtellungen des italiſchen, und hier insbeſondere römiſchen National- und Volksgeiſtes, wie er in der von der Kultur noch nicht berührten Bevölkerung dieſer Gebirge und Ebenen lebt. Das eine zeigt ihn in der einfach großartigen Ruhe einer idylliſchen Scene, die uns an ähnliche Zuſtände homeriſcher Menſchheit erinnert. Das andere entfaltet ihn in der höchſten Aufregung, deren er fähig iſt, indem es einen hiſtoriſch überlieferten Moment zum Vehikel der Darſtellung benutzt. Zuerſt von dem letzten. Eliſabeth Baumann hat in ihrem großen Bilde: Brunnenleben im römiſchen Gebirge den glücklichen Griff gethan. Mit dem ſicheren Blicke des Genius erfaßte dieſe Künſtlerin während ihres Aufenthalts in dem einſamen Aricia das eigenthümlich Großartige, poetiſch Erhabene, welches dieſer kulturverlaſſenen, vielfach verwahrloſ'ten Menſchenwelt dennoch einen ſo wunderbaren Zauber, eine ſo imponirende Majeſtät verleiht, daß wir uns zuweilen in dieſer Einſamkeit verfallener Gebirgsſtädte, in dieſer Einfachheit der ärmlichſten Lebenszuſtände von dem Geiſte homeriſcher Dichtung angeweht fühlen. An dieſen Brunnen und Fontainen der ſtillen Plätze verfallener Städte wie Aricia, Nemi und Marino glaubt man in den Gruppen waſſerſchöpfender Frauen und Mädchen, in dem hohen Gange, in der ſtolzen Haltung dieſer adligen Geſtalten, wie ſie mit den antikgeformten Henkelgefäßen auf dem Haupte ab- und zuwandeln oder wartend und plaudernd da ſtehen und ſitzen, wirklich jene patriarchaliſche Welt des Sängers der Odyſſee vor ſich aufſteigen zu ſehen. Wie überall in einem politiſch heruntergekommenen Volke hat ſich die Größe ſeiner Natur am meiſten in den Frauen des italiſchen Volkes erhalten. Dieſe ſchönen ſtolzen Leiber, dieſer Adel des Ausdrucks und der Züge, dieſe Würde der Matronen und Greiſinnen zeigen uns noch jetzt das Abbild der Mütter jenes Römervolkes, welches einſt die Völker der Welt mit ſeinen Legionen niederwarf und ſeinen Fuß auf den Nacken aller Könige der Erde ſetzte.

In dieſem Sinne und ſo mit großem Auge geſehen geſtaltete ſich nun unter den Händen der Künſtlerin dieſe kleine Welt des Brunnenlebens der Weiber des römiſchen Gebirges zu dem vollſtändigen Ausdruck des wahrhaft Großen und Idealiſchen, welches allerdings noch in dieſer Menſchennatur vorhanden iſt. Das Einfachſte, ſo mit großem Blicke geſchaut, erwuchs aber auch zugleich zu einem Bilde, deſſen äußerer Umfang jener geiſtigen Größe gemäß ſein mußte. Dieſes „Brunnenleben römiſcher Weiber des Gebirges“ iſt eine Idylle, aber eine homeriſche. Die Geſtalten überſchreiten faſt das Maaß der Lebensgröße, aber man ſieht ihnen an, daß ſie ein Recht haben, ſo aufgefaßt und dargeſtellt zu werden. Hier iſt ein Gemälde, das uns in Geſtalten, welche an die Urpoeſie der Welt, in der Bibel des Orients wie in der des Occidents, erinnern, doch zugleich die lebensvollſte Wirklichkeit und Wahrheit einer noch mit uns exiſtirenden Gegenwart und Nationalität energiſch vor Augen ſtellt, ein Bild, das ſich an die berühmten Schnitter des genialen Franzoſen Robert würdig anreiht.

In dem Robert'ſchen Bilde iſt freilich noch immer ein leiſer Hauch jener falſchen Idealiſirung, die der dargeſtellten Wirklichkeit alle und jede Spur ihrer eigenthümlichen, naturwüchſigen Rauhheit und Herbheit zu nehmen ſucht. Selbſt die Büffel in dem Robert'ſchen Bilde ſind nicht frei geblieben von dieſer falſchen Verſchönerungsſucht, und in dem ſchönen jungen Manne, der zwiſchen ihnen hingelehnt ſteht, mag allerdings, wie der vortreffliche Viſcher es ausdrückt, ein Cincinnatus verloren gegangen ſein, aber eben ſo ſehr iſt in ihm auch das wahre Abbild von einem ächten und gerechten Bufalaro der römiſchen Campagna durch die Hand des Malers verloren gegangen. Hier geht nun das Baumann'ſche Bild offenbar einen Schritt weiter und über den Vorgänger hinaus. Dieſe Geſtalten ſind im Geiſte und in der Wahrheit Römerinnen, weil ſie in und mit dem Geiſte der Wahrheit aufgefaßt ſind, mit

einem Geiſte, welcher durchaus (ich rede nicht vom Kolorit) an Rubens'ſche Auffaſſung erinnert.

Die Scene iſt an dem Brunnenplatze einer römiſchen Gebirgsſtadt. Da das Waſſer an dieſem Brunnen durch eine oder zwei metallene Röhren nur ſparſam in die untergehaltenen Gefäße ſprudelt, ſo bildet ſich leicht zu allen Tageszeiten hier eine Geſellſchaft ſchöpfender, wartender, verweilender Frauen und Mädchen, wie ich ſie unter meinem Fenſter zu Aricia im Albanergebirge oft genug beobachtete. Der Brunnen iſt das Rathhaus dieſer römiſchen Weiber. Alles, was in Liebe und Haß, in Leid und Freude dieſe enge Welt bewegt, von dem leichten Scherz der Liebeshändel bis zu den blutigen Tragödien, mit denen die heiße Leidenſchaft dieſer Menſchen Haß und Feindſchaft, und beſonders Eiferſucht, oft zu raſchem Ende führt, wird hier beſprochen und verhandelt, laut und leiſe, ſtill oder heftig, kurz oder ausführlich, je nachdem Zeit und Gelegenheit und Freiheit von belauſchenden Zeugen das geſtatten. Eine ſolche Scene nun ſteht hier vor uns. Auf einem hochgelegenen freien Platze, an der Rückſeite eines verfallenden Gebäudes, befindet ſich der Brunnen mit ſeiner ſteinernen Einfaſſung. Rohe Steintreppen führen hinan zu ihm, eine ſteinerne Baluſtrade ſchließt die Hintergrundſeite des Platzes ein. Ueber dieſe hinaus verliert ſich der Blick in die rothbraune Ferne der Campagna und bis zum blauen Meeresſtreifen abwärts am äußerſten Rande des Horizonts. Nichts Architektoniſches ſonſt, [illegible]e Vegetation hält unſere Aufmerkſamkeit ab, ſich völlig und ungetheilt den Geſtalten der Menſchen zuzuwenden, welche dieſen Platz beleben. Ein halberwachſenes Mädchen, das ſich ſo eben mit dem gefüllten Kruge in beiden Händen entfernt, hat einer Frau Platz gemacht, die hoch und ſtattlich, doch in bequemer Stellung, die linke Hand mit jener unnachahmlich ſtolzen Grazie der römiſchen Gebirgsweiber in die Seite geſtemmt, mit der Rechten ihren Krug den herabfließenden Waſſerſtrahlen unterhält. Aber ihr Geſicht iſt von ihrem Geſchäfte abwärts

und zurück gewendet. Nieder und gleichsam in sich hinein blickend scheint sie eine, wenn auch nur halbe Aufmerksamkeit den Worten einer alten Matrone zu leihen, welche an der entgegengesetzten linken Seite, sitzend und augenscheinlich etwas Bedeutendes erzählend, den Abschluß der ganzen Gruppe des Gemäldes bildet.

In der Mitte um das Steinbassin herum stehen drei Frauengestalten. Die eine, am tiefsten zurückstehende, den Kopf behaglich auf den Henkel ihres auf dem Steinrande vor ihr stehenden Kruges gelehnt, lauscht aufmerksam auf die Worte der Alten. Minder aufmerksam ist die zweite, welche mit der Linken das gefüllte Gefäß auf dem Haupte festhaltend, ihrem, nur mit einem zerfetzten Hemde bekleideten Buben aus einer Schale zu trinken reicht. Aber die Krone von allen, in der Pracht und antiken Schönheit ihrer Figur nur mit der zuerst genannten Wasserschöpferin vergleichbar, ist die dritte, dicht neben ihr stehende oder vielmehr im Fortschreiten begriffene Frauengestalt. Im dunkelrothen Gewande, mit beiden kräftigen Armen das antike Wassergefäß auf dem Haupte haltend, ist sie ganz das lebendig gewordene Bild einer antiken Kanephore, wie ich sie oft genug in Genzano, Nemi und Velletri gesehen. Diese Gestalt würde einen Festzug zum Parthenon hinauf schmücken. Frei und stolz blickt sie unter den schöngeschwungenen Brauen des ausdrucksvollen Antlitzes hinab auf die Alte zu ihren Füßen, welche von einer neuen kühnen That des in die Berge geflohenen und Räuber gewordenen Camillo gegen [illegible] ihm auflauernden Carabinieri erzählt. Denn dieser Gefürchtete ist ihr Geliebter, und der, um dessentwillen er entfloh[illegible], weil er ihm das Messer ein wenig zu tief in die Brust gestoßen aus Eifersucht und Zorneswuth, war der Bräutigam der ihr gegenüber an der Brunnenröhre stehenden Giustina. Aber weder die erzählende Alte noch die zuhörenden beiden andern Frauen kennen diesen Zusammenhang und ermessen diesen Eindruck der Erzählung. Nur die zur Seite der Alten sitzende junge Frau schaut voll Mitleid auf die zuerstgedachte, in

ſich verſunkene Geſtalt, und ſchließt ſo den Ring des Ganzen durch dieſen Bezug der Theilnahme verbindend in ſich zuſammen. An der Erde halbnackte ſchlafende Kinder, denn der heiße Sommernachmittag neigt ſich zum Abende. Die Sonne ſinkt durch leiſen Dunſt- und Gluthnebel dem Meere zu, und ihr voller, warmer Schein ſpielt ruhig verklärend auf den edelſten Menſchenbildern dieſer ächt antik gefühlten homeriſchen Idylle, von deren Größe und Schönheit dieſe arme Beſchreibung kaum einen Schatten wiederzugeben vermag.

Hat Eliſabeth Baumann in ihrem Bilde uns die italieniſche Volksnatur in der vegetativen Ruhe ihres patriarchaliſchen Daſeins vorgeſtellt, ſo läßt nun ein anderer Künſtler, Rudolf Lehmann aus Hamburg, in dieſe Ruhe des Traumlebens den Blitz der aufgeregten Leidenſchaft fahren, und dieſelbe Volksnatur aus ihrer ruhigen Unbewegtheit herausgetreten wie ein mächtig aufgeregtes Meer vor uns erſcheinen in ſeinem großen Bilde: „Sixtus V. die Pontiniſchen Sümpfe ſegnend.“ In dieſem Bilde erſcheint die ganze bisherige genrebildliche Darſtellungsweiſe, in welcher die moderne Kunſt uns Land und Volk Italiens vorzuführen verſucht hat, zur hiſtoriſchen erhoben und auf den höchſten Punkt gebracht, den dieſelbe ihrer Natur nach erreichen kann. Ich betone das kann abſichtlich. Denn ein Volk, das ſelbſt nur noch ein Genrevolk, kein hiſtoriſches iſt, ein Volk, welches in der völligſten Unfreiheit ſein höchſtes Bewußtſein außerhalb, nicht in ſich hat, kann dem Künſtler keinen Stoff zu einem hiſtoriſchen Kunſtwerke im höchſten Sinne des Worts liefern. Das höchſte Pathos eines ſolchen Volks iſt das religiöſe, und zwar das religiöſe Pathos, welches von der Verehrung ſeines höchſten geiſtlichen und zugleich weltlichen Oberhauptes ſeinen Impuls erhält, auf dieſen Punkt ſich ſelbſt mit allen ſeinen zeitlichen und ewigen Intereſſen bezieht, von ihm, und von ihm allein alle und jede Erfüllung und Befriedigung erwartet. Die Geſchichte eines ſolchen Volks iſt die Geſchichte

dieſer ſeiner Oberhäupter und Beherrſcher. Das Handeln und die Thaten der letzteren vertreten die ſeinen. Es ſelbſt empfängt nur dieſe Thaten als Wohlthaten oder als Leiden. Und wenn ſeine Beherrſcher die Welt ſich zu ihren Füßen legen, ſo fällt doch auf ein ſolches Volk kein Strahl dieſer hiſtoriſchen Ruhmesglorie zurück. Das iſt der Unterſchied der neuen chriſtlichen von der alten heidniſchen hiſtoriſchen Bedeutung und Weltherrſchaft Roms. Einen ſolchen Zuſtand aber in einem bedeutſamen Momente uns vor die Augen zu ſtellen, bleibt immer eine würdige Aufgabe für den modernen Künſtler und erhebt, wenn es ihm gelingt, ſein Werk zu dem Range eines ächt hiſtoriſchen Bildes. Unſerm Künſtler iſt dies gelungen.

Gelingen aber konnte es ihm nur, weil er mit der Bildung ſeines Bewußtſeins über dem geſchilderten Zuſtande ſteht. Dieſe Bedingung iſt weſentlich, und darum iſt es auch nicht zufällig, daß alle Künſtlerindividuen, die uns Volk und Lebenszuſtände Italiens in bedeutenden Werken vorgeführt haben, nicht dem Lande und Volke ſelbſt, ſondern fremden Nationen angehören. Was jetzt in Land und Volk Italiens nach dem Verfall ſeiner mittelalterlichen Herrlichkeit im Lichte der neuen Zeit Stoff und Gegenſtand für die Kunſt geworden iſt, deſſen haben ſich allein die Künſtler fremder Nationen zu bemächtigen gewußt. Die ewige Schönheit ſeiner ſüdlichen Natur in der Pracht und Herrlichkeit ihrer Landſchaft, die unverwüſtliche Größe ſeiner naturbegabten Menſchheit, die künſtleriſche Geſtaltung ſeiner Lebenszuſtände in der naiven Einfachheit ihrer Intereſſen und Bedürfniſſe, in dem bunten Schmucke der Sitte und Tracht, in den Freuden und Genüſſen der Feſte, wie in der wilden Romantik, welche ſelbſt die moraliſche Verſunkenheit des geächteten Räubers mit ihrem Zauber umkleidete: wer hat es dargeſtellt, wer hat all dieſen Weſen die ſtumme und doch ſo beredte Sprache verliehen? Nicht Italiener, ſondern Fremde, Franzoſen, Deutſche. Italien hat keine Maler mehr. Techniker wohl,

die in der Handhabung des Technisch-Aeußerlichen manchem Fremden voranstehen, aber keine Maler mehr. Alle, auch die besten, leiden unter dem Unglücke, das auf dem politischen und geistigen Leben ihrer Nation lastet. Sie haben Alles verloren, was ihre Ahnen zur Zeit der Kunstblüthe Italiens besaßen, und nichts dafür zum Ersatze wieder gewonnen.

Doch zurück zu dem Lehmann'schen Bilde. Zwischen Sezze und dem berüchtigten Räubernester Sonnino, auf einem Hügel der Volskergebirge, welche die Pontinischen Sümpfe gegen Osten begränzen, erhebt sich ein thronartiger Felsblock, noch heute im Munde des Volks unter dem Namen: Il sasso di papa Sisto bekannt. Von ihm aus beherrscht der Blick des Wanderers die meerbegränzten Sümpfe, die Berge von Terracina und das malerische Cap Circello, dessen wundervolle Formen sich steilabwärts ins Meer senken. Dorthin zog Papst Sixtus V. im Jahre 1590, dem letzten seiner Regierung, um, was er mit unendlichem Kostenaufwande zur Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe gethan, mit dem apostolischen Segen zu krönen. Dort, auf einer Wanderung, vernahm der Künstler aus dem Munde des Volks die Tradition dieses großen Ereignisses, sah er das steinerne Zeichen der Erinnerung an dasselbe, und beschloß, die Darstellung dieser Natur und ihrer Bewohner, zu welcher er schon lange eben so mühsame als für Leben und Gesundheit gefahrvolle Studien gemacht hatte, an diesen historischen Moment anzuknüpfen. Und in der That, er hätte keine glücklichere Wahl treffen können, als diese, durch welche sich ihm der bedeutungsvolle Gegensatz der Herrschenden und Beherrschten, des Geistlichen und Weltlichen, die sämmtlichen Elemente eines Staates, welcher der Kirche zum Schemel ihrer Füße dient, kurz, in welcher sich ihm alle Pracht und Herrlichkeit, alle Größe und Machtfülle, aber auch alles Elend und aller Jammer, alle geistige und materielle Armuth und Versunkenheit dieses Kirchenstaates so ungesucht in der Entfal-

tung eines einzigen Moments auf ihrem eigenen Grund und Boden dargeboten hätte.

Das höchste Oberhaupt aller Christenheit auf Erden und zugleich der weltliche Beherrscher des Landes naht, um einer seiner Provinzen, für deren leibliche Wohlfahrt er durch gewaltige Unternehmungen so eben Großes gethan hat, die weihende Gnade des himmlischen Segens zu ertheilen. Die Nachricht hat Alles aufgeregt, die ganze Bevölkerung in Bewegung gesetzt. Den heiligen Vater zu schauen, von der beglückenden Anwesenheit des Stellvertreters Christi auf Erden ihren Theil zu empfangen, drängen sich alle Stände, jedes Alter heran, denn für jeden gilt es, aus der höchsten Quelle zeitlicher und ewiger Wohlfahrt sich sein Theil zu schöpfen. Die Armen, die Verlassenen, die Leidenden und Kranken hoffen auf Trost und Hülfe, auf Linderung oder Heilung ihrer Leiden. Die innerlich und heimlich Gedrückten, ja selbst die Verbrecher, welche als Räuber und Mörder in offener Empörung gegen weltliches und göttliches Gesetz freveln, enthalten sich nicht, dem Spender der Gnade und des Segens in reuiger Zerknirschung zu nahen. Die Frommen und Guten sehen sich das höchste Freudenfest des Lebens bereitet. Die Glücklichen erwarten den schirmenden Segen zur Befestigung und Bewahrung ihres Glückes in Weib und Kindern, in Habe und Gut, für die Früchte ihrer Felder und Heerden. So drängt es sich wimmelnd heran, aus den Hütten wie aus den Schlössern, aus Bergen und Thälern, aus den Schluchten und Höhlen der Gebirge. Selbst Krüppel, Kranke und Sterbende wollen nicht zurückbleiben. Man sieht sie, gestützt oder getragen von liebenden Händen, dem heiligen Vater entgegen geleitet, den wir jetzt, im Mittelpunkte des Bildes, hocherhaben über Alle, auf dem teppichbedeckten und blumenbestreuten Felsblocke in hoch aufgerichteter Stellung erblicken. Um ihn her ist zunächst sein Gefolge, neun Kardinäle, davon zwei die Schleppe tragen, sechs Bischöfe, sechs Baldachinträger, zwei Fiabellari mit ihren Pfauenwedeln nebst

der Schweizergarde, ſymmetriſch zur Rechten und Linken vertheilt. Vor ihm, etwas rückwärts, hält der Crocifero auf weißem, ſchwarzbehängtem Maulthiere. Die Schweizergarde, bemüht, die Würde der heiligen Handlung zu wahren, hat es zunächſt mit dem Andrange einer Menſchenfluth zu thun, welche aus einer Felsſchlucht hinter der eben geſchilderten Mittelgruppe des Papſtes und ſeiner Umgebung, links vom Beſchauer hervor und dem Vordergrunde zuſtürzt. Es iſt armſeliges, wüſtes Räubergeſindel, aber ſie nahen, wie wir ſehen, mit frommer, friedlicher Abſicht, in Reue und Zerknirſchung. Einige von ihnen, denen es gelungen, durch die Garden zu dringen, bilden die Schattengruppe des Vordergrundes. Zunächſt auf einem Felsblocke knieet ein Räuberweib, halb nackt, mit Lumpen bedeckt. Hinter ihr kauert ihr Gatte, das Zeichen des Kreuzes machend. Vor ſich hin hat ſie ihre faſt nackte Brut ſammt den Mordwaffen des Mannes zur Erde geworfen. Ihr Blick, zum heiligen Vater gewendet, erfleht Vergebung für die Thaten der Eltern um der Kinder willen. Ebenſo hält ein anderes Weib in der zweiten Gruppe das Mordgewehr ihres Mannes, auf ihn zurückdeutend, dem Papſte entgegen, während der Räuber ſelbſt, als Zeichen der Reue, ſein Dolchmeſſer von ſich wirft. Nur eine Alte, in der Verruchtheit und Sünde ergraut, ſelbſt Enkelin, Tochter und Mutter von Räubern, in dieſem freien Gewerbe durch lange Jahre Stolz und Ehre zu ſehen gewohnt, blickt wie mißbilligend auf dieſe Bereuenden, deren Zerknirſchung ihr Feigheit erſcheint. Auf die Knie ſich werfen vor dem Stellvertreter Gottes und ſeinen Segen hinzunehmen, ſcheint ihr nicht unvereinbar mit dem Verharren auf dem Wege der Väter. Ein ähnliches Gefühl mag in dem Raubgeſellen hinter ihr wenigſtens für den Augenblick die Oberhand gewinnen, deſſen Weib mit andern von einem der übermüthigen Schweizer mit der Hellebarde ſo gewaltſam zurückgeſtoßen wird; denn es iſt, als ob ſeine Hand unwillkürlich nach dem Meſſer zucke. Ueberhaupt iſt in den Gruppen dieſer Seite alles voll des

individuellſten Lebens. Rührend iſt unter dieſen Bildern des Elends und der Verworfenheit beſonders ein halberwachſenes Mädchen, das, zur Seite der Mutter kauernd, mit einem ihrer kleinſten Geſchwiſter im Arme gleichſam die Blöße ihres halbnackten Leibes zu decken ſucht. Mit dem Elende und der Armuth dieſer Gruppen bildet nun die Pracht und glänzende Herrlichkeit der in Gold- und Farbenſchmuck der Prachtgewänder prangenden Umgebung des Papſtes einen um ſo ſchneidenderen Gegenſatz, da er durch die Figuren, welche den Papſt und die Kirchenfürſten von dieſem Theile des Volks trennen, einen auf ſeine Lanze geſtützt ſich ſpreizenden Schweizer und einen Uffiziale delle Corazze in voller Rüſtung — beide am Fuße des Saſſo di Siſto ſtehend — nur noch ſchärfer materiell und ſittlich hervorgehoben wird.

Wenden wir uns jetzt von der düſteren linken zur rechten, lichtbeſtrahlten Seite des Bildes. Den Uebergang zu den Gruppen derſelben bildet am Fuße des Felsthrones, gerade unter dem Papſte, ein knieender Chorknabe, der aus einem vor ihm ſtehenden Korbe über den freien Raum, welcher beide Seiten des Vordergrundes wie eine Cäſur im Verſe trennt, Blumen ausſtreut. Hier begegnen unſerm Blicke zunächſt in einer Gruppe, auf welche das vollſte Licht fällt, zwei knieende Mütter, deren eine in leidenſchaftlicher Gluth der frommen Begeiſterung dem Papſte ihren Säugling hoch entgegenhält, daß er dem Segen näher ſei, während die andere das Kind an ihrer Bruſt das Zeichen des Kreuzes machen läßt, ohne es in ſeinem Traumwachen an der Mutterbruſt zu ſtören. In der nächſten Gruppe einige Kapuziner in Anbetung aufgelöſ't, dann Bürger aus dem nahen Sezze; ein Brautpaar, hinter demſelben die Mutter, die Hände auf die Schultern ihrer Kinder legend, bittet den Papſt, die Ehe zu ſegnen. Endlich, die Spitze dieſer Gruppe bildend, ein fieberkrankes Mädchen, auf den Bruder und die Mutter geſtützt, welche um ihre Heilung flehen. Weihrauchſchwenkende Chorknaben, weiß gekleidet, am Fuße des Felsthrones bilden die

Verbindung dieſer Gruppe mit der des Mittelpunktes. Hinter ihnen, halb im Schatten des Baldachin, eine bewegte Menge, theils auf dem Geſicht, anbetend, theils Hände emporſtreckend, Feldfrüchte zum Segen hinhaltend. Ein Ruf ertönt von allen Lippen: La benedizione, Santo Padre! Die Spitze dieſer Gruppe bildet eine eben auf die Höhe der Umgebung hinaufgelangte junge Frau, die Korbwiege mit dem jüngſten Kinde auf dem Haupte tragend, wie es noch heute in jener Gegend Brauch iſt bei Kirchengängen und Wanderungen der Weiber. Sie winkt einem anderen, entfernteren Zuge, der, Pifferari voran, ein beladenes Saumthier in der Mitte, von einem der nächſten Hügel herbeizieht, zu größerer Eile. Hinter ihr erhebt ſich ein büffelbeſpannter Erntewagen, und immer weiter und weiter hinaus erblickt man ein wimmelndes Gewoge, eine anbetende oder zur Anbetung herbeieilende Menge, welche ſich endlich in die Fernſicht der Landſchaft verliert, auf deren Gebirge und Flächen uns der Künſtler in charaktervoller Abbreviatur die Ausſicht bis zum fern herüber blinkenden Meere hin offen gelaſſen hat.

In ſolcher Umgebung nun, hoch emporgerichtet über dieſen, in einem Gefühle der Anbetung vereinten Tauſenden, die weit ausgebreiteten Arme majeſtätiſch gen Himmel erhoben, öffnet das allerhöchſte Haupt der Chriſtenheit, verkörpert in der Perſon einer der kräftigſten und gewaltigſten Herrſcher, welche je die dreifache Krone getragen, den Mund, und ſpendet im Namen des Königs der Könige, über alle dieſe Menſchen, über Glückliche und Unglückliche, Frohe und Trauernde, über Gerechte und Ungerechte, ja über die Früchte dieſer Felder, über die Heerden dieſer Berge, über die ganze umgebende Natur, deren Verjüngung er zu ſchaffen unternommen, den gnadenvollen Segen.

Von den übrigen deutſchen Künſtlern, deren Ateliers ich beſucht habe, nenne ich hier nur die ausgezeichneten Landſchaftsmaler L. Gurlitt aus Altona, E. Willers von Oldenburg und Bromeis aus Kaſſel, denen ſich in zweiter Reihe Werner, Frey, Töm-

ming, Helft u. a. anſchließen. Unter den Genremalern iſt Ernſt Meyer von Altona der bedeutendſte, doch hat er ſeit längerer Zeit nichts Größeres geſchaffen. Ihm zur Seite ſtehen Nadorp, Pollack, Vogel und Van Muyden. Zwiſchen Genre und Hiſtorie in der Mitte ſteht Riedel, der Meiſter der Farbe, der Maler italieniſcher Frauenſchönheit, das Haupt einer Schule, die indeſſen weniger ſeine Größe und Stärke erſtrebt als ſeine Fehler nachahmend übertrifft. Der genialſte aller in Rom lebenden Hiſtorienmaler, Karl Rahl, iſt leider auf einer Reiſe begriffen. Seine Verfolgung der Chriſten in den Katakomben Roms ſah ich nur in einer Skizze, ſein großes Bild Manfred's Einzug in Nocera nur in der erſten Anlage.

Rom, den 31. Dezember 1845.

Solch ein längeres Reiſeleben in der Fremde hat doch etwas Wunderbares. Wie ein Schneekügelchen, aus dem eine Lawine wird, rollt man anfangs einſam und unbelaſtet in die Fremde hinaus. Aber mit jedem Schritte vorwärts, mit jedem Tage, jeder Woche, hängt ſich mehr Gewicht an uns an. Wir kommen in die mannigfaltigſten Verhältniſſe und Verwicklungen, müſſen andere in Anſpruch nehmen und werden von anderen in Anſpruch genommen. Bekanntſchaften knüpfen ſich an, ſchließen ſich enger, werden innige Freundſchaftsverhältniſſe. Die Kürze der Zeit, die ſtets dräuende Trennung verſtärkt das Beſtreben, möglichſt ſchnell ſich gegenſeitig im Austauſche der Gedanken und Erlebniſſe zu genießen, das früher vom Geſchick Verſagte oder zufällig Verſäumte nachzuholen. Daraus entſteht leicht ein unruhig überreiztes Weſen; das Blaſen in die Kohle giebt einen ſchönen Flammenſchein, aber die Kohle verzehrt ſich dabei. Will man das innere und äußere Gleichgewicht wieder herſtellen, ſo bleibt faſt nichts übrig, als die Menſchen

auf Reisen möglichst nur als Mittel zu seinen Zwecken zu betrachten, was denn freilich selbst einem Goethe nicht ganz und nicht immer gelingen mochte, wie viel weniger unser einem.

Ich habe Euch schon mehrmals von zweien der ausgezeichnetsten unter den hiesigen Künstlern, von Elisabeth Baumann und Adolf Jerichau erzählt. Seit gestern sind sie Verlobte, und unsere ganze deutsche Gesellschaft nimmt an dem Glücke dieser liebenswürdigen Menschen und ächten Künstlernaturen den herzlichsten Antheil. In der Nacht des scheidenden Jahres, die ich einsam auf meinem Zimmer verlebte, gab ich meiner Theilnahme an dem Geschick der mir theuer gewordenen Menschen Worte in den folgenden Zeilen, während ich mich in Andacht labte an der Majestät des göttlichen Hauptes meines Jupiter von Otricoli, vor dessen Kolossaladguß die Kerzen als Opferflammen der nächtlichen Festfeier leuchteten.

In

Adolf Jerichau und Elisa Baumann.

Viel des Schönen hab' ich gesehn, seitdem ich Italiens
Boden mit pochender Brust, ach! den ersehnten, betrat.
Was sich der Knabe geträumt, im Mährchentraume der Kindheit,
Was dem Jünglinge dann höher den Busen geschwellt,
Was der reifende Mann als Krone des irdischen Daseins
Oft in stillem Gebet heiß von den Göttern erfleht —
Endlich ward es gewährt: mit dürstenden Augen zu schauen
Himmel und Erde und Meer, die sich die Schönheit geweiht,
Seit aus der purpurnen Nacht der küstenumarmenden Fluthen
Einst Cytherea empor stieg zu dem rosigen Licht.
So aus kummerlicher Nacht des gestalt- und farblosen Nordens
Hub sich der Schönheit Land leuchtend dem Blick mir empor.
Dies ist dasselbige Meer, das der herrliche Dulder Odysseus
Heimathsuchend, im Kampf gegen die Götter durchirrt.
Sieh' und die Götter, sie leben noch jetzt, in marmorner Schöne
Wie sie der bildende Geist göttlicher Menschen erschuf.
Ist das nicht Jupiters Haupt, des gewaltigen Wolkenversammlers,
Dessen gewährendem Wink einst der Olympus gebebt?

Juno blickt sie nicht noch, die Herrscherin einst des Olympus
Wie sie von himmlischen Höh'n streng auf Aeneas geschaut?
Artemis schweift durch's Gebirg und der Fernhintreffer Apollon
Scheucht mit dem mächtigen Arm träuend die Furien hinweg!
Venus entsteiget dem Meer, noch triefen vom Schaume die Locken,
Und schon regt Dir die Gluth flammender Liebe das Herz.
Ist das nicht Niobe dort, die unglückseligste Mutter,
Weil sie die glücklichste sich gegen die Götter gerühmt? —
Dann von dem Marmorsarge des schönen hellenischen Daseins
Schweifte der trunkene Blick hin zu der Blüthe der Kunst,
Die sich seit Golgatha's Kreuz in farbigem Leben entfaltet,
Bis sie durch Rafaels Geist voll sich zur Schönheit verklärt.
Ueber Jahrhunderten, so in denkendem Schauen durchwandert,
Ruhte endlich der Geist, still in die Klage versenkt:
Ach, daß der Schönheit Tag so kurzer und flüchtiger Dauer!
Daß uns die Sonne der Kunst tiefer und tiefer versank!
Aber siehe, sie lebt! in unvergänglicher Schöne
Leuchtet ihr rosiger Strahl morgenverkündend empor.
Jerichau's Herkules ruht von der Mühe der irdischen Arbeit,
Hebe, die göttliche, reicht liebend den Nektar ihm dar.
Und die Göttergestalt und den Adel homerischer Menschheit
Zeigt uns Elisabeth hier, wo sie das Urbild geschaut.
Schönes hab' ich gesehn, seitdem ich Italiens Boden,
Inniger Sehnsucht Ziel, klopfenden Herzens betrat —
Aber des Schönen Schönstes verlieh mir die Gnade der Götter:
Keimen und Wachsen und Blühn Euerer Liebe zu sehn;
Euch, die Ihr einig in Kunst, im Reiche der ewigen Schönheit,
Einig im kindlichen Sinn, — Eins auch in Liebe zu schaun.
Tief in der Feier der Nacht, die vom alten Jahre das neue
Scheidet, ruhet um mich Roma, die ewige Stadt.
Aber ich hebe die Hände empor zu dem Vater der Götter,
Dessen unsterbliches Haupt leuchtend die Kerze bestrahlt:
Vater Zeus, Kronide, Beherrscher der Götter und Menschen,
Kröne den Bund, der den Freund liebend der Freundin vereint.
Laß, Alkmenens Sohne an Kraft und Muthe vergleichbar,
Ihn zum Olympus der Kunst wandeln die mühvolle Bahn,
Und wenn die Stirn ihm heiß von der Arbeit Perlen bethauet,
Reiche ihm Hebe schon hier liebend den labenden Trank.

1846.

Rom, den 6. Januar 1846.

Das neue Jahr iſt ohne deutſchen Freudenlärm der Sylveſternacht angebrochen. Man wünſchte ſich Morgens ein buon capo d'anno, und damit gut. Heute, am alten Geburtstage des Heilandes, iſt der Giorno della Beffana, der Tag der römiſchen Weihnachtshexe, welche in dieſer Eigenſchaft unſerm Knecht Ruprecht entſpricht. Wie die heiligen drei Könige einſt das Chriſtkind beſchenkten, ſo beſchenken heute die Römer ihre Kinder. Geſtern war auf St. Euſtachio bei der Rotonda großer Kinderſpielzeugmarkt, und der Lärm von Kindertrommeln, Trompeten und Tamburro's dauerte die halbe Nacht hindurch. Die Kinder der ärmeren Volksklaſſe hängen Abends Strümpfe über einen Stuhl, in welche die Beffana Nachts die Gaben ſteckt. Der römiſche Weihnachtsfeſtabend wird in den Kirchen durch prächtige Ausſtellungen der Präſepien, aber unſer Chriſtabend wird nur von den hier lebenden Deutſchen in deutſcher Weiſe gefeiert. Lorbeerbäume vertreten dabei die Stelle unſerer Weihnachtstannen, und zum erſten Male habe ich dieſen traurigen Baum des Nordens hier mit einer gewiſſen Sehnſucht vermißt.

Ich habe Euch lange nichts von meinen römiſchen Galleriebeſuchen erzählt, und will deshalb hier Einiges nachholen.

Im Palaſt Barberini ſind nur noch Trümmer der früheren Schätze, aber auch dieſe enthalten Koſtbares. So befindet ſich dort das berühmte Portrait der unglückſeligen Beatrice Cenci von Guido Reni, nach der Tradition von dem Künſtler während ihrer Gefangenſchaft gemalt, die Darſtellung eines der lieblichſten Geſchöpfe, das je die Natur hervorgebracht hat. Wen einmal der tiefe Blick dieſer ſüßen braunen Augenſterne getroffen, der kann ihn nimmer vergeſſen. Es iſt ein bleicher Hauch über ihre Züge ergoſſen, ſie ſcheint traurig und niedergeſchlagen, und doch iſt der Ausdruck der

Verzweiflung durch die Geduld der Sanftmuth gemildert. Ihr Haupt iſt mit einer weißen Draperie umwunden, unter welcher ihr goldenes Haar hervorquillt und ſich auf den Hals hinabringelt. Die Bildung des Geſichts iſt äußerſt zart, die Augenbrauen ſind hervortretend und gebogen. Ihre Stirn iſt hoch und klar, die Augen etwas vom Weinen angeſchwollen. In der ganzen Miene liegt eine Einfachheit und Würde, die vereint mit ihrer Lieblichkeit und ihrem tiefen Grame unausſprechlich pathetiſch iſt. So ungefähr ſchildert auch Shelley den Eindruck dieſes Bildes, das ihn zu ſeiner Tragödie begeiſterte, der einzigen, die er gedichtet, und ich ſetze hinzu, der einzigen Tragödie, welche Englands poetiſche Literatur ſeit Shakſpeare aufzuweiſen hat. Sieht man von dem Grundfehler des Stoffes ab, der als grauſige Ausnahme gegen alle Naturregel in das Gebiet des von Ariſtoteles verpönten „Gräßlichen“ hinüberſpielt, ſo iſt Shelley's dramatiſche Behandlung deſſelben unübertrefflich und die Kunſt, mit welcher er das Grauſenhafteſte deſſelben verſchleiert hat, bewundernswerth. Ueber ſeine religiöſe Auffaſſungsweiſe ſagt der Dichter das Tiefſte, was noch über das Verhältniß des katholiſchen Südländers zur Religion geſagt worden iſt. Die Perſonen ſeines Stücks erſcheinen als tiefreligiöſe Katholiken. „Für eine proteſtantiſche Auffaſſungsweiſe,“ bemerkt er dabei, „wird in dem beſtändigen und ernſthaften Gefühle von dem Verhältniſſe zwiſchen Gott und Menſchen, welches dieſe Tragödie durchdringt, etwas Unnatürliches zu liegen ſcheinen. Vorzüglich wird ſie die Verbindung einer feſten Ueberzeugung von der Wahrheit der Volksreligion mit einem kalten und entſchloſſenen Beharren in ungeheuren Verbrechen nicht faſſen können. Aber die Religion iſt in Italien nicht wie in proteſtantiſchen Ländern ein Rock, der an beſtimmten Tagen angezogen wird, oder ein Paß, den diejenigen, welche keine Unannehmlichkeiten haben wollen, bei ſich tragen, um ihn vorzuzeigen, oder eine düſtere Leidenſchaft für die Durchdringung der undurchdringlichen Myſterien unſeres Daſeins. Die Religion coexiſtirt gleichſam in dem Geiſte

eines Katholiken mit dem Glauben an das, wovon alle Menschen die sicherste Kenntniß haben. Sie ist Anbetung, Glaube, Unterwerfung, Buße, blinde Bewunderung, — keine Regel für das moralische Verhalten. Die Religion ist, den Temperamenten der verschiedenen Gemüther gemäß, eine Leidenschaft, eine Ueberzeugung, eine Entschuldigung, eine Ausflucht, — nie ein Damm gegen die Begierden. Sie hat keine nothwendige Verbindung mit irgend einer Tugend. Der abscheulichste Bösewicht kann sehr religiös sein, und ohne irgend gegen den bestehenden Glauben zu verstoßen, sagen, daß er es sei." So las ich selbst einmal, daß die neapolitanische Zeitung von einem Verbrecher und Mörder aus einer verworfenen Familie sagte: egli stesso di educazione negligentissima, ma allevato *cristianamente e nel timore di Dio!* und es ist bekannt, daß der gräßliche Cenci selbst im Hofe seines Palastes eine Kapelle baute, und Messen für den Frieden seiner Seele lesen ließ. Man darf nur nach der Engelsbrücke gehen und in die dort ausgebotenen Volksbücher, meist Raub- und Mordgeschichten, einen Blick werfen, um zu sehen, wie richtig jene obige Schilderung ist. Ich kaufte neulich so eine, in Todi con permesso gedruckte poetische (in rozzi carmi) Lebensbeschreibung des berühmten Banditen Giuseppe Mastrilli von Terracina. Giuseppe begeht eine Reihe der schaudervollsten Mordthaten, deren Details mit einer grausenhaften Naivetät erzählt werden *), aber er ist dabei durchaus ein guter Christ und

*) Hier eine Probe. Der Bandit, welcher immer als Galantuomo erscheint, bestraft einen Verräther, d. h. einen ehrlichen Mann, der ihn der Polizei ausliefern will:

Da di mano Mastrilli ad un coltello,
E gli occhi tutti i duo gli cava fuora
Poi la bocca taglio anche con quello,
E la lingua gli cava per dolore.
Dopo come un porco allo macello
Gli apre lo petto e gli strappa lo core,
E disse: così si fa alli tiranni
Che non portano rispetto a S. Giovanni!

frommer Verehrer der Madonna, und am Schluß erwartet der Volkspoet denn auch sicher, daß die Gottesmutter, „die mit dem Sünder immer mitleidsvolle," auch dem Pepe Mastrilli gnädig sein werde.

Neben dem Portrait der Cenci hängt das ihrer Mutter, ein kluges, fein berechnendes, aber nicht angenehmes Gesicht. Rafaels berühmte Fornarina, die dritte, welche ich nun gesehen (die zwei andern sind die Florentiner und die der Galerie Sciarra) ist die häßlichste von allen. Unbegreiflich, wie sich manche hiesige Kunstkenner noch immer gegen die Ansicht des feinsehenden Rumohr sträuben mögen, der in diesem Bilde gewiß richtig ein bloßes Studium des Nackten von einem Schüler Rafaels nach dem bereits etwas veralteten Modelle erblickt. Aufrichtig gesprochen, es ist ein widerwärtiges Bild. Die übertrieben dicken Arme, das wie geschminkt aussehende, länglich schmale Gesicht mit den tiefliegenden kleinen Augen und starken Augenrändern, die Schlaffheit des Fleisches, der widrige Naturalismus in der Behandlung, — das Alles wird noch gesteigert durch die sitzende Stellung. Es gehört zur vollen Schönheit einer nackten weiblichen Figur durchaus, daß sie liegt oder steht, nicht sitzt. Das kann man an diesem Bilde lernen. Derselbe Kunstkenner, welcher in dieser Fornarina „die üppige Fülle weiblichen Reizes in der Blüthe des Lebens" erblickt, bezweifelt dem Tizian die unvergleichliche Schiava di Tiziano, welche daneben hängt. Wunderliche Käuze, diese römischen Kunstkenner! Erwähnung verdient noch eine Madonna Fr. Francia's, in welcher die halbverschleierte Stirn, die tief gesenkten Augenlieder, die ganze blumenhafte Stille der Physiognomie, wie wir dieselbe bei diesem Meister gewohnt, von unbeschreiblicher Anmuth sind. Joseph und Potiphar fehlen in keiner italischen Gallerie, aber dieser Joseph auf dem Bilde von Belivert wird große Mühe haben, seinen Rock zurückzulassen. Denn derselbe ist mit einer Schärpe fest um den Leib gegürtet, und obenein ist's ein Aermelrock. Wenn dieses

beleidigend widrige Sujet nicht ein bibliſches wäre, wie würden die Zeloten dagegen eifern!

Auf der großen Palaſttreppe ſteht eine der ſchönſten Thierbildungen des Alterthums, ein koloſſaler, langſam vorſchreitender Löwe, Marmorrelief, einem antiken Grabmonumente entnommen. Dies herrliche Werk zeigt, wie der alte Winckelmann ſagt, „dieſen König der Thiere in ſeiner fürchterlichen Großheit.“ Der Eindruck wird verſtärkt durch die kühne, von der Natur mit Bewußtſein abweichende Bearbeitung der ſtruppigen Mähne, welche an die Haarbehandlung des ſterbenden Fechters erinnernd, wie ein aufgeregtes Meer erſcheint, in welchem die Wellen übereinanderſpringen.

Rom, den 7. Januar.

In der Gallerie Borgheſe zieht das Bildniß Ceſare Borgia's von Rafael immer wieder meine Augen auf ſich. In dieſem Bilde hat uns der Künſtler ein Menſchenangeſicht erhalten, das beredter wie ein vielbändiges Geſchichtswerk zu uns ſpricht von jener Zeit Italiens, wo die heißblütige Leidenſchaft der Macht die ſüdliche Natur in „Thaten blutig, fleiſchlich, unnatürlich“ zu tigerhafter Wildheit entfeſſelte. Es liegt etwas Vampyrhaftes in dieſem Antlitze. In wilder Wüſtheit ſträubt ſich das rothe Haar unter dem ſchwarzen Barett hervor. Man hat die Farbe getadelt, aber in dieſem Bilde iſt ſie nur Mittel, die Zeichnung, die Contoure in ihrer ganzen Großheit und Sicherheit hervortreten zu laſſen. Der Mund, wie eine leiſe geringelte Schlange geſchwungen, ſpielt in einem halb matten, halb ſatten Lächeln feſtgefrornen eiſigen Hohnes, das zu der tiefen, geiſterhaften Starrheit der Augen den Kommentar giebt. Der Kinnbart ſpitzt ſich an beiden Seiten lang zur Bruſt hinab über das ſchwarze, enge Sammetgewand, welches bis an den Hals hinan feſt über Leib und Bruſt zuſammengeknöpft iſt. Die rechte

Hand wie angelöthet um den schwarzen Griff des Dolches an der rechten Hüfte, die linke, aus dem weiß und schwarz karrirten Aermel hervortretend, stemmt sich lässig in die linke Seite. So steht er da, der unerbittliche, scharfgeschliffene, giftige Mord Italiens aus jener Zeit.

Zu meinen Lieblingen in dieser Gallerie gehört noch ein Sassoferrato, die Kopie eines Bildes von Tizian in der Gallerie Manfrini zu Venedig. Der Katalog nennt es albern la vita del uomo, aber es ist vielmehr die sinnige Darstellung des Erwachens der Liebe in der Brust der Jugend. Ein Hirtenmädchen bläs't knieend vor einem sitzenden Hirtenknaben auf zwei Rohrflöten, und während der Gespiele sie mit leiser Bewegung an sich zieht, setzt sie die Flöten ab, und blickt in ahnender Verwunderung zu ihm auf in das sehnsuchtsvolle Antlitz. Rechts drei Amoren, zwei schlafend, einer erwachend. Ein Greis mit einem Todtenschädel ist von alberner Hand in die ursprüngliche Komposition hineingepinselt.

Die werthvollste unter den römischen Bildergallerien ist die des Hauses Sciarra. Ihre Perle ist Rafaels Violinspieler, ein Gesicht mit dem Ausdrucke tiefsten Seelenleidens. Er sieht aus dem Bilde heraus, als schaute er der Geliebten nach, die vorübergeht, ohne die Augen zu ihm zu wenden. Der leidende Ausdruck krankhafter Zartheit auf dem sehr jugendlichen, seelisch feinen Gesichte wird noch vermehrt durch das grüne, pelzverbrämte Gewand. In der Hand, die den Bogen hält, hat er einen Lorbeerstrauß mit einigen Veilchen. Das Bild ist fast ganz im antiken Farbenprinzip durchgeführt, indem Alles durch das Medium der grünen Grundfarbe gesehen erscheint. Tizians oft kopirte und nie erreichte bella donna hängt ihm gegenüber, das lieblichste Bild weiblicher Holdseligkeit und erwartender Liebesgluth. Sie ist im Entkleiden begriffen, und Julia's

„Komm Romeo, du Tag in Nacht!"

kommt einem bei ihrem Anblicke unwillkürlich auf die Lippen.

Bei einem Bilde Giorgione's, „die Enthauptung des Täufers," fiel mir eine Bemerkung ein, die ich bei einem anderen Bilde bibliſch hiſtoriſchen Inhalts von demſelben Meiſter in der Gallerie Borgheſe gemacht hatte. Wie dort der ſtattliche Ritter, welcher in voller Rüſtung an das Rieſenſchwert gelehnt daſteht, hinter ſich einen Pagen, der entſetzt das abgeſchlagene Haupt auf der Baluſtrade betrachtet, ſo iſt auch hier die edle Geſtalt in Ritterrüſtung, welche mit theilnehmendem Ausdruck das blutige Haupt der ſchönen Jungfrau überreicht, offenbar Portrait. Dieſe Darſtellungen laſſen das Portrait noch nicht ſelbſtſtändig erſcheinen, und wie die Landſchaft zu derſelben Zeit durch die bibliſchen Staffagen unſelbſtſtändig gemacht wurde, ſo erſcheint in dieſen und ähnlichen Bildern das Portrait in der Abhängigkeit von einer, vielleicht mit einer gewiſſen ſymboliſchen Abſicht gewählten, bibliſch mythiſchen oder auch wohl mythologiſchen Handlung, zu deren Träger die zu konterfeiende Perſon gemacht wurde.

Die Gallerie Colonna beſitzt einige vortreffliche Bildniſſe, unter ihnen ein Knabenportrait, von Rafaels Vater gemalt, welches lange für das Portrait des jungen Rafael galt. Aber es iſt ein junger Duca von Urbino, wie ſchon das Kordon um den Hals und der koſtbare Edelſtein an der rothen Sammetkappe beweiſen. Ein Muſter von hiſtoriſchem Portrait iſt das Bildniß des Literaten Poggio Bracciolini von Girol. da Treviſi, einem Venetianer und Schüler Rafaels, gemalt. So feine, freie, fürſtliche Haltung, voll jenes bewußten Anſtandes, welcher damals ein Produkt des allgemeinen künſtleriſchen Schönheitsſinnes war, findet man in keinem neueren Portraite. Wenn man dieſe Portraitbilder von Rafael, Tizian und Paul Veroneſe, welche alle hier ſich finden, anſieht, ſo kommt es einem vor, als ſei die Kunſt, wahrhafte Bildniſſe zu malen, welche den vollen Menſchen zeigen, verloren gegangen.

Rom, den 12. Januar 1846.

Mit jedem Tage werde ich heimischer in Rom, und schon beginnt die Gewohnheit ihr Recht zu üben. Die Eindrücke verlieren an augenblicklicher Kraft und an Reiz, sie darzustellen. Man dämmert und schlendert so hin von einem Tage dem andern zu, das Erlebte ist oder scheint einförmiger, weniger bedeutend als früher, da doch nur unsere Weise des Anschauens und Aufnehmens sich unmerklich geändert hat. Die Wirkung davon werdet Ihr an meinen Briefen verspürt haben. Denn es bedarf jetzt beinahe einer Art von gewaltsamer Ueberwindung, um meine Berichte nicht ganz einschlafen zu lassen.

Bei der Zauberpracht des Wetters habe ich seit einiger Zeit das Gallerienlaufen fast ganz aufgegeben, und benutze diese goldenen Sonnentage unaufhörlich zu Ausflügen in die Campagna, deren Schönheit jetzt erst in ihrem vollen Glanze der Formen und Farben strahlt. Auf den steinernen Fußböden der kalten Palastsäle Colonna, Doria, Sciarra u. s. f. habe ich mich ein Paarmal arg erkältet, und bin entschlossen, nicht eher wieder mit der Kunst mich einzulassen, bis die Temperatur gelinder wird. Freund H. begleitet mich getreulich auf allen meinen Fahrten, an denen auch wohl ein und der andere von den uns befreundeten Künstlern Theil nimmt. So hättest Du mich also an den Nachmittagen der letzten Wochen ziemlich regelmäßig in Villa Borghese oder in der Campagna vor Porta del Popolo oder Porta San Sebastiano suchen können. Ja, zuletzt sind wir drei Tage hintereinander zu demselben Thore hinausgefahren, nämlich nach Cäcilia Metella, und ein Paar Meilen weiter nach Roma Vecchia. Was soll man auch wechseln, da man Schöneres nirgend schauen kann, als was hier sich dem Blicke darbietet! Jeden Tag glaubten wir immer, diese Beleuchtung sei die schönste, welche wir gesehen.

Keine Menſchenrede reicht aus, von der Schönheit der Landſchaft einen Begriff zu geben, in deren Anſchauen verſunken ich dieſe drei Tage her die Nachmittagsſtunden verträumte. In meilenweiter Ferne ragt der Soracte nördlich wie ein Vorgebirg aus den blauen Linien der wie Wellen ſich hinſchlängelnden Vorberge empor. Die Schneegebirge leuchten und glänzen, zu ihren Füßen auf Felſen und Klippen ſchimmern die Städte der Sabiner- und Albanergebirge, welche in allen Farbentönen hier röthlich, violett, dort blaugrün, dort in blauen und ſchwarzblauen Schatten das Auge entzücken. In tauſendfachen Uebergängen harmoniſch verſchmelzend liegt die Campagna um uns her gebreitet, bald bräunlich gefärbt, bald gelblich weißgrün mit einzelnen hellgrünen Stellen. Der Himmel iſt von einem Blau, welches hier ins grünliche, dort ins lichtweiße ſpielt. Mit dem ſinkenden Abend ging das Silberlichtweiß des Horizontes allmälig über in das feinſte Blau, von den Roſen einzelner Goldwolkenſtreifen durchwebt. Die Gebirge hüllen ſich in das tiefſte Rothblau ihres violetten Abenddufttes. Das Ohr vernimmt nichts als das ferne Blöcken einſamer Schaafheerden. Reiter nahen, Hügel auf und ab, zwiſchen den Gründen hervor und niedertauchend. Es ſind Engländer und Engländerinnen, die grünen Schleier wehen, die ſchwarzen Gewänder flattern, im Galopp geht es dahin über Hecken und Gräben, durch Geſtrüpp und kleines Buſchwerk. Ein Paar Schimmel mit ihren ſchwarzen Reiterinnen verſchwanden wie Silberſtrahlen zwiſchen den Olivenbäumen zu unſerer Linken, und wir waren wieder allein.

Am ſchönſten war es Sonntag Nachmittag. Vom Grabe der Cäcilia Metella an verläuft die neue Pflaſterſtraße in die alte Via Appia, deren alte Pflaſterung noch ſtückweiſe mit ihren breiten Vielecken von graublauer Farbe die Jahrtauſende überlebt hat. Links und rechts am Wege ſtehen die ihrer Marmorbekleidung beraubten Trümmerkerne der alten Grabdenkmäler, von denen dieſe Straße die Gräberſtraße hieß. Einige ſind dicht mit Epheu um-

wachsen, auf andern ſind kleine Wohnhäuſer wie Schwalbenneſter angeflickt, die Grabniſche des Einen fand ich zu einem Backofen eingerichtet, wo in der uralten Behauſung des Todes die Nahrung für die Lebenden bereitet wird. Ungefähr eine Viertelſtunde weit von der Cäcilia Metella gewährt ein kleines Haus mit drei Pinien einen wundervollen Ausſichtspunkt, deſſen abſchließenden Hintergrund der Monte Cavo bildet. Dann verliert ſich die Straße in einen einſamen Feldweg der Campagna und man gelangt zu den Trümmermaſſen, welchen das Volk den Namen Roma Vecchia gegeben hat. Hohe Bogengewölbe, Mauern, Grabdenkmäler, Reſte von Villen, Bädern und Tempeln erheben ſich überall. Dazwiſchen hier und da Getrümmer mittelalterlicher Bauten oder auch zuſammengeſtürzte Wohnhäuſer von neuerem Datum, die allmälig wegen der böſen Luft von ihren Bewohnern verlaſſen wurden. Alles mittelalterliche und neuere Mauerwerk iſt kenntlich an den unzähligen Marmorſtücken, welche hier als rohes Baumaterial neben den Feldſteinen und Ziegeln benutzt ſind, wie ſie eben zur Hand lagen. Hier war die Fundgrube für die Neubauten des jetzigen Roms. Und doch iſt noch alles Feld weit und breit bedeckt von Marmortrümmern, welche auf die Pracht der alten Bauwerke ſchließen laſſen.

An einer Stelle, wo ſich der Weg faſt verlor, ließen wir den Wagen zurück und durchſtreiften zu Fuß das weite Ruinenweſen. Zwei wunderſchöne Kinder öffneten uns das Thorgehege einer Meierei, über deren Hofraum wir der größten der Ruinen zuwanderten. Zuerſt über feuchten Boden ſchreitend und einzelne Gräben und Hecken überſpringend, kamen wir an etwa zehn Fuß hohes Rundgemäuer, oben mit friſcher Vegetation bedeckt, einem natürlichen Hügel ähnlich. Es waren drei lange nebeneinander fortlaufende Bogengewölbe, vielleicht Reſte von Bädern einer Villa. Hier hörte ich ein Echo, welches in wahrhaft entſetzlicher Weiſe jedes laute Wort blitzſchnell und in ſolcher Deutlichkeit und Nähe wiedergab, daß es uns war, als dürften wir nur die Hand ausſtrecken,

um den höhnenden Sprecher zu ergreifen. So weiter kletternd und ſpringend gelangten wir zu den beiden größten Ruinen, die ſich auf den höheren Hügelzügen der Campagna, parallel der etwa eine Viertelſtunde entfernten Straße von Albano, erheben. Von jener Straße aus hatte ich ſie oft liegen ſehen, wenn ich von Aricia nach Rom hin und wieder zurückfuhr. Jetzt zog nur eine Büffelheerde des Weges, eine Staubwolke hinter ſich laſſend. Staubwolken auf der Heerſtraße im Januar, im Angeſichte der ſchneebedeckten Gebirge, wie Euch das vorkommen mag!

Auf dem Rückwege beſuchten wir die Hütte eines Campagnahirten, in welcher einer unſerer Begleiter, der Genremaler Ernſt Meyer, der vor zwei Jahren den äußerſten Norden Europa's bereiſ't hatte, das vollſtändige Ebenbild einer Lappenhütte erkannte. Spitzzulaufend, zuckerhutförmig mit Rohr- und Strohwänden erhielt ſie ihr Licht im Innern nur durch die niedrige, halbrunde Oeffnung, welche die Stelle der Thüre vertrat. Zwei Hirten aus dem Sabinergebirge, Vater und Sohn, ſaßen darin, der Alte mit der Ausbeſſerung lederner Beinſchienen (gamball, scaffarotti), der andere mit Käſebereitung beſchäftigt. Aber auch dieſer ärmlichſten Menſchenwohnung fehlte nicht das Bild der gnadenreichen Madonna, erhellt von einem Lämpchen, welches an einer dünnen Holzlatte vom Dache niederhing.

Die Waſſerleitungen mit ihren rieſigen Doppelbögen, die Städte und Landhäuſer des Gebirgs glänzten im helſten Sonnenlichte. Vom Soracte aus bis dahin, wo der Monte Cavo in unſäglich ſchöngeſchwungenen Linien allmälig gegen die Meeresküſte hin abfällt, das Gebirge in entzückender Klarheit und in dem Zauberdufte ſeiner Farbenharmonien. Hinter uns, weſtlich der Küſte zu, erſchien die Campagna ſelbſt am Horizonte wie ein dunkelblauer Meeresſtreifen. Verzeihung, daß ich das alles wieder und immer wieder ſchreibe. Es liegt darin ein ſchmerzliches Vorgefühl einſtiger unauslöſchlicher Sehnſucht nach dem, was mir ſo bald unwieder-

dringlich verloren und dahin sein wird! In einem Trauerspiele, welches ich neulich las, rührten mir mehr als das ganze Stück zwei Verse das Herz:

„Man sagt: wer auch als Mann Italien sieht,
Wird nimmer glücklich, wenn er's lassen muß!"

Es kam mir vor, als wäre in diesen wenigen Worten mein ganzes zukünftiges Schicksal ausgesprochen!

Noch leuchtete und funkelte Alles im Glanze der letzten Sonnengluth, als schon die volle Scheibe des Mondes hell und klar über San Giovanni e Paolo und dem Kolosseum emporstieg, an dessen dunkelen Massen wir heimkehrend langsam vorüberfuhren. Niemals ist Rom heimischer anmuthend als so in seiner abendlichen Rührigkeit. In den Straßen am Forum flackerten die Feuer der Garküchen gar einladend. Verkappte Brüder klapperten mit ihren Büchsen, um Almosen für Seelenmessen bittend, in unsern Wagen hinein. Die vom Korso und Monte Pincio heimkehrenden Bettler lassen ihr letztes: povero stropiato, Signor! poverello cieco ertönen. Ausrufer schreien dazwischen. Lange Reihen von Jesuitenschülern ziehen paarweise von Villa Borghese heimkehrend über den spanischen Platz, der Propaganda zu. Auf dem Korso bewegt sich langsam noch der Wagenzug der schönen Welt auf und ab, Spaziergänger aller Nationen wandern beobachtend dazwischen. Die gefüllten Café's strahlen im Lichtglanze, und in ihnen sitzen plaudernd und rauchend die Künstler nach vollbrachter Tagesarbeit bei ihrer Tazza nero, und lassen sich von einem neuen Ankömmlinge etwas vom fernen Vaterlande erzählen.

Seit dem Beginne der Wintersaison bildet für einen großen Theil der hiesigen Fremdengesellschaft, namentlich der deutschen, der Salon einer reichen, Wissenschaft und Kunst liebenden deutschen Dame, der Frau Mertens-Schaafhausen, einen anziehenden Sammelpunkt, dem auch ich schon manchen genußreichen Abend verdanke. Fast alle Künste sind hier vertreten, und auch an Männern der

Wiſſenſchaft, einheimiſchen und fremden, fehlt es nicht. Die ausgezeichnete Sängerin Kemble-Sartoris entzückt zum öftern die Anweſenden durch ihren Geſang, der ſelbſt die, gegen fremde Sängerinnen ſo kritiſchen Römer zur Bewunderung hinreißt. Neulich ward ich dort durch Frau von Goethe einer deutſchen Landsmännin vorgeſtellt, welche als Verfaſſerin mehrerer Romandichtungen ſich bereits einen Namen in unſerer poetiſchen Literatur erworben hat. Es iſt Fanny Lewald aus Königsberg in Preußen. Ihrer äußeren Erſcheinung nach hätte ich ſie eher für eine Römerin gehalten. Wenn ihre Dichtungen nur halb ſo intereſſant ſind wie ihre perſönliche Erſcheinung, deren ganzes Weſen den Stempel der edelſten Wahrheit und Natürlichkeit aufzeigt, ſo verdienen ſie das Lob vollkommen, das ihnen von allen, welche dieſelben kennen, geſpendet wird. Daß wir Menſchen und Dinge Italiens ſo ziemlich mit gleichem Auge ſehen, hat uns bald einander näher gebracht, und die kleine Wohnung der Freundin in der Via de' due Macelli am ſpaniſchen Platze iſt der Sammelpunkt geworden, von welchem aus wir die täglichen Streifzüge in die Schätze der Kunſtſammlungen Roms und in die Schönheiten ſeiner Campagna unternehmen. Es giebt keinen reineren Genuß als den, welchen wir an der Freude eines andern über das uns werth gewordene Schöne in Natur und Kunſt empfinden, und dieſer Genuß wird mir jetzt in reichem Maaße zu Theil. —

Moderne Landſchaftsmalerei.

Rom, den 14. Januar.

Der wiederholte Beſuch der Ateliers zweier deutſchen Landsleute, der Landſchaftsmaler Gurlitt und Willers, hat mir allerhand Gedanken über Landſchaftsmalerei durch den Kopf gehen laſſen, die

ich an diesem Regentage Dir, liebster M., zur Vervollständigung meiner neulichen Bekenntnisse über die antike Landschaftsmalerei vorplaudern will.

Es ist nicht zufällig, daß von allen Gattungen der Malerei in unsern Tagen verhältnißmäßig die Landschaft den größten Aufschwung zeigt. Durch die Naturwissenschaft ist in neuerer Zeit das Größte geleistet worden. Von ihr aus bereitet sich mehr noch als durch die abstrakte Philosophie leise und unmerklich aber mit unentfliehbarer Sicherheit jene große allgemeine Umwälzung, die im Laufe der kommenden Zeiten das System des alten Weltgebäudes aus seinen Angeln heben wird. Was jener Grieche dazu verlangte mit seinem „gieb mir, wo ich stehen kann," diesen Boden, diese Operationsbasis hat zum Theil die Naturwissenschaft unserer Tage schon erobert. Damit steht die Kultur der Landschaftsmalerei unserer Zeit im offenbaren Einklange. Die strebendsten Kräfte unter den Künstlern haben vorzugsweise diesem Felde sich zugewendet. Denn hier allein finden sie, was ihnen in den übrigen Bereichen fehlt, volle Freiheit für den unverkümmerten Ausdruck ihres Innern, und was mehr ist, hier allein auf diesem, immerhin untergeordneten Gebiete hat sich ein Rest jenes gemeinsamen Aethers des Fühlens und Empfindens erhalten, der in glücklicheren Kunstperioden sich über alle Bereiche der schaffenden Kunst erstreckte. Ueberall sonst im Denken und Empfinden, in religiöser und geschichtlicher Weltanschauung, im Glauben und Wissen, in allen Erscheinungen und Verhältnissen des modernen Lebens ist jene Gemeinsamkeit, jenes einigende Band zerrissen. Abgrundtiefe Klüfte trennen die Fraktionen der Bildung. Dieselben Menschen, welche in einem Lande, an einem Orte und in scheinbar gleichen äußeren Verhältnissen mit einander leben, sind in dem letzten Grunde ihrer Weltanschauung durch Jahrhunderte und Jahrtausende von einander getrennt. Das Mährchen von der babylonischen Sprachverwirrung scheint erst jetzt, wie so viele andere ahnungsvolle Sagen des Alterthums, eine Wahr-

heit geworden. Und sein Ausgang wird auch eine Wahrheit werden: die Menschheit wird den Thurmbau aufgeben, der aus dem Diesseits das Jenseits über den Wolken erreichen soll, und sich in die Welt zerstreuen, sie in vollen Besitz zu nehmen nach dem Worte des Dichters:

„Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß!"

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder zur Natur und zu ihrer künstlerischen Verklärung in der Landschaftsmalerei zurück. Ich sagte: auf diesem Gebiete allein finde der Künstler noch, was ihm in den übrigen fehle, neben äußerer Freiheit einen Rest des für alle Kunst nothwendigen, verbindenden Gemeingefühls. Der Rationalist wie der Offenbarungsgläubige, der Absolutist und der Liberale, der Partisan der Vergangenheit und der Vorkämpfer der Zukunft: alle befinden sich dem Naturleben in Wald und Feld, Gebirg und Thal gegenüber in ein und demselben Banne des gewaltigen Naturgeistes, als dessen Theil sich zu empfinden sie jeder Athemzug zwingt. Es ist eine und dieselbe Grundsprache, welche aus den Schauern der Waldnacht und Gebirgseinsamkeit, aus dem Rauschen der Sturzbäche wie aus dem Wellenbrausen des Meeres, aus dem Gewittersturme, vor dem die tausendjährigen Eichen dröhnend sich beugen, wie aus der heimlichen Sommermittagsstille, in welcher Pan schläft, zu aller Herzen spricht. Es ist die eine Grundsprache, die Sprache der gemeinsamen Mutter, wenn sie auch in verschiedenen Dialekten zu erklingen scheint.

Die selbstständige Landschaftsmalerei ist ein Kind der großen geistigen Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts. Der protestantische Norden hat ihr die Selbstständigkeit erobert, und sie aus dem Dienste und der Abhängigkeit der historischen und Kultusmalerei befreit. Doch nicht so vollständig, daß ihr nicht zum Theil noch bis auf den heutigen Tag, wie Vischer es ausdrückt, gleichsam die Nabelschnur des historischen Gemäldes in der menschlichen

fremdartigen Staffage hier und da geblieben wäre. Ueber das Verhältniß der letzteren zur Landschaft nach Vischer noch reden wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Jedem wahrhaften Künstler, dem diese vortreffliche Entwickelung zu Gesichte gekommen ist, wird es wie Schuppen von den Augen gefallen sein. Wenigstens habe ich das in Rom mehrfach zu meiner Freude erlebt. Zwei der bedeutendsten unter den hiesigen deutschen Landschaftsmalern, L. Gurlitt und Ernst Willers, fanden in derselben durchaus ihre eigensten Anschauungen wieder. Besonders den ersteren hatte sein tiefer Naturſinn und die Weltanschauung, aus welcher derselbe seine Nahrung zog, schon lange die volle Selbstherrlichkeit der Natur als die Aufgabe seiner Kunst empfinden lassen. Eben darum aber war auch sein stetes Streben darauf gerichtet, jene Befreiung der Landschaft nach andern Richtungen hin zu vervollständigen. Hier steht auf der einen Seite der Naturalismus der Vedute, die, selbst mit dem größten Talente gehandhabt, doch nur auf dem niedrigsten Standpunkte des aristotelischen Kunstprinzips der Naturnachahmung stehen bleibt. Die Vedutenmalerei ist die Landschaftsmalerei der Neugier, des Touriſmus, des grob materiellſten Interesses und des reinſten Egoismus, darum war und ist ihr Publikum ein ungemein zahlreiches. Der Maler malt die Lokalitäten und Landschaften, welche als gepriesene Schönheiten wie geprägte Münze den allgemeinſten Kurs haben. Er beläßt oder hält sie eben deshalb auch in ihrer möglichſt allgemeinen Gestalt; denn nur auf das Allgemeine, nicht auf das Besondere, Individuelle, Einzelne der Stimmung und Färbung, nicht auf die Seelenschwingungen in dem Auf und Ab ihrer Töne kommt es ihm und seinem Publikum an. Das Allgemeine ist aber nicht zu erreichen, ohne in konventionelle Formen zu verfallen. Daher ist die Vedute durchaus konventionell, typiſch, mehr oder weniger manierirt und charakterlos. Es erfüllt sich hier das durchgehende Gesetz, daß jedes Festhaltenwollen einer Abſtraction in sein Gegentheil umschlägt: die Vedute will nur geben,

was Jeder sieht, was greiflich für Jeden da ist; sie will die realste Realität, die wahreste Wahrheit, die natürlichste Natur und sie wird unwahr und unnatürlich, selbst in noch höherem Grade wie das Daguerreotyp, welches wenigstens nichts hinzuthut. Die Vedute dagegen, z. B. die neapolitanische, überblaut das Blau des Meeres, vergoldet das Gold der Sonnenlichter, verdichtet das zarte Luft- und Duftgewebe der Fernen zum amaranthnen Vorhange: kurz, legt allen Dingen die grelle Schminke der auf die Lampen einer realistischen Phantasie berechneten Dekoration auf.

Dem Naturalismus der Vedute gegenüber steht der abstrakte Idealismus der aus den großen Vorbildern Claude Lorrains und Nikolaus Poussins hervorgegangenen Ideallandschaft, welche zuletzt weniger auf die Darstellung der Natur selbst, als gewisser allgemeiner Gedanken, Empfindungen und Stimmungen hinausläuft. Selbst in den ausgezeichnetsten Landschaften dieser Richtung — ich rede hier vorzugsweise von landschaftlichen Darstellungen südlicher, italienischer Natur — kommt doch über dem Streben nach Einheit des Gesammteindrucks das Individuelle und Einzelne nicht zu seinem vollen Rechte. Bei aller Größe der Formen fehlt das liebevolle Eingehen auf das Detail des organischen Lebens. Daher in den fernen Gebirgspartieen eine gewisse unterschiedlose Flachheit, ein Mangel der Formengliederung. Es sind ideale Felsen und Gebirgszüge, denen die klimatische Naturbestimmtheit fehlt. Die Bäume und Gebüsche leiden an demselben Mangel. Es sind mehr die allgemeinen Begriffe, schematische Gestaltungen und konventionelle Typen dieser Naturerzeugnisse, als die Dinge selbst, welche wir sehen. Die Materie selbst kommt nicht zu ihrem Rechte. Ja, sie leidet nicht selten offenbare Gewalt unter dem Streben nach dem geistigen Ausdrucke. Das Charakteristische einer Gegend in der gediegenen Bestimmtheit ihrer Erdformationen, ihrer Gebirgszüge und Felsen, Thalschluchten und Gründe, das individuell Eigenthümliche ihrer Vegetation in deren buntem, wucherndem Leben oder in ihrer

kargen Spärlichkeit, muß zurückstehen hinter dem Ausdrucke jenes Allgemeinen, das sich in den Umrissen und Linien, in dem Luft- und Duftweben der Atmosphäre freilich auch erreichen läßt, und allerdings auch von den Meistern jener Gattung erreicht worden ist. Den Charakter endlich einer Landschaft vollenden die „Spuren ordnender Menschenhand“ in Architektur und Kultur des Erdbodens. Auch hier aber streift die Idealandschaft nur zu leicht das Charakteristische hinweg, und ersetzt es durch eine willkürlich erfundene oder sonst zusammengeborgte architektonische Ausstattung oft der wunderlichsten Art. Um das Bedeutende, den Gedanken, die Stimmung zu erreichen, scheut sie sich nicht, das Kolosseum an's Meeresufer oder die Engelsburg in das Gebirge zu setzen. Zwischen diesen beiden Richtungen nun, d. h. also zwischen dem poesielosen Realismus der Vedute auf der einen, und zwischen dem überpoetischen Idealismus der abstrakten Stimmungs- und Gedankenlandschaft auf andern Seite liegt das Feld der Landschaft unserer Tage, zu deren Begründern der Künstler gehört, von welchem diese Bemerkungen den Ausgangspunkt genommen haben. Wie die Malerei auf ihrer höchsten Stufe, wo sie es mit der Darstellung des selbstbewußten Geistes zu thun hat, in der Historienmalerei, sich durch den unaufhaltbaren Gang der Geistesentwickelung immer mehr und mehr zu dem wirklichen und wahrhaften Leben der Geschichte, zu dem Thun und Leiden der Menschheit, also zu der Realität des Unendlichen im Endlichen hingedrängt sieht, ebenso fühlt sich auch der Landschaftsmaler, welcher ein wahrer Sohn seiner Zeit und von ihres Geistes Hauche berührt ist, unaufhaltsam zur Realität der Natur und ihrer leben- und seelenvollen Wirklichkeit hingezogen. Der Vedutenmaler steht auf einer Stufe mit dem gemeinen Portraitmaler; sein Werk entspricht etwa den Darstellungen derjenigen modernen Portraithistoriker, welche Revüen und Huldigungsakte unserer Zeit verewigen, oder im Genre sich zur Prosa des Eckensteherhumors versteigen. Die abstrakte Idealandschaftsmalerei unserer Zeit findet ihre Ent-

ſprechung in der nazareniſchen Richtung der Hiſtorienmalerei, welche uns im beſten Falle doch nur den ſchwachen Nachhall einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit künſtlich wiedergiebt. Die ächte moderne Landſchaft dagegen nimmt ihren Ausgangspunkt von den Niederländern, wie die wahrhafte Hiſtorienmalerei auf den Uebergang der Transzendenz in die Hiſtorie zurückgeht, welcher zu derſelben Zeit in Rafaels Konſtantinsſchlacht geſchah. Die moderne Landſchaft endlich wird Portraitlandſchaft in demſelben Sinne, wie das wirkliche Portrait in ſeiner ächt künſtleriſchen Auffaſſung hiſtoriſches Charakterbild wird. Das Unendliche iſt im Endlichen, das Ideal in der Wirklichkeit, Gott in der Geſchichte enthalten: dieſe Wahrheit, das Erwerbniß Jahrtauſende langer Geiſtesarbeit der Menſchengeſchlechter, künſtleriſch geſtaltend zu verherrlichen, iſt die Aufgabe des Hiſtorienmalers der Gegenwart und Zukunft. Aber das Göttliche iſt auch in der Natur und ihrer Wirklichkeit, die Seele des Menſchen iſt auch Naturſeele, die Stimmungen und Empfindungen, welche das Menſchenherz bewegen, ſie leben auch wirklich, nur in reflexionsloſer und bewußtloſer Gebiegenheit, in der Natur. Sie werden nicht bloß untergelegt, hineingetragen, geliehen, ſie werden nur erlöſ't aus ihrem ſtummen Zauberbanne durch den Menſchen, welcher ſich in der Natur mit ſeinem Empfinden wiederfindet, und der dann nur, um die Gemeinſchaft noch enger zu ſchließen, auch der Naturſeele liebevoll die Thätigkeit des eigenen Bewußtſeins in einem poetiſchen Akte verleiht. Des Künſtlers Auge aber ſieht nun in der Wirklichkeit dieſer beſtimmten Natur, dieſer beſtimmten Landſchaft auch das ſcheinbar Kleinſte des individuellen Daſeins als nothwendige Bedingung des allgemeinen ſeeliſchen Geſammtausdrucks. Wie das Blatt der Eiche oder der Linde, der Pappel oder des Oelbaums den geſammten Organismus des Baums in ſich zuſammenfaßt und wiederſpiegelt, ſo wird für den modernen Landſchaftsmaler das reiche bunte Leben des Details der beſtimmten Natur zum nothwendigen Charakterzug des Ganzen.

Dieses Streben nun nach vollendeter scharfer Charakteristik des Einzelnen, nach möglichster Ausgestaltung des reichen Naturlebens, ohne dabei in ängstliche Kleinlichkeit und gestrichelte Ausführlichkeit zu verfallen, bezeichnet vor Allen die Arbeiten Louis Gurlitt's aus Altona. Unter allen jetzt in Rom lebenden deutschen Landschaftern wüßte ich keinen, welcher in dieser Lebendigkeit und Fülle des Einzellebens der landschaftlichen Natur es ihm gleich thäte. Mit der glücklichsten Schärfe und Feinheit des sinnlichen Auges begabt, vermag er die Dinge in der ganzen Reinheit und Klarheit ihrer Formen- und Farbenindividualität aufzufassen und wiederzuspiegeln. Das, woran so viele Maler italischer Landschaft scheitern: die lichte Helligkeit, die luftige Klarheit der Schatten, in welcher alle Gegenstände in dem reinen Medium südlicher Luft, scharf und bestimmt gesondert, in plastischer Klarheit ihrer Formen erscheinen, diesen wundersamen Zauber des Lichts im Dunkel des Schattens weiß er in seinen Vordergründen mit einer Meisterschaft darzustellen, die ich bei seinen Kunstgenossen nirgends bestritten fand.

Die Hauptwerke, welche ich von Gurlitt gesehen, sind landschaftliche Darstellungen der Natur des römischen Gebirgs und der Campagna. Der tiefe Ernst, die ruhige Größe, der unsagbare Frieden und die einsame Hoheit dieser Natur ließen Seele und Gemüth des Künstlers sich mit Vorliebe in sie versenken und ihrem Wiederausdruck in seiner Kunst vorzugsweise Begeisterung und Virtuosität zuwenden. Ich hörte seine Auffassungsweise hier und da eine naturalistische nennen, namentlich von solchen Seiten her, wo noch der alte abstrakte Idealismus seine Anhänger hat. Und sie ist es auch in dem Sinne, daß der Künstler in der Wirklichkeit dieser Natur das ihr spezifisch angehörige Ideelle, Geistige sucht und findet, und eben darum auch durch sie selbst wiedergiebt. Jedes seiner Bilder zeigt oder scheint doch diese und keine andere wirkliche bestimmte Gegend, Landschaft u. s. f. zu zeigen, und oft bedarf es erst selbst bei genauer Kenntniß jener Wirklichkeit der sorgfältigsten

Vergleichung, um die Punkte herauszufinden, wo der Künstler die Naturwirklichkeit verließ und freischaffend das für den Gesammtausdruck in ihr Fehlende ergänzte. So nähert sich Gurlitt's Landschaft oft völlig dem Portrait. Aber dies Portrait wird ein Kunstwerk, wird zur Darstellung eines Idealen, weil er die innerste Seele des Originals ganz an die Oberfläche der Erscheinung heraufzuzaubern verstand. So verbindet er in seiner Landschaft den Reiz der charaktervollen Naturwirklichkeit in ihrer bestimmtesten Individualität mit dem Zauber jener inneren Wahrheit und geistigen Freiheit der Stimmung und Gedankenempfindung; er verbindet, was die Bedute auf der einen und die Ideallandschaft auf der anderen Seite erstreben, ohne es zu erreichen, weil jene die Wirklichkeit auch in ihrer seelenlosen Form für genügend hält, diese umgekehrt die Wirklichkeit völlig in eine abstrakte Idealform aufhebt und verflüchtigt. Laß mich das Gesagte an ein Paar der besten Bilder des Künstlers deutlich zu machen versuchen.

Das erste Bild: eine Landschaft im Sabinergebirge bei Civitella, ist erst kürzlich vollendet. Aus dem Thore des einsamen Gebirgsstädtchens tretend, blickt man in das wunderbarste Auf und Ab einer Gebirgswelt, deren ernste Einsamkeit und aussichtslose Abgeschlossenheit nur durch den Wechsel und die Schönheit der Linien und durch die sanfte Magie der Farbentöne gemildert wird. Wir sind hoch oben, mitten in dem Berggewimmel der Apenninen. Der Sommertag neigt sich dem Ende zu. Seine glühenden Strahlen verklären mit ihren hellsten Goldlichtern die breite Rückenfläche des braunbemoos'ten, kahlen Kalkfelsens zu unserer Rechten und die ausgeflachte Abdachung, mit der er sich gegen den im Schatten liegenden Vorgrund hin verläuft. Zur Linken webt um die tieferen Berghänge, deren Züge sich über einander erheben, der vielfarbige Abendduft, welcher vom schwarzen Nachtblau durch die ganze Skala der Farbentöne hin zum hellen Violett hindurchläuft, bis er in dem orangegoldenen Glanze, welcher die

höchsten Bergeshäupter umstrahlt, und in dem weißlichen Gelb der Silberwölkchen in der Luft, welche sie umschweben, harmonisch ausklingt.

Wer, der jemals einen Spätsommer im römischen Gebirge erlebte, hat nicht die Magie eines solchen Anblicks, den Zauber einer solchen Wirklichkeit empfunden. Ohne eigentliche Aus- und Fernsicht, ja umgeben von den Schranken einer ringsum von aller Ferne der Ebene abtrennenden Gebirgswelt, scheint sich dennoch der Blick in gränzenlose Weite zu verlieren. Eine breite, sonnenhelle Schlucht reißt sich vor uns auf, wir blicken in sie hinein wie in das innerste Herz dieser Gebirgsnatur. Ueber die Kastanienwälder der hellen Bergzüge, welche wie Vorgebirge in dieses versteinerte Meer hineinspringen, streift der Blick weiter nach dem einsamen Gebirgskegel, auf dessen Gipfel das Städtchen Rocca San Stefano wie ein Adlerhorst herüberglänzt. Weit und hoch über ihm erhebt sich das Zwillingspaar der Mamellen in die Luft, nach rechts und links mit seinen Ausläufern den Horizont schließend. Der Gesammteindruck aber des Ganzen ist der einer unendlichen Ruhe, eines unaussprechlichen Friedens. Die Geschichte von Jahrtausenden hat diesen Charakter nicht verändert, und als die Römer das Gebäude ihrer Weltherrschaft aufthürmten, hatte sicher diese Gebirgswelt dieselbe Gestalt, in welcher sie uns, den Kindern der unruhigen, zerrissenen Gegenwart, erscheint. Hier allein fühlen wir, daß wir diese Gegenwart und alles, was uns mit ihr verbindet, vergessen können. Es wird uns in derselben, nicht als seien wir nur geschieden von der Unruhe des wild durcheinander wogenden Lebens, von dem ewig weiterfluthenden Strome der Geschichte, nein! als könne auch außerhalb dieser Natur überhaupt keine Unruhe mehr sein, als könne nichts geschehen, als was wir hier sehen und erleben. Alles steht mit diesem Grundgefühle der Sicherheit dieser Ruhe und dieses Friedens im Einklange. Die Spuren menschlichen Daseins, wie sie in diesem Hirten, der dort drüben am fernen Berghange seine

Heerde eichelfressender Thiere weidet, oder in diesen heimkehrenden Gebirgsbewohnern begegnen, ja selbst die einsamen Gebirgsstädtchen in der Ferne, welche, nur Wanderern und Saumthieren zugänglich, auf schroffen Felsenspitzen schweben, vermehren nur noch jenen Eindruck der weltfernen Abgeschiedenheit. Und wie liebevoll ruht das Sonnenlicht auf diesen einsamen Felsenrücken, wie verklärt es mit dem Ganzen seiner Glorie selbst das Unscheinbare und Kümmerliche der dürftigsten Vegetation zur Schönheit! Wie frisch und labend duftet uns aus dem klaren Schatten dieses steinernen Vorgrundes mit der halbzerstörten Felsmauer, durch welche ein regenerzeugtes Gebirgswässerlein hindurchrauscht, die Kühle des Sommerabends entgegen. Wie würzig dringt der Berg- und Waldgeruch von Thymian und Myrthe in unsere Sinne. Wie glühen die rothen Glocken des wilden Mohns dort an dem grünen Rain, die Lieblingsblume des Künstlers, welche ich auf allen seinen Bildern fand, die Farbe der feurigen tiefen Liebesgluth, mit der es ihn von früh auf zur Natur hinzog. In dieses Bild vor allen hat der Künstler mit allen Mitteln seiner Kunst die eigene Seele gelegt, weil ihre Stimmung ihm aus dieser Natur, wie er sie schaute, laut und vernehmlich entgegenklang. —

Zu Gurlitt's besten Bildern gehört eine Landschaft in der Sammlung des Herrn Landsberg zu Rom, zu welcher der Künstler das Motiv aus der Gegend von La Cava und Vietri genommen hat. Es ist ein Spätnachmittag, in dessen stillen Sommerzauber hier die reizende Berg- und Waldnatur jener entzückenden Gegend versunken erscheint. Ueber der von immergrünen Eichen halb umschlossenen breiten Fläche des hohen Vorgrundes hinweg schweift der Blick weit über die hellen Gebirgszüge, auf deren Ausläufern am Meere sich das ferne Vietri erhebt. Es ist ein Ort, wo der Wanderer gern rastet, um sich das Bild der unendlichen Schönheit dieses Landes in stundenlangem müssigen Träumen unauslöschlich in die Seele zu prägen. In dieser schattigen Klarheit des Vorder-

grundes ist es so duftig und kühl, und draußen auf den Gebirgen und in den Thälern drückt die heiße Sommergluth, welche selbst das kühle Element des fern herüberblitzenden Meeres zu durchdringen scheint. Keine Zudringlichkeit menschlicher Staffage stört hier den Genuß des Sichversenkens in das Leben und Weben der Natur. Ueberhaupt bemerkte ich schon, daß nach dieser Seite hin der Künstler allen seinen Landschaften die vollste Selbstständigkeit zu erhalten verstanden hat. Was aber dies Bild vor allen andern Landschaften neuerer Künstler, deren gedachte Sammlung mehrere, sehr tüchtige (von Poser, Bromeis, Castelli, Achenbach u. a.) besitzt, überwiegend auszeichnet, ist wieder die herrliche Klarheit, in welcher alle Schattenpartheien des Vorgrundes dem Beschauer den ganzen Reichthum ihrer charakteristischen Formen entfalten. In dem liebevollen Ausgestalten der spezifischen Gestalt jedes Einzelnen, in der Individualisirung der Physiognomie jedes Steinblocks, jedes Busches und Baumes, wie sie just unter diesen zufälligen Bedingungen des Lichtes und Schattens, der Lage und des Standpunktes erscheinen, ist dieses Bild zu den schönsten Werken moderner Landschaft zu rechnen. Und doch ruht über dieser Fülle des Individuellen der einigende Zauber einer Harmonie, welche nirgends Unverbundenes, Widerstreitendes, nirgends Sprünge und unvermittelte Schroffheiten zeigt. Das Motiv selbst, welches der Künstler der Natur entnommen, gehört keineswegs irgend einem renommirten Punkte, irgend einer weltbekannten Aussichtsschönheit jener neapolitanischen Gegend an. Es ist vielmehr in dieser Hinsicht durchaus untergeordneten Ranges. Aber um so mehr Freiheit gewährt es dem Maler für die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte: die Anziehungskraft zu vergegenwärtigen, mit welcher jene südliche landschaftliche Natur eben durch die inwohnende Lebendigkeit ihrer tieferen charaktervollen Gesichtszüge unser Herz ergreift.

Rom, den 15. Januar 1846.

Als ich heute Morgen von einem Frühgange nach dem Koloſſeum über das Forum zurückſchlenderte, um ein Paar Alterthümer in deſſen Nähe, den ſogenannten Bogen der Goldſchmiede und den dicht dabei belegenen Janusbogen zu beſehen, fiel mir bei der Via dei Cerchi ein Zuſammenſtehen von vielen Menſchen auf, das in dieſen verödeten Gegenden auf etwas Außergewöhnliches ſchließen ließ. Neugierig näherte ich mich dem Platze. Ein ſchäbig ausſehendes Holzgerüſt in fahlrother Tünche ſtarrte mir entgegen, und die Strahlen der Morgenſonne funkelten in hellem Blutroth auf etwas Glänzendem, welches oberhalb deſſelben ſchwebte. Es war eine Guillotine, die ihres Opfers harrte. Ein junger Hirt aus La Scarpa, einem Gebirgsflecken bei Tivoli, der ſeine ſchwangere Frau ermordet hatte, ſollte hingerichtet werden. Kavallerie und Fußvolk umſchloß das Gerüſt im weiten Kreiſe, und ſperrte die Zugänge der Gaſſen, welche auf dieſen verödeten, nur von Schuppen und Scheunen umgebenen Platz mündeten. Wann wird die Hinrichtung vor ſich gehen? fragte ich einen neben mir ſtehenden Montigianen, der, den Mantel umgeſchlagen, theilnahmlos auf das Blutgerüſt ſchaute. „Chi lo sa!“ (wer weiß es) war die Antwort. „Die Stunde iſt ſchon vorüber, und das iſt ein Zeichen, daß der povertno noch nicht gebeichtet hat, und da kann es noch lange dauern.“ Wie das? „Ehe er nicht gebeichtet hat, wird er nicht hingerichtet. Erſt wenn der Tag ſich neigt, und er ſich fortwährend weigert, führen ſie ihn aus dem Gefängniſſe ab, und wenn er auch dann unterweges nicht beichten will, wird er abgethan ohne Beichte.“ Ich verweilte einige Zeit, um das Betragen der verſammelten Menge zu beobachten. Sie beſtand faſt nur aus Menſchen der unterſten Volksklaſſen, aus Landleuten und Hirten in blauen Jacken und Spitzhüten. Nur innerhalb des Kreiſes, dicht an den Stufen der

Mordmaschine, standen einige Engländer in Gesellschaft von drei bis vier jungen römischen Nobili's, Cigarren rauchend und schwatzend und laut den Deliquenten verwünschend, der sie so lange warten ließ. Es war das erste Schauspiel dieser Art, welches ich erlebte, und um so mehr psychologisch merkwürdig der Eindruck, den der Anblick und die längere Erwartung auf mich selber machte. Die Theilnahmlosigkeit der immer mehr sich vergrößernden, schwatzenden, gaffenden und lachenden Menge bildete einen grellen Kontrast gegen die Erschütterung, welche ich bei dem Gedanken empfand, daß hier in kurzer Zeit ein Menschendasein enden sollte. Aber diese Stimmung hielt nicht aus, und als ich ein Paar Stunden gleich den andern auf die Ankunft des Verurtheilten gewartet hatte, ertappte ich mich in meinem Innern bei der Regung derselben verdrießlichen Empfindung über das verstockte Zögern des Deliquenten, deren Ausdruck von Seiten jener Italiener mir anfangs so grausam erschienen war!

Die Scene wurde indessen, je näher die Mittagsstunde heran kam, immer belebter. Ambulante Verkäufer boten Cigarren und Eßwaaren, Orangen, Bohnen und Kastanien, Wein und Aquavite feil. Man rauchte, aß und trank, man lachte und scherzte, Buben rauften sich oder bettelten einzelne Forestieri an, und ein halberwachsener Bursche zeigte eine große Neigung zu meinem seidenen Taschentuche, das ich ihm aus der Jacke, unter die er es geschoben hatte, nicht ohne Mühe wieder hervorzog. Ein Verkäufer von Volksschriften und Branntwein hatte in der Nähe einer kleinen Kirche eine Bude improvisirt, und bot dem Volke beide Arten geistiger Nahrung feil. Ich kaufte einige der ersteren, es waren die Geschichten glorioser Räuber und Mörder, welche aber alle selig gestorben waren, weil sie stets die Madonna verehrt, und zuletzt Beichte gethan und Absolution empfangen hatten. Pepe Mastrilli's Geschichte und die Anweisung zum Lottospiele fehlten auch hier nicht. Das sind die Elemente, mit denen hier der christliche Staat den

feierlichsten Akt seiner souveränen Macht umgiebt, um den sittlichen Eindruck des gesetzlichen Mordes auf das Volk zu verstärken!

Ich verließ den Platz, ohne die Ankunft des armen Sünders abzuwarten. Auf dem Rückwege sah ich vor einer kleinen Kirche in der Nähe des Kapitols lebhaftes Menschengedränge und die Equipagen einiger Kardinäle. Hier fand eine andere Art von Hinrichtung statt: die Einkleidung einer jungen Spanierin, der Gräfin F., welche gegen den Willen der Ihrigen den Klosterschleier zu nehmen sich entschlossen hatte. Die Sonne schien so frühlingshell hier draußen, so lebenweckend wehte die milde Luft um die verwitterten Klostermauern, und da drinnen begruben sie einen Frühling von Jugend und Schönheit in die finstere Nacht menschenopfernder Entsagung, während von fernher der Gesang der Mönche erscholl, welche ein anderes menschliches Wesen dem Henkerbeile entgegen geleiteten!

Rom, den 17. Januar.

Auf dem Wege nach Palazzo Farnese traten wir heute in die Kirche S. Andrea della Valle ein, wohin seit einigen Tagen Alles strömt, um die von Torlonia veranstaltete Esposizione zu sehen und den Padre Ventura, den gefeiertsten Kanzelredner Roms, predigen zu hören. Die Kirche hat beiläufig die größte Kuppel nach dem St. Petersdome. Die Ausstellung war auf einer Art von Bühne errichtet, auf welcher die kolossalen Figuren der heiligen drei Könige dem Christkinde auf dem Schooße der Jungfrau ihre Geschenke darbrachten. Das Ganze sehr theatralisch und pomphaft, und doch mit Geschmack ausgeführt, sah von fern aus wie ein lebendes Bild. Ein junger französischer Geistlicher predigte gerade als wir eintraten (der Padre Ventura sollte erst eine Stunde später die Kanzel besteigen) in französischer Sprache. Man muß es den

französischen Geistlichen nachsagen, daß sie sich die Bildung ihrer Sprache durch die großen Meister ihrer Literatur nicht haben entgehen lassen. Keine langen, athemversetzenden Perioden, alles kurz, Frage und Antwort, Satz und Gegensatz voll Leben und Bewegung. Um so auffallender war mir der Widerstreit der Sprache mit dem Inhalte. Der Mann predigte den starrsten, bigottesten Glauben, und das in der Sprache, in welcher ich immer nur die Sache des klarsten Verstandes zu hören gewohnt gewesen war. Dieselben Phrasen, dieselben feinen, lebensvollen Wendungen hier benutzt, um Dinge zu behaupten, welche die Männer, die diese Sprache geschaffen, ein Voltaire, Rousseau, Diderot, mit allen Mitteln derselben zu stürzen versucht hatten. Jede andere Sprache erschien mir geeigneter zur Vertheidigung der christlichen Hauptdogmen gegen den Einspruch der Vernunft, als eben die französische. Das Publikum war im Ganzen nicht viel aufmerksamer auf die Predigt, als es bei der Aufführung einer schon bekannten Oper zu sein pflegt. Die meisten hatten sich mit ihren Stühlen und Rosenkränzen der Ausstellung in der Seitenkapelle zugewendet, und die Predigt wurde fast verschlungen durch das flüsternde Geplauder, welches durch die ganze Kirche ging. Nicht viel besser fanden wir es bei unserer Rückkehr in der Predigt des Pater Ventura.

Der Palast Farnese, ein ganz freistehendes regelmäßiges Viereck, ist der majestätischste Schloßbau von Rom. Seine Vorderfronte nimmt fast die ganze Breitseite des herrlichen viereckten Platzes ein. Er ist mit seinen drei Stockwerken der höchste aller römischen Paläste, und doch wirkt die ruhige Harmonie der gewaltigen Verhältnisse so mildernd auf die Phantasie, daß man, so lange man den Palast für sich allein ins Auge faßt, keine über das gewöhnliche Maaß hinausgehende Erscheinung zu erblicken glaubt. Dann aber sieht man plötzlich mit Staunen, wie ein anderer, fünfstöckiger Palast an der linken Ecke des Platzes eben nur wenig über das Gesims reicht, welches das zweite Gestock des riesigen Baues von dem dritten

ſcheidet. Und nun erinnerte ich mich an die Notiz in Fernow's römiſchen Studien, daß der bronzene Baldachin im St. Peter dieſem Koloſſe der römiſchen Paläſte an Höhe gleichkommt!

Wenn man dieſen Palaſt anſieht, ſo kommt es einem in der That vor, als hätten dieſe alten Baumeiſter Sangallo, Michelangelo und wie ſie weiter heißen, nicht für Menſchen wie wir, ſondern für ein Geſchlecht von Giganten gebaut. Die koloſſalen, zwanzig Fuß langen Granitwannen, welche die Springbrunnen des großen Platzes vor dem Palaſte zieren, ſtehen mit demſelben in einer ſolchen Harmonie, als wären ſie eigends zu dieſem Zwecke komponirt, und doch ſind ſie antik, und in den Thermen des Caracalla gefunden. Der viereckte, rings mit Colonnaden umgebene Schloßhof iſt nicht minder erhabenen Eindrucks als die Frontſeite. In einer Ecke deſſelben ſteht der aus dem Grabdenkmale der Cäcilia Metella entnommene Sarkophag von weißem Marmor. Er iſt etwa ſechs Fuß hoch. Akanthusblätter von feiner Ausführung umgeben den Fuß des gereiften Sargkaſtens. Zwei Thierköpfe ragen wie Handgriffe an beiden Enden der Vorderſeite hervor, den Deckel ſchmücken Arabesken mit Büffel- und Löwenköpfen in Blätterwerk. Das Ganze macht bei aller Koloſſalität doch einen angenehmen und leichten Eindruck. Aber dies ehrwürdige Alterthum wäre doch unendlich beſſer an ſeinem Platze in dem gewaltigen Grabthurme ſelbſt, dem es die rohe Neugier der Plünderer entriß, als hier, wo es vernachläſſigt in einem verlaſſenen Winkel der Schloßhalle in würdeloſer Tageshelle einem Brunnentroge ähnlicher erſcheint, als der letzten Behauſung der ſterblichen Reſte einer alten Römerfürſtin.

Prachtvolle Marmortreppen von ſanfteſtem Anſtieg führen zum zweiten Stockwerke, in deſſen Räumen noch manches werthvolle Alterthum bewahrt wird, obſchon die Farneſiſchen Kunſtſchätze längſt nach Neapel gewandert ſind. Doch freute es mich, den Herkules Farneſe im Gypsabguſſe hier wiederzuſehen, und neben ihm ſeine

von della Porta gefertigten marmornen Beine, welche die „Beschreibung von Rom“ für die ächten ausgiebt. In der sogenannten Gallerie sind die berühmten Fresken von Hannibal Caracci, das größte Werk dieses Künstlers. Es sind zumeist Deckengemälde, in mythologischen Darstellungen die Allgewalt der Liebe aufzeigend, Kompositionen und Ausführung voll Geist und Feuer, die Karnation zum Theil vortrefflich. In einigen Bildern, z. B. in denen aus der Perseussage und in den sechs tragenden Figuren fand ich den Michelangelesken Styl der Leiber zu sehr vorherrschend. Und weil hier Architektur und Malerei den organischen Zusammenhang und das harmonische Ineinandergreifen entbehren, so erhält das Ganze, im Vergleich zu Rafaels Farnesina, etwas Unruhiges, Heftiges, gewaltsam Bewegtes. Aber in den Bildern selbst lebt und webt ein Reichthum der Fantasie und eine schöpferische Lust, der man es anfühlt, wie der Künstler und seine Zeit in dieser poetischen Welt althellenischer mythologischer Lebensfülle und Daseinslust ungleich heimischer waren, als wir um Vieles gelehrteren, aber auch um Vieles trübseligeren Epigonen. Wie begeistert hat dieser geniale Schneidersohn von Bologna das große Liebeskarneval der antiken Göttermährchenwelt in diesen Fresken vor die Sinne gezaubert! In der Mitte des Deckengewölbes der Triumphzug des Bacchus und der Ariadne. Um sie her in andern Bildern Jupiter, welcher die geschmückte Juno auf dem göttlichen Lager empfängt, Aurora mit dem geliebten Cephalus auf ihrem Wagen, Luna, die den Endymion umarmt, Omphale mit Herkules, welcher ihr Keule und Löwenhaut überlassen hat (ein schon von der antiken Plastik gern behandeltes Symbol der allsiegenden Liebesgewalt), und Galathea, die, von Tritonen, Nymphen und Liebesgöttern begleitet, das Meer durchrauscht, während drüben der verlassene Polyphem seinen Liebeskummer den Tönen der Syrinx vertraut. Anchises und Venus, Leander zur Hero schwimmend, Jupiter die Europa entführend, Orpheus, welcher seine Eurydice aus der Unterwelt zurückruft,

Perseus, der die Andromeda befreit, und so unzähliges andere aus der heiteren Götterwelt der griechischen Dichtung blüht hier auf in der reichen Farbenpracht dieser herrlichen Fresken, aus denen man recht die Größe dieses Genius erkennen kann, den die Laune des Schicksals nur um ein halbes Jahrhundert zu spät geboren werden ließ. Acht Jahre arbeitete Hannibal Caracci an diesem größten Werke seines Lebens. Als er es vollendet hatte, betrog ihn die Niederträchtigkeit eines Elenden um den wohlverdienten Lohn seiner Arbeit. Seitdem umdüsterte Schwermuth seinen Geist, der schon so vielen Widerwärtigkeiten Trotz geboten hatte. Er verfiel in Krankheit. Vergebens sandten ihn die Aerzte nach Neapel, dort Heilung zu suchen. Er kehrte mißmuthig und gebrochen nach Rom zurück und starb dort in der Blüthe des Mannesalters (1609).

Rom, den 18. Januar.

Heute bei dem Feste des heiligen Antonius Abbas, des Schutzpatrons der Thiere, welches Göthe so reizend beschreibt, fiel mir der Unterschied des Jetzt gegen das Sonst wieder einmal so recht in die Augen. Göthe's Schilderung weiß noch nichts von den Gensdarmen, dieser bewaffneten und berittenen Vorsehung, der man jetzt überall in Rom begegnet. Mir fiel die rohe und brutale Weise auf, in welcher sich diese Schergen gegen das Volk betrugen, das ganz friedlich im großen Halbkreise den weiten öden Platz vor der Kapelle des Heiligen in der Nähe von S. Maria Maggiore umstand, wo das Besprengen der Pferde, Esel und Maulthiere mit Weihwasser vor sich ging. Die Ceremonie selbst war langweilig ernsthaft, und von Schalkheit und gutem Humor des Priesters, der die Segnung verrichtete, nichts zu spüren. Der Geistliche stand in weißem Gewande, einen schwarzen Laienbruder neben sich, auf der obersten Treppenstufe, den Sprengwedel in der Hand. Die

Wagen fuhren vor, Landleute ritten oder führten ihre buntbebänderten Thiere heran, entblößten das Haupt, und der Priester, seinen Wedel in das Weihwasser tauchend, sprengte, während er sein: in nomine patris etc. hersagte, von demselben einige Tropfen auf Fuhrwerk und Thiere, die sich dann rasch entfernten, um andern Platz zu machen. Doch war der Zudrang keineswegs groß, und meistens waren es nur zufällig in Rom anwesende Landleute und Kärtner aus den benachbarten Orten, und nur ein Theil der Thiere war festlich geputzt. Einige Leute, welche eine Kleinigkeit spendeten, empfingen außer dem Weihwassersegen noch einen besonders wirksamen Gnadenzettel mit dem Bilde des Heiligen, dem ein Schwein zur Seite steht, und einem kleinen Amulette in der Form eines messingenen Kreuzes. Die Thiere hatten aber alle insgesammt augenscheinlich den Segen des Heiligen sehr nöthig. Denn die Jammergestalten der Pferde, welche wir hier sahen, überstiegen zum Theil selbst die kühne Phantasie des Schöpfers der unsterblichen Rosinante. Mir fiel dabei recht auf, wie der gegen seine Thiere fast durchweg grausame Italiener sich auch hier in diesem originellen Feste durch Hülfe seiner Religion mit seinem Gewissen abzufinden weiß. Er führt sein Thier dem Heiligen zu, welcher für das Wohlergehen desselben ex officio zu sorgen hat, läßt es mit Weihwasser besprengen und mit der Zauberformel des lateinischen Gebets segnen, und traktirt es dann nach wie vor mit der gewohnten herzlosen Grausamkeit. Der Deutsche, besonders der protestantische Norddeutsche, weiß freilich nichts von der Romantik eines solchen Festes, hinter deren buntem Scheine sich die grausamste Rohheit verbirgt, aber er behandelt seine Thiere gut, und sucht durch Sorgfalt und Pflege Gebet und Weihwasser zu ersetzen. Und wenn er dieselben auch zumeist aus Eigennutz schont und pflegt, so thut er es doch auch, weil er die ihm so nützlichen Thiere lieb hat und ihnen Mitgefühl zu Theil werden läßt, während der Italiener diese lebendigen Geschöpfe nicht anders betrachtet und behandelt

wie die unbeseelten Naturerzeugnisse in Wald und Feld. Hier stehen also der deutsche Volksgeist und die sittliche Kultur offenbar höher. Bei uns ist die Wirklichkeit dessen, was hier nur als Schein vorhanden ist: stete Pflege und Sorgfalt, entsprungen aus einer Art Mitgefühl, Neigung und Dankbarkeit gegen die nützlichen, dienenden Geschöpfe, hier ein einziger, buntbestitterter Saturnalientag, und selbst der ist nur Schein. Denn was Göthe erzählt, daß heute die Thiere einen Feier- und Rasttag haben, und alle Herrschaften heute zu Hause bleiben oder zu Fuße gehen müssen, ist längst nicht mehr wahr. Nur sehr wenige selbst von den Anwesenden führten ihre Thiere frei und ungeschirrt heran, die meisten nahten sich reitend oder fahrend, Stachelstab und Peitsche in den Händen. Und bei den Equipagenbesitzern in Rom selbst gilt jene alte Sitte vollends gar nicht mehr, die meisten bekümmern sich nicht einmal mehr um die Ceremonie, und der Priester klagte uns, daß die Zeiten schlecht und die Welt im Argen sei. Der Heilige, San Antonio delle bestie genannt, führt übrigens Namen und Amt von seiner Geschicklichkeit, mit welcher er als Anachoret die reißenden Thiere zu zähmen und unschädlich zu machen wußte. Davon muß indessen auf seine Nachfolger nichts übergegangen sein, denn der gute Priester, welcher den Sprengwedel führte, sah sich einmal durch das heimtückische Ausschlagen eines Maulthiers hart bedroht, und sprang mit einem derben Fluche aus der Schlagweite der boshaften Bestie, die vor dem Stellvertreter ihres Schutzpatrons so wenig Respekt bezeigte.—

Rom, den 19. Januar.

Heute gelang es uns, für gute Worte und besseres Geld in die dem Lateran gegenüber gelegene Villa Massimi einzudringen und die Fresken zu sehen, mit denen vor einigen zwanzig Jahren

mehrere der namhaftesten deutschen Künstler die Zimmer des anmuthigen kleinen Gartenpalastes geschmückt haben. Zwei derselben enthalten Darstellungen aus Arioſt's Orlando furioso von Julius Schnorr, und aus Tasso's befreitem Jerusalem von Overbeck. Hier sah ich nun mit eigenen Augen, welch ein Genie in Overbeck für die moderne Kunst verloren gegangen ist. Seine Sachen sind ohne Frage die schönsten von allen, und es fehlt diesen Freskobildern nichts als ein freierer Vortrag, wie es die Künstler nennen, d. h. größere Gewandtheit, Leichtigkeit und Sicherheit, um sich dem Schönsten gleich zu stellen, was die Freskomalerei überhaupt hervorgebracht hat. Es lebt und blüht in diesen Kompositionen der ganze Zauber jener Romantik, die uns aus dem Gedichte selbst so wunderbar anmuthet. Man glaubt beim Anblick dieser Bilder in den aufgeschlagenen Blättern jener Poesien selbst zu lesen. Wie wundervoll ist auf dem einen die Kampfscene, in welcher Gildippe und Odoardo von der Hand Argante's fallen, während von der fernen Bergeshöhe herab ein Föhnlein Reiter im sausenden Jagen vergeblich zu Hülfe eilt. Solche Gestalten, wie die edelkräftige Heldengestalt Gottfrieds von Bouillon oder wie die blühend schönen nackten Leiber des an den Pfahl des Scheiterhaufens gefesselten Liebespaares Sophronia's und Olinth's vermag der heutige Legenden- und Heiligenbildermaler Overbeck in seiner einsamen Klause am Judenghetto schon lange nicht mehr zu schaffen, selbst wenn er es auch nicht für eine Entweihung seiner Kunst hielte, sich mit solchen Weltlichkeiten einzulassen. In diesen Bildern ist auf's Glücklichste verwirklicht, was als eine Aufgabe der modernen Kunst angesehen werden muß, daß sie den dichterischen Gestaltungen der Poesie sichtbares, sinnliches Leben gewähren soll, wie es die bildende Kunst der Alten ihren Dichtungen verlieh. Wie siegreich, frisch und jugendkräftig ist das Auftreten dieser beiden Meister in diesen frühen Werken ihres Pinsels gewesen, mit denen sie den ächten, historisch romantischen Styl auf's Neue ins Leben riefen. Alles, was ich

von neueren Fresken gesehen, bleibt zurück gegen den Schwung und Adel dieser Sachen. Prachtvoll sind besonders die Köpfe in dem Schnorr'schen Bilde, auf welchem Karl der Große dargestellt ist, wie er aus Paris zieht, die Stadt von den anstürmenden Heiden zu befreien. Wie schön kontrastirt die angstvolle Hast des jugendlichen Bogenschützen, welcher von der Mauer herab den Heranziehenden pantomimisch die Nähe der Gefahr von den feindlichen Heidenschaaren andeutet, mit der Ruhe des langsam dem Kampfe entgegenziehenden alten Heidenkönigs und seiner ritterlichen Genossen. Unten nimmt eine Mutter den letzten Abschied von ihrem kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohne, welcher sich den Schaaren der aus dem Thore ziehenden Befreier anzuschließen eilt. Herrlich ist auf einem andern Bilde Orlando dargestellt, wie er mit beiden Händen zum Todesstreiche gegen Agramant ausholt.

Ein drittes Zimmer enthält Scenen aus Dante's göttlicher Komödie von Veit und Koch. Hier konnte ich mich nun freilich weder mit den meisten der dargestellten Gegenstände selbst, noch namentlich mit der Koch'schen Weise der Darstellung befreunden. Scheußlichkeiten wie die Höllenscene, wo Ugolino seinem Feinde Ruggieri das Haupt zernagt, Menschen wegen ihrer Sünden von Teufelsfratzen zerfetzt, gepeitscht, zerrissen, von Schlangen zernagt, in glühenden Särgen schmorend, bleiben ekelhafte und kindische Vorstellungen, die ich vielleicht zu lesen über mich gewinne, welche aber Niemand, der von der Aufgabe wahrer Kunst ein Bewußtsein hat, sichtbar gestaltet sehen mag. Auch haben die Koch'schen Sachen alle etwas Ueberderbes, welches selbst ans Rohe und Gemeine streift. Es war Ueberschätzung seiner selbst, daß er, der Landschaftsmaler, die Ausführung solcher Aufgabe übernahm, als Cornelius an derselben durch seine Berufung nach München (1819) verhindert wurde. Die Deckenbilder von Veit sind ungleich milder. Koch hatte die Rohheit begangen, Paul und Franzeska als „Sünder der Wollust" unter die Verdammten zu stellen, aber der Fürst Massimo

ließ sie ausstreichen und mit andern Figuren von einem italienischen Maler bedecken.

Overbek, man sage was man will, hat allein unter allen neueren Malern das mit Rafael gemein, daß durch alle seine Gestalten ein sympathischer Zug hindurchgeht. „Dies Gesicht ist mir sympathisch," oder „es ist mir antipathisch" sagen die Italiener in ihrer feinen Sprache, um auszudrücken, daß etwas in demselben liegt, was sie entweder anmuthet oder abstößt. Diesen charakteristischen Ausdruck des Sympathischen, das uns unmittelbar zu sich hinzieht und einnimmt, uns mitfühlen und mitlieben, leiden, hoffen, kurz, alle ausgedrückten Empfindungen sofort theilen läßt, haben alle Gestalten, welche Rafael geschaffen hat. Und darum heißt er mit Recht der göttliche, denn hierin liegt das Spezifische, in welchem er allein erhaben und unübertroffen von Mit- und Nachwelt dasteht. An Studium und Korrektheit haben ihn andere übertroffen, aber seine Mängel und Fehler verschwinden in Nichts unter dem allgewaltigen Zauber der Liebenswürdigkeit, des Liebreizes und der Holdseligkeit, die alles von ihm Geschaffene verklären und an denen selbst das Schönheitlose und Verkümmerte noch Theil hat. Alle seine Gestalten treten unserm Herzen nahe, und wir fühlen uns, so wie wir sie erblicken, in liebevoller Theilnahme zu ihnen gezogen. Selbst auf den armen Besessenen in der Vatikanischen Transfiguration fällt noch ein Strahl dieser liebevollen Verklärung und wir erkennen auch in seinen verzerrten Zügen und in dem verrenkten Ganzen dieser Glieder die ursprüngliche Schöne seiner Jugend. Da hängt gegenüber jener Verklärung Domenichino's berühmtestes Gemälde, die letzte Kommunion des heiligen Hieronymus, welches lange Zeit als eins der fünf Hauptbilder von Rom galt. Wie naturwahr ist hier die nackte Gestalt des sterbend zusammenbrechenden Heiligen, aber auch welche durchaus antipathische Fratze! Das Alter ist wie hier so auch bei Giulio Romano und anderen nur selten frei von dem Widerwärtigen und Häßlichen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52908-6
STAAR,A. FN. 11377/012

hinfälliger Bedürftigkeit. Bei Rafael aber iſt die letztere immer von dem milden Sonnenſcheine der Schönheit ſo liebevoll beleuchtet, daß alles Antipathiſche ſogleich verſchwindet. Dies Innerſte, Eigenthümlichſte wird durch kein Studium, durch keine Kunſtfertigkeit erſetzt, denn es iſt die Blüthe der eigenen Seelenſchönheit. Rafael und Giulio Romano haben dieſelben Modelle benutzt, aber der erſte hat himmliſche Geſtalten daraus geſchaffen, weil ſein liebevolles Auge immer nur das Göttliche in der irdiſchen Erſcheinung ſah. Was Giulio Romano aus ſeinen Modellen gemacht, bezeugen gar manche ſeiner Werke in den Gallerien Italiens.

Von dieſem Spezifiſchen des Rafaeliſchen Geiſtes iſt nun wirklich ein Hauch über jene Geſtalten Overbeks verbreitet, wie denn auch das jugendlich ſchöne Portrait des Künſtlers in dem Bilde, wo Gottfried von Bouillon zum Kreuzzuge aufgefordert wird, an Rafael erinnert. Neulich beſuchten wir ſein Atelier, um ſeine neueſten Zeichnungen zu ſehen: Chriſtus als Knabe ſein Kreuz zimmernd, während die Eltern ihm zuſchauen, Chriſtus das Kreuz tragend, vom Volke vor Pilatus verſpottet, auf dem Oelberge betend, während ihm ein Engel das Kreuz zeigt. Eine Zeichnung ſtellte den Tod des heiligen Joſeph dar, von deſſen Ende nicht einmal die chriſtliche Sage etwas weiß, eine andere zeigte den Heiland mit dem offenen, brennenden Herzen. Alles voll jener hektiſchen Aszetik, welche einem geſunden Menſchen unſerer Tage geſpenſterhaft erſcheint, wie die Erſcheinung des Meiſters ſelbſt, der ein Paar eintretenden Geiſtlichen demüthig die Hand küßte! Overbek in ſeiner keuſchen Grazie, ſeiner ſeelenvollen Schönheit, er hätte, das beweiſen dieſe Fresken, der Rafael des neunzehnten Jahrhunderts werden können, wie Cornelius mit ſeiner ſchwungvollen mächtigen Kühnheit den Michel Angelo dargeſtellt haben würde. Der vollendete Theil der Cartons des letzteren zu dem Berliner Campo ſanto haben mich neulich zur innigſten Bewunderung dieſes Genius hingeriſſen. Aber die Stoffe ſelbſt! Und doch bleibt

dieſer Phantaſtik noch unendlich mehr poetiſches Leben und reale Wahrheit, als in der ſchemenhaften Aeſthetik der letzten Arbeiten Overbek's. —

Rom, den 26. Januar.

Im Theater Metaſtaſio ſah ich geſtern Jelva, die Stumme. Das Stück fiel durch, trotz des vortrefflichen Spiels der beliebten Riſtori. Das drei Akte lange Geſtikuliren, Geſichterſchneiden und Stöhnen beleidigte den äſthetiſchen Sinn des Publikums, welches ſich durch Lachen bei den am meiſten auf Rührung angelegten Stellen hier eben ſo wie in dem andern Stücke „La Pazza“ (Sie iſt wahnſinnig) von dem widerwärtigen Eindrucke befreite. In dem letzteren Stücke war es den Italienern ganz unerklärlich, daß ein Menſch darüber Gewiſſensbiſſe haben, ja den Verſtand verlieren kann, daß er einen Mord aus Eiferſucht begangen hat.

Bei einigen Luſtſpielen, welche ich geſehen, fiel mir die durch den Nationalunterſchied bedingte Verſchiedenheit des Spiels von dem unſrigen auf. Bei den Frauen iſt es die Heftigkeit äußerlicher Leidenſchaft, welche ſich namentlich in den Darſtellungen naiver Mädchenrollen oft bis zur Unweiblichkeit ſteigert. Die Deklamation der Männer hat in allen pathetiſchen Stellen für uns etwas Kanzeltonartiges, Monotones. Dabei machen auf den Fremden gewiſſe Ausdrücke des Italieniſchen ſelbſt in tragiſchen Stellen leicht eine komiſche Wirkung, und ſo oft ein Liebhaber im Schmerz ſein: mi hanno ingannato! (man hat mich betrogen!) ausruft, kann ich mich des Lachens kaum enthalten, ſo gerecht auch der Schmerz des armen Schelmen ſein mag. Das macht: die italieniſche Sprache iſt auch im Munde des gemeinen Mannes in Rom ſo ziemlich die allgemeine Sprache der Bildung. Hört man nun Ausdrücke, die im gewöhnlichen Leben durchaus etwas Komiſches und Aergerliches

haben, auf Verhältniſſe edlerer Art angewendet, ſo entſteht daraus bei dem Hörer eine widerſprechende Empfindung. So iſt ingannare in Rom und Italien das dritte Wort, denn die Nation hat an ſchlauem Betruge eine Luſt, und ſucht nicht bloß Fremde, ſondern auch ſich unter einander gern bei jeder Gelegenheit über's Ohr zu hauen. Dadurch wird es dem Fremden unmöglich, dem Worte in einer andern Sphäre jenen Beigeſchmack abzuſtreifen, und die Wirkung wird ſo nothwendig eine komiſche.

Nicht minder komiſch war es aber auch für uns Deutſche, als das Orcheſter zur Bezeichnung ruſſiſcher Nationalweiſen deutſche Walzer aufſpielte. Aber hat doch der franzöſiſche Verfaſſer ſich daſſelbe Manöver mit deutſchen Worten erlaubt, die er ſeinem franzöſiſchen Publikum für ruſſiſche verkauft!

Auch das Puppentheater im Palaſt Fiano beſuchten wir neulich, und ergötzten uns gründlich an Polichinells gutem Humor und an dem Schlußballette, welches die koſtbarſte Satire auf das moderne Ballettunweſen lieferte. Die tollen Verrenkungen menſchlicher Springerei hier mittelſt Drath und Bindfaden auf ihrem eigenen Felde überwunden zu ſehen, gab einen komiſchen Hochgenuß, dem wir uns in zahlreicher Geſellſchaft von Künſtlern mit wahrem Jubel überließen.

Das römiſche Karneval von 1846.

I.

Die Juden auf dem Kapitol zu Rom.

Rom, den 14. Februar.

In ſeiner unübertrefflichen Schilderung des römiſchen Karnevals hat Göthe gleich zu Anfang eine Feierlichkeit mit Stillſchweigen übergangen, die doch für Rom und römiſche Zuſtände zu charakte-

ristisch ist, um bei der Darstellung einer solchen bedeutenden Lebensäußerung, wie der römische Karneval, unbeachtet gelassen zu werden.

Es ist dies das Erscheinen der Deputation der unglücklichen Bewohner des römischen Ghetto auf dem Kapitol im Palaste der Konservatoren, um vom Senate und Volke von Rom die Erlaubniß ferneren Aufenthalts in der Stadt für sich und ihre Glaubensgenossen unter Darbringung eines Tributs zu erflehen. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Göthe trotz seiner ruhigen Objektivität weder sich noch andern den heiteren Einklang der poetischen Festlust in seiner Schilderung durch Aufnahme eines Zuges stören wollte, der wie ein schneidender Mißton in den Anfang derselben hineinhallt. Denn, daß die Ceremonie selbst auch zu seiner Zeit und zwar in noch verstärkterem Grade der Demüthigung für dies Volk des alten Testaments stattfand, ist außer allem Zweifel.

Ich hatte so viel von der Sache reden hören, daß ich beschloß, mich durch den Augenschein zu überzeugen, was von alle den mannigfaltigen Erzählungen, in denen mir ältere und neuere Zeiten und Sitten wunderlich in einander gemengt erschienen, denn eigentlich noch wahr sei. Manche Personen meiner Bekanntschaft, die ihr halbes Leben in Rom zugebracht hatten, wußten nur zu sagen, was sie darüber von andern gehört hatten. Einige stellten gar die Sache selbst, als nicht mehr vorhanden, in Abrede. Man muß Rom kennen, um solche Behauptungen zu begreifen. Denn in Rom ist und wird alles fabelhaft, dämmerig ungewiß, namentlich für den Fremden, und genau genommen ist an keinem Orte bei Aufnahme der mündlichen Ueberlieferung, selbst von wahrheitsliebenden Personen, größere Vorsicht nöthig als hier, wo man eigentlich nur das von Sitten, Gewohnheiten, Vergnügen, Gebräuchen, Einrichtungen u. s. w. glauben darf, von dessen Dasein und Art und Weise man sich mit eigenen Augen überzeugt hat.

So schritt ich denn etwa anderthalb Stunden nach Mezzo giorno gestern in Begleitung einiger befreundeten Römer dem

Kapitole zu, wo jenes Schattenſpiel uralter Barbarei aufgeführt werden ſollte. Der heiterſte, ſonnigſte Himmel eines italiſchen Frühlingstages blaute herab auf die Stadt, in welcher die noch geſchloſſene Blumenknoſpe der Feſtluſt des Karnevals ihrem duftigen Aufſpringen ſchon entgegenzitterte. Es ſchien, als rollten ſelbſt die Wagen noch raſcher und luſtiger wie gewöhnlich vom ſpaniſchen Platze die Via Condotti hinab durch die Straßen, Fremde und Heimiſche zu den gemietheten Balkonen am Korſo zu führen. Am Hügel des Kapitols, zu dem ich vom Trajansforum aus hinaufſtieg, begegneten wir in einer der engen Winkelgaſſen den erſten Masken; Eminenten der ächteſten Art, Hauptburſche von der Lungara in Trastevere. Zwei ſpielten die Mandoline und Zither, ein Dritter ſang, und ſchlug das Tamburin. Sie ſtanden vor einem Hauſe, umringt von neugieriger Jugend, und brachten ein Ständchen am hellen Tage. Ein wunderbares Gefühl ergriff mich bei dieſem Anblicke, ſo unſcheinbar er war. Das mir ſo vertraut und heimathlich gewordene Rom ward wie mit einem Zauberſchlage mir wieder ins Ferne, Fremde gerückt. Und juſt das erſte Aufblühen der Karnevalsromantik in dieſer düſteren, ärmlich verfallenen, ſpelunkenhaften Umgebung vermehrte nur noch ſeinen Reiz und verſtärkte ſeinen Eindruck auf das Herz.

Oben auf dem Platze des Kapitols, vor dem Palaſte der Konſervatoren, wimmelte es ſchon bunt durcheinander von Wachen und Garden, bunten Livreien, glänzenden Equipagen und einem Zudrange Neugieriger, welche theils das Erſcheinen der Konſervatoren und ihre Abfahrt zum Korſo in den reichen, goldenen Staatskaroſſen anſchauen, theils das Erſcheinen der Judendeputation abwarten wollten. Durch eine Hinterthür im Hofe des Konſervatorenpalaſtes, da wo die Trümmer der Koloſſen und die Statuen der Barbarenkönige mit den abgehauenen Händen ſtehen, gelangte ich, durch den letzteren Anblick für das mich Erwartende würdig vorbereitet, in den großen, zu der bevorſtehenden Feierlichkeit feſtlich ausgeſchmückten

Saal, wo uns durch die Güte eines Freundes Plätze der ersten Sitzreihe aufbewahrt worden waren, um das Schauspiel, welches sich uns darbieten sollte, in seinem ganzen Umfange zu genießen. Vorsäle und Thüren des Hauptsaales waren besetzt mit der Dienerschaft des Senates, die Getreuen des Senats (i fedeli del Senato) genannt, und mit der Guardia Senatoria, den sogenannten Capottori. Die letzteren sind alle römische Bürger und nahmen sich in ihren rothen, gelb besetzten Offiziersuniformen, Federhüten, mit reichen, silbergestickten Bandelieren und silbernen Epauletten recht stattlich aus. Die Fedeli dagegen in ihren mittelalterlichen, roth und gelbgestreiften Livreien haben durchaus etwas Kunstreiterartiges.

Der Saal war gefüllt mit Neugierigen, unter denen die meisten Römer und Römerinnen; auch Kinder fehlten nicht. Endlich verkündete Trommelwirbel und Pfeifenklang vom Platze unten die Ankunft der Konservatoren, und bald traten sie durch eine Seitenthür ein, vier an der Zahl, hohe, stattliche Männer, aus alten römischen Familien, die jetzt dieses Ehrenamt bekleiden, alle in der stattlichen Amtstracht, in langen, gelb und weißen Mänteln (veste senatoria). Sie nahmen Platz auf den großen vergoldeten, rothsammetnen Armsesseln, welche auf einer, um mehrere Stufen erhöhten Estrade standen; ihnen zur Seite der Fiskal in schwarzer Amtstracht.

Jetzt erschienen auf ein gegebenes Zeichen aus einem Seitenzimmer die dort harrenden drei Abgesandten der römischen Juden, ein Rabbine und zwei Unterbediente, schwarz gekleidet, in seidenen Unterkleidern, mit seidenen, hinten herabfallenden Mäntelchen, wie die römischen Abbaten. Sie nahmen unter tiefen Verbeugungen ihre Stellung an den Stufen der Estrade ein, der Sprecher (der Rabbi) in der Mitte, ihm zur Seite links derjenige von seinen Begleitern, welcher in der Hand einen großen Blumenstrauß nebst einem in demselben befindlichen Zettel trug.

Nach wiederholter tiefer Verneigung nahm der Rabbine auf den gewährenden Wink des einen der Konservatoren das Wort. In formulirter Rede, mit den vorgeschriebenen und hergebrachten Ausdrücken der tiefsten Unterwürfigkeit, erbat er von der hohen Gnade des römischen Volks und Senats für sein „armes, allerdemüthigstes Volk der allergetreuesten Ebräer der Stadt Rom“ die Gewährung ferneren Duldung und ferneren großmüthigen Schutzes auch für das nächste Jahr. Zugleich verband er damit die erneuten Gelübde des unterthänigsten Gehorsams gegen alle und jede Verordnungen und Gesetze des Staates, und die ausführlichsten Segenswünsche für das Haupt der römisch-katholischen Christenheit, für die heilige Kirche, für Staat und Stadt, Senat und Volk von Rom, und bat zum Schlusse um die Gnade, den Tribut seines Volkes mit jenem Blumenstrauße überreichen zu dürfen.

In ähnlicher, hergebracht-formulirter Weise lautete nun die Antwort des ältesten der Konservatoren, Conte Cardelli, welcher jetzt das Wort nahm, und den Bittenden, unter nochmaliger Aufzählung aller Bedingungen, bei welchen die prompte und willige Zahlung aller Steuern und Tribute nicht vergessen war, den Schutz und die Duldung für das folgende Jahr zusagte.

Es war mir interessant, den Ausdruck der Handelnden beobachtend zu vergleichen. Der jüdische Rabbi sprach fest, sicher, obschon ohne lebhafte Betonung, wie einer, der gewaltsam eine Bewegung seines Innern niederkämpft. Das Herz bebte ihm in der Brust vor Empörung über die ungeheure Schmach, aber sein Gesicht und der Ton seiner Sprache verriethen dieselbe durch kein Zucken, durch kein Schwanken. Er sprach seine ganze Rede mit geschlossenen Augen, die er nicht einmal aufschlug, zu Ende.

Der Entgegnende sprach, als sei er verlegen, stockte hie und da unsicher, und schloß ohne jenes übermüthige: Andate! (Geht!), welches noch vor wenig Jahren, sobald es den Lippen des Konservators entflohen war, von allen Seiten des Saales aus dem Munde

der Menge wiedertönte, und die Armen in die Finsterniß ihres Ghetto zurückbegleitete. Aber selbst dies Andale! war schon eine Milderung. Es vertrat den Fußtritt, mit welchem sonst der christliche Redner, als Bekenner des neuen Testaments der Liebe, den Bekenner des alten Testaments, welcher sich vor ihm zur Erde beugte, entließ. Diese Bestialität wenigstens hat der Geist der Humanität verschwinden machen. Aber dennoch! welch eine tiefe, bodenlose Schmach bleibt dieser ganze Auftritt! Bei diesem Anblicke der albernen, kindischen und muthwilligen Demüthigung eines wehrlosen Unterdrückten, bei diesem Schattenspiele uralter Barbarei, das zur Befriedigung der jämmerlichen Eitelkeit des Senatus populusque Romanus von heute sorgfältig erneuert wird, erneuert inmitten der Hauptstadt des weltbeherrschenden Christenthums, unter den Augen und mit Genehmigung der Kirche Christi und ihres sichtbaren Oberhauptes, habe ich ein brennendes Gefühl der Schaam empfunden, mich in den Reihen derer zu sehen, die als Christen, und just weil sie Christen sind, die Religion dessen entehren, der seinen Bekennern das Gesetz gab: Liebet selbst Eure Feinde!

Ueberall in allen civilisirten Ländern des christlichen Europa's sind wenigstens diese äußersten Spitzen der alten Marterwerkzeuge, welche das Christenthum nun bald anderthalbtausend Jahre lang gegen seine Mutter, das Judenthum, in christlich liebevolle Anwendung gebracht hat, abgebrochen worden. Aber Rom genießt allein das Vorrecht, dieselben in der noch irgend möglichen Schärfe zu erhalten. Wie die Vorfahren dieses Senatus populusque Romanus von heute nie die Großmuth gekannt haben, wie sie ihre tapferen, kriegerischen Gegner, überwunden und gefangen sich zur Augenlust mit den wilden Thieren kämpfen, oder die Schwerter im grimmen Brudermorde einen auf das Herz des andern zücken, Sohn gegen Vater, Vater gegen Sohn, Bruder gegen Bruder kämpfen ließen, wie sie die gefangenen Könige und Feldherren im Purpurgewande erst durch die Triumphstraße schleppten, ehe sie die tausendfach geißig

Gemordeten in den Gewölben des Kerkers erwürgten, so haben auch diese ihre letzten Nachkommen an den unglücklichen Juden wenigstens ein Schattenbild solcher Hochgenüsse sich vorbehalten. Freilich giebt es jetzt keine deutschen Kaiser mehr, denen man den Fuß auf den Nacken setzen, keine Ketzer mehr, die man in majorem Dei gloriam auf dem Scheiterhaufen als Feuerwerk verbrauchen kann; und so muß auch hierfür das Volk des Ghetto zu Rom einen leider dürftigen Ersatz gewähren. Ist es doch schon Humanität genug, daß man seine abgesendeten Geistlichen, nachdem man sie gezwungen hat, den Segen ihres Gottes auf die heilige Kirche Christi und deren sichtbares Haupt herabzuflehen, nicht mehr mit einem Fußtritte entläßt! Ja noch mehr, ist man jetzt nicht christlich genug, sich bloß damit zu begnügen, daß man die Juden die Preise des Pferderennens, mit welchem jeder Karnevalstag geschlossen wird, bezahlen läßt, und sich begnügt, ihnen dadurch die Erinnerung immer frisch zu erhalten, daß in früheren Zeiten, wie mir der feine, liebenswürdige Monsignore L.... erzählte, statt der jetzt zu Tode gehetzten barberi, die Juden selbst aus ihrer Mitte die wettrennenden Menschen stellen mußten?

Nun aber, ihr Juden selbst, ihr Rothschilde, ihr geadelten, baronisirten, mit christlichen Ritterorden geschmückten Banquiers und Millionairs, warum duldet Ihr diese Verhöhnungs-Schmach, diese jährlich erneute Beschimpfung Eurer Glaubensgenossen! Warum knüpft Ihr nicht an das nächste Anleihealmosen, womit Ihr dem christlichen Rom unter die Arme greift, als conditio sine qua non die Aufhebung dieser Entwürdigung Eures Stammes und Geschlechts, auf welches Ihr doch, und mit Recht, als auf das älteste Adelsgeschlecht der Menschheit, so stolz seid? Ihr könnt die Makkabäer Eures Volkes sein, ohne ein Schwert zu ziehen, bloß durch die Skala Eurer Prozente. Ich habe das Meinige gethan, thut Ihr das Eurige.

Rom, im Februar 1846.

II.

Wer das römische Karneval von heute mit der Göthe'schen Beschreibung des Karnevals zu Rom vergleicht, der wird sich gestehen müssen, daß jene Musterschilderung, ihrer hohen Vortrefflichkeit unbeschadet, doch dem Titel, den sie führt, nicht mehr entspricht. Wer sich, ohne selbst Rom und sein originellstes Fest gesehen zu haben, jetzt noch nach Göthe's Beschreibung eine Vorstellung von dem letzteren bilden wollte, würde ein in vielen Hauptzügen mangelhaftes, in anderen falsches Bild erhalten, und sich, wenn er in den Fall käme, sein Bild mit dem gegenwärtigen Originale zu vergleichen, in mehr als einer Beziehung sehr getäuscht finden.

Die Ursache liegt nicht in der Beschreibung selbst, sondern, wie schon bemerkt, in dem Titel, den sie führt. Nicht „das römische Karneval" schlechtweg, sondern das römische Karneval im Jahre 1788 sollte sie heißen. Zwischen 1788 und 1846 liegt ein Zeitraum von achtundfünfzig Jahren, lang genug, um selbst in der allerstabilsten Stadt der Welt wesentliche Veränderungen ihrer Lebensäußerungen erklärlich zu machen, selbst wenn man nicht in Rechnung bringen wollte, daß diese achtundfünfzig Jahre die französische Revolution und Napoleon umschließen.

Unter den Bedenklichkeiten, welche Göthe selbst zu Anfange seiner Schilderung gegen die Möglichkeit eines solchen Unternehmens aufstellt, findet sich auch das Geständniß: daß das römische Karneval einem fremden Zuschauer, der es zum ersten Male sehe, und nur sehen wolle und könne, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergötze noch das Gemüth befriedige.

An dieses Geständniß läßt sich am bequemsten das unsrige anknüpfen, aber freilich nur in der Art, daß wir jenes geradezu auf den Kopf stellen. Ich selbst befand mich dem römischen Kar-

neval von heute gegenüber in dem von Göthe bezeichneten Falle, und mein Geständniß lautet, daß von aller Festlust, welche ich je gesehen, nichts mir einen vollständiger in sich abgeschlossenen und zugleich erfreulichern Eindruck gemacht, nichts das Auge mährchenhafter entzückt und das Gemüth wunderbarer befriedigt hat, als das Karneval von 1846. Und mit diesem Geständnisse stehe ich nicht etwa allein. Es ist auch dasjenige aller meiner römischen Lebensgenossen.

Allein, wie gesagt, dieser Widerspruch ist keineswegs die Folge einer verschiedenen Auffassung ein und derselben Sache, sondern die Sache selbst, welcher beide Geständnisse gelten, ist jetzt eine andere als zu Göthe's Zeit. Und zwar ist diese Veränderung, wie die des Volkes selbst, wesentlich eine vortheilhafte zu nennen. Das römische Volk und seine Festlust sind feiner und gebildeter geworden, als beide vor sechszig bis siebzig Jahren sich darstellten. Göthe ist nirgends auf das römische Karneval gut zu sprechen. Es ist ihm eine unerträgliche Seccatur; und so sehr er sich auch in seiner Beschreibung bemüht, die Lichtseiten der Sache herauszustellen, so fühlt man es doch in derselben überall durch, daß der Geist einer bis zur Rohheit übermüthigen, meist gemüth- und sinnlosen, nirgends aber poetischen Ausgelassenheit damals der vorherrschende war. Und das begreift sich auch bei dem damaligen sittlichen Zustande des Volks in Rom vollkommen. Winckelmann, der doch sonst gewiß nichts auf Italien und sein geliebtes Rom kommen läßt, gesteht doch zuweilen, daß ihm die polizeilose Ausgelassenheit und Wildheit des Volks in Rom fast den Kopf verrücke. In den ersten Jahren konnte er vor dem nächtlichen Spektakel fast nie Schlaf finden. „Unter Sachen, die mir in Rom abgehen," schreibt er einmal an seinen geliebten Freund Berendis, „ist der Schlaf. Bei Tage ist es ziemlich ruhig in Rom, aber des Nachts ist der Teufel los. In der großen Freiheit und Impunité, die hier herrscht, und bei der Nachlässigkeit aller Polizei, währt das Schreien, Schießen,

Schwärmerwerfen und Luftfeuer auf allen Gaſſen die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen. Der Pöbel iſt ungezähmt und der Gouverneur iſt müde geworden, verweiſen und hängen zu laſſen. Wenn ich ſchlafen will," ſetzt er in komiſcher Verzweiflung hinzu, „iſt es nöthig, mich beinahe zu beſaufen;" findet aber doch, „daß dieſes Mittel in der unerträglichen Hitze nicht das beſte ſei." Und dieſe Schilderung Winckelmanns galt nicht nur etwa für die belebteſten Stadttheile des damaligen Roms, ſondern auch von den entlegeneren Gegenden, in denen es, wie er ſagt, nur etwas ſtiller zuging. Auch Göthe klagt hier und da über nächtliche Ausgelaſſenheiten ähnlicher Art. Ganz beſonders charakteriſtiſch aber iſt wohl der Umſtand, daß Winckelmann in keinem ſeiner Briefe aus den erſten Jahren ſeines römiſchen Aufenthalts das Karneval auch nur mit einem Worte erwähnt, da er doch ſonſt ſo gern und ausführlich über dergleichen Fremdartigkeiten nach Hauſe berichtet.

Von alle dem aber iſt in dem heutigen Rom auch keine Spur mehr zu finden. Ja, ich behaupte, daß Rom verhältnißmäßig unter allen großen Städten die ſtillſte und ruhigſte in Europa iſt. Nicht nur an ruhigeren Plätzen, wie Piazza Barberini und Piazza di Poli bei der Fontana Trevi, an welchen beiden ich während eines Jahres wohnte, ſondern auch in den allerbelebteſten Stadttheilen, auf dem ſpaniſchen Platze, in der Via Condotti und in dem unendlich langen, Tags von Menſchen wimmelnden Korſo iſt es Abends nach zehn Uhr ſo ſtill, wie in einer kleinen deutſchen Reſidenz. Von gröblicher Ausgelaſſenheit, wildem Geſchrei und ſonſtigem wüſten, nachtſchwärmeriſchen Weſen aber habe ich in Rom zu keiner Stunde und an keinem Orte etwas der Rede werthes vernommen, und in dieſer Hinſicht jedenfalls möchte Rom, deſſen größter Reiz doch immer noch in der liebenswürdigen Polizeiloſigkeit in unzähligen kleinen und großen Dingen beſteht, die am meiſten mit Polizei geſegneten Städte Deutſchlands übertreffen.

Aber die römiſche Polizei hat es auch nicht allein gethan, das

römiſche Volk ſelbſt iſt ein anderes geworden. Es iſt freilich, gegen uns gehalten, noch immer unendlich viel Naturwuchs darin, aber mit ſeinen Vätern und Großvätern von 1788 verglichen, iſt es faſt völlig civiliſirt und polizirt zu nennen. Ich glaube nicht, daß die italieniſchen Gelehrten von heute juſt gelehrter ſind als die damaligen, oder daß ſich die Kunſt von heute über die Kunſt jener Zeit gehoben hat. Vielleicht iſt das Gegentheil eher anzunehmen. Ich glaube auch nicht, daß jetzt für Schulen, für Volksbildung und Erziehung von Seiten der Inhaber und Beſitzer des Landes und der es bewohnenden Seelen mehr als damals geſchieht, und dennoch behaupte ich, daß der Italiener, der Römer von heute, im Durchſchnitt genommen, gebildeter, ernſter, ſelbſtbewußter und vor allen Dingen in ſeinen Lebensformen feiner und kultivirter geworden iſt, und daß er einen großen Theil der Naturrohheit, mit welcher ſein Weſen, wie aller Naturwuchs, noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts behaftet war, von ſich abgeſtreift hat. Dieſe Veränderung zum Beſſeren mußte auch einer Hauptlebensäußerung des Volkes, wie das Karneval, vielfach zu Gute kommen. Und ſo iſt es auch wirklich geſchehen. Man kann ſagen, daß Göthe's Beſchreibung alles Aeußerliche, gleichſam das Gerippe und Gerüſt des Ganzen, vollſtändig enthält, und in unübertrefflicher Klarheit ſowohl alle Grundbedingungen der Exiſtenz eines ſolchen Feſtes überhaupt, wie auch alles Schematiſche der einzelnen Erſcheinungen zu Tage ſtellt. Den Geiſt aber, der das Ganze belebt, den Zauberduft der Poeſie, der die innerſte Seele dieſer wunderbaren Feſtluſt bildet, konnte er nicht ſchildern, weil ſie nicht oder doch nicht in dem Maaße, wie heute, vorhanden waren.

Die Charakteriſtik des Ganzen bei Göthe drängt ſich in den Satz zuſammen: das römiſche Karneval iſt ein Feſt, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, ſondern welches ſich das Volk ſelbſt giebt. Sähe und ſchriebe er heute, er würde vielleicht vervollſtändigend hinzuſetzen: das römiſche Karneval iſt mehr als ein

Fest, es ist ein Kunstwerk, das ein ganzes Volk improvisirt und bei dem es Künstler und Kritiker, Akteur und Zuschauer in einer Person vorstellt; ein Kunstwerk, welches den angebornen künstlerischen Schönheitssinn des wunderbar von der Natur begabten Volkes wie keine andere Lebenserscheinung herausstellt.

Denn von dem Anstande, der ordnungsvollen und selbstbewußten Haltung, von der Urbanität, Feinheit und Grazie, kurz von der diesen Südländern eigenthümlichen Gentilezza kann man nur im Karneval einen genügenden Begriff erhalten, in welchem jene Eigenschaften sich zu ihrer höchsten Blüthe entfalten. Das Unschöne und Rohe, das Gemeine und Tölpelhafte, Trunkenheit, Rauf- und Händelsucht und was sonst sich wohl von Bestialität bei Gelegenheit großer Volksvergnügen bei uns im Norden störend und beleidigend einzustellen pflegt, muß hier selbst dazu dienen, den Reiz des Festes zu erhöhen. Denn in der Wirklichkeit völlig ausgeschlossen und verbannt, erscheinen diese wüsten Elemente hier als Kunstdarstellungen. Masken sind es, die das Walten derselben mit komischer Virtuosität zu allgemeiner Erlustigung darstellen. Man fühlt sich dabei unmittelbar an die Alten erinnert, welche gleichfalls, um in ihrer plastischen Kunst die Bestialität und Trunkenheit darzustellen, nicht das Ebenbild der Göttlichkeit selbst herabwürdigten, sondern zu jenem Behufe die komischen Spottgeburten ihrer Faune und Satyrn mit gutem Humor erschufen. Dennoch aber sind in dem römischen Karneval von heute die Masken überhaupt nicht etwa mehr die Hauptsache, wie das ohne allen Zweifel zu Göthe's Zeit, nach seiner Schilderung zu urtheilen, der Fall gewesen sein muß. Auch hierin liegt ein großer und wesentlicher Unterschied des Sonst von dem Heute. Die Masken u. s. w. ihr Treiben und Behaben sind vielmehr jetzt nur Nebensache, gleichsam die heitere, überlieferte Staffage des großen Bildes, einzelne Blumen und Blüthen, welche der Frühling der lustigen Narrheit ans Licht treibt. Die Hauptsache aber sind die wirklichen Blumen, die Kinder des

Frühlings der Natur, welche in diesem glückseligen Lande schon um diese Zeit aus ihrem leisen Winterschlummer völlig wieder zum fröhlichen Leben erwacht ist. Das römische Karneval ist ein großes Blumen- und Frühlingsfest geworden, in welchem der Südländer auf die anmuthvollste Weise das Erwachen der Natur, den Beginn der Primavera feiert. —

III.

Das Karneval ist ein Fest, in welchem alle Welt die Blumensprache spricht, und in derselben Alles das laut und öffentlich zu sagen sich erlaubt und erlauben darf, was sonst nur im engsten Geheim Mund zu Mund sich auszusprechen erkühnt.

Beide Geschlechter erlauben sich in diesen Tagen der Festfreude des Frühlings laut an den Tag zu legen, was jedes beim Anblick der Schönheit, Grazie und Anmuth am andern empfindet. Wenn das ganze Jahr hindurch einem für Schönheit so empfänglichen, so viel im Freien und Oeffentlichen sich bewegenden Volke die Gesetze des Anstandes und der Sitte strenge Zurückhaltung der Empfindung oder doch ihrer Aeußerung auferlegen, so darf heute jeder durch Blumen- und Zeichensprache aller Art laut und öffentlich vor aller Welt bekennen, was er beim Anblick eines schönen Mädchens, einer reizenden Frau empfindet, und jedes Mädchen und jede Frau darf sich gegen diejenigen Personen des andern Geschlechts, welche ihr gefallen, ohne irgend einen Anstoß zu geben, das Gleiche erlauben. Und hier ist es gleichviel, ob Bekannte oder Unbekannte, Einheimische oder Wildfremde, Vornehm oder Niedrig, Hoch oder Gering: alle diese Unterschiede sind ausgeglichen und überwunden für die kurze Frist des schönsten Festes. Der Eminente von der Lungara und die Principessa und Ducheſſa vom Korso, die auf ihre römische Bügerschaft so stolzen Cittadini von Rom und die herbeigeströmten

Provinzialen, alles ſteht heute auf gleichem Boden, fühlt ſich frei in demſelben Elemente reiner Menſchlichkeit, in welchem die Neigung und Liebe das Vorherrſchende iſt, und ihre Widerſacherinnen Abneigung und Feindſchaft nur als harmloſe Neckerei mit den unſchuldigen Konfettiwaffen auftreten dürfen. Was ſonſt im Leben als unſchicklich verboten iſt, ſich zu ſagen und zu zeigen, daß man ſich lieb hat, daß man ſich ſchön und liebenswürdig findet, das iſt in dieſer glückſelig heitern, verkehrten Welt erlaubt, ja Pflicht; und was in der wirklichen Welt, und namentlich in ihren auserwähltesten Kreiſen, zum beſten Tone gehört, ſich das zweiſchneidige Stilett des Haſſes und der Feindſchaft in den Rücken zu bohren, und das ätzende Gift der Bosheit und Tücke, der Verläumdung und Mediſance lächelnd auf einander zu ſpritzen: das allein iſt hier für die Dauer von acht kurzen Tagen als Verbrechen verpönt, und der einzige Erſatz dafür, das Konfettiwerfen, wird ſorgfältig überwacht und bei jeder Uebertreibung ſofort von dem allgemeinen Geiſte der heiteren, liebevollen Duldung auch des Unangenehmen und Widerwärtigen in ſeine Schranken zurückgerufen.

Denn, und dies iſt ein zweiter weſentlicher Zug des veränderten Charakters am römiſchen Karnevale, auch das Werfen und die oft ſehr ins Rohe ausartenden Kämpfe der Konfettiſchleuderer ſind in dem heutigen römiſchen Karnevale durchaus in den Hintergrund getreten. Die Würfe mit dieſen Gypskügelchen dienen jetzt der Regel nach nur noch dazu, von Balkonen und Fenſtern herab die unten zu Fuß oder zu Wagen auf der Straße vorbeipaſſirenden Bekannten und Freunde, oder auch Fremde und Unbekannte, denen man irgend etwas Anderes zuzuwerfen, ihnen irgend eine Aufmerkſamkeit, einen Gruß, eine Schelmerei, eine Ueberraſchung zu bereiten beabſichtigt, auf das, was folgen ſoll, aufmerkſam zu machen. Oder auch, man bedient ſich derſelben, um Unaufmerkſame, Nichtachtende, Indolente und Theilnahmloſe ſcherzhaft zu beſtrafen. Dagegen die Hauptgaben, welche man einander grüßend und ſchenkend zuwirft,

beſtehen neben Blumen und Sträußen, Kränzen und Kronen aller Art in wirklichen Konfetti's mit ſcherzhaften, mehr oder minder ſinnvollen Deviſen, in kleinen Arbeiten und Zierlichkeiten, Nippeständeleien und tauſend andern artigen Allerliebſtheiten, oder auch in den großen, goldglühenden Kindern des Orangenbaumes, die hier ſo recht ihre Beſtimmung, Aepfel der Schönheit zu ſein, erfüllen. Denn immer iſt es eine beſondere Auszeichnung, wenn man eine Orange zugeworfen erhält, ſo wie es für eine Auszeichnung gilt, von Zeit zu Zeit gemachte Blumen ſtatt wirklicher zu ſchenken. Die Römer ſelbſt enthalten ſich des alten Konfettiwerfens, von deſſen Gewaltſamkeiten Göthe ſo viel Verdrießliches erzählt, faſt völlig. Wie ſie nirgend knickern und knauſern, wo es Genuß und feine Sitte gilt, ſo ſind auch ihre Grüße im Karneval immer dadurch ausgezeichnet, daß ſie nur feine, zierliche und erleſene Sachen: friſche Blumen, feine Konfetti u. ſ. w. zuwerfen. Und wo das alte Konfettiſchleudern noch von einem Balkone, einem Fenſter oder von einem Wagen herab mit geiſtloſer Ungezogenheit geübt wird, da kann man ſicher ſein, daß Foreſtieri, und namentlich die blonden Kinder Albions die Akteure ſind, welche hier den ihnen von den Bewohnern des Mittelreichs der Intelligenz gegebenen Namen der rothhaarigen Barbaren zu verdienen die erfolgreichſten Anſtrengungen machen. Doch davon weiterhin Näheres.

Das diesjährige römiſche Karneval begann am vierzehnten Februar, am Tage des heiligen Märtyrers Valentin, und endete Dienſtag den vierundzwanzigſten deſſelben Monats. Die dazwiſchen liegenden beiden Sonntage, ſo wie der Freitag unterbrachen die Feſtluſt, und gaben ſehr wünſchenswerthe Ruhepunkte, deren es für Menſchen von minder ſtarken Nerven, als die Römer ſie haben, denn doch allerdings bedarf, um den Andrang und das Gewoge dieſer jauchzenden Erregtheit auszuhalten.

Das Wetter konnte für höchſt günſtig gelten, und entſprach ſo ganz dieſem unvergleichlichen römiſchen Winter, den ich zu dem

Glücklichsten rechne, was mir in Italien begegnen konnte. Seit langen Jahren kann man sich hier keines ähnlich schönen, milden Winters entsinnen, der, wenige kurze Tage ausgenommen, uns Nordländern auch keine Spur von unsern heimischen Winterlichkeiten zeigte, sondern uns vielmehr fast durchgehends unsere schönsten deutschen Frühlings-, Spätsommer- oder Herbsttage während derjenigen Monate zu genießen gab, in welchen wir daheim, von Eis und Schnee umgeben, kein anderes Grün und selbst keine andere Erde als die in unsern Blumentöpfen zu sehen bekommen. Allein, wie gesagt, solch ein Winter ist auch in Rom jetzt Ausnahme. Die beiden letzten waren sehr schlecht, und in den Monaten vom Oktober 1844 bis April 1845 regnete es in Rom so ununterbrochen, daß alle Fremden in Verzweiflung geriethen, und manche wirklich auswanderten.

Mit welchem Entzücken begrüßte Alles am Sonnabend den blauen, sonnig goldenen Himmel, der seinen Baldachin über den allgeliebten Herrscher Karneval breitete, welcher heute nach so langer Trennung fröhliche Auferstehung und Wiedereinzug in seine allergetreuste Hauptstadt halten sollte! Dem frühlingsathmenden Glücke, mit dem die sommerlinden Lüfte mir wie leise Wellen an das Herz schlugen, als ich vom Kapitol die breite Cordonata hinabstieg, war nicht zu widerstehen. Ich vergaß das bittere Gefühl der Empörung, welches der Anblick schmählicher Demüthigung eines unterdrückten und verhöhnten Volkes dort oben beim Empfange der Judendeputation in mir erweckt hatte. Ich vergaß auch das Mitleiden, welches ich dabei mit diesen traurigen Repräsentanten des alten Imperium Romanum empfunden hatte, welche hier das Schauspiel altrömischen Uebermuths, der die Könige und Fürsten aller Völker der bewohnten Welt vor sich knien ließ, mit diesem kläglichen Schattenspiele aus seinem Grabe hervorriefen. Das Ganze gestaltete sich in meinem Kopfe vielmehr selbst zu einer lustigen Karnevalsposse. Dieser Senat des römischen Volks mit den armen,

ihm huldigenden Abgesandten des Ghetto kamen mir im Vergleich zu dem Sonst vor wie ein alter, von ungeheurem Reichthume auf ein Nichts herabgekommener Seigneur, in der Art und Weise von Immermann's Baron von Münchhausen, der nun, da er keine Parforcehirschjagden und Sauhetzen mit Jägern und Piqueuren, Hörnerklang und Hundegebell in den längst verkauften Wäldern mehr veranstalten kann, allein in seinem verfallenen Burgsaale einen zahmen Hasen von seinem Podagrarollstuhle aus umherhetzt, während der einzige, ihn auf dem letzteren herumrollende Diener Peitschenknall und Hörnerklang, Hussaruf und Hundegebell abwechselnd nachahmt. Damit stand es sehr gut in Einklang, daß mir Signora Lucia das alte stolze S. P. Q. R. an den Wänden des Saales unter den Sitzen dieser Senatoren des heutigen Roms, auf meine Anfrage, was die Buchstaben bedeuteten, durch ein scherzhaftes: Clo vuol dire: Senato povero quereloso rovinato! erklärte.

Durch die kleine Straße der Ripresa dei barberi — so geheißen, weil hier die von Porta del Popolo auslaufenden Rennpferde wieder eingefangen werden — traten wir auf den Platz vor dem Palaste Venezia in den Korso ein.

Es mochte etwa gegen drei Uhr sein, und schon war die ungeheure Straße ungewöhnlich mit Menschen gefüllt, und zu einem einzigen riesigen Festsaale umgewandelt. Von allen Balkonen und Fenstern der hohen Häuser und Paläste strahlte die Pracht der bunten, besonders rothen Teppiche hernieder. Schon die Heiterkeit dieses Farbenschmucks setzt uns gleich in die rechte Feststimmung, bei der einem, wie das gute alte Wort heißt, das Herz im Leibe lacht. Allmälig füllen sich die Fensteröffnungen, deren Glasthüren alle ausgehoben sind, und die Balkone mit Mädchen und Frauen im festlichen Putze. Die Forestieri eilen ihre Plätze einzunehmen, welche schon lange vorher zu hohen Preisen gemiethet sind. Wer aber irgend rüstig genug ist, der benutzt, wie ich, den Balkon während des Karnevals nur als Zufluchtsort zum Ausruhen, wenn

ihn das Schwimmen unten in dem Menschenstrome allzu sehr ermüdet hat. Denn die rechte Hauptlust kann man doch hier, wie überall, nur dadurch genießen, daß man sich zum thätigen Theilnehmer und Mitspieler bei dem bunten Faschingsdrama macht.

Nun denken wir freilich bei dem Worte Karneval sogleich und zuerst an vorberathende Comité's, Festpräsidenten, Festordner, Sitzungen, Berathungen, Programme, einstudirte Reden, vorbereitete Aufzüge, fein zugespitzte Satiren und Anspielungen, und an tausend andere langweilige deutsche Schwerfälligkeiten und Pedantereien. Nichts aber von alle dem ist hier zu finden, nichts was wir unter diesem Namen in der Vorstellung haben, ist mit dem Charakter des römischen Karnevals irgendwie zu vergleichen. Alles ist leicht, luftig, arabeskenhaft, wie ein Tempelbau aus zierlich in einander geschlungenen Blumengewinden aufgerichtet. Das römische Karneval ist unter den Volksfesten, was Shakespeare's Sommernachtstraum in der dramatischen Poesie. Oder es ist wie ein Epos, welches der dichtende Volksgeist erzeugt und immer fortbildend und umgestaltend bewahrt.

IV.

Schon hat die große Glocke des Kapitols das Zeichen zum gesetzlichen Beginne der Karnevalslust gegeben, und der Zug des Senators von Rom bewegt sich in den gold- und farbenstrahlenden Staatskarossen langsam durch den Korso hinauf und hinab. Während aber der erstgenannte, jetzt der Fürst Korsini, in den Korso einziehend so die heiterste Weltlust eröffnet, begiebt sich seine Gemahlin, die junge, schöne Fürstin Torlonia, Schwester des Don Alessandro, Herzogs von Bracciano, an der Spitze der frommen Schwesterschaft des Kolosseums, deren Haupt sie ist, im unscheinbaren Bußgewande in die einsamen Räume dieser, zum Tempel

geweihten, größten Ruine der Welt, um in dieſer menſchenverlaſſenen Einſamkeit des alten heidniſchen Roms mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Feſtluſt zu erflehen, welche aus dem neuen chriſtlichen Rom über das ſtille Forum hin in einzelnen dumpfen Tönen, wie das Geräuſch ferner Wogenbrandung zu den frommen Beterinnen herüberklingt. Dieſer Gegenſatz, welcher ſich an jedem der acht Karnevalstage wiederholte, giebt ein recht ſchlagendes Bild von dem Kontraſte der beiden Weltanſchauungen, welche der Katholizismus ſcheinbar verſöhnt in ſich birgt. Die Fürſtin und ihre frommen Mitſchweſtern betreten nie den Korſo zur Karnevalszeit. Aber ſie verdammen auch nicht die Luſt, welche auf ihm daher wogt, wie ſo manche proteſtantiſchen Eiferer, welche die Schaale ihres Zornes von den Kanzeln herab ſonntäglich auf die Häupter aller Weltkinder ausleeren; ſie beſtreben ſich vielmehr nur, mit eigener Entſagung und frommen Gebeten, für die Seelen jener den Genuß der Weltluſt möglichſt unſchädlich zu machen. Ich kann nicht leugnen, daß mir ihre Weiſe in jedem Sinne als die der Religion Chriſti würdigere erſcheint.

Wenn durch dieſe und ähnliche Veranſtaltungen, zu denen denn auch die ſpätere lange Buß- und Trauerzeit der Quareſima gehört, dem Religiöſen zu genügen verſucht wird *), ſo vergißt auf der andern Seite auch der Staat nicht, Vorkehrungen zu treffen, um jede Wiederholung ähnlicher Ereigniſſe, wie ſie das Karneval vom Jahre 1831 mit ſich führte, unmöglich zu machen. Mein Wirth zeigte mir neulich einen großen Kupferſtich, auf dem die Scene jenes ſchreckhaften Abends des neunzehnten Febrajo verewigt war, an welchem das auf der Piazza Colonna zuſammengeſchaarte Militair unter die jungen Tollköpfe feuerte, welche mit Stilett und

*) Il Carnevale santificato heißen die oben erwähnten Prozeſſionen der Sacconi del Kolosseo.

Piſtole in Harlekins- und Pulcinellenmasken die Pariſer Julirevolution am römiſchen Karnevale aufführen zu können gemeint hatten. Die neueſten Ereigniſſe in der Romagna, die blutigen Aufſtände vom Jahre 1845 hatten in jüngſter Zeit die Beſorgniſſe ohnehin auf den höchſten Grad geſteigert. Man befürchtete ſogar eine Zeit lang, daß die Regierung das Karneval diesmal ganz verbieten würde. Dahin kam's nun freilich nicht. Allein es waren zahlreichere Truppenmaſſen als ſonſt verſammelt, und ganz impoſante Streitkräfte auf der Piazza Colonna entfaltet. Zur Abwechſelung war mir's doch eine ordentliche Luſt, als dieſes kriegeriſche Weſen einmal wieder an die ſoldatiſche deutſche Heimath erinnerte, und ſtatt des ewigen Glockengebimmels das luſtige Geſchmetter der Muſikbanden von Porta del Popolo her durch den Korſo herauf dröhnte. Man hört ſo häufig über das päpſtliche Militair ſpotten. Was man hier davon ſah, verdiente ſolchen Spott keineswegs, und die bärtigen Sappeurs, und vor allem die Reitergeſchwader der Dragoner und Karabinieri, konnten ſich überall ſehen laſſen. Uebrigens will ich hier gleich vorgreifend bemerken, daß das Militair, namentlich die den Dienſt im Korſo und den anſtoßenden Straßen verſehenden Dragoner, mit großer Geſchicklichkeit, und bei aller Strenge und unerbittlichen Einhaltung der Vorſchriften, namentlich für die Wagenordnung, doch ohne alles unnütze Aufheben, ihrer Aufgabe, die Ordnung zu erhalten und Unglück möglichſt zu verhüten, Genüge zu thun wußten.

Ecco fiori! ecco fiori! iſt jetzt der Ruf, der uns im ganzen Korſo überall umtönt, das Loſungswort, welches der junge König Karneval während ſeines kurzen Regiments ausgegeben zu haben ſcheint. Erſt ſeitdem ich den römiſchen Karneval geſehen, verſtehe ich, wie die Alten keine Feſtluſt, keine Freude ohne Blumen genießen mochten, verſtehe ich das Horaziſche:

Nunc decet aut viridi nitidum caput impedire myrto,
Aut flore, terrae quem ferunt solutae!

mit welchem die Seele des Dichters dem Wehen des milden Favonius, des lebenerweckenden Frühlingswindes entgegenjauchzte.

Ecco fiori! ecco fiori! Es iſt als wenn der Karneval alle Frühlingsblumen der Welt in ſeinen Dienſt genommen und nach Rom gezaubert hätte. An allen Straßenecken des Korſo haben Blumenverkäufer ihre farbenſtrahlenden und duftſpendenden Vorräthe aufgeſtellt. Der ganze ſpaniſche Platz und die Via Condotti wimmeln von Frauen und Mädchen, Knaben und Burſchen aus dem Volke, welche uns ihre Blumenkörbe mit dem Ecco fiori Signor, fiori, fiori! fiori freschi! o che belle fiori! entgegenhalten. Hunderttauſende von Blumenſträußen, von den gering geachteten Feldblumen, den Primeln und Maaßlieben an, bis zu den koſtbaren, in dunklem Purpurroth glühenden oder in marmorner Weiße ſtrahlenden Kamelien und den jungen Frühlingsroſen hinauf, werden von ihnen in kleineren und größeren Körben umhergetragen. Aber am beliebteſten ſind, und mit Recht, die ſüßen, duftigen Veilchen, die Lieblingskinder des römiſchen Frühlings, deren Zauberduft ſchon lange die Villen der römiſchen Großen füllt. Die Menge dieſer Veilchenſträuße war in der That ungeheuer. Ja, man begreift überhaupt kaum, wo bei der Armuth an eigentlichen Blumengärten in und um Rom dieſe ungeheure Maſſe von Blumen eigentlich herkommt. Aber die Landleute an den nächſten Hügeln und Gebirgen helfen aus, und auch die Campagna liefert ihre Flora, welche anmuthiger und mannigfaltiger iſt, als die Touriſten meinen. Dieſe Karnevalstage ſind wahre Feſttage für die povera gente von Rom und der römiſchen Campagna, die während derſelben alles ſchöne Unkraut ihrer Vignen, alle Blumen und Blüthen aus den wieſigen Thalgründen und den welligen Hügeln der Campagna, von den Ufern der Flüßchen und Bäche, und abſonderlich die ganze Flora der Ruinen, obenan den lieblich duftenden Goldlack des Koloſſeums und der Titusthermen, wenn auch nicht in Gold, doch in gute römiſche Münzen, Groſſi und Bajocchi, verwandeln. Und zwar iſt

eine einmalige Ernte für die meisten vollkommen hinreichend, ihr Verkaufsgeschäft, selbst wenn es in der ersten Stunde des ersten Tages schon beendet sein sollte, doch während des ganzen Karnevals hindurch in vollem Gange zu erhalten, ja seinen Flor, bei nur leidlichem Glücke und einiger Geschicklichkeit, an welcher letzteren es keinem dieser zerlumpten Quiriten gebricht, ebenein noch bedeutend zu steigern. Wir werden weiterhin sehen, wie dies ohne alle Zauberkünste, auf dem natürlichsten Wege von der Welt und dem primitivsten und naturwüchsigsten Naturrechte gemäß, geschieht.

Ein Vorrath von Veilchensträußen ist für ein Paar Paul eingekauft, und das Café delle arti im Korso hat unsere Taschenmagazine mit süßen Konfetti's aller Art gefüllt. Wir haben beim Einkauf von dem betrübten Wirthe dieses, mit dem Greco rangirenden Künstlercafé's die schon oft gehörte Trauerkunde vernommen, daß der Bottega aller Bottegen, der wohlbekannte Pietro des Delle arti, mit seinen Affenpossen wohl auf immer für Rom und das Café delle arti verloren bleiben wird. Denn trotz aller der vielen angewendeten Scudi's ist es diesmal doch nicht möglich gewesen, das Governo zu erweichen. Pietro ist nach überstandener Engelsburg aus Rom gebracht, und angewiesen worden, seine Heimath, irgend ein Nest der Provinz, nicht mehr zu verlassen. Die Geschichte Pietro's und seiner so grimmen Verfeindung mit dem Governo von Rom ist komisch genug, so tragisch sie auch für das Café delle delle arti zu werden droht, um wohl als Zugabe zu einem römischen Karnevalsbriefe zu dienen. Aber leider ist die Hauptpointe nicht wohl anders als mündlich mittheilbar.

Wir überließen also den Signor Caffetiere seinem gerechten Schmerze, und eilten, uns wieder in das Gewoge der heitersten Festlust zu stürzen, deren Jubel immer lauter und fröhlicher aufjauchzte.

Die Wagenreihen sind bereits in den Korso eingerückt, und fahren, ganz in der von Göthe beschriebenen Art, die eine von

Porta del Popolo langſam aufwärts dem venetianiſchen Palaſte zu, die andere von dort zurück durch das immer ſtärker anſchwellende Menſchengewühl. Freunde und Bekannte begegnen und begrüßen ſich, Sträuße und Konfetti wechſelnd, und im Nu ſind ſie durch den unaufhaltſam fluthenden Strom von einander getrennt. Jetzt gilt es nun, Bekanntſchaften anzuknüpfen unter den Schönen, die alle Fenſter und Balkone erfüllen. Wenn man dieſe Fülle von hunderten und tauſenden ſchöner Weiber und Mädchen ſieht, ſo mag es einem armen Nordländer zu verzeihen ſein, wenn ihm Kopf und Herz ein wenig ſchwindeln. Freilich hat aber auch nicht nur Rom ſelbſt, ſondern auch die ganze Umgegend, ja ſelbſt ferne Provinzialſtädte ihren Beitrag zu dieſer reichen Flora italiſcher Schönheit geliefert. Trotz des ewigen: si guardi! si guardi! der Kutſcher kommt man doch hundertmal in Gefahr, von Pferdehufen getreten, von Rädern geſtreift zu werden, oder gar einen noch gefährlicheren Deichſelſtoß zu erhalten, namentlich an dem erſten Tage, wo man in einer Art von Trunkenheit umherſchwankt, und noch nicht gewohnt iſt, mit dem einen Auge immer vorſorglich nach der ſtets nahen Gefahr hinüber zu ſchauen, während das andere die Fenſter und Balkone, die Sitzreihen auf den erhöhten Eſtraden und den Inhalt der vorüberfahrenden Wagen Revue paſſiren läßt.

V.

Nachdem wir uns durch ein Paarmal Auf- und Abwandern in den belebteſten Theilen des Korſo bereits über die anmuthigſten und ſchönſten Fenſter und Balkone orientirt hatten, begannen die Vorbereitungen zu den kleinen liebenswürdigen Liaiſons und Abenteuern, welche dem römiſchen Karneval einen ſo unglaublichen Reiz gewähren. Zuerſt gilt es, durch mehrmaliges Wiederkehren und Zuwerfen von Blumen, Sträuschen und Konfitüren die Aufmerkſamkeit

zu erregen, ſeine Erſcheinung, ſei man maskirt oder nicht maskirt, zu einer bekannten zu machen. Der Balkon oder das Fenſter dürfen dabei nicht zu hoch ſein, weil ſonſt der Verkehr mit einander und die gegenſeitigen Erklärungen durch das Zuwerfen von Karnevalsgeſchenken zu ſehr erſchwert, wo nicht unmöglich gemacht werden. Da man endlich ſolcher kleinen poetiſchen Liebeshändel der unſchuldigſten Art mehrere zu gleicher Zeit anzuknüpfen und fortzuführen hat, iſt eine andere Vorſicht die, daß die ſchönen Kinder, deren Dienſte wir uns für das Karneval zu weihen gedenken, nicht allzunahe bei einander ſich befinden, damit keine aus der Illuſion komme, ſie allein ſei die von uns in ſolcher Weiſe ausgezeichnete Herzenskönigin.

Man beginnt mit dem Zuwerfen geringerer Sträuschen, die meiſt ſofort mit Antworten gleicher Art dankend erwiedert werden. Nur einzelne, beſonders verwöhnte, ſtolze Schönheiten nehmen von ſolchen geringern Aufmerkſamkeiten keine Notiz. Nun aber ſteigert man dieſelben. Dem Buchsbaum, Myrthen, blühenden Lorbeeren, den Maßliebchen und Anemonen folgen die allbeliebten Veilchen in größeren und kleineren, mehr oder minder zierlichen und koſtbaren Sträußen. Kleine Käſtchen mit verzuckerten Dragees, gebrannte Mandeln, Bonbons und anderes dergleichen Naſchwerk fliegt gleichfalls auf und nieder. Gemachte Blumen und kleine zierliche Arbeiten weiblicher Hand von Seide und Atlas, Stickerei und allerhand kleiner puppenhafter Scherzkram muß demſelben Zwecke dienen. Allerlei kleine Zuſchriften, gereimt und ungereimt, geſchrieben und gedruckt fördern das fröhliche und freie Entgegenkommen, und ehe man ſich's verſieht, wird man ſo bekannt und vertraut, als hätte man ſchon Monate lang mit einander verkehrt. Und dies Alles, ohne daß außer einigen Dankesworten, die nur zu oft vom Toſen des Jubels eingsumher verſchlungen werden, irgend ein Wort geſprochen wird. Augen und Mienen reichen vollkommen aus, die Blumenſprache, wo ſie mangelhaft ſein ſollte, zu vervollſtändigen. Die freie

Anmuth und Schönheit, mit der die Römerinnen im Karneval jede ſolche Huldigung entgegennehmen, die verbindliche Grazie, mit welcher eine jede, auch das Mädchen der unterſten Volksklaſſen, uns den Dank für dieſelbe auszudrücken weiß, ſind wahrhaft bezaubernd und unwiderſtehlich. Man kann nicht aufhören, ſich den Genuß immer wieder zu erneuern, dieſes holdſelige: Grazia Signor! mille grazie! ausſprechen zu hören, und ſich an der Zierlichkeit der Haltung und Neigung zu entzücken, mit welcher ſie uns dankend die Gegengabe, ſei es im Vorübergehen zureichen, oder aus Fenſtern und Wagen, von Eſtraden und Balkonen herabwerfen. Die ſtolze Hoheit und das Selbſtbewußtſein, welche im übrigen Leben den Grundzug der weiblichen Erſcheinung in Rom ausmachen, ſind im Karneval gemildert durch die allgemeine Freude und Fröhlichkeit, deren Roſenſchein auf allen Geſichtern glänzt. Das ganze ſüdliche Weſen in ſeiner freien, lebensvollen Sinnlichkeit erſcheint ſchwungvoll gehoben und poetiſch verklärt in dem durch und durch poetiſchen Elemente eines Feſtes, welches uns in ſeiner mährchenhaften Schönheit wie ein Zaubertraum aus einer fremden Wunderwelt umſpielt.

Schon iſt der ganze Korſo ein unabſehbar durch einander fluthender Menſchenſtrom, in welchem ſich die Wagenreihen, oft gänzlich ſtockend, nur langſam und mit Mühe gegen einander fortbewegen. Am dichteſten wogt aber das Leben in demjenigen Theile, welcher ſich von San Carlo und der Mündung der Via Condotti in den Korſo bis zur Piazza Colonna und noch ein wenig darüber hinaus, etwa bis zum Palaſt Sciarra, erſtreckt.

Wie müde Schwimmer dem Lande zuſtreben, ſuchten auch wir endlich den Ruhehafen unſeres Balkons zu gewinnen, deſſen Mitgenuß uns für die ganze Dauer des Karnevals durch die Liebenswürdigkeit unſerer Sorrentiner Freunde, der Familie Bourcardt, geſichert war. Schon unten bei unſerem Streben, die Fila der Sitzreihen zu durchbrechen, welche auf gemietheten Stühlen zu beiden Seiten die Trottoirs der Straßen einnehmen, begrüßte uns von

oben herab ein neckender Konfettiregen von den zahlreich verſammelten Freunden und Freundinnen, zur Strafe für unſer verſpätetes Erſcheinen.

Oben angelangt, ward ich durch die Neuheit des Anblicks in noch höherem Grade überraſcht. Denn hier bot ſich allerdings ein Schauſpiel dar, dem die kühnſte Phantaſie kaum nachzukommen vermag. Unſer Balkon befand ſich unweit San Carlo, der von der Via del Babuino einmündenden Via della Croce gegenüber in der erſten Etage eines vierſtöckigen Hauſes, und gewährte den vollſtändigen Ueberblick links bis zum Obelisken von Piazza del Popolo hinab, rechts bis dahin, wo ſich der Korſo jenſeits der Piazza Colonna dem venetianiſchen Palaſte faſt unabſehbar zuſtreckt. Nun denke man ſich dieſe ungeheure Feſthalle, deren Gewölbdecke der ſonnige Frühlingshimmel und deren Seitenwände die mit tauſenden von Teppichen buntgeſchmückten, himmelanſteigenden Paläſte bilden, durchfluthet und durchjauchzt von dem bunteſten und mährchenhafteſten Menſchengewimmel; alle Häuſer bis zu den höchſten Manſarden mit fröhlichen Menſchen an Fenſtern und Balkonen Kopf an Kopf gefüllt, unten tauſende der luſtigſten Masken im bunteſten Gemiſch mit einfachen Domino's, oder den auf und ab Wandernden in gewöhnlicher Kleidung. Griechen und Türken, Mohren und Perſer, Pulcinellen beiderlei Geſchlechts, rothe, gehörnte Teufelchen, Doktoren, Advokaten und Quackſalber in altmodiger Treſſentracht, mit Puderzopf und Haarbeutel, rieſige Kliſtierſprützen ſchwingend, und fußlange Uhrſchlüſſel an den zolldicken Uhrketten: das alles rennt und ſpringt, oder windet und drängt ſich, je nach Gelegenheit, unter tauſend Scherzen und Späßen neckend durcheinander. Sehr oft haben unter den Masken die Geſchlechter die Rollen gewechſelt, manchmal mit ſolchem Geſchicke, daß man das wahre nur ſchwer erräth. —

Je weiter übrigens das Karneval vorrückte, deſto bunter, luſtiger und reicher entfaltete ſich das Maskenleben. In den Pracht-

Equipagen der vornehmen Welt ſah man hier und da die verſchiedenſten Koſtüme römiſcher Gegenden von den ſchönen Frauen der römiſchen Großen anmuthig dargeſtellt, während von den Originalen wenigſtens Bewohnerinnen der nächſten Ortſchaften um Rom, wie Albano, Genzano und Frascati ſich eingefunden hatten, und, auf den Stuhlreihen längs der Häuſer ſitzend, zum Vergleich herausforderten.

Sonſt nimmt die vornehme Welt eigentlich wenig mehr an den Maskendarſtellungen Theil. Maskirt zu Fuß im Korſo erſcheint keine vornehme Römerin mehr. Wenigſtens hörte ich dies zum öfteren von römiſchen Damen ausſprechen. Wollte ich dagegen dem Monſignore L., einem der feinſten Welt- und Lebenskänner Roms, Glauben ſchenken, ſo wäre jene Behauptung faſt umzukehren. „Es iſt," meinte er, „in Rom kaum eine Dame von Welt, die nicht im Karneval einmal wenigſtens ihre Tour im Korſo machte, wäre es auch nur, um ungeſtört das Behaben ihres Gemahls oder Liebhabers beobachten zu können. Aber ſicher iſt keine zu finden, die es Wort haben wird, daß ſie es thut." Ich habe alle Urſache zu glauben, daß ſeine Behauptung die richtige iſt, und bei manchen wohlverwahrten braunſeidenen und violetten Domino's, die meiſt paarweiſe ſchnell und ſchweigend an mir vorüberhuſchten, und um das Getreibe umher unbekümmert, irgend einem Ziele, vielleicht einem Wagen, nachfolgten, mußte ich ſeiner Worte gedenken, wenn ich die blitzeſprühenden Augen aus der Maske hervorſtrahlen ſah.

VI.

Rom und das Gebirge ſind reich genug, um durch die Tracht der verſchiedenen Stände und Provinzen allein ſchon fertige, gern benutzte Masken zu liefern. So ſieht man denn auch den Carretiero von Genzano und Velletri, den Maulthiertreiber vom Gebirge, den

Hirten der Campagna gerne nachgeahmt. Auch der römische Minente selbst, in der weiten blauen, am Knie engen Hose, wie wir sie in der frisch-fromm-frei-fröhlichen Turnerzeit als deutsche Gymnasiasten mit Selbstgefühl unsere Beine umbauschen sahen, die Sammetjacke kokett nachlässig über die Schulter geworfen, kann hier seinen Doppelgänger finden. An römischen Räubern und Banditenhauptleuten in der so äußerst malerischen, weltbekannten Tracht fehlt es auch nicht. Aber alle wirklichen Waffen sind aufs Strengste verboten, und so sieht man sie denn mit hölzernen Stiletten und Pistolen in den seidenen Schärpen, die lange Flinte von Holz im Arm, mit der sie Blumensträuße auf ihre Schlachtopfer abschießen, durch die Straßen ziehen.

Mein guter Freund Signor Nicola Giacinto, der Modellunterhändler und Kostümverleiher von Via San Claudio — derselbe, welcher dem großen Horace Vernet bei seinem berühmten Räuberbilde zu dem am Halstuche vom Karabinier ergriffenen Brigantem Modell gestanden zu haben sich rühmen darf — bot mir zu dem Künstlerball im Karneval ein vollständiges Räuberhauptmannskostüm an, dessen sämmtliche Hauptbestandtheile, wie er empfehlend versicherte, einem vor noch nicht gar zu langer Zeit besiegten Brigantenhäuptlinge zugehört hatten.

Verboten sind nur alle Masken geistlicher und Ordenstrachten, deren man daher auch keine im Korso sieht. Auch vermeiden es die Geistlichen selbst, sowohl Priester als Mönche, sich während des Karnevals auf dem Korso blicken zu lassen. Passirt einmal ein Einzelner durch das Getümmel, so regnen hageldichte Konfettischauer auf ihn von allen Seiten, bis er entweder in eine Seitengasse entweicht, oder in irgend ein Haus schlüpft. An den Fenstern dagegen und auf den Balkonen sieht man die Schwarzröcke zahlreich offen und frei an der harmlosen Lust theilnehmen. Ob sie auch wohl verkleidet ihre Korsotour machen? Frati? no! Preti? sì! meinte ein Römer, den ich darum befragte.

Unter den Masken der ersten Tage zeichnete sich ein Wagen in Form eines Schiffes aus. Die Schiffsmannschaft, in der kleidsamen Tracht der französischen Marine, der Schiffskapitain mit dem großen Sprachrohre an ihrer Spitze, wechselte mit allen vorüberfahrenden Wagen die vollen Ladungen ihrer Breitseiten. Es waren die Pensionaire der französischen Akademie auf der Villa Medici, welche auch in diesem Scherze ihre Nationalität zu repräsentiren nicht vergaßen.

Vorzugsweise sind es jedoch die niedern Stände des römischen Volkes, welche sich es angelegen sein lassen, das Maskenwesen des Karnevals zu kultiviren. Sie sind dabei unglaublich erfinderisch, mit dem geringsten Aufwande einen solchen Maskenanzug herzustellen. Sehr viele sparen selbst die Ausgabe für die Gesichtsmaske, und beschmieren sich bloß auf gut antike Weise aus der Zeit des alten Thespis das Gesicht mit allerlei Farbe. Ich sah deren, bei denen das Gesicht durch rothe und gelbe Farbe in zwei regelmäßige Hälften getheilt war. Bei manchen dieser possenhaften Gestalten, bei ihren Geberden, Stellungen und ganzem Behaben wird man unwillkürlich an gewisse Darstellungen auf alten Vasenbildern erinnert.

Noch bewundernswürdiger aber ist das Talent, mit welchem ein Jeder, selbst der Allerniedrigste, seine Maskenrolle nicht nur äußerlich in Haltung, Geberden und Mimik, sondern auch mit Wort und Rede durchzuführen versteht. Vieles von diesen Scherzen, namentlich von den versifizirten, wird stehend, oder doch als Schema fertig vorhanden sein, und bedarf wohl nur der stets neuen Anwendung auf Personen und Verhältnisse. Allein das Meiste bei Weitem ist improvisirt, Erzeugniß des Augenblicks und jenes federkräftigen Mutterwitzes, der den Italiener nie um eine geistreiche Wendung oder um eine treffende Antwort verlegen sein läßt. Mag ihr positives geistiges Besitzthum gering sein, aber sie haben, was sie besitzen, stets bei der Hand, sie tragen ihr ganzes Vermögen immer bei sich, und sind so im Stande, stets augenblicklich baare

Zahlung zu leiſten, während wir erſt nach Hauſe geben müſſen, um unſere, vielleicht weit reichlicher gefüllten, Truhen aufzuſchließen.

Die reizendſten und anmuthigſten von allen männlichen Masken ſind die Giardinieri, welche mit den langen, ſcheerenartigen Zangen, Scalette genannt, Blumen und Blumenſträuße, Kränze, Kronen, Früchte, feine Konfitüren und andere Geſchenke zu den Fenſtern und Balkonen ihrer Auserwählten zwei, ja ſelbſt drei Stock hoch hinauf reichen. Ich ſah nur feine, ſchöne, jugendliche Geſtalten, welche ſich in der überaus ſaubern und knappen Gärtnertracht, im kurzen, engen, weißen Beinkleid mit farbigen Bändern und Schärpen, breiten Strohhüten, reizend ausnahmen. Ein Gärtnerknecht trägt ihnen in Körben die oft ſehr koſtbaren Gaben und die Scaletta nach. Es gehört große Geſchicklichkeit, Uebung und Körperkraft dazu, die letztere ſicher zu handhaben. Wo ſich ſolch ein Giardiniero zeigte, war immer die Aufmerkſamkeit der nächſten Umgebung auf ihn gerichtet, und mehr als einmal hörte ich von ſchönen Lippen das: o quanto e bello! ausrufen. Man ſchloß meiſt einen Kreis um ihn, wenn er Halt machte, und ſchützte ihn, während er ſeine Scaletta in die Höhe ſteigen ließ, gegen Störung durch Wagen und Gedränge. Die Scaletta iſt übrigens ſehr alten Urſprungs. Auf einem uralten Gemälde in der kleinen Kirche des heiligen Urban vor der Porta San Sebaſtiano ſah ich daſſelbe Inſtrument in der Hand des Soldaten, welcher dem Heilande am Kreuze damit den Eſſigſchwamm zureicht.

Blickt man nun vom Balkone auf dieſes Treiben hinab, ſo iſt der Anblick in der That einzig zu nennen. Am meiſten entzückten mich die tauſende und abertauſende der ſchöngeſchwungenen Linien, welche zwiſchen Fenſtern und Balkonen, Straße auf- und abwärts durch die unaufhörlich erneuten Konfettiwürfe und Blumenzuſendungen in der Luft gebildet werden. Da hier tauſende von Menſchen in einem fort die Sache betreiben, entſteht die Illuſion, als ſei das Ganze ein feſtgezaubertes Bild. Die Luft erſcheint belebt

durch die blüthenweißen Konfettischauer, deren Schimmer man sieht so weit das Auge reicht; durch die unzähligen Blumen, Sträuße, Kränze, Kronen, durch all das Duftende, Bunte, Glänzende, was von Balkon zu Balkone, von Fenster zu Fenster und von unten nach oben auf und nieder schwebt und wirbelt.

Mir war bei dem ersten Genusse dieses Anblicks zu Muthe, als erschlösse in meinem Innern sich alles, was von Poesie darin geschlummert, zu flammender Blüthenpracht.

VII.

Heute habe ich von verschiedenen Balkonen herab, sowie auch unten auf meiner Korsowanderung, die verschiedenen Schicksale verfolgt, denen die Blumen-, Frucht- und Konfettiwürfe und die sonstigen Karnevalsgeschenke unterliegen, und habe dabei allerlei Bemerkungen gemacht.

Wie schon gesagt, wird und kann das Wenigste von diesen Geschenken und Liebesbezeugungen von Hand in Hand gereicht werden, sondern man muß es aus größerer oder geringerer Ferne einander zuwerfen, und sich dabei auf Geschicklichkeit und Kraft des Armes, Gunst des Zufalls, Aufmerksamkeit und Gewandtheit des Empfängers u. s. f. verlassen. Aber diesen wenigen begünstigenden stehen hundert andere ungünstige Umstände vereitelnd im Wege, und so kann man mit Sicherheit behaupten, daß bei weitem der größte Theil aller Karnevalsgaben, daß an neun Zehntheile all der schönen und duftenden Blumen, Früchte und sonstigen Huldigungen ihre eigentliche Bestimmung verfehlen.

Zunächst ist es wohl begreiflich, daß ein Wurf von oben nach unten, eben so gut wie umgekehrt, nur gar zu oft sein Ziel verfehlen muß, weil das ewige Gedränge weder ruhiges Zielen noch aufmerksames Erhaschen und Auffangen erlaubt. Tausende fremder

und eigener Würfe gaben die wunderlichsten Resultate, indem sie fast nie den Rechten trafen.

Oft prallen die Würfe, selbst gut gezielt, von Fenstern und Balkonen zurück, eben durch die übergroßen Bemühungen eines oder mehrerer, sie aufzufangen und sich zuzueignen.

Blumensträuße und Konfitüren fallen dann nieder auf die Straße, wo sich die Industrie der römischen Gassenjungen ihrer auf tausend Arten zu bemächtigen weiß. So wird die zierlichste Liebesgabe oft Ursache zu einer herzinnigen Balgerei, wird auch wohl gelegentlich zerrauft und unter die Füße getreten, just wie im Leben auch, was wir den Liebsten zugedacht haben, ungenossen vorüberfliegt, oder gar in fremde Hände gelangt und in den Staub getreten wird.

Sehr Vieles fällt in die offenen Hüte und Körbchen der Blumen- und Konfettiverkäufer und Gassenbuben.

Gar oft trifft man freilich im Wagen und Balkon die Rechte, aber im Augenblicke des Wurfs hat sie ihr Gesicht nach anderer Richtung gewendet und merkt es nicht, daß ein anderer die ihr bestimmte Gabe sich zueignet.

Oder sie sieht zu spät auf, sieht uns nicht, und dankt wohl mit Gruß und Gegengabe einem andern, Fremden, der, des guten Glückes froh, den unverdienten Dank vergnügt dahin nimmt.

Oder die Schöne, der unsere Huldigung gilt, wird erschreckt, wo nicht gar ein wenig verletzt durch den wohlgemeinten Wurf, der nach vielen verfehlten sie endlich erreicht.

Oder unsere Gabe trifft einen Fremden, Unbekannten, erregt als beabsichtigt Befremden, Verwunderung, knüpft aber auch wohl eine Bekanntschaft, und veranlaßt eine reiche und freundliche Gegengabe.

Aber auch die Angriffswürfe mit den Konfetti's verfehlen gar oft ihr Ziel und treffen den oder die Unrechten, überraschen und erschrecken wohl gar Bekannte und Wohlwollende, welche uns eine

verwunderte Frage nach dem Warum solchen Angriffes in ihren Mienen zeigen, ohne daß es uns möglich ist, die erklärende Antwort und Auskunft zu geben.

Materiell am besten haben es hier, wie im Leben selbst, diejenigen industriellen Seelen, welche inmitten solcher in die Luft gehenden poetischen Ueberschwänglichkeiten sich und ihre Aufmerksamkeit der Erde zuzuwenden und im Trüben zu fischen verstehen. Ich erwähnte schon zu Anfange dieser Karnevalsschilderung flüchtig der Bestrebungen eines nicht unbedeutenden Theils der angehenden römischen Bürger, sich den Karneval aufs Beste zu Nutze zu machen, und will jetzt diese Andeutungen weiter auszuführen versuchen. Von Taschendieben ist natürlich die Rede nicht, denn diese verstehen sich bei solchen Gelegenheiten von selbst, wie das meine seligen Taschentücher klärlich bezeugen, die jetzt bis auf zwei mir bereits sämmtlich ein Alibi bewiesen haben, seit ich Hesperiens Gefilde betreten habe. Es handelt sich hier um ganz etwas anderes. Doch zuvor sei eine Bemerkung gestattet.

Zur Physiognomie des römischen Lebens gehört wesentlich, daß man es auch dem ärmsten Lumpen ansieht, wie er seiner vollen Berechtigung sich bewußt ist, hier zu leben und wo möglich das Leben zu genießen, so gut wie der reichste und vornehmste Bürger von Rom. Dieser Zug freier, bewußter Menschlichkeit macht einem vorzugsweise das römische Menschenwesen behaglich, und das Leben in seiner Mitte wohlthuend. In unsern großen Städten sind die Vornehmen und Reichen immer mehr von den Armen zurückgewichen. Sie haben sich für sich mit ihren Prachtwohnungen in besondere Stadttheile, Straßen, Quartiere, versteht sich in die gesundesten, hellsten, anmuthigsten zusammengethan. Das arme Volk ist weit ab zurückgedrängt und in seine elenden Spelunken zusammengepfercht, deren Anblick man vor den Besitzenden, Reichen, Glücklichen möglichst zu verstecken sucht. So entwöhnen sich diese des Anblicks der Armuth und Noth, und pflegen in sich auf die Sinnpflanze

jener eklen Scheu, die vor jeder Berührung mit der Niedrigkeit und dem Elende ihrer Mitbürger zusammenschrickt. Das arme Volk aber, welches so allmälig zum Pöbel gemacht wird, blickt mit Neid aus seinen Spelunkengassen hinaus auf die Quartiere des Reichthums. Ganz anders ist es in Rom, wo sehr oft in den Palästen selbst, neben und mit dem reichen Principe, alle Abstufungen der römischen Bevölkerung unter einem Dache wohnen. Als der Kaiser von Rußland im Palast Colonna zum Besuch der berühmten Gallerie erwartet wurde, waren zwar für den mächtigsten Herrscher der Welt einige schwache Veranstaltungen zum Empfange getroffen, d. h. man verwies uns andere Erdenkinder, die wir die Gallerie zufällig an demselben Tage besuchen wollten, auf den nächsten Tag. Die Marmortreppen schienen gefegt, Portier und Kustoden hatten bessere Livreen an, und irre ich nicht, so war in den Sälen gar etwas Räucherwerk gezündet worden. Das war aber auch Alles. Sonst war nichts geändert. Im Schloßhofe über dem Portale, durch welches der Kaiser kommen mußte, hing die Wäsche armer Insassen des Palastes an Trockenleinen, Kinder spielten zerlumpt umher, eine Alte beschäftigte sich damit, den Kopf ihres Buben in Ordnung zu bringen, kurz es war eben alles wie gewöhnlich, römisch behaglich.

So verkehren also die verschiedenen Klassen weit mehr als bei uns mit oder doch neben einander. Die Reichen verlieren nicht den Anblick der Armuth, und diese gewöhnt sich, das, was sie nicht besitzt, freundlicher an Andern, welche es haben, zu betrachten. So findet man denn auch, daß die Römer durch die Bank auf ihre reichen Mitbürger, ihre Borghese, Piombini, Braschi und wie sie heißen, ordentlich stolz sind, und nur auf Parvenüs wie die Torlonia, deren Vater, wie mir Signora Lucia sagt, noch Aquafrescaro und Limonaro gewesen, und Stringhe und Fetuccia verkauft hat, mit Verachtung herabsehen.

Dieser Art und Weise zu fühlen und zu empfinden ist es denn

auch ganz gemäß, daß der ächte Römer eine Karnevalserscheinung ganz in der Ordnung findet, über die sich der Forestiere, sei er auch sonst gut römisch gesinnt, oft genug in Aerger versetzt fühlt.

Alles Lumpengesindel von Rom ist nämlich in diesen Karnevalstagen auf den Beinen, um durch Geschicklichkeit und Industrie sich den Tag hindurch seinen Theil an den tausenden von guten römischen Scudi's zu verschaffen, die hier in Blumen und Naschwerk in und aus den Fenstern geworfen werden. Alles, was an Geschenken dieser und anderer Art vorbei dem Ziele fliegt, jeder Fehlwurf ist auf der Stelle gute Beute dieser hunderte und tausende von kleinen und großen Schnapphanski's aller Art und jeden Alters. Aber damit begnügen sie sich nicht. Sie beobachten jeden Wurf, sie spioniren jede Schwäche aus, sie hemmen Dich im Zuwerfen, sie hindern Dich im Auffangen, sie schnappen Dir das für Dich bestimmte Geschenk vor der Nase weg, sie fangen Deinen eigenen theuern Hyazinthenstrauß, den Du der schönen Römerin da oben in dem weißen, schimmernden Gewande zugedacht hast, bei dem ersten Fehlwurfe so gewiß auf, als der Teufel eine verschriebene Seele, und bieten Dir in demselben Augenblicke mit der entzükkendsten Unverschämtheit Dein Eigenthum mit einem: volete per un paolo? zum Kauf an. Ja, sie springen selbst auf die Wagentritte, und nehmen aus den in den Kutschen stehenden Körbchen was sie ergreifen können, wenn man nicht aufpaßt. Mehr als einmal passirten mir selbst alle diese Dinge, und mehr als einmal ertappte ich mich bei einem sanften Stoßseufzer nach der löblichen nordischen Polizei, welche uns das arme Gesindel so prächtig vom Leibe hält, daß selbst bei öffentlichen Festen der Zutritt nur anständig Gekleideten erlaubt ist, die bekanntlich wissen, was sich schickt. Hier aber mischt sich die sonst so aufmerksame Polizei in diese Armseligkeiten nicht. Sehe Jeder zu, wie er zurecht kommt. Diese Barbaren scheinen zu glauben, dies arme Lumpengesindel seien auch Menschen und dürfe sich's erlauben, auf gut karnevalisch alles, was aus der

Hand oder noch nicht in die Hand gelangt iſt, als Freigut anzuſehen. Wie Haifiſche ſich auf eine Beute ſtürzen, welche über Bord geworfen wird, ſo ſtürzen ſich dieſe römiſchen Schnapphähne auf alles, was noch herrenlos in der Luft fliegt oder auf der Erde liegt, und es hilft nichts, mit ihnen ſich auf Streit einzulaſſen. Kein Römer thut es auch, denn es iſt wider ſeine Begriffe von Gentilezza.

VIII.

Heute war ich Zeuge von einem Akte karnevaliſcher Gerechtigkeit, welcher an einigen Engländern vollzogen wurde. Ein halb Dutzend dieſer Kinder Altenglands, deren Rohheit im Karnevale ich ſchon früher erwähnt habe, hatte ſich auf einem Balkone, gegenüber der Kirche San Carlo, verſammelt, und bemühte ſich, den Lord W. an ihrer Spitze, in gedachtem Artikel das Aeußerſte zu leiſten. Aus großen Körben und anderen Gefäßen, die ihnen von geſchäftigen Dienern unaufhörlich friſch gefüllt überreicht wurden, ließen ſie von ihrer unangreifbaren Höhe herab nicht etwa einzelne Würfe, ſondern ganze Ströme von gemeinem weißen Gypskonfetti auf die vorbei Gehenden und Fahrenden niederprasſeln. Niemand, auch nicht die anmuthigſten Damen, blieben von ſolcher Ungezogenheit verſchont, welche es zuletzt widerwärtig und gefährlich machte, jenen Balkon zu paſſiren, da die unaufhörlichen Sturzbäche der ſchweren, ſtaubigen Gypsmaſſen Anzüge verdarben, Wagen beſchädigten, Pferde ſcheu machten, und wenn ſie hier und da ein Geſicht ohne vorgehaltene Drathmaske trafen, unangenehme und gefährliche Verletzungen herbeiführten. Alle Welt war über dieſe Rückſichtsloſigkeit entrüſtet, mit alleiniger Ausnahme der betriebſamen Gaſſenjugend, welche dabei in der ſchon früher geſchilderten Art gute Geſchäfte machte. Sie fegten nämlich die in dicken Lagen die Straße bedekkenden Gypskonfetti in ihre Körbe und Säckchen, und boten die ſo

umsonst bezogene Waare sofort dem Publikum mit heller Stimme zum Verkaufe an.

Eine Gesellschaft junger Künstler, meist Deutsche, welche von einem andern Balkone aus das Unwesen eine Weile mit angesehen hatten, beschlossen plötzlich, als dasselbe seinen höchsten Gipfel erreicht hatte, und die Söhne Albions ganze Körbe und Fässer ihrer Gypsmassen niederzuschütten nicht aufhörten, dem allgemeinen Unwillen Sprache und Nachdruck, und der Brutalität eine Lehre zu geben. Bald waren ihre Taschen bei dem nächsten Fruttarolo mit halbreifen Limonen und Orangen gefüllt, und so gerüstet zogen sie den Korso hinauf, und postirten sich hinter die Fila der äußeren Zuschauerreihe am Platze von San Carlo, dem Balkone der Engländer gegenüber. Eben fuhr ein Wagen mit weiblichen Masken in den reizenden Kostümen der Mädchen von Albano und Nettuno vorbei. Als nun die Ehrenwerthen und sehr Ehrenwerthen mit den impassibelsten Gesichtern von der Welt wieder den schweren Inhalt ihrer großen Gypskörbe auf den Wagen und seine Insassen niederschütteten, sahen sie sich plötzlich in weniger als einer Minute von nahezu hundert, zum Theil sehr gut gezielten Fruchtwürfen begrüßt. Der Sinn, in welchem dies geschah, blieb den feinen Römern keinen Augenblick zweifelhaft. Das ganze in der Nähe befindliche Publikum gab mit lautem Jubel und vielfachen Bravi's seinen Beifall über diesen Gerechtigkeitsakt zu erkennen. Man verhöhnte die Engländer, welche zum Theil mehr oder minder stark getroffen, alle aber über das Unerwartete solcher Entgegnung außer ihrer gewöhnlichen fischblütigen Kontenance, einen Augenblick sprachlos auf die Menge niederstarrten, unter der sie ihre Angreifer herauszufinden sich bemühten. Seine Lordschaft riefen einem der unten zu Pferde haltenden Karabinieri unverständliche Worte zu, welche sehr augenscheinlich die Verhaftung eines oder des andern der kühnen Schützen beabsichtigten. Allein die sonst so thätige Polizei rührte sich nicht. Die Karabinieri waren selbst zu gute Römer,

um nicht der engliſchen Brutalität dieſe Züchtigung von Herzen zu gönnen. Sie blieben daher taub gegen alles Zurufen von oben, und blind gegen unſere, freilich auch gegen die Beſtimmungen der Karnevalspolizei verſtoßende Thätigkeit von unten, welche uns unter anderen Umſtänden leicht auf die Engelsburg gebracht haben dürfte. Die Sache machte indeſſen Aufſehen in der römiſchen Geſellſchaft. Im Palaſte Fiano, dem Verſammlungsorte der deutſchen Künſtler, wurde noch an demſelben Abende beſchloſſen, am nächſten Karnevalstage in zehnfach ſtärkerer Anzahl die Beſchießung des Balkons der Beaſſteak's zu erneuern, falls die erſte Lektion von heute nicht gefruchtet haben ſollte. Dahin kam es aber nicht. Mochten nun die Engländer von dem Vorhaben der deutſchen Künſtler durch den gutmüthigen Cavaliere L.....g unterrichtet worden ſein, wie die Einen ſagten, oder mochte die an dem erſten Tage gemachte Erfahrung ſie gewitzigt haben: genug das übermüthige Treiben von jenem Balkone hörte auf, und erneuerte ſich während des ganzen Karnevals nicht wieder.

Ein Haupttheilnehmer deſſelben aber, Lord W., ſollte ſeiner Strafe dennoch nicht entgehen. Am nächſtem Tage verſuchte er mit ſeinem Wagen auf einem verbotenen Wege in die Wagenreihe des Korſo einzulenken. Der dort poſtirte Dragoner weiſ't ihn zurück. Weder Goddam's noch vi prego's helfen, ſelbſt ein dargebotener Scudo oder Napoleon wird zurückgewieſen, denn was man auch ſonſt ſagen möge von italiſcher Beſtechlichkeit, die Dragoner, welche im Karneval den Dienſt verſehen, ſind unbeſtechlich, wie ihre Vorfahren aus der Zeit der Fabrizier. Da ſchleudert der ſtolze Engländer, über ſolche Standhaftigkeit und unchriſtliche Gewiſſenhaftigkeit des verachteten Italieners empört, dem Dragoner das Goldſtück ins Geſicht. — In demſelben Augenblicke aber iſt er auch ſchon von dieſem und ſeinen herbeigeeilten Gefährten aus ſeinem Wagen gehoben und einem Piket übergeben, welches ihn ſofort auf die Engelsburg

brachte. Hier blieb er ſitzen, bis mit dem anbrechenden Aſchermittwoch der letzte Ton des römiſchen Karnevalsjubels verklungen war.

Genau ebenſo erging es, wie mir mein Berichterſtatter über den obigen Vorfall erzählte, vor zwei Jahren einem andern Sohne Albions, welcher bei Gelegenheit einer Funktion in der heiligen Woche ſich mit ächt britiſcher Inſolenz an einen abgeſperrten Platz zu drängen verſuchte. Die Schweizer wieſen ihn zurück, erſt mündlich, dann mit ihren Hellebarden. Er führt einen wohlgezielten Boxerſtoß nach der nächſten dieſer herkuliſchen Geſtalten. Der aber kehrt im Nu die Hellebarde um, und bearbeitet unter gefälliger Mitwirkung eines Kameraden Kopf und Schultern des Angreifers mit ſolchem Erfolge, daß man ihn halb beſinnungslos, wiewohl nach tapferer Gegenwehr, in die Engelsburg brachte. Es war gerade der erſte Tag der Settimana ſanta, und der Engländer war von Paris nach Rom nur gereiſet, um den Herrlichkeiten derſelben und namentlich der Kuppelbeleuchtung von St. Peter und der Girandola auf der Engelsburg beizuwohnen. Statt deſſen hatte er nun das Vergnügen, die ganze heilige Woche in einer Zelle des Kaſtell San Angelo hinzubringen, aus welchem man ihn mit ironiſchem Humor erſt in dem Augenblicke entließ, wo die letzte Rakete der großen, über ſeinem Kopfe aufpraſſelnden Feuergarbe verpufft war.

Abends beſuchte ich mit einigen Freunden noch ein Paar Oſterien, in welche ſich nach Beendigung der Luſtbarkeiten auf dem Korſo noch ein Theil der Masken zurückzieht, theils um ſich von den Anſtrengungen des Tages beim kühlen Orvieto oder dem feurigen Genzano- und Frascatiwein zu erfriſchen, theils aber auch, um die Scherze und Ausgelaſſenheiten des Tages in die Nacht hinein fortzuſetzen.

Die bekannteſte dieſer Weinkneipen iſt die Palombella unweit des Pantheons. Allein ihr früherer Ruf unter den Freunden eines guten Trunks iſt bedeutend im Sinken. Sie hat ſchon einen

Anſtrich von europäiſcher Weinſtubencivilisation angenommen, und der zahlreiche Beſuch von Fremden hat der römiſchen Originalität und damit auch der Güte des Weins und den wohlfeilen Preiſen Eintrag gethan. Der Wirth verſteht es ſchon, ſich eine Flaſche ſchlechten Orvieto's für veritablen Eſt! Eſt! von Monteſiascone mit der für römiſche Weine enormen Summe von drei Paul bezahlen zu laſſen. Ueberhaupt iſt es mit dieſen ächten römiſchen Weinſchenken eine eigene Sache. Der Augenblick ihrer Entdeckung durch die Foreſtieri iſt auch zugleich der des Todes für ihre naturwüchſige Unſchuld. Man erzählt ſich unter den in Rom heimiſchen deutſchen Künſtlern, wie der ſelige Gaudy, welcher ſich wie keiner auf die Entdeckung ſolcher Spelunken verſtanden, in ſeine Lieblingskneipe unweit Piazza Montanara niemals einen Fremden eingeführt, und nur ein einzig Mal ausnahmsweiſe einen Freund dahin mitgenommen habe, doch nicht ohne ihm zuvor das Wort abzufordern, dieſes reine Heiligthum des Bachus keinem Dritten zu verrathen.

Unweit Fontana Trevi, in der ziemlich engen und dunklen Straße, welche von derſelben aus auf den Korſo zuführt, ſind zwei ächte, von der römiſchen Gaſthofkultur noch nicht angeſtreifte Oſterien, deren eine unter dem Namen der Sabina (richtiger i Sabini), die andere unter der Bezeichnung il Facchino bekannt iſt. Dorthin lenkten wir Abends unſere Schritte, um das karnevaliſche Treiben in dieſen Spelunken mit anzuſehen. Wir fanden ſie von Beſuchern beiderlei Geſchlechts ſo gefüllt, daß wir nur mit Mühe an einem Winkeltiſchchen einen unbeſetzten Platz ausfindig machten. Im nächſten Pizzicarolgewölbe hatten wir unſere Abendkoſt, beſtehend aus Schinken, Sallami, Radieschen und geſottenen Eiern eingekauft, und bald ſtanden einige Foglietten des hellen vino dolce von Genzano vor uns, denen die durſtigen Gefährten wacker zuſprachen. Es währte nicht lange, ſo traten einige Masken ein, welche ſofort die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Es waren zwei Doktoren der Medizin in der bekannten Tracht, von mehreren

sehr geschickt als Frauen kostümirten jungen Männern begleitet. Ein Tisch ward in die Mitte gerückt, die Maskn traten vor denselben, und sahen sich sogleich von einem zahlreichen Zuhörerkreise umgeben, welcher zu den jetzt folgenden dramatischen Recitationen gleichsam den antiken Chor bildete, indem er bald mit Ausdrücken des Beifalls, bald mit einem kurzen Gesange oder mit Zwischenreden und Antworten Einzelner aus seiner Mitte, an welche sich einer der Darstellenden gewendet hatte, den Vortrag der letzteren unterbrach.

Soviel ich verstehen konnte, gab die Medizin und ihre Praktikanten, so wie das Verhältniß beider zu dem schönen Geschlechte und dessen Leiden und Bedürfnissen, den Haupttext zu diesen, oft sehr witzigen und humoristischen Vorträgen, die sich denn meist auf den Rath des Göthe'schen Mephistopheles:

Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen ꝛc.

zurückführen ließen. Hier, wie überall bei den sprechenden und dramatisch agirenden Masken, bemerkte ich zunächst eine erstaunliche Sicherheit des Gedächtnisses, welche unsern Schauspielern als Muster dienen könnte. Denn die poetischen Vorträge waren ohne Zweifel einstudirt und zum Theil von solcher Länge, daß z. B. der eine der Redner fast ununterbrochen eine halbe Stunde lang sprach. Demnächst aber mußte ich die blitzschnelle Geistesgegenwart bewundern, mit welcher der Sprechende mitten in seiner poetischen Deklamation einen Einwurf, ein Witz- oder Spottwort, das ihm von einem der Zuhörer entgegengesetzt wurde, auf der Stelle und ohne Stocken, in dem Metrum seiner Rede aus dem Stegreife zu beantworten wußte. Deklamation, Ausdruck, Betonung und Reinheit der Aussprache setzten mich bei diesen Thespisjüngern, welche doch augenscheinlich der niederen Volksklasse angehörten, nicht minder in Erstaunen. Es ist in der That in diesen Südländern ein Talent sprachlicher und rednerisch-dramatischer Darstellung, von welchem man bei uns keinen Begriff hat.

Sah man nun auf die Zuhörerschaft, und bedachte, daß dieses Publikum ebenfalls dem Volke angehöre, so war der Eindruck ein nicht minder wohlthuender. Es war Karneval, an dem jede Ausgelassenheit für erlaubt gilt, es war in einer Weinschenke, wo dem feurigen Rebensafte tüchtig zugesprochen wurde, es waren Leute der untersten Volksklassen, Mimenten und Facchini, aber nirgends eine Spur von Rohheit, nirgends eine Verletzung des wahren geselligen Anstandes. Die Ausdrücke für natürliche Dinge waren hier und da etwas derb und ungeschminkt; aber das ist in der Sitte und Ansicht begründet, und erregte niemals, wie bei uns, jenes rohe, schallende Gelächter, mit welchen bei ähnlichen Gelegenheiten unter uns dergleichen aufgenommen zu werden pflegt. Jenes feine Gefühl für geselligen Anstand zeigt sich aber auch namentlich in der Art und Weise des Zuhörens überhaupt. Denn während das Gelungene, Treffende, Scherz- und Witzreiche schnell und sicher aufgefaßt, belobt und erwiedert wurde, war man doch weit entfernt, das minder Gelungene und weniger Gefallende mit Unaufmerksamkeit oder mit Spott zu bestrafen. Dabei sah ich recht, wie viel der Italiener auf seine Sprache hält. Einer der Agirenden machte einen, für jeden nicht genauen Kenner der Sprache unmerklichen Fehler, indem er ein Wort im Verse unrichtig betonte. Sogleich ward er von einem der Zuhörer korrigirt; doch geschah auch dies ohne Härte und ohne allen Anstrich von Verhöhnung.

Andere Masken kamen und lösten die ersten ab, welche sich, nachdem sie ihre Kehlen mit einem frischen Trunke gekräftigt hatten, hinwegbegaben, und unter Zitherklang und lustigem Gesange einem andern Schauplatze ihrer künstlerischen Thätigkeit zueilten. Man hätte glauben sollen, sie seien von dem vor unsern Augen Geleisteten ganz erschöpft. Aber das war keineswegs der Fall. Im Facchino, wo wir später noch einen Augenblick eintraten, fanden wir sie aufs Neue in voller Aktion. Es ist überhaupt unglaublich, was diese, aller und jeder Arbeitsanstrengung so feindlichen, Italiener für

Vergnügensſtrapatzen ertragen können. Ich habe Neapolitaner in Sorrent, Amalfi und Salerno geſehen, die einen ſtundenweiten Weg zu Fuße zurückzulegen nicht für drei oder vier Karlin bereit geweſen wären, welche aber für den zehnten Theil einer ſolchen Belohnung, ja für ein Paar Zigari oder eine Fogliette Wein eine Stunde lang ununterbrochen in glühender Sommerhitze uns ihre Tarantella vortanzten, eine Anſtrengung, die das höchſte Maß menſchlicher Kräfte zu überſchreiten ſcheint. Hier iſt aber auch, neben der bachiſchen Tanzluſt, das Ausdauern ein Ehrenpunkt, und ein bewunderndes siete stati bravi! am Schluſſe geſpendet, iſt eine Zugabe, welche ſie neben der Bottiglia ſehr zu ſchätzen wiſſen.

Die gute Sitte, das natürliche Anſtandsgefühl der Römer im Karneval muß ich immer mehr bewundern. Ich habe mich nun während dieſer Tage überall von früh bis ſpät in die Nacht umhergetrieben, und nirgends habe ich Trunkene, nirgends grobe Zänkerei oder gar Thätlichkeiten wahrgenommen. Es wohnt etwas unverwüſtlich Edles in dieſem Volke, gleichſam das Vermächtniß einer großen Vergangenheit. Es ſcheint, als wäre es ſich bewußt, daß es eine weltgeſchichtliche Trümmer darſtelle.

IX.

Die römiſche Polizei iſt im Karnevale von einer unerbittlichen Strenge. Vergehungen und Verbrechen, während dieſer Zeit verübt, werden mit verdoppelter Härte beſtraft, verſteht ſich, wenn die Thäter Leute ſind, welche nicht mächtigen Einfluß für ſich geltend machen können. Vorzüglich werden Angriffe gegen Leben und Eigenthum unverhältnißmäßig ſchwer geahndet. Auch unterläßt man nicht, in der Zeit kurz vor dem Beginn des Karnevals durch Vollziehung einiger Todesurtheile an verurtheilten Verbrechern, mittelſt der Guillotine, dem Volke die Lehre einzuſchärfen, daß die Gerech-

tigkeit nicht mit ſich ſpaßen laſſe. Und das iſt in der Ordnung! ſagt mein braver Hauswirth bei dieſer und bei andern Gelegenheiten, wenn zwiſchen uns die Rede auf die außerordentliche Strenge der römiſchen Juſtiz oder der heiligen Inquiſition kommt; denn „ci vuole un po' di timore per li malfattori!“ Signor Luigi iſt durchaus für die Straftheorie der Abſchreckung.

Am Giovedi graſſo ſollte ich davon ein Beiſpiel erleben. Es war juſt während der Stunden, in welchen der Karneval im Korſo und den daneben laufenden Straßen am ausgelaſſenſten brauſ'te, als ich von einem Beſuche aus einem der entlegeneren, und wegen der allgemeinen Karnevalsluſt faſt ganz verödeten Stadttheile nach dem Korſo zurückkehrend, in einer der Gaſſen unweit Palazzo Borgheſe das Geſchrei: ladri, ladri! ajuto, ajuto! vernahm. Zwei maskirte Burſche ſuchten ſich vergebens aus den nervigen Armen einiger Karabinieri loszumachen, während ein dritter, welcher ſchon das Ende der Straße gewonnen hatte, ſo eben einem herbeieilenden Kameraden der Polizeileute in die Hände fiel. Sie hatten in die Wohnung eines Advokaten einzubrechen verſucht, waren aber durch Verrath oder Zufall bei der Ausführung ihres Vorhabens unterbrochen worden. Das herbeigelaufene Volk zeigte, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten, Sympathie mit den ertappten Verbrechern. Povera gente! avranno un' bell' carnevale! hörte ich hier und da ausrufen, als die Malefikanten unter ſtarker Begleitung abgeführt wurden.

Es war um Mittagszeit am Tage vor meiner Abreiſe, den achtundzwanzigſten April, als ich ihnen wieder begegnete. Aus dem Palaſte Simonetti tretend, wo ich die Ausſtellung des deutſchen Künſtlervereins zum letzten Male beſucht hatte, fand ich den ganzen Korſo ungewöhnlich voll Menſchen. Alle Fenſter waren mit Neugierigen beſetzt, welche ihre Blicke nach der Gegend des venetianiſchen Palaſtes hinrichteten. Auf meine Frage, was dieſe Aufregung bedeute, antwortete mir ein kleiner, brauner Franziskanermönch, der

mit ſeinem über den Arm gehängten Zwerchſacke gleichfalls die Zahl der Neugierigen vermehren half: man erwarte den öffentlichen Aufzug der drei Ladroni, welche während der Karnevalswoche einen Einbruch zu machen verſucht hätten. Geſtern haben ſie ihr Urtheil empfangen, und da iſt es denn Sitte, ſetzte er hinzu, daß ſie am Tage ihrer Abführung auf einem Karren durch die Hauptſtraßen der Stadt geführt werden, um dem Volke als Exempel zu dienen. „Und welches iſt ihr Strafurtheil?“ Der gute Frate zuckte mitleidig die Achſeln. Duro, Signor, molto duro! la galera per la vita e dieci anni dopo la morte! (Galeere auf Lebenszeit und noch zehn Jahre darüber!) Man hatte bei ihnen, als man ihre Taſchen durchſuchte, verbotene Einſchlagmeſſer mit den bekannten langen und ſtarken Klingen gefunden, und ſo galt es für einen Einbruch mit bewaffneter Hand. Das brach ihnen bei den Gerichten vollends den Hals. Aber was bedeutet das dieci anni dopo la morte? Auch darauf gab mir der geſprächige alte Mönch Beſcheid. „Dieſer Zuſatz,“ meinte er, „will ſagen, daß für ſie auch dann keine Verkürzung ihrer Strafzeit zu hoffen iſt, wenn für alle anderen bei gewiſſen Gelegenheiten allgemeine Erlaſſe von einigen Jahren oder ſonſtige Gnadenakte erfolgen, wie ſie beim Regierungsantritte eines neuen Papſtes verkündet zu werden pflegen.“

Unterdeſſen machte eine allgemeine Bewegung der Menge uns aufmerkſam, daß ſich der erwartete Gegenſtand der Schauluſt nahe. Auf einem Karren, von Karabinieren umgeben, ſtanden die modernen Triumphatoren. Der eine, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, ein ſchöner, hochgewachſener Jüngling, ſeines Metiers ein Kalzolajo, mit prächtigem dunkelblonden Bart- und Haupthaar, ſo recht ein Modell zu einem Waldrinaldini. Ihn bedauerte das Volk am meiſten, welches immer dem Eindrucke äußerer Schöne und Wohlgeſtalt offen iſt. Auch zeigte er ſich keineswegs gedrückt und niedergeſchlagen in Haltung und Geberde, ſondern blickte ſtolz und gleichſam ſeines Eindruckes bewußt auf die Menge nieder. Meine

Nachbaren wußten ihm Gutes nachzusagen. Er sei das erste Mal in solch ein Unternehmen verwickelt gewesen, und zum Unglück habe das gerade im Karneval sein müssen. Povero giovane! è tanto bello! hörte ich von mehreren Seiten wiederholen. Weniger Theilnahme fanden seine Kameraden, ältere Sünder, der eine ein entlassener Miethkutschenführer, der andere ein Domestiko di Piazza.

Als der Zug vorüber war, ging ich mit meinem Fra Giuseppe noch ein Stück Weges zusammen, seinem Kloster zu. Wir kamen auf den Sittenzustand von Rom zu sprechen, und ich hatte Gelegenheit, aus seinem Munde die aufrichtigsten Urtheile zu vernehmen, deren ungeschminkte Wahrheit und Treuherzigkeit mich in Erstaunen setzte. Er war ein Lombarde, war in savoyischen und oberitalischen Klöstern gewesen, und hatte ein Stück Frankreich gesehen. Von der Frömmigeit der Römer wollte er gar nichts halten. Laßt Euch nicht verblenden, Signor, sagte er, wenn Ihr hier in der Pasqua die Kirchen voll findet, und in Frankreich nicht. Hier in Rom besuchen sie die Kirchen aus Furcht vor der Strafe. In Frankreich steht keine Strafe darauf, wenn einer nicht die Pasqua feiert. In Francia li pocchi chi fanno la pasqua, la fanno liberamente e di buon cuore. Ma in Roma *minchionano il nostro Signore, lo burlano.* (In Frankreich feiern die Wenigen das Osterfest aus freiem Antriebe und von Herzen, aber hier in Rom machen sie unserm Hergott ein X für ein U, und haben ihn zum Besten.) In Frankreich, fuhr er fort, haben die Menschen Erziehung, aber hier in Rom und in der Gegend umher sind die Leute ohne Erziehung. Das heißt, fuhr er sich selbst verbessernd fort: i Cardinali, i Monsignori sono boni e bravi, ma li altri, la bassa gente — lei e forestiere, dunque si guardi da loro. Sono ladri, birboni — tutti, ma tutti. Diese kleinen Diebe, setzte er mit einem Rückblicke auf die vorbeipassirten Spitzbuben hinzu, sind lange nicht die schlimmsten. Auch ist ihr Metier gar nicht so verachtet. Denn: in Roma c'è tre *mestiere nobili*, spie, ladri, ruffiani. In

dieſer Weiſe ging es noch eine geraume Weile fort. Es war in ſeinem ganzen Weſen und Behaben, in ſeiner ſchlichten Ausdrucksweiſe und vertraumden Einfalt durchaus etwas, welches mich an einen alten Bekannten erinnerte. Und das war er auch: der leibhaftige Kloſterbruder aus Leſſings unſterblichem Nathan. Freilich hat auch Leſſing die Studien zu dieſem unübertrefflichen Charakterbilde in Italien gemacht.

X.

Der Moccoliabend.

Am Morgen des letzten Karnevaltages trat mein vortrefflicher Wirth, Signor Luigi Santini, mit einem ſehr ernſten Geſichte in mein Zimmer. Er ſetzte das Frühſtück, ohne das gewöhnliche buon appetito, Signor Adolfo! hinzuzufügen, ſtillſchweigend vor mich auf den Schreibtiſch, und richtete ſodann die bekümmerte Frage an mich: Signor Professore, non saprebbe lei indicarci un' bravo medico di sua conoscenza per un povero amico, chi sta molto ammalato?

Erſchrekt fuhr ich auf, und war eben im Begriffe, ſeine Frage mit der Adreſſe meines Arztes, des unter den älteren deutſchen Künſtlern in Rom mit Recht beliebten Doktor de Domenicis zu beantworten, als mir ein leiſer komiſcher Zug um Signor Luigi's eingekniffenes linkes Auge Verdacht erregte, und mich zu der vorläufigen Frage veranlaßte: Ma chi e quell' povero disgraziato, chi sta tanto male?

Lächelnd verſetzte er: È il povero Signor *Carnevale*, chi senza dubio morira sta sera, se lei non sapra trovare un rimedio bastante.

Es war wohl ein ſtehender Scherz und Signor Luigi nicht ſein Erfinder, aber mir war dabei gar nicht ſcherzhaft zu Muthe, und faſt wäre mir's lieber geweſen, es hätte ſich um den zu fürchtenden Tod irgend eines wirklichen, mir unbekannten Menſchen gehandelt. Es überlief mich mit einem leiſen Schauder, wenn ich bedachte, daß heute wirklich der Begräbnißtag all der bunten, jubelnden Luſt angebrochen ſei, für mich ein Scheiden ohne Hoffnung des Wiederſehens. Ich konnte auf den wohlgemeinten Scherz keine heitere Antwort finden.

Auch heute, wie ſchon an einzelnen vorhergegangenen Karnevalstagen, empfand ich das Bedürfniß, mich durch Ruhe und Einſamkeit einiger Stunden für die bevorſtehenden letzten Anſtrengungen des Feſtes zu ſammeln. So gingen wir denn am Nachmittage in die Villa Medici. Dort ließen wir uns die Terraſſe der Boccage aufſchließen und erſtiegen das Belvedere, auf welchem in einem verzitterten Häuschen ein verſtümmelter Abguß der reizenden Diane des Muſeo Chiaramonti durch das Grün der umgebenden Gebüſche ſchimmert. Von dieſem Punkte aus genießt man die erquickendſte Ausſicht, oſtwärts über die ganze Campagna und das Gebirge, deſſen höchſte Spitzen, ſchneebedeckt, im hellen Sonnenglanze leuchteten, weſtwärts über die Stadt, aus welche von Zeit zu Zeit in leiſen Tönen das Gebrauſe des hin und her fluthenden Karnevals wie fernes Meeresrauſchen aus der Tiefe zu uns heraufdrang.

Stunden und Situationen wie dieſe ſind auch nur in Rom möglich. Vollkommene Einſamkeit unmittelbar neben dem bewegteſten Leben, die ahnungsvolle Stille des Gebirgswaldes inmitten einer von dem lauteſten Feſtjubel durchbrauſ'ten Weltſtadt.

Gegen die Zeit des Pferderennens begaben wir uns wieder hinab auf den Schauplatz der Luſt. Schon in den beiden letzten Tagen war der Zudrang der Kutſchen ungeheuer geweſen. Einige Freunde, welche eine Fahrt zu Wagen durch den Korſo machen wollten, hatten ſich genöthigt geſehen, nach mehrſtündigem Warten

in den Nebengaſſen, auf die Ausführung ihres Vorhabens zu verzichten, und den theuer bezahlten Wagen im Stiche zu laſſen. Heute nun ſchien die Fülle ihren Gipfel erreicht zu haben, denn während im Korſo ſelbſt die Wagenreihen nur ſelten und nach langen Pauſen ein Paar Schritte weiter fortrückten, bildeten die in der Via del Babuino haltenden Wagen einen Zug, welcher ſich über den ganzen ſpaniſchen Platz, durch Via dei due Macelli um die Propaganda herum wieder auf die Piazza di Spagna zurück erſtreckte. Ich glaube ſchwerlich, daß viele derſelben heute das Ziel ihres Strebens, den Korſo, erreichten.

Auf das gegebene Signal haben die Wagen den Korſo verlaſſen, der jetzt nur noch von Fußgängern eingenommen iſt. Eine Kavallerie-Abtheilung durchſprengt zu dreien Malen, zuletzt im geſtreckten Galopp, den Korſo der ganzen Länge nach, um für den Wettlauf die nöthige Bahn zu machen. Aber nur auf einen Augenblick bildet ſich eine Art von Gaſſe in dem dichten Menſchenſtrome, welcher ſich unmittelbar hinter den weiterjagenden Reitern wieder zuſammenſchließt. Dann donnern die Kanonenſchüſſe, der Ruf: **i barberi, i barberi!** geht von Mund zu Munde, und ein ungeheures Jauchzen, ein immer mehr anſchwellendes Halloh und Huſſageſchrei verkündet das Ablaufen der Pferde von dem Obelisken des Volksplatzes. Wie ein Blitzſtrahl ſauſen die wunderlich aufgeputzten, mit Kniſtergold und allerhand buntem Geflitter bedeckten Thiere an uns vorbei; wie von unſichtbarer Gewalt getrieben, theilt ſich die Menſchenmaſſe immer eben nur ſo weit, um ihnen für die nächſten Sätze und Sprünge ihres wilden Laufes Raum zu geben, und ſchließt ſich dann gleich hinter den letzten wieder zuſammen. Aber da kommen noch ein oder ein Paar Nachzügler, begleitet von dem Hohngeſchrei der Menge; die Gaſſe öffnet ſich aufs Neue, und es regnet Würfe und Hiebe auf ſolch eine arme Beſtie, die dann gelegentlich auch wohl ein Unglück anrichtet, wie im vorigen Jahre, wo an der Seite eines meiner Freunde ein

Römer von einem, auf ſolche Weiſe ſcheu gemachten, zurückgebliebenen Rennpferde auf der Stelle todtgeſchlagen wurde.

Ein ſehr beliebtes komiſches Intermezzo dagegen gewährt es den Römern, wenn, wie oft geſchieht, einer von den vielen Hunden, welche die römiſchen Straßen bevölkern, in die vor dem Abrennen geöffnete Gaſſe geräth. Augenblicklich ſchließt Alles feſt aneinander, und dem armen Thiere bleibt nach vielen vergeblichen Verſuchen, die Menſchenmauern links und rechts zu durchbrechen, nur der Ausweg, in geſtrecktem Laufe den ganzen Korſo hinabzurennen. Solch ein Vorſpiel des darauf folgenden Wettrennens ereignete ſich jeden Tag und ward jedes Mal mit großem Jubel begrüßt.

Heute, nachdem das Rennen der Barberi vorüber war, rückten alle Wagen ſogleich wieder aufs Neue in den Korſo ein, auf dem ſich nun Alles bereitete, den Schlußakt des Feſtes würdig zu begehen.

Ehe wir uns deſſen verſahen, war die nächtliche Dämmerung niedergeſunken, raſch und plötzlich, wie ſie hier im Süden den geſchiedenen Tag abſchließt. Da blitzt es auf aus dem Menſchengewühle unter uns. Hier, dort, an den Fenſtern, auf den Balkonen, von den höchſten Manſarden und Dachöffnungen herab zucken kleine Flämmchen empor. Sie mehren ſich in Blitzesſchnelle, bald ſind es hunderte, bald tauſende. Wir eilen von unſerm Balkone in die anſtoßenden Zimmer, in welchem durch Freund B.'s Vorſorge zahlreiche Bündel und Päckchen der dünnen zerſchnittenen Wachskerzen zum beliebigen Gebrauche neben den brennenden Lampen aufgeſtapelt ſind, um uns mit den nöthigen Moccoli zu verſehen. In einer Minute ſind wir wieder auf dem Balkone. Aber welche Veränderung iſt unterdeſſen vor ſich gegangen! Das geblendete Auge iſt kaum fähig, den erſten Eindruck eines Schauſpiels zu ertragen, welches ich in aller Hinſicht dreiſt über Kuppelbeleuchtung und Girandola ſetzen darf.

Der ganze Korſo in ſeiner vollen Ausdehnung vom Obelisken

auf der Piazza del Popolo bis zum venetianiſchen Palaſte hat ſich in einen einzigen bewegten Lichtſtrom verwandelt, in eine Milchſtraße von Lichtflammen, welche wie Sterne in der Luft zu wandeln ſcheinen.

Hunderttauſende von Lichtern winken aus allen Fenſtern, von allen Balkonen, ſchweben von den Schaugerüſten und ſelbſt von den Dächern herab, ſchwanken auf zehn bis zwanzig Fuß langen Cannen, hoch über der Straße, mitten in der Luft. Oft trägt eine ſolche Canna deren über ein Dutzend, die auf derſelben feſtgeklebt ſind. Unten im Korſo ſind alle Wagen mit Lichtern und Wachsfackeln beſteckt, alle Inſaſſen tragen Lichterchen in den Händen, die ſie durch Vorhalten der Drathmasken oder in Papierlaternchen gegen den Angriff aller derjenigen zu ſchützen ſuchen, welche ſich von allen Seiten unermüdet, und oft mit Gefahr, heandrängen, um ein Lichtchen auszulöſchen. Der ſternbedeckte Nachthimmel erſcheint in tiefſter Schwärze gegen das flammende Lichtmeer unten, vor welchem ſelbſt der glühende Schein der Sterne zu einem matten, kaum ſichtbaren Flimmern verbleicht.

Die bunten Masken, die ſchönen Anzüge der Frauen, all die Farbenpracht und Schönheit, das Bunte, Blitzende und Glänzende des Schmuckes, die prachtvollen Equipagen, in denen ſich, vor Jubel und Luſt ſtrahlend, die ſchönſten Mädchen und Frauen in den entzückendſten Koſtümen und Trachten dem Blicke zeigen, die ſchnaubenden Roſſe, das ganze farbenbunte Durcheinander der ſich auf und nieder drängenden, ſpringenden, tanzenden und rennenden Tauſende und Abertauſende, hier und da vom wahrhaft bacchantiſchen Jauchzen durchtönt: das Alles erſcheint in dieſem wogenden und fluthenden Lichtmeere tauſendfach gehoben und verſchönt von den wunderbarſten Reflexen und Streiflichtern. Alle Farben treten kräftiger, alle Formen plaſtiſch beſtimmter hervor. Roms Karneval im Glanze des Moccoliabends iſt was der Vatikan und ſeine Marmor-

welt bei Fackelbeleuchtung. Hier erlahmt jede Hand, welche eine Beſchreibung verſucht.

In dieſer kurzen Stunde des Moccoliabends, denn viel länger währt die Herrlichkeit nicht, kann man mit vollem Rechte ſagen, daß alle Römer, ja alle Anweſende, ſeien ſie ſonſt im Leben auch noch ſo ernſthaft, zu Kindern geworden ſcheinen. Denn es iſt ganz unmöglich, ſich der Anſteckung dieſer allgemeinen Kinderluſt zu entziehen, die in nichts mehr und nichts wenigerem beſteht, als ſeinem Nachbar, ſei er uns befreundet oder wildfremd, alt oder jung, groß oder klein, das angezündete Moccolo, welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöſchen. Menſchen, die ich das ganze Jahr hindurch ernſt geſehen, denen das ganze vorhergehende Karneval kaum ein Lächeln der Theilnahme entlockt hatte, ſah ich von dieſer allgemeinen Kinderluſt hingeriſſen, jenem Zweck mit einem Eifer, mit Anwendung ſo kindiſcher Liſten und Schliche verfolgen, daß ſich deren der ausgelaſſenſte Knabe nicht zu ſchämen gehabt hätte. Es iſt, wie wenn Alles, was von Jugend- und Kindheitserinnerung in dem Erwachſenen ſchlummert, plötzlich durch einen Zauber aus ſeinem Banne entbunden würde.

Ein bellum omnium contra omnes, ein Krieg Aller gegen Alle hat begonnen. Jeder iſt Angreifer und angegriffen zugleich. Wo der ſtärkſte Athemzug zum Ausblaſen des Moccolo nicht hinreicht, erfindet die Liſt alle möglichen Arten von Löſchmaſchinen. Hüte und Taſchentücher werden in Bewegung geſetzt, und nicht genug, daß man auf den Balkonen ſich der nächſten Nachbaren zu erwehren hat, entſpinnt ſich auch zwiſchen den über einander befindlichen Stockwerken ein luſtiger Kampf. Tücher an lange Cannen gebunden werden von oben herab und von unten hinauf wie Fahnen geſchwenkt, um die Moccoli auszulöſchen. Man erwehrt ſich ihrer ſo gut man kann, ſucht ſie mit Stöcken und langen Rohrſtäben abzupariren, oder mit den Händen zu erhaſchen und abzureißen, und das Gelingen ſolcher Bemühung iſt ſtets von dem

lautestem Jubel begleitet. Keinem Worte, keinem Versprechen ist zu trauen, denn keines wird gehalten, und der, welchem Du so eben auf seine dringende Bitte erlaubt hast, seine ausgelöschte Kerze an der Deinen anzuzünden, bläs't Dir in demselben Augenblicke, in welchem er seinen Zweck erreicht hat, mit einem lauten senza moccolo! senza moccolo! triumphirend Dein Lichtstümpfchen aus. Und dieses kindische Spiel scheint gar nicht zu ermüden. Es ist, als ob eine Art von Trunkenheit sich Aller bemächtigt habe. Um die Flamme zu verstärken und durch ihre Kraft gegen die stärksten Lungen zu sichern, dreht man ein Dutzend solcher dünnen Wachskerzchen zu einer starken Fackel zusammen. Aber auch sie erliegt dem allgemeinen Geschicke. Ein geschickt geschwungenes Tuch, eine Fahne, eine Mütze oder ein Hut löscht sie aus.

Kleine Unglücksfälle erhöhen nur noch den allgemeinen Jubel. An den Fenstern unserm Balkone gegenüber schlägt plötzlich gewaltiger Flammenschein empor. Die großen Fenstervorhänge, welche man abzunehmen versäumte, sind bei dem allgemeinen Kampfe in Brand gerathen, und flackern flammenrauschend in die Höhe. Ein allgemeines Bravo erschallt. Ein Paar Schwarzröcke, Geistliche, welche an diesem Fenster postirt gewesen, bemühen sich vergebens, mit augenscheinlicher Gefahr für ihre weitfaltigen Roben, die brennenden Gardinen herabzureißen. Ein Augenblick und alles ist vorbei.

So geht es an den Fenstern, auf den Gerüsten und Balkonen zu. Aber nun erst unten im Korso selbst!

Ich versuchte es, mich auf einige Augenblicke hinab zu begeben, und stürzte mich mit einem Freunde in das brausende und flammende Getümmel. Aber um hier lange auszudauern und die Besinnung nicht zu verlieren, muß man ein Römer und an diese Dinge gewöhnt, oder mit stärkeren Nerven begabt sein, als diejenigen sind, deren ich mich zu erfreuen habe. Es war mir wie einem Schwimmer, der machtlos in starker Brandung kämpft.

Alle Wagen ſind im Belagerungszuſtande. Die darin befindlichen ſitzenden oder auf den Sitzen ſtehenden Damen ſind umgeben von beſchützenden Herren, welche alle Angreifer von den Lichtchen der erſteren abzuwehren und dabei zugleich ihre eigenen Moccoli zu ſchützen unabläſſig bemüht ſind. Man ſteigt auf die Tritte, erklettert die Räder, klimmt auf die Bedientenſitze, und wo ein Angriff gelingt, ertönt das ewige: senza moccolo! triumphirend durch die Nacht. Die rohe Verwünſchung des zu Göthe's Zeit üblichen: sia ammazzato chi non porta moccolo! (es werde ermordet, wer kein Lichtchen trägt!) iſt ſo gut wie ganz verſchwunden, und hat dem zierlichen o che vergogna, senza moccolo! (o welche Schmach, ohne Moccolo!) Platz gemacht. Dieſes langgezogene, in drei Accentſtößen, mit dem Haupttone auf der letzten Silbe des letzten Worts, ausgerufene senza moccolò! durchtönt den ganzen Korſo. Man hört faſt nur dieſen vollen, tiefen Ton des langgezogenen Vokals, der wie nächtliches Meeresbrauſen den ungeheuren Korſo durchhallt. Es liegt etwas Betäubendes, Fascinirendes und Sinneverwirrendes in dieſem Tongebrauſe. Aber die ächten Römer und Römerinnen bewegen ſich in dieſem elementaren Aufruhr wie Fiſche im Waſſer. Sie eilen an Dir vorbei, löſchen Dir im Umſehen Deine Kerze, ſo hoch Du ſie halten magſt, entreißen ſie Dir wohl gar mit einem blitzſchnellen Griffe, und ehe Du Dich noch beſinnen kannſt iſt auch die zweite, unterdeß ſchnell wieder angezündete, denſelben Weg gegangen, und überall empfängt Dich von ſchönen Lippen das anmuthig neckende und verhöhnende senza moccolo! senza moccolo! o che vergogna, senza moccolo! von der ſo eigenthümlich reizenden Hand- und Fingerbewegung begleitet. Ich hatte über ein halbes Dutzend ſolcher Moccoli als Reſerve zu mir geſteckt, aber in weniger als zehn Minuten waren ſie bis auf das letzte verſchwunden, und ich ergab mich lieber in mein Schickſal, überall mit einem senza moccolo! begrüßt zu werden, als daß ich es verſucht hätte,

den fruchtloſen Kampf meiner nordiſchen Unbehülflichkeit mit der federkräftigen Gewandtheit der Römer zu erneuern.

Dort um jenen Wagen, gegenüber der Kirche von S. Carlo, entbrennt der Kampf am heftigſten. Es ſind Damen darin in den beliebteſten Opernmasken, eine als figlia di regimento beſonders reizend. Allgemeiner Beifallsruf erhebt ſich. O che bella figlia di regimento! Eine andere in altpreußiſcher Offizierstracht ward mit einem o che bello rè Federigo! von dem jubelnden Volke begrüßt, ohne daß darum das Beſtreben, ihrer Fackel das Lebenslicht auszublaſen, im Mindeſten nachgelaſſen hätte. In dem Augenblicke, wo es einem der kühnſten Angreifer gelang, hatte ich das Hinterrad des Wagens erſtiegen, und reichte der Schönen ein ſchnell dem Nächſten entriſſenes brennendes Kerzchen zum Wiederanzünden dar. Sie lüftete die roſafarbene Drathmaske mit einem reizenden mille grazie! Signor! und reichte mir einen Veilchenſtrauß, den ſie vom Karnevale noch im Knopfloche trug. Aber in demſelben Augenblicke blies ſie mir verrätheriſch mit einem fröhlichen o che vergogna, senza moccolo! meine Kerze aus. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Ich ſchleuderte die ausgeblaſene Kerze in das Gewühl und ſprang mit einem galanten: l'avete acceso nel mio cuore! vom Wagen hinunter, um wieder den ſichern Hafen meines Balkons zu erreichen.

Mitten in dieſe hellflammende Luſt des reizenden Wahnſinns, mit welcher der fröhliche Held Karneval unter Fackelſchein zu Grabe getragen wird, ertönt plötzlich das Ave Mariageläute von den zahlloſen Kirchthürmen der ewigen Stadt, und ſchnell, wie er begonnen, endet all der ſtrahlende Glanz des heiterſten Feſtes, „ausgelöſcht wie eine Kerze mit einem Hauche.“

Vergleicht man dieſen ſchwachen Verſuch mit der Göthe'ſchen Schilderung des Moccoliabends, ſo dürfte auch hier das Ergebniß

ſein, daß auch dieſer Theil der römiſchen Feſtfreude des Karnevals, ſo bachantiſch ſie immerhin einem Nordländer erſcheinen mag, ſich zu ihrem Vortheile verändert hat. Schon das Verſchwinden jenes rohen, zu Göthe's Zeit allgemeinen Zurufes, den ich wenigſtens nirgends mehr vernommen habe, ſcheint dies zu beweiſen. Iſt doch auch das Ammazziren ſelbſt in Rom bei weitem ſeltener geworden, als zu jener Göthe'ſchen Zeit, wo alle Woche ein Paar Mordthaten vorfielen.

Ich habe ſchon zu Anfang meines Berichts über das heutige Karneval von Rom bemerkt, daß Göthe eigentlich nirgends auf das römiſche Karneval gut zu ſprechen ſei, daß man dieſe Stimmung ſeiner Beſchreibung überall anmerke. Wenn er deſſen ungeachtet auf dieſelbe die größte Sorgfalt verwendet, und die Erſcheinungen bis ins kleinſte Detail ſchematiſirt, ſo geſchieht dies nur zufolge jenes ihm eigenthümlichen realiſtiſchen Tik's, welcher ihn eine ähnliche Sorgfalt der Beſchreibung ſelbſt den widerwärtigen Ungeheuerlichkeiten des verrückten Prinzen Pallagonia zuwenden ließ. Wo er aber im Zuſammenhange ſeine Herzensmeinung in den Briefen ausſpricht, da ſieht man recht, daß er an dem ſo fleißig und mühſam Geſchilderten in der Wirklichkeit keine Freude gehabt hat. „Nun iſt der Narrheit ein Ende," ruft er am Aſchermittwoch, den zwanzigſten Februar 1787 aus. „Die unzähligen Lichter geſtern Abend waren noch ein toller Spektakel. Das Karneval in Rom muß man geſehen haben, um den Wunſch völlig los zu werden, es je wieder zu ſehen."

In mir hat das Karneval von 1846 den entgegengeſetzten Wunſch zurückgelaſſen, und wenn Euch die eben geleſenen Blätter eine ähnliche Stimmung hervorgerufen haben, ſo iſt ihr Zweck vollkommen erfüllt.

Hier ſcheide ich von dem freundlichen Leſer, der bis hierher meine Briefe und Tagebuchblätter theilnehmend begleitete. Sie ſchilderten Rom und Italien im Lichte einer Zeit, welche, ſo nahe ſie uns auch noch liegt, doch für das ſchöne und bisher ſo unglückliche Land ſchon zu einer hiſtoriſch abgeſchloſſenen Vergangenheit geworden iſt. Italien iſt, ſeitdem ich es im Mai 1846 verließ, ungeahndet ſchnell zu neuem Leben erwacht. Es iſt in die Reihen der handelnden Nationen der Weltgeſchichte wieder eingetreten, und der ſehnſuchtsvolle Wunſch ſeines Dichters:

Italia, Italia, o Tu, cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza, ond' hai
Funesta dote d'infiniti guai,
Che in fronte scritti per gran doglia porte:
Deh! fosse Tu men bella, o almen piu forte,
Onde assai piu Ti paventasse, o assai
T'amasse men, chi del Tuo bell' ai rai
Par che si strugga, e pur Ti sfida a morte!

— dieſer Klageruf der brennenden Sehnſucht begeiſterter Vaterlandsliebe ſcheint endlich Erhörung gefunden zu haben bei dem Gotte der Geſchichte. Und ſo iſt dieſes Buch wohl das letzte, welches italieniſche Eindrücke derjenigen Art wiedergiebt, wie wir ſie in dem Lande der Schönheit ſeit einem Jahrhunderte zu ſuchen und zu finden gewohnt waren. Haben dieſe Blätter einigen Werth, wie mich gütige Freunde überreden möchten, ſo danken ſie es vielleicht jenem Zufalle, ſo wie dem Umſtande, daß der Verfaſſer ſeine Eindrücke, ſo wie er dieſelben empfing und niederſchrieb, rein und und unvermiſcht mit denen der nächſtfolgenden Ereigniſſe zu laſſen die Selbſtverläugnung beſaß.

Mit zauderndr Hand trenne ich mich von dieſen Blättern, deren idylliſcher Frieden mitten in den wilden und heißen Kämpfen einer raſtlos vorwärts ſtrebenden Zeit vielleicht für manchen Leſer etwas Befremdliches haben mag. Mögen ſie dafür manchem andern auf kurze Augenblicke eine Erholung gewähren, wie ſie der

Verfaſſer ſelbſt oft empfand, wenn er bei ihrer Durchſicht aus der Unruhe der Gegenwart zurückſchaute auf die Erinnerungen einer Zeit, welche die glücklichſten und friedenvollſten Tage ſeines Lebens umſchließt.

Mögen ſie aber auch dazu beitragen, Hoffnung und Sympathie für Land und Volk Italiens bei allen denen zu ſtärken, welche ein Herz haben für die Gottesſtimme, die aus der Bruſt des lange mißhandelten und geknechteten Volkes in unſern Tagen nach Freiheit rufend an das Ohr der europäiſchen Menſchheit erſchallt.

Ein Jahr in Italien.

Von

Adolf Stahr.

III.

Bibliothek der Gesellschaft für Pom. Geschichte u. Alterthumskunde in STETTIN

Luft, Freude, Theilnahme an den Dingen iſt das einzige Mittel und was wieder Realität hervorbringt. Alles andere iſt eitel und vereitelt nur!

Goethe.

Oldenburg, 1850.
Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung.
(W. Berndt.)

W6-A 32/21

Seinem geliebten Bruder

Karl Stahr

widmet

dieſen Abſchluß ſeiner Italiäniſchen Erinnerungen

Ad. St.

I.

Nach dem Carneval.

Rom, den 21. Februar 1846.

Wie tiefſinnig und rührend zugleich iſt das Wort des ſterbenden Sokrates in Platon's Phädon über die enge Verbindung von Luſt und Schmerz! Der Kerkermeiſter hat ihm ſo eben die ſchweren, langgetragenen Feſſeln gelöſ't, und in dem Genuſſe der, für eine kurze letzte Stunde wiedergegebenen, freien Bewegung ſeiner Glieder ruft der heitere Weiſe den weinenden Freunden zu: „Wie wunderbar iſt es doch beſtellt mit dem, was die Menſchen Luſt nennen, und mit dem Verhältniſſe derſelben zu ihrem Gegenſatze dem Schmerz! Zuſammen wollen ſie nie bei dem Menſchen erſcheinen; aber wer dem einen nachgeht und es ergreift, wird faſt immer auch zugleich das andere mit erhalten. Lebte Aeſop, er würde ſagen, der Gott, welcher dieſe feindlichen Gegenſätze vergeblich auszuſöhnen verſuchte, habe, da er dies nicht vermochte, ihre Häupter zuſammengeknüpft, ſo daß, wem das eine zu Theil wird, bald auch das andere im Gefolge des erſten ſich nahen ſieht!“

Ich wüßte die Stimmung, welche ſich unmittelbar am Schluſſe des Carnevals meiner bemächtigte, nicht beſſer zu

bezeichnen, als mit der Erinnerung an diesen Ausspruch des weisesten unter den Hellenen. Nie werde ich das Gefühl vergessen, mit welchem ich von meinem Balkone herab wohl noch eine Stunde nach dem Schlusse des Carnevals in den Corso hinab schaute, der, soeben noch ein wogendes Meer von Licht und Lust und Flammen, nun plötzlich in Nacht und Schweigen gehüllt erschien. Dieser Tod mitten in der höchsten Fülle des Lebens, dieses Enden der jubelnden Lust in ihrem flammendsten Auflodern hat etwas ungemein Poetisches, tief die Seele Ergreifendes. Nur die Südländer allein wissen die schöne Lust schön zu enden.

Das Avemariageläut war längst verhallt, als ich über den Corso durch die Griechenstraße dem Monte Pincio zuwanderte. Mit Schmerz dachte ich daran, wie der erste Schlag der Glocke diesen Geist der freien Menschlichkeit, des allgemeinen Wohlwollens und Vertrauens, welcher dies schönste aller Feste verklärt, für ein ganzes langes Jahr zu Grabe geläutet habe. Auch mir war es, als sei mein glückliches römisches Leben, als seien Jugend, Freiheit und Schönheit des Daseins mit ihm zu Grabe geläutet.

Mitternacht ist vorüber, während ich dies schreibe. Von der Piazza her tönt das laute Rauschen der mächtigen Trevifontäne, und dazwischen klingt aus der Ferne der lang ausgehaltene Ton eines Ritornells, wie ein Klageseufzer über das Ende des schönen Festes durch die warme Frühlingsnacht. Meine Seele ist traurig bis zum Tode. —

Den Abend nach dem Erlöschen der Moccoli fand sich der größte Theil unserer carnevalischen Balkongesellschaft in den gastlichen Räumen der B.schen Wohnung auf dem Monte Pin-

cio wieder zuſammen. Ein junges, deutſches Künſtlerpaar, der Maler H. aus W. mit ſeiner Frau, ſollte uns unmittelbar nach dem Carneval verlaſſen. Es war die erſte Lücke, welche in unſere kleine engverbundene römiſche Geſellſchaftswelt geriſſen werden ſollte, und der bevorſtehende Verluſt ward um ſo tiefer empfunden, je allgemeiner beliebt die Scheidenden geweſen waren. Eine ſchwermüthige Stimmung lag über der ganzen Geſellſchaft, und dieſe Traurigkeit bildete einen ſeltſamen Contraſt mit der fröhlichen Ausgelaſſenheit der eben erſt vorübergerauſchten Stunden. Ein Jeder von uns konnte jetzt die Tage zählen, in deren Verlaufe bald ein ſo eng an einander gewöhnter Kreis guter Menſchen nach allen Richtungen der Windroſe auseinanderſtieben ſollte. Kein Geſpräch, kein Scherz wollte gelingen. Die Maler zeichneten und tuſchten für die Scheidenden Albumblätter, andere ſchrieben allerlei Erinnerungsworte, gereimt und ungereimt, wie es kam. Die meinigen, der liebenswürdigen Frau gewidmeten, lauteten, mit Bezug auf unſere kleinen Moccoliabenteuer:

Wie ſo gern im Carnevale
Löſcht ich Dir Dein Lichtelein,
Daß von Deiner Augen Strahle
Heller fiel' auf mich der Schein.

Dieſe holden Augenſterne,
Nimmermehr vergeſſ' ich ſie!
Klagend ruf' ich's in die Ferne:
Rom iſt — senza Moccoli! —

Rom, 27 Februar 1846.

Nach der brauſenden Luſt des römiſchen Carnevals iſt die ruhige Stille der Quareſima doch eine wahre Erquickung. Der Fremdenſtrom beginnt allmälig abzufluthen. Schon am Aſchermittwoch ſah ich vor allen Hotels am ſpaniſchen Platze, im Corſo und der Via Condotti die Reiſewagen der Engländer packen, welche während der Faſtenzeit nach Neapel und Florenz eilen, um erſt zur Settimana ſanta, der Oſterwoche, wieder nach Rom zurückzukehren. Mode und Herkommen haben den Zug dieſer modernen Zigeuner ſo geregelt, daß ihr Erſcheinen und Verſchwinden in den Haupterten Italiens faſt einem Naturphänomen ähnlich ſieht. Die Theater ſind geſchloſſen. Bälle und große Geſellſchaften haben aufgehört, und ich ſehe mit Vergnügen die Ausſicht vor mir auf eine ſchöne, ſtille, ruhige Zeit von Betrachtung und Genuß alles deſſen, was nur Rom allein bieten und gewähren kann. Noch faſt zwei Monate liegen vor mir, und ich bin entſchloſſen, ſie zu nutzen, ſo gut ich es nach Kräften und Erfahrungen vermag.

„In Rom“, ſagt Winckelmann, „muß man Alles mit Ruhe ſuchen.“ Und ebenſo giebt er die goldene Regel: „Nähere dich den Werken des Alterthums in der Hoffnung viel zu finden,

ſo wirſt du viel ſuchen; aber du mußt dieſelben mit großer Ruhe betrachten!“ Das iſt nun Alles ganz vortrefflich. Aber zu ſolcher innerlichen Ruhe der Betrachtung gehören Zeit und Sicherheit des Bleibens, die Gewißheit und behagliche Zuverſicht des Immerwiederkehrenkönnens, wie ſie der glückſelige Heide in ſeinem Rom beſaß, und wie ſie gerade Unſereiner nimmer haben kann. Seit der Carneval vorüber und meine Perſpective auf die letzte Abſchiedsſtation des Oſterfeſtes eröffnet iſt, ſcheinen mir die Tage mit Sturmesſchnelligkeit dahin zu eilen, und es wird mir zu Muthe, als hörte ich nicht bloß, nein als ſähe ich auch den Flügelſchlag der Zeit über meinem Haupte vorüberſauſen. Dabei iſt kein Aufenthalt, kein Studium in irgend einem Orte zeitkoſtſpieliger als in Rom. Alles iſt weit verſtreut, es gilt oft ſtundenlange Wege zu machen, um irgend etwas Sehenswerthes aufzuſuchen, und wenn man anlangt, ſo fehlt vielleicht ein Permeſſo, oder der Cuſtode iſt nicht bei der Hand, oder es iſt gerade eins von den unzähligen Kirchenfeſten, an denen ſich in Rom die meiſten Sammlungen ſchließen. Oder endlich man gelangt hin, und vertieft ſich in die Betrachtung eines oder des andern Kunſtwerks. Da kommt ein Haufe neugieriger Touriſten und Gallerienbelaufer, die geführt ſein wollen. Der Cuſtode darf uns nicht allein laſſen, wir müſſen wohl oder übel weiter, und uns durch eine Reihe von Sälen ſchleppen laſſen, an deren Inhalt uns gerade jetzt nichts liegt. Und ſo iſt im Umſehen ein Vormittag hin, und man geht endlich davon mit dem ſeufzenden Vorſatze, jedenfalls noch einmal wiederzukehren, woraus dann im ſeltenſten Falle etwas wird, oder bei der Fülle des zu Sehenden etwas werden kann.

Mit solchen Gedanken verließ ich gestern den Lateran, in dessen Museum ich früh Morgens mit Freund H. gegangen war, um mir noch einmal die Seele an dem Sophokles und an den Abgüssen der Parthenonsculpturen zu erquicken, welche dort als ein Geschenk von England an den Papst aufgestellt sind.

Um die Räume des prächtigen Lateranpalastes zu benutzen, der, weil es jetzt dort ungesund sein soll, nicht mehr vom Papste bewohnt wird, hat man die mächtigen Zimmer und Säle zur Anlage eines neuen Museums verwendet, und in denselben die Funde der letzten Nachgrabungen, sowie vieles andere aufgestellt, wofür in dem Vatikanischen Museum kein Platz mehr war. Ein Verzeichniß ist natürlich noch nicht gemacht, denn mit dergleichen beeilt man sich hier nicht. Aber der alte Custode weiß ziemlich gut Bericht zu geben, und ein Aufsatz im Morgenblatte (Septemberheft d. J. 1844), dessen Mittheilung wir dem Verfasser, einem hier lebenden, jungen Archäologen, Dr. Brunn, verdanken, giebt wenigstens die wesentlichsten Notizen für die Benutzung der reichen Sammlung.

Von ihren Schätzen bemerke ich nur Folgendes, was ich mir bei wiederholtem Besuche immer wieder angesehen habe. Zunächst die prachtvolle Gewandstatue des Sophokles, gefunden vor etwa sieben Jahren in einer alten Villa bei Terracina. Bisher galt der Aristides oder Aeschines im Museo Borbonico zu Neapel für die vollendetste unter den erhaltenen antiken Gewandstatuen. Aber jetzt ist dieser Anspruch auf den Lateranischen Sophokles übergegangen, und das mit Recht. Denn dies Meisterwerk kann in der That für ein Muster dieser Gattung von antiker Portraitbildung gelten.

Hoch und frei aufgerichtet ſteht der göttliche Dichter da. Das weite Gewand, ſcharf von der linken nach der rechten Seite herübergenommen, läßt die rechte Hüfte und die ganze untere rechte Seite des Beins ſtraff und mächtig hervortreten. Der rechte Arm ruht eingebogen im Gewande, das unter der rechten Hand weg über die linke Schulter geworfen iſt, faſt in der Weiſe, wie noch heute die Italiener den Mantel tragen, ſo daß ein Theil in ſchönen Falten hinten über die Schulter herabfließt. Der linke Arm iſt in die Seite geſtemmt, und ſeine Haltung vermehrt den Geſammteindruck des Sicherberuhenden, welcher über der ganzen Geſtalt ergoſſen liegt. Der Bart ſpielt voll und kraus um Kinn und Lippe, das Haupthaar fällt ſchlicht und ſanft auf Stirn und Schläfen herab. Das Geſicht, mäßig nach oben gerichtet, ſchaut frei und ſicher in die Welt. Man ſieht es dem göttlichen Poeten an, daß er die Schönheit liebte. Er iſt vorgeſtellt in der vollen Friſche des noch jugendkräftigen Mannesalters, und das Ganze ſicher Portrait. Die Füße ſind beſchuht, Hals und ein kleines Stück der Bruſt ſind nackt. Ergänzt ſind nur die Füße und eine Hand. Nun aber die Gewandung! Wie herrlich, klar, frei und groß und doch durchaus künſtleriſch konventionell! Hier ſieht man es wieder recht: dieſe Alten haben es gewußt, daß die Kunſt eine Natur in ſich iſt mit ihren eigenen Geſetzen. Nichts iſt lehrreicher für die Einſicht in die Behandlung der antiken Kunſtgewandung, als die vergleichende Betrachtung zweier Meiſterwerke, wie dieſer Sophokles und der Ariſtides im Muſeo Borbonico zu Neapel. Und darum iſt es lobenswerth, daß man im Lateranmuſeum Künſtlern und Kunſtforſchern eine ſolche Vergleichung durch Zuſammen-

ſtellung der Gypsabgüſſe beider Statuen erleichtert hat. Dem Sophokles gegenüber erſcheint jene Arbeit, Gewandung und Gefält an der Statue des Ariſtides faſt kleinlich, überladen, unmäßig angeſtrafft, nicht dienend, um die Geſtalt ſelbſt hervorzuheben, ſondern ſelbſtändige Geltung und Beachtung in Anſpruch nehmend. Dadurch wird die Wirkung des Ganzen beeinträchtigt, die Geſtalt ſelbſt tritt zurück, und erſcheint überall gebunden und gehemmt, während bei dem Sophokles das Umgekehrte der Fall iſt. Und dies Meiſterwerk zierte die Villa irgend eines römiſchen Freundes der Sophokleiſchen Muſe in der kleinen Landſtadt Terracina-Anxur, wo jetzt wohl ſelbſt unter den Prieſterprofeſſoren hoch oben auf dem Kloſter, welches über das blaue Meer hinausſchaut, nicht einer iſt, der von Sophokles mehr als den Namen kennt *).

*) S. Theil I. S. 350 — 352.

Rom, den 28. Februar

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den der erste Anblick jener Abgüsse der im Britischen Museum befindlichen griechischen Sculpturwerke vom Parthenon auf mich machte. Freilich hatte ich oft gehört und gelesen, daß in diesen Trümmern die höchste Blüte griechischer Kunst erhalten sei. Aber was will Lesen und Hören bedeuten, wo es mit eigenen Sinnenaugen zu schauen gilt.

Ich hatte nun doch bereits in Florenz, Rom und Neapel die höchste Schönheit alter Plastik in den weltberühmten Meisterwerken gesehen, und dennoch war es mir beim Eintritt in die untern Säle des prachtvollen Lateranpalastes, wo jene Abgüsse aufgestellt stehen, als weiche das Alles ehrfurchtsvoll zurück gegen diese spärlichen, trümmerhaften Reste der Gestalten, denen Phidias selbst einst das schönheitsvolle Leben seines göttlichen Geistes einhauchte.

Von den Sculpturen des östlichen Giebelfeldes ergriff mich am tiefsten die eine der Gruppen von je zwei weiblichen Colossalfiguren mit fast zauberhafter Gewalt. Man weiß wenig von den Sculpturwerken selbst, von ihrer Composition und den durch

ſie dargeſtellten Perſonen. Die Gelehrten ergehen ſich darüber in allerhand Combinationen und Vermuthungen. Alles was wir wiſſen, iſt, daß auf den beiden Giebelfeldern des herrlichſten aller alten Tempel, deſſen Reſte noch jetzt von der Höhe der attiſchen Akropolis auf das wiedererſtandene Athen herabblicken, Pallas, die Schutzgöttin Athens, die Hauptrolle ſpielte, daß auf dem einen, dem öſtlichen Giebelfelde, ihr erſtes Erſcheinen im Olymp, auf dem weſtlichen ihr Sieg in dem Wettſtreite mit Poſeidon, um die Ehre, Schutzgottheit von Athen zu ſein, dargeſtellt war.

Jene Gruppe nun, die ich meine, bilden zwei koloſſale Frauengeſtalten, von denen die eine ſo neben der andern und faſt in deren Schooße ruht, daß ſie Rücken und Schulter gegen den Buſen und gegen die linke Seite der andern ſitzenden Figur gelehnt hat, während ſie ſich mit dem rechten Arme, deſſen Ellenbogen auf dem Schooße der andern ruht, leiſe aufſtützt. Die erhöhter ſitzende hält ihren linken Arm weich und lind hinabgeſenkt über die linke Schulter der an ihrem Buſen ruhenden Schweſter. Unausſprechlich weich, ſanft und fließend iſt dieſes Ineinander beider Figuren hingegoſſen, und der Ausdruck der vollen Gegenſeitigkeit dieſes liebend umfangenden Beieinanderruhens webt über die Gruppe einen göttlichen Zauber. Es ſollen zwei Landesgottheiten Attikas, altattiſche Horen oder Charitinnen ſein, nach der Deutung der Alterthumsforſcher. Immerhin! Für mich, der ich dieſe Gruppe, getrennt von dem einſtigen Zuſammenhange mit der ganzen urſprünglichen Compoſition, als ein eignes, für ſich beſtehendes Ganze betrachten, der ich darauf verzichten muß, die für ewig vernichtete Geſammtheit des unſterblichen Werks mit Augen zu ſchauen, — für mich ſind

dieſe Geſtalten eben nur zwei göttlichſchöne Weiber, zwei Schweſtern, die auf Bergeshöhen ruhend, ſich umſchlungen halten und in träumender Ruhe hinausſchauen auf Land und Meer zu ihren Füßen. Die ſüße Ruhe der liegenden Geſtalt hat etwas unausſprechlich Wonnigträumeriſches. Man fühlt es gleichſam mit dem Auge, wie ſanft gebettet jeder Theil des ſchönen Leibes ſich dieſer Ruhe überläßt. Die Brüſte ſind weit tiefer und mäßiger, als bei den meiſten übrigen antiken Statuen, die ich bisher geſehen. Sie ſind durchaus im natürlichen Verhältniſſe, während ſie bei den übrigen, z. B. bei ſo vielen unbekleideten oder halbbekleideten Venusſtatuen, wie mit der Schnürbruſt emporgetrieben erſcheinen.

Die ganzen Leiber ſind bedeckt mit fließender Gewandung, die tief hinab bis zu den Füßen reicht. Nur der Hals und ein Theil von Bruſt und Achſeln, namentlich an der liegenden Figur, erſcheinen nackt, ſowie die Arme, an denen das Gewand von der Achſel bis gegen das Ende des Oberarms leicht zuſammengeſtellt iſt. Wie dieſe Geſtalt ſo daliegt, die Füße übereinander geſchlagen, die ſchönen Glieder von der Fülle des feinen, durchſichtigen Gewandes in tauſend leiſen Falten überfluthet, gleicht ſie einer jener ſchönen Meereswellen, wie ich ſie oft in prachtvoll geſchwungenen Bögen unmerklich ſanft an Sicilens Küſten heranſpülen ſah. Ueber den Gürtel, der die Mitte des Leibes umſchließt, wallt die Fluth kleinerer Bauſchungen des Obergewandes wie eine mäßige Brandung empor, um dann über Schooß und Hüften an den ſchön gezeichneten Schenkeln ſanft hinabzufließen. Von Hals und Obertheil der Bruſt und von der rechten Achſel iſt das Gewand leiſe hinabgeglitten, und kein

Wort genügt, die Schönheit der dadurch entſtehenden Linien auszudrücken, oder die ſüße Pracht des Theils, wo ſich die Achſel ſanft zur Bruſt hinabſenkt, und dann im allmäligen Anſchwellen ſich zum Rund des Buſens aufwölbt, ahnden zu laſſen. Die Zeichnung in den Heften von Müller und Oeſterley, auf die ich Euch hier allein verweiſen kann *), giebt davon freilich keine Ahnung.

In einem andern Saale ſteht der Abguß des Flußgottes Iliſſos, verſtümmelt, hauptlos, der Unterarme und Füße beraubt. Und doch iſt ſo viel Geiſt und Seele und göttliches Leben über dem Gewächſe dieſes herrlichen Leibes ergoſſen, daß man faſt die Verſtümmelungen vergißt, über demjenigen, was die Verwüſtung noch übrig gelaſſen hat. Ja, ſo zwingend iſt die Gewalt der Idee, die das Ganze ſchuf, und noch jetzt jeden Reſt deſſelben ganz erfüllt, daß der Beſchauende unwillkürlich ſelbſt produktiv und getrieben wird, ſich das Nichtmehrdaſeiende ſinnlich zu ergänzen. Die Großheit der Formen dieſes Leibes hat in ganz Rom nur an dem Torſo des Herkules im Vatikan ihres Gleichen.

Bei einer zweiten ſitzenden Jünglingsgeſtalt — Herkules oder Cecrops ſoll es ſein — iſt der Kopf, freilich mit argen Zerſtörungen, erhalten. Und doch! wie ſiegreich und ſtrahlend bricht durch all die Verwüſtung die göttergleiche Schönheit in dieſem Antlitz hervor! Er ſitzt, mehr aufgerichtet als der

---

*) Denkmäler der alten Kunſt von Otfr. Müller und C. Oeſterley. Bd. I. Heft 2. Tafel 26 und 27. Figur 130 f.

ruhende Ilissos, auf den linken Arm gestützt, den rechten Unterarm erhoben. Beide Gestalten sind völlig unbekleidet.

Die Pferdeköpfe, die einst den Rossen des Sonnengottes am Parthenonsgiebel angehörten, sind groß und erhaben, wie eine olympische Siegesode Pindars. Sie haben in der Wirkung für den Beschauer den Ausdruck vollkommener Naturwahrheit, während sie doch von der anatomischen Realität unendlich verschieden sind. Aber diese Verschiedenheit wird bedingt durch die Verschiedenheit des Materials. Der Künstler bildete diese Erscheinungen und Formen, wie die Natur selbst sie gebildet haben würde, wenn ihr Material der Marmor des Bildhauers gewesen wäre, er „stilisirte" sie, wie die heutigen Künstler sagen.

Die Reliefs der Metopen: Kampfscenen zwischen den Lapithen und Kentauren, und der Amazonenkampf, Darstellungen von unbändiger Macht und Gewaltsamkeit. Die Reliefs des Frieses, den feierlichen Zug der Panathenäen darstellend, wie er dem Tempel der Göttin nahet, um ihr die geweiheten Festgaben in ihrem Heiligthume darzubringen, sind von einer epischen Harmonie, wie sie nach Phidias kein Werk dieser Art wieder erreicht hat. Dieser Festzug ist eigentlich nichts anders, als eine Schaustellung aller Herrlichkeit und Schönheit, welche der Genius des Volkes selbst, den es als seine Gottheit Athene verehrte, in schöner Thätigkeit und Kunst aus sich entfaltet hat. Freund Hettner wird von diesen Darstellungen in seinem nächstens erscheinenden Werke über die bildende Kunst der Alten eine begeisterte Schilderung veröffentlichen *).

*) Vgl. Vorschule zur bildenden Kunst der Alten von Dr. Hermann Hettner. Bd. I. S. 192—196.

Klar und scharf treten diese griechischen Reliefdarstellungen heraus und hervor, je ferner man steht, eben weil hier die Behandlung flach gehalten ist. Dagegen werden im gleichen Verhältniß der Entfernung des Beschauers jene römischen Reliefdarstellungen, welche durchgeschnittenen Statuen gleichen, nur um so undeutlicher; und während jene Behandlung, welche die Reliefiguren mehr und mehr von der gemeinsamen Fläche ablöst, größere Selbständigkeit und perspectivische Deutlichkeit bewirken möchte, erreicht sie gerade das Umgekehrte, ein unruhig wirres Durcheinander. „Daran ist die runde, statuarische Behandlung Schuld", sagte der Bildhauer Steinhäuser, mit dem ich zuerst diese Vergleichung anstellte. „Die Künstler der spätern, besonders der römischen Zeit, haben mit dem Meissel — malen wollen."

In einem der Säle des Lateran sahen wir eine Reihe von Grabmonumenten, Sarkophagen u. s. f. Unter diesen bemerkte ich eine überaus anmuthige Reliefdarstellung auf dem Grabe eines Knaben. Zwei Knaben haben einen Hahnenkampf gehalten, der so eben zum Nachtheil des einen entschieden ist. Der siegreiche Hahn, den Kranz in der erhobenen Pfote haltend, wird von dem einen Knaben fröhlich zu dem Altare geführt, auf welchem sich die Siegespreise befinden. Den besiegten trägt der andere weinend in seinen Armen fort. Die Darstellung ähnlicher Kinderspiele auf Grabmonumenten sah ich oft, und nie ohne Rührung. Genaueres über die Sitte selbst, dergleichen auf Grabmälern abzubilden, und über den ethischen Grund derselben, habe ich nirgends finden können, und eine symbolische Deutung, wie sie allerdings bei sehr vielen Kunstdarstellungen auf alten

Grabmonumenten und Sarkophagen von Alterthumsforschern nachgewiesen worden ist, scheint doch hier nicht anwendbar zu sein.

Eine andere jener Reliefdarstellungen giebt uns ein Bild von einer antiken Theaterprobe. Der tragische Schauspieler ist sitzend dargestellt, seine Maske in der linken Hand haltend. Auf einem Tische vor ihm liegen zwei andere Masken, eine tragische und eine komische. Die Rolle steht auf einer Art von Pult vor ihm. Zu seiner Rechten befindet sich eine weibliche Figur, offenbar eine Schauspielerin in Aktion.

Zwei andere Sarkophage mit Reliefs, welche das Geschick der Niobiden und Scenen aus der Oresteesfabel darstellen, sind gleichfalls von vortrefflicher Kunst, und offenbar größern Mustern nachgebildet. Auch die Amazonenkämpfe fand ich als Schmuck solcher Grabmonumente benutzt. Welcher Gedanke aber bei dieser Art von Grabreliefs der leitende und bestimmende für die Auswahl des Gegenstandes gewesen sein mag, wüßte ich ebensowenig anzugeben.

Schließlich erwähne ich noch von den Schätzen des Lateranmuseums die vor etwa sechs Jahren bei Palestrina gefundene Kolossalstatue des Antinous, vielleicht die schönste aller Antinousstatuen des Alterthums. Die von sanfter Traurigkeit überschatteten Züge des reizenden Angesichts, die Fülle der kräftigen Brust und die schwungvolle Bildung der Glieder geben dem Ganzen, trotz der Kolossalität der Formen, das vorherrschende Gepräge des Anmuthvollen. Als dieser schönste aller Jünglinge, der Liebling des Kaisers Hadrian und dessen Begleiter auf seinen Reisen durch das ganze Römerreich, in religiösem Wahne dem Wohle seines Gebieters sich opfernd, seinen Tod in den Wellen

des Nil gefunden hatte, verbreiteten ſich durch die Verehrung, welche der troſtloſe Kaiſer dem hingeſchiedenen Lieblinge zollte, über die ganze alte Welt eine Menge von Statuen und Reliefs, welche zum Theil als Bacchus ihn idealiſirend, ſeine Schönheit verewigten. An dieſen Antinousbildern beſonders zeigte ſich der erneute Aufſchwung der plaſtiſchen Kunſt in jener Zeit des kunſtliebenden Kaiſers. Dem Kopfe dieſes Antinous wußten die Künſtler, wie ein berühmter Kunſtkenner bemerkt, einen Ausdruck zu verleihen, der zugleich eine Trauerklage des früh verblühten Jünglings und der im Scheiden neu aufblühenden Kunſt zu ſein ſcheint.

Als wir nach einer Reihe von Stunden müde und matt vom Sehen aus dem einſamen Lateranpalaſte traten, neigte ſich eben die Sonne hinter Monte Mario ihrem Untergange zu. Von der Fronte der hohen Laterankirche aus, auf den Marmorſtufen ſitzend, welche zu der ſtolzen Säulenhalle führen, ſahen wir über den breiten Platz und die altersbraunen Stadtmauern und Aquäduktenbögen hinweg die Campagna und das blaue Albanergebirge in unbeſchreiblicher Klarheit vor uns liegen. Dann gingen wir alle drei in eine nahe Osteria con cucina — der Zuſatz bedeutet, daß dort nicht bloß Wein, ſondern auch Speiſe zu haben iſt, — und ließen uns in dieſer ächt römiſchen Schenke, welche, der Künſtlerſage nach, in dem Leben des Meiſter Cornelius eine wichtige Rolle ſpielt, den Vino dolce von Fraskati nebſt römiſchem Schinken vortrefflich munden. Kneipen, wie dieſe, muß man ſehen, um Göthe's Begeiſterung für dieſe

-Oſterien, wie euch ſchicklich der Römer benennt- —

zu verſtehen. Schütze der alte römiſche Gott dieſe herrlichen Inſtitute noch lange vor der modernen Reſtaurationskultur unſerer Hauptſtädte, und erhalte ihnen ihre rauhen Holzbänke und Tiſche, ihre grünen Hoflauben und ihren vortrefflichen Wein!

Rom, den 28. Februar 1846.

Im Lateranpalaſte, von deſſen Kunſtſchätzen ich Euch geſtern geſchrieben, befinden ſich auch die Abgüſſe der aeginetiſchen Bildwerke, ein Geſchenk des Königs von Baiern an den Papſt, der ſich indeſſen um Kunſt und Kunſtwerke dieſer Art ſo wenig kümmert, als um die Wolken vom vorigen Jahr. Die Reihe dieſer Statuen, deren Originale, von Thorwaldſen reſtaurirt, die Münchener Glyptothek zieren, bildeten den Giebelſchmuck eines Minervatempels auf der Inſel Aegina, wo ſie vor fünfunddreißig Jahren aufgefunden wurden. Gegenſtand der Darſtellung iſt der Kampf der Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroklus. Aegina's Stammheroen hatten dieſen Kampf der Heldenſage ausgefochten, und die Darſtellung deſſelben am Tempel der Göttin verherrlichte zugleich mit dem Ruhm der Vergangenheit den Siegesglanz der Gegenwart, den Thatenpreis der tapferen Aegineten im glorreichen Befreiungskampfe von Hellas gegen die Perſiſchen Barbaren.

So oft ich dieſe älteſten Denkmale der griechiſchen Plaſtik anſchaute — ſchon vor vier Jahren in München — fragte ich mich und andere nach dem Grunde: weshalb der Geſichtsausdruck

aller dieſer Geſtalten, ſowohl der Anſtürmenden und Kämpfenden, als der Verwundeten und Sterbenden, immer und überall ein und daſſelbe ſtereotype Lächeln zeigt. Dieſer ſtehende Ausdruck des Lächelns iſt bei allen älteſten griechiſchen Bildwerken ſo z. B. auch bei den Selinuntiſchen Reliefs in Palermo, von denen ich früher erzählt*), zu bemerken. Nirgends bei den Kunſthiſtorikern fand ich darüber Aufſchluß. Selbſt der neuſte unter denſelben, Carl Schnaaſe, begnügt ſich dies „ſteife, bedeutungsloſe Lächeln" bei den Werken dieſer älteſten, helleniſchen Kunſtepoche zu erwähnen. „An Seelenausdruck", ſetzt er hinzu, „war noch nicht gedacht." Aber das Lächeln iſt ja doch ſelbſt ſchon ein Seelenausdruck! Und „bedeutungslos" mag es wohl uns erſcheinen; aber doch ſicher nicht den Künſtlern, welche es ſchufen, und ſo feſtſtehend bei allen ihren Geſtalten beibehielten. Es bleibt alſo immer noch die Frage übrig: warum verliehen dieſe alten Künſtler denſelben gerade dieſen und keinen andern Ausdruck? Bloße Ungeſchicktheit iſt hier ebenſowenig anzunehmen, als gänzliche Abſichtsloſigkeit. Welche alſo war die Abſicht, die Bedeutung?

Ich denke mir die Sache ſo. Alle dieſe älteſten, plaſtiſchen Bildwerke dienten kirchlich religiöſen Zwecken, waren Zierde und Schmuck von Göttertempeln, und ſtanden mit der Verehrung der Götter ſelbſt, welche in dieſen Darſtellungen immer eine bedeutende Rolle einnahmen, im engſten Zuſammenhange. Sicher alſo war auch die Abſicht und Bedeutung jenes Geſichtsausdrucks

*) Theil II. S. 92 — 97.

eine religiöse. Menschliches Leiden und menschliche Leidenschaft, Zorn, Wuth, Schmerz, Verzweiflung, Schauer des Todes — wenn auch durch die Situation gefordert — in solchen Darstellungen naturgemäß auszudrücken, mußte der alten frommen Scheu des hellenischen Geistes widerstreben, ja ihr gleichsam eine Befleckung und Verunreinigung der Götter und ihres Heiligthums bedünken. Dieses Lächeln war vielmehr ein Euphemismus, ein Erzeugniß desselben Sinnes, der die rächenden, finstern Gottheiten die Wohlgesinnten, die „Eumeniden" nannte.

Ich möchte damit auch das vergleichen, was man im Homer die „epische Ruhe" nennt, mit welcher der schaffende Geist des Dichters über dem Endlichen steht, dessen Erscheinung er schildert.

Der hellenische Künstler dieser ältesten, epischen Periode, welcher aus dem Homerischen Epos irgend eine Scene zur Verherrlichung der Gottheit darzustellen hatte, deren Tempel er schmücken sollte, verfuhr also gleichsam symbolisch. Er streifte von dem Geschehenen, von dem endlichen Vorgange, wie gleich hier in der Darstellung des Kampfes um die Leiche des gefallenen Helden, alles dasjenige ab, was als Ausdruck menschlicher Leidenschaft, als Zeichen der Schwäche menschlicher Natur, der endlichen Wirklichkeit angehört, und verlieh dafür seinen Gestalten jenes ruhige Lächeln als ein Zeichen ihrer Idealität, ihrer gereinigten und verklärten Existenz im Kunstgebilde. Er konnte dies aber um so eher, oder vielmehr es blieb ihm zur Erreichung seiner religiösen Intention kaum ein anderer Ausweg übrig, je weniger noch der volle Sinn für die Schönheit der menschlichen Natur und die Bedeutung des Charakteristischen der Kunst jener

Zeit überhaupt erschlossen war. Erst als der Gedanke sich in Bildung und Kunst zur vollen Schönheit und zu dem ganzen Adel der vollen Menschlichkeit erhoben hatte, mußte auch in der Plastik das Symbolische der Sache selbst, das abstracte, religiös Euphemistische der künstlerischen Wahrheit des wirklichen Ausdrucks weichen. Eine Analogie hierzu bilden die Darstellungen der Minerva aus der griechischen Kunstperiode vor Phidias, in welchen sich das Angestrengte und Heftige der Bewegung verbunden findet mit der ruhigen Zierlichkeit wohlgeordneter, symmetrischer Gewandfalten. Auch hier lag dieselbe Symbolik zum Grunde. Die stürmische Bewegung der Göttin ist eben eine göttliche. Als solche will der Künstler sie characterisiren, und er thut dies, indem er den Widerspruch naiv neben einander hinstellt, den Widerspruch einer Leidesbewegung, welche nicht die Wirkung der menschlichen Bewegung hervorbringt. Die ungestörte Ruhe der Gewandung ist das Göttliche. In ähnlicher Weise sind die Homerischen Götter selbst lebendige Widersprüche. Freund Hettner, dem ich diese Gedanken mittheilte, vergleicht sehr treffend diesen religiösen Euphemismus der ältesten plastischen Kunst mit dem Heiligenscheine der ältesten christlichen Malerei. Wie jenes symbolische Lächeln in der Blütezeit der hellenischen Plastik verschwindet, so finden wir auch den symbolischen Heiligenschein bereits bei Rafael und Michel Angelo entweder ganz verschwunden, oder zur unbedeutenden Abkürzung einer matten, goldenen Kreislinie zusammengezogen.

Sind die obigen Gedanken richtig, so ergiebt sich, meine ich, ein natürlicher Fortschritt in der Entwickelungsgeschichte der alten Plastik für den seelischen Ausdruck ihrer mythologischen Darstellungen:

Aelteſte Zeit, welcher die Aeginetiſchen Bildwerke und die Selinuntiſchen Reliefs angehören: feſtſtehendes Lächeln ohne Rückſicht auf Character, Situation und Naturwahrheit, als ſymboliſcher Ausdruck der über die Endlichkeit erhabenen Idealität, und zugleich als religiöſer Euphemismus.

Uebergang vom Symboliſchen zum wirklichen Ideal: der Ausdruck ruhiger, in ſich geſammelter Ernſt, plaſtiſche Ruhe als innerlich beſchloſſene Möglichkeit der Entfaltung zum Characteriſtiſchen und zur Leidenſchaft.

Lebendige, ſelbſt leidenſchaftliche Bewegtheit des Götterideals, bis zur Handlung mit voller Charakteriſtik geſteigert. Uebergang zur hiſtoriſchen Wirklichkeit in den weiteren plaſtiſchen Darſtellungen.

Verfall, Rückkehr des Lächelnden im Ausdruck, aber nicht als religiöſes Symbol, ſondern als ſinnlich motivirte, reale Wirklichkeit. Zugleich Uebergang der Plaſtik zu genremäßiger Darſtellung.

Dieſer Stufengang, den ich hier nur mit wenigen Strichen hinzuzeichnen verſuchte, iſt ſelbſt an den einzelnen Götteridealen nachzuweiſen, wie ich das bereits in einem früheren Briefe angedeutet habe *).

Zu Euerer Erheiterung und zur Belohnung für das Anhören der obigen langen Kunſtberichte hier eine ſehr kurzweilige Geſchichte.

---

*) S. T). 1. S. 188.

Gestern war an unserm kleinen Mittagstische, an welchem unsere Wirthin Signora Lucia Santini uns jetzt wieder, nach ihrer Versöhnung mit Freund H., conversatione macht, von der Vorliebe der Inglesi für Thiere, besonders für ihre Hunde und Pferde, die Rede, im Gegensatze zu den Italienern, welche bekanntlich im Durchschnitt diese nützlichen Hausthiere nichts weniger als aufmerksam behandeln. „Ja", sagte Signora Lucia, „das ist nun eben kein großes Verdienst für die Engländer. Sie behandeln ihre Thiere gut nicht aus Mildherzigkeit, sondern aus Egoismus und Furcht?" — „„Aus Furcht? Wie meint Ihr das?"" — „Oho über den briconcello (Schelmchen)! Als ob Ihr nicht wüßtet, so gut wie ich, daß diese protestanti Inglesi bloß darum ihre Thiere so aufmerksam und sorgfältig behandeln, als wären es Christenmenschen, weil sie nach ihrer Religion glauben, daß sie nach dem Tode in solche Thiere verwandelt werden, die sie selbst im Leben gut behandelt haben, und daß ihnen dann die Vergeltung zu Theil wird, selbst wieder gute Herren zu bekommen." Wir staunten, und suchten der Donna die Sache auszureden. Aber sie blieb steif und fest bei ihrem Glauben, wollte sich jedoch über die Quelle ihrer Nachricht nicht weiter auslassen, so sehr wir auch in sie drangen. Nur das schien aus gewissen Andeutungen hervorzugehen, daß diese Quelle geistlichen Ursprungs sei. Und dabei ist unsere Wirthin eine sehr geweckte und gescheute Römerin, die ausnahmsweise nicht nur lesen, sondern auch sogar schreiben kann, was bekanntlich bei römischen Frauenzimmern, selbst der wohlhabenderen Stände, eine Seltenheit ist. Charakteristisch war mir dabei, daß sich diese Italiäner eine milde und sorgsame Behandlung der für die Menschen

arbeitenden Thiere gar nicht anders als aus ſolchen egoiſtiſchen Beweggründen zu erklären vermögen, und daß ihre Pfaffen ſie darin durch Erfindungen über die religiöſen Glaubensartikel der ketzeriſchen Fremden zu beſtärken verſtehen. Einen großen Theil der Schuld ihrer eignen leichtſinnigen Hartherzigkeit gegen die Thiere trägt allerdings auch die allgemeine Verkommenheit, in welcher ſich Ackerbau und Viehzucht überhaupt befinden. Bei den alten Römern war es bekanntlich anders. Wie ſich übrigens die neueren mit ihrem religiöſen Gewiſſen dabei abfinden, habe ich Euch neulich bei Gelegenheit des Feſtes erzählt, welches zu Ehren Sant Antonio's delle Beſtie, des Schutzpatrons der Thiere, gefeiert wird*). Auch iſt, wie ich gleichfalls ſchon erwähnte, dieſer Charakterzug der ſüdlichen Völker mit ihrer ganzen Anſchauungsweiſe der Natur aufs Engſte verbunden.

Um das Geſpräch von jenem Glaubensgegenſtande abzulenken, erzählte Signora Lucia uns eine ſpaßhafte Geſchichte, welche die übertriebene Liebe der Ingleſi zu ihren Thieren veranſchaulichen ſollte, in der That aber nur einen Beweis lieferte, wie die ſchlauen Italiener dergleichen bei Gelegenheit zu ihrem Vortheile auszubeuten verſtehen. Im Hauſe von Signora Lucia's Eltern am Corſo — denn die Familie war einſt wohlhabend, und bewohnte einen Theil des Palazzo Fiano, während jetzt der Mann der Tochter uns die Stiefeln putzt — dort alſo wohnten, ſo erzählte Frau Lucia, ein Paar Engliſche Lady's, welche einen Hund hielten, mit dem ſie „wahrhafte Ab-

*) Vergl. Th. II. S. 471 — 473.

götterei“ trieben, und ihn behandelten, „als wäre er ein Chriſt.“ „Zeny,“ — ſo hieß der Hund, ſaß mit den Lady's zu Tiſche auf einem eigenen Seſſel, er fuhr mit ihnen, zuweilen auch wohl ohne ſie ſpazieren, hatte eine eigene Perſon in der Frau des Lohnbedienten zur Aufwartung, und ſchlief in einem eignen prachtvollen Bette. Der römiſche Lohnbediente ſah dies alles mit großer Verwunderung, und da er nicht ſelten von den Launen des Lieblings zu leiden hatte, mit ſtillem Ingrimm. Er beſchloß, ſich dieſe Hundeverehrung zu Nutze zu machen. Eines ſchönen Tages war „Zeny“ verſchwunden. Man ſtellte Nachforſchungen an, ſchickte den Lohnbedienten aus, veröffentlichte Anſchläge mit Verſprechen von Belohnungen für den ehrlichen Finder Zeny's, und ſteigerte die letzteren von zwanzig bis auf funfzig Scudi. Zeny ſaß indeſſen ganz ruhig und wohlbehalten, nur etwas weniger gut gepflegt, in der Wohnung des ſchalkiſchen Lohnbedienten; und dieſer, unter dem Vorwande für doppelte Diäten ſeinen Spuren nachzuforſchen, ſaß noch viel ruhiger in der nächſten Oſteria am Corſo, wo jetzt der Pizzicarol (Fleiſchwaarenhändler) des Papſtes wohnt, beim kühlen Orvieto, und kehrte immer erſt Abends, ganz erſchöpft von ſeinen Nachforſchungen, deren detaillirte Schilderung er mit großer Beredtſamkeit der ängſtlich wartenden Herrſchaft zum Beſten gab, zu den Lady's zurück. Erſt als ihm die Belohnung hoch genug dünkte, erſchien er plötzlich wieder mit dem glücklich Gefundenen, welcher unterdeſſen während ſeiner Haft beträchtlich magerer, aber auch um vieles artiger geworden war. Das Stück wurde zwei Mal aufgeführt; erſt beim dritten Mal nahm es ein ſchlechtes Ende für Pietro, indem ihn ſeine bei der Theilung

des Gewinnes übervortheilte Mitgenoſſin, die Cameriſta der älteſten Lady, verrieth. „Eh! Eh! che volete? sono abbastanza matti li Inglesi!“ (Nun freilich! was wollt Ihr? es ſind gehörige Tröpfe dieſe Engländer!) das war die einzige Moral, mit welcher der indeſſen eingetretene Ehegemahl unſerer Wirthin, Signor Luigi Santini, den Schluß der Erzählung begleitete, während er die dampfende Maccaroniſchüſſel vor uns auf den Tiſch ſetzte.

II.

Eine römiſche Hofceremonie.

Rom, im Februar.

Früh Morgens erhielt ich durch den Kammerdiener der Madama M. S. eine Aufforderung, ihre Tochter nach dem Vatikan zu begleiten, woſelbſt in der Sala ducale ein öffentliches Conſiſtorium gehalten werden ſollte, um einem bereits früher zum Kardinal ernannten Prälaten, dem Biſchofe von Arras, Monſeigneur Latour d'Auvergne den Cappello (Kardinalshut) zu verleihen, und an dem neuen Kardinale zugleich, wie der Sprachgebrauch des Ceremoniells lautet, die apertura di bocca (Oeffnung des Mundes) vorzunehmen, d. h. dem mit dem Hute beſchenkten Kirchenfürſten Siz und Stimme im Kardinalskollegium zu verleihen.

Es war früh neun Uhr, als wir durch den friſchen, ſonnigen Morgen dem St. Petersplatze zurollten. Ein ſchwerer Nachtregen hatte den laſtenden Scirocco von geſtern vertrieben, und wir athmeten erquickt in vollen Zügen die friſchduftige, weinklare Frühlingsmorgenluft. Im Wagen hatte ich das

anmuthigſte und lieblichſte Gegenüber von meinem Rückſitze aus zu genießen: ein liebes, holdes Kind von ſechzehn Jahren mit dem herzgewinnendſten Angeſichte, die Augenlieder halb geſenkt über die klaren Augen, wie bei Francesco Francia's Madonnen der weiße Schleier weit über die Stirn hineinhängt. Das liebliche Weſen, — ein duftender Frühlingsveilchenſtrauß, erſchien durch den Contraſt zu ſeiner Jugendfröhlichkeit nur noch anmuthiger in dem ſchwarzen Gewande und ſchwarzem Kopfſchleier, welchen das Cerimoniell des päpſtlichen Hofes bei ſolchen Gelegenheiten als vorſchriftsmäßige Tracht für die Damen verlangt. Ihr zur Seite die Dichterin Fanny Lewald mit den edlen, ſcharfgeſchnittenen, nach dem Oriente hindeutenden Zügen. Die letztere, beim Abholen von uns überraſcht, beendete, da die Zeit drängte, einen Theil der nothwendigen Hoftoilette unter allerlei Scherzen im Wagen ſelber, mit dem die feurigen, ſchwarzen Rappen im raſchen Rennen durch die enge Via di Tordinone der Engelsbrücke zubrauſ'ten. Von der Mitte derſelben gewähret ein Blick ſtromaufwärts nach der rechten Seite hin die Fernſicht auf Monte Pincio, von dem die weiße Villa Medici herableuchtete. Beim Anblick des Häuſergewirrs, das ſich zu ihren Füßen wie im Halbkreiſe um den breiten, leiſefluthenden Strom terraſſenartig übereinander thürmt, rief plötzlich die Signorina mit gerührter Freude: „Ach, ſeht da, das iſt ein Stückchen Genua!“ — denn in Genua iſt ſie erzogen, im Kloſter zwar, aber ohne kloſterlichen Zwang. Darum hängt ihr Herz an der wunderſamen Stadt, deren Schönheit auch mir wie der Eingang zu meinem Italieniſchen Glücksraume bei dieſen Worten leuchtend in der Erinnerung auftauchte.

Ueber den Sankt Petersplatz, wo ſich auf dem ſprühenden Waſſergewebe der Fontainen der ſiebenfarbige Strahlenbogen wiegte, gelangten wir, die breiten, gelinden Marmorſtufen der päpſtlichen Hofburg hinanſteigend, in die bereits mit der bunteſten Staffage gefüllten Korridore und Vorſäle, welche zur Sala ducale führen. Ueberall Schweizergarden in ihrer alterthümlichen Tracht, die rothen Federbüſche von den ſchwarzen Kremphüten hängend, in gebauſchten und geſchlitzten Wämſern auf ihre langen Hellebarden geſtützt; höhere und niedere Hofdienerſchaft in halb weltlicher, halb geiſtlicher, immer aber maleriſcher Tracht, Prälaten und Geiſtliche aller Grade. Die Sala ducale ſelbſt *), ein länglich viereckiger Saal, über welchem die mit rothdamaſtenen Vorhängen geſchloſſenen Fenſter ein roſiges Dämmerlicht verbreiteten, war bereits mit Geladenen aller Art reichlich gefüllt. Die Blüte der fremden und einheimiſchen Damenwelt, von den Männern geſondert, gewährte in der ſchwarzen Hoftracht einen Anblick, deſſen düſtere Farbe mit den fröhlich lachenden Geſichtern, wie zu der rings umgebenden Pracht und farbenbunten Herrlichkeit der Kardinalsgewänder, der militairiſchen und diplomatiſchen Uniformen einen wunderlichen Kontraſt bildete. Meine Begleiterinnen erhielten von einem der dienſtthuenden Kämmerlinge einen Platz auf der für Damen reſervirten Eſtrade angewieſen, während mir ſelbſt durch die zuvorkommende Genti-

*) Der Saal führt den Namen des herzoglichen, weil in ihm früher die Päpſte denjenigen Fürſten Audienz ertheilten, welche in dem römiſchen Hofceremoniell Duchi di maggiore potenza genannt wurden.

lezza eines mir ganz unbekannten geiſtlichen Herren der Vortheil eines reſervirten Platzes in der zweiten Sitzreihe der Prälaten und Monſignoren, unmittelbar hinter den Seſſeln der Kardinäle zu Theil ward. Ich erwähne dieſes kleinen Umſtandes, weil er einen characteriſtiſchen Zug der römiſchen Artigkeit gegen Fremde enthielt, welche in dieſem Falle durch die brutale Grobheit deutſcher Landsleute herausgefordert wurde. Zwei Schweizerhellebardiere wieſen mich bei meinem Beſtreben, einen Platz zu erhalten, von dem aus man einen Blick über die Verſammlung gewinnen konnte, nicht nur barſch zurück, ſondern poſtirten auch ſofort und abſichtlich ihre koloſſalen Geſtalten gerade vor meine Augen, jede Ausſicht verſperrend. Ein höherer Geiſtlicher bemerkte dies. Augenblicklich verließ er ſeinen Platz, und ohne die bei ſolchen Gelegenheiten allmächtigen Söldner eines Wortes zu würdigen, führte er mich mit den achſelzuckenden Worten: „Scusate Signor, sono Svizzeri, sono tedeschi, non son' pagati per essere cortesi!“ *) zu ſeinem eigenen Platze.

Allgemach erſchienen, von ihren Kämmerlingen begleitet, die Kardinäle, und füllten die bis in die Mitte des Saales ihnen im Viereck bereiteten Sitze innerhalb der von Schweizerhartſchieren beſetzten Schranken. Sie trugen die großen violetten Purpurmäntel (cappe pavonazze), und die rothen Käppchen. In den Händen hielten ſie die größere Kopfbedeckung, das berretto. Auch der franzöſiſche Geſandte, Monſieur Roſſi, gefolgt von

*) „Verzeihen Sie es ihnen, Herr, es ſind Schweizer, ſind Deutſche! ſie ſind nicht dazu bezahlt, um höflich zu ſein!“

ſeinem ganzen Perſonal, fand ſich zu Ehren ſeines Landsmanns des neuen Kardinals ein. Als die kleine bewegliche Geſtalt mit dem ſcharf geſchnittenen, antikrömiſchen, bartloſen Geſichte den Saal durchſchritt, frappirte mich die Aehnlichkeit ſeiner ſtahlharten, kalten Züge mit der berühmten Kapitoliniſchen Brutusbüſte. Endlich erſchien der heilige Vater ſelbſt, und nahm zwiſchen den unvermeidlichen Pfauenwedelträgern ſeinen Sitz auf dem erhöhten Throne ein. Jetzt erhoben ſich die Kardinäle, und leiſteten dem Statthalter Chriſti die Ubbidienza, indem ſie einzeln an ihm vorbeiziehend vor ihm niederknieten, und ihm die Hand küßten. Nach allerhand anderen Ceremonien und nach Anhörung eines lateiniſchen Vortrags, welchen einer der Kardinäle ablas, ſandte der Papſt eine Deputation von Kardinälen und Prälaten in die anſtoßende Capella Paolina, um den dort Harrenden in die Verſammlung einzuführen. Dieſer zog bei ſeinem Eintritte unwillkürlich Aller Augen auf ſich. Ein hoher ſtattlicher Greis, ein ſtarker Siebziger, in langem Silberhaare, ein ſchöner Kopf mit ächtem altfranzöſiſchen Geſicht und von wahrhaft königlicher Haltung, wie man ſich etwa das Prachtexemplar eines modernen abſoluten Herrſchers, Louis Quatorze als Greis, vorſtellen möchte. Er kniete vor dem Statthalter Chriſti nieder, der ihn aufhob, und ihm den Bruderkuß reichte. Dann erfolgte die Krönung mit dem großen, breitrandigen Cappello, dem Hute der Kirchenfürſten. Der ſo Gekrönte ging dann von ſeinen Schleppenträgern gefolgt, rings herum zu allen Kardinälen, um von ihnen die brüderliche Umarmung zu empfangen. Alles dies geſchah mit einer gewiſſen feierlich vornehmen Heiterkeit, einer würdevollen Nonchalance, welche dieſem Ceremoniell die alterne Steifheit

ähnlicher weltlicher Hofceremonien benahm, während zugleich die maleriſche Pracht der Gewänder, das Markirte der meiſten Phyſiognomien, dem Zuſchauer einen künſtleriſchen Genuß gewährte.

Hierauf erfolgte ſodann die Apertura di bocca, welche der heilige Vater mit den Worten vollzog:

Aperimus Tibi os, ut in Consistorio, Congregationibus aliisque functionibus ecclesiasticis sententiam tuam dicere valeas, in nomine Patris, Filii et Spirit. sancti! *)

Das Ganze der Ceremonie mochte etwas über eine Stunde gewährt haben. Ueber demſelben lag etwas Behaglich-Weltliches gebreitet, das einen angenehmen Eindruck machte. Papſt und Kardinäle erſchienen bei dieſer ganzen Funktion überwiegend mehr in ihrer Stellung als weltliche Fürſten, und ſchienen ſich auch gleichſam en famille zu fühlen. Von dem religiöſen Elemente war eben nur ſo viel vorhanden, um der Feier die nöthige Würde zu verleihen. Ich hatte Muße, mir die Phyſiognomien ſämmtlicher Kirchenfürſten der Reihe nach zu betrachten. Der mönchiſch bornirte Ausdruck des alten bigotten Gregor, dem es heute beſonders behaglich zu Muthe zu ſein ſchien, kontraſtirte lebhaft mit den kalt verſchloſſenen Zügen des grauen Lambruſchini und mit dem eiſernen Ernſte des ehrwürdigen Kardinal Micara, des Kapuzinergenerals, deſſen ſilbergrauer, bis an den Gürtel herabwallender Bart die Freude aller Maler iſt. Und wie ſicher ſie

*) „Wir öffnen Dir den Mund, auf daß Du im Conſiſtorio, in den Congregationen und andern Funktionen Deine Stimme abzugeben vermögeſt. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes."

ſich alle zu fühlen ſchienen in dem Ewigkeitsbewußtſein ihrer, auf den Felſen Petri gegründeten Macht und Herrlichkeit! Und doch naſcht auch an dieſem Felſengrunde ſchon ſeit Jahrhunderten fort und fort der ſtärker und ſtärker ſchwellende Wellenſchlag des raſtlos weiterfluthenden Geiſtes der Menſchheit! Und wie lange werden die Könige, für welche heute der Knecht der Knechte Gottes ſein Gebet erhob: daß der Herrſcher der Himmel ihre Herzen lenken möge — wie lange werden ſie im Stande ſein, ihre eigne Macht und durch ſie die Macht des himmliſchen Statthalters auf Erden zu ſchirmen gegen den Freiheitsgeiſt der Völker!

Immer noch ſieht Ihr zum »Herrn« nur: daß Er der Könige Herzen
Lenke, Sein Werk zu vollziehn, wie's Seinen Prieſtern gefällt!
Kanntet Ihr beſſer das Heut, Ihr nenntet die Herzen der Völker;
Aber Ihr kanntet von je immer nur Altar und Thron!

Nach dem päpſtlichen Geſetze darf kein Kardinal unter viertauſend Scudi (6000 Thlr. Preuß.) Einkünfte haben, welche Summe das ſogenannte Piatto di Cardinale (die Kardinalsſchüſſel) bildet. Allein dieſes Fixum iſt auch wirklich nur eine „Schüſſel" für die Tafel eines ſolchen römiſchen Küchenfürſten. Ihre übrigen Einkünfte, z. B. das ſogenannte Rotolo, ſowie die Emolumente von andern geiſtlichen und weltlichen Ehrenämtern, welche ſie neben ihrer Kardinalswürde bekleiden, bilden

noch eine Menge ſehr anſehnlicher Zwiſchengerichte. Genaueres indeſſen erfährt man darüber nicht, am allerwenigſten in den öffentlichen Berichten, wie z. B. in Zaccaria's im Jahre 1830 in zwei Bänden erſchienener Relatione della corte Romana, welche ich zu dem Ende vergeblich durchgeſehen habe.

Rom, Abends am ſelben Tage.

Aus dem bunten Faſtnachtsſchauſpiele des Morgens führte uns ein glücklicher Zufall in die Villa Ludoviſi, wo der heiter begonnene Tag noch ſchöner beſchloſſen wurde. Ich erwähnte bereits früher, daß die Permeſſe für den Beſuch dieſer ſchönſten und kunſtmerkwürdigſten aller römiſchen Villen äußerſt ſchwer zu erlangen ſind. Der eigenſinnige Beſitzer, Fürſt Piombino, theilt deren nur eine beſtimmte, ſehr geringe Anzahl aus, und auch dieſe gelten nur für eine geringe Anzahl von Beſuchern und für einen beſtimmten Tag in der Woche, der noch dazu einer der beiden Vatikans- und Kapitolstage iſt, an welchen allein der Zutritt zu jenen Sammlungen drei Stunden lang offen ſteht. So kommt es, daß manche Fremde Jahr und Tag in Rom verweilen, ohne jene Villa zu ſehen. Und doch iſt ihre Sammlung an großen Hauptwerken alter Plaſtik unmittelbar neben Vatikan und Kapitol zu ſetzen, und die Schönheit der Gartenanlagen, die Herrlichkeit der Ausſicht von dem Belvedere des „kleinen Caſino“ über alle Theile von Rom und die Campagna,

unvergleichlich. Meine Seele badete ſich aufs Neue in dem Meere von Schönheit, welches in dem unſterblichen Junohaupte wie ein klarer Spiegel ſich vor uns ausbreitete. Es liegt ein gleichſam elementariſcher Zauber in dieſem Anſchauen der erhabenen, ruhig in ſich verſenkten Götterſchönheit, die unbekümmert um Menſchenluſt und Menſchenleid, wie der ſich ſelber genügende olympiſche Daſeinsgenuß, nur den reinen Aether des eigenen Götterdaſeins zur Umgebung hat. Es iſt der Blick und Ausdruck der „leichtlebenden“, „ewigen“ Götter, im Vergleich zu deren ſeligem Daſein das Loos der „mühebeladenen“, „kurzlebenden“ Sterblichen das innerſte Herz der alten helleniſchen Dichter ſo oft zu Klagen der tiefſten Schwermuth bewegt. Alles an dieſem göttlichen Haupte athmet Ruhe; nur das Haar, deſſen ſanfte Wellenlinien über die ſchmale Stirn bis zu den Augen hernieder fließen, iſt wie ein leiſe bewegtes Meer, von ſanftem Frühlingshauche gekräuſelt. Mir ward heute bei dieſem Anſchauen zu Muthe, wie damals, als ich auf der felſigen Höhe der Bagaria bei Palermo hingeſtreckt, über der unausſprechlichen Schönheit der endlos ſich dehnenden blauen Meeresfluth, über der wolkenloſen Himmelsbläue Siciliens mich ſelber und mein ganzes Daſein vergeſſend, den ſeligſten Traum meines Lebens träumte; wo die Zeit mir ſtille zu ſtehen ſchien, weil das Ohr, berauſcht von der geheimnißvollen Muſik der Allnatur einen Augenblick lang das unaufhaltſame Rieſeln der Sandkörner nicht vernahm aus dem karg gemeſſenem Stundenglaſe des raſtlos fliehenden Lebens.

Wir traten hinaus in den Park. Auf den Terraſſen hauchten die Veilchen ihre Frühlingsſeufzer in die linde Luft,

und die Lerchen wiegten ſich ferne mit ſchwirrendem Geſange in der ſonnigen Bläue. Tiefer neigte ſich die Sonne dem Meere zu.

Aber nun auf dem Belvedere des Caſino's welch ein Anblick!

Die ganze Campagna, vom nördlichen Soracte bis zum ſüdlichſten Abfalle des Albanergebirges war verſchwunden, und an ihrer Stelle wallte und wogte ein einziges Azurmeer von ſo tiefer Bläue, wie mir einſt bei Terracina das wirkliche Meer erſchien. In lichteren, blauen und violetten Farben hoben ſich aus ihm die Albanerberge hervor, während die höheren Sabinergebirge zur Linken im glühendſten Goldbraun, durchzogen von den Schatten der blaugrünen Wälder, ſich höher und höher hinauf mit ihren blendendweißen Silberhäuptern in das weißlichgraue, ſonnendurchblitzte Gewölk verloren. Zahlloſe Felſenſtädtchen ſchimmerten wie glänzendweiße Lichtpunkte aus der umgebenden Bläue hervor. Dann beim tieferen Sinken der Sonne ſchlängelten ſich lange goldene Streiflichter durch das blaue Meer der Campagna.

Jetzt aber durchbrach der glühende Feuerball vor ſeinem Untergange den letzten Wolkenſchleier des Abendhorizonts, und nun wallte, wie von unſichtbarer Geiſtermacht getrieben, die Meeresbläue der Thäler gebirgaufwärts, und ſchwoll hinan bis zu den Bergesgipfeln, deren äußerſte Zacken und Spitzen noch allein im goldenen Lichte erglänzten. Und während ſo die Bergesformen ſich in dunkle Farben hüllten, erſtrahlten plötzlich die näheren Häuſer, Gebüſche und Gärten, die hohen Pinien und ſchlanken Cypreſſen der Villen Roms im lodernden Feuer-

glanze der scheidenden Sonne. Der aufsteigende Abenddust breitete sich wie ein rosenfarbener Schleier über die ewige Stadt zu unsern Füßen, und über der majestätischen Peterskuppel wölbte sich der Himmel in jener Pracht des rosendurchwürkten, blaugrünen Lichtes, wie es kein nordisches Auge sich vorzustellen vermag. —

Es wird Euch lächeln machen, daß ich immer und immer wieder auf meinem italiänischen „Farbengenuß" zurückkomme. Aber verzeiht es nur, daß der Gedanke an die baldige Rückkehr in die nordische Heimath, in das Land der Bildung, wo Sinn und Luft an Farbenfülle und entschiedenen Farben für ungebildet gilt, wo der schneeblauliche Himmel mit dem wasserdünnen, eintönigen Grün unserer Vegetation harmonirt, — daß ich da mit immer neuem Entzücken die Augen labe an der unendlichen Farbenpracht, welche dieser südliche Himmel über seine geliebte Erde webt. Auch in unserm Norden giebt es glänzende Beleuchtungen, aber wir empfinden sie gleichsam wie eine tragische Ironie, als wäre der strahlende Schmuck einer königlichen Schönheit gebaut auf den unscheinbaren Leib und das schönheitslose Haupt einer armen Dorfmagd. Die Oede und Armuth einer nordischen Ebene fühlt sich niemals tiefer, als in dem Farbenschmucke eines schönen Sonnenunterganges. Ja, lieber als der helle Sonnenschein, der auf unsern Haiden wie festgenagelt ruht, ist mir noch der düstre Schleier des grau dahinstreichenden Nebels, der wenigstens der Phantasie den freien Spielraum läßt, sich in der Ahnung des Geheimnißvollen zu ergehen.

Göthe ruft einmal in ſeinen römiſchen Briefen aus: „Es iſt wirklich zum Närriſchwerden, wenn man die Klarheit, die Mannifaltigkeit, duftige Durchſichtigkeit und himmliſche Färbung der Landſchaft, beſonders der Ferne anſieht!“ Zum Närräſchwerden! oder zum Traurigwerden, — das am Ende beides einerlei iſt.

Rom, den 1. März.

Während der Quareſima wird von den Prieſtern und Mönchen in vielen Kirchen, im St. Peter von den Canonici, ein Art Unterricht für die Jugend des ärmeren Volks gegeben, welcher den Namen esame führt, und für diejenigen vorzugsweiſe beſtimmt iſt, welche zum erſten Mal beichten (confessarsi) und die erſte Communion begehen wollen. Das erſtere beginnt ſchon mit dem Alter von acht bis neun Jahren. Es mögen wunderliche Sünden ſein, die da zu Tage kommen.

Als ich nun heute mit Freund Hettner über den Platz degli Apoſteli dem Forum zuwanderte, fiel es mir ein, in die gleichnamige Kirche zu treten, um einmal wieder mit anzuhören, wie die jungen Seelen auf das landesübliche Chriſtenthum dreſſirt werden. Man erfährt von dem römiſchen Volksſchulweſen ohnehin ſo wenig, daß ich wenigſtens dieſe Art des Unterrichts ſelbſtändig kennen zu lernen wünſchte. Im Innern der Kirche war derſelbe bereits im vollen Gange. Drei bis vier verſchiedene Abtheilungen von Kindern ſaßen, zu je vierzig etwa, an verſchiedenen Seiten der Kirche auf einem Viereck von Bänken, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite.

Die jüngſten mochten etwa zwiſchen acht bis neun, die älteſten nicht über dreizehn Jahre alt ſein. Auf einem Lehnſeſſel obenan in der Mitte ſaß ein Frate, den ich bereits früher bei dem gleichen Geſchäfte getroffen, ein wohlgenährter, gutmüthig polternder Franziskaner. Er kannte einige der Kinder bei ihren Namen, die meiſten jedoch bezeichnete er in ſeinen Anreden und Fragen nach irgend einem Stücke ihrer Kleidung, oder nach einer Eigenthümlichkeit ihrer Geſichtszüge, wie z. B.: tu, col fazzoletto bianco (Du, mit dem weißen Halstuch), oder tu col viso rosso (Du, mit dem rothen Geſicht), auch wohl mit irgend einem Schelmamen, wie: birbante, birbaccione, bricone (Dieb, großer Schelm ꝛc.) Das Exercitium begann nun zuerſt mit der Uebung im Schlagen des Kreuzes, dann folgte das Aufſagen des Paternoſter, des Credo, der Legge della Chieſa, der zehn Gebote. Mehrere von den Knaben beſtanden ſchlecht, beſonders der arme Giuſeppe vom Campidoglio. Der alte Frate gerieth darüber in den höchſten Zorn, der ſich direct gegen den Buben, indirect gegen deſſen Eltern richtete: Non si fa mai la croce, non si dice mai il pater noster in casa tua? (Schlägt man in deinem Hauſe nie das Kreuz, und ſagt man dort nie das Paternoſter?) fuhr er zuerſt den kleinen Sünder an, worüber die anderen in lautes Lachen ausbrachen, und ſonſt allerlei Schalkspoſſen trieben. Jetzt erfolgte eine vollkommene Capucinade gegen alle, die indeſſen den guten Humor dieſer kleinen zerlumpten Quiriten wenig anfocht. „Welch eine himmelſchreiende Todſünde,“ rief er aus, „dieſe Dinge zu vernachläſſigen. Kinder, Kinder, sono cose essentiale, avete capit'? (Es ſind weſentliche Dinge, verſteht Ihr?) Und welch eine Sündenlaſt

iſt's für Eure Eltern, daß Ihr dieſe Dinge nicht wißt! Du lachſt, Spitzbube" — fuhr er einen Jungen an, der über jene Ermahnungen eine Kapriole ſchnitt — „aber denke, daß der Sommer nicht weit iſt, und wenn du dann das Fieber kriegſt, und ſtirbſt daran, wohin meinſt du, daß du dann gehſt, wenn du dieſe cose essentiale nicht in deinem birbantiſchen Kopfe haſt? direttamente in casa del diavolo (geradewegs in das Haus des Teufels)!"

„Denn ſeht", fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ſeht dort oben dieſe Fenſterbögen an den Cornichen. Es iſt keine Treppe da, daß man zu ihnen hinaufſteigen könnte. Aber doch mag es wohl irgend ein Mittel geben, da hinauf zu gelangen, auch ohne Treppe; denn kluge Menſchen erfinden vieles. Ma, per entrare nel paradiso senza sapere le cose essentiale, dafür giebt es kein Mittel, und kein Prieſter und kein Frate, ja der heilige Vater ſelbſt, mit all ſeiner omnipotenza kann Euch dazu nicht helfen! Dunque!" (mit großem Nachdruck und einer doppelten Priſe aus ſeiner ſchwarzen Lavadoſe) dunque, figlinoli miei, imparatevi bene le cose essentiale!"

Sehr viele wußten die zehn Gebote, i commandamenti di Dio, nicht ordentlich, obſchon die guten Schelme nicht unſer Lutheriſches: „Was iſt das?" mit zu lernen gehabt hatten. Neuer komiſcher Zorn. Einer ſtockte beim ſiebenten. Il Settimo! rief der gute Frate, indem er faſt braun im Geſichte wurde, non sai il settimo, birbaccione chi sei! und dann mit einer Stimme, die durch die ganze weite Kirche drang: „non rubare, è il settimo! Seht, wie dem Schalk das ſiebente Gebot ſchwer eingeht. Biſt du nicht ſelbſt ein piccolo rubatore? Haſt du

nicht deinen Schweſtern manch pezzo di pane, oder ihre gebratenen Maronen gemauſ't? Seht ihn Euch an den briconcello, wie er daſteht!" Dann in beſänftigterem Tone fortfahrend: Ja, ja, meine Kinder, lernt die legge della religione fleißig. Selbſt die Signori Ingleſi, obſchon ſie Ketzer ſind, — ſogar ſie kennen wenigſtens alle die Geſetze ihrer Religion. Der Signor da", ſagte er freundlich zu mir gewendet, der ich im Anſchauen dieſer Scene verſunken, auf einer Kapellbaluſtrade ſaß, „wird mir das bezeugen." — Die ganze kleine Heerde wendete jetzt ihre Blicke auf mich, und ich beſtärkte mit mehrmaligem Kopfnicken die Worte ihres eifrigen Hirten: — „und Ihr, die Ihr das Glück habt, die wahre Religion (la vera religione) zu beſitzen, Ihr ſchämt Euch nicht, ſo unwiſſend zu ſein! Che vergogna!"

Allmälig ward ich mehr und mehr in den Unterricht hineingezogen, indem ſich der gute Frate bei jeder ſeiner Einſchärfungen immer appellirend an mich wendete. Als ſich ein kleiner Buſſo, von ihm aufgerufen, durchaus an nichts erinnern wollte, ſelbſt im Schlagen des Kreuzes ſich ungeſchickt ſtellte, und zuletzt mit allerlei Poſſen zum Gelächter ſeiner Kameraden auf ſeinen Platz zurückkehrte, wendete ſich der arme Mönch an mich mit der Frage: che dice lei d'un ragazzo tanto scostumato? (was ſagt Ihr zu einem ſo ungezogenen Buben?) Ci vuol un bel bastone! (hier wär' ein guter Stock von Nöthen!) erwiederte ich mit einer nachdrücklichen Pantomime. Da vero, da vero, bekräftigte er, dem Buben drohend. Allein obſchon von Schlägen und Schiaffi viel bei ihm die Rede war, ſo ſah ich doch nicht, daß er eine von ſolchen Drohungen ausführte. Seine weiteren Reden waren ein wunderliches Gemiſch von Aberglauben

Fortschritt findet; wenn er die Thatsache, daß das Pfaffenthum in Italien den Volksunterricht nicht begünstige, ein „Vorurtheil mancher Ausländer“ nennt — so kann ich Euch versichern, daß dieser berühmte deutsche Professor dahier bei den aufgeklärten Regierungen von Rom und Neapel sehr wohl angesehen, und seine Verherrlichung ihrer Thaten ins Italiänische übersetzt worden ist, was denn wohl seine Glaubwürdigkeit genügend bezeugt

III.

Ringmauer und Thore von Rom.

Rom, Anfang März 1846.

In den letzten Tagen habe ich mit Freund G. einen Ritt um die Mauern Roms gemacht, deren Umfang etwa zwölf römische Meilen beträgt, was ziemlich auf drei deutsche Postmeilen hinausläuft.

Diese römische Umfangs- und Befestigungsmauer stammt aus der Zeit des Kaiser Aurelian, der sie vor seinem Zuge gegen Zenobia, Kaiserin von Palmyra begann (271 n. Chr.), und dessen Nachfolger Probus das Werk beendigte. Bis auf Aurelian war das kaiserliche Rom eine offene Stadt. Die Reste der Befestigungen des ältesten königlichen und republikanischen Roms hatten ihre Bedeutung verloren; der Umfang der ins Ungeheure angewachsenen Stadt hatte sie fast verschwinden lassen. Schon ein griechischer Autor aus der Zeit August's sagt von dem unermeßlichen Umfange der Stadt sehr bezeichnend, „es lasse sich gar nicht angeben, wie weit die Stadt noch Stadt sei und wo sie aufhöre, es zu sein.“ Der verrückte Kaiser

Heliogabal verfiel auf ein seiner würdiges Mittel, sich die Größe der Stadt zu veranschaulichen. Er ließ von seinen Sklaven alle Spinngewebe aus Rom zusammenschleppen, wobei er auf je tausend Pfund einen Preis setzte. Der Erfolg lieferte zehntausend Pfund dieser Waare. Nach den neuesten Forschungen betrug die Einwohnerzahl des kaiserlichen Roms unter August, die Sclaven mitgerechnet, schon über zwei Millionen, und stieg seitdem noch fortwährend bis auf Trajan, wo sie ihren Höhepunkt erreichte.

Seit Hannibal und dem Bundesgenossenkriege war Jahrhunderte lang selbst der Gedanke an die Möglichkeit einer Bedrohung der Weltbeherrscherin durch einen äußern Feind nicht mehr aufgekommen. Die alte Umfangs- und Befestigungsmauer des Königs Servius Tullius hatte sich nach und nach mit dem Anwachsen der Stadt verloren. Die alten Thore derselben standen mitten in der Stadt selbst, ohne jedoch ihre Namen zu verlieren. Erst nachdem Rom sein tausendjähriges Geburtsfest gefeiert hatte, — 248 Jahre nach Christi Geburt unter Kaiser Philippus, der, ein Araber von Geburt, damals auf dem Throne der Cäsaren saß — und erst nachdem bereits ein römischer Kaiser, Decius, der Nachfolger dieses Philippus, im Kampfe gegen die immer bedrohlicher von Norden her gegen Italien andrängenden Barbaren gefallen war, erst da überkam eine Ahnung ihres endlichen Schicksals die Bewohner und Beherrscher der ewigen Stadt. Aurelian, ein römischer Soldat, von dunkler Herkunft, Barbare von Geburt, aber ein soldatisches Genie, war soeben von den Legionen an der Donau zum Kaiser ausgerufen. Den Imperator „Handamschwert" hießen ihn seine Krieger, und es

that Noth für ihn, die Hand am Schwert zu halten. Die Allemannen ſtanden bei Piacenza, wo ſie ein römiſches Heer vernichtet; Markomannen, Gothen und Vandalen bedrohten mit ihnen Italien. Zum erſten Male erzitterte Rom bei dem Gedanken, daß Feinde ihm ſelber nahen könnten. Der Senat befragte die Sybilliniſchen Bücher; ſie forderten und erhielten blutige Menſchenopfer. Aurelian aber eilte mit ſeinen Legionen von der Donau herbei, ſchlug die Barbaren in zwei großen Schlachten bei Pavia und am Metaurus, und jagte die Trümmer über die Alpen zurück. So ward Aurelian Italiens Retter und der „Wiederherſteller des Reichs.“ Aber gewarnt durch dieſe erſte Bedrohung ging er nach Rom, und verordnete die Befeſtigung der Hauptſtadt durch eine ſtarke Ringmauer. Dies iſt im Weſentlichen noch heute die Ringmauer von Rom. Durch Totilas theilweiſe zerſtört, unter Arkadius und Honorius (402) theilweiſe wieder hergeſtellt, ſpäter von Päpſten ausgebaut, nahm ſie im neunten Jahrhundert auch den Anbau am Vatikan unter Papſt Leo IV. in ihren Umfang auf, nachdem bereits unter Arkadius und Honorius das Mauſoleum Hadrians (die Engelsburg) zu einem Brückenkopf und zur Deckung der Zugänge von Monte Mario her benutzt worden war.

Dieſe Aurelianiſche Mauer, deren Thore ſelbſt noch ziemlich mit den heutigen übereinſtimmen, trägt alle Spuren der großen Eile, mit welcher die Baumeiſter Aurelian's zu Werke gingen. Kunſtbauwerke früherer Zeit, Monumente und Grabdenkmäler wurden bei dem Bau, als Stützpunkte oder als Kern eines Befeſtigungs-Thurmes benutzt, und mit eingemauert.

Wir begannen unſern Umritt von Porta di Popolo aus, nicht weit von der Stelle der alten Porta Flaminia Aurelians, wo rechts zwiſchen der Villa Borgheſe und der Stadtmauer der Weg nach der alten, ſeit mehr als fünfzig Jahren verſchloſſenen Porta Pinciana führt. Schon an dieſem Thor zeigt das auf den rieſigen Travertinquadern des antiken Unterbau's ruhende Geſims Reſte eines gleichfalls antiken Gebäudes, während die runden Thürme des Thors und die ſchlechte Ziegelmauer über dem Travertinbau offenbar ſpätern Urſprungs ſind. Daſſelbe gilt von dem nächſten Thore, der Porta Salara, deſſen Straße nach Terni und Rieti führt. Vom Salariſchen Thore iſt's nur eine Strecke von zehn Minuten bis zur Porta Pia, welche Papſt Pius IV. nach Michel Angelo's Zeichnung an die Stelle des von ihm zerſtörten alten Nomentaniſchen Thors erbauen ließ, um die ſchnurgrade, vom Quirinal auf dieſen Punkt zulaufende Strada di Porta Pia direkt zum Thore zu führen. Wenige Schritte weiter ſieht man die ausgefüllte Stelle des alten Thors durch eine Inſchrift mit dem Wappen des Papſtes bezeichnet. Das nächſte Thor, welches in alter Zeit den Namen des Tiburtiniſchen (von der Straße nach Tibur, jetzt Tivoli) führte, iſt die Porta di San Lorenzo, ſo genannt von der Kirche des Heiligen dieſes Namens, welche etwa eine halbe Miglie außerhalb des Thores an der Straße liegt. Denn wie die Thore des alten Roms durchgängig nach den nächſten Hauptorten benannt wurden, wohin ihre Straßen führten, ſo ſind in dem chriſtlichen faſt überall die Namen der Heiligen und ihrer Kirchen an die Stelle ſolcher vernünftigen Bezeichnung

getreten. Auf dem Wege dahin ritten wir vorbei an den, zum Theil noch wohlerhaltenen Mauern des alten Prätorianiſchen Lagers, welche Aurelian in die Ringmauer aufnahm. Tiber hatte es angelegt, Conſtantin zerſtört, es, wie er die Prätorianergarde ſelbſt aufhob. Es war ein vollſtändiges römiſches Kriegslager, nur ein gemauertes. Die Geſtalt ein Viereck, mit vier Thoren, die längeren Seiten 1500, die ſchmalen 1200 Fuß lang. Jetzt haben in dem Innern die modernen Prätorianer der geiſtlichen Weltherrſchaft Roms, die Jeſuiten, Landbeſitzungen und Vignen ihres Noviziats. Die Mauern ſind guter Ziegelbau, die zwei alten, jetzt vermauerten Lagerthore der beiden erhaltenen Seiten noch durch Pilaſter kenntlich. Eine Inſchrift über dem Lorenzo-Thore beſagt, daß es zur Zeit des Honorius erbaut oder erneuert wurde. Man benutzte dazu den prachtvollen Bogen eines Mauerwerks, welches Agrippa, der Erbauer des Pantheons, als Schmuck der drei Waſſerleitungen, Marcia, Tepula und Julia, auf der nach Präneſte führenden Straße errichtete. In dieſem wundervollen Bauwerke fließen die drei genannten Waſſerſtröme in drei Gewölben über einander fort zur Stadt. Hier bekommt man einen Begriff von der allmäligen Erhöhung des Bodens der ewigen Stadt; denn das Monument iſt von dem Schutte, welcher ſich jetzt fünfundzwanzig römiſche Palm*) oder 18 rhein-

*) Ein römiſcher Palm iſt ein Längenmaaß von nahezu ¾ Fuß rheinländiſch. 5000 römiſche Palm bilden eine Miglie oder römiſche Meile, von denen 60 auf einen Grad gehen. Eine geographiſche Meile iſt alſo ungefähr gleich vier römiſchen Miglien. Eine Miglie beträgt 1500 Pariſer Metres.

ländiſche Fuß hoch über dem Boden der alten Straße gelagert hat, faſt bis an das Gebälk begraben, auf dem ſich der Bogen erhebt.

Von dem alten Prätorianerlager an läuft die Ringmauer faſt ganz gerade bis zur Porta Maggiore, die ihren Namen wohl von der Kirche Santa Maria Maggiore hat, von welcher die gleichnamige Straße mit geringer Biegung zu dem Thore führt. Von ihm aus geht eine Gebirgsſtraße über Palmontone nach Paleſtrina und Neapel. Als Aurelian die Stadt mit Mauern umgab, ſetzte er an die Stelle des alten Esquiliniſchen Thors der Stadtmauer des Servius Tullius, aus welchem die Via Prämeſtina und Labicana hinausgingen, zwei andere, faſt eine Miglie weiter auswärts gelegene Thore, von denen jedoch das eine, weil es ſehr nahe an dem andern lag, bald geſchloſſen ward. Dies letztere größere war die Porta Prämeſtina, die heutige Porta Maggiore. Aurelian's Baumeiſter benutzten zur Anlage dieſes Thors den koloſſalen Bogenbau des Kaſtells, welches Kaiſer Claudius für die von ihm errichteten beiden Waſſerleitungen der Aqua Claudia und des Anio novus erbaute, welche hier in rieſigen Kanälen über einander floſſen. Im Mittelalter ward es faſt ganz verdeckt durch zwei gewaltige Feſtungsthürme, die erſt vor ſieben Jahren niedergelegt wurden. Dadurch iſt die Porta Maggiore jetzt das beſterhaltene der alten römiſchen Thore. An beiden Längenfronten iſt es vollkommen gleich geſtaltet. Von den zwei großen Durchgangshallen iſt die eine zugemauert. An beiden Enden und in der Mitte des Bau's befinden ſich je zwiſchen zwei ruſtiken korinthiſchen Säulen drei Fenſter. Ueber dem Thorbogen zieht ſich die obere Maſſe des Gebäudes

in drei Abtheilungen, deren jede mit einer Inſchrift verſehen iſt, welche die Kaiſer Claudius, Veſpaſian und Titus als Erbauer und Erneuerer der Waſſerleitungen nennen.

Als man im Jahre 1838 den einen der beiden mittelalterlichen Thürme zur Linken des Thores beim Ausgange niederriß, ſchälte ſich als Kern deſſelben ein altes Monument heraus, das von allen antiken Todtendenkmalen das einzige ſeiner Art ſein möchte. Es iſt das Grabmal eines reichen Bäckers aus der republikaniſchen Zeit, — Markus Virgilius Euryſaces, Brodlieferant für die Lictoren, Schreiber und Boten des Magiſtrats nennen ihn die Inſchriften, — ein unregelmäßiges Viereck von Travertin, deſſen Bau und Verzierungen die Lebensthätigkeit deſſen, der es errichtete, darſtellen. Die Flächen der Wände ſind nämlich regelmäßig durch große cylindriſche Steinröhren, wie Kanonenmündungen ausſehend, unterbrochen, welche die zum Umrühren des Teiges beſtimmten Mörſer darſtellen. Der Fries, welcher um das Ganze lief — jetzt iſt nur etwa die Hälfte erhalten — zeigte in Reliefs den Kreis der Thätigkeiten, in welchen ſich das Leben des Erbauers bewegte. Das Mahlen des Korns in einer von Eſeln gedrehten Mühle, Sclaven, die das Mehl ſieben, andere, die den Teig auf Tiſchen kneten, andere, die das Brod wägen, in Körben tragen, Deputirte der Magiſtratsdiener, welche es in Empfang nehmen und das Geld auszahlen, dies und Aehnliches ſind die Gegenſtände, welche die Reliefs des Frieſes darſtellen. Eine Marmorinſchrift unter einem der Reliefs, das den würdigen Bäckermeiſter und ſeine Gattin über Lebensgröße darſtellte, und das jetzt ein wenig ſeitab neben dem Thore eingemauert iſt, lautet einfach und rührend: „Es war Artiſtia,

meine Gattin, die als beſte Frau lebte, und deren Aſche in dieſem Panarium beſtattet iſt.“ Das hier genannte, unter dem Schutt gefundene Panarium (Brodkorb) iſt ein korbähnliches Steingefäß aus Travertin, welches hier, in Uebereinſtimmung mit dem Charakter des Ganzen, als Aſchenkrug diente. Es liegt ein merkwürdiger Realismus in dieſer Art und Weiſe, einem geliebten Todten zu Ehren und Erinnerung das Denkmal, deſſen innere Kammer ſeine Aſche beherbergt, mit ſolchen Darſtellungen ſeines Lebensberufs zu zieren. Immer aber doch noch vernünftiger, als die chriſtlichen Todtengerippe mit „Stundenglas und Hippe.“

Von Porta Maggiore aus um die äußerſte ſüdweſtlichſte Mauerecke biegend, welche Kirche und Kloſter Santa Croce in Gerusalemme einſchließt, ſtießen wir auf die Reſte eines antiken Amphitheaters mit zwei Arkadenreihen über einander, welche Aurelian zumauern ließ, als er das Gebäude in eine Baſtion der Ringmauer verwandelte. Die eine nach Außen gewandte Hälfte mit ihren korinthiſchen Halbſäulen an den Pfeilern iſt noch ziemlich erhalten. Der Name des Bauwerks zeigt wohl nur die ſpätere militäriſche Beſtimmung an. Von hier aus läuft die Mauer wieder in ziemlich grader Richtung fort bis nach der

Porta di San Giovanni, dem Thore, das nach Neapel führt. Giovanni del Duca erbaute es unter Gregor VIII. 1575, wenige hundert Schritte von der Aurelianiſchen Porta Aſinaria, die noch heute in der Mauer kenntlich iſt an den zwei flankirenden Thürmen. Dies letztere Thor, deſſen Name in die Zeit des Königs Servius Tullius hinabreicht, wurde

vermauert, ſeitdem Totilas der Gothenkönig durch daſſelbe in die Stadt als Sieger eingedrungen war.

Vorbei an den beiden alten, zugemauerten Thoren der Aurelianiſchen Mauer, der Porta Metronia und Porta Latina, gelangten wir dann zur Porta di San Sebaſtiano, dem alten Appiſchen Thore, welches ich ſchon früher bei Schilderung meiner Ausflüge auf die Appiſche Straße beſchrieben habe*). Hier hat man etwa den halben Weg des Umkreiſes zurückgelegt. Wir ritten alſo nur noch bis zur Porta di San Paolo, dem letzten, ſüdlichſten unweit der Tiber gelegenen Thore, wo wir, nachdem wir die Mauer noch um den Scherbenberg herum bis an die Tiber verfolgt hatten, in die Stadt zurückkehren mußten, weil dort weder eine Fähre noch eine Brücke den Uebergang über den Fluß möglich macht. Dies Thor, die alte Porta Oſtienſis, jetzt nach der vor der Stadt liegenden Paulskirche benannt, iſt in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt aus der Zeit des Honorius. Auch hier iſt die eine der beiden Thorhallen vermauert. Antike Travertinquadern bilden den Unterbau, ſpäteres Ziegelwerk den oberen Theil. Dicht dabei iſt die berühmte Pyramide des Ceſtius in die Befeſtigungsmauer aufgenommen, und dieſem Umſtande verdankt man ihre Rettung vor den Händen, welche alle übrigen Denkmale dieſer Art zu tauſenden entweder völlig zerſtört, oder ihrer Außenbekleidung beraubt haben.

Wenn man von Porta del Popolo zur Linken die Ringmauer verfolgt, mag man ſich hüten, dies zu einer Zeit zu

*) Vgl. Theil II. S. 293.

thun, wo, wie geſtern, für Reiter und Fußgänger Lebensgefahr damit verbunden iſt. Durch den ziemlich engen Weg, welcher hier längs der Stadtmauer und den Gärten und Gehöften etwa dreihundert Schritte lang zur Tiber führt, treiben nämlich die Campagnareiter die Ochſenheerden, aus denen ſich Rom mit dem beliebten Manzo (Rindfleiſch) verſorgt, auf einen großen, zur Rechten der Mauer befindlichen, umhegten Platz, wo die Thiere bis zum Schlachten verweilen. Uns paſſirte eine ſolche Begegnung grade bei der geſtrigen Fortſetzung unſeres Mauerumgangs, die wir zu Fuße machten, weil dieſer Theil des Umfangsweges zu Pferde nicht paſſirbar iſt. Die Rinder, welche von den beritteneu Campagnolen aus den Weideplätzen der Campagna zu dem genannten Platze getrieben werden, in deſſen Nähe auch das Schlachthaus befindlich iſt, ſind durchaus in einem halbwilden Zuſtande. Da ſie fortwährend im Freien leben, bringt ſie ſchon der weite Weg auf dem ungewohnten Pflaſter in Wuth, und es gewährt einen prachtvollen Anblick, wie die Campagnolen auf ihren kräftigen, wilden, langmähnigen Pferden, in Spitzhut und Sammetjacke, die beſpornten Beine mit den braunen Lederſchienen bis an's Knie umſchnallt, die Flinte auf der Schulter, und die lange Lanze in der nervigen Rechten, mit unglaublicher Kühnheit und Gewandtheit eine ſolche Heerde im vollen Laufe zuſammen zu halten wiſſen. Die Wendungen der Reiter mit ihren meiſt ſchwarzen Pferden, die Stellungen, in denen ſie ein widerſpenſtiges Thier mit einem wohlgeführten Lanzenſtoße zur Ordnung bringen, ſind höchſt maleriſch und das Entzücken der Künſtler, mit denen ich oft Morgens, wenn wir am Eingange von Villa Borghese unſern Kaffee tranken, einem ſolchen Schauſpiel zuſah.

Uebrigens ſind von Porta Salara nach Porta di Popolo und bis zu dem Schlachtplatze an allen Thurmwinkeln längs der Mauer ſtarke hölzerne Bruſtwehren aufgeſtellt, hinter die ſich Fußgänger und Reiter im Fall einer Begegnung mit ſolcher Heerde flüchten können. Von der Ripetta ließen wir uns darauf über die Tiber ſetzen und gelangten, einen anmuthigen Weg zwiſchen Gärten und über Wieſen verfolgend, an der Engelsburg und ihren drohenden Baſtionen vorbei nach der Porta Angelica. Das Mauſoleum Hadrians wurde ſchon von Aurelian in die Befeſtigungslinie der Stadt gezogen, die Befeſtigungsmauern des Vaticaniſchen Stadttheils dagegen, von der Porta Angelica bis zur Porta Cavalleggieri, und die Ringmauer von da bis zur Porta Portese, welche den Janiculus einſchließen, ſind ſämmtlich aus ſpäter Zeit; die letztere wurde ſogar erſt im 17. Jahrhundert von Papſt Urban VIII. erbaut. Die Aurelianiſche Mauer lief innerhalb der Stadt etwa von der Engelsbrücke nach Porta Portese zu. Das Thor Porta di Caſtello, nahe der Engelsburg, auf der Seite nach dem Vatican zu, iſt jetzt vermauert. Der bedeckte Gang, welcher, vom Papſt Alexander VI. Ende des ſechzehnten Jahrhunderts erbaut, die Verbindung zwiſchen Vatican und Engelsburg bildet, und den Trägern der dreifachen Krone in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht ſichert, liegt innerhalb der Ringmauer.

Von Porta Angelica durch die breite Straße des Borgo Angelico gehend, gelangt man quer über den etwa vierhundert Schritte breiten Petersplatz nach der Porta Cavalleggieri, neben welcher rechts ſich noch ein kleineres Ausgangsthor, die Porta Fabbrica befindet. Von hier zieht ſich die Ringmauer,

parallel mit der Tiber, vorbei an den großen Villen Barberini und Corsini über den Janiculus bis nach Porta di San Pancrazio. In der republikaniſchen Zeit befand ſich auf der Höhe des Janiculus nur eine Art betaſchirter Forts, in welchen regelmäßig eine Beſatzung lag, ebenſowohl zur Abwehr gegen äußere Feinde, als auch, um die Bewohner des Janiculus ſelbſt, niedriges Volk und unterworfene Feinde, im Zaume zu halten. Die Porta di S. Pancrazio, aus welcher die Hauptſtraße nach Civita Vecchia führt (eine Nebenſtraße dahin aus der Porta Cavalleggieri vereint ſich nach drei Stunden mit ihr), iſt ein Hauptpunkt der neueren Befeſtigung des Janiculus. Ohngefähr eine Viertelſtunde von dieſem Thore liegt die an Kunſtſchätzen reiche Villa Pamfili, mit den beiden Villen Albani und Ludoviſi auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt die ſchönſte der römiſchen Prachtgärten. Das letzte Thor dieſer Seite, dicht am Fluſſe, iſt die Porta Portenſe, zu der ſich die Ringmauer mit einer Biegung nach links hinabſenkt. Das heutige, im 17. Jahrhundert erbaute Thor, ſteht an der Stelle der alten Porta Portuenſis, aus welcher die Straße nach dem Hafen Oſtia führt. —

Ich weiß nicht, wieviel der jetzige Kriegsetat des Kirchenſtaats auf die Unterhaltung dieſer Befeſtigungswerke Roms verwendet. Viel wird es nicht ſein, denn Niemand denkt hier auch nur an die Gefahr eines Angriffs durch einen äußern Feind. Seit der Eroberung durch Karl von Bourbon und ſeine deutſchen Söldner iſt Rom nicht mehr von einem äußern Feinde belagert worden. Seit dem 17. Jahrhundert hat ſich in dieſer Beziehung ein Gefühl vollkommener Sicherheit gebildet, welches die heilige Stadt, den Sitz des geiſtlichen Weltoberhauptes, die

geheiligte Erinnerungsstätte der Geschichte des Alterthums und Kunst, sicher weiß unter dem Schutze der Europäischen Bildung. Die Anlage der beiden herrlichen Villen Albani und Pamfili, welche an Kunstschätzen ihres Gleichen auf der Welt nicht haben, außerhalb der Umfangsmauern, ist der beste Beweis dieses Gefühls der Sicherheit, das sich dem in Rom weilenden Fremden, im Gedanken an den innigen Zusammenhang zwischen der gesammten Europäischen Kultur und dieser Stadt, unwillkürlich mittheilt. Wer sollte jetzt Rom angreifen? Freilich, wenn die Hauptstadt selbst einmal, wie bisher nur die Provinzen, das Banner des Aufstandes von den Zinnen der Engelsburg wehen ließe, und das Pfaffenthum Metternich's eiserne Arme herbeiriefe! Aber mit einer Erhebung Roms hat es gute Wege, so sehr auch alle Welt von der Nothwendigkeit einer Trennung der geistlichen und weltlichen Herrschaft überzeugt ist. Und dann giebt es für solchen Fall gegen auch einen Oestreichischen Angriff auf Rom selbst noch ein Zauberwort, — und dieses Zauberwort heißt: „Frankreich!"

Späterer Zusatz. Seitdem diese Worte (im März 1846) niedergeschrieben wurden, hat sich die Weltgeschichte auf den Kopf gestellt. Die neuerstandene Republik Frankreich richtet heute (Juni 1849) dieselben Kanonen, welche sie ihrem verjagten Jesuitenkönige abgenommen, gegen die römische Schwesterrepublik, und der Neffe desselben großen Kaisers, der den gewaltigen Gedanken der nothwendigen Vernichtung des Papstthums faßte und ausführte, opfert Ströme französischen Blutes für die Befesti-

gung der weltlichen Prieſterherrſchaft, und läßt Frankreich gegen Rom eine Rolle ſpielen, mit der verglichen die Thaten eines Brennus und Geiſerich Heldenthaten ſind. Es ſcheint, die große Nation muß auch diesmal ihre Schule durchmachen, und wie ſo oft, thut ſie es an einem eklatanten und poetiſchen Beiſpiel. Alle Sünden aus der Nachtſeite der Befreiungskämpfe bis zu Napoleon concentrirt ſich in demſelben gleich, ärger als es je geſchehn. Dieſe Manier hat das Verdienſt, intereſſant, wirkſam und kinderverſtändlich zu ſein Ich glaube nicht mehr an großartige Verzweiflungskämpfe im alten Style, aber ich wünſchte, — ſo ſehr ich Rom liebe — ich wünſchte himmelhohe Flammen und unauslöſchliche Brandmale, daß kein Franzoſe ſich vor Schaam in dem zerſtörten Rom ſehen laſſen möchte, ehe nicht die Sonne der Freiheit auf's Neue wieder aufgegangen ſein wird über den Trümmern der ewigen Stadt.

IV.

Das Kapitol und ſeine Sammlungen.

Rom, den 1. März 1846.

Wenn man ſich von dem gegenwärtigen römiſchen Kapitol eine richtige Vorſtellung machen will, muß man alle ſeine antiken Erinnerungen zu Hauſe laſſen.

Aus einer der anliegenden engen und krummen Gaſſen tretend, deren Häuſerfundamente und Gewölbe zum Theil noch altrömiſchen Urſprungs ſind, gelangt man von der Nordſeite aus auf die Piazza Araceli, ſo genannt von der auf der linken Seite des Hügels liegenden Kirche S. Maria Araceli oder in Capitolio, zu welcher eine ziemlich ſchmale Treppe von hundert und einigen zwanzig Stufen emporführt. Ein alter Tempel des Quirinus lieferte zu dieſer Treppe den Marmor. Die übrigen Koſten beſtritt die heilige Jungfrau ſelber, indem ſie durch das Marienbild der Kirche gegen gute Bezahlung vielfältige Heilkuren gegen die Peſt des Jahres 1348 verrichtete.

Neben dieſer Treppe, von der Mitte des Platzes aus, ſchreitet man auf der breiten, ſacht anſteigenden Cordonate

(Flachtreppe) Michel Angelo's, deren Anfangspunkte die beiden altägyptiſchen waſſerſpeienden Baſaltlöwen zieren, empor zu dem viereckten Platze des Kapitols, in deſſen Mitte ſich die herrliche Reiterſtatue Mark Aurel's erhebt. An der Mündung der Treppe empfangen uns die antiken Koloſſalbilder der Dioskuren. Die Marmorballuſtraden, welche den Platz nach der Treppenſeite zu begränzen, ſind mit den beiden berühmten Trophäen des Cimbernbeſiegers Marius — ſo nennt ſie wenigſtens das Volk — und mit den Statuen Kaiſer Konſtantins des Großen und ſeines Sohnes geſchmückt. Dort ſteht auch die Columna milliaria, der alte Meilenzeiger, der an der Appiſchen Straße einſt die erſte Meile vor der Porta Capena des alten Rom anzeigte, und erinnert uns an die Zeit, wo alle Straßen der Welt auf dem Forum und Kapitol, als dem Centrum des Erdballs, ausmündeten.

Der freie Platz, in deſſen Mitte ſich die Reiterſtatue Kaiſer Mark Aurel's, vom Volke noch immer bloß il cavallo del Campidoglio genannt, erhebt, wird in der Fronte gegen das Forum hin von dem „Palaſt des Senators", auf beiden Seiten links von dem Palaſte des Muſeums, rechts vom Palaſte des Conſervatoriums eingeſchloſſen. Alle drei ſind in gleichem Styl erbaut. Zu dem erſteren, welcher auf den Grundmauern des alten Archivs (Tabularium) der römiſchen Republik ruht, deren gigantiſche Maſſen nach dem Forum zu noch ſichtbar ſind, führt eine Doppeltreppe. In einer Niſche ihrer Façade hält eine Statue der Minerva Wacht. Zu ihren Füßen rauſcht ein Brunnen, zu beiden Seiten ſieht man die koloſſalen Marmorſtatuen der Tiber und des Nil. Ein Glockenthurm mit

flachem Dache, der die herrlichſte Ausſicht auf Rom und die Campagna gewähret, trägt eine Statue der Göttin Roma, in ihrer Bildung der Minerva ähnlich. In dieſer Dea Roma vergöttlichte das herrſchgewaltige Rom ſein eignes Weſen und Herrſchen. Bedeutete doch der Name Rom ſelbſt die Kraft dieſer Herrſcherſchaft. Die Göttin Roma iſt die eigentliche Gemalin des römiſchen Jupiter Capitolinus, des „beſten und größten“ Gottes, wie ihn die alte Römerſprache nennt. In dieſem Palaſte hielt Cola Rienzi Hof, Roms letzter Volkstribun. Die Glocke auf dem Thurme verkündet mit ihrer ehernen Zunge den Römern die beiden wichtigſten Ereigniſſe ihres Lebens: den Tod des Papſtes und den Beginn des Carnevals.

Der gedachte freie Platz bildet die zwiſchen zwei Höhen eingeſenkte Mitte des Kapitoliniſchen Berges. Hier gründete Romulus das Aſyl, um ſeine Stadt aus Verbannten und flüchtigen Räubern und Mördern zu bevölkern. Eine Treppe führt rechts zu dem weſtlichen Gipfel, der einſt die älteſte Burg der romuliſchen Vorzeit und den Tempel des Capitoliniſchen Jupiter, das römiſche Reichsheiligthum, trug: zu dem Felſen der Tarpeja, der ſchönen Römerin, welche einſt im Kampfe des Romulus gegen die Sabiner, den Feinden den Eingang öffnete in die ihrem Vater zur Bewachung anvertraute Burg der jungen Stadt. Der Glanz der goldenen Spangen, welche die Sabiner am Arme trugen, ſo erzählt die mährchenhafte alte Sage, hatte die Jungfrau geblendet. Um ſolchen Preis öffnete ſie eine Pforte der Burg. Erdrückt von der Laſt des auf ſie geſchleuderten Schmuckes büßte ſie ihr Verbrechen mit dem Tode. Das Andenken ihrer Schuld lebt noch in einer Volksſage. Mädchen aus den nahen

Häuſern des, Pallazzaccio genannten Trümmergewirrs, welches die dem Forum zugewandte Seite des Tarpejiſchen Felſens bedeckt, erzählten dem großen Geſchichtſchreiber Roms noch vor fünf undzwanzig Jahren: „Tief im Berge ſitze verzaubert la bella Tarpeja, mit Gold und Geſchmeide bedeckt. Wer zu ihr zu kommen ſuche, der finde den Weg nimmer. Ein einziges Mal habe der Bruder der Einen ſie geſehen.“ Die Bewohner dieſer Gegend, fügt Niebuhr hinzu, ſind Schmiede und Bauernwirthe, ohne einen Anflug von jener ſcheinbar lebendigen Kenntniß des Alterthums, die aus den trübſten Quellen trivialer Bücher an andere Klaſſen gekommen iſt. Durch wahre mündliche Ueberlieferung iſt Tarpeja ſeit dritthalbtauſend Jahren in dem Munde des Volks geblieben, welches die Namen von Clölia und Cornelia ſeit vielen Jahrhunderten nicht mehr kennt. — Aber iſt es denn anders mit dem Andenken Nero's, das uns in und außer Rom überall entgegen tritt?

„Torr' di Nerone“ benennt das Volk den trotzigen Thurmbau,
Welchen, am Hügel Quirins, wilde Barone gethürmt.
„Nero's Cenbetti“ ſo heißt ihm der Zug der gigantiſchen Bögen,
Welche die Quellen zur Stadt führten von Albas Gebirg.
Dort an dem Caſſiſchen Weg der einſam verwitternde Grabſtein —
Immer noch nennt ihn „das Grab Nero's“ der ſchweifende Hirt. —
Seine Catonen und Brutus vergaß der Römer von heute,
Nero's grauſe Geſtalt lebet unſterblich ihm fort.

Wo übrigens, neben der Burg und dem Tempel des Kapitoliniſchen Jupiter, alle die andern Tempel — unter denen allein noch vier beſondere Jupitertempel — ſowie die vielen Hallen und Triumphbogen, die Denkmäler alter und berühmter

Familien, die Verſammlungsplätze u. ſ. f. auf dem, doch immer ſehr beſchränkten Raume dieſes Gipfels Platz gefunden haben ſollen, das mögen die deutſchen Gelehrten ausmachen, welche jetzt das dort gegründete Archäologiſche Inſtitut bewohnen. Daß von dem Allen heute auch nicht eine Spur mehr übrig, das iſt die traurige Thatſache. Auf dem öſtlichen Gipfel an der entgegengeſetzten Seite, wo jetzt die Kirche Araceli ſteht, war die alte Sabinerburg und der Tempel der Juno Moneta, die Münzwerkſtätte der Republik.

Der ganze Berg ſelbſt beſteht aus loſem Tuffſtein und iſt von uralten Gängen durchbrochen, deren nur wenige noch zugänglich ſind. Ein Brunnen von ungeheurer Tiefe in einem dieſer Gänge datirt aus der älteſten Zeit der Eroberung Roms durch Brennus und ſeine Gallier.

Die beiden Paläſte zur Rechten und Linken des Berges umſchließen eine Welt von Schätzen alter Kunſtdenkmale. Ihre Erklärung füllt in der bekannten, von vier deutſchen Gelehrten, Bunſen, Platner, Gerhard und Röſtell herausgegebenen, vielbändigen „Beſchreibung der Stadt Rom“ allein 150 Seiten. So gehört denn freilich ſchon etwas dazu, ſich nur einigermaßen in dieſer Fülle zu orientiren. Alle äußern Höfe, Hallen, Treppen und Gänge ſind bedeckt mit Marmorwerken, Statuen, Koloßfragmenten, Reliefs, antiken Inſchriften aller Art, deren Betrachtung mich, als ich zuerſt dieſe Sammlungen zu beſuchen ging, während der feſtgeſetzten Stunden gar nicht bis in's Innere gelangen ließ. Ich habe Euch von denſelben früher gelegentlich erzählt. Als ich heute den Hof paſſirte, welcher zu dem Eingange in den Palaſt der Conſervatoren führt, fiel mir

in demſelben die verſtümmelte Abbildung eines langgeſchwänzten Affen aus grauem Marmor auf. Eine griechiſche Inſchrift nennt die Söhne des Phidias als Schöpfer dieſes Ungethüms, das, wie Winckelmann vermuthet, ein Gegenſtand religiöſer Verehrung bei einem nach Afrika verſchlagenen griechiſchen Stamme geweſen ſein ſoll. Der Himmel mag es wiſſen, wie helleniſcher Geiſt ſich zu ſolcher Entartung verirren konnte, das Abbild der Häßlichkeit anzubeten. Aber die Thatſache ſelbſt leidet keinen Zweifel, und ein griechiſcher Autor (Diodor) bezeugt, daß dieſe Affenverehrenden Griechen noch zu ſeiner Zeit in Afrika exiſtirten. Und hier hatte ich nun auch den ſichtbaren Beweis vor Augen, daß ſich griechiſche Künſtler der beſten Zeit dazu hergegeben haben, auch ſolche „Kunſtungeheuer," wie der alte Winckelmann ſich ausdrückt, für gute Bezahlung neben ihren ſchönen Götterbildern anzufertigen! Verſtehe ich eine römiſche Inſchrift an der Baſis richtig, ſo iſt dieſes wunderliche Werk eine ſpätere, im zweiten chriſtlichen Jahrhunderte gearbeitete Kopie des ungleich älteren Originals, und bei irgend einem römiſchen Kriegs- und Raubzuge aus Afrika in die ungeheuere Raubburg der alten Welt geſchleppt worden.

Der Palaſt der Conſervatoren enthält die **Gemäldeſammlung des Kapitols**. Schon die Wandgemälde der verſchiedenen Säle des Palaſtes ſind für die Geſchichte der Malerei von Intereſſe. Hier hat ſich die Hiſtorien-Malerei des ſiebzehnten Jahrhunderts mit ihren großartigen, wenn auch noch ſehr mangelhaft ausgeführten Stoffen aus der römiſchen Geſchichte behaglich ausgebreitet. Scenen aus der Heroenſage der römiſchen Königszeit, von Giuſeppe Ceſari, bekannter als Cavaliere d'Ar-

pino; Heldenthaten und Schlachten aus dem erſten Jahrhundert der römiſchen Republik von Tommaſo Lauretti, einem gebornen Palermitaner, aber in Bologna ausgebildet; Marius Triumph über die Cimbern von Daniele da Volterra, Scenen aus dem Leben des Scipio Afrikanus von Annibale Caracci, und aus dem Hannibaliſchen Kriege von Sodoma, füllen in großen Fresken dieſe Säle. Mag man von dem Werthe dieſer Arbeiten auch noch ſo gering urtheilen, mag die Ausführung bei den Kunſtkennern noch ſo wenig Gnade finden, immerhin war die Wahl dieſer Stoffe zumal an dieſem Orte eine glückliche. Und noch heute empfand ich auf dem alten Herrſcherſitze der Welt eine innerliche Befriedigung im Anſchauen dieſer Bilder, welche uns Männer und Thaten von ewigem Klange vor die leiblichen Augen führen, und dem Gemüthe des Beſuchers die rechte Stimmung geben, um, wie ich heute nach dem Beſuche dieſer Sammlungen that, niederſteigend vom Kapitole ſich in die Trümmerwelt des alten Forum Romanum zu verſenken.

In der Gemäldeſammlung feſſelte mich auch diesmal wieder aufs Neue ein Werk von Rubens, das ich unbedenklich für die Krone der kapitoliniſchen Gallerie erkläre. Auch dieſes Gemäldes Gegenſtand ſteht in geiſtigem Zuſammenhange mit dem Orte ſeiner Aufſtellung, und iſt gleichſam der maleriſche Pendant zu der berühmten erzenen Wölfin, deren ich in früheren Briefen gedachte. (S. Bd. II. S. 314—316.) Die Gründer Roms, das Zwillingspaar der Königsknaben Romulus und Remus vom Hirten Fauſtulus gefunden, iſt der Gegenſtand des Bildes. In lieblicher Waldlichtung, unter einem uralten Baume, dicht an einer Quelle, bei welcher Flußgott und Nymphe ſitzen, liegt das

prächtige Wolfsthier, die Säugamme der Gründer Roms, bequem dahingestreckt, und blickt mit aufgesperrtem Rachen und mit dem Ausdrucke einer gewissen wilden Zärtlichkeit die beiden göttlichen Knaben an. Der eine dieser beiden kräftigen Buben, denen man es ansehen zu können meint, daß kein geringerer als der Kriegsgott selbst sie mit der Italischen Königstochter gezeugt, dehnt im eifrigen Saugen begriffen die strammen Glieder behaglich auf dem grünen Wiesenteppich, während der andere, sich ein wenig von der gleichen Arbeit aufrichtend, mit ausgebreiteten Armen frohlockend einen buntgefiederten Specht begrüßt, der ihm im Schnabel rothe Waldbeeren entgegenträgt. Von rechts her um die Ecke der Baumpartie tritt der Hirt Faustulus heran von andern Hirten begleitet, und erblickt mit staunender Verwunderung das seltsamste Schauspiel. Rechts öffnet sich ein Stück Campagna-Landschaft zu heiter großartiger Fernsicht. Dies Bild ist wirklich ein Juwel, und neben ihm in der Sammlung höchstens noch eine Botticellische Madonna mit dem Kinde und ein Francesco Francia zu nennen. Von wundervoller Wirkung ist die Beleuchtung. Alles Licht fällt auf die nackte Kindergruppe, und beleuchtet warm das schöne Fleisch der prachtvollen Buben. Der Ausdruck des Thieres mit seiner wölfischen Mutterliebe gegen diese seine menschlichen Pflegekinder ist das Prächtigste was man sehen kann. Es zeugt von Rubens Genialität und großem historischen Sinne, daß den jugendlichen Künstler, der als Edelknabe des Herzogs Gonzaga Rom besuchte, sein römischer Aufenthalt just zu diesem Werke begeisterte. Man denkt bei dem Anblick unwillkührlich an die Findung Moses am schlammigen Nilufer und an das erste Krippenlager

des Gründers der neuen weltbeherrſchenden Roma. Es iſt eine wunderbare Uebereinſtimmung, mit welcher alle dieſe und ähnliche Gründungsſagen die Heroen großer Anfänge in äußerſter Niedrigkeit und Verlaſſenheit darſtellen, während ſie doch zugleich den Urſprung derſelben unmittelbar an das Göttliche ſelber knüpfen. Die Liebe einer Göttin zu einem Sterblichen, der Aphrodite zu Anchiſes, hatte das Geſchlecht der Aeneaden gegründet. Als es zu verlöſchen drohte, gab die Liebe eines Gottes zu einer Jungfrau ihm verherrlichende Fortdauer. Der Kriegsgott ſelber entbrannte in Liebe für die letzte Sproſſe des Heldengeſchlechts. Als die Veſtaliſche Jungfrau, Silvia, Numitors Tochter, in den geweihten Hain gegangen war, lauteres Waſſer zu ſchöpfen aus dem Quell für den heiligen Tempeldienſt, da verfinſterte ſich die Sonne, ein Wolf ſcheuchte die Jungfrau in eine Höhle. Dort überwältigte Mars die Zagende. Aber wie er ſie auch tröſten mochte mit der Verheißung edler Kinder aus ihrem Schooße: der Gott vermochte nicht ſie zu ſchirmen gegen die Rache der Menſchen. Veſta ſelbſt bedeckte im Tempel ihr jungfräuliches Auge mit den Händen, als ſich das Zwillingspaar dem Schooße der gottgeweihten Jungfrau entwand. Ihr Altar erbebte und die ewige Feuergluth ihres heiligen Heerdes verbarg ſich entſetzt in der Aſche. Die Wellen des Anio, welche auf des Oheims Geheiß die unglückliche Mutter verſchlangen, führten die Wiege der ausgeſetzten Kinder hinunter in den weit ausgetretenen Tiberſtrom. An der Wurzel eines wilden Feigenbaums, der lange Jahrhunderte hindurch heilig gehalten, am Fuße des Palatinus ſtand, zeigte man noch im republikaniſchen Rom die Stelle, wo die Wölfin das Zwillings-

paar gefunden und es in ihre Höhle getragen und geſäugt. Als die Milch verſiegte, trug der Specht, Mars heiliger Vogel, Nahrung herbei für die Knäblein. Erſt als der Hirt Fauſtulus dies ſeltene Schauſpiel erblickte, entwich die Wölfin und überließ ihre Zöglinge menſchlicher Zucht.

So ſangen beinahe ein Jahrtauſend ſpäter die römiſchen Dichter, und ſo malte nach dritthalb Jahrtauſenden Rubens die wundervolle Sage.

V.

Im Kapitoliniſchen Muſeum.

Rom, den 3. März.

Bevor ich einige halbverwiſchte Notizen aus meiner Schreibtafel über meine letzten Beſuche des Kapitoliniſchen Muſeums dieſem Briefe beifüge, will ich ein Paar Bemerkungen über die Reſte der alten Plaſtik in Rom überhaupt voranſchicken.

Was uns in Rom und ſeinen Sammlungen und Muſeen an plaſtiſchen Kunſtwerken des Alterthums durch die Laune des Geſchicks aufbehalten worden, iſt nicht etwa eine Auswahl der beſten oder auch nur der bedeutenderen Kunſtwerke griechiſcher Herkunft, ſondern vielmehr nur ein Blick in die ungeheure Fülle des Bilderverraths ſpätrömiſcher Zeit. Aus dieſem bunten Gewühle von Kunſtwerken, deſſen verwirrende Maſſenhaftigkeit in den römiſchen Sammlungen den Beſchauer oft zu überwältigen droht, ergiebt ſich doch für die allmälig zur Ruhe kommende Betrachtung, trotz aller Verſchiedenheit der aufgehäuften Werke nach Entſtehungszeit und Werth der Arbeit, der Kompoſition, Originalität, Beſtimmung des Zwecks u. ſ. f., zuletzt als Reſultat das intuitive Gefühl eines untergegangenen religiös, politiſch

und künſtleriſch gewaltigen, nach allen Richtungen hin in üppiger Fülle ausgeſtalteten Daſeins. Und dies Gefühl macht es denn auch, daß wir zur Vervollſtändigung unſerer Anſchauung ſelbſt den untergeordneten Abbildern und Nachklängen einer ſchönern Zeit uns liebevoll zuwenden, da wir anfänglich ihre zerſtreuende Maſſe gewöhnlich hinweg wünſchen, um uns dem genießenden Studium des vereinzelten Vortrefflichen ungeſtörter hingeben zu können.

Wer in dieſer Beziehung Ordnung in ſeine Anſchauungen bringen und ſich eine allgemeine Ueberſicht über dieſe verwirrende Welt der in Rom aufgeſpeicherten alten Kunſtreſte verſchaffen will, der wird wohlthun, die Gerhardſche Abhandlung „über Roms antike Bildwerke“ im erſten Bande der Beſchreibung der Stadt Rom zu leſen. Es iſt dies, ſo viel ich weiß, der erſte und bis jetzt einzige Verſuch, die Hauptfragen zu beantworten, welche ſich bei einer ſolchen Ueberſicht jedem Nachdenkenden aufdrängen. Es ſind dies die Fragen: welcher Zeit, oder vielmehr welchen Zeiten des antiken Lebens gehört die Maſſe dieſer verſchiedenen Kunſtwerke an? Welcher Nation waren die Künſtler, die ſie ſchufen? in welche Kunſtperiode gehören dieſe Reſte? Welche Bedeutung, welche Beſtimmung im römiſchen Leben hatten ſie? Welcher Zweck rief ſie hervor, und welche Ideen ſollten durch ſie verkörpert werden?

Als Antworten auf dieſe Fragen kann man jener ausführlichen Darſtellung etwa folgende Sätze entnehmen:

Nicht nur von den älteſten Formen und Bildern der griechiſchen Kunſt, ſondern auch von den Erzeugniſſen ihrer blühendſten Perioden bieten uns die römiſchen Sammlungen mit

ſehr geringen Ausnahmen, nur mehr oder weniger entfernte, zum Theil viele Jahrhunderte ſpätere, oft noch obenein frei und willkürlich behandelte, Nachbildungen. Zu den Ausnahmen gehören nur etwa Werke wie die Juno Ludoviſi, die Kanephore im Vatikaniſchen Saale Braccio nuovo, und weniges andere.

Dagegen kann man annehmen und wahrſcheinlich machen, daß in ſolchen Nachbildungen viele der berühmteſten griechiſchen Künſtler aus der blühenden Zeit der Plaſtik, Phidias, Alkamenes, Polyklet, Naucydes, Leochares, Kteſilaus, Myron, Skopas, Praxiteles, Lyſippus, Bupalus wenigſtens andeutungs- und annäherungsweiſe vertreten ſind.

Bei weitem die Mehrzahl auch der erhaltenen Meiſterwerke der Plaſtik zu Rom gehört den Kaiſerzeiten, zum Theil den ſpäteren Kaiſerzeiten bis auf Hadrian hinab. Der Laokon entſtand unter Titus, der Vatikaniſche Apoll unter Nero's Regierung.

Die Meiſter und Künſtler, welche die Plaſtik in Rom auch in den Kaiſerzeiten pflegten und von denen die in den römiſchen Muſeen befindlichen Werke herrühren, waren keine Römer ſondern Griechen, wie der ganze Sagenreichthum, den jene Werke enthalten, griechiſch iſt.

Die Anſicht von dem ſchnellen Verfalle der plaſtiſchen Kunſt der Griechen iſt unrichtig. Meiſterwerke, welche thatſächlich den erſten Kaiſerzeiten angehören und zu dem Vorzüglichſten zählen, was uns die Zeit von alter Kunſt zu ſchauen vergönnt hat, — wie der Apoll von Belvedere, reichen allein ſchon hin, jene Anſicht zu widerlegen. Ein Gewächs, wie die griechiſche Kunſt, welchem die ganze langvorbereitete helleniſche Bildung zum

Nahrungsſtoffe diente, war nicht von ſo kurzer Lebenskraft. Es konnte ſehr wohl Jahrhunderte hindurch in faſt ungeſchwächter Geſundheit fortbeſtehen, wenn auch hier und da ſein ſchlanker Wuchs allmälige Abnahme zeigte, und mannigfaltig fremder Anhauch den Farbenglanz ſeiner Blütenpracht verdunkelte. Unfigürlich geſprochen: Das eigene Walten des innewohnenden geſunden Bildungstriebes, die aufmerkſame Treibhauspflege einer ſeit Alexander immer mehr dem Genuſſe zugewendeten Welt begünſtigte dies Fortbeſtehn und Fortblühen, und trieb beſonders die techniſche Meiſterſchaft und das mit ihr Hand in Hand gehende Talent zu immer größerer Vollendung.

Faſt alle erhaltenen römiſchen Antiken, auch die berühmteſten, hatten keine religiöſe, ſondern eine weltliche Beſtimmung, die überwiegende Mehrzahl derſelben nicht einmal eine öffentliche, ſondern eine rein private: Schmuck und Zier der Häuſer, Gärten und Villen. Die öffentliche Beſtimmung war äußerer Prachtſchmuck der Tempelhallen, der öffentlichen Plätze, Circus, Theater u. ſ. f., ſpäter der Thermen, dieſer ungeheuren Herbergen römiſcher Geſelligkeit. Aus dem Schmuck von Staatsgebäuden wie Curien, Baſiliken u. dgl. iſt außer einigen Kaiſerbildniſſen nichts erhalten. Tempelſtatuen ſehr wenige, und auch dieſe wenigen ſind zweifelhaft.

So diente die plaſtiſche Kunſt, deren Reſte uns in Rom erhalten ſind, dem Luxus und der Prachtliebe, dem Ehrgeize und der Schmeichelei, während die Plaſtik in Griechenland, ihrem Mutterlande, vorwiegend im Dienſte der Religion und religiöſer Ideen war und blieb.

Von allen uns erhaltenen römischen Antiken dienten dem Ausdruck religiöser Ideen allein nur die Kunstreste von Grabmonumenten und die Reliefbildungen an Sarkophagen, und zwar mit oft unverkennbarer Symbolik der Bedeutung, in deren dunklen Wandelgängen sich indessen ein minder Kundiger nur allzuleicht verirren kann.

Rom, den 4. März.

Gestern habe ich wieder einmal die Kapitolinische Venus gesehen.

Die speculirende Heuchelei des Pfaffenthums, welche hier in allen Lebenserscheinungen zu Tage tritt, hat diese keuscheste aller ähnlichen Kunstbildungen mit noch ein Paar anderen gleich vortrefflichen in ein eigends dazu hergerichtetes enges Kabinet verwiesen, das aber Jedermann für ein Paar Paul von dem Custoden geöffnet wird.

Kein einziges von allen Hauptwerken plastischer Kunst in Rom ist in so unbeschädigter Vollständigkeit erhalten wie diese Kapitolinische Venus. Irre ich nicht, so wurde sie in dem Keller eines Hauses in der Subura, oder gar in einer Brunnenröhre aufgefunden, wohin sie vielleicht in Zeiten christlicher Bilderstürmerei, bei der unzählige Kunstwerke zu Grunde gingen, der Besitzer verborgen hatte. Nur an den Händen und an der Nase bemerkte ich unbedeutende Ergänzungen. Sieht man von der conventionellen Benennung ab, so ist das Motiv: ein schönes Weib, das sich zum Bade entkleidet, und ihr Gewand zusammengefaltet über ein zierlich schlankes Salbengefäß gelegt

hat. Im Begriff in das Baſſin zu treten überfliegt ihren Leib ein leiſer Schauer der Kühle, der den Unterkörper mit dem ſanft gehobenen rechten Fuße gleichſam zurückdrängt, während der Oberleib ſich leiſe vorbeugt. So iſt auch das Knie des linken feſtſtehenden Fußes gleichſam mit einer gewiſſen Anſpannung in ſich zuſammengeſtrafft, woraus eine faſt gerade Linie des Fußes entſteht, bei der das Knie mit ſeiner Scheibe kaum merklich hervortritt. Zu dieſem phyſiſchen ſcheint ſich auch ein gewiſſer geiſtiger Schauer zu geſellen. Sie hat ihre hüllenloſe Schönheit in dem Waſſerſpiegel erblickt, und wendet darum in keuſcher Schaam das Haupt etwas ſeitwärts, während ſie Bruſt und Schooß mit der bekannten Handbewegung bedeckt. In Haltung und Motiv ſo der Mediziäiſchen faſt gleich, iſt ſie doch von derſelben auch wieder weſentlich verſchieden. In dem ganzen Ausdrucke der Geſtalt iſt hier mehr Unſchuld und Reinheit, dort mehr reizende Coketterie. Iſt in der Mediziäerin die Phryne, ſo ſcheint hier die Matrone im antik-römiſchen Sinne vorherrſchend. Denn nicht eine mädchenhaft jungfräuliche Knospe, ſondern ein zu ganzer Prachtfülle aufgeblühtes Weib in aller ſchwellenden Herrlichkeit ihres völlig ausgeſtalteten Leibes hat der Künſtler in dieſem Bilde vor uns hingeſtellt. Sie iſt nicht unſchuldig im Sinne des Nichtwiſſens, wohl aber unſchuldig im Sinne der geiſtigen Jungfräulichkeit eines reinen keuſchen Weibes. Dabei hat das Werk etwas, das den Ausdruck des Portraitartigen macht, und der ſpecifiſch griechiſchen Mediziäerin gegenüber als durchaus römiſch erſcheint. Iſt bei der letzteren die ideale Behandlung der Natur, ſo iſt dagegen hier das Naturaliſtiſche vorwaltend. Das Haar kopfputzartig, mit hoch über dem Haupte zuſammengeſchlungenen

Flechten, hinten weich den Nacken hinabfließend, iſt viel ausführlicher behandelt, als dies bei den älteren griechiſchen Arbeiten der Fall zu ſein pflegt. Die Körperformen ſind voll, geſchwellt, üppig, beſonders abwärts der Hüften von ſtrotzender Fleiſchigkeit. Dabei iſt das Fleiſch von einer elaſtiſchen Weiche und lebensvollen Wärme, wie ich es nirgend bisher an alten Kunſtwerken geſehen, wozu freilich auch der vortreffliche pariſche Marmor das Seinige thut. Die Linien der Arme, beſonders des über den Buſen geſtreckten rechten Arms, ſind von großer Schönheit, weit weniger pointirt wie bei der Mediziäerin, bei der freilich Hände und Arme großentheils ergänzt ſind. Aber auch die Größe, welche über die Natur hinausgeht, und die mehr aufgerichtete Haltung ſtellen die Kapitoliniſche Venus über ihre Rivalin in Vortheil, indem dadurch das ans Gezierte ſtreifende der bekannten Haltung zu einer gewiſſen Großheit erhoben und geadelt wird. Ueber den Geſichtsausdruck wage ich nicht zu urtheilen. Denn der Raum, in welchen jene heuchleriſche Barbarei das herrliche Werk verbannt hat, verſtattet nirgends, den vollen Geſichtsausdruck zu erblicken, da ein unerträgliches Reflexlicht dies unmöglich macht.

Namhafte Kunſtkenner ſetzen das Werk ſehr weit in die beſte Zeit zurück. Freund Kümmel, einer der tüchtigſten deutſchen, in Rom lebenden Bildhauer, mit dem ich geſtern die Venus betrachtete, hielt ſie dagegen für die nicht völlig verſtandene Kopie eines Originals aus der Blütezeit griechiſcher Kunſt, und führte als Beleg ſeiner Anſicht unter andern auch eine gewiſſe zu ſtark hervortretende naturaliſtiſche Ausprägung einzelner unweſentlicher Theile auf. Wahrſcheinlich haben wir in dieſer

Statue eine freiere Nachbildung der berühmten Knidiſchen Venus des Praxiteles, der es zuerſt wagte, die ganze Schönheitsfülle der Liebesgöttin unverhüllt zu zeigen. Die Bewohner von Knidos kauften ſein Werk, und gaben es nicht hin, als ihnen ſpäter ein König Aſiens anbot, für daſſelbe ihre ganze große Staatsſchuld zu bezahlen. Für dieſen Idealismus hatte ſelbſt noch ein ſpäter Römer Sinn und Verſtändniß. „Die Knidier thaten Recht,“ ſagt Plinius, „denn mit dieſem Werke hatte der Künſtler ihr Vaterland geadelt.“ Etwas von dieſer Geſinnung lebt ſelbſt noch in den Römern von heute fort.

Weniger berühmt als die Kapitoliniſche iſt die Venus Chigi, im Palaſt Chigi, welche ein griechiſche Inſchrift das Werk des Menophantos nennt. Sie iſt nach derſelben Inſchrift Kopie eines unbekannten griechiſchen Werks, das in der Kleinaſiatiſchen Stadt Troas befindlich war. Die Behandlung iſt weniger naturaliſtiſch als bei der Kapitoliniſchen. Der Marmor hat etwas Unlebendiges. Die Geſtalt zieht mit der linken Hand das neben ihr liegende Gewand in die Höhe, während ſie mit der rechten die Bruſt bedeckt.

In dem Cabinette der Kapitoliniſchen Venus befindet ſich jetzt auch die Leda mit dem Schwane und die herrliche Umarmungsgruppe von Amor und Pſyche, deren wundervolle Liniencompoſition von keinem ähnlichen Werke erreicht wird.

Die römiſchen Sammlungen ſind reich an Venusbildern. Im Vatikan allein fand ich ſieben Darſtellungen der Liebesgöttin, darunter die Venus des Bupalos, unter Lebensgröße, ſtehend auf einem Salbgefäß, eine Zierde der Sala delle Maſchere; ferner zwei Nachbildungen der Knidiſchen des Praxiteles,

eine bekleidete Venus genitrix, eine Venus Victrix mit dem herabhängenden Siegeskranze in der Linken, neben ihr ein Amor, der ſich den Helm des Mars aufſetzt; eine andere, im Begriffe das Gewand anzuthun, endlich eine Anadyomene auf einem Felſen ſitzend, zwiſchen zwei jetzt nur noch in Spuren vorhandenen Liebesgöttern, auf dem Felsblocke Bogen und Köcher und Andeutung heranſteigender Wellen: alle meiſt ſtark ergänzt. Außerdem befinden ſich noch in der Villa Ludoviſi eine koloſſale Knidiſche Venus, eine im Bade niedergekauerte und eine dem Bade entſteigende, welcher Amor ein Tuch zum Abtrocknen bietet. Im Palaſt Colonna iſt eine dem Bade entſtiegene Venus, ihr langfließendes Haar mit beiden Händen faſſend, eine Darſtellung, deren häufige Wiederholung auf ein berühmtes Original ſchließen läßt. Unter den neueren Künſtlern hat Eduard Meier daſſelbe Motiv ſehr anmuthig ausgeführt. Villa Albani beſitzt eine Aphrodite, auf einem Seepferd reitend, desgleichen eine bekleidete und eine in der Stellung der Mediziäiſchen gehaltene Venus. Am reichſten aber iſt die Sammlung der Villa Borgheſe verſehen, die neben einer Nachbildung der Kapitoliniſchen und der Mediziäiſchen, ſowie einer ſitzenden Venus mit dem Amor zur Seite und einer herrlichen Venus genitrix im naſſen Gewande, auch die wundervolle Gruppe des Mars und der Venus enthält, in welcher die alte Kunſt den Sieg liebreizender Schönheit über die rauhe Kraft darzuſtellen liebte. Venus, die den Mars entwaffnet, iſt eine Gruppe von ächt römiſcher Erfindung. Für die Römer hatte eine ſolche Darſtellung ganz beſonderes Intereſſe, denn beide Götter, die Aeneadum genitrix, die Mutter der Aeneaden, und Mars, der

Vater des Romulus und Remus, waren die Ahnen des Volks der Romuliden. Die Gruppe iſt etwa halblebensgroß und von hoher Vortrefflichkeit. Die Göttin hat ihr ſiegreiches Werk ſchon begonnen. Ihr Fuß ruht bereits auf einen Rüſtungsſtücke, den Beinſchienen. Jezt hat ſie den Gott mit beiden Armen ſanft umſchlungen, und löſ't in dieſer Stellung leicht und zierlich das Wehrgehenk auf. Zwar nur die Scheide hängt noch an demſelben, das Schwert hält der trotzig daſtehende Kriegsgott noch in der Hand, und an ſeinem linken Arme wiegt ſich der kriegeriſche Schild. Aber die Liebesgöttin ſcheint zu wiſſen, daß, wer erſt den Finger hat, auch bald die Hand und den Arm erhält, mit allem, was daran hängt. Der Trotz in dem Geſichte des Schlachtengottes iſt allzu ernſthaft, um nicht bald erzwungen zu ſein. Er wird bald ganz dem ſüßen Zauber der unwiderſtehlichen Schmeicheleien weichen müſſen. So wenigſtens ſcheint Amor, der Schalk, zu denken, denn ſchon hebt er, zur Seite der göttlichen Mutter ſtehend, die angezündete Fackel empor.

Der Verfaſſer der „Epochen der bildenden Kunſt," welcher neulich über ſeine Reiſe zum vorjährigen neapolitaniſchen Gelehrtencongreſſe in der Augsb. Allg. Zeitung berichtete, und dabei auch von dem zum erſtenmale geſehenen Muſeo Bordonico, nach einmaligem Durchlaufen deſſelben, Kunde gab, behauptete in ſeinem Berichte, daß die berühmte Neapolitaniſche Venus Victrix von Capua, der man einen Amor zur Seite gegeben hat, falſch reſtaurirt ſei, und vielmehr einen Mars zur Seite haben müſſe. Vielleicht ſchloß Herr Thierſch das aus dem Helme, auf welchem der Fuß der Göttin ruht. Bei genauerem Zuſehen würde er aber gefunden haben, daß die Neapolitaniſche Venus auf

einem Gegenſtand zu ihren Füßen niederblickt, während ſie in der Borgheſiſchen Gruppe zu dem Mars aufſieht. Doch was ſoll man von der Genauigkeit eines Berichtes ſagen, deſſen Verfaſſer die reizende kleine, erſt kürzlich aufgefundene Venus von Nocera im Muſeum der Broncen zu Neapel, auch nach ſeinem Urtheile eins der größten Meiſterwerke des Alterthums, als halblebensgroß bezeichnet, während ſie doch uns andern Erdenkindern nur eben etwa anderthalb Spannen hoch erſchien. Da ich in meinem Wunderunglauben nicht annehmen kann, daß die reizende Hellenengöttin dem großen Phidäenen durch eine dreifache Vergrößerung ihrer liebenswürdigen Miniaturerſcheinung eine beſondere Ehre erwieſen haben wird, ſo bleibt nichts übrig, als dieſe Thatſache zum Belege der deutſchen Gründlichkeit jener alten Herren anzuführen, welche über die Flüchtigkeit und Ungründlichkeit der jüngeren modernen Literatur ſo laute Klage zu führen gewohnt ſind.

Die Kunſtausſtellung bei Porta del Popolo, welche ich neulich beſuchte, hat meine Erwartungen von einer römiſchen Kunſtausſtellung ſehr getäuſcht. Ich fand nur wenig Mittelgutes, viel geradezu Mißlungenes und Werthloſes. Faſt alle bedeutenderen Künſtler von einigem Namen ziehen es nämlich vor, ihre Werke in den eigenen Ateliers von den Fremden und Kunſtfreunden aufſuchen zu laſſen, wo ſie Aufſtellung, Beleuchtung und was ſonſt dazu gehört, ein Kunſtwerk im rechten Lichte erſcheinen zu machen, ſelbſt anordnen können. Wir gingen alſo nach

kurzem Verweilen in das Atelier des Malers Kaſelowsky aus Berlin, um ſeine Kopien der Raphaeliſchen Disputa und der Schule von Athen zu ſehen, deren erſtere der tüchtige Künſtler für den König von Preußen, die andere für einen Privatmann kopirt hat. Ich geſtehe, daß ich das letztere Werk Raphaels erſt hier ordentlich kennen gelernt habe. Der Künſtler hat nämlich zum Behufe ſeiner Kopie die ſämmtlichen achtundfunfzig Köpfe des Bildes, ſowie die Nebenfiguren der Architecturreliefs, die man im Original von dem gewöhnlichen Standpunkte aus gar nicht mehr genießen kann, ſo vortrefflich gezeichnet, daß eine Vervielfältigung durch Kupferſtich höchſt wünſchenswerth ſein würde. Denn ſchon jetzt ſind die Originale durch lange Vernachläſſigung, Abſpringen des Kalks, durch Reſtaurationsverſuche und durch die gewiſſenloſe Barbarei früherer Kopiſten ſo beſchädigt, daß ein vollſtändig reiner Genuß derſelben zumal bei der dunkeln Räumlichkeit der Stanzen nicht mehr möglich iſt. Die Kopien ſämmtlicher Köpfe haben etwa halbe Größe der Originale, und ihre Vergleichung mit früheren Kupferſtichen zeigte, daß ſich die Zeichner der letzteren oft die größten Willkürlichkeiten und Abweichungen erlaubt hatten.

Aus dem Atelier des Künſtlers im Palazzo nuovo an der neuen Paſſeggiata tretend, ſchlenderte ich im mildeſten Abendſonnenſcheine die Ripetta entlang, und erquickte mich an der friedlichen Abendruhe, welche um dieſe Zeit über das römiſche Stadtleben einen ſo wunderbaren Zauber verbreitet. Ruhig fluthete der gelbe Tiberſtrom mit ſeinen glitzernden Wellen dahin. Die Fähre mit dem blaugeſtreiften Zeltdache, welche hier die Brücke erſetzt, ſchwebte langſam und geräuſchlos herüber und hinüber

von einem zum andern Ufer. Da, wo die Kähne liegen, welche Waaren von Oſtia herführen, ſtanden zahlreiche Gruppen langbärtiger Capuziner, behaglich plaudernd, prachtvolle Geſichter darunter. Unweit davon, gegenüber der kleinen Kirche San Girolamo, bildet die Ufereinfaſſung ein weites, von einer Steinbalustrade umſchloſſenes Rund, in deſſen Mitte eine Fontaine plätſchert. Hier ſetzte ich mich nieder auf eine Steinbank und betrachtete die Scene. Die Sonne war hart am Niedergange, und beleuchtete die majeſtätiſche Peterskuppel, die in leiſen, goldenen Nebelduft gehüllt, hoch über den feinäſtigen ſchlanken Bäumen des jenſeitigen Ufers emporragte. Pinien zu beiden Seiten hoben ſich ſcharf ab mit den rieſigen Pfauenwedeln ihrer dunklen Kronen. Das leiſe Rauſchen des Stromes, das ſanfte Plätſchern der Fontaine, das Murmeln der plaudernden Mönche, vermiſcht mit dem dumpfen Getön aus dem wagendurchraſſelten Corſo, und mit fernem Glockengeläute bildete ein wunderſames Zuſammen von ſchlummererzeugender Muſik, das die müde Seele zur Ruhe wiegt. Bei den Mönchen ſpielten Kinder ihr Boggiaſpiel; Frauen und Mädchen, die großen Henkelkrüge auf den Köpfen tragend, kamen von Zeit zu Zeit, Waſſer aus der Fontaine zu ſchöpfen, und Jeſuiten, paarweiſe, raſchen ſchwebenden Ganges glitten wie ſchwarze Schatten vorüber. Alle Stimmen mäßig, gedämpft, nirgends Geſchrei und Lärm. Am offenen Altanfenſter eines ſtattlichen Hauſes lehnte ein ſchönes Frauenbild, und blickte nachdenklich in das verglühende Abendgold. Mir aber ſtieg bei dem Anblicke des wohlbekannten Hauſes die Erinnerung auf an die hier vorgefallene von Göthe ſo unvergleichlich zart und rührend geſchilderte

Scene ſeines Abſchieds von der geliebten ſchönen Mailänderin, deren Gedächtniß „ihm nie aus Sinn und Seele gekommen iſt;“ und mit unſagbarem Schmerze war es mir, als hörte ich ſelber das leiſe, unaufhaltſame Rinnen der Sandkörner in dem zu Ende neigenden Stundenglaſe meiner römiſchen Glückſeligkeit!

VI.

Antike Mosaiken in Rom.

Rom, den 6. März 1816.

Die antiken Mosaikbilder, von denen ich Euch heute Einiges erzählen will, sind neben den Pompejanischen und einigen andern spärlichen Resten farbiger Zimmerverzierung das Einzige, was sich von den Werken antiker Malerei erhalten hat.

Das ist freilich weniger als „eines Schattens Traum," von jener Fülle farbigen Kunstlebens, welches in unzähligen Staffeleibildern einer Jahrhunderte lang blühenden Kunst die Welt der alten Bildung erfüllte. Man kann ohne alle Uebertreibung annehmen, daß in dem ungeheuren Wogensturze der geschichtlichen Sündfluth, welche die Welt des Griechen- und Römerthums zermalmte, eine größere Fülle von Meisterwerken der Malerei auf ewig vernichtet worden sind, als deren jetzt in allen Sammlungen Europa's die moderne Kunst aufzuweisen hat. Alle die großen Künstler, deren Werke von den Perserkriegen bis hinab auf die ersten Kaiserzeiten in Tempeln und Hallen, in Bibliotheken, Palästen, Wohnhäusern, Villen und zuletzt in den

Prachtbauten des kaiſerlichen Roms, die Luſt und Bewunderung der alten Welt bildeten, — ſie leben jetzt, wie die Schatten des Hades, nur noch mit ihren Namen in der Geſchichte des Alterthumsforſchers. Was wir davon in den ſpärlichen Reſten antiker Moſaiken beſitzen, ſind zertrümmerte Scherben vereinzelter Nachbildungen, entſtanden zu einer Zeit, in welcher die Kunſt der Malerei bereits, wie ein alter Schriftſteller, Plinius, ſich ausdrückt, „eine ſterbende war,“ verfertigt von namenloſen Handwerkern, mit dem kümmerlichen Material farbiger Steinchen, beſtimmt nur zum Schmucke des Bodens, welchen der Fuß des Reichen in den Zimmern und Sälen ſeiner Villen und Paläſte betrat. Und doch iſt die einzige Moſaik der Alexanderſchlacht von Pompeji noch jetzt die Bewunderung der Welt.

Die antiken Moſaikbilder nahmen im Verhältniß zu ihren Originalen etwa die Stelle unſerer Lithographien und Kupferſtiche von berühmten Werken ein. Der Luxus erfand die Kunſt, aus farbigen Steinchen Bilder zuſammenzufügen, um die Fußböden ſeiner Tempel, Hallen und Höfe, Wohngemächer und Speiſeſäle mit einem Schmucke zu verſehen, deſſen Genuß ſein verwöhntes Auge auch an dieſen Stellen nicht miſſen mochte. Das Material ſicherte die Dauer, während es zugleich die dem Süden nöthige Kühle gewährte. Dieſer raffinirten Genußſucht der alten Welt verdanken wir jetzt einen großen Theil deſſen, was wir von antiker Malerei als Anſchauung beſitzen. Auch hier alſo heißt es:

— Patroklus ward begraben
Und Therſites kehrt zurück!

Viele dieſer antiken Moſaikbilder, namentlich die werth-

vollern und größern, bildeten einen Zimmerschmuck, der selbst nicht an Ort und Stelle gebunden blieb. Der große Cäsar, groß auch in der Leidenschaft für Kunst und Kunstgenuß, kann als ein Beispiel gelten, wie weit der rezeptive Kunstsinn, wie wir ihn in neuerer Zeit nur bei den Engländern finden, zur Zeit der höchsten Blüte des römischen Lebens ausgebildet war. Dieser Mann, der den ganz vollendeten Prachtbau einer mit ungeheurem Aufwande erbauten Villa, bloß weil sie „nicht ganz seinem Geschmack entsprach," von Grund aus niederreißen ließ, und das zu einer Zeit, wo er, wie sein Biograph sagt, noch keine große politische Bedeutung besaß, dafür aber bis an die Zähne in Schulden steckte; dieser römische Schlachtenheros, der die kalte Besonnenheit in den höchsten Kriegsgefahren nie verlor, — er verlor sie, wenn es galt, ein Kunstwerk, eine Statue, ein Meisterwerk griechischer Malerei, eine Gemme, ein getriebenes Bildwerk zu erstehen. Wandte er doch selbst auf den Ankauf schöner und kunstgebildeter Sklaven Summen, welche er in seine Rechnungsbücher einschreiben zu lassen sich schämte. So kann es uns denn nicht befremden, daß er sich selbst auf seinen Reisen und Kriegszügen in den eroberten und zu erobernden Provinzen nicht trennen mochte von jenem Bilderschmucke seiner Fußböden, daß er deshalb Mosaikbilder aller Art mit sich führte. Hielt er doch in den Provinzen immer zwei Tafeln, die eine für seine Generale und Kriegsobersten, sowie für die Elite griechischer Bildung, die Rhetoren, Schriftsteller, Philosophen und Dichter, welche seinen geistigen Hofstaat bildeten, die andere für die vornehmen Landsleute, die römischen Senatoren und Ritter, Provinzial-Gouverneure und Civilbeamte aller Art, welche damals

an allen Orten der bekannten Welt auf Privatreiſen und in Staatsfunktionen anzutreffen waren. Der Luxus dieſer Moſaikbilder ſcheint in der Zeit nach Alexander dem Großen aufgekommen zu ſein. Wir finden ſie ſelbſt als Schmuck der Fußböden auf den koloſſalen Luſtjachten griechiſcher Könige Siziliens und Aegyptens im dritten vorchriſtlichen Jahrhunderte. Rom aber war der Hauptplatz für dieſen Zweig antiker Kunſt, die ſich auch in neuerer Zeit dort zu ihrer größten Vollkommenheit wieder ausgebildet hat. Es gab eine Zeit, wo man in der großen Moſaikfabrik im Vatikaniſchen Palaſte die Zahl der Farbentinten durch Anwendung gefärbter Glaspaſten bis auf achtzehn Tauſend gebracht hatte, während man im Alterthum, wo man ſich der natürlichen Steine bediente, kaum die Zahl von achthundert erreichte. Es war dies die Zeit, in welcher die großen Moſaikarbeiten zum Schmuck der Peterskirche unternommen und jene prachtvollen Nachbildungen Raphaeliſcher und anderer Meiſterwerke zur Ausſchmückung der Altäre dieſes Wunderbaues geſchaffen wurden. Noch in dieſem Augenblicke ſind Moſaikarbeiten kleineren Stils ein Hauptzweig römiſcher Kunſtinduſtrie, und ein Gang durch die Straßen Condotti, Babuino und über den ſpaniſchen Platz zeigt in zahlreichen Läden die Erzeugniſſe der verſchiedenen Werkſtätten, unter denen die des Cavaliere Barbieri in Via Naſella die ausgezeichnetſte iſt. Dort ſah ich unter andern einen für den Kaiſer von Rußland beſtimmten runden Tiſch, auf deſſen vier Feldern vier Anſichten von Pompeji die Stadt vor der Verſchüttung, während des Veſuvausbruchs, dieſelbe im Mittelalter mit darüber gelagerten Normannen-

kriegern und endlich die jetzt ausgegrabenen Reste, in meisterhafter Kompositon und Ausführung darstellten.

Ich kehre zu den alten Mosaikbildern der römischen Sammlungen zurück.

Das Kapitolinische Taubenmosaik ist durch unzählige kleine Nachbildungen bekannt. Es ist von allen antiken Mosaiken, welche Rom besitzt, — und ich habe sie jetzt alle gesehen, ohne Frage das schönste. Auf dem Rande eines runden Wassergefäßes, eines antiken Kantharos, sitzen vier Tauben in den verschiedensten Stellungen. Die eine trinkt, während die andern nach allen Seiten ausschauend gleichsam Wache halten. Dieser charakteristische Ausdruck des Schüchternen, Zarten, Scheuen und dabei doch so Friedlichen und Sanften, ist von ungemeiner Anmuth, und zeugt für ein liebevolles Eingehen und Sichversenken in die innerste Natur dieser harmlosen Geschöpfe. Geistreich in der Komposition ist es eben so fein und sanft in den Farben behandelt, wovon freilich die Nachbildungen, auch die besten, die ich bei dem zuvorgenannten ausgezeichneten Mosaicisten Roms sah, keine Ahnung geben. So ist z. B. das Wasser durch den Zusatz bunter Farben, welche der Wiederschein der Tauben hineinwirft, außerordentlich belebt, da es sich in seiner Naturfarbe sehr matt ausnehmen würde. Wir haben hier wenn nicht das Original, doch eine sehr gelungene Nachahmung eines schon im Alterthum berühmten Meisterwerks des Künstlers Sosus von Pergamus, das Plinius sehr genau beschreibt. Es ist aus lauter natürlichen Steinchen verfertigt, von solcher Feinheit, daß ein Quadratzoll einhundert und sechszig derselben faßt. Gefunden wurde es in der Villa Hadriani zu Tivoli, der

unerschöpflichen Fundgrube, aus welcher eine Unzahl von alten Kunstwerken hervorgezogen ist, und unter deren Trümmerschuttboden noch eine Welt von andern der Auferstehung entgegenharret. In diesem Prachtbau waren selbst die Fußböden der bedeckten Hallen und Wendelgänge mit Mosaikarbeiten geschmückt.

Ich will bei dieser Gelegenheit gleich die übrigen antiken Werke der Mosaik zusammenfassen, welche sich in den verschiedenen Sammlungen Roms zerstreut finden. Das Kapitolinische Museum enthält noch zwei schöne Mosaikmasken, und ein Gemälde: Herkules in Weiberkleidern am Rocken spinnend, während Liebesgötter zu seinen Füßen mit einem liegenden Löwen spielen, gefunden bei Porto d'Anzo. Ein Mosaikbild im Palast Corsini zeigt zwei wüthende Stiere, die ihren Führer zu Boden geworfen haben; ein anderes sehr fein ausgeführtes Thierstück befindet sich in der Kirche S. Maria in Trastevere. Es stellt zwei Enten und drei langbeinige Wasservögel vor, von denen der eine im Begriff steht, seine Beute aufzuspießen. Daneben hängt das Fragment eines Seestücks — mehr beachtungswerth durch sein Genre als durch die Ausführung: netzwerfende Fischer in einer Barke, und Delphine, welche ein segelndes Fahrzeug umschwärmen. In einer andern Kirche des heil. Antonius Abbas haben wir ein Werk von sogenanntem Opus Alexandrinum aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert, einen Tiger darstellend, der ein junges Rind zerfleischt. Hier sind indeß die einzelnen Thiere aus größeren zugeschnittenen Stücken farbigen Marmors gebildet, so daß man das Werk kaum noch eine Mosaik nennen kann. Von den Mosaiken der Sala rotonda und des Braccio nuovo

im Vatikan habe ich Euch bereits früher erzählt. Ebendaſelbſt führt ein Zimmer den Namen Gabinetto delle Maſchere, von den vier antiken komiſchen Moſaikmasken, welche in der Hadrianiſchen Villa die Mitte eines Zimmerfußbodens ſchmückten. Aus drei andern Zimmern derſelben Villa ſtammen die drei andern Moſaiken jenes Kabinetts. Das eine derſelben ſtellt eine Landſchaft dar mit weidenden Schafen und Ziegen; auch hier fehlt nicht die bekränzte Statue der Lokalgottheit (ſ. Bd. II. S. 109 ff.). Das zweite zeigt in landſchaftlicher Umgebung auf einem Felſen zwiſchen Lorbeerbäumen eine bekränzte Bacchusmaske. Das dritte eine Apollomaske auf einem Altar. Bei jeder der beiden Masken zeigen, dort Thyrſus und ein Panther, der auf einem Tamburin ſpielt, hier Bogen und Köcher, nebſt Lorbeer, Greif und Leier, die Attribute der Gottheiten. Aber weit das Vortrefflichſte aller antiken Werke dieſer Art iſt das berühmte Bild des Kampfs eines Centaurenpaars mit Löwen und Tigern, von Cavaliere Barbieri meiſterhaft reſtaurirt (jetzt im Beſitze des Königs von Preußen). Freund Hettner hat beide in ſeiner „Vorſchule der bildenden Kunſt der Alten“ ſo meiſterhaft beſchrieben, daß ich mich darauf zu verweiſen begnügen darf. Nenne ich außer den angeführten noch ein neuerlich in der Vigna Lupi aufgefundenes Moſaik, welches den ungefegten Fußboden (Aſaroton) eines Speiſezimmers, bedeckt mit Speiſereſten aller Art, Fiſchköpfen, Früchten u. ſ. f. darſtellt, ein Genre, das im Alterthume an dem ſchongenannten Sofus ſeinen eigenen berühmten Vertreter hatte, ſo könnte ich meine Aufzählung ſchließen, wenn ich nicht noch einer ganz eigenthümlichen Gattung von Moſaiken zu erwähnen hätte, die, ohne Zweifel

der ſpätrömiſchen Zeit angehörig, den römiſchen Character von ſeiner widerwärtigſten Seite zeigen. Es ſind dies die Darſtellungen von Gladiatoren und Gladiatorenkämpfen aller Art, welche ſich in zum Theil koloſſalen Moſaiken im Palaſt des Lateran, in der Villa Borgheſe und im Palaſt Maſſimi finden. Von dieſer allein ächt römiſchen Malerei nächſtens. Für heute habe ich genug gearbeitet. Wir wollen den ſchönen Nachmittag in der Campagna zubringen, und die Stätte aufſuchen, wo einſt das alte Fidenae ſtand.

VII.

Römiſche Gladiatorenbilder.

Rom, den 7. März 1846.

Nur von der Elite der excluſiven römiſchen Bildung in der Blütenzeit ihrer Cultur hatte das Horaziſche:

Graecia capta ferum victorem cepit, et artes
Intulit agresti Latio*) —

ſeine Geltung. Der Kern der Nation blieb barbariſch, und ſelbſt das Verhalten der römiſchen Bildung zur griechiſchen Kunſt und ihren Werken war nicht ſowohl ein productives, als vielmehr ein raffinirt genießendes, wenn auch in letzterer Beziehung der kultivirte Römer es zu einer unglaublichen Virtuoſität brachte. Dabei aber zählte ſelbſt dieſer kultivirte Römer die bildenden Künſte nicht zu den liberalen Künſten, und ihre Vertreter galten ihm nur als Diener der Ueppigkeit (luxuriae ministri), und ebenſo

*) Das eroberte Hellas erobernd den wilden Beſieger,
Brachte Bildung dem rauhen Latium. —

blieb, neben der feinſten Genußbildung die dem römiſchen Charakter eigenthümliche Beſtialität und Grauſamkeit ungeändert beſtehen. Dafür giebt es kein ſprechenderes Beiſpiel als die Gladiatorenkämpfe, und die Luſt der Römer an dieſen furchtbaren Schauſpielen. In der Sitte dieſer grauſamen Kämpfe, bei denen uns der Name Spiel auf den Lippen erſtirbt, einer Sitte, wie ſie kein einziger Staat des geſammten Alterthums aufzuweiſen hatte, tritt der radikale Unterſchied griechiſcher und römiſcher Natur in den ſchneidendſten Gegenſatz. Den Griechen, ſchon den Homeriſchen, ſind ihre Kampfſpiele nur die Mittel, die Fülle und Kraft der eigenen Leibesgeſtalt zu vollendeter Schönheit, zum vollkommnen Werkzeuge des ſittlichen Willens künſtleriſch auszugeſtalten. In ihrer Gymnaſtik, in ihren Wettkämpfen entwickelte ſich das Götterbild der zum Kunſtwerk vollendeten Menſchengeſtalt. Der Römer dagegen kämpfte bis in die ſpäteſte Zeit der Entartung, wo auch Freie, Ritter, Senatoren und ſelbſt Kaiſer, wie Caligula und Commodus, in die Arena ſtiegen, nicht ſelbſt bei ſeinen Kampfſpielen. Die Ströme von Blut, welche ein Jahrtauſend lang die Arena ſeiner Amphitheater tränkten, waren gemeines Blut niedriggeborener Sclaven, die der römiſche Vollbürger ſich gegenüber kaum als Halbmenſchen anſah. Urſprünglich Leichenſpiele uraltitaliſchen Urſprungs, dienten ſie als Blutſpenden zur Ehre und Sühne der Abgeſchiedenen, und erſcheinen in dieſer Geſtalt bis tief in die Mitte des zweiten vorchriſtlichen Jahrhunderts, nehmen aber ſchon im Laufe dieſer Zeit allmälig mehr und mehr jenen Schauſpielcharakter wilder Feſtluſt an, der im letzten Jahrhundert der Republik dieſelben zu einem weſentlich politiſchen Inſtitute ausgeſtaltete. Jetzt

wurden dieſe Kämpfe Mittel politiſcher Beſtechung des Volks, und zugleich furchtbare Waffen in den Händen ehrgeiziger Parteihäupter zu gewaltſamer Durchſetzung ihrer Intereſſen. Die Spiele ſelbſt, die Anſtalten und Bauten, die Kaſernen, die Abrichtungs- und Dreſſurſchulen für dieſe Luſtmordkämpfer vermehrten ſich ins Ungeheure, und die Anzahl der letzteren wuchs und ſchwoll zu einer Höhe, daß ſie mehr als einmal, wie im Sklavenkriege des Spartakus, die Herrſcherin der Welt erzittern machte. Die Theilnahme, der Fanatismus für dieſe Luſtmordkämpfe war allen Ständen und Klaſſen gemein. Der gebildetſte und freiſinnigſte Römer, Cicero, bezeugt ausdrücklich, „keine Volksverſammlung, kein Wahltag, kein öffentliches Gericht vereinige die römiſche Bevölkerung aller Stände in ſo ungeheurer Anzahl, wie dieſe Schauſpiele.“ Das blieb ſo bis in die ſpäteſte Kaiſerzeit. Der gute Kaiſer Trojan gab einmal hundert und dreiundzwanzig Tage lang Feſtlichkeiten dieſer Art, bei denen zehntauſend Gladiatoren kämpften und eilftauſend wilde Thiere getödtet wurden. Tacitus hat uns die Kunde eines furchtbaren Unglücks aufbehalten, das ſich bei Gelegenheit eines ſolchen Schauſpiels in Rom zutrug, ſo entſetzlich, daß es dem Verluſte eines gewaltigen Krieges gleichkam, eines Unglücks, bei dem „Anfang und Ende in den Raum weniger Minuten zuſammenfielen.“ Es war zur Zeit Tibers. Der Geiz des Tyrannen hatte die Römer ungewöhnlich lange ihrer Lieblingsſchauſpiele entbehren laſſen. Da verkündete plötzlich die Stimme der Tagesausrufer, daß vor den Thoren der Stadt, an den Hügeln bei Fidenae, ein rieſiger Bau aufgerichtet ſei, ein Amphitheater, kaum weniger groß, als Titus ſpäteres Koloſſeum, und

daß der Unternehmer, ein Freigelaſſener Atilius, die Conzeſſion erhalten habe, dort Fechterſpiele gegen Einlaßgeld zu veranſtalten. Es war vielleicht das erſte Mal, daß nicht der Ehrgeiz reicher Bürger, ſondern die Habſucht eines gemeinen Unternehmers die römiſche Schauluſt zu einer Geldſpeculation auszubeuten ſuchte. Ausführliche Programme gaben Nachricht von den Einzelnheiten der zu erwartenden Schauſpiele, von den Arten der Kämpfe, von den Namen und Perſonen der vorzüglichſten Fechter. Tauſende und aber Tauſende ſtrömten hinaus, Männer und Frauen jeden Alters und Standes; die Nähe des Orts und die Begierde nach dem langentbehrten Genuſſe waren zu lockend. Sie übertönten die warnenden Stimmen, welche meinten, der rieſige Bau entbehre des ſteinernen Fundaments, und das ungeheure Balken- und Brettergerüſt der feſten Fügung metallner Klammern und Riegel. Schon ſind die thurmhoch aufſteigenden Sitzreihen gefüllt, ſie vermögen die immer neu nachdrängenden Menſchenſtröme nicht zu faſſen, deren Wogenſchwall den bereits von Zuſchauern wimmelnden Bau umfluthet. Die Kämpfe beginnen, ſchon feuchtet das Blut in Strömen den Plan der ungeheuren Arena unter dem Jubelgeſchrei der Tauſenden, die flammenden Blicks niederſtieren auf das Todeszucken der Opfer ihrer grauſamen Luſt. Da plötzlich ein dumpfes Krachen, noch eins und wieder eins, übertönt von einem Schrei der Todesangſt aus hunderttauſend Kehlen, der weithin in dem fernen Rom vernommen wird, und berſtend aus ſeinen Fugen ſtürzt der ganze rieſige Bau nach Innen und Außen in ſich zuſammen, zerſchmetternd die er trägt, begrabend unter ſeinen Trümmern auch die nächſten der ihn umgebenden Schaaren. „Glücklich

diejenigen, denen ein raſcher Tod lange Todespein erſparte. Weit bejammernswerther die Unſeligen, welche mit verſtümmelten Leibern noch bis Sonnenuntergang mit ihrem Anblick, die Nacht hindurch mit ihrem Jammergeheul und Todesſeufzen ihren Gatten und Kindern das Herz zerriſſen. Ganz Rom war hinausgeſtürzt zu dem Schauplatze des Entſetzens, denn unter ſeinen Hunderttauſenden war kaum Einer, der nicht einen Verwandten, einen Bruder, einen Vater, eine Mutter, ein Kind, einen Freund oder Bekannten von dem Entſetzlichen betroffen wußte oder glaubte. Als man an das Wegräumen der Trümmer ging, gab es neue erſchütternde Scenen. Alles ſtürzte zu den Leichen der Erſchlagenen die Angehörigen auszufinden, ſie zu umarmen und zu küſſen, und wenn das zerſchmetterte Antlitz bei gleichem Alter und ähnlicher Leibesgeſtalt Irrthum veranlaßte, gab es einen entſetzlichen Streit um die entſeelten Ueberreſte.“ Die officielle Angabe ſetzte die Zahl der Erſchlagenen und Zerſchmetterten auf funfzigtauſend. Ein kaiſerliches Senatuskonſult beſchränkte ſeitdem das Recht Gladiatorenſpiele zu geben auf ein gewiſſes Vermögen, und ſetzte feſt, daß vorher jedesmal der Bau des Amphitheaters und ſeine Feſtigkeit unterſucht werden ſollte. Dieſer Ukas und die Verbannung des Atilius war die Sühne, welche Tiber für ausreichend hielt bei ſolchem Verbrechen! Noch lebten zu Tacitus Zeiten Zeugen dieſes entſetzlichen Ereigniſſes, von ihnen vernahm der Hiſtoriker auch, wie die ganze Stadt nach demſelben in ein großes Lazareth verwandelt ſchien, wie alle Paläſte des Adels ſich für die Verwundeten und Verſtümmelten öffneten, wie Aerzte und Pfleger überall freiwillig

thätig waren, und Spenden aller Art das Elend erleichterten. *)

In dem Eingangssaale der Villa Borghese sieht man auf fünf großen Mosaikbildern des Fußbodens Darstellungen solcher Gladiatoren- und Thierkämpfe, gefunden vor zehn Jahren unter den Trümmern der alten Prachtvillen, welche einst die Tuskulanischen Hügelabhänge schmückten. Diese Darstellungen der Einzelkämpfe von Fechterpaaren, von Menschen gegen wilde Bestien, von Sterbenden in allen Lagen und Situationen sind von einer blutigwüsten Gräßlichkeit. Neben den Gestalten liest man ihre Namen; es sind also wohl Portraiterinnerungen an ausgezeichnete Lustmordkämpfer unter den Gladiatoren der jedenfalls sehr späten Zeit, aus welcher diese Mosaiken stammen. Kleidung und Rüstung haben schon etwas Byzantinisches. Fast alle die verschiedenen Mordwaffen, welche bei diesen Gelegenheiten von den verschiedenen Klassen dieser Kämpfer gebraucht wurden, findet man hier: Schwerter, Lanzen, Wurfspieße, auch den Dreizack, mit dem der Schlingnetzwerfer (retiarius) sein umstricktes Opfer durchbohrte. Einige Gestalten tragen Helme mit geschlossenen Visieren, wie die mittelalterlichen Ritter. In diesen Bildern, zu denen sich noch vier ähnliche Mosaikdarstellungen im

*) Caeterum, sub recentem cladem, patuere procerum domus, fomenta et medici passim praebiti, fuitque urbs per illos dies, quamquam maesta facie, veterum institutis similis, qui magna post praelia, saucios largitione et cura sustentabant. (Tacitus.)

Palaſt Maſſimi geſellen, trat mir zuerſt jene barbariſche Rohheit vor Augen, welche ſich nicht damit begnügte, dieſe Schauſpiele von Blut und Graus in der Wirklichkeit zu ſchauen, ſondern ſich auch — was zehnmal ärger iſt, in den friedlichen Räumen der Wohnung, in Sälen und Speiſezimmern dauernd dieſen Anblick feſthalten mochte. Doch was war von einem Volke zu erwarten, das in der Blüte ſeiner literariſchen Kulturepoche bei ſeinen ſchwelgeriſchen Gaſtmahlen die blaſirten Sinne durch den Mordkampf von gänzlich ungerüſteten nur mit leichter kurzer Tunika bekleideten Fechtern aufzuſtacheln ſuchte!

Faſt noch widriger ſind die lebensgroßen Moſaikbilder von römiſchen Athleten in einem großen Saale des Lateranpalaſtes, wohin ſie kürzlich aus den Thermen des Caracalla gebracht wurden; auch offenbar Portraits, unſchöne, ekelhaft feiſte, zu plumper Kraft künſtlich aufgemäſtete Geſtalten. Ein künſtleriſch gebildetes Auge mag ſie kaum anſehen. Der Bildhauer Steinhäuſer, mit dem ich ſie beſah, rief bei ihrem Anblick mit faſt komiſcher Verzweiflung aus: „kommen Sie um's Himmelswillen fort! die Kerle riechen förmlich übel.“

Kein griechiſcher Künſtler hat ſich erniedrigt, dieſe Luſtmordkämpfe der Römer zum Gegenſtande künſtleriſcher Darſtellung zu machen. Ihnen lieferte die Schönheit ihrer gymnaſtiſchen Kämpfe edlern Stoff für ihre Kunſt. Und ſelbſt da, wo ihnen jene Aufgabe von ihren römiſchen Herren geſtellt ward, haben ſie in der Plaſtik den Gegenſtand durch die Behandlung zum Adel der Schönheit erhoben. Denn ich will's Euch nur verrathen, daß ich den ſterbenden Kapitoliniſchen Fechter und vielleicht auch den Borgheſiſchen und die kleinen Fechter im Berliner

Muſeum für römiſche Aufgaben halte, die von griechiſchen Künſtlern mit griechiſchem Geiſte gelöſ't ſind.

Hingegen maleriſche Darſtellungen der Luſtmordkämpfe und Portraitfiguren der Gladiatoren ſind nie über das Handwerk hinausgegangen. Dafür waren ſie in den Kaiſerzeiten deſto verbreiteter. Ein Freigelaſſener Nero's, der zu Antium ein großes Gladiatorenſpiel veranſtaltete, ließ öffentliche Wandelgänge der Stadt mit der portraitgetreuen Abbildung der ſtattgefundenen Kämpfe ausmalen, eine Sitte, die unter den ſpätern Kaiſern auch in Rom ſelbſt aufkam. Aber kein antikes Gefäß, von helleniſcher Kunſt geformt und geſchmückt, keins der Tauſende von Vaſengemälden, welche alle Sammlungen Europas füllen, ſelbſt kein einziges der Wandgemälde Pompeji's, wo griechiſche Bildung immer überwiegend blieb — kurz kein auch noch ſo geringes Kunſtwerk alter Malerei und Zeichnung, das einen Hauch griechiſchen Geiſtes trägt, zeigt uns auch nur eine Spur jener Darſtellungen von Kampfſpielen, die zu den dunkelſten Blutflecken gehören auf dem Bilde des römiſchen Lebens und Volksgeiſtes. Unter allen Reſten antiker Kunſt ſind dieſe Gladiatorenmoſaiken, über die Dr. Hentzen neulich eine von der römiſchen Akademie gekrönte Preisſchrift veröffentlicht hat, die einzigen, zu denen ich nie wiederzukehren gedenke. Aber zu Einem iſt ihr Anblick dienlich: er mäßigt die elegiſche Trauer um ein Bedeutendes, der ſich die Mehrzahl der Beſucher Roms bei der Erinnerung an den Untergang des alten römiſchen Lebens ſo gern zu überlaſſen liebt. Als ich geſtern nach dem Beſuch der Villa Borgheſe in der Campagna an der Stätte Fidenä's die Stelle des Tacitus über den oben erwähnten Einſturz des

Amphitheaters las, ward ich mir ſelbſt in dem heutigen verpfafften Rom des ungeheuren Fortſchritts der Menſchheit im Gegenſatze zu jener Zeit römiſcher Kaiſerherrlichkeit tröſtlich bewußt, und ſah ordentlich mit einem friedlichen Gefühl die Sonne niederſinken hinter dem Vatikane, wo doch ſelbſt unter dem alten ſtumpfen Tyrannen Gregor die Idee der Menſchlichkeit weiter entwickelt iſt, als in den Tagen eines Vespaſian und Trajan! —

Ich habe vorhin des ſterbenden Fechters und meiner kunſthiſtoriſchen Ketzerei über ihn erwähnt. Vom Lateran kommend gingen wir heute auf das Kapitol, und ließen uns den Saal aufſchließen, wo er ſteht, um uns die Seele rein zu waſchen von dem Eindrucke jener wüſten Moſaikbilder.

Da lag er vor uns auf ſeinem Schilde. Das Schwert iſt ihm entſunken, aus der linken Bruſt rinnt das letzte Blutgetröpfel der Todeswunde. Die rechte Hand ſtemmt ſich noch matt gegen den Boden, die linke ruht über dem linken Knie auf dem Schenkel des zuſammengezogenen rechten Beins, über deſſen untere Hälfte ſich das linke ſchon ſterbend hinſtreckt. Alles, bis auf das zur rechten Seite geneigte Haupt, zeigt den Moment an, welcher dem „langhinſtreckenden Tode“ vorangeht. Das niederwärts gekehrte Antlitz verbirgt ſelbſt unter den Schaudern des nahen Todes den verhaßten Zuſchauern noch ſtolz den Ausdruck des körperlichen und Seelenleidens. Allein mit ſich und ſeinem Schmerze will er ſterben. Noch ein Moment, und der

ſtützende Arm wird zuſammenbrechen und das ſinkende Haupt ſich auf ihm betten im Todesſchlafe.

Es iſt ein Häuptling, ein Barbarenfürſt, der im Schlachtenkampfe bezwungen, oder durch Verrath gefangen, ſein Leben hier im Luſtmordkampfe zur Augenweide ſeiner Feinde verhaucht. So hat ihn Byron gefaßt im Childe Harold, in den wundervollen Strophen:

I see before me the Gladiator lie:
He leans upon his hand, — his manly brow
Consents to death, but conquers agony,
And his drooped head sinks gradually low —
And through his side the last drops ebbing slow
From the red gash, fall heavy, one by one,
Like the first of a thunder-shower; and now
The arena swims around him — he is gone,
Ere ceased the inhuman shout which hailed the wretch,
who won.

He heard it, but he heeded not, — his eyes
Were with his heart, and that was far away:
He reck'd not of the life, he lost nor prize,
But where his rude hut by the Danube lay
There were his young barbarians all at play,
There was their Dacian mother, he, the sire
Butcherd, to make a Roman holiday —
All this rush'd with his blood — Shall he expire
And unavenged? — Arise! ye Goths, and glut your ire!

Und ſo hat ihn der griechiſche Künſtler aufgefaßt, wer er immer geweſen, deſſen Hand wir dies Meiſterwerk verdanken. Da es urſprünglich zur Ludoviſiſchen Sammlung gehörte, wird es auch wie alle Hauptwerke derſelben, und namentlich die bekannte Todesgruppe des Barbarenhäuptlings und ſeines Weibes *) wohl demſelben Fundorte der Saluſtiſchen Gärten angehören. Das Barbarenthum erſcheint hier vom Künſtler zur Schönheit geadelt, und die Idealiſirung der Züge läßt das Porträtartige der Darſtellung kaum verkennen. Ueber dem ganzen Werke aber liegt der Hauch jenes ächt hellenischen Mitgefühls ausgebreitet, welches ſich in dem Ausſpruche jenes Griechen wiederfindet, der, als in ſeiner Vaterſtadt Korinth ein römiſcher Gewalthere der Kaiſerzeit die Luſtmordſpiele ſeiner Heimath einführen wollte, ausrief: man müſſe erſt den Altar des Mitleids und der Barmherzigkeit umſtürzen, bevor man ſich entſchließen könne, jene Spiele anzuſehen! —

Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich kann auch heute den widerwärtigen Eindruck jener Moſaikbilder noch nicht los werden. Und doch verdanke ich ihnen etwas nicht Geringes: daß mir der Gegenſatz des römiſchen Weſens zu dem griechiſchen und der brutale Realismus dieſes weltknechtenden Volks im

*) S. Th. I. S. 180.

Gegensatze zu dem göttlichedlen Idealismus der weltbefreienden Hellenennatur zum ersten Male in vollkommen greifbarer Deutlichkeit vor die Seele getreten ist. Und dann noch etwas. Diese Römerherrschaft, die alle Nationen der bekannten Welt wie eine riesige Boa Constrictor immer enger und enger umschlang, bis die letzte Lebenskraft des Nationalgefühls in ihnen zerbrochen war, dieser Zustand der Welt, der vor der Tyrannei römischer Weltherrschaft nirgend eine Hülfe, nirgend eine Zufluchtstätte bot, diese allgemeine Knechtschaft und Sclaverei, welche den letzten Lebensfunken des Bewußtseins von Menschenwürde und Menschenadel erstickte, dieser Weltzustand war es, der das Christenthum entstehen sah, er war es, aus dessen Boden diese Religion der Weltverachtung, des Ekels und Hasses gegen Natur und Sinnenwelt, der Verzweiflung an der Würde des Menschen emporwuchs. Im Angesichte der Greuel dieses brutalen Realismus der weltbezwingenden Römer, deren tragisches Vergnügen nur durch die gemeine Wirklichkeit der physischen Leiden und Martern in jenen Lustmordkämpfen erweckt werden konnte, in denen sich die Kinder aller Nationen zu ihrer Augenweide zerfleischten — im Angesichte dieser Greuel wuchs eine Religion empor, die, von der Welt sich völlig losreißend, mit allem ihren Hoffen und Sehnen sich in den Abgrund des Jenseits stürzte, während sie ihren Bekennern anempfahl, hienieden jedes Sclavenjoch zu ertragen zur Ehre Gottes. Eine Religion, die nicht bloß blinde Unterwürfigkeit gegen jede Obrigkeit, als von Gott verordnete empfahl, nein, die selbst dem Sklaven, den etwa die Laune seines Herrn zum Mitspielen in jenen Gladiatoren-Tragödien verurtheilte, durch den Mund des Apo-

ſtets zurief: „Ihr Knechte ſeid unterthan mit aller Furcht euren Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, ſondern auch den argen und ſchlimmen!“ Fürwahr dieſe Religion hat ihre Berechtigung gehabt in einem Weltzuſtande allgemeiner Verzweiflung, aber — ſie hat ſie gehabt.

Rom, den 10. März 1846.

Ihr wißt, wie ich hier in diesem Lande der Schönheit das Schöne der Landschaft sowohl in der Natur als in seiner Abspiegelung durch die Kunst fortwährend zum Gegenstande meines genießenden Sinnens mache. Da fiel mir nun heute in einem Buche der George Sand, in welchem sie ihr Winterleben auf der Insel Mayorka beschreibt, eine Stelle auf, in welcher die tiefsinnige Dichterin einen Grundirrthum der Menge mit aller ihr zu Gebote stehenden Beredtsamkeit zu dem ihrigen macht. Hingerissen von der großartigen Schönheit südlicher Natur, wie sie auf jenem wunderbaren Meereseilande ihr zum ersten Male im Leben vor die Augen trat, ruft sie den Kunstenthusiasten zu: in der fleißigen Betrachtung solcher Gegenden und Ansichten „Respect zu lernen von dem Schönheitswerke der göttlichen Kunst des Weltschöpfers.“ Aber hier wie anderswo ist der Deismus die Achillesferse ihrer tiefsinnigen Spekulationen und ihrer poetischen Schöpfungen. Auch hier verleitet er sie die Naturschönheit über die Kunstschönheit, die „art divin qui préside à l'eternelle creation des choses über die menschliche Kunst des Malers zu setzen. Denn freilich, wenn wir einem

allmächtigen createur divin die Abſicht der Hervorbringung des Schönen in der Natur, in unſerem Falle alſo einer ſchönen Landſchaft, unterſchieben, wie vermag da ſelbſt der kunſtbegabteſte Menſch mit einem ſolchen Rivalen zu wetteifern! Aber der Grundirrthum iſt eben der, daß die ſchöne Landſchaft, dieſes wundervolle Zuſammen von Bergen, Thälern und Bäumen, von Fernſicht auf Gebirgsſäume und Meeresſtrand von der Dichterin und ihrer Reflexion als beabſichtigtes Kunſtwerk gefaßt wird, während es doch als Ganzes nur Erzeugniß des Standpunkts iſt, den der kunſtgebildete, zum künſtleriſchen Sehen organiſirte Betrachter grade einnimmt. Nur für ſeinen Standpunkt, für ſein Auge iſt dieſer landſchaftliche Zuſammenhang der Naturgegend eine ſchöne in ſich zuſammenhängende Landſchaft, ſind die einzelnen Theile derſelben auf einander künſtleriſch bezogen und zu einem ſchönen Ganzen vereint. An und für ſich haben ſie gar keinen ſolchen Bezug auf einander. Verändere den Standpunkt, oder ſieh dieſelben Gegenſtände bei ungünſtiger Beleuchtung und die Schönheit des Ganzen iſt dahin. Die Natur iſt kein Künſtler, denn ſie arbeitet und ſchafft bewußtlos, und ihr Zweck iſt, wie Göthe einmal bemerkt, Leben und Erhaltung, nicht Schönheit. Freilich wird der Maler auf den Ausdruck der vollen Wirkung gewiſſer Naturerſcheinungen in ſeinen Kunſtſchöpfungen verzichten müſſen. Aber jeder wahrhafte Künſtler wird uns ſagen, daß er nie und nirgends eine Naturlandſchaft auch bei dem allergünſtigſten Standpunkte ganz unverändert wiedergeben kann, daß er vielmehr überall ergänzend nachdichten, verändern, zuſetzen, umſchaffen muß. Kein einziges der Meiſterwerke aller großen Landſchaftsmaler iſt Portraitlandſchaft, wie

es doch in dem Sinne G. Sand's sein müßte. Die Täuschung, welche vollendete Schönheit in der landschaftlichen Natur erblickt, und welche G. Sand an der gedachten Stelle mit den Worten ausdrückt: tout ce que le peintre et le poëte (in diesem et le poëte liegt schon der Irrthum) peuvent rêver, la nature l'a crée dans cette endroit: ensemble immense, details infinis, variété inepuisable, formes confuses, contours accusés, vagues profondeurs, tout est là, et l'art n'y peut rien ajouter — diese Täuschung ist leicht aufzudecken. Sie besteht darin, daß der Betrachter einer solchen immensen Naturlandschaft das Nebeneinander vieler einzelnen landschaftlich und künstlerisch schönen Motive, weil er es mit unmerklicher Wendung des Blicks fast gleichzeitig beherrscht, als ein Ganzes, als eine Landschaft auffaßt. Da ist denn freilich ein Galleriereichthum vorhanden, gegen den gehalten das auf die Einheit eines Standpunkts und eines einzigen Blicks beschränkte Einzelwerk des Künstlers nicht aufkommen kann. Wer jemals von den Höhen Tusculum's oder von den Bergen Genzano's auf die Campagna hinab sah, und „mit einem Blicke" (es sind aber immer mehrere dazu erforderlich) — Capo Circelli und das Meer und die Wellenhügel der Campagna, die ewige Roma in schimmernder Ferne, und rechts hinauf den Soracte in der Abendsonne leuchtend erblickte, der wird die Möglichkeit jener Täuschung verstehen, und einen Irrthum begreifen, der weiter verbreitet ist, als man denken sollte, zumal da er in der Annahme kunstschöpferischer göttlicher Absicht eine starke Stütze findet. Aber alle wahrhaften Künstler, und so auch die Landschaftsmaler, sind in diesem Sinne, ohne es zu wissen, praktische Atheisten.

Das habe ich neulich wieder so recht empfunden, als ich mit F. das Atelier von Willers besuchte. Mein Oldenburgischer Partikularpatriotismus erfreut sich an der großen Anerkennung, welche unser Landsmann, der Landschaftsmaler Ernst Willers unter den Künstlern in Rom genießt. Ich sage unter den Künstlern, bei denen er neben Gurlitt für den größten deutschen Landschaftsmaler gilt. Dabei kann er aber sehr bequem verhungern. Denn in Rom kann man zwar ein großer Maler werden, aber damit ist noch keineswegs gesagt auch ein berühmter, d. h. ein solcher, dessen Bilder die reichen Touristen bestellen oder kaufen. Ernst Willers ist davon ein redendes Beispiel.

Dieser ächte Künstler hat die harte Lebensschule des Genies durchgemacht, ohne noch an ihr Ende gelangt zu sein. Von dem armen Lehrlinge eines Zimmeranstreichers in einem kleinen Städtchen an der Nordsee, der er noch in seinem zwanzigsten Jahre war, bis zu dem Range eines der ersten neueren Landschaftsmaler, ist ein weiter und schwerer Weg. Vor etwa eilf Jahren kam er nach Rom. Es währte geraume Zeit, bis er, an die öden Haidemoore seiner Heimath und an die wilde Natur des Bairischen Gebirgs gewöhnt, sich einlebte mit Aug und Sinnen in die ihm fremde Natur Italiens. Und wie sein ganzes Wesen auf langsame Entwicklung angelegt war, so gelang es ihm auch hier erst spät, aus den Eindrücken des Bunten und Grellen, die noch in seinen ersten italischen Landschaften vorherrschen, sich zur richtigen Auffassung und zum treuen Wiedergeben der ruhigen Harmonie in Farben und Linien zu befreien, welche seine spätern Werke auszeichnen. Er pflegt gern zu erwähnen,

daß er hier seinem Freunde Rahl viel verdanke, der ihm die Augen rein gewaschen habe.

Steigt mit mir die stille Via di San Isidoro hinauf zu dem Atelier des Künstlers, wo er seit eilf Jahren neben seinem Freunde Riepenhausen wohnt, und wohin sich der Schritt der jährlich nach Rom touristenden Schooßkinder des Reichthums nur selten verirrt. Ein ächter Sohn des blonden Nordlandes, das scharfgeschnittene, schroffgeformte und doch so ungemein gutmüthige Angesicht von dem staatlichsten blonden Barte umschattet, eine Figur, die unwillkürlich an die alten Künstlergestalten erinnert, tritt uns entgegen, unbehülflich in jeder Form moderner künstlicher Geselligkeit, aber eine Seele rein wie Gold. Aus jedem Zuge seines Wesens, aus jedem Worte spricht die ächte Künstlernatur. Die Wände seines Ateliers sind bis zur hohen Decke hinauf geschmückt mit einer Reihe der ausgezeichnetsten Studien und Skizzen, von denen er einen Theil als Ertrag einer nach Sizilien und Griechenland kürzlich unternommenen Reise zurückgebracht hat. Daneben findet ihr die ganze Großartigkeit der Campagna di Roma, die romantische Wildheit der Sabinergebirge, Felsen- und Baumstudien in einer Fülle, wie sie keiner der jetzt in Rom lebenden Landschaftsmaler aufzuweisen hat, und die mit den zahllosen Schätzen seines Portefeuille an Handzeichnungen vielleicht einmal einen Kunsthändler zum reichen Manne machen werden.

„Mit Kraft begannen, die mit Schönheit enden!“

Dies Wort Immermann's findet im vollen Maaße Anwendung auf unsern Künstler, dessen Naturauffassung in der Landschaft sehr gut mit der Immermannschen Auffassung und Darstellung

der Landidylle verglichen werden kann. Er hat ſich in der letzten Zeit aus der bei ihm früher überwiegenden Neigung zu dem Wilden, romantiſch Schauerlichen, zu derjenigen Ruhe und ſtillen Großheit erhoben, welche in ſeinem letzten Werke, Küſtenlandſchaft vor Sizilien, uns ſo bewundernswürdig entgegentritt.

Selten iſt der Charakter eines Künſtlers ſo ganz mit ſeinen Werken in Eins verwachſen, wie bei Willers, deſſen rauhe, eckige, aber granitfeſte und dabei doch wieder ſo kindlich einfache und ſo gutmüthig liebenswürdige Natur in ſeinen wilden Felsgebirgen und gewaltigen Eichen, wie in der Lieblichkeit ſeiner duftigen Thäler, ſeiner ſonnengrühenden Fluren und Meeresgeſtade ſo treu ſich wiederſpiegelt. Jetzt hat er ein großes Landſchaftsbild begonnen, das in jeder Beziehung ſein größtes Werk zu werden verſpricht: das Thal der Egeria mit der Ausſicht auf die Campagna und den Monte Cavo*). Dies Bild kann recht füglich dazu dienen, die Wahrheit meines obigen Fundamentalſatzes über landſchaftliche Naturſchönheit zu beweiſen. Jeder, der es ſieht, glaubt bei dem erſten Blicke das naturgetreue Portrait dieſes ſchönſten und anmuthigſten aller Thäler der an maleriſcher Schönheit ſo reichen Umgegend Roms zu erblicken. Und doch zeigt die näher und ſorgfältiger vergleichende Betrachtung alsbald, wie ſelbſtſtändig der Maler mit ſchöpferiſchem Kunſtgefühl die einzelnen Motive benutzt, hier ausgelaſſen, dort zugeſetzt, hier verändert und umgeſtaltet, dort kopirt und nachgebildet hat, um jenen Eindruck eines in ſich vollkommen abgeſchloſſenen

*) Jetzt vollendet im Beſitze des Großherzogs von Oldenburg. 1849.

Ganzen hervorzubringen, den jedes wahre Kunſtwerk erzeugen ſoll, und den in der ſchönſten landſchaftlichen Natur eben nur das ſchöpferiſch thätige, kunſtgeübte Auge des Malers wahrnimmt: dieſer ſchöpferiſche Blick, um den der Dichter den Künſtler beneidet, wenn er ſagt:

„Ich möchte Bilder ſehn, nicht malen können,
Nur um nicht von dem Häßlichen zu leiden;
Denn niemals hat's der Maler noch geſehen."

Das Werk iſt eines der größten Staffeleibilder moderner Landſchaft, über eilf Fuß lang, ſieben bis acht Fuß hoch. Man ſieht von der Höhe ſchräg hinein in das reizende Thal. Im Vorgrunde fällt der Blick zur Rechten auf die Grotte der Egeria, aus der das erquickende Naß der reinen klaren Quelle hervorrieſelt, und aus deren Tiefe uns das Marmorbild der ruhenden Nymphe aus dem Gehänge von Schlingpflanzen entgegenleuchtet. Eine Gruppe prachtvoller Eichen, deren Laubwerk ſich ſcharf abhebt gegen die weißlichen Wolkenſtreifen des blauen Himmels, krönt den Hügel, welcher ſich über der Grotte wölbt, und ſpiegelt ſich wieder in dem kryſtallenen Gewäſſer, das am Fuße der Quellgrotte leiſe dahin ſtrömt. Weiter fernwärts ſchiebt ſich das ſanfte Hügelrund des „heiligen Hains" in das Bild hinein; denn die Kunſt, die in der That die bergeverſetzende Kraft beſitzt, welche die Schrift dem frommen Glauben zuſchreibt, hat hier auf dem natürlichſten Wege das nothwendige Wunder bewirkt. Sie hat jenen lieblichen Hügel von ſeiner Stelle, wo ihn die Eichen der Grotte in der Wirklichkeit dem Blicke verdecken, hervorgerückt an den Rand des Thales, das ſich jetzt, von ſanften Wolkenſchatten durchſchnitten, mit ſeinen grünen

Cannapflanzungen und sonnigen Wiesengründen, feinen Lorbeergebüschen und Baumgruppen, weiter und weiter vor uns aufthut bis dahin, wo die stolze Bogenreihe der alten Wasserleitungen sich über die Hügelwellen der sonnegebräunten Campagna, wie ein versteinerter Heereszug lang hinstreckt zu den sanften Abhängen des Albanergebirgs. Der Monte Cave, von dessen mittler Höhe Rocca di Papa herabschimmert, und auf dessen Gipfel ein scharfes Auge die duftigen Umrisse des Klosters wahrnimmt, schließt das Bild beruhigend ab mit der unaussprechlichen Schönheit seiner Linien, in deren sanftem Schwunge die felsige Starrheit des Gebirgs gleichsam zu bewegtem Leben erzittert. Die Sonne eines scheidenden Sommertags glüht und leuchtet auf den farbenduftenden Fernen, während die breiten, klaren, südlichen Schatten kühl und labend über die Vorgründe ziehen. Keine überlästige Staffage stört aufdringlich die Ruhe dieser in sich vollendeten Natur. Nur ein Trupp schwerwandelnder silbergrauer krummgehörnter Rinder, geführt von einem stattlichen schwarzgrauen Stiere, schreitet langsam von der Thalschlucht des heiligen Haines dem Quelle zu. Der Hirt folgt in der Ferne mit dem großen Wolfshunde. Aus der Grotte tritt eben eine Bäuerin der Campagna hervor, den gefüllten Henkelkrug auf dem Haupte. Alles in dieser Staffage ist der Landschaft untergeordnet, dienend dem Charakterausdruck und der Farbenharmonie des Ganzen, das eben als Ganzes auf das Schlagendste den Lessing'schen Ausspruch auch auf diesem Kunstgebiete bestätigt:

„Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
So hat Natur mit Kunst gehandelt!"

Die Größe des Bildes wird durch die wunderbare Harmonie des Ganzen so gemäßigt, daß sie sich erst bei längerem Beschauen fühlbar macht. Es ist eben ein Werk groß und einfach wie die schöne Natur selbst. —

Es war Spätnachmittag, als wir die Werkstatt des Künstlers verließen, und aus der Porta di San Sebastiano dem Thale von Numa's Egeria unsere Schritte zuwendeten, um nach dem Genusse des Kunstwerks uns an seinem Naturbilde zu erfreuen. Die Sage, welche alles menschlich Milde und Fromme in den Satzungen und Einrichtungen des alten Roms auf den weisen Numa, den Liebling der Götter, zurückführt, hat sein Gedächtniß unauflöslich verbunden mit diesem lieblichen Thale, in dessen weltabgeschiedener Stille und Einsamkeit sie ihn von der geliebten Göttin Egeria, der begeisterten „Erweckerin," die Gedanken empfangen ließ zu seinen weisen und menschlich edlen Schöpfungen. Diese Sage von der Liebe des unsterblichen Weibes zu dem edlen Sterblichen ist einer der wenigen Lichtpunkte in der so blutigen ältesten Geschichte des wilden Römervolkes. Sie reiht sich an die Ueberlieferungen von andern Heroen der Civilisation, welche in der Einsamkeit, zurückgezogen von den Menschen, am Busen der ewigen Natur der Stimme ihres eignen Herzens lauschten, und ihre großen Menschheitgedanken reifen ließen. Fast ein Jahrtausend später erzählte Plutarch: wie der Jüngling Numa, lange bevor ihn der Ruhm von der Weisheit des Mannes auf den Thron des Romulus berief, „gewohnt gewesen sei, allein umherzuschweifen durch Feld und Wald und Einsamkeit, durch Götterhaine und heilige Wiesenthäler; daher die Sage entstanden sei, von seinem Liebesbunde mit der Göttin Egeria, der

ihn hochbeſeligt und den Göttern gleichgemacht an Einſicht und Weisheit. Und es lautet ja das Wort," ſetzt der menſchliche Heide hinzu, „daß der Gott nicht ſo ſehr ein Liebhaber iſt der Thiere des Feldes und der Luft, als vielmehr ein Liebhaber der Menſchen, und daß er mit den vorzüglich guten derſelben gern zu verkehren liebt, und nicht geringachtet oder verſchmäht den Umgang mit einem göttlichen und weiſen Manne. Iſt doch auch der menſchliche Leib und ſeine Blüte ein verwandter Genuß und Wohlgefallen für einen Gott und göttlich Weſen!" An dieſe Worte des alten Hellenen dachte ich, als ich der Grotte nahte, die tief im buſchig grünen Thale verſteckt, den Liebesbund der Göttin und des ſterblichen Mannes geweiht. Numa's Rom iſt längſt begraben tief unter dem Schutte der Jahrtauſende. Aber in dieſer Grotte, in dieſem Thale, in dieſer heiligen Stille des Hains, in dieſem ſeit Jahrtauſenden rinnenden kühlen Borne lebt ſein Gedächtniß ein ewig gegenwärtiges, unſterbliches Leben, ewig und unſterblich wie die Natur, die er einſt zu ſeiner Freundin, zu ſeiner Lehrerin und Geliebten erkor. Komm! laß uns ſchöpfen aus Egeria's Quell den Trunk der Begeiſterung, welche verkörpert ward in ihr durch die Poeſie, und laß uns nach frommen heidniſchem Brauche die erſten Tropfen ſpenden der heiligen Egeria, der „Erweckerin," der Begeiſterung, daß ſie nie uns fehlen möge in dem Kampfe des mühevollen Menſchenlebens!

Rom, den 11. März 1846

So unglaublich und parador es Euch auch klingen mag: ich bleibe dabei, die Italiäner ſtehen der politiſchen Freiheit näher als die Deutſchen. Ich habe dafür nur einen einzigen Hauptgrund: ſie ſeufzen unter einer vollſtändigen Tyrannei, während bei uns in Deutſchland nur Unfreiheit herrſcht. Die Tyrannei iſt aber immer und überall die Mutter der Freiheit geweſen. Die Tyrannei in Italien, im Kirchenſtaate empfindet Jeder, die bodenloſe Schlechtigkeit der ganzen Staatsverwaltung liegt vor Aller Augen, ihre Reſultate allgemeiner Verarmung, Elend und Entſittlichung drängen ſich handgreiflich zu Tage. Mit Ausnahme der Pfaffen und der Wenigen, welchen dies allgemeine Elend zu Gute kommt, ſieht Alles mit knirſchendem Ingrimme den Dingen zu; und die wiederholten Aufſtände der letzten dreißig Jahre, bei denen nicht bloß ein beſitzloſer Pöbel, ſondern die tüchtigſten und angeſehenſten Männer Vermögen, Blut und Leben wagten, ſcheiterten immer nur an den Bajonetten des Auslandes.

Bei uns dagegen, ſoviel auch geklagt werden mag, herrſcht zwar Unfreiheit, aber keine Tyrannei. Die Unfreiheit aber

wird nur von den innerlich Freien ſchwer empfunden. Die ungeheure Mehrzahl, ſelbſt der mittlern Klaſſen, empfindet ſie nicht, ſondern fühlt ſich wohl in dem herrſchenden Zuſtande von Ruhe und Ordnung, welcher im Ganzen Jedem Freiheit genug läßt, ſeinen Kohl zu bauen, und für ſein Wohl zu ſorgen, wenn er ſich nur nicht unterfängt, gegen die büreaukratiſche Unfehlbarkeit unſeres aufgeklärten Despotismus Zweifel zu erheben, oder ſich überhaupt um Staat und Staatsdinge zu kümmern, die ihn, den Unterthanen, nichts angehn. Denn für den Staat ſorgt und denkt bei uns der Staat, jenes myſtiſche Weſen, das die Beamten bezahlt und die Einwohner ernährt. In Italien iſt ferner keine hündiſche Verehrung gegen die Fürſten, die entweder, wie in Lucca, Parma und Modena, in der Lombardei, Neapel und Toskana, Ausländer ſind, oder, wie die Päpſte — aus dem Volke hervorgegangen und unter weltbekannten Intriguen gewählt, keinen göttlichen Blutsurſprung in Anſpruch nehmen können. Der geringſte Römer ſteht und empfindet ſich ganz anders zu ſeinem Beherrſcher, als ein Deutſcher zu ſeinem Könige. Von einem religiöſen Kultus der monarchiſch-patriarchaliſchen Kindesknechtſchaft, wie wir ihn bei uns kennen, iſt in Italien keine Spur. Ueber ſchlechte Herrſcher wird bei uns geklagt, in Italien haßt man ſie. Der König von Neapel iſt nicht viel ſchlimmer, als einzelne andere Fürſten, aber man ſollte den gründlichen Haß ſehn, von dem beſonders die Sicilianer und alle aufgeklärte Patrioten in Neapel gegen dieſen engherzigen, habſüchtigen, und nach Gelegenheit auch grauſamen Pfaffenknecht erfüllt ſind. Endlich in Italien ſind grade die höheren Stände, der Adel, die Reichen, wie ſie meiſt die gebil-

deteren ſind, ſo auch vorzugsweiſe die gedrückten, und darum ſtanden auch an der Spitze aller neueren Erhebungen zahlreiche Mitglieder dieſer Klaſſe. Sie haben keine Privilegien zu verlieren, wie unſere Ariſtokratie, die nie und nimmermehr aufrichtig zur Freiheit halten kann und wird, weil der Sturz des gegenwärtigen Syſtems durch einen Sieg der Demokratie, ihnen das raubt, was ſie jetzt allein beſitzen: Herrſchermacht und Anſehn. Denn ſie lenken die Staaten als Diplomaten und Miniſter, und ſtützen ſie als Befehlshaber der ſtehenden Heere. Grade weil der deutſche Adel weder reich noch mächtig iſt durch eignen Beſitz, und ſich doch im tiefſten Innern als Standesgenoſſen der Fürſtengeſchlechter betrachtet und empfindet — darum iſt er angewieſen, einen politiſchen Zuſtand zu konſerviren, der ihm für vieles Verlorne wenigſtens einigen Erſatz gewährt. Die deutſche, abſolute Monarchie iſt weit weniger eine Monarchie, als vielmehr eine Adelsoligarchie. Die höhere Büreaukratie iſt nur ein Theil dieſer Oligarchie, und ſoweit ſie nicht ſelbſt zum Adel gehört, hat ſie doch im Weſentlichen ſich ſelbſt geadelt, indem ſie alle Vorurtheile dieſer Kaſte ſich zu eigen gemacht hat. Dagegen iſt die Monarchie in Italien wirklich die alte, auf Italiens Boden zuerſt von Auguſtus, dem ſchlauen Erben Cäſars gegründete Monarchie.

Dieſe Gedanken kamen mir, als ich heute in dem alten Prätorianerlager unweit der Porta Pia die Trümmer dieſer älteſten aller Europäiſchen Kaſernen durchwanderte. Wie damals, als der Vater des Europäiſchen Despotismus dieſes Heerlager ſchuf, ſo ſind auch jetzt die ſtehenden Heere die Stützen der Europäiſchen Weltordnung. Ihre politiſche Bedeutung iſt heute

ſo ziemlich dieſelbe, wie damals. Jede Tyrannei, der es gelingt, die Volkskraft zu zerſtören, wird die Gründerin einer, ihrem innerſten Weſen nach demokratiſchen Herrſchaft des zum Waffendienſt organiſirten Pöbels. In dem monarchiſchen Rom hat denn auch ſeit Tiberius eigentlich fortdauernd dieſe Art von Pöbelherrſchaft gewaltet, und die alten Hiſtoriker, wie Tazitus, haben ſich darüber nicht getäuſcht. Um den letzten Reſt republikaniſcher Macht des Senats und Volks niederzulegen, bedurfte Tiber den Schutz und Beiſtand eines großen wohlorganiſirten, ſtehenden Heeres, das bald genug ſeiner Dienſte Wichtigkeit erkannte, um unter ſchwachen Herrſchern alle Machtgewalt an ſich zu reißen. Die großen ſtehenden Heere des modernen Europa's datiren ſämmtlich ebenſo von der Zeit, wo die abſolute Monarchie zuerſt ihre Aufgabe begann, und ſind ſeit den letzten 150 Jahren in ſo rieſenhaftem Maße vermehrt worden, daß man im eigentlichen Sinne des Worts ſagen kann: ein Theil der Geſellſchaft ſteht fortwährend zur Niederhaltung des andern im Intereſſe des Abſolutismus unter den Waffen. Gelingt es dem fortſchreitenden Geiſte der Civiliſation nicht, dieſen Gegenſatz verſöhnend aufzuheben, wird er vielmehr durch den Gang der Ereigniſſe geſteigert und geſchärft, ſo kann auch das moderne Europa eine Erneuerung altrömiſcher Prätorianerherrſchaft erleben.

Die italiſchen Patrioten hoffen für ihr Vaterland auf Louis Philipp's Tod, auf eine neue Erhebung der franzöſiſchen Nation, auf eine verbeſſerte Auflage der propagandiſtiſchen Invaſion franzöſiſcher Freiheitsheroen von 1798, die ihnen dazu verhelfen ſollen, den Alpdruck Oeſtreichs abzuſchütteln. Mit der

Prieſterherrſchaft allein denken ſie ſchon fertig zu werden; aber die öſtreichiſchen Bajonette ſind nicht ſo leicht zu bewältigen.

Profeſſor Welcker hat uns Dahlmann's Franzöſiſche Revolution und Gervinus Schrift über den Deutſchkatholizismus mitgebracht. Das ſind zwei Sturmvögel in der politiſchen Windſtille der Zeit. Unſere deutſche Geſellſchaft reißt ſich hier um die beiden Bücher, dergleichen in Rom eine Seltenheit ſind. Ich habe geſtern Abend bis tief in die Nacht hinein im Dahlmann geleſen. Das ſtärkſte unter den vielen Schlagworten, die er wie Eiſenkeile in die Ritzen und Spalten unſerer deutſchen politiſchen Zuſtände hineintreibt, ſcheint mir das Todesurtheil, welches er über die beliebte „allmälige Entwicklung“ fällt: „Die Entwicklung eines baufälligen Hauſes iſt ſein Einſturz!“ Und wenn Die, welche unſere politiſchen Geſchicke leiten, die Diplomaten ſind, ſo mag ihnen wohlbekommen, was der Hiſtoriker der Revolution bei der Karakteriſtik des Kardinal Rohan über ihren Stand ſagt: „Abgefeimter iſt nichts, als die Jüngerſchaft der Diplomatie. Man ſieht Menſchen an ihr zu Grunde gehen, mit welchen die Natur es gut gemeint hatte. Bei dem gewöhnlichen Schlage bleibt vollends nur ein ſtehender Sumpf zurück.“ Das iſt nächſt dem bekannten Worte Rahels wohl das Schlimmſte, was über dieſe Klaſſe geſagt iſt. Daß die deutſchen Diplomaten ſolche Standesehrenbeleidigung ungeahndet hingehen laſſen, nimmt mich faſt Wunder.“

VIII.

Die erſte deutſche Buchhandlung in Rom.

Den 12. März 1816.

Geſtern beſuchte ich die neue deutſche Buchhandlung, welche ſeit einigen Wochen Herr Spithöver aus Münſter in Weſtphalen hier in Rom am Spaniſchen Platze etablirt hat. Ein Fremder trat ein und wandte ſich an den Mann mit der Bitte, ihm die Luther'ſche Bibel zu verſchreiben. „Die können Sie ja," verſetzte der Buchhändler, „auf dem Kapitol vom preußiſchen Geſandtſchaftsprediger umſonſt haben." „Ich wünſche aber kein ſolches Geſchenk," erwiederte etwas befremdet durch jenen Rath der Eingetretene, „ſondern eine Bibel für mein Geld, und zwar die und die Ausgabe," er nannte irgend eine der neuern Prachtausgaben. „Ich bedaure ſehr," antwortete der neue deutſche Soſius, „aber die Luther'ſche Bibel kann und darf ich ohne einen eignen Permeß der apoſtoliſchen Kammer nicht verſchreiben. Ich muß Sie alſo bitten, ſich einen ſolchen auszuwirken."

Bei diesem Vorgange fiel mir Zweierlei ein. Zuerst: was wohl die ultramontanen Schreier über den Zustand der ecclesia pressa in Deutschland dazu sagen möchten, wenn sie von Seiten einer protestantischen Regierung nur eine einzige Maßregel gegen sich erführen, die halbwegs mit dieser römischen Intoleranz zu vergleichen wäre? Im Jahre 1846 darf ein deutscher Buchhändler in Rom einem deutschen Protestanten nicht seine deutsche Bibel aus dem Vaterlande kommen lassen, ohne eine spezielle Gnadenerlaubniß. Und man bildet sich noch immer hier und da in Deutschland ein, daß mit dem katholischen Hierarchenthum zu Rom auf dem Grunde und Boden gleichmäßiger Anerkennung zu unterhandeln sei!

Die zweite Betrachtung war auch nicht grade erbaulicherer Art. Die Errichtung einer deutschen Buchhandlung in Rom ist allerdings ein beachtungswerthes Ereigniß. Es ist der erste Versuch dieser Art in Rom, und die Korrespondenz der allein hierher dringenden Allgemeinen Zeitung hat nicht verfehlt, einen großen Accent auf dieses Ereigniß zu legen, und daraus Gott weiß was für wohlthätige Folgen für die „Vermittelung des deutschen und italienischen Geistes in der Literatur" zu weissagen. Ich bin nicht so glücklich, diese heitern Vorstellungen theilen zu können. Erfreulich ist es allerdings, daß jetzt neben den Franzosen und Engländern doch auch die vierzig Millionen deutsch redender Menschen in dem großen Europäischen Gasthofe einen Tisch im Salen erhalten haben, auf dem einmal, wenn bessere Zeiten kommen, auch ihre Literatur aufliegen kann. Soweit ist es aber jetzt noch nicht. Ein einziger Blick auf Hrn. Spithövers Persönlichkeit, der ein sehr achtbarer, aber

aller literariſchen Bildung völlig fremder Mann iſt, und auf ſeine Büchervorräthe können Jeden überzeugen, welcher Geiſt und welche Abſichten hier bei der Gründung dieſes neuen Inſtituts thätig geweſen ſind. Sehen wir nämlich ab von ein paar Romanen der Frau Gräfin Hahn-Hahn, von einigen Kunſtſchriften, Reiſehandbüchern von Förſter, Neigebaur und Comp., ſowie endlich (zur Steuer der Wahrheit ſei's geſagt) von einem Exemplar Schiller und Göthe, ſo beſteht die geſammte feilgebotene Literatur Deutſchlands in katholiſchen Tendenzſchriften ultramontanſter Färbung. Zeitſchriften wie die Neue Sion und ihre Schweſtern und Brüder vertreten die deutſche Journaliſtik! Ein Paar Widerlegungen Spinoza's und des Hermeſianismus von ein Paar Münſterſchen Privatdozenten repräſentiren die deutſche Philoſophie, und eine wahre Sündfluth antirongiſcher Broſchüren der gemeinſten Art, geben ein Bild von dem Leben und der Bewegung, welche ſich in Deutſchlands Flugſchriften-Literatur zur Erſcheinung bringt. Mit einem Worte: die Konzeſſion dieſer deutſchen Buchhandlung von Seiten der päpſtlichen Regierung iſt lediglich darauf berechnet, für die große Zahl der deutſchen Schüler und Studenten, von denen es in den römiſchen Abrichtungsanſtalten wimmelt, die gehörige Geiſtesnahrung in der für zweckdienlich erachteten Qualität bereit zu halten. Denn wie das alte welterobernde Soldaten-Rom, als die eigene Kraft zu Ende ging, ſeine beſten Legionen aus Deutſchland zog, ſo ſucht auch das welterobernde Prieſter-Rom jetzt aus demſelben Lande ſeine beſten geiſtigen Hülfstruppen, welches ihm in den freien deutſchredenden Schweizern ſeine treueſten eiſenfeſten Schergen und Gewaltknechte liefert. Der

neue Buchhändler ſelbſt geſtand uns ſehr naiv, daß er auf die Bedürfniſſe dieſer in Rom ſtudirenden jungen Schülerſchaft vorzugsweiſe angewieſen ſei. Hierauf iſt denn auch Alles berechnet. Selbſt die Portraits und ſonſtigen Kupferſtiche, die an den breiten Fenſtern hängend deutſche Art und Kunſt in Rom vertreten ſollen, ſind nicht etwa unſere Göthe, Schiller, Herder, Leſſing, Klopſtock, Leibnitz, Kant, Fichte, Hegel u. ſ. f., ſondern Heilige und Märtyrer, Legendendarſtellungen und Madonnenbildchen, oder wenn's hoch kommt, irgend ein noch lebender Pater Henricus oder Biſchof. Dagegen aber fehlt nicht das treue Portrait des vor zwei Jahren von der heiligen Jungfrau in eigner allerhöchſter Perſon, durch ein von ihrem Bilde gethanes Wunder, bekehrten jungen jüdiſchen Elegants, Herrn Ratisbonne, darin er dargeſtellt wird, wie er mit ausgebreiteten Armen auf's Knie ſtürzt vor dem auf ihn zuſchreitenden Madonnenbilde, während ſein Hut ihm aus der erſchreckten Hand auf den Boden rollt.

Dieſer Zuſtand der Dinge iſt ſehr verdrießlich für die in Rom lebenden Deutſchen, welche die geiſtige Bewegung ihres Vaterlandes nicht ganz aus den Augen verlieren möchten. Freilich iſt jetzt wenigſtens die Möglichkeit da, ſich ein Buch aus Deutſchland verſchreiben zu laſſen. Allein dies iſt auch Alles. Denn erſtens frage es ſich: ob das Buch von der Cenſur eingelaſſen wird. Mit welcher Strenge aber dieſe Bücherkontrole hier gehandhabt wird, davon wiſſen Erfahrne zu reden. Zweitens dauert es, im glücklichſten Falle, dritthalb Monat, ehe ſolch' ein Buch über Trieſt und Ancona durch Herrn Favarger in Trieſt hierherkommt, und drittens ſind die Preiſe enorm, da der

römiſche Buchhändler ſich genöthigt findet, zu den 33⅓ Prozenten, die er vom Ladenpreiſe erhält, noch zwanzig und mehr andere Prozent über den Ladenpreis des Buchs zu berechnen. Von neuerer Literatur, d. h. von der Literatur nach Göthe und Schiller, beſonders aber von Allem, was ſeit 1830 in Deutſchland erſchienen, iſt der Deutſche in Rom ſo gut wie völlig abgeſchnitten. Deutſche, die hier ein oder zwei Jahrzehnte leben, findet man faſt völlig außer Zuſammenhang mit dem Leben des Vaterlandes. Ihre Bücherſammlungen erſtrecken ſich nicht über die „Klaſſiker“ hinaus, und nur ganz vereinzelt erſcheint hier und da mit einem neuen Ankömmlinge von jenſeits der Alpen ein Buch, eine Broſchüre, ein Gedicht von neuerem Datum, das ſich in der hieſigen Umgebung ganz wunderlich ausnimmt. Eine deutſche Bibliothek in Rom, die Wiſſenſchaft und Kunſt zugleich verträte, wäre ein höchſt wünſchenswerthes Inſtitut, ich ſetze hinzu, ein Inſtitut von nicht zu berechnender Wichtigkeit für Wiſſenſchaft und Forſchung, wie für Leben und Streben der hieſigen Deutſchen. Die Bibliothek des deutſchen Inſtituts für Archäologie auf dem Kapitol iſt bettelarm. Mancher Kandidat der Philologie in Deutſchland beſitzt eine vollſtändigere. Und doch zählt jenes Inſtitut den König von Preußen und den Fürſten Metternich zu ſeinen Beſchützern! Eine deutſche Bibliothek in Rom für die deutſche Wiſſenſchaft, und eine deutſche Kunſtanſtalt, die deutſchen Künſtlern Das gewähre, was den Franzoſen ihre Villa Medicis bietet, ſind zwei Dinge, die jeder Deutſche, der je in Rom war, ſchon zur Ehre ſeiner Nation wünſchen wird. Mußten doch die armen deutſchen Künſtler, als ſie neulich ihren Verein gründeten —

den erſten Verſuch eines geiſtigen Zuſammenlebens der Deutſchen in Rom — das Geld zur Beſchaffung eines gemietheten Lokals durch eine Auktion von Skizzen und Handzeichnungen, die ſie veranſtalteten, auf eine der deutſchen Kunſt nicht eben würdige Weiſe zuſammenbringen! Mit einigen Tauſend Scudi ließe ſich hier viel machen, und ich dächte, die Bundeskaſſe ſollte dazu wohl einiges Geld übrig haben. Oder iſt es eine unbedeutende Sache, daß die zahlreiche deutſche Künſtlerjugend in Rom, ohne allen rechten geiſtigen Zuſammenhang mit dem Vaterlande, ohne das Gefühl, von der Nationalität getragen zu werden, ſo hinlebt, daß ſie in Gleichgültigkeit gegen nationale Intereſſen verfällt, und ſich gewöhnt, ſich als außer der Nation und die Kunſt als außer dem Weltzuſammenhange ſtehend anzuſehen?

Das Proſelytenmachen wird hier übrigens unter den Deutſchen mit großem Eifer betrieben. Dem Uebertritte der Gattin eines deutſchen Künſtlers iſt neuerdings auch der ihrer Schweſter, Gattin des Doktors H. aus B., gefolgt, und man ſpricht noch von andern, welche bald nachfolgen werden. Der proteſtantiſche Seelſorger der deutſchen Gemeinde ſieht ſo ſeine kleine Gemeinde ſich verringern, ohne im Stande zu ſein, dem Abfalle Widerſtand zu leiſten. Alle katholiſchen Streit-, Zeit- und Parteiſchriften, welche in Deutſchland erſcheinen, werden hier von der Propaganda unter den Deutſchen in Umlauf geſetzt, während man die Gegner konſequent abſchließt. Das erleichtert freilich die Arbeit.

IX.

In der Peterskirche.

Rom, 11. März 1846.

Heute früh beſuchte ich die Peterskirche, um eine Meſſe von Durante zu hören. Als ich nach Beendigung derſelben in dem rieſigen Baue umherſchlenderte, ſtieß ich auf einen deutſchen Touriſten, der mit ſeinem Förſter in der Hand ſich von einem Lohndiener die Merkwürdigkeiten der Peterskirche im erbärmlichſten Franzöſiſch vorerklären ließ. Sie ſtanden vor der großen runden Granitplatte, auf welcher der Sage nach die deutſchen Fürſten knieend die Kaiſerkrone des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation vom Papſte empfingen. Mein Mann hielt ſich bei dieſer Kunde verpflichtet, ſeinen deutſchen Patriotismus und ſeinen aufgeklärten Haß gegen die Anmaßungen des Pabſtthums zu bethätigen. „Welche Schmach hat unſer edles Germanenvolk von dieſen welſchen Pfaffen ertragen!“ rief er, halb und halb zu mir gewendet und eines Geſprächs gewärtig, aus! Ich kehrte ihm ſtillſchweigend den Rücken. Dieſe Art iſt mir mit ihrer ſtupiden Aufklärung in Rom beſonders unerträglich,

wo Alles zu ruhiger historischer Betrachtung der großartigsten Vergangenheit auffordert.

Wer die römisch-katholische Kirche gerecht beurtheilen will, muß hier wie überall, den historischen Maßstab anlegen. Die allgemeinen Tiraden der rationalistischen Aufklärungsschreier und ihre eben so allgemeine Verdammungsurtheilen sind lächerlich. Die geschichtliche Betrachtung zeigt, daß sehr oft gerade diejenigen Institutionen, Grundsätze und Handlungsweisen, welche eine vorgerückte Zeit mit Recht zu Anklagepunkten stempelt, in einer früheren die Anerkennung einer vollen Berechtigung und einer heilsamen Wirkung verdienen. In Zeiten, wo die rohe physische Kraft als Schwert in der Hand ungebändigter Leidenschaft Alles entschied, war das Erstehen einer geistigen und moralischen Machtgewalt, und mochte sie auch immerhin neue Uebel in ihrem Gefolge mit sich führen, ein Fortschritt. Es darf der Kirche nie vergessen werden, daß sie es war, welche zuerst der ungebändigten Willkür physischer Uebermacht moralische Schranken entgegensetzte. Klöster und Orden, weltliche Obergewalt des Papstes, Uebergriffe des Klerus in die Funktionen weltlicher Beamten, Kreuzzüge, Pilgerfahrten, das Alles hat zu seiner Zeit seine heilsame Berechtigung gehabt.

Zwei Dinge sind es aber ganz besonders, für welche die Menschheit ewig dem Christenthume, wie es sich in der römischen Kirche gestaltete, zum Dank verpflichtet bleibt. Einmal, daß die Kirche theoretisch und thatsächlich den Grund legte zur Milderung des trennenden Nationalunterschieds und des Unterschieds der Kasten und Stände. Die Kirche schuf mit dem Priesterstande eine absolut demokratische, an keinem Unterschied des

Standes und Bluts, an keinen Vorzug der Nationalität, des Beſitzes gebunden, ſondern lediglich auf geiſtige Eigenſchaften begründete Ariſtokratie, wenn man will eine göttlich privilegirte demokratiſche Republik mit einem wählbaren Präſidenten. Noch mehr: in ihrer ganzen ſtreng durchgeführten Organiſation, in ihren Mönchsorden und religiöſen Geſellſchaften, in ihren Klöſtern, in ihrer Trennung des Beſitzes von der einzelnen Perſon und in der unauflöslichen Verbindung mit der Allgemeinheit liegen die Keime der Ideen, denen unſere Zukunft gehört, die Keime der Aſſoziation, der Organiſation der Arbeit, des Sozialismus. Alles was beſtimmt iſt, im Laufe der Menſchheitentwicklung Allgemeines zu werden, iſt zuerſt immer als Beſonderes vorgebildet: das allgemeine Recht als Vorrecht, die Freiheit als Privileg. So oft ich in Rom die Kirchen und Kapellen der verſchiedenſten Nationen beſuchte, ſo oft in der Peterskirche mein Blick auf den Inſchriften ruhte, welche die Beichtſtühle für alle Zungen der Welt bezeichnen, ſo oft ich die lange Reihe der Päpſte durchmuſterte, und in ihnen faſt alle Nationen Europa's vertreten finde, ebenſo oft wiederhole ich mir: die Kirche iſt ein Verſuch, die Brüderlichkeit der großen Völkerfamilien vorzubereiten, wie die Schweinehirten und Bauernſöhne unter ihren Kardinälen und Päpſten den heilſamen Gegenſatz bilden zu jener Theorie des bevorzugten Bluts und der göttlichen Erbrechte des Herrſcherthums. In dieſem Sinne erquickt es mir die Seele wenn ich Heinrich IV. vor Gregor VII. knieen, und den geiſteskräftigen Sohn eines heimatloſen Vagabunden ſeinen Fuß auf den Nacken des ſtolzeſten Herrſchers ſetzen ſehe. Es iſt für mich ein Triumph des Geiſtes über die phyſiſche Gewalt,

der Idee über ihre Gegner. Es iſt dann freilich in dem Ringen dieſer dualiſtiſchen Mächte dahin gekommen, daß auch ein Napoleon, als Sohn des Volks, einen Papſt demüthigte, tiefer, als es Gregor mit Heinrich gethan. Aber der eigentliche Ausgang dieſes Kampfs wird der ſein, daß geiſtliche und weltliche Macht, in dieſem Gegenſatze ſich aufheben, daß ſie untergehen in einer höhern Einheit beider. Der letzte Papſt wird der Geiſt der Menſchheit, und die Völker und Nationen werden die Fürſten ſeiner Kirche, und alle Menſchen ihre Prieſter ſein:

Träumereien, Mährchenwünſche! ſagt Ihr? Immerhin! Die Mährchenwünſche der Menſchheit ſind nichts als die Ahnungen ihrer Erfüllung.

Um uns aber doch nicht allzuſehr von dem Boden der gegenwärtigen Wirklichkeit zu verlieren: das Ende des Papſtthums ſcheint mir nahe bevorzuſtehen. Der Papſt aber iſt der Schlußſtein des rieſigen Kuppelgewölbes der Kirche, und Ihr wißt, was dieſer Schlußſtein in der Architektur für eine Bedeutung hat. Schon jetzt gilt es als ein unheilverkündendes Omen, daß die Kuppel von St. Peter einen neuen gefährlichen Riß zeigt. Man ſchreibt dies dem Umſtande zu, daß die Kraft der zehn Fuß dicken Mauer, ſowie der vier koloſſalen Pfeiler, auf welchen die Kuppel ruht, durch Anlegung innerer Treppen geſchwächt ſei. Auch dies mag ſymbolisch erſcheinen. Uebrigens habe ich neulich im Winkelmann geleſen, daß die Peterskirche doppelte Mauern hat, und daß in deren Zwiſchenraume zwei Perſonen bequem um die ganze Kirche ſowohl unten als oben herum gehen können. Das iſt etwas für Engländer! Von den unzähligen marmornen Heiligenſtatuen der Kirche ſagt derſelbe:

„Es sind große Stücke Marmor, die unbearbeitet jedes fünfhundert Scudi kosten. Wer eine sieht, hat sie alle gesehen.“ Unter den zahlreichen Grabdenkmälern der alten Päpste ist das beste das des Papst Paul III., von della Porta mit den beiden überlebensgroßen Statuen der Klugheit und Gerechtigkeit. Bei diesem Werke hat ein wunderlich neckischer Zufall gewaltet. Der Künstler hatte die Gerechtigkeit, bei der ihm die schöne Julia, die Schwägerin des Papstes, als Modell diente, ganz nackt und von solcher Fülle üppiger Schönheit dargestellt, daß ihre allzu verführerischen Reize später auf päpstlichen Befehl mit einem brocatenen Gewande verdeckt werden mußten. Das Grabdenkmal Papst Alexander VII. Chigi galt lange als eins der ausgezeichnetsten Werke Bernini's, des Lieblings so vieler Päpste, des Künstlers von fürstengleichem Ansehen und unermeßlichem Vermögen. Für mich ist es der Gipfel der wüstesten Verirrung, zu welcher durch jenen ächten Neapolitaner die Sculptur sich verlor. Man denke: über der Thüre, welche in das Grabgewölbe führt, oder vielmehr der Länge lang, nach oben zu, aus ihr heraus fliegt der Tod, ein kolossales Gerippe von vergoldeter Bronce uns entgegen, im Begriff mit der einen vorgestreckten Knochenhand das Stundenglas zu wenden. So von Innen herausfliegend stößt er mit dem Kopfe gegen den Vorhang aus buntgesprenkeltem Marmor, den er nun, nachdem er ihn über sich zurückgeschlagen hat, mit Armen, Kopf und Schultern trägt. In ungeheuren quaderhaft massigen Wulsten rauscht sich das steinerne Vorhangwesen über dem Gerippscheusal aufwärts, und trägt hoch oben den von vier Tugenden umgebenen knienden Papst, der bekanntlich mit Weibern und zwar mit jungen und schönen sehr

gerne und viel im Leben verkehrte. Die eine dieſer vier Kardinaltugenden, eine Carita denk ich, hält einen Säugling an der Bruſt, der ſeinen Kopf ſo kräftig gegen die Halbkugel des vorquellenden vollen Buſens drängt, daß man den dadurch hervorgebrachten elaſtiſchen Eindruck gewahrt. Denkt man ſich nun dieſe Figuren koloſſal, den Marmor polirt und ſchimmerd wie eine ſpiegelnde Eisfläche, ſo wird das Maaß des Unerträglichen voll. Vor dieſem Werke begreift man den Ausſpruch des alten Winkelmann: „vor dem Raphael waren alle Figuren gleichſam windſüchtig, durch den Bernini wurden ſie waſſerſüchtig.“ Und doch iſt das derſelbe Bernini, der durch ſein Urtheil über die als Pasquino bekannte Gruppe des Menelaus und Patroklus bewies, daß er an Einſicht in das Weſen vollendeter Plaſtik über allen Künſtlern ſeines Jahrhunderts ſtand. Als ihn ein Fremder fragte, welches die ſchönſte Statue in Rom ſei, antwortete er: der Pasquino! was ihm als Verhöhnung ausgelegt wurde, und faſt üble Händel zugezogen hätte. In der That nannte er den Torſo und den Pasquino die beiden vollendetſten Kunſtwerke in Rom und ſetzte den letzteren faſt noch über den erſteren. Denn dort zeige ſich: „il piu perfetto della natura senza affettazione dell arte.“

Unter all den Grabmonumenten ſuchte ich vergebens nach einem Denkmal des großen Reformators der Kirchenmuſik, deſſen Tonſchöpfungen ſo oft den Dom von S. Peter erfüllten. Paleſtrina's irdiſche Reſte ruhen unbezeichnet unter irgend einem Altare.

Bei meinem gestrigen Besuche der Peterskirche habe ich die Bekanntschaft eines mir bis dahin unbekannten Malers der alten Paduanischen Schule gemacht. Das ist Melozzo da Forli (geb. 18. Juni 1438, † 14. Novbr. 1494), Schüler des Baldassar Carrari und Hofmaler Papst Sixtus IV. Als solcher malte er eine Himmelfahrt in der Tribüne der Kirche S. Apostoli zu Rom. Als aber unter Clemens XI. diese Kirche umgebaut wurde, ward dies Meisterwerk zerstört, und nur die inständigen Bitten eines kunstbegeisterten Mönchs, Fra Sebastiano Resta von Mailand bewogen den Baumeister, wenigstens einige Bruchstücke der besten Arbeit eines der größten vorraphaelischen Maler Italiens zu retten, a salvarne pocchi brani sagt der Marchese Giuseppe Melchiorri, aus dessen Schrift: Notizie della vita et opere in Roma di Melozzo da Forli, Roma 1835 ich diese Notizen entnehme. Die so geretteten Bruchstücke befinden sich in der Stanza Capitolare der Sacristia canonicale von S. Peter, und galten früher für die Arbeit Mantegna's.

Es sind zunächst ein Cyclus von musicirenden Figuren, Engel, welche das Fest der Himmelfahrt des Herrn verherrlichen. Der Ausdruck in diesen Gestalten und Köpfen ist vorherrschend weiblich, und die Instrumente, welche sie spielen, Laute, Mandoline, Tamburin, eine Art Trompane und allerhand Streichinstrumente. Die überirdische Engelnatur ist hie und da durch bescheidene Flügel mäßig angedeutet. Ohne diese unnützen Federwische aber sind es prachtvolle irdische Geschöpfe, entnommen aus dem Octoberjubel der Winzerfeste Italiens. Figuren, wie

die Tamburinſpielerin und die, welche die Trompete ſchlägt, kann man noch heute in den Octoberfeſtvignen vor Porta Angelika ſehen. Ein friſcher, menſchlich froher Ausdruck, der aber in allen fein nuanzirt iſt, belebt dieſe ſchönen Phyſiognomien. Dieſer Ausdruck geht von der tiefſten Empfindung bei der Lautenſpielerin, von der ich gleich noch beſonders reden werde, durch die kindlich naive Heiterkeit und Fröhlichkeit der Violinſpielerinnen bis zur ausgelaſſenen faſt bachantiſchen Luſt, wie ſie in den Tamburinſchlägerinnen aufjauchzt. Von typiſch einförmiger Behandlung dieſer Köpfe, wie ſie bei unſern modernen Nazarenern vorkommt, iſt keine Spur: alles iſt der Natur und dem Leben entnommen bis auf die Bekleidung der übrigen Theile der Halbfiguren. Soviel Naturwahrheit und Naturgefühl waren ſchon in der Kunſt vorhanden, ehe noch Raphael geboren war! Das Bild iſt 1471 gemalt.

Die Lautenſpielerin iſt von allen Figuren die ſchönſte, und nebenbei auch noch durch den Umſtand merkwürdig, daß ſie nach vierthalbhundert Jahren neulich als Heineſche Lorelei in dem bekannten Bilde des Berliner Malers Begas wieder auferſtanden iſt. Was mir davon Freund Hettner ſchon in Neapel erzählt hatte, beſtätigte jetzt der Augenſchein. Das ganze Motiv in Haltung und Geberde, Ausdruck, Blick und Wendung, alles findet ſich in dem Bilde des alten Meiſters präformirt. Seine Lautenſpielerin ſitzt freilich nicht auf einem Felſen, ſondern auf Wolken, die aber ſeit der Zerſtörung des Geſammtbildes nicht mehr ſichtbar ſind. Auf dem linken Knie ruht die Laute, die ſie mit der linken Hand hält, während die rechte in die Saiten greift.

Dabei blickt das edelſchöne Antlitz hinabwärts in die Tiefe, welcher der ganze Obertheil leiſe zugebeugt iſt. Das Antlitz im Profil gefaßt, ſetzt ſich wundervoll ab gegen das ſchöne Haar, deſſen üppige Fülle ungeflochten über der rechten nach der linken Schulter zu, ganz im Einklange mit der Bewegung des Hauptes, frei hinabwallt. Ein meergrünes Gewand mit blaßrothen weißaufgepufften Aermeln umſchließt die edle Geſtalt. Die Zeichnung iſt in allen Theilen von größter Schönheit, der leiſe Schattenwurf am Auge von herrlichſter Wirkung. In dem ganzen Ausdrucke, im Geſicht und Haltung liegt eine ſüße Traurigkeit, die bei dem Anblick des himmelanſchwebenden Gottmenſchen der Leiden und Martern zu gedenken ſcheint, welche er noch kurz zuvor durchlitten auf der undankbaren Erde. Ich weiß nicht, ob Herr Begas in Rom war, ob er dies Bild geſehen, ob er es benutzt hat. Aber das weiß ich, käme Heinrich Heine nach Rom und ſähe er dieſe Lautenſpielerin Melozzo da Forli's, ſo würde er ausrufen: Wie kommt meine Loreley in die Peterskirche!

Von andern Figuren des großen Melozzoſchen Freskobildes ſind nur ein Paar Köpfe erhalten, aber ſie geben eine nicht minder hohe Idee von der Vortrefflichkeit des zerſtörten Werks. Ein Sct. Paulus gehört zu dem Erhabenſten, was ich von phyſiognomiſchen Ausdruck in chriſtlicher Kunſt geſehen.

Etwas bekannter als die hier erwähnten Reſte iſt die Figur des Chriſtus, die ich unmittelbar darauf an der Treppenwand des Quirinalpalaſtes aufſuchte. Aber über dieſe kann man jetzt gar nicht mehr urtheilen. Denn einmal ſteht die Figur jetzt

vertikal und nur wenige Ellen hoch, da sie doch vom Künstler für das Deckgewölbe einer Kirche bestimmt und berechnet war, und ferner ist das Bild schmählich überschmiert von dem Restaurator Giuseppe Chiari, einem Schüler des Bilderverderbers Carlo Maratta.

X.

Nero's Todesstätte.

Rom, den 16. März 1846

Es war ein wunderschöner Märztag, die Iden des Märzen im Jahre 1846. Die Nachmittagssonne schien sommerwarm hernieder, als wir gestern durch die Porta Salara zwischen der endlosen Reihe von Villen und Weingärten der Campagna zufuhren. Bei Villa Albani vorüberrollend, begrüßte uns durch das Gitterthor der Einfahrt die duftig-blaue Pracht des Sabiner-Gebirges, welches so nahe erschien in der hellen Frühlingsluft, als könnte ein Schleuderwurf das schimmernde Tivoli erreichen, das auf seinem Rücken in marmorner Weiße leuchtend und glänzend vor uns lag.

Wir freuten uns der glücklichen Aussicht auf einen schönen Campagna-Nachmittag, zu dem helle Fernsicht das Hauptbedingniß ausmacht.

Vorüber an der schönen Villa, deren Namen ich vergessen, deren wundervolle Piniengruppe aber unvergeßlich vor meinen Augen steht, rollten wir endlich hügelabwärts, an der Stätte

des alten Antemnä vorbei, in die Thal-Ebene der Campagna nieder.

Keine der alten Straßen, welche aus Roms Mauern das ungeheure Todtenfeld durchziehen, ist so voll düsterer Erinnerungen, als diese Via Salara. Anfang, Mitte und Ende der römischen Geschichte haben hier ihre blutgetränkten Denkstätten. Auf jenem flachen Hügelrücken, wo das „hochgethürmte Antemnä," Romulus' erste Eroberung lag, stand über ein Jahrtausend später das Kriegszelt Alarich's des Gothen, als er den Abgesandten der Weltstadt auf ihre Frage, was er den Herren der Welt zu lassen gedenke, die stolze Antwort gab: „das Leben!" Ueber jene Brücke, zu deren hohem Bogen so eben der Campagna-Hirt friedlich seine Stiere hinantreibt, zog der kühne Totila mit seinen Schaaren als Sieger in die ewige Stadt. Ein riesiges Grabmal aus den Zeiten der Republik, von einem Thurme aus dem Mittelalter gekrönt, birgt in seinen Gewölben eine Schenke, aus welcher so eben der Wirth zweien Campagna-Reitern, die auf ihren zottigen schwarzen Gäulen, die langen Lanzenstäbe auf die Erde gestemmt, eine kurze Rast halten, den funkelnden rothen Wein hinausreicht. Noch eine Viertelstunde weiter, und wir halten an der einsamen Tenuta der Serventara di Spada, wo einst der Tyrann aller Tyrannen, das räthselhafteste aller menschlichen Ungeheuer, die je auf dem blutbefleckten Throne des Weltreichs gesessen — wo Nero den letzten Akt der grausenhaften Tragi-Komödie seines Lebens zu Ende spielte.

Ich ließ die Gefährten weiterfahren, und versprach ihnen bald nachzukommen nach Kastell Giubileo, dem Ziele unserer heutigen Fahrt. Denn ich konnte dem Verlangen nicht wider-

ſtehen, die wunderbar ergreifende und wahrhaft romantiſche Schilderung Sueton's von dem Ausgange des „letzten der Aeneaden“ an Ort und Stelle zu leſen. Rechts von der Straße liegt einzelnes Mauergetrümmer, welches die Stätte der alten Villa bezeichnet. Ein wenig betretener Fußpfad zwiſchen Buſchwerk und Röhricht führt dorthin. Dahinter liegt ein kleiner Thalgrund zwiſchen wellenförmigen Campagna-Hügeln. Dorthin ſchlug ich einſam meinen Weg ein.

Die Langmuth der römiſchen Welt, die doch den ſtärkeren Tiberius dreiundzwanzig Jahre lang ertragen hatte, war nach vierzehn Jahren beim Nero erſchöpft. Lieſ't man die Suetonſche Lebensbeſchreibung, ſo begreift man nicht, wie es möglich war, daß eine ſolche Kette von Wahnſinn und Gräuel nicht früher zerriſſen ward. Man hat überhaupt bei der Lecture des Tacitus und Sueton hier an Ort und Stelle, wo die unmittelbare Gegenwart des Schauplatzes den mildernden Schleier der räumlichen Ferne beſeitigt, durch welchen man ſonſt die dargeſtellten Dinge anſchaut, das Gefühl, als habe unſer menſchliches Bewußtſein gar keinen Zuſammenhang mit jener entſetzlichen Periode der Menſchheitsgeſchichte. Noch jeden Abend, wenn ich meinen Tacitus zumachte, überkam mich das Gefühl des unermeßlichen ſittlichen Fortſchrittes der Menſchheit ſelbſt in denjenigen Ländern und Völkern, welche man, wie Italien und die Italiener, heute ſo gern als die „geſunkenen“ und entarteten Nachkommen ihrer Väter bezeichnet. Zu dieſen Vätern gehören aber ohne Zweifel auch die Römer, deren Geſchichte Tacitus geſchrieben hat, und gegen dieſe gehalten, erſcheinen ſelbſt die Römer von heute noch als Weſen höherer Art.

Will man ſich aber des vollen Umfanges, in welchem die Menſchheit ſittlich fortgeſchritten iſt, mit Freude bewußt werden, ſo muß man nicht das Kaiſerliche Rom mit dem heutigen, ſondern man muß den Mittelpunkt der damaligen Bildung und Geſittung der Welt mit dem Weltzuſtande und ſeiner gegenwärtigen höchſten geiſtigen und ſittlichen Entwicklungsblüte in Deutſchland, Frankreich, England und Amerika vergleichen.

Unter ſolchen Gedanken hatte ich das Ziel meiner Wanderung erreicht. Ich zog meinen Sueton hervor, und ließ die letzten Stunden des weltbeherrſchenden Schauſpielers an demſelben Orte vor meinem inneren Geſichte vorüberziehen, wo er ſein Leben geendet.

Die Stunde der rächenden Vergeltung iſt gekommen. Schlag auf Schlag folgen die Botſchaften des heranziehenden Ungewitters. Beim Schmauſe ſitzend in der Kaiſerburg, erhält der Tyrann die Nachricht von dem Abfalle auch der letzten auswärtigen Heere. In ohnmächtigem Wuthanfalle zerriß er die Briefe, ſchmetterte den Tiſch mit den koſtbarſten Trinkgeräthen zur Erde, füllte ein kleines goldenes Salbengefäß mit dem tödtlichſten Gifte der Locuſta, und begab ſich mit ſeinem Hoflager in die Servilianiſchen Gärten. Er entſendet ſeine Getreueſten nach Oſtia, um die Flotte zur Flucht zu rüſten. Sie kehren nicht wieder. Er verſucht die Stimmung ſeiner Garden, ob ſie ihn begleiten möchten auf der Flucht. Die Oberſten ſuchen Ausflüchte, weigern ſich; einer wagt ſogar das hochverrätheriſche Wort: ob denn das Sterben ſo gar ſchwer ſei!

Im wachſenden Wahnſinn der Todesangſt fallen ihm ſeine Gaukelkünſte ein. Er will die Roſtra beſteigen, und ſein Volk

durch eine sofort entworfene und niedergeschriebene Kunstrede voll Reue über seine Vergangenheit zu Rührung und Mitleid bewegen. Gelingt es nicht, so will er abdanken und sich mit der Präfectur Aegyptens begnügen! — Unwillkürlich dachte ich hierbei an die gleiche Verblendung des unglückseligen Königs Murat, der im Kerker zu Pizzo, während schon die reitenden Boten mit dem Todesbefehle von Neapel unterwegs waren, zu seiner Umgebung sagte: „im schlimmsten Falle bleibe ihm immer noch der Ausweg, den König Ferdinand dadurch zufrieden zu stellen, daß er dem Throne von Neapel entsage und sich mit Sizilien begnüge."

In der Mitte der Nacht weckt den Tyrannen eine neue Schreckens-Botschaft: Seine Leibwache hat ihn verlassen! Er springt vom Lager auf und sendet zu den Vertrauten und Hofleuten, die in seinem Palaste wohnen. Von Keinem kommt ein Bescheid. Da begiebt er sich selbst mit wenigen Dienern zu den Pforten ihrer Gemächer. Alle sind geschlossen, keine Antwort auf den Ruf des Kaisers erschallt, die Freunde, die Minister, die hohen Würdenträger seines Hofes haben ihn verlassen. So kehrt er in sein Schlafgemach zurück. Und welches Schauspiel bietet sich ihm hier! Die dienstthuenden Kämmerlinge sind in dieser kurzen Zwischenzeit entflohen, nachdem sie seine Gemächer bis auf die kostbaren Decken seines Lagers ausgeraubt und selbst die goldene Dose voll Gift, die letzte Rettungswaffe des Unseligen, mit fortgenommen haben. In seiner Verzweiflung fordert er einen seiner Schaufechter, der ihm das Schwert durch den Leib stoße. Es findet sich Niemand, und halb wahnsinnig stürzt er mit den Worten: „So habe ich denn

weder einen Freund noch einen Feind!“ ins Freie, um sein Leben in den Wellen der nahen Tiber zu enden. Doch plötzlich besinnt er sich. Nur einen Versteck, einen verborgenen Winkel verlangt er, um sich zu sammeln. Ein treu gebliebener Diener, der Freigelassene Phaon, bietet ihm seinen Meierhof an, ungefähr am vierten Meilensteine vor der Stadt, zwischen dem Salarischen und Nomentanischen Heerwege gelegen. Hastig ergreift er das Anerbieten. Nur halb bekleidet, mit nackten Füßen, einen schlechten Reitermantel über die Tunica geworfen, mit verhülltem Haupte, ein Schweißtuch vors Gesicht gedrückt, besteigt er das vorgeführte Roß und sprengt, nur von drei Gefährten begleitet, in die Nacht hinaus.

Es war eine drückend schwüle Juni-Gewitternacht. Alle Elemente schienen im Aufruhre verschworen gegen den fliehenden Beherrscher der Welt. Die Erde bebte in ihren Tiefen, und die Geister der von ihm Ermordeten schienen mit dräuendem Hohne aus ihren Gräbern gegen ihn aufzusteigen. Ein furchtbares Unwetter entlud sich in unaufhörlichen Blitzen, die dicht vor seinem schnaubenden Rosse niederzuckten. An dem Lager seiner Garden vorbeijagend, hörte er das wilde Geschrei der Söldner, die aus dem Schrecken dieser Nacht seinem Gegenkaiser Galba Glück und ihm selbst Verderben prophezeiten. Wanderer, an denen die nächtlichen Reiter vorüber sprengten, riefen laut: „Die setzen dem Nero nach!“ Einer fragte ihn selbst, ob er nichts Neues vom Nero wisse? Da scheute sein Pferd vor einer am Wege liegenden Leiche. Während er es zu bemeistern suchte, entfiel seinem Gesichte die Verhüllung; ein ausgedienter Leibwächter, der des Weges zog, erkannte beim

Leuchten eines Blitzstrahles die Züge seines Kaisers und grüßte ihn mit dem kaiserlichen Gruße. Das war ihm Todesschrecken. Nicht weiter zu reiten wagend, sprang er mit seinen Begleitern von den Pferden, ließ die Rosse ins Freie jagen, und kroch seitwärts vom Wege in ein Rohrgebüsch. Hier erwartete er, an der Erde kauernd, das Grauen des Morgens, als könne das Tageslicht ihm wenigstens Rettung bringen vor den Schrecknissen der Nacht. Jetzt aber begannen für ihn neue Todesqualen. In den Begleitern, welche stumm um ihn her lagen, sah er seine Mörder. Jeden Augenblick erwartete er, daß einer von ihnen den Todesstreich gegen ihn führen werde. In jedem Laute, der die Stille der Nacht unterbrach, glaubte er die Stimme der Verfolger zu vernehmen, die ihn suchten. So oft das Bellen eines Hundes in der Ferne oder der Schrei eines Nachtvogels sein Ohr traf, oder wenn der Nachtwind in dem Geröhricht und den Bäumen rauschte, schauderte er zusammen in Todesangst. Zu seinen Begleitern wagte er nicht ein Wort zu sprechen, aus Furcht, daß ein fremdes Ohr es vernehme. Nur im wahnwitzigen Selbstgespräche bejammerte er sein Loos, daß er, der noch Tags zuvor in seinem goldenen Hause sich von Tausenden bereitwilliger Diener umgeben sah, jetzt mit drei mitleidigen Getreuen im schimpflichen Verstecke obdachlos dem Tode entgegegen zittere. „Denn ein solches Drama," fügt Dion hinzu, „hatte ihm die rächende Gottheit zubereitet, daß er an seinem Ausgange, statt der Theater-Rollen anderer von Furien umgetriebener Muttermörder, sich selbst spielen mußte!" Jetzt kam die Reue über ihn um seiner Greuelthaten willen, und

einmal über das andere wiederholte er den Vers aus dem verbannten Oedipus:

„Es fordern Gattin, Mutter, Vater meinen Tod!“

Mit dem grauenden Morgen machte er ſich auf, und gelangte durch Geſtrüppe und Dornen zu der hinteren Seite des einſamen Meierhofes. Damit nichts ſeinen Eintritt verrathe, beſchloſſen die Begleiter, die Mauer der Hinterwand zu durchbrechen, um ihn ſo unbemerkt einzulaſſen. Während ſie ſich dazu anſchickten, forderte ihn Phaon auf, ſich in einer nahen Sandgrube zu verbergen. Mit einem Anfluge von jenem furchtbaren Witze ironiſcher Selbſtverſpottung, der ſeine letzten Augenblicke bezeichnet, erwiderte er: „Lebendig unter die Erde gehen? Nein!“

Den quälenden Durſt zu ſtillen, ſchöpfte er mit der hohlen Hand Waſſer aus einer ſchmutzigen Lache. „Das iſt Nero's Kühltrank!“ ſagte er, ehe er es hinunter ſchlürfte. Die Reflexion über ſeine Vergangenheit im Vergleiche mit ſeiner Gegenwart bildet das Vorherrſchende in den letzten Aeußerungen des gekrönten Komödianten.

Endlich war der Eingang fertig. Mit blutenden Füßen und zerriſſenen Kleidern gelangte er, auf allen Vieren kriechend, in eine Kammer, wo er ſich erſchöpft auf ein ärmliches Lager warf. Hunger und Durſt folterten ihn. Ein Stück verſchimmeltes Brod, das man ihm reichte, ſtieß er mit Abſcheu zurück, während er das laue Pfützenwaſſer begierig hinunter ſtürzte. Jetzt aber galt es den letzten Schritt, denn ſeine Begleiter drängten ihn, ſich der ſeiner harrenden Schmach durch freiwilligen Tod zu entziehen. Er ſchien ſich zu ermannen, hieß eine Grube

rüſten, zu welcher er das Maaß ſeines Körpers gab, und wo möglich einige Stücke Marmor als Bezeichnung der Stätte, desgleichen Holz und Waſſer herbeiſchaffen zur Leichenwäſche. Es geſchah, wie er befohlen, und während der Arbeit brach er wiederholt in Thränen und in die Worte aus:

„Welch ein Künſtler ſtirbt in mir!“

Während er ſo die reflectirte Wolluſt der Todesangſt verlängert, kommt ein Läufer Phaons mit Briefen aus Rom an. Er reißt ſie ihm aus den Händen und lieſt: der Senat habe Nero für einen Feind des Reichs erklärt, und laſſe ihn ſuchen, um an ihm die Strafe „nach der Väter Brauche“ zu vollziehen. Der tauſendfältige Mörder kannte dieſe Strafart nicht, und er fragte die ihn Umgebenden, was damit gemeint. Man antwortet ihm: der ſo Verurtheilte werde nackt ins Marterholz geſpannt und mit Ruthen zu Tode gehauen. Da ergreift er die beiden Dolche, welche er ſtiehend zu ſich geſteckt, verſucht die Spitzen von beiden und — ſtößt ſie mit den Worten:

„Noch kam ſie, die verhängnißvolle Stunde, nicht!“

wieder in die Scheiden zurück.

Jetzt wendet er ſich an einen der Begleiter, ſeinen Liebling Sporus, er ſolle die Todtenklage um ihn beginnen. Dann fleht er, es möge doch einer ihm mit dem Beiſpiele des freiwilligen Todes vorangehen. Er iſt und bleibt der Comödiant, der ſich ſelbſt vor ſeinem Tode im Andern ſterben ſehen möchte! Dann bricht er, wie Hamlet, in verzweifelnde Wuth über ſeine eigene zaudernde Feigheit aus: „Welch ein erbärmliches, elendes Leben lebe ich doch! Schäme dich, Nero, ſchäme dich! Hier gilt's

nüchternen Muth! Auf, ermanne dich!« Und wie bezeichnend iſt es, daß er die Hälfte ſeines letzten theatraliſchen Selbſtgeſpräches griechiſch ſpricht!

Aber horch! was iſt das? Hufſchlag eilender Roſſe erſchallt. Es ſind die Reiter, die man ausgeſendet, ihn lebendig zu greifen. Er hört es, und ſein letzter Gedanke iſt ein poetiſches Citat! Mit bebender Stimme declamirt er das Homeriſche:

»Schnell antrabender Roſſe Geſtampf ſchlägt laut an das Ohr mir!«

und ſtößt dann mit Hülfe ſeines Geheimſchreibers Epaphroditus ſich den Dolch in die Kehle. Der hereinſtürzende Reiteroberſt fand ihn noch lebend, und verſuchte mit ſeinem Mantel das ſtrömende Blut zu hemmen, indem er ſich ſtellte, als ſei er zur Hülfe herbeigeeilt. Aber der ſterbende Schauſpieler murmelte ihm zu: »Du kommſt zu ſpät!« —

Ich legte den Sueton bei Seite, und ſah mich um auf dem Schauplatze des gräßlichen Drama's. Der heiterſte Frühlings-Nachmittag blaute vom Himmel nieder auf das ſtille kleine Thal. Zwiſchen den Oelbäumen am Abhange der Villa Serpentara di Spada und neben den Trümmern der Villa Phaons trieb ein italieniſcher Gebirgshirt, in der maleriſchen Tracht mit Spitzhut und Ledergamaſchen, den weißen, langgezotteltten Wolfshund an der Seite, friedlich ſeine Schafherde. Ich ſtieg den Hügel des alten Fidenä hinan. Ein unendlicher Friede lag über der weiten Campagna di Roma, eine ſchlaftrunkene Müdigkeit, wie ſie erklärlich iſt nach einer ſo thaten- und ereignißvollen Geſchichte von Jahrtauſenden. In ſolchen Stimmungen fühlt man gleichſam die Berechtigung dieſer mit Hiſtorie geſättigten

Erde zum Ausruhen; und im Anſchauen dieſer zahlloſen, im Glanze der ſinkenden Sonne leuchtenden Ruinen, der Zeugen jener wunderbaren Zeiten des einzig weltbeherrſchenden Volkes der Erde, deſſen Wiege dieſe Campagna di Roma getragen, empfand ich, wie dieſe ſchweigende Oede, welche das heutige Rom umgiebt, von einem Göthe und Humboldt auch noch mit einem andern Maßſtabe, als mit dem national-ökonomiſchen, gemeſſen werden konnte.

Ich wanderte hinüber nach dem Kaſale-Kaſtell Giubileo, das auf der Höhe eines runden, iſolirten Hügels nahe der Tiber liegt, einer der ſchönſten, von Fremden faſt nie beſuchten Punkte der römiſchen Campagna. Von dem Söller der kleinen ummauerten Burg winkten mir die weißen Tücher der Freunde grüßend entgegen. Einſameres giebt es nicht als dieſes vor fünfhundert Jahren zum Schutz der Hirten und Feldbewohner bei plötzlichen Raubanfällen fremder Kriegsvölker von Papſt Bonifaz VIII. aus den Trümmern des alten Fidenä erbaute Kaſtell, das ſeinen Namen führt nach dem Jubeljahre (1300), in welchem es errichtet ward. Jetzt iſt es ganz verlaſſen, und ſeine alleinigen Bewohner ſind die ſchönen braunen Falken, die von dem fröhlichen Singen und Lachen der fremden Gäſte aufgeſcheucht, Mauern und Zinnen umkreiſ'ten, oder ſich in ſtolzer Ruhe mit ausgebreiteten Flügeln regungslos hoch über uns in den Lüften wiegten. Von dem Söller hat man die ſchönſte Ausſicht auf die nördliche Campagna bis zum Sorakte hin. Der kleine viereckige Hof iſt mit kniehohem Graſe bewachſen. Wilder Epheu rankt empor an dem Kapellchen hart am verfallenen Eingangsthore. Wir alle waren entzückt über den Ort, und

votirten dem Landschaftsmaler Garlitt, der ihn uns aufgefunden, eine Dankadresse. Mundvorrath war mitgenommen, und als nun gar an einem Feuer auf dem Estrich der modernste deutsche Nachmittagskaffee, von schönen Händen bereitet, uns entgegenduftete, rief einer unserer kleinen Gesellschaft lachend aus: „Gottlob, jetzt kann man die Campagna di Roma doch einmal mit deutscher Behaglichkeit genießen!

Rom, im März 1816.

Faſt unſere ganze deutſche Geſellſchaft wird von der Luſt des Marmorſuchens beherrſcht. Es iſt dies ein Steckenpferd, das nicht nur auf unſern Gängen durch die Trümmerwelt des alten Roms, ſondern auch auf den weiteren Ausflügen in die Umgegend der Campagna, weidlich getummelt wird. Ein ächter Marmorſucher treibt die Sache mit einer Leidenſchaft, die an Fanatismus gränzt. Wir ſehen das an Freund Hummel, dem Landſchaftsmaler, der ſtundenlang an den entzückendſten Frühlingsnachmittagen in der herrlichſten landſchaftlichen Umgebung mit zur Erde gewandten Blicken bei unſern gemeinſamen Campagnafahrten die Trümmer von Roma Vecchia und Tor Pignatara, Caſal Bruciato und Tor di Quinto durchſpäht, ohne die Schönheit der Umgebung eines Blicks zu würdigen. Aber auch uns andere macht die gleiche Leidenſchaft nicht ſelten zu wahren Kindern, und wir ſchleppen oft im Schweiße unſeres Angeſichts antike Marmorfragmente in ſolchen Maſſen zuſammen, daß wir uns ſchon beim Nachhauſefahren entſchließen müſſen, den größten Theil wieder fortzuwerfen. Und wie ſoll es erſt werden, wenn die wirkliche Heimfahrt über die Alpen angetreten werden muß,

bei welcher dann doch solche Gewichte unmöglich mitgeschleppt werden können!

Aber die Gelegenheit ist auch gar zu verlockend für einen Sammler, und hier in Rom wird fast jeder in irgend einer Art zu einem solchen. Die Fülle des alten Marmors auf diesem Boden scheint unerschöpflich. Hunderttausende von Fremden haben Bruchstücke mit fortgeschleppt, in Rom leben zahlreiche Werkstätten seit Jahrhunderten von der Bearbeitung derselben, und immer noch sind Gärten, Vignen und Felder besäet mit dem kostbaren Getrümmer dieser edlen Steinarten, deren Luxusverbrauch in dem alten Rom seit dem Beginne der christlichen Zeitrechnung die ganze Welt in Contribution setzte. Das kaiserliche Rom muß in Wahrheit eine Stadt von Marmor gewesen sein. Und wenn wir bedenken, daß nicht nur alle Tempel, und selbst ein Bau wie das Mausoleum Hadrian's, mit Marmor bekleidet waren, sondern daß auch die Paläste der Großen und Reichen, ja selbst geringere Wohnhäuser dieses Schmucks in Säulen und Pfeilern, Treppen, Wänden und Fußböden nicht entbehrten, so können wir uns einen Begriff machen von dem Verbrauch dieses kostbaren Materials, das obendrein aus den fernsten Gegenden herbeigeschafft werden mußte.

Denn Rom, das in seinem Peperin von Albano, in seinem Tuf- und Travertin von Tibur die besten Quadersteine, in seiner Basaltlava vortreffliches Pflaster, in seiner Thonerde das schönste Material zu Backsteinen und in seiner mit Kalk gemischten Puzzuolana ein unzerstörbares Bindemittel besitzt, Rom hatte in seiner Umgebung keinen Marmor. Eben darum aber wurde der Marmor ein Gegenstand der allgemeinen, ächt römischen

Prachtluſt, von der die alten Dichter und Hiſtoriker, Rhetoren und Moraliſten oft genug tadelnd ſprechen. Italien ſelbſt gab nur den weißen Luneſiſchen (jetzt Carrariſchen) Marmor, der noch zu Tiber's Zeit den größten Theil der römiſchen Gebäude ſchmückte. Andern Marmor dieſer Farbe lieferten die Brüche vom Berge Hymettos und von Penteles bei Athen, von den Inſeln Paros, Thaſos und Lesbos. Von der großen Menge edler Marmorarten der verſchiedenſten Farben, deren ſich der immer ſteigende Luxus aus allen Weltgegenden zu ſchaffen wußte, und die bei den alten Schriftſtellern häufig als Gegenſtände der wechſelnden Prachtmode erwähnt werden, iſt zum Theil jetzt ſelbſt das Vaterland unbekannt. Sie haben ihre Heimath nur noch in der Trümmerwelt der römiſchen Ruinen und in den Werkſtätten der neurömiſchen Marmoraren. Andere ſind ſpurlos verſchwunden, und kein Archäolog weiß uns zu ſagen, welch eine Steinart jener marmorharte Leuchtſtein (Phengites) aus Kappadozien war, weiß und durchſcheinend, mit ebenſo durchſcheinenden röthlich gelben Adern, aus dem Nero einen Fortuna-Tempel baute, der bei verſchloſſenen Thüren ohne Fenſter Tageslicht hatte, und mit dem der argwöhniſche Domitian die Wände der Portiken bekleiden ließ, in denen er ſpazieren ging, um in den ſpiegelnden Flächen zu ſehen, was hinter ſeinem Rücken vorgehe.

In den Kaiſerzeiten nahm der Luxus an farbigem Marmor überhand. Der ſchwarze Marmor (*nero antico*) vom Vorgebirge Tänaron in Lakonien, der goldgelbe (giallo antico) mit feinen röthlichen Adern aus Numidien, der rothe indiſche (rosso antico), bald hell, bald dunkelroth, der grüne Lakoniſche (Serpentino), der Theſſaliſche (Verde antico) und eine Fülle

anderer vielfarbiger Marmorarten, unter denen ich nur den schwarz und weißen (bianco e nero antico), den grünlich weißen (cipollino), den vielfarbigen, bald schwarz röthlichen, bald violettgestreiften Paonazzetto, den pfirsichfarbnen (Fiore di persico) und die zahllosen Nüancen der Breccien nennen will, — sie alle dienten diesem Luxus der römischen Architektur und Plastik in Säulen und Bildwerken, in Fußböden und Deckenschmuck, in Pfeilern und Pfosten, Stufen, Treppen, Sarkophagen, Badestühlen, Wannen und Gefäßen aller Art. Dazu gesellten sich die vielfachen farbigen Alabaster- und Onyxarten zu Vasen und Salbgefäßen, Brustbekleidungen von Portraitbüsten u. s. w. angewandt; der rothe Granit der Obelisken, der graugrüne der Säulen, der eisenharte, schwarze, graue und grüne Basalt aus Aethiopien, der ägyptische rothe und grüne Porphyr, dessen Bearbeitung wegen seiner demantnen Härte erst zu Michelangelo's Zeiten wieder versucht wurde. Der römische Naturforscher Plinius sagt bei der Aufzählung der ihm bekannten Marmorarten, daß Vollständigkeit bei der zahllosen Masse derselben unmöglich sei. Aber eben so gewiß ist es, daß es keine Steinart der bekannten Welt gab, welche nicht in dem Rom der Kaiserzeiten vorhanden und angewandt gewesen wäre!

Ein wenn auch schwaches Abbild jener alten Marmorpracht giebt gegenwärtig der Treppenbau des Palazzo Braschi, des jüngsten (erbaut 1792) unter den fünfundsechzig fürstlichen Palästen in Rom. Drei Stockwerke hoch schwingt sich dieser Prachtbau mit seinen 102 nur etwa vier Zoll von einander abstehenden Treppenstufen von bläulich weißem Marmor bis zur Vorhalle des dritten Stockwerks, wo sich über dem Treppenhause

eine Kuppel von gleicher Höhe wölbt. Drei Säulenordnungen übereinander bezeichnen die drei Stockwerke der Treppe. Säulen und Pilaſter ſind von polirtem Granit, das Geländer vom feinſten weißen Marmor. Moſaiken von buntem Marmor ſchmücken die Abſätze der Treppen, Einfaſſungen von Paonazetto die Wände, in deren Feldern geflügelte Greife die Stuckverzierungen bilden. In den Niſchen antike Statuen der Pallas und Ceres, des Achilles und eines römiſchen Kaiſers. Die Breite des Treppenhauſes iſt gegen fünfzig, die Länge zweiunddreißig Fuß.

Weit berühmter aber als durch dies neuere iſt der Palaſt Braſchi durch jenes alte Kunſtwerk, das unter dem Namen des Paſquino di Roma an einer Ecke des Palaſtes aufgeſtellt, anfangs nur durch ſeine gräuliche Verſtümmelung die Augen des Beſchauers auf ſich zieht, wenn er bei einer Wanderung durch den Stadttheil zwiſchen Piazza Navona und der Engelsbrücke, wo Bude an Bude der Goldſchmiede die großen Silberſchnallen, Spangen und Geſchmeide für das Landvolk feil bieten, ſich demſelben plötzlich gegenüber ſieht. Es iſt jene Gruppe des Ajas mit der Leiche des erſchlagenen Patroklus, deren Wiederholung ſich auch in Florenz findet*). Verſtümmelt wie kein anderes der römiſchen Kunſtwerke, zeigt dies göttliche Werk dennoch dem aufmerkſamen Betrachter die Wahrheit jenes Berniniſchen Urtheils, der es das vorzüglichſte Kunſtdenkmal in Rom, „die Darſtellung des Vollkommenſten in der Natur ohne Affektation der Kunſt“ (il più perfetto della natura, senza affettazione

*) S. Bd. I. S. 33.

dell' arte) nannte. Jahrhunderte lang unter Trümmern begraben, als Brückenſteg von Fußwanderern benutzt, ward es erſt beim Pflaſtern der Straße hervorgezogen und zu Ende des vorigen Jahrhunderts an ſeinem jetzigen Platze auf einem eigenen Poſtamente aufgeſtellt. Wie oft habe ich ſchon Stunden lang bei dieſem wunderbaren Werke mit Freund H. verweilt, der es für ſein kunſtgeſchichtliches Werk auf das Genaueſte unterſuchte *). Wenn irgend etwas den göttlichen Funken in Bernini beweiſt, ſo iſt es der ſichere Blick, mit welchem er in dieſem Kunſtwerke den Styl der höchſten Helleniſchen Meiſterſchaft erkannte. Und nur die Abneigung Winckelmann's gegen Bernini kann es erklärlich machen, daß der Mann, deſſen kunſtgeübtes Auge in dem Torſo von Belvedere das Urbild höchſter Vollendung erkannte, dieſer Gruppe nicht gerecht zu werden vermochte. Winckelmann hatte eine ſouveräne Verachtung gegen den bei allen ſeinen Verirrungen dennoch wahrhaft genialen Künſtler und er äußert dieſelbe auf die derbſte Art. Ich mußte neulich laut auflachen, als ich in einem der Winckelmann'ſchen Briefe an Berendis die Worte las: „Die neuern Künſtler ſind Eſel gegen die Alten, und Bernini iſt der größte Eſel unter den Neuern — die Franzoſen ausgenommen, denen man die Ehre in dieſer Art laſſen muß.“ Aber Winckelmann's Geringſchätzung traf auch überhaupt die ganze neuere Plaſtik. „Ich ſage Dir eine Regel, ſchreibt er ſeinem Freunde: bewundere nie die Arbeit eines neueren Bildhauers, Du würdeſt erſtaunen, wenn Du das Beſte der Modernité gegen das Mittelmäßige von den Alten hältſt.“

*) S. Vorſchule der bildenden Kunſt der Alten von Dr. H. Hettner, I. S. 267—269.

Rom, den 18. März 1816

Während der Quaresima ersetzen die Fastenpredigten die Theater, Ball-, Konzert- und andern gesellschaftlichen Freuden. Der beliebteste Prediger in Rom ist jetzt Pater Ventura, wohl auch sonst der ausgezeichnetste Geistliche in der alten Kirchenhauptstadt. Ich werde nächstens suchen, eine seiner berühmten geistlichen Reden zu hören.

Heute theilte uns Freund Rudolf Lehmann, der talentvolle Maler, von dessen großem Werke: Sixtus der Fünfte die Pontinischen Sümpfe segnend, ich Euch in früheren Briefen berichtet, ein Stück aus einer Kapuzinerpredigt mit, das von ihm, dem feinen Kenner und unübertrefflichen Nachahmer der römischen und andern italienischen Volksdialekte vorgetragen, allgemeine Heiterkeit erregte. Für die Aechtheit dieser Kapuzinerpredigt möchte ich einstehen nach Allem, was ich selber in dieser Art von römischen Kapuzinerpredikanten gehört habe. Die Predigt handelte über das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren, und damit Ihr sehet, auf wie ingeniöse und durchaus originale Weise der brave Bruder Kapuziner die heilige Geschichte als Exemplifikation für jenes Gebot in seiner Predigt anzuwenden

verſtanden hat, ſetze ich das betreffende Stück mit der Hauptpointe in Original und Ueberſetzung hierher. Der Schluß der Predigt lautet alſo wie folgt:

Fine della predica di un reverendo P. Cappucino: Sul rispetto da portarsi dagli figli ai parenti.

Nostro S. Gesu Cristo pure, quando era ragazzo del età di dodici anni, una volta, ruzzando ruzzando, come fanno mica spesse volte le creature, s'era alluntanato da sua Santissima madre. Quella povera Madonna, benedetto sia il suo santissimo nome! angustiata di ritrovare il carissimo figlio, andó cercando per tutta Gerusalemme, ed in fine entro nel Templo — forse anche per dire un Ave o due.

Imaginatevi, figliuoli miei la sua gioia, quando ci trovò il figlio cercato, chi stava chiachierando colli professori! „Gesu Cristuccio mio!" — sclamó, „come ti potevi staccare dal benedetto fianco della madre? Quanto m'hai fatto penare! Ma lui, sgnaliatamente da ragazzaccio, rispose: „Che v' importa a Voi, o Donna!" Vedete fratelli miei, v'era una risposta propriamente impertinente. Ma che fine ha fatto poi? — In croce!

„Unſer Herr Jeſus, als er noch ein Bürſchchen in dem Alter von zwölf Jahren war, hatte ſich eben auch einmal im Spielen, wie das die Kinder wohl in dieſem Alter thun, von ſeiner allerheiligſten Mutter entfernt. Die arme Madonna, — gebenedeit ſei ihr Name! — ängſtlich bekümmert, ihren geliebten Sohn wieder zu finden, wanderte ſuchend durch ganz Jeruſalem,

und trat zuletzt in den Tempel ein — vielleicht auch um ein Avemaria oder zwei zu beten.“

„Nun ſtellt Euch vor, meine Kinder, wie groß ihre Freude war, als ſie dort ihren überall vergebens geſuchten Sohn fand, der da ſtand und mit den Profeſſoren ſchwätzte. Jeſus Chriſtuschen! rief ſie aus, wie haſt Du's über's Herz bringen können, Dich von der geſegneten Seite Deiner Mutter zu entfernen? Was für Sorge haſt Du mir gemacht! Er aber, widerſprecheriſch, wie Jungen ſind, antwortete trotzig: „Was geht das Euch an, Donna?“ — Ihr ſeht, meine Brüder, das war eine Antwort ſo unſchicklich, wie nur etwas ſein kann. Aber wo hat er denn zuletzt auch ſein Ende genommen? — Am Kreuze!“

Nicht wahr, das iſt eine eigenthümliche Art, die Lebensgeſchichte Chriſti als abſchreckendes Exempel zu benutzen? Und dieſer wundervolle Anachroniſmus der „ein oder zwei Avemaria,“ welche die Mutter Gottes bei Gelegenheit im Tempel zu Jeruſalem betet, iſt auch von einer komiſchen Kraft, die jedem Erfinder ſolcher Dinge unerreichbar bleibt. Hier hat die reine naive Natur immer den Vorſprung. Die bewußte Erfindung arbeitet übrigens in dieſem Fache auch in Italien ganz anders. Neulich ſchenkte mir unſer Wirth, Signor Luigi, ein Blatt, das er in ſeiner Vaterſtadt Arezzo um einen oder zwei Bajocchi gekauft, wo es bei einem Kirchenfeſte der Settimana ſanta von den frommen Mönchen eines Franziskanerkloſters den beſuchenden Gläubigen angeboten wurde. Es enthält laut der Aufſchrift einen „Bericht, abgeſtattet von unſerm Herrn Jeſus Chriſtus, an die Schweſtern Eliſabetha, Marta und Brigida, welche etwas

Ausführliches über sein Leiden zu wissen wünschten und denen er, nachdem sie ihr desfälliges Gebet geendigt hatten, erschien und Folgendes verkündigte*)." Um einen Begriff von solchen Traktätchen zu geben, die alle „mit Erlaubniß der Obern" gedruckt, und bei jeder Gelegenheit unter das Volk als Beförderungsmittel religiösen Sinnes verbreitet werden, will ich diesen „im heiligen Grabe Christi gefundenen" Bericht auszugsweise mittheilen.

„Wisset also zuerst, meine Schwestern," hebt der Heiland an, „daß ich 112 Backenstreiche erhielt und drei Faustschläge auf den Mund. Auf dem Wege vom Garten bis zu Hanna's Hause fiel ich siebenmal nieder, und wurde 105mal beim Niedersinken in die Höhe gestoßen; empfing 180 Hiebe auf den Rücken und 32 Stöße an die Beine; wurde am Barte und an den Haaren 32mal in die Höhe gerissen, erhielt auch einen tödtlichen Stoß. Am Pfahl erhielt ich 6666 Schläge, stieß 126 Seufzer aus, wurde 33mal an der Erde hingeschleift, erhielt 100 Verletzungen am Kopfe, am Kreuze drei tödtliche Stöße; 32mal wurde mir in's Gesicht gespieen, tausend Wunden wurden mir beigebracht. Der Soldaten, die mich ergriffen, waren 303, an Blut entträufelten mir 38,511 Tropfen."

Darauf folgt die Nutzanwendung. Sie besteht in der Gewährung von fünf Gnaden, welche zu seinem Seelenheile dem-

*) Relazione, fatta dal nostro Signore Jesu Cristo alle Sorelle, cive Elisabetta, Marta e Brigida, desiderose di saper alcune cose particolari della di lui Passione, il quale che ebbero finita l'orazione, gli apparve, e gli disse.

jenigen verheißen werden, der während eines Zeitraums von dreiundzwanzig Jahren und zwölf Tagen, welcher Zeitraum der Anzahl der vergossenen Blutstropfen entspricht, täglich je sieben Paternoster oder sieben Ave sprechen wird. Diese fünf Gnaden sind:

Volle Sündenvergebung.

Erlösung von allen Qualen des Fegefeuers.

Sollte der Gläubige vor Ablauf der Frist sterben, so wird ihm die Zeit für voll angerechnet.

Er soll den Rang eines Märtyrers haben, der sein Blut für den Glauben vergossen.

Fünftens heißt es: „in seiner Sterbestunde werde ich vom Himmel herabsteigen, um seine Seele in meine Arme aufzunehmen. Dasselbe werde ich bei allen thun, die seinem Hause angehören, und bei seinen Verwandten bis zum vierten Grad. Und sollten solche im Fegefeuer sein, so trage ich sie aus demselben in's himmlische Vaterland des ewigen Lebens."

Den Schluß und die Krone des Ganzen bildet aber die finanzielle Seite. Denn um den Verkauf des Berichts selbst lukrativ zu machen, findet sich nun gegen das Ende ein Verzeichniß der Gnaden und Vortheile, welche der Besitz und das Beifichtragen dieser gedruckten Relation dem frommen Käufer gewährt. Dahin gehören: Sicherheit vor Anfechtungen des Satans, Schutz gegen plötzlichen Tod und häßliche Todesarten (daher man häufig dergleichen Schriften als Amulette bei schweren Verbrechern findet), leichte Geburt für Schwangere, Schutz des Hauses gegen Feuers- und andere Gefahr; und „wer ihn vierzig Tage lang vor seinem Ende bei sich trägt, dem wird die Gnade

zu Theil, die glorwürdige Madonna zu ſehen.“ Was will man mehr für zwei Bajocchi? Dergleichen Volkserbauungsſchriften, die in Rom und faſt in allen Orten des Kirchenſtaates, wo nur eine Preſſe zu finden, gedruckt, und an Feſten und auf Märkten, ſelbſt mit Hülfe des Pagliaſſo für Regung der Kirche durch ganz Italien verkauft werden, findet man in Menge, und immer wieder fällt einem dabei unwillkürlich das: Venio iterum crucifigi! (ich komme, um wieder gekreuzigt zu werden!) des Menſchenheilandes ein. Die einzige Hoffnung, welche ich, dieſen bodenloſen Zuſtänden gegenüber, habe, iſt und bleibt, daß es ſchlimmer nicht werden kann, alſo beſſer werden muß. Die Summe von Papſt Gregor's politiſcher Weisheit beſteht in den Worten ſeines Breve's vom 8. Auguſt 1832: „Die Preßfreiheit kann nie genug verflucht und verabſcheut werden. Die Gewiſſensfreiheit iſt ein Wahnſinn, der verderblichſte aller Irrthümer und die Freiheit des Wortes und der Meinung eine Peſtilenz für die Staaten, wie keine ſchlimmer gefunden werden kann.“ Im Grunde hat der alte Mönchpapſt damit vollkommen recht: ſeinen Staaten, wie er ſie will, wie der ſeine iſt, müſſen alle jene Dinge zum Verderben werden.

Wenn dennoch die italieniſche Volksnatur allen dieſen und ähnlichen Verdummungsmitteln eines wüſten Götzenthums noch immer nicht erlegen iſt, ſo rührt das daher, weil der unverwüſtliche Realismus und die angeborene Aufgeweckтheit und Verſtändigkeit des Volks denſelben bewußt und unbewußt einen Widerſtand entgegenſetzt, der es bisher vor völligem Verſinken glücklich gerettet hat, und der ihm auch eine menſchenwürdigere Zukunft ſeines religiöſen und ſittlichen Lebens verbürgt. Beſonders zeigt

ſich dieſe unverwüſtliche Naturkraft bei den Frauen, die als Mädchen ihre Erziehung im Kloſter erhalten haben, wo es zumeiſt darauf angelegt wird, ihnen alle Willenskraft und Selbſtſtändigkeit zu brechen, und ſie ganz unter die Herrſchaft des Beichtigers oder des Direktors gefangen zu nehmen. Und doch gelingt es ſpäter den meiſten, aus eigener Kraft, trotz jener Erziehung, und oft ohne Hülfe eines ihrer würdigen Mannes, ſich zu energiſch praktiſchen und charaktervoll ſelbſtändigen Hausfrauen zu machen.

Im Ganzen finde ich in Italien, und vornämlich in Rom ſehr wenig Bigotterie und Intoleranz im Volke. Im Gegentheil erfreut ſich der ketzeriſche Fremde hier einer Nachſicht, die er anderswo leicht vermiſſen würde. Es fällt z. B. Niemanden ein, ſich auch nur darüber zu wundern, wenn Gruppen von Nichtkatholiken bei der Wandlung in der Meſſe ruhig ſtehen bleiben, während alles um ſie her niederkniet. Zwar iſt begreiflicherweiſe in Rom die Kirche in allen Erſcheinungen des äußerlichen Lebens das Vorherrſchende. Aber gerade dies findet auf dem politiſchen Gebiete ſchon ſeit längerer Zeit unter allen Volksklaſſen die entſchiedenſte Oppoſition, deren laute Aeußerung nur von der eiſernen Hand des regierenden geiſtlichen Despotismus niedergehalten wird. Daneben giebt es, glaube ich, auf der Erde keinen Ort, wo man die Religion äußerlicher nähme, als eben in Rom. Wenn man längere Zeit hier lebt, kann man ſich des Eindrucks immer weniger erwehren, daß ein Etwas in der Luft liegt, was dem geiſtlichen Regimente ebenſowohl, als den herrſchenden religiöſen Formen eine Revolution ankündigt. Wo nicht Haß und Abneigung, da ſind doch Kaltſinn und Mißtrauen

gegen alles, was Prieſter heißt, im Volke vorherrſchend, und das nicht allein bei denen, welche, wie dies faſt allgemein unter den Gebildeteren der Fall iſt, von dem politiſchen Regimente der Geiſtlichkeit nichts mehr wiſſen wollen. „Was wollt Ihr?“ ſagte mir neulich ein römiſcher Marmorarbeiter, „die Pfaffen leben von unſern Sünden. Wenn wir alle gut würden, müßten ſie verhungern. Mit Geld kann man von ihnen Alles haben, ohne Geld — niente! Hab' ich fünf, ſechs Scudi in der Taſche, um einen Dispens zu kaufen, ſo brauche ich das ganze Jahr keine Faſten zu halten. Bin ich arm, ſo muß ich lange im Fegefeuer braten; hab' ich Geld, ſo beten ſie mich im Umſehen heraus. Ihr ſeid ja,“ fuhr er fort, „in San Lorenzo fuori le mura geweſen. Da habt Ihr ohne Zweifel auch das Bild geſehen, wie San Lorenzo den Kaiſer Enrico aus den Klauen der Teufel befreit. Er wirft einen goldenen Becher in die Wagſchale der guten Werke, den der ſterbende Kaiſer noch eben der Kirche des Heiligen geſchenkt hatte, und flugs ſchnellt die Schale der böſen Werke in die Höhe, und die Teufel ſind geprellt. So iſt es, Signore mio! Ci vuole danari, hat man Geld, iſt alles gut!“ Ein andersmal äußerte derſelbe: „Die Pfaffen ſind in früheren Zeiten noch ſchlimmer geweſen, ich weiß es wohl, aber ſie ſind jetzt immer noch ſchlimm genug. Was Wunder auch! Sie eſſen gut, trinken noch beſſer, haben keine Sorgen für Weib und Kind, Haus und Hof, für Nahrung und Unterhalt, und haben dabei freie Koſt (la pratica) bei allen Weibern, die ihnen gefallen — es wär' ein Wunder, wenn ſie da nicht ſchlimm und übermüthig würden. Was wollt Ihr? sono bestie cattive (es ſind böſe Thiere); und er ſchmetterte das: bestie mit jener

vollen Gewalt zwiſchen den Zähnen hervor, mit welcher der Italiener im heftigen Affekte die feine Ausſprache ſeines ſt in ein ſchweres ziſchendes ſcht zu verkehren pflegt. — Auch fehlt es in der Sprache nicht an Belägen für die Abneigung des Volks gegen die Geiſtlichen, die ſich oft in Spottausdrücken äußert, wie z. B. die langen fetten Maccaroni im Volke Strozzaprete (Prieſtergurgeln) heißen.

Am meiſten Zuſammenhang mit dem Volke haben von den Mönchsorden noch die Franziskaner und Kapuziner. Dies ſind die eigentlichen Frati, die Bettelmönche, die ſich meiſt aus dem Volke rekrutiren, mit demſelben in ſteter Berührung ſtehen, und daher auch am meiſten Einfluß auf daſſelbe haben, wie ſie an Zahl die ſtärkſten ſind. Vor den Klöſtern ſieht man häufig eine Menge von Armen und Bettlern um die Mittagsſtunde verſammelt, welchen von den Mönchen Speiſe ausgetheilt wird. Ich war im vorigen Sommer einmal Zeuge, wie ein Rudel zerlumpter Buben ſich mit den Mönchen des Kloſters bei Caſtel Gandolfo, die ihnen nichts geben wollten, herumdisputirten. „Ihr ſeid ſchon all' die Tage hergekommen," ſagte ein Frate zu dem Sprecher, „wir können Euch aber nicht alle Tage zu eſſen geben." „Nun, wenn Ihr das nicht könnt," erwiederte ihm ganz trotzig der Junge, „wozu ſeid Ihr denn auf der Welt?"

Daß der Römer im Ganzen die Ordensgeiſtlichen nicht liebt, kann man ſchon aus dem Umſtande ſehen, daß ſelbſt die Jeſuiten, trotz ihrer Schulen, die für ſie eben ſo viele Werbeplätze ſind, nur wenige Römer unter ihren Novizen zählen. Dafür liefern Neapel und Piemont die meiſten Rekruten zu dieſem Janitſcharenkorps des Ultramontanismus. Dagegen ſind in

den Nonnenklöstern mehr Römerinnen, weil die große Masse eheloser Männer die Möglichkeit der Versorgung durch Heirath für das weibliche Geschlecht erschwert. Die Nonnen, Schwestern, suore, genannt, wie die Mönche frati, stehen unter einer Madre Abbadessa, und sind entweder bemittelte Mädchen, welche ihr Vermögen oder ihre Einkünfte dem Kloster mitgebracht haben, oder es sind Töchter der ärmeren Klasse, povere fanciulle, die dem Kloster wenig oder gar nichts mitbringen können, und deshalb ihren reicheren Schwestern im Kloster als Mägde dienen müssen. Die letzteren heißen deshalb Servigiali, die ersteren Converse. —

XI.

Die Einkleidung einer Nonne.

Rom, im März 1846.

Unter den unzähligen Kirchenfesten und Prozessionen, welche dem modernen Rom seinen eigenthümlichen priesterlichen Charakter verleihen, gehören die Einkleidungen von Mönchen und Nonnen zu den seltneren. Gleichwohl haben auch diese Feierlichkeiten für den eingebornen Römer kaum ein größeres Interesse, als bei uns daheim etwa eine Trauungsfeierlichkeit erregt. Höchstens die nächsten Anwohner der Kirche drängen sich etwa hinzu, um den Schmuck und das Benehmen der Sposa di Dio, der Himmelsbraut, zu sehen, und eine mäßige Stunde mehr zu verbringen. Daher kommt es, daß der Fremde in Rom oftmals selbst von einer solchen seltenen Feier gar nichts oder nur ganz zufällig erfährt. So ging es mir an jenem Morgen der Hinrichtung des Ziegenhirten, von welcher ich Euch neulich geschrieben*).

*) Ein Jahr in Italien, Thl. II. S. 465 – 467.

Als ich vorgeſtern an einem ſchönen Frühlingsmorgen die Via Capo le caſe hinab über den kleinen Platz vor der Kirche Sant Andrea delle Fratte meiner Wohnung zuſchritt, ſah ich vor dem Eingange der Kirche einige Staatskaroſſen von Kardinälen halten. Ich fragte, was es gäbe? und erhielt zur Antwort: una sposa di Dio, eine Himmelsbraut.

Ich folgte dem Zuge der in die kleine Kirche eindringenden Neugierigen, und kam noch grade zur rechten Zeit, um einen guten Platz in dem beſchränkten Zuſchauerraum zu gewinnen. Denn der größere Theil des Hauptſchiffes der Kirche war abgeſperrt für die zur Feierlichkeit eingeladenen Verwandten und Freunde der Himmelsbraut. Alle Vorbereitungen ließen darauf ſchließen, daß dieſelbe den höheren Ständen und einer zahlreichen Sippſchaft angehöre.

Wie alle römiſchen Kirchenfeſte, ſo wurde auch dieſes von einem langen und langweiligen Vorſpiele eingeleitet. Es vergingen nahezu zwei Stunden, bis alle geladenen Gäſte erſchienen waren, und ehe der Kardinal, der das feierliche Amt einſegnen ſollte, umgeben von zahlreicher und glänzender Dienerſchaft, ſeinen Einzug hielt. Noch aber war von der Hauptperſon nichts zu ſehen. Endlich entſtand eine Bewegung im Volke, und durch die Doppelreihe dienſtthuender Schweizergarden und Ehrenherren des Kardinals ſchritt langſam und feierlich eine hohe ſtattliche Jungfrau, faſt wie eine Königstochter anzuſchauen. Denn auf dem wunderbar ſchönen, hochgetragenen Haupte ſtrahlte eine kleine Krone von Diamanten, und die ganze hohe und ſchlanke Geſtalt war von einem weißen, glänzenden Atlasgewande umfloſſen, deſſen lange Schleppe ein Page nachtrug. Obgleich die

von langen dunkeln Wimpern beſchatteten Augen niedergeſchlagen waren, ſchien ſie doch von Zeit zu Zeit triumphirend umher zu blicken, als wollte ſie allen Verſammelten zeigen, daß ſie aus freiem, freudigem Entſchluſſe den nichtigen Freuden dieſer Welt entſage. Auf ihren Wangen ſchien die Fülle des Lebens zu glühen, und um die ſchwellenden Lippen ſpielte ein Lächeln ruhiger Seligkeit. Ob aber die triumphirende Ruhe dieſes ſtolzen Friedens das Reſultat langer, innerer Kämpfe, oder einer für dieſen Tag berechneten prieſterlichen Erziehung und Verbildung ſei — wer hätte das entſcheiden mögen? Kurz vor ihrem Erſcheinen hatten geſchäftige Geiſtliche gedruckte Blätter unter die Zuſchauer vertheilt. Es waren Sonnette zur Verherrlichung des Feſtes und der neuen Gottesbraut, ſchwülſtig und hochtrabend, wie dieſe Art von Poeſie in Italien bei ſolchen Gelegenheiten zu ſein pflegt. Ich erſah aus denſelben, daß die ſchöne Jungfrau dem gräflichen Geſchlechte der Roſa's angehöre.

Zuerſt ſchritt dieſelbe auf einen kleinen, mit rothem Sammet beſchlagenen Betſchemel zu, der für ſie eigens in der Nähe des Altars aufgeſtellt war. Hier ſank ſie auf ihre Kniee, und verrichtete ein kurzes Gebet. Nach Beendigung deſſelben wurde ſie zu dem Hauptaltare geführt, wo ſie der Kardinal im Ornate empfing und ihr den Segen ertheilte, worauf ſie zwiſchen ihren Eltern auf der vorderen Sitzreihe Platz nahm. Auch der Kardinal ließ ſich auf ſeinen erhöhten Prachtſeſſel nieder. Dagegen erhob ſich, ihm gegenüber, ein junger Mönch in Franziskanertracht, eines von jenen Geſichtern, unter deren asketiſcher Bläſſe die dunkle Gluth eines religiöſen Fanatismus lodert, von der man nur hier in Italien eine Vorſtellung erhalten kann. In

einer langen, feurigen Rede ſchilderte er die Seligkeit und die himmliſchen Freuden des Kloſterlebens im Gegenſatze zu den Täuſchungen und Verwirrungen der Außenwelt, und ſchloß zuletzt mit einem begeiſterten Lobe auf die Jungfrau, welche das beſſere Theil erwählt und ſich entſchloſſen habe, Jugend, Glanz und Schönheit zu Ehren Gottes in ſeinem Dienſte zu opfern. Als er geendet hatte, erhob ſich der Kardinal wieder zu einem Gebete vor dem Altare, und zu einem Segensſpruche, bei deſſen letzten Worten ein Doppelchor von Sängern, aus Chorknaben und Kaſtraten der päpſtlichen Kapelle beſtehend, eine ſehr ſchöne Cantate anſtimmte. Inzwiſchen war mir die ſchöne Jungfrau aus den Augen verſchwunden. Ich ſuchte ſie vergebens auf ihrem Platze zwiſchen den ehrwürdigen Eltern. Plötzlich aber ertönte ein allgemeines Murmeln der Bewunderung durch die Zuſchauermenge. Ich blickte auf, und bemerkte, daß ein kleiner ſeidener Vorhang hoch oben über dem Altare, an der Stelle, wo ſonſt irgend ein Heiligenbild zu hängen pflegt, ſich langſam emporhob. Ein goldenes Gitter wurde ſichtbar, und hinter demſelben erblickte man wie ein lebendes Bild die noch im vollen Brautſchmuck glänzende Jungfrau vor einer alten Aebtiſſin knieen. Im Hintergrunde der Gruppe ſtanden zwei jüngere Nonnen, welche, wie die Aebtiſſin, in ihrer ſchwarzen Kloſtertracht, die blaſſen Geſichter von der weißen benda rings abgeſchloſſen, einen wunderbar ergreifenden Kontraſt bildeten gegen die in der vollen Pracht bräutlichen Glanzes ſtrahlende und bis zu dieſem Augenblicke noch der Welt angehörende blühende Geſtalt der knieenden Jungfrau. Die Hände der Aebtiſſin ruhten ſegnend auf dem ſchönen Haupte. O quanto è bella, bellissima! (wie ſchön, wie wunderſchön iſt

sie!) murmelte es rings um mich her, und alle Augen leuchteten vor Bewunderung.

Jetzt trat eine der Nonnen aus dem Hintergrunde vor, ein weißes Atlaskissen mit goldenen Quasten auf ihren Armen tragend. Auf dieses legte die Himmelsbraut das wunderschöne Haupt, und ein leises Zucken flog über ihre Züge, als man ihr die diamantne Grafenkrone vom Haupte löste. Unterdessen war auch die zweite Nonne hervorgetreten. Sie beugte sich nieder zu der knieenden, und mit dem starken Schnitte einer Scheere trennte sie die Fülle der prachtvollen, schwarzen Flechten von dem edlen Haupte. In dem Augenblicke, wo dieselben auf das weiße Atlaskissen niederfielen, breitete sich ein weites schwarzes Schleiertuch über die ganze Gestalt des knieenden Opfers, und entzog dasselbe den Blicken der Menge. Als das Tuch bald darauf wieder hinweggenommen wurde, war das weiße Atlasgewand verschwunden, und die strahlende Himmelsbraut erschien jetzt im dunklen Klostergewande, das zurückgeschlagene Schleiertuch über dem Haupte, vollständig zur Nonne umgewandelt. Die Aebtissin erhob sich, segnete noch einmal die neue Schwester, und zog sich sodann mit ihren beiden Begleiterinnen zurück.

Die Neueingekleidete verharrte noch eine Zeit lang regungslos in ihrer knieenden Stellung, die Hände über die Brust gekreuzt, im brünstigen Gebete versunken. Dann erhob sie sich langsam und stand hoch aufrecht da, die Blicke zum Himmel gerichtet, die Hände über die Brust gekreuzt, in seliger Verzückung. Das schräg einfallende Sonnenlicht umspielte ihr Haupt, welches wie von einer himmlischen Verklärung übergossen schien. Als ihre Arme und Blicke niedersanken, stand plötzlich

ein Engel zu ihrer rechten Seite. Es war ein kleines, wunderliebliches Mädchen von ſechs bis ſieben Jahren, dem man Flügel an den Schultern befeſtigt, einen Kranz weißer Roſen um die langen, dunkeln Locken geſchlungen und eine große brennende Wachskerze in die Hand gegeben hatte. Der Engel ergriff die niederhängende Hand der jungen Nonne und zog ſie fort nach der Richtung, in welcher die Aebtiſſin verſchwunden war. Der ſeidene Vorhang ſenkte ſich leiſe nieder, der Chorgeſang, welcher während der ganzen Scene fortgedauert hatte, verhallte, und ein Leben voll Schönheit und Jugend war für ewig in dieſen Mauern lebendig begraben. Selbſt ihre Eltern wird ſie nicht mehr ſehen, denn die Ordensregel, welche ſie erwählt hat, geſtattet dieſes nicht. Und nur wenn die Aebtiſſin künftig im Vereine der Schweſtern ſagen wird: „Beten wir auch für die Seele eines unſerer Verwandten, welcher verſchieden iſt,“ mag die Arme denken, daß vielleicht ein geliebtes Glied ihrer Familie die Augen für immer geſchloſſen hat.

Den 19 März 1846.

Heute iſt „San Giuſeppe,“ das Feſt des heiligen Joſeph, welchen der liebe Gott der Ehre gewürdigt hat, bei ſeinem eingebornen Sohne Vaterſtelle zu vertreten. Dafür reſpektiren auch die Römer den würdigen Mann durch eine beſonders fröhliche Feier ſeines Namensfeſtes. Als wir in der Morgenfrühe über Piazza Barberini dem Forum zuwanderten, fanden wir überall auf den Straßen bis zum Koloſſeum hin die Buden der Friggitori aufgeſchlagen, in welchen die dieſem Feſte eigenthümlichen Fritelle, Teig verſchiedener Art, in ſiedendem Fette gebacken, bereitet und ſofort auf der Straße von dem Volke in wunderbarer Menge verzehrt werden. Alles bis auf die blendend weißen Schürzen und Hemden der Kochenden und Verkaufenden iſt dabei ſauber und appetitlich, und die Fritelle ſelbſt fanden wir eben ſo wohlſchmeckend als wohlfeil. Alle Buden waren feſtlich geſchmückt mit Blumenſträußern, Ehrenpforten und Lauben von blühendem Lorbeer, der zuweilen in ganzen Bäumen ſich aus großen Kübeln emporhob. Keiner dieſer Buden fehlte das umkränzte Bild des Heiligen neben der Madonna mit dem brennenden Lämpchen unter ihrem Bilde. Die Schüſſeln voll Reis

und Mehlspeisen waren mit duftenden Hyazynthen, Goldlack und Levkojen umkränzt. Es fehlte eben auch am Schönen nicht zu dem Guten. Das alte heidnische Wort, dessen Wunschgebet lautet:

Τὰ καλὰ σὺν τοῖς ἀγαθοῖς!

Das Schöne zu dem Guten!

ist hier immer noch eine Wahrheit in dem genießenden Leben dieser Kinder des Südens. Ich bin schon lange auf einem Punkte angelangt, wo meine Anschauung des Lebens und der Dinge um mich her sich aus den Fesseln nordischer Vorurtheile zu befreien und beide in einem andern, in ihrem eigenthümlichen Lichte zu sehen beginnt. Wenn man aus unserm deutschen Norden und seinem Kulturleben, wo der Mensch nicht arbeitet, um zu leben, sondern nur zu leben scheint, um zu arbeiten, wo das Schönste im Menschen erbarmungslos zerrieben wird auf dem scharfen Reibeisen rastloser, verzehrender Geschäftigkeit, — wenn man aus solchen Zuständen nach Italien kommt, und das menschlich behaglichere Leben der Italiener und die vielen Festtage sieht, die ein solches Leben begleiten, so schilt man gemeiniglich das erstere faulen Müßiggang und ärgert sich bei den letzteren über die Zeitverschwendung. Ueber dies Stadium der deutschen schulmeisternden Alleweltsweisheit bin ich, dem Himmel sei Dank, hinaus, und jetzt erst erkenne ich die Wahrheit der Gegensätze, wie sie George Sand in den prachtvollen Figuren ihres Jean Jappeloup und des Fabrikanten Cardonnet so meisterhaft gezeichnet hat. Selbst mit den vielen Festtagen des Südens bin ich ausgesöhnt, seitdem ich Gelegenheit hatte, die gesunde, kräftige, schönheitsvolle Volksnatur, die einem hier fast überall

entgegentritt, zu vergleichen mit der Heruntergekommenheit der handarbeitenden, wie der kopfarbeitenden Klaſſen in unſerem ſich abquälenden und abhetzenden Norden, wo die ganze Lebenszeit und aller Lebenstreiz hingeopfert wird, um hier die elende Kartoffelfrage der Leidesnothdurft zu löſen, dort Geld und Kapital und immer wieder Geld und Kapital aufzuhäufen.

Ich las neulich in einem verſchollenen Buche über Italien eine Stelle, die mir ſo aus der Seele geſchrieben iſt, daß ich ſie herſetzen will. Der Mann eifert gegen die proteſtantiſche Verminderung der Feſttage, und tritt dem dabei obwaltenden arithmetiſchen Prinzip, das überall auf Arbeitszeitgewinn drängt, mit dem pſychiſch menſchlichen entgegen. Dieſe Verminderung der Feſttage, ruft er aus, hat bei uns juſt die zahlreichſte Klaſſe von Staatsbürgern, die beſtändigen Stubenhocker, Handwerker und Unterbeamten, um Lebensfreude und Lebensjahre gebracht. Dieſe raſtloſe Arbeitsplackerei läßt ſie alle die Tage verlieren, an welchen ſie die übermäßig vergeudeten und ſchlecht erſetzten Kräfte auf dem Krankenlager wieder erjammern müſſen, und alle die Jahre, die eine hinterlaſſene Wittwe und unverſorgte Waiſen um den Frühgeſchiedenen trauern. Es iſt nicht ſowohl der Feſttag ſelbſt und der Ausflug aus der Stuben- und Gaſſenluft in die freie Natur die Hauptſache, ſondern die Freudigkeit, welche bei Ausſicht auf nahe Erholung die Arbeit erleichtert und das Blut in friſchem Umlauf erhält. Wer mich heute todtſchlägt, mordet an mir ſo viele Jahre, als ich noch gelebt haben würde. Wer mir ein ſchleichendes Gift giebt, ſtiehlt mir etwas weniger Leben, aber meine ſchwächlichen Kinder und Kindeskinder müſſen immerfort von dem ihrigen dahingeben. So wird mit den Feſttagen

ganzen Generationen der Gegenwart und Folgezeit Leben und Lebensreiz geraubt. Es ist eine grausame Besteuerung der Lebenstagelöhner zu Gunsten der Siebensonntagsmenschen! Wäre ich ein Handwerksgesell, ich zöge in ein katholisches Land, um nicht in den zwanziger Jahren zu vergilben und einzutrocknen, und in den dreißigern als Meister eine Schaar lymphatischer, scrophulöser Halbmenschen in die Welt zu setzen. In dieser Hinsicht sind katholische Länder ein Karlsbad für alte studenwelke Jammergesichter, und deshalb steht im Süden der bloß genießenden Klasse die arbeitende nicht nach an Schönheit, edlem Ausdrucke, Bedeutsamkeit des Blicks, Gleichgewicht in Körperhaltung und Bewegung, fester Hautfaser und elastischer Muskel. Die verzwickten Studengesichter des Nordens thun, wenn man ihnen hier begegnet, dem Herzen ordentlich wehe!"

So ist es in der That! Und wie bezeichnend ist dabei zugleich die Antwort des Italieners, wenn man ihm Mangel an nordischer Arbeitsamkeit vorwirft, oder eine ihm übermäßig scheinende Anstrengung, selbst gegen gute Bezahlung, von ihm verlangt! Sono christiano, non sono fatto per strappazzarmi, come una bestia! „ich bin ein Christ, und nicht dazu geschaffen mich abzuschinden wie ein Thier!" lautet seine Antwort auf solche Vorwürfe und Zumuthungen. So faßt der Italiener selbst seine Religion, sein Christenthum als eine Berechtigung zu einem menschenwürdigen, nicht bloß für die Arbeitsplage in diesem „irdischen Jammerthale," sondern wesentlich für den Genuß des Lebens geschaffenen Dasein.

Bei uns aber ist es so weit gekommen, daß gelehrte Pro-

ſſerem ganz ernſtlich behauptet haben, als man ihre, die Jugend leiblich und damit auch geiſtig ruinirende, gelehrte Treibhausſchulzucht angriff: „Die höhere geiſtige Kultur unſerer Zeit erfordere das Opfer leiblicher Kraft und Geſundheit!“ Hole ſie dafür der Teufel mit ſammt ihrer abſtrakten Kultur, die uns nachgerade alle zu ſehr gebildeten Halbmenſchen zu machen droht. Ich glaube nicht daran, daß Deutſchland dazu beſtimmt iſt, eine dumpfe Werkſtatt zu bleiben, wo das Jahr dreihundertfünfundſechzig Arbeitstage zählt, wo das Auge nichts ſieht als ein Gewimmel von ſtaubigen, gedrückten Geſichtern voll Laſt- und Zugthierleiden, und wo Millionen ſogenannte Ebenbilder Gottes ſich um die Beantwortung der täglichen Brod- und Kartoffelfrage — obenein oft vergebens, abarbeiten. Und wenn die bisherige menſchliche Geſellſchaftsform, Staat genannt, hier nicht Hülfe ſchaffen kann, ſo wird ſie zertrümmert und die Löſung in einer andern Form geſucht werden.

Oben auf dem Coloſſeum war es wundervoll. Seit ich herausgebracht habe, daß die gräulichen Verunſtaltungen und Zerſtörungen an den Quaderpfeilern und Wänden durch fußtief eingehauene Löcher aus einer Zeit herrühren, wo das Elend allgemeiner Armuth ſelbſt die Mühe nicht ſcheute, auf ſolche Weiſe ſich der metallenen Klammern und Diebel zu bemächtigen, welche die einzelnen Quaderblöcke verbinden, — ſeit dieſer Entdeckung iſt mein archäologiſches Gewiſſen beruhigt, und ich vermag jetzt in dieſer wunderbaren Trümmerwelt zu weilen, als wäre ſie eigends für meine Spaziergänge geſchaffen. Eine wundervolle Feſttagsſtille lag über dem rieſigen Bau gebreitet. Vogelſang und Frühlingsſäuſeln in dem grünen Buſchwerk auf den Trüm-

mern und ſüßer Duft des Goldlacks, der aus allen Ritzen und Spalten blühend herniederhauchte, waren außer uns die einzigen Bewohner des ungeheuern Raumes. Wohl mag es ein unvergleichliches Schauſpiel geweſen ſein, wenn in den glänzenden Tagen des kaiſerlichen Roms neunzig tauſend Menſchen dieſe Sitzreihen belebten, wenn der Beherrſcher der Welt mit ſeinem Hofſtaate, von dienenden Königen und Fürſten der ganzen Welt umgeben, Platz nahm auf dem kaiſerlichen Prachtaltare; wenn um ihn her die acht bis neunhundert Senatoren, die Schaar der Veſtaliſchen Jungfrauen und die ſtolzen Genoſſen des Ritterſtandes die erſten Sitzreihen füllten, wenn ihnen zunächſt die Tauſende der übrigen Bürger in der Toga und der ſtolzen Frauen und Jungfrauen das gewaltige Rund im ſchimmernden Kranze umgaben! Aber ich gab heute all' die verſchwundene Pracht und Herrlichkeit gerne hin für dieſe ſüße Frühlingseinſamkeit hoch oben auf den altersgebräunten Trümmern, wo ich in wünſchenswertheſter Geſellſchaft bei dem träumeriſchen Blick auf die duftende Campagna und ihre blauen Gebirgsfernen Vergangenheit und Zukunft der ganzen Welt vergaß über der glückſelig befriedigten Gegenwart des eignen Daſeins.

Beim Rückwege gegen Mittag trafen wir eine Schaar junger Burſche aus dem Volke, Minenten, welche auf der ſchöngepflaſterten Via Gregoriana ſich mit einem Spiele beluſtigten, das mich lebhaft an die Diskuswerfer der Alten erinnerte. Den Diskus bildete ein großer runder Käſe, deſſen Scheibe wohl vierzehn Zoll Durchmeſſer haben mochte. Sie wickelten um den Rand eine ſcharf angezogene Schnur, deren anderes Ende um den rechten Arm befeſtigt war. Dann ſchleuderten ſie mit einem

Anlaufe die Scheibe ſo, daß ſie niederfallend wohl noch ein paar hundert Schritte fortrollte. Dabei entwickelten ſich die ſchönſten Stellungen, die einem Bildhauer hätten zum Modell dienen mögen. Sie nennen das Spiel a ruzzica, und wenn es, wie hier, mit einem Käſe geſpielt wird: giuoco di fromaggio a ruzzica. Sonſt dient ſtatt des Letzteren auch eine Scheibe von Holz oder Thon.

Vor der kleinen Kapelle San Pietro in Carcere am Fuße des Kapitols ſahen wir großes Gedränge von Andächtigen. Sie wollten die reichen Indulgenzen benutzen, welche dieſe Kapelle an Feſttagen, wie der heutige, zu ſpenden berechtigt iſt im Andenken an den Apoſtel Petrus, der hier in dem ehemaligen Carcer Mamertinus, dem römiſchen Staatsgefängniſſe, vor ſeinem Märtyrertode gefangen ſaß. Dieſe Gefängnißkapelle iſt theils über, theils unter der Erde in den Stein des Berges gehauen. Weniger die Verehrung des heiligen Apoſtels, als das Andenken an Cicero's Reden gegen den wilden Catilina und die große Adelsverſchwörung, deren ariſtokratiſche Häupter hier ſtrangulirt wurden, trieb mich in den kerzenerhellten, engen, mit Gläubigen gefüllten Raum. Beim Heraustreten vermißte ich mein Taſchentuch und erblickte im demſelben Augenblicke einen Burſchen, der, die Hand am Hute, ſich mit ungewöhnlicher Eile von mir entfernte. Er war ohne Zweifel Anfänger in der freien Kunſt des Taſchendiebſtahls und bei der erſten Anrede völlig aus der Faſſung. Ich nahm ihm den Spitzhut vom Kopfe, aus welchem ſogleich mein Taſchentuch herausfiel. L'ho trovato, Signor, l'ho trovato! ſtammelte er, bleich werdend. In saccoccia mia, birbone! erwiederte ich, indem ich ihm im erſten Zorne einen

leichten Schlag verſetzte. Es war das erſtemal, daß ich einen ſolchen Fall in Rom erlebte, und das erſtemal, daß ich in Rom einen Schlag ertheilen ſah, ohne daß der Geſchlagene nach dem Meſſer griff. Aber der Burſche fühlte ſich ehrlos durch ſeine That, denn der Römer verachtet den Taſchendieb. Die umſtehende Menge ſah finſter ſchweigend zu. Gut für den armen Teufel war es, daß kein Karabiniere in der Nähe war, denn es ſteht Galeere auf Taſchendieberei.

Ich erwähne dieſen Vorfall auch darum, weil er eine gewiſſe Seite des italieniſchen Volkscharakters bezeichnet. Wie dieſem Burſchen ſein verübter Schelmenſtreich ſogleich leſerlich auf dem Geſichte geſchrieben ſtand, ſo iſt überhaupt der italieniſche Schelm und Gauner viel weniger im Stande, ſich erfolgreich zu verſtellen, und deshalb viel weniger gefährlich, als etwa ſeine deutſchen Kollegen. Meine Erfahrungen beſtätigen hier vollkommen das Urtheil eines Mannes, der vielleicht der feinſte Kenner des italieniſchen Volkscharakters und zugleich ein ſcharfer Beobachter des Charakters ſeiner eigenen Nation war. „Von Haus aus iſt der Deutſche, ſagt Herr von Rumohr in ſeinen drei Reiſen nach Italien, eine gutartige Kreatur. Allein wenn ſeine Leidenſchaften einmal geweckt ſind, geht er auch in der Bosheit ſehr weit, und erſcheint um ſo gehäſſiger, weil er aus ſeinem früheren Zuſtande die Maske der Offenheit meiſtentheils beibehält. Man ſehe nur einem italieniſchen Schelmen ins Geſicht; ſei er ſo fein er wolle, ſo verräth ihn doch irgend ein Zug ſeines Geſichts. Er iſt daher genöthigt, zu ſophiſtiſchen Künſten ſeine Zuflucht zu nehmen, zu überreden, da er nicht überzeugen kann. Allein unter den Deutſchen habe ich gerade bei dem

eminenteſten Schurken bald den Anſtrich plumper Gradheit, bald den ſüßlicher Gutmüthigkeit angetroffen. Selten weiß der deutſche Schelm durch Scheingründe zu überreden, doch immer die Wachſamkeit durch jene Larve einzuſchlafern. Daher bemühen ſich die Escrocs in England für Deutſche zu gelten. Daher gelingt den Abenteurern unſerer Nation in Frankreich und Italien ſo manche Liſt."

Den Abend des Tages beſchloſſen wir mit einer kirchlichen Feier in der Kloſterkirche Trinita dei Monti, die ſeit etwa zwanzig Jahren den Namen du sacré coeur eingeräumt worden iſt. Die Stiftung dieſes weiblichen Ordens „zur Verherrlichung des heiligen Herzens Jeſu" iſt ein Werk der Jeſuiten. Dies heilige Herz, von dem Erlöſer ſelbſt gezeigt in der offnen Bruſtwunde, ſpielt eine wichtige Rolle in der neueren Geſchichte des Jeſuitismus und ſeiner, auf die Gewinnung des weiblichen Geſchlechts gerichteten Beſtrebungen. Im vorigen Jahrhundert veranſtalteten die Jeſuiten ein großes Feſt des heiligen Herzens im Koloſſeum, und ließen zum Andenken deſſelben eine Medaille ſchlagen mit der Inſchrift: „Es ward dem Volke zur Speiſe gegeben im Amphitheater des Titus!" Erinnert das nicht an den myſtiſchen Blutkultus des Heidenthums in ſeiner wüſteſten Zeit? Sinnlich, materiell, fleiſchlich im buchſtäblichen Sinne des Worts, wie das gefeierte Emblem des blutenden Herzens ſelbſt, iſt auch die ganze Erziehungstheorie, die der Jeſuitismus an dieſen Schweſtern und durch ſie in ſeinem Intereſſe übt. Die Schlußverſe von Göthe's Pater Brey ſind dafür bezeichnend. Das aber muß man den Jeſuiten laſſen: gut gewählt iſt dieſes Kultusobjekt für das Geſchlecht, bei dem das Herz das ganze

geistige Leben repräsentirt. War es zu verwundern, daß im vorigen Jahrhundert in Frankreich gegen fünfthalbhundert geistige Gesellschaften des sacré coeur sich gebildet hatten?

Der Gesang der Nonnen war uns als etwas Außerordentliches gerühmt worden. Wir fanden ihn der zweideutigen Sinnlichkeit des Gegenstandes der Verehrung entsprechend. Dieser Gesang der Schwestern auf dem dichtvergitterten Chore, der mit den glühend einfallenden Lichtern der untergehenden Sonne gemischt, herniederströmte, hatte etwas, das alle Sinne süß berauschte. Es lag in den schmelzenden Tönen dieser auf- und niederschwebenden Melodienwellen so viel weiche, hingebende Innigkeit, eine so verlockend in das Herz eindringende, halbverhaltene Leidenschaft glühenden Liebesschmerzes, daß sich fast Niemand unter uns eines tiefen Eindrucks erwehren mochte.

Ich erwähnte vorher jenes lebensfreudigen und den Genuß des Lebens als sein Recht beanspruchenden Zuges im italienischen Volkscharakter, welcher mit unserm asketischen Christenthume in so schneidendem Widerspruche steht. Die Welt als ein Jammerthal zu betrachten, das Leben in derselben als eine Prüfungszeit von allem möglichen Jammer und Leiden anzusehen, Glück und Daseinsgenuß außerhalb desselben in ein himmlisches Jenseits zu verlegen, mag sehr christlich im deutschen, im Sinne des karg von der Natur ausgestatteten, mühseligen Nordens sein. Der Italiener aber, der Sohn einer glücklicheren Natur, weiß davon nichts. Ich las gestern in einem neulich erschienenen Buche über Neapel, in welchem der Neapolitaner Emanuele Bidera die Schönheit und Anmuth seiner Heimath beschreibt. Das Buch

führt den Titel: Passeggiata per Napoli e contorni*), und der Verfaſſer iſt ein guter, gläubiger Katholik, voll Sinn und Empfindung für die Gefühlsromantik ſeines Kultus. Aber es iſt eine Freude, zu ſehen, wie faſt trotz alledem ſeine geſunde Natur in dem Boden rein menſchlicher, oder, wenn Ihr wollt, heidniſcher Lebensanſchauung wurzelt. Per me sta, ſagt er einmal ganz unbefangen, che l'uomo è nato per godere. Il godimento è lo stato ordinario dell' anima, come la sanità è quello del corpo. Vorro credere, che Iddio creasse milioni di milioni di uomini in tutte le generazioni, per farne un immensa perenne famiglia d'infelici? Das heißt: „Für mich ſteht es feſt, daß der Menſch zum Glücksgenuſſe geboren iſt. Der Genuß, die genießende Heiterkeit iſt der eigentlich regelrechte Zuſtand der Seele, wie die Geſundheit der Normalzuſtand des Körpers iſt. Ich ſollte es über mich gewinnen, zu glauben, daß der Schöpfer Millionen und aber Millionen Menſchen durch alle Generationen geſchaffen hätte, um daraus eine einzige, unermeßliche, ewige Familie von Unglücklichen zu machen?“ Und worauf fußt der Mann bei dieſem Glaubensbekenntniſſe ſeiner menſchlichen Glückſeligkeitslehre? Etwa auf ſeinem Chriſtenthume? O nein! ganz einfach auf die philoſophiſche Lehre des griechiſchen Heidenthums von dem, was er die temperanza del spirito nennt. Sta questa temperanza nell giusto mezzo di Pascal, nel ne quid nimio degli antichi, dove io credo riposta la vera felicita. Er gründet alſo die wahre Glückſeligkeit auf das Ariſtoteli-

*) Napoli al insegna di Aldo Manuzio 1844.

ſche richtige Mittelmaaß, auf jene ächt menſchliche helleniſche Lebensanſicht, welche die Sinnlichkeit nicht tödtet um des abſtrakten Geiſtes willen. Iſt eine ſolche Lebensanſchauung nicht ein neuer Beweis für den ſiegreichen Widerſpruch einer geſunden Natur gegen jene Dogmen, nach denen Entbehrung und Kaſteiung das höchſte Glück gewähren und „der Menſch vom Weibe geboren“ dazu beſtimmt ſein ſoll, durch das Gefühl ſeiner irdiſchen Unſeligkeit, durch Leiden und Entſagung aller Art für ein jenſeitiges Glück ſich würdig zu machen? gegen jene chriſtliche Askeſe, deren Forderung eigentlich lautet:

Entbehre, was dir Gott beſchieden,
Genieße froh, was du nicht haſt?

Wie freute es mich, als ich in irgend einem Winkel des Buchs die Notiz fand, daß Bidera ein ſizilianiſcher Grieche von Herkunft ſei, und daß helleniſches Blut in ſeinen Adern fließt!

Und wie praktiſch äußert ſich dieſe geſunde Natur in tauſend Zügen des ſüdlichen Volkscharakters! Ein Zug ſtatt unzähliger aus jenem Buche mag dafür Zeugniß geben, und zugleich die unbefangene Menſchlichkeit des Empfindens dieſer ſüdlichen Volksnatur unſerer Prüderie gegenüberſtellen, die in neunundneunzig unter hundert Fällen, wie Leſſing ſich einmal ausdrückt, nur die Schminke des Laſters iſt. La donzella Napoletana, — ſagt Bidera, und was er von den Neapolitanerinnen ſagt, gilt auch von den Mädchen des römiſchen Volks — apprende con l'uso della ragione il desino a cui è nata. La parola d'amore non è per essa un arcano, e suona ingenuamente sule sue labbra, come natura gliela impressa nel cuore. Essa ama onestamente, e non ne fa un mistero. Supporre una giovina

senza amore è un ipotesi assurda, e il domandarglielo è un offenderla, poichè sarebbe lo stesso, che chiamarla brutta, squajata e storpia. Chiedeste più tosto: quando vi maritereste voi? E' vedrete che tosto vi rispondera: Quando Iddio mi ajuta a farmi la dote! Zu deutſch: Das Neapolitaniſche Mädchen des Volks lernt die Beſtimmung, für die es geboren iſt, gleich mit dem erſten Gebrauche der Vernunft kennen. Das Wort Liebe iſt für ſie kein Geheimniß, und tönt unbefangen von ihren Lippen, wie es ihr die Natur ins Herz geſenkt hat. Sie macht auch gar kein Geheimniß daraus, daß ſie liebt. Von einem ſolchen jungen Mädchen vorausſetzen, daß ſie ohne Liebe ſei, iſt eine abſurde Vorausſetzung, und ſie fragen: ob ſie liebe, heißt ſie beleidigen, weil es daſſelbe ſein würde, als wenn Ihr ſie häßlich, widerwärtig und verkrüppelt nennen wolltet. Fragt ſie vielmehr: wann wirſt du dich verheirathen? und Ihr werdet ſehen, daß ſie Euch ſofort antworten wird: ſobald Gott mir dazu verhilft, die Ausſteuer zu erwerben!" — Sollte man nicht glauben, der Italiener hätte es eigens auf unſere deutſche Prüderie abgeſehen? Aber er iſt weit davon entfernt, ſie auch nur zu ahnen. Er hat zwar eine Art von Bekanntſchaft mit einigen Namen unſerer Litteratur, ja er erwähnt ſogar hier und da Leſſing, Göthe und Schlegel, offenbar nach franzöſiſchen Ueberlieferungen. Aber dennoch iſt ihm unſer Deutſchland ein faſt ſo fabelhaftes Land, wie es für ſeinen griechiſchen Vorfahren Herodot geweſen ſein mag. Auch davon will ich Euch zur Kurzweil einen Zug anführen. Er ſpricht vom Lotto und von dem Hange des Volks zu dieſem Glücksſpiele, aber ſehr vorſichtig, denn der gekrönte Wucherer in Neapel verſteht in ſolchen Dingen, die ſeine

Finanzen angehen, keinen Spaß. Was bleibt da also dem guten Bidera übrig, als seine Klagen über diese blutsaugerische Ausbeutung des armen Volks durch seine Tyrannen hinter dem Troste zu verstecken, daß es anderswo noch viel schlimmer sei. „Das Lotto," so erzählt er, „ist bekanntlich in Sachsen (in Sassonia) erfunden. Wie ich in Erfahrung gebracht habe, giebt es in jenem Lande Spieler von solcher Leidenschaft, daß sie, wenn sie nichts mehr zu verlieren haben, ihren eigenen Leib verspielen, wo dann ihre Kinder oder Eltern sie wieder auslösen müssen. Bei uns giebt es, Dank sei dem Himmel, nicht einen einzigen Menschen der Art, der an solchen gottlosen Frevel auch nur dächte; und wenn sich einer fände, so würde solch' ein Frevler keinen finden, der ihn an Zahlungsstatt annähme!"*) Was wird Freund Moses zu diesem Rufe seiner sächsischen Landsleute bei den Maccaroniphilosophen am Golf von Neapel sagen, für die zwischen den alten Deutschen von weiland Tazitus Germania und den eleganten Bewohnern von Elbflorenz noch immer kein Unterschied zu sein scheint.

*) Es heißt im Original wörtlich: Passeggiata per Napoli e contorni I., 220. Mi si dice trovarsi in quel paese (in Sassonia) giuocatori si fieri, che, non avendo più nulla da perdere, si giuocano il proprio corpo per essere poi rimcomprato dai figli o dai parenti. Fra noi, grazie al cielo, nón vi è un solo, che neppur pensi a tanta impietà; e, se fosse, non troverebbe il sacrilego compratore.

Rom, den 20. März 1816.

Das Wetter bleibt fort und fort ſchön. Den ganzen Februar hindurch hatten wir kaum vier bis fünf regneriſch trübe Tage, und zwei etwas rauhere. Die einundzwanzig übrigen waren wunderſchön, bald das hellſte, ſonnengoldigſte Frühlingswetter, bald leis bedeckter, ſanft gedämpfter Himmel, immer aber lieblich mild und warm, daß man des Mantels nur ganz früh und nach Sonnenuntergang bedurfte, ſonſt aber an leichter deutſcher Sommerkleidung genug hatte. Faſt noch ſchöner iſt bisher der März geweſen. Nur drei Regentage, tüchtige freilich, haben wir gehabt. Aber ein Paar Stunden darauf war ſchon alles wieder trocken.

Dies wundervolle Wetter iſt ſo recht dazu angethan, das Göthe'ſche:

„Es windet und ſchraubt mich
Aus Zimmer und Haus!“

wahr zu machen, und wenn man kein nordiſches Studirgewiſſen hätte, man arbeitete lieber gar nicht, ſo lange die Sonne ſcheint, denn es iſt allzu verlockend ſchön im Frühlinge in Rom und ſeiner Campagna. Geſtern waren wir hinaus nach den Hügeln

von Ponte Mammolo, vor dem Thore San Lorenzo, wo die mit Gestrüpp und Buschwerk aller Art durchwachsenen Höhlungen der Steinbrüche den Malern die schönsten Studien liefern. Von der höchsten Kuppe dieser Hügelgruppen hat man eine entzückende Aussicht auf das Albaner- und Sabinergebirge. Sanft gedämpftes Licht umspielte alle Fernen mit seinen Farbentinten. Fernes Getön singender Hirten und Feldarbeiter, Lerchentriller und Heerdenblöken, hier und da ein Campagnareiter auf der einsamen Heerstraße, die sich durch die Thäler und über die Hügel der Campagna dem Gebirge zuschlängelt. Ueberall, wohin man sieht, ein Bild.

Auf dem Heimwege besuchten wir die Kirche San Lorenzo fuori le mura. Bei den antiken Marmorsäulen, welche Vorhalle und Schiffe derselben tragen, sieht man recht, wie roh diese christlichen Architekten mit den geraubten Werken heidnischer Kunst umgegangen sind. Weder im Material, noch in den Dimensionen der Säulen herrscht irgend eine Uebereinstimmung. In der Vorhalle sind vier derselben von weißem Marmor mit gewundener Cannelirung, zwei von grauem Marmor (bizio). In der Kirche acht von Granit und vierzehn von Cipollinmarmor, mit Capitälen, die nicht einmal zu ihnen gehören. Ebenso ist's mit den Säulen der hinteren Kirche. So lange das alte Rom noch unversehrt dastand, hatten die christlichen Kirchenbaumeister leichtes Spiel. Denn bei der Unzahl von antiken Tempeln und Prachtbauten fand sich immer noch ein Gebäude, welches just so viel oder noch mehr Säulen besaß, als man für den betreffenden Kirchenbau nöthig hatte. Aber später, als die schönsten alten Bauwerke und Tempel auf diese Art ausgeraubt

und eingeſtürzt waren, da ward das bloße Bedürfniß maßgebend, und man nahm Säulen von dem verſchiedenſten Material, Stile und Größe zu einem und demſelben chriſtlichen Tempel. Man ſetzte auch wohl ohne Scheu ein maſſives, hohes Capitäl auf einen ſchlanken Schaft, um auszufüllen, was dem letzteren an Länge fehlte, wie man nach eben ſolchem Bedürfniſſe die verſchiedenſten Baſen wählte, das Gebälke aus älteren bearbeiteten Marmorſtücken in ähnlicher Weiſe aneinander ſetzte, und wie hier in San Lorenzo, die ſchönſten antiken Frieſe wild und roh zuſammenflickte. Gottfried Kinkel hat darüber neulich in ſeiner chriſtlichen Kunſtgeſchichte trotz ſeiner Begeiſterung für die »chriſtliche Kunſt« ein bitteres Klagelied angeſtimmt; und wirklich iſt es allemal ein Augenſchmerz zu ſehen, wie in dieſen chriſtlichen Tempelbauten die ſchöne marmorne Harmonie des Heidenthums in ſo klägliche Diſſonanzen auseinander geriſſen iſt. Unter den zahlreichen Werken antiker Plaſtik, welche Kirche und Kloſterhof ſchmücken, intereſſirte mich beſonders ein Relief, die ausführliche Darſtellung einer Vermählungsfeier auf einem Sarkophage, die im Einzelnen vielfach an die Aldobrandiniſche Hochzeit erinnert. Rührend war es mir, dieſe Erinnerung an Liebesglück und freudiges Leben auf dem Todtenſchreine zu finden, der die Aſche eines oder des andern der hier abgebildeten Geſtalten umſchloß.

In meinem Notizbuche finde ich, während ich dies niederſchreibe, die halbverlöſchte Copie einer poetiſchen Inſchrift auf einem kleinen unſcheinbaren marmornen Grabſteine der kapitoliniſchen Sammlung. Es iſt eine Wechſelrede zwiſchen zwei jungen Gatten, voll des Ausdrucks tiefſter Liebe und rührender Zärtlichkeit. Ich theile ſie mit, ſo gut ich ſie zu überſetzen ver-

mag. — Zuerſt wendet ſich der Ueberlebende an den Wanderer, den er durch den Mund der abgeſchiedenen Geliebten zum Verweilen und zur Theilnahme an ſeinem Schmerze einladet:

„Du, der Du heiteren Sinns vorbeizieh'ſt, Wanderer, ein wenig
Hemme die Schritte, und lies wenige Worte des Steins!
Ich, die ich einſt im Kranze der ſtrahlenden Jungfrau'n die erſte,
Homonoea, mich deckt hier dieſes ſpärliche Grab.
Deren ſchöne Geſtalt die Charitinnen gebildet,
Ich, die Pallas voll Huld all' ihre Künſte gelehrt —
Noch nicht zweimal zehn der Jahre ſah ich entſchwinden,
Als mich das harte Geſchick faßte mit neidiſcher Hand.
Doch nicht für mich beklag' ich mein Loos, weit mehr als der Tod ſelbſt
Kümmert Atimatus Leid mir, meines Gatten, das Herz.“

Der Gatte ſpricht:

„Sei Dir die Erde leicht, Du Geliebteſte, würdig vor allen
Du des Lebens und was Gutes das Leben Dir bot!
Gönnte das harte Geſchick, für Leben Leben zu geben,
Kaufte der eigne Tod Leben des andern zurück:
Ach, wie ſo gerne hätt' ich, Geliebte, die Spanne des Daſeins,
Die mir beſchieden noch bleibt, freudig zum Opfer gebracht!
Doch jetzt bleibet mir nichts, als daß ich das Licht und die Götter
Fliehe, zu folgen Dir bald über den Stygiſchen Fluß.“

Die Gattin erwidert:

Nein, o geliebteſter Mann, nicht ſtürme mit jammernder Klage
Ueber mein Scheiden ſo wild ein auf der Jugend Genuß!
Thränen fließen umſonſt, unwandelbar bleibet das Schickſal.
Jegliches Sterblichen Bahn ſchließt das: „Wir haben gelebt!“
Schone Dein Leben, ſo wahr Dich nimmer ein ähnlicher Schmerz mehr
Treffe, und jeglichen Wunſch kröne ein günſtiger Gott.
Und ſo möge, was mir der Tod an Jugend entriſſen,
So Du zu leben gedenkſt, Dir er an Jahren verleih'n.

Die alten Römer haben mit der Sorge für die Ruheſtätten ihrer Todten einen wahren Kultus der Liebe getrieben. Nicht

nur die Grabmonumente der Großen und Reichen, von Prachtliebe und Familienſtolz emporgethürmt, dehnten ſich meilenweit hinaus an allen Heerſtraßen der alten Weltbeherrſcherin. Auch die geringeren, die keine lange Reihe thatenſtolzer Ahnen aufzuweiſen hatten, ſorgten gern für einen würdigen Ort der Beſtattung ihrer Lieben, für ein kunſtvolles Denkmal zum Schmuck der Stätte, wo die theuere Aſche ruhte. Ihre Aſche! Denn der ſchöne und würdige Brauch, die geliebten Reſte der Geſchiedenen dem reinen Elemente des Feuers zum ſchnellen Verzehren zu übergeben, erhielt ſich noch lange nach der chriſtlichen Zeitrechnung im alten Rom. Erſt das römiſche Chriſtenthum, das die Scheiterhaufen für die Lebendigen entzündete, löſchte mit ſeiner Satzung die Flammen, welche die Hülle der Todten reinigend verklärten, und ihren reinlichen Staub in zierlicher Urne zu bewahren verſtatteten. Neulich ſahen wir hart an der Via Appia, unfern des Scipionengrabes in der Vigna Campana das Columbarium oder die Grabſtätte der Freigelaſſenen des Auguſtiſchen Hauſes, das man dort im Jahre 1831 entdeckte. Nicht weit davon in der Vigna des Signor Codini ein anderes gemeinſames Grabmal ähnlicher Art. Beide ſind unter der Erde. Treppen führen hinab. Die Backſteinwände und Gewölbe ſind zum Theil noch mit Stukko bekleidet, Wände und Pfeiler mit niſchenartigen, anderthalb Fuß breiten und etwa halb ſo hohen Vertiefungen durchbrochen. In dieſen „Taubenneſtern“ — denn Columbarium heißt ein Taubenſchlag, und die Aehnlichkeit iſt in der That überraſchend — deren ſich in einer Höhe von 22 Fuß etwa neun Reihen mit fünfhundert Niſchen übereinander erheben, ſtehen die thönernen Aſchenkrüge, je zwei und zwei leicht einge-

mauert und mit Deckeln verſchloſſen. So war Platz genug für die Beſtattung von tauſend Todten in einem ſo kleinen Raume. Ausgezeichneten Perſonen der Gemeinſchaft, welcher dieſes Monument gehörte, mögen die kleinen, tempelförmigen Niſchen beſtimmt geweſen ſein, welche die Hand der Kunſt mit liebevoller Zierlichkeit geſchmückt hat. Auf Pilaſtern ruhend, roth gemalt, mit weißen Stukaradesken an den blauen Capitälern, die Frieſe ebenfalls in rother, die Metopen in blau und gelber Farbe prangend, gewähren ſie den heiterſten Anblick. Den Fries des einen dieſer kleinen Grabtempel ſchmückt ein fröhlicher Bacchantenzug. Im Frontiſpiz unterweiſet Chiron den Achill im Citherſpiel, ganz wie auf dem berühmten Pompejaniſchen Bilde. Hier erhielt ich den erſten klaren Begriff von der Schönheit und Wirkſamkeit der antiken Polychromie, der Farbenpracht, mit welcher ſie auch ihre großen Tempelbauten ſchmückten. An der Decke ſchlingen ſich Weinranken, liebliche Arabesken um flatternde Vögel und bachiſche Figuren, Amoren und Tritonen. Das bunteſte, fröhlichſte Leben lacht und leuchtet in dieſen Räumen des Todes, gegen die ſelbſt die prunkvollſten Grabgewölbe mit den „ſtolzen Trümmern der Götzen dieſer Welt“ düſter und unheimlich erſcheinen. In einer Niſche ſtand ein marmornes Gefäß. Ich wollte es herabnehmen, um es zu betrachten. Aber da fiel mein Auge auf die Inſchrift:

Ne tangito mortalis!
Reverere Manes Deos!

„Rühre mich nicht an, Sterblicher!
Habe Ehrfurcht vor den Todesgöttern!“

Und unwillkürlich zog ich die Hand zurück von der Urne, welche zweitauſendjährigen Staub umſchloß.

Liebenswürdig iſt mir an dem harten Römervolke vor allem dieſer Zug des Gemüths in der Sorge für ihre Todten. Das Leben deuchte ihnen ſo ſchön auf dieſer ſchönen Erde. Und das Gefühl des ewigen Scheidens von dieſem ſchönen Leben, dies Gefühl, deſſen tiefe Klage alle ihre Dichter durchklingt, mochte dazu beitragen, in den Ueberlebenden das Verlangen zu wecken, wenigſtens das Gedächtniß der Todten ſo lange als möglich zu erhalten in der Erinnerung der Lebenden, und die Geſchiedenen noch im Bilde Theil nehmen zu laſſen an der Luſt und Freude und dem farbigen Glanz des ewig für ſie verlorenen Daſeins. Auch wir wollen es immerhin zu dem unſrigen machen das Wort des alten römiſchen Dichters, jenes tiefempfundene:

Nos ubi decidimus,
Quo pius Aeneas, quo divus Tullus et Ancus,
Pulvis et umbra sumus!

Sind wir gewandelt des Wegs,
Welchen der fromme Aeneas betrat, und Tullus und Ancus,
Was ſind wir? Schatten und Staub!

und wäre es auch nur, um dreifach alle die in Liebe zu umſchließen, die das Geſchick für die kurze Lebensſpanne unſerm Herzen gönnte.

Es lebt aber noch ein unverwüſtliches Stück Heidenthum fort in der heutigen römiſchen Bevölkerung und in ihrer Schätzung des irdiſchen Daſeins, trotz allen Chriſtenthums. Von den Freunden des Jenſeits habe ich nirgend weniger ſprechen hören, als eben hier, wo die Religion der Jenſeitigkeit ihre Stammburg erbaut hat. Nirgends mehr als hier iſt das: „nur der

Lebende hat Recht!“ eine Wahrheit in der Lebensanſchauung des Volks. Neulich, als mich unſere Frau Wirthin, die wackere Signora Lucia ſehr betrübt ſah über die Nachricht von der ſchweren Erkrankung meiner Kinder in der Heimath, richtete ſie ſehr ernſtlich folgende Mahnung an mich: Faccia Iddio, che ſtiano meglio i bambini! ma curate piu tosto, che Voi ſiate bene. Gli bambini vengono e vanno. Quando muore una creatura è vero, è una disgratia. Ma è meglio che non ſoste Voi; perche Voi potreste farne un altro. Ma quando ſarete morto Voi, chi vi rifa? (Gebe Gott, daß eure Kinder beſſer ſind! Aber ſorgt Ihr nur lieber für Eure Geſundheit. Kinder kommen und gehen, ſtirbt ſo ein Weſen, ſo iſt's freilich ein Unglück, aber es iſt doch beſſer, als wenn Ihr es wäret. Denn Ihr könnt Euch eins wieder ſchaffen, aber wenn Ihr ſelber ſterben ſolltet, wer ſchafft Euch wieder?) Klingt in dieſen ächt heidniſch empfundenen Worten nicht etwas durch von der Sprache, welche Antigone bei Sophokles und die Perſerfürſtin beim Herodot in ähnlicher Lage führen?

Rom, den 21. März 1846.

Die Modelle ſpielen eine wichtige Rolle für die hieſige Künſtlerwelt, wie hinwiederum das Modellſtehen für einen Theil des Volks ein einträgliches Gewerbe ausmacht. Die Prieſter ſehen dabei, ſoweit es die Weiber betrifft, durch die Finger; und wenn einmal ein Beichtiger einem jungen Mädchen, welches nicht ſelten durch Modellſtehen ihre ganze Familie ernährt, das Gewiſſen ſchärft, ſo erhält er wohl, wie neulich Padre Antonio von der Felicetta, die Antwort: „Aber die Heiligenbilder in den Kirchen ſind doch nothwendig, und die kann man ja nicht malen ohne Modell! Wie alſo kann es Sünde ſein, Modell zu ſtehen?“ —

George Sand hat in ihrem Teverino dieſe künſtleriſche Modellnatur der Italiener, ihre Fähigkeit, alles plaſtiſch darzuſtellen, wundervoll gezeichnet. Und es iſt in der That bewundernswerth, wie anſtellig und geſchickt, wie verſtändnißvoll und ſelbſt erfinderiſch dieſe römiſchen Modelle beiderlei Geſchlechts auf die künſtleriſchen Intentionen der Maler und Bildhauer einzugehen, wie ſinnreich ſie die geforderten Stellungen in Geberden, Haltung und Ausdruck anzunehmen wiſſen. Sie laſſen ſich frei-

lich auch ihre Kunſt gehörig bezahlen. Der geringſte Preis für ein Modell iſt ein Scudo (anderthalb Thaler) für eine Sitzung, und die Modellkoſten bilden eine Hauptausgabe für die hier arbeitenden Künſtler.

Unter den weiblichen Kopf- und Koſtümmodellen iſt gegenwärtig das berühmteſte die Grazia, ein ſtrenger hiſtoriſcher Kopf, vollkommen dem antiken Ideal einer Medea entſprechend. Als ſolche iſt ſie denn auch von ſehr vielen Künſtlern, unter andern von Riedel gemalt. Das Bild des letzteren befindet ſich gegenwärtig in der Akademie zu Stuttgart. Als Judith beſitzt ſie von demſelben Maler König Ludwig von Baiern. Außerdem iſt die Grazia faſt auf allen größeren Bildern der in Rom lebenden Künſtler anzutreffen, ſo wie ſie von den Bildhauern häufig genug portraitirt iſt. Sie iſt etwa ſechsundzwanzig Jahre alt, eine hohe ſtattliche Figur, von wildem leidenſchaftlichem Charakter, und leicht mit dem Meſſer bei der Hand, wenn ſie ſich beleidigt glaubt. Soviel ich weiß, ſtammt ſie aus einem Geſchlechte, welches zu den Banditenfamilien gehört, die vor etlichen zwanzig Jahren aus dem räuberiſchen Sonnino und dem umliegenden, an das Neapolitaniſche gränzenden päpſtlichen Gebiete gewaltſam nach Rom gebracht wurden. Hier fanden die damals in Rom lebenden franzöſiſchen Künſtler Schnetz und Horace Vernet unter den Räubern in der Engelsburg und unter deren Müttern, Weibern und Töchtern in den Spinnereien der Thermen Diokletians die Modelle zu ihren berühmten Bildern aus dem italieniſchen Volks- und Räuberleben. Zwei Schweſtern, Maria und Teresina Grazia, Brigantentöchter aus Sonnino, von denen die erſtere noch jetzt lebt und auf die

franzöſiſchen Akademie Modell macht, begründeten den Ruhm der römiſchen Künſtlermodelle, und Maria Grazia, der Prachttypus italieniſcher Brigantenweiber, vergaß in den Armen des franzöſiſchen Künſtlers ihren wilden Gatten, der unterdeſſen zu Ponto d'Anzo die Kette der Galeeten trug. Das Leben in Rom civiliſirte dieſe wilden Kinder des Gebirgslandes, wo es noch jetzt für den wandernden Künſtler ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich iſt, eine Frau oder ein Mädchen zu bewegen, daß ſie ihm verſtattet, ſie zu zeichnen. Sie lernten ein Gewerbe aus demjenigen machen, was ihnen daheim als Abſcheu und Frevel erſchien. Der Maler Rudolf Lehmann, der zum Behufe der Studien für ſein großes Bild: „Papſt Sixtus V., die Pontiniſchen Sümpfe ſegnend," jene ſelten von Fremden beſuchten wilden Gebirgsgegenden durchwandert hat, erzählte mir neulich von dieſer Scheu des Landvolks, ſich zeichnen zu laſſen, eine Menge von Beiſpielen. In Cori, wo er den Vater eines bildſchönen Kindes um dieſe Erlaubniß bat, erwiederte derſelbe: ci vuol l'istrumento? als ob es ſich um Zahnausreißen handelte. Auch war der Mann trotz aller Bitten und Erläuterungen nicht von ſeiner Meinung abzubringen, daß dem Kinde daraus Schmerz und Beſchädigung erwachſe; und obſchon er bettelarm und Vater von ſechs Kindern war, ſo ſchlug er doch ſtandhaft den gebotenen Geldverdienſt aus. Auch Furcht vor Bezauberung liegt dabei nicht ſelten zum Grunde. Dagegen gelang es dem Künſtler mit großer Mühe und durch Verwendung eines der Conſiglieri welche die ſtädtiſche Behörde von Cori bildeten, den Kopf eines ſehr ſchönen Mädchens in dem Hauſe des erſteren heimlich zu zeichnen. Aber die Sache nahm einen tragiſchen Ausgang.

Denn wenige Tage ſpäter erzählte unſerm Freunde in der Abbadia di Sermoneta, eine Tagreiſe von Cori, ein altes Weib als Neuigkeit: in Cori habe ein Engleſe im Hauſe eines Conſiglieri ein junges Mädchen nackt gemalt, und ihr dafür zehn Zechinen gegeben. Das Mädchen aber ſei dafür ſchimpflich aus dem Orte verjagt worden.

Neben der Furcht, ſich überhaupt zeichnen zu laſſen, ſpielt bei dem Landvolke die Habſucht derer, welche ſich dazu verſtehen, eine eben ſo große Rolle. Greiſe, Weiber und Kinder, Leute, die oft in einer Woche kaum ſo viel verdienen, als ihnen der Künſtler für eine oder ein Paar Stunden Stillſitzen zahlt, ſind dennoch faſt nie mit dem Empfangenen zufrieden. Einmal weil ſie jeden Fremden für einen Kröſus anſehen, ſodann, weil ſie — argwöhniſch wie die Italiener ſind — meinen, daß der Künſtler mit ſolcher Zeichnung große Summen verdiene. Unſer alter Freund Ernſt Meier, der humoriſtiſche Genremaler, der ſeit zwanzig und mehr Jahren Land und Volk Italiens, wie kein anderer in den entlegenſten Winkeln beobachtet und kennen gelernt hat, weiß davon die ergötzlichſten Geſchichten zu erzählen. Einmal, als er eine ganze Familie, die er in ſein Skizzenbuch gezeichnet, mit ihren unverſchämten Forderungen gar nicht los werden konnte, half er ſich auf folgende humoriſtiſche Weiſe. Er zog ein altes Zeitungsblatt hervor, hielt es in die Höhe, und rief: „Jetzt will ich der Sache ein Ende machen. Sapete leggere (könnt Ihr leſen)?“ Natürlich wurde dieſe Frage verneint. „Ecco il tarifo! (Hier iſt der Tarif!) hier ſteht es verzeichnet: für eine Alte due paoli; für eine Junge quindici bajocchi (fünfzehn Bajoc); für ein Kind fünf Bajoc,“ und ſo

las er ihnen ernſthaft die ganze Stufenleiter der geſetzlichen Preiſe vor, wo ſie ſich denn mit einem letzten è poco pure (es iſt doch wenig) murrend zufrieden gaben.

Unter den weiblichen Koſtümmodellen ſteht das ſogenannte Ciucciarenkoſtüm, eigentlich das Koſtüm des neapolitaniſchen Landvolks obenan. Die Benennung Ciocciaro oder Ciocciara rührt her von der cioccia, der Fußbekleidung der Weiber des römiſchen und nordneapolitaniſchen Gebirges. Die Ciuccia iſt nämlich ein ſtarkes, länglich viereckiges, oft ganz rohes Lederſtück, deſſen umgebogene Ecken durch Schnüre um das Bein bis zur Wade hinauf befeſtigt werden. Das vollſtändige Koſtüm der Ciocciara beſteht aus einem weißen, durchbrochenen und befranzten Kopftuch, wie alle Stoffe, meiſt in der Familie ſelbſt bereitet; aus einem weißen Hemd, deſſen weite Aermel, auf den Schultern von durchbrochener Arbeit, den Vorderarm nur oberhalb des Gelenks bedecken, und das auf der Bruſt bis zu dem Mieder (busto) in Falten gelegt erſcheint. Den Leib umſchließt ein enganliegendes grünes, rothes oder blaues Kleid von Sammetſtoff mit rothen oder ſchwarzen Streifen, die unten einen breiten Saum bilden. Als Haarſchmuck dienen rothe Korallen mit einem goldenen Halbmonde als Schloß, oder ein Herz mit einem Paar Pfeilen. Die große ſilberne, dolchähnliche Nadel — spica — darf im Haare nicht fehlen; eben ſo wenig die Korallenohrgehänge und eine Anzahl Ringe an den Fingern. Drei verbundene Ringe aus Goldperlen bezeichnen die verheirathete Frau.

Die eigenthümliche, ſchon von den alten Dichtern gefeierte Schönheit der Stirnbildung beſteht bei den eingebornen Frauen darin, daß die im Profil grade Stirn auf den Seiten nach den

Schläfen zu, da, wo die Haare anſetzen, ſtark zurückfällt, wodurch die feine Wölbung gezeichnet wird, die dann ein üppiges, meiſt ſchwarzes, leiſe gewelltes Haar recht eigentlich beſchattet. Starke ſchwarze Augenbraunen, fein gezeichnete, gewölbte, ſchwarze Augen, ſanft gebogene Naſe und ein gelbbräunliches, warmes Kolorit, faſt gleichförmig von der Stirn bis zum Kinn ohne merkliche Spur von Wangenröthe über das ganze Geſicht verbreitet, vollenden das Bild. La Chiaruccia und Mariuggia ſind neben der Velletrinerin Felicetta gegenwärtig die berühmteſten und geſuchteſten Kopf- und Koſtümmodelle.

Die nackten Modelle ſind faſt alle Römerinnen. So die zierliche Roſina, genannt la muschinetta (die kleine Fliege), das Modell von Riedel's berühmter Sakontala; ſo la bella Luisa, von Heinrich Kümmelt dargeſtellt in ſeiner Gruppe der Nymphe mit dem jungen Bacchus. Das ſind gegenwärtig die beiden einzigen Normalmodelle weiblicher Leibesſchönheit unter einem halben hundert anderer, die nur einzelner ſchönen Formen wegen von den Künſtlern bei ihren Arbeiten benutzt werden. Uebrigens darf ich wohl erwähnen, daß alle weiblichen Modelle, beſonders junge Mädchen, aber auch die verheiratheten Frauen, jene niemals, dieſe ſehr ſelten anders als begleitet von Mutter oder Schwiegermutter, Vater oder Bruder in den Ateliers der Künſtler erſcheinen. An Liebesverhältniſſe mit unverheiratheten Frauenzimmern iſt ohnehin in Rom nicht zu denken ohne ernſtliche Heirathsabſichten. Darauf halten die Pfaffen aus guten Gründen ſehr ſtreng, und der italieniſche Egoismus unterſtützt ſie dabei. Gar mancher fremde Künſtler iſt dadurch zu einer Frau gekommen, ohne zu wiſſen wie, weil ihm nur die Wahl blieb

zwiſchen Traualtar oder Galeere. Da ich einmal dieſes Zuges im römiſchen Volkscharakter gedenke, muß ich noch hinzufügen, daß die äußerliche Strenge der Sittlichkeit, welche zu der Wüſtheit anderer großer europäiſcher Hauptſtädte einen auffallenden Kontraſt bildet, eben nur eine äußerliche iſt. Die berechnete Sprödigkeit der unverheiratheten Frauenzimmer wird mehr als aufgewogen durch das Gegentheil bei den verheiratheten. Die Ehe iſt nirgends mehr demoraliſirt als in Rom, wozu das Cölibat der zahlloſen Geiſtlichen das Seinige gethan hat. Es iſt noch ganz ſo, als zu der Zeit, wo der feine Beobachter römiſcher Zuſtände, Herr von Kölle, ſein „Rom im Jahre 1833“ ſchrieb. Die Pfaffen ſind auch hier ſouveraine Herren unter gewiſſen konſtitutionellen Formen. Den Eheherren ſchöner Frauen fehlen gute Poſten nie. Einer, der Wittwer wurde, bat, wie Kölle erzählt, den geiſtlichen Freund ſeiner verſtorbenen Frau, ihm eine zweite auszuſuchen. Er wurde Generalkaſſier. Wer Mainz oder Würzburg in den guten alten Zeiten gekannt hat, findet hier noch das Gegenbild. Dabei wird aber möglichſt die äußere Haltung beobachtet, ſo zwar, daß, wie derſelbe Beobachter erzählt, Kardinal Gabrielli es durchſetzte, daß die Straße erſt um zwei Uhr nach Mitternacht beleuchtet wurde, in welcher ſeine Schöne wohnte, bei welcher er regelmäßig ſeinen Abend zuzubringen pflegte.

Um wieder auf das Modellweſen zurückzukommen, ſo iſt daſſelbe jetzt ganz ſyſtematiſch eingerichtet. Der Künſtler kann hier alte Volkstrachten und Provinzialphyſiognomien ſtudiren, ohne einen Schritt aus Rom zu thun. Die Zeit Horace Vernets freilich, wo ächte Räuber Modell ſtanden, iſt vorüber. Die

beiden Hauptmodelle für dergleichen, „der Sonninese," eine Achillesgestalt mit breiten, großen massigen Formen, und Nicola Giacinto sind sehr solide und friedliche Bürger, von denen der erstere sogar eine Akademie hält zum Zeichnen nach Kostümen und lebenden Modellen.

Aber was ist es doch ein Elend um die Kunst einer Zeit wie die gegenwärtige, die in ihren Werken nicht sich selber, nicht ihre eigene leibliche und geistige Erscheinung darstellen kann und darf, weil beide jeder künstlerischen Darstellung widerstreben! Seine eigne schöne Menschlichkeit sah der Grieche verklärt in seinen marmornen Götterbildern, sahen die Zeitgenossen der griechischen Maler abgespiegelt in den fertigen Schöpfungen dieser Meister. Auf den Bildern der großen italienischen Künstler lebt und blüht und leuchtet das Leben der eignen Zeit, und selbst die Perückenzeit Ludwigs XIV. mochte sich noch heimisch fühlen in ihrer frisirten und galonirten, geschmückten und gepuderten Kunst. Aber wir?! Unser Kunstinteresse ist das der Touristen, und die Werke unserer Kunst sind fremde Länder, die wir in unseren schwarzen Fracks und runden Hüten als lorgnirende Touristen durchziehen. Derselbe Tourismus herrscht auch in der Poesie. Freiligrath's Muse touristet im Wüstensande Afrika's, und unsre Landschafter folgen bereits ihrer Spur, und malen uns, wie Frey und andere, arabische und ägyptische Wüsten mit Kameelen und libyschen Samum. Diese außereuropäische Vedute ist in der Landschaftsmalerei was der bloße Unterhaltungsroman in der Poesie. Der Maler giebt es auf, durch seinen Geist und seine Auffassung zu wirken, und setzt an deren Statt die Wirkung durch die Fremdheit des Stoffes und dessen Abenteuerlichkeit. Interesse

heißt bei etwas gegenwärtig und mitten darin sein. Ehe unsere Theilnahme an der Kunst zu einer solchen Gegenwärtigkeit gelangt mag noch viel Wasser ins Meer fließen. Und es giebt Leute, welche dazu keine Möglichkeit sehen, ehe nicht die bestehenden Lebensformen durch die gewaltigsten Revolutionen um und um gekehret, und die jetzt recht eigentlich auf den Kopf, d. h. auf die Abstraktion gestellte Kulturmenschheit wieder auf die Beine gestellt sein wird.

Unter den deutschen Künstlern in Rom sind nur wenige, denen aus diesem modernen Modellwesen nicht ein entschiedener Nachtheil erwüchse. Sie gerathen in eine ängstliche Abhängigkeit von ihrem Modelle, die ihren Gestalten die Freiheit wahrhafter Individualität raubt, und dieselben mehr als fertige Schemen und Typen denn als lebendige wirkliche Menschen erscheinen läßt. Einer von denen, die hier eine rühmliche Ausnahme machen, ist der Genremaler Ernst Meier von Altona. Wer je die Freude hatte einige der in aller Welt zerstreuten größeren Arbeiten dieses genialen Künstlers zu sehen, oder seine reiche Studien- und Skizzensammlung zu durchmustern, der wird verstehen was hier gemeint ist. Man sagte mir, ein begabter deutscher Künstler, Krafft mit Namen, sei sein Vorbild in dieser Freiheit von dem Modell gewesen. Krafft zeichnete und malte nie nach Modellen, die er höchstens als Auffrischung der Erinnerung benutzte. Die Wirklichkeit des Lebens, das er in allen seinen Erscheinungen belauschte, und rasch und kühn zu fixiren verstand, bildete sein Studium. Ebenso ist es mit seinem Freunde Meier, und darum die Wirkung seiner Bilder und seiner Charakterfiguren so unwiderstehlich. Für die Masse der modernen

Bilder, welche uns italieniſches Leben und italieniſche Geſtalten vorführen wollen, bilden die auf der ſpaniſchen Treppe lungernden Modelle die Welt. Der Dichter der Pickwickier, welcher im vorigen Jahre Rom beſuchte, konnte, wie er ſeinen Landsleuten erzählte, nicht begreifen, warum ihm alle die Geſichter ſo bekannt vorkamen, warum ſie ihn ſeit Jahren in jeder möglichen Tracht und Stellung verfolgt zu haben ſchienen, und wie es kam, daß ſie ihm jetzt plötzlich in Rom bei hellem lichten Tage auf der ſpaniſchen Treppe in Fleiſch und Blut begegneten, bis er endlich fand, daß er ihre Bekanntſchaft „bereits ſeit mehreren Jahren an den Wänden aller möglichen europäiſchen Ausſtellungsſäle gemacht habe.“

Wenn der tüchtige Landſchaftsmaler im Stande iſt, im grauen ſonnenloſen Norden die ganze duftige Farbenfülle und Formenſchönheit ſüdlicher Natur aus der Erinnerung wieder auf die Leinewand zu zaubern, weil er durch langes fleißiges Schauen und Beobachten Auge und Seele mit ihrer Herrlichkeit erfüllt hat, warum ſollte der begabte Genre- und Hiſtorienmaler nicht Aehnliches leiſten können, vorausgeſetzt, daß er die dazu gehörigen Bedingungen auch ſeinerſeits erfüllt? Aber freilich die meiſten dieſer Menſchenmaler ſind eben nur — Koſtümmaler, weiter nichts. Und auch ihre Koſtüme geben die Natur aus zweiter und dritter Hand.

Wer ohne aus Rom zu gehen das ächte römiſche Landvolk ſehen will, der braucht nur Sonntags Vormittags die Piazza montanara, unweit des Kapitols und des Marcellustheaters, zu beſuchen, wo ſich Weiber und Männer des Gebirgs zur Feldarbeit der Campagna für die nächſte Woche verdingen, und er

wird wiſſen, was er von den meiſten Genreſiguren auf den neuern Darſtellungen italieniſchen Volkslebens zu halten hat. Letzten Sonntag waren wir dort mit Freund Ernſt Meier, der ſchon Jahrelang ſeine Studien auf dieſem Platze gemacht hat. Zu hunderten ſaßen hier die Gebirgsbewohner umher. Hier berechnete ein Verwalter nach dem Kerbholze den fälligen Arbeitslohn, dort unterhandelte ein anderer mit einer zweiten Gruppe über neue Wochenarbeit. Barbiere, an den Eckſteinen ſitzend, hatten alle Hände voll zu thun. Ein Paar öffentliche Schreiber wie ſie aus Meiers herrlichem Bilde bei uns bekannt ſind, ſetzten Kontrakte und Bittſchriften, oder Briefe an Verwandte und Gefangene auf, — vielleicht auch Liebesbriefe für die eine oder die andere der ländlichen Schönen, welche bei dem Geſchäfte ihren Roſenkranz durch die Finger gleiten ließen. Die eigenthümliche primitiv einfache Tracht der Frauen gemahnte an alte Bilder. Die meiſten Weiber erſchienen durch Mangel und harte Arbeit früh verblüht, aber ſchöne Augen und ausdrucksvolle Züge hatten alle die ich ſah, und in Gang und Haltung zeigte ſich der Adel der Race. Es ſind noch dieſelben ſonnengebräunten Weiber des nervigen Apuler- und Sabinervolks, deren häusliches Walten Horaz in ſeiner Epode beſingt.

XII.

Im Vatikan.

An Karl Stahr in Stettin.

Rom, im März 1816.

Soll ich Dir aussprechen was dem Aufenthalte in Rom einen so wunderbaren Reiz verleiht? Es ist das erhöhte Gefühl unsrer selbst, das wir überall, sobald nur der erste überwältigende Eindruck vorüber ist, in großartiger Umgebung empfinden. Hat man diesen ersten Eindruck überwunden, hat ein längeres Weilen, eine wiederholte Betrachtung, eine ruhigere Beobachtung uns allmälig wieder mit uns selbst ins Gleiche gesetzt, so erzeugt nach und nach die Gewohnheit in uns jenes behagliche Gefühl des Zusammengehörens mit dem großen Ganzen um uns her, das nicht anders als befriedigend und erhebend wirken kann. Das ist es wohl was Göthe in seinen römischen Briefen einmal andeutet, wenn er ausruft: „mir ist aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreise auch der Aermste, der Geringste sich empfindet, dahingegen an einem kleinen Orte der Beste, der Reichste sich nicht fühlen, nicht Athem schöpfen kann.“

Und leben wir nicht überall in unſerem Deutſchland in der quetſchenden Enge dieſer Beſchränktheit?

Ich erinnere mich noch lebhaft jenes Gefühls religiöſer Scheu, mit welchem ich bei meinem erſten Aufenthalte in Rom den erſten Beſuch der Vatikaniſchen Sammlungen von einer Woche zur andern verſchob, und mich dann zuletzt entſchloß, denſelben bis dahin auszuſetzen, wo ein längerer ruhiger Winteraufenthalt es möglich machen würde, durch wiederholtes Betrachten und planmäßiges Studiren über den erſten gewaltigen Eindruck möglichſt bald Herr zu werden. Dann kam dieſer erſte Eindruck ſelbſt, überwältigend, zerſtreuend, betäubend, wie alles Große, für das uns in unſern bisherigen Anſchauungen der Maßſtab fehlt. Und jetzt — iſt mir in dieſer Welt ſchweigenden, und doch ſo tauſendſtimmig beredten marmornen Lebens ſo heimiſch zu Muthe, als hätte ich ſie nie entbehrt, und ein Gefühl des Mitbeſitzes aller dieſer Herrlichkeit, deren Genuß mir täglich verſtattet iſt, läßt mich gar keine Sehnſucht nach dem wirklichen Beſitze empfinden.

So weit Rom an Kunſtſchätzen alle Muſeen der Welt überragt, ſo hoch ſtehen die Vatikaniſchen Sammlungen an Werth und Zahl der Kunſtwerke, welche in ihnen aufgehäuft ſind, über allen anderen Gallerien, Sammlungen und Muſeen der ewigen Stadt. Wir ſteigen die Stufen hinauf, welche von dem Eingange desjenigen Flügels des Vatikaniſchen Palaſtes, der ſeiner herrlichen Ausſicht wegen das Belvedere heißt, zu dem ungeheuren Corridore führen, deſſen erſte Hälfte von den daſelbſt aufgeſtellten Inſchriften die Galleria Lapidaria genannt wird. Die zweite Hälfte bildet das Muſeo Chiaramonti. Die ganze Gallerie hat

die ungeheure Länge von 1300 römischen Palmen (etwa 900 rheinländische Fuß). Von den Wänden dieser Gallerie reden über dreitausend antike Marmorinschriften, zumeist Grabmälern und öffentlichen Monumenten aller Art entnommen, in griechischer und römischer Sprache zu uns von dem Leben und Treiben, von den Kämpfen und Siegen, von den Lieben und Leiden einer längst zu Staub verwes'ten Menschenwelt. Antike Skulpturwerke, zu den Monumenten gehörig, sind längs der Wände neben den Inschriften aufgestellt. Aber man beachtet sie kaum flüchtigen Blickes, denn sie bilden nur das Vorspiel zu den Meisterwerken antiker Bildnerei, welche die folgenden Räume umschließen. Auch die Gallerie des Museo Chiaramenti lassen wir hinter uns, mit ihrem prachtvollen Flügelanbau des Braccio nuovo genannten Saales, der dem Schiffe einer gewaltigen Kirche vergleichbar, für sich allein schon eine der ersten Kunstsammlungen der Welt bildet. Vorüber auch an dem Torso des Belvedere, über den mit Meisterwerken aller Art gefüllten achteckigen Hof (Cortile di Belvedere), gelangen wir zu jener Folge von Zimmern, welche gleichsam das Allerheiligste dieses ungeheuren Kunsttempels bilden. Denn hier finden wir sie versammelt, jene Werke, deren Namen die Welt erfüllen, an deren Anblick, seit sie aus der Nacht ihres Grabes wieder hervorgezogen wurden an das Licht einer neuen Welt, sich Auge und Herz aller größten Menschen dieser neuen Welt in bewundernder Ehrfurcht gelabt haben. Hier kämpft der schlangenumschlungene Laokoon den entsetzlichen Todeskampf. Hier schreitet der schönste der Hellenengötter, der siegreiche Erleger des delphischen Ungeheuers in der freudigen Herrlichkeit ewiger Jugend dahin; hier schauet Hermes, der Götterbote, nieder auf

die Kampfſpiele der von ihm beſchützten Paläſtra. Hier endlich ſehen wir in dem Jupiter von Otrikoli die Züge des unſterblichen Hauptes erhalten, vor deſſen Majeſtät ſein Schöpfer Phidias ſelbſt ſich anbetend niederwarf. Und was von Göttern und Göttinnen, von Helden und Heldinnen uralt helleniſcher Dichtung, was in der Geſchichte von Kriegern und Staatsmännern, von Dichtern und Weiſen, von Rednern und Philoſophen bisher nur als Name in unſerer Seele lebte, das begegnet uns in dieſen Räumen, geſtaltet in ewiger Schönheit marmornen Lebens.

Der Torſo, der Laokoon und der Apoll von Belvedere, dieſe Hauptwerke der Vatikaniſchen Sammlung und zugleich die höchſten Meiſterwerke der uns erhaltenen Reſte helleniſcher Plaſtik — ſie gehören doch ſämmtlich der Zeit des Niedergangs der griechiſchen Kunſt an. Aber es war ein Niedergang der Sonne, und immer wieder fallen mir dabei die Worte Schiller's ein: „So ſtirbt ein Held! anbetungswürdig!“ Die von der Religion völlig losgelöſte, techniſch zur höchſten Vollendung gereifte Kunſt feiert in dieſen Werken ihren Untergang, ſingt in ihnen ihr Schwanenlied.

Die Laokoonsgruppe ſah Plinius unter ſeinen Augen entſtehen. Drei Künſtler, Griechen, Rhodier von Geburt und Schule, hatten ſie in Rom für den Kaiſerpalaſt des Titus gearbeitet, unter deſſen Trümmern ſie anderthalbjahrtauſende ſpäter wieder hervorgezogen wurde. Die Kunſtrichter ihrer Entſtehungszeit nannten ſie ein Werk, das allen Schöpfungen der bildenden Kunſt die Krone aufſetzte. Und die Zeit der höchſten Vollendung der modernen Kunſt, das Zeitalter Rafaels und Michelangelos, das nach wunderbarer Schickſalsfügung zugleich faſt alle größten

jetzt in Rom vorhandenen Werke antiker Plastik wieder zu Tage fördern sah, bestätigte jenes Urtheil. Il portento del arte, das Wunder der Kunst — mit diesem Namen bezeichnete der Schöpfer des Moses und des jüngsten Gerichts die Gruppe des Laokoon. Winkelmann, Lessing, Goethe haben sie beschrieben, und wie viele nach ihnen! Lessing's Laokoon war das erste Buch, das mich in die Welt der alten Kunst einführte, und immer, so oft ich hier der Gruppe gegenüberstehe, muß ich mit einer Art frommer Rührung der Zeit gedenken, wo ich auf dem einsamen Dorfe als vierzehnjähriger Knabe in des Vaters wunderlich gemischter Büchersammlung den Laokoon von Lessing fand, und mich in diese neue Welt andachtsvoll vertiefte. Seitdem war mir ein Wort Lessing's über den Laokoon in der Seele geblieben: daß der Meister in diesem Werke auf die höchste Schönheit unter den gegebenen Umständen des höchsten körperlichen und Seelenschmerzes gearbeitet. Und hier vor dem Originale erfand ich dies Wort als erschöpfende Bezeichnung, und erkannte, daß dies Gewollte erreicht sei. Goethe nennt am Schlusse seiner Charakteristik den Laokoon einen Beleg für die Wahrheit, „daß wenn der Meister sein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenständen einflößen könne, sich dasselbe doch eigentlich in seiner höchsten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannigfaltiger Charaktere seine Kraft beweist, und die leidenschaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur in der Kunstnachahmung zu mäßigen und zu bändigen versteht."

Damit ist die Laokoonsgruppe gleichsam als plastische Darstellung der Tragödie hingestellt, und sie ist in der That die alte Tragödie in Marmor, die alte Tragödie, wie sie Aristoteles auf-

faßte, mit den gereinigten Leidenschaften der Furcht und des Mitleids, deren Doppelklang wir in dieser Gruppe wiederfinden. Fragen wir aber nach dem, was wir, um im Bilde zu bleiben, Handlung nennen müssen, so finden wir uns von den zahlreichen neueren Beschreibern der Gruppe im Stiche gelassen, und selbst der gelehrteste der Kunstgelehrten unserer Zeit, Welcker gesteht in seinem Kunstmuseum, er wisse es nicht, und sucht statt dessen eine mythische Schuld des leidenden Helden nachzuweisen, über die weiterhin noch zu reden sein wird.

Ich denke mir den Vorgang, wie ihn der Künstler faßte, folgender Gestalt. Die heranringelnden Schlangen kommen von der rechten Seite vom Beschauer her. Beide schießen, nachdem die eine den älteren Sohn, ohne ihn mit ihrem Zahne zu verletzen, nur mit dem Schweife leicht an dem unteren Theile verstrickt hat, nach der linken Seite hin, wo sich zur Rechten des Vaters der jüngere Knabe befindet. Zu diesem, dem zarteren, schwächeren Lieblinge, wendet sich der geängstigte Vater, um ihn zu schützen und zu vertheidigen gegen den tödtlichen Biß der Ungeheuer. Er ergreift das eine derselben, welches den Knaben umschnürt. Aber in demselben Augenblicke fährt das andere Ungeheuer blitzschnell von links nach der rechten Seite an ihm selber hinauf, und senkt in die Weiche der dem älteren Knaben zugewendeten Seite seines Körpers den giftigen Zahn. In diesem Augenblicke übermannt der physische Schmerz das Vatergefühl. Er läßt die Schlange, die sein jüngstes Kind umrungen hat, los, und fährt mit beiden Händen nach dem Feinde, dessen tödtlicher Biß alle seine Nerven mit Schmerzensgewalt durchzuckt. Dies ist der Augenblick, in welchem der Künstler, nach dem

Stufengange der bezeichneten Momente des Vorgangs, die Situation der Gruppe gefaßt hat. So betrachtet, iſt ſie nach Goethe's ſchönem Ausdrucke, im vollen Sinne des Worts, ein fixirter Blitz, eine Welle, verſteinert im Augenblicke, da ſie gegen das Ufer anſtrömt. Daher allein erklärt ſich mir auch die Stellung des Laokoon, der nicht nach der Richtung ſeiner Wunde, wie es natürlich ſcheint, ſondern noch völlig nach der Seite des jüngeren Sohnes hingewendet erſcheint. Dies iſt ein ganz vortrefflicher ſeeliſcher Zug. Zwar hat ihn der Schmerz überwältigt, aber nur die Hände, die Waffen, nicht den Leib, ſich ſelbſt, wendet er gegen den ihn ſelbſt angreifenden Feind. Es iſt, als wollte er auch ſo noch den geliebten Knaben nicht verlaſſen. Und doch fühlt er in demſelben Augenblicke, in welchem er die eigene Todeswunde empfindet, daß er in dem Momente, wo er übermannt von ihrem Schmerze an die eigene Vertheidigung gegen ſeinen Angreifer dachte, das geliebte hülfloſe Kind dem andern Ungeheuer preisgegeben hat; wie denn auch in der alten epiſchen Sage die Schlangen nur den einen Sohn mit dem Vater tödteten. Er hört des ſchwerumſchnürten Knaben Jammerlaute, und dieſer Schmerz iſt es, der weit mehr noch als der eigene ſich in den edlen Zügen des von Seelenqual umwölkten Angeſichts, in dieſem ſtummen Hülferufe zu den ewigen Göttern droben ausſpricht. Laokoon ſchreit nicht, der Aufſchrei iſt vorangegangen.

Die neuere gelehrte Kunſterklärung macht ſich weniger mit dem Kunſtwerke ſelbſt, als mit der mythologiſchen Erörterung des poetiſchen Stoffes, der Laokoonsfabel, zu ſchaffen, wobei ſie denn auf allerhand Wunderlichkeiten geräth. So ſucht z. B. der vortreffliche Welcker mit Hülfe alter Fabeln, die er bei

Hygin und Servius findet, der Himmel weiß welche Verschuldung des Laokoon herauszubringen. Da soll Laokoon wider den Willen Apoll's geheirathet, und dadurch sich den Zorn des Gottes zugezogen haben! Eine aberwitzige Erfindung späterer Zeit, deren reflektirender Verstand die unbefangenen, logischen und sittlichen Widersprüche, die sich in der alten poetischen Welt- und Götteranschauung ergaben und ergeben mußten, klügelnd auszugleichen suchte. Am wenigsten hat der Künstler der Laokoonsgruppe an solche Dinge gedacht oder auf sie seine Wirkung gestellt. Da soll ferner nach Welcker Laokoon „als Priester, dem nichts anders als Dulden und Ergebung zukomme, fromm und unterwürfig, sich nothwendig besinnen" auf seine Verschuldung, „da der Augenblick göttlicher Strafen schnell begriffen werde," und sich fügen, als ein Mann zwar, aber auch ohne Vorwurf gegen die Götter, ohne mächtige Aufregung innerer Kräfte!" So denkt sich denn der gelehrte Antiquar den Laokoon auch wirklich aufgefaßt. Er findet hier bald klägliches Märtyrerthum, bald verdiente Strafe eines Frevlers, der „hieratische Satzungen" übertreten hatte. Aber Märtyrerthum ist ja gerade das was es ist dadurch, daß der Märtyrer unschuldig leidet! Und doch soll wieder Laokoon nicht unschuldig, sondern verdiente Strafe leiden, ja er soll sogar in dem vom Künstler aufgefaßten Momente just und vorzugsweise daran denken, daß sein Unglück ihn als verdiente Strafe treffe! — Ist das ein Elend mit dieser neueren Kunstauslegung! Winkelmann in seiner herrlichen psychologischen Erklärung der Physiognomie des Laokoon erblickte in derselben neben jenem „trüben Dufte des Mitleids, der auf den Augen zu schwimmen scheint," den Unmuth über unwürdiges

Leiden und die Erhabenheit eines Heroen im Kampfe mit einem solchen Geschicke. Unser Antiquar verwirft diese Erklärung, und will nur leidende Ergebung und Demuth ausgedrückt sehen. Doch nein! er findet außerdem auch noch auf der Stirn den Ausdruck einer „gewissen Heiterkeit.“ Eine wunderbare Art von Heiterkeit muß das freilich sein, welche uns andern Menschenkindern als tiefster, leidensvollster Schmerz erscheint.

Es ist mit dem Kunstwerke gegenüber immer unbegreiflich gewesen, wie die Kunstarchäologie in der Person ihres gelehrtesten Vertreters sich zu solchen Wunderlichkeiten verirren, und noch unbegreiflicher, wie sie bei einem Werke, das den Gipfelpunkt alles Pathetischen so klar in den menschlichen Gestalten ausspricht, eine Verstärkung dieses Pathetischen durch die trivialsten Nebendinge suchen mochte. Da soll „der Sitz, auf welchen der überwältigte Mann gedrängt ist,“ symbolisch den Altar vorstellen, und so „das Pathetische der Scene ungemein durch seine blutige Entheiligung“ verstärken! Man denke: ein Sitzstück, das kaum ein Mensch sieht, und wobei höchstens einem gelehrten Antiquar, aber sicher keinem unbefangenen Betrachter von Titus Zeiten an bis auf unsere Tage ein Altar einfällt, der obenein nicht einmal in der Wirklichkeit entheiligt werden würde, da diese Entheiligung ja sonst ein Werk der Götter selbst sein müßte — dies Sitzstück, bei dem kein Auge verweilt, soll „das Pathetische einer Scene, wie dieser Laokoon sie bietet, noch ungemein verstärken!“ In der That, es ist wirklich einmal Zeit, daß man von dieser übersichtigen Gelehrtenmanier zurückkommt. Dieser pathetische Altar, diese Schlangen, „die sich durch die gleichsam vorsichtige Art, mit der sie ihr Opfer umschlingen, als Boten

des Richters zu erkennen geben,« die da wissen, was sie sollen, diese Auffassung der Söhne Laokoons, »die bei der Opferhandlung gleichsam als Opferknaben, Camilli, dienen sollten« — wie weit hat sich in allen diesen Dingen die moderne archäologische Kunstbetrachtung und Erklärung von der edlen Einfachheit und künstlerischen Begeisterung eines Winkelmann, von der ruhigen Klarheit eines Lessing und von der psychologischen Tiefe eines Göthe verirrt! Ich will mir den Sinn erfrischen, indem ich Winkelmann's begeisterte Beschreibung wieder durchlese, dessen Geschichte der Kunst hier mein tägliches Entzücken ist. Da ist alles so einfach und klar, so ohne einen Hauch von jeder Affektation und alles — so menschlich und auf das Menschliche der Auffassung und Empfindung gestellt. Als Lessing seinen Laokoon fast beendigt hatte, erschien Winkelmann's Werk über die Geschichte der alten Kunst, und Lessing — legte die Feder nieder. »Ich wage keinen Schritt weiter,« ruft er im Schlußkapitel des Laokoon aus, »ehe ich dies Werk gelesen habe!« Die schönste Huldigung, welche jemals dem Genius von dem ihm verwandten Genius gebracht worden ist.

Der Bildhauer Jerichau, mit dem ich zuletzt die Laokoonsgruppe betrachtete, war mit meiner obigen Auffassung durchaus einverstanden. Dabei machte er mich auf etwas Aeußerliches aufmerksam in Betreff der Politur des Marmors. Man sieht nämlich deutlich, daß die Striche des Schab- und Polireisens selbst über die Einsatzstücke der Restaurirungen weglaufen und also von neuerer Hand sind.

Bei diesem unsern gestrigen Vatikanbesuche erlebte ich auch einen sehr komischen Zwischenfall. Wir standen vor dem herr-

lichen Koloſſalkopfe des Otrikoliſchen Jupiter. Ein neuangekommener Landsmann, ein junger Kaufmann, den der wunderliche Zufall nach Rom und in dieſe Räume geführt hatte, trat an uns heran, und fragte ſehr ruhig, aber mit dem ſichtbaren Ausdrucke eines beſchwerten Gewiſſens: Sagen Sie mir aufrichtig, meine Herren, iſt denn der Kerl da wirklich ſchön? Ich kann's beim beſten Willen nicht finden. Eine ſolche Ehrlichkeit verdiente offenbar Belohnung, und ſie ward ihm denn auch, indem ihm vorgeſtellt wurde, daß ſo wie bei ſeinem Schnittwaarengeſchäft nur ein geübtes Auge die Güte der Stoffe und Farben zu beurtheilen verſtehe, ſo auch für die hier gelagerten Kunſtartikel eine ähnliche Uebung des Blicks durch eine längere Lehrzeit erforderlich ſein möchte, womit er ſich denn ziemlich zufrieden geſtellt fand. Bei uns aber erregte dieſer eine ehrliche Barbare mehr Freude, als die neunundneunzig ſich ſelbſt belügenden Kunſtbewunderer, die ſich aus Eitelkeit ein Intereſſe vorſpiegeln ohne es zu haben. Wir hatten übrigens kaum noch Zeit, unſere Auseinanderſetzung zu beendigen, da die Schweizerhartſchiere bereits mit geſchulterten Hellebarden gegen uns anrückten. Sobald nämlich die knapp zugemeſſenen zwei Stunden, welche nur zweimal wöchentlich — und auch dies nur im Winter — zum Beſuche des Vatikaniſchen Muſeums feſtgeſetzt ſind, ihrem Ablaufe nahen, verjagt jeder der einzelnen, in den verſchiedenen Sälen, Gängen und Gemächern aufgeſtellten Schweizerhellebardiere die Zuſchauer ſeines Bereichs aus demſelben, und vereinigt ſich mit den übrigen Wächtern, die dann zuletzt, im drohenden Geſchwindſchritt einhermarſchirend, die ganze bunte Maſſe der Beſucher wie eine Heerde Schafe durch die langen Gallerien

vor ſich her und aus dem Heiligthume treiben, was jedesmal einen ſehr komiſchen Anblick gewährt. Im Sommer iſt der Vatikan nur einmal wöchentlich geöffnet, und wenn man die vielen Feſttage in Abzug bringt, ſo kommen auf das ganze Jahr höchſtens einige ſechzig Tage heraus.

Dieſelbe Illiberalität herrſcht auch für die Benutzung der Vatikaniſchen Bibliothek, deren 24,000 griechiſche und lateiniſche Codices neben den zahlreichen arabiſchen, türkiſchen, perſiſchen, ſyriſchen und hebräiſchen, koptiſchen, armeniſchen, indiſchen und Gott weiß, welchen andern Handſchriften die Sehnſucht ſo vieler Gelehrten ſind. Die jetzige Anordnung vergönnt ihnen kaum einige neunzig Tage während eines ganzen Jahres wenige Stunden auf der Bibliothek zu arbeiten. Und auch dieſe Zeit wird noch durch Feſt- und Ferientage verkürzt. Dieſe Illiberalität iſt um ſo tadelnswerther, da das gebildete Europa und namentlich Deutſchland ein ſehr poſitives Anrecht auf den unverkümmerten Genuß dieſer Kunſt- und Litteraturſchätze hat. Denn mit ſeinem Blute hat es die Siege erfochten, in Folge deren Frankreich gezwungen ward, dieſe Schätze, die es ſich als Siegesbeute in ſeinen Friedensſchlüſſen ausbedungen und nach Paris entführt hatte, der alten Kunſthauptſtadt zurückzugeben.

Rom, im März 1816

Ich war gestern bei Dr. Friedländer aus Berlin, der im Intereſſe des dortigen Münzkabinets Italien bereiſt und alte griechiſche und römiſche Münzen ſammelt, von denen er mir ſchöne Exemplare zeigte. Bei Corneto ſind neuerdings einige Tauſend altrömiſche Aſſes, ſogenannte asses graves, gefunden. Sie haben auf dem Avers den Januskopf und auf dem Revers einen Schiffsſchnabel, ſind größer als ein ſpaniſcher Thaler und bedeutend dicker. Das Gepräge iſt wunderſchön. F. ſetzte die Exemplare unbedingt in das ſechste Jahrhundert vor Chriſto. Da iſt zu bewundern, wie der Ausdruck der Köpfe auf denſelben ein Fortſchritt iſt gegen die Köpfe der Aegineten, was Fr. freilich nicht zugeſtehen wollte. Er hat bereits für fünftauſend Thaler alte Münzen eingekauft, darunter eine kleine aber ſehr ſeltene Silbermünze, welche er mit vierzig Scudi, beinahe ſechzig preußiſchen Thalern, bezahlt hat.

Dann ſahen wir in der Kirche Santa Maria della Pace die Rafaeliſchen Sibyllen über dem Bogen der erſten Kapelle, gleich rechts vom Eingange, mit denen Rafael dieſe Kapelle für deren Stifter, den glänzenden Agoſtino Chigi, den Beſitzer der

Farnesina, schmückte. Hier wie dort ist die meisterhafte Benutzung eines an sich ungünstigen Raumes zu bewundern. Schöneres und Schwungvolleres wie diese vier Frauengestalten, denen Engel ihre Weissagungen zu überbringen scheinen, ist nicht zu denken, und wir stimmten unwillkürlich dem Urtheile Vasaris bei, der in seiner Biographie Rafaels dies Freskobild unter die glänzendsten Werke des Meisters rechnet. Der kleine Engel neben der zweiten Sibylle ist der schönste antike Amor. Die Sibyllengestalten selbst sind im Gegensatz zu der herben Hoheit der Sibyllen Michelangelo's in der Sixtina eine Verklärung der Anmuth und Schönheit weiblicher Erscheinung, ächte heidnische Nymfen, halbgöttliche Personifikationen des geheimnißvoll quellenden, allbelebenden Naturelements, das in den Gewässern der Erde seine wundersam flüsternde und rauschende Stimme vernehmen läßt. In diesen, von christlicher Kunst zum Schmucke christlicher Tempel dargestellten Sibyllen ist noch eine letzte Spur antiker heidnischer Naturreligion in einer ihrer schönsten Erscheinungen erhalten und mit dem Mythenkreise von Palästina verbunden worden. Und ein antiker Maler, der die Horazische Albunea, die Sibylle von Tibur hätte darstellen wollen, die noch heute ihre tönende Stimme in der Felsenkluft von Tivoli vernehmen läßt, er würde sie sicher diesen Rafaelischen Gestalten angenähert haben. In Rom, wo des Weibes Würde am höchsten geehrt wurde, erhielt sich der Glaube an das Ewigweibliche, göttlich Seherische in der Natur des Weibes am längsten. Und als Rom die Hauptstadt der neuen religiösen Weltanschauung wurde, nahm man hier den uralt menschlichen Glauben mit hinüber in das neue Reich. Messianische Prophezeiungen wurden in alte Sibyllensprüche

hineingezogen und neue zu diesem Zwecke gebildet, und zuletzt war es die Kunst, die das Gedächtniß jener seherischen Wesen mit dem christlichen Kultus verband, und ihre Gestalten zum Schmucke der neuen Heiligthümer wieder erschuf.

Die Kunstgeschichte erzählt bei Gelegenheit dieses Bildes folgenden für die Zeit charakteristischen Zug aus dem Leben Rafaels. Der Künstler gerieth mit dem Kassirer des Fürsten Agostino Chigi in Zwist wegen der Bezahlung, in Folge dessen Rafael die Abschätzung seiner Arbeit durch einen Kunstverständigen verlangte. Jener erwählte dazu den Michelangelo, in der Hoffnung, daß derselbe, aus Eifersucht gegen Rafael, den Werth der Arbeit verringern werde. Da dieser aber nach langer aufmerksamer Betrachtung bloß für die Köpfe der Figuren einen Preis nannte, der Rafaels bescheidene Forderung weit überstieg, so befahl der davon benachrichtigte Fürst, sofort dem Rafael den von Michelangelo bestimmten Preis zu bezahlen, indem er hinzufügte: Suchet den Meister auf höfliche Weise damit für das Ganze zufrieden zu stellen, denn wenn Michelangelo auch noch die Gewänder abschätzt, so muß ich zu Grunde gehen!"

Gegenüber dieser Kapelle, in der ersten Seitenkapelle links vom Eingange, ist ein wunderschönes Wandgemälde des Baldassare Peruzzi. Die Madonna, auf dem Throne sitzend, hält das Jesuskind, welches dem der Madonna di Fuligno sehr ähnlich sieht, stehend auf dem Schooße. Zu ihrer Linken steht S. Brigita, welche den knieenden Donatar, der das Bild weihete, der Madonna empfehlend vorstellt. Zur Rechten ist die heilige Katharina mit dem Rade. Liebliche Ruhe und sanfter Friede ist über dem ganzen Bilde ergossen, und alle Gestalten desselben haben

den milden »sympathischen« Zug, der uns bei Rafael so anmuthet.

Von da gingen wir in den nahen Pallast Massimi, wo uns ein gutes Trinkgeld zu ungewöhnlicher Stunde die Erlaubniß verschaffte, den Prachtsaal zu sehen, der zugleich Gemäldegallerie und doch vollständig zum Gebrauch des Tages reich und geschmackvoll möblirt, schon die Vorbereitungen zu einem heute zu haltenden großen Festino zeigte. Es war der erste Raum dieser Art in einem römischen Palaste, in welchem ich das gegenwärtige Leben noch mit der alten mehrhundertjährigen Pracht behaglich verbunden sah. Der Palast selbst, von mäßigem Umfange, aber eins der schönsten Bauwerke des neueren Roms, ist ein Werk des ebengenannten Meisters Baldassare Peruzzi. Das Geschlecht der Massimi zählt zu denen, welche ihre Abkunft noch von den Adelsfamilien des alten Roms ableiten möchten, und die antiken konsularischen Fasces, welche den Eintretenden unter anderen Werken alter Sculptur auf der Treppe begrüßen, scheinen auf diesen stolzen Ursprung von den alten Fabiern hinzudeuten. Es mag mit dem historischen Anrecht bestellt sein wie es will, immerhin macht es einen eigenen Eindruck, wenn man so die altrömischen Namen, die unsere Knabenjahre begeisterten, über zwei Jahrtausende hinweg in die Gegenwart hineinragen sieht.

In jenem Saale steht der vor etwa sechzig Jahren auf dem Esquilin ausgegrabene Diskuswerfer, das Meisterstück seiner Art, und dem Größten was Rom besitzt hinsichtlich der Arbeit gleichzusetzen. In ihm, so wie in der gleichen Statue des Vatikan, ist uns eins der besten Werke Myrons erhalten, des Künstlers, der mit Phidias und Polyklet in einer Reihe

ſtehend, die Blütenhöhe der griechiſchen Plaſtik jener Periode bildet. Der Diskobol im Palaſt Maſſimi iſt an Wahrheit und Feinheit der Fleiſchbehandlung wie der Stellung, ein Prachtwerk. Und doch neigt in demſelben bereits die vollendete Kunſt zu jener Virtuoſität, welche den menſchlichen Körper in der unſchönſten Geſtalt, nur auf einen mechaniſchen Zweck geſtellt, aus Luſt an der Schwierigkeit der Aufgabe ſich zum Vorwurfe ſetzte. Denn in dieſem Diskobol erſcheint der menſchliche Leib gleichſam einer aufs Aeußerſte zuſammengedrückten Stahlfeder ähnlich, deren Aufſpringen mit größter Kraft erreicht werden ſoll. Der Leib ruht auf dem gekrümmten rechten Fuße, während der linke, gleichfalls gekrümmte, müſſig nachſchleift. Hier iſt er reliefmäßig an den Baumſtamm geheftet, der das Ganze trägt. Die rechte Hand, welche den Diskus zum Wurfe ſchwingt, erſcheint nach hinten zu faſt horizontal ausgeſtreckt, die linke ſtützt den Ballen gegen das rechte Knie. Der Unterleib iſt möglichſt eingezogen, die ganze Bruſt, von ihm ab nach rechts gewendet, ſcheint dem Schwunge der Scheibe folgen zu wollen. Alle einzelnen Theile, wie Kopf und Leibesbildung, ſind herrlich und des größten Meiſters würdig. Auch iſt das Werk vortrefflich erhalten, und zeigt nur wenige Ergänzungen. Auffällig waren uns zwei kleine, höckerartige Erhöhungen unter den Haaren des Vorderkopfs, die wir uns durchaus nicht erklären konnten.

Das Ganze iſt, wie geſagt, ein Werk, in welchem der Künſtler ſich das Schwierige um ſeiner ſelbſt willen zur Aufgabe ſtellte. Schon Myron hat mit dieſem Genre den Anfang zum Verfall gemacht. Das iſt kein Wunder. Denn der Keim des Verfalls liegt eben ſchon in jeder höchſten Blüte der Vollendung.

Wenn die Kunst mit dem letzten Schritte den Gipfel der technischen Herrschaft über das Material erreicht hat, so tritt nothwendig der menschliche Uebermuth ein, der den Künstler zu versuchen reizt, wie weit sich mit Hülfe derselben gehen läßt. Unter den Neuern kann Michelangelo als Beispiel dienen, der selbst Rafaeln hier und da verführte.

Zum Schlusse bestiegen wir gegen Abend die zweihundert sechs Stufen der hundert fünf und siebenzig Fuß hohen Antoninssäule und genossen von ihrer Höhe die Aussicht über die Stadt. An der Stelle des Kaiser Mark Aurel — denn diesem, nicht dem Antoninus war sie geweiht, — steht jetzt ein metallener St. Paulus oben auf dem Capitell. Die ungeheueren Massen der Stadt und besonders der Quirinal im warmen Abenddämmerschein der sinkenden Sonne gewährten einen wundervollen Anblick. Das bunte Gewimmel des Abendkorso, das zu unseren Füßen sich an dem prächtigen Platze vorbeibewegte, das Plätschern der Fontainen auf demselben, die einzelnen lebhaft verkehrenden Volksgruppen an den Buden und Feuerstellen der Limonade- und Kastanienverkäufer und über dem Allen die behagliche römische Abendruhe machten einen eigenthümlich beruhigenden Eindruck auf den Beschauer, der müde von der genußvollen Tagesarbeit von der schwindelnden Höhe des schlanken Baues niederblickte auf die ewige Stadt und alle die Wandlungen, welche die Säule im Laufe so vieler Jahrhunderte gesehn, an seiner Seele vorüberziehen ließ.

Wie das Fürſtengeſchlecht der Maſſimi Anſpruch macht auf Abſtammung von dem alten römiſchen Geſchlechte der Fabier, ſo erheben auch die Santacroce einen ähnlichen auf die Herkunft von den alten Valeriern. Rom zählt jetzt noch etwa vierzig Fürſtengeſchlechter, deren älteſte lombardiſchen Urſprungs. Der Fürſtentitel iſt übrigens an die Lehnsgüter geknüpft, und kann ſo durch Kauf und Uebertragung erworben werden, wobei indeſſen dem Papſte das Recht der Beſtätigung zuſteht. Nur der wirkliche Beſitzer, das Familienhaupt führt den Fürſten- oder Herzogstitel; die jüngeren Söhne oder Brüder erhalten ihn nur durch Courtoiſie oder dadurch, daß der Titel eines der Lehen, von denen oft viele in einer Hand vereinigt ſind, auf ſie übertragen wird. Dieſer römiſche Adel beſteht theils aus den Nachkommen der alten Feudalbarone, die allmälig aus der Umgegend in die Stadt zogen, theils aus päpſtlichen Nipoten, von denen im vorigen Jahrhunderte die zwei letzten Geſchlechter gegründet wurden. Der jüngſte der römiſchen Principi iſt der Herzog Torlonia, Duca di Bracciano, deſſen Vater, wie unſere Signora Lucia erzählt, noch mit Band handelte, und der Fürſt Canino, der Napoleonide. In der Umgangsſprache iſt für die Söhne fürſtlicher Familien der Titel Don mit dem Vornamen das Bezeichnende. Aber dieſelbe Ehre genießt auch der Prieſter, und in Neapel jeder reichere Kaufmann und Beamte, in Sizilien jeder irgend anſtändige Menſch, der eine Stufe über dem niedern Volke ſteht. Das Einzige, was dem hohen römiſchen Adel, zu dem auch vier Marcheſenfamilien gehören, von ſeiner alten feudalen Herrlichkeit wirklich regierender Fürſten geblieben iſt, beſteht in dem Vorrechte des Baldachins. In dem Vor-

zimmer jedes fürſtlichen Palaſtes ſteht nämlich ein Thron mit einer Balauſtrade umgeben, über welchem auf die meiſt roth ausgeſchlagene Wand das fürſtliche Wappen geſtickt iſt. Auch die Sitze an den Wänden, von alterthümlicher Form, tragen den gleichen heraldiſchen Schmuck. Aber auch der geiſtliche Dienſtadel theilt dies Vorrecht, und in den Paläſten von Kardinälen, welche beim Beginne ihrer Laufbahn arme Mönche aus dem Volke waren, findet man Thronſaal und Wappenzier ſo gut wie in den Schlöſſern der ſtolzen Orſini und Colonna. Sein Wappen macht ſich übrigens jeder von ihnen ſelbſt, ohne vorher geadelt zu ſein. Papſt Gregor, der Hutmachersſohn, führt in demſelben einen Hut. Das Recht, Fideikommiſſe zu errichten, iſt dem Adel nach der franzöſiſchen Zeit wieder gegeben worden, aber dieſe ſind dennoch mit Erlaubniß des Papſtes veräußerlich, wie denn noch neuerdings der Fürſt Maſſimi mehrere ſeiner Lehen verkauft hat, um ſeine übrigen Beſitzungen ſchuldenfrei zu machen.

In der Zeit der Kunſtblüte und der erneuerten Alterthumsſtudien waren es die großen und reichen römiſchen Adelsfamilien, die Albani, Ludoviſi, Borgheſe, Altieri, Farneſe, Barberini, Spada, Mattei u. a., die aus Prachtliebe, Kunſtneigung oder der Mode wegen jene Kunſtſammlungen anlegten, von denen nach und nach die meiſten durch Verkauf eingegangen oder doch beträchtlich vermindert ſind. Aus dieſen Sammlungen haben die Muſeen aller europäiſchen Hauptſtädte ihre bedeutenderen Stücke erhalten. Jetzt iſt der Fürſt Borgheſe vielleicht der einzige unter den römiſchen Großen, der ſeine Sammlungen nicht verringert, ſondern durch Ausgrabungen und ſonſtige Anſchaffungen vermehrt.

Die ältere Borghesische Antikensammlung ist bekanntlich in Paris, wohin sie Fürst Camillo Borghese an das Museum Napoleon verkaufte. Die gegenwärtig sehr bedeutende Sammlung in Villa Borghese ist erst im Laufe der letzten dreißig Jahren wieder gebildet.

Das jetzige Leben und Treiben der römischen hohen Adels ist noch ganz dasselbe, wie es ein Beobachter vor zwölf Jahren schilderte.*) Sie halten keinen Hof mehr, wie einzeln noch zu Goethes Zeit geschah. Jetzt ist ein Gentiluomo, ein Mittelding zwischen Hofcavalier und Kammerportier, der einzige übrig gebliebene Luxus der Meisten. Feste geben sie keine mehr, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten entfalten sie noch den Glanz der alten Zeit. Ihr Ringgang war sonst folgender. Der Erstgeborne, zum Nichtsthun erzogen, ließ das Haus verfallen. Der zweite durch eine Familienprälatur als Commende versorgt, brachte es durch Thätigkeit, Einfluß oder als Erblasser wieder in Aufnahme. Jetzt ist die geistliche Laufbahn passiv geworden, und dies vorzüglich, verbunden mit den Verlusten bei der französischen Okkupation und Staatsbankerotten, hat den Adel zu einer oft übertriebenen Sparsamkeit genöthigt, welche bei einigen, wie z. B. bei dem Prinzen Barberini, in schmutzigen Geiz ausartet. Auswärtige Kriegsdienste sucht der römische Adel schon lange nicht mehr, er begnügt sich mit den Befehlshaberstellen in der heimischen Nationalgarde. Wenige verwalten ihre Güter selbst, und beinahe alle sind in den Händen ihrer Sachwalter, und ihre Prozesse, mit denen sie reichlich gesegnet

*) Rom im Jahre 1833. (von Kolle.)

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR;A.
3-598-52808-6
FN. I1378/013

sind, verschlingen oft den größten Theil der Einkünfte. Für Litteratur und Kunst interessiren sich wenige. Alle dagegen sind äußerlich sehr fromm, weil meist von Jesuiten erzogen. Das Tagwerk eines römischen Principe ist im Allgemeinen etwa folgendes: spät aufgestanden, Messe gehört in der Hauskapelle, dann dem Hausverwalter und Handwerkern Audienz gegeben, ein Paar Besuche gemacht oder empfangen, Mittagsessen allein ode rmit wenigen Vertrauten, Sommers Siesta, hierauf ein Paar Stunden Corsofahrt von 22—24 Uhr, Eis im Wagen vor dem Caffeehause genossen, Rosenkranz bis zwei Uhr nach Avemaria, Conversazione, Abendgesellschaft bis fünf Uhr, — Bette.

Der niedere Adel ist meist verarmt, dafür aber im Ganzen den liberalen Ideen nur um so zugänglicher. Die Erfahrungen zur Zeit der Thronbesteigung Gregors XVI. haben dafür genügende Beweise geliefert, und noch jetzt schmachten viele Mitglieder der ältesten Adelsfamilien im Kerker, oder in der Verbannung. Von einer Unpopularität des Adels, wie sie bei uns in Deutschland herrscht, habe ich hier keine Spur gefunden. Einmal kann Adelstolz schon wegen des überragenden Ansehens der Geistlichkeit nicht aufkommen, und zweitens wird selbst der höchste Adel dem Volke dadurch angenähert, daß seine Titel und Würden auch der reich gewordenen bürgerlichen Betriebsamkeit offen stehen, wovon der Fürst Torlonia ein sprechendes Beispiel ist.

Die Campagna ist wundervoll im Frühling. Wir waren heute wieder hinaus vor Porta S. Giovanni zu den Wasserleitungsbogen unweit der Albanischen Straße. Ein Sturzbach

hatte eine Höhlung aufgeriſſen und das Fundament des einen der Bogen zu Tage gelegt, wo wir denn die Solidität des alten Baus bewundern konnten. In dem nahe liegenden Wirthshause der Tavelata erquickten wir uns mit gutem Wein. Am Eingange ſteht als Wahrzeichen für allzulebhafte Gäſte die poetiſche Inſchrift:

Chi rompe, si deve pagare,
E li rotti si puo con se portare! *)

Von da hinüber gegen die Via Appia zu, wo ein kleiner runder Tempelbau liegt. Seggiola del diavolo, Seſſel des Teufels nennen ihn die Hirten, Tempel der Salus die Gelehrten. Alle Hügel bedeckt mit den ſanften blühenden Anemonen, die Campagna ſo friedlich ſtill, ſo träumeriſch ausruhend. Gebirgshirten, die ſchon lange von den Apenninenhängen niedergeſtiegen mit ihren Schaafheerden die Campagne durchziehen, hatten neben dem Tempel ihre Hürden aufgeſpannt. Ein Paar Hirtenknaben, auf einem Hügel ſitzend, ließen ihre Schalmeien ertönen. Der Abend war unbeſchreiblich ſchön, der Himmel von einer Färbung, wie man ſie zuweilen bei Paul Brills Landſchaften findet, blauroth gegen Nordoſten, in einer Silberklarheit gegen Weſten, wo ſich die Peterskuppel ganz tief violett abzeichnete. Gurlitt und die anderen ſprachen freudig von der nahen Sommervillegiatur im Albaner und Sabinergebirge und ſangen wohlbekannte Lieder aus unſerm Sommerleben in Aricia. Ich mußte mich abwenden, um meine

*) Wer was zerbricht, der mag zur Zahlung ſich bequemen,
Die Scherben kann er mit ſich nehmen.

Bewegung zu verbergen, denn es fiel mir wie ein Stein aufs Herz, daß ich dann nicht mehr im Lichte dieſer italieniſchen Sonne, ſondern unter dem grauen Himmel der Heimath wandeln werde, und daß ich ſchon in wenigen Wochen den Rückweg dahin antreten und von dem einzig glücklichen Jahre meines Lebens für ewig ſcheiden muß.

Bei der Rückfahrt über die Appiſche Straße ſprang ein Knabe von vierzehn Jahren in der Nähe des Denkmals der Cäcilia Metella mit großem Geſchrei auf unſern Wagen zu. Der Kutſcher hielt unwillkürlich die Pferde an. Wir erkannten in ihm alsbald einen fieberkranken Knaben wieder, den wir vor einigen Wochen bei jenem Monumente getroffen, wo er uns ſeine Ciceronedienſte anbot. Er war damals ein Bild des tiefſten Elends. Das Fieber ſchüttelte ſeine von jämmerlichen Lumpen bedeckten Gebeine, aber die wundervoll regelmäßigen Züge ſeines Geſichts mit den ſchönſten Augen, ließen doch trotz Hunger und Krankheit noch eine Aehnlichkeit mit dem Typus des antiken Merkurideals wahrnehmen. In Rom wird man leicht hart bei dem überall umherbettelnden Elende. Aber die Beſcheidenheit mit der er ein directes Betteln verſchmähte, und dafür, freilich ſehr komiſch, ſich erbot uns das Denkmal zu zeigen, das gerade vor uns ſtand, und als wir darauf nicht eingingen, ein Paar antike Kupfermünzen zum Kauf anbot, rührte uns faſt ebenſo ſehr wie ſein elendes Ausſehn. Wir gaben ihm ein Paar Bajocchi und fragten ihn aus nach ſeinen Umſtänden. Sie waren traurig genug. Er ſei aus der Gegend von Spoleto vater- und mutterlos. Ein armer Oheim hatte die Waiſe bei einer Pilgerſchaft nach Rom mitgenommen und den Knaben hier

heimlich zurück und sich selbst überlassen. „E poi non l'ho pin visto, ne morto ne vivente, und dann habe ich ihn weder todt noch lebend mehr gesehen!“ schloß er seine Erzählung wie der Oheim sich im St. Peter von ihm unter einem Vorwande entfernt habe und nicht wieder zurückgekehrt sei. Dergleichen kommt, wie mir später meine römischen Wirthsleute bestätigten, sehr häufig vor. Arme Leute führen solche Waisenkinder oft aus entfernten Ortschaften und Provinzen in die Hauptstadt *). Da mögen sie zusehen, wie sie durchkommen. Das lernt sich indessen in dem fremdenwimmelnden Rom für die anstelligen Kinder des Volks. Nun aber hatte bald darauf das Fieber den armen Schelm ergriffen. Man hatte ihn im September vorigen Jahrs von der Straße ins Hospital geschafft; „aber die Medici konnte mich nicht kuriren, und so haben sie mich denn fortgeschickt und gesagt, wenn ich das Fieber in der Primavera (im Frühlinge) nicht los würde, so müßte ich's noch achtzehn Monate behalten. Nun schlafe ich Nachts in einem Fenile (Heuraum) in den Gewölben der Kaiserpaläste, wo ein guter Mann es duldet, und suche Tags etwas zu verdienen, indem ich den fremden Signori

*) Durch den Abbate Matranga habe ich neulich einige verbürgte Notizen über den Stand der Bevölkerung Roms erhalten, die ich hier gelegentlich mittheilen will. Nach derselben zählt Rom gegenwärtig 180 Tausend Einwohner, darunter 160 Tausend geborne Römer oder doch Unterthanen des Kirchenstaats, und 20 Tausend Fremde, die ihr Domizil in Rom haben. Der Klerus zählt in Rom 177 höhere Geistliche (33 Kardinäle, 20 Erzbischöfe und Bischöfe, 124 Prälaten), 1738 Weltgeistliche, 2188 Ordensgeistliche und 1743 Nonnen — in Summa: sechstausend einhundert und vierzig Geistliche aller Art.

die Cäcilia Metella zeige, oder ich suche Münzen und Marmorstücke, die ich verkaufen kann!" Wir bestellten ihn zu uns in die Stadt, und beschenkten ihn mit etwas Wäsche und Kleidung, nachdem unsere gestrenge Signora Lucia seine Aussagen geprüft hatte. Und nun hatte er uns im schnellen Vorüberfahren erkannt, und kam auf uns zu gestürzt, um uns die Hände zu küssen und zu danken, „für unsere magnanimita!" Diese Dankbarkeit ist auch einer der liebenswürdigen Züge im Charakter des Volks, und die Anmuth in welche es den Ausdruck derselben zu kleiden versteht, hat etwas so menschlich wohlthuendes. Haben wir Nordländer doch die Bezeichnung der Anmuth selbst von dem italischen Dankworte entlehnt.

Auf dem Forum anlangend, hatten wir noch eben Tageslicht genug, um uns die Sculpturen am Severusbogen anzusehen. Auf dem Postamente der Säulen, wo immer je ein Römer einen gefesselten Barbarenkrieger führt, trägt der eine dieser letzteren ein Kind auf den Armen. Ein rührender Zug, den der Künstler angebracht auf einem Denkmal, das zugleich das Andenken an jenen furchtbaren Brudermord Caracalla's verewigen sollte, der nach dem Tode des Severus seinen Bruder und Mitkaiser Geta in den Armen der gemeinsamen Mutter ermordete. Um das Gedächtniß des Erschlagenen zu vernichten, ließ er selbst den Namen desselben überall auf den öffentlichen Denkmälern vertilgen. Und noch sieht man an der Inschrift des Severusbogens die Stelle, wo der Name des Unglücklichen gestanden, durch andere Buchstaben lückenhaft ausgefüllt!

Rom, den 1. April 1816.

In der letzten Woche haben wir viele Ateliers hiesiger Künstler besucht. Wir begannen mit dem Schweizer Frey, der aus dem Orient zurückgekehrt, Freiligrath'sche Wüstenpoesie mahlt: den Anfang der Libyschen Wüste während des Chamsin genannten funfzigtägigen Samum. Eine kolossale Sphinx bildet die Mitte des Ganzen, beleuchtet von der durch die Staubwolken gelbglühend hindurch blickenden Sonne. Im Vorgrunde ein Kameel und vier Beduinen, die eben von dem ersten Samumwirbel überfallen werden, während man den zweiten Stoß schon wie Weltenschlag heraufziehen sieht. Ein anderer Theil der Caravane kauert sich schutzsuchend am Fuße des Kolossen nieder, die Todtengerippe, welche im Vorgrunde aus dem Sande starren, verkünden ihnen ein schlimmes Geschick. Ganz in der Ferne sieht man einige Pyramiden ragen. Erfreulicher ist ein anderes Bild: Eine Nilgegend mit Büffeln und Palmen im Vorgrunde, und unter den letzteren eine Gesellschaft Egypter sitzend. Der gelbe Ton des Ganzen mit seinem grüngelblichen warmen Schatten in Abendbeleuchtung hat aber dennoch etwas Fremdartiges, und ich empfand hier diesen Sachen gegenüber, daß ein wahrhaft

gemüthliches Interesse an der Landschaft für uns Europäer bei diesen Darstellungen nicht möglich ist. Kairo mit Nil und Sykomoren, ein Palmenwald am Nil, selbst Malta, welche wir auf anderen Bildern des Künstlers sahen, haben für uns nur ein Portrait- und Beduteninteresse, weil aus all' diesen Bildern nicht die eigene Seele des Künstlers zusammenklingend mit der landschaftlichen Stimmung zu uns spricht. Wie Frey in der Landschaft, so ist Riedel im historischen Genre aus Europa ausgewandert. Wir fanden in dem Atelier des Malers der Sakontala ein dieser ähnliches Bild: Die Indische Menoka, dem Könige Wiswamitra erscheinend, in einer Bananen- und Palmenlandschaft. Die Farbenwirkung und die leuchtende Kraft der Töne, welche Riedels Hauptstärke bilden, sind ganz außerordentlich in diesem Bilde, das noch bei geschlossenen Läden den Glanz der Farben hervortreten ließ. „Die Farbentonleiter über welche wir gebieten, sagte der Künstler, ist so gering gegen die Fülle und Macht der Natur, daß wir alle unsere Mittel aufwenden müssen, um sie nur annähernd zu erreichen.“ Neben jenem Bilde sahen wir noch eine Sophonibe, die den Giftbecher trinkt, und das lebensgroße Portrait einer schönen Albanerin, in weißem Anzug, auf heller sonnenscheiniger Luft. Riedel sucht durch künstliche Mittel, Vorhänge von Goldpapier vor dem Südfenster seines Ateliers, die großen Lichtwirkungen der Natur in dem kleinen Raume seines Ateliers hervorzubringen. Aber eben die Kleinheit des Raumes verändert diese Wirkungen in ihrer Erscheinung. Trotz aller jener künstlichen Mittel würden doch seine Bilder neben den alten Venetianern, einem Tizian und Paul Veronese, in der Farbenwirkung weit zurückstehen.

Was indessen bei dem begabten Meister noch immer original ist, findet sich bei seinen Nachahmern Pollack, Lang u. a. in Manier ausgeartet. Die Schwäche der Zeichnung, das Mark- und Beinlose der molluskenartig weichen Gestalten erinnert hier an jene Goethe'sche Warnung:

„Es ist nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist."

Und wenn der Dichter dann hinzusetzt:

„Was freut denn jeden? blühen zu sehn
Das von innen schön gut gestaltet.
Außen mag's in Glätte, mag's in Farben gehn,
Es ist ihm schon vorangewaltet."

so fühlt man beim Anblick der Bilder jener Nachahmer deutlich, daß ihnen eben das „voranwaltende" Element, die feste Grundlage der inneren guten Gestaltung fehlt.

Bei Vogel sahen wir eine Schlußscene des Cervarafestes der römischen Künstler. Im Kostüm eines römischen Triumphators, von Ochsen gezogen, steht der Führer, in seinem Triumphwagen, um ihn her seine Adjutanten zu Pferde und zu Esel, Zuschauer aller Art, Gensdarmen, welche taschendiebende Knaben abstrafen. In all dies Getümmel blicken die alterbraunen Mauern der Gordianischen Prachtvilla, vom Volke der Sklaventhurm genannt, so ruhig hinein. Der talentvolle Metz malte an einer Vermälung des Tobias, Lichtenberg an einer büßenden Magdalena. Der Landschafter Gmelin malte Campagnaveduten mit Aquadukten in der bei den reichen Touristen beliebten Manier: schreiende Farbeneffekte, moderne Staffage von englischen Gentlemen und Misses zu Pferde neben den Bögen der zweitausendjährigen Wasserleitungen, deren Mauerwerk auf den Bildern blitzte und leuchtete,

als wäre es mit Lapislazuli ausgelegt! Das ist nun ein anerkannt geschickter Techniker, und seine Skizzen nach der Natur zeigen, daß er wohl sehen kann, wie die Natur wirklich und wahrhaft ausschaut. Aber das Hingeben an den verdorbenen Geschmack der kaufenden Touristen hat ihn verdorben. Aehnlich geht es vielen andern. Fanden wir doch den geschickten Landschafter und Architekturmaler Julius Helft sich abarbeitend an einer Bestellung, die ihn zwang die künstlichen Ruinen im Park des Herzogs Serra di Falco zu Palermo nebst dem Mohren und Lieblingshunde der bestellenden deutschen Hoheit zu einem Landschaftsbilde zu verarbeiten! Und dabei hatte der fleißige Künstler seine Mappen voll der anmuthigsten Studien, von denen jede zehnmal eher die Ausführung verdient hätte.

Als einen Hauptvortheil des Verkehrs mit den Künstlern empfinde ich bei mir, daß durch den gesunden Realismus ihrer Anschauungs- und Ausdrucksweise die Abstraction, mit der alle unsere Bildung behaftet ist, in mir täglich mehr und mehr zurück gedrängt wird. Dieses ewige Reflectiren und Abstrahiren hat unserer Bildung und unserem Leben alle Frische abgestreift, und alles, selbst bis in die Sprache hinein, mit der spiritualistischen Schwindsucht angesteckt, die auch das mit der körperlichen gemein hat, daß sie sich im letzten Stadium, am Rande des Grabes stehend, just auf dem Wege der Gesundheit wähnt. Ich selber hatte Deutschland mit einem von Bücherweisheit aufgetrockneten Gehirn verlassen. Jetzt, seitdem ich ein Jahr lang statt der Bücher Natur, statt der Aesthetik Kunstwerke lese, Geschichte aus den Denkmälern, Länder- und Völkerkunde aus der Betrachtung der Länder und Menschen selbst studire, sehe ich mich

plötzlich mit einer Fülle von Gedanken und Anſchauungen überſchüttet, da ich früher zuweilen verzweifelte, noch dergleichen eigne zu haben. Und der Verkehr mit Menſchen, welche gar keinen andern als dieſen naturgemäßen Bildungsgang gemacht haben, trägt das Seinige dazu bei, mir über Vieles zu richtigen Anſichten zu verhelfen.

So ein rechter Künſtler ſchließt einem oft mit einem einzigen Worte mehr wahres und praktiſches Kunſtverſtändniß auf, als manche lange äſthetiſche Vorleſung. Von dieſer tüchtigen Art iſt unter den Malern Ernſt Willers. Theoretiſiren iſt ſeine Sache nicht, aber wenn es gelingt ihn über Kunſtdinge zum Sprechen zu bringen — denn er iſt von ſchweigſamer Natur und ſchwerfälliger Rede — ſo kommt immer ein Kernwort zu Tage, das irgend wo den Nagel auf den Kopf trifft. So ſagte er neulich als ich mich an dem eigenthümlich behaglichen Gefühl erfreute, welches der Anblick ſeiner neuen großen Landſchaft erweckt: „das macht, daß man darin herumgehen kann. Und ehe ich das bei meinen Plänen nicht erreicht habe gebe ich mich nicht zufrieden, weil ich weiß, daß es ſonſt dem Beſchauer nicht heimiſch darin wird. Der Anblick einer Landſchaft muß einem Luſt machen, darin umher zu ſpazieren.“ Ein andermal äußerte er: „ein Landſchaftbild, in welchem ein einzelner ſchöner Gegenſtand zu ſehr in die Augen fällt, iſt keine gute Landſchaft. Denn ein ſchönes Gemälde muß zuerſt und vor Allem immer den Eindruck der ſchönen Naturlandſchaft machen, wo auch das Einzelne gegen den Geſammteindruck verſchwindet. Dieſen Geſammteindruck ſuche ich feſtzuhalten, wenn ich eine Landſchaft ſehe, und kümmere mich dabei zuerſt gar nicht um irgend welche

Einzelheiten, mögen sie auch noch so schön sein. Es ist just wie mit einem schönen Gesicht, bei dessen Anblick ich auch nicht den feinen Mund oder das wohl geformte Kinn für sich allein sehe, sondern das Ganze zusammen. Und so soll es auch in dem Gemälde sein. Ein Maler, der ein Gesicht so malt, daß jeder einzelne Theil sich selbstständig hervordrängt, ist kein rechter Künstler. Und ein Beschauer, dem bei einer guten Landschaft gleich von vorn herein nur der oder jener Baum, Hügel oder Berg auffällt und gefällt, zeigt daß er die Natur nie richtig gesehen hat." Paßt das nicht auf alle Kunst und auf die zerpflückende Manier der gemeinen Kunstbetrachtung, von der Goethes Schauspieldirektor klagt:

Was hilfts, wenn Ihr ein Ganzes dargebracht,
Das Publikum wird es Euch doch zerpflücken!

Der Umgang mit den tüchtigen Künstlern in Rom ist mir auch dadurch eine Wohlthat geworden, daß er mich von der Anmaßung geheilt hat, von dem wahren Künstler Neigung und Interesse für theoretisches Denken und Grübeln über den allgemeinen geistigen Inhalt und Gehalt ihrer Kunstwerke zu fordern. Ich höre sie statt dessen Stundenlang über die äußerlichen Mittel ihrer Kunst, über die kleinen Vortheile ihrer Technik, über das Einzelne der Gruppirung, der Formen, Schatten- und Lichteffekte eines Kunstwerks reden, und erkenne mehr und mehr, daß diese Dinge mit Recht die eigentlichen Gegenstände ihres Interesses ausmachen. Denn nicht nur ist das Handwerk der Boden der Kunst, sondern jene sinnlichen Mittel sind auch grade dasjenige, worüber sich bei aller Produktion recht eigentlich allein mit Vortheil reden läßt, und wobei ein praktisches Resultat herauskommt.

während alles übrige allgemeine Kunstgerede meist für den Künstler unzulänglich und nutzlos bleibt. Denn entweder besitzt er das, worüber wir mit unserem ästhetischen Philosophiren ins Klare kommen möchten, als unbefangene Voraussetzung in seiner angebornen künstlerischen Begabung, in seiner seherischen unmittelbaren Intuition, und dann hat er es eben als ächtes Kind des Genius. Oder er besitzt es nicht, und dann wird ihn alles Theoretisiren nicht zum Künstler machen.

Uebrigens mag der Himmel wissen, wann diese meine ziemlich umfangreich gewordenen Tageblätter den Weg zu Euch nach Deutschland finden. Dr. Friedländer, der das Briefpaket mitnehmen sollte, hat uns einen üblen Streich gespielt. Ein großer Theil unserer deutschen Kolonie hatte auf seine Abreise ihre Hoffnungen zur Spedition ähnlicher Sendungen gesetzt. Briefe, Pakete, Commissionen aller Art, von dem gefälligen Freunde gern übernommen, waren bereit, denn alles beeilte sich, die seltene Gelegenheit bestens zu nutzen. Da plötzlich am Vorabende der Abreise bricht wie ein Donnerschlag über die Eifrigen die Nachricht herein: er reis't nicht, er bleibt und zwar noch ein Jahr. Alle die dicken Briefe, Tagebücher, Packete, welche auf Befreiung von dem unerschwinglichen Porto berechnet, werden wieder ausgepackt und den Absendern zurückgestellt, die sich nun obenein mit sauersüßen Gesichtern freuen müssen, daß der Freund, dessen Abreise sie so freundlich bedauerten, jetzt hier bleibt.

In dem Atelier des dänischen Bildhauers Jerichau sahen wir gestern sein neuestes Werk, die Gruppe des Jägers im

Kampfe mit einer Pantherin, deren Junge er geraubt hat. Die Panthermutter hat den fliehenden Jäger eingeholt, und iſt an ihm herangeſprungen. Der Jäger, die jungen Beſtien unter dem linken Arm haltend, ſchwingt mit der Rechten den hoch erhobenen Jagdſpeer mit aller Kraft zum Todesſtoße auf das Raubthier, das im Sprunge ſich mit der linken Vordertatze in ſeine Lenden geſchlagen hat, während es mit der rechten nach ſeinen Jungen reichend, den Mantel des Jägers unter deſſen linken Arme über die Hüfte hinabzerrt. Das Furchtbare in dieſem Begegnen des Menſchen mit der wildeſten Beſtie wird gemildert durch ein wunderbares Etwas in den Zügen und der Haltung der Pantherin. Man glaubt ihr anzuſehen, daß es ihr mehr um Wiedererlangung ihrer Jungen, als um Rache an dem Räuber zu thun iſt. Und in dem Hinaufſtarren des Thiers zu dem hochgeſchwungenen Speereiſen liegt faſt etwas Flehendes, das ſelbſt in der wilden Beſtie die Naturmacht der Mutterliebe ahnen läßt. Mit unglaublicher Tiefe des Gefühls iſt dies Geiſtige der Gruppe behandelt, und die dadurch erreichte Wirkung iſt eben jene Milderung des an ſich ſo furchtbaren Gegenſtandes, der dadurch einen „ſympathiſchen“ Zug für die Beſchauer erhält. Die Ausführung der Gruppe, bei welcher es dem Künſtler darauf ankam, ſich auch in dem naturaliſtiſchen Stile zu bewähren, wie er ſich in ſeiner Koloſſalgruppe Herkules und Hebe als Meiſter im Stile des antiken Ideals erwieſen hatte, bietet ein neues Zeugniß von ſeiner ſchöpferiſchen Genialität.

Wir fanden ihn in düſterer Stimmung, welche ſeine junge Gattin, die talentvolle Malerin Eliſabeth Bauman, vergeblich hinwegzuſcherzen ſich bemühte. Auch dieſer Winter iſt nun

vergangen, die „Saison,“ diesmal eine der glänzendsten für die römische Künstlerwelt, naht ihrem Ende, und nur auf ihn ist keine Bestellung gefallen. Während selbst stümperhafte Mittelmäßigkeit nicht der Beschäftigung durch Aufträge entbehrt, ist er, anerkannt einer der begabtesten unter den lebenden Bildhauern nun schon seit sieben Jahren in Rom fast ohne Arbeit. Am meisten drückt ihn dabei der Gedanke nieder, daß dieses sein Beispiel zugleich mit dem Geschick anderer ähnlich begabten Kunstgenossen ein Beweis dafür ist: daß eben die Kunst selbst keine lebendigen Wurzeln mehr hat in der Gegenwart, daß ein Künstler der Vortreffliches schafft nicht mehr des Erfolges gewiß sein kann. Die Kunst wird jetzt nicht mehr von der Nation, von der Oeffentlichkeit des Lebens gepflegt, sie ist nur noch eine pensionirte „Freundin“ der Adelsaristokratie, des Bankierthums der exclusiven Gesellschaft überhaupt, und ohne große soziale Umgestaltungen wird auch dem Künstler sein „Recht auf Arbeit“ nicht gesichert werden. Da ist denn Trosteinsprechen schwer, zumal wenn man sich selber der Ueberzeugung nicht erwehren kann, daß in unsrer Zeit allerdings der Künstler und sein Geschick fast durchaus von der Laune des Zufalls abhängig ist, und daß das wahre Künstlergenie, und vor allen der plastische Künstler, nur zu oft die Himmelsgabe zu seinem Unglück empfangen hat.

Jens Adolf Jerichau ist zu Assens, auf der dänischen Insel Fühnen geboren. Am Meere ist er groß geworden, und das Meeresleben ist seine ewige Sehnsucht. Auf einem Segelboot die Sunde und Buchten seiner Heimath zu durchkreuzen, einsam oder mit einem Freunde, das ist sein Herzenswunsch, sein liebstes Bild, das selbst bei seinem kunstreichen Schaffen oft wie ein

lieber Amum durch ſeine Seele zieht. Ein befreundeter Maler hat ein Bild von ihm gemalt, wie er allein in einem Segelboot ſitzend auf leiſe bewegtem Meere ſchwermüthig in die grüne Tiefe blickt. „Am liebſten wäre er Kapitain auf einem flinken Kriegsſchooner, „und wenn ich einmal viel Geld verdient habe mit dem Meißel," rief er aus, „ſo werd ich das auch!" „Und ich fahre mit dir!" rief ſein junges Weib dazwiſchen, indem ſie von ihrer Staffeleitreppe herunterſprang und ihren Mann umarmte. Jerichau iſt von mittler Größe, das blonde Haar umſpielt ein geiſtreiches, markirtes, blaſſes Geſicht, in welchem kindliche Gutmüthigkeit wunderlich gepaart iſt mit einem Zuge trotziger Starrheit und leidenſchaftlicher Wildheit. Es iſt in der That etwas Berſerkerhaftes in dieſer nordiſchen Natur. Dem modernen Geſellſchaftsleben, wie alle ächten Künſtlernaturen fremd, ja feindlich, iſt er dagegen ſchwärmeriſch begeiſtert für Freundſchaft ganz in dem antiken Sinne, dem Freundſchaft für eine Tugend galt. Rührend iſt die Art und Weiſe, wie es dem Künſtler gelungen iſt, nach Rom zu kommen. Eine ältliche Dame in Kopenhagen, ſelbſt Künſtlerin, in unbemittelten Verhältniſſen, hatte den jungen Bildhauer kennen gelernt. Wie er hegte ſie Jahre lang den brennenden aber vergeblichen Wunſch das Land der Kunſt zu ſehen. Da fällt ihr unerwartet eine kleine Erbſchaft zu, eben ausreichend, ihren Wunſch zu befriedigen. Und was thut dieſe brave Frau? Sie ſchenkt die ganze Summe dem von ihr bewunderten und in ſeiner hohen künſtleriſchen Befähigung erkannten Jünglinge, damit er das Land erreichen kann, wo Thorwaldſen der Stolz Dänemarks geworden. Die Regierung bewilligte ihm freie

Fahrt auf einem Kriegsschiffe, das ihn direkt bis an die Tibermündung nach Rom führte. So hat er von der Welt zwischen Kopenhagen und Rom nichts gesehn, und kennt auch von Italien nur Rom und seine nächsten Umgebungen.

XIII.

Villa Albani und Winckelmann.

Rom, den 3. April 1846.

Ich habe Euch ſchon von ſo vielen römiſchen Kunſtſammlungen erzählt, ohne der Villa Albani zu gedenken. Und doch iſt dies der einzige Ort, wo der Geiſt des unſterblichen Winckelmann uns noch lebendig umfängt, während die übrigen Muſeen doch nur Packhäuſer ſind.

Denn in dieſem „Kunſtelyſium,“ wie Goethe die Villa Albani einmal nennt, hat der feinſte und begeiſterſte Kunſtſinn im Bunde mit Reichthum, Geſchmack und wunderbarem Sammlerglück eines römiſchen Kirchenfürſten den glücklichen Verſuch gewagt, die Schätze der alten Plaſtik als Schmuck und Zier der Wohnung eines kunſtliebenden Großen aufzuſtellen und ſo ein Bild von der Herrlichkeit jener alten römiſchen Prachtvillen zu geben, aus deren Trümmerſchutte ein großer Theil der antiken plaſtiſchen Werke, ſowohl dieſer wie aller Europäiſchen Sammlungen, ans Licht gezogen wurden. Cardinal Aleſſandro Albani, der Freund und Beſchützer Winckelmann's, leitete ſelbſt die Anlage

der Gärten und den Bau der verschiedenen Landhäuser, welche diese Villa bilden. Wie große Mittel ihm dabei zu Gebote standen mag folgender Umstand beweisen, den Winckelmann erzählt. Beim Graben des Fundaments der Villa stieß man zum großen Schrecken der Werkmeister auf drei über einander fortführende Katakombengänge. Der Kardinal aber, der den Platz nicht aufgeben wollte, befahl das Fundament in einer Tiefe von achtzig römischen Palmen (etwa 60 Fuß) zu legen, wo man endlich festen Felsboden erreicht hatte. — Zahlreiche Kunstwerke schmücken die Gartenanlagen. Sie tragen durchaus den architektonischen Charakter der römischen Lustgärten. Vor Porta Salara auf einem sanft abfallenden Hügel gelegen, bieten sie dem Eintretenden die Aussicht auf die Albaner- und Sabinergebirge, deren Schönheit uns oft stundenlang von der Betrachtung der Kunstherrlichkeiten abhielt, welche die Sammlungen der Paläste umschließen. Laubgänge und Plätze, Mauern und Höfe, Nischen und Springbrunnen, Grotten, Säulenhallen und Freitreppen sind mit antiken Statuen und Kunstdenkmälern bis zur Ueberfülle geschmückt, und nirgend anders als hier mag man für das Goethesche

„Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an —"

die Geburtsstätte suchen. Zimmer und Säle, mit zahllosen Kunstwerken geziert, glänzen von Marmorsäulen und Mosaikschmuck, und der freundliche Hauch eines würdigen menschlichen Daseins, welches zur Zeit des Erbauers und Bewohners dieser Räume sich hier behaglich ausbreitete, scheint noch über dem Ganzen zu schweben, das wie keine andere Villa den Geist des klassischen

Alterthums lebendig vor uns heraufbeſchwört. Grade dieſe Verbindung der Kunſt mit dem Leben iſt es, welche der Villa Albani ihren eigenthümlichen Karakter verleiht. Der jetzige Beſitzer, welcher den Beſuch derſelben ſehr bereitwillig geſtattet, wohnt indeſſen ſelten hier. Man ſagte uns, daß auch hier die gefürchtete Malaria ſeit den letzten fünfzig Jahren ſich mehr und mehr feſtgeſetzt habe.

Das gründliche Studium der Kunſtſchätze, welche dieſe Villa umſchließt, würde Jahre erfordern, denn ihre Sammlungen ſind trotz der Verluſte, welche ſie durch die franzöſiſchen Wegführungen erfahren haben, noch immer die bedeutendſten nach den großen päpſtlichen Muſeen des Vatikan und Kapitol. Ich mag mir denken, wie dem glückſeligen Heiden Winckelmann, bei dem, wie er ſelber ſagt, „der Homer die Stelle des täglichen Morgenſegens vertrat," in dem Gefühle des lebenslänglichen Beſitzes dieſer Schönheitsfülle zu Muthe geweſen ſein muß, und erſt nachdem man Villa Albani geſehen hat, kann man ſich das Grauen erklären, das ihn bei dem Verſuche einer Reiſe in die verlaſſene nordiſche Heimath unwiderſtehlich zu jener verhängnißvollen Rückkehr trieb.

Zu den koſtbarſten Juwelen der Sammlung gehört ein jugendlicher Apollo Saurokotonos von Bronze, ein durchaus genreartiges rein menſchliches Motiv, das ſchon die Alten ſo auffaßten, wie uns ein Epigramm Martials beweiſ't, das augenſcheinlich durch den Anblick dieſes Kunſtwerks veranlaßt wurde. Die jugendliche Apollogeſtalt bildet nur den mythologiſch gegebenen Typus jugendlicher Schönheit. Ein ſchöner Knabe hat ſich in träumeriſcher Sommerruhe an einen Baumſtamm gelehnt;

die rechte Hand ſpielt nachläſſig mit einem Pfeile. Da fällt ſein Blick auf eine zierliche Lacerte, die arglos an dem Baume empor klettert, und unwillkürlich zuckt ſeine Hand, den Pfeil gegen das Thier zu richten. Aber der bittende Blick der Augen des harmloſen Thieres ſcheint ihm die Hand zu hemmen, und der Zuruf des alten römiſchen Dichters:

Schone anmuthiger Knabe die freundlich nah'nde Lacerte,
Weil ſie durch deine Hand ſelber zu ſterben begehrt!

wird ſicher bei dem ſchönen Jünglingsknaben Erhörung finden. Praxiteles iſt der Meiſter dieſes Werks, von dem ſich Wiederholungen in Marmor im Vatikan und im Louvre zu Paris befinden. Dieſes lebendige Wiederaufnehmen des einmal geſchaffenen Vortrefflichen iſt in dem blühenden Kunſtleben des Alterthums ebenſo häufig, als eine ängſtliche Nachahmung ſelten iſt. Es war den Alten kein Aufgeben der eignen Freiheit, wenn ſie in der Darſtellung des Vortrefflichen das Gute und Anſprechende nahmen, wo ſie es fanden. Die ängſtlich ſuchende Sucht nach Neuem allein war ihnen fremd, wie ſie leider bei uns das größte Hinderniß des Kunſtfortſchrittes bildet. Mit großer Freude begrüßte ich hier die Wiederholung jenes wundervollen griechiſchen Reliefs im Muſeo Borbonico zu Neapel, das die Trennungsſcene des Orpheus und der Eurydice darſtellt *). Die verſtümmelte Portraitſtatue des Aeſop, in dem ſogenannten Kaffeehauſe, iſt das einzige mir bekannte Werk antiker Plaſtik,

*) S. Theil II., Seite 156.

in welchem die äuſerſte Mißgeſtalt eines Bucklichten ſich mit abſchreckender Naturtreue unverhüllt dargeſtellt findet.

Ich habe in den letzten Wochen Winckelmann's Kunſtgeſchichte wieder einmal durchgeleſen, und mich an der gediegenen Plaſtik ſeines Stils wahrhaft erquickt. Er gewinnt das Breite, Sichere eines antiken Tempelbaues unter andern auch durch die häufige Anwendung des Perfektums, und die Lebhaftigkeit, das Intereſſirende, durch den faſt eben ſo häufigen Gebrauch der gegenwärtigen Zeit. Jenes giebt dem Leſer ein Gefühl des Feſten, Ausgemachten, Abgeſchloſſenen. Dieſe erhält den Schreibenden immer als vielerfahrenen, ſelbſtbeobachtenden Augenzeugen gegenwärtig. Seine reiche Anſchauung und Beleſenheit bietet ihm dabei die mannigfaltigſten Vergleiche, welche nicht ſelten etwas Homeriſches haben. Die Grundlage ſeines Stils iſt eigentlich der Briefſtil. Dieſe Mittheilungsweiſe mit ihrer lebendigen Sachlichkeit und kraftvollen Sinnlichkeit, gewürzt durch einen Anflug heiterer Ironie, war recht eigentlich die Seine. In der Kunſtgeſchichte iſt ſie nur mehr gezügelt und hier und da durch eine gewiſſe erhabene Rhetorik geſchmückt, die ſich zuweilen bis zu wahrhafter Poeſie erhebt. Andererſeits verſchmäht er ſelbſt die ſchlichteſte Ausdrucksweiſe nicht, wenn ſie die Sache trifft. Einmal wo er die Leichtigkeit und Sicherheit griechiſcher Kunſt in Darſtellung der Schönheit ausdrücken will, ſagt er: „dieſe Griechen ſcheinen Schönheiten entworfen zu haben, wie ein Topf gedrehet wird.“ Seine Verachtung alles gelehrten Prunks, die launige Ironie mit welcher er das Treiben der „weiſen Gelehrten“ und vorzüglich der „gelehrten Antiquarii“ verſpottet, die „nicht gern aus ihrem Gleiſe treten, und ſich um die Kunſt auch da nicht

bekümmert haben, wo ſie Schriften über Gegenſtände ſchrieben, die die Kunſt angingen," iſt noch heute vielfach anwendbar. Für die Kunſtkritik aber und für die Erkenntniß des Schönen hat er einen ſittlichen Kanon aufgeſtellt, den ſich beſonders die deutſchen Kunſtrichter ins Herz ſchreiben ſollten. Er lautet einfach: „Suche nicht die Mängel und Unvollkommenheiten in Werken der Kunſt zu entdecken, bevor Du das Schöne in denſelben betrachten und finden gelernt."

Und die Geſchichte der alten Kunſt? Seit Winckelmann's Tode ſind nun bald achtzig Jahre verfloſſen, und nach ſo langer Zeit ſehen ſich die Ehrlichen unter den heutigen Archäologen zu dem betrübſamen Geſtändniſſe gezwungen, daß das Gebäude dieſer Wiſſenſchaft noch ſo ſteht, wie es der Schöpfer derſelben verlaſſen hat. Davon ein andermal.

Die Lektüre von Winckelmann's Briefen und Schriften iſt mir in Rom ein fortwährender Genuß, ja eigentlich neben den Alten die einzige Lektüre, zu der ich mich hier fähig und geſtimmt fühle, weil ſie den Alten ſo verwandt ſind. Was namentlich die kleineren Schriften: „Ueber die Betrachtung der Werke der Kunſt," und ähnliches ſo anziehend macht, iſt der geſunde Realismus, der aus der Fülle täglicher Anſchauung des Schönen hervorgeht. Nichts Spekulatives, keine Methaphyſik, aber immer die konkrete Sache ſelbſt, und zwar in begeiſterter poetiſcher Auffaſſung. Es iſt Einem, als durchwanderte man eine wohlgeordnete Sammlung von Kunſtwerken an der Seite eines einſichtigen

Künſtlers. Die Schönheit iſt das Schwerſte, ſie iſt weit mehr Sache des Gefühls als des Begriffs, das iſt ſein Credo.

Neulich las ich, ehe wir in den Vatikan gingen, um mit dem Bildhauer Jerichau zuſammen den Torſo einmal wieder zu ſehen, die Winckelmann'ſche Beſchreibung dieſes Wunderwerks. In dieſem unwiderſtehlichen Drange das Unausſprechliche der Kunſtwerke in Worten annähernd auszuſprechen, zeigt ſich die poetiſche Natur des Mannes. Die Liebe war es, die Liebe zur Kunſt, welche ihn zum Dichter machte. Seine Schilderungen des Torſo, des Vatikaniſchen Apoll ſind Hymnen, Preisgeſänge voll höchſten dichteriſchen Schwunges, hervorgegangen aus begeiſterter Liebe und tiefſter Einſicht in das Weſen der erſcheinenden Schönheit. Er ſagt einmal von der Zeit, in welcher er an der Beſchreibung des Torſo arbeitete, und ähnliche Beſchreibungen anderer Kunſtwerke vorbereitete: „in den drei Monaten that ich nichts als Denken.“ Wer jene Beſchreibungen ohne Rührung leſen kann, hat nie die Schönheit empfunden.

Die Freiheit war nächſt der Freundſchaft ſein höchſtes Gut. Dreißig Jahre Sklaverei eines deutſchen Schulmeiſter- und Gelehrtenlebens hatten ihn für ihren Werth nur empfänglicher gemacht. Wir finden ſie beſtimmend für all ſein Thun. Er ſpricht mit Liebe von „ſeinem Herrn,“ aber er iſt nicht „gezwungen“ ihn als ſolchen zu betrachten. „Als freier Mann will er leben und ſterben,“ und er hungerte lieber, als daß er der Freiheit entſagte, nachdem er ſie einmal gekoſtet. Freiheit ſuchte und fand er für ſich in Rom, und nie iſt ein deutſcher Gelehrter freier geweſen als er. Das Aufjauchzen ſeiner Seele in dem Ausrufe: „O ſelige Freiheit!“ drängt ſich dicht an die

Erinnerung ſeines vergangenen deutſchen Elends. „Ich hole jetzt nach,“ ſchreibt er ſeinem Freunde, „was ich verſäumt habe; ich hatte es von dem lieben Gott zu fordern. Meine Jugend iſt gar zu kümmerlich geweſen und meinen Schulſtand vergeſſe ich nimmermehr!“ Darum entzückte ihn in Rom gleich anfangs ſo ſehr die Freiheit zu leben und zu reden, die polizeiliche Ungehemmtheit italiſcher Volksluſt, die Ungezwungenheit aller Lebensformen der Menſchen. Er kam ja aus Deutſchland, aus Sachſen, wo damals ein hohes Conſiſtorium zu Dresden ſogar einen Gottſched als Ketzer vor ſeine Inquiſition zog, aus Deutſchland, wo jede heitere, ſelbſtbewußte Lebensregung des Volks durch tyranniſche Polizei erſtickt oder durch blutſaugeriſchen Druck unmöglich gemacht wurde, und wo „die deutſche Katheder-ernſthaftigkeit ſeiner Kollegen ihm ein Entſetzen einflößte.“ Das „Land der Menſchlichkeit“ nannte er Italien, weil man dort nicht die Menſchen im Dienſte des Allgemeinen zu Maſchinen herabwürdigt und geiſtig und leiblich ruinirt. „Ueberhaupt iſt es hier nicht auf Arbeit abgeſehen, denn dieſes iſt ein Land der Menſchlichkeit!“ ſchreibt der ſo fleißige Mann an ſeinen Freund Dasdorf. Sein feines Gefühl empfand, was heute noch jeder empfindet, der Italien und die Italiener nicht mit deutſchen Brillengläſern betrachtet, daß in dieſem „verrufenen Lande der Sklaverei“ viel weniger Sklaven und weit mehr freie ſelbſtbewußte Menſchenwürde im Volke zu finden iſt, als bei uns. Warum? Weil der moderne Staatsdespotismus hier nie diejenige „Ruhe und Ordnung“ erſtrebte oder erreichte, die den Menſchen erſt völlig durch Gewöhnung zum Sklaven macht, und weil der Italiener ſeiner Natur nach nie ganz in dem Staat aufging,

sondern möglichst seine Persönlichkeit bewahrte. Italien ist unzähligemale von Fremden erobert und geknechtet worden, aber es hat immer seine Individualität gerettet. Deutschland und Deutsche können französirt werden, wir sehen es am Elsaß, Italien und die Italiener niemals! darum eben hat aber auch dies Volk noch eine nationale Zukunft, wenn auch sicher keine im französisch politischen Sinne. Der demokratische Gedanke hat hier weit mehr Boden wie anderwärts, und das Leben in den Städten und Communen der Provinzialorte ist selbst unter der Papstherrschaft noch kräftiger und entwickelter als in Frankreich.

Bei der neulichen Betrachtung des Vatikanischen Torso machte uns der Bildhauer Jerichau auf einen Umstand aufmerksam, den ich in keiner Beschreibung bemerkt gefunden hatte, und der ganz geeignet ist, das Räthselhafte der Versümmelungen dieses höchsten Werkes alter Kunst noch zu vermehren. Bekanntlich sind beide Wölbungen des Gesäßes ganz glatt weggesägt, so daß mit dem stehen gebliebenen Theile der Fortsetzung des Rückgrades dadurch ein Dreieck, genauer zwei Seiten einer Pyramide mit dem Winkel dazwischen, gebildet werden. Nun fehlt aber nicht allein das Stück des Sitzes, auf welchem die gedachten Theile ruhten, sondern es zieht sich auch unterwärts dem linken Schenkel das den Sitz bedeckende Stück Löwenhaut mit der herabhängenden Klaue, etwa einen Zoll hoch, völlig ausgearbeitet, längs der darüber weggesägten Gesäßfläche hin, so daß es tief in das Fleisch hineingeht. Wäre der Torso an diesem

Theile vollständig, so müßte dieses Stück Löwenhaut um mehrere Zoll weiter abliegen. Wenn hier nicht ein antiker Restaurationsversuch anzunehmen ist, so fehlt jede Erklärung. Auf eine solche Restauration hat schon Mengs die in verschiedenen Löchern gefundenen Eisenstücke gedeutet. Die Verstümmelungen sind fast systematisch zu nennen. Ich weiß nicht, wo Mengs es herhaben mag, was er von einem alten Künstler Apollonius erzählt, der mit seinen Werken stets unzufrieden sie selber verstümmelt habe *). Aber es liegt eine furchtbare Tragik in dieser Sage, wenn wir den Torso als eine Bestätigung derselben betrachten!

Wenn man übrigens die verschiedenen Erklärungen der Kunstantiquare über die ursprüngliche Gestalt des Werks der Reihe nach übersieht, so kann man irre werden an der menschlichen Einsicht und ihrer folgerechten Entwicklung. Es ist einem vielmehr bei solcher Betrachtung zu Muthe, wie beim Anblicke des aufgeregten Meeres, wo immer die nächste an das Ufer heranbrandende Welle wieder die Perlmuschel zurückschlingt, welche die vorhergehende so eben erst an das Licht gefördert hat. Denn kaum hat Winckelmann's Genius die allein richtige Erklärung gefunden, daß der Künstler hier einen im Gedanken seiner vollbrachten Heldenwerke ruhend aufwärts blickenden Herkules gebildet, so kommt schon Visconti und behauptet: die oberflächlichste Kenntniß des Muskelspiels am menschlichen Körper sei hinreichend, um das Gegentheil zu lehren, und zu beweisen, daß

*) Visconti Mus. Pio Clementin. II., 76.

Herkules vielmehr zur Erde, oder doch überhaupt niederwärts geblickt habe. Dabei nennt der Mann aber in demselben Athem doch den so hochmüthig zurecht gewiesenen Winckelmann „le plus celèbre antiquaire qui ait existé," und dessen Freund und Ansichtsgenossen Mengs le meilleur peintre de notre temps. Ist das nicht eine naive Art sich selbst zu vergöttern?

Ich bin einmal im Zuge, und will also, da der heutige Regentag unsre nachmittägliche Campagnafahrt verhindert, mich noch weiter mit den Antiquaren einlassen. Visconti nämlich denkt sich den Torso als Gruppe. Links neben dem Herkules habe eine Hebe gestanden, zu der Herkules das Gesicht hingewendet, und die er mit dem linken Arm umschlungen, während er mit der rechten Hand sich entweder auf die Keule gestützt, oder den ihm von der Göttin dargereichten Becher der Unsterblichkeit gehalten habe. Diese Vorstellung ist ein Gewimmel von Widersprüchen und Kunstwidrigkeiten. Denn erstens vergißt Visconti, daß nach seiner eignen Behauptung Herkules niederwärts zur Erde geblickt haben soll; eine Richtung, welche bei Annahme einer Gruppe selbst dann nicht möglich wäre, wenn man zugeben wollte, daß der Künstler des Torso die stehende Hebe nicht größer gebildet habe, als den sitzenden Herkules. Aber die Annahme, daß der alte Künstler, der diesen Torso schuf, ihm eine Hebe, die dem Göttersohne zum Weibe bestimmt war, in so zwerghafter Kleinheit zur Seite gestellt hätte, wäre eine Beleidigung der alten Kunst und ihres richtigen Gefühls für Schönheit und Wahrheit. Mag immerhin eine alte Gemme in Florenz, welche diese Gruppe darstellt, dieses Verhältniß zeigen. Was dem Steinschneider erlaubt, weil oft geboten war, durfte sich in diesem

Falle der Bildhauer nicht gestatten, da hier das Quantitätsverhältniß die Qualität verändert. Ich weiß recht gut, daß in den Parthenonsculpturen die Reiter meist verhältnißmäßig größer sind als die Rosse. Aber dort galt es die menschliche Gestalt hervortreten zu lassen.

Und doch hat diese Visconti'sche Ansicht in dem gelehrten deutschen Archäologen Welcker einen Liebhaber gefunden, welcher meint, daß durch diese „schöne Erklärung" Winckelmann's Auslegung beseitigt sei! Dabei erzählt er aber selber ganz unbefangen, daß als Flaxmann (1793) einen Versuch und ein Modell zur Herstellung nach dieser schönen Erklärung gemacht habe, „dabei im Original verschiedene Schwierigkeiten zurückgeblieben seien, denen man nur durch die sehr unwahrscheinliche Voraussetzung habe begegnen können, daß das Werk ursprünglich in einer Nische gestanden." Welche Wunderlichkeit! Eine Erklärung, die sich just in der praktischen Probe nicht bewährt, soll die richtige, soll diejenige sein, durch die ein Winckelmann widerlegt wird. Und warum soll Winckelmann mit Gewalt irren in seiner Ansicht, daß hier ein ruhender Halbgott dargestellt sei? warum? Weil auf einer alten Gemme neben dem Herkules eine jugendliche weibliche Figur „ungefähr" so steht, wie sie bei dem marmornen gestanden haben wird; weil ferner am linken Schenkel des Torso angedeutet ist, „daß ein anderer Gegenstand in Berührung kam," und weil endlich drittens „grade ein ruhender Herkules einsam, wenn er auch, wie Winckelmann aus dem idealischen Charakter schließt, in den Himmel versetzt zu denken wäre, weniger ansprechend sein würde als ein Herkules in Gesellschaft der Hebe!" Alle diese Gründe sind wirklich wohlfeiler, als Falstaffs

berühmte Brombeeren. Hörte man sie nicht von einer der ersten archäologischen Celebritäten, man könnte sie ohne weiteres laufen lassen. Aber der Name Welcker gebietet Achtung und Beachtung, und darum will ich mir die Mühe geben ihre Unhaltbarkeit zu zeigen. Es ist ohnehin keine. Den ersten Grund hat Welcker schon selbst widerlegt, indem er erzählt, daß der Versuch den Torso nach der Gruppe jener Gemme zu restituiren, total verunglückt sei *). Die Stelle am linken Schenkel ist ferner just diejenige, wo eine Figur unter keinerlei Bedingung gestanden haben kann. Die Keule wird dort gelehnt haben. Eine so stehende Figur würde schon die wundervolle Ausführung der ganzen linken Seite des Torso unmöglich gemacht haben. Der dritte Grund endlich ist — eben keiner, sondern nur die Wiederholung des zu begründenden in anderer Form. Und welch' eine Kategorie ist dabei das »weniger ansprechend« dem Torso gegenüber! Ein

*) Für Leser von antiquarischem Interesse hier noch eine Anmerkung. Die Gruppe auf der Florentinischen Gemme hat mit dem Torso nur das gemein, daß auf beiden ein sitzender Herkules dargestellt ist. Alles andere ist aber auch völlig verschieden, ja selbst dem Torso, als Gruppe betrachtet, geradezu entgegengesetzt. Denn auf der Gemme steht die weibliche Figur innerhalb der Schenkel des Herkules, während sie beim Torso außerhalb gestanden haben müßte. Sie steht dort zweitens am rechten Schenkel, und Herkules zieht, sie umfassend, die Gestalt mit dem rechten Arme an sich, während er sich mit dem linken auf den Sitz gestützt hält. Beim Torso müßte sie links gestanden haben, und Herkules sie mit dem linken Arm umfassen. — Auch Michel Angelo faßte den Torso als einen einsam ruhenden, auf seine Keule gestützten Herkules und versuchte eine Restitution, deren Wachsmodell Mariette noch in Florenz sah.

Werk, dessen verstümmelter Rumpf noch nach Jahrtausenden als das alleinstehende, unübertroffene Muster, der Kanon aller erhabenen Heldenkraft und Schönheit idealer menschlicher Bildung gilt, ein Werk das zu bewundern sich Michel Angelo noch als blinder Greis in den Vatikan führen ließ, das seitdem die bewundernde Verzweiflung aller größten Künstler der Neuzeit gewesen ist — dies Werk soll »ohne weibliche Gesellschaft« nicht gehörig „ansprechend" gewesen sein! Ich will verschweigen was Jerichau und andere Künstler ersten Ranges über diese Behauptung des gelehrten Archäologen sagten.

Die Sage lautet, Michel Angelo habe den Torso in der Werkstatt eines Schusters aufgefunden. Auf einem Familienbilde von Pordenone, auf welchem derselbe sich und die Seinen portraitirt hat, und welches ich neulich in der Gallerie Borghese betrachtete, hält der älteste der Söhne in der Hand eine Abbildung des Vatikanischen Torso, in welcher das rechte Bein noch vollständig erscheint. Archäologen mögen zusehen, was daraus für die erste Gestalt, in welcher der Torso entdeckt wurde, zu folgern sein mag.

Der Torso des Herkules ist die plastische Transfiguration des heidnischen Gottmenschen, des Heroen, welcher in Knechtsgestalt die Erlösung des göttergeliebten Hellas von soviel verderblichen Ungethümen vollbracht hatte. In diesem verklärten Leibe ist das αὐτὸς δὲ in den Anfangsversen der Homerischen Iliade zur Wahrheit geworden: jene ächt hellenische Anschauung, welche nicht die armselige Seele, die Bewohnerin des Hades, sondern den herrlichen Leib als das eigentliche „Selbst" des Menschen feiert. Poesie und bildende Kunst haben den mythischen Heros

der hellenischen Urwelt in allen erdenklichen Lagen und Stimmungen, Thaten und Leidenschaften gebildet. Sie haben sowohl den Sieger in hundert Heldenkämpfen, wie den heiteren Trinker, der in seiner Trinkschale die Fluten des Okeanos durchschiffte, den Freund, der dem Freunde die Gattin aus Pluto's Reiche zurückholte, den Liebenden, der spinnend am Rocken zu Omphale's Füßen saß, sie haben den im Nessusgewande rasenden Mörder des treuen Lichas und den Halbgott in den Flammen des Scheiterhaufens auf dem Oeta dargestellt. Aber keiner von allen hat gewagt, was Apollonios, Nestors Sohn, der Athener, der diesen Torso schuf: die Gestalt des nach der unendlichen Mühsal irdischer Arbeit verklärten Göttersohnes vor die Augen der Menschen zu stellen. Und kein einziger von allen, die diesen Torso gesehen, hat ihn geschaut mit dem Auge des Mannes, der bei seinem Anblicke rief: »auf das Aeußerste gemißhandelt und verstümmelt, ohne Arme, Kopf und Beine, wie diese Statue ist, zeigt sie sich noch jetzt denen, welche in die Geheimnisse der Kunst hineinzuschauen vermögend sind, in einem Glanze von ihrer ehemaligen Schönheit. Dieser Künstler hat ein hohes Ideal eines über die Natur erhabenen Körpers, und eine Natur männlich vollkommener Jahre, wenn dieselbe bis auf den Grad göttlicher Genügsamkeit erhöht wäre, in diesem Herkules gebildet, welcher hier erscheint, wie er sich von den Schlacken der Menschheit mit Feuer gereinigt und die Unsterblichkeit und den Sitz unter den Göttern erlangt hat. Denn er ist ohne Bedürfniß menschlicher Nahrung und ohne ferneren Gebrauch der Kräfte vorgestellt. Es sind keine Adern sichtbar, und der Unterleib ist nur gemacht, zu genießen, nicht zu nehmen, und

völlig, ohne erfüllt zu sein. Er hat wie die Stellung des übrigen Restes urtheilen läßt, mit gestütztem und aufwärts gerichtetem Haupte gesessen, welches mit einer frohen Ueberdenkung seiner vollbrachten großen Thaten wird beschäftigt gewesen sein, wie selbst der Rücken, welcher gleichsam in hohen Betrachtungen gekrümmt ist, anzudeuten scheint. Die mächtig erhobene Brust bildet uns diejenige, auf welcher der Riese Geryon erdrückt worden, und in der Länge und Stärke der Beine finden wir den unermüdeten Held, welcher den Hirsch mit ehernen Füßen verfolgte und erreichte, und durch unzählige Länder bis an die Gränzen der Welt gezogen ist. Der Künstler bewundere in den Umrissen dieses Körpers die immerwährende Ausfließung einer Form in die andere, und die schwebenden Züge, die nach Art der Wellen sich heben und senken und in einander verschlungen werden. Er wird finden, daß sich Niemand im Nachzeichnen der Richtigkeit versichern kann, indem der Schwung, dessen Richtung man nachzugehen glaubt, sich unvermerkt ablenkt, und durch einen andern Gang, welchen er nimmt, das Auge und die Hand irre macht. Die Gebeine scheinen mit einer fettlichen Haut überzogen, die Muskeln sind feist ohne Ueberfluß, und eine so abgewogene Fleischigkeit findet sich in keinem anderen Bilde, ja man könnte sagen, daß dieser Herkules einer höheren Zeit der Kunst näher kommt, als selbst der vatikanische Apollo!«

Rom, den 4. April 1846.

Unter den Bildern der Gallerie Borghese habe ich neulich wieder mit besonderem Genusse die Rubenssche Visitazione di S. Elisabetta gesehen. Das Bild ist ein sprechender Beweis, wie dieser geniale Niederländer die heilige Geschichte menschlich aufgefaßt und behandelt hat.

Auf der Vortreppe einer säulengetragenen Wohnung bewillkommnet Elisabeth, eine dunkel gekleidete, behagliche Matronengestalt von sorglich wohlwollendem Ausdrucke, die heilige Jungfrau, welche im Reisekostüm, unter dem breiten Reisehute sittsam die Augen niederschlagend, zu ihr herantritt. Die ganze menschliche Liebenswürdigkeit eines jungen Weibes, das zum ersten Male, mit der ahnungsreichen Hoffnung des Mutterglücks im Busen, einer älteren Freundin begegnet, ist in dieser holdseligen Gestalt ausgedrückt. Ihre Hand ruht in der dargebotenen Rechten Elisabeths, welche die Linke mit dem Ausdrucke liebevoll theilnehmender Freude gegen ihre Brust zieht. Weiter rechts im Schatten, etwas tiefer zurück, wird Joseph von dem Gemahl der Matrone bewillkommnet. Zu unterst folgt eine Dienerin, mit dem Reisegepäck den Stufen der gastlichen Wohnung zuschrei-

tend. Ganz am äußersten rechten Rande des Bildes, wo sich ein Stückchen landschaftlichen Hintergrundes zeigt, ist das Saumthier zu sehen, welches die Gäste hergetragen. Das freudige Behagen und all der Genuß befreundeter Menschen bei einer erwünschten Besuchankunft ist der Grundzug dieses prächtigen Bildes. Alles ächt menschlich, nirgends eine Spur von transcendenter Heiligkeit, überall die reine niederländische, edel gehaltene Realität. Dieser Shakspeare unter den Malern der Neuzeit hat die anthropologische Betrachtungsweise Feuerbach's ein Paar Hundert Jahre vorweggenommen, und darum hörte ich auch die Nazarener unter den deutschen Künstlern in Rom heftig auf dieses Bild schelten.

Tizians „drei Grazien" sind das herrlichste, was man von Fleisch sehen kann. Ganz nahe betrachtet sieht man nur eine unterschiedlose Fläche, welche wie mit einer einzigen Farbe gemalt erscheint. Aber bei jedem Schritte zurück rundet und wölbt sich das lebendigste Leben der schönsten Formen plastisch heraus. Das ist die zauberhafte Wirkung jener Halbtinten, deren unendliche Verschiedenheit doch der Einheit eines einzigen Tones untergeordnet ist, und deren Meisterschaft die jetzigen Künstler, bei dem Bestreben, jene Wirkung zu erreichen, in Verzweiflung setzt. Wer sehen will, was Tizian mit einem einzigen Schattenstriche zu leisten verstand, der muß den Amor betrachten, welchem die eine der Grazien die Augen verbindet.

Die Kataloge der römischen Gallerien sind meist unglaublich kritiklos. Ein Beispiel davon liefert ein dem Sassoferrato (1605 — 1685) zugeschriebenes Bild der Gallerie Borghese, welches den wunderlichen Titel la vita del uomo führt. Es

soll eine symbolische Darstellung der vier menschlichen Altersstufen sein, bei der indessen die eine fehlt! Aber der Maler hat an dergleichen Albernheiten auch gar nicht gedacht. Es ist vielmehr nur die etwas veränderte Wiederholung eines Bildes von Tizian in der Gallerie Manfrini zu Venedig. Das beweiset schon das vollständig Tizianische Kolorit aller Hauptpartien. Im Vorgrunde einer lieblichen Landschaft sitzen zwei Hirtenkinder von eben reifender Jugend. Der Jüngling hat den linken Arm nach dem zu seinen Füßen hingeknieten Mädchen ausgestreckt, um sie leise näher an sich zu ziehen. Sie hat die Flötenschalmei, welche sie eben noch ertönen ließ, von den Lippen abgesetzt, und blickt ahnungsvoll verwundert zu ihm auf in das sehnsuchtstrunkene Antlitz. Es ist der Moment der ersten Regung des Liebesfrühlings in den jungen Herzen, welche mit der sie umgebenden Frühlingslandschaft so süß zusammenklingt. Und ganz im Sinne und Geschmack der Zeit hat der Maler denn auch die Andeutung durch die Allegorie, gleichsam die Unterschrift des Bildes, nicht fehlen lassen. Denn rechts im Vorgrunde sehen wir eine Gruppe kleiner Liebesgötter. Zwei von ihnen schlafen noch, der dritte aber ist erwacht, er erhebt sich leise, und scheint den nahestehenden Baum erklimmen zu wollen. Also auch im Sinnbilde das Erwachen der Liebe. Und nun hat irgend ein nazarenischer Pinsel, der es mundrecht für den Geschmack christlicher Beschauer machen wollte, in dieses köstlich abgeschlossene Bild des Lebensfrühlings einen Greis mit ein Paar Todtenschädeln hineingepinselt, der weder in Färbung, noch sonst wie zu dem Ganzen stimmt, und die Composition gräulich verunstaltet. Man kann es ohne Augenschmerz nicht ansehen. Wenn das Sasso-

ferrato gethan hat, so mag es ihm die Göttin der Kunst vergeben um seiner wunderholden Madonnen willen, deren schönste sich übrigens doch in unserer Heimath, in der Gallerie des Bremer Kaufherrn Lürmann befindet.

Domenichino's Landschaft „Jagd der Diana," eine Perle derselben Sammlung, ist ein recht schlagender Beweis von der Unselbständigkeit der Landschaft jener Zeit. Die begleitenden Nymphen der Göttin halten ein Vogelschießen. Der Pfeil der einen hat die Spitze der Stange getroffen, der einer andern das Band durchschnitten, mit welchem der Vogel befestigt war. Der Pfeil der dritten aber hat so eben den Kopf des fortfliegenden Thierchens durchbohrt, und ihr reicht darum Diana den Preis. Ueberall in diesen und ähnlichen Bildern dient die Landschaft nur in antiker Weise als Staffage für Vorgänge heidnischer oder christlicher Mythologie. Diese Unterordnung wird fast komisch bei einem Johannes in der Wüste, von Bolognesi, wo die Wüste aus einer anmuthigen italienischen Waldlandschaft besteht.

Parallel mit dieser Unselbständigkeit der Landschaft läuft eine andere, zu welcher ein Bild derselben Gallerie den Beleg geben kann. Es ist Giorgione's „David mit dem Kopfe des Riesen Goliath." Wir sehen einen Ritter in voller mittelalterlicher Rüstung, doch ohne Helm. Das Schwert des Riesen lehnt im Schatten gegen seinen rechten Arm. Vor ihm auf einer Steinstufe liegt ein abgehauenes bleiches Haupt, bis über die Augen tief im Schatten. Ein Page mit rothem Barette schaut hinter dem Ritter entsetzensvoll auf dasselbe hin. Der Ritter selbst, um dessen Arm sich eine Schnur gewickelt zeigt, — zur Andeutung der Davidsschleuder — hat den Blick davon

abgewendet. Alles in dem Bilde spricht dafür, daß wir hier ein Portrait haben, welches, vielleicht auf den eigenen Wunsch des Abgebildeten, als Andenken der Besiegung eines übermüthigen Gegners, zu einem David allegorisirt worden ist. So erscheint auch das Portrait jener Zeit hier und da noch unselbständig und als Träger einer mythologischen Handlung.

In Rafael's berühmter „Grablegung" sehen wir eins der frühesten großen Werke des Meisters. Alle Gestalten haben hier noch, wie Rumohr richtig bemerkt, den Typus der schlanken und hohen Florentinischen Medelle, welchen Rafael später, nach längerem römischen Aufenthalte, gegen die gedrungene kurze Bildung der Römer vertauschte.

In der Gallerie Barberini hängt ein kleiner, wenig beachteter Claude Lorrain, der aber das Entzücken von Millers und andern ausgezeichneten Künstlern ist. Wenn ich so Alles in Allem überschlage, so finde ich, daß, gegen die Blütezeit der Kunst gehalten, doch eigentlich nur in der Landschaft ein wesentlicher Fortschritt gemacht worden ist. Das ist die genauere Ausbildung des Individuellcharakteristischen in den Naturdingen. Aber auch dieser Fortschritt ist nicht ohne Einbuße nach einer andern Seite hin geschehen. Die tüchtigsten Landschafter gestehen, daß ihnen oft über diesem Streben nach scharfer, individualisirender Charakteristik in Formen und Farben jener Zauber der Stimmung verloren geht, welcher den Landschaften der alten Meister, eines Claude Lorrain und Poussin, die wunderbare Einheit verleiht. Auch die Portraitbilder der alten Maler zeigen diese Einheit der Farbe, dieses wundervolle Ineinander der Töne des

menschlichen Angesichts, bei welchen nichts Einzelnes für sich hervortritt. Man hat in der Landschaft diese durchgehende Herrschaft eines Grundtones oft für Manier gehalten. Aber sie ist vielmehr das Resultat tiefer sinniger Naturbetrachtung. Diese alten Maler haben mit Vorliebe die Natur in jenen Stimmungen belauscht, wo das ruhig weilende Auge fast gar keine hervortretenden Farbenunterschiede gewahrt. Diesen Gesammtblick, der auf nichts Einzelnem weilt, und eben darum auch nichts Einzelnes selbständig hervortreten sieht, haben sie in ihren Bildern wiedergegeben; und dadurch haben sie ihnen jenen Eindruck stiller Größe gesichert, in welchem wir das harmonische Ineinanderweben aller Strahlenfäden des Naturgeistes zu empfinden glauben.

Rom, den 5. April 1846.

Heute Nachmittag begleitete mich mein römischer Freund und Arzt, Don Casimir de Domenicis, auf das Capitol zu den dortigen Sammlungen. Als wir vor dem sterbenden Fechter standen, sprach er nach langem Schweigen: „Das ist das Bild Italiens! So liegt es zur Schau da für die Fremden, welche kommen, sich an seinem Sterben zu erfreuen, und die noch im Todeskampfe bewahrte Schönheit zu bewundern!“

Der schönste Frühlingsnachmittag lag über dem Forum. Ich schlug einen Spaziergang vor über dasselbe nach dem Colosseum, aber nur mit Mühe gelang es mir, ihn zur Begleitung zu bewegen. „Es ist das erste Mal seit vielen Jahren,“ sagte er, als wir an den Tempelruinen und Triumphbögen vorüber dem Colosseum zuwanderten, „daß ich diese geheiligten Stätten unserer alten Herrlichkeit betrete. Mir sind sie doppelt geheiligt durch das Andenken meines einzigen geliebten Bruders, der täglich unter ihnen weilte, und sein Leben ihrer Erforschung gewidmet hatte. Da kam der Aufstand von 1831. Sein junges

Herz, nur von edlen Erinnerungen republikanischer Größe und Tugend erfüllt, schlug für die heilige Sache der neuen Freiheit unseres Volks. Er ward verdächtigt der Mitwissenschaft um die Pläne der Patrioten. Ein Priester, der sich in sein Vertrauen geschlichen, zeigte ihn an. Sie rissen ihn aus unseren Armen und schleppten ihn in die unterirdischen Kerker der Engelsburg. Fünf Jahre schmachtete er dort, ohne den Trost, das Auge eines seiner Geliebten zu sehen. Es konnte ihm nichts bewiesen werden, und nach fünfjähriger Haft ließen sie ihn frei. Aber wie sahen wir ihn wieder! Die Blüte seiner Jugend und Schönheit war geknickt. Ein zehrendes Fieber fraß an seinem Leben, und nach wenigen Wochen entfloh sein Geist dem irdischen Gefängnisse und ließ uns die ewige Klage um ihn zurück. Seit jenem Unglück habe ich diese Trümmer nicht wieder betreten mögen.“ Thränen flossen bei diesen Worten über die bleichen Wangen des Erzählers, und auch ich konnte mich einer tiefen Rührung nicht erwehren. Wir hatten indessen die Höhe des Colosseums erstiegen. Unten hielten fromme Beter unter Führung eines Kapuzinermönchs ihren Umzug mit Gesängen durch die Altäre der gewaltigen Runde. „Wie rührend,“ rief Domenicis aus, indem er auf die Gruppen der Betenden hinabdeutete, „wie rührend ist diese Huldigung, die auf der Opferstätte so vieler Märtyrer nach so vielen Jahrhunderten ihren Gebeinen dargebracht wird!“ „Laßt Euch das tröstlich sein bei der Erinnerung an das Geschick Eures Bruders,“ erwiederte ich; „auch er wird zu denen gehören, deren Andenken gefeiert werden wird als das der Märtyrer für die Freiheit Eures Vaterlandes. Möge diese Zeit nicht mehr ferne sein!“ Er drückte mir herz-

lich die Hand, indem ein Strahl begeisterter Hoffnung aus seinen Augen leuchtete*).

Auf dem Heimwege erzählte er mir noch manches von den Schicksalen, welche seine Familie in Folge jener Verdächtigung betroffen. Sein Vater, emeritirter Professer der alten Sprachen am Archigymnasium von Rom, ist vor wenigen Wochen gestorben. Vergebens hatte er nahe an fünfzig Jahre treu gedient — ihn traf das Gericht des Priesterzorns, weil er einen Sohn hatte, der liberalen Ideen gehuldigt. „Alle Menschen können vergeben, ma un prete — mai (aber ein Priester — niemals!)“ war der Schluß seiner Erzählung. Der Vater hat eine wissenschaftliche Arbeit in Handschrift hinterlassen, an die er sein ganzes Leben gewendet. Es ist ein griechisches Wörterbuch, dergleichen Italien noch nicht besitzt. Aber sein Wunsch, es gedruckt zu sehen, ward nicht erfüllt. Dergleichen Werke können hier nur dann publicirt werden, wenn der Staat eine Beihülfe zu den Kosten steuert, und an eine solche war für ihn unter Gregor's Regimente nicht zu denken. Der Sohn möchte nun gerne das Andenken seines Vaters durch Bekanntmachung seiner Arbeit ehren, und fragte bei mir an, ob wohl in Deutschland sich ein Verleger dazu finden möchte. Es that mir wehe, ihm verneinend antworten zu müssen, da ein näherer Einblick in die Handschrift

*) Spätere Anmerkung. Casimir de Domenicis gehörte in den Jahren 1848 und 1849 zu den begeistertsten und opferfreudigsten Bürgern der römischen Republik, und hat als Feldarzt seinen für die Freiheit kämpfenden und blutenden Brüdern in Gefahr und Noth tapfer beigestanden.

mich belehrte, daß die Arbeit trotz ihrer Verdienstlichkeit für Italien, doch für den Stand der Sprachwissenschaft bei uns fast um hundert Jahre veraltet sei. — Dabei erfuhr ich denn auch, daß die Professoren an Schulen und Universitäten unter allen Beamten die niedrigsten Gehalte haben, und daß für die Familien aller andern Angestellten, wenn diese mittellos sterben, durch Pensionen gesorgt wird, und nur die Männer der Wissenschaft von diesem Vortheil ausgeschlossen sind.

Wir haben in der letzten Zeit eine Anzahl alter Vasen in Privatsammlungen gesehen, um ihre Malereien zu studiren. Es ist bekannt, welch eine wichtige Rolle die alten Vasen und die Erklärung ihrer Bilder in der neueren Archäologie spielen, und wie in keinem Zweige der alten Kunstgeschichte mehr schwankende Erklärungen und unbegründete Annahmen herrschen, als in diesem.

Nun giebt es aber in der Litteratur des ganzen Alterthums nur eine einzige Stelle, an welcher über den Kunstwerth dieser Vasenbilder ein Urtheil gefällt wird. Der Kritiker ist Aristophanes, und seine Worte in der Komödie der Weibervolksversammlung lauten sehr niederschlagend für die Bewunderer der alten Vasenbilder. Nur zum Spotte wird dort ein Mann, „der für die Leichenkammern die Vasen malt," ein Maler genannt. Das beweist wohl zur Genüge, daß man im Alterthume diese Beschäftigung viel mehr dem Handwerke, als der Kunst zurechnete. Und wenn man ehrlich sein und sich nicht absichtlich in einen falschen Enthusiasmus für alles Antike hineinlügen will, muß man auch heute noch dasselbe Urtheil fällen.

Vor einigen Jahren hat ein deutscher Alterthumsforscher Stil und Herkunft der bemalten griechischen Thongefäße einer historischen Kritik unterworfen, und ist dabei zu folgenden Resultaten gekommen*). Was die Herkunft betrifft, so sind alle in Sizilien und Italien gefundenen Vasen nicht dortigen, sondern attischen Ursprungs. Die Thonarbeiten waren ein wesentlicher Zweig der sehr ausgebildeten Industrie Athens, dessen größte Vorstadt, verbunden mit einem Theil der Stadt selbst, davon den Namen Kerameikos, d. h. Töpferviertel führte. Danach wird man also nicht sowohl eine durch ganz Italien verbreitete hellenische Bildung und Sitte aus den Funderten der Vasen folgern dürfen, sondern vielmehr ausschließlich attische Sage, Sitte und Gewohnheit auf den Bildern jener Gefäße zu erkennen haben, während man gemeiniglich alles Mögliche, aus den verschiedensten Gegenden Zusammengetragene darauf wiederfinden will. Die Vasen wurden ausschließlich für den Handel gefertigt. Es ist also nichts mit den speziellen Beziehungen und festen Bestimmungen derselben auf und für diese oder jene besondere Zwecke oder Personen; nichts mit den Geschenkformeln, die man in gewissen Inschriftworten erkennen wollte. Alles, was wir mit Bestimmtheit von dieser Art Gefäßen wissen, ist, daß sie den Todten gleichsam als Ausstattung für den neuen Zustand mitgegeben wurden, daß viele Völker des alten Italiens es liebten, die Gräber der Ihrigen prächtig auszuschmücken, und daß ihnen dazu, außer vielen andern Dingen, das bunte Geschirr

*) Kramer: Stil und Herkunft der bemalten griechischen Thongefäße. 1837.

des kunstreichen Athen ein erwünschtes und willkommenes Mittel an die Hand gab.

Dabei legt derselbe Mann ein Geständniß ab über den traurigen Zustand der heutigen Kunstkritik und Geschichte, das für um so wichtiger gelten darf, da es von einem Freunde und Schützlinge der heutigen Archäologenzunft herrührt. „Die Geschichte der alten Kunst," sagt er einmal, „befindet sich in einem solchen Zustande der Auflösung und Zerrissenheit, daß sie einzelnen Untersuchungen wie diese nur geringen — (eine höfliche Form für: gar keinen) — Halt gewähret. Seit Winckelmann diese Wissenschaft ins Leben gerufen und ihren Grund gelegt hat, der nie erschüttert werden wird, weil er auf einer wahrhaften und lebendigen Anschauung der alten Kunstwerke beruht, hat sich zwar das Material unglaublich vermehrt, und damit auch Vieles eine andere Gestalt gewonnen, als es vor einem halben Jahrhundert hatte. Aber dennoch scheint es mir, als habe die Kunstgeschichte bei weitem nicht die Fortschritte gemacht, die sie bei so großer Bereicherung ihres Stoffs nicht allein hätte machen können, sondern auch sollen. Alles, was Neues in ihr gewonnen ist, steht vereinzelt da, ohne lebendigen Zusammenhang. Es bedarf eines zweiten Winckelmann, denn der erste steht bis jetzt allein und einzig da auf der von ihm angegebenen Bahn."

Rom, den 7. April 1816.

Das Elend der heutigen römischen Campagna wurzelt vornämlich in der ungeheuren Ungleichheit, mit welcher der Grundbesitz vertheilt ist. Wenig mehr als hundert Familien haben den ganzen Agro Romano in ihrem Besitze. Diese großen Grundstückmassen sind obenein als Lehen und Fideikommisse oder als Kirchengüter untheilbar und unveräußerlich. Soziale Revolutionen mit und neben politischen sind auch hier über kurz oder lang unvermeidlich, denn nur durch solche kann für jenes Elend gründliche Abhülfe geschaffen werden. Gewinnt jemals Rom wieder politisches Leben, so werden sich, wenn auch mit kürzerer Dauer, die agrarischen Kämpfe seiner Ahnen erneuern, deren Tendenz keine andere war, als die Ausgleichung des Besitzes durch sozialistische Gesetze, welche die überwuchtende Aristokratie in ihren Lebensnerven angriffen. Man ist sehr im Irrthum, wenn man die sozialistischen und kommunistischen Ideen der Gegenwart aus unserer nächsten Vergangenheit herdatirt. Ihre Wurzeln reichen tief ins Alterthum hinab, in das griechische und römische, wie in das orientalische. Ein Hauptmittel zur Erhaltung des Besitzes war im Alterthum die

Ausführung von Kolonien. Systematische Kolonisazion gewährte die Möglichkeit für die Staaten des klassischen Alterthums sich einer Menge von neuerungsbedürftigen und darum neuerungssüchtigen Bürgern zu entledigen und kommunistische Bestrebungen niederzuhalten. Das moderne Europa wird am Ende wohl oder übel diesen Fingerzeig der Geschichte benutzen müssen, wenn es nicht zu Grunde gehen will.

Je mehr ich hier unter den Trümmern des alten weltknechtenden Roms über den Absolutismus nachdenke, wie ihn August begründete und Tiber zum systematischen Despotismus ausgestaltete, desto mehr springt mir die Analogie unserer heutigen Europäischen Zustände mit jener Vergangenheit in die Augen. Der alte Despotismus konnte nur erliegen durch eine physisch stärkere Macht. Das waren die Barbaren der Völkerwanderung, die den römischen Weltdespotismus und seine großartigste Schöpfung, sein Heer, zerbrachen, daneben aber auch zugleich die gesammte alte Kultur vernichteten. Just so mag es einst bei uns kommen. Das Proletariat und die Slaven werden die Stelle der Barbaren übernehmen und getragen von der Idee des Kommunismus die ganze heutige, exclusive Kultur in Europa zerstören; und dann werden vielleicht aus blutigem Schutt und rauchenden Trümmern neue Triebe einer neuen Epoche der Menschheitsentwicklung hervorsprießen, wenn der abgebrauchte Europäische Welttheil es aushält, wenn ihm nicht das Schicksal der römischen Campagna beschieden ist. Es ist höchst bedeutungsvoll, daß mit dem monarchischen Weltdespotismus Tiber's zugleich in Judäa der Humanitätsgedanke der Weltfreiheit aufkeimte, den wir Christenthum nennen, der aber nichts weiter ist,

als der in das Jenseits hinaus verlegte *diesseitige* Gedanke, welcher den Inhalt des jüdischen Volks bildete. Das Christenthum hat den realisirten Begriff der Weltherrschaft, den altrömischen Weltdespotismus zerstört. Sein tiefster Grundgedanke aber, der gegen den Egoismus, das heißt gegen den Besitz und seinen Despotismus gerichtete Liebesgedanke der Brüderlichkeit wird den Privatdespotismus zerstören.

Goethe erkannte zuerst, daß die bisherige vielgespaltene Nationallitteratur zur Weltlitteratur geworden sei. Just so ist es aber auch mit den übrigen Thaten der heutigen Völker und Nationen. Sie interessiren den, der Bildung genug hat um zu sehen, wohinaus das Ziel alles Strebens liegt, auch nur insofern sie *Weltthaten* sind. So gewiß der Gedanke der Weltknechtschaft einmal annähernd realisirt worden ist, so gewiß wird sein Gegensatz der Gedanke der allgemeinen Weltfreiheit, der Gleichheit und Brüderlichkeit der Nationen realisirt werden, Das Christenthum, Christus verlegte diese Realisation ins Jenseits. Der Wunsch, die Sehnsucht der Menschheit präformirte sich als Märchen. *Aber die Märchenwünsche der Menschheit sind die Andeutungen künftiger Erfüllung.* Die alten Hellenen und ihr Homer dichteten, daß Gott Aeolus dem irrenden Dulder Odysseus einen Schlauch mit Winden schenkte, welche sein Schiff trieben ohne Ruder und Segel, „auch gegen Fluth und Stürme." Dreitausend Jahre später haben wir die Dampfschiffe. Hephästos, der Gott, bildet durch göttliche Kunst erzene Dienerinnen, welche weben und spinnen, und der größte Denker des Alterthums sagt in seiner Politik: wenn dies Märchen Wahrheit würde, wenn es Webestühle gäbe, die von selber die

Arbeit des Webens verrichteten, dann sei es Zeit an die Befreiung der Sklaven zu denken. Und jetzt — haben wir die Dampfmaschinen, und die ganze Arbeit der Menschheit geht nur auf das eine Ziel, die Konsequenz zu verwirklichen, welche der alte Denker an eine solche Erfindung knüpfte.

Der radikal kommunistischen Idee scheint ein ebenso radikaler Irrthum zu Grunde zu liegen. Dieser Grundirrthum ist der Glaube an die Möglichkeit absoluten Glücks für menschliche Existenz. Gegen eine solche Möglichkeit spricht aber nicht weniger als Alles, die ganze Geschichte, die Analogie des Einzelmenschen, die ganze Natur. Die Gegensätze sind nicht aufzuheben, nur zu mildern. Das Gefahrvolle und Furchtbare liegt gerade darin, daß der Kommunismus diese Wahrheit nicht anerkennt. Es ist sehr möglich, daß mit diesem kommunistischen Gedanken, welcher die bisherigen Formen der Entwicklung für die Völker und Individuen, die Formen, in welchen seit Jahrtausenden bisher allein menschliche Kultur möglich gewesen ist: Eigenthum, Ehe, Familie, Staat zu negiren trachtet — ich sage es ist leicht möglich, daß mit diesem Gedanken ein neuer Titanenkampf gegen die uralt ewigen Götter beginnt, dessen Ausgang — der des alten sein wird. Es ist möglich, daß mit diesem Gedanken und den auf seine Verwirklichung gerichteten Strebungen und Wagnissen die dämonische Natur der Menschheit den Kampf unternimmt gegen die Grundbedingungen ihrer eigenen Existenz. Das wäre denn eine Fausttragödie in die allerrealste Scene gesetzt: Faust als Proletarier, oder der Proletarier zum Faust geworden.

Rom ist recht eigentlich der Ort, der uns daran erinnern kann bei jedem Schritte, daß in diesem ganzen Dasein alles

bedingt, endlich, gebrechlich iſt. Bedingt, endlich, gebrechlich iſt der Planet ſelbſt, die Urbedingung des Menſchheitsdaſeins. Bedingt endlich und irrational iſt auch das Weſen des Menſchen. Geſetze von eiſerner Härte und Unveränderlichkeit ſind die Beherrſcher ſeines Daſeins. Daß ich leidensfähig bin iſt Bedingung meiner Exiſtenz. Seuchen und Peſt, Cholera und ſchwarzer Tod kommen und gehen, ohne daß ich eine Antwort erhalte auf meine Frage nach dem warum dieſes Müſſens. Von zwei Brüdern iſt der eine von Natur gutgeartet, befähigt zu allem Schönen und Edlen, der andere vielleicht von kleinauf das Gegentheil. Karl und Franz Moor ſind keine Fabel, und es iſt Thatſache, daß an gewiſſen Naturen alle Erziehung ſcheitert. Ich ſehe in der Natur überall, daß der Untergang des einen, das Werden oder Beſtehen des anderen bedingt. Den Wüſtenlöwen, die Boa constrictor jagt kein Thier, ſie aber alle. Die höchſte Blüte des vollendeten Volks, der Hellenen, war kurz wie ein Frühlingsmorgen, und ſie wurzelte auf dem Boden des Sklaventhums, die Größe und Herrlichkeit Roms auf dem Elende und der Sklaverei der Welt. Das Licht erzeugt den Schatten, und — ſelbſt Begriff und Daſein der Kunſt ſind nur möglich durch die gleichzeitige Exiſtenz eines unvollkommnen realen Daſeins, das ſich im glücklichſten Falle immer nur annähernd und nur in einzelnen Erſcheinungen zur Schönheit des erſteren zu erheben vermag.

Der Menſch iſt zuerſt Einzelweſen, Wilder, und als ſolcher frei wie das Thier des Waldes und der Vogel in der Luft. Aber auch grade nur ſo wie dieſe frei ſind. Die Entwicklung bedingt, fordert den Verband, Familie, Stamm, Gemeinde,

Volk, Staat. Mit der wachsenden Verbindung wächst und steigert sich die Verbindlichkeit, vermindert sich die primitive Freiheit der Ungebundenheit. Aber die dreitausendjährige Erfahrung lehrt, daß die Form des Staates mit den andern ihn bedingenden Verbindungen die nothwendige Bedingung war für die Entwickelung der Menschheit in den Einzelwesen, wie in den Völkerindividuen. Und doch lebt die Sehnsucht nach der primitiven Unabhängigkeit in jeder Menschenbrust! Was folgt daraus? ich meine: dies, daß in der Spiralbewegung des Menschheitfortschreitens die Staatsform immer weiter und weiter ausgestaltet werden muß bis dahin, wo sie neben der Bedingtheit des Einzelmenschen durch das Ganze dem Individuum den möglichst größten Spielraum aller seiner Kräfte verstattet. Das sittliche Gebot: zu werden wie die Kinder, erneuert sich hier. Und dahin geht im Ganzen und Großen auch der unaufhaltbare Zug der Menschheitsentwickelung, freilich nicht in gerader Linie, sondern in unendlichen Windungen ihrer Spiralbahn. Der Staat darf und wird nicht gewaltsam zerstört, aber er muß und wird weiter entfaltet und entwickelt und allmälig aufgesogen oder gesättigt werden durch den Socialismus, dessen Ziel das obengenannte ist: möglichste Befreiung und Sicherung des Einzelnen gegen die Härte der allgemeinen Existenzbedingungen, gegen den Despotismus des Zufalls, und mildernde Erleichterung der Mühsale und Beschränkungen, welche dem Individuum das Allgemeine auferlegt. Der Staat wird vielleicht springen und platzen, wie die Hülle von der allmälig herangereiften Frucht, die er selber in seinem Schoße erzogen.

Das nächste praktische Ziel ist aber dabei, daß die Völker

und Staatenindividuen Europas im Streben kommender Geschlechter dahin gelangen, die Solidarität aller Kulturnationen zu begreifen und demgemäß zu verwirklichen. Dies kann nur dadurch geschehen, daß die vernunftgemäßen Existenzformen, unter denen die Völker als Staaten bestehen, immer gleichmäßiger werden, somit die Interessen sich auf dieselben Vernunftgrundsätze zurückführen. Und in dieser Hinsicht ist eine Republik der vereinigten Staaten Europas für mich keine Utopie. Der Gedanke eines Europäischen Völkerkongresses, eines Europäischen Völkerschiedsgerichts ist für die Zukunft unabweislich, und die Fürstenkongresse und heiligen Allianzen, unheiligen Andenkens, sind nur die vorläuferischen Embryonen eines und desselben Gedankens. Seine nächste Folge ist Aufhören des Krieges unter den Kulturnationen und Frontmachen derselben nur gegen die Barbarenstaaten und ihren Despotismus. Dieser Gedanke der Humanität ist freilich jetzt ein Märchentraum, aber es ist ein solcher, wie es die Wünsche der Menschheit von je gewesen. Er ist der Bürge seiner eigenen Erfüllung. Er verspricht und realisirt auch nicht absolutes, d. h. unmögliches Glück der Menschen, wohl aber eine relative Erhöhung desjenigen, welches jetzt möglich erscheint.

Der Kampf aber um dieses Glück, welcher bereits in den Geistern entbrannt ist, ist ein wesentlich religiöser. Die absolute Jenseitigkeit und die absolute Diesseitigkeit der menschlichen Bestimmung sind die Faktoren der kämpfenden Gegensätze, die alte und die neue Welt. In ihrer Mitte liegt die aufgeklärte Unentschiedenheit, die deistische Mitte der Kantischen Weltanschauung, welche sich an die Macht der sogenannten historischen That-

sachen klammert, ohne doch derselben ganz zu vertrauen. Aber diese zwischen den Extremen schwankende Durchschnittsbildung hat keine Zukunft, und der alte Historiker Schlosser hat Recht, wenn er sagt, daß wir in einer Zeit leben, wo nur allein Extreme sich noch Geltung verschaffen können. Diese Mittelpartei ist ohnmächtig, und die Geschichte selbst wird ihre Ohnmacht beweisen. Denn ihr Glaube an die Macht der historischen Thatsachen ist, bei Licht betrachtet, nichts anderes, als der Glaube an jenen absoluten göttlichen Monarchismus einer außerweltlichen Vorsehung, die entweder Alles ist, oder Nichts! —

Aber jeder Irrthum birgt in seinem Schooße die Wahrheit, die er eigentlich sein will. Das Christenthum lehrte den Besitz, die Güter dieser Welt gering achten, ja verachten im Hinblicke auf das Jenseits. Setze statt des Jenseits nun das Diesseits, das, insofern es die Gesammtheit der Gesellschaft, die Menschheit außer mir umfaßt, auch ein Jenseits für mich ist, und Du hast die Wahrheit, die Wahrheit, daß alle Besserung der Menschenzustände nur davon zu hoffen ist, daß der Mensch — der ja von Natur ein sozialpolitisches Thier ist — einsehen lernt, daß er durch Alles, was er für das Beste dieses diesseitigen Jenseits thut, zugleich sein eigenes Heil und Glück fördert. Gerade so, wie der fromme Christ Kirchen, Klöster und Kapellen, Seelenmessen und Legate stiftete zum Besten der Vertreter des alten jenseitigen Jenseits. Dieser Grundsatz ist im kleineren Kreise, in der Familie, im geselligen Vereine, in der auf Gegenseitigkeit begründeten Sicherheits- und Nutzensozietät bereits offen anerkannt. In ihnen ist der Vortheil, das Wohlergehen, das Vergnügen des Ganzen, zugleich Vergnügen, Vortheil und Wohl-

ergehen des Einzelnen und umgekehrt. In der Familie namentlich sehen wir dies auf die freieste Weise angestrebt. Aber so gewiß die Familie das Element der Staatsgesellschaft ist, so gewiß muß dasselbe Prinzip auch für die letztere zur Geltung kommen, wenn schon der Natur der Sache nach nicht ganz so vollständig, weil eben jede weitere Entfaltung zugleich eine Beschränkung enthält, jeder zusammengesetztere Organismus, eben seiner künstlerischen Vollendung wegen — man denke nur an den menschlichen Leib — eine größere Summe von Möglichkeiten des Leidens und der Störung enthält. Selbst die vollendete Religion des Diesseits wird nie eine allgemeine Glückseligkeit realisiren, von der die Kommunisten à la Fourier träumen, wohl aber immer steigende Verbesserung der menschlichen Zustände. Diese Religion wird die wahrhaft christliche der Liebe sein.

Jetzt aber schließt der Volk gewordene Faust in den heidnischen Naturen seiner Führer den Pakt mit Mephistopheles und sucht „die Speise, die nicht sättigt.“ Er wird hoffentlich enden wie der Göthesche, aber ich fürchte sehr, er wird zuvor „die Welt zerschlagen“ in seiner prinzipiellen Auflehnung gegen die Grundbedingungen menschlicher Existenz. Prometheus Kampf gegen Zeus und die ewigen Götter erneuert sich in dem Kampfe der modernen Menschheit gegen die ewigen Bedingungen, welche ihr Dasein bestimmen und beherrschen. So viel ist sicher: der Menschheitsheros Titan Prometheus wird befreit werden von der Felsenhaft, in die ihn Zeus Kronion durch die Dämonen Kratos und Bia, Herrschermacht und Gewaltthat, mit Hülfe des Hephästos Staat, der es bei Aeschylus nur mit Seufzen thut, geschmiedet. Aber auch freigeworden wird der moderne Titane

Volk, wie jener Prometheus in der tiefsinnigen Griechenfabel, doch immer den eisernen Ring mit dem Stückchen Stein von jenem Felsen an sich tragen, der ihn an seine Endlichkeit und ihre fesselnde Schranke erinnert.

Da habt Ihr das Produkt eines trüben Seirocco-tages, dessen in das Zimmer bannende Langeweile ich mir durch dies Geplauder vertrieben habe. Die Gedanken sind in mir angeregt worden durch Gespräche mit einem der liebenswürdigsten und sinnigsten Menschen, die mir während dieses ganzen Reisejahres vorgekommen sind. Es ist dies ein junger Russe J. Gallahoff, eine jener tiefen Naturen, deren träumerisches Phantasiren etwas Seherisches hat, und bei denen die Rastlosigkeit des grübelnden Denkens aus dem Grunde einer begeisterten Liebe für die Menschheit entspringt. Er hat unsere besten deutschen Dichter und Denker studirt, deren Werke ihn auch nach Rom begleiteten. Sein Credo in allen unseren Unterhaltungen ist, die Zukunft des Menschlichen, der Sieg des Humanitätsgedankens als des verbindenden Prinzips über das Nationale, Trennende. Nie habe ich einen Menschen gefunden, der diesen Humanitätsgedanken bei all' seinem Streben und Denken so an die Spitze gestellt und in dessen ganzem Wesen sich zugleich der Schmerz über die Ferne der von ihm ersehnten Zukunft so ausgeprägt hätte. Seine überaus schwächliche Gesundheit scheint die Intensität desselben noch zu steigern, und ich fürchte sehr, daß uns das erhoffte und vielbesprochene Wiedersehen nicht zu Theil werden wird.

Rom, am 2. Ostertage 1816.

Das altrömische nil admirari, die ruhige Gravität der heutigen Römer lernt sich unvermerkt in Rom, weil einen hier jeder Tag an das Größte gewöhnt. Vor einem Jahre bei meiner Ankunft war ich ganz unglücklich, weil die Girandola am Peter- und Paulsfeste zu Wasser zu werden drohte. Heute, wo sie in aller Pracht gegen den dunklen Nachthimmel aufflammte, sind wir gar nicht hingegangen, sondern haben uns begnügt, auf der Passeggiata des Monte Pincio lustwandelnd, einen Theil der Wirkung dieses künstlichen vulkanischen Ausbruchs zu beobachten. Recht eingerömerte Bewohner der ewigen Stadt, ältere Künstler und dergleichen Leute gehen kaum mehr darum aus dem Hause. Am besten sieht übrigens die Girandola ein Mensch in Rom, das ist der boja di Roma, der römische Scharfrichter, der mit seiner Frau und einer bildschönen Tochter ganz einsam in einem abgelegenen Hause hinter der Engelsburg wohnt, von allen Menschen gemieden, ohne allen Zusammenhang mit der bürgerlichen Gesellschaft. Außer wenn sein düsteres Geschäft ihn ruft, darf er die Brücke der Engelsburg nicht überschreiten. Aber wie mir unser Signor Luigi Santini versichert,

giebt es keinen frommeren Mann in ganz Rom, als der gegenwärtige Henker ist. „Jedesmal, wenn er an einem verurtheilten Sünder giustizia zu vollziehen hat, sendet er zwölf arme Mädchen auf seine Kosten in die Kirchen, um für die arme Seele zu beten, und bezahlt obenein Seelenmessen zu demselben Zwecke. Und wo es auf die carità (das Almosengeben) ankommt, da ist keiner von allen Kardinälen und Monsignoren, der es ihm nach Verhältniß zuvorthäte.“ Wäre ein guter Stoff für einen Novellisten.

Charfreitag war ich mit F. und H. Vor- und Nachmittags in den Funktionen der Sixtina. Soll ich ehrlich sein? Ich langweilte mich zuletzt in dem Gedränge und in der Hitze trotz der weltberühmten Musik, und war froh, mit guter Manier herausschlüpfen zu können. Die Säle des Vatikan waren ausnahmsweise an diesem Tage geöffnet, und natürlich von Besuchern fast leer. Ich wandelte gegen anderthalb Stunden lang einsam und ungestört umher unter den geliebten Götterbildern, und vergaß über ihrer stillen Herrlichkeit Miserere und Impreperien, die in der Sixtina ertönten und für die meiner Seele der Resonanzboden fehlte. Niemals habe ich in Rom die marmorne Harmonie des Vatikanischen Apoll, des Hermes und des Torso, und die göttliche Erhabenheit des Otrikulanischen Jupiter und der ganzen Götterversammlung der Rotonda mehr und inniger genossen, als in den stillen Stunden dieses Nachmittags. Ich will mit jenem Bekenntnisse nicht sagen, daß mir aller Sinn für den katholischen Ritus abgehe. Tags zuvor hatte ich vor dem Standbilde des Moses in der Kirche San Pietro in Vincoli eine Messe von den Mönchen des Klosters gehört. Es war

früh am Tage, die Kirche völlig leer, und die Feier in ihrer schmucklosen, ungestörten Einfachheit und Stille voll tiefen Eindrucks. Aber im Gedränge, Qualm und Dunst eines heißen Nachmittags unter tausend flüsternden Neugierigen, wie in der Sistina, ist ein solcher Eindruck für mich unmöglich.

Als ich in die Sala regia zurückkehrte, um die Freunde abzuholen, ging eben die Funktion zu Ende. Die Schweizer und Nobelgarden bildeten Spalier, um den alten Papst durchzulassen, der sehr vergnügt dreinschaute, daß die Sache abgemacht sei. Er ging so dicht an mir vorüber, daß mich sein Gewand streifte. Als irgend einen obskuren Mönch könnte man ihn gelten lassen; wenn uns aber einfällt, daß die finstere Dumpfheit dieses Kopfes über Wohl und Wehe eines ganzen Landes, ja über die Bestimmung der Gedanken der Christenheit zu entscheiden hat, muß einem übel zu Muthe werden. Das ist jedoch eine nachläufige Betrachtung, denn in dem Augenblicke selbst, als er vorüberschritt, hatten meine Gedanken eine ganz andere Richtung. — Abends sahen wir bei schönstem Mondschein das Kolosseum, wo es uns aber bald zu unruhig wurde, weil allmälig mehr und mehr Gesellschaft kam, lauter Fremde aller Nationen, die vor der nahen Abreise — denn gleich nach Ostern geht Alles fort — noch die helle Mondnacht zu einem Abschiedsbesuche bei dem Wahrzeichen Roms benutzen wollten. Beim Zurückschlendern sahen wir alle Läden der Pizzikarole bunt aufgeschmückt und hell erleuchtet. Stattliche Heilige, aus Butter geformt, verkündeten das beginnende Grasso, das Ende der Fasten. Bei der Unterhaltung über das Schauspiel in der Sixtina zeigte sich, daß es H. und F. eben so wie ich empfunden hatten.

Nur ein junger, eben erst nach Rom gekommener Däne sprach sich sehr entzückt davon aus. Zufällig ergab sich, daß er gar nicht in der Sixtina, sondern ganz wo anders gewesen war. „Ach, der hat gut entzückt sein," rief F. scherzend aus, „der hat nichts gehört!" Lisinka Bauman-Jerichau erzählte dann von den Leiden, die sie und andere ausgestanden, um die Fußwaschung der zwölf Apostelstatisten durch den Papst zu sehen, von dem ungeheuren Gedränge der Fremden, unter denen englische Misses ihre Nachbarinnen mit Nadeln gestochen, um sie zu bewegen, ihre Plätze zu verlassen. Wir hatten diesen Spektakel absichtlich versäumt.

Am heiligen Sonnabend früh gingen wir in die Laterankirche, um die Taufe der bekehrten Ungläubigen anzusehen, welche dort alljährlich sehr pomphaft gefeiert wird. Die einzige Seele, welche die neuen Menschenfischer diesmal gefangen hatten, war ein armer Jude, ein ganz hübscher Bursche von etwa zwanzig Jahren, der bei all den zahllosen Ceremonien, unter denen er wie ein Opferthier im Geleite zahlreicher Prälaten und Canonici, bald an diesen, bald an jenen Altar, bald durch die ganze Kirche geführt wurde, in seinem weißwollenen Gewande mit der weißen Stirnbinde ganz bewildert aussah. Ich hatte des Schauspiels bald satt, aber nicht des Anblicks einer Gruppe wunderschöner Mädchen und Frauen in der reichen roth und goldenen Tracht von Nettuno, die sich mit zahlreichem andern Landvolk zu diesem Feste eingefunden hatten, und mit ihren funkelnden Augen die Prozession verfolgten.

Aber draußen unter dem golddurchleuchteten Frühlingshimmel, unter den duftenden Mandelbäumen und rothblühenden

Akazien des Wegs vom Lateran nach S. Maria Maggiore war es doch noch schöner, als in den weihrauchduftenden Hallen der Kirche, und der helle Lerchengesang aus der blauen Höhe dünkte unsern Ohren Erquickung nach dem eintönigen Geplärr der Litaneien, mit denen sie drinnen die gerettete Seele feierten.

Wir gingen zurück durch das Kolosseum, das, von der Höhe des Laterans gesehen, dem es mit seiner erhaltenen Seite zugewendet ist, wie ein ungeheuerer kreisrunder Thurm erscheint, und ruhten dort eine Weile unter unserem „Blumenständer," wie wir einen ungeheuren, einsam stehenden Pfeiler getauft, dessen Gebälkrest ganz von blühendem Goldlack überwuchert ist. Ich weiß nicht, ob ich Euch schon erzählte, daß die römischen Ruinen eine ganz eigenthümliche Flora aufweisen, und daß eine Römerin, Signora Fiorini, ein Werkchen über dieselbe schreibt. Der Durchblick durch die untere Wölbungen zeigte den Orto Gregoriano in voller Blütenpracht. Gegen das Forum hin lagerte in der Nähe der drei herrlichen Tempelsäulen in ächter Feststuhe eine ganze Heerde breitgestirnter, silbergrauer Stiere, von ihren Karren losgespannt, auf dem weichen Grase, das Jahrtausend alten Trümmerschutt bedeckt. Dazwischen krachten in der Ferne Kanonen- und Böllerschüsse zu Ehren des Auferstehungswunders. Wer solch einen Frühlingsmorgen in Rom nicht erlebt hat, voll Glück und stiller Seligkeit im Herzen, der weiß nicht, was Leben ist.

Nachmittags in die Campagna hinaus durch Porta Maggiore. Wir lustwandelten auf dem wiesigen Grün zu einem Hügel hin. Es war so klar, als müßte man das summende Leben der kleinen Städte hören, die weißschimmernd und von

den meilenweit entfernten duftig blauen Gebirgen herabblinkten. Man sah jeden einzelnen Baum auf der Höhenlinie, die zum Monte Cavo hinaufführt, sich scharf gegen den Himmel abzeichnen. Mit der sinkenden Sonne ging der Farbenduft der Berge allgemach vom hellsten Amaranth durch alle Mitteltöne über in jenes dunkelste Blau, dessen Anblick immer die Seele zur Melancholie stimmt. War es ein Wunder, daß wir des nahen Scheidens gedachten! — Abends las uns Adele Schopenhauer den Götheschen Epilog zum Esser, und von ihrer seelenvollen Stimme vorgetragen drang das erschütternde:

„Der Mensch erlebt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag" —

tief und schneidend ein in die Herzen der Hörer. Die Anwesenheit Ottiliens von Göthe in unserem kleinen Kreise rief lebhaft die Erinnerung in meiner Seele wach an das nun schon lange abgeschlossene Dasein des alten Dichterfürsten und seinen Schmerz bei jenem Scheiden von Rom, „nach welchem er nie wieder glücklich gewesen;" und die gepreßte Brust erleichterte sich, als ich Nachts einsam über die mondhellen Straßen und Plätze, die ich nun bald für ewig verlassen sollte, meiner Wohnung zuwanderte, in einem Strome stürzender Thränen.

Den 19. April 1846.

Spätabends im prachtvollsten Mondschein, aber todtmüde heimkehrend vom S. Peter, wo wir die Kuppelbeleuchtung gesehen. Der Zudrang war ungeheuer. Wagen mit drei Piastern, Stühle auf dem Platze mit mehreren Paul bezahlt. Das

blendende Silberlichtblau des Nachthimmels ging erst kurz vor der zweiten Beleuchtung, dem sogenannten cambiamento, in tieferes Dunkel über, und machte den Wechsel des künstlichen Lichts um so imposanter. Der zurückflutende Menschenstrom, alle Sekunden durch dazwischenfahrende Karossen gefährdet, trieb uns in eine Osterie, die meist nur von den Schweizern der päpstlichen Hofburg und von Soldaten des Kastells besucht wird. Sie konnte als Grundtypus ächter römischer Kneipen dienen. Lange Tische und Bänke mit Bocksfüßen, aufs Gröbste gearbeitet, die Wände roh bemalt, mit allerlei scherzhaften Inschriften versehen, das Ganze von düsterer Rauchfarbe, aber durch große vierarmige Lampen leidlich beleuchtet. Der Wirth, eine vollkommene Silensgestalt, mit dem listigsten Gesicht, erlustigte seine Gäste, indem er einige deutsche Worte und Phrasen mit den Herren „Suizzeri“ radebrechte, die sich den feurigen Genzanowein und die dampfenden Maccaroni wohlschmecken ließen. Hier sah ich zum erstenmal das sonst nur als bildlichen Ausdruck bekannte Kerbholz noch in wirklichem Gebrauche. Sie nennen es la tacca, und bemerken die ganzen und halben Foglietten nebst Zubehör verzehrter Speisen auf demselben mit allerlei kabbalistischen Schnittzeichen. Auf dem Rückwege standen wir in der Mitte der Engelsbrücke still, und genossen noch einmal den Anblick der in Feuerglorie strahlenden Peterskuppel, die, von hieraus gesehen, sich am schönsten ausnimmt.

In der Fremdenwelt macht ein Unglücksfall, der sich vorgestern zugetragen, großes Aufsehen. Eine deutsche Dame, eben erst zum Feste nach Rom gekommen, kehrt von den Sixtinischen Funktionen Abends mit ihrer bildschönen achtzehnjährigen Tochter

in ihre Wohnung an Piazza Barberini zurück. Als sie sich der Treppenthüre ihres Stockwerks nähern, wird diese, man weiß nicht wie, gewaltsam aufgerissen, und da sie nach Außen schlägt, so stürzen beide Frauen die hohen steinernen Stiegen hinunter. Die Tochter ist auf der Stelle todt, die Mutter bleibt besinnungslos. Ihr erstes Erwachen wird ein gräßliches sein, wenn sie erfährt, daß die Tochter, die sie in blühender Schöne neben sich zuletzt erblickt, schon unter dem Rasen an der Cestiuspyramide gebettet ist. Beide Frauen waren noch ganz fremd in Rom, und nur die Tochter durch ihre Schönheit aufgefallen. Die hier anwesenden deutschen Frauen, Ottilie v. Göthe und Sibylla Mertens an der Spitze, haben sich sogleich vereinigt, abwechselnd den Dienst der Liebe und Barmherzigkeit an dem Lager der unglückseligen Mutter durch Tag- und Nachtwachen zu übernehmen. Alle unsere Pläne für eine gemeinsame Villeggiatur in Frascati nach der Festwoche sind darüber aufgegeben.

Eine Frühlingstour nach Frascati.

Nos Tusculano ita delectamur, ut nobismetipsis tam denique, quum illo venimus, placeamus!

Cicero.

An F. L. in Rom.

Frascati, den 15. April 1816.

Nach den Strapazen der Osterfestwoche, wie sie ein gewissenhafter Reisender zu erdulden hat, ist solch' eine Frühlingsvillegiatur in dem einsamen grünen Frascati eine ordentliche Erquickung. Und jetzt, da ich die Seligkeit derselben in vollen Zügen genieße, vermag ich inmitten der zauberhaften Schönheit dieser Natur kaum zu begreifen, warum ich dafür nicht die ganze Settimana santa mit sammt ihren kirchlichen Herrlichkeiten im Stiche gelassen, und mich aus all dem pomphaften Trubel schon früher in diese grüne Einsamkeit gerettet habe. Wenigstens sind wir beide, H. und ich, darüber einig, keine heilige Woche mehr anders, als hier zu verleben, wenn uns das Geschick jemals wieder um diese Zeit nach Rom führen sollte! Ich habe aus diesen weltberühmten Osterfestlichkeiten keinen andern Eindruck gewonnen, als den, daß sich dieser Kultus hierarchischer Herrlichkeit selbst in seinem eigenen Geburtslande überlebt hat. Viele andere haben sich in ihren Reiseberichten entzückt an der Inbrunst, mit welcher sich die Tausende auf dem Petersplatze niederwerfen, um den Segen des Statthalters Christi zu em-

pfangen. Ich war zugegen, als der alte Gregor dieſe Funktion verrichtete, aber ich habe nichts von den knieenden Tauſenden geſehen. Es blieb eben alles aufrecht ſtehen, und nur hier und da ſah man ein Rudel Mönche oder einige alte Frauen knieen neben den Soldaten, die den Kniefall auf Kommando verrichteten. Das Papſtthum mag auf ſeiner Hut ſein. Die Wurzeln des morſchen Baumes ſtehen in gelockertem Boden.

Geſtern bei dämmernder Frühe verließen wir die Stadt. Der Morgen war kalt und nebeldüſter, und die Campagna mit ihren Trümmern und Aquadukten ſah geſpenſtiſch aus in dieſen Nebelſchleiern. Aber ſchon nach einer Stunde hatte die Sonne ihr die alte leuchtende Herrlichkeit wiedergegeben, und Albanos grüne Höhen empfingen uns umſtrahlt von ihrem Zauberlichte. In Albano nahmen wir Somari, und ritten durch die Gallerie nach dem Kapuzinerkloſter am Albanerſee. Es giebt keine größere Luſt, als einem lieben Menſchen Schönheiten zu zeigen, die ihm neu und uns bekannt ſind. Wir genießen dabei ein Gefühl, wie es ein lieber Beſitz gewährt, und ſehen zugleich unſere erſten Eindrücke in einem andern wieder erneuert. So nahe an dem geliebten Aricia, wagte ich dennoch nicht, es wiederzuſehen. Die Erinnerung an das Glück des verwichenen Sommers gränzte zu hart an das bange Vorgefühl der nahen Trennung, als daß ich es über mich vermocht hätte, die Stätte des erſteren wieder aufzuſuchen.

Wir ritten die mir wohlbekannten Gebirgs- und Waldwege hinauf und hinab durch den in aller Pracht aufblühenden Frühlingsmorgen über Marino und Grottaferrata nach Frascati zu. Durch die Ulmen- und Kaſtanienwälder leuchtete das tiefe Azur-

blau des Himmels. Ein ſanfter Frühlingswind ſäuſelte melodiſch in dem jungen, weichen Laube, deſſen zitternde Schattenbilder im Spiel der Sonnenlichter auf unſerm Pfade gaukelten. Auch nicht ein Menſch begegnete uns auf dem ganzen Wege. Das Bild der Madonna, in die Höhlung einer alten Ulme eingefügt, war mit friſchen Blumenſträußen geſchmückt. Ich grüßte es wie einen alten Bekannten. So manchesmal, wenn ich in den lauen Sommernächten des vorigen Jahres einſam durch dieſe Waldpfade zog, hatte mir die kleine Lampe vor demſelben, welche mit Anbruch der Nacht ein frommer Klausner entzündet, als Leitſtern auf meinem Pfade gedient. Und keins der vielgefeierten Feſte, die ich ſo eben im St. Peter und in der Sixtina erlebt, hatte mir auch nur von fern den Eindruck religiöſer Stimmung gegeben, wie ich ſie beim Anblick dieſes Naturdienſtes empfunden, mit welchem in dieſer Waldeinſamkeit der fromme Kinderglaube das Ewigweibliche in der Geſtalt der mütterlichen Jungfrau umgiebt.

Unſer Führer, ein ſtarker Fünfziger, der rüſtig neben unſern Thieren einherſchritt, war gleichfalls ein alter Bekannter aus einem der nahen Gebirgsorte. Er war mir im vorigen Sommer unter den Leuten, welche Eſel und Maulthiere in Albano an Fremde vermiethen, durch ſein ernſtes, ruhiges Weſen und durch eine gewiſſe, dem Italiener ſonſt fremde ſoldatiſche Haltung aufgefallen. Bei näherer Bekanntſchaft hatte ich erfahren, daß er unter Napoleon gedient und den ruſſiſchen und deutſchen Feldzug mitgemacht habe. Seine Schilderungen der ausgeſtandenen Drangſale hatten etwas Homeriſches, und die Art, wie er des nordiſchen Klimas gedachte, erinnerte an die fabelhaften Erzäh-

lungen der Alten über unsere Heimathgegenden. Uebrigens war er ein großer Feind der Pfaffen und ihrer Herrschaft, und ein noch größerer Verehrer Napoleons. Merkwürdig war mir sein ci vuol un altro Napoleone per l'Italia (Italien braucht einen zweiten Napoleon), womit er regelmäßig seine Verwünschungen des elenden Regimentes schloß, unter dem das Land verkomme. „Nur einen Fehler hat der Napoleon gemacht," sagte er, „den, daß er den Chiaramonti (Papst Pius VII.) wegführte. Das verdarb ihm seine Sache beim Volke." Er lobte die gute Gerechtigkeitspflege der französischen Zeit, während jetzt Alles nach Gunst entschieden werde, und durch Gunst die größten Ungerechtigkeiten, ja Verbrechen frei ausgehen. „Denn da sind zuerst in Rom le donne chi possono molto (die Frauen, welche viel vermögen), und dann (er riß bei diesen Worten seinen grauen breitkrämpigen Comeciparehut vom Kopfe, und formte daraus blitzschnell einen dreieckigen Priesterhut) diese da, die noch mehr vermögen; und endlich die rothen Kappen (I berretti rossi, er begleitete diese Worte wieder mit einer Umformung seines Huts), die Alles können, was sie wollen!" Accidente a tutti i santi*), seht Euch vor, Signor Adolfo, unterbrach er hinzuspringend seine Zornrede, als am Schlusse derselben das Eine unserer Thiere einen Fehltritt that, der mir an dem steilen Abhange von Marino fast den Hals gekostet hätte. „Man kann nicht einmal sprechen von den verdammten Pfaffen, ohne ein Unglück zu haben!"

Die Sonne brannte schon heißer nieder, als wir in Frascati

*) „Verwünscht seien alle Heiligen!" ein römischer Lieblingsfluch.

anlangten. Die wohlbekannte Citta di Londra, hart am römischen Thore, nahm uns gastlich auf, und der edle Frascatiner, der lieblichste unter den römischen Weinen, erquickte seit langer Zeit wieder einmal unverfälscht genossen Leib und Seele. Frascati ist in diesen Tagen ganz fremdenleer, und die gesuchte Einsamkeit so vollkommen, wie man sie nur wünschen mag.

Nach der Siesta gingen wir in die Villa Conti, die jetzt Don Marino Torlonia gehört, und zu der der Eintritt Fremden und Einheimischen zu jeder Tageszeit gestattet ist. Hart an der Straße nach Rom gelegen, hebt sie sich in mehreren Terrassen hügelaufwärts. Auf der ersten erhebt sich der Palast mit Springbrunnen und Bassins und der freien Aussicht über die Campagna. Die zweite bildet jenen herrlichen, von den breitesten Wegen durchschnittenen, immergrünen Eichenpark, dessen himmelanstrebende Baumriesen überall schattige Labung gewähren. Den Eindruck dieses unvergleichlichen Parks hat Platen in dem Epigramme ausgesprochen:

Hier in dem ewigen Grün tiefschattiger Wölbungen lerne
Dichten ein Dichter und hier Lieben ein liebendes Paar.

Am Ende dieser zweiten Terrasse, wo eine freie Weitung in großem Halbkreise sich öffnet, stürzt sich rauschend und schäumend ein Wasserfall über zackige Felsstufen hinab, und bildet unten ein großes Steinbassin, das sich im Halbzirkel an die Mauer schließt, welche den untern Theil der dritten Terrasse trägt. Es ist das klassische Gewässer der Crabra, die Cicero's nahgelegene Villa durchfloß. Aus allen Nischen der Mauer zur Rechten und Linken des Bassins plätschert und rieselt das duftige

kriſtallklare Naß in darunterſtehende Steinſchalen, und fließt überſtrömend dem großen Becken zu. Auf der breiten Ballustrade der höchſten Terraſſe ausgeſtreckt, von dem melodiſchen Rauſchen des Waſſers eingewiegt in ſtilles Hinträumen, verbrachten wir die Nachmittagsſtunden, ohne auch nur das Bedürfniß zu haben, mit einander Geſpräch zu pflegen. Frei und ungehindert ſchweifte der Blick über die Campagna hin bis zum Meere, auf dem bereits die Strahlen der niedergehenden Sonne zitterten. Wir ſahen die weißen Segel eines Schiffes leuchten in ihrem Glanze, und das ſtolze Haupt von St. Peters Dome blitzte hell auf aus dem Duftſchleier, der die Wüſtenkönigin Roma umhüllt.

Frascati iſt die Villenſtadt des neuen Roms, wie Tusculum, deſſen Stelle der heutige Ort vertritt, die des alten war. Auch heute noch paſſen auf Frascati's Hügel die Verſe Arioſt's:

A veder pien di tanti ville i colli
Par che il terren ve le germogli, come
Vermene germogliar suole e rampolli *).

Ueberall, wohin das Auge blickt, erheben ſich auf den ſanften Abhängen der Bergzüge, welche die Stadt im Halbkreiſe umgeben, dieſe Luſtgärten und Prachtbauten jener glänzenden Zeit des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts, wo die Goldſtröme aus allen Welttheilen nach Rom zuſammenfloſſen und

---

*) Sieht man voll Villen ſo die Hügel prangen,
Scheint's, daß das Erdreich ſelber ſie erzeuge.
Wie es von Buſch und Baum die Schoſſe treibet.

die glänzenden Geſchlechter des römiſchen Adels und der päpſtlichen Nepoten den Genuß und den Luxus der antiken Villeggiatur erneuerten. Seit den letzten fünfzig Jahren hat ſich freilich Vieles geändert. Frascati iſt nicht mehr die Sommerreſidenz des römiſchen Adels und der römiſchen feinen Geſellſchaft. Das Geld iſt knapp geworden, und Fremde, beſonders Engländer, ſind es, die jetzt durch Kauf oder Miethe dieſe Villen beſitzen und genießen. Einige ſind ganz in Trümmer zerfallen, und wie Villa Taverna u. a. in Wein- und Gemüſegärten verwandelt. Andere ſind im Beſitze geiſtlicher Congregationen, wie Villa Montalto, wo die Propagandiſten, und Villa Lucidi, wo die gelehrten Mönche della congregazione somasca mit ihren Schülern die Sommer- und Herbſtvilleggiatur halten. Die letztere ſoll auf den Trümmern der Villa Cato's erbaut ſein. Ausgrabungen, welche Fürſt Borgheſe, zu deſſen Dominium ſie gehört, hier veranſtalten ließ, haben nicht unbedeutende Funde an alten Skulpturen geliefert. In der Villa Montalto ſind Fresken von Domenichino und Zuccheri, darunter einige, welche Scenen aus dem Jugendleben jenes gewaltigen Mannes darſtellen, der als Kardinal Montalto unter dem Namen Sixtus der Fünfte den Thron der Chriſtenheit beſtieg. Nur fünf Jahre waren dem Manne, der auf einem dieſer Bilder als armer Hirtenknabe erſcheint, zur Bethätigung ſeines Herrſchergenies vergönnt, aber er füllte ſie aus mit Thaten von mehr als eben ſo viel Jahrzehnten. Dieſer Sohn des niedrigſten Proletariats bändigte die vielköpfigen ſtädtiſchen Faktionen, brach den Jahrhunderte alten Uebermuth eines mächtigen Adels, und vernichtete die Banden, welche Rom und ſein Gebiet täglich mit Raub

und Gewaltthat heimsuchten. Die stolze Bogenreihe des Aquadukts, der zwanzig Miglien weit die Wasser der Aqua Felice nach Rom fluthen läßt, ist seine Schöpfung. Seinen Namen verherrlichen die stolzen Obelisken, die er aus mehr als tausendjährigem Trümmerschutte ihre Häupter wieder zum Himmel erheben ließ, sowie die Straße, welche er eine halbe Stunde lang von der Kirche Santa Croce in Gerusalemme bis Trinita di Monti durch Ruinengetrümmer brach und mit Häusern und Palästen schmückte. Das ganze heutige Rom, kann man sagen, ist das Werk dieses Mannes, der die Kaiser und Könige seiner Zeit in seiner starken Hand hielt.

Auch Villa Muti, gegen den Wald von Grottaferrata hin gelegen, ist mit Fresken Domenichino's geschmückt, der zur Zeit, wo er sich in dem letztgenannten Kloster aufhielt, viele dieser Villen mit seinen Arbeiten zierte. Jacobs Traum, Isaaks Opfer, die Geschichte Josephs, und Moses mit seinem Volke in der Wüste sind die Hauptgegenstände. Die Gärten und Pflanzungen der Terrassen sind vortrefflich gehalten. Auch an alten Skulpturwerken, die dort gefunden, fehlt es nicht. Ueber Villa Aldobrandini, jetzt Borghese, hab ich früher bei meinem ersten Besuche berichtet *).

Etwas unter derselben nach der Stadt zu liegt Villa Piccolomini, in welcher einst der Kardinal Baronius, Sixtus V. Zeitgenosse, seine berühmten Annalen der Kirchengeschichte schrieb. Noch heute zeigt man den Fremden, welche jedoch selten diese Villa besuchen, ein kleines Haus, die Einsiedelei genannt, das

*) S. Theil I.

der gelehrteſte aller römiſchen Kirchenhiſtoriker bewohnte, dem ſeine Studien lieber waren, als der Glanz der dreifachen Krone, die er ausſchlug, als ſie ihm zwei Jahre vor ſeinem Tode geboten wurde. — Weiter hin nach Camaldoli zu liegt Villa Falconieri, die älteſte unter den Villen Frascati's. Der Palaſt iſt ein Werk Borromini's aus dem ſiebzehnten Jahrhundert. Unter den Fresken ſind einige Karikaturen des in dieſem Fache berühmten Ghezzi nebſt dem Portrait des Malers, unter dem eine Inſchrift, an Göthe's: „S' iſt abgefärbt das garſtige Geſicht“ erinnert. An Schönheit der Parkanlagen, Reichthum und Fülle des Waſſers, Ueppigkeit des Baumwuchſes nimmt dieſe Villa den nächſten Rang ein nach der Aldobrandiniſchen, der Königin der Villen Frascati's.

Nachmittags wanderten wir hinüber nach Villa Mondragone, welche, hoch auf dem Sattel eines Höhenzuges gelegen, in majeſtätiſcher Oede herabſchaut. „Hier würde ſich eine Villa gut ausnehmen!“ hatte einmal Papſt Gregor XIII. ausgerufen, als er dieſe Gegend von Frascati aus beſuchte. Einer ſeiner Begleiter, der Kardinal Altemps, erfüllte den Wunſch des Herrſchers, und gab dem Palaſte den Namen von dem Drachenwappen ſeines Gebieters. Drei Baumeiſter, Munco Vanſanzio, der Flamänder genannt, Flaminio Porzio und Vignola, erbauten dieſe prächtigſte aller italieniſchen Villen, jetzt die größte aller modernen Ruinen, die ich in Italien geſehen. Des genialen Anton Hallmann's letztes und größtes Bild, für den preußiſchen König gemalt*), „eine verfallende Villa in Abendbeleuchtung,“

*) Jetzt in der Gallerie von Bellevue bei Berlin.

vergegenwärtigt lebhaft die Stimmung, welche der Beſchauer beim Anblick dieſer Verwüſtung empfindet, deren Graus hohläugig aus den dreihundertvierundſiebzig Fenſterhöhlen des ungeheuren Baues hervorblickt. Schon ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts war ſie nicht mehr von ihren Beſitzern, den Borgheſe, bewohnt und allgemach verfallen. Aber das eigentliche Werk der Verwüſtung iſt leider deutſche Arbeit. Als im Jahre 1821 die öſtreichiſchen Heerhaufen gen Neapel zogen, um dort aufs Neue die junge Freiheit zu erwürgen, da erſt ward von der hier lagernden Soldateska die Zerſtörung vollendet, und noch heute tragen ſelbſt Mauern und Wände, Corridore und Gänge, die Fußböden der Säle und Gemächer die Spuren dieſer Gäſte. Geſtripp und Unkraut umwuchert die Stellen des niedergehauenen Olivenhains, deſſen Holz ſie auf den Eſtrichen der Gemächer verbrannten. Ueberall in Italien iſt der deutſche Name ein Unſegen geweſen, und tief im Herzen des Volks gewurzelt iſt der Haß gegen die Tedeschi. Es mag übertrieben ſein, was von der gänzlichen Ausraubung des Palaſtes durch die deutſche Soldateska bei jener Gelegenheit erzählt wird; aber der deutſche Beſucher empfindet ſchwer die Schmach, die ſich auch hier im Gedächtniß der Italiener an ſein Volk knüpft, und mir klang das sono i vostri compatriotti chi hanno rovinato tutto des braven Vincenzo von Monte Compatri noch lange im Innern nach. Aber jener Haß der Italiener trifft nur das Allgemeine, nicht die einzelne Perſönlichkeit — das iſt das Menſchlichſchöne in dem Charakter des Volks. Sie verwünſchen den Namen ihrer Unterdrücker, aber ſie laſſen es den einzelnen Deutſchen nicht entgelten, daß er jenen Namen trägt.

Villa Mondragone hat eine Eigenthümlichkeit, die ich bisher nirgends in Italien gefunden. Es knüpfen sich an diesen kolossalen Bau und seine graufige Verödung Gespensterſagen von ächt deutscher Färbung, wie sie sonst unter diesem Himmel etwas durchaus Fremdes sind. Ein Landmann aus dem nahegelegenen Monte Compatri erzählte mir: Niemand wage sich zur Nachtzeit in die Nähe dieses Orts, weil es darin umgehe (che vi si risenta). Jäger und Wanderer, welche sich Nachts dorthin verirrt, hätten Kettengerassel und Jammergeschrei und schwere Seufzer wie von Sterbenden vernommen und seien entsetzt zurückgestoben. Die öde Verlassenheit des gewaltigen Baues mit seinen langen hallenden Corridoren, seinen zerstörten Fenstern, durch welche der Nachtwind klagend streift, das Kreischen der Falken, die in den Mauerspalten nisten, und das dumpfe Rauschen der unterirdischen Wasser gaben dem Orte in der That etwas unheimlich Schauerliches, als beim Sinken der Sonne sich die Schatten der Nachtdämmerung über ihn lagerten. Die Umgegend von Mondragone steht übrigens in keinem guten Rufe hinsichtlich der Sicherheit einzelner fremder Besucher und Freunde des Schauerlichen. Die Bewohner der nahen Felsennester von Monte Compatri und Monte Porzio sind roh und arm, und verschmähen, wenn sich die Gelegenheit bietet, nicht, ihrer Armuth aus den Taschen eines Forestiere abzuhelfen, wobei es dann auch wohl nach Umständen eine Coltellata absetzt. Da ich nicht Lust hatte, durch längeren Genuß dieses geheimen Grauens mich dem Anfalle eines weniger gespenstergläubigen Malandrino auszusetzen, so befolgte ich den Rath Vincenzo's und begab mich mit Einbruch der Nacht auf den Rückweg.

An den Villen Aldorandini und Piccolomini vorbei und vorüber an der kleinen Kirche der Väter Kapuziner, welche aus ein Paar Bildern in derselben von Guido Reni, Paul Brill und Giulio Romano eine Einnahmequelle von den besuchenden Fremden machen, führt ein beschwerlicher Steinpfad aufwärts nach der Villa Rufinella. Ihre erste Anlage stammt aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Den Palazzo baute der Neapolitaner Luigi Vanvitelli, der drei Jahre später seinen Ruhm durch den Bau des Prachtschlosses von Caserta über ganz Italien verbreitete, mit und auf den Trümmern einer großen antiken Villa. Ein dichter Baumgang leitet in den Park. Lorbeerspaliere führen zu einer von Pinien und Cypressen eingefaßten Terrasse, von der hinab der Blick auf Villa Mondragone und den zu ihren Füßen liegenden Pinienwald, auf das Sabinergebirg bis zum Sorakte hin bei jeder Wendung neue entzückende Bilder gewährt.

Diese Villa ist eine von den wenigen, in welchen auch in neuester Zeit eine sorgende und verschönernde Hand gewaltet. Lucian Bonaparte kaufte sie 1804 und erwählte sie zu seinem Lieblingssitze. Noch stehen die Schweizerhäuschen, von leichten Brettern gebaut, welche er errichten ließ, um in der Zeit, wo Erdbeben diese Hügel heimsuchten, in denselben seine Wohnung aufzuschlagen. Ueberall in dem Parke begegnet man den Spuren eines kunstsinnigen Geistes. Durch die Lorbeer- und Mortengebüsche leuchten uns antike Büsten und Statuen oder Nachbildungen derselben entgegen. Antike Reliefs und Inschriften, zum Theil auf dem Grund und Boden der Villa gefunden, sind in die Wände der Mauern eingelassen. In der Mitte

eines freien Platzes, umgeben von dichtem Lorbeergebüsch und auf der Seite des Abhangs von einer Balustrade eingefaßt, erhebt sich ein Hügel, mit kleinen Myrtenbüschen bedeckt, welcher die Namen der größten Dichter aller Zeiten trägt. Auf dem Gipfel dieses Parnasses, der auch unseres Schiller Namen zeigt, steht, von Lorbeer umgeben, eine Kopie des Apoll von Belvedere. Eine Fontaine in der Nähe schmückt die badende Venus aus dem Vatikan. Marchetti und Tenerani lieferten dem Fürsten diese und andere Kopien seiner Lieblinge zum Schmuck seiner Villa, die ihm, dem Kenner und Freunde der Alten, nicht weniger lieb war, weil die Vermuthungen der Alterthumsforscher sie als die Stätte bezeichneten, wo Cicero einst sein Tusculanum besaß. Auf diesem reizenden Fleckchen Erde, wo einst Roms liebenswürdigster Staatsmann, von Sorge und Ehrgeiz ausruhend, des Glücks genoß, sich mit sich selbst in Einklang zu fühlen *), vergaß auch Lucian Bonaparte, an der Seite seiner geliebten Gattin, der schönen Joubertou, daß er der Bruder des Mannes sei, der auf dem Kaiserthrone Frankreichs die römische Weltherrschaft erneuerte. Hier der Wissenschaft, Kunst und Natur lebend, schlug er zwei Kronen, Italiens und Spaniens, aus, die ihm der Vertheiler der Königreiche Europas anbot. Hier lebte er ruhig nach Napoleons zweitem Sturze bis zum Jahre 1817, wo ihm ein widerwärtiges Ereigniß den Aufenthalt

*) Nos Tusculano ita delectamur ut nobismet ipsis tum demique, quum illo venimus, placeamus, was Cicero einmal einem Freunde schreibt, drückt diese Stimmung in einer ganz modern empfundenen Weise aus.

und die Villa ſelbſt ſo verleidete, daß er die letztere an die Herzogin von Sciableſe verkaufte.

Es war um die Zeit, von welcher Niebuhr ſeinen Freunden klagte, es ſei in der Umgegend Roms ſo unſicher, daß er ſich aus Furcht vor den Räubern nicht in das Albanergebirge wage. Damals hauſ'te in demſelben der kühne Bandit de Cesari mit ſeiner Schaar verwegener Burſche, und ſein Hauptquartier bildete der Fagiolawald.

„Es war an einem ſchönen Herbſtnachmittage, um die Sieſtazeit," ſo erzählte mir unſer Führer von Albano, der als Kutſcher bei Lucian in Dienſt geſtanden. „Der Principe Don Luciano war ruhig in ſeinem Palazzo, wo ihm ein Monſignore Cunio aus Rom und ein franzöſiſcher Maler Geſellſchaft leiſteten. Bisher hatten ſich die Malandrini noch niemals in die Nähe von Frascati gewagt, und der Fürſt, ein ächter Bonaparte, kümmerte ſich nicht um Gefahr. Da plötzlich entſtand Geräuſch in der Vorhalle, und ein Blick durch die offene Thüre des Saales zeigte dem Principe ein Dutzend bewaffneter Burſche, welche ſich unbemerkt über den Hügel von Tusculum in den Park hinunter und bis an das Haus geſchlichen hatten. Ihr Anführer war ein alter Bekannter von mir, der Tommaſo Transerici, genannt der Maghetto (Nichtsnutz) von Rocca Priora, ein ſo verwegener Schurke, wie jemals einer die lange Flinte zur Hand genommen hat. Sie wollten den Prinzen aufheben und ins Gebirge ſchleppen, um ein reiches Löſegeld zu erpreſſen. Aber, gelobt ſei die Madonna! es gelang ihnen nicht. Don Luciano entſprang durch eine Seitenthüre, und war wie ein Blitz verſchwunden in den unterirdiſchen Gewölben, welche ſich die

Kreuz und Quer unter der Villa hinstrecken, und die er kannte, wie sein Schlafzimmer, da er sie früher hundertmal durchstöbert hatte, um den alten Bauwerken nachzuforschen, die vor vielen Jahrhunderten hier gestanden. Aber Monsigno Cunio war wohlbeleibt und schwerfällig, und konnte so leicht nicht folgen, und der französische Maler wußte nicht wie ihm geschah, als der Prinz verschwand. Er hatte auch nicht lange Zeit, um darüber nachzudenken, denn der Maghetto packte ihn im nächsten Augenblicke beim Kragen. Und das war ein Glück. Denn seiner französischen Aussprache wegen hielten ihn die Malfattori für den Fürsten, und schleppten ihn unbesehen durch den Park mit sich fort. Den Monsignore aber ließen sie zurück, da er sagte: er sei ein povero prete, der zufällig hier zum Besuche anwesend sei, und in keiner Weise zum Hause des Principe gehöre. Er hat mir nachher die Geschichte erzählt, als er selber noch halb todt vor Schrecken in meinen Stall kam, wo mich die Räuber geknebelt hatten."

Und was geschah mit dem Maler?

„Den nahmen sie mit in die Berge von Rocca di Papa. Aber sie waren nicht wenig erstaunt, als sie dort ihren Irrthum gewahr wurden. Denn es zeigte sich bald, daß er wirklich nur ein armer Maler sei und nicht der reiche Principe, den zu fangen sie ihren Hals gewagt. Der Maghetto wollte ihn in der ersten Wuth erschießen, aber die andern hinderten ihn daran, weil sie wenigstens für diesen Gefangenen das Lösegeld nicht verlieren wollten. Don Luciano zahlte ihnen für denselben auch später wirklich fünfhundert blanke Piaster. Es war übrigens auch ein beherzter Bursch, der Maler, und er hat nachher oft

erzählt, daß ihm seine Kunst das Leben gerettet, wie dem Salvator Rosa und dem Tasso, als sie unter die Räuber fielen. Denn er mußte seine Geschicklichkeit zeigen, indem er für ihre Frauen und Liebsten die Schelmengesichter der Briganten abkonterfeite, woran sie so große Freude hatten, daß sie ihn während der acht Tage, die er bei ihnen zubrachte, ganz gut behandelten. Der Principe aber mochte seitdem Villa Rufinella nicht mehr leiden, so lieb er sie auch gehabt hatte. Er verkaufte sie und zog nach Rom, und kam seitdem nie wieder nach Frascati."

Und was wurde aus Eurem Bekannten, dem Maghetto?

„Es nahm ein schlimmes Ende mit ihm, Signor. Er kriegte bald darauf das Räuberleben satt, und schloß einen Patto mit dem Governo, der ihm Sicherheit einbrachte und eine Pension obenein. Aber er hielt das ruhige Leben nicht lange aus, und eines schönen Morgens, als er im Zank einen Carabiniere erstochen, nahm er die Flinte wieder zur Hand und ging ins Gebirge. Aber sie fingen ihn, und der boja (Scharfrichter) von Rom bekam ihn unter sein Messer mit noch ein Paar anderen seiner Gesellen. Seitdem wurde es ruhig hier in der Gegend, und zur Zeit, als Donna Christina (die Königin von Sardinien) hier auf der Rufinella lebte, ist nie wieder Aehnliches passirt.

Frascati, 16. April 1840.

Den gestrigen Tag haben wir faß ganz unter den Ruinen des alten Tusculums zugebracht.

Wie oft habe ich an diesem wundervollen Tage der seelenmörderischen Langeweile gedacht, mit der wir auf der Schule die schönen Frühlingsnachmittage bei Cicero's von uns so oft verwünschten Tusculanischen Disputationen verseufzten. Die Jugend allein hat den Instinkt des Richtigen, ihr Gemäßen. Was sollen ihr diese Untersuchungen und Beweise, daß der Tod kein Unglück sei, und daß ein Philosoph weder Kummer und Schmerz des Lebens empfinden, noch sonst irgend einer leidensvollen Leidenschaft zugänglich sein dürfe, da der Gedanke des Todes ihr in so glücklicher, dämmernder Ferne liegt, und die von der Philosophie so verächtlich behandelten Leidenschaften ihrer Seele liebste Nahrung sind! Aufs Höchste zogen wir aus dieser Lektüre den Schluß, daß der Verfasser der „Tusculanen" entweder ein Heuchler, oder daß er kein Philosoph gewesen sein müsse. Denn sein ganzes eigenes Leben war ein einziger Widerspruch gegen die hier gepredigten Grundsätze. Wir sahen ihn in Thränen zerfließen über den Tod seiner geliebten Tulliola, und jeden Trostgedanken der Freunde von sich stoßen, als ihn der Haß seiner Feinde aus Italien verbannte; und wir wußten aus seinem Leben, daß die Stürme und Qualen der Leidenschaften sein Herz durchbebt, bis es zu schlagen aufhörte. Nie in meinem Leben habe ich wieder eine so öde Langeweile empfunden, als in jenen Stunden, und es war ein Segen, daß wenigstens die Aufmerksamkeit auf die schönen „Phrasen" zum Schmuck unseres nächsten lateinischen Seitwerks ein, wenn auch noch so geistloses Interesse wach erhielt, das uns vor dem Einschlafen bewahrte. Plato und sogar Aristoteles waren mir damals eingänglicher, als diese römische Philosophie, mit deren kolossaler Abstraktion

ich absolut nichts anzufangen wußte. Erst viel später sollte ich einsehen, daß diese Abstraktion ein nothwendiges Erzeugniß jener Zerrissenheit war, welche um die Zeit, in welcher die über den ganzen Erdkreis ausgebreitete ausschließliche Herrschaft des Römerthums die Individualität aller Völker zerbrochen und vernichtet hatte, durch die ganze Welt der Bildung ging. Erst später sollte ich begreifen, daß in dieser Zeit unermeßlichen Unglücks das Individuum in sich selbst, in sein Innerstes hineingetrieben und zurückgedrängt seinen Trost, sein Seelenheil in den weltfeindlichen Abstraktionen des Stoizismus suchte, wie später in den weltfeindlichen Abstraktionen des Christenthums, dessen Lehren in dem von der römischen Riesenschlange zuletzt erwürgten Volksindividuum entstanden. Das Judenthum war es, das im Todeskampfe noch dem allesverschlingenden Prinzipe der Weltmacht das Prinzip der Weltohnmacht entgegenstellte, und dem abstrakten Realismus der Diesseitigkeit siegreich va banque! bot mit dem abstrakten Spiritualismus und seinem Jenseits . . .

Und hier auf diesen heitern Höhen, in dieser grünen, quellendurchrauschten Gebirgseinsamkeit, mit dem Blicke auf das unendliche Meer und auf die weltbeherrschende ewige Stadt, hat der Mann die uns damals so langweiligen disputationes Tusculanae geschrieben! Hier hat das von den Stürmen aller Leidenschaften bis an sein Ende so viel bewegte Herz dieses modernsten aller Alten die Verachtung aller Leidenschaften gelehrt! — Das Verhältniß dieser alten Römer, dieser Cicero und Seneka zu ihrer Philosophie, die ihre Religion war, — hat es nicht sprechende Aehnlichkeit mit dem Verhältnisse, in welchem sich der moderne Italiener zu seinem Christenthume und dessen Dogmen

befindet? Sind nicht in dieſem wie in jenem Wirklichkeit und Gedanke, Leben und Dogma zwei getrennte Welten? Und iſt es nicht am Ende bei dem Alten ein Gefühl tiefer Sehnſucht nach dem Einsſein beider, nach jener den ganzen Menſchen ausfüllenden beruhigenden Harmonie, welche hier und da ſo bedeutungsvoll hervorbricht? Ich las auf dem Boden, wo ſein Fuß gewandelt, die Stellen jenes Buchs, in welchem er von der Liebe ſpricht. Selbſt ſeine Stoiker ſtatuiren die Liebe für den Weiſen. Sie ſei das Streben nach Freundſchaft, ſagen ſie, das der Anblick der Schönheit erwecke. Und Cicero, was ſagt er dazu? „Ja, gäbe es auf Erden eine Liebe ohne Kummer, ohne Sehnſucht, ohne Sorge, ohne Seufzer einer gequälten Bruſt — das wäre Liebe, denn ſie wäre frei von jedem Unbeſtande der Leidenſchaft.“

— „Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten laſſen muß!“

Die Bergkette des Frascatinergebirgs, auf deſſen Höhe das alte Tusculum lag, iſt vulkaniſchen Urſprungs, ſie bildete den nördlichen Rand des großen urſprünglichen Kraters, der in dieſer Gegend gearbeitet und ihr ſeine Geſtalt gegeben hat. Auf die Ausbrüche der Natur folgten die der menſchlichen Leidenſchaften, und über die längſt erkalteten Lavaſtröme ergoſſen ſich die Ströme von Blut in den Kämpfen des werdenden Roms mit ſeinen Umwohnern, Kämpfe, mit deren Gedächtniß die altrömiſche Geſchichte erfüllt iſt. Die Sage rückt die Gründung Tusculums hinaus, in die Homeriſche Zeit. Denn kein Geringerer als Telegonus, Ulyſſes

und der Circe Sohn ward in den alten Liedern gefeiert als Erbauer der Stadt. Lange im Kampfe gegen das aufstrebende Rom, bald Sieger, bald besiegt, zuletzt, in der Zeit der römischen Weltherrschaft eine vergessene Municipalstadt, nur genannt wegen seines uralten Ursprungs und als Sitz des römischen Land- und Naturgenusses, erhob ein wunderbares Spiel des Schicksals dasselbe Tusculum unter seinen mittelalterlichen Grafen vom neunten bis zum eilften Jahrhundert zur Beherrscherin von Rom. Es war, als wenn nach mehr als einem Jahrtausend die Nachkommen der von Rom vernichteten Städte Latiums Rache nehmen wollten für die Unbill, welche ihre Ahnen erlitten. In allen Kämpfen der Deutschen gegen Rom standen die Tusculaner zu den Fremden gegen die alte Weltherrscherin. Aber die Deutschen wichen endlich, und Heinrich VI. überließ das treue Tusculum seinem Schicksale (1191). Es war ein furchtbares, und die Katastrophe erinnert in ihren Einzelheiten an ähnliche Schilderungen des Livius aus der Urzeit römischer Geschichte. Der Jahrhunderte lang genährte Todthaß der Römer sättigte sich in ungemessener Rache. Fast alles, was Leben hatte, ward von ihnen erschlagen und die Stadt so von Grund aus zerstört, daß jede Spur des mittelalterlichen Tusculums von der Erde verschwand. Es klingt mährchenhaft, wenn erzählt wird, daß die Römer selbst den Trümmerschutt zerstreuten und ganze Ladungen von Steinen zum Gedächtniß ihrer Rache nach Rom auf das Capitol schafften, um bei ihrem Anblicke sagen zu können: „Das war die Stadt der Tusculaner!“ —

Das heutige Frascati ist viel späteren Ursprungs, und liegt tiefer hinabwärts auf der ersten Erhebung der Tuskulanischen

Höhen. Die Reste der unglücklichen Bewohner Tusculums haben es gegründet. Seinen Namen empfing es von dem üppigen Baumwuchs (frasche) der waldigen Höhen, und als Baumaterial der neuen Stadt dienten die zahlreichen Reste altrömischer Villen, wie der des Lucullus, von denen sich noch hier und da an den Umfangsmauern gewaltige Substruktionen netzförmigen Mauerwerks erhalten haben. Einige Häuser aus der ersten Zeit sind noch vorhanden. Alles Uebrige ist modernen Ursprungs, nach der Zeit Pauls III., der den Ort zur Stadt erhob. Seit dem siebzehnten Jahrhundert wurde Frascati wieder Modeort der römischen Villeggiatur. Obschon hier nun der lebhafteste Fremdenverkehr herrscht, und Vetturine täglich von Rom hin- und zurückfahren, existirt doch nur zweimal wöchentlich eine Postverbindung zwischen beiden Orten. Wer in der Zwischenzeit Briefe zu befördern hat, muß sie — gegen das Gesetz — der Diskretion eines Vetturins anvertrauen, der natürlich das Dreifache der Portotaxe erhält, damit er den Brief nur richtig bestellt. Alle solche Einrichtungen sind in diesem Pfaffenstaate noch in der Kindheit.

Die Stadt ist sauberer und reinlicher, als die Mehrzahl der kleinen Städte des Gebirgs. Die Hauptkirche, von einem Schüler Bernini's erbaut, hat den barokken Zopfstil ihrer Zeit. Als ich gestern Abend darin umherschlenderte, fielen meine Augen auf eine Gedächtnißtafel in der Nähe des Hauptaltars. Sie bezeichnet die Grabstätte des letzten Stuart, jenes unglücklichen Karl Eduard, der seine Ansprüche auf Englands Thron mit den Waffen in der Hand bei Culloden verfocht. Sein jüngerer Bruder, der Kardinal von York, mit dem das Geschlecht erlosch,

errichtete ihm dies Denkmal. Der Marmorschmuck im Innern der Kirche aber stammt von einem andern Grabdenkmal, das die römischen Alterthümler das Grabmal Luculls benennen. Der Mauerkern desselben, ein runder, thurmähnlicher Bau, steht noch zur Rechten der Straße, welche zu dem Kapuzinerkloster führt.

An dem schönsten frischesten Frühlingsmorgen ritten wir gestern nach den Ruinen des alten Tusculum. Die kleinen schwarzen Jagdpferde sprangen und kletterten die steilen Pfade mit einer Sicherheit hinab und hinauf, daß es eine Lust war. So in der weinklaren Frühlingsluft, die alle Adern von Daseinswonne schwellt, dahin zu jagen über die waldigen Hügelhänge durch die grünen Thalgründe und tiefaufathmend die Seele der Natur zu trinken — dann von der Höhe der Berge hinabzuschauen auf eine Landschaft, welche bei jedem Blicke neue Schönheiten bietet — das ist ein Genuß, den ich mit wenig anderm zu vergleichen weiß. Ich habe hier nur einen Wunsch, Dich hier zu wissen, und mit Dir den Genuß dieser gottseligen Gebirgs- und Waldeinsamkeit in ihrer Trümmerwelt voll großer Erinnerungen zu theilen.

Durch Villa Rufinella, unter schattigen Laubgängen, durch Weinberge und Olivenpflanzungen steigt der Weg empor zu der Höhe, wo die Ruinen des alten Tusculum liegen. Lucian Bonaparte hat das Verdienst, sie durch seine Ausgrabungen entdeckt zu haben. Am besten erhalten ist ein Theater mit seinen steinernen Sitzreihen, von denen man die Aussicht auf Rom und die Campagna genießt. Außerdem sind noch ein Portikus und

ein Waſſerbehälter aufgedeckt, welcher letztere mir den erſten Anblick jener älteſten, kyklopiſch genannten Bauart gewährte. Das Thor dieſes Waſſerkaſtells iſt nämlich von Quaderſteinen erbaut, die ſo übereinander geſchichtet ſind, daß immer der obere über den zunächſt unterhalb liegenden etwas nach innen vortritt, bis zuletzt die beiden Pfeilermauern nach oben in einem Spitzbogen zuſammenſtoßen und durch einen aufgelegten Schlußſtein verbunden werden. Dieſer Anfang des Gewölbebaus, welcher ſich bei den alten Thoren von Alatri und Arpino und in den uralteſten griechiſchen Bauwerken wiederfindet, iſt ſpäter von der griechiſchen Baukunſt ganz verlaſſen worden. Erſt die chriſtliche Architektonik ſollte jene Anfänge wieder aufnehmen und vollenden. Dieſer Waſſerbehälter, welcher durch einen Kanal das Waſſer unter dem Theater durchführte, verſorgte zugleich mehrere Brunnen, von denen ſich noch einer in der Nähe befindet. Noch ſieht man in der viereckten Kufe deſſelben die Erhöhung, auf welche die waſſerſchöpfenden Frauen des alten Tusculums ihre Krüge ſtellten, und, von Geſtripp und Rankenwerk verdeckt, lieſ't man die Inſchrift, welche die Namen der Aedilen Quintus Caelius und Marcus Decumus nennt, die dieſen Brunnen erbauten. Trümmer der Stadtmauern, aus prächtigen, fünf Fuß langen Peperinquadern, Säulenſtümpfe und andere Fragmente bedecken den Boden.

Hoch über der Stadt, auf dem einſamen Bergrücken lag die alte Burg, deren Thore und Umfangsmauern noch hier und da in einzelnen Reſten zu erkennen ſind. Rund umher iſt der Felſen abſchüſſig ſteil, und wo die Natur nicht ausreichte, da haben Menſchenhände nachgeholfen. Hier an dieſen Felſenwänden

webt und lebt die Sage der ersten römischen Kämpfe, wie sie Livius in seinem romantischen Geschichtswerke beschreibt. — Die ganze Gegend rings umher ist mit Trümmern römischer Zeit bedeckt. Dort das wetterbraune Gemäuer mit seinen Wölbungen und Pfeilern heißt im Munde des Volks „die Schule des Cicero.“ Es sind die Reste des alten Tusculanischen Amphitheaters. Andere Trümmer führen die Namen der Villen des Tiberius und Lucullus, des Cicero und Galba, Niemand weiß, mit welchem Rechte. Canina hat ein eigenes Werk über diese Tusculanische Trümmerwelt geschrieben. Es ist etwas Rührendes in diesem Kultus des Alterthums, dem wir in Italien fast ausschließlich die Litteratur hingegeben sehen. Ist doch dies Feld das einzige, welches die Despotie seiner Tyrannen dem geistigen Interesse des Volks noch frei gelassen hat. In Canina's Werke findet man auch Nachweisungen über die Werke antiker Sculptur, Wandmalerei und Mosaiken, welche hier gefunden und den verschiedenen Sammlungen Roms einverleibt worden sind.

Als wir von unserer Tour zurückkehrend noch einen Spazierritt machten, begegneten wir dem von Rom zurückkommenden Vetturin, welcher mir Deine lieben Zeilen brachte. Leider sehe ich aus denselben, daß die Werke der Barmherzigkeit am Krankenlager der fremden deutschen Frau Dich noch immer abhalten, an dem Genusse unserer Frascatiner Villeggiatur Theil zu nehmen. Wie gut, daß die allwaltende Natur die reiche Fülle selbstloser, aufopfernder Liebe in das Herz des Weibes gesenkt hat, da wir Männer fast alle geborne Egoisten und kaum im Stande sind, eine selbstlose Liebe, wie sie hier geübt wird, zu würdigen und anzuerkennen!

Ich lege dieſen Tagebuchsblättern einen Reiſebericht bei, den mir Freund L. aus dem Volskergebirge geſendet hat, wohin ich ihn zu begleiten abgelehnt hatte, weil die Zeit mir auf die Neige zu gehen anfängt. Dieſe Gegenden ſoll ich alſo auch nicht ſehen, ſo wenig wie die Höhen von Civitella und Olevano im Sabinergebirge. Das kommt von dem Verſchieben! Laß Dir es eine Lehre ſein, und verſchiebe Dein Herkommen nicht auf ein zu fernes „Morgen.“ Sonſt — zieht mich's am Ende vor der Zeit zurück aus dem ſchönen Frascati nach der Via de' due Macelli.

Sermoneta, im Volskergebirge, April 1846.

— Bei Ihrer Luſt am Romantiſch-Abenteuerlichen würden Sie es nicht bereut haben, wenn Sie Ihren Vorſatz ausgeführt und mich auf meiner Tour in das ſelten beſuchte, den Touriſten völlig unbekannte Volskergebirg begleitet hätten. Sie würden obenein für die Kenntniß des italieniſchen Volkscharakters, von dem man doch in den großen Hauptſtädten und den Ortſchaften an der Heerſtraße immer nur ein ſehr getrübtes Bild erhält, mehr Ausbeute gewonnen haben, als ich für meinen Zweck: Studien zu den Köpfen für mein Bild an Ort und Stelle zu machen, mir verſprechen darf. Denn die Abneigung, ſich von mir portraitiren zu laſſen, ja die Furcht vor meinem Zeichenſtift, der hier den Leuten wie das Inſtrument eines Zauberers vorkommt, ſcheint unüberwindlich, und ich habe in dieſer Hinſicht die wunderlichſten, verdrießlich-komiſchen Scenen erlebt, von denen ich Ihnen, wenn wir uns wiederſehen, mündlich erzählen will. Geſtern kam ich von dem alten Cori, deſſen antike Tempelruinen Ihre archäologiſchen Neigungen ſehr intereſſirt haben würden, hier in dem düſtern Sezze an. Obſchon die Stadt zu den wohlhabendſten Ortſchaften des Volskergebirgs ge-

hört, denn auf den Abhängen des öſtlichen Gebirgstheils wächſt ſehr guter Wein, und die ſüdlich am Fuße der Berge den Pontiniſchen Sümpfen abgewonnenen Acker geben die reichſten Ernten — ſo iſt ſie doch düſter und ſchlecht gebaut, mit ſchmutzig winkligen Gaſſen und niedrigen, elenden Häuſern. Zu allem Unglück feierte man juſt das Feſt des heiligen Lidano. Ich fand alſo in der Herberge alles voll und nur mit großer Mühe Unterkommen in einem kleinen Stübchen mit der intereſſanten Ausſicht auf das Stadtgefängniß, das natürlich zu ebener Erde ſich befindet. So hatte ich denn den ganzen Tag das Vergnügen, die Unterhaltung der Gefangenen mit den vorübergehenden Fremden zu ſehen und zu hören. Dabei paſſirte folgende tragikomiſche Scene. Ein Mann ſtürzt plötzlich in heftiger Aufregung auf den Platz, an welchem das Gefängniß liegt, und ruft mit wildem Geſchrei: La Francia ci vuole, l'albero della libertá! (Frankreich muß es thun, der Freiheitsbaum!). Er hatte kaum ausgeſprochen, als auch ſchon ein anderer über ihn herſtürzte, und ihn nach kurzem Ringen ſofort mit Hülfe einiger Sbirren ins Gefängniß ſchleppte, wo ich ihn wenige Minuten darauf durch die Gitterſtäbe, das verſammte Volk haranguiren ſah. Der Segretario della Commune (Gemeindeſchreiber), welcher dabei ſtand, ſagte mir, der Menſch ſei ein pazzo (Narr) und komme bei dieſem energieloſen Governo für ſeinen Frevel höchſtens zehn Jahre auf die Galeeren. „Glaubt ihm nicht, Signor," rief der Gefangene dazwiſchen; „der Segretario iſt ein Schurke, und wenn ich ein Pazzo bin, ſo hat er mich dazu gemacht, denn er hat mir meine Frau verführt!" Das mochte dem Segretario denn doch zu arg ſein; denn er gab Befehl, das Volk vom

Platze zu entfernen, das halb mitleidig, halb neugierig vor dem Gefängniſſe ſtand, und ſich bald auseinandertreiben ließ. Mir aber klang das: La Francia ci vuole! L'albero della libertà! hier im tiefen Gebirg, von einem Halbtollen gerufen, fort und fort in den Ohren!

So ſchmutzig Sezze iſt, ſo darf es doch im Vergleich zu dem mehr nach den Sümpfen zu gelegenen Sermoneta für eine Prachtſtadt gelten. Dies alte Sulmo der römiſchen Zeit, das im Mittelalter eigene Herzöge hatte, iſt jetzt in dem denkbar elendeſten Zuſtande öder Verfallenheit. Alle den Sümpfen zugekehrten Häuſer ſtehen leer. Die Einwohner, gelbe, blaſſe Jammergeſtalten, mit dicken Bäuchen, behaupten, ſeit den letzten Verſuchen, die Sümpfe trocken zu legen, gehe es ihnen viel ſchlechter. Nicht einmal ein Wirthshaus iſt im Orte, und es war ein Glück, daß der Cavaliere Tuzzi, an den ich ein Empfehlungsſchreiben hatte, mich gaſtlich aufnahm. Ich hätte ſonſt wirklich nicht zu bleiben gewußt. Dieſer Cavaliere iſt ein heruntergekommener Signore, deſſen Familie einſt dem deutſchen Kaiſerhauſe gedient hat, davon zum Andenken noch das öſterreichiſche Wappen über ſeinem verfallenen Palazzo prangt. Das alte freundliche graue Männchen, ein ächter Don Ranudo de Colibrados, nahm mich gaſtlich auf, räumte mir die beſten Zimmer ein, und zeigte mir ſeine Schätze von alten Waffen, Hausgeräthen und Bildern aus beſſeren Tagen ſeines Hauſes, die er jetzt gerne nach Rom hin verkaufen möchte. Dieſer Vornehmſte des Orts war einmal ſo herunter, daß er den postino (Briefträger) machen mußte. Das Ackerland iſt überaus fruchtbar, aber es finden ſich keine Arme, es zu bebauen. Auf der Höhe

liegt eine maleriſche alte Veſte und die Ausſicht über die Pontiniſchen Sümpfe auf Meer und Gebirg iſt herrlich. — In den nächſten Tagen nähere ich mich dem gefährlichſten Theile meiner Wanderung, dem verrufenen Räubernefte Sonnino, deſſen Koſtüm und Menſchenſchlag ich einmal an Ort und Stelle ſtudiren will. Dort will ich dieſen kleinen Reiſebericht fortſetzen.

Sonnino.

Es war mir doch etwas beklemmen zu Sinne, als ich mich allmälig dieſem, in ganz Italien mit Recht übel berüchtigten Orte näherte, zu dem, außer einem Fußpfade, von den Sümpfen aus nur ein einziger Weg führt, der bei dem Thurme von Morgazano hinter der Brücke über den Amaſenus die von Piperno aus ins Gebirge führende Straße verläßt. Sonnino hat den Ruhm, unter allen durchweg übelberüchtigten Ortſchaften dieſes räuberiſchen Grenzſtrichs die gefürchterſte zu ſein. Aber man kann ſich auch eine gelegenere Lage für ein Räubernest gar nicht denken. In einer engen, faſt hermetiſch verſchloſſenen Gebirgsvertiefung liegend, mit nur einem, leicht zu vertheidigenden Zugange, dicht hinter ſich auf der Gebirgshöhe die neapolitaniſche Gränze als ſtets bereite Zuflucht, iſt es ſo recht geſchaffen, ein Schlupfwinkel zu ſein für Geſellen, die ihre Bedürfniſſe aus fremden Taſchen befriedigen. Bei meinem Einzuge in Sonnino begrüßten mich achtzehn über dem Thore aufgeſtellte Schädel, die ſolchen Burſchen gehört hatten. Von dem Volke, welches den ſeltenen Gaſt neugierig umringte, befreite mich der Priore des Orts, an welchen ich von Rom aus eine gewichtige Em-

pfehlung hatte. Don Lorenzo de' Pellegrini, ein noch schöner Mann, mit langem, prachtvollem Barte, nahm mich indessen anfangs ziemlich finster und ungastlich auf. Nach und nach bin ich ihm näher gekommen. Er ist ein Sonderling, wacht und arbeitet Nachts, und schläft am Tage. Eine unglückliche Liebesleidenschaft, welche, wie es scheint, mit irgend einer Gewaltthat gegen einen Nebenbuhler endete, hat ihn vor fünfzehn Jahren aus Rom, wo er, zu den angesehensten Familien gehörend, eine glänzende Laufbahn vor sich hatte, vertrieben und in dies Felsenraubnest geführt, das er seitdem nicht mehr verlassen hat. Ein Stückchen flachen Weges hat er auf eigene Kosten dem Felsen abgewonnen. Es ist etwa zweihundert Schritte lang und der einzige horizontale Spaziergang in und um Sonnino.

Durch den Fürsten Rospoli bin ich dem maresciallo de' bersagllerl empfohlen, welcher die hier garnisonirende kleine Besatzung kommandirt und mich auf allen meinen Ausflügen, nebst einem seiner Leute, bewaffnet aber in Civilkleidern, begleitet. Der letztere ist ein Neffe des berüchtigten Räuberchefs Gasparone, und unermüdlich bestissen, mir die bedeutendsten Schauplätze der Kämpfe, Gräuel- und Heldenthaten seines Onkels, sowie die verschiedenen Schlupfwinkel und Verstecke zu zeigen, wohin er als Knabe seinem caro Zio (lieben Onkel) Lebensmittel zugetragen. „Hier an diesem Orte stieß einmal einer der Briganten, der sich bei der Beuteverttheilung zurückgesetzt glaubte, mit einem lästerlichen Fluche gegen die gebenedeite Madonna sein Gewehr auf den Felsen. Der Schuß ging los und zerschmetterte ihm das Hirn! Dort in jener Grotte mußte Zio Gasparone auf der Flucht zwei seiner verwundeten Briganten zurücklassen. Sie

erſchoſſen ſich gegenſeitig, um nicht den Verfolgern in die Hände zu fallen.“ So geht es in einem fort. Gasparone war der letzte große Brigantenhäuptling von Ruf. Er ſtreifte mit ſeinen Schaaren bis an die Thore von Rom, und nahm ſogar einſt den Kardinal Conſalvi, Pius VII. Staatsſekretär gefangen. Sonnino und alle umliegendem Gebirgsflecken ſtanden gleichſam unter ſeiner Hoheit. Ein Theil der Mitglieder von Gasparone's Schaar leben jetzt in Sonnino unter polizeilicher Aufſicht meines Begleiters mit einer Penſion von monatlich ſechs Piaſtern, welche ihnen die Regierung bewilligte, weil ſie ſich freiwillig geſtellt. Ich habe einen derſelben kennen gelernt, der jetzt ein friedlicher Ackerbürger, früher die rechte Hand Gasparone's war, und mir klagte, daß er von der elenden Penſion kaum leben könne. Von ſeiner Verwegenheit hörte ich unglaubliche Züge. Einen angeſehenen Bewohner von Sonnino, dem beide Arme gelähmt waren, lernte ich in der Umgebung des Priore kennen. Er war zur Zeit Gasparone's der Räuberei verdächtig geweſen. Die Regierung fand es für gut, als er bei einer Krankheit ins Hospital gebracht wurde, ihm durch ungeſchickte Aderläſſe beide Arme zur Fortſetzung ſeines Geſchäfts untauglich zu machen! Als ich geſtern in ſeiner Begleitung die Straßen von Sonnino durchwandelte und meine Verwunderung über die Maſſe zerſtörter Wohnhäuſer in einer Gaſſe ausſprach, ſtieß mich einer der Begleitenden an, und bedeutete mich heimlich, zu ſchweigen. Es waren nämlich die Häuſer jenes Unglücklichen. Nach der Beſiegung Gasparone's wurden auf Befehl der Regierung die Häuſer aller Räuber und aller ihrer Sippen niedergeriſſen und auf die Trümmerſtätten Salz geſtreut. Auch einen alten Schmied

habe ich kennen gelernt, bei welchem Fra Diavolo als Lehrling gedient. Er freute sich gar sehr, zu hören, daß sein Bursche sich so gut ausgebildet, und daß man auf ihn sogar „eine Oper gemacht habe.“

Das Leben dieser Menschen hat noch gar vieles Urzuständliche. So z. B. wird noch das ganze Kostüm für beide Geschlechter, das bekanntlich so pittoresk und für uns Maler geradehin unschätzbar ist, von den Weibern mit Webestuhl und Nadel vollständig selbst verfertigt. Die Straßen des Orts sind so steil und dabei so eng, daß man mit ausgestreckten Armen meist beide Häuserreihen berühret, und an ein Passiren zu Wagen gar nicht zu denken ist.

Sonnino liegt auf einem hohen Felskegel, durch einen Berg von einem langen waldigen Thale getrennt, welches auf das neutrale Stück Heerstraße zwischen der römischen und neapolitanischen Gränze, in der Mitte von Terracina und Fondi, ausmündet. Dort war noch vor nicht allzu langer Zeit der gefährlichste Punkt für alle Reisenden. Im Nu waren Menschen und Habe in jenes enge Waldthal geschleppt, und manche Schreckensthat, die dort geschehen, lebt noch im Munde der Menschen. Ich wollte mir diesen Schauplatz von Horace Vernets bekanntem Bilde selbst besehen, und wählte in Begleitung des Maresciallo den Gebirgsweg von Sonnino nach Terracina. Er ist bei weitem beschwerlicher, als jener, der durch die Pontinischen Sümpfe führt, aber dafür wurde ich auch durch die herrlichsten Aussichten von den Berghöhen, durch eine klare Anschauung vielbesprochener und wenig bekannter Oertlichkeiten und

Zuſtände, ſowie durch die daran geknüpften intereſſanten Erzählungen meines Begleiters reichlich belohnt.

Elfte.

Ich ſetze meinen Reiſebericht fort, den jene Tour über Terracina ins Neapolitaniſche unterbrochen hat. Da ich von Terracina aus zu Fuße über die Neapolitaniſche Gränze nach Fondi gegangen war, hatte man mir in dem erſteren Orte ein per Napoli a piede in den Paß geſetzt, und ich war gezwungen, um mich von dieſem Zwangspaſſe zu befreien, nach Mola di Gaeta zu wandern, wo mir der Sottintendente gnädigſt meinen Paß nach Fondi zurück viſirte. Da ich das überaus romantiſche Gränzgebirge kennen lernen wollte, miethete ich in Fondi das Maulthier eines Contrebandiere, der Zucker und Kaffee aus dem Römiſchen ins Neapolitaniſche gebracht hatte, und leer zurückging. Von Mitternacht bis Avemaria des folgenden Tages ritten wir die ſteilen Bergpfade immer der Gränze entlang, ohne etwas anderes anzutreffen, als die hölzernen Hütten der Contrebandieres und mit ihnen abwechſelnd die aufgeſtellten Gränzwachtpoſten, welche ſich aber in den meiſten Fällen mit ihren Gegnern brüderlich vertragen. Die Hitze des Tages war außerordentlich, und ich war faſt verſchmachtet in der Einöde, als ein Freund meines Führers, gleichfalls ein Contrebandiere, vor ſeiner Holzhütte ſtehend, uns erblickte, und uns mit einem herzlichen: vuol favorire! einen erfriſchenden Trunk anbot, den ich dankend annahm. Sein Kind, ein etwa ſechsjähriges, bildſchönes Mädchen, ſtand neben dem Vater. „Vuoi venire con me?“

(willst Du mit mir kommen?) redete ich die Kleine scherzend an. „Ti voglio ammazzare con tutto il cavallo“ (ermorden will ich Dich sammt Deinem Pferde), war die Antwort, die sie mir mit funkelnden Augen gab. Der Vater lachte laut auf, und fügte auf meine Verwunderung erklärend hinzu: „vi prende per un soldato di dogana“ (sie hält Euch für einen Gränzsoldaten). Als wir weiter zogen, erzählte mir mein Führer, auf welche Art er und seine Genossen sich mit den Gränzwächtern verständigen. Wenn sie mit zwanzig bis dreißig beladenen Maulthieren von Rom kommend der Gränze nahen, so wird einer von ihnen vorausgeschickt, um mit den Douaniers über den Preis zu verhandeln, welchen die Gesellschaft ihnen für friedliches Durchlassen zu bewilligen gesonnen ist. Gewöhnlich ist das Resultat eine gegenseitige Einigung. Denn die Doganesoldaten wissen, daß sie, wenn sie ihre Forderungen allzu hoch spannen, in Gefahr kommen, gar nichts zu erhalten, als höchstens Flintenkugeln und Messerstöße; denn die Contrebandieres sind gut bewaffnet und verwegene Bursche, und obenein den Soldaten an Kenntniß der Gegend überlegen, da die letzteren meistens aus dem Innern genommen werden, weil die neapolitanische Regierung sich auf die Gränzbewohner gar nicht verlassen zu können meint.

Gegen Abend kamen wir nach Isola, einem freundlichen Städtchen, wo der bekannte Fabrikbesitzer Lefevre ein Etablissement angelegt hat. Isola liegt auf einer kleinen Insel im Garigliano. Der Fluß, durch einen hohen Felsen getheilt, stürzt mit der größeren Masse von einer achtzig Fuß hohen senkrechten Felsenwand brausend und stäubend herab. Auf dem Felsen liegt eine alte Burg, noch wohl erhalten. Unterhalb der Stadt bilden

die vereinigten Flußarme wieder neue Wasserfälle. Die Gegend, mit hohen Berglinien in der Ferne, niedrigeren Hügeln in der Nähe, vortrefflich bebaut, mit kleinen Ortschaften, Gärten und Landhäusern wie besäet, ist die lieblichste und anmuthigste, die ich auf der ganzen Reise gesehen, und macht der begeisterten Liebe alle Ehre, mit welcher Ihr alter Cicero, der ja hier herum zu Hause war, seiner Heimathgegend gedenkt. Wären Sie mit mir gekommen, so hätten wir seine Geburtsstätte in Arpinum zusammen aufgesucht. So aber wanderte ich am andern Morgen weiter nach Sora, der Hauptstadt der Provinz Terra di Lavoro, etwa eine Meile von Isola entfernt. Wie die Gegend hier unendlich heiterer, freundlicher, bebauter ist, so sind auch die Menschen hier von den Bewohnern des römischen Gebirgstheils durch Fleiß und Arbeitsamkeit wie durch freundlich zuvorkommendes Wesen gegen Fremde vortheilhaft verschieden. An der Wirthstafel zu Sora, der ersten, die ich seit länger als einer Woche gesehen, fragte mich ein freundlicher Mann: wohin ich gehe? — „Nach Alvito!“ einem Bergstädtchen sieben Miglien von Sora. — „Und zu wem geht Ihr dort?“ — „In locanda“ (ins Wirthshaus), versetzte ich. — „Ma che locanda! non cen'è. (ach was, Locanda, da giebt's keine Locanda!) Wartet ein wenig, ich werde Euch einen Brief schreiben an einen meiner Verwandten!“ Und ohne auch nur einmal nach meinem Namen und Woher gefragt zu haben, ging er hinaus, und kam wenige Minuten darauf mit seinem Briefe zurück. „Adesso vada con Dio, che sara ben ricevuto!“ (Jetzt geht mit Gott, denn Ihr werdet wohl aufgehoben sein). Und in der That wurde ich in Alvito von dem Ersten des Orts mit offenen Armen empfangen,

trefflich bewirthet und mir das beste Zimmer des Hauses eingeräumt. Als ich Tags darauf mich zur Weiterreise anschickte, fand ich das Maulthier meines Wirthes gesattelt vor der Thüre, seinen Knecht gerüstet, mich zu begleiten, und mein Wirth übergab mir einen Brief an einen Freund in dem kleinen Flecken Piscinisco, der mir dort ähnliche Dienste leisten werde. Maulthier und Diener bat er mich zu behalten, bis ich zurückkomme, da mein Weg mich wieder nach Alvito zurückführte. In Piscinisco, dem Orte, der jährlich seine Pifferari nach Rom und Neapel sendet, fand ich eine gleiche Aufnahme bei dem Freunde meines Gastfreundes, einem alten Jureconsulten. Die Herzlichkeit dieser Menschen war der Art, daß ich nach mehrtägigem Aufenthalte mich wie von alten Freunden trennte, und nur schwer erlangte ich es, daß sie mich fortließen. Soll man sich aus solcher »Barbarei« wohl in unsere nordische Kultur zurücksehnen?

Letzte Tage in Rom.

Never meet, or never parted!

— — — — — —

Rom, den 18. April 1816.

Signor Luigi begleitete ſeinen Willkommenruf, mit dem er mich heute Morgen bei meiner Rückkehr von Frascati empfing, mit einem freudeſtrahlenden: oggi faremo una brava vincita! *) wodurch er mich daran erinnerte, daß wir zuſammen einige Lottonummern beſetzt haben, und daß heute der Ziehungstag ſei. Signor Luigi iſt ſonſt der ordentlichſte Menſch von der Welt, aber die Leidenſchaft des Lottoſpielens ſcheint er, wie alle Italiener, mit auf die Welt gebracht zu haben. Er glaubt feſt an „Nummernpropheten," kennt ſelbſt dergleichen, deren Vorherſagungen ſtets eingetroffen, hat aber merkwürdigerweiſe nie durch ſolche Bekanntſchaft Vortheil gehabt.

Wir fanden auf Monte Citorio ſchon Alles von Menſchen wimmelnd, welche unruhig der Entſcheidungsſtunde entgegenharrten, und ſich die Zeit mit dem Verſpeiſen von eingemachten Oliven vertrieben, die von ſchreienden Ausrufern in unglaublicher Menge verkauft wurden. Der Balkon des Palazzo di Monte

*) Heute werden wir einen tüchtigen Lottogewinn haben!

Citorio, der Wohnung des Kardinalschatzmeisters, war bereits festlich mit bunten Teppichen geschmückt, und durch eine große Leinwandmarkise gegen die Sonne geschützt. Vor dem Obelisken des Platzes zog eine starke Wache auf. Endlich erschienen die Beamten auf dem Balkon, ein Prälat im violetten Gewande, begleitet von Geistlichen, Notaren und anderm Gefolge; zuletzt der Waisenknabe im Chorrocke, empfangen von einem schmetternden Tusch der Kapitoltrompeter. Das Ganze hatte durchaus etwas Kunstreiterartiges. Der Knabe trat vor, zeigte seine fest zugeknöpften Aermel, und zog sodann unter Trompetenschall nacheinander die fünf glücklichen Nummern aus dem stark umgerüttelten Gefäße hervor. Ein Ausrufer mit herkulischen Lungen verkündete die Zahlen dem Volke. Wir hatten eine Terne mit vier Paul besetzt, der höchste Gewinn wäre also 1800 Scudi gewesen. Aber Signor Luigi hatte falsch prophezeit, mit der brava vincita war es nichts, und ich bemerkte auch nicht, daß andere glücklicher gewesen wären, als wir. Bei der Ziehung der letzten Nummer erhob sich unter den versammelten Tausenden ein so ohrenzerreißendes Zischen und Pfeifen mit unzähligen langgezogenen accidente-Flüchen auf alle möglichen Heiligen vermischt, daß man ganz betäubt davon wurde. Nur langsam zerstreuten sich die tobenden Massen, und ließen den Platz ganz bedeckt von zerrissenen Lotteschein (paghero) zurück, die sie wahrscheinlich noch in derselben Stunde durch den Ankauf neuer Hoffnungszettel ersetzten. Der uralte Riese, der Obelisk von Heliopolis mit seinen zierlich krausen ägyptischen Hieroglyphen, schaute so ruhig herab auf das wüste Schauspiel. Diese Lotteseuche, mit welcher das Pfaffenregiment von Rom, wie alle italie-

niſchen Regierungen Tag aus Tag ein die ſittliche Verderbniß des Volks unterhält, muß alle edlen Anlagen und Regungen untergraben. Ich habe Euch von dieſem Unweſen ſchon früher bei Gelegenheit des römiſchen Volkskalenders geſchrieben. Die Theilnahme am Lotto und allem, was damit zuſammenhängt, iſt in Rom unendlich größer, als diejenige, welche ich ſelbſt bei den hohen Kirchenfeſten der heiligen Woche bemerkte. Man kann aber auch nicht fünfzig Schritte gehen, ohne einer Lottobude zu begegnen, in welcher der Verkauf der Nummern betrieben wird. Alle Ereigniſſe und Vorgänge des Lebens, alle Unglücksfälle, Mord, Diebſtahl, Feuers- und Waſſersnoth, Verſtümmelungen und Beſchädigungen, die Jemand erleidet, das Wachen wie die Träume — Alles hat für die Lottoſpieler ſeine Bedeutung, wird in den Kreis der Kabbaliſtik und des Traumbuchs gezogen, und dient als Anhaltspunkt und Beförderungsmittel der Spielwuth des Volks. Im Treppenhauſe des Palaſtes von Monte Citorio ſteht eine Marmorgruppe aus dem ſechzehnten Jahrhundert, die bekannte Beſtrafung des Marſyas durch den Apoll darſtellend. Wollte man die Schändung eines edlen Menſchenſtammes durch dieſe elende Pfaffenregierung verſinnbildlichen, ſo müßte man einen Marſyas bilden, der einen Apoll ſchindet! —

Rom, den 19. April 1816.

Der vortreffliche Riepenhauſen hat ſo eben ein Bild vollendet, das die Beatrice Cenci vorſtellt, wie ſie mit ihrer Mutter im Gefängniſſe das Todesurtheil empfängt. Der Ausdruck der

„schon zwei der redenden Menschengeschlechter dahingewelkt waren," und der noch „mit den Männern des dritten"

„Saß im Rathe des Kriegs und tapfer stritt in der Zelrschlacht."

Und wenn König Ludwig von Baiern nichts weiter gethan, als daß er das Alter dieses Greises vor Entbehrung und Noth gesichert und ihm seine ketzerische Vorliebe für Strauß zu Gute gehalten, daß er den Greis freundschaftlich besucht und seine protestantisch-rationalistischen Bekenntnisse angehört, so müßte er schon darum einen Stein im Brette haben bei allen, die das wahrhaft Menschliche auch noch in seiner Verkümmerung durch die Verhältnisse anzuerkennen wissen. Mit vielem Humor erzählte uns der alte Herr von allen diesen Dingen, und wie ihm König Ludwig selbst — vielleicht ohne es zu wissen — die in Rom so hochverpönten ketzerischen Schriften von Strauß eingeschmuggelt habe. Reinhart hat nämlich in seiner Jugend Theologie studirt, und davon ist ihm die Vorliebe für diese dogmatischen Neuerungen stets wach geblieben. Er zeigte uns einen Foliobogen, auf dem er noch vor Kurzem einen lateinischen Aufsatz zu schreiben begonnen. „Ich wollte doch einmal sehen," sagte er, „ob ich's nach mehr als sechzig Jahren, daß ich kein Latein geschrieben, noch könnte. Sie verstehen's ja, und können urtheilen, ob dafür allzu viel „Grammatikalia" drin sind!" fügte er hinzu, indem er mir das Blatt hinreichte. Unter den Tausenden von lateinischen Exercitien, die ich in meinem Schulmeisterleben durchgesehen, war dies letzte gewiß das seltsamste. Meine gute Censur mochte ihm gefallen, denn er faßte großes Vertrauen zu mir, und sprach sich über Kunst und Kunstkritik mit behag-

licher Vertraulichkeit aus. Er hatte Friedrich Vischer's Beurtheilung einiger seiner Landschaften gelesen, und sprach von dem „jungen Manne“ mit großer Achtung. „Der hat großen Kunstverstand, das muß ich ihm lassen,“ sagte er. „Aber ich wollte, er hätte mir seine Bedenken über meine Staffagen hier selber gesagt, da wollte ich ihm wohl gedient und mich verantwortet haben; aber mit der Feder geht das nicht mehr in meinem Alter. Wenn er von meinen Landschaften sagt, sie seien ächt antik gefühlt, so habe ich auch mit seiner Erlaubniß das Recht, biblische Scenen oder Thaten des Herkules dazu als Staffage zu malen, denn das gehört eben auch zu einer antik gefühlten Landschaft. Und wenn ich neben zwei Liebenden, die von einander Abschied nehmen, einen Amor hinzu male, so soll er das auch nicht schelten. Denn der Amor sagt Jedermann, daß es nicht Bruder und Schwester, oder sonst gute Bekannte sind, die hier von einander gehen, sondern eben zwei Liebende, und das ist gar nicht überflüssig.“ In dieser Art redete er noch lange fort, während er uns seine Bilder, Skizzen und Radirungen zeigte. Auch an Geschichten aus seinem rüstigen Jägerleben fehlte es nicht. Dabei war die stattliche Gestalt des herkulischen Greises in der alten verblichenen Jagdjacke, mit dem weißen Haupte, der kurzen Pfeife und dem langgestreckten alten Jagdhunde, der sich wie Argos an die Knie des Odysseus, an seinen Herrn schmiegte, selbst ein prächtiges Motiv zu einem Bilde.

An den hohen staubbedeckten Wänden, auf uralten Tischen, sowie auf dem Fußboden von unnennbarer Farbe hingen, lagen und standen Bilder, Studien und Skizzen, Kartons, Zeichnungen und Radirungen in Unzahl umher. Für den Kunstkenner ent-

halten dieſe unſcheinbaren, beſtäubten Mappen und Portefeuilles Schätze, deren Metallwerth dem in Dürftigkeit lebenden Schöpfer und Beſitzer*) Reichthum geben könnte. Er erzählte uns, mit welcher Freude er die freiheitathmende junge deutſche Litteratur verfolge, ſoweit ſie ihm bruchſtückweiſe über die Alpen zukomme, wie er den Forſchergeiſt in Strauß verehre. Auch den Feuerbach hatte er geleſen. Der geniale Wiener Maler Rahl hatte ihm denſelben gebracht, wohl das einzige Exemplar, das in Rom vorhanden ſein mag. „Das iſt mir aber doch zu ſtark geweſen,“ meinte er kopfſchüttelnd, „ſo weit kann mein alter Kopf nicht mehr folgen.“ Dem Fünfundachtzigjährigen war das ſchwerlich zu verdenken. Neben ſolchen Beſchäftigungen malt der alte Meiſter noch fleißig an einem großen Bilde, „die Akropolis von Athen“ darſtellend, das ihm der König von Baiern beſtellt hat.

In den letzten Tagen habe ich einen glücklichen Menſchen kennen gelernt. Das iſt der däniſche Dichter Anderſen, der ſeit ſeiner Ankunft in Rom täglich in allen deutſchen Cirkeln ſeine Märchen vorlieſt. Der glückſelige Menſch, der dieſe kindliche

*) Als der Greis ein Jahr darauf ſtarb (8. Juni 1817) mußten die deutſchen Künſtler zuſammenlegen, um die Koſten des Begräbniſſes zu beſtreiten! Seine reichen Sammlungen wurden unter ſeine beiden Kinder vertheilt, oder zu Spottpreiſen verſchleudert. König Ludwig, der ſich ſonſt wohl dieſe Erwerbungen nicht hätte entgehen laſſen, hatte damals ſchon über der ſchönen Lola Montez ſeinen alten Freund vergeſſen. So iſt es gekommen, daß die Sammlungen der Arbeiten des Neſtors der deutſchen Kunſt elendiglich verſplittert worden ſind.

Freude an der Wirkung der Geschichtchen „von der häßlichen Ente“ auch hier in Rom zu genießen vermag! Ich glaube, es ist bloß der Kontrast meiner Stimmung zu der seinigen, welcher mich ihm hier gerecht zu werden verhindert. Daneben begleite ich einen andern lieben Ankömmling, Dr. Schwegler aus Tübingen, auf seinen ersten Gängen durch Rom, und habe dabei als Scheidender das alles mit Schmerz zum Letztenmale zu grüßen, was der Kommende mit der freudigen Aussicht auf langen, oft wiederholten Genuß betrachtet. Und doch ist dieses Begleiten des sinnvollen, kenntnißreichen Mannes eine Wohlthat; man hat dabei die Empfindung, als hinterlasse man einen werthen Besitz einem lieben Menschen, der ihn zu schätzen weiß.

Dagegen ist das Umherführen gewöhnlicher Touristen, die sich als Landsleute, oder unter Gott weiß welchen Vorwänden an uns machen, eine Sekkatur. Ich muß dabei immer an Winckelmann denken, der von den Zumuthungen touristender „Kavaliere“ mehr als andere zu leiden hatte, und über dieselben einmal an seinen Freund schrieb: „Sie kommen als Narren her und gehen als Esel weg. Dieses Geschlecht der Menschen verdient nicht, daß man sie unterrichte und lehre!“

Sch . . s historische Studien führen uns bei dem Besuche der römischen Museen besonders zu den Portraitstatuen und Büsten der römischen Kaiser. Sie haben fast alle den Charakter eines gewissen schwerfälligen Ernstes, der sich besonders in den stets geschlossenen Lippen ausspricht. Die Portraittreue scheint bei allen bewahrt worden zu sein, selbst bei solchen Darstellungen,

welche den Ausdruck der Vergötterung (divus) der meiſt ſehr ungöttlichen Beherrſcher der Erde zu zeigen beſtimmt waren. Schon Feuerbach bemerkt, daß bei vielen dieſer Statuen nur der Rumpf die ideale Bildung eines Gottes aufzeigte, während der Kopf treues Porträt blieb. Und auch wo man den letzteren idealiſirte, geſchah es nie bis zur völligen Unkenntlichkeit. Die Kunſt bewahrte bei den Römern ſtets den vorwiegend hiſtoriſchen Charakter, von dem ſie ausgegangen war. Dieſer hiſtoriſche und praktiſche, dem Idealen in der Poeſie abgewandte Sinn findet ſich nicht nur in den Skulpturwerken der Kaiſerzeit, ſoweit ſie nicht Kopien griechiſcher Werke ſind, auf den Triumphbogen und Ehrenſäulen der Kaiſer. Er war auch der leitende Grundgedanke in den Gemälden aus der Zeit der erobernden Republik. Hiſtoriſch im engſten Sinne, wie etwa die Malerei unter Napoleon, war dieſe Kunſt überhaupt mehr und mehr geworden, ſeit Alexanders Zeit ſie auf das Hiſtoriſche und Kriegeriſche gewendet. Plinius, der einzige Geſchichtſchreiber der Malerei, welchen die uns erhaltenen Reſte der antiken Litteratur aufweiſen, ſagt ausdrücklich, daß die Kunſt der Malerei bei ſeinen Landsleuten erſt in Aufnahme und Geltung kam, als der Staat ſie in ſeinen Dienſt nahm zur Verherrlichung römiſcher Großthaten. Ein Konſul aus dem Geſchlechte der Valerier war der erſte, welcher etwa dritthalbhundert Jahre vor Chriſti Geburt den von ihm über die Karthager und Hiero in Sizilien erfochtenen Sieg durch ein großes Gemälde in der Curia Hoſtilia, dem römiſchen Senatsgebäude, verherrlichen ließ. Sein Beiſpiel fand Nachfolge, und es iſt ſehr ergötzlich zu leſen, wie ein römiſcher Staatsmann und Feldherr Lucius Hoſtilius Mancinus nicht nur

seinen Sturm gegen das Kastell von Karthago und die Lage der Stadt auf große Tafeln malen und auf dem Forum ausstellen ließ, sondern auch für das schaulustige souveraine Volk der Quiriten in eigener Person den Ausleger dieser Bilder machte: eine Herablassung, die ihm nichts Geringeres, als die Stimmen der schaulustigen römischen Bürger zum Konsulat verschaffte. Das erste Verhältniß der Römer zu den Meisterwerken griechischer Malerei war übrigens kaum ein anderes, als das eines an Zauberei glaubenden Wilden zu einem Werke der Kunst. Der berüchtigte Zerstörer Korinths kann dafür als Beispiel dienen. Als er die Beute der geplünderten griechischen Städte versteigern ließ, kaufte der kunstsinnige König Attalus das Gemälde eines griechischen Meisters, das einen Bacchus darstellte, für den Preis von sechstausend Sesterzen. Kaum erfuhr dies der römische Kriegsmann, als er auf den Gedanken gerieth, daß das Bild geheime, ihm unbekannte Zauberkräfte haben müsse, und es dem griechischen Kunstfreunde trotz allen Protestirens wieder abnehmen ließ. Die Kunsteinsicht dieses Geschlechtes der erobernden römischen Republikaner alten Schlages unterschied sich noch wenig von der Kunstkritik jenes teutonischen Gesandten, der, als man ihm die Merkwürdigkeiten des Forums, und unter andern auch das dort aufgestellte kostbare Gemälde eines greisen Hirten zeigte, auf die Frage, wie hoch er dasselbe schätze? zur Antwort gab: „er möchte so einen alten Burschen nicht einmal lebendig geschenkt haben.“ Bald aber wurden die Römer selbst Kunstkenner, und die Villen der Großen und Reichen verschlangen in ihre Unzugänglichkeit tausende von Meisterwerken griechischer Kunst, so daß Agrippa, Augustus großer Freund, den Antrag stellte

konnte, von jetzt an alle Kunstwerke zum öffentlichen Eigenthum und in Tempeln und Hallen dem allgemeinen Genusse zugänglich zu machen. —

So lebe und tagebuche ich scheinbar in der gewohnten Weise fort, aber es geschieht eben nur scheinbar. Die alte Ruhe und Sicherheit schwindet mehr und mehr dahin, je näher der 29. April heranrückt, den ich mir selbst zum Tage der Hinrichtung gesetzt habe. Ich wollte, das Beil wäre schon gefallen und Alles vorbei. Daß man Rom lassen kann, nachdem man es einmal gesehen und besessen, und wie man leben mag unter der grauen Nebeldecke des Nordens, nachdem man einmal das lebenswürdige Dasein unter diesem gottbegnadigten Himmel genossen, vermag ich freilich jetzt noch nicht zu begreifen. Es wird aber wohl kommen, so gewiß wie der Tod, den ja das Leben auch nicht begreift.

Rom, den 20. April 1816.

Was in diesem Rom alles zu sehen ist, das bemerkt man erst, wenn man, wie ich jetzt, hart am Ende seines Verweilens einen Ueberschlag alles dessen macht, was man noch nicht gesehen hat. Das Verzeichniß kommt einem mehr und mehr wie eine Art von Sündenregister vor, zumal wenn man bedenkt, wie Vieles man sich in der glücklich hindämmernden Gewißheit des Besitzes hat entgehen lassen. So hat man auch wohl ruhig hingelebt an der Seite eines langentbehrten geliebten Menschen, und fühlt erst, wenn die Stunde erneuter langer Trennung

herannaht, wie wenig von alle dem, wovon Herz und Seele so voll waren, mitgetheilt und ausgesprochen worden ist.

Zu jenem Verzeichnisse gehörte auch der Besuch der Akademia di San Luca, den ich heute nachgeholt habe, um ein Paar dort befindliche Tizians und Rafaels zu sehen. Die Akademie, eine Stiftung der Brüderschaft der römischen Maler zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, giebt eine recht sprechende Erinnerung daran, wie eng damals in der Blütezeit der Kunst alle Thätigkeiten des Gewerks mit der Kunst verbunden und von ihrem Geiste durchdrungen waren. Jene Kunstbrüderschaften, welche fast in allen großen Städten Italiens seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich bildeten, umschlossen nämlich außer den Malern auch die sämmtlichen Handwerker, deren Beschäftigung in irgend einem Bezuge zu der Kunstthätigkeit der ersteren stand. Es gehörten zu denselben unter andern die Vergolder, welche für die Bilder den Goldgrund, die Heiligenscheine und sonstige Zierrathen der Gewänder besorgten, die Holzarbeiter, welche die Tafeln der Bilder, die Tischler, welche die mit Malereien zu schmückenden Brautkisten verfertigten. Auch die Sprache bezeugte diese Gemeinschaft. Rafael theilte den Ehrennamen „Meister“ mit jedem tüchtigen Handwerker, und die Stätte, wo ein Michelangelo seine Werke schuf, hieß ebenso gut bottegha (Werkstatt), wie die Arbeitsstätte seines Schreiners und Vergolders. Es ist bezeichnend für die neuere Zeit, daß Lanzi, der in seiner Geschichte der Malerei diese Dinge erzählt, in denselben die Spuren eines „rohen Zeitalters“ (rozzo secolo) findet, welches für die Vornehmheit der Kunst noch keinen Sinn gehabt und die ihr gebührenden Unterscheidungen noch nicht gemacht

habe. „Jetzt," sagt er, „nennen wir die Maler Professoren und ihre Werkstätten Studien." Eine himmlische Naivetät in dem Munde eines Kunsthistorikers, der in demselben Athem erzählt, daß jenes „rohe Zeitalter" die Leonardo da Vinci und Michel Angelo, die Rafael und Tizian emporblühen sah!

Von Rafael besitzt die gedachte Sammlung das Gemälde, den heiligen Lucas, den Schutzpatron der Maler darstellend, dem die Madonna erscheint, während er sie malt. — Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß sich in den Kirchen Roms etwa ein Dutzend Madonnenbilder befinden, welche die Sage dem heiligen Lucas zuschreibt. — Der Kopf des Evangelisten ist von außerordentlicher Schönheit, und der Ausdruck, getheilt zwischen künstlerischem Entzücken und frommverehrender Andacht, von großer Wirkung. Hinter ihm steht Rafael selbst, dem Meister bei seiner Arbeit zuschauend. Nicht weit davon hängt Tizians Kallisto. Die schönste der Nymphen im Gefolge der keuschen Diana hat die Umarmung Jupiters genossen, und trägt die Frucht der Schäferstunde des Olympiers unter ihrem Herzen. Aber die strenge Göttin des Waldes hat Verdacht geschöpft, und die Gespielinnen sind im Begriffe, denselben zur Gewißheit zu erheben. Die Scene ist in waldiger Einsamkeit. Die schattige Kühle eines südlichen Sommerabends weht über der lieblichsten Landschaft. Der klare Bach, welcher sie durchrieselt, hat die Nymphen zum Bade geleckt, und hier entdeckt sich den spähenden Blicken der Gefährtinnen das Geheimniß Kallisto's. Sie liegt am Rande der Quelle hingestreckt, zwei Nymphen halten die Arme der Widerstrebenden, eine dritte lüftet ihr das letzte Gewand, und die mädchenhaft erstaunten Augen der andern

etwas entfernter zuschauenden verrathen, was ihr Blick so eben erschaut. Auf einem Postamente steht ein Amor, der den Inhalt eines Kruges ausschüttet, eine schalkhafte Symbolik. Der naivste Gegenstand alter Mythe ist mit der wundervollsten Lieblichkeit behandelt, die Köpfe der Mädchen von jenem rosenknospenhaften Zauberreize, wie ihn Tizian allein seinen weiblichen Gestalten zu verleihen weiß. Und derselbe Tizian, der die Kunst in der Darstellung menschlicher Schönheit ganz befreite von der Satzung des Spiritualismus, er war es auch, der in der modernen Landschaft die erste Bahn brach und den Realismus zuerst in seine Rechte einsetzte.

Zwei Landschaften von Claude Lorrain und Salvator Rosa sind demnächst sehenswerth. Die Landschaften des ersteren haben alle mehr und weniger etwas Musikalisch-Idealistisches, das zu dem Realismus der neueren Landschaft in entschiedenem Gegensatze steht. Auf dem Bilde Salvator Rosa's fiel mir die Wirkung auf, welche er durch die Behandlung des Vordergrundes hervorgebracht hat. Dieser ist in einem tiefen Dunkel gehalten, aus dem fast gar kein Detail erkennbar hervortritt. Dadurch werden die gesättigten Farben des Mittelgrundes höchst wirksam zurückgetrieben. Dergleichen erlaubt sich jetzt kein neuerer Landschaftsmaler. Ein Lorbeerbaum im Vorgrunde zeigte Blätter, die der Perspektive nach in der Natur gegen zwei Fuß groß sein müßten.

Es war noch Zeit genug übrig, um einen Gang durch Rafaels Loggien zu machen. Was mich in ihnen immer von Neuem entzückt, und was diesen vielbewunderten Bilderschmuck zum ewigen Muster für die Verzierung ähnlicher Bauwerke er-

hebt, das iſt die Beſcheidenheit, mit welcher Rafael überall in dieſen Bildern den dekorativen Stil hat vorwalten laſſen. Alle dieſe bibliſchhiſtoriſchen Darſtellungen gehen nirgends aus dem arabeskenhaften Grundtone völlig heraus und werden nie ſo ſelbſtändig hiſtoriſche Bilder, daß darüber die urſprünglich dekorative Beſtimmung im Sinne der Antike und ihr leichter heiterer Charakter verloren ginge. Und welche unerſchöpfliche Fülle poetiſcher Züge bietet die Behandlung des Einzelnen dar! In der einen Abtheilung, welche die Darſtellung der Kinder Iſrael auf ihrem Zuge durch die Wüſte zeigt, erblickt man in einer der architektoniſchen viereckten Oeffnungen einen Kranichzug am blauen Himmel ſchweben, und unwillkürlich ergreift uns bei dieſem Anblicke das Gefühl des „nach der Heimath Strebens,“ das der alten Sage zum Grunde liegt.

Selbſt das widerwärtigſte aller bibliſchen Sujets, die vielgemalte Scene zwiſchen Joſeph und Potiphar hat hier unter Rafaels Hand eine Milderung ihrer abſtoßenden Häßlichkeit erfahren. Rafaels Genius iſt keuſch geblieben, ſelbſt wo ihn der Geſchmack und Glaube der Zeit nöthigte, die Unkeuſchheit zu malen, und er hat wenigſtens das „Antipathiſche,“ welches in jener Scene liegt, möglichſt gemildert. Das ſchöne Weib ſitzt ohne jene widerwärtige, weil durch ungetheilte Leidenſchaft herbeigeführte Entblößung auf ihrem Ruhelager. Sie iſt ganz bekleidet, wie auch Joſeph. Ebenſo zerrt und reißt ſie auch nicht, wie dies faſt in allen ähnlichen Darſtellungen der Fall iſt, mit der Leidenſchaft einer wolluſtentbrannten Mänade an dem Gewande, ſondern faßt nur leiſe mit der rechten Hand den Mantel

des Zurückgewendeten, deſſen Sprödigkeit einem ordentlich Leid thun kann für das liebenswürdige Geſchöpf.

Den neueren Malern ſind dieſe Loggien eine unerſchöpfliche Fundgrube, und wer ein gutes Gedächtniß hat, kann auf den berühmten Bildern neuerer Kunſt gar manchen alten Bekannten aus „Rafaels Bibel“ entdecken.

Spät Abends noch einen Gang durch die Straßen über Monte Cavallo nach dem Kapitol im hellen Mondenſcheine. Seit die Nächte milder werden, hört man überall die Ständchen ertönen. In der Nähe des Trajansforums klang ein Lied zur Mandoline durch die Nacht, deſſen Anfangsworte lauteten:

Nasce di vago Aprile
La vaga rosa.
Rosa non vidi mai
Senza la spina!

Rom, den 23. April 1816.

Heute habe ich den Kontrakt mit dem Vetturin abgeschlossen, der mich nach Perugia führen soll. Wenn diese Zeilen in Deine Hand gelangen, habe ich den Todesschmerz des Abschieds von Rom überwunden.

Jeder Mensch, der ein vollbewußtes Dasein lebt, erreicht in demselben einen Moment, wo er auf dem Höhepunkte seiner Existenz angelangt, mit leisem Schaudern empfindet, daß von jetzt an jeder weitere Schritt niederwärts gen Abend führt. Und in dem Augenblicke, wo er sich dessen bewußt wird, zahlt er zugleich in dem zuckenden Schmerze der kreatürlichen Endlichkeit, die vergebens sich nach Dauer des Flüchtigen sehnt, den theuren Preis solchem Glücksgeschicke.

In diese Worte möchte ich etwa die Stimmung zusammenfassen, welche mich bei dem Gedanken an die täglich näher rückende Trennungsstunde beschleicht. Dein männlich fester Sinn wird in diesem Bekenntnisse keine tadelnswerthe Seelenschwäche finden. Ist doch auf einem der letzten Blätter von Goethe's Italienischen Reisebekenntnissen das ungeheuere Wort zu lesen, daß „in jeder großen Trennung ein Keim von Wahnsinn liege."

Freilich will ich auch die hinzugefügte Warnung beherzigend mich hüten, „ihn zu pflegen und auszubrüten.“ Aber der gegenwärtige Augenblick verlangt sein Recht, und warum sollte ich es ihm nicht gewähren und meinem Schmerze über die ewige Trennung von dem Inbegriffe meines Glücks die Worte des Dichters leihen, jene tieftührende Klage:

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheimgegeben,
Wird für keinen Dienst der Erde taugen,
Und doch wird er vor dem Tode beben,
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen.

Du hast mich, geliebter Freund, auf meiner ganzen Wanderung durch das gelobte Land der Schönheit begleitet. Deiner Theilnahme an meinen Briefen und Tagebüchern wird es nicht entgangen sein, daß sich diese Aufzeichnungen in der letzten Zeit mehr und mehr ins Enge gezogen haben. Auf der einen Seite war es vielleicht gerade das tiefere Eindringen in den Gehalt der Dinge um mich her, das jenes lähmende Gefühl der Unzulänglichkeit hervorrief, dessen Abwesenheit der ersten frischen Betrachtung bei dem Versuche, ihre Beobachtungen zu fixiren, so sehr zu Statten kommt. Dann aber war es auch die Angesichts der nahen Trennung überhand nehmende Neigung, sich dem unmittelbaren Genusse, dem vollen Strome des gegenwärtigen Lebens frei und ungehindert durch reflektirendes Vor- und Rückwärtsblicken zu überlassen, welche mir die Lust nahm, den Genuß und Ertrag jeden Tages abrundend zum Bilde zu gestalten. Schon lange trage ich die Idee eines Werkes in der Seele, das an die vorhandene Wirklichkeit in Rom anknüpfend eine

Darſtellung der geſammten Kunſtentwickelung alter und neuer Zeit gäbe. Ich kann nicht wiſſen, ob und wie weit meine Kräfte ausreichen würden, dieſen Gedanken zu verwirklichen. Aber der Schmerz darüber, daß mir die Möglichkeit des Verſuches nicht geſtattet iſt, gehört nicht zu den geringſten Schmerzen, die ich bei der Trennung von einer Welt empfinde, in welcher ich zum erſtenmale das Glück des Heimiſchſeins genoſſen. — —

Von heute an kehrt mir kein Tag der Woche in Rom wieder! Das mag eine ſehr kindiſche Betrachtung für andere ſcheinen. Für mich liegt etwas Schauriges darin. Ich habe kaum noch den Muth, dieſe letzten Tage auszunutzen, ſo unendlich Vieles mir auch noch übrig bleibt. In Rom muß man Zeit haben, um ſich dem Großen der Dinge gegenüber ins Gleichmaß ruhiger Betrachtung zu ſetzen. Das time is money des Briten gilt hier auch noch in einem andern als dem gewöhnlichen Sinne. So lange man ſich nicht genöthigt ſieht, das Kapital ſeiner hieſigen Lebenszeit nachrechnend zu überſchlagen, ſo lange erſcheint man ſich ein Kröſus, der zur Noth die ganze Welt auskaufen könnte. Aber von dem Augenblicke an, wo ich plötzlich — denn das Scheiden kommt immer plötzlich wie das Alter und der Tod — das Ende meiner römiſchen Tage ganz nahe vor mir ſehe, erſcheine ich mir in Rom nicht viel anders als ein Bettler, ein armer Vagabunde, der mit wenigen, kaum zu einer Brotrinde ausreichenden Pfennigen in der Taſche ſcheu und verlegen in einem orientaliſchen Prachtbazar umherſchleicht, wo alle Herrlichkeiten der Welt zu haben ſind. Die ſchwere gediegene Dauer, welche uns in Rom überall em-

gegentritt, ſchnellt mich wie eine Flaumfeder in die Luft, und giebt ein Gefühl ſchwermüthigen Mißbehagens, ein sibi ipsi displicere, wie es der Liebenswürdigſte der alten Römer nennt, wovon keinem, der es nicht in ähnlicher Lage an ſich ſelbſt erlebte, eine Vorſtellung zu geben iſt. In der ruhigen Sicherheit des Beſitzes, in dem Behagen ſüßer Gewohnheit, betrachtete man bisher ſein Ich als einen weſentlichen Beſtandtheil dieſer Welt um uns her, und erfährt nun, daß man wie ein Tropfen, den ein ſtreifender Waſſervogel haſchend aufſchlürft, ſpurlos aus dieſem Ozean verſchwinden wird.

Rom, den 24. April 1846.

Die Zeit geht hin mit Abſchiedsbeſuchen, weniger von Menſchen, als von Dingen und Orten, den ſtummen Zeugen meiner Glückſeligkeit.

Einer der ſchönſten Punkte von ganz Rom iſt die ſüdweſtlich dem Aventin gegenüber liegende Höhe, wo die Kirche Santa Balbina mit dem verfallenen Kloſter ſteht. In der Vigna des letzteren, die mit altem Mauerwerk eingefriedigt iſt, erhebt ſich ein Thurm, von deſſen Höhe man gleichzeitig die ganze Ruinenwelt des alten, und das Meer von Paläſten, Kirchen und Häuſern des neuen Roms überſieht. Tief unten zur Rechten ſtarren die braunrothen Trümmer der gewaltigen Caracallathermen empor, gerade vor uns das Koloſſeum, zur Linken in der Ferne die Kuppel von Sankt Peter. Lorbeer und Myrtengebüſch umſchatten ein freies Plätzchen an einem weinumrankten Brunnen der Vigna. Altes Marmorgetrümmer dient zum Ruheſitze. Nur

alteingewohnte Künstler kennen diesen Platz und die Schönheit seiner Aussicht, Fremde verirren sich selten in diese Einsamkeit, welche kein Touristenwahrzeichen in den Handbüchern bemerkbar macht.

Es war ein herrlicher Frühlingsvormittag, an dem wir die Höhe von Santa Balbina zum letztenmale besuchten. Auf den blüthenrothen Mandelbäumen der Kloſtervigne ſangen die Frühlingsvögel. In der warmdurchſonnten blauen Luft zitterte ſchon das ungeduldige Regen des jungen Sommerkindes, das aus ſeinem Knospentraume im Schooße des Frühlings ſich hervorſehnte. Dieſe alles durchdringende Werbeluſt der ewigen Natur auf und über den Trümmern tauſendjähriger Vergangenheit erfüllt die Seele mit Sehnſucht nach der gleichen Ewigkeit ſtets erneuten Werdens für das letzte Produkt derſelben Natur, für das Geſchlecht der armen »kurzlebenden Menſchen.« Machte es die Abſchiedsſtimmung, die über alle Schönheit ihren dunkeln Schleier breitete — daß ich ſie gerade heute mein Inneres durchbeben fühlte — die uraltewige Klage über das karggemeſſene Daſein der Sterblichen, welche ſchon in den hellen Frühlingstagen Homeriſcher Menſchheit ihre trüben Mollakkorde vernehmen läßt.

Leidenvolleres iſt von allen geſchaffenen Weſen
Keins, als der Menſch, ſo viele auf Erden leben und athmen!

läßt Homer den Vater der Götter und Menſchen ſelbſt ausrufen, und ein helleniſcher Dichter war es, der jenem Schmerze über die menſchliche Endlichkeit Worte gab in der erſchütternden Klage:

Nicht geboren zu ſein und nimmer des Helios Strahlen
Anzuſchauen, dies Loos, acht' ich das beſte Dir, Menſch;
Doch geboren zum Licht, — in blühender Jugend zum Hades
Niederzugehn und zu ruhn unter dem Hügel von Staub.

Die ganze Wucht des Trennungswehs laſtete ſich mir auf die Seele bei dieſen Gedanken, gegen die es keinen Troſt giebt, als einen Glauben, den ich nicht zu theilen vermag. Dieſen Zuſtand hat Goethe ausgedrückt in jenem herben Spruche:

Der Troſt iſt ein abſurdes Wort,
Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben!

Letzter Abend in Rom.

Was wir verſteh'n, es wird uns Beſitz! Ich hab' es empfunden,
Als mit dem letzteſten Blick von des Janikulus Höh'n —
Wo fünfſtromig hervor aus der Pracht der marmornen Bogen
Stürzet der Paola Fluth nieder ins Becken mit Macht —
Scheidend mein ſchwimmendes Auge die ewige Roma beſchaute,
Während mit flammendem Kuß ſinkend ſie Helios umfing.
Tauſende ſtanden hier ſchon, vor mir, der ſcheidenden Waller,
Tauſende werden nach mir ſcheidender Pilger noch ſteh'n.
Aber mir war's, als fühlt' ich allein die Schmerzen des Todes,
Welche der Abſchied von Rom jenen wie dieſen erpreßt.
Denn dies Alles, was jetzt mein Blick im letzten Umfaſſen
Grüßte, war — ach, es war! — Monden wie viele ſchon mein!
Einen Schmerz, ſo ſagt man, den höchſten giebt's: nur ein König
Fühlt ihn, muß er hinab ſteigen vom Throne der Macht.
König fühlt' ich in Dir mich, mein Rom! des Janikulus Stufen
Niederſteigend empfand ich dem entthronten mich gleich.

Rom, den 28. April 1846.

Rückreise

von Rom nach Venedig.

— Nessun maggior dolore,
Che ricordarsi dell' tempo felice
Nella miseria. —

Dante.

Civita Castellana, den 29. April 1816. Abends.

— Früh Morgens mit Sonnenaufgang kamen noch einige Freunde, um Abschied zu nehmen. Unser braver Signor Santini brachte uns den letzten Frühtrunk mit Thränen im Auge. Signora Lucia weinte in ihrer Kammer, und ließ sich nicht mehr sehen. Um nicht in unbekannter Gesellschaft Rom zu verlassen, hatte ich einen eigenen Wagen bis la Storta bestellt, wohin mich F. K. begleiten wollte. Der treue Freund Hettner, der mit bis Florenz das Geleite zu geben beschlossen hatte, übernahm es, mit dem Vetturin nachzukommen.

Auf dem spanischen Plazze funkelten die Wasserstrahlen der Navicella im Morgensonnenschein. Noch ein letzter Blick auf die Wunderpracht der Scalinata und die schimmernde Kirche von Trinita dei Monti, und dann hinunter die lange Straße Babuino, wo mir so mancher Freund wohnte, über die Piazza del Popolo, vorbei an den wasserspeienden Löwen des Obelisken, durch die Porta del Popolo über die Tiberbrücke.

Es war geschehen! Ich hatte Rom verlassen! —

An der Osterie jenseits der Brücke stand die freundliche Wirthin vor der Thüre. Ihr buon viaggio, dem sie kein

a rivederci! beifügte, das man doch ſonſt immer in Italien dem Scheidenden zuruft, ſchnitt mir durch's Herz.

Zwei Stunden von Rom bei dem ſogenannten Grabmal des Nero, wo die Höhen der Campagna den letzten Blick auf Rom gewähren, ließen wir den Wagen halten, und erwarteten auf- und abwandelnd den Vetturin. Endlich läutete das Viergeſpann mit dem ſchwerbepackten Wagen heran, und das letzte Lebewohl ward geſprochen! — —

Die Campagna bot überall die lieblichſten Landſchaftsbilder. Ein alter Thurm, an dem vorbei eine Schaafheerde niederwärts zog, erſchien wie ein Pouſſinſcher Vordergrund. Ueberall an den Felſenhügeln, in den Schluchten blühte goldgelb der hohe Ginſter, dazwiſchen weideten an den Hängen ſchneeweiße, ſeidenglänzende Ziegen. Campagnareiter zogen an uns vorüber, Schäfer, ihren Heerden voranwandelnd, den Leithammel am Seile hinter ſich. In der Ferne die morgenduftigen Berge das Ganze einrahmend. Es liegt eine tröſtende Kraft in der Schönheit, die es möglich macht, ſie auch da noch zu empfinden, wo das zweiſchneidige Schwert der Trennungspein die Seele durchſchnitten hat.

Bei Baccano begegneten wir einem Transport von Gefangenen, die auf Karren des Wegs nach den Gefängniſſen von Civita Caſtellana und Spoleto zogen. Es waren meiſt Verurtheilte aus dem letzten Aufſtande in der Romagna, welche jene ſchaudervollen Kerker beziehen ſollten, von denen ein mit uns reiſender Advokat aus Spoleto eine entſetzenerregende Beſchreibung machte. Ueberall in den zuſchauenden Gruppen ſprach ſich das Volksgefühl gegen den finſtern Draconismus aus, mit welchem

allein dieſes Pfaffenregiment das überhandnehmende Elend zu bekämpfen weiß.

Durch ſchöne Eichenwaldungen nach Nepi, das mit ſeinen alten Feſtungswerken und Waſſerleitungen einen impoſanten Anblick gewährt. Die Tuffmaſſen des Bodens ſind hier überall durch Erdbeben auseinander geklüftet. Bäche rauſchen in den tiefen Spalten zwiſchen ſenkrechten Felſenwänden, bis ſie bei Civita Caſtellana ſich in einem großen Thalbette vereinigen, in deſſen Mitte ſich auf einem ſteilen Felſen die Stadt erhebt. Ich ging ſogleich zur Poſt, um mich nach dem Abgange des Briefkouriers zu erkundigen, dem ich einige nothwendige Zeilen nach Rom mitzugeben gedachte. Der Kourier war leider ſchon zur Weiterreiſe gerüſtet. „Schreibt nur gleich!“ ſagte der Poſtbeamte, indem er, meine Beſtürzung bemerkend, mir freundlich Schreibgeräth und Sitz anbot. „Es wird ſich wohl die Zeit wieder einbringen laſſen, die Ihr nöthig habt, per dire un ultimo Addio agli amici di Roma!“ Er war ſelbſt ein Römer, und dieſer Zug menſchlichfreundlicher Theilnahme hatte für mich etwas ungemein Wohlthuendes.

Dann machten wir im ſchönſten Abendſonnenſchein einen Spaziergang durch die Stadt, in welcher ſich das behagliche Straßenleben der kleinen italieniſchen Städte in ſeiner ganzen ausruhenden Heiterkeit entfaltete, und über die prachtvolle Brücke, welche über den tiefen gründewachſenen Abgrund hin auf thurmhohen Pfeilern die Stadt mit dem gegenüberliegenden Ufer verbindet. Das muß man ihnen laſſen, den Titel Pontifices maximi*)

*) Zu deutſch: oberſte Brückenbauer.

verdienen diese Päpste wirklich. Alle Brücken im päpstlichen Staate über Ströme und Felsenklüfte sind vortrefflich, und ebenein zahlt man nirgends einen Weg- und Brückenzoll. Dafür lassen sie sich aber freilich ihre Hauptbrücke, die vom Diesseits in das Jenseits führt, desto besser bezahlen, und das Chaussee- und Brückengeld zum Himmel fängt nachgerade an, der Menschheit eine erdrückende Last zu werden.

Von der Heerstraße zogen Säumer und Eseltreiber der Brücke zu, hinter ihnen singende Mädchen, von der Feldarbeit heimkehrend, reihenweise Arm in Arm gefaßt. Von ihrem Gesange, der die heitere Melodie eines bekannten Volksliedes hatte, verstand ich nur den Refrain:

La gioia del mondo
É il Signor Gesù!

Ich war eben beschäftigt, das halb weltliche, halb geistliche Lied nach der Angabe eines bildschönen Kindes in meine Schreibtafel zu bemerken, als ein Schauspiel anderer Art meine Blicke auf sich zog. Unten in der Tiefe der von Gebüsch und Baumwuchs bedeckten Schlucht, hart am Fuße des Felsens auf dem der ungeheuere Pulverthurm mit dem Blitzableiter hervorragte, schlug plötzlich eine flammende Lohe empor. Prasselnd und knatternd züngelte die riesige Flammenschlange über Busch- und Baumwerk hinauf und schwang sich über die zerbrochene Wallmauer hinan zu dem Pulverthurme. Starr vor Schrecken glaubten wir jeden Augenblick Geschrei und Feuerlärm zu vernehmen. Aber es blieb Alles ruhig in der Stadt, und die über die Brücke ziehenden Menschen standen kaum einen Augenblick

ſtill, um einen Blick auf die Feuermaſſen zu werfen, die immer ſtärker und gefährlicher ſich erhoben. Wir erfuhren, daß in der Nähe jenes Thurmes ſich ein Immondezzajo befinde, in welchen man wahrſcheinlich brennende Aſche hinabgeſchüttet habe. „Iſt denn aber ſonſt ſchon Feuer dadurch ausgebrochen?“ „No Signor, mai!“ und damit zog der Mann ruhig über die Brücke in die Stadt. Sie fühlen ſich eben ſicher in ihren Steinbauten ohne Holz, und die zehn Fuß dicken Mauern des Thurms ſpotten des entfeſſelten Elements. Wozu da ſich unnütz in Thätigkeit ſetzen!

Im Café trafen wir ein junges Paar, den Herzog Strozzi, der ſeine Neuvermählte, eine ſchöne, achtzehnjährige Principeſſa, aus Rom nach Florenz führt. Die Cameriſta der jungen Herzogin ſaß mit beiden an demſelben Tiſchchen vor ihrer Limonata, und ward ganz unbefangen als zur Geſellſchaft gehörig behandelt.

Spoleto, den 1. Mai 1816.

Frühmorgens über Borghetto und Narni nach Terni. Der Weg wird immer romantiſcher. Die ſchroffen Felswände zwiſchen denen die hellgrüne Nera rauſcht und ſchäumt, ſind überall mit den ſchönſten Steineichen bewachſen. Narni, auf einem ſchroff in das Thal abſtürzenden Felſen gelegen, ein altergebräuntes Kaſtell auf ſeiner Höhe, empfing uns mit einem eigenthümlichen Eindrucke. Vor einem Muttergottesbilde, auf einem kleinen Platze hart an der Heerſtraße, ſtand auf einer Bahre eine offene Brettertruhe. In derſelben lag ein todter Menſch, den man in der Nähe des Orts erſchlagen gefunden hatte. Auf

ſeiner Bruſt ſtand ein metallenes Becken, und ein Zettel neben demſelben ſprach die Wanderer an um milde Gaben zur Beſtreitung von Seelenmeſſen für den Ermordeten. So macht das induſtriöſe Volk der Pfaffen jeden Unglücksfall zum Erwerbsmittel! Wer länger in Italien lebt, ſieht mehr und mehr ein, daß die Exiſtenz der geiſtlichen Herrſchaft auf dem Bettel als einer heiligen Sache beruht.

In Terni machten wir Mittagsraſt in der Poſt, deren Meiſter das Privilegium vom römiſchen Governo erkauft hat, Fuhrwerk und Pferde für die Reiſenden zu liefern, welche den berühmten Waſſerfall beſuchen wollen. Kein Landmann darf deshalb mit ſeinem Eſel oder Maulthier zu ſolchem Zwecke näher als eine Miglie an die Stadt kommen. Die Preiſe des privilegirten Poſtmeiſters waren aber ſo ausſchweifend und auf engliſche Milordi berechnet, daß wir es trotz der Sonnenhitze vorzogen, die Wanderung zu Fuße anzutreten. In einem anmuthigen Gehölze, etwa eine halbe Stunde von der Stadt trafen wir aber ſchon auf ein Rudel junger Burſche und Mädchen der Umgegend, welche mit ihren geſattelten Eſeln auf Fremde warteten. Der Weg zum Falle iſt wundervoll, zum Theil durch wohlunterhaltene Orangengärten immer die Nera aufwärts, deren grünliches Gewäſſer an die Farbe des Rheins erinnert.

Der weltberühmte Waſſerfall von Terni wird durch den Velino gebildet, der, aus den Abruzzen kommend, ſich fünf Miglien von Terni in einer Höhe von dreizehnhundert Fuß über die ſchroffen Felſen in die Nera hinabſtürzt, und dann mit ihr vereint der Tiber zuſtrömt. Dieſer ſchönſte aller Europäiſchen Waſſerfälle iſt eines Römers Werk. Marcus Curius Dentatus,

der Beſieger Samniums, jener ächte Republikaner, der auf ſeiner Hufe im Sabinerlande Rüben in der Aſche für ſich zum Mittagsmahle bratend, das Gold der ſamnitiſchen Geſandten abwies, ward der Wohlthäter der ganzen Gegend durch dieſes Wunderwerk. Der Velinus, welcher noch heute die Eigenſchaft hat, Kalkſinter abzuſetzen, und alles, worüber er fließt, mit einer Kruſte zu überziehen, hatte nach und nach das natürliche Felſenwehr, über das ſein Gewäſſer in die Nera ſtürzte, dermaßen erhöht, daß ſich die Waſſer ſtauten und bald einen See bildeten, der, immer mehr anwachſend, dem fruchtbaren oberen Thale Verderben drohte. Der Römer brach eine Miglie lang einen breiten und tiefen Kanal durch den Kalkfelſen bis an den Rand des Thales, in deſſen Tiefe die Nera fließt, und bildete ſo einen neuen mächtigeren Waſſerſturz, der bald das obere Thal von dem See befreite. Ueber den Kanal ſchlug er eine Brücke etruskiſcher Bauart, ohne Kalk und Mörtel, in einem einzigen Bogen von Quadern, von denen Niebuhr ſtaunend erzählt, daß noch heute kein einziger auch nur um eines Meſſerrückens Breite aus ſeinen Fugen gewichen ſei, obſchon ſeit mehr als tauſend Jahren eine Erdſchuttlaſt auf ſie drückt.

Neben dem Hauptfalle ſtürzen zur Rechten noch zwei ſchmale und links ein etwas breiterer Waſſerſtreifen herab. Der Waſſerdunſt ſtäubt tauſend Fuß hoch gen Himmel. An der Stelle, von welcher ſich das Schauſpiel am beſten ausnimmt, hat auf einem buſchigen Felsvorſprunge ein Bettler eine Art von Laube aus Stangenwerk errichtet, wofür er den Beſuchern einen Tribut abfordert. Der arme Schelm wieß uns ſchriftlich nach,

daß er für dieſe Erlaubniß, hier zu betteln, jährlich ſechs Scudi Pachtzins an das Governo zu zahlen habe.

Unſere Führerin Annetta, die Padrona unſerer Eſel, gab in Wuchs und Bildung einen Beweis der Schönheit des hieſigen Menſchenſchlags. Allein obſchon ſie die zwanzig nur eben erſt überſchritten hatte, war doch ihre Schönheit ſchon durch Arbeit und Anſtrengung verkümmert. Auf dem Rückwege über Palings, ein kleines Dorf am Abhange des Berges Sant Angelo, ſahen wir ihre vierzehnjährige Schweſter Carmela, die auf einem Felsblock ſtehend, den Arm um den Nacken einer Geſpielin geſchlungen, unſere Ankunft erwartete. Wir waren erſtaunt über die Schönheit des Mädchens, die trotz ihrer ärmlichen Kleidung wie eine Königstochter ausſchaute. „Sposata?“ fragte ich die ältere Schweſter. „No Signor, siamo troppo povere!“ Darauf folgten denn aber Klagen über die Wildheit und Roheit der Männer, und die unter ihnen herrſchende Trunkſucht. „Ihr fürchtet wohl die Männer,“ ſagte mein Begleiter, „und wollt deshalb nicht heirathen, weil ihr ſchlechte Behandlung beſorgt.“ „Ich einen Mann fürchten?“ rief ſie, und ihre braunen Augen funkelten wie die einer wilden Katze. „Se mi bastonarebbe, io li darei una brava coltellata, e l' ammazzarei!“ *)

Die ganze Unterhaltung mit dem Mädchen und den Leuten ihrer Familie beſtätigte von Neuem eine alte Erfahrung. Sie kennen das Elend ihrer Zuſtände und ihre ſchlechte Regierung

*) Wenn mich einer ſchläge, würde ich ihm einen tüchtigen Meſſerſtoß geben und ihm den Garaus machen.

faſt alle — „wer Geld hat, kann thun, was er will (chi paga li danari, puo far quel che vuole)“ iſt dafür der Ausdruck; — aber man hat ſie gewöhnt, es wie eine Naturnothwendigkeit hinzunehmen, die nicht zu ändern iſt. Es fehlt den Armen durchaus die Einſicht in die Grundurſachen ihrer Sklaverei und allen Uebels. Der Ausruf mondo! (Weltlauf!) iſt all' ihre Erklärung. Und das iſt ganz chriſtlich, denn ihre Pfaffen lehren ſie täglich, daß die Welt eben des Teufels iſt. Es iſt auch in dieſem Theile des Landes ein natürlich tüchtiger Menſchenſchlag, aber verwildert durch Armuth, Elend und Fetiſchchriſtenthum.

Terni, die Vaterſtadt des Tacitus, iſt reinlicher und beſſer gebaut, als die meiſten kleinen Städte des Kirchenſtaats. Franzöſiſche Unternehmer haben Eiſenfabriken hier angelegt, und Handel und Wandel zeigen ſich in Boutiken und Läden regſamer, als gewöhnlich. Faſt überall, wo ſich größere Fabrikanlagen in Mittel- und Unteritalien finden, ſind Fremde die Unternehmer, welche gegen ſchwere Abgaben an die Regierung ihrerſeits das Land ausbeuten. In dem größten, mit ſehr artigen Wandmalereien geſchmückten Café der Stadt, das wir um die vierte Nachmittagsſtunde bereits von Beſuchern gefüllt fanden, herrſchte reges und lautes Leben. Dies Volk hat noch ganz die alte Neigung und Befähigung für öffentliches Leben im antiken Sinne, für mündliche Behandlung ſeiner Angelegenheiten, für peripatetiſches Lernen und Philoſophiren. Es fehlt ihm eben nur noch der dieſen Anlagen gemäße Inhalt.

Von Terni nach Spoleto rauhere, aber höchſt romantiſche Gebirgsgegend. Der Weg ſchlingt ſich langſam aufwärts durch das enge Thal der hohen Felsgebirge, die wie Zähne einer Säge

ſich von beiden Seiten aneinander ſchieben. Für die letzten zwei Stunden bedurfte unſer Vetturin der Hülfe eines Ochſenvorſpanns, um das Gefährte die Höhe hinauf zu ſchleppen, auf deren Rücken Spoleto liegt, wo wir zu übernachten und den folgenden Tag zuzubringen beſchloſſen hatten. —

Die Stadt zieht ſich ſteil bergaufwärts, mit engen, aber ſehr reinlichen Gaſſen, die vortrefflich gepflaſtert ſind. In der Mitte derſelben meiſt ein fußbreiter Steg von gebrannten Ziegeln. Alle Handwerker arbeiten draußen, um die Luft und das ſchmale Streifchen Himmel über den engen Häuſerſpalten zu genießen. Auf keinem der Arbeitstiſche fehlten Sträuße von Roſen in kleinen Gläſern oder Rohrbüchſen. Von der Höhe der Stadt hat man eine entzückende Ausſicht auf Gebirg und Thal nach Foligno zu und auf die untere Stadt. Der Weg zum Dome hinauf führte uns durch die Porta d'Annibale. Das iſt ein hoher Rundbogenbau von grauſchwarzen Quadern aus älteſter römiſcher Zeit. Die lateiniſche Inſchrift beſagt, daß Hannibal's glücklich abgeſchlagener Sturm auf die Stadt dem Thore ſeinen Namen gegeben habe *).

Der Dom mit prachtvoller Façade im reinſten Bauſtil, von einem mildfarbigen, weißgelblichen Marmor. Von den beiden Thürmen iſt nur der linke vollendet. Ueber der Mittelroſe der Façade ein herrliches Moſaik, Chriſtus mit Maria und Jacobus zur Seite. Thurm und Façade ſind vor etwa

*) Hannibal, caesis ad Trasimenum Romanis, urbem Romam infenso agmine petens, Spoleto magna suorum clade repulsus, insigni fuga portae nomen fecit.

sechs Wochen durch einen Blitzschlag schwer beschädigt. Der Blitz fuhr, wie uns der begleitende Pater erzählte, am Thurme herab, umlief die ganze rechte Seite des Doms, drehte eine der Säulen im Klosterhofe um, indem er sie zugleich mitten von einander spaltete. Große Quadern der Façade und des Thurms wurden weithin abwärts in die umliegenden Gärten geschleudert. Der Pater zeigte uns einen solchen Marmorblock, der vor dreißig Jahren laut einer Inschrift durch einen Blitz auf denselben Fleck des Gartens geschleudert worden war, wo man ihn jetzt bei der Wiederholung desselben Unglücksfalles aufgefunden hatte. Der angerichtete Schaden wird auf siebentausend Scudi geschätzt.

Im Chore des Doms, dessen Inneres leider ganz modernisirt ist, sahen wir Fra Filippo Lippi's berühmte Fresken, darstellend die Verkündigung Mariä, die Anbetung des Jesuskindes in der Krippe, und in der Mitte beider den Tod der Maria. Oben über dem Ganzen die Krönung der Madonna durch Gott Vater, der eine dreifach gezipfelte Papstmütze trägt.

Bei allen drei untern Bildern bemerkte ich einen schönen, weiten, landschaftlichen Hintergrund. Dies ist von Wichtigkeit bei einem Werke aus der Zeit der ersten Florentiner Anfänge, lange vor Zingaro, auf den Franz Kugler die erste, durch deutschen Einfluß vermittelte Anwendung bedeutender landschaftlicher Hintergründe zurückführt. Fra Filippo war ein lebensfrischer Mensch, der die Natur und Schönheit liebte, und seine Geliebte aus dem Kloster entführte, ehe er selbst in seinem Alter hinein ging. Sein Leben war eine Kette wunderbarer Abenteuer, unter denen selbst ein Aufenthalt in Tunis nicht fehlt, wohin ihn Seeräuber geschleppt hatten, denen er bei einer Lustfahrt auf

dem Meere in die Hände gefallen war. In einer Seitenkapelle des Doms, dicht am Chor, liegt er begraben. Ueber dem Monumente zeigt sein steinernes Brustbild in der Dominikanerkutte ein würdig freies, schönes und kluges Gesicht, nicht ohne jenen leisen Zug von Schalkheit, wie man ihn noch heute in den Gesichtern vieler gebildeten italienischen Geistlichen findet. In dem Gemälde der Verkündigung ist das Antlitz der Madonna von zauberischer Anmuth und Lieblichkeit. Sie sitzt in der offenen Halle eines Hauses von schöner Architektur, und schlägt mit dem Ausdrucke freudiger Ueberraschung die Hände zusammen bei der wunderbaren Nachricht des himmlischen Boten, der draussen vor der Halle seitwärts kniet. Ueber ihm schwebt in Wolken Gott Vater, der ihm die Worte der Verkündigung zu soufliren scheint. Auf eine Uebermalung des Bildes scheint mir die leichte und freie Gewandung hinzudeuten, die ohne scharfe Brüche und Ecken niederfließt.

Die alten römischen Poeten feiern den Spoletinerwein als eins der edelsten Gewächse Italiens. Wir fanden alles, was hier den Namen vino del paese führt, diesem alten Ruhme sehr wenig entsprechend. Namentlich ist der gekochte Wein (vino cotto) auf dem Lande ein für uns fast ungenießbares Getränk. Nur der sogenannte vino delle grotte war trinkbar für unsern durch den Velletriner und Frascatiner Wein verwöhnten Geschmack.

An F. L. in Rom.

Perugia, den 1. Mai 1816. Abends.

Von Spoleto nach Foligno führte der Weg durch ein breites, fruchtbares Thal, das im schönsten Grün der Saaten prangend, mit seinen reichbewaldeten Hügelketten den anmuthigsten Anblick gewährte. Prächtige Gruppen von Eichen und Obstbäumen, hier und da reiche Weinpflanzungen. Die Straße rückt zur Rechten immer näher an eine schön geschwungene Bergkette, deren malerische Linien zuweilen an die Schönheit der Gebirgszüge von Palermo erinnern. Bergstädtchen, wie das reizende Trevi, klettern im bunten Uebereinander von Häusern, Zinnen und Thürmen die Felsenhänge hinauf. Die Gegend zeigt überall fruchtbaren Boden und sorgfältigen Anbau. Ein frischer Morgenwind wiegte sich, sanfte Wellen schlagend, auf den weiten Korn- und Kleefeldern. Die lichthellen Blätterrücken, von seinem Hauche nach oben gekehrt, bildeten die weißen Kämme auf der grünen Fluth.

Hinter Foligno machten wir Halt, um die berühmte Kirche Santa Maria degli Angeli zu sehen, welche sich auf den Trümmern des durch ein Erdbeben im Jahre 1826 zerstörten Heilig-

thums erhebt. Es wurde noch an ihrer Vollendung rüstig fortgearbeitet. Der Bau verschlingt ungeheuere Summen, ist aber dafür von desto mehr bettelnden Jammergestalten umringt, die uns mit ihrem kläglichen: fateci una piccola carità! auf Tritten und Schritten begleiteten. Ein Gemälde Overbecks, im Giebeldreieck komponirt, schmückt den Eingang des Tabernakels, und eine lateinische Inschrift besagt, daß es die Bewilligung des Sündenablasses darstelle, „welchen der Gottessohn allen reuevollen Gläubigen, die am 3. August das Heiligthum besuchen, auf Bitten des heil. Franz von Assisi, unter Fürsprache der heiligen Jungfrau bewilligt *)." Und das malt ein deutscher Künstler des neunzehnten Jahrhunderts! Das Bild ist aber auch danach. In einem Kreise auf Goldgrund sitzen Maria und Jesus. Die erstere, im fahlrothen Kleide und grünen Ueberwurf, richtet mit gefalteten Händen eine Bitte an ihren Sohn. Der Ausdruck ihres Gesichts soll Demuth sein, ist aber in der That albumartig matt und nichtssagend. Der Herr Christus sitzt da mit halbausgestreckten Händen, als wolle er gegen die Bitte Einwendungen machen. An der Brust läßt das auseinander gerissene Gewand auf widerwärtige Weise die Wundenmale sehen. Beide Gestalten sind umgeben von musizirenden und singenden Engeln mit der häßlichsten Mundöffnung. Sie sehen aus wie ungezogene Schulbuben, die ihren Lehrer durch schreienden Gesang ärgern

*) Wörtlich: a Christo Jesu, beata Virgine Maria intercedente, S. Francisco precante, indulgentiam ore suo pollicitam peccatoribus poenitentia expiatis, qui IV. Non. Aug. hoc sacellum introierint pictura refert.

wollen. Unten auf der einen Seite kniet der heilige Franziskus mit einem Mönche ſeines Ordens, den er mit gen Himmel gerichtetem Blicke den allerhöchſten Herrſchaften empfiehlt. Iſt das ein widriges, bauernſtolzes, ſelbſtzufriedenes und dabei bornirtes Geſicht! Es hat ganz den Ausdruck, als wolle ſein Inhaber ſagen: „Thuſt Du's nicht, ſo will ich meinem Schützlinge ſchon ſelber helfen durch meine eigene Heiligkeit.“ Ihm gegenüber kniet ein anderer Mönch, zwei Engel mit Blumen zur Seite, von denen der eine die jugendlichen Portraitzüge Overbeck's trägt. Iſt das ganze Bild ſchon matt und langweilig, ſo herrſcht in der Behandlung des landſchaftlichen Hintergrundes geradezu die Schwindſucht der naturfeindlichen Askeſe. Die Natur in völliger Oede zeigt Berge in fahlem Blaugrau, der Vorgrund ein eben ſo fahles Braungelb. Ein ſchmutzigtrübes Wäſſerchen kriecht hindurch und vorbei an zwei blätterloſen Bäumen, deren Kronen wie Ruthenbüſchel ausſehen. Rechts ein verhungerter Roſenſtrauch. Im Hintergrunde Stadt und Kloſter des nahen Aſſiſi in eben ſo trüber, ſiroccoſer Beleuchtung. Wie prächtig und lebensfriſch haben dagegen die alten italieniſchen Meiſter ſolche Sachen behandelt, ſo gleich der herrliche Nicolo Alunno hier in der Kirche S. Maria Nuova in Perugia.

In das Overbeck'ſche Bild iſt zwiſchen die Heiligen und Frate's eine Madonna mit dem Kinde hineingemalt. Haec est porta vitae aeternae, dies iſt die Pforte des ewigen Lebens, lautet die Inſchrift. Wohl bekomm's!

Perugia, auf ſteiler Felſenhöhe liegend, zu welcher uns das vorgeſpannte Ochſenpaar mühſam hinanſchleppte, leuchtete uns in der ſilberreinen Klarheit eines italieniſchen Abendhimmels lieblich

entgegen. Hier wollen wir einige Tage verweilen und Pietro Perugino's Werke an Ort und Stelle ſtudiren — ſoweit das die beklemmene Abſchiedsſtimmung eines Rückreiſenden erlaubt.

Perugia, 2. Mai.

Heute Morgen habe ich die lieblichſte aller Madonnen im Palaſt Conneſtabile-Staffa geſehen. So konnte nur der reine Jüngling Rafael das Göttliche in der reinſten Menſchlichkeit offenbaren. Dieſe jungfräuliche Mutter mit dem im heiligen Geiſte göttlicher Liebe empfangenen und gebornen Kinde auf dem Arme iſt die göttlichſte aller Madonnen, weil ſie die menſchlichſte iſt. Sie hält in der rechten Hand ein aufgeſchlagenes Buch, in welches das nackte Kind auf ihren Armen, das eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Mutter zeigt, ſinnend hineinſchaut, während der Blick der jungen Mutter, halb bedeckt von den Lidern, ſich auf das Kind ſenkt. Der Mund iſt von unſagbarer Holdſeligkeit, und der Zauber in dem Schwunge der Linie, welche ſich vom rechten Auge nieder zum Kinne zieht, bis ſie unten am Halſe verſchwindet, unvergleichlich. Dazu der leiſe angelegte, liebliche Landſchaftshintergrund mit ſeinen feinen Linien und den Schneebergen des Apennin. Die Familie, in deren Beſitz ſich das Bild befindet, hält es ſehr werth. Sie haben es unter Glas geſetzt, um es beſſer zu bewahren.

Unſer Förſterſches Reiſehandbuch verleitete uns, nach Palazzo Staffa zu fragen, wo nach demſelben ſich gleichfalls eine Madonna von Rafael befinden ſollte. Bei dieſer Gelegenheit erfuhren wir denn von dem über unſere Unwiſſenheit lächelnden Diener

des Hauſes, daß Staffa nur ein zweiter Familienname des edlen in Perugia uralten Geſchlechts der Conſtabile, und daß nur ein Palaſt und eine Madonna Rafaels vorhanden ſei.

In dem antiquariſchen Muſeum der Univerſität fanden wir zahlreiche Etruskiſche Alterthümer. Das alte Perusia war nämlich eine Etruriſche Stadt, deren Glanz weit über die Anfänge Roms zurückreicht. Ein Grabmonument, beſtehend aus einer geriefelten, in ein Konvolut von Akanthusblättern auslaufenden Säule auf runder Baſis, zeigte in ringsumlaufenden Reliefſiguren eine Leichenfeier. Klagende naben dem Todtenbette, zum Theil mit über den Kopf geſchlagenen Händen. Andere ſpenden Gaben an einem Opferaltar, auf dem ein Holzſtoß flammt. Der Stil iſt durchaus dem der Darſtellungen auf den ſogenannten etruskiſchen Vaſenbildern ähnlich. Eine Unzahl kleiner etruskiſcher Broncefiguren erinnerte hier und da lebhaft an ähnliche, welche in Deutſchland gefunden worden, und wahrſcheinlich durch römiſche Heere als Gegenſtände religiöſer Privatverehrung dorthin gebracht ſind. Die meiſten erſchienen von kunſtloſer, ja roher Arbeit, einige ſogar von unförmlich poſſenhafter Bildung, während andere, wie z. B. ein zitherſpielender Apoll von etwa zwei Zoll Höhe faſt griechiſchen Stil zeigte. Die feinſte Kunſtarbeit bemerkten wir an den runden Handſpiegeln, etwa eine Spanne im Durchmeſſer haltend, mit griechiſchen Inſchriften und zierlichen Darſtellungen aus dem Herkulesmythus. Auch an alten Waffenſtücken, Helmen, Beinſchienen und dergleichen fehlt es nicht. Alte Siegel von Metall mit erhaben geſchnittenen Lettern zeigen, wie nahe das Alterthum der Erfindung Guttenbergs war. Ein gelehrter Peruginer, der Profeſſor Gio-

vanni Battiſta Vermiglioli, hat mehrere Werke über dieſe Alterthümer ſeiner Vaterſtadt verfaßt.

Die Gemäldegallerie der Akademie beſitzt ſehr ſchöne Sachen von Taddeo Bartoli, dem Sieneſen, einen h. Sebaſtian von Perugino, und ſechs Bilder von Pinturicchio, unter denen eine Madonna die den heiligen Geiſt empfängt, nach Rumohr für das beſte Werk dieſes Meiſters gilt. Pinturicchio und Pietro Perugino, die Häupter der Umbriſchen Malerſchule, entſtanden aus der Verſchmelzung des realiſtiſchen und des idealiſtiſchen Elements, welche ſich in ihren Vorgängern, dieſes in Nicolo di Fuligno, auch Nicolo Alunno genannt, jenes in Fiorenzo di Lorenzo ausgeprägt hatte. Bei Alunno war der Einfluß des Taddeo Bartolo von Siena vorwiegend geweſen; Fiorenzo's Meiſter war der lebensfriſche, realiſtiſche Benozzo Gozzoli. Aber ſeine Bilder gehören zu den größten kunſthiſtoriſchen Seltenheiten, und ſelbſt in Perugia, wo er lange gelebt, iſt nur ein einziges, eine Madonna mit dem Kinde, umgeben von Cherubköpfen und zwei anbetenden Engeln, in der Sakriſtei von San Francesco, ſchriftlich beglaubigt *).

Es iſt doch wahr, daß man Rafaels Werden nur in Perugia unter den Bildern ſeines Lehrers verſteht, die hier in Kirchen, Kapellen und öffentlichen Gebäuden in überreicher Fülle vorhanden ſind. Die Kirche San Agoſtino allein hat deren ſechzehn

---

*) Siehe Rumohr, Ital. Forſchungen Th. 2.

größere und kleinere aufzuweisen, darunter acht Studienbrustbilder zu größeren Werken in der Kapelle dei Apparati. Unter den kleineren erinnert eine Anbetung lebhaft an den in Rafaels Jugendbildern vorherrschenden Miniaturenstil. Die Hauptwerke Peruginos aber sahen wir in den Fresken, welche die Börse von Perugia, il Cambio, schmücken.

Sie befinden sich zumeist in einer zu ebener Erde gelegenen, mit Holzschnitzwerk ausgelegten, gewölbten Halle, welche den Namen Stanza del Cambio führt, und als Versammlungsort der städtischen Magistrate diente. Dieser Bestimmung sind denn auch die Gegenstände der Bilder durchaus angemessen. Die Fläche des ersten und zweiten Bogens zeigt uns die würdigen Gestalten griechischer und römischer Gesetzgeber, Staats- und Kriegsmänner, theils unverbunden nebeneinander gestellt, theils durch irgend eine beliebige Bewegung miteinander zu Gruppen verbunden. Ganz puppenhaft nebeneinander zu stellen, mochte seinem Gefühle widerstreben. Er versuchte also, aus der starren byzantinischen Ruhe herauszutreten und eine Art von Aktion zu geben, die doch wieder als keine solche gelten kann, da man nicht weiß, was diese Personen mit einander zu schaffen haben. Es sind eben Anfänge weltlich-historischer Darstellung. Wie die hier und da erstrebte Aktion mangelhaft bleibt, so fehlt es auch den Gestalten selbst an aller objektiven bisterischen Charakteristik, wie sie später Rafael in der Schule von Athen erreicht hat. Die griechischen und römischen Gesichter sind durchaus noch nicht typisch geschieden. Man sieht, daß der alte Meister für seinen Camillus und Trajan ein und dasselbe Modell benutzt hat. Pythagoras konnte ebenso gut ein Apostel, jene beiden irgend

welche Heilige ſein. Die Heiden Horatius Cocles, Sicinius, Leonidas, Scipio, Perikles, Cincinnatus ſehen wie Kriegsknechte auf einer Kreuzigung aus, nur mit etwas friedlicherem Ausdruck, und die Tugenden haben die ſtereotypen Engelsgeſichter von Peruginos Bildern. Ueber den Geſtalten ſieht man die Darſtellungen der Klugheit und Gerechtigkeit, denen auf dem zweiten Bogen die beiden andern Kardinaltugenden der Tapferkeit und Mäßigung entſprechen. Am Pfeiler zwiſchen beiden Bogen iſt Peruginos Bruſtbild, ein friſches rothes Männergeſicht von praktiſch-werkthätigen Ausdruck, ein ehrbarer, kluger Zunftmeiſter, ohne eine Spur der ſehnſüchtigen Schwärmerei, welche ſich in ſeinen Madonnen- und andern Bildern findet.

Neben dem weltlichen darf aber auch das ſpezifiſch-religiöſe Element nicht fehlen. Und ſo zeigen denn die beiden nächſten Bogenbilder den verſammelten Senatoren von Perugia hier die Geburt, dort die Himmelfahrt des Weltheilandes, und daneben die Bildniſſe von ſechs Sibyllen und einer gleichen Anzahl Propheten, unter denen der Prophet Daniel die Porträtzüge des jungen Rafael trägt.

Die Deckenbilder, Arabesken mit Medaillons, darſtellend die ſieben Planeten und Apollo mit dem Sonnenwagen in der Mitte, von Schülern Peruginos, ſind im antiken Geſchmack gehalten.

In der daranſtoßenden Capella di San Giovanni del Cambio fiel mir ein Bild auf, weil es unter allen Werken der Schule Peruginos wohl die am meiſten genrehafte Behandlung eines Gegenſtandes der heiligen Geſchichte zeigt. Es ſtellt die Geburt des Täufers Johannes dar. Die Kindbetterin liegt auf

einem Ruhebette, und wäſcht ſich in einem vorgehaltenen Becken die Hände, während ihr von der andern Seite eine Magd die Krankenſuppe bringt. Zu Füßen des Lagers badet eine Wärterin das Neugeborene, um es in die daneben bereit liegenden Windeln zu hüllen. Zwei beſuchende Freundinnen ſind eben eingetreten, und ihnen folgt ein Diener mit einem Korb voll junger Hühner auf der Schulter, deren Beſtimmung zur guten Verpflegung der Wöchnerin außer Zweifel ſcheint.

Wenn dem Beſchauer bei dieſer ächt menſchlichen Scene wohl und behaglich zu Muthe wird, ſo wendet er ſich dafür mit Entſetzen ab von dem nächſten Bilde, welches den Tod des eben geborenen Heiligen durch Enthauptung darſtellt. Der kopfloſe Rumpf, welcher in knieend aufrechter Stellung verharrt, während der Henker bereits das abgeſchlagene Haupt der wartenden Tochter des Herodias überreicht, macht einen ſchauderhaften Eindruck. — Die Sibyllen über den Bögen ſollen von Rafael herrühren, und ſind auch von großer Schönheit.

In der Kapelle des Kamaldulenſerkloſters von San Severo ſahen wir noch ein Freskobild von Rafael, die Dreieinigkeit. Die Köpfe, von denen indeſſen der Gott Vater faſt ganz verloſchen iſt, ſind vom ſchönſten Ausdrucke und von durchſichtigſter Klarheit der Carnation, beſonders der Chriſtuskopf. Die Heiligen unter dem Altar von Perugino. Aber nicht dieſe edlen Kunſtgebilde ſind Gegenſtand der verehrenden Andacht der frommen Gläubigen, welche die Kapelle beſuchen, ſondern eine Holzpuppe als Madonna koſtümirt, welche die Pfaffen dicht neben dieſe Rafaelſchen Geſtalten geſetzt haben.

Die Stadt macht durchaus den Eindruck des Tüchtigen, Wohlerhaltenen, und erinnert an den Charakter des Ordentlichen, Ehrenfesten, den auch bei uns noch die mittelalterlichen Stadtrepubliken tragen. Man sieht keinen Schmutz, keine italienische Zerlumptheit und Verfallenheit. Hier hat ein guter Kern selbst dem fressenden Krebs des römischen Pfaffenregiments mehr wie anderswo widerstanden. Die Peruginer sind stolz auf ihre Stadt auf deren Bauwerke und Kunstschätze, und rühmen uns gern das gute Wasser, die gesunde Luft und die Fruchtbarkeit des Bodens, deren sie sich erfreuen. Wir bemerkten auffallend wenig Bettler, und vernahmen, daß die Kommune damit umgeht, allem Straßenbettel ein Ende zu machen, alle Arme, die nicht arbeiten können, in einer eigenen Anstalt unterzubringen, und die arbeitsfähigen auf Stadtkosten zu beschäftigen. Die Stadt ist vortrefflich gebaut und gepflastert, und ihre fünfundvierzig Kirchen und eine gleiche Menge von Klöstern geben ihr, verbunden mit den Palästen der reichen und angesehenen Patrizierfamilien, ein stattliches Ansehen. Unter den letzteren zeichnet sich besonders Palazzo Rosetti aus, der mit seinen herrlichen Loggien, schlanken Säulen und schön gewölbten Rundbögen sich leicht und zierlich über einer uralten Substruktion von schwärzlichen Quadern erhebt, durch welche eine Thorwölbung in die Via vecchia hinabführt. Der Marktplatz, ein Dreieck, dessen Basis der Dom bildet, links von stattlichen Palästen, rechts vom Rathhause eingefaßt, in der Mitte mit einem prächtigen Springbrunnen von Giovanni Pisani geschmückt, ist einer der schönsten öffentlichen Plätze. Von ihm aus führt die als Corso dienende breite Hauptstraße nach dem römischen Thore, in dessen Nähe wir von einem großen freien

Platze, il Sopramuro genannt, eine entzückende Aussicht über Gebirg und Thal nach Spoleto hin genossen.

Als Führer bei allen unseren Gängen dient uns ein schöner, eilfjähriger Knabe, ganz das Urbild von Peruginos Engelknaben, und dabei von einer Anstelligkeit, Feinheit und Gewandtheit des Betragens, wie man sie nur bei den Kindern des italienischen Volks findet. Obschon das Kind einer armen Wittwe, kann er doch lesen und schreiben, hat einige Vorstellungen von der Welt außerhalb Perugia, und ist in den Kirchen und Klöstern seiner Vaterstadt und unter ihren Kunstschätzen völlig zu Hause. Als wir mit ihm um den Preis seiner täglichen Begleitung verhandelten, machte er als Motiv zu einer Erhöhung desselben sehr ernsthaft geltend, daß er dabei in seinen neuen Kleidern zu erscheinen gedenke, deren Abnutzung ihm unsererseits zu Gute gerechnet werden müsse. Bald darauf erschien er in seinem Sonntagsstaate, der aus einem luftigen Röckchen und einem Paar neuer Stiefeln bestand, zu denen unsere Freigiebigkeit noch ein buntes Halstuch hinzufügte. In diesem Aufputze aber erregte er sichtbar den Neid seiner Genossen, deren einer uns laut die boshafte Bemerkung zurief: „ha ancora da pagare le scarpe!“ (er hat seine Stiefeln noch nicht bezahlt.) Der Knabe maß seinen Verläumder mit einem verächtlichen Blicke, und erwiderte mit dem ganzen Stolze eines Signoren: „Luigi Tizioni wird noch manche Stiefeln bezahlen, ehe Du daran denken kannst, dergleichen zu tragen.“

Perugia, den 3. Mai, Sonntags.

Heute ſahen wir in der Kirche S. Maria Nuova das berühmte Bild Nicolo Alunno's, die Verkündigung. In der Mitte die Madonna an einem Betpulte, vor ihr der Engelsbote, darüber Gott Vater mit ſingenden und muſizirenden Engeln, unten eine Anzahl Heiliger. Der ſtille, ſanfte, keuſche Ausdruck in dem Geſichte der heiligen Jungfrau hat nichts von der zuweilen an das Fade gränzenden Süßlichkeit Peruginos. Bei den kindlich naiven, lieblichen Geſtalten der Engel hätte Overbeck ſeine Schreihälſe in der Kirche bei Fuligno in die Schule ſchicken mögen. Höchſt gelungen iſt der Ausdruck ehrfurchtsvoller Scheu, mit welcher der Verkündigungsengel der auserwählten Gottesbraut zu nahen ſcheint.

Und doch fühle ich täglich mehr und mehr, daß ich zu dem Inhalte dieſer Sachen nur ein künſtliches Verhältniß habe. Man muß ſein ganzes Ich zurückſchrauben zu einem längſt vergeſſenen Bewußtſein, und ſich ſagen: Dieſe vor der Botſchaft des Engels demuthsvoll zurückſchauernde Madonna was iſt ſie anders, als das Symbol der Schönheit und Unſchuld, welche in ihrem innerſten Weſen erbebt beim Nahen der Liebe? Ich habe nicht die Sache ſelbſt gegenwärtig und vor mir, wie in der Antike, wenn Amor die Pſyche umarmt, ſondern eine aus dem menſchlichen Gebiete hinaus, über menſchliches Fühlen und Empfinden gewaltſam hinauf geſchrobene Abſtraktion einer Weltanſchauung, die das Menſchliche als das Unberechtigte, Sündliche, Gottverlaſſene ſtetirt! —

Draußen vor der Kirche rauſchte plötzlich luſtige Militär-

musik empor. Das Musikkorps der hier garnisonirenden Geschützreiterei spielte kriegerische Weisen zu Ehren des Festes del crocefisso, an welchem sechs Jungfrauen in der Kirche eine Aussteuer als Tugendpreis erhalten sollten. Bald darauf trat der Zug in die Kirche ein, gefolgt von zahlreichen Zuschauern aus allen Ständen. Eine Messe wurde gehalten, dann begann die Prozession durch und um die Kirche, und über den stattlichen Platz in der Nähe. Voran die Brüderschaft, welche zur Kirche gehört, dann der Bischof, von Priestern begleitet, nach ihm städtische Beamte und Volk, und allen voraus die Militärmusik. Wir sahen bei dieser Gelegenheit die ganze schöne Welt von Perugia im festlichen Putze. Die sechs Bräute, paarweise, geführt von Frauen aus den ersten Adelsgeschlechtern der Stadt, erschienen in grüne Seide gekleidet, mit weißen, lang vom Haupte herabwallenden Schleiern, fast alle bildschöne Mädchen, keine über zwanzig Jahre. Die Brautkronen, welche sie trugen, gehören der Kirche an, und werden alljährlich bei diesem Feste gebraucht. Ich erinnerte mich dabei dessen, was Immermann in seinem Münchhausen über eine ähnliche Sitte des westphälischen Landvolkes so tiefsinnig bemerkt, wo auch eine und dieselbe Brautkrone die Häupter aller Bräute eines Dorfes nacheinander an ihrem höchsten Ehrentage schmückt.

Das Fest ist die Stiftung eines wohlgesinnten Bürgers von Perugia, der eine bedeutende Geldsumme zu diesem Zwecke der Stadt hinterlassen hat, von deren Zinsenertrage jährlich sechs junge Mädchen der ärmeren Volksklasse eine Aussteuer erhalten. Ueber das Verdienst der Preisbewerberinnen entscheidet die Geistlichkeit. Die junge Peruginerin, welche uns diese Dinge erzählte,

war in ihrem Sonntagsstaate von schwarzblauem Sammet und dunkelrothem Untergewande, vom langen, weißen Schleier umflossen, das lebendige Abbild einer Madonna Pietro Peruginos.

Nachmittags fuhren wir hinaus zu dem erst vor sechs Jahren durch einen Zufall aufgefundenen unterirdischen Grabgewölbe (ipogeo) der Volumnier. Es ist etwa achtzehn Schritt lang, in den Tuffstein am Fuße des Berges gehauen, auf dem Perugia liegt, und mit Basreliefs und hängenden Figürchen, Lampen u. s. w. geschmückt. Die einzelnen in demselben befindlichen Grabdenkmäler sind aus Travertin. Auf denselben in sitzender oder liegender Stellung die Abbildungen der Verstorbenen. An einem solchen Denkmal sahen wir zwei geflügelte Genien von höchst anmuthiger Gestalt und vortrefflicher Arbeit. An Haar und Augen der Figuren entdeckten wir noch Spuren einer ganz naturalistischen Färbung. Der ganze Hügel ist voll solcher Grabgewölbe, die aber kleiner sind, als das eben beschriebene. Nicht weit davon in einem Landhause, Palazzo Baglione genannt, sahen wir eine Sammlung von Alterthümern, Sarkophage, Graburnen, Bronce, Waffen, Ringe, Geräthe aller Art, welche aus jenen Gräbern dort hingeschafft worden sind. Es waren sehr bedeutende Sachen darunter, aber sie machten auf uns viel geringeren Eindruck, als das Wenige, was man an Ort und Stelle der Gräber gelassen hatte. —

Arezzo, 5. Mai

Unser piccolo legno, ein kleiner, zweirädriger Einspänner, den wir in Perugia gemiethet, trug uns gestern in raschem Trabe immer bergabwärts dem Trasimenischen See zu, dessen

Wasserspiegel sich breit und mächtig über den weiten Gebirgskessel hinstreckt, welcher nur gegen Norden hin geöffnet den Blick auf eine ferne Thalfläche gewähret. An den übrigen Seiten treten die Gebirge, von immergrünen Eichenwäldern und Olivenhainen bedeckt, meist ganz nahe an die Ufer des See's heran. Höchst anmuthig sind die Eichenreihen, mit denen die jetzt meist ausgetrockneten Rinnsale der Berg- und Waldbäche bepflanzt sind, welche sich von allen Seiten in den See ergießen. Die Gegend bleibt wunderschön und fruchtbar. Die Höhen von alten Burgruinen und verfallenen Thürmen gekrönt. La Cologna, auf grüner Waldhöhe thronend, erinnerte uns lebhaft an die Lage von Aricia. Der Menschenschlag und die Tracht ändern sich allmälig, wie man sich der toskanischen Gränze nähert; Stroh- und Filzhüte treten bei den Weibern an die Stelle der kleidsamen Schleier und Kopftücher.

Die Vaterstadt Petrarca's liegt auf einer sanften Höhe inmitten eines von hohen Bergen umschlossenen Thalkessels. Der Abend hatte sich nach einem schwülen Scirocco tage zu kühler Klarheit aufgehellt. Wir durchwanderten die gut gebaute, freundliche Stadt, um Petrarca's Geburtshaus zu sehen, und schlenderten dann den Corso hinauf dem Dome zu, der sich auf dem höchsten Punkte des sanft ansteigenden Hügels erhebt. Ein großer, stiller, grüner Rasenplatz, an den sich ein sanftwogendes Kornfeld anschloß, umgiebt ihn, und zieht sich mit schattigen Alleen blühender Akazien aufwärts gegen Osten hin. Wir wandelten bis an den äußersten Punkt der aufsteigenden grünen Fläche, und setzten uns nieder dicht an dem Kornfelde auf das rasengrüne Gestein. Links im Halbkreise die Stadt, über sie weg die Bergzüge von

Perugia, vor uns gradaus, abwärts über der grünen Fläche der Dom still und einsam. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Eine kühle Tramontana hatte die dunstige Scirocco-atmosphäre rein gefegt, und der Himmel war so klar wie geschmolzenes Silber. Glühende Goldströme durchwoben die wundersamen Wolkengebilde, welche über dem Dome schwebten, wie Michel Angelos Gott Vater über der Welt, die er so eben erschaffen. Ich zweifle nicht, daß Michel Angelo die Idee des so mit ausgebreiteten Armen über dem Erdball schwebenden Weltgeistes von dem Anblick einer Wolkengestalt wie diese entnommen. Der Purpurglanz des Abendhimmels hob sich herrlich ab gegen das tiefe Blau der nahen Berge, hinter denen so eben die glühende Pracht des Tagesgestirns zuckend versank, während über unsern Häuptern schon hell und klar des Mondes unvollkommene Scheibe im Blau des Himmels schwebte. Solch einen grünen Platz, so friedenvoll still und herzberuhigend, mit solcher Aussicht auf Gebirg und Thal hat selbst Rom nicht. Die sanfte Traurigkeit dieser idyllischen Abgeschiedenheit trat mir menschlich näher in dieser lieblichen Umgebung als die schweigendüstere Tragödie der römischen Campagna.

Abends im Gasthofe fand ich, im Fremdenbuche blätternd, plötzlich Deinen Namen, und ersah, daß Du vor einem Jahre auf der Reise nach Rom hier in derselben Locanda Rast gehalten. Wie mit einem Zauberschlage versetzte mich der Anblick der lieben wohlbekannten Züge in die Via del due Macelli nach Rom, und im ersten Augenblicke war es mir, als müsse dieser Schatten Deiner selbst das Zeichen sein von lebendiger, wirklicher Gegenwart.

Florenz, den 6. Mai 1816.

Gestern Abend, am Todestage Napoleons, sind wir in Florenz angelangt, an dessen Thore wir dem Bruder des Gewaltigen, dem alten Grafen von Saint Leu, begegneten, der gerade seine Abendspazierfahrt machte, und bei dem Blicke in die niedersinkende Sonne vielleicht an den Niedergang jenes glänzenden Gestirns denken mochte. —

Wie gut ist es, daß ich Florenz vor Rom gesehen! Jetzt, wo wir die ewige Stadt noch im frischen Gedenken haben, macht Firenze la bella auf uns beide weit nicht mehr den früheren Eindruck. Das Geräuschvollgeschäftige, Beweglichunruhige des Lebens und Treibens wird einem peinlich und lästig nach dem langen Genusse der großartigen Ruhe römischer Existenz. Der Menschenschlag selbst erscheint kleiner und geringer, und überall vermißt man inmitten der eifrigen Rührigkeit und bedientenhaften Unterwürfigkeit die Grandiosität römischer Formen und Gestalten und die würdevolle Grandezza ihres Behabens. Die Statuen am Palazzo del Granduca und in der nahen Loggia wollen auch nichts mehr besagen gegen die Werke der römischen Plastik, von deren Erinnerung das Auge noch voll ist. Die Villa Bobeli so schön sie ist, schien uns doch das Feierlichgrandiose der römischen Villa zu entbehren. Es ist schon ein moderner Hofzopf darinnen, der überall vorguckt. Man fühlt eben, wenn man aus Rom kommt, daß man eine ganz eigene Welt verlassen hat. Nur in den großen Sammlungen Pitti und degli Uffizi und in den Kirchen von Santa Croce und S. Maria Novella fand

ich die früheren Eindrücke wieder. Bei der Anbetung des Kindes durch die Madonna von Pietro Perugino im Palaſt Pitti — welches Bild ich beiläufig für das ſchönſte Werk des Meiſters halte, wurde es mir recht klar, wie bei ſeiner Farbenanwendung noch das antike Prinzip der Farbenharmonie vorwaltet. Der Himmel iſt ganz grün, die landſchaftliche Umgebung trägt durchaus nur den Charakter der lyriſchen Stimmungslandſchaft. In dem ganzen Bilde ſind außer der Carnation nur Roth und Grün zu ſehen. Nur ſehr allmälig iſt das naturaliſtiſche Prinzip der Naturnachahmung zur Anwendung und Geltung gelangt durch Rafaels Genius.

Ich fange an zu merken, daß ich nichts mehr in Italien tauge, weil ich gar nicht mehr ſehen und beobachten kann. Seit ich Rom verlaſſen, quält und treibt es mich raſtlos vorwärts, und jedes Weilen an einem Orte iſt mir wie ein Zuſtand zwiſchen Leben und Sterben. Florenz iſt ſo lachend und lieblich in dem Roſenduft ſeiner Villen und Gärten, in der grünen Pracht ſeiner Cascinen. Freunde aus Rom, die wir hier getroffen, laſſen es an Bitten zu längerem Verweilen nicht fehlen. Aber ich habe keine Raſt und Ruhe mehr. Denn ehe ich nicht deutſchen Boden wieder betreten habe, glaube ich gar nicht daran, daß ich nicht wieder nach Rom zurückkehre. Ich habe nun noch den Abſchied vor mir von dem treuen Freunde Hettner, der mich bis hierher begleitet hat, und der von hier aus über Ravenna nach Rom zurückkehrt. Seiner liebevollen Theilnahme während unſeres langen italieniſchen Zuſammenlebens bin ich ſo viel Dank ſchuldig geworden, er iſt ſo eng verbunden mit allem

Beſten und Schönſten, was mir Italien geboten, daß ſein Andenken unverlöſchlich in meiner Seele leben wird.

Rovigo, den 10. Mai 1846.

Von Florenz nach Bologna waren zwei der ſchlimmſten Tage meines italieniſchen Reiſelebens, und zum erſtenmale habe ich das Reiſen mit dem Vetturin von Grund des Herzens verwünſcht. Am erſten Tage übernachteten wir in Montecarelli, hoch oben auf den Apenninen, wohin wir uns nach zehnſtündiger Fahrt durch nebelnden Gebirgsregen im unbequemſten aller menſchenerfundenen Kabrielets mühſam geſchleppt hatten. Der Vetturin, welcher ſich auf der ganzen Fahrt in Fieberpein auf ſeinem Sitze wand, erklärte, daß er nicht weiter könne. Glücklicherweiſe brachte ihm die Nacht einige Beſſerung, und ſo ging es am Morgen weiter auf grundloſen Gebirgswegen im ſchauerlichſten Hexenwetter, alle Thäler und Schluchten von Nebelwolken qualmend, im quirlenden Regen, der in Strömen durch alle Spalten und Ritzen der Vettura drang. Dazu päpſtliche Doganen mit allen möglichen Scheerereien. Von Logano, wo wir Mittags anlangten, heißt es in den Reiſehandbüchern: hier hat man einen herrlichen Blick auf das Mittelmeer. Ich aber ſah aus der elenden Kneipe durch die grünrothen Scheiben nichts, als eine undurchdringliche Nebelwand, und hörte den Regen in eintöniger Verdrießlichkeit auf das Pflaſter niederklatſchen. Nachmittags wurde das Wetter noch viel wüſter. Die von den mehrtägigen Regengüſſen angeſchwollenen Bergwaſſer ſtürzten mit wildem Brauſen neben uns thalabwärts. Hier und da waren tiefe

Spalten durch den Weg gerissen, die wir im Wagen nicht zu passiren wagten, und es daher vorzogen, trotz Regen und Schmutz Streckenweise zu Fuße zu gehen. Erst als wir im Thale zwischen den Flüssen Reno und Savena die alte Benenna hingestreckt erblickten, heiterte sich der Himmel ein wenig auf, und gewährte die Möglichkeit, noch einiges von ihren Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen.

Libertas! heißt der Wahlspruch, welchen Bologna in seinem Wappen führt, und noch jetzt gewährt die stattlichste aller italienischen Städte von vorwiegend mittelalterlichem Charakter den Eindruck, daß hier noch ein Hauch jenes männlichen Bürgergeistes vorhanden sei, der zu jener Zeit der blühenden Städterepubliken Oberitaliens Bologna auszeichnete. Auch der Menschenschlag zeigt freiere Bildung und kühneren Ausdruck der Gesichter als das höfische Florenz. Nur die Mundart mit ihren rauhen Gutturaltönen berührte mein Ohr unangenehm, in welchem noch die lieblich singenden Klänge der bocca romana lebendig sind. Sonst aber kann ich mir denken, daß Vielen das ernste Bologna nächst Venedig allen italienischen Städten vorziehen mochte. Der Abendgang durch die überall mit Hallen und Portiken versehenen Straßen, über die Plätze von würdig ernsten Gebäuden umgeben, der Anblick der mächtigen Kirchen, das Alles hat ein Etwas, das an Rom gemahnen könnte, wenn Rom nicht eben unvergleichlich wäre. So ist es aber eben diese Erinnerung, welche die Pein des Geschiedenen erhöht, und welche mich die erste beste Gelegenheit zur Weiterreise ergreifen ließ, die ich schon am nächsten Morgen über Ferrara antrat. Ich habe in dem öden Orte nichts aufgesucht von jenen Tassoschen Erinnerungen,

die mir von jeher schon beim Lesen der Leidensgeschichte des unglückseligen Dichters einen widerwärtigen Eindruck machten. Der Geist der Verödung selbst schien über den breiten, menschenleeren Straßen zu schweben, die ich im brennenden Sonnenschein durchwanderte, während der Vetturin die Pferde fütterte, und die päpstlichen Paßbeamten sich untereinander darum stritten, ob man mich weiter reisen lassen dürfe oder nicht, ein Streit, dem endlich einige Paoli, von meiner Seite unter die hadernden Parteien vertheilt, ein für mich günstiges Ende bereiteten.

Dann weiter über den breiten ruhigen Po, der im Glanze der Abendsonne wie ein Stahlspiegel dahinfloß, still, tief, wellenlos. Von links her blauten die Euganeischen Berge, eine letzte Erinnerung an den Farbenzauber der Albaner- und Sabinergebirge. Meilenlange, schnurgrade, herzbeengende Pappelalleen führen jenseits des Flusses weiter nach Rovigo durch eine unabsehbare grüne Ebene voll Korn und Wein und Ulmengruppen, von denen die Reben festonartig niederhingen.

Während ich diese flüchtigen Zeilen schreibe, blickt der schönste Vollmondschein in mein Zimmer. Ich trete an das offene Fenster, und sehe, wie sein helles Silber Gebüsch und Bäume mit Blüten bedeckt, in denen Nachtigallen ihren schluchzenden Jubelsang erschallen lassen. Venedig, so vom Scheine des vollen Mondes beglänzt, denke ich morgen zu genießen, und in ihm den letzten Ton Italiens ausklingen zu lassen.

Venedig.

The revel of the earth, the masque of Italy!
Byron.

»Sie wiegt sich marmorbleich auf der Lagune,
Wie eine große, welke Wasserrose,
San Marko und der Campanile steigen
Als Staubgefäße aus dem Kelche, lose. —
Wie eine ernste, halbverwischte Rune
Steht sie im Buch der Welt, im Völkerreigen;
Und wenn die Menschen schweigen,
Hier haben alle Quaderwürfel Zungen:
Was sie von längst vergang'ner Pracht berichten
Verschlingt sich zu Gedichten. —
Und wenn auch sie verwittert und zersprungen —
Die schwanken Schatten, die am Lido streifen,
Sie werden flehend in die Saiten greifen.«

Venedig, den 12. Mai 1816.

Seit gestern Mittag bin ich in Venedig. Ich kam an müde wie ein Jagdhund. Denn nicht weniger als siebenmal hatte ich seit Florenz, um rascher vorwärts zu kommen, die Fahrgelegenheit gewechselt. Von Padua nach Venedig trug mich zuletzt die Eisenbahn. Wohl ward mir aber erst, als ich in der Gondel mit mir allein, lang ausgestreckt im schwarzen Sargschiffchen von Fusine her den Canal Grande hinauffuhr. Von allem, was ich auf der Welt gesehen, ist so ein Gondelkämmerchen mit seiner ringsum verschließbaren Abgeschiedenheit, auf deren Polsterlager hingestreckt man so sanft und elfenhaft geräuschlos durch die Fluthen dahingleitet, für einen leib- und seelenmüden Menschen die höchste Erquickung. Weiter aber kann ich auch von dem **ersten** Eindrucke Venedigs bei meiner Einfahrt nichts berichten. Denn der plötzliche Uebergang von der dröhnenden und rasselnden Eisenbahn zu dieser ruhigen Sargstille meiner ersten Gondelfahrt war von so gewaltiger Wirkung auf meine überreizten Nerven, daß ich sehr bald in eine Art Halbtraum verfiel, und eingewiegt von dem leisen Plätschern der Wellen, von dem langgezogenen eintönigen Rufe der sich be-

gegnenden Gondoliere, wie Odysseus auf Ithaka an dem Anlegeplatze meines Albergo Vapore schlafend landete. —

Meine Wohnung liegt unweit der Merceria, der eigentlichen Handelsstraße Venedigs, also ziemlich nahe am Markusplatze. Aus dem Fenster bietet sich die Aussicht auf einen schmalen Kanal zwischen hohen Häusern, an denen sich, mir gerade gegenüber, ein schmales, pfadartiges Gäßchen hinzieht. Ueber den Kanal schwingt sich rechts eine einbogige Brücke, zu welcher man durch die Thüre des unter meinen Fenstern befindlichen mäßigen Hofraums gelangt, der zugleich Garten und an guten Tagen Speisesaal ist, indem dort, unter grünen Lauben mit Holzdächern und Gitterwänden, für diejenigen servirt wird, welche es vorziehen, im Freien zu speisen.

Als ich spät Abends zum erstenmale durch die dunkeln und engen Gassen, welche zu ihm führen, den Markusplatz betrat, schlug mir ein so blendender Lichtglanz entgegen, daß ich allen Ernstes glaubte, ein Mädchen aus Tausendundeinenacht zu träumen. Der ganze ungeheure Platz war nämlich zu Ehren der hier verweilenden Kaiserin von Rußland und des sie begleitenden Würtembergisch-Russischen Brautpaars mit Strömen von Gaslicht illuminirt, welche eine künstliche Sonnenhelle über den Riesensalon verbreiteten. Zwei Musikbanden österreichischer Regimenter am Ende des Platzes der Markuskirche gegenüber aufgestellt, führten abwechselnd die schönsten Ouvertüren und Opernmusiken auf. Wohl mehr als fünfzigtausend Menschen saßen, standen oder bewegten sich auf- und abwandelnd in diesem Meere von Licht und Tönen, über welchem der sternengeschmückte Nachthimmel sich in schwarzdunkler Bläue wölbte. Aber noch hier-

licher war es doch, als ich, verwirrt, betäubt, geblendet, dem Menschengewirre entfloh auf die seitab gelegene Piazzetta, und an ihren Marmorufern einsam auf- und abwandelnd die Scheibe des vollen Mondes zwischen den beiden Säulen in stiller Majestät aufsteigen und ihr Goldlicht niederstreuen sah auf die zitternden Wellen des Meeres, über deren Blinken schlanke Gondeln wie luftige Schattenträume dahinglitten.

Ich winkte einem der am Traghetto harrenden Gondeliere, und ließ mich hinauswiegen in den Canal grande, der sich wie eine zum Sprunge aufgebäumte Schlange mitten durch Venedig schwinge. Immer mehr und mehr verhallten die Klänge der Musik und das Stimmengewirr des Marktsplatzes. Immer einsamer und stiller ward es um mich her, aber um so heller und leuchtender entfaltete sich in der hellen Mondennacht die Wunderwelt dieser Marmorstadt, die sich „ein Volk von Königen" erbaut. Ein Volk und kein Herrscher der Schöpfer dieser zaubervollen Herrlichkeit! — war das doch auch der erste Gedanke, von welchem sich einst Göthe bei ihrem Anblick ergriffen fühlte.

Ueber allen Ausdruck ist der Zauber der Melancholie, der diese Marmorwelt in solcher Mondnacht umwittert. Kein Wagengerassel, keine Menschenrede, kein wild Getärm. Ueberall Ruhe, selige, vergessenheitvolle Ruhe, träumerische, mohnbekränzte Schlaftrunkenheit des Geistes! — Vergieb, daß ich nur in stammelnden Lauten von diesem ersten Eindrucke Venedigs rede. Wer vermöchte es überhaupt hier zu schildern, wenn ihm die Seele noch erfüllt ist von der Musik jener Sonnette, in denen Platens unsterblicher Genius seinem Entzücken Sprache verliehen. Nur ein Dichter kann dies marmorne Gedicht aus seinem

Schweigen erlösen, während wir andern armen Menschen in unserer Qual verstummen.

---

13. Mai, Abends.

Ich habe nun fast die Hälfte der Stadt, nachdem ich mir vom Thurme des Markusplatzes aus einen Ueberblick verschafft, in allen Richtungen durchschifft und durchwandert. Der Gondolier, den ich für die ganze Zeit meines kurzen Aufenthalts um den mäßigen Preis von etwa einem spanischen Thaler den Tag gemiethet, ist dabei mein bester Cicerone, und sein Knabe Beppo übernimmt es, wenn ich die Gondel verlasse, mich durch das Labyrinth der Gäßchen und Winkelplätze, Stege und Brücken wieder zurück zu dem harrenden Großvater zu geleiten. Ueberall aber, wohin ich trete, drängt sich das Bild langsamen Verfalles der alten Herrlichkeit schmerzlich vor die Augen. Und doch hofft das Volk, in dessen Seele noch die Tradition seiner mächtigen Republik lebendig ist, es hofft auf eine Erhebung seiner »ewigen« Stadt, wie es sie mit Stolz nennt, zu jenem alten Glanze des Reichthums und der Macht, wo die Meeresgebieterin drei Königreiche beherrschte, wo zehntausend leichte Gondeln geschäftig unter ihren Brücken durchfuhren, und ein Wald von Masten ihre Marmorpaläste umschwankte. Als ich heute den greisen Pasquale Padovano, so heißt der Führer meiner Gondel, so voll Hoffnung reden hörte im Glauben, daß San Marco's Gnade sich wohl noch einmal wieder seiner Stadt zuwenden werde, wenn ihre Schuld gesühnt sei, fiel mir jener Zug ein, welchen Platen einmal von der großen Ehrfurcht vor der gefallenen Ro-

publik erzählt, welche man bei älteren Leuten unter dem geringen Volke noch immer antreffe. Er wollte eines Tages bei einem Büchertrödler, wie sie auf Venedigs Brücken noch heute ihre Waaren feil zu bieten pflegen, eine Tragödie kaufen, welche irgend einem Dogen der ältesten Zeit Venedigs zum Gegenstande hatte. Der Preis, welchen der Alte verlangte, überstieg aber was der Käufer billigerweise geben konnte, bis jener endlich im Tone zornigen Vorwurfs ausrief: „Ma Signore, è un fatto Veneto!“ (Aber Herr, es ist aus der Geschichte Venedigs!) Der Stolz in den Augen des zerlumpten Trödlers, auf den sich in diesem Augenblicke der tausendjährige Ruhm Venedigs zurückgebracht zeigte, erschütterte den Dichter so, daß er dem Alten gerührt seine Forderung bewilligte. —

„San Marco's Löwe schläft, aber er ist nicht todt!“ damit trösten sich die Armen über ihr Schicksal. Aber sie haben noch einen andern Trost, der im tiefsten Innern der Seele lebt, und das ist der Haß gegen ihre Unterdrücker, die Tedeschi. Ein Volk, das noch Kraft zu tödtlichem Hasse besitzt, ein Volk, bei dem selbst sogenannte Wohlthaten, weil vom Feinde erzeigt, die Glut dieses Hasses nur noch zu schüren dienen, — ein solches Volk beweiset, daß noch Lebenskraft in ihm wohnt, und ein solches Volk sind die Italiener, und die scheinbar so sanften und freundlichen Venetianer machen davon keine Ausnahme. Die Deutschen, welche lange in Oberitalien leben, fühlen alle mehr oder weniger, daß etwas Schwüles in der Volksatmosphäre liegt, daß die Zeit statt ihn abzustumpfen den Stachel des Nationalhasses in den Unterdrückten schärft gegen ihre Unterdrücker. In

Venedig iſt ſelbſt die Geiſtlichkeit nicht zuverläſſig, ſo ſehr Oeſterreich ſie zu ſchonen und zu hätſcheln befliſſen iſt.

Auf der Piazzetta ſah es heute Abend düſter aus. Kaltes Regengeſtöber ſchauerte vom Himmel nieder, und ſelbſt die öſtreichiſchen Kanonen in ihren ſchwarz und gelbgeſtreiften hölzernen Röcken ſchauten drein, als ob ſie frören in dieſer trüben Regennacht. Oeſtreichs Stockherrſchaft über dieſer Poſſe, über dieſem Venedig, das

> -Seiner Bürger hohes Selbſtgefühl
> Und Schweiß und Arbeit und der Rieſenſchwung
> Beglückender Freiheit- —

zu einem Wunder der Welt erhoben, trat in dem ganzen widrigen Kontraſte vor meine Augen. Noch in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts tragen die Korporäle, dieſe Karyatiden des öſtreichiſchen Despotenthums, den Stock, mit dem ſie prügeln und geprügelt werden, an ihrer Seite als Ehrenzeichen. Dieſer Anblick iſt mir fürchterlicher, als ſelbſt der der Gefängniſſe, zu denen die Seufzerbrücke führt. So oft ich unter ihr hindurch fahre, muß ich immer denken: da hat Silvio Pellico gelitten! und wie viele Patrioten Italiens mögen in dieſem Augenblicke noch ſeufzen hinter dieſen rieſigen Mauern, deren finſtere Starrheit einem das Herz verſteinert! Erſt auf dem Markusplatze und inmitten ſeines fröhlich bewegten Lebens wird mir wieder wohl. Napoleon hat auch hier ſeine Spur hinterlaſſen. Sein Werk iſt jener der Markuskirche gegenüberſtehende Bau, welcher die beiden Prokuratien verbindend den Platz abſchließt. Ein Italiener, Soli von Modena, hat ihn ausgeführt mit genauer Nachahmung des Stiles der Prokuratien, und nur ein ſchärferes

Auge erblickt in der Nachahmung jene Aengſtlichkeit, der es an ſchöpferiſcher Kraft gebricht, ohne welche ſelbſt die glückliche Nachahmung eines Kunſtwerks nicht möglich iſt.

Venedig macht dem erſten Beſucher keineswegs den Eindruck großer Ausdehnung. Dieſe erkennt man erſt, wenn man, wie ich geſtern, von der Höhe des Campanile den unentwirrbaren Knäuel von Kirchen und Paläſten, Kanälen, Brücken, Inſeln, Häuſern und Gaſſen überſchaut. Unentwirrbar iſt ganz eigentlich dafür das bezeichnende Wort. Denn die Höhe und Nähe der Häuſerklumpen und Reihen läßt die engen Kanäle und Verbindungsgaſſen dem Blicke völlig verſchwinden, welcher nur den geringelten Lauf der großen Kanalſchlange zu verfolgen vermag, die die Stadt in zwei ungleiche Hälfte ſcheidet, deren kleinere ſich auf der Seite des Baſſins nach San Giorgio und der Giudecca zu befindet. Seit ich einen Theil dieſes „Labyrinths von Straßen und von Gaſſen“ ſelbſt durchſchweift habe, begreife ich es, was mir ein deutſcher Landsmann, der Maler Nerli, verſicherte, daß Fremde ſelbſt nach jahrelangem Aufenthalte ſich noch immer nicht in allen Theilen der Stadt zurecht zu finden vermögen. Es giebt unter denſelben ſelbſt ſolche Gegenden, wo auch das ſonſt erprobte Auskunftsmittel nicht genügt: immer nur der Mehrzahl des hin- und herwandernden Menſchenzuges zu folgen, weil dieſer, was allerdings von den näheren Umgebungen des Markusplatzes und der Merceria richtig iſt, immer ſicher dieſen Mittelpunkten des ſtädtiſchen Lebens zuführt.

Venedig gleicht einer Schönheit, deren gealterte Reize nur

noch jenes magiſche Helldunkel vertragen, deſſen mildes Zittern die Spuren der Störungen ſanft verſchleiert, welche die Zeit in dem einſt ſo holden Angeſichte zurückgelaſſen hat. Nur im ſanften Lichte der Mondnacht blüht es mir auf das alte Venedig in der ganzen Märchenpracht ſeiner Zauberpaläſte und ihrer hohen Balkone und breiten Marmorſtufen, mit deren Quadern die zitternden Meereswellen ihr nächtliches Zwiegeſpräch führen von den Geheimniſſen des Liebelebens alter Zeiten. In ſolcher Mondnacht durchzittert die Seele der Klang jenes Liedes, das Robert Burns gedichtet, und wir glauben das:

Leiſ' rudern hier, mein Gondelier,
Ins Boot die Ruder, ſacht!
Auf zum Balkone ſchwing' ich mich,
Doch Du hältſt unten Wacht!

des ſchlanken Ritters in Maske und Tabarro zu vernehmen, deſſen Gondel ſich dem Palaſte nähert, wo die Geliebte ſeinem Nahen entgegen lauſcht.

Aber heute im „frechen Lichte“ des Tages, wie erſchien da alles ſo anders! Brettervernagelte Portale und Fenſterhöhlen an den Façaden der herrlichſten Paläſte, deren Fundamente einſt königlicher Reichthum auf Waldern von Cedernſtämmen errichtet! Ihre verwitterten Stufen mit Moos und Waſſerkräutern überzogen, die ſtolzen Marmorſteine zerbröckelnd und von Riſſen durchfurcht, die ſchlanken Säulen zerborſten, ihre Kronen zerſprungen. Aus den Fenſtern hangen hier und da die Lumpen der Bewohner zum Trocknen an Stangen hervor. Und erſt in den weiter entlegenen engeren Gäſſchen und Kanälen, wie nagen da Armuth und Elend im Bunde mit der Alleszerſtörerin Zeit an

dieſen hohen Häuſermaſſen, die dem ſichern Untergange geweiht erſcheinen! Und die Menſchen dazu! Zwar die Frauen zeigen noch die Abkunft von Tizians und Veroneſe's, von Bonifazio's und Giorgione's Geſtalten; aber die Enkel der Männer —

„Wo iſt das Volk von Königen geblieben,
Das dieſe Marmorhäuſer durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerſtieben!“

Ich fange an, erdentliches Mitleid mit mir ſelbſt zu empfinden, wenn ich ſo bedenke, daß mir dieſe Welt von Wundern der Kunſt und Schönheit, welche die ſterbende Meereskönigin noch immer umſchließt, nur auf wenige Tage gegönnt ſein ſoll, die kaum hinreichen, auch nur den allgemeinſten Begriff des Beſten und Größten im Fluge zu erhaſchen. Und es bleibt mir dabei nur der Troſt des Gelübdes, das ich heute vor Tizians Aſſunta in der Akademie delle belle Arti abgelegt: nicht zu ſterben, ehe ich Venedig noch einmal in Ruhe geſehen. Der Dogenpalaſt allein, dieſe in Stein und Farben geſchriebene Geſchichte Venedigs, deren wunderreiche Blätter in den bildergeſchmückten Hallen und Sälen, Höfen und Gängen des gigantiſchen Baues ich armer Flüchtling heute früh mit ungewiſſem Auge überflog, verlangt mehr Zeit, als ich für ganz Venedig zu verwenden habe. Wäre es noch auf der Hinreiſe! Aber jetzt hat das lange Weilen und die Gewohnheit ruhigen Betrachtens in Rom Auge und Sinn verwöhnt und den Muth des ſchnellen Auffaſſens gelähmt, der doch am Ende jedem Reiſenden unentbehrlich iſt. —

Dann ließ ich mich zum Arſenale rudern, nicht um da Ponte's Rieſenſaal zu ſehen oder die Waffenhalle mit den unzähligen alten und neuen Mordwerkzeugen, die des Menſchen Scharfſinn Jahrhunderte lang zu vervollkommnen ſich abgemüht hat, um die ohnehin ſo knapp gemeſſene Spanne des Daſeins noch mehr zu verkürzen. Nein, ich wollte das Gedächtniß des unſterblichen Heldenruhms meiner geliebten Hellenen ſehen, den koloſſalen marmornen Löwen, den die Athener ihren Marathonkämpfern auf dem Siegesfelde errichtet. Die Venetianer haben ihn in den Tagen ihrer eignen Heldenherrlichkeit hierher geführt und vor ihrem Arſenale aufgeſtellt. Halb aufgerichtet, feſt auf die Vorderpranken geſtemmt ſitzt er da, ihm zur Seite ein anderer von faſt gleicher Größe und ähnlicher Stellung und zwei kleinere. Die drei letzteren ſollen aus dem Hafen Piräeus ſtammen, den einſt Perikles baute und durch die Kunſt des Phidias ſchmückte. Laß es mich immer geſtehen, daß Alles übrige, was ich bisher von Venedig geſehen, mir einen Augenblick in den Hintergrund trat bei dieſem Anblick, der mein Herz mit einem Nachhall jenes Entzückens erfüllte, das ich als Knabe bei dem Namen Marathon und bei Herodots Erzählung der Geſchichte von jener Perſerſchlacht empfunden. Was auch moderne Barbaren ſagen mögen: die Namen Marathon und Salamis, die Todespforte der Thermopylen, ſie werden ewig begeiſternde Klänge bleiben aus der Jugendblütenzeit der Menſchheit. Sie werden es, weil ſie es verdienen, weil die Heldenkämpfer dieſer Schlachten ihr Schwert geſchwungen und ihr Blut vergoſſen haben in einem Kriege, der einzig und allein berechtigt iſt vor dem Richterſtuhle der Humanität, in dem hei-

ligen Kriege eines Kulturvolks gegen Barbarenübermuth, für die Idee, die Freiheit und Schönheit des Lebens gegen rohe Gewaltmacht und ideenarmen Despotismus. War das ein Handelsvolk, diese Athener! Nie seit Perikles Tagen haben Geist und Materie zugleich wieder so volle Anerkennung gefunden, als in diesem Volke und in dem Staate dieses Volkes, dem alles zur Schönheit sich gestaltete, was seine Hand berührte.

Wie ich so vor dem Löwen stand, und meine Augen die griechische Inschrift zu entziffern suchten, fiel es mir wie ein Schlag auf's Herz, daß ich nun schon drei Tage in Venedig sei und noch mit keinem Gedanken daran gedacht, daß hier der Mann den Schlaf des Todes schläft, dem meine Jünglingsjahre das Glück verdankten, an der Hand des begeisterten Genies eingeführt zu werden in das Reich des klassischen Alterthums. Nun drängte es mich, Karl Reisig's Grab aufzusuchen, der in der Blüte der Manneskraft, strotzend von Gesundheit und übermüthiger Lebensfülle, vor achtzehn Jahren hier an der Schwelle der langersehnten Reise nach Italien und Griechenland dem Tode zur Beute ward. War das ein Mann, wie ich als Lehrer akademischer Jugend keinen mehr gesehen. Wie hingen wir an seinem beredten Munde, wenn er voll sprühender Geisteskraft die Erhabenheit Aeschyleïscher und Sophokleïscher Trägödien oder den unsterblichen Humor und Witz Aristophanischer Komik und Horazischer Satire uns nahe vor die Seele brachte, oder wenn er mit der Schärfe des zergliedernden Verstandes und zugleich mit der intuitiven Kraft des Genies in das innerste Herz der alten Sprachen eindrang. Er, der Philolog, begeisterte nicht nur uns, die ausschließlichen Jünger seiner Wissenschaft. Nein

die Schüler aller Fakultäten, Juriſten, Mediziner, Theologen, alle zog er mit dämoniſcher Gewalt hinein in den Zauberkreis des Alterthums und ſeiner Sprachen, ſeiner Geſchichte und ſeiner Lebensformen, ſeiner Kunſt und Poeſie. Das Trockenſte belebte, das Abſtrakteſte geſtaltete ſich, wenn Er es behandelte, nicht mit den Künſten gaukelnder Geiſtreichigkeit, ſondern mit der Macht gründlicher Forſchung, bei der immer ſchon die Methode ein Gewinn, der Weg ſelber das Ziel war. Ich ſehe ihn noch vor mir, ſein wie aus Eiſenholz gemeiſſeltes Geſicht mit den wildgenialen, hellhumoriſtiſchen Zügen, die kräftig gedrungene Römergeſtalt, breitbrüſtig, erdſtampfenden Ganges, hochaufgerichteten Hauptes. Ich höre ſeine tönende Stimme, die mit ihrem Klange die große Halle durchſchmetterte, wenn er ſeine Meiſterüberſetzung von Aeſchylus gefeſſeltem Prometheus oder von den Wolken des Ariſtophanes vortrug. Es iſt mir, als hörte ich noch das Homeriſche Gelächter der Hunderte von friſchen Jünglingen bei den Raketen und Schwärmern ſeines Witzes, deſſen Blitze er mit der Miene unerſchütterlichen Ernſtes bei ſeiner Polemik umherſchleuderte. Und dazu war er — inmitten einer ſchlaffen und feigen Zeit — ein Charakter, keinem Aeußerlichen ſich neigend, weder in der Staatshierarchie, noch ſonſt im Leben; frei und aufrecht, ſelbſtändig, durchaus fürſtlich, wie jedes Genie, etwas cyniſch, doch nie verletzend roh, nur natürlich in dem kräftigen Sinne der Alten, und bei aller Freiheit und Läßlichkeit des bequemſten Behagens für uns junge Burſche doch immer voll männlicher Würde. Und wie hingen wir an ihm! wie verehrten wir ihn, wie blind faſt war das Vertrauen auf die Wahrheit und Ueberlegenheit deſſen, was er ſagte und

lehrte, weil er uns auch die geheimſten Pfade ſeines Forſcherwegs nicht vorenthielt. Er ſchrieb wenig, aber dies Wenige war wie in Stein gehauen, ein Meiſterwerk an Form und Gehalt. Was er erarbeitete, das gab er uns ganz und rückhaltlos. So erſchütterte denn auch die plötzliche Nachricht ſeines Todes uns alle, die wir ihn ſo eben noch mit Beweiſen begeiſterter Verehrung zu jener Reiſe entlaſſen hatten, zu ſtarrem Entſetzen. Wenige Tage vor ſeiner Abreiſe war ich bei ihm. Er war juſt im Arbeiten, nur halb bekleidet, wie er pflegte. Ich konnte nicht umhin, die mächtige Bruſt und die gewaltigen Schultern zu beſtaunen. „Nicht wahr!“ rief er mir wunderlich auflachend entgegen, „ſieht es nicht aus, als hätte es die Natur mit dieſem Leibe auf hundert Jahre angelegt?“ — Zwei Monate darauf lag er auf dem Kirchhofe von Venedig.

Dahin trug mich nun meine Gondel durch den wolkentrüben ſich neigenden Tag, um ſein Grab aufzuſuchen auf der Inſel, wo der katholiſche Fanatismus nur nach langem Kampfe der kleinen Proteſtantengemeinde von Venedig ein Stückchen Erde für ihre Todten eingeräumt hat. Bei der Eingangskapelle ſtieg ich ans Land. Ein alter Todtengräber führte mich durch einen langen Bogengang hindurch auf ein weites, wüſtes, völlig ebenes Todtenfeld, auf dem hier und da einige dünne Eiſenblechkreuze im Winde ſchwankten. Es war der Kirchhof der poverelli, der Armen. Von ihm und allen andern Bezirken durch eine hohe Backſteinmauer geſchieden liegt ein langer, ſchmaler, dreieckter Streifen Landes, keine zwanzig Schritte breit, da wo er am breiteſten iſt. Das iſt der Kirchhof der Ketzer und Ingleſi. Der alte Todtengräber ſchloß mürriſch und ſchweigend die knarrende

Eisenthür auf. Es sah im Innern wüst und öde aus. Kein Hügel darf dort aufgerichtet, kein Baum oder Strauch gepflanzt werden, weil diese ganze Erde auf Untermauern ruht, deren Beschädigung durch die Wurzeln man fürchtet. Nur an den Wänden zeigten sich einige Marmortafeln und Denksteine eingemauert oder aufgestellt Aber kein Stein, der das Gedächtniß des ausgezeichnetsten Universitätslehrers seiner Wissenschaft, den Namen des scharfsinnigsten Alterthumsforschers hier erhält. Der Staat der Intelligenz, dem er angehörte, hat dafür keinen Gedanken gehabt, und ich konnte keine Spur finden, wo die Gebeine des unvergeßlichen Mannes ruhen. „Aber, wen sucht Ihr, Shior?“ fragte der Alte, als er mein rastloses Umherspähen bemerkte. Ich nannte ihm den Namen. „Wie lange ist er denn todt?“ — „Etwa achtzehn Jahre!“ — „Ma che dieci d'otto anni! dieci d'otto anni!“ erwiederte er, die Worte mit dem Ausdrucke des höchsten, unwilligen Staunens wiederholend. „Wie mögt Ihr nach achtzehn Jahren noch hier nach einem Begrabenen fragen! der ist längst um- und wieder umgekehrt, das konntet Ihr Euch ja denken, Shior!“ — Ich wandte mich schweigend zum Rückwege. Dieci d'otto anni! dieci d'otto anni! wiederholte er verwunderungsvoll, hinter mir hergehend, wohl noch ein halbdutzendmal. Und noch als er mich aus der letzten Pforte entließ, und sein erhaltenes Trinkgeld in die Tasche seiner graubraunen Jacke schiebend, wieder in „seinen Garten“ an die Arbeit bei einem aufgeschaufelten Grabe zurückkehrte, hörte ich den Alten das dieci d'otto anni! dieci d'otto anni! vor sich hinmurmeln. Es war eine ächt Hamlet'sche Scene, aber mir liefen die hellen Thränen über die Wangen, als ich in meine Gondel

ſtieg, und im leiſen Regengerieſel, das Herz voll Traurigkeit, nach Venedig zurückfuhr. —

Ich mag mir denken, welchen Kontraſt dieſe Zeilen aus der Stadt der Melancholie bilden werden, wenn ſie Dich in dem Tummelplatze des ſorgloſ fröhlichen Lebensleichtſinns am Golfe von Neapel begrüßen, und Dir den letzten Gruß bringen, den Dir auf italiſchem Boden der ſcheidende Freund zurückſendet. —

Abends ſpät.

Ich bin noch auf dem Markusplatze unter den Bogenhallen der Prokuratien auf- und abgewandelt und dann in ein Kaffé gegangen, wo Griechen und Levantiner in ihren maleriſchen Trachten ſaßen und rauchten, oder ſich mit Schach und Billardſpiel unterhielten. Das ſind ſo recht die Geſtalten, mit denen man dieſe durchaus orientaliſche Scenerie des Markusplatzes angefüllt ſehen möchte. Schöne urtypiſche Geſichter, die Alten wie Erzväter ausſehend oder wie Propheten, die Jungen verwegen blickende, kehlabſchneideriſche Phyſiognomien, rothe Feſſe und weiße Turbans, weite Fuſtanellen und maleriſch fließende Kaftans durcheinander, einige in kurzen Troddelſtiefeln, andere in Schuhen und weißen langen Strümpfen. Wie kontraſtirten gegen dieſe kräftigen Geſtalten die bleichen, frühgealterten, verlebten Geſichter einiger jungen Venetianiſchen Nobili, welche in denſelben Räumen, Zeitungen überfliegend, oder müßig gähnend umherſaßen.

Ich trete noch einmal auf den Balkon meines Zimmers, und ſehe hinab auf den Kanal. Nur einzelne Lichterflämmchen

von den gegenüber liegenden Häusern und der Schein der Lampe vor einem Madonnenbilde blinken nieder auf seine dunkle Fläche. Eine Gondel schwebt eben vorüber wie ein schwarzes schweigendes Geheimniß. Der Gondolier, hoch oben auf dem Borde stehend, streicht mit seinem Ruder leise durch die dunkle Fluth, die Tropfen zittern blitzend wie Perlen nieder von der gehobenen Ruderfläche, der blanke eiserne Schiffsschnabel leuchtet zackig auf im Lichte des eben aus einer Wolkenspalte schauenden Mondes, ehe der nahe Brückenbogen die Gondel in sein Dunkel begräbt. Ein leiser Mandolinenklang verhallt um die Ecke des nahen Palastes:

Er' un morente palpito?
Er' un nascent' amor? —

Den 11. Mai 1826.

Es ward ein Uhr, ehe ich aus dem Theater Fenice nach Hause kam. La Fenice (der Phönix) steht an Größe nur wenig dem Theater von San Carlo in Neapel nach. Fünf Logenreihen, jede zu fünfunddreißig Logen, schwingen sich höher und höher hinauf um das kolossale Halbrund. Das Haus war sehr gefüllt und zu Ehren der kaiserlichen Gäste glänzender als gewöhnlich erleuchtet. Die Logen funkelnd vom Schmuck der Geschmeide und strahlend von den Schönheiten Venedigs. Sie gaben die Oper Saffo von Pacini, mit leidlichem Text, sehr schöner Musik und einem Sujet, das ewig unverwüstlich ist. Die Leidenschaft unglücklicher Liebe muß man von Italienern singen und darstellen sehen, um einen Begriff zu bekommen von

dem, was hier Leidenschaft iſt. Ein Paar Stellen, welche das ganze bei ihrem erſten Anſchlage athemlos lauſchende Publikum am Schluſſe zu einem wahren Fanatismus der Begeiſterung hinriſſen, waren in der That von erſchütternder Wirkung. Wenn Saffo, zu Phaon gewendet, der ſie treulos wähnt und ihr alles Unheil anwünſcht, mit dem Ausdrucke des höchſten Seelenleidens ſingt:

Il cor di te gia privo
Solo agli affanni è vivo!
Di quel che io son misera
Far mi alcun Dio non puo!

und wenn dieſelbe dann weiter gegen das Ende, dem Prieſter gegenüber, der ihr mit ſeinem Gotte droht, in höchſter Verzweiflung die Worte ausſtößt:

Non è Dio, chi Faone mi toglie,
Che mi rende per sempre infelice!

ſo ſind das Naturlaute der tiefſten, glühendſten und berechtigſten Leidenſchaft, die dem Hörer wie glühende Tropfen auf das Herz fallen. — Ein Ballet Oskar, nach der unſeligen Sitte in die Oper eingeſchoben, in den Chortänzen anmuthig, in den Soli's für meinen Geſchmack abſcheulich. Das Thema Mord aus Eiferſucht. Eine fürſtliche Braut läßt den ihr aufgezwungenen Verlobten durch ihren Geliebten ermorden, erhebt den Mörder zum Fürſten, und wandert dafür zum Schluſſe in die Hölle. Cretinismus der modernen Kultur!

Heute iſt wieder trübſeliges Wetter, während geſtern der ſchönſte Maitag auf das meerumfloſſene Venedig niederleuchtete,

Ich will daher die Zwiſchenzeit des ſeit vier Uhr unaufhörlich ſtrömenden Regens dazu benutzen, Dir zu ſchreiben, was ich geſtern geſehen und gelebt. Das Klima, im Ganzen mild, weich und geſund — die Venetianer erreichen verhältnißmäßig unter den Italienern das höchſte Alter, — hat in ſeinem Wetter doch nicht die Beſtändigkeit Mittel- und Unteritaliens.

In Italien wird man nothwendig zum fleißigen Kirchenbeſucher, wenn man auch daheim den nüchternen und leeren weißen Wänden unſerer proteſtantiſchen Kirchen und den ebenſo leeren und nüchternen Predigten, von welchen dieſelben allwöchentlich widerhallen, ſchon längſt den Abſchied gegeben hat. Am meiſten aber wird man es hier in Venedig, wo man neben den Werken der Sculptur und Malerei auch die Geſchichte Venedigs an den Mauſoleen und Denkmälern ſeiner großen Kriegs- und Friedenshelden ſtudiren kann. Nirgends in ganz Italien fand ich in den Kirchen an ſolchen Denkmälern dieſen Reichthum. Göthe ſchreibt einmal bei Erwähnung der Büſte des Kardinals Bembo in einer Paduaniſchen Kirche: „Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, ſo findet ſich wohl auch darin ein Platz, wo man vernünftige Menſchen aufſtellen kann.“ In Venedig würde er zu dieſem Spotte auf die Heiligen, die den vernünftigen Menſchen den Platz nur ſpärlich zulaſſen, keinen Grund gefunden haben. Denn allein in der Kirche San Giovanni e Paolo, vor welcher ſich die Reiterſtatue des Türkenbeſiegers Bartolommeo Colleoni von Aleſſandro Leopardo erhebt, zählte ich die Grabmäler von ſiebzig Dogen der Republik. Etwa zwanzig von ihnen in Säulen und Quadern von Marmor bis ans Gewölbe aufſteigend, würdevoll

für ſich allein, mit ihren Koloſſalſtatuen zu Pferde und zu Fuß, ihren reich verzierten Marmorſarkophagen, die Kunſtzierde einer großen deutſchen Stadt abgeben. Hier las ich die ſtolzen Namen der Mocenigo und Moroſini, der Loredan, Corner und Vendramin, und bewunderte den Reichthum dieſer fürſtengleichen Bürger, der durch ihre ſtolzen Palaſt- und Kirchenbauten nicht erſchöpft die gleiche Pracht auf ſolche Familienmonumente verwenden konnte, von denen jedes einzelne jetzt die Kraft des reichſten ihrer Nachkommen überſteigen möchte.

Nicht weit davon iſt San Salvatore, darin das Meiſterwerk Gian Bellins, des herrlichen Künſtlers, den Platens Sonnette preiſen mit dem ſchönen Worte:

Sein Geiſt iſt ein harmoniſches Beſtreben
Und ſeine ſanfte Seele liebt das Wahre!

Es iſt Chriſtus, zu Tiſche ſitzend, in der Mitte zwiſchen vier Männern, in reicher venetianiſch-orientaliſcher Tracht: der Mythus im Gewande des unmittelbar wirklichen Lebens, wie es den Meiſter in farbiger Schönheit umgab. Iſt das ein Bild! Der ſchönſte Chriſtuskopf, den meine Augen in Italien geſehen. Er hat eben eine Pauſe gemacht in ſeiner tiefſinnigen Tiſchrede. Wie weit hinaus blickend, entfernt mit ſeinen Gedanken von den ihm umgebenden ſitzt er da, gleichſam aus der engen Gegenwart hinüber ſchauend in die Zukunft kommender Jahrhunderte. Ein feines Lächeln umſpielt ſanft den edlen geiſtvollen Mund, der geſchloſſen iſt wie der eines Menſchen, welcher Lebensworte auszuſprechen gedenkt. Ein wunderſchöner Mann zu ſeiner Linken iſt ganz verſunken in die Andacht des Sehens und Hörens, und

läßt ſeine Blicke mit begeiſtertem Entzücken ruhen auf dem Antlitz des göttlichen Menſchen.

Eben dort am Hauptaltare Tizians Transfiguration. Wie iſt darin die Sehnſucht des Mannes Chriſtus nach dem Ideal und ſeiner höchſten Verwirklichung in dem Urquell alles Wahren, Schönen und Guten ſo klar und mächtig ausgedrückt. Es iſt recht ein Seitenſtück zu Meiſter Tizians Aſſunta in der Akademie delle belle Arti, zu der ich unmittelbar von dieſer Kirche aus hinüber fuhr. Ja, Julius Moſen hat Recht: in Tizian hat ſich die Kunſt ſelbſt auf dem Boden der kirchlichen Tradition von ihren ſpiritualiſtiſchen Satzungen befreit! In dieſer Himmelfahrt Maria wird das irdiſch ſchöne Weib emporgetragen in die Arme Gottes. Es iſt das Größte, was die chriſtliche Malerei in Behandlung religiöſer Mythenſtoffe geſchaffen hat. Wie ſchwingt ſich in dieſem wunderbaren Bilde die Seele des liebenden Weibes, getragen von den Flügeln der Liebe und Sehnſucht, durch alle Erdenwolken hindurch an das Herz des Geliebten, des Gatten, des Vaters ihres Kindes! Iſt es nicht herzerhebend, iſt es nicht die wahre Apotheoſe der Menſchlichkeit, daß ſelbſt in der überweltlich frommen chriſtlichen Kunſt, wie in der poetiſchen Mythe, der ſie lebendige Geſtalt verlieh, der Menſchengeiſt auch für ſeinen Gott und ſeine Gottesmutter keinen ſeligern Moment zu ſchaffen wußte, als den rein menſchlichen dieſes Wiederſehens? Denn das allein iſt es, ein Wiederſehen nach langer Trennung, ein reines, nur in das Gewand der religiöſen Mythe gekleidetes

Iſt es möglich, Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!

ein farbenglühendes Aufjauchzen über die endlich vergangene „Nacht der Ferne," den endlich ausgefüllten „Abgrund des Schmerzes." Wie jubelnd umrauscht dieſer blaue Gewandmantel die Prachtgeſtalt des göttlichen Weibes! wie ſchwillt das ſegelgleich, tragend empor, und ſchlingt ſich feſt um die Mitte des Leibes über dem Schooße, der den erlöſenden Gottmenſchen der Welt geboren hat. Und dies halbe Oeffnen des Mundes, dies halbe Ausbreiten der Arme, wie iſt das menſchlich wahr und tief gefühlt! Es iſt das erſte, nur noch halbe, weil kaum ſich ſelber und ſeinen Sinnen trauende Aufzucken der Wonne des Wiederſehens. Tief unten die Erdenmenſchen ſtarren ſtaunend, verwundert, geblendet hinauf zu dieſem Himmel der Liebesſeligkeit. Nur wenige ſehen aus, als ahndeten ſie etwas davon, aber „der Menge bleibts Geheimniß." Die wahre, höchſte Liebe war und iſt zu allen Zeiten für die Menge ſtets, wie alles Schönſte und Edelſte ein Geheimniß; höchſtens ertragen ſie es als ein Jenſeitiges, das eben als hinausliegend gedacht wird über alle menſchliche Natur. —

Die arme Menſchheit mußte die höchſte Erdenſeligkeit in ihren Himmel verſetzen, um ihn zum Himmel zu ſchaffen!

In dieſem Sinne haben alle dieſe alten Maler Feuerbachſche Anthropologie gemalt. Man darf nur die Probe machen, und ſich einen Augenblick die Scene dem rein Menſchlichen und ſeinen Motiven entrückt und in das abſtrakte Jenſeits verſetzt, bei Gott Vater an das Erzeugniß bibliſcher Dogmatik denken, und an die Stelle des poetiſch Schönſten und Erhabenſten tritt das Bild widerwärtiger Albernheit.

Ich habe in der ganzen Gallerie hauptſächlich nur die

Tizians angesehen. Da ist in der prima Sala nuova sein „Kirchengang Mariä.“ Auch ein prächtig Bild, heiter vermenschlicht, wie alles Mythisch-Religiöse, was dieser göttliche Venetianer gemalt hat. Auch allerlei humoristisch-komische Genrezüge fehlen dem Bilde nicht. Da sitzt an der Kirchentreppe, deren breite Marmorstufen die Santa Madonna mit ihrem Festzuge so eben' hinanzusteigen im Begriff ist, ein altes Höckerweib mit einem Korbe, in welchem sie Eier und Geflügel feil hält, das schärfste, markirteste Alteweibergesicht, recht wie ein zusammengekauerter Habicht im Käfig. Mit einer Art griesgrämiger Neugier wendet sie den Kopf nach dem Zuge herum. „Was das doch wieder einmal für ein Aufhebens ist mit dieser Signora Maria!“ brummt sie verdrießlich vor sich hin, darauf wett ich so gewiß, als daß die Alte eine Zeitgenossin Tizians und das Ganze eine Scene aus dem damaligen Leben ist, dessen Festen und Aufzügen und sonstigen bedeutenden Lebensereignissen die Kunst eben nur biblische Namen gab, wie sie ihre schönen nackten Weiber auf schwellenden Polstern oder im kühlen Bade als heidnische Venusbilder, Waldnymphen und Dianen einführte. Der kleine Jesus im goldnen Langhaar, mit Glorienschein und lichtblauem Kleidchen angethan, schreitet allein voran, ein Bild gottwohlgefälliger, regelrecht frommer Artigkeit. Sein Gegensatz ist ein anderer kleiner Bube, den seine Mutter nur schwer an der Hand mitschleppt. Da ihn augenscheinlich die Sache gar nicht interessirt, so macht er sich das Privatvergnügen, ein nebenherlaufendes Spitzhündchen mit einer vorgehaltenen Bretzel zu necken, statt sich das artige und kluge Jesuskind zum Muster zu nehmen, wie ihm augenscheinlich die Frau Mutter so eben

empfiehlt. Ganz hinten am Zuge eine italieniſche Bettelſcene, wie ſie noch jetzt bei keiner ſolchen Gelegenheit fehlt. Daneben Venetianiſche, gediegen prächtige Architektur und heiterer Durchblick in freie Berglandſchaft. O Overbeck! ich mußte unwillkürlich an ſein Bild in S. Maria dei Angeli zurückdenken! —

Im der folgenden Sala nuova seconda hangen Tizians erſtes und letztes Werk. Jenes mit vier allzu ſehr zuſammengedrängten Figuren, die ich weiß nicht was vorſtellen, und überwiegendem landſchaftlichem Hintergrunde; dieſes eine Kreuzesabnahme, in der man den ſterbenden Löwen doch noch erkennt. Aber herrlich iſt ſein Johannes in der Wüſte, kein fleiſchloſes chriſtliches Skelett, ſondern eine kräftige, thatſtarke Geſtalt, ein Kriegsmann, ein Ritter im Bußgewande.

Man erſtaunt über den Reichthum dieſer Natur, wenn man bei einem Ueberſchlage von Tizians Werken ſieht, was dieſer göttliche Künſtler während ſeines langen Lebens Alles gemalt hat! Und noch dazu iſt eine nicht unbeträchtliche Anzahl ſeiner Werke durch Unglücksfälle verſchiedener Art zu Grunde gegangen. So ſeine Bildniſſe der eilf erſten römiſchen Kaiſer, welche er für den Herzog von Mantua malte, und die bei einer Plünderung von Mantua vernichtet wurden. Ein gleiches Unheil traf den größten Theil ſeiner Bildniſſe berühmter Staatsmänner, Feldherrn und Fürſten von Venedig, welche er im Auftrage des venetianiſchen Senats malte und die faſt alle bei einem Brande zu Grunde gingen, welcher auch zugleich Tizians größtes hiſtoriſches Bild verzehrte. Dies war die für den Rathsſaal von Venedig gemalte Darſtellung einer Seeſchlacht zwiſchen venetianiſchen und kaiſerlichen Galeeren während eines Sturms. Seine

Ausführung eines ſo grandioſen Vorwurfs, ſagt Vaſari, übertraf alle Erwartung und Vorſtellung, und zwang den Neid, der ihn blos in Bildniſſen hatte loben wollen, zum Stillſchweigen. Die Kompoſition des Werks iſt nur in einem Kupferſtiche erhalten.

Die Natur ſelbſt ſchien ihr Meiſterſtück geliefert zu haben an dieſem Manne. Krankheit und Tod ſchienen keine Macht zu beſitzen über den Glücklichen, deſſen heiterer Sinn das Leben ſo in vollen Zügen zu genießen verſtand. Neunundneunzig Jahre iſt er alt geworden, und doch raffte ihn nicht Entkräftung oder Siechthum, ſondern die Peſt dahin. Der Ruhm ſeines Namens durchdrang ganz Europa. Kaiſer und Päpſte, Könige und Fürſten, Karl V. und Paul III. ehrten und belohnten den erſten Meiſter italieniſcher Kunſt. Die größten Geiſter ſeiner Zeit, Dichter wie Arioſto, Bernardo Taſſo u. a., Gelehrte und Schriftſteller wie Sanſovino und Paolo Giovio, waren ſeine Freunde und Umgangsgenoſſen; die ſchönſten Weiber der aphroditengeliebten Meeresſtadt beglückten ihn mit ihrer Liebe und ihren Reizen, und die geliebte Kunſt blieb ihm treu bis zu ſeinem Tode. Selbſt in ſeinem hohen Alter vermochte die allmälige Abnahme ſeines Geſichts wohl der Klarheit ſeines Pinſels, aber nicht der Vortrefflichkeit ſeiner Tinten Eintrag zu thun, und als ihn ſein Freund Vaſari wenige Jahre vor ſeinem Tode in Venedig beſuchte, fand er ihn rüſtig in ſeiner Werkſtatt mit dem Pinſel in der Hand an einem Werke beſchäftigt.

In den Räumen dieſer Akademie kann man ſich überzeugen, wie dieſe Tizian, Boniſazio, Paolo Veroneſe und alle die großen Venetianer nur die Pracht und Schönheit ihres vater-

ländiſchen Lebens gemalt haben, deſſen Bauart und Natur, Koſtüme, Sitten und Menſchen überall auf ihren Bildern wiederſtrahlen. Darin eben, in dieſer freudigen Wiederſpiegelung der eigenen Zeit und des eigenen gegenwärtigen Lebens, ſei es in der unmittelbaren Erſcheinung beider, ſei es durch die Vermittelung mythiſcher oder hiſtoriſcher Parallelen, hat von jeher Zweck und Ziel aller Kunſt in ihrer höchſten Blütezeit beſtanden. Als ich vor einem Gaſtmahle von Paul Veronese ſtand, trat eben eine ganze levantiniſche Familie in ihrer reichen orientaliſchen Tracht, gefolgt von einer Schwarzen mit dem jüngſten bronzefarbenen Knaben an der Hand in den Saal. Es ſah aus, als wäre die Geſellſchaft eben aus dem Rahmen eines der umherhangenden Bilder Cagliari's getreten.

Nachher beſuchte ich noch einige Kirchen, voran S. Maria dei Frari, an monumentaler Pracht die reichſte nach S. Giovanni e Paolo. Mich trieb es dahin, nicht um Canova's theatraliſch-bombaſtiſches Grabmal zu ſehen, ſondern um die Stätte zu ſchauen, wo unter einem unſcheinbaren Steine Tizians Aſche ruht. Canova's Entwurf zu einem Denkmale Tizians iſt von ſeinen Schülern für ihres Meiſters eigenes Grab ausgeführt worden. Es iſt ganz gut ſo. Die kleine unſcheinbare Steinplatte, die mich an Rafaels ſpärlichen Grabſtein im Pantheon erinnerte, macht einen viel tiefern Eindruck auf das Gemüth des Beſchauers, als die kalte Pracht von Canova's Mauſoleum.

Santa Madonna della Salute, ein zopfiger Kuppelbau, mit einer Ausgießung des heiligen Geiſtes von Tizian, und aller-

hand religiöſen Bildern deſſelben, die in der ſchlechten Beleuchtung faſt unſichtbar waren, empfing mich an der Eingangsthüre mit einer andern römiſchen Erinnerung. Man lieſ't nämlich dort über allen Eingängen die Inſchrift: Indulgenza come in San Giovanni in Laterano in Roma*). Dieſer chriſtliche Spiritualienhandel hat auch ſeine Concurrenz, deren Affichen man überall begegnet. Deutſche Freunde, die mich zu Tiſch begleiteten, erzählten viele Züge von dem gegenwärtigen Oberhaupte der Venetianiſchen Geiſtlichkeit, dem Kardinalpatriarchen Monico, von ſeiner erbitternden Unduldſamkeit gegen das kleine Häuflein ketzeriſcher Proteſtanten zu Venedig, die ſich ſelbſt bis auf die Cenſur ihrer Todesanzeigen und Leichenſteine erſtreckt. Die erſteren dürfen nur von „Geſtorbenen,“ nicht von „ſelig Entſchlafenen“ reden, noch ſonſt irgend einen Ausdruck frommer chriſtlicher Zukunftshoffnung gebrauchen, mit denen ſich der Schmerz der Zurückbleibenden um die für ewig Verlorenen ſo gern ein Genüge thut. Und als neulich einem deutſchen Maler, der hier ſtarb, Freunde einen Denkſtein ſetzen wollten, deſſen Inſchrift Aehnliches enthielt, ſtrich die geiſtliche Cenſur nicht nur jene, ſondern ſelbſt den Ausdruck des Ruhens „in geweihter Erde“ als ungehörig für die Ruheſtätte von Ketzern. „Dieſer Kardinalpatriarch iſt einer der ſchlimmſten Pfaffen Italiens,“ ſagte mir Freund B., der mir dieſe und ähnliche Notizen mittheilte. Sie hätten ihn hören ſollen, als er die Einweihungsrede unſerer Eiſenbahn halten mußte. Es war ſtatt einer Segens- eine Fluchrede. „Dieſe

*) Hier iſt Ablaß gleich dem in S. Giovanni in L. zu Rom.

raſtloſe ſündhafte Erfindungsluſt des Menſchengeiſtes, deren neuſte Ausgeburt die Eiſenwege und Dampfmaſchinen ſeien, ſchmeichle zwar dem menſchlichen Hochmuthe und bereichere den Eigennutz durch allerlei weltliche Vortheile. Aber ſie eröffnen auch den Weg zur Untergrabung des alten Gehorſams, der alten Demuth und des alten Glaubens!“ Der Mann könnte Recht haben!

Die venezianiſchen Patrioten, wenn auch gute Katholiken, haſſen ihren Kardinalpatriarchen nicht minder als ein gefügiges Werkzeug Metternichs und ſeines Syſtems, als einen Italiener, der um eitlen Ehrgeizes willen dem tedesken Regimente anhängt. Unter den Erſtgenannten höre ich mehrfach einen jungen Advokaten nennen, der den Namen des letzten Dogen (Manin) trägt, obſchon er urſprünglich jüdiſcher Abkunft iſt. Es ſcheint, daß überall dies von dem alten Europa am meiſten geknechtete bibliſche Stammvolk der Menſchheit ſein reichſtes Contingent ſtellt zu der kleinen Schaar der Vorkämpfer für die neue Europäiſche Freiheit. —

Venedig, den 16. Mai 1846.

Deine Briefe aus Rom mit der Schilderung des Carnevalfeſtes am Tage nach meiner Abreiſe habe ich heute bei meiner Fahrt nach dem Lido geleſen. Papa Gregorio alſo bedenklich krank? Die Venetianer fürchten ſchon, ihren Kardinalpatriarchen als ſeinem Nachfolger zu ſehen. „Wenn Gregorio ſtirbt, werden wir merkwürdige Dinge erleben!“ das iſt hier die allgemeine Anſicht. Mich verdrießt dabei nur, wenn der Alte wirklich ſterben ſollte, daß er damit meine Prophezeiung wahr macht, und

es gleich nach meiner Abreiſe thut, ſtatt uns das Schauſpiel einer neuen Papſtwahl zu gönnen. —

Meine ſtille tägliche Freude ſind hier die Lichteffekte bei heller Luft auf dem Waſſer der Lagunen, an den warmfarbigen Marmorfaçaden der Kirchen und Paläſte, die ſanfte Klarheit aller Konturen, dies ganze heitere Hell in Hell der Farbentöne, an deſſen täglichen Anblick ſich das Auge der großen Venetianiſchen Meiſter ſatt getrunken und das ſie dann in ihren Bildern mit ſo unerreichbarer Meiſterſchaft wiedergegeben haben. Freilich fehlt jetzt das farbenbunte Menſchengewimmel jener Zeit, das ihnen die harmoniſchen Staffagen darbot. Davon iſt nur noch ein Schatten übrig in den kurzkrämpigen Hüten und in der hellgeſtreiften Kleidung der Gondeliere, die wenigſtens im Dienſte des reicheren Adels hier und da noch an die alte Herrlichkeit erinnern.

Wenn ich ſo durch die Pracht dieſes Venedig unter ſeinen Kirchen und Paläſten hin und her mich wiegen laſſe, oder auf dem Markusplatze wandelnd die farbenſtrahlenden Rieſenblumen ſeiner Architektur, und in den Muſeen und Salen der Paläſte das buntglühende Leben ihres Bilderſchmucks betrachte, ſo fällt mir immer ein, wie die Menſchen, die in dieſen Sümpfen ihre Wohnſtätten zu gründen wagten, da ihnen die Natur nur den Himmel vergönnte, die Erde aber mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit verſagte — wie ſie da ſo recht mit innerer Nothwendigkeit ſich dazu getrieben ſahen, durch die Werke der Kunſt in Malerei und Architektur ſich gleichſam einen Erſatz für das von der Natur ihnen Verſagte zu ſchaffen. In Neapels üppiger Naturfülle hat nie die Kunſt geblüht, die auf Attalos ſpärlichem

Felſenboden und aus den Lagunen Venedigs ſich zu unerreichter Herrlichkeit erhob. —

Heute Nachmittag in der Gallerie Manfrini. Die iſt's auch werth, daß man darum eigends nach Venedig reiſt. Ich habe mich vorzugsweiſe an Portraits gehalten, deren ich dort mehrere von Tizian geſehen, ſo das herrliche Bildniß Arioſts voll freudigen Lebens in den edlen Zügen. Aber nur von zwei Bildern will ich Dir erzählen, denn ich habe wenig mehr geſehen, als dieſe zwei, was ich ſo ſehen nenne. Das iſt nun erſtens Giorgione's Lautenſpielerin. Ich wußte nichts von der Berühmtheit dieſes Bildes. Aber diesmal hat der Ruf nicht gelogen. Dieſer Giorgione, der mit Tizian in einem Jahre geboren, eben ſo wie Rafael faſt noch ein Jüngling wieder aus dem ſchönen Daſein ſchied, das er ſo glühend liebte, er iſt ſo recht die Seelenblüte, welcher dieſer altvenezianiſchen Laiderpracht den letzten vollen Zauber verleiht. Seine Lautenſpielerin iſt dafür der Beleg. Sie ſitzt da, den rechten Arm aufſtützend gegen das leiſe nach Oben gewendete Haupt. Das halb gelöſte blonde Haar fließt über die hohle Handfläche uns entgegen. In der niedergeſunkenen linken Hand hält ſie die Laute, von der man nur den obern Theil erblickt. Das Geſicht, aufwärts ſchauend, voll, groß, edelformig, verſunken in ſehnendes Sinnen, wie in einem Meere vergangener Liebesſeligkeit, deren Schwanenlied ſie ſo eben geſungen hat. Es iſt die Muſe der Poeſie des verlornen Glücks, deren tiefſten Inhalt Dante ausgeſprochen hat in ſeinem:

Nessun maggior dolore,
Che il ricordarsi del tempo felice
Nella miseria!

Dies tiefſinnige Schmerzensweib, hier hat es Giorgione gemalt, der Künſtler, den die Liebesleidenſchaft getödtet. Auch das Koſtüm iſt damit in Uebereinſtimmung. Ein ſchwarzes Mieder blickt unter den weißen weit aufgebauſchten Aermelüberhängen hervor, welche voll und mächtig über die Arme quellen. Ein leiſes melancholiſches Lächeln zuckt um Mund und Auge. Jenes Lächeln ſchwermüthiger Ironie, das entſpringt aus dem Gefühl von dem Widerſpruche der zeitlichen Endlichkeit des Geiſtig-Unendlichen. So blickt ein Herz, das in der Liebe ſich nach Unendlichkeit und Allgegenwärtigkeit ſehnt, während es in demſelben Momente mit bittrem Weh empfindet, daß es hier an den Schranken ſeines Weſens ſteht. Wie fein gefühlt iſt dieſe Hand. Sie iſt noch nicht mager, mais elle a maigrie, würde Galahof ſagen. Solch ein Weib mit dieſer Tiefe des Seelenausdrucks hat kein Venetianer mehr geſchaffen. Dieſe Unendlichkeit des Geiſtes in dem Spiegel eines menſchlichen Angeſichts hat auch der formenſchöpferiſche Tizian niemals erreicht, er, dem an Jahren das Geſchick zulegte, was es ſeinem Mitſtrebenden entriß. Giorgione war nur zweiunddreißig, Tizian neunundneunzig Jahre, als er das Daſein verließ.

Carlo Dolce iſt ſonſt nicht mein Liebling. Aber ſeine Magdalena, wie er ſeiner Zeit zu Liebe das Portrait des wundervollen Weibes getauft hat, iſt ein Menſchenangeſicht, von dem man ſich auch nur ſchwer trennt. Sie trägt eine Urne von Silber im linken Arme. Beide Hände ſind über der Bruſt halbgekreuzt. Mit der Rechten deutet ſie aufwärts. Ich möchte ſie einer Pandora vergleichen, aus deren Schale ſo eben Epimetheus's Verwitz alle die verhängnißvollen Gaben irdiſcher Un-

ſeligkeit über die Sterblichen entſteigen ließ. Augen und Züge deuten offenbar orientaliſchen Urſprung an. Wenn Du im Herbſte nach Venedig kommſt, und Palazzo Manfrini beſuchſt, wird Dir dies Bild eine merkwürdige Aehnlichkeit zeigen. Und wenn Du zu dieſen drei Bildern noch Benedette Gennaris lybiſche Sybille ſiehſt — auch wieder nur ein mythiſch-religiöſer Taufname für ein hiſtoriſches Portrait, — ſo magſt Du denken, daß Du das Beſte und Edelſte weiblicher Natur geſehen haſt.

Morgen Abend verlaſſe ich Venedig. Ich könnte noch ein Paar Tage weilen, aber ich vermag dieſe Verlängerung der Abſchiedsqual nicht mehr zu ertragen, und bin entſchloſſen, ſie abzukürzen, um in raſchem Zuge über Brixen, Inſpruck und München die Heimath zu erreichen und den Verſuch zu machen, ob ich in ihr jemals wieder heimiſch werden kann.

Venedig, den 17. Mai 1816.

Nachmittags fuhr ich hinaus nach dem Lido. Ich wollte das Mittelmeer noch einmal sehen, an dessen Ufern Griechenland geblüht und Karthago und Rom, der Orient und seine Kinder, und Dein Volk, das welterlösende, weltverstoßene. Ein frischer Wind flatterte über die Lagunen. Die Wellen gingen hoch und mein Gondolier hatte zu thun, die schwanke Gondel durch ihre Kämme zu schnellen. Ich lag in träumerischer Müdigkeit, halb stumpf von den Mühgenüssen der vergangenen Tage, ausgestreckt in der schwarzen Schlafkrieze, und ließ die Gedankenbilder auf- und niederschwanken mit den Möven, deren blitzgezackter Flug das Fahrzeug umschwebte.

Wie üppig grün war es auf dieser Inselwiese. Oestreichische Soldaten saßen und spielten unter den Lauben einer Schenke am Ufer. Durch das hohe Heu der Wiesen im Schattenblühender Akazien ging ich vorüber an den schwarzen Reihen der Kanonenröhre, die wie der Tod aus dem fußhohen Grase hervorstarrten. In einer kleinen Niederung zwischen den Bastionen und Wällen der Befestigungswerke ist ein Platz, bedeckt mit halbversunkenen prachtvollen Marmorplatten und Denkmalen. Es

iſt der alte Kirchhof der Jngleſi und Ketzer, tauſendmal ſchöner, als der ihnen jetzt auf der andern Inſel angewieſene Winkel. Ein dumpfes Brauſen drang aus der Ferne herüber in die Stille. Oben auf dem Walle angelangt, ſah ich das blaugrüne Meer vor mir in aller ſeiner Herrlichkeit, überwölbt von des Himmels reinſter Bläue. Weiße Segel fernher glänzend, herzlabender Seewind, gemiſcht mit dem Dufte friſchen Heus, ferner Geſang der Arbeiter, die es ſchnitten, begleitet von dem Schrillen der Cikaden, von Möwenſchrei und unaufhörlichem dumpfklagenden Meeresrauſchen, eine wunderbare, alle Sinne einwiegende Naturmuſik. Am Winkel der äußerſten Spitze des Fort S. Andrea blitzte das Gewehr des ſchildernden Soldaten im Sonnenſchein. —

Der Tag neigte ſich zu Ende.

Jch ſtieg den Wall hinunter und ſchritt hinab zum Strande, wo meine Gondel lag. Die Oeſtreichiſchen Soldaten ſangen — ich kannte die Melodie. Es war die Weiſe deſſelben deutſchen Volksliedes, mit dem mich vor einem Jahre die Freunde von Ariccia entließen. —

„Dove Shior?“ fragte der Gondelier.

„Alla posta!“ ſtammelte ich, während es mir wie der Froſt des Todes durch die Bruſt ſchlich. Zwei Stunden ſpäter und ich hatte Venedig verlaſſen, und das reichſte und ſchönſte Jahr meines Lebens war nur noch ein Schattentraum der Erinnerung.

Abſchied.

„So Manches lernt' ich Draußen,
Den Tod der Seelen nur, Vergeſſen, nimmer.
Was ich geſeh'n, das ſchöne Meer von Bildern,
Der Welt und mir zu ſchildern,
Durchſchwamm ich wieder als ein froher Schwimmer,
Wie ich's geſeh'n, gefühlt, hier könnt Ihr's leſen,
Und mit dem Bild zugleich mein eignes Weſen."

Inhaltsverzeichniß

aller

drei Theile.

Inhalt des erſten Theils.

1845.

I. Von Oldenburg nach Nizza.

Seite

Fahrt über Bremen, Hannover, Kaſſel nach Frankfurt. Karl Gutzkow. Das Städel'ſche Inſtitut. Göthe's Standbild 1

Neuchatel am See, 28. April 1845. Fahrt über Karlsruhe nach Straßburg, Baſel. Der Bieler See. Neufville. Neuſchatel 8

Genf, den 30. April. Weg über Lauſanne. Der Montblanc. Sieg der radikalen Partei im Waadtlande 12

Genf, den 1. Mai. Rouſſeau's Denkmal. Dr. Müller-Maubert. Verſchönerung der Stadt. Seefahrt. Höflichkeit des Volkes . 15

Genf, den 3. Mai. Spaziergang in der Umgegend . . 20

Lyon, den 3. Mai. Fahrt mit zwei methodiſtiſchen Ariſtokraten. St. Genis. Fort de l'Ecluſe. Perte du Rhone. Tenane in Bellegarde und Mantua. Lyon. Unfreundlicher Eindruck der Stadt. Ultramontanismus. Bekehrung des Israeliten Ratisbonne . 21

An Bord des Papin du Rhone, den 4. Mai 28

Arles, den 5. Mai. Fahrt über Avignon, Beaucaire . . 29

Seite

Arles, den 5. Mai. Das Amphitheater. Das antike Theater. Begräbniß eines jungen Mädchens. Schönheit der Frauen . 31

Abends, 5. Mai. Beſuch in einer Bürgerfamilie. Das Kloſter des heiligen Trophim. Rückkehr zu den Gaſtfreunden und Trennung 35

Den 6. Mai Morgens. Abreiſe von Arles 39

Marſeille, den 8. Mai. Fahrt auf dem Kanale mit der Treckſchuite von Arles bis Bouc. Veränderte Vegetation. Einfahrt in Marſeille. Spaziergang durch den Hafen und die Stadt. Kirchenbeſuch. Paßplagen. Der Conſul Siercking. Sein Urtheil über den Jeſuitismus und deſſen nachtheilige Folgen für die Bildung. Theaterbeſuch; drei Luſtſpiele: La soeur de Jocrisse; La Parisienne; Mr. de Crac à son chateau . . . 40

Toulon, den 9. Mai. Die Umgegend und Phyſiognomie der Stadt. Etat der Marine. Das Arſenal und das Bagne. Das Kriegsſchiff Montebello. Raſtloſigkeit des gewerblichen Lebens 47

Nizza, den 11. Mai. Poſtfahrt nach Dragnignan. Lebhaftigkeit des Volkes. Frejus. Cannes. Antides. Saint Laurent am Var 53

II. Von Nizza nach Florenz.

Nizza, den 12. Mai. Anblick der Stadt, Vegetation, Klima . 59

Den 13. Mai. Fortſetzung der Schilderung 60

Den 14. Mai. Die Bewohner von Nizza. Ueberbleibſel römiſcher Bauwerke. Der Hafen von Villafranka. Bekanntſchaft mit franzöſiſchen Marineoffizieren. Das Fort Montalban. Eine engliſche Jacht im Hafen 63

Genua, den 17. Mai. Fahrt auf dem Dampfſchiff Dante nach Genua, vorbei an den Städtchen Mentone, Bentimiglia, St. Remo, St. Stefano. Die Stadt Genua. Der Palaſt Doria. Palazzo Ducale. Der Dom. S. Maria di Carignano. Der ehemalige Dogenpalaſt. Der Freihafen 65

Fortſetzung. Abſchied von Genua. Einkehr in eine Vigne. Bemerkung über die Sprache 71

Fortſetzung. Rückkehr auf den Dante. Nachtfahrt. Die Inſeln Corſika und Elba. Quarantaine- und Paßviſitation in Livorno. Blick auf die Stadt. Die Piazza d'Arme. Unſicherheit der

Seite

Straßen. Die Synagoge. Eintritt in den Eisenbahnhof. Fahrt auf der Eisenbahn. Ankunft in Pisa 72

Pisa, den 19. Mai. Charakter der Italiener . . . 76

Fortsetzung. Vergleich zwischen Livorno und Pisa. Der Campo santo, der Domplatz, das Battisterio. Der Dom. Der schiefe Thurm 78

Fortsetzung den 20. Mai. Die Kirche der Madonna della Spina. Ein Bettelknabe. Die Luminara 84

Fortsetzung. Fahrt nach Florenz 86

Florenz, den 25 Mai. Gefühl des Glückes, in Italien zu sein. Traurig befremdender Eindruck der Stadt am ersten Regentage im Vergleich zu den spätern Tagen. Die Piazza del Granduca. Palazzo Vecchio. Loggia dei Lanzi. Der Palast der Uffizien 89

Den 26. Mai. Die Paläste der Strozzi, Riccardi, Pitti. Der Dom. Der Kampanile. Das Battisterio. Die Kirche del Carmine 94

Fortsetzung. Das Corpus Dominifest. Volksscenen. Blumen. Der Garten Boboli. Die Cascinen 97

In den Uffizien. Die Venusbilder Tizians. Die Magdalena. Der Christus mit dem Zinsgroschen. Die Gruppe der Niobiden 100

Fortsetzung. Der Einfluß des Katholizismus auf die Kunst. Die Kirche Santa Maria Novella 111

Fortsetzung. Der Palast Pitti. Rafaels Madonna della Seggiola. Santa Famiglia dell' Impannata. Madonna della Lacertola. Papst Julius II. Papst Leo X. Magdalena Doni. Angiolo Doni. Ezechiels Vision. Madonna del Baldachino. — Pietro Perugino's Anbetung des Kindes durch die Madonna. — Ein Portrait von Leonardo da Vinci. — Kreuzabnahme von Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto, Ludovico da Cigoli. — Canova's Venusstatue. — Im Theater Pergola; Darstellung der Opera seria Jeanne d'Arc von Verdy. — Ein Besuch im Gerichtssaal der Uffizien 113

Fortsetzung. Ausflug nach Fiesole. Einsamkeit der italienischen Landhäuser und Gärten. Die Basilika von Santa Croce mit den Grabdenkmalen der berühmtesten Florentiner . . . 119

Fortsetzung. Die Gemäldegallerie in der Akademie der schönen

Seite

Künſte. Das Portrait des Medizäers Giovanni del Bandinello . Tizian in den Uffizien. Skizzen eines Schlachtbildes. Correggio's vor dem Kinde anbetende Madonna 121

III. Von Florenz nach Rom.

Florenz, den 31. Mai. Unterhandlung mit dem Vetturin. Letzter Tag in Florenz. Die Kirche von San Miniato . . 125

31. Mai, Nachts. Letzter Beſuch in den Gallerien der Uffizien und des Palaſtes Pitti. Das Luſtſchloß Poggio Imperiale. Muſikaliſcher Abendgenuß 127

Siena, den 1. Juni. Reiſegeſellſchaft. Frühſtück in Poggibonzi. Der Dom in Siena. Der Marktplatz; il Campo. Der Palazzo Publico. Komiſches Abentheuer auf dem Heimwege . . 129

Vinorſi, den 2. Juni. Fahrt durch den Appenin. Collazione in La Poderina. Nacht in Ricorſi 132

Monteſiascone, den 3. Juni. Gebirgsfahrt im Regenwetter. Morgen in Radicofani. Päpſtliche Grenze in Ponte a Centino. Zoll für eine noch zu erbauende Brücke. Erſtes Campagna-Bild. Schlechtes Mittagsmahl. Angenehme Reiſegeſellſchaft durch eine franzöſiſche Familie 133

Baccano, den 4. Juni. Das Grab des Biſchofs Fugger. Einſamkeit der Straße Schlechte Stadt. Kaffehäuſer. Viterbo. Einfahrt in die römiſche Campagna 137

IV. Erſte römiſche Tage.

Rom, den 7. Juni. Glückegefühl in Rom zu ſein. Einfahrt in Rom. Einſames Vorausgenießen der nächſten Zukunft . 143

Fortſetzung, den 7. Juni. Erſter Gang durch die Stadt, der Quirinalplatz, das Forum romanum, das Coliſeo, Sonnenuntergang vom Capitol, Fontana Trevi 147

Fortſetzung, 12. Juni. Allmäliges Vertrautwerden in Stadt und Gegend. Spazierfahrt nach Ponte Molle und der Flaminiſchen Straße. Terre del Quinto. Antike Marmorreſte in mittelaltrigen Bauten. Maleriſche Schönheit der Menſchen und des Landes 151

Sonntag, den 8. Juni. Beſuch der Ateliers von Ernſt Wil-

Seite

lers, Riepenhausen, Eduard Meier. Ein verfehltes Fest in der Villa Borghese. Liberalität des Fürsten Borghese. Die Passeggiata auf Monte Pincio 156

Den 9. Juni. Die Peterskirche. Der Obelisk . . . 159

Fortsetzung. Die Paulskirche. Die Pyramide des Cestius. Die Kapelle der Heiligen Petrus und Paulus vor dem Thore. Omnibus. Rückweg über die Via Appia 161

Fortsetzung. Entfremdung der deutschen Künstler vom Vaterlande. Nachricht von der Ausweisung Isstein's und Becker's aus Berlin. Der Architekturmaler R. aus Konigsberg als Vertheidiger der Masregel. Der Architekt Hallmann . . . 165

Rom, den 10. Juni. Das Pantheon. Das Colisee. Wirkung Roms auf die Weltanschauung 170

Rom, den 14. Juni. Einsame Gänge durch Rom. Die Bettler. Seltenheit des Diebstahls. Unverschämtheit der Custoden in den Palästen und Sammlungen. Neue Wohnung. Einfachheit des Mobiliars. Die Trattorien. Der Lepre. Einfluß der Nahrungsweise auf das Volk. Nachtheil der Stubenerziehung in Deutschland. Bekanntschaft mit deutschen Künstlern . . 175

Rom, den 15. Juni. Das Klima. Villa Borghese, Villa Torlonia 183

Fortsetzung. Abschiedsfest eines deutschen Künstlers . . 185

Fortsetzung. Villa Ludovisi. Die Juno Ludovisi. Die Gruppe des sich tödtenden Barbaren. Die Hermen. Venus im Bade. Minerva pacifera. Eine stehende Pallas. Der sitzende Mars. Die schlafende Meduse. — Das Casino mit den Fresken Guercino's 187

Den 16. Juni. Die Tombola in Villa Borghese. Die Römerinnen. Intermezzo mit einem Priester. Wettrennen. Der Saltarello 193

Rom, den 18. Juni. Ausflug nach Frascati und Roma di Papa. Die Wasserleitung der Aqua felice. Settebassi. Urtheil eines Römers über die Priester. Abendmahlzeit in Frascati. Villa Aldobrandini. Die Judith des Domenichino. Kaiser Franz der Erste in Villa Aldobrandini. Ritt nach Rocca di Papa.

Seite

Geflüchtete Mörder. Die Kapelle der Maria del Tufo. Monte Cave. Das Lagerfeld des Hannibal 200

Fortsetzung. Proselytenmacherei 210

V. Villeggiatur in Aricia.

Aricia, den 24. Juni. Casa Marterelli 215

Den 26. Juni. Träumerisches Leben. Stimmung der antiken Dichter. Winckelmanns Urtheil über die Albanerberge. Via Latina. Alte Denkmale und Trümmer. Leben in den Landstädten. Das Denkmal der Horatier und Curiatier. Verfall der Landwohnungen. Der Palast Chigi in Aricia. Leben der Künstler in der Casa Marterelli 216

Den 27. Juni. Zeiteintheilung in der Casa Marterelli. Die Gallerie und der Park Chigi. Gemischte Hausgenossenschaft. Volksgesang. Erlernen der Landessprache. Civita Lavigna. Belletri. Der Remise. Versunkene Fundamente. Lago di Castello. Bad im See. Schöne Staffage. Erinnerung an Byron. Osterie in Nemi. Naturgenuß 223

Rom, den 30. Juni. Peter- und Paulsfest. Die Beleuchtung der Peterskirche. Ruhige Haltung des Volkes. Buntes Treiben in den Straßen 237

Fortsetzung. Prunk des katholischen Ritus. Eine Funktion in der Peterskirche. Der Papst. Achtloses Verhalten der anwesenden Kardinäle und Kirchenbesucher. Die Vatikanischen Grotten. Reinlichkeit des Volkes. Italienische Ungenirtheit . . . 241

Fortsetzung. Die gestörte Girandola 246

Den 1. Juli. Die Girandola. Schließung des Vatikans. Die Sixtinische Kapelle. Das jüngste Gericht. San Onofrio. Die Fresken des Domenichino. Tasso's Grab in der Kirche. Tasso's Eiche 248

Aricia, den 5. Juli. Die Naturstudien der Maler. Große Hitze. Der hannoversche Minister K. Der Cavalier Bietkowi und sein Subscriptionsprozeß 253

Fortsetzung. Dolce farniente. Genuß an dem Lesen der alten Dichter. Italienische Art und Sitten. Tüchtiger Charakter im Volke 255

Seite

Fortſetzung. Verkehr mit den Frauen und Mädchen in Aricia. Serenaden. Improviſirter Ball. Die Paſſeggiata. Abgeſchiedenheit des Ortes. Kirchenfeſt in Albano. Decoration der Kirchen. Italieniſche Kanzelredner. Kleidung der Frauen . . 260

Fortſetzung. Heiterkeit des Kultus 268

Aricia, den 8. Juli. Italieniſche Sommerplagen. Ein verhafteter Mörder. Streit mit einem Manne aus dem Volke. Polizeipflege in Aricia 269

Den 8. Juli. Der Emiſſario des Albanerſees. Weitere antike Ueberreſte in der Nähe von Caſtell Gandolfo. Blick auf Monte Cavo. Alte Römerſtraße in der Nähe von Genzano . . 271

Den 11. Juli. Signor Marforelli, der Cameriere, italieniſche Bequemlichkeit der Dienenden. Nothwendigkeit einfacher Hotels. Induſtrie eines Eſelvermiethers 278

Fortſetzung. Der Park Chigi. Phantaſtiſche Architektur der Wohnhäuſer 282

Abends. Wunderbarer Sonnenuntergang. Die Fürſtin Doria und ihre Kinder. Des Eſels Wettlauf. Don Miguel. Die Fürſtin von Muſignano 284

Sonntags, den 13. Juli. Streifereien durch das Land. Die Kornerndte. Schöner Blick in das Land. Klaſſiſche Erinnerungen. Angeborne Grazie des Volkes. Lohnarbeiter aus den ital. Gebirgen 285

Fortſetzung. Spiele der Jugend 289

Aricia, den 18. Juli. Starker Scirokko. Ausflug nach Marino und Grotta ferrata. Die Acqua Zerrentina. Herrſchaft der Familien Colonna und Orſina in Marino. Verwüſtungen des Orts im Mittelalter. Bild eines Oldenburgiſchen Pferdes im Palaſt Colonna. Schlechte Wege. Die Abtei von Grotta ferrata. Freskogemälde von Domenichino 291

Fortſetzung. Altrömiſche Poeſie im Munde eines Eingebornen. Doktor de Domenicis. Deutſche Volkslieder und ihre Wirkung auf ihn 301

Aricia, den 17. Juli. Beſuch mit dem Landſchafter Gurlitt bei dem Genremaler Ernſt Meier aus Altona, in der Oſterie von Nemi. Der alte Gärtner des Fürſten Braſchi. Reizende Grup-

Seite

pen von Landleuten in und vor einer Hütte. Geldforderungen des Volkes von den Fremden 303

Aricia, den 18. Juli. Polizeistrafe eines Berliners, Zorn der Künstler darüber. Das Willkürliche der italischen Zustände. Das Kloster Pallazuolo. Die Stadt des Askanius. Das Grab des Konsuls 307

Aricia, den 18. Juli. Signor Gabet. Gottesdienst im Kloster Gallore. Unwissenheit des Volkes. Dahin gehörende Anekdote. Der Eremit auf der Straße von Albano. Der Kapuziner Fra Galdino und seine Weltanschauung. Wunder. Gläubigkeit des Volkes 309

Den 21. Juli. Die Straße zum Tempel des Jupiter Latialis. Blick von der Tempelhöhe in die Campagna. Ein Gewitter . 311

Den 22. Juli. Wirkung des Sirokko. Verständniß der alten Poeten. Padre Fontana von San Paolo. Vernachlässigung des Schulwesens. Eifer der Propaganda 319

Aricia, den 21. Juli. Fortdauernder Scirokko. Ein lebendes Bild 322

Fortsetzung, den 24. Juli. Besorgung des Passes für Neapel. Langsamkeit der Postverbindung. Ein vornehmer Trappist. Ritt nach Civita Lavigna. Der Medikus der Stadt. Die Via Appia 324

Fortsetzung. Wunderliches Ständchen 328

Rocca di Papa, 25. Juli. Das Barocke in der Kunst und der gothische Styl. Mangel an Künstlern in der jetzigen Zeit. Die Akademien 328

Aricia, den 26. Juli. Vorbereitungen zum Namensfeste der Signora Marterelli 332

Den 28. Juli. Beschreibung des Festes 333

Abschied von Aricia 339

VI. Nach Neapel.

Velletri, den 28. Juli. Fahrt dahin und Abendspaziergang . 345

Fortsetzung. Die pontinischen Sümpfe. Erinnerung an Horaz. Die Linea Pia. Der Vetturin. Blick auf das Meer . . . 345

Terracina, den 29. Juli. Die alte Stadt. Die Gegend.

Seite

Unterredung mit einem Pater Profeſſore. Das Kloſter und die Elemen deſſelben. Der Räuberchef Gaeparone . . . 350

Santa Agata, den 30. Juli. Eintritt in das neapolitaniſche Gebiet. Die Zollbeamten. Fondi. Die Villa des Cicero. Caſtellona. Mola di Gaeta 353

Fortſetzung Fahrt nach Capua. Ankunft in Neapel. Induſtrie der Packträger. Fahrt in den Golf 357

Fortſetzung. Geburtstag der Königin. Erleuchtung in San Carlo. Geſchichte des Baues. Der Brand des Theaters . 360

Fortſetzung. Die Taucher und Muſchelnfiſcher. Taſchendiebe. Der Palaſt der Königin Johanna. Die Oüerien am Paufilipp. Ein kleiner Bänkelſänger. Schickliches Verhalten gegen das weibliche Geſchlecht. Villa Reale 362

Fortſetzung. Gefahr des Klimas. Straßenlärm. Ritt nach Camaldoli. Sonnenuntergang 370

VII. Villeggiatur in Sorrent.

Sorrent, den 7. Auguſt. Eiſenbahn nach Caſtellamare. In Caſtellamare. Weg nach Sorrent. Sorrent. Der Gaſthof der Signora Roſa la magra 373

Fortſetzung. Die Cocomella. Die unterirdiſche Kirche. Volkslieder 378

Den 5. Auguſt. Ritt nach i Conti. Beſchwerlicher Rückweg. Muthloſigkeit der Schiffer 380

Den 7. Auguſt. Die eingemauerten Gärten. Geſchicktheit der Villen. La punta di Sorrento. Die Stadt . . . 383

VIII. Ausflug nach Päſtum.

Den 8. Auguſt. Pagani. Frühes Verblühen der Frauen. La Cava. Berittene Pfaffen. Ein Touriſt und ſein Handbuch. Vietri. Akkord für die Fahrt nach Päſtum 389

Den 9. Auguſt. Weg nach Päſtum. Das alte Poſeidonia. Der Tempelbau. Scenerie der Gegend. Der Poſeidontempel. Michelets Urtheil über die Entſtehung der Fieberepidemie . . 397

Der helleniſche Tempelbau. I. 407

Seite

Der ethiſche Grundgedanke des griechiſchen Tempelhauſes mit der Säulenhalle. II. 112

Vergleich der helleniſchen und der germaniſch-mittelalterlichen Baukunſt 111

Das Schickſal von Päſtum. Die Lokanda. Der Servo. Streit des Dieners mit dem Wirthe in Salerno . . . 120

Fortſetzung. Waſſerfahrt. Erzählungen des Marinaro. Wunderthaten des heiligen Andreas zu Amalfi. Die Steuerſcheine. Die Befreiung eines Konſkribirten. Geſang der Schiffer. Art der Volkslieder. Die Bocca d'Orſo 122

Fortſetzung. Amalfi. Weg nach Ravello. Die Maccaroni. Ueberfahrt. Die Kathedrale. Die Amalfitaner im Mittelalter. Tarantella. Beſchreibung der Gegend. Monte St. Angelo. Einladungen. Die verfluchte Kapelle. Das Meſſertragen. Heimkehr 128

Inhalt des zweiten Theils.

I. Sorrento.

Sorrento, 12. Auguſt. Fahrt nach Capri. Colletta's Waffenthat i. J. 1808 1–6

Sorrento, 14. Aug. Abſchied vom Bildhauer Wolf. Neapolit. Poſtweſen. Ritt nach Maſſa 6–13

Sorrento, 17. Aug. Meine Wirthsleute. Religioſität . 13–17

Taſſo's Geburtshaus. Jeſuiten in Neapel. Schulweſen. Ein Neapolitaniſches Schulbuch 17–30

Den 27. Aug. König Joachims Ende 30–31

Liebesintrigue in meinem Hauſe 31–36

Sorrento, 3. Sept. Ausflug nach Pompeji. Malerei der Alten. Kolorit 36–51

Neapel. Volkscharakter. Bekanntſchaften 51–56

Hallmanns Tod. Scirocco in Sorrent 56–61

Ein deutſcher Sonderling in Meta. Predigt in Sorrent . 62–71

II. Vierzehn Tage in Sizilien.

Seite

Palermo, 28. Sept. Stürmische Ueberfahrt. Erſter Eindruck von Palermo . . . . . 77 — 78
Bauart der Stadt, Bevölkerung . . . . . 78 — 90
Das Muſeum der Alterthümer . . . . . 90 — 97
Die Ziſa und Cuba. Geographiſche Anſchauungen. Die Kirche in Palermo. Die Matorana, der Dom, die Capella Palatina . . . . . 97 — 101
Das Schloß. Spedale grande . . . . . 101 — 107
Palermo, 1. Okt. Fahrt nach Monreale, der Dom und der Kloſterhof. Ritt nach S. Maria di Gesù. Jeſuitenſchüler. Volksgeſang . . . . . 107 — 112
Palermo, 3. Okt. Kultur und Luxus. Volkscharakter. Palaſt und Garten des Fürſten Butera. Begräbnißſitte. Blick auf Deutſchland . . . . . 112 — 117
Palermo, 4. Okt. Mittermaier's Buch über Italien. König Roger . . . . . 117 — 121
Palermo, 5. Okt. Beſchreibung des Doms von Monreale, und des Kloſterhofs . . . . . 121 — 131
Palermo, 8. Okt. Fahrt nach Bagaria, Villa Valgualnera. Villa Belmonte. Oeffentliche Zuſtände Siziliens . 131 — 137
Göthe's Schilderung von Palermo. Villa Pallagonia . 137 — 142
Schutzloſigkeit d. Deutſchen im Auslande. Ruſſiſche Kriegsſchiffe . . . . . 142 — 149
Abreiſe von Sizilien . . . . . 149 — 150

III. Letzte Tage in Neapel.

Muſeo Borbonico. Herkules Farneſe. Flora. Toro Farneſe. Andere Skulpturwerke der Sammlung. Beſuch in Herculanum . . . . . 153 — 158
Das Piedigrottenfeſt . . . . . 159 — 161
Räuberweſen. L'Alarigo. Die Barbarelli . . . 161 — 171
Das Pompejaniſche Moſaik der Alexanderſchlacht . . 171 — 188
Luigia San felice . . . . . 188 — 190

Seite

Theaterweſen in Neapel. Attavilla der Komiker. Die Pompejaniſchen Wandbilder. Letzte Fahrt nach Herkulanum . 196–199
Abſchied von Neapel. Der Kirchhof 199–204

IV. Ein Winter in Rom.

Rom, 18. Okt. Rückreiſe von Neapel über Capua, San Germano, Ceprano, Froſinone. Paßabenteuer. Einzug in Rom 206–212
Rom, 20. Okt. Erſter Eindruck des Wiederſehens von Rom. Ein Oktoberfeſtabend 212–228
Letzte Oktoberfeſtluſt. Villa Mills, Koloſſeum, Kapuzinerpredigt 228–232
Rom, 29. Okt. Der Aufſtand in der Romagna und Louis Philipps Kritik deſſelben 232–245
Rom, 2. Nov. Kirchenfeſt Allerheiligen in der Sixtina . 245–251
Die Pyramide des Ceſtius und der Kirchhof der Fremden. Neuere römiſche Kunſt. Kirchenmuſik 251–255
Rom, 5. Nov. Regenwetter in Rom. Thermen des Caracalla. Der Volksgarten am Koloſſeum. Tempel der Venus und Roma. Trajansſäule. Begriff der Säule, verkannt von den Römern 255–263
Rom. Nov. Architektoniſche Phyſiognomie des heutigen Roms. Zwei Städte. Verwüſtungen des alten Roms. Lebenselemente des neuen Rom. Bevölkerung. Reichthum des verſchiedenſten Intereſſe 263–275
Zerſtörungen alter Bauwerke durch die neueren Römer, Vandalismus der letzteren 275–281
Rom, 8. Nov. Die Farneſiſchen Gärten. Ausſicht. Streit mit einem Aufſeher. Kapitel. Denkmäler der Kunſt auf dem Hofe des Conſervatorenpalaſtes 281–284
Welches iſt der Fortſchritt der römiſchen Plaſtik gegen die griechiſche? 284–287
Folgen daraus für unſere Plaſtik. Fehler neuerer Künſtler 287–291
Rom, 10. Nov. Römiſches Winterwetter. Kirchen beſucht 291–292
Rom, 11. Nov. Fahrt aus Porta di San Sebaſtiano.

Seite

Appiſche Straße. Grab der Cäcilia Metella (Capo di Bove). Circus des Maxentius. Die Campagna im Abendſonnenſchein . . . . . 292—299

Palaſt Rospigliosi mit Guido Reni's Fresken. Giardino Colonna. Marmorfragmente des Aurelianiſchen Sonnentempels . . . . . 299—301

Rom, 13. Nov. Römiſche Kunſtausſtellung bei Porta di Popolo. Jerichau's Herkules und Hebe. Der Torſo des Vatikan . . . . . 301—307

Rom, 16. Nov. Der Maler Fiorino. Zwei Correggio's. Marmorreliefs im Palazzo Strada. Statue des Ariſtoteles, des Pompejus. Leuteſpielwuth des Volks. Der Cuſtode im Palaſt Spada . . . . . 307—311

Rom, 18. Nov. Die Kirche Ara Celi. Pinturicchio's Fresken. Behandlung der Architektur und Landſchaft. Der Palaſt der Conſervatoren. Die bronzene Wölfin. Der dornausziehende Knabe. Die Faſti Capitolini. Die Kapelle und ihre Bilder . . . . . 311—316

Rom, 20. Nov. Im Theater. Die Riſtori. Friedrich der Große auf einer römiſchen Bühne. Kontraſt der Sprache und des Darzuſtellenden. Römiſches Volkslied: Giove, giove, viene viene . . . . . 317—318

Rom, 21. Nov. Villa Farneſina. Rafael's und Giulio Romano's Fresken. Die Galatäa. Sodoma's Fresken . . . . . 319—326

Rom, 25. Nov. Rafael's Fresken aus ſeiner Villa. Die Aldobrandiniſche Hochzeit. Blick auf Rom aus dem Vatikan 326—333

Rom, 28. Nov. Villa Madama. Martial's Schilderung der Ausſicht von Monte Mario aus . . . . . 333—337

Rom, im Dezember. Klima und Luft von Rom. Die Campagna di Roma, ihre Geſchichte, ihr gegenwärtiger Zuſtand . . . . . 337—351

Rom, 1. Dez. Die Thermen. Ihre Malereien. Herrliches Wetter. Der Capitaliſta . . . . . 351—354

Rom, 4. Dez. Ausflug nach Tivoli. Villa Hadriana.

Seite

Geſpräche mit römiſchen Landleuten. Der »chriſtliche Staat,« der Sybillentempel 353–363

Rom, 11. Dez. Eine Mondnacht in Rom. Das Koloſſeum bei Mondſchein. Das Vatikaniſche Muſeum bei Fackelbeleuchtung. Religiöſer Charakter der Plaſtik. Kunſt und Wirklichkeit 363–372

Rom, 12. Dez. In Rom iſt Alles Geheimniß. Lebenskreiſe. Mangel an öffentlichen Intereſſen. Glücksritter u. ſ. w. 373–377

Rom, 13. Dez. Ein römiſches Volksbuch, der »Barbanera« und ſeine Tendenz 377–386

Rom, 14. Dez. Das Lottoſpiel im Kirchenſtaate. Der Kaiſer von Rußland in Rom. Der Aufſtand der Romagnolen und die deutſche Preſſe. Abreiſe des Kaiſers von Rußland. Verhalten der Römer gegen ihn . . . 386–391

Rom, 18. Dez. Kirchen: S. Maria Maggiore. Kirche San Pietro in Vincoli. Michel Angelo's »Moſes.« Ideal der chriſtlichen Plaſtik. Michel Angelo's Chriſtus in S. Maria ſopra Minerva. Fahrt nach den Mons sacer. Kirchen: S. Agneſe und S. Coſtanza. Strada di Porta Pia. Spaziergang der Kardinäle. Verdienſte der Franzoſen um Rom. Paſſeggiata di Monte Pincio . . 391–401

Rom, 20. Dez. Feſt Winckelmann's auf dem Kapitol. Die heutige Archäologie (L'istituto archeologico) . 401–403

Rom, 21. Dez. Wie ich in Rom den Tag verlebe. Verkehr mit meinen Wirthsleuten. Römiſche Sprichwörter. Geſpenſterglaube. Verhältniß des Volks zur altrömiſchen Geſchichte 403–410

Rom, im Dez. Die Landſchaftsmalerei der Alten. Warum die Alten keine Landſchaft im modernen Sinne hatten? Gegenſatz alter und moderner Weltanſchauung. Beiſpiele alter Landſchaftsmalerei. Das Mythiſch-Religiöſe vorherrſchend. Verhältniß der alten und neuen Italiener zur Natur. Die neueren Italiener und ihre Landſchaftsmalerei. Eigentlicher Boden der modernen Landſchaftsmalerei. — Philipp Hackert. Heutige Landſchaft . 410–420

Seite

Atelierwanderungen. Die moderne Plaſtik und das Chriſtenthum. Gegenſtände der heutigen Plaſtik. Steinhäuſer; Kümmel; Jerichau. Die Plaſtik heutzutage Modeſache . . . . . 430—125

Auffaſſung italieniſcher Natur und Menſchen von der heutigen Malerei. Eliſabeth Baumann und ihr großes Bild. Rudolf Lehmann's: »Sixtus V. die Pontiniſchen Sümpfe ſegnend« . . . . . 425—138

Rom, 31. Dez. Reiſeleben. — Gedicht an Eliſa Baumann und Adolf Jerichau . . . . . 438—140

1846.

Rom, 6. Januar 1846. Das Neujahr'ſch. Gallerien. Palaſt Barberini und Guido Reni's »Beatrice Cenci.« Religion in Italien. Rafaels Fornarina. La schiava di Tiziano. Der marmorne Löwe von Palaſt Barberini 440—145

Rom, 7. Jan. Gallerie Borgheſe: Rafaels Ceſare Borgia. Gallerie Sciarra. Gallerie Colonna . . . . 445—147

Rom, 12. Jan. Heimathsgefühl in Rom und in der Campagna . . . . . 448—153

Rom, 14. Jan. Moderne Landſchaftsmalerei. L. Gurlitt und ſeine Bilder . . . . . 453—161

Rom, 15. Jan. Eine Hinrichtung in Rom . . . 461—167

Rom, 17. Jan. S. Andrea della Valle. Eine Predigt. Palaſt Farneſe. Sarkophag der Cäcilia Metella. Annibale Caracci und ſeine Fresken . . . . . 467—171

Rom, 18. Jan. Feſt des S. Antonius Abbas. Behandlung der Thiere in Italien . . . . . 471—173

Rom, 19. Jan. Villa Maſſimi. Fresken von Overbeck, Veit, Koch. Overbeck's Charakter . . . . . 473—178

Rom, 26. Jan. Im Theater Metaſtaſio. Das Puppentheater im Palaſt Fiano . . . . . 478—179

Das römiſche Karneval von 1846. 14. — 21. Februar.

I. Rom, 14. Februar. Die Judenhuldigung auf dem Kapitol . . . . . 479—185

	Seite
II. Göthe's Beſchreibung des römiſchen Karnevals im Lichte der Gegenwart	486—491
III. Allgemeiner Charakter des römiſchen Karnevals. Beginn des Karnevals	491—496
IV. Der Katholizismus und ſein Verhältniß zur Feſtluſt des römiſchen Karnevals. Ecco fiori! Ecco fiori! Die Konfetti. Der Wirth des Café delle belle arti. Das Wagengedränge	496—501
V. Die Karnevalsbekanntſchaften und Abenteuer. Die Masken. Wer beſucht den Karneval? . . .	501—505
VI. Die Koſtüme. Die Geiſtlichen. Das Konfetti- und Blumenwerfen	505—509
VII. Karnevalsſcenen. Betrachtungen über das Verhältniß der Stände in Rom. Die römiſche Gaſſenjugend .	509—514
VIII. Die Engländer im Karneval. Beſtrafung eines Milords durch karnevaliſche Juſtiz. Oſterien am Abend. Masken und dramatiſche Darſtellungen in den Schenken. Römiſche Gentilezza	514—521
IX. Strenge der römiſchen Polizei im Karneval. Ein Beiſpiel davon. Der Pater Kapuziner und Leſſing's Kloſterbruder	521—525
X. Der Moccoliabend	525—531
Schlußbetrachtung	531—536

Inhalt des dritten Theils.

Rom, 21. Febr. Nach dem Karneval . . . . . 1—3

Rom, 27. Febr. Winkelmann über Kunſtbetrachtung in Rom. Der Lateranpalaſt u. ſeine Kunſtſammlungen. Der Sophokles 3—8

Rom, 28. Febr. Die Abgüſſe der Panthenonſkulpturen im Lateran. Der Antinous, andere Kunſtwerke von Paleſtrina. Eine römiſche Oſteria cucinante . . . . . 10—17

Die Aeginetiſchen Bildwerke. Erklärung des lächelnden Ausdrucks in denſelben. Kunſtepochen des plaſtiſchen Ideals . . . . . 18—22

	Seite
Die Dandelichhaberei der Engländer	22 — 26
Rom, im Febr. Eine römiſche Hofceremonie. Die apertura di bocca	27 — 31
Villa Ludovisi. Ein Abend in derſelben	35 — 39
Rom, 1. März. Religionsunterricht des niedern Volkes. Eine Scene in der Kirche degli Apoſtoli . . .	40 — 45
Ringmauer und Thore von Rom	46 — 50
Das Kapitol und ſeine Sammlungen	60 — 65
Die Gemäldeſammlung des Kapitols	65 — 69
Im Kapitoliniſchen Muſeum. Ueberblick der in Rom befindlichen plaſtiſchen Kunſtwerke	69 — 71
Rom, 4. März. Die Kapitoliniſche Venus und die Venusſtatuen in Rom. Kunſtausſtellung. Kaſolewsky's Kopien Raffaelſcher Gemälde. Abendgang an der Ripetta . .	81 — 84
Rom, 6. März. Antike Moſaiken in Rom	85 — 92
Rom, 9. März. Römiſche Gladiatorenbilder. Gladiatorenweſen bei den alten Römern	93—101
Der „ſterbende Fechter.“ Gegenſatz des griechiſchen und römiſchen Geiſtes	101—105
Rom, 10. März. Die Landſchaftsmalerei und George Sand. Der Landſchaftsmaler Ernſt Willers und ſeine Bilder	105—115
Rom, 11. März. Die Italiener und die politiſche Freiheit	116—120
Rom, 12. März. Die erſte deutſche Buchhandlung in Rom. Litterariſche Armuth der deutſchen Gelehrten in Rom	121—126
Rom, 14. März. In der Peterskirche. Maßſtab zur Beurtheilung der römiſch-katholiſchen Kirche. Winckelmann über die plaſtiſchen Denkmäler in der Peterskirche. Grabmonumente der Päpſte. Melozzo da Forli's Fresken in der Stanza capitolare	127—136
Rom, 16. März. Nero's Todesſtätte. Kaſtell Giubileo	137—148
Rom, im März. Marmorluxus im alten Rom. Palazzo Braſchi. Il Pasquino di Roma	149—151
Rom, 18. März. Eine Kapuzinerpredigt. Religiöſe Volkslitteratur. Toleranz des italieniſchen Volkscharakters. Das Volk in ſeinem Verhältniſſe zu den Geiſtlichen . .	155—161

Seite

Die Einkleidung einer Nonne . . . . . 165—170

Rom, 19. März. San Giuseppe's Fest. Betrachtungen über Feste. Humoristische Auffassung des Christenthums bei dem Volke Italiens . . . . . 171—175

Auf dem Kolosseum. Italienische und deutsche Gauner. Ein Abend in der Kirche Trinita dei Monti. Verhältniß des Italieners zur christlichen Askese. Bivera's Buch über Neapel . . . . . 175—184

Rom, 20. März. Römischer Frühling. Kirche San Lorenzo fuori le mura. Gottfried Kinkel über christliche Baukunst in Rom. Eine altrömische Grabschrift. Kultus der Grabmonumente bei den Alten. Antike Grabstätten, Columbarien. Reste heidnischer Lebensanschauung im Volke 185—192

Rom, 21. März. Das Modellwesen in Rom. Abneigung des Landvolks, sich zeichnen zu lassen. Sittlichkeit der Frauen . . . . . 193—203

Im Vatikan. Eigenthümlicher Reiz des Lebens in Rom. Erster Eindruck der Vatikanischen Sammlungen. Der Torso. Die Laokoonsgruppe. Ein ehrlicher »Barbare.« Illiberalität der römischen Regierung gegen Fremde, welche die Sammlungen studiren wollen . . . . . 204—215

Rom, 22. März. Dr. Friedländer aus Berlin. Rafael's und Peruzzi's Fresken in der Kirche S. Maria della Pace. Die heidnischen und christlichen Sybillen. Palast Massimi. Der Diskuswerfer. Auf der Antoninussäule . . . 216—221

Der römische Adel. Die Campagna im Frühling. Der römische Waisenknabe. Die Skulpturen am Severusbogen auf dem Forum . . . . . 222—225

Rom, 1. April. Atelierbesuche. Frey und die außereuropäische Landschaft. Riedel und seine Technik. Vogel. Metz. Lichtenberg. Jul. Helft. Nutzen des Verkehrs mit den Künstlern . . . . . 225—236

Jerichau und sein »Jäger mit dem Panther.« Lebensabriß des Künstlers . . . . . 236—240

Rom, 3. April. Villa Albani und Winckelmann. Bau der Villa. Gartenanlagen. Hauptstücke der Sammlung.

	Seite
Winckelmanns Etil. Seine Briefe. Charakter. Der Torſo und Winckelmann über denſelben . . .	241–256
Rom, 4. April. Einige Gemälde der Borgheſiſchen Gallerie. Ein Claude Lorrain der Gallerie Barberini . .	257–262
Rom, 5. April. Don Caſimir de Dramaleid. Politiſche Verfolgungsſucht der päpſtl. Regierung	262–266
Ueber antike Vaſen und Vaſenbilder	266–268
Rom, 7. April. Sozialiſtiſche Grübeleien . . .	268–278
Rom, 9. Oſtertag. Die römiſche Gravität. Der „boja di Roma“ Erkundigung der Petersuhrzeit. Oſterfunktionen. Abend auf dem Koloſſeum. Die Taufe der Ungläubigen im Lateran. Nachmittag in der Campagna. Eine ächt römiſche Schenke. Unglücksfall	279–286

Eine Frühlingstour nach Frascati.

Frascati, 15. April. Die Oſterfeſtlichkeiten in Rom. Fahrt nach Albano und Frascati. Unſer Führer über das Gebirge. Frascati die Stadt der Gärten und Villen. Die Villen Conti (Tortonia), Taverna, Montalto, Lucidi, Muti, Piccolomini, Falconieri, Mondragone, Aufinella. Lucian Bonaparte in Frascati, von Räubern überfallen	289–301
Frascati, 16. April. Cicero und ſein Tuskulum. Lage und Geſchichte Tuskulums. Das moderne Frascati. Die Ruinen und Burg von Tuskulum	301–313
Briefe aus dem Volskergebirge. Sermoneta, Sonnino, die alte Räuberſtadt. Abruzzo. Charakter der Gränzbewohner	314–324

Letzte Tage in Rom.

Rom, 18. April. Eine Lotterieziehung in Rom . .	327–329
Rom, 19. April. Riepenhauſen's neueſtes Bild. Der alte Maler Reinhard. Der Märchendichter Anderſen. Malereien im alten Rom	329–337
Rom, 20. April. Die Akademie von San Luca. Rafaels Loggien	337–342
Rom, 22. April. Abſchiedsſtimmung. Auf Santa Balbina	342–348
Letzter Abend in Rom	348

Seite

Rückreise von Rom nach Venedig.

Civita Castellana, 29. April. Abschied. Transport der Gefangenen. Der Posthalter. Die Stadt. Eine Feuersbrunst 351–355

Spoleto, 1. Mai. Ueber Borghetto und Narni nach Terni. Der Wasserfall. Das Volk der Gegend. Spoleto, Stadt und Dom. Hannibal 355–362

Perugia, 1. Mai. Foligno. Die Kirche S. Maria dei Angeli. Overbeck 363–366

Perugia, 2. Mai. Rafaels Madonna Staffa-Conestabile. Etruskische Alterthümer. Gemäldegallerie der Akademie. Perugino's Bilder in den Kirchen. Fresken des Cambio. Charakter der Stadt 366–373

Perugia, 3. Mai. Ein Bild Alunno's. Verhältniß zu den Objecten der alten christlichen Bilder. Ein Volksfest im Dom. Ein unterirdisches Grabmal der Volumnier . 373–376

Arezzo, 5. Mai. Der Thrasimen. See. Abend in Arezzo 376–378

Florenz, 6. Mai. Eindruck von Florenz nach Rom . 378–381

Rovigo, 10. Mai. Fahrt nach Bologna, Ferrara . 381–383

Venedig.

Venedig, 12. Mai. Ankunft. Erste Eindrücke. Der Marktplatz illuminirt 387–390

Venedig, 13. Mai. Fahrt durch die Stadt. Politische u. nationale Hoffnungen des Volks. Haß gegen die Tedeschi 390–393

Fortsetzung. Ueberblick der Stadt. Venedig bei Tage und Abends. Der Dogenpalast. Das Arsenal. Die marmornen Löwen. Karl Rosa. Fahrt nach seinem Grabe. Der Kirchhof der Ketzer 393–401

Fortsetzung. Die Kaffeehäuser in den Procurazien. Die Oper Saffo im Theater Fenice. Kirchen und Kunstwerke. Tizian und seine Hauptwerke in Venedig. Der Kardinalpatriarch Monico, Advokat Manin 401–413

Venedig, 16. Mai. Licht und Luft Venedigs. Galerie Manfrini. Bilder von Giorgione und Carlo Dolci . 413–417

Venedig, 17. Mai. Schluß. Auf dem Lido . . 418–420

Namen- und Sachregister

über

alle drei Theile.

A.

Abgüſſe d. Aeg. Bildwerke III, 18.
Abgüſſe d. Parthenonſkulpt. i. brit. Mus. III, 9.
Akademie d. belle arti in Florenz I, 121.
Aeckl Schopenhauer III, 184.
Aeneas Sylvius über Roms Verwüſtung II, 264—273.
Aeſop, Portraitſtatue III, 299.
Action II, 42.
Affenverehrende Griechen III, 65.
Akademie d. W. in Neap. II, 21.
Akademie di San Luca III, 338.
Akropolis I, 398.
Agricola, Maler, I, 164.
Alatri III, 311.
Alba longa I, 309.
Albaneſer, Emiſſarie I, 271. Ruinen v. Tempeln I, 276. 277.
Albaneſiſch. Gewehr II, 10.
Albano I, 219, 224, 225. Kirchenfeſt 264, Tracht 267, Minervatempel 280; Albano III, 290.
Aldobrandin. Hochzeit II, 328—332.
Alertz, Dr., Arzt d. Papſtes I, 146.
Alexander u. Roxane II, 42, 325—337.
Alexanderſchlacht, die II, 42, 171.
Alexandrin. Bäder II, 278.
Alfred v. Reumont über die Campagna II, 342, 343.
Allegria in Rom II, 217—219.
Alpenglühen I, 11, 20—21.
Altavilla, Komiker II, 196.
Altägypt. waſſerſpeiende Baſaltlöwen am Kapitol III, 61.
Alte u. neue Prätorianer III, 118. 119.
Altemps, Kardinal III, 297.
Alvito, Bergſtädtchen III, 323.
Amalfi I, 428—433.
Amanati, I, 92.
Amazonen, Kegreiche (Relief) II, 95.
Amor und Pſyche III, 78.
Anacypri II, 4.
Andenken Nero's im Volke III, 69.
Anio, der I, 201. II, 362.
Antike Moſaiken in Rom III, 85.
Antike Vaſen und ihre künſtleriſche Bedeutung III, 266 ff.
Antium I, 287.
Antonio Genoveſi II, 20.
Anzur I, 351.
Apelles II, 41.
Apertura di bocca III, 32.
Apoll v. Belvedere III, 207.
Apollo Saurokteno III, 243.
Appia, via I, 327—328. II, 419.
Aqua felice I, 201. II, 201. III, 296.
Aqua pendente I, 135.
Aquädukt d. Sixtus V., III, 296.
Arcagnelo (Andrea di Scione) I, 92.

Archäologisches Institut II, 161
Architekten. Physiognomie des heut. Roms II, 261–273.
Arco naturale I, 380.
Arezzo III, 376–378.
Aria cattiva II, 213, 350.
Ariccia I, 215–343. Märchen 260, Passeggiata 262. Geistliche 262, Abendgesellschaft 289. Fest 332–339; im Vorbeifahren III, 200.
Ariost üb. Frascati III, 294.
Aristides, Portraitstatue im Mus. Berb. II, 155, III, 7.
Aristophanes III, 266.
Aristoteles, Marmorstatue II, 310.
Arles I, 29. 31 ff. Amphitheater 31, antikes Theater 32. Schöne Frauen 33, 34. Idylle in Arles, I, 34. Klosterhof I, 37.
Arpino III, 311.
Arria und Pätus, Gruppe d. Villa Ludovisi I, 180.
Abener, die. Ihr Idealismus III, 306.
Atelierwanderungen II, 420 ff.
Aufstand, d. letzte in d. Romagna u. d. Journ. des Débats II, 232.
Aurora von Guido Reni II, 209.
Aussprache d. Latein in Ital. I. 300.
Auszug aus Gerhard's Abhandl. üb. Roms antike Bildwerke III, 71.

B.

Baccano I, 131, III, 352.
Bagaria II, 132.
Baldassare Peruzzi u. seine Bauten II, 319. 320. III, 218. 219.
Bantiera I, 134.
Bandinelli I, 91.
Barba-Aera II, 377.
Barbarenkönige, die beiden gefangenen II, 263.
Barocco-Styl I, 338–329.
Baromini III, 297.
Barocnalebben, die zerstörenden des alten Roms II, 268.
Barenius, Kardinal III, 296.
Basaltlöwen, die d. Kapitols I, 151.
Basel I. 9 ff.
Basilica II, 121.
Battistero zu Florenz I, 96.
Baukunst, hellen. u. christl. I, 411.
Baumann, Elisabeth, Malerin I, 153, 344.
Baustyl, alter u. neuer I, 399.
Bauten, neuere I, 329.
Beatrice Cenci II, 411.
Becker, Mater I, 340.
Behandlung der Thiere in Italien II, 471–473. III, 34.
Bekehrungsversuche der röm. Geistl. I, 211, 321.
Bella Donna v. Tizian II, 446.
Bellegarde I, 25.
Belvedere d. Vatikans III, 205, d. Casines III, 37.
Bergamasken I, 70.
Bernini I, 222, III, 131, 132.
Bestechlichkeit d. neapolit. Beamten II, 19.
Betrachtung üb. das 1849 von den Franzosen belagerte Rom. III, 58.
Betragen d. Neapolitan. II, 53, 54.
Bevölkerung v. Rom II, 274.
Bidera's Lebensansicht III, 182.
Biga, eine (Relief) II, 95.
Bildergallerie des Hauses Sciarra II, 446.
Bildhauerwerkstatt I, 183.
Bläser, Bildhauer I, 435.
Blaue Grotte, die II, 3.
Blumenmädchen von Florenz I, 100.
Boboli, Giardino I, 100.
Bocca d'Orso I, 428.
Boja di Roma III, 279.
Böttcher, Architekt I, 407 ff.
Bogen, der am Eingange d. Salina II, 277.

Bologna III, 282.
Bolſena, See von I, 135.
Bonenia ſ. Bologna.
Borgheſe, Fürſt I, 157.
Braccio nuovo d. Vatikan II, 368. III, 266.
Brände von Rom II, 266, 267.
Bromeiß, Maler I, 182. II, 437.
Bronzene Wölfin Roms II, 314 Knabe mit dem Dorn II, 315.
Brunn, Dr. III, 6.
Büſſel I, 151, 319.
Burns, Robert III, 304.
Butera, Fürſtin II, 98. Villa derſelben 115.
Byron in Rom I, 233, über Rom II, 267, 299; III, 102.

C.

Café Greco I, 166—167, II, 8.
delle belle arti II, 8
Calabreſin, eine II, 9.
Camaldoli bei Neapel I, 367
Campagna I, 140, 218. II, 211, 297, 311—51, 355, 356, 449, III, 269, 283.
Campo di Annibale I, 209.
Campo ſanto II, 203.
Camuccini I, 161. II, 251.
Canal du Bouc I, 36.
Cannes I, 55.
Canzone di Entrate II, 112.
Cap Miſene II, 14. Zafferano II, 85, 87.
Capella Palatina II, 99. 102.
Capella di San Giovanni del Cambio in Perugia III, 370.
Capri II, 3, 9, 79. Einnahme von II, 5.
Capua I, 357.
Caracciolo II, 19.
Caraſale, Angelo, Erbauer d. Theater San Carlo I, 361.
Caravaggio, ein ſchmiedend. Vulkan von II, 326.
Carretto, Marcheſe del I, 398.
Caſa Marterelli I, 215, 222.
Caſcine I, 100—101.
Caſſaro od. Toledo in Palermo II, 88.
Caſſieder üb. Roms Bauwerke II, 267
Caſtellamare I, 375.
Cava, la, Gebirgsſtadt I, 391.
Caval ere Barbieri (moderne Moſaik) III, 88; Tuzzi III, 316.
Cerrano II, 208.
Cefare Borgia v. Rafael II, 115.
Ceſtiuspyramide I, 162. II, 251.
Chiaramenti III, 292.
Chigi, Schloß und Park in Ariccia I, 221, 222, 253, 282—283.
Chriſten, erſte in Rom I, 163
Chriſtliche Baukunſt I, 414 ff.
Cicero III, 288.
Cicero's Grab I, 355. Villa III, 293—301. Philoſophie, diz, in d. Schule III, 305—307. Geburtsſtätte in Arpinum III, 323.
Cimier, Saint I, 64.
Circus Flaminius II, 278; des Marentius II, 296.
Ciſternen I, 347.
Citta di Lontra II, 86, in Frascati III, 293.
Civita Lavigna I, 325. Caſtellana III, 352.
Claude Lorrain III, 261, 340.
Cecemella, Villa in Sorrent I, 380.
Coletta I, 360, II, 5, 8, 20—22, 158, 166. Deſſen Grab bei Florenz I, 87.
Collcemi, Bartolomeo III, 404.
Coloſſeum I, 118, 119, 171—172 II, 231, im Mondſchein 364, 365.
Coltellata III, 299.
Colonna II, 210.
Columbarium III, 188, 190.

Conca d'oro II, 86, 123.
Concerdientempel.
Conforti II, 20.
Conti, i. bei Sorrent I, 380.
Contrebandiere III, 321 ff.
Cori III, 311.
Cornelius II, 305, 306, 477, III, 16.
Correggio I, 121.
Crabra, die III, 293
Cuba, die II, 98, 122.
Curtius II, 123
Cuſtoden der Gallerien I, 177, 192

D.

Dahlmann's franz. Revolution III, 120.
Dames du sacré coeur III, 179.
De Cesari, Bandit III, 302.
Deutſche Buchhandlung in Rom, die erſte III, 121.
Deutſchkatholicismus I, 7, 9.
Deutſchland, aufreibender Spiritualismus I, 181.
Dialekt, neapolitan. II, 14.
Diebe in Palermo II, 130. 140.
Diskuswerfer, der III, 219.
Dolce, Carlo III, 116.
Dom, der in Palermo II, 99; der in Monreale II, 124.
Dom Miguel I, 285. 287.
Domenichino, Fresken in S. Onofrio I, 249—50. Gretta ferrata I, 295. Jacobi I, 203. Landſchaft II, 260.
Domenicis, Den Caſimir de, röm. Arzt I, 300—302, III, 263.
Don Lorenzo de Pellegrini III, 318.
Don Marino Torlenia III, 293.
Donnana, Palaſt der I, 363.
Doria I, 68.
Draguignan I, 53.
Draufgeld (caparra) II, 53.
Druſusbogen II, 266.
Duca Serra di Zaſtro II, 96, 115.
Dumas, Alexander I, 130.
Durazzo I, 68.

E.

Eboli, Städtchen I, 398.
Egeria, Hain und Quelle bei Aricia I, 334.
Ehelosigkeit d. Geiſtlichen I, 260.
Eiferſucht der ſicil. Städte untereinander II, 120.
Ein Führer in Albano III, 291 ff. 302 ff.
Eingangsbogen zum Porticus der Octavia II, 266.
Einkleidung einer Nonne in Rom III, 165.
Eisverkäufer II, 10.
Elende Lage d. deutſchen Litteratur in Rom III, 121, 125
Elisabeth Baumann II, 127, III, 282.
Engelsköpfe, zwei, von Correggio (al fresco) II, 307.
Engländer in Italien II, 251.
Esame, das III, 40—45.
Esposizione in S. Andrea della Valle II, 407.
Euganeiſche Berge III, 383.
Euphemismus in d. Plaſtik und der alt. chriſtl. Malerei III, 21.

F.

Fabris I, 218.
Facchine, il (Oſteria) II, 518.
Fagginolawald III, 302.
Fanny Lewald II, 453. III, 28.
Farbenlehre II, 47.
Farnesina, die (Villa) II, 319—27.
Farneſiſche Gärten, die I, 159; II, 281.
Feigen II, 14.
Fels d. Tarpeja III, 62. 63.
Fenice, la, Theater in Venedig, II 403.

Ferdinand, König II, 18. 19.
Ferentina, Quell der I, 292.
Ferentino II, 210.
Feronia, Heiligthum der I, 350.
Fernow über S. Peter I, 199.
Ferrara III, 362, 383.
Feſch, Kardinal, Bildergalerie I, 285.
Feſt del crocefisso (Brautausſteuer) III, 375.
Feſt des heilg. Antonius Abbas II, 471.
Feſt der Mutter v. der Gnaden II, 8.
Feſtjahre II, 10.
Feſttage und ihr ethiſcher Werth III, 172, 173.
Fetiſchismus d. kath. Religion II, 11. III, 358 ff.
Feuerwerk, kirchl., in Maſſa II, 11.
Fiano, Palaſt I, 247.
Fiesole I, 80, Stadt 119.
Filangieri II, 19, 21, 120.
Findelhäuſer in Neapel II, 19.
Fiorenzo di Lorenzo III, 368.
Fiorino, Maler i. Rom II, 307.
Fiſcherei auf Sicilien II, 138.
Flaminio Porzio III, 297.
Flora, Statue der II, 184.
Florenz I, 89—122. III, 379.
Flugelberg II, 420.
Foudi I, 354, 355; III, 321.
Fontana auf Piazza Barberini I, 179.
Formeſe II, 22.
Fornarina I, 184; II, 411.
Forum Appii (Forappii) I, 346, 347.
Forum Auguſti I, 147.
Fort de l'Ecluſe I, 25.
Fra Filippo Lippi's Fresken III, 361.
Frankfurt I, 5—6.
Franziskanerkloſter bei Maſſa II, 9.
Franziskus, d. heilg. II, 10.
Frascati I, 201, III, 289, 293 ff. 308, 309.
Frascatiner Wein I, 202, III, 283.
Frati, die in Rom III, 163.
Frau v. Göthe II, 453; III, 286.
Fresken II, 320 ff, 332; von Hannibal Caracci II, 470; in Villa Maſſimi II, 474; von Domenichino und Zuccari III, 295.
Frey II, 407. III, 200, 230.
Friedländer, Dr. III, 216.
Frittelle III, 171.
Frütto II, 15.
Froſinone II, 209.
Frühlingstour nach Frascati III, 287.
Furſt Ruſpoli III, 318.
Fürſtengeſchlechter, die i. Rom III, 222 ff.

G.

Gabriele di Lauro II, 63.
Gallahof, J. III, 279.
Galleria lapidaria III, 205.
Gallerie bei Aricia und Albano I, 221, des Palaſtes Borghese II, 327, 415, III, 297. Gall. Colonna II, 447. Gall. Barberini III, 261. Gall. Sciarra II, 446.
Galli, i I, 381—382.
Gallore, Jeſuitenkloſter I, 287.
Garigliano, Fluß I, 357. III, 322.
Garten d. Fürſten Colonna II, 360.
Gaſe, Mr. I, 55, 61.
Gasparone, Räuber in Sonnino I, 358, III, 318.
Gaſtdoſſurus I, 279—80.
Gefangener in Gezze, ein III, 314.
Geiſtlichkeit in Rom, als Lottoſpieler I, 190. Geringes Anſehen im Volke 202, Oberflächlichkeit 260; in Sicilien II, 90, 115.
Gemäldeſammlung des Kapitols III, 65.
Gemäldegallerie in Perugia III, 368.
Genf I, 15.
Gennari, Benedetto III. 417.
Gennaro, de II, 19.
Genua, erſter Anblick I, 66—67. Straßen 67. Palaſt Doria 68.

Durazzo 69. Dom S. Lorenzo 69. Dogenpalaſt 69.
George Sand III, 107. 172. 193.
Geſang II, 36. 111. 201. III, 342.
Geſichtsausdruck, d. ſtereotype der älteſten Denkmäler griech. Plaſtik III, 19.
Geſunde Kunſtbetrachtung und der Weg dazu III, 234–236.
Ghezzi, Maler III, 207.
Ghiberti I, 96.
Gian Bellin III, 405.
Gioachime, ſ. Murat.
Giorgione, Enthauptung d. Täufers II, 417. David mit Goliaths Kopf III, 260. Lautenſpielerin III, 415–46.
Giorno della Beffana II, 441.
Giovanni Battiſta Vermiglioli über Alterthümer Perugia's III, 368.
Girandola I, 248 ff. III, 279.
Giulio Romano II, 320 ff. 331.
Giuſeppe, König II, 5.
Giuſeppe's Albergo II, 4.
Glockenthurm d. Kapitols III, 61, 62.
Göthe, Irrthum I, 282: — II, 131, 137. 143–147. 188. 223. 471. 486: — III, 30. 201. 212; ſein Standbild in Frankfurt I, 6–7. Ueber heilige u. vernünftige Menſchen III, 404.
Göthe's Sohn, Grab von II, 252.
Göttloff II, 190.
Gozzoli, Benozzo I, 81. III, 368.
Grab d. Cäcilia Metella II, 295.
— d. Scipionen in d. Villa Saſſi II, 293.
— Denkmal d. Papſtes Paul III. und Papſt Alexanders VII., Chigi. III, 131.
Gragnano II, 9.
Grazia, die (Modell) III, 191.
Gregor XVII., Papſt I, 212. II, 317. III, 31. 281.
Grotta ferrata III, 290. I, 294 ff.
Guercino, Fresken in Villa Ludoviſi I, 191. Portrait I, 298.
Guido Reni, ſein Portrait I, 298; andere Bilder III, 300.
Gurlitt, Louis, Maler I, 182, II, 437. 453, 456, 460, 461, 462. 463.
Guſtow I, 4.

H.

Hackert, Ph. II, 419.
Hallmann, Anton, I, 169. 217. 295. III, 56, 297.
Hegel's Aeſthetik II, 47, 361.
Heine's Lorelei in der Peterskirche III, 135.
Heinrich VI., Kaiſer III, 308.
Helft II, 438. III, 233.
Herkules, welcher d. Hirſch erlegt hat II, 90.
— Melampygos II, 94.
— Farneſe II, 154.
— und Hebe, Gruppe v. Zerichau II, 301 ff.
Herculanum II, 158.
Herculanum u. Pompeji II, 198.
Hermen in Villa Ludoviſi I, 190.
Hermes, d. ſitzende II, 157.
Hetner I, 188. II, 41. 52. III, 13, 351. 381.
Hinrichtung, eine, in Rom II, 465, 466.
Hirtenleben mit Architektur (antike Landſchaft) II, 415.
Hiſtoriſche Verdienſte d. Kirche und ihre Zukunft III, 128.
Homer I, 66.
Honig in Sorrent II, 14.
Horace Vernet I, 134. III, 194 199, 320.
Horaz, Lyrik I, 290; iter Brundusinum 346.
Horazier und Curiazier; Denkmal I, 220.

Hütte eines Campagnahirten II, 451.
Hummel, Landſchaftsmaler III, 149.

J.

Jahrmarkt in II, 10.
Jerichau, Adolph II, 420. III, 237—240, 413.
Jeſuiten und ihre Schickſale unter Karl I. II, 18.
Jeſuiten in Marſeille und Frankreich I, 45, in Sicilien II, 108.
Jeſuitenconventgebäude il Salvatore zu Neapel II, 21.
Il Cambio, Börſe von Perugia III, 369. Fresken daſelbſt 370.
Illiberalität für Benutzung d. Vatik. Kunſt- u. litterar. Schätze III, 215.
Imhoff II, 420.
Imperatorenpalaſt auf d. Palatinus II, 268.
Indianiſche Feigen II, 122, 134.
Inſchrift, poetiſche, auf einem Grabſtein III, 188.
Joſeph Napoleon II, 21.
Joubertou III, 301.
Irogeo (Grabgewölbe) der Volumnier bei Perugia III, 376.
Iſchia II, 14.
Iſola III, 322.
Italien, Sprache I, 72, 226—227. Volkscharakter I. 77. Ungeziefer 269—70. Leidenſchaft und Zorn 271. Mordthaten 270, 311. Geduld 272, Scheinung 279. Bequemlichkeit 279. Mangel an Ausdauer 280, kleine Induſtrie 281. Schönheitsſinn 288. Feldarbeiten 280. Polit. Leiden 201—2. Habſucht 306, 307; Haltung 239. Reinlichkeit 246, 288; Humanität 257; Ehrlichkeit 259; Bettel 87, 312; Landhäuſer und Gärten 119—420; Naturwildniß 307. Unwiſſenheit 311; Aberglaube 313; Schulweſen 321; Poſtweſen 324—25. Humoriſtiſcher Egoismus 326; Volksſitten 328; Paß gegen d. Tedeſchi III, 296; Geſpenſterſagen III, 299; Landleben I, 119; Behandlung der Thiere II, 471—73; III, 14; Gaſtfreundſchaft III, 323.
Iter Brundusinum d. Horaz I, 346.
Itri I, 355.
Itzſtein und Hecker I, 165—169.
Juden, die, auf d. Kapitol zu Rom II, 180.
Judengbetto II, 264.
Julius Cäſar als Kunſtliebhaber III, 87.
Junotreale I, 188—189.
Juno Ludoviſi I, 187; III, 36.
Jupiter Lattariš I, 317.
Jupiter v. Otricoli III, 214.
Juſtiz in Sicilien II, 120.

K.

Kaiſer v. Rußland in Rom II, 386. 390 ff.
Kaiſerin v. Rußland erwartet in Sicilien II, 132.
Kaiſerpaläſte in Rom I, 164—165.
Kapelle del Apparati III, 369. Kapelle d. Kamaldunenſerkloſter von San Severo, Fresko v. Rafael III, 371.
Kapitol, das, II, 264, 267, 311; ſeine Sammlungen III, 60.
Kapitoliniſche Venus III, 75.
Kapitoliniſches Muſeum III, 71.
Kapitoliniſches Taubenmoſaik III, 89.
Kardinäle in Rom III, 30—31.
Kardinal Alleſſandro Albani III, 241.
Kardinal Conſalvi III. 319.
Karl Eduard, Prätendent III, 300.
Karl I. von Neapel II, 18.

Karlsruhe II, 8.
Karneval, das römische von 1846 II, 479.
Kaselowsky, Maler III, 82.
Kastell Giubileo III, 138, 147.
Katalogе d. röm. Galler. III. 258.
Katholicismus und Kunst I, 111.
Kemble-Sartoris, Miß II, 453.
Kestner, Hermann I, 4.
Kestner, Archivrath I, 4.
Kestner, Hannov. Gesandter in Rom I, 4, 153, 225, 254, II, 98.
Ketzerkirchhof in Rom II, 251.
Kirchen in Palermo II, 100; San Lorenzo in Miranda I, 269. Santa Croce in Gerusalemme und Trinita di Monti III, 296, 351; der Väter Kapuziner bei d. Villa Aldobrandina, Bilder daselbst von Guido Reni, Paul Brill u. Giulio Romano III, 300.
Kirchen in Rom II, 292. San Francesco II, 262. della Consolazione, San Cosma e Damiano, San Teodoro II, 292. Domine quo vadis II, 293. San Sebastiano II, 294 San Maria Araceli oder in Capitolio II, 311; III, 60. San Agnese, Santa Constanza II, 396. San Andrea della Valle II, 467. San Andrea delle Fratte III, 166; San Lorenzo fuori le mura III, 186; Santa Maria della Pace III, 216. San Pietro in Vinculi II, 393. San Baldino III, 346.
Kirchen in Perugia: Santa Maria degli Angeli III, 363. Santa Maria Nuova III, 372. (Bild von Alunno daselbst)
Kirchen in Florenz: Santa Croce und S. Maria Novella.
Kirchenstaat, Städte im I, 137, 219.
Klima I, 253, Klima und Luft in Rom II, 337.
Kloster d. Jesuiten II, 17; in Sorrent II, 35.
Klosterhof v. Monreale II, 128–131.
Kobbe, Theod. I, 8.
Koch, Maler in Rom II, 475.
Königliche Familie in Neapel II, 163.
Kolonien d. Alten, ihre soziale Bedeutung III, 270.
Kolorit, das, der alten Malerei II, 49.
Kolossalbüster d. Antinous im Lateran III, 15; der Dioskuren III, 61.
Kolossale, das, Bedeutung desselben in d. Skulptur I, 169.
Kolossalstatue des Pompejus II, 310.
Konservatoren, die, in Rom II, 483.
Korso II, 264, 495.
Kostüm von Sonnino III, 320.
Kostümmodelle III, 197 ff.
Krafft, Maler III, 201.
Kümmel, Heinr., Bildhauer I, 145, 177, 182, 217, 333; II, 420; III, 77.
Künstlerfest I, 185 ff.
Kugler, üb. die Farnesina II, 320.
Kultur, forcirte, in Rom II, 219.
Kultus, kath. I, 268–269. 310.
Kunst in d. Gegenwart I, 330–31.
Kunstakademien I, 331–32.
Kunstausstellung bei Porta di Pop. III, 61.
Kuppelbeleuchtung v. St. Peter I, 237–38. III, 284.
Kyklopische Bauart in Villa Rufinella III, 311.

L.

La Cava I, 391.
Lage von Sonnino III, 320.
La Cologna III, 377.
L'Alarigo, Bandenchef II, 165.

Lamarque II, 5.
Landleben d. Italiener I, 119.
Landſchaftsmalerei d. Alten II, 411 ff.
Lanzi (Geſch. d. Malerei) III, 338.
Laokoon III, 72. 207—213.
La Poderina I, 132.
L'Arcagnuolo I, 91.
Lateran, der III, 6.
La tocca (Kerbholz) III, 285.
Lattuga II, 15 u. a. O.
Lauſanne I, 13.
Lazareni II, 13.
Lebenszuſtände in Sizilien II, 140—142.
Leda mit d. Schwan III, 78.
Lefevre, Fabrikbeſitzer III, 322.
Leichenzug, ein, in Sizilien II, 116.
Leonardo da Vinci I, 116.
Leoparbo III, 404.
Lepre, Speiſehaus in Rom I, 166—167.
Leſſing, Karl, Maler I, 6
Letzte Tage in Rom III, 325.
Letzter Abend in Rom III, 348.
Lichtenberg III, 232.
Liebesbrief, ein II, 34.
Lido III, 418 ff.
Limonenverkäufer II, 10, 11 u. a. O.
Linea Pia I, 347.
Liris, Fluß I, 357.
Livorno I, 74.
Löwe, ein (Marmorrelief im Palaſt Barberini) II, 445; marmorner im Arſenal zu Venedig III, 396 ff.
Logano III, 381.
Loggia II, 14 u. a. O.
Lottoſpiel im Kirchenſtaat II, 283. III, 327 ff.
Lowe, Sir Hudſon II, 5.
Lucian II, 42.
Lucian Bonaparte III, 300, 310.
Ludoviſi, ſ. Villa, Juno.
Ludwig v. Baiern III, 331.
Lugnano II, 210.
Luigia San felice II, 189.
Luminara zu Piſa I, 85.
Lyon I, 26 ff.

M.

Maaßregel des Gouvernos bei dem Octoberfeſt II, 245.
Maccareni I, 210; von Amalfi 429; in Sorrent II, 15; con regalia 224.
Madonna della Spina I, 84; del Tufo I, 207; del Liberatore II, 32.
Maghetto III, 302—304.
Maſaccio I, 97.
Majuri und Minuri I, 128.
Maier, Eduard, Bildhauer I, 156, 182. III, a. m. O.
Malandrino, ein III, 290.
Malaria I, 317.
Malerei d. Alten II, 40.
Malera, Seeſchlacht von I, 78—79.
Mandoline II, 110, 228. III, 342.
Manfrini, Gallerie III, 415 ff.
Manifeſt der Aufſtändiſchen in der Romagna II, 213. 218.
Manin III, 413.
Manzoni I, 136.
Maranna I, 201.
Mark Aurel, Reiterſtatue I, 150. III, 61.
Marcellustheater, ein Stück Außenwand vom II, 266.
Marchetti III, 301.
Marcus Decumus, Aedil. Inſchrift. III, 314. Marc. Cur. Dentatus III, 357.
Maresciallo de' bersaglieri III, 318.
Marine, franzöſiſche I, 48.
Marino I, 292. III, 290.
Mario Pagano II, 21.
Mariotti, Luigi II, 13.
Markusplatz III, 388, 390.

Marmorne Denkmäler im Palaſt d. Conſervatoren II, 316.
Marmorgruppe des Apoll u. Marſyas III, 329.
Marmorfülle auf röm. Boden III, 150
Marſeille I, 41—47.
Marſtaller II, 52, 199.
Mars ultor, Tempel d. I, 118.
Martigues, See von I, 42.
Martorana, die II, 99.
Martorelli, Prior v. Aricia I, 215. 222, 224.
Maſſa II, 8.
Maſſarien II, 11.
Mauſoleum, Pracht I, 114—115.
Mauthen I, 25, 75, 134.
Medea II, 39
Meerbuſen von Cephalu u. Palermo II, 135.
Meerfahrt nach Sicilien II, 78.
Meier, Ernſt, von Altona I, 234. 265, 301; II, 138; III, 196, 201.
Meier, Heinrich II, 47.
Meilleraie I, 11.
Meienen II, 14 u. a. O.
Melozzo da Forli III, 133.
Merceria, Hauptſtraße von Venedig III, 388—393.
Merk's Roman: »Herr Otheim« II, 61.
Mertens-Schaafhauſen, Frau II, 152; III, 286.
Meſſe (i. d. ſixt. Kap.) II, 247.
Methodiſtenapoſtel aus Genf I, 22.
Meuricoffre II, 8, 17.
Meyer, Göthe's Freund II, 332.
Metz III, 232.
Micara, Kapuzinergeneral II, 296.
Michel Angelo, Skulpturen I, 91. Sixt. Kap. I, 244. III, 221.
Michelet I, 405. II. 17.
Miguel, Dom I, 285, 287.
Militair in Neapel II, 160; im Kirchenſtaat II, 406.
Miniato, San I, 126.
Minturnae I, 357.
Mitternaier II, 117—119; III, 45.
Mocchi, Bildhauer I, 144.
Modelle, die, in Rom III, 193 ff.
Modellweſen I, 307.
Moderne Landſchaftsmalerei II, 453 ff. III, 261.
Mönche, Anſehen im Volke I, 311; della congregazione somasca III, 295.
Mokkoliabend, der II, 525.
Mola di Gaeta I, 355, 356.
Monico, Kardinalpatriarch v. Venedig III, 412.
Monreale II, 107, 122.
Mons sacer II, 396.
Monte Caſino II, 208.
— Cavallo u. d. Koloſſe I, 147.
— Cavo I, 206—8, 314. II, 284.
— Circello I, 287, 351.
— Giove I, 303.
— S. Angelo I, 350, 351, 352, 434. II, 10.
— Pincio I, 158.
— Compatri III, 299.
— Porzio III, 299.
— Citorio III, 326.
— Pellegrino II, 85, 87, 135, 137.
— Gibello II, 87, 138.
Montebello, Linienſchiff I, 52.
Monteruculi III, 381.
Monteſiascone I, 133, 136.
Moſaiken in d. Kirche San Francesco II, 262; in Spoleto III, 360.
Moſen, Julius I, 3.
Moſes v. Mich. Ang. II, 293.
Müller und Oeſterley, Denkmäler d. alten Kunſt III, 12.
Münzenankauf für Berlin III, 216.
Mulattiero II, 15.
Munco Banfanzio III, 297.
Murat, König II, 5, 30.

Museo Chiaramonti II, 371, 372; III, 205.
Museo Pio Clementino II, 372.
Museo Borbonico in Neap. II, 39, 153.
Museum in Palermo II, 90; in Perugia III, 307.
Musignano, Prinz I, 222.
Musik in d. Sixtin. II, 255.
Muskatellertrauben II, 14.
Mysterien II, 16.

N.

Nach dem Carneval III, 1.
Nachgrabungen II, 37.
Nadorp Maler, II, 438.
Napoleon's Plan zur Herstellung Roms II, 272. Verdienste um Italien I, 82, 126, 160, 350; III, 290.
Narni III, 355.
Nauendorff, Leopold von II, 63.
Navicella III, 351.
Nazarener in d. Kunst I, 183.
Neapel, erster Eindruck I, 358—59. Taschendiebe I, 363. Klima I, 367, 391—392. Volkscharakter II, 12.
Neapolitaner, Bettelei I, 351; musikalische Begabung 364—365; Frauen 366; paura 381, 382. Völkermischung 390 ff.; Erziehung 391; Lust am Prellen 394—95; Ehrlichkeit 421; Schlechtigkeit der Beamten 354—355, 424; Tanzlust 433; Gesang 425—28.
Neapolitanisches Schulbuch, ein II, 22.
Nemi I, 303.
Nemisee I, 228. Tiber's Prachtschiff 277.
Nepi III, 353.
Nera, die III, 355.
Nero's Geburtsstätte I, 287. Todesstätte III, 137. Grabmal d. Nero III, 352 ff.
Neubau d. Paulskirche in Rom II, 254.
Neufchatel I, 12.
Neu-Rom II, 264.
Nicolo di Fuligno III, 368.
Niebuhr üb. Rom I, 316. II, 264.
Nile, San I, 296.
Niobe, Gruppe der Nioben u. ihre Erklärer I, 107—111.
Nizza I, 7, 56—65, 252.
Nocera I, 390.
Notre Dame de la Garde in Marseille I, 42.

O.

Obelisk v. Heliopolis III, 328.
Ochsenheerden u. ihre Campagnolen III, 55.
Odyssee I, 382.
Oeffentlichkeit in Rom, Mangel der Presse III, 273, 275.
Oktoberabend in Rom II, 214—30.
Olivuzzo II, 98.
Omnibus in Rom I, 104. II, 253.
Onofrio, San I, 249.
Orangen II, 11 u. a. O.
Ordensgeistliche in Rom III, 163, 164.
Orest und Elektra, Marmorgruppe I, 191.
Oreste, San, s. Soracte.
Orpheus und Eurydice (Relief) II, 156. III, 241.
Orto Gregoriano III, 83.
Orvieto II, 224, 517.
Osterien II, 236; con cucina III, 16, 285 u. a. O.
Overbeck II, 474, 477. III, 361.

P.

Pacini, Opernkomponist III, 402.
Padre Ventura II, 467, 468; III, 155.
Pästum I, 394. 399—406; 420—421; Ebene von II, 10.
Pagani I, 390.
Pagano, Mario II, 20.
Palast Connestabile-Staffa III, 366. Madonna daf. 366.
Palast der Conservatoren II, 311. III, 64, 65.
— der Pinzier II, 277.
— Barberini II, 441.
— Farnese II, 466.
— Massimi III, 219.
— Rospigliosi II, 299.
Palazzo de Tamberio, Ruinen des II, 4.
— Braschi III, 152.
— di Monte Citorio III, 326.
— Vecchio I, 91.
— Strozzi I, 95; del Granduca in Florenz III, 379.
— Pitti I, 113—117. III, 379, 380. Rosetti in Perugia III, 372. Bagliene ebend. III, 376.
Palermo II, 77 ff.
Palestrina's Grab III, 132.
Pallagonia's Palast II, 144.
Pallazuole, Kloster bei Rom I, 307.
Palmieri II, 19.
Palombella, die II, 517.
Panarium (Brotkorb) III, 53.
Pantheon I, 170. II, 286.
Papalen, Baron v., Maler I, 225, 253.
Papst Gregor's Bulle über Preßfreiheit III, 160.
Papstthum, das, in Rom II, 250.
Park in Rom II, 216, in Villa Conti III, 293.
Parello, la, von Sperral II, 70.
Passeggiata di Monte Pincio I, 158.
Passverliegenheit II, 208, 209.
Paßwesen I, 44—45.
Paul III. III, 309.
Paul Brill, Landschafter III, 220.
Paulskirche (San Paolo fuori le Mura) I, 161—164.
Pergola, Theater I, 117.
Perseus, Relief II, 94.
Perugia III, 363—376; ehrenfester Charakter, Wehrhaftigkeit 372. Gebäude u. Plätze 372.
Perugino, P. I, 115—116; 219. III, 368 ff. Portrait 370, 380.
Perusia s. Perugia.
Peterskirche, Bauk. Grotten I, 159—160, 241.
Peterskirche, in der III, 197 ff.
Peter und Paulsfest I, 237—252.
Petrarka üb. Roms Zerstörung II, 268. Geburtshaus in Arezzo III, 377.
Petrus, Grab d. Apostels I, 242. Statue 243.
Pfaffenbettel III, 350.
Pfirsich II, 14 u. a. O.
Piazza marina in Palermo II, 86, di Quattro Cantoni II, 88. Barberini II, 420; Mantana a III, 202; del Granduca I, 91.
Piazzi, Entdecker d. Ceres II, 105.
Piccolo legno (ein kleiner zweirädriger Einspanner) III, 376.
Piedigrottenfest II, 159.
Pinturichio, Freskogemälde von II, 312, 316.
Pinturichio's sechs Oelgemälde in Perugia III, 368.
Piombini, Fürst I, 157—191.
Pisa I, 76—88. Campo Santo I, 79.
Pisciniseo III, 324.
Pius VII. II, 18.
Pizzicarole, die III, 291.

Pizzo II, 30, 31.
Plaſtik, charakteriſtiſch. Fortſchritt d. röm. gegen d. griech. Plaſtik II, 284.
Platen III, 390–391.
Plinius II, 41. III, 335.
Po, der III, 383.
Poterina, la, I, 132.
Poggio imperiale I, 127.
Polaſtiſche Zuſtände Roms II, 232–215. Zeichn. d. Volks II, 250.
Pollack II, 438. III, 232
Polygnot II, 40.
Pompeji II, 36.
Pompejus, Grab des I, 219. Bildſäule I, 220.
Pontedera I, 86.
Ponte, da, Baumeiſter III, 396.
Ponte a Centino I, 135
Ponte molle II, 216, 264.
Pontiniſche Sümpfe I, 346.
Pontifices maximi III, 353, 354.
Popularität d. röm. Adels III, 225.
Porta felice II, 86.
— furba I, 291.
— maggiore II, 211. III, 51, 253.
— del Popolo II, 216, 261; III, 49.
— Salara II, 216; III, 49, 137.
— Angelica II, 219; III, 56.
— San Sebaſtiano II, 293; III, 54.
— di San Lorenzo II, 354; III, 49, 186.
— Pinciana III, 49.
— Pia III, 49
— Nomentana III, 49.
— di San Giovanni III, 53.
— di San Paolo III, 54.
— di Caſtello III, 56.
— Cavallegieri III, 56.
— Fabbrica III, 56.
— di San Pancrazio III, 57.
Porta Portese III, 57.
— d'Annibale in Spoleto III, 360.
Portello I, 353
Portraitſtatuen der römiſchen Kaiſer III, 334.
Poſilippo I, 363.
Poſitano I, 381–82.
Poſtweſen, das, in Sorrent II, 7; in Italien II, 8.
Predigten II, 72, 73, 231, 248, 468.
Procida II, 14.
Procuratien, die, in Venedig III, 393, 401.
Pyche, Statue der II, 155.
Punta del Poſilippo II, 200.
Puppentheater im Palaſt Piano II, 479.
Pyramide d. Ceſtius I, 162.

Q.

Quaranta II, 44.
Quareſima III, 4.
Quelle d. Egeria I, 331.
Quint. Cälius III, 311 (Aedil. Inſchrift).

R.

Radicofani I, 133.
Räuber I, 206. Einbruch in Villa Ruſinella III, 392.
Rafael (Sanzio) II, 51, 270, 271, 312, 320, 322, 323, 327, 476, 477; III, 218, 221, 261; Bilder in Florenz I, 104 ff.; in Acad. san Luca III, 339. Loggien III, 341. Madonna in Perugia III, 360 Schule v. Athen III, 369.
Rafaelſche Sibyllen III, 216.
Raggi, Beſchreibung d. Albanergebirgs I, 294.
Rahl, Carl II, 438.

Raspail I, 136.
Rauch I, 318.
Ravello I, 429.
Reimer, geistliche I, 266.
Regentage in Rom II, 256.
Regillus, See II, 210.
Rehe, die beiden (Bronzen) II, 157.
Reinhart, Landschaftsmaler III, 330 ff.
Reisig, Karl, sein Grab in Venedig III, 397.
Reiterstatue Mark Aurels I, 150; III, 61.
Reliefs in San Franzesco II, 262
— an d. Trajanssäule II, 263.
— im Palast Spada II, 309.
— griechische und römische verglichen III, 14.
— auf Sarkophagen III, 14, 15.
Reno, Fluß III, 382.
Respublica Napoletana II, 13.
Restitution der Jesuiten II, 19.
Revolution v. 1799 in Neapel II, 19.
Riccerfi I, 132.
Riedel II, 438. III, 231.
Riepenhausen I, 156. Beatrice Cenci III, 329.
Ring Karls des Dritten III, 158.
Ringmauern und Thore, die von Rom III, 17.
Ripetta, die II, 220, 264
Ritornelle I, 223. 286 427. II, 225.
Robert, Ludwig II, 428.
Rocca di papa I, 204.
Roches pechis I, 11.
Römische Gladiatorenbilder III, 93.
— Hofceremonie III, 27.
— Polizei während d. Karnevals II, 522.
— Haltung I, 237. Charakter I, 349, Kräftigkeit I, 190—91.
— Frauen, Liebe zum Schmuck I, 191. Anstand I, 199. 202
Römisches Volksbad II, 337.
Roger, König v. Sicilien II, 105, 121.
Rom, erster Anblick I, 113—114. Erster Eindruck I, 115—151. Kirchenfeste I, 217. Taschendiebe 251. Verwaltungszustände 310. Frauenschönheit 138. Beruhigender Eindruck 172, das christliche Rom 173—74. Wohnungen 178. Küche 179. Lebensweise des Volks 180. Klima 183, 184. Sicherheit 207. Diebstahle 177. Abschied von Rom III, 313. 314, 315 ff.
Rom II, 208.
Roma vecchia II, 450.
Ronciglione I, 137.
Rosa la magra I, 322—328 ff. II, 15.
Rosa Bathurst's Grab II, 252.
Rosario II, 15, 16, 17.
Rossi, franz. Gesandter III, 30.
Rousseau's Denkmal in Genf I, 15.
Rovigo III, 381.
Rubens, Romulus und Remus III, 66—69. Visitazione di S. Elisabetta III, 257 u. f. w.
Rudolf Lehmann II, 219, 431; III, 155.
Rückreise von Rom nach Venedig III, 349.
Ruinen d. alten Tuskulum III, 310.
Rumohr I, 321. II, 320 321 III, 178.
Rund, Maler II, 108.

S.

Salina, die (Osterie) II, 518.
Sarcomir I, 20.
Säule d. Antonius Pius II, 278.
Saffo, Oper von Pacini III, 402—404.
Sala ducale III, 20.
Salerno I, 395, 423.

Saluſt, Garten d. I, 191.
Salvator Roſa I, 393. III, 349.
San Carlino, Theater II, 196.
San Carlo, Theater I, 361.
San Germano II, 209.
San Giuſeppe, Feſt des heiligen Joſeph III, 171.
Sannazar II, 37.
San Pietro in vincoli II, 393. Kirche in Rom.
Santa Maria di Geſu, Franziskanerkloſter II, 108.
Sant Agata II, 9.
Sant Antonia II, 31.
Saſſoferrato III, 358.
Sarazenenthürme I, 386, 393.
Savene, Fluß III, 382.
Schiava di Tiziano II, 411 f. Tizian
Schiller's Fiesco I, 71.
Schloß, das k. Palermo II, 105.
Schmucksachen d. Italiener
Schnaafe I, 412.
Schnetz III, 194.
Schnur II, 474.
Schrader, Julius, Maler I, 153.
Schule d. Cicero, die III, 312.
Schwegler, Dr. III, 331.
Schweizergarde in Rom I, 146.
Scirocco I, 152, 219, 312—323. II, 14, 59, 202, 339.
Sculpturen am Severusbogen III, 229.
Seggiola del Diavolo III, 226.
Sele, Fluß I, 400.
Selinuntiſche Reliefs II, 92; III, 19.
Septizonium des Septimus Severus II, 277.
Sermoneta III, 311.
Settebaſſi I, 201.
Settimana ſanta III, 289.
Sezze III, 311.
Shelley II, 252, 413, 411.
Siena I, 130—132.
Silvio Pellico II, 235.
Sirene, die, Taſſo's Geburtshaus II, 17.
Sirenenfelſen I, 381—82.
Sitten in Sicilien II, 111, 115.
Sixtiniſche Funktionen III, 280, 285.
Sixtiniſche Kapelle I, 248—49; II, 215, 276.
Sixtus V. III, 295. Bild v. Lehmann III, 431.
Socialismus und Communismus, ſeine Vergangenheit und Zukunft III, 270.
Soddoma II, 325.
Solfatara, die II, 356.
Somma II, 11.
Sonnentempel Aurelians II, 280.
Sonnino III, 317.
Sophocles, Gewandſtatue III, 6.
Sora, Stadt III, 323.
Soracte I, 139. 113.
Sorbette II, 11.
Sorrento I, 373. Umgebungen 383. Villen, Caſe's 384. Alte Trümmer 384—385. Stadt 385. II, 3, 9.
Spedale grande in Palermo II, 106.
Spiel a rozzica III, 177.
Spitthöfer, Buchhändler III, 121.
Spoleto III, 352, 355, 360. Wein III, 362.
Stäbelſches Inſtitut in Frankfurt I, 6.
Steinhäuſer I, 152, 182, 189—90, 210, 328. II, 420.
Sterbende Fechter, der III, 100, 101.
Stratti, Kapitän II, 31.
Strozzi, Herzog III, 355.
Stufengang der helleniſchen Plaſtik III, 22
Styl und Anſchauungsweiſe Winckelmanns III, 215—19.
Sueton III, 140.
Syrakuſaniſche Bronzewerke II, 101.

T.

Tacitus über die Gladiatorenſpiele III, 96–98.
Taddeo Bartolo III, 368.
Tagewerk eines römiſchen Prinzipe III, 225.
Tamburro II, 11, 222 u. a. O.
Tanucci II, 18, 19.
Tanzgeſang, begleitender II, 222.
Tarantella I, 432, 433.
Tarquin, Kloakenbau II, 266.
Taſchendiebe ſ. Rom.
Taſſo's Geburtshaus II, 17. Grab I, 152.
Tempel d. Mars ulter I, 148.
— d. Fortuna virilis II, 266. 278.
— d. Minerva II, 276.
Tempelbau, helleniſcher I, 407.
Tenerani III, 301.
Tenuta der Serpentara di Spada III, 138.
Terra di Lavoro, Provinz III, 323.
Terni III, 355, 359.
Terracina I, 350. III, 301, 320.
Thal d. Egeria III, 111–113.
Theater d. Pompejus II, 278.
— d. Metaſtaſio II, 178.
— moderne in Rom II, 317.
— in Marſeille I, 46. in Villa Ruffinella III, 310.
Thermen d. Conſtantin, große Reſte der II, 277.
— d. Caracalla II, 256.
— d. Diokletian II, 279.
— d. Titus II, 280, 351.
Thorwaldſen II, 291.
Thurm, ſchiefer in Piſa.
Tibur II, 357.
Tivoli II, 360–363.
Tizian's Venusbilder in Florenz I, 101–5. Magdalena 105. Zinsgroſchen 106. Portrait 106. 107. Hiſtoriſches Bild 121. Drei Grazien III, 258. bella donna II, 116. Schiava di . . . II, 114. Kalliſto I, 339. 340. Transfiguration III, 406. Andere Bilder in Venedig III, 407–410.
Tömming II, 438.
Toleranz des rom. Volks gegen die Fremden III, 161.
Tombola I, 193.
Tommaſo Traficrici III, 302–304.
Ton, τόνος, in Bezug auf Wandmalerei d. Alten II, 47.
Toro farneſe i. Muſ. Bord. II, 154.
Torre del Greco I, 373.
— di Quinto I, 153.
— di Nerone
— Pignattarra II, 211.
Torſo, der III, 207. 149–256.
Toulon I, 47 f. Arſenal u. Bagno I, 50
Traſimeniſcher See III, 376, 377.
Trentacapilli II, 30.
Treponti I, 347.
Triumphbogen d. Gordian II, 277.
— d. Mark Aurel II, 278.
Triumph des Todes (in Palermo) II, 106.
Treſchel II, 438.
Tuſculum III, 397–98.

U.

Uffizien, Gallerie I, 101–111. III, 379.
Ultramontane Tendenzlitteratur in Rom III, 41–45.
Univerſität in Neapel II, 20, 21.
Unterrichtsweſen in Neapel II, 20; in Rom III, 41–45.

V.

Valmontone II, 210.
Vandalismus d. chriſtl. Rom II, 267.

Van Dyck II, 439.
Bartarelli, die II, 165–171.
Vatikan, im III, 204.
Vatikanischer Apoll III, 72. III, 207.
Vatikanisches Museum bei Fackelbeleuchtung II, 307.
Veit II, 475.
Velino — Velinus — III, 356 ff.
Velletri I, 315.
Venedig III, 387 ff. — Venetianer, ihre Hoffnungen III, 391–393. Malerschule III, 407–111.
Venus v. Capua II, 155.
— Kallipygos II, 156.
— Ehigi III, 78.
— des Bupales im Vatikan III, 79.
— Bilder im Vatikan, Villa Ludovisi, Albani, Borghese III, 79.
Verdummungsmittel im Kirchenstaat
Verfall d. Kunst in Rom II, 251.
Vergleich d. polit. Zustände Italiens mit denen Deutschlands III, 116–118.
Vespasians Tempel II, 278.
Vesuv II, 14, 37, 39.
Via Magnetto II, 88.
— del Babuino II, 261.
— Appia I, 327–28 II, 119.
— salara III, 138.
— Flaminia I, 153.
— sacra I, 150.
— Appia I, 327, 328.
Vico I, 376.
Vietri I, 393, 123.
Vignola III, 297.
Villafranca I, 61, 65.
Villa Varamista I, 88.
— Borghese I, 156–158, 184, 191. II, 215, 216.
— Millis I, 165. II, 230.
— Rafaels I, 184.
Villa Ludovisi I, 187. III, 35.
— Aldobrandini I, 202.
— Reale I, 368. II, 161.
— Ruggieri II, 33
— Valguarnera II, 181.
— Belmonte II, 137.
— Madama II, 333.
— Farnesina II, 319–327.
— Hadrians II, 257. III, 89.
— Massimi II, 173.
— Serpentara di Spada III, 138.
— Albani III, 311.
— Corsi III, 293.
— Montalto III, 295.
— Taverna III, 295.
— Lucchi III, 295.
— Muti III, 295.
— Piccolomini III, 296.
— Falconieri III, 297.
— Mondragone III, 297, 298, 299.
— Rufinella III, 300.
— Boboli in Florenz III, 379.
Vischer über Landschaftsmalerei II, 456.
Viscenti, literar. Prozeß I, 254–55.
Viterbo I, 138.
Vogel II, 438. III, 232.
Volksgesang, Volksunterricht in Italien I, 227, 231, 425–428.

W.

Wachsfigurenausstellung (religiöse) II, 292.
Wagenpreise in Rom II, 220.
Wagner, Bildh. I, 110. II, 420.
Wallfahrt II, 32.
Wandgemälde II, 39; im Museum Berb. II, 197.
Wasserfall v. Terni III, 356 ff.
Wassermeloren II, 11.
Welcker I, 107, 108. II, 307. III, 120, 209, 252.
Werner II, 437.

Weinprobe I, 208, 346.
Wiederankunft in Rom II, 211.
Wiegmann (Malerei d. Alten I, 100. II, 43.
Wilhelm Müller (Rom, Römer, Römerinnen) II, 217.
Wilkes, E. I, 156, 182. II, 137, 155. III, 109.
Windischm., Dr. II, 36, 52.
Winckelmann I, 192, 217. III, 4, 55, 130—132, 151, 211, 311.
Wirthsleute, die, des Verfassers II, 404—410.
Wirthshäuser I, 133, s. Gasthöfe.
Wohldruck II, 420.
Welf, K., Bildh. I, 182, 201, 310. II, 6.
Welf, E., Bildh. II, 420.

Z.

Zacchia, General I, 211.
Zeitung, Augsb. Allg. II, 113, 117; della due Sicilie II, 113; römische II, 391.
Zeng (eine Anekdote) III, 24, 28.
Zerstörte Hauptbauten d. alten Roms (Uebersicht der) II, 276.
Zeuris II, 49.
Zingaro II, 202, 312, 313. III, 361.
Zisa II, 97.

Ueber

Goethe's Faust.

Ueber

Goethe's Faust.

Zwei

dramaturgische Abhandlungen

von

Julius Mosen und Adolf Stahr.

Oldenburg, 1845.

Schulze'sche Buchhandlung.

(W. Berndt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

I. Das Gedicht als Drama. Von Julius Rosen . 1

II. Die Aufführung. Von Adolf Stahr . . . 85

I.

Dramaturgische Anweisung

zur

Aufführung der Tragödie „Faust“, von Goethe,

auf der

Oldenburger Hofbühne.

Von

Julius Mosen.

Wir treten an das geheimnißvollſte Werk hinan, welches nur je gedichtet worden iſt. Die Commentare, welche darüber geſchrieben worden ſind und dennoch nichts erklären, machen eine Bibliothek aus.

Goethe hat dieſes Werk nicht ſowohl mit künſtleriſchem Bewußtſein als vielmehr aus ſeinem unmittelbaren Gefühlsleben heraus entſtehen laſſen, ſo daß es faſt zur Erſcheinung gekommen iſt wie ein Cyklus dialogiſcher Balladen, untermiſcht mit lyriſchen Monologen, welche zuſammen zwar einen Fortſchritt der Handlung haben, jedoch mit Hinweglaſſung der vermittelnden Zwiſchenglieder. Wir wollen jedoch das Gedicht plaſtiſch reproduciren. Soll dem darſtellenden Künſtler die Darſtellung der ihm dabei zugetheilten Rolle gelingen, ſo muß er das Kunſtwerk ſelbſt bis in die feinſte Faſer ſich zum Verſtändniß gebracht haben.

Gestaltet er seine Rolle aus diesem Verständniß heraus, ohne rechts oder links zu sehen, frei von der Knechtschaft des Hergebrachten und Ueberlieferten, so wird er eben ein freies Kunstwerk liefern. Wie bringen wir uns aber zum Verständnisse dieses Werkes? — — Ich meine dadurch, daß wir die Mühe nicht scheuen, dieses Gedicht bis auf das Gesetz zu verfolgen, aus welchem es sich im Gemüthe des Dichters krystallisirt hat. Der Stoff der Tragödie ist eine Mythe, und zwar die modernste. Die Mythe entsteht aber durch eine im Gesammtgemüthe einer Weltperiode vor sich gehende Auflösung der wirklichen Geschichte mit Verflüchtigung der geschichtlichen Realität in das Ideale, indem sich aus diesem eine neue Wirklichkeit, die der Poesie, herausgestaltet. So hat das poetische Gemüth im Mittelalter die Weltperiode der Völkerwanderung ihrer realen Begebenheiten entkleidet, jedoch aus der Idee, welche darin sich herausgelebt hatte, eine neue poetische Wirklichkeit — das Nibelungenlied gedichtet.

In diesem Sinn kann man sagen: die Welt-

geſchichte lebt ein doppeltes Leben, ein gemeinirdiſches und vergängliches in den realen Begebenheiten, und nach dem Verlauf und Abſchluß derſelben, ein freies ideales Leben in der Poeſie.

Die Mythe iſt daher die Seele der Weltgeſchichte in einer beſtimmten Weltperiode, welche ſich in dem verklärten Leib der Volkspoeſie kryſtalliſirt hat.

Da wir beſtimmte Geſetze in der Weltgeſchichte ſelbſt entdeckt haben, nach welchen ſie ihr Seelenleben in den auf einander folgenden Zeiten und Menſchen herausbildet, ſo begreifen wir leicht, daß ſie ein organiſches Ganzes iſt.

Wir ſehen zugleich ein, daß der poetiſche Geiſt auf einem Höhenpunkte der Geſchichte nicht nur in die Vergangenheit, ſondern auch prophetiſch in die Zukunft blicken muß, da in der Gegenwart zugleich der Auslauf der Vergangenheit und der Beginn der Zukunft enthalten iſt.

Eine ſolche prophetiſche Anſchauung des Eintritts einer neuen, weltumfaſſenden Entwickelung in der Weltgeſchichte auf dem Höhenpunkte einer

vollendeten Weltperiode, ſpricht ſich in der alten Welt bei den Hellenen in der Mythe vom Prometheus aus, welcher zur Strafe, daß er Menſchen gebildet und ſie mit himmliſchem Feuer belebt hatte, von den Göttern an den Felſen geſchmiedet, dort den Untergang der alten Götterwelt prophezeite, denn in dem bildenden Prometheus kam den Hellenen ihre eigene Aufgabe: die göttlich ſchaffenden Gewalten der Natur zu ihrer ideal vollendeten Erſcheinung in der Menſchengeſtalt durch die Kunſt zu bringen, — zum Bewußtſein, in welchem die alte Welt ihr Geſetz erfüllt hatte, mithin dem Tode verfallen war. Prometheus iſt der Fauſt der alten Welt. — Inwiefern liegt nun in Goethe's Fauſt ein zu poetiſchen Geſtalten concentrirtes Weltalter? — Kann dieſes ja nur das chriſtliche Mittelalter in ſeiner Selbſtüberwindung ſein, ſo müſſen wir auch dieſes zunächſt zu erkennen ſuchen.

Die Naturreligion in ihrer Verklärung bei den alten Hellenen war eingeſchloſſen in dem Diesſeits, in der Welt der Endlichkeit, welche ſelbſt ihre

Götter in ſich faßte: hinter dieſer Welt walteten die geſtaltloſen Moiren, welche das Bewußtſein der Natur ſelbſt repräſentirten, indem ſie das Maaß für jede Erſcheinung, das phyſiſche und moraliſche gaben.

Da jedes Ueberſchreiten ihres heiligen Maaßes ſich an dem Uebertreter von ſelbſt rächte, indem es ihn aus der Welt der Erſcheinung ausſtieß, ſo wurden die Moiren zugleich zu Schickſalsgottinnen. Ohne dieſen Gedanken feſtzuhalten, verſteht man nicht die alte Tragödie, wie ſie denn auch redlich mißverſtanden iſt, — indem man wähnte, daß darin ein blinder Fatalismus walte.

Die Welt der Erſcheinung hat es daher nur mit dem diesſeitigen Menſchen zu thun, — er iſt ein Wirkliches nur, ſo lange er lebt, hinter dem Tode liegt das weſenloſe Schattenreich.

Dieſe rein ſinnliche Exiſtenz mußte wie alles Sinnliche in den Cultus der leiblichen Schönheit aufgehen. Dieſer erhielt ſeine höchſte Vollendung in der Darſtellung der idealen Schönheit bei den Hellenen. Als dieſes Princip ſich vollendet ausgeſprochen hatte, mußte es von ſelbſt in ſeinen

Gegensatz umschlagen, — welcher das Diesseits in der Welt der Erscheinung als das Wesenlose, und ein Leben nach dem Tode im jenseitigen Himmelreich — die Unsterblichkeit der Seele — als das Wesentliche erscheinen ließ. Dieser Gegensatz war das Christenthum, vor welchem die alte Welt mit ihren Göttern zu Grunde ging. Der sinnliche Mensch war nun der sündige zugleich, denn die Welt der Sinnlichkeit wurde die des Widersachers Gottes, des Teufels, — selbst Frau Venus wurde eine Teufelin, wie die ganze alte Welt und die Natur nur als eine Teufelei betrachtet wurde, von welcher wir durch Christi Tod und Kasteiung des Fleisches erlöst werden konnten. An diesem Werke der Erlösung arbeitete das ganze Mittelalter; der Kampf war um so entsetzlicher, da jeder Mensch — in sich selbst einen Engel und einen Teufel, den Geist der Uebersinnlichkeit und den Teufel der sinnlichen Natur hatte, welche mit einander um das Herz des Menschen stritten. Nachdem das Mittelalter in seinem Glaubensfanatismus sich selbst überbietend die europäische Clau-

ſur durchbrochen und ſich über Aſien in den Kreuzzügen ergoſſen hatte, wurde es auf ſeinem Höhenpunkt vom Zweifel überraſcht — die Anſpannung des Fanatismus des religiöſen Geiſtes ließ nach und die Creatur im Menſchen begann nach der Rechtmäßigkeit ihrer Unterdrückung zu fragen Dieſer Wendepunkt der Geſchichte hat ſeine poetiſche Verklärung erhalten durch Leſſing in »Nathan der Weiſe«. Jener humaniſtiſchen Idee kamen gar bald in Florenz bei den Mediceern das neuerweckte Studium der griechiſchen Dichter und Philoſophen zu Hilfe; und ſo begann der Kampf der neuen Zeit, welcher bis zu dieſem Tage fortwährt. — Dieſer Kampf zwiſchen dem chriſtlichen Geiſte und dem Teufel der Sinnlichkeit ſtellt ſich in der Mythe von Fauſt, und ſo in der vorliegenden Tragödie äußerlich dar. Wir dürfen daher nie vergeſſen, daß die beiden Hauptgeſtalten dieſer Tragödie — Fauſt und Mephiſtopheles eigentlich nur ein in zwei Hälften zerriſſener Menſch iſt. Mephiſtopheles, welcher ja auch erſt als Pudel erſcheint, ſtellt das gegen den Geiſt und ſeine

Ueberschwänglichkeit gerichtete Menschenthier in der Brust Faust's selbst dar. Er wird daher — in der äußeren Erscheinung — die Idee einer Doppelgängerei verwirklichen müssen — wenn auch nüancirt. Sie müssen wie zwei Brüder erscheinen, von welchen einer sich veredelt hat in den feinsten Geistesspeculationen, der andere aber der materiellen Lebensseite mit Lust an ihrer Gemeinheit sich hingegeben hat. Sie müssen sich selbst in Tracht und Manieren ähneln.

Die Darsteller dieser Rollen müssen sich hier mit einander genau verständigen. Wenn z. B. Faust Roth trägt, muß Mephistopheles Orange tragen — wenn jener Weiß, dieser Aschgrau. Wo Mephistopheles zuerst als Scholasticus hinter dem Ofen hervortritt, muß er Faust fast zum Verwechseln ähnlich sein. Er ist hier selbst noch wie Faust ein scholastischer Philosoph, welcher über sich, die Nachtseite von Faust, tiefsinnig reflectirt.

Faust und Mephistopheles emancipiren sich gegenseitig von der sophistischen Denkerei im Lebensgenuß.

Wenden wir uns nun zur Tragödie ſelbſt! —

Fauſt iſt mit ſeiner Welt — der mittelalterlich chriſtlichen — mit ihrer Philoſophie, Juriſterei, Medicin und leider auch Theologie ganz zerfallen. Er wollte wiſſen, wo man nur glauben ſoll. Die Ueberſinnlichkeit des Glaubens hatte ihn zur Ueberſinnlichkeit der Speculation geführt — ohne ſeinen Durſt nach Wiſſen ſtillen zu können. Die Fittige ſeines Geiſtes ſind in der luftleeren Region der Ueberſinnlichkeit gelähmt, — er hat die menſchlichen Kräfte überboten; — die ſinnliche Welt macht auf ihn das Geſetz der Schwere geltend und zieht ihn wieder in ihre Atmoſphäre. Der Darſteller muß hier, wo bloß Gemüthsſtimmungen ohne hervorſtehende Affecte ſich vertragen, ruhig ſprechen und nur die verſchiedenen Empfindungen anklingen laſſen. Es iſt eine melancholiſche Grübelei, wechſelnd zwiſchen ſchwermüthigem Gram und geheimem Entzücken, welches wieder in nagenden Unmuth umſchlägt und ſich bis zum Selbſtmorde ſteigert.

Die Tragödie beginnt, wo ſich Fauſt wie ein

müder Adler von der Jagd der speculirenden Gedanken abwendet und darauf resignirt von den Worten

»habe nun, ach Philosophie«

bis

»Und thu' nicht mehr in Worten kramen.« Er sehnt sich nach dem Erdenleben zuerst mit schwärmerischer Sehnsucht nach dem Monde und freier Luft auf den Bergen, — seine Phantasie belebt ihm die Gegend, — bald aber und gramvoll merkt er, daß er noch in seiner Studirstube wie in einem Gefängnisse stecke. Und nun fragt er: warum? Dieses Warum? welches die ganze Revolution der neueren Zeit in sich schließt.

Er antwortet sich selbst:

»Statt der lebendigen Natur
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur,
Dich Thiergeripp und Todtenbein.«

So nähert er sich immer mehr dem sinnlich creatürlichen Leben, — zuerst noch auf dem Wege der Naturwissenschaft, — welche ihm mit Magie gleichbedeutend ist. Er versenkt sich in ihr ganz in

die Wonne des Makrokosmus, der Natur im Großen und Ganzen. —

»Ha, welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neu glühend mir durch Nerv und Adern rinnen.«

Und doch iſt ihm dieſe Betrachtung der Natur und ihr Wirken von außen hinein durch das Guckkaſtenglas der Wiſſenſchaft nur ein Schauſpiel. Es drängt ihn, ſelbſt darin zu ſein, das Naturleben ſelbſt mitzufühlen:

»Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur,
Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles
Lebens?«

So zieht's ihn von ſelbſt zu der Natur im Erdleben zurück — zum Erdgeiſte —

»Wie anders wirkt dies Zeichen auf
mich ein!
Du Geiſt der Erde biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher —
Schon glüh' ich wie von neuem Wein!« —

Da erſcheint ihm der Erdgeiſt, — wie einſt

Jupiter der Semele, — Fauſt kann die Erſcheinung des Geiſtes nicht ertragen, doch ſucht er ſich ihm gleich zu ſtellen — er der ſinnliche Menſch dem ſinnlichen Weſen. Die Natur hat aber, wie oben gedacht iſt, kein anderes Bewußtſein, als das ihrer Erſcheinung, ſie iſt der in der wechſelnden Form gebundene, mithin unfreie Geiſt, und nur der freie Geiſt kann ſich ſelbſt begreifen im Bewußtſein des Menſchen:

»Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt,
Nicht mir! —«

Der Erdgeiſt verſchwindet und der Geiſt, den Fauſt begreifen kann, weil er ihm als Seinesgleichen gegenüber ſteht, dem er mithin ähnlich iſt,

Famulus Wagner

tritt auf, dieſe im gelehrten Pedantismus ausgetrocknete Natur, — oder, wie ihn Fauſt ſelbſt ſchildert, dieſer trockene Schleicher. In Wagner tritt Fauſt gegenüber die verkommene Speculation, die allen Nervenſaft und die Theilnahme am realen Daſein aufgezehrt hat, — mit einem Worte: der in einer Perſon abgeſchloſſene Geiſtedzuſtand, wel-

chen er ſelbſt ſchon theoretiſch überſprungen hat und mithin begreifen kann.

Hier muß Fauſt glühend und ſchwungvoll ſprechen, dagegen Wagner dünne, ein wenig näſelnd, — trocken wie er ſelbſt iſt. Die Contraſte müſſen hier bedeutend hervorgehoben werden. Fauſt beſitzt ja eben den Schwung in Daſein und Rede, den Wagner in der Lehre der Declamation als etwas äußerlich zu Erlernendes ſucht. Da Goethe in dieſer Scene mit Wagner ſich ſelbſt in Fauſt ſubjectiv darſtellt, ſo dürfen wir es wagen: Goethe's Manier und Redeweiſe hier in Fauſt objectiv hinzuſtellen. Wir ſind gewohnt, uns Goethe mit auf den Rücken liegenden Händen und vortretender Bruſt zu denken; ſo ſtehe hier Fauſt auch dem Famulus gegenüber, zumal bei der Stelle:

»Such' Er den redlichen Gewinn«

— — u. ſ. w.

Wenn ſpäter Mephiſtopheles, den ſchon die Mythe einen Affen Gottes nennt, Fauſt's Weiſe hier und dort nachäffend durchſcheinen läßt, ſo findet er hier einen Anhaltpunkt.

Der Famulus geht und Fauſt iſt wieder allein, nun doppelt allein: — er ſucht einen neuen Inhalt für die verneinte abſtracte Gedankenwelt, welche er nicht finden kann, ſo lange er ſelbſt noch mitten in der Verneinung, in der Auflöſung aller Zuſtände ſteckt, in denen er mit ſeiner Welt befangen iſt. Ihm bleibt daher nur noch die äußerſte Verneinung des Lebens übrig, — der Selbſtmord. Mit tiefſter Wehmuth der verdüſterten Seele geht er über auf die Rede:

»Ich grüße dich, du einzige Phiole« ꝛc.

Er will die Schranken des Lebens aber nicht durchbrechen, um ſich ſelbſt zu vernichten, ſondern eben — der unendlichen Freiheit wegen hinter den Schranken der Endlichkeit:

— — »Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit,
Dies hohe Leben, dieſe Götterwelt!«

Mit allen Zweifeln iſt er dennoch der Menſch des Jenſeits, — mithin der chriſtliche Menſch.

Er ſchaudert vor dem Selbſtmord zurück, obſchon er ſich Muth einſpricht:

»Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen,
Und wär' es mit Gefahr, in Nichts dahin-
zufließen.«

Eben weil ihm aber der heidniſch-entſchloſſene Muth zum Selbſtmorde mangelt, findet in ihm Raum die Erinnerung an das Leben hinter ihm, und zuletzt an ſeine chriſtliche Jugend, und mit dieſer Erinnerung dringt mit Glockenklang und Chorgeſang das Chriſtenthum am Oſtertage in ſeine Seele:

»Chriſt iſt erſtanden!«

Und nun ſinkt Fauſt zum letztenmal der alten chriſtlichen Welt an das Herz wie zum ewigen Abſchiede, bis Thränen aus ſeinen Augen brechen und der Ausruf aus ſeinem Herzen:

»Die Thräne quillt, die Erde hat mich
wieder!«

Im Oſterfeſte feiert zugleich die Natur ihr Wiedererwachen mit allen ſinnlichen Einflüſſen, welche ſie auf alle Creaturen hat. Fauſt's Sin-

nengefühl erſtarkt daran; — der verſuchte Selbſtmord war zwar nicht leiblich, doch geiſtig vollbracht. Er hat in der verhängnißvollen Oſternacht wirklich den alten chriſtlichen Fauſt umgebracht, die Oſterlieder waren ſeine Grablieder; oder mit anderen Worten: die Verneinung des fleiſchabtödtenden Chriſtenthums gewinnt eine eigene Exiſtenz — in dem Erwachen des chaotiſch-thieriſchen Elements in ihm. Er fühlt nun ſelbſt:

»Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt:
Die eine will ſich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebesluſt
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.«

Und dieſe Seelen trennen ſich in ihm wirklich, um den Kampf mit einander vor unſeren Augen zu beginnen. Was in dem Theater ſeines Innern vorgeht — ſehen wir im Aeußern, — als ein eigenes Weſen kreiſt vor und um ihn die Thierſeele in der Geſtalt eines Pudels, den er an ſich lockt und mit heimnimmt.

Daß der Dichter dieſes Weſen nun mit allen Zuthaten der Mythe vom Teufel aufputzt, der freilich immer der Teufel der Sinnlichkeit bleiben muß (auch ſelbſt ſpäter im zweiten Theile des Fauſt in Verbindung mit der Helena ſteht und im helleniſchen Alterthum ſo gut Beſcheid weiß), verſteht ſich von ſelbſt. Der Darſteller dieſer Rolle muß ſich nicht, wie Seidelmann gethan, vom mythiſchen Teufel irren laſſen; — er wird aber auch kein vermittelndes Princip eintreten laſſen d. h. keinen abgedämpften Teufel — ſondern die perſönlich gewordene Nachtſeite der Seele Fauſt's in derſelben Weiſe zur Erſcheinung bringen, wie der Dichter ſelbſt gethan hat. Es wird ein feiner Cavalier, urſprünglich von choleriſchem Temperament, zum Vorſchein kommen; er muß den Eindruck auf die Seele machen, den eine in ſchönen Bewegungen ſich ringelnde Schlange hervorbringt, welcher ſich jedoch da bis zum Entſetzen ſteigert, wo das Thierweſen gereizt aus den ſchönen Formen in der urſprünglichen Gemüthshäßlichkeit hervorſpringt.

Wir ſehen Fauſt am Oſterabend wieder in ſeinem Studirzimmer. Die wilden Triebe haben ſich erſchöpft. Die Vernunft fängt in ihm wieder an zu ſprechen, die Hoffnung wieder an zu blühen — er ſehnt ſich nach des Lebens Bächen, ach, nach des Lebens Quelle hin. Doch nur auf kurze Zeit!

„Aber, ach! ſchon fühl' ich bei dem beſten Willen
Befriedigung nicht mehr aus dem Buſen quillen.
Aber warum muß der Strom ſo bald verſiegen
Und wir wieder im Durſte liegen?"

Er ſucht dieſe Sehnſucht zu befriedigen im Leſen des neuen Teſtaments, er geht an die Exegeſe des Evangeliſten Johannes. Das gemeinſinnliche Pudelweſen knurrt dagegen an. Bald erkennt der Exeget, daß eine Teufelei hinter dem Pudel ſteckt. Er beſchwört ihn. Das antichriſtliche Element, die creatürliche, ſinnliche Verneinung des Spiritualismus, Fauſt's Doppelgänger — Mephiſtopheles — erſcheint.

Ein ſolches teufliſches Thier trägt jeder Menſch

in ſich. Je mehr es von der Satzung gemißhandelt war, deſto entſchloſſener macht es ſich geltend. denn der Menſch iſt einmal nicht allein Geiſt, ſondern auch Thier. Soll das letztere dem erſteren dienen, ſo muß es eben vernünftig behandelt werden. Reiter und Roß ſind ein Weſen, ſo lange der Reiter es in der Gewalt hat, — will er es mißhandeln, ſo ſind es bald zwei Weſen. Das freigewordene Thierweſen will nur das Schrankenloſe, — ſeinen Thierverſtand gebraucht es nur, um alle und jede Schranke zu verſpotten, und alles Höhere in ſeiner Gebundenheit zu verhöhnen, weil dieſes nur in der Form erſcheinen kann, mithin in der Begrenzung, welche es ja ſelbſt überſprungen hat. Sein Princip iſt daher die Verneinung, die Zerſtörung und der Genuß darin. Weil aber das ganze natürliche und geiſtige Daſein ſich im Conflicte von Gegenſätzen bewegt, aus welchen ſich von ſelbſt das Leben emporſteigert, ſo verfällt dieſer verneinende Geiſt wieder dem höheren Weltgeſetze, welches aus der Zerſtörung neues Leben entſtehen läßt, ſo daß mit

Gram und Befangenheit Mephistopheles gestehen muß, er sei:

— — »ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.«

Faust versteht diese Antwort nicht, das ist Mephistopheles genug, um sich gleich wieder in seinem Elemente geltend zu machen:

»Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht.«

Weil das Gesetz- und Schrankenlose das Chaos selbst ist, so erklärt er sich für einen Theil davon. Faust setzt ihm die Vernunft entgegen, — aber diese mangelt ja dem Sohne des Chaos, — er hat nur eben den gemeinen Verstand bis zur Kraft der Zerstörung.

Mephistopheles sucht sich lieber davon zu machen. Wie beschränkt aber die verneinende Unvernunft ist, zeigt sich gleich, indem Mephistopheles vor dem Pentagramma bei der Thürschwelle, in welchem sich die formale Vernunft der Mathematik

ausſpricht, zurückweichen muß und nicht eher hinauskann, bis die Geiſter der ſinnlichen Natur Fauſt in Schlaf gelullt und die herbeigelockte Ratte das Pentagramma zernagt hat. Die Beſchwörung derſelben muß ſich als eine Parodie zu der des Pudels vorher darſtellen — in Verhöhnung der dabei von Fauſt zum Beſten gegebenen Manier.

Nun kann Mephiſtopheles entwiſchen. Fauſt erwacht und wähnt geträumt zu haben, — ſo iſt es auch — er hatte ſich nur dualiſtiſch mit dem chaotiſchen Element ſeines eigenen Selbſts unterhalten, welches nur uns, den Zuſchauern, ſich perſönlich und äußerlich dargeſtellt hat, denn Mephiſtopheles iſt einmal und immer die Nachtſeite der menſchlichen, und hier im Beſondern die der Fauſtiſchen Natur.

Während Fauſt ſchlafend zurückbleibt, wiederholt ſich ein Satz der einlullenden Muſik, ſo daß der Darſteller des Mephiſtopheles Zeit zur Umkleidung gewinnt. Er mag unter der Robe des Scholaſticus bereits das Cavaliercoſtüm tragen,

damit er bald mit der neuen Maske fertig ist. Dasselbe gilt später von dem Darsteller Faust's.

So versteht es sich von selbst, daß Mephistopheles wieder ungerufen bei Faust sich einfindet, als der aufgeschmückte Geist der Sinnlichkeit, gewissermaßen als verzerrtes Spiegelbild von der Figur, welche bald darauf Faust selbst macht. Wie denn Mephistopheles auch den Rath giebt, welchen Faust auch befolgt:

»Im rothen, goldverbrämten Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen spitzen Degen,
Und rathe dir nun kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen.«

Es muß hier Faust's Doppelgänger der Vorläufer der spätern Erscheinung desselben sein. Wir dürfen uns von der Tradition der Darstellung der beiden Charaktere bei anderen Bühnen nicht verführen lassen, hier wo mitten aus dem Geiste des Gedichtes die Darstellung, wenn auch in neuer Form, versucht werden soll.

Das teufliſche Element des Mephiſtopheles liegt mehr in dem, was er ſpricht, als in einer ſcheuslichen Erſcheinung. Je geformter dieſe iſt, wie bei der Schlange, dem Tiger, deſto wahrer, deſto gefährlicher iſt ſie. Mephiſtopheles erſcheine daher als Hofcavalier — fein, bosbaft und immer humoriſtiſch, keck aufgeräumt; denn der Humor räumt eben in der Welt auf. Wie kommt aber Mephiſtopheles zum Humor? —

Vor der Antwort eine andere Frage: was iſt Humor? — Dasjenige, was feucht und flüſſig iſt, wie Luft oder Waſſer — iſt Humor im eigentlichen Wortſinn; die Gemüthsart des Menſchen, welche gelaunt iſt, alles Gegenſtändliche in ſeiner Idee zum willkürlichen Verbrauche flüſſig zu machen und in Nichts zu verflüchtigen, um in dieſer ſubjectiven Thätigkeit das eigene Ich und ſeine phantaſtiſche Allmacht, der Welt der Gegenſtände gegenüber, zu genießen, nennt man aber auch Humor. Es iſt eine Taſchenſpielerei der Phantaſie im Dienſte der Gemüthswillkür. Da dies aber immer ein negatives Vergnügen bleibt, ſo erklärt ſich das unheimliche Gefühl,

welches damit verbunden ist, mag es nun in süßer Melancholie, oder in Selbstironie, oder sonst mit einem der tausend Mittel, welche der Humor für sich gebraucht, sich darstellen. Der Humor tritt auch erst dann in der Literatur ein, wo die festen Lebensformen einer Weltperiode flüssig werden, — wie alte metallene Geschirre in dem Schmelzofen des Bildergießers, um in neue Formen umgegossen zu werden.

Um ein Beispiel der humoristischen Operation aus unserem Gedichte selbst zu geben, verwandelt der Humor des Mephistopheles den Tisch in Auerbach's Keller in ein Weinfaß ganz anschaulich, denn wenn Holz, wie die Rebe ist, weiche Früchte, Weintrauben bringen kann, ja sogar der Ziegenbock aus Fleisch und Blut harte Hörner, warum nicht umgekehrt der feste Tisch die Flüssigkeit des Weins? Und warum können die Nasen der Weintrinker nicht rothe Weintrauben werden? — So beruht der Humor in der Laune der Willkür des übermüthigen Subjects; — und Mephistopheles ist dieses immer; er ist in der That ein lustiger Teufel bei aller seiner Gefährlichkeit. Denn

er iſt ja die Luſt an der Verneinung des Daſeins ſelbſt. Je friſcher und genialer der Darſteller dabei zu Werke geht, deſto beſſer wird er dieſen Charakter zur Erſcheinung bringen.

So ſieht jetzt Fauſt ſein anderes Ich vor ſich ſtehen — das Spiegelbild von dem, was er ſelbſt ſein möchte — ein fertiger Weltmann. Fauſt ſehnt ſich nach dem realen Leben und dem ſchnellen Tode auf dem Schlachtfelde, oder nach durchraſtem Tanze in eines Mädchens Armen. Nur ein Reſt von kindlichem Gefühle hat ihn ja in der Oſternacht vom Gifttode abgehalten. Es galt einer Illuſion, und ſo verflucht er eine jede: Ruhm, Weltehre, Beſitz, Glaube, Liebe und Hoffnung und vor allen die Geduld! ſo liegt die Welt des Ueberſinnlichen und Idealen vor ſeinen Füßen zertrümmert, die reale, ſinnliche in Mephiſtopheles bietet ſich ihm an: —

»Ich will mich hier zu deinem Dienſt verbinden,
Auf deinen Wink nicht raſten und nicht ruh'n,
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun.«

Das »wenn« ist halb das »wenn« der Bedingung, halb das »wenn« der Ungewißheit. Denn das Drüben hat Faust aufgegeben:

»Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheine meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag was will und kann geschehn.«

Und so machen sie mit einander das Pactum:

»Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön,
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn.«

Und so verschreibt sich Faust mit seinem Blute dem Teufel; denn das Blut ist ja eben im christlichen Sinne immer des Teufels! Und nun breitet Mephistopheles das reiche Leben vor ihm aus:

»Ich sag' es dir, ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.«

Doch schon naht sich Einer, welcher der Wissen-

ſchaft zugedrängt worden iſt — der Schüler. Er mag derſelbe ſein, den wir als angehenden Wildfang als »erſten Schüler« am Oſtermorgen den Dienſtmädchen hinterher geſehen haben, nur daß er dort ausgelaſſen einherſchlenderte, hier aber vor dem Profeſſor blöde und linkiſch höflich erſcheint.

Fauſt will ihn nicht ſehen, Mephiſtopheles als deſſen Alterego die Rolle des Profeſſors übernehmen. Fauſt, welcher ihm Rock und Mütze zurückläßt, entfernt ſich. Mephiſtopheles muß nun möglichſt die Maske des Abgegangenen herzuſtellen ſuchen. Mephiſtopheles wird ſich alſo gerade ſo und an die Stelle ſetzen, wo und wie wir Fauſt zu Anfang des Stücks geſehen haben. Die Scene, welche jetzt zwiſchen dem Schüler und Mephiſtopheles beginnt, iſt für den Darſteller am ſchwierigſten. Die ganze Scala der humoriſtiſchen Verhöhnung der Wiſſenſchaften, des Studirens, mit einem Worte des geiſtigen Lebens muß ihm hier in allen ihren Nüancen zu Gebote ſtehen. Sie beginnt füglich wie ein Pendant zu der erſten

Scene zwischen Faust und **Wagner**, in einer Nachäffung der Faust'schen Art und Weise, jedoch in carrikirt trockenem Professorenton. Der Schüler beichtet naiv seine innere Abneigung vor der kopfzerbrechenden Arbeit in der Wissenschaft, welche ihm bevorsteht. Es ist die junge sinnliche Natur, welche vor der Entsinnlichung zurückbebt, wie ein Lamm vor der Schlachtbank. Mephistopheles macht schalkhaft ihm Muth zur Wissenschaft, indem er sie mit sinnlichen Bildern ausschmückt:

»So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten.«

Darauf geht denn auch sofort der Schüler sinnlich ein:

»An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen ꝛc.«

Der Schüler will nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Natur erfassen.

Mephistopheles weiß nun, wie er mit ihm daran ist; hohnlächelnd fällt er schnell ein:

»Da seid ihr auf der rechten Spur —«

er drängt jedoch schnell den Teufel, der hier ein

Ohr vorgereckt hat, zurück und ſtimmt gleich wieder den Profeſſorenton an:

»Doch müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.«

Der Schüler möchte gern ein wenig Freiheit und Zeitvertreib an ſchönen Sommerfeiertagen mit einhandeln. Mephiſtopheles giebt ihm Ausſicht, daß Ordnung Zeit gewinnen lehre, und nun kommt er auf das Collegium logicum mit der kaum verſteckten Verhöhnung deſſelben, ohne daß der blöde Schüler merken darf, wie er zum Beſten gehabt wird.

»Mir wird von alledem ſo dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.«

Mephiſtopheles geht nun der Metaphyſik zu Leibe mit dem genialen Spott:

»Da ſeht, daß ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt« —

nämlich das Ueberſinnliche zu begreifen, — wofür das Wort »Transſcendenz« erfunden iſt. — Nun geht es an die Jurisprudenz, dann an die Theologie — um zuletzt bei der Medicin die ganze humoriſtiſche Teufelei los zu laſſen. Hier plätſchert

Mephiſtopheles wie ein Fiſch im friſchen Waſſer, — die Sinnlichkeit ſtellt ſich verführeriſch in dem Gewande der praktiſchen Wiſſenſchaft dar. Der Schüler, welcher ja am liebſten Natur ſtudiren möchte, findet ſich hier bald zurecht.

Es folgt die Scene mit dem Stammbuchſchreiben. Der Schüler lieſt die Worte »eritis sicut deus etc.«, macht das Buch zu, und empfiehlt ſich äußerſt reſpectvoll. Mephiſtopheles hat dem allen höhniſch lächelnd zugeſehen — nach deſſen Abgange richtet er ſich in die Höhe und ſpricht ihm hinterdrein:

»Folg' nur dem Spruch ꝛc.«

Jetzt tritt Fauſt ein — nach Mephiſtopheles Rath gekleidet wie dieſer ſelbſt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Farben und der Schnitt der Kleider bei Mephiſtopheles extravaganter ſind.

So z. B.

Mephiſtopheles:	Fauſt:
Hut, ſpitz mit Hahnenfeder,	weniger ſpitz mit Reiherfeder,

Bart Haupthaar	braunroth	ſchwarzbraun
Mantel	ſchwarzſeiden	ſchwarzſammet
Beinkleider Weſte	orange	carmoiſin.

Wenn Mephiſtopheles eine gemäßigte Caricatur des Fauſt's äußerlich darſtellt, ſo wird er am angemeſſenſten erſcheinen. Sollte obige Farbenſchattirung nicht beliebt werden, ſo doch eine ähnliche.

Da nun Mephiſtopheles hier den Mantel des Profeſſors umhat, ſo wiederholt ſich das Bild eben in ſeiner Kehrſeite: — Mephiſtopheles ſteht in der Geſtalt Fauſt's da — und Fauſt — kommt als Mephiſtopheles herein — in veredelter Geſtalt. — Während Fauſt aus dem Hintergrunde vorkommt, hat Mephiſtopheles ſeinen Hut aufgeſetzt; wenn ihm Fauſt mit der Frage gegenüber tritt: Wohin ſoll es nun gehen? — läßt er den Mantel auseinander fallen, daß ſeine Geſtalt erſcheint, indem er mit dem Finger ſchnippt:

„Wohin es dir gefällt!“

und zum Schlusse der Scene den Mantel mit um Faust schlägt, indem beide davon eilen.

Wenn ich hier die Umkleidung Faust's annehme, so vermittelt sich der Sprung, welcher außerdem vom gelehrten Faust zum Weltmanne bei der beliebten Acteintheilung sonst entsteht — durch die schnelle Befolgung des Raths des Mephistopheles: sich so, wie er selbst ist, gleichfalls zu kleiden. — Nun müßte freilich, — was ich verantworten will — Faust's Betheuerung bei seinem langen Bart hinwegfallen, — welcher gleich anfangs nicht zu wörtlich zu nehmen ist. —

Soll das Umkleiden hier in den Zwischenact verlegt werden, — so fällt das Trauerspiel, wie gewöhnlich — in zwei ganz verschiedene Stücke auseinander. — Wir müssen dies vermeiden! Der Einwurf: daß sich Faust erst nach dem Trunk in der Hexenküche verjüngen soll, ist nicht der Rede werth. Er braucht nur bis dorthin blaß im Gesicht zu sein, aber darnach lebhaft aufgeschminkt zu erscheinen.

Fauſt und Mephiſtopheles haben nun ihren erſten Ausflug in die Welt gemacht. Wir treffen ſie wieder in Auerbach's Keller in Leipzig. Die Kneipſeligkeit der Studenten muß brillant zur Erſcheinung kommen; damit Mephiſtopheles Gelegenheit hat, mit ſeinem teufliſchen Humor hineinzublitzen.

Die Verhöhnung des verſoffenen Freiheitspathos in der alten Studentenwelt, welches nur noch jetzt in den Zweckeſſen nachklingt, muß ſehr hervorgehoben werden, weil der Dichter darauf ausgeht, es in ſeiner ganzen Nichtigkeit zu zeigen. Die Darſteller dieſer Rollen haben ſich zu hüten, daß ſie nicht zu roh werden. Daß Studenten guter Leute Kinder ſind, muß nicht vergeſſen werden. Siebel, der Dicke, iſt Stammgaſt in Auerbach's Keller, er fühlt ſich hier ganz zu Hauſe. Er mag allein in einem Armſtuhle ſitzen.

Brander ſei ein angehender Ariſtokrat, fein und geſchniegelt! Froſch iſt Plebejer, er mag kurz und dick und grasgrün gekleidet ſein. Altmayer trägt eine rothe Jacobinermütze; er iſt ein

alter, blasirter romantischer Demagog und Theolog, der hier einen neuen Beweis für die Statthaftigkeit des Wunderglaubens sammelt. Da vier an einem Tische keine hübsche Gruppe bilden, so mag gleich der fünfte Stuhl, auf den Frosch seine Beine zuerst gelegt hat, für Mephistopheles am Tische stehen.

Nachdem die Freiheitshelden in Auerbach's Keller in ächt deutscher Weise daran gewesen sind, sich einander selbst die Nasen abzuschneiden, und nun ihren Rausch bis zum Katzenjammer ausschlafen mögen, begleiten wir Faust und Mephistopheles in die

Hexenküche,

wo Faust den Verjüngungstrank erhalten soll. Wie Mephistopheles die Thiere erblickt, fühlt er sich als König unter den Seinen; die Thiere dagegen hüpfen huldigend und Reverenzen machend um ihn herum, er selbst kraut mit Behagen ihnen die Köpfe rechts und links neben sich:

»Nein, ein Discours wie dieser da,
Ist gerade der, den ich am liebsten führe!«

Und ſo muß es wie Liebkoſung klingen:

»So ſagt mir doch, verfluchte Puppen,
Was quirlt ihr in dem Brei herum?«

So geht es fort, bis der Kater den Mephiſtopheles in den Seſſel drängt, wo er mit dem Wedel ſich königlich gebabt.

Nun erblickt Fauſt im Spiegel die Blüthe der Sinnlichkeit — das ſchöne Weib! — Er iſt verzückt. Mephiſtopheles lauſcht mit Wohlbehagen ſeiner Rede, welche noch fortklingt in den Worten, trotz des Spottes darin:

»Natürlich wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage
plagt,
Und ſelbſt am Ende: bravo! ſagt —
Da muß es was Geſcheites werden.«

Mephiſtopheles winkt den Thieren mit dem Wedel, ſie ſtellen ſich mit Kratzfüßen rechts und links bei ſeinem Stuhle, ſo daß die Worte:

»Hier ſitz' ich wie der König ꝛc.«

von ſelbſt verſtändlich werden — mehr im behaglichen Ernſt, als im Scherz. Jetzt kommt die Hexe, welche erſt gegen die heulenden Thiere,

dann gegen Faust und Mephistopheles loszieht, und den letzteren Feuerpein anthun will. Hier erhebt sich Mephistopheles in dämonischer Wildheit, groß und furchtbar in den Worten:

„Erkennst du mich! ꝛc.“

Wobei die Hexe zitternd sich mit dem Gesichte auf die Erde wirft, ihm die Füße küssend; nach den Worten:

»Soll ich mich etwa selber nennen?«

erhebt sie sich und drängt sich an ihn mit der Frage:

»Wo sind denn eure beiden Raben?«

Worauf Mephistopheles wieder in seinen Humor verfällt, in dem er fortfährt auch bei der Beschwörung der Hexe, welche er mit seinen Worten durchblitzt; — selbst der Unsinn der Zauberformel ist ihm noch zu formell, er muß spottend dagegen an mit Seitenhieben auf das Ceremonielle des christlichen Cultus, wovon dieser Hexencultus ein Zerrbild ist, wie der Trank der Sinnlichkeit, welchen die Hexe kredenzt und Faust trinkt, eine Art höllischen Sacramentes, — das Mysterium des

»Teufelssabbaths ist, — ein Trank, der nicht den Geist entsündigt, sondern das Blut zur sündigsten Sinnlichkeit empört, wie Mephistopheles' Worte andeuten:

»Komm nur geschwind und laß dich führen,
Du mußt notwendig transpiriren ꝛc.«

und in den Worten, mit welchen er abgeht:

»Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe!«

In der folgenden Scene blüht die Blume der noch gottreinen Sinnlichkeit in ungeprüfter Unschuld — Margarethe auf. Sie kommt aus der Kirche von der Beichte, wo sie nichts zu beichten hatte. Sie ist noch das reine weibliche Wesen vor dem Sündenfall. Sie genügt sich selbst, wie sie einmal ist — als das sich seiner selbst noch nicht bewußte weibliche Wesen.

Es ist Kirchenausgang. Kirchgänger gehen über die Scene, endlich kommt noch Margarethe; Faust folgt ihr nach, mit einem weiteren Schritt

ſteht er jetzt an ihrer Seite, und trägt ihr zart- und galant ſeinen Arm an. Margarethe lehnt mit aller Sicherheit die Anrede und das Anerbieten Fauſt's ab.

»Bin weder Fräulein, weder ſchön« — und eben, weil ſie ſich ſo ſicher iſt, ſpricht ſie dieſe Worte kurz und ſicher — und, weil ein Mädchen in dieſer noch in ſich gewickelten Natur jede Annäherung wie eine Sinnpflanze ſcheuet, — ſpricht ſie den Nachſatz ſchnippiſch hin, indem ſie das Wort »ungeleitet« betont.

Fauſt iſt Sinnenmenſch geworden; — er ſpricht ſchneller, glühender, ſeine Bewegungen ſind elaſtiſcher und freier; — erſchien er in den vorhergehenden Scenen bleich und zweifelnd, ſo iſt er jetzt blühend und keck.

Die Worte:

»Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön ꝛc.«

hat er Gretchen — ihr nachſtarrend wie aus innerem Jauchzen hervorgeſprochen: Mephiſtopheles iſt ihm nachgeſchlichen, ſo daß dieſer plötzlich, wenn er ſich umdreht, vor ihm ſteht

»Hör, du mußt mir die Dirne ſchaffen.«

Wir belauſchen Margarethe gar bald in ihrem Zimmer. Der Bettvorhang wie die Teppiche, welche über den Tiſch gebreitet ſind, müſſen weiß ſein, Blumen in Gläſern ſtehen darauf, am Fenſter hängt ein Kanarienvogel, an der Hinterwand ein buntes Marienbild — mit einem Weihwaſſerkeſſelchen Margarethe kommt herein. Fauſt's Erſcheinung und kecke Anrede iſt nicht ohne Eindruck geblieben; die Neugierde, die alte Schlange vom Paradieſe, regt ſich in ihr:

»Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr geweſen iſt!«

Ihre Monologe ſind noch kurz; ſie hat noch wenig mit ihren Gedanken zu thun. Sie geht ab, und Fauſt und Mephiſtopheles treten in das Zimmer. Fauſt ſoll in ihrem Dunſtkreis ſatt ſich weiden. Mephiſtopheles wähnt ihn ſinnlich für Margarethe zu entflammen und die Begierde nach ihrem Beſitze durch allmälige Annäherung an ſie zu ſteigern, Fauſt jedoch beginnt hier in Margarethens Zauberreich die wahre Liebe für ſie zu fühlen, dieſes

räthſelhafte Etwas, in welchem die Seele geiſtig und ſinnlich zugleich ſich erſchließt. So erklären ſich Fauſt's Worte:

»Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's ſo gerade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?«

u. ſ. w.

und dann:

»fort! fort! Ich kehre nimmermehr!«

Und ſo deutet ſich hier das große Geheimniß an, daß der ganze, d. h. der ſinnlich-geiſtige Menſch nur in der Liebe erlöst werde. Zu dieſer Erlöſung muß der Geiſt der Sinnlichkeit, Mephiſtopheles, gegen ſeine Abſicht mitwirken, weil er nicht begreifen kann, daß er, wie er ſich auch ſtellen mag, dienſtbar bleiben wird. Es wird Mephiſtopheles unheimlich zu Muthe; ſo erklären ſich die Worte:

»Ich kraz' den Kopf, reib an den Händen, —
Nun fort! geſchwind! —
Um euch das ſüße junge Kind

Nach Herzens Wunsch und Will' zu wenden;
Und ihr seht drein,
Als solltet ihr in den Hörsaal hinein,
Als ständen grau leibhaftig vor euch da
Physik und Metaphysika!
Nur fort!«

Mephistopheles hat vorher das Juwelenkästchen in den Schrank zum Geschenk für Margarethe gestellt. Wie Beide fort sind, kommt Margarethe mit einer Lampe zurück. Sie findet es so schwül und dumpfig im Zimmer — vielleicht zugleich in sich selbst.

»Es wird mir so, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht furchtsam Weib.«

Die Schlußreime sind von psychologischer Bedeutung. Das süße Gift der Liebe wirkt allmälig immer weiter, es ist, als hätte eine vergiftete Pfeilspitze ihr Herz geritzt. — Sie singt, während sie in andeutender Pantomime, z. B. mit Ablegung einiger Bänder und Nadeln, an das

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.

3-598-52808-6
FN. I1379/014

Umkleiden vor dem kleinen Spiegel geht — das Lied vom König in Thule, dem treu bis an das Grab, sterbend seine Buhle einen goldenen Becher gab. Nun findet sie das Juwelenkästchen; sie hält es für ein Pfand, welches bei ihrer Mutter versetzt worden. Sie putzt sich mit dem Geschmeide, und nun lockt diese Gelegenheit die Eitelkeit des Weibes und den Neid der Armen gegen die Reichen in ihr hervor. — In so kurzer Zeit entwickelt sich aus dem menschlichen Gemüthe — das Heer der Leidenschaften! — bis zur höchsten — der Liebe, in deren Flammen Gretchen wie ein Phönix sich verbrennen soll, um sich fast vor unseren Augen zu verklären.

Aber dieser Schmuck, welcher Gretchen für Faust gewinnen sollte, hatte ein anderes Schicksal. Wir erfahren in der nächsten Scene, welche zwischen Faust und Mephistopheles auf derselben Straße spielt, wo Faust Margarethen vorher sein Geleit angetragen hat, daß ihre Mutter den Schmuck einem Pfaffen für die Kirche geschenkt habe. Mephistopheles ist außer sich; denn überall,

wo ſeine Wunde berührt wird: mit aller Mühe nicht ſeiner Abſicht, ſondern nur einer fremden Idee dienen zu müſſen — hier aber dem kirchlichen Chriſtenthume, — fühlt er ſich in ſeiner tiefſten Ohnmacht; er wüthet gegen die Gitter des Gefängniſſes, in welchem er dennoch eingeſchloſſen iſt. Darum dreht ſich hier das Spiel um: der Spötter wird verſpottet — und von Fauſt, welcher ihm befiehlt, ein anderes Geſchmeide herbeizuſchaffen.

Wie Fauſt einen Gegenſatz in Mephiſtopheles, ſo hat nun auch Margarethe, mit der Fähigkeit zur Liebe, welche die Schlacken des Egoismus und der Gemeinheit und die endliche Perſon ſelbſt verzehrt, in Marthe erhalten, deren Liebe zu ihrem Manne nur ein geſteigerter ſchlechter Egoismus war, ſie iſt daher nicht beſſer und nicht ſchlechter, als jedes andere weibliche Thier. Sie iſt Gretchens Nachbarin. Wir blicken in ihr Zimmer und belauſchen ſie in ihrem Selbſtgeſpräche, in welchem ſie klagt, daß ihr Mann in die weite Welt gegangen, und daß er vielleicht gar todt iſt.

— »O Pein! —
Hätt' ich nur einen Todtenschein!«

Marthe darf kein altes, häßliches Weib sein. Die Rolle ist von der Schauspielerin zu geben, welche die Oberförsterin in den Jägern von Iffland darstellt. Eine gewisse äußerliche Hübschheit verträgt sich am besten mit der Gemeinheit des Gemüthes. Sie erscheine später in der Gartenscene als eine alternde Coquette, welche jedoch immer noch im Stande ist, einen Hagestolz zu fesseln.

Valentin's Schimpfreden in der Sterbescene — sind das was sie sind, sie geben für die Darstellung dieser Figur keinen Anhalt. Und zu dieser Marthe kommt Margarethe, welche gleich in ihrem Schrein ein anderes Schmuckkästchen gefunden, diesmal aber ihrer Mutter es verschwiegen hat. Marthe räth, den Schmuck nur bei ihr anzulegen:

»Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Fest,
Wo man's so nach und nach den Leuten sehen
läßt.«

So giebt Margarethe dem Mephiſtopheles Gelegenheit, in den Kreis ihres Gemüthes heranzutreten. Er kommt zu Marthe unter dem Vorwand, daß er Nachricht von ihrem todten Manne bringe:

»Ihr Mann iſt todt — und läßt ſie grüßen.«

So iſt er immer der Geiſt des Widerſpruches! Er läßt geſchickt Marthe allmälig in ihrer ganzen nichtigen Gemeinheit, in der Blüthe des höchſten thieriſchen Egoismus erſcheinen. Aber auch Margarethe muß aufgelockert werden:

»Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu
treten ꝛc.«

Margarethe.

»Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.«

Mephiſtopheles.

»Iſt's nicht ein Mann, ſei's derweil' ein
Galan!«

Als er ſpäter an Marthe die Worte gerichtet:

»Ich ſchwör' euch zu, mit dem Beding
Wechſelt' ich ſelbſt mit euch den Ring!«

iſt er bei dieſer gleich am Ziele:

»Die hielte wohl den Teufel selbst beim Wort.«

So erhält Margarethens Unschuld die dunkle Folie, wenn sie auf die Frage Mephistopheles': »Wie steht es denn mit ihrem Herzen?« antwortet:

»Was meint der Herr damit?«

daß selbst Mephistopheles für sich ausrufen muß:

»Du gut's, unschuldig's Kind!«

Mephistopheles will fort, Marthe gebraucht aber ein Todtenzeugniß des Wochenblättchens wegen, Mephistopheles weiß guten Rath: durch zweier Zeugen Mund wird allerwegs die Wahrheit kund; denn er braucht Gelegenheit, Faust herbeizuziehen:

»Habe noch gar einen feinen Gesellen,
Den will ich euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her.«

Und so kommt die Bestellung zum Stelldichein in bester Form zu Stande.

Marthe.

»Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir den Herrn heut' Abend erwarten.«

So biegen ſich durch die Vermittelung des thieriſchen Elementes — des männlichen in Mephiſtopheles und des weiblichen in Marthe — die beiden Pole — Fauſt und Margarethe zu einander. Aber Fauſt muß erſt falſches Zeugniß über den Tod des Herrn Schwertlein ablegen. Mephiſtopheles will ihn dazu bereden:

»Iſt es das erſte Mal in eurem Leben,
Daß ihr falſch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott und Welt und was ſich
d'rin bewegt u. ſ. w.«

Doch als er auch die Eide, welche er Gretchen ſchwören werde, in dieſe Kategorie hereinziehen will, da flammt ihm die Ewigkeit der Liebe in der Endlichkeit entgegen. Mephiſtopheles iſt verwirrt, — weil er dies Alles nicht begreift, darum kann er nur trotzig entgegnen:

»Ich hab' doch Recht!« —

Hier trägt Fauſt einen kurzen Triumph davon, welcher aber in freiwilliger Ergebung zur Niederlage wird:

»Denn du haſt Recht, vorzüglich weil ich muß.«

Es folgt die Gartenscene, welche in den Parallelen

Mephistopheles und Marthe

und

Faust und Gretchen spielt.

Damit der Garten ein heimliches, trauliches Ansehen bekommt, schließt er sich hinten mit einer Mauer ab, ein blühender Fliederbusch darf dabei nicht fehlen. Hinter der Mauer: Prospect auf baumreiche Gärten.

Erster Vorübergang.

Margarethe studirt am A B C der Liebe. Sie kann nicht begreifen und möchte doch gerne wissen, welches Interesse Faust an ihr hat; — denn sie findet sich selbst doch so einfältig.

Zweiter Vorübergang.

Martha geht darauf aus, Mephistopheles zu fesseln — sie redet ihm in das Gewissen, sich zu verheirathen.

»Und sich, als Hagestolz u. s. w.«

Mephiſtopheles

kehrt dagegen den Spott heraus:

»Mit Grauſen ſeh' ich das von Weitem.«

Dritter Vorübergang.

Fauſt und Margarethe.

Schon lebt Fauſt's Bild in ihrem Herzen. Ihre Seele beginnt ſich um die ſeine zu ranken. Sie zeigt die Furcht, daß er ſcheiden und ſie vergeſſen werde. Fauſt's Frage:

»Ihr ſeid wohl viel allein?«

motivirt ihre Antwort und die reizende naive Erzählung von ihrer Häuslichkeit und ihrer Familie. Sie hat einen Bruder — Valentin, der Soldat iſt, und ein Schweſterchen, welches ſie erzog, iſt geſtorben.

Wir ſehen in ihr reines Gemüth wie in einen klaren See.

Hier tritt Gretchens Gemüthseigenſchaft zum erſtenmal uns beſtimmter entgegen: in lebendigſter Phantaſie das dem Orte und der Zeit nach Ferne als beſtimmte Gegenwart aufzufaſſen. So iſt ſie das perſönlich gewordene Dichtergemüth

Göthe's selbst. In keiner seiner Figuren ist seine Muse so unmittelbar zur Erscheinung gekommen. Nur hieraus erklärt sich die Kerkerscene, in welcher Margarethe ebenso bei Sinnen ist, wie hier, nur daß dieselbe Gemüthseigenschaft zur heftigsten Thätigkeit aufgereizt ist.

Vierter Vorübergang.

Mephistopheles und Marthe.

Der Hagestolz will sich noch immer nicht bekehren. Marthe rückt ihm näher auf den Leib:

„Sagt g'rad' mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden ꝛc.“

Mephistopheles will sie nicht verstehen; seine ausweichenden Reden sind so lustig, weil Marthe ihn wirklich in Verlegenheit setzt. Sie möchte mit Gewalt mit ihm den Segen der zweiten Ehe versuchen.

Fünfter Vorübergang.

Faust und Margarethe.

Faust ist nun schon der Vertraute Margarethens geworden; es folgen die **Geständnisse.**

Faust.

„Du kannteſt mich, o kleiner Engel, wieder
Gleich, als ich in den Garten kam?“

Margarethe.

„Saht ihr es nicht? ich ſchlug die Augen nieder.“

Nun fragt Fauſt, ob ſie die Frechheit, mit welcher er ſie neulich bei der Heimkehr vom Dome angeſprochen, verzieben hätte? Und da erfahren wir denn, was wir ſchon wiſſen —

„Ich wußte nicht, was ſich
Zu euerm Vortheil hier zu regen gleich
begonnte,
Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auf euch nicht böſer werden konnte.“

Und ſchon darf Fauſt ſagen:

„Süß Liebchen!“

Nun kommt das Blätterzupfen von der Sternenblume — Er liebt mich — liebt mich nicht! Er liebt mich!

Und ſo iſt der Moment da, wo die bis zum-Aufſpringen geſchwellte Knospe der Liebe ſelig in ſich ſchaudert bei Fauſt's Frage:

»Verstehst du, was das heißt? Er liebt dich!«

Margarethe:

»Mich überläuft's.«

Ihre Angst vor dem überwältigenden Gefühle, welches sie überstürzt, drängt sie zur Flucht mehr vor sich selbst, wäre dies möglich, als vor Faust, welcher ihr nun folgt.

Sechster Vorübergang.

Auch Marthe zieht sich zurück, nicht weil sie besiegt worden, sondern weil sie verzweifelt, besiegt zu werden. Bei den Worten, welche ihr entschlüpfen:

»Die Nacht bricht an.«

fällt Mephistopheles ein Stein von der Brust in den Worten:

»Ja und wir wollen fort.«

Marthe hüllt sich in ihre Unschuld, welche das Gerede der Nachbarn scheut. Sie gehen, um Faust und Gretchen zu suchen.

Wir blicken in ein Gartenhäuschen, welches wie ein Nestchen in das Gebüsch eingebaut ist,

darin und davor ſpielen die neckenden Vögelchen. Das eine — das Weibchen — ſteckt lauſchend darin, es iſt vor dem Männchen entflohen, welches es verfolgt und jetzt herein fliegt, es iſt Fauſt, welcher Margarethe küſſend umſchlingt, es iſt Margarethe, welche den Kuß erwiedert und hinſterbend ſeufzt:

»Beſter Mann! vom Herzen lieb' ich dich!«

Doch ſchon melden ſich vor der Thür die Repräſentanten der thieriſchen Seite der Liebe — Mephiſtopheles und Marthe. So verſtehen wir die Entgegnung Fauſt's:

»Ein Thier!«

Margarethe bleibt allein zurück in Bewunderung der Herrlichkeit des Mannes, wie er ihr in Fauſt erſchienen:

»Du lieber Gott! was ſo ein Mann
Nicht alles, alles denken kann;«

und im Gefühl ihrer Nichtigkeit:

»Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da
Und ſag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwiſſend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't.«

Doch auch Fauſt belauſchen wir in einem Monolog. Er hat ſich in die Wald- und Höhleneinſamkeit geflüchtet. Er zaudert und ſchaudert, Margarethe in ſeiner Leidenſchaft zu verderben. Er hat Alles, was die Natur ihm geben kann, aber er fühlt auch mit bitterem Schmerz, daß dem Menſchen nichts Vollkommenes zu Theil wird; er taumelt von Begierde zum Genuß, und im Genuß verſchmachtet er nach Begierde. In dieſem Punkte zeigt ſich, daß das Pactum, welches Fauſt mit Mephiſtopheles gemacht hat, von Mephiſtopheles nie erfüllt werden kann:

»Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön,
Dann magſt Du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n.«

Fauſt könnte nur dann ganz zum Thier werden und ſeine Seligkeit verlieren, wenn er wirklich Befriedigung in der Sinnlichkeit finden könnte. Er kann und wird daher leiblich zu Grunde geben, aber nicht geiſtig. Mephiſtopheles, der Dä-

mon der Sinnlichkeit muß auch hier das Böse wollen und das Gute ſchaffen helfen.

Zur Zeit hat aber Mephiſtopheles den Sieg noch nicht aufgegeben. Er malt ihm das Liebesweh Gretchens vor und reizt ihn an, ſich ihr wieder zu nähern, um:

»Das arme affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.«

Fauſt durchſchaut ihn, er nennt ihn

»Schlange! Schlange!«

Mephiſtopheles (vor ſich).

»Gelt! daß ich dich fange!«

Da Fauſt darauf ausging, die Leiden und Freuden des creatürlichen Lebens auf ſich zu nehmen, ſo muß er von ſelbſt die Bahn auslaufen, in welche er hineingerathen iſt:

»Was muß geſchehn, mag's gleich geſchehn!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde gehn.«

In Gretchen hat sich unterdessen die Liebe zur schmerzlichen Sehnsucht nach dem Geliebten gesteigert:

»Meine Ruh ist hin ꝛc.«

Das süße Gift der Liebe hat alle Fasern ihres Daseins durchdrungen. Sie ist liebeskrank.

Da ein solches zartes lyrisches Gedicht, wie dieser Monolog am Spinnrocken ist, keinen unruhigen Wechsel der Scene verträgt, so spielt diese am besten weiter in dem bekannten Garten bei Marthe, der Nachbarin und Vertrauten Margarethens. Wenn der Waldprospect vorher aufgezogen wird, sieht man gleich auf dem Bänkchen vor der Laube Margarethe bei dem Spinnrädchen, das sie bald wegsetzt, die Hände in den Schooß legt und ihre Gedanken laut werden läßt. Zu Ende des Monologs beugt sich Mephistopheles über sie herein, während Faust in einem Halbkreis herüber und im Vordergrund ihr gegenüber zu stehen kommt, so daß sie vor Mephistopheles,

welcher sich zurückzieht, aufgeschreckt, ihrem Faust, den sie zugleich erblickt, in die Arme fliegt. Es entsteht eine kurze Pause, dann hebt sie schüchtern an:

»Versprich mir, Heinrich!«

Sie mag im Augenblicke, wo sie ihren Faust sieht und ihm zueilt, ausrufen: »Heinrich! Heinrich!« Ich möchte nämlich dadurch einen bestimmten Refrain mit am Schluß der Tragödie herstellen.

Margarethe hat Bedenken wegen der Religion ihres Geliebten. Sie ahnet, daß es mit seinem Christenthum nicht weit her ist, und die Ehe, welche ja allein die Liebe heiligt, ist auch ein Sacrament der alten christ-katholischen Kirche. Faust weiß nicht, wie er sich hier aus der Klemme helfen soll, bis Margarethe zu weit geht und auch fragt: ob er an Gott glaube? Nun folgt das herrliche Glaubensbekenntniß eines Pantheisten, und mit Recht erwidert Margarethe:

»Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christenthum.«

Sie hält ihm nun die schlechte Gesellschaft, einen Umgang mit Mephistopheles vor:

»Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht.«

Und nun entwickeln sich alle Schauer, welche das Reine vor dem Unreinen hat. So sehen wir hier nicht mehr das Gretchen, welches nur demüthig anstaunend vor dem Geiste Faust's gestanden hat. Sie sucht ihn schon zu rectificiren. Sie ist in ihrer eigensten Seele sein, und so will sie auch, daß er ihr eigen sei. Sie ist vor Gott sein Weib in der heiligsten Gewissensehe. Darum fällt es ihr auch gar nicht auf, daß Faust mit ihr allein zu sein begehrt:

»Ich ließ dir gern — den Riegel offen,
Doch meine Mutter schläft nicht gut« —

Der Zwang, ihre Liebe geheim zu halten, leitet das Verbrechen ein. Faust übergiebt ihr einen Schlaftrunk für ihre Mutter. Sie soll nur drei Tropfen davon ihr in den Trank thun, — Margarethe merkt die Dosis nicht, und ihre Mutter ist, wie wir später erfahren, nach diesem Schlaftrunk nicht wieder aufgewacht. So scheidet sie — das Weib von ihrem Manne.

»Seh' ich dich beſter Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr übrig bleibt.«

Mephiſtopheles tritt, nachdem ſie weg iſt, erboßt herbei, — der Antipode des reinen Weibes. Das fehlte ihm noch, daß es zwiſchen Fauſt und Gretchen zu einer wirklichen, in der Ehe geweiheten Liebe käme! Er iſt hier ganz des Teufels — die gereizt emporziſchende Schlange, die zähnefletſchende Hundenatur!

So verſtehen wir die Worte Fauſt's, welche er ihm zuruft:

»Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!«

Die teufliſche Freude zuckt ihm zuletzt, wo er den Aerger überwunden hat, bei der Ausſicht auf die nächſte Nacht, in allen Gliedern. Er reibt ſich vergnügt die Hände und ſtößt zwiſchen den Zähnen hervor die ingrimmige Luſt in den Worten:

»Hab' ich doch meine Freude d'ran!«

Bald darnach sehen wir Gretchen am Brunnen bei anderen Mädchen, welche über ein gefallenes Pantoffelgericht halten; Gretchen kann nicht mit richten, sie fühlt sich in dem Urtheile über die Andere selbst verurtheilt.

Diese Brunnenscene, welche zu niederländisch und dabei störend in den Gang der Geschichte sich hereinschiebt, muß ausfallen. (Die Scene ist diese: Straßenprospect. Links von den Zuschauern ein Eckhaus — Gretchens Wohnung. Statt der Thüre — ist unter einem kleinen vorspringenden Ziegeldach das Bild der Mater Dolorosa angebracht. Unten von den zwei Armen oben, worauf das Dächelchen unmittelbar ruht, springen zwei andere parallel vor, auf deren Enden Säulchen stehen, welche diese oberen Arme tragen. Auf diesen unteren vorspringenden Tragarmen sind hüben und drüben daraufstehende Blumentöpfe gemalt, so kann auch die Lampe vor dem Bilde gemalt sein, die Gläser jedoch transparent, damit sie dahinter durch ein Licht erhellt werden können. Ueber dem Heiligenbild oben ist ein praktikabeles gothisches Fenster,

zu welchem Gretchen ſpäter herausrufen kann. Gegenüber iſt Martbens Haus auch mit einem praktikabelem Fenſter, durch welches heraus dieſe ſpäter Hilfe ruft. Margarethe kommt nach der Verwandlung der Scene um die Ecke ihres Hauſes herum und kniet betend vor dem Bilde nieder, nach deſſen Beendigung ſie wieder um die Ecke verſchwindet. Unter dieſem Bilde concentrirt ſich die Haupthandlung der Scene. Das Ständchen, was Mephiſtopheles hier bringt, wird dadurch zugleich eine Verhöhnung des Gebetes und des Heiligen. Unter dieſem Bilde fällt, den Kopf der Couliſſe zugekehrt, ſpäter Valentin, — wie ein Märtyrer vor der Schutzheiligen der Hausehre, während Gretchen knieend neben ihm ſeinen Fluch — gewiſſermaßen als Antwort auf ihr früheres Gebet vernimmt. Ehe Valentin noch ſtirbt, wird die Halbohnmächtige von den umſtehenden Frauen von ihm getrennt, welchen ſie in die Arme ſinkt. Wenn Valentin geendet, ſpringen die Männer zu, welche ihn gleich um die Ecke in das Haus tragen, umdrängt von den Bürgern, welche ihm folgen;

die Frauen führen Margarethe hinterdrein. So geht dieſe Scene raſch und maleriſch vor ſich.)

Die durch Fauſt und Gretchen verletzte bürgerliche Ordnung und die darin geſichert geweſene Familienehre der letzteren tritt in ihrem Bruder Valentin auf, um die Kataſtrophe durch ſeinen Opfertod noch mehr zu ſteigern. Er iſt ein friſcher Soldat, ſein einziger Stolz — war ſeine ſchöne Schweſter, mit welcher er vor allen Geſellen ſich etwas wußte, —

»Und nun! um's Haar ſich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen!
Mit Stichelreden, Naſenrümpfen
Soll jeder Schurke mich beſchimpfen!« —

So iſt Valentin der incarnirte Familienegoismus, welcher lediglich ſich in den Seinen liebt, und mithin im Unrecht iſt, welches er mit ſeinem Tode ſühnt. Er tritt auf, um in der großen Tragödie der Leidenſchaften die letzte Scene eines kleinen bürgerlichen Trauerſpiels zu ſpielen, wovon er der Held iſt.

Er lauert auf Fauſt, den Verführer ſeiner Schweſter, dieſer nahet mit Mephiſtopheles.

In Fauſt herrſcht nun ganz die Nacht des Sinnenlebens; er wühlt ſich hinein, — er iſt wüſt geworden, — ein Heide, aber kein helleniſcher, — dem die Moiren Maaßhalten lehrten, — und ohne Maaß fällt die Natur in das Chaos zurück, wie auch zu Ende des Mittelalters die von der Satzung emancipirte Natur in der menſchlichen Geſellſchaft maaßlos in das Chaos zurückſank — welches im Wahn der Hexerei und der Hexenproceſſe aufbrodelte.

Fauſt ſteht am Rande des Chaos, welches dort wie hier ſeinen Strudel in der Walpurgisnacht hatte, dieſer Schierlingsblüthe der verruchteſten Sinnlichkeit.

Das dämoniſche Sinnenthier — Mephiſtopheles — geilt ihr entgegen. Fauſt aber heftet noch mitten in der Nacht ſeines Gemüthes den Blick an den Polarſtern der Liebe:

»Nicht ein Geſchmeide? Nicht ein Ring?
Meine liebe Buhle damit zu zieren.«

Worauf Mephiſtopheles vieldeutig und mit boshafter Anſpielung auf Thränen antwortet:

»Ich ſah' dabei wohl ſo ein Ding
Als wie eine Art von Perlenſchnüren.«

Nun bringt Mephiſtopheles — der Dämon der Sinnlichkeit — Margarethen das Ständchen, er ſingt ein moraliſch Lied, um ſie gewiſſer zu bethören, — oder zur Verzweiflung zu bringen. Valentin tritt vor, es kommt zum Kampfe. Mephiſtopheles lähmt die Hand Valentin's, welcher von Fauſt's Degen fällt. Fauſt und Mephiſtopheles entfliehen. Es entſteht Lärm auf der Straße, die Nachbaren verſammeln ſich um den Verwundeten, dabei ſind Margarethe und Marthe; — Valentin verflucht ſeine Schweſter, welche zu ihm hingekniet iſt und hofft, aller ſeiner Sünden Vergebung zu finden, könnte er noch das kupplériſche Weib, Marthe, züchtigen. Die tragiſche Verſöhnung iſt das Bewußtſein des ſterbenden Soldaten:

»Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.«

Die Scene verwandelt ſich in das Innere eines Doms.

Ein Säulengang quer über die Bühne, durch welchen man in das Innere des Doms blickt, läßt die nächstfolgende Scene wie in einer Vorhalle dazu vor ſich geben; Kirchengänger ziehen hinein. Man kann annehmen, daß die Kirche gefüllt iſt, ſo daß noch Einige in der Vorhalle knieen. Dieſe iſt dunkel; nur das Innere des Doms — der Hintergrund iſt erleuchtet. Zuletzt, wenn ſchon der Geſang begonnen, kommt Margarethe, geführt von Marthe, herein. Dieſe kniet ſich nahe dem Eingange zu nieder, Margarethe mehr einſam vorn. Der böſe Geiſt ſteigt in einen grauen Schleier verhüllt hinter ihr aus einer Verſenkung empor.

Amt, Orgel und Geſang: dies irae, dies illa etc. wecken das böſe Gewiſſen Margarethens auf, welches ſichtbar als ihr böſer Geiſt hinter ihr ſteht. Das böſe Gewiſſen iſt die zum Bewußtſein gekommene Schuld in der Vergleichung des paradieſiſchen Zuſtandes der Seele vor derſelben mit ihren gegenwärtigen Folgen, vor welchen alle Illuſion ſchwindet und nur — Verzweiflung und Reue

übrig bleiben. So hier! — Das böse Gewissen ist der beginnende Reueact. Da es persönlich uns vor die Augen gestellt wird, — obschon es Margarethe selbst ist, — so kann es nur als Margarethe, jedoch in dem Zustande der Reue, wie wir später im Gefängniß sehen, sichtbar werden, — es wird mithin eine weibliche Gestalt in grauem Büßergewande, jedoch mit verhülltem Gesichte sein. Das böse Gewissen (böse Geist) Margarethen's verräth uns hier zuerst, daß ihre Mutter durch den Schlaftrunk, welchen sie ihr beigebracht, zur langen Pein hinüberschlief und daß Margarethe in den hoffnungslosesten Zuständen sich befindet.

Aus ihren Worten spricht der unsäglichste Jammer, die entsetzlichste Verzweiflung.

Die Schlußscene gestaltet sich so! —

Margarethe will, der Ohnmacht nahe, emporspringen, zugleich versinkt der böse Geist; sie aber fällt mit hinsterbenden Worten: »Nachbarin, euer Fläschchen!« — nach Marthe zu nieder. Während der ganzen Scene sind so Margarethe und der böse

Geiſt den Zuſchauern die nächſten und ihnen zugekehrt geweſen.

Es folgt die Walpurgisnacht, welche die Grenzen der plaſtiſchen Darſtellung überſchreitet, der eigenſte Zuſammenhang derſelben mit dem Sinnendienſt im maaßloſen Gemüthe iſt oben angedeutet worden.

In wunderbarſter Folgerichtigkeit ſchließt ſich daran die barocke Mährchenphantaſie — »Oberon's und Titania's goldene Hochzeit« —, wie ſich denn auch, um ein Beiſpiel zu geben, an die wildpathologiſchen Tragödien Shakespeare's — ſeine Mährchendramen reihen, — oder aber, wie aus dem ſinnlichen Leben der Wiener Raymund's Zaubermährchen emporwuchſen.

Die menschliche Natur, welche sich maaßlos den sinnlichen Leidenschaften ergeben hat, empfindet den Gegenschlag des beleidigten göttlichen Geistes — in der Verzweiflung. So Margarethe als die zartere, weibliche Natur, früher im Dom, hier am trüben Tage Faust im freien Felde in der wildesten Empörung gegen seine thierisch-sinnliche Natur, sich ihm darstellend in Mephistopheles, welcher ihm entgegentrotzt.

Mephistopheles' viehische Ruhe überwältigt den Verzweifelnden; denn die Ruhe an und für sich behält dem Affecte gegenüber immer Recht!

Die nur mit besonderer technischer Verrichtung und vielleicht kaum gut darstellbare Scene, wo Faust und Mephistopheles auf schwarzen Pferden am Rabenstein vorüberbrausen, überfliegen wir, — wir ahnen, daß wir in den Kreis treten, welchen Entsetzen und Grauen um den Kerker der Mutter- und Kindesmörderin ziehen. Sie läutert in der Verzweiflung und der Reue bis an die Grenze des Wahnsinns ihre Seele von den Schlacken der Sinnlichkeit.

Da ſtehen wir ſelbſt vor dem Kerker. Fauſt naht mit Schlüſſel und Lampe. Er iſt noch in der Sinnlichkeit, wenn auch in ſchaudernder befangen. Das Lied, in welchem Margarethe böſes Gewiſſen ſich kund giebt — iſt der Inhalt eines alten Volksmährchens, in welchem eine böſe Mutter ihr Kind umbringt, es kocht und ihren Mann eſſen läßt; des Kindes Schweſterchen ſammelt das Gebein, begräbt es unter einem Baume, daraus wird ein Vogel, welcher vor dem Hauſe auf einem Baume ſingt und als die böſe Mutter ſich naht, einen Mühlſtein herunterfallen läßt, der ſie erſchlägt.

Margarethe war die böſe Mutter, welche ihr Kind umgebracht hat; ſie hat es der Liebe oder vielmehr aus Schaam über den Fehltritt der Liebe, mithin auch dem Manne geopfert, ſie hat es ihm ſo gewiſſermaßen zu eſſen gegeben.

Ihre erregte Phantaſie hat ihr ermordetes Kind ebenſo, wie das Mährchen gethan, in einen Vogel verwandelt. Sie wähnt ihn ſingen zu hören. Die Worte des Liedes ſingt ſie aufhor-

chend nach, bis sie mit Grauen und Angst ruft:
»Fliege fort, fliege fort!«

Die Darstellerin muß ihr stöhnendes Gewissen in dem Liede anklingen lassen: Faust tritt ein; Margarethe wähnt, daß die Henkersknechte kommen, sie zum Blutgerüst zu führen. Das doppelte: »Weh! Weh!« ist ein Aufschrei der Creatur, welcher sich in Todesschauer auflöst in den Worten: »sie kommen!« und in schmerzlicher Resignation: »bitterer Tod!« — Ihre Sinne sind verrückt, d. h. von dem Außenleben hinweg und nur auf ihre inneren und äußeren Zustände hingeheftet, — wahnsinnig ist sie nicht; sie hat keine fixe Wahnidee, — Alles, was sie spricht, ist grauenvolle Wahrheit. So fleht sie den Mann, den sie für den Henker hält — und dieser Henker ist der von ihr verkannte Faust — um Erbarmen an, so entsetzt sie sich darüber, daß sie schon jetzt sterben soll, da es doch noch nicht Morgen ist. Die Darstellerin muß hier durchaus wahr spielen, d. h. das Flehen der Todesangst wiedergeben. Auch ihr Jammer, daß sie noch so jung sei, ist ein

wirklicher — eine herzinnige Klage —, ſie entſchuldigt wie jeder Verbrecher auch ihr Vergehen. Wie Fauſt ſie anfaßt, ſteigert ſich ihre Todesangſt in den Worten:

»Faſſe mich nicht ſo gewaltſam an ꝛc.«

Sie hat ja ihn, den Henker, der ihr ein ganz fremder Menſch iſt, nicht beleidigt.

In dieſer Todesangſt ſpiegelt die Phantaſie ihr vor, als ob ihr Kind, welches ſie die Nacht durch in der Einbildung geherzt hat und das nun weg iſt — leben müſſe, denn, daß es ein Waldvögelein geworden, iſt ja ein Mährchen, welches die Leute nur auf ſie deuten. Wie ſich jetzt Fauſt auf die Kniee wirft, ſieht ſie in ihm nur einen Menſchen, mit dem ſie beten kann in den Höllenqualen ihres Gewiſſens, welche ſich ihr äußerlich darſtellen als die Hölle unter den Dielen des Kerkers. Nur als Fauſt ſie bei ihrem Namen ruft, beginnt ſie, ſeine Gegenwart zu ahnen; ſie horcht auf, als ob ſie ihn, den Nahen, aus der Ferne höre. — Jetzt ſpringt ſie auf, die Ketten fallen, ihre Worte erklären ſich von ſelbſt. Auf

Faust's: »Ich bin's!« schlägt ihr: »Du bist's!« schnell nach! — sie ist jedoch in ihm noch immer nicht ganz sicher, darum die hastige Bitte: »o sag' es noch einmal!« Dann bricht sie in den vollen Jubel der Errettung, der Freiheit im Wiedersehen aus. Sie ist ganz in die glückliche Vergangenheit versenkt, bei dem Anblick des Geliebten verschwindet ihr alle Noth, alles Gräßliche der Gegenwart, nur er erfüllt ihre Seele. Aber der zur Flucht drängende Faust ist nicht der glücklich liebende Faust mehr. Das macht sie wieder in seiner Person zweifelhaft. — Nun dunkelt wieder die Nacht ihres Unglückes herauf — die Erinnerung an die gräßlichen Thaten, die geschehen sind, wird lebendig. Sie beginnt mit grauenvoll monotoner Stimme:

»Meine Mutter hab' ich umgebracht« —

sie steigert sich im Grauen:

»Mein Kind hab' ich ertränkt« —

Sie schaudert fragend vor der Schuld, welche um so schwerer wird, da das Kind ihr ja nicht allein, sondern auch ihm geschenkt gewesen. Aber

auch er trägt eine ſchwere Schuld, er iſt der Mörder ihres Bruders — dieſer Mord wird ihr ebenſo zur Gegenwart, ſie ſchreit auf:

»Ach Gott, was haſt du gethan!«

Er iſt ſo gut des Todes ſchuldig, wie ſie. Fauſt's Worte: »Du bringſt mich um!« machen es ihr deutlich, daß auch er dem Gericht und dem Tode verfallen iſt; aber er ſoll übrig bleiben und für die Gräber und ihr eigenes Begräbniß ſorgen. Von den Worten:

»Nein, du mußt übrig bleiben«

bis zum troſtloſen:

»Niemand wird ſonſt bei mir liegen«

iſt alles klarſinnige, ſchmerzliche gramvolle Bitte. Es iſt ihr letzter Wille. So iſt ſie auch bei klarem Sinne, wo ſie ſich des Glückes ihres Zuſammenſeins mit ihm erinnert: aber es iſt ihr jetzt, als müſſe ſie ſich zu ihm zwingen. Sie iſt die durch Entſetzen und Verzweiflung in der Reue gereinigte Seele, welche ſich ſchaudert vor dem Unreinen. — So klar iſt auch das Uebrige, — ſie will Fauſt nicht in das Freie folgen, vielmehr

ihr Vergehen durch den Tod ſühnen, ſie kann deshalb nicht mit. Darum iſt es die herzinnerſte Klage:

»O Heinrich, könnt' ich mit!«

weil ſie ihrem Verhängniſſe, wie ſie es weiter ſchildert, nicht entgehen kann; denn ſelbſt wenn ſie mit böſem Gewiſſen in der Fremde betteln wollte, würde ſie doch ergriffen werden. — Als aber Fauſt bei ihr zu bleiben verſpricht, will ſie eigentlich ihn fragen: kannſt du das Geſchehene ungeſchehen machen? aber dieſe Frage geſtaltet ihre Phantaſie zu der gräßlichen Viſion von dem letzten Augenblicke ihres ertrinkenden Kindes und ihrer am Schlaftrunk ſterbenden Mutter.

Der Paroxismus erſchöpft ſich in ihrem Ruf: rette! rette! — In Schauern und zuckenden Seelenkrämpfen geht ihre Stimmung in monotones Grauen über:

»Wären wir nur den Berg verbei —«

und ſinkt bis zur Mattigkeit hinſterbend herab in den Worten:

»Es waren glückliche Zeiten.«

Faust will sie jetzt mit Gewalt wegschleppen; — sie will es nicht dulden. So ist sie auch ganz bei klarem Sinne bei den Worten, welche sie mit gräßlicher Bestimmtheit spricht:

»Tag! Ja es wird Tag!«

bis

»Stumm liegt die Welt wie das Grab.«

Wie vorher ihr die Vergangenheit, so wird in ihrer aufgeregten Phantasie die nächste Zukunft zur Gegenwart. Hier hat sie vollendet — den Bußgang der Reue, — der physische Tod ist nur noch das Punctum — nur das Zeichen der wirklichen Vollendung des Irdischen

Mephistopheles erscheint unter der Thür — Margarethe erkennt in ihm den Bösen — »Der! der!« ruft sie mit Schaudern, aber: »schick' ihn fort!« mit angstvoller Bitte, welche sich fortsetzt: »was will der an dem heiligen Ort?« — In den Worten: »er will mich!« schaudert sie vor ihm, dem Dämon der Sinnlichkeit und Sünde zurück. Sie übergiebt auf die Kniee fallend sich dem Gerichte Gottes; sie tritt von selbst gereinigt in die

Schaaren seiner Engel, sich abwendend von Faust:

»Heinrich! Mir graut's vor dir!«

Mephistopheles.

Sie ist gerichtet!

Stimme von Oben *).

Ist gerettet.«

Nun erklären sich von selbst die Worte:

Mephistopheles (zu Faust)

»Her zu mir!«

in welchen das Ende der Tragödie liegt — nämlich: — der irdische Faust ist verloren! Der geistige aber ist gerettet, wie hier seine irdische Liebe in Margarethe zu Grunde geht, um sich in die himmlische zu verklären, in welcher auch er erlöst werden wird.

Um der Tragödie einen äußeren Abschluß zu geben, läßt man bei den Theatern hier eine Verklärung Margarethens eintreten. Die gewöhnli-

*) Diese Worte ruft füglich die Schauspielerin, welche im Dome den bösen Geist gegeben hat.

chen Mittel dazu ſind: Muſik, Wolken, Weißfeuer und das Abfallen des grauen Gewandes, unter welchem Margarethe ein weißes trägt. Ein ſolches wunderliches Wunder hebt aber den Eindruck der Kerkerſcene von ſelbſt auf. Niemand glaubt daran, — der Zweifel bleibt übrig. Die Tragödie bedarf nur der Gewißheit, daß die Reinigung von der ſchlechten Endlichkeit durch den leiblichen Tod geſichert ſei. Dieſe Gewißheit muß von der Außenwelt uns zukommen; weil an ihr die tragiſche Perſon zu Grunde geht. Dieſe Gewißheit iſt uns Goethe ſchuldig geblieben. Er ſtand ſelbſt im Wahne, daß hier ſeine Tragöde noch nicht zu Ende ſei, um mit einem zweiten Theile zu beweiſen, daß die Tragödie entweder ſchon hier ihr Ende finden, oder ein Fragment bleiben müſſe. Wir ſtimmen der erſteren Anſicht gegen den Dichter ſelbſt bei. Dieſer kann bei einem Werke, welches er aus der unmittelbaren Gefühlswelt herauskryſtalliſiren ließ, ohne mit künſtleriſchem Bewußtſein zu verfahren, keine Stimme haben, wo es zur plaſtiſchen Darſtellung gebracht werden ſoll.

Es ist ein Cyklus lyrischer Gedichte, dem Hauptbestandtheile nach in dialogischer Form, welche eine Geschichte vor uns abspinnen. Es mußte daher auch der Charakter der Balladenform der durchgreifende bleiben. Die Ballade, wobei ich nur an die denke, welche, wie die Volks-Ballade, aus dem musikalischen Gemüthe sich herausbildet, vermeidet gern den drastischen, dramatisch-plastischen Schluß, und anticipirt dafür die musikalische Empfindung darüber. Einige Beispiele mögen genügen. In »des Knaben Wunderhorn« befindet sich die Ballade von der verschmähten Liebe eines Judenmädchens zu einem Christen; die Jüdin steht gegen Sonnenuntergang am Meer, um sich den Tod in den Wellen zu geben. Die Ballade führt uns rasch bis zu diesem Momente, — jetzt muß das Mädchen hineinspringen, aber hier schiebt die Ballade plötzlich das weiche musikalische Bild ein:

»Die Sonne ist untergegangen
Hinunter in's tiefe Meer.«

Wenn sich kein solches Bild einstellt, so begnügt sich die Ballade auch einfach damit, den Namen

des seinem Untergange Zueilenden, auszurufen, wie in der bekannten Ballade von »Bonved« im Refrain: »Schau dich um, Held Bonved!« oder in der englischen Ballade: »Eduard, was ist dein Schwert so roth?« welche sich dialogisch verträgt und in dem wiederkehrenden: Oh! Oh! und dem Ausruf des Namens: Eduard! — unsere Stimmung intonirt. In diesem Balladentone endigt auch diese Tragödie mit dem Ausrufe: »Heinrich! Heinrich!«, welche wir im Chor dem in das Verderben davon eilenden Faust nachrufen. —

Wir dürfen daher zunächst das Dunkel des Kerkers, in welchem sich diese Balladenscene vorträgt, nicht stören, wir müssen aber auch ein Mittel in der Außenwelt finden, welches den Abschluß musikalisch bezeichnet. Das Nächste ist: das Läuten des Armensünderglöckchens in der Ferne, welches die von Margarathe als Gegenwart aufgefaßte nächste Zukunft ihrer Hinrichtung real beginnen läßt. Es tritt von selbst nach ihren Worten:

»Stumm liegt die Welt wie das Grab —«

eine kurze Pause ein; noch ist aber die Welt nicht

ſtumm, vorher ſpricht noch ihre eherne Zunge — zuerſt in der Armenſünderglocke. Es motivirt ſich dadurch lebendig der Ausruf Fauſt's:

»O wär ich nie geboren!«

Und zugleich das Hereinſpringen des Mephiſtopheles.

»Auf! oder ihr ſeid verloren.«

Nach den Worten:

»— Der Morgen dämmert auf —«

ſchweigt das Armenſünderglöckchen, beginnt aber wieder bei Fauſt's Worten:

»Du ſollſt leben!«

und motivirt jetzt weiter Margarethens Gebet:

»Gericht Gottes — — — ꝛc.«

bis

»Lagert euch um mich her, mich zu bewahren.«

Margarethe bleibt knieen, Fauſt rührt ſie jetzt wieder an, um ſie noch einmal zur Flucht zu bewegen, knieend wendet ſie ſich mit abwehrenden Händen von ihm ab:

»Heinrich! mir graut's vor dir.«

Jetzt beginnt das Armenſünderglöckchen zum

dritten Male zu läuten — und hält an, bis der Vorhang gefallen iſt. Der Ausruf:

»Heinrich! Heinrich!«

welcher dem von Mephiſtopheles abgeholten Fauſt jammernd nachſchallt, — muß Margarethe übernehmen; indem ſie umſinkt. — So befriedigt ſich das tragiſche Gefühl, wie es nur immer durch die Ballade geſchehen kann, deren muſikaliſches Element dieſe Tragödie ſo unmittelbar in unſere Gemüthswelt gerückt hat, jedoch dabei auch auf den Vortheil des plaſtiſchen Abſchluſſes Verzicht leiſten muß.

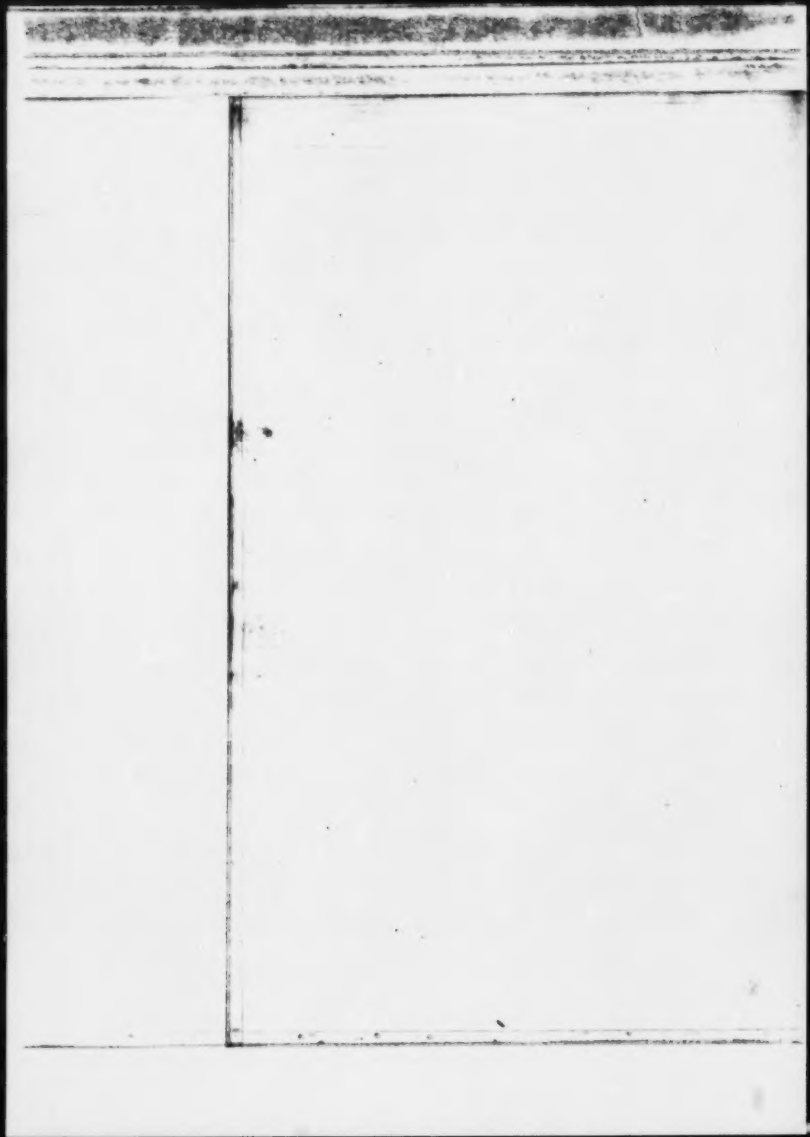

II.

Bericht

über die

Aufführung des Goethe'schen »Faust«

auf der

Oldenburger Hofbühne

den 2. und 3. Februar 1845.

Von

Adolph Stahr.

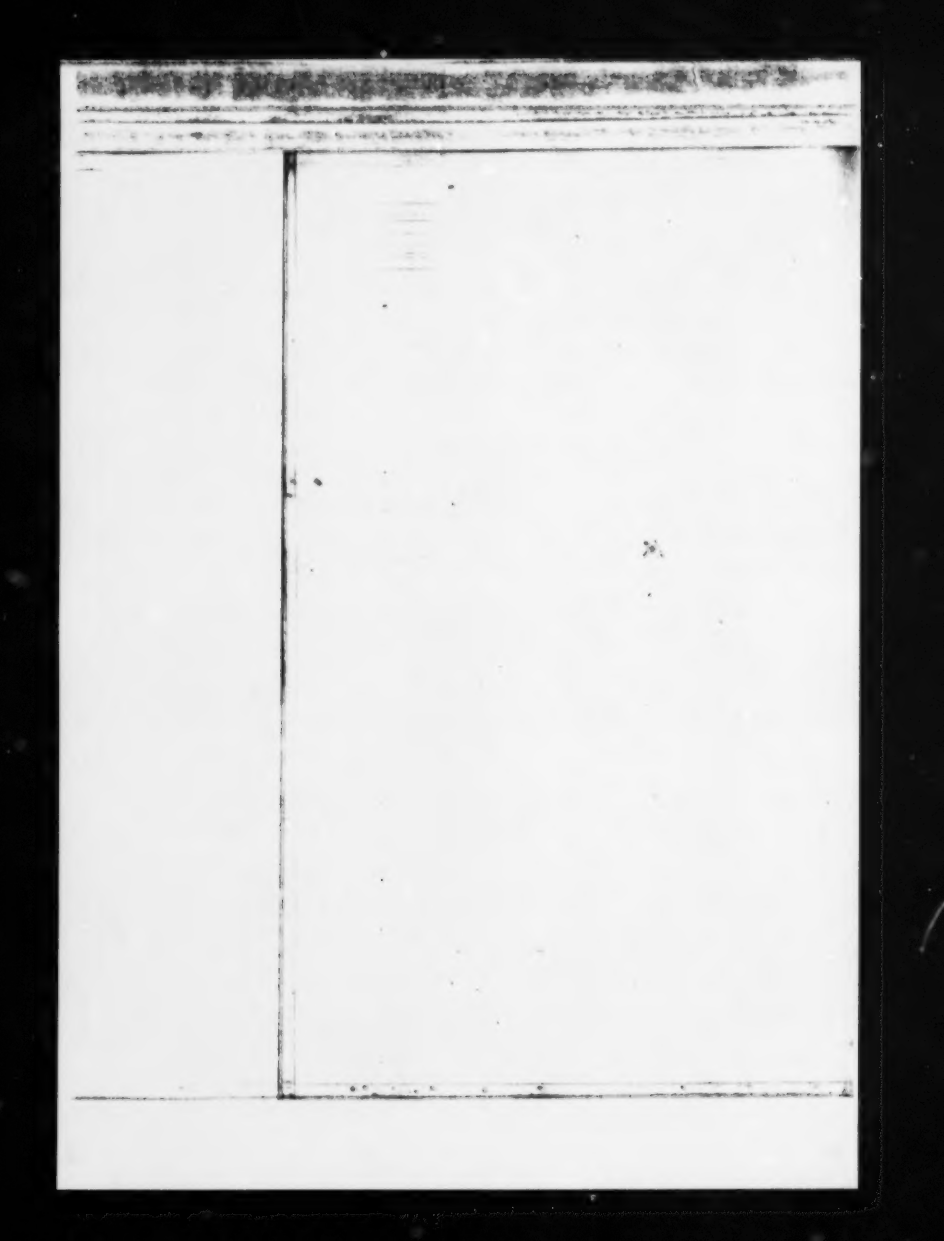

Goethe's Faust gehört zu denjenigen dramatischen Werken, von denen man zu sagen sich gewöhnt hat: sie seien doch im Grunde unaufführbar. In dieser stereotyp gewordenen Phrase liegt allerdings etwas Wahres, und zwar genau betrachtet ein zweifaches. Einmal das Zugeständniß, daß gerade die Meisterschöpfungen der dramatischen Poesie am schwersten den Fluch der schlechten Endlichkeit empfinden, deren sie, wie die Werke der dramatischen Poesie überhaupt, um in das wirkliche Leben sinnlicher Sichtbarkeit einzutreten, nicht entrathen können. Der plastische Künstler, der Maler, der Musiker, der epische und lyrische Dichter empfinden diesen Druck, diese Hemmniß der Endlichkeit nicht. Ihre Werke bedürfen, sind sie vollendet, nicht erst noch des Durchgangs durch ein äußerliches, ihnen völlig fremdes, selbstständiges

Medium, um lebendig zu der Menschenbruſt zu reden. In freier Selbſtſtändigkeit treten ſie ohne Vermittelung vor uns hin, ihrer vollen Wirkung durch ſich ſelbſt gewiß.

Anders die Werke des dramatiſchen Dichters. Sie bekommen den Vortheil, den ſie durch die unwiderſtehliche Macht der unmittelbarſten Wirkung vor allen anderen Kunſtwerken voraus haben, nicht wohlfeilen Kaufes geſchenkt. Sie zahlen dafür mit eigener Rechnung und Gefahr, durch ihre Gebundenheit an die Unzulänglichkeit der endlichen Darſtellungsmittel, an die Beſchränktheit, an das größere oder geringere Talent, Geiſt oder Geiſtloſigkeit der darſtellenden Subjecte, an tauſend Dinge, die mit dem, was man die Bretterwelt nennt, zuſammenhangen, ihren Tribut. Und wie der edelſte Traubenſaft auf unreine Branntweinflaſchen gezogen, zum abſcheulichſten Krätzer wird, ſo iſt der Feuerwein der dramatiſchen Poeſie nur zu oft in Gefahr, durch die Gefäße, in denen er uns kredenzt wird, zum widerlich ſchalen Tranke zu werden, von dem ſich unſere Lippen mit Wi-

derwillen abwenden. Oder wer hätte es nicht erlebt, daß ihm ein Götterbild der Poeſie durch ſolche Unzulänglichkeit endlicher Vermittelung auf der Bühne als verzerrte Fratze erſchienen wäre? Wer hätte ſich nicht oft in dem Falle befunden, bei der Bühnendarſtellung eines dramatiſchen Meiſterwerks an die Silenengehäuſe zu denken, mit denen, wie Alkibiades in Platon's Gaſtmahle erzählt, die alten Bildhauer ihre Götterbilder umſchloſſen. Glücklich mag ſich in ſolchem Falle der Dichter preiſen, wenn die genaue Bekanntſchaft mit ſeinem Werke den Zuſchauer in den Stand ſetzt, das Gehäuſe von dem Kerne, den es umſchließt, zu ſondern. Aber wehe ihm, wenn ſein Werk ohne dieſe Vorausſetzung, neu und unbekannt ſeinem Volke vorgeführt wird, wenn der Zuſchauer ſich genöthigt ſieht, aus der Hülle der vermittelten Erſcheinung allein auf den Kern und das Weſen des Inhalts und Gehalts ſeinen Schluß zu ziehen! Ihm wäre beſſer, ſein Wort wäre nie Fleiſch geworden. —

Ein zweites Eingeſtändniß, welches jenem Ur-

theile zum Grunde liegt, betrifft den gegenwärtigen Zuſtand unſeres deutſchen Theaters und der dramatiſchen Darſtellungskunſt überhaupt. Wo die Bedingungen fehlen, iſt auch das durch ſie Bedingte zu einer Unmöglichkeit gemacht. Die Bedingung aber zur vollen Verwirklichung, zur ſchöpferiſchen Nachgeſtaltung und Verleiblichung eines dramatiſchen Kunſtwerks als eines geiſtigen Organismus, iſt, daß eine Bühne ſelbſt ein Organismus, ein Kunſtganzes, daß alle ihre Mittel jenem Zwecke dienſtbar untergeordnet und zu ſeiner Erfüllung tauglich ſind. Um weniger theoretiſch und abſtract zu reden: es gehört dazu Einheit künſtleriſcher Leitung — ein Dramaturg von Fach; Einheit ſyſtematiſcher Schauſpielkunſt — Schauſpieler, die bei aller individuellen Verſchiedenheit von Talent und Begabung doch die Handwerksgrundlage gemeinſamer Schule haben; und endlich: Anerkennung der Bühne als eines im Dienſte ſchöner Menſchlichkeit ſtehenden Kunſtinſtitute. Lauter Bedingungen, von denen zur Zeit noch faſt überall nur das Gegentheil wirklich iſt. Dramatiſche

Poeſie und Theater, ſind wie Seele und Leib. Soll die Pſyche zu voller Entfaltung und Erſcheinung kommen, ſo muß der Leib geſund und wohlgeſtaltet und durch die Schule der Gymnaſtik zu ſchöner Freiheit jeder Bewegung und Thätigkeit des Ganzen, ſowie ſeiner Theile ausgearbeitet ſein. Nun aber betrachte man unſere Bühnen! Statt der Kunſteinſicht iſt Unwiſſenheit geſetzlich das leitende Haupt, ſtatt der bindenden Einheit der Harmonie in einem organiſchen Ganzen herrſcht die gräulichſte Verwirrung, ſtatt der geſetzlichen Freiheit des Maaßes die Anarchie abſoluteſter Willkür, ſtatt des goldenen Handwerksbodens einer geiſtdurchdrungenen Technik, ſpreizt ſich der roheſte Naturalismus in allen Spielarten der verſchiedenſten Individualitäten; und damit dem Elende dieſes Zuſtandes die gehörige Beleuchtung nicht fehle, werfen einzelne Virtuoſen, völlig aus dem Rahmen ihrer Umgebung heraustretend, ihre grellen Schlaglichter auf das Geſudel der übrigen. Und ſo iſt denn wirklich auf der Bühne der Gegenwart das Wort

von der Unaufführbarkeit dramatiſcher Meiſterwerke eine Wahrheit geworden. Und mit dieſem Zuſtande und durch ihn hat denn auch das ſchauſpielbeſuchende Publikum den Sinn für das Ganze einer Darſtellung, für eine organiſche Reproduction eines dramatiſchen Werks verloren. Es befriedigt ſich bei wahren Kunſtwerken an der einzelnen virtuoſiſchen Leiſtung, an »ſchönen Momenten«, wie es in dem Theaterrothwälſch heißt, oder an dem Mittelmäßigen und Lumpigen, welches gewöhnlich vollendet zur Erſcheinung kommt. Der feinere Sinn aber und die Bildung der Kennerſchaft hat längſt Neigung und Intereſſe von der Bühne der Gegenwart abgewendet. Damit hat ſich aber dieſer Theil des Publikums ſo ſehr den Bedingniſſen einer realen Bühne entfremdet, daß er nur zu leicht gegen die Verſuche einer Erhebung ungerecht wird, und ſich in ſeiner Phantaſie Träger poetiſcher Geſtalten ſchafft, vor deren Maßſtabe denn keine Wirklichkeit beſtehen kann.

Dieſe Flucht vor der Wirklichkeit kann nun wohl bei keinem dramatiſchen Werke mehr ge-

rechtfertigt erſcheinen, als bei einem ſolchen, das wie Göthe's Fauſt ſeiner ganzen Conception und Behandlung nach ſich der Verleiblichung durch eine Bühnendarſtellung zu entziehen ſcheint. Wenn ſchon überhaupt dies Gedicht für Niemand in ſeinem innerſten Grunde verſtändlich ſein kann, der niemals über die höchſten Probleme des Denkens, über das Verhältniß des Böſen zur Weltordnung und über andere metaphyſiſche Fragen wiſſenſchaftlich nachgedacht hat, wie ſoll da ein Schauſpieler gefunden werden, der, ohne je die Qualen der Skepſis getragen zu haben, im Stande wäre, uns die unendlichen Seelenkämpfe des mit dieſen Qualen ringenden und im Kampfe mit ihnen unterliegenden Denkers, vor die Augen des Geiſtes und des Leibes zu führen? Und Mephiſtopheles, — entzieht ihn nicht ſchon ſeine dämoniſche Natur und das phantaſtiſch Wunderbare ſeiner Erſcheinung, der Widerſpruch, der in ſeiner, von dem Boden naturgemäßer Wirklichkeit abgetrennten Exiſtenz liegt, jedem Verſuche, dieſe Geſtalt der dichteriſchen Phantaſie zu fixiren und zu verkör-

körpern? Von Gretchen, dieſer Krone aller naiven Frauencharaktere, die je eines Dichters Geiſt geſchaffen, darf man nun gar nicht reden. Dazu kommt der Mangel einer vollſtändigen, ſich organiſch entwickelnden Handlung, der epiſch rhapſodiſche Charakter des Ganzen, die Maſſe der ſich drängenden Scenen und Uebergänge, welche tableauartig aneinander gereiht ſind, die Allegorien der Walpurgisnacht u. ſ. w. —

Man wird dieſe Einwendungen gegen die Aufführbarkeit des Fauſt gelten laſſen können, und dennoch ihr entſcheidendes Gewicht ſchon durch die Thatſache beſeitigt ſehen, daß unter allen dramatiſchen Dichtungen Goethe's, gerade der Fauſt ſich fortdauernd auf den deutſchen Bühnenrepertoiren gehalten hat. Die größten Schauſpieler Deutſchlands haben ſich die Rolle des Mephiſtopheles zu einer Hauptaufgabe ihrer Kunſt gemacht, und es giebt kaum eine erſte Liebhaberin, die nicht Gretchen zu ihrer Hauptrolle zählte, wogegen die Rolle Fauſt's aus ſehr begreiflichen Gründen ſchon weniger beliebt iſt. Sehen wir uns endlich

nach theoretiſchen Vertretern der Aufführbarkeit des Gedichts um, ſo brauchen wir für alle nur einen, den Dichter ſelbſt zu nennen. Goethe ſelbſt hat ſeinen Fauſt auf die Bühne gebracht. Wie hätte er ihn auch für untheatraliſch halten ſollen, da er ja, wie aus ſeinen Unterhaltungen mit Eckermann hervorgeht, ſelbſt die Möglichkeit einer Aufführung des gänzlich undramatiſchen, allegoriſchen zweiten Theils gar nicht bezweifelte, ſondern von derſelben vielmehr die großartigſten Wirkungen verſprach! Ein Irrthum, der ihm denn auch von einigen enthuſiaſtiſchen Verehrern gläubig nachgeſprochen worden iſt.

Indeſſen der beſte Beweis für die Möglichkeit einer Sache iſt und bleibt immer die Wirklichkeit, die Thatſache der glücklichen Ausführung. Und von einer ſolchen habe ich zu berichten. In einer kleinen Stadt mit den mäßigen Kräften einer kleinen, aber trefflich gebildeten Bühne, iſt Goethe's Fauſt an zweien Tagen hintereinander (den 2ten und 3ten Februar), und beide Male bei überfülltem Hauſe — man hatte ſelbſt das Orcheſter

räumen müssen — zur allgemeinen Befriedigung eines keineswegs zu enthusiastischer Anerkennung, wohl aber zu scharfer Kritik sehr geneigten Publikums aufgeführt worden. Schon längere Zeit vor der Aufführung war das allgemeine Interesse auf dieselbe gerichtet. Nach derselben hat es sich nur noch gesteigert. Der Erfolg einer wiederholten Aufführung wird um so bedeutender erscheinen müssen, wenn man bedenkt, daß bei der zweiten ein großer Theil des anwesenden Publikums schon bei der ersten Vorstellung zugegen gewesen war. Eine dritte Wiederholung, welche allgemein gewünscht wird, dürfte das Zeugniß für den hier errungenen Erfolg noch schlagender verstärken. Woher nun ein solcher Erfolg? woher diese Begeisterung der Zuschauer an diesem Drama des Idealismus in einer so materiellen, realistischen Zeit, in einer Zeit der Eisenbahnen und Dampfschifffahrtsactien, in einer Zeit, wo das goldene Kalb der »materiellen Interessen« alle Verehrung an sich zu reißen droht, wo selbst diejenigen deutschen Bühnen, welche sich den ersten Rangorden

beilegen, faſt nur noch mit Birchpfeifereien und Poſſen oder mit Tieck'ſchen Blaubartmährchen der Kunſt (!) des redenden Schauſpiels das Leben friſten? Woher endlich die Begeiſterung der Schauſpieler ſelbſt, die dem Erfolge vorherging und ihn darum erringen half?

Daher, weil man an unſerem Theater mit demjenigen Ernſt, mit der Gründlichkeit und dem Fleiße an die Aufgabe ging, welche allein den Erfolg zu ſichern im Stande ſind, und ohne welche ein ſolches Unternehmen zur Verſündigung an dem heiligen Geiſte der Kunſt werden muß. Durch eine den Leſeproben vorhergehende organiſche Entwicklung des Kunſtwerks mit beſtändigem Bezuge auf die dramatiſche Darſtellung wurde zunächſt Gehalt und Bedeutung des Gedichts an das Bewußtſein jedes einzelnen der mitwirkenden Schauſpieler herangebracht, und ſo der weiteren Wirkſamkeit der Boden bereitet. War doch ſchon viel gewonnen, wenn allen auch nur das Bewußtſein darüber aufging, daß von der höchſten Anſtrengung aller Kräfte im Dienſte der Verle-

bendigung eines Kunstwerks der Erfolg des Ganzen abhange, wenn die Stimmung gegeben ward, in welcher sich der Schauspieler aus dem Handwerksmäßigen der Tagesarbeit in die Sphäre eines höheren, ungewöhnlichen, geistigen versetzt, und von dem »Zauberhauche« angeweht fühlt, der die Gestalten jener tiefsten deutschen Dichtung umwittert. Dann folgen der allgemeinen Leseprobe wiederholte einzelne mit einzelnen Mitgliedern, freie Besprechungen über Verständniß und Auffassungsweise, die sich auf das einzelnste Detail erstrecken, und endlich nach solchen Specialproben die gründlichsten und ernstesten Generalproben, in denen von Seiten des Dramaturgen und der Darsteller ebenfalls weder Fleiß noch Mühe gespart wurden. Man ließ es sich nicht verdrießen, das Malerische und Plastische der Scenen und Gruppen mit Berechnung der gegebenen Verhältnisse so lange zu probiren und zu modeln, bis man ein befriedigendes Resultat zu haben glaubte. Und weil man auch das scheinbar Geringfügigste nirgends dem Zufall anvertrauete, sondern überall

Regel und Berechnung vorwalten ließ, erreichte man desto sicherer den schönen Schein der Freiheit. Die Dramaturgie verfuhr, um es kurz zu sagen, in allen diesen Dingen nach der Methode, wie sie Immermann in den dramaturgischen Erinnerungen seiner Düsseldorfer Maskengespräche so vortrefflich entwickelt, und durch eigene Praxis in einer noch nirgends wieder erreichten Theaterleitung so erfolgreich bewährt hat. Sie that aber außerdem noch ein Element hinzu, wodurch sie sich von der Immermann'schen Methodik wesentlich unterscheidet, und auf das wir am Schlusse dieses Berichts zurückkommen werden.

Auch die Musik war für diese Darstellungen herangezogen worden. Durch den hiesigen Singverein bereitwillig unterstützt, hatte man aus der Radzivil'schen Composition für diejenigen Stellen, wo das Musikalische durch das Gedicht selber gefordert zu sein scheint, einzelne Stücke ausgewählt, welche in den betreffenden Scenen mit Maaß und Präcision ausgeführt, den Eindruck des Ganzen verstärken halfen. Als solche Stellen be-

ten sich dar die Chorgesänge am Ostermorgen des ersten Actes, das Soldatenlied:

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen.

zu Anfange des zweiten, unter dessen letzten Klängen ein Trupp Soldaten lustig singend über die Scene zog; die Geisterchöre, unter deren Gesange Faust entschläft; der Chorgesang, welcher Margarethen und die übrigen aus der Kirche Heimkehrenden begleitet; das dies irae im Dom; und der kurze Schlußsatz, welcher das: »Ist gerettet«, wie himmlischer Siegesgesang begleitete. Daß man ein weiteres Uebergreifen des musikalischen Elementes ablehnte, wird Niemand mißbilligen, der die Grenzen der beiden, hier in Berührung kommenden Elemente kennt, und die Gefahr einer Vermischung beider und der Beeinträchtigung des Dramatisch-Plastischen des gedankentiefen Gedichtes durch das lyrisch Unbestimmte und Gestaltlose musikalischer Ausdrucksweise berücksichtigt.

Das Erste, was sich nun als Resultat einer so vorbereiteten Aufführung herausstellte, war die

Einsicht, daß diese meist für untheatralisch gehaltene »philosophische Tragödie« voll des tiefsten dramatischen Lebens sei, und daß diese Lebensfülle concreter, d. h. wirklicher und wahrhafter Gestalten in ihrer individuellen Rundheit und Abgeschlossenheit doch eigentlich erst durch eine theatralische Versinnlichung zu voller Wirklichkeit und Wirkung gelangen könne; ja daß z. B. das specifisch Poetische in der Gestalt eines Faust selbst, um schlagend an uns heran zu treten, dieser Versinnlichung am meisten bedürfe. Was nämlich den Denker Faust erst zum lebendigen Menschen macht, und dem Gedankengehalte, den er ausspricht, den poetischen Leib verleiht, — dies, daß »seine Gedanken stets im Elemente leidenschaftlicher Stimmung empfangen, gehegt, erwärmt erscheinen, und so ihrerseits Leidenschaft, Ungeduld, Wehmuth, Zorn, Verzweiflung bewirken«; daß wir ferner in ihm, so sehr er sein Ich zur Menschheit zu erweitern strebt, doch immer diesen bestimmten Menschen in bestimmter Zeit, Situation, Färbung der Umstände vor uns erblicken, kurz

„einen Menſchen, von dem wir feſt in dem Glauben bleiben, daß ein wahrer, ein wirklicher Menſch ſo ſprechen, ſo leben, ſo leiden könne“ *) — das iſt es eben auch, was dieſe Figur nicht nur theatraliſch macht, ſondern auch durch die dramatiſche Darſtellung ſelbſt erſt völlig offenbar werden kann. Bei allen übrigen Figuren des Stücks, bei Wagner, Marthe, Gretchen, Valentin, den Auerbach'ſchen Kellerſtudenten verſteht ſich dies ohnehin von ſelbſt. Sind ſie doch, wie der obenerwähnte Kritiker bemerkt, ſo ganz aus dem Kerne der Poeſie geſchnitten, leben und athmen ſie doch ſo vollkommen, daß ihnen vorzüglich das Gedicht die allgemeine Bewunderung auch derjenigen verdankt, die ſeinen tieferen Gehalt nicht verſtehen.

Ein zweiter Vortheil unſerer Aufführung war der Ueberblick des Ganzen als Ganzes, die Einheit und Macht des Geſammteindrucks, der durch eine ſolche Verſinnlichung ungeheuer verſtärkt wird. Innerhalb weniger Stunden ging das Kunſtwerk

*) Fr. Viſcher: Kritiſche Gänge. Th. 2. S. 56.

befreit von den störenden Zuthaten widrig schnörkelhafter Einschiebsel, aber in allen seinen Hauptmomenten vollständig, rein und groß an uns vorüber (— wie selten kommt man in dem Lebensgewirr des Tages zu einer so reinen ununterbrochenen Lectüre eines bekannten klassischen Gedichts! —), und der vorherrschende Eindruck, dem ich mich hingegeben fühlte, war der freudige Stolz, daß diese Wunderblüthe höchster poetischer Schöpfungskraft deutschem Geiste entsprossen, unseres Volkes Eigenthum sei. Mochte nun auch die Darstellung die Ideale, welche von diesen Gestalten jeder in sich aufgenährt hat, bei weitem nicht erreichen, mochte sie auch hier und da noch bedeutend hinter dem, unter glücklicheren Verhältnissen der Kunst Erreichbaren zurückbleiben, mochte manches Einzelne geradezu fehlgegriffen werden,— immerhin bewies sie mir wenigstens auf's Neue, daß in der Sinnlichkeit der dramatischen Darstellungskunst, in der Individualität der Schauspieler und ihrer Begeisterung eine unzuberechnende Kraft verborgen liege, ein Mysterium thätig ist, kurz:

daß selbst ein Werk wie Faust, damit das Wort in Wahrheit Fleisch werde, der Bühne bedarf.

Ich habe das Geheimniß schauspielerischer Schöpfungskraft ein Mysterium genannt. Oder wäre etwa der Proceß kein Mysterium, durch welchen es einem Döring gelingt, mir den hundertmal gelesenen, durchdachten und durchgrübelten Richard III., von dessen Naturwahrheit im ersten Acte ich mir nie hatte eine Vorstellung machen können, ohne vom Sopha aufzustehen, so vor mich hinzustellen, daß ich an ihn als einen Menschen von Fleisch und Bein glaube und Anna's Bekehrung durch ihn, — die ich bis dahin für die Unnatur selbst hielt, als etwas Nothwendiges ansehe?

Doch zurück zu unserem Faust, dessen Aufführung, wie gesagt, im Ganzen und Großen genommen den Vorbereitungen und Intentionen des Dramaturgen entsprach. Ueberall sah und fühlte man die leitende und ordnende Hand des Dichters heraus, der Goethe's Schöpfung würdig in

die Sinnenwelt zu heben, alle Kraft des eigenen Genius aufgewendet hatte, und mehr und mehr, je weiter das Stück bis zu dem Punkte fortrückte, wo es durch den Eintritt der Gretchen-Tragödie dem rein menschlichen Gefühle verständlich wird, kam die ganze Wucht des ungeheuren Gedichts über die Zuschauermasse; und die Heiligung, welche der Schmerz über die Schuld und den Untergang des Schönen in der Kunst über die Menschenherzen ausgießt, verband sich am Schlusse mit der Erhebung durch den Sieg des Ewigen und Göttlichen in dem schwachen zerbrochenen Gefäße des schmerzenreichen Weibes, dessen Triumph in dem kurzen Satze des Gloria in excelsis der unsichtbaren Chöre beseeligend alle Herzen erfüllte.

Wo alle Kräfte bis an die äußerste Grenze ihres Bereichs angespannt waren, ist ein Lob der einzelnen Darsteller im Grunde überflüssig; um so mehr, wenn die allgemeine Stimme des Publikums (nach beiden Vorstellungen wurden alle Darsteller

gerufen) bereits über den Eindruck ihrer Leiſtungen entſchieden hat. Die Kritik hat in einem ſolchen Falle nichts weiter zu thun, als für eine weitere Ausbildung, deren jede theatraliſche Leiſtung fähig iſt, einzelne Fingerzeige zu geben. Denn freilich vollendeten ewigen Geſtalten einer Dichtung wie die Goethiſche gegenüber, wird für die zeitlichen Träger derſelben, wenn ihnen anders ein Bewußtſein von der Unendlichkeit ihrer Aufgabe inne wohnt, immer ein weites Feld des Strebens übrigbleiben. Für die Phantaſie der poetiſch gebildeten Zuſchauer aber wird das Verlangen: ſo feine, edle und mächtige Geſtalten völlig erfüllt und den glühenden Strom des poetiſchen Metalls ohne Riß und Bruch in feſt geformter Leiblichkeit vor ſich zu ſehen, ſtets an der Unzulänglichkeit aller endlichen Bedingung und Vermittelung ſeine Schranke haben. Wer dieſe freilich anzuerkennen ſich nicht überwinden kann, für den bleibt eben nichts übrig, als auf den Genuß dramatiſcher Darſtellung überhaupt zu verzichten.

Faust.

Die Rolle Faust's ist in der Theaterpraxis die minder beliebte, weil sie gewöhnlich durch die des Mephistopheles in Schatten gestellt wird. Auch unser Darsteller (Hr. Moltke) hatte sich dieses Gefühls nicht erwehren können. Dennoch zeigte sich bei der ersten Aufführung fast das umgekehrte Resultat, während erst bei der zweiten das richtige Verhältniß beider Rollen hervortrat. Den Grund davon später. Der schwierigste Theil der Aufgabe für den Darsteller des Faust ist unbedingt der erste Act, den er fast allein auszufüllen hat. Denn ganz abgesehen, daß hier eigentlich nur durch ein Wunder eine schauspielerische Persönlichkeit gefunden werden könnte, die ihrer ganzen Bildung nach im Stande wäre, sich mit dem Faust des ersten Actes zu identificiren, so stehen selbst dem glücklichsten Wurfe richtiger Auffassung die ungemessene Länge des Monologs und die in der Masse der Zuhörer fehlende Resonanz der hier

ausgesprochenen Gedanken als unüberwindliches Hinderniß gegenüber. Dazu kommt, daß in diesem Hin- und Herfluthen der Empfindung fast alle Töne des grübelnden Ueberdrusses und der Erschöpfung, der wehmüthigen Klage, der tiefsten Sehnsucht, der hoffenden Entschlossenheit, des in sich selbst erschaudernden Entzückens, der vernichtendsten Hoffnungslosigkeit, die zuletzt in wildeste Verzweiflung übergeht — und nach kurzer gewaltsamer Unterbrechung durch das gezwungene Zwiegespräch mit dem Famulus Wagner, dem Ausdruck einer eisernen Resignation Platz macht — angeschlagen werden müssen. Diesen raschen Uebergängen von Empfindungen so natürlich, so wahr und tief poetisch sie für die Situation Faust's sind, bei dem sie als das Endresultat eines Lebens erscheinen, vermag auch der Zuschauer nicht mit gleicher Schnelligkeit und Spannkraft zu folgen. Er fühlt sich erst da wieder auf festem Boden, wo der Paroxismus dieser wechselvollen Leidenschaft durch das rein menschliche Gefühl der mit Glockenklang und Chorgesang des Ostermorgens auf den Seldst-

mörder eindringenden Erinnerung an den verlornen Sabbathfrieden der Kindheit gebrochen wird. Und hier hat auch der Schauspieler wieder festen Boden unter den Füßen, während ihn bei dem Ausdruck jener Sprünge der leidenschaftlich erregten Empfindung der Resonanzboden eines ganzen vergangenen Lebens mit allen seinen Mühen und Qualen des Forschens und Denkens, des Zweifelns und Verzweifelns fehlt. Hier war denn also auch Herrn Moltke's Spiel von tief ergreifender Wirkung. Für den ganzen übrigen Theil des Monologs scheint mir eine noch größere Annäherung an das Original durch die Beobachtung eines Punktes bedingt. Es ist dies die noch weitere Zurückdrängung des declamatorischen und einzelne Worte scharf betonenden Elements. Die Daseinsmüdigkeit und Erschöpfung des einsam den letzten Entscheidungskampf mit sich ringenden Denkers muß der Grundton selbst in den leidenschaftlich bewegten Momenten bleiben. Dazu kommt noch, daß das ungeheure Gewicht der Gedanken jene scharf markirenden Zutaten nicht verträgt, sondern rein und

klar hingestellt, schon durch die eigene Wucht und durch den Zauber des Tiefsinns seinen vollen Eindruck zu machen geeignet ist. Dadurch wird zugleich auch der Contrast zwischen dem Faust vor und nach seiner Verjüngung verstärkt, und die lodernde Gluth der Jugendleidenschaft in diesem hebt sich in scharfen Reflexen ab gegen die auch leiblich gebrochene Gestalt, als welche der Faust des ersten und zweiten Actes auftritt.

Vortrefflich gelungen war dagegen die Erscheinung Faust's dem Famulus gegenüber in jener Mitternachtsstunde. Der Ton des Unmuths, des Spottes gegen die ideenlose Pedanterie und ihre Zudringlichkeit, klang in dem vortrefflich accentuirten:

»Such' Er den redlichen Gewinn,
Sei Er kein schellenlauter Thor!«

ächt Goethisch vor, und selbst in Haltung und Stellung Faust's glaubte ich etwas Goethisches zu bemerken, was mich wunderbar anmuthete. Dagegen trat nach Wagner's Abgange das declamatorisch Accentuirende wieder stärker und in den Worten:

»Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung
schwindet«

ſelbſt fehlerhaft hervor.

Sehr gelungen erſchien dagegen die Stimmung des Grundtons in der Spaziergangsſcene, wo über der Milde der Rede die feſtliche Sonntagsruhe ausgegoſſen liegt. Doch könnte hier das Gefühl inniger wehmüthiger Naturſehnſucht, wie es z. B. in den Worten:

»Doch iſt es jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt.« —

erklingt, dieſer Seufzer der an die träge Scholle gefeſſelten Leiblichkeit, die mit der Lerche und dem Adler ſich in den blauen Luftraum ſchwingen und den Kranich »über Flächen, über Seen« auf ſeinem Zuge in »die Heimath« begleiten möchte — noch tiefer, ſeeliſcher, muſikaliſcher ausgedrückt werden. Und wenn dann auf Wagner's Entgegnung das Geſtändniß folgt von dem Zwieſpalt, dem Dualismus der »zwei Seelen«, die in der einen Bruſt ihm wohnen, und deren eine ſich von der andern trennen will, ſo darf Fauſt hier nicht

auf Wagner gestützt zu diesem sprechen, sondern er muß nach den ersten Worten dem Ergusse seiner Empfindungen und Wünsche die Form völliger Vergessenheit seines Begleiters verleihen, auf dessen Entgegnung er ohnehin nur mit halbem Ohre hört.

Für den zweiten Act, die erste und zweite Unterredung mit Faust gilt zum Theil das über die Darstellung im Monolog des ersten Acts Gesagte. Die Kraft der Leidenschaft darf noch hier nicht völlig zu der dem Wortlaut des Gesprochenen gemäßen Erscheinung gelangen. So z. B. überschritt hier der Darsteller die Grenzen seiner Aufgabe in der Rede, in welcher Faust seine ganze Vergangenheit, alle Realität und Zielpunkte menschlicher Bestrebungen und alle sinnlichen Mächte des menschlichen Daseins verflucht. Man bedenke, daß der Ausdruck des Fluche in zwanzig Versen zehnmal wiederkehrt, daß — selbst wenn dies hier kein Fehler wäre — keine menschliche Stimme hier zur steigernden Wiederholung ausreicht. Hr M. verstärkte den unangenehmen Eindruck dieser

offenbar untheatraliſchen Wiederholung durch dies langſame Tempo, in welchem er die einzelnen Flüche wie tief ausgeholte ſchwere Axtſchläge hinſchmetterte. Will man hier nicht ſtreichen (und ich möchte faſt dazu rathen), ſo muß die Schnelligkeit des Tempo's und das Leiſe, Verhaltene, Innerliche des Tons als Ausgleichungsmittel dienen.

Von den übrigen Scenen habe ich über Herrn M.'s Darſtellung nur zu ſagen, daß ſie, je weiter das Stück fortrückte, der Vollendung immer näher kam. Der Ausdruck der wilden Frivolität bei der erſten Begegnung mit Gretchen, der plötzliche Uebergang zu der tiefſten, reinſten Herzensempfindung, deren ſchamvolle Zagheit in dem Monolog in Gretchens Zimmer ſo rührend hervortritt, die liebestrunkne Seeligkeit in der Gartenſcene, das Schwanken der Unentſchloſſenheit, der Reue vor dem Vergehen, der Ausbruch der Verzweiflung über das Geſchehene, die herzzerfleiſchende Seelenpein bei dem Wiederſehen der Geliebten im Kerker — von allem dem habe ich nur zu bekennen, daß ich's durch das Spiel des Darſtellers vernommen, ge-

sehen, empfunden habe, und ihm, der auch außerdem sich durch seine Unermüdlichkeit als Regisseur des Schauspiels und der Tragödie um unser Theater überhaupt und um diese Vorstellung insbesondere die anerkennungswerthesten Verdienste erworben hat, — für den Genuß jener Abende meinen Dank hier öffentlich wiederhole.

Mephistopheles.

Bekanntlich ist durch den verstorbenen Seydelmann, von dessen Darstellung des Mephistopheles wir in dem Lewald'schen Buche eine genaue Schilderung besitzen, eine Behandlung dieser Rolle auf den deutschen Bühnen heimisch worden, gegen welche sich, trotz der Größe des Künstlers, der sie ausbildete, die ästhetische Kritik mit schlagenden Gründen erhoben hat. Seydelmann legte die typische Gestalt der Volksphantasie seiner Darstellung zum Grunde, und suchte sie in allen Aeußerungen durch Gestalt, Haltung, Gesichtsmaske, Sprachton und sonstigen äußerlichen Apparat zur Erscheinung

zu bringen. Sein Mephistopheles ward so in seiner äußerlichen Erscheinung der alte, trotz seiner Verkleidung wohl kenntliche Teufel der Volkssage. Und wenn er freilich den Schwanz weglassen mußte, so sorgte er doch für genugsame Andeutung von Pferdefuß, Hörnern und Krallen: und die seltsamen Töne »hohl und kläglich, wie das Lachen der Turteltaube mit dem Schalle des Unkengeheuls vermischt, ein, zwei, dreimal kurz hinter einander ausgestoßen,« das »Blähen und Pusten«, das »stets vergebliche Bemühen, menschliches Thun und Treiben nachzuäffen, welches doch dem Dämon so fremd anstehe und von der teuflischen Natur in ihm immer wieder zerstört werde«, — lauter Dinge, welche die gedachte Beschreibung seiner Darstellung nachrühmt, zeigen genügend, auf welchem, um es nur gleich zu sagen, falschen und verkehrtzn Grunde Seydelmann seine Gestaltung auferbaut hatte. Wenn er selbst und seine Vertheidiger sich dabei auf den Vorgang von Retzsch, Riepenhausen und anderen zeichnenden Künstlern beriefen, so entging ihnen dabei, daß sie die Ge-

biete und Grenzen zweier, wesentlich verschiedener Künste und ihrer Darstellungsformen mit einander verwechselten. Dem Zeichner und Bildner, der einen Mephistopheles vor uns hinstellen will, bleibt freilich nur die allegorische Abbreviatur, die Andeutung und Versinnlichung der innern Häßlichkeit und des Dämonischen durch die äußeren Formen übrig, denn seine Gestalten sind stumm. Er wird also wohl oder übel, alles Gewicht auf die Aeußerlichkeit der Form legen, und sich an die traditionelle Gestalt der Volksphantasie anlehnen müssen, wiewohl er doch auch hier schon sich gewisse Schranken gezogen sieht, die er immer mehr verengen wird, je tiefer und genialer seine Auffassungskraft ist. Der dramatische Künstler hingegen, der statt der Armuth der Linien und Formen den vollen Reichthum einer menschlichen Individualität zum Materiale hat, sollte von jenem gerade das Umgekehrte lernen. Er sollte einsehen, daß das Fratzenhafte, Groteske, Verzerrte, welches der stummen Kunst des Zeichners als Nothbehelf und Krücke dient, weil sie die

Sache ſelbſt, den Inhalt und Gehalt nicht zeigen kann, von ihm, deſſen Aufgabe ja gerade darin beſteht, die Sache ſelbſt zu zeigen, weggeworfen werden muß.

Ueber dieſe Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe hat indeſſen die Kritik bereits ſeit längerer Zeit das Verwerfungsurtheil geſprochen und ihren Widerſpruch mit der Kunſt, mit der Bildungsſtufe der gegenwärtigen Cultur, und endlich mit der Dichtung ſelbſt ſchlagend nachgewieſen *). Auch war die Wiederhohlung eines ſolchen Mißgriffs, nach der von dem Dramaturgen gegebenen Expoſition, auf unſerer Bühne nicht wohl möglich. Und ſo haben wir denn auch anzuerkennen, daß durch Hrn Kaiſer's Darſtellung des Mephiſtopheles ein entſchiedener Fortſchritt zur Verlaſſung des traditionellen Weges geſchehen und eine Annäherung an das Ideal dieſer poetiſchen Geſtalt zu Wege gebracht worden iſt. Aber die Tradition

*) Beſonders iſt dies geſchehen von D. M. Köſtlin in den Hall Jahrb. 1839. S. 1363 — 372.

iſt nirgends hartnäckiger, als in der Bretterwelt, und ſo möchte es denn auch kommen, daß bei der erſten Darſtellung ſich eine Unſicherheit des Standpunkts, ein Schwanken zwiſchen zwei Typen bemerklich machte, welches dem Künſtler ſeinen Erfolg ſchmälerte, weil es die Einheit ſeiner Darſtellung beeinträchtigte. Anders war es bei der zweiten Aufführung, wo er herzhafter zugriff, und den einmal angeſchlagenen Grundton feſthielt. Ich will nicht ſagen, daß er damit gerade immer das Rechte traf, ja ich glaube faſt behaupten zu dürfen, daß er ſeine Wirkung eher dem ſchärferen Accentuiren der unrichtigen Darſtellungsweiſe verdankte. Aber die Thatſache der Wirkung und des Erfolges ſteht ebenſo feſt, als daß dieſer ſelbſt für ein Reſultat ſtrafferer Einheit der Behandlung gehalten werden muß. Was durch dieſe Auffaſſungsweiſe, die ich eine Modification der alten abſtract allegoriſchen nennen möchte, erreicht werden kann, das hat Hr. Kaiſer an jenem Abend erreicht. Aber ein Höheres bleibt ihm zu erreichen übrig, wenn er die Kühnheit be-

ſitzt, völlig mit der Tradition zu brechen, und ſich der neuen, concret menſchlichen, mit dem Gedichte ſelbſt in tieferem Einklange ſtehenden Auffaſſung nicht bloß zu nähern, ſondern ſich ihr ganz und unbedingt hinzugeben. Dazu würde gehören, daß er ſich an die, von dem Dramaturgen gegebene Entwickelung völlig anſchlöſſe, wenn er, was ich kaum bezweifele, ihre innere Richtigkeit und poetiſche Wahrheit anzuerkennen ſich genöthigt ſieht. Die Aufgabe iſt: das Dämoniſche in der **menſchlichen** Erſcheinung eingeboren und mit ihr verſchmolzen zur Anſchauung zu bringen, nicht: die letztere wie eine Verkleidung wie eine Maske zu halten, die man nach Gelegenheit zurückſchlägt oder abnimmt. Dies iſt der Brennpunkt, von dem alle Radien der Darſtellung in den einzelnen Zügen auslaufen. Beginnen wir mit dem Anfange. Gleich in der erſten Zuſammenkunft mit Fauſt erſchien Mephiſtopheles leidenſchaftlich bewegt. Mit Unrecht! Sein ſinnlich ſichtbares Auftreten, wodurch das Fauſtiſche Geſtändniß des erſten Acts:

»Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,

Die eine will ſich von der andern trennen« — nur gleichſam in Scene geſetzt wird, iſt ſchon ein Beweis, daß dieſe Trennung in Fauſt ſelbſt vollzogen, daß die materialiſtiſche, ſinnliche Natur über den Spiritualiſten Fauſt geſiegt hat. Mephiſto's proteusartige Verwandlungen hinter dem Ofen ſind nur ein Scherz, den ſich der Schalk mit dem Beſchwörer erlaubt, und der Darſteller hatte nicht nöthig das:

»Ihr habt mich weidlich ſchwitzen machen,«

au pied de la lettre zu nehmen und mit Taſchentuchbewegungen zu begleiten. Mephiſto iſt im Mindeſten nicht aufgeregt. Der Gleichmuth ſeines Bebahens ſpricht ſich gleich in den erſten Worten aus, mit denen er unbefangen aus ſeinem Verſteck hervortritt: »Wozu der Lärm? was ſteht dem Herrn zu Dienſten?«

Er iſt vielmehr im beſten Humor, definirt ſich und ſein Weſen, philoſophirt, und zwar nicht allzu geſchickt, über den Theil des Theils, der anfangs Alles war, und gerirt ſich überhaupt

hierbei mit einem komiſchen Anſtriche von Pedanterie, wie er ſeiner Erſcheinung als Scholaſt zukommt. Herr K. war in dieſer ganzen Scene etwas zu unruhig, betonte und accentuirte zu ſcharf, faſt leidenſchaftlich, und gab der Stimme zuviel äußerliches Pathos. So z. B. gleich in der Rattenbeſchwörung, mit der doch Mephiſtopheles eigentlich wieder nur ſeine eigene Beſchwörung durch Fauſt's Zauberformeln ironiſirt. Daſſelbe galt von der zweiten Scene. Mephiſtopheles muß hier mehr kalte Ruhe und Selbſtvertrauen zeigen. Es darf nicht ſcheinen, als ſei er für ſeinen Erfolg bei Fauſt beſorgt; er iſt ja deſſen vielmehr vollkommen gewiß. Dieſe Gewißheit giebt ihm eine Sicherheit und Ueberlegenheit, die ihren gemäßeſten Ausdruck nur in der dämoniſch behaglichen Ruhe und ironiſchen Heiterkeit findet, zumal einem Gegner gegenüber, der ſeine Rüſtung zertrümmert und ſein Schwert zerbrochen hat. Dieſe überlegene Ruhe iſt das mildernde Oel, welches ſich über das ſturmaufgewühlte Meer der Fauſtiſchen Leidenſchaft ausbreitet. Je mehr in dieſen

Scenen, in denen Mephistopheles auf seiner Höhe erscheint, aller Apparat des Phantastischen, alles Zerren und Grinsen, alle Widerwärtigkeit des Sprachtons vermieden wird, desto größer ist der Eindruck, zumal in der Hauptscene, in welcher die weltgewandte Sicherheit, die fertige Geschlossenheit des durch alle Schulen des Lebens gehetzten Cavaliers und seiner Grundsätze und Maximen in schneidendem Contraste zu dem rath- und hilflosen Denker und Buchmenschen erscheint.

Soll ich mir einen Vergleich erlauben, so wäre hier Hrn. Kaiser's »Lord Lilburne«, nur mit der gehörigen Zuthat von ironischem Behagen an sich selbst, an der Stelle. Selbst in den Worten, in denen Mephisto sein Schicksal ausspricht (»Uns hat er in die Finsterniß gebracht«), darf nicht der zähnefletschende Grimm hörbar sein. Diese Geschichte ist zu sehr fait accompli, als daß sie nicht der Vater aller Diplomatik respectiren sollte. Er kann sich höchstens durch ein mitleidiges Achselzucken gegen Gott selbst in Avantage zu setzen versuchen, wie das denn auch Hr. Kaiser in einer

andern Scene in Gretchens Zimmer ſo trefflich verſtand, wo er das Geſangbuch, ſtatt es, wie die meiſten Darſteller pflegen, als hätte er ſich die Finger verbrannt, haſtig wegzuwerfen, mit einem höchſt mitleidigen Achſelzucken über ſolche Bornirtheit bei Seite legte. Ausgezeichnet gelungen war dagegen Hrn. K.'s Spiel in der Scene mit dem Schüler, in der Hexenküche, und in Auerbach's Keller. In der Zuſammenkunft mit Marthe und Gretchen betonte er zwar den Unterſchied ſeines Benehmens gegen beide, war aber in ſeinem Benehmen noch nicht fein und cavaliermäßig genug gegen die letztere. Hier kann das feine Gift der Leichtfertigkeit, welches er in die junge, reine Seele zu träufeln verſucht, nicht ſüß und anmuthig genug ſein. Hr. K. fiel dagegen mit dem höhniſch rohen Tone in dem:

»Brauch oder nicht, es giebt ſich auch!«

faſt ganz aus ſeiner Rolle ehrfurchtsvoller, vom Zauber der Schönheit und Anmuth gefeſſelter Devotion. Der Dichter hat ſeinem Mephiſtopheles in dieſer Scene einen überaus feinen Zug ver-

liehen, deſſen Kühnheit an die äußerſten Grenzen dieſer Natur heranſtreift, und der beiläufig am allerſchlagendſten zeigen kann, wie er das Menſchliche in der Erſcheinung Mephiſto's durchaus bewahrt wiſſen wollte. Mephiſtopheles hat Sinn für den Zauber der Unſchuld in dem holdſeligen Gretchen. Schon in der vorhergehenden Scene ſagt er zu dem begehrenden Fauſt von ihr:

»Es iſt ein gar unſchuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging.
Ueber die hab' ich keine Gewalt.«

Und als nun Gretchen auf ſeine Frage:

»Wie ſteht es denn mit ihrem Herzen?«

in ihrer Unſchuld die Antwort giebt:

»Was meint der Herr damit?«

kann er ſich des Ausrufs: »du gut's, unſchuldig's Kind!« nicht erwehren. Und hierin liegt nun eben das wahrhaft Teufliſche, das uns in Menſchengeſtalt, eben weil es in Menſchengeſtalt und nicht in Teufelsfratze (— denn von der erwarten wir ja nichts Anderes als Teufelei) auftritt, mit

Schauder und Entsetzen erfüllt. Es ist dies dasselbe feine Gefühl, dieselbe Empfänglichkeit für die Unschuld und Herzensreinheit ihrer Opfer, welche die Roués unter den Dücs und Marquis aus der guten alten Zeit Frankreichs vor der Revolution auszeichnete, und von ihnen zur Steigerung des Hautgouts ihrer Verführungsgenüsse mit feinster Berechnung verwendet wurde.

Goethe selbst hat hieran gedacht, wie man aus den Worten ersieht, die Mephisto an Faust, der »eben nur grad genießen will«, richtet:

»Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn ihr erst herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche wälsche Geschicht'.«

Die Gartenscenen gelangen wieder vortrefflich, und die komische Angst, die sich zuletzt, der ehelustigen Frau Martha Schwerdtlein gegenüber, des um seinen Junggesellenstand besorgten Mephisto bemächtigt, kam vortrefflich zur Erscheinung. Ueberhaupt muß ich wiederholen, daß Hr. K., je

mehr sich die Tragödie dem Ende zuneigte, wo der Hohn gegen Faust und überhaupt das Teuflische der Erscheinung in seiner ganzen Furchtbarkeit heraustritt, immer mehr befriedigte. Doch ist dies freilich der minder schwierige Theil der Aufgabe, bei welchem der Darsteller zugleich den Vortheil hatte, den bisherigen Ton nur steigern zu dürfen. Gelingt es ihm später, den ersten Theil derselben mit dem letzten dadurch in Harmonie zu setzen, daß er die Intervallen, die zwischen beiden liegen, gehörig beobachtet, und die Contraste zur Anschauung bringt, so wird diese Darstellung für ihn und seine Laufbahn von der höchsten Bedeutung sein.

Ich habe jetzt nur noch kurz der übrigen Figuren zu gedenken. Hier steht Gretchen (Mdm. Bluhm) oben an. Von dichterischen Gestalten, wie diese, läßt sich freilich sagen, daß in den höchsten Blüthepunkten ihrer Entfaltung nie irgend eine sinnliche Erscheinung sie so völlig decken

wird, daß nicht ein unausgefüllter Bruchtheil für die Phantasie übrig bleiben sollte. Ich aber gestehe gern, daß ich selbst in diesen Momenten, wie z. B. in dem Monolog im Zimmer und in den Gartenscenen, mir die Befriedigung und den Genuß der präsenten Erscheinung nicht durch solche Reflexionen verkümmert habe. Soll ich hier unter so vielem Schönen etwas hervorheben, so wäre es namentlich die Schilderung des häuslichen sorgenvoll geschäftigen Kleinlebens, der mütterlich empfindenden Jungfrau, in welcher die Darstellerin die tiefste Seele dieser entzückenden Naivetät zu unserem Herzen sprechen ließ, und das seelige Liebesgeständniß des:

»Bester Mann, von Herzen lieb' ich dich!«

in welchem die Wunderblume der Liebesneigung die jungfräulich geschlossene Knospe des innersten Geheimnisses mit der Naturgewalt der hervorbrechenden Aloëblüthe zersprengt. Die Zerknirschung des Herzens vor dem Bilde der schmerzensreichen Mutter, die zermalmende Wucht des Schuldbewußtseins im Dome unter dem grimmen Posau-

nenschalle des Dies irae, leitete dann über zu der Kerkerscene, deren herzerschütternde Gewalt durch die ganz neue Auffassung von Gretchens Seelenzustande in derselben Alles übermannte. Die Dramaturgie hatte nämlich hier, im tiefsten Verständnisse der Dichtung selbst, der Darstellerin die Aufgabe gestellt: statt des hin- und herschweifenden Wahnsinns die furchtbarste und klarste Anschauung und Erfassung der Wirklichkeit, nur durch die Aufregung des Moments zu einer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichsam in einem Punkte der Präsenz zusammendrängenden Ekstase gesteigert, darzustellen, und so zu der gottbewußten Klarheit der Anrufung des Ewigen in dem:

»Gericht Gottes, dir hab' ich mich übergeben«

am Schlusse überzuleiten. Auf diese Wirklichkeit und Wahrheit des Ganzen war denn auch der Abschluß dieser Scene berechnet, in welchem man mit Verschmähung des hergebrachten Apparats von Verklärungsfeuer und Kreuzumfassung das Gericht Gottes selbst durch die kurz und

ſcharf hereinſchrillenden Töne des Armenſünderglöckleins in Scene ſetzte. Unmittelbar nämlich nach den letzten Worten von Gretchens Viſion des Blutgerichts erklangen die erſten hellen Anſchläge der Gerichtsverkünderin durch die ſchwindende Nacht. Mephiſtopheles tritt ein:

»Auf, oder ihr ſeid verloren,
Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern, —
Meine Pferde ſchaudern,
Der Morgen dämmert auf!«

die Glocke ſchweigt bis zu Gretchens Worten: »Heinrich mir graut vor dir;« und fällt wieder ein, mit dem Ausrufe: »Sie iſt gerichtet!« und verſchwindet endlich in dem Gloria in excelsis, welches das: »Iſt gerettet« der Stimme von oben mit ſeinen heiligen Klängen begleitet.

Ich enthalte mich jeder lobenden Bemerkung über dieſes durchaus neue, ächt poetiſche, der Dichtung Goethe's würdige Motiv, deſſen Anwendung und Wirkung freilich durch die Annahme der vorhin erwähnten Auffaſſung Gretchens in der Kerkerſcene bedingt iſt.

Die übrigen Rollen: Wagner (Hr. Bluhm), Marthe (Mdme. Schulze), Valentin (Hr. Häſer), die Zechgeſellen in Auerbach's Keller (die Hrn. König, Dietrich, Schlögell, Carlſchmidt), der Schüler (Mdme. Moltke) u. ſ. w. waren alle trefflich einſtudirt, wie denn von allen Mitwirkenden wiederholt werden muß, daß Jeder es ſich zur Ehre zu machen ſchien, ſeine Rolle, auch die kleinſte, als eine Hauptrolle anzuſehen, von deren möglichſt vollkommner und ſorgfältiger Behandlung das Gelingen des Geſammtbildes abhängig ſei. So war z. B. in der Kellerſcene auf die Individualiſirung der vier verſchiedenen Zechgenoſſen der größte Fleiß verwendet. Der »Schmeerbauch mit der kahlen Platte«, der langjährige ſtarkverrumpte und deshalb die Ehre ſeiner Kneipe und ihres Stoffs lebhaft vertretende Stammgaſt (Siebel, Hr. Schlögell), der flotte, feine, honorige, ſeine Geſellen durch ſtudioſe Genialität beherrſchende Brander (Hr König gab ihn meiſterhaft), der renomirende, randalirende, ſcandalſüchtige, verlaute Fuchs (Froſch), der etwas nach

Gevatter Schneider und Handschuhmacher schmeckende, in der Studentenwelt gewiß vor dem Prädicat eines Sch.....s nicht ganz gesicherte, wundergläubige studiosus theologiae Altmayer, sie wurden alle nach den wenigen, aber markigen Strichen des Dichters prächtig in Scene gesetzt. Auch war jede ihrer Bewegungen während der Dauer der ganzen Scene, vor und nach dem Eintritte Mephisto's mit Faust so berechnet, daß sie stets ein ächt niederländisches Bild gab. —

Die äußere Ausstattung war würdig aber mäßig. Geschickte Benutzung kleiner Vortheile mußte hier das Beste thun.

Aller übermäßige Aufwand äußerer Mittel ist dem Wesen ächt poetischer Bühnendarstellung entschieden ungünstig, weil er auf Kosten der eigenen productiven Phantasie der Zuschauer die Ansprüche an Illusion, d. h. an Sinnentäuschung, in's Unbegrenzte steigert, ohne sie doch je befriedigen zu können. Darum haben auch von jeher kleinere Bühnen die größten künstlerischen Leistungen geliefert. Bildung und Bildungstrieb sind es, durch

die, wie der Geſchichtsſchreiber der deutſchen poetiſchen Nationalliteratur *) in ſeiner Schilderung der Bühnenzuſtände Deutſchlands zu Ende des vorigen Jahrhunderts bemerkt, es geſchah, daß Hamburg und die kleinen Höfe in Weimar, Gotha und Mannheim wohlthätiger für die deutſche Bühne mit den kleinſten Mitteln wirkten, als Wien mit den ungeheuerſten.

Und iſt es nicht ſo mit dem poetiſch Wirkſamſten überhaupt? Wie ſpärlich und gering war der Boden, auf dem die Luftgeſtalten wuchſen, durch welche ein Theil der Welt aus den Angeln gehoben worden iſt! ſo rief Immermann aus, als er in Wetzlars engen Gäßchen den Geburtsſtätten von Goethe's gewaltigſter Dichtung ſinnend nachſchlenderte. Setzen wir mit ihm hinzu, daß hierin und in dem, was ſich daran reihen läßt, etwas Hochtröſtliches liegt. Während das Materielle mit ſeinen Rieſenfäuſten auf der Erde herumbankbiert, — ſinnt und ſpinnt der Geiſt in

*) Gervinus, IV S. 385.

der Stille die zarten Fäden, an welchen die große Puppe denn doch zuletzt tanzen muß. An diesem Glauben laßt uns festhalten! Er thut uns gerade jetzt besonders Noth, denn selten hat das, was ich gebildete Gemeinheit nennen möchte, in allen Quartieren die Fahne des Vandalismus so dumm-dreist aufgepflanzt, als heut zu Tage.

Die

Republikaner in Neapel.

Erſter Theil.

Die
Republikaner in Neapel.

Hiſtoriſcher Roman

von

Adolf Stahr.

Erſter Theil.

(Der Autor behält ſich das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche vor.)

Berlin.
Verlag von Hermann Schultze.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MEXICANA

Erſtes Buch.

Die Jakobiner vom Pauſilipp.

Kapitel I.

Der Ausbruch der erſten franzöſiſchen Revolution hatte auch für das Königreich Neapel einen Wendepunkt ſeiner inneren Verhältniſſe herbeigeführt. Seit daſelbſt mit Karl III. die Bourbonen den Thron beſtiegen hatten, war unter der weiſen Leitung eines der ausgezeichneſten Staatsmänner ſeiner Zeit, des Marcheſe Tanucci, dieſer ſchönſte Theil der Halbinſel durch eine Reihe ſozialer und politiſcher Reformen einem Zuſtande entgegengeführt worden, der in Vergleich zu dem Stande der Dinge unter der öſterreichiſchen Herrſchaft die bedeutendſten Fortſchritte aufzeigte. Die Macht der Feudalherren

und Barone ward gebrochen und der Grund zur Bildung eines dritten Standes gelegt. Die Vertreibung der Jesuiten, die Hebung des öffentlichen Unterrichtswesens, welches den Händen der Jesuiten entzogen wurde, die Begünstigung der Wissenschaften und ihrer ausgezeichneten Vertreter waren eben so viel sprechende Beweise, daß man sich in Neapel mit Erfolg bestrebte, die Reformen Leopold's und Joseph's nachzuahmen. Staatsmänner wie Palmieri, Caracciolo, de Gennaro und Galliani standen in der Verwaltung dem reformirenden Minister Tanucci zur Seite. Schriftsteller, wie Filangieri, den ein Göthe liebte und bewunderte, del Pagano, Galanti, Conforti, Antonio Genovesi und viele andere leuchtende Sterne jener Zeit, genossen neben der allgemeinen Achtung und Verehrung auch die Freude, ihre Theorieen auf die praktischen Verbesserungen des bürgerlichen und staatlichen Lebens Einfluß üben zu sehen.

Selbſt Tanucci's Sturz durch den Einfluß der öſterreichiſchen Königin Karoline, des wüſten Ferdinand's ſchöner und ehrgeiziger Gemahlin, änderte im Weſentlichen noch nicht die einmal eingeſchlagene Richtung, welche ſein Nachfolger, der Marcheſe Sambuca, ziemlich in gleichem Geiſte fortführte.

Erſt der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution riß den Abſolutismus Italiens aus ſeinem Schlummer empor, und führte ſofort eine gewaltſame Reaction herbei, welche um ſo ſchwerer den vornehmen und gebildeteren Theil der Bevölkerung Neapels betraf, je tieferen Eindruck die durch jene große Weltumwälzung in Bewegung geſetzten Ideen gerade auf ihn geübt hatten. Zwiſchen ihm und der eigentlichen Maſſe des Volkes war noch immer eine ungeheuere Kluft, zu deren Ausfüllung ſelbſt ein halbes Jahrhundert der Reformen kaum die erſten Anfänge bereitet hatte. König Ferdinand, trotz ſeiner

stupiden Roheit und seiner Gleichgültigkeit gegen Regierungsgeschäfte und Staatsleben, war doch als Bourbon von der französischen Revolution zu fanatischer Wuth aufgeregt. Noch mehr seine Gemahlin, die Schwester Marie Anteinettens. Die Geistlichkeit, die Jesuiten, alle Feinde der bisherigen reformatorischen Richtung hatten jetzt leichtes Spiel. Die Polizei-Machinationen, die Verfolgungen begannen. Die früher geehrten und bevorzugten Männer der Wissenschaft wurden jetzt verdächtigt und mit Anklagen bedroht. Bestrebungen, welche früher als ehrenvolle die Oeffentlichkeit gesucht hatten, wurden nun gezwungen, sich in die Verborgenheit zu flüchten. Geheime Verbindungen entstanden. — Es waren die ersten Anfänge des späteren italischen Carbonarismus.

Der Kampf, welcher sich jetzt in Neapel erhob, war ein Kampf der Bildung gegen die Unbildung, der jugendlichen Begeisterung

für die Freiheit gegen die Anhänger der Tyrannei des Despotismus, der Humanität gegen die Barbarei. Der Kern der gebildeten Jugend war es, welcher ihn führte. Die Franzosen besetzten Neapel, der Hof entfloh nach Sicilien. Eine Republik ward proklamirt, von der jetzt nur noch die aus Kanonen- und Glokkenmetall geprägten Kupfermünzen mit der Umschrift Republica Napoletana Zeugniß geben. Der Ausgang ist bekannt, weniger sind es die Züge edler Begeisterung, glühender Freiheitsliebe und heldenmüthiger Aufopferung, welche jene vorübergehende Erscheinung aufzuweisen hatte. Deutsche Geschichtsschreiber haben mit geringschäziger Vernehmheit, mit verachtendem Hohne nur auf das Eitle und Verkehrte jener Erhebung hingewiesen. Vielleicht gelingt es den folgenden Blättern, auch die Sympathie für diejenigen zu erwecken, welche, wenn auch mit unglücklichem Erfolge, doch alle höchsten Güter des Lebens

und das Leben selbst freudig für eine Sache hingaben, für welche seitdem während eines halben Jahrhunderts das beste Blut Italiens geflossen ist und im gegenwärtigen Augenblicke noch fortwährend fließt.

Die ersten Entdeckungen geheimer Verbindungen zur Verbreitung liberaler Ideen in Neapel geschahen im Jahre 1794. Die edelsten Männer füllten die Gefängnisse. Der öffentliche Ankläger erklärte, daß er überführende Beweise für zwanzigtausend, schwere Verdachtsgründe gegen fünfzigtausend Angeklagte in Händen habe. Kriegsgerichte sprachen Tod, Galeere und Verbannung über die schuldig Erkannten aus. Es waren zumeist Jünglinge, ihre Schuld so geringer Art, daß die Urtheile selbst sie nicht zu specialisiren wagten. Der Geschichtsschreiber Neapels, der edle männliche Colletta, sagt von dieser Zeit: Die Wuth des Despotismus, die sich an den Jakobinern Frankreichs selbst nicht rä-

chen konnte, ſuchte die Befriedigung ihrer Rache im eigenen Lande. Jakobiner hieß jetzt jeder Freund liberaler Gedanken, jeder, der fremde Zeitungen las, der franzöſiſche Kleidung trug. Als Jacobiner beſchuldigte man ſie des Verbrechens, Thron und Altar ſtürzen zu wollen. Je weniger der Despotismus Beweiſe für die Phantaſieen ſeines eigenen erhitzten Gehirns aufzufinden vermochte, deſto höher ſtieg ſeine Wuth. Das Schweigen der Angeklagten galt für verruchte Feſtigkeit des Geheimniſſes, und neue Martern wurden angewendet, um Geſtändniſſe von Verſchwörungen zu erpreſſen, die nicht vorhanden waren. Suchet, ſo werdet ihr finden! — war es ein Wunder, daß der neapolitaniſche Despotismus endlich fand, was er ſo lange und ſo eifrig geſucht hatte!

Kapitel II.

An einem ſchönen Herbſt-Nachmittage des Jahres 179* wiegte ſich eine leichte Sorrentiner Barke auf den kaum bewegten Fluthen des Golfs von Neapel, der in ſeiner azurnen Bläue, durchblitzt von den Strahlen der allmählig den Felſenhäuptern von Capri zuſinkenden Sonne, die lachende Schönheit ſeiner ſtädtebekränzten Ufer wiederſpiegelte. Das matte Lüftchen, welches das dreieckige Segel kaum leiſe geſchwellt hatte, hörte bald ganz auf. In ſchweren Falten hing daſſelbe an dem ſchwanken Maſte herab, und mit einem luſtigen: Sta sera mangiaremo buone maccaroni! (heute Abend werden wir gute Mac-

caroni eſſen) ſich zur unwillkommenen Arbeit ermunternd, griffen die braunen, halbnackten Geſtalten in weißen Hemden und langen rothen phrygiſchen Mützen wieder zu den Rudern, welche ſie kaum zwanzig Minuten bei dem erſten Aufſpringen der erwünſchten Briſe aus den nervigen Händen gelegt hatten.

Wir werden zu ſpät kommen! ſagte einer der drei jungen neapolitaniſchen Nobili, welche in der Barke ausgeſtreckt lagen. Dieſe Burſche ſind echte Sorrentiner und träge wie ihr Schutzheiliger Sant Antonino. — Sie rudern ſchlecht, und an ſegeln iſt für heut bei der Windſtille nicht mehr zu denken.

Wir werden noch früh genug ankommen! verſetzte ein Anderer, halb für ſich hin, halb dem Ausrufe des Erſten antwortend; — früh genug für die Dinge, die uns in Neapel erwarten! ſetzte er mit einem Seufzer unhörbar hinzu.

Früh genug! wie meint Ihr das? Don Pietro?

fragte der Erſte. Habt Ihr den Schlauch des Aeolus von dem franzöſiſchen Admiralſchiffe des Herrn La Touche mitgebracht? Ihr hattet ja heute wieder die Ehre einer ganz beſonders langen Unterredung mit dem Seehelden der Einen und untheilbaren Republik.

Seht Ihr die kleine weiße Wolke dort, Don Vincenzo? verſetzte der Gefragte, ſie ſchwebt jetzt über der Felſenſpitze von Capri, wo der Palazzo del Timberio ſteht.

Nun, und . . .?

Sie wird uns bald mehr Wind ſchicken, als nöthig wäre, alle Segel der franzöſiſchen Flotte von Caſtellamare aus dem Golfe zu führen, und für unſer Boot möchte es leicht zu viel werden.

Die franzöſiſche Flotte aus dem Golfe? Sprichſt Du im Ernſt, Don Pietro? ſagte der dritte der jungen Männer, der bisher theilnahmlos zugehört hatte, ſichtbar erſchrocken von dem

eben ſo ſehr an die Gefahr unſerer Köpfe, als an die Sturmwind-Prophezeihung von vorher!

Aber beim heiligen Gennaro, ſetzte er, plötzlich ſich aufrichtend, in italieniſcher Sprache hinzu, denn das frühere Geſpräch war franzöſiſch geführt worden, was iſt das? ich ſehe Neapel nicht mehr, und auch der Veſuv iſt verſchleiert wie eine Nonne bei der Einkleidung!

In der That hatte ſich die Scene um ſie her faſt urplötzlich verändert. Wie man eine Hand umdreht, hatte ſich der ganze Horizont in grauweiße Nebelſchleier gehüllt. Mit jedem Augenblicke ward die Ausſicht beengter, und ehe ſich es die Geſellſchaft verſah, fand ſie ſich ringsum von wanddichtem Gewölke eingeſchloſſen, das ſich gleichſam vom Himmel auf das Meer herab geſenkt zu haben ſchien. Sprachlos ſtarrten die Ruderer auf das wunderbare Phänomen, als ſich plötzlich ein wunderlich dumpfer rauſchender Ton vernehmen ließ und das Meer in höhere

Bewegung gerieth, ohne daß ſich ſcheinbar ein Luftzug rührte.

Das Segel, das Segel feſtgemacht! rief plötzlich aus ſeinem Hinbrüten emporfahrend der junge Mann in halb ſoldatiſcher Tracht, deſſen Prophezeihung ſo eben noch Don Vincenzo verſpottet hatte, den Schiffern zu. Aber ſchon war es zu ſpät. Ein gewaltiger urplötzlicher Windſtoß, begleitet von einem furchtbaren Donnerkrachen, faßte das loſe herabhangende Gefälte und drückte mit unwiderſtehlicher Gewalt das leichte Fahrzeug faſt hinab unter die gierig aufſpringenden Wellen. Noch ein Augenblick, und ſie waren verloren. Die Sorrentiner Schiffer, kopflos in der Gefahr wie alle Neapolitaner, ſtürzten ſchreiend und ihren Heiligen anrufend auf die Kniee. Nur der Alte, welcher am Steuer ſaß, eine durchwetterte Corſaren-Phyſiognomie, ſtieß einen läſterlichen Fluch aus, der das Entſetzen ſeiner Gefährten noch vermehrte. Oh che be-

stemmia! siamo perduti! (O, welche Läſterung! wir ſind verloren!) heulten die Schiffer und griffen nach ihren Roſenkränzen und Amuleten, ſtatt einen Verſuch zu wagen, ſich des Segels zu bemächtigen. Da ſprang Don Pietro hinzu und ergriff, auf der Bank und dem Bord der Barke ſtehend, das Tau des wildflatternden Segels. Einen Augenblick ſchien es, als ſollte er hinaus geſchleudert werden in die ſchwarze ſchäumende und kochende Fluth; dann gelang es ihm, das Segel zu reffen. Dies alles war das Werk eines Augenblickes. Kaum war das Wagſtück gelungen, als ein zweiter Orkanſtoß das Fahrzeug traf, und daſſelbe faſt zur Hälfte mit Waſſer füllte.

Schöpft das Waſſer aus, wenn Ihr nicht erſaufen wollt! herrſchte Pietro den Schiffern zu, während die Barke unter der Gewalt des Sturmwindes, der die letzte Bauſchung des nicht ganz gerefften Segels bis zum Zerreiſſen füllte,

wie eine Möve über die Wellen dahin flog. Ihr könnt beim Schöpfen eben ſo gut Euren Heiligen anrufen.

Die zitternden Marinari thaten, wie er befohlen, und Pietro ſetzte ſich jetzt wieder zu ſeinen Gefährten, während ſtrömender Regen unter unaufhörlichen Blitzen und Donnerſchlägen auf das Fahrzeug herabrauſchte. Nun, Don Vincenzo, glaubt Ihr jetzt, daß ich mich auf die Wolken verſtehe? ſagte er zu dem Jünglinge gewendet, der todtenbleich und ſprachlos da ſaß.

Der Angeredete gab keine Antwort, aber die Todtenbläſſe, welche ſein ausdrucksvolles Geſicht bedeckte, verkündete, was in ihm vorging. Auch der dritte Gefährte ſchien keine Luſt zu haben, das Schweigen zu unterbrechen.

Unterdeſſen änderte ſich das Wetter mit jener Schnelligkeit, welche die klimatiſchen Erſcheinungen dieſer Art auf dem ſüd-italiſchen Meere und namentlich auf dem Golfe von Neapel bezeichnet.

Kaum zwanzig Minuten nach der eben geſchilderten Scene hörte das Unwetter plötzlich auf, und der Himmel lachte wieder in reinſter Bläue. Die Wolken waren wie durch Zauber verſchwunden. Ruhig ſandte der Veſuv ſeine Rauchſäule zum Himmel empor. Die zackigen Häupter des Monte Sant Angelo und der Felſen-Sphinx von Capri flammten im Purpur der unterſinkenden Sonne, und wie ein ſchimmerndes Perlengeſchmeide ſchmiegte ſich das weißglänzende Neapel an den wogenden Buſen der Meeresgöttin.

Zum Pauſilipp! rief Don Pietro den Marinaren zu, welche bei dem Aufhören des Windes wieder zu den Rudern gegriffen hatten.

Perdoni, Eccellenza! Ihr ſeid ein beſſerer Chriſt, als ich geglaubt hatte! ſagte grinſend der Alte, welcher am Steuer ſaß. Ihr tragt da ein kräftiges Amulet auf Eurer Bruſt, daß Euch und uns allen ſicher gute Dienſte in dieſem ver-

wünſchten Unwetter gethan hat. Darf man nicht wiſſen, woher Ihr es habt?

Pietro und ſeine Freunde fuhren auf wie von einer Schlange geſtochen. Oberkleid und Weſte, die im Kampfe mit dem Segel aufgeſprungen waren, ließen ein kleines Mützchen von rothem Sammet auf der entblößten Bruſt des jungen Officiers erblicken, das an einer dreifarbigen Schnur um den Hals befeſtigt war, und allerdings jenen Säckchen glich, in welchen das neapolitaniſche Volk Amulette gegen den Zauber des böſen Blickes oder gegen ſonſtige Gefahren zu tragen pflegt. Dieſe Miniatur-Jacobiner-Mütze war das Zeichen einer geheimen Geſellſchaft von Freiheitsfreunden, welche ſich ſeit Kurzem in Neapel gebildet hatte, und welcher auch die drei jungen Männer angehörten.

Es iſt ein Amulet der heiligen Liberta! erwiderte in einer Anwandlung plötzlichen Uebermuthes der Angeredete, während er das Symbol

unter dem ſchnell zugeknöpften Kleide verbarg. Aber ſeht Ihr denn nicht, daß Ihr nach Caſtell Ovo zuſteuert, ſtatt nach dem Pauſilipp? Einen Ducaten für Jeden von Euch, wenn wir in einer Viertelſtunde dort ſind!

Evviva l'eccellenza! Niente paura! sin sera buono maccaron'! war die Antwort der Ruderer, die ſich jauchzend auf ihre Ruder warfen, um den gelobten Preis zu verdienen. Nur der Graukopf am Steuer ſagte nichts, und das verſchmitzte Geſicht in doppelte Falten runzelnd, murmelte er in ſich hinein: Die heilige Liberta? Ich kenne alle Heiligen des Kalenders, aber dieſe Santa muß eine ganz neue ſein. Ich will doch den Pater Ignazio heute Abend danach fragen, wenn ich ihm Bericht gebe, wohin ich die Signori geführt habe.

Kapitel III.

Am felsigen Gestade des Pausilipp, dort, wo die schwarzen Trümmer von dem Palaste der Königin Johanna, wie sie das Volk noch heute nennt, von Lorbeer- und Myrten-Gebüsch umgeben, sich in den Fluten des Golfes spiegeln, dessen blaue Wellen leise über die blanken, glattgewaschenen Felsenplatten des schmalen Ufers spülen, stand auf der Loggia einer Schenke, die sich hart unter den finsteren Mauern jener Trümmer erhebt, eine Gesellschaft von Männern, welche sich in derselben an bestimmten Tagen zu einer gemeinsamen einfachen Abendmahlzeit zu versammeln pflegten.

Es war eine Gesellschaft, welche sich „die Akademie vom Pausilipp" oder „Freunde der Wissenschaft" nannte, und viele der ausgezeichnetsten Männer Neapels zu ihren Mitgliedern zählte. Man kam zusammen, um Vorlesungen zu hören, welche jedes Mal einige Mitglieder abwechselnd hielten, und sich bei der nachfolgenden Mahlzeit über den Stand der Dinge in Frankreich zu unterhalten, dessen große Bewegungen und siegreiche Kämpfe einen mächtigen Eindruck auf die Edelsten und Besten unter den Gelehrten, Dichtern und Künstlern Neapels gemacht hatten. Auch heute war ein solcher Versammlungstag, und Domenico Cirillo, der Präsident der Gesellschaft, Neapels größter Arzt und Naturforscher, ein glühender Freund der neuen Freiheits-Ideen, sollte die Vorlesung halten, welche indessen noch nicht begonnen hatte. Während Einige in Gruppen mit einander plauderten, schauten Andere unverwandten Blicks

auf das Meer hinaus, über welches ſich bereits die Nacht zu lagern begann, die im Süden ſo ſchnell dem Sonnenuntergange folgt. Es war augenſcheinlich, daß ſie noch Jemanden erwarteten.

Wenn Sie nur nicht von der Burrasca überraſcht worden ſind! ſagte ein ältlicher Mann in unſcheinbarer Tracht zu einem jüngeren, neben ihm ſtehenden, der, wie die meiſten der Anweſenden, nach der kürzlich aufgekommenen Sitte, die Landestracht mit der neufranzöſiſchen Kleidung vertauſcht hatte, und ſich in ſeiner hohen Halsbinde und in dem rundgeſchnittenen Haar ſehr wohl zu gefallen ſchien.

Seid unbeſorgt, Don Cirillo, verſetzte der Angeredete, der junge Herzog Ettore Caraffa, Fürſt von Ruvo, einer der eifrigſten Republikaner unter den jungen Feuerköpfen Neapels. Pietro Colletta iſt unter ihnen, und der iſt ein guter Seemann, trotz ſeiner lateiniſchen Gelehrſamkeit. Er lenkt Euch ein Segelboot ſo ge-

ſchickt, wie er uns den Tacitus in unſern Annanzen überſetzt. Er iſt ein Alter unter uns Jungen an Einſicht, wie an Vorſicht!

Ich weiß es, ich weiß es, Don Ettore! erwiderte freundlich lächelnd der Alte; und ich wünſchte mit Eurer Erlaubniß, ſetzte er mit leiſe warnender Handbewegung hinzu, Euch und vielen anderen unſerer jungen Freunde etwas mehr von beiden, namentlich aber von der letzteren Eigenſchaft, welche Ihr an meinem Zöglinge ſo rühmend anerkennt.

Eine Gruppe von Hinzutretenden bildete ſich um die beiden Sprechenden. Es waren neu eingeführte Gäſte aus den ſüdlichen Provinzen, einige junge Calabreſen und ein Sicilianer aus Monreale unter ihnen. Man ſprach über die neueſten Weltereigniſſe und machte ſich aus verbotenen Zeitungen, von denen man ſich durch die im Golfe ſtationirte franzöſiſche Flotte hier und da Exemplare zu verſchaffen wußte, Mit-

theilungen über die neueſten politiſchen Nachrichten, über die glorreichen und weltbefreienden Siege der franzöſiſchen Republik.

Wie glücklich ſeid Ihr Signori doch hier in Neapel, ſagte ſeufzend einer der Hinzugetretenen, ein junger Sicilianer, daß Ihr durch die Anweſenheit der Franzoſen in Eurem Golfe immer von dem Gange der Weltbegebenheiten unterrichtet ſeid! Wir armen Sicilianer ſind dagegen ſehr übel daran. Zu uns kommt dergleichen ſo gut wie gar nicht. Ihr würdet auch ſicher die Entfernung des Admirals Latouche und ſeiner Flotte aus dieſen Gewäſſern übel empfinden, wenn —

Favete linguis! Redet nicht ſolche Worte böſer Vorbedeutung, junger Mann! unterbrach hier Don Domenico Cirillo lebhaft den Sprechenden, indem er ihm, halb im Ernſte, halb im Scherze, das in der neapolitaniſchen Zeichenſprache übliche Horn zur Abwendung böſen An-

guriums entgegenhielt; — wir Neapolitaner möchten Euch ſonſt für einen gettatore halten. Die franzöſiſche Flotte uns verlaſſen! das wäre das größte Unglück, das Neapel — ich meine unſer Neapel, ſetzte er mit einem bedeutungsvollen Blicke hinzu, betreffen könnte. Zum Glück iſt daran nicht zu denken, denn der Admiral Citoyen Latouche hat ſeine guten Gründe, hier bei uns zu bleiben, wo es übrigens ſowohl ihm als ſeinen Leuten ſehr wohl gefällt. Die franzöſiſche Republik, die große, heilige Mutter der Freiheit, will, daß allen Völkern geholfen werde. Doch Ihr ſeid ein Neuling unter uns, und wenn's Euch gefällt, ſo will ich Euch mit einigen Worten darüber aufklären, was die vierzehn Schiffe der franzöſiſchen Republik für einen Zuſammenhang mit den Studien unſerer Akademie vom Pauſilipp haben. Es ſcheint, als wollten unſere Freunde, deren Ankunft wir erwarten, uns dazu die nöthige Zeit gönnen.

Da ſind ſie! Da ſind ſie! riefen plötzlich mehrere Stimmen von der anderen Seite der Loggia, welche die beginnende Auseinanderſetzung unterbrachen.

Laute Ruderſchläge, begleitet von noch lauterem Freudenrufen der Schiffer, ertönten, und von der Seite der Villa Reale her um eine Felſenecke biegend, ſchoß das Boot der drei Freunde an den kleinen Landungsplatz vor der Schenke heran. Don Pietro warf den Marinaren die verſprochenen Ducati zu und ſtieg, während ſie ſeine Freigebigkeit ſegnend vom Ufer abſtießen, mit den Gefährten die enge Treppe zu dem obern Stockwerke hinauf.

Willkommen, willkommen! ſchallte ihnen von allen Seiten entgegen.

Ich fürchte, daß ich bald ſehr unwillkommen ſein werde, ſprach Don Pietro Colletta, zu dem greiſen Arzte Cirillo gewendet, der ihm voll Herzlichkeit die Hand reichte. Freunde, fuhr er

nach einer Pauſe des allgemeinen Erſtaunens fort, ich wollte lieber, der Sturm, der uns überfiel, hätte mich in den tiefſten Meeresgrund geſenkt, als daß ich Euch ſagen müßte, was ich doch nicht verſchweigen darf: Latouche verläßt uns. Noch dieſe Nacht ſegelt er mit ſeinem Geſchwader nach Marſeille zurück.

Allgemeine Beſtürzung bemächtigte ſich bei dieſen Worten der Geſellſchaft. Wir ſehen uns, um dieſelbe zu erklären, genöthigt, unſeren Leſern die Aufklärung zu geben, welche Don Cirillo ſeinen Freunden ſchuldig geblieben war.

Es hatte nämlich der franzöſiſche Admiral, welcher ſeit einiger Zeit mit ſeiner Flotte im Golfe von Neapel ſtationirte, im Feuereifer des revolutionären Propagandismus die Sache der Freiheit in Neapel dadurch zu fördern geſucht, daß er den Freunden der Aufklärung und der Reformen Tanucci's, welche ſeit einiger Zeit von der neapolitaniſchen Regierung mit ſcheelen Augen angeſehen wur-

den, die Unterſtützung der franzöſiſchen Republik verſprach, wenn ſie verſuchen wollten, im Volke eine Partei für die Sache der Freiheit zu bilden. Mit echt franzöſiſcher Keckheit hatte er ſeine vierzehn Kriegsſchiffe mitten durch die neu angelegten Küſten-Batterieen hindurch geführt, die keinen Schuß auf den zweideutigen Beſuch abzufeuern wagten, und hatte ſich mit ſeinem Admiralſchiffe auf halbe Kanonenſchußweite vom Caſtell Ovo vor Anker gelegt. Der feige König Ferdinand und ſeine elenden Räthe wagten keine Gewalt gegen den ungebetenen Gaſt anzuwenden. Sie verſtanden ſich vielmehr zu einem Tractate mit der verhaßten Republik, in welchem ſie derſelben die größten Zugeſtändniſſe machten. Die Anweſenheit der franzöſiſchen Flotte führte viele Freunde der jungen Freiheit mit den Offizieren derſelben zuſammen. Der franzöſiſche Admiral entflammte ihre Gemüther durch Verſprechungen und Zuſicherungen des

kräftigsten Beistandes, rieth, geheime Verbindungen zu schließen und die vorhandenen offenen zu den Zwecken der Freiheit zu benutzen.

Auf seinem Schiffe entstand der Bund jener Mitglieder der Gesellschaft vom Pausilipp, mit dem Zeichen der Freiheitsmütze. Vermittelst Handpressen wurden ebendaselbst einige Tausend Exemplare der Erklärung der Menschenrechte gedruckt, welche heimlich unter das Volk vertheilt werden sollten. In ihrer südlich leichtgläubigen Begeisterung vertrauten die Neapolitaner dem Worte des Franzosen, daß er hier bleiben oder doch immer einen Theil seiner Flotte zurücklassen werde, um die Verfolgungslust der Regierung im Zaume zu halten und für mögliche Fälle den Freiheitsfreunden eine Zufluchtsstätte zu gewähren.

Im Grunde war bisher von den letzteren wenig oder nichts geschehen, was einer nur halb vernünftigen Regierung Anlaß zu Verfolgungen

hätte geben können. Die Thaten der Patrioten, welche der Hof ſchon jetzt die „Jacobiner vom Pauſilipp" nannte, hatten ſich bisher auf ſehr unſchuldige Dinge beſchränkt, auf Wünſche und Hoffnungen, auf Leſung verbotener Bücher und Zeitungen, auf Vorträge über die republicaniſche Verfaſſung und auf das Tragen franzöſiſcher Kleidung. Nur der Druck jener „Menſchenrechte" war ein minder unſchuldiges Unternehmen. Zwar hatte man ſie noch immer nicht unter das Volk zu vertheilen gewagt und nur Nachts ein paar Exemplare auf den Straßen ausgeſtreut. Aber die Tollkühnheit eines jungen Mannes, deſſen Schweſter Ehrendame bei der Königin war, hatte mit dem Leichtſinne, welcher der Jugend und den Südländern eigenthümlich iſt, zwei Exemplare der verrufenen Schrift in das Arbeitszimmer der verhaßten Oeſterreicherin zu bringen gewußt. Seitdem herrſchte am Hofe die maßloſeſte Erbitterung, und man erwartete

nur die Entfernung der verhaßten Franzoſen, um der Rache freien Lauf gegen alle zu laſſen, die man als Freunde der neuen Ideen betrachtete.

Die Mitglieder des Bundes waren gewarnt. Jene Ehrendame hatte ihrem Bruder die furchtbaren Zornausbrüche Karolinen's und Ferdinando's mitgetheilt, und die drei jungen Männer, denen wir im Anfange unſerer Erzählung auf ihrer Rückfahrt von der jetzt bei Caſtellamare vor Anker liegenden franzöſiſchen Flotte begegneten, waren eben deshalb an Latouche abgeſendet worden, um ihm dieſe Mittheilung zu machen und ſeinen Schutz für vorkommende Fälle in Anſpruch zu nehmen. Es läßt ſich daher die Beſtürzung der Geſellſchaft bei Colletta's Mittheilung von dem Abſegeln der franzöſiſchen Flotte denken. Der greiſe Cirillo ergriff zuerſt das Wort. Sprecht Ihr im Ernſte, Don Pietro? redete er den jungen Mann an.

Nun, dann müſſen wir uns auf ſchlimme Tage gefaßt machen. Noch aber kann ich kaum glauben, daß Ihr Wahrheit redet.

Der dumpfe Donner eines Kanonenſchuſſes, dem bald mehrere folgten, dröhnte durch die Nacht.

Hört Ihr jetzt den Abſchiedsgruß, den uns der Franzoſe zuſendet? erwiderte der Ankömmling.

Alles eilte hinaus auf die Loggia des Hauſes. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete mit ſeinem goldenen Scheine das glitzernde Meer und die weißen Segel der franzöſiſchen Kriegs-Flotille, welche, von einer günſtigen Briſe getrieben, der Durchfahrt von Capri zuſegelte. Von den Höhen des Forts von St. Elmo und vom Caſtell Ovo her erwiederten die neapolitaniſchen Geſchütze das Abſchiedszeichen. Die ſchreckenbleichen Geſichter der Geſellſchaft erſchienen noch bläſſer im Scheine des Mondes, deſſen volle Scheibe ihr Licht auf die Scene warf. Der

ehrwürdige Greis Cirillo war der Erſte, welcher ſeine Faſſung wieder gewann.

Unſere Geſellſchaft iſt aufgelöſ't, vom heutigen Tage an, ſprach er zu den Anweſenden. Es wäre Wahnſinn, die Tyrannei jetzt zum Kampfe herauszufordern. Was uns hier zuſammenführte, war edel und rein. Es durfte das Licht des Tages nicht ſcheuen; aber es iſt genügend in den Augen unſerer Tyrannen, uns alle als Hochverräther anzuſehen. Ehe nicht die Waffen der franzöſiſchen Republik vor den Thoren von Neapel ſtehen, iſt nichts für unſer Vaterland zu hoffen. Laßt uns bis dahin uns aufſparen, und bereitet Euch mit mir auf das Märtyrerthum, das Manchem von uns vielleicht nahe bevorſteht. Vernichte Jeder, was er an fremden Zeitungsblättern und Druckſchriften beſitzt. Wo ſind die Exemplare der „Menſchenrechte"?

Im Hauſe Maria Pagano's, erwiderte Col-

letta. Er iſt krank in Sorrento zurück geblieben, ſonſt würde er hier ſein.

Dieſe vor allen müſſen vernichtet werden, noch ehe der Tag anbricht. Sie ſind der Tod für Pagano, wenn man ſie bei ihm findet. Wer unternimmt es?

Ich! riefen Pietro Colletta und einer ſeiner Begleiter.

Und ſo lebt wohl, Freunde! Seid eingedenk Eures Schwures. Laßt keinen Verräther und keinen Feigling unter den Gliedern der Akademie vom Pauſilipp gefunden werden. Jetzt müſſen wir ſcheiden, denn vielleicht ſchon in den nächſten Stunden ſind wir hier nicht mehr ſicher vor den Schergen Acton's. Wo und wann wir uns vereint wiederſehen, werdet Ihr zur rechten Zeit erfahren. Die Akademie vom Pauſilipp iſt nicht mehr, aber ſie wird auferſtehen. Noch einmal denn, lebt wohl, Freunde!

Schweigend trennte ſich die Verſammlung.

Nur Pietro Colletta und seine beiden Begleiter, Vincenzo Galiani und Emanuel de Deo, blieben zurück, um über die Art und Weise zu berathen, wie sie sich des übernommenen Auftrages entledigen wollten. Zu ihnen gesellte sich der junge, kaum neunzehnjährige Vincenzo Vitaliano, ein Fähnrich vom Regimente Burgund, der mit schwärmerischer Begeisterung an Colletta hing. Man beschloß, die gefährlichen Schriften aus Pagano's Hause fortzuschaffen und sie ins Meer zu werfen. Zwei von den jungen Leuten, als Facchini verkleidet, sollten am nächsten Tage bald nach Sonnenuntergang die Schriften nebst den Werkzeugen der kleinen Druckerpresse in Säcken Mehls verborgen durch die volkreichsten Gassen nach dem Felsen von Chiatamone tragen und sie dort von den Klippen hinabstürzen. Als dies beschlossen war, bat der junge Vitaliano den Colletta, ihn an seiner Stelle das Unternehmen bestehen zu lassen. Es ist wenig Gefahr

dabei, ſetzte er hinzu, und ich möchte ſo gern, daß Ihr mich, als den Jüngſten von Euch, durch dieſe Erlaubniß ehrtet. Ihr werdet ohnehin morgen keine Zeit haben, Don Pietro, denn hier iſt ein Brief meiner Tante, Donna Eleonora, die Euch morgen in Portici erwartet.

Die Augen des Angeredeten leuchteten, als er den Brief entgegennahm. Haſtig brach er ihn auf, und nachdem er ihn durchflogen, erwiderte er: gut, es ſei denn! vertritt meine Stelle. Aber, Freunde, ſeid vorſichtig! und du, Vitaliano, melde mir unverzüglich noch morgen ſelber den Ausgang nach Portici. Ich werde nicht eher ruhig ſein, als bis ich weiß, daß Alles glücklich von Statten gegangen iſt. Für jetzt lebt wohl, Freunde! ich muß zur Stadt zurück, und rathe Euch, mir bald zu folgen. Pepina's ſchwarze Augen könnten Euch leicht Gefahr bringen, wenn ſie Euch länger hier aufhielten, ſetzte er mit einem lächelnden Blicke auf die eben mit einigen

Flaſchen Wein eintretende ſchöne ſechszehnjährige Tochter des Wirths der Schenke hinzu. Gedenkt meiner Prophezeihung heut auf dem Meere. Sie iſt erſt halb erfüllt.

Seit wann legt ſich Freund Colletta, der Mann der Wiſſenſchaft und Philoſophie, auf's Prophezeihen? rief ſcherzend Hector Caraffa dem ſich Entfernenden nach.

Ich will es Euch ſagen, Don Ettore, erwiderte der luſtige Vitaliano: ſeit er in meine ſchöne Tante Donna Eleonora Fonſeca verliebt iſt, die, wie Ihr wißt, wegen ihrer Dichtergabe die Sibylla von Neapel heißt.

Alſo wirklich! und wieder geliebt, der Glückliche?

Das iſt mehr, als ich Euch zu ſagen weiß, verſetzte der Jüngling. Fragt Donna Luigia, Eure Verwandte, die wird es beſſer wiſſen. — Doch als habe er zu viel geſagt, brach er ſchnell das Geſpräch ab und überließ ſich mit ſeinen

Gefährten, trotz der Warnung Colletta's, bis spät in die Nacht jener Fröhlichkeit der Jugend, zu welcher der feurige Wein und Pepina's schwarze Augen nicht vergeblich aufforderten.

Kapitel IV.

Im Saale des Königsschlosses zu Neapel finden wir an demselben Abend eine Gesellschaft anderer Art versammelt.

Eine stattliche Frauengestalt von etwa vierzig Jahren, mit Spuren großer Schönheit in den Zügen des stolzen Gesichts, dessen Schnitt das unverkennbare Gepräge des Habsburgischen Familientypus zeigte, saß auf einem erhöhten Sessel vor einem Tische von kostbarer Arbeit. Die Platte desselben war mit Arabesken von Gold und Elfenbein kunstreich ausgelegt, und mit einer großen Anzahl versiegelter Briefe überdeckt. Ein schöner Mann in reicher Admirals-Uniform saß

ihr zur Seite auf einem niedrigen Tabouret und reichte ihr von Zeit zu Zeit einen der Briefe hin, welche ſie eilig durchflog, und oft ſchon nach einem Blicke zur Seite warf. Am gegenüberſtehenden Ende des Tiſches ſaß auf einer Art von Jagdſtuhl, der augenſcheinlich nicht zu dem Ameublement des Zimmers gehörte, ein Mann von einigen vierzig Jahren in nachläſſiger Kleidung. Auf den über einander geſchlagenen Knieen lag eine Art Netz, an welchem er mit einer ſilbernen Nadel eifrig ſtrickte, ohne, wie es ſchien, auf das zu achten, was um ihn her vorging. Auf dem gutmüthigen, aber rohen Geſichte lag die Wolke eines gewiſſen Mißbehagens. König Ferdinando — denn niemand Anderes war es — hatte heute im See von Fuſaro einen ſchlechten Fiſchfang gethan, und war über die ſpäte Conferenz, zu welcher ihn ſeine Gemahlin, die Königin Karoline, geladen hatte, gleichfalls übler Laune. Endlich warf er das Vogelnetz, an wel-

chem er gestrickt hatte, zur Erde, und sagte aufstehend zu den Andern gewendet, welche eben mit dem Lesen eines, wie es schien, sehr wichtigen Briefes beschäftigt waren:

Nun, Karolina, und du, Giovanni, seid Ihr bald fertig? Was giebt es noch? Ich bin müde und muß morgen nach San Leucio zur Jagd. Wollen denn die Briefe gar kein Ende nehmen!

Der Angeredete, Don Giovanni Acton, Admiral des Königreichs, Günstling des Königs und mehr noch der Königin, wollte so eben etwas erwidern, als der erstere, der indessen einen flüchtigen Blick auf die Masse der noch auf dem Tische umherliegenden Briefe geworfen hatte, plötzlich zur Königin gewendet, lebhaft ausrief: sieh da, ein Brief an Serra Luisa, deine deutsche Köchin, in Caserta! laßt doch sehen, was man der aus Neapel zu schreiben hat.

Es waren nämlich jene Briefe sämmtlich an diesem Tage dem Post-Courier abgenommen

worden, um, ſtatt zu ihren Empfängern, in die Hände des allmächtigen Miniſters zu wandern, welcher bereits ſeit längerer Zeit dieſes Mittel benutzt hatte, um gewiſſen Correſpondenzen der Freunde der Freiheit, oder der Jacobiner vom Pauſilipp, wie man dieſelben bei Hofe nannte, auf die Spur zu kommen. Nebenbei diente dieſe Art von Lectüre zugleich dazu, ſeinem königlichen Herrn eine kleine Erheiterung bei dem Ernſte der Staatsgeſchäfte zu bereiten, an welchen derſelbe bekanntlich nur mit großem Widerwillen Antheil nahm. Der König hatte kaum einige Augenblicke geleſen, als er mit einem lauten Zornesrufe auffuhr.

Bei San Gennaro, das iſt zu arg! Dann zu den beiden Anderen gewendet, welche über dieſen Ausbruch von Heftigkeit erſtaunt aufblickten, fuhr er fort: alſo nicht einmal meine Faſanen werden reſpektirt!

Die Königin unterdrückte ein ironiſches Lächeln und fragte begütigend, was es gäbe. Da,

lies ſelber, erwiderte der Erzürnte, indem er ihr den in der Wuth zuſammengeknitterten Brief hinwarf. Hier ſchreibt man an deine Köchin, ob die Faſaneneier länger gebrütet werden müſſen als die Hühnereier. Die deutſche Beſtie ſtiehlt mir meine Faſaneneier in Caſerta, um damit ihre Freundinnen zu beſchenken! Aber ich werde ihr das Handwerk legen, — bei San Gennaro, das will ich!

Beruhige dich, Fernando! rief die Königin, welche ihre deutſche Köchin vor dem Zorne des Königs retten wollte, weil ſie wußte, daß ihr königlicher Gemahl in dieſen Dingen nicht mit ſich ſcherzen ließ. Ich ſelber bin eine Deutſche, was du zu vergeſſen ſcheinſt, und ich ſelber habe befohlen, die Eier aus dem Boſchetto zu nehmen und nach Neapel zu ſchicken. Ich will die jungen Faſanen hier aufziehen laſſen. Erhitze dich doch nicht über dieſe Kleinigkeit!

Kleinigkeit? Iſt das eine Kleinigkeit, daß

du dich jetzt auch ſogar in meine Jagden miſchſt? Soll ich denn etwa gar nichts mehr für mich behalten? Das muß und ſoll anders werden!

Der König war in der allerübelſten Laune und ſchickte ſich eben an, im Zorne das Zimmer zu verlaſſen, als der Miniſter mit dem Tone tiefſter Unterthänigkeit an ihn die Frage wagte, ob er nicht in einer ſehr wichtigen und dringenden Sache noch auf einen Augenblick geneigtes Gehör geben wolle.

Was iſt es? macht es kurz!

Sire! der Pater Ignazio hat mir eine Anzeige gemacht. Ein Sorrentiner Barkenführer, der heute Nachmittag drei junge Edelleute von Caſtellamare nach Neapel führte, hat ihm gebeichtet, daß er mit ſeiner Barke dabei einem Sturme entgangen ſei, weil die jungen Männer das Amulet einer neuen Heiligen, welche ſie Santa Liberta genannt, getragen hätten. Er

habe ſie nach dem Pauſilipp geführt. Unterwegs hätten ſie Franzöſiſch geſprochen; auch ſei der Eine von ihnen an Bord des franzöſiſchen Admiralſchiffes geweſen. Sicherlich ſind es Abgeſandte der Jakobiner vom Pauſilippo. Wäre es nicht gut, wenn man ſie verhaften ließe? La Touche verläßt den Golf ohnehin, wie ich die Ehre hatte, Ew. Majeſtät zu berichten, noch dieſe Nacht.

So laß ſie hängen, die verdammten Jacobiner, rief der erzürnte König, wenn es wahr iſt, daß ſie das Abzeichen der Königsmörder tragen! Haſt du ſie verhaften laſſen, Giovanni?

Sie ſind es, hoffe ich, in dieſem Augenblick. Aber um ſie hängen zu laſſen, wie Ew. Majeſtät befehlen, bedarf es zuvor einer Kleinigkeit, der Einſetzung eines Specialgerichtshofes. Hier iſt der Befehl dazu. Ich bitte um die Unterſchrift Ew. Majeſtät.

König Ferdinand zog ein Siegel hervor, das er an einer um den Hals befeſtigten Schnur bei ſich trug, und mit welchem, da der träge König ſelbſt die Mühe der Namensunterſchrift ſcheute, die königlichen Befehle gewöhnlich in ſeiner Gegenwart unterzeichnet wurden.

Da nimm! Und nun, ſagte er, das Siegel ſorgfältig wieder zu ſich ſteckend, laßt mich in Frieden, und leſ't die übrigen Briefe ſelber. Ich habe Aerger genug. Auch meine Faſaneneier! murmelte er, noch immer zornig, in ſich hinein, indem er ohne den üblichen Gruß das Zimmer der Königin verließ, um ſich zur Ruhe zu begeben. Aber auch dieſe wurde ihm geſtört. Er träumte, daß die Jakobiner ſeine Jagdgehege zerſtörten und ſeine Faſanen niederſchöſſen.

Zweites Buch.

Donna Eleonora.

Kapitel V.

Die Ideen, welche durch den Ausbruch der französischen Revolution sich wie mit einem Zauberschlage über Europa verbreiteten, hatten in dem heißblütigen Neapel nicht nur in den Köpfen und Herzen der Männer gezündet, sondern auch eine Anzahl edler Frauen zu glühender Begeisterung entflammt.

Unter den letzteren war es vorzüglich Donna Eleonora Fonseca aus dem fürstlichen Hause der Pimentelli, von den Geschichtsschreibern Italiens die neapolitanische Staël genannt, deren Betheiligung an den großen Gedanken des neuen Weltumschwunges, ge-

tragen von reichster Geistesbegabung und aller Gluth südlicher Leidenschaft, sie zum Mittelpunkte des neuen geistigen Aufschwunges in Neapel machte.

Ihr Haus war der Sammelpunkt aller in Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Männer Neapels, wie sie selber an Talent und Geistesbildung nicht minder als durch Energie und Thatkraft des Charakters den besten und bedeutendsten ihrer männlichen Zeitgenossen ebenbürtig erschien. In Malerei und Dichtkunst hatte sie sich früh durch bedeutende Leistungen einen Ruf erworben, der ihren Namen auch über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes hinaus in Italien zu einem der gefeiertsten gemacht hatte. Besonders war es die im Süden so beliebte Kunst und Gabe hinreissender dichterischer Improvisation, welche die geistreiche und gebildete Gesellschaft Neapels an der gefeierten Dichterin bewunderte.

Donna Eleonora lebte im Wittwenſtande. Nach kaum einjähriger Ehe mit einem viel ältern, ungeliebten Gatten, zu welcher der Stolz ihrer Eltern die kaum fünfzehnjährige Jungfrau gezwungen hatte, ſah ſich die jugendliche Wittwe nach dem plötzlichen Tode ihres Gemahls in aller Unabhängigkeit, welche Rang und Reichthum gewähren, umdrängt von Bewunderern und Bewerbern, ohne daß es dem Anſcheine nach einem einzigen derſelben gelungen wäre, ihre Neigung zu gewinnen und ihren Entſchluß, von den Feſſeln der Ehe ſich frei zu erhalten, mit Erfolg wankend zu machen. Selbſt der allmächtige Vezier des ſchwachen Königs Ferdinand, Don Giovanni Acton, hatte ſich, wie die Sage ging, ihr mit Bewerbungen genähert, ohne von dem allgemeinen Schickſale der Verwerfung ſeiner Anträge verſchont geblieben zu ſein.

In der Zeit, in welcher unſere Erzählung ſich befindet, hatte indeſſen Donna Eleonora die

Gunſt des Hofes durch ihre lebhafte Betheiligung an den Verbindungen freiſinniger Männer bereits entſchieden verloren. Sie lebte jetzt meiſt zurückgezogen auf ihrer Villa zu Portici. Die früheren glänzenden Geſellſchaften ihres Hauſes, in denen Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft ſich den Rang ſtreitig machten, hatten politiſchen Vereinigungen Platz gemacht, und Donna Eleonora war Gegenſtand der polizeilichen Ueberwachung deſſelben Acton geworden, der einſt als begeiſterter Verehrer ihrer Schönheit, Anmuth und Genialität vergebens zu ihren Füßen geſeufzt hatte.

Auf der weinumrankten Loggia in der Villa Fonſeca zu Portici ſaß eine hohe ſchlanke Frauengeſtalt, das Haupt nachläſſig in die linke Hand geſtützt, vor einem kleinen Schreibtiſche, welchen ein Diener ſo eben aus dem anſtoßenden Gemache vor ihr niedergeſetzt hatte. Sie war in leichter, weißer Morgenkleidung. Ein ſeidenes

Tuch von dunklem Roth ſchlang ſich wie ein orientaliſcher Turban durch das Haar, welches in langen Ringellocken über die Wangen niederfloß, und durch ſeine tiefe Schwärze das feine Marmorgelb der Farbe des blaſſen Antlitzes nur noch mehr hervorhob. Die Züge des edlen Geſichts waren von jener ſtrengen regelmäßigen Schönheit, wie ſie die Bildung des antiken helleniſchen Pallas-Ideals aufzeigt, und die männliche Herbheit des Ausdrucks, welche dieſelben in der Ruhe der Einſamkeit und des Nachdenkens nie verließ, ward nur durch die Milde der großen dunkeln Augen geſänftigt, deren weiche, dichte Wimpern ſich mit den Spitzen unmerklich aufwärts wölbten. Der feine Bogenſchwung des geſchloſſenen Mundes zeigte den Charakter tiefer innerlicher Energie, während die ſchwellende Bildung der friſchen, ſchön geformten Lippen ihm im Sprechen einen wunderbar beredten Zauber verlieh. Die ganze Geſtalt machte den

Eindruck einer Frau, welche sich der Gränze der Jugend nähert. Auf der hohen, edel geformten Stirn, die über den schön geschwungenen Bogen der dunkelen Brauen sich wie ein klarer Spiegel breitete, kündeten nur dem tiefer und schärfer Blickenden einzelne leise Linien die Spuren geistiger Kampfbewegungen an, welche unter dieser ruhig klaren Oberfläche die Tiefe der Seele aufgeregt hatten.

Es war die Frühe eines neapolitanischen Herbstmorgens. Ein wohlthätiges Gewitter hatte in der Nacht den bleischweren Scirocco vertrieben, und mit erfrischender Kühle zogen die Orangendüfte der Gärten von Portici durch die linde Morgenluft in die erwachten Sinne Donna Eleonora's. Die Felsenhäupter der Inseln des Golfes glühten im rothen Morgensonnenscheine, der über den Kamm des Monte Sant Angelo hinweg sie mit seinen rosigen Strahlen begrüßte. Weiße Segel schwebten silberglänzend

auf dem Azurblau des ſpiegelglatten Meeres. Donna Eleonora legte die Feder weg, die ſie in der Hand gehalten, und ſchob das Papier, welches vor ihr lag, zur Seite. Ihre Rechte ſank nachläſſig auf den Schooß, und das Auge ſtarrte träumeriſch hinüber auf das ſchimmernde Neapel, das in ſeiner ganzen lachenden Herrlichkeit ſich vor ihren Blicken ausbreitete, während ein fernes Tönen, wie das leiſe Summen eines Bienenſchwarms, als Zeichen des erwachten Lebens der goldenen Parthenope zu ihr herüberdrang.

Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt. Wie ſchön iſt mein Vaterland! rief ſie unwillkürlich aus, und ſetzte dann leiſer hinzu: Ach, vielleicht zu ſchön, um frei und glücklich zu ſein! Dieſes Paradies der Erde, von Menſchen, von freien, ſtolzen, ſelbſtbewußten Menſchen bewohnt, müßte die Götter neidiſch herabblicken laſſen von ihrer einſamen Himmelshöhe. Wann

wird der Tag des Geistes der Freiheit anbrechen für mein unglückliches Vaterland?

Sie versank einen Augenblick in tiefes Nachdenken. Plötzlich fuhr sie wie aus einem Traume erwachend empor. Ferner Galoppschlag erdröhnte auf dem Lavapflaster der Straße, welche von Neapel nach Portici führt, und näherte sich verstärkten Schalles durch die engen Mauerwege ihrer Villa. Ein flüchtiges Roth zuckte über Donna Eleonora's Antlitz, und wich alsobald wieder der tiefsten Bläße, als plötzlich die Hufschläge verstummten und rasche elastische Schritte die Stufen zu ihrer Villa emporstiegen. Ein Diener meldete Don Pietro Colletta.

Führ ihn herein! Er ist willkommen.

Ihre Stimme bebte unwillkürlich bei diesen Worten, denen alsbald der Gemeldete folgte, ein hoher, kräftiger Jüngling, kaum über den Anfang der Zwanzig hinaus, in der kraftstrotzenden Lebensfülle erster Männlichkeit. Die Erregung des raschen

Rittes verlieh dem ausdrucksvollen Ernste seiner gebräunten Gesichtszüge den Reiz einer höheren Lebendigkeit. Das nach neufranzösischer Sitte frei in natürlichen dunkelbraunen Locken seine Stirn beschattende Haar war verwirrt von der heftigen Bewegung, die seine erhitzten Wangen dunkler geröthet hatte. Seine Augen leuchteten bei dem Anblicke Eleonora's, welche, ruhig ihm entgegenschreitend, ihm die Hand bot, die er mit tiefster Verehrung an seine Lippen drückte. Einen Augenblick schien es, als wollte er zu ihren Füßen sinken, aber eine kaum merkliche Bewegung ihrer Hand hielt ihn davon zurück. Es war ein wunderbares Gemisch von scheuer Verehrung und stürmischer Leidenschaft, welches sich in dem ganzen Verhalten des jungen Mannes zeigte, und weder die eine noch die andere dieser Empfindungen zum vollen Ausdrucke gelangen ließ.

Donna Eleonora setzte sich auf ein Sopha

in der Nähe der geöffneten Flügelthüre, welche zu der Loggia führte, und hieß ihn mit einem Winke an ihrer Seite auf einem Seſſel Platz nehmen. Lange ſchwieg ſie, und ſeine Hand ruhig in der ihrigen haltend, betrachtete ſie mit einer Art von mütterlicher Zärtlichkeit die ſchönen adeligen Züge des jungen Mannes, deren Schnitt unverkennbar den griechiſchen Typus des chiotiſchen Geſchlechts verriethen, von welchem ſeine Ahnen ihre Abſtammung herleiteten. Endlich, wie gewaltſam ſich zuſammenraffend, unterbrach ſie das Schweigen:

Don Pietro, wißt Ihr, weshalb ich Euch gebeten, zu mir heraus zu kommen?

Er verneinte mit leiſem Schütteln des Hauptes; ſeine innere Bewegung ſchien keines Wortes mächtig zu ſein.

Wir wollen Rechnung halten, Don Pietro, fuhr ſie fort, und ſanft und ruhig tönten ihre Worte: Rechnung und Abſchluß unſerer Ver-

gangenheit, und die Linien ziehen für den Plan unserer Zukunft. Hört mich an, Colletta, fuhr sie bewegter fort, und unterbrecht mich mit keinem Worte — denn was ich sagen will, soll und muß Licht bringen in das Gewebe von Irrthum und Wahrheit, das unsern Blick umhüllt. — Don Pietro Colletta — Ihr liebt mich!

Der Jüngling stürzte vor ihr auf seine Kniee und bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen, ohne es zu wagen, die Augen zu ihr aufzuschlagen, denen plötzlich ein Strom von Thränen entstürzte.

Eleonora rang mühsam nach Fassung, aber kein Zug ihres Gesichts verrieth ihre innerste Erregung, als sie fortfuhr: Dies ist der Irrthum Deines — unseres Lebens. Du wirst ihn erkennen lernen, denn Deine Seele ist rein, Dein Herz ist groß und unschuldig, und Dein Geist ist hell und klar. Du liebst mich, Du glaubst mich zu lieben, weil unsere Geister und Herzen

ſich begegnen in der großen, flammenden Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, weil Du die Athemzüge meines Geiſtes und dieſer meiner Liebe genießend trinkſt, die in meinen Dichtungen zu Dir ſprechen. Du vergiſſeſt den Unterſchied der Jahre, der uns trennt, Du vergiſſeſt, Du überhörſt die Stimme Deines Blutes, Deiner Jugend, Du liebſt in mir nur das, was ich Deinem Geiſte bin, Du liebſt nicht das Weib in mir. Du kannſt es nicht lieben, denn das Herz Deiner Jugend gehört Deiner Nichte Luigia, während Du nur die Flamme Deiner Geiſtesreife dem Altare weihſt, den Deine Verehrung mir errichtet hat. Keine Schwäche, ſetzte ſie hinzu, keine Halbheit, Don Pietro! Sie iſt des Mannes unwürdig, wie ſie meiner unwürdig iſt.

Der Angeredete wollte erwidern. Sie aber hob ihn ſanft empor und winkte ihn ruhig an ihre Seite.

Ich will Euch ſtark und ruhig ſehen, weil ich weiß, daß ich die Wahrheit ſpreche, und nur die Wahrheit kann uns beide frei machen.

Dann fuhr ſie fort, indem ihre Stimme erbebte, aber ohne daß die Klarheit ihres Klanges ſich minderte: Dies iſt Dein Irrthum. Er hat Dir das Herz zerriſſen, aber auch das meine blutet, blutet durch eine Wahrheit, und dieſe Wahrheit ſoll Dir Balſam ſein, den ich auf Deine Wunde träufle. Pietro Colletta, höre, was nie ein Mann von mir vernommen, was keiner mehr von meinen Lippen hören ſoll, ſo lange ſie der Rede ſich öffnen: Pietro Colletta, ich liebe Dich!

Der ganze ruhige Stolz ihres Weſens verſchwand in dieſem Augenblicke vor der tiefen Wahrheit einer Leidenſchaft, deren flammenlodernde Gluth ganz nur das Weib erſcheinen ließ. Sie umſchlang den ſich in ihre Arme ſtürzenden Geliebten, als wolle ſie ihn nimmer

laſſen, und ein langer, glühender Kuß, der erſte, brannte auf ſeinen fieberheißen Lippen.

Eleonora, du darfſt, du kannſt mich nicht verlaſſen! rief er im Tone des tiefſten Schmerzes, als ſie ſich ſanft aus ſeinen Armen zurückzog. Es iſt Frevel gegen Dich und mich, nach dieſem Geſtändniſſe! es iſt Frevel und Sünde gegen die heilige Sache, der wir uns gemeinſam geweiht!

Ich kann es, weil ich es muß! Höre mich an, Pietro. Eben die heilige Sache, deren Du gedenkſt, iſt es, welche mein Handeln unwiderruflich beſtimmt. In glücklicheren Zeiten, unter einem glücklicheren Volke, in dem freien Frankreich würde ich vielleicht der Stimme meines Herzens gefolgt ſein, fremdes Glück dem meinen, alle Bedenken der Vernunft dem Rechte der Leidenſchaft geopfert haben. In unſerer Zeit, in unſerem Vaterlande darf ich es nicht. Denn von dem Tage an, wo ich mich entſchließe, Dein

zu sein, Dich mein zu nennen, würde ich nichts Anderes mehr zu wollen vermögen, als Dein und mein Glück. Ich würde das Vaterland und die Freiheit und jedes Streben meines Geistes für beide vergessen. Denn meine Seele hätte keinen Raum mehr dafür neben Dir. Aber ich würde unglücklich sein, wenn ich es thäte, und Dich unglücklich machen, denn ich würde einen Egoismus verdammen und eine Eigensucht verachten, die mich klein genug machte, die höchsten Ideale meinem Glücksgenusse zu opfern. Verstehst Du mich, Geliebter?

Der Jüngling rang mit den furchtbarsten Qualen. Ich verstehe nichts in diesem Augenblicke! rief er in halb wahnsinnigem Ausbruche leidenschaftlichsten Schmerzes, als meine Liebe und mein Unglück. Was ist mir das Vaterland, was ist mir die Freiheit, wenn —

Halt ein, Du lästerst! rief plötzlich Donna Eleonora, ihn mit edlem Zorne unterbrechend.

Vollende nicht mein Unglück dadurch, daß Du mich zwingst, in dem Augenblicke, wo ich Dir entsagen muß, Dich auch als verloren zu betrachten! Nein, Don Pietro, fuhr sie schwärmerisch fort, das sprach nicht der Mann, den ich liebe, der Jüngling, dessen Begeisterung für die heilige Sache der Menschheit und des freien Vaterlandes mich um meiner Theilnahme an derselben in den Kreis seiner Verehrung und Liebe hineinstellte. Ich wenigstens fühle und denke anders. Ich, fuhr sie fort, indem sie wie schwörend die Hand erhob, ich würde Dich verachten, Mann, wenn die Liebe zu einem sterblichen Geschöpfe mächtiger in Dir wäre, als die Liebe zu unseren Idealen, wenn sie Dich zu einem Abtrünnigen machte an der Sache der Freiheit.

Nun dann, Schwur gegen Schwur, Eleonora! Du sagtest: nur im freien Vaterlande könntest Du der Stimme des eigenen Herzens

folgen. Wohlan! Spare die Entscheidung bis dahin! Denn bei dem Haupte meiner Mutter schwöre ich Dir, erst wenn das Banner der Freiheit von Neapels Zinnen flattert, will ich wieder vor Dich hintreten und Dein Wort einlösen.

Und Luigia!

Was ist mir das holdselige Kind, die knospende Myrte gegen die hochschattige Palme, deren reife Frucht die Nahrung meiner Seele ist! Hier ist der Irrthum, Eleonora, nur bei Dir und in Dir ist für mich die Wahrheit.

Colletta schwieg. Hochaufgerichtet stand er vor ihr. Auf seinem Antlitz leuchtete der Widerschein zorniger Liebe. Lange betrachtete Eleonora ihn mit dem Ausdrucke tiefer Wehmuth, als empfände sie die ganze Hoffnungslosigkeit eines schönen Irrthums, und fühlte doch nicht die Kraft, ihn gänzlich zu zerstören. Das liebende Weib kämpfte mächtig den Kampf der Leidenschaft des Her-

zens mit der Begeiſterung der ſchwärmeriſchen Idealiſtin. Aber die Schalen ſtanden gleich, die Entſcheidung, welche ſie herbeiführen zu können vermeint hatte, war unmöglich geworden. Dieſes Gefühl lähmte Donna Eleonora's Kraft um ſo mehr, als ſie empfand, daß ſie ſelbſt dieſe Kraft überſchätzt habe.

Sie legte ihre Hand in Don Pietro's dargebotene Rechte und ſprach: Wohlan, es ſei. Aber unſere Liebe iſt todt und begraben von dieſer Stunde an, bis die Göttin der Freiheit ſie wieder zum Leben erweckt. Erſt wenn das Evangelium der Menſchenrechte frei in der Republik Neapel verkündet wird, ſoll auch unſerer Liebe der Tag der Erlöſung ſcheinen. Bis dahin weihe ich Dich und mich mit dieſem letzten Kuſſe zum Sclavendienſte der Freiheit, und, muß es ſein, ſetzte ſie hinzu, indem zum erſten Mal ihre Augen ſich mit Thränen füllten, zu ihrem Martyrthume!

Sie neigte ſich zu dem aufs Neue vor ihr in die Kniee Geſunkenen, und drückte einen Kuß auf ſeine Stirn.

In dieſem Augenblicke klirrte etwas gegen die Scheiben der Flügelthür, welche ſich auf die Loggia öffnete. Don Pietro fuhr in die Höhe, denn in demſelben Augenblicke ließ ſich zugleich ein eigenthümlich langgezogener Ton vernehmen, der, in den Anfang eines Volksliedes übergehend, nach den erſten Worten plötzlich abbrach. Der Jüngling eilte auf die Loggia und hob eine Orange auf, welche auf derſelben lag. Sie war an der einen Seite unmerklich geöffnet. Ein Pergamentblättchen ſteckte in derſelben. Eilig zog er es hervor. Es waren wenige Zeilen in einer ihm bekannten Chiffernſchrift, aber der Inhalt machte ſeine Glieder erbeben und ſeine Augen erſtarren.

Um der Madonna willen! was iſt, was habt Ihr, Don Pietro? rief Donna Eleonora.

Es iſt geſchehen! Sie ſind verloren, die Unglückſeligen, und ich — ich bin Schuld an ihrem Verderben. Hector Caraffa, Vincenzo Galiani, Emanuel de Deo und Euer Neffe, der junge Vitaliani, ſind verhaftet.

Er rang die Hände im tiefſten Schmerze. Dann erzählte er ihr in fliegender Haſt die Vorgänge des letzten Abends in der Verſammlung der Freunde am Pauſilipp und das Unternehmen, zu welchem die Jünglinge ſich erboten. Gewiß iſt es verunglückt, und Verrath hat ſie bei der Ausführung den Häſchern Acton's in die Hände geliefert! Das Martyrthum beginnt, und wer weiß, welche und wie viele Opfer ihm fallen werden! Lebt wohl, Eleonora, ich muß zurück nach Neapel! Bald ſende ich Euch nähere Kunde von dem Geſchehenen!

Er eilte hinaus, und als die Hufſchläge des davonſprengenden Roſſes verhallten, rief

Donna Eleonora, aus ihrer Betäubung erwachend, im Tone des tiefſten Schmerzes: Iſt dies das Zeichen, das der Himmel unſerer Liebe ſendet?

Kapitel VI.

Tage und Wochen vergingen. Das Blutgericht der Neapolitaniſchen Tyrannei war in voller Arbeit. Die Verhaftung der drei Jünglinge traf unglücklicherweiſe zuſammen mit der Verrätherei des Hauptes einer revolutionairen Geſellſchaft, welche mit der Akademie vom Pauſilippo freilich in keinem Zuſammenhange ſtand, wohl aber den Machthabern dazu diente, ihre Verfolgungen auch auf die letztere im weiteſten Umfange auszudehnen. Das Gouvernement war entſchloſſen, die unerbittlichſte Strenge anzuwenden, um alle jacobiniſchen Regungen mit einem Schlage zu erſticken. Und allerdings waren die

Umstände dazu angethan, das System des Terrorismus auch bei der Reaktion heraus zu fordern.

In Frankreich herrschte Robespierre und sein Regiment des blutigen Schreckens, während die Heere der Republik überall siegreich vordrangen, und Dekrete des Convents die Völker Europa's zur Freiheit aufriefen, und ihnen dazu den Schutz und die Hülfe der jungen Republik versprachen. In Piemont ward eine Verschwörung gegen den König entdeckt. Volksaufstände in Bologna und andern Italischen Städten erfüllten Italiens Beherrscher mit Schrecken.

Für Neapel begann eine Zeit unermeßlicher Leiden, wie sie außer Frankreich vielleicht kein Volk Europa's heimgesucht hat.

Wir befinden uns im ersten Aufzuge dieses blutigen Trauerspiels. Der aus seinem Schlummer aufgestörte Despotismus hat das Schwert der Rache gezogen, um es niederfallen zu lassen

auf die Häupter der ersten Märtyrer der Freiheit Neapels. Die Blutrichter Carolinens und ihres Buhlen, die Vanni, Guidobaldi, Fiore und Speziale, hatten ihre Urtheile gesprochen. Von dreißig Todesurtheilen wurden indessen nur vier bestätigt. Es waren die der Jünglinge, welche wir zu Anfange unserer Erzählung kennen lernten. Nicht ihre Jugend, nicht die Geringfügigkeit ihres Vergehens erweichten das jeder menschlichen Regung verschlossene Herz des stumpfsinnigen Tyrannen. Vergebens hatten Colletta und einige seiner Freunde, die durch eine wunderliche Verkettung der Umstände von der Verfolgung frei geblieben waren, alle Mittel angewendet, um die Flucht der Gefangenen aus den Kerkern von Sant Elmo zu bewerkstelligen. Nur Ettore Caraffa war es gelungen, in Begleitung des ihn bewachenden Offiziers aus dem Gefängnisse zu entfliehen, und glücklich nach dem von den Franzosen besetzten Rom zu entkommen, wohin sich

bereits mehrere republikaniſch geſinnte Mitglieder der Geſellſchaft des Pauſilipp geflüchtet hatten.

Namentlich über das Schickſal des kaum neunzehnjährigen Vitaliani war Colletta in Verzweiflung. Keine Folter hatte den drei Jünglingen das Geſtändniß erpreßt, von wem ſie die ins Meer geworfenen Schriften empfangen, und wer ihre Mitverſchworenen ſeien. Sie hatten Alles auf ſich genommen, und den Martern ihrer grauſamen Peiniger die Entſchloſſenheit der Begeiſterung entgegengeſetzt.

In der Kapelle der Kirche San Severo fielen die erſten Strahlen der Herbſtſonne auf die gefeſſelten Geſtalten von drei jungen Männern, denen ein Prieſter das letzte Verſöhnungsmahl zu ertheilen ſich anſchickte. Thüren und Gänge der Kirche waren mit Bewaffneten beſetzt. Doch fand ſich Niemand, dem ſie den Eingang zu verwehren nöthig gehabt hätten. Denn ſchon war alles Volk Neapels auf dem Largo di Caſtello

geſchaart, in deſſen Mitte ſich das Blutgerüſt erhob, welches ſeiner Opfer harrte.

Plötzlich entſtand ein Geräuſch an dem Seiteneingange der Kapelle. Ein Greis, geführt von einem jungen Manne in Dienertracht, verlangte von dem wachthabenden Offiziere Einlaß, welcher ihm auf die Vorzeigung eines, mit dem Namen der Königin unterzeichneten Blattes, ſofort gewährt wurde.

Ein lauter Aufſchrei, an den dumpfen Gewölben wiederhallend, ſo verzweiflungsvoll, daß er ſelbſt die Herzen der Soldknechte erſchütterte, entrang ſich der Bruſt des Greiſes, als er mit dem Ausrufe: mein Sohn, mein einziger Sohn, in die Arme des jüngſten der Gefeſſelten ſtürzte. Der Diener wechſelte einige Worte mit dem Prieſter und dem Offiziere, worauf der erſtere den jungen Vitaliani mit ſeinem Vater in die nahe Sakriſtei führte, wo man beide allein ließ.

Mein Sohn! mein einziges Kind, Du biſt

gerettet! rief der alte Vitaliani, indem er ihn aufs Neue umarmte. Noch lebt Erbarmen und Gerechtigkeit. Die gnadenreiche Madonna, zu der ich und deine Mutter stündlich gefleht, hat das Herz der Königin gerührt. Du sollst nicht sterben, unser Stamm soll nicht untergehn, deine Eltern nicht mit Verzweiflung in die Gruft steigen. Die Königin hat mich vorgelassen. Hier ist der Pardonbrief. Nimm ihn Vincenzo, und sei frei!

Der Jüngling blickte gerührt auf den Greis. Plötzlich aber die Thränen aus seinen Augen schüttelnd, rief er, indem eine schnelle Röthe die hageren Züge seines jugendlich feinen Gesichts überflog:

Ein Pardonbrief! und um welchen Preis? die Tyrannei giebt nichts umsonst, setzte er halb für sich mit bitterem Hohne hinzu.

Nur einen Namen sollst Du nennen, sagen für wen Du jenen Auftrag übernommen. Und

er ſelbſt will es — er will Dich gerettet ſehen. Don Pietro Colletta hat mich hierher geleitet. Komm, mein Sohn, fuhr der Greis nach einer kurzen Pauſe fort, laß uns fliehen. Deine Mutter und ich, wir wollen mit Dir unſer Vaterland verlaſſen, und im fremden Lande beſſere Zeiten erwarten!

Der Jüngling ſtand einen Augenblick unbeweglich. Dann neigte er ſich zu dem greiſen Vater, welcher bei den letzten Worten vor ihm niedergeſunken war. Er hob ihn ſanft auf, küßte ihm ehrerbietig die Hände, und ſprach:

Mein Vater, es iſt genug. Die Tyrannin, in deren Namen Ihr kommt, iſt noch nicht befriedigt mit unſerm Schmerze, ſie will auch unſere Schande. Sie hofft für ein ſchmachvolles Leben, das ſie mir läßt, ein noch viel koſtbareres in ihre Hand zu bekommen. Laßt mich ſterben, mein Vater. Die Freiheit fordert viel Blut, aber das zuerſt vergoſſene wird das berühmteſte

ſein. Tröſtet Euch und die Mutter, daß ich für die Freiheit, für das Vaterland ſterbe. Wenn unſer Stamm auf Erden mit mir erliſcht, wird unſer Name dafür um ſo heller ſtrahlen in der Geſchichte des Vaterlandes. Lebt wohl, mein Vater.

Die Augen des Jünglings leuchteten, und ein Strahl der Verklärung glänzte auf ſeinem begeiſterten Angeſichte. Der unglückliche Vater, tief erſchüttert und doch zugleich von Bewunderung hingeriſſen, umarmte noch einmal ſein Kind und entfernte ſich verhüllten Hauptes von dem Orte des Schreckens.

Die Morgenſonne ſchien bleich durch die dumpfſchwüle Sciroccoluft, als die drei Jünglinge den letzten ſchweren Gang antraten. Man hatte ihnen die Feſſeln abgenommen, und Hand in Hand geſchlungen, ſchweigend, voll ernſter Heiterkeit, ſchritten ſie einher, umgeben von zahlreichen Bewaffneten, die lange menſchenwim-

meinde Toledoſtraße hinab. Kein Laut regte ſich in den Maſſen des Volkes. Selbſt die rohen Lazzaroni fühlten ſich von Mitleid ergriffen bei dem Anblick der Schönheit und Jugend, welche ſo heiter zum Tode ging. Viele entblößten ehrerbietig die Häupter bei ihrem Vorübergehen.

Denkt Ihr, daß die ſterben werden? ſagte ein herkuliſcher Lazzarone, der von vielen ſeiner Genoſſen umgeben, an der Ecke einer Nebenſtraße des Toledo ſtand. Es war Micchele il Pazzo, der neuerwählte Capo Lazzaro, das Haupt und der Anführer des niederen Volkes von Neapel, welches ſeit den Zeiten der ſpaniſchen Herrſchaft dieſen Namen führt. — Die ſehen mir nicht danach aus!

Wie meint Ihr das, Michele? riefen einige der Umſtehenden, neugierig ſich zu dem Volksmann hindrängend.

Die gottverfluchten Jakobiner haben mit dem Teufel einen Bund gemacht, fiel hier ein feiſter

Kapuzinermönch ein, und der brave Micchele fürchtet, daß der Böſe ſie durch die Luft entführen wird, in dem Augenblicke, wo ſie das Schaffot betreten!

Nichts da, Pater Ignazio, verſetzte mit vornehmen Stolze zu dem Mönche gewendet der Capo Lazaro. Nichts vom Teufel, wenn's Euch gefällig iſt. Die Jünglinge ſehen gar nicht wie Teufelsbrüder aus, und den jüngſten da, der ſo fröhlich und ſtolz in der Mitte einherſchreitet, und ſeine Genoſſen ſo liebevoll anblickt, den kenne ich ſelber gut genug. Er iſt noch faſt ein Knabe, aber das ehrlichſte Herz und die ofenſte Hand, die je in eine Börſe griff, um einem armen Lazarone ein Paar Carlini zu einer Botliglia und einer Schüſſel Maccaroni zuzuwerfen. Weshalb er eigentlich ſterben ſoll, das mag drüben im Königsſchloſſe der Raſone (ſo hieß König Ferdinand im Munde des Volkes) wiſſen und verantworten; mich geht es nichts an.

Aber das weiß ich, daß der Burſch und ſeine Genoſſen frei zu ſein hoffen, wie ich und Ihr, ehe Ihr ein Dutzend Ave Maria betet. Oder wißt Ihr nicht, daß funfzigtauſend Jakobiner ſich bereit halten, auf ein Zeichen loszubrechen, und ihre Kameraden vom Schaffotte zu befreien!

Die Lazzaroni horchten hoch auf. Der Redner aber fuhr fort: Warum iſt der Galgen nicht aufgerichtet auf der Piazza del Mercato, wie es ſich ziemt und gebührt nach altem Brauche? Warum ſteht er ſeit geſtern Abend auf dem Largo di Caſtello, he? Darum, daß die Kanonen vom Caſtell ein Wort mitreden können, wenn ſich etwas rührt unten auf dem Platze. Die Jakobiner mögen klug ſein, aber Donna Carolina und ihr Engleſe, Don Giovanni Acton, ſind doch noch klüger als ſie. Habt Ihr nicht geſehen, daß alle Zugänge zum Largo mit Kanonen beſpickt ſind wie ein Feſtbraten von San Giuſeppe? Und wimmelt es nicht von Soldaten an

allen Thoren und Vorſtädten? Nun, wir werden ja ſehen! Ich aber vertraue auf San Gennaro, und rathe Euch Gutes. Geht nicht auf den Largo, wenn Euch Eure Haut lieb iſt.

Dieſe Reden waren nur der Wiederhall von Gerüchten, denen die Regierung ſelber Glauben geſchenkt hatte. Auch die Vorkehrungen, deren der Lazzarone erwähnte, waren wirklich getroffen. König Fernando, der in ſeinem Palaſte zu Caſerta angſtvoll den Ausgang erwartete, zitterte vor tauſend Schreckensbildern, und hatte den Befehl gegeben, bei der geringſten Bewegung auf dem Platze einen Kartätſchenhagel von den Baſtionen des Kaſtells auf die Menge niederzuſenden.

Unterdeſſen näherte ſich der Zug der Verurtheilten dem Largo, welcher trotz jener ängſtlichen Gerüchte von Zuſchauern wimmelte. Als nach ſeinen Gefährten, welche bereits geendet hatten, der junge Vitaliani die Treppen zum

Blutgerüſte hinanſtieg, flog aus der Mitte der dicht geſchaarten Maſſe ein Lorbeerkranz durch die Luft, und berührte niederfallend das Haupt des Jünglings. Schnell ſich bückend hob er ihn auf, küßte ihn, und während er den Kranz mit raſcher Bewegung einen Augenblick über ſeinem Haupte hielt, rief er laut mit ſtarker Stimme: „Ich kröne die Freiheit! Heil allen, welche nach uns für ſie ſterben!“ Und mit Blitzesſchnelle ein feines Dolchmeſſer aus dem dichten Laubkranze hervorziehend, ſtieß er, ehe es die Henker verhindern konnten, die ſcharfe Klinge bis an das Heft in das Herz, und ſank todt dem Prieſter, welcher ihn begleitet hatte, in die Arme.

Ein Schrei des Mitleids ertönte von allen Lippen, und eine Bewegung zeigte ſich in dem Volke nach der Seite des Molo zu. Eine tief verſchleierte Frau war ohnmächtig geworden. Als man ſie forttrug, vergrößerte ſich die Bewegung. Plötzlich gewahrte man auf den Ba-

ſtionen des Kaſtells, wo die Kanoniere mit brennenden Lunten neben den Geſchützen ſtanden, ein Hin- und Herlaufen. Paniſcher Schrecken ergriff das Volk, und in wildeſter Haſt ſtürzten die Tauſende, welche den Platz füllten, den verſchiedenen Straßenausgängen zu. Viele wurden niedergetreten, getödtet oder verſtümmelt. Diebe vergrößerten den Schrecken, indem ſie ihn benutzten. In wenigen Minuten war die ganze Weitung des gewaltigen Platzes verödet, und die Henker verrichteten, nur von den Schergen der Gewalt umgeben, ihr blutiges Handwerk an einem Todten.

So ſtarben die erſten Märtyrer der Freiheit in Neapel.

Drittes Buch.

Lady Emma Liona.

Kapitel VII.

Der Despotismus zu Neapel triumphirte. Die dreitägige Schlacht von Abukir war geſchlagen, die franzöſiſche Flotte, und mit ihr die letzte Hoffnung der neapolitaniſchen Republikaner, vernichtet. Der Hof bereitete ſich, den britiſchen Seehelden feſtlich zu empfangen, deſſen ſiegge-krönte Flotte, die überwundenen Kriegsſchiffe der Feinde im Triumphe mit ſich führend, dem Golfe von Neapel zuſteuerte. Unbeſchreiblich war der Jubel, mit welchem die Nachricht von der Niederlage der königsmörderiſchen Republik den König und die Königin von Neapel erfüllt hatte. Italiens Befreiung von den verhaßten Franzoſen

ſchien jetzt geſichert und die Gefahren vor den aufrühreriſchen Bewegungen der Liberalen völlig beſeitigt.

In einem verſchwenderiſch geſchmückten Boudoir des Hotels der engliſchen Geſandtſchaft ruhte auf ihrer ſeidenen Ottomanne Lady Emma Liona Harte, die Gemahlin des engliſchen Botſchafters am Hofe von Neapel, Ritter Hamilton.

Vortrefflich ausgeführte Kopien von Tizians beiden Meiſterwerken weiblicher Schönheit aus der Tribune der Uffizien von Florenz, und von Correggio's wolkenumarmter Io, zierten die Wände des Gemachs, während die marmorne Schönheit der mediziſchen Göttin, umgeben von dem Grün tropiſcher Blüthengewächſe, aus einer Seitennische hervorſchimmerte. Nur ein Weib lebte in Neapel, in Europa, welches den Vergleich nicht zu ſcheuen brauchte, zu welchem die Schönheit der Meiſterwerke des kunſtſchöpferiſchen Genius von ſelbſt aufforderte, und dieſe

eine war die Bewohnerin dieſes Gemachs, das ſchönſte Weib des Jahrhunderts, Lady Emma Liona Hamilton.

Es ſchien, als ob die Natur ſelbſt, aus Freude an dem gelungenen Meiſterwerke vollendeter Schönheit, ihr das beneidenswerthe Vorrecht ewiger Dauer hätte verleihen wollen. Lady Emma Liona war bereits über die Mitte der Dreißig hinaus; aber weder die Zeit, noch das wildbewegte Leben ihrer Jugend hatten die leiſeſten Spuren auf dem feinen Gebilde dieſes göttergleichen Weibes zurückgelaſſen.

Von dunkelſter Herkunft, deren Niedrigkeit ſich in den unterſten Schichten des Volkes verlor, die Tochter eines verführten Dorfmädchens aus der Grafſchaft Wales, ſelber in früheſter Jugend der dienenden Klaſſe angehörig, hatte ein abenteuerliches Geſchick, getragen von ihrer wunderbaren Schönheit, ſie durch tauſend Glückswechſel aus den letzten Tiefen des Elends zu

der höchſten Höhe der Geſellſchaft und des Glücks empor geführt. Die arme Magd, welche in der Taverne von London den Matroſen den Trunk kredenzte, hatte nach einander als Modell einer Cleopatra, Leda und Aphrodite, einer Thalia und Sibylle, einer Bacchantin und einer büßenden Magdalena, in Romney's und hundert anderer Künſtlerſchöpfungen, die Augen der Maler und des Publikums entzückt. In Doctor Grahams goldenem Bette hatten die götterſchönen Formen ihres Leibes unter der durchſichtigen Hülle des Schleiers den Adepten ſeiner Myſterien das Bild der Göttin Hygiea vor die trunkenen Sinne gezaubert. So lernte ſie der junge Lord Charles Greville, aus der altadligen Familie Warwick, kennen. Hingeriſſen von ihrer Schönheit wollte er die Geliebte, trotz der Einſprache ſeiner Familie, zum Range ſeiner Gemahlin erheben, als er ſich nach einigen, mit ihr verlebten Jahren zu Grunde gerichtet ſah. Als

ſeine Fürſprecherin ſandte er Emma nach Neapel zu ſeinem Oheim, dem Ritter Hamilton, um eine Geldunterſtützung und die Erlaubniß zur Vermählung zu erwirken.

Ihre Schönheit erwies ſich auch hier, dem Alter gegenüber, eben ſo mächtig, wie ſie ſich bei der Jugend bewährt hatte. Der ſechzigjährige Oheim, entzückt von der noch nie geſehenen Vereinigung aller Reize idealer Schönheit, welche der große Kunſtkenner bisher nur an ſeinen antiken Skulpturen bewundert hatte, gewährte die eine Hälfte ihrer Bitte um den Preis der andern. Er bezahlte die Schulden des Neffen und behielt deſſen Geliebte, welche bald darauf es ſich gefallen ließ, unter dem Namen Miß Harte die Gemahlin des engliſchen Geſandten am Hofe von Neapel zu werden.

Sir William Hamilton war als Natur- und Kunſtforſcher berühmt, und als ſolcher der Königin von Neapel perſönlich befreundet, wäh-

rend ſeine Liebe zur Jagd ihn auch für König Ferdinand zu einem angenehmen Geſellſchafter machte. Sein hoher Rang, ſein koloſſaler Reichthum, ſeine Verbindung mit allen in Kunſt und Wiſſenſchaft ausgezeichneten Männern von Europa, machten ſein Haus zum Sammelplatze der ausgewählteſten und glänzendſten Geſellſchaft. Und dieſe Geſellſchaft bewegte ſich als um ihren Mittelpunkt um die Sonne der Schönheit, welche der greiſe Ritter an dem Abendhimmel ſeines Lebens hatte emporſteigen laſſen. Aber mitten in dieſem fabelhaften Glücksgeſchicke fühlte ſich Lady Emma nicht glücklich. Zwar geſtanden ſelbſt ihre Neider und Feinde, daß ſie den hohen Rang ihrer neuen Stellung mit einer Würde und Haltung behaupte, als habe ſie nie ſeit ihrer Geburt andere Verhältniſſe gekannt. Aber dennoch gab es Tage und Stunden, in welchen ſich Lady Emma auf dem Gipfel ihres Glückes, umgeben von jeder Huldigung und jedem Ge-

nuſſe, den Reichthum, Rang und Schönheit zu gewähren vermögen, unbefriedigter, elender, unglücklicher fühlte, als inmitten der tiefſten Erniedrigung ihrer erſten Jugend.

Lady Emma beſaß, wie alle künſtleriſchen Naturen, die Leidenſchaft des Ehrgeizes. Für dieſe Leidenſchaft hatte ſie den Geliebten geopfert, als ſie dem Ritter Hamilton zum Altare folgte. Zu tief hatte ſie in ihrem früheren Leben die Entwürdigung gefühlt, zu welcher die Welt ſelbſt die Geliebte eines fürſtengleichen Mannes verdammt. Dieſen Makel auszutilgen, den Triumph ihrer Schönheit unvermiſcht durch den bittern Beigeſchmack ſtolzer Verachtung von Seiten ihres Geſchlechts zu vermiſſen, war ihr ſelbſt das Opfer nicht zu groß geweſen, ihre Jugend einem Gatten zu opfern, der ihr, neben der künſtleriſchen Bewunderung ihrer Schönheit, nur väterliche Neigung ſchenken konnte. Sie hatte ihrer Wünſche Ziel

erreicht. Die arme Dirne von der Schifferta-verne an der Themſe repräſentirte am Golfe von Neapel, an der Seite ihres Gemahls, in den Prachtſälen ihres Palaſtes, die gekrönte Herr-ſchermacht ihres ſtolzen Vaterlandes. Und den-noch war ihr Ehrgeiz unbefriedigt. Denn wenn auch Alles ihr huldigte, — ein Weib lebte in Neapel, das ihr den dunklen Flecken ihrer Ver-gangenheit nicht verzieh, das die Gemahlin des Geſandten von England nur zu oft fühlen ließ, wie ſie in ihr nur die Abenteurerin erblickte, welcher die Thorheit eines Greiſes den Weg zum Eintritt in die große Welt gebahnt habe. Und dieſe eine war die ſtolze Tochter des Hau-ſes Habsburg, welche als Gemahlin Ferdi-nands den Thron von Neapel theilte, die Kö-nigin Carolina.

Gerade in dem Augenblicke, in welchem wir Lady Emma in der Einſamkeit ihres Boudoirs begegneten, hatte eine neue Kränkung von Sei-

ten der Königin ihren Stolz empfindlich verwundet. Sie allein von allen Damen des Hofes war nicht eingeladen worden, den König und die Königin auf dem Schiffe zu begleiten, auf welchem der Hof am nächſten Tage dem Sieger von Abukir entgegenzufahren beſchloſſen hatte. Vergebens hatte ihr Gemahl verſucht, ſie über dieſe Zurückſetzung durch die Bemerkung zu beruhigen, daß hier die Rückſicht auf die Stellung des Geſandten von England vorgewaltet habe, für den es ſich nicht zieme, in einem fremden Schiffe den Helden ſeiner Nation zu begrüßen. Lady Emma war in dieſem Augenblicke um ſo weniger geeignet, ſeinem Zureden ein offenes Ohr zu leihen, als ſie zu gleicher Zeit, neben ihrem Stolze, auch ihr Herz von den Qualen einer heftigen Leidenſchaft beſtürmt fühlte.

Ein Mohr in phantaſtiſch bunter Tracht trat ein in das Zimmer, und bot auf ſilberner

Schaale ſeiner Herrin ein Billet dar, welches ſie, ohne ihn anzuſehen, mechaniſch entgegennahm. Kaum aber hatte ſie die Züge der Aufſchrift erblickt, als ſie mit leidenſchaftlicher Bewegung das Siegel erbrach, und die kurzen Zeilen, welche den Inhalt bildeten, mit glühendem Antlitz überflog. Ein Wink, und der Mohr ſetzte ein zierlich mit Gold und Elfenbein ausgelegtes Schreibzeug vor ſie hin. Haſtig ergriff ſie die bunt gemalte Schwanenfeder, ſchrieb zwei Worte, und verſiegelte das Blatt mit einem koſtbar geſchnittenen Steine, dem Prachtſtück der reichen Sammlung Sir William Hamilton's, Herkules darſtellend, an der Seite der geliebten Omphale.

Mag es ſich denn heute entſcheiden, ſagte ſie laut vor ſich hin, als der Mohr, ſchweigend wie er gekommen war, das Zimmer verlaſſen hatte. So oder ſo! mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich will dieſe Königin zu meinen Füßen ſehen.

Sie näherte ſich dem Fenſter des Gemachs. Es war ein Eckzimmer des Palaſtes, der in behaglicher Breite ſich in der Nähe des Poſilippo am Geſtade des Golfes hindehnte. Die Ausſicht war ſelbſt für Neapel entzückend zu nennen. Ueber die ganze Breite des Golfs hinweg ſtreifte das Auge frei hinüber zu der ſchimmernden Perlenſchnur von Städten, die ſich von Portici bis nach Sorrento und Cap Minerva ausdehnte, überragt von dem ſchwarzen Rieſen, der ſeine Feuergarben durch die graue Rauchſäule von Zeit zu Zeit gegen den dunklen Abendhimmel ſchleuderte. Tief im Schatten lagen die duftenden Lorbeer- und Myrthengebüſche der Villa Reale, während zur Rechten die volle Roſengluth des Sonnenuntergangs noch die Palmen und Pinien des Poſilippo und die vielgezackten Felſengipfel der ſchlafenden Meeresſphinx von Capri mit ihrem dunkelrothen Scheine umwob.

Das ſchöne Weib blickte, in Gedanken ver-

loren, gleichgiltig hinaus in die Herrlichkeit dieſer Ausſicht, um deren Genuß die ſtolzeſte Fürſtin Europa's ſie beneidet haben würde. Die ganze Laſt der drückenden Herzensleere ſchien ſich über ihre Seele zu wuchten, und ſie gedachte des ſchönen, ſtolzen Fremdlings, der vor Jahren hier an ihrer Seite, über dem Entzücken an dieſer Schönheit der Natur, die Bewunderung ihrer eigenen Schönheit vergeſſen hatte. Nur einen Mann hatte ſie geliebt, ſeit ſie England's Nebel mit dem lachenden Zauber Neapels vertauſcht hatte, und wie ein längſt vergeſſener Traum ſtieg die olympiſche Göttergeſtalt des deutſchen Dichters vor ihrer Erinnerung auf, deſſen Herz allein von allen Männern ungerührt geblieben war von der Zaubergewalt ihrer Schönheit, ſo oft auch ſein majeſtätiſches Auge mit dem ruhigen Blicke künſtleriſchen Genuſſes auf den Geſtalten verweilt hatte, welche ihre proteiſche Kunſt vor ihn hinzauberte. Giovanni!

ſeufzte ſie, du allein warſt würdig, mich zu beſitzen! dir allein wäre ich mit Freuden gefolgt in den rauhen Norden deiner traurigen Heimath! Warum mußteſt du allein mich erſchmähen! — Sie verſank in tiefes Nachdenken. Und jetzt, fuhr ſie leidenſchaftlicher fort, — jetzt in dieſer Stunde muß mir dein Bild auftauchen, in dem Augenblicke, der zum zweiten — zum letztenmale über mein Schickſal entſcheidet! Wäre es möglich, daß er —

Ein leiſes Pochen erfolgte. Sie wandte ſich raſch um, und Don Pietro Colletta ſtand vor ihr.

Kapitel VIII.

In der Frühe eines herrlichen Septembermorgens des Jahres 1798 bewegte ſich ein glänzender Aufzug vom Königsſchloſſe zu Neapel über den Largo di Caſtello durch die Strada del Molo dem Hafen zu. Die Ankunft Nelſons und der ſiegreichen engliſchen Armada war in der Nacht von Capri aus ſignaliſirt worden, und der König und die Königin, begleitet von ihrem ganzen Hofſtaate und allen Großwürdenträgern des Reichs, eilten, ſich an Bord einer ſtattlich geſchmückten königlichen Kriegsjacht zu begeben, um den Sieger von Abukir auf ſeinem eignen Elemente willkommen zu heißen.

Unter dem Donner der Kanonen von den Höhen der Kastelle Neapels empfing der greise Fürst Don Francesco Caracciolo, der bewährte Seeheld Neapels, das Herrscherpaar auf seinem Schiffe, das reich beflaggt und mit orientalischer Pracht geschmückt, einem schwimmenden Triumphbogen gleich, mit Blumenketten und Lorbeergewinden umlaubt, die Segel entfaltete. Kaum minder glänzend zeigte sich ein zweites Kriegsfahrzeug, von dessen Hauptmaste Englands stolzes Banner im Morgenwinde flatterte, und welches den Ritter Hamilton und seine Gemahlin, Lady Emma, dem britischen Seehelden entgegen zu führen bestimmt war. Zahlreiche andere Fahrzeuge, alle festlich aufgeschmückt, und hunderte von kleinen roth und blau bemalten Barken, theils offen, theils von buntgestreiften Zelten überspannt, und mit Menschen gefüllt, umschwärmten die kleine Flotille, welche im Glanze der Morgensonne der Insel Capri zusteuerte.

Auf den Atlaspolstern ihres Divans, über welchen sich, getragen von vergoldeten, mit Myrthen und Lorbeeren umwundenen Pfeilern und Säulen, ein prachtvoller Baldachin von Sammt- und Seidenstoffen in der Form eines griechischen Tempels wölbte, lag Lady Hamilton in jener reichen, halb griechischen, halb orientalischen Tracht, in welcher die Künstler Italiens uns die Cleopatra dargestellt haben.

Kostbare Perlenschnüre schlangen sich um die zierlich gewundene Draperie, welche turbanartig einen Theil des schönen Hauptes umgab. Die leichte Gewandung von weißem, leise mit Gold durchwirkten Stoffe, welche Brust und Arme völlig frei zeigte, umfloß mit ihrer Verhüllung die schönen Formen der Gestalt nur, um die volle Götterpracht und das harmonische Ebenmaaß ihrer Bildung noch herrlicher hervortreten zu lassen. Dienerinnen, reich in orientalischer Tracht gekleidet, und der Mohr, welcher mit

einem Palmenwedel Kühlung fächelte, vollendeten die Aehnlichkeit des Bildes der Beherrscherin Aegyptens, welche ihrem Antonius entgegen eilt. Zu den Füßen seiner Gemahlin saß der alte Ritter Hamilton. Versunken in den Kunstgenuß, welchen ihm die oft gesehene Attitüde gewährte, schien er nicht zu bemerken, wie wenig derselben diesmal der Ausdruck des Gesichtes seiner schönen Gemahlin entsprach. Denn die Züge des stolzen Antlitzes zeigten heute vielmehr den Ausdruck jener furchtbaren Schönheit, wie er aus der Medusa Rondanini dem Beschauer entgegenstarrt.

Was war vorgegangen in der Seele Lady Emma's, seit wir sie gestern, bei dem Eintritt Pietro Colletta's, in ihrem Gemache verließen? Welche Gefühle hatten während der darauf folgenden Nacht ihren Busen durchstürmt, und die Marmorblässe des Todes über das blühende Antlitz verbreitet? Welche Gedanken durchfluthe-

ten an dieſem Morgen ihre Bruſt bei der Erinnerung an die letzten Stunden des vergangenen Tages? Nur Einer wußte es, und dieſer Eine ſaß vielleicht jetzt zu den Füßen ihrer Todfeindin, und erzählte der ſtolzen Donna Eleonora die Demüthigung ihrer Nebenbuhlerin. Dieſer Gedanke übergoß Lady Emma's Antlitz mit ſo flammendem Roth, daß der alte Ritter bei ihrem Anblick in die Worte ausbrach: Gott ſei gelobt! die Wangen meiner Cleopatra erglühen wieder im Purpurſchein! Iſt die Migraine vorüber, theuerſte Emma? darf die Muſik beginnen?

Und eine kaum merkliche Neigung des ſchönen Hauptes als Gewährung nehmend, gab er den Muſikern ein Zeichen, welche alsbald die heiteren Klänge einer Triumphſymphonie ertönen ließen, während das Schiff, von Barken umſchwärmt, durch die blauen Fluthen des Golfs dahinglitt.

Der junge Colletta war geſtern bei Dir,

Theuerſte? Schade um ihn und ſeine Schwärmerei für die tollen Ideen der franzöſiſchen Republikaner. Sein Kopf hat ſo viel Aehnlichkeit mit dem Belvederiſchen Apollo, daß es mir leid thun ſollte, wenn er ihm nächſtens abhanden käme. Meinſt Du nicht auch geliebte Emma, daß er der ſchönſte Jüngling in Neapel iſt? Ich glaube, Du protegirſt ihn mehr als es der Neapolitaniſchen Freiheitsgöttin Donna Eleonora Fonſeca lieb ſein möchte, die, wie mir neulich Acton vertraute, die Daphne dieſes Apollon iſt, ohne daß ſie darum Luſt hätte, ſich aus Furcht vor ihm in einen Lorbeerbaum verwandeln zu laſſen. Ueberdieß hat die lorbeergekrönte Corinna von Neapel das auch nicht nöthig. Indeſſen wäre es doch wohl an der Zeit, fuhr er fort, aus dem Tone des tändelnden Scherzes in einen Anflug gutmüthigen Ernſtes übergehend, wenn Du Deinen Schützling von jetztan etwas ferner hielteſt,

denn mit Nelſons Ankunft könnten Umſtände eintreten —

Seid unbeſorgt Milord, verſetzte Lady Emma ſtolz, Don Pietro Colletta wird das Hotel der Engliſchen Geſandtſchaft nicht mehr betreten.

Habt Ihr Euch erzürnt? entgegnete der gutmüthige alte Ritter, der den jungen Mann um ſeiner Schönheit willen gern hatte, weil ſein kunſtliebendes Auge in ihm das vollendete Modell zu einer antiken Schönheit erblickte. In der That, das wäre mir nicht lieb! Ich meinte nur, Du ſollteſt Deinen Einfluß auf Acton, mit dem Du Don Pietro und manchen ſeiner Freunde bisher — ich weiß es recht wohl, — mehr als einmal den Händen Vanni's und Speziale's entzogen haſt, nicht allzuſehr auf das Spiel ſetzen. Die Königin iſt aufmerkſam, —

Bekümmert Euch darum nicht, Mylord, unterbrach ihn raſch und nicht ohne heftige Erregung Lady Emma. Es wird Alles geſchehen,

wie Ihr es wünſcht, und ich denke, daß vielleicht bald eine Zeit kommen wird, fuhr ſie fort, indem ein Strahl ſtolzer Freude wild über ihr Antlitz zuckte, wo die Königin und ihr Acton — ſie wollte hinzuſetzen, meinen Einfluß nöthiger haben werden, als ich den ihrigen. Aber ſie unterdrückte den Schluß ihrer Erwiederung, denn der ferne Donner eines Kanonenſchuſſes, beantwortet von dem Jubelrufe der Schiffsmannſchaft, unterbrach das Geſpräch. Am Horizonte tauchten die weißen Segel der engliſchen Flotte auf, und ſchon zeigte ſich ihr voran das mächtige Admiralsſchiff der Vanguard, welches den Sieger von Abukir ſeinen Freunden entgegenführte.

Horatio Nelſon war ein Mann in der Blüthe des männlichen Alters. Im vierzigſten Jahre Englands größter Seeheld, von fleckenloſem Ruhme umſtrahlt, wie er nur reine Stirnen umglänzt, war ſein Aeußeres der Spiegel einer einfachen in ſich vollendeten Natur. In dieſem

Augenblicke war jedoch der Ausdruck leidender Erſchöpfung vorherrſchend. Ein ſchwarzes Tuch lag über ſeiner offenen und freien Stirn, eine Kopfwunde bedeckend, welche eine ſtreifende Kartätſchenkugel als Heldenzeichen des letzten Sieges zurückgelaſſen hatte. Die Mienen des feinen, bartloſen Geſichts drückten Lebhaftigkeit und Zuverſicht aus. In den hellblauen Augen lag der Ausdruck jener ſchlichten Offenheit, die man ſich ſo gern mit dem ſeemänniſchen Charakter vereint denken mag, während die ſchöngeformten vollen Lippen des feſtgeſchloſſenen Mundes den Ernſt der Erſcheinung durch einen leichten Zug von Sinnlichkeit milderten.

Gedankenvoll ſchritt die feine ſchlanke Geſtalt des Admirals auf dem Quaterdeck auf und nieder und ſchaute, während die Offiziere in glänzender Uniform ehrerbietig und ſchweigend in Gruppen zur Seite ſtanden, unverwandten Blicks auf die allmählig nahenden feſtlich geſchmückten

Schiffe, von deren Borden der Klang jubelnder Muſik herüberſcholl. Ein fieberhaftes Zucken überflog ſein bleiches Geſicht. Es war, als wenn er ſich von irgend einem Schreckbilde abwende, das urplötzlich in ſeiner Seele aufſtieg, als dämmere bei dem Anblick dieſes Golfs von Neapel, der in aller Zauberpracht vor ſeinem Blicke ausgebreitet lag, die düſtere Ahnung in ihm auf, daß dies Neapel das Capua ſeines Heldenruhmes werden ſollte. Er winkte einem Offiziere, der ſofort zu ihm herantrat. Es war ſein Stiefſohn, der junge Capitän Nisbett, den er väterlich liebte.

Joſias, weißt Du, daß mir dies Neapel zuwider iſt? Es iſt ein Land, verrätheriſch wie ſein vulkaniſcher Boden. Sobald als möglich ſegeln wir zurück. Syrakus ſoll künftig mein Hafen ſein. Mir iſt zu Muthe, als ſtände uns hier ein Unglück bevor!

Euer Wundfieber, theuerſter Vater! verſetzte

der junge Mann. Ihr bedürft Pflege und Schonung, und die könnt Ihr nirgends beſſer finden, als im Hauſe unſeres theueren Freundes Sir William Hamilton, und ſeiner vortrefflichen Gemahlin. Aber was ſehe ich! rief er plötzlich aus. Bei Gott, der König und die Königin ſelber beſteigen die Boote, um Euch zu begrüßen! Nun, ſie wiſſen, warum? ſetzte er hinzu, indem er ein kleines Taſchenfernrohr zuſammenſchob, mit dem er die nahenden Schiffe beobachtet hatte. Euer Sieg von Abukir hat dem wankenden Königsthrone von Neapel eine feſte Stütze untergeſchoben, und das verdient ſchon einige Dankbarkeit!

Die königlichen Boote näherten ſich in dieſem Augenblicke dem Admiralſchiffe.

Umgeben von ſeinen Waffengefährten, umſtrahlt von dem vollen Glanze ſeines friſchen Ruhmes, empfing der Sohn des armen Pfarrers von Burnham-Thorpe die Huldigungen des Kö-

nigs und der Königin von Neapel. Der König überreichte ihm eigenhändig den reich mit Diamanten beſetzten Degen, welchen ihm ſelbſt ſein Vater Carl III. verliehen hatte, als er ihm den Thron von Neapel überließ. Meinem Vater verdanke ich den Thron, Euch die Befeſtigung deſſelben, ſetzte er hinzu, indem er dem britiſchen Seehelden das koſtbare Geſchenk übergab. Nach dem Könige näherte ſich ihm die Königin, und ein Käſtchen mit Juwelen von unſchätzbarem Werthe aus den Händen einer Hofdame nehmend, in deſſen Mitte ein koſtbarer Ring prangte, übergab ſie ihm das erſtere, indem ſie den letztern ſelbſt an ſeine Hand ſteckte. „Dem Helden von Abukir," lautete die Deviſe, welche auf dem Edelſteine eingegraben war.

Aber die Augen des gefeierten Helden waren bereits von einem andern Glanze gefeſſelt als derjenige war, welcher ihm von dieſen Juwelen widerſtrahlte. Denn ſie begegneten plötzlich den

Blicken Lady Hamilton's, welche, geführt von ihrem Gemahl, ſich jetzt ihm nahete. Geblendet von dem Zauber ihrer ſtrahlenden Schönheit hörte er kaum auf die Worte glückwünſchender Begrüßung, welche der alte Ritter an ihn richtete. Plötzlich überfliegt ein Schauder die Züge der Lady, ſie ſchwankt und mit den Worten: O Gott, iſt es möglich! ſinkt ſie ohnmächtig an die Bruſt des Admirals, der hinzu ſpringend ſie mit ſeinem linken Arme umſchlingt. Ein Moment, und ſie ſchlägt die Augen wieder auf, aber dieſer Moment ward verhängnißvoll für das Schickſal eines Helden und eines Reiches, verhängnißvoll für das Leben von Tauſenden.

Der Vanguard ſteuerte an Capri vorüber und warf auf der Rhede von Neapel die Anker. Hunderttauſende bedeckten die Quais der Hafendämme, und ließen ihr Evviva! dem Befreier Italiens erſchallen, als die Schaluppen ſich dem Landungsplatze näherten. Und als der jugend-

liche Seeheld am Abend deſſelben Tages in dem feſtlich erleuchteten Theater von San Carlo erſchien, jauchzte ihm derſelbe Jubelruf der Menge betäubend entgegen. Die Königin und alle Damen ihres Hofes erſchienen mit Schärpen geſchmückt, auf denen Nelſons Name prangte. Aber der Sieger von Abukir hatte nur Augen für einen Stern, der ſeinen Blicken aufgegangen war. Der ſchlaue Acton hatte ſchon auf dem Vanguard der Königin die Worte ins Ohr geflüſtert: „Cleopatra hat ihren Antonius gefunden!“ Und Lady Emma, die Tochter der Magd, ſaß an dieſem Abende im Theater von San Carlo zum erſten Mal vor allen Damen des Hofes zur Seite der Königin.

Kapitel IX.

Während so der Hof von Neapel die Niederlage der französischen Waffen mit einer Reihe glänzender Triumphfeste für den Helden von Abukir feierte, schienen König Fernando und die Königin in ihrer bethörten Leidenschaft es gänzlich außer Acht zu lassen, daß Neapel selbst zur Zeit noch mit Frankreich im Frieden lebte, und der Gesandte der französischen Republik gezwungen war, die Beschimpfung seiner Nation und den Jubel über das Unglück ihrer Waffen mit anzusehen.

In dem Hotel der französischen Gesandtschaft war einige Tage nach den im vorigen Kapitel

erzählten Vorgängen eine kleine Gesellschaft edler Neapolitaner versammelt, in welcher wir die Haupttheilnehmer der einstigen Akademie vom Pausilippo wiedererkennen. Auf allen Gesichtern herrschte der Ausdruck düsterer Niedergeschlagenheit. Die Unterhaltung, nur halblaut geführt, ließ bemerken, daß man die Ankunft des Gesandten gespannt erwarte, welcher sich persönlich zu dem Minister Acton verfügt hatte, um Erklärungen über die Vorgänge der letzten Tage zu fordern.

Nun wie stehen die Dinge? redete der greise Domenico Cirillo den eintretenden Gesandten an. Welche Entschuldigungen hat Seine Excellenz, der Minister Acton, dem Bürger Garat über die Aufnahme der Englischen Kriegsflotte und ihres Helden gegeben?

Die befriedigendsten von der Welt, versetzte der Angeredete, ein kleiner, schwächlich aussehender Franzose von einigen dreißig Jahren, dessen

Auftreten mehr den wiſſenſchaftlichen Forſcher und Philoſophen, als den fanatiſchen Republikaner zu verkünden ſchien. Aber dieſer ſo ſanft und ruhig auftretende, unſcheinbare Mann hatte ſchon einen König als Verurtheilten vor ſich ſtehen ſehen, und ihm das Urtheil des Todes vor den Schranken der Nation verkündet.

Die leidenſchaftsloſe Ruhe ſeines feingeſchnittenen Geſichts kontraſtirte wunderbar mit der heftigen Aufregung, welche die ſüdlichen Phyſiognomien ſeiner Geſellſchaft belebte, als er nicht ohne einen Anflug von Ironie hinzuſetzte:

Der Hof von Neapel hegt nach wie vor die Geſinnungen aufrichtigſter Freundſchaft gegen die franzöſiſche Republik, und nur Nelſons Drohung, die Hauptſtadt in Brand zu ſchießen, konnte Seine Majeſtät bewegen, die Aufnahme der Ihr feindlichen Flotte zu bewilligen.

Aber das iſt ja offenbarer Hohn! fuhr hier ein Mann von gigantiſcher Geſtalt auf, welcher

neben dem Arzte Cirillo ſtand. Ihr habt Euch doch mit dieſer Antwort nicht beruhigt, Bürger Garat?

Warum nicht, Don Gabriel Manthonè? verſetzte lächelnd der Geſandte. Im Gegentheil, ich habe mich mit dieſer Antwort vollkommen beruhigt.

Aber ich begreife nicht —

Daß die Kanonen der Engliſchen Flotte unwiderleglich ſind durch die Worte eines einzelnen Menſchen? Ich dächte, das wäre nicht allzuſchwer, zu begreifen. Ich für mein Theil werde allen Entſchuldigungen, die ſo vernehmliche und gewichtige Gründe, wie dieſe, für ſich ſprechen laſſen können, ſo lange den vollkommenſten Glauben ſchenken, als ich ihnen nicht die Kanonen der Republik entgegenzuſetzen vermag.

Aber die Kanonen der franzöſiſchen Flotte liegen auf dem Meeresgrunde der Egyptiſchen Küſte, fiel hier der feurige Colletta ein.

Iſt das Meer verloren, ſo gehört die Erde uns, verſetzte der Franzoſe mit Stolz. Frankreich iſt wie der Rieſe Antäos, unüberwindlich nur, ſo lange es die Erde unter ſeinen Füßen fühlt. Unſere Krieger aber ſtehen auf Italiens Boden, und ihr dreifarbiges Banner weht auf dem Kapitol.

Wollt Ihr ſie herrufen, Bürger Garat? fragte Don Pietro Colletta. Ich denke, oft genug von Euch gehört zu haben, daß die Republik Frankreich grade jetzt um jeden Preis den Krieg gegen unſere Tyrannen zu vermeiden wünſcht.

König Ferdinand wird den Freiheitsfreunden in Neapel dieſen Dienſt an meiner Stelle ſelber leiſten, entgegnete ruhig der Angeredete. Wen die Götter verderben wollen, dem werfen ſie den Schleier der Blindheit über die Augen des Geiſtes, ſetzte er mit einer jener rhetoriſchen Wendungen hinzu, welche er in ſeinen Ausdrücken

liebte. Die Königin, unterſtützt von Nelſon und Lady Emma hat geſiegt. Der Krieg gegen die königsmörderiſche Republik iſt heute beſchloſſen, kaum einige Stunden vorher, ehe man mir die Verſicherungen der friedlichſten Geſinnungen betheuerte.

Welche Abſcheulichkeit! rief entrüſtet der greiſe Arzt Cirillo aus.

Welche Unſchuld der Jugend unter dem weiſen Haupthaare Don Cirillo's! entgegnete lächelnd der Franzoſe. Habt Ihr wirklich nie gehört, was Diplomatie und ihre Moral iſt? Doch im Ernſt meine Freunde, fuhr er fort, ich beglückwünſche Euch zu dieſer Wendung der Dinge. Sie konnte nicht günſtiger ausfallen. Euer Ferdinand wird ausziehen an der Spitze ſeiner Lazzaroni und ihrer öſterreichiſchen Exerziermeiſter. Er wird vielleicht Rom erreichen, und vom Kapitol herab den Untergang der königsmörderiſchen Republik verkünden. Aber er

wird ſchneller zurückkehren als er hingegangen iſt, und die ſiegreichen Schaaren der Freiheit werden vor Neapels Thoren ſtehen, ehe man die Hand umdreht. Alſo haltet Euch bereit, ſie zu empfangen.

Aber Championnet zählt nur eilftauſend Krieger unter ſeinen Fahnen, und Ferdinand kann —

Hunderttauſend Mann gegen ſie führen, meint Ihr Don Pietro? Aber es ſind Neapolitaner und Knechte, und jene ſind Franzoſen und freie Männer! — Verzeiht, mein Freund, fuhr der Geſandte fort, als er bemerkte, daß der junge Mann, vor Zorn erbleichend, ſich in die Lippen biß. Ich wollte weder Euch noch Eures gleichen beleidigen, ſo wenig ich glaube, daß Ihr gegen Frankreich fechten werdet. Die Freiheit ſteht höher als das Vaterland!

Wehe uns, daß dem alſo iſt für mein unglückliches Vaterland! murmelte tief erſchüttert Pietro Colletta, als er am Schluſſe dieſer Un-

terredung, welche ſich noch auf die Vorbereitung vieler einzelner von den Neapolitaniſchen Freiheitsfreunden zu treffenden Maßregeln erſtreckte, an der Seite Domenico Cirillo's entfernte.

Die Mittheilung des franzöſiſchen Geſandten beſtätigte ſich nur zu bald. Der Krieg gegen Frankreich war in der That von dem Neapolitaniſchen Hofe beſchloſſen worden. Die Gelegenheit zur Vertreibung der verhaßten Franzoſen aus Italien und zur Vernichtung der liberalen Bewegungen ſchien günſtiger als jemals. England, Rußland, Oeſterreich und die Pforte waren zum gemeinſchaftlichen Angriffe vereint. Nur Neapel hatte bis jetzt gezögert ſich der großen Europäiſchen Verbindung gegen die Revolution offen anzuſchließen. Die Kriegsluſt der Königin und ihres Lieblings Acton war bisher an der Unentſchloſſenheit des feigen Königs Ferdinand und ſeines Miniſters San Gallo geſcheitert. Es galt jetzt, Nelſon's Erſcheinen zur

Ueberwindung dieſes Schwankens zu benutzen. Dies gelang.

Nelſon's tödtlicher Haß gegen die Franzoſen ward von der Königin eben ſo ſchlau benutzt, als ſeine unbedingte Hingebung an Lady Hamilton, welche jetzt von ihr mit Beweiſen der Auszeichnung und des Vertrauens überſchüttet ward. Die Geſchichtſchreiber und Biographen des engliſchen Seehelden haben behauptet, daß Nelſon ſeit jener Kopfwunde von Abukir die frühere Klarheit ſeines Verſtandes verloren habe. Die Wahrheit iſt, daß der Weihrauch jener Vergötterung, welcher ihn in Neapel umgab, dem an ſolche Huldigungen nicht gewöhnten Pfarrersſohne von Norfolk die Beſinnung raubte, und daß die Leidenſchaft der Liebe vollendete, was die Kunſt der Schmeichelei begonnen hatte. Berauſcht von dieſem Taumel gab er ſeine Zuſtimmung, drängte er ſelbſt zur Ausführung eines Planes, welcher

den Despotismus von Neapel, wenigſtens für eine kurze Zeit, ins Verderben ſtürzen ſollte.

Dieſer Plan war kein anderer als der, daß König Ferdinand ſelbſt an der Spitze eines eilig zuſammengerafften Heeres ohne Kriegserklärung über die im römiſchen Gebiete befindliche ſchwache Streitmacht der Franzoſen herfallen und ſie vernichten ſollte.

Kapitel X.

Auf der großen Ebene in der Nähe der Stadt San Germano, wohin ſich der König mit dem geſammten Hofe von Neapel begeben hatte, herrſchte am 12. November des Jahres 1798 eine lebhafte Bewegung. So weit das Auge reichte ſtreckten ſich in unabſehbaren Reihen die Zelte des neuen neapolitaniſchen Heeres, welches der von Oeſterreich verſchriebene General Mack, den die Welt, ohne von ſeinen Thaten zu wiſſen, damals als einen der erſten Feldherrn Europa's bewunderte, mit Hülfe ſeiner öſterreichiſchen Exerziermeiſter in wenigen Wochen glücklich ſo weit gebracht hatte, daß es ihm

möglich schien, dem Auge des Königs und der Königin das kriegerische Schauspiel eines großartigen Parademarsches und Feldmanövers zu gewähren.

In langen Reihen standen die erst vor wenigen Wochen gewaltsam dem Feldbau entrissenen Bauern der Provinzen vereint mit dem sehr gegen ihre Neigung des gewohnten dolce far niente beraubten Lazaronis der Hauptstadt aufgestellt. Lustig blitzten die Strahlen der Mittagssonne auf den blanken Gewehren des Fußvolks und auf den glänzend polirten Helmen und Küraſſen der Reiter. Offiziere und Adjutanten sprengten, als gelte es die Welt zu erjagen, Staubwolken aufwirbelnd hin und her, Befehle überbringend und Berichte an den Ober-General erstattend, der, von einem glänzenden Stabe umgeben, auf einer kleinen Anhöhe die Ankunft des Hofes erwartete.

Endlich berichtete ein in gestreckter Carriere

heranſprengender Adjutant, daß ſich der königliche Zug von dem Schloſſe zu San Germano aus in Bewegung geſetzt habe, und bald darauf zeigte ſich derſelbe in der Ferne.

Es hatte viel Mühe und Ueberredungskünſte gekoſtet, den unkriegeriſchen König Ferdinand zu bewegen, ſich dem prachtvollen Apfelſchimmel, einem Geſchenke Nelſon's, anzuvertrauen, auf dem er ſich an dieſem Tage in kriegeriſcher Herrlichkeit ſeinem Heere zeigen ſollte. Ferdinand war ein eben ſo ſchlechter Reiter, als er ein guter Jäger und Fiſcher war, und wußte weit eher das Ruder oder das Segel eines Bootes zu handhaben, als ein Streitroß zu regieren. Trotz des glänzenden Gefolges von fremden Geſandten, Großwürdenträgern und Baronen des Reichs, welche im Vereine mit zahlloſen Höflingen und Generalen den König umgaben, machte ſeine Erſcheinung doch nichts weniger als einen imponirenden Eindruck. Die

ungewohnte Feldmarſchalls-Uniform, in welche man ihn geſteckt hatte, beengte ihn, und ſaß ihm unordentlich, da er, an die freie Jäger- und Fiſchertracht gewöhnt, alle Augenblicke daran rückte und zerrte. Obgleich ſonſt von ſtarker und kräftiger Körperbildung, machte er doch wegen des unverhehlten Ausdrucks von Aengſtlichkeit, mit der er den ſchulgerechten Galoppſprüngen ſeines Pferdes folgte, als er, ohne einen Blick auf die Truppen zu werfen, die Augen nur auf ſeinen Schimmel geheftet, die aufgeſtellten Kolonnen durchritt, eine überaus traurige Figur.

Deſto ſtrahlender in allem Glanze ihrer majeſtätiſchen Geſtalt erſchien die Königin. In blauen, goldgeſtickten Sammet als Amazone gekleidet, ein reiches Diadem auf dem ſtolzen Haupte, mit Diamantenſchmuck überſäet, ein kurzes, reich mit den edelſten Steinen beſetztes antik geformtes Schwert am goldenen Gürtel,

durchfuhr ſie auf einer antiken Quadriga, welche von Gold und Elfenbein ſtrahlte, die Reihen des Heeres. An ihrer Seite ſaß Lady Hamilton, gleichfalls in Amazonentracht, aber mit ſtudierter Einfachheit gekleidet, ohne allen Schmuck von Perlen und Edelſteinen, nur durch ihre Schönheit alle Pracht der Königin überſtrahlend, und Jung und Alt durch die Macht ihrer Reize bezaubernd. Zunächſt dem Wagen ritt, von ſeinem Stiefſohne dem Kapitain Nisbett begleitet, der Sieger von Abukir, jetzt der Sklave Lady Emma's, an deren göttergleicher Schönheit ſeine trunkenen Blicke hingen.

Der Parademarſch war vorüber. Der König und die Königin empfingen die Glückwünſche der fremden Geſandten und Höflinge über die vortreffliche Haltung der Truppen und über die Siege, welche ſie bald über die Feinde erfechten würden.

Ich übergebe der glorreichen Führung Ew.

Majestät die schönste Armee Europa's! redete General Mack den König an. Unter König Ferdinands tapferer Leitung, der entschlossen ist, mit dem Degen in der Hand, wie seine glorwürdigen Ahnen, für seine gerechte Sache im Vertrauen auf die Hülfe des Höchsten zu siegen oder zu sterben, wird sie unüberwindlich sein im Kampfe gegen die Feinde der Throne und Altäre.

König Ferdinand war im Begriffe, eine ihm von der Königin einstudierte Gegenrede zu beginnen, aber in demselben Augenblicke ward sein muthiges Schlachtroß, aufgeregt durch die Fanfaren der Musikbanden und den einererzierten Jubelruf der Truppen, unter ihm unruhig. Der königliche Reiter verlor die Fassung und die Steigbügel. Mit krampfhafter Angst ließ er, als sich der Schimmel gar, von einem unfreiwilligen Spornstoße getroffen, in die Höhe bäumte, die Zügel fahren und klammerte sich

mit beiden Händen feſt an Hals und Mähne des Thiers. Adjutanten ſprangen hinzu, um das Thier zu beruhigen, aber der erzürnte König war um keinen Preis der Welt zu bewegen, noch länger ſeinen gefahrvollen Sitz auf demſelben zu behaupten.

Sia maledetta la bestia! Verflucht ſei die Beſtie! grollte er, als er mit Hülfe der Herbeigeſprungenen vom Pferde ſtieg. Ich hab' es Euch vorausgeſagt, Karolina, aber ihr wolltet nicht hören; Ihr wollt immer klüger ſein als ich, und müßt mich immer plagen! ſetzte er, halb ſich entſchuldigend, halb ſchmollend gegen die Königin gewendet, hinzu, die vor Zorn und Scham bis an die Bruſt erglühte.

Den Wagen für ſeine Majeſtät! herrſchte ſie einem Kammerherrn zu, der ſich ſchleunig entfernte, um den Befehl der Herrin zu vollziehen.

Es thut nicht Noth, Karolina! verſetzte begütigend der König. Ich bin am liebſten zu

Fuße. Doch wie Du willſt. Da, nehmt mir den Degen ab, er inkommodirt mich, ſetzte er, zu einem der Generale gewendet, hinzu. Und Ihr, braver Mack, macht jetzt Eure Sachen, Eure Manöver meine ich, zu Ende." Darauf aus dem läſſig familiären in einen höheren Ton übergehend, ſetzte er mit komiſcher Würde hinzu: die Truppen ſind brav, ſehr brav; wir werden ihre Evolutionen mit Vergnügen betrachten!

Ein Flug Wachteln ſchwirrte über den Häuptern der Gruppe dahin. Ein leiſer Ausruf freudiger Ueberraſchung entfuhr dem Könige. Aber er nahm ſich zuſammen und murmelte nur in ſich hinein, indem er mit ſeinem gleichfalls von den Pferden geſtiegenen Gefolge ſich zu einer nahen Anhöhe begab: Wie Schade, daß mir dieſe einfältige Manövergeſchichte heute die Jagd verdirbt! Dieſe Soldatenmaſſen werden mir alle Wachteln auf zehn Meilen in der Runde verſcheuchen.

General Mack hat Recht, ſagte Nisbett zu Lord Nelſon, welcher, dem Wagen der Königin folgend, ärgerlich über dieſe Scene, neben ihm ritt. Der Beiſtand des Höchſten wird das Beſte thun müſſen, wenn dieſe Armee unter einem ſolchen Könige Heldenthaten vollbringen ſoll.

Das Manöver begann. General Mack hatte den Plan zu einem Scheingefechte entworfen, zu deſſen Ende er mit der einen von ihm kommandirten Abtheilung die andere umzingeln und zur Ergebung zwingen wollte. Unter den Offizieren, welche auf ſeinen Befehl ſich in der Nähe des engliſchen Admirals befanden, um denſelben über den Plan des Gefechts zu unterrichten, war auch Don Pietro Colletta.

Nun, was haltet Ihr von den getroffenen Anordnungen, Herr Hauptmann? fragte Nelſon denſelben.

Sie ſind vortrefflich, Ew. Herrlichkeit, erwiederte mit bitterem Spott der Gefragte. Nur

daß, wenn die kommandirenden Offiziere ihre erhaltenen Weisungen befolgen, just das Gegentheil von dem beabsichtigten Ende des Manövers herauskommen dürfte.

Sprecht ihr im Ernste? Kapitain!

Da, seht selbst, versetzte Colletta. Das Defilee da drüben ist bereits von der Gegenpart eingenommen. Mack's linker Flügel ist umgangen, statt daß dies bei seinem Gegner der Fall sein sollte.

Nelson und Nisbett betrachteten durch ihre Ferngläser die Stellungen und Bewegungen der verschiedenen Abtheilungen, deren Kolonnen in augenscheinlicher Verwirrung durcheinander schwankten. Plötzlich schob Nelson heftig sein Glas zusammen, und rief im höchsten Unmuthe mit einem kräftigen Seemannsfluche aus: Verdammt seien seine Augen! dieser Mack versteht ja nicht einmal das Handwerk seiner Kunst!

Und doch haben Ew. Herrlichkeit noch in

Ihrer gestrigen Depesche an unser Londoner Ministerium die sicherste Hoffnung auf den günstigen Ausgang dieses Kriegszuges ausgesprochen, bemerkte Nisbett leise in vorwurfsvollem Tone.

Nelson wollte eben etwas Heftiges erwiedern, als ein Kavalier heransprengte, und ihm einen von Lady Hamiltons Hand mit Bleistift geschriebenen Zettel überbrachte. Nelson las hastig die wenigen Zeilen, und ohne ein Wort zu sagen gab er seinem Pferde die Sporen, und sprengte davon, dem Hügel zu, an dessen Fuße die Quadriga der Königin hielt.

Darf ich Euch eine Frage thun, Sir? redete Colletta den zurückbleibenden Nisbett an, der mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes seinem Vater nachblickte.

Was beliebt, Herr Capitain? erwiederte, sich zusammennehmend, der Angeredete.

Es ist eine Frage, welche großes Vertrauen

vorausſetzt, und Ihr flößt mir ein ſolches ein, inmitten einer Welt voll Lüge und Trug.

Zur Sache, Sir, wenn Euch gefällig iſt. Worüber begehrt ihr Auskunft?

Nur die Beantwortung einer Frage, welche die Liebe zu meinem Vaterlande entſchuldigen mag, wenn Euch der Inhalt beleidigen ſollte. Wie iſt es möglich, daß ein Mann von Lord Nelſon's weltberühmter Einſicht und Kriegserfahrung, ein Mann von ſeiner unbezweifelten Redlichkeit, ſich dazu verſtehen mag, die Pläne eines Acton und ſeiner verbündeten Beſchützerin zu unterſtützen, und das ſchon ſo unglückliche Neapel in einen Krieg zu ſtürzen, der nur zum Verderben des Landes führen kann? Ihr ſelbſt vernahmt, wie ich, das Urtheil des Siegers von Abukir über dieſen unglückſeligen Oeſterreicher, der unſer Heer führen ſoll, und Ihr ſcheint zu begreifen, daß es ein gerechtes iſt, fuhr er fort, als Nisbett, ſtatt auf ſeine erſte Frage zu er-

widern, ſchweigend verharrte. Und dennoch wart Ihr, wie ich ſelber, Ohrenzeuge, wie noch heute Morgen Lord Nelſon gegen die Königin und ihre Begleiterin, Lady Hamilton, ſich in die höchſten Lobeserhebungen der Feldherrnkunſt und Tüchtigkeit des General Mack ergoß, als ihn die letztere aufforderte, ihr darin beizuſtimmen. Wo bleibt da die Ehrenhaftigkeit des Helden, deſſen Charakter nicht minder als ſeine Siege bisher mit Recht ganz Europa feierte?

Eine Wolke des Unmuths flog über Nisbett's erröthendes Geſicht. Aber die heftige Entgegnung, welche er auf der Zunge hatte, verſagte ihm, als er in Colletta's offnes, männlich ſchönes Antlitz blickte, deſſen edle Züge die tiefſte Traurigkeit und ein inniges Mitgefühl mit dem Schmerze verriethen, der bei jener Frage Nisbett's Seele durchfuhr.

Zürnt mir nicht, Capitain Nisbett! fuhr Colletta fort. Ich fühle die tiefſte Bewunderung

für den ruhmgekrönten Helden, den Ihr so glücklich seid, Euern Vater zu nennen. Aber eben darum schmerzt es mich, seinen Ruhm dem Zauber einer Frau unterliegen zu sehen, deren Schönheit nur in ihrer verderblichen List ihres Gleichen hat. Dieser Circe zu entgehen bedarf es der Klugheit eines Odysseus. Ich könnte Euch über sie vielleicht Mittheilungen machen, die —

Kein Wort weiter, mein Herr, unterbrach hier der Engländer den Sprechenden. Der britische Offizier will vergessen, was Ihr über seinen Chef, der Sohn meiner Mutter, was Ihr über den Gatten derselben anzudeuten Euch erlaubtet. Aber nur unter der Bedingung, daß Ihr nicht weiter redet, und daß dies das erste und letzte Gespräch sei, das wir über diesen Gegenstand geführt haben. Lebt wohl! fügte er hinzu, indem er Colletta zum Abschiede grüßte. Der Admiral erwartet mich.

Er warf raſch ſein Pferd herum und ſprengte davon. Colletta ſah ihm nach und murmelte in ſich hinein: Wenn ich Alles ſo ſicher wüßte, als daß Nelſon dich jetzt eben nicht erwartet, ſo wäre ich der klügſte Mann auf Italiens Boden. Und da er ſich von dem engliſchen Admiral ſtillſchweigend verabſchiedet ſah, ſo galoppirte er über das Blachfeld hin, der Poſition zu, auf welcher die Artillerieabtheilung, welcher er angehörte, unter ſeines Freundes Manthone Kommando ihr Feuer gegen die von Mack befehligte Heeresabtheilung ſpielen ließ.

In der That gehörte auf Seiten Nelſon's die ganze Verblendung ſeiner unglückſeligen Leidenſchaft dazu, um ſich über den Stand der Dinge in Neapel, ſo wie über die Beſchaffenheit der Perſonen, welche in dem vorbereiteten Drama die Hauptrollen ſpielen ſollten, und über den einzig möglichen Ausgang des letzteren ſo

zu täuſchen, wie dies bei dem Helden von Abukir in gewiſſen Augenblicken der Fall war.

Die öffentlichen Zuſtände des Königreichs und ſeiner Verwaltung waren in ſo tiefe Fäulniß verſunken, daß ſich dieſelbe ſogar dem umſchleierten Blicke des engliſchen Seehelden nicht entziehen konnte. Er ſah das ſchönſte Land der Welt, trotz der reichſten natürlichen Hülfsquellen, elend und verarmt, und außer Stande, die dringendſten öffentlichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Betrug und Diebſtahl waren in der öffentlichen Verwaltung die Regel. Noch kurz nach ſeiner Ankunft in Neapel hatte er an den erſten Lord der engliſchen Admiralität geſchrieben, „daß die Ausrüſtung eines einzigen neapolitaniſchen Kriegsſchiffes mehr koſten würde als die von zehn engliſchen. Fünf Linienſchiffe würden das ganze Königreich zu Grunde richten, denn jeder ſtehle, der irgend an Geld oder Vorräthe des Staates zu kommen wiſſe. Er

könne eine Menge von Menſchen nennen, welche ſich der größten Unredlichkeiten im Amte ſchuldig gemacht und dafür noch obendrein Belohnungen erhalten hätten." Er nannte Neapel in dieſen Briefen ein Reich von Fiedlern, Perſemachern, Dirnen und Spitzbuben. Und derſelbe Mann ſetzte alle Kraft ſeines Einfluſſes, ſetzte Ruhm und Ehre eines glorreichen Lebens daran, ein Regiment aufrecht zu erhalten, deſſen Verworfenheit er eben ſo ſcharf und tief erkannte, als er es in ſeinem Innerſten verabſcheute!

Als Kapitain Nisbett ſich dem Hügel näherte, an deſſen Fuße die königlichen Wagen hielten, fand er ſeinen Stiefvater im lebhaften Zwiegeſpräch mit Lady Hamilton begriffen, während der König und die Königin mit einem Theile ihres Gefolges einen Mann umſtanden, welcher auf der Höhe des Hügels unter einem ausgeſpannten Schirmdache eifrig vor einer

Staffelei beſchäftigt ſaß. Es war der berühmte Landſchaftsmaler Philipp Hackert, der Günſtling des Königs und der Königin, dem der Auftrag geworden war, das großartige Schauſpiel des Manövers von San Germano durch die Kunſt ſeines Pinſels für die Nachwelt zu verewigen. Obgleich Don Filippo, wie er in Neapel genannt wurde, von Hauſe aus nichts weniger als ein Hiſtorienmaler war, ſo hatte er doch durch eine Reihe von Seeſchlachtbildern, welche er vor vielen Jahren zur Verherrlichung der ruſſiſchen Seeſiege für die Kaiſerin Katharina gemalt hatte, auch einen großen Ruf als Schlachtenmaler erworben. Beſonders hatte dazu jener Umſtand beigetragen, daß der Graf Orlow mit ächt aſiatiſchem Uebermuthe eine beſchädigte Fregatte vor den Augen des Künſtlers hatte in die Luft ſprengen laſſen, um dem Maler als Studium für ähnliche Effekte in mehreren ſeiner Bilder zu dienen.

Der König, welcher den Künſtler ſehr hoch ſchätzte, und für ſeine Kunſt bei weitem mehr Intereſſe als für alle kriegeriſchen Dinge empfand, folgte mit großer Aufmerkſamkeit der Hand des Malers, welcher mit Pinſel und Zeichenſtift geſchickt und emſig handthierte, und in großer Schnelligkeit die Landſchaft und ihre kriegeriſche Staffage auf ſeine Leinwand ſkizzirte. In dem Augenblicke, wo die Königin ſich mit ihrem Gefolge hinwegwandte, um ihren Wagen wieder zu beſteigen, ſagte der König zu dem Maler, der in voller Hoftracht, den Degen an der Seite, vor ſeiner Staffelei ſaß:

Nun, Don Filippo, das geht ja vortrefflich! Wie glücklich ſeid Ihr doch, daß Ihr ſolche Geſchicklichkeit beſitzt. Bei der Madonna! ich gäbe viele Tauſende darum, ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, wenn ich nur den zehnten Theil von alle dem wüßte und verſtände, was Ihr verſteht und wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen

lehren, aber man hat es mich ſo gelehrt wie alles Andere, ſo daß ich leider Gottes wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufſeher und Lehrer waren! Sie ſind jetzt im Paradieſe!

Der alte Maler, ein Mann in den Sechszigen, mit wohlgepudertem Kopfe und, trotz ſeiner Jahre, noch von ungebeugter Haltung und Rüſtigkeit, antwortete nichts auf dieſe, dem Könige eigenthümliche Herzensergießung, ſondern zeichnete und pinſelte eifrig fort an ſeiner koloſſalen Skizze. Er ſchien offenbar übler Laune, obſchon ſeine Mienen nichts davon verriethen. Der König aber bemerkte es dennoch und ſagte:

Aber was iſt Euch, Don Filippo? Ihr ſeid mißgelaunt. Gefällt Euch das Manöver nicht? ſagt's gerade heraus — Ihr dürft es immer thun, ſetzte er mit gedämpfter Stimme hinzu, denn wir ſind unter uns, und, Euch die Wahrheit zu geſtehen, auch mir macht dieſer Spekta-

kel lange Weile, und ich wollte, wir ſäßen beide wie ſonſt in Caſerta, und Ihr legtet mir Pläne vor zum Ausſchmücken meiner Schlöſſer, oder Ihr wär't mit mir auf der Jagd in San Leucio! Was meint Ihr?

Das Manöver möchte immerhin noch ſein, gnädigſter Herr, verſetzte der alte Maler, der an Vertraulichkeiten dieſer Art gewöhnt ſchien, wenn nur das nicht wäre, was hinterherkommt!

Was meint ihr damit? erwiederte der König.

Nun, den Krieg!

Alſo ſeid auch Ihr gegen den Krieg, Don Filippo? ſagte Ferdinand mit einem Ausdruck von geheimer Zufriedenheit. Wißt Ihr, Don Filippo, ich bin es auch. Ich habe es ihnen auch immer geſagt, aber ſie wollen nicht hören!

Aber Ew. Majeſtät können ja noch Alles ändern, wenn Sie wollen.

Es geht nicht, Don Filippo, es geht nicht! Sie haben Alles ſchon ſo zubereitet, daß es

nicht mehr zu ändern iſt. Aber warum ſeid Ihr gegen den Krieg? Ihr ſeid ein ehrlicher Mann, ſagt mir die Wahrheit.

Der Maler ſtockte einen Augenblick. Dann aber, ſich raſch umwendend, gewahrte er Nisbett, welcher in einiger Entfernung die Arbeit des Künſtlers betrachtete. Schnell machte er dem Könige die neapolitaniſche Pantomime, mit welcher man Schweigen und Behutſamkeit ausdrückt, indem er den Zeigefinger auf den Mundwinkel legte.

Der König ſchaute ſich um. Es iſt ein Engleſe, er verſteht nicht Italiäniſch; ſprechen wir indeſſen Neapolitaniſch, zu aller Vorſicht; ich will Eure Meinung hören.

Nun denn, Sire! was haltet Ihr von einem Menſchen, der fortgeht, um in einem andern Orte das Feuer löſchen zu helfen, während es in ſeinem eigenen Hauſe brennt?

Ich denke, daß das ein Pazzo iſt, verſetzte

der König. Aber was meint ihr damit, Don Filippo? Ich verstehe Euch nicht.

Jeder für sich, Sire! und Gott für uns Alle, sagen sie in meinem Vaterlande. Wenn um uns her die halbe Welt von den verruchten revolutionairen Ideen in Flammen steht, so soll man nicht mit der Hand in die Kohlen schlagen, sondern daheim zusehen, daß man die herüberfliegenden Funken auslöscht. Was haben meine Landsleute in Preußen davon gehabt, als vor sechs Jahren König Friedrich Wilhelm sich bereden ließ, gegen die französischen Republikaner zu ziehen? Sein Heer ist geschlagen und aufgerieben worden, und er kann von Glück sagen, daß er mit dem Leben und mit einem schimpflichen Frieden davongekommen ist, und doch sind die Soldaten des großen Friedrich —

Bessere Soldaten als Ich selbst und meine Neapolitaner, willst du sagen, fuhr der König fort, als der Maler stockte. Ich weiß es, ich

weiß es! Aber Mack iſt ein großer Feldherr, Nelſon ſelber ſagt es, und dann haben wir auch die Ueberzahl! Und die Oeſterreicher, die Ruſſen und die Engländer werden uns helfen, und vor allen Dingen, die allerheiligſte Madonna ſtreitet für uns, deine Preußen aber ſind Ketzer! Das ſoll keine Beleidigung für Euch ſein, Don Filippo! denn Ihr ſeid ein braver Mann, der mich niemals betrogen hat. Aber wahr bleibt es doch. Wißt Ihr ſchon? ich habe die Madonna del Arco zur Generaliſſima der Armee ernannt, und Mack und Nelſon und die andern alle haben mir verſichert, das Ganze werde nur ein Spaziergang ſein, und die Handvoll Franzoſen würden ſich ohne Schwertſchlag vor uns aus Rom, aus ganz Italien zurückziehen, fügte der König hinzu, indem er die eingelernte Lection wiederholte. Was wollt Ihr mehr?

Philipp Hackert ſchwieg, und ſkizzirte eifrig an einer Pinie im Vordergrunde.

Habt Ihr auch Euer Silberzeug hergeben müſſen für die Kriegsſteuer? fuhr der König nach einer Pauſe fort.

Nun freilich habe ich Alles hergeben müſſen, ſo gut wie die andern, und habe nichts behalten als Meſſer und Gabeln, verſetzte der Künſtler grollend.

Aber Ihr habt doch Bankzettel dafür bekommen?

Freilich habe ich das. Aber für die dreitauſend Scudi Papiergeld, die ich für mein ſauer erworbenes Silberzeug bekommen, will man ſchon nicht mehr als die Hälfte geben; ſo iſt ſchon jetzt der Kredit geſunken, und was wird erſt werden, wenn Ew. Majeſtät wirklich in den Krieg ziehen? erwiederte der betrübte Künſtler.

Seid nur ruhig, Don Filippo, es wird nicht lange dauern, dann komme ich zurück und erſetze Euch Alles. Jetzt malt nur Euer Bild fertig und die andern, die ich Euch aufgetragen.

Der Künſtler erhob ſich und begrüßte ehrfurchtsvoll den König, welcher ſich anſchickte, nach San Germano zurückzugehen.

Er hat nicht geſagt: „a rivederci“ (auf Wiederſehen!) murmelte der alte Maler vor ſich hin, als er ſich wieder an ſeine Arbeit ſetzte. Das vergißt er ſonſt nie. Sollte das ein böſes Zeichen ſein? Ich glaube es wahrhaftig. Inzwiſchen will ich das Bild ſelber ruhen laſſen, bis er wiederkommt und ich ſehe, daß er zahlen kann. Es wird ſo nichts Geſcheites daraus. Denn dieſe Neapolitaner manövriren ſo toll und bunt durcheinander, als wenn König Fernando den Plan gemacht hätte und in eigner Perſon kommandirte! Könnte ich nur meine Kapitalien kündigen, ohne Aufſehen zu machen — ich ginge nach Deutſchland zurück, ſo lieb mir Neapel iſt. Dieſer Engländer und ſeine Lady werden uns ſicherlich ins Verderben ſtürzen.

Viertes Buch.

Luigia San Felina.

Kapitel XI.

Während man in Neapel von allen Seiten mit ängstlicher Spannung dem Ausbruche eines Krieges entgegensah, dessen Ausgang in kurzer Zeit über das Schicksal eines Königreiches entscheiden mußte, waren diejenigen unter den Freunden der Freiheit in der schrecklichsten Lage, welche, wie der junge Colletta, durch ihre äußere Stellung sich in die Nothwendigkeit versetzt sahen, die Waffen gegen einen Feind führen zu müssen, den sie als ihren Verbündeten betrachteten, und von dessen Siege sie allein das Heil für ihr geknechtetes Vaterland erwarteten.

Pietro Colletta war ſchon als Knabe aus Neigung in den Kriegsdienſt eingetreten. Hauptmann der Artillerie, wie ſein Freund Don Gabriel Manthone, galt er für einen der geſchickteſten Offiziere ſeiner Waffe. Keine Ausſicht bot ſich ihm dar, der Theilnahme an einem Kampfe auszuweichen, den ſein Herz verabſcheute, einem Kampfe, in welchem der Sieg für ihn eben ſo ſchrecklich war als die Niederlage, weil jener die Vernichtung jeder Freiheitshoffnung für ſein Vaterland in ſich ſchloß, während dieſe doch wieder das natürliche Gefühl des Kriegsmannes verwundete.

Ein Zufall ſollte ihm aus dieſem Zwieſpalte den Ausweg bahnen.

Es war eine düſtere Novembernacht bald nach den im vorigen Kapitel geſchilderten Vorgängen im Lager zu San Germano, als Colletta von einer Geſellſchaft engverbundener Republikaner aus dem Hauſe Donna Eleonora's heim-

kehrte. Er hatte mit der Geliebten jede Möglichkeit überlegt, ſich dem bevorſtehenden Kampfe zu entziehen, aber keine gefunden, welche mit einiger Sicherheit für Ehre und Leben einen Ausweg geboten hätte.

Die Nacht war ſchwül und finſter. Die entlegenen Straßen, durch welche ihn ſein Weg führte, waren öde und menſchenleer, und nur einzelne Blitze eines Gewitters, deſſen Wolken dräuend über dem Kaſtell von Sant Elmo hingen, warfen von Zeit zu Zeit ein Streiflicht in dies Dunkel, durch welches er, in Gedanken verſunken, forttappte. Das Unheimliche des nächtlichen Unwetters ſtand in Harmonie mit der düſtern Stimmung ſeiner Seele. Zum erſten Male war er von Donna Eleonora mit einem Mißtone in ſeinem Innern geſchieden. Sie hatte von ihm verlangt, daß er dem verhaßten Kampfe gegen die republikaniſchen Waffen ſich um jeden Preis entziehen müſſe. Sie hatte im ſchlimm-

ſten Falle Flucht, ja Uebergang zu den Franzoſen gefordert, und nicht begreifen können, wie er die Soldatenehre in Anſchlag bringen könne, wo es die Sache der Freiheit gelte. Sie hatte ſein offenes Zurückſchrecken vor dem, was er Verrath der Ehre nannte, in der wilden Leidenſchaftlichkeit ihrer Begeiſterung Feigheit geſcholten, Feigheit vor einem Geſpenſte, das die Tyrannei erdacht, um Männer zu ihren Sklaven zu machen. Ja, ſie hatte ihre Rede mit den Worten geſchloſſen: wie ſoll ich glauben, daß Ihr mich liebt, wenn ich ſehe, wie Ihr für die Sache, die mir höher und heiliger iſt als mein Leben, kein Opfer zu bringen fähig ſeid!

Während er dieſe Unterredung ſich im Geiſte wiederholte, und durch ihre Erinnerung aufs Neue ſein Herz zerriß, gelangte er in die Strada di Chiaja einbiegend, an ein Haus, aus deſſen Erkerfenſtern ihm noch Licht entgegenſchimmerte. Es war das Haus des Marcheſe San Felina

und jenes Zimmer das Gemach Donna Luigia's, ſeiner einſt geliebten Jugendgeſpielin. Ein unwillkürlicher Seufzer rang ſich hervor aus ſeiner Bruſt. Eine düſtere Ahnung dämmerte in ihm auf, als er plötzlich jenes Morgens in Portici gedachte, ſeit welchem er dieſes Haus nur ſelten betreten, und niemals, ohne an Luigia's immer bleicher werdenden Wangen die peinigende Gewißheit zu leſen, daß hier eine blühende Jugend, durch ſeinen Wankelmuth gebrochen, dem Grabe zuwelke. Erſt nach jenem verhängnißvollen Tage, wo er ſein Leben Donna Eleonora weihte, hatte er wahrgenommen, wie tief und unauslöſchlich der Eindruck geweſen, den ſeine frühere, durch verwandtſchaftliche Vertraulichkeit begünſtigte Annäherung auf das Herz der ſechszehnjährigen Luigia gemacht hatte. Zwei Jahre waren ſeitdem vergangen. Luigia hatte zum größten Kummer der Ihrigen mehrere Bewerbungen abgewieſen. Ein tiefer Gram zehrte an ihrem Leben,

und nur Eleonora und Pietro kannten die Urſache deſſelben, welche ſie ſelbſt vor den Ihrigen ſtill in ſich verſchloß.

Der junge Offizier fühlte ſich im Tiefſten erſchüttert, als er, ſtille ſtehend, zu dem Fenſter aufblickte. Es war ihm, als würde er plötzlich aus der drangvollen Gegenwart entrückt in die lachende Vergangenheit jener Tage, wo er mit Luigia auf der Villa ihrer Eltern zu Sorrento das erſte Erwachen der Jugendliebe gelebt, wo er an ihrer Seite unter den blühenden Orangenbäumen, hoch oben auf dem felſigen Geſtade, in ſüßen Träumen niedergeblickt auf das Meer, oder ſich mit ihr in der bunten Barke auf den azurnen Wellen gewiegt, während ſie mit ihm die ſüßen Lieder des Volkes mit ihrer glockenhellen Stimme zur Mandoline ſang. Da plötzlich ertönten die nervendurchzitternden Klänge einer Mandoline von dem Erkerfenſter nieder. Die wohlbekannten Töne der einſt ſo geliebten

Stimme trafen ſein Ohr. Keine Täuſchung! Es war Luigia's Stimme! Sie ſang das Lied, das er ſelber ſie gelehrt, von dem armen Acquajolo, aber bei den Worten:

muorto me vedi e non me vuo ajutare!

Du ſiehſt mich ſterben, und verſchmähſt zu helfen!

ſchien ihre Stimme zu brechen vor tiefem Seelenſchmerze, und wie der Blitzſtrahl, der in demſelben Augenblicke die Dunkelheit um ihn her zerriß, zuckten durch ſeine Seele jene Worte Eleonora's, in denen ſie ſeine Liebe zu ihr einen Irrthum ſeines Herzens genannt.

In ſich zuſammen ſchaudernd vor dem Abgrunde, der vor ihm aufgähnte, war er im Begriff, ſeinen Weg fortzuſetzen, als in demſelben Augenblicke ein lauter Schrei, dem ein heftiges Degengeklirr folgte, aus einer Seitengaſſe zu ihm drang. Noch einen Augenblick horchte er auf. Der Hülferuf ertönte aufs Neue, und

rasch seinen Degen ziehend, den Mantel um die Linke wickelnd, eilte er in die Gasse dem Orte zu, von welchem her der Ruf erscholl.

Bei dem hellen Scheine eines Doppelblitzes gewahrte er einen Mann in der Uniform eines englischen Marineoffiziers, der sich, mit dem Rücken an die Mauer eines Hauses gelehnt, nur mühsam gegen drei Angreifer vertheidigte. Colletta stürzte sich auf die letzteren. Ein wohlgeführter Stoß streckte den einen sofort zu Boden, aber zugleich erhielt er selbst von dem zweiten dem er den Weg der Flucht verrannte, einen Dolchstich zwischen Brust und Achsel, der ihn ohnmächtig niedertaumeln machte.

Als er die Besinnung wiedergewann, glaubte er zu träumen. Er lag auf einem Ruhebette, zu dessen Füßen, den Arm in der Binde, der junge Offizier in englischer Uniform stand, dessen er sich dunkel erinnerte, und der mit dem Ausdrucke herzlichster Theilnahme in dem blassen,

von blondem Haar umgebenen Gesichte, auf ihn niederschaute. Aber wer war der alte Herr, der die Hand des Kranken in der seinen hielt, und wer das junge Mädchen mit den holden, seelenvollen Zügen, aus dessen tiefdunklen, von langen Wimpern beschatteten Augen noch leuchtende Thränen leise niederquollen, während ein Strahl der Freude bei dem Erblicken seiner geöffneten Augen das blasse Gesicht erhellte?

Er wollte sich aufrichten, ein stechender Schmerz in der Brust verhinderte ihn daran, und mit den Worten: Luigia! du! sank er aufs Neue ohnmächtig in die Kissen zurück.

Kapitel XII.

Und der Name Eures tapferen Retters und neuen Freundes? fragte am nächsten Tage Lady Hamilton den jungen Marinekapitain, Josias Nisbett, als er ihr und seinem Stiefvater, dem Admiral Nelson das Abenteuer der vergangenen Nacht, seine Verwundung und Gefahr, und seine glückliche Rettung erzählte.

Es ist ein junger Genieoffizier, dessen Bekanntschaft ich früher nur flüchtig im Salon der gefeierten Donna Eleonora Fonseca gemacht hatte, Don Pietro Colletta. Aber was ist Euch, Milady? Ihr werdet unwohl! setzte Nisbett hinzu,

als er die Bläſſe bemerkte, welche bei dieſen Worten Lady Emma's Geſicht überzog.

Nichts, es iſt nichts! Nur die Aufregung bei der Erinnerung an die Gefahr Eures Sohnes, theuerſter Horatio, verſetzte Lady Emma, mit zärtlichem Blicke gegen Nelſon gewendet, der mit dem Ausdrucke leidenſchaftlicher Bekümmerniß die Frage des jungen Offiziers wiederholt hatte. Und wo befindet ſich jetzt, fuhr ſie fort, euer Freund!

In dem Hauſe des Marcheſe San Felina, ſeines Verwandten, wohin mir ein Bekannter, der glücklicherweiſe dazu kam, ihn führen half.

Und iſt ſeine Wunde gefährlich?

Gott ſei gelobt, nein! Ich hörte ſo eben, daß ihn ſein Arzt, der berühmte Domenico Cirillo, in kurzer Zeit herzuſtellen gedenkt. Doch bedarf es dazu einiger Monate völliger Ruhe, und das iſt hart für einen Soldaten, in dem Augenblicke, wo der Krieg beginnt.

Ihr irrt euch, mein Freund, verſetzte Lady Hamilton. Dieſer Colletta iſt einer der ſtarrköpfigſten Republikaner und Jakobinerfreunde in Neapel, und für die Sache des Königs wäre es beſſer geweſen, wenn der Stoß des Banditen noch etwas tiefer gegangen wäre, ſtatt daß er ihm jetzt nur erwünſchten Vorwand bietet, ſich dem Kampfe gegen die königsmörderiſchen Banden Frankreichs zu entziehen.

Ihre Augen leuchteten bei dieſen Worten von dem Feuer eines ſo tiefen, tödtlichen Haſſes, daß Nelſon ſich nicht enthalten konnte zu fragen: Ihr ſcheint den jungen Mann ſehr genau zu kennen, theuerſte Lady!

Ich kenne ihn und — ich haſſe ihn, verſetzte ſie, ihre Aufregung mit Gewalt bemeiſternd, weil er von allen Jakobinern Neapels der gefährlichſte iſt. Denn er beſitzt, was den meiſten Neapolitanern fehlt, Muth und Todesverachtung, und ſeine verbrecheriſche Schwärmerei iſt gepaart mit

Beſonnenheit und Einſicht. Ich habe lange gehofft, ihn von ſeinen Irrthümern zurück zu bringen und für unſere Sache zu gewinnen. Ich habe ihn ſelbſt geſchützt, als das Richtbeil Speziale's an einem Haare über ſeinem Haupte hing — und zum Danke dafür, fuhr ſie fort, indem ihre Leidenſchaft in hellen Flammen emporloderte — hat er mich verrathen, mich tödtlich beleidigt!

Euch beleidigt, verrathen? verſetzte Nelſon, nicht ohne einen Anflug von unbeſtimmter Eiferſucht. Wie verſtehe ich das?

Lady Emma bemerkte ſeine Aufregung, und ſchnell ſich faſſend, verſetzte ſie:

Darf ich es nicht Verrath und Beleidigung nennen, wenn ein Mann, der mir das Leben verdankt, für deſſen Geſinnungsänderung ich mich verbürgte, ſeinem gegebenen Worte zum Trotz ſich aufs Neue wieder in die Bande der republikaniſchen Armida verſtricken läßt? Er verſprach

mir, die Fonſeca zu meiden, und ſtatt deſſen — iſt er nur noch enger umſponnen von ihren Netzen.

Nelſon war von Natur eben ſo gutmüthig als leichtgläubig. Aber er haßte die Franzoſen mit jenem blinden Naturinſtinkte des Nationalhaſſes, und verabſcheute ſie zehnfach, ſeit ſie ſich gegen das Heiligſte ſeines Herzens, gegen Königthum und Religion empört hatten. In dieſem Haß begriff er unbedingt Alles, was irgendwie den Ideen der franzöſiſchen Revolution anhing. Der Mann, der keinen ſeiner Matroſen peitſchen ſehen konnte, würde kalten Blutes das Todesurtheil über Tauſende von Jakobinern geſprochen haben. So war es ihm genug, den jungen Colletta zu haſſen, weil Lady Emma ihn als einen Jakobiner bezeichnet hatte. Als daher die letztere, unter dem Vorwande, daß ihre Migraine der Ruhe bedürfe, die Männer verabſchiedet hatte, ſagte er zu ſeinem Stiefſohne:

Joſias, du wirſt dieſen Colletta fortan vermeiden.

Aber er hat mir das Leben gerettet!

Gleichviel! Du haſt gehört, wie unſere Freundin über ihn urtheilt.

Sie hat nur von ſeinen Anſichten und Gedanken, nicht von ſeinen Thaten geſprochen, und Gedanken, dächte ich, wären frei, ſelbſt in einem ſo despotiſch regierten Lande wie Neapel. Man rühmt dieſen Colletta überall als einen trefflichen jungen Mann, und Lady Hamilton ſelbſt — obſchon mir ihr Urtheil perſönlich befangen ſchien —

Was wollt ihr damit ſagen, Sir! unterbrach ihn hier der Admiral mit ungewöhnlicher Heftigkeit.

Nun, man ſagt, daß Lady Emma ſelbſt früher nicht ganz gleichgültig gegen Colletta's Vorzüge geweſen ſei, und daß Eiferſucht gegen Donna Eleonora —

Albernes Geſchwätz, deſſen Wiederholung ich von Dir am wenigſten erwartet hätte. — Doch — Du biſt der Sohn Deiner Mutter! ſetzte er mit Heftigkeit hinzu.

Der bin ich allerdings! erwiederte gereizt der junge Mann, indem ein helles Roth ſeine Wangen bedeckte. Aber, verzeiht mein Vater, fügte er hinzu, wenn auch ich Euch in dieſem Hauſe daran zu erinnern wage, daß Ihr der Gemahl dieſer meiner Mutter ſeid.

Der Admiral trat einen Schritt zurück. Der Mann, welcher in der wildeſten Schlacht, umgeben von allen Schreckniſſen des Todes, ſeine Farbe nie veränderte, erbleichte vor dieſem Worte eines Jünglings, der ſein Sohn, ſein Untergebener war. Er ſtand einige Augenblicke ſprachlos. Dann faßte er ſich und ſagte im ſtrengen, kalten Tone des Befehlshabers:

Kapitain Joſias Nisbett!

Was befiehlt mein Admiral?

Sir, Ihr begebt Euch noch heute an Bord von Sr. Majeſtät Schiff Thalia, und erwartet dort meine weiteren Befehle.

So ſchieden Vater und Sohn von einander. Aber mit dem letzteren ſchied ſein guter Engel von Horatio Nelſon, der von dieſem Tage an immer tiefer in eine Leidenſchaft verſank, welche für ſeine Ehre und ſeinen Ruhm eben ſo verderblich als für Neapel unheilbringend werden ſollte.

Der junge Nisbett hatte mit ſeinem Vater, ſeit ihrer Ankunft zu Neapel als Gaſt im Hauſe des Ritter Hamilton gewohnt, wo der Admiral die aufmerkſamſte Pflege genoß, welche ſein leidender Geſundheitszuſtand erforderte. Er hatte in den letzten Wochen mit ſteigender Beſorgniß den Einfluß beobachtet, welchen Lady Emma's verführeriſche Reize über das Herz ſeines Vaters gewonnen. Längſt ſchon war er entſchloſſen geweſen, dem letzteren auf die ſchonendſte Weiſe

Vorſtellungen zu machen über ein Verhältniß, das in Neapel bereits öffentliches Geheimniß war, und für die Ruhe und das Glück ſeiner Mutter gefährlich zu werden drohte. Aber Lady Emma's Schlauheit hatte ihn bald durchſchaut. Sie ſah in ihm den gefährlichſten Gegner ihrer tief berechneten Pläne, und ſchon hatte ſein Verkehr mit einzelnen des Republikanismus verdächtigen Perſonen, ſein Beſuch der größeren Geſellſchaften, welche Donna Eleonora veranſtaltete, ihr Gelegenheit gegeben, Nelſon auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, welche dem jungen Manne durch den Aufenthalt in Neapel drohe.

Joſias Nisbett theilte in der That nicht den wüthenden Haß ſeines Vaters und der Lady Hamilton gegen die neueren Ideen. Ohne dieſelben völlig zu den ſeinigen zu machen, fühlte er doch, wie die meiſten jungen Männer jener Zeit, eine Art von Sympathie mit denjenigen,

welche dieſen Ideen ihr Leben geweiht hatten. In einem Lande wie Neapel vollends, das unter dem Drucke des brutalſten Despotismus ſeufzte, wo die ganze Verwaltung und Regierung ein unergründlicher Sumpf von Laſter und Verderbniß war, erſchienen ihm Gedanken und Anſichten welche auf eine Heilung ſolcher jammervollen Zuſtände gerichtet waren, faſt gerechtfertigt. Er hatte darüber ſchon manchen Wortkampf mit Nelſon ſelbſt gehabt, in welchen er geſtand, daß er die Sympathieen ſeines Vaters für ein Regiment, deſſen bodenloſe Schlechtigkeit der letztere ſelbſt oft ſo bitter getadelt hatte, weder zu faſſen noch zu theilen vermöge. Doch hatte er dabei klüglich vermieden, einen Bruch herbeizuführen, der ihn von der Seite ſeines Vaters hätte entfernen können. Jetzt war dies in einem Augenblicke geſchehen, in welchem er es am wenigſten beabſichtigte, und tief erſchüttert bereitete er ſich, einem Befehle Folge zu leiſten, der ihm ſeine

Befürchtungen zur Gewißheit zu erheben ſchien. Doch verſäumte er nicht, ſich bei ſeinem Lebensretter unter den Ausdrücken wärmſter Dankbarkeit zu verabſchieden, und auf deſſen Bitte Donna Eleonora von dem Vorfalle des vergangenen Tages und dem Zuſtande ihres Freundes durch einen Brief Nachricht zu geben. Er vollzog dieſen Auftrag um ſo bereitwilliger, je tieferen Eindruck die Schönheit und der Geiſt dieſer Frau auf ihn ſelbſt gemacht hatten.

Kapitel XIII.

Colletta's Wunde war nicht gefährlich. Aber die Aufregung ſeines Innern durch den Einfluß widerſtreitender Leidenſchaften hatten ein Fieber herbeigeführt, zu deſſen Heilung ſein Arzt eine Luftveränderung für nothwendig erachtete. Es ward beſchloſſen, daß der Kranke, welcher ſich bis dahin noch immer im Hauſe von Luigia's Eltern befunden hatte, einige Wochen in Sorrent auf der Villa des Marcheſe von San Felina zubringen ſollte, um dort in der reineren Luft, fern von dem Lärmen der ewig toſenden Hauptſtadt, deſto eher von den Fieberanfällen zu geſunden.

Die Fürstin Caracciolo, eine Schwester seines Oheims, des Admirals, welche nach dem frühen Tode von Colletta's Eltern mit ihrem Bruder vereint die Stelle derselben bei dem Jünglinge vertreten hatte, sollte ihn dorthin begleiten. Donna Francesca hing an dem einzigen Sohne ihrer geliebten Schwester mit mütterlicher Zärtlichkeit. Die Nachricht von seinem Unfalle hatte sie schwer getroffen. Dafür sah sie in dem Umstande, daß der Verwundete in das Haus des Marchese San Felina gebracht und in der erneuerten Annäherung, welche dadurch zwischen Colletta und seiner treuen Pflegerin Luigia herbeigeführt war, eine höhere Fügung für die Erfüllung ihres Lieblingswunsches, Luigia mit Colletta verbunden zu sehen. Sie hoffte dadurch den letzteren von seiner Leidenschaft für Donna Eleonora zu heilen, in welcher die frommgläubige, streng royalistisch gesinnte alte Dame die Verführerin ihres Neffen erkannte, deren

Freigeisterei das Heil seiner Seele, und deren Freiheitsschwärmerei sein zeitliches Schicksal gefährde. Es war ihr daher höchst erwünscht, als sich endlich der alte Marchese von San Felina durch ihre Vorstellungen bewegen ließ, zu gestatten, daß seine Tochter sie nach Sorrent begleite, um gemeinsam mit ihr den Kranken zu pflegen.

Die prachtvolle Straße, auf welcher man jetzt hoch über die schwindelnden Felsenhöhen, welche Castellamare von Sorrent trennen, nach der Geburtsstadt Tasso's im raschen Fluge dahinrollt, ward damals nur noch durch einen beschwerlichen Saumpfad ersetzt, nur rüstigen Wanderern oder dem Reiter auf sicherem Maulthiere passirbar. Man zog es daher vor, den Kranken in einer Barke dorthin zu geleiten.

Es war einer von jenen Spätherbstnachmittagen, welche den Golf von Neapel und seine zaubervolle Schönheit in der ganzen Herrlichkeit

des krystallklaren Aethers zeigen, als eine bequem eingerichtete Ruderbarke der Felsenbucht zusteuerte, welche den Hafen der Marina piccola von Sorrent bildet. Je näher sie dem Ufer gelangte, auf dessen steilabfallender Felsenhöhe sich das liebliche Sorrento, umgürtet von seinen Rebengärten und Orangenbäumen, hinstreckt, desto höher schlug das Herz des bleichen jungen Mannes, der in halb liegender Stellung auf bequemen Polstern zu den Füßen des jungen Mädchens saß, dessen dunkle Trauerkleidung — Luigia's Mutter war vor mehreren Monaten gestorben — die lichte Schönheit ihres madonnenhaften Antlitzes nur noch vortheilhafter hervorhob.

Das gelbliche Braun der schroffabfallenden, mehrere hundert Fuß hohen Felsenwände erglänzte im goldenen Schimmer der Abendsonne, und seine Lichter kontrastirten scharf mit dem tiefen Schatten der Buchten, Grotten und Wölbun-

gen, welche überall an dieſer Küſte das Meer in dem feſten Geſteine gebildet hat. Schon unterſchied das Auge die Trümmer der alten Tempel und Prachtvillen aus der Zeit der Römerherrſchaft, von deren marmorner Herrlichkeit jetzt nur noch altergebräuntes Mauerwerk und rieſige Bogenwölbungen dieſe Felſenufer bedecken. Mit lautem Freudenrufe begrüßten die Schiffer den ehernen Schutzheiligen Sorrents, Sant Antonio, deſſen goldene Glorie hell aus dem milden Grün der Oelbäume den Kommenden von der äußerſten Felſenſpitze der Hafenbucht entgegenblitzte.

Da iſt Taſſo's Haus! rief Luigia, indem ſie auf das weißſchimmernde Landhaus zeigte, das zur rechten Seite der Kommenden hoch oben auf der ſchroffen Felſenkante gelegen, vom Goldlichte der Verklärung umfloſſen ſchien. Wie freue ich mich, mein theurer Vetter, ſetzte ſie zu Don Pietro gewendet hinzu, mit Euch wieder einmal, wie vor Jahren, ſein göttliches Gedicht zu leſen!

Wißt Ihr noch, wie uns damals die Stanzen entzückten, in welchen der Herrliche zu der Schilderung von Armida's Zaubergärten die Farben aus der Erinnerung an das Paradies seiner Jugend, an unser geliebtes Sorrent entlehnt hat?

Und mit begeistertem Entzücken rezitirte sie die Reihe der wundervollen Strophen aus dem befreiten Jerusalem, deren Anfang beginnt:

Stimi (si misto il culto è col negletto)
Sol naturale e gli ornamenti è i siti.
Di natura arte par che per diletto
L'imitatrice sua scherzando imiti.
L'aura, non ch'altro, e della maga effetto,
L'aura che rende gli alberi fioriti,
Co'fiori eterni eterno il frutto dura,
E mentre spunta l'un, l'altro matura.

Nel tronco istesso, e tra l'istessa foglia
Sovra il nascente fico invecchia il fico.

Pendono a un ramo, un con dorata spoglia,
L'altro con verde, il novo, e'l pomo antico.
Lussureggiante serpe alto e germoglia
La torta vite, ov' è più l'orto aprico
Qui l'uva ha in fiori acerba, e qui d'or l'have,
E di piropo, e gia di nettar grave.*)

*) La Gerusaleme liberata XVI, 10—11, deutsch von Streckfuß:

Du glaubst, wie Wildniß sich und Anbau fügen,
Natur der Lag' und Zierde Schöpferin.
Sie, Vorbild sonst der Kunst, scheint mit Vergnügen
Hier nachzuahmen die Nachahmerin.
Die milde Luft auch, die mit durstigen Zügen
Der Busen trinkt, ist Werk der Zauberin,
Und macht die Bäume tragen stets und blühen,
Und neben Blüthen reife Früchte glühen.

Am selben Stamm, vom selben Laub umgeben,
Schau'n junge Feigen hinter alten vor;
Hier glänzt des Apfels Gold, doch drängt daneben
Am selben Zweig der grüne sich hervor;
Am sonnigsten der Plätze schlängeln Reben
Voll Uppigkeit die krummen Arme empor;
Hier blüht, dort schimmert hinter frischem Laube,
Wie Gold und wie Rubin die Nektartraube.

Die Barke lief indeß ein in den kleinen Hafen, wo vorausgesendete Diener der Ankommenden harrten. Der Kranke verschmähete, trotz allen Zuredens der besorgten Frauen, die bereit gehaltene Sänfte. Die reine Meeresluft, welche er auf dieser Fahrt zum ersten Male wieder mit Wonne eingesogen, hatte ihn wunderbar gestärkt. Er fühlte sich kräftig genug, auf den Arm eines Dieners gestützt, die breite, gelinde Treppe langsam hinanzusteigen, welche die Gelandeten von der Marine zur Stadt hinaufführt.

Der linde Zauber des ersten Genesungsgefühls überkam ihn, als die Gesellschaft aus der engen, von Kirchen und Klöstern finster überschatteten Gasse auf einen freien Platz hinaustretend, an das Thor der Brücke gelangte, welche über die tiefe Schlucht des kleinen Gebirgswassers hinweg in die Vorstadt des Piano di Sorrento führt.

Der tiefe Frieden des weltabgeschiedenen

Ortes, die ſtille Ruhe, welche ihn umſchwebte, und die mit dem vulkaniſchen Toſen der eben verlaſſenen Hauptſtadt ſo grell kontraſtirte, wirkten wohlthätig ein auf ſeine von der Krankheit erſchöpften Nerven. Es war ihm, als ſei noch Alles ſo, wie er es vor Jahren verlaſſen, als kehre er nur eben von einer jener abendlichen Waſſerfahrten zurück, auf denen er mit Luigia ſo oft die Küſte bis nach Capo di Campanella hinauf beſucht hatte. Dort, unter der Thorwölbung, ſaß ja noch der alte graue Vincenzo bei ſeinem kleinen Krame von Waſſermelonen und Maccaroni, die er unaufhörlich den Vorübergehenden anpries. Die Gruppen der Schiffer und Fiſcher ſtanden noch eben ſo ſchwatzend und von den Vorgängen des Tages plaudernd am Geländer der Brücke, wie er ſie ſonſt geſehen. Die Mädchen ſaßen an denſelben Thüren mit ihren Spindeln, und wie ſonſt ſtanden rothmützige Burſche ihnen ſchäkernd zur Seite. Der

emsige Schuster Pietro und der fleißige Tischler Giuseppe, welche gemeinsam das Eckhaus an der Weinbergsgasse bewohnten, die zu der Villa seines Oheims führte, arbeiteten noch eben so unverdrossen wie früher dem Ave Maria entgegen. Vor der Thüre der Apotheke saßen die Würdenträger des Orts, der wohlgenährte Paroco und der hagere Sindaco von Sorrent neben dem alten reichen Seidenfabrikanten, Don Gabriele di Lauro, welcher mit dem Medico und dem Speciale noch immer über die Güte des Rosoglio disputirte, den der letztere seinen Stammgästen mit so viel Lobsprüchen auf die Güte seines Getränkes verabreichte, und der doch, wie Don Gabriele behauptete, dem Fabrikate seines Vetters in Neapel nicht von ferne gleichkam. Ueber die weißen Mauern der Massarien leuchteten mit goldenem Glanze tausende von Portugalli und Limonen von den dunkelumlaubten Zweigen der schlanken, hochstämmigen

Citronen und Orangenbäume, und füllten mit dem süßen Dufte ihrer, an demselben Zweige prangenden, weißen Blüthen die milde Abendluft.

Es ist eine oft gemachte Bemerkung, daß die körperliche Schwäche, in welche uns eine halbüberwundene Krankheit versetzt, den Menschen weicher und empfänglicher macht für alle Eindrücke. Dem Genesenden erscheinen darum die Dinge der Außenwelt in einem anmuthigeren, schöneren Lichte, als er sie sonst in den Tagen ungebrochener Kraft und Gesundheitsfülle zu sehen gewohnt war. Und wie er selbst sich sanfter und milder gestimmt fühlt, so sind ihm auch diejenigen Menschen seiner Umgebung die liebsten, von deren Wesen er sich dieser seiner vorherrschenden Stimmung gemäß berührt und angesprochen fühlt. Man sagt, Krankheit mache die Menschen egoistisch, und sie thut es auch, wiewohl in sehr verschiedenem Maaße, und nach der Grundbedingung des individuellen Charak-

ters und Alters, sowie nach der Natur und Dauer des Leidens selber. Aber immer ist es der tiefe Instinkt der durchaus auf Selbsterhaltung angelegten und gerichteten menschlichen Natur, welcher sich hier wirksam zeigt in der größeren Hinneigung zu demjenigen, was dieser Selbsterhaltung förderlich ist.

So wird es uns denn nicht befremdlich erscheinen, daß Colletta unter dem Einflusse seines leidenden Zustandes, umgeben von tausend Erinnerungen einer anmuthigen Vergangenheit, während seines Stillebens in Sorrento die frühere Neigung seines Herzens ganz unmerklich wieder emporwachsen ließ. Luigia's sanfte Holdseligkeit, ihre hingebende, selbstvergessene Sorgfalt, ihre mädchenhafte Bescheidenheit, das gänzliche Aufgehen ihrer Seele in die eine Aufgabe: alles zu entfernen und aus dem Wege zu räumen, was dem Kranken irgend wie einen unangenehmen Eindruck machen konnte, — alle diese

Eigenſchaften, welche ſich täglich und ſtündlich in hundertfachen Beweiſen zarter Aufmerkſamkeit bethätigten, zogen ihn eben ſo ſehr an, als auf der anderen Seite ein gewiſſer Mangel derſelben ihm bei ſeiner Verlobten empfindlich hervorzutreten ſchien.

Donna Eleonora's erſte Briefe, welche er nach ſeiner Verwundung erhielt, athmeten freilich die innigſte Liebe und die zärtlichſte Beſorgniß für das Leben des Geliebten. Alle andere Intereſſen ihres Geiſtes traten zurück vor dem Gedanken an das bedrohte Daſein des theuren Mannes; und zum erſten Male empfand ſie, daß in ihr das Weib mächtiger ſei als die begeiſterte Patriotin. Als ſie aber von ihrem Freunde, dem Arzte Domenico Cirillo, die Verſicherung erhalten hatte, daß der Kranke außer Gefahr ſei, und ſeine Fieberanfälle bald dem heilſamen Einfluſſe der Landluft und der Ruhe weichen würden, da wendete ſie ſich mit

verdoppeltem Eifer zurück zu der Theilnahme an den Vorgängen der Gegenwart, die unterdessen eine immer drohendere Gestalt angenommen hatten, und eine baldige Entscheidung für das Schicksal Neapels zu verheißen schienen. Ihre Briefe, unter Einflüssen und Eindrücken geschrieben, welche dem kranken Freunde in seiner idyllischen Einsamkeit durchaus fern blieben, berührten ihn unangenehm durch den Mangel an liebevoller Sorge und Theilnahme. Zum ersten Male erschien ihm diese Begeisterung für die Ideen der Freiheit, dieses Verlangen nach baldiger Entscheidung und nach Verwirklichung der Hoffnungen ihrer Partei, diese drängende Besorgniß, ob er auch bald genug hergestellt sein werde, um an der gehofften Entscheidung thatig Theil nehmen zu können — einem kranken und leidenden Geliebten gegenüber, unweiblich und peinigend.

Dazu kam noch ein anderer Umstand. Don-

na Eleonora's hochherzige Seele verſchmähte jeden Ausdruck der leiſeſten, eiferſüchtigen Befürchtung, welche doch in einer Lage wie die ſeinige ſo natürlich, ja faſt ein nothwendiges Zeichen der Liebe zu ſein ſchien. Sie ſprach ſich unbefangen über ſein Zuſammenleben mit Luigia aus, freute ſich deſſelben, weil deren Pflege ſeine Geneſung befördere, und ließ nicht die mindeſte Spur einer Befürchtung für Luigia ſelbſt und deren Herz blicken, das doch durch eine Verkettung von Umſtänden, wie ſie hier vorlag, auf eine ſchwere Probe geſtellt wurde. Hierin fand Colletta eine gewiſſe Härte, welche allerdings großen Charakteren, wie Donna Eleonora, immer in gewiſſem Grade eigen zu ſein pflegt. Aber wenn er ſich hier minder täuſchte, ſo täuſchte er ſich um ſo gewiſſer, wenn er den Mangel an eiferſüchtiger Beſorgniß dem Stolze Eleonorens zuſchrieb, und darin die wahre Tiefe, hingebender Neigung vermißte.

Eleonora war der Eifersucht gegen den Geliebten unfähig, weil sie die Möglichkeit derselben nicht begriff. Ihre Seele kannte kein Mißtrauen, weil dieses ihr die Liebe aufzuheben schien. Dieser Zug ihres Wesens, welcher uns bei einer Tochter des heißblütigen Südens so ungewohnt und befremdlich erscheint, wurde vielleicht durch die vorherrschende Geistigkeit und die spiritualistische Natur ihrer Leidenschaft und Begeisterung erklärt und bedingt. Sei dem wie ihm wolle, es schien ihr Beleidigung des Geliebten selber, einen Augenblick an der Festigkeit seiner Neigung zu zweifeln, die er freiwillig von der Jugendgespielin auf sie, die Widerstrebende, übertragen hatte. Von dem Augenblicke an aber, wo dies geschehen, wo der Widerstand ihrer entsagenden Vernunft weniger durch die eigne als durch des Geliebten Leidenschaft gebrochen war, gab sie sich ganz und voll dem Glücke seines Besitzes hin, unfähig, bei ihm ein Schwanken

und eine Inconsequenz des Empfindens für möglich zu halten, von der sie sich, wie alle, von dem Fanatismus einseitiger Begeisterung erfüllten Charaktere, keine Vorstellung zu machen im Stande war.

In der That waren aber auch die äußeren Ereignisse von der Art, daß sie unter andern Umständen Colletta's ganzes Interesse in Anspruch genommen haben würden.

Das neapolitanische Heer stand schon schlagfertig in den Lagern von San Germano, Gaëta, Sessa und den Abruzzen, als der französische Gesandte am 21. November 1798 endlich zum letzten Male eine Erklärung über diese drohenden Rüstungen verlangte. Man hatte eine ausweichende Antwort gegeben, aber schon am folgenden Tage war das Manifest erschienen, durch welches König Ferdinand erklärte, daß er an der Spitze seines Heeres nach Rom zu ziehen, die Franzosen zu vertreiben, und das Haupt der

Christenheit wieder in seine Staaten einzusetzen gedenke.

Glänzende Siegesnachrichten verbreiteten schon acht Tage später Frohlocken unter den Royalisten in Neapel und Bestürzung unter den Freunden der Freiheit. König Ferdinand war mit der großen Hälfte seines Heeres ohne Schwertschlag in Rom eingezogen und hatte in einem pomphaften Manifeste der Welt verkündet: daß die Neapolitaner unter Führung des tapferen Mack zuerst in Italien den Feinden der Throne und Altäre die Todtenglocke geläutet, und daß das Banner der Könige siegreich vom Gipfel des Kapitols wehe.

Aber Championnet hatte Rom nur verlassen, um seine geringe Truppenzahl desto erfolgreicher gegen den überlegenen Feind verwenden zu können. Als zu Rom noch der losgelassene Pöbel die Freunde der Republik ermordete, ihre Häuser plünderte, die armen Bewohner des Ghetto

zum Vergnügen in die Tiber stürzte, und der gekrönte Lazzaroni sich in der Rolle eines siegreichen Alexander gefiel, hatten die Dinge im Felde bereits eine andere Wendung genommen, und die angreifenden Neapolitaner wurden überall von den Franzosen zurückgeschlagen.

Während die Königin Carolina nun das Glück der neapolitanischen Waffen in glänzenden Festen feierte, langte plötzlich König Ferdinand, kaum vierzehn Tage nach seinem römischen Triumphzuge, als Flüchtling wieder in seinem Schlosse zu Caserta an. Er hatte sich in Albano befunden, als die Nachricht eintraf, daß der Angriff seines Heeres gegen Championnet verunglückt sei. Ohne weiteren Bericht abzuwarten, bestieg er in derselben Stunde einen Wagen, und jagte, nur von einem Höfling begleitet, der neapolitanischen Grenze zu. In seiner Todesangst vor den Jakobinern hat er unterwegs seinen Kammerherrn, Kleidung und

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.

3-598-52808-6
FN. I1380/015

Rolle mit ihm zu wechseln. Der Höfling ging natürlich darauf mit Freuden ein, und König Ferdinand bediente seinen Kammerherrn mit allen Zeichen der tiefsten Unterwürfigkeit so lange, bis der Wagen in den Schloßhof von Caserta rollte.

Noch aber stand ein an Zahl dreifach überlegenes Heer, das sein König in so schimpflicher Flucht verlassen hatte, den Franzosen gegenüber. Noch hoffte man hier, und fürchtete man dort in Neapel, daß dieses Heer wenigstens genügen werde, jeden Versuch eines Einfalls in die Gränzen des Königreichs zurückzuwerfen. Ein Aufruf des Königs hatte die wilden Bewohner der Abruzzen zu den Waffen gerufen. Fra Diavolo und andere Bandenführer hatten sich an die Spitze des Landsturms gestellt, und erschwerten überall das Vordringen der Franzosen. Ganz Neapel harrte in fieberhafter Spannung den entscheidenden Ereignissen entgegen.

Kapitel XIV.

Während dieſer Vorgänge lebte Colletta in der Abgeſchiedenheit ſeines Sorrentiner Aufenthaltes an der Seite Luigia's ein idylliſches Traumleben. Die Nachrichten von dem Glücke der neapolitaniſchen Waffen, von dem ſiegreichen Einzuge des Heeres in die Hauptſtadt der Chriſtenheit, welche Donna Francesca ihrem Neffen freudig verkündete, ſchienen jede Hoffnung auf die Befreiung ſeines Vaterlandes in ungewiſſe Ferne hinauszudrängen. Und — ſo wunderbar es ihm ſelbſt oft vorkam, er empfand darüber anfangs keineswegs diejenige Trauer und Niedergeſchlagenheit, mit welcher ihn noch wenige Wochen zuvor der

Gedanke an einen solchen Ausgang der Dinge erfüllt haben würde. Aber mit jedem Tage seiner langsam fortschreitenden Genesung drängte sich dafür ein anderes Gefühl in den Vorgrund seiner Seele.

Mit freudiger Genugthuung sah er die Rosen auf Luigia's Wangen wieder erblühen. Er konnte es sich selbst nicht mehr verbergen, daß seine Nähe die belebende Sonne war, welche dieselben wieder hervorgerufen hatte. Sein Inneres befand sich in einem wunderbaren Zustande.

Es war nichts Leidenschaft, nicht die Leidenschaft, mit der es ihn zu Donna Eleonora gezogen hatte, welche er bei dem täglichen Anblick des holden Wesens empfand, wenn er mit ihr zusammen auf sicheren Maulthieren die Kastanien- und Oelbaumwälder durchstreifte, welche den Gebirgsrücken um Sorrent bedecken, oder wenn er am Abhange der Punta di Sorrento unter den schattigen Platanen- und Lorbeerbäu-

men im traulichen Geplauder raſtend, ſich an dem Klange ihrer lieblichen Stimme erquickte. Es war nicht die leidenſchaftliche Bewegung, mit welcher er ſelbſt jetzt noch Eleonora's gedachte, wenn ſeine Gedanken über die blaue Fläche des ſpiegelklaren Golfs nach Neapel hinüberſchweiften. Aber es war ein mildes, inniges, tief befriedigtes Gefühl, das er in ihrer Nähe genoß, ein Gefühl ſüßer träumeriſcher Ruhe, ſo friedenvoll, wie das ſtille, rebengrüne Sorrent, auf welches heute wieder einmal die beiden Liebenden von der Höhe der Punta hinabſchauten.

Wenn Du, freundlicher Leſer, jemals an einem ſonnigen Herbſtnachmittage von dieſem entzückenden Punkte aus das Panorama beſchauteſt, welches ſich dort dem Blicke darbietet, ſo wirſt Du geſtehen, daß es Schöneres ſchwerlich geben kann auf der weiten Erde.

Von ſchützenden Felſenwänden ringsum ein-

geschlossen, zieht sich zu Deinen Füßen die schmale Ebene hin, welche den Namen des Piano di Sorrento führt. Ungeheure Mauern, mit eben so riesigen Befestigungsthürmen aus der Sarazenenzeit, umgeben die Stadt, deren Häusergewirre, von zahlreichen Kirchen und Klöstern überragt, sich allmählig in das Gewimmel der Gartenhäuser und Villen verliert, welche aus dem dunklen Grün der Orangen, Lorbeeren und Myrthen, und dem helleren der Feigen- und Oelbäume hervorschimmern.

Ueber die wilde Wüstheit der tiefen, von Wucherpflanzen und Strauchwerk aller Art, von Myrthengebüsch, Cactus und Aloen bedeckten Schlucht, an deren Rande sich in trotziger Gewaltigkeit die Mauern und Thürme der uralten Stadt des Ulysses erheben, schweift das Auge hinweg, und verfolgt mit Entzücken die scharfgeschnittenen Linien der steilen Felsenküste mit ihren zahllosen Busen und Buchten, an die sich mit

süßem Wohllaute das ewig rauschende Meer anschmiegt. Bis an den äußersten Rand der steil abfallenden Felsenwand drängen sich die Gartenhäuser und Villen mit ihren platten Dächern und vorspringenden Loggien, welche die riesige Rebe überschattet und der langblätterige Oleander mit dem Purpurroth seiner vollen Blüthen überglüht. Weiter hinaus, wo der Monte Sant Angelo mit sanfter Wendung plötzlich seinen Arm um die Schönheit dieser paradiesischen Ebene schmiegt, blickt Camaldoli von seiner einsamen Höhe hernieder, leuchtet und glänzt Vico auf seinem grünen Felsenhorste mit der goldenen Kuppel seines Doms, während zur linken der Vesuv mit seiner flammendurchblitzten Rauchsäule auch diese Vedute belebt, und über das Meer hinweg Ischia und Procida und der weiße Häuserstreif des gewaltigen Neapels sich dem Blicke darbieten.

Es war so ruhig und still da oben auf Luigia's Lieblingsplätzchen. Schlanke Lazerten

schlüpften neugierig hervor aus den Myrthenbüschen, und sonnten sich in dem warmen Strahle der milden Herbstsonne, während sie mit den hellen klugen Augen Luigia und Colletta anblickten, die von ihrem Spazierritte nach dem nahen Massa zurückkehrend, hier ausruhten. Luigia schien schwermüthig, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, als plötzlich ihr Begleiter in die Worte ausbrach:

Ach, daß man diesen Frieden so bald wieder verlassen muß!

Und warum müßt Ihr ihn so bald verlassen, theurer Pietro? Noch ist Eure Wunde nicht geheilt, und der Krieg ist ja zu Ende, wie heute Donna Francesca sagte. Oder langweilt Ihr Euch hier in Sorrent, und sehnt Ihr Euch fort — sie wollte hinzufügen: zu Donna Eleonora. Aber sie unterdrückte verstummend den Schluß ihrer Rede.

Ihr thut mir Unrecht, Luigia, entgegnete der

junge Mann mit Lebhaftigkeit. Diese Tage, welche ich mit Euch hier verlebt, gehören zu den schönsten meines Lebens.

Beide versanken einen Augenblick in Schweigen. Dann sagte Luigia: Ich sollte wünschen, Euch bald völlig geheilt zu sehen, aber scheltet mich immerhin, wie Ihr mögt, — ich kann mich auf Eure Genesung nicht freuen, weil —

Und warum mißgönnt mir die gute Luigia ein Glück, das ich doch allein Ihrer liebevollen Pflege verdanke?

Weil dies Glück uns nach Neapel zurückführt, und weil ich dort wieder sein werde was ich Jahre lang war, die arme vergessene, verlassene Luigia!

Sie brach bei diesen Worten in einen Strom von Thränen aus. Colletta, der während seines Zusammenlebens mit Luigia in jener Art von träumerischer Sicherheit hingelebt hatte, in welcher man sich von seinen inneren Empfindungen

ſo wenig wie von den äußeren uns umgebenden Zuſtänden genaue Rechenſchaft zu geben vermag, weil man beide nur wie durch einen verhüllenden Schleier in unbeſtimmten Umriſſen wahrnimmt, — Colletta fühlte ſich von dieſem eben ſo leidenſchaftlichen als unerwarteten Ausbruche auf das Tiefſte erſchüttert. Seine ganze Vergangenheit verſchwand ihm vor dem Eindrucke dieſer Gegenwart. Ein Augenblick hatte ihm die ganze Tiefe von Luigia's Leidenſchaft enthüllt. Er fühlte ſich unfähig, den zwieſpaltigen Zuſtand ſeines Innern länger zu ertragen, unfähig, dem Liebesſchmerze des geliebten Weſens zu widerſtehen. Kaum wiſſend was er that, ergriff er ihre Hand und rief, indem er ſie mit Küſſen bedeckte:

Nein! geliebte Luigia, wir bleiben in Sorrent, noch lange. Der Krieg, oder doch das Schickſal unſeres Vaterlandes iſt entſchieden,

und selbst wenn wir zurückkehren nach Neapel, trennen wir uns darum nimmer.

Sie blickte zu ihm auf mit einem Angesichte, über dessen Thränen das seligste Entzücken eines kaum faßbaren Glückes seinen Verklärungsschein breitete:

Und Du willst mich nicht mehr verlassen?

Er zog sie an seine Brust, und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Lippen. Luigia weinte still in seinen Armen. Uebermaaß der Glücksempfindung machte sie sprachlos. Unten aber sang das Meer seine uraltewigen Liebeslieder. In rosiger Gluth der Abendsonne schwammen die Städte und Inseln zu ihren Füßen. In den Myrthengebüschen klang das leise Gezirp der Heimchen durch die Abendstille, und vernehmlich tönte der Gesang eines heimkehrenden Marinaro zu ihnen hin-

auf, der die schwermüthigen Strophe wiederholte:

muorto me vedi e non me vuo ajutare!

Kapitel XV.

Es waren glückselige Tage, welche die Liebenden jetzt in ihrer Einsamkeit verlebten. Luigia's Herz badete in der Wonne des süßesten Glücksgefühls, wenn sie an der Seite des Geliebten über die Höhen und durch die Schluchten der Gebirge zog nach dem, romantisch in die schmale Felsbucht eingekeilten Städtchen Massa, oder nach den Höhen der Conti delle Fontanelle, wo man mit einem Blicke die beiden Golfe von Salerno und Neapel überschaut; nach S. Agata und dem verfallenen Deserto, und wie alle die reizenden Punkte weiter heißen, welche bei einer Villeggiatur in Sorrent zu Ausflügen einladen.

Nichts verſchönt ſo ſehr als glückliche Liebe, und der Ausdruck derſelben ließ Luigia's holde Geſtalt und die ſanften Züge ihres jugendlichen Antlitzes in ſo ſtrahlender Schönheit erſcheinen, daß Don Pietro ſelber ſich davon überraſcht fand. Oft kam es ihm möglich, ja wünſchenswerth vor, an ihrer Seite hier ewig ſeine Tage hinzubringen, und fern von Neapel und dem unruhigen Treiben der Welt als Landmann zu leben, ſeine Maſſarie zu bauen, und die Träume eines Naturlebens, die er aus den dichteriſchen Ergüſſen Rouſſeau's in ſeine Seele aufgenommen, zu verwirklichen. Jeder Gedanke an die Rückkehr in ſeine früheren Verhältniſſe trat ihm ferner und ferner in ein unbeſtimmtes Dunkel zurück, das er mit klarem Blicke zu durchdringen vermied. Die friedliche Ruhe des Landlebens, die Unbekümmertheit dieſer Menſchen um die Händel der Welt, die Selbſtgenügſamkeit dieſer ländlichen Zuſtände übten auf ihn einen

geheimnißvollen Zauber. Diese Menschen waren glücklich unter der despotischen Herrschaft, welche auf seinem Vaterlande lastete. Sie waren arm, aber sie empfanden die Noth leichter, da die Gunst des milden Himmels sie ihnen tragen half. Von den Ideen der Freiheit und Gleichheit, der Menschenwürde und des freien Bürgerthums hatten sie auch nicht die entfernteste Vorstellung. Wie hätten sie Güter, die ihm und seinen Freunden das Höchste schienen, verlangen, wie für Dinge, die sie nicht kannten, für die sie in ihren Zuständen keinen Maaßstab der Würdigung hatten, noch haben konnten, begehren, wie für dieselben das friedliche Glück uralt gewohnter Lebenszustände in die Schanze schlagen mögen! Je mehr Don Pietro, entfernt von seinen Freunden in der Hauptstadt, mit dem Volke verkehrte, desto tiefer empfand er es, daß seinen und seiner Freunde Gedanken und Bestrebungen bei demselben noch aller Grund und

Boden fehle. Er glaubte hier zum erſten Male über eine ungeheuere Täuſchung klar zu werden, und einzuſehen, wie wenig vorbereitet dies in tiefer Einfalt von ſeinen Prieſtern erzogene und in ſorgloſem Leichtſinne nur auf das Bedürfniß des Augenblicks gerichtete Volk für die Aufnahme von Ideen ſei, von denen man in Neapel glaubte, daß man ſie nur zu verkündigen brauche, um überall die Menſchen dem neuen Evangelium zufallen zu ſehen.

Die Einſicht, daß hier noch eine lange Reihe von Jahren, daß mehrere Menſchenalter nöthig ſeien, um den Samen der neuen Gedanken politiſcher Freiheit den Boden zu bereiten, kam lähmend über ſeine eigne Begeiſterung. Der Gedanke, dies friedliche Glück eines harmloſen Daſeins in einem erfolgloſen Kampfe auf das Spiel ſetzen und nutzlos zerſtören zu ſehen, bemächtigte ſich ſeiner, und vergeblich ſuchte er ſich Don Cirillo's oft gehörte Worte zu wie-

derholen, daß der Mensch zu Allem, selbst zur Freiheit, gezwungen, daß ihm dies Geschenk einer höheren Kultur aufgedrungen werden müsse. „Nur zehn Jahre der Republik und ihrer Segnungen, und sie wird verstanden und festgewurzelt sein in dem Herzen des geringsten Lazaronen!“ hatte Donna Eleonora oft begeistert ausgerufen, wenn man von der Gleichgültigkeit und dem Stumpfsinn der Massen gesprochen hatte.

Donna Eleonora! hier an dieser Erinnerung erlahmten seine Gedanken. Er suchte sich derselben zu entschlagen, aber vergeblich. Er fühlte sich wie in einem rings ihn umfluthenden Chaos unwillkürlich immer und immer wieder auf den einen unverrückbar festen Punkt hingetrieben.

Er wollte ihr schreiben, sich ihr entdecken. Er vermochte es nicht. Kein schriftliches Wort genügte ihm, um den Zustand seiner Seele zu schildern. Er zerriß alle angefangenen Briefe,

und entſchloß ſich, ihr mündlich Alles zu geſtehen. Aber wann?

Zum erſten Male fühlte er ſich von ſeiner gewöhnlichen Entſchloſſenheit und Energie verlaſſen; zum erſten Male empfand er, daß er eigentlich ſeine Hoffnung zur Entwirrung dieſer Verwickelung auf irgend ein unbeſtimmtes Etwas, auf einen glücklichen Zufall ſetze, daß er es vermied, den Dingen ſcharf in's Auge zu ſehen.

Der Egoismus der Geneſungsbedürftigkeit, die vereitelten Hoffnungen ſeiner Freunde, die Enttäuſchungen über die Ausführbarkeit ſeiner Ideale, die hingebende Liebe Luigia's, das Glück, welches er in ihrem Glücke noch mehr als in dem ſeinigen genoß, die Befriedigung, welche er bei dem Gedanken an ein verſöhntes Unrecht empfand, die ſtille Abgeſchiedenheit ſeines Landlebens und die Ruhe des Daſeins nach einer langen Zeit der leidenſchaftlichſten Aufregung, —

alle dieſe Umſtände vereinigten ſich, ihn in dieſem Sichgehenlaſſen im Genuſſe des Augenblicks zu beſtärken, ihn in der Unklarheit über ſein innerſtes Weſen zu erhalten. Verdammen wir ihn nicht zu hart für einen Irrthum, für eine Schwäche, deren unter ähnlichen Umſtänden vielleicht gerade die Edelſten und Beſten unſeres Geſchlechts am erſten verfallen ſein möchten.

Fünftes Buch.

Der Kampf der Lazzaroni.

Kapitel XVI.

Während so die Liebenden in Sorrent glückliche Tage verträumten, zogen über Neapel drohend die Sturmwolken des Unwetters auf, welches ihrem Stillleben ein jähes Ende bereiten sollte.

Die festen Plätze Civitella, Pescara und Gaeta hatten sich ohne Schwertstreich den Franzosen ergeben. Noch aber war Capua in den Händen der Neapolitaner; noch hielten Mack's Truppen alle Posten bis Caserta besetzt. Das französische Heer war viel zu schwach zur Unterwerfung eines Königreichs; selbst eine Stadt wie Neapel wäre für dasselbe schwer einzunehmen und unmöglich zu behaupten gewesen. Die

große Masse der Bevölkerung war für den König, und bei einigem Muthe schien ein glücklicher Ausgang für die Sache desselben auch jetzt noch gesichert. Aber gerade Muth war dasjenige, was weder Ferdinand noch seine Minister und Höflinge besaßen. Man hatte am Hofe keinen andern Gedanken als den der Flucht nach Sizilien. Der Pöbel von Neapel war durch das Gerücht von diesem Vorhaben auf das Aeußerste erregt. Ein Ausbruch seiner Wuth sollte den Ausschlag geben.

Auf der Piazza del Mercato war eine Schaar Lazzaroni versammelt. Ihr Häuptling, Micchele il Pazzo, führte das Wort. Wißt Ihr, Freunde rief er aus, weshalb unsere Soldaten geschlagen sind? Der Oesterreicher und die Jakobiner haben sie verrathen. Unser König soll von ihnen entführt werden, sie wollen ihn nach Sizilien bringen. Ich habe es vom Pater Ignazio gehört. Tod den Jakobinern! Laßt uns zum

Schloſſe ziehen, und dem Könige ſagen, daß wir ihn ſchützen wollen, daß er uns nicht verlaſſen ſoll!

Ein wildes Beifallsgeſchrei war die Antwort, und augenblicklich ſetzte ſich die Maſſe in Bewegung. Unterwegs begegnete ihnen der Kabinetskourier des Königs, Antonio Ferreri. Ferdinand hatte ihn ſo eben entlaſſen, um eine ſchriftliche Botſchaft an Nelſon zu bringen, der ſein Admiralſchiff Tags zuvor außer dem Bereich der Kanonen des Kaſtells im Golfe vor Anker gelegt hatte.

Da iſt einer von den verfluchten Jakobinern, die den König entführen wollen! rief eine Stimme aus dem Haufen, und augenblicklich ſtürzen ſich Hunderte auf den Unglücklichen. Von Meſſerſtichen zerfleiſcht, ſchleppen ſie ihn noch lebend zum Palaſte des Königs, der auf das Gebrüll der Menge ſich derſelben auf dem Balkone des Schloſſes zeigen muß. Vergeblich ſtreckt das

unglückliche Schlachtopfer der wahnsinnigen Volkswuth seine Hände flehend ihm entgegen. Der feige König hat kein rettendes Wort für ihn, und läßt es geschehen, daß die Wüthenden unter seinen Augen den Unschuldigen als Verräther ermorden, um dem Könige ihre Treue zu beweisen. Von diesem Augenblicke an stand sein Entschluß zur Flucht fest.

In den folgenden Nächten landen die Boote des englischen Admiralschiffs am Molo von Neapel. Auf einem unterirdischen Gange, der aus dem Palaste an das Ufer des Meeres führt, leitet Lady Hamilton selbst die heimliche Wegschaffung aller Kronjuwelen, des Schatzes, der öffentlichen Kassen, so wie aller Kostbarkeiten und Kunstwerke der öffentlichen Museen und Sammlungen. Reichthümer, hundert Millionen Franken an Werth, wurden an Bord des Vanguard gebracht.

Als dieser Raub gesichert war, blieb noch

das Schwierigſte übrig: die Flucht des Königs ſelbſt und ſeiner Familie, aus der Mitte eines Volks, das mit Argwohn erfüllt und bereit war, dieſelbe mit Gewalt zu verhindern. An demſelben Tage, an welchem Ferdinand ſein königliches Wort gegeben hatte, daß er ſein Volk nicht verlaſſen wolle, landen Nelſon's Boote bei nächtlicher Weile am Quai von Neapel. Sie ſind mit Bewaffneten gefüllt, bereit, die Flucht zu unterſtützen. Die Schaluppen der engliſchen Flotte ſind mit ihren Karonaden bei dem Vanguard zu gleichem Zwecke verſammelt. Nelſon ſelbſt geleitete in finſterer und ſtürmiſcher Nacht die königliche Familie aus dem Palaſte dem Hafendamme zu, und um zehn Uhr war ſie am Bord des Vanguard geborgen unter dem Schutze der engliſchen Flagge.

Kapitel XVII.

Im Hause Donna Eleonora's war an einem der folgenden Tage eine große Anzahl von Freiheitsfreunden versammelt, um sich über die nächsten Schritte zu berathen. Die Nachricht von der Flucht des Königs und der Minister ward mit Jubel begrüßt. Domenico Cirillo berichtete, daß die Abgesandten der Stadt, des Adels, und der Geistlichkeit, welche sich an Bord des Vanguard begeben hatten, um den König zur Rückkehr zu bewegen, unverrichteter Sache wiedergekommen seien.

Die Götter wollen das Verderben der Tyrannen, darum schlagen sie sie mit Blindheit!

rief Donna Eleonora begeistert aus. Ihre Flucht ist für die Sache der Freiheit soviel werth als ein Heer.

Aber was ist nun zu thun, Freunde? sprach der greise Cirillo. Das Volk ist in Wuth, allein diese Wuth ist gegen uns gerichtet. In seinem Wahnsinn schreibt es sogar die Verbrennung unserer Kriegsflotte durch den nichtswürdigen Engländer auf unsere Rechnung. Die Unsinnigen, setzte er seufzend hinzu, für deren Befreiung wir unser Leben wagen, — sie lieben ihre Tyrannen!

Was zu thun ist? versetzte Donna Eleonora. Das hängt von Championnet ab. Ehe das französische Heer nicht vor Neapels Thoren steht, ist nichts zu thun für uns. Was haben die Erwählten der Stadt beschlossen in ihrer Versammlung?

Die Stimmen waren getheilt. Man sprach davon, den Frieden von Championnet zu erkaufen,

der Prinz Conoſa ſchlug vor, eine ariſtokratiſche Regierung zu errichten. Andere wollten von Spanien einen neuen König für den erledigten Thron; ſelbſt für eine Republik ließen ſich manche Stimmen hören. Alle aber erklärten einſtimmig den Thron durch die Flucht des Tyrannen für erledigt.

Das iſt genug! rief Donna Eleonora mit flammenden Augen. Die Sache der Freiheit wird ſiegen.

Aber das Heer? warf der junge Riario ein.

Das Heer? Es giebt kein Neapolitaniſches Heer mehr, rief Don Gabriel Manthone, der, den linken Arm in der Binde, mit Staub und Schweiß bedeckt, während der letzten Worte eingetreten war. Capua iſt in den Händen der Franzoſen, und Championnet marſchirt auf Neapel. Jetzt gilt es, die Stadt zu retten, nicht gegen die Franzoſen, die unſere Freunde ſind, ſondern gegen die Wuth des Pöbels. Das Volk

hat die Soldaten der Forts und die Bürgergarde entwaffnet. Als ich hierher eilte, rief es Verderben und Tod über die Jakobiner und über die Generäle und Führer des Heeres. Vierzigtausend Lazzaroni sind unter Waffen, und haben sich Anführer gewählt.

Wer sind diese Führer? fragte Donna Eleonora.

Der Capo Lazaro, Micchele il Pazo, und neben ihm der Prinz Moliterno und der wilde Herzog von Roccaromana!

Aber wo ist das Heer? Wo ist Mack?

Zerstreut ohne Schwertstreich, erwiederte Manthone. Der elende Mack hat sich zu den Franzosen geflüchtet, die Soldaten ermordeten ihre Offiziere, indem sie dieselben Verräther schimpften. Ich selbst habe mich mit Noth gerettet, und diese Wunde ist nicht im ehrlichen Kampfe gewonnen, sondern in der Vertheidigung meines

Lebens gegen meuterische Soldaten meines eignen Regiments.

Der stattliche Kriegsmann ließ das Haupt sinken, und eine Thräne des Zorns rollte über seine Wangen.

Vergeßt jetzt die Empfindung des Soldaten, Don Gabriel! tröstete ihn Donna Eleonora, und denkt, daß ihr ein Republikaner seid. Willkommen Don Maria Pagano! rief sie plötzlich gegen einen neuen Ankömmling gewendet. Welche Nachrichten bringt Ihr uns.

Der Senat der Eletti will mit Championnet unterhandeln; Moliterno und Canosa mit zweiundzwanzig Volksmännern bereiten sich, ins französische Lager zu gehen, um einen Vergleich zu schließen und den General abzuhalten vom Einzuge in Neapel. Es ist möglich, daß es ihnen gelingt — und dann sind wir verloren. Die Wuth der Königlichen gegen uns ist gränzenlos.

Wir müssen ihnen zuvorkommen! rief Donna Eleonora. Pagano und Manthone, Ihr müßt hinaus zu Championnet. Versprecht ihm bei einem Angriff auf Neapel den kräftigsten Beistand unserer Partei, vergrößert unsere Hülfsquellen, unsern Einfluß. Sagt, daß er es nur mit dem Pöbel zu thun haben wird, daß dieser wankelmüthig ist und gewonnen werden kann, daß alle Edlen und Guten zu uns stehen, daß mit Unterwerfung der Hauptstadt das ganze Königreich unserer Sache gewonnen ist — das alle Provinzen sich für uns, für die Republik, für die Freiheit erheben werden.

Und glaubt Donna Eleonora das Alles wirklich selbst? unterbrach sie Domenico Cirillo!

Ich glaube es! und wenn ich es nicht glaubte, es bleibt uns keine andere Wahl. Wir müssen siegen oder untergehen! und unser Untergang ist gewiß, wenn Championnet sich zum Frieden bewegen läßt. Ihr schweigt? Ihr

ſchwankt? fuhr ſie fort. O, warum muß Colletta fern ſein in dieſem entſcheidenden Augenblicke! Er allein würde es wagen, die gefahrvolle Botſchaft zu übernehmen, vor der Ihr zurückſchreckt!

Was Don Pietro Colletta kann, vermag auch ich, erwiederte Gabriel Manthone. Ich will zu Championnet gehen. Wer begleitet mich?

Ich, ich, wir alle! rief es von allen Seiten.

Hört mich, Freunde! begann Domenico Cirillo. Laßt mich Don Gabriel begleiten, das Alter die Jugend mäßigen. Seid Ihr's zufrieden?

Ein allgemeines: Ja, war die Antwort.

Aber warum iſt Don Pietro Colletta nicht unter uns, rief der junge Duca Riario. Wo weilt er jetzt in der Stunde der Gefahr?

Nennt den Namen eines Verräthers nicht unter den Freunden der Freiheit, verſetzte finſter

Don Gabriel Manthone. Er wird nimmer zu uns stehen. Auf dem Wege hierher sagte mir ein alter Diener des Hauses San Felina, den ich nach Colletta befragte: er lebe mit seiner Verlobten in Sorrent, und sei ein so treuer Anhänger des Königs wie sein Schwiegervater.

Wahre Deine Zunge, Mann! rief vor Zorn erbleichend Donna Eleonora, und beflecke nicht einen Namen, der zu hoch steht, als daß ihn der Hauch Deines Verdachts berühren könnte. Don Pietro ist krank in Sorrento, und Luigia San Felina, seine Verwandte, ist seine Pflegerin. Ihr Herren, fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, wer ist hier unter Euch, der an einem Manne wie Pietro Colletta zweifelte, weil müssiges Geschwätz eines Dieners gegen ihn spricht?

Verzeiht, Donna Eleonora, versetzte Mario Pagano, ich sah Don Pietro in Sorrento an der Seite Donna Luigia's, und ich muß bekennen —

Redet nicht weiter, Don Mario Pagano, unterbrach ihn hoch erröthend Donna Eleonora. Ich spreche ein Wort, fuhr sie mit erhobener Stimme fort, und Ihr alle verstummt. Don Pietro Colletta ist — mein Verlobter! Ich bürge für seine Treue!

Diese Bürgschaft genügt! rief Domenico Cirillo, wenn es überall noch derselben bedurft hätte. Doch wäre es besser, setzte er hinzu, er miede auch den Schein einer doppelten Untreue, den er durch sein Entfernbleiben von Neapel auf sich zieht. Er ist von seiner Krankheit fast hergestellt und —

Er wird hier sein, noch ehe die Sonne ins Meer sinkt, fiel Donna Eleonora ein, wenn er den Brief erhalten hat, welchen ich gestern an ihn gesendet. Jetzt an das Werk. Hier sind die Verzeichnisse der Mitglieder unsres Bundes, hier die Nachweisungen über unsere Hülfsmittel, hier der Entwurf unserer republikanischen Kon-

ſtitution, Euer Werk, Don Mario Pagano. Zeigt Alles dem franzöſiſchen Obergenerale, ſagt ihm, daß tauſend Herzen der Freiheit entgegenſchlagen. Ich bin nur ein Weib, Ihr ſeid Männer, nun zeigt, daß Ihr es ſeid. Die Morgenröthe der Freiheit dämmert auf, laßt ſie immerhin blutig ſein. Es iſt das letzte Blut, welches Neapolitaner für die Tyrannei vergießen. Die Freiheit iſt allmächtig auch über die Herzen der niedrigſten. Das Volk wird uns zufallen, ſobald es ihre Sprache vernimmt, und es wird ſie vernehmen, ſobald das Banner der Republik von den Zinnen unſerer Zwingburgen weht!

Ihre Augen leuchteten von überirdiſchem Glanze. Hochaufgerichtet ſtand ſie da, wie eine Sibylle in prophetiſcher Entzückung, unter den Männern, welche begeiſtert zu ihrer Schönheit emporblickten, während ſie mit klangreicher Stimme rief:

Schwöret Treue der Freiheit des Vaterlands,

Treue bis zum Tode! Wir leben und ſterben für die Freiheit!

Von der Straße her erſcholl verworrenes Getöſe, und Flintenſchüſſe knallten. Bewaffnete Volkshaufen, von Prieſtern begleitet, zogen vorbei mit dem wilden Rufe: Es ſterben die Jakobiner! Es lebe König Fernando!

Es lebe die Republik! es lebe die Freiheit! rief plötzlich eintretend mit ſtarker Stimme eine hohe Geſtalt in Schiffertracht; und die braune Kapuze zurückwerfend, wiederholte Don Pietro Colletta den Ruf, in welchem alle einſtimmten:

Es lebe die Freiheit! es lebe die Republik!

Donna Eleonora ſchwankte vor innerer Bewegung, als Colletta auf ſie zutrat, und ihr die Hand reichte. Aber plötzlich ſich zuſammenraffend, rief ſie mit freudeſtrahlenden Blicken aus:

Hier iſt die Erfüllung meiner Bürgſchaft! Don Pietro Colletta! was ich Euch ſchwur an

jenem Morgen, der das erste Blut freier Männer für Neapel fließen sah, jetzt ist die Stunde gekommen, es laut zu wiederholen vor diesen Zeugen:

Pietro Colletta, ich bin Euer, wie ich dem Vaterlande gehöre! Dein bis zum letzten Athemzuge meines Lebens! Seht hier das erste Paar, das in der Republik Neapel seinen Bund schließt.

Es lebe Donna Eleonora! Es lebe Don Pietro! erscholl es glückwünschend von allen Seiten, als Eleonora ihren Verlobten in die Arme schloß, der todtenbleich und mit dem Ausdruck wilder Verwirrung in seinen Zügen, kaum wissend was er that, die Umarmung erwiederte. Es brauste ihm vor den Ohren, und seine Sinne schwindelten, wie die eines Menschen, der sich plötzlich in einen jähen Abgrund gerissen sieht.

Niemand bemerkte seinen Zustand, nur Ga-

briel Manthone ſagte leiſe zu dem Arzte Domenico Cirillo: Wehe unſerer Republik, wenn der Bund dieſes Paares ihre Zukunft bedeutet.

Kapitel XVIII.

Nur zehn Millien ſtand das Heer Championnets noch von Neapel entfernt, als die Abgeſandten der Stadt Neapel, von dem Prinzen Moliterno geführt, dem franzöſiſchen Oberbefehlshaber ihre Vorſchläge zu einem friedlichen Vergleiche überbrachten.

Mit allem italieniſchen Pathos ſchilderte der Sprecher den Zuſtand einer Stadt von fünfmalhunderttauſend Einwohnern, in welcher ſechzigtauſend bewaffnete Bürger bereit ſtänden, ihm den Eintritt in dieſelbe ſtreitig zu machen. Täuſcht Euch nicht, General, über Euren leichten Sieg, den Ihr über ein ſchlecht geführtes

und dazu verrathenes Heer erfochten habt. Noch habt Ihr das Volk Neapels nicht kennen gelernt. Es wird für seine Unabhängigkeit, für seinen Glauben einen Kampf der Verzweiflung fechten, und selbst wenn Ihr siegend in Neapel einzögt, würde es Euch unmöglich sein, Euren Sieg zu behaupten. Die Provinzen sind gegen Euch und für uns, und unsere Anzahl ist der Eurigen zehnfach überlegen. Wir bieten Euch im Namen des Senats von Neapel, der nach der Flucht des Königs und seines Statthalters die Regierung übernommen hat, ehrenvollen Frieden, bewilligen Euch an Geld und Lebensmitteln jede Forderung, die unsere Kräfte nicht übersteigt.

Hier unterbrach der französische Feldherr den Redner mit den Worten: Wie, Ihr wagt es, Ihr die Besiegten, dem siegreichen Heere der Republik Bedingungen vorzuschreiben? Geht hin, und meldet denen, die Euch gesandt, daß

ich auf dem Schloſſe von Neapel weiter mit Euch verhandeln werde.

Furchtbar war die Wuth des Volkes, als ſeine nach Neapel zurückgekehrten Geſandten, dieſe Antwort hinterbrachten. Zum Unglück hatte ſich das Gerücht verbreitet, Abgeordnete der Jakobiner von Neapel ſeien im feindlichen Lager geſehen worden, und hätten die Geſandtſchaft des Volkes mit höhnenden Reden verſpottet. Jetzt löſten ſich die letzten Bande der Ordnung in der unglücklichen Stadt. Prieſter und Mönche durchzogen ſchaarenweiſe die Straßen und riefen die Lazzaroni zum Kampfe für Altar und Thron auf. Am wildeſten predigte der Pater Ignazio auf der Piazza del Mercato, dem Hauptſammelplatze der Lazzaroni, am Abende der Zurückkunft der Abgeſandten aus dem feindlichen Lager, Tod und Verderben gegen die Franzoſen und ihre Helfershelfer, die Jakobiner.

Erinnert Euch, meine Brüder, ſo ſchloß der

fanatiſche Mönch ſeine Rede, erinnert Euch, brave Lazzaroni, Du Volk von Neapel, an das Wort Eurer Königin — geſegnet ſei ſie und ihr Haus! an das Wort, welches ſie zu Eurem Capo Lazzaro (da ſteht er, der Pazzo, er kann es bezeugen!) noch jüngſt geſprochen: Nur das Volk iſt noch treu, alle Adligen des Reichs ſind Jakobiner! Erinnert Euch an dieſes Wort der beſten Königin, die jetzt von dieſen gottverfluchten Jakobinern aus unſerer Mitte vertrieben, auf fremden Schiffen bei den Sizilianern Zuflucht ſuchen muß, und zeigt, daß Ihr dieſes Wortes würdig ſeid. Jakobiner haben den Vikar des Königs verjagt! Jakobiner ſind es, die als Eletti der Stadt Befehle erlaſſen, ohne den Namen des Königs, des Geſalbten. Auch Eure Führer ſind Jakobiner, denn ſie ſind Principi, und haben mit den Franzoſen gemeinſame Sache gemacht. Setzt ſie ab, und wählt Euch an ihrer Stelle Männer aus Eurer Mitte, Männer wie

Micchele il Pazzo und Paggio, die nicht in Karoſſen fahren und ſtolz zu Pferde ſitzen, aber gläubige Chriſten ſind, und San Gennaro verehren wie Ihr. Iſt der eine auch nur ein Weinſchenk, und der andere ein Mehlhändler, ſo denkt daran, daß Thomas Aniello ein armer Fiſcher war, und doch hier auf dieſem Platze einſt Gericht hielt über die Feinde des Volks. Bewaffnet Euch, ſoviel Ihr noch keine Waffen habt, und vertilgt die Jakobiner, die unſere Stadt verpeſten, damit ihr ohne Furcht vor Feinden im Rücken, den Königsmördern da draußen entgegenziehen könnt. Der Gekreuzigte wird mit Euch ſein und ſie in Eure Hand geben!

Dieſe und ähnliche Reden verfehlten ihre Wirkung nicht. Das Volk ſetzte ſeine Generale, die Fürſten Moliterno und Roccaromana ab, und erwählte den Pazzo und den Paggio zu ſeinen Anführern. In der Nacht wurden alle

Galgen zerstört, und viele Häuser der Reichen und Vornehmen geplündert. Am Morgen zogen Schaaren bewaffneter Lazzaroni den Franzosen entgegen. Andere Haufen holten Kanonen und Munition von den Kastellen und Arsenalen, und befestigten die Thore. Noch andere durchzogen mordend und plündernd die Stadt, von Priestern und Mönchen geführt, welche unaufhörlich zu dem heiligen Werke der Vernichtung aller Feinde des Throns und Altars anfeuerten.

Es war am 15. Januar 1799, dem Anfange einer Reihe von Tagen, welche mit blutigen Schriftzügen in die Geschichte Neapels eingegraben werden sollten, als die Republikaner sich im Hause Mario Pagano's versammelten. Die letzten Spuren einer bürgerlichen Ordnung in der Stadt waren verschwunden. Der Senat der Eletti hatte sich aufgelöst. Es gab keine Regierung Neapels mehr, als diejenige, welche die Häupter eines entfesselten Pöbelhaufens übten.

Wer etwas zu verlieren hatte, schloß sich unter Angst und Beben in sein Haus, und erwartete hier im Todesschrecken das Aeußerste. An vielen Orten loderten Feuersbrünste auf, von Häusern der Jakobiner, welche der Pöbel angezündet. Das Schwert des Damokles hing über den Häuptern aller, welche bei den Priestern und Mönchen als Franzosenfreunde und Jakobiner galten.

Man berieth sich so eben in Pagano's Hause, über die Möglichkeit, sich im Besitz der Kastelle zu setzen, wie man Championnet versprochen hatte, um mit Hülfe ihrer Kanonen zu versuchen, ob man des Pöbels Meister werden könne, als Gabriel Manthone mit Colletta eintrat. Das Entsetzen, welches sich auf ihren verstörten Angesichtern zeigte, verrieth, daß sie Zeugen irgend eines furchtbaren Schauspiels gewesen waren. Beide waren als Lazzaroni verkleidet.

Was habt Ihr, was giebt es! redete Pa-

gano ſie an. Wo ſind Filomarino und ſein Oheim, der Herzog della Torre, die Ihr mitbringen ſolltet.

Todt! verſetzte Colletta mit tonloſer Stimme, während er in ſich ſelbſt zuſammenſchauderte.

Alle fuhren auf von ihren Sitzen.

Wir waren bei dem Duca, um ihn abzuholen, als ein Diener des Hauſes, den er Tags zuvor wegen Diebſtahls entlaſſen, einen Haufen Lazaroni in den Palaſt führte. Die Elenden plünderten und zerſtörten alle reiche Sammlungen, mit denen della Torre's Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft ſein Haus geſchmückt. Dann warfen ſie Feuer in den Palaſt und ergriffen unſere Freunde, welche vergebens die Wüthenden zu beſchwichtigen verſuchten. Unter dem Geſchrei: Zum Tode die Jakobiner, die Ketzer und Franzoſenfreunde! ſchleppte man ſie nach der Strada nuova der Marina — und dort — vor unſern Augen — o Gott!

Die Stimme versagte ihm, er konnte nicht weiter sprechen. Gabriel Manthone fuhr fort:

Die Lazzaroni hatten einen Scheiterhaufen gethürmt aus zerbrochenem Geräth der in der Nähe geplünderten Paläste. Auf diesen banden sie unsere unglücklichen Freunde, und verbrannten sie lebendig! Wir selbst verdanken das Leben nur dem Capo Lazzaro, Colletta's Milchbruder, der uns den Händen der Lazzaroni entriß, und für uns als für gute Christen und Königsfreunde sich bei dem Haufen verbürgte.

Entsetzlich! Grausenhaft! erscholl es im Kreise der schaudernden Hörer.

Und dies Schicksal wird auch das unsrige sein, rief Pietro Colletta, wenn wir nicht Alles daran setzen, die Kastelle in unsre Gewalt zu bekommen, um Championnets Angriff zu unterstützen. Dieser entfesselte Pöbel spottet selbst der leitenden Hand derjenigen, welche ihm die Zügel abgestreift haben.

Er entwickelte hierauf der Verſammlung ſeinen Plan, ſich des Kaſtells von Sant Elmo zu bemächtigen, in welchem ſein Vetter Riccolo Caracciolo, ein heimlicher Anhänger der republikaniſchen Verſchwörung, den Oberbefehl über die Lazzaroni führte, welche daſſelbe nach Entwaffnung der wenigen Truppen ſeit einigen Tagen beſetzt hielten. Die Verſammlung trennte ſich, nachdem beſtimmt worden war, daß Colletta mit einer Schaar von einigen zwanzig Republikanern am folgenden Tage den Verſuch auf das Kaſtell wagen ſollte.

Kapitel XIX.

Unterdessen bemächtigte sich die Furcht vor den Ausschweifungen des Pöbels selbst derjenigen, welche die Anstifter derselben gewesen waren. Man besorgte nicht mit Unrecht, daß die allgemeine Unordnung den Franzosen ihren Angriff auf Neapel erleichtere, und daß alle, welche etwas zu verlieren hätten, gemeinsame Sache mit den Republikanern machen würden, um dem sicheren Untergange durch die Wuth des rasenden Pöbels zu entgehen. Die Nachricht von der grausamen Ermordung des unglücklichen Herzogs della Torre und seines Bruders hatte überall Schrecken und Bestürzung hervorgebracht.

Die Geistlichkeit selbst, welche das Feuer des Wahnsinns aufgestachelt hatte, beschloß, zu versuchen, demselben Einhalt zu thun.

Am Abende des gedachten Tages bewegte sich eine zahlreiche Prozession aller Geistlichen Neapels, den Kardinal-Erzbischof an ihrer Spitze, die lange Straße Toledo hinab. Voran, unter einem reichen Baldachin, die Statue San Gennaro's, des Schutzheiligen von Neapel, nebst den Gefäßen, in welchen sein heiliges Blut verwahrt wird. Unter feierlichen Gesängen durchzog die Prozession die volkreichsten Straßen nnd Plätze, und überall schlossen sich die Lazzaroni, vom Rauben und Plündern ablassend, dem Zuge an. Auf dem Largo di Castello war ein Altar errichtet, an welchem der Erzbischof Messe las, und das Volk zur Ruhe ermahnte.

Plötzlich öffnete sich eine Gasse durch den dichten, ihn umgebenden Volkshaufen. Eine hohe Männergestalt, in schmutzigem Büßergewande,

mit nackten Füßen und unbedecktem Haupte näherte sich dem Heiligthume, und erbat sich vom Erzbischofe die Erlaubniß, zum Volke reden zu dürfen. Es war der Fürst Moliterno, früher Obrist im königlichen Heere, dann von dem Volke zum Oberanführer gewählt, und erst Tags zuvor durch die Wuth des Pöbels wieder dieses Amtes entsetzt. Als er vom Erzbischofe die Erlaubniß zu reden erlangt hatte, bestieg er die Stufen des Altars und rief mit starker Stimme:

Volk von Neapel, meine Brüder! hört die Stimme eines Mannes, der sein Leben in Eure Hand giebt. Ich, der Fürst Moliterno, Euer erwählter Obergeneral, stehe vor Euch in diesem Gewande der Trauer über das gemeinsame Elend des Vaterlandes. Schon morgen werden die Franzosen vor unsern Thoren stehen, und das Volk von Neapel, statt sich zum Kampfe gegen sie zu rüsten, kehrt seine Waffen gegen die eigene Brust.

Wer ein Freund des Königs iſt, und unſerer allerheiligſten Religion, der erhebe ſeine Hand mit mir, und ſchwöre bei dem Blute des heiligen Gennaro, das auf dieſem Altare vor Euch ſteht, keine Waffe mehr zu erheben, keinen Streich mehr zu führen, bis zum morgenden Tage, wo ich mit Euch ausziehen will gegen die Feinde des Throns und Altars, um ſie zu vernichten, oder im Kampfe zu ſterben!

Er ſchwieg, und tauſend Stimmen riefen ihm nach: Wir ſchwören! Das Volk verlief ſich, um ſich zur Ruhe zu begeben und für die Blutarbeit des nächſten Tages zu ſtärken, und Neapel war für dieſe Nacht gerettet.

Am folgenden Tage zogen große Schaaren bewaffneter Lazaroni den Franzoſen entgegen, welche langſam auf der Straße von Capua her gegen die Hauptſtadt anrückten. Ein franzöſiſcher Poſten bei Ponterotto ward angegriffen und überwältigt. Erſt als ſie jenſeits des Flüßchens

Lagni auf größere Heerabtheilungen stießen, wichen sie kämpfend gegen die Stadt zurück. Die französische Hauptmacht unter Championnet vereinigte sich zwischen Aversa und Sarno mit Broussier's Halbbrigade, welche von Benevent aus nicht ohne Verlust durch die Kaudinischen Pässe, berüchtigten Andenkens, gedrungen war. Championnet zählte jetzt zweiundzwanzigtausend Streiter unter seinen Fahnen und beschloß, den Angriff auf Neapel zu versuchen. Jedoch mit Vorsicht; denn die Verwegenheit der Lazzaroni, welche es gewagt hatten, geordnete Truppen im freien Felde anzugreifen, machte ihn bedenklich, und er verhehlte es sich nicht, daß er einen schlimmen Stand haben werde gegen eine Stadt, die eine halbe Million Einwohner, und unter ihnen eine, seinem Heere dreifach überlegene Anzahl streitbarer Männer zählte.

Er theilte sein Heer in vier Angriffskolonnen. Die eine, unter General Dufresse, sollte

gegen Capodimonte anrücken; die zweite, unter Duhesme, das Capuanische Thor angreifen; die dritte, unter General Kellermann, die Bastion von del Carmine zu nehmen versuchen, während die vierte unter Broussier in Reserve blieb, um die verschiedenen Angriffe nach Erforderniß und Gelegenheit zu unterstützen. Neapel war damals so wenig wie jetzt, durch Ringmauern und Bastionen, oder durch verschließbare Thore befestigt. Aber eine unermeßliche Volksmenge, fanatisirt von ihren Priestern, und mit tödtlichem Hasse gegen die Franzosen erfüllt, konnte, unterstützt von der engen Bauart seiner Gassen und ihres Häusergewirrs, in einem Verzweiflungskampfe selbst gegen einen stärkeren Feind alle solche Befestigungsmittel ersetzen. Um so mehr zählte Championnet, der sich dies alles nicht verhehlte, auf die Thätigkeit und den Beistand der Republikaner von Neapel.

So brach der Morgen des 20. Januar an,

welcher den tapferſten Kriegern der Welt zeigen ſollte, daß der Ruf der ſprüchwörtlichen neapolitaniſchen Feigheit ein trügeriſcher ſei, und daß in dem verwilderten Volke eine Kraft ſchlummere, die nur der richtigen Leitung und Ausbildung bedurfte, um jenes Vorurtheil zu Schanden zu machen.

An dieſem Morgen bot das ſonſt ſo heitere, lebensfrohe Neapel einen Anblick dar, der mit der gewöhnlichen Phyſiognomie dieſer Stadt der modernen Phäaken einen ſchneidenden Kontraſt bildete. Alle Straßen und Plätze wimmelten von bewaffneten Schaaren des niederen Volks, zu denen ſich zahlreiche Haufen der herbeigeſtrömten Landleute aus den nahen Gebirgen geſellt hatten. Mönche und Prieſter, Cruzifire und Reliquien in den Händen, feuerten die Haufen zum Widerſtande an gegen die königsmörderiſchen Gotteslängner. Der Ruf: Viva il rè Ferdinando! viva San Gennaro! erfüllte tauſend-

ſtimmig die Luft, und miſchte ſich mit dem weithin ſchallenden Geſange geiſtlicher Prozeſſionen, welche, von einer Kirche zur andern ziehend, die Madonna und die Heiligen um Beiſtand anriefen. Der reinſte Himmel blickte hernieder in ſonnengoldner Pracht über die Stadt, in welcher hunderttauſende ſich zu Mord und Blutvergießen rüſteten; und das Meer, von friſchen Morgenlüften ſanft gekräuſelt, rauſchte unbekümmert um all die nahende Schreckniß, ſeinen ewigen Wogengeſang an die lachenden Ufer, deren Sand bald roth gefärbt werden ſollte von den Blutſtrömen der Erſchlagenen.

Langſam und vorſichtig näherte ſich die Avantgarde des franzöſiſchen Heeres, unter General Duhesme, dem Capuaniſchen Thore. General Mounier, welcher den Vortrab dieſer Angriffskolonne führte, wirft die ihm entgegenziehenden Lazaronihaufen zurück, nimmt ihre Kanonen und dringt fechtend durch das Capuaniſche Thor bis

zum Capuaniſchen Platze, wo er ſeine Truppen in Schlachtordnung aufſtellt. Wie mit einem Zauberſchlage ſcheinen die Vertheidiger verſchwunden, und ſchon ſchicken ſich die Franzoſen an, mit lautem Vive la republique! weiter vorzudringen: als plötzlich von den rings ſie umgebenden Häuſern, welche man Tags zuvor mit Schießſcharten verſehen hatte, ein mörderiſches Gewehrfeuer tauſende von Kugeln auf die eng zuſammengeſchaarten Feinde niederſendet. In einem Augenblicke ſtürzen hunderte todt oder verwundet, unter ihnen der General Mounier und ein großer Theil ſeiner Offiziere. Das Feuer der Franzoſen bleibt wirkungslos gegen den unſichtbaren Feind. Sie verſuchen einige der Häuſer zu ſtürmen. Aber der Kugelhagel bringt Verwirrung in ihre Reihen, ſie beginnen den Rückzug unter dem Hohngeſchrei der Lazzaroni, welche aus den Häuſern und Seitengaſſen hervorſtürzend, ſie verfolgen, und den wiederge-

wonnenen Platz aufs Neue mit Kanonen besetzen.

Nur kurze Zeit währte dieser Triumph. Während die Kolonne Kellermann's über die Brücke della Maddalena, zum rechten Ufer des Flüßchens Sebeto vordringt, und Dufresse mit der seinigen sich Capodimonte's bemächtigt, beschließt Duhesme, voll Zorn über die erlittene Niederlage und den Rückzug der Besieger Europa's vor halbnackten Lazzaroni's, eine Erneuerung des Angriffs gegen das Capuanische Thor. Unter dem Gesange der Marseillaise dringen seine Schaaren aufs Neue vor. Eine Batterie von zwölf Kanonen wird am Thore erobert, und gegen die Häuser des Platzes gerichtet, welche der französische General zugleich in Brand zu stecken befiehlt. So, unter dem Schutze der überall in die Nacht hineinlodernden Flammen dringt er langsam vor, und die Lazzaroni, ge-

ſchreckt von der ausbrechenden Feuerbrunſt, ziehen ſich zurück in die inneren Theile der Stadt.

Am folgenden Tage ſtellte Championnet ſein ganzes Heer auf allen die Stadt umgebenden Hügeln in Schlachtordnung auf. Der Tags zuvor erlittene Verluſt an Todten und Verwundeten, und der Gedanke, daß ein fortgeſetzter Kampf den Untergang der ſchönſten Stadt der Welt herbeiführen könne, ließen ihn wünſchen, durch die bloße Entfaltung ſeiner Streitmacht den Lazzaroni's Schrecken einzuflößen und ſeine Aufforderung zur Uebergabe zu unterſtützen. Vergebens! Sein Abgeſandter ward von den Vorpoſten der Lazzaroni zurückgewieſen und verhöhnt, und kehrte, ohne die Führer derſelben geſprochen zu haben, fliehend zu dem franzöſiſchen Lager zurück. Einem andern gelang es, verkleidet in die Stadt zu dringen. Aber die Kunde, welche er an Championnet zurückbrachte, lautete troſtlos. Er hatte weder Befehlshaber noch Magiſtrate

gefunden, bei denen er seine Botschaft hätte anbringen können. Der Senat der Eletti hatte sich aufgelöst, Roccaromana und Moliterno waren entflohen, da sie aufs Neue ihr Leben von dem Volke, das sie für Verräther hielt, bedroht sahen. In der Stadt war nichts zu sehen als Priester und Pöbel. Plünderung und Mord der Jakobiner hatten aufs Neue begonnen, und was nicht Pfaff oder Lazzarone war, sah sich überall mit dem Tode bedroht.

Neapel, nur von entfesselten Sklaven beherrscht, glich einem Meere im wildesten Sturmaufruhr, und noch immer waren die Kastelle in den Händen der Lazzaronen. Championnet, ohne Nachricht von den Republikanern, begnügte sich an diesem und dem folgenden Tage die in der Stadt gewonnenen Positionen zu sichern. Duhesme hatte seine Kolonne bis zum Largo della Pigne, am Palaste des jetzigen Museo Borbonico, vorgeschoben, und versuchte

vergebens, von dort aus den Toledo zu gewinnen. Der Palast Solimena von den Lazaroni's besetzt und zur Festung eingerichtet, ward erstürmt und verbrannt.

Kapitel XX.

Die Republikaner hatten unterdessen in einer der vorhergehenden Nächte vergebens versucht, das Kastell von Sant Elmo durch einen Ueberfall in ihre Gewalt zu bekommen. Die Schwierigkeit gemeinsamen Handelns, umgeben von tausendfachen Todesgefahren, hatten Verwirrung herbeigeführt. Ein Theil der Angreifer hatte den rechten Zeitpunkt versäumt, die Losungsworte waren verwechselt worden, und Colletta und Manthone mit ihren Freunden hatten sich mit Mühe durch die Flucht gerettet. Dennoch beschlossen sie, was der Gewalt bei Nacht mißglückt war, am Tage durch List zu versuchen.

Der Kommandant von Sant Elmo, Riccolo Caracciolo, war, wie ſchon erwähnt, Mitglied der republikaniſchen Verſchwörung, obſchon er für einen eifrigen Royaliſten galt. Hundert und dreißig Lazzaroni hielten das Fort beſetzt, und ihr Anführer, Luigi Brandi, ein Vetter des Capo Lazzaro Micchele il Pazzo, war der eigentliche Kommandant des wichtigen Platzes, von deſſen Beſitze das Schickſal Neapels abhing. Brandi hatte am Morgen nach jenem Angriffe einen Boten an den Pazzo abgeſchickt, um Verſtärkung zu erbitten. Dieſen Umſtand benutzte Caracciolo. Der Bote ward von den Republikanern aufgefangen, und geſtand, mit dem Tode bedroht, den Zweck ſeiner Sendung.

Es war Nachmittags den 22. Januar, als ſich ein Haufe von etwa dreißig Republikanern, als Lazzaroni gekleidet, und ohne Waffen, den Thoren des Kaſtells näherte. Pietro Colletta, der an ihrer Spitze ſtand, verlangte den Einlaß.

Nach einigem Zögern ward er gewährt. Caracciolo empfing die Ankömmlinge in Gegenwart Brandi's.

Wer sendet Euch?

Micchele il Pazzo, auf Euer Verlangen, als Verstärkung.

Warum kommt Ihr unbewaffnet?

Wir haben unsere Waffen dort unten gelassen für diejenigen, welche keine hatten. Alles rüstet sich zum letzten Kampfe gegen die Franzosen, Priester und Mönche, Adel und Magistrate, Weiber und Kinder. Micchele il Pazzo, der General des Volks von Neapel sagte uns, wir würden hier Waffen genug finden.

Die arglosen Lazzaroni erhoben ein Jubelgeschrei. Die neuen Ankömmlinge wurden schnell mit Waffen versehen, und Caracciolo ordnete sofort an, daß eine starke Abtheilung unter Brandi's Anführung ausrücken und in der Nähe des Kastells patrouilliren solle, um etwanige

Angriffe der Jakobiner zu beobachten. Als sie ausgezogen waren, ließ er die Posten auf den Mauern verdoppeln, und stellte dabei jedem der Lazzaroni einen Republikaner zur Seite. Hierauf sandte er einen Boten an Brandi, und berief ihn allein zurück von der ausgesandten Schaar, weil er mit ihm wichtige Dinge zu besprechen habe. Kaum aber war er erschienen, als er sich von Colletta und Manthone ergriffen, gefesselt und in einen tiefen Kerker geworfen sah. So war die Besatzung der Lazzaroni ihres Hauptes beraubt, und jetzt genügte ein Augenblick, das Werk zu vollenden.

Caracciolo feuerte ein Pistol ab aus dem Fenster seines Gemachs. Auf dieses verabredete Zeichen setzte jeder der angekommenen Republikaner seinem Nachbar auf dem Posten der Bastionen das Bayonnet auf die Brust, und entwaffnete ihn. Die übrigen, sorglos im Kastell umherschlendernden Lazzaroni, wurden glei-

cherweise überfallen und entwaffnet, und in zehn Minuten war die Festung ohne einen vergossenen Blutstropfen in den Händen der kühnen Republikaner. Die Lazzaroni wurden theils aus den Thoren gejagt, theils eingekerkert. Andere Republikaner, welche sich in der Nähe bereit gehalten hatten, eilten herbei und verstärkten die kleine Schaar. Die entflohenen oder verjagten Lazzaroni fanden mit ihrer Meldung in der Stadt keinen Glauben, zumal da die Republikaner fort und fort noch das königliche Banner auf dem Felsen von Sant Elmo wehen ließen, um das Volk zu täuschen, und den Eindruck ihrer gelungenen That auf den günstigen Augenblick zu versparen.

In der Nacht, welche diesem Tage folgte, gaben einige Raketen, die man von den Zinnen Sant Elmo's aufsteigen ließ, dem französischen Obergenerale das Zeichen, daß der Anschlag der Republikaner gelungen und das Kastell bereit

ſei, ſeinen Angriff auf Neapel zu unterſtützen. Sofort traf Championnet noch in derſelben Nacht die nöthigen Anordnungen zu einem allgemeinen Sturme für den folgenden Tag.

Colletta und ſeine Freunde verlebten dieſe Nacht in furchtbarer Aufregung. Die wilde Tapferkeit der Lazzaroni, welche drei Tage lang einem ſieggewohnten wohlgeführten Heere jeden Fußbreit Erde ſtreitig gemacht hatte, erfüllte Colletta's Herz mit Trauer, wenn er bedachte, daß er am nächſten Morgen die Kanonen des Forts gegen ſeine eigenen Landsleute richten, daß andere Republikaner, als Lazzaroni verkleidet, die verrathenen dem ſichern Untergange entgegenführen ſollten. Er konnte ſich eines Schauders bei dieſem Gedanken nicht erwehren. Es ſchien ihm, als könne ein Unternehmen nicht glücklich enden, das mit ſo blutigem Wechſelmorde der Bürger begann. Eine düſtere Ahnung der kommenden Schreckniſſe eines Bürgerkrieges

durchzuckte ſeine Seele, als er von der Höhe der Ringmauer des Kaſtells, wo er die ausgeſtellten Wachen muſterte, nieder blickte auf die Stadt. Auf den Höhen von Capodimonte und auf den Plätzen des nördlichen Stadttheils loderten zahlreiche Wachtfeuer durch die Nacht, während an einzelnen Stellen die Gluth einzelner Feuersbrünſte, von Paläſten und Häuſern, welche die Lazzaroni angezündet, zum Himmel emporleuchtete. Der Mond warf ſein ruhiges Licht über die verderbenſchwangere Stadt, und ſeine goldene Strahlenbrücke blitzte hell auf dem ruhigen Meeresſpiegel. Dort lag Sorrent, wo er noch vor wenigen Tagen in ſeliger Paradieſesruhe an Luigia's Seite geweilt. Dort zitterte ſie ſelber für den fernen Geliebten, ohne zu ahnen, was ſeitdem geſchehen!

Ein Schauder erfaßte ihn, als er die Ereigniſſe der letzten Tage im Geiſte überflog, und ſich den Augenblick zurückrief, in welchem Donna

Eleonora in jener Verſammlung die Verwirrung ſeines Geſchicks durch ihre leidenſchaftliche Erklärung zu einer unauflöslichen gemacht hatte. Er verſank in dumpfes Hinbrüten, und der einzige Gedanke, der ihm vor der Seele blieb, war der Wunſch, im morgenden Kampfe zu fallen, um durch ſeinen Tod eine Verwicklung zu löſen, aus welcher weder ſein Herz noch ſein Verſtand einen Ausweg erblickte.

Eine Hand berührte ſeine Schulter, und weckte ihn aus ſeiner dumpfen Träumerei. Sein Freund Gabriel Manthone ſtand vor ihm. Mit der Hand gegen Oſten deutend, ſprach er:

Der Morgen graut, Don Pietro. Unſer Bote iſt glücklich zurück von Championnet. Wir müſſen uns bereit halten. Die Franzoſen werden mit dem erſten Morgendämmern ihren Angriff beginnen. Horch! das Zeichen!

Der Donner eines Kanonenſchuſſes von Capodimonte her, dem in kurzen Pauſen zwei

andere folgten, verkündete, daß sich die Franzosen auf allen Punkten in Bewegung setzten, um den letzten Entscheidungsschlag zu führen.

Colletta, begann sein Freund, wir haben unsere Berathung bei Caracciolo beendet.

Und was ist beschlossen?

Wir müssen uns mit dem Capo Lazzaro in Verbindung setzen, wir müssen ihn im Laufe des Tages zu gewinnen suchen, daß er uns dem Morden Einhalt thun hilft. Ihr seid sein Milchbruder, Euch haben die Freunde erwählt, diesen Auftrag zu vollziehen. Keiner von uns allen spricht wie Ihr die Sprache des niedern Volkes, keiner hat solchen Einfluß über den Pazzo. Wollt Ihr es unternehmen? die Gefahr ist groß, setzte der junge Mann mit einem Anfluge von Scherz hinzu, denn Euch, wie allen unsern Freunden, die sich unter dem Volke befinden, droht dreifache Todesgefahr: von den Franzosen, von der Wuth des Volkes, und von unsern

Kartätschen, mit denen meine Kanonen heute zu den Rothmützen sprechen sollen, wenn Eure Vernunftgründe nichts bei ihnen verstanden. Bei Gott, ich wollte, fuhr er in ernsterem Tone fort, ich könnte für Euch hinabgehen, und Euch hier oben lassen. Ihr würdet die Kanonen von Sant Elmo eben so gut und besser als ich bedienen. Aber ich würde mit meinem Sizilianischen Dialekte schlecht ankommen bei den argwöhnischen Lazzaroni's.

Spart Eure Worte, Don Gabriel, unterbrach ihn Colletta. Ich bin bereit. Nur Eins versprecht mir?

Und das wäre?

Vergrößert das Morden nicht ohne die höchste Noth, und spart Eure Kartätschen bis zum Augenblicke der Entscheidung. Mein Herz blutet bei dem Anblick dieses Elends, und daß wir gezwungen sind, gegen unsre tapfern Landsleute für Fremde zu fechten.

Colletta, Du läſterſt! rief Manthone. Fechten wir denn für Fremde? Die Hand ſollte mir verdorren, ehe ich das thäte! Colletta, beſinne Dich, was iſt Dir? wir fechten ja für —

Für die Freiheit! fiel Colletta ein, ich weiß es. Aber es iſt entſetzlich, daß ſo viel Blut unſeres Volkes durch uns vergoſſen werden muß. Wie ſollen wir die brudermörderiſchen Hände emporheben zu der reinen Göttin! O mein Freund, mein Bruder — habe Erbarmen mit mir! Ich bin ſehr elend! ich erkenne mich ſelbſt nicht mehr. Ich ſehe überall nur Verwirrung der heiligſten Pflichten, Verrath als Mittel zur Freiheit, Lüge im Dienſte der Wahrheit.

Manthone ſchloß den Freund in ſeine Arme. Er verſtand die Verzweiflung, die ſein Inneres zerriß, und ehrte ihren augenblicklichen Ausbruch, durch ſchweigende Theilnahme. Ferner Geſang, von den Tönen kriegeriſcher Muſik begleitet, ſcholl durch die friſche Morgenluft zu ihnen

herüber. Es waren die Töne von Rouget de l'Isle's gewaltigem Schlachtliede, mit deſſen Klange die Kinder des Vaterlandes damals die Herzen aller Feinde der Freiheit auf zahlloſen Schlachtfeldern erſchütterten. Sein Zauber übte auch über die Herzen der beiden jungen Männer die oft bewährte Macht.

Le jour de gloire est arrivé! Der Tag des Ruhms iſt auch für uns gekommen, rief Gabriel Manthone. Und mit kräftigem Arme das königliche Banner aus ſeiner Einfaſſung reißend, ſchleuderte er es von der Baſtion, auf der es über ihren Häuptern wehte, den Felſen hinunter.

So fahre hin, Du letztes Zeichen unſerer Knechtſchaft! rief er aus, während der erſte Strahl der Sonne am Horizonte emporzuckte. Die Sonne dieſes Tages ſoll das Banner des Tyrannen nicht mehr beſcheinen. Wenn je der Tag kommt, wo es wieder hier von Sant El-

mo's Zinnen flattert, dann magſt Du Gabriel Manthone's Gebeine dort unten ſuchen, wo ich die Lilien des blutigen Bourbon gebettet habe!

Näher und deutlicher dröhnten die Klänge der kriegeriſchen Muſik. Einzelne Schüſſe der Vorpoſten fielen, denen bald krachende Gewehrſalven und Rottenfeuer an den Thoren, in den Straßen und auf den Plätzen folgten. Die Sonne ging hell und ſtrahlend auf an dem lachenden Frühlingshimmel Neapels, und beleuchtete das grauſenvolle Schauſpiel eines Kampfes, wie ihn die Geſchichte nur ſelten gezeigt hat.

Kapitel XXI.

Die französischen Befehlshaber leiteten den Angriff von vier Seiten mit allen Mitteln überlegener Kriegskunst. General Rusca nahm die Bastion von del Carmine im Sturm, Kellermann eroberte das Kastell nuovo, und General Dufresne rückte von Capodimonte her mit seiner Kolonne gegen die niedern Stadttheile vor, während Championnet vom Largo delle Pigne aus den Toledo zu gewinnen suchte. Das Kartätschenfeuer der Franzosen wüthete furchtbar unter den engzusammengeschaarten Lazzaroni's, welche dennoch ihren Gegnern jeden Fußbreit Terrain mit unerhörter Tapferkeit streitig machten. Fast

alle Führer vom Adel hatten das Volk verlaſſen. Nur der Capo Lazzaro, Micchele il Pazzo und ſein Vetter Paglio hielten ſtandhaft bei ihm aus, und feuerten es durch Wort und Beiſpiel mitten im wildeſten Kugelregen zum verzweifelten Widerſtande an. Das Blut floß in Strömen die engen Gaſſen hinab, welche vom Toledo zum Hafen hinunter führen. Bereits deckten tauſend Franzoſen, und mehr denn dreitauſend Neapolitaner, als Leichen die Straßen der Stadt, und noch war keine Ausſicht zur Entſcheidung des Kampfes und zur Beendigung des Mordens vorhanden.

Ein Theil der Lazzaronen begann mitten unter den Schreckniſſen dieſes Kampfes die Plünderung des Königsſchloſſes. Dieſer Augenblick dünkte den Republikanern auf Sant Elmo entſcheidend. Don Gabriel Manthone richtete mit eigner Hand die Geſchütze auf den Wällen des Kaſtells gegen die Plünderer, und ſandte einen

Kartätſchenhagel auf die Pöbelmaſſe vor dem Schleſſe hinab, welche ſich anſchickte, einigen der verwegenſten nachfolgend, in den Palaſt einzudringen. Die Wirkung dieſer wenigen Schüſſe war entſetzlich. Aber noch entſcheidender war der Anblick der dreifarbigen Fahne auf den Zinnen des Kaſtells, welcher ſich jetzt den aufſchauenden Lazzaronen darbot. In wilder Flucht zerſtreuten ſie ſich, und eilten fliehend theils der Strada di Santa Lucia, theils dem Toledo zu, wo in der Nähe des Muſeo Borbonico die Hauptmaſſe der Lazzaroni gegen die Franzoſen den Kampf unterhielt.

In dieſem Augenblicke brachen zugleich die Republikaner von Sant Elmo und andern Punkten hervor, und vermehrten die Verwirrung unter den Volkshaufen. Sie zerſtreuten die hier und da plündernden Banden, indem ſie, als Lazzaroni verkleidet, falſche Nachrichten von dem Vordringen der Franzoſen verbreiteten, und zu-

gleich durch falsche Befehle ganze Schaaren von Lazaroni's in Straßen führten, wo das Feuer des feindlichen Geschützes sie erwartete.

Colletta hatte vergebens versucht, bis zu dem Punkte vorzudringen, wo auf dem Largo delle Pigne Micchele il Pazzo mit dem stärksten Haufen der Lazzaroni den Kampf noch immer gegen die Franzosen unterhielt, welche dort Championnet in eigner Person kommandirte. Es war bereits Nachmittag geworden, als die beiderseitige Ermattung der Kämpfenden einen Augenblick unfreiwilliger Waffenruhe herbeiführte, der es ihm möglich machte, sich dem genannten Platze zu nähern.

In der Einfahrt eines Palastes, nahe der Kirche Santa Maria delle Grazie, traf er den Pazzo, umgeben von einigen Getreuen. Sein sonst so freundlich lachendes Gesicht war von Pulver geschwärzt, seine Kleidung und die nackten Arme mit Blut bespritzt. Auf seinen Zügen

ſpiegelte ſich der Ausdruck düſterer Niedergeſchlagenheit, nur zuweilen durchblitzt von der auflodernden Gluth wilder Verzweiflung. Auf einem braunen Schiffermantel ausgeſtreckt lag ein Sterbender in ſeinem Blute, dem ein Kapuzinermönch Gebete murmelnd das Crucifix vorhielt. Es war Giuſeppe il Paglio, der zweite Häuptling der Lazzaroni, dem eine feindliche Flintenkugel die Bruſt durchbohrt hatte. Andere Verwundete lagen ſtöhnend im Hofe des Palaſtes, ohne daß jemand auf ſie achtete. Von Zeit zu Zeit kamen Boten, welche dem Pazo Meldungen brachten. Sie ſchienen ſchlimmer Art zu ſein, denn er ſeufzte tief auf, und ſchüttelte den Kopf, wie einer, der keine Hülfe weiß.

Wie geht's Dir, Giuſeppe! wandte er ſich jetzt zu dem Sterbenden. Ein dumpfes, röchelndes Murmeln war alle Antwort, welche er erhielt.

Es iſt vorbei mit ihm, ſagte der Mönch,

ſich von ſeinen Knien erhebend: requiescat in pace! Friede ſeiner armen Seele.

Der Pazzo war tief ergriffen. Er nahm die rothe Mütze mit der Reiherfeder, welche ihn als Anführer kenntlich machte, ab, und betete ſtill zu dem kleinen ſilbernen San Gennaro, welchen er an derſelben befeſtigt trug.

In dieſem Augenblicke näherte ſich ihm Don Pietro Colletta; und ihm die Hand auf die Schulter legend, ſprach er:

Mein Bruder, auf ein Wort! Ich habe Euch eine wichtige Meldung zu thun.

Der Pazzo fuhr empor.

Laß Deine Leute zurücktreten, oder folge mir in den Hof. Was ich Dir zu ſagen habe, iſt nur für Deine Ohren.

Der Lazarone winkte ihm, und ſie traten aus der Thorhalle in den weiten Hof des Palaſtes, in deſſen Mitte ein Springbrunnen friedlich plätſchernd ſeine Waſſerſtrahlen in das

Marmorbaſſin fallen ließ. Erſchlagene Franzoſen, welche bei einem vergeblichen Angriffe auf dieſen Palaſt gefallen waren, lagen ſtarr und bleich bei den Leichen einiger Lazzaronen, neben und übereinander, wie es kam. Denn hier war im wilden Handgemenge gefochten worden, und Bayonnet und Dolchmeſſer hatten ſichre Arbeit gemacht.

Micchele, mein Bruder! ſprach Colletta, mit leiſem Schaudern den Blick von den verzerrten Geſichtern der Gefallenen abwendend, ich gebe mein Leben in Deine Hand. — Ich komme von Championnet!

Der Capo Lazzaro fuhr inſtinktmäßig nach dem noch blutigen Dolche, der bei den Piſtolen in ſeinem Gürtel ſtak; dann aber ließ er die Hand ſinken, und ſagte:

Was that Don Pietro bei den Feinden Neapels und San Gennaro's?

Ich wollte Rettung verſuchen für unſere

Stadt und unſere Weiber und Kinder. Michele, wir können nicht länger widerſtehen. Die Kaſtelle ſind in den Händen der Franzoſen, ihre Heere ſind Meiſter aller Plätze und Straßen. Unſere Kanonen ſind genommen, unſere Munition iſt verſchoſſen, die Haufen zerſtreuen ſich, und das ſchlechte Geſindel plündert und brennt unſere Häuſer nieder, ſtatt gegen die Franzoſen zu kämpfen. Auch Pater Ignazio und die meiſten Prieſter ſind entflohen!

Der Pazzo ſeufzte tief: ich weiß es, ſagte er. Sie verlaſſen uns, wie uns König Ferdinando verlaſſen hat. Verwünſcht ſei er, daß er es that, der codardo (Feigling) ſetzte er hinzu, indem er den blutbeſpritzten Kolben ſeines ſilberbeſchlagenen Karabiners auf die Lavaſtufen des Springbrunnens fallen ließ. Wäre er nicht entflohen, kein Franzoſe hätte Neapel betreten.

Championnet bietet uns Frieden. Er will

dem Blutvergießen ein Ende machen, und Neapel vor dem Untergange retten. Aber es muß entſchieden ſein, ehe die Nacht einbricht. Denn ſonſt hat er ſeine Krieger nicht mehr in der Gewalt. Sie ſind aufs Höchſte erbittert, und drohen, Neapel an allen Enden in Brand zu ſtecken, wenn das Volk ſich nicht ergiebt. Ihr müßt mir zu Championnet folgen. Er will nur mit Euch unterhandeln. Mechele, mein Bruder, Du kannſt der Retter Neapels werden, wenn Du es thuſt.

Aber wie kann ich reden mit dem Franzoſen!

Er iſt kein Franzoſe von Geburt, er iſt ein Neapolitaner, in Neapel geboren, und ſpricht unſere Sprache. Du wirſt einen galantuomo in ihm finden, und einen guten Chriſten, der San Gennaro verehrt ſo gut wie Du und ich. Komm folge mir, ſetzte er dringender hinzu, an jeder Minute hängen tauſend Menſchenleben.

Der Capo Lazzaro war ergriffen. Er nahm seinen Karabiner auf, und schritt der Halle zu. Hier gab er schnell seinen Getreuen einige Befehle, welche sich auf die Einstellung des Kampfes bezogen. Dann folgte er dem voranschreitenden Colletta.

Auf dem Largo delle Pigne stand die Kolonne des General Duhesme in Schlachtordnung, bereit, auf den ersten Wink den Kampf zu erneuern. Die Krieger der französischen Republik ruhten, das Gewehr beim Fuß, von der langen Blutarbeit. Eine weiße Friedensfahne war aufgepflanzt, und Championnet selbst, den Degen in der Scheide, schritt den beiden Ankommenden entgegen, denen sich alsbald auf den Wink und Ruf Colletta's und des französischen Anführers einzelne Lazzaroni aus den benachbarten Häusern und Gassen, nach Ablegung ihrer Waffen, zugesellten.

Championnet schritt auf den Pazzo zu, und

raſch die Wirkung des erſten Moments berechnend, umarmte er ihn vor allen Anweſenden, indem er in gutem Italieniſch mit lauter Stimme rief:

Ehre dem braven Volke von Neapel! Ehre den tapfern Lazaronen! Gelobt ſei San Gennaro, der ſie zu Freunden des franzöſiſchen Volks macht!

Der Capo Lazaro war beſtürzt. Wider ſeinen Willen ſah er ſich vor den Augen der Seinen als Freund des franzöſiſchen Generals begrüßt. Es blieb ihm keine Wahl mehr übrig.

Championnet benutzte den Eindruck. Mit geläufiger Rede ſchilderte er den verſammelten Lazaronen, unter die ſich verabredetermaßen eine große Anzahl verkleideter Republikaner gemiſcht hatten, die Lage der Dinge. Fortſetzung des Kampfes ſei Wahnſinn. Seht auf die Kaſtelle, rief er ihnen zu, von den Zinnen aller weht die dreifarbige Fahne. Ein Wort von mir, und

Neapel iſt in wenig Stunden ein Schutthaufen. Aber auch ſo, fuhr er fort, iſt Euer Kampf ein unſinniger. Wir wollen keinen Krieg mit Euch, nur mit Eurem Tyrannen, der uns angegriffen, und Euch ins Unglück geſtürzt, und der dann mit allen Euren Schätzen als ein Feiger ſein treues Volk verlaſſen hat. Ihr ſeid verkauft, nicht an uns, ſondern an die Engländer, von dem Verräther Acton —

Es ſterbe Acton, Verderben über die Engländer! riefen hier einige der als Lazzaroni verkleideten Republikaner, und das leichtbewegliche Volk ſtimmte ein in den Ruf.

Er iſt es, der den König Fernando zur Flucht überredet hat, er und die Lady Emma, deren Buhle Nelſon Eure Flotte verbrannt hat, vor Euren Augen. Denn die Engländer wollen nicht, daß ein Volk außer ihnen Kriegsſchiffe habe auf den Meeren.

Verderben und Tod über Nelſon und ſeine

Lady! ſchrie der immer wilder werdende Haufe.

Wer hat uns von jeher ins Unglück geſtürzt, braves Volk von Neapel! fuhr der franzöſiſche Obergeneral fort. Ich ſage Uns, denn auch ich bin ein Neapolitaner, und in den Regiſtern der Kirche der heiligen Anna werdet ihr den Namen von Giovanni Championnè finden, denn dort bin ich getauft, — dieſer würdige Geiſtliche hier mag es bezeugen.

Ein Prieſter, der Paroco jenes Sprengels, ein heimlicher Freund Colletta's und der Republikaner, welcher vor der Verfolgung ſeiner Collegen ins Lager der Franzoſen geflüchtet war, trat vor, und rief mit lauter Stimme:

Ich beſchwöre bei der heiligen Madonna, daß Giovanni Championnè's Name in den Taufregiſtern meiner Kirche ſteht.

Evviva Giovanni Championnè, il Napole-

tano! riefen zahlreiche Stimmen! und der General fuhr fort:

Ich ſage: wer hat uns von jeher Unglück gebracht? die Tedeschi, die Oeſterreicher und Königin Carolina, die Buhlerin Acton's, iſt eine Oeſterreicherin!

Tauſendſtimmiger Ruf der Verwünſchung über Acton und die Königin unterbrach den Redner.

Die Franzoſen ſind Eure Freunde, ſie bringen Euch Ruhe und Frieden, ſie bringen Euch Freiheit und Wohlſtand, ein beſſeres Regiment, und Gleichheit vor dem Geſetze. Fortan iſt kein Unterſchied mehr zwiſchen Lazarone und Principe; Ihr alle ſeid Brüder, wie alle Franzoſen Brüder ſind. Soldaten, rief er, zu ſeinen Truppen gewendet, wollt Ihr die Freunde und Brüder des braven Volks von Neapel ſein?

Ein lautes jubelndes: Es lebe die Freiheit,

es leben die Neapolitaner, ertönte in den Reihen der Krieger.

Noch eine Frage General, ſagte der Pazzo, indem er ihm die Hand reichte: Wie iſt es mit unſerer Religion und mit San Gennaro? Werden Sie geachtet werden?

Sie werden es! Eure Religion iſt die unſere.

Nun, ſo ſendet eine Ehrenwache für San Gennaro! rief Don Pietro Colletta. Ich und mein Freund Micchele, wir wollen ſie führen, und ich bürge dafür, daß kein Schuß mehr fallen wird in ganz Neapel. Was meint Ihr, Capo Lazaro?

Der Pazzo nickte ihm Beifall, und auf den Befehl Championnet's marſchirten zwei Grenadierkompagnien, bei denen ſich viele Italiener befanden, aus der Linie der Truppen vor. Colletta und der Pazzo ſtellten ſich an ihre Spitze, der Paroco von Sant Anna, eine weiße Fahne

in der einen, ein Cruzifix in der andern Hand, trat ihnen zur Seite. Die Soldaten kehrten ihre Gewehre um, zum Zeichen des Friedens, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung, nach der Kathedrale des heiligen Gennaro. Lazzaroni vorauf mit lautem Vivatrufe für die Franzoſen, welche ihrerſeits überall den Ruf: Reſpekt für San Gennaro! Es lebe San Gennaro! ertönen ließen.

Die Wirkung dieſes Aufzuges glich einem Zauberſchlage. Von einem Ende der ungeheuren Stadt bis zum andern verbreitete ſich die Nachricht von dem Geſprochenen und Geſchehenen mit der Schnelligkeit des Blitzes. Man wiederholte die Worte des Friedens und der Freundſchaft, welche der General der Franzoſen auf dem Largo delle Pigne geſprochen. Man erzählte ſich, daß er ſelbſt ein Neapolitaner und ein guter Chriſt ſei, und daß er und alle Franzoſen den San Gennaro verehrten, ſo gut wie

die Bewohner Neapels. Man ließ Championnet und die Franzoſen leben, während die dreifarbigen Banner von den Zinnen der Kaſtelle flatterten, die Muſikbanden des franzöſiſchen Heeres luſtige Weiſen aufſpielten, und der ſtrahlendſte Himmel des Neapolitaniſchen Januarmonats auf die Stadt hernieder lachte. Die Waffen entſtürzten den blutigen Händen des Volks, und über den Leichen der Erſchlagenen fielen ſich die Ueberlebenden in die Arme, begrüßten ſich Franzoſen und Neapolitaner, die ſich noch eben erſt im grimmigen Wechſelmorde zu vernichten geſtrebt, gegenſeitig als Freunde und Brüder.

Championnet erließ noch am ſelbigen Tage eine Proklamation an das Volk von Neapel.

Neapolitaner, Ihr ſeid frei! Die franzöſiſche Republik, welche Euch die Freiheit mit dem Blute ihrer Söhne erkauft hat, wird den reichſten Lohn für die gebrachten Opfer in

dem Glücke finden, welches Euch der Genuß dieſer Freiheit gewähren wird. Giebt es unter Euch noch Anhänger Eurer früheren Regierung, ſo mögen ſie dieſe freie Erde freier Bürger verlaſſen, und als Sklaven zu Sklaven gehen. Das franzöſiſche Heer wird fortan den Namen des Neapolitaniſchen führen, wie es fortan für die Sache Eurer Freiheit kämpfen wird. Die Religion und die heiligen Rechte des Eigenthums ſollen geachtet werden. Eure Magiſtrate werden väterlich für die Ruhe und das Glück der Bürger ſorgen. Die Nebel der Unwiſſenheit, die Wuth des Fanatismus werden der Aufklärung weichen, und das Volk von Neapel wird uns durch ſeine Freundſchaft das Böſe vergelten, was die Treuloſigkeit ſeiner Tyrannen an uns verübt hat.

Als Championnet ſpät am Abende ſeinem Adjutanten den Bericht an das franzöſiſche Di-

rektorium über den Ausfall ſeiner Unternehmung diktirte, ſchloß er denſelben mit dem Epigramme der echt franzöſiſchen Phraſe:

Un monarque de moins, une république de plus, voilà l'histoire des affaires!

Sechstes Buch.

Die Parthenopäische Republik.

Kapitel XXII.

Unermeßlicher Jubel durchwogte die Stadt. Die Republikaner von Neapel, welche sich nach jahrelangen Leiden grausamer Verfolgung und nach kaum überstandener allgemeiner Todesgefahr jetzt plötzlich am Ziele ihrer heißesten Wünsche angelangt sahen, durchzogen freudejauchzend und Freiheitslieder singend, die Straßen. Ueberall sah man Verbrüderte, welche einander unter Freudenthränen in die Arme stürzten, und sich glücklich priesen, diesen Tag erlebt zu haben.

Auf dem Largo di Castello war der Sammelpunkt aller Freunde der Freiheit. Männer jeden Alters und Standes, mit edlen Frauen

untermiſcht, umgaben die ſchnell errichtete Tribüne, von welcher herab Pietro Colletta die Proklamation Championnet's dem verſammelten Volke vorlas. Als er geendet und der Jubelruf des Volkes ſich gelegt hatte, betrat eine hohe Frauengeſtalt die Rednerbühne. Es war Donna Eleonora Fonſeca. Im blendend weißen Feſtgewande, nur das Haupt von einem ſchwarzen Schleier umwallt, ſtand ſie da, und winkte mit der Hand den Verſammelten, zum Zeichen, daß ſie zu ihnen reden wolle. Augenblicklich herrſchte Todtenſtille auf der gewaltigen Weitung des Platzes.

Neapolitaner! ſprach ſie, und ihre klangreiche Stimme tönte vernehmlich über die ganze Verſammlung hin, Neapolitaner, in dieſer erſten Stunde, wo uns ein freier Athemzug vergönnt iſt, laßt mich Euch erinnern, daß auf dieſem Platze vor wenig Jahren das erſte koſtbare Blut gefloſſen iſt für die Freiheit unſres Vaterlandes.

Neapolitaner, gedenkt an die drei Jünglinge, welche auf dieser Stätte freudig ihr Haupt dem Beile des Tyrannen geboten, denkt an de Deo, Galiani und Vitaliano, die ersten Märtyrer unserer Freiheit. Ich habe Leid um sie getragen bis zu dem heutigen Tage. Jetzt aber laßt mich hier vor Euch dies Zeichen der Trauer ablegen. Und so wie ich diesen Trauerschleier von mir werfe, auf der Stätte die ihr Blut getrunken, so laßt das Schattendunkel zerreißen, welches bisher ihre heiligen Namen umhüllte. Gestattet mir, der die Ehre ward, daß das Blut meines Hauses in einem der Jünglinge für unsere Freiheit vergossen ward, hier im Namen des Vaterlandes eine Denksäule zu errichten, welche das Gedächtniß der ersten Märtyrer seiner Freiheit den Nachkommen überliefere. Gestattet es mir, indem Ihr einstimmt in den Ruf: Es leben die Opfer der Tyrannei! Heil allen,

die gleich ihnen zu sterben wissen für die Freiheit!

Ein begeisterndes: Sie leben! war die Antwort.

Und nun, meine Freunde, fuhr Donna Eleonora fort, laßt uns im festlichen Zuge die Eltern der Märtyrer begrüßen. Sie vor allen verdienen den Gruß des freien Volkes von Eurer Dankbarkeit. Seht hier den Kranz in meiner Hand. Seine Blätter sind dürr und welk; aber er wiegt die Kronen aller Tyrannen der Erde auf, denn es ist derselbe Kranz, mit dem Vincenzo Vitaliani sein Haupt krönte, ehe er den Dolch in sein junges, freiheitglühendes Herz stieß. Denkt Ihr noch seines Rufs: „ich kröne die Freiheit! Heil Allen, die für sie sterben?"

Ein tausendstimmiges: Wir gedenken! Es lebe Vincenzo Galiano! erscholl in der Versammlung. Viele weinten laut bei der Erinnerung an jene Tage des Schreckens.

Wohlan denn, rief Donna Eleonora begeistert, so kröne ich mit diesem welken Kranze für Euch Alle mein Haupt zum Zeichen der Freiheit; und so geschmückt laßt mich Euch führen zu den greisen Eltern Galiani's, denen es allein beschieden war, diesen Tag der Auferstehung Neapels zu erleben.

Sie stieg die Stufen der Tribüne hinab, und an der Spitze eines endlosen Zuges schritt sie voran zu dem Palaste des alten Vitaliani, um dem Greise die Huldigung des Volks darzubringen.

Die Nacht sank hernieder, und bedeckte mit ihrem Schleier die Stadt; aber nur einen Augenblick. Denn bald erglänzten tausende von Lichtern und Fackeln an allen Fenstern; auf allen Plätzen und Weitungen der ungeheuren Stadt loderten zahllose Freudenfeuer empor, und beleuchteten mit dem glühenden Scheine ihrer rothen Flammen die starren Züge der Tausende,

welche auf dem harten Pflaster der Straßen den Schlaf des Todes schliefen. Das helle Jauchzen der Sieger, in deren Freiheitsgesänge sich die lustigen Fanfaren der französischen Musikbanden mischten, bildete einen schneidenden Contrast mit der stillen Todesruhe, welche über den Angesichtern der erschlagenen Kämpfer gebreitet lag.

Plötzlich durchdröhnte ein Donner, wie von hundert Kanonenschlünden, die Nacht, und eine Flammensäule zuckte empor in riesiger Höhe, alles irdische Licht überstrahlend mit ihrem blendenden Feuerscheine.

Es war der Vesuv, der alte Feuerdämon Neapels. Lange hatte er geschwiegen, aber heute, als gelte es, das blutigwilde Freudenfest seiner Stadt mitzufeiern, schleuderte er Flammensäule auf Flammensäule hinauf zu dem dunklen Nachthimmel.

Seht da, ein glückliches Zeichen! der Vesuv sendet uns seinen Glückwunsch! Evviva il Ve-

suvio! rief eine Stimme aus der Maſſe des Volks, das am Molo verſammelt war. Und aus tauſend Kehlen ſcholl es wieder:

Evviva il Vesuvio!

Eine Feuergarbe, heller und gewaltiger als alle vorhergehenden, brauſte empor zum Himmel. Es war die letzte. Der alte Feuerrieſe hüllte ſich ſchweigend wieder in den Mantel der Nacht.

Wohl war es ein Vorzeichen, das er gegeben hatte, für den Ausgang einer Bewegung, die ſelber gleich dem Ausbruche eines Vulkans über das unglückliche Land emporflammte, einen flüchtigen Augenblick der Tageshelle und Freiheit über daſſelbe verbreitend, um es dann wieder zurückſinken zu laſſen in die finſtere Nacht der Sklaverei. Und wie der Veſuv die glühenden Lavaſtröme in ſeiner Tiefe barg, ſo lauerten ſchon im Schooße der Zukunft die Schreckniſſe, deren verderbenſchwangerer Strom

nur zu bald seine blutigen Wellen vernichtend und verheerend über den kurzen Frühling freier Menschlichkeit ergießen sollte, welche mit diesem Tage für das schönste Land der Erde angebrochen schien.

Kapitel XXIII.

Mitternacht war längſt vorüber. Der brauſende Jubel war verſtummt, das Lichtmeer der feſtlichen Illumination erloſchen in den Straßen Neapels. Nur hier und da ſprühten noch zuckende Flammen empor aus der Aſche der Freudenfeuer, welche man auf den großen Plätzen entzündet hatte. Bei dem ungewiſſen Scheine einzelner Fackeln begannen franzöſiſche Krieger vereint mit den neapolitaniſchen Lazaronen, die Leichen der Gefallenen auf Wagen zu laden und hinauszufahren auf das gemeinſame Todtenfeld, welches man vor dem Capuaniſchen Thore zu ihrer Beſtattung auserwählt hatte. Die Stadt

sollte frei sein von allen Zeichen des blutigen Kampfes, damit nichts den Glanz und die Freude der Feste störe, mit denen man am nächsten Tage den Morgen der jungen Freiheit zu feiern gedachte.

In einem Zimmer des Palastes Fonseca ruhte, erschöpft von der Aufregung des vergangenen Tages, Donna Eleonora auf ihrem Divan. Tief herabgebrannte Kerzen standen auf dem Marmortische, auf dessen weißer Fläche der welke Lorbeerkranz lag, den sie von ihrem Haupte genommen.

Gesenkten Blickes, die Arme in einander geschlungen, stand Pietro Colletta vor ihr, im düstern Schweigen, wie ein Verurtheilter des letzten Spruches harrend.

Todesstille herrschte in dem matterhellten Raume. Man hätte die Athemzüge beider hören können.

Endlich erhob sich Donna Eleonora. Sie

Seele mein, wie Dir die meine gehörte; und nun —!

Ein Strom von Thränen unterbrach ihre Worte.

Eleonore, laß mich sterben hier zu Deinen Füßen, rief Colletta, und seine Hand erfaßte den Griff eines Dolches, welcher auf dem Tische lag.

Kleinherziger Mann! rief im Tone mahnenden Vorwurfs Donna Eleonora, und rasch den Dolch seiner Hand entreissend, barg sie ihn in den Falten ihres Gewandes. Diese Waffe bleibe mein. Nur eine Brust soll sie treffen, die meine, wenn auch das Vaterland mir untreu wird. Ihm gelobe ich mich fortan allein mit Allem, was ich bin und habe. Steht auf, Pietro Colletta. Seid ein Mann, daß ich Euch achten kann, wenn ich auch auf Eure Liebe verzichten muß.

Colletta erhob sich, sie reichte ihm ihre Hand.

Seht da, im Osten dämmert schon der junge

Tag empor. Sein erſter Strahl, der dies freie Neapel beſcheint, ſoll auch Euch als einen Freien begrüßen. Don Pietro Colletta, hier iſt Euer Ring. Ich ſchwur, ihn nie in eines Menſchen Hand zurückzugeben. Ich halte meinen Schwur. Und indem ſie den goldenen Reif aus dem offenen Fenſter in das Meer ſchleuderte, deſſen Wellen faſt die Marmorquadern des Palaſtes beſpülten, ſprach ſie mit feſter Stimme:

Don Pietro Colletta, Ihr ſeid frei!

Kapitel XXIV.

Am Tage nach dem Einzuge Championnets und ſeiner Franzoſen herrſchte überall in den Straßen und auf den Plätzen Neapels das fröhlichſte Leben. Die angeſtrengte Arbeit der Nacht hatte hingereicht, die zahlreichen Todten und Schwerverwundeten hinwegzuſchaffen, und bei dem leichtſinnigen Volke der Lazzaronen, in deſſen Herzen Trauer und Freude mit der Schnelligkeit eines Apriltages wechſeln, waren die grimmige Wuth und der tödtliche Haß, mit welchem ſie noch vor wenigen Stunden den Feinden im verzweifelten Kampfe mit der Todesverachtung des Fanatismus die nackte Bruſt geboten hatten,

einer eben so grundlosen kindischen Lust und Freude über die neuen Ankömmlinge gewichen. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden unter allgemeinem Jubel des Volks Freiheitsbäume aufgepflanzt, an deren Fuße gewöhnlich auf einem schnell hergerichteten kleinen Altare das Bildniß des heiligen Gennaro, des Schutzpatrons von Neapel, oder der Madonna del Arco, der verehrtesten unter den zahlreichen Madonnen Neapels, prangte. Jünglinge der vornehmsten Familien, begeisterte Anhänger der französischen Freiheitsideen, haranguirten die versammelten Volksmassen, priesen ihnen die Vorzüge einer republikanischen Verfassung und die Ehren und Pflichten, welche jezt jedem Neapolitaner die neue Freiheit auferlege.

Andere schilderten mit der feurigen Beredtsamkeit der Südländer das Elend und die Noth, welche das verjagte Königthum über das Land gebracht habe. Unter den Rednern waren manche,

die vor Jahren, zu der Zeit, welche wir am Anfange unſerer Erzählung ſchilderten, ſich nur mit Mühe der königlichen Verfolgungsſucht und einem ſchimpflichen Tode durch die Flucht entzogen hatten, und jetzt mit dem ſiegreichen Heere der Franzoſen jubelnd zu den Ihrigen zurückkehrten.

Was hat dieſer König noch zuletzt an Euch gethan? rief einer der Redner, der junge Prieſter Gaetano Tuscano aus der Kalabriſchen Stadt Coſenza, der auf dem Largo di Caſtello von einer Tribüne herab die Schändlichkeiten der früheren Regierung dem Volke auseinandergeſetzt hatte, am Schluſſe ſeiner Rede aus. Er hat unſer Vaterland in einen ungerechten Krieg verwickelt, und iſt beim erſten Kanonenſchuſſe wie ein Feigling davongelaufen, indem er ſein Heer und das Land, das er in die Waffen gerufen hatte, ſchmachvoll im Stiche ließ. Nachdem er zu jenem Kriege Euer Hab und Gut erpreßt,

ist er mit allen Schätzen und Kostbarkeiten wie ein Dieb bei nächtlicher Weile davon gegangen, um sich mit ihnen da drüben in Sizilien in Sicherheit zu bringen, um Euren Schweiß mit seinen fremden Günstlingen zu verschwenden. Wendet Eure Blicke nach dem Hafen, wo noch vor wenig Tagen unsere stolzen Kriegsschiffe lagen, deren verkohlte Trümmer jetzt den Strand bedecken. Wer hat sie dem Feuer übergeben? wer hat unsre Flotte, den Schutz unserer Küsten und Häfen, unseres Handels und unserer Schifffahrt gegen Feinde und Piraten vernichtet? der König, der Euch schützen, der mit Euch kämpfen und für Euch sterben sollte! Fluch ihm und Tod, und Verderben allen seinen Anhängern!

Ein wildes Geschrei des versammelten Volks, das diese Verwünschungen wiederholte, erschütterte die Luft.

Es sagen einige, fuhr der Redner fort, nicht König Ferdinando habe dies Alles gethan, son-

dern die Oesterreicherin, sein Weib, und ihre fremden Günstlinge. Aber ist das nicht um so viel schlimmer! Ist es nicht ein Schimpf und eine Schande, daß ein fremdes Weib, daß ihre Buhlen aus fremden Landen uns regieren? daß die Nachkommen Masaniello's vor einem Barbaren wie jener Acton zitterten? daß Deutsche und Engländer Eure Heere befehligten, Eure Ehrenämter bekleideten, Euer Geld verprahten, indem sie Euch als eine Heerde von Sklaven verachteten? Das soll ferner nicht so sein. Ein edles Volk, geknechtet wie Ihr, das Volk der Franzosen hat seine Ketten zerbrochen, seinen König und dessen Helfershelfer hingerichtet, und die Freiheit, die Republik eingeführt. Seine siegreichen Schaaren bringen überall hin Verderben der Tyrannei; darum ziehen die gekrönten Tyrannen gegen sie. Aber sie werden zermalmt von der Kraft der Freiheit. Ihr habt gegen sie gekämpft, weil man Euch vorspiegelte, sie

brächten Euch Knechtschaft und Verderben. Wohlan denn, meine Brüder, jetzt, da Ihr eingesehen, auf welcher Seite die Knechtschaft und das Verderben für Euch sind, jetzt werdet Ihr mit demselben Muthe, mit dem Ihr gegen sie gekämpft, an ihrer Seite fechten für das Glück und die Segnungen der Freiheit, gegen die Tyrannei! Es leben unsere Brüder, die Franzosen! es lebe der tapfere Championnet! Es lebe die Freiheit!

Die versammelte Menge stimmte jauchzend in diese Ausrufungen ein.

Das Wirbeln der Trommeln und das lustige Schmettern kriegerischer Musik unterbrachen jetzt den Redner und lenkten die Aufmerksamkeit des Volks auf einen Zug, der sich vom königlichen Palaste aus über den Platz nach dem Stadthause von San Lorenzo hinbewegte, wo die Republik feierlich verkündet und eine provisorische Regierung durch den französischen Ober-

general eingesetzt werden sollte. Unaufhörlicher Jubelruf empfing Championnet, der auf seinem reichgeschmückten Rosse, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Generälen und Stabsoffizieren, nach allen Seiten freundlich mit Wort und Handbewegung grüßend daherzog. Eine Abtheilung polnischer Lanzenreiter bildete den Vortrab, mehrere Schwadronen Küraſſiere und ein Regiment Grenadiere ſchloſſen den Zug, dem ſich in unabſehlichen Reihen die buntgemiſchte, feſtlich geſchmückte Bevölkerung Neapels aller Klaſſen und Stände nachdrängte.

In dem großen Saale des uralten Stadthauſes von San Lorenzo waren bereits die fünfundzwanzig Mitglieder der proviſoriſchen Regierung verſammelt. Unter ihnen erblickte man die ausgezeichnetſten Männer, welche das damals an Talenten ſo reiche Neapel beſaß: den berühmten Arzt und Naturforſcher Domenico Cirillo, den tiefſinnigen, begeiſterten Philoſophen

Italiens, Don Mario Pagano, den tapfern General Manthone und viele Andern ihnen gleich an Verdiensten, Einsicht und Begeisterung für die Sache der Freiheit. Sie standen in sechs Abtheilungen getheilt, welche die verschiedenen Comitee's für die einzelnen Verwaltungszweige bildeten, in einem Halbzirkel, zur Seite der mit Lorbeerkränzen und dreifarbigen Fahnen geschmückten Rednerbühne. Der ungeheure Saal selbst und seine Gallerien und Tribünen waren gefüllt von der Elite der Neapolitanischen Bevölkerung, von den Mitgliedern der früheren geheimen Gesellschaften, den Vorständen der städtischen Quartiere, und von einer Menge edler Frauen, unter denen Donna Eleonora, zwischen den Herzoginnen von Pepoli und Cassano sitzend, durch ihre Schönheit und Begeisterung Alles überstrahlte.

Athemlose Stille herrschte in dem weiten Raume, als Championnet, der unter dem lauten

Jubelrufe der Verſammlung eingetreten war, jetzt die Tribüne beſtieg, und die verſammelten Repräſentanten der Nation alſo anredete:

Bürger, Euren Händen vertraue ich für die nächſte Zeit die Regierung Eures Vaterlandes, bis das Volk von Neapel nach der Verfaſſung die Männer ſeines Vertrauens, ſeine Regierung erwählt haben wird. Ihr ſelbſt werdet dieſe Zeit des Proviſoriums durch ſchleunige Berathung der neuen Verfaſſung möglichſt abzukürzen bemüht ſein. Eure Macht iſt unbegrenzt, aber eben ſo auch Eure Verantwortlichkeit. Seid eingedenk, daß das Glück oder das Unglück, die Ehre oder die Schmach Eures Vaterlandes fortan in Euren Händen ruht. Ich zwar habe Euch ernannt, aber Euer Ruf iſt es, der meine Wahl geleitet hat. Ihr werdet durch die Trefflichkeit Eurer Werke der glänzenden Empfehlung der Oeffentlichkeit entſprechen, welche Euch als Männer von hohem Genie, reinem Herzen und

glühender Vaterlandsliebe bezeichnet. Bei der Konstituirung der Neapolitanischen Republik, nähert dieselbe, so viel es die Bedürfnisse und und Sitten Eures Landes gestatten, den Einrichtungen der französischen Republik, der Mutter aller neuen Republiken und der neuen Menschheitsbildung. Bei ihrer Regierung sehet darauf, daß sie die Freundin und Verbündete, die Waffengefährtin, daß sie Eins sei mit der französischen Republik. Von ihr getrennt dürft ihr kein Glück hoffen, ihr Leiden wird Euer Martyrthum, ihr Wanken Euer Sturz sein.

Das französische Heer, das zum Unterpfande Eurer Freiheit den Namen der Armee von Neapel angenommen hat, wird Eure Rechte vertheidigen, Eure Kämpfe und Mühen theilen, mit Euch und für Euch kämpfen. Und indem wir so für Eure Freiheit unser Blut zu vergießen bereit sind, verlangen wir dafür keine andere

Belohnung als Eure Liebe! Es lebe die Freiheit! es lebe die Parthenopäische Republik!

Momente, wie der so eben geschilderte, gehören in dem blutigen, so selten mit dauerndem Erfolge gekrönten ersten Emporstreben eines Volkes zur Freiheit unter die sparsam zugemessenen Silberblicke, welche alle edlen, für eine Idee begeisterten Herzen mit neuem Muthe und neuer Zuversicht erfüllen. Und während sie alle überstandene Leiden vergessen machen, stählen sie die Seele zur Ertragung neuer Martyrien.

Thränen der Freude erglänzten in den Augen nicht nur der Jünglinge, sondern auch der Männer und Greise, welche nach langen Leidensjahren sich endlich an dem ersehnten Ziele sahen, für das so viel theures Blut geflossen, so viel Elend erduldet worden war. Die zahlreichen Gefangenen, welche man nach dem Siege der Freiheit aus ihren Kerkern befreit hatte, die Verbannten und Entflohenen, welche mit dem

ſiegreichen Heere Championnets wieder in die geliebte Heimat zurückgekehrt waren, ſtürzten, Freudenthränen vergießend, ihren Freunden und Brüdern in die Arme. Selbſt Championnet und ſeine Begleiter waren gerührt über das Schauſpiel, welches ſich ihren Blicken darbot.

Als der Sturm des Jubels ſich gelegt hatte, betrat das älteſte der erwählten Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, der ehrwürdige Carlo Lamberto, die Rednerbühne. Von Geburt ein Neapolitaner, dem geiſtlichen Orden der Scolopi angehörend, hatte er in der erſten Zeit der Verfolgung jener Geſellſchaft der Freunde vom Pauſilippo, deren eifriges Mitglied er war, ſich der Verfolgung und dem Todesurtheile durch die Flucht nach Frankreich entzogen, und war jetzt nach mehrjähriger Verbannung aus dem Exile mit Championnets ſiegreichen Schaaren zurückgekehrt.

In ſeiner Antwortrede dankte er zunächſt dem

franzöſiſchen Volke, ſowie dem Heere und ſeinem tapferen Führer für den Beiſtand, welchen ſie der Sache der Freiheit geleiſtet. Dann einen Blick auf die Vergangenheit werfend, fügte er hinzu:

In dieſem Lande, aus unſern Herzen ſproßte das erſte Verlangen nach einem verbeſſerten politiſchen Zuſtande, die erſten Herzſchläge der Freiheit, die heißeſten Wünſche für Frankreichs Glück. Auf dieſem Boden floß das erſte Blut im Dienſte der Freiheit auf italiſchem Boden. Hier waren die Feſſeln am ſchwerſten, die Leiden am längſten, die Verbrechen der Tyrannei am unerträglichſten. Wir waren der Freiheit würdig! Aber, geſtehen wir es ein, ohne die Mißgriffe der Tyrannei, ohne jene Geißel des Gewiſſens, welche unſere Peiniger zuletzt mit Verblendung ſchlug, und ihre Gedanken verwirrte, würden wir noch jetzt unter dem Joche Actons und ſeiner gekrönten Buhle, unter dem Joche

aller Satelliten der Tyrannei ſeufzen. Ihre Verbrechen genügten nicht, ſie zu verderben, denn die Langmuth der Völker iſt unbegrenzt. Es bedurfte dazu noch ihrer Fehler und Mißgriffe, welche die Rache eines freien Volks und ſeiner ſiegreichen Heere über ihre ſchuldigen Häupter heraufbeſchworen.

Ihr, General, habt uns die Freiheit, die Republik erringen helfen. Wir haben ſie zu bewahren. Wir ſtellen ſie unter Euren Schutz, unter den Schutz der franzöſiſchen Nation. Sollte je ein Augenblick eintreten, wo wir glaubten, dem wichtigen Werke der Gründung und der Befeſtigung unſerer Verfaſſung nicht gewachſen zu ſein, ſo werden wir willig unſer Mandat in Eure Hände zurückgeben. Denn wir Einzelne ſind nichts, das Glück des Vaterlandes iſt Alles. Vor Euch, vor unſerm Volke, vor Gottes Angeſicht ſchwöre ich hier: Ewige Treue, volle Hingebung der Freiheit und dem Vaterlande!

So ſchwören wir alle! wiederholten die übrigen vierundzwanzig Repräſentanten, mit erhobenen Händen. Feierlich klang der Schwur der ernſten Männer durch die Todtenſtille der Verſammlung.

Da ertönte von einer der Gallerien die klangreiche Stimme Donna Eleonora's:

Und wir alle, die wir hier verſammelt ſind, wir ſchwören, daß keiner von uns den Tag der Sklaverei wiederſehen, daß unſer letzter Blutstropfen am Altare der Freiheit fließen wird.

Sie ſtand da, hochaufgerichtet in der Mitte eines Kreiſes der edelſten Frauen. Mit der Linken das dreifarbige Banner ſchwingend, die Rechte zum Schwur erhoben, erſchien ſie der Verſammlung wie die menſchgewordene Göttin der Freiheit.

Ein tauſendfältiges: Ja, wir ſchwören, wir ſchwören! durchbebte die Wölbungen des Saales. Wie viel Hoffnung und Zuverſicht in den

blitzenden Augen feuriger Jugend, wieviel Begeisterung, Entschlossenheit und Todesmuth in den Zügen ernster Männer und in dem gefurchten Antlitz silberlockiger Greise sah man hier in diesem Augenblicke vereinigt zum Todesschwure für die Freiheit.

Und sie haben ihren Schwur gehalten!

Druck von J. Petsch in Berlin.

Die

Republikaner in Neapel.

Zweiter Theil.

Die
Republikaner in Neapel.

Hiſtoriſcher Roman

von

Adolf Stahr.

Zweiter Theil.

(Der Autor behält ſich das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche vor.)

Berlin.
Verlag von Hermann Schultze.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Siebentes Buch.

Micchele il Pazzo.

Kapitel XXIII.

Championnets nächſte Sorge war, das neapolitaniſche Volk davon zu überzeugen, daß ſein höchſter Schutzheiliger die Sache der Freiheit und die neu einzuführende Ordnung der Dinge begünſtige.

Die Tage ſeines Einzugs trafen zufällig zuſammen mit dem Feſte San Gennaro's, an welchem das koſtbare, von allen Neapolitanern hochverehrte Blut dieſes Schutzpatrons von Neapel vor den Augen der Gläubigen das Wunder des Flüſſigwerdens verrichtet, um dem Volke und Reiche von Neapel die Bezeugung der Zufriedenheit des Heiligen mit ſeinem Verhalten zu

gewähren, und ihm die Zusicherung der ferneren Gnade San Gennaro's zu verleihen. Diesen Umstand suchte der französische Obergeneral zu benutzen. Wenn Bonaparte, um Aegypten zu erobern, sich zum Verehrer des Propheten erklärt, rief er scherzend seinen Generalen zu, welche sich am Morgen des Festes bei ihm versammelten, so können wir wohl, um eine Republik zu gründen, mit San Gennaro fraternisiren. Die Generale gaben ihm lachend Beifall.

Was meint Eure Eminenz, redete er den bald darauf eintretenden Erzbischof von Neapel, Kardinal Zurlo Capece an, wird das Blut des heiligen Januar uns heute lange warten lassen?

Chi lo sa? wer weiß es! entgegnete mit lächelndem Achselzucken der Kirchenfürst. Es kommt darauf an, wie San Gennaro gelaunt ist. Auch die Heiligen haben mitunter, wie Ew.

Excellenz bekannt ſein wird, ihre beſondern Caprícen.

Die aber doch hoffentlich nicht unüberwindlich ſein werden, verſetzte ernſt der franzöſiſche Obergeneral, zumal für kluge Diener, welche die Launen ihres Herrn und die Mittel, ihnen zu begegnen, aus ſo langer Erfahrung kennen, wie die ehrwürdigen Canonici der Kathedrale von Neapel. Und die Bitten von fünfundzwanzigtauſend Franzoſen, ſetzte er halb ſcherzend, halb ernſthaft hinzu, werden doch, wie ich hoffe, über den Heiligen auch wohl einige Macht üben. Iſt Alles bereit? Nun denn, meine Herren, ſo laſſen Sie uns gehen.

Die Nachricht, daß der franzöſiſche Oberbefehlshaber mit allen ſeinen Generalen im feierlichen Zuge ſich nach der Kathedrale begeben werde, um die Reliquien des heiligen Gennaro zu verehren, hatte das niedere Volk von ganz Neapel in Bewegung geſetzt. Alles war ge-

ſpannt, wie der Heilige ſich verhalten, ob er ſein koſtbares Blut flüſſig werden laſſen und dadurch zu erkennen geben werde, daß die Franzoſen und die neue Wendung der Dinge fortan unter ſeinem Schutze ſtehen ſolle.

Vom königlichen Schloſſe aus, welches ſeit dem Einzuge der Franzoſen in den Palaſt der Nation umgewandelt war, ſchritt der Zug der franzöſiſchen Generale und Offiziere in allem Glanze ihres kriegeriſchen Schmuckes, angeführt von Championnet ſelbſt und dem Kardinalerzbiſchof von Neapel, die Toledoſtraße hinauf, um ſich über den Mercatello durch die Strada de Tribunali in den Dom des heiligen Januar zu begeben, in welchem bereits Alles zu den heiligen Funktionen vorbereitet war.

In den Straßen, durch welche der Zug ſich bewegte, zeigte ſich kaum mehr eine Spur des mörderiſchen Kampfes, welcher dieſelben noch wenig Tage zuvor mit Blut und Leichen erfüllt

hatte. Selbſt die Kugelſpuren an Häuſern und Paläſten waren bedeckt durch die bunten Teppiche und Behänge, mit denen man ſie dem Feſte zu Ehren geſchmückt hatte. Nur hier und da an Thoren und Mauern zeigten ſich noch dunkle Flecke, welche der Platzregen der vergangenen Nacht nicht völlig hatte hinwegwaſchen können. Die Straßen wimmelten von feſtlich gekleideten Einwohnern aller Stände und Geſchlechter, und die rothen phrygiſchen Mützen der Lazzaroni leuchteten luſtig im hellen Sonnenſchein.

Nun, Micchele, was wird San Gennaro thun? fragte mit leiſer Stimme ein Lazzarone aus einem der Haufen, welche den Marcatello füllten, den Capo Lazzaro, Micchele il Pazzo, welcher zur linken Seite des franzöſiſchen Obergenerals einherſchritt. Pater Ignazio meinte geſtern: Ihr könnt lange warten, ehe der Heilige vor den Ketzern das Wunder machen wird!

Pater Ignazio könnte etwas Beſſeres thun,

als ſich mit Prophezeihungen abgeben, verſetzte im zurechtweiſenden Tone der Angeredete. Was kümmert ſich San Gennaro um einen Kapuziner! Siehſt Du nicht, Tomaſo, daß der ehrwürdige Kardinal-Erzbiſchof ſelbſt unſern Zug anführt? Der wird doch wohl genauer wiſſen, wie wir mit dem Heiligen daran ſind, als alle Kapuziner Neapels zuſammen.

Und ſeine rothe Mütze abnehmend, auf welcher neben dem ſilbernen Bildniſſe des Heiligen die goldgeſtickte Deviſe Liberta o la morte (Freiheit oder Tod!) prangte, rief er laut: Evviva San Gennaro! evviva la santa liberta!

Das umſtehende Volk ſtimmte in den Vivatruf ein, und ein Schuſter, welcher zur Patriotenpartei gehörte, ſagte zu dem Frager: Weißt Du nicht, daß die Santa Liberta eine Heilige iſt, und daß San Gennaro zu viel Gentilezza hat, um eine Heilige lange auf das Wunder warten zu laſſen? An welchem Feſte wird ſein Blut

am ſchnellſten flüſſig? Iſt es nicht am erſten Mai, wo er das Wunder in der Kirche der Santa Chiara verrichtet? Warum dort ſchneller? darum, weil Santa Chiara eine Dame iſt!

Lorenzo hat Recht! ich habe das ſelbſt von einem Canonico der Santa Chiara gehört, der ſich in ſeiner Kirche deſſen rühmte, fiel ein Dritter ein.

Und wenn die Canonici diesmal Umſtände machen, ſo werden die franzöſiſchen Kanonen die Fürbitte übernehmen, ſagte Don Gabriel Manthone, der dies Geſpräch gehört hatte, auf franzöſiſch zu einer Dame, welche er am Arme führte. Die Herren Canonici ſind davon unterrichtet und werden ihre Pflicht thun. Auf, Freunde! ſetzte er in italieniſcher Sprache, zu den Lazzaronigruppen gewendet, hinzu, laßt uns ſelbſt in die Kathedrale gehen, und ſehen, wie der Schutzpatron unſerer Stadt entſcheiden wird.

Der Blödſinn dieſes armen Volks zerreißt

mir das Herz, Don Gabriele, sagte seufzend Donna Eleonora, zu ihrem Begleiter gewendet, und daß wir es sind, die ihn so bestärken müssen, ist schrecklich und dünkt mich fast ein Verbrechen.

Sagt lieber, es ist ein Gebot der Klugheit, verehrte Frau, versetzte ihr Begleiter; eine Klugheit, deren Vernachlässigung Wahnsinn wäre. Es ist noch weit hin, ehe man zu den Lazzaronis von Neapel die Sprache unserer Klubbs, die Weisheit Rousseau's und Voltaire's sprechen können wird. Für jetzt gilt es, sie zu überzeugen, daß San Gennaro unsere Revolution billigt und die Sache Ferdinands aufgiebt.

Kann aus so Unreinem Reines hervorgehen, Don Gabriel? aus Lüge Wahrheit, Einsicht aus Betrug?

Warum nicht? Wer die Masse leiten will, muß sie beherrschen; wer sie beherrschen will, muß sich an ihre Irrthümer wenden, um sie selbst

mit deren Hülfe zu begeiſtern. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Ich fürchte ſehr, die Miſkennung dieſer Wahrheit von Seiten unſerer Freunde, und gerade der edelſten unter ihnen, wird die Klippe ſein, vor der wir das Geſchick unſerer neuen Freiheit wahren müſſen. Die tugendhafteſten und reinſten Republikaner ſind in einer Lage, wie die unſrige, die gefährlichſten Feinde einer Freiheit, welche erſt erkämpft werden ſoll, und zu deren Erkämpfung uns ſo gut wie alle Mittel fehlen, wenn wir uns auf die beſchränken wollen, welche der reinen Idee entſprechen.

Donna Eleonora antwortete nichts auf dieſe Worte ihres Begleiters, ſondern ſchritt mit einem leiſen Seufzer ſchweigend an ſeiner Seite der Kathedrale zu.

Hier war bereits der ganze innere, mit Teppichen und Laubgewinden feſtlich geſchmückte Raum von Zuſchauern angefüllt, welche in großer Span-

nung dem Wunder entgegenharrten. An den Seitenaltären lasen Priester in goldgestickten Gewändern Messe, unter dem Klingeln der Chorknaben und dem Schwenken der Weihrauchgefässe, deren betäubender Duft die hohen Hallen durchdrang. Eine Prozession von Geistlichen bewegte sich langsam hervor aus der Schatzkapelle, welche das Blut des Heiligen bewahrte. Voran, von vier Kaplanen getragen, die rohe metallene Büste des Heiligen, geschmückt mit goldstoffnen Gewändern, kostbarem Geschmeide von Perlen und edlen Steinen, den reichverzierten Kardinalshut auf dem Haupte. Ihr folgten andere mit dem silbernen Gefäße, welches die Fläschchen mit dem Blute des Heiligen umschloß. Das Volk drängte sich heran, um mit seinen Lippen das Gefäß zu berühren, bevor es sammt der Büste auf dem Hauptaltare aufgestellt wurde, wo eine zahlreiche Versammlung silberner Heiligenbilder den Collegen erwartete.

Alle dieſe Heiligen waren reich mit Roſenkränzen und Geſchmeiden, manche ſogar mit Orden geſchmückt, und der heilige Franziskus prangte mit dem Orden des goldenen Vlieſſes, zu deſſen Ritter ihn König Ferdinand ernannt hatte.

Unter rauſchender Muſik hielt jetzt der Erzbiſchof nebſt den franzöſiſchen Offizieren ſeinen Einzug, und nahm ſeinen Platz unter dem Thronhimmel zur Seite der Altars. Ihm gegenüber Championnet mit ſeinem Begleitern auf einer prächtig geſchmückten Tribüne. Diakone und Canonici füllten das Chor, und die Meſſe begann, während der Schatzkaplan das Gefäß mit dem erſtarrten Blute in ſeiner Hand dem Volke zeigte.

Schon war das muſikaliſche Amt vollendet, und noch immer verharrte das Blut in ſeinem feſten Zuſtande. Das Volk wurde ungeduldig, noch mehr die franzöſiſchen Generale, denen dies

Schauspiel, so lächerlich es ihnen auch erscheinen mochte, doch wegen der möglichen Folgen nicht gleichgültig sein konnte. Nicht alle Geistliche waren der neuen Ordnung der Dinge günstig, und der Fanatismus eines einzigen Priesters, welcher das Wunder verhindert hätte, konnte gefährlich werden für ihre eigene Sicherheit.

Wieder trat ein Priester vor das Gefäß. Eine laute Stimme aus der Menge rief fragend: è duro ancora? (ist's noch immer hart?) Der Priester machte ein bejahendes Zeichen, und allgemeines Gemurmel der Bestürzung entstand im Volke.

Plötzlich erhob sich ein lautes kreischendes Geheul und Geschrei in der Nähe des Altars. Es waren die funfzehn Verwandten des heiligen Gennaro; alte Weiber aus dem gemeinem Volke, welche aus dem Stadtquartiere Neapels, in welchem der Sage nach, der Heilige geboren sein soll, von der Geistlichkeit erwählt worden waren, um

den Schutzpatron durch ihre Bitten zu ſchnellerer Vollziehung des Wunders zu bewegen. Lange ſchon hatten ſie diesmal eine Fülle von Gebeten, Avemaria's und Credos aller Art erſchöpft, ohne das ihr Gebet auf den Heiligen Eindruck gemacht hätte. Jetzt wendeten ſie ſich mit wildem Geſchrei gegen das Abbild deſſelben, und ihre Brüſte ſchlagend, beſchworen ſie mit allen Zeichen der äußerſten Leidenſchaft antiker Klageweiber den Heiligen unter Anrufungen, die zum Theil Verwünſchungen ſehr ähnlich ſahen, das Wunder zu verrichten.

Iſts möglich, heiliger Gennaro, rief die eine der Weiber mit gellender Stimme, daß du uns verläſſeſt, uns, deine Verwandten? o thue das Wunder, und laß uns nicht zu Schanden werden! Schläfſt du oder biſt du todt? daß du dich nicht rührſt? rief eine andere. „Kannſt du das Wunder nicht mehr machen? armſeliger Heiliger? fügte eine dritte hinzu.

„Biſt du zum Henker gegangen? Willſt du dich beſchämen laſſen von der Santa Patrizia, die erſt neulich für das Quartier von San Lorenzo ihr Blut im Augenblicke flüſſig werden ließ! Sei verwünſcht, wenn du das Wunder nicht verrichteſt!

In dieſem Augenblicke ſchwenkte der Geiſtliche, welcher das Gefäß hielt, mit der einen Hand ein Tuch, und auf ſeinen Ruf: è fatto! il sangue è liquefatto! (es iſt geſchehen! das Blut iſt flüſſig) erhob ſich ein unendliches Jubelgeſchrei des Volkes. Die Muſikbanden ſchmetterten, die Klänge der Orgel erdröhnten, und unter dem tauſendſtimmigen Rufe: è fatto! è fatto il miracolo, in welchen die funfzehn Baſen des Heiligen mit Dank- und Freudenrufen für denſelben einfielen, begab ſich Championnet mit ſeinen Generalen von der Tribüne herab zum Altare. Hier verrichteten alle mit den Zeichen völliger Gläubigkeit und tiefſter Devotion

ihre Verehrung vor dem Heiligthum, und Championnet, eine reich mit Edelſteinen verzierte Mitra aus der Hand eines ſeiner Adjutanten nehmend, rief laut: Dies Weihegeſchenk bringt das franzöſiſche, mit dem neapolitaniſchen Volke verbrüderte Heer dem Schutzpatrone Neapels, dem heiligen Gennaro dar, zum Dank für die uns allen bewieſene Gnade.

Ein ſtürmiſches Beifallsjauchzen und Evivarufen erſcholl durch die Kathedrale. Man ließ den Heiligen hoch leben, und das Volk pries die Gläubigkeit Giovanni Championnets und ſeiner Krieger, deren Ruf ſich wie ein Laufeuer durch die ganze Stadt verbreitete. Die Kanonen von St. Elmo donnerten dazwiſchen, und verkündeten der Hauptſtadt, daß ihr Schutzpatron die Sache der Republik zu der ſeinigen gemacht habe.

Nun, was ſagt Ihr jetzt, Pater Ignazio, redete triumphirend der Capo Lazzaro einen

Mönch an, der inmitten vieler anderen zuſchauenden Geiſtlichen mit finſterem Blicke den Jubel der Menge betrachtete. Was ſagt Ihr jetzt von dem Heiligen und Eurer Prophezeihung?

Was ich ſage? verſetzte mit giftiger Miene der Mönch, daß du mit Recht der Pazzo heißeſt, und daß San Gennaro ſchon ein Mal ſeine Stelle als Schutzpatron Neapels an die heilige Anna hat abtreten müſſen. Was ein Mal geſchehen iſt, kann wieder geſchehen! ſetzte er boshaft hinzu, und ich denke zu erleben, daß es wieder geſchieht.

Kapitel XXIV.

Der Jubel der erſten Freiheitsfeſte war verhallt. Die Freiheitsbäume, auf allen Plätzen Neapels errichtet, verkündeten das Daſein der Parthenopäiſchen Republik, der jüngſtgebornen Tochter von Frankreichs glorreicher Revolution.

Alles, was Neapel an berühmten Namen, an ausgezeichneten Männern beſaß, hatte ſich der republikaniſchen Partei angeſchloſſen. Die meiſten aus begeiſterter Ueberzeugung und warmer Vaterlandsliebe. Viele aus Nothwendigkeit der Selbſterhaltung, da ihnen nur die Wahl blieb zwiſchen Untergang durch wildes Pöbelre-

giment, oder Rettung durch Wiederherſtellung irgend einer bürgerlichen Ordnung.

Zu den letzteren gehörte auch der greiſe Fürſt Francesco Caracciolo, ein treuer Diener des Königs, deſſen Flucht nach Sicilien er auf einer Neapolitaniſchen Fregatte geleitet hatte. Dort von Nelſon und dem Hofe ſchnöde behandelt, war er nach Neapel zurückgekehrt, und hatte, zur größten Freude Pietro Collettas, das Amt eines Admirals der republikaniſchen Kriegsflotte übernommen, welche freilich nach der ſchmählichen Vernichtung faſt aller königlichen Kriegsſchiffe durch Nelſon, nur noch aus einigen Kanonierſchaluppen beſtand.

Eine proviſoriſche Regierung von fünfundzwanzig Repräſentanten war errichtet worden, welche die neue Verfaſſung der jungen Republik entwerfen und bis dahin mit unumſchränkter Vollmacht die öffentlichen Angelegenheiten leiten ſollte. Championnet ſelbſt hatte ſie ein-

geſetzt. In jener feierlichen Verſammlung zu San Lorenzo hatte er, kraft ſeiner von der franzöſiſchen Republik ihm übertragenen Gewalt, ihre Sitzungen eröffnet, und ihren Schwur der Treue gegen die neue Republik empfangen. An der Spitze des geſetzgebenden Körpers ſtand Domenico Cirillo, das Kriegsminiſterium leitete Gabriel Manthone, während General Baſſetti die Bildung der Nationalgarde übernommen hatte.

Um das Schickſal der Neapolitaniſchen Revolution zu begreifen, wird es ſich der Leſer gefallen laſſen müſſen, daß wir ihm in kurzen Zügen den ſittlichen und intellektuellen Bildungszuſtand des Volkes vorführen, dem hier die Freiheit mit den Waffen in der Hand von Fremden gebracht wurde.

Die politiſche Einſicht war verhältnißmäßig in Neapel das Eigenthum weniger Gebildeten. Aber auch dieſe hatten ſie nicht aus dem Leben,

ſondern aus Büchern geſchöpft. Die Gedanken der franzöſiſchen Revolution herrſchten in ihren Köpfen mit der ganzen Gewalt und dem Fanatismus abſtrakter Theorie, welcher jede Grundlage praktiſcher Erfahrung fehlte. Seit unvordenklichen Zeiten gab es im Königreiche keine politiſche Inſtitution mehr, an welche man jetzt bei der Schöpfung freier politiſcher Einrichtungen hätte anknüpfen können: kein Parlament der Nation, keine öffentlichen Verſammlungen von Bürgern zur Berathung ihrer Angelegenheiten. Das Volk war nur an Willkürherrſchaft gewöhnt und mit dieſer zuletzt in ſeinen eigenen Neigungen verwachſen. Die Rechte des Eigenthums waren hier ſeit Jahrhunderten von Fiscus und Feudalherren, von geiſtlicher Habſucht und weltlicher Uebermacht mit Füßen getreten. Die perſönliche Freiheit erwarb ſich nur der Bandit, der in die Gebirge flüchtend, dem Staate oder dem Feudalherrn ſeines Wohnorts den

Krieg erklärte. Alle übrigen Neapolitaner kannten keine Freiheit der Perſon. Sie waren Sklaven der Regierung und der Barone, Sklaven des heimlichen Gerichtsverfahrens und des Angeber- und Spionirſyſtems, gewöhnt an Bedrückungen jeder Art, ohne eine Spur von bürgerlicher Freiheit. So betrachtete der Einzelne das Allgemeine, den Staat, nur als einen Feind, dem man nur dient, weil und wo man nicht anders kann. Der chriſtliche Spruch: ſeid unterthan der Obrigkeit die Gewalt über Euch hat, war hier eine Wahrheit geworden. Wo die Gewalt aufhörte, endete jede Unterordnung.

Die Zauberworte der franzöſiſchen Revolution „Freiheit und Gleichheit" mußten in ihrer wahren Bedeutung einem ſolchen Volke unverſtändlich ſein, das durch lange Sklaverei und Geiſtesdruck jedes Gefühl für politiſche Freiheit verloren hatte und dem ſeit Jahrhunderten die bürgerliche Ungleichheit zur andern

Natur geworden war. Freiheit, sagt der gleichzeitige Geschichtsschreiber der neapolitanischen Revolution, ist Naturinstinkt; das Freiheitsgefühl verliert der Mensch nur durch lange Tyrannei, und durch gänzliches Verzichten auf alles Nachdenken. Aber der Gedanke der Gleichheit ist Produkt der Bildung. Denn die Vorstellung, daß der Reiche dem Armen, der Mächtige dem Schwachen gleich sein soll an Recht, widerspricht dem Naturinstinkte des Menschen. Der Neapolitaner, der seit Jahrhunderten nur Monarchie und Priesterthum, Feudalherrschaft, Vorrechte und Privilegien, Vasallenverhältniß, Unterthänigkeit und andere unzählige Ungleichheitsverhältnisse kannte, hatte kein Verständniß für die politische Gleichheit, welche man ihm predigte. Nur der niedrigste Pöbel legte sie sich auf seine Weise aus, als Anspruch auf Gütergemeinschaft mit den Reichen.

Dazu kam noch ein anderer Umstand. Frank-

reich hatte ſeine Revolution gemacht, Neapel hatte ſie erlitten. Der Uebergang von der despotiſchen Monarchie zur republikaniſchen Freiheit hatte dort wenigſtens einige Jahre gebraucht, hier war er ſo zu ſagen das Werk eines Tages. In Frankreich hatten Volksbewegungen die politiſchen Bedürfniſſe ans Licht gebracht; in Neapel waren die letzteren im Volke unbekannt. In Frankreich war Befriedigung dieſer Bedürfniſſe ein Mittel, die Revolution zu befeſtigen. In Neapel hatte man die Aufgabe, dieſe Bedürfniſſe erſt im Volke zu wecken, um das Verdienſt zu haben, ſie zu befriedigen. In Frankreich war der König, waren die Stützen der Monarchie auf dem Blutgerüſte vernichtet. Der König von Neapel lebte und herrſchte in Sicilien, und faſt alle Anhänger des geſtürzten Syſtems befanden ſich noch im Lande. Die Feudalbaronie war der Revolution feindſelig, die Anhänger der Republik unter dem Adel

meiſt jüngere Söhne, nicht Familienhäupter, ohne Einfluß auf die Lehnsleute der großen Grundbeſitzungen. Die Prieſter und Mönche gedachten mit Schrecken der Folgen, welche in Frankreich die Revolution für die Geiſtlichkeit gehabt hatte. Die Maſſe der Advokaten, Beamten und Schreiber ſahen in jeder Reform des Wuſtes der alten Geſetzgebung eine Minderung perſönlicher Vortheile, welche ihnen die letztere gewährte. Sie alle haßten die Revolution, während der Sache der Freiheit zugleich zwei Hauptſtützen: kriegeriſche Tapferkeit und bürgerlicher Ehrgeiz mangelten, welche dieſelbe in Frankreich unüberwindlich machten.

Endlich fehlte der neapolitaniſchen Revolution die Legitimität, welche ihr in Frankreich ſchützend zur Seite ſtand. Sie war nicht das Werk von Parlamenten und Nationalverſammlungen, von wohlbegründeten Autoritäten, nicht hervorgegangen aus gleichmäßiger Bewegung

des Volks. Sie war das Geſchenk einer fremdem und noch dazu unvollſtändigen Eroberung des Landes durch ein fremdes Heer, und ihre Ausbreitung über das ganze Land um ſo weniger geſichert, da ſich derſelben, neben vielen andern ungünſtigen Umſtänden auch die natürliche Beſchaffenheit des Landes hindernd in den Weg ſtellte.

Nichts konnte in ſich ungleichartiger ſein, als die Maſſe der verſchiedenen Landſchaften, aus welchen im Laufe der Zeit durch die Gewalt der Waffe das Königreich Neapel ſich gebildet hatte. Durch hohe Gebirge geſchieden, von wilden Bergſtrömen zerriſſen, zerfällt dieſer Südtheil Italiens ſchon von Natur in eine große Anzahl geſonderter Landſchaftsindividuen, welche alle ihren eigenen, durch Natur und Geſchichte gleich ſcharf ausgeprägten Charakter beſitzen. War auch die politiſche Selbſtſtändigkeit und Bedeutung derſelben ſeit langer Zeit verloren,

ſo hatte ſich doch das aus derſelben entſprungene Gefühl der Beſondrung als das natürliche erhalten, und das Band der Gemeinſamkeit, welches ſie zu dem Ganzen eines despotiſch regierten Königreichs vereinigt, war ein durchaus lockeres und äußerliches geblieben.

„Ein Klima," ſagt der deutſche Geſchichtsſchreiber Italiens, „das auf einem Flächeninhalt von wenigen Stunden, von einer Hitze, die Palmenpflanzungen gedeihen läßt, ſich bis zu einer Rauhheit abſtuft, die an ganz nordiſche Regionen erinnert; ein Volk, das aus Ureinwohnern, Griechen der alten und neuen Zeit, aus Römern, Longobarden und Normannen, Arabern und Epiroten, Spaniern und Franzoſen allmälig zuſammengewachſen iſt, und deſſen verſchiedenartige Theile hier und da noch ganz unvermiſcht neben einander zu erkennen ſind; ein Land voll unzugänglicher Berge und Schlupfwinkel, voll Wald und Sumpf, von Gewäſſern

durchriſſen, über welche die Franzoſen ſogar nicht überall glaubten Brücken anlegen zu können: ein ſolches Reich, wenn es ein Ganzes ausmacht, iſt nur durch äußere Uebermacht des Herrſchenden ein Ganzes. Nirgends in Europa hat auch mehr die Gewalt und weniger die Vernunft geherrſcht als in dieſen Gegenden, deren Bewohner nicht etwa hinbrütende Schwächlinge oder abgeſtumpfte Barbaren, ſondern im Gegentheil mit aller Lebendigkeit des Geiſtes, mit Unternehmungsluſt und zum Theil mit außerordentlicher Kühnheit ausgeſtattete Menſchen ſind, deren halbes Leben eine Dichtung iſt, die empfänglich ſind für die Herrlichkeit ihres Himmels, und die den heimiſchen Boden trotz aller Mangelhaftigkeit der öffentlichen Inſtitute, über Alles lieben. Man kann von ihnen ſagen: die perſönliche Kraft ſei in ihnen zu mächtig. Denn indem Keiner ſich innerlich fügen und unterordnen will, indem jeder den, der ihn zu-

nächst in Schranken hält, sei er Nachbar, sei er Oberer, haßt und verfolgt, entsteht eine Trennung der Interessen, die auch einer mit geringer Macht ausgestatteten Regierung, wenn sie nur die Bedingungen, unter denen sie regiert, nicht verkennt, die Gewalt über jedes Einzelnen Schicksal in die Hände giebt. In den unzugänglichsten Theilen dieses Reichs hatte die Regierung fast zu aller Zeit die Politik verfolgt, daß sie einheimische Große, die Fürsten und Barone in ihrem Kreise ihr Wesen treiben ließ. So zerschlug sich, wie im türkischen Reiche, die Landschaft in viele kleine Lehen, in welchen Bedrükkungen des gemeinen Volks, Unfug durch Gesindel und Räuber, und größerer durch die dagegen aufgestellten Sbirrenhaufen an der Tagesordnung war.

Nur da, wo ein einzelner Theil des Landes durch sich Etwas ist, wie z. B. die Hauptstadt und ihre Umgebungen, nur da kann auch

etwas hinſichtlich der geſellſchaftlichen Verhältniſſe Intereſſantes geſchaffen werden. Außerdem iſt es nur ein durch Eigenheiten, durch einzelne Charaktere intereſſantes Land, weil dadurch, daß jeder es treibt, ſoweit er's kann, oder höchſtens die Bewohner eines Orts ſich zuſammenhalten, alle geſellſchaftlichen Grundlagen zerſtört ſind, und das ganze Leben in Einzelheiten zerſpringt. Nur Familien bilden eine Art von Gemeinweſen da, wo jedes andere Band locker geworden iſt, und in ihrem Zuſammenhalten liegt dann die Garantie des Lebens und der Ehre eines Jeden. Daher auch die Blutrache noch als nothwendiges Verhältniß daſteht, und ihre Wahrnehmung als ſittliche Pflicht angeſehen wird.

Zu der Indolenz, die durch den Mangel an wohlgeordneten rechtlichen Verhältniſſen erzeugt wird, zu der Trägheit und dem Schmutz, welche nothwendig aus der Müheloſigkeit des Lebens hervorgehen, kommt nun noch das Be-

freunden mit dem Gedanken, das Haus, welches man bewohnt, den Garten, den man baut, morgen verschüttet, mit brennender Lava übergossen zu sehen, oder selbst über Nacht unter einem Steinhaufen begraben zu werden. Ungebildete Menschen werden entweder von der Furcht vor solchen Schrecknissen vertrieben werden, oder Sorg- und Gedankenlosigkeit wird ganz und gar Besitz von ihnen nehmen; und das Letztere ist bei dem Neapolitaner der Fall.

So in ein Land, in eine Welt gewiesen, wo ihn die wunderbarsten Naturerscheinungen, die unregelmäßigsten sittlichen Bethätigungen umgeben, wo jeder Augenblick und jeder Anblick aus einer ganz andern Quelle geflossen zu sein scheint als der vorhergehende, wird dem Neapolitaner, wie im Leben der strenge Zusammenhang, so im Denken die Allgemeinheit der Begriffe zu jeder Zeit abgehen. Mit lockendem Reiz, mit drohendem Schreckbild tritt ihm alles Einzelne in

der natürlichen wie in der ſittlichen Welt entgegen, und es verſchwindet ihm die allgemeine Kraft und der Mittelpunkt alles Seins und Denkens mehr und mehr, während ihm das Einzelne eine göttliche Berechtigung erhält, und wie im Alterthum in der Geſtalt der griechiſchen Götter und Heroen, ſo in der neueſten Zeit als zehntauſend Heilige tröſtet und unterhält.

So war der Grund und Boden beſchaffen, auf welchem die Republikaner von Neapel den Samen ihrer theoretiſchen Gedanken von politiſcher Freiheit und Gleichheit ausſtreuen, dies waren die Menſchen, welche ſie mit einem Schlage für eine ganz neue Ordnung der Dinge gewinnen, deren Verhältniſſe, Neigungen, Anſichten und Gewohnheiten ſie von Grund aus umgeſtalten ſollten. Und das unter äußeren

Verhältniſſen, welche ungünſtiger nicht gedacht werden konnten: umringt von Feinden, ohne Geld und ſonſtige Hülfsmittel, unterſtützt nur von ihrer eigenen Begeiſterung und von einem fremden Heere, das zu ſchwach, durch Gewalt das Land zu unterwerfen, zugleich durch ſeine bloße Gegenwart das Nationalgefühl der Maſſe beleidigte.

Dennoch würden ihre Bemühungen nicht erfolglos geblieben ſein, hätte das Schickſal, ihrem begeiſterten Streben nicht Eins verſagt, welches das Wichtigſte iſt für alle irdiſchen Dinge — genügende Zeit zu ſeiner Bethätigung. So aber kam von allen ihren Geſetzen und Einrichtungen nur dasjenige zur Ausführung, wovon das Volk in der Gegenwart die erſte Unbequemlichkeit empfand, ohne die wohlthätigen Folgen zu genießen, auf welche es abgeſehen war.

Die neuen Eintheilungen des Landes in De-

partements und Cantone, auf dem Papier entworfen ohne gehörige Kenntniß der Verhältniſſe und Oertlichkeiten, richteten Verwirrung an, und erregten Unzufriedenheit. Die Abſchaffung der Fideikommiſſe, der Feudalherrlichkeit und ihrer Vorrechte, der Zehnten und Gefälle, die Aufhebung vieler Klöſter und Biſthümer, die Confiskation von Kirchengütern, waren theils nicht durchzuſetzen, theils vermehrten ſie die Feindſchaft einer großen Anzahl der Bevölkerung gegen die neue Ordnung der Dinge. Die ausgeſchriebenen Steuern — welche der erſten und dringenden Geldnoth der jungen Republik abhelfen und zugleich die Forderungen der franzöſiſchen Befreier zufrieden ſtellen ſollten, erſchienen dem Volke drückender als die alten, je ausſchweifender ſeine Erwartungen von den Wohlthaten der neuen Freiheit geweſen waren. Nur die Marinari waren zufrieden, weil man die Acciſe auf die Fiſche aufhob, und die Lazzaroni,

weil ſie eine Zeit lang freie Jagd halten durften in den königlichen Wildgehegen der Umgegend von Neapel.

Dieſe Erlaubniß hatte ihnen Championnet bewilligen zu müſſen geglaubt, um ſie darüber zu tröſten, daß er in den erſten Tagen der jungen Freiheit einige Dutzend von ihnen, welche das Plündern und Brennen fortſetzen zu dürfen glaubten, ohne Gnade hatte erſchießen laſſen.

Kapitel XXV.

Der Capo Lazzaro Mecchele il Pazzo, seit dem neuen Umschwunge der Dinge von Championnet zu dem Range eines französischen Obristen erhoben, war in Neapel die Hauptstütze der Republik bei dem niedern Volke. Das Beispiel dieses unerschrockenen Volksmannes, sein gesunder Verstand und sein Mutterwitz vermochten bei den Lazzaronen in Neapel mehr, als alle feurigen Reden, mit welchen die vornehmen jungen Freiheitshelden das Volk von Neapel für die Sache der Republik in öffentlichen Versammlungen auf Straßen und Plätzen zu gewinnen suchten. Die Regierung der Repräsentanten be-

diente sich daher seiner vorzugsweise, so oft es galt, einen Tumult zu stillen, das Volk zu beruhigen oder über gewisse Dinge aufzuklären.

Es war zu Anfang des Februar im Jahre 1799. In Neapel herrschte eine Theuerung der Lebensmittel, die fast an Hungersnoth grenzte. Die Erndte des vergangenen Jahres war spärlich gewesen. Der Krieg und die Anwesenheit des fremden Heeres hatten die vorhandenen Vorräthe aufgezehrt. Das kornreiche Sicilien war für Neapel verschlossen, und die Zufuhr zur See von Apulien und Calabrien ward gehemmt durch die englischen und sicilianischen Schiffe, welche alle Kornsendungen auffingen. In Neapel herrschte neben dem Mangel große Verdienstlosigkeit durch die Abwesenheit des Hofes und vieler reichen und vornehmen Familien. Viele Handwerker waren ohne Beschäftigung; Schaaren entlassener Diener und unbesoldeter Beamten vermehrten die Anzahl der Nothlei-

denden Der Wucher ſteigerte, wie immer, den ſchon vorhandenen Mangel, und während die Märkte leer blieben von Verkäufern, predigten auf demſelben junge Patrioten aus dem Adel und den gebildeten Ständen vergeblich die Segnungen der republikaniſchen Freiheit. Die Bewegung ward täglich drohender, und ſchien ernſthaften Beſorgniſſen Raum zu geben.

An einem dieſer Tage ging Micchele il Pazzo von ſeinem Adjutanten Nicolo Giacinto begleitet, über die Piazza del Mercato, wo gerade einer der Repräſentanten, Don Mario Pagano, vergebens ſeine Beredtſamkeit verſuchte, um das zahlreich verſammelte, und nach Brod ſchreiende Volk durch eine Lobrede auf die Freiheit und Gleichheit zu beruhigen.

Das ſind nun die gelehrten Herren! murmelte der Capo Lazzaro in ſich hinein, als er bemerkte, wie wenig Eindruck die ſchönen Worte des berühmten Redners und Geſetzgebers bei dem

Volke hervorbrachten, das ihn schreiend und lärmend immer wieder mit dem Rufe: Brod! Brod! unterbrach. Ja, ja! Mein Vater sagte es schon: chi troppo studia men' impara! (je mehr man studirt, desto weniger man lernt.) Sie sind dumm geworden von ihrem Studiren; sie wissen nicht mehr, wie man zu den Leuten reden muß.

Mit diesen Worten drängte er sich eilig durch die Masse des Volks, welches ihm überall bereitwillig Platz machte.

Bürger Pagano, redete er den Repräsentanten an, welcher erschöpft und bleich, in seiner weiten Amtstracht mitten unter den aufgeregten Lazzaronen stand, die ihn auf seinem Wege zur Versammlung der Repräsentanten aufgehalten hatten, — Bürger Pagano! laßt mich einmal mit den Leuten reden. Ihr mögt sehr gelehrt sein, und ein guter Redner im Saale von San Lorenzo unter Eures Gleichen, aber Ihr versteht nicht, wie man

zu Leuten unſerer Art ſprechen muß, wenn ſie auf Euch achten ſollen.

Und raſch ſich auf den Rand eines marmornen Baſſins in der Mitte des Platzes ſchwingend, rief er mit lauter Stimme, und in jenem Idiom des niedern Volksdialektes, deſſen ſchlagkräftige Kürze und naive Lebhaftigkeit ſich ſo vortheilhaft von der Sprache der Gebildeten unterſcheidet:

Seid ſtill, Freunde, ich will mit Euch reden, ich der Capo Lazzaro Micchele, den Ihr den Pazzo (den Narren) nennt, obſchon er klüger iſt, als Ihr Alle. Denn warum hättet Ihr ihn ſonſt zu Eurem Haupte gemacht, he? Sitzt der Verſtand im Rumpfe oder im Kopfe? Nun, ich bin Euer Kopf, und folglich bin ich klüger als Ihr, und Ihr müßt mich hören!

Das Volk, vor einem Augenblicke noch von Schmerz und Zorn aufgeregt, änderte ſeine Stimmung auf dieſe, mit gutem Humor geſpro-

chenen Scheltworte, ſo ſchnell wie der Wind umſpringt auf dem Golfe von Neapel. Hört ihn! hört den Pazzo! Es lebe Micchele il Pazzo, der tapfere Capo Lazzaro! ſcholl es von allen Seiten, worauf derſelbe fortfuhr:

Don Mario Pagano, unſer Mitbürger und Mitglied der erlauchten Regierung des freien Volkes von Neapel, hat ſehr gut zu Euch geſprochen. Aber Ihr habt ihn nicht verſtanden, weil er ein Gelehrter iſt, und nicht unſere Sprache redet. Kann er dafür, daß Ihr Dummköpfe ſeid, und daß der Tyrann Ferdinando Euch keine Schulen gegeben hat, wo das arme Volk etwas lernen kann! Don Mario Pagano iſt ein Galantuomo, ein Ehrenmann. Es lebe Don Mario Pagano! es leben die Repräſentanten! ſie ſind alle Galantuomini und meinen es gut mit dem armen Volke.

Das gutmüthige Volk wiederholt den Lebehochruf ſeines Redners, der alſobald fortfuhr:

Ihr ruft nach Brod, als ob Don Mario Pagano ein Bäcker wäre, der Euch ſeinen Laden verſchlöſſe in der Hungersnoth. Das Brod iſt theuer! Freilich! Meine Giuſeppa und unſere fünf Buben empfinden es ſo gut wie ich und Ihr alle. Aber wer macht das Brod theuer? Der Tyrann, der uns alle Schiffe wegkapern läßt, die uns aus der Barbarei drüben und aus Kalabrien Getreide bringen. Was müſſen wir dafür thun? Haſſen müſſen wir ihn, bekriegen mit allen Kräften muß ihn Jeder, der nur ein Meſſer halten kann; ſterben müſſen wir lieber, ehe wir ihn als unſern König wiederſehen. Und da wir ihm ſelber nicht an den Kragen können, ſo müſſen wir ihm wenigſtens den Spaß verderben, uns unglücklich zu ſehen, indem wir in dieſer Noth — lange wird ſie ohnedies nicht dauern — uns durchſchlagen, ſo gut es gehen will. Aber durch Schreien erwirbt man kein Brod, fuhr er zu einem der ärgſten Brodrufer gewen-

det fort. Wenn du etwas buskiren (gewinnen) willſt, Domenico, ſo geh an den Hafen und arbeite. Aber du möchteſt lieber vierundzwanzig Stunden in der Sonne liegen als zwölf, und beklagſt dich, daß die Sonne nicht ſo lange ſcheinen will!

Das Volk lachte und der Schreier verſteckte ſich beſchämt unter die Menge.

Ihr ſagt: was nützt uns die Republik, wenn ſie uns nicht hilft in der Noth? und Ihr habt recht, ich ſage es mit Euch. Aber das Governo, das wir jetzt haben, iſt noch nicht die Republik, ſondern es iſt erſt dabei, ſie zu machen. Die Republik iſt noch nicht fertig. Wenn ſie fertig ſein wird, dann werden auch wir Idioten, wir, die wir von der Sache nichts verſtehen, ſie kennen lernen, aus dem Guten und aus dem Schlimmen, was ſie uns bringen wird. Seht, Brüder, es iſt mit der Republik wie mit den Jahreszeiten: die Gelehrten wiſſen warum ſie

wechſeln. Wir wiſſen nur, daß uns friert im Winter oder heiß iſt im Sommer. Nun ſeht: unter dem Tyrannen haben wir viele Jahre lang Krieg und Hungersnoth, Peſt und Erdbeben gehabt. Wenn es nun heißt, daß wir es unter der Republik beſſer haben werden, ſo laßt uns ihr Zeit geben, es uns zu beweiſen.

Wer faul iſt, und bald fertig werden will, ſäet Rettigſamen auf ſein Feld, und frißt Wurzeln; wer Brod eſſen will, ſäet Korn, und wartet, bis es reif iſt. Juſt ſo iſt's mit der Republik. Was dauern ſoll, braucht Zeit und Arbeit. Alſo laßt uns abwarten, Bürger!

Hier unterbrach den Redner eine Stimme mit der Frage: Du nennſt uns Bürger, und das Governo nennt uns jetzt auch ſo; aber Niemand ſagt uns, was das eigentlich heißt, ein Bürger? Weißt du es uns zu ſagen, kluger Pazzo?

Was es eigentlich heißt? verſetzte nachdenk-

lich der ſchlaue Capo Lazzaro, das weiß ich, aufrichtig geſprochen ſo wenig als Ihr. Aber das weiß ich, daß es etwas Gutes ſein muß. Warum? weil die da oben, die Capezzoni, (ſo nennt das Volk die Häupter der Regierung), dieſen Namen und Titel für ſich ſelbſt genommen haben. Und das weiß doch jedes Kind, daß Niemand für ſich etwas Schlechtes nimmt, wenn er etwas Gutes haben kann. Du am wenigſten, Antonino, ſetzte er mit einem Scherze auf den Frager hinzu, der als ein geſchickter Taſchendieb bekannt war, und ſchon manche Händel mit der Polizei gehabt hatte.

Das Volk wurde immer beſſer gelaunt, und lachte unmäßig über den verdienten Spott, als der Capo Lazzaro, der allein ernſthaft geblieben war, fortfuhr:

Und Eins iſt noch dabei, lieben Freunde, damit, daß wir zu Jedermann „Bürger" ſagen, haben die Signori nicht mehr die Excellenz, und

wir ſind nicht mehr Lazaroni. Dieſer Name „Bürger" giebt uns allen die Gleichheit.

Nun, Bürger Micchele, ſo ſag uns, was die Gleichheit iſt, von der ſie ſo viel reden! rief ein alter Lazarone, dem es mit ſeiner Frage Ernſt zu ſein ſchien.

Was die Gleichheit iſt? Hier ſteht ſie vor Euch, verſetzte der zum Oberſten umgeſchaffene Capo Lazzaro, indem er auf ſich ſelbſt zeigte. Lazzarone und Oberſt zuſammen, zu gleicher Zeit ſein, das iſt die Gleichheit. Vorher waren die Signori Oberſten ſchon im Mutterleibe; jetzt iſt es Micchele il Pazzo, der Lazzarone, weil wir Gleichheit haben. Sonſt wurde man hoch geboren, jetzt ſteigt man hoch, nämlich wenn man ein Galantuomo iſt. Alſo Muth und Geduld, Brüder! es lebe die Gleichheit, es lebe die Republik, es leben die Repräſentanten!

Das Volk ſtimmte mit lautem Rufe ein, und ließ den Repräſentanten ruhig ſeines Weges ziehn,

damit er, wie der Capo Lazzaro sagte, die Republik fertig machen könne, die aller Noth ein baldiges Ende bereiten werde.

Der verwünschte Pazzo! murmelte ein Kapuziner einigen ihn umgebenden Geistlichen zu. Ueberall ist er uns im Wege als Friedensstifter und Beruhiger. Sie waren so schön im Zuge, und ich glaubte schon, daß der ketzerische Hund, der Pagano, schlecht wegkommen würde. Und seht — da geht er jetzt hin mit seinem Befreier, und das dumme Volk jubelt ihnen nach.

Seid ruhig Fra Ranualdo, erwiederte der tückische Pater Ignazio. Er ist hoch gestiegen durch die neue Gleichheit, wie er sagt, aber ich denke den Tag zu erleben, wo er und viele Andere mit ihm höher steigen werden, als sie sich jetzt träumen lassen, und zwar auf diesem Platze, wo wir stehen.

Kapitel XXVI.

Der Capo Lazzaro Micchele il Pazzo ward in seinem Bestreben, das Volk von Neapel bei guter Laune und der neuen Ordnung der Dinge geneigt zu erhalten, nicht wenig unterstützt durch einige Priester und Mönche, welche als eifrige Anhänger der Freiheit die Sache derselben mit Hülfe der Religion bei dem Volke zu führen versuchten. Unter diesen zeichnete sich vor allen aus der ehrwürdige Fra Christoforo, ein Franziskanermönch, welcher vor Jahren wegen Ketzerei nach Frankreich entflohen, jetzt in sein Vaterland zurückgekehrt war. Er und der Priester des Kirchspiels von Sant Anna, dessen wir

früher bei Championnets Einzuge gedachten, bewiesen in zahlreichen öffentlichen Reden dem Volke die Wahrheit der politischen Freiheit und Gleichheit aus dem Evangelium, das die Gleichheit aller Menschen verkünde, bestärkten es in dem Hasse gegen den König, dessen Flucht sie nicht minder wie die Ankunft fremder Heere zum Umsturze seiner Regierung durch die Propheten des alten Bundes vorher verkündet darstellten. Kreuz und Evangelium, Bibelsprüche und moderne Freiheitsworte bildeten in den Reden dieser geistlichen Freiheitsapostel Neapels ein wunderliches Gemisch, welches durch das priesterliche Ansehen der Verkündiger an Kraft und Eindringlichkeit gewann.

Dagegen fehlte es freilich nicht an Geistlichen aller Art, welche, wenn auch nicht öffentlich, so doch insgeheim den Bestrebungen der Freiheitsapostel, besonders im Beichtstuhl, auf alle Weise entgegenarbeiteten. Und damit die

Verwirrung vollſtändig werde, verkündigten zu gleicher Zeit eine Anzahl junger Tollköpfe die ausſchweifendſten Lehren franzöſiſcher Freigeiſter in ihrer kraſſeſten Geſtalt einem Volke, welches bisher in den Banden des tiefſten Aberglaubens gelegen hatte. So gährten alle Elemente in trüber Miſchung durcheinander, den Boden unterwühlend, auf welchem die Republikaner Neapels ihr Gebäude der Freiheit zu errichten im Begriffe ſtanden.

Es war ein ſchwerer Gang, auf welchem ſich Mario Pagano befand, als er von der Piazza del Mercato in Begleitung des Capo Lazzaro ſeinen Weg nach dem Königsſchloſſe fortſetzte, welches jetzt in einen Palaſt der Nation umgetauft, den franzöſiſchen Obergeneral und ſeinen Stab beherbergte. Am Eingange begegneten ihm Pietro Colletta, Gabriel Manthoné und zwei andere Repräſentanten: Guiſeppe Abbamonti und Domenico Cirillo. Sie alle wa-

ren als Deputirte an Championnet abgesendet, um die Rücknahme einer Forderung von dritthalb Millionen Dukati Kriegssteuer für die Stadt und funfzehn Millionen für die Provinzen zu erwirken.

Der französische Oberbefehlshaber war in übelster Stimmung. Von Natur wohlwollend und gutmüthig, ein reinerer Demokrat als die Jacobiner des Direktoriums von Frankreich, selbst für seine Person uneigennützig, sah er sich fortwährend im Kampfe mit den Ansichten und Forderungen der Kommissaire, welche man ihm aus Paris nach Neapel schickte, und welche sämmtlich nicht übel Lust bezeigten, hier wie in einem eroberten Lande zur Befriedigung ihrer Habgier nach Herzenslust zu plündern und zu rauben. Er hatte nach seiner Meinung schon das Möglichste für Neapel gethan, um das Geschick zu mildern, welches damals so ziemlich das gleiche

war für jedes Land, dem die franzöſiſchen Heere die Freiheit brachten.

Die Anklagen der Kommiſſarien beim Pariſer Direktorium ſchwebten über ſeinem Haupte. Er brauchte Geld, um die Habſucht des Direktoriums zu befriedigen, und ſich ſelbſt vor den Anklagen ſeiner Feinde und Neider ſicher zu ſtellen.

So eben erſt hatte er mit dem neuen Botſchafter des Pariſer Direktoriums, dem Civilkommiſſair Faypoult, einem übermüthigen Jacobiner, den heftigſten Streit beſtanden, um einen Schlag abzuwenden, der nach ſeiner Ueberzeugung in Neapel die gefährlichſte Aufregung herbeiführen mußte.

Kein Wunder daher, daß er die Deputation der Repräſentanten ſehr übel gelaunt empfing.

Bürger General, begann der Sprecher derſelben, Giuſeppe Abbamonti, wir kommen im Namen des Volks von Neapel, um Euch vor-

zustellen, daß Eure Forderung zu befriedigen, eine Unmöglichkeit ist. Achtzehn Millionen Dukaten in zwei Monaten einem ausgesogenen Lande zu erpressen, würde selbst dem Tyrannen, den wir mit Eurer Hülfe verjagt haben, zu hart erschienen sein. Bedenkt, daß alle unsere Kassen nach Sizilien geschleppt, daß der fliehende Herrscher selbst die werthvollsten Schätze unserer Sammlungen entführt hat, daß in Neapel Hungersnoth herrscht, und die Provinzen theils schwierig, theils bereits schon im Aufstande begriffen sind. Wir haben Alles gethan, um Eurer Forderung zu genügen. Wir haben den Schmuck der Frauen, die Ringe der Verlobten, die Amulette der Kinder mit blutenden Herzen von denen angenommen, die kein Geld besaßen, um die Steuer zu bezahlen. Aber Alles ist ungenügend, und die öffentliche Unzufriedenheit steigt von Tage zu Tage höher. Die Freiheit —

Die Freiheit bekommt man nicht umsonst,

unterbrach hier Championnet unmuthig den Redner. Frankreich hat das Blut ſeiner Söhne hingegeben, ſie Euch zu bringen, und Ihr wollt nicht einmal Euer elendes Gold für ſie opfern, das Ihr Jahrhunderte lang für Eure Tyrannen hingegeben habt! Schweigt mir mit Euren ſchönen Reden, damit ich nicht Euch das Wort zurufe, das einſt der Ahnherr der franzöſiſchen Nation an der Spitze ſeiner Gallier den Römern zugerufen hat: Vae victis! Wehe den Beſiegten!

Die Deputirten erbleichten vor Schmerz und Zorn. Ein Gefühl der Verzweiflung bemächtigte ſich Colletta's bei dieſem unerwarteten Ausbruche des franzöſiſchen Uebermuths. Er wollte reden, aber Don Gabriel Manthone kam ihm zuvor, und ſeine gigantiſche Geſtalt zu ihrer vollen Höhe aufrichtend, ſprach er:

Steht es ſo zwiſchen uns? Nun denn, ſo

höre, Bürger General, was du vergessen zu haben scheinst. Du bist nicht Sieger, wir sind nicht Besiegte. Du bist nicht hierhergekommen durch siegreiche Schlachten, sondern durch unsere Hülfe und kraft der Verträge, die du mit uns geschlossen. Wir übergaben dir die Castelle, wir verriethen aus heiliger Liebe zur Freiheit unseres Vaterlandes deine Gegner. Wir bahnten dir den Einzug in diese unermeßliche Stadt, die deine schwachen Bataillone ebensowenig erobert hätten, als sie jetzt hinreichen würden, sie zu behaupten, wenn wir dich verließen. Versuche es, fuhr er fort, indem er dicht vor den französischen General hintrat, und seine Augen leuchteten von wildem Feuer, — behandle uns als Feinde. Zieh hinaus aus diesen Mauern, und sieh zu, ob du zurückkehren wirst, um uns als Besiegten das Wort deines verruchten Ahnherrn Brennus zuzurufen!

Der französische Obergeneral legte die Hand

an den Degen: Ich verhafte dich Bürger Manthone als einen Verräther! rief er aus.

Wagt es nicht, General, entgegnete hier einen Schritt vortretend, Pietro Colletta. Wenn Don Gabriel Manthone ein Verräther iſt, ſo ſind wir es alle, denn wir alle denken, wie er geredet hat.

Und dem franzöſiſchen Oberbefehlshaber noch näher tretend, ſetzte er leiſe hinzu, ſo daß nur der Angeredete es verſtehen konnte:

Der Capo Lazzaro iſt in Eurem Vorzimmer. Ein übereiltes Wort von Euch kann das ganze Volk in Aufruhr ſetzen, und Euer und unſer Verderben herbeiführen.

Championnet bezwang ſeinen Zorn. Er verabſchiedete die Abgeordneten, indem er verſprach, ihnen ſpäter ſeine Entſcheidung kund zu thun.

Die Entſcheidung ließ nicht lange auf ſich warten. Schon am nächſtfolgenden Tage erfolgte mit der Beſtätigung der auferlegten Kriegs-

steuer ein Befehl zur allgemeinen Entwaffnung des Volks. Championnet handelte hierbei nur im Interesse seiner eigenen Sicherheit. Die Drohung Manthone's hatte ihn auf das Mißliche und Gefährliche seiner Lage aufmerksam gemacht, wenn aus irgend einer Ursache die Bevölkerung der Hauptstadt sich gegen ihn erheben sollte.

Aber auch in der Versammlung der Repräsentanten gewann seine Ansicht die Oberhand, daß es besser sei, die Beschützung der Stadt und der Sache der Freiheit, neben dem französischen Heere, nur den Händen der erprobtesten Patrioten anzuvertrauen. Nach heißen Debatten wurden Colletta und Manthone, die auf allgemeine Volksbewaffnung drangen, überstimmt. Das Gesetz zur Bildung einer Nationalgarde ward mit so vielen Bedingungen versehen, daß in dem ungeheuern Neapel nur vier Kompagnien von etwa sechshundert Bürgern zusammengebracht werden konnten, während die zahllose

Menge der übrigen nur zu Geldleiſtungen verpflichtet wurde.

Vergebens drangen Manthone und Colletta darauf neben den wenigen Freiwilligen, größtentheils entſchiedenen Republikanern der höhern Stände, noch Truppen zum Dienſt der Republik für Sold anzuwerben. Die Landſtraßen wimmelten damals von entlaſſenen, fremden und einheimiſchen, Soldatenhaufen der entflohenen Regierung, welche theils bettelnd, theils raubend das Land durchzogen, ſo wie von verabſchiedeten Schaaren früherer Sbirren und Milizen der hohen Barone, der Statthalter und Biſchöfe. Es war leicht, aus ihnen für den Dienſt der Republik ein Heer von fünfundzwanzig bis dreißig tauſend Soldaten zu bilden, und zugleich das Land von ebenſoviel Landſtreichern und Räubern zu befreien, welche über kurz oder lang die Partei der Feinde der jungen Republik verſtärken mußten.

Vergebens sprachen Caracciolo und andere erfahrene Krieger für die Ansicht Manthone's und Colletta's. Sie wurden überstimmt von den glänzenden Reden der doktrinairen Republikaner, welche in ihrer unpraktischen Begeisterung, verblendet über die Zustände der Wirklichkeit damit auszureichen glaubten, daß sie in hochtönenden Phrasen erklärten: Die Republik bedürfe keiner Söldner, die eine Schande der Freiheit seien. „In der Republik, rief der schwärmerisch begeisterte Pagano aus, sind alle freien Männer zugleich Krieger. Soldheere sind eine Stütze der Tyrannei. Rom, so lange es frei war, hatte kein Söldnerheer, aber es hatte Krieger in Fülle, so oft ihm Kriegsgefahr drohte! Und auch unserer Republik werden sie nicht fehlen in der Stunde der Entscheidung!"

Solche Reden der Repräsentantenversammlung fanden ihren Widerhall in den beiden Gesellschaften, welche sich unter dem Namen der

Sala patriotica und der Sala popolare aus den vielen Mitgliedern der ehemaligen Jakobiner vom Pauſilipp gebildet hatten, zu denen ſich jetzt alle Anhänger der doktrinairen Freiheitsſchwärmer geſellten. Keiner von dieſen Leuten wollte begreifen, daß in Lagen, wie die der jungen Parthenopäiſchen Republik, der reinſte und edelſte Zweck in der Anwendung der Mittel zu ſeiner Erfüllung nicht den wähleriſchen Maßſtab jener reinen Bürgertugend und jener Bildung anlegen dürfe, welche außerhalb der geringen Anzahl jener Begeiſterten nirgends angetroffen oder auch nur verſtanden wurden.

Kapitel XXVII.

In höchster Aufregung verließen Colletta und Manthone die Versammlung.

„Eine Republik ohne Geld und ohne Soldaten ist ein Schwert ohne Klinge, ein Gewehr ohne Schloß, rief der feurige Manthone aus. Ich sage Euch, Colletta, diese Utopisten mit ihrer republikanischen Tugend werden uns in's Verderben stürzen, ehe man die Hand umdreht. Sie bilden sich wahrhaftig ein, diese patriotischen Seelen, sie brauchten nur, wenn der Tag der Gefahr naht, auf den Boden zu stampfen, um wohlexerzirte und gerüstete Regimenter daraus hervorwachsen zu lassen.

Aber was bedeutet das? fuhr er fort, als er am Eingange des Toledo dichte Volksmaſſen bemerkte, welche ſich an die Straßenecken drängten, an denen große Plakate angeſchlagen waren.

Die Freunde näherten ſich dem einen dieſer Haufen. Ein Mönch hatte ſo eben dem Volke den Anſchlag vorgeleſen. Es war der Pater Chriſtoforo, welchem der Capo Lazzaro zur Seite ſtand. Beide waren in höchſter Aufregung. Das Volk tobte und ſchrie, und ſtieß Verwünſchungen und Drohungen aus gegen die Franzoſen, gegen die „fremden Räuber".

Was geht hier vor, Freunde? riefen die Hinzutretenden.

Hundert Stimmen antworteten zugleich, die zuvor ausgeſtoßenen Verwünſchungen wiederholend. Mit Mühe gelang es endlich dem Capo Lazaro die Schreier zu beruhigen. Manthone's und Colletta's Erſcheinen trug dazu bei, denn beide waren beim Volke vorzugsweiſe beliebt und geachtet.

Leſet ſelbſt, rief der wilde Reiteroberſt, Duca di Roccaromana, der auf ſeinem Pferde unter dem Haufen hielt, weſſen ſich dieſe Franzoſen erfrechen. Hätte ich das ahnen können, Don Pietro, als ich auf Euer Zureden die Sache des Königs verließ, — niemals würde ich Euren ſchönen Worten Gehör gegeben haben. Jetzt verwünſche ich meine Leichtgläubigkeit. —

Wer wagt hier von der Sache des Tyrannen zu ſprechen, und Drohungen auszuſtoßen gegen die Republik? unterbrach den Sprecher mit ſtarker Stimme Manthone. Bürger Oberſt, ich verhafte Euch im Namen des Staats. Und zu einigen jungen Männern in der Uniform der Nationalgarde gewendet, die ſich an ihn angeſchloſſen hatten, ſetzte er hinzu: Ihr begleitet den Bürger Roccaromana auf das Kaſtel von St. Elmo! Euren Degen, Bürger Oberſt!

Der Angeredete, ein junger Mann von ausgezeichneter Schönheit, mit einem Geſichte, in

welchem wüſte Ausſchweifung den Stempel des urſprünglichen Adels nicht hatte verwiſchen können, zitterte vor Wuth und Zorn. Einen Augenblick ſchien es, als wollte er ſeinem feurigen Hengſte die Sporen geben, und ſich dem Verhaftsbefehle durch eine übereilte Flucht entziehen. Allein das Volk, bei dem er trotz ſeiner Wüſtheit und Verſchwendungsſucht als verwegner Reiter und perſönlich tapferer Soldat eine gewiſſe Popularität genoß, zeigte ſich doch keineswegs geneigt, ihm bei ſeinem Vorhaben behülflich zu ſein.

Er ſprang vom Pferde, und übergab dem herzutretenden Colletta ſeinen Degen. Euch, Don Gabriel Manthone, werde ich dieſen Schimpf gedenken, fügte er hinzu, indem er ſich entfernte.

Dieſer hatte ſich jedoch der Stelle zugewendet, an welcher die Urſache der ganzen Aufre-

gung in der Gestalt eines großen Plakats sich angeheftet befand.

Es war eine Bekanntmachung, erlassen im Namen der französischen Republik, ein Dekret, unterzeichnet von dem vor kurzem angelangten Civilkommissair Faypoult, in welchem die französische Regierung das frühere Königreich Neapel als erobertes Land betrachtete, die auferlegten Kriegskontributionen bestätigte, und zugleich alle früheren Königlichen Besitzungen, Paläste, Landgüter, Jagdwaldungen und Domainen, so wie die Kloster- und Lehngüter, die öffentlichen Banken und Ordens-Kassen ja sogar die noch im Schooße der Erde befindlichen antiken Schätze von Herkulanum und Pompeji für Eigenthum der französischen Nation erklärte.

Kaum hatte der Repräsentant die Lesung beendet, als sich aufs Neue das Geschrei der Verwünschungen erhob.

Wieder gebot der Capo Lazzaro Ruhe, und Manthone rief, zum Volke gewendet:

Freunde, dies Dekret iſt ungültig. Die Verſammlung der Repräſentanten kennt es nicht, und wird es nie anerkennen. Aber auch Euer Zorn gegen die Franzoſen iſt unbegründet. Seht her! Giovanni Championnet's Name ſteht nicht unter dieſem Blatte, welches ein frevelhafter Angriff iſt gegen die Majeſtät und Würde unſerer Republik. Und ſo — indem er mit dem Degen des verhafteten Oberſten das Plakat von dem Pfeiler riß, daß es in Fetzen zerflatterte — vernichte ich es, und fordere jeden auf, ein Gleiches zu thun, wo er einem ſolchen Anſchlage begegnet.

Nehmt Euch in Acht, Bürger Manthone! rief hier plötzlich eine heiſere Stimme in franzöſiſcher Sprache, und durch den jubelnden Haufen ſich drängend, welcher Don Gabriel Manthone und

die Republik Neapel hoch leben ließ, trat ein hagerer Mann auf den Repräsentanten zu.

Seine Kleidung ließ sogleich den pariser Klubbisten neuester Façon erkennen. Ein runder Hut mit ungeheurer dreifarbiger Kokarde saß auf dem wild herabhängenden, kaum halbgekämmten Haare, das einer leise gepuderten Löwenmähne nicht unähnlich sah. Den Hals umwulstete eine über das Kinn reichende hohe Cravatte. Weit herabhängende Seitenlocken und ein kaum fingerlanger Zopf vollendeten den Kopfputz. Drei Gilets übereinander und sehr enganliegende Pantalons von heller Farbe wurden halb bedeckt von dem breitschößigen, bis an die Knie reichenden Sackfrack der pariser Incroyables, den die großen, weit überschlagenden Klappen und der ungeheure breit niederhängende Kragen auszeichneten. Eine trikolore Schärpe, Sporenstiefeln und ein mächtiger, klirrend nachschleifender Säbel vollendeten den Auf-

zug des hagern, boshaft ausſehenden Mannes, der ſeinen Blick mit verachtendem Hochmuth über die Umſtehenden ſtreifen ließ.

Nehmt Euch in Acht, Citoyen Manthone, rief er mit übermüthig ſchnarrender Stimme. Dieſer Degenſtoß könnte leicht dem Leben Eurer Republik, die wie ein Küchlein eben erſt aus dem Ei geſchlüpft iſt, und dem Eurigen dazu, gefährlich werden. Die Republik von Frankreich verlangt Gehorſam für ihre Dekrete, und das Beil ihrer Guillotine ſchneidet ſcharf.

Manthone wollte eben etwas erwiedern, als Trommelwirbel vom nahen Schloſſe her erſcholl. Der franzöſiſche Oberbefehlshaber, von den unruhigen Vorgängen unterrichtet, nahte, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Offizieren, dem Orte des Streites. Sein Pferd durch den dichten Haufen lenkend, der ihm überall ehrerbietig auswich, fragte er Colletta nach der Urſache des Tumultes.

Kaum hatte dieser ihn mit wenigen Worten von dem Vorgefallenen unterrichtet, als er sich zu dem Franzosen, welcher die Drohung gegen den Repräsentanten ausgestoßen hatte, mit den Worten wendete:

Bürger Faypoult, dies ist gegen die Abrede. Ihr werdet mir Rechenschaft geben für einen Schritt, dessen Unklugheit nur Eurer Unkenntniß der Verhältnisse zu verzeihen ist.

Ich Euch Rechenschaft ablegen? Ich, der Bevollmächtigte des Direktoriums der französischen Republik, der gesandt ist, Euch zur Rechenschaft zu ziehen? erwiederte stolz und verächtlich der Angeredete, indem er sich nachlässig auf seinen Säbel stützte. Seht Euch vor, Bürger General, daß Ihr mir Rede stehen mögt, für die Beleidigung, welche Ihr dem Abgesandten Eurer Herren hier öffentlich anzuthun wagt. Vor Allem aber laßt augenblicklich diesen Mann verhaften, setzte er auf Manthone zeigend hinzu.

Er hat das Dekret des Direktoriums zerriſſen.

Er hat Recht daran gethan, denn es war ohne meine Erlaubniß veröffentlicht! Und was Ihr von meinen Herren ſprecht, verſtehe ich nicht. Ich kenne keine Herren, ſondern nur Mitbürger, deren Herr, wie der meine, das Geſetz iſt!

Bürger Championnet, Du wagſt es, mir zu trotzen? in mir das Direktorium der Republik zu beleidigen aus Furcht vor dieſem neapolitaſchen Geſindel?! verſetzte, bleich und bebend vor Wuth, der entrüſtete Jakobiner. Im Namen der Republik und des Geſetzes, verhafte ich Dich als einen Verräther der Republik!

Einen Augenblick überflog die Röthe des Zorns das Geſicht des tapfern Kriegers. Dann aber, ſich im Sattel wendend, ſprach er zu ſeinen Begleitern: Meſſieurs, was dünkt Euch von

diesem Wortheldeu? Ist hier Jemand, der seiner Drohung den Arm leihen möchte?

Ein lauter Ruf des Unwillens war die Antwort.

Ich denke, wir dürfen die Ruhe und Sicherheit Neapels und das Leben unserer tapfern Krieger nicht in Gefahr setzen weil ein übermüthiger Jakobiner keine Vernunft annehmen will, fuhr Championnet fort. Sein Vorwurf der Feigheit kann Soldaten, wie wir, nicht beleidigen. Führt ihn sicher zum Schlosse, Capitain Bonami, setzte er zu einem Adjutanten gewendet hinzu. Die Lazzaronen von Neapel möchten ihm übel mitspielen, erführen sie, daß er es gewesen, der den Anschlag veröffentlicht hat. Morgen früh werden wir den Auftrag des Direktoriums den Repräsentanten von Neapel mittheilen. — Und mit der Hand Colletta und Manthone grüßend, ritt er mit seinem Gefolge den Toledo hinauf,

während der Commiſſair des Direktoriums ſchel-tend und tobend abgeführt wurde.

Was dünkt Euch, wie wird der Ausgang dieſes Handels ſein? ſagte Don Gabriel Man-thone zu Colletta, als er denſelben in ſeine Wohnung begleitete.

Der Ausgang? Championnet wird nach-geben.

Unmöglich!

Er iſt wankelmüthig und ohne Charakter, ſo brav und gutmüthig er auch ſein mag. Und zu-dem weiß er, daß ſeine Stellung und ſein Leben in der Hand jenes Elenden ſind.

Die Zeiten Robespierres und der Schrek-kensherrſchaft ſind vorbei, meinte Manthone.

Wenn auch! Das Direktorium von Paris iſt auf ſein Anſehen nicht weniger eiferſüchtig, als einſt Robespierre und der Convent, und dieſe Barras, Reubel und Conſorten, — welche un-ſere ſchwärmenden Freunde, die niemals wie

Ihr und ich, das franzöſiſche Treiben in der Nähe geſehen haben, für lauter unbeſtechliche Lykurge und Fabrizier halten, beſchützen die Raubgeſellen, welche ſie ausſenden, wie ſich ſelbſt. Sie werden keinen Augenblick Bedenken tragen, einen tapfern General dieſem Jappoult aufzuopfern, und Championnet weiß das ſo gut wie ich. Er wird morgen andere Saiten aufziehen, als heute.

Aber dies Dekret darf nicht veröffentlicht werden oder wir ſind verloren, entgegnete Manthone. Ganz Neapel würde ſich dagegen erheben. Alle Bourboniſten im Lande würden dadurch Muth erhalten zum Aufſtande gegen die Republik. Es wäre ſo gut wie eine Armee König Ferdinands vor den Thoren der Stadt.

Ich ſehe kein Mittel, es zu verhindern, verſetzte Colletta düſter. Nur eine Möglichkeit iſt vorhanden — aber ich mag ſie nicht ausdenken.

Und welche meint Ihr, Don Pietro? fragte Manthone.

Laßt mich davon ſchweigen, bis ſie verſucht iſt, verſetzte Colletta, das Geſpräch abbrechend. Ihr wolltet nach dem Kaſtell St. Elmo, fuhr er fort, als ſich Manthone verabſchiedete. Darf ich fragen, was Ihr mit dem Tollkopfe zu beginnen gedenkt, den Ihr dahin habt abführen laſſen?

Ihn der Haft entlaſſen, und den Herzog und Cavalier dafür um Verzeihung bitten, daß der Repräſentant und Kriegsminiſter den Oberſten ins Gefängniß ſchicken mußte. Ich habe zugleich einen Balſam für ſeine gekränkte Eitelkeit, denn ich habe ihm anzuzeigen, daß die Verſammlung der Direktoren ihn zum General der Kavallerie ernannt, und ihn beauftragt hat, ein Reiterkorps zu bilden.

Ihr traut dieſem Roccaromana?

Er mag ein ſchlechter Republikaner ſein, aber

er iſt ein guter Reitergeneral, und ſeine Ausſchweifungen haben wenigſten das Gute für uns, daß ſie ihm die Mittel genommen haben, Pläne des Ehrgeizes zu fördern, wenn er einen andern Ehrgeiz beſäße, als den, die wildeſten Pferde zu bändigen und die ſchönſten Mädchen zu erobern.

Nehmt Euch vor ihm in Acht, Don Gabriel. Er vergißt Euch die heutige Beleidigung nicht, ſo wenig er den Hof der Königin vergißt, an dem ſeine Eigenſchaften ihre Triumphe feierten. Er wird uns verrathen, ſo bald ſich eine Gelegenheit bietet. Es waltet ein Unſtern über uns. Den Moliterno habt Ihr fortgeſchickt in das Geſandtſchaftscril nach Paris, weil die Klubbiſten der Sala Patriotica gegen ihn ſchrieen; und doch war er wenigſtens ein Ehrenmann, und ein beſſerer Soldat als Roccaromana.

Manthone ſeufzte. Laßt es gut ſein, und

uns vor allen Dingen Muth behalten, ſprach er, dem Freunde die Hand zum Abſchied reichend. Wenn nur Championnet feſt bleibt, wird Alles gut werden. Denkt daran, wie Ihr ihn gewinnt, und ſomit lebt wohl.

Achtes Buch.

Die Abenteurer.

Kapitel XXVIII.

Während in der Hauptſtadt die neugeſchaffene Republik ſchon in den erſten Wochen ihrer Exiſtenz ſich mit ihren franzöſiſchen Freunden und Beſchützern in ernſthafte Streitigkeiten verwickelt ſah, begannen in den Provinzen die Anhänger der geſtürzten Königsfamilie theils offen, theils insgeheim den Kampf gegen die neue Ordnung der Dinge.

Der erſte betäubende Schrecken der franzöſiſchen Okkupation und der durch ſie herbeigeführten Umwälzung war vorüber. Die Bourboniſten waren in den Provinzen zahlreicher, als man ſelbſt in Neapel glaubte. An Grün-

den zur allgemeinen Unzufriedenheit fehlte es ohnehin nicht bei der Mißliebigkeit vieler Maßregeln und Einrichtungen, welche man von der Hauptstadt aus in den Provinzen durchzusetzen versuchte. Offener Widerstand, der hier und da gewagt, ungeahndet blieb, weil die von den Anhängern der Republik angekündigten französischen Bataillone nirgends erschienen, stärkte den Muth und die Zuversicht der Unzufriedenen. Die Klugen und Einsichtsvollen hielten, wie immer, vorsichtig zurück, und hüteten sich der neuen Ordnung der Dinge offen Beistand zu leisten. Sie wollten abwarten, ob die Republik sich kräftig genug erweisen werde, die Sache der Ordnung und Freiheit durchzusetzen. Die Opfer der Gegenwart ließen den Druck der vergangenen Tyrannei vergessen, und während man in Neapel sich um die beste Staatsverfassung, stritt und nebenbei in den Theatern patriotische Tragödien aufführte und Freiheitslieder sang, gestaltete sich

in den Provinzen die Lage der Dinge immer gefahrdrohender für die Sache der jungen Freiheit. Colletta's und Manthone's Vorausſagungen begannen ſich allmälig zu erfüllen. Die entlaſſenen dalmatiſchen Soldaten, die verabſchiedeten Milizen der Barone und Landrichter ſchaarten ſich zu einzelnen Banden zuſammen, und pflanzten raubend und plündernd das Banner der Religion und des Königs auf. In den größeren Provinzialſtädten, deren angeſehene Einwohner ſich vorzugsweiſe der neuen Bewegung angeſchloſſen hatten, kam es zu wilden Parteizwiſten und blutigen Greuelthaten.

Die Nachricht von einer ſolchen hatte ſo eben die Regierung von Neapel bewogen, eine Truppenabtheilung unter Colletta's Anführung nach Potenza, der Hauptſtadt der Provinz Baſilicata zu ſenden, um daſelbſt über eine furchtbare Unthat eine Unterſuchung anzuſtellen und Gericht zu halten. Der Biſchof von Potenza,

Francesco Serao, hatte sich dort an die Spitze der republikanischen Bewegung gestellt. Schon früher von dem Klerus als Anhänger des Jakobinismus angefeindet, erfuhr er jetzt den doppelten Haß der größtentheils gut bourbonisch gesinnten Geistlichkeit, welcher das Beispiel eines so hochstehenden Kirchenhauptes für die Sache des Thrones und Altars doppelt gefährlich schien. Ein von ihr fanatisirter Haufe überfiel den Bischof in seinem Palaste und ermordete den Greis am Altare seiner Kapelle. Die Mörder schnitten ihm das Haupt ab, und trugen es im Triumphe auf der Spitze einer Pike durch die Stadt, ohne daß die Anhänger der Republik ihnen entgegenzutreten wagten.

Aber das heiße Blut des Südens forderte Rache, und ehe noch von Neapel aus etwas geschah, um diesen Frevel zu bestrafen, war sie bereits in einer Weise vollzogen, welche selbst die Anhänger der Republik erschaudern machte. Der

stolze reiche Nicolo Addone, ein Freund des ermordeten Bischofs, und heimlicher Anhänger der Republik, hatte beim Anblicke des blutigen Hauptes den Schwur gethan, ihn an seinen Mördern zu rächen, und er vollzog die Rache auf eine Art, welche an die mittelalterlichen Zeiten Italiens erinnerte. Er erheuchelte die lauteste Freude über den Tod des Verräthers, und lud, um seine gut bourbonische Gesinnung zu beweisen, die Haupttheilnehmer des Mordes zu einem Festschmause ein. Der Wein floß in Strömen, aber er war gemischt mit einer betäubenden Essenz, welche Addone's Freund, der Apotheker Corbara, ein Korse, zu diesem Zwecke bereitet hatte. Und als nun die Gäste gegen das Ende des Festmahles ihrer Sinne nicht mächtig, von ihren Sitzen taumelten, erdolchte sie Nicolo Addone sämmtlich mit eigner Hand, ohne den im Hause versteckt harrenden Mitverschwornen das verabredete Zeichen zu geben!

Als Colletta mit seinen Truppen in Potenza anlangte, war der Urheber dieser Greuelthat bereits in die Wälder entflohen. Nur einige seiner Gehülfen, unter ihnen der Apotheker Corbara, waren verhaftet, und harrten des Gerichts. Aber vergebens beschworen die angesehensten Einwohner von Potenza den mit ausgedehnter Vollmacht versehenen Obersten, ein strenges Exempel zu statuiren, und den Corbara trotz seines Leugnens erschießen zu lassen. Colletta konnte sich zu solcher Strenge nicht entschließen. Untersuchung und Verhör ergaben trotz dringenden Verdachts keinen bestimmten Grund zur Verurtheilung. Corbara selbst stellte jede Theilnahme an der That hartnäckig in Abrede. Kein direktes Zeugniß sprach gegen ihn, obschon die allgemeine Stimme ihn als Haupttheilnehmer an Addone's Unthat beschuldigte, und aus seinem früheren Leben die schlimmsten Dinge wider ihn anführte. Vergebens machten die Verwandten

der Gemordeten Colletta darauf aufmerkſam, daß die Sache der Republik nur gewinnen könne durch den Tod dieſes Elenden, der dieſelbe durch ſeine That wie durch ſeine Theilnahme ſchände. Selbſt Anhänger der republikaniſchen Partei zu Potenza ſtimmten darin mit ihren Gegnern überein, und warnten den jungen Oberſten, einen Menſchen zu ſchonen, der durch ſeine Schlauheit und Liſt ein um ſo gefährlicherer Feind der Republik werden könne, als er ſchon jetzt, wo er ſtatt der Belohnung für ſeine Theilnahme an der Greuelthat ſich von der Republik verfolgt ſehe, in ſeinem Innerſten Rachepläne brüte.

Der lauteſte Wortführer in dieſem Sinne war Niccolo Palomba, einer von den Abgeſandten, welche der Klubb der Sala patriotica zu Neapel unter dem Namen von Demokratizatoren (d. h. Verbreiter der Demokratie) in die Provinzen zu ſenden begonnen hatte, um das Volk für die Republik zu gewinnen, und die Lehren des

franzöſiſchen Jakobinismus zu verbreiten. Er ging ſogar ſo weit, Colletta mit der Rache des Klubbs zu bedrohen, wenn er ſich hier nicht gegen einen verkappten Royaliſten ſtreng beweiſe.

Ich kann keinen Mord begehen, um einen Mord zu ſühnen! war Colletta's Antwort auf alle dieſe Anmuthungen. Schafft mir Zeugen und Beweiſe, und er ſoll hängen, nachdem er ein Ave Maria gebetet. Aber anders nicht!

In dieſer Geſinnung beſtärkten ihn diejenigen Anhänger der Republik zu Potenza, welche als fanatiſche Partiſanen der neuen Freiheit, die an den Mördern ihres Biſchofs genommene Rache für vollkommen berechtigt achteten. Wenn ſie auch Corbara für einen unzuverläſſigen Menſchen hielten, ſo wollten ſie doch ſeiner Beſtrafung nicht in die Hände arbeiten, um nicht ihren Feinden, den Bourboniſten, einen Triumph zu gönnen. Denn hier, wie überall in den Provinzen

des Landes, gab die politiſche Parteiung meiſt nur den Vorwand her, die viel älteren Privatleidenſchaften und Familienzwiſte gegen einander auszufechten.

Unter ſolchen Umſtänden entſchloß ſich Colletta, mit ſeinen Gefangenen nach Neapel zurückzukehren, und dieſelben dem dortigen Tribunal zu überantworten. Aber unter ſeinen eigenen Leuten waren nicht wenige, deren republikaniſcher Fanatismus es unbegreiflich fand, daß Corbara und ſeine Genoſſen für eine, in ihren Augen keineswegs verbrecheriſche That überhaupt nur Strafe, ſtatt Lohn, erwarten ſollten. Dieſe Stimmung wußte der ſchlaue Korſe zu benutzen, und durch Unterredungen mit ſeinen Wächtern zu verſtärken.

Iſt das die Weiſe, wie die Republik ihre Freunde behandelt? rief er aus, indem er ſich an den Sergeanten Camillo wandte. Da verlohnt ſich's auch ein Freund der Freiheit und

Gleichheit zu ſein, wenn man von der neuen Republik beſtraft werden ſoll, weil man ſich freut über den Tod ihrer Feinde! Ich ſage nicht, fuhr er fort, daß ich Addone's That lobe, noch weniger, daß ich ihm dabei behülflich geweſen. Aber bei der heiligen Jungfrau! als ich die Mörder unſeres würdigen Biſchofs ſich laut ihrer Schandthat rühmen hörte, da zuckte es ſelbſt mir — der ich ein friedfertiger Mann bin, und nie einen Tropfen Blut vergoſſen habe, — in dieſer Hand, und nicht um Alles hätte ich den braven Addone aufhalten mögen, als er die Verfluchten niederſtieß. Ihr hättet's auch nicht gethan, brave Freunde, wäret ihr in meiner Stelle geweſen!

Ermuntert durch die Zuſtimmung ſeiner Hörer, fuhr er fort: Und nun wollt Ihr uns nach Neapel ſchleppen und einkerkern, bis unſere Feinde falſche Zeugen gegen uns aufbringen, und uns zum Tode verurtheilen laſſen? Wenn

Ihr ſo Eure Freunde behandelt, was wollt Ihr denn Euren Feinden thun? Da wär' es ja beſſer, man hielte es mit dem Könige Fernando, der wenigſtens Freund und Feind zu unterſcheiden weiß! Meint Ihr nicht auch, Signor Colonna, ſetzte er zu ſeinem Freunde und Mitgefangenen gewendet hinzu, der neben ihm auf einem Maulthier ritt. Würden Don Fernando und die Königin Carolina Leuten, wie Verbrechern, die Hände binden laſſen, die den Feinden des Thrones eine Coltellata (Meſſerſtich) gegeben hätten? und wir beide haben doch nicht einmal daſſelbe an den Feinden der Republik gethan!

Die Hände binden laſſen? erwiederte der Angeredete, wo denkt Ihr hin! Hat nicht König Fernando den Räuber und Mörder Micchele Pezza, den ſie jetzt Fra Diavolo heißen, und den Blutſäufer Gabriel Mammone zu ſeinen Generalen ernannt? und rühmte ſich nicht einer

der Mörder unſeres Biſchofs, daß er in Mammone's Händen einen Brief geleſen, darin die Königin ſelbſt den blutgierigen Maulthiertreiber von Sora: mio generale e mio amico anredet?

Die Soldaten wurden immer weichherziger geſtimmt, und der Sergeant Camillo brummte vor ſich hin: 'S iſt freilich eine Schande! Aber was iſt zu thun?

Zu thun? verſetzte der ſchlaue Corbara, dem dieſe Aeußerung nicht entgangen war, — zu thun? nichts, wohl aber uns thun zu laſſen. Euer übergewiſſenhafter junger Oberſt iſt ein Galantuomo; er wird's Euch heimlich Dank wiſſen, wenn Ihr ihn von der Sorge befreit, was er mit uns machen ſoll.

Aber die Strafe für mich? verſetzte der Sergeant.

Ein paar Tage Arreſt, das iſt Alles, aufs Höchſte; und was iſt das gegen das von ſeinen und Euren Feinden bedrohte Leben eines

Chriſten und Freundes der Republik? Und dann — hier verlor ſich ſeine Stimme zu ſo leiſem Geflüſter, daß nur der Angeredete es vernehmen konnte, was ſagt Ihr zu zwanzig Dukati, die Ihr hier in meinem Stiefel finden könnt, wenn Ihr die Hand darnach ausſtrecken wollt?

Eine Viertelſtunde nach dieſer Unterredung vernahm Colletta, der an der Spitze der kleinen Kolonne mit ſeinem Adjutanten ritt, lautes Geſchrei, von einigen Flintenſchüſſen begleitet. Als er zurückſprengte, meldete ihm der Sergeant Camillo, daß die beiden Verhafteten ſich urplötzlich an dem ſchroffen Berghange, über den ſich der Weg hinzog, in einem unbewachten Augenblicke zu gleicher Zeit von ihren Maulthieren geſtürzt, und trotz der ihnen nachgeſendeten Flintenſchüſſe in dem dichten Gebüſche der Schlucht entkommen ſeien. Bald kehrten auch die nachſetzenden Soldaten zurück, ohne der Entſprungenen anſichtig geworden zu ſein. Wohl aber

meldeten ſie, daß ſie auf den gegenüberliegenden Höhen einzelne Bewaffnete bemerkt, und daß wahrſcheinlich Niccolo Addone, der ſich in die Berge geflüchtet, und wie man in Potenza erzählt, eine Bande um ſich verſammelt, ſeinen Freunden die weitere Flucht erleichtert habe. —

Carbara's Prophezeihung ſchien ſich zu beſtätigen, denn der Anführer der Truppen zeigte ſich wenig geneigt, die Flucht der beiden Gefangenen als ein großes Unglück zu betrachten, obſchon er dem Sergeanten Unterſuchung und ſtrenge Beſtrafung ſeiner Nachläſſigkeit androhte. Deſto mehr Zorn und Beſtürzung zeigte der ihn begleitende Ortsrichter von Potenza, der ſchon früher auf die Hinrichtung der Gefangenen gedrungen hatte. Ihr ſollt ſehen, Don Pietro Colletta, rief er dem Oberſten zu, dieſe Burſche werden jetzt die ſchlimmſten Feinde der Republik werden. Sie ſind beide Schufte und korſikaniſche dazu, was immer das Doppelte ſagen

will. Ihr könnt ſie von jetzt an ſo ſicher in den Reihen der Königlichen denken, als verdammte Seelen in der Hölle. Iſt doch ſelbſt der Addone zum Fra Diavolo gegangen, von deſſen Bande ein Theil ſich bis zu unſeren Gebirgen vorgewagt hat, und der Diavolo hat ihn als einen Freund und Bundesgenoſſen aufgenommen. Denn Addone hat geſchworen, daß er's der Republik in Neapel vergelten wolle, daß ſie ihre Freunde behandelte, als wären ſie ihre Feinde.

Dieſe Befürchtungen ſollten nur zu bald und auf eine Weiſe in Erfüllung gehen, an deren Umfang ſelbſt der ehrliche Vorſteher von Potenza nicht gedacht hatte. Hätte der junge Oberſt zu ahnen vermocht, welch einen Feuerbrand er in das Land geſchleudert, als er ſeinem edlen Gerechtigkeitsſinne folgend, dem Giftmiſcher das Leben ſchenkte, er würde nicht ſo leichten Herzens geweſen ſein, als jetzt, wo er,

wenig besorgt über die Flucht der beiden Schelme, auf seinem muthigen Falben an die Spitze seiner Kolonne zurücksprengte. Nur auf die Meldung, daß fremde Bewaffnete wahrgenommen, ließ er die Züge näher an einanderschließen, und empfahl seinen Leuten doppelte Vorsicht gegen einen möglichen Ueberfall.

Colletta durchzog, ehe er nach Neapel zurückkehrte, im Auftrage der Regierung noch mehrere Ortschaften, um hier entstandene Streitigkeiten der neuen republikanischen Beamten mit den Einwohnern auszugleichen, dort Ruhestörungen und Widersetzlichkeiten zu bestrafen, die sich an andern Orten die Anhänger des Alten gegen die neue Ordnung der Dinge hatten zu Schulden kommen lassen. Die Beobachtungen, welche er dabei über die Reife des Volks für die neuen politischen Institutionen zu machen Gelegenheit hatte, waren wenig geeignet, seine Hoffnungen für die Sache der Repu-

blik zu ſtärken. Er mußte ſich geſtehen, daß der Zündſtoff zu einem Bürgerkrieg überall bereit lag, und daß es nur eines kräftigen Entſchluſſes der nach Sicilien geflüchteten Herrſcherfamilie und eines kühnen und geſchickten Anführers bedürfe, um denſelben in hellen Flammen über das Land hinlodern zu laſſen. Zum Glück für uns, ſagte er zu ſich ſelbſt, haben ſie in Palermo Kopf und Muth verloren, und ohne einen Angriff von Sicilien aus, wird die Republik die Kraft erwerben, die widerſtrebenden Elemente niederzuhalten, und der Sache der Freiheit Anhänger zu gewinnen.

Im Ganzen hatte er ſeine Aufträge glücklich vollzogen. Seine edle gewinnende Perſönlichkeit, die ſtrenge Gerechtigkeit mit der er alle Ueberſchreitungen der republikaniſchen Emiſſaire ahndete, ſeine Milde und Menſchenfreundlichkeit, mit welcher er da, wo es ihm irgend ſeine Pflicht geſtattete, Gnade und Verzeihung zu

üben wußte, hatten faſt nirgends ihre Wirkung verfehlt. Einige Streifzüge gegen kleine bewaffnete Banden hatte er glücklich mit der Vernichtung der meiſten und Gefangennehmung der übrigen Empörer beendet. Schon war er frohen Muthes im Gefühle dieſer Erfolge auf dem Rückwege nach Neapel begriffen, wohin ihn der Drang ſeines Herzens unwiderſtehlich zog, als ihn in Sorent die Schreckensbotſchaft erreichte, daß ganz Apulien im Aufſtande begriffen ſei, daß man in Neapel ihn ſelbſt als Veranlaſſer dieſes Aufſtandes bezeichnet, und die jakobiniſche Partei der Sala Patriotica ihn in Anklageſtand verſetzt habe.

Doch ehe wir dieſe Dinge weiter verfolgen, müſſen wir uns einige Wochen in unſerer Erzählung zurückwenden.

Kapitel XXIX.

In dem Hauſe des Maſſaro Girunda zu Monteſaſi, einem kleinen Städtchen Apuliens, ſaßen Abends vier Männer zuſammen, von denen der eine den übrigen in lebhafter Erzählung eine anſcheinend ſehr intereſſante Geſchichte vortrug. Denn die große, langhälſige Korbflaſche, mit dunklem Weine gefüllt, ſtand faſt müſſig auf dem rohen Holztiſche in der Ecke des Zimmers, und nur ſelten griff der eine oder der andere unter den Zuhörern nach dem gefüllten Glaſe, um zuhörend die Lippen zu netzen, während das Auge nach wie vor auf den Erzähler geheftet blieb.

Als jetzt der letztere eine Pauſe machte, und

mit langen Zügen den vor ihm ſtehenden Wein hinunterſchlürfte, rief der eine der Männer aus, indem er gleichfalls zu ſeinem Glaſe griff:

Alſo ohne den braven Sergeanten Camillo ſäßet Ihr jetzt in den unterirdiſchen Kerkern von Sankt Elmo — (ſeien ſie verwünſcht! ich kenne die Neſter von früheren Zeiten, ſchaltete er mit einem derben Fluche ein), und dieſe verfluchten Republikaner würden den Strick für Euren Hals zu finden gewußt haben, Freund Corbara, ſo gewiß, als die Richter Neapels den Grund Euch zu hängen!

Der Angeredete, eine feingebaute Geſtalt mit einem Geſichte, in deſſen ſcharf und vornehm geſchnittenen Zügen ſich Klugheit und Liſt gleichmäßig mit einer Art von Stolz und gebieteriſchem Weſen ausprägten, nickte bedeutungsvoll zuſtimmend mit dem Haupte, während er das Glas langſam auf den Tiſch ſetzte, und es aufs

Neue mit Wein aus der weitgebauchten Flaſche anfüllte.

Bringen wir ihm ein Evviva! rief der erſte den andern zu. Es lebe der Befreier unſerer Freunde Corbara und Colonna, und mit ihm das Glück, das uns vier Freunde und alte Landsleute hier in dieſem Neſte zuſammengeführt hat! Es muß was ganz Abſonderliches zu bedeuten haben, fuhr er fort, nachdem alle auf das Wohl des genannten getrunken hatten, daß wir vier Stammgenoſſen von Korſika hier nach ſo langer Zeit wieder einmal durch die gnädige Fügung der Madonna zuſammengefegt werden. Und jetzt, da wir den braven Corbara wieder in unſerer Mitte haben, iſt mir nicht mehr bange für unſere Zukunft.

Ich habe Euch nun meine und meines Freundes Colonna Schickſale erzählt, nahm Corbara das Wort, jetzt ſagt Ihr uns, Freund de Ceſare, (Ihr führt ja jetzt wohl wieder Euren alten

Namen? ſetzte er lachend hinzu), wie Ihr und Freund Boccheciampe hierher gerathen ſeid, und dann laßt uns überlegen, was weiter zu thun iſt.

Wie wir hierher gerathen ſind? das iſt leichter zu ſagen, als es zu thun war, verſetzte der Angeredete, eine derbe vierſchrötige Geſtalt mit auffallend hellblondem, ins Röthliche ſpielendem Haare, das zu den ſchwarzen Köpfen ſeiner Genoſſen einen lebhaften Gegenſatz bildete. Es ging uns herzlich ſchlecht in dem verwünſchten Neapel, ſeitdem König Fernando und die Königin das Feld räumen mußten vor den Dreifarbigen. Ich verlor meinen Dienſt als Schweizer beim Kronprinzen und als Spion beim Fürſten Acton, und Freund Boccheciampe hier gab den ſeinigen auf bei der königlichen Artillerie, als er, den Franzoſen gegenüber, bei Capua die Erfahrung machte, daß die auf der Gegenſeite ſtehenden Kanonen auch mit Kugeln geladen

waren. Wir verſuchten's dann beide eine Weile mit der neuen Republik, weil es ausſah, als würde es da etwas zu buskiren geben. Aber nach den erſten Tagen ſchon war der beſte Spaß vorbei. Das Plündern wurde nicht bloß verboten, ſondern die tugendhaften Republikaner waren auch geſchwind mit dem Hängen bei der Hand, wenn man, um ſeine Anhänglichkeit an die neue Freiheit und Gleichheit zu beweiſen, die Anhänger ſeiner Majeſtät König Fernando's, des „Tyrannen" wie er jetzt in Neapel heißt, etwas in Kontribution ſetzte. Das Ding gefiel uns ſchlecht, und als nun hier unſer Freund Boccheciampe, trotz ſeines gewaltigen Knebelbarts und ſeines martialiſchen Anſehens keine Offizierſtelle bei der neuen republikaniſchen Armee bekommen konnte, vielmehr ſtatt deſſen mit mir zuſammen wegen gewiſſer alter Geſchichten in unangenehme Händel verwickelt wurde — ein Kamrad von ihm verrieth, daß wir Eurem Col-

letta ein paar Dolchſtiche gegeben, da er uns in einer ſchönen Nacht an der Ausplünderung eines jungen Engleſe verhinderte —

Ihr habt Eure Sache ſchlecht gemacht, und verdientet Strafe, fiel hier mit boshaftem Lächeln Corbara ein. Ein ächter Korſe thut keinen Stoß, der ſeinem Empfänger Zeit giebt, ein Ave zu beten!

Es war ſtockfinſter, ſchaltete der Getadelte entſchuldigend ein, und fuhr dann fort: Alſo, wie geſagt, unſers Bleibens war nicht länger im ſchönen Neapel, und die Schildwacht, die uns auf dem Walle von St. Elmo bewachte, mußte das auch glauben, denn ſie ließ uns ruhig an der Baſtei hinunter klettern, und ſchlief weiter, ohne ſich um uns zu kümmern.

Aus guten Gründen, denk ich, bemerkte Corbara.

Nun freilich! fuhr der Erzähler fort. Es war zwar nur ein Grund, aber er war ſcharf

genug, und ging zu Herzen ſeine guten drei Zoll tief. Der Kerl war ohnehin zufällig derſelbe, welcher uns angegeben, und Boccheciampe iſt immer ein Mann, der ſolche Rechnungen vor ſeiner Abreiſe pünktlich bezahlt. So kamen wir nach Sorrent, und von da weiter hierher. Mit der Republik waren wir fertig, und ich denke Ihr und Freund Colonna ſeid es auch, und ſo entſchloſſen wir uns, hier irgendwo an der Küſte eine Gelegenheit nach Sicilien ausfindig zu machen, um unſre alten Gönner wieder aufzuſuchen. König Fernando braucht Leute aller Art, und treue Diener, wie wir, hat er jezt doppelt nöthig. Es haben ihrer mehre dieſen Weg eingeſchlagen, und ſie werden, wie es heißt, in Palermo von Acton und der Königin mit offenen Armen aufgenommen. Ich bin überzeugt, der Kronprinz Don Francesco wird ſich eben ſo ſehr freuen, mich wiederzuſehen, als Don Giovanni Acton ſeinen Berichterſtatter wieder zu haben,

über Alles, was bei der königlichen Hoheit vorgeht. — Aber merkwürdig, — je mehr ich Euch anſehe, Don Gaſparo, ſetzte er zu Corbara gewendet hinzu, deſto mehr fällt mir auf, wie Ihr dem Kronprinzen Don Franceſco ähnlich ſeht!

St! Stille, unterbrach ihn Corbara, ſich ſchnell nach der Thür umſchauend, redet nicht davon.

Aber, bei der Madonna, ſagt mir das warum?

Später — bald — vielleicht heute noch. Jetzt nur thut mir den Gefallen, und ſchweigt darüber, und Ihr andere Signori gleichfalls, ſetzte er zu den Uebrigen gewendet hinzu. Da kommt unſer wackerer Wirth. Nun, Ser Girunda, wie ſteht es, rief er mit einem auffallenden Tone vornehmer Herablaſſung dem Eintretenden entgegen.

Der Angeredete zog die rothbraune Mütze

von dem ergrauenden Kopfe, und ſah ſtatt der Antwort mit vorſichtig fragenden Blicken auf die beiden Gefährten Corbara's, der ihm alsbald zurief:

Ihr könnt dreiſt reden, Alter, wir ſind von lauter Freunden umgeben. Die Herren, welche hier durch die Fügung der gnadenreichen Madonna glücklich zu uns geſtoßen ſind, ſetzte er mit einem ausdrucksvollem Blicke auf Boccheciampe und de Ceſare hinzu, ſind unſerer Perſon vollkommen ergeben. Der Thronerbe beider Sicilien, Euer gnädiger Herzog Francesco von Calabrien, hat keine treueren Freunde, als dieſe Herren.

Während der alte Wirth des Hauſes in demüthiger Verehrung die ihm dargereichte Hand des falſchen Kronprinzen küßte, wechſelten die übrigen Anweſenden ſchnelle Blicke mit einander, welche bei der natürlichen Liſt und Verſchlagenheit der korſiſchen Abenteurer vollkommen

genügten, ſich über den hier von Corbara geſchmiedeten Plan augenblicklich in eine Art von Verſtändniß zu ſetzen.

Wir haben, fuhr der letztere fort, indem er ſich zu dem Maſſaro wandte, — Wir haben an Euch einen treuen Unterthan Unſres allergnädigſten Königs und Herrn Don Ferdinando gefunden, und Uns deshalb ganz mit Unſerm Vertrauen in Eure Hand gegeben. So erfahret denn, braver Girunda, daß Ihr in Eurem Hauſe jetzt nicht nur den Thronerben Eures Königs und ſeinen Kavalier, den Konnetable des Reichs, ſondern auch (indem er auf Boccheciampe und de Ceſare zeigte), meine Vettern, den Bruder des Königs von Spanien und den Herzog von Sachſen beherbergt.

Und jetzt, meine Freunde, fuhr er fort, während der erſtaunte Alte den hohen Gäſten mit Wort und Geberden ſeine unterwürfige Verehrung bezeugte, jetzt laßt uns berathen, wie wir

am Beſten Unſere heilige Sache fördern und das Banner Sr. Majeſtät des Königs Ferdinando unter den treuen Bewohnern Unſerer geliebten Provinz Apulien entfalten mögen. Wie iſt die Stimmung Unſerer Unterthanen hier in Montejaſi? ſetzte er, zu Girunda gewendet, hinzu.

Die beſte, Ew. königlichen Hoheit zu dienen, erwiederte der Alte. Ich habe die Nachricht von Eurer Ankunft ſichern Freunden mitgetheilt. Alles iſt im Freudenrauſche über die Ehre und das Heil, das unſerm Orte durch Eure Anweſenheit widerfährt, und ganz Montejaſi iſt bereit, für Euch zu den Waffen zu greifen. Ich konnte ſie kaum zurückhalten, mir augenblicklich hierher zu folgen. Aber wenn die Caroza anlangt, die der reiche Don Gabriele di Lauro mit Freuden zu Euer Hoheit Verfügung ſtellt, wird es nicht zu verhüten ſein, daß —

Beſtellt den Wagen auf morgen in aller Frühe, unterbrach ihn Corbara. Es iſt zu ſpät

geworden, um heute noch aufzubrechen. Wir wollen dieſe Nacht noch in Eurem Hauſe Raſt halten, und mit unſern Freunden das Weitere unſerer Unternehmung berathen.

Als ſich der Maſſaro entfernt hatte, um den erhaltenen Befehl zu vollziehen, wendete ſich Corbara zu den beiden neuen Genoſſen, und ohne ihre Frage abzuwarten, begann er alſo:

Ihr wißt jetzt mein Vorhaben. Ich hätte es ohne Euch hier mit Colonna allein ausgeführt, wenn Ihr nicht mit uns zuſammengetroffen wäret. Jetzt aber bleibt keine Wahl. Da Girunda uns als alte Bekannte fand, mußte ich Euch, ohne Eure Zuſtimmung abzuwarten, Eure Rollen in dem Stücke, das ich aufzuführen gedenke, zutheilen. Ihr kennt mich und vertraut mir. Ihr wißt, daß ich Muth und Entſchloſſenheit genug beſitze, dasjenige durchzuführen, was ich unternehme. Wir haben übrigens alle nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen. Nach

Sicilien zu entkommen, iſt ſo gut wie unmöglich, ſo lange wir bleiben, was wir ſind. Das einzige Mittel, um unſere Sicherheit zu fördern, iſt dasjenige, welches ich ergriffen. Den entſprungenen Vagabunden ſteht durch irgend einen Verräther Auslieferung bevor an die Republikaner, unſre Feinde. Die Prinzen des königlichen Hauſes und ihre Begleiter haben auf alle und jede Unterſtützung zu rechnen. Ich habe meiner Zeit genug Prinzen und Könige auf dem Theater von Baſtia dargeſtellt, und denke auch dies Mal meine Rolle zu behaupten. Unſre Originale aber werden es uns Dank wiſſen, wenn wir hier als ihre Konterfei's die Sache des Thrones durch einen tüchtigen Aufſtand fördern, und wenn das gelungen iſt, bleibt es immer noch Zeit, uns bei guter Gelegenheit aus dem Staube zu machen, und uns ſelbſt und unſere Beute — die nicht gering ſein wird — in Sicherheit zu bringen.

Aber der Kronprinz iſt in Apulien nicht unbekannt, fiel hier der Pſeudoherzog von Sachſen ein. Er iſt im vorigen Jahre hier geweſen, und viele Perſonen haben ihn geſehen!

Meint Ihr, ich wüßte das nicht, erwiederte ſpöttiſch Corbara. Grade darauf habe ich gerechnet. Die Maſſe iſt ohnehin gläubig, und nichts iſt anſteckender als der Glaube. Zudem reiſen wir in Verkleidung, und da genügt meine Aehnlichkeit, die Euch ſelbſt vorhin auffiel, vollkommen. Ueber vieles Andere, was ich nöthig habe, um meine Rolle zu behaupten, könnt Ihr mich, als ehemaliger Diener des Prinzen am beſten unterrichten, und wo bei den vornehmen Anhängern der königlichen Familie die Lüge nicht ausreicht, da wird es die Wahrheit thun, wenn ich ihnen entdecke, daß ich mit Genehmigung des Königs und des Kronprinzen meine Rolle ſpiele. Es iſt ein frommer, ein heiliger Betrug für die Sache des Throns und Altars gegen die Feinde

Gottes und des Königs, und grade diejenigen, welche ihn durchſchauen, werden ihn am eifrigſten befördern und unſere Aechtheit vor dem Volke beglaubigen, weil das ihren eignen Zwecke dient. Die Gläubigkeit der Einfältigen und die Vortheilſucht der Klugen ſind beide unſre Bundesgenoſſen, und wer mit ſolchen Verbündeten ſein Spiel nicht gewinnt, der verdient nicht, es zu gewinnen.

In dieſer Weiſe beſprachen die vier Abenteurer während der folgenden Nacht ihren gemeinſamen Plan. Corbara war die Seele des Ganzen. Er hatte Alles überlegt, und jeden Zwiſchenfall möglichſt in Berechnung gezogen. Dennoch erwarteten die übrigen nicht ohne Herzklopfen den Anbruch des Morgens, an dem ſie gewagtes ihr Spiel beginnen ſollten.

Zur verabredeten Stunde erſchien eine altmodiſche, mit drei ſtarken Pferden beſpannte Caroſſe, die einzige, welche im Orte ſich befand.

Ihr Eigenthümer, der reiche Weinbergbeſitzer Don Gabriele di Lauro, hatte ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, ſelbſt den Kutſcher zu machen, und ein zahlreicher Haufe der Bewohner von Montejaſi war zu gleicher Zeit vor dem niedern Hauſe des Maſſaro Girunda zuſammengeſtrömt, um dem Prinzen ſeine Dienſte anzubieten. Dieſer ſandte alsbald ſeinen Kavalier den Konnetable auf die Straße hinaus, welcher im Namen des Kronprinzen der verſammelten Menge den Dank deſſelben ausſprach, und ſie darauf mit der Mahnung verabſchiedete, ſich für jetzt ruhig zu halten, aber zugleich ſich zu rüſten, um auf den erſten Befehl Seiner Hoheit zu den Waffen zu greifen.

Bald darauf trat Corbara ſelbſt heraus, umgeben von ſeinen Begleitern, welche ihm ſämmtlich die einer ſo hohen Perſon gebührende Ehrfurcht bewieſen. Der ſchlaue Korſe hielt es für räthlich, keine lange Anrede zu halten, um ſich

nicht von vorn herein etwaigen prüfenden Blikken auszuſetzen. Er warf grüßend einen raſchen Blick auf die verſammelte Menge, und mit den Worten:

So vertraue ich mich denn jetzt den Herzen und Armen meiner Völker! ſtieg er unter dem Zujauchzen der Bewohner von Montejaſi in den Wagen, der ſofort mit ihm und ſeinen Gefährten die Straße nach Brindiſi zurollte.

Kapitel XXX.

Die Dinge, welche wir in dem vorhergehenden Kapitel erzählt haben, dürften leicht für einen Theil unſerer Leſer das Gepräge der Unwahrſcheinlichkeit in ſo hohem Maaße tragen, daß man uns für die Erfindung offenbarer Unmöglichkeiten verantwortlich machen möchte, wenn wir im Folgenden zu berichten haben werden, daß jener für unſere moderne Zeiten höchſt abenteuerliche Plan der vier Korſiſchen Betrüger durch ein vollſtändiges Gelingen gekrönt wurde.

Glücklicherweiſe befinden wir uns in der Lage, dieſe Verantwortlichkeit von unſern Schultern ab, und einem Andern zuwenden zu kön-

nen, der ſtark genug iſt, dieſelbe mühelos zu tragen. Dieſer Andere iſt die Geſchichte ſelbſt, deren Aufzeichnungen wir uns hier, wie anderwärts in unſerer Erzählung, mit möglichſter Treue anzuſchließen keinen Anſtand nehmen. Die Geſchichte jener Epiſode der Neapolitaniſchen Revolution und ihrer Tochter der Parthenopäiſchen Republik iſt ſo reich an fabelhaften und romantiſch abenteuerlichen Zügen ſolcher Art, daß derjenige, welcher es unternimmt, ihr Abbild im Spiegel des hiſtoriſchen Romans wiederſcheinen zu laſſen, ſich der Mühe überheben kann, für dergleichen ſeine eigene Erfindungsgabe anzuſtrengen.

Unſere vier Abenteurer ſetzten ihren Weg durch die Apuliſchen Ortſchaften fort, und ſpielten ihre Rollen ſo vortrefflich, wie es nur bei den Söhnen der Inſel Korſika denkbar iſt, unter denen „das Glück und Genie der Abenteuerlichkeit", wie ſich ein gleichzeitiger Hiſtoriker

bei dieſer Gelegenheit ausdrückt, zu Hauſe, und welche ſämmtlich „geborene Glücksritter" ſind. Sie zeigten, je nach Verſchiedenheit der Lage und Umſtände, hier die Herablaſſung, dort den Stolz, die Großmuth und ſelbſt die Launenhaftigkeit fürſtlicher Perſonen. Waren ſie an einem Orte ihrer Aufnahme nicht ganz ſicher, ſo trugen ſie Sorge, daſelbſt bei ſpäter Tageszeit anzukommen, oder ihn bei früher zu verlaſſen. Der alte Girunda, ihr erſter und ergebenſter Anhänger, den Corbara zu dem Range eines Cameriere erhoben hatte, zog ihnen gewöhnlich auf mehrere Miglien voraus, um bei ſicheren Leuten Quartier zu beſtellen, und Anhang für die Ankunft der hohen Herrſchaften vorzubereiten. Der Glaube an die Abenteurer wuchs lavinenartig. Tauſende, welche ſie geſehen und nicht geſehen, bekräftigten die Ankunft der Fürſten. Reden, welche ſie gehalten oder nicht gehalten, gingen von Mund zu Munde, von Ort zu Ort, und die

Hoffnungen und Aussichten der Abenteurer stiegen mit den Erfolgen, welche sie bei dem leichtgläubigen, schnell erregbaren, allem Phantastischen und Abenteuerlichen im Voraus zugewandten Volke fanden. Bewaffnete Schaaren folgten bereits ihrem Zuge, und umlagerten die Wohnungen, welche die Betrüger mit ihrer Gegenwart beehrten. Es fehlte nicht an Gelderbietungen und Darbringungen aller Art, welche der schlaue Corbara nach Gelegenheit, bald würdevoll anzunehmen, bald huldreich abzulehnen wußte. Ueberall, wo die Abenteurer erschienen, wurden die Insignien, Farben und Inschriften der Republik vernichtet, und die Bourbonischen Wappen und Zeichen an deren Stelle gesetzt. Der falsche Kronprinz berief die alten Magistratspersonen zurück, setzte neue ein, nahm Kassen in Beschlag, legte den Häusern, welche republikanisch gesinnte Familien beherbergten, schwere Steuern auf, und fand überall pünkt-

licheren Gehorſam, als ihn ſelbſt ſein Original erhalten haben würde, weil er bei weitem dreiſter und frecher zu verfahren wagte, und von der Volksleidenſchaft unterſtützt wurde.

Zu Otranto wartete unſerer Abenteurer eine letzte Prüfung. Der Erzbiſchof, welcher daſelbſt reſidirte, kannte den Kronprinzen Franceſco, Herzog von Kalabrien, ſeit langer Zeit. Ohnehin war der letztere ein Jahr früher ſelbſt zu Otranto geweſen, und hatte in demſelben erzbiſchöflichen Schloſſe ſeinen Aufenthalt genommen, welchem ſich jetzt in der Carozza des Winzers von Montejaſi der falſche Kronprinz näherte.

Allein Corbara hatte ſeine Rechnung nur zu richtig gemacht. Der ächt bourboniſtiſch geſinnte Erzbiſchof ergriff mit beiden Händen die dargebotene Gelegenheit, ſeinem vertriebenen Könige durch Anerkennung dieſes frechen Betrügers einen Dienſt zu leiſten, und zugleich den

Hof von Palermo, welcher fortwährend zauderte, ſich ſelbſt oder durch einen Abgeſandten an die Spitze der reaktionären Bewegung und des Bürgerkrieges zu ſtellen, zu einem ſolchen entſcheidenden Schritte zu nöthigen. Er empfing daher Corbara und deſſen Begleiter ganz der von ihnen angenommenen Qualität gemäß. Er beſtätigte die Aechtheit des Prinzen durch eine öffentliche ſchriftliche Urkunde, in welcher er zugleich bemerkte, daß alle Veränderungen der Geſichtszüge und der ganzen leiblichen Erſcheinung des hohen Herrn nur Folgen der Leiden, Sorgen und Kümmerniſſe ſeien, welche der erlauchte Prinz ſeit Jahresfriſt für das Wohl ſeiner geliebten Völker erduldet habe.

Mit dieſer Anerkennung ſchwand bald auch der letzte Zweifel, der ſich hier und da noch beſonders auf Anregung republikaniſch geſinnter Einwohner, gezeigt hatte. Getroſten Muthes ſetzten die Korſen ihre Rundreiſe durch die

Hauptorte der Provinz fort, und gelangten endlich auch nach Tarent, wo ihrer jedoch eine Ueberraſchung wartete, welche wohl geeignet war, den Muth auch des kühnſten Abenteurers zu lähmen. Als ſie ſich den Thoren der Stadt näherten, aus welchen ihnen bereits eine Deputation der angeſehenſten Einwohner, gefolgt von einer zahlloſen Volksmaſſe, entgegeneilte, bemerkte der ſie empfangende Redner: daß die Freude des Königlichen Gaſtes, ſich inmitten ſeiner getreuen Tarentiner zu ſehen, ſicher durch die Nachricht einen Zuwachs erhalten werde, daß ſo eben die Ankunft des Schiffes auf der Rhede von Tarent ſignaliſirt ſei, welches ſeine Tanten, die Prinzeſſinnen von Frankreich, an Bord habe, um dieſelben aus Neapel nach Sizilien zu bringen.

Corbara's Gefährten erbleichten. Allein ſchnell gefaßt erwiederte der falſche Kronprinz: daß er dieſe Begegnung als ein Glück ver-

heißendes Zeichen begrüße und ſich beeilen werde, die verehrten Fürſtinnen ſelbſt zu empfangen. Er ließ ſich ſofort Schreibgeräth bringen und ſandte einen Brief an die Prinzeſſinnen, in welchem er offen die wunderbaren Erfolge ſeines Unternehmens berichtete, und mit ſiegender Klarheit auseinanderſetzte, daß eine Beſtätigung deſſelben von ihrer Seite die königliche Sache nur fördern, eine Enttäuſchung des Volkes aber derſelben unabſehbaren Nachtheil zufügen könne. Dies Schreiben ſandte er durch den Erzbiſchof von Otranto und einige andere Vertraute an die Fürſtinnen, denen es noch auf dem Schiffe überbracht wurde. Ohne eine Antwort abzuwarten, begab er ſich bald darauf im glänzenden Aufzuge mit wahrhaft königlichem Pompe ſamt ſeinen Begleitern zum Hafen, um ſeine Verwandten bei ihrer Landung zu empfangen.

Dieſe Kühnheit hatte den entſprechenden Erfolg, und drückte gleichſam das letzte Siegel

auf das gewagte Unternehmen des verwegenen Betrügers. Unter dem Zujauchzen einer unzähligen, aus der Stadt und aus der ganzen Umgegend zuſammengeſtrömten Volksmenge empfing der Pſeudokronprinz beider Sicilien am Landungsplatze des Hafens von Tarent ſeine hohen Verwandten. Und die ſtolzen Fürſtinnen des uralten bourboniſchen Königshauſes ließen ſich zu der Erniedrigung herab, einen flüchtigen Mörder und ſeine Genoſſen, den falſchen Infanten von Spanien und den Herzog von Sachſen als ihre „Neffen" zu begrüßen, und ſie unter Bezeugung aller fürſtlichen Verehrung vor allem Volke in ihre Arme zu ſchließen! Alles zur größern Ehre Gottes und zur Wiedergewinnung des verlornen Thrones für den elendeſten Despoten ſeiner Zeit.

Der Aufſtand zu Gunſten des Königthums verbreitete ſich jetzt mit reißender Schnelligkeit über die Provinzen Apuliens. Zahlreiche be-

waffnete Haufen ſtrömten von allen Seiten zuſammen. Die größeren Städte Trani, Andria, Martina fielen dem Pſeudokronprinzen, welcher an der Spitze ſeiner Haufen gegen ſie zog, faſt ohne Schwertſtreich in die Hände; in den kleineren, wo der Republikanismus ohnehin geringe Wurzeln geſchlagen hatte, reichte der bloße Ruf von der Ankunft des Thronerben hin, ſie der Sache des Königs zu gewinnen. Dennoch verhehlten ſich weder Corbara ſelbſt, noch die Beſchützer des verwegenen Betrügers, daß derſelbe ſich auf die Dauer in ſeiner Rolle und Stellung nicht behaupten, und daß ein unglücklicher Zufall eine Entdeckung herbeiführen könne, die für ihn und ſeine Begleiter gleich verhängnißvoll werden müßte, wie für die Sache, welcher ſie mit ihrem Betruge dienten.

Neuntes Buch.

Der Cardinal Ruffo.

Kapitel XXXI.

Im Schloſſe zu Palermo ſaß eines Nachmittags die Königin Karolina in tiefen vertrauten Geſprächen mit Lady Emma Liona. Die Gemahlin des Ritter Hamilton war ſeit den Tagen jener Flucht der königlichen Familie aus Neapel mehr und mehr in der Gunſt der Königin geſtiegen. Die ſtolze Tochter des Hauſes Habsburg, welche das einſtige Schenkmädchen der Londoner Hafentaverne zuerſt aus Gründen der Politik, als Geliebte des allmächtigen britiſchen Seehelden, mit ihrer Gunſt beehrt hatte, fand ſich bald durch Eigenſchaften, welche ihrem eignen Charakter verwandt waren, zu ihr hin-

gezogen. Dieſelbe Kühnheit, derſelbe unbezähmbare Muth der Seele, derſelbe menſchenverachtende Stolz, welche der Königin eigen waren, bildeten auch hervorſtechende Charakterzüge der berühmteſten und ſchönſten Hetäre ihrer Zeit. Aber auch dem Herzen der Fürſtin war Lady Emma werth geworden durch die Treue, welche ſie ihr in der Zeit der höchſten Noth bewieſen, durch die großen Dienſte, welche ſie ihr in derſelben geleiſtet. In ihren Armen war während der ſtürmiſchen Ueberfarth von Neapel nach Sicilien, welche die königlichen Flüchtlinge dem Tode nahe brachte, der kleine Prinz Alberto, das Lieblingskind Karolinens, geſtorben. Lady Emma hatte Troſt für ſie gehabt in ihrem höchſten Leide, ſie aufgerichtet durch Hoffnungsgedanken und Ausſichten auf baldige glückliche Schickſalswendungen, während ihr Gemahl, ihre Kinder und ihre Verwandten ſich dumpfer Reſignation hingaben, und die gewöhnlichen Höflinge ihre eigne

Richtigkeit bewieſen. Lady Hamilton war die Herzensfreundin der Königin Karoline geworden.

Beide Frauen ſaßen in dem Gemache des alten Königsſchloſſes, welches nach dem Erbauer deſſelben den Namen des Zimmers des Königs Roger führt. Von ihm aus überſchaut der Blick die prachtvolle Stadt, die ſich halbmondförmig vom Vorgebirge Pellegrino an ſüdwärts am Ufer des ſchönſten Meeres hindehnt. Es war ein wunderherrlicher Frühlingsnachmittag, wie ihn in ſolcher Schönheit nur dies von der Natur ſo reich begnadigte und von den Menſchen ſo tief erniedrigte Eiland aufzeigt. Die meilenlangen Orangenhaine der Conca d'oro ſandten Ströme ihrer aromatiſchen Düfte über die Stadt, deren Straßengetöſe nur wie dumpfes Meeresgeräuſch über die gewaltige Weitung des mit Statuen verzierten Schloßplatzes zu der Stille des königlichen Gemaches hinaufdrang.

Die Sonne nahte ihrem Niedergange, und die architektonisch schönen, schwungvollen Linien und Formen des Monte Pellegrino erstrahlten schon in jenem Farbenduste, den keines Malers Kunst zu erreichen vermag. In entzückender Klarheit lag der azurne Spiegel des Meeres ausgebreitet, und die zierlich geneigten weißen Segel der heimkehrenden Fischerbarken schwebten im purpurnen Lichtschein erglühend, über der blauen Fläche dahin, deren leisester Wellenschlag mit kaum sichtbarer Bewegung die schon dunkler beschatteten Ufer küßte, wie eine zärtliche Mutter sich mit sanftem Liebeskusse neigt über den beginnenden Schlummer ihres Lieblings.

Aber dieser Friede der Natur übte keine Gewalt über das Herz der stolzen Königin, welche während einer Pause des mit ihrer Freundin geführten Gespräches verdüstert hinausstarrte auf das Meer, hinter dessen fernstem Saume ihr verlornes Königreich lag.

Iſt der König noch immer zu nichts zu bewegen? fragte Lady Emma.

Wie magſt Du nur daran gedenken? verſetzte raſch ſich umwendend die Königin, indem die Röthe des Zorns ihre blaſſen, ſcharfen Züge überflog. Weißt Du nicht, was Nelſon von ihm ſagte mit ſeinem britiſchen Spottlächeln? „Der König iſt der einzige Philoſoph von uns Allen. Sein Reich iſt überall da, wo ihn Niemand hindert, Wachteln zu ſchießen und Fiſche zu fangen!“ Was kümmert ihn die Ehre des Herrſchers? Er würde um den Preis freier Jagd und müſſigen Lebens ſelbſt ein guter Republikaner ſein. Hat er ſich doch vor Jahren zu ſeinem Vergnügen in San Leucio ſelber eine Muſter-Republik gegründet, wie man einen Wildpark anlegt! Wer hätte gedacht, daß aus dem Spiele einſt ſo bitterer Ernſt werden würde.

Und iſt er gar nicht zu bewegen — wenn er ſelbſt es nicht mag, verſetzte Lady Hamilton,

wenigſtens einen Bevollmächtigten in ſeinem Namen nach Calabrien und Apulien zu ſchicken, um den Aufſtänden Halt zu geben, die ſich, wie wir erfahren, dort zu unſeren Gunſten regen?

Er glaubt nicht daran. Er hat auf alle ſolche Vorſtellungen und flehentliche Bitten nur Vorwürfe, dieſelben Vorwürfe, mit denen er uns damals in der Todesangſt der Ueberfahrt anklagte, daß wir an all dieſem Unglück Schuld ſeien!

Alles Leiden, was ich an der Seite dieſes Mannes erduldet, fuhr ſie halb für ſich ſprechend, halb zu ihrer Freundin gewendet fort, iſt nichts im Vergleich zu den Martern der Gegenwart. Sieh mich an, mein Haar beginnt zu ergrauen vor Kummer und Zorn, welche die einzigen Begleiter meiner ſchlafloſen Nächte ſind, ſeit wir das treuloſe Neapel verließen. Alles um uns her hat den Muth verloren. Selbſt Acton iſt noch immer wie betäubt von dem Schlage,

der uns getroffen, und ſchilt die Verheißungen und Rathſchläge Ruffo's ehrgeizige Träumereien. Mack beſchuldigt das Heer, die entflohenen Offiziere ihn ſelber, Pignatelli den Magiſtrat von Neapel, der König uns alle! Welche Hoffnung bleit uns übrig, in dieſem Elende, das Gott zur Strafe unſerer Feinde über uns verhängt hat?

Die Hoffnung auf Rache, verſetzte in leiſe flüſterndem Tone Lady Hamilton, während ein Ausdruck tiefen tödtlichen Haſſes die Züge des ſchönen Angeſichts entſtellte, auf Rache an unſeren Feinden, an den Feinden Ew. Majeſtät und des Throns. Seht über uns dort an der Decke des Zimmers das Wahrzeichen Eures glorreichen Vorfahren. Wie der Adler des ritterlichen Normannenkönigs Roger den Haſen in ſeinen Fängern hält, ſo wird Ew. Majeſtät Rache die ſchuldigen Frevler ergreifen. Nelſon hat es mir zugeſchworen mit dem heiligſten Eide,

daß er nicht raſten will, bis unſre geliebte Königin zurückgeführt iſt in ihr Reich, und dies rebelliſche Neapel zu ihren Füßen im Staube liegt.

Nelſon iſt brav und treu, verſetzte die Königin, ich wollte er käme bald zurück. Es iſt Uns ein Troſt, einen Helden zu ſehen unter ſo vielen Feiglingen.

Nelſon liebt mich, und haßt die Neapolitaner, fuhr Lady Emma fort. Er hat geſchworen, daß er England nicht wiederſehen will, ehe nicht der Verräther Caracciolo an der Rae des Vanguard gehängt iſt.

Ah, Caracciolo, der neue Admiral der Republik. Wie iſt mir denn? Iſt dieſer greiſe Verräther, dem Nelſon's Rache gelten ſoll, nicht der Oheim Eures Freundes Colletta? verſetzte mit einem Anfluge freundſchaftlichen weiblichen Spottes die Königin. Ganz recht! Jetzt beſinne ich mich. Auch Du haſſeſt ihn, Emma? ich habe es wohl bemerkt, als Du ihm, da wir den verrätheriſchen Diener in Ungnade entließen,

Vorwürfe machteſt über das Verhalten ſeiner Familie gegen Uns, und er darauf ſpöttiſch erwiederte: er könne über die Herzensneigungen ſeines Neffen nicht gebieten. Alſo noch immer iſt Pietro Colletta unvergeſſen von Lady Emma? Wenn das Nelſon wüßte! ſetzte ſie mit dem Finger drohend hinzu.

Es iſt nicht das, gnädigſte Gebieterin, verſetzte raſch ablenkend, Lady Emma. Horatio Nelſon hat ſeine eignen Urſachen zum Haſſe gegen den Republikaner, und bedarf der meinigen nicht.

Die Unterredung der beiden Freundinnen ward hier durch den Eintritt des dienſtthuenden Kammerherrn unterbrochen, welcher das Geſuch des Cardinal Ruffo um eine Audienz anmeldete, weil derſelbe wichtige Nachrichten zu überbringen habe.

Auf die gewährende Antwort der Königin, trat alsbald der Gemeldete ins Zimmer.

Der Cardinal Fabricio Ruffo war ein Mann von etwa sechzig Jahren, aber von stattlicher Gestalt und ungebeugter Haltung. Auf seinem, von den Spuren leidenschaftlicher Ausschweifungen durchfurchten Angesichte zeigte sich jene Mischung stolzen, unbezähmbaren Ehrgeizes und würdevoller, scheinheiliger Demuth, wie man sie nur bei den Fürsten der Kirche findet, von denen ein jeder das Bewußtsein in sich tragen darf, Prätendent auf den Thron der geistlichen Weltherrschaft zu sein. Seine Vergangenheit war der Zeit würdig, in welcher er eine der wichtigsten Rollen für sein Vaterland spielen sollte. Aus einer durch wilde Leidenschaft berufenen Adelsfamilie entsprossen, talentvoll, verschlagen, intriguant, ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung doch mit einem Scheine derselben versehen, hatte er, nach einer wüsten Jugend und nach Verschwendung seines großen Vermögens, den reichen und leichten Weg zur Macht durch

die Prälatur ergriffen, so wenig auch der geistliche Stand seinen mehr auf Kriegs- und Weltwesen gerichteten Neigungen zusagte. Durch Pius VI., in dessen Gunst er sich zu setzen gewußt hatte, war er bald zu der hohen Würde eines Schatzministers (Tesoriere) des apostolischen Stuhls erhoben worden. Aber die ärgerliche Wüstheit seines Lebenswandels und die Veruntreuungen anvertrauter Gelder, zu welchen ihn seine maßlose Verschwendung nöthigte, machten endlich seine Entfernung aus Rom, selbst für seinen Gönner zu einer unumgänglichen Nothwendigkeit. Der Papst erhob ihn zum Kardinal, und sandte ihn nach Neapel zurück, wo er bald Bedeutung und Einfluß am Hofe zu gewinnen wußte. Für die Grundsatzlosigkeit seines Charakters war es bezeichnend, daß seine Feinde ihm nachsagten, er habe einst für die revolutionairen Gedanken scheinbar Partei ergriffen, theils aus Leidenschaft für Donna Eleonora

Pimentelli, theils in der Aussicht, sich durch eine Revolution an die Spitze der Macht zu bringen. Allein von der bewunderten Schönheit schimpflich zurückgewiesen, und von den idealistischen Freunden der Gesellschaft des Positippo als Verräther gefürchtet, galt er seit Jahren für einen der erbittertsten Feinde der französischen Ideen. Sein Fanatismus und sein Haß waren um so wilder, jemehr beide von dem Wunsche geschürt wurden, den Hof glauben zu machen, daß er auch früher nur im Interesse der königlichen Sache sich jener Partei genähert, um sie kennen zu lernen, und ihre Geheimnisse auszuforschen. In der That war seit der Katastrophe in Neapel der Kardinal Ruffo die Seele derjenigen Partei, welche den König zum Versuche einer Reaktion gegen die Republik zu stimmen suchte. Er unterhielt eine stete Verbindung mit den Anhängern des Königthums in den Provinzen und selbst in Nea-

pel, und seine Stellung als Kirchenfürst und Haupt des neapolitanischen Klerus, von dessen Mitgliedern die Mehrzahl der neuen Ordnung der Dinge am meisten abgeneigt waren, verstärkten den großen Einfluß, welchen ihm die wilde Kühnheit seines Charakters, und ein Ehrgeiz, der vor keinem Mittel zu seiner Befriedigung zurückschreckte, über die Gemüther der Menschen verschafft hatte. Seit einiger Zeit hatte er selbst den allmächtigen Acton, Karolinens Liebling, etwas in den Hintergrund gestellt, durch die Zuversicht, mit welcher er, ganz im Geiste der thatkräftigen Königin eine Expedition nach Kalabrien und Apulien von Sicilien aus als das einzige Mittel empfahl, die Republik zu stürzen, und den Thron von Neapel wieder aufzurichten. Allein bisher waren alle seine Rathschläge gescheitert an der Hartnäckigkeit, mit welcher der feige König Ferdinand jede Nachricht von royalistischen Schilderhebungen als Erdichtungen

betrachtete, und als eine Falle ansah, ihn selbst nach dem Festlande zurück und ins Verderben zu locken. Diese feige Furcht des Königs war bisher der einzige Schutz der jungen Republik gegen einen Bürgerkrieg gewesen, welcher ihrem Bestehen die höchste Gefahr bringen mußte.

Das triumphirende Lächeln, mit welchem der Kardinal jetzt in das Gemach der Königin eintrat, verrieth deutlich den Ueberbringer guter Nachrichten.

Nun, Kardinal, begann die Königin, welche Botschaft gewährt Uns das Vergnügen Eurer Anwesenheit zu so ungewöhnlicher Stunde?

Die beste, Majestät! versetzte der Kardinal, indem er die huldreich dargebotene Hand an seine Lippen führte, und darauf Lady Hamilton mit achtungsvoller Verneigung begrüßte. Ganz Apulien steht unter den Waffen, und diesmal wird selbst Seine Majestät der König unsern Berichten Glauben schenken. Denn nicht Boten

und Briefe gewöhnlicher Art bezeugen die Glaubwürdigkeit, sondern die längsterwarteten Prinzessinnen von Frankreich, welche so eben mit der englischen Fregatte eingetroffen sind, bestätigen die Nachrichten. Sie sind in Tarent Augenzeugen gewesen von dem Erfolge, welchen ein eben so kühner als frommer und gottgefälliger Betrug zu Gunsten unserer Sache in jenen Provinzen bereits gehabt hat.

Der Kardinal berichtete jetzt, was wir im vorhergehenden Kapitel bereits erzählt haben. Er zeigte Briefe von der Hand des Erzbischofs von Otranto, welche der Kaplan desselben, der die Fürstinnen begleitet, ihm überbracht hatte. Alles, fuhr er fort, kommt jetzt darauf an, den günstigen Augenblick zu benutzen, das glühende Eisen der Volksbegeisterung zum verdienten Henkerbeile für die Republikaner zu schmieden. Ich selber bin entschlossen, des Königs Majestät um die Gnade anzuflehen, mich

an seiner Statt nach Apulien mit den nöthigen Vollmachten hinüber zu senden.

Aber Acton? — bemerkte hier Lady Hamilton. Habt Ihr vergessen, wie sehr er gegen ein solches Unternehmen ist?

Er ist es nicht mehr, seit er weiß, daß meine Entfernung von Palermo damit verbunden ist. Der General erzeigt mir die Ehre, fuhr der schlaue Priester mit einem aus Demuth und Ironie gemischten Tone fort, meine geringen Dienste, und meinen großen Eifer als seinem Einflusse gefährlich zu achten, ohne zu bedenken, daß ein Mann an der Schwelle des Greisenalters fern ist von jedem andern weltlichen Ehrgeize, als demjenigen: der heiligen Sache des Throns und Altars den Rest seiner Kräfte zu weihen. Er wird nichts dagegen haben, fuhr er lächelnd fort, — daß ich einem Unternehmen entgegen gehe, bei welchem mich, seiner Ansicht nach, sicherer Untergang erwartet.

Vergeßt nicht, Eminenz, unterbrach hier die Königin etwas gereizt den Kardinal, daß Acton unser volles Vertrauen genießt, und durch lange Jahre als unser treuer Diener bewährt ist.

Ew. Majestät hat keinen treuern, versetzte der Kardinal begütigend, und Fabricio Ruffo ist nicht der Mann, der es ihm verargen sollte, wenn er die gute Meinung von Ew. Majestät und seine eigne Geltung in derselben eifrig zu wahren strebt. Nur meine Wahrhaftigkeit wollte ich durch jene offene Darlegung unsres Verhältnisses Ew. Majestät, meiner gnädigsten Königin, beweisen. Zudem darf ich melden, daß mir so eben Acton selbst seine Verwendung bei dem Könige zugesagt hat, der auf seiner heutigen Fischzugsfahrt, wie ich höre, selbst an Bord der Fregatte gegangen ist, welche seine fürstlichen Verwandten nach Palermo brachte, und so dieselben zuerst und ohne unsere Dazwischenkunft gesprochen hat.

Dann ist Viel gewonnen! rief erfreut die Königin. Unser schlimmster Feind ist des Königs Mißtrauen. Aber wie steht es in den übrigen Provinzen unsres Reichs? Ihr spracht bisher nur von den Bewegungen unsrer Getreuen in Apulien.

Diese Briefe enthalten die genügende Antwort auf die Frage Eurer Majestät, erwiederte Ruffo, indem er ein kleines schwarzsammtenes Portefeuille aus den Falten seiner Robe hervorzog. Hier ein Schreiben von unserm getreuen Don Reggio Rinaldi, der in Kalabrien für unsre Sache wirbt. Sein Eifer ist unermüdlich, und mit ihm wirken Angelo Fiore, Spasiani und andere Freunde der guten Sache. Ihro Majestät weiß, daß Kalabrien das Vaterland meines Hauses ist. In Kalabrien denke ich darum das Banner des weißen Kreuzes zuerst aufzupflanzen, und es siegreich mit Hülfe Gottes nach Neapel zu führen. Meine Kalabresen sind

tapfer und treu, ſie ſind die beſten Schützen des Königreichs und geborne Parteigänger, wie ſie die frömmſten Söhne der Kirche ſind. Es bedarf nichts weiter als die getrennten Haufen zu vereinigen, ſo iſt Alles gewonnen.

Und unſere Abruzzen?

Pronio und Rodio ſind thätiger als jemals.

Aber ich hörte, Pronio ſei ein entſprungener Mörder und Galeerenſträfling!

Es iſt wahr, Majeſtät, aber da die vornehmen und reichen Herren ſich ſchlaff und unthätig für die heilige Sache zeigen, ſo muß man wohl ſich den Eifer und die Treue auch des niedern Volks gefallen laſſen. Zudem heißt es auch hier, fuhr der Prieſter mit Salbung fort: der Stein, welcher von den Bauleuten verworfen, iſt zum Eckſtein geworden, und Pronio, ſeit er ſeine Waffen dem Dienſte des Throns und Altars gegen die Ketzer und Franzoſen geweiht

hat, ist ein frommer Sohn der Kirche. Rodio aber, der gelehrte Advokat, von untadliger Vergangenheit, ersetzt an gutem Rufe, was seinem Gefährten fehlt. Meine huldreiche Königin wird sich auch hier entschließen müssen, das beiliegende Dankschreiben an beide zu unterzeichnen. Haben Ew. Majestät doch dieselbe Gunst dem wilden Gaetano Mammone, dem Briganten-Häuptlinge von Sora, nicht versagt, der allerdings etwas zu weit mit seinem Eifer geht, wenn er aus Haß gegen die Franzosen und Republikaner sogar das Blut derselben aus seinem Schädelbecher trinkt. Indessen de gustibus non est disputandum, setzte er mit heuchlerischer Salbung hinzu, als setze er voraus, daß die beiden Frauen seinen lateinischen Ausspruch für irgend ein Schriftcitat halten würden. Er berichtete sodann noch weiter, wie der Banditenchef Michele il Pezza in der Provinz Terra di Lavoro immer mehr Anhang gewinne; wie

das Landvolk ihm überall zufalle und ihm den Namen Fra Diavolo beigelegt habe.

Woher der wunderliche Name? fiel hier Lady Hamilton ein.

Ihr müßt wissen, schöne Frau, erwiederte der galante Kardinal, daß ein Sprichwort des Landvolks unseren geistlichen Ordensbrüderschaften die Ehre erzeigt, sie für die schlausten aller Menschen zu halten, und da der Teufel selbst für Gott unüberwindlich ist — so lange der Herr das Reich desselben dauern zu lassen bestimmt hat, so nennt das Volk den Briganten von Itri Fra Diavolo. Aber der wackre Mann ist nur für die Franzosen ein Teufel, denen er alle Couriere und Abgesandte zwischen Portella und dem Garigliano wegschießt, wie Wachteln, und ihre Verbindung von Rom nach Neapel dermaßen sperrt, daß sie ohne ein Regiment Bedeckung keinen Briefboten nach Rom schicken können. Ein solcher Mann ist's wohl werth,

daß ihn sein König zum General macht, wenn er auch früher ein Paar von Sr. Majestät Unterthanen vom Leben zum Tode befördert hat. Ich habe das Generalspatent für ihn bereits in der Tasche, so wie für den braven Sciarpa, der die rechte Hand ist für unsern kriegerischen Freund, den Bischof Torrusio zu Capaccio.

Sciarpa? Ist das nicht der Gensdarmerieoberst Gherardo Curci, der einst in Unsern Diensten stand, und von dem Unsere Berichte aus Neapel melden, daß er der Republik seinen Degen angetragen?

Allerdings, Ew. Majestät.

Und diesen Verräther wollt Ihr belohnen?

Warum nicht? Er war seines Dienstes entlassen und wollte leben, darum bot er sich den Republikanern an, weil wir ihm seinen Gehalt nicht mehr zahlen konnten. Aber diese tugendhaften Narren von Republikanern in Neapel wiesen ihn schnöde ab, schimpften ihn einen Sa-

telliten der Tyrannei, und ſchufen uns ſo ſelbſt ein zuverläſſiges Werkzeug unſerer Rache. Dieſe Tugendheuchelei der Verräther, welche jetzt in Neapel ihre republikaniſche Komödie aufführen, kommt uns ſehr zu ſtatten. Sie verſchafft uns täglich neue Anhänger, während ſie uns die Treue der alten ſichert. Die Helden der heidniſchen Bücherweisheit, dieſe Mario Pagano, Cirillo und ihre Prophetin, Donna Eleonora Fonſeca, ſind unſere beſten Freunde. Ihre unpraktiſche Schwärmerei arbeitet uns täglich in die Hände, und unſer Dank ſoll ihnen — ſetzte er mit einer boshaften Pantomine hinzu — hoffentlich nicht entgehen. Zudem iſt ihr Reich jetzt ſchon uneins. Ihr Beſchützer Championnet hat arge Händel mit ſeinem pariſer Direktorium bekommen, deſſen Abgeſandten er gröblich beleidigt, und auf Bitten der ſchönen Donna Eleonora aus Neapel gejagt hat. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß auch der galante Franzoſe

in den Schlingen dieſer re publikaniſchen Armida gefangen iſt. Colletta aber iſt von der Jakobinerpartei des Verraths angeklagt, weil er den gefangenen Kronprinzen habe entwiſchen laſſen. Denn auch die neapolitaniſchen Jakobiner glauben, oder ſtellen ſich als glaubten ſie an die Aechtheit des korſiſchen Apothekerprinzen, weil dieſer Glaube ihrem Plane dient, die gemäßigte Partei Manthone's und Colletta's zu ſtürzen. Ihr ſeht, ich bin gut unterrichtet, und muß es auch wohl ſein, denn ich habe außer dem treuen Pater Ignazio und ſeinen Verbündeten meinen Späher und Berichterſtatter ſelbſt unter den Häuptern der Feinde. Der Duca di Roccaromana —

Sprecht nicht von dem Elenden, den wir mit Wohlthaten überhäuft haben, und der zum Lohne dafür Uns verrathen hat! Kein Wort mehr von ihm! unterbrach hier die Königin mit ungewöhnlicher Heftigkeit den Sprechenden.

Es ſchmerzt mich, Ew. Majeſtät ungehorſam ſein zu müſſen, fuhr der Kardinal mit einem ſchlauen Lächeln fort. Aber der edle Herzog und Kavalleriegeneral der Republik iſt in dieſem Augenblicke unſer beſter Freund. Manthone hat ſeine Eitelkeit tödtlich beleidigt, und Ihr wißt, ob Roccaromana eine ſolche Beleidigung vergiebt. Und wenn er es auch wollte, jetzt, da ſich Manthone mit ihm ausgeſöhnt hat, — er kann es nicht mehr, er kann nicht mehr zurück. Ich habe ſein Schickſal in Händen. Ein Wink von mir, und dieſer Brief, mit welchem er uns in der erſten Hitze der Leidenſchaft ſeine Dienſte anbietet, und meine Vermittlung für die Wiederkehr der Gnade Eurer Majeſtät in Anſpruch nimmt, liefert ihn — an den Galgen der Republikaner. Ich ſelbſt habe ihm befohlen, das Kommando der Reiterei zu übernehmen, welche er im Dienſte der Republik zu bilden beauftragt worden iſt.

Ruffo, Ihr ſeid ein Meiſter! Wir vertrauen Eurer Klugheit, wie — Eurer Treue! verſetzte die Königin, indem ſie ihm gnädig die Hand darreichte, welche er mit Ehrfurcht an ſeine Lippen führte. Hat Ew. Eminenz ſonſt noch etwas zu berichten?

Nichts Weſentliches. Nur der Lady Hamilton möchte ich die Unterſtützung unſers Planes bei dem Helden von Abukir empfehlen, der, wie ich höre, bald in unſern Hafen zurückkehren wird.

Eure Empfehlung iſt in guten Händen, verſetzte Lady Emma, wenn es derſelben überhaupt bei Lord Nelſon noch bedarf, um ihn zum Dienſte der Sache unſerer angebeteten Königin zu beſtimmen. Ihr könnt von dieſer Seite jeder Unterſtützung ſicher ſein.

Aber was denkt Ihr zu beginnen mit dem Corbara, von deſſen verwegenen Betruge Ihr uns berichtet? fragte die Königin.

Wir laſſen ihn nach Sicilien zurückkehren, ſobald wir ſelbſt in Kalabrien gelandet ſein werden, und ſorgen dafür, — daß er hier nicht ankommt, erwiederte lächelnd der Kardinal. Es giebt Piraten genug in dieſen Gewäſſern, denen man nur einen Wink zu geben braucht, um ſicher zu ſein, daß ſie ſich einen guten Biſſen nicht entgehen laſſen werden, falls wir ſelbſt nicht wüßten, wozu wir die von Sr. königlichen Hoheit ohne Zweifel zuſammengebrachten Gelder und Koſtbarkeiten zu benutzen hätten.

Kardinal, Ihr könnt dem Fra Diavolo ſeinen Namen ſtreitig machen! rief hier Lady Hamilton ſcherzend aus.

Ihr ſeid allzugütig gegen Euren ergebenen Diener, ſchöne Frau, entgegnete lächelnd der Kardinal. Die Welt liegt im Argen! Mundus vult decipi, ergo decipiatur! Corbara und ſeines Gleichen ſind Werkzeuge dazu. Sie ſind die Schwefelfäden, mit denen man das Feuer an-

zündet. Wenn das geſchehen, wirft man den übelriechenden Zünder weg und tritt ihn aus!

Lady Emma fuhr unwillkürlich zuſammen bei dieſen, mit eiſiger Kälte geſprochenen Worten.

Milady ſcheint an dem Schickſale des Betrügers einen gewiſſen Antheil zu nehmen, fuhr der Kardinal fort, und ſie hat, freilich ohne es zu wiſſen, Urſache dazu. Dieſer verwegene Schurke nützt uns doppelt, und rächt zugleich unſere ſchöne Lady Emma an einem ihrer Feinde. Ich habe ihm gerathen, überall zu verbreiten, was auch in der That wahr iſt, daß er in der Gefangenſchaft Colletta's geweſen, daß er ſich aber dieſem entdeckt habe, und darauf von ihm heimlich freigelaſſen worden ſei. Die Nachricht davon wird bald genug nach Neapel gelangen, und uns einen gefährlichen Gegner vom Halſe ſchaffen, während ſie zugleich Uneinigkeit in das feindliche Lager bringt. Die ächten Jakobiner, die den Manthone's, Cirillo's und Colletta's

ſchon über den Kopf zu wachſen anfangen, werden wüthen, und Eurem alten Freunde ein böſes Spiel bereiten.

Ihr meint, die Neapolitaner werden einem Corbara Glauben ſchenken gegen einen Colletta?

Warum nicht? Das Schlimme und Böſe findet immer Glauben, umal bei einem ſo leichtgläubigen Volke wie dieſe Neapolitaner ſind.

Aber noch Eins, Kardinal, begann die Königin, als Ruffo im Begriffe ſtand, ſich zu verabſchieden. Ihr könnt doch nicht ohne einige Mannſchaft Euer Unternehmen beginnen. Und der König, das bin ich gewiß, wird Euch, wenn er auch Euren Plan billigt, doch ſicherlich keinen Mann von unſern hieſigen Truppen mitgeben.

Auch das iſt bedacht, gnädigſte Frau. Ich habe ſchon einige Mannſchaft im Stillen geworben, und übermorgen iſt das große Feſt der Madonna Immacolata in Palermo, zu welchem

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR.A.

3-598-52808-6
FN. I1381/016

aus der ganzen Provinz das Landvolk zusammenströmt, da wird es an Gelegenheit nicht fehlen, Freiwillige zu werben; denn die Aussicht auf gute Beute ist eine treffliche Lockspeise, und der Nationalhaß der Sizilianer gegen die Neapolitaner wird das Uebrige thun.

Kapitel XXXII.

Der heiterſte Frühlingsmorgen lachte über der Marina von Palermo, deren breite Wege und ſchattige Baumgänge bereits belebt waren durch zahlreiche Züge feſtlich geſchmückter Landbewohner, welche ſich durch die ſtattliche Porta Felice in die Hauptſtadt ergoſſen, in welcher heute das große Frühlingsfeſt der Madonna Santiſſima Immacolata gefeiert werden ſollte.

Auf buntbebänderten Pferden und Maulthieren, oder auf flinken Eſeln und auf coloſſalen, mit Ochſen beſpannten zweirädrigen Karren, deren naturrohe Plumpheit an homeriſche Zuſtände gemahnte, zog ein Theil der wimmelnden Kara-

vane daher. An den langen Hörnern der Stiere fehlten nicht die luſtigen Zierathen von Laubwerk, Blumengewinden und bunten ſeidenen Bändern, mit denen der Südländer bei feſtlichen Gelegenheiten ſein Zugvieh aufzuputzen liebt. Die breite Stirn der Thiere war mit kleinen goldblechenen Madonnen-Bildchen geſchmückt. Bei vielen trug auch die Deichſel, welche die beiden Joche der Zugthiere überragte, auf ihrer Vorderſpitze ein größeres, möglichſt farbenbuntes Bild der Madonna Immacolata unter einem Dache von Blumen. Der geräumige viereckige Boden des wandelnden Familienhauſes enthielt nur ſchmale Seitenſitze und einen Rückſitz. Vorn ſtand der Wagenlenker, den antiken Stachelſtab zum Antreiben der Thiere in der nervigen Rechten. Der mittlere leere Raum des Wagens diente den Inſaſſen beiderlei Geſchlechts zum Tanzplatze der wilden Tarantella, welche abwechſelnd mit den auf die Göttin des Tages

improviſirten Hymnen, bei dem majeſtätiſch langſamen Schritte der ſchwerhinwandelnden Rinder unter dem Klange des raſtlos ſchwirrenden Tamburro's, der Guitarre und Caſtagnetten die Zeit der ungeduldigen Feſterwartung abkürzte. Jedem begegnenden Bekannten ſcholl aus dem fahrenden Freudentempel ein jubelndes Evviva la Santiſſima Madonna Immacolata! entgegen, oder auch wohl ein ſpottender und neckender Zuruf über ſeinen minder prächtigen Aufzug. Der volle Weinſchlauch ging dabei von Hand zu Hand, und ergoß mit gewohnter Sicherheit ſeinen feurigen Inhalt durch die freie Luft in den weitgeöffneten Mund des Dürſtenden.

Ihnen folgten andere Schaaren zu Fuß, die Tochter des Gebirges von Bagaria und Trapani, Alcamo und Monreale, Weiber und Mädchen, nicht ſelten von ausgezeichneter Schönheit. Alle trugen die ſtarken dunklen Haare aufgelöſt, Kränze von Laub und Blumen auf den

Häuptern, Castagnetten und Tamburro's in den hochgeschwungenen Händen. In ihren aufgeschürzten Kleidern, wie die Nymphen des Waldes, mit zurückgeworfenen Köpfen, schwebenden Ganges auf ihren schöngeformten nackten Füßen von den Bergen herabschreitend, ihre lauten Hymnen mit großartig ernster Andacht gen Himmel schreiend, glichen sie den schwärmenden Zügen gottbegeisterter Mänaden, wie sie die antiken Basreliefs uns darstellen. Statt des antiken Thyrsus trugen Viele mit Blumen und Laubwerk oder Schnüren von Haselnüssen umwundene Stäbe, an denen Madonnenbilder hin und her geschwungen wurden.

Nicht minder stattlich einher schritten die Männer, in ihren glänzenden, durch Stickereien gezierten Landestrachten, die Jüngern mit Guitarre und Mandoline, die Aeltern im vollen Waffenschmucke, mit vergoldeten Dolchen, reichgearbeiteten Pistolen im buntseidenen Gürtel, und lan-

gen geschmackvoll verzierten, mit Gold, Silber und Schildpatt ausgelegten alterthümlichen spanischen Flinten, die sie unter wildem Gesange zu Ehren der Madonna in die Luft abfeuerten. Von Zeit zu Zeit erkrachten Böllerschüsse dazwischen, denn der Pulverdampf muß bei allen Italischen Kirchenfesten die neuen Götter entschädigen für die Entbehrung des süßen Opferdufles, der indessen bei diesem Feste, wie wir bald sehen werden, gleichfalls nicht fehlen sollte.

Das Frühlingsfest der Madonna Immacolata zu Palermo ist, wie der größte Theil der andern christlichen Feste des Südens, auf dem Boden der alten heidnischen Götterfeste erwachsen. Diesem Boden des Heidenthums steht der Kultus des sizilianischen Volks am nächsten. Er ist fast durchaus eine unbefangene Fortsetzung des alt-heidnischen Götterkultus, dessen Polytheismus ohnehin in den zahlreich bevölkerten Götter- und Heiligenhimmel des heutigen

Katholizismus faſt alle Hauptelemente des alten Olympus aufbewahrt. So iſt auch das Feſt der Madonna Immacolata nur eine Fortſetzung jener alten Ceresfeſte zur Verherrlichung der Hauptgöttin des alten Siziliens. Und wei dieſelbe hier noch lange klagend die geliebte Tochter ſuchte, welche der Fürſt des Haders ihr bei Enna in das Reich der Unterwelt entführt hatte: wie der Aetna noch dampft, an deſſen Gluthen Demeter einſt ihre Fackel entzündete, ſo iſt auch ihr Frühlingsfeſt noch unvergeſſen, und ſie ſelbſt, die ſegenſpendende Mutter der Erdenbewohner, iſt nur umgewandelt in die gnadenreiche Mutter deſſen, der der Welt das Brod des neuen Lebens brachte.

Mit dem vorſchreitenden Tage durchzogen zahlloſe Haufen Begeiſterter ſingend und jubelnd die Via del Caſſaro und die Straße Macquedo, deren Kreuz das ſtolze Palermo durchſchneidet. Die einen mit muſikaliſchen Inſtrumenten aller

Art, mit Guitarren und Tamburro's, Caſtagnetten, Mandolinen und Dudelſäcken, andere nur mit ihren kräftigen Stimmen ausgerüſtet, ließen ſie unter wunderlichen und wilden Tanzſprüngen das Lied zu Ehren der Göttin des Feſtes erſchallen, deſſen wildbachantiſche Melodie und Vortragsweiſe deutlich genug an ſein heidniſches Weſen erinnerten. Während der Abſingung dieſes Liedes, deſſen Refrain immer mit donnerndem Evvivageſchrei, gleich dem antiken Evan, Evoe! bei jeder Strophe vom ganzen Volke wiederholt wurde, ließ ein buntgekleideter Jongleur das reichverzierte Bildniß der Madonna Immacolata auf einer ſeidenen Fahne an einer langen Stange tanzend und ſpringend auf der Stirne balanciren. Er hatte bei dieſem Feſte die ſchwere Aufgabe zu löſen, dieſes Bild der heiligen Jungfrau, ohne daß es von ſeinem gefährlichen Standpunkte herabfiel, bei der großen Prozeſſion durch die Hauptſtraßen Palermos zu

tragen. Dazu war diesem Künstler, diesmal vom Kardinal Ruffo, der ihn eigends zu seinem Geschäfte ausgewählt hatte, ganz besondere Vorsicht empfohlen, und ein ungewöhnlicher Lohn für das glückliche Gelingen versprochen worden. Eine starke Leibgarde fantastisch verkleideter Burschen umgab ihn zu dem Ende, und vertheidigte ihn nachdrücklich mit den langen eisernen Kreuzen, welche sie in ihren Händen trugen gegen die unabsichtlichen, wie gegen die absichtlichen neckenden Angriffe, Stöße und Steinwürfe, welche gegen ihn selbst wie gegen das Fahnenbild geführt wurden. Ihre Anstrengungen wurden dann auch mit dem besten Erfolge gekrönt. Die Madonna blieb die Immacolata Vergine, ohne zu Falle zu kommen.

Mit endlosem Jubel und tausendfältigen Hoffnungen, die das Volk an diese glückliche Vorbedeutung knüpfte, wurde nun die Fahne unter dem fortwährenden Evvivarufen der

Menge an die Hauptkirche wieder abgeliefert, deren kühner Bau sich in der Nähe des königlichen Schlosses erhebt, und jetzt begann der zweite Akt des Festes, welcher noch tiefer in die uralten Traditionen heidnischer Mythologie und Götterverehrung hineinführt.

In der Mitte des geräumigen Domplatzes war auf hohem Fußgestelle die Bildsäule der heiligen Madonna aufgerichtet. Ihr näherte sich jetzt eine zweite Prozession aus Schaaren von Landleuten bestehend, welche kolossale Getreidegarben von Schilfbündeln umwickelt und gehalten über ihren Häuptern trugen.

Nach mehrmaligem feierlichem Umgang um die reichgeschmückte Bildsäule der Göttin, wurden sämmtliche, bereits im Herannahen an den Spitzen angezündete Garben zu den Füßen der Madonna aufgehäuft, und ihr zu Ehren unter dem lauten Gebete und wildem Gesange der Menge als reiches Opfer verbrannt.

Während die Flamme noch gen Himmel emporloderte, hatte ein Kapuzinermönch von sonderbar verwildertem Ansehen eine in der Nähe errichtete Holzkanzel bestiegen, von welcher herab er die versammelte Volksmasse anzureden begann. Das Geschrei und der Gesang der Menge verstummten und machten einer athemlosen Stille Platz. Der Mönch, Fra Romualdo, stand bei dem Volke von Palermo und besonders bei dem Landvolke in dem Rufe angehender Heiligkeit. Seine hagere, knochendürre Gestalt, nur von der groben braunen Kutte bedeckt, sein von Fasten und Kasteiungen abgemagertes Gesicht, dessen vielgefurchte Züge von dem wildem Glanze der tiefen, in ihren Höhlen liegenden großen Augen ein völlig geisterhaftes Ansehen erhielten, die Gewalt seiner rauhen Stimme, die von dem betenden Gemurmel sich bis zum weithin tönenden Donnergrollen steigerte, machten einen um so tiefern Eindruck auf die versammelte Menge, je

greller der Inhalt seiner leidenschaftlichen Predigt mit der Heiterkeit und dem Frohsinn kontrastirte, welche bisher das Fest belebt hatten.

Er schilderte mit lebendigen Zügen die Strafgerichte Gottes und die Qualen der Hölle und des Fegefeuers, welche die Sünder erwarteten. Der jüngste Tag sei nahe, denn das Reich des Satans auf Erden habe begonnen. „Verruchte Schaaren fremder Ketzer, rief er aus, haben ihre Hände an die Altäre der Kirche und ihrer Heiligen gelegt. Sie haben unsern frommen König Ferdinando aus seiner Hauptstadt und seinem Reiche jenseits des Meeres vertrieben, und unsere allerheiligste Religion geschändet, Kirchen und Klöster geplündert, Mönche und Priester ermordet oder verjagt, ja selbst die Gebeine der verstorbenen frommen Christen aus ihren Ruhestätten gerissen. Diese meine Augen haben die Greuel gesehen, denn ich bin drüben gewesen, um Kunde einzuziehen für den ehrwürdigen

Kardinal Fabrizio Ruffo, und nur der Schutz der Madonna Santissima Immacolata hat mein Leben gerettet aus den Händen der Ungläubigen, deren Augen sie blendete durch ein Unwetter mit Blitzen und Donnerschlägen, daß ich zu entrinnen vermochte aus ihrer Gefangenschaft! Ein Häuflein Getreuer hat sich zusammengeschaart, um die Fahne des Glaubens und der heiligen Jungfrau. Aber es wird unterliegen im Kampfe, weil die Christen in Palermo Freudenfeste feiern, statt die Waffen zu ergreifen und ihren Brüdern zu helfen. Zu uns herüber werden die Ungläubigen kommen, und gleiche Gräuel an uns und den Unsern verüben, denn Gott zürnt Euch ob Eurer Trägheit. Sie werden kommen, die ungläubigen Franzosen, welche schlimmer sind als die Teufel der Hölle. Sie werden unsere Kirchen und Kapellen entweihen, Eure Weiber und Töchter schänden, Euer Hab und Gut rauben, und Eure Städte und Häuser mit

Feuer vertilgen, wenn Ihr nicht Buße thut zu rechter Zeit!

Ein Weheſchrei des Entſetzens erſcholl in dem dichten Kreiſe der Zuhörer bei dieſer furchtbaren Prophezeihung. Der Mönch aber fuhr fort:

Wer kann uns Hülfe bringen in ſolcher Noth? wer anders als dieſe allerheiligſte Madonna Immacolata! Sie iſt mir erſchienen dieſe Nacht im Traume und hat zu mir geredet: Fra Romualdo, gehe hin und ſage dem Volke von Palermo morgen am Tage meines Feſtes, daß es ſich waffne, um meinem treuen Diener dem Kardinal Ruffo zu folgen, der entſchloſſen iſt, hinüber zu ziehen nach Neapel, und das Pannier des Kreuzes aufzurichten gegen die Feinde Gottes. Wer nicht mitziehen kann in den Streit, der möge darbringen ſein Gold und Silber als ein Opfer zum Schutz der Altäre der Heiligen und zur Aufrichtung des Thrones König Fer-

dinando's. Und wenn dies geſchieht, ſo will ich den Zorn des Himmels abwenden von Euch, und Euch erretten vom Verderben. Und Neapel, das San Gennaro verlaſſen hat, ſoll inne werden, daß die Kraft der Madonna Immacolata von Palermo größer iſt, als die Kraft ſeines Schutzheiligen. Das Feuer, das mir morgen entzündet wird auf der Piazza del Duomo, ſoll ein verzehrendes Feuer werden für alle Ungläubigen und Feinde der Kirche jenſeit des Faro, und ſie vertilgen von der Erde des Königreichs." So ſprach die heilige Jungfrau zu mir, ihrem Knechte, und ſo ſage ich Euch wieder ihre Gnadenworte, damit Ihr hinziehet, und, ſoviel ſtreitbare Männer ſind unter Euch, Seiner Eminenz, dem ehrwürdigen Kardinal Don Fabrizio Ruffo Euch anſchließet, der übermorgen ſchon die Anker lichten wird, um den Befehl der Madonna zu erfüllen. Wer aber nicht mitziehen kann in den heiligen Streit, der

bringe Opfergaben dar an Gold und Silber, wie es die Madonna geheißen. Unſer Kloſter wird bereit ſein, ſie aufzunehmen, und jeder, der mitzieht, ſoll Ablaß haben auf funfzig Jahre, und wer Geld und Gaben darbringt, auf fünfundzwanzig aus dem Gnadenſchatze unſres Heiligen!

Unbeſchreiblich war der Eindruck dieſer Rede auf die Gemüther der Zuhörer. Und als der Mönch dieſelbe nach einem inbrünſtigen Gebete an die Madonna ſchloß, und mit erhobenem Crucifixe die Menge auffor·rte, ihm zu den nahen königlichen Palaſte zu folgen, ſetzte ſich dieſelbe unter dem ſtürmiſchen Rufe: Tod den Ketzern und Ungläubigen! Es lebe die Madonna Santiſſima Immacolata! alsbald in Bewegung.

Der Kardinal Ruffo hatte, wie er gehofft, ſeinen Zweck erreicht. Die Aufregung des Volks von Palermo beſiegte das letzte Bedenken des

Königs, welches derselbe gegen den Plan des Kardinals gehegt hatte. Der letztere sah sich noch am Abende desselben Tags zum Generalvikar des Königreichs mit unumschränkter Vollmacht ernannt, und ermächtigt, mit soviel Geld und Mannschaft, als er aufzubringen vermöge, nach Kalabrien hinüberzuschiffen, um im Namen des Königs den Aufstand zu organisiren. Die Anmeldungen zur Theilnahme an diesem Zuge waren bald so zahlreich, daß der Kardinal, mit Rücksicht auf die geringe Anzahl der ihm zur Verfügung gestellten Schiffe, sich genöthigt sah, einen Theil der Freiwilligen zurückzuweisen. Auch an Geldbeiträgen und Kostbarkeiten liefen beträchtliche Summen ein, welche um so willkommner waren, da sich der Kardinal bei seiner Expedition von Geldmitteln fast völlig entblößt sah. Denn sowohl Acton als der König glaubten keineswegs an die Möglichkeit eines Erfolges, und versagten dem Kardinal jede Unterstützung

an Truppen und Geld, während man ihn, um sich beides jenseit des Faro zu verschaffen, mit Vollmachten, welche nichts kosteten, reichlich zu versehen, keinen Anstand nehmen zu dürfen glaubte. —

Zehntes Buch.

Der Cristallaro.

Kapitel XXXIII.

Wir verlaſſen jetzt den Schauplatz der, in den letzten Kapiteln unſerer Erzählung geſchilderten Vorgänge, um nach dem Mittelpunkte der Revolution, nach Neapel, zurückzukehren.

In einem einfach meublirten Zimmer des Palaſtes San Felina ſaßen zwei in tiefe Trauer gekleidete Frauen mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt. Die ältere von beiden war eine Matrone im Anfange der Sechzig, aber von kräftiger ſtolzer Haltung. Der Ausdruck hocharistokratiſcher Vornehmheit in den ſtrengen, ſtolzen Geſichtszügen wurde nur wenig gemildert durch jenen Anflug von devoter Frömmigkeit, wie wir ihn

bei älteren Frauen der höheren Stände Italiens nicht ſelten finden. Sie ſtickte an einem reichen, dunklen Teppiche, beſtimmt, den Altar ihrer Schutzheiligen Santa Lucia in der Kapelle ihres Hauſes zu ſchmücken. Auf ihrem Arbeitstiſche ſtand ein koſtbares, reich mit Edelſteinen verziertes Crucifix von gediegenem Golde. Die gegenüberſtehende Wand ſchmückte ein Bild der Mater dolorosa. Zwei kleinere Bilder waren mit einem dichten Vorhange von ſchwarzem Flor verhüllt. Auf dem Tiſche neben dem Crucifixe lag ein einfacher Roſenkranz, welchen ſie von Zeit zu Zeit in den Pauſen ihrer Arbeit durch die Finger gleiten ließ, indem ſie mit leiſer Stimme Gebete murmelte.

Die zweite, gleichfalls in tiefe Trauer gekleidete Frauengeſtalt war ein Mädchen in der friſcheſten Blüthe der Jugend. Ihre Züge von regelmäßiger Schönheit, die Roſen der Geſundheit auf ihren Wangen, das holde, fröhlich

leuchtende Auge, der Ausdruck glücklicher innere Befriedigung, kontraſtirten wunderbar mit der düſtern Farbe des Gewandes, welches ihre zierlich ſchlanke Geſtalt umſchloß. Der ſchwarze Schleier und Mantel, welche eine Dienerin ſo eben geräuſchlos aus dem Zimmer trug, und das reich verzierte Gebetbuch, welches auf ihrem kleinen Arbeitstiſche lag, zeigten an, daß ſie ſo eben aus der Meſſe zurückgekehrt war. Während ſie damit beſchäftigt war, ihre Arbeit an einer dreifarbigen Schärpe wieder zu beginnen, redete die ältere ſie mit den Worten an:

Ich hätte gedacht, Luigia, als ich Dich bitten ließ, mir in meinem Zimmer Geſellſchaft zu leiſten, daß Du meine Augen mit dem Anblicke jener Farben der Rebellen wider Gott und meinen gnädigſten König und Herrn verſchonen würdeſt!

Verzeiht, theuerſte Tante, verſetzte mit ſanft begütigender Stimme die Angeredete, aber ich

konnte nicht anders. Pietro kehrt in den nächsten Tagen zurück, und ich wollte ihn so gern mit diesem ersten Angebinde von meiner Hand erfreuen. Und dann, setzte sie gleichsam entschuldigend hinzu, trägt nicht mein geliebter Oheim, Euer Bruder Don Francesco selbst diese Farben? Dient nicht auch er, wie mein Pietro, der neuen Republik?

Euer Oheim Don Francesco Caracciolo, erwiederte die Matrone, kämpft gegen seinen König, was Gott ihm vergeben möge, weil tödtlich schwere Beleidigung für treue Dienste seiner Ehre, wie er glaubte, keine andere Wahl ließ. Aber er dient nicht, wie Du sagst, der Republik, sondern ficht als beleidigter Edelmann und Fürst seine eigene Sache aus. Aber Dein Coletta —

O, geliebte Tante, ich beschwöre Dich bei dem Andenken meines entschlafenen Vaters, unterbrach hier Luigia die zornige Matrone, indem Thränen ihre schönen Augen füllten, schilt nicht

mehr auf meinen Pietro! Ich kann es nicht ertragen, es zerreißt mir das Herz!

Sie war aufgestanden und indem sie ihren Arm um den Nacken der Matrone schlang, bedeckte sie die Hand derselben mit ihren Küssen. Ich war eben noch so glücklich, fuhr sie fort, im Gedenken seiner Liebe, welche mir die gnadenreiche Madonna wieder zugewendet, daß ich darüber in meinem Herzen der Trauer über den Tod des Vaters fast vergaß. Hat doch er noch in seiner Sterbestunde den Bund unserer Liebe gesegnet.

Deinem Vater ist wohl, daß er aus dieser Welt geschieden, in welcher die Empörung gegen alles Göttliche und Menschliche täglich frecher ihr Haupt erhebt, erwiederte Donna Francesca seufzend; und ihren Rosenkranz zur Hand nehmend, murmelte sie ein Gebet für die Seele des Verstorbenen, während Luigia sich wieder zu ih-

rer Arbeit ſetzte. Dann zu ihrer Nichte gewendet fuhr die Matrone fort:

Haſt Du bei dem Pater Ignazio gebeichtet?

Ja, Tante.

Hat er Dir keinen Auftrag an mich gegeben?

Doch, theuerſte Tante. Ein Blättchen, das ich Euch übergeben ſollte. Faſt hätte ich's vergeſſen. Es enthalte gute Nachrichten, ſetzte er hinzu und heute Abend noch oder morgen früh werde er ſelber bei Euch vorſprechen, um das Weitere mitzutheilen. Hier iſt es, fuhr ſie fort, indem ſie aus der Taſche ihres Gewandes einen Brief ohne Aufſchrift hervorzog, und ihn der alten Fürſtin überreichte.

Donna Francesca betrachtete das Siegel mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit, als wolle ſie ſich überzeugen, daß es völlig unverletzt ſei. Dann den Brief erbrechend, begann ſie zu leſen, während Luigia ſtill an ihrer Arbeit beſchäftigt, die Gedanken zu dem fernen Geliebten

ſchweifen ließ. Es war Todtenſtille in dem Zimmer, dem die dunkelbraunen Ledertapeten einen alterthümlich ernſten Anſtrich gaben. Man hörte nur den leiſen eintönigen Pendelſchlag der ſchwervergoldeten Rokokouhr auf dem Marmorſimſe des Kamins, in welchem die Kohlengluth eines erlöſchenden Feuers kniſterte.

Plötzlich erhob ſich die alte Fürſtin von ihrem Seſſel. Sie legte den Brief auf den Marmortiſch, und ihre Stimme zitterte, als ſie mit erhobenen Händen gegen das Bild der Mater doloroſa gewendet die Worte ſprach:

Gelobt ſeiſt du heilige Jungfrau, gnadenreiche Mutter der Schmerzen, daß du meine inbrünſtigen Gebete erhört haſt! Dann ihre Arme gegen Luigia ausbreitend, rief ſie aus:

Komm an mein Herz, mein Kind, und vereinige mit mir Dein Dankgebet, daß die Heiligen ſein Herz gewendet!

Was iſt Euch, theuerſte Tante! Von wem ſprecht Ihr, deſſen Herz gewendet ſei?

Von wem anders als von ihm, für deſſen Umkehr vom Wege des Verderbens ich in ſchlafloſen Nächten gebetet, für den ich ſo oft die heilige Jungfrau angerufen, daß ſie ſein Herz erleuchten und es unſerer heiligen Sache, der Sache des Throns und Altars, zuwenden möge, wie ſie es Dir wieder zugewendet hat — von Deinem Verlobten Don Pietro Colletta!

Was iſt geſchehen? bei der Madonna, ſprecht! rief zwiſchen Freude und Beſtürzung ſchwankend Luigia aus.

Er iſt ein Edelmann und ein Kavalier, er hat es bewährt in der Stunde der Verſuchung. Dieſer Brief, geliebtes Kind, meldet mir, daß Don Pietro Colletta die geheiligte Perſon des Thronerben beider Sizilien, den Kronprinzen Don Francesco, den der Zufall zu Potenza in ſeine Hände gegeben hatte, aus der Gefangen-

ſchaft entkommen ließ, und ihm ſelber zur Flucht behülflich war. Das iſt der erſte Sonnenſtrahl des Glücks, den meine alten Augen wieder ſehen. Er ſoll widerſtrahlen auf den Angeſichtern meines königlichen Herrn und ſeiner Königinn. Mit dieſen Worten ſchob ſie die ſchwarzen Vorhänge zurück, welche die Bildniſſe der beiden königlichen Perſonen bedeckten, welche ſie durch keine Bitten aus ihrem Zimmer zu entfernen hatte bewogen werden können.

O, ich wußte wohl, daß Ihr ihn endlich erkennen würdet, den edelſten der Menſchen! rief Luigia aus, indem ſie mit freudeſtrahlendem Antlitz ihre Tante umarmte. Dann aber einer andern Gedankenfolge Raum gebend, ſetzte ſie mit angſterfüllter Stimme hinzu:

Aber, wenn er gethan, was Ihr ſagtet, ſo iſt er verloren der Unglückſelige! die Republikaner werden ihn als Verräther betrachten — ſie werden ihn tödten! rief ſie in Verzweiflung die

Hände ringend, tödten dafür, daß er der Stimme seines Edelmuths gehorchte!

Beruhigt Euch, theuerstes Fräulein, wendete eine leise Stimme ein, sie werden ihn nicht tödten.

Luigia blickte auf. Der Pater Ignazio, welcher durch eine geheime Thür, ihr unbemerkt in das Gemach getreten war, und bereits die Fürstin begrüßt hatte, stand vor ihr.

Noch ist es in Neapel unbekannt, fuhr er fort, wer der Gefangene gewesen, dem Euer Verlobter zur Flucht behülflich war.

Und wenn es bekannt wird, ehrwürdiger Vater, und wenn sie ihn dann des Verraths anklagen an der Republik? rief angstvoll Luigia.

Dann werden wir Mittel finden ihn zu retten, versetzte ruhig der Pater. Noch leben in Neapel treue Freunde des Königs. Sie werden nicht müßig sein, wenn es gilt, einen Dienst zu vergelten, der ihrer Sache geleistet wurde,

zumal wenn damit dieſer heiligen Sache ein neuer Kämpfer gewonnen wird. Ja, ſelbſt wenn jene Nachricht falſch wäre —

Verhüten es die Heiligen! rief die Fürſtin dazwiſchen.

Selbſt wenn die Nachricht nicht gegründet wäre, ſo wird doch eben die Anklage, welche die Republikaner erheben werden, Euern Verlobten zwingen, ſich der drohenden Gefahr durch die Flucht zu entziehen. Und dann wird ihm nichts übrig bleiben, als ſich der Gnade ſeines Königs anzuvertrauen, die dem reuig Zurückkehrenden gern gewährt werden wird. Auch Euer Glück, Donna Luigia, wird dadurch befördert und geſichert. Ihr würdet ihn auf ſeiner Flucht nach Sizilien begleiten, durch die er zugleich für immer den Netzen jener argliſtigen Armida, der Donna Eleonora entzogen bleibt.

Der Eintritt des Haushofmeiſters unterbrach hier den Sprechenden.

Verzeiht, gnädigſte Fürſtin, hob gegen Donna Franceſca gewendet der alte Diener an, die „Bürgerin", (er ſprach das Wort mit einem Tone ſpottender Verachtung aus) Eleonora Pimentelli erſucht meine junge Herrin um die Gunſt einer geheimen Unterredung in einer wichtigen Angelegenheit.

Allgemeines ſprachloſes Erſtaunen bemächtigte ſich der Anweſenden bei dieſer unerwarteten Meldung.

Was kann ſie von Dir wollen? fragte Donna Franceſca ihre Nichte.

Ich weiß es nicht, denn ſeit jenem Tage, wo ich ihren Brief empfing, haben wir uns nie mehr geſehn.

Soll ich die Bürgerin auf Ew. Gnaden Zimmer führen? fragte der Diener.

Es iſt nicht nöthig. Ich habe keine Geheimniſſe vor Euch, Tante. Wenn Ihr es er-

laubt, werde ich dieſen ungewohnten Beſuch hier in Eurem Zimmer empfangen.

Während der Diener ſich entfernte, verließ der Pater Ignazio durch die geheime Thüre, durch welche er eingetreten war, das Gemach. Bald darauf trat die Angemeldete in das Zimmer.

Donna Eleonora war in einer Aufregung, welche ſonſt ihrem ganzen Weſen fremd zu ſein pflegte. Man ſah es ihr an, daß ſie mühſam nach Faſſung rang, um die äußere Ruhe zu behaupten. Nach kurzer Begrüßung der alten Fürſtin und ihrer Nichte wendete ſie ſich an die letztere mit den Worten:

Verzeiht, Donna Luigia, daß Euch mein plötzliches Erſcheinen überraſcht. Ihr ſelbſt werdet im Voraus überzeugt ſein, daß nur ein außergewöhnliches Ereigniß mich hierher führen konnte. Habt Ihr Nachricht von Eurem Verlobten? Wißt Ihr, weſſen das Gerücht ihn be-

ſchuldigt? Des Verraths am Vaterlande, an der Republik, an der Freiheit.

Don Pietro Colletta iſt kein Verräther! verſetzte, ehe noch Luigia anworten konnte, die Fürſtin.

Nein, er kann es nicht ſein. Allmächtiger, das wäre zu ſchrecklich, nur das nicht, das Eine nicht! rief Donna Eleonora in ſchmerzlichſter Bewegung.

Darf ich Euch fragen, weſſen das Gerücht Don Pietro Colletta anklagt? begann ſchüchtern Luigia.

Ich komme aus der Sala patriotica, wo die Freunde der Freiheit ihre Verſammlungen halten. Der alte Criſtallaro, welcher in Eurem Pallaſte wohnt, einer der eifrigſten Republikaner, ſprach es dort öffentlich aus: Don Pietro Colletta habe in der Perſon eines Gefangenen den Kronprinzen heimlich entfliehen laſſen.

Und wenn dem alſo wäre, Signora, ver-

ſetzte mit Stolz die greiſe Fürſtin, wenn der Verwandte unſres alten Hauſes, das ſeit Jahrhunderten dem rechtmäßigen Herrn dieſes Königreichs treu gedient hat, ſeine Hand nicht hätte dazu hergeben wollen, den Sohn ſeines Königs in die Hände der Rebellen zu liefern, — wolltet Ihr das Verrath nennen?

Gerechter Himmel, Ihr ſchweigt, Donna Luigia! rief in leidenſchaftlicher Bewegung Donna Eleonora aus, indem ſie, ohne die Antwort der Fürſtin zu beachten, ſich gegen das junge Mädchen wendete, welches von den widerſtreitendſten Gefühlen überwältigt, ſprachlos vor ihr ſtand. Ihr habt kein Wort der Vertheidigung für Euren Verlobten, für den Geliebten, gegen eine ſo ungeheure Anklage?

Luigia wollte etwas erwiedern, aber noch ehe ſie es vermochte, fielen die Blicke Eleonorens auf die Bildniſſe König Ferdinand's und ſeiner Gemahlin, welche man in der Ueberra-

ſchung des Augenblicks wieder zu bedecken vergeſſen hatte.

Was frage ich noch länger! rief ſie aus. In einem Hauſe, welches das Andenken der Tyrannen des Vaterlandes in ſichtbaren Zeichen heilig hält, kann ich ſelber mir ſtatt Eurer die Antwort auf meine Frage geben.

Dies Zimmer iſt das meine, fiel hier abermals Donna Franceſca ein, indem die Flamme des Zorns die ſtolzen Geſichtszüge der Matrone bedeckte, dieſe Bilder ſind mein, wie mein Herz denen gehört, deren Gnade mich einſt damit zu beſchenken würdigte. Gehet jetzt hin, und verkündet Euren Jakobinern, die nach dem Blute ihrer Herrſcher dürſten, daß die Fürſtin Caracciolo mit Freuden bereit iſt, das ihrige hinzugeben als Sühnopfer für die Rettung des Kronprinzen, und daß ſie die Stunde ſegnet, in welcher Don Pietro Colletta den Entſchluß faßte zu jener That, die Ihr Verrath zu nennen wagt.

Und iſt dies auch Eure Anſicht? fragte zu Luigia gewendet, die bleich und bebend, ohne eines Wortes mächtig zu ſein, vor ihr ſtand, Donna Eleonora. Könnt Ihr es ertragen, den Mann Eurer Liebe als Verräther gebrandmarkt zu ſehen an der heiligen Sache, der er ſich aus freiem Willen zu eigen gegeben, an dem Vaterlande, das ihm vertraute!

Aus freiem Willen, ſagt Ihr? verſetzte Luigia in plötzlich ausbrechender Leidenſchaft. Wir kennen den Willen, fügte ſie bitter hinzu, der den ſeinen unterjochte!

Donna Eleonora richtete ſich auf in der ganzen Majeſtät ihrer Geſtalt. Mehr zu ſich ſelbſt als zu den anweſenden Frauen ſprechend, ſagte ſie:

Die ihn ſo beurtheilen, ſprechen ihn frei. Sie kennen ihn nicht, und haben ihn nicht gekannt! Aber hier ſchlägt ein Herz, das ſeinen Werth erkannte, das nur von ſeinem Munde

dem Geſtändniſſe ſeiner Schuld Glauben ſchenken wird. Und wenn es erfolgen, wenn das Unmögliche wahr ſein ſollte, dann fahre er hin, und ſein Blut komme über Euch! Und zu den Frauen gewendet, von denen Luigia mit vor das Geſicht gehaltenen Händen, weinend in einen Seſſel geſunken war, verabſchiedete ſie ſich mit ſtummer Verneigung.

In dem Portale des Palaſtes harrte ihr Wagen. Zum Kriegsminiſter Don Gabriel Manthone! befahl ſie. Der Wagen rollte fort. Und dieſer Luigia habe ich das Glück meines Herzens — und des ſeinen geopfert! ſeufzte Donna Eleonora, als ſie ihr Haupt in die Kiſſen des Polſters drückte. Die langverhaltenen Thränen ſtürzten über ihre Wangen hernieder.

Kapitel XXXIV.

Der Sammelpunkt der Jakobinerpartei war der Klubb der ſogenannten Sala Patriotica. In dieſem Vereine, welcher ſeine Sitzungen in dem Palaſte der ehemaligen Ritterakademie von Neapel hielt, hatte nach und nach der wilde Fanatismus der radikalen Freiheitsſchwärmer, welche von gar keiner Vermittlung der neuen Ideen mit den vorhandenen Zuſtänden hören wollten, völlig die Oberhand gewonnen über die geringe Anzahl der Gemäßigten, denen es vor allen Dingen darauf ankam, für die republikaniſchen Inſtitutionen ein ſicheres Terrain durch Schonung mancher Vorurtheile

des Volks und ſeiner Inſtitutionen und Gewohnheiten zu gewinnen. Die Anzahl der Klubbiſten betrug weit über Tauſend. Die Namen derſelben waren ſämmtlich eigenhändig in ein Buch eingeſchrieben, welches den Titel führte: „Die Eidesbrüder für Freiheit oder Tod.“ Bereits ſtanden ſich beide Parteien drohend gegenüber, und die Regierung ſelbſt, zum großen Theil aus Idealiſten der Tugend, wie Pagano, Cirillo, Conforti u. A. beſtehend, ſah ſich von Anklagen bedroht, welche geſtützt auf den Begriff der Volksſouveränität, ſelbſt die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung nicht verſchonten. Kurz vor Colletta's Rückkehr hatte ein Hauptredner der Sala Patriotica, Niccolo Palomba, in derſelben die Anklage des Repräſentanten Prosdocimo Rotondo, eines der edelſten Mitglieder der Regierung durchgeſetzt. An der Spitze eines zahlreichen Aufzugs der Klubbiſten hatte er in der Verſammlung der geſetzgebenden Gewalt

ſelbſt die Anklageakte überreicht. Die Verſammlung ſchien zuerſt geneigt, auf das Geſetz der Unverletzlichkeit geſtützt, die Anklage zurückzuweiſen. Aber der Angeklagte ſelbſt beſtand im Bewußtſein ſeiner Unſchuld auf die Annahme der Klage. Jetzt wählten die Repräſentanten des Staats einen Mittelweg. Sie ſuspendirten die Anklage, und entfernten den Kläger durch Ertheilung eines von ihm gewünſchten Amtes, indem ſie ihn als Departementskommiſſar in die Provinz ſchickten. Rotondo legte ſein Amt nieder, und ſtellte ſich freiwillig den gewöhnlichen Gerichten, welche ihn völlig freiſprachen. Aber das Anſehen der Regierung war gebrochen. Der Mangel an Energie, welchen ſie bei dieſer Gelegenheit den Klubbiſten gegenüber bewieſen hatte, machte dieſelben von Tage zu Tage kühner. Die Nachricht von dem Aufſtande in den Provinzen Apulien und Kalabrien ward von ihnen zu dem Zwecke ausgebeutet, gegen Colletta

und ſeinen Freund, den Kriegsminiſter Manthone, die beiden Häupter der gemäßigten Partei, einen entſcheidenden Schlag zu führen. Der Betrug des verwegenen Korſen Corbara kam ihnen dabei trefflich zu Statten, und bald erſcholl in ganz Neapel die Kunde: Der Oberſt Colletta habe den Kronprinzen, welcher verkleidet in ſeine Hände gefallen ſei, heimlich entfliehen laſſen. Manche der Klubbiſten theilten dieſen Glauben, ſelbſt ſolche, die Colletta näher kannten, weil ſie ſeine ritterliche Großmuth einer ſolchen Handlung fähig hielten. Andere glaubten es, weil bereits in der neapolitaniſchen Revolution ein Stadium eingetreten war, in welchem, wie dies bei allen Revolutionen zu geſchehen pflegt, der Glaube an Verrätherei und Verräther von epidemiſcher Anſteckungskraft wird. Die Schlimmſten aber unter den Anklägern waren diejenigen, welche dieſen Glauben verbreiteten, ohne ihn ſelbſt zu theilen. Die Maſſe,

ſtets und überall leichtgläubig und verdachtvoll, ſtets geneigt, ohne Prüfung zu verdammen, wie ſie ohne Prüfung ihre Ideale auf den Altar ſetzt — war nur zu bald für eine Beſchuldigung gewonnen, welche ihr die Urſache der in Folge des Aufſtandes immer ſpärlicher ankommenden Getreidezufuhren aus Kalabrien und Apulien handgreiflich vor Augen ſtellte.

Vergebens erließ Angeſichts des drohenden Sturmes die Regierung, den Kriegsminiſter Manthone an der Spitze, Plakate, in welchen der Hergang der Dinge nach den Berichten Colletta's und ſeiner Offiziere bekannt gemacht wurde. Ein Umſtand verſchlimmerte noch die Lage der Sache. Gefangene Aufſtändiſche, welche der franzöſiſche General Duheſme aus Apulien nach Neapel geſchickt hatte, ſagten aus, daß allerdings der an der Spitze des Aufſtandes ſtehende Kronprinz von Colletta gefangen genommen und freigelaſſen worden ſei. Der verſchmitzte Cor-

bara hatte nämlich für gut befunden, dem Rathe des Kardinal Ruffo getreu, in der Erzählung ſeiner Irrfahrten Wahrheit und Dichtung mit einander zu verweben, theils um eine mögliche Entdeckung im Voraus zu erſchweren, theils aber auch, um einen tüchtigen Führer der Republikaner bei der eigenen Partei in Verdacht zu bringen. Die Ausſagen der Gefangenen waren übereinſtimmend, um ſo größer das Gewicht, welches ſie zu Ungunſten Colletta's in die Wagſchale legten. Man fürchtete einen gewaltthätigen Ausbruch des von den Klubbiſten aufgehetzten Volks, da ſelbſt der beliebte Volksführer Micchele il Pazzo erklärte, daß er bei dieſer Gelegenheit keine Gewalt über ſeine Lazaronen auszuüben im Stande ſei, weil er ſelbſt an die Freilaſſung des Herzogs von Kalabrien durch Colletta glaubte.

Mein Milchbruder war immer ein wackres Herz und ein ächter Galantuomo, ſagte

er zu Manthone, als dieſer ihn aufforderte, ſeinen Einfluß geltend zu machen, und der Aufregung des Volks entgegenzutreten. Aber eben darum glaube ich nur zu ſehr, daß er den Prinzen hat entwiſchen laſſen. Don Pietro war niemals der Mann, der einen Unglücklichen im Stiche ließ. Und im Grunde hat er auch diesmal ſo Unrecht nicht gethan. Er wird ihn ſicher haben ſchwören laſſen, daß er keinen Aufſtand anzetteln, ſondern ruhig und ſtill nach der Inſel zurückkehren wolle. Aber Don Pietro meint immer, alle Leute ſind ſo großmüthig und ſo gute Worthalter wie er ſelber. Da hat er nun das Unglück.

Aber Micchele, erwiederte Manthone, indem er mit dieſer vertraulichen Anrede dem Lazaroniobriſten die Hand auf die Schulter legte, beſinne Dich doch! Was Du als wahr annimmſt, iſt ja eben nur eine Lüge, erfunden von einem Betrüger, und geglaubt oder beſtätigt von den

Schreiern der Sala Patriotica, welche unſern Freund damit verderben wollen.

Mag ſein, Eccellenza, entgegnete der Pazzo, der, trotz ſeines Bürgerthums und ſeines militairiſchen Ranges, doch immer noch zuweilen in die alte, jetzt verbannte, Gewohnheit ſolcher Höflichkeitsbezeichnungen gegen Vornehmere zurückfiel, mag ſein, daß es ſo iſt, und ich ſelber wollte, es wäre ſo. Aber was wollt Ihr? was iſt zu machen? Dieſe Schreier der Sala Patriotica haben einen ſtarken Bundesgenoſſen beim Volke, und das iſt der Hunger. Die Vorräthe aus Apulien bleiben aus wegen der heilloſen Rebellion des Prinzen, und die Neapolitaner, die darüber wüthend ſind, wollen einen Gegenſtand haben, an dem ſie ihre Wuth auslaſſen können. Ja, wenn Don Francesco Caracciolo jetzt mit ſeinen Schiffen zurückkäme, und gehörigen Proviant mitbrächte, dann hätten wir gewonnenes Spiel!

Manthone ſeufzte, und ſchritt, gefolgt von dem treuen Capo Lazaro, dem königlichen Palaſte zu, in deſſen Räumen die Klubbiſten über die Verurtheilung des Angeklagten beriethen. Sein Schickſal ſchien entſchieden. Das wüthende Verräthergeſchrei der anklagenden Jakobiner hatte alle Leidenſchaften entfeſſelt. Vergebens hatte Colletta in ſeiner Vertheidigungsrede den ganzen Hergang der Dinge zu Potenza und die Flucht Corbara's geſchildert. Vergebens berief er ſich auf ſein ganzes früheres Leben, das allein dem Dienſte der Freiheit und des Vaterlandes geweiht geweſen. Seine Ankläger und Feinde kehrten auch ſeine Vergangenheit als Waffe gegen ihn. Sie wieſen hin auf ſeine frühere Verbindung mit Lady Hamilton, der Buſenfreundin der gehaßten Königin. Sie drangen ein in das Heiligthum ſeines Herzens, indem ſie geltend machten, daß Neapels beſte Bürgerin Donna Eleonora Fonſeca, ſeine

Verlobte, ſich von ihm zurückgezogen und ihn aufgegeben habe, weil ſie ſeine verrätheriſche Hinneigung zu der verjagten Königsfamilie erkannt habe. Und was bedarf es noch des Beweiſes! rief einer der wüthendſten Redner, der wilde Roccaromana, aus. Hat nicht Colletta die beſte Patriotin der Republik verrathen, um ſich einer Tochter des Hauſes San Felina zu verloben, deſſen Angehörige ſämmtlich erklärte Ariſtokraten und Royaliſten ſind? Könnt Ihr die Wahrheit meiner Behauptung leugnen, Angeklagter? ſetzte er, zu Collena gewendet, hinzu.

Colletta antwortete nicht. Er, der bis dahin hochaufgerichtet ſeinen Anklägern gegenüber geſtanden hatte, ſank jetzt plötzlich, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckend, auf ſeinen Sitz zurück. Ein Schauder durchzuckte die ganze Geſtalt des kräftigen Mannes. Der Ruf: Tod dem Verräther! Tod dem Feinde der Republik! erſcholl aus allen Kehlen durch den menſchen-

erfüllten Saal, und verbreitete ſich weiter hinaus zu den Tauſenden hungernder Lazzaronis, welche dichtgedrängt das Schloß umlagerten. Das herandrohende gräßliche Schauſpiel eines Ausbruchs der wilden Volkswuth gegen den unglücklichen verleumdeten Mann, erfüllte die Herzen aller Beſſergeſinnten mit bangem Entſetzen. Die anweſenden Freunde Colletta's, Manthone an ihrer Spitze, drängten ſich um ihn zuſammen, um ihn mit ihren Leibern gegen den drohenden Ausbruch irgend einer Gewaltthat zu ſchützen. Gabriel Manthone's Donnerſtimme durchdrang endlich das wilde Geſchrei auf einen Augenblick.

Vergeßt nicht, Bürger, rief er aus, daß Ihr kein geſetzlicher Gerichtshof ſeid. Freiwillig iſt der Oberſt Colletta vor Euch erſchienen, um in Eurer Mitte ſich gegen den unwürdigen Verdacht des Verraths zu rechtfertigen. Im Namen des Geſetzes, unter deſſen Schutze er wie

wir alle ſtehen, verbiete ich Euch, Hand an den Angeklagten zu legen. Nur im Namen des Geſetzes, nur auf Befehl der Regierung kann er verhaftet werden. Bis dies geſchehen, bürge ich mit meinem Kopfe für ſeine Unſchuld, wie dafür, daß Pietro Colletta ſich ſeinen geſetzlichen Richtern nicht entziehen wird!

Hört ihn nicht, Bürger! rief Roccaromana auf die Tribüne ſpringend. Don Gabriel Manthone mag ſelber zu ſeinem Kopfe ſehen. Er iſt der Freund und Genoſſe des Verräthers! Er war es, der mich verhaften ließ, als ich allein dem Uebermuthe des Franzoſen Trotz zu bieten wagte, der ſich die Herrſchaft über das freie Neapel anmaßte. Die Männer, welche an der Spitze der Republik ſtehen, zählen Verräther unter ſich!

Manthone, auf das Aeußerſte gereizt, wollte auf ſeinen Feind zuſtürzen. Da plötzlich dröhnte der dumpfhallende Donner mehrerer Kanonen-

schüsse vom Golfe her durch die geöffneten Fenster des Saales, und zu gleicher Zeit ertönte ein jauchzendes Vivageschrei der vor dem Schlosse versammelten Menge, die noch kurz vorher nur Rufe des Todes und Verderbens hatte erschallen lassen.

Ein Blick durch die Fenster auf den Golf hinaus ließ die Flottille der Republik erblicken, welche unter Admiral Carracciolo's Führung mit einer Anzahl reichbeladener Korn- und Proviantschiffe so eben in den Hafen einlief.

Ein lautes Freudengeschrei erhob sich bei diesem lange und sehnlich erwarteten Anblicke. Plötzlich entstand an dem Eingange des Saales eine Bewegung, und Colletta's aufgeschlagene Blicke begegneten den Blicken Donna Eleonora's, welche, begleitet von dem Admiral Caracciolo und mehreren seiner Offiziere, unter dem Jubelrufe der Menge in die Versammlung trat. Ihnen folgten, von Bewaffneten umgeben,

die gefeſſelten Geſtalten zweier Männer, deren verwildertes Ausſehen zu den ſtieren und frechen Blicken paßte, welche ſie auf die Verſammlung warfen.

Unter dem jauchzenden Zurufe: Es lebe Donna Eleonora! Es lebe der tapfere Admiral Caracciolo! durchſchritten die Eingetretenen die Länge des Saales. Todtenſtille entſtand, als jetzt die gefeierte, allgemein beliebte Republikanerin die Tribüne beſtieg, und die Verſammlung mit ihrer klangreichen Stimme alſo anredete:

Bürger des freien Neapels! Lernet aus dem Beiſpiele dieſes Tages, daß Mäßigung und Beſonnenheit die erſten Erforderniſſe für die Gründer eines freien Staates, daß Leidenſchaft und blinde Verfolgungsſucht die Todtfeinde aller Freiheit ſind. Ihr waret nahe daran, einen der edelſten Bürger Neapels dem Untergange zu weihen, weil Ihr nur der Stimme Eurer

Leidenſchaft und nicht der prüfenden Gerechtigkeit Gehör gabt. Ihr waret im Begriff, die Republik des tapferſten Arms und des treuſten Herzens in einem Augenblicke zu berauben, wo ſie die Arme und Herzen aller ihrer Söhne mehr als jemals nöthig hat. Auf dem Wege hierher vernahm ich Stimmen des Volkes, welche den Tod eines Bürgers forderten, über deſſen Verrath am Vaterlande hier in dieſem Saale Gericht gehalten werde. Wer iſt hier, der gegen den Oberſten Pietro Colletta die falſche Anklage des Verraths zu erheben wagt?

Er iſt ein Verräther! ſchrie der Herzog von Roccaromana. Die Gefahr, in welcher die Republik ſchwebt, iſt ſein Werk! Er iſt es, der den Kronprinzen Francesco entkommen ließ, und dem Aufſtande der Königlichen das Haupt gab. Hier iſt der letzte Beweis — den ich bisher zurückgehalten, ein eigenhändiger Dankbrief

von der Hand des Kardinal Ruffo an den Angeklagten, den meine Späher aufgefangen.

Der Brief iſt falſch wie Ihr ſelbſt, Bürger Roccaromana! rief leidenſchaftlich bewegt Donna Eleonora. Wenn hier von Verräthern geſprochen wird, ſo ſehet zu, daß Ihr Euch ſelber rein bewahret und beweiſet. Die letzten Briefe, welche aus Neapel an die Königin Karoline von ihren heimlichen Freunden und Anhängern abgeſendet wurden, ſind nicht an ihre Beſtimmung gelangt.

Todtenbläſſe überzog bei dieſen Worten für einen Augenblick das trotzige Antlitz des wilden Herzogs. Dann aber, ſich zuſammenraffend, fragte er höhniſch lächelnd:

Und wo ſind die Beweiſe, mit denen Ihr, ſchöne Frau, den Angeklagten zu befreien gedenkt von der erwieſenen Anklage des Verraths an der Republik durch die heimliche Entlaſſung des Kronprinzen, den das Glück zu Potenza in ſeine Hände gab?

Hier ſtehen ſie, erwiederte ruhig Donna Eleonora, indem ſie auf die Geſtalten der beiden Gefangenen zeigte, welche von den Bewaffneten in der Nähe der Tribüne geführt worden waren. Oberſt Colletta, kennt Ihr dieſe Männer?

Der Angeredete fuhr aus ſeinem Hinbrüten empor. Die Schauer eines gräßlichen und ſchimpflichen Todes, der ihm noch kurz vorher unter den Händen eines fanatiſirten Pöbels zu drohen ſchien, wichen einem Anflug ſtolzer Freude, als er ſeinen Blick mechaniſch auf die beiden Gefangenen richtete. Noch einmal, als könne er ſeinen Augen nicht trauen, muſterte er die gefeſſelten Geſtalten und die verwilderten Geſichter der Gefangenen. Dann von einer plötzlichen Erinnerung durchzuckt, rief er aus:

Ich erkenne ſie, es ſind meine entſprungenen Gefangenen von Potenza. Dieſer da iſt Corbara!

Nun freilich iſt er es! verſetzte mit frecher,

ſpöttiſcher Miene der bezeichnete von den beiden Gefangenen. Ihr habt ein beſſeres Auge, als jene Einfaltspinſel von Apuliern und Kalabreſern, bei denen ich lange genug ihren Kronprinzen geſpielt habe. Und da Ihr mich doch im Gründe noch immer beſſer behandelt habt, als die ſchurkiſchen Royaliſten, die mich für meine treuen Dienſte verriethen, ſo will ich auch dankbar ſein, und nichts dagegen einwenden, daß ich wirklich der Corbara bin, deſſen kronprinzliches Komödienſpielen Euch ſo böſe Händel bereitet hat. Muth, mein wackerer Colonna, ſetzte er zu ſeinen Gefährten gewendet hinzu, der mit dem Ausdrucke ſtumpfer Niedergeſchlagenheit neben ihm ſtand; unſere diesmalige Erhöhung (indem er die Pantominen des Hängens machte), wird ſicher eine dauernde ſein, bis an unſer Lebensende!

Allgemeines Erſtaunen ergriff die Verſammlung bei dieſer eben ſo unerwarteten als wun-

derbaren Wendung der Dinge. Colletta's Freunde fielen bald ihm, bald ſich untereinander mit Freudenthränen und lauten Glückwünſchen in die Arme. Der Capo Lazaro, Micchele il Pazzo ſchien vor Freuden völlig außer ſich zu ſein. Gänzlich ſeines hohen Ranges vergeſſend, ſtürzte er vor Colletta auf die Kniee, und bedeckte die Hände ſeines geliebten Milchbruders mit Küſſen. Dann ſchwang er ſeine Mütze, und rief ein jubelndes: Evviva Don Pietro Colletta, der treueſte Freund des Vaterlandes! in welches faſt die ganze Verſammlung, mit jenem raſchen Wechſel der Gefühle, der den Südländern ſo eigenthümlich iſt, begeiſtert einſtimmte. Hierauf verließ er ſchleunigſt den Saal, um den Tauſenden der vor dem Schloſſe verſammelten Neapolitaner das Geſchehene mitzutheilen.

Jetzt nahm, aufgefordert von Donna Eleonora, der greiſe Admiral Fürſt Caracciolo das Wort, und berichtete in kurzer Rede, auf welche

Weiſe es ihm gelungen ſei, den falſchen Kronprinzen und ſeinen Begleiter, den weiland Ehrenkavalier und Reichskonnetable Colonna in ſeine Hände zu bekommen. Der Zuſammenhang der Dinge war folgender.

Der Kardinal Ruffo hatte bald nach ſeiner Landung in Kalabrien, ſeinem früher erwähnten Plane getreu, Veranſtaltung getroffen, der gefährlichen Komödie, welche die Betrüger bisher zu Gunſten der königlichen Sache geſpielt hatten, ein Ende zu machen. Corbara und ſeine Genoſſen hatten gern eingewilligt, ſich von dem gefahrvollen Schauplatze ihrer Thaten in die Sicherheit des Privatlebens zurückzuziehen. Ein engliſches Schiff, unter dem Befehle des Capitain Nisbett, hatte ſie an Bord genommen, um ſie nach Sizilien überzuſetzen. Allein ein Brief des Kardinals, welcher dem englichen Befehlshaber das Gewebe der zum Untergange Colletta's angeſponnen Intrigue enthüllte, und ihm

von dem Gelingen derſelben und von der Gefahr, in welcher Colletta's Leben ſchwebte, Nachricht gab, hatte ganz das Gegentheil von der beabſichtigten Wirkung zur Folge. Nisbetts grader, edelherziger Sinn empörte ſich gegen den Gedanken der Theilnahme an einer ſolchen heimtückiſchen Verrätherei, deren Opfer ein von ihm geachteter Mann, ein Freund, werden ſollte, dem er ſich als ſeinem Lebensretter verpflichtet fühlte. Geheime Kundſchaften aus Neapel beſtätigten die Gefahr, welche ſich in Folge der Ausſagen Corbara's über Colletta's Haupte zuſammenzog. In dem Drange dieſer Umſtände beſchloß der hochherzige Nisbett, das einzige Mittel zu wählen, welches ſich ihm zur Rettung der Ehre und des Lebens ſeines Freundes darzubieten ſchien. Er ſandte Corbara und ſeinen Genoſſen mit einem Parlamentair unter einer Stillſtandsflagge nach dem Hafen von Salerno, in welchem der Admiral der Republik Neapel mit

ſeiner kleinen Flottille vor Anker lag, und berichtete ihm den Zuſammenhang der Dinge in einem Briefe, welcher mit den Worten ſchloß: daß er als ein ächter Sohn Englands, ſeiner Pflicht getreu, auch ſelbſt den Freund mit den Waffen in der Hand, auf Tod und Leben bekämpfen, aber nie ſeine Hand dazu bieten könne, einen ehrenwerthen Gegner durch Verrath zu vernichten. Nur das Einzige ſtellte er als Bedingung, daß das Leben der beiden Betrüger, durch deren Auslieferung es allein möglich ſei, Colletta's Unſchuld vor ſeinem Volke zu beweiſen, geſchont werde.

Kapitel XXXV.

Als der Admiral nach der Vorleſung dieſes Briefes ſeine Rede mit der Bemerkung ſchloß, daß Donna Eleonora es geweſen, die ihm die Nachricht von Colletta's Gefahr entgegengeſendet, und ihn nach ſchnell bewerkſtelligter Landung ſelbſt hierher geführt habe, um den bedrohten Freund zu retten, erneuerte ſich der Beifallsjubel in der Verſammlung. Colletta näherte ſich Donna Eleonoren, welche ihm, von innerer Bewegung hingeriſſen, ihre Arme entgegenbreitete.

Ihr habt mein Leben, und was mehr iſt, meine Ehre gerettet! — rief er, zu ihren Fü-

ſen ſinkend, und ihre Hand mit Küſſen bedeckend.

Ich glaubte an Euch und an Eure Treue, — an Eure Treue gegen das Vaterland, ſetzte ſie mit erhobener Stimme hinzu. Hätte ich Euch fähig geachtet, fuhr ſie in ſchwärmeriſcher Begeiſterung fort, an ihm Verrath zu begehen, und der Freiheit die Treue zu brechen — kein Wort würde ich geſprochen haben für Euch, und hätte ich Euch retten können mit einem Hauche meines Mundes. Steht auf, Bürger Oberſt, das Volk von Neapel erwartet Euch. Es iſt Euch Erſatz ſchuldig für die Leiden, welche Ihr für das Vaterland erduldet. Und vergeßt nicht, ſetzte ſie leiſeren Tones hinzu, ſo daß nur ſein Ohr die Worte vernehmen konnte, — vergeßt nicht, daß Eure Verlobte Euch ſehnlich daheim erwartet.

Colletta antwortete nicht. Seine Auge ruhte einen Augenblick auf der Göttergeſtalt des herr-

lichen Weibes, das ſtrahlend von Schönheit und Begeiſterung, vor ihm ſtand. Mit der Schnelligkeit des Blitzes ſchweiften dann ſeine Gedanken zu Luigia San Felina, die mit bangendem Verzagen in ihrem einſamen Gemache die Entſcheidung über ſein Geſchick erwartete. Er hatte ſie vorher vergebens mit ſeinen Blicken auf den Gallerien des Saales unter der Maſſe der Zuſchauer beiderlei Geſchlechts geſucht. Aber Luigia hatte nicht die Kraft der Seele beſeſſen, welche im Augenblicke höchſter Gefahr des Geliebten auch das ſchwache Weib über ſich ſelbſt hinaus hebt. Noch mehr — ſie hatte ſelbſt an ſeiner Unſchuld gezweifelt; und dieſer Zweifel war in ihren Augen kein Verbrechen geweſen. Denn erzogen unter dem Einfluſſe ihrer durchaus royaliſtiſchen Tante, der alten Fürſtin Caracciolo, und in dem Hauſe eines im Herzen eben ſo monarchiſch geſinnten Vaters, hatte ſie gleich dieſen beiden, in der vermeintlichen That

Colletta's eher ein Verdienſt als ein Verbrechen erblickt.

Mit einem von getheilten Empfindungen zerriſſenen Herzen verließ Colletta die Verſammlung.

Draußen umwogte ihn der ſtürmiſche Jubelruf einer zahlloſen Volksmenge, die noch kurz vorher mit gleicher Einſtimmigkeit ſeinen Tod, als den eines Verräthers, verlangt hatte. Der Capo Lazzaro war eben noch zu rechter Zeit gekommen, um durch Mittheilung der von Donna Eleonora und dem Admiral Caracciolo gemeldeten Thatſachen, einen drohenden Ausbruch der Volkswuth und einen Zuſammenſtoß der feindlichen Parteien zu verhindern. Colletta's Regiment hatte die Kaſerne verlaſſen, und war, auf die Nachricht von der Gefahr ſeines geliebten Führers, herbeigeeilt um ſein Leben zu beſchützen. Jetzt begleitete es den von dem Volke auf den Schultern im Triumphe Getragenen, unter un-

aufhörlichem Jubelrufen und dem Geſange patriotiſcher Hymnen zu ſeiner Wohnung auf dem Toledo.

Ein anderer Zug bewegte ſich unterdeſſen längs der Marine hinab. Es waren die Gefangenen, Corbara und ſein Gefährte Colonna. Man hatte ſie rückwärts auf buntbebänderte Eſel geſetzt, das Haupt des falſchen Kronprinzen war mit einer Krone von Goldpapier geſchmückt, ein Scepter war ihm in die rechte, eine Melone als Reichsapfel in die linke Hand gegeben. In dieſem Aufzuge führte man ihn und ſeinen Genoſſen den Gefängniſſen von Pizzo Falcone zu, umgeben und beſchützt von einer Abtheilung Marinefoldaten der Flottille Caracciolo's. Aber die einmal erregte Volkswuth, welche ſich ein anderes Ziel gegeben ſah, verlangte ein Opfer. Immer wilder wurden die Verwünſchungen, mit denen man die Gefangenen begleitete. Immer dichter das Gedränge des wogenden Menſchen-

ſtromes um ſie her, in welchem beſonders einige Geiſtliche den Zorn und die Wuth des Volks gegen die Gefangenen aufzuſtacheln ſuchten. Vergebens ſuchten die braven Marineſoldaten das Volk mit Güte und Gewalt zurückzudrängen, um das Leben der beiden Unglücklichen zu ſchützen.

Aus der Straße Chiattamone her drangen, von einem Franziskaner geführt, neue Maſſen dem Zuge entgegen, der ſich am Ende der Strada Santa Lucia in einem wilden Knäuel zuſammenballte. Steinwürfe flogen, Meſſer und Dolche blinkten, ſchon bluteten die Gefangenen aus mehreren Wunden. Da ſank der begleitende Offizier, Don Gasparo San Felina, der Neffe Caracciolo's, von einem falſchgezielten Steinwurfe am Haupte getroffen, ohnmächtig nieder. Während ein Theil der Soldaten ſich um den Verwundeten beſchäftigte, riß das Volk die Gefangenen von ihren Thieren. Ein furchtbarer Auf-

ſchrei, noch einer, gräßlich Mark und Bein durchſchneidend, übertönte das wilde Geheul der raſenden Menge, und wenige Augenblicke ſpäter hingen die verſtümmelten und zerfetzten Leichen Corbara's und ſeines Genoſſen, halbnackt und blutbedeckt, an dem nächſten Laternenpfahle, — ein furchtbarer Anblick.

Eine Abtheilung franzöſiſcher Truppen, welche von der Hauptwache am Largo di Caſtello entſendet worden war, um das Volk zu zerſtreuen, das bei ihrem Anblicke nach allen Richtungen hin auseinander ſtob, kam zu ſpät. Der Befehlshaber gebot, die Leichname abzunehmen und ins Meer zu werfen. Es geſchah.

Dieſes Ende nahmen die beiden Hauptperſonen des erſten Aufſtandes gegen die Republik Neapel. Aber das im Dienſte der Legitimität vergoſſene Blut der verbrecheriſchen Abenteurer ſollte tauſendfach gerächt werden durch das Schickſal, das die kaum erſtandene Republik

ſchon dem Untergange geweiht, noch ehe der Baum der Freiheit Wurzeln geſchlagen hatte im Lande und Volke von Neapel.

Sagt mir, Pater Ignazio, warum hetzt Ihr eigentlich das Volk zum Morde gegen die beiden armen Scheime? fragte der Kapuzinermönch Fra Romualdo den Angeredeten, als ſie beide durch die Straße der Riviera ſich mit eiligen Schritten von dem Schauplatze der Unthat entfernten. Ihr ſagtet doch früher ſelbſt, daß dieſer Cordara unſerer heiligen Sache gute Dienſte geleiſtet?

Ihr ſeid kurzſichtig wie immer, Fra Romualdo, verſetzte der Franziskaner. Sollten dieſe Burſche etwa das Geheimniß ausplaudern, daß die königliche Familie ſelbſt wiſſentlich ihren Betrug unterſtützt habe? oder die Pläne und Streitkräfte unſerer Partei verrathen, um ihr armſeliges Leben zu retten?

Das wäre freilich ſchlimm geweſen! erwiederte der Kapuziner.

Und dann, fuhr Pater Ignazio fort, iſt uns der Tod dieſer Elenden doppelt nütze. Einmal plaudern ſie jetzt nichts mehr aus, und zweitens wird ihr Tod ein empfindlicher Schlag ſein für den alten Verräther, den Fürſten Caracciolo, der ſeine Ehre, wie er ſelbſt in der Jakobinerverſammlung ſagte, gegen den engliſchen Capitain für das Leben der Ausgelieferten verbürgt hat. Der ehrwürdige Kardinal Ruffo wird ſehr zufrieden ſein. Die Republikaner haben gethan, was er ſelbſt ſonſt hätte thun müſſen. Sie haben zwei unſerer abgenutzten Werkzeuge vernichtet. So brauchen wir ſie nicht wegzuwerfen, und können ſie ſogar in den Provinzen als Märtyrer für unſre Sache darſtellen. Ihr vergeßt doch nicht, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, daß heute Verſammlung der Unſern iſt?

Nein, ich werde mich ſicher einfinden, verſetzte

der Kapuziner. Sie iſt doch in Eurem Kloſter, wie gewöhnlich?

Bei der heiligen Madonna, bald hätte ich das vergeſſen! gut, daß Ihr mich daran erinnert. Nein es iſt anders beſtimmt worden, Roccaromana's wegen, der ſeine Gänge zu unſerm Kloſter beobachtet glaubt. Wir werden uns heute bei dem Criſtallaro verſammeln. Um vier Uhr nach Ave Maria alſo, auf Wiederſehen!

Kapitel XXXVI.

Die zahlreichen Paläſte der Großen in Neapel haben mit den römiſchen unter andern auch das Gemeinſame, daß bei vielen derſelben die Erd- und Zwiſchengeſchoſſe eine ganz eigene, vollkommen abgeſchloſſene Einrichtung haben. Dieſe Räume werden nämlich meiſtentheils von Kauf- und Handelsleuten zu Verkaufslokalen, Buden und Waarenlagern benutzt, und je nach der Lage der Paläſte ſelbſt, um hohe Preiſe von den vornehmen Beſitzern derſelben an Fremde und Einheimiſche vermiethet. Sie ſind zum Theil durch eigne Eingänge von den Einfahrten der großen Paläſte, in denen ſie ſich befinden, abgeſondert,

haben ihre eignen Treppen und Wohnungsräume, in denen damals gewöhnlich auch die Familien der Kaufleute ſelbſt wohnten, während in neuerer Zeit gar manche ſolcher Paläſte ganz und gar in die Hände der Kaufherren übergegangen ſind, die jetzt in den oberen fürſtlichen Prachträumen der verarmten früheren Beſitzer alle Ueppigkeit und allen Luxus der modernen Geldariſtokratie entfalten.

Das Erdgeſchoß des Palaſtes San Felina in der Strada di Chiaja war ſeit einer langen Reihe von Jahren von einem reichen Kryſtallwaarenhändler bewohnt, der in Neapel bei Jedermann nur unter dem Namen der Criſtallaro bekannt war. Aus der Schweiz eingewandert, hatte Signor Baker, ſo hieß er, ſich durch ſeinen von dem Luxus des Hofes ſehr begünſtigten Handel zu großem Reichthum emporgearbeitet. Als Hoflieferant war er von dem Könige und der Königin ſelber perſönlich gekannt

und erfreute ſich namentlich durch die Pünktlichkeit und Geſchicklichkeit, mit welcher er die ihm ertheilten Aufträge beſorgte, der Gnade der Königin, die ſich zuweilen ſogar herabgelaſſen hatte, ihm als einem deutſchen Landsmanne die Gnade einer perſönlichen Unterredung zu gewähren, oder wohl gar in höchſteigner Perſon die Räume ſeines reichen Lagers zu beſuchen. Was Wunder, daß der Criſtallaro und ſein Haus heimlich zu den eifrigſten Anhängern der vertriebenen Königsfamilie gehörten, obſchon ſie äußerlich, um den Verdacht der Freiheitsfreunde abzulenken, den lauteſten Republikanismus zur Schau trugen. Sowohl der alte Baker als ſein Sohn Federigo, der durch die Gnade der Königin früher eine Offizierſtelle in dem Regimente Burgund erhalten und jetzt dieſelbe mit einer Anſtellung in der republikaniſchen Miliz vertauſcht hatte, waren in dem rothen Buche der Sala patriotica eingeſchrieben, und gehörten dort

zu der Partei der exaltirtesten Jakobiner. Aber im Herzen verwünschten beide die neue Ordnung der Dinge um so stärker, als besonders der alte Baker den Flor seines Geschäfts durch die Revolution völlig vernichtet sah. Der überaus schlaue und scharfblickende Schweizer begriff indeß leicht, daß die neue Republik auf Sand gebaut sei, und keine lange Dauer verspreche. Er kannte aus langer Erfahrung und genauer Beobachtung, wie Wenige, den Charakter der Neapolitaner, die Verhältnisse des Landes und seiner einzelnen Provinzen. Durch vielfache Handelsreisen besaß er die ausgedehntesten persönlichen Verbindungen in fast allen bedeutenden Städten und Ortschaften des Reichs. Zahllose Personen aus dem kleinen Handelsstande waren ihm verpflichtet, und durch den Handelsvertrieb von Gold- und Silberschmucksachen, welche bekanntlich für die Bewohner von ganz Unteritalien, selbst aus der ärmeren Klasse, ein unent-

behrlicher Gegenstand des Luxus und der Neigung zu Putz und Schmuck sind, war er weit und breit auch unter den Lazzaroni's und dem Landvolke bekannt.

Ein solcher Mann war ganz geschaffen, um den Mittelpunkt zu bilden für die Intriguen und Ränke, welche von der Partei der heimlichen Royalisten zu Neapel zum Sturze der Republik und zur Zurückführung der vertriebenen Königsfamilie geschmiedet wurden. Der Cristallaro war seit langer Zeit die Seele dieser Partei und ihrer Pläne. Er war es, welcher Mittel und Wege ausfindig gemacht hatte, um eine Verbindung der Neapolitanischen Bourbonisten mit dem Hofe zu Palermo, sowie mit Ruffo und Nelson zu eröffnen und zu unterhalten. Er hatte mit unglaublicher Vorsicht die Bourbonistische Partei in Neapel selbst verstärkt, und kein Geld gespart, um sich bei den Lazzaroni's von Neapel Anhang und Einfluß zu seinen Zwecken

zu erwerben. Eigenhändige Briefe Acton's und der Königin hatten ihn in seinen Streben aufgemuntert, indem sie ihn mit Lobeserhebungen und Versprechungen überschütteten. Reichlicher Ersatz für alle aufgewendeten Geldsummen und — was den ehrgeizigen Kaufherrn an seiner schwachen Seite faßte — Erhebung in den neapolitanischen Adelsstand waren ihm zugesichert, und seinem einzigen Sohne die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn eröffnet. Namentlich die beiden letzteren Punkte waren es, welche den Eifer des alten Royalisten noch mehr als es schon der Fall war, anfeuerten. Er sah seinen Federigo bereits als Obristen oder General der königlichen Armee, und als Baron des Reichs mit dem Titel irgend einer alten Besitzung unter dem höchsten Adel sich eine Gemahlin wählen. Federigo's leidenschaftliche Neigung zu der schönen Tochter seines Miethsherrn, des Marchese San Felina, war von ihm nicht unbemerkt

geblieben. Colletta allein ſchien den Wünſchen ſeines Sohnes im Wege zu ſtehen, und Colletta's Untergang war gewiß, wenn es gelang, die Republik zu ſtürzen und den Thron König Ferdinando's wieder aufzurichten.

Aber auch ohne alle dieſe Gründe haßte der alte Baker die Republik und ihre Anhänger. Er haßte die Revolution, weil dieſelbe den Untergang ſeines Handelshauſes herbeizuführen drohte, und er haßte ſie noch mehr, weil er die religiöſe Freigeiſterei, welche ſich im Gefolge der Revolution zu Neapel eingeſtellt hatte, als fanatiſcher Katholik und ächter Zögling der Jeſuiten ſeiner Vaterſtadt Luzern, verabſcheute. Der Criſtallaro gehörte ſelbſt als weltliches Mitglied zu dem in Neapel aufgehobenen Orden der Jünger Loyola's, und huldigte ihren Grundſätzen und Lehren um ſo eifriger, jemehr ſie mit ſeinem Charakter übereinſtimmten, und ſeine Pläne und Abſichten zu fördern verſprachen.

In der Nacht deſſelben Tages, an welchem ſich die im vorigen Kapitel geſchilderten Ereigniſſe zugetragen hatten, waren in der Wohnung des Criſtallaro, im Palaſte San Felina um die von dem Pater Ignazio angegebene Stunde eine Anzahl Männer zu eifriger Berathung verſammelt. Ein dunkellodernder Feuer, welches man wegen der rauhen Jahreszeit in dem gewaltigen Kamine des langen Saales angezündet hatte, der in einem Hintergebäude des Palaſtes gelegen, gewöhnlich als Waarenniederlage diente, warf ſeine zuckende Lichtreflere über die Geſtalten und Geſichter von etwa zwölf bis funfzehn Perſonen, welche bei dem matten Scheine einiger großen dreiarmigen Lampen um einen runden Marmortiſch in lebhaftem Geſpräche beiſammen ſaßen. Neben den dunklen Kutten der Geiſtlichen ſah man die kriegeriſche Tracht einiger Offiziere der republikaniſchen Miliz unter den Mänteln hervorſchimmern, und die rothe phry-

giſche Mütze und die Schiffertracht eines Lazarenenhäuptlings kontraſtirte ſeltſam mit dem mähnenartig herabfließendem Haare und der modernen Kleidung eines ächten franzöſiſchen Incroyable, welche einige Mitglieder der Verſammlung trugen. In der Mitte des Tiſches ſtand ein kunſtreich gearbeitetes koſtbares Crucifix, ein Geſchenk der Königin an den Criſtallaro aus frühern Zeiten. Vor dem Bilde der heiligen Jungfrau brannte die nie verlöſchende Lampe. Faſt alle Anweſende waren bewaffnet, mit Ausnahme der Mönche und des Criſtallaro ſelbſt, der auf einem etwas erhöhten Seſſel den Vorſitz zu führen ſchien. Vor einem jeden lag eine Maske, welche ſie erſt beim Eintritte in den Saal abgenommen hatten. Die Sprechenden erſchienen offenbar leidenſchaftlich erregt, aber trotz der augenſcheinlichen Lebhaftigkeit, mit welcher die Verhandlungen geführt wurden, waren doch die Stimmen gedämpft,

wie bei Leuten, welche jede Aufmerkſamkeit vermeiden wollen. Die Fenſter des Saales waren zu demſelben Zwecke mit ſtarken eichenen Läden geſchloſſen und überdies noch mit ſchweren wollenen Teppichen dergeſtalt verhangen, daß weder ein Lichtſtrahl noch ein Laut der Stimme nach Außen dringen und die Anweſenheit von Menſchen in dieſem Raume verrathen konnte.

Unſer Plan iſt für diesmal geſcheitert, ſchloß der Franziskaner, Pater Ignazio, ſeine längere Darſtellung, in welcher er den Anweſenden die Ereigniſſe der letzten Tage geſchildert hatte. Das unglückſelige Eintreffen Caracciolo's mit den lebenden Beweiſen von Colletta's Unſchuld hat Alles vereitelt. Es war Alles ſo gut berechnet. Colletta's Verurtheilung, oder vielmehr die ihm drohende Exekution durch das, von uns und unſern Agenten aufgehetzte Volk, hätte ſicher einen Zuſammenſtoß zwiſchen dem letzteren und den Truppen herbeigeführt, deſſen Folgen wir aufs

Beſte hätten benutzen können. Die Einigkeit zwiſchen dem Volke und den Truppen — das größte Hinderniß unſerer — Pläne wäre durch einen Kampf zwiſchen beiden zerſtört worden. Und wenn einmal die Leidenſchaften entflammt waren, konnten wir uns leicht der Bewegung bemächtigen.

Ihr vergeßt, ehrwürdiger Vater, unterbrach einer der Anweſenden, deſſen Accent den Sizilianer verrieth, den Redner, daß die Bewegung des Volks gegen einen Verräther an der Republik geſchürt und gerichtet war. Ich ſehe nicht ein, wie dieſelbe uns hätte dienen ſollen.

Man merkt es Euch an, Don Cicillo, verſetzte lächelnd der Franziskaner, daß Ihr in Eurem Palermo unſere Zuſtände und insbeſondere den Charakter des Volks von Neapel wenig kennt. Ihr würdet ſonſt nicht meinen, daß es ſo ſchwer ſei, ihm in der Aufregung ſeiner Leidenſchaft ein Loſungswort für das andere un-

terzuſchieben? Einmal der Kampf zwiſchen Soldaten und Volk begonnen, und ein beherzter Ruf evviva il re Ferdinando hätte hingereicht, die Stellung der Parteien in einem Augenblicke zu verwechſeln, tauſende unſerer braven Lazaronis würden ihn nachgerufen haben. Die Einen rein aus Inſtinkt und alter Gewohnheit, die Andern aus aufrichtiger Ueberzeugung, weil ſie das Hungerleben unter der Herrſchaft dieſer gottverfluchten Republik von Herzen überdrüſſig ſind.

Das iſt Alles wohl ſchön und gut, Pater Ignazio, hub jetzt der Criſtallaro an, aber es wäre beſſer, Ihr ſagtet Eure Meinung über das, was jetzt geſchehen muß, ſtatt daß Ihr uns auseinanderſetzt, was Alles hätte geſchehen können und geſchehen ſein würde, wenn Euer Plan, auf den Ihr ſo zuverſichtliche Hoffnungen ſetztet, gelungen wäre.

Ich bin der Anſicht, daß wir jetzt uns ruhig

halten und eine günstige Gelegenheit abwarten müssen.

Nichts da von abwarten, fiel hier mit lauter und heftiger Stimme die hohe Gestalt eines Mannes ein, der während der zuletzt geführten Reden auf ein leises, in mehreren Absätzen wiederholtes Pochen durch eine Seitenthür von einem der Versammelten eingelassen worden war. Ein weiter dunkler Reitermantel, der ihn bis über das Kinn verhüllte, und der breite tief in die Stirne gedrückte Kalabreserhut, welcher die Züge seines Gesichts völlig beschattete, schienen die Maske unnöthig zu machen, welche er beim Eintreten in den Saal abgenommen hatte und noch in der Hand hielt.

Was habt Ihr, Excellenza? redete Baker den Eingetretenen an, Ihr scheint sehr aufgeregt. Darf ich Ew. Gnaden bitten, Eure Stimme zu mäßigen?

Wer räth hier zum Abwarten, während die

Schlinge des Verraths über unſern Häuptern ſchwebt. Jetzt oder nie gilt es loszubrechen um jeden Preis. Der Schmuggler Sebaſtiani iſt gefangen. Caracciolo's Kreuzer jagten ſeine Barke bis in die Bucht von Amalfi; da konnte er nicht mehr entkommen. Mit ihm ſind unſere Briefe an die Königin und an Ruffo in den Händen unſerer Feinde.

Sie ſind in Chiffern geſchrieben und verrathen keinen Namen, fiel der Criſtallaro ein.

Aber Sebaſtiano wird ausplaudern, wer ſie ihm übergab, wenn ihn die Folter drängt, und wenn ein Geſtändniß ſeinen Hals vom Galgen retten kann.

Große Beſtürzung bemächtigte ſich bei dieſen Worten der Verſammlung. Einige ſprangen von ihren Sitzen auf. Andere griffen inſtinktmäßig nach ihren Waffen, als gälte es, ſich gegen eine ſchon hereinbrechende Gefahr zu ver-

theidigen. Nur der Criſtallaro und der Franziskanermönch behaupteten Ruhe und Faſſung.

Beruhigt Euch, Herr Herzog, und auch Ihr, werthe Signoren und Freunde! hub der Criſtallaro an. Ich bürge mit meinem Leben für die Treue des braven Sebaſtiano. Ich kenne ihn dreißig Jahre lang, und habe ihn ſtets ehrlich und zuverläſſig gefunden.

Und ich habe noch einen andern Grund, an ſeine Treue zu glauben! ſetzte Pater Ignazio hinzu. In dem Augenblicke, in dem wir hier ſprechen, ringt Sebaſtiano mit dem Tode. Wenn morgen die Sonne aufgeht, werden die republikaniſchen Schurken, die ihn verhören und zu Geſtändniſſen bringen wollen, ſtatt ihres lebendigen Gefangenen, einen Leichnam finden.

Alle erſtaunten; der Franziskaner aber fuhr ruhig fort:

Ihr wißt, die Kirche verläßt ſich nicht auf weltliche Treue. Ehe ich mich und uns Alle

dem Sebaſtiano anvertraute, den uns unſer Freund, der Criſtallaro, zu unſern Botſchaften nach Sizilien empfohlen hatte, ließ ich ihn einen heiligen Eid leiſten: nie und nimmer einen Verrath zu begehen. „Aber ich bin alt und meine Gebeine ſind nicht mehr feſt, wie ſonſt; wenn ſie mich fingen und marterten?“ ſagte der wackre Alte, nachdem er den Eid auf die Hoſtie geſchworen. Dann ſtirbſt Du! erwiederte ich, indem ich ihm ein Fläſchchen mit Gift reichte. „Und iſts keine Sünde, wenn ich thue, wie Ihr ſagt?“ — Nein, denn es iſt ein Tod für die Sache Gottes und der Kirche, ein Tod, der Dich in kurzer Friſt aus den Qualen des Fegefeuers in das Paradies eingehen läßt. — So nahm er das Fläſchchen und ſchwur es zu gebrauchen, wenn die Stunde komme. Die Stunde iſt gekommen, und er hat es gebraucht. Ehe ich meine Schritte hierher wandte, verließ ich

im Gefängniſſe von Pizzo Falcone — einen Sterbenden!

Die Verſammelten athmeten hörbar auf bei dieſen Worten. Nur der Herzog von Roccaromana nicht, denn kein anderer war es, als er, der General im Dienſte der Republik, welcher jene Botſchaft von des Schmugglers Gefangennehmung den hier verſammelten Bourboniſten gebracht hatte. Für ihn allein enthielt nämlich jene Mittheilung des Prieſters keine völlige Beruhigung. Aber er wagte nicht, den Grund ſeiner Unruhe zu verrathen. Dieſer Grund war kein anderer, als der, daß der eben ſo leichtſinnige als ehrgeizige und verwegene junge Mann ohne Wiſſen der übrigen Bundesmitglieder dem Schmuggler Sebaſtiano einen von ſeiner Hand geſchriebenen Brief an die Königin Karoline neben den in Chiffern geſchriebenen Depeſchen übergeben hatte, in welchem er ſeine Verdienſte um die königliche Sache ins hellſte Licht zu

ſetzen bemüht geweſen war. Zwar hatte er dazu die Form eines Liebesbriefes an eine Hofdame der Königin gewählt. Aber die Worte, welche am verfloſſenen Tage Donna Eleonora in der Verſammlung der Sala patrotica gegen ihn hatte fallen laſſen, bewieſen ihm, daß ſein Brief ihr nicht unbekannt geblieben und daß der Verdacht auf ihn gelenkt worden war. Er hütete ſich indeſſen, dieſe Dinge der Verſammlung mitzutheilen, ſondern beſtand nur von Neuem darauf, daß der lange beabſichtigte und vorbereitete Schlag bald geſchehen müſſe.

Die Umſtände ſind günſtiger für unſern Plan, als wir ſie noch vor Kurzem erwarten konnten. Vor Allem noch das Wichtigſte: Championnet iſt fort. —

Aber er wird in wenigen Tagen von Rom zurückkehren! fiel hier der Franziskaner ein. Ich hörte es noch geſtern von unſerm franzoſenfreundlichen Erzbiſchofe.

Er wird nicht zurückkehren, fuhr Roccaromana fort. Dieſer Faypoult hat ſeine Schuldigkeit gethan und unſerer Sache den wichtigſten Dienſt erwieſen. Championnet iſt ſogleich bei ſeiner Ankunft in Rom auf Befehl des franzöſiſchen Generals Bertolie verhaftet, und wie ein Verbrecher gefeſſelt nach Mailand abgeführt worden. Hier leſet ſelbſt das Warum?

Er zog aus ſeinem Buſen ein Blatt des Moniteurs der franzöſiſchen Republik hervor und las: In Betracht, daß der General Championnet ſeine Autorität und Gewalt dazu gebraucht hat, um die Handlungen des von uns abgeſchickten Civilcommiſſair Faypoult zu hindern, ſomit alſo ſich offner Empörung gegen die Regierung der Republik ſchuldig gemacht hat, iſt der Bürger Championnet, bisher Diviſionsgeneral und Chef der Armee von Neapel, ſofort zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu ſtellen.

Ihr ſeht, meine Freunde, fuhr Roccaromana fort, indem er unter dem freudigen Erſtaunen der Verſammlung das Zeitungsblatt zuſammenfaltete, dem Herrn General kommt ſeine Galanterie gegen die ſchöne Donna Eleonora Fonſeca theuer zu ſtehen. Denn nur ihr zu Liebe hat er die Verwegenheit gehabt, den Blutſauger Faypoult aus Neapel zu jagen. Mag es ihm in Paris den Hals koſten, wie ich und wir Alle es wünſchen; wir ſind ihn jedenfalls los, und was das Beſte iſt, der bei allen Neapolitanern verhaßte Faypoult kehrt triumphirend zurück. Championnet allein war, wie Ihr wißt, unter allen franzöſiſchen Anführern in Neapel beliebt. Alle übrigen ſind mehr oder weniger gehaßt, und ſchon Faypoult's Rückkehr allein kann das Signal zu einem Aufſtande geben.

Er entwickelte nun weiter den Verſchwornen den Plan ſeiner Unternehmung, welcher nichts Geringeres beabſichtigte, als die Hauptſtadt Nea-

pels durch einen kühnen Handſtreich in die Gewalt Ruffo's und der Bourboniſten zu bringen.

Wir haben keine Zeit zu verlieren, ſprach er, die Gunſt der Umſtände zu benutzen, ehe Verrath unſern Bund entdeckt. Ruffo's ſiegreiche Schaaren haben ſeit der Landung des Kardinals zu Bagnara faſt ganz Kalabrien und einen Theil von Apulien um die Fahne des Königs verſammelt. Mileto und Monteleone, Catanzaro, Cotrona und Coſenza, die Hauptplätze der Republikaner, ſind erobert, und auf ihren Trümmern ragt ſiegreich das rothe Banner mit dem weißen Kreuze. Die republikaniſche Heerabtheilung unter General Schipani iſt von dem braven Sciarpa bei Caſtelluccio geſchlagen, und zieht ſich fliehend gegen Salerno. Apulien, Neapels Kornkammer, wird bald in den Händen unſerer tapfern Glaubensarmee ſein. Morgen ſchon zieht, um dies zu hindern, der größte Theil der Franzoſen aus der Hauptſtadt ihr un-

ter Duhesme entgegen. Ich komme ſo eben aus dem Kriegsrathe, wo dies beſchloſſen iſt. Dadurch bleibt Neapel faſt ungeſchützt, wenn wir losbrechen; und Nelſon wartet nur auf die Beſtimmung des Tages, um uns mit ſeiner Flotte zu Hülfe zu kommen. Aber auch er verlangt dringend Eile. Jetzt entſcheidet! Jeder Tag der Zögerung iſt ein Schritt näher zur Entdeckung unſres Bundes und zu unſerm Verderben.

Nach langen Debatten ward der Plan Roccaromana's endlich angenommen.

Zum Tage der Ausführung wurde das nahe bevorſtehende Feſt San Giuſeppes beſtimmt. An dem Tage dieſes großen Kirchen- und Freudenfeſtes, an welchem ſich ganz Neapel der Heiterkeit und Luſt zu überlaſſen pflegt, ſollte plötzlich die engliſch-ſizilifche Flotte vor Neapel erſcheinen, und die Stadt bombardiren, während ein Theil derſelben royaliſtiſche Truppen ans Land

ſetzen würde. Wenn dann die Milizen der Republik zur Vertheidigung auf die Kaſtelle eilten, ſollte in der von Truppen entblößten und von dem Feuer der feindlichen Schiffe geängſteten Stadt der vorbereitete Pöbelaufſtand, zunächſt mit dem Feldgeſchrei gegen die verhaßten Franzoſen losbrechen, alle Anhänger der Republik ermorden, ihre Häuſer in Brand ſtecken, und ſo mit einem Schlage Thron und Altar wieder aufrichten, während man zugleich an den Frevlern gegen beide die gerechte Rache der Getreuen und Gläubigen ſättigte. Man beſchloß, die einzelnen zu zerſtörenden Paläſte und Häuſer heimlich an Mauern und Thüren mit gewiſſen Zeichen zu verſehen. Da aber ſehr häufig der Fall vorkam, daß unter ein und demſelben Dache, ja innerhalb einer und derſelben Familie ſich Anhänger der beiden, einander feindlich gegenüberſtehenden Parteien befanden, ſo ward ausgemacht, insgeheim Sicherheitskarten an die

Befreundeten zu vertheilen, welche denſelben bei dem allgemeinen Blutbad Schutz verleihen ſollten.

Kapitel XXXVII.

In Collenta's Herzen wogte ein Meer widerstreitender Empfindungen.

Die blinde Parteiwuth, als deren Opfer zu fallen er so augenscheinlich in Gefahr gewesen war; die Leichtgläubigkeit und der Wankelmuth des Volks, die ihm den Beweis geliefert hatten, daß in Revolutionen nur wenige Schritte das Kapitol vom Tarpejischen Felsen trennen, hatten ihn tief im Innersten erschüttert. Das Schwankende und Unsichere in den Beschlüssen und Handlungen derjenigen, welche an der Spitze der Regierung standen, ihre Unfähigkeit mit dem Genie der Revolution die Bewegung kraftvoll

nach einem Ziele zu leiten, und den entfesselten Gluthstrom in eine feste Form zu bannen; das Schicksal Championnets, an dem die junge Republik ihren kräftigsten Beschützer verloren hatte, — dies Alles, verbunden mit den drohenden Berichten über Ruffo's Erfolge und den wachsenden Aufstand in den Provinzen — erfüllten sein Herz mit banger Ahnung für die nächste Zukunft seines Vaterlandes.

Dazu gesellte sich noch der Umstand, daß er den Zustand des Allgemeinen durch den getrübten Spiegel seines eignen Seelenzustandes in noch dunklerer Färbung erblickte.

Er konnte es sich nicht verhehlen, daß mit seiner Trennung von Donna Eleonora seinem Geiste die Hälfte seiner alten Spannkraft entwichen, daß mit ihr der ewig strömende Quell seiner Hoffnung und Begeisterung, seiner Zuversicht und Opferfreudigkeit für die Sache des Vaterlandes versiegt sei. Sein ganzes Wesen

erſchien ihm ſelber fremd und verändert. Das Gewicht des Drucks, das ſich ihm in jenem Augenblicke ſeiner Befreiung durch Donna Eleonora aus den Händen ſeiner Feinde auf die Seele gewuchtet, war eher erhöht, als vermindert worden durch das Wiederſehen derjenigen, um derentwillen er dem einſt angebeteten Weibe ſeines Herzens entſagt hatte.

Vergebens rief er ſich alle Liebenswürdigkeit, alle Holdſeligkeit Luigia's, vergebens jene paradieſiſch-ſtillen, traumſeligen Tage ins Gedächtniß zurück, welche er an ihrer Seite im vorigen Herbſte zu Sorrent verlebt hatte. Ein einziger Gedanke an Eleonoren's hohe Geſtalt, an den Zauber ihrer geiſtigen Macht, ließ jene Erinnerungen wie Nebelbilder zerrinnen.

Die Verhältniſſe bilden den Menſchen! wie leicht iſt das geſagt, und wie ſchwer begreifen diejenigen, welche dieſen Satz ſo freiwillig an-

erkennen, die Konsequenzen, welche in demselben liegen! Unter ruhigen Verhältnissen, in minder bewegter Zeit, wäre ein Weib wie Luigia für Colletta das höchste Glück seines Daseins gewesen, hätte die sanfte Schönheit, die stille Beschränkung ihres Wesens sein Herz vollkommen ausgefüllt. In der leidenschaftlichen Erregtheit einer Revolution, in den Stürmen, aus denen sich eine neue Weltordnung, eine neue Zeit auch für sein Vaterland gebären zu wollen schien, war seine Liebe zu ihr ein um so gefährlicherer Irrthum, als jenes Wiedererwachen seiner Jugendneigung zu Luigia, wie wir gesehen haben, sich an einen Zustand körperlicher und geistiger Schwäche und Abspannung knüpfte, dessen vorübergehende Natur von vornherein der auf diesem Boden entsprossenen Blüthe keine lange Lebensdauer versprechen konnte.

Luigia hatte ihren Verlobten mit aller Zärtlichkeit eines liebenden Herzens empfangen. Aber

in die Thränen der Freude, welche ihren Augen entſtrömten, als ſie den geretteten Geliebten in ihre Arme ſchloß, miſchten ſich auch Thränen des Kummers und des Schmerzes über die Verwicklungen, in welche ſie ſein und ihr Geſchick durch eine Umwälzung der Dinge verſtrickt ſah, deren Nothwendigkeit ſie nicht begriff, und für deren Kämpfe ſie, ihrer Liebe gegenüber, keine Sympathie empfand. Dafür beſaß ſie in um ſo reichern Maaße jenen Egoismus der Liebe, welcher ſanften, aber ſchwungloſen weiblichen Naturen eigen zu ſein pflegt. Sie ſah durch die Revolution das ſtille Glück ihres Herzens bedroht und ſeine Erfüllung in eine ungewiſſe Ferne hinausgerückt. Denn erſt nach völlig beendetem Kampfe hatte Colletta erklärt, ihr Schickſal mit dem ſeinigen unauflöslich verbinden zu wollen. Sie ſah das Leben ihres Geliebten, und mit ihm ihre Zukunft den drohenden Gefahren Preis gegeben, und ſie haßte die Revo-

lution, weil sie in ihr die Ursache dieser Gefahren und das Hinderniß ihres eigenen Glückes erblickte. Seit dem kürzlich erfolgten Tode ihres Vaters, lebte sie ganz unter dem Einflusse ihrer Tante, der alten Fürstin Caracciolo, deren Royalismus kein Mittel verschmähte, jene Abneigung in Luigia zu schüren. Die alte Dame hatte, wie wir gesehen haben, die Nachricht, daß Colletta dem gefangenen Kronprinzen zur Flucht behülflich gewesen, freudig begrüßt, und nicht unterlassen, ihrer Nichte die glücklichen Folgen eines solchen Schrittes mit lebendigen Farben auszumalen. Wiederaussöhnung Colletta's mit der königlichen Familie, heimliche Flucht nach Sizilien, ein Leben in stiller Zurückgezogenheit dort auf ihren Besitzungen an der Seite des Geliebten bis zur Herstellung des Throns in Neapel — ein Ausgang, an welchem die alte Fürstin keinen Augenblick zweifelte — das waren die lachenden Aussichten, welche sie vor

Luigia's Augen auszubreiten beflissen gewesen war. Luigia's Royalismus beruhte auf dem Egoismus ihrer Liebesempfindung. Im Herzen war sie gleichgültig gegen beide Parteien. Nur daß ein immer waches Gefühl von Eifersucht auf Colletta's früheres Verhältniß zu Donna Eleonora die äußerliche Abneigung nach der einen Seite hin noch steigerte.

Colletta empfand sehr bald, daß zwischen ihm und seiner Verlobten ein unausfüllbarer Abgrund sich aufgethan habe. Luigia's Offenheit, mit der sie ihm ihre Aussichten und Hoffnungen mitgetheilt hatte, ließ ihm darüber keinen Zweifel. Ihre Klagen über die Vereitelung derselben, zerrissen ihm das Herz, während sie ihm zugleich offenbarten, daß hier keine Aenderung, kein Verständniß möglich sei.

Man sagt, daß nur die Freundschaft, nicht die Liebe zu ihrem tiefsten Kern jene Gleichheit oder wenigstens Verwandtschaft der Gesinnun-

gen und Bestrebungen, auch bei sonst ungleichem Naturell, verlange, aus welcher die gegenseitige Ergänzung hervorgeht. Mag dieser Satz für die Masse der Menschen richtig sein, für die bedeutenden ist er eine Quelle des gefährlichsten Irrthums. Die Liebe in ihrer höchsten Erfüllung bedarf so gut wie die Freundschaft jenes geistigen Kerns, jener Verwandtschaft der Gesinnung, aus welcher allein die Gewißheit gleichen Strebens hervorgeht, welche im Gewirre der Welt beruhigt, während die Ungleichheit des Fortschritts als anregender Sporn dient. Die wahre Liebe ist die Krone der Freundschaft; diese letztere ist ihre Voraussetzung, wie sie allein das Bleibende, Ewige ist, — der aus der wilden Gährung der Leidenschaft hervorgehende klare Wein, durch den die Sonne geistiger Gemeinschaft schimmert.

Colletta war ein Opfer jenes eben bezeichneten Irrthums. In einem Augenblicke, wo ihm

Donna Eleonora's Geisteshoheit drückend, ihre Begeisterung für die Idee der Freiheit als eine Beeinträchtigung seiner Liebe und ihrer Ansprüche auf Ausschließlichkeit erschienen war, hatte sich, begünstigt von dem Einflusse äußerer Umstände, jene Stimmung erzeugt, die sein Herz der einst geliebten Jugendgespielin wieder zugeführt hatte. Die ausschließliche Hingebung, das völlige Aufgehn Luigias in ihrer Neigung für den Geliebten war ihm wohlthuend gewesen nach einer Leidenschaft, die ihren Gegenstand getheilt empfand zwischen zwei gleich mächtigen Empfindungen. Sein Egoismus, von dem auch er nicht frei war, fand sich geschmeichelt, wenn er sah, wie sein Ich für Luigia die ganze Welt umschloß. Derselbe Egoismus aber war es auch, der ihm in jenen Tagen vorspiegelte, daß er neben solcher ausschließenden Liebe einer Theilnahme der Geliebten an seinen anderweitigen Gesinnungen und Bestrebungen nicht bedürfe,

oder daß er dieselbe doch, wenn er ihrer bedürfen sollte, leicht in der Geliebten zu erwecken im Stande sein werde.

Aber grade in diesem Glauben lag die eigentliche Quelle seines Irrthums und des aus demselben für ihn hervorgehenden Unglücks. Wünsche von neidischen Göttern erhört! wohl kannte er das alte Wort. Jetzt sah er es an sich erfüllt. Was ihm in der Liebe Eleonoren's gefehlt hatte, das sah er in Luigia's Liebe überreich gewährt; und dieser Reichthum schnürte ihm jetzt das Herz zusammen. Diese Fülle drohte ihn zu ersticken unter ihrer Last.

Noch Eines kam dazu, den Druck derselben zu vermehren. Es war die Bemerkung, daß sich neben der politischen Seite auch auf dem Gebiete der religiösen ein Bruch zwischen ihm und seiner Verlobten immer augenscheinlicher herausstellte. Luigia hatte, wie die meisten Töchter des neapolitanischen Adels, einige Jahre,

ihrer Erziehung und Bildung wegen, im Kloſter verlebt. Ihre ſtrenge Gläubigkeit, die naive Unbefangenheit, mit der ſie an den Dogmen und Formen des Katholizismus hing, hatten ihm bisher als Kontraſt zu ſeinem eignen freien Verhalten und zu Donna Eleonora's offner Feindſchaft gegen die chriſtlichen Satzungen und Kultusformen eine Art von egoiſtiſchem Genuſſe gewährt. Er glaubte Luigia nach dieſer Richtung hin ungeſtört walten laſſen zu dürfen. Daß ſich daraus Conflikte für ihn ſelbſt ergeben könnten, dieſer Gedanke blieb ihm fern. Auch hier vertraute er auf die Allmacht der Liebe; ein Vertrauen, hinter welchem ſich der Glaube an ſeine eigne, im Falle einer Colliſion entſcheidende Autorität verbarg, welche ſich dennoch bereits in mehr wie einem Falle als unzureichend bewieſen hatte.

Kapitel XXXVIII.

Der Eintritt des Capo Lazzaro, Micchele il Pazzo, weckte Colletta aus ſeinem Hinbrüten, deſſen Gedankeninhalt wir dem Leſer in dem letzten Kapitel mitgetheilt haben.

Was bringſt Du mir, Freund? redete er den braven Lazzarone an, nachdem er demſelben herzlich die Hand geſchüttelt hatte.

Nicht viel Gutes, mein General, außer dem Glückwunſch, daß Euch die Capezzoni*) zum General ernannt haben. Ich habe es lange als ein Unrecht angeſehen, daß ich, Micchele der

*) Die Mitglieder der Regierung.

weil ich Euch etwas vertrauen will, um Eure Ansicht darüber zu hören. Ist's nichts damit, so weiß ich von Euch, daß Ihr ruhig sein und nicht unnütz Lärm machen werdet, wie die Andern thun.

Du spannst meine Neugier, Freund Michele, versetzte Colletta, der in der That bei den letzten Worten aufmerksamer geworden war.

Das Kurze und Lange von der Sache ist, Don Pietro, daß Ihr und wir Alle auf unserer Hut sein müssen. Es geht etwas vor gegen die Republik.

Du meinst die Nachricht von de Chiaro's Verrath, der Cosenza dem Ruffo in die Hände gespielt hat. Der Kriegsminister weiß es bereits.

Mit Eurer Erlaubniß, das ist es eben. Don Gabriel Manthone und die andern Capezzoni alle, wissen immer sehr gut, was da draußen in den Provinzen geschieht. Aber von

dem, was hier in Neapel vorgeht, wissen sie oft nicht soviel, als eine Feige werth ist. Ich dagegen weiß wenig von den Dingen da draußen, aber desto besser weiß ich in Neapel Bescheid. Und wenn ich sagte: es geht etwas vor gegen unsre Republik, so meine ich damit, daß in unserer Stadt Neapel selbst die Bourbonisten auf Verrath und Mord sinnen.

Erkläre Dich deutlicher, was ist's? wer sind die Verschworenen? wie kamst Du zu Deinem Argwohn?

Geduld, Don Pietro, Geduld! ich werde Alles sagen was ich weiß, nach der Ordnung. Aber Ihr müßt mich ausreden lassen. Ihr wißt ja, wir Lazzaroni haben unsre eigne Sprache. Also gut! setzte er hinzu, als Colletta zum Zeichen der Gewährung mit dem Kopfe nickte. Ihr kennt doch den Cristallaro in der Strada di Chiaja? Doch wie solltet Ihr nicht! er wohnt ja in dem Pallazzo Eures verstorbenen Oheims,

des Marcheſe San Felina, deſſen Tochter, wie es heißt, Eure Verlobte iſt. Dieſer Criſtallaro nun —

Iſt ein ſehr reicher Mann und guter Republikaner, obſchon ich ihn nicht für meinen Freund halte, unterbrach hier den Redenden Colletta. Was haſt Du mit dem zu ſchaffen?

Reich iſt er gewiß, erwiederte der Pazzo mit ſchlauem Augenzwinkern. Ob er aber ſo gewiß ein guter Republikaner als er Euer Todfeind iſt, das wird ſich bald zeigen. Seht, Don Pietro, unſere Regierung hat die alte Polizei abgeſchafft, und das iſt gut, denn es waren ſchlechte Geſellen darunter. Aber ſie hätte eine neue anſchaffen, und nicht denken ſollen: es lebten hier in Neapel nur lauter brave Galantuomini und echte Republikaner, und es gäbe keine Leute mehr, welche den Tyrannen aus Sizilien zurück nach Neapel und die Republik und die Republikaner zur Hölle wünſchten. Da es nun die

Capezzoni verſäumt haben, ſo habe ich mir unter meinen Lazzaronen eine Art Polizeiſpione zugelegt, durch die ich meine Nachrichten über dieſen und jenen erhalte. Und aus allen dieſen Nachrichten geht hervor, daß der Criſtallaro kein Republikaner, ſondern ein Royaliſt und ein Schurke iſt, trotz dem Kardinal Ruffo, und daß er Verrath ſpinnt und das Haupt einer Verſchwörung iſt, zu der noch ganz andere Leute als er gehören, an die Ihr nicht denken ſolltet.

Du ſpannſt meine Neugierde auf die Folter, fiel hier Colletta noch immer ungläubig ein. Was haſt Du für Beweiſe?

Ihr wißt, fuhr der Pazzo fort, der Criſtallaro war ein Freund des Hofes wie Einer in Neapel. Ich verdenke es ihm grade nicht, er hat ſeiner Zeit Geld genug von König Ferdinando und ſeiner Königin buskirt, und jetzt gehen ſeine Geſchäfte ſchlecht. Aber er war auch von denen, welche das Volk von Neapel und abſonderlich die Lazzaroni von

jeher am meiſten gegen die Jakobiner aufhetzten. Und damals, als die Franzoſen vor Neapel erſchienen, war er es, der Geld und Waffen und Munition an Tauſende von uns vertheilte, damit wir gegen Euch für unſern König ſtreiten ſollten. Ihr werdet mir glauben, daß ich das wiſſen muß Don Pietro, denn ich war damals der Oberanführer des bewaffneten Volks, und ich denke, ſetzte er mit einer Art ſtolzer Selbſtzufriedenheit bei der Erinnerung an jene Tage hinzu, — ich denke, ich habe meine Stelle als Generaliſſimo ziemlich gut verſehen, wenn ich auch den Krieg nicht ſtudirt hatte, wie der hochmüthige Oeſterreicher, der vor den Franzoſen davon lief beim erſten Schuſſe. Nun gut! dieſer Criſtallaro iſt nachher ein fanatiſcher Republikaner geworden, wie man die Hand umdreht. Er war auch der eifrigſte, der über Euren Verrath ſchrie, und alle Welt gegen Euch aufhetzte, als es hieß, Ihr habet den Kronprinzen entfliehen

laſſen. Nun aber will ich Euch ſagen, was ich noch weiter von ihm weiß. Er hält Nachts heimliche Verſammlungen in ſeinem Hauſe.

Das ſteht ihm frei — es kommt darauf an, ob Du weißt, welche Dinge in dieſen Verſammlungen verhandelt werden.

Wenn ich das wüßte, General, ſo würde ich nicht nöthig haben, ſo viele und ſo lange Reden zu machen, fuhr der unerſchütterliche Micchele fort. Aber ſoviel weiß ich, daß diejenigen, welche dieſen Verſammlungen beiwohnen, theils Fremde, theils lauter ſolche Einheimiſche ſind, welche früher die beſten Freunde des Königthums waren, und daß es dieſelben ſind, welche ſich auch bei den Franziskanern im Quartier San Giuſeppe verſammeln. Noch mehr! Ihr habt doch gehört, daß der Schmuggler Sebaſtiano, der ſich vorgeſtern im Gefängniſſe vergiftet hat, Briefſchaften von hier an den Hof nach Palermo und an den Engliſchen Admiral an Bord hatte, als

Eures Oheims Kreuzer seine Felucke jagten und nahmen. Nun, dieser selbe Sebastiano ist lange Jahre her im Geschäft des Cristallaro gewesen, und sein Neffe, der lange Niccolo Giacinto, mein Adjutant, hat es mir mit einem heiligen Eide zugeschworen, daß er ihn in der Nacht vor seiner letzten Fahrt hat aus der Wohnung des Cristallaro kommen sehen.

Das ist freilich verdächtig, sagte Colletta, welcher aufgestanden war, und nachdenkend im Zimmer auf und ab schritt, halb für sich hin.

Aber das ist noch nicht Alles. Der Cristallaro war mir sonst sehr gewogen. Wir waren gute Freunde, und er kam sogar zuweilen in meine Wohnung, und hatte immer irgend eine Kleinigkeit an Putz und Zierrath für meine Giuseppa, und ein Paar Karlini für unsere ältesten Buben. Seit ich aber ein Republikaner und Oberst geworden bin, hat er sich nie mehr blicken lassen, und wenn wir uns begegnen, thut

er faſt, als kennt er mich nicht. Dafür aber hält er es deſto beſſer mit dem einäugigen Pasquale von Santa Lucia, der mit mir dazumal unſere Lazaronis gegen die Franzoſen kommandirte, und bei vielen von unſern Leuten noch immer großen Einfluß hat, obſchon er ein ſchlechter Republikaner iſt. Denn ſeitdem der franzöſiſche Obergeneral mich vor ihm ausgezeichnet hat, iſt er wüthend auf mich, und ſinnt nichts Gutes. Er iſt aber eine rechte Beſtie, und man kann ihm Alles zutrauen. Ihr wißt doch, daß er es war, der den armen Duca della Torre und ſeinen Neffen, den jungen Principe Filomarino lebendig verbrennen ließ?

Rechnet es mir nicht zu, fuhr der Capo Lazaro fort, als er bemerkte, wie Colletta bei dieſer Erinnerung zuſammenſchauderte. Ich war damals nicht bei der Hand, und konnte alſo die, Greuelthat nicht hindern. Aber ich hätt' ihn erſchießen laſſen, wenn wir geſiegt hätten. Nun

Don Pietro, dieſen Menſchen hat man auch vorgeſtern Nacht aus dem Pallazzo San Felina kommen ſehen, und ſein Weib, die hochmüthige Zecca, hat neulich nach der Meſſe, als ſie meiner Giuſeppa, die freilich beſſer geputzt war als ſonſt, begegnete, zu ihr geſagt: mit ihrem Hochmuth und meiner Oberſtenſchaft werde es nun auch bald ein Ende haben, und andere Leute an die Reihe kommen, die keine Verräther an Gott und König wären. Und wenn ich das Alles zuſammenhalte, ſchloß der wackre Capo Lazaro ſeine lange Erzählung, ſo hab ich nicht übel Luſt in meiner Einfalt zu glauben, daß in dem Hauſe des Criſtallaro Etwas geſponnen wird, was das Licht der Sonne zu ſcheuen Urſach hat.

Iſt das Alles, was Du mir zu berichten haſt? fragte Colletta.

Ja, mein General, erwiederte der Papa. Doch halt — noch Eins hab ich vergeſſen.

Meine Leute haben bei ihren Ronden in der letzten Nacht in vielen Straßen vermummte Gestalten angetroffen, welche sich an den Thüren einzelner Häuser zu schaffen machten, und ich habe bemerkt, daß in den Straßen, wo dies geschehen, viele Hausthüren mit Kreuzen von schwarzer Farbe bezeichnet sind.

Ich danke Dir für Deine Meldung, sprach Colletta, indem er den Degen umschnallte und nach Hut und Mantel griff. Bewahre, was Du mir gesagt, und laß nichts weiter davon verlauten, damit nicht unnöthiger Lärm entsteht. Vor Allem aber sei wachsam, und unterrichte mich sofort von Allem, was Du erkundest. Leb wohl, Freund! setzte er hinzu, indem er den Lazaronenhäuptling verabschiedete. Auf morgen Abend seh ich Dich wieder!

Kapitel XXXIX.

Im Theater von San Carlo gab man Alfieri's Virginia. Die dichtgedrängte Menge lauschte begeistert den leidenschaftlichen Freiheitsreden, durch welche der stolze männliche Geist des edlen Dichters sein Volk zu männlicher Erhebung aus der Schlaffheit und Knechtschaft aufzustacheln strebte.

Der Vorhang war gefallen. Ein endloser Jubel hatte die Märtyrerin der Freiheit bei ihrem Tode begrüßt. Da plötzlich erhob sich der Teppich wieder, und im weißen Priestergewande, die dreifarbige Binde statt des Gürtels um den Leib geschlungen, die dreifarbige Fahne mit

der Deviſe: Liberta o la morte, (Freiheit oder Tod) in der Linken, trat die gefeierte Dichterin Neapels, Donna Eleonora Pimentelli hervor aus den Tempelhallen des römiſchen Forums, auf dem ſo eben noch Virginia unter dem Dolche des Vaters den letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Ein leis und dumpf aus der Ferne tönender Trommelwirbel, der ihr erſtes Erſcheinen begleitet hatte, verſtummte, als ſie feierlichen Schrittes hart an das Proſcenium trat. Sie warf einen feſten Blick auf die in den ungeheuren Räumen verſammelten Tauſende, welche ſtumm und athemlos der angekündigten Improviſation ihrer Lieblingsdichterin harrten. Ihr Auge traf mit ſeinem Blitz Colletta, der eben an Luigia's Seite in die Loge getreten war. Sie zuckte unmerklich zuſammen. Aber in demſelben Augenblicke begannen die erſten Töne des leiſen

Trauermarſchs, der ihre Recitation begleiten ſollte, und nun begann ſie.

„Die Blutzeugen der Freiheit",

das war das Thema, welches ſie für ihre Improviſation ſich geſtellt. An Virginia's Geſchick und ihren Todesmuth anknüpfend, ſchilderte der Strom ihrer begeiſterten Dichtung die Opfertode der Märtyrer aller Zeiten, welche im Kampfe gegen die Tyrannei für die Freiheit ihr Lebensblut verſtrömt. Dann zuletzt auf Frankreichs, auf Italiens Erhebung übergehend, führte ſie den Zuhörern die Leiden der geknechteten Völker und die neuſten Kämpfe und Siege der Freiheit vor die Seele.

Plötzlich erſchallt ein Trompetenſtoß. Ein Bote naht. Er überreicht ihr ein Blatt. Es iſt der neuſte Moniteur der Parthenopäiſchen Republik, er berichtet den Fall der treuſten Stadt der Republik, den Fall und die Vernichtung

Coſenzas durch den Kardinal Ruffo und ſeine Glaubensarmee.

Donna Eleonora unterbricht ihre Improviſation. Mit feſter, ſtarker Stimme ruft ſie aus: Bürger, Republikaner! „Ein Bollwerk der Freiheit iſt gefallen, gefallen durch den Verrath eines Elenden. Conſenza iſt dem Erdboden gleich gemacht! Ewige Schande über den Verräther de Chiaro! Rache, blutige Rache den Mörderſchaaren Ruffo's, deren entmenſchte Wuth ſelbſt den Säugling nicht verſchont hat in ſeiner Wiege!"

Und als der wilde Sturm des Racherufs der Menge ſich gelegt, da reißt ſie den Kranz von ihrer Marmorſtirne, daß die Nacht der ſchwarzen Locken niederwallt bis zu des Leibes Mitte, und einer entfeſſelten Rachegöttin gleich vertretend und das Freiheitsbanner entfaltend, beginnt ſie die von ihr gedichtete Uebertragung jenes wunderbaren Freiheitsſchlachtenhymnus Rouget de L'Isle's:

Allons enfans de la patrie!

und bei dem: „Auf, Bürger zu den Waffen!“ fliegen tauſend Schwerter und Dolche aus den Scheiden, und unter dem klirrenden Aneinanderſchlagen derſelben beendet ſie ihren Vortrag.

Die Muſik beginnt die Weiſe der Marſeillaiſe. In tauſenden von Blättern iſt indeſſen Donna Eleonora's Uebertragung unter die Zuhörer vertheilt, und aus tauſend Kehlen hallt er wieder, der welterobernde Hymnus der todesmuthigen Freiheit, und tauſend edle Herzen gelobten bei ſeinen Klängen als Freie zu leben, zu ſiegen oder zu ſterben.

Der Vorhang war gefallen. Die Maſſen ſtrömten ins Freie. Schweigend ſchritt Colletta an Luigia's Seite durch die Straßen dem Palaſte San Felina zu. Ihr Wagen war durch irgend einen Zufall ausgeblieben, und obſchon er gleich nach dem Theater ſeinem Freunde, Don Gabriel Manthone eine Zuſammenkunft

im Salon Donna Eleonora's verſprochen hatte, konnte er doch nicht umhin, der Ritterpflicht gegen ſeine Verlobte Genüge zu leiſten. Durch die Aufregung des ſo eben erhaltenen Eindrucks tauchte allmälig der Gedanke an die heute von dem treuen Capo Lazaro erhaltene Warnung wieder auf, und er beſchloß, ſofort den Inhalt derſelben an Manthone mitzutheilen. Als er aber an dem Portale des Hauſes ſeiner Verlobten von derſelben ſich verabſchieden wollte, ward er nicht wenig überraſcht, durch die Bitte Luigia's, ſie auf ihr Zimmer zu begleiten. Colletta fühlte ſich weniger als jemals zu einem ſolchen Beiſammenſein geſtimmt. Er entſchuldigte ſich daher mit dringenden Geſchäften, die ihn nöthigten, auf das Glück dieſer Einladung zu verzichten. Aber es lag ein Anflug von Kälte und Gleichgültigkeit auf ſeinen Worten, den Luigia's feines Ohr nur allzu tief empfand. Nicht ohne Gereiztheit erwiederte ſie:

Auch ich habe Nothwendiges mit Euch zu ſprechen, und ſonder Zweifel wird die Geſellſchaft, zu welcher Ihr Euch begebt, es dem Verlobten nicht allzu übel nehmen, wenn er ſeiner Braut zuvor einige Minuten Gehör ſchenkt.

Colletta erwiederte nichts, und folgte ſchweigend den vorleuchtenden Dienern die breiten Treppen hinauf in Luigia's Gemach. Als ſich die Diener entfernt hatten, wandte ſich Luigia zu ihm, der noch immer im Mantel mit gekreuzten Armen ſtehen blieb:

Ihr ſcheint in der That Eile zu haben, wie ich ſehe!

Ich ſagte es Dir.

So iſt denn keine Stunde mehr frei für unſere Liebe, für unſer Glück ſeit dieſer unſeligen Revolution! — rief plötzlich in Thränen ausbrechend Luigia aus. Und mit jener Leidenſchaft der Neapolitanerin, die auch in ihrem urſprünglich ſanften Gemüthe verborgen lag, ſetzte ſie

hinzu: Fluch über dieſe Zeit und über alle diejenigen, welche ſie herbeigeführt zu unſer aller Verderben! Fluch über die Zauberin, deren böſe Künſte auch heute wieder den Wahnſinn des Volks aufgeſtachelt, und die auch Dich noch immer in ihren Schlingen hält. Gott und die Heiligen, — an die ſie nicht glaubt, werden ſie —

Halt ein, halt ein, Luigia! Du läſterſt! rief den Mantel abwerfend und das aufgeregte Mädchen bei beiden Händen ergreifend, Colletta. Ihm ſchwindelten die Sinne. Die Ahnung irgend eines Furchtbaren, Entſetzlichen bemächtigten ſich ſeiner bei jenen Ausbrüchen einer Leidenſchaft, deren er Luigia nie für fähig gehalten hatte. Ein dunkles Gefühl, als liege die Entſcheidung ſeines Schickſals im Bereiche der nächſten Minuten, bemächtigte ſich ſeiner Seele.

Beruhige Dich, theure Luigia, fuhr er fort, als dieſe, ihm ihre Hände entziehend, mit den-

ſelben laut ſchluchzend ihr Geſicht bedeckte. Beruhige Dich, und ſage mir, weshalb Du mich zu Dir beſchieden in ſo ſpäter, ungewöhnlicher Stunde.

Luigia ließ die Arme niederſinken, und ſah ihren Verlobten mit thränenleuchtenden Augen an, als wollte ſie ſein Innerſtes durchdringen. Sie ſchien einen Augenblick zu ſchwanken, ob ſie ſprechen ſolle. Dann begann ſie:

Colletta, biſt Du mir treu?

Was ſoll die Frage? Du weißt es, Luigia! entgegnete mit ruhigem Tone der junge Mann.

Pietro, ich bin verlaſſen von Vater und Mutter, ich habe nichts als Dich. Meine Tante, die allein noch meine Stütze blieb, liegt ſeit einigen Tagen ſchwer leidend darnieder. Wenn ich ſie verliere, bin ich ganz allein. Schwöre mir, daß Du mir treu biſt und bleibſt, ſchwöre es mir bei der Madonna dort, die auf uns

niederblickt, ſo wahr Du ein guter Chriſt und ein Edelmann biſt, daß Du mich liebſt.

Du haſt mein Wort, Luigia, wozu der Schwur? glaubſt Du, daß ein Schwur, wie Du ihn verlangſt, bei einer Heiligen, an die ich nicht glaube, mich mehr bindet, als das Wort des freien Mannes, — der, ſetzte er lächelnd hinzu, — wie Du weißt, auf ſeinen Adel längſt von Herzen verzichtet hat, und nichts iſt und ſein will als der freie Bürger ſeines freien Vaterlandes?

Du weigerſt alſo den Schwur! klagte Luigia. So iſt es denn wahr, was mir längſt der fromme Pater Ignazio geſagt hat, daß Du ein Ketzer biſt, und daß Du unſere heilige Religion verleugnet haſt, wie Du die Sache des Königs verlaſſen, dem Du gleichfalls Treue geſchworen! Alſo zeitlich und ewiglich verloren und verdammt der Geliebte meiner Seele! Schrecklich! ſchrecklich!!

Sie warf ſich verzweifelnd nieder auf die Kniee vor dem Bilde der ſchmerzenreichen Mutter des Heilandes, und ihre aufs neue hervorſtürzenden Thränen erſtickten faſt das angſtvolle Gebet um Rettung für den Geliebten, welches ſie zu der Madonna zu ſtammeln verſuchte.

Colletta hob ſie ſanft vom Boden auf, als ſie ihr Gebet geendet hatte. Aber vergebens beſtrebte er ſich, mit aller Macht ſeines begeiſterten Worts die Nebel zu verſcheuchen, welche ihren Sinn umſchleiert hielten: Sie konnte es nicht faſſen, daß der Mann, den ſie liebte, der ihr zu gehören verſprochen hatte, es vorziehen mochte, Glück und Leben einem Phantom von Freiheit zu opfern. Sie ſchlug ihm vor, mit ihr Neapel zu verlaſſen und in irgend einem Winkel der Erde die Entſcheidung der Dinge abzuwarten. Sie beſchwor ihn, als er ihr die Unmöglichkeit eines ſolchen Schrittes vorſtellte, einen Weg der Ausſöhnung mit dem Könige zu

verſuchen. Dazwiſchen drängten ſich die leidenſchaftlichen Bitten, wenigſtens durch den Beſuch der Meſſe zu zeigen, daß der gegen ihn erhobene Verdacht der Ketzerei und des Atheismus ungegründet ſei. Es war in ihren Reden ein Chaos von unklarer Leidenſchaft, gemiſcht aus religiöſen Beängſtigungen, royaliſtiſchen Sympathien, Eiferſucht auf Donna Eleonora, und zärtlicher Neigung für den Geliebten. In ihren Beſchwörungen und Bitten, die das Unmögliche verlangten, Geſchehenes ungeſchehen machen, alle Verhältniſſe umgeſtalten, Innerliches zum Aeußerlichen umſchaffen, geiſtige Empfindungen, Pflichten und Ueberzeugungen des Geliebten mit dem materiellen Maßſtabe des eignen Egoismus gemeſſen wiſſen wollten — in all dieſem lag ſo viel Sinnverwirrendes und doch zugleich wieder ſoviel Rührendes durch die Einfalt des Glaubens an die Möglichkeit, ja Leichtigkeit der Gewäh-

rung ihrer Wünſche, daß Colletta's Herz und Sinne ſich wie von Schwindel ergriffen fühlten.

Als ſie geendet hatte, ſetzte er ſich zu ihr auf die Ottomane. Allmälig gelang es ihm, ihre Aufregung zu beruhigen. Sie umſchlang ihn mit ihren ſchönen Armen, und drückte ihn zum Erſtenmale mit ungewohnter Leidenſchaft an ihren jungfräulichen Buſen, deſſen ſtürmiſches Auf- und Niederwallen die leidenſchaftliche Bewegung ihres Innern verrieth. Verſprich mir wenigſtens, flüſterte ſie leiſe, wenn Du auch taub biſt gegen alle meine übrigen Bitten, verſprich mir, das Eine: Donna Eleonora zu meiden, ſie nicht wiederzuſehen!

Du zerreißeſt mir das Herz, geliebteſte Luigia, erwiederte ſchmerzlich bewegt Colletta, aber auch dieſen Wunſch vermag ich Dir nicht zu gewähren, auch wenn ich es wollte. Donna Eleonora iſt die bewegende Feder in dem Werke unſerer Revolution. Ihr Geiſt iſt die Seele

unſerer Unternehmungen. Als Freund der Freiheit, als Bürger der Republik, als Mitberather ihres Schickſals — kann ich, darf ich es nicht vermeiden, Donna Eleonora zu ſehen. Ja, ich geſtehe Dir's, ich muß noch heute ihr Haus aufſuchen, ehe die Mitternacht vorüber iſt, weil ich Manthone und andere Freunde ſprechen muß, die ich dort verſammelt finde.

Wenn Du das thuſt, ſo biſt Du mir verloren! rief im Tone des tiefſten Schmerzes Luigia aus. Höre mich an, Pietro, fuhr ſie fort, und ihre Augen flammten. Ich weiß, daß Eleonora Dich noch immer liebt, obſchon ihr Stolz Dir entſagt hat. Ich weiß, ich fühle es in jedem Athemzuge, daß auch Dein Herz noch immer ihr gehört, denn Dein Geiſt iſt unauflöslich an den ihrigen gefeſſelt. Ich habe nichts, als meine Liebe zu Dir, die mein Alles iſt. Eleonora aber iſt ſchöner als ich, ſie beſitzt in der Macht ihres Geiſtes einen Zauber, der Dich

auf immer gefeſſelt hält. Sie allein vermag Dein ganzes Weſen auszufüllen, Dein Herz und Deinen Geiſt gleichmäßig zu befriedigen. Mit ihr allein, die Deine Anſichten und Irrthümer theilt, deren Begeiſterung für die neue Freiheitslehre auch die Deine iſt, ſie, vor deren Begabung ſich unſere ſtolzeſten und klügſten Männer beugen — mit ihr allein glaubſt Du glücklich ſein zu können. Dies Alles weiß ich, fühle ich mit unausſprechlichem Jammer; und dennoch, o mein Pietro! rief ſie laut weinend aus, kann ich Dich ihr nicht laſſen! Dennoch beſitze ich nicht die Kraft, Dir zu entſagen, Dich einer Andern zu überlaſſen, die ich lieben, die ich verehren würde, wenn ſie mir nicht mein Theuerſtes zu rauben drohte, und die ich jetzt fürchte, die ich — ja! die ich haſſe, weil ſie der böſe Dämon meiner Liebe iſt!

Colletta fühlte ſich von dieſem Ausbruche des Gefühls im Tiefſten erſchüttert. Die Offen-

heit dieſes Geſtändniſſes, die Verzweiflung der Leidenſchaft, welche ſich in demſelben ausſprach, die hingebende Zärtlichkeit der ſonſt ſo ſchüchternen Jungfrau — dies Alles erfüllte ſein Herz mit jenem Gefühle liebevollen Mitleids, das nur zu ſehr geeignet iſt, uns über das wirkliche Weſen unſerer Empfindungen zu täuſchen. In dem lebhaften Verlangen ſie tröſtend zu beruhigen, ſteigerte er unbewußt den Ausdruck ſeiner Gefühle und mit ihm dieſe ſelbſt zu einer Leidenſchaftlichkeit, die ſein eignes Herz berauſchte. Er gab ihr die ſüßeſten Liebesnamen, die ihr Ohr mit Wonne und Entzücken trank. Seine Küſſe flammten auf ihren Lippen und wurden mit gleicher Flammengluth erwiedert. — —

Tiefer und tiefer brannten die Kerzen. Mitternacht war längſt vorüber. Luigia's thränenvolle Seufzer waren längſt erſtickt und untergegangen in einem Meere von flammender Wonne.

Und Du willst mich nimmer verlassen? hauchte sie, aufgelöst von Seligkeit, in den Armen des Geliebten.

Niemals, Geliebte, niemals!

Ein Windstoß traf mit bange klagendem Tone das Fenster, und verlöschte, durch den aufspringenden Flügel dringend, die Kerzen.

Die Liebenden fuhren empor aus ihrem Rausche. Der volle Mond warf seinen hellen Schein in das Zimmer. Colletta starrte in Luigia's Antlitz, das im bleichen Lichte des Mondes ihm in gespenstischer Blässe, wie von der Hand des Todes berührt, erschien.

Sie umschlang ihn mit ihren Armen: Jetzt bin ich Dein — und Du bist mein. Jetzt kannst Du mich nicht verlassen!

Colletta schauerte unwillkürlich zusammen bei diesen Worten. So liebevoll sie klangen, so schien es ihm, doch als liege in diesem Ausruf in diesem Momente ein leiser Ton des

Triumphs, des Sieges über ihn und ſeine Schwäche, während das Gefühl der tiefen Wahrheit jener Worte ſein Herz erſtarren machte. Hätte Luigia die Empfindungen und Gedanken leſen können, deren widerſtreitendes Chaos ſeine Bruſt durchwogte, ſie würde eben ſo unglückſelig geweſen ſein, wie ſie ſich jetzt glückſelig fühlte.

Wann ſoll die Weihe des Prieſters unſern Bund ſegnen? flüſterte ſie, ihn noch immer umſchlungen haltend, indem ſie das Haupt an ſeiner Bruſt barg.

Morgen — übermorgen, wann Du willſt — erwiederte er mit faſt tonloſer Stimme. Doch jetzt laß uns ſcheiden.

Nur Eins noch, Geliebter! rief plötzlich Luigia, indem ſie zu einem kleinen Schranke eilte, und aus einem verſchloſſenen Käſtchen ein Papier nahm, das ſie Colletta hinreichte. Nimm

dies, und trage es bei Dir, wo Du auch sein magst.

Ein Geräusch von Tritten scholl in diesem Augenblicke von der Straße her durch das offne Fenster an Colletta's Ohr. Rasch dem Fenster sich nähernd erblickte er eine Anzahl Männer, welche tief in ihre Mäntel gehüllt aus dem Palaste traten, und sich leise und schnellen Schrittes nach verschiedenen Seiten hin entfernten. Plötzlich erscholl der schwere gemessene Schritt der Ronden von der einen Seite der Straße herauf, und Colletta vernahm, wie einer jener Männer, schleunigst umkehrend, zu einem andern sagte: Wir müssen zurück ins Haus, Pater Ignazio! bis die Ronde vorüber ist. Die Soldaten würden mich erkennen. Es sind Colletta's Kalabresen!

Die Stimme war ihm bekannt. Es war der Herzog von Roccaromana. Was that er hier mit diesen Männern im Palaste San Fe-

lina um dieſe Stunde? Der Gedanke an die Worte des Pazzo traf wie ein Blitzſtrahl Colletta's Seele.

Was ſoll mir dies Blatt, ſprach er zu Luigia gewendet, indem er gedankenlos auf die dargebotene Gabe hinſtarrte.

Nimm es, Geliebter, flüſterte mit ängſtlichem Dringen Luigia. Gefahr droht in der nächſten Zukunft, für Dich, für Euch alle. Dies Blatt wird Dich ſchützen!

Colletta betrachtete das Blatt, auf dem mit rother Farbe ein Kreuz und unter demſelben die Buchſtaben V. I. R. F.*) gemalt waren.

Bei dem Allmächtigen, wer gab Dir dieſes Papier, Luigia? rief er plötzlich aus, indem eine düſtere Ahnung ſein Innerſtes durchzuckte.

Ein Freund unſres Hauſes ſandte es mir dieſen Morgen. Ich habe geſchworen, ihn nicht

*) Viva il re Ferdinando.

zu nennen — nicht eher, als bis San Giuſeppe vorüber ſei.

Du mußt ihn nennen, Luigia, und hätteſt Du zehn Eide geſchworen. Es gilt ſein Leben oder das meine. Ich nehme die Karte nicht, wenn Du es nicht thuſt.

Fordere Alles von mir, Geliebteſter, nur das Eine nicht! verſetzte Luigia zu ſeinen Füßen ſtürzend und ſeine Knie umfaſſend, ich kann, ich darf es nicht! ich habe geſchworen bei meiner Seligkeit. Es wäre denn, daß auch Du mir gelobteſt, ſeinen Namen nicht zu nennen.

Den Namen, den Namen, es gilt die Rettung des Vaterlandes! rief außer ſich vor Bewegung der junge Mann. In demſelben Augenblicke aber fielen ſeine Augen auf die Umhüllung, in welche die Karte verborgen geweſen war. Haſtig ergriff er dieſelbe, ſchnell überflog ſein Auge die wenigen Zeilen, welche mit F. B. unterzeichnet waren.

Also doch! Federigo Baker! rief er aus, indem er rasch nach Degen und Mantel griff. —

Pietro, höre mich! Du willst uns Alle verderben, Dich, mich und ihn, den Armen! jammerte Luigia dem Hinwegeilenden nach, der wie von Furien gepeitscht aus dem Zimmer stürzte.

Schon hörte Luigia seine Tritte auf dem Pflaster der Straße schallen.

Der volle Schein des Mondes beleuchtete ihr schreckenbleiches Gesicht. Wie wird das enden! rief sie weinend aus, indem sie sich aufs Neue vor dem Bilde der Madonna auf die Kniee warf. Ihr aufgelöstes blondes Haar floß nieder über die weißen Schultern auf das schwarze Gewand; — sie glich der verzweifelnden Magdalena in ihrer büßenden Zerknirschung. Dann — als habe sie plötzlich einen

Entſchluß gefaßt, erhob ſie ſich raſch vom Boden, warf einen Mantel um, und verließ eilenden Schrittes ihr Zimmer.

Kapitel XL.

Es war in der erſten Stunde nach Mitternacht. In dem Saale der Fürſtin Pimentelli war es allmälig leer geworden. Nur der Kriegsminiſter Don Gabriel Manthone, Domenico Cirillo und der junge Herzog von Andria, Ettore Caraffa, ſaßen noch um das lodernde Kaminfeuer, an welchem die Fürſtin auf einem Lehnſeſſel Platz genommen hatte.

Donna Eleonora war ſichtbar von den Anſtrengungen des Abends ermüdet. Ihre Augen leuchteten in fieberiſchem Glanze, und mit der Hand das müde Haupt aufſtützend, blickte ſie, ohne an dem Geſpräche der Männer Theil zu

nehmen, ſtarr in die kniſternde Gluth, deren Flamme ſie von Zeit zu Zeit mit der metallenen Scheide von Caraffa's Degen anſchürte, welche ſie ſpielend in der ſchönen Hand hielt.

Alſo Ihr ſeid entſchloſſen, Don Ettore, fragte Cirillo den jungen Mann, welcher ſo eben die Erzählung ſeiner Flucht aus Neapel, [illegible] im Anfange dieſer Geſchichte gedachten, und der darauf folgenden Reiſen und Abenteuer beendet hatte, — Ihr ſeid entſchloſſen, für die Freiheit von Neapel zu kämpfen, obgleich Ihr ſelbſt nicht mehr an die Möglichkeit der Freiheit für unſere Zeit glaubt?

Allerdings bin ich das, mein alter Freund! verſetzte der Gefragte, ein junger Mann von athletiſcher Körperbildung und einem Geſichte, in welchem ſich verwegene Kühnheit und wilde Entſchloſſenheit mit einem Ausdruck von Leichtſinn und ritterlicher Galanterie gemiſcht zeigten. Und wäre es auch nur, fuhr er fort, um unſe-

rer ſchönen Freundin willen, deren Herz ſo gläubig an der neuen Freiheit hängt, weil ſie die Früchte derſelben da draußen nicht geſehen.

Donna Eleonora blickte auf, als wollte ſie Etwas erwiedern, verſank aber alsbald wieder in die Melancholie ihres träumenden Hinbrütens.

Ich kann Euch verſichern, Ihr Herren, fuhr Caraffa fort, die zwei Jahre, welche ich außerhalb Neapel in Frankreich und Italien zugebracht, haben mir gar viele meiner Illuſionen geraubt. Von den Franzoſen bei ſich zu Hauſe will ich gar nicht reden. Ihre Republik wird am längſten gedauert haben. Der erſte beſte glückliche Soldat unter ihren vielen ehrgeizigen Generalen, die Alles ſind, nur keine Republikaner, wird ihr über kurz oder lang ein Ende machen. Aber was Italien, was Neapel von ihnen zu erwarten hat, darüber ſind mir in der neuen Republik Rom die Augen aufgegangen.

Da haben sie nun den armen alten Papst weggeführt, nachdem sie ihn bis auf das Letzte ausgeplündert, ja ihm sogar den Fischerring vom Finger gezogen haben. Ihr klagtet hier schon über den braven Championnet. Aber in Rom haben Massena und seine Spießgesellen ganz anders gewirthschaftet. Den Anfang machte eine Contribution von zwölf Millionen in barem Gelde und zwei Millionen in Lebensmitteln. Dann kam das Silbergeschirr der reichen Familien, ihr kostbarer Hausrath, die Sammlungen von Kunstwerken, Gemälden und Statuen an die Reihe. Gleichviel, ob öffentliches Eigenthum oder Privatbesitz — Alles fiel in die Hände dieser neufranzösischen Freiheitsapostel. Alles Eigenthum ist unsicher geworden in Rom, und ein Raubsystem eingerichtet, das zuletzt selbst die Subalternoffiziere der Armee gegen ihre räuberischen Führer erbittert hat, welche den Namen Frankreichs und

der Freiheit mit Schmach und Schande brandmarken. Und dabei haben sie in der neuen römischen Republik Consuln und Prätoren, Quästoren, Präfekten, Tribunen und Senatoren — das ganze republikanische Puppenspiel der Freiheit, aufgestutzt mit dem Plunder altrömischer Namen aus der Rumpelkammer der weiland römischen Geschichte vor zweitausend und mehr Jahren. Es fehlt nur eine Kleinigkeit — die Freiheit selbst.

Was Ihr erzählt, ist freilich entsetzlich, erwiederte der ehrwürdige Greis Cirillo, sein graues Haupt schüttelnd. Aber dennoch verzage ich nicht. Alle diese Dinge können nicht ewig dauern. Diese Uebelstände sind vorübergehend, und Ihr selbst erzählt, daß den räuberischen Obergeneralen der französischen Republik von ihren Offizieren und dem Heere bereits der Gehorsam gekündigt worden, und daß diese Massena, Augereau, Victor und wie sie weiter heißen mögen,

als Feinde des Heeres und Beschimpfer der Ehre der Republik verklagt worden sind. Dagegen war das alte Pfaffen- und Despotenregiment, von welchen diese Franzosen Rom und Italien befreit haben, ewig wie der abgefallene Engel, der sich des Reiches Christi immer wieder bemächtigt. Und so bin ich der Meinung, daß die Freiheit, daß die freie Uebung aller menschlichen Anlagen im freien Staate durch keine vorübergehenden Opfer zu theuer erkauft wird.

Don Domenico hat recht, fiel hier Manthone ein. Seht nur auf Frankreich selbst, Freund Hektor, das der Freiheit noch ungleich größere Opfer und Ströme seines edelsten Blutes dargebracht hat. Aber alle diese Opfer und alle diese Leiden, was wiegen sie im Vergleich zu den ungeheuren Vortheilen, welche allein die konstituirende Versammlung dem neuen Frankreich geschaffen und für alle Generationen fest

gegründet hat! Schon das allein, daß Frankreich jetzt wirklich eine Nation ist durch die Centralisirung seiner Regierung — diese Einheit, die für unser theures Italien noch in so weiter Ferne liegt, — sie ist ein unbezahlbares Glück. Dazu die Reform seines Rechts, die religiöse Duldung, die Sicherung der persönlichen Freiheit, die Gleichheit der Abgaben, die Aufhebung aller Feudalrechte, die Freiheit des Worts und der Presse — glaubt Ihr wirklich, Don Ettore, daß alle diese kostbaren Güter jemals der französischen Nation wieder auf die Dauer entrissen, daß sie, einmal dort anerkannt im Lichte der neuen Sonne, auch der übrigen Europäischen Menschheit vorenthalten bleiben können?

Chi lo sa! (wer weiß es!) versetzte leichtfertig der junge Mann. Mein Geist fliegt nicht so hoch, wie der Eure, Don Gabriel. Ich lebe in

der Gegenwart, und ſehe nur, was mir vor den Füßen liegt.

Dann freilich iſt mit Euch nicht zu ſtreiten, erwiederte Cirillo, denn nur wer den Blick auf die Zukunft richtet, vermag die Gegenwart richtig zu ſchätzen, und ihre Leiden zu ertragen, im ſichern Hinblick auf den künftigen Erſatz.

Das mag ſein, entgegnete Caraffa. Ich aber bin ein Kind der Gegenwart und des Augenblicks. Uebrigens nach dem, was ich von den Franzoſen in Italien und im Schweizerland geſehen, bleibt es mein Wahlſpruch: kein Volk kann dem andern die Freiheit ſchenken, noch weniger ſie ihm ſichern. Wenn wir nicht ſelbſt ſtark genug ſind, die Wiederkehr der Tyrannen abzuwehren, ſo werden wir verloren ſein!

Ihr ſagtet doch, fiel hier Cirillo ein, der neue Commiſſar der franzöſiſchen Republik, der Euch von Rom hierher begleitet hat, ſei ein

wackrer Mann, und warmer Freund der Freiheit Neapels!

Das ist er auch, versetzte Caraffa. Monsieur Abrial ist gewiß einer der edelsten und reinsten Männer, die ich unter den Franzosen kennen gelernt. Aber er wird die französischen Truppen nicht in Neapel halten können, wenn die Republik, die jetzt selber hart bedrängt ist, sie bald anderswo nöthig hat, und dann gilt es, zu beweisen, was Neapel selbst vermag.

Wohl gesprochen, Don Ettore! rief hier Donna Eleonora aus, und ich hoffe, der Herzog von Andria wird nicht der Letzte sein, welcher diesen Beweis führen hilft.

Er wünscht nichts sehnlicher, erwiederte, sich mit ehrfurchtsvoller Galanterie verbeugend, der junge Herzog, als für Euch und Eure Sache seinen Degen und sein Leben einzusetzen. Für mich besteht die Freiheit im Waffenblitzen der Schlacht und Gefahr, und sicher werden wir

wenigſtens ſo lange frei ſein, als wir das Schwert in der Hand, die Gefahr und den Feind vor uns haben.

Dann ſeid Ihr es jetzt mehr, als Ihr es jemals geweſen! rief hier plötzlich eine Stimme von der Thüre des Saales her. Alle fuhren auf, und ſtarrten auf Colletta, der athemlos, den entblößten Degen in der Hand, das Geſicht von Todtenbläſſe überdeckt, vor ihnen ſtand.

Beim Himmel, was habt Ihr, was iſt Euch, Ihr ſeid verwundet! riefen alle durcheinander.

Es iſt nichts, nur ein Streifſtoß, der mir den Arm leicht verletzte, erwiederte Colletta, während einzelne Blutstropfen über ſeine Hand auf den Teppich niederfielen. Sorgt nicht darum, wandte er ſich zu Donna Eleonora, die ſich mit ſchreckenbleichem Geſichte ihm näherte, während der greiſe Arzt Domenico Cirillo die Wunde des jungen Mannes unterſuchte, — und verzeiht vor Allem meinen Eintritt in ſo ſpäter

Stunde. Aber das Vaterland iſt in Gefahr! Eine Verſchwörung iſt im Werke gegen die Freiheit, gegen unſer aller Leben. Don Gabriel, auf ein Wort mit Euch allein!

Die Freunde zogen ſich in eins der anſtoßenden Gemächer zurück, und hier erzählte Colletta mit raſchen Worten dem Kriegsminiſter der Republik die Mittheilungen des Pazzo und die Andeutungen Luigia's, indem er ihm zugleich die von ihr empfangene geheimnißvolle Karte übergab. Als ich hierher eilte, fuhr er fort, um Euch aufzuſuchen, begegnete ich zufällig auf der Piazza del Mercato dem Capitain Baker, auf den der Pazzo meinen Verdacht zuerſt gebracht, und deſſen Handſchrift ich auf jenem Blatte zu erkennen geglaubt hatte. Ich hielt ihn an, und forderte von ihm Antwort auf die Frage: ob er an Donna Luigia ein Billet überſendet. Seine ſprachloſe Beſtürzung beſtärkte mich in meinem Argwohn, noch mehr der Verſuch, ſich

schweigend von mir loszumachen. Als ich ihn beim Arme ergriff, war ein rascher aber unsicher geführter Stoß seines Degens die Antwort. Unsere Klingen kreuzten sich, und nach wenigen Stößen sank er von der meinen durchbohrt zu Boden. Sein letzter Seufzer, setzte Colletta schaudernd hinzu — war ein Fluch mit dem Namen Luigia begleitet. Ich ließ den Leichnam in die nächste Wache tragen, und hier fanden sich in seinem Portefeuille diese Papiere, — die über den Plan der Verschwörung und einen Theil ihrer Mitglieder keinen Zweifel lassen. Aber die höchste Eile ist nöthig, denn schon übermorgen ist San Giuseppe, der zum Ausbruch der Verschwörung festgesetzte Tag.

Wir müssen vor Allem uns des alten Cristallaro zu bemächtigen suchen, und demnächst auch dieses Pfaffen, des Pater Ignazio — versetzte Manthone. Eure Braut, Donna Luigia San Felina —

Um Gottes willen, Don Gabriel, Luigia's Name darf nicht genannt werden.

Ich hoffe, daß es nicht nöthig sein wird, obschon ich besorge, daß ihre Tante, die alte Fürstin Caracciolo dem Plane nicht fremd ist. Ihre royalistischen Gesinnungen sind bekannt, und auch ihre Nichte soll davon angesteckt sein. Du hast da einen schlimmen Stand, armer Freund!

Colletta seufzte. Das arglose Wort des Freundes fuhr ihm wie ein scharfer Dolch durch die Brust.

Indessen so wie die Sachen jetzt stehen, fuhr Manthone fort, hat Deine Verlobte ja nichts zu fürchten, da sie sich vielmehr durch die Mittheilung und Auslieferung jenes Blattes den Dank des Vaterlandes verdient hat. Doch jetzt ans Werk! — Bist Du wirklich nur leicht verwundet?

Colletta bejahte es durch ein Neigen des Kopfes.

Nun, so nimm eine Kompagnie Deiner Kalabresen, besetze die Wohnung des Cristallaro, und verhafte ihn und wen Du bei ihm findest. Den Franziskaner werde ich selber in seinem Kloster zu fangen suchen. Wir müssen uns der Häupter der Verschwornen versichert haben, ehe der Morgen tagt. Caraffa kann Dich begleiten. —

Die Freunde besprachen noch rasch einige der erforderlichen Maßregeln, und kehrten dann zu den Uebrigen zurück, denen sie in der Kürze den Stand der Dinge mittheilten, worauf sich die sämmtlichen Anwesenden auf ihre Posten begaben. Domenico Cirillo übernahm es, den Staatsrath zu berufen, Hektor Caraffa schickte sich an, Colletta zu begleiten, während Manthone sich entfernte, um den französischen Oberbefehlshaber von der ent-

deckten Verschwörung in Kenntniß zu setzen, und sich eine Anzahl französischer Truppen zu seiner unmittelbaren Verfügung zu erbitten.

Kapitel XLI.

Von Todesangſt getrieben, eilte Luigia, nachdem ſie ihr Zimmer verlaſſen, durch die Corridore des Palaſtes zu einer kleinen Hintertreppe, welche zum Erdgeſchoſſe in die Wohnung des Criſtallaro führte. Sie ahnte, ohne von der Verſchwörung ſelbſt Genaueres zu wiſſen, daß ihm und den Seinen die Mittheilung jenes Blattes an Colletta Gefahr und Verderben bringen könne, und war entſchloſſen, wenigſtens denjenigen zu retten, welcher ſich und ſein Leben aus Liebe zu ihr vertrauensvoll in ihre Hand gegeben hatte. Der junge Baker war als ihr Hausgenoſſe und Liebling ihres Vaters mit

ihr als Kind erzogen worden. Er hatte die Spiele ihrer Jugend getheilt; und wenn auch später die Liebe zu Colletta ihre frühere Neigung zu dem Jugendgefährten in den Hintergrund stellte, und sie an einer Erwiederung seiner Leidenschaft verhinderte — so hatte es doch eine Zeit gegeben, wo sie von Colletta anscheinend verlassen und aufgegeben, dem jungen Federigo eine vertraulichere Annäherung und Theilnahme an ihrem Kummer gestattet hatte. Der Gedanke, ihn jetzt in Gefahr gestürzt, ihm den Schwur des Geheimnisses gebrochen zu haben, setzte sie fast außer sich. Mit der labyrinthischen Oertlichkeit des weitläuftigen Gebäudes vertraut, erreichte sie endlich durch eine Reihe von Gängen, im Finstern ihren Weg suchend, die Thüre, welche zur Wohnung des Cristallaro führte.

In dem Augenblicke, wo sie sich derselben näherte, glaubte sie bei dem blassen Scheine des Mondlichts, das durch eine offene Wölbung am

Ende der Halle fiel, eine Gestalt wahrzunehmen. War es ihre fieberisch erhitzte Phantasie — oder war es Wahrheit? Die Gestalt trug die Züge Federigo's — und winkte ihr mit der Linken drohend zurück, während dieselbe mit der Rechten auf eine Wunde der offenen Brust deutete, aus der ein heller Blutstrahl hervorsprang. Luigia that einen lauten Schrei. Ihre Sinne schwindelten, ihre Kniee brachen. Als sie die Augen wieder aufschlug, war die Gestalt verschwunden. Wiederum alle Kräfte zusammenraffend, näherte sie sich der Thüre. Aber vergeblich war ihr Bemühen, sich durch Klopfen Eingang zu verschaffen. Alles schien im tiefsten Schlafe begraben. Nur durch eine Fensterspalte in einem Theile des Hintergebäudes glaubte sie noch einen Lichtschimmer zu erblicken. Während sie einen Augenblick still stand, um zu überlegen, wie sie in den Hof gelangen sollte, schien es ihr endlich, als nähere man sich von innen

der Thüre. Ein ſchwerer Riegel ward hinweggeſchoben, und die lange hagere Geſtalt des Criſtallaro, die Lampe in der einen, ein geſpanntes Piſtol in der andern Hand, ſtand vor ihr.

Bei der heiligen Jungfrau, redete er ſie an, Ihr hier, Madonna Luigia, in ſo tiefer Nacht? Darf ich fragen, was Euch zu mir führt in ſo ſpäter Stunde?

Iſt Federigo — iſt Euer Sohn daheim? ſtammelte Luigia, bleich und an allen Gliedern bebend.

Nein! aber was iſt Euch? was habt Ihr mit ihm?

Laßt ihn augenblicklich rufen, wo er auch ſein mag. An jeder Minute hängen Tod und Leben. Er iſt verloren, wenn ich ihn nicht warne, und auch Ihr vielleicht — ſetzte ſie mit einem furchtſamen Blicke auf die Geſtalt des Alten hinzu, deſſen eiſerne Geſichtszüge ſich bei jedem ihrer Worte noch mehr zu verfinſtern begannen.

Tretet ein! ſagte er rauh, indem er ſie raſch bei der Hand ergriff, und die Thüre hinter der Eingetretenen ſofort wieder verſchloß. Und jetzt — ſetzte er hinzu, indem er den ſchweren Eiſenriegel vorſchob — jetzt erklärt Euch ſchnell und deutlich, was Ihr in ſpäter Nacht meinem Sohne, dem Hauptmann Don Federigo Baker zu ſagen, welche Gefahr Ihr ihm zu melden habt.

Ein dumpfes Geräuſch, wie ferner Trommelwirbel traf in dieſem Augenblicke das ſcharfe Ohr des aufhorchenden Criſtallaro. Seine Geſtalt zuckte zuſammen. Er horchte noch einmal.

Das iſt der Generalmarſch der Franzoſen! rief er aus. Was bedeutet das? Sollte es möglich ſein, daß wir verrathen wären! — und ohne auf Luigia zu achten, die unwillkürlich ſeinen Schritten folgte — eilte der Criſtallaro durch mehrere Gemächer jenem Saale zu, den wir aus einem der vorigen Kapitel kennen gelernt haben.

Beim Eintritt in denſelben bemerkte Luigia

eine Anzahl Männer, welche an einem Tiſche ſitzend, oder in Gruppen zuſammenſtehend, die Rückkehr des Criſtallaro ſchweigend erwartet zu haben ſchienen. Das ferne Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Hornſignale drang indeſſen immer vernehmlicher durch die Nachtſtille. Bei dem Anblicke der mit dem Criſtallaro zugleich eingetretenen Luigia fuhren alle von ihren Plätzen empor.

Ruhig, Freunde! redete der Criſtallaro ſie an. Die Tochter des Hauſes San Felina kommt als Freundin zu uns. Sie bringt uns eine Warnung, und ich glaube faſt, wir haben ſie nöthig, fügte er hinzu, während der dumpfe Ton des Allarmmarſches immer hörbarer durch die Nacht verklang. Wo iſt Don Federigo, Herr Herzog Roccaromana? wendete er ſich zu einem der Anweſenden. Er verließ mit Euch das Haus; vielleicht könnte er uns Auskunft geben, was dieſer Lärm zu bedeuten hat.

In dieſem Augenblicke vernahm man das

Geräusch eilender Tritte gegen eine Thür am entgegengesetzten Ende des Saales. Ein todtenbleicher Diener des Cristallaro stürzte herein, mit den Worten: Ein Unbekannter gab mir dies für Euch, als ich Wache hielt an der kleinen Ausgangspforte, und verschwand in demselben Augenblicke.

Der Cristallaro nahm das Blatt, warf einen Blick auf die hastig mit Bleistift in einer den Verschwornen bekannten Chifferschrift hingeworfenen Züge, und sank wie vom Schlage getroffen in einen Sessel.

Mein Sohn, mein Federigo ist ermordet! stammelte er mit bebenden Lippen. Wir sind verrathen! Fluch! tausendfacher Fluch dem Verräther! riefen die Verschwornen, und griffen zu ihren Waffen, denn schon erdröhnte der schwere Schritt bewaffneter Massen von der Straße her durch die Nacht. Kolbenstöße schmetterten gegen die Eingangsthore des Hauses. Man unter-

ſchied bereits die lauten Stimmen, welche im Namen des Geſetzes Einlaß begehrten. Durch das geöffnete Portal des Palaſtes drangen die Schritte der Kommenden näher und näher. Auf dem Hofe erſcholl der Ruf: Evviva la republica, viva la liberta!

Die Ausgangspforten ſind verloren! rief ſich erhebend der Criſtallaro. Rettet Euch durch den Keller in die unterirdiſchen Gänge. Ich bleibe hier! Was liegt mir jetzt am Leben! Vincenzo, wendete er ſich zu dem Diener, Du kennſt den Weg, hier ſind die Schlüſſel! Führe die Signori hinab!

Alles ſtürzte durch die ſchmale Hinterthüre des Saales dem voranleuchtenden Diener nach. Roccaromana aber wendete ſich, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, raſch zurück, und ergriff die halbohnmächtige Luigia, welche an allen Sinnen gelähmt, ihm keinen Widerſtand zu leiſten vermochte.

Dies ist kein Ort für Euch, schöne Luigia! rief er im Tone wilden Spottes. Denn wenn auch Euer Colletta die Leute anführen sollte, welche uns hier so frech in unserer Unterhaltung stören, so würde er doch sehr wenig erfreut sein, Euch, seine Verlobte, hier in dieser Gesellschaft zu finden. Und ohne eine Antwort zu erwarten, umschlang er die sich vergeblich sträubende Luigia mit starkem Arme, und eilte mit ihr schnellen Schrittes den entflohenen Gefährten nach.

Fast das ganze Neapel ist über Höhlen und unterirdischen Gängen erbaut, deren labyrinthische Verschlingung sich von einem Ende der ungeheuren Stadt zum andern zieht. Ihre grandiosen Paläste und langen Straßen erheben sich über einem Gewirr solcher unterirdischen Wölbungen, Aquädukte, Gänge und Grotten; und der Fremde, der durch das Gewühl der endlosen Toledostraße sich drängt, um Santa Lucia und

die anmuthigen Gärten der Villa reale zu erreichen, ahnt nicht, daß vielleicht zur selben Zeit unter seinen Füßen ein Wanderer seinen Weg beim Schein einer Laterne in derselben Richtung hin, von Ponte di Tappia aus durch die Höhlungen des Monte Echia bis zur Piazza di Vittoria am Ufer des Meeres forttappt. Durch diese unterirdischen Gänge ward einst Neapel von Belisar, und später von den Waffen der Arragonesischen Herrscher erobert. In späteren Zeiten wurden viele derselben zugemauert, weil sie Räuberbanden sichere Schlupfwinkel gewährten. Aber noch jetzt dient ein Theil derselben der niedrigsten und ärmsten Volksklasse als Wohnung und Obdach. Die Fischhändler, Fischverkäufer und Weinschenker niedrigsten Ranges benutzen manche Theile derselben als Niederlage und Speicher, und die für die Gesundheit so gefährliche, durch die Gesetze verpönte Mischung und Verfälschung der Weine, welche das niedere Volk Neapels

in seinen Spelunken trinkt, wird vorzugsweise in diesen, für die Polizei unnahbaren Höhlen betrieben. Fast alle Schenken, in denen das verrufene Gesindel der ungeheuren Stadt verkehrt, stehen mit solchen unterirdischen, nur den Eingeweihten bekannten Gängen in Verbindung, und gewähren Gaunern, Dieben und Verbrechern aller Art durch sie einen sichern Zufluchtsort vor den Dienern der Gerechtigkeit und ihren ohnehin saumseligen Verfolgungen.

Aus den Kellergewölben des Palastes von San Felina führte gleichfalls eine solche Verbindung zu jener labyrinthischen Unterwelt, in deren Dunkel jetzt die bei dem Cristallaro versammelt gewesenen Verschwornen unter Führung des Dieners Vincenzo Flucht und Rettung suchten vor der drohenden Todesgefahr der Entdeckung.

Druck von J. Petsch in Berlin.

Die

Republikaner in Neapel.

Dritter Theil.

Die
Republikaner in Neapel.

Hiſtoriſcher Roman

von

Adolf Stahr.

Dritter Theil.

(Der Autor behält ſich das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche vor.)

Berlin.
Verlag von Hermann Schultze.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Fünftes Buch.

Der Kampf in den Provinzen.

Kapitel XLI.

Während in der Hauptſtadt ſelbſt durch die entdeckte Verſchwörung des Criſtallaro die Republik ſich aus einer großen Gefahr gerettet ſah, zogen ſich in den Provinzen die Gewitterwolken gegen dieſelbe um ſo dräuender zuſammen.

Der Statthalter des Königreichs und Führer der Glaubensarmee, Kardinal Ruffo, hatte bis zum Anfange des März faſt ganz Kalabrien und einen Theil von Apulien theils durch Verſprechungen theils durch Gewalt und Liſt für die Sache des Königs wiedergewonnen. Die Sprache ſeiner Proklamationen, in denen er allen Anhängern der Glaubensarmee außer der Fülle der

himmliſchen Belohnungen, auch noch ſechsjährige Freiheit von allen Abgaben und Steuern, Antheil an der Beute an den konfiszirten Gütern der republikaniſchen Rebellen ſowie an den Brandſchazzungsgeldern der eroberten Städte verſprach, war dem gemeinen Volke bei weitem verſtändlicher und einleuchtender, als die von Freiheit, Vaterlandsliebe, Bürgertugend und Verfaſſungsglück überſtrömenden Reden und Erlaſſe, mit denen die republikaniſche Regierung und ihre Emiſſaire auf daſſelbe einzuwirken ſuchten. Immer zahlreichere Schaaren ſtrömten, mit dem weißen Kreuze und der rothen Kokarde, den Abzeichen der Königlichen geſchmückt, von allen Seiten in das Lager des kriegeriſchen Prieſters. Beſonders zeigte ſich die Geiſtlichkeit faſt an allen Orten zur Förderung ſeiner Zwecke wirkſam, und nicht wenige Prieſter und Mönche ſah man, das Kreuz in der Linken, den Säbel in der Rechten, unter den Anführern der Banden, welche täglich das

Heer des Glaubens (l'esercito della Santa Fede) verſtärkten.

Seinem Heere zur Seite operirte eine aus Sizilianiſchen und Engliſchen Kriegsfahrzeugen zuſammengeſetzte Flotte, welche die der Republik anhängenden Küſtenſtädte angriff und bombardirte, Truppen und Waffenvorräthe zur Verſtärkung der Glaubensarmee an das Land ſetzte, und die Gegend mit Proklamationen des Hofes von Palermo und mit Zeitungen überſchwemmte, welche von den Unglücksfällen und Niederlagen der Heere Frankreichs wahre und falſche Berichte verbreiteten, und die nahebevorſtehende Ankunft einer Flotte von Ruſſiſchen und Türkiſchen Schiffen zur Unterſtützung der Königlichen Sache meldeten. In der That waren in den römiſchen Grenzprovinzen Aufſtände gegen die Franzoſen ausgebrochen. An der Etſch ſtand ein mächtiges Heer von Oeſterreichern bereit, gegen Unteritalien vorzudringen. In Sizilien war ein Ver-

ſtärkungsheer von achtzehntauſend Mann ausgerüſtet und bereit, auf Engliſchen Schiffen nach Kalabrien übergeführt zu werden. Der Kampf wurde von Seiten Ruffo's und ſeiner Banden mit einer Grauſamkeit geführt, von der die Annalen der neueren Geſchichte nur wenige Beiſpiele kennen. Die eroberten Städte wurden mit Feuer und Schwert verwüſtet, nicht Stand noch Alter und Geſchlecht wurde von den entmenſchten Horden verſchont. Und dies Schickſal traf ſelbſt ſolche Ortſchaften, die ſich, ohne eine Belagerung abzuwarten, ergaben. Denn Ruffo bedurfte der Plünderungen, um ſeine Truppen zu bezahlen.

Coſenza, die feſteſte Stadt der Republikaner in Apulien, war durch Verrath gefallen. Zwei Tage lang hatten Raub und Mord, Plünderung und Gewaltthat aller Art in der unglücklichen Stadt gewüthet. Tauſende von Leichen, welche die zügelloſe Wuth der Horden Ruffo's hingeſchlachtet hatte, lagen unter den rauchenden Trüm-

mern ihrer Häuſer, aus denen von Zeit zu Zeit noch hier und da die halberloſchenen Flammen zum Himmel emporloderten.

Es war der dritte Morgen nach der Einnahme der unglücklichen Stadt. Auf der Ebene an dem Flüßchen Crati, längs deſſen Ufern ſich die Schaaren Ruffo's gelagert hatten, erhob ſich ein prachtvoll geſchmückter Altar mit dem Kreuze des Erlöſers. Im weiten Kreiſe umſtanden denſelben die wilden Banden der Glaubensarmee, noch beſprizt mit dem Blute der gemordeten Greiſe, Weiber und Kinder, und wendeten andächtig ihre Blicke zu dem rieſigen Kreuze mit dem vergoldeten Chriſtusbilde empor, deſſen göttliche Dulbergeſtalt in den Strahlen der hellen Frühlingsmorgenſonne leuchtete.

Plözlich erſcholl kriegeriſche Muſik, und aus ſeinem Zelte trat der Kardinal, in der glänzenden Purpurtracht eines römiſchen Kirchenfürſten, begleitet von einem zahlreichen, feſtlich

geschmückten Gefolge von Bischöfen und Priestern höheren und niederen Ranges, von Geistlichen und Mönchen aller Orden, an welche sich die Magistrate der nächsten Städte und ein zahlreiches Geleit von Generalen und Häuptlingen der verschiedenen Banden anschlossen. Weißgekleidete Chorknaben mit Weihrauchgefäßen schritten vorauf, und unter dem Gesange geistlicher Hymnen näherte sich der Zug dem Altare. Der Kardinal, das Kreuz in der Linken, das Schwert in der Rechten, am Hute das Feldzeichen der Glaubensarmee, die rothe Kokarde mit dem weißen Kreuze, celebrirte die Messe.

Nach Beendigung der heiligen Handlung bestieg er eine, neben dem Altar errichtete Tribüne um seine Schaaren anzureden, und ihren Muth für neue Thaten zu entflammen.

„Ueber alles Lob erhaben, so schloß er seine mit Verwünschungen gegen die Rebellen und Ketzer, und mit Verheißungen hoher Belohnungen für die

Getreuen reichlich verſehene Rede, über alles Lob erhaben ſind die Thaten, welche Ihr, muthige Streiter für die Sache unſeres allerheiligſten Glaubens und für den Thron Eures angeſtammten Königs, in dieſen Tagen gegen die Feinde derſelben verrichtet habt. Und wenn manche von Euch in der Hitze des Kampfes und in dem Aufflammen Eures gerechten Zornes während der letzten Tage mit dem Blute der Schuldigen auch unſchuldiges Blut vergoſſen haben, ſo darf ich Euch doch für dieſe, wie für andere Sünden kraft meines heiligen Amtes volle Verzeihung und Abſolution aus dem Gnadenſchatze unſerer allerheiligſten Kirche verkünden. So knieet denn nieder, Ihr treuen und tapfern Gottesſtreiter und Kämpfer für Thron und Altar, und empfanget aus meiner Hand Vergebung Eurer Sünden und den Segen des Herrn."

Und wie von einen Zauber ergriffen ſtürzten alle die Tauſende welche das Blachfeld bedecken,

mit dem Rufe: la benedizione! la benedizione! auf ihre Kniee, und der blutige Prieſter ſegnete die Mörder mit dem Zeichen deſſen, der gekommen war in die Welt, um das Evangelium der Liebe der leidenden Menſchheit zu verkünden! —

Am Abende deſſelben Tages finden wir den Kardinal in ſeinem Zelte. Er hatte ſo eben mit den Hauptanführern ſeines Heeres Kriegsrath gehalten. In demſelben war beſchloſſen worden, dem von Neapel aus unter Duhesme und Caraffa anrückenden Heerhaufen der Republikaner möglichſt auszuweichen, bis die Verſtärkungen regelmäßiger Truppen von Sizilien angelangt ſein würden. Eine Menge von Depeſchen und Briefen, die er größtentheils ſelbſt geſchrieben, lag auf ſeinem Tiſche, bereit durch ſichere Boten an ferne Freunde und Anhänger verſendet zu werden, um den Eifer der einen zu ſpornen, der anderen zu zügeln und bis auf gelegnere Zeit zurückzuhalten.

Ein Ordonnanzoffizier trat ein, und meldete

die Ankunft eines Boten mit wichtigen Nachrichten aus Neapel. Der Kardinal befahl ihn einzulaſſen.

Es wird die Botſchaft ſein vom Criſtallaro, murmelte er vor ſich hin. Wenn ſein Anſchlag geglückt iſt, wird unſre Arbeit bald beendet ſein. Und dann — fuhr er fort, indem ſein Ehrgeiz ſich in weitgreifenden Gedanken verlor, — Pius VI. iſt nicht mehr. Die dreifache Krone wartet auf ein würdiges Haupt. Wenn erſt die völkerverführende Schlange der Freiheit zertreten unter unſern Füßen liegt, wenn die Franzoſen aus Italien vertrieben, das Gaukelſpiel dieſer Neapolitaniſchen und Römiſchen Republiken beendet iſt — dann, wer iſt der Mann, der es wagen darf, ſich neben Fabrizio Ruffo zu ſtellen als Bewerber für den Platz auf dem Stuhle Petri?"

In der That, kein geringeres Ziel hatten die hochfliegenden Pläne des ſtolzen und grauſamen Prieſters bei dieſem Vertilgungskriege, welchen

er gegen die Franzoſen und gegen die Freiheit Neapels zu führen unternommen hatte. Fabrizio Ruffo war nicht ohne einzelne Anwandlungen menſchlichen Gefühls. Es gab Augenblicke, wo er vor den Gräueln der Gegenwart und vor dem rothen Meere von Blut, durch welches ihn ſeine nächſte Zukunft führen mußte — zurückſchauderte. Aber ſein Ehrgeiz war mächtiger als jede ſolche flüchtige Regung. Und ſeine Weltbildung wie ſeine verſchrieene Freigeiſterei waren weder tief noch ſtark genug, um ſeinem hierarchiſchen Streben jenen Charakter des religiöſen Fanatismus zu nehmen, aus welchem er ſelbſt wie ſeine Umgebung ihre Nahrung zogen. In dem Kopfe dieſes, eben ſo argliſtigen und ränkevollen als energiſchen und ehrgeizigen Prieſters mußten alle Rückſichten jenem höchſten Ziele ſeines Strebens weichen. Er war ſich bewußt, nicht für den, von ihm verachteten König, noch weniger für den von ihm gehaßten königlichen

Günſtling Acton, ſondern für ſeine eigne Sache zu kämpfen. Die Wiederaufrichtung des Throns von Neapel ſollte ihm nur der Fußſchemel ſein für einen höheren Thron, für den Thron des Beherrſchers der Chriſtenheit.

Es gab einſt eine Zeit, ſprach er düſter vor ſich hin, indem er aufſtand und den Raum des Zeltgemachs mit großen Schritten durchmaß — es gab eine Zeit, wo ich fähig geweſen wäre, für den Preis der höchſten Gewalt ſelbſt die andere Partei zu ergreifen; eine Zeit, wo die wilde Leidenſchaft meines Herzens zu jenem, jetzt ſo tödtlich gehaßten Weibe mir keinen Preis ihres Beſitzes zu hoch erſcheinen ließ. Dieſe Zeit iſt vorbei. Jetzt lechzt mein Herz nach anderm Genuſſe — nach Rache, ja Rache an ihr, die mich verſtoßen, Rache an denen, die mich mit Hohn hinweggewieſen aus ihren Reihen. Ich denke, ſetzte er hinzu, während ein höhniſches Lächeln ſeine Geſichtszüge überflog, — auch ſie

gedenken jetzt dieſer Zeit, und zwar mit bitterer Reue!

Der Wiedereintritt des Offiziers, welchen der angekündigte Bote begleitete, unterbrach das Gedankenſelbſtgeſpräch des Kardinals. Die ſcharfen grauen Augen des letzteren, welche ſich durchbohrend auf den Ueberbringer der Botſchaft hefteten, erkannten augenblicklich, trotz der ſorgfältigen Verkleidung in die Tracht eines Maulthiertreibers der Gebirge, welche der Bote gewählt hatte, das ſpezifiſche Gepräge des Geiſtlichen unter der Maske. Er winkte dem Offizier, abzutreten. Als ſich derſelbe entfernt hatte, redete der Kardinal den Boten mit den Worten an:

Darf ich meinen Augen trauen? Ihr hier in unſerm Feldlager in dieſer Verkleidung, Pater Ignazio? Das deutet auf keine glückliche Sendung!

Euer Eminenz ſprechen die Wahrheit, verſetzte der Angeredete, indem er dem Kirchenfür-

ſten ehrerbietig den Saum des Gewandes küßte. Meine Botſchaft iſt die unglücklichſte, die Ihr denken mögt, und wehe mir, daß ich dazu erſehen ward, ihr Verkünder zu ſein.

Alſo unſer Anſchlag in Neapel iſt verunglückt? erwiederte der Kardinal mit finſterer Stirne.

Er iſt es.

Und der Criſtallaro?

Der treuſte Freund, der hingebendſte Vertheidiger unſerer heiligen Sache, iſt nicht mehr. Unſer Anſchlag ward nur wenige Tage vor ſeiner Ausführung verrathen. Der junge Baker fiel von der Hand des Verräthers Colletta durch Meuchelmord. Don Federigo's Vater, der Criſtallaro, welcher nicht fliehen mochte, ward gefangen und hingerichtet; mit ihm ein Theil der übrigen Verſchwornen, welche bei der Flucht durch die Katakomben von den Schergen der Republik ergriffen wurden. Nur wenigen von uns gelang es, ſich zu retten.

Der Kardinal biß ſich auf die Lippen. Die Adern an ſeiner gerötheten Stirn ſchwollen an vor unbändigem Zorne. Das Blut der Getreuen ſoll hundertfach gerächt werden! rief er mit dem Tone des wildeſten Ingrimms. Ich ſchwöre es bei der heiligen Mutter der Gnaden: keiner von allen, welche an der Verurtheilung des Criſtallaro Theil genommen, ſoll das Leben behalten, ſobald Neapel in Unſrer Gewalt iſt! — Dann fragte er weiter:

Und Roccaromana?

Er iſt entflohen und, ſoviel ich weiß, zu dem braven Mammone oder zu Fra Diavolo entkommen. Auf meinem Wege hörte ich, daß es ihm gelungen ſei, den größten Theil der von ihm gebildeten und befehligten Reiterſchwadronen mit ſich zu nehmen, und ſie unſern Freunden in Terra di Lavoro zuzuführen.

Das iſt doch ein Erſatz! murmelte der Kardinal. Gut, daß er wenigſtens diesmal Farbe ge-

halten hat. Er und ſeine Reiter würden meinem Herrn ſehr willkommen ſein. Denn juſt Kavallerie iſt es, was uns fehlt. Giebt es ſonſt Wichtiges aus Neapel zu berichten?

Nichts, als daß der hochwürdigſte Herr Erzbiſchofkardinal von Neapel durch einen Hirtenbrief Eure Eminenz als die Grundurſache aller Uebel und Leiden des Vaterlandes, als Uebelthäter und Schandfleck der Religion mit dem Anathem belegt hat.

Der Kardinal lachte laut auf. Wir haben ohnedies ſchon, ſagte er, mit Mnſgr. Zurlo Capece eine Privatrechnung abzumachen. Das iſt nur ein Poſten mehr auf derſelben. Wir haben ſchon vernommen, daß unſer ehrwürdiger Bruder öffentlich dem Volke von Neapel die Republik anempfiehlt, und lehrt, daß die neue Freiheit und Gleichheit mit dem Evangelium übereinſtimme. Uebrigens wollen wir ihm doch, der Höflichkeit wegen, ſeinen Gruß erwiedern. Setzt Euch nie-

der, Pater Ignazio, Ihr wißt ja geſchickt mit der Feder umzugehn. Setzt Euch dort auf den Seſſel nieder, und ſchreibt in gehöriger Form einen Hirtenbrief an alle Geiſtlichen des Königreichs beider Sizilien, worin Wir, Fabrizio Ruffo, Kardinal und Fürſt der heiligen Kirche, Generalſtatthalter des Königreichs, den Zurlo Capece, bisherigen Erzbiſchofkardinal von Neapel, als einen Feind und Widerſacher Gottes, der Kirche, des heiligen Stuhls und des Königs, erkommunizirer und in die Acht erklären.

Als die Arbeit vollendet war, — wozu es nur wenige Minuten bedurfte, nahm der Kardinal das Blatt, las es halblaut vor ſich hin, änderte mit ein Paar Federzügen einige Ausdrücke, und übergab es dann dem Ordonnanzoffizier mit dem Auftrage, es ſofort in zwanzigtauſend Exemplaren von der Preſſe, welche der Kardinal mit ſich führte, drucken und zunächſt an alle Chefs der Truppen vertheilen, ſodann

auf geeigneten Wegen durch Hülfe der Kloſtergeiſtlichen und Mönche in allen Hauptorten der Provinzen verbreiten zu laſſen.

Die Abfaſſung dieſer Exkommunikationsbulle ſchien den Kardinal ſichtbar erheitert zu haben. Als der Offizier ſich hinwegbegeben hatte, um den ihm ertheilten Auftrag zu vollziehen, winkte der Kardinal dem Pater aufs Neue, Platz zu nehmen, während er in dem Zeltraume auf- und niederzuſchreiten fortfuhr. Ihr ſollt mir noch viel von Neapel erzählen, Pater Ignazio, wendete er ſich zu dem Geiſtlichen, dem auf ſeinem Befehl unterdeſſen einige Erfriſchungen gebracht worden waren. Wir haben ſeit langer Zeit aus dem neuen Jeruſalem der franzöſiſchen Jakobiner keine ausführliche Kunde erhalten. In Briefen, und obenein in Chiffern, läßt ſich wenig ſchreiben; Euer alter Bote, der Schmuggler — wie heißt er doch —

Ew. Eminenz meint den alten Sebaſtiano!

Richtig, auch der hat ſich lange nicht blicken laſſen, und wenn ich auch Urſache habe, an ſeine Zuverläſſigkeit zu glauben, ſo iſt er doch einfältig wie ein Fiſch, und weiß nichts zu beantworten, wonach man ihn fragt.

Ew. Eminenz kann ihn jetzt auch ſtumm wie einen Fiſch nennen, denn er iſt todt. Der Pater Ignazio erzählte jetzt mit kurzen Worten das Geſchick des alten Schmugglers.

Requiescat in pace! murmelte der Kardinal. Es iſt gut, wie Ihr's gemacht habt, Pater Ignazio! Die Todten ſind verſchwiegen. Doch nun erzählt mir, was treiben unſere Feinde in Neapel? welche Anſtalten treffen ſie zur Befeſtigung ihrer Republik? wie ſtark iſt ihr Heer, und wie iſt es zuſammengeſetzt?

Ew. Eminenz fragt viel auf einmal, und doch iſt am Ende die Antwort leicht und kurz, wenigſtens auf die beiden erſten Fragen. Was ſie treiben und welche Anſtalten ſie treffen? In

unſerm Sinne: nichts und ſo gut wie gar keine. Wißt Ihr, welches die neueſten, wichtigen Beſchlüſſe ſind, welche die geſetzgebende Verſammlung gefaßt hat?

Ohne Zweifel die Konfiskation der Güter aller Anhänger der Sache des Thrones und Altars! denn ſie haben kein Geld — und ohne Geld kann man keinen Krieg führen.

Ew. Eminenz irrt. Solch ein Vorſchlag iſt zwar gemacht worden, aber die Gerechtigkeitsliebe, oder wie ich glaube, die Furcht der republikaniſchen Tugendhelden hat ihn verwerfen laſſen. Nein! Die gefaßten Beſchlüſſe ſind ganz anderer Art. Erſtens haben ſie die Errichtung eines Pantheons dekretirt, in welchem die zukünftigen Helden der Republik beſtattet werden ſollen. Alle Architekten Neapels ſind aufgefordert, dazu ihre Pläne einzureichen. Vorläufig ſollen in demſelben nur die Namen der drei gehängten

Verschwörer Galiano, Vitaliano und de Deo in goldenen Buchstaben Platz erhalten."

Der Kardinal lachte höhnisch. Also mit Gehängten beginnen sie den Reigen ihrer Helden? Ein böses Zeichen in der That! Nun, ich hoffe, ehe das Jahr zu Ende läuft, sollen sie an gehängten Freiheitsheroen dermaßen Ueberfluß haben, daß ihr Pantheon, wenn es fertig würde, zu klein sein dürfte sie alle aufzunehmen. Aber weiter!

„Zweitens haben sie beschlossen, ein Monument für den Poeten Tasso, dessen alberne Geschichten die Lazaroni's auf dem Molo sich vorsingen lassen, in seinem Geburtsorte Sorrent zu errichten; ebenso ein marmorenes Grabmal für den alten Heiden und Zauberer Virgil, über der Grotte des Pausilipp."

Daran erkenne ich die Narren, versetzte der Kardinal. Thun sie nicht, als lebten sie mitten im Frieden, und als wäre ihre Eintagsfliege von Re-

publik bereits ein Jahrhundert alt? Ohne Zweifel hat Donna Eleonora, die ſchöne Pythia von Neapel, ihre Freunde zu dieſen heilſamen Beſchlüſſen inſpirirt. Doch wie ſteht's mit ihrer neuen Verfaſſung? fragte er weiter; iſt ſie endlich fertig?

„Mario Pagano's Werk iſt nach langer Diskuſſion jetzt einer zweiten geſetzgebenden Verſammlung zur Prüfung übergeben, die wohl ſobald noch nicht damit zu Ende kommen wird."

Immer beſſer! ſpottete der Kardinal. Und die Franzoſen, was für einen Herrn haben ſie jetzt ihren unterthänigen republikaniſchen Knechten zu Neapel geſchickt?

Der neue Kommiſſair Abriol wird ſehr gerühmt als ein redlicher und uneigennütziger Mann. Er hat bereits alle Regierungsgewalten mit neuen Mitgliedern verſehen, eine neue geſetzgebende Verſammlung von fünfundzwanzig, eine Exekutivgewalt von fünf, und ein Miniſterium von vier Mitgliedern gebildet. Das Volk ſoll

aufgeklärt werden — wie sie es nennen, überall will man Schulen errichten —

Auf Kosten der Gemeinden, natürlich, — fiel der Kardinal höhnisch ein — das wird die Beliebtheit der neuen kostspieligen Freiheit sehr verstärken!

„In allen ihren Vereinen, fuhr der Pater fort, schreien die Stimmführer: das Volk müsse belehrt und aufgeklärt werden. Es rebellire in den Provinzen blos aus Unwissenheit, es sträube sich gegen die Freiheit, weil es ihren Werth und ihre Vortheile nicht kenne. Belehrungen durch Volksschriften, Volksredner und republikanische Emissairs würden mehr vermögen, als Bayonnette und Kanonen! Das konnte man in den Klubbs der Sala patriotica und der Sala popolare zu Neapel alle Tage predigen hören.

Der Irrthum ist bloß der, erwiederte der Kardinal, daß sie mit dem Ende anfangen wollen. Das ist ein Glück für uns. Diese halb verrück-

ten, unpraktiſchen Phantaſten arbeiten uns in die Hände. Statt einen Diktator zu ernennen und mit Gewalt, die allein Recht giebt und Recht iſt, allen Widerſtand niederzuwerfen und den Acker umzupflügen mit der Pflugſchaar des Schwertes, ehe ſie die Ausſaat ihrer Weisheit hineinſtreuen, werfen ſie ihre Körner auf unbearbeitetes Land! — ſie könnten mich dauern mit ihrer Einfalt, wenn ſie nicht meine Feinde wären. Ich kenne ſie, kenne ſie alle, — es ſind Narren in grauen Haaren unter ihnen; — und ſie glauben wirklich, daß ſie mit ihren Ideen von Tugend, Wahrheit und Gerechtigkeit etwas ausrichten können in dieſer Welt und in dieſem Volke! Sie haben kein Heer und kein Geld, und errichten Heldentempel und Dichterdenkmale. Sie empören ſich gegen Gott und die Religion, gegen ihren angeſtammten König und Herrn, und wagen nicht eine einzige Gewaltthat, um ſich die Mittel zu ſchaffen, ihre Pläne durchzuführen!

Sie ſchwärmen für die Freiheit, und ſind elende Sklaven ihres Gewiſſens und ihrer Tugendeitelkeit! Baſta! Es iſt nicht anders! Es ſind Narren und Schwärmer, oder Heuchler und Feiglinge, oder beides zuſammen.

Der Kardinal hatte dieſe Worte zuletzt ganz im Selbſtgeſpräche vor ſich hin geredet, ohne die Anweſenheit des Paters zu beachten. Als er geendigt hatte, bemerkte der letztere:

Der Gedanke, von einem Diktator, welchen Ew. Eminenz ausſprachen, iſt allerdings zur Sprache gekommen. Der junge Herzog Ettore Caraffa, deſſen Ew. Eminenz ſich wohl noch entſinnen wird, derſelbe, welcher vor einigen Jahren dem Henkerbeile entwiſchte, und welcher jetzt aus Frankreich zurückgekehrt iſt, hat öffentlich erklärt: man ſolle das ganze Verfaſſungsweſen ruhen laſſen, und einem Einzigen — er ſchlug den Fürſten Caracciolo vor, unbeſchränkte Macht geben über Heer und Volk — bis der Krieg be-

endigt ſei. Aber ſein Vorſchlag ſcheiterte an dem Widerſtande Donna Eleonora's und ihrer Freunde Manthoné, Colletta und Cirillo. Darum haben ſie ihn aus Neapel entfernt, weil er ſelbſt nicht übel Luſt hatte, jene Rolle zu ſpielen. Er führt mit Colletta den Vortrab des Heeres, welches jetzt gegen Ew. Eminenz durch Apulien unter Duhesme und Brouſſier zieht.

Ich weiß es, weiß es, verſetzte haſtig der Kardinal. Aber ſie werden ſich an unſern getreuen Städten Sanſevero, Andria und Trani die Schädel einrennen. Dieſer Caraffa freilich iſt ein entſchloſſner Teufel, und ſeine Gedanken fliegen höher, als ſeine guten Freunde ahnen. Der Enkel und Erbe der alten Herzöge von Andria hätte nicht übel Luſt, als Diktator der Republik Neapel ſich den Weg zum Throne zu bahnen. Ich gäbe viel darum, wenn ich ihn auf unſerer Seite wüßte. Er verachtet jede Gefahr, und ſo jung er noch iſt — er hat kein Gewiſſen,

wo es seine Pläne gilt. Doch — es ist spät, und Ihr werdet der Ruhe bedürfen, zumal da ich Euch Morgen für eine weite Sendung bestimmt habe.

Mit diesen Worten brach der Kardinal das Gespräch ab, und entließ den Pater Ignazio, indem er einem Offiziere seiner Umgebung auftrug, für das Unterkommen desselben Sorge zu tragen.

Kapitel XLII.

Der Bürgerkrieg war mit allen ſeinen Schrecken in den Provinzen entbrannt, und ſeine blutrothe Fackel loderte am wildeſten in Apulien, wohin unter Führung des franzöſiſchen Generals Duhesme, Hektor Caraffa, Herzog von Andria, und Pietro Colletta, mit einer aus Franzoſen und Neapolitanern gemiſchten Heeresabtheilung von etwa acht- bis zehntauſend Mann von der Regierung entſendet worden waren, um die für die Hauptſtadt und ihre Verproviantirung wichtigſte Provinz wieder zu gewinnen. Der vorgezeichnete Plan dieſer Expedition war, nach Unterwerfung Apuliens, ſofort gegen Kalabrien und die

Schaaren Ruffo's vorzudringen. Die Instruktionen der republikanischen Regierung lauteten dabei auf möglichste Schonung der Einwohner, indem sie überall strengste Manneszucht und sofortige Bewilligung von Pardon für alle Diejenigen vorschrieben, welche sich, wenn auch erst nach versuchter Gegenwehr, dem republikanischen Heere unterwerfen würden.

Mehrere bedeutende Städte, wie Troja, Lucera und Bovino hatten sich bereits ohne Schwertstreich dem republikanischen Heere unterworfen. Andere, wie Foggia, Barletta und Manfredonia, welche treu zur Republik gehalten hatten, waren in ihren Gesinnungen durch die Erfolge der letzteren gestärkt und bekräftigt worden. Aber die Hauptmacht der Königlichen sammelte sich in der zahlreich bevölkerten Stadt Sanseverо, wohl zwölftausend Mann stark, zum äußersten Widerstande entschlossen.

Die Anführer des republikanischen Heeres

hatten eine Aufforderung zur Unterwerfung nach Sanſevero geſendet, und allen Rebellen, welche die Waffen niederlegen würden, volle Verzeihung angeboten. Duhesme hatte in Bovino zugleich mit den Häuptern des Aufſtandes drei ſeiner eigenen Soldaten erſchießen laſſen, weil ſie ſich gegen das Verbot eine Plünderung erlaubt hatten. Dies hatte er in ſeiner Botſchaft den Einwohnern von Sanſevero gemeldet, um ihnen einen Beweis zu geben, weſſen ſie ſich von der Mannszucht des republikaniſchen Heeres zu verſehen hätten.

Es wird Euch nichts helfen! ſagte Hektor Caraffa, der mit Colletta bei dem franzöſiſchen Generale zum Kriegsrathe berufen war. Ich kenne meine Landsleute beſſer, als die weichherzigen Herren dort in Neapel. Dies Volk reſpektirt nichts als die Gewalt; denn nur dieſe kennen ſie ſeit Jahrhunderten. Milde und Menſchlichkeit halten ſie für Schwäche!

Duhesme nickte schweigend Beifall. Dann erwiederte er: Es ist das letzte Mal, daß wir die Milde versuchen.

Ihr werdet die Instruktionen und Befehle unserer Regierung nicht vergessen, Bürger General, entgegnete Colletta düster.

Instruktionen! Befehle! Ich kenne nur eine Instruktion, und diese heißt: zu siegen. Vergesset nicht, General Colletta, daß ich der französischen Republik verantwortlich bin für das Blut ihrer Kinder, welches hier für Eure Sache verspritzt wird, und daß die Schwere dieser Verantwortlichkeit alle Instruktionen Eurer Regierung in die Luft schnellt. Uebrigens scheint Ihr mir nicht zu bedenken, fügte er milderen Tones hinzu, daß, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß. Das könntet Ihr zum Ueberflusse sogar von unsern Gegnern lernen.

Wohl gesprochen, General! rief hier Caraffa aus. Aber dort kommt ja unser Parlamentair

von Sanfevero, ſetzte er hinzu, indem er ſich gegen einen eben eingetretenen Offizier wandte. Er ſieht nicht aus, als ob er ein Bote des Friedens wäre, der arme Aprile. Sein Geſicht iſt grade ſo verſtört, als damals, wo wir Beide vor Jahren die Flucht aus König Ferdinando's Kerker unternahmen, die für meinen braven Freund ſo unglücklich ablief.

Welche Botſchaft bringt Ihr uns, Kapitain? fragte der franzöſiſche Obergeneral. Nehmen die Rebellen von Sanfevero unſere Vorſchläge an, oder nicht?

Nein! Sie erſchoſſen vor meinen Augen fünf der erſten und angeſehenſten Einwohner der Stadt, darunter den ehrwürdigen Prior des Benediktinerkloſters, weil ſie zum Frieden und zur Unterwerfung gerathen hatten, und hießen mich Euch die Antwort bringen: Dies ſei ihre Disziplin! Schickt keine Abgeſandten mehr, rief mir bei meiner Verabſchiedung der Oberanführer der Rebellen,

der Korse de Cesare, nach, denn Ihr seid der Letzte, dem wir die Rückkehr verstatten. Eure Nachfolger erwartet die Kugel oder der Strang!

Sehr vernünftig das von dem Burschen! rief der wilde Hektor Caraffa, indem er laut auflachte. Jetzt wirst Du einsehn, alter Freund, wendete er sich zu Colletta, daß es mit der Humanität unserer Freunde in Neapel nicht geht, wenn man mit diesem Volke zu Ende kommen will. Man findet den Weg zu ihrem Herzen am besten, wenn man einige Zoll kaltes Eisen dazu anwendet, und man erhebt sie am sichersten zur Einsicht in die Nothwendigkeit, Macht und Vorzüge der Freiheit, wenn man sie hängt! Ich für mein Theil, ich schwöre bei den schönen Augen Donna Eleonora's, daß ich diese beiden Mittel anwenden will, so lange ich ein Schwert an der Hüfte und einen Arm habe, es zu führen, und daß ich den Rebellenhauptmann für seine freche Antwort dadurch belohnen will, daß ich ihn an

den höchsten Thurm henken lasse, der in Sansevero zu finden ist. Wann greifen wir an, General Duhesme?

Der Angeredete blickte nach der Uhr, die vor ihm auf dem Tische lag:

Morgen früh nach Sonnenaufgang.

Der zurückgekehrte Parlamentair hatte berichtet, daß die Stadt ohne Befestigungswerke und Mauern sei, daß die Königlichen, nur ihrer überlegnen Anzahl und ihrer starken Reiterei vertrauend, wie er von einem heimlichen Anhänger der republikanischen Sache erfahren, beschlossen hätten, die Stadt selbst dem Angriffe Preis zu geben, und dann den plündernden Feind von ihrer versteckten Position auf einem dicht mit Olivenbäumen und Weinreben bewachsenen Hügel zu überfallen. Nach dieser Meldung entwarf der Obergeneral seinen Schlachtplan, der auf nichts Anderes als auf die völlige Vernichtung der feindlichen Streitmacht berechnet war.

Der Morgen des Kampfes war angebrochen. Die Kriegskunst des republikanischen Heeres, von starker Artillerie unterstützt, gewann nach hartnäckigem Widerstande der Royalisten die Oberhand. Bald sahen sich die Streithaufen der letzteren, in einem wirren Knäuel zusammengeballt, von allen Seiten umringt und jede Aussicht auf Entkommen abgeschnitten. Der regelrechte Kampf hatte aufgehört, und das Morden durch Kartätschenfeuer auf die zusammengeknäuelte Menschenmasse begann. Bereits lagen dreitausend Sanseveriner todt oder sterbend auf dem Schlachtfelde. Die Franzosen, über die beim Angriffe erlittenen Verluste und über den fortdauernden, hartnäckigen Widerstand erbittert, setzten das Blutbad fort, ohne auf Coletta's Bitten zu achten, welcher vergeblich den General Duhesme beschwor, dem Morden Einhalt zu thun.

Keine Schonung! rief ihm Caraffa entgegen, der mit Staub und Schweiß bedeckt, den blutigen

Degen in der Faust, auf seinem schwarzen Streitrosse heransprengte. Wir müssen die günstige Gelegenheit benutzen, und die Rebellen sämmtlich vernichten, wenn wir nicht diejenigen, welche wir heute verschonen, morgen an einem andern Orte wieder bekämpfen sollen.

Colletta, welcher die Artillerie befehligte, hatte das Feuer einen Augenblick einstellen lassen, weil sich Parlamentaire von Sanfevero aus mit Anerbietungen der Uebergabe genähert hatten. Caraffa bestand darauf, daß es wieder eröffnet werde.

Ich fechte nicht gegen Unbewaffnete, seht hin, Don Ettore, setzte er tief erschüttert hinzu, ob Ihr den Muth dazu habt, gegen Wesen, wie diese, Eure Waffen zu richten!

In der That war der Anblick, welcher sich jetzt den republikanischen Anführern darbot, geeignet, auch das härteste Herz zu erweichen. Eine Anzahl von mehr als tausend Weibern, Frauen

und Jungfrauen, die ersteren mit ihren Kindern auf den Armen, stürzten sich mit fliegenden Haaren in Trauerkleidern aus dem geöffneten Stadtthore zwischen die Kämpfenden, und flehten mit durchdringendem Jammergeschrei um Gnade für die Besiegten, und um Schonung für die Ueberlebenden.

Einem solchen Schauspiele war nicht zu widerstehen. Duhesme ließ den Kampf einstellen, und gewährte denen, welche die Waffen niederlegen würden, Gnade und Verzeihung. Sanseverо ward besetzt, die Einwohner entwaffnet. Aber ein großer Theil der Royalisten, de Cesare an ihrer Spitze, hatte die Verwirrung, welche durch die Dazwischenkunft der Weiber von Sanseverо eingetreten war, klug zu benutzen gewußt, und war in größeren und kleineren Haufen in die nahen Gebirge entkommen, um von dort aus die nächste royalistische Heeresmacht zu verstärken, welche sich in den festen und volkreichen Städten Andria und

Trani zum Widerstande gegen die Republikaner gesammelt hatte.

Hektor Caraffa's Zorn kannte keine Grenzen, als er diesen neuen Treubruch, und mit ihm die Bestätigung seiner Voraussagung erfuhr. Er schwur, das in Sansevero Versäumte bei Andria nachzuholen, wo sich Alles zur Wiederholung des Kampfes von Sansevero rüstete. Andria war der Feudalsitz seiner herzoglichen Ahnen, und auch jetzt noch konnte er diese Stadt, in welcher er reiche Besitzungen hatte, so zu sagen als sein Eigenthum betrachten. Um so höher stieg seine Erbitterung, daß gerade sie der republikanischen Sache den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte, und alle Vergleichsvorschläge höhnend von der Hand wies. Als nun bald nach der Einnahme von Sansevero der französische Oberbefehlshaber mit einem Theile seiner Truppen nach Neapel zurückberufen wurde, beschloß Hektor Caraffa, an der Spitze seiner Neapolitanischen

Legion und der zurückgebliebenen französischen Bataillone, ohne Verzug Andria und die in dieser Stadt vereinigten Royalisten anzugreifen. Der an Duhesme's Stelle bald darauf eintretende französische General Broussier stimmte seinem Plane bei, und die Streitmacht der Republikaner brach über Cerignola nach Andria auf.

Die Stadt Andria, von mehr als achtzehntausend Einwohnern bevölkert, galt damals für eine der stärksten und kriegerischsten der ganzen Provinz Apulien. Nach dem Falle von Sansevero hatten sich die Reste der dort geschlagenen Royalisten mit dem in Andria versammelten Heerhaufen der Santafedisten vereinigt, und bildeten mit den Einwohnern eine Streitmacht von funfzehntausend Mann, welche dem republikanischen Heere fast um das Doppelte überlegen war. De Cesare und die mit ihm von Sansevero Entflohenen verbreiteten überall das, in bürgerlichen Kriegen so leicht geglaubte Gerücht, daß nur

durch Verrath den Republikanern der Sieg von Sanſevero gelungen ſei. Sofort wurden die ſtarken, aber hier und da von Alter ſchadhaft gewordenen Befeſtigungswerke mit ihren, zum Theil noch aus der arabiſchen Zeit ſtammenden, Mauern und Thürmen wieder in Stand geſetzt, und Alles zu einem erfolgreichen Widerſtande gegen die Feinde des Thrones und des Altars vorbereitet. Weiber und Kinder arbeiteten an den Schanzen und Gräben, welche hinter den, bis auf eine Ausfallspforte verrammelten Thoren aufgeführt wurden. Die eingeborne Kampfluſt der Bewohner verwandelte jedes Haus für den Fall eines ſtürmenden Angriffs der Feinde in eine Feſtung.

Am thätigſten aber, um das Volk von Andria zu fanatiſiren, erwies ſich der Pater Ignazio, welchen der Kardinal Ruffo mit einer Sendung nach Andria beauftragt hatte, um den dort ver-

sammelten Schaaren seiner Anhänger Muth einzuflößen.

Am Tage nach seiner Ankunft, als ausgesendete Kundschafter bereits die Botschaft brachten, daß die Franzosen und Neapolitaner sich der Stadt bis auf einige Meilen genähert hätten, sah man auf dem Marktplatze von Andria einen Altar mit einem riesigen Bilde des Gekreuzigten errichtet. Der Pater Ignazio hatte am frühen Morgen, begleitet von der gesammten Geistlichkeit der Stadt, sich an diesem Altare eingefunden, um eine Messe zu lesen, und den Sieg der Glaubensstreiter gegen die Feinde Gottes und des Königs zu erflehen. Wie groß aber war das Erstaunen der frommen Väter, als plötzlich inmitten der heiligen Handlung eine Stimme aus dem Munde des Gekreuzigten ertönte, welche ihnen vernehmlich zurief: „Ihr Diener Gottes, verkündet dem getreuen Volke von Andria, daß keine Macht der Welt stark genug sein wird,

ihre Stadt einzunehmen, dieweil sie geschützt ist von den Cherubinen des Paradieses. Bald werden neue Heerschaaren fremder Völker herbeieilen, um die Gottlosen gänzlich von der Erde zu vertilgen, und dem Reiche des Antichrists in Neapel ein schreckliches Ende zu bereiten!"

Und als nun die Kunde von dem geschehenen Mirakel sich in der Stadt verbreitete, und die Einwohner auf dem Platze zusammenströmten, siehe, da fand es sich, daß die Finger der ausgestreckten rechten Hand des Gekreuzigten sich von dem Marterholze gelöst hatten, und ein Blatt hielten, auf welchem in gewaltigen Schriftzügen diese himmlischen Versprechungen zu lesen waren. Pater Ignazio bemächtigte sich mittelst einer sofort herbeigeschafften Leiter des himmlischen Briefes, und las denselben zur Bekräftigung des Mirakels der versammelten Menge vor. Allgemeines Jauchzen begrüßte die Gnade des so augenfällig beglaubigten Wunders, und als nun gar fast in

derſelben Stunde die Botſchaft eintraf, daß ein royaliſtiſches Bataillon bei Bitonto von engliſchen Kreuzern zur Verſtärkung gelandet ſei, und ſich zugleich die Nachricht verbreitete, daß in wenigen Tagen die vereinigte engliſche, ruſſiſche und türkiſche Flotte zum Entſatze anlangen würden, da erreichte der Fanatismus und der felſenfeſte Glaube an das geſchehene Wunder den höchſten Gipfel, und des Sieges gewiß, erwarteten die Royaliſten von Andria die Ankunft des feindlichen Heeres.

Kapitel XLIII.

Die Republikaner ließen nicht lange auf sich warten. Der Sieg von Sanfevero hatte ihre Schaaren mit neuem Muthe beseelt, und Caraffa drang darauf, die sämmtlichen Hauptplätze der Royalisten in der Provinz Apulien, die Städte Andria, Trani, Bari, Martina nach der Reihe und so schnell als möglich zu erobern, um nach Besiegung der dort versammelten feindlichen Haufen sich auf Ruffo's Hauptmacht zu werfen.

Es war in der Frühe des Morgens, an welchem der Sturm von Andria beginnen sollte. Hektor Caraffa, der die Umgebungen und die Festungswerke

des alten Feudalsitzes seiner Familie am genauſten kannte, hatte den Plan dazu entworfen, und ſich die Führung der erſten Sturmkolonne von dem franzöſiſchen Obergenerale erbeten. Er hatte ſo eben den im Zelte verſammelten Offizieren ſeiner Abtheilung die nöthigen Anweiſungen gegeben, und war im Begriffe dieſelben wieder zu entlaſſen, als ſein alter Diener Geronimo eintrat, und ihm einige Worte ins Ohr flüſterte.

Die Botſchaft mußte keine gewöhnliche geweſen ſein, denn der eiſenfeſte junge Kriegsmann ſchrak bei derſelben ſichtbar zuſammen, und Leichenbläſſe bedeckte einen Augenblick die ſonnengebräunten Züge ſeines, an afrikaniſche Abſtammung erinnernden Geſichts. Doch ſchnell gefaßt entließ er die Offiziere mit der Weiſung, in einer Stunde das Zeichen des Angriffs zu erwarten. Dann wandte er ſich gegen ſeinen alten Diener, der, aus Andria gebürtig, den jungen Herzog von deſſen Kindheit an unzertrennlich begleitet

hatte, und ſeinem Herrn auch jetzt, in der Uniform eines Sergeanten der Apuliſchen Legion, in den Krieg und Kampf gegen ſeine eigne Vaterſtadt gefolgt war.

Von wem haſt Du die Nachricht, Geronimo?

Von meinem leiblichen Sohne Tommaſo. Er iſt, wie Eure Hoheit bekannt ſein wird, in Dienſten des Herrn Herzogs von Roccaromana.

Hektor Caraffa knirſchte mit den Zähnen vor innerer Wuth bei der Nennung dieſes verhaßten Namens. Aber er bezwang ſich und rief ungeduldig: weiter! weiter! worauf Geronimo fortfuhr:

Nun, der Tammaſo iſt zwar, leider Gottes, ein Anhänger des Tyrannen, aber er hat doch — das muß ich ihm nachſagen, ein menſchlich Herz; und da hat er denn eine unſrer Verwandten, die alte Michela aus Andria, an mich abgeſchickt, die mir die Nachricht bringen ſollte, in welcher Gefahr Euer Hoheit Verwandte, Donna

Luigia Sanſelina ſchwebt. Die Michela iſt ſchon ſeit vorgeſtern in den Gebirgen umhergeſtrichen, um ſich unſerm Zuge nähern zu können. Unſre braven Pugliesen haben ſie gerettet und zu mir gebracht, da die Franzoſen Luſt hatten, die gute Alte als Spion aufzuknüpfen. Soviel ich aus ihren Reden herausgebracht habe, hat der Signor Duca di Roccaromana die Donna Luigia zu Schiffe nach Andria gebracht, und ſie dort zurückgelaſſen, um ſelber zum Kardinal Ruffo zu eilen und Verſtärkung zu holen. In Andria hatte er ſie für ſeine Gemalin ausgegeben. Aber ein Franziskanerpater aus Neapel, der ſich nach Andria geflüchtet hat, erkannte die Donna. Noch wiſſen die Schurken zu Andria nicht, daß ſie die Verwandte des einen und die Braut des andern der beiden Anführer des feindlichen Heeres in ihrer Gewalt haben. Aber wenn ſie es erfahren, ſo iſt zu fürchten, daß ſie das Leben derſelben als Bürgſchaft dafür betrachten, daß unſere Leute die

Stadt nicht angreifen. Tommaso läßt mir sagen, die Donna sei mit ihm in der Burg eingeschlossen, und werde streng bewacht. Es ist hart für Eure Hoheit und für den armen Don Pietro Colletta, eine Stadt zu stürmen, in der man eine Verwandte und eine Braut hat, fast ebenso hart als für mich, murmelte der Graukopf, der ich mein eigen Fleisch und Blut auf der Seite der verdammten Rebellen in jenen Mauern weiß, und obenein in demselben Schlosse, wo ich Euer Hoheit und den Tommasino, Euren Milchbruder, auf diesen meinen Armen getragen!

Es würde vergeblich sein, den Ausdruck widerstreitender Empfindungen und Leidenschaften zu beschreiben, der sich beim Anhören dieser Nachricht seines getreuen Dieners abwechselnd auf dem Gesichte des Herzogs von Andria abspiegelte. Als der Alte seinen Bericht geendet hatte, ging Caraffa einige Minuten lang auf und nieder. Man sah ihm an, daß er in dem furcht-

baren Drange des Moments nach einem ſchnellen Entſchluſſe rang. Jeden Augenblick konnte er den Eintritt ſeines Waffenbruders Colletta erwarten, der ohne es zu ahnen im Begriffe war, das Furchtbarſte zu erleben.

Das Verſchwinden Luigia's in jener ſchrecklichen Nacht hatte ohnehin ſchon einen tiefen Eindruck auf Colletta's Gemüthszuſtand hervorgebracht. An dem Tage, welcher der Entdeckung der royaliſtiſchen Verſchwörung des Criſtallaro und der Verrätherei Roccaromana's folgte, war Colletta durch den Befehl der Regierung genöthigt worden, Neapel an der Spitze ſeines Regiments zu verlaſſen, um in Eilmärſchen mit dem, unter Duhesme und Caraffa zur Unterwerfung des Aufſtandes abgeſendeten Heere nach Apulien zu ziehen. Kaum war ihm ſoviel Zeit geblieben, um in einigen Zeilen von Donna Luigia ſich zu verabſchieden. Aber ſchon in Sorrento hatte ihn die Nachricht erreicht, daß ſeine

Braut ſeit jener Nacht ſpurlos verſchwunden ſei. Ueber ihr Schickſal liefen die widerſprechendſten Gerüchte. Nach dem einen hieß es, ſie ſei von den Verſchwörern auf Anrathen Roccaromana's als Sicherheit für ihre Flucht mit fortgeführt. Nach einem andern, ſie ſei bei jener Flucht in den Katakomben verſchwunden, und habe wahrſcheinlich, verirrt in dem Labyrinthe derſelben, unfähig einen Ausweg zu erreichen, ihren Tod gefunden. Erſt eine dritte Nachricht, welche Colletta ſpäter durch einen Brief ſeines Oheims, des Admirals Caracciolo, empfing, in welchem ihm dieſer zugleich den Tod der alten Fürſtin, der Tante Luigia's, meldete, gab ihm die Gewißheit, daß Luigia noch am Leben ſei. Aber die Freude über dieſe Nachricht ward durch die hinzugefügte Meldung in Trauer verwandelt, daß ſeine Verlobte, allen eingeſammelten Berichten zufolge, den verrätheriſchen Herzog von Roccaromana auf ſeiner Flucht, ungewiß ob freiwillig oder gezwungen, begleitet

habe. Der Brief des alten Admirals hatte sogar nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er das erstere für möglich halte, und daß seine Nichte, bestürmt von Eifersucht auf Donna Eleonora, von Gewissenszweifeln, die der Pater Ignazio ihr erweckt, und von den Vorstellungen ihrer bigotten und royalistischen Tante, der alten Fürstin Caracciolo, welche um die Plane Roccaromana's und des Cristallaro gewußt, der letztern die ihr wiederholt zu einer Verbindung mit dem Herzoge gerathen, Gehör gegeben habe. Hinzugefügt waren dem Briefe des wackren Greises, Trostworte an den jungen Mann über das Unglücksschicksal, das seine Liebe zum Vaterlande auf eine so harte Probe stelle, und der Rath, die seiner Liebe und ihres edlen Namens unwürdige Verrätherin zu vergessen.

Aber Colletta wußte besser, als irgend ein Mensch auf Erden, daß Luigia's Flucht keine freiwillige sein konnte. Die Erinnerung an jene

Mitternacht, welche in ihm aufſtieg, folterte ſein Herz mit tauſendfachen Qualen. Eine Ahnung des Zuſammenhangs dämmerte in ihm auf. Luigia war aus Liebe zu ihm zur Verrätherin geworden an ihrem Jugendfreunde, als ſie mit jenem Blatte das Geheimniß der Verſchwörung des Criſtallaro in Colletta's Hände legte. Den jungen Baker hatte ſie retten wollen, und ſo war ſie in dem Augenblicke der Kataſtrophe in die Gefahr der entdeckten Verſchwörer verwickelt worden und in Roccaromana's Hände gerathen. Wohl war es ihm nicht unbekannt, daß der wüſte Herzog ſich früher um die Hand der Tochter des Marcheſe San Felina beworben hatte, weil die reichen Beſitzungen der einzigen Erbin des alten Hauſes eben ſowohl, als Luigia's Schönheit, den Wunſch, beide zu beſitzen, in ihm erregt hatten. Aber er wußte auch, daß er nicht den geringſten Grund hatte, an der Treue ſeiner Verlobten zu zweifeln. Eine düſtere Schwermuth hatte ſich

ſeit ſeiner Entfernung von Neapel der Seele des jungen Mannes bemächtigt. Das unſelige Verſchwinden ſeiner Verlobten, an die er ſich ſeit jener verhängnißvollen Nacht mit unauflöslichen Banden gekettet empfand, der Gedanke, ſie ſchutzlos in den Händen des wüſten Roccaromana zu wiſſen, die Erinnerung an Donna Eleonora, zu der die Leidenſchaft ſeines Herzens immer neu emporloderte: dies Alles, verbunden mit den Gräuein des alle Verhältniſſe zerrüttenden Bürgerkrieges, die ſich überall ſeinen Blicken darboten, erfüllten ſein Herz mit Verzweiflung. Er ſah in der Zerriſſenheit ſeines eignen Geſchicks eine Abſpiegelung der Schickſale ſeines Vaterlandes. Er verzweifelte bei dem Anblicke ſo vielfachen Unglücks und Elends, des Abfalls, der Treuloſigkeit und des Verraths auf allen Seiten, der Verblendung und des Fanatismus derjenigen, welche für die Sache der ſchmähligſten Despotie Blut und Leben einſetzten, an der Sache der

Freiheit und Menſchlichkeit. In dieſem unglückſeligſten aller Zuſtände, wo ihm das Fundament ſeines ganzen Daſeins unter den Füßen wankte, ſchien der Tod ihm eine befreiende Wohlthat, und er hatte denſelben bei mehreren Gelegenheiten mit einer Abſichtlichkeit herausgefordert, welche ſeinem Freunde Caraffa nicht entgangen war.

Caraffa, ſo verſchieden er auch an Charakter und Geiſtesrichtung von Colletta ſein mochte, liebte doch ſeinen Freund und Waffenbruder mit aller Wärme, deren ſeine Natur überhaupt fähig war. Leichtſinnig und grundſatzlos bis zur Wüſtheit im Umgange mit dem weiblichen Geſchlechte, beſaß er doch ein Verſtändniß für die edlere Empfindungsweiſe Colletta's und Theilnahme für die Leiden und Verwirrungen, in denen er ſeinen Freund verſtrickt ahnte. Verächter aller jener hohen Ideen von Freiheit und Menſchenwürde des Volks, von der Gleichberechtigung aller Bürger im Staate,

von der Kraft und Macht der Tugend und Humanität, zu denen ſich Colletta, Manthoné, Cirillo, Pagano und die Edelſten jener idealiſtiſchen Republikaner der Akademie von Pauſilipp bekannten, imponirte ihm doch die aufopfernde Hingebung und die ehrgeizloſe Selbſtverläugnung, welche er in Colletta's ganzem Leben und Handeln bei jeder Gelegenheit anerkennen mußte um ſo mehr, je ſtärker er ſich bewußt war, in ſeiner eignen Theilnahme an der republikaniſchen Sache nur die geheimen Pläne ſeines ungemeſſnen Ehrgeizes zu verfolgen. Während er einem großen Theil jener Idealiſten als thörichte Schwärmer und unpraktiſche Theoretiker verachtete, — andere gar für Heuchler und Feiglinge halten zu dürfen glaubte, konnte er dieſe Beurtheilungsweiſe nicht bei ſeinem Freunde geltend machen, deſſen überlegene Einſicht und Bildung, deſſen Entſchloſſenheit, Muth, Umſicht und Tapferkeit er anzuerkennen und zu achten ſich gedrungen fühlte. Die

Neigung und Freundschaft beider zu einander war auf dem Gefühle begründet, welches jeden von ihnen den andern als die Ergänzung seines eignen Wesens empfinden ließ. Colletta besaß alle Eigenschaften, um nach einer gelungenen Revolution ein guter Bürger einer Republik zu sein. Aber ihm fehlte die Rücksichtslosigkeit jener Energie, wie sie Caraffa besaß, eine Rücksichtslosigkeit, welche, um eine Revolution inmitten eines durch geistige und leibliche Knechtschaft erniedrigten Volkes durchzusetzen, vor keinem Mittel, vor keiner Konsequenz zurückbebt, und von keinem Grundsatze der Menschlichkeit und Moral, des Rechts und der Sittlichkeit behindert, ihrem nächsten Ziele über Blut und Leichen zuschreitet.

So war auch jetzt Caraffa's Entschluß nach kurzer Ueberlegung gefaßt. Er beschloß, die Nachricht geheim zu halten, da der Umstand, daß die Royalisten von Andria keine Vergleichsvorschläge gethan hatten, ihn schließen ließ, daß das

Leben der Gefangnen zunächst nicht bedroht sei. Außerdem erschien es ihm wahrscheinlich, daß der Pater Ignazio, welcher sich, wie er wußte, in Andria befand, nicht nur als Freund und Beichtvater Luigia's, sondern auch im Interesse seiner Partei und ihrer Absichten Alles aufbieten werde, um für ihre Sicherheit zu sorgen. Er verbot daher seinem alten Diener, irgend Jemandem die erhaltene Kunde mitzutheilen, und bereitete Alles vor, um den siegreichen Ausgang des Kampfes sicher zu stellen, zu welchem bereits von allen Seiten die Bataillone der Republikaner anrückten.

Kapitel XLIV.

Der erste Sturmangriff war abgeschlagen. Trotz aller Tapferkeit und Todesverachtung, mit welcher sich die Republikaner, nach Erstürmung der schwachen, in Eile angelegten Außenwerke, gegen die Mauern der Stadt gestürzt hatten, waren sie doch durch den hartnäckigen Widerstand der an Zahl überlegnen Besatzung gezwungen worden, sich mit großem Verluste zurückzuziehen, begleitet von dem Jubel und Hohngeschrei der Feinde, welche von den alterthümlichen Mauern herab ihnen unter einem Regen von Kugeln alle möglichen Beschimpfungen nachsendeten. Der Kampf in diesem Bürgerkriege Neapels erhielt

durch die persönliche Leidenschaft der Streitenden, durch den Fanatismus der Einzelnen, und dadurch, daß er meistentheils als Handgemenge geführt wurde und geführt werden mußte, etwas, das an die Kämpfe der altrömischen Welt und des Mittelalters erinnerte.

Der französische Obergeneral hatte zum Rückzuge blasen lassen, da er sah, daß seine Hoffnung vergeblich war, durch den ersten, von Caraffa geführten Angriff die Belagerten zu einem Ausfalle zu verlocken. Er sonderte jetzt sein Heer in drei Angriffskolonnen, und theilte jeder derselben eins der drei Thore der Stadt zum gleichzeitigen Angriffe zu. Während er selbst sich mit dem größeren Theile des wenigen Geschützes, das er, wegen der beschwerlichen Wege, hatte mit sich führen können, gegen dasjenige Thor der Stadt wandte, welches nach Trani führte, erhielt Caraffa, der bereits leicht am Arme verwundet war, Auftrag, seinen Angriff gegen die Porta di

Barra zu richten. Colletta ſollte einen Theil ſeiner Kolonne zum Sturm gegen das dritte Thor vorrücken laſſen, ſelbſt aber mit dem Reſte zurückbleiben, um dem einen oder dem andern Theile der Angreifer Hülfe und Verſtärkung ſenden zu können.

Abermals begann der Donner des Geſchützes und das Krachen des Kleingewehrfeuers, und unter dem Geſange der Marſeillaiſe drangen die Franzoſen gegen das Thor von Trani vor, welches durch den glücklich gezielten Schuß einer Haubitzgranate endlich geſprengt wurde. Durch das ſo geöffnete Thor ſtürzte ſich Broufſier an der Spitze der Seinen in die Stadt. Aber hier empfing ſie ein zweiter noch viel furchtbarerer Kampf. Jedes der hohen, maſſiven Häuſer der engen Straße, durch welche ſie bis zu der Piazza vorzudringen ſuchten, war in eine Feſtung verwandelt, und hunderte von wohlgezielten Schüſſen ſtreckten die Angreifer reihenweiſe nieder. Weiber

und Kinder ſchleuderten von den platten Dächern und Loggien der Häuſer Steine und Balken, heißes Waſſer und ſiedendes Pech auf die Häupter der Stürmenden. Prieſter und Mönche, Kruzifixe in der einen, die Piſtole oder das Schwert in der andern Hand, ermuthigten, Litaneien ſingend, überall die Kämpfer. Vergebens hatte der tapfere Brouſſier die Bataillone Colletta's zur Verſtärkung entboten. Selbſt ſeine tapfern Franzoſen begannen zu ſchwanken, und ſchon wollte er aufs Neue das Zeichen zum Rückzuge geben, als ſich von der Seite her, wo Hektor Caraffa den Angriff leitete, ein wildes Geſchrei erhob, in welchem er alsbald erkannte, daß auch an jenem Thore der Sturm gelungen ſei. Caraffa, den Degen in der Rechten, die Fahne der Republik in der Linken, hatte, der Erſte unter den Seinen, die Mauer ſtürmend erſtiegen, und war, nachdem er ſein Banner auf die Zinne gepflanzt, allein hinabgeſprungen in die Stadt, unverſehrt von

den auf ihn gerichteten Schüssen der Feinde. Jubelnd stürzten sich ihm seine getreuen Pugliesen nach, und sein wilder Schlachtruf ward bald tausendstimmig erwiedert, als er durch das Labyrinth der ihm wohlbekannten Gassen über den Marktplatz der Straße zustürmte, wo Broussier und Colletta mit den Ihren gegen die Hauptmacht der Feinde nur mühsam den Kampf unterhielten.

Bereits war die ganze Streitmacht der Republikaner in die Stadt eingedrungen, und noch immer war kein Ende des Kampfes abzusehn. Alle Häuser waren mit Schießscharten versehen, aus denen ein Kugelregen in die feindlichen Reihen niedersauste. In den Seitenstraßen und Gassen waren Gräben aufgeworfen und Barrikaden errichtet, hinter denen hervor die Königlichen, selbst vor den feindlichen Kugeln geschützt, ihren Angreifern den sichern Tod entgegensandten.

Hier bleibt kein Rath, rief Caraffa, der mit

Blut, Schweiß und Staub bedeckt, bis zu Brouſſier vorgedrungen war, welcher in der Vorhalle eines ſo eben erſtürmten Kloſters, mit einigen Offizieren ſeines Stabes, Poſto gefaßt hatte — wir müſſen die Schurken von oben herab faſſen, wenn wir nicht in den Straßen wie Hunde erſchoſſen werden wollen, ohne unſere Feinde auch nur zu ſehen!

Wie meint Ihr das, General Caraffa? erwiederte der franzöſiſche Obergeneral finſter blikkend. Glaubt Ihr, daß meine Franzoſen fliegen können?

Das nicht, aber klettern, hoffe ich. Wir müſſen ein Paar dieſer Häuſer auf jeder Seite der Straße ſtürmen, dann haben wir ſie alle. Von den platten Dächern aus können wir am leichteſten und mit Vortheil nicht nur in das Innere dringen, ſondern auch von dem einen zum andern durch die ganze Stadt nach allen Punkten hingelangen. Wir haben dazu nichts

nöthig, als hier und da ein Paar Wände einzuſchlagen, oder mit Bohlen und Balken uns Stege und Brücken von einer Dachterraſſe zur andern zu bauen! Wo iſt der Hauptmann Aprile, wandte er ſich zu dem einen ſeiner Begleiter. Er ſoll gleich den Anfang machen, und das Eckhaus da drüben am Thore ſtürmen. Er kennt es ohnehin, denn es gehört ſeinem eignen Oheim!

Der Hauptmann Aprile iſt gefallen, verſetzte der angeredete Adjutant, welcher ſelbſt das Haupt verbunden und den Arm in der Binde trug. Eine Kugel hat ihn getroffen, als er Euch auf der Sturmleiter folgte.

Braver Aprile! treuer Burſche der! Nun ſo laßt den Floreſtan Pepe mit ſeinen Grenadieren für ihn eintreten!

Mein Bruder Floreſtan liegt ſterbend an der Porta di Barra, General, und die Hälfte ſeiner Grenadiere mit ihm, erwiederte ein junger Lieutenant von kaum ſiebzehn Jahren, der gleichfalls

ſich in Caraffa's Gefolge befand, und der an dieſem Tage ſeine erſte Waffenthat unter des Bruders Augen gethan hatte. Ich denke, der heutige Tag wird unſere Freunde, die Franzoſen, etwas günſtiger urtheilen laſſen über die Tapferkeit und den Muth der Neapolitaner, ſetzte er mit einem Seitenblicke auf den franzöſiſchen Obergeneral hinzu.

Brouſſier reichte dem kühnen Jünglinge die Hand. Ihr habt Recht! mein Braver, rief er aus. Der heutige Tag hat mich belehrt, daß die Neapolitaner würdige Waffenbrüder des tapferſten Volks der Erde ſind. Und nun — Herr Kapitain, fuhr er zu dem jungen Lieutenant gewendet fort, übernehmt Ihr an Eures tapfern Bruders Stelle mit dem Reſte ſeiner Kompagnie, den Auftrag, welchen General Caraffa ihm beſtimmte!

Der Jüngling ſtürzte fort, und bald vernahm man aus dem Siegesgeſchrei der Angreifer, daß

das bezeichnete Haus, eine der ſtärkſten Poſitionen der Feinde, in ihren Händen ſei.

Dieſer Tag koſtet uns viel, fuhr Brouſſier fort. Wenn dieſe Royaliſten Alle ſo kämpfen, wie hier in Andria, ſo werden wir bald Verſtärkung von Macdonald aus Neapel nöthig haben, wenn wir unſre Siege benutzen ſollen.

Wo iſt Colletta? unterbrach ihn Caraffa.

Ich habe ihn befehligt, das Schloß zu ſtürmen, und zugleich zu hindern, daß ſich von der Stadt aus nicht die Fliehenden dort hineinwerfen, verſetzte der Obergeneral. Doch jetzt ans Werk! Wir wollen reine Bahn machen mit dieſen verſtockten Teufeln! Kein Pardon für Alles was Waffen trägt! Führt jetzt Euren Plan aus, General Caraffa, und ſucht ihnen über die Köpfe zu kommen mit Euren Leuten. En avant! camerades!

Nach einigen Stunden des furchtbarſten und erbarmungsloſeſten Kampfes war der Sieg der

Republikaner entſchieden. Nur wenigen der Vertheidiger gelang die Flucht. Die meiſten fielen, von Haus zu Haus gejagt, unter den Kugeln, Schwertern und Dolchen der Stürmenden. Stromweiſe floß das Blut in den Gaſſen der unglücklichen Stadt. Alle Häuſer waren mit Todten und Sterbenden erfüllt. Nur etwa hundert Mann, welche das alte Schloß beſetzt hielten, verſchmähten jede Aufforderung ſich zu ergeben, und vertheidigten ſich gegen die Angriffe ganzer Bataillone mit verzweifelnder Hartnäckigkeit.

Die alte Stammburg der Herzöge von Andria war ein von vier ſtarken Thürmen flankirter, auf einer felſigen Anhöhe gelegener Bau, deſſen Urſprung bis in die Normannenzeit hinabreichte. Die eiſerne Feſtigkeit ſeiner dicken, altersgebräunten Mauern, welche ſelbſt leichterem Geſchütze zu widerſtehen vermochten, und die Lage des Schloſſes auf einer, nur nach der Stadtſeite hin zugäng-

lichen, auf der entgegengesetzten Seite aber steilabfallenden Felsenhöhe, gewährte den Vertheidigern den Vortheil, daß sie ihre Streitkraft nur nach der einen, dem Angriffe ausgesetzten Fronte hin zu verwenden brauchten. Vergebens hatte Colletta mehrere Sturmangriffe versucht. Die wohlgezielten Schüsse der Kalabresischen Schützen, aus denen die Besatzung bestand, richteten eine solche Verheerung unter seinen Leuten an, daß selbst die Tapfersten zurückwichen, und die Erneuerung eines Angriffs ohne Geschütz versagten. Als der Kampf in der Stadt bereits beendet war, eilte Caraffa an der Spitze derjenigen Ueberreste seiner Legion, welche nicht im Kampfe gefallen, oder plündernd, raubend und mordend in der Stadt zerstreut waren, zur Hülfe herbei.

Es war eine kleine Pause im Kampfe eingetreten. Nur von der Stadt her knallten noch einzelne Schüsse, untermischt mit dem Siegsgeschrei der Republikaner, dem Angstruf der Ver-

wundeten und Verfolgten, und dem Jammergeheul der Weiber und Kinder. Auf dem öſtlichen Thurme des Schloſſes aber wehte trotzig die roth und weiße Fahne der eingeſchloſſenen Royaliſten neben einem hoch aufgerichteten Cruzifixe. Caraffa's und der Seinen Ankunft belebte die Angreifer mit neuem Muthe. Die Kunde von der Einnahme der Stadt und der gänzlichen Beſiegung der Feinde ſpornte Colletta's Legion zu erneuter Kampfluſt. Um ſo auffallender war es daher für Colletta, daß ſein Freund, ſtatt den Sturmangriff auf die Burg ſofort zu erneuern, den Vorſchlag machte, eine Unterhandlung zu verſuchen. Doch ſchien es ihm allerdings auch wieder wahrſcheinlich, daß Caraffa, wie er ſagte, die Stammburg ſeines alten Geſchlechts gerne ſchonen und vor der Einäſcherung bewahren wollte.

Wir wollen dieſen Burſchen das Leben verſprechen, wenn ſie das Schloß übergeben und ihren Anführer, den Korſen de Ceſare, ausliefern,

ſagte Caraffa, indem er ſeinen treuen Geronimo herbeirief, und ihn, nachdem er ihm insgeheim einige Anweiſungen ertheilt hatte, als Parlamentair mit einer weißen Stillſtandsfahne und einem Trompeter an die Belagerten abſchickte. Eine Viertelſtunde Bedenkzeit! keine Minute länger. Wenn ſie verfloſſen iſt, ſchießen wir das Schloß zuſammen, und keine lebendige Seele wird verſchont!

Minute auf Minute verging. Der Parlamentair, welcher wider Erwarten von den Royaliſten in die Burg eingelaſſen worden war, kehrte noch immer nicht zurück. Caraffa, auf ſein Schwert geſtützt, die Uhr in der linken Hand, zählte knirſchend die Minuten, und gab Befehl, Geſchütz von außerhalb der Stadt heranzuführen. Die Krieger lagen buntgemiſcht auf der Erde, nach der heißen Kampfesarbeit einige Augenblicke der Ruhe zu pflegen. Einige Leichtbleſſirte wuſchen ihre Wunden an dem Marmorbaſſin des, in der

heißen Frühlingssonne luſtig blitzenden und plätſchernden Springbrunnens, welcher in der Mitte des breiten Platzes lag, der die Stadt von dem Schloſſe trennte. Andere benutzten die kurze Raſtzeit, um ihren Feldflaſchen und Mundvorräthen in Eile zuzuſprechen, ohne daran zu denken, daß mancher von ihnen vielleicht in dieſem Augenblicke ſeine Henkermahlzeit feierte. Noch Andere ſetzten ihre Waffen aufs Neue in Stand, prüften die Schlöſſer ihrer Gewehre, und tauſchten Munitionsvorrath ein. Ein Paar Wundärzte waren um ſchwer Verwundete beſchäftigt, deren Wimmern und Stöhnen faſt noch ſchauerlicher an Colletta's Ohr klang, als das laute wilde Geheul, welches aus der von allen Schrecken eines Sturmes und ſeiner Folgen erfüllten Stadt zum Himmel erſcholl.

Colletta ruhte einen Augenblick in Gedanken verſunken an die Mauer einer Maſſarie gelehnt. Der Duft der blühenden Orangenbäume, deren

Früchte wie Gold in der Sonne leuchteten, erfüllte die ſo eben noch mit Pulverdampf geſchwängerte Luft. Seine Kleider waren von Kugeln zerriſſen, und an dem bloßen Schwerte, das am Riemen von ſeinem Handgelenke niederhing, ſpiegelte ſich die Sonne in dem Blute, mit dem es von mehr als einem Todesſtreiche gerö-thet war. Und das Blut war das ſeiner Landsleute, das Blut ſeiner Brüder, welches er in dieſem unſeligen Kampfe vergoſſen! Ein Schauder überlief ihn mit kaltem Rieſeln bei dieſem Gedanken. Die reine, von Sonnengold durchfloſſene Himmelsbläue des ſchönſten Frühlingstages, welche auf dieſe Scene des Mordens und Blutvergießens ſo friedlich und unſchuldig niederleuchtete, der Blütenduft, den er tiefaufathmend mit Erquickung in die erſchöpfte Bruſt einſog, — der Anblick der früchtebeladenen Bäume in den mauerumgebenen Gärten, welche von zwei Seiten den Platz umſchloſſen, kontraſtirte furcht-

bar mit der gräuelvollen Verwüſtung um ihn her, und weckte doch zugleich in ſeiner Erinnerung das Gedenken an die kurzen Tage friedlich ſtillen Glücks, das er einſt in ähnlichen Umgebungen in den Lorbeer- und Orangenhainen von Sorrento an der Seite Luigia's genoſſen. Ein Gefühl unſagbarer Wehmuth und hoffnungsloſen Jammers kam über ihn; eine dunkle Vorahnung des unentfliehbaren Geſchicks, das ihn ſelbſt und ſein Vaterland erwarte, durchzuckte ſeine verdüſterte Seele. Es war einer jener Augenblicke, in welchem vor dem innern Auge des Menſchen die Geſammtheit ſeines Daſeins in einem einzigem Bilde erſcheint. Die wilde Aufregung des Kampfes und ſeiner Leidenſchaft war gewichen, und in der Mattigkeit, welche Seele und Leib überſchlich, war es ihm als ob er die Hand des Todes auf ſich laſten fühle, der bereit ſei, ſein Opfer zu nehmen.

Eine ſtarke Hand legte ſich in dieſem Augen-

blicke auf ſeine Schulter. Emporfahrend erblickte er die Züge Caraffa's. Aber ſo düſter und unheilkündend war der Ausdruck derſelben, ſo ſchmerzlich der Blick, der ſich aus den Augen des Freundes auf ihn heftete, daß er unwillkürlich zuſammenfuhr. Denn nie hatte er dies Antlitz ſo geſehen.

Was giebt es, Hektor? fragte er raſch zu dem Ankommenden gewendet. — Caraffa ſchwieg einen Augenblick. Dann eine innere Bewegung bemeiſternd, erwiederte er:

Geronimo iſt zurück. Die Schurken verſchmähen unſre Bedingungen. Sie wollen unterhandeln, aber nur mit uns beiden ſelbſt.

So laß uns gehen! Es iſt Blut genug gefloſſen. Caraffa ſchwieg aufs Neue. Ich verſtehe dich heute nicht, Hektor! fuhr Colletta fort. Du, der ſtets zur That bereite, ſcheinſt heute zu ſchwanken vor einem Entſchluſſe. Wenn Du nicht weiter unterhandeln willſt, ſo laß es uns zu Ende bringen, ſo oder ſo!

Ein Adjutant Brouſſier's näherte ſich in dieſem Augenblicke den Sprechenden. Er brachte eine Meldung des franzöſiſchen Obergenerals, der ſehr erzürnt, daß das Schloß noch nicht genommen ſei, dem General Colletta empfindliche Worte ſagen ließ, und augenblickliche Erneuerung des Sturmes befahl.

Wohlan denn! rief gereizt Colletta, meldet ihm, daß in einer Viertelſtunde ſein Wille vollzogen ſein wird. Vorwärts, Caraffa! Laß uns das Zeichen zum Angriff geben. Da kommt endlich das Geſchüz! Ich ſelber will die Stücke gegen die Außenmauern richten und Breſche legen für die Stürmenden.

Um des Himmels willen, halt ein! ſchrie Caraffa, indem er dem Forteilenden nachfolgte. Noch einen Augenblick. Du weißt nicht, was Du thuſt. Meinſt Du, daß Hektor Caraffa ein Wort von Unterhandlung mit Rebellen reden würde, wenn es nicht ein Leben gälte, das uns

Beiden theurer iſt, als das Leben von tauſend dieſer elenden Sklaven des Tyrannen?

Ich verſtehe Dich nicht! entgegnete erſtaunt Colletta. Von wem, von weſſen Leben ſprichſt Du?

Du ſollſt es erfahren, doch jetzt komm und laß uns gehn. Wir wollen hören, welche Bedingungen die Rebellen von uns verlangen.

Aber habt Ihr bedacht, Don Ettore, ſagte, einen Augenblick auf dem Gange zum Schloßthore einhaltend, Colletta, daß wir uns dem ausdrücklichen Befehle des franzöſiſchen Obergenerals widerſetzen?

Ich habe es! Ich übernehme die Verantwortung.

Gut denn, ſo laß uns gehen. Und abermals von einem Trompeter und einer Stillſtandsfahne begleitet, näherten ſich beide Männer einer kleinen Ausfallspforte in einer Niſche der Ringmauer, durch welche man ſie auf ein gegebnes Zeichen in den innern Schloßhof einließ.

Ihr ſeid ein Mann, Don Pietro, flüſterte Caraffa mit tonloſer Stimme ſeinem Begleiter beim Eintritte zu: bereitet Euch vor auf eine ſchwere Prüfung Eures Muthes. Colletta wollte eben etwas erwiedern, als der helle Schrei einer weiblichen Stimme von dem nächſten der Schloßthürme her, begleitet von dem Rufe ſeines Namens ſein Ohr traf, und ihm das Mark in den Gebeinen erbeben machte. Er ſchlug die Augen auf. Umgeben von einer Schaar wilder, kriegeriſcher Geſtalten, ſtand auf einem balkonartigen Vorſprunge des Schloßthurms, von deſſen Zinnen die Fahne der Royaliſten flatterte, eine verſchleierte Frauengeſtalt. Noch ein Schrei, noch ein wiederholter Ruf ſeines Namens! Seine Sinne ſchwindelten, ſeine Blicke irrten wild umher — er fühlte ſein Innerſtes erzittern bei dem Klange dieſer Stimme. Noch ein Blick hinauf nach dem Söller des Thurmes. Es war kein Truggebilde

ſeiner verſtörten Sinne. Es war ſeine Verlobte, ſein Weib — es war Donna Luigia San Felina!

Neben ihr ſtand die hagere, hohläugige Geſtalt des Franziskaners, der, als er die wilden Kalabreſen, welche die Beſatzung der Burg ausmachten, entſchloſſen ſah, ſich bis zum letzten Mann zu vertheidigen, von Todesfurcht getrieben, das Geheimniß Luigia's den Anführern verrathen hatte. Vergebens hatte Caraffa's Abgeſandter, der alte Gerenimo, verſucht, der unglücklichen Luigia, im Auftrage Caraffa's, deſſen dringenden Rath zukommen zu laſſen, ihren Namen und ihr Verhältniß zu Colletta, gegen die Royaliſten zu verleugnen. Es war ihm nicht gelungen ſie ſelbſt zu ſehen, oder auf irgend eine Weiſe ihr ſeinen Auftrag auszurichten.

Die Royaliſten erhoben ein wildes Freudengeſchrei, als ſie den Aufſchrei Luigias bei dem Anblick der beiden feindlichen Anführer vernahmen. Als Colletta ſeine Beſinnung wieder ge-

wann, war es ihm, als habe er geträumt. Luigia war verſchwunden. Man hatte ſie ohnmächtig in das Innere des Schloſſes zurückgetragen, wo Pater Ignazio mit dem Diener Roccaromana's ſich um ſie bemühte. Eine Anzahl Bewaffneter war indeß in den innern Hof hinabgekommen. Ihr Anführer, der Korſe de Ceſare, trat einige Schritte vor, und empfing die Eingelaſſenen mit den Worten: Die Männer, welche hier in dieſem Schloſſe ſind, haben geſchworen, nicht lebend in die Hände ihrer Feinde zu fallen, ſondern lieber mit den Waffen in der Hand zu ſterben, ehe ſie ſich denen ergeben, an deren Händen das Blut ihrer Brüder klebt.

Wenn das der Fall iſt, entgegnete Caraffa finſter, wozu berieft Ihr uns, um über Euer Leben zu unterhandeln?

Um unſer Leben, Verräther der Du biſt an Deinen Gott und an Deinem Könige — wäre es nimmer geſchehen, entgegnete trotzig der wilde

Korſe. Wohl aber um unſre Freiheit und noch etwas mehr. Laßt mich's kurz machen, fuhr er fort, indem ein Lächeln des Hohns ſeine boshaften Züge überflog. Don Pietro Colletta, Ihr habt geſehen, daß Eure Verlobte, die Marcheſin Donna Luigia San Felina, die Verwandte des Herrn Herzogs von Andria, der ſeine eigne Stadt mit Mord und Brand erfüllt, in unſern Händen iſt.

Ihr irrt Euch! rief Caraffa dazwiſchen, wenn die Donna, die wir dort oben erblickten, die von Euch bezeichnete Dame iſt, ſo ſage ich mich von ihr los. Sie iſt das Weib eines Verräthers, des abtrünnigen Roccaromana.

Aber ein Blick des ſchlauen Korſen in das Antlitz Colletta's, der keines Wortes mächtig neben ſeinem Freunde ſtand, überzeugte ihn bald, daß Caraffa hier eine Liſt verſuchte, um ihn über die Wichtigkeit der Gefangnen irre zu leiten. Spart Eure Klugheit! rief er ihm zu. Wir

wiſſen, wen wir haben. Und jetzt hört unſre Bedingungen.

Nennt ſie!

Wir übergeben Euch das Schloß und die Donna, und Ihr dagegen, gewährt uns freien Abzug mit Wehr und Waffen und laßt uns ungehindert nach Trani ziehn!

Nimmermehr! rief, ſeine Wuth kaum bemeiſternd, Caraffa aus. Das Leben Eurer Gefährten ſoll geſichert ſein, ſelbſt das Eure, obſchon ich gelobt, es als Sühnopfer zu nehmen für den Mord, den ihr an den Unſrigen in Sanſevero begangen!

Ihr ſeid ſehr gütig, Herr Herzog, verſetzte der Korſe, indem er ſich ſpöttiſch gegen den feindlichen General verneigte. Vielleicht läßt ſich Euer Begleiter williger finden, ſetzte er, zu Colletta gewendet, hinzu, uns dieſe und noch eine andere Bedingung zuzugeſtehen.

Und welche andere Bedingung könntet Ihr

noch ſtellen, nach der, welche Ihr ſo eben ausgeſprochen! erwiederte Colletta düſter.

Eine Kleinigkeit! Ihr gelobt mit einem Eide und als Kavalier auf Eure Ehre, daß Ihr nicht weiter die Waffen führen wollt, gegen Euern rechtmäßigen König und Herrn und ſeinen Stellvertreter im Königreiche Neapel, den hochwürdigen und tapfern Kardinal Ruffo!

Und wenn ich dieſen Hohn des Uebermuths verwerfe, wie ich will und muß? rief über ſolches Anſinnen empört, der junge Mann.

So ſtirbt Donna Luigia mit uns, von meiner Hand. Sobald der erſte Schuß von Euren Truppen gegen das Schloß gefallen ſein wird.

Teufel der Hölle! ſchrie in Wuth ausbrechend und die Gefahr ſeiner eignen Lage vergeſſend, Caraffa, iſt das Euer letztes Wort?

Aber ehe noch der Royaliſtenchef auf dieſe Frage erwiedern konnte, veränderte ſich die Scene durch ein Ereigniß, das keine der unterhandeln-

den Parteien geahnt hatte, und deſſen Wirkung auf beiden Seiten, wenn auch aus ſehr verſchiedenen Urſachen, gleiches Entſetzen hervorbrachte.

Luigia war aus ihrer Ohnmacht erwacht. Einen Augenblick war es, als erſcheine ihr das ſo eben Erlebte als ein wüſter Traum. Bald aber, als einige Worte des Pater Ignazio ſie vergewiſſert hatten, daß es wirklich Ihr Verlobter, daß es Don Pietro Colletta geweſen, den ihre Augen erblickt hatten, riß ſie ſich mit einem wilden Aufſchrei von ihrem Lager empor, und eilte mit der Schnelligkeit eines gejagten Wildes durch Gänge und Gemächer dem Balkone zu. Ehe ſie der Pater einholen konnte, hatte ſie den Söller erreicht und mit fliegenden Haaren, Wahnſinn in ihren Zügen, ſchwang ſie ſich mit dem lauten jubelnden Rufe: Mein Pietro, ich komme! über die Steinbrüſtung hinab, und ſtürzte leblos auf das Pflaſter des Hofes nieder.

Kapitel XLV.

Die Sonne ſank dem adriatiſchen Meere zu. Ihr feuriger Ball umröthete mit ſeinem glühenden Scheine die nackten Mauern und Thürme, welche aus den rauchenden Trümmern des Herzogsſchloſſes von Andria emporragten. Hell erglänzten die drei Farben des Banners der Republiken von Frankreich und Neapel, welche ſtatt der weiß und rothen Fahne der Königlichen von der Zinne des einen der Thürme im lauen Abendwinde wehten. Aber von derſelben Zinne herab hing der lebloſe Leichnam eines Menſchen, und die Strahlen der ſcheidenden Sonne umſpielten das verzerrte Antlitz des Royaliſtenhäuptlings,

den Caraffa, ſeinem Schwure getreu, nach der Einnahme des Schloſſes dort hatte aufknüpfen laſſen.

Der Mord hatte ſein blutiges Werk vollbracht. Durch die leichenbedeckten Straßen der Stadt erſchollen die luſtigen Jubelgeſänge der Sieger. Ein Trupp Franzoſen, von der blutdürſtigen Leidenſchaft des Kampfes mit dem ihrer Nation eignen Leichtſinne zu ausgelaſſner Fröhlichkeit übergehend, durchzog ſo eben in einem ſeltſamen Aufzuge die Stadt. Sie kamen aus einem Kloſter, deſſen Mönche theils im Kampfe erſchlagen, theils entflohen waren. Mit Raub und Beute beladen, hatten ſie die reichen Prieſterkleidungen und die gold- und ſilbergeſtickten Meßgewänder über ihre Monturen geworfen. Ein Kruzifix, von einem Tambourmajor getragen, war mit einer rothen Freiheitsmütze bekleidet; die heiligen, bei der Meſſe gebrauchten Räuchergefäße, mit Weihrauch gefüllt und angezündet.

So zogen ſie in einer ſaturnaliſchen Prozeſſion, durch die Straßen der Stadt, aus den ſchweren ſilbernen Kelchen ſich zutrinkend und Schelmenlieder nach der Melodie geiſtlicher Litaneien ſingend. Auch von den Neapolitanern hatten ſich Einige dem tollen Zuge angeſchloſſen. Andere dagegen blickten finſter und drohend auf dieſe Entweihung ihrer Religion, und hier und da kam es zu Scheltworten und blutigen Schlägereien, die nur mit Mühe von herbeieilenden Offizieren beſchwichtigt werden konnten.

In einem düſtern, hochgewölbten Gemache des vom Feuer verſchont gebliebenen Theils der alten Herzogsburg von Andria, finden wir eine Gruppe bekannter Perſonen verſammelt. Auf ihrem Sterbelager ruhte die lebloſe Geſtalt Luigia's. Zur Seite deſſelben lag, auf ſeine Kniee geworfen, der unglückliche Colletta, ihre erkaltende Hand in der ſeinen haltend. Neben ihm ſtand hochaufgerichtet in düſteres Schweigen verſunken,

Caraffa, von Zeit zu Zeit einen Blick der Theilnahme werfend auf die traurige Gruppe, während er zwiſchen den Zähnen Verwünſchungen murmelte gegen den Verräther Roccaromana, den Urheber dieſes furchtbaren Geſchicks. Ein franzöſiſcher Feldarzt war vergebens bemüht, das entfliehende Leben zurückzuhalten. Der gewaltige Sturz, obſchon er wunderbarer Weiſe ohne irgend bedeutende Spuren äußerer Beſchädigung geblieben war, ſchien edle Theile des Inneren tödtlich verletzt zu haben. Während der Arzt ſich von dem Lager der Sterbenden entfernte, um einige ſtarke Eſſenzen aus ſeiner, auf dem Eichentiſche in der Mitte des Zimmers aufgeſtellten Feldapotheke zu holen, erwiederte er auf eine leiſe Frage Caraffa's nur mit einem traurigen Kopfſchütteln.

Alſo keine Hoffnung!

Keine, General! Noch zehn Minuten, und es iſt vorbei!

In dieſem Augenblicke erwachte Luigia aus ihrer tiefen Betäubung. Der erſte Strahl ihrer geöffneten dunklen Augen traf Colletta in das innerſte Herz. Er ſtieß einen leiſen Freudenruf aus, als er zugleich in dem faſt unmerklichen Drucke der Hand, welche er in der ſeinen hielt, die Gewißheit fühlte, daß ihre Beſinnung wiedergekehrt ſei, und daß ſie ihn erkannt habe. Luigia machte einen ſchwachen Verſuch ſich aufzurichten, aber die von der Hand des Todes berührten Glieder verſagten den Dienſt. Sie blickte um ſich, und deutete mit einer Bewegung der Hand an, daß ſie die Entfernung der im Zimmer befindlichen Perſonen wünſche. Caraffa und der Wundarzt zogen ſich in ein anſtoßendes Zimmer zurück, die Sterbende mit ihrem Verlobten allein laſſend.

Der Abendſonnenſchein flammte durch die hohen Bogenfenſter und ſeine zitternden Lichter ſpielten an der Wand über dem Lager der Sterbenden.

Als ſie ſich mit Colletta allein ſah, ſchloß Luigia einen Augenblick wieder die Augen. Noch hatte er ſeit jenem letzten Rufe den Ton ihrer Stimme nicht wieder vernommen. Ein konvulſiviſches Zucken flog über das blaſſe Antlitz; — es war als ringe der entflichende Lebensgeiſt mit letzter Kraft nach einem Augenblicke der Herrſchaft über den ſterbenden Leib. Sie ſchlug aufs Neue die Augen auf, und mit unſaglicher Liebe ſie auf den Geliebten heftend, führte ſie ſeine Hand gegen ihr Herz, indem ſie leiſe flüſternd die Worte ſprach:

Es ſchlug nur für Dich! — bis zum Tode!

Luigia! meine Luigia, geliebtes Weib, Du lebſt, Du wirſt, Du mußt leben! rief, zum erſten Male in lindernde Thränen ausbrechend, Colletta, indem er ihre Hand mit Küſſen bedeckte.

Du liebſt mich Pietro? rief mit lauter, freudiger Stimme die Sterbende. Du glaubſt nicht, daß ich zur Verrätherin geworden ſei an Dir? Nicht wahr, Geliebter? Du wirſt liebend meiner

gedenken, wenn ich nicht mehr bin? Du wirſt der armen Luigia vergeben, daß — ihre Liebe — Unglück über Dich gebracht? — Verſprichſt Du mir das, Geliebter?

Colletta ſchluchzte laut. Immer ſchwächer wurde bei den letzten Worten Luigia's Stimme, immer unſicherer der Blick ihres ſtrahlenden Auges, über das ſich langſam und zaudernd der Schleier des Todes zu ſenken begann. Mit letzter Kraftanſtrengung zog ſie ſeine Hand an ihre Lippen. Ein ſeeliges Lächeln umflog ihr ſchönes Geſicht.

Leb' wohl, Geliebter! Herz meines Herzens — möge Sie Dich lieben — wie — ich Dich geliebt!

Ein Schauer entſtellte auf einen Augenblick ihre holdſeeligen Züge. Aber als er gewichen war, umſpielte ein Lächeln der Verklärung und des Friedens das marmorweiße Antlitz.

Colletta ſtieß einen wilden Schrei aus. Er

umſchlang ihre Geſtalt mit ſeinen Armen und bedeckte ihren Mund mit ſeinen Küſſen. Er rief ſie an mit den ſüßeſten Namen — aber das Schweigen des Grabes war ſeine Antwort. Er legte ſeine Hand auf ihr Herz — es ſtand ſtill. Die zitternden, goldenen Lichter der Abendſonne umſpielten das Antlitz einer Todten.

Zwölftes Buch.

Der Anfang des Endes.

Kapitel XLVI.

Das Schickſal der Parthenopäiſchen Republik nahte unaufhaltſam ſeiner Erfüllung. Vergebens vollbrachten die republikaniſchen Heerhaufen unter Caraffa und Colletta Heldenthaten in der Unterwerfung der rebelliſchen Städte Apuliens. Vergebens vertheidigten die treugebliebenen Städte, das ruhmreiche Altamura an ihrer Spitze, heldenmüthig ihre Freiheit gegen die bereits auf funfzigtauſend Mann angewachſene Glaubensarmee Ruffo's. Der Kampf dieſer einzigen Stadt, deren Bewohner, als ſie alles Metall ihrer Häuſer, ſelbſt die Glocken der Kirchen und Klöſter in Kugeln verwandelt hatten, in den letzten Stunden

des Kampfes gegen die wuthentbrannten Banden Ruffo's ihre Geschütze, statt mit Kartätschen, mit Kupfer- und Silbermünzen luden, und erst als sie die letzte Ladung Pulver verschossen hatten, im Kampfe des Messers und Bajonets der Uebermacht erlegen — dieser einzige Heldenkampf, den die Geschichtschreiber Neapels in seinen Thaten und in seinem Ausgange mit dem Ende von Alesia und Sagunt vergleichen, könnte hinreichen, uns mit Achtung zu erfüllen vor dem Muthe und der Tapferkeit des Neapolitanischen Volks. Die Berichte gleichzeitiger Geschichtschreiber melden, daß das Schicksal dieser großen, volkreichen Stadt das furchtbarste Ereigniß des Krieges in den Provinzen war. Bis auf ein entschlossenes Häuflein von Tapfern, das sich mit dem Schwerte in der Hand einen Weg mitten durch die feindlichen Tausende bahnte, wurden alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Standes, Greise, Weiber, Kinder, Kranke und Gebrechliche, selbst

Nonnen, Mönche und Prieſter auf Ruffo's Befehl niedergemetzelt und die Stadt der Erde gleich gemacht.

Der franzöſiſche Obergeneral Macdonald hatte die in Apulien ſiegreich kämpfenden Abtheilungen ſeiner Truppen zurückgerufen. Die Nachricht von den Unglücksfällen der franzöſiſchen Armee in Oberitalien, welche von den Oeſtreichern und Ruſſen hart bedrängt wurde, beſtimmte ihn dazu, ſeine ganze Streitmacht zu ſammeln, um den Rückzug ſeines Heeres aus Neapel mit Erfolg bewerkſtelligen zu können.

Dieſer unglückliche Umſtand beſchleunigte den Fall der Republik. Ruffo drang unaufhaltſam über Apulien gegen Terra di Lavoro nach Neapel vor. Die republikaniſchen Städte der Provinz Baſilikata ergaben ſich an ſeinen Unterfeldherrn Sciarpa. Die Abruzzen fielen, mit Ausnahme der Feſtung Pescara und einiger andern Orte, in die Hände der Royaliſten, und gegen

den Anfang des Maimonats ſah die Republik ihr Gebiet auf die Hauptſtadt und die ſie zunächſt umgebenden Landſtriche und Ortſchaften beſchränkt.

Colletta war mit ſeinem Freunde Caraffa nach Neapel zurückgekehrt. Das immer furchtbarer herandrohende Geſchick des Untergangs der Freiheit und des Vaterlandes, die unaufhörlichen Kämpfe und Gefahren, welche er nach jener Schreckensſcene von Andria zu beſtehen gehabt, hatten inſofern wohlthätig auf ſein Gemüth gewirkt, als ſie den Schmerz und die düſtern Gedanken über ſein eignes Geſchick in den Hintergrund drängten. Es galt einen letzten Verſuch zur Rettung der Freiheit oder, wenn er mißlang, einen ehrenvollen Tod. Er wußte daß Frankreich die Sache Neapels aufgegeben habe, daß es ſein Heer abzurufen im Begriff ſtehe. Und dieſe Nachricht, welche den Muth der Schwachen völlig niederſchlug, hatte die Kühnheit der ſtärkeren

Geiſter unter den Republikanern Neapels neu belebt.

Collettas erſtes Wiederſehen mit Donna Eleonora war tief erſchütternd für Beide. Er hatte ſich nicht entſchließen können, die theuren Ueberreſte der unglückſeligen Luigia an der Stätte des Gräuels in dem zerſtörten Andria zurückzulaſſen, ſondern dieſelben auf ſeinem Rückzuge mit nach Sorrent geführt. Dort, auf der Stätte ihres kurzen Glückes ſollte ihre Hülle ruhen, eingewiegt von dem Rauſchen des ewig brandenden Meeres, umduftet von dem Hauche der Orangenhaine, welche das Paradies des Piano di Sorrento beſchatten.

Es war an einem jener himmliſchen Abende, wie ſie der Frühling nur in jenen glückſeligen Gefilden der Erde zu ſpenden vermag, als ſich Colletta, von Nocera di Pagani aus, dem Piano von Sorrento näherte. Aber die friedenvolle Schönheit der Natur, das lachende, ſonnengoldne

Blau des reinſten Himmels und der Blick auf die von keinem Lufthauche bewegte Spiegelfluth des Meeres, welcher ſich auf der Höhe von Meta ſeinem Auge darbot, kontraſtirten herzzerreiſſend mit den Scenen der Verwüſtung, welche, ſoweit ſein Auge reichte, das paradieſiſche Thal von Sorrent erfüllten. Auf jedem Schritte begegneten ihm zerſtörte Häuſer und Villen, zertrümmerte Kirchen und Kapellen, verwüſtete Gärten, Pflanzungen mit abgehauenen Oel- und Orangenbäumen, verbrannten Weinbergen, hier und da von einzelnen Jammergeſtalten durchwankt. Statt des ſchwirrenden Tamburins und der ſchmetternden Kaſtagnetten, nach deren Klange ſonſt allabendlich hier das luſtige Volk der Schiffer und Fiſcher die Tarantella tanzte, erſcholl das Wehklagen und Schluchzen der Geplünderten und Abgebrannten, von denen Viele kaum das nackte Leben gerettet. Der Aufſtand der Royaliſten, welcher ſich von Salerno bis nach

Sorrent verbreitet hatte, war Veranlaſſung gewesen zu einer Empörung der bourbonianiſchen Partei in Sorrent. Man hatte die Behörden der Republik verjagt, einen Theil der franzöſiſchen Beſatzung erſchlagen, und dadurch die Rache Macdonald's über die unglückliche Stadt heraufbeſchworen. Franzöſiſche Bataillone hatten die Rebellen zurückgeſchlagen und die mit Sturm genommene Stadt geplündert und verwüſtet. Nur das Haus des Taſſo am Meere, nahe dem Jeſuitenkloſter, deſſen rauchgeſchwärzte Trümmer in der Abendſonne glänzten, ſah Colletta, als er ſich mit ſeinen Begleitern durch die öden Gaſſen des Borgo der Stadt näherte, von dem Schickſale der Zerſtörung verſchont. Es war auf ausdrücklichen Befehl Macdonald's geſchehen, welchem der milde und liebenswürdige Abrial, der neue Kommiſſair der franzöſiſchen Republik, die Schonung dieſes Heiligthums und ſeiner Bewohner, der Nachkommen des unſterblichen Sängers,

nicht umſonſt empfohlen hatte. Das Bildniß Taſſo's, welches die Dankbarkeit der Geretteten ihrem Beſchützer anbot, war das einzige Geſchenk, welches der edle Franzoſe, ungleich ſo vielen ſeiner räuberiſchen Kollegen, bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich mit aus Neapel nahm und lange Jahre hindurch als ein Heiligthum bewahrte.

An der Ecke der Weinbergsgaſſe, welche zu der Villa San Felina führte, hielt Colletta ſein Pferd an. Auf der Schwelle eines vom Feuer halb zerſtörten Hauſes ſaß der alte Tiſchler Giuſeppe, das weiße Haupt in die Hände gelegt, ein Bild ſtummer Verzweiflung. Er blickte nicht auf bei dem Hufſchlage der nahenden Roſſe, und erſt auf den Ruf der wohlbekannten Stimme Colletta's wandte er langſam das Haupt nach dem Reiter hin.

Ich weiß es, ſie iſt todt, die Blume von Sorrento, rief er ihm dumpf entgegen, Eure

Leute haben ſie vor wenig Stunden in der Sänfte gebracht. Sie ſind Alle todt, Alle, Alle! murmelte er. Nur der arme Giuſeppe lebt noch.

Himmel, er iſt wahnſinnig, der brave Alte! rief Colletta, indem er vom Pferde ſprang, und ſich dem Greiſe nähernd ihm zum Gruße die Hand bot.

Ich bin nicht wahnſinnig! und ich kenne Euch auch, Don Pietro Colletta, glücklicher Bräutigam der ſchönen Luigia. Ich kenne Euch recht gut. Ihr ſeid noch ſo jung und doch ſchon ein Mörder! ja ein Mörder, ein Mörder! Ihr alle ſeid Mörder! rief plötzlich der Alte mit dem grimmigen Lachen des Wahnwitzes. Was habt Ihr über uns gebracht, Ihr ſtolzen Herren von Neapel? Meine Tochter, Pepina, wo iſt ſie? und der alte Pietro, unſer Nachbar, und der brave Gabriel di Lauro, der Mann, deſſen Hand offen war für jeden Armen und für alles Unglück ſeiner Nächſten, wo ſind ſie hin? Eure Freunde

haben ſie erſchlagen, wie man einen Hund erſchlägt! — die Franzoſen ſind gekommen und haben unſere Häuſer verbrannt und unſere Maſſarien verwüſtet. Was hatten ihnen die Bäume gethan und die Weinreben — und mein Kind, mein Kind, meine arme ſchöne Pepina, das Licht meiner alten Augen! — Ihr habt ſie Tarantella tanzen ſehn, Don Pietro, wißt Ihr noch? wenn Ihr bei uns anſpracht mit Eurer Braut, der ſchönen Donna Luigia, die faſt ſo ſchön war wie meine Pepina! Habt Ihr nicht? — Ach es waren gute Zeiten damals im Piano di Sorrento! ſetzte er, plötzlich in Thränen ausbrechend, hinzu. Und Donna Luigia wird auch weinen, wenn ſie daran gedenkt, denn ſie war immer gut gegen Pepina wie ein Engel des Paradieſes. Dann mit einem Male zur Luſtigkeit übergehend rief er aufſpringend mit gellender Stimme: Alles für die Freiheit und Gleichheit! Viva la Liberta! Viva l'uguaglianza!

Tief erschüttert wandte sich Colletta hinweg von dem unglücklichen Alten, und indem er einigen seiner Begleiter befahl, für ihn zu sorgen, schritt er durch die Seitengasse der Villa San Felina zu, wohin er die Leiche Luigia's von Nocera aus voraufgesendet hatte.

Nahe bei der Villa, die wie ihre Umgebung sich in leidlich erhaltenem Zustande befand, erhob sich eine kleine Kapelle, der Santa Madonna del Pianto (der heiligen Mutter der Thränen) geweiht. Dorthin lenkte Colletta, begleitet von dem Haushofmeister und Verwalter, einem alten Diener des Hauses San Felina, seine Schritte. Der Schimmer geweihter Kerzen strahlte von dem kleinen, mit dem Bilde der schmerzenreichen Mutter geschmückten Altare, an dessen Stufen Luigia so oft inbrünstige Gebete für den Geliebten ihres Herzens zur Mutter der Gnade hinauf gesendet. Vor diesem Altare stand jetzt ein offner Sarg auf einer mit Laub und Blu-

men umwundenen Bahre. Im weiſſen Gewande, von Roſen und blühenden Myrten überdeckt, ruhte in demſelben die lebloſe Hülle Luigia's. Zu ihren Häupten neben dem Sarge ſtand in ſchwarzer Trauertracht eine hochaufgerichtete Frauengeſtalt — Donna Eleonora.

Ueber den Sarg hinüber reichte ſie ſchweigend dem eintretenden Colletta die Hand entgegen, welche er ebenſo ſchweigend ergriff. Im tiefſten Verſtändniſſe des Moments ſchauten beide ſich lange und ſtumm in das Antlitz, und ſenkten dann gleichzeitig den Blick auf das Bild des Friedens, das vor ihnen unter der duftenden Frühlingshülle lag — ein ſtilles für ewig erkaltetes Herz zwiſchen zwei von aller Qual des Lebens unruhig bewegten Herzen.

Zwei Diener der Fürſtin, in tiefe Trauer gekleidet, traten hinzu, und ſchloſſen auf einen Wink derſelben den Sarg, der alsbald hinabge-

laſſen ward in die Gruft, welche bereits die Gebeine von Luigia's Eltern umſchloß.

Schweigend traten Colletta und Donna Eleonora hinaus aus der Kapelle, die weißſchimmernd, von Lorbeer und Myrthen und blühenden Oleandergebüſchen umgeben, von dem hohen Felſenufer auf das Meer hinabſchaute. Langſame Schläge des Todtenglöckleins ſchollen klagend durch die dämmernde Stille. Purpurne Gluth umwob die felsgezackten Häupter der im violetten Dufte des Abends ſchimmernden Eilande von Iſchia und Procida. Ruhigen Zuges, gleich dem Opferdampfe auf dem Altare der ewigen Natur, ſtieg die Rauchſäule des Veſuv gegen den immer tiefer dunkelnden Himmel der Nacht.

Requiescat in pace aeterna! ertönte die Stimme des Prieſters, der die Todtenmeſſe las an der Gruft der Entſchlafenen. Donna Eleonora blickte in das gramerfüllte bleiche Antlitz Colletta's:

Ihr der Friede! Unſer Theil der Kampf des Lebens! Laß ihn gemeinſam uns kämpfen, ſo lange unſere Herzen noch ſchlagen, und gemeinſam dem Verhängniß trotzen bis zum Tode. Es wird nicht lange mehr ſein — denn unſer Weg iſt kurz, und unſre Schritte ſind gezählt! Willſt Du's, Pietro?

Colletta blickte auf. Er ergriff die Hand des ſchönen Weibes, die einer trauernden Todesgöttin gleich vor ihm ſtand.

Sie deutete mit der Linken hinaus über das Meer auf das ferne Neapel:

Dort iſt die letzte Zuflucht der Freiheit auf dem Boden des Vaterlandes. Dort laß uns für ſie ringen und kämpfen, und wenn es ſein muß — ſterben! Sterben, wofür wir gelebt, für die ewigen Gedanken der Menſchheit, die allein unſterblich ſind, während die Geſchlechter der Menſchen vergehn wie die Blumen des Feldes — wie die holde Blume Luigia! ſetzte ſie hinzu, und

leiſe Thränen perlten aus ihren ſtrahlenden Augen über die marmorblaſſen Wangen.

„Alſo ſei es!“ erwiederte mit brechender Stimme Colletta. Und im nächſten Momente ſchlugen zwei Menſchenherzen nicht für Lebensglück, nein, zum Todesbunde vereint, im feſten Umfangen aneinander. Der letzte Tagesſchimmer erloſch — der letzte Klang des Todtenglockleins verhallte. Durch die Myrthengebüſche blitzten die geflügelten Flämmchen der Leuchtkäfer, und mit fernabrollendem Donner zuckte eine glühendrothe Feuerſäule von dem Gipfel des nahen Bergrieſen durch die Nacht.

Ein ſanfter Wind erhob ſich. Er ſchwellte das Segel der Barke, welche Donna Eleonora und Colletta von der Stätte des Friedens in das wildbewegte Leben Neapels führte.

Kapitel XLVII.

Am Tage nach seiner Ankunft in Neapel begab sich Colletta zum Kriegsminister. Don Gabriel Manthone empfing den zurückgekehrten Freund mit einer Herzlichkeit, welche dennoch den Ausdruck der Sorge und Bekümmerniß auf seinem Gesichte nicht verwischen konnte.

Er erwartete die Repräsentanten des Volks, Maria Pagano, Domenico Cirillo, sowie die Mitglieder des von Abrial eingesetzten Direktoriums, welche er zur Berathung der Lage des Vaterlandes berufen hatte. Ehe sie zusammen kamen, besprachen die beiden Freunde lange die verzweifelte Lage der Republik. Der General

Macdonald hatte die ſämmtlichen franzöſiſchen Truppen in einem Lager bei Caſerta vereinigt, und am Tage zuvor der Regierung der Republik angezeigt, daß er in den nächſten Tagen mit ſeinem Heere das Land verlaſſen werde.

Ich begreife die Umſtände welche ihn dazu nöthigen, ſagte Manthone mit einem Seufzer. Schon als er mir anzeigte, daß er ſeine Truppen ein Lager bei Caſerta beziehen laſſen werde, weil dies Leben in der Hauptſtadt für die Disziplin nachtheilig ſei, ahnte ich daß Frankreich beſchloſſen habe uns zu verlaſſen. Ein aufgefangener Brief des Bandenführers Fra Diavolo an Ruffo, der nebſt einem Pakete Zeitungen um dieſelbe Zeit in meine Hände gelangte, gab mir Gewißheit. Die Sachen der Franzoſen in Oberitalien gehen ſchlecht. Ihre Heere ſind von den vereinigten Ruſſen und Oeſtreichern mehrmals geſchlagen; der tapfere Moreau ſelbſt hat bei Caſſano eine Schlacht verloren, Mailand iſt gefallen,

der Po von den Feinden überſchritten, und das Volk in vielen Theilen von Mittel- und Oberitalien im Aufſtande gegen die Franzoſen. Macdonald fürchtet abgeſchnitten zu werden. Sein Brief freilich führt eine andere Sprache. Da iſt er — lies ihn.

Er nahm von einem mit Papieren bedeckten Arbeitstiſche den Brief, und reichte ihn ſeinem Freunde hin. Colletta durchflog ihn raſch. Als er geendet hatte ſagte er: Es iſt wie damals, als uns La Touche verließ. Das egoiſtiſche Frankreich opfert uns auf! Nur noch wenige Monate — und wir wären gerettet; denn das Genie Frankreichs, das den Despotismus in Italien zu Boden ſchmetterte, — Bonaparte kehrt aus Aegypten zurück, um den Oberbefehl über die Armeen der Republik in Italien aufs Neue zu übernehmen. Nur wenige Monate noch die Hülfe Macdonalds, und wir dürften hoffen die

Sache der Freiheit zu retten! Fluch dieſen Franzoſen. Sie ſind unſer Verderben!

Manthone ſah beſtürzt die Verzweiflung in den Zügen ſeines Freundes. Und haſt Du keine Hoffnung jetzt? fragte er.

Keine, wenn nicht ein Wunder geſchieht, verſetzte Colletta düſter. Er warf einen Blick auf den Brief Macdonalds, und fuhr fort: Der franzöſiſche Obergeneral hat ganz Recht in Allem was er hier ſchreibt: ein Volk iſt allerdings nur dann frei, wenn es auf ſeinen eignen Füßen zu ſtehen vermag, und unſre Finanzen ſind freilich kaum noch im Stande das fremde Heer länger zu beſolden. Es iſt auch wahr, daß alle wahrhaften Freunde des Guten auf unſerer Seite ſind — aber mit allen dieſen ſchönen Worten und mit den Lobreden, die der Franzoſe unſerer Neapolitaniſchen Tapferkeit ſchenkt, werden wir Ruffos Banden nicht vier Wochen widerſtehen. —

Wir werden es! rief laut, ihn unterbrechend, Hektor Caraffa, der unterdeſſen mit mehreren Mitgliedern des Direktoriums und einigen höheren Offizieren in den Saal getreten war. Wir werden widerſtehen, und werden, ſo hoffe ich, Sieger bleiben, wenn endlich jetzt entſchiedener als bisher gehandelt wird.

Ihr würdet alſo nicht dafür ſtimmen, Herr Herzog, begann Manthone, der, nachdem er die Verſammelten gebeten ſich nieder zu laſſen, die Berathung eröffnete, daß nach dem Vorſchlage des Direktoriums ein letzter Verſuch gemacht würde, den franzöſiſchen Oberfeldherrn mit ſeinem Heere zum Bleiben zu bewegen?

Nimmermehr! erwiederte Caraffa. Ich ſegne den Augenblick, der uns von ihnen befreit. Denn jetzt gilt es zu zeigen, was wir ſelber vermögen.

So iſt es recht! fiel hier der alte Domenico Cirillo ein. Die Franzoſen gerade ſind es, deren Anweſenheit einen groſſen Theil des Landes ge-

gen die Republik in Aufſtand gebracht hat. Ihre Erpreſſungen und Plünderungen, ihr Hochmuth und ihre Anmaßungen, ihre Verſpottung der Religion, an welcher das Volk nun einmal hängt, ſind die beſte Unterſtützung Ruffo's geweſen.

Laſſen wir das! ſprach Caraffa. Ihr ſeid kein Kriegsmann, alter Herr, und wißt nicht, wie viel funfzehntauſend Mann tapferer, wohl diſziplinirter Truppen werth ſind. Ich bin gegen jenen Vorſchlag, weil ich weiß, daß er nichts helfen wird, weil ich weiß, daß Macdonald feſt zum Abzuge entſchloſſen, iſt und daß er den Befehl dazu von ſeiner Regierung in der Taſche hat!

Und was iſt Eure Anſicht, General Colletta? fragte Manthone.

Auch ich bin gegen den Vorſchlag, verſetzte der Gefragte, und aus denſelben Gründen. Der zuletzt von Macdonald über die Feinde bei Sor-

rento und Caſtellamare erfochtene Sieg hat uns für einige Zeit Luft gemacht; wir müſſen dieſe Zeit benutzen. Unſere Forts und Feſtungen Santelmo, Capua, Gaeta ſind durch die zurückbleibenden franzöſiſchen Beſatzungen geſichert —

Und Macdonald hat verſprochen, daß er bald zurückkehren werde, fiel hier Maria Pagano ein, und uns angezeigt, daß die vereinigte ſpaniſch-franzöſiſche Flotte zum Schutze der Hauptſtadt mit Truppen und Munition unterwegs ſei. Das Direktorium hat ſo eben dieſe Nachrichten öffentlich dem Volke bekannt gemacht.

Daran hat das Direktorium ſchweres Unrecht gethan, fuhr hier Caraffa heftig auf. Durch ſolche Hoffnungen — die der Himmel weiß wann und ob ſie ſich überhaupt erfüllen — wird das Einzige gelähmt, was wir brauchen, was uns allein noch retten kann: die Energie der Verzweiflung, die alle Hoffnung allein auf den eignen Muth ſetzt.

Darf ich Euch fragen, was das Direktorium sonst noch für Maaßregeln zu beschließen für gut befunden hat in der gegenwärtigen Lage der Dinge? wandte sich Manthone an den Präsidenten der Regierung, Don Ercole d'Agnese, welcher gleichfalls sich zur Berathung eingefunden hatte.

Zunächst eine Proklamation an das Volk, welche ihm den Abzug der Franzosen und das Aufhören der Kriegssteuern verkündet, und alle Neapolitaner in den Provinzen auffordert, zur Ruhe und Ordnung zurückzukehren.

Caraffa schlug ein bitteres Gelächter auf.

Ihr vergeßt, junger Mann, wer und wo Ihr seid! fuhr hier der Sprechende auf. Ihr seid der Diener der Republik und steht dem Präsidenten der Republik gegenüber! Dann fuhr er ruhiger fort:

Wir wissen ohne Euch, daß man mit Proklamationen allein keine Feinde schlägt, und darum

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.

3-598-52808-6
FN. I1382/017

ernennt ein zweites Dekret hier den Kriegsminister Don Gabriel Manthone zum Generalissimus unserer ganzen Streitmacht, ermächtigt ihn zu schleuniger Aushebung neuer Truppen und trägt ihm auf, die zerstreuten Bataillone zusammenzuziehn, und die Milizen unter den beiden tapfern Generalen Spano und Wirtz in Legionen zu formiren. Die Bestimmung des Operationsplans für alle unsere Streitkräfte überläßt das Direktorium der Einsicht, dem Muthe und der Vaterlandsliebe des Generalissimus, indem es zugleich den Antrag desselben annimmt: daß die Mütter, Wittwen und Waisen der für das Vaterland Gefallenen die Pflegebefohlenen der Republik sein sollen.

Gabriel Manthone erhob sich. Bürger, Direktoren! sprach er mit fester Stimme, ich wünsche, daß meine Mutter einst die Erfüllung Eures edelmüthigen Beschlusses fordern möge.

Ein lauter begeisterter Ruf des Beifalls be-

grüßte das Wort des heldenmüthigen Mannes, welcher darauf also fortfuhr: Ich nehme die Ehre an und mit ihr die Verantwortung, welche das Vertrauen der Regierung in dieser Lage des Vaterlandes auf mein Haupt ladet. Laßt uns gleich am morgenden Tage den Operationsplan berathen, durch welchen wir den von allen Seiten herandrohenden überlegenen Feinden die Spitze bieten mögen. Auf heute aber lade ich Euch alle zu der Feier des bei Sorrento und Castellamare von unsern tapfern Truppen erfochtenen Sieges, mit welcher wir den Muth des Volks und der Truppen zu erheben beschlossen haben.

Nach diesen Worten entließ er die Versammlung.

Am Nachmittage desselben Tages war ganz Neapel in freudiger Bewegung. Der Sieg der Republikaner über die Royalisten, welcher durch jene Feier begangen werden sollte, hatte den ge-

ſunkenen Muth der erſteren neu gekräftigt. Der Leichtſinn des Volks frohlockte über den Abzug der Franzoſen, durch deren Tapferkeit derſelbe doch größtentheils errungen war, und der ſtattliche Anblick der neapolitaniſchen Legionen und Milizbataillone, welche in vielfachen Reihen die lange Toledoſtraße hinab bis zum Nationalplatze vor dem ehemaligen Königsſchloſſe Spalier für den Feſtaufzug bildeten, erfüllte die Herzen der Menge mit freudiger Zuverſicht. Alle Häuſer des Toledo waren feſtlich geſchmückt mit bunten Teppichen, Blumen- und Laubgewinden. Aus allen Fenſtern, von den Balkonen und Dächern herab, wehten Fahnen und Banner mit den Farben der Republik. Die Straße ſelbſt war mit Blumen und Lorbeerzweigen beſtreut, und an der Stelle wo ſie auf den Platz einmündet, erhob ſich ein reichgeſchmückter Triumphbogen mit der Inſchrift: Freiheit oder Tod!

Jetzt nahte unter dem Geläute aller Glocken

und unter dem Donner der Kanonen von Santelmo und der übrigen Citadellen, begrüßt durch das unabläſſige Jubelgeſchrei einer zahlloſen Volksmenge, von der Höhe der Toledoſtraße her der feſtliche Zug. Voran zu Pferde an der Spitze ſeiner Generalität der neuerwählte Generaliſſimus der Republik, Don Gabriel Manthone, deſſen gigantiſche Geſtalt alle ſeine Begleiter überragte. Ihm zur Seite ritten Colletta und Caraffa, die im Volke beliebteſten Führer. Sechs Fahnen und Banner, welche in dem letzten Kampfe den Feinden abgenommen waren — unter ihnen eine Fahne mit dem Wappen König Georgs von England, dreißig eroberte Geſchütze und eine lange Reihe von Gefangenen, Engländer, Neapolitaner Sizilianer, ſelbſt türkiſche Marineſoldaten darunter, bildeten die im Triumphe aufgeführten Trophäen des Sieges. Die Gefangenen, von den Verwünſchungen des Volks begleitet, und von ſeiner Wuth den ſichern Tod erwartend für

die Gräuelthaten, welche sie bei der Zerstörung des schönen Castelamare begangen, schritten todtenbleich und gesenkten Hauptes einher. Ihnen folgte die tapfere kalabresische Legion, in dunkler Tracht, ungleich in Waffen und Ausrüstung, aber desto kriegerischer anzuschauen, voran ihr schwarzes Banner mit der Inschrift: Vincere, Vendicarsi, Morire (Sieg und Rache, oder Tod)! Diese Legion, von Colletta und Caraffa kommandirt, bestand fast ganz aus Freiwilligen. Es waren meist Kalabresen, Anhänger der Republik, welche der Aufstand Ruffo's aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte. Sie waren in der letzten Zeit verstärkt worden durch zahlreiche Flüchtige, welche mit den Waffen in der Hand aus den von dem Kardinal eroberten und zerstörten Städten entkommen, fast jeder einen Verwandten oder Freund zu rächen hatten. Auch eine Anzahl junger Geistlichen und Mönche kämpfte in den Reihen dieser dem Tode geweihten Schaar, deren

Offiziere aus Studenten und andern jungen Männern vornehmer kalabresischer Familien bestanden, welche sich beim Ausbruche der Revolution in Neapel befanden, wo sie zu den Anhängern der Akademie vom Pausilipp und später zu den Jakobinern der Sala patriotica gehörten. Sie alle hatten geschworen, den Fall der Freiheit nicht zu überleben. —

Nach ihnen folgte der Zug der höchsten Behörden der Republik, voran die fünf Direktoren, ihren Präsidenten Ercole d'Agnese an der Spitze. Vor ihnen her trugen zwölf Lazaronen, von ihrem Capo Lazaro, Michele il Pazzo geführt, auf einer Bahre eine Anzahl von Bildnissen der königlichen Familie, die in den Provinzen bei heimlichen Anhängern derselben gefunden worden waren, desgleichen eine Anzahl Proklamationen des Cardinal Ruffo, welche zur Unterwerfung aufforderten.

In der Mitte des gewaltigen Platzes erhob

ſich neben dem rieſigen Freiheitsbaume ein brennender Scheiterhaufen. Ihn umgaben im engeren Kreiſe zunächſt der Erzbiſchof von Neapel, Kardinal Zurlo, mit einer Anzahl republikaniſch geſinnter Geiſtlichen, die Behörden und Generale der Republik, der Capo Lazaro mit den Abgeordneten der Quartiere des Volks von Neapel, die Mitglieder der republikaniſchen Klubbs der Sala patriotica und der Sala popolare, und die Gefangenen. Hinter ihnen ſchloß die Kalabreſiſche Legion mit den nachrückenden Truppen den weiteren Kreis. Außerhalb deſſelben wogte die Maſſe des zuſchauenden Volks, begierig der kommenden Dinge, mordſüchtige Blicke auf die Gefangenen werfend und wildes Rachegeſchrei erhebend gegen die Mordbrenner von Caſtellamare, während Balkone und Fenſter der umgebenden Paläſte bis zu den platten Dächern hinauf von Zuſchauern aller Klaſſen und Geſchlechter ange-

füllt, den bunteſten und bewegteſten Anblick dar-boten.

Der Generaliſſimus hielt zuerſt eine Anrede an die Truppen. Er machte ihnen ſeine vom Direktorium erfolgte Ernennung bekannt. Dann forderte er ſie auf, tapfer wie bisher für die Sache der Freiheit zu ſtreiten, und jetzt nach dem Ab-zuge der Franzoſen zu zeigen, daß das Heil der Republik geſichert ruhen könne auf ihren treuen und muthigen Herzen.

Im ähnlichen Sinne lautete die Rede Ercole d'Agneſe's an das verſammelte Volk. Nachdem er geredet, überreichte ihm der Finanzminiſter ein Käſtchen, in welchem ſich Bankbillette der Staats-ſchuld im Betrage von zwei Millionen Ducati befanden, welche die Sparſamkeit der republika-niſchen Regierung trotz aller finanziellen Bedräng-niſſe eingelöſt hatte, und welche der Miniſter jetzt unter dem allgemeinen Jubel des Volks den Flammen übergab.

Hierauf näherten ſich die zwölf Lazaronen, unter Michele il Pazzo's Anführung, mit ihrer Bahre dem Scheiterhaufen. Der Präſident des Klubbs der Sala popolare nahm eine der Proklamationen des Kardinal Ruffo, und nachdem er dieſelbe mit lauter Stimme dem Volke und Heere vorgeleſen hatte, richtete er die Frage an die verſammelte Menge: Welche Antwort habt Ihr, Bürger der Republik Neapel, für dieſen Aufruf zum Abfall von der Freiheit, den der blutbefleckte Henker des Tyrannen an uns zu richten wagt?

Und aus hunderttauſend Kehlen ſcholl donnernd die wilde Antwort: Il fuoco! il fuoco! (das Feuer! das Feuer!).

Die Pakete der Proklamationen und die Bildniſſe des Königs, der Königin und der Prinzen flogen in die Flammen des Scheiterhaufens. Aber die Wuth der Umſtehenden ſchien ſelbſt damit nicht befriedigt. Die Klubbiſten der

Sala patriotica zogen die brennenden Stücke aus den Flammen, riſſen ſie aufs Neue in Fetzen, warfen ſie dann zur Erde und traten ſie mit Füßen. Die Menge, durch dieſes Schauſpiel zu erneuter Wuth aufgereizt, drohte einen Augenblick die Reihen der Soldaten zu durchbrechen und ſich auf die Gefangenen zu ſtürzen, die gefeſſelt in der Nähe des flammenden Holzſtoßes zitternd und bebend ihrem Schickſale entgegen harrten. Aber ein Wink des Capo Lazaro, der, auf die Rednerbühne eilend, ſeinen Arm mit einem donnernden Stateví zitto! (haltet Euch ruhig!) dem Volke entgegenſtreckte, beſänftigte die aufgeregte Menge wie ein Zauber.

In dieſem Augenblicke nahte von dem Nationalpallaſt her ein Zug weißgekleideter Frauen, geführt von zwei würdigen Matronen, den Herzoginnen von Caſſano und Pepoli — denen das Volk für ihre Mildthätigkeit gegen Arme und Nothleidende, wie für die großen Opfer, welche

ſie für die Freiheit der Republik gebracht, den Ehrennamen: Mütter des Vaterlandes gegeben hatten. Zwiſchen beiden ſchritt die hohe Geſtalt der vom Volke hoch verehrten Donna Eleonora Pimentelli. Palmenzweige, das Symbol des Friedens in den Händen tragend, näherten ſich die Frauen, denen das Volk bereitwillig und ehrfurchtsvoll zurückweichend eine Gaſſe öffnete, dem Innern des Kreiſes. Todtenſtille herrſchte bei dieſem Anblicke in der unermeßlichen Menge. Die Deputation der Frauen ſchritt zu dem Präſidenten des Direktoriums, und wechſelte mit demſelben einige Worte. Darauf beſtieg Donna Eleonora, begleitet von dem Präſidenten der Republik und von dem Miniſter der Juſtiz, die Rednerbühne.

Ihr Männer und Bürger von Neapel! ſprach Donna Eleonora, höret meine Worte. Das Governo der Republik Neapel würdigt mich, Euch eine Botſchaft des Friedens zu verkündigen.

Diese Männer, welche Ihr hier gefesselt seht am Fuße des Freiheitsbaums — sie sind zum größten Theile Eure Landsleute und Brüder, viele von ihnen durch Verführung, andere aus Zwang und Noth zu Euren und der Freiheit Feinden gemacht. Für sie Alle beschließt die Regierung Gnade und Verzeihung. Wollen sie ihren Dank dadurch abtragen, daß sie fortan für die Freiheit kämpfen, welche so großmüthig zu begnadigen weiß, so heiße ich sie, im Namen unsrer tapfern Krieger, als Freunde und Waffenbrüder derselben willkommen!

Die Bande der Gefesselten fielen auf einen Wink des Präsidenten der Republik, und unter dem Jubelgeschrei der leichtbeweglichen Menge stürzten die Gefangnen, noch eben von allen Schrecken des Todes bedroht, mit Thränen des Danks und der Freude, in die Arme der Soldaten. Das Volk begrüßte sie von allen Seiten als Freunde und Brüder. Man sammelte Gaben

für die Bedürftigen unter ihnen, beſchenkte ſie mit Geld und Kleidern, und entließ diejenigen, welche durch Wunden oder durch ihr Alter behindert waren, in den Dienſt der Republik einzutreten, als Verkündiger des großherzigen Gnadenaktes der Republik, in ihre Heimath. Bis ſpät in die Nacht währte der Jubel der Menge. Das Volk umtanzte den Freiheitsbaum unter patriotiſchen Geſängen. Es fraterniſirte mit denen, welche es ſo eben noch ſeiner Rache zu opfern getrachtet hatte, und empfing ihre Schwüre, fortan mit ihm für die Sache der Freiheit zu leben und zu ſterben. Ein Gerücht, welches ſich gegen Abend plötzlich in der Stadt verbreitete, trug dazu bei, die Freude des Volks bis zur Ausgelaſſenheit zu ſteigern. Ueberläufer aus dem Lager der Glaubensarmee ſollten die Nachricht gebracht haben, daß in demſelben Empörung und Abfall ausgebrochen ſei. Der Fürſt von Leporano, Brigadegeneral Ruffo's, habe ſich der Perſon

des Kardinals bemächtigt, und führe ihn als Gefangnen nach Neapel. Der größere Theil der Santafediſten habe ſich nach allen Seiten hin zerſtreut, und nur wenige Tauſende ſeien unter den Bandenchefs Sciarpa, Fra Diavolo, Mammone u. A. beiſammen geblieben. Zugleich mit dieſer unglaublich klingenden, und eben deshalb nur um ſo feſter geglaubten Freudenbotſchaft vereinigte ſich die zweite von dem Heranſegeln der ſpaniſch-franzöſiſchen Flotte. Ein Fiſcher von Capri wollte ſie von der Höhe des Felſeneilands bemerkt haben. Nur ungünſtige Winde hielten ſie zurück vom Einlaufen in den Golf von Neapel. Man trug den Glücksboten im Triumphe durch die Straßen. Alles beglückwünſchte ſich über die ſichere Rettung des Vaterlandes in demſelben Augenblicke, in welchem Macdonald's abziehendes Heer die Grenzen überſchritt, und während von allen Seiten das Un-

gewitter des Verderbens ſich gegen die von ihren falſchen Freunden verlaſſene Republik heranthürmte.

Kapitel XLVIII.

Schon der nächste Tag sollte einen Theil jener Hoffnungen enttäuschen. Am Morgen desselben zeigten sich statt der angekündigten befreundeten spanisch-französischen Flotte die Segel einer Anzahl feindlicher Kriegsschiffe im Golfe von Neapel.

Die Regierung, welche vor Allem ein Bombardement der Hauptstadt und mit demselben den Ausbruch eines royalistischen Aufstandes fürchtete, gab schleunig Befehl, die wenigen Kriegsfahrzeuge, welche die republikanische Flotille bildeten, segelfertig zu machen und die Hafenbatterien zur Vertheidigung in Stand zu setzen. Ein Aufruf an die Bewohner der Stadt, bei den

Befeſtigungsarbeiten und Schanzen am Hafen hülfreiche Hand zu leiſten, war kaum erlaſſen, als Schaaren derſelben aus allen Ständen, jeden Alters und Geſchlechts zuſammenſtrömten. Man ſah Frauen, unter ihnen ſolche, die zu den vornehmſten Adelsfamilien gehörten, gleich den niedrigſten Arbeitern Hand an das Werk legen, Tage lang Steine und Erde zu den Schanzen herbeiſchleppen, durch Wort und Beiſpiel die Arbeiter aufmuntern, und die Ermüdeten durch Speiſe und Trank erquicken. In wenigen Tagen waren die Befeſtigungswerke und Batterien des Hafens vollendet. Die feindliche Flotte, welche es noch nicht für Zeit halten mochte, ohne Unterſtützung durch ein Landheer den Angriff auf Neapel zu beginnen, wandte ſich gegen die Inſeln Procida und Iſchia, eroberte beide nach kurzem Widerſtande, ermordete die republikaniſchen Beamten, kerkerte ihre Anhänger ein, und errichtete eine königliche Regierung. Das hieß zunächſt ein

Blutgericht über alle Republikaner, an deſſen Spitze die verworfenſte Kreatur Actons, der Sizilianer Vincenzo Speciale, ſtand. Dieſes Ungeheuer, deſſen Name noch jetzt in Neapel als Bezeichnung jeder Grauſamkeit im Munde des Volks lebt, ließ keinen Tag ohne Hinrichtungen vergehen. Das bloße Erſcheinen vor ſeinem Richterſtuhle war der ſichre Tod. Vergebens verſuchte der tapfere Admiral Caracciolo, erſchüttert durch die Schilderungen, welche einzelne Geflüchtete von den unſäglichen Grauſamkeiten dieſes Henkers von Procida entwarfen, die Inſel wieder zu erobern. Seine kleine Flottille kämpfte einen ganzen Tag lang gegen die Uebermacht der engliſchen Kriegsſchiffe, welche Nelſon zum Schutze Speziale's um Procida aufgeſtellt hatte. Er mußte ſich nach heißem Kampfe in den Hafen von Neapel zurückziehen.

Es war etwa fünf bis ſechs Tage nach jenem Siegesfeſte, welches wir im vorhergehenden

Kapitel geſchildert, als ſich der Kriegsrath bei dem Generaliſſimus der Republik verſammelte, um über den zum Schutze der Hauptſtadt zu befolgenden Operationsplan zu berathen.

Gabriel Manthoné eröffnete die Verſammlung mit einer Rede, in welcher er die gegenwärtige Lage der Republik offen darlegte. Die volle Kenntniß der Gefahr, von welcher wir bedroht ſind, ſprach er am Schluſſe ſeiner Auseinanderſetzung, vermag allein, uns die Mittel finden zu laſſen, ihr zu begegnen. Ueberblicken wir noch einmal unſre Lage. Ruffo's Heerhaufen, die ſich täglich vergrößern, ſind von Apulien aus im Anzuge. Tauſend Ruſſen und Türken unter Graf Micherour ſind vor wenigen Tagen bei Tarent gelandet, und bedrohen uns von Nola aus. Pronio's Banden ſtreifen ſchon in den Ebenen von Capua. Sciarpa hat Salerno und die Umgegend erobert, und ſteht mit dem Kerne ſeiner Heerhaufen bei Nocera. Und während dieſe

Streitkräfte uns von Weſten und Süden umringen, ſchließen die Banden Fra Diavolo's und Mammone's im Norden den Kreis, der ſich näher und näher um uns zuſammenzieht. Neapolitaner und Sizilianer, Römer, Toskaner, Engländer, Ruſſen, Portugieſen, Dalmatiner und Türken ſind von unſern Tyrannen gegen uns in Waffen gerufen, und eine Flotte von neunzig Kriegsſchiffen unter den Flaggen von fünf Nationen durchkreuzt das Mittelmeer, und lauert auf den Augenblick, ihre Feuerſchlünde gegen unſre Hauptſtadt zu richten. Macdonald hat uns mit ſeinem Heere verlaſſen. Unſere einzige Hoffnung beruht darauf, daß die ſpaniſch-franzöſiſche Flotte, deren Hülfe uns das Direktorium der franzöſiſchen Republik verſprochen hat, Zeit behält, uns dieſe Hülfe zu bringen, und daß wir uns bis dahin unſere Feinde zu Lande erwehren mögen.

Manthoné entwickelte nun ſeinen hierauf be-

züglichen Operationsplan. Er gab einen raſchen Ueberblick der geringen Streitkräfte, welche der Republik in dieſem Augenblicke zu Gebote ſtanden, und ſchlug vor, dieſelben nach drei verſchiedenen Richtungen hin dem Feinde entgegenzuwerfen. Die Generale Schipani und Caraffa ſollten ſich gegen Sciarpa, Baſſetti gegen die Banden der Abruzzen unter Fra Diavolo, der Generaliſſimus ſelbſt gegen die Hauptmacht der Feinde, unter dem Kardinal Ruffo wenden; Colletta mit den neuausgehobenen Milizen, der Bürgergarde und der Kalabreſiſchen Legion die Ruhe in der Hauptſtadt aufrecht erhalten, in welcher die Gährung der königlichen Partei ſich von Tag zu Tage drohender zeigte. Wir ſind nur Einer gegen zehn Feinde! ſo ſchloß er ſeine begeiſterte Rede, aber wir fechten für die Freiheit, als freie Männer gegen Söldner und Räuber, wir kämpfen für unſer Leben, für unſere Liebſten,

für Weib und Kinder. Unſer Lohn iſt der höchſte: die Freiheit, wenn wir ſiegen, wenn wir fallen, die Unſterblichkeit!

Dieſer Plan, von dem bei weitem größeren Theile der Verſammlung mit Beifall begrüßt, fand deſto ſtärkeren Widerſpruch bei dem andern, an deren Spitze Hektor Caraffa ſtand.

Es iſt Zeit, rief er aus, ein Syſtem des Krieges zu verlaſſen, das bisher alle unſere Unfälle hauptſächlich verſchuldet hat. Nicht trennen, nein, vereinigen müſſen wir alle unſere Streitkräfte und dieſelben in dieſer Vereinigung alle auf einen, auf den Hauptpunkt richten. Mit Freiheits- und Unſterblichkeitsgedanken, fuhr er bitter fort, ſchlägt man Ruffo's Banden nicht. Hier iſt mein Plan. Wir ziehen alle unſre Truppen, Soldaten, Milizen, Bürgergarden, Freiwillige, in ein einziges Heer zuſammen, verſtärken ſie mit dem Kerne der franzöſiſchen Beſatzung.

Habt Ihr vergeſſen, Don Ettore, — unter-

brach ihn hier Manthoné, daß der franzöſiſche Befehlshaber der Citadelle von S. Elmo Befehl hat, keinen Mann ſeiner Truppen aus den Forts zu laſſen?

Ich habe es nicht vergeſſen — erwiederte Caraffa. Für Geld iſt von den Franzoſen Alles zu erlangen und hier, fuhr er bitter fort, indem er dem Generaliſſimus ein Papier überreichte, hier iſt die ſchriftliche Zuſicherung des edlen Generals Megean, des tugendhafteſten aller franzöſiſchen Republikaner, daß er für eine halbe Million Ducati, mit Gefahr ſeines Kopfes, uns tauſend Mann ſeiner beſten Truppen zur Verfügung ſtellt! Doch weiter. Mit dieſer vereinten Streitmacht werfen wir uns auf Ruffo's Heer. Es iſt uns auch ſo noch an Zahl, aber wir ſind ihm dann an Kriegskunſt und regelmäßigen Truppen überlegen. Wir werden ihn ſchlagen, ſeine Banden zerſtreuen, ihn ſelbſt, wenn es glückt, tödten oder gefangennehmen. Ein hoher Preis auf ſeinen

Kopf geſetzt wird uns dazu verhelfen. Iſt dieſer Schlag gelungen, ſo werden wir gegen die übrigen Bandenführer leichtes Spiel haben. Eine verlorne Hauptſchlacht wird ohnehin die Zahl der Anhänger der Königlichen verringern, und unſerer Sache neue zuführen.

Aber die Hauptſtadt? was ſoll aus ihr werden? fiel hier Mario Pagano ein.

Was will und mag! verſetzte der wilde Caraffa. Unſere Familien und alle zurückbleibenden Anhänger der Republik, nebſt den Behörden, mögen ſich in die Kaſtelle zurückziehen, und wenn der Pöbel von den heimlichen Royaliſten aufgehetzt, unruhig wird, mögen ihm Megeans Kanonen von S. Elmo den Kopf zurechtſetzen.

Ein heftiger Widerſpruch erhob ſich bei dieſen Worten in der Verſammlung. Das kann nicht im Ernſte Eure Anſicht ſein, General! rief Manthoné aus. Unmöglich könnt Ihr das Schickſal der Hauptſtadt der Raub- und Mordluſt unſerer

Feinde und eines von ſeinen Prieſtern fanatiſirten Pöbels Preis geben wollen.

Und doch muß es geſchehen! ſprach, ehe noch Caraffa erwiedern konnte, Pietro Colletta. Ich ſtimme für Caraffa's Plan. Wir müſſen Alles an Alles ſetzen. Gelingt der Plan und vernichten wir Ruffo's Heer, ſo hindert uns nichts an ſchleuniger Rückkehr, um die Rebellen in der Stadt zu züchtigen und die Ordnung wieder herzuſtellen. Noch einmal, ich ſtimme für Caraffa's Plan, weil ich in ihm die einzige Ausſicht auf Erfolg erblicke.

Auch Du, Colletta! rief ſchmerzlich erſchüttert Manthoné aus.

Ja, auch ich! Es iſt nur die Frage: haben wir die Mittel, um den habgierigen Franzoſen zu befriedigen, und außerdem das Geld, welches die Expedition erfordert, ſofort herbeizuſchaffen?

Wir haben ſie nicht! verſetzte der Finanzminiſter, Don Giuſeppe Abamonti. Der Schatz iſt

leer, und ich bin außer Stande, auch nur den dritten Theil der nothwendigen Summe in vierzehn Tagen zu liefern, welchen der Vorſchlag des Herzogs von Andria für morgen verlangt.

Aber ich vermag es! rief Caraffa. Hört mich an, Bürger Direktoren und Ihr Alle, Bürger Miniſter und Generale. Gebt mir auf einen einzigen Tag Macht über Leben und Tod von zehn reichen Bewohnern dieſer Stadt, die ich Euch namhaft machen will — es ſind ſämmtlich heimliche Anhänger des vertriebenen Tyrannen, — und ich lege, noch ehe die Sonne untergeht, zwei Millionen Ducati in Eure Hände! Ihr wollt die Stadt nicht ohne Truppen laſſen, fuhr er immer leidenſchaftlicher werdend fort, weil Ihr Empörung und Mordbrand fürchtet. Nun gut! — ſo bemächtigt Euch aller deren, welche Ihr als Häupter der Mißvergnügten kennt und in Verdacht habt. Laßt ihre Köpfe fallen, ſowie die aller Theilnehmer an der Verſchwörung des

Criſtallaro, welche Eure unzeitige Milde bisher noch verſchont hat. — Oder, wenn Ihr dazu nicht Muth und Entſchloſſenheit genug habt, bringt ſie in die Gefängniſſe von S. Elmo, wo ſie als Geiſeln bleiben mögen, bis wir ſiegreich zurückkehren. Macht bekannt, daß beim erſten Verſuche einer Königlichen Schilderhebung in der Hauptſtadt, ihre Köpfe fallen — und ich ſchwöre Euch: Neapel wird ruhig bleiben. Ihr habt allzulange die Mäßigen und Großmüthigen geſpielt. Jetzt iſt es höchſte Zeit ganze Maßregeln zu treffen. Ich bitte, ich beſchwöre Euch, bedenkt, daß unſre Lage die der Verzweiflung iſt, bedenkt das Wort des größten Staatsmannes unſerer Nation, das Wort Machiavelli's: die Staaten gehen weit öfter durch halbe Maßregeln zu Grunde, als durch übergroße Kühnheit! Ihr habt die Wahl: Einige Todesopfer, einige Verluſte, viele politiſche Gewaltthaten, von der Nothwendigkeit geboten — von ſchwachen Seelen Unge-

rechtigkeiten genannt, mögen von der Ausführung meines Plans unzertrennlich ſein, doch die Republik wird durch ihn gerettet. Aber wenn ſie in Folge Eurer engherzigen Scheu vor der Anwendung kräftiger Mittel unterliegt, ſo werden Millionen Gräuel, im Vergleich zu denen meine Gewaltſchritte Kinderſpiel ſind, unſer unglückliches Vaterland in eine Stätte des Todes verwandeln, und über den Leichen von uns Allen wird die Tyrannei aufs Neue ihr blutiges Banner aufpflanzen!

Die Verſammlung war erſchüttert von der Leidenſchaft der Ueberzeugung, welche aus dieſer Rede Caraffa's ſprach. Aber dennoch gewann die Partei Manthoné's die Oberhand. Man konnte ſich nicht entſchließen, Gewaltſchritte zu thun, welche mit der Gerechtigkeit ſo offen im Widerſpruche ſtanden. Die Stadt, ihre Familien, alle Einwohner den Schreckniſſen des Aufruhrs Preis zu geben, Verbrechen und Unthaten her-

auszufordern, um ſie ſpäter zu beſtrafen, Geld und Vermögen von Leuten, welche außer dem Verdachte ihrer royaliſtiſchen Geſinnungen, bisher ſich keines Verbrechens ſchuldig gemacht hatten, durch Todesdrohungen zu erpreſſen — das Alles waren Dinge, vor denen der milde und ſanfte Sinn der Männer, welche den größeren Theil der Verſammlung bildeten, mit Entſetzen zurückbebte. Selbſt Colletta wagte es nicht, alle zur Ausführung von Caraffa's Plane nothwendigen Maßregeln gut zu heißen.

Caraffa ward überſtimmt, und der Plan Manthoné's mit überwiegender Mehrheit angenommen. Mit ihm war das Schickſal der Republik entſchieden.

Eine Diktatur unter Begleitung einer Herrſchaft des Schreckens wäre vielleicht noch im Stande geweſen, dies Schickſal aufzuhalten. Aber der Idealismus der Männer, welche die Revolution von Neapel gemacht, ſchauderte zurück

vor ſolcher Befleckung der heiligen Sache der Freiheit und Menſchlichkeit. Ihre Tugend war ihr Verbrechen, ihre Gewiſſenhaftigkeit ihr Verderben. Eine Revolution, welche vor dem Aeußerſten zurückbebt, wenn es gilt ihre Konſequenzen zu behaupten, trägt den Keim des Todes im Herzen.

Sieh dieſe Straßen an, ſprach Caraffa zu ſeinem Freunde Colletta, als ſie Beide die Verſammlung verließen. In vier Wochen werden ſie von Strömen Blutes durchfloſſen ſein, und in dieſer ganzen ungeheuren Stadt wird keiner ihrer zahlreichen Plätze eines Schaffottes entbehren, auf dem der Opfer zahlloſe fallen werden, um Karolina's und Ferdinando's Rachegelüſte zu befriedigen.

Dreizehntes Buch.

Der Verrath.

Kapitel XLIX.

Die verſchiedenen Heeresabtheilungen der Republikaner hatten die Hauptſtadt verlaſſen, um nach Manthoné's Plane, die von allen Seiten herandrängenden feindlichen Schaaren von der Hauptſtadt entfernt zu halten. Colletta, der mit einem Theile der Milizen, der Bürgergarde und der Kalabreſiſchen Legion zum Schutze Neapels zurückgeblieben war, hatte ſein Hauptquartier im Caſtel Nuovo genommen. Schon in der erſten Nacht nach dem Ausmarſche der Truppen hatten ſich in den Straßen der Stadt aufrühreriſche Rufe vernehmen laſſen, und Gerüchte von Aufſtänden der Royaliſten, von Mord, Brand und Plünde-

rung der Stadt durch die von ihnen gewonnenen Lazaronen setzten die Bewohner in Schrecken.

Die Regierung ermächtigte Colletta zur Ergreifung aller Maßregeln, welche er zur Aufrechterhaltung der Ruhe für nöthig halten würde. Oeffentliche Maueranschläge und die Stimme der Ausrufer verkündeten am nächsten Morgen, daß beim ersten Kanonenschusse von den Wällen des Castel Nuovo Soldaten und Milizen ihre Posten einnehmen, die Patrioten sich in die Kastelle der Stadt, die Einwohner sich in ihre Wohnungen begeben sollten. Bei dem zweiten Kanonenschusse sollten zahlreiche Patrouillen die Straßen durchziehen, und über die Vollziehung jenes ersten Befehles wachen. Nach dem dritten Kanonenschusse sollte Jeder, der sich, ohne dazu autorisirt zu sein, auf den Straßen zeige, ohne Weiteres dem Standrecht verfallen. Drei rasch aufeinanderfolgende Schüsse sollten den Bewohnern der Hauptstadt verkünden, daß sich Jedermann wie-

der ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen zuwenden könne.

Das ungeheure Neapel glich am Morgen dieſes Tages einer ausgeſtorbenen Stadt. Die Stille des Grabes herrſchte in den menſchenleeren Straßen. Nur der feſte Schritt der Bewaffneten und der Kommandoruf ihrer Führer hallte wieder von dem Lavapflaſter des Toledo. Alle Läden waren geſchloſſen. Auf den Hauptplätzen ſtanden Geſchütze aufgefahren, Kanoniere mit brennenden Lunten neben ihnen, bereit, die erſten, welche eine Schilderhebung zu Gunſten des Königthums wagen ſollten, mit einem Kartätſchenhagel niederzuſchmettern. Der wackre Michele il Pazzo hatte angezeigt, daß unter einem Theile der Lazzaroni, durch mehrere ſtraflos gebliebene Theilnehmer der Bakerſchen Verſchwörung, große Aufregung unterhalten werde, und daß der ehemalige Capo Lazaro, Nicolo Giacinto und ſein Oheim, der Weinhändler Tanfano, von Sicilien

aus Geld empfangen hätten, und in den Katakomben Waffen- und Munitionsvorräthe verborgen hielten. Dennoch blieb in den nächsten Tagen Alles ruhig. Aber die Stimmung des niedern Volks in der an Lebensmitteln Mangel leidenden Stadt war gefährlich, und die Republikaner verhehlten es sich nicht, daß eine Niederlage ihrer Truppen im Felde die Stadt mit allen Schrecknissen eines Aufruhrs erfüllen könne. Der Geldnoth der sinkenden Republik war für den Augenblick abgeholfen worden. Die Herzoginnen von Pepoli und Cassano hatten im Vereine mit andern edlen Frauen von Haus zu Haus patriotische Beiträge gesammelt. Sie selbst hatten den letzten Rest dessen, was sie an Geschmeide, Gold und Silberzeug besaßen, hergegeben, Andere folgten dem hochherzigen Beispiele. Auch für die Verwundeten in den Spitälern ward auf ähnliche Weise gesorgt. Vereine der Frauen, an deren Spitze Donna Eleonora stand, schafften

Wein und Lebensmittel, Kleidung und Arzneien herbei, übernahmen die Pflege der Kranken, tröſteten die Sterbenden, und gaben in dieſer Zeit der Gefahr überall das Beiſpiel hoher Aufopferung und Selbſtverläugnung ihres Geſchlechts. Donna Eleonora, welche den Moniteur der Republik redigirte, erhob durch ihre begeiſterten Anſprachen in demſelben täglich den ſinkenden Muth der republikaniſchen Partei. In dem republikaniſchen Klubb der Sala patriotica lauſchten die wildeſten Jacobiner dem goldenen Strome ihrer Rede, ſo oft ſie den Verſammlungen derſelben beiwohnte. Am Tage vor dem Ausmarſch der Truppen hatte ein Redner der Geſellſchaft darauf angetragen, das Namenregiſter der Mitglieder, welches über zwölfhundert Namen enthielt, und die Akten des Klubbs zu vernichten, da es von unberechenbaren Folgen ſei, für den Fall eines unglücklichen Ausgangs der Tyrannei die Beweismittel gegen eine ſo große Anzahl von Frei-

heitsfreunden in die Hände zu liefern. Bereits ſchien die Verſammlung entſchloſſen, den Vorſchlag zum Beſchluß zu erheben, als Donna Eleonora auftrat, und daſſelbe mit wenigen begeiſterten Worten verhinderte. „Laßt uns nicht einen Beſchluß faſſen, rief ſie aus, deſſen Bekanntwerden unſern Gegnern den Beweis giebt, daß wir ſelbſt an unſerer Sache verzweifeln. Und ſoll die Sache der Freiheit in Neapel unterliegen, ſollte es den Tyrannen gelingen, aufs Neue unſerm Vaterlande das Joch der Sklaverei aufzulegen, ſo wird es für die Ueberlebenden — zu denen ich nimmer gehören werde — beſſer ſein, wenn die große Anzahl der Schuldigen den Henkerarm der Rache lähmt, und die Unmöglichkeit, Tauſende zu morden, die Häupter der Einzelnen ſichert!

Es war die letzte Sitzung, welche der Klubb der Sala patriotica halten, der letzte Beſchluß, welcher in dieſen Räumen gefaßt werden ſollte. Die Gefahr der Republik, welche Alles, was

Waffen zu tragen vermochte, zu ihrer Vertheidigung aufrief, forderte Thaten ſtatt der Worte. Die Mitglieder trennten ſich unter Umarmungen und Schwüren, für die Freiheit zu leben und zu ſterben, und eilten, ein Jeder ſich den Milizen und Legionen der Freiwilligen anzuſchließen, welche alle feſten Punkte, Brücken, Thore und Zugänge der Stadt beſetzten. Denn in dieſem Augenblicke war die Nachricht angekommen, daß ſich die ausmarſchirten republikaniſchen Heeresabtheilungen auf allen Seiten von überlegener Macht angegriffen, gegen die Stadt zurückzögen, und der letzte Entſcheidungskampf in der Nähe derſelben bevorſtehe.

Es war am 13ten des Monats Juni im Jahre 1799, als ſich die Glaubensarmee unter Cardinal Ruffo auf der Straße von Portici her der Stadt näherte. Der Cardinal war nur langſam und vorſichtig den zurückweichenden Republikanern gefolgt, theils um die Kampfluſt ſeiner

Schaaren noch mehr anzuſtacheln, denen er die Plünderung der Hauptſtadt als Siegespreis verſprochen hatte; theils aber auch um den Feſttag des heiligen Antonius, welcher auf den bezeichneten Tag fiel, abzuwarten. Er hatte beſchloſſen, an dieſem Tage den Schutzheiligen Neapels, San Gennaro, der ſich, wie wir erzählt haben, auf die Seite der Republikaner gewendet, und die Wunder ſeines heiligen Bluts zu Gunſten der Feinde des Thrones und Altars verrichtet hatte, im Angeſichte ſeines ganzen Heeres feierlich abzuſetzen, und an ſeiner Stelle San Antonio zum Schutzpatron Neapels zu proklamiren.

Beim erſten Frühroth des anbrechenden Tages ſtellte er ſein Heer auf der Ebene zwiſchen Portici und Reſina in Schlachtordnung. An einem während der Nacht errichteten Altare ward eine feierliche Meſſe geleſen. Nach Beendigung derſelben beſtieg der Kardinal in reicher Purpurtracht eines römiſchen Kirchenfürſten ſein Schlacht-

roß, und verkündete, den Degen in der Rechten, das Bild des heiligen Antonius in der Linken, daß fortan ſtatt des unwürdigen und verrätheriſchen Schutzheiligen von Neapel, der erſtgenannte Heilige der Schutzpatron des Reichs ſein, und die Vertheidiger des Altars und Throns gegen die Feinde und Verräther derſelben zum Siege führen werde.

Ein lauter Jubelruf der unzählbaren Schaaren begrüßte dieſe Verkündigung, und alsbald ſetzte ſich das geſammte Heer der Santafediſten in Bewegung, um von der Seite des Flüßchens Sebeto den Hauptangriff gegen die Stadt zu beginnen, während von der Seite der Capuaniſchen Straße aus die regelloſen Schaaren der Bandenführer Fra Diavolo und Sciarpa gegen die Nordſeite der Stadt nach Capodichina zu herandrängten.

Das Quartier del Mercato, welches die letzte ſüdöſtliche Kante von Neapel bildet, und welches

von dem Sturme der Glaubensarmee zunächſt bedroht war, wird noch heute durch die zwei Kaſtelle del Carmine und Fort Vigliena vertheidigt, von denen das erſtere ſich diesſeits, das letztere jenſeits des Flüßchens Sebeto in der Nähe des großen Kornmagazins von Neapel, I Granili genannt, befindet. Ueber den Fluß in der Mitte von beiden führt die Brücke Ponte della Maddalena, und ſelten wohl gedenkt ein Fremder, welcher den Strandweg der Marinella entlang über die mit den Bildſäulen des heiligen Nepomuk und des längſt wieder in ſeine alten Rechte als Schutzpatron von Neapel eingeſetzten San Gennaro nach Portici hinaus ſchlendert, daß hier vor einem halben Jahrhunderte an den Ufern dieſes ſanftplätſchernden Gewäſſers das edelſte Blut Neapels in Strömen für die Freiheit vergoſſen ward, und die kryſtallklaren Wellen des Sebeto roth färbte.

Es war ein heller, heißer Sommermorgen,

deſſen Gluthitze nur ſelten von einem friſchen Meereslüftchen gekühlt wurde. Ueber der Stadt Neapel lag das Schweigen des Todes. Die Brücken der Kaſtelle waren aufgezogen. Die republikaniſch geſinnten Einwohner ſtanden Alle unter Waffen. Die Alten und Schwachen waren in den Kaſtellen zur Vertheidigung bereit; die Jüngeren und Kräftigeren hatten ſich theils in tumultuariſche Haufen geſchaart, theils den Reſten des zurückgekehrten republikaniſchen Heeres angeſchloſſen. Abtheilungen der Kalabreſiſchen Legion durchzogen die Stadt in allen Richtungen, um den Pöbel niederzuhalten, der bei jeder Nachricht von der Annäherung des Feindes immer mehr Luſt bezeigte, die Mord- und Plünderungsſcenen des Kampfes gegen Championnet zu wiederholen. Die Republikaner hatten ihre Hauptſtreitkraft an den feſten Poſitionen am Ufer des Sebeto konzentrirt. Ein erfahrner und tapfrer Offizier, der Schweizeroberſt Witz, deckte die Brücke della

Maddalena und das rechte Ufer des Sebeto mit ſtarken Batterien. Der Admiral Fürſt Caracciolo hatte ſeine kleine Flotte in der Nähe der Marinella an der Mündung des Fluſſes aufgeſtellt, um die Vertheidigung dieſer wichtigſten Poſition nach Kräften mit dem Feuer ſeiner Geſchütze zu unterſtützen.

Bevor aber der Feind ſeinen Angriff gegen die an der Ponte della Maddalena aufgeſtellte Hauptmacht eröffnen konnte, ſah er ſich genöthigt, das kleine Fort Vigliena anzugreifen, welches hart an der Küſte des Golfs gelegen, mit dem Feuer ſeiner Batterien die feindliche Flanke verheerend beſtreichen konnte. Colletta hatte im Auftrage Manthoné's die Hälfte ſeiner tapfern Kalabreſiſchen Legion als Beſatzung dorthin abgeſendet, und war ſelber am frühen Morgen hinausgeeilt, um noch einige Geſchütze in das Fort zu bringen, und die letzten wirkſamen Maßregeln zur Vertheidigung zu treffen. Zu ſpät

hatte Manthoné ſeinen Fehler eingeſehn, welchen er durch die Zerſplitterung ſeiner Streitkräfte begangen hatte, und Eilboten über Eilboten an die Führer der verſchiedenen Abtheilungen, die Generale Schipani und Baſſetti geſendet, um ſie mit dem Reſte ihrer Truppen an die gefahrvollſte und entſcheidenſte Stellung bei der Brücke della Maddalena und an das Ufer des Sebeto heranzurufen.

Als Colletta in dem Fort Vigliena anlangte, empfingen ihn ſeine Kalabreſen mit lautem Jubelrufe. Es waren die beſten Schützen des republikaniſchen Heeres, lauter Freiwillige, junge Männer aus den gebildeten Ständen, ſämmtlich Mitglieder der Sala patriotica. Ihr Anführer war ein junger Prieſter aus Coſenza, Gaetano Tuscano, der gleich beim Ausbruche der Revolution die Prieſtertracht mit dem Kriegskleide vertauſcht hatte. Zur Zeit ſeiner Studien auf der Univerſität zu Neapel war er Mitglied der Akademie

des Paufilipp geworden. Später hatte er in Cosenza die Organisirung der republikanischen Partei geleitet. Nach dem Falle der Stadt durch den Verräther de Chiaro, seinen Oheim, war er mit einigen wenigen seiner Landsleute nach Neapel geflüchtet, wo er sich der Kalabresischen Legion angeschlossen hatte. Gaetano Tuscano war das Musterbild eines Neapolitanischen Freiheitsschwärmers. Seine Tapferkeit, seine Todesverachtung und sein wilder Fanatismus machten ihn geeignet, einen Posten einzunehmen, wie derjenige war, welchen ihm jetzt Colletta anvertraute, indem er ihm den Oberbefehl über die Vertheidiger von Vigliena übergab, deren Anzahl in Allem freilich kaum einige hundert Mann betrug.

Hauptmann Tuscano, redete ihn Colletta an, welcher mit ihm einen kleinen Thurm bestiegen hatte, um die Bewegungen der Feinde zu recognosciren, Ihr werdet Euch halten, bis Schipani von Castellamare zum Entsatz kommt, und das

Fort nicht übergeben, ſo lange nicht Breſche gelegt iſt!

Tuscano's Augen blitzten. Ein ſpöttiſches Lächeln flog über ſeine bleichen Züge, deren Bläſſe ein langer, bis auf die Bruſt niederwallender Bart von rabenſchwarzer Farbe faſt geſpenſtiſch erſcheinen machte. Er ließ den Kolben ſeiner ſilberbeſchlagnen, reich damaszirten Büchſe auf die Erde fallen, und verſetzte mit Nachdruck: Seid unbeſorgt, Don Pietro Colletta, Euer Befehl ſoll ſicher vollzogen werden. Denn ich denke dieſes Fort auch ohne Schipani zu halten, ſo lange noch ein Schuß Pulver in dieſem Thurme, und eine Hand im Stande iſt, ſie in eine Kanone oder Büchſe zu laden! Aber wenn Ihr erlaubt, Don Pietro, ſo möchte ich Euch rathen, ſelber auf Euren Rückzug nach Neapel zu denken, denn, bei der Allmacht! ich glaube, ſonſt wird es zu ſpät. Seht ſelber hin! dort aus den Gärten der Barra dringen bereits die

Santafediſten gegen uns vor. Ueberall wimmelt es von roth und weißen Kreuzen. Und was ſehe ich, ſezte er hinzu, indem er eifrig durch ſein Fernglas blickte. Beim Himmel! dieſer Bluthund im Purpur, dieſer Fabrizio Ruffo, verſteht ſein Handwerk. Es iſt, als ob er wüßte daß Vigliena von unſerer Legion beſezt iſt, denn er ſendet Kalabreſen gegen uns. Dort der im grünen, goldgeſtickten Wamms, mit der roth und weißen Schärpe um die Hüften und der Reiherfeder am Hute, iſt der Verräther de Chiaro, der unſere Vaterſtadt Coſenza an den Kardinal verrathen hat. „Halloh, ihr Freunde! rief er darauf ſeinen Kalabreſen zu, dort kommen Eure Landsleute! Ruffo hezt Brüder gegen Brüder, Vater gegen Sohn! Ihr Schützen, kein Ziel genommen, ehe der Verräther de Chiaro am Boden liegt!"

Eine wilde Begeiſterung ergriff die Republikaner. Alle eilten an ihre Poſten auf die Wälle und Baſtionen. Colletta, welcher einſah, daß ihm

in dieſem Augenblicke der Rückweg zur Stadt durch die bereits ſehr nahe vorgedrungene feindliche Streifpartie abgeſchnitten ſei, entſchloß ſich zu bleiben, und den günſtigen Moment der Ankunft von Schipani's Korps abzuwarten, in der Hoffnung, daß es ihm durch dieſe Verſtärkung möglich ſein werde, bei einem Ausfall ſich bis zur Magdalenenbrücke durchzuſchlagen, und von dort in die Stadt zurückzukehren.

Kapitel L.

Der erste Sturm der Santafedisten gegen das Fort war abgeschlagen. Die wohlgezielten Schüsse der Kalabresen, welche, hinter den Wällen und Bastionen liegend, jeder seinen Mann auf das Korn nahmen, und das von Colletta selbst wohlunterhaltene Feuer des Geschützes, hatten unter den Angreifern furchtbare Verwüstung angerichtet. Der Anführer derselben, de Chiaro, war unter den ersten gefallen. Eine Kugel seines Schwestersohns, des jungen Priesters Tuscano, hatte ihm das Herz durchbohrt. Die Santafedisten zogen sich zurück, um Verstärkung vom Hauptkorps zu erwarten, welches bereits den

Kampf mit den am Ufer des Sebeto aufgeſtellten Republikanern begonnen hatte. Aber der Hauptangriff gegen die Brücke della Maddalena konnte von den Royaliſten nicht eher geführt werden, bis Vigliena in ihren Händen war. Deshalb beſchloß der Kardinal Ruffo, mehrere Bataillone regulärer Truppen und einige Stücke ſchweres Geſchütz ſeinen zurückgeſchlagenen Kalabreſen zur Hülfe zu ſenden.

Die Eingeſchloſſenen ihrerſeits warteten ſehnlich der Ankunft Schipanis und ſeiner zum Entſatze beſtimmten Schaaren. Schon war es um die zehnte Stunde des Vormittags, und noch immer zeigte ſich ihren ſpähenden Blicken keine Spur von der Legion des braven Generals, der, ſelbſt ein Kalabreſe von Geburt, geſchworen hatte, ſeinen Landsleuten im Fort Vigliena um jeden Preis zu Hülfe zu kommen.

Aber er ſelber war, nachdem er ſich mit ſeinem Korps in heißem Kampfe gegen die feind-

liche Uebermacht von Caſtellamare bis nach Reſina durchgeſchlagen hatte, bei dem königlichen Schloſſe von Portici auf vierfach überlegene Feindeshaufen geſtoßen. In dem Augenblicke, wo er ein Regiment dalmatiſcher Soldtruppen abſchickte, um ſich dem Feinde in die Flanke zu werfen, fielen dieſelben von ihm ab und gingen zum Feinde über. Schipani's Korps ward nach langem verzweifelten Widerſtande theils niedergehauen, theils gefangen.

Die Santafediſten begannen unterdeſſen aufs Neue ihren Angriff gegen das von allen Seiten eingeſchloſſene Fort Vigliena. Ihre Artillerie donnerte unaufhörlich gegen die Mauern und Wälle, und mehrere tauſend Mann erleſene Truppen, unter ihnen Ruſſen, Türken und Sizilianer, warteten, mit den Kalabreſiſchen Banden vereint, des Augenblicks, wo es dem Geſchütze gelungen ſein würde, eine Sturmlücke in den Befeſtigungswerken zu öffnen. In weiterer Entfernung zeigten

ſich die Reiterſchaaren Roccaromana's bereit, jeden Ausfallsverſuch nach der Seite der Stadt hin den Belagerten abzuſchneiden. Als die Breſche gelegt war, näherte ſich ein Parlamentair, um die Beſatzung zur Uebergabe aufzufordern, und ihnen zugleich die Gefangennehmung Schipani's und der Reſte ſeines Korps zu melden. Aber das Anerbieten, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, ward mit Verachtung von den tapfern Republikanern zurückgewieſen, und der letzte Verzweiflungskampf begann.

Zwei Sturmangriffe der Santafediſten waren abgeſchlagen. Noch immer hofften die Republikaner, daß ihre Brüder von der Maddalenenbrücke aus einen Verſuch zu ihrer Rettung wagen würden. Die Zahl der heldenmüthigen Vertheidiger des halbzertrümmerten Kaſtels war bereits bis auf ſiebzig Mann zuſammengeſchmolzen. Zu ſchwach, dem dritten Sturme Widerſtand zu leiſten, hatten ſie ſich vor den eindrin-

genden Feinden in eine Eckſchanze des Forts in der Nähe des Pulverthurms zurückgezogen, und beantworteten die erneute Aufforderung ſich zu ergeben mit Salven von Büchſenſchüſſen, welche unter den dichten Maſſen der unaufhörlich durch die offene Breſche in das Kaſtell eindringenden Royaliſten eine augenblickliche Verwirrung anrichteten. Auch Colletta hatte ein Gewehr ergriffen, und kämpfte als gemeiner Soldat unter dem Reſte der heldenmüthigen Legion. In dieſem Augenblicke näherte ſich ihm ein junger Kalabreſe, kaum neunzehn Jahr alt. Sein Geſicht war von Pulverdampf geſchwärzt und von einer Kopfwunde mit Blut bedeckt, der linke Arm von einer Kugel zerſchmettert.

Rettet Euch, General Colletta! flüſterte er ihm mit heiſerer Stimme zu. Tuscano — will Feuer in den Pulverthurm werfen, ſobald neue Schaaren der Feinde in das Fort eindringen. Rettet Euch für die Freiheit, für Neapel — Ihr

ſeid ein geſchickter Schwimmer! Carraciolo's Flotte iſt nicht weit — ein Sprung von der Mauer in die See —

Neues wildes Angriffsgeſchrei der Feinde, von einer Gewehrſalve begleitet, unterbrach die Worte des Sprechenden, ein Schuß durch die Bruſt ſtreckte ihn in demſelben Augenblicke todt zu Colletta's Füßen nieder. Colletta blickte um ſich. Faſt alle ſeine Gefährten bedeckten ſterbend und todt den Boden. Nur die hagere Geſtalt Tuscano's ſtand aufrecht. Eine brennende Lunte in der einen, die Fahne der Legion in der andern Hand, ſtürzte er, aus mehreren Wunden blutend, mit dem Rufe: Viva la liberta! dem Pulverthurme zu. Colletta ſprang empor. Einige der überlebenden Kalabreſen eilten der Meeresſeite des Kaſtells zu. Vom Inſtinkte der Selbſterhaltung ergriffen folgte er ihnen. Nur zwei der Flüchtlinge erreichten die Ringmauer. Einer von ihnen war Colletta. Tief unter ihm

am Fuße des Felsens brandeten die Meereswogen. Ein Augenblick und er stürzte sich hinab in die Fluth.

Die Santafediſten, welche von fern das Gelingen des Sturmes wahrnahmen, erhoben ein jauchzendes Siegesgeſchrei. Der Kampf war auf beiden Seiten des Fluſſes unterbrochen worden. Freund und Feind ſahen abwechſelnd mit Furcht und Hoffnung, mit Angſt und Entſetzen dem Schauſpiele des heldenmüthigſten Kampfes der Vertheidiger von Vigliena zu. Jetzt verſtummte der Donner des Geſchützes und das Krachen des Gewehrfeuers.

Vigliena iſt unſer! rief der Kardinal, der auf ſeinem ſchwarzen Schlachtroſſe von der Höhe eines Hügels der Barra aus ſein Fernrohr auf das Kaſtell richtete. Wildes Siegesgeſchrei ſcholl dumpf von der Ferne herüber. Plötzlich zuckte eine Flamme empor. Ein Krachen, das die Erde erzittern machte, durchdröhnte die Luft, und in

einer Wolke von Rauch und Staub und Trümmern wirbelten Todte und Sterbende, Sieger und Beſiegte, im wirren Knäuel zerriſſener Glieder, zum Himmel empor. Als ſich die Wolke ſenkte, war das Fort verſchwunden. Nur ein ſchwarzer Fleck kündete die Stätte an, wo ſeine Mauern geſtanden. Aber von der Zinne eines geborſtenen Thurms, deſſen eine Hälfte wie durch ein Wunder aufrecht geblieben war, wehte das ſchwarze, zerfetzte Banner der Helden von Vigliena mit ſeiner Inſchrift Liberta o la morte!

Die Sonne des erſten Kampftages ſank ins Meer. Ihr letzter Gluthſchein beleuchtete die bleichen Geſichter der gefallenen Republikaner, deren Leichen von der Ponto della Maddalena den Sebeto aufwärts dicht gereiht lagen, wie ſie geſtritten in dieſer letzten Entſcheidungsſchlacht vor den Thoren Neapels. Viele der Edelſten

unter den Freiheitsfreunden Neapels hatten hier den Tod gesucht und gefunden. In der Mitte seiner drei Söhne lag der greise Luigi Serio, der größte Rechtsgelehrte Neapels, einst Freund und Erzieher Kaiser Josephs des Zweiten, dann Mitglied der gesetzgebenden Versammlung der Republik Neapel. Obschon fast erblindet, war er ausgezogen mit seinen Söhnen und Enkeln zum Kampf an der Magdalenen-Brücke. Manthone selbst hatte ihn gebeten, daheimzubleiben. Die Schaaren der Feinde sind dicht genug, daß auch die Kugel eines halb Blinden ihr Ziel treffen wird! hatte der Greis geantwortet. So war er ausgezogen mit den Seinen, und einer der Vordersten gefallen im letzten Kampfe für die Freiheit, der er sein langes Leben geweiht.

Nur Schritt vor Schritt waren die Republikaner zurückgewichen vor den zehnfach überlegenen Schaaren der Feinde. Der Heldentod der Kämpfer von Vigliena hatte alle Herzen mit

Todesmuth entflammt. Aber als beim Sinken des Tages von drei Seiten her die Tauſende der Santafediſten anſtürmten, und bei der Magdalenenbrücke der tapfere Schweizer Wirtz gefallen war, da war das Schickſal des Tages entſchieden.

Die Republikaner hatten beſchloſſen, im Falle einer Niederlage bei der Magdalenenbrücke ihre Streitmacht in die Mitte der Stadt zurückzuziehen, wo die Kaſtelle del Carmine, del Uovo und Kaſtell Nuovo, das Schloß und der feſte Pallaſt von Pizzofalcone, von ihren Truppen beſetzt, eine letzte Zuflucht boten. Die übriggebliebene Hälfte der kalabreſiſchen Legion, verbunden mit einer zuverläſſigen Schaar bewaffneter Lazzaroni, unter ihrem Häuptlinge Michele il Pazzo, ſollten die Hauptſtraße der Stadt für den Rückzug offen halten, und denſelben gegen einen Aufſtand des Pöbels im Innern der Stadt beſchützen. Colletta hatte es übernommen, alle

dieſe Bewegungen zu leiten. Sein Ausbleiben erregte Verwirrung und bewirkte Entmuthigung unter den Milizen des Pazzo. Der Untergang Vigliena's war bekannt geworden, und Manthoné, welcher Colletta dorthin entſendet hatte, gab den Freund verloren.

Ruffo hatte ſein Heer in drei Abtheilungen getheilt. Die ſtärkſte derſelben drängte die Hauptmacht der Republikaner immer fechtend von der Magdalenenbrücke vorwärts nach Caſtell del Carmine zu. Eine zweite Abtheilung ſuchte auf der Strada del Campo die Strada Foria zu erreichen, welche über den Platz des Largo delle Pigne zum Toledo, der großen Pulsader Neapels führt. Die dritte, aus den Räuberbanden Fra Diavolo's und Mammone's beſtehend, ſtürzte ſich von den Höhen Capo von di Monte auf die Stadt, um durch die Strada nuova di Capo di Monte denſelben Platz zu gewinnen. Ihnen gegenüber ſtand der brave Michele il Pazzo mit den zu-

ſammen geſchmolzenen Reſten ſeiner Lazzaroni. Noch war die Stadt ſelbſt frei von Feinden. Aber ſchon lauerte in ihrem Innern der Verrath.

Kapitel LI.

Die Nacht war eingebrochen. Die Kämpfer auf beiden Seiten, von der langen Blutarbeit ermattet, hielten eine kurze Raſt. Nur von der Meeresküſte her erdröhnte noch von Zeit zu Zeit der Donner des Geſchützes von Caracciolo's kleiner Flotte, deren Kartätſchenfeuer die Marina von einzelnen gegen die Stadt andringenden Schaaren Ruffo's ſäuberte. Der größte Theil der republikaniſchen Streitmacht hatte ſich in die Kaſtelle del Uovo und Kaſtell Nuovo zurückgezogen. In dem letztern ſaß das Direktorium mit den Miniſtern der Republik und einem Reſte des geſetzgebenden Senats in permanenter Berathung

verſammelt. Die übrigen Beamten und Anhänger der Republik ſuchten in denſelben Kaſtellen mit ihren Familien eine Zufluchtſtätte gegen die Gräuel des bevorſtehenden Tages. Andere verbargen ſich in den Kellern und Verſtecken ihrer Häuſer und Paläſte. Eine Deputation verſuchte vergebens, den franzöſiſchen Befehlshaber von Sant Elmo, General Megean, zu bewegen, den Greiſen, Weibern und Kindern der republikaniſchen Familien in den Mauern ſeiner uneinnehmbaren Feſtung Aufnahme zu gewähren. Der hartherzige Franzoſe blieb taub gegen alle Bitten, und verſchloß die Thore des Kaſtells vor den Unglücklichen, welche jetzt unter den Mauern deſſelben und in dem nahen Kloſter San Martino eine Zuflucht ſuchten. Megean aber ſandte noch in derſelben Nacht einen Abgeſandten in das Lager des Kardinals, um für ſich und ſeine Franzoſen allein Vergleichsunterhandlungen anzuknüpfen.

Donna Eleonora, welche im Laufe des Tages vergebens überall Colletta aufgesucht hatte, war zuletzt nach der Stelle, wo sie ihn bei seinen Kalabresen zu finden hoffte, hinausgeeilt, um Gefahr und Tod mit ihm zu theilen. Aber der Pazzo hatte ihr nur zu sagen gewußt, daß Colletta, dem der Oberbefehl dieser Stellung übertragen war, bisher nicht erschienen sei. Bald auf der Straße die Kämpfer ermuthigend und im Innern des Palastes Verwundeten Hülfe leistend und Sterbende tröstend, war sie während des ganzen Tages nicht von der Stätte des Kampfes gewichen, immer die Ankunft Colletta's erwartend, dessen Ausbleiben sie mit Todesangst erfüllte.

Der Capo Lazzaro Michele il Pazzo, von einem Dutzend seiner Getreuesten umgeben, lag auf der Loggia eines von seinen Bewohnern verlassenen Palastes am äußersten Ende der Straße, welche nach Capo di Monte führt, und blickte

auf die unzähligen Wachtfeuer der feindlichen Schaaren, welche in einem ungeheuren Halbkreiſe von Capo di Monte aus über Capo di Chino bis zur Magdalenenbrücke hin die Stadt umgaben. In den anſtoßenden Häuſern und auf den Straßen lagerten ſeine Lazzaroni, untermiſcht mit dem kleinen Häuflein der Kalabreſiſchen Legion. Mitternacht war vorüber, und das Schweigen des Todes lag über der ungeheuren Stadt. Alle ſeine Gefährten ſchliefen um ihn her den Schlaf der tödtlichen Ermattung. Nur er allein konnte die Ruhe nicht finden. Denn immer ſtand vor ſeinen Augen das Bild ſeines Weibes, ſeiner Giuſeppa, die ihn am Morgen des vergangenen Tages mit ſoviel heißen Thränen beſchworen, ihr Nachricht zu geben von ſeinem Schickſal, und ſein Leben für ſie und ihre Kinder zu ſchonen. Er hatte mit ſinkender Nacht einen Boten über den andern in ſein Haus geſendet, um Weib und Kinder in das Kaſtell Nuovo zu geleiten, da er

einſah, daß am nächſten Tage der Straßenkampf beginnen werde. Keiner der Ausgeſchickten war wiedergekehrt. In der Angſt ſeines Herzens kniete er nieder, und betete zu dem ſilbernen San Gennaro, der ſeine auf der Brüſtung des Daches liegende Mütze ſchmückte, um Schutz und Rettung ſeines Weibes und ſeiner Kinder. Während er noch die Kugeln ſeines Roſenkranzes durch die Finger gleiten ließ, bemerkte ſein umherſpähendes Auge einen rothen Flammenſchein, welcher in der Nähe des Mercatoplatzes zum Himmel ſtieg. Haſtig ſprang er empor. Dort, in einer der Gaſſen, über denen die Lohe der Feuersbrunſt immer ſtärker aufflammte, lag ſeine Wohnung. Inſtinktmäßig trieb es ihn, dorthin zu eilen, und ſchon näherte er ſich der Treppe des Daches, als ein dumpfes Geſchrei aus der Ferne ſein Ohr traf. Zugleich erſchollen einige Schritte die Treppe hinauf, und athemlos, mit Schweiß und Blut bedeckt, ſtand ſein Schwager Battiſta vor ihm,

einen Knaben auf dem Arme tragend, der, aus einer Stirnwunde blutend, alsbald matt zu den Füßen des Pazzo niedertaumelte.

Der Capo Lazzaro ſtieß einen Schrei aus, als er ſeinen älteſten Sohn erkannte! Die ſchlafenden Lazaroni ſprangen auf und ergriffen ihre Waffen.

Bei der allerheiligſten Madonna! wo iſt mein Weib, wo ſind meine Kinder, Battiſta? Sind ſie gerettet?

Der Gefragte deutete finſter auf die immer höher ſteigenden Flammen, und erwiederte mit dumpfer Stimme:

Frage den Verräther Niccolo Giacinto, wo Dein Weib und Deine Kinder ſind. Dieſer Knabe iſt das Einzige, was Dir von ihnen geblieben. Ich entriß ihn und mich ſelbſt mit genauer Noth den Mördern. — Der Capo Lazzaro ſtieß ein Geheul aus, ſo furchtbar und herzdurchſchneidend, daß alle Umſtehenden erbebten. Seine

Augen ſtarrten thränenlos weit auf in ihren Höhlen. Seine Zähne klapperten wie im Fieberfroſt. Seine Hand umfaßte krampfhaft den Griff eines langen, breiten Dolchmeſſers. Er blickte wild im Kreiſe umher, als ſuche ſein Auge den Mörder, um es hundertmal in ſeine Bruſt zu tauchen. Battiſta fuhr fort: Bereite Dich zum Kampfe, mein Bruder! Die Lazaroni der Marina ſind abgefallen von uns! Nicolo hat ſie nach dem Mercato geführt. Dein Haus iſt angezündet, Dein Weib und Deine Kinder erſchlagen. Hörſt Du den Schlachtruf? Sie kommen bei Tauſenden, um Euch zu überfallen und die Thore den Feinden zu öffnen.

Ein lautes, wildes Geſchrei: Evviva il re Ferdinando! evviva San Antonio! Tod den Republikanern! ſcholl von dem Largo delle Pigne her durch die Nacht. Der Capo Lazaro feuerte ſein Piſtol ab, und rief mit Donnerſtimme in die Straße hinab: Zu den Waffen, Freunde!

Wir ſind verrathen! Evviva San Gennaro! Evviva la republica! Dann umfaßte er ſeinen Knaben, hob ihn an ſein Herz, und bedeckte das bleiche Angeſicht mit Küſſen, während ſeine Thränen auf das Haupt des geliebten Kindes niederfloſſen.

Trag' ihn hinab, Battiſta, in das Haus zur Donna Eleonora, und verbindet ſeine Wunde. Ich habe nur noch ein Geſchäft, und das heißt: Rache!

Er ſtürzte hinunter auf die Straße. Die Nachricht von dem Ausbruche der Royaliſtenverſchwörung und von dem Verrathe Riccolo Giacinto's, hatte ſich bereits unter den Seinen verbreitet. Geiſtliche und Mönche aller Art, gemiſcht mit den Reſten der Theilnehmer an der Verſchwörung des Criſtallaro, welche die Schwäche oder die Großmuth der republikaniſchen Regierung begnadigt, oder in nachläſſiger Haft gehalten hatte, ſtanden an der Spitze der von ihnen aufgewie-

gelten Volksmaſſen. Noch war der Morgen des Tages nicht angebrochen, als ſchon der Brudermord in den Straßen der Stadt begann. Die an den Thoren und Eingängen der Stadt poſtirten republikaniſchen Truppen und Milizen bahnten ſich, von Hektor Caraffa geführt, fechtend einen Weg zu den Kaſtellen, indem ſie mit dem Kartätſchenhagel ihrer Geſchütze die Maſſen der aufrühreriſchen Lazaroni auseinander ſchmetterten. Michele il Pazzo aber, der die kalabreſiſche Legion zur Beſchützung Donna Eleonora's zurückgelaſſen hatte, kämpfte mit dem Reſte der Seinen, ohne Artillerie, überall umringt und abgeſchnitten, in Häuſern und Straßen den letzten Kampf der Verzweiflung. Im Rücken von den Schaaren Ruffo's gefaßt, die jetzt von allen Seiten den Angriff erneuerten, machte er vergebliche Verſuche, den Toledo zu erreichen, aus dem gegen den Largo delle Pigne hin immer neue Schaaren royaliſtiſcher Lazaroni hervorquellen. Im

wilden Handgemenge focht Mann gegen Mann, Freund gegen Freund, der Bruder gegen den Bruder, der Vater gegen den Sohn. Aber Michele il Pazzo, von einer kleinen Schaar von etwa hundert ſeiner Getreuen umgeben, ſuchte nur einen Feind. Ihm war es gelungen, den Eingang des obengenannten Platzes zu erreichen, und ſich in denſelben Palaſt zu werfen, welcher uns aus dem erſten Theile dieſer Erzählung bekannt iſt. Seine Gefährten hatten ihre letzte Kugel verſchoſſen, und ſchickten ſich eben an, in einem Ausfalle ihr Leben theuer zu verkaufen, als Michele's raſtlos ſpähendes Auge mitten im dichteſten Haufen der Angreifer den Verräther Niccolo Giacinto, den Mörder ſeines Weibes und ſeiner Kinder erblickte.

Das Thor des Palaſtes ward geöffnet, und den hochgeſchwungnen Dolch in der Hand, ſtürzte Michele il Pazzo, an der Spitze der Seinen, auf die vor dem unerwarteten Angriffe zurückweichen-

den Feinde. Mit der Schnelligkeit des Tigers ſchwang er ſich über die Haufen der Gefallenen hinweg, und erreichte ſeinen zurückweichenden Todfeind, ohne der zahlreichen Wunden zu achten, welche er im Handgemenge empfing. Jetzt hatte er ihn erfaßt. Ein einziger Stoß warf den Verräther zu Boden, und wieder und immer wieder tauchte der Pazzo den blutigen Stahl in das Herz des lebloſen Feindes, bis er ſelbſt, von zahlloſen Streichen getroffen, ſterbend auf die Leiche des Gehaßten niedertaumelte.

Trommelwirbel und der Ruf: Es lebe die Republik! begleitet von einer ſtarken Geſchützſalve dröhnte in dieſem Augenblicke über den Platz. Eine Schaar regelmäßiger Truppen der Republikaner vom Kaſtell Nuovo zum Entſatze des Capo Lazzaro und der Kalabreſiſchen Legion geſendet, drang vor, und warf die ungeordneten feindlichen Haufen zurück. Bei ihrem Nahen richtete der ſterbende Pazzo ſein Haupt mühſam empor,

und ſein brechendes Auge fiel auf die bleichen Züge ſeines Milchbruders, der auf ſein bluttriefendes Schwert geſtützt vor ihm ſtand.

Der Pazzo verſuchte zu ſprechen; aber die Stimme verſagte ihm. Colletta bog ſich zu ihm nieder, und ergriff ſeine erkaltete Hand.

Ihr kommt zu ſpät, Don Pietro! murmelte der Sterbende. Es iſt vorbei mit mir! Dann, ſich mit halbem Leibe gewaltſam emporraffend, deutete er mit der Hand auf das Haus, auf deſſen Dache er die Nacht zugebracht hatte: Dort iſt mein Kind — das einzige, das ſie am Leben gelaſſen! Rettet das — Kind! und Donna Eleonora — ſie iſt dort — ſie ſuchte Euch dort! Santa Madonna — ora pro noi peccatori! — Seine Stimme verſchwand im Röcheln des Todes. Sein Haupt fiel auf die Schulter, und der tapfere Capo Lazzaro ſank todt zurück auf die Leiche ſeines erſchlagenen Feindes.

Wir verließen Colletta in dem Augenblicke,

wo er ſich von der Bruſtwehr des Forts Vigliena in das Meer ſtürzte. Es war ihm gelungen, ungetroffen von den Trümmern, des wenige Minuten ſpäter in die Luft fliegenden Kaſtells, ſchwimmend die Flottille des Admirals Caracciolo zu erreichen. Eben als ſeine letzten Kräfte ihn zu verlaſſen drohten, hatte ein von dem Schiffe des Admirals abgeſendetes Boot den Sinkenden aufgenommen. Erſt am Abende waren ihm Beſinnung und Kräfte ſoweit wiedergekehrt, daß er ſich auf einer Schaluppe zum Kaſtell Nuovo überſetzen laſſen konnte, wo er dem Generaliſſimus Manthoné und dem verſammelten Direktorium der Republik das Schickſal Vigliena's berichtete. Seine erſte Frage war nach Donna Eleonora, welche er im Kaſtell zu finden gehofft hatte. Niemand wußte von ihr Auskunft zu geben. Nur Manthoné konnte ihm ſagen, daß ſie ſich bei ihm nach dem Poſten erkundigt, auf welchem er Colletta die Leitung des Kampfes übertragen habe.

Als Colletta jetzt mit seinen Bataillonen den Palast erreichte, wo der Capo Lazzaro Donna Eleonora unter dem Schutze der Kalabresischen Legion verlassen hatte, fand er bereits die ganze Straße mit Feinden angefüllt. Die ungeordneten Schaaren der Banditen Fra Diavolo's und die Haufen der royalistischen Lazzaroni's wichen vor dem Kartätschenfeuer seiner Geschütze und vor dem ungestümen Bayonettangriffe seiner Kolonne in wilder Flucht zurück. Die in dem Palaste eingeschlossenen Kalabresen erhoben ein Freudengeschrei bei dem Anblicke ihres geliebten Führers. Sie feuerten ihre Büchsen ab auf den fliehenden Feind, und öffneten die verbarrikadirten Eingangsthore des Hauses, um sich ihren Rettern anzuschließen. Donna Eleonora, ein Schwert in der Hand, auf ihrem Arme den wunden Knaben des Capo Lazzaro tragend, ging in ihrer Mitte. Das Blut einer Wunde, welche sie von einer Streifkugel erhalten hatte, floß von der Schulter über

ihr Gewand. Bei dem Anblick des geliebten Mannes flog ein Strahl der Freude über ihre bleichen Züge. Schwankend und einer Ohnmacht nahe, ließ sie den Knaben von ihrem Arme gleiten, und stürzte mit einem freudigen Aufschrei dem herbeieilenden Colletta an die Brust. Die blutbespritzten Krieger vergossen Thränen der Rührung bei diesem Anblicke.

Eine Stunde darauf befand sich Donna Eleonora mit dem verwaiſ'ten Knaben in Sicherheit hinter den festen Mauern des Kastell Nuovo, des letzten Bollwerks der untergehenden Parthenopäischen Republik.

Kapitel LII.

Vier Tage lang hatte der Kampf in den Straßen Neapels gewüthet, und noch immer behaupteten die Republikaner ſich in den Kaſtellen und einigen feſten Häuſern der Stadt. Entſchloſſen, ſich bis zum letzten Augenblicke zu vertheidigen und fortwährend auf Rettung durch die Ankunft der franzöſiſchen Flotte hoffend, überfielen ſie in nächtlichen Ausfällen die feindlichen Banden, welche plündernd und mordend die Stadt durchſchweiften. Sie zerſtörten die auf der Chiaja errichteten Belagerungswerke, eroberten oder vernagelten die feindlichen Geſchütze, und verſetzten den Kardinal, trotz ſeiner ungeheuren Uebermacht, durch

ihren verzweifelten Widerſtand in ſolche Beſtürzung, daß er ſich am 19. Juni entſchloß, ihnen Waffenſtillſtand und Unterhandlungen anzubieten.

Im Kaſtell Nuovo beriethen die verſammelten Häupter der Republikaner den Antrag des Kardinals. Manthoné allein verwarf jeden Vergleich, und beſtand auf Fortſetzung des verzweifelten Kampfes. Ich habe ein Geſtändniß zu machen ſprach er zur Verſammlung, das mir ſeit lange auf der Seele laſtet. Mein iſt die Schuld unſers Unglücks, denn durch mich iſt Caraffa's Kampfplan verworfen worden, der uns, wie ich zu ſpät einſehe, vielleicht allein gerettet haben würde. Aber noch iſt nicht Alles verloren. Noch ſind die Kaſtelle unſer. Ruffo's Banden vermindern ſich täglich durch die Tauſende, welche mit Raub beladen ſeine Fahne verlaſſen. Seine Vergleichsvorſchläge ſelber ſprechen für die Mißlichkeit ſeiner Lage. Wer weiß, ob ſich nicht das Kriegsglück in Italien zu Gunſten der Franzoſen

gewendet hat, und ob nicht in wenigen Tagen ihre ſiegreichen Heere zu unſerer Befreiung herbeieilen? Die verbündete Flotte unſerer Freunde kann gleichfalls nicht fern ſein, ſonſt würden längſt die Segel Nelſons unſern Golf bedecken. Ihr wollt das Leben und die Freiheit von Tauſenden unſerer Brüder retten! Ich aber ſage Euch — ſetzte er im Tone eines begeiſterten Sehers hinzu — Ihr werdet ſie und uns Alle verderben. Wißt Ihr nicht, daß Könige das Vorrecht haben, auch Eide zu brechen, und daß es Prieſter giebt, welche ihr Gewiſſen von jedem Vorwurfe des Verraths entbinden? Es giebt noch Etwas, das höher iſt als Freiheit und Leben, das iſt die Ehre unſeres Namens in der Weltgeſchichte. Laßt ſie uns behaupten durch einen glorreichen Tod!

Es iſt zu ſpät, Don Gabriel Manthoné, ſprach Caraffa düſter. Dieſe Wälle und Mauern ſind unſer letztes Eigenthum. Aber ſie ſind es nur, weil ein feiger und kriegsunerfahrner Prieſter

unſere Feinde führt. Die Stadt, das Meer, der Hafen, die Darſena ſind in den Händen des Feindes. Das Kaſtell del Carmine iſt genommen. Auf Megean und ſeine Franzoſen dort droben auf Sant Elmo können wir nicht rechnen, und wäre ich an Ruffo's Stelle, ſo würden unſre beiden letzten Kaſtelle in meinen Händen ſein, ehe die Sonne niedergeht!

Alſo auch Ihr ſtimmt für die Unterhandlung? rief Manthoné ſchmerzlich bewegt. Und was ſagt Don Pietro Colletta?

Ich ſtimme für die Unterhandlung, wenn Ruffo uns Allen freien Abzug nach Frankreich, und allen Republikanern volle Amneſtie bewilligt.

Aber er wird es nicht, ohne die Häupter der Beſten als Sühnopfer für den Tyrannen zu verlangen! rief Manthoné.

Hier iſt das meine! verſetzte Colletta, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob, ich bringe es

freudig dar für die Rettung von Tauſenden unſerer Brüder!

Und ich, und ich, wir Alle! rieſen aufſpringend und die Hände wie zum Schwure erhebend Domenico Cirillo, Mario Pagano und die übrigen Mitglieder der Verſammlung. Man beſchloß einſtimmig, daß Colletta und Caraffa, begleitet von dem Oberbefehlshaber der Artillerie Oronzo Maſſa, ſich in das Lager des Kardinals begeben und die Kapitulation abſchließen ſollten.

Das Direktorium der Republik hatte dem Kardinal Ruffo erklärt, daß ihm weder des Königs noch ſeines Generalſtatthalters Wort als hinreichende Bürgſchaft für die Sicherheit der abzuſchließenden Kapitulation genügen könne, und daß es deshalb die Gewährleiſtung der Oberanführer aller mit dem Heere des Königs vereinigten fremden Truppen verlange. Die Abgeſandten von Kaſtell Nuovo fanden dieſelben in dem Hauptquartiere des Kardinals verſammelt.

Lange hatten die Verhandlungen hin- und hergeſchwankt. Eure Forderungen beleidigen die Majeſtät des Herrſchers! rief der Kardinal aus. Sie ſetzen Mißtrauen in ſeine Gnade!

Ihr irrt Euch, Herr Kardinal, verſetzte Colletta, wenn Ihr von Gnade ſprecht. Für Männer, welche die Waffen noch in Händen haben, giebt es keine Gnade, für Republikaner keine Herrſchermajeſtät.

Sind dieſe Bedingungen Eure letzten?

Wir ſind keine Krämer! fuhr Caraffa auf.

Nun denn! verſetzte giftig der Kardinal, ſo ſeht zu Euren Köpfen! Wenn dieſe Sonne niederſinkt, endet der Waffenſtillſtand, und meine Kanonen und die Meſſer meiner Kalabreſen ſollen Euch das Recht geben, das Ihr ſtatt der Gnade verlangt, und das Rebellen gegen ihren König und Herrn zukommt. Ich ſchwöre Euch bei der heiligen Jungfrau der Gnaden, daß ich, wenn Ihr es zum letzten Sturme kommen laßt,

keine lebende Seele verſchonen will, daß der Zorn meiner tapfern Schaaren, welche ſchon den Waffenſtillſtand dieſer Tage kaum ertragen, ein furchtbares Gericht halten wird über die Beſiegten.

Spart Eure Schwüre und Eure Drohungen, ſtolzer Prieſter! unterbrach hier Don Pietro Colletta dem Kardinal, der mit geſchwollenen Stirnadern, vor Wuth und Ingrimm bebend, vor ihm ſtand. Wir kennen den Henker von Altamura, den Verbündeten der Mörder und Banditen, welche das Blut ihrer Opfer trinken zur Ehre Gottes und ſeiner Kirche! ſetzte er bitter und verächtlich hinzu. Ihr aber ſcheint uns nicht zu kennen. So lernt es denn jetzt, wenn es Euch die Männer von Vigliena noch nicht gelehrt haben. Noch ſind die Feſtungen Neapels, die Paläſte und Schlöſſer Eures Herrn, in unſerer Gewalt. Aber ehe Ihr ſie einnehmt, werden wir mit unſern Bomben Neapel in einen Schutthaufen verwandeln. Ihr baut auf unſere Menſch-

lichkeit, die Ihr im Herzen verachtet. Wir werden sie verleugnen gegen Feinde, wie Ihr und Euresgleichen. Eure Geiseln sind in unsern Händen, — und merkt es wohl, Kardinal, Euer Bruder ist unter denselben. Wir werden Euch ihre Köpfe von unsern Mauern herab zuschleudern, beim ersten Sturmsignale, das aus Eurem Lager zu uns herüberschallt. Die Republik ist rein von unschuldig vergossenem Blute, Ihr wißt es, wie diese Hand rein ist, die ich zu Euch erhebe, sprach er mit begeisterter Stimme. Aber sie soll die erste sein, die den Stahl in das Herz Eures Bruders stößt, und die Fackel in den Pulverthurm der Festung schleudert, wenn Vertheidigung nicht mehr möglich ist! Der Heldenmuth Vigliena's soll sich wiederholen überall, wo das Banner der Republik noch auf irgend einer Zinne weht! Und Mit- und Nachwelt mögen richten zwischen uns und unsern Feinden!

Caraffa's Augen leuchteten bei diesen Worten

ſeines Freundes, und ihn vor der ganzen Verſammlung umarmend, rief er aus:

Er hat geſprochen, wie wir Alle denken! — Es lag etwas Uebermenſchliches in der ruhigen Zuverſicht, welche Colletta's Rede begleitete. Der leidenſchaftloſe Ton ſeiner Sprache, der tiefe Ernſt ſeiner edlen Geſichtszüge, die ſichere Todesfreudigkeit des zum Sterben entſchloſſenen jungen Kriegers, der Ruf, welcher ihn als einen der mildeſten und gemäßigſten unter den Republikanern bezeichnete — dies Alles wirkte mit unentrinnbarer Gewalt auf die Gemüther der Verſammlung. Die Anweſenden blickten mit Achtung auf den Sprechenden, und ein junger Offizier, welcher den Engliſchen Commodore als Adjutant begleitet hatte, machte eine Bewegung, als wolle er dem kühnen Republikaner vor der ganzen Verſammlung ſeine Huldigung darbringen. Selbſt der eiſerne Ruffo erbleichte bei dem Spiegelbilde der eignen Grauſamkeit,

welches ihm hier entgegengehalten wurde. Er ſah das Leben zahlreicher Angehörigen ſeiner Partei, welche ſich in den Händen der Republikaner befanden, und unter ihnen das Haupt ſeines einzigen Bruders, bedroht. Er dachte an den Zorn des Königs und der Königin, wenn er ihnen ſtatt ihrer Hauptſtadt einen Schutthaufen überlieferte; an die täglichen Deſertionen unter ſeinen, von Raub und Plünderung geſättigten Banden; an die Möglichkeit der Ankunft einer feindlichen Flotte, an das hier und da noch in den Provinzen unter der Aſche fortglimmende und durch die Ausſchweifungen und Gewaltthaten der Royaliſten täglich weiter um ſich greifende Feuer des Aufſtandes. Alle dieſe Gedanken bewogen ihn, ein Auskunftsmittel zu verſuchen.

Die Geſandten der Republik waren abgetreten, um der Verſammlung zur letzten Berathung Zeit zu laſſen. Die Mehrheit der Stimmen in derſelben entſchied für die Annahme der Bedingungen.

Es iſt genug, Herr Kardinal, ſprach der Engliſche Commodore Foote, wenn Ihr dem Könige Ferdinand ſein Reich und ſeine Hauptſtadt wieder gewinnt. Zu ſeiner und Eurer Rache an Männern wie dieſe, wird England nimmer ſeine Hand bieten. Was meint Ihr, Capitain Nisbett? wendete er ſich zu ſeinem neben ihm ſitzenden Begleiter.

Der junge Mann, welcher ſchon bei Colletta's Rede, die Augen voll Begeiſterung auf ſeinen Lebensretter geheftet hatte, drückte dem greiſen Seemanne lebhaft die Hand. Ich habe hier keine Stimme in dieſer Verſammlung, verſetzte er, aber da mein Befehlshaber mich auffordert, meine Meinung auszuſprechen, ſo erkläre ich, daß ſelbſt Lord Horatio Nelſon, mein Vater, ſo ſprechen würde, wie ſein ehrwürdiger Waffenbruder ſo eben geſprochen hat. Denn nur Helden wiſſen Helden zu achten!

Faſt alle Anweſende ſchloſſen ſich der Anſicht

des Engliſchen Befehlhabers an, und die Bevollmächtigten Rußland's, Oeſtreich's, England's und der Türkei erklärten einſtimmig, daß den Forderungen der Republikaner zu willfahren, und ihnen freier Abzug mit allen kriegeriſchen Ehren, volle Amneſtie und Sicherheit für alle Anhänger der geſtürzten Republik, ohne Ausnahme des Standes und Geſchlechts, zu bewilligen ſei. Allen Republikanern ſoll es freiſtehen, nach eignem Belieben entweder unangefochten im Vaterlande zu verbleiben, oder auf engliſchen und neapolitaniſchen Schiffen nach Frankreich auszuwandern. Auch ſollten die Forts nicht eher geräumt werden, bis die letzten Republikaner in Toulon angekommen ſein würden.

Der Kardinal ſtand einen Augenblick in zaudernder Ueberlegung. Dann einen raſchen, von Niemandem bemerkten Blick des Verſtändniſſes, auf den franzöſiſchen General Megean werfend, ſprach er: Im Namen Sr. Majeſtät Don Fer-

dinando's, Königs beider Sizilien, und von ihm als ſein Generalſtatthalter für das Königreich Neapel beſtellt und mit unbeſchränkter Vollmacht verſehen, willige ich ein in dieſe Kapitulation. Doch mit dem Vorbehalt und Beding, daß die Geiſeln, welche unſere Gegner für die Vollziehung dieſes Vertrags verlangen, auf das Fort St. Elmo gebracht werden, und unter den Schutz des dort kommandirenden Generals der franzöſiſchen Republik bis zu deſſen Abzuge verbleiben. Alle andern Gefangenen und Geiſeln, welche ſich in den übrigen Forts und Kaſtellen befinden, werden ſofort nach Abſchluß der Kapitulation in Freiheit geſetzt.

Dieſe Bedingung ward zugeſtanden, und jetzt ergriff der Kardinal haſtig die Feder, und unterzeichnete das vor ihm liegende Blatt. Im folgten die übrigen Anweſenden. Als Colletta ſich mit ſeinen Gefährten anſchickte die Verſammlung zu verlaſſen, um eilig nach Neapel zurückzukeh-

ren, fühlte er ſich von einer Hand an der Schulter berührt, und im nächſten Augenblicke lag Kapitain Nisbett in den Armen ſeines Lebensretters.

Kapitel LIII.

Wenige Tage nach den ſo eben geſchilderten Vorgängen wiegte ſich auf der Rhede von Palermo eine ſegelfertige Engliſche Fregatte, welche von Capitain Nisbett geführt, die Nachricht von der in Neapel abgeſchloſſenen Kapitulation an den Hof von Palermo gebracht hatte. Die engliſche Flotte, unter Admiral Nelſon, war am Tage vor Nisbetts Ankunft ausgelaufen, um gegen Weſten hin die vermuthete Annäherung der vereinigten Franzöſiſch-Spaniſchen Flotte zu beobachten, und für den Fall, daß die Nachricht von jener Annäherung ungegründet ſein ſollte,

nach Neapel zu ſegeln, um dort den Kampf gegen die Republik zu Ende zu bringen.

Capitain Nisbett erwartete ungeduldig am Bord ſeiner Fregatte die Depeſchen, welche er als Antwort auf die Sendung Ruffo's und des Commodore Foote zurückbringen ſollte. Sein Herz war voll banger Sorge für ſeine Freunde in Neapel. Denn er war Zeuge geweſen von dem Ausbruche zorniger Beſtürzung, mit welcher die Botſchaft von der, für die Republikaner günſtigen Kapitulation den Hof von Palermo erfüllt hatte.

Endlich gewahrte ſein Blick eine Bewegung am Strande der Marina. Der Donner der Geſchütze, der Jubelruf der Volksmenge, welche auf dem breiten, mit ſchattigen Baumgängen verzierten, und mit den Marmorſtatüen der Beherrſcher Siziliens geſchmückten Kai zahlreich hin- und herwogte, erregte ſeine Aufmerkſamkeit.

Eine glänzende Königliche Staatskaroſſe nä-

herte ſich dem Strande, an welchem eine mit zwanzig Ruderern bemannte Jacht bereit lag. In der Karoſſe ſaß die Königin. An ihrer Seite, in Reiſekleidern, Lady Emma Liona Hamilton. Ein zahlreiches und glänzendes Gefolge begleitete Beide. Carolina war in dieſen wenigen Monaten um Jahre gealtert. Ihre abgemagerten, von Leidenſchaft durchfurchten Züge bildeten einen ſchneidenden Kontraſt zu der blühenden, in aller Friſche der Jugend prangenden Schönheit ihrer Begleiterin. Die Königin ſtieg aus. Ein Wink ihrer Hand hieß ihr Gefolge zurücktreten. Sie ſelber führte die Lady an die Brüſtung des Hafendammes, und mit der Hand auf das Marmorgeländer geſtützt, ſprach ſie zu ihrer Begleiterin:

Und nun, theuerſte Emma, verſprecht mir noch einmal, daß Ihr Uns ſein wollt, was Ihr Uns bisher geweſen, eine treue Freundin und Retterin in Unſerer Noth. Zwar die Gefahr iſt

vorüber, doch dafür droht Uns jetzt die Schande, die ewige, unvertilgbare Schande dieſer ſchmachvollen Kapitulation, welche Ruffo mit den Rebellen zu ſchließen gewagt hat.

Lady Emma wollte Etwas erwiedern, aber die Königin fuhr lebhaft fort:

Ich könnte dem Throne entſagen, aber beſchimpft auf ihm zu leben, beſchimpft vor allen Fürſten und Königen Europa's, das vermag ich nicht. Höre mich an, Emma, auch Du biſt ein Weib — ein gekränktes Weib, wie ich, auch Du mußt dieſen brennenden Durſt nach Rache empfinden, der mein Herz durchlodert. Gedenke, fuhr ſie fort, an den frechen Verräther Caracciolo, deſſen Dolchwort Dich traf vor den Augen des ganzen Hofes! Gedenke an Donna Eleonora, Deine Todfeindin, und an ihren Buhlen, den Mörder ſeiner Braut, an Pietro Colletta! Wenn Nelſon dieſe Kapitulation beſtätigt, wenn keine Vergeltung Uns werden ſoll für Alles, was Wir erlit-

ten, keine Sühne für die Verbrechen, welche die Verräther und Rebellen von Neapel gegen Thron und Altar begangen haben, — ſo will ich wenigſtens dieſe Schmach nimmer erleben. Nelſon verehrt mich — und er liebt Euch. Jetzt zeigt, was Ihr über ihn vermögt.

Lady Hamilton küßte ihrer Königlichen Freundin die Hand. Beruhigt Euch, gnädigſte Königin, ſprach ſie, Ihr ſollt die Rebellen im Staube vor Euch ſehen.

Euer Gemahl iſt alt, und Nelſon's Ehe nicht unauflöslich, fuhr die Königin leiſe fort. Die fürſtliche Gemahlin des Herzogs von Bronte, die Gattin des erſten Seehelden der Welt, die Freundin Carolina's von Neapel wird den erſten Rang und Platz behaupten am Hofe wie am Herzen ihrer Königin!

Mit dieſen Worten umarmte die ſtolzeſte Fürſtin Europa's die arme Schenkmagd von der Themſe im Angeſichte der verſammelten Tau-

sende, und übergab ihr den Brief, welchen König Ferdinand eigenhändig an den Helden von Abukir geschrieben. Er lautete:

„Könige unterhandeln nicht mit unterworfenen Rebellen. Ich widerrufe die Kapitulation. Alle Anhänger der sogenannten Republik erkläre ich für Majestätsverbrecher. Ein Staatsgerichtshof wird die Häupter mit dem Tode, die minder Schuldigen mit Kerker und Verbannung, Alle mit der Konfiskation ihres Vermögens bestrafen. Wir behalten Uns vor, die volle Auseinandersetzung Unsers Willens und die Art und Weise seiner Vollstreckung durch ein Gesetz kund zu thun."

Die Zeilen der Königin enthielten Bitten und Beschwörungen der Freundin an den Freund und Retter ihres Throns und ihrer Ehre, und schlossen mit den Worten:

„Uns fehlt die Zeit, Weiteres hinzuzu-

fügen. Wir ſenden deshalb Unſere theuerſte Freundin Lady Emma, um Euch die Bitten und den Dank Eurer Königin an das Herz zu legen."

Ein unheimliches Gefühl düſterer Ahnung ergriff Capitain Nisbett, als ſtatt des erwarteten Kouriers Lady Hamilton ſelbſt am Bord ſeines Schiffes erſchien, und ihm im Namen ihres Gemahls den Befehl brachte, ſofort mit ſeiner Fregatte die Flotte des Admirals aufzuſuchen.

Vom Ufer her wehte ein weißes Tuch in den Händen der Königin den Abſchiedsgruß herüber. Die Furie der Rache ſchwang das Zeichen des Friedens über eine Sendung, welche das Blut von Tauſenden zu vergießen beſtimmt war.

Das unglückliche Neapel ahnte nichts von der drohenden Gefahr eines Verraths, wie die Geſchichte der Welt keinen gleichen aufzuweiſen hat in ihren blutgetränkten Blättern. Nach dem

glücklichen Abſchluſſe der Kapitulation überließ man ſich dort der Freude über die unverhoffte Rettung. Ein kleiner Theil der Schiffe, welche die Republikaner, die es vorzogen den heimiſchen Boden mit freiwilligem Exile zu vertauſchen, nach Frankreich bringen ſollten, war bereits nach Toulon unter Segel gegangen. Es führte an ſeinem Bord die tapfere Beſatzung von Caſtellamare, welche ſich, ſo wie ſämmtliche feſten Plätze des Königreichs, auf die Kunde der von Ruffo vollzogenen Kapitulation ergeben hatten. Neapel ſelbſt war ruhig. Der Kardinal, welcher Nelſons Ankunft abwartete, hielt mit Hülfe ſeiner Verbündeten die knirſchenden Schaaren ſeiner Banditen einige Tage lang im Zaume. Man rüſtete eifrig die übrigen Schiffe aus, welche die Tauſende von Republikanern, die ſich zur Auswanderung entſchloſſen hatten, aufnehmen ſollten.

Die Beſatzungen der Kaſtelle del Uovo und Kaſtell Nuovo, des Königlichen Schloſſes, und

einiger andern befeſtigten Palläſte und Klöſter hatten unter allen kriegeriſchen Ehren ihre ſo tapfer behaupteten Poſitionen verlaſſen. Unter klingendem Spiele, die kugelzerfetzten Banner zum letzten Male entfaltend, zogen ſie über den Königsplatz und den Largo di Caſtello hinab nach dem Hafen, um ſich auf die für ſie bereit gehaltenen Schiffe zu begeben. Nur Wenige zogen es vor, auf dem heimiſchen Boden zurückzubleiben.

Neapel glich in dieſen Tagen einer Stadt, deren Bewohner vor dem befürchteten Schreckniſſe eines Erdbebens, oder vor dem Nahen feindlicher Horden auswandern. Vergebens verkündeten an allen Ecken derſelben die Proklamationen des Kardinals, daß der Friede allen Unterthanen des Königs volle Verzeihung und gleichmäßige Sicherheit für Eigenthum, Freiheit und Leben gewähre. Weiber und Kinder mit einem geringen Theile eilig zuſammengerafften

Habe in den Händen, Greise, Kranke, Verwundete schlossen sich, die letzteren von den Ihrigen geführt oder getragen, in langen Zügen, weinend und schluchzend ihren auswandernden Vätern, Gatten, Brüdern und Söhnen an. Die Generale und Soldaten der Republik, die Minister, die Mitglieder der republikanischen Regierung, die Theilnehmer an den Klubbs der Sala patriotica und der Sala popolare, die Blüthe der Bildung, Kunst und Wissenschaft waren entschlossen, das theure Vaterland zu verlassen und Leben und Freiheit auf dem Boden des freien Frankreichs für bessere Zeiten aufzusparen. Nur wenige Einzelne, wie der greise Fürst Caracciolo, waren nicht zu bewegen, das Land ihrer Väter mit dem Exil im fremden Lande zu vertauschen, oder zogen es vor, im Vertrauen auf den abgeschlossenen Vertrag in der geliebten Heimath zu bleiben.

Zu den Ersteren gehörte auch Donna Eleo-

nora Pimentelli. In ihren Pallaſt zurückgekehrt, ſtarrte ſie Tage lang von dem Balkone deſſelben unverwandten Blickes bald auf die Zinnen der Kaſtelle, von denen jetzt wieder die königliche Fahne, als Zeichen der Sklaverei Neapels, an der Stelle des dreifarbigen Freiheitsbanners wehte; bald auf die Züge der nach dem Hafen ſtrömenden Schaaren und auf die Schiffe, die ſich allmälig mit den letzten Reſten der Republik zu füllen begannen. Ein Ausdruck des Schmerzes, gleich dem der Niobe, die ihr letztes Kind vergeblich am Buſen birgt vor den Pfeilen der unerbittlichen Göttin, durchzuckte die Züge ihres edlen Antlitzes. Das Feuer ihrer ſonſt ſo ſtrahlenden Augen war erloſchen. Ihre ſtolze Haltung war geknickt unter der Laſt des ungeheuren Leides. Der klangreiche Ton ihrer Stimme war gebrochen, und auf alle Bitten und Beſchwörungen ihrer Freunde, ſich mit ihnen an Bord eines der Schiffe zu begeben, hatte ſie keine

andere Antwort, als eine leise, ablehnende Bewegung des schönen Hauptes.

Die Einschiffung der Republikaner war beendigt. Die Fahrzeuge, welche das freie Neapel aus dem in die Hände der Tyrannei zurückgefallenen entführen sollten, lagen segelfertig auf der Rhede vor ihren Ankern. Zahllose Böte und Chaluppen ruderten hin und her, um Proviant für die Ueberfahrt zuzuführen, oder einzelne verspätete Auswanderer mit ihrer Habe an Bord zu bringen. Andere waren gefüllt mit den zum Zurückbleiben entschlossenen, welche kamen, um ihren ins Elend des Exils ziehenden Brüdern, Freunden und Verwandten unter Thränen und Schluchzen ein letztes, ewiges Lebewohl zu sagen. Der Jammer war unermeßlich. Jetzt erst, wo sie im Begriffe standen, der Heimath auf ewig zu entsagen, senkte sich das ganze Gewicht ihres Verlustes auf die Herzen der Unglücklichen. Mehrere, unfähig den Schmerz

zu ertragen, kehrten noch vom Borde der Fahrzeuge, welche sie fortführen sollten, zurück mit denen, welche von ihnen Abschied zu nehmen gekommen waren. Kein Volk hängt so wie der Italiener an seiner Heimath, an der Schönheit seiner Natur und seines Himmels, dessen sonnige Bläue, dessen milde Luft der Eingedorne überall vermißt. Und nun vollends der Neapolitaner, der das Paradies Europa's sein Vaterland nennt, der, geboren an den ewig blühenden Gestaden seines Golfs, gewöhnt an jeden Genuß einer zauberischen Natur, die das Füllhorn aller ihrer Gaben in verschwenderischer Ueppigkeit ausleert über ihre Kinder — schon vor dem bloßen Gedanken an den Norden, seine Kargheit und seine Kälte, zusammenschaudert.

Es war der schönste Sommermorgen. Ein Nachtgewitter hatte die Luft erfrischt, und kaum bewegt vom leichten Morgenwinde stieg die Rauchsäule des Vesuv zu dem reinen Aether

empor. Schon der nächste Morgen sollte die Auswanderer ihrer Heimath entführen. Auf den Schiffen gebrach es an Raum, und manche von den Frauen und Kindern, welche das Schicksal ihrer Angehörigen zu theilen gekommen waren, mußten zurückgewiesen und auf die Ausrüstung anderer Schiffe vertröstet werden. Auf den Höhen um die Stadt leuchteten die Lagergezelte von Ruffo's Schaaren, von den Thürmen und Zinnen der Kastelle wehten die weißen Fahnen mit den Lilien der Bourbonen. Nur auf Sant Elmo's Kastell rauschte noch das dreifarbige Banner von Frankreich in trotziger Einsamkeit. Der Gedanke an den kurzen Traum der Freiheit, die Erinnerung an die siegreichen Kämpfe der Republik, an soviel vernichtete Hoffnungen, an soviel edles Blut, das vergebens vergossen, an soviele Opfer des Heldenmuths, die umsonst gefallen waren, erfüllte die Herzen der Ueberlebenden hier mit Wehmuth und Trauer, dort mit

finſterem Grimme und trotziger Verzweiflung. Von einem der Schiffe her, wo der Reſt der kalabreſiſchen Legion und ein Theil der Klubbiſten der Sala patriotica auf dem Verdecke lagerten, erſchollen patriotiſche Geſänge, mit denen der trotzige Muth der Republikaner den Schmerz der Verzweiflung zu übertäuben ſuchte.

Ueber die blauen Meereswellen hin zitternd, drangen die Klänge dieſer Lieder durch die geöffneten Fenſter des Zimmers, in welchem Donna Eleonora, niedergebeugt von der Laſt ihres Schmerzes, gebrochen von den Anfällen eines heftigen Wundfiebers, ſeit mehreren Tagen auf den Polſtern ihres Divans ruhte. An ihrer Seite ſtand der greiſe Arzt Domenico Cirillo, ſchweigend den Blick auf das Antlitz der Kranken geheftet, welche in der verwichenen Nacht zum erſten Male ſeit langen Tagen einige Stunden ruhigen Schlummers genoſſen hatte.

Das Fieber iſt gebrochen, ſprach er leiſe zu

ſter Liebe auf Colletta, der ihre Hand in der ſeinen haltend vor ihr ſtand.

Ich habe einen ſchönen Traum geträumt, ſprach ſie mit ſanfter Stimme. Die Göttin der Freiheit iſt mir erſchienen in allem Glanze der Verklärung. So herrlich war die Erſcheinung, daß ich vor ihr niederſank auf meine Kniee, wie einſt als Kind vor dem Bilde der Madonna. Sie aber hob mich auf, und ſprach: „Sei getröſtet, Eleonora! Ich bin unſterblicher Natur, und wer mir gedient im Leben iſt unſterblich, wie ich ſelbſt, und Sieger, auch unter dem Henkerſchwerte der Tyrannei.“ Als ſie geendet hatte, blickte ich freudeerfüllt zu ihr hinauf. Aber die Züge des Angeſichts waren verändert. Statt der erhabenen Göttin ſtand die ſanfte Engelgeſtalt Luigia's vor mir. Sie hielt Dich an ihrer Hand, mein Pietro, und führte Dich mir zu, indem ſie ſprach: Lebe für ihn!

Ja, lebe für mich, geliebteſte Eleonora! rief

hier Colletta aus, indem er unter Thränen ihre Hand mit Küssen bedeckte. Lebe für mich und mit mir für die Zukunft unseres Vaterlandes. Laß uns nach dem freien Frankreich ziehen mit den Tausenden unserer Brüder. Gedenke des edlen Volkes, dessen Land, von den Tyrannen Europa's vernichtet, in seinen besten Söhnen fortlebt um für die Freiheit zu kämpfen überall, wo sich ihr Banner erhebt. Wie sollen wir kleiner denken und handeln wie Pelens Söhne? Folge dem Worte, das Du vernommen in Deinem Traume. Meine Ahnung sagt mir, der Sieg der Tyrannei wird von kurzer Dauer sein. Lebe mit mir, mit uns allen für den endlichen Sieg der Freiheit, für die erneute Befreiung unseres Vaterlandes, jetzt, wo Leben für die Freiheit größer ist, als nutzloses Sterben.

Ich will es, mein Pietro! versetzte nach kurzem Schweigen Donna Eleonora. Ich bin entschlossen! Die Ruhe dieser Nacht hat mich

wunderbar gestärkt. Verlasset mich jetzt einen Augenblick, sprach sie zu den Männern. In wenigen Stunden bin ich bereit Euch zu folgen.

Als die Männer sich entfernten, winkte sie, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, Colletta zurück. Sie zog aus ihrem Busen einen feinen dreischneidigen Dolch und ein kleines goldenes Medaillon, in welchem sie neben einer Haarlocke des Geliebten ein schnell tödtendes Gift bei sich trug, und beides in die Hände Colletta's legend, sprach sie:

Nimm dies, Geliebter! In Deine Hand lege ich den letzten Hort meiner Freiheit vor Schmach und Schande. So schwöre denn auch Du mir, daß Du nie Dein Leben antasten willst ohne meine Zustimmung. Schwöre es bei Deiner Liebe zu mir!

Ich schwöre es Dir! rief Colletta, und entfernte sich darauf, um mit Cirillo und einigen Freunden schnell die nöthigen Vorkehrungen zu

ihrer Einschiffung zu treffen. Die Fahrzeuge harrten nur des günstigen Windes, den man mit dem Einbruche der Nacht erwartete, um die Anker zu lichten.

Kapitel LIV.

Unterwegs begegneten ihm Don Gabriel Manthone und Hektor Caraffa. Sie waren Beide auf dem Caſtell von St. Elmo geweſen, um dem franzöſiſchen Generale Megean noch einmal das Schickſal ihrer Freunde an das Herz zu legen. Ihre einzige Sicherheit beruhte auf ſeiner treuen Erfüllung der übernommenen Pflicht, die Kapitulation mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln aufrecht zu erhalten. Er hatte die Geißeln, unter denen ſich mehrere hohe Geiſtliche, und ſelbſt einer der feindlichen Obergenerale, der Graf Micherour, befanden, in ſeinen Händen. Seine Kanonen beherrſchten die Stadt

und das Meer, und ein Wink von ihm konnte, wenn Ruffo auf Verrath ſann, Neapel in einen Aſchenhaufen verwandeln.

Manthone war in leidenſchaftlicher Bewegung. Von den Höhen St. Elmo's hatte er das ganze Meer von Segeln erglänzen ſehen. Die Möglichkeit, daß dies die ſo ſehnlich erwartete Franzöſiſch-Spaniſche Flotte ſein könne, erfüllte ſein Herz mit Verzweiflung. Auch auf den Schiffen der Republikaner war die Annäherung einer Flotte mit gleichen Empfindungen bemerkt worden, und ein allgemeines Wehklagen erhob ſich bei dem Gedanken, daß nur wenige Tage fortgeſetzter Vertheidigung hingereicht haben würden, die Republik auf's Neue ſiegreich ihr Haupt emporheben zu laſſen. Man ergoß ſich in gegenſeitige Anklagen und Verwünſchungen, und man erinnerte ſich an den Widerſtand Manthone's gegen jede Unterhandlung, an ſeine feu-

rige Rede, mit der er ſelbſt zuletzt noch die Uebergabe der Kaſtelle verweigert hatte.

Manthone machte noch ſeinem Schmerze gegen Colletta Luft, als plötzlich Caraffa, der ſeit der Beendigung des Kampfes ſein früheres ſorglos leichtſinniges Weſen wieder gewonnen hatte, nach dem Kaſtell Nuovo zeigend, ausrief:

Beruhigt Euch, Don Gabriele! Sie ziehen dort die engliſche Flagge auf. Kein Zweifel, es iſt Nelſons Flotte, die wir geſehen. Jetzt heißt's: nach Frankreich! denn der Boden Neapels brennt unter meinen Füßen. Wie gut, daß Donna Eleonora uns begleiten will. Es wäre mir leid geweſen, ihretwegen meinen Kopf hier von Königin Carolina's Gnaden umherzutragen, und auch jetzt wollte ich, wir hätten erſt Frankreichs Küſten vor uns.

Mißtrauet Ihr der Kapitulation? fragte Colletta.

Das nicht, verſetzte Caraffa, aber dem Fran-

zosen dort oben, der sie schützen soll. Ich habe den Kardinal draußen im Lager einen Blick mit ihm wechseln sehen, nur einen einzigen Blick, aber er genügte mir, um darin die Worte deutlich zu lesen: Ich gebe Dir, was Du gefordert, — wenn Du thust, was ich verlange!

Mario Pagano, Domenico Cirillo und einige andere Freunde gesellten sich zu ihnen, um gemeinsam mit ihnen Donna Eleonora aus ihrem Pallaste abzuholen. Als sie dort anlangten, fanden sie die Freundin bereits zur Abreise gerüstet. Ein einfaches Mahl war bereitet. Die Gäste nahmen schweigend ihre Plätze ein. Die Schwere der Abschiedsstunde lastete auf aller Herzen. Selbst Caraffa's leichter Sinn und wilder Humor konnte sich nicht entschließen, den düstern Ernst derselben zu unterbrechen.

Nur Donna Eleonora erschien milder und sanfter wie gewöhnlich gestimmt. Die leidenschaftliche Spannung ihres ganzen Wesens hatte

einer ruhigen Reſignation Platz gemacht, welche, indem ſie das Weibliche des Ausdrucks in ihren ſchönen und edlen Zügen hervortreten ließ, die verſammelten Freunde wie eine ganz neue Erſcheinung überraſchte. Die Vernichtung der Republik, die Zertrümmerung des Werks, an deſſen Aufbau und Sicherung ſie Jahre lang alle Kraft ihrer Seele gewendet; der nach langen Kämpfen gefaßte Entſchluß, ihr Leben dem geliebten Manne zu erhalten, dies Alles hatte, ihr ſelbſt unbewußt, Donna Eleonoras Herz — ſo wunderbar dies im erſten Augenblicke auch klingen mag — für eine unbeſtimmte Hoffnung auf eignes Glück geöffnet. Ihre von ſo vielen Stürmen des Unglücks ermattete Seele empfand zum Erſtenmale Sehnſucht nach Ruhe, nach einer ſtillen Raſt, um ihre Wunden auszuheilen im ſtillen Genuſſe des Liebesglücks, welches ihr der Mann ihrer tiefſten Neigung bereiten konnte. Der in jeder Menſchennatur lebende Trieb nach Glück war

allzulange von dem Idealismus ihrer Freiheitsbegeiſterung zurückgedrängt worden, um nicht endlich im Augenblicke ſo vielfacher Enttäuſchung ihrer ſchwärmeriſchen Hoffnungen ſiegreich hervorzubrechen. In dieſer kraftvollen weiblichen Natur waren alle Entſchlüſſe von Halbheit fern, und jede neue Wendung und Entfaltung ihres Weſens gewann den Charakter voller Entſchiedenheit. Domenico Cirillo hatte zur Herſtellung ihrer Geſundheit, welche er durch den Keim einer ſchleichenden Krankheit bedroht ſah, einen Aufenthalt auf den Hyeriſchen Inſeln, an der Küſte des ſüdlichen Frankreichs, empfohlen. Er ſelbſt wollte ſie und ihren Geliebten dorthin begleiten. Dort hoffte ſie an Colletta's Seite zu geneſen, um mit ihm und den Freunden vereint eine glücklichere Wendung der Ereigniſſe abzuwarten, und dieſelbe, wo möglich, herbeiführen zu helfen.

In Geſprächen und Hoffnungen dieſer Art ſchwanden die letzten Augenblicke raſch dahin.

Wir haben keinen Frieden geſchloſſen! rief Caraffa aus, nur einen Waffenſtillſtand. Vielleicht ſchon, ehe dies Jahr zu Ende geht, werden wir den Kampf erneuern!

Die wiederkehrende Tyrannei wird uns dieſen Kampf erleichtern, ſetzte Colletta hinzu. Denn das Volk wird erſt jetzt, wo es zu vergleichen im Stande iſt, einſehen, was es an der Freiheit beſeſſen hat. War auch die Lehrzeit blutig und ihr Ausgang unglücklich — ſie wird nicht verloren ſein. Der Gedanke iſt erwacht, der Gedanke iſt unſterblich! Ihm gehört die Zukunft. Es lebe die Zukunft unſers Vaterlandes.

Die Anweſenden erhoben ſich von ihren Sitzen, und ihre Gläſer erklangen hell bei den Worten des Sprechenden.

Aller Augen leuchteten, nur Manthone allein blickte düſter vor ſich hin. Laßt uns der Todten gedenken, rief er aus, denen es vergönnt war, für die Freiheit des Vaterlandes den Tod

der Helden zu ſterben. — Ich nenne Einen um Alle zu nennen, Michele il Pazzo, den Mann des Volkes, deſſen Name unſterblich ſein wird, wie das Volk ſelber!

Und hier iſt ſein Kind! Es ſoll uns begleiten und mit uns wiederkehren! ſprach Donna Eleonora, indem ſie auf den Knaben zeigte, den eine Dienerin in das Zimmer führte. Ich will ihm Mutter ſein, und Pietro Colletta wird den Sohn ſeines Milchbruders den ſeinen nennen. Kommt, Freunde, rief ſie begeiſtert aus, laßt uns ſchwören auf das Haupt dieſes Kindes, daß auch im Exil unſer Leben dem Volke von Neapel und ſeiner Freiheit geweiht bleiben ſoll, bis zum letzten Athemzuge!

Die Männer legten die Hände zum Schwure auf das Haupt des ſchönen Knaben, der, in die Tracht des Volks von Neapel gekleidet, gleichſam das ſymboliſche Abbild deſſelben vorſtellen konnte. Aller Augen waren mit Thränen ge-

füllt, und lange ſtanden ſie ſprachlos in ernſter Gruppe beiſammen.

Der fernherrollende Donner der Salutſchüſſe, mit welchen die Flotte Nelſons die Stadt begrüßte, beantwortet von den Geſchützſalven der Royaliſten in den Kaſtellen, mahnte die Geſellſchaft, daß die Stunde des Aufbruchs gekommen ſei. Während Donna Eleonora von ihrer Dienerſchaft den ſchweren Abſchied nahm, und die letzten Anordnungen ihrer Reiſe traf, traten die Männer auf den Balkon des Saales hinaus, der die weiteſte Ausſicht auf den Golf gewährte.

Die engliſche Flotte hatte auf der Rhede Anker geworfen. Aber die erſchrocknen Blicke der Männer ſuchten vergebens an der Stelle, wo ſie dieſelben am Morgen dieſes Tages verlaſſen, die mit den auswandernden Republikanern gefüllten Fahrzeuge.

Beim Himmel, rief Caraffa mit einem wilden Fluche, unſre Schiffe haben ihre Station

verändert. Seht, dort liegen sie unter den Kanonen des Kastell Novo! Und was ist das? setzte Colletta, durch sein Fernrohr blickend, hinzu. Man nimmt die Segel ab und hebt die Steuerruder aus! Die Schiffe werden zu Gefängnissen! Das ist Verrath!

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte die Herzen der Männer, und bedeckte einen Augenblick ihre Gesichter mit Leichenblässe. Colletta faßte sich zuerst. Es kann nicht sein! sprach er laut, es ist unmöglich. Unser Vertrag steht unter dem Schutze des Völkerrechts. Laßt uns zum Hafen eilen, und uns selbst von der Ursache jener Veränderung unterrichten.

Alle Männer, bis auf Domenico Cirillo und Mario Pagano, eilten hinunter auf die Straße. Nur wenige Minuten waren nach ihrer Entfernung verflossen, als sich die Tritte von Bewaffneten im Pallaste hören ließen. Der alte Haushofmeister stürzte leichenblaß und sprachlos in das Zimmer

Donna Eleonora's. Ihm folgte, von einigen Offizieren begleitet, eine hohe Geſtalt in geiſtlicher Tracht, — der Kardinal Fabrizio Ruffo.

Die Republikaner legten unwillkürlich bei ſeinem Anblicke die Hand an den Degen. Doch Donna Eleonora, zwiſchen ſie und die Angekommenen tretend, und den Kardinal mit einem Blicke verachtenden Stolzes meſſend, fragte in ruhigem Tone:

Was führt Seine Eminenz Don Fabrizio Ruffo in ein Haus, das er zu betreten einſt feierlich verſchworen hat?

Der Kardinal erblaßte vor Zorn und Wuth über dieſe Worte, welche ihm die tiefe Demüthigung ins Gedächtniß riefen, die ſeine Leidenſchaft und ſein Stolz einſt an dieſer Stätte erlitten hatten. Doch ſchnell gefaßt erwiederte er in dem Tone eines ironiſchen Mitgefühls, während jeder Zug ſeines dämoniſchen Angeſichts ſich im Voraus an dem Eindrucke ſeiner Worte zu weiden ſchien

Nur allzugut gedenke ich jenes Gelöbniſſes, ſchöne Donna, und nichts Geringeres, als die Sorge für Eure Sicherheit, konnte mich bewegen, es zu brechen, da dieſelbe vielleicht in den nächſten Tagen bei der erwarteten Ankunft der Majeſtät des Königs gefährdet ſein könnte. Ich gedenke deshalb meine Wohnung im Pallaſte Pimentelli zu nehmen.

Ihr wißt vielleicht noch nicht, Herr Kardinal, erwiederte ihm Donna Eleonora, daß ich entſchloſſen bin, meinen Freunden in das Exil zu folgen? Ich ſtehe ſo eben im Begriff, ſetzte ſie mit einer verabſchiedenden Bewegung hinzu, mit ihnen mich an Bord eines der Schiffe zu begeben, und danke Euch für Eure Sorgfalt. Mein Haus freilich iſt zu den Befehlen des Siegers.

Donna Eleonora iſt eine zu gute Patriotin, als daß ſie es nicht vorziehen ſollte, im Vaterlande zu bleiben, entgegnete mit dem Ausdrucke boshafteſter Schadenfreude der Kardinal. Es

ſollte mich ſchmerzen, wenn ich mich darin geirrt hätte, eben ſo wie es mich ſchmerzt ihr die Nachricht bringen zu müſſen, daß ſie das Unglück haben wird, noch einige Zeit durch die Anweſenheit eines Gaſtes in ihrem Hauſe perſönlich beläſtigt zu ſein —

Was ſollen dieſe Worte bedeuten, falſcher Prieſter! rief ſich ſelbſt vergeſſend Donna Eleonora, von düſterer Ahnung ergriffen. Giebt nicht auch mir, wie allen Neapolitanern, die Kapitulation, die Ihr vollzogen, Freiheit, zu bleiben oder zu gehen? Entfernt Euch Kardinal, Euer Erſcheinen an dieſem Orte iſt ein Bruch der Kapitulation.

Wildes Geſchrei erſcholl vom Hafen her, und die Rufe: Viva il re Ferdinando! viva Nelson! Tod den Republikanern! von tauſend und aber tauſend Kehlen ausgeſtoßen, miſchten ſich mit lautem Wehklagen und Jammergeſchrei. Donna Eleonora ſtürzte ans Fenſter. Vom

Hafen her wälzte ſich eine wüthende Menſchenmaſſe dem Largo di Caſtello zu. In ihrer Mitte blitzten die Bajonette einer ſtarken Abtheilung engliſcher Soldaten, welche zwiſchen ihren Reihen über hundert Männer gefeſſelt dem Kaſtell Nuovo zuführten, die der Pöbel mit Hohn und Wuthgeſchrei verfolgte. Donna Eleonora bebte zurück. Noch einmal ſchaute ſie hin. Ein herzzerſchneidender Schrei des Entſetzens entrang ſich ihrer Bruſt. Unter den Vorderſten des Zuges ſchritt mit Ketten beladen, Pietro Colletta an der Seite Hektor Caraffa's. Donna Eleonora wollte ſprechen. Sie ſchwankte. Der Greis Cirillo eilte hinzu. Ein Blutſtrom drang aus ihrem Munde, und ohnmächtig ſank ſie in die Arme des Freundes.

Admiral Nelſon aber hatte im Namen des Königs die abgeſchloſſene Kapitulation zerriſſen.

Kapitel LV.

Die Tage des blutigen Verzweiflungskampfes der ſterbenden Parthenopäiſchen Republik waren unbedeutend geweſen gegen die Scenen unmenſchlicher Gräuel, deren Schauplatz in den drei nächſtfolgenden Wochen das unglückſelige Neapel bildete.

Kaum hatte ſich unter den Horden der Glaubensarmee und unter den von ihren Prieſtern bis zur Raſerei aufgeſtachelten Pöbelbanden Neapels die Nachricht verbreitet, daß König Ferdinando durch Nelſon die Kapitulation für Null und nichtig erklärt habe, als die entfeſſelte Wuth der Royaliſten, von keiner Schranke mehr

gehemmt, über die dem Verderben geweihte Stadt hereinbrach.

Der Geſchichtsſchreiber Neapels, welcher als Augenzeuge das Schreckensbild dieſer Tage der Nachwelt aufbewahrt hat, findet in der ganzen Geſchichte der Vergangenheit nur eine einzige Schilderung, deren Züge ſich ſeiner Feder bei der Erinnerung an jene Scene aufdrängen. Es iſt das Bild, welches Tazitus entwirft von dem Zuſtande Roms nach der Ermordung des Kaiſers Vitellius.

Die entmenſchten Schaaren der Bandenhäuptlinge Sciarpa, Mammone und Fra Diavolo ſtürzten ſich vereint mit den Royaliſten und Lazzaronen Neapels, auf die beſiegten Anhänger der gefallenen Republik. Glücklich zu preiſen waren unter den letzteren nur die Tauſende, welche mit Ketten beladen in den tiefen Kerkern der Kaſtelle dem Tode durch Beil und Strang des Henkers entgegenharrten. Sie entgingen

wenigſtens den Martern und der Schmach eines tauſendfachen Todes, welche alle diejenigen trafen, die der Verrath Ruffo's und Nelſon's wehrlos ihren Feinden überlieferte. Wer nicht Soldat der Glaubensarmee oder Lazzarone war, ward ermordet. Das Blut floß in Strömen durch die mit Leichen bedeckten Straßen. Wildes Rachegeſchrei übertönte das Jammern der Verfolgten, den Klageruf der Verwundeten und Sterbenden. Das ganze ungeheure Neapel bot in allen ſeinen Theilen den Anblick einer erſtürmten Stadt, in welcher die rachgierige Mord- und Raubluſt der Sieger alle Leidenſchaften bis zum Uebermaaße ſättigt.

In der erſten Angſt des an ihnen begangenen Verraths hatten die Republikaner in dem Innern ihrer Häuſer, in Kirchen und Kapellen, in den Katakomben und Grabgewölben eine Zuflucht geſucht. Aber die Wuth ihrer Feinde zog ſie hervor aus ihren Schlupfwinkeln, ermordete

ſie an den Altären und Heiligthümern der Kirchen, oder ſchleppte ſie nackt und gefeſſelt durch die Straßen, und beſchimpfte ſie mit allen Arten empörender Mißhandlung, ehe der Tod durch die Hand eines barmherzigen Mörders ſie von ihren Leiden erlöſte. Nicht das hülfloſe Greiſen- und Kindesalter, nicht Schönheit und Jugend, nicht Stand noch Geſchlecht wurden verſchont. Ehrwürdige Männer, welche die höchſten Ehrenämter bekleidet, Frauen der höchſten Stände, unter ihnen die Herzoginnen von Pepoli und Caſſano, noch vor kurzem als Mütter des Volks von Neapel geprieſen, ſah man auf dieſe Weiſe durch die Straßen geſchleift ihr Leben enden. Die Gefahren des Krieges, die Ausſchweifungen der royaliſtiſchen Banden in den Provinzen, die letzten Verzweiflungskämpfe der Republikaner, alle Leiden und Schreckniſſe der vergangenen Tage und Monate erſchienen erträglich im Vergleich zu dieſer Gegenwart.

Die Royaliſten hatten die Gefängniſſe geöffnet, und alle unter der Republik eingeſperrten Verbrecher gegen die Stadt losgelaſſen. Prieſter unter den Banden Ruffo's hatten das Gerücht verbreitet, daß die republikaniſche Partei eine neue Schilderhebung in Begleitung der furchtbarſten Mordpläne gegen das niedere Volk vorbereitet und den Tod von dreißigtauſend Lazzaroni durch Gift und Strang beſchloſſen habe. Dieſe Enthüllungen — ſo wahnſinnig ſie lauteten, geglaubt oder nicht geglaubt, gaben den Vorwand zu neuen Schreckensthaten. Alle Häuſer, in denen ſich irgend Etwas vorfand, was der Wahnwitz der Sieger als Werkzeug zu jenen Plänen ausdeuten konnte, wurden ausgeraubt und angezündet und ihre Bewohner ermordet. Fanatiſche Mönche predigten laut, daß die Republikaner auf ihrem Leibe das eingeätzte Zeichen des Freiheitsbaumes oder der Göttin der Freiheit trügen. Darauf hin wurden die

Gefangenen jeden Alters und Geſchlechts von den trunkenen Horden ihrer Kleidung beraubt, und ihre Nacktheit dem Spotte oder der Lüſternheit Preis gegeben. Die Streiter für die Sache des Throns und Altars ſahen in der Schönheit und Jugend ihrer Opfer den größten Anreiz zu ihrer Grauſamkeit. Die Kerker der Hauptſtadt, die Gewölbe und Keller der Kaſtelle, reichten nicht hin, die Tauſende der Gefangenen aufzunehmen. Man vertheilte ſie in die ungeheuren unterirdiſchen Räume der Kornſpeicher, in die verpeſteten Höhlen der Katakomben, oder führte ſie nach der Inſel Procida, wo bereits der teufliſche Spezziale ſein Henkeramt begonnen hatte. Hier ſtarben in den erſten Tagen mit unzähligen andern die Generale Schipani und Spano den Tod der Verbrecher am Galgen.

Ueber dreißigtauſend Menſchen ſchmachteten allein in der Hauptſtadt als Gefangene in den zahlloſen Kerkern, unter Entbehrungen und

Qualen, deren bloße Erzählung den Leſer mit Schaudern erfüllt. Die unerbittliche Richterin, die Geſchichte, hat nicht vergeſſen zur Schmach des deutſchen Namens es auf ihre blutgetränkten Blätter zu verzeichnen, daß der grauſamſte aller Kerkermeiſter dieſer Unglücklichen ein deutſcher, ein ſchweizeriſcher Soldknecht war im Dienſte König Ferdinands von Neapel!

Auf demſelben Platze vor der königlichen Hofburg, wo bei dem letzten Feſte der Republik die Bildniſſe des Königs und der Königin verbrannt worden waren, ſah vier Wochen ſpäter der achte Juli des Jahres 1799 einen neuen Scheiterhaufen errichten. Ihn umſtanden die Schaaren der Glaubensarmee, gemiſcht mit den ruſſiſchen Hülfstruppen und den Lazzaronen der royaliſtiſchen Partei in Neapel. Im Hafen lag Nelſon's Flotte; auf deſſen Admiralſchiffe befand ſich der König. Im Schloſſe von Neapel thronte Ruffo mit ſeinem Generalſtabe. Unter ihren Augen

ſchleppte der Pöbel fünf Republikaner herbei, welche der Theilnahme an jenem Attentate gegen die Symbole königlicher Majeſtät bezüchtigt waren, und warf ſie lebendig in die hochauflodernden Flammen. Die Streiter für Thron und Altar aber umtanzten jubelnd den Scheiterhaufen, und die von den Dienern der Kirche geweihten Kämpfer für den heiligen Glauben riſſen die halbverbrannten Leichen aus den Flammen, und hielten von ihrem Fleiſche ein kannibaliſches Feſtmahl unter den Augen der blutrothen Monarchie, welche ihr ſiegreiches Banner mit Hülfe und zur Ehre Gottes wieder aufgerichtet hatte auf den Trümmern der Parthenopäiſchen Republik.

Kapitel LVI.

Die zuletzt erzählte Unthat bildete den Schluß der Gräuel, welche die von den siegreichen Royalisten theils herausgeforderte, theils geduldete Wuth der Pöbelreaction in der Hauptstadt Neapels gegen die Anhänger der Republik verübte. Das Volk selbst begann zurückzuschaudern vor den begangenen Freveln, und so schien es jetzt den Gewalthabern Zeit, an die Stelle der anarchischen die gesetzliche Schreckensherrschaft treten zu lassen. Wenn auch die Verbrechen, welche von nun an im Namen und unter den Formen der Ordnung und des Gesetzes von der Reaktion zur Befriedigung ihrer Rachegelüste begangen wurden,

an Zahl wie an Schrecklichkeit die bisher in der Leidenſchaft von der Hefe des Volks verübten Ausſchweifungen weit übertrafen, ſo erſchienen ſie doch für die Opfer ſelbſt erträglicher, weil jetzt wenigſtens ein Schein von Ordnung und Ruhe für die geängſtete Hauptſtadt wiederkehrte.

Die Blutgerichte begannen ihr Werk. Durch die Ordonanzen des Königs über die des Hochverraths und der beleidigten Majeſtät für ſchuldig zu haltenden Unterthanen ſeines, wie die erlaſſene Proklamation ſich ausdrückte, mit den Waffen wieder eroberten Reiches, ſahen mehr als vierzigtauſend Einwohner von Neapel ihr Leben, eine noch größere Anzahl ihre Freiheit bedroht. Die Strafe des Exils war die einzige Gnade, welche die Proklamation König Ferdinands für die minder ſchuldig Befundenen in Ausſicht ſtellte. Der Staatsgerichtshof im Kloſter von Monte Oliveto richtete bei Nacht, um die Schrecken ſeiner Bluturtheile im Volke noch zu vermehren.

Das Beil der Guillotine und der Strang des Henkers vollzogen dieſelben am folgenden Tage.

In einer Zelle der unterirdiſchen Gefängniſſe des Caſtell Nuovo finden wir einen Theil unſerer Freunde wieder, welche wir am Tage des Bruchs der Capitulation in dem Pallaſte Donna Eleonora's verſammelt ſahen. Domenico Cirillo, Gabriel Manthone, Hektor Caraffa und Pietro Colletta theilten den engen Raum einer Höhle, welche ſelbſt für wilde Thiere ein grauſamer Aufenthalt geweſen wäre. Der feuchte Boden war ihr Lager. Die vier Felſenwände, nur von einem ſchwachen Tagesſchimmer erhellt, welcher durch eine enge Spalte drang, umſchloſſen kein Geräth, wie es ſelbſt dem ſchwerſten Verbrecher die Menſchlichkeit ſeiner Richter vergönnt. Kein Tiſch, kein Seſſel war zu ſehen. Ein Krug mit Waſſer, ein Brod in vier Theile getheilt, welche ihnen täglich auf einem Brette in ihre Zelle gereicht wurden, bildete ihre Nahrung.

Es war der ſechſte Tag ihrer Einkerkerung. Lebendig begraben, ohne Nachricht von dem Schickſale ihrer Freunde, harrten ſie, männlich und gefaßt, der Entſcheidung des ihrigen entgegen. Nach der Betäubung des erſten Schlages hatte der hohe Muth der Freiheit ſeinen Platz wieder eingenommen in den tapferen Herzen. Nur Colletta fühlte ſich von Verzweiflung ergriffen, ſo oft er Eleonoren's gedachte, und ſich den letzten Blick zurückrief, den er auf ſie gethan, als er ſie auf dem Balkone ihres Pallaſtes an Ruffo's Seite gewahrte.

Das Klirren der Riegel an der Thüre ihres Kerkers unterbrach die Stille, in welche nach einem langen Geſpräche die Freunde verſunken waren. Ein Kerkermeiſter öffnete die Thür, und das Licht der Fackeln in den Händen der ihn begleitenden Schergen erhellte den finſtern Raum. Eine Stimme rief den Namen Colletta's.

Als Colletta's Augen, von dem lange ent-

behrten Glanze des Lichts geblendet, ihre Sehkraft wieder gewonnen, fühlte er ſich von den Armen eines Mannes umſchlungen, der mit einem Ausrufe des Entſetzens an ſeine Bruſt ſtürzte.

Es war Kapitain Joſias Nisbett.

Welch ein Auftrag führt den Sohn Lord Nelſons zu uns? fragte Colletta düſter. Iſt der Sohn des Verräthers an unſerer Freiheit zum Henker der Opfer des Verraths geworden, und kommt Ihr mich zum Blutgerüſte zu holen? Wohlan, ich bin bereit, ich danke Euch für die Gnade dieſer Erlöſung.

Kapitain Nisbett trat zurück, und bedeckte voll ſchmerzlicher Bewegung mit beiden Händen ſeine von Thränen erfüllten Augen.

Ich muß Euch trennen von Euren Freunden, doch hoffentlich nur auf kurze Zeit, entgegnete er tief erſchüttert. Folgt mir einen Augenblick, und höret mich, ehe Ihr verdammet. Don Pietro

Colletta, der Weg, den ich Euch geleiten ſoll, führt zur Freiheit! ſetzte er leiſe hinzu.

Er gab ſofort dem Kerkermeiſter Befehl, den drei übrigen Gefangenen ein Zimmer in den oberen Räumen des Kaſtells anzuweiſen, und forderte dann Colletta aufs Neue auf, ihm zu folgen.

Lebe wohl, Pietro! rief Hektor Caraffa aus, als Colletta ſich von ſeinen Unglücksgefährten verabſchiedete. Ich werde Dich nicht wiederſehen. Mein Herz ſagt mir's, daß Du zum Leben gehſt, und wir zum Tode. Dich habe ich geliebt, Colletta, ſetzte er hinzu, indem er den Freund an ſeine Bruſt drückte. Gedenke meiner, und daß Ettore Caraffa geweint als er Dich aus ſeinen Armen ließ. Es ſind die erſten Thränen, die ich vergoſſen ſeit meiner Mutter Tode, und es werden die letzten ſein, die aus dieſen Augen fließen!

Ich trenne mein Schickſal nicht von dem

Eurigen, entgegnete mit bebender Stimme Colletta. Komme was mag, ich bleibe und will es mit Euch theilen!

Nein, Don Pietro, Ihr dürft nicht bleiben! riefen zu gleicher Zeit der Greis Domenico Cirillo und Gabriel Manthone. Es wird der Tyrannei nicht an Opfern fehlen. Ihr müßt leben für die unſterbliche Sache der Freiheit. Euer Leben gehört ihr, gehört dem Vaterlande.

Denkt an Donna Eleonora, zu der ich Euch führen ſoll! flüſterte leiſe der junge Nisbett, indem er aufs Neue Colletta's Hand ergriff, der bei der Nennung dieſes Namens fieberiſch zuſammenzuckte.

Wohlan denn, ſo laßt uns gehen! rief Colletta, zu Nisbett gewendet, aus. Auf Wiederſehen, meine Freunde!

Unter Thränen und Umarmungen trennten ſich die Männer. Als Colletta geſchieden und der laute Ruf: es lebe die Freiheit! mit welchem

ihn die Zurückbleibenden entließen, an den finſtern Kerkergewölben verhallt war, ſagte Hektor Caraffa:

Ich bin jung, und das Leben iſt ſchön. Aber das Leben Pietro Colletta's wird ein ſchwereres Loos ſein, als unſer Tod. Ich möchte meine Rettung nicht erkaufen um den Preis, ſein Schickſal zu tragen!

Wie meint Ihr das, Don Ettore? fragte Manthone.

Seine Begnadigung iſt ein ſicheres Anzeichen, daß Lady Emma ihrer Rache gegen ihre Todfeindin mit Hülfe ihres Buhlen vollen Lauf zu laſſen gedenkt. Colletta's Freiheit iſt das Todesurtheil für Donna Eleonora Pimentelli.

Kapitel LVII.

Der Kardinal Ruffo ging mit großen Schritten in einem Zimmer des Palaſtes Pimentelli auf und nieder. Die heftig arbeitenden Geſichtszüge drückten eine Bewegung ſeines Innern aus, deren er trotz aller Anſtrengung nicht Meiſter werden zu können ſchien. Plötzlich ſtand er ſtille an dem Fenſter des Balkons, von welchem ſich ihm die Ausſicht auf die im Golfe vor Anker liegenden Schiffe der engliſchen Flotte darbot. In ſeiner Hand einen kurz vorher geleſenen Brief zerknitternd, heftete er den Blick mit einem Ausdrucke tödtlichen Haſſes auf einen dieſer ſchwimmenden Koloſſe, welchen die aufgezogene Admi-

ralsflagge, als das Schiff des engliſchen Oberbefehlshabers, Lord Nelſon, kenntlich machte.

Er murmelte einen Fluch hervor zwiſchen den feſtzuſammengebiſſenen Zähnen, und ging dann, raſch ſich umwendend, einem mit Briefen und Papieren bedeckten Schreibtiſche zu. Hier ſetzte er ſich nieder, und begann mit fliegender Feder einige Worte zu ſchreiben. Bald aber hielt er inne, warf die Feder weg und zerriß das angefangene Blatt. Dann ergriff er eine ſilberne Glocke und ſchellte.

Den Wagen! rief er dem eintretenden Kammerdiener entgegen, und eine Barke am Molo! Schnell Geronimo!

Der Kammerdiener verneigte ſich ehrerbietig, und verſchwand, um die Befehle ſeines Herrn ins Werk zu richten, welcher indeſſen ſeine Wanderung durch das Zimmer fortſetzte.

Alſo für die Buhldirne dieſes Engländers und für dieſen elenden Acton hätte ich gearbeitet?

murmelte er düſter vor ſich hin. Ihren Einfluß zu ſtärken, hätte ich, um dieſen Schattenkönig wieder in ſein Reich zu führen, mein Leben hundertmal auf's Spiel geſetzt, den Haß und Fluch meines Vaterlandes und die Verwünſchungen von halb Europa auf mich geladen? Und ſo früh ſchon wagen ſie es, mir zu trotzen? Schon jetzt, wo ich noch an der Spitze deſſelben Heeres ſtehe, das ich allein zuſammengebracht, mit dem ich allein die verwegenen Rebellen zu Boden geſchlagen habe! Sie wagen es, das Leben und die Freiheit eines einzigen Opfers zu verweigern, für das Fabrizio Ruffo zu bitten ſich herabgelaſſen hat?

Er faltete mit raſcher Handbewegung den vorher zuſammengeknitterten Brief wieder auseinander, und warf aufs Neue einen Blick hinein.

Kein Zweifel, fuhr er nach einer kurzen Pauſe in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, dieſer hochmüthige Engländer iſt einfältig genug, ſeine an-

gebetete Lady Emma ſelbſt von einer Nebenbuhlerin bei ihrem noch immer geliebten Colletta zu befreien. Die Rachſucht dieſes Weibes iſt eben ſo groß wie die Schönheit, mit der ſie den Sieger von Abukir in ihre Netze gezogen hat. Aber diesmal ſoll ihr Spiel nicht gelingen. Hat die Schenkmagd von der Themſe vergeſſen, wer ſie iſt, und wer ich bin? Zum Glück ſind ihre Briefe an Colletta in meiner Hand, und werden im Nothfalle hinreichen, dem verliebten Barbaren die Augen zu öffnen über die Motive, welche Lady Hamilton's Todtfeindſchaft gegen Donna Eleonora begründen. Und dann: Leben gegen Leben! Caracciolo für Eleonora! Der Sieger von Abukir denkt kleinlich genug, an einem Manne Rache zu nehmen, weil derſelbe einmal geſchickter, als er ſelbſt, ein Schiff im Sturme führte. Er ſoll Caracciolo's Haupt haben, aber nur für den Preis von Donna Eleonora's Freiheit!

Der dumpfhinrollende Donner eines Kanonen-

ſchuſſes unterbrach den Kardinal in ſeinem Selbſtgeſpräche. Haſtig ſchritt er dem Fenſter zu, und ergriff ein auf dem nahen Spiegeltiſche liegendes Fernrohr. Der weißgraue Dampf, welcher das Admiralſchiff Lord Nelſons umflog, zeigte, daß der Schuß dort abgefeuert worden ſei. Von einer ſchlimmen Ahnung getrieben, heftete der Kardinal ſein Fernglas auf daſſelbe, und prallte in demſelben Augenblicke zurück, als hätte er auf eine Schlange getreten. Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht, das im nächſten Augenblicke wieder von flammender Röthe bedeckt war. Die Stirnadern ſchwollen auf vor Zorn, ſeine Zähne klapperten wie im Fieberfroſt aneinander. Er ließ das Fernrohr ſinken, während er tonlos vor ſich hinmurmelte:

Tod und Teufel! Francesco Caracciolo, ein Fürſt des Reichs, Neapels größter Seeheld, der einzige redliche Mann des alten Königreichs, wie ein Dieb aufgeknüpft an der Raae eines frem-

den Schiffes — gegen meinen ausdrücklichen Einſpruch!

Der Kardinal verſank einige Augenblicke in tiefes Hinbrüten. Als er emporſah, fiel ſein Blick auf ein lebensgroßes, weibliches Bildniß, das an einer der Wände des Zimmers hing. Seine Augen flammten von einem unheimlichen Feuer, als er die edlen und ſtolzen Geſichtszüge des ſchönen Weibes betrachtete. Es war das Portrait Donna Eleonora's, die jetzt in einem abgelegenen Gemache ihres eignen Palaſtes als Gefangne weilte. Der Kardinal hatte bisher durch ſeinen Einfluß ihre Wegführung in einen der, von Republikanern bevölkerten, Kerker verhindert. Seine alte Leidenſchaft für die Gefangne war aufs Neue erwacht, und mit ihr der Entſchluß, die Umſtände zur Begünſtigung ſeiner Abſichten zu benutzen. Der Untergang ſeines Nebenbuhlers ſchien ſicher, Colletta's Tod durch den Strang oder das Beil des Henkers

machte Donna Eleonora frei; und wie Fabrizio Ruffo's leidenſchaftlicher Ehrgeiz bei allen kühnen und thatkräftigen Naturen, deren Energie zu achten er ſich gedrungen fühlte, nur dieſes Motiv als die Haupttriebfeder ihres Strebens und Handelns vorausſetzte, ſo glaubte er auch in Donna Eleonora ein Weib zu ſehen, deſſen Geiſtesgröße, — wenn der erſte Schmerz vorüber ſei, in der Ausſicht Befriedigung finden werde, die Theilnehmerin ſeiner hochfliegenden Plane zu werden, und an ſeiner Seite über ein Königreich zu herrſchen. Aber vergebens hatte er in den erſten Tagen nach der Kataſtrophe, welche der Bruch der Kapitulation über Neapel brachte, ſeine Gefangne beſchworen, ein Begnadigungsgeſuch an die Königin Karoline zu richten, welche auf den Rath ihrer Freundin Lady Hamilton, dem Kardinal, um ihn anſcheinend zufriedenzuſtellen, für dieſen Preis das Leben Eleonora's zugeſagt hatte. Die argliſtige

Engländerin hatte tiefer als der ſchlaue Kardinal den ſtolzen Charakter ihrer Feindin und die Unmöglichkeit erkannt, dieſelbe zu einem ſolchen Schritte der Demüthigung zu bewegen. Vergebens verſchwendete der Kardinal ſeine Bitten und Drohungen, um Donna Eleonora's Stolz zu beugen. Seine Vorſtellungen wurden mit ſchweigender Verachtung aufgenommen, und mit einem kurzen „niemals!" abgewieſen.

Der wieder eintretende Diener meldete, daß die Befehle Sr. Eminenz vollzogen ſeien.

Der Kardinal winkte ihm mit einem Zeichen der Hand die Antwort zu, daß er Wagen und Barke abbeſtellen ſolle, und überließ ſich, als der Diener verſchwunden war, auf's Neue ſeinen Betrachtungen. Ich muß ſie retten! rief er endlich aus, ſelbſt gegen ihren Willen. Sie muß entfliehen, und ſie wird es. Denn jetzt bleibt ihr nichts übrig, als der ſchimpfliche Tod zur Befriedigung der unverſöhnlichen Rache ihrer Feindin.

Wieder näherte er ſich ſeinem Schreibtiſche, und begann einen Brief an Lord Nelſon, in welchem er die Begnadigung Donna Eleonora's, als das einzige Mittel bezeichnete, einen offenen Proteſt von ſeiner Seite, gegen die, wider ſeine Zuſtimmung erfolgte Hinrichtung des Admirals Caracciolo, zu verhindern. Zugleich machte er den Helden von Abukir aufmerkſam auf den Grund, welchen Lord Hamilton's Gemalin zum Haſſe gegen Donna Eleonora habe, und gab ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß die Beſeitigung Colletta's, für welchen ſich Lady Emma ſo warm verwendet, weit eher in ſeinem Intereſſe liege. Als er aber ein geheimes Fach ſeines Schreibtiſches öffnete, um aus demſelben gewiſſe Briefe und Papiere hervorzunehmen, welche bei dem engliſchen Admiral das Gewicht ſeiner Andeutungen unterſtützen ſollten, fand er daſſelbe zu ſeinem ſtarren Entſetzen leer und die Papiere verſchwunden.

Kapitel LVIII.

Lady Emma Liona kehrte zurück von einer Fahrt nach dem ſizilianiſchen Kriegsſchiffe, welches den König Ferdinand VII. von Palermo nach ſeinem Reiche zurückgeführt hatte. Der feige Tyrann, auf deſſen Ankunft die angſterfüllte Bevölkerung der Hauptſtadt unklare Hoffnungen von Gnade und Verzeihung geſetzt hatte, weigerte ſich, den Bord ſeines Schiffes zu verlaſſen. Er wollte den Boden ſeines neueroberten Reichs nicht eher betreten, bis derſelbe, wie er ſagte, durch die ſtrafende Hand der Gerechtigkeit, von allen Schuldigen und Hochverräthern gegen Thron und Altar gereinigt ſei. In ſeinem Gefolge befand ſich der

General Acton, der Günſtling der Königin, und von ihr beauftragt, nach ihren Beſchlüſſen die Schritte des Königs zu leiten.

Unzählige Barken führten die Miniſter, die Anführer des ſiegreichen Glaubensheeres, die Deputationen der neueingeſetzten Behörden, die zahlreichen Schaaren der Royaliſten, welche jetzt für ihre Treue den Lohn der königlichen Gnade erwarteten, an Bord der Fregatte, welche den Beherrſcher beider Sizilien trug. Auch einige der vornehmſten Familien, über deren Mitgliedern das Schwerdt der Rache ſchwebte, wagten es, ſich in Trauerkleidung dem königlichen Schiffe zu nähern, um die Gnade des Herrſchers für ihre unglücklichen Söhne, Brüder, Gatten und Väter anzuflehen. Aber kaum hatte das Auge des Königs dieſe Fahrzeuge erblickt, als er ſofort befahl, keinem derſelben die Annäherung zu geſtatten. Voll Beſtürzung und Angſt um das Loos der Ihrigen, kehrten die Flehenden zurück an den

Molo, ſich auf's Neue den Ausbrüchen ihres Jammers und ihrer Verzweiflung überlaſſend.

Unter der Zahl derjenigen, welche dem Könige zuerſt ihre Glückwünſche zu ſeiner glorreichen Rückkehr abſtatteten, befand ſich auch Lady Emma Liona Hamilton. Der König hatte ſie ſelbſt in die Gemächer der Staatskajüte hinabgeführt, und ihr in einer Audienz ohne Zeugen ſeinen und der Königin Dank abgeſtattet für die großen Dienſte, welche ſie durch ihren Freund Nelſon der Sache des Thrones erwieſen. Er hatte alle von dem letzteren gethanen Schritte gebilligt, und ſie beauftragt, die ſchriftliche Akte dieſer königlichen Billigung dem engliſchen Seehelden, welcher durch eine Unpäßlichkeit an Bord ſeines Admiralſchiffes zurückgehalten worden war, zu überbringen. Desgleichen hatte er mehrere Papiere und unter ihnen ein Strafurtheil, welches ihm die Lady, angeblich in Nelſons Auftrage, vorgelegt hatte, bereitwillig unterzeichnet.

Die Sonne des 30ſten Juni neigte ſich zum Untergange. Die Küſten des Golfs ſchwammen im violetten Zauberdufte, Meer und Himmel wetteiferten in azurner Bläue um den Preis der Schönheit. Ein leiſer Windhauch kräuſelte die Fluthen und erfriſchte die nakte Bruſt der Matroſen, unter deren kräftigen Ruderſchlägen Lady Emma's Barke dahinſchoß. Das ſchöne Weib lag auf ihren ſeidnen Polſtern nachläſſig hingeſtreckt, aber ihre Blicke, ungerührt von der Schönheit des neapolitaniſchen Sommerabends, hefteten ſich ſtarr auf ein Blatt, welches ſie in der Linken hielt, während die Rechte das Haupt ſtützte. Lady Emma war allein, nicht einmal eine Dienerin hatte ſie auf dieſer Fahrt begleitet. Ihr Auge ſtrahlte von einem übernatürlichen Glanze. Der Vollgenuß endlicher Befriedigung einer heißen Leidenſchaft ſtrahlte aus ihren Blicken, ſo oft dieſelben wieder auf die Schriftzüge des Blattes fielen. Denn auf dieſem Blatte ſtanden

von des Königs eigner Hand geſchrieben, die Worte:

> Wir Ferdinand, von Gottes Gnaden, König beider Sizilien, verordnen und befehlen, daß die Hochverrätherin Donna Eleonora Fonſeca Pimentelli, Angeſichts dieſes, vor die Giunta del Stato geſtellt, und das Urtheil binnen zwölf Stunden durch den Strang vollzogen werden ſoll.

Jetzt, Kardinal Ruffo, falſcher Prieſter, biete ich dir Trotz! rief ſie aus, indem ſie das Blatt zuſammenfaltete und in ihrem Buſen verbarg, wie ich dir Trotz geboten gegen deinen Schützling Caracciolo, für deſſen Haupt du das Leben deiner Buhlerin zu erhandeln gedachteſt. Er hatte mich tödtlich beleidigt, und ich habe ihn vernichtet! Noch wenige Stunden, und ich bin doppelt gerächt!

Sie zog aus ihrem Gewande eine kleine Mappe von rothem Korduan hervor, in welcher ſich einige Papiere befanden. „Mit dieſen Briefen dachteſt du meine Pläne zu kreuzen, den ge-

hohnen Arm meiner Rache zu lähmen, armſeliger Prieſter! fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräche fort. Eitle Hoffnung! Horatio Nelſon wird ſie nimmer leſen. Aber wenn die Zeit gekommen iſt, wenn Pietro Colletta zu meinen Füßen ſeine Thorheit bereut haben wird, mich zu opfern für jene wahnwitzige Schwärmerin, wenn er Leben und Freiheit, als ein Geſchenk der Verſöhnung, aus meinen Händen empfangen haben wird — dann will ich ſelber vor Nelſon hintreten und ſprechen: Auch du biſt nur ein Werkzeug geweſen in meiner Hand, ein Werkzeug meiner Rache und — meiner Liebe!

Während ſolche Gedanken die Seele Lady Emma's erfüllten, näherte ſich ihre Barke dem Admiralſchiffe, welches den Helden von Abukir an Bord führte. In der Kajüte deſſelben lag der Admiral auf einem Ruhebette, auf das ihn ein leichter Fieberanfall niedergeworfen hatte. Vor ihm ſtand ſein Stiefſohn Capitain Joſias Nisbett.

In der Unterredung, welche beide Männer geführt hatten, war eine Pauſe eingetreten, aber die Todtenbläſſe auf dem Antlitz des britiſchen Seehelden, und die flammende Röthe, welche das Angeſicht des jungen Offiziers bedeckte, ließ erkennen, daß ihr Geſpräch einem Gegenſtande gegolten hatte, welcher die Leidenſchaft beider Männer in gleichem Grade, wenn auch aus verſchiedenen Urſachen, aufzuregen geeignet geweſen war.

Der junge Nisbett unterbrach zuerſt wieder das Schweigen.

Noch einmal, mein Vater, hub er an, frage ich Euch: iſt das Wort, welches Ihr geſprochen habt, Euer letztes?

Du haſt es gehört, Joſias, ich kann Deinen Wunſch nicht erfüllen. Ich habe ſchon das Mögliche gethan, um für Deinen Schützling Colletta die Begnadigung des Exils ſtatt der Todesſtrafe zu erwirken. Aber das Leben der Fürſtin Pimentelli ſteht nicht in meiner Hand!

Mein Vater! rief außer ſich der junge Mann, indem er ſich vor dem Admiral auf die Kniee warf, laßt mich nicht mit dieſem Beſcheide zu dem Retter meines Lebens zurückkehren. Ihr ſprecht von dem Willen des Königs und der Königin, welche das Blut Donna Eleonora's verlangen. Aber ich weiß, daß nicht ſie es ſind, denen Ihr gehorſamt, wenn Ihr meine flehentlichen Bitten um Begnadigung der Verlobten meines Freundes zurückweiſet. Sie ſind die Geſchöpfe Eurer Macht, Euer Arm hat ſie zurückgeführt in ihr Reich, und die Herrſchaft der Tyrannei wieder aufgerichtet mit dem Blute der Kinder des freien Englands. Eure Hand hat die beſchworne Kapitulation zerriſſen und das Geſchick von Tauſenden der Edelſten und Beſten dieſes unglücklichen Landes der grauſamſten Rachſucht ihrer Henker Preis gegeben. Möge Euch, fuhr er in ſchmerzhafter Bewegung fort, der Allmächtige vergeben, was Ihr und weshalb

Ihr es gethan. Möge der helle Stern Eures Ruhmes nicht auf ewig untergehen in der blutig finſtern Wolke dieſer letzten That, und der Gedanke an Caracciolo's greiſes Haupt nicht dereinſt auf Eurer Sterbeſtunde laſten! Mein Vater, ich rettete einſt Euer Leben, als ich mit meinem Leibe den Stoß des Franzoſen auffing, der gegen Eure Bruſt gerichtet war. Gewährt mir dafür jetzt das Leben Donna Eleonora's!

Der Admiral ſchien ſichtbar erſchüttert von dieſen Worten. Er richtete ſich mit einer raſchen Anſtrengung von ſeinem Lager empor, und machte eine Bewegung, als wollte er ſeinem Sohne die Hand reichen, um ihn aufzuheben. Doch dieſer fuhr ohne jene Bewegung zu bemerken fort:

Ich weiß es, wer Euren Willen bisher gelenkt und das helle Auge Eures Geiſtes umflort hat. Erinnert Euch der unheilvollen Ahnung, welche Euch überfiel, als wir vor einem Jahre in dieſen Golf von Neapel einliefen, wenige

Stunden bevor Lady Hamilton den Bord des Vanguard betrat. Jene düſtre Ahnung war nur allzugut begründet. Von jenem Tage an hat Euch Euer guter Engel verlaſſen!

Ihr ſeid vermeſſen, Sir! zähmt Eure Zunge wenn Ihr nicht Unheil anrichten wollt! unterbrach Nelſon gereizt den Redenden.

Es muß heraus! verſetzte immer leidenſchaftlicher werdend der junge Mann. Dies Weib, mein Vater, iſt der böſe Dämon Eures Lebens, der dunkle Flecken Eures Ruhms. Sie hat Euch zu Verrath und Wortbruch verleitet; ſie hat Euch zum Mörder des tapfern Caracciolo gemacht, und Eure Hand geführt, als Ihr den Spruch des Kriegsgerichts aus ewigem Gefängniß in die Strafe des ſchimpflichen Todes für den ehrwürdigen Greis umwandeltet; ſie hat Euer Herz verhärtet, daß es dem Unglücklichen ſelbſt die als Gnade erflehte Ehre eines Soldatentodes verſagte. Und jetzt will Euch daſſelbe Weib zum

Mörder machen an einer ihres Geſchlechts, deren einziges Verbrechen in Lady Hamilton's Augen, darin beſteht, daß Pietro Colletta ſie liebt, daß der Mann, den ihre eigne Leidenſchaft noch immer heiß begehrt, der herrlichſten und reinſten Frau Italiens den Vorzug gab vor den Verführungskünſten einer Buhlerin!

Kapitain Nisbett war zu weit gegangen in der Heftigkeit ſeiner leidenſchaftlichen Anklage. Jede Spur des guten Eindrucks, welchen ſeine früheren Worte hervorgebracht hatten, war von Lord Nelſon's Antlitz verſchwunden, als derſelbe mit bleichen Lippen und ſtammelnder Zunge ihm entgegenrief:

Aus meinen Augen, Sir! Ihr ſeid wahnſinnig, kein Wort weiter, oder bei Gott —

Er hielt erſchöpft inne bei dieſen Worten. Nisbett erhob ſich, ſtand hochaufgerichtet, todtenbleich vor ſeinem Befehlshaber.

Sprecht es aus, Sir! erwiederte er — ſprecht

es aus, das Wort, das Euch auf der Zunge erſtarb. Wer die Ehre meiner Mutter nicht achtet, mag auch wohl den Sohn derſelben vor ein Kriegsgericht ſtellen, wenn er den Verſuch wagt, Euch an dieſelbe zu mahnen.

Eine kurze Pauſe trat ein. Vater und Sohn ſtanden ſich ſprachlos vor Zorn, einander gegenüber.

Da pochte es an die Thür der Kajüte. Der wachthabende Offizier meldete, daß Lady Hamilton am Bord des Vanguard angelangt ſei.

Ich gehe, Milord, ſprach Joſias Nisbett, nachdem ſich der Offizier entfernt hatte. In Eure Hand iſt es jetzt gegeben, ob Ihr zu den Verwünſchungen der Welt auch noch den Fluch Eures Sohnes auf Euch laden wollt.

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer. Auf dem Verdecke des Schiffes begegnete ihm Lady Hamilton, welche bei dem unerwarteten Anblicke des jungen Mannes leicht zuſammenfuhr.

Bald aber faßte ſie ſich wieder als der zornige Ausdruck ſeiner verſtörten Züge ihr die Gewißheit gab, daß die von ihr gefürchtete Zuſammenkunft zwiſchen Vater und Sohn, nicht zur Befriedigung der ihr bekannten Wünſche des letzteren ausgefallen ſei. Lächelnden Blickes und mit einem heitern Gruße, den Kapitain Risbett nur mit einem verächtlichen Blicke erwiederte, ſchritt ſie an ihm vorüber. Eine Stunde ſpäter war Donna Eleonora's Schickſal entſchieden.

Kapitel LIX.

Das Urtheil war geſprochen. Im Oſten dämmerte bereits der Morgen, als Donna Eleonora von dem Kloſter Mont Oliveto, wo der Gerichtshof der Junta Nachts ſeine Sitzungen hielt, in ihre Haft zurückgeführt wurde. Ihre ganze Vertheidigung, dem Blutgerichte gegenüber, hatte in den Worten beſtanden: „Die Anklage, welche man gegen mich erhoben hat, iſt mir Bürge der unſterblichen Ehre meines Namens in allen freien und edlen Herzen meines Vaterlandes!“

Sie hatte jedes Anerbieten zur Flucht, welches ihr der Kardinal gemacht, ſtandhaft zurückgewieſen. Nur um die Verwandlung der Todes-

ſtrafe des Stranges, in die Hinrichtung durch das Beil der Guillotine, hatte ſie ihre Richter als um die einzige Gunſt gebeten. Aber auch die grauſame Verweigerung dieſer Bitte vermochte nicht den ſtolzen Muth des herrlichen Weibes zu beugen.

Nur noch wenige Stunden lagen zwiſchen dem Urtheilsſpruche und ſeiner Vollſtreckung, welche in der Morgenfrühe des nächſten Tages erfolgen ſollte. Aber dieſe kurzen Stunden dehnten ſich aus zu einer Ewigkeit des Leidens, durch den Gedanken an die ewige Trennung von dem Geliebten. Selbſt der Troſt, ihm das Wort des letzten Abſchieds zu ſagen, ſollte ihr nicht vergönnt ſein. Colletta lag unter der treuen Obhut ſeines Freundes Niobett in wilden Fieberphantaſieen auf dem Krankenlager. Die Wunden, welche er in dem letzten Kampfe erhalten hatte, verſchlimmert in der ungeſunden Kerkerhaft, hatten im Vereine mit den heftigen Gemüthsaufre-

gungen der letzten Tage die leibliche Kraft des jungen Mannes gebrochen. Das peſtartige Nervenfieber, welches in den Spitälern und Gefängniſſen Neapels zu wüthen begann, ergriff ihn an demſelben Tage, an welchem ihn Kapitain Nisbett aus ſeinem Kerker führte. In ſeinen Fieberträumen durchzuckte nur ſelten ein Strahl von Beſinnung das brennende Hirn des Kranken. In ſolchen Augenblicken rief er laut den Namen Donna Eleonora's, und der leuchtende Blick ſeiner dunklen Augen heftete ſich fragend auf das kummervolle Antlitz des Freundes. Wenn dann der treue Nisbett ſich über ihn beugte, und ihm tröſtend die täuſchende Antwort gab, daß Eleonora gerettet, daß ſie in Sicherheit und bereits ihm vorangegangen ſei in die neue Heimath des fernen Frankreichs, dann athmete der Leidende tiefer auf aus der fieberheißen Bruſt, und ſchloß beruhigt die Augen, um ſich einem kurzen Schlummer zu überlaſſen.

Man hatte Donna Eleonora bei der Rückkehr in das Gefängniß des Caſtell Nuovo, wohin ſie auf Befehl des Gerichtshofes aus der Haft ihres Palaſtes gebracht worden war, die Feſſeln abgenommen. Es war ihr erlaubt worden, ihre letzten Stunden dazu anzuwenden, ſchriftlich von ihrem Verlobten Abſchied zu nehmen, von deſſen Zuſtande ſie durch Nisbetts Fürſorge täglich Kunde erhalten hatte. Ein geſchickter Arzt der engliſchen Flotte, welcher den Kranken behandelte, gab Hoffnung, daß die kraftvolle Natur des jungen Mannes den Sturm der Krankheit überwinden werde und daß ſein Leben gerettet werden könne, wenn es gelinge, ihn während der Zeit ſeiner Geneſung in Unwiſſenheit über das wahre Schickſal Donna Eleonora's zu erhalten.

Auf dieſe Hoffnung baute Donna Eleonora ihren Plan in demſelben Augenblicke, in welchem ſie durch Nisbett die Gewißheit von dem Schei-

tern aller ſeiner Anſtrengungen zu ihrer Rettung erhielt. Sie ſchrieb mehrere Briefe, welche dem Kranken nach und nach bei fortſchreitender Geneſung von ſeinem Beſchützer übergeben werden ſollten, indem ſie den erſten vom Bord des Schiffes datirte, welches ſie mit andern Schickſalsgefährten in das Exil nach Frankreich führen ſollte. Die übrigen trugen die Bezeichnung eines Küſtenortes der Provence. Als das ſchwere Werk dieſer edelmüthigen Täuſchung beendet war, ergriff ſie auf's Neue die Feder und ſchrieb mit feſter Hand für den geliebten Freund die Kunde der Wahrheit, das letzte Vermächtniß des Abſchieds nieder.

Wenn Du, geliebter Mann meines Herzens, ſo lauteten am Schluſſe die Worte des Briefes, wenn Du dieſe Zeilen, wie ich hoffe, fern von der geknechteten, blutgetränkten Erde der Heimath auf Frankreichs freiem Boden lieſeſt, ſo laß die Spuren der Thränen, mit welchen ich dieſelben in

dieſem Augenblicke netze, mir Verzeihung bei Dir erbitten für die Täuſchung, welche ich mir gegen Dich, aus Liebe zu Dir, aus Liebe zu meinem Vaterlande erlaubt habe. Aus Liebe zum Vaterlande, denn auch ihm gehören, nächſt Dir, meine letzten Gedanken; auch ſeinem Schickſale fließen dieſe letzten Thränen, welche meinen Augen entquellen. Für den Dienſt unſres unglückſeligen Vaterlandes Dich zu erhalten, ihm Dein koſtbares Leben zu ſichern — darum habe ich es gewagt, im Vereine mit dem treuen Freunde, dem edlen Sohne unſres von der Nachwelt gerichteten Verderbers, Dich eine Zeit lang über mein Schickſal zu täuſchen. Laß keinen Vorwurf, keine Klage darüber Deinen Lippen entfliehen, wenn Du mich liebſt, ſondern erfülle, wenn Du das Gedächtniß Eleonora's ehren willſt, ihren letzten Willen. Lebe, mein Pietro, lebe für Dein Vaterland, für die Sache ſeiner Befreiung von dem wieder auf ſeinen Nacken gelegten Joche der Tyrannei.

Dein Leben iſt koſtbar, iſt ein unſchätzbares Gut für unſer armes Vaterland, in einer Zeit, wo die ganze Blüte ſeiner edelſten Geiſter, wo Alles, was Neapel Großes und Edles beſitzt, binnen wenigen Monden unter dem Beile des Henkers verblutet haben wird. Kein Land der Erde iſt ſo reich an edlen und großen Söhnen, daß es nicht verarmen müßte, erlitte es das Schickſal unſres Vaterlandes.

Beneide nicht, mein theurer Pietro, mein Loos und das Geſchick aller unſrer Freunde, denen es beſchieden ward, mit ihrem Martyrerthume das Gelöbniß ihres Lebens zu beſiegeln. Dir hat das Schickſal eine ungleich ſchwerere Aufgabe geſtellt: das Leben zu ertragen nach dem Verluſte alles deſſen, was daſſelbe lebenswerth macht, es zu ertragen aus Liebe für Dein Vaterland, das Deiner Dienſte ſicher bald bedürfen wird. Bis dahin empfiehl der Mit- und Nachwelt die Erinnerung an unſre Kämpfe, an

unſre Leiden. Schreibe die Geſchichte der erſten begeiſterten Verſuche, das Panier der Freiheit aufzupflanzen auf dem Boden des Landes, das die Welt das Paradies der Erdenſchönheit nennt. Erzähle unſre Anſtrengungen und unſre Irrthümer, unſre Siege und unſern Fall, und ſorge daß die Namen derer nicht vergeſſen ſeien unter unſerm Volke, welche freudigen Herzens, wenn auch vielleicht zu früh, alles Glück des Lebens und das Leben ſelbſt dahingaben, um der Freiheit eine Stätte bei ihm zu bereiten.

Ich weiß es, daß unſre Trennung eine ewige iſt, daß ihrem Todesſchmerze kein Wiederſehen folgt. Darum trinke ich in dieſem Augenblicke noch einmal den vollen Freudenbecher der Erinnerung an das unendliche — wenn auch kurze Glück, welches mir Deine Liebe gewährte.

Der Morgen dämmert auf und meine Abſchiedsſtunde naht. Lebe wohl, Pietro! lebe wohl, Geliebter meiner Seele! Sei der Mann, den ich

in Dir liebte, und laß die Erinnerung an mich Dir nahe ſein in Deinem Leben, wie mich der Gedanke an Dich nicht verlaſſen ſoll bis zum Augenblicke des Todes, dem ich feſten Muthes entgegengehe. Die Freiheit iſt unſre Religion, darum bedarf ſie der Blutzeugen, auf daß die Menſchheit an ſie glauben lerne!

Es lebe das Vaterland, es lebe die Freiheit!

Eleonora Fonſeca.

Als Eleonora dieſen Brief beendet hatte, warf ſie einen letzten Blick durch die Gitter ihres Fenſters auf das Meer, an deſſen fernem Saume ein blutrother Streifen das Nahen des Tagesgeſtirns verkündete, deſſen erſte Strahlen bereits das zartgegitterte Gewölk des Horizontes durchbrachen. Aus den Orangengebüſchen von Portici ſchimmerte ihre Villa leuchtend hervor, und erinnerte ſie an die Frühe jenes Morgens, wo ſie einſt den Geliebten erwartet, um ihm das Wort

eines andern Abſchiedes zu ſagen, und wo ſie dann Beide Herz an Herzen ſich einander und dem Vaterlande Treue gelobt bis zum Tode.

Immer goldner röthete ſich der Himmel, des Golfes blaue Spiegelfluth erzitterte von dem erſten Strahlenkuſſe des jungen Tages. Die fernen Geſtade von Sorrento lagen noch im Schatten des Veſuv, der ſeine Rauchſäule in ſtiller Majeſtät gen Himmel ziehen ließ. Die Felſenhäupter Capri's leuchteten und blitzten im Glanze der flammenden Morgenſonne. Mit tiefen Zügen trank Donna Eleonora's Blick all dieſe Schönheit zum letzten Male, gleichſam als wollte ſie das Bild des Friedens dieſer Natur und ihrer unverwüſtlichen Herrlichkeit unverlöſchlich ihrer Seele einprägen. Sie gedachte jenes klagenden Wortes, mit dem ſie einſt an jenem unvergeßlichen Morgen zu Portici die Schönheit ihrer Heimath begrüßt. Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, als ſie die Worte ausſprach:

Sollte ich wahr geredet haben, daß du zu schön bist, mein Vaterland, um frei und glücklich zu sein!

Ein Geräusch ließ sich an der Thür vernehmen. Die Riegel öffneten sich und Risbett trat ein. Er winkte den Schließer zu, welcher sich ehrerbietig entfernte. Donna Eleonora wandte sich ruhig zu dem Eintretenden hin und reichte ihm die Hand, welche er ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

Wie steht es um meinen Geliebten, Euren Freund? fragte sie mit ruhigem Tone, während nur ein leises Zucken um die Mundwinkel die schmerzhafte Erregung ihres Innern verrieth.

Die Heftigkeit der Krankheit ist gebrochen, seit dieser Nacht verbürgt der Arzt sein Leben!

Donna Eleonora antwortete nichts. Tief aufathmend und beide Hände gegen ihre Brust drückend, richtete sie einen Moment den Blick wie dankend zu der Decke des Gemachs empor. Dann nahm sie von dem Tische die Briefe, welche

ſie während der Nacht geſchrieben, und übergab ſie dem Freunde ſammt einer Flechte ihres ſchönen Haares, mit den Worten:

Kapitain Nisbett, ich habe Niemanden auf der Welt, als Euch, in dieſer ſchweren Stunde. Alle meine Freunde ſind todt oder erwarten das Ende ihrer Leiden in den Kerkern. Ihr liebt meinen Freund, und Ihr, der Fremde, der Sohn Nelſons, ſeid der einzige Helfer, den mir und ihm ein gnädiges Geſchick geſendet hat in unſrer höchſten Noth. Ich weiß es, Ihr werdet Euer Wort erfüllen, und Euer Werk nicht halb thun. Wann ſegelt Ihr ab mit Don Pietro Colletta?

Vielleicht ſchon in den nächſten Tagen, ſobald es ſein Zuſtand erlaubt, ihn an Bord zu bringen, erwiederte der junge Kriegsmann. Seid verſichert, ſetzte er hinzu, und ſeine Stimme zitterte während Thränen ſeine Augen füllten, ich werde mein Wort löſen. Pietro Colletta wird

leben für sein Vaterland — Euer letzter Wille wird ihm heilig sein.

Noch ein Wort der Nachricht von unsern Freunden, Kapitain Nisbett, fuhr Donna Eleonora fort. Ist der ehrwürdige Greis Cirillo begnadigt?

Er hat es verschmäht, die Gnade anzurufen, das Leben sei ihm eine Last, der Tod Befreiung; — er endete gestern auf dem Blutgerüste.

Und Ettore Caraffa?

War sein Begleiter. Der kühne Herzog ist gestorben wie er gelebt. Als ihn der Richter fragte, ob er außer seinem Leben sich sonst noch irgend Etwas erbitten wolle, erwiederte er: ich erbitte mir die Gunst, mein Haupt rücklings auf den Block der Guillotine zu legen, damit ich, wie bisher immer, dem Tode ins Angesicht sehen kann! Er ist wie ein Held gestorben.

Noch eine letzte Frage: Gabriel Manthoné?

Auch er ist todt, doch hat er nicht auf dem

Blutgerüſte geendet. Als ihm im Verhör wegen ſeiner ſtolzen Antworten der elende Speziale mit körperlicher Schmach zu drohen wagte, ſtürzte er ſich auf ihn und ſchleppte ihn mit ſeinen gefeſſelten Händen an das Fenſter, um ihn mit ſich hinabzureißen in den Abgrund. Aber die herbeieilenden Schergen entriſſen ihm ſein Opfer, und nur er allein erreichte zerſchmettert den Boden am Fuße des Kaſtells von S. Elmo.

Er hat das Wort gehalten, der Wackere, erwiederte Donna Eleonora, während eine Thräne ihr leuchtendes Auge feuchtete, jenes Wort, das er einſt geſprochen, als er die Fahne der Tyrannei von St. Elmo's Zinnen niederſchleuderte, um das Banner der Freiheit an ihre Stelle zu pflanzen. Lebt wohl, alle ihr Helden! Soviel edles Blut kann nicht vergebens vergoſſen werden, nicht wahr, Kapitain Nisbett? So grauſam ungerecht kann das Schickſal nicht ſein. Dies Blut, fuhr ſie begeiſtert fort, wird und muß einſt ſeine

Früchte tragen, wenn die Saat der Freiheitsgedanken in den Herzen der Menschen neu emporgekeimt sein wird!

Ich hoffe es zuversichtlich mit Euch, theuerste Frau, versetzte der Gefragte, indem er staunend die Gestalt Donna Eleonora's anblickte, welche wie eine Sibylle der Vorzeit in hehrer Begeisterung mit leuchtenden Augen vor ihm stand.

Dies Volk Italiens, fuhr sie mit erhobner Stimme fort, dies Land der Schönheit und der göttlichen Begeisterung kann nicht ewig ein Land der Knechtschaft sein, bestimmt nur zum Spielball der Launen eigner und fremder Tyrannei. Währt auch seine Nacht länger und ist sie auch dunkler als die aller andern Völker Europa's — sein Morgen wird dafür um so strahlender sein!

Sie stand einen Augenblick sprachlos wie in schwärmerischer Verzückung. Ein seherisches Schaudern flog über die edelschönen Züge des marmorblassen Angesichts. Das reiche Haar,

von der heftigen Bewegung ihres zurückgeworfenen Hauptes aufgelöst, wallte in purpurner Pracht um Hals und Schultern nieder auf das weiße Gewand, welches ihren Leib umfloß. Unwillkürlich sank Nisbett vor dieser Erscheinung auf ein Knie. Er verehrte in ihr eine Prophetin der Zukunft. Italia selbst, die unsterbliche, schien vor ihm zu stehen, ihr eignes Geschick verkündend.

Kapitel LX.

Im Sommer des Jahres 1845 schaute ein deutscher Fremdling von der hohen Loggia der ehemaligen Villa San Felina zu Sorrento nieder auf die Pracht der stillen Orangenhaine, welche dieses Eden der Ruhe und des Friedens umschließen. Vor ihm aufgeschlagen lag ein Buch, dessen letzte Blätter er so eben zu Ende gelesen. Es war Pietro Colletta's Geschichte der letzten neunzig Jahre Neapels.

Vor den Blicken des Fremden über den blauen segeldurchblitzten Golf herüber erglänzte in schimmernder Pracht die Wunderstadt Neapel, der Schauplatz soviel thränenvollen Jammers, soviel

blutiger Leiden. Und wie es ſo vor ihm lag, dies Paradies der Erde mit ſeiner meilenlangen Kette lachender Uferſtädte, mit der azurnen Bläue ſeines Meeres, ſeinen Zauberinſeln, die der purpurne Schein der Abendſonne magiſch umfloß, da ſchien es ihm, als webe die Wehmuth ſeines Herzens einen leiſen Trauerflor über alle dieſe entzückende Herrlichkeit, von der noch immer mit Recht das leichtlebende Geſchlecht der Bewohner ihr Vedi Napoli e poi muori! dem nordiſchen Fremdlinge entgegenruft.

Niemand verſteht ein Land, der ſeine Geſchichte nicht kennt! rief er aus, indem er das Buch zur Seite legte. Dies Werk voll glühender Vaterlandsliebe, voll hohen antiken Ernſtes und klaſſiſcher Ruhe, durchhaucht von tiefer Trauer über Vergangenheit und Gegenwart, aber dennoch zugleich erfüllt von Hoffnung auf die Zukunft, dies Werk allein kann uns für die Betrachtung der Menſchen und Dinge hier

die rechte Stimmung geben. Ohne sie verweilt der Blick des fremden Wanderers nur zu leicht bei der schimmernden Oberfläche, ohne die verborgnen Gluten zu bemerken, deren unersticktes Feuer unter dem heitern Blumenteppiche dieses Landes lodert. Mag immerhin die stumpfsinnige Tyrannei des gekrönten Jesuitenknechtes dort drüben in seiner stolzen Königsburg dies Werk mit Acht und Bann belegen — auch seine Stunde wird einst schlagen, die Stunde des Gerichts für alle Tyrannen Europa's. Dann werden die Namen der ersten Märtyrer der Freiheit Neapels, welche in diesem Buche verzeichnet stehen, wie helle Sterne strahlen, und mit Andacht wird ein glücklicheres Geschlecht die Thaten und Leiden seiner ersten Freiheitshelden, und den Opfertod eines Manthoné, Cirillo, Caracciolo, Caraffa und einer Eleonora Pimentelli lesen!

An jenem Tage war es, wo der Verfasser dieser Erzählung den Entschluß faßte, die erste

heldenmüthige Erhebung Neapels zur Freiheit und den thränenvollen Ausgang derselben, im treuen Spiegel historischer Dichtung vorzuführen. Du aber, lieber Leser, der Du seiner Darstellung bisher mit theilnehmendem Herzen gefolgt bist, wenn Dich ein günstiges Geschick in das schöne Italien führt, das in diesem Augenblicke auf's Neue seine Ketten zerrissen hat, so wandere aus dem Thore von Florenz den Weg entlang der nach Pisa zu führt. Dort findest Du neben der Villa Paramista von Myrthen und Lorbeer umgeben, eine kleine einsame Kapelle. In ihrem Schooße ruhen fern vom geliebten Vaterlande, nach langem sturmbewegtem Leben die Gebeine Pietro Colletta's.

Druck von J. Petsch in Berlin.

Die

Preußische Revolution.

Von

Adolf Stahr.

Erster Band.

Oldenburg.
Gerhard Stalling.
1850.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Das muß zum ersten Male geschehen, aber es ist noch nicht das Ende da."

Jesus Christus. Ev. Matth. 24, 6.

Vorwort.

Die Preußische Revolution ist bei einem großen Wendepunkte angelangt.

Seit dem Tage, wo der Minister des alten Systems im Saale der Preußischen Volksvertreter die Märzrevolution von Berlin einen „Straßenkampf“ nennen durfte, „der die Hauptstadt und das Land entehrt hat“, — seit dem 5. April des Jahres 1849 ist die Spiralbewegung des geschichtlichen Verlaufs auf der Stelle angekommen, welche dem Ausgangspunkte der Preußischen Revolution entspricht.

Wir stehen am Ende — des Anfangs. Es ist Zeit, im historischen Ueberblicke uns diesen Anfang wieder vorzuführen, wäre es auch nur, um uns daran zu erinnern, durch welche Menschen und durch

welches System das langmüthigste Volk der Erde in die Revolution hineingetrieben worden ist.

Es ist dies um so mehr an der Zeit, jetzt, wo diejenigen, welche die Gewalt haben, nicht zufrieden damit, „zu tödten, was sterblich ist“, auch die unsterbliche Wahrheit der Geschichte selbst zu tödten bestrebt sind.

Am Ostermorgen 1849.

A. St.

Erſtes Buch.

Die drei letzten Monate des Preußiſchen Abſolutismus.

Kapitel I.

Der Vereinigte Landtag und die Reaktion.

Das Jahr 1847 war unter trüben Aussichten zu Ende gegangen. Kein aufmerksamer Beobachter des Ganges der menschlichen Dinge konnte sich verhehlen, daß Preußens Zukunft von schweren Stürmen bedroht sei. Ein dunkles Gefühl, daß man am Vorabende einer gewaltsamen Wendung der Dinge stehe, hatte sich der Gemüther bemächtigt. Aber Niemand ahnte, daß die Nacht so kurz sein werde, welche den Abend trenne von dem Morgen einer neuen Zeit.

Das Patentgesetz vom 3. Februar 1847 hatte selbst die bescheidensten Erwartungen und die mäßigsten Wünsche des Preußischen Volks unerfüllt gelassen. Die Thronrede des Königs, welche den reinen Absolutismus des unbeschränkten Königthums mit der leidenschaftlichen Schärfe des religiösen Fanatismus aufrecht erhielt, hatte in ganz Europa nur

ein Gefühl der Ueberraschung und des Erstaunens erregt. Ihre inneren Widersprüche und Maßlosigkeiten lagen so offen zu Tage, daß sich selbst den Beschränktesten die Augen öffneten über diesen gewagten Versuch, die vom Geiste der Zeit bedrohte Souverainetät des preußischen Absolutismus nach dem Beispiele Friedrich Wilhelm I. auf einen „Felsen“ zu stabiliren, der, wie die Dinge im Jahre 1847 lagen, nicht mehr ein rocher de bronce, sondern höchstens ein Felsen von moderner Steinpappe sein konnte.

Die Mäßigung und Zurückhaltung der Stände des ersten Vereinigten Landtags — von vielen Patrioten als Schwäche bezeichnet — hatte die Bewunderung des gesammten politisch gebildeten Europas erregt. In der That war diese Mäßigung eine Nothwendigkeit gewesen. Durch sie allein konnte es gelingen und gelang es dem Landtage, sich bei der noch geringen politischen Durchschnittsbildung der preußischen Nation die nothwendige breite Grundlage des langsam erwachenden Volksbewußtseins und seiner Theilnahme an der politischen Entwickelung des Vaterlandes zu sichern. Deshalb bauten die Stände der Regierung „goldne Brücken“. Die Regierung verschmähte es, dieselben zu betreten. Sie verschmähte es, das Wort redlicher Verständigung zu sprechen. Sie überließ es der Geschichte, zu rich-

ten zwiſchen ihr und den Ständen. Das Gericht ſollte ein ſchreckliches ſein.

Der Abſolutismus in Preußen war gewarnt. Er hatte auf dem Vereinigten Landtage ſeine Gefahr erkannt. Er war zu der Einſicht gekommen, daß das „Gift“ der liberalen Ideen, trotz aller Polizei und Cenſur, ſelbſt zu den edelſten Theilen des Organismus Zugang gefunden und Schichten und Klaſſen der Geſellſchaft ergriffen hatte, auf deren unbedingte Hingebung an das altpreußiſche Syſtem man bis dahin mit Zuverſicht rechnen zu können glaubte. So mäßig und beſcheiden die Oppoſition auftrat, — dennoch übertraf ſie die Erwartungen der Regierung, welche auf ein weit leichteres Spiel mit dieſen von ihr berufenen „Vereinigten Landſtänden“ gerechnet hatte.

Das Schickſal liebt es oft, den Staaten wie den Einzelnen hart am Rande großer Kataſtrophen einen letzten Ausweg der Rettung zu bieten. Ein ſolcher war für Preußen der Gedanke des Vereinigten Landtags. Die dunkle Ahnung eines Unvermeidlichen hatte dazu mitgewirkt, ihn ins Leben zu rufen. Als es geſchehen war, da ſchien es, als erſchrecke der Schöpfer einen Augenblick über ſein eignes Werk. Die Thronrede Friedrich Wilhelms IV. beeilte ſich, dieſem Keime einer Nationalverſammlung zuzurufen, daß er nichts ſei

als ein willkürliches Produkt seiner Gnade, daß er nur Stände und ständische Interessen, nicht das Volk vertrete. Das Ende des Vereinigten Landtags entsprach diesem Anfange. Nur etwas mehr Mäßigung und Nachgiebigkeit gegen seine Bitten von Seiten der Macht hätte das Land mit Jubel und Vertrauen erfüllt. Die Hand zur Verständigung und Ausgleichung war geboten. Mit ihr die Möglichkeit einer weiteren Entwicklung auf dem Wege der Reform im Jahre 1848. Die Krone stieß die Hand zurück, und beschwor die Revolution über Preußen herauf. —

Man kann nicht sagen, daß die letzten Erfahrungen ihr verloren gingen. Sie benutzte dieselben vielmehr auf ihre Art dazu, das Arsenal ihrer Gewaltmittel auf alle Weise zu verstärken. Weit entfernt von jeder Nachgiebigkeit, vielmehr voll Zornes gegen die Männer, welche mit jener Scheinerfüllung gerechter Erwartungen und gesetzlich begründeter Ansprüche zu täuschen ihr mißlungen war, suchte sie ihre Kraft und Gewalt durch eine Reihe von Maßregeln zu befestigen, deren Ziel und Zweck keinem aufmerksamen Beobachter verborgen bleiben konnten. Der König und seine Minister sahen in der Opposition gegen das Gnadengeschenk des Scheinbildes einer neuen Verfassung, welche man selbst mit dem Namen einer Constitution zu bezeichnen Anstand nahm, nur gröbliche „Undankbarkeit“ und unbesonnene „Neu-

lingshaft.“ Es galt jetzt die Zügel des abſoluten Polizeiſtaats noch ſtraffer anzuziehn.

Ein neues Strafgeſetzbuch ward entworfen, und, damit der Schein gewahrt werde, zu ſeiner Berathung die Vereinigten Ausſchüſſe der Provinzialſtände berufen. Ihre Berufung ſollte zugleich dem Patente vom 3. Februar die „geſetzliche Erfüllung“ geben. Es gehörte zu dem Syſtem der abſolutiſtiſchen Perfidie, daß man fortwährend von Geſetz und Geſetzlichkeit redete in einem Staatszuſtande, in welchem grundſätzlich nur der König Geſetzgeber, ſein Wille Geſetz, ſeine Auslegung, ſogar der vor ihm gegebenen und bereits von dem Geſetzgeber ſelbſt interpretirten Geſetze, die allein gültige war. Und es gehörte nicht minder zu dem Syſtem der Unwahrheit und Heuchelei der liberalen und oppoſitionellen Partei, daß ſie, während ſie faktiſch jenes Syſtem des abſoluten königlichen Willens anerkannte — dennoch von Geſetzlichkeit, von einem Rechtszuſtande zu reden, und ſich auf „das Geſetz“ zu berufen wagte, gegenüber einem Geſetzgeber, deſſen unbeſchränkte Macht an der Wurzel anzugreifen es ihr an Offenheit und Muth gebrach. Selbſt die liberale Oppoſition floß in ihren offiziellen Kundgebungen über von Vertrauen. Hörte man dagegen dieſelben Männer einzeln im vertrauten Kreiſe, ſo war keiner, der jene Ausdrücke des

Vertrauens nicht auf das entschiedenste Lügen strafte. Die Heuchelei war allgemeine Krankheit, die Lüge öffentlich, die Wahrheit geheim und Privateigenthum.

Dennoch entsprach die Versammlung der Vereinigten Ausschüsse, welche dem Patente vom 3. Februar die Erfüllung geben sollte, diesem Zwecke nicht. Das Land, die Provinzen, die Hauptstadt blieben theilnahmlos bei dem Zusammentritte eines Körpers, dem sich fast alle hervorragenden Persönlichkeiten der früheren liberalen Opposition des Vereinigten Landtags, die Hansemann, Vincke, von der Heidt, Beckerath u. a. entzogen hatten. Mehr als ein Drittheil der Mitglieder ließ sich auf die Ausübung der ihnen übertragenen Rechte nicht ein, und das ganze Land stimmte diesem Dritttheile zu. Der Verfassungsstreit blieb in seiner alten Lage. Der Zwiespalt zwischen Volk und Regierung blieb klaffend offen. Nur die Gewalt der Ereignisse konnte jetzt eine Lösung herbeiführen. Das sprach der Abgeordnete Camphausen aus, als er in seiner Rede vom 18. Januar 1848 der Regierung zurief: Das Volk wird wissen, daß wir, die wir hier erschienen sind, gleich denen, welche die Wahlen zu dem Ausschusse zu vollziehen oder anzunehmen sich geweigert haben, an dem Grundsatze festzuhalten, daß alle das Personen- und Eigenthumsrecht und die Steuern betreffenden

Geſetze ohne den Beirath des Vereinigten ſtändiſchen Landtags nicht erlaſſen werden können. Die Mitglieder des Vereinigten Landtags, die nicht um uns ſind, werden wiſſen, daß wir nicht geſonnen waren noch geſonnen ſein werden, uns Rechte beizumeſſen, die nach der Anſicht des Vereinigten Landtags ihm allein zuſtehen. Die Regierung endlich wird wiſſen, daß nicht, wie ihr Organ dem Lande einzureden bemüht geweſen, der Zwieſpalt geſchlichtet iſt, der zwiſchen den thatſächlichen Zuſtänden und der früheren Regierung beſteht. Um ſo mehr halte ich es für meine Pflicht, die Regierung hierüber nicht in Zweifel zu laſſen, als der Gang, den ſie am Schluſſe des Vereinigten Landtags und nach ihm eingeſchlagen hat, mich mit tiefer Betrübniß und mit Sorge für die Zukunft erfüllt." Camphauſen fühlte, als er dieſe Worte ſprach, ſein Herz durchzittert von der Ahnung drohender Gefahr, und bei ihm, wie bei allen Patrioten ſteigerte ſich in jenen Tagen der Schmerz über die Verblendung des Hofes und ſeiner Rathgeber um ſo höher, je klarer ſie einſahen, mit wie wenigen, von Vernunft, Geſchichte und Gerechtigkeit ſelbſt geforderten Zugeſtändniſſen, auch jetzt noch der drohende Sturm beſchworen, oder doch das Staatsſchiff in den Stand geſetzt werden könne, ihm erfolgreich die Stirn zu bieten. Dies Gefühl durchdrang die Worte,

mit denen er jene Rede schloß: „Eine große That war geschehen; nach dreißigjährigem Harren waren die Vertreter des ganzen Landes in einem Saale versammelt, und Alle, welche wissen, wie selten, wie schwer großen Versammlungen die Selbstbeherrschung gelingt, sahen mit Spannung und nicht ohne Besorgniß ihren Schritten entgegen. Wie ist der Erfolg gewesen? Das Ausland war erstaunt und überrascht über die Mäßigung der Versammlung, über ihre treue Ergebenheit gegen den Fürsten. Es war in Zweifel, ob es ihre Zurückhaltung loben oder sie der Schwäche beschuldigen sollte. Es fand den König zu beneiden, der unter solchen Umständen eine solche Versammlung berufen und eine so glänzende Manifestation der Treue und Ergebenheit seines Volks der Welt vor Augen legen konnte.

„In Preußen aber, wo die Stände bis auf die äußerste Grenze vorrückten, und weit hinübergebogen, die Hand zur Ausgleichung boten, ist diese Hand im Zorne zurückgestoßen worden; in Preußen haben die Stände von Seiten der Regierung Tadel und Nichtbeachtung gefunden, und Aeußerungen des Mißfallens und Unwillens, welche in geringem Einklange mit einem monarchischen Staate stehen, der von den Ständen nur Rath verlangen, sie nur Rath zu ertheilen berechtigen will. Ein Wort hätte hinge-

reicht den Verfassungsstreit in Preußen auf immer zu beendigen. Es ist nicht gesprochen worden. Die Folgen müssen getragen werden. Die Geschichte aber wird richten zwischen uns und der Regierung!"

So sprach unter dem Murren der preußischen Junker und Bureaukraten, aber unter der Zustimmung von ganz Deutschland, ja von ganz Europa derselbe Mann, an den sich wenige Monate später das Preußische Königthum wie an einen Rettungsanker in der höchsten Noth anklammern sollte!

Wenn so die Versammlung der Vereinigten Ausschüsse jenem ersten Zwecke nicht entsprach, so erfüllte sie dafür desto vollständiger den andern: der Regierung durch Gutheißung ihres neuen Strafgesetzbuchs ein verstärktes Zucht- und Zwangsmittel in die Hand zu geben. Zwar die Scheußlichkeiten der geschärften Todesstrafe, das Handabhauen, Kopfaufstecken und ähnliche alttürkische Barbareien, die ein Savigny zu seiner ewigen Schande zu vertheidigen wagte — sie wurden, nebst der Prügelstrafe und Vermögenskonfiskation selbst von diesem willigen Werkzeuge des Despotismus verworfen. Auch der Paragraph, wonach sogar auf einfache Berathung über Veränderungen der Preußi-

schen, oder der deutschen Bundesverfassung Strafarbeitshaus von einem halben bis zu sechs Jahren gesetzt war — gewiß bezeichnend für die politischen Ansichten der Preußischen Regierung! — konnte selbst bei den loyalen Rittern keine Majorität erlangen. Dagegen blieben stehen die mit Blut geschriebenen Strafbestimmungen über Hochverrath, Majestäts- und politische Verbrechen, die Bestimmungen über Religionsverspottung und Gotteslästerung, über Schmähungen selbst „gegen verstorbene Mitglieder des königlichen Hauses", wodurch jede wahrhafte Geschichtsschreibung unmöglich und ein Historiker wie der alte Schlosser, in Preußen unfehlbar zuchthausreif gemacht wurde. Selbst die mäßigsten Änderungsvorschläge der Abtheilungen wurden von der Versammlung verworfen. So kam ein Strafgesetzbuch zu Stande, mit welchem in der Hand, wie damals ein Berichterstatter einer censirten Zeitung sich ausdrückte, die Regierung jeden Schriftsteller, überhaupt jeden Menschen, der freimüthig seine Meinung in politischen und religiösen Dingen äußerte, wegen Schmähung oder Verspottung der Obrigkeit, der Landesgesetze, der Staatseinrichtungen, der Verwaltungsmaßregeln, oder wegen Entstellung der Wahrheit, oder wegen Beleidigung Gottes, oder einer der christlichen Kirchen, oder einer geduldeten Religionsgesellschaft, ihrer Lehren, Ein-

richtungen, Gebräuche, oder der Gegenstände ihrer Verehrung (heilige Röcke u. s. f.), kurz auf irgend eine Weise für ein Paar Jahre ins Arbeitshaus sperren lassen konnte. Aber das Uebermaaß der Schmach war die Annahme der beiden Paragraphen über den deutschen Bund. Das Spiel, welches man hier mit den Vertretern des Landes trieb, war um so unwürdiger, als der König selbst, wie später durch die Enthüllungen des Herrn v. Radowitz bekannt wurde*), von der „todtgebornen Organisation", des Bundestages und von den „schmachvollen Versäumnissen aller Interessen Deutschlands", welche sich seit 30 Jahren der Bund zu schulden kommen lassen, in seinem Innern vollkommen überzeugt war. Und dennoch sollte dieser selbe Bund und seine Verfassung für sakrosankt erklärt und jeder Versuch zur Änderung derselben als Hochverrath bestraft werden! Mit 66 gegen 28 Stimmen namentlichen Aufrufs bestätigte die Versammlung**) zu ihrer unvergeßlichen Schmach die Forderung der Regierung: daß alle Unternehmungen zur Auflösung oder Umänderung des deutschen Bundes dem Hochverrathe gegen den Preußischen Staat gleichgeachtet und bestraft, überhaupt

*) Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. (Hamburg im Mai 1848.)

**) Sitzung der Ver. Ausschüsse vom 4. bis 5. Februar.

alle auf landesverrätherische Handlungen gegen den Preußischen Staat gestellten Strafbestimmungen auch für ähnliche Handlungen gegen den deutschen Bund gültig sein sollten! Vergebens ließ auch hier der wackre Camphausen die Stimme der Wahrheit erschallen. Vergebens sprach er es laut vor ganz Deutschland aus: „so lange der deutsche Bund besteht, hat das Gefühl der deutschen Einheit nicht in ihm, sondern neben ihm gelebt. Er hat nie positiv gewirkt, er hat alle Verheißungen, welche die deutsche Bundesakte dem deutschen Volke gab, unerfüllt gelassen. Er hat keine unsrer Hoffnungen erfüllt, und kann keine erfüllen, so lange er auf dem bisherigen Wege fortwandelt.“ Vergebens sprach er es aus, daß eine Aenderung des Bundes kein Verbrechen, daß sie ein Werk des Heils sei für das Vaterland. Er ward überstimmt, das schmachvolle Gesetz ward angenommen. Wenige Wochen später hatten fast sämmtliche Fürsten und Regierungen Deutschlands sich des Verbrechens dieses Hochverraths schuldig gemacht!

Aber auch durch andere Maßregeln suchte das herrschende System seine Allgewalt zu befestigen. Die Landwehr, ein ihrem Wesen nach demokratisches Institut, war längst dem Absolutismus ein Dorn im Auge gewesen. Die Wehrverfassung aus der Zeit des nationalen Aufschwungs der Jahre

1813—15 hatte bereits eine ganze Reihe von Umbildungen, Abweichungen und Verunſtaltungen ihres einfach großen demokratiſchen Grundprinzips erfahren. Durch ſie waren Ungleichheit, Zufall und Willkür in das Syſtem gekommen, und die ſittliche Grundlage der gleichen Verpflichtung und Berechtigung aller Waffenfähigen zum Waffendienſte war keine Wahrheit geworden. Jetzt wagte man ſich auch an den Reſt volksthümlicher Einrichtung. Man gab der Landwehr ſtatt ihrer eignen, Offiziere des ſtehenden Heeres, um ſie der Linie enger anzuſchließen, und den ſoldatesken Geiſt mehr und mehr in alle Schichten des Volks zu verpflanzen. Aus ähnlichem Grunde hatte man ſchon früher die Stellen der Volksſchullehrer mit altgedienten Unteroffizieren der Armee zu beſetzen unternommen.

Auch das letzte Hemmniß miniſterieller Willkür wurde beſeitigt. Eine königliche Verordnung, welche es in das Belieben der Krone ſtellte, ob ſie den Staatsrath bei den Erlaſſen neuer Geſetze, als Plenum oder in einzelnen Abtheilungen hören wolle oder nicht, bob den Staatsrath, dieſe freiſinnige Schöpfung Hardenbergs, in ſeiner bisherigen verfaſſungsmäßigen Bedeutung auf.

Die Unabhängigkeit des Richterſtandes, bisher faſt das einzige Bollwerk gegen die Uebergriffe des Abſolutismus und der bureaukratiſchen

Allmacht ward vernichtet, und die Befugniſſe der, von miniſterieller Willkür abhängig gemachten, Richter erweitert.

Die Preſſe ward mit verdoppelter Strenge überwacht. Die Maſſe des Volks in den alten Provinzen, welche ihre politiſchen Nachrichten nur aus den drei Berliner und einigen, wo möglich noch dürftigeren Provinzialzeitungen ſchöpfte, blieb unendlich zurück an politiſcher Bildung und ſelbſt an hiſtoriſcher Kenntniß der in dem übrigen Deutſchland herrſchenden Gedanken und vorkommenden Ereigniſſe. Sogar über ſeine eignen Geſetze und rechtlichen Zuſtände ſollte das Volk nicht belehrt werden. Als der Vorſteher der Potsdamer Stadtverordneten, im Februar 1848, den Bürgern Vorträge über die Städteordnung zu halten unternahm, ward ihm die Fortſetzung derſelben vom Oberpräſidenten unterſagt, was ſelbſt in der Gnadenſtadt Potsdam Aufſehen erregte. In andern Städten wurden Bürgervereine, obſchon ſie ausdrücklich „Politik und Religion“ von ihren Diskuſſionen ausgeſchloſſen hatten, ohne Angabe der Gründe aufgehoben und verboten. Ebenſo wurden die Karnevalsvereine in einigen Rheinſtädten aufgehoben, weil ſie es gewagt, mißliebige Männer als Ehrenmitglieder aufzunehmen, oder der herrſchenden Stimmung in ſatiriſchen Anſpielungen Luft zu machen. Die Preßprozeſſe häuften ſich. Männer,

welche Urtheile der Gerichte über ſie durch den Druck veröffentlichten, wurden des Verbrechens der Aufreizung zur Unzufriedenheit angeklagt. Ein freiſprechendes Urtheil in ſolchem Falle ward als ein ſeltenes Ereigniß freudig begrüßt. Als der Badiſche Deputirte Baſſermann ſeine Motive auf „Vertretung des deutſchen Volks“ in die Kammer gebracht hatte, ſtrich die Berliner Cenſur in einer Notiz der Spenerſchen Zeitung ſelbſt die Bezeichnung des „deutſchen Volks“, und ſetzte den Ausdruck Ständeverſammlungen an ihre Stelle. Die Erneuerung der verrufenen Bundeszentralkommiſſion gegen demagogiſche Umtriebe ward von Preußen eifrig gefördert. Als ein von der Bureaukratie des Miniſteriums Bodelſchwingh vielfach gemißhandelter ukermärkiſcher Edelmann, der Herr von Holzendorf-Vietmannsdorf, eine Adreſſe von vierzig Bauern an den König im Sinne der Oppoſition des Vereinigten Landtags zu Stande brachte, wurden alle Mittel in Bewegung geſetzt, die Unterzeichner zum Widerrufe zu veranlaſſen. Bei dem größten Theile derſelben gelang es durch Drohungen aller Art, und der König ſelbſt ließ ſich herab, den Sündern in einem Briefe den Text zu leſen und denſelben zu ſagen, daß ihnen das Verbrechen, in ſtaatlichen Dingen eine Meinung zu haben, diesmal noch aus Gnaden unbeſtraft hingehen ſolle.

Dies Alles und vieles Ähnliche geſchah in den beiden erſten Monaten des Jahres 1848. Dabei dauerten die religiöſen Wirren, die Glaubensverfolgungen fort. Das Miniſterium Eichhorn verhängte Glaubensinquiſitionen über die älteſten und würdigſten Vorſteher höherer und niederer Bildungsanſtalten, wenn ihre Ueberzeugungen dem herrſchenden chriſtlichen Syſteme nicht entſprachen. Aber der Geiſt des Widerſtandes wuchs mit dem ſteigenden Drucke der Willkür. Im Heere ſelbſt zeigte ſich bei einzelnen Offizierkorps ein bedenklicher Geiſt der Neuerung, welchen die eingeleiteten Unterſuchungen und Prozeſſe nur klarer zu Tage legten. Die geſtattete Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen und Stadtverordnetenſitzungen erweckten in Berlin den Sinn für öffentliche Dinge aus ſeinem tiefen Todesſchlafe. Dazwiſchen regten ſich wieder unbeſtimmte Gerüchte, Hoffnungen auf Konzeſſionen der Regierungen an den Geiſt der Zeit. Sie blieben unerfüllt. Und doch — wie gering war damals der Gegenſtand der höchſten Hoffnung! Gerüchte von Verwilligung zweijähriger Periodizität des Vereinigten Landtags waren das Höchſte, zu dem man ſich in ſeinen Wünſchen und Erwartungen verſtieg! Als man aber ſah, daß ſelbſt dieſe mäßigſten Hoffnungen und Wünſche regelmäßiger Wiederkehr einer berathenden Verſammlung keine Erhörung fanden,

während zu derſelben Zeit ſelbſt in Neapel und Kopenhagen zwei neue Konſtitutionen mit jährlichen beſchließenden Kammern erſchienen, da ergriff ein düſtres Gefühl der Beſchämung die ganze Nation.

Zu gleicher Zeit erlitt die Bureaukratie durch die furchtbaren Nothſtände in Schleſien einen um ſo tödtlicheren Stoß, als dadurch alle Uebelſtände der endloſen Schreiberwirthſchaft und die völlige Ohnmacht des bureaukratiſchen Verwaltungsſyſtems zur Bekämpfung ſolcher Leidenskriſen im Leben des Volks mit ſchrecklicher Klarheit zu Tage traten. Die Nothwendigkeit der Theilnahme des Volks an ſeinen Angelegenheiten, die Unentbehrlichkeit der freien Preſſe zur Aufdeckung der Mängel und Gebrechen in der Verwaltung konnte man jetzt ſelbſt von ſolchen Leuten als Forderung ſtellen hören, welche bisher zu den ergebenſten Anhängern des herrſchenden Syſtems gezählt hatten. Hier war ein Abgrund des Elends zu Tage getreten, den ſelbſt die Stimme der abſolutiſtiſchen Preſſe nicht als Schöpfung der Volksaufwiegler und der „ſchlechten Preſſe“ zu bezeichnen wagte. Man mußte in Berlin geſtehen, daß man dieſen Zuſtand nicht gekannt habe. Daß man ſchlecht hörte, wenn man ſich ſelber die Ohren verſtopfte und den Andern den Mund verſchloß, war freilich kein Wunder.

Eine immer ſtärkere Abneigung, ein grollender Haß bildete ſich in Preußen, gegen das im Staate herrſchende Syſtem und ſeine Träger. Ganz Deutſchland theilte dieſe Empfindungen, denn ganz Deutſchland ſah noch immer mit hoffender Erwartung auf das preußiſche Volk. Zugleich aber ſah es in dieſem Syſtem und ſeinen Trägern die Vereitler ſeiner Hoffnungen für die freie Entwicklung Deutſchlands, deſſen Wiedergeburt zur Einheit und Freiheit ohne Preußen an Deutſchlands Spitze den Patrioten unmöglich ſchien.

Kapitel II.

Der Prinz von Preußen.

Der Prinz von Preußen war oder galt in der allgemeinen Meinung für denjenigen, welcher dem weichen Wachs ſeines königlichen Bruders, mit Benutzung von deſſen wechſelvollen Launen unter dem Einfluſſe einer ſchlauen ariſtokratiſchen Camarilla, die beſtimmende Form aufprägte. Je verhängnißvoller die Perſönlichkeit dieſes Prinzen für die Geſchicke Preußens zu werden beſtimmt war, um ſo mehr haben wir in unſerer Darſtellung von vorn herein bei ihm einen Augenblick zu verweilen. Denn Er, weit mehr als König Friedrich Wilhelm IV., galt als der Träger jenes ſpezifiſch ſoldatesken und bureaukratiſch polizeilichen Preußenthums, gegen welches der erſte Stoß der Preußiſchen Revolution gerichtet werden ſollte. Von dem Tage an, mit welchem der Prinz Wilhelm von Preußen zum „Prinzen von Preußen“, der prinzliche General eines Armeecorps zum Thronerben einer Europäiſchen Großmacht erhoben wurde, mußten ſich die

Blicke Preußens und Deutschlands einem Manne zuwenden, dessen Einfluß in der Gegenwart auf die Geschicke Preußens und Deutschlands kaum weniger bedeutend war, als seine Stellung zu beiden in der Zukunft.

Der Prinz von Preußen galt von jeher als der Lieblingssohn seines Vaters, dessen Abbild er, körperlich wie geistig, in vielen Bezügen darstellte. Gleich war bei beiden die Liebe zum Soldatenwesen, die Neigung für das Kamaschenritterthum der modernen Zeit, gleich die Vorliebe für das Mittelmäßige in Dingen und Personen, die Abneigung gegen Alles, was an Geist und Charakter über die aurea mediocritas sich erhob, wie gegen alle Romantik, Schwärmerei und Enthusiasmus. Dieselbe Art von protestantischer, nüchterner Christfrömmigkeit, die gleiche Unzugänglichkeit für Kunst, Poesie und Wissenschaft hatte sich vom Vater auf den Sohn vererbt, und selbst in Wuchs und Gestalt, in Manier und Behaben, in Ausdruck und Sprachweise erschien der eine als der getreue Abdruck des andern. Hätte ihn statt seines älteren Bruders der 7. Juni des Jahrs 1840 als Preußens König begrüßt, — so würden aller menschlichen Berechnung nach die Dinge in Preußen und Deutschland einen wesentlich verschiedenen Gang genommen haben. Statt, wie sein Bruder, das altpreußische System auf allen Punkten

zu lockern und das unaufhörlich mit Sporenſtößen vielfacher Einfälle aufgeſtachelte und zu ein und derſelben Zeit wieder mit dem erneuten Ruck des Kettenzügels zurückgehaltene Roß allmälig wild und tückiſch zu machen — würde er Alles daran geſetzt haben, daſſelbe im unveränderten Gange zu erhalten. Der Ausbruch würde dadurch vielleicht heftiger und blutiger, aber die Entſcheidung ungleich beſtimmter und klarer ausgefallen ſein. Der Prinz von Preußen auf dem Throne ſeines Vaters würde in jener Berliner Märznacht nicht beſiegt worden ſein, aber ſein Sieg würde vielleicht das Schickſal der Monarchie in Preußen und in Deutſchland entſchieden haben.

Freilich nicht ohne harten Kampf. Das ſtehende Heer, die „Armee“ hätte zu ihm gehalten, und der Frühling des Jahres 1848 hätte vielleicht ſtatt der konſtituirenden Nationalverſammlung Rußlands Gewalthaufen in den Mauern Berlins geſehen. Die „Armee“ ſah in ihm den Vertreter des ächten Soldatenthums, das dem Bürgerthume direkt entgegengeſetzt auf das Bewußtſein dieſes Gegenſatzes ſeinen Stolz gründet. Rußland aber, ſein Kaiſer und ſein Syſtem hatten zu aller Zeit keinen treueren Freund und Anhänger als den Prinzen von Preußen.

Die große Idee eines wahrhaften Volksheeres: einer Linienarmee mit ſtehenden Rahmen von Offi-

zieren und Unteroffizieren als Waffenschule für die gesammte, durch körperliche Volkserziehung in Turnanstalten vorgebildete junge wehrhafte Mannschaft, — eine Landwehr, bestehend aus den ältern durch jene Waffenschule des Heers durchgegangenen Jahresklassen mit selbstgewählten Führern — ein Landsturm endlich, gebildet in Kriegszeiten aus sämmtlichen noch ältern waffenfähigen Männern zur Führung des Volkskriegs — diese einfache große Idee, geboren in der Begeisterung des drangvollsten Augenblicks, bewährt durch unermeßliche Erfolge trotz mangelhafter Ausführung, Grund- und Eckstein der mit soviel theurem Blute erkauften Hoffnung auf den Neubau volksthümlicher Freiheit, ward, eben weil sie dies letztere war, verworfen und verlassen in dem Augenblicke der abgewendeten, allein mit ihrer Hülfe glücklich abgewendeten Gefahr. Über ein Menschenalter lang ward aller Witz und alle Kraft dazu verwendet, das Volksheer wieder zur „Armee“, den bewaffneten Bürger wieder zum spezifischen Soldaten, das Kriegskleid des freien Bürgers und Vaterlandsvertheidigers zum „Rock des Königs“, seine Träger zu einem dem Bürgerthume starr entgegengesetzten, ihm übergeordneten Stande zu machen, zu einem Stande mit besonderer, feinerer und besserer Ehre als die Ehre des Bürgers, mit besondern Pflichten nicht gegen den Staat, sondern gegen die Person

des Königs, gegen den Thron, als deſſen Schutz und Stütze, als deſſen „letztes Bollwerk“ dieſer Stand gelten und ſich empfinden ſollte. Dieſelbe Anſicht, welche den Staat, dieſen lebensvollſten Organismus, nur als Staatsmaſchine aufzufaſſen wußte, machte ſich in noch viel höherem Grade bei dem Heerweſen geltend. Das Prinzip des blinden Gehorſams ward hinaufgeſchroben bis zu dem Jeſuitiſchen Grundſatze völliger geiſtiger Unterwerfung unter die perſönlichen Anſichten des königlichen Herrn. Ein Offizier kann und darf keine andern ſtaatlichen Anſichten haben als die ſeines Königs — dieſer Grundſatz ward unverhüllt als Forderung ausgeſprochen. Nur wer ſich dieſem Grundſatze unbedingt fügte, oder zu fügen heuchelte, war der Ehre werth, den „Rock des Königs“ zu tragen. Wer die freie Überzeugung für ſich in Anſpruch nahm, galt als gefährlich, als Feind der Monarchie, um ſo gefährlicher — der Urtheilsſpruch über den Lieutenant Anneke ſprach dies mit naiver Unbefangenheit aus — wenn ſtrenge Sittlichkeit, wiſſenſchaftliche Bildung und Energie des Charakters ſelbſt den Gegnern Achtung geboten.

Der Prinz von Preußen hatte vornehmlich in dieſem Geiſte auf das Heer eingewirkt. Als Generalkommandeur des Gardecorps vollendete er dieſe Schöpfung des Herzogs Karl von Meklenburg zum

Musterbilde soldatischer Abgeschlossenheit und junkerhaften Hochmuths. Von ihm gingen jene Bestrebungen aus, durch welche kurz vor der Revolution der letzte Rest von Volksthümlichkeit, welcher dem ursprünglich demokratischen Institute der Landwehr noch geblieben war, durch Besetzung der Führerstellen mit Offizieren der Linie, vernichtet werden sollte. Man nannte das: engeren Anschluß der Landwehr an die Linie. Das eigentliche Ziel aber war: den exclusiv soldatischen Geist an die Stelle des Volksgeistes zu setzen, das russische Prinzip des militairischen Absolutismus auch in Preußen zum herrschenden zu machen, dies Prinzip, das in dem Soldaten jede Spur des Bürgers, jede freie Regung, jeden Gedanken über Kaserne und Kamaschendienst hinaus unterdrückte. Mit einer solchen Waffe gerüstet glaubte der Prinz von Preußen den Absolutismus stark genug, jedes Freiheitsgelüsten der Nation nachdrücklich niederzuhalten, dessen Dasein ihm in den Berathungen des Vereinigten Landtags gefahrdrohend nahe getreten war.

Der Prinz von Preußen huldigte von ganzem Herzen diesem Absolutismus der Monarchie, wenn auch ohne die romantische Überschwänglichkeit, wie sie in der Thronrede seines königlichen Bruders vom April des Jahres 1847 so farbenbunt erstrahlte. Sein politisches Glaubensbekenntniß war von mehr

rationaliſtiſcher Nüchternheit. Gewöhnlich ſtumm und wortkarg, verfehlte er doch nicht, daſſelbe in den Sitzungen des Vereinigten Landtags mit hinlänglicher Deutlichkeit auszuſprechen. „Freiheiten und Rechte der Stände dürfen niemals auf Unkoſten der Freiheiten und Rechte der Krone gewährt werden“, das war auch ſein leitender Grundgedanke. Mit andern Worten: der reine Abſolutismus des unumſchränkten Königthums iſt und bleibt, trotz aller Patente, die Regierungsform der Preußiſchen Monarchie. Er ſprach es unumwunden aus, daß in der Herrenkurie, d. h. in der privilegirten Ariſtokratie, die Intereſſen des Throns ihre Hauptſtütze finden würden*). Dafür erklärte er ſich — denn eine Hand wäſcht die andere — „auf das allerbeſtimmteſte“ gegen die Aufhebung der adligen Patrimonialgerichte, und gegen die Antaſtung alles deſſen, was unter dem hochtönenden Namen „wohlerworbener, alter, angeſtammter Rechte“ begriffen wurde. Als die Verſammlung der drei Stände das Recht der „Zuſtimmung“ bei der Abänderung der ſtändiſchen Verfaſſung beanſpruchte, ſah er in ſolchem Anſpruche „eine neue Schmälerung der Rechte der Krone“, und ſprach der Verſammlung ſelbſt zur Stellung ſolchen Verlangens „auf das entſchiedenſte“ alle und jede Be-

*) Sitzung der Herrenkurie vom 20. April.

fugniß ab. Nur beirathend könnten die Stände in Preußen ſein, nicht beſchließend. Auch von einer regelmäßigen Wiederkehr der allgemeinen Ständeverſammlungen wollte er nichts wiſſen. Nur den Ausſchüſſen ſollte dieſelbe geſtattet werden können. Er liebte es, in ſeinen Reden immer den ſtärkſten Accent auf die königliche Machtvollkommenheit zu legen, deren „Befehle“ Geſetz, deren Verwilligungen „Gnaden“ ſeien. „Sollte Se. Majeſtät geruhen, auf unſere Bitte, auf unſern Wunſch eine Veränderung der Geſetze eintreten zu laſſen, ſo wird Allerhöchſtderſelbe befehlen, ob „der Rath der Verſammlung zu hören iſt oder nicht“. Dieſe Vertretung der reinen Willkür des monarchiſchen Abſolutismus war bedeutſam im Munde des Thronfolgers. Nicht minder war es die Rede, welche dem jedesmal regierenden Könige das Recht zuſchrieb: das Geſetz ſeines Vorgängers nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen auch dann auszulegen, wenn eine Interpretation durch den Geſetzgeber ſelbſt bereits vorhanden ſei. Damit erklärte der Prinz von Preußen einfach: daß der Nachfolger auf dem Preußiſchen Throne an kein Geſetz ſeines Vorgängers gebunden ſei. Er adoptirte die berufenen Worte jener königlichen Thronrede ſeines Bruders: „als Erbe einer ungeſchwächten Krone, welche ich meinen Nachfolgern ungeſchwächt bewahren will und muß,

weiß ich mich vollkommen frei von jeder Verpflichtung gegen Nichtausgeführtes.“ Das hieß in jenem Falle: von jeder Verpflichtung, ein Gesetz des Vorgängers auszuführen. Selbst die deutsch einheitlichen und bundes-reformatorischen Absichten Friedrich Wilhelms IV., von denen Herr v. Radowitz uns ausführlich berichtet, fanden, wie es scheint, in dem Prinzen von Preußen, wie der genannte vertraute Freund des Königs an mehreren Stellen seiner Schrift andeutet*), einen hartnäckigen Gegner, welchem alle solche Vorschläge als „unausführbare Fantasterein“ erschienen.

Sagen wir es mit einem Worte: der Prinz von Preußen zeigte sich auf dem Vereinigten Landtage des Jahres 1847 als starrer Vertreter des reinen Absolutismus. Das Patentgesetz vom 3. Februar war mit sein Werk, und dies Werk hatte keinen andern Zweck und konnte keinen andern haben, als den: die bisherige unumschränkte Macht der Krone durch ein Institut ständischer Vertretung, das in den Händen der Krone ein reines Werkzeug sein sollte, fester zu stützen und zu sichern.

Aber selbst dieses Werkzeug, zusammengesetzt nach dem Willen, berechnet bis in seinen innersten Orga-

*) Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. S. 31. 21.

nismus auf die Zwecke und Absichten des Absolutismus — wandte sich in seinen letzten Resultaten gegen den, der es geschaffen. Der lebendige Geist der Gegenwart war stärker, als der heraufbeschworne Schatten einer von der Zeit gerichteten Vergangenheit. Denn: nur der Lebende hat Recht.

Der Prinz von Preußen war aber nicht nur der Vertreter des reinen Absolutismus, des ächten, alten „Königthums von Gottes Gnaden", nicht nur der Aufrechthalter und Schützer des starren Soldatenkastengeistes und des Kamaschenritterthums der Zeit Friedrich Wilhelms III. Er war auch der Freund des ächtaristokratischen Junkerthums, dessen Blicke sich zu ihm, wie zu ihrem Schirm und Hort emporrichteten. Mit seiner Hülfe hatte Fürst Felix Lichnowsky, die Blume dieses ultra-royalistischen und legitimistischen Kavalierthums, seinen Kreuzzug zu Gunsten des spanischen Prätendenten Don Carlos und seiner Pfaffen unternommen. Ihm widmete derselbe die Ilias seiner „Erinnerungen" aus den Jahren 1837—1839, als dem „Muster und Vorbilde", dem „Erlauchten Gönner, dessen hehre ritterliche Gestalt einer Oriflamme gleich, ihm in allen Kämpfen und Gefahren vorgeschwebt habe."

Als einen solchen fand die Revolution des Jahres 1848 den Prinzen von Preußen.

Sie fand ihn an der Seite eines in seinem Innersten schwankenden Herrschers, umgeben von einem servilen, vom Geiste des reinsten Absolutismus beseelten Ministeriums, an der Spitze eines starken, ein Menschenalter lang zum blinden Gehorsam dressirten Heeres, fest überzeugt von der Gerechtigkeit seiner Sache, und nur zu sehr geneigt, sie mit allem Trotze eines mittelmäßigen Kopfes und hartnäckigen Charakters gegen jeden Angriff „rebellischer" Neuerung zu verfechten. Von einem solchen Manne zu verlangen, daß er anders hätte handeln sollen, als er gehandelt hat, zu fordern, daß er Strebungen nachgebe, die er als verderblich, als Verrath am Heiligsten seiner Ueberzeugung von Herzen verabscheuen mußte, heißt das Unmögliche verlangen. Niemand kann über seinen Schatten springen. Die Idee der unbeschränkten, von Gott selbst verliehenen, heiligen Königsgewalt, war der Schatten des Prinzen von Preußen. Sie war ihm ein Dogma, ein Glaubensartikel, ihre Gegner Ketzer, im Sinne des katholischen Prinzips. Nur wenn es unmöglich ist, die Ketzer zu vernichten, mag man mit ihnen unterhandeln — aber mit dem stillen Vorbehalten ihrer Nichtanerkennung. Denn das römische

haereticis non est servanda fides!

ist auch der Wahlspruch des politischen Absolutismus. Das lehrt die Geschichte auf allen Blättern.

Kein vernünftiger Mensch kann daran zweifeln, welche Partie ein Mann wie der Prinz von Preußen ergreifen mußte, als die Meereswellen der revolutionairen Bewegung um die Mitte des März endlich auch gegen die Hauptstadt des Preußischen Reichs, das letzte Bollwerk des Absolutismus in Deutschland, heranspülten. Die Adressen, die Petitionen, die Volksversammlungen, die lebendigere Bewegung des Volks der Hauptstadt — was konnte in dem Allen ein Mann von seinen Ansichten und Ueberzeugungen anders erblicken, als strafbare Rebellionsversuche, welche niederzuhalten Recht, Pflicht und Ehre der Krone geboten? Es heißt den Prinzen nicht nach seiner Ehre behandeln, wenn man ihm eine andere Gesinnung unterlegt.

Er ist seiner Ueberzeugung treu geblieben bis zum letzten Augenblicke. Als die Schwäche seines Bruders den Sieg seines Prinzips zur Niederlage verkehrte — hat er den Staub der rebellischen Hauptstadt von seinen Füßen geschüttelt, und ist freiwillig in die Verbannung gegangen. Als ihn der Befehl des Königs zurückberief, hat er diesem Befehle gehorsamt. Aber er hat sich nicht dazu erniedrigt, mit einem einzigen Worte die politischen Ansichten und Ueberzeugungen seines Lebens zu widerrufen. Er hat mit keinem einzigen Worte — obschon das Ministerium Camphausen

dieſe Erwartung deutlich genug ausſprach — erklärt, daß er die neue Bahn „des konſtitutionellen Königthums auf breiteſter demokratiſcher Grundlage“ aus eigener freier Ueberzeugung einſchlage, und ſeine frühere, ihr entgegengeſetzte Anſicht als einen Irrthum erkannt habe. Das Einzige, wozu er ſich verſtand, war die Erklärung, welche er in ſeiner bekannten Rede im Saale der Nationalverſammlung abgab: daß er dem Willen ſeines Königs, der für Preußen jetzt die Bahn der konſtitutionellen Monarchie vorgezeichnet habe, gehorſamen werde. So rettete er ſelbſt hier noch ſein Prinzip. Der „erſte Unterthan“ erkannte nur den „Willen des Königs“ als ſein Geſetz an, der „erſte Soldat der Armee“ hatte für jede Ordre, auch für die ſeiner eignen Ueberzeugung widerſtreitende nur eine Antwort, das ſoldatiſche: „zu Befehl!“

Kapitel III.

Die ersten Eindrücke der französischen Februarrevolution.

Die verderbenschwangere Wetterwolke der französischen Februarrevolution schwebte schon dräuend über dem Haupte der Europäischen Kabinetspolitik, als dieselbe noch weit entfernt, auch nur ihr Heranziehen zu ahnen, ganz andern Sorgen hingegeben war.

Die Festigkeit des Gebäudes, welches der allbewunderte Friedensnapoleon seit 17 Jahren in Frankreich errichtet, galt ihr, inmitten der bastillenumgürteten Hauptstadt Frankreichs, für ausreichend gesichert. Nur an Louis Philipp's Tod knüpften sich dunkle Befürchtungen einer Störung des allgemeinen Weltfriedens. In der Schweiz freilich hatte die Kabinetspolitik eine unheilbare Niederlage erlitten. Italiens Zustände gestalteten sich immer drohender. Hier galt es einzubringen, was man dort versäumt hatte. Das bedrohte und bedrängte Oestreich forderte Hülfe von dem Absolutismus Preu-

ßens und Rußlands. Sie ward ihm zugesagt für den Fall eines Angriffs. Sobald Oestreich gezwungen werden sollte, in Italien das Schwert zu ziehen, würde ein russisches Heer Polen überwachen, ein preußisches die Erhaltung der Ruhe in Deutschland sicher stellen. Schon längere Zeit hindurch sprachen Gerüchte in den deutschen Zeitungen von preußischen Kriegsrüstungen. Noch am 28. Februar widersprach die Allg. Preuß. Zeitung denselben, aber auf eine Weise, der man es ansah, daß gewisse Thatsachen, die auf eine solche hindeuteten, nicht wegzuläugnen waren. Schon zu Ende des Januar hatten Zeitungsnachrichten von Vereinbarungen der großen Mächte und von militairischen Vorbereitungen gemeldet, welche getroffen worden, um gewissen Eventualitäten zu begegnen, die aus einem als nahe bevorstehend angesehenen großen Ereignisse in Frankreich folgen könnten. Dann aber blieb längere Zeit wieder alles still.

Schon hatten die Zeitungen Guizots Sturz gemeldet, und die unvollständigen Nachrichten von dem Beginne der Pariser Revolution vermehrten die Besorgnisse vor einer drohenden Zukunft. Wie immer bisher so drängte auch jetzt die Theilnahme an den Vorgängen des Auslandes in Berlin das Interesse an den einheimischen Angelegenheiten in den Hintergrund. Aber Eins stand auch hier bei allen

Einſichtigen feſt: mit Guizots Falle werde das ganze bisherige Syſtem Louis Philipps zuſammenſtürzen und den bisherigen Zuſtand Europas unter ſeinen Trümmern begraben.

Die Erfüllung dieſer Befürchtungen folgte Schlag auf Schlag mit Blitzesſchnelle. Der Sturz Guizots, die Abdikation Louis Philipps zu Gunſten ſeines Enkels und die Regentſchaft der Herzogin von Orleans — ſoweit ging die öffentliche Meinung noch mit der Bewegung. Die Verwerfung aber des letzteren Auskunftsmittels, die Bildung einer proviſoriſchen Regierung, mit dem „ouvrier" Albert in ihrer Mitte, die Republik endlich, welche in voller Waffenrüſtung aus dem Haupte Frankreichs emporſprang, verwandelte im erſten Augenblicke bei der großen Maſſe der preußiſchen und deutſchen Liberalen die jubelnde Zuſtimmung in bange Befürchtung. Eine ſoziale Umwälzung mit allen ihren Schrecken, ein Revolutionskrieg im Innern, der endlich nach Außen ſeine Ableitung ſuchen werde, ſchienen unvermeidlich. Ganz Berlin theilte dieſe Anſchauung. Die Rheingränze, ganz Deutſchland erſchienen bedroht, ſchnelle Waffenrüſtung von der Nothwendigkeit geboten, der Krieg unabwendbar.

Der Hof, welcher auf die erſte Kunde von Louis Philipps Thronentſagung ſich mit dem: „durch Barrikaden erhoben, durch Barrikaden geſtürzt!"

über dieſe Thatſache hinweggeſetzt hatte, — der bewunderte Friedensnapoleon war ja doch immer kein legitimer Herrſcher von Gottes Gnaden, — gerieth in die höchſte Beſtürzung. Anfänglich glaubte man die weitern Ereigniſſe nicht. Man hielt die ſich überſtürzenden Nachrichten für übertrieben; — wer hätte es nicht gethan! Ein General bemerkte, man habe in Paris 300 Kanonen, damit laſſe ſich wohl die Ruhe erhalten. „Seit der Revolution in Palermo traue ich nicht mehr auf die Macht der Kanonen", verſetzte der König. Er hatte nur allzu wahr geſprochen!

Am Abend deſſelben Tages erfolgte die Beſtätigung der für unglaublich gehaltenen Nachrichten. Die Wahrheit ließ hier einmal ſelbſt das Gerücht hinter ſich. Die Flucht des Königs, der Sturz der Dynaſtie, die Vernichtung des Monarchismus, die Verkündigung der Republik — das war innerhalb weniger Stunden die Wahrheit der Charte geworden, die der gekrönte Jeſuit ſiebzehn Jahre lang zur Lüge gemacht hatte. Der Prinz von Preußen war im Theater, als die Nachricht anlangte. Man bemerkte eine Bewegung und Verwirrung in der königlichen Loge, die nach einigen Minuten verlaſſen war.

Das erſte Lebenszeichen, welches die preußiſche Regierung über die franzöſiſche Februarrevolution von

sich gab, war der leitende Artikel der Preuß. Staatszeitung vom 1. März über oder vielmehr gegen jene Revolution.

Sie erkannte in derselben als die einzigen „Fäden“ dessen, was sie „schnelle Verwandlung der Scene“ nannte, nur „Untreue und rohe Gewalt.“ Sie deutete die Hoffnung an, daß „ein treubleibender Theil der französischen Nation einen Führer finden werde“, um die Revolution zu bekämpfen. Sie lebte der „Zuversicht“, das erregte Deutschland werde sich spiegeln an dem französischen Unheil und zur Besonnenheit kommend umkehren auf der leichtsinnig betretenen Bahn. Sie sprach es aus, daß Preußen und seine Bundesgenossen „keine Verletzung der Verträge dulden würden, welche den Europäischen Frieden seit länger als dreißig Jahren getragen“, — und bedachte nicht, daß diese Verträge bereits an allen Ecken und Enden angebrochen und durchlöchert waren, ehe der Gallische Hahn zum drittenmal gekräht hatte. Sie stützte sich dabei, mit ausdrücklicher Bezugnahme auf die Worte der preußischen Thronrede vom April 1847, auf „die unerreichte Wehrverfassung“ Preußens.

An demselben Tage erließ der Bundestag sein Vertrauensvotum an die deutsche Nation, und Berliner Blätter wagten es auszusprechen, daß Gewäh-

rung der Preßfreiheit das erste und nothwendigste thatsächliche Zeichen dieses Vertrauens sein müsse.

Die Antwort darauf war eine Erklärung des Königs an das Staatsministerium (12. März), in welcher es hieß: zufolge der Bundesbeschlüsse vom 3. März sei Er zwar nicht mehr gehindert, „Censurfreiheit unter den nöthigen Garantien“ sofort in Preußen einzuführen; Er werde aber davon zurückgehalten durch den dringenden Wunsch, ein gemeinsames deutsches Bundesrecht in dieser Angelegenheit zu erstreben“.

Diese hinterhaltige und augenscheinlich abweisende Erklärung ward in einem Augenblicke gegeben, wo bereits in allen deutschen Ländern rings um Preußen die Censur aufgehoben und Preßfreiheit gewährt worden war. Diese Erklärung umging selbst den Namen der Preßfreiheit, und schwärzte dafür die „Censurfreiheit unter den nöthigen Garantien“ ein.

Mit der französischen Revolution und dem Sturze Louis Philipps war allen Patrioten in Preußen gleichsam ein Stein vom Herzen gefallen. Ein jeder ahnte, daß man sich am Anfange einer neuen Weltepoche befinde, daß für Preußen ein Stehenbleiben inmitten der allgemeinen Freiheitsbewegung, die mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens durch alle Glieder des vielgetheilten Deutschlands

zuckte, unmöglich sei. Die einzige politische Institution — oder vielmehr der schwache Keim einer solchen, welche in Preußen als Handhabe dienen konnte, um sich der Bewegung zu bemächtigen, und die Reformentwicklung an die Stelle der zu befürchtenden Revolution zu setzen, war der Vereinigte Landtag.

Mit dem sichern Instinkte des Nothwendigen, der in ihm ruht, ergriff das Volk in Preußen diesen Gedanken. Ohne freie Presse, ohne Assoziationsrecht, ohne jedes gesetzliche Mittel seiner Willensbethätigung ergriff es diesen einzigen Anhaltpunkt, und der Ruf nach sofortiger Versammlung der Reichsstände war der erste, der sich in ganz Preußen erhob.

Die Völker sind am wenigsten begierig nach Revolutionen. Sie wissen, daß jede gewaltsame Umwälzung auf ihre Kosten geschieht. „Die Völker", schrieb im Jahre 1847 der Pater Ventura, Italiens genialster Politiker, an den Bischof von Digne, Monseigneur Sibour — „die Völker wissen sehr wohl, was das sagen will: eine Revolution. Sie nehmen gewiß die Freiheit lieber von ihren Fürsten, als aus den blutigen Händen der Empörung und Anarchie". — Kein Volk aber wollte die Revolution weniger als das preußische, keine Hauptstadt hatte weniger Neigung für eine gewaltsame Umgestaltung der Staatsverhältnisse als Berlin. Es

war dem Hochmuthe der absolutistischen Verblendung vorbehalten, beide zu dem zu zwingen, was sie von Herzen verabscheuten.

Sofortige Einberufung des alten Vereinigten Landtags! Wie rührend bescheiden war diese Forderung! Wie war sie selbst von dem eignen Interesse der herrschenden Partei geboten! Aber selbst diese bescheidne Forderung ward nicht gewährt, diese von dem eignen Interesse gebotene Maßregel ward nicht ergriffen. Erst am Schlusse der zweiten Märzwoche, in einer Zeit, wo die einzelnen Tage zu Jahren wurden, wo jede versäumte Stunde unersetzliche Verluste in sich schloß, erst da (14. März) erschien das Patent, welches den Vereinigten Landtag auf den — 27. April einberief. Die Verkündigung der Periodizität des Vereinigten Landtags war allgemein in den ersten Tagen des März erwartet. Jetzt hielt man den bereits gefaßten Beschluß zurück, aus Furcht furchtsam zu erscheinen. „Nur jetzt keine Konzessionen!“ war das Feldgeschrei der Partei, welcher allein das Ohr des Königs offen stand, und die in der Regierungspresse das Volk unaufhörlich ermahnte, mit seinen Wünschen geduldig zu warten, bis es sich herausgestellt haben werde, ob Krieg oder Friede mit dem Auslande die Losung sei, und sie erst dann an den Stufen des Throns niederzulegen.“

Noch waren die Ausschüsse des Verein. Landtags in Berlin versammelt. Man erwartete, daß sie sich wenigstens dazu ermannen würden, die Wünsche des Landes an den Thron zu bringen. Vergebliche Hoffnung! Doch schien eine dunkle Ahnung von dem, was bevorstand, diese Versammlung zu erfassen, als sie sich in ihren letzten Sitzungen dazu erhob, das unwürdige Richtergesetz vom Jahre 1844 aufzuheben, und zugleich die Gültigkeit des berathenen Strafgesetzentwurfs von der Annahme durch den Verein. Landtag abhängig zu machen.

In den ersten acht Tagen des März bot indessen die Preußische Hauptstadt, trotz aller Aufregung über die Pariser Vorgänge, doch noch ein Bild verhältnißmäßig großer Ruhe dar, wenn man damit die Bewegung verglich, welche sich in den äußersten, westlichen und östlichen Provinzen, und vollends in den übrigen, namentlich in den südlichen Theilen Deutschlands immer weiter und tiefer verbreitete. Die Versammlung der Verein. Ausschüsse tagte ruhig weiter über ihre drakonischen Strafgesetze. Die „Carnevals-“ und „Hutvereine“ hielten ihre harmlosen Sitzungen. Die Stadtverordneten beriethen über Straßenreinigung und über Cultur desselben „Friedrichshains“, der nach wenigen Wochen die Leichen der Berliner Barrikadenkämpfer aufnehmen sollte! Die Fremden- und Paßpolizei wurde durch

Herrn von Minutoli verschärft. Broschüren mit der Erzählung der Pariser Februarrevolution von Unterbeamten der Polizei konfiszirt, und der Berliner Pfahlbürger kannegiesserte in gewohnter Weise hinter dem Weißbiertische über die Umwälzungen in der Welt da draußen. Niemand ahnte auch nur von fern die Möglichkeit, daß Aehnliches auch daheim geschehen könne.

In der Rheinprovinz begann die Bewegung zuerst. Am 3. März eröffneten einige Mitglieder der Opposition des entlassenen Verein. Landtags dem Oberpräsidenten der Provinz, Herrn Eichmann, ihre Ansichten über die Lage des Landes und die Wünsche des Volks in sehr gemäßigter Weise. Petitionen aus fast allen größeren Städten des Reichs, selbst aus Stettin, dieser „Hauptstadt der Preußischen Vendee", forderten ein deutsches Parlament, wahrhafte Vertretung des Preußischen Volks mit beschließender Stimme bei der gesammten Gesetzgebung, Bürgerbewaffnung, Gleichstellung aller Kulte in politischen Rechten, Geschwornengerichte, Preßfreiheit und freies Assoziationsrecht. Nur Berlin schwieg noch immer. Der König aber ließ keine der an ihn abgesendeten Deputationen vor sich. „Ich weiß, was ich zu thun habe, und lasse mir keine Vorschriften machen!" lautete die Antwort auf diese und ähnliche Vorstellungen und Demonstrationen.

Wäre der erste Theil jener Antwort eben so wahr gewesen als der zweite — schwerlich hätte Berlin den 18. März gesehen.

Die national-freiheitliche Bewegung hatte sich durch alle Provinzen verbreitet, und Berlin, das noch immer schwieg, erschien gleichsam wie eine friedliche Insel inmitten eines reißenden Stromes. Berlin und die Marken frei zu bewahren von der ansteckenden Seuche der Revolution, das erschien jetzt als die erste Aufgabe des Absolutismus. Dazu glaubte man sich in Berlin selbst stark genug, in Mitten einer Streitmacht von drei Infanterie- und drei Gavallerieregimentern, einer Artilleriebrigade, einer Jägerabtheilung, einer Pionnierabtheilung und zwei einzelnen Eskadronen, lauter erlesene Truppen, der Kern der Preußischen Jugend, durch Kasernirung streng vom Volke abgeschlossen, geführt von unbedingt ergebnen, meist adligen, allen neueren Freiheitsideen feindlichen Offizieren. Eine gleiche Militairmacht barg die nahe Kasernenstadt Potsdam in ihren Mauern, und in Stettin, das durch die Eisenbahn nur vier Stunden weit von Berlin entfernt ist, stand der treue Wrangel bereit, mit dem Pommerschen Armeekorps auf den ersten Wink herbeizueilen. So gesichert glaubte man in großartiger Ruhe den Lauf der Dinge abwarten zu können, vorbereitet und entschlossen jeden Versuch einer etwaigen

Bewegung in der Hauptstadt selbst mit der Gewalt der Waffen im Entstehen niederzuschmettern. Seit dem 29. Februar waren in den Kasernen scharfe Patronen in ungewöhnlicher Anzahl angehäuft, und der Befehl ertheilt, sich täglich Abends von 6 Uhr ab zum Ausrücken bereit zu halten. Seit der ersten Volksversammlung unter den Zelten (9. März) bis zum Ende des Kampfes standen die Soldaten allstündlich marschfertig Tag und Nacht in den Kasernen unter den Waffen. Schon am 5. März berichteten Zeitungen von Maueranschlägen, welche die Soldaten aufforderten, nicht auf ihre wehrlosen Mitbürger zu schießen.

Das nächste Ziel des Absolutismus war Zeit zu gewinnen. „Zeit gewonnen, Alles gewonnen", hieß es im Berliner Königsschlosse. Man bedachte nicht den zweischneidigen Sinn des Spruchs, der zugleich heißt: „Zeit verloren, Alles verloren". Man wollte Zeit gewinnen, und verlor die rechte Zeit.

Zu dem Ende suchte man die öffentliche Aufmerksamkeit von den innern Angelegenheiten ab- und auf die äußern hinzulenken. Krieg oder Friede mit Frankreich, das war die Parole des Tags. Die Rüstungen, das Zusammenziehen von Truppen, das Einberufen der Reserven, das Wort des Prinzen von Preußen vom „baldigen Wiedersehn auf dem

Felde der Ehre", mit dem er sich zur Abreise nach dem Rhein von den Offizieren der Garde verabschiedete — dies Alles, begleitet von dem Sinken der Staatspapiere und Aktien, dem um sich greifenden Mißtrauen gegen die Geldinstitute des Staats und der Stadt, gegen fremdes, d. h. nicht preußisches Papiergeld, erregte überall in der Hauptstadt Sorge und Bestürzung, welche von der Spekulation ausgebeutet und vermehrt wurden. Daneben empfahl die Regierungspresse als Universalmittel: sich treu um den König zu schaaren, und mit allen Wünschen und Bitten, wie es in einem Berliner Zeitungsartikel hieß, so lange geduldig zurückzuhalten, bis „die Ruhe wieder hergestellt sein werde". „Ein sofortiges Eingehen auf solche Wünsche", hieß es in der Sprache der Camarilla, „sei schon darum unmöglich, weil dies dem Auslande gegenüber den Schein gewähren könne, als bestehe in Preußen nicht mehr die weltbekannte und von Europa bewunderte Eintracht zwischen Fürst und Volk". Also dachte, sprach und schrieb die Berliner Regierungspresse noch in der zweiten Märzwoche des Jahres 1848.

Das dritte und letzte Hauptziel des Preußischen Hofabsolutismus war: sich im Bunde mit Metternich und Oestreich an der Stelle des im Todeskampfe liegenden deutschen Bundes der deutschen Bewegung und ihrer Leitung zu bemächtigen, ehe ein revolu-

tionärer Congreß, ein Parlament von Männern des Volks dieselbe in seine Hand nähme. Am fünften März reiste Herr v. Radowitz von Berlin nach Wien. Sein Auftrag ist später durch ihn selbst*) bekannt geworden. Wir kommen weiterhin darauf zurück.

Allmälig bemächtigte sich auch in Berlin der Menschen ein dunkles Gefühl: daß etwas geschehen müsse, um den König über die Stimmung des Volkes auch in seiner Hauptstadt aufzuklären. Mit jener beispiellosen Zähigkeit der angestammten Treue hielt nämlich das Volk immer noch fest an dem Glauben vom übelberathenen Könige. Acht Jahre fortwährender Enttäuschungen hatten nicht hingereicht, ihm diesen Glauben zu nehmen. Die Thronrede des Königs hatte vergebens der Idee des freien Staates den Fehdehandschuh ins Gesicht geschleudert, und das schwarzweiße Banner des reinen Absolutismus als das Panier aufgepflanzt, unter welchem das Geschlecht der Hohenzollern leben und sterben wolle. Man hielt die mit der Muttermilch eingesogenen Ueberzeugungen eines ganzen Menschenlebens für die wandelbaren Einflüsterungen einzelner Rathgeber. Man vergaß oder übersah den innigen Zusammenhang jener politischen Über-

*) S. d. Schrift: „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV."

zeugungen mit dem religiösen Glauben des Monarchen. Man hoffte auf das gute Herz, auf das sanguinisch wankelmüthige Temperament des Königs. Was hofft ein Volk nicht am Vorabende einer Revolution!

Kapitel IV.

Die Vorspiele der Revolution.

„Der König ist falsch unterrichtet, er muß besser unterrichtet werden. Sprechen wir zu ihm, wir, seine Berliner, die Bürger seiner Vaterstadt, die Treusten seiner Treuen!“ Das war die Losung am Ende der ersten Märzwoche unter dem politisch-mündigen Theile der Bevölkerung von Berlin.

Der Magistrat von Berlin hatte zu solchem Aussprechen die nächste Pflicht, aber er erfüllte sie nicht. Der Antrag dreier Mitglieder, der Stadträthe Duncker, Schulz und Gärtner, in einer Petition den König anzugehen: die vereinigten Landstände zusammen zu berufen, Freiheit der Presse und gleiche Berechtigung der Konfessionen zu gewähren, ward nach lebhafter Debatte (7. März) mit 9 gegen 18 Stimmen abgelehnt. Der Oberbürgermeister Krausnick beschwor die Versammlung, der Weisheit des Königs und seiner Minister zu vertrauen und die schwierige Lage beider nicht noch durch dergleichen Petitionen zu vermehren, „in welchen der Beginn des Umstur-

zes aller gesellschaftlichen Ordnung liege.“ Und auf die neuesten Vorgänge in Frankreich anspielend, rief er mit Abscheu aus: „er seiner Seits habe keine Lust, in einer provisorischen Regierung Platz zu nehmen.“ Am Tage zuvor hatte ihn der König um die Stimmung der Hauptstadt befragt: „Befürchten Sie Unruhen?“ fragte der König. „Nicht im mindesten!“ versetzte der servile Oberbürgermeister; „übrigens erinnere ich Ew. Majestät an die Berliner Revolution von 1830, welche wegen Krankheit des Polizeipräsidenten abbestellt wurde.“ Der König lachte über den Berliner Witz, und die Sache war abgethan.

Was im Magistrate mißlungen war, nahmen jetzt die Stadtverordneten in die Hand. Eine Anzahl Bürger, nur fünfzig an der Zahl — denn alle größeren Verbindungen waren durch die strengen Verbote unmöglich — übergab dem Vorsteher der Stadtverordneten eine Petition ähnlichen Inhalts an den König. Berufung der Reichsstände, Aenderung des Wahlgesetzes, Preßfreiheit, Geschwornengerichte und Hinwirkung auf eine Vertretung des deutschen Volks am Bundestage, wurden darin von der Gnade des Königs in der ehrerbietigsten Weise erfleht. Der Zudrang zu den Verhandlungen (9. März) war außerordentlich, Versammlungssaal und Vorflur mit zuhörenden Bürgern gefüllt, ja selbst auf den

Treppen und auf der Straße vor dem Kölnischen Rathhause standen Schaaren, welche die Entscheidung gespannten Geistes abwarteten. Die Petition ward angenommen und ihre Ueberreichung, da der Magistrat beharrlich jede Theilnahme verweigerte, durch eine Deputation der Stadtverordneten allein beschlossen. Ein Antrag auf Errichtung einer bewaffneten Bürgerwehr ward indessen durch die servile Partei, unter Anführung des Stadtverordnetenvorstehers Fournier abgelehnt. Selbst die Petition fand leidenschaftlichen Widerspruch. Der Hohenstaufen-Historiker, Herr von Raumer, widersetzte sich diesem revolutionären Akte aus allen Kräften. Solcher Art waren die gelehrten und berühmten Preußischen Liberalen der letzten zwanzig Jahre! Während diese Petition von den Stadtverordneten der Berliner Bürgerschaft beschlossen war, wurden auch von Privaten Adressen gleichen Inhalts an öffentlichen Orten ausgelegt und unterschrieben, ohne daß die Polizei hindernd eingetreten wäre. Wohl aber eröffnete der Polizeipräsident einer solchen Gesellschaft persönlich, daß sie nur durch die Post ihre Adresse an den König gelangen lassen dürfe. Doch versprach er selbst für richtige Beförderung zu sorgen, wobei er zugleich Andeutungen gab, daß die Gewährung der Preßfreiheit in naher Aussicht stehe. Während dessen strich die Censur einen stenographischen Bericht

über die öffentliche Sitzung der Stadtverordneten in einem Berliner Blatte.

Die Bewegung dehnte sich in immer weiteren Ringen aus. Der neunte März sah in Berlin die erste politische Volksversammlung.

„Unter den Zelten" heißt ein großer freier Platz des Thiergartens in der Nähe einiger Tanz- und Kaffeehäuser. Hier versammelten sich unmittelbar nach dem Schlusse der Stadtverordnetensitzung diejenigen Männer, welche eine Adresse einzelner Bürger an den König eingeleitet hatten. Die Versammlung war nicht viel über tausend Köpfe stark. Es ward beschlossen, die berathene Adresse der Deputation der Stadtverordneten zu übergeben, da die Polizei jeden andern Weg directer Ueberreichung untersagt hatte. Die Verhandlungen waren ernst und würdig, die Reden, meist von jungen Männern der gebildeten Klasse gehalten, athmeten den Geist der Ordnung und Gesetzlichkeit. Die Adresse, welche zur Unterschrift cirkulirte, sprach keine andren Bitten aus, als die zum Theil bereits in den meisten deutschen Ländern gewährten: Freiheit des Worts und der Presse, freies Versammlungsrecht, Amnestie für Preßvergehen, politische Gleichstellung der Confessionen, Verminderung des stehenden Heeres, deutsche Volksvertretung und Einberufung des Vereinigten Landtags. Man vermißte sogar in derselben die

Forderung der Ministerverantwortlichkeit. Die Polizei, welche in Civilkleidung die Versammlung überwachte, fand keinen Grund gegen dieselbe einzuschreiten. Die Sammlung von Unterschriften dauerte noch am folgenden Tage fort, und zugleich wurde bekannt, daß eine zweite „Volksversammlung“ am 11. März stattfinden sollte.

Auch die akademische Jugend in Berlin regte sich. Etwa 700 Studenten richteten an den Senat der Universität die Bitte, sich Namens der letzteren an die Adresse der Stadtverordneten anzuschließen indem sie zugleich die Forderung wahrhafter Lehrfreiheit für die Wissenschaft hinzufügten.

Wider Erwarten empfing diesmal der König selbst (14. März) die mit Ueberreichung der Adresse beauftragte Deputation der Vertreter der Stadt Aber die Antwort, welche er derselben ertheilte, war wenig geeignet, selbst den Erwartungen der Mäßigsten zu genügen. Er entschuldigte in romantisch-patriarchalischem Tone die „Erregung“, welche zu dem Schritte einer solchen Adresse geführt: „wenn es rings umher koche und siede, dürfe man freilich nicht erwarten, daß in Berlin allein die Stimmung unter dem Gefrierpunkte stehe.“ Er verspottete das ganze Adressenwesen — über das er auch in der bekannten Thronrede so abfällig sich ausgelassen hatte — durch die Wendung: Er könne nicht, wie

das in andern (constitutionellen!) Ländern Sitte sei, auf die Adresse in wohl stylisirter Rede antworten; nur im Conversationstone wolle Er einige Worte erwidern. Diese Erwiderung enthielt nun im Wesentlichen Folgendes: „Das Berufungspatent des Landtags sei bereits vollzogen. Die anderen Bitten könnten nur durch den (alten, berathenden) Landtag ihre Lösung erhalten. Die allmälige Entwickelung dürfe nicht beschleunigt werden, das hieße die Dinge auf den Kopf stellen. Die gute alte deutsche Ordnung dürfe nicht unbeachtet bleiben. Die Gliederung der Stände sei deutsch, wer dagegen anstrebe, setze sich Gefahren aus. Ebenso der Besitz als althergebrachte Grundlage der Standschaft. Was Deutschland betreffe, so liege dessen Schicksal nicht in seiner Hand."

Diese Antwort, in welcher nur ein serviler Magistrat von Berlin ein neues Pfand der königlichen Huld und Gnade mit Thränen der Rührung verehren mochte *) — schlug alle Hoffnungen der ächten

*) Es verdient dem Andenken aufbewahrt zu werden, wie sich über die Antwort des Königs der Oberbürgermeister und Magistrat von Berlin in offener Ansprache an die Berliner Bürgerschaft äußerten. „Sie zweifelten nicht," so hieß es in der Bekanntmachung, „daß dieselbe Begeisterung ihre Mitbürger ergreifen werde, von welchen sie (der Magistrat) selbst

Patrioten darnieder. Sie erweckte fern und nah ein Gefühl des Unmuths und der Trauer. Des Unmuths, daß zu Männern, welche wußten, was sie wollten, gesprochen ward, wie zu unmündigen Schulknaben; der Trauer, über die immer mehr sich verdüsternde Aussicht auf friedliche Lösung durch ehrliche und vollständige Anerkennung der dem Volke so lange vorenthaltenen Rechte.

Berufung der alten vereinigten Landstände auf den 27. April, welche einen Aufschub von beinahe sieben Wochen in Aussicht stellte, in einer Zeit, wo die Tage zu Jahren wurden — und die Aussicht auf ein mit dem Bundestage zu vereinbarendes Preßgesetz: — das waren, nebst einer vierjährigen Periodicität des alten Landtags, die einzigen Concessionen, zu welchen sich endlich der Preußische Absolutismus in dem Drange der Umstände verstanden hatte. Denn noch hoffte man im Schlosse zu Berlin mit Hülfe Oestereichs und gestützt auf den Nachhalt der russischen Bajonette, der deutschen Bewegung Meister zu werden. Die Allg. Preuß. Zeitung veröffentlichte diese Hoff-

---

ergriffen worden, als sie ihnen Kunde brachten von dem großen, erhabenen, ja **heiligen** Augenblicke, in welchem das Herz unsers theuren Königs die Herzen der Bürger Seiner treuen Vaterstadt so mächtig bewegt hatte!!" — Man glaubt ein Kapitel aus Tacitus Annalen zu lesen.

nung an demselben Tage, an welchem Friedrich Wilhelm IV. der Berliner Deputation jene Antwort ertheilte:

„Oesterreich und Preußen haben ihre deutschen Bundesgenossen ersucht, sich mit ihnen ungesäumt zu einer umfassenden Berathung alles dessen zu vereinigen, was unter den gegebenen Umständen das Wohl Deutschlands erheischt. Diese Versammlung wird am 25. März in Dresden eröffnet werden. Beide Regierungen (d. h. Metternich und Bodelschwingh-Eichhorn) hegen die Erwartung, daß es auf diesem geordneten Wege gelingen werde, den wohlbegründeten nationalen Bedürfnissen zu entsprechen, und diejenigen Institutionen zu sichern (nicht: zu gründen!) durch welche Deutschland gekräftigt und erhoben, dem Auslande gegenüber in der ihm gebührenden Stellung unter den Europäischen Nationen befestigt werde." Eine nachdrückliche Drohung gegen anderweitige Versuche, die „bestehende rechtliche Ordnung in Deutschland zu verändern", schloß das merkwürdige Manifest.

Das bestürzte Deutschland staunte. Die Zumuthung von den „Regierungen Österreichs und Preußens" d. h. von dem Systeme Metternich-Bodelschwingh-Eichhorn das Heil seiner Zukunft zu erwarten, war selbst den Gläubigsten und Loyalsten allzu stark. Wunderbares Spiel des Schicksals!

An demselben Tage, welcher diese Verkündigung brachte, ward in Wien das Metternich'sche System durch eine Revolution gestürzt, von deren Möglichkeit Niemand eine Ahnung gehabt hatte!

Bis zum 14. März lag Deutschlands Schicksal in Friedrich Wilhelms IV. Hand. Ganz Deutschland bot ihm die Kaiserkrone des deutschen Reichs für ein einziges Wort. Er sprach es nicht aus, und als er es aussprach, war es — zu spät.

Eine erbitterte Stimmung richtete sich von allen Seiten gegen die Rathgeber des Königs, denen man die gegenwärtige Haltung Preußens zuschrieb. Die perfide Hinausschiebung der Preßgesetzgebung, die Abweisung aller Petitionen und Adressen, die weithinausgezauderte Einberufung der Stände mit der kläglichen Bewilligung einer vierjährigen Periodizität, das Frontmachen gegen die deutsche Bewegung im Bunde mit Metternich, das drohende Rüsten gegen Frankreich, die militairischen Anstalten im Innern der Hauptstadt, welche keinen Zweifel daran ließen, „daß man fest gewillt sei, bei der geringsten Bewegung mit Kartätschen und Bajonetten ein blutiges Fest zu begehen“ *), — dies Alles steigerte den Unmuth über ein System, das Preußen ins Schlepp-

*) Worte eines Briefes aus Berlin vom 11. März.

tau der Begebenheiten nehmen ließ, statt es an das Steuer Deutschlands zu stellen. Das Schmachvolle der Lage trat immer drückender an die Herzen der Patrioten, und die öffentliche Meinung war seit dem 14. März in Preußen und in ganz Deutschland darüber entschieden einig: daß ohne den Sturz des bisherigen Systems und seiner Träger, der Minister, kein Heil für Preußen und Deutschland zu hoffen sei.

An einen solchen Schritt wurde aber im Schlosse zu Berlin noch nicht von fern gedacht. Selbst die Berufung der Landstände war der ultraabsolutistischen Camarilla nur durch die am 12. eingetretene Erklärung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz Eichmann abgedrungen worden, welcher gemeldet hatte, daß er ohne eine solche Zusicherung für die Ruhe seiner Provinz nicht länger stehen könne. Noch am Tage vorher hatte der König jene Zusicherung der Breslauer Deputation abgeschlagen. Während aber das Fürstentagsmanifest Deutschland zur Freiheit und Größe zu führen verhieß, verzögerte man die Wohlthat der freien Presse und verschärfte die Censur, schloß man den Königsberger Bürgerverein, weil er eine Adresse an den König berathen, verbot man die Volksversammlungen bei Zuchthausstrafe, und säbelte und ritt zu Breslau und Berlin das Volk nieder, weil es sich des Verbrechens schuldig

gemacht, etwas unruhiger als gewöhnlich durch die Straßen zu wogen.

Am 13. März war eine Volksversammlung unter den Zelten mit bewaffneter Macht auseinandergesprengt worden. Eine ganze Woche lang hatte man dieselben ungestört gewähren lassen, ohne daß dabei auch nur die geringsten Excesse vorgekommen wären. Jetzt schien man entschlossen, dergleichen „Zusammenrottungen“ um keinen Preis weiter zu dulden, die allerdings in dem bisherigen Preußen etwas ganz unerhörtes waren. Die zahlreichen Arbeiter Berlins hatten eine Petition entworfen, in der sie den König baten, die Arbeit gegen den Druck des Wuchers und des Kapitals zu schützen und zu diesem Behufe ein Arbeitsministerium einzusetzen, das, aus Arbeitern und Arbeitgebern bestehend, die Zustände beider prüfe und Abhülfe schaffe.

Jetzt schien es der Camarilla an der Zeit, Ernst zu machen, und der Welt zu zeigen, wie man in Preußen mit dergleichen Dingen umzuspringen wisse. Truppenmassen zu Fuß und zu Roß, welche die Versammlung umstellt gehalten hatten, brachen auf sie ein, sprengten sie auseinander, und drängten die schreienden und pfeiffenden Massen dem Brandenburger Thore und der Stadt zu. Hier waren die Hauptstraßen gesperrt, Schloß und Schloßplatz stark besetzt. Auf der Stechbahn hieben die Gardekuirassiere

ohne vorgängige Aufforderung zum Auseinandergehen scharf auf das von allen Seiten umringte Volk ein. Frauen erhielten Säbelhiebe, andere wurden von den Pferden zertreten, ein Mann erstochen. Nicht weniger brutal ging es an andern Orten her, wo die Infanterie mit Kolben und Bajonetten ruhige Spaziergänger niederstieß, und Offiziere einzelne Flüchtlinge mit Säbelhieben verfolgten. An einem einzigen Orte, in der Grünstraße, setzte sich der ohnmächtige, wehr- und waffenlose Haufe zu einer Art Gegenwehr. Eine Barrikade ward errichtet, man riß das Pflaster auf und zog die Brücke über den Flußarm in die Höhe. So ward das erste Bürgerblut in Berlin vergossen.

Aehnliche Scenen wiederholten sich im Laufe der folgenden drei Tage (14., 15. und 16. März). Man hatte Unruhen verhüten wollen und rief sie buchstäblich selbst hervor. Die ganze Garnison war in Waffen. Das Schloß war mit 6000 Mann besetzt, Artillerie aufgestellt, die Kanonen mit Kartätschen geladen. Diese Entwicklung imposanter Streitkräfte verfehlte natürlich nicht, die zum Theil durch jene Brutalitäten des Militärs schon in hohem Grade erbitterte Menge noch mehr aufzureizen und zu Zusammenläufen, Geschrei und Drohungen, Schimpfreden und mitunter auch wohl Steinwürfen gegen das Militär zu veranlassen.

Seit zwei Jahren waren die Kommunalbehörden Berlins in Unterhandlung wegen Errichtung bürgerlicher Schutzkommissionen zur Beschwichtigung von Straßentumulten ohne Anwendung des Militärs. Immer waren die Anträge gescheitert an der Furcht der Büreaukratie und des Absolutismus, dem bevormundeten Volke irgend einen Antheil an der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu gewähren. Jetzt endlich verstand man sich dazu, die Errichtung unbewaffneter Bürgerschutzkommissionen zu erlauben. Aber auch diese halbe Maßregel mußte ihren Zweck verfehlen. Die Erbitterung des Volks gegen die Gewaltthaten des Militärs war allzuhoch gestiegen. Die Schutzbürger, denen man Waffen anzuvertrauen sich nicht hatte entschließen können, wurden mit ihren schwarzweißen Armbinden und achtzehnzölligen weißen Stöcken („Ballkellen" nannte sie spottend das Volk) verlacht, und ein Institut, das vor Jahr und Tag eingeführt, sich bewährt haben würde, diente jetzt nur dazu, das Gefühl selbst derer zu verletzen, die sich zu solchem Possenspiele hergeben mußten.

Am 13. verfügte sich eine Anzahl angesehener Bürger zum Stadtkommandanten General Pfuel, und ersuchten dringend um Zurückziehung des Militairs, indem sie hinzufügten, daß in diesem Falle die Bürgerschaft hinreichend stark sein werde, die

Ruhe aufrecht zu erhalten. Der bei dem Kommandanten anwesende Minister von Bodelschwingh versprach, daß die Soldaten keinen Angriff machen sollten, außer wenn Leben und Eigenthum der Bürger bedroht würden, oder die städtischen Behörden selbst um militairische Hülfe nachsuchten. Im Vertrauen auf dies Versprechen suchten nun Bürger, mit weißen Binden angethan, das Volk zu beruhigen. Allein die Pikets, welche von den im Schlosse aufgestellten Bataillonen vor die Schloßportale vorgeschoben, und trotz aller Bitten der Bürger nicht zurückgezogen wurden, machten die Beruhigung des Volks, das noch immer erbittert die Straßen und Plätze in der Nähe des Schlosses füllte, unmöglich. Bei einbrechender Nacht wurden Steine gegen diese Pikets geschleudert. Da plötzlich erschienen Kavalleriemassen, und nun begann eine schreckliche Scene der Flucht und Verwirrung. Nach einigen Trompetensignalen brachen Infanterie und Kavallerie auf das Volk ein, das sich in die angränzenden Straßen, Breite-, Brüder- und Königsstraße warf, und hinter einigen leichten Barrikaden zu schützen suchte. Das Geschrei nach Waffen wurde bereits gehört, aber Niemand von der Masse erschien bewaffnet. Der Versuch, eine Waffenhandlung in der Breitenstraße zu erbrechen, ward von den Soldaten verhindert, welche jetzt auch von dem Feuergewehre Gebrauch

machten. Ein Paar Kompagnien drangen in die schmalen Gassen ein, welche zum Flußarme führen, und setzten die Verfolgung bis zur Jungfernbrücke und Grünstraßenbrücke fort, die das Volk in der Eile aufzog. Die Soldaten schossen über den Fluß fort, tödteten mehrere Menschen und verwundeten viele. Das Jammern der Verwundeten mischte sich mit dem Rache- und Wuthgeschrei der nach allen Seiten hin auseinanderstäubenden Menge. Die Soldaten, erbittert durch den langen mühseligen Dienst der vergangenen Tage und Nächte, gereizt durch Schimpfreden und Neckereien, aufgehetzt von ihren Offizieren, begingen die rohsten Excesse an Wehrlosen und Unschuldigen. Dieselben Scenen, nur noch in ärgerem Maßstabe, wiederholten sich am Abende des 16. März.

Die verschiedensten Berichte stimmten darin überein, daß das Volk überall waffenlos war, daß die Zusammenläufe durch die militairischen Demonstrationen herausgefordert wurden, und daß die Erfüllung des vom Kommandanten und dem Minister von Bodelschwingh gegebenen Versprechens: die Truppen zurückzuziehen, alles fernere Unglück verhütet haben würde.

Die Brutalitäten der Garden, das Morden wehrloser Menschen, die Verhöhnung jeder Rücksicht gegen die Stadt hatten selbst die friedlichen Bürger

Berlins zur Erbitterung aufgestachelt. Das Volk selbst, die Arbeiter, Gesellen u. s. f. theilten diese Erbitterung in noch höherem Maße. Trotz dem war die Aufregung noch immer keine eigentlich politische zu nennen. Was sich in der Masse empörte, war das Gefühl, von einer bevorrechteten Soldatenkaste schonungslos gemißhandelt und niedergeschossen zu werden, ohne zu wissen warum. Die Erbitterung gegen den Hochmuth der Soldaten und besonders der Garden hatte sich längst im Volke festgesetzt. Es besann sich allmälig, daß es gleichfalls Arme und Fäuste habe, und daß es eine Schande sei, sie gegen Uebermuth nicht zu brauchen. In keiner Stadt hatten Soldatenthum und Gensdarmenregiment so alle und jede, selbst die harmloseste Lebensregung des Volks eingezwängt und niedergehalten wie in Berlin. Jetzt war das Äußerste geschehen, und das Gefühl, daß dies nicht länger ertragen werden dürfe, war dasjenige, welches sich im Laufe dieser Tage aller bemächtigte.

Während die Preußische Staatszeitung über die erzählten Blutscenen ein gänzliches Stillschweigen beobachtete, und eine andere Berliner Zeitung anzeigte, daß ihr die Censur eine Erzählung derselben unmöglich mache, veröffentlichte die Kölnische Zeitung folgende telegraphische Depesche des Ministers Freiherrn von Bodelschwingh, die als Probe preu-

fischer Historiographie einen Platz in der Geschichte jener Tage verdient:

> Berlin, 17. März 1848, 5 Uhr Nachmittags. Der Minister des Innern an den Regierungspräsidenten Hrn. v. Raumer. „An drei Abenden zog der Pöbel in Trupps durch die Straßen. Die Bürgerschaft wirkte beruhigend. Seit gestern ist Alles ruhig, und kein Zeichen der Erneuerung vorhanden".

An demselben Tage versicherte Hr. v. Bodelschwingh dem russischen Gesandten in Berlin, „er könne getrost nach Petersburg schreiben: in Berlin sei die Sache abgemacht".

Kapitel V.

Die Katastrophe.

Mitten in diese angehäufte Pulvermasse der Aufregung Berlins schlug plötzlich der Wetterstrahl der Nachricht von der Revolution in Wien und dem Sturze Metternichs.

Der letzte Nothanker der Reaktion gegen die neue Freiheitsbewegung war gebrochen. Das Schiff des Absolutismus trieb rathlos auf den immer höher schwellenden Wogen.

Die Preußische Staats-Zeitung, welche vor wenigen Tagen noch dem Volk verkündet hatte, daß die Regierungen Oesterreichs und Preußens in der ordnungsmäßigen Gestaltung der deutschen Dinge Hand in Hand zu gehen gedächten, meldete die Revolution und die Abdankung und Vertreibung Metternichs mit den Worten: „demnach ist nun auch Österreich in die Bahn der Reformbewegung eingetreten, der es sich lange verschlossen hatte. Hoffen wir, daß dadurch sein Verhältniß zu Deutschland und vorzugsweise zu Preußen, welches diesen

Weg längſt betreten hat, und auf ihm konſequent fortzuſchreiten gedenkt, ein innigeres werde".

Dieſes perfide und feige Aufgeben eines Bundesgenoſſen, mit dem man noch wenige Tage vorher gemeinſam das Werk der Beruhigung und Befriedigung Deutſchlands vollenden zu wollen verkündet hatte, empörte das allgemeine Gefühl aller Parteien, von denen ſich keine verhehlen konnte, daß Preußen jetzt vielmehr in ganz Deutſchland allein ſtehe. Von dieſem Augenblicke an war das bisherige Syſtem und ſein Miniſterium für Preußen unmöglich geworden.

Eine Deputation der Bürgerſchaft Berlins war vorbereitet worden, welche den König um Bewaffnung der Schutzbürger und Zurückziehung des Militairs bitten ſollte. Tauſende von Schutzbürgern ſollten dieſelbe zum Schloſſe begleiten. Die Deputation war am 18. Vormittags auf dem Kölniſchen Rathhauſe verſammelt. Vergebens beſchwor der Syndikus Möwes die Verſammlung, von dem Zuge nach dem Schloſſe abzuſtehen, vergebens verſicherte ein anderes Magiſtratsmitglied, daß der König bereit ſei, bedeutende Zugeſtändniſſe, namentlich auch Cenſurfreiheit zu gewähren. Man wollte ſich nicht mehr gedulden. Die Preßfreiheit und die Zuſammenberufung der alten Landſtände, hieß es, genügten nicht mehr. Es handle ſich um die Entfer-

nung des gegenwärtigen Ministeriums, um freiere ständische Verfassung, Geschwornengerichte, Gleichstellung der Konfessionen. Auch diese Forderungen solle die Deputation an den König stellen. Eine Deputation der Stadtverordneten ward gegen Mittag zum Schlosse abgesendet. Sie kehrte nach einer Stunde zurück (1 Uhr), und der Stadtverordnetenvorsteher erklärte, daß alle von der Versammlung ausgesprochnen Wünsche theils schon gewährt seien, theils baldigste Gewährung erhalten würden. Nur die Gleichstellung der religiösen Bekenntnisse ward unter diesen Gewährungen vermißt, aber auch diese, hieß es, sei in Aussicht gestellt, und die Versammlung der Stadtverordneten beschloß sofort, diesen Tag durch festliche Erleuchtung der Stadt feierlich zu begehen. Keine Seele ahnte, daß an die Stelle dieser friedlichen Freudenillumination der Pulverblitz der Kanonen und die Flammen brennender Gebäude treten sollten.

Stehen wir an der Schwelle der Katastrophe einen Moment still, um einen Blick auf den Mann zu werfen, der vom Schicksale ausersehen ward, den Wendepunkt zu bilden in Preußens und Deutschlands Geschichte.

So lange Deutschland eine Geschichte hat, ward keinem deutschen Fürsten vom Geschick eine glücklichere Stellung geboten, als dem Sohne und Nach-

folger Friedrich Wilhelms III. von Preußen. Das alte mechanische System hatte sich in Preußen überlebt. Nur die Pietät gegen das greise Haupt des alten Herrschers hatte es bis zum Jahre 1840 ertragen lassen. Man wußte wenig im Volke von der Person des neuen Königs, aber alles, was man von ihm wußte, lief darauf hinaus, daß er selbst jenem mechanisch-büreaukratischen Systeme nicht hold war, daß er einen starken Gegensatz bilde zu seinem Vater und zu seinen Brüdern, daß er geistreich, gebildet, witzig, die freie, geisterfüllte Persönlichkeit vertrete gegen die reglementsmäßige Zugeschnittenheit, daß er das beredte Wort liebe gegen die wortkarge Schweigsamkeit, den Glanz der Oeffentlichkeit gegen die zurückgezogene unscheinbare Heimlichkeit. Das Alles war richtig. Friedrich Wilhelm IV. liebte die Freiheit — aber er liebte sie für sich allein, als ein „beneidenswerthes Vorrecht der Könige". Das war der Unterschied. Der Absolutismus, welcher bisher ein System gewesen war, ward in ihm persönlich.

Noch lebt in uns Allen der Zauber seines ersten Auftretens, welcher damals gerade Diejenigen am meisten befing, die später in Friedrich Wilhelm IV. den entschiedensten Gegner ihrer Gedanken, Wünsche und Hoffnungen erkennen sollten. „So hat noch kein König gesprochen!" das war der begeisterte

Widerhall, welcher seiner Krönungsrede entgegenschlug. Die Täuschung währte nicht lange. Die Erwartung des Volks sah in Friedrich Wilhelm IV. den König, welcher ihm auf dem geraden Wege die Freiheit, d. h. zunächst die Befreiung vom Absolutismus, bringen sollte. Kein Volk war so vorbereitet, so darauf gestellt, seine Freiheit als Gnadengeschenk seines Fürsten hinzunehmen wie das preußische. Es sollte anders kommen. Das Schicksal hatte Friedrich Wilhelm IV. allerdings zum Befreier seines Volkes ausersehen, aber er sollte es werden, indem er unfreiwillig Schritt vor Schritt alle Grundsäulen und Bollwerke des absoluten Herrscherthums mit dem Grabscheite seiner romantischen Einfälle, Reden und Handlungen untergrub und durchlöcherte.

Das Programm der Volkswünsche war gering. Nicht die Freiheit, sondern nur ein wenig mehr Freiheit vom Druck der Gedankenpolizei und der politischen Verfolgung, Beschränkung des Militairs, Verminderung der Abgabenlast und endliche Erfüllung des Versprechens der Reichsstände, das seit 1815 im Staube der Gesetzsammlung begraben lag — das war Alles, was die preußischen Patrioten von Friedrich Wilhelm IV. hofften und erbaten. Aber ihre Hoffnungen und Bitten blieben unerhört und unerfüllt. Friedrich Wilhelm IV. hatte keine Nei-

gung für das altpreußische büreaukratische System der Vergangenheit, das er durch sein ganzes Gebahren vielfach vor den Kopf stieß, aber er hatte eben so wenig ein Herz für den neuen demokratischen Geist der Zeit, der das Volk zu einem Mitfaktor am Staatsleben erheben wollte. So verdarb er es mit beiden Parteien. Die Büreaukratie sah sich durch das stete persönliche Hervortreten des Königs in ihrer alten Autorität bedroht, und ahnte schlimme Folgen bei diesen vielen Reden und Erörterungen eines Königs, der nicht bloß befehlen, sondern auch überzeugen wollte, und der es zu vergessen schien, daß die Erörterung den Widerspruch hervorruft und berechtigt, und daß in so gebildeter Zeit der geistreichste Einzelne, sechszehn Millionen gegenüber in ungeheurem Nachtheile steht. Das Militair vermißte bald die ungetheilte Vorliebe des alten soldatischen Herrn. Selbst durch die höchsten privilegirten Stände ging ein Gefühl, daß der neue König bedenklich an vielem Alten rüttle, und die sämmtlichen deutschen Mitfürsten theilten dies Gefühl um so mehr, je drückender die überwiegende Persönlichkeit und die anfängliche Popularität des geistreichen Herrschers, der überall mit seiner Person einstand, auf ihrer Unbedeutendheit lastete. Aber auch die demokratische Partei war schnell enttäuscht. Sie sah nur zu bald, daß dieser König, der über

allen Parteien stehend alle beherrschen, alle nach seiner Persönlichkeit und seinen Einfällen leiten und formen wollte, mit seinem Streben nach Aussöhnung der Gegensätze das Unmögliche anstrebte. Sein Wahlspruch „freie Völker, freie Fürsten“ betonte zu ein und derselben Zeit die alte absolute Herrscherwillkür des von Gott verordneten und erleuchteten Königthums und die Selbstständigkeit und das Selbstbestimmungsrecht eines mündigen Volks. Er suchte die Quadratur des Zirkels: zu geben, ohne aufzugeben. Er wollte dem Volke, oder doch den Ständen des Volks — denn das Volk war ihm nur die außerhalb der gegliederten Stände befindliche Masse, die Proletarier, — große wichtige Rechte verleihen, ohne dadurch ein einziges der alten Prärogative des Absolutismus aufzugeben oder auch nur zu beschränken. Er wollte Allen genug thun und verdarb es mit Allen, weil er Keinem genug that.

Dazu kam noch ein andres: Friedrich Wilhelm IV. stand mit seinen phantasievollen Plänen allein. Es fehlten die Männer, welche dieselben ergriffen, und mit der Energie der verständigeren Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit praktisch zu formen und umzuformen verstanden hätten. Das alte System hatte nur Beamte, keine Staatsmänner, dienstwillige Maschinen, keine Charaktere hervorgebracht. Des Kö-

nigs Einfälle und Launen fanden gehorsame Werkzeuge, die guten Gedanken, die ihnen oft zum Grunde lagen, kein Verständniß in seiner Umgebung. Keine Persönlichkeit in derselben imponirte dem Könige, der seine Einsicht, die Macht seiner Person „über alle Macht der Erde“ setzte. Das Freiheitsstreben der Zeit, das Streben nach freierer Entfaltung der Persönlichkeit, die keinen Zwang und keine Beschränkung von außen anerkennen mag, saß auf dem Throne. Der Irrthum war nur der, daß der christlichste König den Spruch Christi nicht beherzigte, welcher sagt: „was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht.“ Er hielt sich an den andern Spruch, welcher Unterthänigkeit von Jedermann verlangt gegen die Obrigkeit, „die Gewalt über ihn hat“, und bedachte nicht, daß hier eben von der Gewalt, von der unentfliehbaren Tyrannei die Rede ist, der man eben auch nur so lange gehorcht, als sie die Gewalt in Händen hat.

Der Glaube der Völker an das absolute Königthum ist identisch mit dem Wunderglauben. Der Mensch glaubt was er wünscht. Seine Beschränktheit und Schwäche, die so wenig vermag, macht ihm den Glauben lieb an eine Macht die Alles kann. Seine sinnliche Phantasie sucht dieselbe auf Erden zunächst und am liebsten in der greifbaren

Gestalt einer sichtbaren einzelnen Persönlichkeit. „Wenn es der König wüßte!“ ist der Seufzer des politisch noch unmündigen Volks, mit dem es sich tröstet in seinem Leiden, in dem Glauben an die Allmacht eines Herrschers, den es nicht grade zu hassen Ursache hat. Erst wenn dem Volke der Gedanke aufdämmert, daß auch die Macht des höchsten Einzelwesens eine beschränkte, daß sie keine Allmacht ist, — erst dann wankt in ihm der Glaube an das absolute Königthum. Als das Wort: „den schlesischen Webern soll und muß geholfen werden“ ein Wort blieb, und bleiben mußte, da begann der Grund des absoluten Herrscherthums in Preußen zu wanken.

Sieben Jahre lang hatte der Zustand, dessen Faktoren wir hier geschildert, in Preußen gewährt. Es war der Kampf eines Einzelnen gegen fast alle Elemente der Zeit. Das dunkle Gefühl, daß etwas geschehen müsse, um eine Versöhnung herbeizuführen, trieb zu unaufhörlichen neuen Versuchen. Keiner derselben füllte, jeder vergrößerte die Kluft zwischen dem Könige und dem Volke. Er wagte sich an die Lösung aller politischen Probleme und mehrte überall die Verwirrung. Ueberall wollte er die Freiheit, aber nur die Freiheit, wie sie dieser Einzelne, der König verstand, die Freiheit, welche an die Bildung und den Willen des Einzelnen gebunden, an beiden ihre Schranke findet. Die Preßgesetze, die

die Religions- und Lehrfreiheitsedikte, die Patente, der Vereinigte Landtag, die Ausschüsse — das Alles waren solche Versuche, und die Thronrede von 1847, das politische Glaubensbekenntniß Friedrich Wilhelms IV., sprach es unumwunden aus, warum sie scheitern mußten.

Friedrich Wilhelm IV. wurde irre an seiner Zeit, an seinem Volke, an seinen Freunden und Gegnern, nur an sich selber nicht. Wenigstens nicht auf die Dauer. Man hat gesagt: ihm habe schon darum der staatsmännische Blick gefehlt, weil er nie an sich zweifelte. Man hätte hinzusetzen sollen: ohne darum das ächte unerschütterliche Selbstvertrauen zu besitzen. Diese stets erneuerten Versicherungen der Unwandelbarkeit seiner Überzeugungen, der Größe seiner gottverliehenen Machtgewalt, dies immer und immer wiederholte: keiner Macht der Erde solle es gelingen, ihn zu diesem oder jenem zu bewegen — das Alles verrieth dem Kenner des menschlichen Herzens das heimliche Schwanken seines Innern. Er war Hamlet auf dem Throne. Wie Hamlet bald scharfsinniger Grübler, bald dunklem Gefühlsdrange hingegeben, alle seine Umgebungen an Bildung und Geist übersehend, wortreicher, glänzender Redner, witziger Humorist, immer heimlich getrieben durch vielfache Motive zu der einen That, welche die Welt von ihm erwartete, und immer Gegengründe findend zum zaudernden

Verschieben, bis zuletzt ihn, wie den Dänenprinzen im fünften Akte, ein Zufall fortreißt zu der That, die nun keine That mehr ist.

Keine seiner Hoffnungen hatte sich erfüllt. Die Popularität, seinem Herzen Bedürfniß, war dahin, seit die Freiheit nichts mehr von ihm hoffen konnte. Keine seiner Schöpfungen, seiner Gesetze und Institutionen, mit denen er dem Geiste der wahren Freiheit und Humanität zu dienen glaubte, befriedigte die Zeitgenossen. Den einen waren sie ein Wassertropfen für den lechzenden Durst, den andern auch so schon eine unnütze Verschwendung. Das furchtbare Bewußtsein seiner Einsamkeit kam über ihn, und machte sich Luft in dem Aufschrei seines Herzens in jener Thronrede von 1847, daß er selbst auf den Dank und die Anerkennung seines Volks zu verzichten wisse. Und derselbe Mann, der seine persönliche Einsicht hoch über die eines Volkes von der sechszehn Millionen stellte — er war „aus Pietät“ der gehorsame Diener eines Metternich. Er dachte lebhaft an eine Umgestaltung Deutschlands. Aber statt des offenen Weges der freien That, die ihm alle Herzen gewonnen hätte, wählte er den krummen alten Pfad durch das Schlingkraut und Gesträuch diplomatischer Unterhandlungen mit einem Systeme, das nie und nimmer auf seine Pläne eingehen konnte. Wäre der Inhalt seiner deutschen Absichten, wie ihn zu

ſpät Herr v. Radowitz aufdeckte, noch im Jahre 1847 dem deutſchen Volk bekannt geweſen, ein Jubelſturm hätte ihn aufs Neue emporgetragen auf die Höhe der öffentlichen Meinung von Deutſchland. Denn dies monarchiſche Volk ſehnte ſich nach einem gekrönten Meſſias. Aber Friedrich Wilhelm IV. wollte den Triumph der Überraſchung genießen, und auch hier allein vollbringen, was nicht ein Menſch, was nur ein Volk vollbringen kann. Aber: „nichts durch das Volk!“ ward mehr und mehr ſein Wahlſpruch, je drohender der Wogengang der europäiſchen Völkerbewegung beim Beginn des Jahres 1848 an ſeinen Thron heranſtürmte. Die Sphinx der Revolution legte auch ihm ihr Räthſel vor. Er hoffte die Antwort geben zu können mit der Macht einer ungeſchwächten Krone. Aber die nachhaltige Kraft des Entſchluſſes zur Gewalt gebrach. Friedrich Wilhelm IV. fiel von ſich ſelber ab im Momente der Entſcheidung. Das Wort Conſtitution entfloh ſeinen Lippen. Ein beſchriebenes Blatt Papier ſollte ſich nun dennoch drängen zwiſchen ſeinen Herrn Gott im Himmel und ſein Volk, und fortan ihn ſelbſt und ſein Volk mit ſeinen Paragraphen regieren! Alles, was er früher im Fanatismus der abſoluten Lehre ſo oft vor aller Welt verkündet, den Sinn aller ſeiner emphatiſchen Reden und ſeiner Thaten — er mußte ihn verläugnen. Denn der Gott, dem er

ſeine Kraft verdankte, hatte ihn, ſo ſchien es, verlaſſen. In der drangvollen Enge dieſer beiden letzten Tage vor dem 18. März hatte er außer der verklagenden Stimme in der eignen Bruſt auch noch die bittern Vorwürfe ſeiner Brüder, beſonders desjenigen zu ertragen, dem er die abſolute Herrſcherkrone ungeſchwächt zu überliefern feierlich vor Gott gelobt. Es war ein tragiſcher Moment, ſinnverwirrend und herzbetäubend für den Charakter, welcher ſeine Folterqualen durchlebte.

Nur ein Wunder konnte dieſen Moment zu einem glücklichen Abſchluſſe bringen und der lauernden Nemeſis ihr Opfer entziehen. Aber es geſchehen keine Wunder mehr.

Es war am 18. März Nachmittags gegen halb zwei Uhr. Der heiterſte Frühlingsſonnenſchein lachte über der Stadt, und beſtrahlte die Plätze und Straßen am Königsſchloſſe, vor dem theils das Gerücht von jener Deputation und dem ſie begleitenden feierlichen Zuge der Schutzbürger, theils die Nachricht von den erfolgten Bewilligungen eine unabſehbare Maſſe von Menſchen, faſt ſämmtlich den wohlhabenden und gebildetern Ständen angehörig, verſammelt hatte. Man ſah wenig Arbeiter und Blouſen, dafür deſto mehr Bürger und Mitglieder der Bürgerſchutzkommiſſionen mit ihren weißen Armbinden.

Die Verſammlung hatte ein gewiſſes feſtliches Anſehn. Nur der Ruf: „Militair weg!“ ließ ſich zuweilen von verſchiedenen Seiten hören. Er drückte eben das Verlangen aus, von welchem in dieſen Tagen Alles in Berlin erfüllt war. Plötzlich ertönte vom Balkone des Schloſſes herab eine Stimme:

„Der König bewilligt Alles!“

Es war die Wahrheit. Die Rheiniſchen Deputirten hatten während der letzten 24 Stunden ihre Adreſſe überreicht und erklärt, daß ohne die Entlaſſung der Miniſter und die Bewilligung der vielfach erwähnten Forderungen die Rheinprovinz für Preußen verloren ſei. Aus Breslau und Königsberg lauteten die Nachrichten nicht minder bedenklich. Man begann endlich einzuſehen, daß es die höchſte Zeit, daß der letzte Augenblick zu Conzeſſionen gekommen ſei, und entſchloß ſich ſchweren Herzens, ſie zu gewähren. Die Schamloſigkeit der beſiegten Partei hat es ſpäter gegen alle die ſprechenden Thatſachen der Geſchichte gewagt: freien Willen und längſtgehegten Entſchluß zu nennen, was nur der unwiderſtehliche Drang der äußerſten Noth der widerſtrebenden Hand entringen konnte. —

Ein ungeheurer Jubel erſcholl bei der Verkündigung jener Nachricht. Die gewährten Conzeſſionen, in der etwas ſonderbaren Form von „Vorſchlägen“, „Forderungen“ und „Wünſchen“ geſtellt, welche

der König von Preußen an „ſeine deutſchen Bundesgenoſſen“ richtete, ſo wie das Geſetz über „Genſurfreiheit“ wurden in Gruppen vorgeleſen und kommentirt. Die Nachricht von dem am Vormittage erfolgten Abtreten ſämmtlicher Miniſter, und namentlich des Hrn. v. Bodelſchwingh, an deſſen Stelle der Graf Arnim mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt ſei, vermehrte den allgemeinen Jubel. Die Telegraphen berichteten die neue Wendung der Dinge in die Provinzen, wo ſie beſonders am Rhein mit Enthuſiasmus begrüßt wurde.

Der König war auf den Balkon des Schloſſes getreten, während der Miniſter Bodelſchwingh laut die königliche Proklamation verlas. Graf Arnim, der neue Premierminiſter ſtand neben ihm. Friedrich Wilhelm IV. wollte die letzte Genugthuung haben, mit ſeinem eignen Munde ſeinem Volke den größten Wendepunkt in Preußens Geſchichte zu verkündigen, und mit ſeinem Königsworte den Sturm der aufgeregten Menge zu beſchwichtigen. Aber ſeine ſonſt ſo helltönende Stimme ward verſchlungen von dem wilden Brauſen des Jubelrufs um ihn her. Die Erregung der Gemüther war zu gewaltig. Sein Erſcheinen vermochte nicht, wie ſonſt, die athemloſe Stille der Tauſende hervorzuzaubern, welche einſt an dieſer Stätte vor acht Jahren den Schwur des neuen Königs empfingen. Im Ganzen

war das Geſchrei nur ein Jauchzen des Beifalls, wenn auch hier und da noch einzelne fordernde, oder ſchmähende Stimmen hineinklingen mochten. Dieſe letztern bezogen ſich ganz beſonders auf das Militair, das in drohender Haltung noch immer alle Höfe und Portale des Schloſſes füllte. Der Ruf: „Militair fort!“ erſcholl immer wieder von Neuem durch das Brauſen des Jubels und das Jauchzen der Lebehochrufe. Der Inſtinkt des Volkes verlangte mit dieſem Rufe ein letztes Siegel auf die gemachten Conzeſſionen, ein ſymboliſches Pfand des Vertrauens, daß es dem Könige Ernſt ſei zu brechen mit dem Geiſte des altpreußiſchen ſoldatesken Regiments, mit jener übermüthigen Herrſchaft des rothen Kragens über den Bürgerrock; er verlangte eine Genugthuung für die rohe Vergewaltigung, welche das alte ſoldateske Syſtem an Blut und Leben der Bürger in den letzten Tagen begangen hatte. In dieſem Rufe lag das Geheimniß der möglichen Revolution. Die politiſchen Motive zu einer ſolchen waren nur in den Köpfen und Herzen einer unendlich geringen Minderzahl vorhanden. Der überwiegenden Maſſe, deren Arme allein den Ausſchlag geben konnten, lagen ſie fern. Aber allen gemeinſam war ein Gefühl, das immer noch — nächſt den religiöſen den größten Einfluß geübt hat auf das deutſche Volk: das gekränkte Grundgefühl der

Menschheit, welches endlich einmal mit seiner Geduld und Langmuth im Ertragen der brutalen Soldaten- und Polizeigewalt am Ende war. „Wir wollen uns und unsre Weiber und Kinder nicht länger um nichts und wieder nichts niederschießen lassen wie Hunde!“ das war der Grundgedanke, der die Masse erfüllte. Es waren keine Emissairs, keine Vagabunden, welche jenen verhängnißvollen Ruf immer wieder aufs Neue erschallen ließen, sondern ordentliche Bürger, Mitglieder der Schutzkommissionen, welche für den Bürger das Recht verlangten, selbst die Ruhe seiner Stadt zu wahren. Graf Arnim berichtete dem Könige dies Verlangen. Die Antwort lautete: „ein unehrenhafter Rückzug der Truppen könne doch nicht im Ernste gefordert werden“.

Die militairisch-büreaukratische Partei, welche die letzte Säule des Reichs wanken sah, widersetzte sich aus allen Kräften jedem weiteren Nachgeben solcher Forderung. Ihre Spitze, ihr Haupt war der Prinz von Preußen. Noch ist die Zeit nicht gekommen, in welcher der Schleier vollständig gelüftet sein wird, der über dem Einwirken jenes Mannes in diesem entscheidenden, für Preußens Schicksal so verhängnißvollem Momente gebreitet liegt. Die Details der intimen Vorgänge, welche die Mine der Revolution entzündeten, sind in ihrem thatsächlichen Zu-

ſammenhange noch bis auf dieſen Augenblick in Dunkel gehüllt. Aber das Vorhandene und Bekannte genügt, um eine Darſtellung zu geben, welche der Wahrheit ſelbſt ſehr nahe kommen dürfte.

Der weichherzige König hatte den entſcheidenden Schritt gethan. Er hatte ihn gethan im letzten äußerſten Momente, gedrängt von unabweislicher Nothwendigkeit. Er hatte das vor eilf Monaten in jener Thronrede des April feierlich ausgeſprochne Gelübde: „ſeine Krone ungeſchwächt, wie er ſie ererbt, ſeinem Nachfolger zu überliefern“, gebrochen. Die ariſtokratiſch-abſolutiſtiſche Kamarilla ſtand zähneknirſchend im düſtern Schweigen um ihn her, als er vom Balkone zurück in ſeine Gemächer trat. Er hatte aufs Neue vergebens ſich Gehör zu verſchaffen geſucht. In tiefſter Bewegung hatte er verſucht, zum Volke zu reden. Seine Bitte, ſich zu beruhigen, da alles gewährt ſei, *ihm eine Stunde der Ruhe zu gönnen*, war verhallt in dem unermeßlichen, unbändigen Geſchrei der jauchzenden Menge. Vergebens betheuerte er die Aufrichtigkeit ſeiner Zuſicherungen, legte er die Hand auf die Bruſt und beugte ſich bittend über das Steingeſims des Balkons zum Volke nieder.

Die Maſſe hatte jetzt nur einen Sinn und Gedanken, nur einen Ruf: „Militair fort!“

Er trat zurück vom Balkone. Der entſcheidende

Augenblick eilte näher und näher heran mit jedem Pendelſchlage der Rokkoccouhr auf dem Marmortiſche des königlichen Kabinettes. Die in dieſen Tagen beſiegte Partei im Königsſchloſſe ergriff ihn — zu ihrem und ſeinem Verderben.

Er hatte Alles gewährt, mehr vielleicht, als er vor ſich ſelber verantworten zu können meinte, nachdem es geſchehen war. Er hatte es geſchenkt als eine reiche Spende der Gnade — und dennoch wollte ſich das Volk da draußen nicht beruhigen. Er aber wollte für ſeine reichen Gnadengeſchenke jetzt wenigſtens Ruhe haben in ſeinem eignen Hauſe. Er war erſchöpft, ermattet, abgeſpannt an Leib und Seele. Das unaufhörliche Geſchrei, der Anblick der Maſſen, auf die ſein Erſcheinen nicht mehr den alten Zauber übte, erfüllte ihn mit Widerwillen und Abneigung. Sein kurzſichtiges Auge konnte diejenigen Stimmen ſeiner Umgebung nicht Lügen ſtrafen, welche in dem verſammelten Volke nur wüſte Pöbelhaufen ſahen. Die Beſorgniß vor fremden Emiſſairen und ihrem aufwiegleriſchen Treiben — im Schloſſe nur zu oft ausgeſprochen, blieb nicht ohne Einwirkung auf ſein Gemüth. In ſeinem Innerſten gebrochen, von widerſtreitenden Empfindungen zerriſſen, von fremden und eignen, ſtillen und lauten Vorwürfen beſtürmt, von leidenvoller Leidenſchaft aufgeſtachelt zur Erbitterung gegen die Macht,

vor welcher er sich beugen mußte, wollte er wenigstens im letzten Augenblicke noch einmal seine Freiheit bewähren, sich vor sich selber retten, — zeigen, daß er Herr im eignen Hause sei.

„Ich will Ruhe haben!" wir können nicht sagen, ob diese verhängnißvollen Worte wirklich gesprochen worden sind. Aber daß sie in dem Zusammenhange der Dinge vor und nachher als nothwendig erscheinen, wird Niemand läugnen können.

Ein Befehl, ihm diese Ruhe mit Gewalt zu schaffen, ward von ihm nicht gegeben. Selbst die königliche Proklamation der folgenden Blutnacht, welche der Nothwendigkeit gedachte, den Platz des Schlosses durch Kavallerie „im Schritt und mit eingesteckter Waffe säubern zu lassen", sagt nicht, wer den Befehl dazu ertheilt habe. Dieser Umstand war von hoher Wichtigkeit. Er bestärkte das Volk in seinem Glauben, welcher die folgenschweren Gewaltthaten auf Rechnung des einzigen Mannes setzte, der allein den klagenden Ruf des Königs in einen Befehl zu verwandeln die Macht besaß. Dieser Mann war der Prinz von Preußen.

Schon vor dem 18. März schrieb die öffentliche Meinung im Volke die von der Soldateska begangenen Gewaltthätigkeiten und Brutalitäten auf Rechnung dieses Prinzen und seiner bekannten absoluti-

stischen Gesinnung und Denkart. Folgender vollkommen beglaubigter Zug mag beweisen, ob sich die Volksstimme irrte in ihrem Urtheil. Der greise General Pfuel, ein Mann von hoher Bildung und freiem Geiste, war während jener Märzwoche Stadtkommandant und Gouverneur von Berlin. Er hatte vor der Katastrophe, an deren äußerstem Rande unsere Darstellung steht, den bestimmten Entschluß ausgesprochen: nicht auf das Volk schießen und keinen Straßenkampf beginnen zu lassen, außer wenn dasselbe mit andern Waffen als mit einzelnen Steinwürfen selbst etwa den Angriff beginnen, oder gar mit einem solchen das Schloß und öffentliche Gebäude bedrohen sollte. Der Gebrauch der scharfen Hiebwaffe, des Bajonetts und der Feuerwaffe gegen völlig waffenlose Volksgruppen, wie er in der vergangenen Woche wiederholt zur Anwendung gekommen war, hatte gegen seinen Willen und Befehl Statt gefunden, und schon damals bemerkte man, daß ein doppelter Geist und Einfluß die Truppen in verschiedener Richtung leite. Vollkommen klar aber sollte es an einem der letzten Tage vor dem 18. werden. Eine zahlreiche Menge, aufgereizt durch die Gewalt- und Blutscenen der vergangenen Tage, wogte in der Nähe des Schlosses auf und nieder, Geschrei und Verwünschungen gegen die Soldaten ausstoßend, mit welchen die Höfe und Portale des-

selben gefüllt, und deren Pikets vor den letztern vorgeschoben waren. Auch Steinwürfe fielen. Der General Pfuel, welcher sich im Schlosse befand, trat zu der Menge heraus, ihr gütlich zuzureden. Da plötzlich erhebt sich neues Geschrei, und der General, sich umdrehend, erblickte hinter sich eine aus dem Schlosse hervorgerückte Infanterielinie, Gewehr im Anschlag gegen die Volksmasse gerichtet. Augenblicklich zurückeilend, kommandirt er: „Gewehr beim Fuß!“ und die Soldaten gehorchen. In diesem Augenblicke hörte er sich von einer wohlbekannten Stimme mit den zornigen Worten angeredet: „Herr General, was thun Sie! Sie verderben mir die Stimmung der Leute, die ich mit Mühe erweckt habe! Es ist indigne!“ Es war der Prinz von Preußen, der diese Worte sprach. Der gescholtene greise Krieger erwiederte ohne Bedenken: daß er von Seiner Königlichen Hoheit keine Befehle noch Vorwürfe annehmen könne, daß er vielmehr augenblicklich beim Könige über diese Behandlung Beschwerde führen, und wenn ihm nicht volle Genugthuung werde, seinen Degen auf der Stelle dem Könige zu Füßen legen werde. Das erstere geschah sofort. Der Prinz von Preußen gab dem General in Gegenwart des Königs eine Entschuldigung seiner Uebereilung, und lud ihn zugleich zur Tafel. Aber die Intrigue ruhte darum nicht. Die Partei,

welche vor Zorn über die gemachten Konzessionen und zugleich vor Begierde brannte, die aufrührerische „Pöbelkanaille“ Respekt vor den Bajonetten und Kartätschen zu lehren, benutzte den Augenblick, als der durch mehrere Nachtwachen erschöpfte General sich am 18ten Vormittags nach Hause begab, um einige Augenblicke auszuruhen und die Kleider zu wechseln. Als nach einigen Stunden der Wuth- und Racheruf des Volks sein Ohr traf und er sofort zum Schlosse eilte — kam man ihm hier mit der Meldung entgegen, daß er nicht mehr Kommandant von Berlin und daß seine Stellung dem General von Prittwitz übertragen sei.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserer Darstellung zurück.

Der König wollte Ruhe haben, Ruhe vor der Menschenmenge, deren Geschrei um Entfernung des Militairs noch immer das Schloß umwogte. Sein Wunsch war Befehl für seine Umgebung. Wie derselbe als Befehl aus den innern Gemächern des Schlosses hinabkam, ist bis auf diese Stunde noch unbekannt. In welcher Fassung er aber bei den Truppen der Garden anlangte, die zornentflammt über das Verlangen ihres „Rückzugs“, aufgehetzt von ihren Offizieren, gereizt durch die Neckereien und Schimpfreden der Masse, erbittert durch die Mühseligkeiten des langen schweren Polizeidienstes

dieſer Woche, dem „frechen Bürgerpöbel“ gegenüber ſtanden, davon ſollte die Ausführung alsbald Zeugniß geben.

Zwei Schwadrone des Gardedragonerregiments, welche ſich an der Stechbahn aufgeſtellt hatten, machten eine Schwenkung. Bürger mit weißen Tüchern eilten ihnen unter dem Rufe: „es lebe der König! Militair zurück!“ entgegen. Die Antwort auf dieſe Friedensrufe war ein Angriff der im ſcharfen Trabe anſprengenden Reitergeſchwader, welche mit blanker Waffe auf das wehrloſe Volk einhieben.

Zu gleicher Zeit drang Gardeinfanterie aus den Portalen des Schloſſes mit gefälltem Bajonett auf die fliehenden Maſſen ein, und es fielen zugleich jene Schüſſe des „Mißverſtändniſſes“, wie eine ſpätere Proklamation ſie bezeichnete.

Dieſen von tauſend Zeugen beſtätigten Hergang der Dinge wagte man noch in derſelben Nacht, welche dem blutigen Tage folgte, mit dreiſter Stirne durch das Wort des betrogenen Königs in Abrede zu ſtellen, und „fremden Emiſſairen, dem verbrecheriſchen Treiben einer Rotte Böſewichter“ den Ausbruch eines Kampfes zuzuſchreiben, welchen der Wahnwitz einer im letzten Augenblicke alles an einen kühnen Wurf ſetzenden Partei in verwegenem Grimme

über den drohenden Sturz des alten Syſtems vorbereitet und herausgefordert hatte!

In wilder Flucht unter Angſtruf und Rachegeſchrei ſtoben die wehrloſen Volksmaſſen nach allen Richtungen hin aus einander. Nur wenige Minuten, und der Schloßplatz war leer. Die Stille des Todes herrſchte rings um die alte preußiſche Königsburg. Der König hatte Ruhe!

Er hörte ihn nicht, den einen grimmigen, gellenden Schrei der Rache, den tauſend und abertauſendfach wiederholten Schrei: „wir ſind verrathen! zu den Waffen!“ den Ruf, der in den letzten zwei Jahrzehnden zwei Königsgeſchlechter herabgeſtürzt von ihren Thronen, den Ruf: „Barrikaden! Barrikaden!“ der jetzt, begleitet von dem Geheul der Sturmglocken durch alle Straßen der ungeheuren Stadt wie Sturmesbrauſen dröhnte.

Barrikaden in Preußens Hauptſtadt! Wer noch vor wenigen Wochen an ſolche Möglichkeit gedacht hätte, man würde ihn als einen Wahnſinnigen verlacht haben. Berlin und Barrikaden! Berlin, dieſe wegen ihrer politiſchen Gleichgültigkeit und Frivolität in ganz Deutſchland verrufene Reſidenz, dieſe Stadt der unterthänigſten Loyalität, der erſterbenden Treue gegen ihr „angeſtammtes Herrſcherhaus“ in Waffen gegen ihren König und Herrn! Dieſe Stadt der breiten Straßen, deren ſchnurgrade Häuſerlinien

wie Soldatenregimenter in Paradefronten aufmarschirt stehen — wie oft hatte bei einem Blicke auf dieselben der erfahrne Militair wohlgefällig ausgerufen: „in Berlin ist Alles möglich, nur kein Volkskampf und keine Straßenrevolution mit Barrikaden!“ Und doch wagte das Volk diesen Kampf. Es wagte ihn ohne Wehr und Waffen, ohne Organisation, ohne Plan und ohne Führer, gegen ein ganzes wohlgerüstetes, wohldisciplinirtes, wohlgeführtes tapferes Heer, den Kern des Preußischen Soldatenthums nicht für Konstitution und Preßfreiheit oder für irgend eine Freiheit der Welt, sondern lediglich und allein für Leib und Leben, Weib und Kinder, die es nicht mehr der rohen Brutalität des soldatesken Polizeistaats und den Kugeln und Bajonetten seiner Leibwächter schutz- und rechtlos blosgestellt wissen wollte. Das gekränkte Grundgefühl der menschlichen Natur war erwacht, und forderte Rache für unschuldig vergossenes Blut, Rache für den begangenen „Verrath“. Es war ein Verrath begangen worden in jenem Augenblicke, als die Dragoner auf das Volk einhieben, ein Verrath zunächst an dem Könige, der dies Blutvergießen nicht gewollt. Aber der zweite Verrath, der Verrath an der eben zugesicherten Volksfreiheit selbst — lag noch im Hintergrunde des Gedankens, der jenen blutigen Angriff befohlen hatte. Diesen Verrath

ahnte der Instinkt des Volks, dessen Herzen auf einen Moment erfaßt waren von den seherischen Schauern der Geschichte, deren Flügelschlag in jenem Augenblicke die Königsburg der Hohenzollern umrauschte.

So war es. So haben uns Hunderte berichtet, die wir unmittelbar nach dem Kampfe gesprochen und befragt, Augenzeugen jener Tage und Scenen, Theilnehmer am Kampfe und unbetheiligte Beobachter, Männer und Frauen aller Klassen und Stände, Menschen der verschiedensten politischen Ansichten und Überzeugungen. So verkündete es in jenen Tagen die Presse von ganz Deutschland.

Die Nemesis hatte ihr Opfer berührt. Der Simson der Revolution hielt die Säulen des Throns der Hohenzollern gefaßt. Aber als bei seinem ersten Rütteln das Herz dessen erbebte, der da oben saß, und er für einen Augenblick freiwillig hinabstieg, da ließ der Simson die Säulen los und — doch wir wollen der fernern Darstellung nicht vorgreifen.

Kapitel VI.

Der Kampf und seine Folgen.

Die Geſchichte des Kampfs geben wir zum Theil mit den Worten eines Augenzeugen in gedrängter Kürze.

„Der Dämon des geflügelten Worts, jener Ruf des Verraths, der auf dem Schloßplatze erſchollen war, hatte ſich vertauſendfacht, und zog die Sturmglocke in jeder männlichen Bruſt.

Man reißt das Straßenpflaſter auf, wirft Wagen, Karren, Brunnen, Brücken, Gaſſenſtege um und übereinander, höhlt Gräben aus und holt Haus- und Hofgeräth aus den zertrümmerten Thoren und Thüren zu Barrikaden herbei. Es erſtehen deren in allen Stadttheilen in einer einzigen Stunde. Weiber, Kinder, Greiſe helfen bauen, oder ſchleppen Steine in Körben, ja große Granitplatten auf die Dächer, um die Angreifer zu zerſchmettern. Waffenhandlungen und Eiſenläden werden erbrochen, oder freiwillig geöffnet, im Nu geleert. Hinter den Bar-

rikaden entſtehen Feuer, an denen Knaben eifrig Kugeln gießen. Man bereitet ſiedendes Waſſer vor, die Soldaten damit aus den Fenſtern zu begrüßen. Geübte, entſchloſſene Büchſenſchützen, tollkühne Knaben beſetzen die Barrikaden. Bürger, Studenten, Arbeiter, die zu Tauſenden von allen Seiten herbeiſtrömen, vertheilen ſich in die Häuſer, zu denen ſie ſich mit Güte oder Gewalt Zutritt verſchaffen, um von den Fenſtern aus mit allen Waffen, die ihnen zu Gebote ſtehn, zu kämpfen. Die Wenigſten haben Schießwaffen. Die Übrigen müſſen ſich mit ſchleudern von Steinen und Hausgeräth behelfen. Was außerdem hinter den Barrikaden kämpft, iſt mit Äxten, Beilen, Heugabeln, Eiſenſtangen, die man aus den Stadtthoren und Geländern bricht, mit Lanzen, Säbeln und Hirſchfängern bewaffnet. Zu Adjutanten, Boten, Spionen, Zuträgern der Kämpfer dienen Hunderte von Proletarierbuben, die mit Todesverachtung, werth der edelſten und reinſten Sache, allen Gefahren entgegengehen.“

Nichts war vorbereitet, kein Plan gemacht, keine Verabredung getroffen, keine Anführer erwählt. Der allgemeine, einige Geiſt des Volks erſetzte alles. Er war entſchloſſen, die Gewaltthaten des Säbel- und Bajonettregiments nicht länger zu ertragen. Zum erſten Male, ſeit ſie gedichtet, wurden die Worte des deutſcheſten Dichters, welche ſeit einem Menſchen-

alter in Berlin nicht mehr öffentlich von der Bühne zum Volk erſchallen durften:

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte!"

auf deutſchem Boden, in derſelben Stadt, eine blutige Wahrheit.

„Von allen Barrikaden weht der bedeutungsſchwere Schirm des deutſchen ſchwarz-roth-goldnen Banners, deſſen Symbol der Inſtinkt des Volkes überall annimmt.

„Noch wagen würdige Männer mit Lebensgefahr einen letzten Vermittlungsverſuch. Man läßt ſie aber nicht vor den König. Sie dringen im Schloſſe nur bis zum Prinzen von Preußen vor, und ſeine Antwort auf ihre Bitten iſt: „Er werde das Militair keinen Zollbreit zurückziehen!" Ein allerletzter Friedensbote, der Biſchof Neander gelangte ſogar mit einigen Begleitern bis zum Könige. Dieſer will aber auf das freundlichſte alles nur den Bitten, nichts der Forderung bewilligen. Sein unverrückbarer Standpunkt bleibt: „Gnade und nicht Recht."

Die Soldaten beginnen endlich den Kampf mit dem Angriffe auf die erſten Barrikaden, und er dauert mit wenigen Unterbrechungen achtzehn Stunden.

Eine Spezialschilderung desselben gehört nicht in diese geschichtliche Darstellung. Eben so wenig die Anklagen, welche mit Recht und Unrecht die Leidenschaft der nächsten Tage gegen die Grausamkeit erhob, welche in diesem brudermörderischen Kampfe das Militair an gefangnen Kämpfern oder Nichtkämpfern verübte oder verübt haben sollte. Das Volk aber benahm sich in dieser Katastrophe wahrhaft edel, groß, tapfer und menschlich. Besonnen, ausdauernd und todesfreudig hielt es gegen eine mit allem Kriegsbedürfniß wohlgerüstete, tapfere und wohlgeführte, von Stunde zu Stunde durch neu anrückende Regimenter verstärkte Armee von 20—25000 Mann so unerschütterlich Stand, daß ihm dieselbe mit Bomben, Kartätschen und Shrapnells nur einen kleinen Theil der Stadt entreißen konnte. Der Muth und die Tapferkeit der preußischen Soldaten können nicht geschmälert werden durch die Behauptung, daß das Unerwartete, im Vaterlande nie Erhörte eines Kampfes gegen das eigne Volk und der Anblick seines verzweifelten Heldenmuths sich zuletzt lähmend selbst auf die Herzen der tapfersten Krieger senkte.

Gegen 5 Uhr Nachmittags, als der Kampf bereits entbrannt war, hatte die Regierung noch einmal für gut befunden, zur Stillung des Aufruhrs ihr letztes Wort auszusprechen und durch Herrn

v. Bodelſchwingh einen Straßenanſchlag zu erlaſſen, dahin lautend: man wolle das Militair zurückziehen, wenn das Volk zuvor die Barrikaden hinweggeräumt haben würde. Abermals denn Gnade und nicht Recht. Man wollte, ſchien es, durch dieſen letzten Verſuch zur Sühne ſein Gewiſſen beſchwichtigen. Aber die Zeit des Vertrauens war im Volke vorüber.

Am Abend deſſelben Tages langte Herr v. Bincke aus Weſtfalen in beſtäubter Reiſekleidung im Königsſchloſſe an, um dem Könige ein wahrheitgetreues, wenn auch wenig erfreuliches Bild von dem Zuſtande ſeiner Provinz zu entwerfen. Indem er ſeine Schilderung mit den Worten ſchloß, wie tief es ihn betrübt und entſetzt habe, bei ſeiner Ankunft in Berlin die Stimme des Landesvaters durch Kanonen zu den Herzen ſeiner Bürger reden zu hören, fanden ſich einige in der Nähe ſtehende hohe Generalſtabsoffiziere gemüſſigt, darüber ein Gelächter zu erheben. Herr v. Bincke verwies ihnen ihr unangemeſſenes Betragen eben ſo nachdrücklich, wie einem andern Staatsdiener ein Schimpfwort auf den Vereinigten Landtag, deſſen oppoſitioneller Vorkämpfer er geweſen war. Der König ſuchte dem Wortwechſel mit einer an Bincke gerichteten Einladung zum Souper zu beſchwichtigen. Aber ſelbſt die Etiquette und ihre Verehrung vor einem königlichen Einladungs-

befehl war in diesen verhängnißschweren Stunden gebrochen. Der westfälische Freiherr schlug die Einladung kurz angebunden aus, und verließ das Schloß.

Der König aber „soupirte an diesem Abende mit Gästen", während der Donner der Kanonen und das Wuth- und Sturmgeschrei der Revolution seine Hauptstadt durchraste!

Nach 6 Uhr Abends verstärkten sich die militairischen Streitkräfte der Regierung mit mehreren Bataillonen Infanterie, die von Halle kamen, und bald darauf trat eine Pause der Abspannung des Kampfes ein.

Wichtiger bei weitem als der äußere, in seinen Einzelheiten wie in seinem Ausgange weltbekannte Hergang des Kampfes in den Straßen, ist die geheime Geschichte der Kämpfe, welche während dieser achtzehn Stunden im Innern des Schlosses stattfanden. Wir geben dieselben gleichfalls in den Hauptsachen nach den Angaben des oben benutzten Memoiristen. Der Versuch Vincke's, die Mauer zu durchbrechen, welche die Kamarilla um den verrathenen König aufgeführt hatte, war gescheitert. Vielleicht durch die persönliche Antipathie, welche der König gegen diesen Oppositionsmann des Vereinigten Landtags noch immer empfand, der es einst allein gewagt hatte, Ausdrücke der königlichen Thronrede mit ironischer Wendung gegen die Krone selbst zu brauchen, — eine Kühnheit — die in jenen

ſchüchternen Zeiten angeſtaunt — bei Hofe ſicher nicht vergeſſen war. Die Kamarilla und die Soldatenpartei gewannen neuen Muth, der Kampf hatte eine Weile nachgelaſſen, und ſtill zu ſtehn geſchienen. „Das Souper hatte den König ruhiger, behaglicher geſtimmt. Man ſtellte ihm vor, jetzt oder nie ſei männlich ernſt zu handeln. Habe die in Wien beſiegte Monarchie in Preußen dieſe Probe beſtanden, ſo ſei ſie, wer weiß ob nicht für Deutſchland gerettet und geborgen, und das unvergleichliche Preußiſche Heer wohl drauf und dran, Deutſchland mit einem Schlage in Preußen zu verkehren. Eben darum aber müſſe raſch, entſchloſſen, ganz gehandelt und der Staat nicht mehr als Einſpänner mit halben Maßregeln gefahren werden. Die ſogenannte „halbe Maßregel“, General Pfuel, fiel (wie man denſelben Mann ſieben Monate ſpäter fallen ließ), der ehrenfeſte märkiſche Junkergeneral Prittwitz kommandirte: Feuer! und ſchoß, ſtatt der Revolution, das mit verbundenen Augen auf ſeinem Sandhügel knieende Altpreußen todt*).

Der Kampf hatte mit einigen Unterbrechungen die ganze Nacht hindurch gewährt, als am Morgen des 19. jene vom Könige ſelbſt eigenhändig in der

*) Vergl.: Ernſt Preußiſch-Deutſche Phantaſie (Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1848) S. 38.

Nacht geschriebene Proklamation erschien. Das merkwürdigste aller Aktenstücke in Preußens Geschichte lautet so:

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten teutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen Mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufen Ruhestörer aufrührische und freche Forderungen ein, und vergrößerte sich in dem Maße als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis in's Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider Meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Cavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden, und zwei Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Plane durch augenscheinliche Lüge verdreht, und die erhitzten Gemüther von vielen Meiner treuen und lieben Berliner mit Rache-Gedanken um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt, und sind

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR,A.

3-598-52808-6
FN. 11383/018

so die Urheber von gräulichem Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner Meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig ist, den unseligen Irrthum! kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg, und entsendet an Mich Männer, voll des echten alten Berliner Geistes, mit Worten wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen, und Ich gebe Euch Mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen, und die militairische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und da auch nur auf kurze Zeit, beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner Meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen, und durch Preußen für Deutschland, anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen.

Geschrieben in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848. Friedrich Wilhelm.

In diesem Dokumente, in diesen Gedanken, die sich untereinander verklagen und entschuldigen, liegt das Geheimniß der Seelenstimmung Friedrich Wilhelms IV. während jener Schreckensnacht offen vor uns.

Die Proklamation blieb wirkungslos. Ihre thränenvolle Sprache, welche in der einmüthigen Erhebung einer ganzen Bevölkerung nur das Verführungswerk einer rebellischen Rotte Bösewichter sah, und dennoch von der Rebellion Vergeben und Vergessen erbat, prallte ab an der wahren und stolzen Leidenschaft des plötzlich von dem Gefühle seiner Hoheit ergriffenen Volkes, dem es als Schmach erschien, sich und seine freie Erhebung als ein kindisches Spiel einiger „Bösewichter“ betrachtet zu sehn. Sein zorniger Hohn klebte das Blatt an eine Brunnensäule neben das Bruchstück einer der Granaten, mit denen die königlichen Feuerschlünde vom Schlosse her die lieben Berliner während der vergangenen Nacht begrüßt hatten, und überall bereitete man sich zur Erneuerung des entscheidenden Kampfes.

Da geschah es, daß der General Möllendorff, vom Volke gefangen genommen, im Schützenhause des Alexanderplatzes den Befehl unterzeichnete, der seinen Truppen die Einstellung des Kampfes und den Abzug von jenem Platze befahl. Diese Nachricht wirkte entscheidend. Um das Leben eines befreundeten Dieners zu retten, gab der König, ganz allein aus persönlichem Entschlusse, der Hauptstadt den Frieden. Sonntag, den 19. März um eilf Uhr Vormittags ward dieser Frieden geschlossen. Seine Bedingungen waren:

1. Abzug des Militairs aus der Stadt,
2. Preßfreiheit, und
3. Das Versprechen einer Konstitution auf der breitesten demokratischen Grundlage.

Ein Befehl zum Rückzuge der Truppen ward auch hier, wie spätere offizielle Kundgebungen behauptet haben*), vom Könige nicht ertheilt. Dennoch aber hatte Friedrich Wilhelm IV. durch diesen Friedensschluß mit der Rebellion auf ewig gebrochen mit dem Geiste des altpreußischen Soldatenthums, wie er gebrochen hatte mit der ganzen Vergangenheit seines Lebens. Es war dem Absolutismus, so tief er sich auch erniedrigt hatte, nicht gelungen,

*) Signatura temporis (vom Prof. Heinrich Leo im Auftrage verfaßt) S. 32.

selbst nur den Schein seiner Willensfreiheit zu retten. Der Abzug der Truppen — gleichviel, ob Sieger oder Besiegte — nach dem Willen des bewaffneten Volkes drückte das Siegel auf die Umgestaltung der Preußischen Dinge, er erhob den Straßenkampf, den Sohn eines „Mißverständnisses", zur Revolution.

Kapitel VII.

Nicht wegen der Unerträglichkeit eines tyranniſchen Jochs, nicht für eine neue Idee hatte man ſich in Berlin geſchlagen. Ein bis zu dieſer Stunde politiſch wenig bewußtes, monarchiſch-gehorſames Volk, deſſen Verlangen nicht über die ſchon verheißenen Freiheiten hinausging, empörte ſich, weil man ein Urgefühl der Menſchheit in ihm gekränkt hatte.

Der beſte Beweis dafür und gegen eine planvoll beabſichtigte Schilderhebung war die Haltung der Maſſe nach dem für das Volk ſiegreichen Ausgange des Kampfes.

Das Volk fühlte ſich frei, frei von den Feſſeln der Polizei, frei von der Willkür königlicher Machtgebote. Es genügte ſich an dieſem Gefühle. Es legte keine Hand an den wankenden Thron, der in dieſem Augenblicke in allen Fugen krachend und wankend dem Willen einer kleinen Anzahl vorberei-

teter und entschlossener Männer Preis gegeben war. Aber die Haltlosigkeit des Hofes war nicht größer als die Planlosigkeit des Volks. Es wußte und empfand nur, daß der alte Zustand schlecht gewesen, daß man es übel, und zuletzt grausam behandelt hatte. Diese Empfindung auszudrücken trieb der Instinkt die leidenschaftbewegte Masse. Ein Weiteres zu wollen und zu wagen, im Augenblicke seines Sieges ein ausführliches Programm der Volkswünsche zur Annahme zu diktiren, lag außer dem Bereiche seines Willens wie seiner Einsicht. Die Leichenschau, zu der es am Tage des beendeten Kampfes seinen Beherrscher zwang, ist ein treuer Ausdruck des vorwaltenden patriarchalischen Gefühls, das dem überwundenen Könige nur zurufen wollte: „Siehe, das hast Du an uns gethan!“ Erst unter diesem Gesichtspunkte erhält die folgende Scene ihre wahre Bedeutung.

Von der Schloßfreiheit her bewegte sich ein feierlicher Zug von Männern aus dem Volke, bleich, verstört, in zerrissener Kleidung, die Waffen noch in der Hand, dem Königsschlosse zu, und trug auf seinen Schultern die Bahren mit den Leichen seiner gefallenen Brüder. Die klaffenden Todeswunden waren offen gelegt, die halbnackten Leichen mit Blumen bestreut, die Häupter mit Lorbeer und Immortellen bekränzt. So zogen sie durch das Schloßportal in den innern

Schloßhof. Von allen Seiten, aus den entlegensten Stadttheilen, wurden Bahren mit Leichen gefallener Kämpfer auf den Schloßhof getragen. So wunderbar leitete ein und derselbe gemeinsame Instinkt, ohne alle Verabredung die Herzen der Menschen zu derselben That.

Der eine der beiden gewaltigen Schloßhöfe, von welchem aus Wendeltreppen unmittelbar zu den Gemächern des Königs führen, sah bald eine Unzahl solcher Bahren regelmäßig in Reih und Glied nebeneinander aufgestellt — eine furchtbare Leichenparade unter den Augen eines Königs! Die Angehörigen der Todten standen trauernd, klagend, trotzig, drohend zwischen innen. Immer lauter und vielstimmiger ertönte der Ruf nach dem Könige. Die Demüthigung des unumschränkten Königthums sollte vollendet werden.

Da erschien der Schwergebeugte, bleich, ernst, niedergeschlagen, am Arme die weinende Königin, auf der offnen Gallerie des Schloßhofs über den Todten. Sprachlos vor tiefster Erschütterung entblößte er, gemahnt durch den Zuruf der Menge, das Haupt bei dem furchtbaren Anblicke der Leichen, welche von ihren Trägern jetzt unter dem Klagen und Jammern der Umstehenden gegen seinen Balkon emporgehoben wurden. Da plötzlich erklang aus

der gedrängten Volksmenge zwischen den Leichen hervor eine tiefe Stimme, und begann den Choral: „Jesus meine Zuversicht". Alle Anwesenden stimmten ein in den Gesang, ergriffen von der Macht des Augenblicks, und das Todestrostlied klang brausend hinauf zum Himmel, „gleichwie die aus der Seele des Königs genommene Antwort auf die grausige Anklage."

Gedemüthigt, wie kein Herrscher der neueren Geschichte, entfernte sich der König wieder mit der Königin, nachdem der Choral beendet war.

Von diesem Augenblicke an war der König von Preußen ein König von Volkes Gnaden.

Wie aber gelang es dem Königthume und seinem Träger Friedrich Wilhelm IV. sich emporzuraffen von so tiefem Falle, und den schwankenden Boden unter seinen Füßen aufs Neue zu befestigen? Diese Frage werden wir zu Anfange des zweiten Buches unserer Geschichte der Preußischen Revolution beantworten. Der Gedanke der deutschen Einheit und sein Symbol, das schwarz-roth-goldne Panier, über ein Menschenalter lang geschmäht, verfolgt, geächtet, mit Kerkerhaft und Banden bestraft an tausend treuen Herzen, dieser selbe Gedanke, diese selben Farben wurden das rettende Seil, welches in dem hohen Wogengange der Zeit

das sinkende preußische Königthum ergriff, um im Augenblicke der eignen höchsten Noth sich vor dem Ertrinken zu retten!

So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Zweites Buch.

Die drei ersten Monate der Preußischen Revolution.

Kapitel I.

Stellung der Monarchie in Preußen nach dem 18. und 19. März.

Schneller und schrecklicher, als er selbst es gedacht, waren Camphausens warnende Worte vom 18. Januar in Erfüllung gegangen. Ihm selbst aber ward es beschieden, das Gericht zu übernehmen, auf welches er damals in dräuender Ferne hingewiesen hatte. Wir werden sehen, wie wenig der wackre Mann dieser großen Aufgabe genügte.

Mit dem Rückzuge der Truppen am 19. März aus Berlin war der Aufstand des Volks zur Höhe einer siegreichen Revolution erhoben worden. „Das Volk war Sieger und hatte die Rechte des Siegers, die es nicht mißbrauchte.“ *) Friedrich Wilhelm IV. selbst bezeugte dies ausdrücklich in dem ersten Freudenrausche der Dankbarkeit über seine Rettung aus der von ihm heraufbeschworenen Revolution.

*) v. Unruh, Skizzen aus Preußens neuester Geschichte S. 22.

„Das Volk von Berlin hat sich so edel und hochherzig gegen mich benommen, wie es sich vielleicht in keiner andern großen Stadt der Welt benehmen würde", — so lauteten die Worte, mit denen der König am 31. März eine Deputation von Einwohnern Berlins entließ.*)

Also war es in der That. Ursache, Anfang und Ende des Kampfes selbst zeigten, daß der Begriff des Königthums noch fest in dem Herzen und in der Anschauungsweise des Volkes wurzelte. Sogar die Empörung über das vor dem 18. März vergossene Blut entsprang aus diesem patriarchalisch-gemüthlichen Verhältnisse des Volks zum Herrscher. Als dreizehn Monate später am 27. und 28. April 1849 mit gleicher, ja selbst größerer Brutalität das Militär seine Kugeln auf wehrlose Volksgruppen sandte, erhob sich kein einziges Zeichen des früheren Zornes. Man fühlte sich nicht mehr einem Vater, sondern einem Gegner und Feinde gegenüber.

Anders war es in den Märztagen des Jahres 1848. Der Abzug des Militärs, die Abdankung der verhaßten Minister änderten die Stimmung des Volks wie mit einem Zauberschlage. Es schien

*) S. Berl. Zeitungen vom 31. März.

als habe das Volk durch seine Erhebung weniger sich selbst, als seinen König befreit. Die am 19. und 20. März in den Straßen wogenden Volksmassen achteten überall den Namen des Königs. Es herrschte vollkommne Sicherheit für Personen und Eigenthum. Die Läden, selbst der Juweliere und Goldarbeiter waren geöffnet. An vielen anderen bemerkte man die Inschrift: „Achtet das Eigenthum“! Nur an zwei Orten hielt das Volk ein Strafgericht, indem es die Mobilien zweier Einwohner, welche des Verraths von Barrikadenkämpfern an die Soldaten beschuldigt wurden, aus den Häusern schleppte, und durch das Feuer vernichtete. Aber kein Stück wurde entwendet. Selbst große Papiergeldsummen wurden von Proletariern in die Flammen geworfen. Kein Einziger der verhaßten bisherigen Rathgeber des Königs ward auch nur persönlich bedroht. Selbst der servile Oberbürgermeister Krausnick, dessen charakterloser Haltung man einen großen Theil der Schuld des geschehenen Unglücks zuschrieb, kam mit einigen Insulten und Schimpfreden davon. Man verlangte, daß er abdanken sollte, und er dankte ab. Das Volk zeigte sich edel, groß, reif und würdig der Freiheit. Das Land jubelte, ganz Deutschland rief Beifall. Nur die Büreaukratie und ein Theil der Aristokratie klagten und entstell-

ten die Thatsachen, indem sie sich an vereinzelte Excesse hielten.*)

Preußen war bisher ein mechanischer Staat gewesen. Die „Staatsmaschine“ war der officielle Sprachgebrauch zur Bezeichnung jenes lebensvollen Organismus, welcher allein den Namen Staat verdient. Daher wirkte dieser erste ungeahnte Stoß einer thatsächlichen Erhebung so verderblich. Die Maschine stockte und stand still. Nur einzelnes Räderwerk drehte sich noch wirkungslos und ohne Zusammenhang mit dem übrigen Ganzen im gewohnten Kreise fort. Es war ein chaotischer Zustand.

Die Wirklichkeit hatte ihr Dasein verloren und der Vergangenheit schämte man sich. Eine Obrigkeit bestand kaum dem Namen nach. Polizei, die große ordnende Macht des bisherigen mechanischen Staats, ließ sich nicht sehen; die Gensdarmen waren wie durch Zauberspuk verschwunden. Das Militair war fort aus Berlin. Man sah in der Soldatenstadt Friedrichs des Großen keine einzige Uniform. Der Preußische Staat erschien gelähmt an Haupt und Gliedern. Man hatte nicht nur kein Vertrauen zum Beamtenthum, sondern dies allmächtige und allweise Beamtenthum hatte auch den Glauben an sich selbst verloren. Es war in dem

*) v. Unruh, Skizzen, S. 22—26.

Mechanismus des altpreußischen Polizeistaats ein Zustand eingetreten wie derjenige, welcher im Jahre 1812 durch die Malletsche Verschwörung zu Paris den Napoleonischen Staatsmechanismus auf vierundzwanzig Stunden über den Haufen stürzte. „Napoleon", sagt Schosser in seiner Geschichte jener Zeit, *) „urtheilte damals im Staatsrathe über seine Beamten, wie wir Alle seit dem März 1848 in Deutschland über unsere, in der alten juristischen Weisheit, in der Routine der Kanzleien, und in den Allanzereien der Höfe gebildeten Staatsleute geurtheilt haben. Er habe, sagte er, seine Beamten durchaus erbärmlich gefunden, und sehe jetzt ein, daß er seine Herrschaft auf morsche Stützen gegründet."

Es war bei jener abenteuerlichen Verschwörung daß ein erster Zweifel an dem System des monarchischen Absolutismus die Seele des größten und letzten aller absoluten Herrscher Europas beschlich. Der Schöpfer erschrak vor seinem eigenen Werke. War es zu verwundern, daß Friedrich Wilhelm's IV. unendlich schwächerer Geist einer ähnlichen Erfahrung erlag, und seine bisher festgehaltene politische Ueberzeugung durch die Erlebnisse jener Tage völlig auf den Kopf gestellt wurde!

*) Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts VII, S. 831.

So schien es wenigstens, oder vielmehr so war es. An der momentanen Aufrichtigkeit der Bekehrung zu zweifeln, erscheint uns psychologische Ungerechtigkeit.

Zwei Wege konnten eingeschlagen werden, um die siegreiche Revolution noch in ihrer Geburtsstunde zu vermeiden. Der erste war Veröffentlichung des Patents vom 18. schon am Tage zuvor, mit Verkündigung des Rücktritts der alten Minister, welche bereits am 17. ihre Entlassung verlangt hatten, und Berufung der Oppositionsmänner des Landtags in den Rath des Königs. Der zweite Weg hieß: Gewalt gegen Gewalt bis zu militairisch ehrenvoller Entscheidung, und dann aufrichtige und vollständige Erfüllung der gegebenen Zusagen.

Friedrich Wilhelm IV. verschmähte den ersten Weg, und *versuchte*, den zweiten ohne auf ihm zu beharren. Der Erfolg sprach das Urtheil über seine Wahl. Die Niederlage des absoluten Königthums, wenn auch eine freiwillige, war vollständig. Die Revolution war Siegerin, der König der Besiegte.

Und dennoch war die Sache des Königthums unverloren. Es hatte nur sein Jena erlebt, um glorreicher und stärker als jemals sich wieder zu erheben auf dem Boden wahrhafter demokratisch-

konstitutioneller Freiheit. Das Volk der Hauptstadt sogar, das den Kampf gefochten, obschon ohne Leitung, ohne Fesseln irgend einer äußeren gewohnten Macht, hielt fest an dem monarchischen Prinzipe, wie an der Person des Monarchen selbst. Es achtete seinen Namen, es vergab und vergaß das Geschehene, es gab ihm die rührendsten Beweise dieser Gesinnung und der Freude über den wieder seinem Volke vereinten Herrscher. Selbst jene Scene der Leichenschau im Hofe des Schlosses, zu der es ihn in der ersten Fiebergluth der Aufregung nach dem Kampfe herbeirief, drückte im tiefsten Grunde nichts anderes aus, als diese patriarchalische Stimmung, dies persönliche Verhältniß des Volks zu seinem Herrscher. Dagegen erregte die Zusage allgemeiner Volksbewaffnung zum Schutze der von den Truppen verlassenen Stadt (19. März) den lautesten Jubel. Die Worte der Gewährung lauteten: „Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Ruhe der Stadt durch Niemand besser als durch die Bürger selbst bewahrt werden kann.“ *) Dieser Jubel steigerte sich noch durch den „Aufruf an mein Volk und an die deutsche Nation“ (21. März), in welchem der König, wie er sagte, „die alten deutschen Farben annahm“, „sich und sein Volk unter das ehr-

*) S. die Vossische Zeitung.

würdige Banner des deutschen Reiches stellte" und „das Aufgehen Preußens in Deutschland" verhieß. Zugleich erklärte er, sich „an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen" und „die Leitung Deutschlands für die Tage der Gefahr zu übernehmen gesonnen sei."

Also stand es in der Hauptstadt um die Sache der Monarchie unmittelbar nach dem Siege der Revolution. Noch günstiger stand es in den Provinzen. Von den obersten Schichten der Gesellschaft bis herab zum geringsten Tagelöhner wollte Niemand von dem Sturze der Dynastie etwas wissen. Jedermann hielt fest am konstitutionellen Throne. Die ganz vereinzelten republikanisch Gesinnten mußten diese ihre Gesinnung sorgfältig verbergen. Der Handstreich eines kleinen verwegenen Häufleins zur Entthronung des Königs in der chaotischen Aufregung des ersten Moments wäre möglich gewesen. Aber er hätte nicht auf vierundzwanzig Stunden glücken können. „Eine Entthronung des Königs hätte einen Sturm in den Provinzen hervorgerufen. Linie und Landwehr, Bürger und Bauern wären sofort gegen Berlin marschirt. Jede Stadt, jeder Kreis hätte sich für die Monarchie erklärt."*)

*) v. Unruh, a. a. O. S. 28.

Dies war die Lage der Monarchie nach der Revolution vom 18—19. März. Nur der Absolutismus und seine Trabanten, Bureaukratie und Militärherrschaft, waren besiegt worden, oder hatten vielmehr eine augenblickliche große Niederlage erlitten, welche die eigne Fassungslosigkeit der Geschlagenen schwerer erscheinen ließ, als sie der That nach war. Der Konstitutionalismus hatte gesiegt, das monarchische Prinzip war unverletzt geblieben. Wer den Dingen schärfer ins Auge sah, und über die Verwirrung des Moments den Blick auf die nächste Zukunft richtete, — dem mußte einleuchten, daß nicht die Monarchie und die Dynastie, wohl aber die neugeborene Freiheit eines Schildes und Schutzes bedürfe. Wir werden sehen, daß die Männer, welchen die Aufgabe gestellt wurde, die Früchte der Märzrevolution zu wahren, von der entgegengesetzten Ansicht ausgingen — zu Preußens und Deutschlands Verderben. Mit dem Augenblicke, wo Camphausen, den die Revolution des März mit einem Schlage aus seinem Comptoir zur Höhe eines Ministerpräsidenten von Preußen emporgetragen hatte seine Hauptaufgabe darin erblickte, „sich als einen Schild vor die Dynastie zu stellen," die Niemand ernstlich bedrohte — mit diesem Augenblicke war die Sache der Freiheit des Volks in Preußen verloren.

Das Volk und die Freiheit hatten gesiegt am

18. und 19. März. Aber der Sieg iſt nur Mittel, nicht Selbſtzweck. Der eigentliche Zweck iſt dasjenige, was über dem Siege hinausliegt. Ein unbenutzter Sieg kann gefährlicher werden als eine Niederlage. Das hat nicht bloß Hannibal, das hat auch das deutſche Volk im Jahre 1848 zu ſeinem Schaden erfahren. Jenes alte: Vincere scis victoria uti nescis! wird in mehr als einem Sinne das Urtheil der Geſchichte ſein über das Preußiſche und Deutſche Volk vom Jahre achtzehnhundertachtundvierzig.

Kapitel II.

Der deutsche Umritt.

Wider alles menschliche Erwarten war das bisher politisch verachtete Berlin der Brennpunkt geworden, in welchem sich die zündenden Strahlen der Freiheit sammelten. Berlin war jetzt die Wiege der Preußischen Freiheit. Von seiner ferneren Haltung war das Schicksal derselben abhängig. Die Contrerevolution begriff die Wichtigkeit dieser Wahrheit. Die Freude über den errungenen Sieg kämpfte in dem Herzen des Volks mit dem Zorne über die für denselben gefallenen Opfer. Beide Empfindungen suchten einen persönlichen Gegenstand ihrer Aeußerung. Für die erstere bot sich der „von seinen schlechten Rathgebern befreite", seinem Volke wiedergewonnene König dar. Für die zweite der Prinz von Preußen, welchem die Volksstimme allgemein die Schuld des langen Widerstrebens und des vergossenen Blutes zuschrieb.

Der Prinz von Preußen hatte am 19. Berlin verlassen. Sein Palais ward durch die Inschrift: „Nationaleigenthum" gegen versuchte Angriffe des

erbitterten Volks geschützt. Spät Abends am 20. März verbreitete sich plötzlich durch die ganze Stadt das Gerücht: der Prinz von Preußen rücke mit den aus der Stadt gezogenen Truppen gegen Berlin an. Der Ruf: Bürger heraus! zu den Waffen! erscholl, und in kürzester Frist thürmten sich neue Barrikaden an allen Thoren dem vermeinten Angriffe entgegen. Erst der heranbrechende Morgen überzeugte die Stadt von der Grundlosigkeit der Befürchtung. Der König selbst und Prinz Adalbert waren Nachts in die von Bürgern besetzte Schloßwache hinabgegangen, und hatten dort ihr Wort verpfändet, daß gegen die Stadt nichts Feindliches im Werke sei. Dennoch erneuerte sich am 21. Abends das Gerücht und mit ihm die Aufregung der Stadt. Erst am 22. brachten die Zeitungen die amtliche Erklärung, daß jenes Gerücht ungegründet sei. Die Entstehung desselben hing folgendermaßen zusammen.*)

Das Militair war am 19. aus der Stadt gezogen. Jedoch nicht vollständig. Am 19. Abends befand sich im Portale nach dem Lustgarten noch eine Officierwache im Schlosse an derjenigen Ecke

*) Vergl. Personen und Zustände Berlins seit dem 18. März 1848. Heft I. (Leipzig, Ernst Keil u. Co. 1849.) Als Verf. dieser Schrift nennt man den Architekten P. zu Berlin.

desſelben, welche die Verbindung mit der Spree ſichert, auf welcher in jener Nacht ein lebhafter Schiffsverkehr ſtattgefunden haben ſoll. Man brachte denſelben ſpäter mit dem leeren Zuſtande des Schatzes in Verbindung. Der Kommandeur dieſes Poſtens hatte den Befehl, denſelben „unter allen Umſtänden bis zum 20. März früh 5 Uhr zu behaupten.“ Als um dieſe Stunde der Abzug desſelben durch Vorſtellungen der Bürger und Schützen bewirkt worden war, und nun, nach der Erklärung der Miniſter „auch der letzte Mann das Schloß verlaſſen“ und der König ſich gänzlich „unter den Schutz ſeiner bewaffneten Bürger begeben hatte“, befand ſich dennoch bis zur Nacht des 21. das zweite Bataillon des zweiten Garderegiments, 800 Mann ſtark, in den oberen Räumen des Schloſſes verborgen. Der Miniſterpräſident Graf Arnim erklärte dem Regimentskommandeur: „wenn auch das größte Unglück daraus entſtehe, ſelbſt wenn es den Soldaten im Kampfe auch nicht möglich ſein ſollte, das Schloß länger als zehn Minuten zu halten, ſo müſſe er für jetzt doch noch darauf beſtehen, daß die Truppen in ihrem Verſtecke bleiben.*)

Erſt in der Nacht vom 21. zum 22. März wurde dies Bataillon von Bürgerwehr zur Stadt hinaus

*) Perſonen und Zuſt. S. 12.

geführt, nachdem der Plan: die Bestattung der gefallenen Kämpfer durch Militär und Bürger gemeinsam vollziehen zu lassen und aus derselben ein großes Versöhnungsfest zu machen, gescheitert war.

Sanguinische Vermittelungshoffnung hatte diesen Plan erdacht. Andere Hände ergriffen den Gedanken sofort, um ihn für ihre Zwecke auszubeuten. Der nächste dieser Zwecke war: schleunigste Rückführung der Truppen nach Berlin. Nicht nur galt es, durch dieselbe einen Haltpunkt gegen die Bewegung der Revolution zu gewinnen. Auch die von ihrem Kriegsherrn durch den Befehl des Abzugs beleidigte Soldatenehre forderte Genugthuung. Das Militair, besonders die Garden, waren empört über die ihnen vom Könige angethane Schmach. Ihre Stimmung konnte die bedenklichsten Folgen haben. So ergriff man mit beiden Händen jenen Plan, als Mittel zur Rückberufung der ausgewiesenen Truppen. Ein Barrikadenkämpfer und Volksmann, der Thierarzt Urban, derselbe, welcher am Morgen des 19. März den General Möllendorf gefangen genommen und sich durch diese That zu einer momentanen Bedeutung aufgeschwungen hatte, ward in diesen Stunden und Tagen der Zerstörung aller Etikette, wo zahllose Deputationen und Persönlichkeiten aller Art zum Könige Zutritt erhielten, in das allerhöchste Vertrauen gezogen. Dieser Urban

erſchien in Begleitung eines andern Volksmannes, des Schneiders Eckert, Nachmittags am 21. März auf dem Polizeipräſidium, und präſentirte dort dem Polizeipräſidenten von Minutoli eine eigenhändig geſchriebene Kabinetsordre des Königs, welche erſt ein Jahr ſpäter bekannt wurde. Dieſelbe lautete:

„Auf den Wunſch des Thierarztes Urban genehmige Ich ſehr gerne, daß derſelbe die in Potsdam und Umgegend liegenden Truppen, namentlich das Kaiſer Alexander-Grenadierregiment, ſofort nach Berlin zurückführe.

Selbſtgeſchrieben am 21. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Der Polizeipräſident wußte indeſſen den Urban durch ſeine Vorſtellungen zu bewegen, eine Abſchrift der Kabinetsordre ſo wie des dazu gehörigen Aufrufs in ſeinen Händen zu laſſen, und von der erſteren nicht vor dem 23., d. h. vor dem Tage der Beſtattung der Gefallenen, Gebrauch zu machen. Herr von Minutoli kannte die Stimmung des Volks, und ſah ein, daß die Zurückberufung des Militairs in dieſem Augenblicke zur blutigſten Erneuerung des Kampfes führen müſſe. Anders dachten der König und ein Theil ſeiner Umgebung. Erſt den nachdrücklichſten Vorſtellungen mehrerer Deputationen gelang es, den Befehl nach Potsdam zu erwirken

die Truppen nicht marſchiren zu laſſen.*) So blieb der militairiſche Stolz der Preußiſchen Garden für jetzt noch von der Schmach verſchont, ſich von einem Thierarzte in die verlaſſene Hauptſtadt zurückgeführt zu ſehen. Die völlige Zerſtörung aber des altpreußiſchen Weſens und die gänzliche Rathloſigkeit des Königs kann wohl ſchlagender, als durch dieſen einzigen, hier angeführten Zug ſchwerlich charakteriſirt werden.

Das Miniſterium Bodelſchwingh hatte, wie die am 19. veröffentlichte königliche Kabinetsordre beſagte, bereits am 18. früh die erbetene Entlaſſung erhalten. Graf Arnim-Boytzenburg, bekannt als vermittelnder Oppoſitionsmann vom erſten vereinigten Landtage her, und mehr noch durch die Ausweiſung der Badiſchen Volksvertreter Itzſtein und Hecker, war mit Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt und zum Präſidenten deſſelben ernannt worden. Zugleich wurden ihm die Verfaſſungsſachen und die Verwaltung des Miniſteriums des Innern vorläufig überwieſen. Der Miniſter

*) Die detaillirte Darſtellung dieſer Vorgänge findet man in der Schrift: Perſonen und Zuſtände Heft I. S. 7 — 11. Als der Kriegsminiſter, General v. Rohr, von einem Bürger befragt wurde, ob es wahr ſei, daß der König jene Vollmacht an Urban ausgeſtellt habe, erwiederte derſelbe: „Ja, und ich alter Mann muß meinen Kopf dafür hergeben.“ (S. 10.)

des Königlichen Hauses, Graf Stollberg, der Kriegsminister, General v. Rohr, und die beiden Justizminister Savigny und Uhden wurden diesem neuen Ministerium Arnim aus dem alten einverleibt. Die einzigen Minister, welche als frühere Oppositionsmitglieder des Ver. Landtags die neue Epoche repräsentirten, waren der Graf Schwerin, welcher Kultus und Unterricht, und Hr. v. Auerswald, welcher das Innere übernahm. Das Finanzministerium ward interimistisch dem Geh. Ob. Finanzrath Kühne anvertraut. Hr. v. Arnim, bisher Preußischer Gesandter in Paris, trat am 21. als Minister des Auswärtigen in dies neue Ministerium ein.

Vertrauen konnte dasselbe in keiner Weise erwecken. Außer den beiden Oppositionsmännern, von denen augenblicklich überdies nur der unbedeutendere, Graf Schwerin, sich in Berlin befand, enthielt es lauter Persönlichkeiten, welche die Sympathien der Nation in keiner Weise für sich hatten. Bornemanns Eintritt an die Stelle der alten Justizminister war zwar eine Verbesserung. Dafür aber schlug Camphausens Weigerung in dies Ministerium einzutreten, dem lecken Fasse vollends den Boden aus. Ueberdies hatten die alten Minister jene Konzessionen vom 18. unterzeichnet. Das war ein doppelter politischer Fehler. Einmal gewährten die

Namen der bisherigen ſtarren Vertreter des alten abſolutiſtiſchen Syſtems, die Männer, welche bisher ſich ſelbſt zu ehren glaubten, wenn ſie ſich als reine „Werkzeuge“ des Königs und der Königlichen Anſichten betrachteten, — alles eher, als Garantien der Freiheit.*) Zweitens aber entzogen die alten Miniſter dadurch, daß ſie im Augenblicke ihres Rücktritts eine Konzeſſionen machten, ihren Nachfolgern das einzige Mittel, „in wahrhaft parteigewinnender Weiſe“ ihr Amt anzutreten. Ebenſo iſt von der Reaktion ſelbſt ſpäter in ihrem Sinne ganz richtig bemerkt worden, daß durch den Fehler jener Vorwegnahme das neue Miniſterium zu weiteren Konzeſſionen gedrängt wurde. Die ſpätere Phraſe des neuen Miniſterpräſidenten, daß in Zeiten der Revolution die Regierung immer der Bewegung um einige Schritte voraus ſein müſſe um derſelben Meiſter zu bleiben, enthielt eine Wahrheit, welche gerade er und ſeines Gleichen weder vorher noch nachher berückſichtigt haben.

Das Syſtem, welches am 18. und 19. März geſtürzt worden, aber in dem neu gebildeten Miniſterium noch ſtark genug vertreten war, hat uns

*) Selbſt die Reaktion ſprach es ſieben Monate ſpäter aus: daß die alten Miniſter „würdigerweiſe“ und „mit Ehren“ die Konzeſſionen vom 18. März nicht machen konnten noch durften. Siehe: Signatura temporis (von H. Lee. Berlin, November 1848. S. 24 f.).

später die schwierige Lage selbst verrathen, in welcher sich das letztere befand. Der Verfasser der Schrift Signatura temporis, welche im November 1848 im höheren Auftrage verfaßt und nach der glücklich gelungenen Contrerevolution in vielen Tausenden von Exemplaren — unter andern auch als Zugabe zur Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung im Lande verbreitet ward, sagt es mit dürren Worten, wie die gestürzte Partei selbst über die Konzessionen des 18. März dachte. Sie sah in denselben „die Basis der revolutionairen Partei", „den Ausgangspunkt der zerstörenden Bewegung." *)

Damit war für die Reaktion der Operationsplan gegen die Revolution gegeben. „Jedes Anfassen innerer Angelegenheiten, d. h. also: jeder Organisationsversuch mußte sorgfältig vermieden werden, denn „er würde nur die revolutionaire Triebkraft verstärkt haben, die man ohne Rekurs an Waffengewalt nicht aufzuwiegen vermochte. Ein solcher Rekurs aber war gefährlich, denn er stellte vollends Alles was man noch zu vertheidigen hatte in Frage." Dies Eingeständniß eines Todtfeindes der Märzrevolution ist hochwichtig. Es beweist am besten, welche Vorstellungen von der unüberwindlichen Kraft der

*) Signatura temporis S. 36.

noch jungen Revolution damals im feindlichen Heerlager herrſchten.

Unter dieſen Umſtänden hieß alſo die Aufgabe der Reaktion — denn die Reaktion war es die mit dem neuen Miniſterium in der Stunde des Sieges der Revolution das Ruder ergriff — die Aufgabe der Reaktion hieß: Zeit gewinnen. Zeit aber gewann man, wenn es gelang, dem Volke romantiſchen Sand in die Augen zu ſtreuen, und ſeinen Blick von dem Nächſten auf das Fernſte, ſeinen Fuß von dem Boden der gegenwärtigen Wirklichkeit auf das Feld der träumeriſchen Möglichkeit abzulenken. Hierzu bot ſich von ſelbſt die Idee der deutſchen Einheit dar. Dieſe Idee war ſeit Jahren die allgemein im Volke beliebte. Die deutſchen Farben hatten den Märzkämpfern als Panier gedient. Dies Panier ergriff man, und drückte es dem eitlen und ſchwachen Könige in die Hand, dem man, um ihn für die Zukunft brauchen zu können, die verlorene Haltung mindeſtens äußerlich wiedergeben mußte, wenn man das, in der Sympathie des geſammten deutſchen Volks verlorne Terrain wenigſtens in Berlin und Preußen wiedergewinnen wollte. „Unter dieſen Bedingungen“ — ſagt der Verfaſſer der mehrgenannten Schrift,*) „war das Aufgreifen

*) Signatura temporis. S. 37.

des allgemein deutschen Interesses das einzige Terrain einer demonstrativen Thätigkeit, durch welche die Intentionen der Revolutionairs zerstreut, und auf ein, in jedem einzelnen Punkte unübersehbares, Terrain geleitet werden konnten. Man trat gewissermaßen von dem festen, bekannten Erdreich in eine Wolkenregion, in der man sich eine Zeitlang wenigstens leidlich unschädlich bewegen konnte, bis die Pulse überhaupt wieder einen weniger fieberhaften Schlag angenommen haben würden." Zudem mußte „etwas gethan werden, um den übrigen deutschen Regierungen gegenüber den Eindruck der Vorgänge des 18. und 19. März zu repariren." So entstand der Gedanke des bekannten deutschen Umritts, den man König Friedrich Wilhelm IV. am Tage nach der Revolution durch die Straßen seiner Hauptstadt machen ließ.

Die möglichen Gefahren desselben für die Person des Königs bei der noch immer leidenschaftlich erregten Volksstimmung waren der hinter den Kouliſſen dieſes kläglichen und perfiden Schauspiels dirigirenden Partei ebensowenig ein Bedenken, als der Gedanke, an den „widerwärtigen Eindruck", den es nothwendig in ganz Deutschland hervorbringen mußte, wenn man eine Regierung, die eben im eignen Hause Alles hatte drunter und drüber gehen sehen, an die Spitze Deutschlands tretend denken

sollte." Allein alle diese Gründe, fährt das Organ der Preußischen Reaktion fort, wogen doch die entgegenstehenden und die wirklichen Vortheile, welche diese in der Hauptsache bedeutungslose Feierlichkeit gebracht hat, nicht auf." *) Und so war es in der That. Diese vielverspottete Komödie bildete den Grundstein des Gebäudes der Reaktion, sie war der Hebel mit welchem dieselbe das Preußenthum für sich in Bewegung setzte.

Am Vormittage des 20. März war eine bunte Menschenmenge auf dem Schloßplatze versammelt, welche den König zu sehen begehrte. **) Um 10 Uhr erschien derselbe auf dem Balkone des Schlosses, und rief den Bürgern zu: er werde sogleich zu Pferde unter ihnen erscheinen; es möge ihm jemand eine dreifarbige Fahne bringen, damit er sie als sein Panier trage. Einer der Anwesenden, der Advocat Stieber, kletterte sofort auf einer Leiter zu einem Fenster der nächsten Straße hinauf, und bemächtigte sich einer stattlichen schwarz-roth-goldnen Fahne, dergleichen in jenen Tagen noch bis in den Mai hinein zu Tausenden aus allen Fenstern und

*) Signatura temporis S. 38.

**) Die Darstellung der folgenden Scenen schließt sich an den Bericht der Berliner Vossischen Zeitung vom 21. März.

von allen Häusern Berlins wehten, und überreichte sie dem Könige, welcher unterdessen zu Pferde in Begleitung der Minister Graf Arnim, Schwerin, von Rohr, des Assessor Friedberg — welcher den Minister Bornemann vertrat — sowie des General von Neumann, Grafen Oriolla und einiger Prinzen seinen Zug angetreten hatte. Der König ergriff die Fahne, und bat, es möchten ihn einige Männer des Volks durch die Stadt geleiten. Voran ritt der Assessor Friedberg, zu beiden Seiten des Königs zwei Bürger, der Kaufmann Gleich und der Dr. Stieber. Ein Bezirksvorsteher Wolff machte dem Pferde des Königs Bahn. Der König, in Garde-Uniform, hatte die deutschen Farben um den Arm geschlungen. In dem Augenblicke, wo der Zug begann, ward eine große schwarz-roth-goldne Fahne auf dem Thurme des Schlosses aufgezogen. Der Zug bewegte sich unter dem Jubelrufe des Volks — des so leicht zu täuschenden, weil so gläubigen Volkes, durch mehrere Hauptstraßen der Stadt. Man drängte sich um den König, man küßte ihm die dargebotnen Hände, man jauchzte seinen Reden und Verheißungen zu.

An fünf verschiedenen Orten hielt er Anreden an das Volk. „Er wolle nichts usurpiren, indem er sich an die Spitze der deutschen Bewegung stelle, keinem Fürsten *seine Krone rauben*.“ Nach

diesen Worten verschwand der Thierarzt Urban, welcher bis dahin eine gemalte Kaiserkrone schwingend vor dem Pferde des Königs hergelaufen war, und erschien bald darauf zu Pferde an der Seite des Königs. An einer andern Stelle sprach er: Es habe sich plötzlich in einigen Theilen von Deutschland Untreue (!) gezeigt — nicht gegen ihn, denn er rede hier nicht von sich, sondern gegen Deutschland. Die deutsche Einheit und Freiheit sei bedroht, sie müsse geschirmt werden durch deutsche Treue. Darum stelle er, um Deutschland zu retten, sich an die Spitze der ganzen deutschen Bewegung. „Es mögen sich also alle Deutschen um mich schaaren! Ich schwöre es, ich will nichts, als das konstitutionelle, vereinigte Deutschland!“ An der Universität hielt der König abermals an, und machte darauf aufmerksam: „schon mehrfach habe sich in der deutschen Geschichte der Fall ereignet, daß irgend ein mächtiger Fürst das Reichsbanner ergriffen habe, um das Reich zu retten. So thue er in diesem Augenblicke.“ Und zu den Studirenden gewendet: „Ich danke Ihnen für den herrlichen Geist, der sich bei Ihnen in diesen Tagen bewährt hat. Ich bin stolz darauf, daß Deutschland solche Söhne besitzt.“

Am Kölnischen Rathhause aber, wo sechsunddreißig Stunden zuvor der Kampf am heißesten gewüthet hatte, schloß er seine Rede mit den Worten:

„Bürger! ich weiß es wohl, daß ich nicht ſtark bin durch die Waffen meines gewiß ſtarken und tapfern Heeres, daß ich nicht ſtark bin durch meinen gefüllten (!?) Schatz, ſondern nur durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und, nicht wahr, dieſe Herzen, dieſe Treue werdet ihr mir ſchenken! Ich ſchwöre es Euch, ich will nur das Gute für Euch und Deutſchland.“

Allgemeiner Jubel begrüßte dieſe und ähnliche Worte. Aber auch die Warnungsſtimme fehlte nicht. Als der König bei der Hauptwache eine ähnliche Rede voll Verſprechungen und Betheuerungen geendet hatte, rief plötzlich eine Stimme aus dem Haufen, laut genug um das Ohr der Umgebung des Königs zu erreichen: „Glaubt ihm nicht, Brüder, er lügt! Er hat noch immer gelogen!“ Man ſtürzte ſich auf den Sprecher. Es war ein Mann aus den niedern Ständen, von blaſſem kränklichen Ausſehn. Man ſchleppte ihn unter Mißhandlungen in die Wache. „Und wenn Ihr mich in Stücke zerreißt, ſchrie er, ſo wiederhole ich was ich geſagt: er lügt!“ — Bürgerwehr ſchützte ihn gegen weitere Mißhandlungen. Auf der Wache ließ man ihn bald laufen. Der Zug

hatte ſich indeß ellends entfernt. Dem Könige hatte man den Menſchen als einen Wahnſinnigen bezeichnet.

In ganz Deutſchland erhob ſich ein einziger Schrei der Entrüſtung über dieſen Verſuch eines hier gehaßten, dort verachteten Herrſchers, ſich in dieſem Augenblicke an die Spitze derſelben Freiheitsbewegung zu ſtellen, deren größtes Hinderniß ſeine Regierung bis dahin geweſen war. Dieſe Empörung ging in das Maaßloſe bei den ſüddeutſchen Stämmen. Sehr natürlich. Waren doch ſelbſt gemäßigte Beurtheiler einig über das Abenteuerliche, Unwürdige und Unzweckmäßige jener Komödie, und galt dieſelbe, wie wir geſehen haben, doch ſelbſt in den Augen ihrer Anſtifter nur als ein „bedeutungsloſes, ihren Zwecken und Vortheilen" dienendes Schauſpiel! Aber das Volk in Berlin und Preußen hatte ſich durch daſſelbe einmal fangen laſſen. Es hatte dieſem deutſchen Kaiſerritte Beifall gejubelt. Die Schmähungen Deutſchlands trafen daher mit dem Preußiſchen Könige auch das Preußiſche Volk. Das ſpezifiſche Preußenthum erwachte im Volke. Adel, Militair und Bürreaukratie benutzten dies Erwachen, und ſchürten den Zorn über die dem Volke angethane Beleidigung. Der beabſichtigte Zweck war erreicht. Laſſen wir auch hier die Reaktion ſelber ſprechen. „Ein ſehr wohlthätiger Rückſchlag", ſagt der Hiſtoriker

derſelben „war gewonnen auf die öffentliche Meinung in Preußen ſelbſt, deſſen Bevölkerung ſich in den Haß des übrigen Deutſchlands verwickelt ſah, und nun einen ſehr heilſamen Anſtoß erhielt, daran zu denken, daß es mit ſeinem Könige eine untrennbare ſittliche Perſon bilde. Gerade in Folge dieſer Vorgänge ſchlug die patriotiſche Empfindung Preußens (das Stockpreußenthum) wieder ihre erſten jungen Wurzeln, nachdem die alten in der wilden Gluth der letzten revolutionären Aktionen vor zwei Tagen verdorrt ſchienen.“ *) Man kann nicht deutlicher und offenherziger ſprechen.

Aber dieſe „erfriſchende und belebende Wirkung“ des deutſchen Umritts „auf die jungen ſchüchternen Triebe des Preußiſchen Patriotismus“ lagen zunächſt noch in einer gewiſſen Ferne. In unmittelbarer Nähe dagegen lag die Wirkung dieſer, „in der Hauptſache bedeutungsloſen Feierlichkeit“ auf die Volksſtimmung für den nächſten Tag, an welchem das feierliche Schauſpiel der Beſtattung der gefallenen Freiheitshelden aufgeführt werden ſollte. Zu dieſem bildete der Umritt das beſänftigende Vorſpiel. Man kann getroſt behaupten — ſagt auch hier der oft

*) Signatura temporis S. 39.

erwähnte glaubwürdigste Kenner der in jenen Tagen vorwaltenden höheren und höchsten An- und Absichten — „ohne diesen Zwischenakt würde das nachfolgende Leichenkondukt der gefallenen Rebellen einen weit fanatischeren, wilderen Charakter getragen haben, und vielleicht der Ausgangspunkt für die traurigsten Vorgänge geworden sein.“ —

Kapitel III.

Die Volksbewaffnung und die Bürgerwehr.

Das Preußiſche Heer hatte nach der großen Idee, der es in den Jahren 1807—1813 ſeine Wiedergeburt verdankte, ein Volksheer, ein Schirm der Freiheit werden ſollen. Der Abſolutismus hatte es von 1815—1848 zu einem Werkzeuge ſeiner Gewaltwillkühr gemacht.

Vergebens ſuchte man dem Jahre lang durch die Behauptung zu widerſprechen: Das Preußiſche Heer ſei in der That ein Volksheer. Die Märzrevolution brachte die Wahrheit blutig an das Licht der Sonne, daß zwiſchen Heer und Volk in Preußen eine tiefe Kluft geriſſen ſei. Der Inſtinkt des Volkes traf daher auch ſofort nach dem Siege der Revolution das Richtige mit ſeinem Verlangen nach Volksbewaffnung, als der erſten Gewähr der ſo eben errungenen Freiheit.

Der erſte Ruf nach „allgemeiner Volksbewaffnung“ erſcholl zu Berlin am 19. März Vormittags eilf Uhr auf dem Alexanderplatze. Hier

sammelten sich nach dem Abzuge des Militairs große Volksmassen um die auf dem Platze zurückgebliebenen Bürgerschützen, welche die Nacht hindurch den Kampf gegen die Truppen so tapfer geführt hatten. Unter jenem Rufe zog man die Königsstraße hinauf zum Schloßplatze, wo bereits zahlreiche Massen durcheinander wogten. Unter denen, welche dort mit dem Ministerpräsidenten über „Volksbewaffnung", als die einzige rettende Idee, verhandelten, welche Ordnung in das Chaos zu bringen und die erregten Gemüther auf einen bestimmten Punkt zu richten geeignet sei, befand sich auch der bekannte Schriftsteller Gutzkow.*) Fürst Lichnowsky welcher sich in jenen Stunden nach seiner abenteuerlichen Weise in der Rolle eines Volksmannes gefiel, und überall unter den Massen sein „fürstliches Ehrenwort" verpfändete, daß er die Sache des Volks auf dem nächsten Vereinigten Landtage kräftig vertreten werde, ermunterte den erwähnten wiederholt, „von Volksbewaffnung zu der Menge zu sprechen."

Der Graf Arnim hingegen zeigte sich einer solchen Maßregel abgeneigt. Als ein junger Mann ihm zurief: „Das Volk verlangt vor allen Dingen Waffen, damit es sich vertheidigen könne, und nicht

*) „Deutschland am Vorabende seines Falles oder seiner Größe" von Karl Gutzkow. 1848. S. 160.

länger wehrlos gemordet werde", erwiederte er: „das Militair habe sich auf den Befehl des Königs überall zurückgezogen. Das Volk habe daher keinen Angriff irgend einer Art zu fürchten, und könne ruhig an seine gewohnten Geschäfte gehen."

Der Dr. Stieber, welcher als Mitglied der an den König am Vormittage des 19. März gesendeten Deputation*) mit demselben persönlich verhandelt und die Botschaft des Friedens der Stadt verkündet hatte, brachte einige Stunden darauf die Nachricht: daß der König die schleunige Einführung allgemeiner Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer zugesagt habe. Diese Zusage war geschehen im Beisein der neuen verantwortlichen Minister, Grafen Arnim und Schwerin. Der letztere hatte sodann vom Balkon des Schlosses herab die Bildung eines neuen Ministeriums und die unverzügliche Bewaffnung der Bürger unter dem Jauchzen der Menge verkündigt. Hr. von Minutoli, der beliebte Polizeipräsident, werde sich, so schloß er, an die Spitze der Bürgerbewaffnung stellen.

Nachmittags ein Uhr erschien der König, von

*) Dieselbe bestand aus 12 Bürgern, an ihrer Spitze der Bürgermeister Naunyn, der Stadtrath Duncker, Bezirksvorsteher Vollmer, und Dr. Stieber. (S. Vossische Zeitung.)

zwei Bürgern geführt, auf der Schloßterrasse am Lustgarten, vor welcher sich die Bürgerschaft Berlins, soweit sie in der Eile hatte benachrichtigt werden können, eingefunden hatte. Hier war es, wo der König zum Volke die Worte sprach: „Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Ruhe der Stadt durch Niemand besser, als durch die Bürger selbst bewahrt werden kann.“ *)

Sofort wurden Gewehre und andere Waffen aus dem Zeughause unter eine Anzahl Bürger und Schutzverwandte vertheilt. Abends zwischen fünf und sechs Uhr bezog eine in der Eile organisirte, vorzüglich aus Beamten des Hofstaats, bestehende Abtheilung bewaffneter Bürger, vereint mit der Berliner Schützengilde, unter Freudenschüssen und mit fliegenden Fahnen die Schloßwache. Das gesammte Staatseigenthum, namentlich alle Militairvorräthe, welche zur Vertheidigung des Vaterlandes nach Außen nothwendig sind, wurden dem Schutze der Bürgerwehr anvertraut. **) Die Oberleitung der so im Entstehen begriffenen

*) Vossische Zeitung vom 19. und 20. März.

**) Siehe Bekanntmachung des Berl. Magistrats vom 20. März. „Personen und Zustände“ u. L. S. 4.

Bürgerwehr übernahm, da sich die Generale von Neumann und von Aschoff trotz aller Vorstellungen von Seiten zweier Flügeladjutanten des Königs dazu nicht verstehen wollten, der Polizeipräsident von Minutoli. Derselbe erließ noch am 19. März eine von ihm und sechs Bürgern Berlins unterzeichnete Bekanntmachung, welche die „auf den Wunsch der Einwohner Berlins vom Könige genehmigte Bewaffnung der Bürger und Schutzverwandten auf Kosten des Staates verkündete, und hinzufügte, daß „die gesetzlichen Bestimmungen dieser Organisation so schnell als möglich in den nächsten Tagen erfolgen sollten."

Durch diese Bekanntmachung wurde die an demselben Tage vom Könige verhießene Volksbewaffnung in eine Bürgerbewaffnung umgewandelt. Dagegen wurde das letztere Versprechen überhaupt niemals erfüllt. Die Bürgerwehr Berlins blieb ohne wirkliche gesetzliche Organisation bis zum Tage ihrer gewaltsamen Auflösung.*)

Die öffentliche Meinung war in den ersten Tagen nach dem Kampfe des 18. und 19. März über nichts so klar als über den wesentlichen Zweck der Bürgerwehr. „Schutz der jungen Freiheit gegen die

*) v. Unruh, Skizzen zur Geschichte des Preuß. Staats. S. 27.

Uebergriffe des Militairs" nannte ſelbſt die Voſſiſche Zeitung dieſen Zweck der Bürgerbewaffnung. Eben dieſelbe nahm daher auch Artillerie und Cavallerie als nothwendige Beſtandtheile derſelben in Anſpruch. Anders verſtand aber dieſen Zweck die beſiegte Partei. Sie erkannte die Wichtigkeit und Bedeutung des neuen Inſtituts allzugut, um nicht augenblicklich einzuſehen, daß es jetzt ihre Aufgabe ſei, die Bürgerwehr vor der Erkenntniß ihres eigentlichen hohen Berufs zu bewahren, und die neue Schöpfung ſo ſchnell und unbemerkt als möglich in ein Polizeiinſtitut zu verwandeln.

Man wählte zur Erreichung dieſes Zwecks die beſten Mittel und fand willige Helfershelfer in Menge. War doch die ungeheure Maſſe der Beamten aller Art nur eben erſt über Nacht konſtitutionell geworden. Selbſt der alte Demagogeninquiſitor Kamptz lief mit einer handgroßen deutſchen Kokarde umher, er, der ſeiner Zeit hunderte von Jünglingen wegen des Kultus dieſer Farben auf die Feſtungen geſchickt hatte. War doch noch wenige Tage zuvor ſelbſt das Wort Konſtitution für jeden wohlgeſinnten Preußiſchen Beamten ein Staatsverbrechen geweſen. Denn hatte nicht der König geſchworen, daß nie und nimmermehr ein Stück Papier ſich zwiſchen ihn, den Statthalter Gottes, und ſein Volk drängen und

beide mit ſeinen Paragraphen regieren ſolle? Dem Bürger aber war die Freiheit faſt im Schlafe beſcheert worden. Er glaubte, daß mit dem 19. März die Revolution beendet und Alles in Ordnung ſei. Als ein Stadtverordneter von Berlin, Herr Mertens, bei der Berathung über die proviſoriſche Einrichtung der Bürgerwehr in der Verſammlung der Stadtverordneten am 25. März die Worte ſprach: „Wir befinden uns mitten in der Revolution“, erregten dieſe Worte einen wahren Sturm von Anklagen und Proteſten unter ſeinen Kollegen, denen der Begriff der Revolution mit Anarchie, Bürgerkrieg und Schreckensherrſchaft gleichbedeutend erſchien. Der Mann mußte dieſen guten Leuten, welche im Ernſte glaubten, daß nun „alles vorbei und Schlafenszeit“ ſei, in der Zeitung erklären: „Revolution ſei eine plötzliche Umwälzung der Staatsverfaſſung; die Zeit, in welcher dieſelbe vor ſich gehe, ſei die Zeit der Revolution, welche erſt dann beendet ſei, wenn an die Stelle der geſtürzten eine neue wirklich organiſirte Verfaſſung aufgerichtet ſei!“ So ſtand es in Berlin mit der Einſicht der Bourgeoiſie in das Weſen und die Bedeutung des augenblicklichen Zuſtandes! Bereits am 20. März forderte der neue Miniſterpräſident durch einen Erlaß die Beamten aller Klaſſen, — alſo die Träger und Beſchützer des Syſtems,

welches man für immer gestürzt wähnte, zum Eintritt in die Bürgerwehr auf. Alsbald sah man alte Geheimräthe aller Rangklassen keuchend mit dem Gewehr auf der Schulter einherschleichen. Man hörte sie aber auch auf den Wachen und bei andern Zusammenkünften eifrig sprechen und belehren; und wer irgend aufmerksam war, dem schallte aus jeder Rede das alte: „mit Gott für König und Vaterland“ entgegen. Durch diese Masse hoher und niederer Beamten war der Lakaiengeist und der „beschränkte Unterthanenverstand“ trefflich vertreten. Herr von Minutoli zog aber außerdem noch die ganze Polizei zur Bürgerwehr heran, und impfte sie, worüber schon damals von allen Seiten laute Klage geführet wurde, dem jungen Institute den ganzen Polizei- und Angebergeist gründlich ein. Nur die Direktion des Kriminalgerichts reklamirte ihre Beamten offen von der Bürgerwehr, um zu verhüten, daß dieselben nicht vorkommenden Falls Ankläger und Richter in einer Person werden möchten.*) Die Bürgerwachtposten im Schlosse wurden überdies aus Königlicher Küche und Kellerei auf das splendideste bewirthet. Das Künstler- und Studentenkorps feierten solenne Trinkgelage in den zu Wachtlokalen angewiesenen Räumen des Schlosses. Man ließ es eben an kei-

*) Personen und Zustände Berlins I. S. 12—13. S. 7.

nem Mittel der Gewinnung fehlen. Schon am 25. März konnte es daher Herr von Minutoli wagen, in einem Paragraphen der provisorischen Anordnungen zur Bildung der Berliner Bürgerwehr dieselbe unter den unbedingten Befehl der Polizei zu stellen!*) Dieser kühne Streich war der erste Sieg der Contrerevolution. Wir sehen, daß dieselbe mit dem Siegestage der Revolution selbst begann.

Polizei und Militair sind die beiden Arme des absoluten, oder scheinkonstitutionellen Königthums. Die Contrerevolution benutzte den einen Arm, welchen sie im Augenblicke frei hatte, um mit ihm die Bande zu lösen, welche den zweiten fesselte. Der Polizeipräsident beschloß jetzt, den Anfang zu einer Rückberufung des Militairs zu machen. Während die Minister einen Ansatz nahmen, einige allzu verhaßte Organe des alten Systems von ihren Stellen zu entfernen, während die Oberpräsidenten von Schlesien und Preußen ihrer Posten enthoben, Männer wie der Geheimerath Mathis, der Polizeidirektor Duncker, die Präsidenten von Gerlach und Goeschel abgesetzt wurden, unterhandelte Hr. v. Mi-

*) Ebendas. S. 13. u. 14. Der §. lautete: „Da die Bürgerwehrwachen zunächst die einzige bewaffnete Unterstützung für die öffentlichen Sicherheitsbeamten sind, so müssen sie auch den Anordnungen der letzteren unbedingt Folge leisten."

mutoli mit einigen Volksmännern der Märztage, den Thierarzt Urban an der Spitze, über den Plan zur Rückberufung des Militairs in die Hauptstadt.*) Die Garden hatten sich allzu verhaßt gemacht, um jetzt schon ihre Rückberufung wagen zu dürfen. Noch bis in den Sommer hinein forderte die öffentliche Stimme, selbst einige Minister, die Auflösung dieses bevorzugten Korps; wiewohl vergebens, obgleich das Gerücht von einer solchen nahe bevorstehenden Auflösung noch lange Zeit hindurch sorgfältig unterhalten wurde.

Man versuchte es also mit andern Truppen. Es gelang, einige Linienregimenter, angeblich zur Erleichterung des beschwerlichen Wachtdienstes der Bürgerwehr, in die Stadt zurückzuführen. Dagegen mißlang der Versuch, die Verwendung derselben „den städtischen und Civilbehörden“ unterzuordnen. Eine dahin lautende Bekanntmachung, unterzeichnet von dem Polizeipräsidenten und dem Gouverneur von Berlin, welche am 29. März durch Plakate und Zeitungen erfolgte, mußte, weil die Stimme der Bürgerwehr und des Volks sich dagegen erhob, schon an demselben Tage durch eine andere Verfügung zurückgenommen werden, welche im Auftrage des

*) Die näheren Nachweise dieser Verhandlungen findet man a. a. O. S. 7—26.

verantwortlichen Staatsministeriums erlassen, und von den beiden genannten Beamten unterzeichnet, ausdrücklich besagte: „daß die mögliche Verwendung des Militairs nur im äußersten Nothfall, und auch dann nur allein auf ausdrückliche Aufforderung des Kommandeurs der Bürgerwehr oder der städtischen Behörden erfolgen solle.“ Solche „Garantien“ gab damals mit diesem: cedant arma togae! das verantwortliche Ministerium des Königs dem Volke dafür, daß es die Rückkehr von Militair in die Hauptstadt zuließ, ehe dasselbe von dem Eide, den es dem Könige persönlich geleistet hatte, entbunden und auf die Verfassung des Landes vereidigt war.*)

Nachdem Herr von Minutoli die Zurückführung des Militairs durchgesetzt und so die Contrerevolution eingeleitet hatte, legte er plötzlich das Kommando der Bürgerwehr (am 4. April) als unvereinbar mit der Stellung eines Polizeipräsidenten nieder.

Der Berliner Magistrat nahm jetzt die Sache der Bürgerwehr in seine Hand. Die städtischen Be-

*) S. Personen und Zust. Berlins I. S. 23—27. Im November 1848, sieben Monate später, stellte Hr. Eichmann, der Minister des Innern, nicht nur die Verwendung der Truppen unter die Polizei, sondern leugnete auch sogar die Existenz jener erwähnten Bekanntmachung.

hörden der Hauptstadt bestanden auch nach dem 19. März noch durchgängig aus den servilsten Männern. Unter den hundert Stadtverordneten waren nur drei Liberale. So war es gekommen, daß die ersten Vertreter der Stadt die vorläufige Organisation der Bürgerwehr aus der Hand gegeben, daß sie dieselbe dem Polizeichef überlassen hatte, der denn auch das Centralbüreau der Bürgerwehr, statt auf dem Rathhause, im Lokale des Polizeipräsidiums eingerichtet hatte.

Jetzt berief dieser selbe Magistrat eine Versammlung der Majore und Hauptleute der Bürgerwehr zur Wahl eines neuen Anführers derselben (5. April), indem er zugleich sechs Kandidaten vorschlug, von denen fünf absolut unfähig zu jener Stelle waren. Es blieb also nur noch der sechste in der Person des Generals Aschoff, Kommandeur der Landwehrbrigade, übrig, welcher, wie wir sahen, schon am 19. März von der Kamarilla zu diesem Posten ausersehen war. Er wurde gewählt, nicht durch allgemeine freie Wahl der gesammten Bürgerwehr, wie ausdrücklich verheißen war, sondern von einer kleinen Versammlung. Sein erster Parolebefehl schloß mit den Worten: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Von diesem Tage (5. April) an begannen die unaufhörlichen Alarmirungen der Bürgerwehr bei den geringfügigsten, oft gar nicht vorhan-

denen Anläſſen, die ſtarke Beſetzung des Schloſſes, die Verlegung von Militär in das Innere des Zeughauſes, die Verſuche, den Bürgern das „Soldatenſpielen“ zu verleiden. Eben ſo wurde die in ein Polizeiinſtitut verwandelte Bürgerwehr ſelbſt mehr und mehr in eine feindliche Stellung zu dem von derſelben ausgeſchloſſenen Theile der waffenfähigen Bevölkerung gedrängt.

An dieſer Verfälſchung der Volksbewaffnung hauptſächlich iſt die erſte Preußiſche Revolution erlegen.

Das ſtehende Heer, die Armee, mit ihrem, allein dem Könige geſchwornen Eide, der dieſen großen, durchgebildeten Organismus unbedingt dem perſönlichen Willen des Königs unterwarf, war eine Thatſache. Eine durchgreifende Reform dieſer Organiſation im Sinne und Geiſte der neuen Zeit, wie ſie innerhalb des deutſchen Militärſtandes ſelbſt von den ausgezeichnetſten Mitgliedern deſſelben längſt als Bedürfniß empfunden worden, *) war bei der politiſchen Lage der Dinge in Europa für die nächſte Zeit noch unmöglich, ſelbſt wenn irgend eine Regierung in Deutſchland hätte darauf eingehen

*) Man vergl. unter andern die Schrift: Grundzüge einer Wehrverfaſſung nach den Bedürfniſſen der Zeit, von einem alten deutſchen Offizier (dem Großherz. Oldenb. Oberſten und Bundestagsgeſandten Noſte) Frankfurt 1848.

wollen. Das Schwert war der Preußiſchen Regierung nur einen Augenblick entſunken, weil dem Arme, welcher es führte, die Kraft gebrach. Aber es lag unberührt zur Wiederaufnahme bereit.

Nur eine Volksbewaffnung, welche ihrem Namen entſprach, konnte dies Schwert in der Scheide halten, wenn ein kühner Entſchluß des beſiegten Königthums daſſelbe aufs neue gegen die Freiheit zu ziehen verſuchen ſollte.

Die Organiſation des Heeres ſelbſt konnte dafür als Lehre dienen. An ihrer Spitze ſtand der Satz: Jeder Preußiſche Unterthan, vom königlichen Prinzen bis zum letzten Proletarier, iſt Soldat. Darnach mußte an der Spitze der Volksbewaffnung der Satz ſtehen: Jeder Preußiſche Staatsbürger, der nicht im aktiven Heerdienſte ſteht, iſt Bürgerwehrmann. In einem freien Staate kann es nur gleichberechtigte Staatsbürger geben, keine bevorrechteten Bürger, keinen „Bürgerſtand“, mithin auch keine bevorrechtete Bürgerwehr. Jeder, nicht der Ehren des Staatsbürgerthums durch richterlichen Spruch beraubte Staatsbürger iſt berechtigt und verpflichtet zum Eintritt in die Bürger- d. h. in die allgemeine Volkswehr. Das Miniſterium, welches dieſen einfachen Gedanken anerkannte, und durch eine kräftige und ſchleunige Organiſation ins Werk rief, hätte die gewaltſame Revolution

geſchloſſen, und die Reform geſichert. Es hätte einen diamantnen Schild aufgerichtet zum Schutz für die junge Freiheit und das wahrhaft konſtitutionelle Königthum, gegen die Reaktion wie gegen die Anarchie.

Man ſprach von der Gefahr allgemeiner Volksbewaffnung, oder vielmehr des Anrechts und der Pflicht jedes Staatsbürgers auf die Theilnahme an der Bürgerwehr. Aber — hat es Gefahren für das Allgemeine gehabt, daß der Abſolutismus dieſelbe Idee bei dem Inſtitute des „Heeres" anwandte? daß die Preußiſche Armee zum überwiegenden Theile aus Proletariern beſtand und beſteht? Gewiß nicht, und zwar darum nicht, weil die Armee ein bis ins kleinſte Detail geſtalteter und zu ſeinem Zwecke ausgebildeter Organismus war, der eben darum alle in denſelben Eintretenden ſich aſſimilirte. Die Proletarier in Reih und Glied und im Soldatenrocke galten und gelten für die Schützer der Ruhe, der Ordnung und des Geſetzes — dieſelben Proletarier, welche man im Arbeiterkittel bei Krawallen als Feinde derſelben anſah und niederſchoß. Was folgt daraus? dies, daß die Organiſation alles iſt.

Die Reaktion war und blieb organiſirt, die Revolution war und blieb ohne Organiſation: der Ausgang konnte nicht zweifelhaft ſein.

Kapitel IV.

Der König und das Miniſterium Camphauſen.

Die revolutionaire Bewegung in Preußen blieb unorganiſirt, weil das Volk für dieſelbe nicht vorbereitet war, weil es vielmehr von ihr überraſcht wurde.

Nicht das Volk, ſondern der König hatte eigentlich die Revolution gemacht. Durch einen einzigen kühnen Schritt war ein bis dahin an unbedingten ſchweigenden Gehorſam gewöhntes Volk in das Gebiet der freien Selbſtbeſtimmung getreten, ungeſchult durch jene langen politiſchen Kämpfe, von welchen in andern Ländern der Sieg über die königliche Willkür erſt das Reſultat iſt. Der Mangel dieſer Vorbereitung ward nicht erſetzt weder durch die bisherige litterariſche Oppoſition der Gebildeten, noch durch die ungenügende Vorſchule des Vereinigten Landtags von 1847. Es war in Preußen nicht wie in Süddeutſchland, beſonders in Baden und Würtemberg, wo das Volk dieſe Schule der politiſchen Kämpfe ein Menſchenalter lang durchgemacht, und

aus bittern Erfahrungen gelernt hatte, daß das System alles, die Person des Regenten wenig oder nichts sei. In Preußen war es umgekehrt. Der König, die zufällige Persönlichkeit, war und blieb im Volksbewußtsein, auch nach dem 19. März, noch immer überwiegend dasjenige Moment, worauf Alles ankomme.

Das Volk im Ganzen verhielt sich dabei wenigstens naiv. Es sagte: der König ist schlecht berathen gewesen, er hat jetzt seinen Irrthum eingesehen. Die Revolution war nothwendig, sie hat ihn belehrt. Er wird nun aufrichtig zum Volke und zur Freiheit halten.

Die geschlagene Partei, die Büreaukratie, das Junkerthum, — Alles was in Berlin und Preußen im buchstäblichen Sinne auf Befehl über Nacht konstitutionell geworden war, sagten dagegen: der König hat von jeher die Freiheit gewollt, seine jetzigen Entschließungen stehen nicht im Widerspruche mit den früheren Ansichten. Sie sind freie, sind aus eigenem Willen hervorgegangen. Die Märzrevolution war ein unseliges Mißverständniß. Es hätte ihrer gar nicht bedurft, denn die königlichen „Verheißungen“ datiren vor dem 18. März *). Ein Blick auf den-

*) Ein Artikel des alten Hofjournals, der Allg. Pr. Zeitung, welcher in diesem Sinne die Wendung der Dinge allein auf den Be-

jenigen, dem dieſe Urtheile gelten, mag zeigen, wie ſie beide Recht und Unrecht hatten, und welche Aufgabe ſich aus dieſem Stande der Dinge für das erſte Miniſterium der Revolution herausſtellte.

Wir verließen im erſten Buche den König im Augenblicke ſeiner Umwandlung. Es iſt nothwendig, auf dieſen Moment der Kriſis zurückzugehen, um an dem dort begonnenen Bilde einige Striche hinzuzuſetzen.

Die Lage der Dinge in Preußen unmittelbar nach dem Revolutionskampfe war die ſonderbarſte, welche ſich denken läßt. Ein bis dahin abſoluter König erſcheint plötzlich als ein konſtitutioneller, ohne daß noch eine Konſtitution vorhanden iſt. Ein konſtitutionelles Miniſterium tritt auf, und fordert und erhält für ſich durch den abſoluten Willen des Königs die konſtitutionelle Verantwortlichkeit für alle Regierungsakte, während alle und jede beſtimmende Normen für eine ſolche Verantwortlichkeit fehlen. Das

---

fehl des Königs zurückführte, veranlaßte eine Volksdemonſtration gegen das Büreau der Zeitung, deren Redakteur, der Hiſtoriker Dr. Zinkeiſen, darauf die Erklärung veröffentlichte, daß dieſer und ähnliche frühere Artikel, namentlich der früher (Erſtes Buch S. 36) erwähnte, nicht von der Redaktion ausgegangen ſeien, ſondern unmittelbar vom Miniſterium. Eine Erklärung, welche ihm ſeine Stelle koſtete. S. Grenzboten 1849 S. 436. Brockh. Gegenwart Heft 21, S. 573. —

Miniſterium will nicht revolutioniren, es will alle ſeine Schritte auf dem Rechtsboden des Geſetzes thun, und vollzieht doch zugleich den allerrevolutionärſten Akt, indem es dem alten Landtage eine Machtvollkommenheit beilegt, die derſelbe geſetzlich nie beſeſſen hatte. Geſetzlich, das heißt nach dem Willen des Königs. Denn in der Zeit, welcher dieſes Inſtitut ſeinen Urſprung verdankte, war der Wille des Königs das Geſetz des Landes, die Krone an kein früheres Geſetz gebunden. Selbſt das Patent vom 18. März, in welchem der König die bisherige abſolute Regierungsform mit einer konſtitutionellen verändern zu wollen — verhieß, war nur ein Beweis dafür, daß ſich auch jetzt noch die thatſächliche abſolute Machtvollkommenheit bei der Krone befand. Dies Patent war eben ein Verſprechen wie jedes andere, ein Verſprechen wie das Geſetz vom 22. Mai 1815. Es konnte modifizirt, verändert, zurückgenommen werden. Für den Nachfolger war es ohnehin, ſelbſt wenn ein ſolcher Fall ſchon in den nächſten Tagen eintrat, (und wie leicht konnte er eintreten!) — nach Friedrich Wilhelms IV. eigner früherer Erklärung völlig unverbindlich. Selbſt ein großer Theil der liberalen Partei in Preußen betrachtete den König auch nach dem 18. März noch fortwährend als „den einzig erhaltenen Centralpunkt des Staatsgebäudes, als den thatſächlichen alleinigen Träger aller geſetz-

lichen, d. h. absoluten Machtvollkommenheit". Sogar die Radikalen erkannten dies an, indem sie ihre Petitionen an ihn richteten, von ihm die Erfüllung aller Wünsche erbaten. Die Partei des alten Systems sprach ohnehin nicht von Errungenschaften der Revolution, sondern nur von Verheißungen, Gewährungen, Geschenken der königlichen Gnade. Und die Minister? Sie theilten diese Ansichten vollkommen. Das Ministerium Camphausen sprach gleichfalls nur von königlichen Anweisungen, Vorschriften, Gewährungen. Noch in seinem Berichte vom 10. Mai nannte es den Prinzen von Preußen den Mitbürgen der Rechte, die der König der Volksvertretung, „einzuräumen" entschlossen sei. Der König hatte Alles gewährt, vorgeschrieben geschenkt, der König hatte also die „Revolution" gemacht, nicht das Volk.

Das war vollkommen richtig. Aber Camphausen zog daraus nicht die augenfällige Konsequenz, daß es eben deßhalb eine Nothwendigkeit sei, den urplötzlich populär gewordenen, „von seinen schlechten Rathgebern befreiten, seinem Volke wieder gewonnenen" König nun auch dies angefangene Werk weiter führen zu lassen. Er sah nicht ein, daß es jetzt darauf ankomme, statt mit einer Fiktion vom Rechtsboden und dem darauf gepfropften alten Landtage der Nation über die wirklich stattgehabte Umwälzung dieses absolutistischen Rechtsbodens gesetzlichen

Sand in die Augen zu ſtreuen, vielmehr den König in den Vorgrund zu ſtellen, ihn handeln zu laſſen, oder was daſſelbe war, durch ihn für die Ausführung der Revolution, für die Befeſtigung der Freiheit zu handeln. Dieſer allein war der geſetzliche Weg in einem abſoluten Staate; denn jedes Ding will mit dem eignen Maaßſtabe ſeines Weſens gemeſſen werden. Der alte Satz: nemo contra Deum nisi Deus ipse bewahrheitete ſich auch hier. Wo das Volk die Revolution nicht zum Abſchluß geführt hatte, da konnte dies Verſäumte nur dadurch nachgeholt werden, daß man das abſolute Königthum durch den abſoluten König ſelbſt vernichtete.

Dieſer Weg war den Miniſtern vorgezeichnet. Daß ſie ihn nicht einſchlugen, richtete nicht blos ſie ſelbſt zu Grunde; es war zum Verderben für die Sache der Freiheit in Preußen und Deutſchland. Die Aufgabe war eben ſo leicht als nothwendig für Männer von kühner Entſchloſſenheit, für Männer, denen weder die Ehrfurcht vor byzantiniſch gothiſchem Hofthum den Nacken beugte, noch das ſentimentale beſchränkte Mitleid bei dem Anblicke „ſo tief gefallener Größe“ den klaren Blick umflorte.

Der König hatte ſich in der Ueberwältigung des erſten Moments der Revolution völlig in die Arme geworfen. Der Ausgang des Kampfes hatte eine Kluft zwiſchen ſeiner Gegenwart und ſeiner Vergangenheit

geriſſen, welche eine Rückkehr zu der letzten unmöglich zu machen ſchien. Das Wort, welches er einſt ſelbſt dem phantaſtiſchen Pocten zugerufen hatte, an ihm ſelber war es erfüllt worden. Friedrich Wilhelm IV. hatte ſeinen „Tag von Damaskus“ gefunden. Je ſchroffer der Abfall von ſeinem früheren Selbſt, deſto weniger war an der augenblicklichen Wahrheit deſſelben zu zweifeln. „Friedrich Wilhelm IV.“, ſo äußerte ſich lange vor der Revolution ein Kenner der intimen Verhältniſſe und Charaktere des Hofes, „glaubt immer wirklich an das was er gerade ergriffen hat, und zwar mit einem Glauben, der Berge verſetzen könnte, wenn ihm nicht — die Dauer fehlte.“ Friedrich Wilhelm IV. glaubte an ſich und ſein Recht gegen das Volk vielleicht mehr denn jemals, als am Nachmittage des 18. März ſchon die Kanonen donnerten. Er glaubte an beides, ſo lange er auf den leichten Erfolg der Kanonen gegen die Rotte frevleriſcher Empörer vertraute. Er ſtand noch feſt in dieſem Glauben, als er vom Prinzen Albrecht gefolgt in der erſten Pauſe des Kampfes, bei der anbrechenden Dämmerung aus dem Portale ſeines Schloſſes ſchritt, um ſeine treuen und tapfern Truppen zu muſtern, und der donnernde Hurrahruf derſelben ihn bei dieſem Gange durch die Höfe und Hallen der Königsburg begleitete. Er fühlte ſich mehr als jemals ein „mächtiger Herr“, als er zu

derſelben Zeit dem Biſchofe Neander, dem allerletzten Friedensboten, welcher mit einer Deputation ſich den Weg zum Könige bahnte, die unten ſtehende Antwort gab. Selbſt ſein beliebter Witz hatte ihn noch nicht verlaſſen. *) Sein Glaube und ſein Witz verließen ihn erſt in der Todesangſt jener furchtbaren Mitternacht, in welcher er die Proklamation „an meine lieben Berliner“ ſchrieb, „deren Veröffentlichung er dem gewiſſenhaften Urtheil ſeines treuen Bodelſchwingh

*) Dieſe Antwort lautete, nach einer unmittelbar darauf gemachten Aufzeichnung wörtlich: „Was wollen Sie? — Es iſt eine ſehr einfache Geſchichte. Ich ſaß bei ernſten und wichtigen Arbeiten, da kamen die Leute vor die Thüre und ſtörten mich. Das kann ich nicht dulden. Uebrigens daß ein Paar Gewehre losgegangen ſind, dafür kann ich nicht, und ohne Plempe wird Keiner verwundet. Und die Plempe iſt nicht gezogen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.“ (Dieſe Verſicherung bezog ſich auf den erſten Angriff der Dragoner von der Stechbahn her, deren „Einhauen“ eine von unzähligen Zeugen bekundete Thatſache war!) „Uebrigens geht mich die Sache nichts an. Ich habe dem Kommandanten meine Befehle gegeben, und der Kommandant thut ſeine Schuldigkeit. Ich habe nur eine Bombe in die Königsſtraße werfen laſſen, **und die Straße gehört mir.**“ Dann fragte S. Majeſtät einen von den Begleitern des Biſchofs: „Wie heißen Sie?“ „„Gumbinner.““ — „Aha, Sie ſind wohl aus Gumbinnen!“ — So ſprach der König, während man von allen Theilen der Stadt die Kanonen donnern hörte! (S. „Deutſcher Zuſchauer“ vom J. 1848 Nr. 17. vom 21. April „die Volkserhebung in Berlin, von einem Augenzeugen.“)

anheim stellte, und welche dieser zum spätern großen Leidwesen eines Theils der gestürzten Partei *) „sofort und ohne alle Modification der Druckerei übergab.“ Die Stunde der Gefahr ist die Feuerprobe des Charakters. Die ganze Größe und Kraft, aber auch die ganze Schwäche und Kleinheit des Geistes tritt in großen Entscheidungsmomenten zu Tage. Und hier bereitete sich ein Wechsel vor, der aus schwindelnder Höhe gottähnlicher Herrlichkeit in einen Abgrund der Erniedrigung, aus scheindar felsenfester, unantastbarer Sicherheit in die Charybdis der äußersten Gefahr zu schleudern drohte. Krone und Leben standen nach Friedrich Wilhelms eigenem späteren Worte in diesen Stunden „auf der Schneide eines Scheermessers.“ Sein Selbstvertrauen brach zusammen. Der Gedanke an Flucht aus seinem Schlosse, aus seiner Hauptstadt tauchte auf. Der treue Bodelschwingh bestärkte ihn, der stählerne Wille Graf Arnims hinderte die Ausführung. Das hieße die Krone aufs Spiel setzen. Die

*) Man lese in dieser Beziehung die oben durch Anführungszeichen hervorgehobenen Worte im Zusammenhange nach in der Signatura temporis S. 31., wo dem königlichen Verfasser dieser Proklamation „an meine lieben Berliner“ nachgerühmt wird, daß derselbe während dieser ganzen Zeit „keinen Augenblick seine **ruhige, königliche** Haltung verloren habe.“

Gefahr des Bleibens verkenne er nicht, aber sie sei die kleinere. Die Bewegung werde sich beschwichtigen lassen, wenn der König bliebe. Im entgegengesetzten Falle sei der Ausgang nicht abzusehen. Das entschied. Der König blieb.

Und nun kamen Schlag auf Schlag die gefüllten Kelche der Demüthigung, welche das Königthum bis auf die Hefen leeren sollte: die grause Leichenschau im Schloßhofe; die Scene auf der Schloßterrasse, wo der König von zwei Bürgern am Arme geführt, dem versammelten Volke die Bewaffnung mit Worten gewährte, welche er dem einen seiner Führer gewissermassen nachsprach;*) die Befreiung der Polen, deren Triumphzug er durch dreimaliges Schwenken seiner Feldmütze begrüßte; zum Schlusse der riesige Leichenzug der gefallenen Freiheitshelden, der sittliche Höhepunkt der Berliner Revolution, wo der König auf dem Balkone seines Schlosses mit entblößtem Haupte und thränenden Augen den im Kampfe gegen sein absolutes Herrscherthum Gefallenen die letzte Ehre erwies. Vielleicht war dies vor allen der Moment, in welchem Friedrich Wilhelm IV. empfand, daß nicht eine verbrecherische Rotte Bösewichter, daß ein Volk ihm in der Stunde des Kampfes gegenüber ge-

*) S. Eine Preußisch-deutsche Phantasie (Hamburg 1848) S. 44—48. „die Gegenwart," (herausgegeben von Brockhaus (1849) Heft 21, S. 564—565.

ſtanden, daß ſein Volk eine Revolution gemacht habe. Des Königs ganzes Verhalten in dieſen erſten Tagen ſchien dafür zu ſprechen. Nicht genug, daß er in ſeinem Schloſſe die verwundeten Barrikadenkämpfer pflegen ließ, welche die Königin ſelbſt täglich beſuchte, daß er ſich vielfach ſpazierengehend unter dem Volke zeigte, und mit aller Welt ſprach, daß er ſeine früheren falſchen Freunde erkannt zu haben ſchien, und manche derſelben mit harten Worten von ſich wies. Er that noch mehr und Entſchiedeneres. Er verhieß „eine konſtitutionelle Verfaſſung auf den breiteſten Grundlagen“; er entſagte ſogar ſeinem Idole, dem chriſtlichen Staate, in dem er „eine auf Urwahlen gegründete, alle Intereſſen des Volkes ohne Unterſchied der religiöſen Glaubensbekenntniſſe umfaſſende Vertretung“ verhieß. Er verbot dem Prinzen von Preußen nach Rußland zu gehen, und dirigirte den ſchon unfreiwillig Exilirten nach dem freien England, dem Lande der Erdweisheit. Er verkündete Preußens Aufgehen in Deutſchland, und „zwang“ der Preußiſchen Armee, wie der Sprecher derſelben, der Oberſt von Griesheim, ſpäterhin ſich auszudrücken wagen durfte, „wider ihren Willen die deutſche Kokarde auf.“ *) Er erklärte

*) Worte der Schrift (des Oberſten von Griesheim): „die deutſche Centralgewalt und die Preußiſche Armee“ (geſchrieben den 10. Juli 1848) S. 14.

den grollenden Garden auf der Parade zu Potsdam (25. März), daß er sich glücklich, frei und wohlbewahrt unter seinen Bürgern in Berlin fühle, daß er alles was er gegeben und gethan aus voller freier Ueberzeugung gegeben und gethan, und darum keiner sich erdreisten möge, an beidem zu zweifeln. Und erst als ihn ein General ehrerbietig daran erinnerte, ob er kein Wort des Trostes habe für seine treuen und tapfern Truppen, fügte er der verwarnenden Weisung einige Worte der Anerkennung für die gethane Pflicht hinzu, welche ein schwacher Balsam waren für die offene Wunde des Schimpfes und der Schmach, die sie um seinetwillen durch ihren Abzug von Berlin erlitten. Er sprach es aus als „seinen bestimmten Entschluß", „seine feste Ueberzeugung", „sich nur mit solchen Räthen zu umgeben, welche, der Volksvertretung verantwortlich, das volle Vertrauen derselben genießen." Er nannte diesen Entschluß eine „unerläßliche Nothwendigkeit", und bezeichnete zunächst „den Vereinigten Landtag, und sodann die neu zu bildende Volksvertretung" als dasjenige Organ, durch welches die Stimme des Volksvertrauens „unverkennbar zu vernehmen sein werde." *) Er entsagte

*) Worte des „Allerhöchsten Bescheides an die Deputation der Rheinischen Städte", vom 28. März 1848. Zu vergleichen

dem seinem Herzen so theuren Vorrechte der Könige, unmittelbar aus der Fülle des Herzens zu seinem Volke zu reden, die vielgeübte Virtuosität der mündlichen und schriftlichen Rede in Bescheiden, Ansprachen und Thronreden leuchten und wirken zu lassen. Er unterwarf sich dem Schutze ministerieller Verantwortlichkeit (30. März), und stellte damit die in ihm während des provisorischen Zustandes faktisch und, wenn man will, gesetzlich allein vorhandene Macht dem neuen Ministerium zu Gebote.

Welche Aufgabe ging daraus für das letztere hervor? Das ganze Volk verlangte: der König solle handeln. Es sah in ihm den Träger und Inhaber aller Machtvollkommenheit. Wie diese zu benutzen, wohin sie zu lenken sei, das hing allein vom Ministerium ab. Wenn seine „konstitutionelle Verantwortlichkeit ohne Konstitution" einen Sinn haben sollte, so war es der einer gesetzlichen Diktatur bis zum Zusammentreten der konstituirenden Versammlung. Camphausen selbst war sich dessen bewußt, als er später in seiner Rede vom 14. Juni diesen

---

als Ausführung dieses „festen Entschlusses" und dieser „unerschütterlichen Ueberzeugung": Die spätere Ernennung und Beibehaltung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel, gegen den einstimmigen Rath der Volksvertretung und des ganzen Landes.

Weg als den einen Fall der allein möglichen Alternative hinſtellte. Aber ihm fehlte die Energie der kühnen That. Er wollte ſich nichts „anmaßen“, — gerade wie Baſſermann um dieſelbe Zeit im Vorparlamente (31. März) ausrief: „Wir wollen uns nichts anmaßen!“ als über die Nothwendigkeit eines diktatoriſchen Beſchließens Kraft der Souveränität des deutſchen Volks verhandelt wurde. — Was gethan ward, nicht wie es gethan ward, enthielt in einer Kriſis wie die Preußens und Deutſchlands die einzige Rechtfertigung des Thuns. Friedrich Wilhelm IV. war oder erklärte ſich zu allem Nothwendigen bereit. Es galt, ſich dieſes Willens zu verſichern. Der nächſte Schritt dazu war für das Miniſterium Camphauſen die Forderung eines ſofortigen Wechſels der ganzen bisherigen nächſten Umgebung des Königs, ein Wechſel wie er im Lande der Erbweisheit ohne Gleichen jedesmal vor ſich geht, wenn die verantwortliche Leitung des Staats von den Führern der Liberalen an die Führer der konſervativen Partei oder umgekehrt von dieſen an jene übergeht. Was in England für eine politiſche Nothwendigkeit gilt, wo der Baum des konſtitutionellen Staatslebens die Wurzeln ſeiner geheiligten Geſetzlichkeit Jahrhunderte lang gefeſtigt hat, war für das neue Preußen und ſein Miniſterium Lebensbedingung in einem Momente, wo eben erſt der Entſchluß des königlichen Willens im Drange

höchſter Noth das ſchwache Reis des Verſprechens einer Konſtitution in die lockere Sanderde des märkiſchen Bodens geſenkt hatte, und wo der kühne Griff einer dreiſten Hand genügte, den wurzelloſen Schoß herauszureißen und über den Zaun der Bajonette zu werfen. Der König hatte es als Nothwendigkeit erkannt, ſich nur mit ſolchen Räthen zu umgeben, welche die Stimme der Volksvertreter als die würdigen bezeichnete. War es für Camphauſen ſo ſchwer, zu erkennen, daß in einem Momente, wo auf den perſönlichen Einfluß alles ankam, die Stimme ſelbſt der populärſten Räthe machtlos werden mußte gegen den Einfluß einer Umgebung, die den Monarchen nach wie vor von ſeinem Volke abſonderte, die es ihm unmöglich machte, das wirklich Geſchehene klar zu erkennen, die Lage der Dinge im wahren Lichte zu ſehen, Gemüth und Geiſt den neuen, ihm bisher völlig fremden und feindlichen Ideen zu öffnen? Einer Umgebung, die ihrer ganzen Vergangenheit nach kein anderes Beſtreben haben konnte, als von Allem dieſem das Gegentheil zu bewirken, den König zu überzeugen, daß der neu betretene Weg, verderblich für das Königthum, nachtheilig für das Land, nur von einem kleinen (und welchem!) Theile des Volkes begehrt werde, daß ein weiſes Einlenken ebenſo nothwendig als der Beifall aller Gutgeſinnten ſicher ſei. Der redlichſte Wille, die unermüdlichſte

Thätigkeit der Miniſter — und im vertrauten Kreiſe hörte man ſpäter oft ihre Seufzer — mußte ohne allen Erfolg bleiben, weil ſie während der kurzen Vorträge und Audienzen, welche ihnen noch gewährt wurden, als der König ſich nach Potsdam zurückgezogen hatte, nicht im Stande waren, den unheilvollen Einfluß gut zu machen, welchem der Monarch während der ganzen übrigen Zeit preisgegeben war. Die Thätigkeit der Miniſter ward gelähmt. Ihre Vorſchläge wenn nicht zurückgewieſen, doch verzögert, oder verſtümmelt zur Ausführung gebracht, fanden Widerſpruch, wo ſie Dank erwarten ſollten.*) Gamphauſen, der ſich nichts anmaßen wollte, überließ dieſe Anmaßung andern, geübteren und befähigteren. Er gab den König aus den Händen, indem er ihn nach Potsdam überſiedeln ließ. Die Steine, welche von den Bauleuten des neuen Preußens verworfen worden waren, ſie bildeten dort die Eckſteine des Gebäudes der Camarilla. Der Punkt des Archimedes für die Reaktion war gefunden. Wenige Monate nur wühlte ſie im Verborgenen ihren Hebel tiefer und tiefer unter das ſchwache Fundament des begonnenen Neubaus; ein kräftiger Druck, und das begonnene Gebäude ſtürzte aus ſeinen Fugen gehoben krachend zuſammen.

*) Perſonen und Zuſtände Berlins ꝛc. I., S. 29.

Zu spät erkannte Camphausen seinen unheilvollen Irrthum. Aber alle seine Bemühungen, das verlorne, aus sentimentaler Rücksicht oder aus vertrauender Kurzsichtigkeit aufgegebene Terrain wieder zu gewinnen, waren vergeblich. Er hätte der Hammer sein können und müssen, der das warme Eisen schmiedete, und war der Amboß geworden auf welchem die Camarilla ihre Waffen gegen die „Errungenschaften" der Märzrevolution zurecht hämmerte. Nur einmal, am Ende seiner dornenvollen Laufbahn, entrang sich im Hinblick auf jenen Irrthum und seine vereitelten Bestrebungen, denselben wieder gut zu machen, ein Seufzer der Brust des trefflichen Mannes, dessen größter Fehler es war, Idealist des Vertrauens zu sein, und die Aufrichtigkeit anderer aus der eignen Redlichkeit zu folgern. Es war am 26. Juni in der Nationalversammlung, wo er zum letztenmale einen Rückblick auf sein Ministerium warf. Die hohe Gestalt des Mannes erschien niedergebeugt, der gewöhnliche, melancholische Ausdruck des edlen Gesichts noch schwermüthiger und leidender als früher. Aber ein Strahl inneren Trostes leuchtete aus seinem Auge, als er mit seiner tönenden Stimme die Worte sprach: „Freudig will ich darauf *verzichten*, daß dem Urtheile über mich zu Gute komme, was ich *verborgen* an Kräften aufgewendet, um auszugleichen, zu vermitteln, zu

beſchwichtigen, zu verſöhnen!“ Dieſe denkwürdigen Worte bilden die Probe zu dem Exempel unſerer hiſtoriſchen Beweisführung.

Was aber Camphauſen noch mehr beſtimmen mußte, jenen von ihm verworfenen Weg einzuſchlagen, das war die intime Einſicht in das wirkliche Verhältniß des Königs zu dem Faktum der am 18. und 19. März erfolgten Kataſtrophe. Dies Verhältniß konnte für den Märzminiſter unmöglich ein Geheimniß, es mußte ihm vielmehr bekannt ſein, daß Friedrich Wilhelm IV. ſchon in den erſten Tagen ſich das Erlebte auf eine Art zurechtgelegt hatte, welche von der thatſächlichen Wirklichkeit himmelweit verſchieden war. Hier die Beſtätigung.

Fünf Tage nach der Berliner Kataſtrophe war eine Deputation der ſtädtiſchen Behörden von Stettin in der Hauptſtadt eingetroffen. Sie ſollte dort die Lage der Dinge erkunden, ſich mit den Berliner Magiſtraten und den Kommunalbehörden anderer großen Städte der Monarchie in Verbindung ſetzen, um in dem drohenden Umſturze einen feſten Haltpunkt gründen zu helfen. Die Deputation wandte ſich zunächſt an ihren Landsmann unter den Miniſtern, den Pommerſchen Grafen Schwerin. Sie ſchilderte ihm die Stimmung Stettins und der Provinz ſeit dem 18. März, die allgemeine Sym-

pathie für die Berliner Erhebung. Sie bestätigte, daß Tausende bereit gewesen, den Berlinern zu Hülfe zu ziehen, daß sogar die Stettiner Kaufmannschaft sich der weitern Absendung von Truppen nach Berlin widersetzt, und dem General Wrangel gedroht habe, in solchem Falle die Schienen der Eisenbahn aufzubrechen. Sie versicherte, daß man sich irre, wenn man Pommern am Hofe als eine Stütze des alten Systems, als die preußische Vendée, betrachte. Der neue Märzminister ersuchte die Deputation, dies Alles dem Könige selbst zu sagen, der von solchem Stande der Dinge keine Ahnung habe, und fügte hinzu, daß er ihr sofort dazu eine Audienz bei der Majestät erwirken wolle. Es geschah, jedoch nicht ohne daß gewisse, dem Hofe nahe stehende Personen den Versuch machten, die Deputation in eine Kundgebung der alt-Pommerschen Loyalität umzuwandeln. Der König erschien. In seinem Wesen und Behaben war keine Spur der früheren Zuversicht und Erhabenheit königlicher Würde zu erkennen. Er erschien gedemüthigt, zerknickt, gebrochen. Nachdem er seine Freude ausgesprochen, Abgesandte seiner lieben Hauptstadt der „treuen Pommern“ bei sich zu sehn, begann er der Deputation die Vorgänge des 18. und 19. März auf seine Weise ausführlich zu erzählen. Schon acht Tage zuvor habe sich eine frevlerische Rotte

von Böſewichtern, zumeiſt fremdes Geſindel, zu verbrecheriſchen Zwecken in der Stadt aufgehalten, man habe ihrer aber nicht habhaft zu werden vermocht. Er führte die Deputation an das Fenſter und zeigte ihnen die Häuſer, in denen man ſchon im Voraus Schießſcharten gemacht, um auf ſein Schloß zu ſchießen. Eben ſo machte er aufmerkſam auf die Stellen des Geſimſes, gegen das die Kugeln der zwei Gewehre geflogen, welche ſich beim Ausrücken ſeiner treuen und tapfern Truppen von ſelbſt entladen hätten, Gottlob ohne jemanden zu treffen. Als nun, fuhr der König fort, meine ſiegreichen Truppen, (er ſprach das Beiwort ohne allen Accent wie eine feſte, ſtereotype Bezeichnung, wie ein Prädikat aus, das ſich von ſelbſt verſtehe, was einen erſchütternden Eindruck machte), als nun meine ſiegreichen Truppen im Abzuge begriffen waren, da, meine Herren, da kam ein Moment, wo mein Thron und mein Leben auf der Schneide eines Meſſers ſchwebten. Denn nun ſei die Verbrecherrotte, das Pobelgeſindel gekommen, und habe ſich in das Schloß geſtürzt, aber da habe er auch die Treue ſeiner braven Berliner kennen lernen. Die Tapferkeit der braven Bürger habe die Rotten verjagt und ſein Leben gerettet.

Nachdem er ſodann noch einmal der Freude

Worte gegeben, „seine treuen Pommern“ um sich zu sehen, beschwor er dieselben mit den eindringlichsten Worten, sich seines verkannten armen Bruders Wilhelm (des Prinzen von Preußen) anzunehmen. Derselbe sei, wie er auf sein königliches Ehrenwort versichern könne, ganz unschuldig. Der Prinz habe den Befehl zum Schießen auf die Leute nicht gegeben; er selbst auch nicht, der General nur habe nach seiner Pflicht gehandelt, und nun werde sein armer unschuldiger Bruder dafür angeschuldigt und verfolgt. Die guten, treuen Pommern könnten daher dem Herzen ihres Königs eine rechte Freude bereiten, wenn sie von Seiten ihrer Stadt und ihrer Provinz eine loyale Ergebenheitsadresse an den Bruder Sr. Majestät richten wollten.

Bei diesen Worten, welche ein völliges Mißverständniß des Momentes zeigten, erstarrte die Deputation, und der Sprecher derselben trat mit einem vielsagenden Achselzucken einen Schritt zurück. Diese Pantomime, welche die Kamarilla und Reaktion auch dem späteren Minister Giercke nie vergessen haben, änderte urplötzlich Stimmung und Haltung des Königs. Er nahm einen völlig andern, höheren Ton an, sprach nur noch einige Worte zu den Einzelnen, und verabschiedete dann die Deputation mit der Bemerkung, daß er noch mehrere Deputationen zu empfangen habe.

Dieſe denkwürdige Audienz bewies augenſcheinlich, daß König Friedrich Wilhelm IV. noch immer oder ſchon wieder über die ihn umgebende Wirklichkeit der Dinge völlig im Unklaren war, und wie hochnothwendig es ſei, daß ein Camphauſen ihn darüber aufklärte. Ein Miniſterium, welches dieſe königliche Anſicht beſtehen ließ, konnte freilich die Revolution nicht „anerkennen", und eben ſo wenig vermochte es die Konſequenzen der „großen Kataſtrophe", mit welchem Ausdrucke es ſpäter die Revolution umſchrieb, ins Leben zu rufen.

Als der zum Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken ernannte Preußiſche Reitergeneral ſieben Monate nach der Märzrevolution zur Ausführung der langvorbereiteten Kamarillapläne den Degen umſchnallte, ſprach — ſo erzählt man — der alte Soldat und neue Majordomus des Hauſes Hohenzollern zu der beſorgten Gemalin Friedrich Wilhelms IV. die bedeutungsvollen Worte: „Halten mir Majeſtät den König nur ſtramm, fürs Andere laſſen Sie mich ſorgen!" In dieſen Worten lag mehr politiſche Weisheit als in der ganzen tiefſinnigen Rechtsbodendoctrin des Miniſteriums Camphauſen. Es war dieſelbe Weisheit, welche das Miniſterium der Revolution verſchmähte: Diktatur in des Königs Namen. Die Folgen ſprachen das Gericht. Die Revolution, welche

den König, der sich in ihre Arme geworfen hatte, aus den Händen ließ, ging schmählich zu Grunde. Die Reaktion, welche den ihr überlassenen König „stramm hielt“, ging als Siegerin hervor.

Kapitel V.

Das Miniſterium Camphauſen und der Vereinigte Landtag.

Am 24. März war der Präſident der Handelskammer zu Cöln, Ludolf Camphauſen, in Berlin eingetroffen. Seine entſchiedene Weigerung, in das unpopuläre Miniſterium Arnim einzutreten, führte den Fall des letzteren herbei, noch vor dem Zuſammentreten des Vereinigten Landtages, bis zu welchem Graf Arnim vorläufig das Miniſterium übernommen hatte. Am 29. März trat Camphauſen als Miniſterpräſident an ſeine Stelle. Man wollte dem Vereinigten Landtage mit einem Miniſterium entgegentreten, das weſentlich aus den Führern der Oppoſition des Jahres 1847 beſtehend im Landtage wie im Volke auf die allgemeinſten Sympathien rechnen konnte. David Hanſemann, der unerbittliche Kritiker der Preußiſchen Finanzverwaltung, übernahm das Miniſterium der Finanzen; Graf Schwerin, ein Pommerſcher Landedelmann, deſſen oppoſitioneller Liberalismus, um als ſol-

cher zu gelten, der Folie eines Eichhornſchen Miniſteriums bedurfte, ward Kultus- und Unterrichtsminiſter. Das Miniſterium des Innern übernahm der Generallandſchaftsrath Alfred von Auerswald, ein oſtpreußiſcher Edelmann, deſſen liberaler Ruf gleichfalls vom erſten Vereinigten Landtage her datirte, obſchon er auf demſelben keineswegs eine entſchieden oppoſitionelle Stellung eingenommen hatte. An die Stelle des Kriegsminiſters v. Rohr trat der General v. Reyher. Für das Departement des Auswärtigen ward der bisherige Geſandte in Paris, Herr v. Arnim berufen.

An und für ſich war gegen die Zuſammenſetzung des neuen Miniſteriums, ſoweit ſie die Namen Camphauſen, Hanſemann und Auerswald betraf, wenig einzuwenden. Nur gegen Schwerin erklärte ſich ſchon damals die öffentliche Stimme, und die Adreſſe der Gemeinderäthe der achtzehn großen rheiniſchen Städte vom 24. März drang auf die Entlaſſung nicht nur des Grafen Arnim, ſondern auch des Grafen Schwerin aus dem höchſten Rathe der Krone. Auch in Berlin erinnerte man ſich, daß er es geweſen, welcher noch vor wenigen Wochen, bei der Strafgeſetzberathung in den Vereinigten Ausſchüſſen, den berüchtigten Paragraphen der Zuchthausſtrafe auf Beleidigung verſtorbener Mitglieder der königlichen Familie vertheidigt und durchgeſetzt hatte. Unter der geringen Zahl von Männern,

welche sich in den spärlichen parlamentarischen Kämpfen der Vergangenheit als Vorkämpfer für ein freieres Staatsleben bekannt gemacht hatten, standen die genannten Namen obenan. Camphausen selbst charakterisirte später*) ihren Zusammentritt in folgender Weise. Die vier Mitglieder der früheren Opposition, sagte er, „traten in das Ministerium, weniger als Träger ein und desselben Gedankens, wie durch die Umstände zusammengeführt. Sie standen in ihrem früheren politischen Leben nicht vollständig auf derselben Stufe, sie hatten einigermaßen abweichende Standpunkte eingenommen. Dennoch aber war der Vortheil ihres Zusammentretens, daß die Verwaltung, deren Mitglieder sie wurden, durch ihre einzelnen Elemente mit allen Schichten der Gesellschaft in Berührung stand, daß jede Provinz für die in ihr vorwaltende Stimmung einen Vertreter in der Verwaltung zu haben wußte oder glaubte. Den einen Theil der Gesellschaft bewahrte sie vor Hoffnungslosigkeit, dem andern flößte sie Vertrauen, dem dritten kein Mißtrauen ein. Es war ein Ministerium, nach seiner persönlichen Zusammensetzung geeignet, den Staat ohne lebensgefährliche Zuckun-

*) In seiner Abschiedsrede in der Sitzung der Preußischen Nationalversammlung vom 26. Juni.

gen über die Kluft, welche das alte System von dem neuen trennt, hinüber zu führen."

Diese Aufgabe hatte sich Camphausen gestellt. Er selbst sprach es aus, und nannte seine Verwaltung „ein Ministerium des Uebergangs, der Vermittlung." Er hätte es mit noch besserem Fuge ein Ministerium der Beschwichtigung nennen können, und zwar der Beschwichtigung nach allen Seiten; ein Ministerium, welches die „Kluft zwischen dem Alten und Neuen", über die es mit einem kühnen Schwunge zu setzen sich nicht getraute, dadurch auszufüllen versuchte, daß es die Revolution selbst und die durch sie erweckte Volkskraft in diese Kluft hinabstürzte. Daß man so dem alten Systeme den Uebergang zum Angriffe auf „das Neue" bahnte — dies Bedenken kam dem Ministerium des Ueberganges oder doch seinem Präsidenten vielleicht zu spät.

Selten wohl hat ein Ministerium in einer großen Krisis die Gunst der Umstände so für sich gehabt als dies Ministerium Camphausen in dem Augenblicke, wo es das Steuer des auf den hochgehenden Wellen der Bewegung einherschwankenden Staatsschiffs in die Hand nahm. Die Männer, welche es hauptsächlich bildeten, hatten keine Vergangenheit gegen sich. Sie konnten sich entschieden an die Spitze der Partei der Freiheit stellen, und die Prinzipien der Revolution zur Gel-

tung bringen. Die allgemein herrschende Stimmung war hoffendes Vertrauen. Der Umschwung, welcher plötzlich die äußerste Linke des alten Landtags an die Spitze der Regierung brachte, schien unermeßlich. Selbst die entschiedensten Liberalen waren durch denselben zufriedengestellt, und das stolze Wort, mit welchem der Minister Hansemann einer Deputation der Kölner Radikalen in den ersten Tagen erklärte: „die Bildung des Ministeriums sei an und für sich die beste Garantie dafür, daß alles vernünftigerweise zu Verlangende gewährt werden würde", fand lauten Wiederhall in der öffentlichen Meinung. Die Conservativen sahen in diesem Ministerium eine Nothwendigkeit. Das Bürgerthum frohlockte über die „bürgerlichen Minister", von denen das Dioskurenpaar, Camphausen und Hansemann, obenein nicht einmal zu den Studierten gehörte, geschweige denn daß diese Männer die bisher übliche unendlich lange Stufenleiter der Bureaukratie durchgemacht hätten. Wie einst Danton sagte, daß ihn eine Kanonenkugel ins Ministerium geschleudert, so konnten Camphausen und Hansemann mit Fug und Recht von sich sagen, daß nichts Geringeres als eine Revolution erforderlich gewesen war, sie aus ihren Comptoiren über alle Köpfe der erstaunten Preußischen Bureaukratie hinweg in das Ministerium Friedrich Wilhelms IV. zu tragen. Schon diese in

den Annalen Preußens völlig unerhörte Thatsache schien eine Garantie der thatsächlich anerkannten Revolution. Daß es denselben Männern in den Sinn kommen könnte, die Revolution zu leugnen, fiel Niemandem auch nur entfernt ein. Dazu kam der Schwung der ersten, noch frischen und freudigen Aufregung, in welcher sich damals die Nation befand. Die spröde Masse war in Fluß, ihr Richtung und Form zu geben leicht für den Staatsmann, der zu verstehen und rasch zu ergreifen wußte. Durfte doch um dieselbe Zeit eine völlig revolutionaire Versammlung, das Frankfurter Vorparlament, welches nichts hinter sich hatte als die in der öffentlichen Meinung lebende Idee der deutschen Einheit, es wagen, die allgemeine deutsche Bewegung in die Hand zu nehmen und den Bundestag zum Handlanger und Vollstrecker seiner Beschlüsse zu machen. Wenn irgend Etwas, so war dies ein Fingerzeig für das Ministerium Camphausen, welche Bahn es zu beschreiten habe. Irgend ein bedeutender Widerstand gegen die energische Durchführung der Revolution war kaum zu befürchten. Das Militair, aus Berlin entfernt, hätte nie einen empörerischen Schritt gegen Maßregeln und Gesetze gewagt, welche als der Wille des Königs, seines Kriegsherrn, erschienen wären. Das alte System, die Büreaukratie, hatte Kopf und

Muth völlig verloren. Dieſer Zuſtand allgemeiner Beſtürzung mußte raſch benutzt werden. Er konnte es um ſo mehr, als die augenblickliche Stimmung des Königs ſelbſt den neuen Miniſtern zu Hülfe kam. Der König hatte Berlin nicht verlaſſen. Er war gewiſſermaßen in den Händen des Miniſteriums. Er hatte ſich jeder direkten Einmiſchung in die Geſchäfte begeben, den Miniſtern in Allem die Initiative überlaſſen, ſeine ganze Verantwortlichkeit auf ſie übertragen. Dabei war er aber thatſächlich noch abſoluter Herrſcher und alle Machtvollkommenheit in ihm geſetzlich vereint. Sein Patent vom 18. März war offiziell ein Akt freier Entſchließung. Es war nicht abzuſehen, warum er auf demſelben Wege nicht weiter gehen, nicht auf den Vorſchlag ſeiner Miniſter neue organiſche Geſetze, wenn auch mit dem Vorbehalte ihrer Reviſion durch die künftige konſtituirende Verſammlung der Volksvertreter, erlaſſen ſollte. Im Gegentheil ſchien ein ſolches Weitergehen durch das erſte weſentlich revolutionaire Patent vielmehr geboten.

Camphauſens Theorie verdarb Alles. Sein doktrinaires Programm, das allen Seiten genug thun wollte, verdarb es mit allen Parteien. Der „Uebergang“ welchen er „vermitteln“ wollte, war in der Hauptſache bereits geſchehen. Der Kampf vom 18. und 19. März hatte die alte Regierung und ihr

System thatsächlich gestürzt. Wenn der Volkswille das Königthum aus den Wellen der Revolution emporgetragen, die alte Regierungsmaschine nicht in Stücke zerschlagen hatte, so war dies geschehen, weil das Volk den König bekehrt, und das alte System beseitigt glaubte, und weil es den Männern der neuen Regierung vertraute, daß sie das Werk vollenden, das neue System durch entschiedene Thaten rasch zur Geltung bringen würden. Dazu war der Weg von selbst vorgezeichnet. Ein provisorisches Bürgerwehrgesetz mußte die Volksbewaffnung, die einzige Schutzwehr der jungen Freiheit, gegen Reaktion wie gegen Anarchie, in der Hauptstadt und den Provinzen organisiren; eine provisorische Gemeinde-, Kreis- und Bezirksordnung den Grundstein zum neuen Staatsgebäude legen, und zugleich die durchgehends reaktionairen Landräthe unschädlich machen, die Regierungen unter Verwendung eines großen Theils ihrer Beamten auflösen, und so die Büreaukratie in ihrer Wurzel zerstören, die Polizei den Gemeinden übertragen. Ein Gesetz über Geschwornengerichte, mindestens für politische und Preßvergehen, mußte vor übertriebenen politischen Verfolgungen sichern, und ohne das Verbrechen selbst straflos zu machen doch verhindern, daß Vergehen, welche unter ganz neuen Verhältnissen und Zuständen begangen wurden, ihre Beurtheilung nach

den Geſetzen und Normen des alten Syſtems fanden. Dieſe ganz unentbehrlichen Geſetze, welche zugleich dem Miniſterium ſelbſt feſten Boden unter den Füßen ſchufen, konnten entweder ſofort unter Vorbehalt der Reviſion durch die Nationalverſammlung erlaſſen, oder ſie mußten derſelben gleich bei ihrem Zuſammentritt mit dem Antrage vorgelegt werden, dieſelben in Bauſch und Bogen anzunehmen und ſodann zu revidiren.*) That doch ein Jahr ſpäter die Contrerevolution daſſelbe ſogar mit der ganzen von ihr octroyirten Verfaſſung!

Statt deſſen geſchah von allen dieſen Dingen — nichts. Das Miniſterium begnügte ſich damit, von den Deputationen der großen Städte Vertrauen zu verlangen, ſtatt durch ein offenes Programm Garantien ſolchen Vertrauens zu geben. Es zögerte zugleich mit der Legaliſirung des faktiſch beſtehenden Rechts der freien Preſſe und der Aſſoziation. Die Bürgerwehr blieb unorganiſirt bis zu ihrer Auflöſung. Der ganze alte büreaukratiſche Organismus blieb vollſtändig ungeſtört. Er erhielt nicht einmal eine Anweiſung: in welchem Sinne die Regierung von nun an zu führen ſei. Nur drei Oberpräſidenten verließen ihre Stellen. Auch im

*) v. Unruh, Skizzen aus Preußens neueſter Geſchichte S. 29 - 30.

Gerichtswesen verblieb Alles beim Alten. Die alte Maschinerie des absoluten, büreaukratischen Polizeistaats, der ganze Apparat der Reaktion blieb in ungestörter Ordnung, jederzeit zum Gebrauche bereit, sobald das gestürzte System sich von dem ersten Schrecken erholt haben würde. Vergebens warnte die Presse und mahnte zu entschiedenem Handeln. Camphausen blieb bei seiner Doctrin. Die alten Zustände sollten ohne erhebliche Störung in die neuen Bahnen übergeführt, der Staat allmalig reformirt werden, die neuen Gesetze auf ruhigem Wege entstehen, der alte gesetzliche Boden festgehalten, kein Sprung, kein tiefer Schnitt durch provisorische Gesetze gemacht werden. Denn es hatte keine Revolution, nur „eine große Katastrophe“ stattgefunden. Die alte Regierung hatte nachgegeben, sie war nicht gestürzt. Camphausen, der Minister der Revolution, leugnete die Revolution, der er doch thatsächlich dienen wollte. Aber es steht geschrieben, wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und Niemand kann zweien Herren dienen. Camphausen verlor das Kostbarste, was der Staatsmann in revolutionairen Krisen verlieren kann, — die Zeit. Was er verlor, gewann und benutzte die Reaktion.

Der erste Schritt zu derselben war die Einberufung des Vereinigten Landtags.

Das Festhalten an dieser Einberufung war der

erſte große politiſche Fehler Camphauſens. Der Triumph, welchen die einſtigen Koryphäen der Oppoſition dieſer Verſammlung darin finden konnten, daß ſie jetzt der einſtigen Majorität der Abſolutiſten als Sieger entgegentraten, war unbedeutend im Vergleich zu der Niederlage, welche die Revolution in ihrem Prinzipe durch dieſe Berufung erlitt. Aber die Anſchauungen und Principien Camphauſens und ſeiner drei Collegen gingen ſämmtlich über den Standpunkt der Oppoſition dieſes alten Landtags nicht hinaus. Sie waren die Miniſter, deren es im Jahre 1847 als Reſultat des Vereinigten Landtags bedurft hätte, um die Revolution zu verhindern, nicht die Männer, welche eine, ohne ſie und trotz ihrer Niederlage bewirkte Revolution zu Ende zu führen fähig waren. Es iſt nicht ihre Schuld, daß der Drang der Umſtände ihnen eine Stellung anwies, welche über die Geſammtſumme ihrer politiſchen Anſchauung, und damit über ihre Kräfte hinausging. Aber wenn irgend etwas, ſo hatte ſchon der merkwürdige Umſchwung der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Berufung des Vereinigten Landtags ihnen die Augen darüber öffnen müſſen, daß die „Kataſtrophe“ des 18—19. März eine Revolution geweſen war, und eine Revolution in den Gemüthern der Menſchen bewirkt hatte. Bis zum Morgen des 18. März rief alle Welt in und

außer Preußen nach schleuniger Versammlung des Vereinigten Landtags, als des einzigen, wenn auch noch so unvollkommnen, bestehenden Organs der Nationalvertretung. Noch an dem Mittage desselben Tages wurde die Verkündung der beschleunigten Einberufung desselben, zu welcher endlich die siegreiche Wiener Revolution unwiderstehlich gedrängt hatte, mit Jubel begrüßt. Und noch waren kaum die äußerlichen Spuren des unmittelbar darauf folgenden Revolutionskampfes beseitigt, da erhoben sich schon von allen Seiten dringend und laut die Stimmen des Protestes gegen die eben noch ersehnte Maßregel. Der Magistrat und die Stadtverordneten von Breslau hatten unmittelbar auf die Kunde von dem siegreichen Ausgange der Berliner Revolution beim Könige den Antrag gestellt: die zugesagte konstitutionelle Verfassung mit den aus Urwahlen hervorgegangenen Vertretern des gesammten Volks zu vereinbaren, und das Wahlgesetz sofort und ohne vorgängigen Beirath des Vereinigten Landtags zu erlassen. Der König hatte darauf erwiedert: daß er durch Gewährung dieses Gesuchs dem bis dahin allgemein ausgesprochenen Wunsche des Landes entschieden zuwiderhandeln würde, und daß er, „so lange nicht der allgemeine Wunsch des Landes sich jenem Antrage anschließe", auf denselben nicht ein-

gehen könne. Dieſer Weiſung gemäß forderten dann auch die Antragſteller (23. März) das geſammte Land dringend auf, ſich durch ſchleunige Erklärungen über den Beitritt zu ihrem Antrage auszuſprechen.

Die Zeit drängte, die Augenblicke waren koſtbar. Die Berufung des Landtags datirte vor dem Eintritte des Miniſteriums. Zwiſchen dem letzteren und dem Termine des Zuſammenkommens der alten Feudalſtände lagen kaum drei Tage. Aber der politiſche Volksinſtinkt, welcher von Camphauſen verlangte, daß er die Berufung des Landtags zurücknehmen, daß er durch den König ein Wahlgeſetz octroyiren laſſen ſolle, traf dennoch mit dieſem Verlangen das Richtige, und die wenigen klar in in die Zukunft ſehenden, nicht von den Erfolgen des Augenblicks berauſchten Politiker traten auf ſeine Seite. Der alte Landtag, ſagten ſie, vertritt nach Wahlart und Zuſammenſetzung nur die alten Feudalſtände und deren Intereſſen. Des Königs eigne Erklärung vom Jahre 1847 verbietet ihm ausdrücklich und feierlich, ſich als Vertreter des Volks zu betrachten. Von ihm, dem alleinigen Vertreter des Beſitzes, iſt ein ächt demokratiſches Wahlgeſetz auf breiteſter Grundlage ohnehin nicht zu erwarten. Aber ebenſowenig iſt er überhaupt ein nothwendiges, nicht zu übergehendes Organ der

Gesetzgebung. Seine Stellung ist eine lediglich berathende, der König weder an die Einholung dieses Beiraths, noch weniger an die Befolgung desselben gebunden. Die Krone, welche so eben noch erst aus eigner Macht ein Preßgesetz gegeben, kann eben so gut auch ein Wahlgesetz erlassen, ohne den unmaßgeblichen Rathgeber zu befragen, dessen ganze frühere Opposition ohnehin bereits durch die neuesten königlichen Verheißungen weit überflügelt ist. Im Hintergrunde lag dabei der Gedanke, daß den Landtag berufen nicht viel weniger hieß, als die Revolution leugnen. Die Krone war in dem gegenwärtigen Augenblicke als „der einzige aufrecht erhaltene Centralpunkt des Staatsgebäudes", wie sich die Sprecher der zahlreichen Deputationen an den König ausdrückten, zugleich der Ausdruck des siegreichen demokratischen Elements. Unter den bestimmenden Einflüssen dieser Stellung sollte sie selber die Revolution sanktioniren, indem sie unabhängig von einem Landtage, welcher ja eben dem gestürzten Systeme angehörte, ein demokratisches Wahlgesetz als Fundament der neuen Staatszustände hinstellte.

Das Ministerium war andrer Ansicht. Die Berufung des Landtags aufgeben, hieß für Camphausen und seine Doktrin: den „Rechtsboden" aufgeben. Eben diesen Rechtsboden aber war er entschlossen

feſtzuhalten. Sein Beſtreben nach friedlicher Verſöhnung der im Auflöſungsprozeß begriffenen Elemente klammerte ſich an den Gedanken der Berufung des Landtags wie an einen letzten Rettungsanker. Die Feudalſtände nicht befragen, da wo es die Vernichtung ihrer Rechte galt, hieß ihm revolutionaire Gewalt üben und eine Reaktion eben dieſer Stände gegen die neue Ordnung der Dinge berechtigen. Gewalt freilich wollte auch er geübt wiſſen, aber die Gewalt moraliſchen Zwanges. „Der Landtag wird“, ſo ließen ſich die Organe des Miniſteriums vernehmen, „unter den ganz veränderten Verhältniſſen jetzt eine ganz andere Haltung, er wird, beaufſichtigt durch die freie Preſſe, durch das faktiſch beſtehende Aſſoziationsrecht, auch andere Reſultate haben“, eine Annahme, welche ſich allerdings ſogar noch über Camphauſens Erwartung beſtätigte. „Wir bedürfen ſeiner, um die Reform unſres Staatsgebäudes auf jenem geſetzlichen Wege zu bewirken, den wir nicht verlaſſen dürfen, ohne der Anarchie Vorſchub zu leiſten, welche der Reaktion die größte Ausſicht auf Erfolg bieten würde.“

Der Landtag ſollte die alte geſtürzte Partei beſchwichtigen. Aber für dieſe war er ja bereits 1847 zu liberal geweſen! Auch erwies ſich dieſe Abſicht der Beſchwichtigung ſpäterhin als verfehlt. Die Feudalſtände bildeten bald genug Junkerparla-

mente, in denen ſie gegen die neue Ordnung der Dinge reagirten, obſchon ſie ſelbſt durch ihr Organ, den Vereinigten Landtag, dieſe neue Ordnung der Dinge beſtätigt hatten. Die konſtituirende Verſammlung aber, welche am 22. Mai zuſammentrat, hat niemals daran gedacht, ihre Berechtigung von den Beſchlüſſen des Vereinigten Landtags herzuleiten. Sie blieb auf dem Rechtsboden der Revolution, und das zweite Miniſterium mußte ſich herbeilaſſen, dieſen Rechtsboden anzuerkennen.

Das Feſthalten an dieſer Berufung des alten Landtags erzeugte eine heilloſe Verwirrung der Begriffe. Ein Inſtitut, deſſen Grundveſten mit dem geſtürzten Syſteme ſelbſt vernichtet waren, ſollte die Regierung ſtützen, in demſelben Augenblicke ſtützen, wo dieſer Landtag ſich ſelbſt das Todesurtheil ſprechen ſollte! Der Widerſpruch ließ ſich ſchreiender kaum denken. Dennoch ſtand das Miniſterium mit dem Feſthalten an jener Maßregel keineswegs allein. Ein großer Theil der Bourgeoiſie, welche durchaus nach Beruhigung verlangte, und die den größten Theil der improviſirten Bürgerwehr bildete, theilte ſeine Anſicht. In Berlin war der neuerſtandene politiſche Klubb dagegen, der „konſtitutionelle“ dafür. Die Univerſität verlangte mit 98 gegen 7 Stimmen die Berufung. Die Büreaukratie theilte ohnehin daſſelbe Verlan-

gen. Die beginnende Reaktion endlich ergriff den Gedanken mit beiden Händen. Sie vor Allen erkannte, daß die Berufung des Landtags ein durchaus konservativer Gedanke ſei, und daß ein ferneres Octroyiren von Seiten des Königs, eben weil es jetzt nur als ein proviſoriſches gelten konnte, die Revolution fortſetzen heiße. Indem man dem Landtage die Aufgabe übertrug, dem erwachten Volkswillen Form und Ausdruck zu geben, ſchien der thatſächliche Beweis geführt, daß das alte Syſtem nur einige Conzeſſionen gemacht, oder vielmehr zu machen verheißen hatte, nicht aber geſtürzt und vernichtet war.

Der zweite April kam heran. Zahlreiche Bataillone der Bürgerwehr hielten das Schloß umſtellt, wo im weißen Saale die proviſoriſchen Volksvertreter tagen ſollten. Man hatte einen Tumult des Volks befürchtet, aber das Volk regte ſich nicht. Der Platz vor dem Schloſſe war bis auf wenige Gruppen von Neugierigen völlig leer. Das Volk nahm keinen Theil an dieſer Komödie des Uebergangs. Camphauſens Eröffnungsrede, welche mit den Worten ſchloß: „Wenngleich der Vereinigte Landtag nach ſeiner Zuſammenſetzung wie nach ſeinen Rechten ungemein abweiche von der künftigen Volksvertretung, ſo lege die Regierung doch auf ſeinen Beirath großes Gewicht“, erklärte

vollkommen die Theilnahmloſigkeit des Volks an einer ſolchen Verſammlung.

Dennoch täuſchte der Vereinigte Landtag ſowohl die Hoffnungen als die Befürchtungen derer, welche hier insgeheim darauf rechneten, dort laut die Beſorgniß ausſprachen, daß er durch ſeine Beſchlüſſe dem revolutionairen Freiheitsdrange einen Damm entgegenſetzen werde. Er überflügelte die kühnſten Erwartungen der Liberalen und ſetzte die zahlreichen Anhänger des alten Syſtems, welche ſich jetzt alle unter die Maske des Scheinkonſtitutionalismus geflüchtet hatten, in maßloſe Beſtürzung. Der Landtag nahm nicht nur die Grundzüge der Conſtitution an, er ſanktionirte nicht nur, trotz Herrn von Bincke's Widerſpruch, das freie Vereinigungsrecht. Das Miniſterium Camphauſen mußte ſogar die Demüthigung erleben, daß ſelbſt dieſer alte Landtag ſeine Geſetzvorſchläge, wie z. B. das Wahlgeſetz, in einzelnen wichtigen Punkten noch im liberalen Sinne erweiterte. Der Landtag nahm außerdem den ganzen Umfang der damals hervortretenden liberalen Wünſche in ſeine Adreſſe auf. Er forderte Preßfreiheit, Habeas-Corpusakte, freies Verſammlungs- und Aſſoziationsrecht, Unabhängigkeit der Richter, Aufhebung des eximirten Gerichtsſtandes, öffentliche und mündliche Rechtspflege mit Schwurgerichten in Strafſachen, gleiche politiſche und

bürgerliche Berechtigung für alle Religionen, allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, ein auf Urwahlen gegründetes Wahlgesetz, beschließende Stimme der Volksvertreter bei der Gesetzgebung und bei dem Staatshaushalte, Verantwortlichkeit der Minister, Vereidigung des Heeres auf die Verfassung, endlich Umwandlung Deutschlands aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat mit Vertretung des Volks bei dem neuen Bunde. „Wie sehr sich auch“ — um mit den Worten des Historiographen der Reaktion zu reden,*) — „das Ministerium bemüht hatte, in seinen Konzessionen den Wünschen des Landtags zuvorzukommen, ein freudiges Erstaunen zeigte derselbe über diese Konzessionen nicht. Er behandelte vielmehr die Vorlagen nur als Abschlagszahlungen, und erinnerte sofort in der Adresse an die rückständige Schuld.“

Wenn das am dürren Holze geschah, was sollte am grünen werden!

*) H. Leo, Signatura temporis S. 46. Historisch wichtig ist das Verdammungsurtheil, welches hier die Reaktion sieben Monate später, nach ihrem Siege, über das Verhalten des alten Landtags ausspricht, dessen Handlungsweise, „welche Recht und Ehre in die Schanze schlug,“ nur „aus einem Mitergreifensein vom revolutionairen Taumeltrausche und aus gewissenloser Feigheit erklärt wird. Als die einzigen Verfechter der Ehre und des Rechts im Sinne der Reaktion oder des konstitutionellen Absolutismus, werden in dieser Staatsschrift ein von Bismarck-Schönhausen und von Thaden-Trieglaff hingestellt! (S. 47.)

Wenn das Miniſterium der Revolution mit ſeinen Vorlagen ſelbſt hinter dem Landtage des alten Syſtems zurückblieb, welche Stellung wollte es der neuen Verſammlung gegenüber annehmen? In den Augen des Volks aber, ſo wenig es auf den alten Landtag gab, war das Verhalten deſſelben die erſte Niederlage des jungen Miniſteriums. Eine zweite noch augenfälligere Niederlage bereitete ſich daſſelbe, indem es die Wahlen zur deutſchen Nationalverſammlung gleichfalls auf die ſchwachen Schultern ſeines Landtags wälzte, der ſich zu ſeinem eignen Erſtaunen plötzlich mit Machtvollkommenheit aller Art überſchüttet ſah. In allen deutſchen Staaten waren für das deutſche Parlament Urwahlen vorgenommen worden, obſchon daſelbſt verfaſſungsmäßige Kammern der Volksvertreter beſtanden. Nur das Miniſterium Camphauſen wollte von der Doktrin ſeines imaginairen Rechtsbodens auch nicht einen Zollbreit aufgeben. Es ſchien vielmehr demſelben zu Liebe ſogar einen Bruch mit der Mehrheit des künftigen deutſchen Parlaments, die Gefährdung des allgemeinen Rechtszuſtandes nicht ſcheuen und der revolutionairen Frankfurter Verſammlung offen den Fehdehandſchuh hinwerfen zu wollen. Aber es war ſo ernſt nicht gemeint. Ein allgemeiner Sturm des Unwillens brach aus, als der Landtag, zum Ueberfluſſe ſogar noch in die

alten Provinzialstände gesondert, am 6. April wirklich die Wahlen vollzog, und in denselben die offenkundigsten Vertreter des alten spezifischen Preußenthums, Männer wie Stahl und Keller, die Doktrinaire eines Systems, das man so eben unter dem Jubelrufe der Nation gestürzt zu haben meinte, als Vertreter des neuen Preußens bei dem Parlamente des deutschen Volks zu Tage förderte! Nur die offenbare Lächerlichkeit dieses Resultats milderte den Ausbruch des allgemeinen Unwillens über diesen kolossalen Mißgriff des Ministeriums. Die traurige Komödie ward vollständig. Der Bundestag, welcher durch eine hinter dem Rücken des Fünfzigerausschusses den Regierungen zugesendete Aufforderung zur Vornahme der Wahlen die Preußische Regierung zu jenem Schritte verleitet hatte, nahm, von den Fünfzigern bedroht, seine Aufforderung zurück, und adoptirte dafür den Wahlmodus des Fünfzigerausschusses. Dadurch ward Camphausen gezwungen, sich und dem Landtage zur Beschämung und dem ganzen Lande zum Aergerniß, drei Tage nach den bereits vollzogenen Wahlen dieselben (d. 10. April) als ungesetzlich zu kassiren und neue anzuordnen! Aber das Maaß der Mißgriffe schien noch nicht gefüllt. In demselben Augenblicke, wo sie ihrem Lieblinge so den letzten Gnadenstoß moralischer Vernichtung in den Augen der öffentlichen Meinung ge-

geben hatte, ließ sich das Ministerium herbei, von diesem so heillos kompromittirten und dann von ihm schmählich im Stiche gelassenen Landtage noch ein finanzielles Vertrauensvotum in Anspruch zu nehmen! Der Landtag verstand sich am Rande seines Grabes zu Allem. Fast einstimmig gab er das Vertrauensvotum für vierzig Millionen, nahm seine Wahlen zurück, legte sich in sein Grab und starb (10. April). Aber die Popularität Camphausens, der Ruf seiner staatsmännischen Einsicht wurden mit ihm begraben.

Kapitel VI.

Das Miniſterium Camphauſen und das Volk von Berlin.

„Nur dem folgt die Menge, der ohne zu zagen und ohne zu zaudern handelt.“ Das Miniſterium der Revolution aber machte es wie die alte Regierung. Es überließ überall die Initiative der radikalen Partei. Dieſe aber war weder befähigt noch vorbereitet, Ordnung und Zuſammenhang in ihr Wirken zu bringen. Hier wie dort Mangel an Charakteren wie an organiſatoriſchem Genie. Der Sturm, der das Meer der Volksleidenſchaft aufwühlt, treibt ohnehin, wie in der elementaren Natur, den Schmutz des Grundes als Schaum auf die Oberfläche. So auch in der Hauptſtadt Preußens und der Preußiſchen Revolution.

Mit der grandioſen Leichenfeier des 22. März, deren Erhabenheit ſich unauslöſchlich in die Gemüther der Bevölkerung einprägte, hatte die Volkserhebung der Märzrevolution ihren ſittlichen Höhepunkt erreicht. Alle Augenzeugen berichten einſtimmig,

daß Berlin seit seiner Gründung Größeres nicht gesehen. Menschen, welche die Begeisterung nie gekannt, erschienen als Enthusiasten, wenn sie der Haltung des Volks an diesem und an den vergangenen Tagen gedachten, das völlig fesselos und jeder eignen Willkür überlassen, allein gebändigt durch die Macht einer großen Idee, die ganze Herrlichkeit seiner innersten Natur offenbarte. Sogar der Magistrat von Berlin floß über von Bewunderung des so heldenhaften und in seinem Siege so mäßigen Volks. Der Berliner Bürger, der Bourgeois im modernen Sinne, zeigte sich von demselben Taumel ergriffen. Es ist wahr, er hatte sich im Ganzen weniger an dem Kampfe selbst betheiligt, er hatte die Barrikadenkämpfer — die Jugend und das eigentliche Volk, die Arbeiter, — anfangs nur durch Oeffnung der Häuser und Auslieferung von Waffen begünstigt — hatte man dergleichen doch in einem fürstlichen Palaste gefordert und erhalten. Aber gegen das Ende des Kampfes hatte die Erbitterung auch den Bürger ergriffen, und er würde denselben am 19. mitgefochten haben und die Vernichtung des zum Tode erschöpften Militairs würde der zweifellose Ausgang desselben gewesen sein. Jetzt aber, nach dem minder blutigen Siege, ward er berauscht von dem Beifallsjubel, mit dem ganz Deutschland in Presse, Adressen und Deputationen den Heldenmuth Berlins zum

Himmel erhob. Er sah die „glorreiche“ Revolution legalisirt durch seine eigne, bisher so friedlebige und servile Presse, die in „Extrablättern der Freude“ den Sieg der heldenhaften Erhebung gegen den Absolutismus feierte; legalisirt durch seinen Bürgermeister und Rath, der die gefallenen Helden als die Märtyrer der Freiheit pries; legalisirt endlich durch seinen König, der vor den Särgen jener Märtyrer verehrend sein Haupt entblößte. Er sah Geheimräthe und Excellenzen mit dem Bürgergewehr neben sich in Reih und Glied marschiren, und den Minister Kamptz, den einstigen grimmen Verfolger der schwarzrothgoldnen Jugend, jetzt mit der handgroßen schwarzrothgoldnen Freiheitskokarde am Hut vor dem Palais des Prinzen von Preußen stehen und die Inschrift „Eigenthum der Nation“ studiren. Was blieb ihm übrig als an seine Heldenhaftigkeit, an seinen freiheitsdurstigen Todesmuth zu glauben, da alle Welt denselben als Thatsache annahm?

Aber dieser Glaube war nicht ohne Beimischung zweifelnder Furcht. Schon im Beginne seiner Extase erschreckte den Bürger die Besorgniß vor der Anarchie. Eine ungeheure Verantwortlichkeit lastete auf seinen Schultern mit dem eisernen Zauberstabe der Ruhe und Ordnung, den man ihm durch die Bürgerbewaffnung in die Hand gegeben hatte. Der alte Staat war vorzugsweise ein Staat der Ruhe

und Ordnung gewesen. Bisher war der Bürger selbst vom „Staate“ in Ordnung gehalten worden. Jetzt sollte er den Staat in Ordnung halten. Sein Auge, überall an Gensdarmen und Polizei gewöhnt, sah sich vergeblich um nach einem einzigen dieser hülfreichen Genien der Ordnung. Trug doch das einzig noch sichtbare Mitglied, der Polizeipräsident Berlins, jetzt selbst die Freiheitskokarde, die zuerst auf den Barrikaden erschienen war! Was blieb dem Bürger übrig als selbst Polizei zu werden, und den Versuch zu machen, Ruhe und Ordnung in der Weise und mit Anwendung derjenigen Mittel aufrecht zu erhalten, wie er es in einer langen Reihe von Jahren passiv gelernt hatte!

Dazu herrschte in den ersten Tagen und Wochen ein wirres Durcheinander in der Preußischen Hauptstadt. Die Regierung, die Behörden, schwankend, ohnmächtig, willenlos. Von außen drohende Kriegsungewitter aus Dänemark, Rußland, Frankreich; Polen am Vorabende eines Aufstandes, Deutschland in gährender Bewegung. Das Preußische Militair gleichmäßig erbittert gegen den König wie gegen das Volk Das Volk selbst, nach den ersten Tagen des Rausches allgemeiner Brüderlichkeit, schon durch den Ausschluß eines großen Theils von der versprochenen allgemeinen Volksbewaffnung am Beginne einer bedrohlichen Spaltung. Die arbeitenden

Klassen von der polizeigewordenen Bürgerwehr vielfach gemißhandelt, von Volksrednern zweideutigen Charakters, von Anarchisten und heimlichen Reaktionärs gleichermaßen aufgehetzt; die Bürgerschaft, durch das Gespenst des Communismus erschreckt, alten sozialen Reformen, die sich unter sie selbst hinab erstreckten und von den Besitzenden Opfer zu verlangen schienen, abgeneigt, in voller Raserei der Furcht, fanatisirt für die alte Ruhe und Ordnung, und zu ihrer Herstellung halb entschlossen, sich erforderlichen Falls mit den Soldaten auf das Volk zu stürzen und alle Aufwiegler, Klubbisten und Volksredner aufzuknüpfen. Die Provinzen gespalten, ein Theil Schlesiens, Pommerns, der Marken zur Contrerevolution geneigt, ein Theil der Rheinprovinzen zum Abfall. Der Bürger mußte den Kopf verlieren.

Der Umschwung der Dinge war allzu plötzlich gekommen. Er hatte selbst die Gebildeten und Vorbereiteten überrascht. Die große Masse mußte er völlig verwirren. Der Uebergang aus der strengen Zucht einer Klosterschule zu der völligen Ungebundenheit des Universitätenlebens konnte nicht schneidender sein. Die Folgen waren dieselben. Das freigewordene Volk vergeudete Zeit und Kraft in dem tollen Treiben eines sinnlosen Uebermuths. Wie das Leben in den neuen Staatsformen sein würde, welche Form die volle Freiheit zu fassen, der unge-

hemmten Lebensentwicklung den freien Spielraum zu geben vermöge, davon hatten kaum Einzelne eine Vorstellung. Das Bedürfniß nach Belehrung regte sich. Es fand die nächste Befriedigung in dem faktisch freien Assoziationsrecht und in der ebenso thatsächlich freien Presse. Was noch vor wenigen Tagen Verbrechen gewesen war: sich um staatliche Dinge zu bekümmern, eine eigne politische Meinung zu haben und zu bethätigen, das war jetzt Nothwendigkeit und Ehrensache für Alle geworden. Große Volksversammlungen drängten sich rasch auf einander, die Bildung der Klubbs begann.

In den letzteren schieden sich gleich Anfangs die vorhandenen politischen Elemente der Bevölkerung in zwei gesonderte Heerlager. Der „politische" später „demokratische" Klubb suchte unter Leitung von Volksrednern wie Eichler und Jung (nachmals Mitglied der äußersten Linken der Nationalversammlung) die spezifisch demokratische Partei zu vereinigen. Ihm schlossen sich an die Mehrzahl der Liberalen von Metier, junge Aerzte, Handlungsgehülfen, Gewerbtreibende, die jüngeren Kleinbürger, die Arbeiter — die ganze von der Revolution und für ihre Durchführung begeisterte Jugend. Von ihm gingen die meisten Volksversammlungen, die meisten Demonstrationen aus. Was zu ihm gehörte oder sich um die Tribünen seiner Volksversammlungen schaarte, das galt für das

darf auch die Anekdote nicht verschmähen, wo sie so verbürgt und charakteristisch ist wie hier.

Dennoch drängte sich das Volk, die Arbeiter, die Proletarier um die Rednerbühnen. Hier wurden zum Erstenmale ihre Interessen, und zwar von Gebildeteren, als sie selber, mit Theilnahme verhandelt, hier durften sie selber reden, wenn der Mund von dem überging, dessen das Herz voll war. Bisher waren sie Nichts gewesen, als „Nullen des Schwarms", Frohndiener der Gesellschaft, gemaßregelte Handwerksbursche, höchstens brauchbar als „Futter für Pulver", und nur so lange vom Staate versorgt und gepflegt, als sie den Rock trugen, der sie als letzteres bezeichnete und auf längere Zeit von der übrigen Masse völlig absonderte. Bei den Rednern und Führern ersetzten meist Stärke der Lunge und Pathos der Sprache, das sich zu immer kühnern und wildern Redensarten und Bildern steigerte, was der Rede selbst an Gehalt abging. Es bildeten sich Virtuosen des Auf- und Abwiegelns — wie der Berliner Witz die Thätigkeit dieser Volksmänner nannte, — welche, nach Virtuosenart, die Massen auch wohl mitunter nur zur Uebung oder zur Bethätigung ihres Virtuosenthums in Bewegung setzten. Das Volk gewann wenig für seine politische Bildung durch diese Apostel der Demokratie. Es erhielt höchstens einige Stichworte, es wurde bearbeitet, es wurde benutzt,

nicht belehrt. Die Regierung kam obenein dem Treiben jener Volkstribunen zu Hülfe. Um die Massen zufrieden zu stellen, eröffnete man große Bauplätze dicht bei Berlin und zahlte jedem Mann, nicht nur den Berliner unbeschäftigten Arbeitern, sondern auch Fremden, die man dadurch wider Willen heranzog, einen halben Thaler Taglohn. Hoher Taglohn ohne Arbeitsmaaß, ohne strenge Aufsicht, noch dazu in einer großen Stadt, wo bestrafte Diebe und Vagabunden sich mit den tüchtigen Arbeitern vermischten, demoralisirt in den ruhigsten Zeiten. Hier schuf solches Verfahren förmlich einen Heerd der Straßenrevolution, der Emeute. Die Bewegungsmänner brauchten keine Sammelplätze zu bestimmen; sie fanden ihr Auditorium stets auf den Baustellen versammelt, und nicht schlaffe Zuhörer, sondern rüstige, kräftige Leute, denen die Regierung ein Schlaraffenleben auf Staatskosten gewährte. Nichts zeugt besser für den milden Sinn des Volks, als daß solchem Benehmen gegenüber die Revolution nicht wuchs, daß es bei Straßenkrawallen blieb.“ *)

Der constitutionelle Klubb, welcher wenige Tage nach dem demokratischen, um ein Gegengewicht gegen denselben zu bilden, zusammentrat (27. März), war der Ausdruck der intelligenten Bourgeoisie, sein Streben ohngefähr der Richtung

*) v. Unruh S. 27—28.

des Ministeriums Camphausen entsprechend, seine Mitglieder vorzugsweise aus Beamten, Gelehrten, Geldmännern, Kaufleuten, Fabrikanten und dem ältern Theile der Bürgerschaft bestehend, von einzelnen jüngeren wissenschaftlich bedeutenden Literaten, wie Robert Prutz u. a. unterstützt, von einer Celebrität des Preußischen Advokatenstandes dem Oberlandesgerichtsrath Ludwig Crelinger, einem früher vielfach verfolgten Königsberger Liberalen, vortrefflich geleitet. Belehrung, gründliche Besprechung der Tagesfragen war die Hauptsache, die Doktrin, das theoretische Streben vorherrschend, die Praxis ging nicht über zahlreiche Adressen hinaus. Ein eignes Organ, die von Prutz redigirte konstitutionelle Zeitung, berichtete über die Verhandlungen dieses Klubbs und seiner Thätigkeit, während der Student Schlöffel seinen „Volksfreund“ zum Organe des politischen Klubbs machte. In der Landtagsfrage trat zuerst die Scheidung zwischen beiden Vereinen schroff und scharf zu Tage. Hier stand der konstitutionelle Klubb auf Seiten der Regierung und ihrer Doktrin vom gesetzlichen Uebergange, während der „politische“ sofortige Urwahlen, und damit die principielle und thatsächliche Anerkennung der Revolution verlangte.

Aehnlich wie in der Hauptstadt, gestalteten sich die Dinge auch in den Provinzen und namentlich in den größern Städten und Centralpunkten derse-

ben. Nur daß hier der Konſtitutionalismus und die Vereine, welche ſeinen Namen auf ihre Fahne ſchrieben, bei weitem weniger die freiſinnigen Elemente als vielmehr die große Anzahl derjenigen — beſonders des zahlreichen Beamtenheeres — vereinigten, welche ſich plötzlich zu ihrer eignen Beſtürzung über Nacht ohne ihr Zuthun aus ſchweigend gehorſamen königlichen Unterthanen in mündige konſtitutionelle Staatsbürger umgewandelt ſahen. Alle geſinnungsloſen oder furchtſamen Reaktionäre flüchteten ſich unter den Schild der „vom Könige gegebenen“ konſtitutionellen Parole. Wenn ſich dieſe konſtitutionellen Vereine ſpäter in Preußen und in ganz Norddeutſchland ſehr entſchieden auf die Seite der Frankfurter Nationalverſammlung ſtellten, ſo geſchah dies, weil man von derſelben die gebrochene Fürſtenmacht Schritt vor Schritt wieder aufrichten und kräftigen ſah. In Preußen wurden dieſe „konſtitutionellen Vereine“, denen ſelbſt das Wort „Klubb“ noch zu revolutionär war, bald zu thätigen Helfershelfern der Reaktion, die auch in den Provinzen ſchon in den erſten Wochen ſich zu rühren begann. Sie benutzte die Preßfreiheit, um die Berliner Revolution als eine verbrecheriſche Fremden- und Pöbel-Emeute zu ſchmähen und den Gedanken der deutſchen Einheit zu verhöhnen. Die Träger der deutſchen Farben, welche am Helme Friedrich Wilhelms IV. prangten,

waren in Stettin und anderswo ihres Lebens kaum sicher. Ja es fehlte selbst nicht an Aufforderungen, mit gewaffneter Hand nach Berlin zu ziehen, um die rebellische Hauptstadt zu züchtigen und die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, Aufforderungen, deren Anstifter, obschon bekannt, durch die Schlaffheit des Ministeriums straflos blieben.

Während so der Assoziationstrieb in Berlin alle möglichen Vereine und Versammlungen, unter andern sogar eine Versammlung von Almosenempfängern zur Wahrung ihrer politischen Rechte hervorbrachte, zeigte sich ein fast noch regeres Leben in der freigewordenen Presse. Indeß die beiden alten Berliner Zeitungen, die Vossische und Spenersche, seit dem 19. März die Siegestrunkenheit und das Freiheitshelden bewußtsein des Berliner Bürgerthums, aber auch zugleich bald die Ruh- und Ordnungssehnsucht, die Furcht vor Anarchie und Pöbelregiment und die ganze Verwirrung der in den Köpfen dieses Theils der Bevölkerung herrschenden Begriffe treulich wiederspiegelten; während die Preußische Allgemeine Zeitung sich in unheimliches Schweigen hüllte und die Zeitungshalle sich plötzlich auf die Höhe des demokratischen Radikalismus schwang, ehe die Rugesche „Reform“ ihr diesen Platz streitig machte, sammelte die ehrlich und bewußt konstitutionelle Partei sich um die Fahne der am 1. April gegründeten

Nationalzeitung, welche eben deshalb auch im Laufe weniger Monate einen in der Geschichte der deutschen Tagespresse bisher unerhörten Aufschwung nahm. Das Ministerium Camphausen bewies auch hier seinen Mangel an schöpferischer Kraft, indem es die Benutzung des stärksten Hebels der öffentlichen Meinung durch Gründung eines tüchtigen Regierungsorgans verabsäumte. Vereinzelte Versuche der Minister Hansemann und Auerswald blieben erfolglos, hauptsächlich darum, weil sie tüchtigen und bewährten Publizisten keine Garantie durch ein offenes und entschiedenes liberales Programm zu bieten vermochten. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich für den Kundigen, daß die zur Regierung gelangte alte Opposition, welche sich unter dem Schutze ihrer damaligen Popularität unantastbar wähnte, hinter den Anforderungen der Gegenwart zurückgeblieben sei. Die Regierung, d. h. jeder einzelne Minister, sah sich gezwungen, mit ihrer Doktrin in den alten Berliner politischen Sudelküchen durch eingesandte Artikel zu hospitiren, oder Provinzialzeitungen zu gleichem Zwecke zu benutzen. Von Einheit der leitenden Gedanken konnte bei dieser Zersplitterung eben so wenig die Rede sein, als von nachhaltiger planmäßiger Wirkung. Für die Hauptstadt sah man sich ohnehin bald genöthigt, zu dem Hülfsmittel der Straßenlitteratur, der Plakate, zu greifen.

Diese Straßenlitteratur, welche mit der neuen Freiheit wie mit einem Zauberschlage aus dem dürren Boden Berlins wuchernd emporschoß, bildete einen wesentlichen Zug in der völlig veränderten Physiognomie der Hauptstadt des beschränkten Unterthanenverstandes. Es schien, als wolle sich der letztere für die lange Entbehrung der politischen Kost jetzt doppelt und dreifach schadlos halten. Die rastlose Industrie, welche die alten und neuen Zeitungsblätter, die Plakate und Maueranschläge, die Tages- und Flugblätter, die Broschüren, Extrablätter und Carikaturen zu tausenden produzirte, und theils unentgeldlich an Straßenecken und Bäumen der Volkslektüre Preis gab, theils durch ein rasch organisirtes Korps von vielen hundert „fliegenden Buchhändlern", bestehend aus der Elite des Berliner Gaminthums, für geringes Geld in das Publikum schleuderte, diese wahrhaft staunenswerthe Industrie, von welcher bisher der ruhige Berliner nur aus dem fernen Paris und London gehört und gelesen hatte, — sie fand ihres Gleichen nur in der beispiellosen Lesewuth, mit welcher Alt und Jung, Vornehm und Gering, gehend und stehend, fahrend und reitend das so Gebotene begierig verschlang. Vergebens suchte Hr. v. Minutoli die Industrie dieser Volkslitteratur zu hemmen. Seine Versuche scheiterten an der öffentlichen Meinung, seine Verbote gegen die Thätigkeit der

fliegenden Buchhändler wurden von Rechtskundigen als ungesetzlich zurückgewiesen. Das Volk ward anfangs durch diese Straßenlitteratur nicht selten verwirrt und unnöthig aufgeregt. Allein es gewöhnte sich bald, auch das Leidenschaftlichste und Ausschweifendste ohne sonderliche Aufregung hinzunehmen. Das Gift trug sein Gegengift in sich, das Alltägliche der Wiederholung stumpfte ab, und ließ bald gleichgültig gegen offenbare Uebertreibung, während ein ehrlich offnes Wort meist immer eine gute Stelle fand. Zugleich aber lernte das Volk die Gegenstände kennen, um die es sich handelte, weil sie ihm hier zuerst in einer ihm verständlichen Sprache vorgetragen waren, deren gradherausgehende Klarheit gegen die geschraubte vornehme Dunkelheit der bisherigen öffentlichen Erlasse und Kundgebungen sehr zu ihrem Vortheil abstach. Die alten Preußen schrieen Zeter, daß man das „unmündige, urtheillose" Volk in die politische Debatte ziehe. Sie sahen nicht ein, daß jeder solche Schrei eine schwere Anklage gegen das alte System war, welches das Volk geflissentlich verwahrlost und zur Unmündigkeit erzogen hatte. Das Volk aber schulte sich schneller als man erwartete. Es wurden eine Fülle neuer Begriffe in Umlauf gesetzt, und das Urtheil bei Vielen geweckt, bei andern gestärkt.

Wir haben gesehen, daß die allgemeine Stim-

mung des Volks bei dem Antritt des neuen Miniſteriums eine demſelben durchaus günſtige war. Aber Camphauſens ſchwermüthiger und einſamer Charakter fühlte ſich durch dieſe Stimmung des erwartenden Vertrauens nicht gehoben. Man ſagte ſchon damals von ihm, daß er ſein Amt mit Seufzen ſtatt mit freudiger Zuverſicht übernommen. Aus ſolcher Stimmung konnte nichts Großes, Bewältigendes hervorgehen. Zudem war und blieb ihm das Berliner Terrain nach allen Richtungen hin ein fremdes. Dem Hofe gegenüber laſtete auf ihm die Scheu des Emporkömmlings, die nur revolutionäre Kühnheit eines Charakters überwindet, der ſich ſelbſt gegen das eigne Herz und gegen jede ſentimentale Ehrfurcht vor der imponirenden Tradition zu ſtählen weiß. Mit ſeinen Kollegen ſtand er wenig im Zuſammenhange; ihre politiſchen Glaubensbekenntniſſe waren zum Theil ſehr widerſprechender Natur. Zwiſchen ihm und dem bedeutendſten derſelben, dem klugen, ehrgeizigen, zähen Hanſemann waltete ſogar ein Verhältniß von Rivalität, denn das ſtarke Selbſtvertrauen des letzteren war nicht geeignet, ſich mit der zweiten Rolle zu begnügen, wie das ſpäter bei Kabinetsfragen offen zu Tage kam. Die übrigen Miniſter, welche ihm zum Theil noch ferner ſtanden, bewegten ſich jeder in ſeinem Terrain mit faſt ſouveräner Machtvollkommenheit. Nach allen Seiten

hin gebrach es an der Einheit kräftiger Oberleitung. Zur Geſellſchaft, zum Volke, zur öffentlichen Meinung hatte der Premier eine noch viel einſamere Stellung eingenommen. „Die öffentliche Meinung ſei ſo ſchwer zu erkennen!“ klagte er ſpäter einmal in der Nationalverſammlung. Und doch giebt es Zeiten, wo mitunter die Weisheit auch auf der Gaſſe zu vernehmen iſt. Camphauſen aber theilte die Verſtimmung, welcher ſich die alte Landtagsopposition von 1847 gegen den friſchen Wind des freilich, wie alle Anfänge, etwas chaotiſchen Volks- und Tagestreibens der Hauptſtadt hingab. Wenn er die Popularität nicht verachtete, ſo that er doch nichts, ſie zu gewinnen. Eine Neigung zum Diplomatiſiren, mit hoher Stellung ſo leicht verbunden, bemächtigte ſich des vorzüglichen Mannes. Die Furcht vor der „Phraſe“, dem begeiſterten und begeiſternden Worte prägte ſich aus in jeder offiziellen Kundgebung, in jedem Erlaſſe. Selbſt bei Gelegenheit der patriotiſchen Anleihe fehlte der Aufforderung Kraft und Schwung. Und doch waren beide nie nothwendiger als hier, wo das Vertrauen auf den bisherigen blühenden Zuſtand des Preußiſchen Staatsſchatzes einer erſchreckenden Beſtürzung über deſſen erſchöpften und geleerten Zuſtand gewichen war. Und doch konnte, wenn man auf die Wirkung der Phraſe zur Rettung des Landes in Frankreichs

Februarrevolution auch hochmüthig herabſehen zu dürfen meinte, — es konnte die Erinnerung an die Sprache der Preußiſchen Regierung von 1813 lehren, was mit dem ſchwungvollen Worte auszurichten ſei. Wir werden ſehen, wie dieſes Diplomatiſiren in der Sprache zum Volke bei Gelegenheit der Rückberufung des Prinzen von Preußen ſeine ſchlimmen Früchte trug.

Die erſten Störungen der Ruhe, welche von Alarmirungen durch falſche Gerüchte ausgingen, blieben ohne Unterſuchung. Sie würde darauf geführt haben, daß ſchon damals das Ausſtreuen falſcher, beunruhigender Gerüchte als ein Hauptmittel der Reaktion angewendet zu werden begann, welche auch ſpäter eifrig fortgeſetzt wurde. Die offenbar contrerevolutionären Drohungen pommeriſcher und märkiſcher Junker blieben unbeſtraft. Die Petitionen um direkte Wahlen wurden abgewieſen (13. April). Wenn hier Camphauſen in ſeinem Rechte war, ſo war die gewaltſame Verhinderung der großen Demonſtration vom 20. April dagegen nicht nur ungeſetzlich, ſondern auch was ſchlimmer war, ein politiſcher Fehler. Die Entwicklung einer impoſanten Streitmacht von 10,000 bewaffneten, mit Munition wohl verſehenen Bürgern gegen einige tauſend unbewaffnete Arbeiter, ward ſo gut wie die Demonſtration ſelbſt von denen unterſtützt, welche

einen blutigen Zusammenstoß zwischen Bürgern und Arbeitern herbeizuführen wünschten, um dann das Militär von Potsdam zurückrufen zu können. *) Schon damals gingen Gerüchte von Geldvertheilungen verkappter Reaktionäre unter die Massen. Gewiß aber ist, daß von diesem Tage an die unheilvolle Spaltung datirte, welche mehr und mehr den bewaffneten Bürger dem unbewaffneten größern Reste des Volks feindlich gegenüber stellte. Von da ab blieb die Unpopularität Camphausens beständig im Zunehmen. Die Wahlen zur konstituirenden Nationalversammlung (1. und 8. Mai) gaben unerwartet radikale Resultate, obschon damals Männer wie Waldeck noch zu den gemäßigten Konstitutionellen gezählt wurden. Es war dies ein nothwendiger Rückschlag, welchen die Berufung des Vereinigten Landtags und die ganze schwankende Haltung des Ministeriums hervorgerufen hatte. Er war um so bedeutungsvoller, da im Ganzen weder von Seiten der Regierung noch auch von Seiten der Radikalen

*) Schon am 13. April hatte nur der Widerspruch der Berliner Bürgerwehr, das von dem neuen Kommandeur derselben, General Aschoff, vorgeschlagene Hereinziehen größerer Truppenmassen nach Berlin verhindert. (Vergl. Personen und Zustände S. 34.)

irgend ein bedeutender Einfluß auf die Wahlen geübt worden war. Was Camphausen aus sittlicher Redlichkeit unterließ, versäumten oder verfehlten die andern aus unruhigem Leichtsinn. Dieser Ausfall der Wahlen überraschte und bestürzte den Premierminister. Man sagt, daß von hier an seine Besorgniß vor hereinbrechender Anarchie, sein Unglaube an die Zukunft datire.

Dennoch bestand das Ministerium nur um so mehr auf der Einberufung der konstituirenden Versammlung. In ihr suchte es, was es in sich selbst nicht fand, Anhalt und Kraft. Dieser neue Preußische Landtag sollte der Rettungsanker werden für das auf den hochgehenden Fluthen treibende Staatsschiff. Vergebens hatte der Fünfzigerausschuß, unterstützt von der Presse und zahlreichen Volksversammlungen die Ueberzeugung geltend gemacht: daß die Landtage der deutschen Einzelstaaten während der Dauer des konstituirenden deutschen Parlaments ausgesetzt, und konstituirende Versammlungen in den einzelnen Staaten nicht berufen werden dürften, bevor das Verfassungswerk für Deutschland zu Stande gebracht sei. Selbst der Bundestag und die Vertrauensmänner hatten dieser Ansicht beigestimmt. Alle Regierungen hatten sich dem gefügt; nur die Preußische that es nicht. Und doch war gerade Preußen derjenige Staat, auf den man es bei jenem Beschlusse

hauptſächlich abgeſehen hatte. Die Gründe für den letztern lagen zur Hand. Eine konſtituirende Verſammlung in Berlin, zu gleicher Zeit mit dem deutſchen Verfaſſungsparlamente in Frankfurt tagend, zerſpaltete die Aufmerkſamkeit des deutſchen Volks, und lenkte dieſelbe ab von dem wichtigſten Gegenſtande des Geſammtvaterlandes auf die Sonderintereſſen eines, und zwar des mächtigſten Einzelſtaates. Sie entzog der deutſchen konſtituirenden Nationalverſammlung bedeutende geiſtige Kräfte; die Frankfurter Wahlen traten gegen die Preußiſchen in der öffentlichen Meinung des Landes auf eine bedauernswerthe Weiſe in den Hintergrund. Man wählte in die erſtere vorzugsweiſe Theoretiker, Gelehrte und Profeſſoren, weil man die praktiſchen Männer für das eigene Vaterland brauche. Ein Verkennen der Dinge, ein Mißtrauen gegen die Wirkſamkeit der Frankfurter Nationalverſammlung ward damit von vorn herein kund gethan, wie von Seiten der Regierung, ſo auch, nach deren Vorgange, von Seiten des Volks. Der Preußiſche Partikularismus trat in den Vordergrund, während er nach dem königlichen Worte vom Aufgehen Preußens in Deutſchland vielmehr verſchwinden ſollte. Die Geſchichte des Jahres 1848 hat ſpäter gerichtet; ſie hat jene Gründe und Befurchtungen zu Thatſachen erhoben. Das Miniſterium Camp-

hausen aber hatte kein Ohr für diese Gründe und Befürchtungen. Es dachte nur an sich selbst und — glaubte nicht an eine deutsche Zukunft. Man hatte kein Vertrauen zu dem Werke der deutschen Einheit, man wollte in dem allgemeinen Schiffbruche Deutschlands, den man vorauszusehen meinte, wenigstens Preußen retten, und stürzte beide ins Verderben. Das Ministerium wies auch hier den Gedanken einer provisorischen Diktatur zur Befestigung der neuen Ordnung der Dinge im eignen Lande von sich, und trat statt dessen durch seinen Beschluß, die Preußische Nationalversammlung einzuberufen, dem deutschen Verfassungsparlamente mit einem Mißtrauensvotum entgegen. Und doch war das deutsche Parlament das einzige Mittel, die Einheit Deutschlands auf dem Wege friedlicher Umgestaltung zu erzielen. Wer ihr hemmend und schwächend entgegentrat, arbeitete bewußt oder unbewußt der reaktionären Anarchie in die Hände. Die Motivirung der Maßregel im Preußischen Staatsanzeiger vom 13. Mai war überaus dürftig. Preußen dürfe seinen „ungewissen Zustand", den Zeitraum wo ihm alle legislative Gewalt fehle, nicht verlängern. Dieser einzige Grund, welchen das Ministerium vorzubringen wußte, war zugleich das offene Eingeständniß der eignen Rath- und Thatlosigkeit, ein politisches Armuthszeugniß der Schwäche.

Wenn das Miniſterium Camphauſen mit dieſem ſeinem Beſchluſſe der Einberufung einer Preußiſchen konſtituirenden Verſammlung, in Berlin und Preußen weniger Widerſpruch erfuhr als in Frankfurt und dem übrigen Deutſchland, ſo rief dagegen ein zweiter Beſchluß deſſelben eine Aufregung in der Preußiſchen Hauptſtadt und in ganz Deutſchland hervor, welche daſſelbe nahe an den Rand des Abgrunds brachte. Dies war der Beſchluß zur Rückberufung des Prinzen von Preußen.

Der Name des Prinzen von Preußen war gleichbedeutend mit der Reaktion. Als Venedey im Fünfzigerausſchuſſe zu Frankfurt (28. April) ſeinen Antrag auf Errichtung eines Parlamentsheers ſtellte, ſchloß er unter ſtürmiſchem Beifall mit den Worten: in Schleswig-Holſtein haben die Preußiſchen Garden gerufen: „es lebe der Prinz von Preußen! das heißt ſoviel als: es lebe die Reaktion!“ Dies Wort hallte wieder durch ganz Deutſchland. Hatte doch ſchon früher die gemäßigte Deutſche Zeitung von der Nothwendigkeit einer Thronentſagung des Prinzen von Preußen geſprochen. Auch in Preußen ging die Rede, die zuſammentretende Nationalverſammlung werde es ihr erſtes Geſchäft ſein laſſen, die Thronfolge feſtzuſtellen. Dagegen ſprach der in Schleswig-Holſtein kommandirende General Wrangel in einem Briefe an den Prinzen öffent-

lich aus, „daß die Preußiſche Armee ſein Andenken treu und warm im Herzen bewahre, und es als ihr größtes Glück betrachten würde, ſich mit vollſtem Vertrauen und hingegebener Liebe unter ſeine Führung zu ſtellen.“ Der Widerſtreit der Anſichten und Sympathien lag hier klaffend offen. Um ſo mehr drang man von Seiten des Hofes in die Miniſter, die Rückkehr des Prinzen zu bewerkſtelligen, und fand beſonders an Hanſemann einen eifrigen Vertreter der Anſicht, daß der Prinz von Preußen zurückgekehrt ſein müſſe, ehe die Nationalverſammlung zuſammentrete. Man ſetzte von Seiten der Hofpartei Alles in Bewegung. Der Adel auf dem Lande petitionirte; die Krämer in Berlin, welchen man vorſpiegelte, daß mit dem Wiedererſcheinen des Prinzen und des Hofes auch das alte Verkehrsleben wieder eintreten werde, wurden leicht beredet. Eifrige Agenten betrieben Adreſſen und Petitionen an die Miniſter. Die Garden in Schleswig ließen ihren Prinzen hochleben, ſangen Spottlieder auf Berlin, und vermaßen ſich, dahin zurückzukehren, und die Rebellenſtadt dem Erdboden gleich zu machen. Das Miniſterium, vom Hofe auf alle Weiſe gedrängt, und in völliger Unkenntniß über die Stimmung der Hauptſtadt und des Landes, entſchloß ſich, das Wagſtück zu verſuchen.

Wie ein Donnerſchlag bei heiterem Himmel, ſo

unerwartet erſchien plötzlich am 11. Mai im Preußiſchen Staatsanzeiger das Dokument, welches von Seiten des Staatsminiſteriums dem Könige den Antrag ſtellte: „dem Prinzen von Preußen die Abkürzung des Aufenthaltes in England zu empfehlen.“ Die Motivirung dieſes Antrags konnte nicht ungeſchickter und unpolitiſcher ſein. Das Patent begann mit der aller Welt neuen und unerhörten Behauptung: der Prinz ſei vom Könige mit einer diplomatiſchen Miſſion nach England entſendet. Das Wahre an der Sache war, daß man dem Prinzen, nachdem er dem Befehle, ſich für eine Zeit lang zu entfernen Folge geleiſtet — (er ſelbſt hatte den Rath zu ſolcher ſcheinbaren Flucht abgewieſen) — und ſich unter Umſtänden, welche einer Flucht ſehr ähnlich ſahen, über Hamburg nach England begeben hatte, allerdings irgend einen (welchen, iſt nie bekannt worden) Auftrag nachträglich hatte zugehen laſſen, um den wahren Grund ſeiner Entfernung diplomatiſch zu maskiren. Das Miniſterium ließ leiſe einfließen, daß dies Alles „vor ſeiner Bildung“ geſchehen ſei. Dennoch aber war die Bevölkerung, welche von dieſer diplomatiſchen Taſchenſpielerei weder etwas gewußt hatte, noch jetzt auch nur an ſie glaubte, auf das Aeußerſte empört, über dieſen Verſuch, eine offenbare Thatſache, wofür die Flucht des Prinzen überall galt und gelten mußte, zu verfälſchen.

Daſſelbe Miniſterium, welches acht Wochen lang die Inſchrift Nationaleigenthum auf dem Palais des Prinzen hatte ſtehen laſſen, das der tauſendfältig wiederholten Behauptung, der Prinz von Preußen ſei zu Louis Philipp und Metternich entflohen, nie widerſprochen hatte, ſprach dieſer ſeiner Schwäche jetzt ſelber das Gericht. Nicht minder wie der Eingang empörte die Motivirung der Maßregel die Gemüther. Es ſei unumgänglich nothwendig, daß der Thronfolger nicht nur die vereinbarte Verfaſſung beſchwörend anerkenne, ſondern auch, daß während der Berathung derſelben die Nationalverſammlung die Gewißheit habe, „in dem erſten Unterthan des Königs einen Mitbürgen der Rechte zu finden“, welche des Königs Gnade „den Volksvertretern einzuräumen beſchloſſen habe.“ Dabei ſprachen die Miniſter es aus „die Ritterlichkeit des Prinzen von Preußen ſei die ſicherſte Gewähr für das aufrichtige Beharren auf einer Bahn, welche der Prinz als ein Bedürfniß für das Wohl des Volks erkannt habe.“ Die Miniſter beriefen ſich damit auf eine Geheimkunde von einer vollkommnen Ueberzeugungsänderung des Prinzen, welche derſelbe bis dahin noch nirgends dokumentirt hatte. Sie ſahen ſich bald gezwungen, zu erklären, daß derſelbe dies vor ſeiner Rückkehr öffentlich thun werde. Sie waren oder wurden getäuſcht. Der Prinz hat ſich

nie zu einer ſolchen Erklärung herbeigelaſſen, er hat ſich immer nur auf den Befehl ſeines Königs und Herrn, nie auf ſeine geänderte Ueberzeugung berufen. Er hat die Freiheit nie bekannt, und darum auch nie verleugnet.

Gleichzeitig mit dem Antrage erſchien der einwilligende Beſcheid des Königs. Hier ward geſagt: daß der Prinz „wiederholentlich ſeine volle Zuſtimmung zu der neubetretenen Bahn gegen den König ausgeſprochen habe.“ Welche Phaſen dieſe Bahn durchlaufen, welches Ziel ſie haben würde, lag freilich in dämmernder Unbeſtimmtheit. Zugleich bekundete der königliche Beſcheid, daß die beiden, zur nächſten Umgebung des Prinzen gehörigen Stabsoffiziere Graf Königsmark und Major Oelrichs, von demſelben entfernt und der Major Laue zum erſten Adjutanten des Prinzen ernannt, und mit Ueberbringung der Aufforderung zur Rückkehr beauftragt ſei.

Die Aufregung war allgemein. Plakate an den Straßenecken erklärten (12. Mai) kurz und bündig: „der König hat den Prinzen von Preußen zurückgerufen, das Staatsminiſterium iſt dafür verantwortlich. Bürger, gebt Eure Meinung dadurch kund, daß ihr nicht bei der Königsparade erſcheint. Nur das Volk, nur die Nationalverſammlung kann den Prinzen von Preußen zurückberufen!“ Die auf den

13. Mai angesetzte erste Parade der Bürgerwehr vor dem Könige ward eiligst abbestellt. Deputationen der studirenden Jugend wie der Bürger erbaten bei den Ministern die Zurücknahme des unheilvollen Beschlusses. Man beschied sie auf den nächsten Tag. In der Nacht vom 12.—13. Mai kam es zu tumultuarischen Auftritten vor dem Palais des Prinzen, welche der Volksredner Held beschwichtigte. Am 13. erschien der versprochene Bescheid in einer Proklamation, welche die bereits angeführten Gründe für die Nothwendigkeit der Maßregel wiederholte, und die Schwäche derselben durch Hinzufügung einiger Wendungen, welche beruhigend wirken sollten, erst recht grell hervorhob. Den bisher geheimen „Zweck der Mission des Prinzen in das wahre Licht zu stellen", hieß es in dieser Proklamation, „würde die Nationalversammlung Gelegenheit bieten". Es ward der Ton darauf gelegt, daß der Prinz „in dem freien England weile", und daß er „seinen verzögernden Rückweg über das durch seine Institutionen sich bewährende Belgien nehmen werde. Man solle die Rückkehr des Prinzen nur abwarten, „das ganze Land werde alsdann die Ueberzeugung gewinnen, daß der Prinz mit freudiger Zuversicht die von der Regierung betretene neue Bahn zu verfolgen fest entschlossen sei, und daß die Regierung von ihm eine kräftige Unterstützung bei Aus-

führung der Vorschläge zu erwarten habe, welche sie im Interesse der Befestigung der Freiheit an die zu berufende Versammlung zu bringen beabsichtigen." Man sprach es aus, die Rückkehr des Prinzen von Preußen werde „alle Besorgnisse vor reaktionairen Tendenzen verschwinden machen."

Allgemeiner Unwille und Hohn empfing das merkwürdige Aktenstück dieser Proklamation, welche die öffentliche Indignation in Wahrheit herausforderte und dabei den Prinzen von Preußen förmlich blosstellte. „Das Ministerium sagt uns", rief ein Redner der Volksversammlung unter den Zelten, „der Prinz von Preußen studiere die Freiheit im Lande der Erbweisheit und im freien Belgien. Lassen wir ihn studieren, er hat viel zu lernen. Gönnen wir ihm Zeit, seine Studien gründlich zu vollenden!" Diese Volksversammlung, von vielen Tausenden besucht, bewahrte eine musterhafte Haltung. Aus der Kritik seiner Proklamation, welche hier vorgenommen wurde, hätte das Ministerium lernen mögen, wie man zum Volke sprechen muß. Die Empörung, der Unwille über die unwahre Sprache, über das offenbare Entstellen der Thatsachen waren eben so stark bei den Menschen, als der Ausdruck dieser Empfindungen von einer Art schmerzlichen Bedauerns begleitet über die Hinwen-

dung der Märzminiſter zu den Kunſtgriffen der alten Diplomatie. Zum erſtenmale wieder ſeit dem 18. und 19. März zeigte ſich Einigkeit zwiſchen den Bürgern und dem Volke. Alle Klubbs, die geſammte Preſſe, die Bürgerwehr erklärten ſich gegen die Maßregel. Sogar der Magiſtrat wagte es nicht, ſich dafür auszuſprechen, obſchon der Bürgermeiſter Naunyn ihm die amtliche Mittheilung machte, daß die „Miſſion“ des Prinzen eine Wahrheit ſei. Die Stadtverordneten lehnten es ab, vermittelnd zwiſchen der Einwohnerſchaft und dem Miniſterium aufzutreten. Selbſt in den Reihen des Miniſteriums zeigte ſich Zwieſpalt. Allgemein hieß es, einzelne Miniſter hätten ſich gegen die Maßregel der Rückberufung ausgeſprochen. Die Bürgerwehr erklärte offen, daß ſie keiner Volksdemonſtration in den Weg treten werde. Sogar der ſehr loyale Kommandant der Bürgerwehr, Generalmajor von Aſchoff, ſprach es mit 19 Führern derſelben öffentlich aus, daß ſie die Rückberufung des Prinzen, als gegenwärtig unzeitig, nicht zu billigen vermöchten. Ueberall hörte man Stimmen, welche den Rath, durch dieſe Rückberufung Bürgerwehr und Volk gegeneinander zu hetzen, um ſodann eine militairiſche Reaktion unternehmen zu können, als einen „ruſſiſchen Anſchlag“ bezeichneten, zu dem man ſich nicht hergeben wolle. Auch aus den Provinzen, beſon-

ders vom Rhein her, liefen zahlreiche Proteste gegen die Rückberufung des Prinzen ein. Das Ministerium sah sich von allen Seiten verlassen. Sein Sturz, oder die Zurücknahme der Beschlüsse, vielleicht beides, schien fast unvermeidlich.

Dennoch geschah keins von beiden. Das Ministerium wurde im Augenblicke der höchsten Gefahr gerettet durch die Unklugheit der radikalen Partei und die zweideutige Haltung eines ihrer Führer. Es ward von der erstern eine Aufforderung zu einer „bewaffneten Volksversammlung“ (14. Mai) erlassen. Diese Aufforderung änderte die öffentliche Stimmung wie mit einem Zauberschlage. Proteste der Bürgerwehr und des bewaffneten Studentenkorps, welche unter das Volk vertheilt wurden, sprachen sich laut gegen eine solche ungesetzliche Handlung aus, welche offenbar die Einleitung zu einem gewaltsamen Losbrechen sein sollte. Man wollte keine Gewaltthat, keine neue Revolution. Diejenigen, welche bewaffnet in der Zeltenversammlung erschienen waren, mußten ihre Waffen ablegen, andere wurden unterwegs entwaffnet. Der Kleon der Berliner Straßendemagogie, Herr Held sah sich gezwungen, in seiner Rede die Aufforderung als ein „Mißverständniß“ zu bezeichnen. Zugleich theilte er einen Briefwechsel zwischen dem Kommandeur der Bürgerwehr, General Aschoff und dem Ministerpräsidenten mit,

in welchem der letztere auf die Anfrage des ersteren: ob es gegründet sei, daß der Prinz von Preußen sich bereits in der Nähe von Berlin befinde, die Antwort ertheilt hatte, der Prinz weile noch immer in England, und werde bei dem Umwege über Belgien, den er auf seiner Rückreise zu nehmen gedenke, vor Ablauf von vierzehn Tagen nicht in Berlin sein." Es ward nun beschlossen, durch eine Demonstration vom Ministerpräsidenten die hier angeführte feste Zusicherung zu verlangen, daß der Prinz nicht vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung und nicht ohne deren Zustimmung zurückkehre. Man zog in guter Ordnung vor das Hotel des Ministerpräsidenten, wo nach einstündiger Verhandlung mit der Deputation der anwesende Minister Schwerin vom Balkon herab eine ausweichende Antwort gab, welche einen Bescheid auf Morgen verhieß. Derselbe lautete am folgenden Tage (15. Mai): „Der Prinz werde frühestens in vierzehn Tagen, also jedenfalls nach der am 22. Mai unwiderruflich festgesetzten Versammlung der Volksvertreter in das Vaterland zurückkehren. Vorher werde derselbe jedoch — wie es nie anders die Absicht gewesen, seine volle Zustimmung zu der neubetretenen konstitutionellen Bahn öffentlich kund geben." Zugleich erklärten die Minister mit Recht, daß sie zur Niederlegung

ihres Amtes vor der Eröffnung der Verſammlung ſich nicht bewogen fänden.

Die radikale Partei, welche es insgeheim auf eine gewaltſame Volkserhebung abgeſehen hatte, war geſchlagen. Das Volk irre geworden an der theils ſchwankenden, theilsoffenbar zweideutigen Haltung mehrerer ſeiner Führer, verhielt ſich ruhig. Die gemäßigte Partei, durch jene Aufforderung zur bewaffneten Volksverſammlung ſtutzig gemacht und erſchreckt, befriedigte ſich mit der letzten Erklärung des Miniſteriums. Die Regierung hatte geſiegt. Aber dieſer Sieg war eine Niederlage in der öffentlichen Meinung. Wenn auch der verunglückte Verſuch einer neuen Revolution dem Miniſterium gerade in dem Augenblicke eine neue Stütze unterſchob, wo ſeine Exiſtenz am meiſten bedroht erſchien, ſo war doch der Reſt von Vertrauen in die politiſche Einſicht, Charakterſtärke und volksthümliche Haltung des Miniſteriums ſelbſt bei dem gemäßigten Theil der Liberalen dahin. Die Unzeitigkeit der ganzen Maßregel, die Ungeſchicktheit ihrer Einleitung, das Verſteckenſpielen mit den friſchen Thatſachen der Geſchichte, die Berufung auf die „Ritterlichkeit“ des Prinzen, in welchem es eine Stütze für ſich zu ſehen erklärte, die lächerliche Motivirung des Aufenthalts und der Rückreiſe des Prinzen, dies Alles und zum Schluß die Verleugnung der Re-

volution, welche in den Worten der Vorstellung an den König zu Tage lag, waren Thatsachen, über welche alle Parteien — natürlich mit Ausschluß der Reaktion, einig waren. An Camphausens Redlichkeit und gutem Willen zweifelte auch jetzt Niemand, an seiner Befähigung für die ihm gestellte Aufgabe Alle.

Die Musterung der Bürgerwehr durch den König war abbestellt worden. Die Partei, welche eine Annäherung des Königs an das Volk nicht wünschte, hatte dieselbe dadurch, daß man die Parade just auf den Tag nach der Veröffentlichung des Ministerialantrags auf Zurückberufung des Prinzen von Preußen ansetzte, unmöglich gemacht. Daß hier ein geheimes Spiel gegen das Ministerium getrieben worden war, ergab sich durch die mündliche und private Erklärung des Ministerpräsidenten selbst (12. Mai): „daß er weder von der Anberaumung noch von der Abbestellung der Parade Kenntniß gehabt habe.“ So hatte also die Kamarilla und ihr Werkzeug der General Aschoff es gewagt, über den ersten großen politischen Akt des konstitu-

tionellen Königs seit jenem Umritte vom 21. März ohne Wissen des verantwortlichen Ministeriums zu beschließen.*) Da dieß aber im Volke nicht bekannt war, so traf der Unwille und die Verdächtigung das Ministerium, welches allgemein beschuldigt ward, jenen bedeutungsvollen politischen Akt durch die vorhergehende Veröffentlichung der, allgemeine Entrüstung hervorrufenden Maßregel vereitelt zu haben. Auch bei der Vorstellung der sämmtlichen Ober-Offiziere der Berliner Bürgerwehr (16. Mai) erschien keiner der verantwortlichen Minister an der Seite des konstitutionellen Königs, welcher bei dieser Gelegenheit der Bürgerwehr in den beredtesten Worten seinen Dank aussprach für die bewiesene „aufopfernde Hingebung zur Erhaltung der Ordnung, und seine Dankrede mit den Worten schloß: „Ich gebe Ihnen hiermit mein königliches Ehrenwort, daß ich mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen werde, diese Worte durch die That zu bekräftigen.“ Die Parade selbst fand eine Woche später statt (23. Mai), und abermals an einem Tage, welcher ungünstiger nicht gewählt werden konnte. Am Abende vorher brachte nämlich der Staatsanzeiger den neuen Verfassungsentwurf mit der 8000 Thaler Kammer der

*) Personen und Zustände Berlins I. S. 37—38.

erblichen Pairs, welchen zu unterzeichnen nach langen Kämpfen der Ministerpräsident sich endlich hatte bewegen lassen. Selbst die gemäßigte Partei war unbefriedigt durch diesen Entwurf, und nur dem Umstande, daß die Kenntniß desselben noch nicht allgemein verbreitet war, hatte man es zu danken, daß die Bürgerwehr zu der angesetzten Parade sich ziemlich zahlreich einfand. Maueranschläge, welche mit Hinweisung auf den Verfassungsentwurf die Bürgerwehr zum Nichterscheinen aufforderten, waren in der Frühe des Morgens entfernt worden. Aber schon im Laufe des Tages, nachdem der Entwurf bekannt geworden war, zeigte es sich, daß einen Tag später die Parade würde haben unterbleiben müssen. So allgemein war die Mißstimmung darüber, daß man eine Verfassung wie diese dem Volke zu bieten gewagt habe. Doch fehlten auch jetzt bei der Parade einzelne Abtheilungen ganz, und viele Bürgerwehrmänner, welche sich eingefunden hatten, verließen auf die Kunde von einzelnen Bestimmungen des Verfassungsentwurfs in ganzen Zügen die Paradeaufstellung unter den Linden, und begaben sich grollend nach Hause. Der König erschien in glänzender Generalsuniform, den goldnen Helm auf dem Haupte, umgeben von einem Gefolge von zweihundert Generalen und anderen Offizieren. Nichts in seinem Erscheinen deutete auf Bürgerlichkeit. Nur zwei un-

tergeordnete Persönlichkeiten, ein Dr. Wöniger und ein Regierungsrath Bauer ritten in Civilkleidung neben dem Könige. Erst als derselbe eine ziemliche Strecke an der Fronte herunter galoppirt war — welche Gangart er beibehielt bis das Schloß wieder erreicht war, sah man den Minister der geistlichen Angelegenheiten eiligst aus dem Schlosse hervor und dem Zuge hinterdrein sprengen, damit nicht auch dieser Akt ohne Beisein eines verantwortlichen Ministers vollzogen würde. Die außergewöhnlich zahlreiche, ganz militairisch prunkende Begleitung, die Schnelligkeit der Bewegung, das Schweigsame in dem Gebahren des sonst so redelustigen und redefertigen Monarchen, der schneidende Gegensatz des alten soldatischen Königthums zu dem neuen Institute des bewaffneten Bürgerthums, welcher hier auch im Aeußern grell zu Tage trat — das Alles machte einen peinlichen Eindruck.

Das Hurrahrufen der einzelnen Bataillone, welches auf den Degenwink des dem Könige zur Seite galoppirenden Generals der Bürgerwehr den Monarchen begrüßte, klang nicht wie das Freudejauchzen eines begeisterten Volks. Gegenüber dem verlassenen Palais des Thronfolgers wehte eine schwarze Trauerfahne von dem Akademiegebaude, als Zeichen der Trauer über den Verfassungsentwurf. Und die Trompeter eines Ulanenregiments, welche an der

Schloßbrücke bei der berittenen Bürgerwehr aufgestellt waren, empfingen den konstitutionellen König wunderlich genug mit der — russischen Nationalhymne! Ein bedenkliches Vorzeichen.

Kapitel VII.

Das Miniſterium Camphauſen und die auswärtige Politik.

Bevor wir uns zur Eröffnung der Preußiſchen Nationalverſammlung wenden, welche dem noch in der Luft der allgemeinen Verſprechungen ſchwebenden neuen Preußen den feſten Grund und Boden einer Verfaſſung ſchaffen ſollte, müſſen wir einen Blick auf das Benehmen des Märzminiſteriums in der däniſchen und polniſchen Frage werfen.

Die Rückkehr der Garden nach Berlin war das Ziel, welches ſeit dem Momente der in räthſelhaftes Dunkel gehüllten Ausweiſung derſelben die Kamarilla nicht aus den Augen verloren hatte. „Laſſen Sie die Garden nach Schleswig-Holſtein marſchiren, damit wir die Sieger nachher im Triumphe einholen können“, antwortete auf das Anſinnen: die Bevölkerung Berlins für die Rückberufung der Garden zu ſtimmen, ein Mann, den man in das Vertrauen des Schloſſes gezogen hatte.

An demſelben Tage (24. März) erließ der König einen Brief an den Herzog von Auguſtenburg, in welchem er den Herzogthümern die ſtaatliche Selbſtſtändigkeit, die untrennbare Verbindung und die Sicherung ihrer deutſchen Nationalität verbürgte. *) Die nationale Politik erſchien in dieſem Augenblicke als Mittel der Selbſterhaltung. Die Revolution in Schleswig-Holſtein war durch die Gründung einer proviſoriſchen Regierung vollzogen. Sie ſollte benutzt werden, um dem niedergedrückten Preußiſchen Soldatenthume

*) „Ich habe mich der Wahrung der deutſchen Sache für die Tage der Gefahr unterzogen, nicht um die Rechte anderer zu uſurpiren, ſondern um das Beſtehende nach Außen und Innen nach Kräften zu erhalten. Zu dieſen beſtehenden Rechten zähle ich dasjenige der Herzogthümer Schleswig Holſtein, welches in den, die Rechte des Königreichs Dänemark in keiner Weiſe verletzenden Sätzen ausgeſprochen iſt: 1) daß die Herzogthümer ſelbſtſtändige Staaten ſind, 2) daß ſie feſt miteinander verbündete Staaten ſind, 3) daß der Mannesſtamm in den Herzogthümern herrſcht. In dieſem Sinne habe Ich mich bereits beim Bundestage erklärt, und bei dieſen brüchenden Rechtsverhältniſſen bin ich bereit, die Herzogthümer Schleswig-Holſtein gegen etwaige Uebergriffe und Angriffe mit den geeignetſten Mitteln zu ſchützen. Ich hoffe übrigens, daß der Nationalität der Herzogthümer keine Gefahr droht, und bin entgegengeſetzten Falls der feſten Zuverſicht, daß meine deutſchen Bundesgenoſſen, gleich mir, zum Schutze derſelben herbeieilen werden.“ (Hamburger Börſenhalle vom 28. März 1848.)

einen neuen Aufſchwung zu geben. Zugleich ſah man es nicht ungern, daß durch die nationale Begeiſterung der Freiſchaarenzüge nach Holſtein „ein Abzugskanal unruhigerer Elemente im ganzen nördlichen Deutſchland“ gebildet wurde, *) der um ſo mehr ſeinem Zwecke entſprach, je mehr dafür geſorgt wurde, daß dieſe unruhigeren Elemente ſich dort anfangs gegen die Uebermacht des Feindes ohne Unterſtützung verbluteten. Die Erſtürmung des Dannewirke und der Sieg bei Schleswig (23. und 25. April) entſprachen dieſen Erwartungen. Sie wirkten auf die Kräftigung des alten ſoldatiſchen Preußenthums wie ein erfriſchendes Bad. Während die Kamarilla in Berlin die Schleswig-Holſteiniſche Erhebung insgeheim als Rebellion zu betrachten fortfuhr, gewährte ihr dieſelbe die Gelegenheit, dort die Macht wieder zu gewinnen, welche das alte Syſtem am 18. und 19. März in Preußen verloren hatte, und das Werkzeug zu rüſten, welches ihren ſpätern Entwürfen die Ausführung ſichern ſollte. Es war bezeichnend, daß der kriegsmuthige Prinz von Preußen ſich an dem nationalen Kampfe eines deutſchen Stammes gegen ſeinen fremden Oberherrn nicht betheiligte, obſchon man ihn nach dem Einrücken der Preußen in Schleswig-Holſtein allgemein im Hauptquartiere

*) Signatura temporis S. 39—42.

und bei den Truppen erwartete. Er blieb in London, wo die Times unter seinen Augen die nach Schleswig-Holstein ziehenden deutschen Freiwilligen „Räuber“ nannte, den König von Preußen, welcher seine Truppen nach Holstein gesandt hatte, als unter dem Einflusse seines hauptstädtischen Pöbels handelnd bezeichnete, und die Beschlüsse des deutschen Bundes, weil „beherrscht von anarchischen Versammlungen“, für ungültig erklärte!

Das deutsche Volk hatte bei seiner nationalen Begeisterung für die Sache Schleswig-Holsteins hauptsächlich die Unnatürlichkeit einer staatlichen Verbindung ins Auge gefaßt, welche im Fall eines deutschen Bundeskrieges gegen Dänemark den Holsteiner, als zum deutschen Bunde gehörig, zwang gegen seinen „König-Herzog“ zu fechten, während sie den deutschen Schleswiger, weil nicht zum deutschen Bunde gehörig, nöthigte, gegen seine deutschen Landsleute die Waffen zu führen. Die allgemeine Stimme Deutschlands verlangte deshalb Schleswigs Aufnahme in den deutschen Bund. Das Vorparlament sprach dies aus, und ein Bundesbeschluß bestätigte diesen Ausspruch (12. April) mit dem Hinzufügen, „daß dieser Eintritt allein die Union Schleswigs mit Holstein sichern und zur Wahrheit machen könne.“ Preußen erhielt den Auftrag, diesen Eintritt zu erwirken. Das Ministerium Camp-

hauſen verſtand aber dieſen Auftrag ſo, daß derſelbe jede Anwendung von Waffengewalt zur Erreichung jenes Zwecks ausſchloß. In einer ausführlichen Rechtfertigung der Preußiſchen Politik bei der Schleswig-Holſteiniſchen Frage in der Allg. Pr. Zeitung vom 24. April hieß es wörtlich: „Dieſe Aufnahme des Herzogthums Schleswig unter ſeinen rechtmäßigen Landesherrn in den deutſchen Bund ſoll nicht durch Waffengewalt erzwungen werden. Die deutſchen Regierungen wollen kein fremdes Gebiet für ſich erobern, kein neues Land mit Gewalt in ihren Bund ziehen. Aber ſie müſſen es als die Aufgabe einer geſunden und loyalen Politik anſehen, dem Nationalgefühl Deutſchlands und den Wünſchen der deutſchen Bevölkerung Schleswigs auf friedlichem Wege durch würdige und beſonnene Unterhandlung angemeſſene Anerkennung zu verſchaffen. Deutſchland wird von dieſem Wege nicht abweichen.“ Die augenſcheinliche Schwäche dieſer miniſteriellen Erklärung, welche die letzte Entſcheidung der Sache, für die Preußen eingetreten war, gradezu an Dänemark überließ, machte ganz Deutſchland ſtaunen. Und doch war ſie natürlich bei einem Miniſterium, dem es an Energie gebrach, offen und ehrlich der dynaſtiſchen Kamarillapolitik entgegen zu treten, welcher die Erhebung der Herzogthümer ſo wie die allgemeine Sympathie

Deutſchlands für dieſelbe ein Dorn im Auge war und blieb.

Der König von Preußen, das Vorparlament, der Bundestag hatten geſprochen. Alle drei hatten erklärt, daß der bevorſtehende Kampf die Sicherung des nationalen deutſchen Intereſſes bezwecke. *) Preußiſche Truppen begannen ſich langſam in Bewegung zu ſetzen. Und dennoch verkündeten alle däniſchen Zeitungen laut: die Truppenaufſtellungen der deutſchen Regierungen geſchähen nur, um die Rebellion der Herzogthümer im Zaume zu halten, Preußens innigſter Wunſch ſei, mit Dänemark in Frieden und Freundſchaft zu bleiben. Der däniſche Miniſter des Auswärtigen, welcher dies zu Anfang in Kopenhagen amtlich bekannt machte, wußte beſſer als das deutſche Volk, wie man in Potsdam über Schleswig-Holſteins Erhebung dachte. Herr v. Wildenbruch, welcher als außerordentlicher Geſandter des Königs von Preußen an den König von Dänemark die Unterhandlungen der Kabinette führte, ſprach es ſchon am 8. April in einer erſt zwei Monate ſpäter bekannt gewordenen Note aus:

*) Acht Monate ſpäter erklärte freilich die Signatura temporis (S. 41): „nicht für eine Vereinigung Schleswigs mit Deutſchland ſei Preußen eingetreten, ſondern nur für den Schutz des Erbrechts des Mannesſtammes.“

„Preußen wünſche vor allen Dingen die Herzogthümer Schleswig-Holſtein dem König Herzog zu erhalten.“ „Es liegt, (hieß es weiter in jener berüchtigten Note,) im Intereſſe Dänemarks ſo wie in dem aller Nachbarſtaaten, daß die deutſchen Fürſten ſich der Angelegenheit kräftig annehmen, und einzig der Wunſch: die radikalen und republikaniſchen Elemente Deutſchlands zu verhindern, ſich unheilbringend einzumiſchen, bewog Preußen zu den gethanen Schritten. Das Einrücken Preußiſcher Truppen in Holſtein hatte den Zweck — zu verhindern, daß die republikaniſchen Elemente Deutſchlands, an welche die Herzogthümer, als letztes Mittel der Selbſterhaltung hätten appelliren können, ſich der Sache bemächtigen.“

Dieſe Note giebt den Schlüſſel zu der Preußiſchen Politik in der Sache Schleswig-Holſteins.

Die Dänen waren am 30. März in Hadersleben eingerückt. Die proviſoriſche Regierung erbat an demſelben Tage von Preußen die verſprochene Hülfe. Aber während die Dänen in Schleswig plündernd und verwüſtend umherzogen, ihre Streitmaſſen bis Flensburg vorſchoben, und mit dem Geſchützfeuer ihrer Kriegsſchiffe die Landung däniſcher Truppen bei Holnis deckten, während däniſche Diplomaten an allen Kabinetten intriguirten, däniſche Kreuzer die deutſchen Schiffe kaperten, und die däniſche Regie-

rung deutſches Privateigenthum in däniſchen Häfen mit Beſchlag belegte, verlor man in Berlin ſeine Zeit mit nutzloſen Unterhandlungen, und gab den endlich in Holſtein eingetretenen Preußiſchen Truppen den beſtimmten Befehl: nicht in Schleswig einzurücken. Noch langſamer ging es mit den nichtpreußiſchen Contingenten des 10. Bundesarmeecorps. Erſt am 9. April ſetzte ſich das erſte Hannoverſche Bataillon nach Hamburg in Bewegung. So geſchah das Unvermeidliche. Während 5000 Mann Preußen bei Rendsburg ſtanden, wurden die Schleswig-Holſteiner am 10. April mit überlegener Macht bei Flensburg angegriffen, geſchlagen, und die Blüthe der edelſten Jugend des Landes, das Kieler Studentenkorps, im verzweifelten Kampfe faſt völlig vernichtet. Erſt jetzt erzwang der allgemeine Schrei der Empörung, welcher ſich auch im Preußiſchen Volke erhob, den Befehl zum Vorrücken der Preußiſchen Truppen. General Bonin rückte (12. April) in Schleswig ein, aber ohne hinreichende Truppen und ohne Geſchütz. Preußiſche Offiziere ſprachen es laut aus: nicht zehn, ſondern dreißig Bataillone hätte man ſchicken müſſen, um der Sache mit einem Schlage ein Ende zu machen. Noch aber verzögerte ein kläglicher Perſonenſtreit über den Oberbefehl zwiſchen Preußen, wo General Wrangel, und Hannover, wo General Halkett zum Oberbefehlshaber

ernannt war, den Beginn der Operationen. Endlich am 21. war der Etikettenſtreit durch Beſchluß des Bundestages zu Preußens Gunſten entſchieden! „Vorwärts für Deutſchland!“ ſchloß die Proklamation, mit welcher Wrangel den Oberbefehl (22 April) übernahm. Die Erſtürmung des Dannewirke und die ſiegreiche Schlacht bei Schleswig brachten den Preußiſchen Garden den heißerſehnten kriegeriſchen Lorbeer, aber die Verfrühung des Kampfs um einen Tag, welche die Hannoveraner von der Mitwirkung ausſchloß, verhinderte die ſichere Vernichtung des feindlichen Heeres.

Dennoch handelte der Preußiſche Obergeneral anfangs in dem guten Glauben, daß es mit der Durchführung des Kampfes im Sinne des nationalen deutſchen Intereſſes von Preußen ernſt gemeint ſei. Er rückte in Jütland ein, und beſetzte Friedericia. Dort erließ er (3. Mai) eine Proklamation an das Heer, welche mit den Worten ſchloß: „Nicht eher darf der Krieg enden, als bis die Rechte unſres gemeinſamen Vaterlandes vollkommen geſichert ſind, und jeder durch denſelben entſtandene Schaden erſetzt iſt. Bis dahin bleiben wir beiſammen!“ Dieſe Rechte des gemeinſamen Vaterlandes aber waren, nach der einſtimmigen Erklärung des Preußiſchen Königs und des deutſchen Bundes: die ſtaatliche

Selbſtſtändigkeit und die untrennbare Vereinigung der Herzogthümer, ſo wie die Aufnahme Schleswigs in den deutſchen Bund. Als Dänemark mit einem Bombardement deutſcher Küſtenſtädte drohte, verpfändete der Preußiſche Obergeneral in einem offnen Briefe an den Kapitain Bille die Ehre ſeines Namens dafür: daß für jedes, von däniſchen Kugeln eingeäſcherte Haus ein Dorf in Jütland brennen ſolle." Der alte Degen, welcher in die Irrgänge der diplomatiſchen An- und Abſichten damals noch nicht eingeweiht war, ging noch weiter. Als die Dänen Embargo auf deutſche Schiffe legten, erklärte er (18. Mai) Schadenerſatz für allen Nachtheil, welcher dem deutſchen Handel daraus erwachſe, an Jütland nehmen zu wollen, und ſchrieb ſofort eine Contribution von zwei Millionen Speciesthalern in Jütland aus. Weigere man die Zahlung, ſo würden ſeine Truppen alles Nöthige nehmen, wo es gefunden werde."

Aber nicht dieſer Ernſt des Krieges war es, was man in Potsdam wollte, wo die Unterhandlungen mit Dänemark fortwährend im Gange blieben. Es koſtete viele Mühe den Kriegsmuth des alten Wrangel zu dämpfen. Endlich gelang es. Jütland ward geräumt, denn Rußland wollte es alſo, und ihm ward freudig gehorſamt. Die ſo pomphaft angekündigte Contribution ward zurücke-

nommen, wie man in Berlin ausſprengte — ſelbſt Miniſter thaten dies — „aus eignem Entſchluſſe des Obergenerals, der ſie auf ſeine eigene Fauſt ausgeſchrieben habe.“ Am 25. Mai begann der Rückzug der ſiegreichen Truppen aus Jütland unter dem Spott und Hohn der Dänen, welche ihrerſeits die Feindſeligkeiten tapfer fortſetzten. „Wir ziehen ab wie die Narren!“ hatte Wrangel in ſeinem Unmuthe ausgerufen, als er den Befehl zum Rückzug empfing. Rußland machinirte, England intriguirte, die Däniſchen Zeitungen frohlockten über die deutſche Uneinigkeit, und über die ihnen günſtige Stimmung der Kabinette. Wrangel ging immer weiter zurück. Auch Nordſchleswig ward Preis gegeben. Es ſchien in Potsdam, wo man fortwährend über den Frieden unterhandelte, die Anſicht vorzuherrſchen, daß nicht die vortheilhafteſte, ſondern eine möglichſt unvortheilhafte Stellung am ſicherſten einen günſtigen Frieden diktire. Das waren die Früchte des „glorreichen Sieges“ der Preußiſchen Truppen für die national deutſche Sache! Das empörte Gefühl der betrogenen Schleswig-Holſteiner machte ſich Luft in dem amtlichen Blatte der proviſoriſchen Regierung von Schleswig-Holſtein: „Das einige Deutſchland“, ſchrieb die Schleswig-Holſteiniſche Zeitung vom 29. Mai, „iſt ein ſolches, wo jeder deutſche Regent im militairiſchen und politi-

ſchen Verhalten zum Auslande ſeinen eigenen Willen hat. Das einige Deutſchland ſchließt nicht aus, daß ein deutſcher Fürſt einen Separatfrieden macht. Das einige Deutſchland iſt eine Koalition mehrerer Fürſten mit einer Phraſe dazu, ein periodiſch wiederkehrender Traum des deutſchen Michels, der in Verſen vortrefflich, in Proſa ſchlecht, in der Praxis nirgends an ſeinem Platze iſt, es iſt ein Hohn der Dänen, die Schadenfreude Englands. Aus Verſehen iſt Deutſchland einig geweſen, vier Wochen lang; aber umſonſt erſchracken die Nachbarn, daß es nun Ernſt werden möchte. Schon lenken wir ein in das alte Geleiſe des ewigen Zwieſpalts, und das erſte Opfer *) iſt Schleswig-Holſtein. So erläutert die Praxis den Begriff des einigen Deutſchlands."

In der That: ſchwächlicher und ſchmählicher iſt nie eine nationale Sache, für welche die Sympathie einer ganzen großen Nation ſeit Jahren ſich kund gegeben hatte, angegriffen und ausgeführt worden, als die deutſche Sache in Schleswig-Holſtein von dem Miniſterium Camphauſen. Die Geſchichte wird einen Camphauſen nie beſchuldigen können, daß er die deutſche Sache verrathen, aber ſie wird ihm

*) Im Augenblicke, wo dieſe Zeilen gedruckt werden, auch das letzte (15. Juli 1849).

den Vorwurf nicht erſparen dürfen, daß der erſte leitende Staatsmann des Preußens, „das fortan in Deutſchland aufgehen ſollte“, aus Schwäche oder aus Mangel an Einſicht die deutſcheſte Sache verrathen ließ. Die unerbittlichſte Kritik ſeiner Energieloſigkeit, und Paſſivität wird die Thatſache ſein, daß ein Jahr ſpäter das Miniſterinm des konſtitutionellen Abſolutismus die Erhebungen in Sachſen und in Baden in kaum ſoviel Wochen niederwarf, als das Miniſterium Camphauſen Monate gebrauchte, um gegen Dänemark weniger als nichts auszurichten.

Ueber das Trauerſpiel in Polen können wir uns kürzer faſſen. Der 19. März hatte in Berlin die gefangnen Polen befreit. Dem Triumphzuge Mierolawski's folgte das königliche Verſprechen einer Reorganiſation des Großherzogthums. Es ſchien einen Augenblick, als wolle man Rußland mit dieſem Schritte den Fehdehandſchuh hinwerfen. Die Sendung eines Kommiſſars in der Perſon des bekannten Polenfreundes General Williſen, die Duldung eines polniſchen Nationalkommittees, ſprachen dies ziemlich deutlich aus. Polniſche Schriftſteller haben ſogar behauptet, „daß Staatsmänner des Märzpreußens die Polen zu ſchleunigen Rüſtungen ermahnten, aus Preußiſchen Staatsmitteln Gelder zum Waffenankauf anboten, polniſche Offiziere zur

Vorbereitung eines gemeinſam kombinirten Einfalls in Polen nach Galizien abſchicken wollten, und einen preußiſchen General mit einem der Feldherren des polniſchen Aufſtandes von 1831 einen Feldzugsplan gegen Rußland berathen ließen.*) Soviel war indeſſen dem unbefangenen Betrachter einleuchtend: die Forderung, welche ſelbſt den däniſirten Theil von Schleswig für Deutſchland beanſpruchte, weil er dieſelben hiſtoriſchen Schickſale mit Holſtein und Deutſchland getheilt, durfte nicht gegen den preußiſchen Antheil Polens das umgekehrte geltend machen, und den angeblich germaniſirten Theil für Deutſchland fordern, obgleich er von jeher dieſelben hiſtoriſchen Schickſale mit dem übrigen Polen getheilt hatte. Was man dem däniſchen Theile der Bevölkerung Schleswigs zumuthete, mußte ſich der deutſche Theil der Bevölkerung Poſens gefallen laſſen. Denn was dem einen Recht ſein ſollte, durfte dem andern nicht unbillig dünken. Auch gab das Polniſche Nationalkommitee (17. April) die feierliche Erklärung, „daß nach der Wiederherſtellung Polens den zweifelhaften Grenzdiſtrikten die freie Wahl der Regierung und Nationalität, denen ſie angehören wollen, überlaſſen werden ſolle.“

*) Die deutſchen Hegemonen. Offenes Sendſchreiben an Herrn Gervinus von J. K(lacke). Berlin 1849. S. 9.

Der erſte Zug der öffentlichen Meinung in Preußen ging auch allerdings auf eine Herſtellung Polens hinaus. Man verhehlte ſich nicht die Nothwendigkeit, dadurch einen Zuſammenſtoß mit Rußland herbeizuführen. Aber ein ſolcher ſchien allen Patrioten über kurz oder lang doch unvermeidlich. Es handelte ſich alſo nur um den günſtigen Zeitpunkt; und eine kühne und energiſche Politik mußte einſehen, daß günſtiger der Zeitpunkt nicht gedacht werden konnte. Nie war das Königreich Polen entblößter von ruſſiſchen Streitkräften geweſen als im Frühjahr 1848. Ein Krieg mit Rußland zum Zwecke der Wiederherſtellung Polens war der Sympathie von ganz Deutſchland, von ganz Europa gewiß. Alle unruhig gährenden Elemente würden in ihm einen heilſamen Abfluß erhalten haben, die polniſche Frage ſelbſt dem Gezänk der Nationalverſammlungen entriſſen worden ſein. Statt deſſen wandte man den Blick nach Weſten, und waffnete und rüſtete Feſtungen gegen Frankreich, während Polen gegenüber das Wort Reorganiſation, unverſtändlich und Niemandem klar, ſelbſt nicht ſeinen Erfindern, als Deckmantel der zuwartenden Unentſchloſſenheit und ihrer Rath- und Thatloſigkeit dienen mußte. Dabei verlangte man von dem heißblutigen leidenſchaftlichen Volke alle die Tugenden welche man daheim in dem beſonnenen und ruhigen

Deutſchland ſelbſt nicht beſaß. Während hier ſich alles den ausſchweifendſten Hoffnungen hingab, und alle Elemente wild durcheinander gährten, ſollte Polen allein ſich beſonnen und ruhig halten, bedachtvoll abwarten, ſich maßvoll an dem Klange eines unbeſtimmten Worts begnügen. Als dies Wunder nicht geſchah, als die Polen ſich rückhaltslos ihren Hoffnungen auf die Wiederherſtellung eines ſelbſtſtändigen Polens hingaben, und ſich in dieſen Hoffnungen durch die Sendung Willisens beſtärken ließen, frohlockte heimlich die Partei der Reaktion, und nannte dies „ein Glück.“ *) Es iſt hier nicht der Ort, das wirre Gewebe von Halbheit, Unentſchiedenheit und Furcht in den Maßregeln des Miniſteriums, von Uebereilung und Unbeſonnenheit auf Seiten der

*) Vgl. Signatura temporis S. 51. „Es war ein Glück, daß die zurückkehrenden Polen ſofort ſich im kühnſten Fluge der Phantaſie ihren Anmaßungen hingaben. Hätten ſie ſich von Anfange an mehr in den Gränzen billiger Wünſche gehalten, hätten ſie ſich durch die Begeiſterung, die ihnen die deutſche Thorheit gewidmet, zu einiger Dankbarkeit, und dadurch zu einiger Rückſichtsnahme auf die Intereſſen der deutſchen Bevölkerung im Großherzogthum Poſen bewegen laſſen“ — ſo würde dies ein Unglück geweſen ſein, oder, wie der Verf. der S. t. es ausdrückt: „ſo würden ſie leicht ihre Pläne bis auf einen Punkt haben durchführen können, wo ſie nicht bloß Preußen (!), ſondern bei der damaligen, ihnen freilich unbekannten Schwäche der ruſſiſchen Kriegsmittel im Königreich

Polen, von der Energie der Angſt in der plötzlich flammend deutſch gewordenen preußiſchen Beamtenwelt in Polen, von dem Widerſtande der höheren Büreaukratie und der Militairchefs gegen die Maßregeln der Berliner Regierung und des königlichen Kommiſſaren ausführlich zu ſchildern, und wie das Alles zuletzt ſein vorläufiges Ende erreichte in einem unmenſchlichen Bürgerkriege, der die frühere Abneigung der unnatürlich verbundenen Stämme zur Höhe des Racenhaſſes ſteigerte. Wer aus dieſem unſeligen Kriege allein Vortheil zog, das war nächſt Rußland jenes altpreußiſche vormärzliche Syſtem des büreaukratiſchen und Militairſtaats, das in dieſem ſiegreichen Kampfe neue Kraft empfing.

„An ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen!“ Ueberblicken wir kurz die Früchte, welche die Politik des Miniſteriums Camphauſen bis zu dem Augenblicke getrieben hatte, wo es im Begriff ſtand, der Preußiſchen Nationalverſammlung entgegenzutreten.

Polen, auch dieſem Nachbarreiche wirklich gefährlich werden konnten.“ — Daß man in Potsdam Alles that, um dies letztere „Unglück“ zu verhüten, und jenes „Glück“ zu befördern, wird Ebendaſ. verſtändlich angedeutet.

In Berlin ſtatt einer kräftigen geachteten allgemeinen Volkswehr eine unorganiſirte, von der Bürgerſchaft geſchiedene, den Arbeitern entgegengeſetzte Bürgerwehr, ein Werkzeug der alten Polizei, unter dem Befehle des Polizeipräſidenten und des Stadtkommandanten, in ſich ſelbſt bezirksweiſe in freiſinnige und reaktionaire Parteiung zerſpalten, durch unaufhörliche grundloſe Alarmirungen gegen das Volk ermüdet und erbittert, den Arbeitern und Proletariern verächtlich und verhaßt. Der König aus Berlin nach Potsdam entfernt, dem Einfluſſe des Miniſteriums entzogen, der Einwirkung einer vorwiegend reaktionairen Umgebung überliefert, der Gang der Staatsgeſchäfte durch beides verzögert und verſchleppt. Keine einzige der nothwendigen Reformen in der innern Verwaltung durchgeſetzt. Die ſämmtlichen Diener und Anhänger des ſcheinbar geſtürzten Syſtems auf ihren Plätzen, das ganze Rüſtzeug des alten Polizeiſtaats zur Benutzung für gelegne Zeit in beſter Ordnung. Die Finanzen angeblich in untadligem Zuſtande, und dennoch, gleichſam als wäre der Staatsbankerott vor der Thüre, oder als ſtände halb Europa gegen das neue Preußen gerüſtet, Aufrufe zu patriotiſchen Gaben für den Staat, und Annahme goldner Ringe und ſilberner Löffel auf dem Altare des Vaterlan-

des, um einige Tropfen des Geldes zu gewinnen, das sechs Monate später die Reaktion zu ihren Zwecken in Strömen sich zu verschaffen verstand. In den alten Provinzen offne ungestrafte Auflehnung gegen die Hauptstadt und ihre Revolution. Im ganzen Lande durch die Zurückberufung des Prinzen von Preußen — (mehr noch durch die Art ihrer Einleitung) — und durch den Verfassungsentwurf das Vertrauen auf die Freiheitsgesinnung des Ministeriums erschüttert. Deutschland und dem Auslande gegenüber der zaudernd begonnene, energielos geführte, einem Ehre und Vortheil baaren Ende nahe Krieg gegen das kleine Dänemark. In Polen das Feuer der selbstgeschürten nationalen Erhebung, mit Strömen von Blut nur halb gedämpft, und ein sicherer Bundesgenosse bei dem unentfliehbar bevorstehenden Kampfe des freien Preußens gegen den russischen Despotismus in einen unversöhnlichen Todtfeind verwandelt; endlich die Zukunft Preußens und seines Verfassungswerks auf die Nadelspitze der Vereinbarungsdoctrin gestellt und so der Entscheidung der Gewalt des Stärkeren, die man vermeiden wollte, erst recht nothwendig anheimgegeben — das waren die Früchte einer Staatsleitung, deren Träger, wackre Männer, das Unglück hatten, von der

Geſchichte zur Löſung einer Aufgabe berufen zu werden, deren Größe ebenſowohl das Maaß ihres Geiſtes, als die Kraft ihres Charakters, bei weitem überſtieg.

Kapitel VIII.

Das Miniſterium Camphauſen und die Nationalverſammlung.

1. Die Eröffnung der Nationalverſammlung.

Der Tag der Verheißung, der vielgenannte 22. Mai des Jahres 1815, war endlich zum Tage der Erfüllung geworden. Nach dreiunddreißig Jahren ward an dieſem Tage die Nationalverſammlung zur Vereinbarung der Verfaſſung des Preußiſchen Volks eröffnet.

Aber nirgends in der Hauptſtadt bemerkte man ein Zeichen, daß dieſer 22. Mai des Jahres 1848 ein Feſttag ſei für die Preußiſche Nation und das deutſche Vaterland, daß mit ihm für beide von dieſem Augenblicke eine neue Zeitrechnung beginnen ſollte. Es war, als laſte ein dumpfes Vorgefühl traurigen Ausgangs mit bleierner Schwere auf den Gemüthern der Menſchen. Wer an dieſem regengrauen Morgen die Hauptſtadt ſah, ohne jede Spur feſttäglichen Schmucks, ohne Fahnen und Banner,

ohne den Glanz feſtlicher Aufzüge, ohne den Jubel großer verſammelter Maſſen, im Werkeltagsgewande ſchwungloſer Alltäglichkeit — er hätte nimmer ahnen mögen, daß heute ein großes Volk die erſte Verſammlnng ſeiner Vertreter in dieſer Hauptſtadt des Reichs erlebe. Kaum tauſend Zuſchauer waren auf den großen Plätzen vor dem Schloſſe verſammelt, die innern Höfe deſſelben ſtark mit Bürgerwehr beſetzt, aber alles ohne Sang und Klang, ſcheinlos, alltäglich. Auch der Hof that das ſeinige dazu, um dieſem Tage jedes äußere Zeichen höherer Bedeutung in den Augen der Menge zu nehmen. Während vor einem Jahre zur Eröffnung des erſten Vereinigten Landtags ſämmtliche Prinzen und Prinzeſſinnen des Königshauſes und alle Hofſtaaten in den glänzendſten ſechsſpännigen Gallakaroſſen nach dem Schloſſe flogen, während in allen konſtitutionellen Ländern die Regenten und ihre Familien die Fahrt zur Kammereröffnung im glänzendſten Aufzuge unternahmen, begaben ſich heute die Königlichen Prinzen in zweiſpännigen Droſchken, die Hofſtaaten in dichtverſchloſſenen Miethwagen zur Eröffnung der erſten Preußiſchen Nationalverſammlung im weißen Saale des Königsſchloſſes. Schon der Anfang der Vereinbarung begann mit einer Entzweiung. Der Saal der Singakademie war zu den Sitzungen der Nationalverſammlung beſtimmt wor-

den. Aber die Eröffnung ſollte im Schloſſe geſchehen. Gegen dieſe Beſtimmung hatte eine Anzahl Abgeordneter in einer Verſammlung im Hotel de Ruſſie einen Proteſt berathen — in demſelben Saale wo vor einem Jahre die 138 Oppoſitionsmitglieder des erſten Vereinigten Landtags den Proteſt gegen die Rechtsbeſtändigkeit des Verfaſſungspatents vom 3. Februar 1847 beſchloſſen, und wo dann wenige Monate ſpäter die erſte Preußiſche Nationalverſammlung, aus ihrem Sitzungshauſe durch die Gewalt der Bajonette vertrieben am Morgen des 11. November ihre erſte Zuflucht ſuchte! Eine Deputation, zu welcher auch Mitglieder der ſpätern rechten Seite gehörten, hatte dem Miniſterpräſidenten vorgeſtellt, daß es weder dem Geiſte und Gebrauche konſtitutioneller Staatsform noch der Würde der Vertreter des Volks entſpreche, wenn die Verſammlung der letzteren ſich in die Wohnung deſſen begebe, mit dem ſie im Namen des Volks einen Vertrag zu vereinbaren berufen ſei. Herr Camphauſen gab anfangs ausweichende Antworten: „der Ort der Eröffnung ſei gleichgültig — die Einrichtungen — die Einrichtungen der Singakademie noch unvollendet“, und erklärte endlich, gedrängt durch gewichtige Einwürfe gegen dieſe Ausflüchte: die Anordnung ſei ausdrücklicher Wunſch und Wille des Königs, und könne daher nicht mehr geändert

werden. Die Mehrzahl der Proteſtirenden fügte ſich aus Liebe zum Frieden dieſen perſönlichen Wünſchen und Rückſichten. Nur ein kleiner Theil der Abgeordneten enthielt ſich der Theilnahme an der Eröffnung der Verſammlung im weißen Saale. Allen aber erſchien dieſer Anfang der neuen Dinge von übler Vorbedeutung.

Die Verſammlung ſelbſt gewährte für den, welcher in demſelben Raume vor wenigen Wochen den letzten Vereinigten Landtag beiſammen geſehen, einen eigenthümlichen Anblick. Statt der Großen und Reichen, ſtatt der ariſtokratiſchen Geſichter der Fürſten und Herzogen, Grafen, Barone und Freiherren, welche damals mit dem zahlreichen niedern Adel die größere Hälfte der Verſammlung bildeten, erblickte man jetzt meiſt nur die ſchwarzen, ſchmalen und ſtillen Geſtalten der Stadt- und Kreisrichter, Pfarrer und Schulmeiſter, Handwerker, Bürger und Bauern. Nirgends jener ſtrahlende Glanz der Uniformen, Orden und Ehrenzeichen, wohl aber einige blaue Kurzjacken und ſchmutzige Zwillighoſen von Schleſiſchen und Pommerſchen Tagelöhnern und Schäferknechten, welche die Mütze, auch wohl den Wanderſtab in der Hand, bunte Leinentücher um den braunen Hals geſchlungen, ihre dicken Nagelſohlen verlegen auf den prachtvollen Fußteppich ſetzten, und verſtört zu den ſchimmernden Kronleuchtern des

marmornen Königssaales emporstarrten. Wer es nicht glauben wollte, daß zwischen dem Vereinigten Landtage von 1847 und dieser Versammlung eine Revolution lag, der konnte hier den Glauben in die Hand bekommen. Der russische Gesandte, welcher aufmerksam eine Gruppe von Volksvertretern in Zwillichjacke und Bauernkittel musterte, schien darüber nachzudenken, mit welchen Empfindungen wohl sein kaiserlicher Herr an der Newa den Bericht über diese Versammlung lesen möchte.

Auch in der äußern Anordnung des Saales zeigte sich keine Spur jenes Pompes und jener Pracht, welche der König bei frühern Gelegenheiten sonst so überreich zur Schau zu stellen geliebt hatte. Gewöhnliche Rohrstühle für die Deputirten umgaben in weiten Halbkreisen durch die ganze Länge des Saales den scharlach beschlagenen Thron. Zur Rechten desselben standen einige rothe Polsterstühle für die Prinzen, zur Linken acht einfache Rohrstühle für die Minister, welche in ihren neuen Uniformen sich zum Theil sehr ungeschickt bewegten.

Endlich erschien der König. Gefolgt von den Prinzen seines Hauses, in Generalsuniform der Landwehr, geschmückt mit dem großen Bande des schwarzen Adlerordens, trat er durch die Thür der Bildergallerie in den Saal. Lautlose Stille, die Deputirten erheben sich von ihren Sitzen, die Prinzen

blieben an ihren Plätzen in langer Reihe ſtehen. Schon iſt der König langſamen, halbzögernden Ganges bis in die Nähe des Thrones vorgeſchritten, da erſt erſchallt der übliche Ruf: Es lebe der König! An den Stufen des Thrones angelangt, blickte er verwirrt und gleichſam überwältigt von widerſtreitenden Gefühlen auf die Verſammlung, indem er ſich vor derſelben dankend verbeugte. Einen Augenblick ſchien es, als zaudere ſein Fuß, die Stufen des Thrones zu beſteigen. Der Moment war gekommen, wo er den feierlichen Proteſt, den er von dieſer Stätte gegen jede Konſtitution und Volksvertretung im Angeſichte des Himmels und der Erde ausgeſprochen, auf dieſer ſelben Stätte durch die Eröffnung einer Verſammlung von Volksvertretern widerrufen ſollte, beſtimmt die Konſtitution des demokratiſchen Preußens an die Stelle des alten rocher de bronce der abſoluten Monarchie von Gottes Gnaden zu ſetzen. Kein Erlebniß der letzten Monate reichte an die Furchtbarkeit dieſer tiefſten Demüthigung eines Königs, der in dieſem Augenblicke mit eigner Hand die Hinrichtung ſeiner Vergangenheit vollziehen ſollte. Noch ein Augenblick des verſtörten Umherſtarrens, dann ſtieg er die Stufen hinan und ließ ſich auf dem Throne nieder, indem er ſein Haupt mit dem neu erfundenen Helme bedeckte. Der Miniſterpräſident Camphauſen überreichte ihm

die Thronrede. Der König drehte ſie hin und her in der Hand, als wiſſe er nicht, was damit zu beginnen. Endlich begann er ſie abzuleſen, ſtockernd, dumpfen, klangloſen Tons, mit gepreßter Stimme, das Geſicht in das Blatt verborgen. Noch einige Minuten, und der bittere Kelch war geleert. Raſcher als er gekommen, verließ er den Saal.

Aber auch über der Verſammlung ſelbſt ſchien ein trüber Ernſt zu lagern. Vor manches Mannes Seele mochte das Geſpenſt der Zukunft getreten ſein, und er konnte das dunkle Bild nicht erkennen.

Die Thronrede ſtellte den Vertretern des Volks „die Doppelaufgabe“: „dem Volke eine ausgedehnte Theilnahme an den Angelegenheiten des Staats zu ſichern und zugleich“ — es hätte heißen müſſen: eben dadurch — „die Bande enger zu ſchließen, welche ſeit mehr als vier Jahrhunderten das Haus der Hohenzollern mit den Geſchicken dieſes Landes unzertrennlich verwoben haben.“ Befremdlicher aber als die nichtsſagende Thronrede klangen die Worte, mit welchen nach der Entfernung des Königs der Miniſterpräſident den Verfaſſungsentwurf „in Folge der Verheißungen des Patents vom 18. März“ der Verſammlung „zur Erklärung“ vorlegte. Dieſe Worte waren eine vollſtändige Nichtanerkennung der Revolution.

Sie ignorirten den Einfluß des sechzehnstündigen Revolutionskampfes, welchen der König selbst durch die nach demselben gewährte Preßfreiheit und Bürgerbewaffnung in der Proklamation vom 21 März thatsächlich anerkannt hatte. Die Nationalversammlung ging indessen darüber mit Stillschweigen hinweg. Desto mehr Anstoß erregte der vorgelegte Verfassungsentwurf selbst. Fast bei keinem Theile der Mitglieder fand derselbe Anklang. Sogar die Mehrzahl der späteren konservativen Rechten erklärte denselben in vielen Hauptpunkten für unannehmbar. Die Zusammensetzung der ersten Kammer aus den Prinzen des K. Hauses, mit sechzig erblichen, vom Könige zu ernennenden Pairs von 8000 Thaler Einkommen und den 180 andern Mitgliedern, deren Wählbarkeit gleichfalls ein hohes Einkommen bedingte, ward allgemein unhaltbar gefunden. Das ganze Werk erschien, was es war, als ein in den wichtigsten Punkten abgeschwächter oder lückenhafter Abdruck der belgischen Verfassung. Die Fundamentalsätze für die Gemeindeordnung, Gerichts- und Wehrverfassung fehlten gänzlich. Das freie Vereinsrecht — selbst vom alten Landtage gewährt, war wesentlich beschränkt, und auch in dieser Beschränkung nur provisorisch bis zum Erlasse künftiger Gesetze ertheilt. Ebenso wurden Preßfreiheit und Wahlrecht von späteren Gesetzen abhängig ge-

macht. Die getäuschte Hoffnung, die Mißstimmung, der Unwille waren allgemein.

War es die krämerhafte Ansicht, welche im Interesse der Krone „viel vorschlagen“ wollte, um einiges an der Forderung ablassen zu können, war es, wie andere mit größerer Wahrscheinlichkeit meinten, Nachgiebigkeit gegen den Widerstand der Krone, welche das Ministerium Camphausen bewog, einen solchen Verfassungsentwurf einer aus Urwahlen ohne Census hervorgegangenen Versammlung zu bieten — in beiden Fällen war dieser Entwurf ein politischer Fehler. Das Ministerium schwächte dadurch von vorn herein die konservative Majorität. Es brachte sich bei Hauptfragen sogar in die Minderheit, und verlangte Hülfe von einer Versammlung, die es zu leiten berufen war. In einem politisch gebildeten Lande war der Fall eines solchen Ministeriums, in der ersten Sitzung unausbleiblich. Anders in der Preußischen Nationalversammlung, die in ihrer überwiegenden Majorität nicht daran dachte, das Ministerium zu stürzen. „Nicht vierzig Stimmen“, sagt v. Unruh in seiner Darstellung der Nationalversammlung, „hätten sich für einen solchen Antrag gefunden, schon darum nicht, weil es an bekannten Männern zum Ersatze gebrach. Man vertraute besonders Camphausen, Auerswald und Bornemann.*) Der

*) v. Unruh, Skizzen z. Preußens neuester Geschichte. S. 33—39.

mögliche Rücktritt dieſer Männer wurde in den erſten Wochen von neun Zehntheilen der Verſammlung trotz aller früher geſchilderten Vorgänge fortwährend als eine Calamität betrachtet, und jeder Anſtoß dazu mit Sorgfalt vermieden oder bereitwillig aus dem Wege geräumt.

Ueber der Nationalverſammlung ſelber ſchien vom erſten Tage an ein eigner Unſtern zu walten. Die Wahl eines Alterspräſidenten in der Perſon eines ehrenreichen aber altersſchwachen Greiſes, des einſtigen Staatsminiſters von Schön, legte gleich Anfangs die Zügel einer aus ſo verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzten, an parlamentariſchen Takt noch gar nicht gewöhnten, durch kein Reglement beherrſchten und geſchulten Verſammlung in zitternd ſchwache Hände, welche dieſelben beim erſten Rucke ſich entfahren und am Boden ſchleifen ließen. Unter dem Vorſitze dieſes einſt ſo energiſchen, jetzt halb kindiſch gewordenen Greiſes, deſſen ſchwache Stimme kaum den zunächſtſitzenden verſtändlich war, und der mitten in der ihn umgebenden Verwirrung dennoch ſeine Sache vollkommen gut gemacht zu haben glaubte, bemächtigte ſich gleich in den erſten drei Sitzungen ein Geiſt der Unruhe, des Lärmens und der Anarchie dieſer Verſammlung, deren Präſident ſeine Worte, damit ſie verſtändlich wurden, meiſt immer durch

einen der Sekretaire widerholen lassen mußte. Indeß fühlte die Versammlung selbst schon in den ersten Tagen die Nothwendigkeit einer schleunigen Aenderung. Aber so leicht es ist, große Versammlungen auch ohne Reglement zu geordneter Debatte zu leiten, wenn der rechte Mann mit Kraft, Uebung und Umsicht ausgerüstet, an der Spitze steht, so schwer ist es, eine durch das Gegentheil einer solchen Leitung gleich Anfangs verwilderte Versammlung zur Würde und Ordnung zurückzuführen. Leider war dazu der am Schlusse der dritten Sitzung mit 204 Stimmen gegen Waldeck, der nur 170 Stimmen erhielt, zum Präsidenten gewählte Breslauer Kaufmann Milde durchaus nicht der Mann. Von unruhiger Beweglichkeit, würdelos in der äußern Erscheinung, mit einer quiekenden Fallsettstimme, an deren lächerlichen Eindruck selbst der Ernst sich schwer gewöhnte, dabei ohne Energie und Klarheit in der Leitung der Debatte, aber mit desto mehr Selbstgefälligkeit ausgestattet, brachte der neue Präsident zwar etwas mehr, aber lange nicht hinreichende Ordnung und Haltung in den Gang und das Behaben der Versammlung. Ein energischer und umsichtiger Präsident, wie Waldeck, oder Grabow, welcher letztere wegen zufälliger Erkrankung, die auf ihn gerichtete Wahl im Voraus abgelehnt hatte, würde für die Haltung der Ver-

ſammlung ungleich mehr geleiſtet, und ſie vor vielen Ausſchweifungen bewahrt haben.

So aber war dieſer Anfang ein wirkliches Unglück, ebenſowohl für die Verſammlung ſelbſt, die an ihrem moraliſchen Gewichte durch dieſes erſte Auftreten eine ſchwer zu erſetzende Einbuße erlitt, als für die Beurtheilung derſelben in der Hauptſtadt und in den Provinzen. Der erſte Eindruck iſt bei der Maſſe faſt immer entſcheidend. Das niederſchlagende Schauſpiel, welches die erſten öffentlichen Sitzungen dieſer Verſammlung den geſpannten Blicken des ganzen Landes darboten, ward um ſo ſchärfer beurtheilt, da der Deutſche, insbeſondere der Norddeutſche, nach ſeiner angebornen kritiſchen Natur nur allzuſehr geneigt iſt, dasjenige als Zuſchauer zu verdammen, was er als Mithandelnder um nichts beſſer machen würde. Man verglich, beſonders in den Preußen- und Patriotiſchen Vereinen und andern Organen der reaktionairen Partei, dies erſte unruhige und würdeloſe Auftreten der Nationalverſammlung mit der würdevollen, ruhigen und gemäßigten Haltung des vorjährigen Vereinigten Landtags. Aber man vergaß, daß dieſe lediglich berathende Verſammlung, abhängig von dem Winke des abſoluten Königthums und ſeiner Vertreter, umgeben von den eiſernen Gitterſchranken eines, in allen Stücken auf ſolche Abhängigkeit berech-

neten Reglements, unter der Zuchtruthe eines allmächtigen Ministers, geleitet von einem, mit diktatorischer Vollmacht ausgestattetem Landtagsmarschall, in einer Zeit vollkommner politischer Ruhe, im Bewußtsein dieser ihrer politischen Abhängigkeit und Unterordnung, ebensowenig mit der jetzigen Nationalversammlung verglichen werden konnte, als die Ruhe und Ordnung einer wohlgezognen und strengbewachten Klosterschule den Urtheilsmaßstab abgeben darf für das übermüthige Gebahren einer, eben zur Freiheit der Universität entlassenen Studentenjugend, welcher die Haltung der jungen Nationalversammlung in manchen Fällen oft sehr nahe kam. Aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt, völlig neu in der Thätigkeit, zu der sie berufen war, ohne alle parlamentarische Erfahrung — nicht zwanzig ihrer Mitglieder hatten auch nur die Schule des Vereinigten Landtags durchgemacht — gegenseitig einander unbekannt, vor der späteren Sonderung in wohl organisirte und disziplinirte Parteien, nach deutscher Weise fast in soviel Sinne als Köpfe zerspalten, und zu alle dem noch durch den Mangel an energischer Führung jeden Zügels baar und ledig, mußten ihre Sitzungen Anfangs ein sehr unerfreuliches Schauspiel gewähren.

Wir sahen, daß der Versammlung von vorn

herein die starke Hand einer kräftigen Leitung fehlte. Eben so wenig durchgreifendes geschah, um die gleichmäßigen Vorarbeiten in den Abtheilungen in gehörigen Gang zu bringen, und dadurch der Versammlung nützlichen, vorbereiteten Stoff zur Thätigkeit zu verschaffen.*) Das Ministerium hatte zwar mehrere Gesetze, namentlich über die Gemeindeordnung, die Feudallasten, die Volksbewaffnung, Civil- und Kriminalgerichtswesen, Besteuerung und dergleichen als sehr dringend anerkannt und die Einbringung verheißen, aber nicht bewirkt. Eine solche Vorlage unterblieb auch während der ganzen ferneren Dauer des Ministeriums. Dadurch sah sich die Versammlung wider ihren Willen lediglich auf den — von allen Seiten angefochtenen Verfassungsentwurf und auf zeitraubende und großentheils nutzlose Interpellationen und dringliche Anträge beschränkt, wenn sie nicht — was für eine erste große aus Urwahlen hervorgegangene Versammlung in einem bis dahin absoluten Staate das Unzweckmäßigste gewesen wäre, selbst die Initiative ergreifen und große organische Gesetze ausarbeiten wollte. Die Klage, daß die Versammlung nichts nützliches thue, erhob sich von vielen Seiten. Daß die Regierung ihr keinen Stoff zur Arbeit gab, ward von den

*) v. Unruh Skizzen S. 34.

Klagenden übersehen, oder doch nicht genügend gewürdigt.

Zwei Gegenstände waren es hauptsächlich, auf welche die erste Thätigkeit der Versammlung lange Zeit hindurch allein angewiesen war: der Verfassungsentwurf, und die Antwortsadresse auf die Thronrede.

Der Verfassungsentwurf hatte weder in der Versammlung noch im Lande Beifall gefunden. Die beste Kritik desselben ist, daß selbst das Ministerium Brandenburg-Manteuffel es später nicht wagte, denselben seiner octroyirten Verfassung zum Grunde zu legen, sondern sich begnügte, einige wenige Paragraphen aus demselben zu entnehmen. Anträge zu seiner Verwerfung wurden gestellt, hunderte von Petitionen, fast die gesammte Presse unterstützten dieselben. Aber die Majorität der Versammlung wollte selbst auf Kosten ihrer Popularität einen Schritt vermeiden, der dem Ministerium wehe thun, und seinen Sturz herbeiführen mußte. Man ergriff daher den vermittelnden Ausweg, den Entwurf einer eignen Commission zur Berathung und Umarbeitung zu überweisen. Dies geschah (15. Juni), und die Minister und deren Commissarien nahmen Theil an der Berathung. Doch hatten die Machinationen gegen einen solchen Schritt abermals kostbare Zeit verlieren machen, da man die Berathung

über die Beseitigung des Entwurfs beständig durch alle möglichen Mittel zu umgehen suchte.

Einen sehr verwunderlichen Gang nahm dagegen die Adreßfrage durch die Inkonsequenz des Ministeriums. Ein großer Theil der Versammlung war gegen eine Adresse, als eine unnütze Zeitversplitterung über Prinzipienfragen. Auch das Ministerium war darüber nicht einig, und noch am Vorabende des entscheidenden Tages, an welchem der Minister Hansemann, und nach seinem Vorgange der Ministerpräsident im Namen des Ministeriums, die Adreßfrage als eine Kabinetsfrage erklärten, waren selbst Mitglieder der rechten Seite des Hauses darüber in Unwissenheit, ob das Ministerium die Adreßdebatte wünsche oder nicht wünsche! *) Was weder in Frankreich noch in England ein Minister gewagt haben würde, wichtige Maßregeln im Hause zur Sprache zu bringen, ohne vorher seine Partei davon in Kenntniß und sich mit derselben in Einvernehmen zu setzen, ohne seinen Freunden Zeit zu lassen, für ihn und seine Maßregel zu wirken, das wagte einer noch ungeordneten Versammlung gegenüber der Minister Hansemann selbst mit Kabinetsfragen in einer Weise, welche bei Vielen, selbst Anhängern des Ministeriums, erst Mißstimmung, dann Erbitte-

*) v. Unruh a. a. O. S. 39.

rung hervorrief. Man bezeichnete, wie Unruh sich ausdrückt, dies Verfahren des Ministeriums als einen moralischen Zwang, dem sich ferner zu unterwerfen man wenig Neigung zeigte. *) Herr Hansemann nannte am 31. Mai die Adresse eine „That", und erkannte in ihr eine Lebensfrage des Ministeriums. Die Versammlung ward erschreckt, und bewilligte die Adreßdebatte mit großer Majorität. Aber derselbe Minister, welcher diese Frage zur Kabinetsfrage gemacht hatte, verzichtete vier Wochen später auf die Adresse, welche er eine That, und ohne welche er die Fortsetzung seines Ministeriums eine Unmöglichkeit genannt hatte. Und so groß war trotz alldem die schonende Rücksicht der Majorität der Nationalversammlung gegen das Ministerium, daß dieselbe am Tage nach jener unerwarteten Kabinetsfrage das Verlangen der Opposition, welche die Thatsache zu Protokoll vermerkt wissen wollte, daß das Ministerium die Adresse zu einer Kabinetsfrage gemacht, hartnäckig verweigerte, und durch die in diesem Sinne erfolgte Abstimmung gradezu, dem Ministerium zu Gefallen, eine Tyrannei gegen die Minorität ausübte.

Dennoch blieb das Ministerium Camphausen, eben so wie die ihm folgenden Ministerien, ohne

*) a. a. O. S. 39.

allen engern Zusammenhang mit der Nationalversammlung, in welcher es doch allein seinen Schwerpunkt zu finden angewiesen war. Es gab sich nicht die Mühe, eine kompakte zuverlässige Majorität zu bilden, — ja als ihm eine solche von selbst zufiel, bekümmerte es sich kaum um dieselbe. Die Neigung der Versammlung, sich in ihrer Mehrzahl zu einer freisinnigen Regierungspartei zu befestigen, blieb vom Beginne der Versammlung bis zum September vorherrschend. Während dieser ganzen Zeit fiel den Ministerien die Majorität zu, ohne daß ihrerseits die nöthigen konstitutionellen Mittel folgerichtig angewendet wurden, und ohne daß die durchaus nothwendige Verbindung zwischen dem Ministerium und den Parteien, welche die Majorität bildeten, jemals stattgefunden hätte. *)

---

2. Das Prinzip der Vereinbarung und die Nichtanerkennung der Revolution.

Einige Tage vor der Eröffnung der Nationalversammlung fragte ein Deputirter, welcher später

---

*) v. Unruh a. a. O. S. 38—47., S. 50. S. 85.

der rechten Seite angehörte, einen der Minister gesprächsweise: ob es wirklich wahr sei, daß die Regierung die Kammer nicht als eine konstituirende Versammlung anerkennen werde? Allerdings! lautete die Antwort. „Das wird böses Blut machen", fuhr der erstere fort; „und was wird geschehen, wenn sich die Vertreter der Nation nicht mit der Krone einigen können über Rechte, welche sie dem Volke sichern sollen?" — „„Sie werden sich schon vereinigen"", tröstete der Gefragte. „Aber wenn es nun doch nicht geschieht?" — „„Dann wird sich zeigen, wer der stärkere ist.""

Dieser Zug karakterisirt am Schlagendsten die Theorie der Vereinbarung, mit welcher das Ministerium Camphausen der Nationalversammlung und der Revolution entgegentreten zu müssen glaubte.

Dieser Begriff oder vielmehr dieses Wort einer Vereinbarung, deren Grundlage allen unbekannt, deren Möglichkeit nur auf sanguinisch vertrauender Hoffnung beruhte, auf einer Hoffnung, welcher die gesammte geschichtliche Erfahrung widersprach, war nur ein Auskunftsmittel, um das Problem, in die Unbestimmtheit einer Phrase gekleidet, als solches stehen zu lassen, ein Wort, das sich rechtzeitig einstellte, weil die Begriffe fehlten. Es war ein neuer Gordischer Knoten, den, wie den alten, nur das Schwert zerhauen konnte. Denn daß er nicht zu

lösen sei, dafür bürgte die Erfahrung aller Geschichte, welche lehrt, daß noch nie die absolute Macht anders als gezwungen sich ihrer Vorrechte begeben hat. Wie wenig sich die Erfinder jenes Worts den Begriff desselben klar gemacht hatten, dafür bürgte wohl am besten der Umstand, daß man in der Berathung des Wahlgesetzes mit dem Landtage die wichtige Frage: was geschehen solle, wenn die Vereinbarung zwischen der Krone und der ersten Nationalversammlung nicht zu Stande käme, völlig mit Stillschweigen übergangen hatte. Eine Vertagung oder gar Auflösung der Nationalversammlung war im Wahlgesetze nicht vorbehalten. Freilich hatte sie nicht vorbehalten werden können, ohne die dringendste Gefahr, eine neue allgemeine Bewegung hervorzurufen. Und doch mußte das Ministerium — wenn es die Versammlung nicht als eine konstituirende anerkennen wollte, den Muth haben, für den Fall, daß die Vereinigung nicht zu Stande käme, die Auflösung und Berufung an das Land durch Neuwahlen nach dem Wahlgesetze vom 8. April ausdrücklich vorzubehalten und es auszusprechen, daß die neue Versammlung dann über die streitigen Punkte, die immer nur einzelne sein konnten, zu entscheiden habe. So allein war ein bestimmtes Ende abzusehen, während zugleich einer Gegenrevolution ebenso wie einer zweiten Revolu-

tion vorgebeugt wurde. *) Die Regierung, indem sie einen solchen Vorbehalt nicht machte, erklärte dadurch offenbar die Nationalversammlung für unauflösbar und somit für eine konstituirende Versammlung. Das Sonnenlicht ist nicht klarer als diese Folgerung. Damit aber ward die Theorie der Vereinbarung, wenn sie anders einen Sinn haben sollte, zurückgeführt auf ihre eigentliche Bedeutung. Wie bisher die Nation in dem einzigen Organe, welches sie besaß, in den Ständen, nur berathend und einflußreich durch moralische Gewalt gewesen war, während der Krone nicht nur in allen wichtigen Staatsdingen die letzte, sondern überhaupt all und jede Entscheidung verblieb, so war jetzt durch die Revolution das Verhältniß umgekehrt worden. Die Krone, die Regierung war bei der Gründung eines neuen Zustandes beirathend, die Nation in ihrer Vertretung entscheidend. Ohne eine solche Umkehr des Verhältnisses mußte die Revolution eine Phrase bleiben. Die Frage war in Berlin dieselbe wie in Frankfurt, wo Heinrich von Gagern ausdrücklich die Souveränität der Nation proklamirte. In der That, es ist nicht anders: was sich die Völker Jahrhunderte lang in Deutschland gefallen lassen mußten, werden sich wohl

*) v. Unruh a. a. O. S. 37. Bauer Geschichte der bürgerlichen Revolution in Deutschland S. 152—253.

in dem Kreislaufe menschlicher Dinge zuletzt auch die Fürsten ihrerseits gefallen lassen müssen.

Daß die Nationalversammlung, ohne ihren Willen gesetzlich unauflösbar sei, ward von ihr selbst nicht bezweifelt. Sogar Mitglieder der rechten Seite sprachen dies offen aus (z. B. in der wichtigen Debatte am 7. September) ohne vom Ministerium Widerspruch zu erfahren.*) Unauflösbarkeit der Nationalversammlung aber hieß Souveränität der durch sie vertretenen Nation. Die konservative Rechte, welche die letztere bestritt, während sie die erstere behauptete, befand sich mit sich selber in offenbarem Widerspruche.

Der Ministerpräsident Camphausen leugnete am 31. Mai in einer lebhaften Rede die Revolution zu Gunsten seiner Doktrin des gesetzlichen Uebergangs. Eine Verfassung solle vereinbart werden, d. h. hervorgehen aus einem Vertrage zwischen Krone und Volk als gleichberechtigten Parteien. Da aber nach dieser Doktrin, so wie nach der thatsächlichen Lage der Dinge, die Krone noch so lange in dem Vollbesitze aller Macht verblieb, bis die neue Vereinbarung über die „dem Volke einzuräumenden Rechte“ in der Verfassung zu Stande gekommen war, so

*) v. Unruh a. a. O. S. 38.

folgte daraus mit unwiderſprechlicher Nothwendigkeit: daß die Krone allein vermögend und berechtigt war, die von der Nationalverſammlung vorgeſchlägene Verfaſſung zu verwerfen, und die Verſammlung ſelbſt zu entlaſſen, ſobald beide ihrem Willen nicht entſprachen. Die Thatſachen haben dies ſpäter beſtätigt. Die Vereinbarungstheorie des Miniſteriums Camphauſen war daher die Theorie der Entzweiung. Sie gab dem ſpäteren Miniſterium Brandenburg-Manteuffel nicht nur die Macht, ſondern auch das Recht zu ſeinem Handeln. Der Ausgang war nicht ein zufälliger, er war eine geſchichtliche und logiſche Nothwendigkeit.

Das Miniſterium der Revolution glaubte den Sieg ſchon erfochten und geſichert in einem Augenblicke, wo der Kampf erſt im Beginne war. Mäßigung und Vereinbarung, das war ſeine Parole. Aber „Mäßigung kann erſt nach vollendetem Siege eintreten", und Vereinbarung iſt Verſöhnung, Verſöhnung aber mit dem, nur im erſten Anlaufe zurückgedrängten doch keineswegs zu Boden geworfenen und vernichteten alten Syſteme mußte als Thorheit erſcheinen. „Eine ſolche Verſöhnung", ſagt der Geſchichtſchreiber des deutſchen Bauernkriegs, „darf erſt nach Vollendung des Kampfes eintreten, wenn die neue Ordnung auf der breiten Grundlage der materiellen Intereſſen im

Volke schon fest gewurzelt ist. Wer aber so thöricht ist, zu wähnen, daß eingerosteter Aristokratensinn je durch Schonung geschmeidig gemacht, und langgewohnter Herrscherstolz durch milde Benutzung des Sieges entwaffnet werden könne, der lege sich lieber gleich selber den Strick um den Hals. Dadurch erspart er den Gegnern, die diese Manipulation gewiß nicht unterlassen werden, sobald er durch das Schwanken des Kampfes in ihre Hand gefallen ist, wenigstens einige Mühe".

Die Theorie dieser Vereinbarung war dieser „Strick um den Hals", mit welchem die Reaktion die Märzrevolution in Preußen erwürgte. —

---

3. Berlin und die Provinzen.

Das Ministerium hatte durch seinen Präsidenten erklärt, daß es die Revolution nicht anerkenne. Die Nationalversammlung, welche noch immer das Ministerium um keinen Preis stürzen wollte, beseitigte später den Antrag des Berliner Abgeordneten Berends: „in Anerkennung der Revolution zu erklären, daß sich die Kämpfer des 18. und 19. März

um das Vaterland verdient gemacht hätten" durch die Tagesordnung. Dieser Antrag selbst war schon ein Widerspruch. Eine Revolution, die es nöthig hat, sich zu Protokoll anerkennen zu lassen, ist keine Revolution. Aber eine Versammlung, welche einem Ministerium zu Gefallen sich weigerte, die Anerkennung ihres eigenen revolutionairen Ursprunges auszusprechen, eine Versammlung, welche Bedenken trug, zu erklären, daß sich die Kämpfer um das Vaterland verdient gemacht, welche ein dem Volke widerstreitendes Regierungssystem selbst mit Aufopferung ihres Lebens zu einer Zeit überwältigten, wo es noch kein verfassungsmäßiges Organ für den Volkswillen gab — eine solche Versammlung konnte damals unmöglich auf die Sympathien des Volkes zählen. Auch täuschte sich Camphausen nicht darüber, daß selbst die Majorität der Nationalversammlung mit dieser Abstimmung eigentlich gegen sich selbst und ihre bessere Ueberzeugung gestimmt habe. In seiner Abschiedsrede vom 26. Juni gab er es deutlich zu verstehen, daß die Ueberzeugung der Kammermajorität die Revolution dennoch anerkenne. *)

Die Reaktion hingegen hob nach dieser Wen-

*) v. Unruh, Skizzen ꝛc. ꝛc. S. 41—42.

dung der Dinge immer kühner ihr Haupt empor. Zahlreiche Adressen der Patriotischen und Preußenvereine aus den Provinzen Pommern, Sachsen und der Mark schilderten die Märzrevolution als einen Straßenkrawall, angestiftet von französischen und polnischen Emissairen, von Juden und Literaten, als eine frevelhafte Emeute, welcher die Bevölkerung Berlins selbst durchaus fremd geblieben sei. *) Sie

*) Als Hauptgrund ward angeführt, daß die in dem Kampfe Gefallenen fast alle geringes Volk, Arbeiter und Handwerker gewesen. Geheimräthe freilich waren keine darunter. Aber auch die überwiegende Mehrzahl der in einer Schlacht gefallenen besteht aus gemeinen Soldaten, welche wiederum wesentlich den Klassen der Handwerker und Arbeiter angehören. „Betrachtet man, wie es thatsächlich leider der Fall ist, die jungen Edelleute als die privilegirten Inhaber der Offizierstellen, so findet man, daß auch der Masse der hinter den Barrikaden Berlins gefallenen Märzkämpfer die angemessene Zahl von Mitgliedern alladeliger Familien nicht fehlt. Unter den in jener Nacht getödteten zweihundert Personen befanden sich vier dergleichen (die Studenten von Holzendorff und von Bojanowsky, der Referendarius von Lensky und ein Herr von Skocynsky). Es waren also eben so viele Offiziere getödtet, als da hätten fallen können, wenn eine ganze Kompagnie Soldaten, welche in ihrer größten Stärke nur 250 Mann und vier Offiziere zählt, bis auf den letzten Mann aufgerieben wäre." S. Personen und Zustände Berlins seit dem 18. März 1848 Thl. II, S. 10—11. Und wenn es wahr ist, daß sich unter den Gefallenen eine Anzahl wegen Diebstahls bestrafter Männer befanden, so ist mit Prof. Gneist (Berl. Zustände 1849) darauf zu antworten, daß ein solcher Tod sie ehrlich gemacht hat, wenn man auch

protestirten gegen die Tyrannei der revolutionairen Hauptstadt zum Theil in Ausdrücken von wahrhaft sanscülottischer Wildheit. Die Gnadenstadt Berlin war in den Provinzen nie beliebt gewesen. Der Neid — leider ein Hauptzug des deutschen Charakters — verstärkte eine Abneigung, welche früher allerdings der Hochmuth des spezifisch büreaukratischen Berlinerthums herausgefordert hatte. Man beneidete die von Jahr zu Jahr anwachsende Hauptstadt um ihre Eigenschaft als Sitz allen Einflusses und aller Macht, als Quell aller Gnaden, als der Ort, dem alle Thaten des alten Systems vorzugsweise zu Gute gekommen waren. Und dies Berlin, wohin alle die Millionen zusammengeflossen, wo so viel gebaut und verschönert, soviel Geld verzehrt worden war, das die Provinzen zahlen mußten, dies bevorzugte, verzogene Berlin erschien, namentlich in den alten Provinzen, deren politische Bildung auf der untersten Stufe stand, und in den Augen der zahllosen Beamten, welche ihre Existenz bedroht sahen, als ein Ungeheuer von Undankbarkeit gegen

---

nicht auf den christlichen Standpunkt sich stellen will, daß die Strafe das Vergehen sühnt. Die Reaktion aber hätte am wenigsten wagen sollen, das Andenken von Männern zu beschimpfen, vor deren Leichen ihr Herr und Gebieter in anerkennender Huldigung sein Haupt entblößt hatte.

das Herrscherhaus, gegen das alte monarchische System, gegen die Provinzen und die Büreaukratie selber. Von diesem hier gehaßten, dort verachteten Berlin sich „Gesetze vorschreiben", den Gang der Staatsentwicklung vorzugsweise beeinflussen zu lassen, erschien unerträglich. Vor allem ward versucht, das Landvolk gegen die „rebellische Hauptstadt" zu fanatisiren. Die Bildung des Landvolks war ein Werk der Geistlichkeit, welche besonders durch das Ministerium Eichhorn dazu auserlesen war, den Ultraroyalismus auf dem Lande zu pflegen, und ihn besonders in den Schulen systematisch zum religiösen Fanatismus auszubilden. Diese Bemühungen waren nicht ohne Frucht geblieben, und mit Recht konnte später der König es aussprechen: daß sich das Landvolk vor den Städten in der Treue für den angestammten Herrscher ausgezeichnet habe. Schwere Beschuldigungen und arge Drohungen gegen die Bewohner der Hauptstadt gelangten von diesem Theile der Bevölkerung nach Berlin. Vergebens protestirten selbst die gesetzlichen Vertreter der Hauptstadt gegen solche Anklagen und Beschuldigungen. Vergebens erklärten Magistrat und Stadtverordneten: daß der gesetzliche Sinn der Bewohnerschaft Berlins weit entfernt sei, die Rolle eines Diktators spielen zu wollen, und daß die öffentliche Ordnung in der

Hauptſtadt noch nirgends gefährdet worden ſei. *) Es half ihnen zu nichts. Berlin hatte thatſächlich durch die eine Nacht vom 18.—19. März eine ver-

*) Die Bekanntmachung des Magiſtrats vom 6. Juni lautete: „Es ſind vielſeitig in den Provinzen, theils völlig unwahre, theils übertriebene Gerüchte über den Zuſtand der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in Berlin verbreitet worden. Wir finden uns dadurch veranlaßt, unſern Mitbürgern in den Provinzen die beruhigende Verſicherung zu geben, daß die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums in der hieſigen Stadt durchaus nicht gefährdet iſt. Zwar macht ſich die lebendige Theilnahme unſerer Bevölkerung an dem großen Entwicklungsprozeſſe, in welchen ſich gegenwärtig das ſtaatliche und geſellſchaftliche Leben des Preußiſchen und Deutſchen Volks befindet, auch in dem öffentlichen Treiben der Stadt in Geſtaltungen ſichtbar, an die wir bisher nicht gewöhnt waren. Ja wir haben ſogar manche Kundgebungen politiſcher Anſichten und Forderungen zu beklagen gehabt, die mindeſtens in ihrer Form keineswegs zu billigen ſind. Indeſſen hat der geſunde Sinn unſerer Bevölkerung dergleichen Ungehörigkeiten ſehr bald als ſolche erkannt und beſeitigt. Niemals aber hat das erwachte Gefühl der gleichen Berechtigung aller Menſchen und aller Staatsgenoſſen auf Freiheit Schutz und Ehre, und die mit dieſem Gefühle verbundene geiſtige Erhebung aller Klaſſen unſerer Einwohnerſchaft es geduldet, daß die Sicherheit und das Eigenthum und die zu deren Schutz erforderliche öffentliche Ordnung irgendwie gefährdet werde. Indem wir uns gedrungen fühlen, dies der Wahrheit gemäß zur Kenntniß unſerer Mitbürger in den Provinzen zu bringen, bemerken wir noch insbeſondere, daß wir alle Veranſtaltungen getroffen haben, um die ordnungsmäßige Abhaltung des in dieſem Monate hier ſtattfindenden Wochenmarkts u. ſ. f. auf das vollkommenſte ſicher zu ſtellen."

änderte Stellung zum Lande eingenommen. Es hatte wirklich die Revolution gemacht, und in seiner Barrikadenerhebung die Geburt des ersehnten Kindes, der Freiheit herbeigeführt. Daß der Säugling in der Wiege sich noch etwas ungeberdig benahm, lag freilich in der Natur der Sache. Aber eben so sehr lag es in der Natur der Sache, daß Berlin, welches die Initiative des wirklichen Freiheitskampfes ergriffen hatte, eine überragende Stellung nicht aufgeben konnte, und daß eine Stadt von 400,000 Einwohnern, seit Jahrhunderten die Hauptstadt des Reichs, der Sitz seiner historischen Traditionen, der Mittelpunkt und Sammelplatz großer Intelligenz, jetzt der Centralpunkt aller vorwärts strebenden Kräfte, einen überwiegenden Einfluß üben mußte auf die Neugestaltung der Preußischen Dinge, zumal in einem Augenblicke, wo es in seinen Mauern die Vertreter der Nation versammelt sah, welche diese Neugestaltung berathen sollten. Schon damals war es keinem aufmerksamen Beobachter ein Geheimniß, daß das Schicksal der Preußischen und der deutschen Märzerhebung in Berlin entschieden werden würde.

Während nun die Haltung des Ministeriums Camphausen in seiner Weigerung die Märzrevolution anzuerkennen, dieser feindseligen Stimmung der reaktionairen Elemente in den Provinzen neue Nah-

rung gab, unternahm es die Berliner Bevölkerung, die Ehre der für den Sieg des Rechts und der Freiheit gefallenen Kämpfer durch eine großartige öffentliche Huldigung zu wahren.

Am 4. Juni Mittags zwei Uhr bewegte sich ein feierlicher Zug, bestehend aus verschiedenen Abtheilungen der Bürgerwehr, aus den Mitgliedern der Klubbs und anderer Vereine, den Studenten-, Künstler- und Handwerkerkorps, fast sämmtlichen Gewerken der Handwerker, Maschienenbauer, Fabrikarbeiter, mit vielen hunderten umflorten, schwarz-roth-goldnen Fahnen, begleitet von weit über hundert Mitgliedern der Nationalversammlung, vom Gensdarmenmarkte durch die Stadt, dem Schlosse vorbei nach dem Friedrichshaine, um auf der Ruhestätte der gefallenen Kämpfer das Andenken derselben feierlich zu begehen. Seit dem großen Leichenzuge des Märzmonats hatte Berlin ein ähnlich feierliches Schauspiel nicht erlebt, als hier der Anblick eines Zuges bot, der gegen 40—50,000 Theilnehmer aller Stände und Klassen zählend, sich zwei Stunden lang durch eine Bevölkerung von hunderttausenden, ohne Polizei und sonstige Schutz- und Vorsichtsmaßregeln zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in würdevollem Ernste und lautloser Stille einherbewegte. Der Anblick dieses Trauerfestzugs war groß und überwältigend.

Selbſt viele Zweifler unter den eben erſt aus den Provinzen angekommenen Abgeordneten ſahen ſich zu dem Geſtändniſſe gezwungen, daß ſolche Haltung und Selbſtbeherrſchung eines bis dahin nur von Polizei regierten Volkes bewunderungswürdig ſei, und daß eine Bevölkerung, die ſo das Andenken der Männer der Revolution zu ehren wiſſe, nicht als das betrogne Werkzeug einer verbrecheriſchen Rotte fremder Meuterer und Aufwiegler angeſehen werden könne. Der Magiſtrat, vor wenig Monden noch der beredte Lobherold der „glorreichen Freiheitshelden“, noch ſonſtige ſtädtiſche Behörden hatten freilich an dem Zuge nicht Theil genommen. Ein Tagesbefehl des neuen — ſpäter als völlig unfähig erwieſenen — Kommandeurs der Bürgerwehr, Major Bleſſon, hatte ſogar gewagt, der Bürgerwehr als ſolcher die Theilnahme an dieſem Feſtzuge zu verbieten. Um ſo größer war der moraliſche Eindruck, welchen das vollſtändige Gelingen und die würdige Haltung der Demonſtration hervorbrachte. Gegen die Bürgerwehr regte ſich aber von jetzt an mehr und mehr der Groll der Reaktion, als gegen ein Inſtitut, das für die Sicherheit der Hauptſtadt und der Nationalverſammlung keine Garantie leiſte, und ſogar republikaniſchen Tendenzen huldige. Der Gedanke einer Verlegung der Nationalverſammlung aus Berlin begann jetzt zuerſt aufzutau-

chen. Die Beſchuldigungen der reaktionairen Partei wuchſen zu einer ſolchen Höhe, daß ſich ſelbſt der Magiſtrat genöthigt ſah, in der zuvor erwähnten Proklamation öffentlich Zeugniß gegen dieſelben abzulegen.

---

4. Der Prinz von Preußen in der Nationalverſammlung.

Unterdeſſen nahte der Tag heran, an welchem der Prinz von Preußen in der Nationalverſammlung erſcheinen ſollte. Alles war geſpannt auf dieſes Erſcheinen. Alle Parteien vereinigten ſich in der Erwartung, daß daſſelbe zum Akte einer offenen Verſöhnung und ſomit zu einer neuen Bürgſchaft für die friedliche Entwicklung der politiſchen Zuſtände des Vaterlandes werden möchte. In einer ergreifenden, von allen Seiten mit einem Beifallsſturme aufgenommenen Rede, hatte Camphauſen (am 6. Juni) bei der Beantragung einer Interpellation „über die Gründe, welche den Prinzen von

Preußen vom Vaterlande fern gehalten hätten", dieſer Erwartung Ausdruck geliehen, und nicht vergeblich hatte er „den Geiſt der Milde und Verſöhnung" auf die Verſammlung herabbeſchworen. Es war dieſelbe Rede, in welcher er es mit edelherziger Offenheit ausſprach: daß er und ſein Miniſterium „ſich als ein Schild vor die Dynaſtie geſtellt, und alle Gefahren und Angriffe von derſelben ab und auf ſich geleitet." Die Nationalverſammlung war in der beſten Stimmung. Die Haltung der Hauptſtadt erwartungsvoll und hoffend, ruhiger als jemals ſeit dem 19. März. Mit ein wenig Klugheit und gutem Willen konnte das Auftreten des Prinzen eine neue Phaſe der Verſöhnung der Parteien bilden. Es ſollte anders kommen.

Schon in der letzten Maiwoche hatte der Vorſitzende der Wahlprüfungskommiſſion, der Abgeordnete v. Unruh, dem Miniſter des Innern vorgeſchlagen, bei der Anerkennung der Wahl des Prinzen von Preußen zum Mitgliede der Nationalverſammlung den Gewählten einzuladen, ſeinen Sitz in der Verſammlung einzunehmen. Eine einſtimmige Annahme dieſes Vorſchlags der Commiſſion von Seiten der Nationalverſammlung war geſichert. Auffallenderweiſe erklärte ſich Camphauſen gegen den Vorſchlag, und fand es bedenklich, den Prinzen als Abgeordneten in die Verſammlung eintreten zu laſſen.

Dennoch erſchien zehn bis zwölf Tage ſpäter (8. Juni) der Prinz ohne beſondere Aufforderung, welche geeignet geweſen wäre, innerhalb und außerhalb der Verſammlung jeden Mißton zu beſeitigen. Aber nicht, wie gleichfalls vorgeſchlagen war, und allgemein erwartet wurde, in bürgerlicher Kleidung und ohne Unterbrechung der Sitzung. Sondern faſt eine Stunde nach Eröffnung derſelben, mitten in einer Rede des Abgeordneten Temme, trat er in Generalsuniform, den Degen an der Seite, den Federhut in der Hand durch den Eingang für die Mitglieder der Rechten in den Saal. Zwei Miniſter, Schwerin und Patow, begleiteten ihn, der auf der vorderſten Reihe der Rechten Platz nahm. Alle Tribünen waren dicht gefüllt, man bemerkte auf ihnen viele Flügeladjutanten, den Hofmarſchall und die Adjutanten des Prinzen. Bei ſeinem Eintritte erhoben ſich einige Mitglieder der rechten Seite von ihren Plätzen, was, wie jede Unterbrechung ein Ziſchen der übrigen Abgeordneten zur Folge hatte. Wäre der Prinz kurz vor der Eröffnung der Sitzung oder während einer Pauſe angemeldet erſchienen, ſo würde die Hochachtungsbezeugung durch allgemeines Erheben von den Sitzen ſicher vom ganzen Hauſe freudig erfolgt ſein, während jetzt die Taktloſigkeit jener Mitglieder der rechten Seite einen beklagenswerthen Eingang zu dem Folgenden bildete.

Bei dem Anblicke des Prinzen in Uniform zeigte ſich auf den Geſichtern mehrer Miniſter, namentlich Camphauſens und Bornemanns, der Ausdruck unverkennbarer Beſtürzung und ſchlimmer Ahnung. Der Präſident der Kammer ertheilte jetzt „dem Abgeordneten des Wirſitzer Kreiſes“, in welcher Eigenſchaft der Prinz allein ein Recht hatte, in der Nationalverſammlung zu erſcheinen — das Wort zu einer perſönlichen Bemerkung.

Der Prinz beſtieg, den Degen an der Seite, den Federhut in der Hand — ein wunderbar befremdlicher Anblick — die Rednerbühne. Alles lauſchte in athemloſer Erwartung. So ungünſtig der erſte Eindruck ſeines Auftretens auch geweſen war, doch war noch nicht Alles verloren. Man wußte, daß der Miniſterpräſident mit dem Prinzen Tags zuvor in Potsdam eine lange Unterredung gehabt, daß er ſelber ihm eine Rede entworfen, deren Form und Inhalt den ſicherſten Erfolg auf die Gemüther verbürgte. Aber namenloſes Erſtaunen erhob ſich, als der Prinz ſtatt derſelben die nachfolgende Worte ſprach:

„Als Abgeordneter für den Wirſitzer Kreis, vermöge der auf mich gefallenen Wahl bin ich berechtigt, in Ihrer Mitte zu erſcheinen. Ich würde bereits geſtern hierher geeilt ſein, wenn es nicht der Jahrestag unauslöſchlicher Trauer geweſen wäre,

der mich im Schooße meiner Familie zurückgehalten hätte. Heute aber ergreife ich die Gelegenheit, um zuvorderſt meinen Dank für das Vertrauen auszuſprechen, welches mich in Ihre Mitte berief, und wodurch mir es möglich wird, Sie, meine Herren, welche aus allen Provinzen des Landes und allen Ständen hier verſammelt ſind, herzlich willkommen zu heißen. Nicht nur die Blicke Preußens, die Blicke der Welt ſind auf unſre Verſammlung gerichtet, da durch ſie eine Vereinbarung mit unſerm Könige herbeigeführt werden ſoll, welche für lange Zeit die Schickſale Preußens und ſeiner Könige feſtſtellen ſoll. Welch ein hoher Beruf! — Je heiliger dieſer Beruf, je heiliger muß der Geiſt und die Geſinnung ſein, welche unſre Berathungen leiten. Die konſtitutionelle Monarchie iſt die Regierungsform, welche unſer König zu gehen uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewiſſenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland ſie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt iſt. Dies iſt die Pflicht eines Vaterlandsfreundes, vor allen alſo die meinige, als des erſten Unterthans des Königs. So ſtehe ich jetzt wieder in Ihrer Mitte, um mitzuwirken, daß die Aufgabe, welche uns geſtellt, zu einem gedeihlichen Ziele führe. Möge die Geſinnung, welche ich ausgeſprochen habe, von uns allen

getheilt und festgehalten werden. Dann wird unser Werk gelingen und zum Wohl und Heile unsers geliebten Vaterlandes gereichen. Möge mein Erscheinen unter Ihnen in dieser Beziehung ein günstiges sein, mögen wir vereint die Thätigkeit entwickeln, welche von uns erwartet und gehofft wird. Meine übrigen Geschäfte werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen Theil zu nehmen. Ich ersuche daher den Herrn Präsidenten, meinen Stellvertreter einberufen zu lassen. Uns alle aber, meine Herren, leite der Ruf und Wahlspruch der Preußen, der sich so oft bewährt hat:

Mit Gott! — für König und Vaterland."

Der Ministerpräsident erbleichte bei dieser, mit lautloser Stille angehörten Rede, in welcher er so gut wie keinen Zug der von ihm selbst zu diesem Zwecke entworfenen wieder erkannte. Die ganze mit so viel Aufopferung vorbereitete Maßregel einer Zurückberufung, an welche das Ministerium den letzten Rest seiner Popularität gesetzt hatte, war verfehlt. Die Sache, für die es sich geopfert, hatte ihre dritte große Niederlage erlitten. Vergebens hatte Camphausens neuliche Rede dem Prinzen von Preußen den Weg gebahnt. Diese Erklärung des Prinzen von Preußen war eine Halbheit, welche keine Partei befriedigte. Es fehlte ihr das Einge-

ſtändniß des Irrthums über das alte, und der Ueberzeugung, die nicht bloß auf Befehl handelt, für das neue Syſtem, dem er alle ſeine Kräfte widmen zu wollen verſprach. Einer ſolchen Erklärung würde die ganze Verſammlung mit Begeiſterung zugejauchzt haben. Jetzt aber, wo er, ſtatt im Bürgerkleide in Soldatentracht erſchien, wo er, der ausdrücklich nur als Abgeordneter in der Nationalverſammlung zu erſcheinen berechtigte, dieſe Verſammlung als Prinz willkommen hieß, und ſeine Perſon von derſelben durch den Ausdruck „Ihre Sitzungen" völlig trennte, jetzt, wo er das Miniſterium durch die Erklärung, daß ſeine Geſchäfte ihm die Theilnahme an den Sitzungen nicht erlauben würden, heillos kompromittirte, und den einzigen Hauptgrund, welchen daſſelbe für die Nothwendigkeit ſeiner Rückberufung geltend gemacht hatte, gradezu umſtieß, — jetzt endlich, wo er mit den Schlußworten ſeiner Rede die Parole der reaktionairen Preußen- und Patriotiſchen-Vereine offen zu der ſeinigen machte, — jetzt war jede Ausſicht auf wahrhafte Verſöhnung des mannhaften Trägers der Dynaſtie mit der thatſächlich ſtattgefundenen Umwälzung verloren. Als der Prinz ſofort nach dem Schluſſe ſeiner Rede die Tribüne und den Saal verließ, verſuchten einige Mitglieder der rechten Seite einen ſchwachen Beifallsruf, und erhoben ſich

von ihren Plätzen. Der allgemeine Unwille zwang sie, beides aufzugeben. Ihr Versuch hatte nur dazu gedient, die Niederlage noch deutlicher zu machen. Auch der Prinz schien die Taktlosigkeit seiner Freunde zu würdigen. Ohne Gruß und Beachtung der versuchten Huldigung schritt er in fürstlicher Würde durch die Reihen hinaus.

Aber selbst die große Masse der Halden war nicht befriedigt, und die Ansicht allgemein, daß der Prinz einen großen Triumph von sich gestoßen und einen nie wiederkehrenden Moment versäumt habe. Man verwünschte die Rathgeber, welche ihn dazu bewogen, und bedauerte die Minister, zumal den redlichen Camphausen, dessen Hoffnungen diese Wendung mit einem Schlage zertrümmert hatte. Als der Prinz bei seinem Austritte aus der Singakademie den Wagen bestieg, um nach Potsdam zurückzueilen, ließen einige zu diesem Zwecke versammelte Personen ein schwaches Hurrah erschallen, während andere Ruhe zischten. Ein Gardeoffizier, welcher sich thätlich an einem der letztern vergriff, mußte durch Bürgerwehr gegen die Verfolgung des Volks geschützt werden. Auf den Straßen, welche der Prinz durchfuhr, war es still und ruhig. Man schien keine Notiz von ihm zu nehmen. Nicht seine Feinde, wohl aber seine Freunde hatten ihm statt eines Triumphes eine Niederlage bereitet, allen Vaterlandsfreunden zur wahrhaften Trauer, und nur

der Kamarilla und der Reaktion in Heer und und Büreaukratie zur unverhehlten Freude. Sie schmäheten auf die Nationalversammlung, als habe sie die schuldige Hochachtung gegen den Prinzen aus den Augen gesetzt; aber niemals seit ihrem Zusammentreten hatte sich dieselbe würdiger benommen, als an diesem Tage, an welchem die redlichen Männer aller Parteien darin übereinstimmten: dieses Auftreten des Prinzen und die damit verbundene Niederlage des Ministeriums durch die Schuld des Hofes, für den es sich geopfert, sei ein Unglück für das Vaterland.

Es war unter dem Eindrucke dieser Stimmung, daß der vorher erwähnte Berends'sche Antrag debattirt, und erst seine Vertagung dann (9. Juni) seine Beseitigung durch 196 gegen 177 Stimmen beschlossen ward. Fast schien es, als wolle man das Ministerium trösten für die erlittene Niederlage. Man sah darüber hinweg, daß derselbe Minister, Herr Hansemann, welcher wenige Tage zuvor die Adresse zur Kabinetsfrage gemacht hatte, weil es eine Nothwendigkeit sei, daß das Land erfahre, welche Prinzipien die Majorität der Versammlung für sich hätten, jetzt noch leidenschaftlicher sich gegen die Debattirung des Berends'schen Antrages erklärte, „weil eine direkte Entscheidung über ein so wichtiges Prinzip ein Unheil sei für das

Land! *) Nach dieſer wichtigen und folgeſchweren Abſtimmung geſchah es, daß ein Miniſter, Herr v. Arnim, von den in der Nähe des Sitzungshauſes verſammelten Volkshaufen inſultirt wurde, allerdings nicht ohne daß von ſeiner Seite durch eine rauhe und heftige Aeußerung Veranlaſſung zu dieſem beklagenswerthen Exceſſe gegeben worden wäre. Das Dazwiſchentreten des bewaffneten Studentenkorps befreite ihn und einen Deputirten der rechten Seite aus den Händen der Menge, welche durch die von der Majorität der Nationalverſammlung ausgeſprochene Nichtanerkennung der Revolution heftig aufgeregt, nur mit Mühe von einzelnen Rednern und bekannten Deputirten beruhigt wurde. Die in unmittelbarer Nähe ſtehende Bürgerwehr hatte ſich jeden Einſchreitens enthalten. Der Unwillen über dieſen Exceß war allgemein. Die Reaktion verſtand es, denſelben auszubeuten.

---

5. Der Zeughauseinbruch.

Berlin befand ſich nach jener Abſtimmung der Nationalverſammlung in einem überreizten Zuſtande.

---

*) Vergl. Stenograph. Bericht über die Sitzung vom 9. Juni S. 167.

Dieſe fieberhafte Aufregung entlud ſich durch die gänzliche Kopf- und Muthloſigkeit der zunächſt für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung verantwortlichen Behörde, des Bürgerwehrkommandanten und des Polizeipräſidenten, in einem eben ſo ſchmähligen, als für das Schickſal der Märzrevolution folgenſchweren Attentate einer, von zweideutigen Demagogen aller Art aufgehetzten Volksmaſſe gegen das Zeughaus.

Die Beſchränkung der verheißenen allgemeinen Volksbewaffnung auf eine bevorzugte Bürgerwehr, hatte von vorne herein unter dem ausgeſchloſſenen Theile des Volks böſes Blut erzeugt, und daſſelbe mehr und mehr den Einflüſterungen und Aufhetzereien der Demagogen zugänglich gemacht, welche ihm täglich ſein Anrecht auf Bewaffnung vorhielten. Seit den letzten Tagen des Mai hatten Gerüchte, daß die Reaktion das Zeughaus ſeiner Waffenvorräthe zu entleeren beabſichtige, die Aufregung geſteigert. Schiffe mit ſolchen Waffenladungen waren angehalten und zur Umkehr genöthigt worden. *)

*) „Am 24. Mai ward ein ſolcher Transport angehalten. Eine Deputation von Bürgern begab ſich zum General von Aſchoff, um von ihm Aufklärung darüber zu erbitten: der General verſichert: es ſeien alte, ſchadhafte Gewehre, welche zur Reparatur in die Fabriken geſchickt, und ſpäter an die Bürgerwehr vertheilt werden ſollten. Dieſes zu beweiſen, be-

Die Bürgerwehr hatte ſich bei dieſen Anläſſen auf die Seite des Volks geſtellt. Sie hielt das Zeughaus beſetzt, bewachte eifrig den Waffenvorrath, und zeigte ſich entſchloſſen, jede weitere Fortſendung von Waffen und Geſchütz aus Berlin zu verhindern. Gleichzeitig rief ein Verſuch, die Schloßportale gegen den Durchgang des Volks durch eiſerne Gitter abzuſperren, allgemeine Entrüſtung hervor. Eine tumultuariſche Menge hob die eiſernen Thore aus ihren Angeln, und trug ſie im Triumphe zur Univerſität. Das Wort Reaktion ward jetzt häufiger als jemals gehört. Die Menge, ſo oft ſie ſich im Einzelnen vergreift, irrt ſich doch ſelten über das Ganze einer drohenden Gefahr, deren Annäherung ſie mit ſicherem Inſtinkte zu ahnen pflegt. Die Wiederkehr des Prinzen von Preußen, die Feier derſelben durch die Garden zu Potsdam, das Auftreten des Prinzen in der Kammer, die Gerüchte von Militairanſammlungen um Berlin, die zweideutige Haltung des bisherigen Bürgerwehrkommandanten, die entdeckten heimlichen Waffentransporte, dies Alles ſteigerte die fiebernde Erregung des Volks, das weder in den

---

gab er ſich an Ort und Stelle. Es ward eine Kiſte geöffnet, und es befanden ſich darin ganz neue Zündnadelgewehre. Der General entfernte ſich unter dem Hohn des Volks, das den einen der beiden Kähne erhielt, der zweite entkam nach Spandau." Perſ. und Zuſt. I. Siehe S. 49—50.

Miniſtern, noch in der Nationalverſammlung, noch in der unvollkommnen, ſchlecht organiſirten, und noch ſchlechter geführten Bürgerwehr einen hinreichenden Schutz der von ihm errungenen Freiheit zu ſehen glaubte. Die Verleugnung der Revolution in der Abſtimmung der Kammer am 14. Juni, ſchlug vollends dem Faſſe den Boden ein. Dieſe unwürdige und feige Beſeitigung einer in das Haus gebrachten großen und entſcheidenden Prinzipienfrage, ſelbſt von gemäßigten Politikern als ein politiſcher Fehler erkannt, *) mußte verwirrend auf das Volk einwirken, und ſeine Leidenſchaften aufregen. Bekannte und unbekannte Aufwiegler ſchürten in ſehr verſchiedenen Abſichten die Gluth zur Flamme. Während den einen derſelben wirklich tolle Gedanken von neuem Aufruhr und Ausrufung der Republik vorſchweben mochten, konnten andere einen Zuſammenſtoß nicht ungern ſehen, welcher der Reaktion und ihrem Lieblingsplane: ſtarker militairiſcher Beſetzung der unruhigen Hauptſtadt, nothwendig in die Hände arbeiten mußte. Vom Ende der Sitzung des Tages an bis in den Nachmittag hinein war das Zeughaus von zahlreichen Volksmaſſen umgeben, welche das Geſchrei nach Waffen hören ließen, und Deputationen mit dem Geſuche um Volksbewaff-

*) v. Unruh a. a. O. S. 41.

nung in das Hotel des Kriegsministers in der Leipzigerstraße entsendeten. Einzelne Volkshaufen durchzogen die bei dem schönen Wetter von Neugierigen und Spaziergängern gefüllten Straßen. Die Bürgerwehr war in den meisten Stadttheilen alarmirt. Ein Bataillon derselben, unter einem muthigen und entschlossenen Führer, hielt das, im Innern von einer Kompagnie Linienmilitair besetzte Zeughaus, von aussen umschlossen, und sicherte dasselbe gegen den Andrang der unbewaffneten Volkshaufen. Aber dies Bataillon ward plötzlich nach dem Kriegsministerium abberufen, obschon in der Nähe desselben auf dem Gensdarmenmarkt, dem Dönhofs- und Wilhelmsplatze ganze Bataillone Bürgerwehr müßig unter Waffen standen. Die zurückgebliebene, schwache, unvortheilhaft aufgestellte Abtheilung, erhielt keine Verstärkung, und sah sich bald von den immer dreister andrängenden Volksmassen hart bedrängt. Gegend Abend fielen plötzlich aus den Haufen zwei blinde Schüsse. Die Bürgerwehr gab Feuer, wodurch zwei Personen getödtet, einige andere verwundet wurden. Die Massen prallten zurück, und stoben schreiend aus einander. Die schwache Abtheilung der Bürgerwehr verließ, nachdem die Schüsse gefallen, zum großen Theil das Zeughaus, vor welchem sich bald neue Zusammenrottungen bildeten, ohne daß von dem Kommandanten der Bürgerwehr

auch nur ein einziges der alarmirten, bereitſtehenden Bataillone zum Schutze des bedrohten Gebäudes beordert wurde. Weder Herr Bleſſon noch der Polizeipräſident waren am Orte der Gefahr ſichtbar. Nichts geſchah, um ein ſchmähliges, leicht zu verhinderndes Unheil abzuwenden. So konnte es geſchehen, daß eine an Zahl geringe, völlig waffenloſe Volksmaſſe ohne Widerſtand die Thüren und Fenſter des Zeughauſes erbrach, und plündernd ſich in die untern Räume deſſelben ergoß. Tolle Gerüchte von einem in Potsdam ausgebrochenen Aufſtande, der mit der Entwaffnung des Militairs, und der Flucht des Königs und der königlichen Familie geendet habe, wurden in Umlauf geſetzt, und ſelbſt von dem kommandirenden Offizier, Hauptmann Natzmer, welcher die oberen Räume des Zeughauſes mit einer Kompagnie Militair beſetzt hielt, geglaubt. Die Führer der plündernden Haufen ſpiegelten dem braven Soldaten vor, daß in Berlin die Republik ausgerufen, das Militair aus der Stadt vertrieben, und Widerſtand von ſeiner Seite nutzlos ſei. Der Hauptmann, welcher viele Stunden lang bis tief in die Nacht hinein auf das Erſcheinen von Verſtärkung vergebens gewartet hatte — obſchon die Truppen ſchlagfertig in ihren Kaſernen ſtanden, ließ ſich bewegen, ſeinen Poſten

aufzugeben, und nun begann eine wüste Scene nächtlicher Räuberei und Plünderung in dem unbeschützten Waffenhause des Staates, zur Schmach der Hauptstadt, aber auch zur Schande derjenigen, welche bei dieser Gelegenheit ihre Pflicht zu thun verabsäumt hatten. Erst gegen Mitternacht entsendete der General von Aschoff ein Linienbataillon des 24. Regiments unter dem Oberst Lenz, um das Zeughaus den Plünderern zu entreißen. Aber dies war bereits geschehen. Der entschlossene Führer des 10. Bürgerwehrbataillons, Hauptmann Vogel führte dasselbe, nachdem die Bürgerwehr stundenlang auf ihren Alarmplätzen vergebens die Befehle ihres Oberkommandanten erwartet, auf seine eigene Verantwortung gegen das Zeughaus, säuberte die Umgebung desselben von den Volkshaufen, welche auf den ersten Trommelschlag auseinander stoben, und verjagte die eingedrungenen Plünderer, welche zum Theil aus den Fenstern sprangen. Bald rückten andere Bataillone, gleichfalls ohne höhere Befehle, auf den Platz der Gefahr, und nahmen einem großen Theile der Plünderer die geraubten Waffen ab. Als das Militair anlangte, waren die Massen bereits verjagt und viele gefangen. Unter den am folgenden Tage verhafteten Aufwieglern befand sich auch der bereits früher erwähnte Thierarzt Urban, welcher schon längere Zeit in dem Verdachte ge-

ſtanden hatte, ein beſoldeter Agent der Polizei zu ſein. *)

Der unfähige Kommandeur der Bürgerwehr legte ſeine Stelle nieder. Das von ihm geführte 8. Bataillon entſetzte ihn zu gleicher Zeit ſeines Kommando's. Ein Verſuch ſeinerſeits, in einem Briefe an den Präſidenten der Nationalverſammlung am andern Tage, die Bürgerwehr als unzuverläſſig und pflichtvergeſſen darzuſtellen, mißlang vollſtändig. Schon eine Stunde darauf mußte er jene Erklärung ſchriftlich widerrufen.

Unſinnige oder verrätheriſche Aufhetzung des niedern Volks auf der einen, Unfähigkeit und Pflichtvergeſſenheit der exekutiven Gewalten auf der andern Seite hatten ſo ein Ereigniß herbeigeführt, das von allen Freunden der Freiheit verabſcheut, in ſeinen Anfängen erklärlich, verbrecheriſch in ſeiner Ausführung, ſchimpflich und ſchmachvoll in ſeinem Ausgange, ganz geeignet war die öffentliche Meinung gegen die Hauptſtadt irre zu leiten, und der Reaktion und ihren Abſichten in die Hände zu arbeiten. Aus dieſem ſo leicht zu verhindernden **)

*) Perſonen und Zuſtände Berlins II, S. 49.

**) „Die Behörden, welche in gänzlicher Unthätigkeit und Zurückhaltung verharrt, hatten offenbar den Anſchein auf ſich geladen, als wollten ſie es mit Abſicht zu einem neuen Zuſammenſtoß kommen laſſen." Brockhaus Gegenwart 22, S. 388.

Attentate unbewaffneter Rotten ſchmiedete die Reaktion, deren Organ, die Neue Preußiſche Zeitung, am zweiten Tage nach demſelben erſchien, den erſten ſtarken Nagel zum Sarge der Preußiſchen Märzrevolution.

Kapitel IX.

Das Ende des Miniſteriums Camphauſen.

Das Miniſterium Camphauſen ward nicht geſtürzt, es zerbröckelte. Am 17. Juni machte der Miniſterpräſident der Nationalverſammlung die Anzeige, daß die drei Miniſter, des Kriegs, des Auswärtigen und der geiſtlichen Angelegenheiten ihre Entlaſſung genommen hätten, für den erſteren aber der General Roth von Schreckenſtein bereits ernannt ſei. Drei Tage ſpäter zeigte der Miniſterpräſident ſelber ſchriftlich an, daß auch er ſeine Entlaſſung eingereicht habe. Daß Camphauſen abtreten werde, war ſchon am Tage nach dem Erſcheinen des Prinzen von Preußen in der Nationalverſammlung öffentliches Geheimniß. Die Verzögerung des Schrittes um zwölf Tage ſchrieb man, wahrſcheinlich mit Recht, allgemein auf Rechnung von Gründen, welche der perſönlichen Hingebung des Mannes an die Sache der Dynaſtie, deren „Schild“ er geweſen, zur Ehre gereichten.

Zuvor jedoch hatte der Miniſterpräſident noch zwei wichtige Maßregeln eingeleitet. Am Tage nach dem Zeughauseinbruche hatte er erklärt, daß

das Miniſterium ſich bewogen gefunden: drei Landwehrbataillone mobil zu machen, welche gemeinſchaftlich mit der Bürgerwehr für die Aufrechthaltung der Ordnung ſorgen ſollten, und zweitens, die Polizei durch Errichtung einer kräftigen Schutzmannſchaft, der ſpätern Konſtabler, zu verſtärken. Durch die erſtere dieſer beiden Maßregeln ward die ohnehin noch immer jeder feſten Organiſation entbehrende Bürgerwehr aufs Neue geſchwächt und geſpalten. Sie verlor durch dieſe Trennung ſehr weſentliche Anhaltspunkte ihrer militairiſchen Ausbildung, während zugleich der junge kräftige und für Freiheit empfänglichere Theil der Berliner Bevölkerung der Führung ſelbſt gewählter Vorgeſetzten entzogen, unter den Befehl von Militairoffizieren geſtellt, und den alten militairiſchen Strafgeſetzen unterworfen wurde. Die Nationalverſammlung erhob hiegegen keinen Einſpruch, ſtellte aber durch einen an demſelben Tage gefaßten Beſchluß ganz im Gegenſinne zu dieſen Maßregeln ihre eigene Sicherheit unter den Schutz der Berliner Bevölkerung. Seit dieſem Tage blieb das Haus der Verſammlung ohne Beſetzung durch Bürgerwehr, deren maſſenhafte Aufſtellung früher ſich eben ſo aufreizend als nutzlos erwieſen hatte. Die Folge davon war, daß Monate lang nicht die geringſten Störungen vorfielen, und ſelbſt der Andrang der Neu-

gierigen sich beträchtlich minderte. Zu gleicher Zeit beschloß die Nationalversammlung, auf den Antrag Waldeck's und Wachsmuths, die Revision des Verfassungsentwurfs durch eine eigene Kommission, wobei Waldeck das Ministerium auf die dringende Nothwendigkeit hinwies, zur Beschleunigung des Verfassungswerks und zur Beruhigung des Landes, die noch immer zurückgehaltenen organischen Gesetze endlich einzubringen. Die Verzögerung der Verfassungsberathung gehört zu den Hauptvorwürfen, welche später der Nationalversammlung gemacht worden sind. Die unparteiische Prüfung ergiebt die Thatsache, daß diese Verzögerung vorzugsweise durch Schuld der Regierung herbeigeführt wurde.

Das Ministerium Camphausen, bei seinem Antritte von dem ganzen Lande mit Jubel begrüßt, war Schritt vor Schritt durch seinen Mangel an Energie, und durch die Thätigkeit einer von ihm selbst möglich gemachten, oder durch seine Schuld möglich gebliebenen Kamarilla in eine Stellung hinabgedrängt worden, in welcher es sich, statt auf die Partei der Freiheit, vielmehr auf die loyalen Adressen des altroyalistischen oder scheinkonstitutionellen Preußenthums stützen mußte. Mit der Nationalversammlung und ihren sich bildenden Parteien ohne Verbindung, die Befestigung einer starken Regierungspartei in derselben, zu welcher alle Ele-

mente reichlich vorhanden waren, vernachläſſigend, ſah es die Anarchie, ſein Schreckbild, nur in den einzelnen unruhigen Auftritten, welche unter ſeinen Augen auf den Straßen der Hauptſtadt vorgingen, aber nicht in dem, gegen die ganze neue Richtung Preußens aufgeregten Beamtenthum, Adel und Militair. Von der Hofpartei unaufhörlich in ſeiner Wirkſamkeit durchkreuzt und gehindert, an ſich ſelbſt und an der Löſung ſeiner Aufgabe verzweifelnd, verlaſſen von denen, für die er ſo viel geopfert, gedrängt zu energiſchem Einſchreiten gegen die Revolution in einem Sinne, den er trotz aller dynaſtiſchen Anhänglichkeit nicht zu dem ſeinigen zu machen vermochte, mißgeſtimmt und gekränkt durch getäuſchte Hoffnungen entſchloß ſich Camphauſen zur Abdankung. Die Erklärung dieſes Schrittes, welche er in ſeiner Rede vom 26. Juni zu geben unternahm, war in ein gewiſſes Dunkel gehüllt, welches von der gewöhnlichen Klarheit ſeiner Darſtellung befremdend abſtach. „Die Zwecke ſeines Miniſteriums“, hieß es, „ſeien erreicht, die Nationalverſammlung vereint, der Thronfolger zurückgerufen, organiſche Geſetze vorbereitet oder angeregt, die Nothwendigkeit allgemeiner durchgreifender Reformen immer allgemeiner anerkannt, ſo wie die Nothwendigkeit energiſchen Handelns zur Aufrechthaltung der Ordnung. Das Miniſterium

der Vermittlung mußte ſich in ein Miniſterium der Ausführung verwandeln.“ Was hielt ihn ab, ſich dieſer Aufgabe zu unterziehen? Der wahre Sinn, welchen dieſe Phraſen nur halb zu verhüllen vermochten, war unſchwer zu erkennen. Camphauſen trat ab, weil er ſich zur konſequenten Durchführung der Märzrevolution zu ſchwach, und zugleich zur Durchführung einer energiſchen Regierung, wie man ſie von ihm in Potsdam verlangte, in ſeinem politiſchen Gewiſſen außer Stande fühlte. Sein letztes Wort an die Nationalverſammlung war ein warnendes, von zukunftſchwangerer Bedeutſamkeit, ein tröſtend rathendes, an deſſen Troſt und Rath er doch kaum ſelbſt zu glauben ſchien. „Möge — ſchloß er, das Selbſtvertrauen in dieſer Verſammlung nicht fehlen. Sie kann das erwünſchte Ziel erreichen, in ihrer Hand allein liegt es, wie bald die Verfaſſung des Landes zur unwiderruflichen Feſtſtellung gelangt.“ Scheint es nicht, als hätte der ſcheidende Miniſterpräſident mehr als geahndet, daß die Erreichung des Zieles nur eine Möglichkeit keine Nothwendigkeit ſei?

Ein Gefühl banger Ahnung ergriff die Verſammlung bei der Nachricht von Camphauſens Abtreten. Zwar wenn man ſeine Wirkſamkeit überſah, erſchien das Bedauern über ſeinen Austritt

wenig gerechtfertigt. Aber was man auch gegen ihn und sein Handeln einwenden mochte: in Einem waren die Stimmen aller Parteien überein: daß mit diesem edelherzigen, redlichen und ehrenhaften Charakter ein guter Geist von der Leitung des Staats gewichen, und die Hoffnung auf friedliche Einsammlung der Früchte der Märzrevolution beträchtlich verringert sei. Camphausen selbst aber war der personifizirte Ausdruck dieser Märzrevolution in ihrer unklaren Halbheit, ihrer Sentimentalität und in ihrem Vertrauen. Wie Heinrich von Gagern, gehört auch er zu den Männern, welche dadurch, daß sie auf die Großherzigkeit einzelner hochgebornen Menschen, ein gläubiges Vertrauen setzten, das sie dem guten ehrlichen und mäßigen Sinne ihres Volks versagten, sich selbst und das Vaterland getäuscht, und Deutschlands erste Freiheitserhebung zu schmählichem Ausgange geführt haben. Mit schwerem Herzen, aber unbedenklich, wird der Historiker das Urtheil eines Zeitgenossen unterschreiben müssen: „daß die Schwäche des Ministeriums Camphausen das in seinem Siege über den überrumpelten Gegner hochherzige und großmüthige Preußische Volk um die blutig errungenen Früchte der Märzrevolution gebracht hat.“

Drittes Buch.

Das Miniſterium der That.

Kapitel I.

Revolution und Reform.

Das erſte Miniſterium der Revolution war abgetreten. Niemand wußte ſo recht eigentlich aus welchem Grunde. Die Nationalverſammlung hatte es entſchieden nicht geſtürzt. Die Krone hatte öffentlich noch weniger Grund, mit ihm unzufrieden zu ſein. Es war geſtürzt wie ein ſchlechter Reiter, der ſich angſtvoll von ſeinem muthigen Pferde hinuntergleiten läßt, weil er bei der etwas lebhafteren Bewegung deſſelben das Durchgehen fürchtet.

„Der Menſch kann in keine gefährlichere Lage verſetzt werden, als wenn durch äußere Umſtände eine große Veränderung ſeines Zuſtandes bewirkt wird, ohne daß ſeine Art zu empfinden und zu denken gehörig darauf vorbereitet iſt. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entſteht ein nur um deſto größerer Widerſpruch, je weniger der Menſch bemerkt, daß er zu dem neuen Zuſtande noch nicht ausgebildet ſei.“ Die Geſchichte der Preußiſchen Revolution von 1848 liefert den Beweis, daß dieſes Wort

unſers größten Dichters von den Völkern ſo gut wie von Einzelmenſchen Geltung hat.

In Preußen, wie faſt in ganz Deutſchland, hatte die Märzrevolution das Volk und die neuen Staatsmänner eben ſo überraſcht, wie die Fürſten und die alten Regierungen. Auf eine Reform war Alles vorbereitet geweſen, auf eine Revolution Niemand. Denn nicht Tyrannei, die auf allen laſtet, hatte bis dahin in Preußen und Deutſchland geherrſcht, ſondern nur Unfreiheit, welche mit ihrem ſchwerſten Gewichte allein diejenigen drückte, die ſich bereits innerlich frei gemacht hatten, die Gebildeten. Nur vollſtändige Tyrannei aber iſt überall und immer die Mutter politiſcher Revolutionen und politiſcher Freiheit geweſen. So in den Niederlanden unter Philipp und Alba, ſo in England unter Karl I. und Jakob II., ſo in Frankreich nach der Vollendung der Despotie unter dem vierzehnten Ludwig und ſeinen Nachfahrern. Eine Revolution war auch die Bewegung des Jahres 1848 in Italien und Sizilien, wo jeder die Unerträglichkeit des einheimiſchen und fremden Regierungsdespotismus ſeit einem halben Jahrhundert empfand, wo die bodenloſe Schlechtigkeit der Staatsverwaltung in ihren Reſultaten der allgemeinen Armuth, des Elends und der Entſittlichung vor aller Augen ausgebreitet lag.

In Preußen, in Deutſchland war es anders.

Die hier herrschende Unfreiheit ward nicht empfunden von der ungeheuren Mehrzahl selbst der mittlern Klassen; die Besitzenden fühlten sich durchschnittlich wohl in dem Zustande von Ruhe und Ordnung, der Jedem Freiheit genug ließ, seinen Kohl zu bauen, und für sein Wohl zu sorgen, wenn er es nur nicht unternahm, gegen die büreaukratische Unfehlbarkeit eines aufgeklärten Despotismus Zweifel zu erheben, oder sich überhaupt um Staat und Staatsdinge mit seinem beschränkten Unterthanenverstande zu bekümmern. Beschwernisse gab es allerdings in Menge, und Opposition gegen die Regierungen war eben deßhalb vielfach vorhanden. Sie war sogar unter der gesammten Bildung verbreitet, sie hatte selbst in die weitschichtige Beamtenwelt und unter der Aristokratie Eingang gefunden. Aber man trieb sie dort mit wenigen Ausnahmen mehr als eine Art Genuß, als pikantes Reizmittel des eigenen Behagens. Die Nothwendigkeit der Reformen ward allgemein gefühlt, aber man hoffte ihre Erledigung auf friedlichem Wege der Verständigung oder als Weihnachtsgabe väterlicher Großmuth. Daß es mit der deutschen Vielstaaterei ein Ende nehmen müsse, wenn endlich einmal aus Deutschland etwas werden solle, war die Ueberzeugung auch der loyalsten Patrioten. Daß man sich's dazu auch etwas kosten lassen, vielleicht das Läuterungsfeuer eines tüchtigen National-

kriegs zum Behufe dieſer Um- und Einſchmelzung Deutſchlands beſtehen müſſe, mochten einige Beherzte zugeben. Aber an die Nothwendigkeit einer Revolution für das gottbegnadigte Ausnahmevolk der Germanen glaubte kein ächter Deutſcher, und die wenigen Einſichtigen, welche etwa an ihre ferne Möglichkeit glaubten, fürchteten ſie weit mehr als ſie dieſelbe hofften. Wenn es nun dennoch für Preußen im März des Jahres 1848 anſcheinend zu einer Bewegung kam, welcher ſelbſt offiziell der Name einer Revolution nicht geweigert werden mochte, zu einer Revolution, welche, wie wir bald ſehen werden, ein preußiſches Miniſterium als ſolche ausdrücklich anerkannte, ſo lag der Grund davon in folgenden Dingen.

Zunächſt und obenan in der Reihe derſelben ſteht der jähe Sturz des Friedensnapoleons durch die Pariſer Februarrevolution, welcher diesmal in der That, Dank dem Wahnwitz Louis Philipps und ſeines Guizot, den Talisman zerſchlug, der den Dämon der Revolution gefeſſelt hielt. Dieſer Talisman hieß Reform. Auf eine franzöſiſche Umwälzung hatte der deutſche Liberalismus, der überall bei der geringſten Bewegung an das über ganz Deutſchland geſpannte Eiſendach des Bundesdespotismus mit dem Kopfe anſtieß, ſeit achtzehn Jahren ſeine langathmigen Hoffnungen geſetzt. Jetzt war ſie

da, blitzschnell, radikal, überwältigend. Die über Nacht aus ihrem Haupte gesprungene Republik streckte ihren versteinernden Medusenschild den deutschen Gewalthabern entgegen, während der fernher schallende Siegesjubel der Pariser Freiheitskämpfer selbst die Herzen der Zaghaftesten entfesselte. Da erscholl auch in Deutschland, wo im vergeblichen Ringen so viele Einzelne sich ein Menschenalter lang abgemüht, der Ruf jener Begeisterung, die mit Einemmale „Alle Mann hoch“ zum Heben und Drängen aufrief. Und vor der vereinigten Kraft hob sich die Last, und es wich das Dach des Despotismus aus seinen Fugen, schneller und leichter als es die Hoffnungsreichsten geahnt.

Denn der Unglaube der Gewalthaber an die Möglichkeit solcher allgemeinen Erhebung wich plötzlich der erstarrenden Furcht, als das Unmöglichgehaltene geschah. Noch waren die alten Waffen des Despotismus in ungeschwächter Kraft vorhanden; aber der Arm, der sie führen sollte, war plötzlich erlahmt in dem sinneverwirrenden Schrecken. In Preußen ward ein Volksaufstand der Hauptstadt gegen polizeiliche und soldatische Brutalität zur Revolution durch die persönliche Haltung des Königs, der im entscheidenden Augenblicke das Schwert von sich warf, und der bewaffneten Empörung ihre Forderungen gewährte.

Leichter Sieg iſt der Vater des Uebermuths. Hier nun war, oder ſchien, in wenig Stunden ein Sieg erfochten, ſo unglaublich, ſo leicht, mit verhältnißmäßig ſo geringen Opfern, daß es ein Wunder geweſen wäre, wenn er die Partei, welche ſich der lockenden Früchte dieſes Siegs zu bemächtigen ſtrebte, nicht hier und da zum beſinnungsloſen Uebermuthe verleitet hätte. Uebermuth aber ſchlägt ſeinen eignen Herrn.

Die Conzeſſionen des Königs überſchritten gleich anfangs weit die kühnſten Hoffnungen der bisherigen liberalen Oppoſition. Die Haupter derſelben, jetzt zur Geſtaltung des neuen Preußens berufen, oder durch die zwingende Macht der augenblicklichen Noth der Krone aufgedrungen, ſahen ſich von vornherein auf Mäßigung angewieſen. „Mäßigung aber beſteht ſchwer gegen treibende Kraft.“ Von Begeiſterung und ſelbſt vertrauender, entſchiedener Zuverſicht verlaſſen, führt ſie nothwendig zu jener ſchwankenden Halbheit, wie wir ſie in dem Miniſterium Camphauſen geſehen. Was Heinrich von Gagern anderthalb Jahre ſpäter von der allgemeinen deutſchen Revolution und ihrer legitimen Vertretung, dem deutſchen Parlamente, öffentlich bekannte: „Von Haus aus war die Majorität des Parlaments konſervativ, aber unglücklicher Weiſe hatte ſie keine kräftige Regierung zur Seite“, das paßte, wie wir

in dem vorigen Buche gesehen haben, genau auf die preußische Revolution und ihre Vertreterin, die preußische Nationalversammlung. Auch ihr fehlte dieser Anhalt einer starken Regierung, stark im Durchführen der leicht gewonnenen, aber schwer zu behauptenden Freiheit; nicht minder stark und entschieden im Niederhalten eines frechen und bethörten Pöbels der Hauptstadt, der von erbärmlichen Demagogen angeleitet wurde, sich mit dem Volke Preußens zu verwechseln.

Das schwache Ministerium Camphausen hatte die nicht besiegte, sondern nur durch den ungeahnten Schlag betäubte Partei des alten Systems zur Besinnung kommen lassen. Zur Besinnung gekommen, schämte sie sich ihrer bewiesenen Schwäche, und erkannte den Leichtsinn und die Schwäche der Sieger. Ein Gegner, der begreift, daß er durch eigne Schuld besiegt worden, ist doppelt furchtbar für seinen Besieger. Rückfälle sind gefährlicher wie die Krankheit. Einem solchen Rückfalle führte die Politik der ersten Staatsmänner der preußischen Revolution ihr Vaterland unbewußt entgegen.

Die geschlagene Partei kam zur Besinnung. Die große Masse der Privilegirten, welche in Preußen, wie überall in ganz Deutschland, ohne Statuten, nur durch den Instinkt des Gemeingefühls verbündet und verschworen sind zur Aufrechthaltung

eines Zuſtandes, der ihnen die Vortheile und Vorrechte ihrer Exiſtenz gewährleiſtet, ſchloß ſich, von der gemeinſamen Gefahr gedrängt, auf das Engſte aneinander. Die Soldatokratie, der Adel und die Büreaukratie, die Pfaffen, die Royaliſten und die excluſiven Chriſten rückten eng zuſammen. Die Altkonſtitutionellen und die Landtagsreformer des Jahres 1847, von der Strömung der Ereigniſſe überflügelt, hatten nicht weit zu einem Anſchluſſe an jenes erſte Treffen der Reaktion. Die Grundbeſitzer, die Börſenſpekulanten, die Männer der Induſtrie und des Geldes — die Bourgeoiſie im politiſchen Sinne des Worts, wurden von der Furcht vor einer ſozialen Umwälzung ſehr bald in daſſelbe Heerlager getrieben. Die Reaktion ſah ſich im Beſitze einer Fülle von Mitteln zur Verwirklichung ihrer Pläne. Sie beſchloß Hand an das Werk zu legen, aber mit Vorſicht. Denn zunächſt galt es, die konſtitutionellen Führer alten Stils abzunutzen, die Beſorgniſſe der Bourgeoiſie vor dem Proletariate durch berechnete Nachſicht und Schwäche gegen Pöbelemeuten in der Hauptſtadt, oder auch wohl durch Beförderung von dergleichen zu ſteigern, das Landvolk zu bearbeiten, das Heer neu zu kräftigen, die royaliſtiſche Partei überall zu organiſiren, und die Nationalverſammlung, der man das Geſchäft der Verfaſſungsberathung erſchwerte und verzögerte, möglichſt zu

diskreditiren; vor allem aber die Fehler und Schwächen der revolutionären Partei nach Kräften auszubeuten. Erst nach solchen Vorbereitungen durfte es rathsam scheinen, das Werk der Reaktion kräftig und entschieden anzugreifen, das Schwert der Contrerevolution zu ziehen und die Scheide wegzuwerfen. Dies Schwert war die Armee, das Heer, welches man in den dreiunddreißig letzten Jahren der Freiheitsunterdrückung zum blinden gehorsamen Werkzeuge der Gewalt erzogen und gebildet, das Heer, welches ein soldatischer Staatsmann Preußens schon im Juli des Jahres 1848 laut vor aller Welt, „die einzige, noch fest und aufrecht stehende Säule" nannte, „welche den letzten Rest der (alten) Ordnung trägt", und „die wohl bald auch in Deutschland, wie in Frankreich schon jetzt, der Mittelpunkt werden wird, um welchen sich das neue Gebäude aufbaut!"*) Das neue Gebäude des konstituirten Absolutismus und der auf die Gewalt der Bajonette gegründeten Willkürherrschaft, gesichert durch das Schattenbild einer Konstitution, welche ihr die nöthigen gesetzlichen Formen für ihr Handeln gewährte. Die Berufung auf Frankreich war verhängnißvoll, wie die ganze Prophezeihung, welche

*) Die deutsche Centralgewalt und die Preußische Armee (von Oberst v. Griesheim geschrieben am 23 Juli 1848).

sich im vollen Umfange ihres Inhalts erfüllen sollte. Das Heer, die einzige wohlgepflegte meisterhaft organisirte Schöpfung des Absolutismus, hat sich bewährt; diese Institution, aufgenährt mit dem Marke des Landes, begünstigt durch Vorrechte aller Art, hat ihren Schöpfern den Dank dafür abgetragen. Die Ordnung der Dinge in Preußen und Deutschland ruht, in dem Augenblicke, wo wir diese Worte niederschreiben, statt auf den Grundsäulen des Rechts, des Gesetzes der Freiheit und eines für seine Verfassung begeisterten Volks, einzig und allein auf den Spitzen der Bayonette des Preußischen Heeres.

Kapitel II.

Das erste Auftreten des neuen Ministeriums.

Unter dem Donner der furchtbaren Pariser Straßenschlacht, in welcher der Diktator Cavaignac an der Spitze der Bourgeoisie die erste gewaltige Erhebung der sozialen Demokratie niederschmetterte, trat (25. Juni) das zweite Ministerium der Preußischen Revolution zusammen, verhieß der Begründer desselben, der Minister Hansemann (26. Juni), der Preußischen Nationalversammlung ein „Ministerium der That".

Das neue Ministerium Auerswald-Hansemann, in welchem der erstgenannte dieser beiden Männer nur nominell den Vorsitz führte, während der letztere thatsächlich die Präsidentur übernahm, war freilich kein Kammerministerum im konstitutionellen Sinne. Aber es zeigte wenigstens formell eine Annäherung an die Grundsätze des Konstitutionalismus. Man hatte bei seiner Zusammensetzung mit dem Handelsminister, Fabrikanten Milde, bisherigen Präsidenten der Nationalversammlung, die Rechte, mit dem Unterrichtsminister Rodbertus, welcher indessen schon nach wenigen Tagen wieder austrat,

das linke Centrum, mit dem Minister des Ackerbaues, Stadtsyndikus Gierke von Stettin, das Centrum berücksichtigt. Die übrigen Mitglieder waren der Kriminalgerichtsdirektor Märker für die Justiz; Regierungspräsident Kühlwetter Minister des Innern. General Schreckenstein als Kriegsminister, Hansemann als Minister der Finanzen waren aus dem abgetretenen Ministerium in das neue übergegangen. Das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm der Ministerpräsident Rudolf von Auerswald, der Träger des spezifischen Preußenthums. Wir werden die Entstehungsgeschichte dieses Ministeriums und die in ihm enthaltenen disparaten Elemente weiter hin zu schildern versuchen.

Die schlimmste Kritik des so eben abgetretenen Ministeriums lag in dem Titel, welchen das neue durch den Mund des Ministers Hansemann bei seinem Auftreten für sich in Anspruch nahm. Das „Ministerium der That", welches der Begründer desselben der Nationalversammlung und dem Lande verhieß, stempelte von selbst seinen Vorgänger zu einem Ministerium der Thatlosigkeit. Dennoch wird sich aus dem Verlaufe der Geschichte des neuen Ministeriums ergeben, daß es nur eine Fortsetzung des alten war, und daß die Aufgabe des letzteren: einen vermittelnden Uebergang aus

dem vormärzlichen in einen neuen Zuſtand zu bewirken, auch für das neue Miniſterium dieſelbe blieb

Das Programm, mit welchem das Miniſterium Hanſemann-Auerswald am 26. Juni vor die Nationalverſammlung trat, enthielt folgende Hauptgrundſätze, durch welche es ſich von dem bisherigen Miniſterium zu unterſcheiden vermeinte. Das Miniſterium Hanſemann-Auerswald, indem es „die dauerhafte Begründung der konſtitutionellen Monarchie auf der Grundlage des Zweikammerſyſtems und der gemeinſchaftlichen Ausübung der geſetzgebenden Gewalt durch beide Kammern und die Krone“ als ſeine Baſis betrachtete, erklärte erſtens: daß es ſich die Bildung einer erſten Kammer auf eine volksthümlichere Weiſe als in dem früher vorgelegten Verfaſſungsentwurfe gefallen laſſen wolle. Zweitens: „daß es die denkwürdigen Ereigniſſe des Monats März als eine Revolution anerkenne, deren ruhmvoller Charakter darin beſtehe, daß ſie ohne Umſturz aller ſtaatlichen Verhältniſſe die konſtitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht habe.“ Drittens: daß es die eifrigſte Bemühung des Miniſteriums ſein werde, „die Vereinbarung der Verfaſſung auf genügender Grundlage zum baldigen Ziele zu führen.“ Daneben verlangte das neue Miniſterium die Stärkung der Staatsgewalt als nothwendig zum Schutze der erworbenen Freiheit

gegen Reaktion und Anarchie und zur Wiederherstellung des gestörten Vertrauens. Es stellte Gesetzvorschläge in Aussicht „zur Abänderung der nothwendigsten, mit der neuen Staatsverfassung nicht mehr zu vereinbarenden Verhältnisse, über Bürgerwehr, über Befreiung des Eigenthums von den Fesseln, welche dessen vortheilhafte Benutzung in einem großen Theile der Monarchie lähmten, — über eine freisinnige Gemeinde- und Bezirksverwaltung, — über Reorganisation der Rechtspflege und über Reformation der Steuergesetzgebung, namentlich Aufhebung der Steuerbefreiungen. Ueber das Verhältniß von Kirche und Schule, über die Finanzlage, über irgend eine Umgestaltung des Heerwesens, so wie über die auswärtige Politik enthielt das Programm keinerlei Andeutung.

Aber auch jene Hauptgrundsätze waren weit entfernt, den Erwartungen der Liberalen zu genügen. Die „volksthümlichere Bildung" der ersten Kammer entbehrte jeder näheren Bestimmung. Die Anerkennung einer „Revolution", welche die staatlichen Verhältnisse nicht umgestürzt und ein „Recht" zur Geltung gebracht haben sollte, das vor der Vollendung der neuen Verfassung noch gar nicht bestand, wollte gar vielen weit eher als eine Verläugnung der Revolution und des einzigen Rechts bedünken, von dem in Verbindung mit der Revolu-

tion gesprochen werden konnte: des Rechts, auf Grund des gestürzten alten Systems die neue Freiheit in einer konstitutionellen Verfassung durch die Repräsentanten der Nation zu begründen. Die „genügende Grundlage“ der Verfassung endlich, welche statt der „breitesten“ beliebt wurde, erschien sogar als ein offenbarer Rückschritt. Bei dem bisherigen Ausdrucke der breitesten Grundlage war der demokratische Inhalt nicht zu verkennen gewesen; die „genügende“ Grundlage schien jedes Inhalts zu entbehren, mit Ausnahme desjenigen, welcher etwa dem neuen Ministerium als genügend erscheinen mochte. Schon bei dem Auftreten des Ministerium Hansemann-Auerswald hieß es allgemein, dasselbe sei die äußerste Konzession, welche die Krone an die öffentliche Meinung zu machen gedenke. Weiter werde man in Potsdam nicht gehen. Gelinge es demselben nicht, das Werk der erstaurirenden Eindämmung der Revolution zu vollbringen, so werde man versuchen, den Gordischen Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen.

Die Seele dieses neuen Ministeriums war, wie erwähnt, der Finanzminister David Hansemann, wie er die Hauptstütze des alten gewesen war. In dieses Mannes Hand schien es gelegt, die durch Camphausens energieloses Zaudern fast verlorene Sache einer Revolution zu retten, die ihn, den Wollhändler

von Aachen, an die Spitze des Preußischen Staats gestellt hatte. Die Aufgabe war schwer, aber nicht unmöglich, sie wurde es erst, als der Nachfolger Camphausens sich entschloß, jene Politik seines Vorgängers, welche sich als Schild der Dynastie betrachtete, zu der seinigen zu machen.

Hansemann war, als er das neue Ministerium gründete, noch immer der populärste Name aus der Zeit der vormärzlichen Opposition, wie er der gefürchtetste Gegner des alten Systems gewesen war. „Wo es sich um Geldsachen handelt, da hört die Gemüthlichkeit auf!“ Diese Worte, mit denen er damals auf dem Vereinigten Landtage der Regierung den Fehdehandschuh einer unerbittlichen Finanzpolemik hingeworfen hatte, fanden tausendfachen Widerhall in der Bourgeoisie, selbst bei solchen Leuten, die sich weder um den Rechtsboden des Herrn von Vincke, noch um die idealen Humanitätsprinzipien, von denen aus Beckerath das alte System angriff, sonderlich kümmerten. Der Bourgeois, der sich sonst Alles gefallen lassen mochte, wollte wissen, wo sein Geld bleibe. Der rheinländische Handelsherr, welcher ohne das sonst beliebte gemüthliche Vertrauen auf Beantwortung dieser Frage drang, war sein Mann geworden. Und schwerlich konnte er einen tüchtigern im Königreiche finden, als den Mann, der Alles durch eigene Kraft geworden, Autodidakt im vollen

Sinne des Worts, abgesagter Feind der Büreaukratie und der Aristokratie, bewährt durch eine jahrelange liberale Opposition, ungebrochen durch die entmannende Zucht einer Beamtenkarriere alten Stils, praktische Erfahrung mit tiefer finanzieller Einsicht, Verstandesschärfe mit Energie, leichte Rührigkeit mit zäher Ausdauer verband. Hansemann war auf die erste Kunde der Berliner Revolution nach der Hauptstadt geeilt. In einer Zeit, wo fast Alles den Kopf verloren hatte, wo die charakterlose Unselbstständigkeit der alten Büreaukratie in ihrer vollen Schwäche zu Tage trat, imponirte er durch seine gefaßte, besonnene Haltung. Diese ruhige Besonnenheit verließ ihn auch später nicht. Sie entsprang einem Selbstvertrauen, dessen Uebermaaß in einem Momente, wo den neuberufenen Staatslenkern fast jedes Selbstvertrauen fehlte, eher für eine Tugend als für einen Fehler gelten konnte. Populär durch sein äußeres Wesen und Behaben, durch den Gegensatz seiner bürgerlich familiären Einfachheit zu der früheren preußischen Ministerialgrandezza, war er eine Zeitlang sogar der Mann des Volks. Die Angriffe der Straßenpresse, welche kein Mitglied des Ministeriums Camphausen verschonte, machten mit ihm, „dem einzigen rechten ganzen Mann“, wie ein Pamphlet ihn nannte, allein eine Ausnahme. Auch sehnte sich Niemand darnach, das Hotel des Finanzmi-

niſters einzunehmen, an deſſen Façade die unter ihrer Laſt keuchenden Steinrieſen ſehr treffend die ungeheure Bürde verſinnlichten, welche auf den Schultern des neuen preußiſchen Schatzminiſters laſtete. Selbſt die demokratiſche Miniſterliſte der verunglückten Revolution vom 15. bis 16. Mai beließ ihn allein von allen Miniſtern auf ſeinem Poſten. Ebenſo überſah man es auch Anfangs, daß er bei der Auflöſung des Miniſterium Camphauſen allein in ſeiner Stelle verharrte. Während ſeine Gegner darin einen ebenſo ungemeſſenen als unkonſtitutionellen Ehrgeiz fanden, ſah die Mehrzahl darin eben nur eine Ausnahme, welche ſich für ein von den prinzipiellen politiſchen Fragen vielfach geſondertes Departement, wie das der Finanzen, von ſelbſt verſtehe. Dazu kam, daß man glaubte, nur Camphauſen habe die Entfaltung größerer Energie zur Sicherſtellung der Erwerbniſſe der Märzrevolution gehindert. Jetzt, hoffte man, ſollte es anders werden. Ein kräftiges, entſchloſſenes Miniſterium, geſtützt auf eine ſtarke Kammermajorität, das ſeine Aufgabe darin ſetzte, die Verſprechungen des März ſo ſchnell als möglich zu Erfüllungen zu machen, ſchien vielen durch Hanſemanns jetzt überwiegenden Einfluß verbürgt. Was wollte man mehr?

Die alſo Hoffenden hatten nur einen Umſtand außer Acht gelaſſen. Hanſemann war ein liberaler Whig, und als ſolcher ein vortrefflicher Miniſter in

einem bereits konsolidirten konstitutionellen Staate mit ausgeprägten Parteien. Aber er war kein Staatsmann, der befähigt oder geneigt gewesen wäre, eine Konstitution auf der breitesten Grundlage, wie sie eine Revolution gelegt hatte, aufbauen zu helfen. Er versuchte mit Camphausen zunächst die Revolution, die ihm ungelegen gekommen war, zu leugnen. Als er sich dennoch später genöthigt fand, die Anerkennung dieser Thatsache auszusprechen, that er es mit schwerem Herzen und in einer Weise, welche die Anerkennung fast wieder aufhob. Seiner Ansicht nach hatte eigentlich der alte Landtag alles gemacht, und auch ohne die Märzrevolution hätte man die Früchte derselben ernten mögen, wenn man nur zu warten verstanden. Wie lange? danach zu fragen fiel ihm nicht ein, und doch hätte er lange warten mögen, ehe der alte Landtag mit vierjähriger Wiederkehr ein Ministerium Hansemann gesehen hätte, an das im Jahre 1847 zu denken fast Wahnsinn schien. Dazu kam noch ein zweiter Umstand. Auch Hansemann überschätzte die treibende Kraft der revolutionären Bewegung in Preußen, während er die Kraft, die Hülfsquellen und Mittel des besiegten Systems unterschätzte. Gegner behaupten, daß das Umgekehrte der Fall war, und daß er sich für beide Fälle zu sichern strebte. Die Einen wie die Andern können recht haben — für verschiedene Perioden

seiner Laufbahn. Zu Anfang derselben aber schien er offenbar der ersteren Ansicht. Sein Selbstvertrauen glaubte mit der Reaktion leicht fertig werden zu können, wenn er nur die Bewegung erst gemeistert und zur Ruhe gebracht haben würde, die Bewegung, in der er nur die Anarchie sah, den Feind des „Kredits und des öffentlichen Vertrauens“. Darum war sein drittes Wort: „eine starke Regierung“, stark nicht durch die moralische Kraft, sondern durch die Macht der Gewaltmittel. Er wollte erst wieder die alte Ruhe und Ordnung des alten Polizeistaats völlig hergestellt sehen, die Hauptstädt wieder voll Soldaten, das Bürgerwehrwesen zur unschädlichen Formalität beseitigt: dann werde sich Alles machen, dann die Freiheit in Ruhe befestigen lassen. Die Freiheit nämlich, wie sie der Bourgeois verstand, der Minister gewordene, lange bevormundete, preußische reiche Bourgeois, der die Büreaukratie demüthigen und die Unterschiede zwischen Aristokratie und Bourgeoisie nivelliren, oder vielmehr der Bourgeoisie zu den Vortheilen der Aristokratie verhelfen wollte. Darum war der Census die Seele seines politischen Systems. Abgeschlossen und fertig in sich, Feind jedes idealistischen Gedankens, belächelte er mitleidig auch die sozialen Ideen, welche zwar nicht im tollhäuslerischen Utopismus das Glück, aber doch die Abwehr menschenunwürdigen Elendes für

alle Staatsgenoſſen zur Aufgabe der ſtaatlichen Geſellſchaft machen. Der Staat im alten Sinne war ihm das Höchſte. Für den Staat ſei die Aufgabe: Freiheit der Konkurrenz, bei welcher ewig nie zu verhindern ſein werde, daß eine große Anzahl Menſchen im Elende, auch im unverſchuldeten, zu Grunde gehe.

Es war nicht anders. Der Miniſter der Revolution, die den Zauberbann der alten Soldaten- und Beamtenherrſchaft in einer glücklichen Stunde zerbrochen hatte, desavouirte in ſeinem Innern die Revolution vollſtändig, und hielt ſie für einen Fehler, der möglichſt bald wieder gut gemacht werden müſſe. In der Märzrevolution ſchien ihm ein ſchädliches Uebermaß von Freiheit gewährt, das zum Heile des Ganzen nothwendig verringert und auf das rechte Maaß gebracht werden müſſe.

Dennoch war ſein Miniſterium kein Miniſterium der Reaktion, wohl aber der Reſtauration. „Die Hauptgefahr für die aus einer Revolution hervorgegangene Freiheit iſt, daß der zuſammenſtürzende Bau der alten Ordnung ſie erſchlägt.“ Darum drang Hanſemann von Anfang an auf ſchleunige Organiſation; und er faſt allein legte wirklich vor allen ſeinen Kollegen thätige Hand an das Werk durchgreifender Veränderungen. Reaktion und Reſtauration verhalten ſich zueinander wie Revolution

und Reform. Die Reaktion verweigert dem neuen politischen Lebensgesetze die praktische Anerkennung; theoretisch so lange sie sich noch schwach, praktisch so bald sie sich stark genug fühlt. Die Reaktion ist theoretische Wühlerei für die Contrerevolution und praktische Durchführung derselben. Die Restauration erkennt das neue politische Lebensgesetz an, aber sie versucht auf gesetzlichem Wege das Neue in einem der Vergangenheit ähnlichen Geiste zu gestalten. Auf solche Vermittelung war Hansemanns Streben gerichtet. Der Fehler dieses Strebens lag nur darin, daß es zu frühe kam. Die Lage der Dinge war von der Art, daß, um ein Wort des alten Schlosser zu brauchen, nur Extreme allein geltend gemacht werden und nur Entschiedenheit noch durchdringen konnte. Wer die Revolution meistern will, hatte selbst der torystische Graf Arnim Boitzenburg im zweiten Vereinigten Landtage ausgerufen, der muß der Bewegung immer einen Schritt voraus sein. Hansemann aber scheute die Extreme und die Entschiedenheit derselben. Weder mit der alten Zeit wagte er offen zu brechen, noch der neuen sich entschieden und rückhaltlos anzuschließen. Die Folge war, daß er es mit beiden Parteien verdarb, und daß er den Haß der Reaktion auf sich lud, ohne das Vertrauen der Partei des Fortschritts zu gewinnen, und seinen gegen die Reaktion gerichteten Plänen den unüber-

windlichen Hebel einer ſtarken Majorität der Nationalverſammlung zu ſichern und zu behaupten.

Dieſe Majorität glaubte freilich Hanſemann für ſein Miniſterium von vorn herein ſicher zu haben, auch ohne daß von ſeiner Seite etwas Wirkſames für eine Gewinnung derſelben geſchah. Wir haben, dieſen Fehler des Mannes, der in ſeinem übergroßen Selbſtvertrauen ſich allen Parteien unentbehrlich achtete, bereits früher hervortreten ſehn *). Gleich am erſten Tage, an welchem das neue Miniſterium in der Nationalverſammlung erſchien (26. Juni), hätte daſſelbe beinah auch ſeinen letzten erlebt, weil der Bildner deſſelben es für gut fand, wieder einmal ohne alle Vorbereitung, ja wie es ſchien ſelbſt ohne vorherige Verabredung mit den übrigen Mitgliedern des Miniſteriums eine Kabinetsfrage zu ſtellen. Der Entwurf einer Antwortadreſſe auf die Thronrede gab dazu die nichtige Veranlaſſung. Man glaubte, das neue Miniſterium werde die Adreſſe fallen laſſen, wie es das ſpäter (18. Juli) auch wirklich that — und war daher allgemein erſtaunt, als der Miniſter die nochmalige Prüfung des Adreßentwurfs durch die Kommiſſion als ein Vertrauensvotum für das neue Miniſterium verlangte. Der Antrag kam

*) Zweites Buch S. 272. — 274. v. Unruh, S. 50. S. 83.

ſofort zur Berathung. Die Centren bemeiſterten ihren Unwillen, und ſtimmten und warben Stimmen für den Antrag, nur um dem Lande eine neue Kabinetskriſis zu erſparen. So war denn auch der Ausfall der Abſtimmung günſtig für das Miniſterium, und der Abgeordnete von Unruh, welcher Hanſemann im eignen Intereſſe des Miniſteriums perſönlich vor Erneuerung ſolcher unſtaatsmänniſchen Verſuche warnen zu müſſen glaubte, erhielt eine faſt ſpöttiſche Abfertigung*). Aber auch von einigen ſeiner Kollegen hatte Hanſemann darüber, wie man erfuhr, harte Angriffe hören müſſen. Man hatte ihm erklärt, das Miniſterium Camphauſen ſei todt, und das neue habe nicht Luſt die Erbſchaft ſeiner Mißgriffe anzutreten. Zwar blieb das Miniſterium, obſchon es mit den Parteien, auf die es ſich ſtützen mußte, ſo gut wie gar keine Verbindung unterhielt, und gegen alle parlamentariſche Erfahrung ganz nach eigenem Ermeſſen regierte, auch im Verlaufe der folgenden Zeit fortwährend in der Majorität. Allein dennoch zeigte ſich mehr und mehr Neigung zur Oppoſition im linken Centrum. Die Linke verſtärkte ſich zuſehends ſowohl in der Kammer, als bei den Neu-

*) v. Unruh, Skizzen zu Preußens neueſter Geſchichte S. 47.

wahlen, und beim Eintritt von Stellvertretern, und eine genaue Betrachtung des Verlaufs der Kammerverhandlungen wird das Resultat ergeben, daß das Ministerium Hansemann-Auerswald selbst Schritt vor Schritt die gemäßigten Parteien der Nationalversammlung sich entfremdete, und dieselben zuletzt in die Nothwendigkeit versetzte, mit der Linken zu stimmen, und dieser dadurch zu ihrem ersten Siege zu verhelfen.

Die Nationalversammlung hatte sich in Grabow (27. Juni) einen neuen Präsidenten gegeben. Die Wahl war eine glückliche zu nennen, zumal wenn man die Klarheit, Energie und Besonnenheit des neuerwählten Leiters der Versammlung mit der Befähigung und Persönlichkeit seiner Vorgänger verglich. Zu gleicher Zeit waren Fachkommissionen zur Vorberathung wichtiger Gegenstände eingerichtet, und eine Kommission zur Untersuchung der traurigen Verhältnisse der Weber und Spinner, so wie der gesammten preußischen Leinenmanufaktur, einstimmig beschlossen worden. Auch die Verfassungskommission, welche bereits die Aufhebung des Adels und die unentschädigte Abschaffung der Fideikommisse und Majorate beschlossen hatte, betrieb ihre Arbeiten mit großem Eifer. Man arbeitete im eigentlichen Sinne Tag und Nacht an dem Zustandebringen des wichtigen Werkes. Centrum, Rechte und Linke, die

Mehrheit der Nationalversammlung nahm an dieser Arbeit Theil. Gegen zehntausend Petitionen aus allen Theilen des Reichs liefen bis Mitte Sommers allmälig an die Nationalversammlung ein. Sie bezeugten wenigstens laut genug die vielfachen Gebrechen und Bedürfnisse des Landes und die Hoffnungen desselben auf die Hülfe der Nationalversammlung. In diesen Fachkomissionen so wie in den Abtheilungen bewegte sich die hauptsächliche Thätigkeit der Abgeordneten, während die Plenarsitzungen anfangs fast nur mit Interpellationen der Minister über den Bürgerwehrgesetzentwurf, und über Fragen der innern und äußern Politik hingebracht wurden.

Kapitel III.

Entstehungsgeschichte und innere Zwiespältigkeit des neuen Ministeriums.

Ehe wir das Verhältniß des neuen Ministeriums zur Nationalversammlung, so wie das Auftreten des ersteren in der deutschen Frage darzustellen unternehmen, scheint es nöthig, einen Rückblick zu thun auf die innere Geschichte seiner Entstehung.

Das Ministerium Camphausen war nicht durch die Abstimmungen der Nationalversammlung gestürzt worden. Es war vielmehr in sich zerbröckelt. Zwar hatte zwischen ihm und der Nationalversammlung ein unleugbarer Zwiespalt bestanden. Zwei Punkte bildeten die Hauptgründe dieses Zwiespaltes. Zunächst der vorgelegte Verfassungsentwurf, welcher mit dem Geiste des, von diesem Ministerium selbst so eben erst anerkannten allgemeinen Wahlrechts, und mit den, durch das Gesetz vom 6. April dem Volke verbürgten, Rechten vollständig in Widerspruch stand. Der zweite Punkt war Camphausens Auffassung von dem Berufe der Nationalversammlung, nach welcher die Umfer-

mung der wichtigsten Theile der Gesetzgebung den spätern legislativen Kammern vorbehalten bleiben sollte. Diese Punkte wurden und blieben die Quelle des Mißtrauens und der Opposition der Nationalversammlung gegen das Ministerium.

Aber ein noch größerer Zwiespalt hatte sich, schon bei dem Zusammentritt der Nationalversammlung, innerhalb des Ministeriums selbst herausgestellt. Die rheinischen Mitglieder desselben waren unter sich ebenso uneinig, als sie ihrerseits, namentlich Hansemann, mit Schwerin unzufrieden waren, der ihnen zu aristokratische Ansichten und Ziele hegte, und mit den Ministern des Innern und der Justiz (Auerswald und Bornemann), weil sie ihnen nicht genug Energie gegen die hauptstädtischen Exzesse bewiesen. Vor allem verlangte der Finanzminister diese Energie in strenger Verfolgung jeder unruhigen Bewegung und aller politischen Vergehen. Er machte selbst den Altpreußischen Beamten Mangel an Muth und Entschlossenheit den Volksbewegungen gegenüber zum Vorwurf, und würde sich für seine Person schon damals nicht gescheut haben, Gewalt gegen die letzteren anzuwenden. Er wollte so rasch wie möglich wieder „Ruhe und Ordnung“ haben. Klubwesen und Volksversammlungen waren ihm in tiefster Seele verhaßt. Die gewerblichen Verhältnisse, das gesammte bür-

gerliche Leben sollten sofort wieder in ihre gewöhnlichen Geleise zurücktreten und Ministerium und Nationalversammlung, unangefochten und ungedrängt von äußerem Einflusse, ihre Verfassungsarbeiten nach dem Zuschnitt des belgischen Musters beendigen. Der Minister schien nicht zu begreifen, daß man selbst durch das Gesetz vom 6. April eine *solche* Entwicklung unmöglich gemacht hatte.

Allmälig war indessen das Ministerium, und namentlich auch der energische Hansemann, durch die Bemühungen einzelner Mitglieder der Nationalversammlung für die Ansicht gewonnen worden, daß die Nationalversammlung ihre Arbeiten auch auf die Gesetzgebung ausdehnen müsse, weil es zu Tage lag, daß dieses das einzige Mittel sei, dem Ministerium die Majorität in der Versammlung zu gewinnen, und ihm den Beifall des Preußischen Volkes zu sichern. Erst jetzt wurden die Vorarbeiten in den einzelnen Ministerien eingeleitet und die nöthigen Hülfsarbeiter aus den Provinzen verschrieben. So wurde auch jetzt erst der Entwurf einer neuen, auf freisinnige Grundsätze beruhenden Gemeindeordnung im Ministerium des Innern energisch in Angriff genommen. Das Ministerium zeigte sich entschlossen, mit Hülfe der Nationalversammlung die wichtigsten Theile der Gesetzgebung umzugestalten, und die Grundsätze der Gemeindeordnung, der Ge-

schwornengerichte und des Bürgerwehrgesetzes bildeten die vorherrschenden Gegenstände der Besprechung auch in den Salons der Minister. Vor allem handelte es sich um die Frage der Qualifikation in diesen drei Gesetzesbereichen. Mitglieder des linken Centrums behaupteten hier den Grundsatz, daß die Grenze des politischen Wahlrechts auch die jener dreifachen Berechtigung sein müsse. Auch war in dem Entwurfe der Gemeindeordnung, welcher im Ministerium des Innern unter Alfred von Auerswald bereits der Vollendung nahe war, das allgemeine Wahlrecht festgehalten. Nur die Beschränkung war hinzugefügt, daß in die Gemeinde-, Kreis- und Bezirksräthe eine bestimmte Anzahl von Grundbesitzern gewählt werden mußte. Ebenso fiel in dem später von dem Justizminister Märker, unter dem Ministerium Hansemann-Auerswald, vorbereiteten Entwurfe der Gerichtsorganisation das Recht, Geschworner zu sein, zusammen mit dem politischen Wahlrechte. Entgegen stand diesem Grundsatze in dem ersten wie in dem zweiten Ministerium der Finanzminister, welcher einen Census für alle drei Gesetze verlangte, obgleich er damit zugleich dem allgemeinen politischen Wahlrecht entgegen trat, das so eben erst unter seinem Namen das Licht der Welt erblickt hatte.

Obschon das Ministerium Camphausen sich dazu

verſtanden hatte, auch die wichtigſten Geſetze von der Nationalverſammlung beſchließen zu laſſen, ſo ward doch der Zwieſpalt ſowohl zwiſchen beiden als auch innerhalb des Miniſteriums dadurch nicht beſeitigt. Er ſteigerte ſich vielmehr durch die Oppoſition gegen den Verfaſſungsentwurf und durch die Behandlung der Däniſchen Frage in der Adreßdebatte. In der Adreßcommiſſion war ein Vortrag des Grafen Bülow mit Unwillen aufgenommen worden. Die ſchärfſten Angriffe gegen die auswärtige Politik des Miniſteriums ſtanden in Ausſicht. Dazu mehrten ſich die Unruhen und Exceſſe in der Hauptſtadt. Die rheiniſchen Mitglieder des Miniſteriums ſchoben die Schuld derſelben auf die Schwäche des Polizeipräſidenten Minutoli und der beiden Staatsanwälte, ſomit alſo auf ihre Kollegen, die Miniſter des Innern und der Juſtiz. So nahm die Uneinigkeit im Kabinet gleichfalls überhand. Der Kultusminiſter Graf Schwerin beſtand auf ſeinem Austritte. Die von Hanſemann verlangte Ergänzung und Verſtärkung des Kabinets aus dem Schooße der Nationalverſammlung, erſchien mehr und mehr als unabweisliche Nothwendigkeit. Verhandlungen wurden unter mannichfachen Intriguen angeknüpft. Sie führten zu keinem Reſultat. Ein Mitglied des linken Centrums, dem Camphauſen das Portefeuille des Innern angetragen, der Gene-

rallandschaftsrath Rodbertus, hatte, wie es hieß, als Bedingung seines sofortigen Eintritts das Verlangen gestellt: der Ministerpräsident solle den König bewegen, der Nationalversammlung — hinsichtlich der Verfassung, auf der Basis der konstitutionellen Monarchie — die volle konstituirende Gewalt zu übertragen. In der That war dies ein kühner, aber wenn er gelang, offenbar heilvoller Akt. Er reinigte vor der öffentlichen Meinung mit einem Schlage das Ministerium vollständig von allen seinen frühern Fehlern, und sicherte ihm eine große Majorität in der Nationalversammlung, die, wie die Dinge damals lagen, in Folge eines solchen Entschlusses des Königs, konservativer geworden wäre, als sie es jetzt, bei dem, durch das unglückliche Vereinbarungsprincip gerechtfertigten Mißtrauen werden durfte. Die Geschichte hat seitdem schlagend gelehrt, daß zwischen einer konstituirenden Versammlung und einer octroyirenden Krone ein Drittes als Mittelding nicht möglich ist, und daß alle Vereinbarung naturnothwendig auf das Recht des Stärkeren hinausläuft.

Camphausen schrak zurück vor solcher Zumuthung. „Die ungeheure Verantwortung eines solchen Vorschlages vermöge er nicht zu übernehmen", war die Antwort des Premierministers der Revolution. Und

in der That lag ein so entschiedener Schritt außer seiner Natur.

Das Ministerium Camphausen war abgetreten, weil es ihm nicht gelungen war, sich im entscheidenden Augenblicke aus der Nationalversammlung zu ergänzen.

Hansemann war mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden. Er forderte Milde und Rodbertus zum Eintritt in dasselbe auf. Die Personenfrage war damals eine überaus schwierige. Die Fraktionen der Nationalversammlung, damals nur vier an der Zahl: die Rechte, das Hotel de Russie — das sich eigentlich als linkes Centrum constituirt hatte, aber das Centrum hieß — das linke Centrum und die Linke, hatten noch nicht die spätere innere Festigkeit erlangt. Die Majorität war daher eine mehr oder weniger schwankende. Die für ein Ministerium geeigneten Mitglieder hatten auch meistens noch keine Gelegenheit gehabt, sich in diesem Lichte zu zeigen. Auch Abgeordnete, welche für das Zachariä'sche Amendement zu dem Berends'schen Antrage gestimmt hatten, durch welches die Anerkennung der Revolution mittelst der motivirten Tagesordnung beseitigt worden war*), schienen nicht wohl zulässig. Ebensowenig der Eintritt von Mit-

*) S. Preuß. Revolution. Zweites Buch S. 297.

gliedern der äußersten Linken. Für das Kriegsministerium und für das Ministerium des Auswärtigen boten sich ohnehin schwerlich innerhalb der Versammlung geeignete Männer. Man mußte daher nothwendig mehrere Mitglieder des neuen Kabinets außerhalb derselben suchen. Hansemann, obschon mit der Bildung desselben beauftragt, erklärte doch den Vorsitz nicht beanspruchen zu wollen, da er sich zur Mittelsperson zwischen Potsdam und dem Ministerium nicht geeignet achtete. Er schlug für die Präsidentschaft Rudolf von Auerswald vor, bekannt aus der früheren Ostpreußischen Opposition und als Jugendfreund des Königs. Das Eine schien für seine Principien zu sprechen, das Andre für seine Fähigkeit, als vermittelndes Element widerstrebende Richtungen und Einflüsse in Potsdam zu besiegen. Zu persönlichem Einwirken mehr als zu eigentlicher Geschäftsarbeit geneigt und befähigt, dem altem bureaukratischen Schreiberwesen abhold, von angenehmen und gewinnenden Formen, schmiegsamer Gefügigkeit und dabei von vorherrschend altpreußischer Gesinnung, schien er jener wichtigen Aufgabe persönlicher Vermittlung vollkommen zu entsprechen. General Schreckenstein hatte sich in dem Trierschen Conflicte gemäßigt und wohlwollend benommen. Rodbertus war in einer frühern Kombination das Ministerium des Innern zugedacht

worden. Hansemann, der mit den Grundsätzen desselben in Bezug auf Gemeindeverfassung, Geschwornengerichte und Bürgerwehrordnung nicht übereinstimmte, drang darauf, daß Rodbertus das Kultusministerium, Milde das Ministerium des Innern übernehme. Milde war als schwankend und gegen den energischen Hansemann fast willenlos gefügig bekannt. Rodbertus machte daher zur Bedingung seines Eintritts in das Ministerium, daß das Portefeuille des Innern einem andern anvertraut werde. Zugleich forderte er von dem Bildner des neuen Kabinets die Durchführung folgender Hauptgrundsätze: Freiheit der Kirche vom Staate, Freiheit der Schule von der Kirche, Unentgeldlichkeit des Volksunterichts und Uebernahme der Schuldotation von den Gemeinden auf das Budget des Staats oder doch der weitesten Communalverbände. Außerdem wollte er das Ministerium der Justiz nicht einem rheinischen (man hatte den Vicepräsidenten der Nationalversammlung Esser II. dazu ausersehen), sondern einem altländischen Juristen zugetheilt wissen. Hansemann ging auf beides ein. Er schlug zum Justizminister den Kriminaldirektor Märker vor, welcher als tüchtiger und freisinniger Justizbeamter, als ein menschlich edler, ächt bürgerlicher Charakter und als entschiedener Gegner der Todesstrafe, in Berlin einer

verdienten Popularität genoß. Für das Ministerium des Innern deutete Hansemann auf Kühlwetter. Dieser hatte in der Abtheilung des zweiten Vereinigten Landtags zur Begutachtung des Wahlgesetzes vom 8. April die freisinnigsten Grundsätze verfochten, während Rodbertus damals sich vorwiegend konservativ gezeigt und davor gewarnt hatte, die Regierung auf den Weg der Revolution zu drängen. Kühlwetter hatte sich damals sogar für die Erweiterung des Wahlrechts auch auf die Almosenempfänger ausgesprochen, und war außerdem bekannt als ein energischer und geschäftskundiger Beamter. Milde ward demnach das Arbeitsministerium zugewiesen. Die Bildung eines eigenen Ministeriums für den Ackerbau war ein Gedanke Hansemanns, der dasselbe einem Mitgliede des Hotel de Russie, dem Stadtsyndikus Gierke von Stettin, zu übertragen und sich dadurch die Stimmen dieser Partei zu sichern beabsichtigte. Gierke's Wahl war nicht ohne Schwierigkeit, da er gegen das Zachariä'sche Amendement gestimmt hatte. Er galt nicht nur für einen tüchtigen Beamten und fähigen Kopf, sondern auch als ein kerniger, gesinnungstüchtiger und bei großer Bescheidenheit doch fester und entschiedener Charakter.

Das Kabinet war endlich auf dem Wege einzelner Unterhandlung gebildet. Aber eine gemein-

ſame Beſprechung der Grundſätze des deſignirten Miniſteriums ſchon darum nicht möglich, weil ſowohl der zukünftige Miniſterpräſident, als der Miniſter des Innern gar nicht in Berlin anweſend waren, ſondern erſt vom Rheine und aus Oſtpreußen herbeigerufen werden mußten. Beide trafen erſt am Abende vor der Wiederaufnahme der Sitzungen der Nationalverſammlung in Berlin ein. So kam es, daß mehrere Mitglieder des neuen Miniſteriums erſt am Morgen deſſelben Tages (15. Juni), wo ſie in der Nationalverſammlung zu erſcheinen hatten, ſich im Hotel des Finanzminiſters zum erſten Male in ihrem Leben ſahen. Der Letztere hatte es übernommen, ein Programm zu entwerfen, das nicht ohne lebhafte Debatten mit einigen Abänderungen im freiern Sinne, wie ſie der Drang des Augenblicks geſtattete, angenommen wurde. Die Hauptſchwierigkeit bildete die Anerkennung der Revolution und eine Faſſung, die auch das ſuspenſive Veto möglich machte. Obſchon nun aber das Programm keineswegs ungetheilten Beifall des Miniſteriums fand, und von den Vertretern der linken Seite in demſelben letztlich vielleicht nur wegen ſeines nichtsſagenden Inhalts angenommen wurde, ſo war doch die Situation eben ſo eigenthümlicher als drängender Art. Die Abgeordneten der Nationalverſammlung waren bereits verſammelt. Die Minuten

drängten. Neue Schwierigkeiten konnten noch im letzten Augenblicke die mit großer Mühe geschaffene Ministerkombination zum Scheitern bringen. Die Verantwortung eines solchen Zerfalls mochten selbst entschiedene Gegner des Programms nicht übernehmen. Man einigte sich nach vielfachen gegenseitigen Erörterungen, bei welchen namentlich Rodbertus sein Verbleiben im Ministerium von der Annahme seiner früher erwähnten Grundsätze und von der ungehinderten Ausführung derselben in seinem Ministerium so wie von seiner prinzipiellen Uebereinstimmung mit den übrigen Ansichten in den großen schwebenden Fragen abhängig machte — den Versuch dieser Zusammensetzung zu wagen.

Schwerlich hatte sich jemals zu einer kritischern Zeit ein Ministerium planloser zusammengefunden. Die meisten Mitglieder sich gegenseitig unbekannt, ohne den Versuch einer vorgängigen Einigung in den Hauptgrundsätzen der innern Verwaltung, ohne gegenseitige Verständigung, ja ohne alle und jede Besprechung der deutschen und dänischen oder sonst einer Frage der auswärtigen Politik: so trat das neue Ministerium vor die Nationalversammlung in einem Zeitpunkte, wo man entschlossen war, die letztere auch über die wichtigsten organischen Gesetze entscheiden zu lassen, wo die Wahl des Reichsverwesers vor der Thüre stand, und die Unterhand-

lungen des Malmöer Waffenstillstandes bereits gepflogen wurden!

Bei der ersten Vorstellung des neuen Ministeriums zu Potsdam sprach der König seine entschiedene Hoffnung aus, daß, wenn sein Muth und seine Zuversicht dem Ministerium nicht fehlten, Preußen siegreich aus den bedrohlichen Stürmen und Kämpfen der Gegenwart hervorgehn werde. Immer seit der Zeit des großen Kurfürsten bis auf die glorreichen Jahre 1813—1815 sei den schwersten Niederlagen die größte Erhebung Preußens gefolgt. Dabei aber ward nachdrücklich hervorgehoben, daß ein weiter Linksgehen in der Wahl der Rathgeber der Krone nicht erfolgen werde. Der König, hieß es, habe geäußert: eher würde er die Krone niederlegen, die er nur noch trage, weil er die Zuversicht habe des Rechts uud des Siegs. Zugleich erzählte man sich, der Prinz von Preußen, welchem die Minister gleichfalls vorgestellt wurden, habe seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, das neüe Ministerium in jeder Weise zu unterstützen, wenn es bereit sei, größere Energie und Thatkraft zu entfalten als in der bisherigen Rath- und Thatlosigkeit, namentlich bei dem schmählichen Zeughaussturme gezeigt worden sei.

Zu solcher Energie war denn auch der größere Theil des Ministeriums, Hansemann an der Spitze,

genugsam entschlossen, und die von ihm verlangte kräftige und rücksichtslose Anwendung von Repressivmaßregeln gegen die Straßenexcesse und die politischen Vergehen bildete sofort einen nicht unwesentlichen Grund des Zwiespaltes im Innern des neuen Ministeriums. Die Absetzung des Polizeipräsidenten von Berlin, Minutoli, und der beiden Staatsanwälte, Temme und von Kirchmann, ward besonders dringend von Hanseman gefordert, weil er ihrer Schwäche hauptsächlich die unruhigen Zustände Berlins zur Last legte. Der freisinnigere Theil des Kabinets wollte zwar gleichfalls, daß gegen Excesse nach den Gesetzen eingeschritten werde. Aber die Mitglieder dieser Richtung hielten es für eben so nothwendig, jeden Schritt auf dem Wege der Repressivmaßregel durch die Vorlage eines freisinnigen Gesetzes zu begleiten. Sie beabsichtigten damit nicht bloß, das sonst gerechtfertigte Mißtrauen des Volkes zu entwaffnen, daß das Ministerium die Revolution unterdrücken wolle, ohne deren Früchte einzufordern: sondern auch zugleich, der im Ministerium stark vertretenen Restaurations- und Reaktionspartei die Vorlage freisinniger Gesetze abzudringen. In einer Zeit, wo, genau genommen, noch fast nichts erlangt war, mochte eine energische Verfolgung und Unterdrückung des Geistes der Märzrevolution, wenn auch nur in einzel-

nen Uebertreibungen, ſelbſt einem oder dem andern Mitgliede des neuen Miniſteriums eher ein politiſcher Fehler als ein Gebot erſcheinen. Wenigſtens wurden dem Miniſter des Kultus und des Unterrichts dergleichen Anſichten zugeſchrieben. Ueberhaupt ſchied man in dem neuen Miniſterium der That eine Rechte und eine Linke, zu welcher letztern Rodbertus, Gierke, Märker und hier und da auch Milde gerechnet wurden.

Ein zweiter Grund des Zwieſpalts im Miniſterium war die Vorlage der Communalordnung, auf welche die letztgenannten vor Allem hindrängten. Unter dem abgetretenen Miniſter des Innern war ein freiſinniger Entwurf der Gemeinde-, Kreis- und Bezirksordnung der Vollendung nahe gebracht worden. Obſchon nun die Exiſtenz eines ſolchen von dem Miniſter Kühlwetter ſelbſt vor der Nationalverſammlung in Abrede geſtellt wurde, ſo erfuhr man doch bald, daß jener Entwurf vielmehr eben wegen ſeiner Freiſinnigkeit zurückgelegt worden war, weil er durch einen neuen auf engere Grundlagen erſetzt werden ſollte, zu welchem die Hülfsarbeiter erſt vom Rhein berufen wurden. Dieſe Maßregel war eine entſchieden reaktionäre. So lange noch die alten Kreisverfaſſungen mit dem Inſtitute der Landräthe und der Kreisſtände an der Spitze in Wirkſamkeit und Geltung blieben, behielt

das im März gestürzte alte System den Grund und Boden seiner Kraft und alle Hauptheb el seiner Macht. Eine veränderte Communalordnung war die Lebensfrage der Reaktion. Das alte System hatte nichts verloren, so lange die bestehenden Kreis- und Provinzialverfassungen sich erhielten. Es mußte daher den Vertretern der Märzrevolution Alles daran gelegen sein, gegen diese Lebenswurzeln des alten Systems den entscheidenden Streich zu führen und dieselben durch neue Einrichtungen und Personen zu ersetzen, da Camphausen unglücklicher Weise diese wichtigste Maßregel zum Schaden seines Ministeriums versäumt hatte*). Um diesen Punkt entspann sich daher ein fortdauernder, offen oder verdeckt geführter Kampf zwischen der Märzrevolution und dem regierenden alten Systeme, der Nationalversammlung und dem Ministerium, den freisinnigen und den reaktionären Mitgliedern des Kabinets, ein Kampf, der schon in den ersten Tagen des neuen Ministeriums mit großer Lebhaftigkeit geführt wurde. Der Kriegsminister erklärte sich gegen jede Aenderung des Instituts der Kreisverfassung in so kritischer Zeit. Er stützte seine Opposition auf den engen Zusammenhang jener Einrichtung mit der militärischen Orga-

*) S. Preuß. Revolution. Zweites Buch, S. 163—184.

nisation Preußens, an welcher unter den gegenwärtigen Verhältnissen am wenigsten gerüttelt werden dürfe. Die andern Minister jener Richtung verzögerten die Vorlage schon deshalb, weil eine Gemeindeordnung ohne das allgemeine Wahlrecht sich damals der Nationalversammlung noch nicht vorlegen ließ. Hansemann und Kühlwetter aber waren beide aus Begründern und Fürsprechern des allgemeinen Wahlrechts bereits dessen Gegner geworden. Daß die Ansichten in Potsdam nicht für jene Umgestaltungen waren, verstand sich ohnehin von selbst. Die Erfahrung lehrte denn auch, daß das Ministerium Hansemann-Auerswald überhaupt nicht zur Vorlage dieses Gesetzes zu bewegen war. Und nach dem Verlaufe, welchen die Dinge in Preußen später genommen haben, läßt sich ohne Prophetengabe voraussagen, daß eine Umgestaltung oder auch nur wesentliche Umänderung der Communalordnung im Geiste der Freiheit nur das Produkt einer zweiten Revolution sein wird. Das Ministerium des November kann es mit allen darauf bezüglichen Vorlagen nur etwa dahin bringen, das Volk bis zu jener unausbleiblichen Europäischen Krisis hinzuhalten, in welcher es dann überhaupt nicht mehr Zeit ist, an innere Reformen Hand anzulegen, und nach welcher, jenachdem ihr Ausgang, entweder die Reaktion gar nicht mehr an dergleichen

Vorlagen denkt, oder das Volk sich diese Reformen selber macht.

Die deutsche Frage war der dritte und wichtigste Grund der Uneinigkeit des neuen Ministeriums. Von den Mitgliedern desselben galten überhaupt nur Rodbertus und Gierke als entschieden deutsch gesinnt in dem Sinne, dem es mit dem verheißenen Aufgehen Preußens in Deutschland ein Ernst war. Märker neigte bei aller sonstiger Freisinnigkeit zu dem spezifischen Preußenthum, das in Auerswald und Schreckenstein seine entschiedensten Vertreter fand, dem Hansemann in seinen, von ihm selbst später dargelegten Ansichten, die Stange hielt, und dem die übrigen Mitglieder mehr oder weniger zufielen. Dieses Zerwürfniß des Ministeriums und die daraus hervorgehende Entscheidung in der deutschen Angelegenheit sollte verhängnißvoll werden für das Schicksal des deutschen Vaterlandes.

Kapitel IV.

Das Miniſterium und die deutſche Frage.

Mit vierhundert und funfzig gegen hundert Stimmen hatte das deutſche Parlament zu Frankfurt am 27. Juni die Errichtung einer proviſoriſchen Centralgewalt beſchloſſen.

Der kühne Griff der deutſchen Revolution war geſchehen. „Die Stunde iſt gekommen, wo ſeit Jahrhunderten zum erſten Male wieder das deutſche Volk berufen iſt, ſich eine Regierung zu ſetzen für ſeine Geſammtangelegenheiten, und an die Spitze dieſer Regierung ein Haupt des einigen Deutſchlands.“ Alſo hatte der Präſident der deutſchen Nationalverſammlung am 29. Juni des Jahres Eintauſend achthundert und acht und vierzig geſprochen. Mit dieſen Worten proklamirte Heinrich von Gagern den Erzherzog Johann von Oeſterreich zum erwählten Reichsverweſer Deutſchlands kraft der Souverainität der Nation und ihres konſtituirenden Parlaments *).

*) „Beruf und Vollmacht der Verſammlung, eine Verfaſſung für Deutſchland zu ſchaffen, liegen in der

Den Erwählten der Nation beglückwünschte der Bundestag. Sein Glückwunsch lautete: „Es gereiche den Bevollmächtigten der deutschen Regierungen zur höchsten Genugthuung, versichern zu dürfen, daß sie schon vor dem Schlusse der Berathungen über die Bildung einer provisorischen Centralgewalt von ihren Regierungen ermächtigt gewesen, sich für seine Wahl zu erklären". In dieser Erklärung, die damals fast spurlos vorüber ging, lag, so sehr es auch später Herr von Schmerling bestritt, ein erster entschiedener Protest gegen die so eben proklamirte und bethätigte Souverainität der Nation und die konstituirende Macht ihres Parlaments. Aus dieser Erklärung allein ward ein Jahr später, beim Interim, das angebliche Recht der Uebertragung der Bundesgewalt abgeleitet. Sie war der Stich in die Ferse, welcher die Macht tödten sollte, die so eben noch vermeinte, der Schlange den Kopf zertreten zu haben.

Der erste Eindruck jenes Ereignisses in Berlin und Potsdam war eigenthümlicher Art. Anfangs hatte man die Hoffnung gehegt, daß der Erzherzog

---

Souveränität der Nation. Die Schwierigkeiten, eine Verständigung unter den Regierungen zu Stande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt, darum vindizirte es dem Parlament den Charakter einer konstituirenden Versammlung!" (Worte H. v. Gagerns am 19. Mai.)

Johann, behindert und feſtgehalten durch die Oeſterreichiſchen Wirrniſſe, die Wahl ablehnen und es der deutſchen Nationalverſammlung möglich machen werde, ihre Neuwahl auf ein Mitglied des Preußiſchen Königshauſes zu lenken. Es geſchahen Schritte, um in Wien auf die Ablehnung zu wirken, und Preußen vor der Unterordnung unter einen Oeſterreichiſchen Prinzen zu bewahren. Als dieſe Hoffnung ſchwand, verdüſterte ſich mehr und mehr die Stimmung der Hofpartei. Der „kühne Griff“ und die feierlich proklamirte Souverainität der deutſchen Nation erweckten bei dem ſpezifiſchen Preußenthume gegründete Beſorgniß und ſchwer verhaltenen Zorn. Im erſten Momente war ſogar der Gedanke aufgeblitzt, den Moment dieſer Frankfurter Wahl zu ergreifen und die Preußiſche Fahne wieder über dem ſchwarzrothgoldnen Banner aufzupflanzen. Wenn man in Frankfurt meine, Preußens nicht mehr zu bedürfen für die Wahl eines deutſchen Reichsoberhauptes, ſo bedürfe man auch nicht mehr ſeiner Regimenter für die deutſche Sache in Schleswig. Mit dieſen Stimmungen und Abſichten des Altpreußenthums kreuzten ſich die Gerüchte von Ausſprüchen des Königs und ſeiner Pietät für Oeſtreich, von ſeiner perſönlichen Freundſchaft für den zum Reichsverweſer erwählten Prinzen des Kaiſerhauſes. Die

deutschen Sympathien in Preußen erfreuten und beruhigten sich an den schönen, allgemein geglaubten Worten: „von der Nothwendigkeit für Preußen in Deutschland aufzugehen, von der Pflicht, Opfer zu bringen für das Wohl und die Einheit des großen Vaterlandes.“ Solche Worte, obschon von dem Altpreußenthum und dem Militär mit offenem Unglauben oder mit finsterem Schweigen vernommen, wurden überall als authentische Aeußerungen des Königs erzählt und geglaubt.

Sie fanden scheinbar ihre Bestätigung in der Erklärung, welche der Ministerpräsident am 4. Juli abgab über die Stellung der Preußischen Regierung zur deutschen Nationalversammlung und ihren letzten Thaten. Aber sie erhielten zugleich das nöthige Gegengewicht durch die beigefügte entschiedene Verwahrung gegen anderweitige kühne Griffe des Parlaments der souverainen deutschen Nation.

Diese Erklärung hatte im Ministerium die heftigsten Debatten hervorgerufen. Die freisinnigen Mitglieder hatten den Beschluß durchgesetzt, sich in das Provisorium zu fügen, weil es ihnen unzweifelhaft war, daß Preußen am Ende doch das Definitivum zufallen müsse. Auch kam es ihnen darauf an, der deutschen Nationalversammlung keine Schwierigkeiten zu bereiten. Allein die Frage, in welcher Weise die Frankfurter Entscheidung vor der Preußi-

ſchen Nationalverſammlung zu vertreten ſei, rief neuen Zwieſpalt hervor.

Der Miniſterpräſident hatte dem Geſammtminiſterium eine Erklärung vorgelegt, welche die Grundlage der ſpäter in der Nationalverſammlung verleſenen wurde. In dieſer Erklärung war in ſcharfen Worten das Recht zur Genehmigung — und alſo auch zur Verwerfung — der Wahl von Seiten Preußens, und damit alſo auch das gleiche Recht aller deutſchen Einzelſtaaten, feſtgehalten. Ein ſolches Recht der Einzelſtaaten, einen Beſchluß der deutſchen Nationalverſammlung zu genehmigen oder abzulehnen, drängte die letztere herab auf den Standpunkt der Vereinbarung. Der vorgelegte Entwurf der Erklärung gab daher die Vorausentſcheidung des für Deutſchland wichtigſten Grundſatzes, und er gab ſie in der für Deutſchlands Einheit verderblichſten Weiſe. Die Miniſter Gierke und Rodbertus erklärten ſich entſchieden gegen dieſen Entwurf, theils aus Gründen des Rechts, theils aus Gründen der Politik. Denn von dem erſteren Standpunkte aus ſchien es klar, daß die deutſche Nationalverſammlung entweder die Souverainität der Conſtituirung oder nur das Vereinbarungsrecht beſitze. Beſaß ſie die erſtere, ſo war eine verwahrende Erklärung unzuläſſig. Im zweiten Falle bedurfte es einer gemeinſamen Entſcheidung der

Preußischen Krone und der Preußischen Nationalversammlung. Denn zwischen beiden war jetzt in Preußen die frühere Souverainität der absoluten Monarchie getheilt. Nicht mehr die Krone allein, sondern die Krone im Verein mit der Preußischen Nationalversammlung repräsentirte in einem Falle, wo es sich um Zustimmung oder Ablehnung eines Beschlusses des deutschen Parlaments handelte, die Souverainität Preußens als deutschen Einzelstaats. Die Preußische Nationalversammlung war also vor Erlaß einer solchen Erklärung zu befragen. Daß im deutschen Parlamente bereits Preußische Abgeordnete saßen, stand dieser Ansicht nicht entgegen, denn diese saßen dort nicht als Repräsentanten des Preußischen, sondern des deutschen Volks.

Die letztere Ansicht ward von drei Mitgliedern des Ministeriums vertheidigt. Die principielle Entscheidung dieser Rechtsvorfrage schien indessen gefährlich. Man ließ sie daher fallen und verlangte nur eine Mittheilung an die Preußische Nationalversammlung, aus welcher weder für diese noch für das deutsche Parlament ein Präjudiz abgeleitet werden könne, und welche doch zu gleicher Zeit die Unterwerfung unter den Beschluß des letztern enthielte. Eine solche Erklärung war selbst von der Politik geboten. Preußen konnte sich nicht besser in der öffentlichen Meinung Deutschlands herstellen, als wenn

es voranging auf dem Wege aufopfernder Unterwerfung unter die Beſchlüſſe der deutſchen Nationalverſammlung. Gefahr war dabei keine vorhanden. Wenn das Proviſorium abgenutzt oder zu Ende war, mußte bei den Verhältniſſen Oeſtreichs gleichſam nach einem politiſchen Geſetz der Schwere das Definitivum doch an Preußen fallen. Die Erfahrung hat dies ſpäter beſtätigt, obgleich Preußen Alles gethan hatte, die Abneigung gegen ſich zu ſteigern. Mit wie viel weniger Widerſtreben, mit wie viel größerer Einſtimmigkeit würde es geſchehen ſein, wenn Preußen ſich vom 27. Juni an ſtets deutſch bewieſen hätte!

Eilf Stunden lang bis tief in die Nacht hinein währte der Miniſterrath, in welchem die Erklärung in der deutſchen Frage debattirt wurde. Es gelang der liberalen Fraction im Miniſterium, den Entwurf in jenem Sinne wenigſtens ſo zu mildern, daß eine doppelte Erklärung möglich ſchien. Während der ſo veränderte Entwurf von dem Miniſterpräſidenten noch in derſelben Nacht nach Potsdam überbracht und dem Könige zur Genehmigung vorgelegt wurde, laſen einige Miniſter bereits im Staatsanzeiger die Erklärung der Bundesverſammlung zu der Wahl des Reichsverweſers; eine Erklärung, an welcher auch der Preußiſche Geſandte Theil genommen hatte.

Dieſe Nachricht erregte große Beſtürzung bei dem einen, noch größeren Unwillen bei dem andern

Theile des Miniſteriums. Ohne Vorwiſſen der Miniſter war hier nicht nur in einer Frage, über welche das Kabinet noch debattirte, dem Preußiſchen Geſandten eine Inſtruktion ertheilt worden, welche dieſe Frage bereits entſchied; ſondern es war auch bereits die Depeſche des Preußiſchen Geſandten über jene Erklärung in Berlin eingegangen, ohne daß ſie dem Kabinet vorgelegt worden wäre. Ein Zerfallen des Miniſteriums ſchien unvermeidlich. Der von Potsdam zurückgekehrte Miniſterpräſident erklärte in derſelben Nacht, daß er bis auf dieſen Augenblick weder von der Inſtruktion, noch von der eingegangenen Depeſche Kenntniß gehabt. Es blieb alſo für das Miniſterium nur die Annahme übrig, daß der Preußiſche Geſandte bei ſeiner Theilnahme an der Erklärung der Bundesverſammlung ohne Inſtruktion gehandelt, und in der ſpäten Abfertigung der Depeſche, welche der Miniſterpräſident erſt nach ſeiner Rückkehr von Potsdam und nachdem die Erklärung bereits im Staatsanzeiger abgedruckt war, unter den neu vorzulegenden Sachen verſand, eine Nachläſſigkeit begangen habe. Die Entlaſſung des Geſandten ſchien das einzige Mittel der Sühne für jenen Frankfurter Act und der Verſöhnung im Miniſterium. Allein dies Mittel wurde zurückgewieſen. Die Folge war, daß noch in derſelben Nachtſitzung der Kultusminiſter ſeinen Austritt aus

dem Kabinet erklärte, und trotz des wiederholten dringenden Zuredens von Seiten des Miniſterpräſidenten und des Finanzminiſters bei ſeinem Entſchluſſe verharrte. Märker und Gierke entſchloſſen ſich zu bleiben. Rodbertus ward ſpäter des perſönlichen Ehrgeizes beſchuldigt. Es hieß, er habe, unter Mitwirkung einer Partei in Frankfurt, das Miniſterium ſprengen wollen, wenn es ſich preußiſch gegen Frankfurt zeige, in der Ausſicht, alsdann ſelbſt mit der Bildung des neuen Kabinets beauftragt zu werden. Die Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Abſicht fand in der Lage der Dinge eine ſtarke Beſtätigung. Ueber den Verdacht jener Abſicht zerfiel ſelbſt das damalige linke Centrum der Preußiſchen Nationalverſammlung. Erſt im Verlauf der folgenden Monate verſtärkte ſich daſſelbe wieder dahin, daß es unter dem Miniſterium Pfuel gegen neunzig Mitglieder zählte und vereint mit der äußerſten Linken die Majorität in der Nationalverſammlung gewann, als es — zu ſpät war.

Die vom Miniſterium beſchloſſene Erklärung war unterdeſſen von Potsdam wieder verſchärft zurückgekommen. Am 4. Juli verkündete ſie der Miniſterpräſident der Nationalverſammlung. „Eine proviſoriſche Executivgewalt — ſo lautete dieſelbe — und ein Reichsverweſer als Träger derſelben erſcheine auch der Regierung als nothwendig. Die edle

volksthümliche Persönlichkeit des mit so großer Majorität erwählten Fürsten sei der Preußischen Regierung gleichfalls genehm.“ Jetzt aber folgten die Vorbehalte. „Die Regierung (hieß es weiter) setze aber auch voraus, daß die Nationalversammlung von dem ihr zugesprochenen Rechte, Verträge mit fremden Nationen zu schließen, so wenig wie möglich Gebrauch machen werde, weil dies verderblich für Deutschland ausfallen könnte. Daß die deutsche Nationalversammlung diesmal ohne Mitwirkung der deutschen Fürsten gehandelt habe, sei, wie die Preußische Regierung glaube, geschehen im Betracht der bedrohten Lage Deutschlands und im Bewußtsein der Zustimmung aller Regierungen zu ihrem Beschlusse. Indessen möge das diesmalige Verhalten der deutschen Nationalversammlung in so außerordentlichem Falle nicht zu weiteren Konsequenzen verleiten.“ *) Eine Phrase des Minister-

*) Diese wichtige Erklärung lautete wörtlich: „In gleichem Maaße wie die deutsche Nationalversammlung ist Sr. Majestät Regierung von der Nothwendigkeit durchdrungen, unverzüglich eine provisorische Centralexecutivgewalt für Deutschland zu schaffen. Sie theilt die Ansicht, daß ein Reichsverweser der geeignetste Träger einer solchen Centralgewalt sei, und giebt für dieses zum Heile Deutschlands so bedeutungsvolle Amt Seiner Kaiserl. Hoheit dem Erzherzoge Johann von Oestreich, in dessen edler und volksthümlicher Persönlichkeit die sichere Gewähr für

präſidenten: „Kommende Geſchlechter werden uns richten! Mögen ſie auf unſerm Grabſteine leſen: er lebte im Jahre 1848 und war ein ächter Sohn des deutſchen Vaterlandes“ — bildete den Schluß dieſer bis an die Zähne mit Vorbehalten geharniſchten zweiſchneidigen Erklärung: die ſammtne Scheide, in

---

das allgemeine Vertrauen der deutſchen Regierungen und des deutſchen Volkes liegt, um ſo lieber ihre Stimme, als dies Vertrauen des Volkes ſich durch die von der Nationalverſammlung in Frankfurt mit großer Stimmenmehrheit auf den Erzherzog gerichtete Wahl auf das unzweideutigſte kund gegeben hat. Die Regierung giebt ſich der Hoffnung hin, daß der Erzherzog dieſen Wünſchen durch die Annahme des Reichsverweseramtes entſprechen werde. In dieſer Vorausſetzung, wird nichts dagegen erinnert, daß ihm als Reichsverweſer diejenigen Attributionen beigelegt werden, welche in dem Beſchluſſe der deutſchen Nationalverſammlung vom 28. Juni d. J. näher bezeichnet ſind. Die Regierung ſetzt dabei voraus, daß die gedachte Verſammlung, indem ſie für die Beſchlüſſe des Reichsverweſers über Krieg und Frieden ihr Einverſtändniß verlangt, denſelben nicht für alle Fälle an ihre vorgängige Genehmigung habe binden wollen, indem dadurch ſolche Beſchlüſſe auf eine Weiſe erſchwert und gehemmt werden würden, welche für die Sicherheit, die Selbſtändigkeit und das Wohl des deutſchen Vaterlandes unter den ſchwierigen Verhältniſſen der Gegenwart von den verderblichſten Folgen ſein könnte. Wenn übrigens die deutſche Nationalverſammlung ihre Beſchlüſſe über die Conſtituirung einer proviſoriſchen Centralgewalt ohne Mitwirkung der deutſchen Regierungen gefaßt hat, ſo verkennt Se. Majeſtät Regierung nicht, wie die Veranlaſſung dieſes Verfahrens in der außerordentlichen von mannigfachen Gefahren bedrohten Lage Deutſchlands und in

welche man das drohend gezeigte preußiſche Machtſchwert zurückſtieß.

Die Preußiſche Nationalverſammlung erhob ſich, durch ihren Präſidenten aufgefordert, von ihren Sitzen, und begrüßte mit einem dreimaligen Hoch dieſen Todesſtoß der deutſchen Einheit, als „den er-

---

der nunmehr beſtätigten Ueberzeugung zu ſuchen iſt, daß alle deutſchen Regierungen Sr. Kaiſerl. Hoheit dem Erzherzog Johann ihre Stimme für das Reichsverweſeramt geben würden. Die Regierung zweifelt deshalb nicht, daß aus dem Verhalten der deutſchen Nationalverſammlung in dieſem außerordentlichen Fall für die Zukunft Konſequenzen nicht werden gezogen werden." Noch viel drohender lautete die Erklärung, mit welcher die Hannoverſche Regierung drei Tage ſpäter ihren Kammern gegenüber trat. „Se. Majeſtät haben im Vertrauen auf die Perſönlichkeit des Erwählten ſich entſchloſſen, Bedenken, welche die Form und der Inhalt des Entſchluſſes wohl zu erregen geeignet geweſen wären, jetzt nicht geltend zu machen." In dieſer Erklärung wurde die Behauptung der vollen Souveränität aller Einzelſtaaten als Ehrenſache aller Fürſten hingeſtellt, und der Entſchluß ausgeſprochen, „lieber das Aeußerſte zu ertragen" und die Regierung über das „Ihnen von Gott anvertraute Land" niederzulegen, als ſich „einem andern Fürſten" als „Untergebner" unterzuordnen. Hannovers König wurde dafür in Frankfurt faſt ſo behandelt, „wie der rebelliſche Gouverneur" einer Provinz, und ſeine Regierung gab „entſchuldigende Erklärungen". Hr. Hanſemann, welcher dies in ſeinen Memoiren bemerkt (das Preuß. und Deutſche Verfaſſungswerk S. 123), ſetzt hinzu: „er habe ſich damals gewundert, warum Hannover nicht einfach erwidert habe, daß ſeine Erklärungen keinen andern Sinn hätten, als die der Preußiſchen Regierung."

ſten Act des ſtarken, freien und einigen Deutſchlands."

Allein dieſer Jubel wurde ſehr gedämpft durch das Nachdenken über den weſentlichen Inhalt der vernommenen Erklärung. Man wußte bereits, daß dieſelbe ſogar im Miniſterium nicht ohne Widerſpruch geblieben war. Jetzt ſah man, daß der Kultusminiſter ſeinen Platz am Miniſtertiſche verlaſſen und ſeinen frühern Sitz im linken Centrum wieder eingenommen hatte. Der Miniſterpräſident zeigte der Verſammlung an, daß derſelbe ſeine Entlaſſung eingereicht und erhalten habe, „weil eine Uebereinſtimmung in der deutſchen Frage nicht zu erzielen geweſen ſei". Man wußte aber bereits, daß nebenher auch Zwiſtigkeiten in der däniſchen Waffenſtillſtandsangelegenheit hier mitgewirkt hatten. Davon wird ſpäter die Rede ſein.

Die ſo eben von der Preußiſchen Nationalverſammlung vernommene Erklärung war ein Dokument von unberechenbarer Wichtigkeit. Die Krone beanſpruchte in derſelben, wenn auch nur mittelbar, die volle Souverainität nicht nur gegenüber der deutſchen, ſondern auch der Preußiſchen Nationalverſammlung.

Der proteſtirende Vorbehalt, welcher die Konſequenz des in Frankfurt feierlich proklamirten Princips in dem einzelnen gegebenen Falle anerkannte,

aber das Princip, aus dem derselbe hervorgegangen war, bestritt, konnte als der Ausdruck des Schmerzes gelten, welchen man in Potsdam darüber empfand, daß Preußen durch seine letzte Vergangenheit der nächsten Möglichkeit beraubt worden war, jetzt an die Spitze Deutschlands gestellt zu werden, wohin es durch seine geographische Lage, als Wächter an drei Grenzen, und durch die Kraft seiner Volksbildung gehörte. Aber wenn die Preußische Nationalversammlung diese Erklärung des Ministeriums hinnahm, so war es um das Lebensprincip der deutschen Nationalversammlung, um die Souverainität der Nation geschehen. Es war dann der Grundsatz festgestellt, daß keiner ihrer Beschlüsse gültig sei ohne die Zustimmung der vierunddreißig deutschen Regierungen. Es war damit das Princip der Vereinbarung von Berlin nach Frankfurt verpflanzt und dem deutschen Parlamente einokulirt.

Die Linke der Berliner Nationalversammlung machte einen Versuch zur Rettung der bedrohten Souverainität der deutschen Nation. Er scheiterte an der Verblendung und Eifersucht der Einen, und an der doktrinären Gewissenhaftigkeit der Andern. Der Abgeordnete Johann Jacoby stellte den Antrag: „Die Preußische konstituirende Versammlung kann den von der deutschen Nationalversammlung gefaßten Beschluß nicht billigen, durch welchen

ein unverantwortlicher, an die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht gebundener Reichsverweser ernannt wird. Sie erklärt aber zugleich, daß die deutsche Nationalversammlung vollkommen befugt war, jenen Beschluß zu fassen, ohne vorher die Zustimmung der einzelnen deutschen Regierungen einzuholen, und daß es daher der Preußischen Regierung nicht zustand, Vorbehalte irgend einer Art zu machen."

Die Erklärung des Ministeriums hatte das Princip bestritten und die einzelne Konsequenz zugegeben. Der Jacobysche Antrag erkannte umgekehrt das Princip an, während er, mit mehr demokratischer Gewissenhaftigkeit als parlamentarischer Klugheit, gegen die Konsequenz einen Tadel aussprach. Der Antrag war keineswegs revolutionair. Er enthielt nur den theoretischen Protest einer Ansicht neben der praktischen Anerkennung der gesetzlichen Kraft und Rechtmäßigkeit des Frankfurter Beschlusses. Auf dieser Anerkennung lag das Hauptgewicht. Die theoretische Mißbilligung sollte zugleich das Beispiel geben, daß Alle, denen die deutsche Einheit ernstlich am Herzen liege, selbst dann, wenn sie die Beschlüsse nicht billigen mochten, sich dennoch der deutschen Nationalversammlung unterordnen müßten. Auch der Vorbehalt der Regierung würde nicht reaktionair gewesen sein, sofern nur die für die Gesetze

und Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung geforderte Zustimmung der Einzelstaaten nicht an den Willen der Einzelregierungen, sondern an die Majorität eines gleichmäßig zusammengesetzten Staatenhauses geknüpft wurde. Aber eben hierüber gab die Erklärung des Ministeriums keinerlei Andeutung. Sie ließ vielmehr auf das Gegentheil schließen.

Der Kampf begann den 11. Juli. Fünfundsiebzig Redner hatten sich für und wider den Antrag einschreiben lassen. Berlin selbst war in großer Aufregung. In allen Clubs und Vereinen wurde die Erklärung der Regierung und der Jacoby'sche Antrag debattirt. Daß man Unruhen befürchtete, schien aus der Verstärkung der Garnisen hervorzugehen, welche bereits wieder auf 12000 Mann angewachsen war, und bald auf 15000 gebracht wurde. Die Verwerfung des Antrags und somit die Erhaltung des Ministeriums war indessen schon vor Beginn der zweitägigen Debatte gesichert. Berathungen der Rechten, des Centrums und des linken Centrums bewogen das letztere, auch den zweiten Theil des Jacoby'schen Antrags fallen zu lassen. In der Debatte des 12. Juli bekämpfte besonders ein Mitglied des linken Centrums, der Kaplan von Berg, zum ersten Male von der rechten Seite aus den Jacoby'schen Antrag, den er mit einer glänzenden, weniger tief gehenden als durch überraschende

Schlagwendungen ausgezeichneten Redekraft sehr geschickt zu zersetzen verstand. Diese Geschicklichkeit bewies er hauptsächlich darin, daß er die demokratisch-republikanischen Spitzen, welche in der von Jacoby beantragten Erklärung gefunden werden konnten, scharf hervorhob, und sie als wirksame Schreckmittel unter die Fraktionen der Versammlung schleuderte. Die Schreckensworte: Anarchie, Bürgerkrieg und fremde Unterjochung, die man als Folgen der Annahme des Antrages hervorhob, verfehlten ihre Wirkung ebensowenig, als der Hinweis auf die Gefahren für Preußens Macht und Größe, welche man von einer Erklärung im Sinne der Linken befürchtete. Selbst die deutschen Patrioten lebten damals des Glaubens, daß nur in dem Umgehen der „delikaten Principienfragen" Heil und Rettung zu finden sei. Sie mußten erst später durch die Erfahrung belehrt werden, daß das Schicksal jeder Halbheit auch dieser deutschen Halbheit nicht erspart werden sollte, welche aus Furcht zu sterben sich dem Selbstmord in die Arme stürzte.

Die Redner der Linken ihrerseits, Jacoby und Waldeck an der Spitze, räumten den demokratischen Grundsatz ein, welcher in dem ersten Theile des Antrags lag. Sie erklärten die Ernennung eines unverantwortlichen, an die Ausübung der Beschlüsse des Parlaments nicht gebundenen Reichsverwesers

für unvereinbar mit der Demokratie, und die Hinzufügung eines neuen Souverains zu den vorhandenen vierunddreißig für unzweckmäßig, seine Stellung ohne Land und Leute zu, oder vielmehr über den letzteren, für unhaltbar, falls dieselben nicht thatsächlich ihre Macht gegen ihn freiwillig aufgeben sollten. Sie sagten voraus, daß ähnliche Verwahrungen der deutschen Fürsten nothwendig den Keim neuer Zwietracht aussäen müßten, — eine Saat, die später wuchernd aufgegangen ist. Eine Theilung des Antrags ward verweigert, und bei der namentlichen Abstimmung fiel derselbe mit 53 Stimmen gegen 262. Achtundvierzig Mitglieder hatten die Abstimmung geweigert. Ein Antrag von Bloem, welcher die Befugniß der deutschen Nationalversammlung zu ihrem Beschlusse anerkannte, ohne sich auf eine Kritik des letztern einzulassen, ward ebenfalls mit großer Majorität verworfen. Der ausgetretene Minister hatte für ein von ihm im linken Centrum vorgeschlagenes Amendement, welches das Recht der deutschen, so wie der Preußischen Nationalversammlung zu wahren beabsichtigte, nicht einmal die Zustimmung seiner Partei erlangen können. Das Ministerium Hansemann-Auerswald war gerettet, aber die Sache Deutschlands und der deutschen Einheit war verloren. Das inhaltschwere königliche Wort: „Preußen geht fortan in Deutsch-

land auf", war mit diesem Beschlusse feierlich zurückgenommen. Es war zurückgenommen nicht von dem Könige, der es ausgesprochen, sondern von dem verantwortlichen Ministerium und der Majorität der Preußischen Volksvertreter. Mit diesem Beschlusse war der Würfel geworfen über das Schicksal des deutschen konstituirenden Parlaments. Herabgedrückt von der Höhe entscheidender Beschlußmacht in Sachen Deutschlands auf den Standpunkt einer vereinbarenden Versammlung, mußte es über kurz oder lang das Schicksal aller solcher Versammlungen theilen.

Die Folgen zeigten sich bald. Die Hannoversche Regierung trat in die Fußtapfen der Preußischen und König Ernst August erließ einen Protest gegen den Beschluß des deutschen Parlaments, mit welchem verglichen die Preußische Erklärung noch als bescheidene Mäßigung gelten konnte.

In der That war das alte System durch jenen Frankfurter Beschluß in das Herz getroffen worden. Er war so bequem gewesen für die Souverainitätsgelüsten der deutschen Dynastieen der alte Zustand jener Staatenbundverfassung mit einem Bundestage, der sich inkompetent erklärt gegenüber jeglicher Willkür jedes einzelnen souverainen deutschen Fürsten. Hannover hatte davon die glänzendsten Erfahrungen gemacht, und es war seinem Könige deshalb nicht

zu verdenken, daß er im Rückblick auf dieſe Erfahrungen jede Unterordnung ſeiner Souverainität „unter die Oberhoheit irgend eines andern deutſchen Fürſten“ energiſch verweigerte. Der Standpunkt, welchen die deutſchen Souveraine gegenüber der neu zu begründenden deutſchen Einheit einnahmen, war genau derſelbe, von welchem aus Preußens König im Jahre 1847 ſeinen Vereinigten Landſtänden erklärt hatte: daß er ihnen zwar wichtige Rechte einräume, ohne jedoch von den bisherigen Rechten der abſoluten Krone irgend eins aufzugeben. Geben ohne Aufgeben iſt aber die Quadratur des Cirkels. Einem ſpätern, und, ſo hoffen wir, glücklicheren Geſchlechte wird es kaum glaublich ſcheinen, daß man im Jahre 1848 die ſtaatliche Einheit eines einigen Deutſchlands ohne einen Organismus darſtellen wollte, in welchem die Theile eben nur dienende Glieder, und nur in dieſer Unterordnung ſelbſtändig ſind; daß man den einfachen Satz leugnete, nach welchem die Hand nur Hand iſt als Theil des Arms, der Arm nur Arm als Theil des ganzen Körpers, und daß die alte drittehalbtauſendjährige Fabel des Menenius Agrippa für Deutſchland umſonſt erzählt war.

Kapitel V.

Die Peukerſche Huldigungsforderung und die Preußiſche Armee.

Wie nur Leidenſchaft die Revolution erzeugt, ſo kann auch nur Leidenſchaft die Reaktion gebären. Denn Reaktion iſt ihrem innerſten Weſen nach nichts anderes als Contrerevolution, die eben ſo wenig wie eine Revolution von einzelnen Intriguanten gemacht wird. Denn dieſe vermögen ihre Pläne eben nur dadurch auszuführen, daß ſie die reaktionären Elemente, welche im Volke ſelbſt vorhanden ſind, zu einem feſten Kerne ſammeln und mit demſelben für ihre Zwecke operiren.

Die Oppoſition gegen die letzten Beſchlüſſe des deutſchen Parlaments war der Boden, aus welchem das reaktionaire Preußenthum ſich zu energiſcher Leidenſchaft aufnährte.

In Preußen gab es allerdings ſchon unmittelbar nach jenen entſcheidenden Märztagen eine ſolche Leidenſchaft der Reaktion. Der Sitz und Heerd ihrer Energie war vorzugsweiſe in dem Preußiſchen Heere. Ihre Thatkraft wurzelte in dem trotzigen

Selbstbewußtsein der jungen Großmacht, in den stolzen Erinnerungen ihrer kühnaufstrebenden Vergangenheit, in den populären Sympathien, die sich stützten auf eine kriegerische Macht, welche der Degen Friedrichs des Großen zu welthistorischem Ruhme erhoben, und welche die Kämpfe der Freiheitskriege glänzend bewährt hatten. Das erste Aufflammen dieser Leidenschaft, welches in der Militairresidenz Potsdam kurz nach dem 18. und 19. März verzweifelte Gedanken gebrütet hatte, wich zurück vor jenem Gedanken, dessen symbolischer Ausdruck der deutsche Umritt *) war, vor dem Gedanken: das Verlorne zu opfern für die Preußische Hegemonie und für den nationalen Triumph, das neue Preußen auferstehen zu sehen an der Spitze Deutschlands. Als es aber anders kam, als das große Opfer des preußischen Aufgehens von Deutschland um diesen Preis vergeblich geboten, als „ein Fremder", wie sich die altpreußische Entrüstung in den Vereinen für König und Vaterland ausdrückte, an die Spitze Deutschlands gewählt wurde, als Preußen so sich ungefragt, ohne Zustimmung, unterordnen und gehorchen, sein eigenes Heer, seine eigene Vertretung, seine Stelle unter den Großmächten aufgeben sollte, ohne einen Balsam auf die Wunde,

*) S. Zweites Buch S. 130 ff.

die dadurch dem preußischen Nationalgefühle geschlagen wurde: da zeigte sich die Kraft dieses von den Hohenzollern geschaffenen Preußischen Staats- und Volksbewußtseins. Da zeigte sich, daß neben der deutschen Begeisterung noch gleichzeitig eine Preußische möglich war, eine selbstlose Begeisterung, eine opferfähige Leidenschaft, bereit für ihre Sache zu leben und zu sterben. Unter der populären Losung dieses, von dem verletzten militairischen Ehrgefühl getragenen Preußischen Nationalgefühls sammelte sich der entrüstete Monarchismus, der beleidigte Hochmuth der büreaukratischen Bildung, die Angst um die Verödung der Preußischen Hauptstadt, die Abneigung gegen Oestreich, und mit ihnen alle niedrigen Motive, die nicht in eignem Namen aufzutreten wagten. Da wurden die Proteste und Schmähungen laut gegen die deutsche Nationalversammlung in den Vereinen. Da zuckte in Berlin und Potsdam der Gedanke an einen kühnen „Gegengriff“: „Mag das Rheinland auch abfallen, wenn wir die Preußische Fahne aufpflanzen! Preußen war nicht am schwächsten, als es am kleinsten war. Es kann mit dem Schwerte wieder erobern, was es einst mit dem Schwerte gewonnen!“ Preußens Rettung vor dem Untergange in Deutschland ward die Parole auch desjenigen Theils der Preußischen Nationalversammlung, der sich seit dem Siege über den Jacobyschen

Antrag mehr und mehr zum Träger des spezifischen Preußenthums aufwarf.

Die wahre Meinung dieses spezifischen Preußenthums fand ihren kräftigsten Ausdruck durch die Stimme eines Soldaten. Am 23. Juli warf der Oberst von Griesheim, die Seele des preußischen Kriegsministeriums, im Namen der Preußischen Armee dem deutschen Parlamente und seiner neugeschaffenen Centralgewalt den Handschuh hin. *) Was bisher nur als dunkles Gerücht verlautete, was selbst die Denkschrift des Preußenvereins noch vorsichtig maskirte, ward hier mit aristokratisch militairischer Rücksichtslosigkeit herausgesagt. König Friedrich Wilhelm IV. hatte das Wort gesprochen: Preußen müsse fortan in Deutschland aufgehen. Herr v. Griesheim nannte dies Wort eine „Uebereilung", und forderte statt dessen die Hegemonie Preußens über Deutschland, „des Preußens, das auch in der deutschen Einheit Preußen bleiben wolle." König Friedrich Wilhelm IV. hatte selbst die Einheit eines

*) Die deutsche Centralgewalt und die Preußische Armee. Berlin 1848. Verlag der Deckerschen Geheimen Oberhofbuchdruckerei. Von dieser Schrift ward eine Gratisauflage für die Armee veranstaltet und unter die Truppenkorps vertheilt. „Es sei (hieß es in einem Berichtigungsartikel) den Soldaten wohl zu gönnen, einmal so von sich reden zu hören."

deutſchen Heerweſens gefordert. Der Wortführer des Preußiſchen Heeres ſtellte dafür die Forderung des Aufgehens der deutſchen Reichsarmee in die preußiſche. Friedrich Wilhelm IV. hatte das deutſche Banner auf den Zinnen ſeines Schloſſes aufgepflanzt und ſeinem Heere die deutſche Kokarde verliehen. Der Sprecher der Preußiſchen Armee nannte dieſe Verleihung eine derſelben „wider ihren Willen aufgezwungene Ehre“, und legte im Namen dieſer Armee entſchiedenen Proteſt ein gegen jede organiſche Einordnung derſelben in ein deutſches Reichsheer. „Lieber als auch nur die Nummern ſeiner Regimenter giebt die Preußiſche Armee die deutſche Einheit auf.“

Das hieß deutlich geſprochen, aber es war noch nicht Alles. Das ſpezifiſche Preußenthum in der Perſon des Vertreters der Armee ging noch weiter. Es erklärte den ganzen Verſuch der Conſtituirung eines deutſchen Reichs durch das zu Frankfurt verſammelte Parlament der deutſchen Nation für den heilloſen Aberwitz „einer kraftloſen Macht, die nur davon lebe, daß die lebendigen Kräfte Deutſchlands ſich noch nicht losgemacht hätten von den Feſſeln des Zaubertranks, den ihnen die Revolution beigebracht.“ „Das alte Preußen wird ſich erheben wie ein Mann, wenn ſein König ruft, nicht aber wenn ein Reichsverweſer ruft, der nicht ſein König iſt. Und wenn das neue Preußen, durchwühlt und entmannt,

dem Beispiele nicht folgt, so wird es das zu seinem Schaden thun; denn das alte Preußen kann auch zum zweiten und zum dritten Mal wieder erobern, was es schon ein und zweimal als Siegesbeute erhalten.“ Der leidenschaftliche Haß gegen die Idee eines organisch einigen Deutschlands proklamirte es im Triumph, daß der Geist des altpreußischen Heeres noch lebe, daß alle bewährten Krieger Preußens nur an Preußen und Preußens Größe, nicht aber an das „Frankfurter Deutschland“ denken, daß die Preußischen Offiziere wohl bereit seien, „jeden Augenblick ihr Leben für den Orden pour le merite in die Schanze zu schlagen, aber weit davon entfernt, in solchen Augenblicken an ein einiges deutsches Vaterland zu denken.“ Zum Schlusse endlich ward hingewiesen auf die einzige deutsche Einheit, an welche die militarisch preußische Partei glaube: auf die Verbindung Preußens „mit den norddeutschen Ländern von Hannover, Hessen, Mecklenburg und Braunschweig, die mit uns Arm an Arm gestanden haben, gleichviel ob der gemeinschaftliche Feind jenseits oder diesseits des Rheins zu Hause war. Denn wir glauben und halten fest an einem einigen Norddeutschland, in welchem die Schwächern sich anlehnen können an den Stärkern, ohne daß dieser muthwillig sie vertilgen will.“ So früh schon lebte der Gedanke des einigen preußischen Nord-

Deutſchlands, dem die deutſche Revolution und ihre Frucht, die Einheit Deutſchlands, erliegen ſollte!

Wohl ſchwerlich ſeit den Zeiten der Prätorianer des kaiſerlichen Roms war es vorgekommen, daß ein Heer als ſolches ſein Schwert in die Wagſchale politiſcher Debatte des eignen Landes zu werfen, daß es die Befehle und Anordnungen ſeines Königs zu kritiſiren, den Beſchlüſſen des Parlaments einer Nation ſein entſchiedenes: Nein! entgegenzuſetzen, und einer von dieſem Parlamente erwählten Reichsgewalt die Anerkennung zu verweigern wagte. Hier war es geſchehen. Die Preußiſche Armee hatte in ihrem Sprecher ſich als rathende, warnende und drohende politiſche Macht hingeſtellt. Sie durfte es, denn ſie ſelber war damals allein „das alte Preußen“.

Der Entwurf der Beſtimmungen über die deutſche Centralgewalt, gegen welche dieſer Angriff zunächſt gerichtet war, hatte Männer wie Dahlmann, Beſeler und Mittermaier zu ſeinen Urhebern. Er gründete ſich auf ein Gutachten von Radowitz, und das Miniſterium hatte erklärt, es finde in dieſem Entwurfe die Beſtimmungen wieder, die Preußen zum Heile Deutſchlands ſelbſt gefordert.

Das Miniſterium konnte dieſen Schritt eines Mannes nicht überſehen, der bisher in ſeiner Mitte als Vertreter des Kriegsminiſters gewaltet hatte.

Man enthob ihn dieſer Stellung, ohne weiter gegen ihn einzuſchreiten. Auch der Oeſtreichiſche Geſandte Herr von Trautmannsdorf legte Beſchwerde bei der Regierung ein, wegen der Angriffe auf Oeſtreich und ſein Heerweſen, welche die Griesheimſche Schrift enthalte. Aber die Preußiſche Nationalverſammlung hatte durch dies rückhaltloſe Hervortreten der Macht, welche mit dem in Preußen geſtürzten Syſtem in allen Faſern und Nerven ihres Organismus verwachſen war, ein Memento mori erhalten, das ſie, wie ſich bald zeigen wird, nicht unberückſichtigt laſſen konnte.

Derſelbe Tag, an welchem vor zweiundvierzig Jahren der letzte deutſche Kaiſer die Krone des Reichs deutſcher Nation niederlegte, weil die Einheit zerriſſen und das Reich für ein leeres Wort erklärt worden war, derſelbe Tag war dazu auserſehen worden, im ganzen Vaterlande ein lebendiges Zeichen der neuverbundenen Einheit, der auferſtandenen waffenkräftigen Reichsgewalt zu bringen. Wie auf den Rheinbund des 12. Juli 1806 die Kronentſagung des 6. Auguſt folgte, ſo ſollte der neue in der Paulskirche zu Frankfurt geſchloſſene Bund auch äußerlich beſiegelt und beſtätigt werden. Die Waffen und Fahnen, die dem Geſetze folgen und dem geſammten Vaterlande dienen ſollten, ſie ſollten dem Vollzieher dieſes Geſetzes auch huldigen und ſich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52808-6
FN. 11384/019

ſchmücken mit den Farben der wiedererſtandenen deutſchen Nation.

In dieſem Sinne hatte (16. Juli) der neuernannte Reichskriegsminiſter, General Peucker, ſeine Aufforderung erlaſſen*). Vielleicht war die Form ein Mißgriff. Aber es war keine Zeit an Formen zu mäkeln, wo ſo viel auf dem Spiele ſtand. Zumal für Preußen nicht, dem, wenn es ſich ehrlich an Frankfurt anſchloß, auf die Dauer die Führerſchaft Deutſchlands nicht entgehen konnte. Die hier von den Truppen der deutſchen Bundesſtaaten verlangte Ehrenhuldigung für den Verwalter des deutſchen Reichs war unverfänglich ihrem Weſen nach. Aber der Geiſt, den wir ſo eben geſchildert, bemächtigte ſich ihrer als Handhabe der Parteileidenſchaft. Die preußiſche Militairpartei ſah in einem ſolchen Akte nichts weniger als die „unbedingte Unterwerfung unter eine höhere Gewalt,

*) Dieſe Aufforderung lautete: „Da der Erzherzog-Reichsverweſer in der proviſoriſchen Centralgewalt auch die Oberleitung der geſammten deutſchen bewaffneten Macht übernommen hat, ſo findet ſich das Reichs-Kriegsminiſterium verpflichtet, zu veranlaſſen, daß von dieſem Akte die geſammten deutſchen Bundestruppen durch feierliche Verkündigung des an das deutſche Volk erlaſſenen Aufrufs Kenntniß erlange, und gleichzeitig ihnen Gelegenheit gegeben werde, dem Reichsverweſer ihre öffentliche Huldigung darzubringen.“ Als Ausdruck dieſer Huldigung ward „ein dreimaliges Lebehoch“ bezeichnet.

welche neben oder gar über ihrem Könige die preußische Armee nicht anerkenne". Sie „beschwor König und Regierung, einen Akt nicht vorzunehmen, durch den das Heer an sich selbst, an seiner Regierung, an seinem Könige irre werden würde", vielmehr „diesen Frankfurtern" zu zeigen, daß für Preußen ihr ganzes Gebahren nichts mehr und nichts weiter bedeute, als ein Schattenspiel an der Wand.

Der Ausweg diesen leidenschaftlichen Forderungen gegenüber schien indessen unschwer zu finden. In Berlin war ein Kongreß versammelt von siebenundsechzig konstitutionellen Vereinen preußischer Städte. Dieser Kongreß erklärte in einem Manifeste, daß nach seiner Ueberzeug „die geforderte Huldigung nicht anders zu verstehen sei, als daß die Truppen nach den Grundgesetzen der Bundesverfassung sich verpflichten, falls sie zum Bundeskontingent beordert würden, sich dem Oberbefehl des Reichsverwesers zu unterwerfen". Thatsächlich war dies bereits durch Wrangels Ernennung zum Reichsfeldherrn geschehen. Eine einfache Erklärung des Königs, welcher das Losungswort von dem Aufgehen Preußens in Deutschland selbst auf die Fahne der Revolution geschrieben hatte, die Erklärung: daß eine solche Ehrenhuldigung des von ihm anerkannten Reichsoberhauptes keine Untreue gegen ihn selber

einſchließe, wäre genügend geweſen, alle Bedenken niederzuſchlagen. Statt deſſen erließ Friedrich Wilhelm IV. (29. Juni) einen Armeebefehl, welcher dem Heere die Anerkennung der Wahl des deutſchen Reichsverweſers anzeigte und die Erwartung ausſprach, „daß Preußens Krieger überall wo ſie für die deutſche Sache einzutreten und, nach ihres Königs Befehl, dem Reichsverweſer ſich unterzuordnen hätten, den Ruhm Preußiſcher Tapferkeit und Disziplin ſiegreich bewähren würden“. Dieſer Armeebefehl ward vom Kriegsminiſter den Generalkommando's mit dem Bemerken zugefertigt: nach der Lage der Umſtände erſcheine es angemeſſen, daß dieſe Bekanntmachung nicht am 6. Auguſt, und daß noch weniger an dieſem Tage oder bei der Bekanntmachung überhaupt eine Parade ſtattfinde *). In dem Schluſſe dieſes Armeebefehls lag die geſammte Politik des Miniſteriums in der Sache der deutſchen Einheit zu Tage. Preußen erklärte, daß es der von ihm anerkannten Reichsgewalt gehorſamen wolle, wann und wie es ihm beliebe. Das Prinzip der Vereinbarung ward auf der Spitze des Degens der Centralgewalt und ihrem Parlamente überreicht. Die Vereinbarung aber leitet nach ſeinem

*) Deutſche Chronik für das Jahr 1848 (Berlin bei A. W. Hayn 1849) S. 75.

Willen der, welcher die Macht hat. Preußen stellte mit dieser Erklärung seinen Willen thatsächlich an die Spitze Deutschlands.

So bot denn dieser zu einem allgemeinen deutschen Feste bestimmte Tag in Deutschland das trübe Schauspiel hier eines lässigen, unwillig zugestandenen Gehorsams, dort des offen ausgesprochenen Widerstrebens. Der erste Befehl der neugeschaffenen Reichsgewalt, gegeben in der freudigen Zuversicht auf Einheit und Einigkeit, hatte nur Trennung und Zwiespalt auf's Neue wach gerufen. Was half es, daß hier und da die Regierungen der kleinern Staaten, wie Braunschweig, Hessen-Kassel, Oldenburg u. a. m., dem Befehle Gehorsam leisteten, daß die Bürgerwehren in Berlin und fast überall in Deutschland dem neuen Reichsverweser mit jubelndem Lebehochrufe huldigten! Das Preußische Heer blieb stumm, und sein Schweigen war verhängnißvoll und unheilverkündend für das einige Deutschland.

Von diesem Augenblicke an bot Deutschland das Bild eines Reichs dar, in welchem die Uneinigkeit statt der Einigkeit, die Schwäche statt der Macht völlig organisirt war; eines Reichs, welches die Mängel des alten römischen Reichs deutscher Nation in erhöhtem Maaße in sich schloß; in welchem nicht nur Fürsten mit einem Kaiser, oder Fürsten unter sich haderten und stritten, sondern zu derselben Zeit

auch Ständeverſammlungen mit dem Reichsparlament, Ständeverſammlungen mit Ständeverſammlungen, Aſſociationen mit Aſſociationen, Volksverſammlungen und Klubbs mit ihres gleichen in den verſchiedenen Ländern. Die Reichscentralgewalt, ein Centrum ohne Kreis; der Reichsverweſer, ein Herrſcher ohne Land, ein Souverain, der bald genug erfahren ſollte, daß die Souverainität untheilbar iſt.

Welche Stellung aber die Partei des alten Preußens zu dem neuen Frankfurter Deutſchland von jetzt an einnahm, das konnte man aus einer „Anſprache an das Volk“ erſehen, welche der Preußenverein zu Berlin (23. Juli) mit Bezug auf jene Aufforderung des deutſchen Reichskriegsminiſters erließ. In dieſer Anſprache erklärte der „Preußenverein für konſtitutionelles Königthum“ alle diejenigen, welche das Aufgehen Preußens in Deutſchland forderten, „für Feinde des Vaterlandes!“ Höher konnte die Verwirrung der Begriffe ſchwerlich ſteigen. Die preußiſchen Royaliſten erklärten dadurch, ohne es zu wiſſen und jedenfalls ohne es zu wollen, den König von Preußen für einen Feind des preußiſchen Vaterlandes. Denn Friedrich Wilhelm IV. hatte jene Worte ausgeſprochen. Er war es geweſen, der am 25. März öffentlich vor aller Welt verkündet hatte: „ich ſtelle mich und mein Volk unter das altehrwürdige Banner des deutſchen Reichs.

Preußen geht fortan in Deutschland auf.“ Aber vier Monate später unterzeichnete derselbe Graf von Arnim-Boitzenburg, welcher als Minister seinen Namen gesetzt hatte unter diesen rettungverheißenden Zuruf an das Preußische Volk und die deutsche Nation, am 30. Juli zu Templin die Erklärung preußischer Feinde Deutschlands: daß die Frankfurter Centralgewalt eine ungesetzliche, und der von Deutschlands Parlament ernannte Verweser des deutschen Reichs für Preußen rechtlich und gesetzlich nicht vorhanden sei *). Den König, der sich selbst aus eigener Macht an die Spitze Deutschlands stellte, hatte das Preußische Junkerthum freudig begrüßt. Dem Erwählten der Deutschen Nation versagte es trotzig die Anerkennung. So ward von der aristokratischen Reaktion das Grab gegraben für die kaum geborne Einheit der deutschen Nation.

*) S. Nationalzeitung vom Jahre 1848.

Kapitel VI.

Die Ariſtokratie und das Junkerparlament.

Nur zu bald ſollte es ſich zeigen, daß nicht der Geiſt hochherziger patriotiſcher Aufopferung, ſondern vielmehr nur die ſinnbethörte Furcht vor den dräuenden Schreckniſſen einer, in ihrer Kraft überſchätzten, Revolution die Vertreter der bevorrechteten Stände in Preußen beſeelt hatte, als ſie in den drei denkwürdigen Tagen des letzten Vereinigten Landtags „die gewagteſten Vorlagen und Geſetze auf Koſten ihrer Privilegien im Taumel der Feigheit beſtätigten“.

Die Aufhetzereien des Landvolks in den Provinzen; die Wühlereien der reaktionären Preſſe gegen die Preußiſche Nationalverſammlung und das revolutionäre Miniſterium; die reaktionären Maueranſchläge, Flugblätter und Plakate der Hauptſtadt, in welchen die erwählten Vertreter der Nation nicht viel beſſer als ein Haufe von Vagabunden behandelt wurden; die Vereine für König und Vaterland; die Kundgebungen der reaktionären Preußenvereine

und der Vereine für Aufrechthaltung der adligen Privilegien in den östlichen Provinzen; die Besprechungen adliger Gutsbesitzer aus Sachsen, Schlesien, Brandenburg und Pommern, welche zu Magdeburg (14. Juli), Halle, Stettin und an andern Orten gehalten wurden: dies Alles fand seine Methode und seinen organisirten Ausdruck in dem sogenannten Junkerparlamente, welches in Berlin unter dem Vorsitze des Herrn von Bülow-Cummerow am 24. Juli zusammentrat, und den Kampf gegen die neue Gesetzgebung und ihre Reformen, den Kampf gegen das „revolutionaire Ministerium" begann, welches den „wohlerworbenen Vorrechten" einer bisher privilegirten Kaste allerdings, wie sich der Minister Hansemann ausdrückte, tief „ins Fleisch zu schneiden" drohte. Hier zeigte es sich deutlich, daß die Uebergangspolitik des ersten Ministeriums der Preußischen Revolution, welche gemeint hatte, durch Berufung des Vereinigten Landtags, als des einzigen gesetzlichen Organs, die Revolution legalisiren zu können, ein Irrthum gewesen war. Freilich hatten sowohl die Magnaten der Herrenkurie als die Ritter der Dreiständekurie fast einstimmig das allgemeine Wahlrecht und mit ihm die Aufhebung aller ihrer Privilegien sanctionirt. Aber es war dies nicht ein Akt gleich dem jener französischen Aristokratie, welche in der Nacht des 4. August in

edlem Wetteifer hochherziger Begeiſterung alle ihre Vorrechte der neuen Freiheit zum Opfer darbrachte. Betäubt und beſinnungslos von dem Donnergrollen der Revolution, in bebender Furcht vor dem hereinbrechenden Gerichte, hatte die preußiſche Ariſtokratie alle ihre althergebrachten Rechte von ſich geworfen, wie man fliehend reiche Beute von ſich wirft, um das Leben zu erretten. Die Niederlage war eben ſo ſchmählich als vollſtändig, und die ſinnbethörende Furcht, von welcher ſie begleitet war, nahm dem jähen Sturz der vor wenig Wochen noch ſo ſtolzen Körperſchaft jede Spur tragiſcher Würde. Selbſt der Hiſtoriker der Reaktion ſah ſich genöthigt dieſer Kataſtrophe einer feigen Selbſtvernichtung den Stempel der Ehrloſigkeit aufzudrücken *). Die Betäubung dieſes erſten paniſchen Schreckens hielt an, ſo lange die Bewegung im Fortſchreiten war. Sie wich erſt allmälig, als gewiſſe Zeichen verkündeten, daß ein Umſchlag der Dinge keine Unmöglichkeit ſei, und als die erſten Angriffe gegen ihre materiellen Intereſſen von dem Miniſterium der That erfolgten.

Die Aufhebung der Kreisberechtigung, Steuern auszuſchreiben, deren Verwendung vorzüglich den Rittergutsbeſitzern zu Gute kam, hatte den Schrecken und Zorn der letzteren erregt. Der Geſetzentwurf

*) Vgl. Zweites Buch S. 193. Signat. temporis S. 46.

über unentgeltliche Aufhebung gewiſſer Laſten und Gefälle und die von der Regierung der Nationalverſammlung übergebene Denkſchrift über Aufhebung der Hülfsdienſtgelder und anderer Leiſtungen der Bauern ſteigerte die Empörung. Eine Grundſteuer, welche in Ausſicht ſtand, drohte ein neuer Schlag zu werden für die alten Privilegien und Begünſtigungen. So lange die Regierung im alten Syſteme die mittelalterlichen Vorrechte, die Steuerungleichheiten und die Standesvorzüge beſchützte, waren die Ritter ihre beſten Freunde geweſen. Jetzt aber, wo eine Regierung mit dem Volke zu gehen und ſich gegen den Vortheil der Privilegirten zu wenden begann, kehrte ſich die Sache um, und die Stützen des Throns und Staats zeigten nicht übel Luſt, ihre Kraft gegen die Regierung zu wenden, deren Thun ſie als anarchiſch und revolutionair, als frevelhaften Eingriff in die geheiligten Rechte des Eigenthums bezeichneten. Freilich war es der Ariſtokratie nicht zu verdenken, daß ſie auch ihrerſeits von dem neuen Rechte der Aſſociation Gebrauch machte, und den Kampf für ihre Vorrechte gegen das Princip der Gleichberechtigung verſuchte. Mehr vielleicht dem Miniſterium, wenn es von den einzelnen oben geſchilderten reaktionairen Bewegungen, von den in Pommern, Preußen, Schleſien gehaltenen Kreistagen und Verſammlungen des Adels ſo wenig

Notiz nahm, daß der Miniſterpräſident von Auerswald auf eine deshalb in der Nationalverſammlung geſtellte Interpellation (1. Sept.) zur Antwort geben mußte, daß ihm von ſolchen Dingen nichts bekannt ſei. Aber ſchwerlich konnte ihm unbekannt ſein, daß der Hauptführer eines reaktionairen „Vereins für König und Vaterland“ ſchon in der Mitte des Juli eine Aufforderung an das Miniſterium veröffentlicht hatte, die Nationalverſammlung in Berlin aufzulöſen, und die etwa widerſtrebenden Mitglieder „ſchlimmſten Falls niederſchießen zu laſſen“. *)

Die Taktik der ariſtokratiſchen Reaktion in dem Kampfe um ihre Privilegien bot ein eigenthümliches Schauſpiel. Derſelbe „Rechtsboden“, von welchem aus im Jahre 1847 die damalige liberale Oppoſition den Kampf um eine reichsſtändiſche Verfaſſung geführt hatte, lieferte jetzt der reaktionairen Oppoſition ihre Schutzwaffen zur Vertheidigung der bedrohten Vorrechte. Nicht als die gebieteriſche Forderung der Zeit, als das unerläßliche Reſultat politiſcher Entwickelung hatte jene liberale Oppoſition des Jahres 1847 die reichsſtändiſche Verfaſſung für Preußen gefordert. Sie hatte die unveräußerlichen Rechte eines mündigen Volks abgeleitet von den

*) Fr. v. Florencourt in einer zu Halle erſcheinenden Wochenſchrift.

Verſprechungen und Verordnungen eines abſoluten Herrſchers. Auf dieſem Boden aber war Friedrich Wilhelm IV. in ſeinem Rechte, wenn er jene Mahnungen unter Berufung auf die abſolute Vollgewalt der Krone zurückwies. Und die Herrenkurie ſtand in dieſer Anſicht auf Seiten ihres allerhöchſten Herrn, der ſich durch keine Verordnungen und Geſetze ſeines Vorgängers gebunden erklärte. Jetzt aber nahmen dieſelben „Herren“ ihre Zuflucht zu dem früher verleugneten Rechtsboden, und bewieſen die Unverletzlichkeit ihrer Privilegien aus den Verordnungen und Geſetzen des vom Könige ſelber aufgegebenen abſoluten Königthums. Sie hielten den Angriffen des revolutionairen Miniſteriums auf ihre althergebrachten, vom Roſt der Jahrhunderte verſchönten Vorrechte den Meduſenſchild des Preußiſchen Landrechts entgegen, „deſſen Gültigkeit, wie ſich der Graf Arnim-Boitzenburg ausdrückte, noch Niemand in Zweifel zu ziehen gewagt“. Mit den Paragraphen dieſes Landrechts in der Hand, brachen ſie den Stab über alle zerſtörenden Richtungen des Miniſteriums, d. h. über die unentgeltliche Aufhebung der eigentlichen Feudallaſten und über die billige Ablöſung anderer Gerechtſame. Sie vergaßen nur das Eine, daß die unabänderliche Gültigkeit dieſes ſelben Landrechts bereits in den Jahren der Stein-Hardenbergſchen Periode (1807—1813) weſentlich zu ihren

Ungunſten verletzt, daß ſelbſt unter dem abſolut-monarchiſchen Syſtem ſehr weſentliche althergebrachte Rechte, wie die Leibeigenſchaft mit allen aus ihr fließenden Rechten, Dienſten und Abgaben, das Recht, Abgaben für die Berechtigung zum Gewerbebetrieb zu erheben, die Cantonfreiheit u. a. dergl. ohne alle Entſchädigung aufgehoben worden waren. Der Staat habe das Recht und die Pflicht, ſo lautete damals die Sprache der Preußiſchen Regierung *), Vortheile ohne Entſchädigung aufzuheben, welche die Gutsherren aus Verhältniſſen gezogen, „die dem Kulturgrade aller Staatsbürger nicht mehr angemeſſen und daher gemeinſchädlich ſind".

Die ariſtokratiſch-reaktionaire Oppoſition wollte den Staat des beſtehenden Rechts. Das Ziel der Revolution war der Staat der Gerechtigkeit. Das war der Unterſchied.

Das Junkerparlament trat unter dem Namen einer „Generalverſammlung des Vereins zur Wahrung der materiellen Intereſſen aller Klaſſen des preußiſchen Volks" am 19. Auguſt zu Berlin im Mielenz'ſchen Saale zuſammen. Unter ſeinen Mitgliedern ſah man die ehemaligen Miniſter Graf Arnim-Boitzenburg und von Bodelſchwingh, die Herren von Kleiſt-Reetzow, von Scharnweber,

*) Reſcript vom 8. März 1809.

Präſident von Gerlach und die als ultraroyaliſtiſche Feudaliſten bekannten Grafen von Bismark-Schönhauſen und von Bretzler. Hauptzweck dieſer Vereinigung war einerſeits die Erhöhung der Grundſteuern, anderntheils die Aufhebung der Feudallaſten zu hintertreiben. Die erbitterte Stimmung gegen die Regierung machte ſich Luft in den heftigſten Reden. Man ſprach von revolutionairer Antaſtung wohlerworbener Rechte in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken, welche, in demokratiſchen Vereinen vorgebracht, leicht zu einer Unterſuchung geführt haben würden. Die entſchiedenſten Mitglieder, wie der Präſident von Gerlach, erklärten ſich ſelbſt gegen die von Bülow-Cummerow vorgeſchlagene Aufgebung einzelner Vorrechte, wie der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Patrimonialrechte. Denn dieſe Rechte ſeien vielmehr Pflichten, von deren Erfüllung man Niemanden entbinden könne. Man müſſe, hieß es, die defenſive Stellung in der Bewegung der Gegenwart aufgeben; einem Edelmanne gezieme es, Front zu machen und die Offenſive zu ergreifen. Nur ſo würden Siege erfochten. Man ſolle es ſich endlich auch einmal etwas koſten laſſen und dem Proletariate entgegenkommen, dann werde man es zu einer Macht bringen *). Eine Adreſſe an den König ward

*) Nationalzeitung vom 20. Auguſt 1848.

genehmigt, welche Graf Arnim-Boitzenburg entworfen hatte. Ein Ausschuß ward erwählt, um die ferneren Schritte der revolutionairen Regierung zu überwachen. Auch bei dem Handel und der Industrie sollte das Vertrauen zu dem Ministerium, an dessen Spitze ein Handels- und Fabrikherr stand, untergraben werden. Der Ausschuß berief dazu eine Versammlung von Fabrikanten und Kaufleuten aus Preußen und ganz Norddeutschland nach Berlin. Der Versuch, eine Deputation unmittelbar an den König zu senden, scheiterte, da die Annahme einer solchen in einem konstitutionellen Staate damals doch noch allzu bedenklich schien. Die öffentliche Meinung aber unterschätzte offenbar die Kraft einer solchen Liga der Aristokratie, wenn sie dieselbe für unschädlich und ohnmächtig hielt. Denn in dieser Verbindung konzentrirten sich von da an die Umtriebe gegen die Revolution und ihre Schöpfungen, die Nationalversammlung und das Ministerium der That, das verhaßte „Krämerministerium". Das letztere namentlich kam immer mehr ins Gedränge, und während es in der Nationalversammlung und einem Theil der Presse als reaktionair angegriffen wurde, sah es sich hier von der reaktionairen Aristokratie nahezu des Jakobinismus beschuldigt *). Die

*) Die Signatura temporis, welche später dem Minister

letztere erkannte in dem Vertreter der industriellen Bourgeoisie, in dem Führer der altliberalen Opposition ihren gefährlichsten Feind, und beschloß ihn zu stürzen. Es handelte sich nur um eine passende Veranlassung, welche das Mittel dazu liefern könnte, und auch diese hatte sich, wie wir bald sehen werden, bereits gefunden.

Die Ereignisse in Europa trugen dazu bei, den Muth der reaktionairen Aristokratie neu zu beleben. In England die Chartistenbewegung durch die verbündete Aristokratie und Bourgeoisie unterdrückt; Neapel durch König Ferdinands Bomben und Schweizer zur Ordnung gebracht; in Paris der Grund zu einem neuen Absolutismus gelegt; die Lombardei auf Metternich'sche Weise beruhigt; Franz von Modena wieder eingesetzt, und Wien, die Mutter der deutschen revolutionairen Bewegung, von den siegreichen Feldhauptleuten Radetzky und Win-

---

Hansemann seine „zweideutige Anerkennung der Revolution" vorhielt, lobt ihn sogar ironisch wegen der „Vorbereitung einer Reihe von Gesetzen, mit welchen er sich rühmte, in das Fleisch der Reaktion, d. h. in wohlerworbene Privatrechte, eingeschnitten zu haben. „Diese Wunden waren (heißt es daselbst S. 58) keine tödtliche, nicht einmal niederwerfende, sondern nur munter und allenfalls wähnend machende, so daß nun endlich der Stand der Gutsbesitzer that, was er auf dem Vereinigten Landtage zu thun die Pflicht gehabt hätte, nämlich die Augen auf." Signat. temporis S. 57—58.

diſchgrätz bei feſtlichen Bankets mit dem Gerichte von Mailand bedroht — ſollte ſich da die in ihren theuerſten Intereſſen bedrohte preußiſche Ariſtokratie noch länger das Miniſterium des kommuniſtiſchen Wollhändlers gefallen laſſen, der an den wohlerworbenen, altehrwürdigen Beſitz der Steuerbefreiung, des Jagdrechts, der Renten und Zehnten aller Art die frevelnde Hand zu legen wagte?

Kapitel VII.

Der Hof in Sanssouci und die Nationalversammlung.

Der König war und blieb unterdessen fortwährend in Potsdam, den Einwirkungen des Ministeriums entzogen, den Einflüssen der reaktionairen Camarilla, des unzufriedenen Adels und der altpreußischen Partei überlassen. Das Ministerium, fast erdrückt von der Last der Geschäfte und Verwicklungen, in täglichen, bis tief in die Nacht dauernden, oft zehnstündigen Conferenzen seine Kraft erschöpfend, sah die Schwierigkeit seiner Arbeiten verdoppelt durch jene fortdauernde Entfernung des Königs, welche den Geschäftsgang unglaublich erschwerte und verwickelte. Plakate forderten die Rückkehr des Königs in seine Hauptstadt, und die aufgeregte Bevölkerung ließ sich auf die Ermahnung des Bürgerwehrkommandanten selbst die Sperrung der Portale des Schlosses zu Berlin durch eiserne Gitter ruhig gefallen, obschon man sich seit unvordenklichen Zeiten gewöhnt hatte, die Durchgänge des Schlosses als offne Straße zu benutzen. Allein es verlautete: der

König habe geſchworen, nicht eher nach Berlin zurückzukehren, bis das Schloß eiſerne Thore habe, und bis ein Garderegiment nach Berlin zurückgekehrt ſei. Von der ſo lebhaft geforderten Auflöſung des Gardekorps war ſchon lange nicht mehr die Rede.

Um dieſe Zeit war es, wo das Miniſterium den Verſuch machte, die Nationalverſammlung mit dem Hofe in Berührung und dadurch eine gegenſeitige Annäherung zwiſchen den Vertretern der Nation und der Krone zu Stande zu bringen. Auf den Wunſch des Miniſteriums erfolgte eine Einladung der Nationalverſammlung zum 30. Juli an den Hof nach Potsdam. Der Ausfall dieſes Potsdamer Feſtes war bezeichnend für das Verhältniß des Miniſteriums zum Hofe, und karakteriſtiſch für die Stellung, welche die Hofpartei den neuen Dingen gegenüber einnehmen zu müſſen glaubte *). Der Vereinigte Landtag war in einem ähnlichen Falle bei Hofe mit höchſtem Glanze und auszeichnender Aufmerkſamkeit aufgenommen worden. Aber ſein Verhältniß zur Krone war weſentlich verſchieden von der Stellung, in welcher die gegenwärtige

*) Wir entnehmen die folgende Darſtellung größtentheils der ausführlichen Schilderung eines Augenzeugen, des Abgeordneten von Unruh in ſeinen Skizzen zu Preußens neueſter Geſchichte, S. 87 ff.

Nationalverſammlung ſich der Krone gegenüber befand. Der Landtag war eine weſentlich ariſtokratiſche, berathende Kammer. Eine oktroyirte konſtitutionelle Verfaſſung, welche die Geſetze und Verſprechungen von 1815 und 1820 erfüllte, hätte ihn vollkommen befriedigt. Die Nationalverſammlung dagegen war die Geburt einer Revolution. Sie ſollte einen Vertrag ſchließen zwiſchen Krone und Volk. Sie war der Bevollmächtigte der Nation gegenüber der Krone. Eine Verſammlung mit viel größeren Rechten ausgeſtattet, aus vorwiegend demokratiſchen Elementen zuſammengeſetzt, ſollte jetzt in Maſſe am Hofe erſcheinen.

Der Verſuch war in vieler Rückſicht bedenklich. Zunächſt lief man Gefahr, daß ein Theil der Oppoſition ſich ausſchloß. Allein dieſe Gefahr ward beſeitigt. Die Verſammlung erſchien faſt vollzählig, ſelbſt die äußerſte Linke, auch die meiſten Polen. Es war jetzt Sache des Hofes, da er ſich einmal zu dieſem Schritte entſchloſſen, ſchon aus Rückſichten der Klugheit für eine, wenn auch nicht glänzende, ſo doch jedenfalls für eine gewinnende Aufnahme zu ſorgen, und das Gegentheil ſorgfältig zu vermeiden. Denn der Schritt konnte keinen andern Zweck haben, als zu gewinnen, anzunähern, nicht abzuſtoßen und zu verletzen. Die Ausführung zeigte indeß, daß ſich das Miniſterium bei dieſer Vorausſetzung

getäuſcht hatte. Sie war von der Art, daß man den Widerwillen, mit welchem die Hofpartei ſich der Abſicht des Königs und ſeiner Miniſter bequemt hatte, ſelbſt in den kleinſten Zügen bemerkte.

Ein Extrazug der Eiſenbahn führte die Nationalverſammlung von Berlin zu dem königlichen Hoflager nach Potsdam. Am Wildpark verließ man die Eiſenbahn. Hier ſtand eine Reihe von Wagen bereit, voran der bekannte Zeltwagen, welcher zu jedem Zuge nach und von der Eiſenbahn fährt; dann zwei Hofequipagen, deren ſich Hofbeamte in Geſchäften zu bedienen pflegen; endlich eine Reihe, zum Theil ſchlechter gemietheter Privatfuhrwerke, zum Theil Droſchken und ſelbſt ſogenannte Charlottenburger Wagen, und auch dieſe nicht in ausreichender Anzahl. Die Vertreter des Preußiſchen Volks mußten zum Theil bei dem Kutſcher ihren Platz nehmen. Der Gartendirektor Lenné führte den Zug, es fehlte ihm aber an einigen Dienern, welche die Gäſte zurecht wieſen. Man machte eine Spazierfahrt von faſt zwei Stunden durch die Gärten in der glühenden Hitze der Julimittagsſonne. In dem entſetzlichen Staube, welcher ſich erhob, wurden die Demokraten zu Hoffiguren aus der Zeit Ludwig XIV. eingepudert. Von Hofe nahm Niemand an dieſem eigenthümlichen Vergnügen Theil.

Endlich langte der Zug mit den bis zur Un-

kenntlichkeit beſtäubten Deputirten wieder am neuen Palais an, während man bereits den Wagen des Königs von der andern Seite herankommen ſah. Die zahlreich im Veſtibül ſtehenden Lakaien ſchienen keine Neigung zu haben, den eingeladenen Gäſten ihres Königs beim Wegſchaffen des Staubes behülflich zu ſein, und Niemand hielt es für nöthig, Befehle dazu zu geben. So mußten denn die Abgeordneten in Gegenwart des Publikums einer dem andern zur Noth den Staub abklopfen, um nur vor dem Könige nicht ſchmutzig zu erſcheinen. Dem Könige und der Königin wurden jetzt der Präſident, der Vicepräſident und eine Anzahl Abgeordneter (doch keiner von der äußerſten Linken) vorgeſtellt. Mit dieſen unterhielten ſich Beide freundlich und wohlwollend länger als eine Stunde. Der König war ſich alſo des Zwecks dieſer Vorſtellung wohl bewußt, und behandelte demgemäß ſeine Gäſte, die Vertreter der preußiſchen Nation. Die anweſenden Prinzen des Königlichen Hauſes, unter welchen der Prinz von Preußen vermißt wurde, ſchienen abzuwarten, ob die Abgeordneten ſich ihnen vorſtellen laſſen würden. Die meiſten der letzteren kannten dieſen Gebrauch nicht; andere nahmen Anſtand, ſich voranzuſtellen, ſich abzuſondern. Bei dem Empfange des Vereinigten Landtags hatten die Prinzen kein Bedenken getragen, die eingeladenen Abgeordneten

ohne Weiteres anzureden, oder die Veranlaſſung zur Vorſtellung Einzelner gegeben. Daſſelbe mußte auch hier geſchehen, wenn man eine Annäherung beabſichtigte, wenn man zeigen wollte, daß in Preußen der Hof zum Volke gehöre, daß kein Groll gegen die Verſammlung vorhanden ſei. War doch ohnehin die Hofetikette in Preußen nie ſtrenge geweſen, und war doch hier am wenigſten der Ort, das Ceremoniell von oben herab ängſtlich zu beachten. Zumal einer Verſammlung gegenüber, die einem bis dahin abſolut-monarchiſchen Staate angehörig, in ihrer überwiegenden Mehrzahl ſo leicht durch einige gute Worte und ein freundliches Geſicht zu gewinnen geweſen wäre! Die andern zum Hofe gehörigen Perſonen hielten ſich den Abgeordneten völlig fern und fremd, und dieſe hatten keine Veranlaſſung, dem Hofperſonal gegenüber die Initiative einer Annäherung zu ergreifen.“

Die Thür der Seitengallerie wurde geöffnet; der Hofmarſchall forderte zur Collation auf. Man hatte auf der Eiſenbahn und bei der Spazierfahrt vier Stunden lang Staub, Hitze und Durſt gelitten; die Aufforderung war alſo willkommen. Aber Niemand vom Hofe, kaum ein Kammerherr, folgte in den Speiſeſaal. Der König blieb im großen Muſchelſaale, von den Miniſtern und vielen Abgeordneten umgeben. Hier fand eine für die

Miniſter ſehr peinliche Erörterung Statt über einen Straßentumult, der in Berlin wegen der Preußiſchen und Deutſchen Fahnen vorgefallen war.

Als der König den Saal verließ, fuhren die Abgeordneten wieder unter Führung des Gartendirektors durch den Park von Sansſouci nach den Fontainen, welche mit bengaliſchem Feuer erleuchtet werden ſollten. Es hatten ſich ſehr viele Zuſchauer eingefunden; man beſtieg die Terraſſen, und Herr Lenné beeilte ſich, ſo viel als thunlich, den Abgeordneten mitzutheilen, daß man durch das Schloß von Sansſouci gehen ſolle, wo man auf der andern Seite, an der großen Rampe, die Wagen finden würde. Es erſchienen aber nur wenige. Einige Abgeordnete fanden ſpäter einzelne Wagen an der Bildergallerie, andere mietheten Droſchken, zum Theil dieſelben, welche von Herrn Lenné angenommen bei mangelnder Aufſicht es vorzogen, zweimal Bezahlung zu empfangen. Die Abfahrt des Eiſenbahnzuges rückte heran; mehre Abgeordnete mußten zu Fuße in großer Eile ſich nach dem entfernten Bahnhofe begeben, um den Zug nicht zu verſäumen.

So ſcheiterte die gute Abſicht der Miniſter, auf welche der König ſelbſt allem Anſcheine nach wohlmeinend eingegangen war, in der Ausführung an

dem bösen Willen und Benehmen der Kamarilla und des Hofpersonals. Das Benehmen des letzteren — setzt der Erzähler, dessen Schilderung wir hier gefolgt sind, hinzu — machte bei vielen Deputirten den Eindruck, als ob man die Vertreter des Volks als ein zur Zeit noch nothwendiges Uebel ansehe, das zu beseitigen indeß gegründete Hoffnung vorhanden sei. Selbst Abgeordnete, welche Mitglieder des Vereinigten Landtags gewesen waren, fühlten sich tief verletzt, und gestanden zu, daß der alte Landtag in einem ganz andern Geiste empfangen worden sei.“ Bei den demokratisch gesinnten Mitgliedern war die Erbitterung noch mehr gesteigert. Alle aber empfanden die gewordene Aufnahme als eine Verletzung der den Vertretern einer großen Nation schuldigen Achtung, und es bemächtigte sich fortan der Gemüther mehr und mehr ein dunkles Gefühl, daß man auf einen Kampf mit einer Partei gefaßt sein müsse, welche weder die Revolution jemals anerkennen, noch ihre Frucht, die Nationalversammlung, länger ertragen werde, als die Noth der äußern Umstände sie dazu zwinge. Dem Ministerium Hansemann-Auerswald endlich war bei dieser Gelegenheit eine ähnliche moralische Niederlage von der Hofpartei bereitet worden, wie Camphausen sie sieben Wochen früher bei der Rückkehr des Prinzen von Preußen durch die Machinationen derselben Partei erlitten

hatte *). Wer Augen hatte zu sehen, der konnte am 30. Juli zu Potsdam wahrnehmen, daß die Nationalversammlung sich dort auf einem unterhöhlten Boden bewegte.

---

*) Vgl. Preuß. Revolution. Zweites Buch S. 294—297.

Kapitel VIII.

Die Nationalverſammlung und das Miniſterium Hanſemann-Auerswald.

Das Miniſterium Hanſemann-Auerswald war kein Miniſterium der Reaktion, wohl aber ein Miniſterium der geſetzlichen Reſtauration.

Die geſetzliche Reſtauration iſt der Verſuch, bei beginnender Ebbe nach der Revolutionsfluth an das Beſtehende anzuknüpfen und das Neue in einem der Vergangenheit ähnlichen Geiſte zu geſtalten. Eine ſolche Reſtauration hat ihr Recht ſo gut, wie jede Minorität. Aber es iſt damit allerdings die Gefahr verbunden, daß ſie auf ihrem Wege derjenigen Richtung in die Hände arbeitet, welche dem durch die Revolution neu gewonnenen geſetzlichen Boden überhaupt die Anerkennung verweigert. Dieſe Richtung iſt die Reaktion, welche ihr Werkzeug, die Reſtauration, wegwirft und zerbricht, ſobald ſie ſich gehörig reſtaurirt d. h. gekräftigt fühlt, um dem ihr feindlichen Principe der Revolution die offne Gewalt entgegenzuſetzen, und mit Hülfe der Gewalt die Grundlagen des neuen Rechts zu vernichten.

Die Majorität der Nationalversammlung fürchtete dies Schicksal für das Ministerium der Restauration. Der besonnene Theil derselben suchte ihm daher im Laufe seines Bestehens bei allen vorkommenden Fragen fortwährend die Majorität zu sichern, welche zu erhalten es selbst nicht hinlänglich Sorge trug. Es war dies eine um so schwierigere Aufgabe, als die Kammer durch den häufigen Eintritt von Stellvertretern vielfache Veränderungen ihrer Parteigestaltung erlitt. Auch für die ganze Haltung der Nationalversammlung erwuchs aus diesem fehlerhaften Institute der mit den Abgeordneten zu gleicher Zeit ursprünglich gewählten Stellvertreter ein entschiedener Nachtheil, welchen sie selbst nicht verschuldet hatte.

Das Ministerium Camphausen hatte kurz vor seinem Abgange die Errichtung einer neuen Polizei nach englischem Vorbilde, der sogenannten Schutzmannschaften oder Constabler beschlossen *). Das Ministerium Hansemann-Auerswald schritt jetzt zur Ausführung dieser Maßregel, deren Nothwendigkeit allerdings gegenüber dem drohenden Uebermuthe eines fortwährend von allen Seiten in Aufregung gehaltenen Pöbels einleuchtend schien. Aber eben so einleuchtend erschien auch die Sicherung einer solchen

*) S. Preuß. Revolution. Zweites Buch S. 308.

Maßregel durch ein Gesetz, welches ihr den Grund und Boden der Achtung im Volke, und das Volk zugleich vor Polizeiwillkür im alten Style sicherte. Man forderte für Berlin — denn für die übrigen Theile der Monarchie ward die Einrichtung aufgegeben — zweitausend solcher Ordnungswächter, wobei der Minister Kühlwetter sich die merkwürdige Aeußerung entfahren ließ: daß ein Staat um so mehr Polizei haben müsse, je freier derselbe sei! Der Finanzminister Hansemann unterstützte die Forderung des neuen Instituts durch die Behauptung, daß dasselbe wesentlich dazu beitragen werde, das gesunkene Vertrauen herzustellen und die darniederliegende Handelsthätigkeit neu zu beleben. Er übersah, daß das Vertrauen nur aus dem innern Leben des ganzen Staatskörpers hervorgeht, und daß eben deshalb eine Herstellung desselben durch Polizeigewalt eine Unmöglichkeit ist. Die Frage war indessen nicht sowohl darüber, ob überall eine neue Organisation der thatsächlich aufgelösten alten Polizei der Hauptstadt nothwendig, sondern vielmehr: ob es räthlich sei, dieselbe auf eine bloße Verfügung des Ministeriums hin ins Werk zu richten. Ein Antrag der Abgeordneten Rodbertus und Schultze (Delitzsch) forderte die Vorlage eines Gesetzes, und die Linke schloß sich dem Antrage an. Ein großer Theil der Centren theilte dieselbe Ansicht, welche die Vorlage

eines Gesetzes forderte, um die Befugnisse der neuen Polizeigewalt festzustellen, und jede Willkür, welche an den alten Polizeistaat erinnerte, zu vermeiden. Man sollte nicht mehr vom Volke Gehorsam gegen die Macht der Polizei, sondern nur gegen das Gesetz verlangen. Auch die großen Kosten, welche die Errichtung dieses neuen Polizeiinstituts dem Staate auferlegte, schienen den Weg gesetzlicher Einrichtung desselben unter Zustimmung der Nationalversammlung zu fordern. Hier würde sich gezeigt haben, ob und in wie weit man für die Herstellung und Erhaltung der Ruhe von Seiten der letzteren etwas thun wolle. Es war ein Fehler des Ministeriums, nicht darauf einzugehen. Für das Gesetz hätte sich eine bedeutende Majorität herausgestellt. Jetzt stimmte ein großer Theil der Centren lediglich deshalb für das Ministerium und gegen den Antrag, welcher mit 203 gegen 153 Stimmen verworfen wurde, weil man eine neue Ministerkrisis vermeiden und dem Verdachte ehrgeiziger Bestrebungen theils ausweichen, theils entgegentreten wollte. Wer gehörig in den Parteien orientirt war, wußte, daß der Boden unter dem Ministerium wankte, weil das Ministerium sich selbst fortwährend isolirte, und keinen genügenden Einfluß auf die Parteien übte *).

*) v. Unruh, Skizzen S. 48—49.

Die üblen Folgen zeigten sich bald. Diese durch bloße Ministerialverfügung im alten Style eingerichteten Schutzmannschaften entbehrten des gesetzlichen Bodens und darum des Ansehens bei dem Volke. Berlin war seit vielen Wochen ruhig gewesen. Erst das Auftreten der Schutzmannschaften rief wieder neue Aufregung hervor. Zwar hatte der Minister des Innern ausdrücklich erklärt, daß die neuen Konstabler in Bezug auf ihr Einschreiten und den Waffengebrauch nicht die Befugnisse der alten Gensdarmen hätten. Dennoch erschienen dieselben stets mit Säbeln, zuweilen selbst mit Schießgewehren bewaffnet auf den Straßen. Ihr Einschreiten geschah sehr häufig weder am rechten Orte, noch in der rechten Weise, und trotz ihrer Anzahl zeigten sie sich unfähig, die Fenster des Ministerpräsidenten-Hotels gegen die Zertrümmerung durch einen Straßenauflauf zu schützen. Ihr Erscheinen trug überall dazu bei, an sich unbedeutende Straßenkrawalle zu verschlimmern *). Die öffentliche Meinung wurde für das neue Institut, das in seiner Thätigkeit gleich anfangs mit großer Brutalität auftrat, wenig gewonnen durch den Umstand, daß die verhaßtesten alten Polizeikommissarien zu ihrer Befehligung verwendet, und die Mannschaft vorzugsweise aus

*) Brockhaus, die Gegenwart, Heft XXII, S. 390.

Unteroffizieren und Soldaten der in Berlin garnisonirenden Regimenter genommen wurde. Zu Anfang August erklärte das Bürgerwehrkommando dem Konstableroberſten Kaiſer, daß es ſich nicht mehr dazu hergeben werde, ſeinen Requiſitionen Folge zu leiſten, und die Linden allabendlich von den dort ſich ſammelnden Volkshaufen zu ſäubern. Nur wenn für Eigenthum oder Perſonen dadurch Gefährdung drohen ſollte, was bis jetzt in keiner Weiſe der Fall geweſen ſei, werde die Bürgerwehr einſchreiten. Später trat an die Spitze der Konſtabler ſogar ein Mitglied des reaktionären Preußenvereins, welcher in einer Bekanntmachung die Gensdarmerie des neuen Preußens als „die warnende Stimme des Geſetzes“ proklamirte. Zu gleicher Zeit wurden mehr und mehr die Werkzeuge der alten, mit Recht verhaßten Polizeiwillkür wieder in Thätigkeit geſetzt. So leitete unter andern die bald zu erwähnenden Hausſuchungen gegen den Handwerkerverein ein Mann, welcher früher die Ausweiſung der badiſchen Deputirten aus Berlin vollzogen und an der Spitze der geheimen Polizei in Berlin geſtanden hatte. Man war eben auf dem beſten Wege, die alte Polizeiwillkür neu zu kräftigen.

Die Nationalverſammlung hatte ſich bereits mannigfache Fehler zu Schulden kommen laſſen. Sie hatte z. B. in ein und derſelben Sache, wie

bei Gelegenheit der Ernennung einer Commission zur Untersuchung der blutigen Ereignisse in der Provinz Posen, Beschlüsse gefaßt, von denen der zweite den ersten aufhob. Nachdem hier mit 195 gegen 170 Stimmen beschlossen worden war, daß der Commission in der Ausführung ihrer Aufträge völlig freie Hand gelassen werden solle, wurde dieser selbe Beschluß, nachdem ein Theil der siegreichen Majorität das Haus verlassen hatte, durch Annahme eines Antrags, welcher jene Freiheit wesentlich beschränkte, in derselben Sitzung wieder umgestoßen. Handlungen dieser Art, verbunden mit vielfach ungehörigen Interpellationen und mit manchen, zum Theil maßlos heftigen, Angriffen gegen das Ministerium, namentlich gegen den Minister Kühlwetter, den eifrigen Vertheidiger der Konstabler, beeinträchtigten allerdings die Würde und das Ansehen der Versammlung. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Es setzte die guten Deutschen, welche bisher die Schulmeister und Kritiker der ganzen politischen Welt gewesen waren, in Verzweiflung, daß sie wirklich dieselbe Schule durchmachen, daß sie der Welt dieselben Schwächen und Fehler in ihren politischen und parlamentarischen Anfängen zeigen sollten, welche sie bisher bei andern, in der Schule politischen Lebens viel gereifteren Völkern als administrirte Unterthanen in ihren zensirten Zeitungen

so selbstgefällig und mitleidig belächelt und getadelt hatten.

Wir haben in dem vorhergehenden Buche bereits unser Urtheil über die erste Haltung der Nationalversammlung ausgesprochen *). Ihre Fehler waren die Fehler ihrer Jugend, die Fehler jeden Anfanges überhaupt. Ihre Vorzüge, die Beweise guten Willens zur Unterstützung eines Ministeriums, das nicht einmal im strengen Sinne des Worts ein Kammerministerium heißen konnte, gereichten ihr zu um so größerer Ehre. Die einzelnen Maßlosigkeiten persönlicher Angriffe fielen ohnehin nicht der Parteidisziplin zur Last, welche sich nur auf die Abstimmungen, aber keineswegs auf die Personen der Redner und ihre Reden erstrecken konnte. Mit einem Sprunge aus dem absoluten Polizeistaate und seinem Rede- und Preßzwange in das offene Meer des konstitutionellen Lebens geworfen, war ein ausgebildeter parlamentarischer Takt, ein bestimmtes Maßhalten, eine Wahl der Redner gar nicht zu erwarten. Auch überstieg die Heftigkeit persönlicher Angriffe gegen die Minister keineswegs dasjenige, was in derselben Art bei den politischen Versammlungen anderer Nationen vorkommt, welche die lange Gewohnheit parlamentarischen Lebens besitzen. Der

*) S. Preuß. Revolution. Zweites Buch S. 288 ff.

Unterschied lag, wie der Verfasser der Skizzen zur neuesten Geschichte des Preußischen Staats, der letzte Präsident der Preußischen Nationalversammlung, sich ausdrückt, nur darin, daß in jenen Ländern Publikum und Minister an solche Angriffe gewöhnt sind, und daß die Minister, von der Stärke ihrer Partei unterrichtet und mit ihr in fortwährender Verbindung, sich um parlamentarische Grobheiten wenig kümmern, während man in Berlin aus alter Gewohnheit bei jeder solchen Gelegenheit am liebsten sogleich die Polizei herbeigerufen oder eine Injurienklage angestellt hätte. Wenn irgend eine, so hatte diese erste, aus Urwahlen nach einem demokratischen Wahlgesetz hervorgegangene Preußische Nationalversammlung das Recht zu fordern, daß man das Urtheil über sie nicht nach einzelnen Ungeschicklichkeiten und Rohheiten, sondern nach ihren Abstimmungen und Maßregeln und nach der in ihrer Majorität vorherrschenden Gesinnung bemesse.

Zuerst die Gesinnung. Sie war und blieb bei der überwiegenden Majorität, selbst bei dem Kerne der Linken, welchen der ehrenfeste, karakterstarke und thatkräftige Waldeck repräsentirte, entschieden und aufrichtig für die wahrhaft konstitutionelle Monarchie. Die Abstimmungen aber bewiesen sämmtlich, daß diese Majorität der Nationalversammlung ihre Aufgabe erkannte, dem Ministerium keine unnützen Verlegenheiten

zu bereiten, sondern dasselbe vielmehr so lange als möglich zu stützen. Die drohende Haltung der militairischen und bureaukratischen Partei, die Umtriebe der Aristokratie, die Pläne der Kamarilla waren kein Geheimniß mehr. Ein Ministerium, in welchem ein Auerswald, bei liberalen Antezedentien aus der früheren Zeit, durch die Beliebtheit seiner Persönlichkeit bei dem Monarchen das vermittelnde Prinzip bildete, ein Hansemann wenigstens den bürgerlich-finanziellen Gleichheitsgedanken gegen die Reaktion der Aristokratie und ihre Privilegien darstellte, und ein Gierke die makelloseste Redlichkeit einer durch und durch ehrlichen, aufrichtig konstitutionellen Gesinnung repräsentirte, ein solches Ministerium durfte allerdings, auch wenn es in vielen Stücken, und namentlich in seinem Verhalten gegen Potsdam, nicht der Erwartung durchgreifender Energie entsprach, nicht ohne Noth aufgegeben werden. Nach dieser Ansicht handelte die Nationalversammlung, als sie gleich anfangs das Ministerium in der Adreßfrage und in der deutschen Frage stützte. Sie blieb dieser Ansicht treu, als sie die Angelegenheit der Errichtung und Aufrechthaltung einer neuen nichts weniger als populairen Polizei, ohne eine gesetzliche Beschränkung, im Sinne des Ministeriums entschied. Sie bereitete dem Ministerium keine Schwierigkeit in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit und in der Waffen-

stillstandsfrage. Sie entschied über die Richtung der Ostbahn, in einer Frage, welche für das Ministerium, wegen der schon begonnenen Arbeiten, sehr verfänglicher Natur war, zu Gunsten desselben. Die ministeriellen Gesetzvorschläge über die Erhöhung der Rübensteuer, über die Zwangsanleihe, über die Umgestaltung der Domainen- und Forstenverwaltung wurden theils angenommen, theils in den Centralabtheilungen günstig begutachtet. Auch für das Tumultgesetz, welches aus spezieller Veranlassung eines rohen Angriffs auf die Fenster des Hotels des Ministerpräsidenten plötzlich eingebracht wurde, nahm die Nationalversammlung (24. August) mit großer Majorität die Dringlichkeit an, und empfahl der Centralabtheilung die schleunigste Berathung. Am augenfälligsten endlich zeigte sich der gute Wille der Versammlung für das Ministerium, und die Abwesenheit eines gefährlich revolutionairen Karakters in der Majorität bei der Berathung des Bürgerwehrgesetzes. Die Majorität verwarf alle Anträge und Amendements der Linken, und die Abstimmungen fielen sämmtlich zu Gunsten des Ministeriums aus, obschon gegen manche Bestimmungen dieses Gesetzes, durch welches, wie die Linke behauptete, die demokratische Institution der verheißenen Volksbewaffnung zu einer Verstärkung der Polizei zusammenschrumpfte, sich in den Klubbs und Vereinen, in der

Presse und in der Bürgerwehr selbst die allgemeine Stimme erhob, und obgleich freisinnige, weiter gehende Vorschläge der Regierung ohne Zweifel auch die Zustimmung der Majorität gefunden haben würden *). Die Nationalversammlung opferte hier in der That ihre Popularität der Regierung auf. Sie scheute sich sogar nicht, auch hier, wie bei der Posener Angelegenheit, einen bereits gefaßten Beschluß zu Gunsten des Ministeriums durch einen zweiten aufzuheben. Am 29. August war ein Beschluß gefaßt worden, nach welchem alle Offiziere der Bürgerwehr ohne Ausnahme aus direkter Wahl derselben hervorgehen sollten. Als aber das Ministerium es unbillig und gefährlich fand, daß der Regierung aller Einfluß auf die Führung einer so ungeheuren, bewaffneten Landesmacht entzogen werde, nahm die Versammlung zwei Tage später mit der großen Majorität von 226 gegen 136 Stimmen einen Antrag an, zufolge dessen der Krone das Recht verliehen wurde, die Obersten der Bürgerwehr aus je drei vorgeschlagenen Kandidaten zu ernennen, obschon die Krone selbst am 19. März durch das Versprechen einer Bürgerwehr mit völlig freier Wahl der Führer auf ein solches Recht verzichtet hatte. Das Verhältniß der Parteien in der Nationalversammlung

*) S. Unruh, a. a. O. S. 61.

war selbst damals, wo sich das Ministerium Hansemann-Auerswald bereits an der Schwelle seines Austritts befand, noch von der Art, daß die Linke, verbunden mit der äußersten Linken, von 400 Stimmen nie mehr als 150 zählen konnte. Das linke Centrum, seiner Gesinnung nach ehrlich konstitutionell, sicherte, verbunden mit der Rechten und dem rechten Centrum, einem Ministerium, welches sich auf dasselbe stützte, immer den Sieg.

Aber gerade dies Verhältniß war derjenigen Partei ein Dorn im Auge, welche den Sturz auch dieses Ministeriums durch die Nationalversammlung um jeden Preis herbeiführen mußte, wenn sie ihre Pläne gegen die letztere und gegen die Märzrevolution ins Werk gesetzt sehen wollte.

Dazu arbeiteten dieser Partei gerade ihre Todfeinde trefflich in die Hände. Zwar das Heer, die Aristokratie, die überall noch vollkommen konservirte Bureaukratie, sie waren bereite und starke Waffen in energischer Hand. Aber noch wagte man nicht, diese Waffen zu brauchen. Denn noch stand die öffentliche Meinung im Bunde mit der Märzrevolution, und noch überschätzte die Reaktion selbst die Kraft und Verbreitung der gefürchteten ultrademokratischen Partei, deren letztes Ziel die Republik, und die bereit schien, bei einer offenen reaktionairen Schilderhebung dem konstitutionellen Königthum ein ge-

fährliches va banque! zu bieten. Es war der Verblendung dieſer letztern vorbehalten, hier die öffentliche Meinung in ihren Sympathien für die Revolution zu erſchüttern, und dort jene Furcht vor der treibenden Kraft der demokratiſchen Bewegung durch ihr eigenes unbeſonnenes und unkluges Hervortreten als eine grundloſe erkennen zu laſſen. Es bewährte ſich auch hier das alte Wort: wen die Götter verderben wollen, dem nehmen ſie zuvor den rechten Verſtand.

Kapitel IX.

Die demokratiſche Partei und die Volksbewegung in der Hauptſtadt.

Wir haben die unruhig gährende Bewegung, welche ſich der Berliner Bevölkerung ſeit den Märztagen bemächtigt hatte, in ihren verſchiedenartigen Formen und Aeußerungen unter dem Miniſterium Camphauſen geſchildert *). Dieſe Bewegung und ihre Ausartungen waren die naturgemäße Folge des Zuſtandes, in welchem das Volk durch das geſtürzte Syſtem der neuen Freiheit überliefert worden war.

Ueberall, wo in einem Staatsleben die von dem gereiften und gebildeten Theile des Volks angeſtrebte Freiheit lange und hartnäckig verſagt und verhindert wird, da wächſt im Stillen eine Maſſe heran, welche, der römiſchen Plebs unter den Kaiſern vergleichbar, ohne politiſche Bedeutung und darum ohne Selbſtgefühl, in einem Falle, wo ihr die erſtere plötzlich durch irgend einen Zufall zu Theil wird, ſich nur

*) Vgl. Preuß. Revolution. Zweites Buch S. 199—236.

allzugeneigt beweiſt, dieſelbe zu überſchätzen und zu mißbrauchen. In Preußen beſaß vor dem 18. März eine gewiſſe politiſche Bedeutung außer den privilegirten Ständen nur wer Sold vom Staate empfing als Diener der abſoluten Herrſchergewalt in den ſtehenden Heeren der Bureaukratie und des Militairs. Dieſe waren die Nenner, alle übrigen nur zählende Nullen ohne politiſche Bedeutung, lediglich auf ihre Privatthätigkeit beſchränkt und darum ohne Sinn für das Gemeinwohl. Die Revolution hatte dem erſten Anſcheine nach jenes Verhältniß mit einem Schlage umgeändert, ja, ſo zu ſagen, auf den Kopf geſtellt. Das Volk, ſo hieß es, und nicht bloß ſchmeichelnde Demagogen redeten anfangs alſo, das Volk allein, und insbeſondere das Volk der Hauptſtadt habe die Revolution gemacht. Das Volk, das politiſch unberechtigte, habe die Herrſchaft der gefürchteten Bajonette zerbrochen, und das abſolute Herrſcherthum zur Anerkennung der Revolution gezwungen. Die Allmacht des Volks war plötzlich ein Dogma geworden. Der Muth wuchs raſch zum Uebermuth unter der Pflege einer leichtſinnigen Demagogie, deren Karakter Agitation war ohne vernünftiges Ziel, Ehrgeiz ohne Intelligenz, Gewaltſamkeit ohne Heroismus, ohne Karaktere und ohne Syſtem. Es bewährte ſich auch an dieſer Berliner Demagogie das Wort des britiſchen Hiſtorikers: daß

in jedem Zeitalter die schlechtesten Probestücke der Menschennatur unter den Demagogen zu finden sind. Der Mangel einer energischen Regierungshand, welche in den ersten Monaten der Revolution die dahin schleifenden Zügel der öffentlichen Ordnung, im Interesse der zu sichernden neuen Freiheit, mit einem kräftigen Rucke ergriffen hätte, vermehrten das Unheil. Die energielose, schwankende Haltung des Ministeriums Camphausen steigerte bei der niedern Bevölkerung und bei der Straßendemagogie der Hauptstadt die Selbstüberschätzung ihrer Kraft und Bedeutung bis zur Frechheit. Ueberhaupt aber konnte es nicht fehlen, daß auch in diesem Bereiche die Fäulniß, welche das alte Staatswesen ergriffen hatte, in ihrer widerwärtigsten Gestalt zu Tage trat. Aber sie bestärkte den historischen Betrachter nur in dem Glauben an die Nothwendigkeit eines fortgesetzten Kampfes gegen ein System und gegen Zustände, welche diesen Schaden hatten zeitigen können. That doch Hansemann zwei Jahre später selbst das Geständniß: es sei der Fluch des untergegangenen verderblichen Systems, daß es den Karakter des Volks verdorben habe, und daß die politische Bildung nun erst durch die bittersten Erfahrungen gewonnen werden müsse *).

*) Hansemann, die Preußische und Deutsche Verfassung (Berlin 1850) S. 88.

Nach der Lehre der neuen Demagogie war an die Stelle des gestürzten Aberglaubens an die absolute Monarchie von Gottes Gnaden der Glaube an ein anderes Wesen getreten, welcher sich nicht minder als ein Aberglaube bewährte: der Glaube an das allein tugendhafte, tapfere, einsichtsvolle, aller Freiheit würdige und darum souveraine Volk. Wer zum Volke gehöre, war schwerer zu sagen, als wer nicht dazu gehöre. König, Adel, Beamte, das Heer wie es war, die Bourgeoisie, d. h. die besitzende Klasse und jede Aristokratie der Bildung, der Kenntnisse und Wissenschaft schienen nach der neuen Lehre der Volksredner so ziemlich davon ausgeschlossen. Sah man genauer zu, so ergab sich das sehr überraschende Resultat, daß dies souveraine Volk der neuen Demagogen ohngefähr auf dasjenige Volk hinauslief, an welches ein Jahr zuvor das absolute Königthum durch den Mund Friedrich Wilhelm IV. in jener berühmten Thronrede des weißen Saales, gegenüber den vernünftigen Kundgebungen eines politischen Volkswillens durch ständische Versammlungen und Corporationen, durch die Presse und durch Adressen, durch die Forderungen der Intelligenz und Bildung des Jahrhunderts, appellirt hatte: auf die nothleidenden Proletariet *). In ähnlicher Weise hatte

*) Die betreffenden Worte jener Thronrede lauteten: „Darum

ſpäter der deutſche Umritt des Königs den Demagogen das Vorbild für ihre Straßendemonſtrationen gegeben.

Indeſſen war nach jener letzten traurigen Kundgebung des ſouverainen Volkswillens in dem berüchtigten Zeughauseinbruche eine merkliche Ebbe der Maſſenbewegung eingetreten. Das Miniſterium der That fand auch in dieſer Hinſicht geebneteren Boden, als ſein Vorgänger. Nicht einmal eine nennens-

---

hören Sie es, edle Herren und getreue Stände, und möge es das ganze Land durch Sie erfahren: Von allen Unwürdigkeiten, denen ich und mein Regiment ſeit ſieben Jahren ausgeſetzt geweſen, appellire ich an mein Volk. Von allen ſchnöden Erfahrungen, die mir vielleicht noch vorbehalten ſind, appellire ich im Voraus an mein Volk. — — Wiſſen Sie aber, meine Herren, ich leſe die Geſinnungen des Volks nicht in den grünen Pforten und im Jubelruf des Feſtes, noch weniger im Lob oder Tadel der Preſſe, oder gar in den bedenklichen, zuweilen verbrecheriſchen Forderungen gewiſſer Adreſſen, wie ſie wohl an Thron und Stände gelangen. Ich habe ſie aber mit meinen Augen geleſen in dem rührenden Dank der Menſchen: für kaum verheißene, kaum begonnene Wohlthaten, hier wo Landſtriche unter Waſſer ſtanden, dort wo Menſchen kaum vom Hunger genaſen. — Da iſt Wahrheit, — und in meinen Worten iſt Wahrheit, wenn ich ſage: das Volk iſt ein herrliches Volk,— und Sie werden mich verſtehen, wenn ich Sie in dieſer großen Stunde auf das eindringlichſte auffordere: zeigen Sie ſich dieſes Volkes werth!" — Freilich hieß es in derſelben Thronrede auch: daß der König, allein ſeinem Gewiſſen folgend, ſich auch darüber beruhigen werde, „wenn ihm auch der Dank ſeines Volks nimmer zu Theil werden ſollte".

werthe Demonstrationen fand seitdem Statt, und die Feier des 6. August durch Studenten und Klubbs, bei der man anfangs die Absicht gehabt hatte, den deutschen Umritt des Königs parodirend zu wiederholen, ging in bester Ordnung vor sich. Die Hauptstadt war bereits nach und nach wieder mit starken militärischen Streitkräften versehen worden, völlig ausreichend, um im Verein mit einer überwiegend konservativ gesinnten, für Ruhe und Ordnung fast allzu eifrigen Bürgerwehr jeden Versuch selbst einer bewaffneten und planmäßig organisirten Emeute niederzuhalten. Von einer solchen aber zeigte sich im Verlaufe der ganzen Zeit bis zur Auflösung der Nationalversammlung nirgends eine Spur. Eine starke Polizeimannschaft war ohnehin von der Nationalversammlung zugestanden. Man begegnete fast auf jedem Schritte durch die Straßen der Hauptstadt einem „Schutzmann". Zwar war die neu errichtete Polizei, weil jeder gesetzlichen Grundlage entbehrend, ohne Würde und Ansehen bei dem Volke, und ihr Verhalten bei an sich unbedeutenden Vorkommnissen oft herausfordernd und erbitternd. Dennoch stellte sich die Thatsache heraus, daß außer einem einzigen, bald näher zu erwähnenden Krawalle, während der ganzen Dauer des Ministeriums Hansemann-Auerswald keine der Rede werthen Unruhen in der Hauptstadt vorfielen. Die vorkommenden

Unordnungen beſchränkten ſich auf vereinzelte Rauſereien wegen der preußiſchen und deutſchen Farben, in welchen die Gegenſätze zwiſchen dem reaktionairen Altpreußenthum und der deutſchen Partei auch in dieſen niedern Regionen, herausgefordert und herausfordernd, zu Tage traten; auf Händel mit den neuen Konſtablern, „den Schmetterlingen des neuen Völkerfrühlings“, wie der Volkswitz dieſelben getauft hatte, und auf einzelne Reibungen zwiſchen Soldaten und Bürgerwehrmännern. Daneben ſchimpfte man über die Vergitterung der Schloßportale durch eiſerne Thore, verſpottete das neue, allerdings in manchen Punkten wenig volksthümliche Bürgerwehrgeſetz, und regte ſich auf an ſtets erneuten Gerüchten von einer drohenden Reaktion, welche, wie allgemein die Sage ging, an einem gewiſſen Tage mit einem großen Hauptſchlage loszubrechen, die Bürgerwehr aufzulöſen, die Klubbs und Vereine zu ſchließen, und die Nationalverſammlung mit Waffengewalt zu ſprengen beabſichtige. Wer in jenen Tagen in Berlin lebte, konnte Tag und Stunde ſolcher Unternehmung bezeichnen und allerlei äußere Anzeichen zur Bewährung ſolcher Gerüchte anführen hören. Man lachte damals vielfach über den Glauben an die Möglichkeit ſolcher Dinge. Und doch war der Volksinſtinkt in ſeiner Furcht vor der Reaktion nur dem Vogel zu vergleichen, der den Blick der Schlange

fühlt, von dem gebannt er dem Feinde in den aufgesperrten Rachen läuft. Die Erfahrung hat später bewiesen, daß eine Partei, die an solche Dinge schon damals nicht nur dachte, sondern auch ihre Ausführung langsam aber sicher vorbereitete, keineswegs nur im Reiche der Träume vorhanden war.

Zur Abwechselung kreuzten sich mit jenen Gerüchten andere von mehr reaktionairer Erfindung, berechnet auf Vermehrung des Schreckens bei der besitzenden Klasse, und auf die dadurch zunehmende Entfernung der Wohlhabenden und Reichen aus der Hauptstadt, deren Stimmung man auf alle Weise gegen die Revolution, als Ursache aller gegenwärtigen materiellen Uebel, zu bearbeiten suchte. Bald hieß es: Höllenmaschinen, gefüllte Handgranaten und Pläne zu einer allgemeinen Plünderung Berlins unter Mord und Brand, und Schreckensthaten aller Art, seien aufgefunden. Einmal wollte man wissen, daß in dem Lokale des Handwerkervereins nicht weniger als zwanzig Tonnen Pulver zu ähnlichen Zwecken bereit lägen. Die Bürgerwehr ward aufgeboten. Die Polizei untersuchte mitten in der Nacht das Haus vom Keller bis zum Dache in der gewaltthätigsten Weise, und fand — etwa hundert Patronen, welche von dem gelieferten Schießbedarf des Handwerkerbataillons übrig geblieben waren. Dennoch vermehrten dergleichen Gerüchte und Vor

gänge die Angſt und Beſorgniß der einen, während ſie die Erbitterung der andern gegen die Reaktion und ihre Polizeiübergriffe ſteigerten. Dazu nahm ein ſchmähliches Denunziantenweſen reißend überhand. Was vor Monaten in den Tagen höchſter Erregung geſprochen oder gethan worden war, ward jetzt hervorgeſucht, und trat als Majeſtätsbeleidigung oder Verſuch zur Erregung von Unzufriedenheit vor die Schranken des Gerichts, welches nach den Beſtimmungen der alten Geſetze, die für ganz andere Zuſtände gegeben waren, ohne Schwurgericht und Volksgeſchworne zu richten hatte *). Die Staatsanwälte Temme und Kirchmann wurden als zu nachſichtig ihrer Stellen entſetzt, während man ſie zugleich durch eine Verſetzung zu andern Stellen aus der Nationalverſammlung, wo ſie zur Linken gehörten, zu entfernen ſuchte.

Um dieſelbe Zeit trat in Berlin der in Frankfurt geſcheiterte Verſuch einer Centraliſation ſämmtlicher demokratiſcher Vereine hervor. Während die Abgeordneten von 67 konſtitutionellen Klubbs ihrerſeits einen konſtitutionellen Kongreß in der Preußiſchen Hauptſtadt abhielten, erließ das in Berlin niedergeſetzte demokratiſche Centralkomitée ſein „Manifeſt“ an das preußiſche und deutſche Volk.

*) S. National-Zeitung 1848, No. 133.

Dies Manifest stellte die „demokratische Republik“ als die „einzige für das deutsche Volk haltbare Verfassung“ an die Spitze. Die demokratische Republik ward als die Verfassung bezeichnet, „in welcher die Gesammtheit die Verantwortlichkeit übernehme für die Freiheit und Wohlfahrt des Einzelnen“. Die sozialistische Färbung lag offen zu Tage. Der in Berlin niedergesetzte Centralausschuß sollte die demokratisch-republikanische Partei einigen und verstärken, und eine Verbindung aller ihrer Glieder ins Leben rufen. Drei Zeitungen wurden als Organe des Ausschusses bezeichnet.

Die Regierung, sei es aus Klugheit oder aus schwankender Furcht, legte dem Unternehmen kein Hinderniß in den Weg. Sie gewährte dieser Partei vielmehr stillschweigend die geforderte Freiheit eines theoretischen Wirkens. In diesem merkwürdigen Frühlinge und Sommer des Jahres 1848 hatte fast kein Mensch mehr den richtigen Maßstab weder für die Dinge noch für sich selbst behalten. Am wenigsten die sehr kleine republikanische Partei, welche in Berlin und Preußen ihre Rechnung zu finden meinte. Die Sache nahm daher den naturnothwendigen Verlauf. Die gänzliche Unvorbereitung und Unreife der Menschen und Zustände Norddeutschlands für die Gedanken und Pläne einer kleinen Anzahl schwärmerischer Idealisten, welche gleichsam einen

Thurm ohne Benutzung der Stufen zu ersteigen unternahmen *), die Verlassenheit einzelner begabter und edler Führer, wie Julius Fröbel, unter dem Trosse von kopflosen, kurzsichtigen und gedankenbaren Nachbetern, unter traurigem Gesindel aller Art, dem auch bezahlte Verräther und Spione nicht fehlten; die innere und äußere Schwäche, Zerrissenheit und Zerfahrniß der ganzen Partei trat bei der Fehlgeburt dieses demokratischen Kongresses als handgreifliche Niederlage der Partei zu Tage. Ihre eigenen Organe gaben diese Niederlage und die Täuschung ihrer Erwartungen zu. Daneben hatten aber diese offenbaren Versuche, republikanisch-sozialistische Theorien zur Geltung zu bringen, die öffentliche Meinung alamirt, die schwachen und schwankenden Freunde der neuen Ordnung der Dinge den Begünstigern einer „starken Regierung" zugewendet, und so für die Pläne der Reaktion das Feld bedeutend geebnet. Die moralische Niederlage der Ultrademo-

*) Ein demokratisch-republikanischer Redner rief einmal unter stürmischem Beifallsjubel den um ihn in Villa Colonna Versammelten die erhabenen Worte zu: „Seid kühn wie die Griechen, welche die Schiffe hinter sich verbrannten, um muthig in das freie Meer hinauszusteuern". In der That es giebt kein treffenderes Schlagwort für den Wahnwitz dieser demokratisch-republikanischen Bestrebungen in einer Zeit und einem Volke, das so eben erst die Schwelle öffentlichen Lebens betreten hatte.

kraten erhöhte den Muth aller Gegner der Märzrevolution. Jene unzeitigen Bestrebungen waren, wenn auch kein Verbrechen gegen den bestehenden Staat, doch um so gewisser ein Fehler, welcher zum Verbrechen wurde gegen die Sache der Freiheit. Die Reaktion verstand es, diesen Fehler zu benutzen.

Kapitel X.

Der 21. August und das Gesetz gegen die Volksversammlungen.

Wir haben bereits gesehen, daß Berlin im Ganzen während des Ministeriums Hansemann-Auerswald sich ruhig verhielt. Die einzige erhebliche Ausnahme bildete ein Exceß aufgeregter Volksmassen am 21. August gegen das Hotel des Ministerpräsidenten. Dieser Vorgang, welcher wegen der begleitenden Umstände und wegen seiner unmittelbaren Folgen nähere Betrachtung verdient, hing so zusammen.

In Charlottenburg hatte sich eine Anzahl Einwohner zur Gründung eines demokratischen Klubbs vereinigt. An dem Tage, wo derselbe zusammentreten sollte (20. August), drangen Haufen von Männern verschiedener Klassen in die Wohnungen der ersteren, unter denen sich auch der Schriftsteller Bruno Bauer befand, rissen sie unter starken Mißhandlungen auf die Straße, wo andere Genossen die brutalsten Gewaltthätigkeiten fortsetzten. Nur mit Mühe gelang es der Bürgerwehr das Leben der

Angegriffenen zu retten. Diese Vorfälle verursachten in Berlin, wo man sie allgemein reaktionairer Veranstaltung zuschrieb, große Aufregung und allgemeine Entrüstung. Der Charlottenburger Magistrat beklagte die stattgefundenen Vergehen, schrieb sie aber auf Rechnung eines irregeleiteten Enthusiasmus für den König und das königliche Haus. Das Berliner Polizeipräsidium dagegen sprach sich in einer Bekanntmachung (22. August) energisch gegen die begangenen Frevel aus, meldete die Verhaftung von sechszehn Theilnehmern, und Niedersetzung einer Commission zur Untersuchung der verübten Gewaltthätigkeiten. In Berlin wurde eine Deputation an den Minister des Innern gesendet, welche strenge Bestrafung forderte. Plakate sprachen eine Art Verrufserklärung über die Nachbarstadt aus, während sie zugleich empörende Einzelheiten der von den dortigen Royalisten begangenen Gewaltthaten mittheilten. Eine Volksversammlung ward berufen. Die Redner derselben schilderten die Charlottenburger Vorfälle. Das Verfahren der Schutzmänner, die überhand nehmenden politischen Denunziationen und Verurtheilungen der Volkspartei, die Nachsicht der Behörden gegen reaktionaire Wühlereien wurden gleichfalls heftig besprochen*). Man zog sodann vor

*) S. Berliner Vossische Zeitung vom 23. August.

das Haus des Miniſters Kühlwetter, um deſſen Abdankung zu verlangen, und beſchloß, als man den Miniſter nicht zu Hauſe fand, ſich zum Juſtizminiſter und zum Miniſterpräſidenten zu begeben. Der Erſtere trat dem Volkshaufen ruhig entgegen, und erwiederte auf das Geſchrei: das ſouveraine Volk verlange die Freilaſſung der politiſchen Gefangenen! „er kenne kein anderes ſouveraines Volk, als dasjenige, welches durch die Abgeordneten in der Nationalverſammlung ſeine Stimme abgebe“. Dies würdige Entgegentreten verfehlte ſeine Wirkung nicht. Der Volkshaufe zog, ohne irgend einen Unfug anzurichten, weiter zu dem Hotel des Miniſterpräſidenten, wo er, die Rückkehr einer an denſelben abgeſchickten Deputation erwartend, ſich ruhig verhielt. Plötzlich erſchienen auf der Rampe des Hotels einige zwanzig Schutzmänner. Schon das Erſcheinen der verhaßten neuen Polizei erregte heftigen Unwillen, der ſich alsbald durch Geſchrei und Steinwürfe kund gab. Als aber jetzt die Schutzmänner auf das Volk einhieben, erhob ſich ein erbitterter Kampf, begleitet von einem Akte wilder Zerſtörung. Man riß die Rampen des Hotels auf, zerbrach die Laternenpfähle und die eiſernen Stangen an den Geländern, und zerſchmetterte Thüren und Fenſter des Hotels des Miniſterpräſidenten. Die im Salon des Miniſters anweſende Geſellſchaft vom diplomatiſchen Corps

und vielen Deputirten verließ eiligst das Haus und flüchtete durch die Gärten. Endlich erschien ein Bataillon Bürgerwehr, zerstreute energisch die tumultuirende Masse, säuberte die anliegenden Straßen, und nahm ein Paar von dem erbitterten Volke aufgeworfene Barrikaden mit dem Bajonette. Dieser ganze Exceß war nicht vorbereitet. Er ward ganz eigentlich durch das Erscheinen und brutale Einschreiten der Schutzmänner hervorgerufen. Das Verhalten des Volks bei den Demonstrationen gegen die Minister Kühlwetter und Märker lieferte dafür den augenscheinlichsten Beweis.

Dennoch wurde der beklagenswerthe Vorfall von der Reaktion auf das beste ausgebeutet. Zunächst als Beweis gegen die Tüchtigkeit der Bürgerwehr zur Verhinderung solcher Scenen. Man vergaß dabei, daß die vortrefflich organisirte Polizei mit ihren zahlreichen Mitteln nicht die geringsten Vorkehrungen getroffen, daß sie das Hotel ihres eigenen Ministers völlig schutzlos gelassen hatte. Das Geschrei der Reaktion, daß eine solche Zerstörung trotz des Instituts der Bürgerwehr möglich gewesen, war unermeßlich. Die Bürgerwehr Berlins, die, wie wir im nächsten Buche sehen werden, während der ganzen Zeit ihres Bestehens durch ihre hingebende Thätigkeit sich den gerechtesten Anspruch auf ehrende Anerkennung erworben hat, wurde, wie überall so

auch hier, von der Reaktion zum Sündenbock gemacht. Die Schreier ſchienen dabei völlig vergeſſen zu haben, daß ſelbſt in der geſegneten Zeit der alten Ruhe und Ordnung, im April des Jahres 1847, zwei Tage lang alle nicht mit Militair beſetzten Bäcker- und Fleiſcherladen der Hauptſtadt demolirt, ja ausgeplündert worden waren. Ebenſo wurden im März des Jahres 1849, nachdem die reitende That bereits die alte Ruhe und Ordnung zurückgeführt hatte, dennoch mitten im Belagerungszuſtande in zwei Straßen die Wachthäuſer der Schutzmänner vom Volke demolirt.

Nächſt der Herabſetzung der Bürgerwehr in der öffentlichen Meinung war der zweite Vortheil, welchen man aus dieſem Exceß zu ziehen wußte, noch augenfälliger. Schon am nächſten Tage trat das Miniſterium mit einem Geſetzentwurfe gegen unerlaubte Volksverſammlungen hervor, und forderte für dieſes Gelegenheits- und Ausnahme-Geſetz augenblickliche Berathung unter dem friſchen Eindrucke jenes iſolirten Ereigniſſes. Die Verſammlung zeigte ſich beſonnener. Sie beſchloß mit großer Majorität, die Berathung auf einige Tage auszuſetzen. Das Geſetz beruhte weſentlich auf den Vorbauungsmitteln des alten Polizeiſtaats. Es gab der Polizei wieder das Recht, unter gewiſſen Verhältniſſen, noch ehe irgend eine Geſetzüber-

tretung Statt fand, Volksversammlungen zu verbieten. Es ertheilte jedem Polizeiagenten unter dem Titel eines zuständigen Beamten, die Befugniß, nach eigenem Gutdünken und Ermessen gegen Volksversammlungen einzuschreiten. Die gemäßigtesten Mitglieder der Nationalversammlung sahen in dem Entwurfe eine gefährliche Beschränkung der Errungenschaften der Märzrevolution, und eine geringe Gewähr für die öffentliche Ruhe und Ordnung, so lange nicht die Gründe der Unzufriedenheit und des Mißvergnügens selbst beseitigt würden. Die Presse endlich sprach es offen aus: so lange die politischen Untersuchungen sich täglich vermehrten, so lange die dabei in Anwendung kommenden alten Strafgesetze für Zustände Geltung behielten, für welche sie so wenig mehr paßten, wie die Hexenproceßgesetze für die Kultur des 19. Jahrhunderts, so lange Geschwornengerichte, die Gewähr der Freiheit, fehlten, so lange würden alle Aufruhrgesetze unzureichend sein, Ordnung, Ruhe und Sicherheit herzustellen.

Dennoch ward von der Nationalversammlung auch bei dieser Gelegenheit dem Ministerium keine Niederlage bereitet. Die Dringlichkeit ward mit großer Stimmenmehrheit angenommen, und der Centralabtheilung (24. August) die schleunigste Berathung des Gesetzes anempfohlen.

Kapitel XI.

Das Ministerium und die Kamarilla.

Die Preußischen Zustände boten unter dem Ministerium Hansemann-Auerswald, wie unter seinem Vorgänger, fort und fort das Bild eines schneidenden Widerspruches. Hier eine, Verfassung- und Gesetze gebende, Gewalt auf einer durchaus demokratisch-revolutionairen Grundlage; dort eine stabile unveränderte Executive, ausgestattet mit den alten Strafgesetzen und Gerichten, mit dem ganzen Verwaltungsrüstzeug des Absolutismus, gestärkt durch ein neues, auf dem Verwaltungswege begründetes Polizeiinstitut. Ein Schutz der persönlichen Freiheit des Staatsbürgers gegen die wachsenden Uebergriffe der Polizei erschien als unabweisbare Nothwendigkeit. Die Nationalversammlung beschloß mit großer Majorität (214 gegen 159 Stimmen) auf Waldecks Antrag die Berathung einer Habeas-Corpus-Akte. Die Commission bestand überwiegend aus Mitgliedern der ministeriellen Rechten. Das Gesetz ward beschlossen. Aber weder für diesen Beschluß, noch für einen

zweiten, der die Aufhebung der Todesstrafe mit großer Stimmenmehrheit *), den Justizminister Märker an der Spitze, durchsetzte, wußte das Ministerium die königliche Sanktion zu verschaffen. Und während die Vertreter der Nation für den Schutz der persönlichen Freiheit durch jenen ersten Beschluß Sorge trugen, wurde dieselbe unter ihren Augen täglich aufs Neue von der Polizeiwillkür verletzt.

In Potsdam wuchs unterdessen von Tage zu Tage der Groll gegen die Nationalversammlung, deren Verfassungskommission sogar Anstalt machte, den König von Preußen in einen König der Preußen zu verwandeln, und das altehrwürdige „von Gottes Gnaden" aus dem königlichen Titel auszutilgen. Daß man dort, wenn man es je gewesen, jetzt wenigstens nicht mehr Willens sei, eine von dieser Versammlung berathene Verfassung hinzunehmen, war keinem Tieferblickenden ein Geheimniß. Selbst das Ministerium Hansemann-Auerswald, so gefügig es sich auch bewiesen hatte, erfreute sich in Potsdam keineswegs weder eines ungemischten Beifalls, noch irgend eines intimen Vertrauens. Zwar hatte es bisher bereitwillig den Schirm abgegeben, hinter welchem

*) Für Abschaffung der Todesstrafe 294 gegen 37. Für Abschaffung derselben bei den Verbrechen des Hochverraths 318 gegen 28 Stimmen. Für Beibehaltung derselben in Kriegszeiten 163 gegen 160 Stimmen.

von Potsdam aus die Politik im reaktionairen Sinne gemacht wurde. Namentlich waren die auswärtigen Angelegenheiten, welche damals den innern an Wichtigkeit fast voranstanden, schon lange nicht sowohl aus dem Hotel der Wilhelmsstraße von Berlin, als vielmehr aus einem der Schlösser von Potsdam geleitet worden. Zwar hatte Hansemann mit den Schreckmitteln der „Anarchie“ und der Kabinetsfragen fast immer glücklich die Majorität dem Ministerium gesichert. Er hatte sich nicht gescheut, gegenüber einer Versammlung, die berufen war nach freier Ueberzeugung, den Bedürfnissen des Volks gemäß, nicht nach dem Wunsche eines Ministeriums, die Verfassung des Landes hinzustellen, die Interessen der Krone überall in den Vordergrund zu rücken. Selbst die äußerste Reaktionspartei mußte ihm später nachrühmen, daß er die Rechte und Interessen der Krone in keinem wesentlichen Punkte antasten lassen *). Wie viel Dank überdies die Krone dem Finanzminister schuldete, werden vielleicht erst spätere Zeiten vollkommen aufklären. Er selbst rühmte sich später: daß er den folgenden Finanzministern die Mittel hinterlassen habe, durch welche der Staat in den Stand gesetzt worden sei, seine militairische Macht zur Stärkung nach

*) Signatura temporis S. 57, S. 59.

Innen und Außen im vollen Maße zu entwickeln (die Preußische und Deutsche Verfassung, S. 104). Den Geburtsadel hassend, den Geldadel verehrend, gleichgültig gegen den Geistesadel, von den Grundsätzen und der Handhabung des Konstitutionalismus im Sinne Louis Philipps durchdrungen, vor allem die „Ruhe und Ordnung“ liebend, wie sie merkantilische Unternehmungen bedürfen, in seiner besondern Auffassung der deutschen Verhältnisse, mehr Preuße als Deutscher, und bei dem Einflusse, den der belgische Gesandte Nothomb auf ihn übte, Friedenspolitiker um jeden Preis — haßte Hansemann alle Ideen der Märzrevolution von demokratischer Färbung. Vor allen die, welche die Gleichberechtigung der Bürger, die wahrhafte Einheit Deutschlands und eine kräftige oder gar kriegerische Politik nach Außen forderten. Dazu war er nicht unempfindlich für intime Beweise höchster persönlicher Huld und gnädigen Vertrauens, wie sie die Erkenntniß hervorgerufen hatte, in einem Manne, den man bisher als Gegner betrachtet, einen treuen Freund zu sehen.

Aber dennoch blieben zweierlei Mißstände, welche ihn unfähig machten, das vollständig zu sein oder zu werden, was man in Potsdam von einem „Ministerium der That“ verlangte. Einmal seine demokratischen Steuerreformen, die den grundbesitzenden Adel mit immer steigender Erbitterung erfüllten,

während zugleich seine Pläne zur Veränderung des Beamtenwesens ihm den Haß der gesammten niedern Bureaukratie über den Hals zogen. Noch bedeutender war der zweite Uebelstand. Hansemann, der zwar sein Ministerium als ein Ministerium der That proklamirt hatte, war doch damals wenigstens noch nicht geneigt, ein Ministerium der „rettenden That“ in dem später historisch gewordenen Sinne dieses Worts daraus zu machen. Als dies zu Tage trat, ließ man ihn fallen. Und zwar in eine Grube, die er sich selbst gegraben hatte, als er die Grundsteuerreformen vorlegte, ohne sich durch kräftiges Anfassen der Kommunalgesetzgebung das Terrain gesichert zu haben.

Wenn Hansemann die Volkspartei — bis zu einem gewissen Punkte — im Einverständnisse mit Potsdam getäuscht hatte, so wurde er in den weiteren Plänen der reaktionairen Kamarilla selbst wieder von der letzteren getäuscht.

Die Kamarilla bestand zur Zeit des Hansemann-Auerswald'schen Ministeriums aus denselben Personen, welche schon vor der Märzrevolution dazu gehört hatten. Diese Leute hatten zum Theil selbst in den Stürmen der Märztage treu auf ihrem Posten ausgeharrt. Noch während der Tage vom 18. bis 22. März hatten sich Mitglieder der Thile-Gerlach'schen Partei heimlich im Berliner Schlosse

aufgehalten, die dem Ministerium Arnim-Boitzenburg sein Auftreten erschwerten, indem mit ihnen jedesmal vor- oder nachberathen ward, was zwischen dem Könige und den Ministern verhandelt wurde. Auf das energische Dringen Arnims und Schwerins verließen diese Leute erst am 22. März das Schloß, nachdem ihr noch am 21. gegebener Rath: zu fliehen und sich außerhalb Berlins an die Spitze des Heeres zu stellen, an den Vorstellungen Schwerins und Arnims gescheitert war. Camphausen, dem Unstern der Preußischen Märzrevolution, war es vorbehalten, die Kamarilla dem Könige und diesen der Kamarilla wiederzugeben. Sein Gedanke war es, der unter dem konstitutionellen Vorwande: den König den Parteien zu entziehen, ihn nach Potsdam führte. Seit dieser Zeit geschah kein Akt der innern und äußern Politik, bei dem nicht die später sogenannte Gerlach'sche Partei im geheimsten Rathe thätig gewesen wäre. Hansemann war bei aller Klugheit nicht klug genug, das hier getriebene Werk zu durchschauen. Ihm war auch wohl die Bezeichnung unbekannt, mit welcher man in gewissen Kreisen das Ministerium der That in die vier Kategorien von Leuten comme il faut, ehrlichen Bourgeois, Schelmen und Halbschelmen gruppirte. Die Kamarilla ihrerseits drängte unausgesetzt zur Verletzung der Achtung, zu Feindseligkeiten, selbst zu Gewalt-

maßregeln gegen die Nationalverſammlung. Die eigentliche Reaktionspartei ſchied ſich in zwei Fraktionen. Vor der Märzrevolution die erbittertſten Gegner, ſtanden ſich beide auch nach derſelben noch eine Zeitlang feindſelig gegenüber, weil jede von ihnen die Schuld des Geſchehenen der anderen beimaß. Die eine kann man als die pietiſtiſch-ariſtokratiſche, die andere als die ariſtokratiſch-rationaliſtiſche — im Sinne der erſtern gottloſe — bezeichnen. Auf Seiten der erſteren ſtand der König mit der Gerlach-Thile'ſchen Partei; auf Seiten der letzteren, ſich gruppirend um den Prinzen von Preußen, die Manteuffel und der größere Theil des Grundadels. Die Feindſchaft beider Parteien hatte früher beſonders zur Zeit der Einrichtung der Conſiſtorien ihre Höhe erreicht. Das Unglück des Jahres 1848 vereinigte beide Fraktionen, und nicht bloß äußerlich wegen eines gemeinſamen Feindes. Auch innerlich erfolgte eine Bekehrung der ariſtokratiſch gottloſen Partei. Viele ihrer Mitglieder wurden ſeitdem „fromm“, und nahmen den kirchlichen Aberglauben auf unter die Mittel der Herrſchaft über das Volk.

Keiner von beiden Parteien konnte Hanſemann genehm ſein, ſo bald er nicht mehr als Werkzeug der Reaktion ſich brauchen ließ. Für die excluſiv-chriſtliche Adelspartei war ſeine religiöſe Indifferenz,

für die andere die politische Ketzerei seiner Steuerreformen, für beide seine bürgerliche Formlosigkeit Gegenstand des Widerwillens und des Hasses. Als man einsah, daß das Ministerium nicht weiter zu gebrauchen sei, mußte man versuchen, sich seiner zu entledigen.

Und es gelang.

Kapitel XII.

Der Sturz des Miniſteriums Hanſemann-Auerswald.

Am 4. Auguſt war die Kunde nach Berlin gelangt, daß Tags zuvor in Schweidnitz blutige Auftritte Statt gefunden. Unverantwortliche Verachtung der dem Geſetze ſchuldigen Rückſicht von Seiten des Militairs hatte das blutige Unheil angerichtet. Das ergab der Bericht des Oberpräſidenten der Provinz Schleſien, welchen der Miniſter des Innern in der Nationalverſammlung mittheilte. Ein Verbot des Kommandanten der Feſtung, die Bürgerwehr durch Hornſignale zuſammenzurufen, hatte Erbitterung im Volke hervorgebracht, welche ſich durch eine Katzenmuſik entlud. Steinwürfe zertrümmerten die Fenſter im Hauſe des Feſtungskommandanten. Die Bürgerwehr erſchien auf das Zeichen des Alarms. Eine Kompagnie Linieninfanterie hatte indeß den Platz vor der Wohnung geſäubert, und die letztere bereits geſichert, als eine zweite Compagnie auf dem Platze erſchien, und 102 Schüſſe abfeuerte, durch welche vierzehn Männer der Bürgerwehr, welche ſich auf

das mit Glocken gegebene Alarmzeichen zur Herstellung der Ordnung eingefunden hatte, todt oder schwer verwundet niedergestreckt wurden.

Die erste vorläufige Mittheilung dieses Vorfalls durch den Ministerpräsidenten war begleitet von dem Zusatze: von Seiten der Behörde sei geschehen, was das Gesetz verordne. Er enthalte sich aller weitern Aeußerungen, die Gesetze würden ihren Lauf haben.

Die Nationalversammlung nahm diese Mittheilung mit tiefem Schweigen auf. Der erste Schritt des gesetzlichen Laufs war, daß der kommandirende Oberst, Rolla du Rosay, mit vollem Gehalt zur Disposition gestellt wurde. Die Nationalversammlung beschloß (8. August) auf den Antrag des Abgeordneten Stein mit 201 gegen 165 Stimmen die Ernennung einer eigenen Kommission, welche berechtigt sein sollte, an Ort und Stelle selbst den Thatbestand aufzunehmen und die Ursachen der blutigen Ereignisse zu ermitteln. Noch am Abende zuvor hatten sich Mitglieder der Centren gegen eine solche Maßregel ausgesprochen. Sie setzten voraus, daß in einem so eclatanten Falle die Regierung selbst alle möglichen Aufklärungen geben und energisch einschreiten werde, aber, wie später der wackere Unruh gestand: „man täuschte sich leider!“ *)

*) S. v. Unruh a. a. O. S. 34.

Veranlaſſung zum Feuern ſollte ein auf das Militair gerichteter Schuß geweſen ſein. Allein der Bericht des Oberpräſidenten ſelbſt ergab, daß dieſer Schuß, von welchem ein Füſelier verwundet worden, nach dem Gutachten des Arztes von dem losgehenden Gewehr eines Neben- oder Hintermannes herrühren mußte*). Es war dies um ſo erklärlicher, als die feuernde Kompagnie, nachdem ſie bereits vorher in einer Nebengaſſe, ungeſehn von den auf dem Platze Anweſenden, ihre Gewehre geladen, mit geſpanntem Hahn zur Attaque vorgegangen war. Keine der Warnungen, welche ſelbſt das alte ſtrenge Geſetz über das Einſchreiten des Militairs vorſchrieb, war vorausgegangen. Nicht öffentlich, wie daſſelbe Geſetz befahl, vor der verſammelten Menge, waren die Gewehre geladen worden. So berichteten amtliche Angaben. Nur der Kommandant war darauf aus Schweidnitz entfernt. Der Offizier, welcher den Befehl zum Feuern gegeben, war nicht einmal ſuspendirt worden; die Compagnie in Schweidnitz verblieben. In England würde ein Offizier, der in gleicher Weiſe das Geſetz überſchritten, dem Strange verfallen ſein.

*) Dennoch behaupteten noch im Jahre 1849 reaktionaire Darſtellungen, wie die „Deutſche Chronik für das Jahr 1848" (Berlin, Heim 1849) S. 77: „es ſei auf die Soldaten geſchoſſen worden".

Das natürliche Rechtsgefühl der Nationalverſammlung ward empört durch das ſchlaffe Benehmen der Behörden und durch die matten Erklärungen der Miniſter. Eine Petition der Stadt Schweidnitz hatte Genugthuung verlangt für das ſchreiende Unrecht. Die Ernennung der Commiſſion ging durch. Ebenſo mit großer Majorität der Stein'ſche Antrag: „Der Kriegsminiſter möge in einem Erlaſſe an die Armee ſich dahin ausſprechen, daß die Offiziere allen reaktionairen Beſtrebungen fern bleiben, Conflikte jeder Art mit dem Civil vermeiden und durch Annäherung an die Bürger zeigen möchten, daß ſie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines conſtitutionellen Rechtszuſtandes mitwirken wollen.“

Auch auf den Miniſtern ſchien die Wucht der Thatſachen ſchwer zu laſten. Sie wagten keine parlamentariſche Bekämpfung des Antrags. Nur der Kriegsminiſter bemerkte: „Erlaſſe und Inſtruktionen ſeien weniger geeignet, ein richtiges Verfahren herbeizuführen, als wenn von Oben herab und von denen es zuſtändig eingeſchritten werde.“ Die Miniſter ſchwiegen auch, als das Schulze'ſche Zuſatzamendement geſtellt wurde, welches denjenigen Offizieren, mit deren politiſcher Ueberzeugung ein Verhalten, wie es der obige Beſchluß fordere, nicht vereinbar ſei, „zur Ehrenpflicht machte, aus der Armee auszu-

ſcheiden". Mit 180 gegen 179 Stimmen ward dieſer Zuſatz zum Beſchluß erhoben. Hanſemann, ſonſt ſtets mit Kabinetsfragen bei der Hand — aus dieſer machte er keine. Selbſt der Kriegsminiſter verblieb ſtumm, und „die zahlreichen Verehrer des General Roth von Schreckenſtein empfanden es noch ein Jahr ſpäter mit Schmerz, daß auch er bei einem ſolchen Attentate gegen ſeine Waffenbrüder geſchwiegen hatte" *).

Offenbar hatte ſich die Verſammlung mit dem letzten Theile des Beſchluſſes übereilt. Der ſehr unparlamentariſche Proteſt von einer Anzahl Mitglieder der Rechten und des Centrums gegen denſelben, welcher das Anſehen und die Geltung eines Majoritätsbeſchluſſes und damit das Lebensprincip der Verſammlung antaſtete, konnte doch dafür als eine Warnung gelten **). Auch ward von vielen Seiten, ſelbſt von den Antragſtellern, erklärt, daß man eine wörtliche Ausführung des Beſchluſſes nicht verlange, daß man vielmehr dem Kriegsminiſter in der Faſſung ſeines Armeebefehls freie Hand laſſen wolle. Hatten doch einige Wochen vorher die Mi-

*) Deutſche Chronik des Jahres 1848, S. 80.

**) Unter den 134 Proteſtirenden befanden ſich etwa zwei Drittheil Beamte, unter ihnen die Abgeordneten Baumſtark, Sydow, Jonas, Jungbluth, Bempfand u. a.

niſter der Finanzen und des Innern ſich genöthigt geſehen, an das ſtehende Heer der Verwaltungsbeamten durch die Regierungspräſidenten eine ganz ähnliche Verwarnung ergehen zu laſſen, in welcher die ſofortige Entlaſſung von Beamten, namentlich von Landräthen, welche reaktionairen Tendenzen Vorſchub leiſten ſollten, angedroht wurde. Die überall hervortretende feindſelige Haltung des Militairs, beſonders der Offiziere, der eigentlichen Berufsſoldaten, deren Stellung in einem wahrhaft konſtitutionellen Staat ein Staatsamt iſt, machte es dringend nothwendig, Schritte zu thun, um den thatſächlich beſtehenden ſchroffen Gegenſatz zwiſchen Heer und Volk auszugleichen. Nur zu einem ſolchen Schritte wollte die Nationalverſammlung den Miniſter durch ihren Beſchluß auffordern. Das war der Sinn des Antrags. Ueber die unpaſſende Formulirung deſſelben hinwegzukommen, wäre für das Miniſterium leicht geweſen, „wenn es den Willen dazu, und neben dem Willen freie Hand gehabt hätte“ *). Denn ſelbſt jetzt noch beabſichtigte die Majorität der Nationalverſammlung keineswegs den Sturz des Miniſteriums über dieſe Frage. Auch das Miniſterium ſchien an einen ſolchen nicht zu denken. Es hätte ſonſt ſchon an dieſem Tage abtreten müſſen.

*) Unruh, a. a. O. S. 37.

Der Gedanke lag nahe, daß es auf eine Beſtimmung ſeines Handelns von außenher wartete.

Sie blieb nicht aus. Doch vergingen darüber beinahe vier Wochen. Im Laufe derſelben war man in Potsdam zu der Ueberzeugung gekommen: „der Mohr habe ſeine Dienſte gethan, und könne gehen.“

Der vierte September kam heran. In Berlin verhehlte ſich Niemand, daß bei dieſer Frage die Preußiſche Revolution an einem Wendepunkte angelangt ſei. Das Verhältniß des „Militairs“ zum „Civil“, das ſich ſo eben zur Kabinetsfrage geſtaltete, war zugleich der Punkt, an welchen ſich die Entſcheidung über die deutſche Centralgewalt ſo wie die Entſcheidung über die nächſte Entwicklung Preußens zu knüpfen ſchien. Preußen, das ſich einſt mit Recht des volksthümlichſten Heerweſens in Europa rühmen durfte, hatte dennoch — kein Einſichtiger konnte es leugnen — innerhalb deſſelben einen durchaus unvolksthümlichen Militairgeiſt aufgepflegt. Dreiunddreißig Jahre bewußter Reaktion gegen den freien Gedanken Scharnhorſt's hatten in der überwiegenden Mehrzahl der Offizierkorps jenen ariſtokratiſch-abſolutiſtiſchen Geiſt groß genährt, der ſich und die Armee als den Wächter und das letzte Bollwerk des abſoluten Königthums betrachtete. Jener preußiſche General (von Tietzen-Henning), welcher noch im Jahre 1847 ſeinen Offizieren zurief:

„Unſer Stand, meine Herren, iſt eine Abnormität!“ ſprach unbewußt ein großes Wort gelaſſen aus. In der That, ſchon vor der Revolution war der Geiſt dieſes Standes, den der Freiherr von Vincke auf dem erſten Vereinigten Landtage daran erinnern mußte, daß er „kein Stand ſei, ſondern ein Beruf“ — zu einer Abnormität geworden im Gegenſatze zu dem Geiſte des freien Bürgerthums, der, getragen von der Bildung des Jahrhunderts, die Flügel zu regen begonnen hatte. Er wurde es vollſtändig in dem Preußen des Jahres 1848. Das Manifeſt des Oberſten von Griesheim hatte gezeigt, daß das Heer, d. h. das Offizierkorps des preußiſchen Heeres, in der deutſchen Frage eine entſchieden feindliche Stellung gegen Frankfurt und die dort angeſtrebte deutſche Einheit genommen hatte. Wie die Mehrzahl der preußiſchen, namentlich der höheren Offiziere, über die von dem Miniſterium der That anerkannte und geprieſene Märzrevolution dachte, war weder in Preußen noch in Deutſchland ein Geheimniß. Daß ſie die Folgen derſelben: Nationalverſammlung, konſtitutionelle Verfaſſung auf breiteſter Grundlage, Rechtsgleichheit aller Staatsbürger, zu allen Teufeln wünſchten, und eine Zurückführung der Dinge auf den alten Zuſtand, wo möglich auf den Zuſtand vor dem Jahre 1840, heiß erſehnten, konnte ſchwerlich Jemand in Abrede ſtellen. Hatte

doch der Kriegsminiſter das Vorhandenſein reaktionairer Geſinnungen im Heere ſelbſt zugegeben. Sie lagen freilich handgreiflich genug zu Tage. War doch die Armee laut vor aller Welt die einzige noch aufrechtſtehende Säule genannt worden, an welcher ſich der Bau der Zukunft aufrichten werde, wie ſie auch jetzt den letzten Reſt der Ordnung trage. Der Kriegsmann, der alſo geſprochen, ſaß unter den Räthen der Krone. Auch konnte man ohne Wunderglauben nicht verlangen, daß ein Stand, den jenes alte Syſtem überall als den erſten im Staate hin- und vorangeſtellt, den es in aller Weiſe bevorzugt, und dem es dieſe Bevorzugung auf jede Art durch Ehre und Vortheil anſchaulich gemacht, ein Stand, in welchem trotz der demokratiſchen Heerverfaſſung die Privilegien der Ariſtokratie durch die mannigfachſten Abſonderungen und Begünſtigungen gehegt und gepflegt worden waren — daß dieſer Stand mit günſtigen Augen eine Wandlung der Dinge anſehen ſollte, welche über kurz oder lang ſeine bisherige Stellung weſentlich zu verändern, ihn ſolcher genoſſenen Bevorzugung vielfach zu berauben drohte. Der Preußiſche Offizier hatte ſich bisher grundſätzlich und inſtruktionsmäßig nicht um Politik bekümmert. Seine politiſche Anſicht, die, welche ihm zu hegen und auszuſprechen der abſolutiſtiſche Militairgeiſt allein geſtattete, war die ſeines Königs und

Kriegsherrn, deſſen „Rock“ er trug. Dieſer König hatte feierlich vor aller Welt erklärt: keine Macht der Erde ſolle ihn je bewegen es zu dulden, daß ſich ein Stück Papier, eine Conſtitution, eindränge zwiſchen den von Gott verordneten Herrſcher und ſein Preußenvolk. Daran hielt der Preußiſche Offizier alten, ächten Schlages. Dies, in voller Freiheit, auf der Höhe ungeſchwächter Vollgewalt geſprochene Wort ſeines Königs ſchnellte in ſeinem Bewußtſein alle ſpätern Verheißungen und Zugeſtändniſſe als „abgedrungen“ in die Luft. Der Preußiſche Offizier ward royaliſtiſcher als ſein König, weil er ſich freier und das Schwert der That an ſeiner Seite fühlte. Er blieb dem alten Königthume getreu, als ſein König von demſelben abfiel oder abzufallen ſchien. Kein Preußiſcher Offizier dieſer alten, ächten Art konnte, keiner wird den Rückzugsbefehl vom 19. März verſchmerzen bis zum letzten Athemzuge.

So war es, und — ſo mußte es ſein. Daß der Preußiſche Offizier im Ganzen hätte anders geſinnt ſein ſollen, ſtreitet wider die menſchliche Natur.

Dennoch war eine Verſöhnung zwiſchen ihm und der neuen Wendung der Dinge möglich, wenn auch nur eine allmälige. Zunächſt und vor Allem: der Preußiſche Offizier, ſo ſehr er auch die Revolution und ihre Folgen verwünſchen mochte, — an eine offene

Auflehnung wider dieſelbe, gegen den Willen ſeines Königs, dachte er nicht. Auch waren nicht alle Glieder dieſes Standes dem neuen Geiſte verſchloſſen. Gar manche der jüngeren Offiziere, unter ihnen die beſten Köpfe und edelſten Charaktere, huldigten offen, eine noch größere Anzahl insgeheim, der neuen Wendung der Dinge. Bei vielen andern war das eigene Intereſſe ein ſtarker Antrieb zum Verbleiben in der alten Stellung, ſelbſt wenn durch einen Erlaß des Kriegsminiſters der Forderung der Volksvertreter Folge geleiſtet wurde. Hatte doch ſelbſt jener Rückzug des 19. März aus Berlin, den die Garden als eine ſchwere Kränkung empfanden, nicht die anfangs geglaubten Folgen gehabt. Wohl nur wenige hatten „ihren Degen zerbrochen“, und den Dienſt verlaſſen, der ſie in ſolchen Schimpf gebracht. Nicht anders würde ſich die Sache auch jetzt geſtaltet haben. Die Disziplin war nicht untergraben worden durch die Worte, welche am 20. März der königliche Kriegsherr zu den Offizieren in Potsdam geſprochen hatte. Sie würde auch unverſehrt geblieben ſein, wenn das Miniſterium auf den Beſchluß der Nationalverſammlung eingegangen wäre.

Dazu aber ſchien nicht die geringſte Ausſicht. Vielmehr hüllte ſich das Miniſterium vier Wochen lang in den Schleier eines unverbrüchlichen Schweigens. Schon war eine Interpellation des Abge-

ordneten Stein über die Ausführung des Beschlusses vom 9. August angemeldet, und noch immer ward keine Vermittelung versucht. Selbst die vorzugsweise ministerielle Partei der Nationalversammlung war nicht unterrichtet, welche Erklärung das Ministerium zu geben, welche Schritte es zu thun beabsichtige. So ward die wichtigste und gefährlichste aller bisherigen Fragen vor die Versammlung gebracht, ohne Vorbereitung, ohne Sondirung der Parteien, vor eine Versammlung, die nur zuviel Grund erhalten hatte, gegen das Ministerium mißtrauisch auf ihrer Hut zu sein. Gerüchte, Warnungen vor einem drohenden Staatsstreiche vermehrten die gewitterschwüle Stimmung. Daß ein solcher Staatsstreich in Potsdam bereits beschlossen war, kam später zu Tage. Es handelte sich nur um die Zeit und die Männer der Ausführung. Daß man am Hofe entschlossen war, diesen „Eingriff der Nationalversammlung in die Executive nicht zu dulden", war ebenso ausgemacht, als daß man daselbst die Zeit ungeduldig herbeisehnte, wo man den Camphausen'schen „Schild" wegwerfen und statt seiner das Schwert zum Schutze des Königthums von Gottes Gnaden ziehen könne. Denn mehr und mehr gewann dort der Wahlspruch des kühnen Reiterführers Geltung: „die allerbeste Deckung sei der Hieb".

Der vierte September war gekommen. In athemloſer Spannung harrte die Nationalverſammlung der Entſcheidung des Miniſteriums entgegen. Da erhob ſich der Miniſterpräſident und erklärte: daß das Miniſterium den von der Nationalverſammlung geforderten Erlaß für verderblich halte, und daher den Beſchluß derſelben vom 9. Auguſt **nicht** vollziehen werde. Der Kriegsminiſter werde auch ohne denſelben thun, was Gewiſſen und Ehre fordere.

Dieſe Erklärung, welche ſelbſt eine annähernde Erfüllung ablehnte, und doch den Rücktritt des Miniſteriums mit keiner Silbe erwähnte, war eine offenbare Verletzung des konſtitutionellen Prinzips. Der Bruch lag offen zu Tage. Erſtaunen und Empörung über die vernommene Erklärung malten ſich faſt auf allen Geſichtern. Der Stein'ſche Antrag: „daß es die dringendſte Pflicht des Miniſteriums ſei, die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung vom 9. Auguſt zur Ausführung zu bringen", ward mit großer Majorität *) bei namentlicher Abſtimmung zur ſofortigen Discuſſion angenommen.

Dennoch gelang es der gemäßigten Partei, eine Vertagung der Discuſſion zu bewirken. Die Annahme des Antrags war in der Aufregung der Verſammlung gegen das Verhalten des Miniſteriums

*) 198 gegen 147 Stimmen.

nicht zu bezweifeln. Der Sturz des Miniſteriums war davon die nothwendige Folge. Gerade dieſen aber wollte man noch immer vermeiden. Man wollte den Miniſtern Zeit laſſen, die Sache vielleicht durch den Rücktritt des Kriegsminiſters in's Geleis zu bringen. Darum beantragte Unruh die Vertagung bis zum 7. September. Sie ward mit geringer Majorität*) angenommen. Aber ſtürmiſcher Beifallsruf begrüßte die Worte Waldeck's, des tapfern Führers der Linken, als er mit der vollen Kraft ſeiner tönenden Stimme den Ausruf in die Verſammlung ſchleuderte: „Keine Minute können wir länger mit Ehren in dieſer Verſammlung ſitzen, wenn unſer Beſchluß nicht zur Ausführung gelangt!“

Ganz Berlin gerieth in Aufregung, als die Weigerung des Miniſteriums bekannt wurde. Die Nationalzeitung verkündigte dieſelbe am Anfange ihres Blattes mit dem Zuſatze: „Es ſei das höchſte Intereſſe des Volks, ſeinen Vertretern in dieſem kritiſchen Augenblicke mit aller Kraft zur Seite zu ſtehen.“ Jedermann empfand, daß es ſich um Sein oder Nichtſein der Verſammlung handle. Schon zwei Beſchlüſſe derſelben, das Geſetz über die Abſchaffung

*) 184 gegen 169 Stimmen.

der Todesſtrafe und das Geſetz zum Schutze der perſönlichen Freiheit, ſeien noch immer unvollzogen. Jetzt ſei bei einem dritten die entſchiedene Weigerung erfolgt. Wenn dieſe Weigerung durchdringe, ſo ſei das Anſehen der Nationalverſammlung vernichtet, ja ſelbſt das konſtitutionelle Prinzip Preis gegeben.“ „Das Miniſterium erwäge“ — ſo mahnten die beſonnenen Organe des ehrlichen Konſtitutionalismus in der Preſſe — „das Miniſterium erwäge, von welchen Gefahren das Land mehr als je bedroht iſt. Es erwäge die Schamloſigkeit, mit welcher die Reaktion aller Orten ihr Haupt erhebt. Es bedenke die Gefahr, welche die Erniedrigung der Nationalverſammlung — das Ziel, auf welches die Reaktion mit allen Kräften und Liſten hinarbeitet — hervorrufen würde. Es knüpfe nicht an das Ausſcheiden eines ſeiner Mitglieder den eigenen Rücktritt. Es erkläre ſich bereit, den Beſchluß der Nationalverſammlung dem Geiſte nach zu vollziehen. Das iſt eine That der Selbſtverleugnung, des Patriotismus, ein Verdienſt um das Vaterland. Beharrt es aber bei ſeinem Entſchluſſe, ſo iſt es an der Verſammlung, ihre Pflicht zu thun. Kein Miniſterium, auch das beſte nicht, iſt es werth, daß man ihm die heiligſten Rechte der Nation opfere. Die Nation erwartet von ihren Vertretern, daß ſie ihre Schuldigkeit thun.“ *)

*) National-Zeitung No. 153.

Und die Vertreter der Nation thaten ihre Schuldigkeit.

Die Parteien traten zur Berathung zusammen und setzten sich durch Deputationen mit einander in Verbindung. Noch immer gab man sich der Hoffnung hin, das Ministerium dem Lande erhalten zu können. Vermittelungsanträge von dem linken Centrum, ja selbst von der Rechten, wurden deshalb vorbereitet. Nur die Linke blieb fest bei dem Entschlusse, aus der Versammlung auszuscheiden, wenn dieselbe den Stein'schen Antrag verwerfe. Die gesammte Bürgerwehr der Hauptstadt beschloß mit großer Majorität, sich der Nationalversammlung zur Aufrechterhaltung ihrer Beschlüsse zur Verfügung zu stellen *). Die Entscheidung war bereits am Abende des 6. gesichert. Es war ausgemacht, daß eine imposante Majorität den Beschluß der Nationalversammlung aufrecht erhalten würde **). Nur das

*) Die Adresse lautete: „Die Bürgerwehr Berlins sieht in dem ausgesprochenen Willen der Majorität der Nationalversammlung den Willen des Preußischen Volks, und wird demgemäß einen Beschluß dieser Majorität mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln aufrecht zu erhalten wissen."

**) Dennoch entblödete sich später die Reaktion nicht, den Ausfall der Abstimmung vom 7. September auf Rechnung der Furcht der Versammlung vor dem Zorne des Volks zu schreiben, obschon bereits am 4. dies Resultat mit mathematischer Sicherheit feststand. (Vgl. Unruh S. 63.)

Miniſterium, welches in ſeiner Iſolirtheit verharrte, ſchien ſich offenbar noch immer dem Glauben an die Möglichkeit eines Sieges hinzugeben, der nicht einmal in Potsdam gehofft, oder auch nur gewünſcht wurde. Obgleich aber das Reſultat bereits feſtſtand, harrte doch Alles mit geſpannter Erwartung dem 7. September entgegen, an welchem Tage die Entſcheidung der Vertreter des preußiſchen Volks über die wichtigſte Frage ſeit dem Zuſammentritt der Nationalverſammlung feierlich ausgeſprochen werden ſollte.

Die heiße Sommerſonne brannte nieder auf die Straßen und Plätze der Hauptſtadt. Aber ihre glühenden Strahlen brachten die Maſſe des Volks nicht zum Weichen, welche während des neunſtündigen parlamentariſchen Kampfs die Umgebung der Singakademie bis zu den Corridoren und Treppen des Hauſes füllte, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Reſultate der verſchiedenen Abſtimmungen lauſchte. Nirgends zeigten dieſe Volksgruppen einen finſtern, Gefahr drohenden Charakter. Ueberall bemerkte man eine ruhige, ſelbſt würdige Haltung. Sogar einige neue, auf die Regierung bezügliche Pamphlete und Karikaturen, welche hier und da feilgeboten wurden, erregten wenig oder gar keine Theilnahme, und nur bei Einzelnen Spott und Gelächter. Dennoch hatte die ſtets Arges witternde

Polizei, in der Furcht vor Gewaltthätigkeiten des Volks gegen die Versammlung, am Morgen des Tages vier Bataillone Bürgerwehr im nahen Schlosse konsignirt, um auf den ersten Wink zum Schutze der Nationalversammlung anzurücken. Sämmtliche Adjutanten der Bürgerwehr befanden sich im Centralbureau versammelt. Auch hier zeigte sich, wie schlecht die Regierung von der wirklichen Lage der Dinge unterrichtet war, daß sie einen Ausgang möglich oder gar für wahrscheinlich halten konnte, von dessen Gegentheil jedes Mitglied der Versammlung schon am Vorabende die volle Gewißheit hatte.

Der Kampf begann. Die Eröffnungsrede des Ministerpräsidenten, welche starres Festhalten an der abgegebenen Erklärung des Kabinets aussprach, entschied ihn vor seinem Beginnen. Zu einem Vergleiche wäre die Versammlung bereit gewesen. Sie bewies es wenige Wochen später selbst gegenüber einem Ministerium Eichmann. Zu einem Akte der Selbstvernichtung mochte selbst das Centrum nicht die Hand bieten. Dreihundertundzwanzig gegen 38 Stimmen verwarfen den Unruh'schen Abänderungsvorschlag. Eine große Majorität beseitigte das Amendement der Rechten. Der Stein'sche Antrag ward mit 219 gegen 143 Stimmen angenommen.

Es war die fünfzigste Sitzung der Preußischen Nationalversammlung, in Haltung, Ernst und Würde

der Verhandlung mit keiner der früheren vergleichbar. Das Bewußtsein eines großen historischen Moments erfüllte alle Gemüther. Das Ergebniß rief allgemeinen Jubel hervor. Man fühlte, daß der Beschluß der Versammlung den entscheidenden Streich geführt habe gegen das System des alten Polizei- und Militairstaats; daß die Vertreter der Nation den Muth gehabt, den ersten „offiziellen Schritt zur Reaktion“, wie der Führer des Centrums in seiner Rede jene Weigerung der Minister bezeichnete, würdig zurückzuweisen. „Die Nationalversammlung“, also sprach der Führer des Centrums, „strebt dahin, das ganze Volk in ein Heer zu verwandeln, das Heer aber, das bestehende, zu einem Theile des Volks zu machen. Das Heer kann eine Contrerevolution vielleicht zu Stande bringen helfen, aber seine endliche Niederlage würde dennoch unzweifelhaft sein!“

Ein lauter Jubelruf des versammelten Volks begrüßte die Kunde von dem ersten Siege der mit dem Centrum verbundenen Linken. Doch benahmen sich auch jetzt die Massen würdig und gehalten. Kein Zeichen der Verhöhnung begleitete die aus dem Hause sich entfernenden Mitglieder der Versammlung, welche gegen den Antrag gestimmt hatten. Auch die Minister entfernten sich, ohne einen Laut der Ungunst zu erfahren. Dagegen erneute sich der Jubel des Volks, als die Mitglieder der Linken das

Haus verließen. Man geleitete Einzelne derſelben im Triumph zu ihrer Wohnung.

Am folgenden Tage begaben ſich die Miniſter nach Charlottenburg, ihre Entlaſſung einzureichen.

Man war in Potsdam von vornherein entſchloſſen geweſen, jenen „Eingriff der Nationalverſammlung in die Executive“ nicht zu dulden. Das hieße die Verſammlung zum Convent machen, und ſich obenein das Heer unwiederbringlich entfremden. Noch ward ein letzter Verſuch unternommen, das Miniſterium zum Werkzeuge einer „rettenden That“ gegen die Nationalverſammlung zu machen. „Jetzt“, hieß es, „ſei die Gelegenheit da, ſich einen Namen zu machen in der Geſchichte durch die Rettung des Königthums gegen verderbliche Anmaßung einer Verſammlung, welche mit ihren letzten Beſchlüſſen die Bahn zum Convent zu betreten gewagt. Nur ſeine Schwäche und Nachgiebigkeit habe in Frankreichs erſter Revolution das monarchiſche Princip geſtürzt, und eine Revolution zum Siege gebracht, welche ein energiſches Auftreten noch im Ballhauſe von Verſailles zu erſticken vermocht haben würde. Nur dieſe eine That gethan, das weitere würde ein anderes Miniſterium auszuführen wiſſen, wenn das gegenwärtige ſich dadurch in ſeinem Gewiſſen beſchwert erachte.“

Das Miniſterium Hanſemann-Auerswald ſtand

auf der haarscharfen Schneide der Entscheidung. Sein Gründer war nicht der Mann, der vor einem solchen Gewaltmittel zur Durchführung seiner Ansicht zurückschrecken mochte. Aber die übrigen? Männer wie Gierke und Märker, würden *sie* die Hand zu solcher Vergewaltigung geboten haben? Und noch schien die Anwendung eines solchen Mittels nicht an der Zeit. Noch schien die Lage der Dinge solchem Beginnen nicht zu verbürgen, was in der Politik selbst ein Verbrechen zur Großthat stempeln mag, *den Erfolg*.

Noch stand man unter dem Eindrucke großer Triebkraft der ersten Preußischen Revolution. Noch war die Furcht vor der Macht und Verbreitung der Ultrademokratie nicht als eine falsche erkannt. Zu dem allen kam noch ein anderes. Die Nationalversammlung hatte so eben eine wichtige Entscheidung abgegeben. Sie hatte das Ministerium mit einer imposanten Majorität gestürzt, nachdem sie bis zum letzten Augenblicke vergeblich alles aufgeboten, dasselbe zu halten. Es war kein Zweifel, daß sie in dieser Entscheidung die überwiegende Majorität des Landes auf ihrer Seite haben werde. Aber wichtiger als dies alles war der folgende Umstand. Im Verlaufe dieses letzten parlamentarischen Kampfes hatten Redner *aller* Fraktionen sich in dem Bekenntnisse vereinigt: *Die Nationalversamm-*

lung iſt als eine konſtituirende Verſammlung durch die Krone unauflösbar.

Welches auch die Gedanken und Worte geweſen ſein mögen, die am 8. September von den Wänden des Schloſſes zu Charlottenburg vernommen wurden — das Miniſterium beſtand auf ſeinem Rücktritt. Es hätte dieſen Entſchluß ſchon nach der Sitzung des 4. September mit größerer Ehre faſſen mögen, ſtatt ſich am 7. auf einen Kampf einzulaſſen, in welchem es, der Nationalverſammlung gegenüber, den Anblick eines Feldherrn gewährte, „der ſich ohne Truppen ſchlägt“ *). Aber wie dem auch ſein mag, es beharrte am 8. September bei ſeinem Entſchluſſe. Das Miniſterium der That wies im entſcheidenden Augenblicke — vielleicht nicht ohne ſpätere Reue ſeines Begründers **) — den ihm winkenden Ruhmes-

*) Unruh S. 62.

**) Daß mit der obigen Darſtellung das Richtige getroffen iſt, bezeugt die ſo eben erſchienene Schrift, in welcher Hanſemann ſein politiſches Wirken darlegt: „Das Preußiſche und deutſche Verfaſſungswerk mit Rückſicht auf mein politiſches Wirken, von David Hanſemann, Berlin 1850.“ Die Gründe, welche dort für den Rücktritt des Miniſteriums Hanſemann-Auerswald angeführt werden (S. 118—122), laufen auf folgende Punkte hinaus: 1) Wenn das Miniſterium im Amte blieb, „ſo mußte es zu gewaltſamer Auflöſung der Nationalverſammlung bereit ſein“. 2) Dazu war noch nicht eine ſo impoſante Militairmacht in der Umgegend Berlins verſammelt, als nöthig geweſen wäre, um ohne großes Blutvergießen die

kranz einer „rettenden That“ zurück, um ihn für entschlossenere Stirnen zu bewahren.

---

gewaltsame Auflösung der Bürgerwehr und Nationalversammlung vollziehen zu können. 3) „In keinem Falle würden sämmtliche Mitglieder des Ministeriums zu einer Mitwirkung für so ernste Maaßregeln bereit gewesen sein, und es hätte deshalb eine Modifikation des Ministeriums eintreten müssen, bei welcher ich im Amte geblieben wäre.“ 4) „Es war aber dies Ministerium und ganz besonders meine Person der höchst einflußreichen Partei der Neuen Preuß. Zeitung und der, durch das bisherige Grundsteuerwesen privilegirten, großen Grundbesitzer in hohem Maaße verhaßt, in dem Grade, daß die Vermuthung: daß Mitglieder dieser Partei sogar die Herbeiführung des den Fall des Ministeriums bezweckenden Votums über den Stein'schen Antrag befördert haben, wohl nicht ohne Grund sein dürfte.“ 5) Es blieb also dem gleichzeitig von Volk, Adel, Nationalversammlung und Hofkamarilla verlassenen Ministerium unter solchen Umständen nichts anderes übrig, als durch seinen Austritt für die spätern kräftigen Maßregeln der Reaktion „Zeit zu gewinnen, welche damals von unschätzbarem Werthe war“. Hansemann's Trost war später „die Ueberzeugung“, daß er durch sein Verhalten im September dazu beigetragen, das erstrebte Ziel der Reaktion ohne Blutvergießen zu erreichen, und als dieses Ziel bezeichnet er selbst „die Herrschaft der Militairmacht in Berlin“ (a. a. O. S. 122).

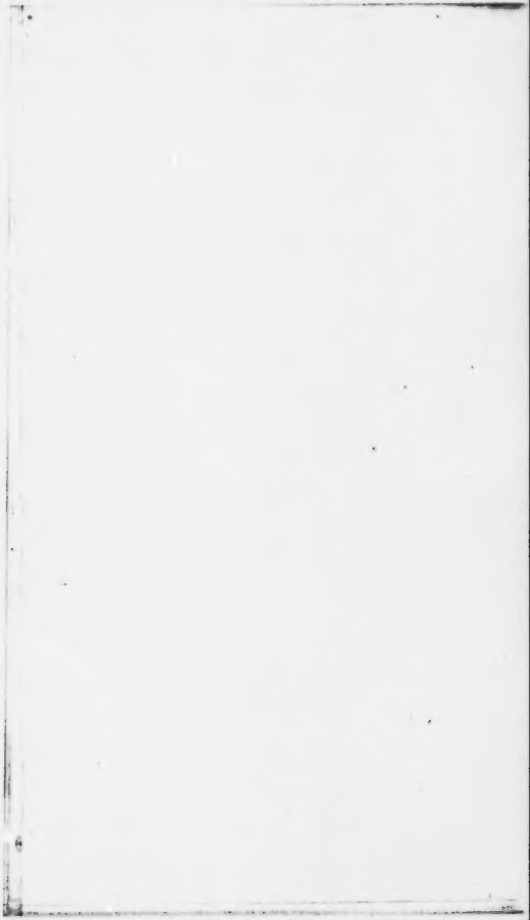

Viertes Buch.

Das Ende des Anfangs.

„Tat muß zum Leben Alles geſchehen, aber es iſt noch nicht das Ende da."

J. Chriſtus. Ev. Matth. Cp. 24. V. 6.

Kapitel I.

Die Lage der Dinge.

Mit dem letzten Beſchluſſe der Nationalverſammlung war die Preußiſche Revolution bei einem Wendepunkte angelangt.

Die Entſcheidung war unvermeidlich geworden; denn man hatte den Grenzſtein erreicht, welcher die alte von der neuen Welt, den monarchiſchen Abſolutismus von der Souveränität der Nation, die konſtitutionelle Heuchelei trennte von der Freiheit und Selbſtbeſtimmung des Volks durch den Ausſpruch ſeiner Vertreter.

Durch dieſen Beſchluß der Preußiſchen Nationalverſammlung war das Pflaſter der Vereinbarung abgeriſſen, mit welchem der zum Regiment gelangte vormärzliche Altliberalismus die friſchklaffende Wunde der Revolution überklebt hatte. Man ſah jetzt deutlich, daß es ſtatt Heilung zu bewirken, nur ein böſes Geſchwür gezeitigt hatte, und die Majorität der Nationalverſammlung war entſchloſſen, lieber die trügeriſch verharſchte Wunde neu zu öffnen, als

den gesammten Körper dem kalten Brande der Reaktion Preis zu geben.

Der Kampf der Entscheidung, an dessen Schwelle man sich in Preußen wie in ganz Deutschland befand, war der Kampf zwischen Vereinbarung und freier Konstituirung. Die alte und die neue Zeit standen sich auf dem Boden dieser Principien gerüstet gegenüber. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, ein friedlicher Ausgang nach den Erfahrungen der Geschichte undenkbar, wenn schon ersehnt und gehofft von dem Geiste der Menschlichkeit des Jahrhunderts.

Für Deutschland als Gesammtheit war derselbe — so schien es, — von Anfang herein entschieden. Die Souveränität der deutschen Nation, ihr selbsteignes Recht auf freie Umgestaltung ihres Staatslebens, war feierlich proklamirt, die deutsche Nationalversammlung als eine konstituirende, zur endgültigen Beschließung einer Verfassung für Deutschland allein berechtigte, von dem alten Bundestage vor seinem Tode, so wie von allen deutschen Regierungen nicht nur thatsächlich, sondern auch ausdrücklich und in aller Form anerkannt worden. *) Das unheil-

*) Wem darüber noch irgend ein Zweifel sein sollte, der lese die erschöpfende Beweisführung in der Schrift Ludwig Simon's von Trier: „Ein Wort des Rechts" für alle Reichsverfassungskämpfer an die deutschen Geschworenen. Frankfurt am Main 1849. S. 1 — 25.

volle Princip der Vereinbarung hatte bisher die deutsche Sache in der Paulskirche nicht befleckt. Mit fünfhundertsiebenundsiebzig gegen 31 Stimmen hatte das deutsche Parlament bei Beschließung des Gesetzes über eine provisorische Centralgewalt den Antrag des Preußischen Abgeordneten von Vincke verworfen, welcher durch den Vorbehalt des Einverständnisses mit den Regierungen die Camphausen-Hansemannsche Vereinbarungstheorie in die Paulskirche einzuschwärzen versuchte.

Jede Halbheit trägt in sich den Keim des Todes. Das Princip der Vereinbarung war eine Halbheit, nach der mildesten Auslegung. Nach einer schärferen war es das Princip der Lüge und Gleißnerei, der Deckmantel für die Hoffnungen und Absichten des im März besiegten Absolutismus, der „Schild", hinter welchem dieser seine Anstalten treffen konnte, um Hansemanns offenherziges Wort wahr zu machen: „wenn man sich nicht vereinbaren kann, so wird sich zeigen wer der stärkere ist." *)

Die Vereinbarungstheorie war vielmehr das Princip des unauflösbaren Zwistes, der unentwirrbaren Verwirrung. Ihre Aufgabe war die Quadratur des Cirkels. „Wenn zwei Leute zusammengekommen sind, um sich zu vereinbaren, und es gelingt ihnen nicht,

*) Die Preuß. Revol. Buch II. S. 275.

ſo geht ein jeder nach Hauſe und die Sache bleibt eben beim Alten", erklärte eben ſo richtig als ehrlich das Organ der Reaktion, die neue Preußiſche Zeitung bei der Beſprechung des im September eingetretenen Conflictes zwiſchen Regierung und Nationalverſammlung. Die Majorität der Nationalverſammlung begriff endlich, daß ein entſcheidender Schritt geſchehen müſſe, um dies Princip der Heuchelei und Verwirrung zu durchbrechen. Sie erklärte ſich durch ihren Beſchluß in der Militairfrage thatſächlich als eine konſtituirende Verſammlung. Die Regierung hatte bisher den oft und in allen Kundgebungen der Oppoſition ſtehend gebrauchten Namen niemals anzufechten gewagt. Jetzt galt es, ob ſie Einſpruch thun werde gegen ſeine thatſächliche Erfüllung. Die Preußiſche Regierung hatte ihren Verfaſſungslandtag, den ſie gegen den Willen des Fünfzigerausſchuſſes, gegen den Rath der Bundesverſammlung und der Vertrauensmänner, ſo wie der Preſſe und aller andern Organe der öffentlichen Meinung einberufen hatte, die „Preußiſche Nationalverſammlung" genannt. Sie hatte mit dieſem ſtolzen Namen einerſeits dem Preußiſchen Partikularismus ihre Huldigung dargebracht, während ſie andererſeits, ihrer antideutſchen Politik gemäß, die preußiſche Nation als gleichberechtigt der deutſchen

gegenüber stellte. Eine Nation ist eine Einheit, welche in ihrer Selbstgenügsamkeit, in ihrer politischen Autarkie, wie der Vater der Politik Aristoteles sagen würde, jede andere Nation von sich ausschließt. Eine Preußische Nation, als solche anerkannt, schloß eine deutsche Nation aus, machte ein einheitliches Deutschland unmöglich.

Aber die Preußische Regierung hatte vergessen, daß jede zweideutige Politik auch zugleich eine zweischneidige ist. Während sie die eine Schneide ihrer preußischen „Nationalversammlung“ in wohlbewußter Absicht gegen den deutschen Gedanken und seine Verwirklichung durch die deutsche Nationalversammlung richtete, suchte sie vergebens die andere, für sie bedrohliche, durch den Zusatztitel „zur Vereinbarung der Verfassung“ abzustumpfen. Wenn sich die Preußische „Nation“ das Vereinbarungsprincip gefallen ließ, — so etwa mochte der Hintergedanke der Erfinder dieses Zusatzes lauten — warum sollte die deutsche Nation etwas voraus haben? Und wenn der Erfinder und nachdrückliche Vertheidiger des Vereinbarungsprincips ein Jahr später sich selbst rühmend eingestehen mochte: daß die Preußische Regierung eben durch das Vereinbarungsprincip der Krone das Recht gewahrt habe, die aus demokratischen Urwahlen berufene Preußische Nationalversammlung aufzulösen und den Weg der Octroyi-

rung zu beschreiten, *) warum sollte dieses selbe „Recht“ nicht allen deutschen Kronen gegen die deutsche Nationalversammlung zustehen? Nur freilich, daß man im Frühlinge des Jahres 1848 nicht laut zu denken wagte, was man im Jahre 1849 offen zu thun sich nicht scheute. Der deutsche Bundestag selbst hatte die konstituirende Macht der deutschen Nationalversammlung anerkannt. Er hatte die wesentliche Verschiedenheit einer „konstituirenden Versammlung“, von einer gewöhnlichen konstitutionellen „Volksvertretung“ klar hervorgehoben. Er hatte es als die wesentliche Eigenthümlichkeit der ersteren bezeichnet, daß es die Aufgabe der konstituirenden deutschen Nationalversammlung sei: das Werk der deutschen Verfassung zwischen dem Volke und seinen Regierungen endgültig zu Stande zu bringen. **) War hier von Vereinbarung zu reden, so waren Volk und Regierungen die Parteien, die deutsche Nationalversammlung der Schiedsrichter, von dessen Spruche keine gesetzliche und rechtliche Berufung statt fand. Dies allein war der Sinn der von Heinrich von Gagern feierlich proklamirten „Souveränität der deutschen Nation“. Gab es aber eine

*) David Hansemann: Das Preußische und Deutsche Verfassungswerk mit Rücksicht auf mein politisches Wirken. S. 94.

**) Die Belege dafür findet man in der angezogenen Schrift von Ludwig Simon. S. 16 — 18 und a. a. O.

Preußische Nation und eine Preußische Nationalversammlung, so konnte ihr die gleiche Stellung der Krone gegenüber, als Vermittler, als Schiedsrichter zwischen ihr und dem Volke nicht vorenthalten werden. Der Verfassungskampf ward dadurch zu einem parlamentarischen Kampfe, in welchem beide Theile berechtigt waren, alle ehrlichen Mittel für ihrer Sache Vortheil in Bewegung zu setzen mit alleiniger Ausnahme der Gewalt.

Thatsächlich war dies die Lage der Dinge in Preußen vom Anfange der Nationalversammlung an. Sie war es auch gesetzlich. Die Möglichkeit einer Auflösung der Nationalversammlung durch die Krone war in dem Gesetze vom 8. April mit keiner Silbe vorausgewahrt. Kein Minister, kein Mitglied der Rechten in der Nationalversammlung hatte bisher auch nur die leiseste Andeutung einer solchen Möglichkeit gewagt. Die Unauflösbarkeit der Nationalversammlung durch die Krone war ein Glaubenssatz der öffentlichen Meinung. In der Versammlung selbst ward er nur beiläufig ein Paar mal, und zwar von Mitgliedern der rechten Seite, und zwar als etwas, das sich von selbst verstehe, ausgesprochen. Die Regierungspartei in der Nationalversammlung benutzte ihn, um dadurch der Versammlung die Pflicht der Mäßigung einzuschärfen. „Unsere Pflicht", sprach der Abgeordnete Reichensperger von der

Rechten in der Sitzung vom 7. September — „unsere Pflicht ist es, wohl zuzusehen, daß unsere Gewalt nicht die andern Staatsgewalten absorbire und das Lebensprincip der konstitutionellen Monarchie dadurch erschüttert werde. Diese Pflicht wird eine dreifach heilige für uns, wenn wir bedenken, daß wir gerade eine konstituirende Versammlung sind und keine legislative — und daß uns gegenüber die königliche Prärogative der Auflösung der Kammer der Berufung an das Volk nicht versucht werden kann!“ „Wir haben keine konstituirten Kammern, wir sind eine konstituirende Nationalversammlung!“ rief ein anderes Mitglied der Rechten, der Abgeordnete Baumstark, an demselben Tage. Man hatte sich im Kraftgefühl der jungen Revolution das Wort der Vereinbarung gefallen lassen. Man sah darin eine Schonung für das Gefühl des überwundenen Gegners, und war großmüthig genug, ihm diesen Trost des bedeutungslosen Namens zu gönnen. Die wenigen, welche seine Arglist durchschauten, blieben in der Minderheit. Es schien ja auch die Annahme zu widersinnig, daß eine Vereinbarung gemeint sein könne, bei der es dem einen Theile erlaubt sein sollte, den andern nach Hause zu schicken, wenn er sich seinem Willen nicht fügen wolle! Der gesunde Menschenverstand des Volkes, welcher sich

dagegen sträubte, eine solche Voraussetzung als die Herzensmeinung der von der Revolution emporgetragenen und an die Spitze der Regierung gestellten Vereinbarungsmänner Camphausen und Hansemann anzunehmen, bedachte nicht, daß die krummen Schleichwege einer freiheitsfeindlichen Dynastenpolitik weit ab liegen von der großen Heerstraße des gesunden Menschenverstandes. *)

Der Stein-Schulzesche Antrag und die ihm folgenden Beschlüsse der Nationalversammlung hatten die Sache zur Entscheidung gebracht. Die Vereinbarungspolitik, zu lange mit Nachsicht behandelt von den Vertretern des Preußischen Volks, hatte das konstituirende Lebensprincip der Nationalversammlung bis zu einem Punkte gebogen, wo es gegen diese Politik zurückschnellen mußte, wenn es nicht selbst zerbrechen wollte. Die Entscheidung in Berlin war unvermeidlich, sie entschied zugleich über das fernere Schicksal der Preußischen wie der Deutschen Revolution.

Besonders wichtig trat dabei der Umstand hervor, daß in Preußen grade der Punkt den Anstoß

*) Der Fürst Solms, Marschall des ersten Vereins-Landtags, hat die Vereinbarungstheorie am schlagendsten durch den Ausspruch karakterisirt: „Wer es in der Hand hat, die Maschine still stehen zu machen, wird auch die Richtung bestimmen können, in welcher sie sich zu bewegen hat." Vgl. v. Unruh. a. a. O. S. 67.

gegeben hatte, auf welchem als auf seinem Schwerpunkte das ganze alte System beruhte, gleichsam die Hauptposition, deren Gewinn den ganzen Kampf früher oder später entscheiden mußte. Die Frage der Form war auf die Spitze gelangt: müssen die Minister die Beschlüsse der konstituirenden Nationalversammlung vollziehen? Und die Sache war die entscheidende: sollen die Minister die letzte Stütze des Alten, den letzten Anker der Reaktion ausreißen; sollen die Offiziere nicht mehr alleinige Diener des Königs sondern Executivbeamte der Nation sein, die unter dem Ministerium stehen? Die ganze Opposition hatte ihre Ehre feierlich verpfändet, die Entscheidung darüber durchzusetzen, und wenn in der Nationalversammlung besiegt, die Berufung an die Nation einzulegen.

So war die Lage der Dinge in Preußen, so war sie zu derselben Zeit in ganz Deutschland. Es handelte sich nicht um den Sturz eines einzelnen Ministeriums; es handelte sich um eine Revolution des ganzen deutschen Staatslebens, um eine Revolution, deren Gelingen allein Deutschland eine zweite und dritte ersparen, ihm die Bahn einer gewaltig und ungehemmt fortschreitenden Reform eröffnen, und der Nation eine glorreiche Zukunft unter den Nationen Europa's eröffnen konnte.

In Frankfurt hatte der Waffenstillstand von

Malms den Kampf zum Ausbruche gereift. Nachdem der Johannesjubel verklungen, alle Vereinigungsversuche gescheitert, die Einzelstaaten den Ungehorsam gegen die Centralgewalt ungescheut unter den Augen des Reichsministeriums ausgesponnen, und thatsächlich vor ganz Deutschland ausgeführt und gerechtfertigt hatten, war am 5. September der Tag gekommen, an welchem die Nationalversammlung sich endlich aus dem vertrauenden Zaudern und Zagen aufraffte zu dem Beschlusse: alle zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen Maßregeln zu sistiren. Die Nationalversammlung faßte jenen Beschluß, weil sie einsah, daß Schweigen ihr eigenes Todesurtheil, und zugleich das Signal zur Wiederaufrichtung des alten Bundes sein mußte. „Unterwerfen wir uns jetzt bei der ersten Prüfung", so lautete Dahlmanns prophetischer Ausruf, „dann werden Sie Ihr einst so stolzes Haupt nie wieder erheben! Denken Sie an diese meine Worte: Nie!" Es gab auch hier nur eine Alternative: entweder Preußen mußte biegen, oder die Centralgewalt brechen, Deutschland eine Vertretung haben oder keine.

Und auch im übrigen Deutschland drängte Alles hin auf dieselbe Entscheidung der großen Principienfrage. In Wien ein Ministerium, welches dieselbe Souveränität des Reichstags, durch deren Proklamation es einst an das Ruder geführt war, zu

brechen versuchte. In Sachsen allgemeine Agitation aller Parteien für einen konstituirenden Landtag. In Würtemberg das Ministerium des März durch die Kamarilla in seiner Existenz bedroht, überall aber in Deutschland die Spannung der Gemüther Angesichts der in Berlin und Frankfurt drohenden Krisis auf die That gestellt und bereit zum Schutze der Freiheit gegen die drohende Reaktion.

„Ich sehe keine Reaction!“ hatte der ehrliche Eisenmann im Frühlinge zu Frankfurt ausgerufen. Jetzt „sah er eine große gewaltige Reaction!“ Selbst die konservativen Mittelklassen begannen irre zu werden in ihrem gemüthlichen Vertrauen. Das Organ dieser Klassen und ihres monarchischen Konstitutionalismus, die Kölnische Zeitung, welche früher gleichfalls keine Reaktion gesehen, that im September das Geständniß, „daß Preußen am Abgrunde des Staatsstreichs und der Contrerevolution stehe.“

Noch war Deutschlands Schicksal in den Händen seines Parlaments und seiner Centralgewalt, wenn sie den Muth hatten, in Berlin der Reaktion des Absolutismus entgegenzutreten mit ihrer moralischen Macht. Die Preußische Nationalversammlung war der letzte Rettungsanker der Freiheit bei dem dräuenden Sturme der Preußischen Reaktion, deren letztes Ziel kein anderes sein konnte, als der Sturz

auch des deutschen Parlaments, nachdem sie zuvor mit seiner Hülfe jenen Anker ausgerissen hatte.

Die Schaffung der Centralgewalt war eine Nothwendigkeit gewesen. Denn die Nationalversammlung fühlte die Unmöglichkeit, ferner ihre Beschlüsse in die Luft zu dekretiren. Die Schaffung der Centralgewalt ohne Betheiligung der Regierungen aus alleiniger Kraft der Souveränität der Nation war der letzte Sieg gewesen, den die Freiheit in Frankfurt gewonnen. Aber er wurde theuer bezahlt. Von dem Gedanken, die Macht der revolutionären Volkskraft aufzubieten, hatte man sich schon lange entwöhnt. Macht aber mußte man haben, und man begann sie zu suchen wo sie war, bei den Regierungen der Einzelstaaten, vor allen dringend und demüthig bei Preußen. Die Centralgewalt, auf das Bündniß mit den Regierungen angewiesen, bildete um so schneller ihren eigenen Charakter zur Uebereinstimmung mit den Regierungen. Die Majorität des Parlaments, im Bewußtsein, daß man den einmal eingeschlagenen Weg nicht ohne Gefahr mehr verlassen dürfe, ward die Stütze der Centralgewalt. Der 18. September gab den letzten Ausschlag. An diesem Tage empfing die Einheit der Regierungen von Frankfurt und Berlin die Bluttaufe. Sie wurde zur Einheit der deutschen Reaktion, die nun endlich in Berlin und Wien von allen er-

schreckten Augen gesehen wurde, die sie in Frankfurt nicht hatten sehen wollen.

Jetzt machte das Gewicht der Wirklichkeit, der realen Staatsgrundlage sich geltend. Der Unterschied zwischen dem Reichstage des wirklichen Preußischen Staates, und der Versammlung des zukünftigen deutschen Reichs, — an den die Verfechter der Preußischen Hegemonie so oft vergeblich erinnert hatten, trat in seinen Folgen offen zu Tage. In Frankfurt folgte die Versammlung, die auf ihrem Isolirstuhle in der Paulskirche mit dem lebendigen Strome des Lebens im Volke außer Zusammenhang gekommen war, dem konservativen Zuge der Centralgewalt, in der sie die einzige Garantie ihrer Macht erblickte. In Berlin dagegen trat der Landtag kühner auf gegen die wachsende Reaktion der Krone, weil er ein Land hinter sich hatte, und weil für die Minister, die er an das Ruder bringen sollte, ein Staat, ein Schatz und ein Heer da waren, um seine Beschlüsse zu vollziehen. Die Partei der Freiheit in der Preußischen Nationalversammlung verstärkte sich, weil nicht nur moralische Siege und Beifallsbezeugungen, sondern wirkliche Macht und Herrschaft ihr als Kampfpreis winkten.

Zu gleicher Zeit trat in der Stellung der Parteien der Preußischen Nationalversammlung zum deutschen Parlamente eine vollkommene Veränderung ein.

Baumeister, die Deutschland sonst noch habe, seien höchstens im Stande, ein Bedlam, einen Babylonischen Thurm zu errichten!“ Prophetische Worte, die nur zu bald in Erfüllung gehen sollten.

Auch die öffentliche Meinung wandte sich. Die Idee deutscher Einheit ward unpopulär gemacht durch das Bündniß der Centralgewalt mit den Regierungen. Der Kampf um die Freiheit trat voran, und immer mehr wandten sich die Herzen seinen Vorkämpfern und ihren Kampfplätzen zu. Das Frankfurter Parlament wurde unpopulär durch seine Uebereinstimmung mit der Centralgewalt, die bald nur noch den Namen der Centralpolizei führte. Die Preußische Nationalversammlung ward populär und gewann immer mehr die Sympathie von ganz Deutschland, je entschiedener sie den Kampf gegen die Regierung und die Reaktion führte. Der alte Groll Süddeutschlands gegen Preußen und das Preußenthum, der durch den gleichzeitigen Zusammentritt des Preußischen mit dem deutschen Parlamente und durch die überwiegend konservative Haltung des ersteren neue Nahrung erhalten hatte, verstummte vor der Thatsache, daß beide Versammlungen jetzt die Rollen gewechselt hatten, und Preußens Reichstag jetzt an der Spitze der Freiheitsbewegung stand.

Solches war die Lage der Dinge, als die Preußische Reaktion mit dem dritten Ministerium

der Revolution den Arm hob zum Todesſtreiche gegen die Preußiſche Nationalverſammlung, das Kind der Revolution. Das Frankfurter Parlament war dazu auserſehen, das Schwert zu dieſem Werke zu ſchärfen — ſich ſelber zum Verderben. Die Tragödie der „feindlichen Brüder“ begann.

Kapitel II.

Das Interim und das Beckerathsche Programm.

Der Plan der Reaktion, das Ministerium Auerswald-Hansemann in seiner Gesammtheit zum gewaltsamen Einschreiten gegen die Nationalversammlung zu bewegen, war an der mangelnden Entschlossenheit der Einen, an der konstitutionellen Gewissenhaftigkeit der Andern gescheitert.

Das Ministerium forderte am Tage nach jener Conferenz zu Charlottenburg (8. Septbr.) aufs Neue seine Entlassung. Die Nationalversammlung habe mit dem Beschlusse vom 7. September ihre Befugnisse überschritten und das Bestehen der konstitutionellen Monarchie durch einen Eingriff in die Verwaltung gefährdet. Zugleich aber sei die Verletzung des von dem Ministerium vertheidigten Princips auch ein Mißtrauensvotum gegen die Personen der Minister, und mache deren Rücktritt zu einer Nothwendigkeit.

Soweit war der Entschluß zum Rücktritt durchaus konstitutionell begründet. Aber durch einen

darauffolgenden letzten Schritt verließ das Ministerium die Bahn konstitutioneller Gesetzlichkeit. Eine von dem bisherigen Ministerpräsidenten gegengezeichnete Kabinetsordre, welche die erbetene Entlassung gewährte, verkündete (10. September) der Nationalversammlung: „der König sei mit der Ansicht des abtretenden Ministeriums vollkommen einverstanden. Es werde allerdings durch die Beschlüsse der Nationalversammlung ein Princip verletzt, ohne dessen Aufrechthaltung die konstitutionelle Monarchie nicht bestehen könne.“

Diese Erklärung zog die Person des Monarchen in den Conflikt. Sie stellte die Krone in offenen Widerspruch gegen die Nationalversammlung. Sie enthielt zugleich eine Drohung gegen die letztere, indem sie die Ausführung des Beschlusses vom 7. Septbr. versagte, und die Wiederaufnahme des Kampfs durch ein neues Ministerium in Aussicht stellte. Denn König Friedrich Wilhelm IV., indem er sich dergestalt für die Ansicht erklärte, welche so eben den Sturz des Ministeriums herbeigeführt hatte, konnte zu seinen neuen Rathgebern unmöglich andere als solche Männer wählen, welche in die Fußstapfen der alten zu treten bereit waren. Die Erklärung der abtretenden Minister enthielt den Rath: die Personen, nicht das System zu wechseln. Die Männer, welche die Revolution an die Wiege der jungen Freiheit gestellt

hatte, verriethen dieselbe an den Scheinkonstitutionalismus des eben erst gestürzten französischen Jesuitenkönigs. Sie wiesen der Contrerevolution den Weg, welchen sie zu gehen hatte. Und der Begründer des Ministeriums der That dürfte sich später mit Recht berühmen, vor seinem Rücktritte die Karten gemischt und die Trümpfe zurecht gelegt zu haben, mit denen die Reaktion ihr Spiel gewinnen sollte. Nicht den Grundsatz wahrhaft konstitutioneller Freiheit hatte das gefallene Ministerium vertheidigt, sondern die Fortdauer der alten militärstaatlichen Politik, die Ausnahmestellung des Heeres als eines Staates im Staate. Verleugnet hatte es dagegen das durch die Revolution zur Geltung gekommene Princip, auf dem die Nationalversammlung wurzelte: das Aufgehen der privilegirten Stände in die gleichberechtigte Nation, das Aufgehen der Sonder- und Kasteninteressen in das allgemeine Volksinteresse, das Aufgehen endlich der achtunddreißig deutschen Bundesstaaten in einen einigen großen Bundesstaat.

Am 11. Septbr. zeigte der bisherige Ministerpräsident von Auerswald der Nationalversammlung an, daß Herr von Beckerath zur Bildung eines neuen Ministeriums nach Potsdam berufen sei.

Diese Berufung hatte einen doppelten Zweck. Zunächst wollte man Zeit gewinnen, um während derselben für den beabsichtigten Staatsstreich die

nöthigen militärischen Streitkräfte in der Nähe von Berlin zu sammeln. Sodann war aber diese Berufung eine Finte, welche die Aufmerksamkeit des Gegners von dem eigentlichen Streiche ablenken sollte.

Ueber die zu Potsdam gefaßten Entschlüsse liefen während dieser Zeit die mannigfaltigsten Gerüchte. Nach den Einen hieß es, der König werde sein Veto gegen den Beschluß der Nationalversammlung einlegen. Das Organ der Kamarilla sprach es offen aus: *) „Mit der Ausführung des Beschlusses der Nationalversammlung sei die Republik principiell in Preußen eingeführt, und wenn die Krone jetzt stutze, so sei dieselbe auf eine Rückzugslinie gedrängt, die wahrscheinlich nur in England aufhören werde." Andere Gerüchte sprachen von einer Abdankung des Königs. Der bekannte Demagoge Held wurde bezeichnet als von einer Partei angestiftet, dieser Idee im Volke Boden zu gewinnen. Seine Aeußerungen in Reden und Plakaten bestätigten diese Vermuthung. **) Das Pamphlet eines preußischen Offiziers wies entschieden auf eine militärisch reaktionäre Partei hin, welche zur Durchführung

*) Neue Preußische Zeitung vom 9 September.

**) Vergl. National-Zeitung vom 18. September, Beilage zu Nr. 166.

ihrer contrerevolutionären Pläne die Abdankung des Königs erstrebe. *) Und während man hier und da von einem Ministerium Waldeck Kunde haben wollte, meldeten reaktionäre Provinzialblätter wie die Stettiner Zeitung aus „zuverlässiger" Quelle: „daß alle Vorkehrungen getroffen seien, um jeden Augenblick das Bombardement von Berlin zu beginnen."

Allgemein war man darüber einverstanden, daß in Potsdam ein fester Entschluß noch nicht gefaßt sei, und daß der schwankende Charakter des Königs die Ergreifung eines solchen verhindere. Und doch beruhte diese Ansicht auf einem theilweisen Irrthume. Friedrich Wilhelm IV. hat mit Unrecht den Vorwurf erlitten,

*) Ein Preußischer Offizier, de la Chevallerie, Lieutenant des 20. Infanterie-Regiments, sagte in diesem Pamphlete unter andern: „Die Reaktion haßt das Volk und den König. Ja, Bürger, die Ihr noch im Soldatenrocke steckt, Euere reaktionären Offiziere haßen den König. Ich selber, der ich noch vor wenig Wochen in ihren Reihen stand, weiß es, daß man ihn haßt. Bei unserm Truppencorps in Schleswig-Holstein habe ich's hundertfach vernommen, wie die reaktionären Offiziere den volksthümlichen Beweggrund unserer Sendung dahin offen verläugneten, und die Abdankung, ja den Tod des Königs als das einzige Mittel zu dem alten Zopf zu kommen herbeiwünschten. Die Reaktion will die Abdankung des Königs, und wenige Wochen vielleicht genügen, um die Triebfedern einer hochverrätherischen Contrerevolution ans Tageslicht zu bringen." (Lithograph. Corresp. Berlin 20. Septbr. Brem. Zeit. vom 22. Septbr. 1848. Nr. 260.)

kein festes Ziel in der Seele zu tragen. Die Geschichte hat es gelehrt, daß dieses Ziel, sobald er sich von der Erschütterung der Märztage erholt und Camphausen seine Entfernung nach Potsdam zugegeben hatte, unwandelbar in ihm feststand. Unter dem Einflusse seiner dortigen Umgebung waren die Gedanken der Hingabe an die neuen Ideen bald verschwunden. Nicht mehr Preußens Aufgehen in Deutschland, sondern Deutschlands Aufgehen in Preußen, und vor allem: Herstellung des alten vormärzlichen Königthums ward von da an das Ziel. Der Schein der schwankenden Ungewißheit wurde nur dadurch erzeugt, daß der König für alle Schritte zur Erreichung seines Zieles die volle Sicherheit des Erfolgs sich und anderen zur Bedingung machte. Das Cunctatorische in der Hamletsnatur Friedrich Wilhelm IV. behauptete sich auch hier als maßgebend für alle seine Schritte. Dazu kam sein religiöser Glaube, der ihn die Demüthigung der Märztage als ein göttliches Verhängniß ansehen, und die nächsten Folgen der Revolution, im Vertrauen auf die baldige Widerkehr der Gnade seines Gottes „mit Langmuth," wie er selber es einmal ausdrückte, ertragen ließ. Als er in seinem Gemüthe zu empfinden glaubte, daß die Zeit der Buße vorüber, und die Stunde der erneuten Gnade gekommen sei, wandte er alle Klugheit und allen Witz eines reichbegabten Geistes dazu an,

dieser Gnade durch Bekämpfung der Revolution, welche Gott wie alles Böse, aus höheren Zwecken zugelassen zu haben schien, nur um so würdiger zu werden. Wir werden später sehen, welches der Zeitpunkt und die Ereignisse waren, die seinen Entschluß zur That reiften.

Am 17. September traf Beckerath in Potsdam ein. Zwei Tage darauf zeigte der frühere Ministerpräsident der Nationalversammlung schriftlich an: „daß die eingeleiteten Verhandlungen wegen Bildung eines neuen Ministeriums noch nicht zum Schlusse gelangt seien", und forderte eine Vertagung des Hauses, welche bis zum 21. September erfolgte. Zugleich aber verbreitete sich (19. Septbr.) die Nachricht, daß bereits, während noch mit Beckerath unterhandelt wurde, ein anderes Ministerium: Pfuel, Eichmann, Bonin, ernannt sei. So unglaublich es erschien, es war die Wahrheit. Beckerath selbst war getäuscht worden. Er hatte noch an demselben Tage die bestimmteste Hoffnung erhalten, sein in Potsdam eingereichtes Programm angenommen zu sehen, an welchem bereits hinter seinem Rücken alle Einleitungen zur Bildung eines neuen Kabinets getroffen waren. Man erfuhr später, daß Beckeraths Ministerium besonders durch die von ihm gestellte Forderung einer vollständigen Unterordnung Preußens unter die deutsche Centralgewalt gescheitert sei. In

der mündlichen Verhandlung ſchienen die Gründe, welche der angehende Miniſterpräſident für ſeine Forderung entwickelte, den König zu überzeugen, und als beim Abſchiede der letztere mit großer Freundlichkeit begehrte, daß der Miniſter ſein Programm ſchriftlich einreichen möge, ſchien das Ziel erreicht zu ſein. Denn gegen die Annahme des Beſchluſſes der Nationalverſammlung vom 7. September, gegen Auflöſung der Garde, Aufhebung der Kadettenhäuſer, Annahme des Verfaſſungsentwurfs, wie er aus der Centralabtheilung hervorgehe, und gegen die Rückkehr des Hofes nach Berlin war nichts erinnert worden. Beckerath kam nach Berlin zurück, und begann (17. und 18. September) die Vorbereitungen zur Bildung ſeines Miniſteriums durch Verhandlungen mit den Parteien der Nationalverſammlung. Man hatte ſich bereits über die Beſetzung der Hauptminiſterien geeinigt, als ſtatt einer Antwort auf das am Morgen des 18. ſchriftlich eingereichte Programm, von Potsdam die Nachricht anlangte, daß General Pfuel ein Miniſterium gebildet habe. Beckerath und Mevissen reiſten am ſelbigen Tage nach Frankfurt zurück. Die Hoffnung auf ein liberales Miniſterium, im Sinne der Kammermajorität, war geſcheitert, und bald war die vorübergehende Erſcheinung Beckeraths in dem Drange der folgenden Ereigniſſe vergeſſen.

Dennoch muß die historische Betrachtung noch einen Augenblick bei ihr verweilen, weil sie zeigte, was selbst die Mitglieder der alten vormärzlichen Landtagsopposition für nothwendig hielten, um Preußen und Deutschland vor den Schreckniſſen einer neuen Revolution wie vor den Drangſalen einer heranbrohenden Gegenrevolution zu retten, und ohne Gewalt und Uſurpation die nothwendigen Reformen durchzuſetzen. Beckeraths Programm war dazu ein letzter Verſuch. Es war zugleich ein letzter Verſuch, das vor dem 18. März Verſäumte nachzuholen, und Preußen dadurch für immer an die Spitze der Geſchichte Deutſchlands zu ſtellen.

Von den verſchiedenen Parteien waren die widerſprechendſten Gerüchte über das Beckerathſche Programm in Umlauf geſetzt worden. Die Nationalzeitung machte denſelben jedoch bald ein Ende, indem ſie ſeinen Inhalt (23. Septbr.) ausführlich mittheilte. Es war der folgende: Beckerath forderte als Baſis eines Miniſteriums, das die Krone vertreten ſollte, Erſtens: die Annahme des Verfaſſungsentwurfs der Commiſſion, alſo Wahl der erſten Kammer ohne Cenſus durch die Vertreter der Gemeinden; ſuspenſives Veto, und Gewährung der Garantieen, welche der Entwurf in Ausſicht ſtellte. Zweitens: Reorganiſation des Heeres durch und mit Herabſetzung der Dienſtzeit für die Infanterie

auf ein, für die Reiterei auf zwei Jahre, Auflösung der Garden und Kadettenhäuser, Aufhebung des besondern Militärgerichtsstandes und Dienstbeförderung nach der Fähigkeit des Soldaten, ohne daß ein besonderer Dienstkursus verlangt werde. Drittens: Ausführung des Beschlusses der Nationalversammlung durch einen Erlaß an die Armee — in demselben Sinne, wie ihn wenige Tage später das Ministerium Pfuel wirklich veröffentlichte. Viertens: Abschaffung der Orden und Titel. Den fünften und letzten Punkt bildete die Forderung, daß Preußen die Souveränität der deutschen Nationalversammlung in allen Angelegenheiten der deutschen Einheit unbedingt anerkenne, und indem es von seiner eigenen Souveränität dasjenige zum Opfer bringe, was die Einheit Deutschlands als Opfer verlange, das königliche Patent vom 18. März, das einen starken und festen deutschen Bundesstaat verheiße, zu einer Wahrheit mache.

„Mit diesem Programme, so schloß die Nationalzeitung, wäre Preußen frei gewesen. Es ist nicht angenommen worden, und über die Folgen wird die Geschichte richten.“

Sie hat gerichtet.

Kapitel III.

Der „Oberbefehlshaber in den Marken“ und sein Armeebefehl.

Wie schlecht der Fabrikherr von Crefeld bei der Aufstellung seines Programms von den in Potsdam herrschenden Stimmungen und Absichten unterrichtet war, konnte schon der einzige Umstand zeigen, daß er über einen gleichzeitig dort geschehenen Schritt, welcher selbst die Möglichkeit einer Befreundung mit den Beckerathschen Forderungen ausschloß, sich in vollkommener Unwissenheit befand.

Dieser Schritt war die Ernennung des General Wrangel zum „Oberbefehlshaber in den Marken“. Sie war erfolgt (15. Septbr.), noch ehe Beckerath in Potsdam angekommen war. An dem Tage, an welchem derselbe Berlin verließ, brachten die öffentlichen Blätter den aus Potsdam vom 17. Septbr. datirten Armeebefehl des neuen Majordomus, dessen in Preußen bisher unerhörte Stellung das Andenken an die Würde und Macht der alten Hausmeier der fränkischen Könige erneuerte. Kein in konstitutioneller Form von einem verant-

wortlichen Minister kontrasignirter Erlaß hätte jene auffallende Ernennung gemeldet. *) Wrangel war sein eigner Verkünder. Die Sprache seines Armeebefehls war die eines mit absoluter Gewalt bekleideten Militärdiktators, der aus eigner Macht Lohn und Strafe verhieß. „Meine Aufgabe ist", also lauteten die Worte des Manifestes, „die öffentliche Ruhe in diesen Landen, da, wo sie gestört wird, wieder herzustellen, wenn die Kräfte der guten Bürger dazu nicht ausreichen. — Es ist ihr eigner Heerd, den sie und ich beschützen sollen." Er wolle zunächst diesen guten Bürgern zur Aufrechthaltung der Ordnung gegen die zur Ungesetzlichkeit verführenden Elemente eine moralische Stütze sein." Eine Warnung an die Soldaten, sich vor fremden Einflüsterungen zu hüten, schloß mit den durchaus im Charakter eines unumschränkten Militärdiktators gehaltenen Worten: Als Beweis, in welchem Grade ich nicht nur für Euer Wohl als Soldat, sondern auch für Euer häusliches Wohl zu sorgen bereit bin, bestimme ich hiermit, daß die durch Einziehung von Reserven auf die Kriegsstärke gesetzten Infanteriebataillone auf 900 Mann vermindert werden, und

*) Erst später erfuhr man, daß allerdings ein verantwortlicher Minister, der General v. Schreckenstein, die Königliche Kabinetsordre vom 13. September gegengezeichnet habe.

binnen kurzem hoffe ich eine abermalige Verminderung derſelben bis auf 800 Mann eintreten laſſen zu können." *)

Die Sprache dieſes Armeebefehls war deutlich; die Abſicht der Ernennung ſelbſt unzweifelhaft, die Folgen unabſehbar. Die Preſſe, welche die Majorität der Nationalverſammlung in ihrer letzten Geſtaltung vertrat, ſprach es mit dürren Worten aus: „ein ſolcher Schritt, wenn er nicht zurückgethan werde, müſſe die Auflöſung der Nationalverſammlung zur Folge haben. An dieſer ſei es, ihre Pflicht zu thun. Sie dürfe es nicht dulden, daß ein General an der Spitze eines Armeekorps ſich an ihre Stelle ſetze und ſich als die moraliſche Stütze der guten und geſetzlichen Elemente des Volkes proklamire, daß ein General mit dem Degen in der Fauſt nach ſeiner Willkür die Stimme des Volks erſticke oder belebe."

Alſo lautete das Manifeſt der Nationalzeitung, mit dem ſie das Erſcheinen des Armeebefehls begleitete. Noch entſchiedener war die Sprache der Organe der Linken. Sie forderten geradezu auf, der

*) Dieſe letztere Stelle des Armeebefehls, in welcher ſich der „Oberbefehlshaber in den Marken" in der That an die Stelle des Königs als oberſten Kriegsherrn ſetzte, bezeichnete ſelbſt die im Jahre 1849 erſchienene reaktionäre „deutſche Chronik des Jahres 1848 (Berlin bei Hayn) S. 98, als „ſonderbar!" —

Gewalt, welche die Maske des Liberalismus abgeworfen habe, wenn es sein müsse, die Gewalt entgegenzusetzen. Plakate der Vereine ermahnten dagegen, gesetzliche Haltung zu bewahren. Keine einzige Stimme der Presse wagte es, den Armeebefehl und die Ernennung Wrangels gut zu heißen. Nur das Organ der Kamarilla, die Neue Preußische Zeitung, begrüßte beide „als die erste That der Regierung seit dem März." Natürlich! Von Verfassung, Volksrechten und Bürgerwehr, von Freiheit und Vaterland war in dem Manifeste des Militärdiktators nicht die Rede, sondern nur von Herstellung der Ruhe, der „ersten Bürgerpflicht" in dem alten Preußen.

Die Aufregung war außerordentlich. Die städtischen Behörden wandten sich durch Deputationen an das Ministerium. Die demokratischen Klubbs waren Feuer und Flamme. Selbst der bescheiden konstitutionelle Klubb ward von der allgemeinen Aufregung ergriffen. Er forderte durch ein Plakat sofortige Veröffentlichung der Instruktionen, welche das Ministerium dem Oberbefehlshaber in den Marken ertheilt habe, und erklärte jedes Einschreiten des Militärs ohne vorhergegangenes Verlangen des Kommando's der Bürgerwehr für eine Verletzung der gesetzlichen Freiheit.

In der That nahm sich auch die Berliner Bür-

gerwehr der bedrohten Freiheit wacker an. Der Kommandeur derſelben verlangte von Wrangel (21. Septbr.) eine Erklärung ſeines Armeebefehls. Die Bürgerwehr ſei in demſelben nicht erwähnt, und eben ſo wenig ſei angedeutet, daß die militäriſche Macht nur dann einſchreiten werde, wenn ſie die dazu geſetzlich nothwendige Aufforderung durch das Kommando der Bürgerwehr oder die Kommunalbehörde erhalte. Wrangel verweigerte jede Auskunft. „Jetzt, da bereits in der Nationalverſammlung über ſeinen Armeebefehl debattirt und entſchieden ſei, fühle er ſich zu einer ſolchen Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen außer Stande.“ Er verwieß das Bürgerwehrkommando auf die Erklärung, welche der Kriegsminiſter in der Nationalverſammlung abgegeben habe, indem er hinzufügte, „daß er ſich ſtets im Geſetz bewegen werde“. Das Kommando der Bürgerwehr beruhigte ſich indeſſen dabei nicht, ſondern machte öffentlich bekannt, daß es die nöthigen Schritte gethan habe, um dieſe Angelegenheit weiter zu verfolgen. Auch die ſtädtiſchen Behörden wandten ſich durch eine Deputation an den Miniſterpräſidenten, und baten ihn, die Bevölkerung durch eine Erklärung über den Wrangelſchen Armeebefehl zu beruhigen.

Zu gleicher Zeit ſchritt die Nationalverſammlung ein. Der Abgeordnete Kirchmann interpellirte das

Miniſterium am 22. September über die Ernennung Wrangels und über das Manifeſt des Oberbefehlshabers in den Marken. Zugleich forderte er Auskunft über die maſſenhafte Anhäufung von Truppen vor den Thoren der Hauptſtadt. Der neue Kriegsminiſter Pfuel erwiederte: Die Ernennung Wrangels ſei eine rein militäriſch adminiſtrative Maßregel und in konſtitutioneller Form vollzogen; beſondere Inſtruktionen demſelben aber nicht ertheilt. Der Grund der Truppenzuſammenziehung ſei einfach; man müſſe und wolle bei der in Deutſchland herrſchenden Gährung für alle Fälle Truppen in Bereitſchaft haben. Berlin als Knotenpunkt vieler Eiſenbahnen ſei dazu der paſſendſte Ort, um dieſelbe in nöthigen Fällen nach allen Seiten hin verſenden zu können. Den Armeebefehl endlich verſtehe er nur als eine Ermahnung zur Aufrechthaltung der Ordnung und Disciplin. Uebrigens müſſe man die Worte eines alten Soldaten nicht auf die Goldwage der Geſetzlichkeit legen. Was ihn ſelbſt betreffe, ſo werde er feſthalten an dem Grundſatze: daß das Militär die Inſtanz ſei, die *erſt nach* der Bürgerwehr komme!"

Lauter Beifall des Hauſes begrüßte dieſe loyale Erklärung des Kriegsminiſters, welche allerdings, wenn auch in mildeſter Form, den diktatoriſchen Erlaß des Oberbefehlshabers der Marken in die geſetzlichen Schranken zurückwieß. Zwar verlangte

die Linke eine deutlichere Erklärung. Allein der Antrag ihres Führers Waldeck auf einfache Zurücknahme des Armeebefehls ward mit großer Mehrheit abgelehnt. Die Versammlung war in versöhnlicher Stimmung. Sie wollte sich an dem Gewährten genügen lassen.

Und doch war es dem tiefer Blickenden offenbar, daß Pfuel bei Abgabe seiner Erklärung entweder die Nationalversammlung täuschte, oder selbst in einer argen Täuschung befangen war. Wrangels Ernennung stand mit nichten vereinzelt da. Sie bildete nur ein Glied in der Kette des reaktionären Planes, welcher in Potsdam zur Niederwerfung der Freiheit ersonnen war. Man wußte, daß dort für alle Provinzen des Reichs ähnliche Maßregeln wie für die Marken beschlossen waren, deren Ausführung, wie es hieß, nur der Abrath des neuen Ministerpräsidenten verhindert hatte. Schon hatte der General Graf Brandenburg, ein natürlicher Oheim des Königs, welcher das Kommando über die Truppen in der Provinz Schlesien führte, am 21. September eine Bekanntmachung erlassen, welche mit dem Wrangelschen Manifeste vollkommen übereinstimmte, ja den eigentlichen Sinn des letztern noch rückhaltloser aussprach. Namentlich in den Worten: „daß ihm als kommandirender General in der Provinz" — eine Bezeichnung von

ſehr unzweideutiger Zweideutigkeit — „in Vereinbarung mit dem Königlichen Oberpräſidium die Pflicht obliege, im äußerſten Falle ſelbſt unter alleiniger Verantwortlichkeit die Ruhe und Ordnung überall herzuſtellen“, ſtreckte ſich die Löwenklaue der Militärdiktatur handgreiflich hervor. Und was es mit den „geſetzlichen Mitteln“, welche der Erlaß erwähnte, auf ſich habe, war jedem einleuchtend, der da wußte, daß es für einen Preußiſchen General von dem Schlage des Grafen Brandenburg nur ein höchſtes Geſetz gab, den Befehl ſeines Königs, und keine höheren geſetzlichen Mittel, als Kugeln und Bajonette.

Was alſo auch der neue Miniſterpräſident erklären mochte, die Thatſache blieb feſt: das politiſche Glaubensbekenntniß, welches die Richtſchnur ſeiner Erklärungen bildete, war himmelweit verſchieden von demjenigen, als deſſen Ausdruck die Manifeſte Wrangels und Brandenburgs hervorgetreten waren. Der Glaube an eine gewaltſame Entſcheidung der Dinge ward immer feſter in den Gemüthern der Menſchen. Immer neue Regimenter wurden nach Berlin und Potsdam herangezogen. Man hörte, daß Offiziere Abſchied von einander genommen auf Leben und Tod. Die Reaktion war klüger als die Revolution. Sie hatte begriffen, daß Berlin allein der Heerd der Bewegung, die eigentliche Stütze der

neuen Freiheit ſei, und ließ ſich nicht täuſchen durch die Bravaden der Klubbs über den Geiſt der Provinzen und ihre thatkräftige Begeiſterung für die Freiheit. Eine ſolche war faſt allein in Berlin vorhanden und zu fürchten. Der König muſterte am 23. September einzelne Regimenter, und vertheilte Orden an Offiziere und Soldaten, die ſich im däniſchen Kriege ausgezeichnet. Ein Tagsbefehl Wrangels vom 24. Septbr. hieß die Truppen um Berlin ſich für den nächſten Tag, mit Lebensmitteln auf 24 Stunden verſehen, marſchfertig halten. *) Es war der Tag, an welchem das Miniſterium ſich entſcheiden ſollte, ob es den Beſchluß der Nationalverſammlung ausführen wolle oder nicht. Das neue freie Preußen lebte und tagte in der Hauptſtadt, das alte Preußen aber ſtand mit Kanonen und brennenden Lunten zum Angriff bereit vor ihren Thoren.

*) S. Neue Preußiſche (Kreuz-) Zeitung (in Nr. 174 der Nationalzeitung vom 27. Septbr. 1848).

Kapitel IV.

Das Miniſterium Pfuel und die National-Verſammlung.

1. Das erſte Auftreten des Miniſteriums.

Das Miniſterium Pfuel-Eichmann war ernannt. Ein „Miniſterium der bewaffneten Reaktion“ nannten es die Einen, der „halben Maßregel“ die Andern. Beide mit gleichem Rechte.

Beſtehend aus lauter Beamten des alten abſolutiſtiſchen Regiments, ohne allen Boden in der Nationalverſammlung, vorausſichtlich ohne alle Majorität und alſo ohne Einfluß, gebildet gegen allen Brauch konſtitutioneller Entwicklung, nach welchem bei dem Sturze eines Miniſteriums naturgemäß das neue aus dem Schooße der ſiegenden Partei hervorgeht, gegen die Erwartung der überwiegenden Majorität der Nationalverſammlung und des Landes, ſchien ſich dies neue Kabinet ſchon durch die in ihm enthaltenen Namen anzukündigen als ein Miniſterium der Ariſtokratie und Büreaukratie und des Widerſtandes beider gegen die Früchte der Märzrevolution. Die Seele des neuen Miniſteriums war der Miniſter

Eichmann, welcher gegenüber dem Miniſterpräſidenten und Kriegsminiſter General Pfuel die Stellung Hanſemanns zu Auerswald einnahm. Auf ihm beruhte die eigentliche Hoffnung der reaktionären Potsdamer Hofpartei, wie ſich gegen ihn vor allen der Widerwille ſelbſt von conſervativen Mitgliedern der Nationalverſammlung richtete. Seit 1840 war er bekannt als eifriger Förderer religiös-pietiſtiſcher Richtungen, als Mitglied der Miſſions-, Tractätchen- und Judenbekehrungsvereine, ſowie durch ſeine genaue Verbindung mit der einflußreichen Partei, welche die Eichhorn, von Gerlach, von Thiele, von der Gröben, Hengſtenberg, Leo u. a. m. zu ihren Häuptern zählte. Er hatte früher unter Kamptz, Rochow und Tſchoppe — Namen, an welche ſich die herbſten Erinnerungen aller Vaterlandsfreunde knüpften, in der berüchtigten Mainzer Demagogeninquiſition gewirkt, und ruſſiſche Orden hatten Zeugniß ſeiner Wohlgefälligkeit vor dem Czaren gegeben. Kein Wunder alſo, wenn der bisherige Oberpräſident der Rheinprovinz, der intime Vertraute der im März geſtürzten Miniſter Bodelſchwingh und Eichhorn, recht eigentlich als der Fahnenträger des reaktionären Beamtenthums in dem neuen Miniſterium angeſehen wurde. Nicht viel feiner war der Ruhm des neuen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Dönhoff. Als ehemaliger Bundestagsge-

ſandter hatte er zu denjenigen Mitgliedern dieſes mit dem Fluche Deutſchlands beladenen Inſtituts gehört, welche in Folge der Beſchlüſſe des Vorparlaments aus dem Bundestage ausſchieden, ehe dieſer ſelbſt ſich in ſein Grab legte.

Zum Miniſter der Finanzen war von Bonin, der Oberpräſident der Provinz Sachſen ernannt, ein Ariſtokrat von alter Familie, und ſtrengbureaukratiſchem Weſen. Auf dem Vereinigten Landtage hatte er der rechten Seite angehört, und ſich keinen parlamentariſchen Ruf erworben. Während der Märztage hatte er ſich in ſeiner Provinz gewandt und energiſch benommen. Trotzdem hegte man dort kein Vertrauen zu ſeiner politiſchen Geſinnung, und als er ſeinen Namen auf die Kandidatenliſte für Frankfurt ſetzen ließ, wurden ihm unter hundertſechsundzwanzig Wahlmännerſtimmen nur fünfe zu Theil. Dennoch hatte er ſich eine politiſche Zukunft offen zu erhalten beſtrebt. In den Wahlmännerverſammlungen, welche er fleißig beſuchte, hatte er kein Bedenken getragen, politiſche Anſichten an den Tag zu legen, welche in dem Munde eines Königlichen Oberpräſidenten unerhört klangen. Er hatte ſich zwar für zwei Kammern, aber zugleich für indirekte Wahlen *ohne Cenſus*, *gegen* Einführung eines Standesunterſchiedes in der erſten Kammer, *gegen* Ernennung einer Anzahl ihrer Mitglieder durch die Krone

und endlich sogar für suspensives Veto erklärt — fast lauter Ansichten, welche kaum ein Jahr später von der Reaktion als die verderblichen Ausgeburten wühlerischer Demokraten betrachtet und verfolgt wurden. Den Ministerpräsidenten und Kriegsminister werden wir weiterhin zu schildern Gelegenheit haben. An dieser Stelle genügt es zu sagen, daß der sonst geachtete Name des greisen Generals seit seiner Thätigkeit in der blutigen Dämpfung der nationalen Bewegungen im Großherzogthum Posen wenigstens kein populärer mehr war. Selbst die ihm günstiger gestimmten hegten doch die Besorgniß, daß er sich auch für Pläne, welche seinen eignen Ansichten fern lagen, als Werkzeug gebrauchen lassen möchte.

Mit einem solchen, obenein unvollständigen Ministerium, zu welchem sich später noch ein Justizminister gesellte, dessen gänzliche Unbekanntheit durch den Spott der Bühne — „wer ist Kisker?" fragte ein beliebter Komiker des Königstädtischen Theaters — zum Sprichworte wurde, wagte man in Potsdam der Nationalversammlung entgegenzutreten in einem Zeitpunkte, wo dieselbe so eben mit großer Majorität unter Zustimmung der ungeheuren Mehrheit selbst des Bürgerthums, ein Ministerium gestürzt hatte, in welchem die Ideen des Konstitutionalismus bei weitem stärker vertreten gewesen waren! Selbst gemäßigte Mitglieder der Nationalversammlung ver-

behlten es ſich nicht, daß mit einem ſolchen Schritte der Anfang des Endes beginnen, daß mit ihm der Entſchluß zum Aufgeben des konſtitutionellen Princips von dem Hofe gefaßt ſein mußte, und daß es ſich fortan nur noch darum handle, durch die geöffnete Pforte des Scheinkonſtitutionalismus mit guter Manier die Rückkehr zu dem Weſen des alten vormärzlichen Abſolutismus zu unternehmen.

Die Beſtürzung, der Unwille, die Erbitterung waren allgemein. Noch war das neue Miniſterium nicht in der Nationalverſammlung erſchienen, als ſchon in den Parteiverſammlungen der Majorität der Gedanke laut wurde, demſelben ſofort mit einem Mißtrauensvotum entgegenzutreten. Es ſei offenbar, daß die Krone den Bruch wolle. Wäre es ihr ein Ernſt, ſich mit der Verſammlung zu vereinbaren, ſo würde ſie zu ihren Unterhändlern, — denn dies ſei die Stellung der Miniſter einer konſtituirenden Verſammlung gegenüber — Männer gewählt haben, welche das Vertrauen beider vereinbarenden Theile beſäßen. Wer in ſolchem Falle abſichtlich das Entgegengeſetzte thue und der andern Partei einen Bevollmächtigten ſende, dem ſie ſeiner Vergangenheit wegen zu mißtrauen gezwungen ſei, der müſſe offenbar den Verdacht erregen, als ob er den Vergleich nicht zu Stande bringen *wolle*, ſondern nur Gelegenheit ſuche, die Schuld des ihm erwünſchten

Bruches von ſich ab und auf den andern zu wälzen. Beſſer alſo ſei es, nicht unnütz Zeit mit erfolgloſem Verhandeln zu verlieren, und dem Unvermeidlichen feſt ins Auge zu blicken.

Dieſe Anſicht erſchien nur allzuwohl begründet, der daran geknüpfte Entſchluß nur zu ſehr durch die Umſtände gerechtfertigt. Daß es zum Bruche kommen mußte, daß die Krone „den Anfang zum Aufgeben des konſtitutionellen Prinzips mit der Ernennung dieſes Miniſteriums gemacht habe", *) mußte ſelbſt der Mann zugeben, der jenen Entſchluß, welcher vielleicht den folgenden Dingen eine andere Geſtalt gegeben hätte, mit dem ganzen Gewichte ſeines Einfluſſes bekämpfte. Dieſer Mann war der Abgeordnete Hans Victor von Unruh, bald der letzte Präſident der erſten Preußiſchen Nationalverſammlung, ein Mann, deſſen Namen die Geſchichte zu den erſten Zeugen Preußiſchen Bürgermuthes zählen wird. Unruh war einer von denjenigen Mitgliedern der Nationalverſammlung, welche bei allen Parteien die entſchiedenſte Achtung genoſſen. Ein Charakter voll Energie und Thatkraft, mit Beſonnenheit und Klugheit gepaart, von raſtloſer Thätigkeit und doch ohne perſönlichen Ehrgeiz, ein Anhänger des Monarchismus aber voll warmer Liebe für die Frei-

*) Siehe Unruh Skizzen zu Preußens neueſter Geſchichte. S. 73.

heit ſeines Volks und darum ein Vertheidiger des ehrlichen Konſtitutionalismus gegen die Heuchelei der Scheinkonſtitutionellen, aus alter ſoldatiſcher Adelsfamilie, aber in ſeinem innerſten Weſen einem freien gleichberechtigten Bürgerthume huldigend, kein Idealiſt, aber der Begeiſterung fähig und ihres Ausdrucks mächtig, von hellem Blicke in die Lage der Gegenwart, und mit dem Volke vertraut, aber eben darum ohne Selbſttäuſchung über die vorhandene Kraft des Freiheitsmuthes und der ausharrenden Energie in einem eben erſt aus langer Unmündigkeit wie durch ein Wunder befreiten Volke, — ſo war Unruh ganz der Mann, deſſen Stimme in dem gegenwärtigen Zeitpunkte Gehör finden mochte. „Noch habe die feindliche Partei nicht den Muth, offen zu brechen; ſie ſuche dazu nur eine Gelegenheit, welche ſie als die angegriffene erſcheinen laſſe, weil ſie wohl wiſſe, daß bei einer ſolchen Stellung der Dinge derjenige in Nachtheil komme, welcher zuerſt angreife. Noch habe die Verſammlung wenig Poſitives geleiſtet, aber viele wichtige Geſetze ſeien vorbereitet. Der Verfaſſungsentwurf ſei im Begriff, von den Abtheilungen an das Plenum zu gelangen. Die Verſammlung müſſe ſuchen durch Berathung von Geſetzen der Freiheit zu nützen und dadurch mehr Boden im Volke zu gewinnen. Ruhige Beſonnenheit ſei jetzt vor allem nöthig. Durch Kritik der Maßregeln,

nicht der Perſonen des neuen Miniſteriums müſſe die Verſammlung dieſen Boden befeſtigen, und ſich nicht dem Vorwurfe ausſetzen, daß bei dem Beſtreben Miniſterien zu ſtürzen nur der Ehrgeiz nach Miniſterſtellen vorwalte.

Dieſe Anſicht gewann die Oberhand. Ein Beweis, wie ſehr es der Nationalverſammlung darum zu thun war, das Werk der Umgeſtaltung Preußens auf friedlichem Wege zu Stande zu bringen, und zugleich ein großartiger Akt ſelbſtverläugnender Mäßigung, ſelten in einer ſo großen von ſo vielen Leidenſchaften bewegten Verſammlung, gegenüber der drohenden Gefahr. Zwar mochte bei vielen der friſche Eindruck der Frankfurter Septemberemeute (18. September) auf ſolche Mäßigung hinwirken, wie er ſicherlich den Muth und die Hoffnungen der Preußiſchen Reaktion verſtärkt hatte. Dennoch aber lehrte die Folge, daß der Kampf der Entſcheidung, unvermeidlich wie er war, im gegenwärtigen Augenblicke von der Nationalverſammlung in Berlin mit weit mehr Ausſicht auf Erfolg unternommen werden konnte, wenn ſie den ihr am 22. September hingeworfenen Fehdehandſchuh aufgenommen hätte.

Sie that es nicht. Sie verſuchte noch einmal den Weg der Verſtändigung, ſo wenig ihr auch die geſendeten Wegweiſer Vertrauen einflößten. Am 22. September erſchien das neue Miniſterium in der

Nationalverſammlung. Sein Programm lautete friedlich. Das Miniſterium ſei „feſt entſchloſſen, auf dem betretenen konſtitutionellen Wege zu verharren, die erworbenen Freiheiten zu bewahren, alle reaktionären Beſtrebungen zurückzuweiſen, und in allen Zweigen des öffentlichen Dienſtes, im Civil wie im Militär“ — ein bedeutungsvoller Zuſatz im Munde eines Preußiſchen Generals — „für Befolgung der konſtitutionellen Grundſätze Sorge zu tragen. Die Rechte und Freiheiten des Volks werde man heilig halten, wie die Rechte und Würde der Krone.“ Das Programm empfahl Beſchleunigung des Verfaſſungswerks, geſtand aber auch zu, daß die Kreis- und Bezirksordnung, dieſer Grundſtein der Verfaſſung, durch die Schuld der früheren Miniſterien immer noch fehle, und verſprach dieſes Verſäumniß durch ſchleunige Vorlage jenes dringend nothwendigen Geſetzes wieder gut zu machen. Das Verſprechen war ſo gut, daß es verdient hätte, gehalten zu werden.

Dies Programm war beſſer, als man es erwartet hatte. Die Verſammlung beſchloß die ſchleunige Veröffentlichung durch den Druck, um die beunruhigenden Gerüchte zu beſchwichtigen, welche darüber in der Hauptſtadt umliefen. Man hatte dort bereits eine viel ſchärfere Erklärung des neuen Miniſteriums verbreitet. Das war nicht ganz ohne Grund

geſchehen. Wohl unterrichtete Mitglieder der Nationalverſammlung hatten in Erfahrung gebracht, daß in Potsdam ein viel ſtärker lautendes Programm verfaßt geweſen, und daß die Stelle, in welcher die Verſammlung zurecht gewieſen und bedroht wurde, auf Pfuels Zureden erſt Abends zuvor geſtrichen ſei. Mitglieder des Junkerparlaments hatten bereits am 18. September ein ſehr kräftiges Programm, und für den Fall eines Konflikts mit der Nationalverſammlung deren Auflöſung und die Oktroyirung einer Verfaſſung durch die Krone verkündet.

Unter dem günſtigen Eindrucke des Pfuelſchen Programms nahm, wie wir im vorigen Kapitel geſehen haben, die Kirchmannſche Interpellation über Wrangels Ernennung und Armeebefehl gleichfalls einen friedlichen Verlauf. Die Verſammlung begnügte ſich mit der Erklärung des Miniſterpräſidenten, daß Wrangel unter ſeinem Befehl ſtehe. Sie ließ ſich die ausweichende Antwort des Kriegsminiſters über den Wrangelſchen Armeebefehl gefallen. Sie verwarf in ihrer Freude über den unerwarteten Liberalismus des gefürchteten Miniſteriums den Waldeckſchen Antrag auf Zurücknahme des drohenden Manifeſts. Sie beſchloß endlich in derſelben Sitzung auf Antrag der Abgeordneten von Berg und Bloem mit 238 gegen 77 Stimmen eine ſtarke Erklärung gegen die Frankfurter Septemberemeute, und forderte

die Regierung auf, die Centralgewalt kräftig zu unterſtützen. Der Miniſterpräſident erwiederte, daß er bereits die geſammte Preußiſche Militärmacht am Rheine der Centralgewalt zur Verfügung geſtellt habe, ja daß ſchon vor ſeiner Verfügung der Kommandant des achten Armeekorps einen ähnlichen Schritt gethan habe. Was wollte man mehr?

Und ſo hoffnungsblau ſchien der Himmel über der Nationalverſammlung geworden, daß man bei einem Haare in dieſer Sitzung das Wichtigſte vergeſſen hätte: das neue Miniſterium zu fragen, wie es ſich in der Angelegenheit zu verhalten gedenke, welche den alten Miniſtern ihre Stellen gekoſtet, und den neuen die ihrigen gegeben hatte, nämlich zu dem Beſchluſſe der Nationalverſammlung vom 7. September! Als der Abgeordnete Pax das Miniſterium darüber befragen wollte, ſtellte die Rechte (Baumſtark) den Antrag auf Schluß der Sitzung, und erhob einen wilden Lärm, als der Präſident die Interpellation vorher zu verleſen ſich anſchickte. Beſonders war es Herr Hanſemann, der ſich gegen die Linke und ihr Beſtreben, „die Verſammlung in einem fort mit Interpellationen zu regaliren“, in ſo beleidigender Weiſe äußerte, daß er zur Ordnung gerufen werden mußte. Die Frage ward indeß geſtellt. Obgleich aber jedermann erwarten mußte, daß das neue Miniſterium gerade über dieſe Lebens-

frage ſchon vor ſeinem Eintritte Beſchluß gefaßt habe, erbat ſich doch der Miniſterpräſident zur Beantwortung derſelben drei Tage Bedenkzeit, welche ihm die Verſammlung bereitwillig gewährte. Es war offenbar: die Krone hatte den Bruch mit der Nationalverſammlung als ſicher erwartet, auch ohne daß der Beſchluß der Nationalverſammlung über den Steinſchen Antrag zur Sprache komme. Sie hatte eben deshalb den Miniſterpräſidenten mit keiner Inſtruktion verſehen.

Das drohende Ungewitter ſchien verzogen. Die Nationalverſammlung athmete auf. Nur die vereinzelte Wetterwolke des Steinſchen Antrages ſtand noch am politiſchen Himmel. Die Majorität wünſchte offenbar die Beſeitigung auch dieſes Konflikts. Aber dennoch ſchien es ſelbſt der gemäßigten Partei des Centrums der Würde der Nationalverſammlung ungemäß, darüber mit dem Miniſterium eine Verhandlung anzuknüpfen. Es ſei Pflicht des letzteren, die Annäherung zu ſuchen; dann wolle man gern auf halbem Wege entgegen kommen.

Der Führer des Centrums, welcher den erſten Zuſammenſtoß verhindert hatte, übernahm auch hier die Rolle des Vermittlers. Diesmal auf eigene Hand. Er verfaßte noch in derſelben Nacht einen Erlaß des neuen Kriegsminiſters an die Korpskommandanten zur Veröffentlichung an die Offiziere, in

welchem er dem Inhalte eine Form zu geben ſuchte, welcher die Nationalverſammlung befriedigen konnte, ohne die Ehre der Armee zu verletzen. Dieſer Entwurf wurde dem Kriegsminiſterium mitgetheilt. Man bezweifelte dort, ob ein ſolcher Erlaß, der allerdings der Armee in keiner Art zu nahe trete, auch der Verſammlung genügen werde, und ließ fallen, daß man eine Ausgleichung in dieſer Sache überhaupt nicht mehr für möglich gehalten habe: ein ſchlagender Beweis dafür, daß man in Potsdam bei der Ernennung des neuen Miniſteriums mit Sicherheit auf den Ausbruch des Konflikts gleich in der erſten Sitzung der Nationalverſammlung gerechnet hatte.

Unruh verſicherte das Gegentheil. Nehme man dieſen Entwurf an, ſo verbürge er, obſchon er über ſeinen Schritt mit Niemandem geſprochen habe, eine ſtarke Majorität, vielleicht die Einſtimmigkeit der Nationalverſammlung.

Ein Miniſterrath wurde noch an demſelben Tage (23. September) berufen, und der Entwurf angenommen. Kuriere trugen ihn ſchon am Morgen des folgenden Tages als Erlaß des Kriegsminiſters an die kommandirenden Generale der Provinzen.

Der 25. September kam heran. Ganz Berlin ſah dem Tage der Entſcheidung in fieberhafter Spannung entgegen. Eine Deputation des Magiſtrats

und der Stadtverordneten erſchien bei dem Miniſterpräſidenten (24. Septbr.). Pfuel verſprach ihre Wünſche dem Könige vorzulegen, und wenn es Noth thue, der Deputation ſelbſt eine Audienz zu verſchaffen. Er erklärte, daß ſein Miniſterium geſonnen ſei, mit der Nationalverſammlung zu gehen. Er ſelber habe in ſeinem hohen Alter ſein ſchweres Amt nur aus Liebe zum Vaterlande übernommen, und werde es ſofort niederlegen, wenn man ihm anmuthete, den konſtitutionellen Weg zu verlaſſen. Auch über den Wrangelſchen Armeebefehl gab er die beruhigende Verſicherung: daß an ein Einſchreiten des Militärs, ohne die geſetzlich nothwendige Aufforderung des Magiſtrats oder der Bürgerwehr, nicht zu denken ſei.

Unruh's Wort traf ein. In der Sitzung vom 25. September verlas der Kriegsminiſter den Entwurf, — deſſen Entſtehung allen ein Geheimniß war. Lauter Beifall von allen Seiten des Hauſes begrüßte denſelben. Und als ſelbſt die Mitglieder, welche jenen Antrag geſtellt, ſich vollkommen befriedigt erklärten, und der Abgeordnete Stein auf Schluß der Debatte antrug, ward ihm ſelbſt von der Rechten ein ehrender Beifall zu Theil. Die ganze Verſammlung erhob ſich von ihren Sitzen, der Schluß der Debatte ward einſtimmig angenommen. Es war ein ſeltenes und darum herzerhebendes Schauſpiel.

Die Bevölkerung, welche das Haus in düsterer Erwartung umstanden hatte, zerstreute sich, als sie die Entscheidung erfahren hatten, und wogte freudig durch die Straßen. Die Konstablermassen, welche der Polizeipräsident ungesetzlicherweise um und in das Haus postirt hatte, waren schon beim Beginne der Sitzung auf den Befehl des Präsidenten der Nationalversammlung entfernt worden. Der gefürchtete Tag verlief ruhig, obschon es für den Fall einer abweisenden Antwort des Ministeriums an Vorbereitungen zum Kampfe nicht gefehlt hatte. Und so sehr Geheimniß war die plötzliche Wandlung des Entschlusses, welchen Pfuels Einfluß zu Potsdam bewirkt hatte, daß am Abende vor der Erklärung des Ministerpräsidenten in der Nationalversammlung selbst der Polizeipräsident von Berlin noch ganz bestimmt auf eine Weigerung der Krone, den Beschluß der Nationalversammlung zu vollziehen, und in Folge dessen auf einen allgemeinen bewaffneten Aufstand der Hauptstadt gefaßt war. *) Viele Familien hatten aus Furcht vor dem unvermeidlich scheinenden Ausbruche des Bürgerkriegs die Stadt verlassen. Um so allgemeiner war die Freude über den friedlichen Ausgang.

Die Freude der Nationalversammlung, der Jubel

*) Den Beweis dafür weiter unten.

des Volks über dieſen Ausgang waren begründet. Die Sache des Rechts, das Prinzip der Demokratie hatten einen unblutigen, aber entſchiedenen Sieg davon getragen. Das abgetretene Miniſterium Hanſemann-Auerswald hatte noch nach ſeinem Sturze eine Niederlage erlitten. Es hatte die Demüthigung erfahren müſſen, daß ein Akt, den die Vorkämpfer der alten Oppoſition, die Miniſter, welche die Märzrevolution anerkannt, erſt vor vierzehn Tagen für unvereinbar mit dem konſtitutionellen Prinzip durch ihren eignen und durch den Mund der Krone erklärt hatten, jetzt von den Dienern des im März geſtürzten Miniſteriums Bodelſchwingh-Eichhorn für wohl vereinbar mit der konſtitutionellen Monarchie erklärt und vollzogen wurde. Schmählicher, ſo ſchien es, war nie ein Miniſterium enttäuſcht und gedemüthigt worden. Herr Hanſemann, der noch am 22. September eine Lobrede am Grabe ſeines „Miniſteriums der That“ Angeſichts der Erben deſſelben gehalten und darin ſeine freudige Hoffnung ausgeſprochen hatte, das neue Miniſterium überall auf dem Wege des alten zu ſehen — er ſah ſich jetzt in dieſer Hoffnung betrogen, und auch von Potsdam verlaſſen. Die Demüthigung ſchien vollſtändig. Ein ariſtokratiſch-büreaukratiſches Miniſterium erklärte für konſtitutionell und heilſam, was der Miniſter des Liberalismus als „den Untergang von Preußens Stern-

bezeichnet hatte. *) Und die Krone, welche noch vor vierzehn Tagen die Ansicht des alten Miniſteriums als die ihrige erklärt hatte, fügte ſich jetzt ſtillſchweigend dem Willen der Volksvertretung und der Einſicht des neuen Miniſteriums! Was konnte den getäuſchten Mann tröſten bei ſolchem Schickſale, wenn nicht ein Gedanke, zu dem er ſeine guten Gründe haben mochte; der Gedanke, den man in den Zügen ſeines lächelnden Geſichts lauern ſah: daß „aufgeſchoben nicht aufgehoben ſei“.

2. Stellung des Miniſteriums zur Krone und Nationalverſammlung nach der Ausführung des Stein'ſchen Antrags.

Vor der Hand ſchien indeſſen der erſte und ſchwerſte Schritt zur Löſung des Conflikts zwiſchen Krone und Volksvertretung geſchehen. Der Armeeerlaß des Miniſterpräſidenten, welcher „alle antikonſtitutionellen Beſtrebungen als unverträglich mit der Stellung eines Preußiſchen Offiziers“, und das Heer als den Schutz der freien Entwicklung Preußens bezeichnete, hatte die Weigerung des abgetretenen Mi-

*) Der Abgeordnete Stein: „Ich freue mich ausſprechen zu können, daß das Miniſterium die Beſchlüſſe der hohen Verſammlung in dem Sinne ausgeführt hat, daß ſie für erledigt gelten können, und freue mich, daß das Miniſterium dieſe Beſchlüſſe für konſtitutionell hält, welche das abgetretene Miniſterium für unkonſtitutionell erklärte.“ (Lauter Beifall auf der Rechten.)

niſteriums feierlich zurückgenommen, und der Nationalverſammlung durch Anerkennung des von ihr aufgeſtellten Grundſatzes die den Vertretern eines freien Volks gebührende Achtung erwieſen. Er hatte zugleich die ungeſchickte und verfaſſungswidrige Hineinziehung des Königs in den Streit der Miniſter und der Volksvertretung beſeitigt, und die perſönliche Anſicht des Herrſchers in wahrhaft konſtitutioneller Weiſe als dem Willen der konſtituirenden Volksvertretung und der Einſicht ſeiner Räthe ſich unterordnend hingeſtellt.

Pfuels guter und ohne Zweifel ehrlich gemeinter Rath hatte dieſe Nachgiebigkeit herbeigeführt. Die Umſtände hatten das ihrige gethan, dieſen Rath zu verſtärken. Die Stimmung der Hauptſtadt hatte ſich entſchieden für die Nationalverſammlung ausgeſprochen. Die geſammte Bürgerwehr der Hauptſtadt, alle Klubbs, Vereine und Volksverſammlungen hatten in einmüthiger Begeiſterung erklärt, „dem erſten demokratiſchen Principe, der Achtung vor dem Willen des geſammten Preußiſchen Volks, ſei mit allen Kräften Geltung zu verſchaffen.“ *) Selbſt Magiſtrat und Stadtverordneten hatten ſich in gleicher Weiſe ausgeſprochen. Nie war ſeit den Märztagen

*) Man ſehe die Plakate des Bürgerwehrkommandos ꝛc. in den Berliner Zeitungen vom 25. September 1848.

Berlin einiger, nie begeisterter gewesen, für die Sache der Freiheit einzustehen. „Die Nationalversammlung, die Vertreterin der Volksrechte, ist dem Schutze des Berliner Volks, also auch dem unsrigen anvertraut. Gegen jeden Versuch sie einzuschüchtern oder zu zersprengen, er komme von welcher Seite er wolle, rechne ich auf Ihren Beistand!“ hatte Rimpler seiner Bürgerwehr zugerufen. Und lauter Jubel hatte diese Aufforderung begrüßt. Die Besorgniß vor dem Ernste dieser Stimmung, welche im ganzen Lande und selbst in Stettin, der Hauptstadt der „Preußischen Vendée“, allgemeinen Widerhall fand, verfehlte ihre Wirkung nicht auf das Gemüth des Königs. Sie ließ den Ausgang eines Kampfes mehr als zweifelhaft, die Folge einer Niederlage unberechenbar erscheinen. Dazu kam die frische Kunde von dem republikanischen Aufstande in Baden (21. Septbr.), die bedrohliche Lage der Dinge in Oesterreich und Ungarn, ja selbst die Haltung des Frankfurter Parlaments, das (23. Septbr.) die Abscheuansprache an die Nation über die Schilderhebung des 18. September verworfen hatte. Alle diese Erwägungen waren mehr als hinreichend, einen Charakter zur Nachgiebigkeit zu stimmen, der es nicht liebte, aus der Nessel Gefahr die Blume Sicherheit zu pflücken. Daß es dennoch eine Partei gab, welcher die „Caudinischen Gabeln“ durch die

ihrer Anſicht nach das Miniſterium zu gehen ermächtigt war, als eine Schmach empfand, und um jeden Preis einen gewaltſamen Zuſammenſtoß auch ſelbſt an dieſem Tage herbeizuführen ſtrebte, bewieſen die Verſuche, das Volk zum Bau von Barrikaden aufzuhetzen, hinter denen von der Bürgerwehr — ein Mitglied des Treubundes, der Graf Bresler, gefangen genommen wurde. *) Der Oberbefehlshaber der Bürgerwehr hatte in ſeiner Anſprache an die Bevölkerung Berlins nicht vergebens gewarnt, daß es eine Partei gebe, welche „nichts ſehnlicher herbeizuführen wünſche, als eine Gelegenheit zum Einſchreiten der Militärgewalt, um dadurch Preußen aufs Neue dem alten Abſolutismus in die Arme zu werfen.“

Es war außer allem Zweifel, daß man in Potsdam bei der Abweiſung Beckeraths einen ganz andern Operationsplan im Auge gehabt hatte, als derjenige war, zu welchem ſich ein Mann wie Pfuel verſtehen wollte. Nicht nur der Wrangelſche, ſondern auch Brandenburgs Armeebefehl vom 21. Septbr. waren ohne Vorwiſſen des neuen Miniſterpräſidenten erlaſſen. Wenigſtens erklärte derſelbe auch bei dem

*) Man ſehe über dieſen „unangenehmen Vorfall“, wie ihn der Polizeipräſident in einem amtlichen Schreiben bezeichnete, Kapitel VI. und VII.

letzteren noch am 25. September in der Nationalverſammlung, daß ihm derſelbe gänzlich unbekannt, und daß er daher die an ihn von der Linken gerichtete Interpellation erſt in acht Tagen beantworten könne. Die Verſammlung ergab ſich darin. Sie war in verſöhnlicher Stimmung, zumal da der Juſtizminiſter auf eine Anfrage der Linken gemeldet hatte, daß die langhinausgezauderte Beſtätigung des Geſetzes zum Schutze der perſönlichen Freiheit endlich gewährt und deſſen Bekanntmachung in den nächſten Tagen zu erwarten ſei. „Wir haben eine Verhandlung gehabt, über die der Genius des Vaterlandes verſöhnend geſchwebt hat!“ Mit dieſen Worten beantragte der Vicepräſident der Verſammlung den von allen Seiten gewünſchten Schluß der Sitzung des 25. September. Man wollte nicht durch andere Berathungen, — es lag das Bürgerwehrgeſetz vor — den Eindruck trüben. Die Sitzung ward geſchloſſen. Auch die Abtheilungen feierten den Tag des Friedens und der Verſöhnung. Ihre Berathungen ſollten heute aus demſelben Grunde ausgeſetzt ſein. Der Genius Preußens und der Hohenzollern ſchien wirklich verſöhnend über der Verſammlung zu ſchweben. Es war das letzte mal.

Zwar das Manifeſt des General Brandenburg ſtörte den Frieden noch nicht, obſchon Pfuel (2. Octbr.) einen Schritt für gerechtfertigt erklärte, für den im

konstitutionellen England ein General aus dem Dienste entlassen worden wäre. *) Die Versammlung wollte den Frieden nicht stören ohne die dringendste Noth. Während kommandirende Generale auf eigene Faust in Armeebefehlen und Manifesten die „schlechten Bürger“ mit Militärdiktatur bedrohten, oder wegen eines unbedeutenden Krawalls eigenmächtig über große Städte wie Köln den Belagerungszustand verhängten und alle Freiheiten und Rechte des Volks suspendirten, verwarf die Kammer einen Antrag, welcher vorschlug, den Kommandeur der Bürgerwehr zu ermächtigen, im Falle die Verfassung bedroht werde, gleichfalls selbstständig einzuschreiten. Selbst die offenbare Gesetzwidrigkeit der in Köln angewandten Suspendirung aller Grundrechte, der ganzen Presse und des Vereinsrechts durch die Willkür eines Generals ward durch motivirte Tagesordnung vertuscht. Die Centren unter Unruhs Vorgang gaben auch hier den Ausschlag. Und dennoch hatte der Heißsporn der Versammlung, der kleine scharfzüngige D'Ester prophetisch ausgerufen: „Proklamiren Sie hier die Tagesordnung, so proklamiren Sie die Militärherrschaft, so geben Sie jedem

*) Vgl. die Kritik dieser Bekanntmachung des General Brandenburg, welche selbst die Gesetze des alten absolutistischen Preußens verletzte, bei v. Unruh Skizzen S. 76 — 77.

General das Recht, auf einen Krawall hin Vereinsrecht und Preßfreiheit aufzuheben und die Nationalverſammlung aus einander zu jagen!“ Die Rechte lachte laut. Der heißblutige Rheinländer fuhr auf. „Sie lachen, wo es ſich um Zerſtörung der Grundrechte des Volks handelt? Es wird eine Zeit kommen, wo ſie nicht lachen werden!“ Sie kam nur allzubald.

Zunächſt freilich ſah es nicht darnach aus. Das Miniſterium ſchien vom beſten Willen beſeelt. Pfuel und Bonin wurden in Potsdam von der Hofpartei laut als Abtrünnige geſcholten, in denen man ſich bitter getäuſcht habe. Hatte doch der Finanzminiſter (29. Septbr.) in der Nationalverſammlung ausgeſprochen: „daß ihm das Geſetz vom 6. April“, der Grundſtein des neuen Preußens, „heilig ſei“. Hatte er doch unter lautem Beifall aller Seiten des Hauſes ausgerufen: „Wir ſind kein Miniſterium der Reaktion, wie man uns ſchilt. Wir werden mit aller Entſchiedenheit die Rechte des Volks ſchirmen, und wo dieſe angegriffen werden ſollten, da wo das Recht des Volks gefährdet wird, da werden wir es mit aller Kraft zu ſchützen wiſſen!“ Ja auch an direkten Konzeſſionen ließen es die dankbaren Miniſter nicht fehlen. Der Finanzminiſter erklärte (25. Septbr.) unter allgemeinem Beifall: daß er die ſchnelle Löſung der bäuerlichen Laſten und der Grundſteuerfrage,

für dringend nothwendig erachte; und selbst der Minister des Innern zeigte an: das Ablösungsgesetz sei fertig und solle nächstens vorgelegt werden. Die Nationalversammlung beschloß (30. Septbr.) alle Prozesse wegen streitiger Grund- und Gewerbelasten zu sistiren. Die Reaktion sah sich, so schien es, von ihrem eignen Ministerium verlassen!

Von da ab änderte sich die Taktik der Reaktion und Kamarilla. Sie konnten das bureaukratisch-militärische Ministerium, das sie selber der Nationalversammlung aufgedrungen hatten, unmöglich schon jetzt und deßhalb fallen lassen, weil es eben konstitutionell gehandelt hatte. Man beschloß also das Ministerium auf anderem Wege zu benutzen und abzunutzen.

Der Operationsplan, welchen man hierbei befolgte, war dieser: direkte Zugeständnisse im größten Umfange, und indirekte Herbeiführung des gewaltsamen Konflikts.

Mit den ersteren wollte man die Meinung der Mittelklassen gewinnen für den letztern. Man wollte sagen können: Seht! mit solcher Nachgiebigkeit sind wir der Nationalversammlung entgegengekommen, solche Opfer hat die Langmuth der Krone gebracht, und dennoch keine „Ruhe und Ordnung!“ Friedrich Wilhelm IV. selbst verrieth, ohne es zu wissen, diesen geheimsten Gedanken der Reaktion, als er in seiner Kabinetsordre an die Stadtverordneten von

Berlin (18. October), wenige Tage vor dem entscheidenden Schlage gegen die Nationalverſammlung ſich rühmte, daß er „in aller Langmuth den Ausdruck jeder Geſinnung habe zu Stande kommen laſſen“, um ſein Volk zu prüfen, ob es reif und vorbereitet für die „wahre Freiheit“, und ob die Zeit gekommen ſei, den Sinn für dieſelbe, durch die nöthige „Anregung“ zu entfalten. *)

Der erſte Schritt zur Ausführung jenes Planes war, daß man das Miniſterium weder ganz noch theilweiſe zu einem Kammerminiſterium umſchuf. Das Miniſterium blieb; es blieb, obſchon es auch bei der Krone fortwährend auf Hinderniſſe ſtieß. Es blieb, obſchon es in der Nationalverſammlung, mit welcher es die Verfaſſung und die wichtigſten Geſetze berathen ſollte, ohne Majorität und darum ohne Einfluß

*) „Mit wahrer Freude habe ich an meinem Geburtstage den Ausdruck treuer Geſinnung von den Vertretern meiner lieben Vaterſtadt entgegen genommen. — Ja! Ich will, wie Ich es immer als Meine ſchönſte und heiligſte Aufgabe erkannt habe, Mein getreues Volk zur wahren Freiheit führen. Darum habe ich ſeine Vertreter berufen; darum in aller Langmuth den Ausdruck jeder Geſinnung zu Stande kommen laſſen, und Ich habe — erkannt, daß der Sinn für Ordnung und Geſetzlichkeit, wie für wahrhaft deutſche Sitten und Einrichtungen bei dem größten und beſten Theile Meines Volks noch nicht erloſchen iſt, ſondern nur der Anregung bedarf, um ſich zum Segen aller zu entfalten. Sie wollen Sie denn fernerhin im feſten Vertrauen zu Mir ſtehen, und ſich nicht beirren laſſen.“ (Sansſouci 18. Octbr. 1848.)

war. Es verharrte auf ſeinem Poſten, obgleich es eingeklemmt zwiſchen Kammer und Kamarilla die Linke immer mehr wachſen, das linke Centrum ſich immer entſchiedener vom Centrum trennen und ſo den Riß in der Mitte der Verſammlung ſich täglich klaffender erweitern, die Möglichkeit der Bildung einer konſtitutionell-monarchiſchen Majorität immer mehr ſchwinden ſah. So ging es wie es bei ſolcher Lage der Dinge gehen konnte. Die Krone, das Miniſterium, ſelbſt die einzelnen Miniſter, die Nationalverſammlung endlich und ihre einzelnen Fraktionen, — jeder ging ſeinen eignen Weg. Das gemeinſchaftliche Band, der verbindende Kitt eines Kammerminiſteriums fehlte. Daraus konnte nichts Gutes kommen. *) Die Majorität, welche ein Kammerminiſterium für ſich hätte ſchaffen ſollen, bildete ſich jetzt von ſelbſt, ohne Einfluß eines ſolchen. Sie mußte eine antiminiſterielle ſein. Das Gegentheil wäre geradezu ein Wunder geweſen.

*) Vgl. Unruh a. a. O. S. 77 — 79.

Kapitel V.

Beſchlüſſe und Haltung der Nationalverſammlung unter dem Miniſterium Pfuel-Eichmann.

Schon der 28. September brachte den erſten Konflikt. Mit einer ungeheuren Majorität hatte die Nationalverſammlung faſt zwei Monate früher (9. Auguſt) die Abſchaffung der Todesſtrafe beſchloſſen. Nur 37 Abgeordnete hatten gegen dieſen Beſchluß geſtimmt. Jetzt zeigte der Juſtizminiſter an: der König habe die Beſtätigung des Geſetzes geweigert. Man müſſe erſt die allgemeine Juſtizreform und zugleich die Beſchlüſſe des Frankfurter Parlaments abwarten. Daß in Frankfurt die Aufhebung der Todesſtrafe für politiſche Verbrechen bereits beſchloſſen war, ſchien dem Juſtizminiſter wie der Verſammlung unbekannt zu ſein.

Die Souveränitätsfrage erneuerte ſich alſo auch hier, und das Miniſterium hatte wieder nicht den Muth, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Es war und blieb der alte Kampf des Princips der konſtitutionellen Volksvertretung mit der abſoluten Willkür, welche jedes Geſetz in Frage ſtellen konnte, und

jedes in Frage zu ſtellen gewillt war, welches eine der Stützen des alten Abſolutismus zu brechen drohte. Es kam nur darauf an, ob ſie ſich ſtark genug dazu fühlte, dem Triebe der Selbſterhaltung die Kraft der That zu geben. Dazu ſchien indeß die Zeit jetzt noch nicht gekommen. Man fand daher in Potsdam einen Ausweg. Am 13. Oktober brachte eine königliche Botſchaft einen neuen Geſetzentwurf, welcher zwar die Todesſtrafe im Allgemeinen abſchaffte, aber für Kriegs- und Belagerungszuſtände die alten „beſtehenden Geſetze" in Kraft erhielt. Dieſer Zuſatz war bedeutſam. Er zeigte, daß man an die rettenden Thaten des November dachte, und die Anführung der „beſtehenden Geſetze" deutete an, wie man deren Ausführung ſich vorſtellen mochte. Durch dieſen Schritt wollte man das Geſetz der Nationalverſammlung noch einmal zur Discuſſion bringen oder ſich demſelben wenn möglich ganz entziehen. Der Entwurf wurde an die Centralcommiſſion zur Begutachtung überwieſen. Die Nationalverſammlung zeigte ſich auch hier nachgebend. Sie beſtand nicht auf der Ausführung ihres erſten Beſchluſſes.

Eine Sitte alter Zeiten hieß den zum Tode Verurtheilten vor der Vollſtreckung des Urtheils noch die letzten Wünſche gewähren. In dieſer Lage befand ſich die Preußiſche Nationalverſammlung unter dem

Miniſterium Pfuel-Eichmann. Sie war bereits in Potsdam heimlich zum Tode verurtheilt. Darum gewährte man ihr mit großer Liberalität noch allerhand letzte Wünſche. Man ließ ſie ungehindert die radikalſten Beſchlüſſe faſſen, ohne daß das Miniſterium, auch wenn es gegen dieſelben ſtimmte, aus irgend einem derſelben eine Kabinetsfrage gemacht hätte. Der Liberalismus dieſes neuen Miniſteriums ſchien oft geradezu unbegreiflich. Sein erſter Akt war die Misbilligung Wrangels geweſen. Sein zweiter Akt war die Publikation der Habeaskorpusacte. Sein dritter der Erlaß an die Armee; ſein vierter die Aufhebung des Belagerungszuſtandes von Cöln (4. Oktober). Die Nationalverſammlung ſollte unter dieſem Miniſterium zu ihren entſchiedenſten Beſchlüſſen kommen. In der erſten Woche des Oktober ward das Jagdrecht auf fremden Grund und Boden mit 271 gegen 70 Stimmen unentgeltlich aufgehoben (7. Oktober). Selbſt Männer wie die früheren Juſtizminiſter Märcker und Bornemann ſtimmten für dieſe Art der Aufhebung. Die Minorität der 70, welche in dieſem Beſchluſſe einen frevenlichen Ausſchritt der Revolution erblickte, beſtand aus denſelben Männern, welche ſpäter mit dem Miniſterium Brandenburg den Saal der Nationalverſammlung verließen. Indeſſen erfolgte die königliche Beſtätigung auch für

dieſes Geſetz erſt am 31. Oktober. Die Umwandlung der Kadettenhäuſer in Realgymnaſien ward vom Miniſterium bewilligt (12. Oktober). Die drakoniſchen Paragraphen des alten Landrechts über politiſche Vergehen wurden auf den faſt einſtimmigen Antrag der Nationalverſammlung aufgehoben. Aber eine allgemeine politiſche Amneſtie ward verſagt, und was für Poſen in dieſer Art gewährt wurde (9. Oktober), befriedigte ſelbſt das Centrum nicht, und rief herbe Angriffe gegen das „Miniſterium der halben Maßregeln“ in der Nationalverſammlung hervor (12. Oktober). Dagegen geſchahen bei der Berathung über die Verfaſſung die ſchärfſten Schnitte in das Fleiſch des alten Abſolutismus. Mit großer Majorität (217 gegen 134 Stimmen) vernichtete man (12. Oktober) das „von Gottes Gnaden“ in dem Titel des Königs von Preußen, und beſchloß man am 30. Oktober die Abſchaffung des Adels!

Die Freude der Hoffnungsvollen war groß nach den erſten Schritten des Miniſteriums. Da ſehe man, hieß es, daß ein Toryminiſterium, wenn es im Gefühle der Nothwendigkeit handle, leichter vorwärts zu gehen vermöge, als ein Whigminiſterium, weil dann ſeine eigene Partei nicht zu widerſtreben wage. Wenn ein Kabinet, in welchem ausſchließlich nur Hof, Büreaukratie und Adel vertreten ſei, ſo

entſchieden auf dem Wege der Reform vorſchreite, ſo ſei der Erfolg geſichert. Nur Wenige gab es, die dem Frieden nicht trauten und das Schwert des Staatsſtreichs trotz aller ſcheinbaren Nachgiebigkeit fortwährend über der Nationalverſammlung ſchweben ſahen. Auch ſie hatten nicht erwartet, daß die Regierung mit dieſer Leichtigkeit in Worten, Dekreten und Geſetzen nachgeben würde. Sie merkten bald, und allmälig viele andere mit ihnen, daß dieſe geſchmeidige Nachgiebigkeit nur die Aufmerkſamkeit ablenken ſollte von dem Gewaltſtreiche, mit welchem man alles wieder zu gewinnen beabſichtigte.

In dem eigenen Schooße der Nationalverſammlung lauerte der Verrath. Ein großer Theil der Rechten hatte den Operationsplan der Reaktion zu dem ihrigen gemacht, und manövrirte in ſeinem Sinne. Die äußerſte Rechte verfuhr im Sinne eines Peſſimismus, welcher mit ſeinem „je toller, je beſſer“ die Verſammlung bei einem Theile des Volkes in Mißachtung bringen und den König mehr und mehr zu der gewaltſamen Entſcheidung hindrängen ſollte. Der Beweis ſolcher ſchweren Beſchuldigung trat in den folgenden Thatſachen klar vor Augen. Zuerſt bei der Berathung des Jagdgeſetzes, wo der größte Theil der Rechten mit der Linken verbunden gegen alle Entſchädigung in beſondern Fällen ſtimmte, nachdem die Verſammlung nicht überall hatte Ent-

ſchädigung gewähren wollen. Wie hier die äußerſte Rechte mit der entſchiedenen Linken ſich zum Siege über die gemäßigten Vorſchläge*) der Centren verband, ſo verwarf ſie mit ihr vereint den Vorſchlag des linken Centrums, welcher die verfängliche Frage über das „von Gottes Gnaden“ bis nach vollendeter Berathung über die ganze Verfaſſung hinaus zu ſchieben beantragte. Das Centrum ſtaunte über dieſe unerwartete Verwerfung ſeines wohl gemeinten Vorſchlags. Dieſe braven Männer vermochten „damals“ weder dem Miniſterium noch der Rechten die Abſicht zuzutrauen, welche dieſer Abſtimmung zum Grunde lag**). Die Rechte aber kannte die Anſicht Friedrich Wilhelms IV. Sie wußte, daß mit dieſer Abſtimmung ſich zwiſchen ihm und der Nationalverſammlung eine Kluft aufriß, welche nur durch eine Gegenrevolution auszufüllen war. Kein Mittel war ſo geſchickt darauf berechnet, den König unwiderruflich zu einer ſolchen hinzudrängen, wie dieſer Beſchluß, welcher ſeinem chriſtlich romantiſchen

*) Dieſe Vorſchläge wollten für das Jagdrecht, welches auf Kauf oder einem läſtigen Vertrage beruhte, Entſchädigung gewähren, die Jagdbezirke des Geſetzentwurfs aufrecht erhalten, und in demſelben den Gemeinden die Befugniß beigelegt wiſſen, über die Art und Weiſe der Benutzung oder Verpachtung durch Mehrheitsbeſchluß zu entſcheiden.

**) S. Unruh a. a. O. u. 82. S. 83, vergl. mit S. 38 und S. 112.

Sinne die Nationalverſammlung vollkommen in dem Lichte einer von Gott abgefallenen Rotte Korah erſcheinen ließ; wobei er nur freilich wieder überſah, daß es die Getreuſten ſeiner Getreuen geweſen waren, die jenen von ihm verabſcheuten Beſchluß hatten zu Stande bringen helfen!

Denſelben Sinn hatten die zahlreichen Interpellationen und dringenden Anträge, mit denen die Rechte nicht weniger als die Linke den gemäßigten Mitgliedern zur Laſt zu fallen fortfuhr und die Berathung und den Aufbau neuer geſetzlicher Ordnungen hinaus zu rücken ſuchte. Man wollte dadurch die Verſammlung im Lande herabſetzen, indem man ihre Thätigkeit als ungenügend erſcheinen ließ. Zu gleicher Zeit aber ſchürte man überall in den durch das ganze Land verbreiteten Preußenvereinen, in den conſervativ-abſolutiſtiſchen Tagesblättern, Treubünden u. ſ. w. das Geſchrei nach ſchleuniger Beendigung des Verfaſſungswerks, und berief ſich auf die zahlreichen Petitionen, welche deshalb eingingen. Indem man ſo die Berathung der Verfaſſung in den Vordergrund ſtellte, beabſichtigte man von Seiten der Rechten dadurch der gefährlichen geſetzgeberiſchen Thätigkeit der Verſammlung einen Hemmſchuh anzulegen. In dieſem Sinne unterſtützte die rechte Seite den Antrag der Centren (23. Oktober), vier Tage der Woche ausſchließlich

für die Berathung der Verfassung zu verwenden. Bisher hatte man seit dem 21. September nur zwei Tage wöchentlich für diese Berathung festgesetzt. Jetzt stimmte auch die Linke für eine Vermehrung. Auf den Antrag des Abg. Arntz wurden drei Wochensitzungen für die Verfassung, drei den übrigen Gesetzvorlagen, und mindestens zwei Abendsitzungen den dringenden Anträgen und Interpellationen bestimmt. Da außerdem noch in den Abtheilungen, in den Fachkommissionen und Centralabtheilungen gearbeitet werden mußte, so stiegen die Anstrengungen, welche die Nationalversammlung zu machen hatte, oft ins Unglaubliche. Aber der Linken wie den Centren war es redlicher Ernst, zum Ziele zu kommen. Sie wollten lieber ihre Thätigkeit verdoppeln, als den Vorwurf auf sich laden, neben der Verfassung die Berathung der Gesetze und die Controle der Verwaltung zu vernachlässigen*). Die Linke durchschaute den Plan der Rechten, die darauf ausging, die Thätigkeit der Versammlung allein auf die Verfassung zu richten, um dadurch das Zustandekommen von Gesetzen, wie die über Aufhebung des Jagdrechts, über die projektirte

*) Vgl. Unruh a. a. O., S. 88. „Der Hochverrath der Camarilla" S. 89—90. Vgl. auch die Rede Waldecks in den stenographischen Berichten über die Sitzung vom 21. Oktob.

Einkommensteuer, die Aufhebung der bäuerlichen Lasten, die Abschaffung der Grund- und Klassensteuerbefreiungen und dergleichen zu verhindern. Die Linke ihrerseits wußte, daß ohne solche Gesetze, welche die Hemmnisse einer neuen Verfassung wegräumen, die alten Zustände dieselben, die Verfassung ein „Stück Papier" blieb. Sie wußte, daß organische Gesetze, wie die über die Gemeinde-, Kreis- und Bezirksordnung, Wehr- und Steuerverfassung, Geschwornengerichte, Unterrichtswesen, Preßfreiheit ꝛc. auch der freiesten Verfassung erst die lebendige Seele und mit ihr die Lebensfähigkeit verliehen.*) Eben darum aber bestand die Linke grade auf dieser Thätigkeit der Versammlung. Waldecks Rede wies in ruhiger Klarheit überzeugend nach, daß man keinen Neubau vornehmen könne, ohne den alten Schutt hinwegzuräumen. Er sprach gegen jede Vermehrung der Verfassungssitzungen. Aber auch hier überwog das vermittelnde Element in der Versammlung. Die Vermehrung ward angenommen.

Den 10. Oktober begann die Berathung über die Aufhebung der Feudallasten, oder wie der Gesetzentwurf es nannte, über unentgeltliche Aufhebung gewisser Lasten und Gefälle. Eine wahre

*) Vergl. die Preuß. Revolut. S. 357—358. Unruh a. a. O. S. 87.

Fluth von erweiternden oder beſchränkenden Anträgen, oft vierzig zu einzelnen Paragraphen, überſtrömte den Entwurf. Das linke Centrum forderte durch einen ſeiner begabteſten Redner, den tüchtigen Bucher, die Nationalverſammlung auf, weiter zu gehen als der Commiſſionsantrag. Noch ſtehe man auf dem Rechtsboden der Revolution, noch ſei das Wohl des Volks, das auf dieſe Befreiung ein Recht habe, das einzige Geſetz dieſer Verſammlung. Sei die Verfaſſung erſt da, deren Paragraph 33 alles Eigenthum feierlich verbürge, dann ſei es zu ſpät, dann ſei nur Ablöſung, nicht mehr Aufhebung möglich. Darum dringe die Reaktion eben auf Beſchleunigung des Verfaſſungswerks. Darum ſpreche ſie dieſer Verſammlung jedes geſetzgeberiſche Recht ab, und wolle ſie beſchränken auf die alleinige Vereinbarung der Verfaſſung. Der Zwieſpalt ſteigerte ſich. Das linke Centrum wollte zurückgehen auf die Grundſätze der Geſetzgebung von 1811, und alle ſpäteren Geſetze aufheben. Die Linke unter Waldeck ging noch weiter. Sie verlangte völlig unentgeltliche Aufhebung aller feudalen Laſten, einen vollſtändigen 4ten Auguſt von 1789. Das Centrum (Duncker) ſuchte vergebens zu vermitteln. Die Rechte dagegen wollte nur die den Beſitzern ſelbſt läſtigen Gerechtſame, Polizei und Gerichtsbarkeit, unentgeltlich aufgehoben, alle andern aber abgelöſt wiſſen.

Die Sache war ſchwierig. Kein Beſonnener konnte ſich verhehlen, daß die Nationalverſammlung in Preußen ſchon zu viel Terrain vom Boden der Revolution verloren hatte, um mit einem Streiche den gordiſchen Knoten dieſer Frage zu zerhauen. Aber gerade jetzt war dies von dem öſterreichiſchen Reichstage geſchehen, deſſen Beſchluß alle Feudalrechte über Bord geworfen hatte. Dadurch wuchs beſonders in Schleſien die Aufregung immer drohender heran, wo die Bevölkerung alle Feudallaſten, Robott und Laudemien zu leiſten weigerte, viele Gutsherren flüchteten, und Truppen gegen die Bauernaufſtände entſendet werden mußten. Das Geſetz, welches der Nationalverſammlung vorgelegt worden war, hatte keine Seite befriedigt. Buchers Amendement, welches alle Beſitzveränderungsabgaben (Laudemien), die nicht auf Vertrag beruhten, aufhob, ward angenommen. Es ſollte dem kühnen Manne ſeiner Zeit vergolten werden! Jetzt griff die Rechte zu ihrer oben erwähnten peſſimiſtiſchen Taktik. Zwei ihrer Mitglieder ſtellten einen Antrag, der an Radikalismus den eben angenommenen noch weit überbot. Der letztere hatte nur die Verjährungen getroffen, wirklichen Vertrag aber geachtet. Das Amendement der Rechten verletzte aber auch das auf Vertrag beruhende Beſitzrecht. Es verlangte Herabſetzung aller Laudemien auf zwei Prozent,

und ſtrich alſo, da dieſe in vielen Gegenden ſich auf zehn Prozent beliefen, ganz willkürlich vier Fünftel einer Abgabe auch da, wo dieſelbe auf Vertrag beruhte! Faſt die ganze konſervative Rechte ſtimmte dafür. Der Antrag ward angenommen.

Es war natürlich, daß jede Vorausberechnung der Abſtimmungen bei ſolcher Demoraliſation innerhalb der Parteien ſelbſt aufhören mußte, in Folge deren ſich bei der Berathung dieſes Geſetzes ſelbſt die Rechte oft mehremal in ein und derſelben Sitzung ſpaltete. Jede Verſtändigung derſelben mit dem Centrum ward dadurch unmöglich. Die Urquelle dieſes Uebels aber lag wieder in der Stellung des Miniſteriums zu der Verſammlung, das, unfähig eine Majorität zu bilden, ſich von der Verſammlung hin- und herſchleifen ließ, ſtatt die Hand am Steuer zu halten*). Gegen Ende des Oktober war indeſſen die Berathung des Geſetzes ſchon über die Hälfte vollendet. Die Verſammlung hatte ſich bei derſelben im Ganzen noch immer weniger radical gezeigt, als bei dem Jagdgeſetze, und nicht ſelten die juriſtiſche Anſicht über die politiſche und ſtaatswirthſchaftliche geſetzt. Das vorgelegte Geſetz über die Preß- und Redefreiheit zeigte deutlich, wie tief trotz allen liberalen Scheins das Miniſterium mit dem

*) Vgl. Unruh a. a. O. S. 84—86.

alten Polizeistaate verwachsen sei. Es war fast völlig derselbe Entwurf, welchen Bodelschwingh und Savigny neun Monate früher den vereinigten Ausschüssen des alten Landtags vorgelegt hatten. Die Commission verwarf ihn daher, obschon sie größtentheils aus Mitgliedern der Rechten bestand, und forderte dagegen die unbedingte Aufhebung der betreffenden Paragraphen des alten Landrechts*).

Auch das Bürgerwehrgesetz, das mit der geringen Majorität von vier Stimmen**) angenommen wurde, zeigte, wie konservativ im Ganzen noch die Versammlung war. Es erhielt schon am 17. die königliche Sanction, welche dem zugleich beschlossenen Jagdgesetze noch immer versagt blieb. Schon wenige Tage nach der Annahme sah man sich indeß genöthigt, mehrere Zusatzbestimmungen zu erlassen, um nur die gröbsten Fehler eines Gesetzes zu beseitigen, das die Bürgerwehr als ein unselbständiges Polizeiinstitut hinstellte, die Volksbewaffnung in eine Bewaffnung der wohlhabenden Bürger umwandelte, indem es die Verpflichtung des Staats,

*) Allg. Landrecht §. 151—155. Tit. 20 Th. II.

**) Nur mit vier Stimmen ward der (Berg-Bloemsche) Antrag: daß das Gesetz nur provisorisch bis zu einem Gesetze über vollständige Volkswehr gelten sollte, bei namentlicher Abstimmung verworfen! Gegen das Gesetz liefen Proteste aus allen Theilen des Landes ein. —

für die Bewaffnung zu ſorgen, aufhob, und ſo das Volk in zwei neue Parteien theilte.

Auf die Bürgerwehr aber war es ganz beſonders von der Reaction abgeſehen, denn ſie war die einzige materielle Stütze der friedlichen Revolution, der ſprechende und handgreifliche Beweis, daß es einen 18. März in Preußen gegeben habe. Die folgenden Abſchnitte dieſer Darſtellung werden zeigen, wie man dabei zu Werke ging.

Kapitel VI.

Die Bürgerwehr der Preußischen Hauptstadt.

Die Berliner Bürgerwehr war die einzige materielle Macht, auf welche sich die Preußische National-Versammlung stützen konnte.

„Als ein wesentlich politisches Institut, berufen zum Schutze der verfassungsmäßigen Freiheit", hatte der Commandeur derselben sie in seiner Bekanntmachung vom 28. Juni bezeichnet. Sie selber hatte erklärt *), „in dem Willen der Majorität der Nationalversammlung den ausgesprochenen Willen des Preußischen Volks zu erblicken" und gelobt, jeden Beschluß der Nationalversammlung mit allen Kräften aufrecht zu halten.

Sie hatte am 25. September durch ihren Commandeur dies Gelöbniß erneuert. „Die Bürgerwehr Berlins", also lauteten die Worte der öffentlichen Bekanntmachung, „eingedenk ihres hohen Berufs,

*) S. Preuß. Revolution Buch III. S. 468.

die politiſchen Freiheiten nach allen Seiten zu ſchützen, wird mit Aufbietung aller ihrer Kräfte dem erſten demokratiſchen Princip: Achtung vor der Majorität, vor dem Willen des geſammten Preußiſchen Volks, wie er ſich durch die Beſchlüſſe ſeiner Vertreter kund giebt, huldigen und Geltung verſchaffen.“ Die Bürgerwehr Berlins hatte mit dieſer Erklärung drei Dinge anerkannt: die Demokratie, die Souveränität des Preußiſchen Volks und die Unantaſtbarkeit der konſtituirenden Nationalverſammlung. Die Reaction, da es ihr nicht möglich geweſen war, die aus den vorzugsweiſe konſervativen Elementen der Berliner Bevölkerung zuſammengeſetzte Bürgerwehr für ſich zu gewinnen, mußte fortan darauf denken, dies Inſtitut für immer zu vernichten.

Leider entſprachen dem guten Willen der Bürgerwehr, die Freiheit gegen die Angriffe der Reaction zu ſchützen, weder ihre Kräfte noch deren Organiſation. Um dies zu erweiſen, müſſen wir auf die Geſchichte dieſes Inſtituts zurückgehen, welche unſere Darſtellung bisher nur beiläufig berühren konnte. Es wird ſich aus derſelben ergeben, daß die Berliner Bürgerwehr, den Verleumdungen und Schmähungen der Reaction zum Trotz, ein ehrenvolles Andenken in der Geſchichte der Preußiſchen Revolution verdient.

Der Sieg des Volks hatte dem Volke die

Waffen errungen, die es, von richtigem Inſtinkte geleitet, zum Schutze der Freiheit gleich nach dem Siege forderte. Nachdem man die im erſten Taumel der Angſt zugeſagte allgemeine Volksbewaffnung in eine Bürgerbewaffnung verwandelt, und dadurch den wuchernden Samen einer unheilvollen Scheidung des bewaffneten und unbewaffneten Theils der Bevölkerung ausgeſtreut hatte, war es die Aufgabe der Reaction, die Befeſtigung des auch ſo noch gefährlichen neuen Inſtituts auf alle mögliche Weiſe zu verhindern, daſſelbe durch polizeiliche Verwendung läſtig und zugleich gehäſſig zu machen, und auf die eine oder die andere Weiſe ſeine Wurzeln zu untergraben und ſeinen Zerfall herbeizuführen. Schon am 20. April ſah ſich der Staatsanwalt des Kriminalgerichts genöthigt, den Commandeur der Bürgerwehr von Aſchoff, „zu einer größeren Behutſamkeit und Vorſicht bei Verhaftungen wegen aufregender Aeußerungen aufzufordern, weil er ſchon oft genöthigt geweſen, Verhaftete ſofort wieder zu entlaſſen, da das ihnen zur Laſt gelegte Vergehen die Verhaftung nicht genügend rechtfertigte.“*)

*) „Es bedarf wohl kaum der Erwähnung“, hieß es in jenem Erlaſſe, „wie nothwendig eine ſolche größere Behutſamkeit iſt, um der Bürgerwehr den Charakter eines durchaus geſetzlich verfahrenden Organs und das darauf ruhende Vertrauen aller Klaſſen der Bevölkerung zu bewahren.“

Drei volle Monate vergingen, ohne daß die Regierung ſich um die Organiſation der Bürgerwehr bekümmerte. Völlig ſich ſelbſt überlaſſen, ohne alle und jede geſetzliche und disciplinariſche Beſtimmung, blieb dieſelbe nur durch den guten Willen und die Energie Einzelner vor chaotiſcher Verwirrung und gänzlichem Zerfall bewahrt. Es wäre ein Leichtes geweſen, die Stimmung der damals vortrefflich geſinnten Bürgerſchaft zu benutzen, um dem Inſtitute Kern und Halt zu geben durch ein proviſoriſches Geſetz, welches mit einigen Abänderungen dem Belgiſchen Nationalgardengeſetz entnommen werden konnte. Aber weder der erſte Befehlshaber der Bürgerwehr, der Polizeipräſident Minutoli, noch der Magiſtrat Berlins thaten dazu irgend einen Schritt. Eine am 30. Mai von den Offizieren freiwillig gewählte Commiſſion, welche die Entwerfung eines Bürgerwehrſtatuts ſich zur Aufgabe ſtellte, ward durch den Austritt vieler ihrer Mitglieder geſprengt. Indeſſen ſuchten ſich die einzelnen nach Stadtbezirken gebildeten Compagnien, ſo gut es ging, zu helfen, indem ſie Disciplinarſtatute entwarfen und Wehrgerichte einführten.

Erſt am 16. Juni, nachdem auf Betrieb des neuerwählten Commandeurs der Bürgerwehr, Major Rimpler, jene Commiſſion ihre Arbeiten wieder aufgenommen hatte, trat die Regierung aus ihrer Un-

thätigkeit heraus, indem der Minister des Innern, von Auerswald, sich mit dem Commando der Bürgerwehr und dem Magistrate der Hauptstadt durch den Oberstlieutenant von Griesheim zur Förderung einer Reorganisation der Bürgerwehr in Verbindung setzte. Aber auch jetzt wurde die Vollendung eines provisorischen Statuts, statt beschleunigt zu werden, vielmehr verzögert. Die dazu nothwendige und von den Vertretern des Ministeriums in wenigen Tagen versprochene Mittheilung des ministeriellen Bürgerwehrgesetzentwurfs erfolgte nicht. Erst als am 6. Juli eine königliche Botschaft diesen Entwurf an die Nationalversammlung brachte, sah sich die Commission in den Stand gesetzt, ihre Arbeiten wieder aufzunehmen, und zwei Entwürfe den Compagnien zur Begutachtung vorzulegen.

Noch saumseliger zeigte sich der Magistrat der Hauptstadt. Vierzehn Wochen waren vergangen, und noch hatte derselbe zur Förderung der wichtigsten Angelegenheit keinen Schritt gethan. Eine Aufforderung der Stadtverordneten (29. Juni) lieh der allgemeinen Entrüstung über diese Säumniß den Ausdruck. „Es sei", so hieß es in derselben, „ein in der Geschichte unerhörtes Ereigniß, daß man eine bewaffnete Macht mit so ausgedehnter Befugniß Monate lang *ohne Gesetz* bestehen, ja daß man eine solche bewaffnete Macht ihre eigenen

Statuten bestimmen lasse, während sie eben als solche nur eine berathende, keine beschließende Stimme haben dürfe.“ Zugleich forderten die Stadtverordneten den Magistrat auf: „die natürliche Unterordnung der Bürgerwehr unter die Communalbehörden in allen nicht strategischen Gegenständen rasch und energisch geltend zu machen.“

Die Verwirrung stieg auf das Höchste. Der Ministerialentwurf machte die Bürgerwehr zu einem vorwiegend polizeilichen Institut. Die Stadtverordneten forderten Unterordnung derselben unter die Gemeindebehörden. Die Entwürfe endlich der Bürgerwehrkommission forderten volle Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Bürgerwehr und eigene unabhängige Verwaltung. Bei diesem Widerstreite der Ansichten ward die Frage an die Vertrauensmänner der Compagnien gestellt: ob überhaupt vor dem Erscheinen des neuen, von der Nationalversammlung erwarteten Bürgerwehrgesetzes noch ein provisorisches Statut berathen werden solle? Die überwiegende Majorität beantwortete diese Frage mit Nein!

So ward die Verwirrung beibehalten und die innere Auflösung befördert. Nur die Begeisterung der Einzelnen für die Sache, der Gedanke der übernommenen Verpflichtung und das Bewußtsein einer hohen politischen Bedeutung konnten fortan als die

Mittel dienen, die dienstthuende Schaar noch leidlich zusammen zu halten. Tüchtige Männer unter den selbsterwählten Führern ließen es sich angelegen sein, diese Hebel zu benutzen. Es war dies um so nothwendiger, als ihnen sonst keins von all den zahlreichen Mitteln zu Gebote stand, welche in dem wohleingerichteten Organismus eines soldatischen Heerwesens die fehlende Idee ersetzen.

Nur allmälig und mit großer Mühe gelang es, die einzelnen in Hast gebildeten Schaaren, die fliegenden Corps der Studenten und Künstler, der Handwerkervereine und der jungen Kaufleute, welche alle für sich eine Art von Unabhängigkeit beanspruchten, dem General-Commando der Bürgerwehr unterzuordnen. Ein berittenes Corps, etwa 160 Pferde stark, versah nothdürftig den entfernten Patrouillen- und Ordonnanzdienst, oder ward zur Begleitung von Munitionstransporten und Einholung von Truppenabtheilungen verwendet. Die Bildung einer Bürgerwehrartillerie, schon bei dem Zusammentritte der Bürgerwehr dringend gefordert, wurde durch das Widerstreben desselben Magistrats, der Anfangs selbst dazu ermuntert hatte, vereitelt. Vergebens stellte der letzte Commandeur der Bürgerwehr, der wackere Major Rimpler vor (4. u 24. Juli), daß ohne Artillerie die Volksbewaffnung keine Wahrheit werden könne. Die Reaction wußte alle

dieſe und ähnliche Schritte erfolglos zu machen. Und ſelbſt als die geſetzliche Bewilligung erfolgte, gelangte dieſe für die Sache der Freiheit ſo wichtige Maßregel doch nicht zur Ausführung. Die ganze Bewaffnung der Bürgerwehr, von Anfang an ordnungslos geleitet, war und blieb unvollſtändig. Viele Compagnien beſaßen kaum fünfzig Gewehre. Das ſchadete dem Dienſte und der Ausbildung, zog die Entlaſſung vieler Bürger nach ſich, welche ſich bereitwillig zum Eintritte gemeldet hatten, und vergrößerte ſo für die Uebrigbleibenden die Laſt des Dienſtes. Ohnehin verließen die Anfangs durch Miniſterialbefehl zum Eintritt aufgeforderten zahlreichen Beamten, Subalternen und Polizeibedienſteten zum großen Theile ſehr bald die Reihen der Bürgerwehr. Den ſchwerſten Schlag aber erhielt die Ausbildung derſelben durch die vom Miniſterium Camphauſen am Schluſſe ſeiner Laufbahn verfügte Einberufung der Berliner Landwehr (15. Juni), deren verderbliche Folgen wir bereits früher erwähnt haben*). Dennoch betrug auch nach derſelben die Stärke der Bürgerwehr noch immer 22,600 Mann. Aber dieſe Stärke, welche die Zeitungen noch um vier bis fünftauſend Mann ſteigerten, ſtand eben nur auf dem Papier. In der Wirklichkeit erreichte

*) S. Preuß. Revol. Buch II. S. 308.

der dienstthätige Bestand noch nicht achttausend (7800) Mann. Kaum bei einem Drittheil von denen, welche in den Tagen des März mit Begeisterung die Waffen zum Schutze der jungen Freiheit empfingen, hatte diese Begeisterung, bei dem gänzlichen Mangel an aller gesetzlichen Organisation, auch nur die ersten Monate überdauert. Die Mehrzahl der Reichen und Begüterten, der Beamten und Angestellten hatten sich allmälig der Last des beschwerlichen Dienstes entzogen, der jetzt mit verdoppelter Wucht auf den Schultern der Treugebliebenen drückte. Es waren aber vorzugsweise die ärmeren Bürger und kleinen Handwerker, welche ausharrten oder mit Aufopferungen aller Art, nicht selten mit Gefahr ihres Lebens die Ordnung aufrecht erhielten und der von allen Seiten bedrohten Freiheit eine Stütze gewährten. Tag und Nacht durch unnütze oder verrätherische Allarmirungen und falsche Polizeiberichte umhergehetzt, vom Pöbel verhöhnt, dem unbewaffneten Volke ein Gegenstand des Hasses, ohne Verdienst und Brod im eigenen Hause, in Straßenkravallen verwundet,*) von der hereinbrechenden Cholera decimirt, oft auf den Posten und Wachthäusern von dieser Pest ergriffen, welche von einem

*) Allein im Laufe des Monats August wurden über 300 Mann verwundet.

einzigen Bataillon (dem sechsten) in kurzer Zeit über hundert Mann hinraffte, schlecht gekleidet, meist noch schlechter genährt, hielten diese wackern Männer aus in all solcher Noth mit einem Muthe und einer Energie, wie ihn nur das Bewußtsein einer großen und edlen Sache zu verleihen vermag.

Unglaublich waren die Schwierigkeiten, mit denen die Führer zu kämpfen hatten. Zum Theil selbst ohne ausreichende Dienstkenntniß, ohne militairisches Material, jedes gesetzlichen Anhalts entbehrend, ohne Disciplinarmittel, bei vielfachem Wechsel durch Neuwahlen und durch zahllose andere Mißstände an durchgreifenden Maßregeln gehindert, war der gute Wille der Mannschaften ihre einzige Stütze. Die Hauptleute vor allen waren die Seele der Bürgerwehr. Die im März erwählten unter ihnen hielten sich meist während der ganzen Zeit bis zur gewaltsamen Auflösung, und das Vertrauen und der Gehorsam, welche den Tüchtigen bewiesen wurden, entsprachen dem Geiste eines bisher vorzugsweise kriegerischen Staates. Allein der Mangel einer durchgreifenden Organisation konnte dadurch nicht ersetzt werden. Diese aber war es eben, welche die Regierung aus allen Kräften zu hindern suchte. „Um Himmelswillen nur nicht noch Gesetze für die Bürgerwehr!“ war die Antwort, welche ein hoher Staatsbeamter am Tage des Zeughauseinbruchs einem Offizier der

Bürgerwehr gab, als dieser die unter der Bürgerwehr herrschende Unordnung und Verwirrung der vernachlässigten Organisation derselben zuschrieb. Diese Antwort war der getreue Ausdruck der Gesinnung, mit welcher Regierung und Kamarilla, Büreaukratie und Polizei das neue Institut betrachteten.

Dennoch war damals die Bürgerwehr die einzige Macht, welche die öffentliche Ordnung stützte, und sie hatte ein Bewußtsein ihrer Macht und Bedeutung. Die Behörden selber nahmen nur bittend ihre Dienstleistungen in Anspruch, und die Anfragen der höchsten Militairbefehlshaber flossen über von einer dem Preußischen Militairstolze sonst so fremden Höflichkeit und unmaßgeblichen Bescheidenheit. Die Bürgerwehr gewährte oder versagte selbst die nachgesuchte Erlaubniß zum Einrücken von Truppen nach ihrem Ermessen.*)

---

*) Hier einige Beispiele: 1) Der General der Infanterie, Aster, bat (21. März) um eine sichernde Inschrift für sein Haus Potsdamerstraße Nr. 19, weil er in demselben sämmtliche Festungspläne ꝛc. zu verwahren genöthigt sei, und gab als solche schützende Inschrift an: „Plankammer der Generalinspection sämmtlicher Landesfestungen. National-Eigenthum.“ — 2) Der General v. Ditfurt zeigte (den 2. April) die Ankunft von hundert Kadetten an, und bat das Bürgerwehr-Commando, „gefälligst Sorge zu tragen, daß ihrem Marsche durch die Stadt kein Hinderniß in den Weg gelegt werde.“ 3) Derselbe

Erſt der wohlbenutzte Zeughauseinbruch hatte der Reaction Mittel gegeben, die moraliſche wie die materielle Macht der Bürgerwehr zu brechen. Die Einberufung der Landwehr war dazu der erfolgreichſte Schritt. Aus ihr folgten die Parteiungen zwiſchen den Trägern des Landwehrkreuzes und des Doppeladlers, von denen jenes als das Symbol des alten vormärzlichen Preußenthums aufgepflanzt wurde, während dieſer die neue deutſche Geſinnung bezeichnete. Die Errichtung der Schutzmannſchaften war der zweite Schritt. Er entzog der Bürgerwehr 1500 ihrer eifrigſten und kräftigſten Wehrmänner. Die Verwendung der Bürgerwehr zum gemeinſamen

---

meldete am 3. April, „der König wünſche, daß die Schloß- und andere Wachen baldmöglichſt gemeinſam von Militair und Bürgerwehr beſetzt würden, und erbat ſich darüber, „ob dies ſchon jetzt zuläſſig ſei", die Anſicht des Commandeurs der Bürgerwehr. — Die Antwort lautete: „nach dem einſtimmigen Ausſpruche der Bezirkshauptleute" abſchläglich. 4) Der Generalmajor v. Thümen bat ganz ergebenſt um gefällige Mittheilung, ob Maßregeln zur Abſtellung von Störungen der Ruhe vor der Artillerie- und Ingenieurſchule getroffen und von welchem Reſultate dieſelben begleitet geweſen ſeien, um darnach zu ermeſſen, wie weit die Commandantur bei ähnlichen Ereigniſſen und Angriffen auf Königl. Gebäude zum Anwenden militairiſcher Sicherheitsmaßregeln veranlaßt ſein möchte." Der Commandeur der Bürgerwehr, Nimpler, erwiederte, daß die Ruhe ohne weiteren Nachtheil für Perſonen und Eigenthum durch Einſchreiten der Bürgerwehr hergeſtellt ſei (2. Auguſt).

Polizeidienste mit diesem verhaßten neuen Institute trug den Haß des Volks auch auf die Bürgerwehr über, welche sich erfolglos gegen solche Herabwürdigung sträubte, und vergebens geltend zu machen suchte, daß sie ihrer Bestimmung gemäß nur zum Schutze gegen offenen Angriff auf Personen und Eigenthum verwendet werden dürfe.

Die Verbindung mit der neuen Polizeimannschaft demoralisirte aber auch die Bürgerwehr noch in anderer Art. Wörtliche und thätliche Beleidigungen, welche der Bürgerwehrmann im Dienste erlitt, betrachteten die Richter als einer Privatperson zugefügt, während der Polizeimann in gleichem Falle als Diener des Staats angesehen und vertreten wurde. Dabei steigerten sich die Anforderungen an die Kräfte der Bürgerwehr von Tage zu Tage. Man forderte von ihr außer den zahlreichen Wachtposten, außer der Besetzung der Königlichen Schlösser, Ministerhotels, Magazine u. s. w. an unruhigen Tagen auch noch das Gleiche für die Kunstsammlungen, Theater, Garderoben, Kassengebäude, Waffenläden, so daß von den 7800 Mann des Gesammtbestandes, der im Sommer auch noch durch die herrschende Cholera beträchtliche Verluste erlitt, meist nur geringe Kräfte zur Verwendung in Masse übrig blieben. Dennoch standen bei der Paradedemonstration zu Ehren des Reichsverwesers über zehntausend

Mann unter Waffen, obschon es vor und während derselben an Demonstrationen der spezifisch-preußischen Partei nicht fehlte. Dieser Tag bewies, daß die Bürger Berlins in deutscher Gesinnung die Regierung weit übertrafen.*) In dem parlamentarischen Kampfe gegen den reactionären Geist der Officiercorps im Heere stand die Berliner Bürgerwehr treu zur Nationalversammlung.

Seit dieser Zeit begannen die Excesse der Soldaten gegen die Bürgerwehr einen immer feindseligeren Character anzunehmen. Zwar betheuerte der General Wrangel bei der Militärparade vom 20. September: „Die Soldaten seien die Brüder der Bürger, und zwischen Brüdern müsse Verträglichkeit herrschen." Aber er setzte zugleich hinzu, die Soldaten haben scharf geschliffene Schwerter an der Seite und die Kugeln im Lauf!" — Eigenschaften, welche leider dem andern Theile der Brüder fehlten. Dennoch konnte selbst Wrangel nicht umhin, der „verehrlichen Berliner Bürgerwehr das Zeugniß zu geben, „daß sie sich in ihrem schweren Berufe vielfach bewährt habe." **)

---

*) Vgl. David Hansemann: „das Preußische und Deutsche Verfassungswerk." S. 113. „Zahlreicher und glänzender als jemals erschien die Bürgerwehr bei dieser Veranlassung!"

**) Schreiben des Oberbefehlshabers in den Marken an den Kommandeur der Berliner Bürgerwehr vom 23. Sept. 1848.

Zugleich wetteiferten jetzt Regierung und Polizei in dem Bestreben, die Bürgerwehr durch die grundlosesten Alarmirungen, und durch fortwährende Massenaufgebote gegen ganz unbedeutende Ruhestörungen zur Verzweiflung, und nebenbei mit dem unbewaffneten Theile des Volks in bluligen Konflikt zu bringen. Die schriftlichen Requisitionen nahmen kein Ende. Berichte von Polizeispionen, welche in der, später bei dem Waldeckschen Prozesse so glänzend enthüllten Weise, beliebige Nachrichten von Verschwörungen und bevorstehenden Schilderhebungen mit detaillirten Kampfplänen zu berichten wußten, dienten dazu, die ermattete Bürgerwehr beständig in Athem zu erhalten. An dem Tage, wo sich das Ministerium Pfuel über die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 9. August und 7. September erklären sollte (25. September), ward die gesammte Bürgerwehr aufgeboten. „Die demokratische Partei, hieß es in der Requisition, habe für diesen Tag alle Vorbereitungen zu einem großen Kampfe getroffen und einen vollständigen Schlachtplan entworfen. Dreißigtausend Mann ständen zu diesem Kampfe gerüstet. So sei dem Polizeipräsidium aus zuverlässiger Quelle berichtet!“ Patrouillen, welche das Bürgerwehrkommando zu den von dem Polizeipräsidenten bezeichneten Stadttheilen, Straßen und Plätzen entsendete, fanden dort „nichts, was über den

gewöhnlichen Verkehr hinausging." Die Ruhe blieb auch vor dem Verſammlungshauſe der Preußiſchen Volksvertretung ungeſtört, obſchon die Wichtigkeit des Tages dort große Maſſen von Zuſchauern aller Stände und Klaſſen zuſammengeführt hatte. An einigen Orten, wo unbekannte Individuen Volkshaufen zur Befreiung von politiſchen Gefangenen aufforderten, zerſtreuten ſich die Maſſen auf das vernünftige Zureden anderer Volksredner ohne Gewalt zu verüben oder zu erleiden. Nur ein Theil blieb zurück, und verſuchte, von der Bürgerwehr angegriffen, Widerſtand, indem er an der Ecke der Poſt- und Königsſtraße eine Barrikade errichtete. Sie ward von einer Abtheilung Bürgerwehr genommen, und hinter derſelben fand und verhaftete man — ein bekanntes Mitglied des Junkerparlaments und des reaktionairen Treubundes, den Grafen Bresler. *)

Der Inſtinkt des Volks, die vox populi, irrt ſich ſelten oder nie im Ganzen, ſo oft er ſich auch in der einzelnen Anwendung vergreift. So ahnte er

*) Derſelbe war zugleich Mitglied des Junkerparlaments (S. Pr. Revol. III., S. 400.) und gehörte zu den wandernden Mitgliedern des Vereins für König und Vaterland, welche bemüht waren, aller Orten ſogenannte patriotiſche und Krieger-Vereine im Sinne und Dienſte der Reaktion ins Leben zu rufen. (S. die Zeitſchrift „Publicift" vom 29. Oct. 1846).

auch hier, daß ein bewußtes verrätherisches Spiel mit der Bürgerwehr gegen das Volk getrieben werde. „Man will uns gegeneinander hetzen, um dann das Militär gegen uns herbeirufen und die alte Knechtschaft wieder einführen zu können!“ Diese Worte, welche nur allzusehr das Richtige trafen, konnte man überall in der Bevölkerung der Hauptstadt vernehmen. Das tüchtigste aller Korps der Berliner Wehrmänner, der Verein der Maschinenbauer, sprach diese Ansicht in den Octoberunruhen durch ein Plakat offen aus, und beschwor Volk und Bürgerwehr, solche Anschläge der Freiheitsfeinde zu Schanden zu machen. Die Zeit, in welcher wir schreiben, verstattet nicht, durch Anführung der Quellen unserer Darstellung den vollständigen Beweis ihrer Glaubwürdigkeit zu führen. Aber dennoch bleibt es durch die unverwerflichsten Zeugnisse festgestellt, daß vom 5. bis zum 26. October alle einzelnen Unruhen in Berlin, soweit sie nicht von der Reaktion angestiftet waren, keinen politisch-revolutionären Charakter trugen. Erst die Nachricht von dem Bombardement und dem Falle Wiens verlieh der Volksbewegung Berlins diesen Charakter.

Ein kindischer Aufzug, die sogenannte Eselsdemonstration *), so unbedeutend, daß ein Dutzend

*) Man führte den von der Nationalversammlung debat-

Polizeimänner ihn hätten auseinander jagen können, eine Aeußerung des Volkswitzes, wie sie in England bei ähnlichen Veranlassungen gang und gäbe sind, mußte der Polizeibehörde dazu dienen, ganze Bataillone Bürgerwehr gegen eine Anzahl Gassenbuben und Neugierige aufzubieten, und da dieselben einige Minuten zu spät kamen, um das lächerliche Autodafé zu hindern, erließ der Minister des Innern durch den Polizeipräsidenten eine beleidigende und ihrem Inhalte nach ungesetzliche Rüge gegen das Bürgerwehrkommando! Die abgesendeten Bürgerwehrmänner hatten sich geschämt, daß sie ihre Bajonette gegen einen kindischen Auflauf richten sollten. Der Unwille über diese Polizeihetzjagden war allgemein. Selbst in der sogenannten „gemischten Kommission", welche seit dem 28. Mai die provisorische Behörde der Bürgerwehr bildete, wurden energische Stimmen laut gegen das Unwesen, welches die Polizei durch das massenhafte Aufbieten der Bürgerwehr bei so harmlosen und ungefährlichen Anlässen zu treiben sich erlaube. Man wies in dieser aus sehr konservativen Elementen bestehenden Kommis-

---

tirten sehr unbeliebten Bürgerwehrgesetzentwurf auf einem Esel durch die Straßen, und verbrannte ihn zuletzt auf einem öffentlichen Platze.

sion *) darauf hin, daß solche, in konstitutionellen Ländern ganz gewöhnlichen Volksdemonstrationen vielmehr als heilsame Ableiter des Volksunwillens zu betrachten seien, daß sich in dem vorliegenden Falle die Menge durchaus ruhig und friedlich verhalten habe, und daß der verübte Unfug nicht einmal als eine Beleidigung des Gesetzes gelten könne, da der verspottete Gesetzentwurf noch keine gesetzliche Kraft gehabt habe.

Dennoch dauerte das alte Unwesen fort. Während des ganzen Octobermonats erfolgten täglich, auf beliebige Gerüchte hin, die ausgedehntesten Requisitionen, welche das Einschreiten der Bürgerwehr gegen befürchtete Demonstrationen und Emeuten forderten. Weder Tag noch Nacht wurden der Bürgerwehr Ruhe und Rast vergönnt. Man hetzte die vom täglichen Dienst erschöpften Mannschaften in dem kalten und feuchten Herbstwetter, während in der Stadt die tödtliche Seuche wüthete, nach allen Richtungen hin und her, man gab die bereitgehaltenen Abtheilungen, Kompagnien und Bataillone jeder

*) Sie bestand aus dem Kommandanten von Berlin, dem Bürgermeister, Polizeipräsidenten, Kommandeur der Bürgerwehr, einigen Mitgliedern der Kommunalbehörden, und aus einer, zu jeder Sitzung neubefehligten Deputation der Bürgerwehr. Den Vorsitz führte ein Deputirter des Ministeriums des Innern.

Unbill des Wetters Preis, indem man ihnen bei nöthigen Aufstellungen stundenlang bereitzuhaltender Abtheilungen jeden bedeckten Raum zum Schutze gegen dasselbe verweigerte. Selbst als der König an seinem Geburtstage den Gottesdienst im Dome besuchte, verlangte die Polizei die Aufstellung eines Bataillons Bürgerwehr in der Nähe, während das zahlreich versammelte Volk, das noch immer voll vertrauenden Glaubens an dem Verkündiger der Märzverheißungen hing, den König, der seine Hauptstadt noch fortwährend mied, mit dem aufrichtigsten Jubel begrüßte.

Endlich hatte eine dieser Requisitionen den gewünschten Erfolg. Am 16. October kam es zwischen Bürgerwehr und Arbeitern zu Konflikten, welche mit Blutvergießen endeten. Auf einen blind abgefeuerten Schuß, dergleichen bei fast allen früheren und späteren Zusammenstößen dieser Art eine Rolle spielen, gaben mehrere Schützen eines Bataillons Bürgerwehr ohne Kommando Feuer, und verfolgten in blinder Wuth, ohne auf die zurückrufenden Signale zu achten, die nach allen Seiten hin auseinander fliehenden unbewaffneten Arbeiter mit Schüssen und Bajonetten. Der Generalmarsch ward geschlagen. Aber auch die erbitterten Arbeiter verstärkten sich durch starke Zuzüge. Der ganze Stadttheil am Köpnickerfelde gerieth in Aufregung. Starke Abthei-

lungen Bürgerwehr wurden zurückgeworfen und zersprengt. Barrikaden wurden errichtet und durch Bajonettangriffe genommen. Die Sache drohte sehr ernsthaft zu werden. Die Arbeiter stürmten einzelne Wachthäuser, und versahen sich aus ihnen und aus Privathäusern mit Waffen und Munition. Von beiden Seiten fielen zahlreiche Opfer. Zum Glücke unterließ es der besonnene Kommandeur der Bürgerwehr, mit der Masse der am Schlosse versammelten Bataillone in die beunruhigten Stadttheile einzurücken. Er hoffte, daß die aufgeregte Volksmasse sich um so eher abkühlen werde, da kein politischer Grund, sondern nur jenes unzeitige Feuern der Bürgerwehr die Veranlassung zu diesem unglücklichen Kampfe gegeben hatte, der aber leicht bei heftiger Fortsetzung einen politischen Charakter annehmen konnte. Patrouillen des Studenten- und Künstlerkorps an die Barrikaden der aufständischen Stadttheile entsendet, brachten durch gütliches Zureden meist Ruhe zu wege. Nur in der Roßstraße, wo sich hinter der Barrikade einige sehr elegant gekleidete Herren befanden und die Arbeiter durch Branntweinspenden angefeuert wurden, blieben alle Vorstellungen fruchtlos. Selbst die volksbeliebtesten Mitglieder der Nationalversammlung, Waldeck und Berends, vermochten nichts auszurichten. „Die Bürgerwehr sei mit dem Militär gegen das Volk

verbündet; man werde die Barrikade gegen beide vertheidigen." Aehnliche Scenen fanden in der Jakobsstraße statt, wo eine Barrikade zweimal genommen werden mußte, da sich die ersten Bataillone der Bürgerwehr, von einem panischen Schrecken ergriffen, zerstreuten.

An diesem Tage bewährte der Kommandeur der Bürgerwehr eine Umsicht und Kaltblütigkeit, welcher selbst von erfahrenen Militärs die vollste Anerkennung gezollt wurde. Die Lage der Dinge war höchst gefährlich. Die bedrohlichsten Nachrichten kamen in das Hauptquartier zum Königsschlosse. Drei Bataillone seien zersprengt, ihr Führer Major Vogel gefallen. Viele Abtheilungen der Bürgerwehr seien zum Volke übergegangen, das sich durch immer neue Zuzüge verstärkte. Barrikaden über Barrikaden entstanden. Trupps mit Fackeln trugen die Leichen der gefallenen Arbeiter durch die Straßen, und riefen zur Rache auf. Ein Angriff auf das Schloß schien bevorzustehen. Der Sicherheitsausschuß forderte jetzt das Heranziehen einiger Bataillone Linientruppen zum Schutze des Schlosses. Als Rimpler diesen Beschluß den auf den Schloßhöfen versammelten Bataillonen der Bürgerwehr mittheilte, stürmte alles auf ihn ein, **die Zurücknahme dieses Befehls zu bewirken.** Sie seien zu jeder Aufopferung bereit, nur das Militär dürfe nicht wieder

in den Kampf geführt werden. Ein Offizier der Bürgerwehr nahm den Ueberbringer des bereits an die Linienbataillone abgesendeten Marschbefehls gefangen, und entriß ihm denselben. So ward ein neuer 18. März verhütet. Inzwischen langten beruhigende Nachrichten an, und um Mitternacht war Alles zu Ende. Hundertfünfzig Bürgerwehrmänner wurden an diesem Abende verwundet, einige getödtet. Auch aus dem Volke waren zahlreiche Opfer gefallen. Magistrat und Ministerium erkannten an, daß nur durch die Zurücknahme jenes Militärbefehls das Vertrauen des Volks zu den Anordnungen der Behörden aufrecht erhalten und größeres Unglück verhütet worden sei.

Die Bürgerwehr beklagte tief das geschehene Unheil. Zahlreicher als bei dem Begräbnisse ihrer eignen Gefallnen, folgten ihre Deputationen am 20. October dem Leichenzuge der gefallenen Arbeiter, denen der Magistrat freies Begräbniß gewährte. Die allgemeine Stimme gab der Bürgerwehr die Schuld des blutigen Konflikts, der aus geringfügigstem Anlasse entstanden war. Das Korps der Maschinenbauer hatte sich durch keine Aufforderungen zur Theilnahme an dem Kampfe bewegen lassen. Sie hatten vielmehr vereint mit dem Handwerkerkorps zur Beschwichtigung des kämpfenden Volks gewirkt und zum festen Zusammenhalten mit der

Bürgerwehr gegen den gemeinsamen Feind ermahnt. Bei allen Klassen des Volks aber verstärkte sich seit jenem Unglückstage der Glaube, die Reaktion beabsichtige Arbeiter und Bürgerwehr gegeneinander zu bringen. Die Arbeiter verhielten sich daher ruhig, obschon die Polizei unaufhörlich die Bürgerwehr gegen angebliche Demonstrationen aufbot. Auch die Waffen- und Munitionstransporte aus dem Zeughause hatten seit dem Sommer unter dem Schutze der Bürgerwehr ihren ungestörten Fortgang gehabt. Erst am 26. October ward selbst in den Reihen der Bürgerwehr die Besorgniß laut, daß diese Transporte wohl gegen die Hauptstadt bestimmt sein möchten. Dennoch geleitete man getreulich auch diese Entsendungen aus der Stadt. Als aber eine Kabinetsordre der Bürgerwehr den Dank des Königs für die am 16. October bewährte Tapferkeit aussprach, lehnte der demokratische Theil der Bürgerwehr diesen Dank ab. Es erschien ihnen als eine Beleidigung der Freiheit, für vergossenes Bürgerblut Belobigung zu empfangen.

Die weitere Geschichte der Berliner Bürgerwehr trifft mit dem Ausgange der Berliner Nationalversammlung zusammen, an dessen Schwelle unsere Darstellung sich befindet. Ehe wir sie dort wieder aufnehmen und zu ihrem Ende führen, wird es zweckmäßig sein, den Einblick zu eröffnen in die

Thätigkeit derjenigen Macht, welche die einzige reale Stütze der werdenden Freiheit von Anfang an in ihren Wurzeln zu untergraben suchte.

Kapitel VII.

Die Reaktion der Polizei gegen die Bürgerwehr.

Der Lebenspunkt des Bürgerwehrinstituts und zugleich der stärkste Hort der jungen Freiheit war die gesetzliche Bestimmung, welche ihr allein die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung übertrug, und ihr zu diesem Zwecke das alte stehende Heer gewissermassen unterordnete.

Diese wichtige Bestimmung war in dem Gesetze vom 6. April ausgesprochen. Dies Gesetz gebot, daß die militärische Macht nur einschreiten dürfe, wenn die Bürgerwehr selbst sich nicht für hinreichend halte, den Schutz der Hauptstadt zu sichern. In solchem Falle waren dem Kommandeur der Bürgerwehr und den Kommunalbehörden das Recht und die Pflicht verliehen, die Hülfe des Militärs zu fordern. Da aber eine andere Bekanntmachung der Regierung (29. März) ausgesprochen hatte, daß eine solche militärische Hülfeleistung nur auf ausdrückliche Anforderung der städtischen Behörden oder des Bürgerwehr-

kommando's erfolgen würde, *) so trafen Stadtbehörden und Bürgerwehrkommando (21. Juni) ein Uebereinkommen. Der Kommandeur der Bürgerwehr sollte die rechtzeitige Berufung der militärischen Hülfe in vorkommenden Fällen zu fordern berechtigt, zugleich aber verpflichtet sein, den von den städtischen Behörden gebildeten Sicherheitsausschuß **) von einem solchen Schritte unter Darlegung der Gründe sofort in Kenntniß zu setzen. Man meldete diesen Beschluß dem Kommandanten von Berlin, indem man ihm zugleich anzeigte (27. Juni), daß der Sicherheitsausschuß als Vertreter der städtischen Behörden auch allein das Recht in Anspruch nehmen werde, die Mitwirkung des Militärs in dringenden Fällen zu fordern.

Diese Gesetzbestimmung ward von der Bürgerwehr als das Palladium ihrer politischen Würde und der bürgerlichen Freiheit betrachtet und gegen alle heimlich versuchten Angriffe eifrig gewahrt. Sie hatte Ursache, auf ihrer Hut zu sein, da die städti-

*) S. Preuß. Rev. Buch II. S. 148 — 149.

**) Dieser vom Magistrat und Stadtverordneten niedergesetzte Ausschuß bestand aus neun Männern: Bürgermeister Naunyn, Stadtrath Gärtner, Syndikus Hedemann, Stadtverordneter Vorsteher Seidel und den fünf Stadtverordneten Funk, Lewald, Prince-Smith, Schäffer und Walther.

schen Behörden, besonders der Magistrat, mit dem charakterschwachen Naunyn an seiner Spitze, schon bald nach der Märzrevolution von Zeit zu Zeit Versuche machten, durch Liebedienerei gegen die Reaktion sich für kommende Zeiten Verzeihung ihres revolutionären Enthusiasmus in den Märztagen zu sichern. Seit der tüchtige Rimpler den Oberbefehl der Bürgerwehr übernommen hatte (15. Juni), war in ihm der Mann gefunden, der die unter ihren früheren Führern fast planmäßig demoralisirte Bürgerwehr wieder aufzurichten, und ihre Stellung und Rechte mit bisher ungewohnter Energie zu vertreten, den Muth und die Kraft wie den Patriotismus besaß. Als der Sicherheitsausschuß sich erlaubte, hinter dem Rücken des Bürgerwehrkommandos und gegen die erst an demselben Tage zwischen beiden ausdrücklich geschlossene Uebereinkunft, nach welcher jede Mitwirkung des Militärs von dem Antrage des Bürgerwehrkommandos abhängig gemacht wurde, den Militärkommandanten von Berlin, General v. Aschoff, zu ersuchen: vom 22. Juni an gewisse Plätze und Gegenden, unter ihnen namentlich das Schloß durch Kompagnien der Landwehr besetzt zu halten, forderte Rimpler, über diese Perfidie mit Recht entrüstet, die sofortige Zurücknahme jener Requisition. Wenn man dieselbe weigere, drohte er: unter öffentlicher Darlegung der Gründe seine Stelle niederzulegen. Die Bürger-

wehr sei vollkommen kräftig genug, die Ruhe der Stadt zu wahren. Sie sei zudem vom besten Geiste beseelt, ihre Bereitwilligkeit und Schnelligkeit im Vollziehen seiner Anordnungen und Befehle verdiene höchstes Lob, die Bewachung des Schlosses vor allem sei ihr vom Könige selbst übergeben. Einen Posten von so hoher politischer Bedeutung aufgeben, berechtige die Ansicht derer, welche darin einen neuen Versuch erblickten, „Berlin der Reaktion in die Hände zu liefern!“ *)

Während so die Bürgerwehr an dem Magistrate einen mehr und mehr zweideutigen Alliirten hatte, sah sich der bedrängte Befehlshaber derselben genöthigt, jeden Augenblick gegen die Uebergriffe Front zu machen, mit welchen die Polizei die Stellung und die Rechte der Bürgerwehr zu beeinträchtigen versuchte. Vor allen war es das Gesetz, welches die Militärmacht in der Stadt dem Bürgerwehr-

*) Dieses Dokument ist natürlich nicht veröffentlicht worden. Die Ausdrücke, welche im Texte gebraucht worden sind, kann der Verfasser dieser Darstellung verbürgen. Sie lauteten im Originale zum Theil noch stärker. Auch bei andern Gelegenheiten trat Rimpler mit gleicher Entschiedenheit auf. Als zu Ende Juni die städtischen Behörden erklärt hatten, daß die Bürgerwehr Berlins von nun an als geschlossen zu betrachten sei, bedeutete der Kommandeur derselben den Magistrat (26 Juni), daß er darüber nicht zu bestimmen, sondern die Beschlüsse der einzig in dieser Angelegenheit kompetenten Behörde, der Nationalversammlung, abzuwarten habe.

kommando unterordnete, gegen welches die Angriffe der Reaktion ſich unaufhörlich richteten. In der Spannung der Dinge, welche das Auftreten des Miniſteriums Pfuel begleitete, ſchien ſich dazu eine neue Gelegenheit zu bieten. Wrangels Ernennung zum Oberbefehlshaber in den Marken, und ſein am 17. September erlaſſener Armeebefehl waren offenbar zunächſt gegen das Geſetz vom 6. April gerichtet. Wir haben geſehen, daß man in Potsdam auf einen Bruch mit der Nationalverſammlung gefaßt, und auf einen gewaltſamen Zuſammenſtoß vorbereitet war. Die Polizei that das Ihrige, denſelben herbeizuführen. Sie beſetzte nicht nur das Schauſpielhaus eigenmächtig mit Konſtablerhaufen, ſondern der Polizeipräſident von Bardeleben wagte ſogar, das Kommando der Bürgerwehr als eine ihm untergebene Behörde zu behandeln, und mit offenbarer Nichtbeachtung des Geſetzes vom 6. April ein ſelbſtſtändiges Einſchreiten des Militärs im alten vormärzlichen Stile anzudeuten, wenn das Bürgerwehrkommando ſich dieſen Uebergriff der Polizei nicht gefallen laſſen wollte. *) Das Bürgerwehrkommando meldete

*) Dieſes Schreiben iſt zu bezeichnend, um es nicht vollſtändig mitzutheilen. „Da Morgen (ſchrieb der Polizeipräſident an das Kommando der Bürgerwehr am 24. September) ernſte Unruhen zu erwarten ſtehen, und die Bürgerwehr die Behörde iſt, welche, wenn die Polizeikräfte nicht ausreichen, die Ruhe und Sicherheit in der Stadt aufrecht zu erhalten ver-

dieſen Akt der Ungeſetzlichkeit ſofort dem Miniſterpräſidenten. Pfuel war ein gerechter Mann. Er belehrte den Polizeimann, daß die Zeit der Polizeiallmacht vorbei ſei, und daß er einem Verfaſſungsſtaate diene. Er befahl ihm: „ſich mit dem Kommandeur der Bürgerwehr zu verſtändigen, und niemals das Vertrauen zu verläugnen, welches er ſelber in die Bürgerwehr Berlins ſetze, und was die Requiſition militäriſcher Beihülfe betreffe, bei dem verfaſſungsmäßigen Wege, auf welchem er in ſeiner Erklärung vom 22. Septbr. in der Nationalverſammlung hingewieſen habe, zu beharren!“

---

pflichtet iſt, ſo ſehe ich mich genöthigt, eine beſtimmte und ſchriftliche Erklärung darüber zu erbitten, in wie weit die B. W. jener Verpflichtung im vorliegenden Falle nachzukommen im Stande iſt. Dieſe Erklärung iſt nothwendig, damit ſie den etwa vorzubereitenden militäriſchen Maßregeln“ (welche die Polizei geſetzlich nichts angingen) „als ſichrer und unzweifelhafter Anhalt dienen könne. Ein ꝛc. Kommando der B.-W. wolle ſich daher darüber ausſprechen, ob es die Garantie dafür übernehmen könne: daß die B.-Wehr einen über einen großen Theil der Stadt verbreiteten bewaffneten Aufſtand zu unterdrücken im Stande ſei. Im Betracht der Dringlichkeit der Sache erſuche ich ꝛc. mich ſpäteſtens bis Morgen Vormittag 9 Uhr mit Antwort zu verſehen, und werde ich, falls die Antwort bis zur gedachten Stunde nicht eingeht, dies ſo anſehen müſſen, als wenn wohldaſſelbe die bezeichnende Garantie zu übernehmen nicht vermöge. Berlin 24. Septbr. 1848. Der Pol.-Präſ. von Bardeleben.“

So der Präsident des Ministeriums. Anders aber dachte sein Kollege, der Minister des Innern. Zwar hatte Herr Eichmann in der Nationalversammlung erklärt (26. Septbr.): „daß die Staatsbehörde niemals in den Beschluß eingreifen werde, welchen die Versammlung über ihre persönliche Sicherheit gefaßt habe.“ Statt aber sein Wort zu halten, ging sein ganzes Bestreben darauf, das Gesetz und die Zusage des Ministerpräsidenten zu umgehen, und die Bürgerwehr unmittelbar unter den Polizeipräsidenten zu stellen. Die Veranlassung bot ihm eine Aeußerung des Volkshumors, die bereits erwähnte Eselsdemonstration.*) Der Minister des Innern sandte durch den Polizeipräsidenten ein Schreiben (8. Octbr.) an das Bürgerwehrkommando, in welchem er das Verhalten der Bürgerwehr heftig tadelte, derselben vorwarf, daß sie die Ruhe der Stadt entweder nicht erhalten könne oder nicht wolle, und daran die Drohung knüpfte, daß er andere Maßregeln ergreifen werde. Der Kommandeur der Bürgerwehr erwiederte dem Polizeipräsidenten, daß er schon darum, weil das Bürgerwehrkommando der Polizei nicht untergeordnet sei, auf die durch ihn vermittelten Eröffnungen des Ministers nicht antworten könne und werde, und wandte sich mit einer Beschwerde

*) S. Kapitel VI. Seite 571.

über die erneuten Uebergriffe der Polizei an das Gesammtministerium. Bis jetzt hat die Staatsregierung sich dagegen verwahrt, daß es ihr geheimer Wunsch sei, aus der Bürgerwehr eine Polizeimannschaft zu machen. Er hoffe, daß sie es auch ferner thun, und den Minister des Innern wie den Polizeipräsidenten in ihre Schranken zurückweisen werde.

Die Absicht bei jenem Schritte Eichmanns lag allerdings zu Tage. Er hatte verlangt, das Bürgerwehrkommando solle „Bürgschaft dafür geben", daß ähnliche Demonstrationen und Störungen der Ruhe, wie die am 25. Septbr. und 8. October künftig nicht mehr vorkommen würden. Das war eine Unmöglichkeit, auch wenn nicht, wie am 25. September, die Störungen der Ruhe von der Reaktion selbst ausgingen, wo der Graf Bresler hinter einer Barrikade gefunden und verhaftet wurde. Selbst die ganze alte Militär- und Polizeimacht Berlins zur Zeit der ungeschwächten Krone hatte im April 1847 nicht verhindern können, daß die öffentliche Ordnung drei Tage lang durch die gröbsten Volksexcesse gegen Personen und Eigenthum gestört wurde, wie sie in solcher Größe nach dem März des Jahres 1848 niemals vorgekommen waren. Wenn also das Bürgerwehrkommando die geforderte Bürgschaft leistete, so war die Gelegenheit

gegeben, bei dem ersten besten Auflaufe, den die Bürgerwehr nicht verhindert hatte, wenn sie ihn auch zerstreute, das lästige Gesetz vom 6. April zu durchbrechen.

Die Antwort des Gesammtministeriums (17. October) lautete vermittelnd. Der Polizeipräsident ward entschuldigt, die Bürgerwehr unter den Minister des Innern gestellt, der Streit vertagt.

Er ward erneuert durch die Vorgänge des 30. October. Es ist von historischem Interesse, diesen Streit in seinen Einzelnheiten zu verfolgen, weil daraus unwidersprechlich hervorgeht, daß die Reaktion zu der offenen Gewalt, mit welcher sie Bürgerwehr und Nationalversammlung niederwarf, auch noch das Bitterste fügte, was einem Volke geboten werden kann: den Schein des Rechts und Gesetzes in der offenbaren Verletzung beider.

Bevor wir diesen Streit und seinen Ausgang erzählen, müssen wir indessen eine Bemerkung einschalten, welche auf den eigentlichen Grund desselben das rechte Licht zu werfen geeignet ist. Die Einigung der Bürgerwehr und Polizei war an und für sich unmöglich, weil beide Theile unter Ruhe und Ordnung etwas anderes verstanden. Die Polizei und das Ministerium des Innern, Herr von Bardeleben und Herr Eichmann, beide Anhänger des gestürzten büreaukratischen Polizeigewaltsystems, ver-

ſtanden darunter jenen Zuſtand, wie er vor dem März in der Hauptſtadt Preußens herrſchte, wo jede, auch die unſchuldigſte Lebensäußerung des Volks auf Straßen und Plätzen verboten war, und wo das Raſſeln der Equipagen und der Trommeln die einzigen lauten Lebenszeichen der Hauptſtadt bildeten. Es war dieſe todte, mit der Polizeiſcheere zugeſchnittene Reglementsmäßigkeit, welche alles Leben eingeſchnürt hielt, deren herzbeklemmenden Eindruck ſelbſt der alte Göthe beſeufzte, wenn er einmal gegen ſeinen Eckermann klagte, daß die deutſche Polizei ſchon den Kindern jede Freude und Luſt verderbe. Sie war der rechte Ausdruck des Abſolutismus, der ſich in ihr ſelbſt genoß, wie er ſich an den ſeelenloſen Paraden der ſteifen Soldatenmaſchinerie beſpiegelte. Dieſe reglementsmäßige Ruhe und Ordnung, von der ein Engländer keine Vorſtellung hat, war es, welche die Regierungs- und Polizeimänner des neuen Preußens aufrecht erhalten wiſſen wollten, und in deren Störung ſelbſt durch ungefährliche Demonſtrationen und Auslaſſungen des Volkshumors ſie eine Gefährdung des Staats und vor allem eine Beeinträchtigung ihrer Würde erblickten. Sie handelten nicht in ſchlimmer Abſicht, denn ſie wußten es nicht anders. Der Fehler war nur, daß man eben den neuen Moſt in die alten Schläuche füllte, daß Männer des alten Bevormun-

dungsregiments, die ihr Leben lang das Volk nur als eine gefährliche, durch Polizei und Militär in den Schranken blinder Unterwürfigkeit und stummer Ordnung zu haltenden Masse zu behandeln gewohnt gewesen waren, jetzt an die Spitze eines Staates und eines Volkes gestellt wurden, deren Leben sich plötzlich in freier Bewegung zu entfalten begonnen hatte. Sie fanden, daß der lange Gegängelte hier und da stolperte, daß er nicht den Gang regelrechter Dressur zeigte, und hätten ihm darum am liebsten das Gehen verboten. Da dies nicht wohl anging, hätten sie ihm wenigstens gern das alte Gängelband wieder angelegt. Selbst die Bürgerwehr, die schon von Anfang an einen oft übertriebenen Polizeieifer zeigte, war ihnen noch nicht polizeieifrig genug. Sie schufen daher in ihren Schutzmännern neue polizeiliche Kinderwärter für das große Kind, Volk genannt. Es geschah was geschehen mußte. Die Kinderwärter vermehrten die Ungezogenheit. Die Bürgerwehr selbst wurde stutzig. Sie sträubte sich gegen ihre Umwandlung in ein Polizeiinstitut. Sie sah, daß das stete „Einschreiten“ immer nur die Sache ärger machte, daß die Schutzmänner, die nur die alte vormärzliche „Ruhe und Ordnung“ im Auge hatten, überall, wo sie erschienen, wirklich Unordnungen hervorriefen. Das Volk endlich, durch das stete Einschreiten mehr und mehr erbittert, gab unbe-

sonnenen Aufwieglern und falschen Demagogen um so leichteres Spiel. Die Umlagerung der Hauptstadt mit starken Heeres- und Geschützmassen, die Ernennung eines Militärdiktators, dessen Armeebefehl dem einfachen Verstande über die Absichten dieser Ernennung gar keinen Zweifel ließ, steigerten die allgemeine Erregung zu fieberhafter Reizbarkeit. Die fortgesetzten Versuche der Polizei, die in ihrer Organisation absichtlich vernachlässigte ja an derselben verhinderte Bürgerwehr als unzulänglich zur Aufrechthaltung der Ordnung darzustellen, um ihre Rolle dem Militär übertragen zu können, kamen dazu. Das konnte kein gutes Ende nehmen. Wo Verständigung bei entgegengesetzten Prinzipien unmöglich ist, kann nur die Gewalt entscheiden. Das Recht des Stärkeren tritt ein, wo die andere Partei offen oder insgeheim, das Recht der andern für Unrecht hält. Das war hier der Fall. Eine neue Revolution war unvermeidlich. Von ihrem Ausgange hing es ab, welchen Namen sie führen sollte. Revolution oder Contrerevolution, rettende That im Sinne der Märztage, oder rettende That im Sinne des Absolutismus, — das war die Frage.

Der aufmerksame Leser dieser Geschichte wird aus ihr die Ueberzeugung gewonnen haben, daß man am Hofe zu Potsdam wußte, was man wollte. Seit dem 7. September war dieses Was? bestimmt

und ausgesprochen. Nur das Wann? war unbestimmt geblieben, weil das Ministerium der That seine Handreichung zur „rettenden That“ versagt hatte. Warten ist die Kunst der Höflinge und Diplomaten, Nous verrons! das Zauberwort der Machthaber. Die Reaktion schrieb auf ihre Fahne die Devise jenes schottischen Duglas: „Ich wart auf meine Zeit.“

Und sie wartete nicht vergebens. Als Wien gefallen war, da war die Zeit gekommen. Die Vorgänge des 30. October gaben Veranlassung, die Angriffe der Polizei gegen die Bürgerwehr zu erneuern. Es galt den Schein des Rechts zu wahren, den noch bei allen Kriegen jede Partei der Gewalt vorausschickte. Die Polizei sollte die Brücke der gesetzlichen Revolution schlagen, auf welcher der Militärdespotismus in die Stadt einziehen konnte.

Der Minister des Innern, welcher schon früher aus der Mücke der sogenannten Eselsdemonstration einen Elephanten gemacht, und in diesem lächerlichen und ungefährlichen Gebahren eines von Gassenbuben unterstützten geringen Volkshaufens einen Beweis gesehen hatte, „daß die Nationalversammlung und die Staatsregierung“, wie er sich ausdrückte, „unter dem terroristischen Einflusse einer revolutionären anarchischen Partei stehe“ — *) that jetzt nach den

*) Nichts ist so geeignet, eine Vorstellung von der eben

Vorfällen des 31. October den letzten Schritt. In einem Schreiben an das Bürgerwehrkommando (1. November), in welchem er daſſelbe mit Vorwürfen überhäufte, und die Ruheſtörungen des vergangenen

---

geſchilderten Stimmung des alten bureaukratiſchen Bewußtſeins zu geben, als die Art, in welcher der Miniſter des Innern, Herr Eichmann, dieſe Exceſſe (vom 25. Septbr. und 8. October) beurtheilte. Er nannte die Eſeldemonſtration die empörendſte Verhöhnung eines der wichtigſten Geſetze, ja der Staatsregierung ſelbſt, einen Skandal, der jedenfalls, wenn er nicht verhindert werden konnte, energiſche Ahndung durch die Bajonette der Bürgerwehr hätte finden müſſen! „Der Eindruck, welchen ſolche Vorfälle machen, hieß es in dem Schreiben, das er durch den Polizeipräſidenten an das Bürgerwehrkommando ſchickte, kann kein anderer ſein, als der, daß der Glaube an das Vorhandenſein einer pflichtgetreuen, kräftigen öffentlichen Macht und Autorität in Berlin, der Hauptſtadt Preußens, der größten Stadt Deutſchlands, immer mehr ſchwindet, und dagegen die Ueberzeugung immer mehr Raum gewinnt, daß die Nationalverſammlung und die Staatsregierung unter dem terroriſtiſchen Einfluſſe einer revolutionären anarchiſchen Partei ſtehen!“ Man hätte denken ſollen, es wäre von einem Angriff auf die Nationalverſammlung oder doch mindeſtens von einem bewaffneten Widerſtande gegen die Polizei die Rede geweſen! während es ſich von Vorfällen handelte, deren erſteren ſelbſt der Polizeipräſident in dem Schreiben, mit welchem er den Erlaß des Miniſters an das Bürgerwehrkommando überſchickte, nur einen „unangenehmen Auftritt“ (er war der, bei welchem der Graf Bresler gefangen wurde!) nur ſchlechtweg eine „Scene“ und eine „Demonſtration“ nannte, von welcher er zugab, daß die anrückende Bürgerwehr, als ſie ſah, gegen welche Kinderei ſie agiren ſollte, ſich ihres Auftrags ſchämte, und hier und da ſogar die Reihen verließ!!

Tages mit den brennendſten Farben ſchilderte, kündigte er demſelben, und zugleich der Stadt durch ein gedrucktes Plakat an, daß er von jetzt an, ſobald die Bürgerwehr ihrer Aufgabe wieder nicht rechtzeitig und vollſtändig genüge, ſofort durch die Polizeibehörden Militär herbeifordern und daſſelbe einſchreiten laſſen werde. Das Bürgerwehrkommando erwiederte hierauf (2. Novbr.): „erſt der heutige Beſchluß der Nationalverſammlung gebe der Bürgerwehr das Recht und die Pflicht, auch vorbeugend den Schutz der Nationalverſammlung zu übernehmen, während ihr dies nach einem früheren Beſchluſſe derſelben, welcher jeden bewaffneten Schutz ablehnte, nicht zugeſtanden habe; und ſie gedenke dieſe Pflicht im ausgedehnteſten Umfange zu erfüllen. Dagegen ſei die Drohung des Miniſters, Militär zu requiriren, eine Verletzung des Geſetzes, das alle bisherigen Miniſterien zu halten gelobt hätten, zumal wenn das Recht zu ſolcher Requiſition auch dem Polizeipräſidenten, oder ſonſt andern als den ſtädtiſchen Behörden und dem Bürgerwehrkommando ertheilt werden ſolle.“ Zugleich erließ Rimpler ein Plakat, in welchem er die von ihm eingelegte Verwahrung gegen die ungeſetzliche Bekanntmachung des Miniſters der Berliner Bevölkerung anzeigte. Der Miniſter gerieth in den heftigſten Zorn. Er drohte in ſeiner Antwort auf alte bureaukratiſche Manier, den

Bürgerwehrkommandanten für ſein Unterfangen zur Strafe zu ziehen. Er behauptete mit ruhiger Stirn, daß die Verwahrung deſſelben, welche ſich auf die klarſten geſetzlichen Beſtimmungen ſtützte, jeder geſetzlichen Begründung ermangle. Er berief ſich auf das Bürgerwehrgeſetz, ohne jedoch einen Paragraphen deſſelben anzuführen, der die alte geſetzliche Beſtimmung geändert hätte. Dabei aber erklärte er zugleich, daß er ſich bei der Requiſition des Militärs ſtets an die in dem Miniſterialerlaſſe vom 31. Octbr. gegen den Magiſtrat ausgeſprochenen Grundſätze halten werde.

In dieſer Berufung und in dieſem Miniſterialerlaſſe lag aber gerade die Falle verborgen.

In demſelben war nämlich an die Stelle der ſtädtiſchen Behörden, denen geſetzlich neben dem Bürgerwehrkommando allein die Herbeiziehung militäriſcher Hülfe „für den äußerſten Nothfall“ zuſtand, der unſchuldig erſcheinende Ausdruck Civilbehörden eingeſchwärzt worden. Jener Erlaß war ein gelegentlicher; dadurch war die Zahl der Behörden, die zur Requiſition des Militärs geſetzlich allein berechtigt waren, ganz plötzlich um eine dritte vermehrt worden. Und dieſe dritte Behörde, war eben die, welche die Reaktion haben wollte, und der ſie dieſe Befugniß in die Hände zu ſpielen ſchon ſo viele vergebliche

Versuche und Anstrengungen gemacht hatte *) — die Polizei.

Das Bürgerwehrkommando that jetzt den letzten Schritt. Es wandte sich an die Nationalversammlung (6. November). Es legte ihr den begangenen Gesetzbruch vor, und wies nach: „daß durch diese Maßregel des Ministers im Betreff dessen, was man früher Störung der gesetzlichen Ordnung nannte, zumal da der alte Polizeikodex noch nicht aufgehoben, die Hauptstadt wieder in das Gebiet

*) Schon am 29. März geschah dazu der erste Schritt mit demselben Kunstgriffe. An diesem Tage erließen der Gouverneur von Berlin von Ditfurt, und der Bürgerwehrkommandeur und Polizeipräsident Minutoli eine „Bekanntmachung", an deren Schlusse es hieß: „Es versteht sich von selbst, daß die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung lediglich der Bürgerwehr überlassen bleibt, und die mögliche Hülfeleistung des Militärs nur für den äußersten Nothfall und auch dann nur auf ausdrückliche Aufforderung der städtischen und Civilbehörde erfolgen wird." Aber die Berliner Bevölkerung war auf ihrer Hut. Man merkte den Kunstgriff, und die Stimmung äußerte sich so allgemein drohend, daß schon am nächsten Tage eine neue, diesmal im Auftrage des Staatsministeriums erlassene Bekanntmachung von denselben beiden Herren, unter demselben 29. März datirt, an die Straßenecken Berlins geheftet wurde, in welcher, bei übrigens ganz gleichem Inhalte, die „Civil"-Behörden" ausgelassen waren. Man sieht, Herr Eichmann hatte sich mit seiner neuen Erfindung der „Civilbehörden" nicht in Kosten gesetzt. (Vgl. über diese Dinge: Personen und Zustände Berlins I. S. 22—25. Berl. Voss. Zeit. vom 3. Novbr. 1848. Preuß. Revol. Buch II. S. 143.)

des alten Polizeistaats versetzt werde.“ Die Sache sei entscheidend für die politische Entwicklung Preußens. Die Nationalversammlung möge daher den Streit durch ein Gesetz schleunig entscheiden, da Gefahr im Verzuge liege. Zugleich forderte das Bürgerwehrkommando die städtischen Behörden auf, sich dieser Petition anzuschließen.

Die hereinbrechende Contrerevolution begrub diese letzte Berufung an Gesetz und Recht in dem Todeskampfe der ersten Preußischen Nationalversammlung. —

Wem aber nach dieser Darstellung noch irgend ein Zweifel darüber geblieben sein sollte, daß schon unter dem zweiten Ministerium der Revolution eine mächtige Hofpartei die Contrerevolution und den Sturz der Nationalversammlung vorbereitete, den mag die folgende Thatsache eines Bessern belehren.

Es war gegen das Ende des August. Die Minister hatten in Folge eines Straßenkrawalls ein strenges Tumultgesetz eingebracht, und wohnten den Verhandlungen bei, welche darüber in der Centralkommission gepflogen wurden. Die Debatten waren sehr stürmisch. Es zeigte sich, daß die Minister bei Abfassung ihres Gesetzentwurfs nicht einmal gewußt hatten, daß bereits ein Gesetz über die Berechtigung der Bürgerwehr zum Gebrauch der Waffen existire.*)

*) Der Minister Kühlwetter bestritt es so lange, bis ihm

Bei dieſer Debatte wandte ſich plötzlich der Miniſterpräſident von Auerswald zu dem neben ihm ſitzenden Abgeordneten Bucher, und ſprach leiſe zu ihm: „Stürzen Sie uns nicht! Sie wiſſen nicht was hinter uns ſteht!“ — „Und was ſteht denn hinter Ihnen? erwiederte der Angeredete. „Großes Unglück für Sie und das Land?“

Er hatte nur zu wahr geſprochen.

---

die gedruckte Geſetzſammlung vorgehalten wurde! worauf er erwiederte: „ich muß geſtehen, daß mir dieſe Verordnung entgangen iſt.“

Kapitel VIII.

Der Geburtstag des Königs und ſeine Folgen.

Der König war noch immer in Potsdam, fern von ſeiner Hauptſtadt, umgeben von den Anhängern des alten Abſolutismus, den geſchworenen Feinden der Märzrevolution, der Volksfreiheit und der Nationalverſammlung.

Um Berlin lagerte inzwiſchen ein ſchlagfertiges Heer, der Kern des Preußiſchen Kriegsvolks. Fünfundvierzig Batterien mit 360 Feuerſchlünden waren nach und nach in die Nähe der Hauptſtadt herangezogen, jede Batterie mit 242 Schüſſen, jeder Fußſoldat mit 60 ſcharfen Patronen verſehen. Kavallerieabtheilungen, auf allen Dörfern mit dem Fußvolke zuſammengelagert, unterhielten die Verbindung mit allen Kantonirungen. Das war um die Zeit, als der ſpätere Juſtizminiſter der rettenden That in der Preußiſchen Nationalverſammlung ausrief (16. Octbr.): „Der König iſt eine ſouveräne Macht, das Volk iſt eine ſouveräne Macht. Die Einigung kann nicht ſchwer ſein, ſie wird ohne Zweifel erfolgen!“ Die

Einigung des Wolfs mit dem Lamme, das er verſchlingt!

Der 15. October kam heran. Es war der Geburtstag Friedrich Wilhelms IV., der erſte, welchen er in dem neuen Preußen des 18. März feiern ſollte als konſtitutioneller König. Er war in der übelſten Stimmung. Die Volksvertretung, nach welcher ein ſtrafbares „Gelüſten“ zu tragen er ſeine edlen Herren und getreuen Stände in jener glänzenden Thronrede des verwichenen Jahres feierlich verwarnt hatte, ſie tagte jetzt, von ihm ſelber berufen, in den Mauern ſeiner Hauptſtadt. Das „konſtitutionelle Verhältniß“, welches, wie er ſich vermeſſen hatte, keiner Macht der Erde jemals gelingen ſollte in Preußen einzuführen, er ſelber hatte es eingeführt. Er ſelber hatte an die Stelle „der alten heiligen Treue“ das beſchriebene Blatt Papier einer Konſtitution geſetzt, er, welcher das feierliche Gelöbniß gethan: „Nimmermehr werde ich zugeben, daß ſich zwiſchen unſern Herrn Gott im Himmel und dieſes Land ein beſchriebenes Blatt als eine zweite Vorſehung eindränge, uns mit ſeinen Paragraphen zu regieren und durch ſie die alte heilige Treue zu erſetzen!“

Und jetzt ſollte dieſer ſelbe Herrſcher die Abgeordneten der Volksvertreter empfangen, welche kamen,

ihm zu ſeinem Geburtstage Glück zu wünſchen, nachdem ſie ihm nur drei Tage zuvor die koſtbarſte Perle des „von Gottes Gnaden“ aus ſeiner Krone gebrochen!

Die Volksverſammlungen und Vereine hatten ſich gegen jede Feier erklärt, der Vorſtand der Nationalverſammlung die Beglückwünſchung nur für den Fall beſchloſſen, wenn der König nach Berlin oder Charlottenburg komme.

Er kam nach Berlin. Nicht in bürgerlicher Tracht, wie man gehofft, ſondern im Glanze militäriſchen Gepränges, umringt von einem kriegeriſchen Gefolge von Generalen. Er beſuchte den Dom, und empfing den Freudenruf des verſammelten Volks. Aber er vermied das Königsſchloß, vor deſſen Erinnerungen ihn ein Grauen anwandeln mochte, und fuhr nach dem Luſtſchloſſe Bellevüe, um dort die Glückwünſche der Behörden und Würdenträger zu empfangen. Ihre Karoſſen rollten vorüber an dem Platze „unter den Zelten“, wo eine Volksverſammlung zu derſelben Stunde das neue Bürgerwehrgeſetz und die Wechſelfälle der Wiener Revolution berieth. Die Wagen der Courmacher mußten Schritt fahren, um die Redner nicht zu ſtören. So langten ſie im nahen Schloſſe an.

König Friedrich Wilhelm IV. war in übler Stimmung. Der Beſchluß der Nationalverſammlung vom

12. October hatte ſeine Wirkung gethan. Der König glaubte jetzt das Aeußerſte erduldet, und den Zorn ſeines Gottes geſühnt zu haben. Die Reden ſeiner Umgebung hatten ihn darin beſtärkt. Sie zeigten hin auf das vom alten ächten Geiſte der heiligen Treue beſeelte herrliche Kriegsheer, deſſen Kern kampfbereit vor den Thoren der rebelliſchen Hauptſtadt ſtand. Sie wieſen hin auf die nahe Entſcheidung, welche in dem revolutionären Wien der Sache des Abſolutismus geſichert ſei; auf die Folgen des Frankfurter Aufſtandes, die Gott ſichtbar zum Nachtheil und Verderben der Umſturzpartei in Deutſchland gewendet; auf Rußlands mächtige Hülfe für den Fall eines Kampfes gegen die immer frecher ihr Haupt erhebende Neuerung. Der König war jetzt entſchloſſen. Nur der Fall von Wien ſollte noch abgewartet werden, um ganz ſicher zu gehen, und die Gewißheit gewonnen ſein, auf den Beiſtand des Frankfurter Parlaments zur Niederwerfung der Preußiſchen Nationalverſammlung — dieſes deutſchen Parlaments, wo eine ſtarke Partei ſchon längere Zeit vor Begierde brannte, die mächtige Nebenbuhlerin zu vernichten. Aber ſo ſehr Friedrich Wilhelm IV. die Sicherheit liebte, ſo wenig war die Vorſicht ſtets die Begleiterin ſeines leicht erregten Geiſtes. Noch ſchien es ihm nicht Zeit zu handeln. Aber er wollte ſich wenigſtens die Genugthuung nicht

verſagen, zu ſprechen und zu drohen. Dieſe Stimmung war natürlich in einem Geiſte wie der ſeine, dem das Gefühl der erlittenen Demüthigung immer aufs Neue den bittern Unmuth wach rief, und der dieſen Unmuth im Zorne gegen andere entladen mußte, wenn er ihn nicht gegen ſich ſelbſt kehren wollte. Welcher König aber hätte das letztere in ähnlichem Falle gethan?

In dieſer Stimmung empfing er die Deputationen des 15. October.

Die Anſprachen der Nationalverſammlung und der Bürgerwehr an den König waren mit dem Miniſterpräſidenten berathen und verabredet. Nicht minder auch, wie es der konſtitutionelle Brauch forderte, die Antworten des Königs. Aber zum Erſchrecken des greiſen Pfuel und der meiſten Anweſenden verließ der König, deſſen Natur überhaupt wenig geartet war für die konſtitutionellen Scheinformen, die feſtgeſtellten Antworten, um in „improviſirter Rede“ *) ſeinem Herzen Luft zu machen. Nie ſeit den Tagen des weißen Saales im Jahre 1847 hatte man ihn wieder ſo ſtolzen Hauptes und ſo vollbewußt ſeiner Herrſchermacht geſehen, als in dieſer Stunde. Nachdem der Präſident Grabow ſeine Anrede beendet hatte, erwiederte der König,

*) Worte des Staatsanzeigers vom 16. October.

und ſeine Stimme ſcholl weithin durch die Prunkhallen des Schloſſes: Vergeſſen Sie nicht meine Herren, daß wir etwas vor andern voraus haben: eine Macht, die man dort nicht mehr zu kennen ſcheint, eine angeſtammte Obrigkeit! ja, eine angeſtammte Obrigkeit von Gottes Gnaden! Danken Sie Gott, daß Sie noch eine Obrigkeit von Gottes Gnaden haben!“ Der Präſident der Nationalverſammlung heftete den Blick zur Erde. „Halten Sie den Kopf oben!“ rief ihm der König zu. „Ich habe noch einen ſtarken Arm!“ Die ehrfurchtsvolle, aber zugleich männliche Anrede des Kommandeurs der Bürgerwehr*) ſchien den König noch mehr aufzureizen, während ihn der Anblick der „bewaffneten Bürger“ an jene Stunde des 19. März erinnern mochte, wo er von zwei Bürgern

*) Die Rede deſſelben lautete: „Zum Erſtenmale werden Ew. Majeſtät an dieſem Freudentage durch mich von den bewaffneten Bürgern Berlins begrüßt. Gehoben durch die errungene Freiheit iſt der größte Stolz der Berliner Bürgerwehr, die Feſtſtellung der zugeſagten Verfaſſung zu ſchirmen, die geſetzliche Ordnung zu wahren. Majeſtät, dieſer geſunde Sinn unſerer Mitbürger iſt die ſicherſte Garantie für die Rechte eines Jeden, für die Rechte Ew. Majeſtät. Das beſte Geſchenk, das ich Ew. Majeſtät an dieſem Tage zu bringen glaube, iſt die Bürgſchaft dieſer Geſinnungen der Bürgerwehr Berlins.“ —

geführt die Einsetzungsworte der Bürgerwehr aussprach*). Er richtete seine Gestalt zu ihrer ganzen Höhe auf, und zurückgeworfenen Hauptes, die Arme fest ineinander geschlungen rief er mit drohend erhobener Stimme: „Vergessen Sie's nicht, meine Herren, daß Ich es bin, der Ihnen die Waffen in die Hände gegeben hat!“

Es war eine peinliche Scene. Ihr Schrecken ging durch die ganze Versammlung. Selbst die Eingeweihteren mochten glauben, daß hier Zeit und Stunde nicht gewahrt sei. Ein General aus des Königs Umgebung trat zu einem der Abgeordneten heran, und fragte verstörten Angesichts: „das wird wohl wieder einen schlimmen Eindruck machen?“ „Ja, das weiß Gott,“ erwiederte der wackere Mann. „Es scheint als wolle man mit einem Schlage wieder einstürzen, was wir mit so viel redlicher Mühe aufgebaut.“ In düsterer Stimmung entfernten sich die Deputationen. Man hörte Reden fallen, daß auch hier nichts gelernt und nichts vergessen sei. In der Hauptstadt sah man keine erleuchteten Fenster, außer denen der Kasernen. Das Volk duldete diese Zeichen der Freude nicht, wo der Royalismus sie versuchte. Von diesem Tage an hoffte Niemand mehr auf friedliche Lösung der Dinge.

*) S. Preuß. Revol. II. Buch. S. 141—142.

Die am 15. erzeugte Stimmung trug ihre Früchte. Sie widerhallte im Volke, ſie grollte fort in dem düſteren Ausdrucke der Nationalverſammlung des folgenden Tages. Zwar der Präſident beobachtete Schweigen über den geſtrigen Empfang. Aber von der Linken erſcholl bei der Debatte über die Verfaſſung, als ein Abgeordneter die Möglichkeit eines Konflikts der Krone mit der Nationalverſammlung leugnete, der zornige Ruf: „Der Konflikt iſt ſchon eingetreten. Die Krone hat geſtern die Vertreter des Volks ins Angeſicht geſchlagen!“ Der Präſident Grabow verhängte den Ordnungsruf über den Sprecher. „Ich muß anerkennen“, ſprach er, „daß die Bemerkung, welche der Abgeordnete Schramm als faktiſche Berichtigung hier machte, nicht als ſolche gerechtfertigt war!“ Die Thatſache wagte der loyale Mann ſelbſt nicht zu leugnen. Vergebens brachte der Staatsanzeiger einen Bericht über die Vorgänge des 15., der von jenen Zornreden nichts enthielt, ſondern nur im Allgemeinen von der Huld und Freundlichkeit überfloß, mit welcher der König die Deputationen empfangen. Die Offenheit des Königs ſtrafte dieſe Verhüllungen Lügen. Seine ſchriftliche Antwort auf die Glückwunſchadreſſe der Stadtverordneten Berlins wiederholte die wahre Meinung ſeines Herzens. Sie

ſprach deutlich aus, daß er mit ſeiner „Langmuth“ am Ende ſei. *)

Und die Nationalverſammlung? Sie berieth am 16., ob die Verfaſſung „vereinbart“ oder „beſchloſſen“ werden ſolle. Man hätte denken mögen, die Verſammlung werde unter dem Eindrucke der geſtrigen Stimmung das entſchiedene Wort wählen. Sie that es nicht. Der Abgeordnete von Berg entſchied die Frage. Es ſei ein Wortſtreit, auf den nichts ankomme. „Die Krone wird die Verfaſſung umſtürzen können, wenn ſie die Macht dazu hat. Wir werden unſre Beſchlüſſe aufrecht erhalten, wenn wir die Macht dazu haben!“ Der mildere Ausdruck ward mit großer Majorität beſchloſſen. Nur 43 Mitglieder ſtimmten dagegen. Das war die Antwort der Nationalverſammlung auf die Sprache der Krone am 15. October. Sie zeugte von Mäßigung und Klugheit.

Dennoch hielten von dieſem Tage an ſelbſt die gemäßigten Mitglieder der Nationalverſammlung den Bruch zwiſchen Krone und Volksvertretung für unheilbar. „Wenn ſogar ein Miniſterium Eichmann-Bonin fortwährend auf Hinderniſſe in Potsdam ſtoße“, ſchrieb um dieſe Zeit der Führer des Centrums von Unruh an einen hohen Provinzialbeamten, „ſo

*) Vgl. Kapitel IV. Seite 539.

müſſe man die Bildung eines wirklich konſtitutionellen Miniſteriums auf einer breiten Kammermajorität für ganz unmöglich halten." Hatte doch der greiſe Pfuel, als man ihm in Potsdam auf ſeine Beſchwerde über die Vorgänge des 15. erwiederte: „das ſei eine befremdliche Sprache in dem Munde eines alten Preußiſchen Generals!" daran erinnern müſſen, daß er in dieſem Augenblicke nicht General, ſondern konſtitutioneller Miniſter ſei.

Die Berathung des Staatsgrundgeſetzes ſchritt indeſſen rüſtig fort. Der Artikel über das Staatsgebiet ward nach mehrtägiger Debatte erledigt. Mit geringer Majorität ſetzte hier die Linke, zu der ſich die Centren immer mehr hinüberſchoben, die Beſtimmung durch (26. Octbr.), welche den Bewohnern des Großherzogthums Poſen, die in den Wiener Verträgen gewährleiſteten beſondern Rechte wahrte und darüber ein organiſches Geſetz verhieß. Das Frankfurter Parlament, das in dieſem Beſchluſſe eine Auflehnung gegen den ihrigen fand, der die vom General Pfuel gezogene Demarkationslinie ſanktionirt und ſo das Preußiſche Polen in zwei Theile, einen deutſchen und einen ſelbſtſtändig polniſchen getheilt hatte, vernichtete dieſen Beſchluß durch eins ihrer papiernen Dekrete. Allein was man gegen die Preußiſche Volksvertretung gewagt hatte, wagte man wenige Wochen ſpäter in

Frankfurt nicht gleicher Weiſe gegen die Preußiſche Krone. Das deutſche Parlament proteſtirte nicht, als der König Friedrich Wilhelm IV. in ſeiner octroyirten Verfaſſung vom 5. Dezbr. den Beſchluß der unterdeß vernichteten Preußiſchen Volksvertretung zu dem ſeinigen machte! *) Es war das alte: „Wenn zwei daſſelbe thun, ſo iſt es nicht daſſelbe", was man auch hierbei in Frankfurt befolgte.

Die Gleichheit aller Preußen vor dem Geſetze ward einſtimmig angenommen. Ebenſo die Aufhebung aller Standesunterſchiede und Standesvorrechte. Zweihundert gegen hundertdreiundfünfzig Stimmen erhoben die „Abſchaffung des Adels" zum Beſchluß. Eine noch viel größere Majorität verbot (209 gegen 115) zwar nicht die adlichen Titel und Prädikate ſelbſt, wohl aber ihren Gebrauch in öffentlichen Urkunden. Man vernichtete das wichtigſte Gewinnungsmittel des Abſolutismus, die in Preußen wahrhaft zahlloſen Orden und Ordensbänder, ſammt all ihren chi-

*) Der Artikel 1. Titel 1. der octroyirten Verfaſſung lautete: „Die Landestheile der Monarchie in ihrem gegenwärtigen Umfange bilden das Preußiſche Staatsgebiet." Und doch lautete der Beſchluß des Frankfurter Parlaments: daß kein außerdeutſcher Landestheil in innerem Staatsverbande mit einem deutſchen Staate ſtehen, ſondern nur durch Perſonalunion mit einem ſolchen verbunden ſein ſollte!

neſiſchen Klaſſen, Stufen und Abtheilungen, dieſe „Kinderſpielzeuge, mit denen man", nach Napoleons vortrefflichem Ausdrucke *), „die Menſchen gängeln muß", und verbot alle in gleicher Abſicht erfundenen und ins Lächerliche ausgeführten Titel, welche mit keinem Amte zuſammenhingen. Nur für die kriegeriſchen Orden ſollte eine Ausnahme gewahrt, aber durch ein Geſetz geregelt **), Nationalbelohnungen nur durch ein Geſetz ertheilt werden.

Gegen den lächerlichen und unſittlichen Byzantinismus des Titel- und Ordenswesens hatte ſich ſchon ſeit längerer Zeit der öffentliche Spott gewendet, zumal da auch hier der Abſolutismus nicht wie ſein großes Vorbild Napoleon ein kluges Maaß gehalten, ſondern nach der Weiſe kleiner Geiſter das Thun und die Mittel des großen Despoten auf eine lächerliche Weiſe übertrieben hatte. In dem Be-

*) „C'est par des hochets, que l'on mène les hommes!" Worte Napoleons in ſeinem Staatsrathe 1802 zur Empfehlung der Orden. „Ich würde das nicht gern öffentlich ſagen, ſetzte der große Menſchenverächter hinzu, aber in meinem Staatsrath darf ich es ſagen." S. Schloſſer Geſchichte des XVIII. Jahrhunderts VI., S. 477 — 478.

**) Es war ein alter Kriegsmann, ein Ritter des eiſernen Kreuzes, des allein von Preußen geachteten Ordens aus den Jahren 1813 — 15, welcher dieſen Antrag ſtellte. Ueber die beiden letztern Beſtimmungen geſetzlich zu beſchließen, ward die Nationalverſammlung durch ihre Auflöſung verhindert.

ſchluſſe gegen den Adel aber entlud ſich ein langgenährter, tiefer und bitterer Groll gegen eine Kaſte, die ohne lebendigen Zuſammenhang mit dem Volke wie in England, aber voll Anſprüche kraft des beſſeren Bluts auf Bevorzugung jeder Art, in ihren Reihen ins Ungemeſſene fortwuchernd, den ganzen Hochmuth einer geſchloſſenen Blutkaſte auf alle ihre Abkömmlinge, auch die ärmſten und unbedeutendſten übertrug; gegen eine Kaſte, die in dem alten Preußen bisher auch geſetzlich vom Volke geſchieden war, geſchieden in einer Weiſe, die nicht ſelten der Vernunft und der Bildung des Jahrhunderts gleichmäßig Hohn ſprach. Es gab in Preußen geſetzlich noch immer beſondern Strafen für ſpeziell adlige Verbrechen, Eheverbote für Männer adlichen Standes mit Frauen des gemeinen Bürger- und Bauernſtandes, härtere Strafen für Beleidigungen gegen Perſonen höheren Standes, und ritterſchaftliche Autonomie. Noch konnte ſogar geſetzlich der Adelſtand wegen grober Verbrechen richterlich aberkannt, der „Adliche“ wegen entehrender Verbrechen zum Bürgerlichen degradirt werden! Schon durch dieſe einzige Beſtimmung des „Preußiſchen Landrechts“ ſtand der preußiſche Bürgerſtand dem Adelſtande als eine Strafklaſſe gegenüber! Gegen dieſe Schmach empörte ſich das Bewußtſein des freien Menſchen wie des freien Staatsbürgers. Man

wollte nicht mehr einen Stand von beſſerem Blute, eine Kaſte von beſſerer Ehre, als die Ehre und das Blut des freien unbeſcholtenen Bürgers, geſetzlich aufrecht erhalten wiſſen. Der Preußiſche Purpur des „von Gottes Gnaden“ ſei gefallen, der preußiſche Adel müſſe nach. Denn auch er ſei entweder von Gottes Gnaden oder — nichts.

Alſo die Einen. Die Andern dagegen, die Gemäßigten, hielten die Faſſung: „der Adel iſt abgeſchafft“ für einen politiſchen Fehler. Man müſſe die Sitten beachten, die man durch Geſetze nicht abſchaffen, das Vorurtheil ſchonen, das man durch Beſchlüſſe nicht ändern könne. Das kleine Wörtchen „von“ wollten auch ſolche Adlige nicht miſſen, nicht in amtlichen Schriften ſich entzogen ſehen, die ſonſt keinerlei Standesvorurtheile beanſpruchten. Zwei Mitglieder der äußerſten Linken, unter ihnen ſogar der ſtählerne Jacoby, trugen mit dem Centrum vereint darauf an, ſich nur auf die Abſchaffung des Adels als eines „beſondern Standes“ zu beſchränken, alles Uebrige aber, und beſonders die drei Buchſtaben, unangetaſtet zu laſſen. „Welche Faſſung wir auch dem Geſetze geben, das Volk wird uns verſtehen, es wird wiſſen, daß wir vollkommne Gleichheit aller Bürger wollen. Nicht durch Paragraphen wird der Adel abgeſchafft, ſondern durch den Geiſt der Zeit!“ Alſo befürwortete Jacoby die mil-

dere Faſſung. Umſonſt! Zu tief hatte ſich der Groll in den Herzen gegen die Blutkaſte feſtgeſetzt. Der Schlag fiel.

Bei der Abſtimmung über Adel und Orden (29. und 30. October) war die königliche und die Loge der Diplomaten ſtark gefüllt mit den Gliedern der höchſten Ariſtokratie. Man beobachtete geſpannt ihre Mienen, um aus ihnen herauszuleſen, welche Stimmung jetzt in Potsdam vorwalte, ob man dort noch an friedliche Ausgleichung denke, oder ob man entſchloſſen ſei, das Schwert in die Wagſchaale der parlamentariſchen Verhandlung zu werfen. Alle Anzeichen ſprachen für das Letzere. Auf allen jenen Geſichtern ſah der Präſident der Nationalverſammlung, als er jene Beſchlüſſe verkündete, nur einen Ausdruck. Es war der einer unverhohlenen höhniſchen Freude. Von dieſem Augenblicke an war ihm die nächſte Zukunft nicht mehr zweifelhaft. *)

*) Unruh a. a. O. S. 89.

Kapitel IX.

Der Ausgang des Miniſteriums der halben Maßregel.

„Was du thun willſt, das thue bald!“ ward jetzt mehr und mehr der Wahlſpruch in Potsdam. Die um Berlin angehäuften Truppenmaſſen, von rauher Jahreszeit und naſſer Witterung leidend, murrten nicht minder, als die von Einquartirungslaſt gedrückten Bewohner der Umgegend. Die Garden ſehnten das Ende dieſer Zuſtände und den Einzug in Berlin herbei. Einzelne Vorfälle im Militär, wenn auch von den demokratiſchen Zeitungen ſehr übertrieben als Soldatenaufſtände zu Gunſten der Freiheit bezeichnet, konnten doch als Zeichen gelten, daß die alte Disziplin im Heere zu wanken drohe. Der langſame Weg, die Nationalverſammlung dadurch zu verderben, daß man ſie ohne Führung, ja faſt ohne Zuſammenhang mit der Regierung immer weiter gehn, in gewiſſe Parteien immer weiter zerfallen und durch ihre eignen Fehler die Nothwendigkeit einer Auflöſung herbeiführen und vor dem Lande rechtfertigen ließ — dieſer langſame und

ſichere Weg mußte aufgegeben werden. Denn es war anders gekommmen wie man gedacht. Gar viele Beſchlüſſe der Verſammlung hatten bei der überwiegenden Maſſe der Bevölkerung großen Anklang und Beifall gefunden. Es war zu fürchten, daß dies mit noch mehrern geſchehe, und daß es dann nur um ſo ſchwerer ſein werde, dergleichen Beſchlüſſe ſpäter zu vernichten und mit einer oktroyirten Verfaſſung das Land zu befriedigen. Die Folge lehrte, daß dieſe Berechnung richtig war. Wir werden ſpäter ſehen, daß die Krone, als ſie nach dem Staatsſtreiche mit einer ſolchen Verfaſſung (5. Dezember) hervortrat, nicht zu ihrem Entwurfe vom Mai zurückzugreifen wagte, und daß die Beſchlüſſe und Arbeiten der Nationalverſammlung, welche bereits in gewiſſem Sinne Eigenthum der Nation geworden waren, die Regierung zwangen, an denſelben bis zu einer gewiſſen Grenze fürs Erſte feſtzuhalten; zum großen Mißfallen der Ariſtokratie.

Dieſe drang auch jetzt darauf, die Verſammlung *ihrer Beſchlüſſe halber* ohne Weiteres aufzulöſen. Das aber ſchien den Rathgebern der Krone doch allzu gefährlich. Sie wählten daher eine andere Veranlaſſung, welche größere Sicherheit des Erfolgs verſprach. Es kam Alles darauf an, die Verſammlung als unfrei durch die in Berlin herrſchende Aufregung darzuſtellen. War dies erreicht,

dann mußte gefordert werden, daß sie ihren Sitz nach irgend einer andern Stadt verlegte. Gefordert und befohlen, — nicht vorgeschlagen zur Berathung. Denn es war vorauszusehen, daß der Befehl zurückgewiesen werden würde. Das Gegentheil wäre Selbstmord gewesen, weil sich damit die Nationalversammlung thatsächlich unter die Regierung gestellt hätte.

Ein Umstand vor allen erleichterte der Reaktion das Spiel. Die Nationalversammlung hatte verabsäumt ein Gesetz zu beschließen, das ihre Unauflöslichkeit in klaren Worten sicher stellte. Dieser Fehler, begangen im allzugroßen Selbstvertrauen, war verhängnißvoll. Sie hatte ein Gesetz über die persönliche Unverletzlichkeit der Abgeordneten (16. Juni) mit Einstimmigkeit beschlossen. Ein Amendement zu demselben lautete:

> Auch die Versammlung als solche ist unverletzlich, und jeder gewaltsame Angriff gegen dieselbe als Hochverrath zu bestrafen."

In diesem Satze lag das Schicksal der Preußischen Nationalversammlung. Aber es dünkte ihr unwürdig, eine Besorgniß zu zeigen, für welche damals keine Spur eines Grundes da zu sein schien. Es waren noch viele andere Verbesserungsanträge zu jenem Gesetze gemacht worden. Ein Redner der Rechten, Riedel aus Berlin, rief aus: „über dergleichen Sicherstellung nach

oben oder nach unten hin lange berathen, heiße Zeit an unwichtige Dinge verſchwenden, gewähre einen traurigen Anblick für dieſe große, durch das Vertrauen des Volks berufene Verſammlung." In der That ſchien es, als könnte nur der finſterſte Argwohn am 16. Juni an die Möglichkeit eines 10. November denken. Keiner wollte dem andern nachſtehen an Vertrauen und Selbſtvertrauen. Man ließ das Amendement mit allen übrigen ohne Debatte fallen. Ein Geſetz, welches der erſte Beſchluß der Nationalverſammlung ſein, ihr unzerbrechlicher Schild gegen jeden Gewaltſtrich werden mußte, ward im leichtſinnigen Vertrauen beſeitigt! Wohl mancher Mann mochte ſpäter, als die Bajonette der Soldaten die Vertreter der Nation von ihren Sitzen trieben, beim Hinblick auf den 16. Juni der Worte Wallenſteins gedenken, mit welchem er ſein übergroßes Vertrauen auf Octavio beklagt. —

Immer deutlicher wurden die Anzeichen, daß die Kataſtrophe herandrohe. Es hieß, der Miniſterpräſident habe am 21. October ſeine Entlaſſung erbeten. An dieſem Tage hatte die Nationalverſammlung den Antrag der Rechten verworfen, das Miniſterium aufzufordern, beſſer als es bisher geſchehen, für die Ruhe und Ordnung in der Nähe des Sitzungsſaales der Verſammlung zu ſorgen. Dieſer Beſchluß war ein politiſcher Fehler, der ſich ſchwer genug rächen

ſollte. Am 26. Oktober legte der Präſident der Nationalverſammlung ſein Amt nieder. Die Veranlaſſung zu dieſem Schritte war unbedeutend. Aber keine Vorſtellungen konnten ihn bewegen, ſeinen Entſchluß aufzugeben. Er wußte, was in Potsdam gebrütet ward, und verließ die Verſammlung, indem er auf vier Wochen Urlaub nahm. Er fühlte ſich nicht gewillt, mit der Reaktion zu gehen, und nicht muthig genug, um im Augenblicke der Gefahr gegen den Abſolutismus Partei zu ergreifen. Die Rechte, welcher er angehörte, verlor mit ſeinem Abtreten vom Präſidentenſtuhle noch mehr das frühere Uebergewicht. Der tüchtige Unruh ward zu ſeinem Nachfolger erwählt. In ihm war der Mann gefunden, der, wenn er auch den Untergang nicht aufhalten konnte, ihn doch wenigſtens zu einem ehrenvollen machen ſollte.

Am 27. Oktober erbat ſich der Miniſterpräſident aufs Neue ſeine Entlaſſung. Doch verſtand er ſich dazu, noch einige Tage vorläufig im Amte zu bleiben. Gerüchte, daß des Königs Oheim, der Graf Brandenburg, zur Bildung eines neuen Kabinets berufen ſei, waren ſchon acht Tage früher in den Zeitungen aufgetaucht.

Bis zum Ende des Monat Oktober hatte ſelbſt von der rechten Seite der Nationalverſammlung Niemand zu behaupten gewagt, daß die Freiheit ihrer Berathungen und Beſchlüſſe durch die Berliner Be-

völkerung beeinträchtigt worden sei. Als der Abgeordnete Meusebach das Ministerium aufforderte (21. Oktober), kräftiger seine Pflicht zu thun gegen Excesse, „welche die öffentliche Ordnung störten und die Würde der Versammlung verletzten", gestand er doch zu, daß die Haltung der Menge nicht bedrohlich gewesen, daß in ihren Demonstrationen sich vielmehr nur der Volkshumor symbolisch kund gegeben habe. Aber auch der Volkshumor müsse seine Gränzen finden. Das war richtig. Um so unverantwortlicher aber war es, daß das Ministerium seine Pflicht nicht erfüllte. Ihm allein fiel es zur Last, wenn die Ruhe und Würde der Versammlung durch das unanständige und beleidigende Betragen tumultuirender Haufen auf dem öffentlichen Platze vor dem Versammlungshause gestört wurde. Der Minister Eichmann selbst hatte am 21. Oktober in der Nationalversammlung erklärt: „Es sei die Pflicht der Regierung, auf den Plätzen und Straßen der Stadt Ordnung zu erhalten, und sie werde diese Pflicht erfüllen." Dieselbe Erklärung hatte er schon am 26. September abgegeben, und kein Mund in der Versammlung hatte diesen Erklärungen widersprochen. Wohl aber hatte die Rechte das Ministerium laut an die Erfüllung dieser Pflicht gemahnt, und ihm für den Fall, daß es derselben nicht nachkomme, offen die Freundschaft

aufgekündigt. *) Und dennoch wagte man später der Nationalversammlung zur Last zu legen, was das Ministerium, wie alle seine Vorgänger, verabsäumt hatte.

Das Verhalten der Volksmassen, welche sich häufig vor dem Sitzungshause der Nationalversammlung einfanden, war nicht selten verhöhnend und beleidigend gegen einzelne Mitglieder gewesen. Aber kein wirklicher Angriff, keine persönliche Verletzung war vorgekommen. Die Scenen vor dem Schauspielhause in Berlin, in dessen Räumen die Versammlung tagte, waren nach dem Zeugnisse des letzten Präsidenten der Nationalversammlung nur „ein schwacher Abdruck" von dem, was noch in neuerer Zeit, selbst in England, dem vielgerühmten Lande der Gesetzlichkeit, vorgekommen war, ohne daß man dort, wo unbeliebte Mitglieder des Parlaments sogar mit Koth beworfen und persönlich gemißhandelt worden waren, Ausnahmegesetze erlassen hätte. Von einer Unfreiheit der Versammlung in ihren Beschlüssen aber konnte vollends gar keine Rede sein. Mochten sich auch einzelne Schwachherzige durch ihre Furcht, andere durch Streben nach Popularität in ihren Abstimmungen leiten lassen. Die Behauptung der Reaktion, daß die erste Preußische Nationalver-

*) Stenograph. Bericht über die Sitzung vom 21. Oktober.

ſammlung in unfreiem Zuſtande auch nur ein einzigesmal berathen oder beſchloſſen habe, war eine offenbare Unwahrheit. Bei allen wichtigen Berathungen, wie bei dem Steinſchen Antrage *), waren die Stimmen, und nicht nur die Majorität, ſondern ſelbſt deren Stärke ſchon immer im Voraus berechnet. Und ſo richtig hatten ſich dieſe Berechnungen erwieſen, daß an den Abſtimmungstagen ſelbſt, wo eine aufgeregte Menſchenmaſſe das Haus umſtand, kaum ein Unterſchied von wenigen Stimmen die vorausgeſehene Zahl derſelben änderte. So war es am 7. September; ſo am 18. Oktober, wo der Beſchluß der Nationalverſammlung die Anträge einer ſogenannten Sturmpetition der Arbeiter mit großer Majorität verwarf, obſchon große Volksmaſſen vor dem Hauſe wogten. Auch dieſe, obenein verwerfende Abſtimmung hatte man ſchon am Tage vorher in den Parteiverſammlungen voraus berechnet. Die Stellung der Centren, welche bei ziemlich gleicher Stärke der beiden Seiten des Hauſes faſt immer den Ausſchlag gaben, machte ſolche Vorausberechnung möglich. Der Muth ihrer Mitglieder verſicherte ihre Erfüllung, auch da wo die Centren, wie am 18. Oktober, mit der Rechten gegen die Linke ſtimmten. Der gleiche Fall trat ein in der Sitzung

*) S. Drittes Buch S. 468.

vom 31. Oktober, welche der Reaktion den speziellen Vorwand zu ihrem Staatsſtreiche liefern ſollte. Wenn irgend jemals, ſo war es an dieſem Tage, daß die Preußiſche Nationalverſammlung die Freiheit ihrer Berathungen und Beſchlüſſe überzeugend und ſiegreich bewährte.

Es galt den Verſuch, die in Wien bedrohte Freiheit zu retten. Faſt alle Parteien des Hauſes ſtimmten in dieſem Verſuche überein. Die Linke, das linke Centrum, ja ſelbſt das Centrum ſtellten dahin zielende Anträge. Sie unterſchieden ſich nur durch ihr Verhältniß zur deutſchen Centralgewalt. Der Antrag der Linken, von Waldeck eingebracht, forderte von der Preußiſchen Regierung direkte Intervention mit allen Mitteln und Kräften des Staats zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit.

Die Anträge der beiden Centren, von Dunker und Rodbertus geſtellt, wollten das moraliſche Anſehen der deutſchen Centralgewalt retten. Sie forderten, der letztere nur in entſchiedenerer Weiſe, daß die Regierung die Centralgewalt bewege, durch ſchleunige und energiſche Schritte, die in Oeſterreich bedrohte deutſche Volksfreiheit und den gefährdeten Reichstag zu ſchützen.

Berlin war in der heftigſten Aufregung. Es war eine Aufregung, deren Leidenſchaften aufgewühlt

waren durch die unerträgliche Schwüle der Atmosphäre einer belagerten Stadt, durch die fiebernde Spannung, mit der ein jeder das zum Streiche gezückte Schwert einer rachedürstenden Reaktion beständig vor den Augen flimmern sah. Die Theilnahme an dem Schicksale Wiens im Volke war außerordentlich. Auch war sie nur allzu natürlich. Man erblickte in ihr die Abspiegelung der eignen nächsten Zukunft. Denn Niemand zweifelte, daß man in Potsdam zur That schreiten werde, sobald Wien niedergeworfen sei. Begeisterte Volksredner, unter ihnen vor allen Arnold Ruge, der Redacteur der demokratischen Zeitung „Reform“, thaten das Ihrige, um die Stimmung der Bevölkerung zur Theilnahme für das bedrohte Wien zu entflammen. In einer der größten Volksversammlungen, welche Berlin noch je gesehen (29. Oktober), ward eine Petition an die Nationalversammlung im Sinne des Waldeckschen Antrags beschlossen; zugleich ein Aufruf zur Hülfe an die deutsche Nation. Zwei der heftigsten Redner wurden verhaftet. Doch verhielt das Volk sich ruhig, obschon der Polizeipräsident wegen angeblich bevorstehender Befreiungsversuche wiederum Bürgerwehr aufbot. Sie fand in den als Sammelpunkten des Aufstandes bezeichneten Lokalen keine Spur einer Vorbereitung zu einem solchen. So kam der 31. Oktober heran. Der demokratische

Bürgerwehrverein hatte ſchriftlich angezeigt, daß er an dieſem Tage in feierlichem Aufzuge der Nationalverſammlung eine Petition für Wien überreichen werde. Der Polizeipräſident forderte und bewirkte, weil Maſſen der Arbeiter ſich dem Zuge anſchließen würden, die Beſetzung des Schauſpielhauſes und des Gensdarmenmarktes durch Bürgerwehrbataillone. Der Präſident der Nationalverſammlung empfing am Morgen außerhalb des Hauſes die Monſterpetition, und zeigte an, daß in der Abendſitzung die Entſcheidung über dieſelbe fallen werde, worauf ſich der Zug in Ordnung entfernte. Regengüſſe zerſtreuten am Nachmittage die Volksmaſſen, welche ſich erſt Abends wieder ſammelten, und von Demagogen der niedrigſten Art, unter denen die groteske Geſtalt des berüchtigten Karbe hervorragte, zu allerhand Exceſſen aufgeregt wurden. Fackeln wurden geſchwungen, Drohungen gegen die Volksverräther ausgeſtoßen. Doch kam es zu keinem Konflikte mit der Bürgerwehr, welche die Eingänge des Hauſes bewachte. Auch waren die Volkshaufen ſämmtlich unbewaffnet. Aber ihr Toben und Rufen drang doch laut genug in den Saal, um den Präſidenten der Nationalverſammlung zu veranlaſſen, mehrere Mitglieder der Linken zur Beruhigung der aufgeregten Maſſen aufzufordern, deren Bemühungen jedoch nicht den gehofften Erfolg hatten.

Unter ſolchen Umſtänden berieth die Nationalverſammlung über die drei oben erwähnten Anträge. Gegen die gewöhnliche Regel beſchloß man zuerſt über den Waldeckſchen Antrag abzuſtimmen. Trotz der feurigen Reden Waldecks und der Linken, trotz aller Petitionen und Demonſtrationen des Volks ward dieſer Antrag verworfen. Nur die Linke erhob ſich dafür mit 113 Stimmen. Die Rechte und die Centren, 229 Stimmen ſtark, verwarfen ihn. Auch nicht ein Mann war zur Linken übergegangen. Das Reſultat ganz daſſelbe, wie man es am Tage zuvor genau berechnet hatte. *) Die Annalen parlamentariſcher Geſchichte enthalten kein Beiſpiel einer feſteren Haltung der Parteien einer großen Verſammlung, um welche im Augenblicke des Beſchluſſes die Leidenſchaft einer erhitzten Volksmaſſe ihre brandenden Wellen ſchlug.

Man ſchritt jetzt zur Abſtimmung über die Anträge der Centren. Mit einer Majorität von 262 gegen 31 Stimmen ward der Antrag des linken Centrums angenommen. Er lautete wörtlich:

„Se. Majeſtät Regierung aufzufordern: bei der Centralgewalt ſchleunige und energiſche Schritte zu thun, damit die in den deutſchen Ländern Oeſterreichs gefährdete Volksfrei-

*) v. Unruh a. a. O. S. 100 — 101.

heit und die bedrohte Exiſtenz des Reichstags in Wahrheit und mit Erfolg in Schutz genommen und der Friede hergeſtellt werde."

Für dieſen Antrag ſtimmten die früheren Miniſter Bornemann, Gierke, Milde und Rodbertus. Aber eine allgemeine Bewegung entſtand, als ſich ein Mann erhob und ſtillſchweigend bekannte, daß die Freiheit des deutſchen Volks gefährdet und ſchleunige Rettung dringend Noth ſei. Dieſer Mann war der greiſe General Pfuel, der Präſident des Preußiſchen Miniſteriums!

So war die Haltung, ſo der Beſchluß der Preußiſchen Nationalverſammlung am 31. Oktober. Die Bürgerwehr, in hinreichender Anzahl herbeigezogen, war unterdeſſen gegen die lärmenden Maſſen eingeſchritten. Sie hatte gleich nach acht Uhr unter Trommelſchlag die Jäger- und Charlottenſtraße geſäubert und die Eingänge des Schauſpielhauſes frei gemacht. Auch die Freitreppe, von welcher herab Redner das Volk aufzureizen ſuchten, ward geſäubert. Gegen das Ende der Sitzung näherten ſich im langen Zuge von der Charlottenſtraße her die Maſchinenarbeiter, eine weiße Friedensfahne voran. Sie waren unbewaffnet erſchienen, um ihrem Verſprechen getreu jeden blutigen Zuſammenſtoß zwiſchen Volk und Bürgerwehr zu ver-

hindern. In dieſem Augenblicke fiel ein Piſtolenſchuß. Ein Individuum, das durch ſeine Kleidung als den höheren Ständen angehörig ſich bezeichnete, hatte ihn vom Perron des deutſchen Thurms abgefeuert. Der Zweck ward erreicht. Alles glaubte, die Bürgerwehr habe geſchoſſen. Man ſchrie nach Waffen, und verſuchte nahegelegene Waffenläden zu erbrechen. In dem entſtehenden Getümmel wurde der Fahnenträger der Maſchienenarbeiter verwundet, ein Mann getödtet. Die empörten Maſchienenarbeiter ſtürzten ſich auf das gegen ſie vorgeſchobene Bürgerwehrbataillon, und drängten es, indem ſie Einzelnen die Gewehre entriſſen, gegen die Freitreppe des Schauſpielhauſes zurück. Dann ſammelten ſie ſich und zogen ab unter Verwünſchungen und Rachedrohungen. Mit ihnen verlief ſich der größte Theil der Volksmaſſen. Die Abgeordneten hatten bereits vor den letzten Scenen vollſtändig das Haus verlaſſen, die Maſchienenarbeiter hatten Spalier gebildet. Mehrere Mitglieder waren mit Worten bedroht, keiner gefährdet oder verletzt worden.

Die Wichtigkeit, welche den geſchilderten Auftritten dieſes Tages von der Reaktion beigelegt, die Art und Weiſe, in welcher ſie übertrieben und ausgebeutet worden ſind, macht es dem Hiſtoriker zur Pflicht, noch einen Augenblick bei dieſer Scene zu verweilen, und ſie auf das Maaß der Wirklichkeit

zurückzuführen. Nichts Geringeres, als ein gewaltsamer Aufſtand, vorbereitet von den Klubbs und Vereinen, geſchürt und genährt von Mitgliedern der Nationalverſammlung, beabſichtigend die Verſammlung durch den Schrecken zur Annahme des Waldeckſchen Antrags zu zwingen, die Miniſter gefangen zu nehmen, die Mitglieder der Rechten zu ermorden, das Schauſpielhaus in Brand zu ſtecken und vielleicht unter Mord und Brand und Plünderung die Fahne einer neuen Revolution im Sinne der „rothen Republik" zu entfalten, — nichts Geringeres war es, was die Reaktion in den Vorgängen dieſes Tages zu ſehen vorgab. Hören wir dagegen die handſchriftliche Darſtellung eines Augenzeugen, der bei der Beſchwichtigung der unruhigen Auftritte dieſes Tages eine der wichtigſten Rollen ſpielte, und deſſen unparteiiſches Zeugniß ſchwerlich von irgend einer Seite beſtritten werden dürfte, wenn es die Umſtände erlaubten ihn zu nennen. Am Schluſſe derſelben heißt es wörtlich: „Zu einer Zeit, wo alle Leidenſchaften aufgeregt waren, wo täglich große Volksverſammlungen ſtattfanden, und die Klubbs ſo organiſirt waren, daß ſie leicht zu einer beſtimmten Stunde auf einem Platz wie der Gensdarmenmarkt **dreißigtauſend Mann** zuſammenbringen konnten, mit ganz andern Dingen in den Händen als Fackeln, Stricken und rothen Fahnen — zu einer

ſolchen Zeit iſt von alle dem, was dieſem Tumulte als Abſicht vorgeworfen wurde, Nichts zur Ausführung gekommen. Keinem Abgeordneten iſt ein Haar gekrümmt worden, keiner der Neugierigen oder Tumultuanten trug Waffen. — Endlich iſt viel vom Vernageln der Thüren des Schauſpielhauſes geſprochen worden. Das Wahre an der Sache iſt, daß vor der Ankunft der Bürgerwehr in die Schlüſſellöcher einiger Thüren, welche zu den Verſenkungen führen, und hinter denen kein Mann der Beſatzung des Schauſpielhauſes ſtand, Beſenreiſer und kleine Holzſtäbchen geſteckt worden waren. Auch in die Thür, welche zum Portier führte, fand man einen Holzkeil getrieben, deſſen ſpätere Wegſchaffung einige Minuten aufhielt.“ Derſelbe Berichterſtatter fügt hinzu: „die eigentlichen Tumultuanten waren meiſt Vagabunden und beſtrafte Verbrecher, und auch ſie vergingen ſich nur in Worten, nicht in Thaten.“

An dieſes Zeugniß reihen wir das zweite des Präſidenten der Nationalverſammlung. Er hatte die bei dem Volke bekannteſten und einflußreichſten Mitglieder der äußerſten Linken noch vor dem Beginne der Sitzung aufgefordert, ihren Einfluß bei dem Volke geltend zu machen, um daſſelbe zu ruhiger Haltung zu bewegen, da ſonſt Proteſte gegen die Abſtimmungen erhoben werden könnten. Die Abgeordneten gingen bereitwillig auf ſein Erſuchen ein.

Aber ihre Bemühungen zeigten sich sowohl vor dem Beginn als nach dem Beschlusse der Sitzung vergeblich. Sie berichteten, daß die Tumultuanten sie wenig beachteten, daß dieselben unter dem Einflusse ihnen ganz unbekannter Personen stehen müßten. Wenn man diesen Umstand mit der am 17. Oktober erfolgten Verhaftung und späteren Beurtheilung eines Mitgliedes des sogenannten Junkerparlaments zusammenhält, so scheint wirklich die Vermuthung nicht ungegründet, daß einzelne zur reaktionären Partei gehörige Personen die Bewegung gefördert haben. *) Diese Vermuthung ward verstärkt durch den Umstand, daß selbst Erkennungskarten des demokratischen Klubbs von den Tumultuirenden nicht beachtet, und die Träger derselben so gut wie andere am freien Ausgange verhindert worden waren. Die Geschichte wird es als eine Thatsache anzusehen haben, daß an diesem Tage die allgemeine Aufregung der Gemüther in einem Interesse benutzt und zur Förderung eines Planes ausgebeutet wurde, welcher, lange vorher berathen und beschlossen, nur

*) von Unruh a. a. O. S. 102. Vgl. Nat. Zeit. 1848. Nr. 246. Daß die Scenen des 31. Oktober von der Reaktion angestiftet worden, hörte der Verf. dieser Darstellung selbst von solchen Personen zugeben, welche mit den späteren Schritten der Regierung ganz einverstanden waren.

des rechten Augenblicks zu ſeiner Ausführung gewartet hatte.

Dieſer Augenblick ſchien jetzt gekommen. Der Miniſter des Innern, welcher den Vorgängern des 31. Oktober gegenüber ſeiner Pflicht, „die geſetzliche Ordnung der Stadt aufrecht zu erhalten“, in keiner Weiſe zu genügen auch nur den Verſuch gemacht hatte, *) erließ jetzt eine drohende Bekanntmachung gegen die Bürgerwehr, welche an jenem Tage allein ihre Schuldigkeit gethan hatte. **) Der Miniſterpräſident zeigte der Nationalverſammlung an (1. Nov.), daß er ſeine Entlaſſung eingereicht habe. An demſelben Tage ſchon meldete der General Graf Brandenburg dem Präſidenten der Nationalverſammlung, daß die Entlaſſung des Miniſteriums angenommen, und er ſelbſt mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt ſei.

Pfuels Austritt war der ſicherſte Beweis, daß der Entſchluß in Potsdam gefaßt ſei, die geſetzliche Bahn zu verlaſſen. Der alte wackere Schwimmer war es müde geworden, noch länger gegen den Strom zu ſchwimmen. Ein offener Charakter, von redlichem Herzen und wohlwollender Geſinnung, brutaler Gewaltherrſchaft abgeneigt, war er ſchon

*) Unruh a. a. O. S. 103 — 105.
**) S. Kap. VII. dieſes Buchs.

am Vorabende der Revolution des 18. März als Gouverneur von Berlin der absolutistisch-militärisch-pietistischen Partei ein Dorn im Auge gewesen, und von ihr im Augenblicke des Losbruchs beseitigt worden. An die Spitze des Ministeriums gestellt, war es vor allen seine Persönlichkeit, das Vertrauen auf seine Redlichkeit gewesen, welche den gewaltsamen Konflikt verhindert und die Nationalversammlung fast mit dem ihr fremden Ministerium ausgesöhnt hatte. Die Nationalversammlung zollte ihm durch den Mund der äußersten Linken die Anerkennung, daß er sich durch den Versuch einer letzten Vermittlung zwischen Volk und Reaktion den Dank des Vaterlandes verdient und seinen Austritt durch einen hochherzigen Beschluß bezeichnet habe, der ihm zur ewigen Ehre gereichen werde. Zugleich beschloß die Versammlung auf den Antrag des Abgeordneten Philipps, im Betracht der Ernennung des General Brandenburg zum Ministerpräsidenten und der mit militärischer Intervention drohenden Bekanntmachung des Ministers Eichmann, über die Lage des Landes zu berathen und zur Sicherung derselben einen Beschluß zu fassen.

Sie erklärte damit: daß das Vaterland in Gefahr sei.

Kapitel X.

Der letzte Sühneverſuch.

Und das Vaterland war in Gefahr.

„Die ernſte und bedrohliche Lage, in welcher das Vaterland ſich befindet“, alſo ſprach der Abgeordnete Johann Jacoby in der Sitzung der Nationalverſammlung vom 2. November, „iſt das traurige Erbtheil dreier Miniſterien, die entweder nicht die Fähigkeit hatten, oder denen es an Muth gebrach, einer verderblichen Faction, den Beſtrebungen einer unheilvollen Camarilla entgegenzutreten.“ Es war die Wahrheit. Die Nationalverſammlung begriff, daß der entſcheidende Augenblick gekommen ſei, daß es ſich um Sein oder Nichtſein handle. Die Krone hatte durch die Ernennung Brandenburgs, eines eifrigſten Vertheidigers des alten abſoluten Regiments, dem Lande den Fehdehandſchuh hingeworfen. Aber auch jetzt noch wählte ſie von zwei Anträgen den milderen. Sie verwarf den Antrag Jacoby's, eine Kommiſſion niederzuſetzen, welche der Verſammlung die in der bedrohlichen Lage des Vater-

landes zu ergreifenden Mittel vorschlagen sollte, und beschloß mit Einstimmigkeit, einen letzten Sühneversuch zu machen. Durch eine Adresse wollte man von dem übel berathenen an den besser zu berathenden König appelliren. Nur die vier Minister und drei Mitglieder der Rechten blieben sitzen, als die Versammlung sich einstimmig für diesen Beschluß erhob. Die Adresse, von 25 Mitgliedern aller Parteien entworfen und einstimmig angenommen, ward durch den fast ebenso einstimmigen Beschluß der Nationalversammlung genehmigt. Sie lautete:

Majestät!

In Folge der Benachrichtigung, daß der Graf Brandenburg mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt ist, hat die Nationalversammlung in ihrer heutigen Sitzung den Beschluß gefaßt, aus ihrer Mitte eine Deputation an Ew. Majestät zu entsenden, um Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß dieser Schritt Eurer Majestät die größten Besorgnisse im Volke erregt und unabsehbares Unglück über das Land zu bringen droht. Schon seit Wochen haben unheilvolle Gerüchte Euer Majestät treues Volk über die Absichten der Reaktion erschreckt, und die Ernennung des jetzt abgetretenen Ministeriums hatte diese Gerüchte nicht zu schwächen vermocht. Eine Regierung unter den Auspizien des Grafen

Brandenburg, welche wiederum ohne Aussicht ist, eine Majorität in der Versammlung und Vertrauen im Lande zu gewinnen, würde die Aufregung unzweifelhaft zum Ausbruche steigern und unendlich traurige, an das Schicksal eines Nachbarstaates erinnernde Folgen für Euer Majestät Hauptstadt und Land nach sich ziehen.

Ew. Majestät sind von Ihren bisherigen Räthen über den Zustand des Landes nicht wohl unterrichtet worden, wenn man Ihnen diese Gefahr für Thron und Land verschwiegen hat. Wir legen daher die eben so ehrfurchtsvolle als dringende Bitte an Ew. Majestät Herz, ein Herz, das stets für die Wohlfahrt des Landes geschlagen hat, dem Lande durch ein volksthümliches Ministerium eine neue Bürgschaft dafür zu geben, daß Ew. Majestät Ansichten und die Wünsche des Volks im Einklang stehen."

Eine Deputation von 21 Mitgliedern wurde aus allen Fraktionen der Versammlung vom Präsidenten ernannt. Sie begab sich mit diesem vollständigen Mißtrauensvotum gegen das beabsichtigte Ministerium Brandenburg nach dem Hoflager zu Potsdam. Ein Beschluß, die Versammlung bis zur Rückkehr der Deputation in Permanenz zu erklären,

ward dadurch verhindert, daß die Rechte den Saal verließ und die Versammlung beschlußunfähig machte.

In Potsdam ward die Deputation anfangs nicht vorgelassen. Der Flügeladjutant des Königs weigerte sich sogar, sie auch nur zu melden. Eben so vergeblich versuchte der Präsident der Nationalversammlung, der sich unter den Mitgliedern der Deputation befand, eine Audienz als Privatmann zu erhalten. Die Kamarilla hielt das Ohr des Königs verschlossen. Endlich ward die Deputation vorgelassen. Eine telegraphische Botschaft der Minister, welche es vorgezogen hatten, in Berlin zu bleiben, hatte erklärt, daß dem Empfange der Deputation nichts im Wege stehe. Der Auftritt, welcher jetzt folgte, war finster und unglückbedeutend. Er zeigte, daß an Vermittelung nicht mehr zu denken, daß der Untergang der Nationalversammlung beschlossen sei.

Der König empfing schweigend die Deputation. Schweigend ließ er sich die einzelnen Deputirten vorstellen. Ein Kopfnicken war die Antwort auf die Anfrage des Präsidenten: ob es ihm genehm sei, die Adresse anzuhören? Ein mehrmaliges Achselzucken begleitete einzelne Stellen der vom Präsidenten vorgetragenen Bitte der Vertreter des Volks. Als von der Besorgniß des Landes die Rede war, wandte sich der König völlig ab, und kehrte dem Leser den Rücken zu. Als derselbe geendet hatte, empfing der König

das Blatt, knitterte es in der Hand zuſammen, und wandte ſich mit einer ſtummen Verneigung, um davon zu gehen. Der Präſident und die Deputirten ſtanden in ſprachloſer Beſtürzung. Jeder mochte fühlen, daß hier der Nationalverſammlung die tödtlichſte Demüthigung bereitet werde, daß ein letztes Wort der Bitte und Beſchwörung zu dem Herrſcher geſprochen werden müſſe. Schon war der Präſident der Nationalverſammlung im Begriffe, die Bitte um ferneres Gehör an den König zu richten. Während er noch zögerte, trat einer der Abgeordneten, Johann Jacoby von Königsberg, vor, und ſprach mit ruhiger aber feſter Stimme: „Wir ſind nicht allein geſendet, um Ew. Majeſtät dieſe Adreſſe zu überbringen, ſondern auch, um Ihnen im Namen der Nationalverſammlung Aufklärung zu geben, über die Lage des Landes. Wollen Ew. Majeſtät uns dazu Gehör geben?“ „Nein!“ rief der König in heftigem Tone, indem er der Thüre zuging. „Es iſt das Unglück der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen!“ Dieſe Worte des kühnen Sprechers begleiteten den König, als er den Saal verließ. Heftig getadelt von den Einen, laut geprieſen von den Andern vermehrten ſie den Zwieſpalt, ſteigerten ſie die Erbitterung der Parteien.

Die Deputation war ohne Antwort entlaſſen. Durch einen Adjutanten auf der Schwelle des Vor-

zimmers war nachträglich der Beſcheid ertheilt worden, daß eine Antwort nicht ertheilt werden könne. Die von Berlin durch den Präſidenten Unruh ſchleunig nach Potsdam entbotenen Miniſter, auf deren Abweſenheit man die Verweigerung jeder Antwort gründete, erſchienen nicht. Sie meldeten, daß ein Befehl des Königs ſie auf den nächſten Tag zu ſich berufen habe.

Die Nacht war angebrochen. Da entſchloſſen ſich drei Männer der Deputation, die Abgeordneten Gierke, Kühlwetter und Mätzke, ſich noch einmal an den König zu wenden. Sie verhandelten lange mit dem Grafen Brandenburg ohne Erfolg. Schon im Begriffe, wieder abzureiſen, erhielten ſie die Nachricht, daß ihnen die Audienz bewilligt ſei. Es war nach der Abendtafel und der König in mittheilſamerer Stimmung. Die drei Abgeordneten, von dem Ernſte der Lage tief erſchüttert, baten inſtändig, die Deputation nicht ohne alle Antwort zu entlaſſen, und wäre es auch nur die, daß der König ohne Anweſenheit der verantwortlichen Miniſter keine Antwort geben könne. Aber auch dies verweigerte der König. Er ſei konſtitutioneller als die Bittenden ſelber. Auch eine ſolche Antwort ſei eine Antwort, und er dürfe und wolle ſie nicht geben ohne Gegenwart oder Beirath eines Miniſters. Er blickte die ſprachloſen Deputirten mit überlegenem Lächeln an,

und das Gefühl des nahen Triumphes ließ ihn alle Vorsicht vergessen. „Ich habe mich einmal, rief er aus, auf dies verd— konstitutionelle Scheln- und Schaukelsystem eingelassen, und so will ich denn auch vor der Hand noch dabei bleiben. Sie, meine Herren, sind fünf Monate alt, — für Ihre Verhältnisse ist das schon ein ganz hübsches Alter. Aber meine Dynastie ist vier Jahrhunderte alt, und eben so alt ist auch die ständische Gliederung. Und so wahr Gott lebt", setzte er mit erhöhter Stimme hinzu, indem er feierlich die Hand emporhob — „meine Herren, Sie sollen sie wieder haben!"

Diese Antwort, weil in einer Privataudienz ertheilt, ward von den Hörern geheim gehalten. Sie mochten besorgen, durch öffentliche Mittheilung derselben den Funken in das offene Pulverfaß zu werfen. Bei der damaligen Stimmung der Gemüther war diese Befürchtung offenbar gerechtfertigt. Vielleicht der ganze folgende Gang der Revolution war geknüpft an ihre Verschwiegenheit. Der Präsident der Nationalversammlung berichtete am folgenden Tage auch über diese Audienz. „Der König", hieß es in diesem Berichte, „habe sich fest entschlossen erklärt, das konstitutionelle Princip aufrecht zu erhalten und zwar bis in die kleinsten Details."

Wie dies gemeint sei, verkündete alsbald (3. November) eine königliche Antworthotschaft. Schon

die Anfangsworte waren bezeichnend. Sie lauteten: „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen!“

„Fest entschlossen den von Uns in Uebereinstimmung mit den Wünschen Unseres getreuen Volks betretenen konstitutionellen Weg unverrückt zu verfolgen, haben Wir den Generallieutenant Grafen von Brandenburg mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, weil Wir nach seinen Uns bekannten Gesinnungen überzeugt sind, daß er der festen Begründung und gedeihlichen Entwicklung der konstitutionellen Freiheiten mit Freudigkeit seine Kräfte widmen und sich bemühen wird, die ihm von Uns gestellte Aufgabe in entsprechender Weise zu lösen. Wenn ihm dies gelingt, so wird das neue Ministerium, wie Wir hoffen, sich Ansprüche auf das Vertrauen des Landes zu erwerben wissen. Einem andern Ministerium, als einem solchen, von dem Wir dies erwarten können, werden Wir — davon dürfen die Vertreter unseres getreuen Volks sich überzeugt halten, — niemals die Leitung der Regierung anvertrauen. Wir können Uns daher weder durch die, in der Adresse vom gestrigen Tage ohne nähere Begründung angedeuteten Gerüchte, die in keiner Handlung Unserer Regierung Bestätigung finden, noch durch die ausgesprochenen

Beſorgniſſe bewogen finden, den in Folge Unſerer wohlerwogenen Entſchließung dem Grafen von Brandenburg ertheilten Auftrag zurückzunehmen.“

Die Hoffnung, ſich auch fernerhin ſtets im Einklange mit den Wünſchen des Volks zu befinden, bildeten den Schluß dieſer Antwortbotſchaft.

Selbſt dem blödeſten Auge mußte es nach dieſer Antwort klar werden, daß zwiſchen der Nationalverſammlung und der Krone keine Vereinbarung mehr möglich ſei.

„Es iſt mein feſter Entſchluß, meine beſtimmte Ueberzeugung, mich nur mit ſolchen Räthen zu umgeben, welche der Volksvertretung verantwortlich, das volle Vertrauen derſelben genießen. Um ſo mehr liegt es mir ob, auch hierüber die Stimme der geſetzlichen Organe entſcheiden zu laſſen, welche zunächſt noch auf dem Vereinigten Landtage, ſodann aber auch durch die neuzubildende Volksvertretung unverkennbar zu vernehmen ſein wird.“

Alſo hatte Friedrich Wilhelm ſieben Monate zuvor (28. März) die Abgeſandten der rheiniſchen Städte beſchieden, welche ihm ihr Mißtrauen gegen die damaligen Miniſter ausgedrückt hatten. Es war eine Antwort, wie ſie einem konſtitutionellen Herrſcher geziemte, klar, einfach, unzweifelhaft. Aber derſelbe Herrſcher ließ ſieben Monate ſpäter, als die

„Stimme des gesetzlichen Organs“ sich einhellig gegen die Wahl seiner Räthe erhob, als die Vertretung des Volks ihm einmüthig erklärte, daß diese Räthe das Vertrauen des Landes nicht besäßen und ihre Wahl ein Landesunglück sei, durch seinen verantwortlichen Minister die Vertreter des Volks bescheiden: Er kenne die Gesinnungen seiner Räthe, sie besäßen sein Vertrauen, und das sei genug. Der Richterspruch der Geschichte kennt nur eine Rechtfertigung dieses Widerspruchs. Sie steht verzeichnet in dem Buche des Staatsmanns von Florenz, dessen Lehren Preußens großer Friedrich einst zu widerlegen würdigte. „Ein kluger Fürst“, also lehrt Nicolo Machiavelli in seinem Fürsten, soll sein Wort nicht halten, wenn ihm das nachtheilig sein könnte, und wenn die Gelegenheit, die ihn veranlaßte es zu geben, nicht mehr besteht.“

Aber dieser Maßstab der Moral ist nicht ausreichend, um an ihm allein die Widersprüche von Gelöbniß und Ausführung auf dem Gebiete politischer Umwälzungen zu messen. Es ist beispiellos in der Geschichte und widerstreitend menschlicher Natur, daß ein absoluter Herrscher, großgenährt in jahrhundertalten Traditionen uneingeschränkter, gottverordneter Vollgewalt des Herrscherthums, jemals freiwillig dieser Vollgewalt entsagt hat. Und doch war es nichts Geringeres als eine solche Selbstver-

läugnung, deren übermenſchliches Opfer der Preußiſche Liberalismus des Jahres 1848 von Preußens Herrſcher verlangte oder erhoffte. Kein Fürſt aber war weniger geartet ſolch ein Verlangen zu erfüllen, ſolche Hoffnung zu berechtigen, als Friedrich Wilhelm IV. Der Widerwille gegen das konſtitutionelle Syſtem, welchen er von jeher kund gegeben, war nur zu tief begründet. Auf allen Thronen Europa's konnte ſchwerlich ein Fürſt gefunden werden, deſſen ganze Art und Natur mehr jener konſtitutionellen Forderung widerſtrebte, nach welcher die Perſon des Regenten gleichgültig, und nichts darauf ankommen ſoll, ob ein Mann oder ein Weib, ein Greis, ein Kind, oder ſelbſt ein Blödſinniger die Spitze des Staatsgebäudes bildet. Dieſe Selbſterniedrigung einem Manne zumuthen, der den höchſten Werth gerade auf die Perſönlichkeit zu legen gewohnt und nach ſeiner Anſicht auch berechtigt war, hieß ihn in den Stand der Nothwehr verſetzen. Nothwehr aber rechtfertigt Selbſthülfe jeder Art. Die liberalen Märzminiſter mochten immerhin die Revolution anerkennen als die Macht, „welche das beſtehende Recht des Landes auf eine Konſtitution zur Geltung gebracht habe.“ In den Augen des Abſolutismus blieb darum doch die Revolution um nichts weniger ein Verbrechen, ein Frevel gegen das heilige Recht des hiſtoriſchen Machtbeſitzes. Und als er ſie be-

ſiegt hatte, ſprach er es auch aus, was er von ihr gedacht. Zuvor aber galt es dieſen Sieg zu erringen.

Es iſt ein vielfach gemißbrauchter, aber darum doch in dem gegenwärtigen Welt und Rechtszuſtande ſchwer zu beſtreitender Grundſatz, ſagt Macaulay, der Geſchichtſchreiber der Engliſchen Revolution, „daß wenn zwiſchen zwei Mächten eine zweifelhafte Frage ſich erhebt und ſie ſich nicht verſtändigen können, nur die Berufung auf die Gewalt übrig bleibt, und die Meinung des Stärkeren durchdringen muß.“ Das war die Lage der Dinge zwiſchen der Preußiſchen Krone und der Nationalverſammlung. David Hanſemann war ein Prophet geweſen. Der Augenblick war jetzt gekommen, wo es nach dem klügſten Worte dieſes Staatsmannes ſich zeigen mußte: welcher von beiden Theilen der ſtärkere ſei.

Kapitel XI.

„Brandenburg in der Nationalverſammlung."

Die Entſcheidung ließ nicht lange auf ſich warten. Wien war gefallen. Die Kunde davon war ſchon am Tage der Audienz in Potsdam angelangt. Sie kräftigte die dort gefaßten Entſchlüſſe, auf dieſelbe Art „im eignen Hauſe Ordnung zu machen." Wie der 13. März in Wien dem 18. März in Berlin voraufgegangen war, ſo ſollte jetzt dem 10. November in Berlin das brennende Wien des 31. Oktober voraufleuchten. Vergebens bemühten ſich die Präſidenten der Nationalverſammlung, von Unruh und Bornemann, zum König zu dringen, und ihn im Intereſſe der konſtitutionellen Monarchie zur Rücknahme der Berufung des General Brandenburg in das Kabinet zu bewegen. Sie wurden nicht vorgelaſſen. Der König habe keine Zeit ſie anzuhören, lautete der Beſcheid. Er hatte in der That andere Dinge zu thun, als ſich auf ein Parlamentiren einzulaſſen mit einer Macht, deren Untergang beſchloſſen war. Vom Grafen Brandenburg ſelbſt

war nicht zu erwarten, daß er freiwillig zurücktreten und dadurch den Konflikt lösen werde. Er beantwortete ein solches, im guten Glauben an seinen Konstitutionalismus vom Präsidenten der Nationalversammlung an ihn gestelltes Ansinnen im Geiste eines alten Soldaten, dessen erste und oberste Pflicht gebietet, die Befehle seines Herrn auszuführen. Dem alten Preußischen General war die Feinheit politisch konstitutioneller Grundsätze so unverständlich, wie die deutsche Philosophie einem Mandarinen des himmlischen Reichs. Sein politisches Glaubensbekenntniß war das altpreußische Wort, welches Gehorsam verlangte ohne zu „raisonniren" über den Befehl. Als ihn bei einer spätern Verhandlung der Präsident der Nationalversammlung darauf aufmerksam machte, daß das Haus der Volksvertreter einen Vorschlag zur Vertagung erst prüfen werde, ehe es ihn annehme, antwortete der neue konstitutionelle Minister ganz treuherzig: „die Vertagungsmaßregel sei eine königliche Botschaft und daher über allen Zweifel erhaben."*) Dazu war er als außerehelicher Sohn König Friedrich Wilhelm II. dem königlichen Hause durch die Bande des Bluts verbunden und seinem königlichen Neffen unbedingt ergeben. Ohne hervorragende Geistesga-

*) Unruh a. a. O. S. 116.

den irgend welcher Art, von redlichem Charakter und treuherzigem Weſen, war er ganz der Mann, wie man ihn brauchte. Uebrigens war er nur ein vorgeſchobener Poſten. Die Seele des neuen Miniſteriums war der Freiherr von Manteuffel.

Die nächſten Tage nach dem 2. November vergingen auf beiden Seiten in ſchwankender Ungewißheit. Weder die Nationalverſammlung, obſchon ſie das Vereinbarungsprinzip aufgegeben ſah, ſchien ſich zu dem Muth der Revolution, noch die Krone, welche die Contrerevolution angekündigt hatte, ſich zu dem Entſchluſſe der Ausführung erheben zu können. Jede Partei hielt es räthlicher, die andere zum Angriffe zu provoziren, denn jede von beiden fürchtete, daß ſich die öffentliche Meinung gegen den Angreifer erklären würde. Die Nationalverſammlung verwarf den erneuten Antrag der Linken auf Niederſetzung einer Kommiſſion, welche die Mittel berathen ſollte, dem gefahrvoll ſchwankenden Zuſtande ein Ende zu machen. Sie ſah darin den Anfang einer neuen Revolution. Die gemäßigte Partei der Centren pflog insgeheim unfruchtbare Verhandlungen mit Vertrauten des Hofes zur Ausgleichung des Zwieſpaltes. *) Die rechte Seite wählte das gewiſſere

*) S. Unruh a. a. O. S. 113 — 116. Nat.-Zeit. vom 8. November 1848.

Theil. Sie konspirirte gegen die Nationalverſammlung mit demſelben, bis jetzt nur noch in partibus infidelium ernannten Miniſterium, gegen welches ſie ſo eben erſt ein energiſches Mißtrauensvotum abgegeben hatte. Ein Mitglied dieſer Seite, welches die Adreſſe vom 2. November mit nach Potsdam überbracht hatte, ließ ſich ſogar bereit finden, bald darauf in daſſelbe Miniſterium einzutreten! Es war der Abgeordnete Rintelen, ſpäter Miniſter der Gerechtigkeit in dem Miniſterium Brandenburg, von welchem die Geſchichte dieſe Handlung erröthend zu berichten hat. Der Verrath tagte mit im Schooße der Nationalverſammlung. Er wagte ſich ſogar an ihr Haupt, um es insgeheim für ſeine Zwecke zu gewinnen. Am 5. November vertraute ein Mitglied der Rechten dem Präſidenten der Nationalverſammlung, daß die rechte Seite mit dem noch nicht einmal ernannten Miniſterium bereits in Unterhandlung getreten ſei. Von einer ſofortigen Auflöſung habe ſie zwar abgerathen; aber eine Verlegung von Berlin nach Brandenburg ſei nothwendig, ebenſo ein Vertagung. Für beide Maßregeln werde die rechte Seite ſtimmen. Weigere ſich die Majorität darauf einzugehen, ſo werde das Miniſterium zur Auflöſung ſchreiten. Man hoffe, daß der Präſident und ſeine Partei es dahin nicht kommen laſſen, ſondern lieber mit der Rechten und dem Miniſterium gemeine Sache

machen werde. Der Plan lag offen. Eine Berathung der Vertagung ſollte nicht geſtattet werden, weil man gewiß war, die Verſammlung werde ſie verwerfen. Die Vertagung ſollte als Befehl verkündet und der Verſuch gemacht werden, durch Intrigue und Unterhandlung eine beſchlußfähige Anzahl Abgeordneter nach Brandenburg zu bringen. Mißlang auch dies, ſo war wenigſtens ein Hauptzweck erreicht. Die Verſammlung war geſpalten, die drohende Kraft ihrer Einſtimmigkeit, deren Stärke man noch am 2. November erprobt hatte, gebrochen. „Zertheile und herrſche!“ lautete nicht umſonſt das Wort der alten Weltdespoten.

Unruh wieß den Verſucher von ſich. Er erklärte, daß er, und mit ihm ſeine Partei und die weit überwiegende Majorität der Nationalverſammlung, auf ihren Plätzen und auf dem Rechte des Volks beharren werde. Aber weiter reichte ſein Muth jetzt noch nicht. Wie jene Antwort des Königs vom 2. November, ſo konnte der hier aufgedeckte Verrath einer Partei der Nationalverſammlung, ſofort verkündet, den glimmenden Funken der Revolution zu heller Flamme aufblaſen. Jedenfalls mußte nach ſolcher Entdeckung die Nationalverſammlung aus ihrer vertheidigenden Stellung heraus und zum Angriffe ſchreiten. Aber die Verantwortlichkeit erſchien zu ungeheuer, abwarten ſicherer und erfolgverſprechender.

Unruh ſchwieg. Die Verſammlung berieth weiter über Petitionsberichte und Laſtengeſetze. Erſt in dem Augenblicke, als die Ernennung des Miniſteriums Brandenburg bekannt gemacht wurde (8. Novbr.), brachte man ein Geſetz ein zum Schutze der Nationalverſammlung. Es war eine Deckung nach dem Streiche.

In Potsdam war endlich die Partei der Entſchiedenen durchgedrungen. Ihre rückſichtsloſe Energie hatte den letzten Widerſtand der Zaghaftigkeit beſiegt. Längeres Zaudern ſei gefährlich, könne verderblich werden. Der Arm erlahme, der zu lange die Waffe, ohne den Streich zu führen, geſchwungen halte. Jetzt oder nie ſei der Augenblick gekommen, die Macht der Krone wieder herzuſtellen. Ein Miniſterium ſei gefunden, bereit zu ſolchem Zwecke jeder Gefahr die Stirn zu bieten. Das Heer ſei ſchlagfertig und noch zuverläſſig. Ein ernſtlicher Widerſtand vielleicht möglich, aber der Sieg gewiß und der Ausgang nur um ſo entſcheidender. Das Recht der Krone zur Auflöſung der Nationalverſammlung möge zweifelhaft ſein, aber das Gegentheil durch kein Geſetz beſtimmt, durch kein ausdrückliches Gelöbniß verbürgt. Man dürfe nicht abwarten, daß die Verſammlung das bereits eingebrachte Geſetz zu ihrem Schutze beſchließe und dadurch ihre Kraft verſtärke. Der Weg, der zur Auflöſung führe, müſſe

ſchleunig beſchritten, ein längeres Berathen verhindert werden. Die Verſammlung ſelbſt ſei zerſpalten, die rechte Seite zum Abfalle bereit; ihr Beiſpiel werde andere nach ſich ziehen. Gelinge es nicht, die Verſammlung allmälig zu zerbröckeln, ſo werde es doch leichter ſein, die getheilte zu zerbrechen. Einem Aufſtande in den Provinzen laſſe ſich durch Einberufung der Landwehren begegnen. Aber auch hier ſei wenig zu fürchten. Der Sinn der Provinzen ſei monarchiſch treu, der Kern der Bevölkerung als Linie und Landwehr durch den Fahneneid gebunden, an militäriſchen Gehorſam gewöhnt. Berlin allein ſei der Heerd der Empörung. Hier den Brand gedämpft, ſei nirgends Gefahr zu fürchten. Die Städte, die Magiſtrate, die Mittelklaſſen möchten ſich immerhin für die Nationalverſammlung erklären. Man wiſſe ja, was dergleichen in Deutſchland bedeute. Die Begeiſterung werde von kurzem Athem ſein, ſobald ſich zeige, daß die Krone auf ihrem Entſchluſſe beharre, mit der Verſammlung ein Ende zu machen. Zudem müſſe die Nationalverſammlung zuletzt zu offner Empörung ſchreiten. Ein ſolcher Beſchluß aber werde ihr Verderben und das Signal zum offenen Abfalle ſein, um ſo mehr, da man des Beiſtandes der Frankfurter Nationalverſammlung und der Centralgewalt ſicher ſei. Beide würden el-

nen ſolchen Beſchluß der ihnen verhaßten Berliner Verſammlung verwerfen, und dadurch ſeine Kraft brechen. Nur erſt eine That gethan, und die Verſammlung faktiſch aufgelöſt, das andere werde ſich finden. Die Macht der vollendeten Thatſachen ſei unwiderſtehlich.

So etwa mochten die Klügeren und Umſichtigeren ſprechen im Rathe zu Potsdam. Die Partei der Kreuzfahrer gegen die Märzrevolution raiſonnirte gar nicht. Ihr Wahlſpruch lautete: „Drauf! und nieder mit den Rebellen!“ Rebellen aber waren für ſie alle, welche dem von Gott verordneten väterlichen Regimente des unumſchränkten Königs widerſtrebten. Der König war entſchloſſen. Seine letzte Entſcheidung gab er mit einem Witzworte. Es lautete: Brandenburg in der Nationalverſammlung und die Nationalverſammlung in Brandenburg!

Nur drei Männer hatte man gefunden, welche bereit waren mit dem General Brandenburg das Miniſterium des Staatsſtreichs, oder wie man es ſpäter nannte, der rettenden That ins Leben zu rufen. Es waren der Freiherr von Manteuffel, der das Miniſterium des Innern, der Freiherr von Ladenberg, welcher das Portefeuille des Kultus und Unterrichts, und der General von Strotha, der das Kriegsminiſterium übernahm. Alle übrigen Miniſterien, unter ihnen ſelbſt das Miniſterium der

Juſtiz, *) blieben in den Händen proviſoriſcher Verweſer ohne konſtitutionelle Verantwortlichkeit. Die drei ernannten waren ſämmtlich Männer des alten vormärzlichen Abſolutismus. Der Freiherr von Manteuffel, bekannt als Wortführer der äußerſten Rechten des Vereinigten Landtags vom Jahre 1847, Verfaſſer und Vertheidiger des berüchtigten Beſcholtenheitsgeſetzes, ſtrenger Büreaukrat, ein Mann von zäher Feſtigkeit, beſchränkten Blicks, aber von ſelbſtvertrauender auf Ueberzeugung gegründeter Entſchloſſenheit, voll tödtlichen Haſſes gegen die Märzrevolution und alle ihre Folgen, ein Royaliſt von altpreußiſchem Schrot und Korn, und dabei dem König perſönlich von Jugend an unbedingt ergeben. Ladenberg, gewandt in Geſchäften, umſichtig und klug, und darum auch nach Eichhorns Sturze in ſeiner Wirkſamkeit als Direktor des Unterrichtsminiſteriums verbleibend, vielleicht der ausgezeichnetſte unter Preußens höheren Büreaukraten, ſelbſtſtändig bei dem Anſcheine großer Fügſamkeit. Der Kriegsminiſter endlich, ein gebildeter Militair, tapfer, energiſch, beſonnen, aber als Ariſtokrat von reinſtem

*) Erſt ſpäter fand ſich ein Mann für dieſes Miniſterium. Es war der Abgeordnete von Rintelen, derſelbe, welcher die Mißtrauensadreſſe gegen ein Miniſterium Brandenburg mit votirt und überbracht hatte!

Waſſer bekannt und in ſeinem Konſtitutionalismus dem Grafen Brandenburg zu vergleichen. Dieſes war das Miniſterium, welches am 9. November der Nationalverſammlung gegenübertrat, entſchloſſen mit ihr und der Revolution ein Ende zu machen.

Die Verſammlung ward eröffnet. Die königliche Botſchaft ward vom Schriftführer verleſen. Sie verkündete die Verlegung der Verſammlung von Berlin nach Brandenburg zum Schutz ihrer Berathungen gegen anarchiſche Auftritte, und Vertagung derſelben bis zum 27. November. Zum Schluſſe hieß es: „Wir fordern daher die Verſammlung auf (eine zweideutige Umſchreibung des Befehls), ihre Berathung nach geſchehener Verleſung unſerer gegenwärtigen Botſchaft ſofort abzubrechen.“

Noch herrſchte tiefes Schweigen in der Verſammlung, als plötzlich der Graf Brandenburg ſich erhob und zu reden begann. Ein Sturm des Unwillens übertönte ſeine Worte. Der Miniſterpräſident eines konſtitutionellen Staats hatte vergeſſen, daß in der Verſammlung der Vertreter der Nation Niemand das Wort ergreifen durfte, ohne die nachgeſuchte Erlaubniß ihres Präſidenten. Der Präſident mußte ihn daran erinnern. Verſtummend ſetzte ſich der alte Kriegsmann nieder. Als aber der Präſident jetzt die Frage an die Verſammlung richtete: ob ſie beſchließen wolle, daß die Sitzung abgebrochen werde,

erhob ſich der Miniſterpräſident aufs Neue, und bat ums Wort. Es ward ihm ertheilt, und jetzt erklärte er mit laut erhobener Stimme: Die Botſchaft des Königs befehle den ſofortigen Schluß der Berathung. Jede Fortſetzung derſelben ſei ungeſetzlich. Er proteſtire dagegen im Namen der Krone! „Die verleſene Botſchaft", entgegnete der Präſident der Verſammlung, und ſeine kräftige Stimme tönte laut durch den Saal, „die ſo eben verleſene Botſchaft iſt ein miniſterieller Akt; und Niemand kann zweifeln, daß die Vertreter eines Volks von ſechzehn Millionen das Recht haben, einen miniſteriellen Akt zu beurtheilen!"

Stürmiſcher Beifall der Verſammlung und der dicht gedrängten Tribüne begrüßte dieſe männlichen Worte. Er hallte wieder durch ganz Preußen und Deutſchland. Es galt jetzt, zu zeigen, ob bei dem unzweifelhaften Rechte auch dasjenige ſei, ohne welches noch allezeit das Recht nichtig war — die Macht, das Recht zu wahren und zu behaupten.

Kapitel XII.

Die letzten Tage der ersten Preußischen Nationalversammlung.

1. Die Beschlüsse des neunten November.

Die Nationalversammlung hatte manchen Tadel ihres frühern Verhaltens erfahren. Durch ihre Haltung in der Stunde der Gefahr sollte sie sich, wenn nicht groß, doch würdig eines bessern Schicksals bewähren.

Der erste Schlag von Seiten der Gewalt war gefallen. Den zweiten zu führen, erhob sich der Verrath. Die Minister hatten nach jener tumultuarischen Scene den Saal verlassen. Ihnen folgten achtundsiebzig Abgeordnete, fast die ganze rechte Seite der Versammlung, zumeist Beamtete der Regierung. Dieselben Männer, welche noch eben erst gegen das neue Ministerium Brandenburg als gegen ein Landesunglück ihre Stimme abgegeben hatten, stellten sich jetzt, uneingedenk ihrer Pflichten als Vertreter des Landes, unter den Befehl dieses selben Ministeriums. Das Prinzip der Vereinbarung und des Konstitutionalismus zu

gleicher Zeit aufgebend, verließen ſie feig ihren Poſten und mit ihm die Nationalverſammlung in der Stunde der äußerſten Gefahr. Es war eine That, bei der das Wort des edelſten deutſchen Dichters Anwendung fand:

— „Solch eine Flucht und Felonie
Iſt ohne Beiſpiel in der Welt Geſchichten!“

Doch mochte Brandenburg mit beſſerer Zuverſicht als Wallenſtein dem Schweden Wrangel erwiedern: „Sie ſind auf jegliche Bedingung mein!“

Noch aber hatte der Verrath ſein Ziel nicht erreicht. Noch gab es eine Preußiſche Nationalverſammlung. Zweihundert zweiundachtzig Männer, weit über die beſchlußfähige Anzahl, waren auf ihrem Poſten geblieben. Mit einer Mehrheit von 252 gegen 30 Stimmen beſchloß die Verſammlung, ihre Berathungen fortzuſetzen. Die Antwort auf das Attentat der Miniſter waren drei Beſchlüſſe, faſt ohne Debatte von der Verſammlung angenommen. Sie lauteten:

„Die Nationalverſammlung findet keinen Grund ihren Sitz von Berlin zu verlegen oder ihre Berathungen zu vertagen;

Sie kann der Krone weder zu dem einen noch zu dem andern Schritte das Recht zugeſtehen;

Sie erklärt, daß ſie die verantwortlichen Beamten, welche der Krone zu der letzten Botſchaft gerathen, nicht für fähig erachtet, der Regierung

des Landes vorzustehen, und daß sich dieselben einer schweren Pflichtverletzung gegen die Krone, das Land und die Versammlung schuldig gemacht haben."

Keine Stimme erhob sich gegen die Dringlichkeit dieser Anträge, welche Mitglieder von allen Parteien zu stellen sich verbunden hatten. Der Abgeordnete Gierke, einst Minister, ein treu monarchischer Mann, der sonst selten das Wort ergriffen, begründete jetzt in kurzer Rede diese Anträge. Die geforderte Vertagung und Verlegung, sprach er, sei unbegründet und unzweckmäßig, die Forderung als Befehl ein Frevel gegen das Recht, ein Akt absolutistischer Willkür, die Minister, als verantwortliche, strafbar. Die Abstimmung erfolgte. Der Präsident verkündete, daß die Beschlüsse fast einstimmig angenommen seien. Es war ein ergreifender Augenblick, als ein Abgeordneter der Linken in die Worte ausbrach: „In einem Momente wie der jetzige giebt es keine Parteien mehr in diesem Hause." Auf den Antrag desselben Abgeordneten erhob sich die ganze Versammlung von ihren Sitzen, und sprach unter begeistertem Beifallsrufen der Tribünen ihrem Präsidenten die Anerkennung aus: daß er sich um das Wohl des Vaterlandes verdient gemacht habe. Die Bewegung war allgemein, Thränen standen in manchen Männeraugen. Der Präsident erhob sich

zur Erwiederung. Im Innerſten bewegt ſprach er mit feſter Stimme: „Meine Herren, ich habe nichts als meine Pflicht gethan.“ Nach dem Schluſſe der Sitzung meldete der Präſident dem Grafen Brandenburg die von der Nationalverſammlung gefaßten Beſchlüſſe. Der Miniſterpräſident, vergeſſend, daß die königliche Botſchaft die Verſammlung nur vertagt habe, richtete ſeine Erwiederung ſtatt an den Präſidenten der Nationalverſammlung, „an den Regierungsrath“ von Unruh. Um den Hohn zu vollenden, erklärte er in derſelben: „die Beſchlüſſe ſeien ungeſetzlich und darum null und nichtig, die Abgeordneten, welche daran Theil genommen, ſchuldig eines Vergehens wider die Verfaſſung, weil ſie dem Befehle ſeiner Majeſtät den ſchuldigen Gehorſam verweigert.“ Dieſe Antwort war entſcheidend. Zum erſten Male war in ihr der leitende Gedanke der Reaktion in unverhüllter Nacktheit hervorgetreten. Nach ihm lautete der erſte und einzige Paragraph der Preußiſchen Verfaſſung, zu welcher ſich das Miniſterium Brandenburg bekannte: Der König befiehlt und das Volk gehorcht. Der Nationalverſammlung blieb keine Wahl mehr übrig. Sie mußte den gebotenen Kampf um Sein und Nichtſein annehmen, und ſie nahm ihn an. Es handelte ſich nur darum, wie er zu führen ſei.

Der Umſchlag der Stimmung, welchen die letzten Schritte der Krone im Lande und in der Hauptſtadt hervorgerufen hatten, war außerordentlich. Der Pöbel vom 31. Oktober erſchien plötzlich zum Volk geworden. Die Krawalle verſtummten vor dem Staatsſtreiche. An dem Attentate der Regierung kam das Volk zum erneuten Bewußtſein und Willen der eignen Geſetzlichkeit. In großen geſchichtlichen Momenten wird die Maſſe der Menſchen immer nur dann lebhaft ergriffen, wenn ſich die Bedeutung des Augenblicks in einen einfachen Satz zuſammenfaßt. Das war hier der Fall. Freiheit oder Abſolutismus, eine Verfaſſung als Recht der Nation von ihren Vertretern berathen, oder als Geſchenk der Gnade des Herrſchers, Gewaltregiment oder Geſetzesherrſchaft, das war die Frage. Eine neue Revolution ſchien unvermeidlich. Der Staatsſtreich war die gereifte Frucht des Vereinbarungsprincips. Eine neue Revolution — mochte ſie immerhin den Monarchismus ſchonen — mußte dies Princip zerbrechen. Das Volk ſchien dazu geneigt und entſchloſſen, wenn man den Moment raſch und kräftig benutzte. Nicht ſo die Nationalverſammlung.

Wenn zwei Gegner einander Aug in Auge ſtehen mit gleichen Kräften und gleicher Unbeſtimmtheit des möglichen Ausgangs, ſo wird allemal derjenige den Sieg davon tragen, der zum *Aeußerſten* ent-

ſchloſſen den Augenblick ergreift. Die Reaktion war in dieſer Stimmung. Die Nationalverſammlung nicht. Ein Wort von ihr am 9. November hätte die Bevölkerung Berlins zu den Waffen gerufen, die Flamme des Bürgerkriegs in den Provinzen entzündet und vielleicht über Blut und Leichen eine durchgreifende Entſcheidung für Preußen und Deutſchland herbeigeführt. Noch war der Geiſt der Märztage ſtark und lebendig in den Gemüthern von Millionen, noch ſchwankte der Muth der Beherzteſten unter den Führern der Reaktion. Eine Erhebung des Volks in Waffen war nicht geeignet, ihren Muth zu ſtärken, während ſie die Zuverſicht der Vorkämpfer der Freiheit erhöhen mußte.

Die Nationalverſammlung ſchrack zurück vor der Schwere ſolcher Verantwortung. Keine große, keine überwältigende Perſönlichkeit war vorhanden, welche die Verſammlung hingeriſſen hätte, Alles einzuſetzen, um Alles zu gewinnen. Sie ſah ein, daß der geſetzliche Widerſtand ungenügend, daß eine Revolution nöthig ſein werde, die Gewalt zu überwinden und den wieder erſtandenen Abſolutismus zu vernichten; aber ſie ſchrack zurück vor dem „Jetzt“ einer Revolution, deren Sieg mehr als zweifelhaft, deren Folgen, ſelbſt im Falle des Sieges, weit über ihr eignes Maaß hinauszuſchreiten drohten. Ihr Präſident wies die zahlreichen Deputationen ab, welche am 9.

und in der Nacht und am Morgen des 10. November der Versammlung den Schutz ihrer Arme anboten. „So lange die Presse, (sprach er und die Nationalversammlung stimmte ihm bei) so lange das Vereins- und Versammlungsrecht nicht von Neuem geknebelt sei, habe das Land die Mittel in den Händen, ohne Blutvergießen die Sache der Freiheit zum Siege zu führen. Wenn die große Mehrheit des Landes gegen den Staatsstreich Protest erhebe, so müsse das Ministerium fallen."

Das Land in der ungeheuren Majorität seiner Bewohner, in den Deputationen aller seiner großen Städte, ihrer Magistrate und Behörden protestirte in tausenden von Adressen, und das Ministerium — fiel nicht, wohl aber die Nationalversammlung. Es war natürlich. Der Beschluß der Nationalversammlung hieß das Volk warten mit seiner Erhebung bis es „geknebelt" sein werde. Dieses System der Vertheidigung des Rechts gegen die Gewalt nannte man passiven Widerstand. Es konnte kein besserer Name erfunden werden für einen Widerstand, dessen Waffe geschmiedet war aus des Satirikers hölzernem Eisen, ein Schwert ohne Klinge, dem der Griff fehlte. Später, nachdem die Entscheidung bereits gefallen war, sprach Friedrich Wilhelm IV. das Wort: „meine Feinde haben sich stets feig bewiesen."

Der Irrthum der Nationalverſammlung war handgreiflich. Ihr Entſchluß ſetzte bei dem Preußiſchen Volke einen Muth und eine politiſche Reife voraus, zehnfach höher und ſchwieriger, als der Muth und die Reife für eine gewaltſamere Erhebung gegen die Gewalt. Was in England möglich war, in einem Volke, das in der Schule von Jahrhunderten für den Muth der Geſetzlichkeit erzogen, eine beſtehende Verfaſſung mit dem demantnen Anker freier Inſtitutionen für ſich hat, in einem Lande, deſſen Regierung in allen drei Königreichen nicht ſo viel ſtehende Truppen zählt, als am 9. November Berlin umlagerten: das war unmöglich in einem Lande und Volke, welches wie das Preußiſche in militäriſchem Gehorſam großgezogen, durch langen Abſolutismus entnervt, ohne Verfaſſung, ohne den Schild feſtgegründeter geſetzlicher Freiheit, einem büreaukratiſch wohlorganiſirten Abſolutismus und ſeinem ungebrochenen Militärſyſteme gegenüber ſtehend, eben nur die erſten Athemzüge freien politiſchen Lebens gethan hatte. Es war vorauszuſehen, daß jeder Tag, im paſſiven Widerſtande verloren, ein Gewinn ſein mußte für die Reaktion; daß das Land auf dieſem Wege bald ermatten und nicht bis zu deſſen äußerſter Gränze folgen werde. Die Nationalverſammlung konnte ſich dies nicht verhehlen. Unruh ſelbſt legte ſpäter das Geſtändniß ab, daß er

dieſen Ausgang vorausgeſehn. Wenn das Urtheil des Hiſtorikers nach reiflicher Erwägung zugeben muß, daß der Ausgang bei einem gewaltſamen Widerſtande zweifelhaft war, ſo wird eine andere Behauptung um ſo ſchwerer beſtritten werden können, die Behauptung: daß der von der Nationalverſammlung eingeſchlagene Weg derjenige war, welcher den gefahrloſen Sieg unzweifelhaft ſicher ſtellte — für die Reaktion.

2. Der 10. November.

Ein Theil der Abgeordneten hatte die Nacht vom 9. auf den 10. November im Sitzungsſaale zugebracht. Noch in der Nacht wurde die Verſammlung durch den Präſidenten wieder zuſammenberufen. Es waren Nachrichten eingegangen, daß die Kataſtrophe mit raſchen Schritten herannahe. Sie ſollte die Nationalverſammlung auf ihrem Platze finden.

Aber auch die Bürgerwehr Berlins war entſchloſſen, auf ihrem Platze zu verharren. Wenn gleich die Nationalverſammlung ihr und dem geſammten Volke der Hauptſtadt den Kampf für ſie und für das Recht und die Freiheit der Nation verbot, ſo ſollten Volk und Bürgerwehr wenigſtens in der Stunde der Entſcheidung beweiſen, daß ihnen der Wille nicht gefehlt, ihr Leben für die Vertreter der Nation zu opfern. Volk und Bürgerwehr ſollten

durch ihre Haltung am 10. November den Beweis vor der Geſchichte führen, daß die phyſiſche Gewalt eines blindgehorchenden Soldatenthums an dieſem Tage bei dem Angriffe gegen Recht, Geſetz und Freiheit als alleiniger Verbündeter auf Seiten des Angreifers ſtand.

Die Bürgerwehr hatte in den letzten Tagen übermäßige Anſtrengungen ertragen. Faſt täglich mußten, neben dem übrigen Dienſte, vier bis fünf Bataillone bereit ſein, um während der langen Sitzungen das Schauſpielhaus umſtellt zu halten. Und doch herrſchte ſeit dem Kravalle des 31. October die größte Ruhe in Berlin. Die ſonſt ſo belebte Stadt erſchien Abends gegen 10 Uhr wie ausgeſtorben. Soldaten der Beſatzung, welche ſich ſonſt häufig in den Straßen zeigten, bemerkte man keine mehr. Sie wurden in dem Zeughauſe, in den Kaſernen und dem Lazarethe am Brandenburger Thore, welche ſämmtlich auf mehrere Tage verproviantirt waren, konſignirt gehalten. Zum 9. hatte die Polizei eine bewaffnete Emeute, Gefangennahme der Miniſter und der Mitglieder der Rechten verkündigt. Vierzehn Bataillone Bürgerwehr nebſt der Schützengilde waren im Laufe des Tages alarmirt und mobil gemacht worden. Die Verleſung der königlichen Botſchaft erfolgte an dieſem Tage. Das Volk blieb ruhig.

Jetzt versuchte das Ministerium, den Arm der Bürgerwehr gegen die Nationalversammlung zu richten.

Am Nachmittage des 9. ward der Oberbefehlshaber der Bürgerwehr zum Minister des Innern beschieden. Er erschien dort mit zwei Offizieren seines Stabes. Der Minister, von Manteuffel, verlangte indeß den Kommandeur allein zu sprechen. In einem anstoßenden Gemache fand derselbe das ganze übrige Ministerium, den Ministerpräsidenten an der Spitze versammelt. Von allen Seiten drang man auf ihn ein, eine Erklärung abzugeben, „ob er im Stande sei, mit den Kräften der Bürgerwehr den ungesetzlichen Schritten der Nationalversammlung entgegenzutreten, und die Befehle der Regierung auszuführen, welche, wie der Kriegsminister von Strotha bemerkte, das volle Recht besitze, die Nationalversammlung zu vertagen, oder aufzulösen." Der wackere Rimpler erwiederte, selbst wenn er fähig wäre, einen solchen Befehl zu geben, so glaube er doch nicht, daß ein Mann der Bürgerwehr sich dazu verstehen werde, gegen die Nationalversammlung aufzutreten. Alle Versuche, ihn unter Betheuerungen, daß die bestehenden Rechte und Freiheiten der Nation in keiner Art angegriffen oder verletzt werden sollten, zu einer andern Erklärung zu bewegen, blieben fruchtlos. Er bestand darauf, daß er höchstens die Sache zur Entscheidung

den Befehlshabern der Bürgerwehr vorlegen könne. Zugleich erbat er eine schriftliche Requisition, bei welcher gesetzlich der Magistrat zugezogen werden mußte. Der Bürgermeister Naunyn fand indessen hier einen Ausweg. Da er diese Requisition weder zu stellen noch auch abzuschlagen den Muth hatte, lehnte er die an ihn von der Polizei gestellte Aufforderung unter dem Vorwande ab: der Magistrat könne in so kurzer Zeit nicht mehr zusammenberufen werden! Die Unterredung mit dem Befehlshaber der Bürgerwehr, oder vielmehr das Verhör desselben durch das Ministerium, war inzwischen ohne vorhergegangene Anzeige von einer dem Obersten unbekannten Person zu Protokoll gebracht, die Unterschrift desselben gefordert und geleistet worden. Abends um 10 Uhr erfolgte die schriftliche Requisition durch den Polizeipräsidenten. Die Bürgerwehr selbst sollte das Forttagen der Nationalversammlung gewaltsam verhindern. Erkläre sie sich dazu bis Morgens 6 Uhr des folgenden Tages nicht bereit, so werde das Militär einrücken. Die Antwort der Bürgerwehr lautete: Die Verlegung und Vertagung der Nationalversammlung sei ein Angriff auf die durch Gesetz und Königswort gewährleisteten Rechte und Freiheiten der Nation. Für diese, nicht gegen sie aufzutreten sei die Pflicht der Bürgerwehr. Außerdem verletze diese Requisition das

Bürgerwehrgeſetz, da ſie ohne Genehmigung der ſtädtiſchen Behörde geſchehe. Den Schluß bildete ein feierlicher Proteſt gegen jede geſetzwidrige Verwendung militäriſcher Kräfte wider die Verſammlungs- und Berathungsfreiheit der Vertreter der Nation. *) Noch kräftiger lautete die Sprache des Volks. Eine Adreſſe der Arbeiter faſt aller Gewerke der Hauptſtadt erklärte: Die Arbeiter Berlins ſeien bereit und gerüſtet, die Nationalverſammlung, wenn ſie es wolle, gegen jeden Angriff zu ſchützen. **) Das waren keine leeren Worte. Zahlreiche Deputationen der verſchiedenen Arbeitervereine hatten ſich zu gleicher Zeit auf dem Centralbüreau des Bürgerwehrkommando's eingefunden, und ihre Arme der Bürgerwehr zur Verfügung geſtellt. Sie wurden hier wie dort dringend ermahnt, ſich ruhig zu verhalten. Die Nationalverſammlung war entſchloſſen, kein Bürgerblut zu vergießen. Der Magiſtrat von

*) National-Zeitung Nr. 219 vom 11. November 1848.

**) „Vertreter des Volks! Die Arbeiter Berlins ſagen Euch Dank für die Pflichttreue, mit der Ihr die Anmaßungen treuloſer Rathgeber der Krone zurückgewieſen habt. Sie ſind bereit und gerüſtet, Eurem Rathe Folge zu leiſten, wenn man es wagen ſollte, die Rechte des Volks in ſeinen Vertretern zu verletzen. Sie bieten Euch ihren Arm und ihr Herzblut gegen jeden Feind, der Hochverrath üben wollte gegen Euch und gegen die Freiheiten des Volks." (S. Stenograph. Bericht über die Sitzung der Pr. Nat. vom 10. Novbr.)

Berlin hatte ſie in ſeiner Herzensangſt beſchworen, alle gewaltſamen Schritte zu meiden. Er werde noch heute in einer Adreſſe den König angehen, durch Zurücknahme der Verlegungs- und Vertagungsbotſchaft die nächſte Urſache des Konflikts zu entfernen.

Das Volk gehorſamte ſeinen Vertretern. Die Sieger, welche ſpäter den paſſiven Widerſtand und die Feigheit des Volks verhöhnten, fühlten ſich am 10. November und noch in den folgenden Tagen von weit andern Gefühlen bewegt. Es ging mancher Mann unter den Heeresmaſſen, welche am Morgen des 10. November gegen die Hauptſtadt des Vaterlandes wie gegen eine feindliche Stadt anrückten, einen ſchweren Gang. Nur diejenigen freuten ſich vielleicht der Ausſicht auf Befriedigung ihres Rachedurſtes gegen das verachtete Volk, das am 18. März ihren Hochmuth zu Schanden gemacht, welche im Voraus hatten Proklamationen drucken laſſen: „daß es wegen der beim Einmarſche der Truppen ſtatt gefundenen bedauerlichen Konflikte nothwendig geworden ſei, die Stadt Berlin in ihrem zweimeiligen Umkreis in Belagerungszuſtand zu erklären und die Bürgerwehr aufzulöſen.“ Ein Setzer der Regierungsdruckerei verrieth das ſchmachvolle Geheimniß.

Seit fünf Uhr Morgens war die Nationalver-

ſammlung eröffnet. Der Präſident verlas die Schreiben der Bürgerwehr und die Adreſſen der Arbeiter. Er erklärte ſich für die Vermeidung jedes blutigen Konflikts. Möge die Gewalt ihr Aeußerſtes thun. Das Volk werde richten.

Die Verſammlung ſtimmte ihrem Präſidenten bei. Ihr letzter Beſchluß war eine Proklamation an das Volk, ein Proteſt gegen den gewaltſamen Hochverrath, verübt von den Räthen der Krone gegen die Vertretung der Nation. „In dem ſchweren Augenblicke“, hieß es am Schluſſe derſelben, „wo die geſetzliche Vertretung des Volks durch Bajonette auseinander geſprengt wird, rufen wir Euch zu: haltet feſt an den errungenen Freiheiten, wie wir mit allen unſern Kräften und mit unſerm Leben dafür einſtehen. Aber verlaßt auch keinen Augenblick den Boden des Geſetzes. Die entſchloſſene Haltung eines für die Freiheit reifen Volks wird der Freiheit den Sieg ſichern.“

Sämmtliche Mitglieder erhoben ſich von ihren Sitzen zum Zeichen der Einſtimmung. Der Druck der Proklamation ward beſchloſſen. Als der Sturm der Begeiſterung ſich gelegt hatte, ſchritt die Verſammlung zur Tagesordnung. Auf derſelben ſtand — das Geſetz über Erleichterung der Laſten des Volks. Die Geſchichte liebt es zuweilen, die Ereigniſſe ſelbſt zu Epigramme in ihrem Lapidarſtyle

zu formen. Während bereits der Marſchſchritt der anrückenden Gewalthaufen zu Roß und zu Fuß, vermiſcht mit dem Raſſeln der Geſchütze, dröhnend in den Saal herüberſcholl, beriethen die Abgeordneten des Volks die Geſetzvorſchläge, welche ſeine Laſten erleichtern ſollten. Die aber, welche bisher dieſer Laſten Vortheil genoſſen, führten in dieſem Augenblicke die Kinder dieſer Mühſeligen und Beladenen heran als Feinde gegen die Vertreter der Menſchenrechte ihrer Väter.

Tauſende von Zuſchauern bedeckten ſeit den frühen Morgenſtunden den Platz vor dem Schauſpielhauſe. Der Kommandeur und die Unterbefehlshaber der Bürgerwehr hatten nach gepflogener Berathung mit den Führern der fliegenden Korps den Beſchluß gefaßt, dem Willen der Nationalverſammmlung gehorſam, jeden gewaltſamen Zuſammenſtoß zu vermeiden. Aufforderungen an die Bevölkerung waren in gleichem Geiſte erlaſſen. Die Bürgerwehr ſtand in ihren Revieren verſammelt. Ausreichende Maßregeln, jeden Verſuch einer Unordung, einer Herausforderung und Berechtigung der Gewalt zu verhüten, waren getroffen. Auch nicht der kleinſte Anſchein des Rechts ſollte der Reaktion zur Ausführung ihrer Plane gelaſſen oder gegeben werden. Um drei Uhr ſollte der Einmarſch der Truppen ſtatt finden. Der Proteſt der Bürgerwehr war zurückgewieſen

worden. Der Kommandeur derſelben fragte die vier zum Schutze der Nationalverſammlung ſeit dem Morgen wie gewöhnlich um das Schauſpielhaus poſtirten Bataillone, ob ſie abgelöſt zu werden wünſchten. Sie verweigerten es durch lauten Ruf.

Mehr und mehr hatte ſich der Gensdarmenmarkt mit Zuſchauern aus allen Ständen und Klaſſen gefüllt. Plötzlich ſtrömte ein großer Theil derſelben durch die Charlottenſtraße den Linden zu, und bald ſah man über die Maſſen weg Bajonette blitzen und Reiterhelme ſchimmern. Eine Infanteriekolonne ſtellte ſich der Bürgerwehr gegenüber auf; ihr Kommandeur hielt bei dem franzöſiſchen Thurme. Zwiſchen den Reihen der einander gegenüberſtehenden Bewaffneten bewegten ſich große Maſſen anſtändig gekleideter Leute, ſelbſt viele Frauen. Niemand ſchien auch nur an die Möglichkeit zu denken, daß ein geringer Zufall, ein zufällig ſich entladendes Gewehr, die blutigſten Gräuelſcenen herauf beſchwören könnte. Die matte Herbſtſonne funkelte fahlen Scheins auf den blitzenden Bajonetten der Gewehre. Auf die Frage des Bürgerwehrmajor von Herford, weshalb das Militär ſich hier aufſtelle, erwiederte der Befehlshaber deſſelben: „Wahrſcheinlich zur Reſerve der ehrenwerthen Bürgerwehr, doch könne nur der kommandirende General darüber genauere Auskunft geben.“

Endlich erſchien Wrangel. Mit nachläſſiger Ruhe, einen kleinen Blumenſtrauß in der Hand haltend, ritt er durch die ſchweigende Volksmaſſe, welche dagegen den Kommandeur der Bürgerwehr, der ſich ihm mit ſeinem Stabe näherte, mit lautdonnernden Lebehochrufen begrüßte. Eine peinliche Scene folgte. Sie verdient als charakteriſtiſch ihren Platz in dieſer Darſtellung. Der Kommandeur der Bürgerwehr nahm zuerſt das Wort. In ſehr höflicher Anrede fragte er den Oberbefehlshaber in den Marken, weshalb die Truppen hier aufgeſtellt ſeien? Es entſpann ſich folgende merkwürdige Verhandlung. *)

„Meine Truppen wünſchen in ihre Quartiere zu rücken. Sie haben weite Märſche gemacht, und möchten gern ihre Angehörigen wieder ſehen. Die Väter wollen zu ihren Kindern, die Söhne zu ihren Eltern. Sie kommen in der friedlichſten Abſicht Hindern Sie ſie nicht daran!“ —

„Ich wüßte nicht, daß die Bürgerwehr dem Marſche der Truppen irgendwie hinderlich wäre. Sie hat ſich nur wie gewöhnlich hier um das Schauſpielhaus aufgeſtellt, um die Nationalverſammlung zu ſchützen.“

---

*) Die folgende Darſtellung iſt aus einer handſchriftlichen Aufzeichnung entnommen, welche als die beſte Quelle angeſehen werden muß.

„Die ſchütze ich auch, und werde ſie ſchützen, und ſollte ich acht Tage und acht Nächte hier ſtehen bleiben. Meine Truppen ſind gewohnt, Strapatzen zu ertragen und werden bivouakiren.“

Ein dumpfer Zornruf der Maſſen unterbrach das Ende dieſer höhnenden Antwort. Erſt als durch vielfaches Winken der Bürgerwehroffiziere die Aufregung wieder beſchwichtigt war, fuhr der General fort:

„Gewiß ſind wir in der friedlichſten Abſicht hier. Wir wollen nur Ruhe und Ordnung. Wir wollen, daß das Geſetz aufrecht erhalten werde. Das wollen Sie auch und ich reiche Ihnen deshalb meine Hand. Wir wollen in Eintracht mit einander gehen.“ — Mit dieſen Worten bot der General dem Bürgerwehrbefehlshaber ſeine Hand, welcher erwiederte:

„Ich ergreife dieſe Hand mit Freuden, und verſichere, daß von Seiten der Bürgerwehr die Eintracht nicht geſtört werden wird.“

Der General wendete ſich jetzt mit ähnlich beruhigenden Reden an die Menge, wobei er jedoch mit den Worten ſchloß: „Meine Truppen aber werden hier ſtehen bleiben!“

„Aber dieſe Aufſtellung“ — nahm hier der Kommandeur der Bürgerwehr das Wort, „muß denn doch ein Ende nehmen. Und ich erlaube mir zu fragen: wann dies geſchehen wird?“

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.

3-598-52808-6
FN. 1385/020

„Sobald die Nationalverſammlung auseinandergegangen iſt.“

Ein lautes Ah! der Umſtehenden folgte dieſer Erklärung. Sie ward dem Präſidenten der Nationalverſammlung überbracht, und von ihm mit dem ſchriftlichen Beſcheide beantwortet: „daß die Nationalverſammlung neben der Bürgerwehr keines andern Schutzes bedürfe.“ Die Dämmerung war eingebrochen; Wrangel wurde unruhig. Mit der Hand das ihm gereichte Schreiben des Präſidenten ablehnend, rief er laut:

„Ich kenne hier keinen Präſidenten der Nationalverſammlung! Ich kenne auch keine Nationalverſammlung! Sie iſt vertagt und nach Brandenburg verlegt!“ Man reichte ihm ein Blatt. Es war die ſchriftliche Anfrage des Befehlshabers der Bürgerwehr: ob der General es zu hindern gedenke, daß die Nationalverſammlung ihr Verſammlungshaus verlaſſe und am nächſten Morgen ihre Berathungen in demſelben fortſetze. Ein Adjutant las das Schreiben vor. Der General erwiederte:

„Hinaus kann jeder, wieder herein kömmt keiner. Sobald der letzte heraus iſt, laſſe ich das Haus zuſchließen. Das ſagen Sie dem Kommandeur der Bürgerwehr!“

Der Präſident der Nationalverſammlung erhob ſich: „Die Gewalt iſt konſtatirt. Im Namen der Nationalverſammlung, welche derſelben weicht, pro-

teſtire ich feierlich gegen die ihr angethane militäriſche Gewalt. Ich vertage die Sitzung bis zum kommenden Morgen!“

Die Schützengilde bildete Spalier. Als der Präſident an der Spitze der Nationalverſammlung aus dem Sitzungshauſe trat, präſentirte die Bürgerwehr. Der Präſident nahm den Arm des Bürgerwehrbefehlshabers, und die Abgeordneten verließen Paarweiſe Arm, in Arm, ſchweigend das Haus, gefolgt von dem Volke, deſſen tauſendſtimmiger Hochruf weithin ſcholl durch die einbrechende Nacht. Die Bataillone der Bürgerwehr rückten dem Zuge nach, die Hüte auf den Bajonetten. Der Befehlshaber in den Marken war mit ſeinen Truppen auf dem weiten Platze allein.

Hier ſchließen wir dieſen erſten Akt in dem Drama der Preußiſchen Revolution. Wir ſtehen am Ende des Anfangs, wenn gleich nicht am vollſtändigen. Der weitern Darſtellung wird es vorbehalten ſein, im nächſten Buche zu ſchildern: wie der geſetzliche Hochverrath den geſetzlichen Widerſtand mit wenigen Fußtritten ſcheulos niederwarf; wie die Bürgerwehr aufgelöſt wurde, weil ſie Geſetz und Pflicht zu brechen ſich geweigert; wie endlich, ohne daß eine Hand ſich erhoben hatte gegen die offenbare Gewalt, welche

die Rechte der Nation Stück für Stück zerbrach, die Hauptstadt des Landes in Belagerungszustand erklärt, Kriegsgerichte eingesetzt, die Preßfreiheit und das Vereinsrecht aufgehoben, und das eben erst verkündete Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit ungescheut übertreten wurde. Sie wird erzählen müssen, wie die Nationalversammlung durch Bajonette aus ihrem letzten Zufluchtsorte vertrieben, von den Dienern der Gewalt umhergehetzt, in ihrer letzten Noth der Regierung das Recht der Steuererhebung durch einstimmigen Beschluß absprach, und wie sie dann, von der Feigheit des Bürger- und Philisterthums im entscheidenden Augenblicke verlassen, von der Schwesterhand der deutschen Nationalversammlung, statt der rettenden Hülfe gegen den gemeinsamen Feind der Freiheit, den letzten Todesstreich empfing. Und auch das wird, außer diesem Wirrsale von Muth und Zaghaftigkeit, von Schrecken und Festigkeit, von Arglist und Verrath, Bürgermuth und Schwäche, Erhabenheit und Niedertracht der Gesinnung, unsere Darstellung zu schildern haben, wie inmitten des noch nicht entschiedenen Ausgangs von Seiten der Gewalt heilige Gelöbnisse gethan wurden, die Rechte und Freiheiten des Volks in keinerlei Weise anzutasten oder zu verkümmern, und wie diese Gelöbnisse — gehalten wurden.

Mögen freie Völker der Gegenwart, möge ein glücklicheres Geschlecht unserer eignen Zukunft nicht allzu hart den Stab brechen über das preußische Volk des Jahres 1848 und über diesen ersten schmählichen Ausgang seiner Erhebung. Mögen sie bedenken, daß es nicht nur unsere Schwächen, daß es auch die menschlichen Tugenden unseres Charakters: unsere Ehrlichkeit und unser Vertrauen, und die immer auf Versöhnung hoffende, von der Milch der frommen Denkart großgesäugte Güte des deutschen, schon so oft betrogenen und verrathenen Herzens gewesen sind, welche dieses Ausgangs Schmach herbeigeführt. Wohl scheint es beschlossen im Geschick der Menschheit, daß erst nach langer harter Wanderung durch die weite Wüste der Tyrannei dies deutsche Volk das Kanaan der Freiheit erreichen soll. Aber ein Gewinn ist errungen. Das deutsche Volk hat einmal von der im raschen Anlauf glücklich erklommenen Höhe herab sein Ziel am fernen Horizonte leuchten sehen, und dieser Blick hat ihm gezeigt, daß seine Wüste Gränzen hat. Diese Erinnerung wird in seinem Herzen leben und es frisch erhalten für die Zukunft, welche trotz aller Niederlagen der Freiheit, unter deren Schwere Millionen Herzen trauern, dennoch unwiederrufbar nach dem Jahre 1848 nicht mehr den Fürsten, sondern den Völkern Deutschlands und Europa's gehört.

Zwei Monate in Paris.

Von

Adolf Stahr.

Erſter Theil.

Oldenburg, 1851.
Verlag der Schulze'ſchen Buchhandlung.
(W. Lenne.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

34a L6

Durch Brüssel.

Brüſſel, den 3. Sept. 1850.

In Brüſſel erwarteten mich liebe Freunde. Auch Moritz Hartmann von ſeiner Reiſe durch die drei Königreiche von Großbritannien zurückkehrend — nicht in die deutſche Heimath, ſondern nach Paris, wo die Bonaparteſche Republik doch noch nicht alle Schaam abgethan hat, — traf dort mit mir zuſammen. In Frankreich iſt den Vertretern der deutſchen Nation, welche bis zuletzt auf ihrem Poſten ausharrten, wenigſtens noch die Freiheit vergönnt, in freier Luft zu athmen. Seit dem Frühlinge des Berliner vereinigten Landtags hatten

wir uns nicht wieder gesehen. Ich fand ihn während dieser drei Jahre um ein Jahrzehend älter geworden. Ihm ging es vielleicht eben so mit mir. Wir erfreuten uns daran, mit den andern Freunden gemeinsam am folgenden Tage Brüssel zu besehn und alte Erinnerungen und neue Hoffnungen auszutauschen.

Das erstere war bälder und leichter gethan als das letztere. Brüssel mag reicher sein an Sehenswürdigkeiten als ein Tagestourist, selbst ein fleißiger, erfährt. Ein solcher ist bald mit der belgischen Hauptstadt fertig, zumal wenn ihm Paris in nächster Nähe winkt. Aber auch Besucher die Wochen und Monate dort zu verweilen veranlaßt waren, bestätigten, daß es langweilig sei, in der capitale du royaume des Belges, und daß wer nicht architektonische Specialstudien machen wollte, bald erfahren müsse, daß die Häuser von Brüssel interessanter sind, als die Menschen welche sie bewohnen. Ein Prachtwerk über ver-

gleichende Architektur, das die Mayersche Buchhandlung in Brüssel verlegt, ist so ziemlich die bedeutendste Erscheinung welche neuester Zeit in der Literatur auf national belgischem Boden gewachsen ist*). Im Uebrigen begnügt man sich damit, die besten Erzeugnisse der französischen Litteratur durch Diebesdruck zum Vortheil der belgischen Industrie auszubeuten. Daß sich das mächtige Frankreich diese Wegelagerung seines kleinen Nachbars noch immer gefallen läßt, ist mir geradezu unbegreiflich. Es begnügt sich bis jetzt die Einführung von Nachdrücken zu bestrafen, und die Reisenden von Brüssel nach Paris haben auf der Gränze eine lästige Visitation zu erdulden.

---

*) Es heißt: les vrais principes de l'architecture ogivale ou chrétienne, und ist für das Studium der belgischen Baudenkmale, zumal der in Brüssel, von hoher Wichtigkeit.

Auf der alten Place St. Michel erhebt ſich das **Monument des martyrs**, das Denkmal der ſiegreichen belgiſchen Revolution von 1830, nach welchem jetzt der Platz den Namen führt. Er heißt jetzt: **place des martyrs**. Sanct Michel hat auch in Deutſchland Plätze genug, und vor ein Paar Jahren ſah es aus, als ob dieſelben gleichfalls ihren Namen vertauſchen würden. Jedoch der deutſche Michel hat ſich beſſer gehalten als der belgiſche. An Märtyrern, an Blutzeugen gegen ihn hat es freilich nicht gefehlt, aber die Freiheit für die ſie geſtritten und gelitten

— „lebt nur in dem Reich der Träume" —

und dieſe deutſchen Träume ſind oft recht ſchwer! „Vorbei, vorbei!"

Das Mauſoleum der belgiſchen Freiheitshelden wurde beſchloſſen am Abende des 25. Sept., des dritten Kampftages der belgiſchen Revolution, während der Donner des Geſchützes und das

Knattern des Gewehrfeuers noch die brennende Stadt durchraste. Noch behaupteten die tapfern Schaaren des Prinzen von Oranien die Stadt, als ſchon die revolutionäre Regierung im Angeſichte des noch unbeſiegten Feindes dekretirte: un monument transmettra à la posterité les noms des héros qui ont succombé dans notre lutte glorieuse, et la reconnaissance de la patrie!" Für mich einer der größten Züge der belgiſchen Revolution. Neun Wochen ſpäter legte der Präſident des Congreſſes den Grundſtein zu dieſem Monumente, mit deſſen Ausführung der belgiſche Künſtler Wilhelm Geefs beauftragt wurde. Am 24. Dezember 1838 ward es eingeweiht, und im März des verwichenen Jahres ward das letzte der vier Basreliefs eingefügt, welche die bedeutendſten Momente des belgiſchen Freiheitskampfes dem Betrachter veranſchaulichen.

In Mitten des ſtillen ſtattlichen Platzes erhebt ſich aus einem offnen, von Arkaden einge-

faßten Grabgewölbe, zu welchem eine Anzahl steinerner Treppen hinabführen, auf einem massiven viereckten Unterbau, ein ebenfalls massiver antik geformter Grabstein. An seinen vier Ecken repräsentiren vier geflügelte Genien die Momente der vier Kampftage, den Kampf, die Hoffnung, das Märtyrthum, den Sieg. Die einfache Inschrift **PATRIA** schmückt die zwischen den beiden letztern befindliche Seite des Cippus. Auf der Höhe desselben erhebt sich die kolossale Statue der lorbeergekrönten „Belgia," zu ihren Füßen der ruhende belgische Löwe und die zerbrochenen Fesseln der Fremdherrschaft. Auf eine Tafel, welche sie mit der linken gegen das etwas erhöht vorgestreckte linke Bein gestemmt hält, schreibt sie mit der Rechten die vier Kampf- und Siegestage des 23., 24., 25. und 26. September zu ewigem Gedächtniß der kommenden Geschlechter.

Um die vier historischen Basreliefs zu sehen, welche den Unterbau schmücken, muß man in den

innern, von Arkaden umgebenen Raum hinabſteigen. Das erſte derſelben, welches die Südweſtſeite bedeckt, zeigt den Moment des Schwurs der Freiheitskämpfer auf der Grand' place von Brüſſel im Augenblicke vor der Eröffnung des Kampfes. Don Juan van Halen das nackte Schwert in der Fauſt auf einer mäßigen Erhöhung ſtehend, zeigt mit der linken auf die zu ſeinen Häupten flatternde Fahne, aus deren Falten das Zauberwort Liberté hervorblickt. Bewaffnete die ihn umgeben, alle in der einfachen Blouſe des Landes, ja ſelbſt Frauen mit Kindern auf den Armen, ſtrecken ſchwörend Hände und Waffen zum Himmel empor, und ein tauſendſtimmiges: mourir pour la patrie! ſcheint von allen Lippen zu ſchallen, während rechts zu Füßen des Anführers bereits die Freiheit in einem tödtlich Verwundeten, um den ſich eine Frau und ein Mann bemühen, ein Opfer gefunden hat. Das zerbrochene Schwert in der Hand des ſterbend

Niedergesunkenen, dessen Blut aus tiefer Brustwunde quillt, deutet auf die Hartnäckigkeit des Kampfes.

Das zweite Relief stellt den Entscheidungskampf des 26. September im Park von Brüssel dar. Wiederum ist es Don Juan van Halen der hier die Kämpfer der Freiheit gegen die Feinde führt. Unter den Niedergestürzten zu seinen Füßen erblickt man die jugendlich edle Gestalt seines Generaladjutanten, Baron Fellner, der in dem mörderischen Kampfe jenes Tages an seiner Seite den Tod fand. Die Belgier sind im siegenden Vordringen, nur wenige Czakos der Holländer erblickt man noch in der rechten Ecke des Basreliefs. Ihr Führer, der zurückweichend das Schwert gegen die Anstürmenden schwingt, während er mit der linken einen schwerverwundet neben ihm niederstürzenden Krieger zu halten sucht, versinnbildlicht anschaulich genug den Moment der letzten Entscheidung. Ich halte dies Basrelief

ohne Frage für das künſtleriſch gelungenſte. Der belgiſche Führer, das Schwert in der Fauſt, aber mehr zum Zeichen als zum Angriff, das Haupt zu den nachſtürmenden Seinen aufmunternd zurückgewendet, voll freudiger Siegesgewißheit und doch ruhig in mitten des ihn umraſenden Kampfes, den in ſeiner nächſten Nähe ein in die Knie geſtürzter feindlicher Soldat mit einem Blouſenmanne Leib an Leib fortzuſetzen ſcheint, kontraſtirt vortrefflich mit ſeinem Gegner, der ihm verzweiflungsvoll perſönlichen Kampf bieten zu wollen ſcheint. Minder gelungen ſind die beiden letzten Reliefs, von denen das eine die Einweihung des Begräbniſsplatzes am 4. October 1830 durch den Doyen von St. Gudule im Beiſein der proviſoriſchen Regierung und der Militair- und Civilbehörden, das andere die auf einem Armſeſſel ſitzende, etwas nach einer Himmelskönigin ausſehende „Belgia“ zeigt, wie ſie die zu ihren Füßen knieenden ſiegreichen Söhne des Vaterlandes im

Namen deſſelben mit den Ehrenkränzen belohnt, welche ihr von Jungfrauen, die auf der anderen Seite zu ihren Füßen knieen, dargereicht werden.

Siebenundzwanzig Tafeln von ſchwarzem Marmor, welche die Wände der umgebenden Arkaden bedecken, nennen die Namen der „Märtyrer des belgiſchen Freiheitskampfes," deren Reſte unter dieſem Denkmale ruhen. Es ſind ihrer ein halbes Tauſend. Unter ihnen lieſt man auch den Namen des Grafen Felix von Merode, deſſen marmornes Denkmal in der St. Gudulakirche ſteht.

Das Ganze iſt von impoſanter Wirkung, würdig der Ausdruck des Dankgefühls einer energiſchen Nation zu ſein. Der Berliner Friedrichshain kam mir dagegen in der Erinnerung wie ein Armenkirchhof vor. Freilich — dieſe Märtyrer haben nicht nur geſiegt, ſondern die Ueberlebenden haben es auch verſtanden — den Sieg zu benutzen, und das iſt die Hauptſache.

Abends zu Hauſe las ich eine leidlich geſchriebene ſehr ausführliche Darſtellung des Brüſſeler Revolutionskampfes. Man hat ſeit zwanzig Jahren die genaueren Thatſachen faſt vergeſſen. Es iſt doch ein furchtbares Ding geweſen um dieſe viertägige Straßenſchlacht, als deren Held überall die etwas abenteuerliche Geſtalt jenes Don Juan van Halen, des Oberbefehlshabers der vereinigten Streitkräfte der Revolution hervortritt. Die Belgier verloren gegen 1700 Todte und Verwundete und nur 122 Gefangene, während die Holländer 495 Gefangene in den Händen ihrer Gegner zurückließen. Ihr Verluſt an Todten und Verwundeten betrug vierzehnhundert Mann. Die Ungleichheit in der Zahl der Gefangenen mag wohl daher gekommen ſein, weil die Holländer als Vorkämpfer der loyalen Ruhe und Ordnung weni[illegible] geneigt waren Pardon zu geben, zumal Soldaten gegen — Menſchen ohne Uniform. Man kennt das!

Der Verfaſſer jener Schilderung zeigte ſich in derſelben als einen guten Liberalen und ganz leidlich vernünftigen Menſchen. Um ſo mehr erſtaunte ich über folgende Reflexion, die er bei der Erwähnung des Umſtandes anſtellte, daß die Holländer Feuer an das königliche Schloß und den prachtvollen Ständepallaſt zu legen ſuchten, um ihre Gegner aus denſelben zu vertreiben. Es gelang aber nicht, und nur das Hotel Torrington wurde von den Flammen zerſtört. „Die göttliche Vorſehung, welche über Belgien wachte, wollte nicht, daß ihr Sieg mit dem Preiſe ſolcher Verwüſtung erkauft würde.“ Das Blut von ein Paar Tauſend Menſchen aber, meinte die göttliche Vorſehung, könne ſie wohl als Kaufpreis des Sieges der gerechten Sache annehmen. Wörtlich! „Il semblait, ſagt der fromme Mann, que le sang des braves fût le seul sacrifice, que Dieu voulut accepter pour prix de l'affranchissement du sol de la

patrie! Und dieſe Menſchen mit dieſen molochiſtiſchen Vorſtellungen von ihrem perſönlichen Dien wollen ſich unterſtehen, über den alten Moloch und ſeine Menſchenopfer in humanes Entſetzen zu geraten! Als ob die Vorſtellung von dem Gott, der ſich ein Paar tauſend Menſchenopfer gefallen läßt, als „Preis“ dafür, daß er der gerechten und heiligen Sache der Freiheitskämpfer den Sieg verleiht — nicht ſchenkt, ſondern verkauft — als ob ein ſolcher Gott um ein Haar beſſer wäre, als der alte phöniziſche Moloch, dem die Prieſter das Opfer blühender Menſchenleiber in die feurigen Arme legten!

Atheiſten und Atheismus, Gottesleugnung und Gottesleugner ſind alberne Ausdrücke. Es iſt Zeit in der Literatur ſie abzuſchaffen und durch entſprechendere zu erſetzen, wenn wir der Sache der Freiheit, der Humanität wahrhaft weiter hel-

ſen wollen. Es gab eine Zeit, wo eine Partei in der deutſchen Literatur ganz ernſtlich daran dachte, ein „Journal des Atheismus“ zu gründen. Welche Thorheit! Als ob es nicht genug wäre an dem ſchweren Kampfe gegen die Sache der Unvernunft, und als ob man die Schwierigkeiten dieſes Kampfes für Vernunft und Freiheit gegen Unvernunft und Geiſtesknechtſchaft noch recht abſichtlich dadurch vermehren müßte, daß man ſich mit einem bei der Maſſe ein für allemal verrufenen Namen beladet. Nicht Atheiſten ſind wir, denn wir haben unſern Theos, unſern Gott und unſere Religion ſo gut wie Ihr, ſondern Antimolochiſten; nicht Gottesleugner — denn wie könnten wir die Wahrheit und das Leben in der Wahrheit leugnen! — wohl aber Molochsleugner. Und als ſolche wollen wir weiter kämpfen gegen die Vorſtellungen vom Moloch und gegen alle Molochspriester bis zum letzten Athemzuge. Gegen den Moloch, den ſie als „Lenker der

Schlachten" verehren, und dem ſie nach den brudermörderiſchen Schlächtereien das Tedeum ſingen; gegen den Moloch, der jähzorniger, gemüthloſer, grauſamer und willkürlicher iſt, als der olympiſche Zeus der Griechen je geweſen. Denn nicht bloß die Menſchen waren göttlicher,

„da die Götter menſchlicher noch waren," —

ſondern auch die Götter waren eben deshalb göttlicher, weil ſie „menſchlicher" oder vielmehr weil ſie Menſchen waren, während jene Moloche Unmenſchen ſind. Die alten Hellenengötter haben nie Unmenſchliches von den Menſchen verlangt, ſie haben nie verlangt, daß ihre Verehrer die ſchöne Welt und ihre Luſt und Herrlichkeit läſterten und leugneten, daß ſie Vater und Mutter, Weib und Kind, das Leben ſelbſt und ſeinen ganzen Inhalt aufgäben und verließen um ihres Dienſtes willen. Wie weit haben wir noch hin, ehe ein gefeierter Redner und

Staatsmann auf offenem Markte zu einem verſtehenden Volke wird ausſprechen können, was ein Demoſthenes zu den Athenern ſagte: Alles was ein Menſch thut mit Berufung auf die Götter und ihr Thun, muß von der Art ſein, daß es auch dann nicht für ſchlecht und unrecht gehalten werden kann, wenn es die That eines Menſchen iſt!“ Wie ſchlecht würden unſere Molochsanbeter dabei fahren, wenn man das Richtmaaß dieſes unſterblichen Vernunftſatzes an zahlloſe Handlungen ihres Götzen anlegte! Aber es wird eine Zeit kommen, wo die Menſchheit den verlornen Menſchenverſtand wiederfinden und dieſes Richtmaaß an den Molochismus anlegen wird. Und dann wird es ſich ergeben, daß die eigentlichen Gotteslästerer und Gottesleugner in den Reihen der Glaubensinquiſitoren und Ketzerrichter, daß ſie in den Reihen derer zu finden ſind, die noch nach dreitauſend Jahren den Spruch des blaſirten Judenkönigs von der „Eitelkeit“ alles Ir-

diſchen, wenn auch nicht im Herzen, doch im Munde führen.

Hunderte, ja Tauſende haben es ſchon ausgeſprochen, wie vernichtend und verderblich das ſtrikte Chriſtenthum auf Leben und Menſchenthum gewirkt. Niemand tiefer und gründlicher als Rahel, die Sibylle von Berlin. „Dieſe ganze Lehre iſt in einem Seelenzuſtande entſtanden und erfunden, der nicht dauern kann. Sie iſt der Moment der Weihe der Verleugnung und Wiedergeburt. Das neue Leben iſt alſo im Tode zu finden, worauf ſie ſich bezieht, und wir fangen mit ihr an! Sie iſt eigentlich die Religion, die auf's Heiligſte getrieben in jeder Seele allein ausbrechen und wirken und leben, und eigentlich nicht mitgetheilt werden ſollte. Weil ſie Verleugnung und Aufopferung heiſchte, hat ſie ſich wie eine Leidenſchaft über die Erde verbreitet. So iſt ſie würdig und ſchön in dem Herzen, wo ſie herrſcht wie Leidenſchaft. Aber

angewandt auf Staat und Leben verkehrt und auf Jahrtauſende hemmend, und ſo allgemein und tief eingedrungen, daß ſie auch da wirkt, wo man ſie gar nicht zu finden glaubt und nicht ahnen ſollte. Dabei dauert ſie zu lange; wie jeder Zuſtand der Menſchheit für einen einzelnen Menſchen. Sie iſt auf die natürlichſte Weiſe in ihren Wirkungen ihrer Natur widerſprechend: denn das Leben quillt wieder hervor und ſie ſtrebt nach dem Himmel, während ſie den Tod erzielt. Mich dünkt, daß die kleinſte bis zur größten unſerer bürgerlichen Einrichtungen dies ausdrückt. Sie hat die Natur, die Erde umgeſtaltet, auf der wir hauſen, und kann ſich gar nicht ſelbſt aufreiben, weil ſie ſich nun wirklich auf etwas Wirkliches bezieht. Und nur eine Erdrevolution kann uns aus dieſem dauernden Uebergangszuſtande retten."

Und ſie wird es. Der ungeheure Theil der Menſchheit, den ſie ewig zu leiden auf der Erde

verdammt, weil ſie ſeinen Leidenszuſtand als gottgewollte Ordnung darſtellt, wird endlich ſeinen wahren Feind erkennen. „Gottes Freund und der ganzen Welt Feind!“ lautete die Deviſe eines chriſtlichen Kriegsherren. Die Menſchheit wird dieſen Wahlſpruch umkehren, wenn ſie zu der Erkenntniß gelangt, daß dieſer Gott-Moloch, der Freund und Vater der „alten Ordnung“ nichts anderes iſt, als der eigentliche Feind der Menſchheit und der Menſchlichkeit.

Nach Paris.

Paris, den 5. Sept. 1850.

In Valenciennes ward untersucht. Cigarren und Brüsseler Nachdrücke waren die Hauptgegenstände, auf welche die republikanischen Mauthner fahndeten. Es wird eine Zeit kommen, wo der Europäischen Menschheit dies System der gesetzlich privilegirten Wegelagerung eben so fabelhaft erscheinen wird, wie uns heutigen Tags das Wegelagern der Raubritter.

Ich hatte vergessen ein Buch mit aus dem Wagen zu nehmen. Als ich wieder in mein

Coupée einſtieg, fand ich es nicht mehr. Meine Nachfragen blieben vergeblich. Einer der Mauthſbirren, welche die Wagen unterſuchten, mochte es als Contrebande confiszirt haben. „Ich hätte es vorzeigen müſſen!“ meinte ein dicker Franzoſe, der mit uns im Wagen ſaß. Aber es war ja ein deutſches Buch, verſetzte ich ärgerlich, und nicht in Brüſſel gedruckt, ſondern in Leipzig; und Leipzig wird man doch wohl noch in Frankreich kennen! Der Franzoſe murmelte etwas grimmig vor ſich hin und ſchwieg dann. Ich aber ertappte mich plötzlich auf einem Pferde, das ich lange nicht mehr geritten, auf der Nationaleitelkeit. Ich ſchämte mich und ſchwieg gleichfalls.

Wer auf dem Wege von Brüſſel nach Paris die belle France zu finden meint, der kann lange ſuchen. Die Pikardie, das Gebiet der Somme, mit dem uralten Amiens, und Isle de France mit der Hauptſtadt Arras ſind kaum leiſe gewellte Ebenen, der Boden wenig fruchtbar,

nicht ſelten Sand und Sumpf. Der Touriſt fliegt gern darüber hin im bequemen Coupée der Eiſenbahn, denn wer ſchnell und bei Tageslicht die Tour von Brüſſel nach Paris machen will, muß bequem fahren, weil für den Tageszug nur Wagen erſter Klaſſe gegeben werden. Daſſelbe iſt der Fall für den Rückweg. Aber trotzdem, daß wir gezwungen waren, mit einem ſolchen Schnelltrain zu fahren, verſpätete ſich dennoch unſere Ankunft um faſt zwei Stunden über die beſtimmte Zeit, und es war ſinkende Nacht, als wir in Paris einfuhren, das wir noch bei Tagesſchein zu ſehen gehofft. Aber es war eine ſchöne warme Spätſommernacht, und der etwas wolkendunkle Himmel ließ den Lichtglanz der Boulevards nur um ſo wirkſamer erſcheinen. H. hatte wahr geſprochen. Paris, „das liebliche Paris," wie er es nannte, hat wirklich etwas magiſch Anziehendes. Die hohen engen Straßen mit ihren von Gaslicht ſtark beleuchteten Häuſer-

maſſen, das lichthelle Treiben in den zierlich aufgeputzten Läden, das Wogen der Menſchenfülle auf den herrlichen Boulevards, die Pracht der Seinebrücken, die gewaltigen, finſter aufſtarrenden Maſſen der Citéinſel, dann endlich das Gaſſengewirr des Quartier Latin, in welches wir uns am Schluſſe unſerer Fahrt, die uns faſt ganz Paris durchſchneiden ließ, verſenkten, — das Alles gab mir nach der langen eintönigen Tagfahrt die bunteſten und heiterſten Eindrücke. Man befindet ſich ſchon in fröhlicher Stimmung, wenn man nach langer Fahrt auf tyranniſch communiſtiſchem Dampfwagen, endlich dem Trubel des Bahnhofs glücklich entronnen, mit Sack und Pack geborgen in einem Fahrzeuge ſitzt, deſſen Bewegung von unſerm Willen abhängt, weil es für eine kurze Friſt als Eigenthum uns unterthan iſt. Wir zündeten die langentbehrte Cigarre an (denn man raucht nicht auf den franzöſiſchen Eiſenbahnen) und ließen den Kutſcher langſam fahren. Es

gefiel mir, dies eigenthümliche Behagen des Einzuges, wo man ſich halb noch als Reiſender, halb ſchon als Einwohner des neuen Orts empfindet, ſo lange als möglich zu genießen.

Das Quartier Latin hat etwas, das mich an römiſche Spelunkenhaftigkeit erinnerte. In unſerm Cours du Commerce — dieſe Cours ſind Straßenhöfe, welche durch Gitterthore auf beiden Seiten abgeſperrt werden — war es ſo finſter, wie es um neun Uhr in Trastevere nur immer ſein kann. Und unſere Zimmer im Hotel du Commerce bei Monſieur Péret ſahen mit ihren kalten Eſtrichfußböden, ihren großen Kaminen, ihren wackligen Möbles aus allen Modeperioden der letzten hundert Jahre, ihren ſchlecht oder gar nicht ſchließenden Thüren und Fenſtern, den Fremdenwohnungen in der ewigen Roma ſo ähnlich wie ein Ei dem andern. Da indeſſen H. hier einem Freunde Rendezvous beſtellt hatte, ſo ergaben wir uns in die Nothwendigkeit, dieſe Spelunke

erſt nach ein Paar Mal vier und zwanzig Stunden mit einer comfortableren Wohnung zu vertauſchen. Zudem war es mir ganz recht, wieder einmal als Student zu hauſen, und dabei eine Pariſer Studentenwohnung kennen zu lernen.

Unſer erſter Gang war nach dem Palais royal. Es liegt ein eigner Reiz in einem ſolchen erſten nächtlichen Gange durch eine große Stadt, bevor man ſie noch im Tagesſcheine geſehen hat. Als wir im Dunkel über den Pont neuf auf den freien Raum traten, der ſich vor dem Stadthauſe bis zum Fluſſe zieht, ſtand mein Begleiter ſtill, und ſagte: „Siehr, dies iſt der Grèveplatz!"

Und lebte ich hundert Jahre, ich würde das ſchauernde Gefühl nicht vergeſſen, mit welchem dieſe Worte mich erfüllten. Nicht der Concordienplatz, wo ein Königshaupt fiel, nicht der Baſtillenplatz, keine Stätte in dem mit hiſtoriſchen Erinnerungeu geſättigten Paris, wo bei jedem Schritte der Fuß den erkalteten Lavaſtrömen

welthiſtoriſcher Ausbrüche des großen europäiſchen Vulkans begegnet, hat mir dies erſte Gefühl wieder hervorgerufen, in welchem die ganze welterſchütternde Revolution vor meine Seele trat. Das iſt die Macht des erſten Eindrucks. —

Hier alſo fiel zum erſtenmale das Beil der Guillotine, der Heilmaſchine, die ein Arzt erfand für die große Radikalkur der unheilbar erkrankten Welt! Seitdem iſt wenig mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, und die beiden letzten großen Revolutionen begannen ihr Werk mit Abſchaffung der Todesſtrafe für politiſche Verbrechen. Ein tröſtlicher Fortſchritt! Aber die Tyrannei hat bereits in Deutſchland wieder den Schritt zurück gethan, der in der Weltentwickelung immer auf zwei Schritte vorwärts folgen zu müſſen ſcheint. Die Standrechtgräber in Baden und die Galgen Oeſterreichs ſpotteten der Idealiſten von Frankfurt und Berlin. Es ſteht

aber geſchrieben: wie du ſäeſt, ſo wirſt du ernten!

Es iſt bedeutungsvoll, daß das erſte blutige Opfer, welches am Beginne der großen Mutterrevolution von 1789 der Grèveplatz ſah, ein Edelmann der Marquis von Favras war, der dem niederträchtigſten Verrathe des königlichen Bruders des ſechszehnten Ludwig zum Opfer fiel. Favras hatte im Auftrage deſſelben den Plan entworfen, den König nach der Picardie zu entführen. Er ward verrathen und gefangen. Des Königs Bruder ſchwor auf dem Stadthauſe feierlich jedes Mitwiſſen ab um das Werk des treuen Dieners. Favras lieferte das ſchon ſchriftlich ausgeſtellte Geſtändniß, das ihn retten konnte, einem Vertrauten des Hofes aus, in Hoffnung, daß ihn der Prinz nicht verderben laſſen werde. Aber als er wenige Stunden darauf das Todesgerüſt beſtieg, bei Lampenſchein, umgeben von tauſend Gaffern aller Stände, — auch Herren und Damen des Hofes fehlten nicht

— da rief er im Angeſichte des Sternenhimmels: Je vous jure, à la face du ciel, que Vous versez le sang d'un innocent! Selbſt dem Henker traten Thränen in die Augen, und er ſprach in Hoffnung auf Gnade: „Ruft lauter, daß ſie es hören!" Und noch zweimal ſcholl der verklagende Ruf des Verrathenen durch die Nacht. Aber keine Gnade kam, und der Henker that ſein Werk. Die Saat, welche fürſtlicher Verrath hier ſäete, ſollte blutig aufgehen drüben auf dem Concordienplatze, wo der dreitauſendjährige Obelisk von Luxus düſter in den Nachthimmel ragt. —

Ueber den Hof des Louvre ſchreitend, wo das leere Poſtament des Denkmals, das hier Louis Philipp dem unglücklichen Erben ſeiner Krone errichten ließ, an die Tage des Februar erinnerte, gelangten wir in das Palais royal. Aber kaum eine Spur jenes Glanzes und jener Zauberpracht, von welcher ſonſt alle Schilderungen überfloſſen, war heute hier zu ſehen. Durch

die lichterfüllten Arkaden und Paſſagen, die ſonſt von der Eleganz der beau monde erfüllt waren, drängte ſich faſt nur Volk der arbeitenden Klaſſen in Blouſen und Kitteln, Männer und Weiber, Mädchen und Kinder des Volks. Das glänzende Café der Rotonde war faſt leer, die Reſtaurationen faſt alle ſchon geſchloſſen, ein gründliches Beefſteakſouper, nach welchem wir, ausgehungert von der langen Tour, uns ſehnten, nirgends zu finden. Wir wieſen verächtlich die Anerbietungen von leichtfertigen Ommelets und dergleichen Luſtigkeiten zurück, mit denen dienſtfertige Kellner uns begütigen wollten, und ſuchten unſer Heil in den Speiſehäuſern der anliegenden Straßen. Aber auch dieſe fanden wir meiſt geſchloſſen, und es war doch kaum zehn Uhr vorbei. „O Niniveh! Niniveh! wie tief biſt du gefallen!“ rief mit komiſcher Wehmuth mein Begleiter aus, der Paris in den letzten Tagen ſeines flimmernden Glanzes verlaſſen, und ſeitdem nicht wieder geſehen hatte.

Und dies Palais royal, das Lusthaus der Welt, es glich einem Ballsaale bei anbrechendem Morgen, einer Schönen nach durchrastem Tanze der Nacht. Aber jener flimmernde Glanz unter Louis Philipps Herrschaft war nur das Irrlicht, das aus dem Sumpfe der Corruption aufsprühte. Die Revolution hat das Elend, hier wie überall, nicht erzeugt, sie hat es nur an den Tag gebracht.

Auf dem Heimwege verirrten wir uns richtig, trotz H.'s Ortskenntniß, in dem Gassenlabyrinth des düstern Quartier Latin. Mitternacht war vorüber, und die engen schmutzigen Gassen still und leer. Ein Paar begegnende Arbeiter wiesen uns endlich bereitwillig zurecht. Ihr „bon soir *citoyens!*“ beim Abschiede mit dargereichten Handschlage, durchfuhr mich wunderbar. Es war das erste Mal, daß ich dieses welthistorische Wort der Anrede von den Lippen eines Menschen vernahm. Jetzt erst schien ich mir in Paris zu

ſein, in dem Paris nicht der todten, ſondern der noch lebendigen Revolution.

Meines Begleiters Gedanken bei dieſem Gruße waren anderer Art. „Wir müſſen machen, ſagte er, daß wir hier ausziehen, und vor Allem, daß wir unſre grauen Kalabreſer, denen wir dieſen Gruß verdanken, mit den loyalen Hüten der Ordnung vertauſchen. Sonſt haben wir in ein Paar Tagen die Polizei Louis Bonaparte's auf unſern Ferſen.“ Die Folge ſollte lehren, daß ſeine Beſorgniß keine unbegründete geweſen war.

Paris, den 11. Sept. 1850.

Ich bin erſt kaum eine Woche in Paris, und fühle mich ſchon ganz heimiſch. Auch äußerlich iſt mir die Stadt ſchon ziemlich bekannt, und ich habe faſt alle architektoniſchen Sehenswürdigkeiten in erſten Augenſchein genommen. Man kann darin hier in weniger Zeit viel leiſten, weil man trotz der Größe der Stadt doch alles weit näher beiſammen hat, als z. B. in Rom, das doch kaum den ſiebenten Theil der Bevölkerung von Paris in ſeinen weitläuftigen Mauern um-

ſchließt. Paris zählt jetzt gegen eilfmalhunderttauſend Einwohner innerhalb ſeiner Zollmauer, und noch für 300,000 andere iſt Raum vorhanden, ehe jener Mauergürtel zu enge wird.

Die meiſten äußerlichen Sehenswürdigkeiten habe ich zum Theil in Begleitung eines befreundeten Engländers und ſeiner jungen liebenswürdigen Frau beſucht. Beide haben ſich überhaupt nur ſo viel Tage für ihren erſten Aufenthalt in Paris geſetzt, als ich Wochen; daher ſie ſich denn mit engliſcher Praktik für jeden Tag ihre Aufgaben ſtellten. Es iſt unglaublich, was ſich dabei in einem Tage alles abmachen läßt, wenn man auf den Genuß des behaglichen Flanirens verzichten will. —

Von dem Pantheon, das wir gleich am erſten Tage beſuchten, kann die George Sandſche, von der Gräfin Hahn deutſch wiederholte Phraſe gelten: une ame immense, mais vide. Die einzigen Größen Frankreichs, deren Reſten dieſer

Tempel geweiht ſein ſoll, ſind draußen in David's Giebelrelief zu ſuchen, wo das „dankbare Vaterland," eine koloſſale Figur, ſeinen großen Söhnen die Kränze ertheilt, welche die Freiheit ihr zureicht. Hier findet man Mirabeau und Lafayette, Carnot und Monge, Voltaire, Rouſſeau, Malesherbes, Fénélon und andere Repräſentanten des franzöſiſchen Geiſtes, neben oder vielmehr gegenüber den kriegeriſchen Größen, geführt von dem Manne des Jahrhunderts. Aber im Innern ſieht's deſto trauriger und öder aus. Geſchminkte Bettelarmuth überall. Dieſer ſtolze Bau, der die Aſche der größten und edelſten Söhne Frankreichs umſchließen ſollte, enthält außer der Kenotaphien Voltaires und Rouſſeaus, in dem unheimlichen dunkeln Kellergewölbe nichts als ein Paar imperialiſtiſche Senatoren, Sterne kaum dritter und vierter Größe ſelbſt noch bei ihren Lebzeiten. Rouſſeau's Kenotaph, von Holz mit geſprenkelter Oelfarbe angeſtrichen, um ihm den Schein des

Granits zu geben, iſt das nec plus ultra monumentaler und plaſtiſcher Geſchmackloſigkeit. Der Gedanke, das geiſtige Fortwirken des großen Denkers dadurch zu verſinnbildlichen, daß ſich aus dem Sarge eine Todtenhand mit einer Fackel hervorſtreckt, iſt des Berliner Kladderadatſch würdig. An der verſchloſſenen Eingangsthür zu den Gräbern von Frankreichs Unſterblichen laſen wir folgendes Plakat: **L'inspecteur du Panthéon soussigné déclare, que les huit employés n'ont d'autre appointement, que ce que les visiteurs leur veulent donner!** Dies iſt denn doch das Aeußerſte nationaler Entwürdigung. Die ſtolzen Franzoſen betteln in ihrem Pantheon auf den Ruhm ihrer großen Männer, deren Monumente — nicht da ſind, und haben acht brave alte Militairs dazu begnadigt, dieſelben zu zeigen! Es waren lauter dekorirte Invaliden, ſtattliche alte Soldaten. **Il est bien humiliant pour un ancien militair, qui a servi avec honneur,**

ſagte der Mann, welcher uns führte, beim Empfange ſeiner Vergütigung, de prendre l'aumône de l'étranger. Nun rede mir noch Einer etwas gegen Italieniſche Bettelei!

Um das leere Innere des Doms doch mit irgend etwas zu füllen, hat man Kopien von Raphaels Stanzen an den Wänden und Pfeilern aufgehängt, deren einige noch die Kugelſpuren der Juniſchlacht zeigten. Unter den vier Gerardſchen Fresken in den Pendentifs der untern Kuppel, welche den Tod, das Vaterland, die Gerechtigkeit und den Ruhm darſtellen, iſt das erſtere bei weitem das ſchönſte. Ein rieſiges Kuppelgemälde, die Verherrlichung der Monarchie in Frankreich feiernd, iſt für meine Augen zu hoch, um es genießen zu können. An den vier maſſiven Stützpfeilern des Domgewölbes lieſt man auf eingelaſſenen Bronzetafeln die Namen der gefallenen Julikämpfer. Die Julirevolution gab dem Pantheon, das die Reſtauration

wieder in eine Kirche verwandelt hatte, ſeine revolutionäre Beſtimmung zurück. Paſtorets Inſchrift: Aux grands hommes la patrie reconnaissante, wurde erneuert. Voltaire's und Rouſſeau's ſterbliche Reſte, welche die Reſtauration ſammt den Denkmälern hatte in ein Kellerloch werfen und dort vermauern laſſen, wurden wieder hervorgeholt und an ihren alten Platz geſtellt.

Es ſcheint ein Fluch zu ruhen auf dieſem Bau, zu welchem der funfzehnte Ludwig vor etwa neunzig Jahren den Grundſtein legte. Die Schickſale dieſes Pantheons, in welchem Alles proviſoriſch war und iſt, geben ein Abbild der Geſchichte Frankreichs ſeit ſeiner erſten Revolution. Ein ewig erneutes Beginnen ohne irgend eine abſchließende Vollendung. Erſt Kirche der heiligen Genoveva, dann Pantheon Frankreichs, dann unter Napoleon beides zugleich, dann während der Reſtauration wieder Kirche allein, ſeit

dem Juli 1830 ſeiner revolutionären Beſtimmung zurückgegeben, aber, wie ſich von Louis Philipp denken läßt, nur mit halbem Herzen, erwartet es noch immer, wie die franzöſiſche Republik ſelbſt, die Erfüllung ſeines Namens.

Von außen gewährt das Pantheon mit ſeiner mächtigen Treppenvorlage von eilf Stufen, ſeinem Portikus von zweiundzwanzig kannelirten Säulen korinthiſcher Ordnung, ſeiner von zweiunddreißig Säulen getragenen Kuppel, deren Abſchluß eine ſogenannte Laterne bildet, einen wahrhaft impoſanten Anblick. Die Wirkung würde noch mächtiger ſein, wenn nicht die untern Säulen, trotz ihrer Höhe von 60 und ihrer Dicke von 6 Fuß, dennoch etwas zu ſchwach erſchienen gegen die Höhe des ganzen Baues. Zu dieſer Schwächung trägt auch weſentlich der Umſtand bei, daß die Säulen der obern Kolonade, welche 34 Fuß Höhe und vierthalb Fuß Durchmeſſer haben, die Wirkung ihrer unteren Schweſtern

beeinträchtigen. Das Pantheon, in Kreuzform gebaut, liegt auf einem hohen, nach vorn ganz freien Platze, der in die breite Rue Soufflot ausläuft. Dieſe Straße bildet eine gerade Linie mit den Säulen und dem Haupteingange des Pantheons. In ihrer Mitte ſtehend, hat man den ſchönſten Anblick des erhabenen Bauwerks. Gerade von dieſem Punkte aus war es, wo in den Tagen der mörderiſchen Juniſchlacht, die hier mit am heißeſten wüthete, die Kanonenkugeln durch das große Portalthor ſchlugen, und dem koloſſalen Modell zum Standbilde des Ruhmes den Kopf abriſſen, das beſtimmt war, die Spitze des Kuppeldaches zu ſchmücken. Man ſieht die Spuren der Kugeln noch in den hintern Mauern. Dem Pantheon über liegen, auf der einen Seite die Rechtsſchule, auf der andern die mit ihr in gleichen Verhältniſſen erbaute neue Bürgermeiſterei des zwölften Arrondiſſements. Dieſe war, wie das Pantheon, in den Händen der Inſurgenten, während aus

den Fenstern jener die Soldaten schossen. Erst nach furchtbarem Kampfe ward das Pantheon genommen, und die Gefangenen meist auf dem Platze oder im Garten des Luxemburg erschossen. Die Mobilgarde, von Kampf und Blutdurst halb wahnsinnig, übte hier auf diesem Platze die furchtbarsten Gräuel. Ein Augenzeuge des Kampfs, Dr. Bamberg, erzählt in seiner vortrefflichen Beschreibung des Junikampfs, wie einer dieser halberwachsenen Knaben seinen eignen Kameraden rein für nichts in dieser Raserei des Blutdurstes mit den Worten niederschoß: tiens, je te tue comme un chien! Als es geschehen war, weinte er bitterlich.

General Damèsme, welcher das Pantheon genommen hatte, überlebte seinen Sieg nur kurze Zeit. Eine Kugel von einer nahen Barrikade streckte ihn tödtlich verwundet zu Boden.

Dennoch war mit der Einnahme des Pantheon der erste entscheidende Schlag gegen den Aufstand geführt und die Einheit seiner Operationen zerstört. Die „Gesellschaft" war gerettet. Auf wie lange? Das ist eine andere Frage.

Paris, im Sept. 1850.

Sonntag, den 8. Sept., fuhren wir nach Saint-Cloud, um die dortige Kirmeß zu sehen. Diese Fête von Saint Cloud und die Fête von Loges im Walde von Saint Germain sind die beiden ländlichen Hauptfeste für Paris und die Umgebung. An allen Straßenecken von Paris verkündeten schon Tage vorher zahllose Anschlagezettel die Herrlichkeiten des beliebten Volksfestes. Wir sahn indessen nichts, was über das Maaß ähnlicher Jahrmarktsvergnügungen bei uns hin-

ausging. Die Franzoſen nehmen eben gern auch bei kleinen Anläſſen den Mund etwas voll. Auf der ſchönen Terraſſe längs der Seine, bis hin zu den Waſſerkünſten von Saint Cloud, waren Budenreihen aller Art aufgeſchlagen, und es fehlte weder an Menagerien und Wachsfigurenkabineten noch an Equilibriſten, Kunſtreitern, Marktſchreiern, Zauberern, Rieſen, Athleten und ſonſtigen Sehenswürdigkeiten, deren Herolde und Muſikbanden mit Trommeln, Trompeten, Sprachröhren und allen möglichen andern Lärminſtrumenten ſich einander zu übertäuben ſuchten. Das gab denn, da die Buden alle dicht neben einander ſtanden, einen ſo infernaliſchen Spektakel, wie ich je in meinem Leben gehört zu haben mich erinnerte.

Das Hauptvergnügen des Volks bildeten aber zahlloſe Buden und Anſtalten, in denen ſich Jung und Alt in aller erdenklichen Weiſe im Schießen übte. Kinder, Knaben, Mädchen,

und Erwachsene schossen, hier mit Armbrüsten und Bogen, dort mit kleinen Terzerolen und Pistolen, mit Gewehren jeden Kalibers, von der Kinderflinte bis zu der sauber gezogenen Büchse, nach irgend einem, näheren oder ferneren Ziel. Bald war es Wilhelm Tell's Apfelschuß, den man nachzuahmen versuchte, bald bildete ein Mohr, oder ein Kabyle, nicht selten auch wohl ein Munizipalgardist, auf Holz gemalt mit grimmigem Gesichte, oder sonst eine soldatische Stütze der Ordnung das Ziel der Schützen. Mich schauderte bei dem Gedanken, daß dies Volk selbst in seiner Festlust die Vorübungen für seine blutigen Revolutionen nicht vergißt. Dagegen sah ich im Laufe des Tages nirgends Unmäßigkeit und keinen Betrunkenen unter den vielen Tausenden, welche auf eine Stunde weit durcheinander wimmelten. Das Hauptgetränk ist aber auch darnach. Ich sah hier zuerst die sogenannte Marchands de coco, Männer und Weiber, welche ein Getränk feil-

bieten, das ſie auf dem Rücken in köcherförmigen, zinnernen oder blechernen Gefäßen umhertragen, und zu einem Sous den Becher ausſchenken. Die Hitze des Tags und die Neugierde trieben mich, dem Rufe: à la fraiche! qui veut boire! zu folgen, der von allen Seiten aus zahlreichen Gruppen erſcholl. Aber es war das erſte und letzte Mal zugleich. Das Getränk, aus Waſſer, Süßholz, etwas Eſſig oder Citronenſäure beſtehend, lauwarm von der Hitze, war ſo entſetzlich, daß ich kaum die Lippen damit benetzen mochte. Und doch ſchien es den Leuten wohl zu munden, und die Verkäufer hatten überall guten Zuſpruch. Denn es heißt Limonade, hat eine andere Farbe als das gewöhnliche Waſſer, und dem Franzoſen genügen hier, wie oft, Name und Schein, während unſer Eins ſeit dem erſten Verſuche dieſe Ganymede mit ihren ſchimmernden Köchern nur mit ſtillem Grauſen betrachten kann.

Den Glanzpunkt des Feſtes bildete am Nach-

mittage das Springen der Fontainen von Saint Cloud, welches nur an den drei Sonntagen dieſes drei Wochen dauernden Feſtjahrmarkts ſtattfindet. Der Sturz der brauſenden und ſchäumenden Waſſermaſſen inmitten des hochſtämmigen Parkwaldes gewährt in der That einen herrlichen Anblick. Es that mir ordentlich wohl, für eine Stunde wieder einmal an römiſche Waſſerfülle erinnert zu werden. Denn Paris hat zwar überall auf ſeinen Plätzen Fontainen, aber weiß der Himmel wie es zugeht, die meiſten ſind jetzt waſſerleer, und machen mit ihren ſtäubigen Baſſins einen triſten Eindruck.

Von der Höhe, auf welcher das Schloß liegt, hat man eine freie Ausſicht auf Paris und ſeine Umgebungen, die wir im heiterſten Herbſtwetter Stunden lang genoſſen. Das Schloß ſelbſt, deſſen Räume heut allen Beſuchern offen ſtanden, iſt, wie alle dieſe franzöſiſchen Schlöſſer, reich an hiſtoriſchen Erinnerungen. Hier war

es, wo Prieſterwuth und Adelsintrigue das Meſſer lenkten, mit dem der Dominikanermönch Clement den erſten Königsmord in Frankreich beging. Es war das in der guten alten Zeit, wo die Geiſtlichkeit das Bild dieſes Mörders auf Altäre ſtellte, und das Haupt der Chriſtenheit den „Märtyrer des heiligen Glaubens," in der Verſammlung der Kardinäle, mit Judith und Eleazar verglich. Ob die Zeit wohl ſeitdem fortgeſchritten iſt!

Schloß und Park verdanken ihre gegenwärtige Geſtalt Napoleon, der Saint Cloud zu ſeiner Reſidenz erwählte. Er wußte wohl warum, wenn er des 18. Brumaire gedachte, deſſen Gelingen die erſte Staffel zu ſeinem Throne bildete. Dann kamen die Jahre 1814 und 15, wo Saint Cloud das Hauptquartier der Alliirten und der Schauplatz ihrer Feſte wurde; die Reſtauration, wo es den beiden letzten Bourbonenkönigen als Sommerreſidenz diente, bis zu dem Tage, an welchem Karl X. hier ſeine letzten Ordonanzen unterzeich-

nete. Die Hofleute jubelten. Ah! les libéraux vont être bien attrapés! Der Herzog von Raguſa bemerkte: es ſei doch ein böſes Ding, auf ſeine Mitbürger zu ſchießen. Eh! monsieur! erwiderte ihm der ehrwürdige Kardinal Latil, on ne tirera que sur la canaille! ne croyez pas, qu'un seul gentilhomme se montrera parmi ces bandits! Und damit ging der fromme Prieſter, ſeinem Könige die Abendmeſſe zu leſen. Zwei Tage darauf rief der Herr von Ménard, als er durch eins der Teleskope blickte, die im Zimer von Madame, welche gerade einem Miniaturmaler ſaß, auf Paris gerichtet waren: „Verzeih mir's Gott! ich glaube, die dreifarbige Fahne weht auf den Tuillerien!"

Das Ameublement von Saint Cloud, wie in den Tuillerien und in groß und klein Trianon, iſt faſt durchweg aus der Kaiſerzeit, und es iſt ſelbſt in den Zimmern nicht geändert worden, welche die ſpäteren Herrſcher an dieſen Orten

bewohnt haben. Das iſt auch bezeichnend für die franzöſiſchen Zuſtände. Die Könige lebten ſeit der Revolution alle hier nur wie in chambres garnies. Das rechte Bewußtſein der Sicherheit und Dauer gebrach ihnen allen.

Als wir uns Abends auf den Rückweg machten, mußten wir den Umweg über Sèvres nehmen, da die Fahrt auf dem kürzeren Wege bei der unendlichen Wagenreihe uns zu ſehr verſpätet haben würde. Das Gedränge der wogenden Menſchenmaſſen war unbeſchreiblich, doch ging Alles ruhig und ordentlich zu. Ob wegen, oder trotz der impoſanten Polizei- und Gensdarmeriemaſſen, die man hier im republikaniſchen Paris bei jeder öffentlichen Gelegenheit entfaltet ſieht, iſt eine Frage, die ich noch nicht beantworten kann.

Paris, im Sept. 1830.

Das Stadthaus von Paris macht einen großen Eindruck. Es kündet sich schon von Außen, mit seinen vier prachtvollen, freiliegenden Façaden, deren Hauptfronte dem Grèveplatz zugewendet ist, mit seinen Statuengeschmückten Blenden, korinthischen und römischen Wandsäulen, seinen stattlichen Höfen und Treppenhäusern, würdig an, als Sitz des Raths der mächtigen Hauptstadt. Wir verlangten den Saal des 9. Thermidor zu sehen, wo einst mit Robespierre die Schreckensherrschaft fiel. Er ist nicht mehr vor-

handen. Der letzte große Umbau, welcher vor einem Jahrzehend dem Stadthauſe ſeine jetzige Geſtalt gab, hat ihn hinweggenommen. Die Pracht der innern Einrichtung, von der ich nur die reizenden Wandmalereien im Geſchmack der Arabesken des Giovanni da Udine hervorhebe, mögt Ihr in Koloffs Handbuche, und noch genauer in dem vortrefflichem Werke von Girault de Saint Fargeau: **Les quarante-huit quartiers de Paris** (dritte Ausgabe 1850) nachleſen, das für alle Beſucher von Paris, ein unentbehrliches Hilfsbuch iſt.*) Ich bemerke aber dabei, daß dieſe neueſte Ausgabe, trotz ihrer Jah-

*) Der vollſtändige Titel lautet: **Les quarante-huit quartiers de Paris, biographie historique archéologique et anecdotique des rues, des palais, des monuments, des jardins, des musées, des bibliothèques, des théatres, des hôtels, lieux et maisons célèbres de Paris, par *Girault de Saint-Fargeau*, troisième édition. Paris chez E. Blanchard et Cp. Rue Richelieu, 78.**

reszahl 1850, dennoch nirgends über die Regierungszeit Louis Philipp's hinausgeht.

Auf dem Stadthause war es, wo am letzten Tage des Julimonats von 1830 Louis Philipp die Statthalterschaft von Frankreich annahm. Der Insurgentenchef, General Dubourg, rief ihm bei der Gelegenheit die bedeutungsschweren Worte zu: **Vous venez de prendre des engagements, faites en sorte de les tenir. Car, si Vous les oubliez, le peuple, qui est la sur la Grève, saurait bien Vous les rappeler!** Und das Volk hat es verstanden, ihn daran zu erinnern.

Weder Notre Dame, noch die Reste des Tour de Nesle, noch sonst eins der vielgenannten älteren architektonischen Monumente von Paris hat bisher auf mich den erwarteten Eindruck der Großartigkeit gemacht, welchen ich nach der Lectüre der französischen Literaturwerke von denselben in der Seele trug. Aber das muß

man den Schriftstellern und Dichtern Frankreichs lassen: Sie haben es verstanden, aus ihren Architekturdenkmälern etwas zu machen. Sie haben dafür gesorgt, daß ganz Europa, daß die ganze gebildete Welt mit denselben so zu sagen vertraut und in ihnen zu Hause ist. Durch ihre Darstellungen und Schilderungen haben sie ihnen mit kluger Benutzung alles historisch Interessanten einen Reiz, ein Interesse, ein Leben verliehen, das jeden fremden Beobachter schon im Voraus gefangen hält, und in seinen Augen das Unzureichende der äußern Größe und Erhabenheit ausfüllend ersetzen hilft. Es ist kaum eine Kirche, ein Pallast, ein Hotel alter Familien, ein öffentliches Gebäude, ein Platz, eine Straße in Paris, welche nicht auf diese Weise einen eigenthümlichen Zauber gewonnen hätten, der unsern größern Hauptstädten, selbst dem alterthümlichen Wien und dem glänzend aufgeputzten Berlin durchaus gebricht. In dem letztern erzeugt schon der Umstand, daß

alle großen Bauwerke von monumentalem Charakter wie Paradesoldaten dicht neben einander aufmarschirt stehen, eine gewisse öde Langeweile. Dies zur Schaustellen bezeichnet den historischen Parvenücharakter der Hauptstadt selbst und des Reichs, dem sie angehört. In Paris ist Alles der Art zerstreut; fast jedes Werk steht für sich, als eine eigenthümliche Existenz, als historisch gewordenes Erzeugniß der verschiedensten Bedingungen. In Paris ist man überall in Paris, wenn auch dies Paris jedesmal einen verschieden nüancirten Charakter trägt. In Berlin ist man nur am Schlosse und unter den Linden in Berlin. In vielen andern Stadttheilen könnte man sich eben so gut in irgend einer kleinen Provinzialstadt glauben. — Und auch das Pariser Leben schlägt seine Wellen durch die ganze ungeheure Stadt. Man wird überall daran erinnert, daß man sich in dem geistigen Centralpunkte Europa's befindet. Für den Neuling hat dies

allerdings etwas Beunruhigendes, und die Fülle der hiſtoriſchen Erinnerungen wirkt oft geradezu beängſtigend. Das Gleichniß von dem Vulkan mit ſeinen neben und übereinandergeſchichteten Lavaflüſſen, deren letzte noch kaum auf der Oberfläche erkaltet ſind, bleibt in Kraft. Von Ludwig XIV. bis auf Louis Bonaparte — welches Volk, welche Stadt der Erde hat eine gleiche Geſchichte aufzuweiſen! Man muß in Paris leben, wie man am Fuße des Veſuv leben muß, um hier wie dort die unverwüſtliche Zähigkeit menſchlicher Exiſtenz und die Elaſtizität des menſchlichen Geiſtes zu begreifen, und ſelbſt an beiden Theil zu gewinnen.

Und ſo lebe ich der Hoffnung, daß auch mir die Gewöhnung allmälig, wenigſtens in etwas, zu jener Ruhe der Betrachtung verhelfen werde, die ich jetzt noch entbehre, und deren man doch bedarf, um aus dem Ozeane um uns her

ſein beſcheiden Theil an Verſtändniß und Genuß zu ſchöpfen. —

Die Pariſer machen viel Weſens von ihrem Concordienplatze. Sie nennen ihn geradezu den ſchönſten Platz der Welt. Einzig in ſeiner Art mag er ſein, aber jenes Prädikat verdient er nicht, und ſeinen Namen führt er obenein, wie lucus a non lucendo. Er iſt eine rerum concordia discors, wie man ſie nur architektoniſch verſinnbildlicht erdenken mag. Ja er iſt eigentlich kaum überhaupt ein Platz zu nennen, ſondern vielmehr nur eine ungeheure Weitung, wie die Franzoſen ſagen: un vaste emplacement, zwiſchen den Faubourgs Saint Honoré und Saint Germain auf der einen, und zwiſchen dem Tuilleriengarten und den Champs Elyſées auf der andern Seite. Gerade die Einheit, welche zu jedem Kunſtwerke gehört, — und auch ein Platz iſt oder ſoll vielmehr ein Kunſtwerk ſein, — gerade dieſe Einheit und Einſtimmung aller

einzelnen Theile zu einem von ihnen gebildeten Ganzen iſt es, die ihm durchaus fehlt. Er verhält ſich zu der großartigen Einheit eines Peters- und Markusplatzes, einer Piazza di Spagna oder del Granduca in Rom, Venedig und Florenz wie eine moderne koſtümirte Balldame zu der Venus von Milos. Wollte man die durcheinander gewürfelten Elemente des gegenwärtigen Europäiſchen Lebens architektoniſch-verſinnbildlichen, man könnte es nicht geſchickter anfangen, als es hier geſchehen iſt. Zwei Gärten, die Elyſeiſchen Felder und der Tuilleriengarten, bilden weſtlich und öſtlich, die Seine und die Gebäude der Rue Rivoli ſüdlich und nördlich, den Abſchluß des Platzes. Nach den Tuillerien zu ſtören dieſen Abſchluß die tiefen Befeſtigungsgräben, welche jetzt in Blumengärten umgewandelt und mit ſteinernen Geländern eingefaßt ſind. Aber die architektoniſche Unruhe, welche den Platz charakteriſirt, und jedes Verweilen daſelbſt unbehaglich

macht, wird noch gesteigert durch die Ueberladung desselben mit den geschnörkelten Verzierungen und geschmacklosen Sculpturen jener Steingeländer, zwischen denen die kolossalen Bildsäulen der acht größten Städte Frankreichs prangen; durch die zwanzig goldbronceirten Rostralsäulen, die als Träger von Gaslaternen, und durch doppelt so viel gußeiserne Kandelaber, die zu gleichem Zweck dienen. Die zwei großen gußeisernen Springbrunnen, in denen ich niemals einen Tropfen Wasser sah, vermehren noch das Unbehagliche des Platzes, in dessen Mitte sich seit 1836 der riesige Obelisk von Luxor erhebt. Selbst der Boden des Platzes hat Theil an dieser allgemeinen Unruhe. Das Pflaster ist überall von hohen und breiten Asphaltwegen eingefaßt und durchschnitten, und der ganze mittlere Theil um den Obelisk bildet durch sein elliptisches Plateau wieder einen Platz in dem Platze. Das winzige gußeiserne Polizeigitter um den ägyptischen Steinriesen gewährt sammt dem

rothhoſigen Wachtpoſten einen ſchreienden Kontraſt. Ueberhaupt iſt die Place de la concorde recht eigentlich der Platz der Kontraſte. In der Mitte ſtehend, mit dem Geſicht nach den Elyſeiſchen Feldern zugewendet, hat man rechts die Ausſicht auf einen herrlichen griechiſchen Tempel reinſten Styls. Aber es iſt eine katholiſche Kirche, in welcher Pfaffen lateiniſche Gebete plärren. Links die Säulenfronte eines ähnlichen griechiſchen Prachtbaus. Aber es iſt ein Tempel der politiſchen Intrigue, die Deputirtenkammer. Vor uns ragt ein römiſcher Triumphbogen, der uns an den Imperator erinnert, welcher das von Cäſar gegen Gallien geübte Eroberungshandwerk gegen ganz Europa fortſetzte. So bilden hier Aegypten und Griechenland, Rom und die Zopfzeit ein Ganzes, das zwieträchtiger nicht gedacht werden kann, und der Name Eintrachtsplatz iſt in der That nichts als ein Epigramm im Geſchmacke franzöſiſcher Ironie. Es war übrigens

vor der Revolution wirklich der Platz der Epigramme. Die Reiterſtatue Ludwigs XV., welche damals hier in der Mitte prangte, umgeben von den vier Kardinaltugenden, der Wahrheit, Weisheit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit, diente lange Zeit als der Pasquino von Paris. Unter den Epigrammen, welche ſie bei verſchiedenen Tagen trug, drücken beſonders folgende die herangrollende Revolutionsſtimmung aus:

O la belle statue! ô le beau piédestal!
Les vertus sont à pied, le vice est à cheval.

Als die gekrönte Unzucht eine Madame Dubarry zur Beherrſcherin Frankreichs erhob, ſah Paris eines ſchönen Morgens eine Binde um die Augen und ein Plakat auf der Bruſt des Reiters befeſtigt, von deſſen Halſe ein Strick mit einem Almoſenbecken herabhing. Das Plakat lautete: N'oubliez pas ce pauvre aveugle! Im Jahre 1782 aber lautete eine andere Inſchrift ſchon drohender: Arrêt de la cour des mon-

naies, qu'un Louis mal frappé soit refrappé. Zehn Jahre ſpäter ſtand an derſelben Stelle die Guillotine, welche an einem andern Ludwig dieſen Beſchluß vollzog!

La Republique dans les carosses du Roi.

Paris, im September 1850.

Da habe ich eben die Lectüre eines wunderlichen Buchs beendet. Es führt den satirischen Titel: La republique dans les carosses du roi, scènes de la revolution de 1848, und ist erst vor wenig Tagen erschienen. Der Verfasser heißt Louis Titel. Der Mann war Controleur der königlichen Equipagen, und betrachtet die Revolution von dem Standpunkte eines Kammerdieners, für den es bekanntlich keine Helden giebt.

Aber das Buch iſt dennoch lehrreich und intereſſant. Es feſſelt unwillkürlich, weil es die parties honteuses der Februarrevolution, — und ſie hat deren, — ſchonungslos aufdeckt. Daneben erſcheint der Mann wahrheitsliebend. Er berichtet nur, was er beweiſen kann, und erzählt nur, was er geſehen und erlebt hat. Daß er nicht mehr und nichts anderes von der Revolution geſehen und erlebt hat, iſt nicht ſeine Schuld. Nous ne voyons que ce que nous sommes portés à voir. Aber dennoch iſt ſein Buch eine nothwendige Ergänzung zu den bisher erſchienenen Schilderungen der Februarrevolution. Er iſt kein Politiker, er geſteht es ſelbſt. Er iſt nur ein treuer Diener ſeines Herrn, übrigens ein Juliliberaler mit dem rothen Bande. Als ſolcher kann er nicht faſſen, warum ſein Louis Philipp geſtürzt worden iſt, „obgleich er ſeinen Schwur auf die Charte ſo treu gehalten,“ und obgleich ihm die Majorität der Volksvertreter,

der Vertreter des pays légal, ſtets zur Seite ſtand. Es kommt ihm wohl eine Ahnung davon, daß am Ende doch, wie er ſich ausdrückt, l'opinion publique n'était plus exactement repréſentée par la majorité de la chambre, und daß es doch wohl weiſer geweſen ſein möchte, wenn der alte König dies rechtzeitig gemerkt, und die ſo energiſch und einhellig geforderte Wahlreform bewilligt hätte; — dieſe Ahnung, wie geſagt, kommt ihm. Aber er überläßt es den „wahren Politikern," de resoudre cettre grave question. Selbſt die Thatſache vermag ihn nicht zu überzeugen! „Frankreich war frei, geehrt, reich und glücklich, als die Februarrevolution ausbrach," ſagt der wackere Ex-Hofſtallmeiſter, und dieſe Freiheit, dieſe Ehre, dieſes Glück und dieſer Reichthum waren „das Werk der hohen Weisheit und der profunden Geſchicklichkeit des Königs." Daraus zieht er den Schluß: die Völker ſind insgemein undankbare

Hallunken. Auf franzöſiſch lautet das: Tout cela prouve, que les peuples dans leur colère ne tiennent nul compte du bien, qu'on leur a fait, (des qu'ils croient avoir un motif serieux à se plaindre, ſetzt er freilich hinzu) et qu'on n'est jamais certain que de leur ingratitude!

Nur das Eine vergißt der Mann, daß es mit der Freiheit und Ehre, dem Glück und Reichthum des franzöſiſchen Volks unter Louis Philipp eine ganz eigne Bewandtniß hatte. Der eigne Sohn des Königs, der Herzog von Joinville ſchrieb im Jahre 1847 an ſeinen Bruder Nemours im engſten Vertrauen: daß Frankreichs Freiheit und Ehre, Glück und Reichthum ſo ziemlich vollſtändig zum Teufel ſeien, und daß er für ſeine Perſon „die Partie verloren gebe," und daß dies Alles die alleinige Schuld des Königs ſei: »Tout cela est l'oeuvre du roi seul!« Eine ſchlimme Begebenheit, dies Zeugniß

des eignen Fleiſches und Bluts gegen den verehrten Herrn und Meiſter des treuen Ercontrolleur des equipages du roi.

Dagegen iſt es wahr, daß Louis Philipp den Ruf eines alten Geizhalſes nicht verdiente, den ihm beſonders Timon-Cormenin bei dem franzöſiſchen Volke gemacht hat. Dieſer unverſöhnliche Pamphletiſt behauptete ſchon im Jahre 1837: Louis Philipp habe in den erſten ſiebenthalb Jahren ſeiner Regierung von ſeinen Jahreseinkünften einen Ueberſchuß von nahezu hundert Millionen Franken zurückgelegt. Tout cet argent est encoffré dans des tonnes, en bons écus, parfaitement ronds, bien sonnants et bien pésants. Dieſe Worte haben ihrer Zeit den Franzoſen ſtark die Ohren gellen machen, und nicht wenig dazu beigetragen, den Haß des Volkes gegen den alten reichen und habſüchtigen König aufzuſtacheln. Und doch iſt

das Ergebniß der Unterſuchungen, welche nach der Februarrevolution der Volksrepräſentant Bavin als Liquidateur der Civilliſte und des königlichen Privatvermögens anſtellte, ein ganz andres. Louis Philipp hat nicht nur keinen baaren Privatſchatz geſammelt, er hat ſogar eine Schuldenſumme von dreiunddreißig Millionen hinterlaſſen. Bei ſeiner Flucht aus den Tuillerien war er durch die unverzeihliche Nachläſſigkeit ſeiner eignen vertrauteſten Diener ohne einen Heller in der Taſche, obgleich in denſelben Tuillerien für einundzwanzig Millionen Krondiamanten lagen und über vier Millionen in Papieren und klingender Münze zu ſeiner Dispoſition ſtanden! Der reichſte König Europa's war gezwungen, ſich unterwegs Geld zu borgen, um ſeine Miethskutſcher zu bezahlen! Durch einen glücklichen Zufall fand es ſich bei ſeiner Ankunft in England, daß er dort, noch vom Jahre 1814 her, bei dem Bankierhauſe Couts eine Summe von 200,000 Franken

zu Gute hatte. Er würde ſonſt den Boden Englands pfenniglos betreten haben!

Alles dies ſind unwiderlegliche Thatſachen, und doch iſt das Reſultat falſch, das der orleaniſtiſche Hiſtoriker daraus folgert. Louis Philipp war kein Molièreſcher Avare, kein Geizhals der Komödie; aber er war habſüchtig bis zum Uebermaß. Seine Geldforderungen für die Prinzen ſeines Hauſes nahmen kein Ende. Er wußte, oder glaubte zu wiſſen, daß money is power, daß Geld Macht iſt, und da er der letztern nicht genug haben konnte, ſo ſuchte er das erſtere als Mittel zum Zweck raſtlos zu vermehren. Er war ein guter Familienvater im Sinne eines Bourgeois, aber er hatte keine Spur von dem, was einen König zum Vater ſeines Volkes macht. Sein Vertheidiger rühmt die Sorgfalt, welche der für geizig verſchrieene Fürſt auf die Erhaltung der königlichen Schlöſſer verwandte, die großen Summen, welche er für ein reiches

Mobiliar, zahlreiche Dienerſchaft, brillante Equipagen und luxuriöſe Feſte verausgabte, zu denen oft drei bis viertauſend Gäſte geladen wurden. „Wie konnte das Volk ſolch einem Fürſten Knauſerei und Geldgeiz vorwerfen?“ Aber das Volk bekam von allen dieſen Herrlichkeiten nichts zu genießen. Es darbte und hungerte, während die hohe und mittlere Bourgeoiſie ſich an den Lieferungen bereicherte, und im Glanze jener Feſte ſchwelgte. Für das Volk geſchah nichts. Von 1830—1848 beſchränkte ſich die ganze Thätigkeit der Regierung Louis Philipp für die Löſung der ſozialen Frage und für die Verbeſſerung des Geſchicks der arbeitenden Klaſſen auf drei Rundſchreiben des Miniſteriums des Innern über den Pauperismus an die Präfekten. Und dieſe Rundſchreiben blieben ruhig liegen in den Actenkartons der Verwaltung.*)

*) Daniel Stern (Madame d'Agoult): Histoire de la Revolution de 1848. S. XV.

Louis Philipp war eine innerlich kalte Natur. Begeisterte Anhänglichkeit wußte er nicht einmal in seinen allernächsten Umgebungen zu erwecken. Die Umstände seines Sturzes sind dazu der sprechendste Beleg. Sein eigner Lobredner erzählt es uns, daß Louis Philipp selbst davon eine Ahnung hatte, daß ihm eigentlich Niemand von Herzen anhange. Er sagte sehr oft zu seinen Vertrautesten: Ihr dient mir treu, aber nicht mit dem Eifer und der Wärme, welche Napoleons Diener auszeichnete. Ihre Ergebenheit gegen seine Person war unbegrenzt!" Wenn das am grünen Holze geschah, was konnte er vom dürren erwarten? Herr Tirel selbst weist unumstößlich nach, daß die allernächsten Diener der Person des Königs im Augenblicke der Gefahr fast sämmtlich nur an sich und ihre Sicherheit dachten. Keiner von ihnen bekümmerte sich um die Sicherung der ungeheuern Summen, welche der Schatz der Tuillerien enthielt. Nie-

mand dachte auch nur daran, für den möglichen Fall einer Abreiſe oder Flucht die nöthigen Geldmittel für den König und ſeine Familie bereit zu halten, und ſelbſt Herr Tirel ruft bei dieſer Gelegenheit aus: Il est difficile de croire à tant d'imprévoyance alors qu'on savait être sur un volcan! Die Rettung des Schatzes, der während der ungeheuerſten Verwirrung unangetaſtet blieb, nennt er ſelbſt ein „Wunder." Daß es die Enthaltſamkeit des Volks war, die dies Wunder vollbrachte, fällt ihm natürlich nicht ein. Die Geſchichte dieſer Rettung iſt ſehr intereſſant zu leſen, und ſie wird ſelbſt im Munde des Erzählers zu einer Lobrede des armen Volks. Die Arbeiter, welche auf ihren Schultern dieſe Werthe von vielen Millionen aus den Tuillerien ins Finanzminiſterium trugen, waren unbekannte Männer aus dem Volke, Männer die noch eben gegen Louis Philipp gekämpft hatten, und „ſie verſchmähten, wie Herr Tirel erzählt, ſelbſt die

ihnen angebotene Bezahlung für dieſen Dienſt!“ Ein einziger ſolcher Zug, und wie viele gab es deren in jenen Tagen, verſöhnt mit hundert zerbrochenen Spiegeln und Luxusvaſen, die daſſelbe Volk in ſeiner Wuth aus den Fenſtern der Hofburg des gehaßten Herrſchers ſchleuderte. Dieſe Scenen in den Tuillerien und im Palais royal ſind widerwärtig, die Verwüſtung von Neuilly empörend für den Sinn und das Gemüth des civiliſirten Betrachters. Aber — ſie ſind erklärlich. Sie ſind die nothwendigen Früchte einer Civiliſation, welche die Beſtialität der Maſſe (de la *canaille!* wie Hr. Tirel ſich ausdrückt) nicht nur möglich macht, ſondern eingeſtandener Maßen zu ihrer Vorausſetzung hat.

. Und doch ſieht ſich Herr Tirel ſelbſt zu dem Geſtändniſſe gezwungen, daß die Schilderungen der Wüſtheiten, welche nach der Darſtellung eines Chenu und de la Hodde vom Volke in den Tuillerien begangen ſein ſollen, erlogen

ſind! Ja, ſelbſt von den Mordbrennereien in Neuilly muß er eingeſtehen, daß ſie unmöglich geweſen wären, wenn die Civil- und Militairbehörden Louis Philipps nur einigermaßen gegen eine Handvoll Elender ihre Schuldigkeit gethan hätten. Auch hier begegnen wir derſelben Erſcheinung: nirgends Liebe, Anhänglichkeit, Aufopferung für den König. Seine Diener retten vor Allem ihre Habſeligkeiten. Das Militär zieht ſich gleichgültig zurück, die Bourgeoiſie, die Nationalgarde von Neuilly, deren Hülfe der Intendant des Schloſſes zu deſſen Schutze in Anſpruch nimmt, dieſe ſelbe Bourgeoiſie, die dem Könige ihren Wohlſtand verdankt, giebt zur Antwort: „Wer Luſt hat, ſich todtſchießen zu laſſen, mag hingehen. Wir bleiben zu Hauſe und ſchützen unſer Eigenthum!“ Das Wort der Bibel erfüllte ſich auch hier: der gekrönte Egoismus hatte die Corruption geſäet, er erndtete die Fäulniß.

Wenn man die Wahl hat zwiſchen der

Annahme der abſoluten Verderbtheit menſchlicher Natur auf Seiten des Volks, und zwiſchen der ſittlichen Verbindung eines Fürſten, ſo kann es nicht zweifelhaft ſein, auf welche Seite wir uns ſtellen müſſen.

Die Herz- und Gemüthloſigkeit, die Feigheit, Selbſtſucht und Undankbarkeit der Bourgeoiſie gegen ihren König und Repräſentanten ſind hiſtoriſche Thatſachen der Februarrevolution. Dieſe Monarchie, dies Bürgerkönigthum, ſagt Herr Tirel, war das Werk dieſer Bourgeoiſie. All' ihre Intereſſen waren ſeit achtzehn Jahren mit dieſem Königthume vereinigt. Und doch ließ dieſe Bourgeoiſie das Königthum im Stiche, als es durch den Trommelwirbel der Nationalgarde zu ihr um Hilfe rief! — „Es iſt der größte Selbſtmord, von dem die Geſchichte reden wird!“*) Dieſer wiederholte Ausruf Louis

*) Tirel a. a. O. S. 30—31.

Philipps iſt eben ſo charakteriſtiſch, als er prophetiſch iſt.

Andrerſeits kann man ſagen: ſelbſt die Bourgeoiſie, zumal in ihren mittleren und niedern Klaſſen, war noch nicht ſo tief korrumpirt, als Louis Philipp ſie korrumpirt zu haben glaubte. Auch hier war ihm ſein Werk nur halb gelungen. Die Demoraliſation der Mittelklaſſen war nicht vollſtändig. Denn auch zum Selbſtmorde gehört noch ein Reſt moraliſcher Kraft, den die abſolute Verdorbenheit nicht beſitzt.

Zudem war es eigentlich kein rechter Selbſtmord im vollen Sinne des Worts, eher eine Selbſttödtung durch Mangel an Ueberlegung, wie wenn einer ſich tödtet, indem er das Gewehr überladet, mit deſſen Knall er einen andern einſchüchtern will. Die Bourgeoſie hatte nicht einmal eine Kugel in den Lauf gethan, ſie hatte blind geladen, aber zu viel Pulver. Das Ge-

wehr ſprang, und tödtete den Angegriffenen, während es den Angreifer tödtlich verwundete.

Mit andern Worten: dem pays légal war noch ein Reſt von Schaam geblieben. Es wandte ihn dazu an, ſich zu ermannen, als die Schamloſigkeit ſeiner Regierung es zuletzt zwang, über ſeine eigne Schande zu erröthen. Die Reformbanketts waren der Ausdruck dieſer Stimmung der Bourgeoſie. „Der Irrthum Louis Philipps und ſeines Guizot," ſagt Daniel Stern (Madame d'Agoult) in ihrer Geſchichte der Februarrevolution, „war der, daß ſie die Mittelklaſſe für geſunkener hielten, als ſie in der That war. Die eigentliche Blüte der Rechtlichkeit war freilich fletrirt, aber die Wurzel war noch geſund. In dem Augenblicke, wo man die Bourgeoiſie für entnervt und ohne alle Schaam achtete, richtete ſie ſich plötzlich auf, und forderte Rechenſchaft über ihre befleckte Ehre von denen, deren Händen ſie dieſelbe

anvertraut. Ihr Ruf nach Reform beſagte nur, daß ſie rechtliche und energiſche Männer am Ruder ſehen wollte, Männer die fähig wären, dem Willen des Königs zu widerſtehen, den ſie lange geliebt hatte, als den Ausdruck ihrer eigenen Abſichten, der ihr aber verdächtig wurde, als ihr die Verſchleuderung der Finanzen, die Käuflichkeit der Adminiſtration und die offenbare Zurückſtellung des Nationalintereſſes gegen das Intereſſe der Dynaſtie handgreiflich vor Augen traten. Jedenfalls war ſie weit entfernt, die Monarchie ſelbſt erſchüttern zu wollen. Ihr politiſch verdumpfter Inſtinkt warnte ſie nicht vor der Volkskraft, welche als treibende Macht hinter ihr ſtand. Sie dachte nicht an die unentfliehbare Logik der Revolution, von der die franzöſiſche Geſchichte ſo viele Beiſpiele giebt, an jene revolutionäre Konſequenz, die ſie weit über ihr ſelbſt geſtecktes Ziel hinaustragen ſollte!"

Paris, den 14. Sept. 1850.

Ich komme wieder auf das Tirelſche Buch zurück. Es iſt wahr, die Truppen ſind eigentlich nicht „beſiegt" worden, es iſt in der Februarrevolution überhaupt nur wenig gekämpft worden. Aber beweiſt das nicht eben gegen die Sache Louis Philipps? Herr Tirel will den alten Jeſuitenkönig zu einem gutmüthigen Manne machen, der bloß darum vom Throne geſtürzt ſei, „weil er nicht habe wollen auf das Volk ſchießen laſſen." Thorheit! Wir wiſſen das beſſer. Wir wiſſen, daß Louis Philipp den Muth „Feuer!" zu kommandiren, verlor, als er ſah, daß die Nationalgarde gegen ihn war. Und es war gut für ihn und ſeine Sippen, daß er jenen Muth verlor. Er würde ſchwerlich lebend Paris verlaſſen haben.

Ganz in ſeinem Elemente iſt aber der ex-controlleur des equipages du Roi, wenn er

die traurigen Schickſale ſeines Marſtalles erzählt. Der abſcheuliche Mord des armen Piqueurs Heiron, der ſeiner Dienſttreue zum Opfer fiel, wird von ihm vortrefflich erzählt, und die Schilderung des Sakriſtans der Kirche Saint Germain, l'Auxerrois, der die Verwaltung des Marſtalls um 150 Franken brandſchatzte, dafür aber dem letzteren ſeinen wirkſamſten Schutz angedeihen ließ, liefert ein köſtliches Bild eines Pariſer Schnapphansky, dergleichen ohne Zweifel noch mehrere in der Februarrübniß geſiſcht haben mögen.

Bei der Gelegenheit erfahren wir etwas Näheres über den Luxus königlicher Marſtälle. Die ſieben und zwanzig königlichen Wagen, welche das Volk am Morgen des 24. Februar verbrannte und ins Waſſer ſtürzte, hatten allein gegen zweimalhunderttauſend Franks gekoſtet. Aber außer dieſen blieb noch ein unbeſchädigter Beſtand von zweihundert Wagen und drei-

hundert ſechzig Pferden übrig. Wir erfahren dabei zugleich, daß Charles X. 750, Louis XVIII. gar 900 Pferde in ſeinen Marſtällen unterhielt, und daß Louis Philipp in ſiebzehn Jahren für ſeinen Marſtall über ſiebzehn Millionen Franken verausgabte. Das macht jährlich etwa den Geſammtbetrag der Einkünfte eines kleinen deutſchen Herzogthums. Ueber zweitauſend Perſonen gehörten zur Hausdienerſchaft des Königs, und Kutſcher, die ſonſt die achtſpännigen Karoſſen Louis Philipps führten, ſitzen jetzt auf dem Bocke von Miethskutſchen und Leichenwagen, oder ſind zu Straßenkehrern herabgeſunken!" Desastre affreux! ruft der brave Hofſtallmeiſter aus. Daß aber, wie er ſelbſt erzählt, in den königlichen Marſtällen „die Prachtwagen Winters mit Flanelldecken umhüllt in eigends geheizten Räumen ſtanden," während Tauſend Ebenbilder Gottes in Louis Philipps Haupt-

ſtatt in armſeligen Lumpen vor Froſt zitterten, — erſcheint ihm mit nichten affreux.

Aber das Allerſchrecklichſte für den armen königlichen Oberlakaien war, daß er nach der Revolution ein halbes Jahr lang die königlichen Equipagen für die „großen Barone der Republik," wie er die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung nennt, hergeben mußte. Wir glauben ihm gern, daß dabei viel Lächerlichkeit mit untergelaufen ſein wird, wenn ſich die neuen republikaniſchen Miniſterfrauen, Madame Marraſt, oder Madame Ledru-Rollin mit ihren Kindern und Kindesfrauen in königlichen Equipagen blähten, wovon er eben ſo boshafte als ergötzliche Hiſtörchen zu erzählen weiß. Wie z. B. wenn eine dieſer Damen gar die Zeit nicht erwarten konnte, zu welcher ſie ſelbſt „ihre Equipage" beſtellt hatte, und ſchon eine Viertelſtunde vorher in eigner Perſon ſich im Marſtalle einfand, um dort „ihren Wagen" zu beſteigen, und in königa-

licher Equipage auf den Gemüſemarkt zu fahren. Und o Schauder! Die nachſehenden Stallknechte fanden ſpäter Apfel- und Orangeſchalen auf den Wagenteppichen — zum Zeichen, daß die Damen in demſelben unterwegs dergleichen Früchte verzehrt hatten! Horror! horror! horror!

Die einzige „Rache," welche der brave Ercontrolleur des equipages du Roi ſich gewähren konnte, für den Schimpf, ſeine Hand zu ſolchen Entweihungen bieten zu müſſen (tout en *enrageant* de ne pouvoir m'y soustraire), war eines alten Hofmanns würdig. Sie beſtand darin, daß er für die verſchiedenen republikaniſchen Größen, denen er Equipagen zu liefern hatte, die Wagen und Pferde ſo auswählte, daß die Namen der letzteren auf boshafte Weiſe ſein Urtheil über die Charaktereigenſchaften der Einſaſſen bezeichneten (formaient des emblèmes correspondants aux hautes vertues des parvenus, de

ces héros de l'émeute, que j'etais forcé de faire ainsi briller aux depenses du Roi.) In den Genuß dieſer unſchuldigen Malice waren natürlich nur die Perſonen der höhern Stalldienerſchaft eingeweiht. Und ſo erquickte ſich denn ihr Herz daran, wenn ein Ledru-Rollin im Coupé „Volant," beſpannt mit den edlen Roſſen „Cartouche" und „Impoſteur" oder „Néron — Fripon" einherfuhr, oder wenn der Citoyen Marraſt ſich in der Berline „Gidevant" wiegte, gezogen von dem Roſſepaar „Pimpant" — „Faquin." Herr Tirel veröffentlicht jetzt die ganze Liſte dieſer ſeiner ſatiriſchen Zuſammenſtellungen. Ein ſchwacher Troſt noch immer für die rechtmäßigen Beſitzer im Exil. Auch die Rechnungen, welche er für dieſen ungerechten Mißbrauch an die, jetzt auch ſchon großentheils gefallenen Februargrößen ausſtellt, werden wohl noch eine geraume Zeit auf Berichtigung zu warten haben. Nur zwei Männer

fanden ſich, die nobel genug dachten, die ihnen zur Verfügung geſtellten königlichen Equipagen nicht zu benutzen. Es waren der alte Dupont de l'Eure und Lamartine. Andere neurepublikaniſche Größen dagegen, wie der Citoyen Ledru-Rollin führten, während der kurzen Dauer ihrer Herrlichkeit einen Train, wie ihn keiner der königlichen Prinz gehabt hatte.

Herr Tirel iſt boshaft genug, auch den Wein nachzurechnen, den das Gouvernement proviſoire dem Könige ausgetrunken hat. Es ſind 1236 Bouteillen, während ſich in den königlichen Kellern deren ſiebenmalhunderttauſend befanden. Als Hauptkonſumenten erſcheinen die Herren Marraſt, Cremieux und Garnier-Pages.

Das Volk ſelbſt beſchränkte ſich im Ganzen mehr auf's Zerſtören königlichen Eigenthums. Geſtohlen wurde, wie ſelbſt Herr Tirel zugiebt, wenig. Das Volk ſelbſt erſchoß ſogar einzelne Diebe auf der Stelle. Eine ganz beſondere

Wuth übte es gegen Louis Philipps kugelfeſten Wagen, in welchem dieſer Bürgerkönig ſeine Spazierfahrten zu machen pflegte. Ein Weib aus dem Volke, bis an die Zähne bewaffnet, leitete die Zerſtörung dieſer Berline, welche la Saverne hieß. Sie zerſchmetterte eigenhändig mit dem Kolben ihrer Muskete die prachtvollen Spielgelſcheiben und die goldenen Wappenſchilder. Dann rief ſie: Obé! les amis, de la paille à force, car celle-ci vaut la peine d'être crânement chauffée. Ihre Begleiter vollzogen den Befehl. Sie füllten das Innere des prachtvollen Wagens mit Heu und Strohbündeln, und zündeten dieſelben an. Die neue Jeanne d'Arc ſchwang ſich auf den Kutſchbock, und ihre Gefährten ſpannten ſich vor den brennenden Wagen, den ſie unter Triumphgeſängen über den Karouſſelplatz zogen. Aber das Feuer war ohnmächtig gegen den eiſernen Bau dieſer feuerfeſten „Citadelle auf Rädern.“ Man ſchleu-

derte vergebens ganze Ladungen von Pflaſterſteinen, eröffnete umſonſt gegen ſie mörderiſches Feuer aus hunderten von Musketen. Die Wände dieſer Kuſche, wie die von noch zwei andern, welche Louis Philipp zu gleichem Zweck hatte erbauen laſſen, würden ſelbſt Tromblonſchüſſen widerſtanden haben. Die Wuth des Volks ſtieg bis zur Raſerei. „Ins Waſſer mit ihr!“ ſchrie die Amazone auf dem Kutſchbock. Man zog den Wagen bis zum Pont des Saints-Peres, und hundert Arme packten an, und ſtürzten ihn in die Seine. Fünf Monate ſpäter zog man ihn wieder heraus, um das Geſtell als altes Eiſen zu verkaufen! —

Louis Philippe Ausgang und die Geſchichte ſeiner lezten Jahre haben einem deutſchen Schriftſteller einen Triumph bereitet. Gutzkow's Auffaſſung dieſes Charakters, zur Zeit, als er ſie ausſprach (1842), ſo vielfach angegriffen, hat ſich faſt in allen Hauptſachen als die richtige be-

währt. Er war es auch, der zuerſt auf die Gefährlichkeit des Mittels aufmerkſam machte, deſſen ſich Louis Philipp allein zu bedienen wußte, um die Parteien zu neutraliſiren, und Frankreich, wie er meinte, orleaniſtiſch zu machen. Gutzkow bezeichnete als dies Mittel jenen unbeſchreiblichen Egoismus, der ſich von oben herab allen Theilen des Staatskörpers ſo mitgetheilt habe, „daß jede Funktion dieſer Theile ſich nur noch auf ſich ſelbſt bezieht, und der Körper in ſtarrer Regungsloſigkeit darniederliegt.“ Das Kapitel über Louis Philipp und die Dynaſtie Orleans in den „Briefen aus Paris“ gehört zu dem Beſten, was Gutzkow als Politiker jemals geſchrieben hat.

Atelierbesuche.

Paris, im September 1830.

Es ist in Paris nicht wie in Rom, wo alle Touristen das Gewohnheitsrecht üben, zu jeder Stunde die Ateliers der Künstler zu besuchen, und denselben ihre Zeit und Stimmung zu rauben. In Paris kennt man überhaupt besser, als an vielen andern Orten, den Werth der Zeit, und künstlerische und literarische Berühmtheiten wissen sich gegen kommunistische Attentate auf dies ihr Kapital zu sichern. Die Bekanntschaftsfanatiker und Besehwüthigen unter den zahlreichen

Fremden, welche aus allen Weltenden täglich in die Stadt der Städte einſtrömen, müſſen das zu ihrem Leidweſen erfahren. Die franzöſiſchen Künſtler und Schriftſteller aber thun wohl daran, ihr Abſperrungsſyſtem aufrecht zu erhalten. Sie müßten ſonſt, wenn ſie in dieſem Punkte deutſche Gutmüthigkeit üben wollten, zu Grunde gehen, oder ihr Bündel ſchnüren und Paris verlaſſen. Ich glaube, ein gutes Drittheil aller deutſchen Diebſtähle wird allein bei uns gegen die Künſtler, Dichter, Schriftſteller und ſonſtigen Celebritäten verübt, denen durch neugierige Beſuche in großen Städten ihre Zeit und damit ihr Geld — denn: time is money — geſtohlen wird.

In Paris, wie geſagt, iſt das anders. Höchſtens, daß ein und der andere unter den bedeutenderen Künſtlern an einem beſtimmten Tage, etwa Sonntags, ſeinen Freunden erlaubt, gut empfohlene Fremde in ſein Atelier zu

führen. Das eigentliche Atelierbelaufen muß ſich der Fremde vergehen laſſen. Und jetzt, wo alles für den nächſten Salon arbeitet, an deſſen bretternen Räumen in einem der Höfe des Palais Royal ſchon ſeit Wochen gehämmert und geſägt wird, — jetzt laſſen die bedeutenderen Künſtler faſt Niemanden vor.

Wenn man von den bedeutenden Malern in Paris ſpricht, ſo pflegt man vor allen zwei auszuſcheiden als ſolche, die mit dem Publikum fertig ſind, wie das Publikum fertig iſt mit ſeinem Urtheil über dieſelben. Das ſind die zwei Namen Horace Vernet und Jean Ingres, zu denen ſich als Dritter vielleicht noch Ary Scheffer geſellt. Beide, Vernet und Ingres ſind bereits über die ſechzig hinaus. Aber während der unermüdliche Vernet noch immer rüſtig weiter arbeitet, ſtellt Ingres, wie La Roche, ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr aus. Wer Horace Vernet kennen lernen will, muß ihn im

Verſailler Muſeum à toutes les gloires de la France aufſuchen, wo er mehr Soldaten gemalt hat, als mancher deutſche Souverain, auch nach der berühmten Frankfurter Prozentvermehrung, Truppen ſtellt. Von ſeinen Werken erzähle ich ein andermal, wenn ich Verſailles wieder beſucht haben werde. Völlig gegenüber dieſem allermodernſten Realiſten, der die Geſchichtsmalerei der Gegenwart erfunden hat, und den man erſt völlig begreift, wenn man Lebrun und van der Meulen, die Idealiſten der Hiſtorienmalerei des großen Ludwig, mit ihm vergleicht — ich ſage, völlig entgegengeſetzt ſeinem Genre, ſeiner Weltanſchauung und Kunſtauffaſſung, ſteht Jean Ingres, der Idealiſt der Gegenwart, der im Leben wie in der Kunſt nur das Reine, Edelſchöne, und in dieſem Sein das klaſſiſch Antike liebte und anſtrebte, und in beiden nie die geringſte Konzeſſion gemacht hat, ſelbſt nicht in ſeinem bekannten Portrait des

Herzogs von Orleans. Horace Vernet aber — mag man es ihm auch verzeihen, daß er jetzt Zerrbilder malt, welche die Folgen des Sozialismus und Communismus darſtellen, — das wird man ihm doch nicht vergeben können, daß er ſeinen Pinſel, der ſich ſchon einmal dazu hergab, die Siege Rußlands über die Polen zu verherrlichen, jetzt damit entweiht, daß er die Siege der Söldner Romanows und Habsburgs über das edle Volk der Ungarn für ſchnödes Gold verewigt. —

In erſter Reihe mit den beiden genannten Malern ſteht eine Dreizahl von Künſtlern, alle über funfzig Jahr alt. Es ſind La Roche, Eugen de la Croix und Ary Scheffer, zu denen ſich als vierter etwa noch der Landſchaftsmaler de Camps geſellen läßt. La Roche, der Maler des Anekdotiſch-Hiſtoriſchen im großen Styl, der hiſtoriſchen Pointe; La Croix, deſſen Genre das phantaſtiſch Romantiſche mit glän-

zender Kolorîſtik. Ary Scheffer, der Maler des poetiſch Sentimentalen, iſt der Verleiblicher deutſcher Poeſie in den ewigen Geſtalten Goethiſcher Dichtung. Von ihm will ich desbalb zuerſt ſprechen. Zuvor indeſſen noch ein Paar Worte über die andern jüngern Kunſtgenoſſen der genannten Meiſter.

Von ihnen bilden zunächſt etwa zehn bis zwölf Künſtler eine dritte Reihe, deren Urſprung und erſter Aufgang in der Zeit gleich nach der Julirevolution wurzelt. Sie ſind Couture, der Maler der wilden Orgie aus dem Salon von 1848, mit welchem er die Décadence des römiſchen Weltlebens allegoriſirte; Henry Lehmann, von dem als deutſcher Maler, der aber in Frankreich Heimath gefunden, beſonders zu reden ſein wird; Couder, deſſen Verſammlung der Stände im Jahre 1789, und deſſen Schwur im Ballhauſe zwei Zierden des Verſailler Muſeums ſind; St. Jean (Still-

leben), Hippolyte Flandrin, Meiſſonier (holländiſches Genre mit Sujets des vorigen Jahrhunderts), Charles Louis Müller, die Landſchafter Marilhat und Philipp Rouſſeau. Ferner Duprez, Paul Flandrin und de Goſſe, Landſchafter im Pouſſinſchen Style. Die vierte Abtheilung endlich, aus den neu auftretenden beſtehend, zum Theil mit dem Namen der école de la rue de Fleurus bezeichnet — denn La Roche wohnt dort — enthält Namen wie Picou, von dem die Franzoſen la recherche du goût dans les sujets d'histoire et de fantaisie rühmen, ferner Jérome, Riccard, der in ſeinen Portraits durch ein dem Tizianiſchen ähnliches Kolorit Aufſehen zu erregen beginnt, u. a. m.

Alles aber, was von Malern in Paris noch in kraftvollem Wirken und Streben ſteht, gehört, ſei es mit ſeinen beſten Werken oder mit ſeinem erſten Auftreten, in die Epoche der

Julirevolution, deren erfriſchendes Gewitter lebenweckend und erquickend die dumpfe Schwüle der Reſtaurationsperiode unterbrach, und mit ſeinen elektriſchen Schlägen auch die Kunſt aufrüttelte und zu neuen freien Athemzügen beſeelte.

Ary Scheffer.

Die Empfehlung eines uns befreundeten Kunſtgenoſſen Ary Scheffers hatte uns von dieſem die freundliche Einladung erwirkt, ſein Atelier zu beſuchen, in deſſen weiten Sälen ſich ein Theil der für die Familie Orleans von dem Künſtler gemalten Bilder befinden. Er hat ſie, wie man uns ſagte, nach der Februarrevolution unter irgend einem Vorwande zurückgefordert, um der Beſitzerin, Herzogin von Orleans,

ihr Eigenthum zu retten. Von allen Künſtlern war keiner der geſtürzten Dynaſtie näher verbunden, bewahrt keiner das Andenken derſelben treuer, als Ary Scheffer. Er gehörte gleichſam zu den Hausfreunden in den glücklichen Tagen Neuilly's und der Tuillerien, und er bewährte ſich als ein treuer Freund im Unglück. In jenen furchtbaren letzten Stunden des dritten Februartages war er unter denjenigen, welche bei der unglücklichen rathloſen Familie ausharrten. Und als Louis Philipp und Marie Amélie von Frankreich, kaum von einem Dutzend Getreuer begleitet, jenen letzten ſchweren Fluchtgang aus den Tuillerien antraten, die ihre Augen nimmer wieder ſchauen ſollten, da war der treue Maler unter dieſen Wenigen, welche mit Gefahr ihres Lebens das geſtürzte Herrſcherpaar aus dem Pavillon de l'Horloge durch die öden Baumgänge des Tuileriengartens zum Concordienplatze geleiteten, während das Rollen des Gewehrfeuers

aus dem Mordkampfe um das Chateau d'eau, vermiſcht mit dem Wuthgeſchrei des ſtürmenden Volkes zu ihnen herüberdrang. Vor allen war Ary Scheffer mit der Herzogin Marie befreundet, deren ausgezeichnetes plaſtiſches Talent nicht minder wie ihr ſanftes, romaniſch-frommes Gemüth ſie zu dem Geiſt- und kunſtverwandten Manne hinzog.

In einer der hochgelegenen neueren Straßen, welche ſich von der Rue Blanche aus gegen den Montmartre hinſtrecken, in der Rue Chaptal, führt ein mit einem Gitterthore geſchloſſener langer Gang, welcher auf einen freundlichen baumbeſchatteten Gartenhof ausmündet, zu dem ſtillen Heiligthume des Künſtlers. Eine hohe ſtattliche Geſtalt, mit ſinnig ſchwermüthigen Zügen, das ſtarke blonde Haupthaar ſchon mit Silber gemiſcht, in der etwas nachläſſigen Haltung, wie in Phyſiognomie und Körperbildung durchaus die deutſche Abſtammung verrathend. — Ary

dieſem herrlichſten ſeiner Werke Scheffer geſetzt, und die er mit Meiſterſchaft gelöſt hat.

Was war Calamatta's Grabſtichel gegen die zaubervolle Farbenpracht, gegen die im Tode noch Leben athmende Liebesgluth dieſes unvergleichlichen Meiſterbildes, das „die Liebe ſelbſt" geſchaffen! Stundenlang hab' ich ſpäter vor dieſem Bilde geſeſſen, das mit einem Meiſterwurfe die ganze Fülle des höchſten Liebesſchmerzes vor unſre Augen zaubert.

Quanti dolci pensier', quanto disio
Meno costoro al doloroso passo?

Dieſe Worte aus dem fünften Geſange von Dante's Inferno ſind als Unterſchrift zu leſen auf dem Rahmen, deſſen ſchwere goldne Pracht dies größte Werk des Künſtlers einſchließt. Franceſca's Schatten hat die Antwort auf Dante's Frage gegeben, ſie hat erzählt: wie „Gegenliebe zur Liebe gekommen" und wie dann beide „in einen Tod die Liebe hat gezogen":

„Gerührt las ich, und mit mir mein Geſelle,
Wie einſt die Liebe Lancelot umſtrickte.
Kein Argwohn ſcheu aus unſern Augen blickte,
Doch ſahn wir uns! Des Blutes fliehende Welle
Raubt oft das Roth, das unſre Wangen ſchmückte,
Bis endlich ganz beſiegt uns eine Stelle:
Als ſich im Buch das Paar im Kuß verzückte —
Der erſte Sproſſe in der Liebe Leiter:
Da war's, wo er mich zitternd an ſich drückte —
— — — — — — —
An jenem Tage laſen wir nicht weiter."

Die Erzählung iſt beendet, und „leicht getragen von des Wirbelſturmes Schwingen," ſchwebt das engverſchlungene Paar der todestreuen Liebenden weiter, abwärts von dem Dichter, der an ſeines Führers Virgil Seite, gebrochen „von Schmerz und Trauer um ſo heißes Lieben," dem Augenblicke nahe iſt, wo er, von beiden überwältigt,

„Zu Boden ſtürzte, wie Entſeelte ſtürzen." *)

*) Mentre, che l'uno spirto questo disse
L'altro piangeva si, che di pietade

Niemand der nur den Kupferstich sah, kann sich von der erhabenen Schönheit dieses Meisterwerks eine Vorstellung machen. Das Bild ist lebensgroß, d. h. die Hauptfiguren der Liebenden. Virgil und Dante stehen rechts vom Beschauer, und während die Erschütterung der vernommenen Mähr den Einen sprachlos niederstarren läßt, sieht der Andere den Weiterschwebenden mit einem Blicke tiefsten Mitgefühles nach. Die Gruppirung der Liebenden ist das Vollkommenste, was sich denken läßt, ein im höchsten Schmerze noch seliges Beieinander. Von derselben Todeswunde, die den Geliebten entseelte, in seinen Armen getroffen, hängt Francesca an seiner linken Brust. Die Hände, die ihn fest umschlungen halten, ruhn auf seiner rechten Schulter. Geschlossenen Augs, aus dem leise eine

---

Jo venni men cosi com' io morisse,
E caddi come corpo morto cade.

Thräne quillt, ſcheint ſie dennoch zu ihm aufzublicken. Aber ſein Antlitz iſt nur halb ſichtbar. Seine Linke, welche das Leichentuch in der krampfig geballten Fauſt über das Haupt zieht, verbirgt die ganze obere Hälfte deſſelben in den Falten. Soweit die Züge des edlen Antlitzes ſichtbar ſind, erſcheinen ſie als ein einziger wilder Weheſchrei. Dieſe Götterpracht der nackten Leiber, nur an einzelnen Stellen von den verſchleiernden Falten des Linnentuchs umfloſſen, hat Scheffer nie wieder erreicht. Und obſchon ſie noch in jugendlicher Lebensfülle blühend erſcheinen, ſo hat dennoch ihr Schweben „durch die Purpurnacht des Schweigens," welche ſie umgiebt, nichts Befremdendes, nichts Unnatürliches. Es ſind Geſtalten, denen man ihr Dahingleiten durch die Lüfte glaubt. Erſt bei näherem und ſchärferem Hinblicken ſieht man, daß die bräunliche Nacht, welche ſie umgiebt, noch belebt iſt durch die geſpenſtiſchen Geſtalten an-

derer Schatten, die das Paar in der Ferne umſchweben. Es ſind die Geiſter derer, welche um Liebe gelitten und geſtorben, die in der Nacht des Höllenſchlundes im phantaſtiſchen Reigentanze durcheinanderwirbeln. I peccator' carnali nennt ſie Dante, in der Sprache ſeiner Zeit redend — i peccator carnali, Che la raggion sommettano al talento. Henry Lehmann hat dieſen Reigen, wie ich in ſeinem Atelier ſah, in einer ſeiner ſinnigſten und geiſtreichſten Farbenſkizzen dargeſtellt.

Von den meiſten übrigen Bildern, welche ich in Ary Scheffers Atelier ſah, kann ich kürzer ſein. Auguſtinus und Monica, in ſtillem halbverzückten Sinnen bei einanderſitzend, Chriſtus, der die Kranken heilt, und die Gefeſſelten befreit, die drei Marien, und ähnliche Bilder, ſo ſehr ich auch zum Theil ihre Ausführung bewundern mußte, gehören einer Richtung an, die mich kalt läßt. Von ungleich

größerem Interesse waren mir dagegen diejenigen Bilder, welche die Gestalten Byronischer und Goetheſcher Dichtung darstellen; ſo der Giaur, Fauſt im Studirzimmer, Fauſt und Gretchen im Garten vor der Kirche, Gretchens Erſcheinung auf dem Blocksberge, der furchtbar gelungene Ausdruck jenes ſchaudernden Ausrufs:

„— das ſind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht ſchloß!“

Und wer kennt ſie nicht, Scheffers Mignon, die ſchwerlich jemals ein Künſtler übertreffen wird. Dieſe holde Gestalt hat Scheffer mit beſonderer Vorliebe dargeſtellt. Mignon und der Harfner (im Beſitze der Königin von England), Mignon betend, und Mignon wie ſie das Lied ihrer Seele: „Kennſt du das Land,“ ſingt, während fernabwärts ein Kranichzug durch die blauen Lüfte ſchwebt, — ſind eben ſo viele Perlen maleriſcher Verkörperung der Gebilde romaniſcher Poeſie. Leider ſcheint ſeit einiger

Zeit dieser schöne Stern der Kunst sich dem Niedergange zuzuneigen. Mehr und mehr gewinnt die nazarenische Askezik in Komposition und Behandlung Raum und Oberhand, und ein letzter Versuch in dem romantisch-poetischen Genre ist bereits entschieden mißglückt. Es ist der „König von Thule," den Scheffer vor Kurzem beendigt hat. Ein schwaches Bild, das man kaum ohne Betrübniß ansehen kann. Man denke nur. Scheffers König von Thule sitzt einsam an seinem Tische. Vor ihm ein leerer goldner Teller und ein angeschnittenes Brod; hinter ihm ein Page oder Mundschenk. Der König hebt mit der trübseligen Gebärde eines alten müden Sünders den Becher zum Munde. In dem ganzen Bilde auch keine Spur mehr von jener zauberhaften Romantik der andern ähnlichen Werke, von der prägnanten Auffassung des schlagenden Momentes.

In dem Atelier hingen zahlreiche Portraits:

Lamartine, Horace Vernet und Frau Liſzt, das ſchönſte Portrait, das ich von dieſem Kopfe geſehen, den ich auf vielen franzöſiſchen Bildern der letzten funfzehn Jahre wiedergefunden habe. „So denke ich mir Mephiſtopheles,“ ſagte ich zu dem Künſtler, der das Bild mit mir betrachtete; „nur wenige Züge verſchärft und verſtärkt, und das Urbild des gefallenen Engels wäre gefunden.“ Scheffer nickte zuſtimmend. Meine Begleiterin lobte ſeinen „Fauſt im Studirzimmer.“ Ich konnte nicht in dieſes Lob einſtimmen. „Das iſt nicht der verſtudirte Fauſt, der zwiſchen Thiergeripp und Todtenbein verkommene Forſcher,“ rief ich laut; „nein, das iſt weit eher der Fauſt, der ſchon den Zauberbecher der Hexenküche geleert, der Gretchens ſüßen Leib ſchon genoſſen hat, und nun, Nacht um und in ſich, in höhniſcher Verzweiflung dem Geſellen flucht, der ihn den früher ſo heißerſehnten Weg ins Wohlleben geführt!“ Meine Be-

gleiterin, der dieſe Offenheit unpaſſend ſcheinen mochte, wollte begütigend einlenken. „Laſſen Sie ihn nur," ſagte der Künſtler, den Kopf zuſtimmend gegen mich neigend, „er hat ganz Recht. Das Bild iſt verfehlt, es iſt eine Jugendarbeit." Nicht weit davon hing das Portrait eines Generals. „Das iſt Ehangarnier." Ein wunderlich zuſammengefaltetes, holztrocknes Geſicht. „A le voir, bemerkte Scheffer, on le croirait fou ou stupide. Et pourtant il est passionné pour la litterature de toutes les nations. Das wiſſen aber wenig Leute." In demſelben Saale hing auch das Bildniß Beranger's, das einzige Originalportrait, welches exiſtirt. „Ich hab's in einer Stunde malen müſſen," ſagte der Künſtler, „denn länger wollte er durchaus nicht ſitzen." Ein gutes, dickes, etwas ſchwammiges Geſicht mit einem ſentimentalen Ausdruck, den man bei dem Chan-

ſonnier nicht gerade ſo vorherrſchend vermuthet, kahle Glatze, ſehr altmodiſche Tracht.

Ary Scheffer iſt auch Bildhauer. Mir war das neu. Ein ganz von ſeiner Hand ausgeführtes Grabmonument in Marmor, eine auf dem Sterbelager ausgeſtreckt liegende Geſtalt, gab uns ein Beiſpiel von der Kunſt des Meiſters auf dieſem Felde. Der Ausdruck friedlichen Todesſchlummers in dem Antlitze ward während verſtärkt durch die, zu beiden Seiten ruhig am Körper niedergeſunkenen Arme, deren Hände noch eben den letzten Abſchied von den Zurückbleibenden genommen zu haben ſchienen. Ein abgeſonderter Raum des kleineren der beiden Säle bildet eine Art von Kapelle. Sie iſt dem Andenken einer Freundin und Kunſtgenoſſin geweiht, der Prinzeſſin Marie von Orleans. Johanna d'Arc die Heerden weidend, Johanna zum heiligen Kampfe gerüſtet, eine Charitas, und das Portrait des Kindes der Fürſtin, alles plaſtiſche

Arbeiten von der Hand der letzteren, und die Büste des Herzogs von Orleans von Ary Scheffer, schmückten den kleinen Raum, an dessen Mittelwand ein Portrait der so früh dahingegangenen Fürstin hing, kein grade schönes, aber ein geistvolles sympathisches Menschenangesicht. Ihr Tod war der erste Schlag der das Haupt Louis Philipps traf. Wohl ihr, daß sie den letzten nicht erleben durfte.

Henry Lehmann.

Auch ein Deutscher, wie Ary Scheffer, aber weit mehr in Kunst und Wesen französirt wie dieser, der es eigentlich gar nicht ist. In Kiel geboren 1814, in Hamburg erzogen, wie sein Bruder Rudolf zuerst durch den Vater in seiner Kunst unterrichtet, kam er, fast noch ein Knabe, nach Paris, das seitdem seine Heimath geworden ist. Wie er dort zum Meister In-

gres gekommen, ſich durch Nöthen aller Art durchgeſchlagen und durchgewunden, das könnte einen guten Künſtlerroman abgeben. Erſt 1835 gelang es ihm durch ſein Bild „der Abſchied des Tobias“ (im Beſitz des Herrn Jenisch in Hamburg) auf der Pariſer Ausſtellung die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde auf ſich zu ziehen. Der Ertrag des Bildes und einige Portraits verſchafften ihm Mittel zu einer Reiſe über München nach Italien. Während in München Kaulbach von der Seite der ſinnigen Auffaſſung des Gegenſtandes großen Einfluß auf ihn gewann, durchlebte er in Italien an ſich ſelber die ganze Kunſtgeſchichte von Giotto bis Raphael. In Italien, wo er Freiheit vom materiellen Leben und Freiheit des Studiums fand, erlebte er während eines fünfjährigen Aufenthalts (1838—1842) gleichſam den Nachfrühling einer vielfach verkümmerten Jugend. malte er außer einer „Geißelung Chriſti,“ einer

heiligen Katharina, deren erſtere in einer Kirche von Bologne sur mer, die andern im Beſitze des Fourieriſten Herrn Franz Sabatier, auch ein Paar „weltliche" Bilder, unter denen ſeine „Traubenträger," welche die Sammlung eines Hamburger Kaufherrn ſchmücken, am bekannteſten ſind. Auch Liſt's Portrait (im Beſitze des Herrn Grard) entſtand zu derſelben Zeit. Aber ſeine eigentlich productive Periode begann erſt mit der Rückkehr des Künſtlers nach Paris. Sein „Jeremias," im Muſeum von Angers, ſeine Wandbilder in der Kirche Saint Merry, in der Kapelle des jeunes aveugles zu Paris und in der Kapelle Saint Louis en l'Ile, erhoben ihn bald zu den Malern erſten Ranges unter den zeitgenöſſiſchen Darſtellern ähnlicher chriſtlich mythologiſcher Stoffe, während faſt zu derſelben Zeit ſeine ſinnig elegante Behandlung poetiſcher Vorwürfe aus antiker und moderner Dichtung, ſein „Hamlet und Ophelia," ſeine

„Okeaniden" und „Sirenen," sein „Liebestraum" u. a. m. ihm als Vertreter des romantisch-modernen, phantastisch-poetischen Genres einen Namen erwarben.

Bei einem Werke der letztern Gattung finden wir den Künstler eifrig beschäftigt. Prometheus auf dem einsamen meerumspülten Felsblock hingestreckt, umgeben von dem Klagechor der Aeschyleischen Okeaniden. Nach meinem Urtheil unzweifelhaft das Größte an Gehalt und Ausführung, zu dem das Talent dieses Künstlers sich erhoben hat. Rings von den Wogen umbrandet, streckt sich der steile Felsen in die Lüfte des Himmels, dessen Beherrscher hier den Menschen erlösenden Titanen angeschmiedet hat. Kratos und Bia, Kraft und Gewalt, haben unter Hephästos Führung bereits das Werk der Fesselung vollbracht. Aber damit sich die Brust des Dulders, der schweigend die Schmach und Marter der tyran-

niſchen Uebergewalt erleidet, entladen könne in mittheilender Klage, ſind die holden Töchter des greiſen Urvaters Okeanos emporgeſtiegen aus der purpurnen Tiefe des Meeres, und beginnen, am Fuße des Felſen gelagert, den Klagegeſang. Nur eine von ihnen, die Führerin des Chores, iſt aufgeſchwebt faſt bis zur halben Höhe des Felſenhauptes, um den Gefeſſelten anzureden. Die andern ſchlingen ſich wie ein Perlenkranz von weißen, göttlich ſchönen Leibern, zum Theil noch umſpült vom Schaume der Wellenbrandung, um den Fuß des Felsblocks. Es iſt ein Bild von ergreifender Wirkung, und mit bewundernswürdiger Kunſt hat es Lehmann verſtanden, das Ganze durch Kolorit und Stimmung im Tone jenes unbeſtimmt Elementaren zu halten, das uns beim Anblick des einſamen Meeres ſo wunderbar die Seele ergreift. Die Monotonie wird vermieden durch die Verſchiedenheit der Stellungen und Geberden, mit denen die göttlichen Wei-

der ihren Schmerz ausdrücken über das Schicksal des herrlichen Dulders. Nur in Einem schien mir der Künstler über das Maaß der Schönheit hinausgegangen, indem er von einer der Okeaniden sich wirklich eine Haarlocke ausraufen ließ. Es war leicht, ihn zu vermögen, die ausgerauste Locke mit dem Stücke eines Kranzes in der Hand der Meerfrau zu vertauschen. Das Bild ist der Vollendung nahe, und dürfte seines Erfolgs im nächsten Salon gewiß sein. Prometheus ist die tiefsinnigste Gestalt der griechischen Mythe, der tragischste Heros der hellenischen Tragödie, das vollkommenste Sinnbild des Geschicks der Menschheit, das der Menschengeist je gedichtet. Er ist selbst der nach dem Lichte der Freiheit ringende Menschengeist, der im Vertrauen auf die eigne Kraft sich der angemaßten Göttermacht des Zeus und des ganzen Olymps kühn entgegenstellt, und im Bewußtsein seiner Herrenherrlichkeit über alles Geschaffene mit unbeugsamen

Trotze sich dem überirdisch Jenseitigen entgegenstemmt. Und es ist nicht minder bedeutsam, daß es der Held Herakles ist, der Heros des mühselig mit Arbeit beladenen Volkes, der die Bande des gefesselten Lichtbringers der Menschheit bricht und den Adler tödtet, welcher den Leib des Dulders täglich neu zerfleischte. Es war aber auf dem Wege zu den Gärten der Hesperiden, wo Herakles diese seine schönste That vollendete. Möge das Zeichen ein glückliches sein für die Menschheit.

Unter den übrigen Bildern, welche wir, halb oder ganz vollendet, im Atelier des Künstlers in der Rue du Marais sahen, fiel mir besonders eine Skizze auf, deren Komposition mich an Scheffers Franzesca e Paolo in gewisser Art erinnerte. Dante's i peccator' carnali, che la ragion' sommettano al talento hat dem Maler die Idee zu einem Geisterreigen gegeben, in welchem die „um Liebe Leidenden und Ge-

ſtorbenen in der bufera infernal ſich phantaſtiſch durcheinander ſchwingen. Dido, Semiramis, Cleopatra, Achill, Paris, Triſtan, Clytämneſtra, Medea, Franzeſca und Paolo ſind darin die Hauptgeſtalten. Dieſe geiſtvolle Skizze verdiente bei weiten eher die Ausführung von der Hand des begabten Künſtlers, den ſtatt deſſen der „Whim“ eines engliſchen Lords nöthigte, ein Bild zu malen, das den Ariſtoteles darſtellt, wie er Alexanders Geliebte tragend, auf allen Vieren vor dem, von ihm getadelten, Zöglinge erſcheint. Wenn man ſich auch das Märchen als eine launige Erfindung des Mittelalters, das ſeine eigne chriſtliche Askeſe ſo gern an den Moraliſten des Heidenthums verſpottete, in der Dichtung allenfalls gefallen läßt, ſo iſt es doch immer ein Augenſchmerz, das Abſurde durch die größten hiſtoriſchen Geſtalten im Bilde verkörpert zu ſehen.

Der deutſche Künſtler, der ſich unter Louis Philipp mit mancher Beſtellung bedacht ſah; iſt

auch von dem neuen Regimente nicht vergeſſen. Wir ſahen in der Kirche des Inſtituts des jeunes aveugles, nahe dem Dom der Invaliden die Fresken, mit deren Ausführung Lehmann beauftragt iſt. Die Aufgabe war: das Paradies der Kinder, das Aufgehen des Lichts für die Blinden, im Sinne und mit den Mitteln chriſtlicher Mythe darzuſtellen. In dieſem Sinne iſt nun der ganze Cyklus von Bildern komponirt. In der Kuppel: die Trennung des Lichts von der Finſterniß, der Fall der Engel und Menſchen, die Wiedergeburt des Lichts in der Menſchwerdung Chriſti, der Gang nach Golgatha und die Rückkehr zum Licht in der Transfiguration. In den Zipfeln zwiſchen den Arkaden, welche die Kuppel tragen: die Sybillen und Propheten als Vorläufer des „Lichts der Welt," im Halbdunkel. Darauf folgt das Hauptbild, bezeichnet durch den von Kindern gehaltenen Spruch des Jeſaias, der als Inſchrift des Bogens dient:

Les yeux des aveugles sortiront de leur nuit et passeront à lumiere. Und durch den zweiten: Je suis le seigneur qui vous ai appelé dans la justice, qui vous ai pris par la main, pour ouvrir les yeux aux aveugles. Die Kompoſition des Hauptbildes ſelbſt zeigt in der Mitte den Menſchenheiland in der Glorie, von Kindern umgeben. Vor ihm Kindergruppen mit der Inſchrift, welche ſie zwei Engeln entgegenhalten, die mit den zum Lichte erwachenden Seelen zu Chriſti Füßen e_ vorſchweben. Rechts von dem Heilande die Jungfrau, welche Hände und Mantel ſchützend über einer Mädchengruppe ausbreitet. Zur Linken Johannes der Täufer mit einer Gruppe von Knaben auf den Welterlöſer, den Bringer des Lichtes, hinweiſend. Neben ihm eine Gruppe von Apoſteln und Evangeliſten mit gleichem Ausdrucke. In den beiden Ecken aber des Rundbildes entfaltet ſich das ſchönſte Leben in Scenen

des Wiederſehens von Müttern und Kindern, Töchtern und Vätern. Alles iſt von Kindergeſtalten, jungen Menſchenknospen durchflochten, und alles eint ſich in dem Ausdruck des ſeligen Entzückens über die Wonne des Lichts, welches da iſt die Freude des Wiederfindens! Genre und Typik der Ausdrucksweiſe zugegeben, und das muß man am Ende doch einem ſo mächtigen noch Beſtehenden gegenüber, — wird ſchwerlich jemand ohne Genuß und Freude dies Werk unſers Landmanns betrachten. Dabei fällt es einem allerdings wunderlich auf's Herz, daß all' dieſe farbige Schönheit dazu beſtimmt iſt, eine Kirche für — Blinde zu ſchmücken.

Im Louvre.

Paris, im September 1850.

Die Nähe des Louvre bei unſrer Wohnung iſt ein ſehr glücklicher Umſtand. Ich bringe alle freien Stunden in ſeinen der Kunſt geheiligten Räumen zu. Es iſt denn doch, nach den Römiſchen, noch immer die großartigſte plaſtiſche Kunſtſammlung der Welt. Einſt war es die großartigſte auch ohne jene Ausnahme. Das war damals, als durch die Siege der jungen Republik von allüberall her die Kunſtkleinodien faſt aller Sammlungen Europa's als Siegesbeute

nach dem Louvre von Paris gesendet wurden, als Vatikan, Kapitol und Villa Albani, Florenz und Verona, Berlin und Cassel die Perlen ihrer Sammlungen hergeben mußten, um Frankreichs Nationalmuseum auszuschmücken, dessen Errichtung der Convent auf Antrag des Historikers Thibaudeau im Jahre Eins der Republik (27. Juli 1792) dekretirt hatte. Hier sah man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Alles vereint, was die alte Kunst von Werken höchster Meisterschaft der Nachwelt hinterlassen. Der Belvederische Apoll und der sterbende Fechter, Laokoon und der Torso des Herkules, die Kapitolinische und die Mediceische Venus, Ariadne und der Nil — und wie viele andere Werke höchster Kunstvollendung hatte der rauhe Kriegsbesen hierher zusammengefegt. Als nach Napoleons zweitem Sturze das Schwert zurücknahm, was das Schwert gewonnen, wurden allein achtundsechzig solcher Meisterwerke ersten Ranges dem Museum

des Louvre entrissen, und ihren alten Sammlungen zurückgegeben. Das ist ein Verlust, den viele Franzosen noch heute nicht verschmerzen können. Sie steifen sich auf das droit de conquête, und denken nicht daran, daß es heißt: „der Herr — der Herr der Heerschaaren nämlich — hat's gegeben, der Herr hat's genommen." So schwer geht den Völkern wie den Einzelmenschen die einfache Wahrheit ein, die da gebietet: was du nicht willst, das dir geschieht, das thue auch keinem andern! Und doch hängt der ganze Umschwung des Verhältnisses zwischen den Bildungsvölkern der Menschheit davon ab, daß dieser einfache Satz eine Wahrheit werde.

Die Franzosen rühmen sich gern dessen, was sie damals für die Wiederherstellung und Erhaltung der eroberten Kunstwerke gethan. Von manchen dieser Kunstwerke, namentlich von den großen Werken der italienischen Malerei, mag das auch seine Richtigkeit haben. Aber sie

vergessen dabei nur zu sehr die Schattenseiten ihrer Kunsträuberei aus jener Zeit. Ein einziger Franzose, ein Augenzeuge des Elends und der Verwüstung, welche Frankreichs Kriegsheere und Kriegskommissarien damals über Italien brachten, hat es gewagt, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen. Dieser einzige Mann war Paul Louis Courier, vielleicht der edelste und reinste Charakter des republikanischen Frankreichs. Kein Republikaner von Profession, aber ein Mann, dem die Humanität als die res publica, die gemeine Sache der Menschheit galt, und darum ein Freund der Wahrheit, erhaben über alle Nationaleitelkeit und allen falschen Ruhmesglanz, der stets gegründet ist auf der Umkehrung jener einfachen Wahrheit, daß Niemand dem andern thun soll, was er selbst nicht leiden möchte. Courier war zehn Jahr in Italien. Er war dort Soldat der Republik und des Kaiserreichs, nicht aus freier Wahl, sondern ge-

feſſelt durch eiſerne Nothwendigkeit an eine Laufbahn, die ſeinem Herzen wie ſeiner Ueberzeugung widerſtrebte. Man muß ſeine Briefe aus Italien leſen, in welchen er den Schmerz einer edlen Seele über die Schändung des unglücklichen Landes durch die Habgier und Raubſucht der franzöſiſchen Eroberer verſchwiegenen Freunden anvertraut, um ein richtiges Bild von dem zu erhalten, was Land und Menſchen, Kunſt und Kunſtwerke Italiens damals von den Apoſteln des Volks der Civiliſation erlitten haben.

„Sagen Sie denen, welche Rom ſehen wollen (ſchreibt er aus Rom vom 8. Januar 1789 an ſeinen Freund und Genoſſen eifriger Studien des griechiſchen Alterthums, den Polen Chlewaski), daß ſie ſich dazu halten. Denn das Schwert der Soldaten und die Säge der franzöſiſchen Agenten arbeiten täglich daran, ſeine natürlichen Schönheiten zu ſchänden und Rom ſeines Schmucks zu entkleiden. Sie,

lieber Freund, gewöhnt an die edle und einfache Sprache des Alterthums, mögen meinetwegen diese Ausdrücke für übertrieben halten. Ich aber gestehe, daß ich nicht Worte finden kann, die traurig genug wären, um Ihnen den Zustand der Verwüstung, des Elends und der Schande zu malen, dem dies arme Rom, das Sie so prachtvoll sahen, und das man jetzt bis auf seine Ruinen hin zerstört, anheimgefallen ist. Ehemals wallfahrtete man, wie Sie wissen, dahin aus allen Theilen der Welt. Wie viele Fremde, die nur einen Winter dort zubringen wollten, blieben dort bis an ihr Lebensende. Jetzt sind hier nur die, welche nicht fliehen konnten, oder solche, die den Dolch in der Faust, noch unter den Lumpen eines vor Hunger sterbenden Volks nach einem Stück Beute suchen, das so viele Erpressungen und Räubereien etwa noch übrig gelassen haben. Ich würde kein Ende finden, wollte ich mich auf Einzelnes einlassen.

Und dann iſt es auch, in mehr als einem Sinn, nicht gerathen, Alles zu ſchreiben. Aber von ein paar Strichen mögen Sie auf das Gemälde ſchließen, von dem ich Ihnen nur einen Theil ſkizzire."

Courier entwirft dann mit ein Paar Federſtrichen ein Bild von dem Elende der Bevölkerung, und fährt darauf fort:

„Die Monumente von Rom werden nicht beſſer behandelt, als das Volk. Die Trajansſäule iſt indeſſen noch ſo ziemlich in dem Zuſtande, worin Sie dieſelbe geſehen, und unſere Kunſtjäger, die nur das ſchätzen, was man wegſchleppen und verkaufen kann, beachten ſie glücklicherweiſe nicht. Außerdem ſind die Basreliefs, welche ſie ſchmücken, über den Bereich des Soldatenſäbels, und haben alſo Ausſicht erhalten zu bleiben. Leider iſt das nicht der Fall mit den Statuen der Villen Borgheſe und Pamphili, die überall Figuren zeigen, welche dem Virgiliſchen

Deiphobus*) gleichsehen. Mir kommen noch die Thränen in die Augen, wenn ich an einen Hermesknaben denke, den ich noch ganz gesehen, eingehüllt in eine Löwenhaut und eine kleine Keule auf der Schulter tragend. Es war, wie Sie bemerken, ein Amor, der dem Herkules seine Waffen raubt, ein erlesenes Kunstwerk, griechischer Arbeit, wenn ich anders Augen habe. Jetzt ist davon nur die Basis übrig, auf die ich ein: **Lugete Veneres cupidinesque!** mit Kohle geschrieben habe, und die zerstreuten Trümmerstücke, über die Mengs und Winckelmann sich zu Tode gegrämt haben würden, wenn sie das Unglück gehabt hätten, diesen Anblick zu erleben. Alles was in den Häusern der Farnese, der Onesti, in Villa Albani, im Museum Clementinum, auf dem Kapitol sich befand, ist fortgebracht, gestohlen, verloren oder verkauft. Die Engländer ha-

*) Virgils Aeneide IV, 494 ff.

ben auch ihr Theil davon bekommen, und französische Kommissairs, welche man dieses Handels in Verdacht hatte, sind hier verhaftet worden. Aber das wird keine Folgen haben! In der Vatikanischen Bibliothek haben Soldaten unter andern Seltenheiten eine kostbare Handschrift, den berühmten Bemboschen Terenz zerstört, um ein paar Goldverzierungen zu bekommen, mit denen er geschmückt war. Die Venus der Villa Borghese ist an der Hand beschädigt durch einige Nachkommen Diomeds, und dem Hermaphroditen ist ein Fuß abgebrochen." —

Solche Zeugnisse ihrer eignen Landsleute wollen wir den Franzosen entgegenhalten, damit sie in den Beschönigungen und Lobsprüchen, die sie ihrer Kunsträuberei ertheilen, etwas bescheidner werden. Besonders den Bonapartisten und Allem, was sonst mit der menschenmordenden und länderverwüstenden Göttin Gloire zusammenhängt. Die wahrhaften Republikaner haben

von jeher beſſer gedacht. Der edle Armand Carrel, Couriers würdiger Biograph, der jene Briefe, ein Menſchenalter nachdem ſie geſchrieben, veröffentlichte, war einer der erſten, welcher es ausſprach, daß die Wirthſchaft, welche ſeine Landsleute in Italien getrieben, ein Schimpf für Frankreich ſei. Republikaner waren es auch, welche im Jahre 1849 in der franzöſiſchen Nationalverſammlung, jener abſcheulichen Tradition der „Waffenehre à tout prix“ den Handſchuh in's Geſicht ſchleuderten, und ihrer Nation das denkwürdige Wort zuriefen: „Eine Niederlage der franzöſiſchen Waffen im Kampfe gegen die Freiheit eines andern Volks kann kein Gegenſtand der Betrübniß ſein für uns. Denn ein Sieg in ſolchem Kampfe wäre unſere Schande!“ Es handelte ſich damals um die erſte Niederlage Oudinots vor den Thoren Roms. Die aber, welche um der Waffenehre willen die Fortſetzung des Kampfes vertheidigten, waren Monarchiſten.

Nichts hat mir größeree Freude bereitet, als die Einsicht, die ich hier gewonnen, daß jenes stupide und brutale Pochen auf die nationale Rauferehre hier, in dem Lande, wo dies Vorurtheil am tiefsten wurzelte, zu schwinden beginnt. Unsre Frankfurter „Besten" freilich jubelten noch über der Radetzky und Haynau Waffenthaten gegen das, für seine Nationalität und Freiheit aufgestandene Italien, und nannten diejenigen „Verräther am Vaterlande," welche dort die Niederlage der Zwingherrschaft wünschten zum Besten der Freiheit. Sie haben dafür ihren Lohn empfangen und empfangen ihn noch täglich — ein gerüttelt und geschüttelt Maaß. Leider Deutschland und das deutsche Volk mit ihnen. —

Paris, im Sept. 1830.

Das Muſeum des Louvre beſteht aus ſieben Abtheilungen, deren erſte die Werke der plaſtiſchen Kunſt, die zweite bis vierte die Gemälde und Handzeichnungen, die fünfte die griechiſchen, römiſchen und ägyptiſchen Alterthümer, die ſechſte das ſpaniſche Muſeum, und die ſiebente das ſogenannte musée naval umfaßt. Es iſt aber in dieſem Augenblicke alles in großer Unordnung wegen der Neubauten in mehrern Theilen des Palaſtes, welche ich geſtern beſucht habe. Nur das Muſeum der Antiken im Rezdechauſſée kann man vollſtändig ſehen, und auch hier iſt der Saal der weltberühmten Diana

mit dem Hirsch für den Besuch des Publikums, ich weiß nicht weßhalb, verschlossen. Ich hoffe sie aber noch zu sehen.

Das Antikenmuseum hat mir den größten Eindruck gemacht. Siebzehn gewaltige Säle, nach den Hauptwerken die sie enthalten benannt, bewahren hier über dreihundert griechische und römische Marmorstatuen, unter denen zweiundzwanzig Gruppen, hundert und fünfundsiebenzig Halbfiguren, Büsten, Köpfe, Hermen in Marmor oder Bronze, dreihundert und vierzig Basreliefs, ungerechnet viele Hunderte von griechischen und römischen, phönizischen und Hieroglyphen-inschriften, viele kostbare Säulen der seltensten Marmorarten, Sarkophage, Altäre, Stelen, Gipsen, Aschenurnen, Kandelaber, antike Vasen, Sessel, Dreifüße u. s. w. Dazu kommt noch ein eignes Museum der französischen Plastik der drei letzten Jahrhunderte; ferner eine Sammlung von Kunstwerken, die noch in Ma-

gazinräumen aufgeſpeichert ſind, und mit deren Einreihung in das Muſeum man jetzt beſchäftigt iſt, und endlich die Gallerie der Ninivehmonumente. Du ſiehſt, es iſt Stoff genug für einen Kunſtforſcher vorhanden, viel mehr als ſich bei dreifach längerer Zeit auch nur theilweiſe bewältigen läßt. Aber das ſchreckt mich nicht ab, in den hohen kühlen und ſtillen Räumen, die mich an glückliche römiſche Tage mahnen, das zu ſuchen, was mir unter den Gebilden der Plaſtik noch immer zu Theil geworden iſt, Ruhe und Frieden des Gemüths inmitten des ſtürmiſch dahin eilenden Tageslebens. Es iſt, als ſenkte ſich etwas von dieſer marmornen Stille, von dieſer in ſich ruhenden tauſendjährigen Dauer des Großen, Schönen, Ewigen in die Seele des Beſchauers, der längſt in Staub verweht und vergeſſen ſein wird, wenn noch die Augen und Herzen zahlloſer Geſchlechter der mühebeladenen Sterblichen ſich laben werden an den Gebilden ewi-

ger Schönheit, wie ſie in dieſer reizgekrönten „Venus von Milos," und in dieſer erhabenen Diana, in dem kühnen Fechter Borgheſe und in der erſchütternden Größe der koloſſalen Melpomene vor uns ſtehen.

Ich habe hier gleich die vier Kronjuwelen der Sammlung des Louvre genannt, und will jetzt von ihnen etwas ausführlicher berichten.

Die Venus von Milos.

ſo benannt nach ihrem Fundorte, der Inſel Milos bei Kreta, wo der Grabſcheit eines Landmanns, welcher wenige hundert Schritte von den Ruinen eines alten Theaters ſein Feld bebaute, dies Wunderwerk der plaſtiſchen Kunſt des Alterthums zu Tage förderte (1820). Die Primaten der Inſel wollten die Statue dem Dragoman des Sultans, Prinzen Moroſini, ſchenken. Aber den Unterhändlern des franzöſiſchen Ge-

ſandten bei der Pforte, Marquis de la Riviere, gelang es, ſie von dem türkiſchen Schiffe, auf dem ſie ſich bereits befand, wieder herunter und für eine bedeutende Summe in den Beſitz des Geſandten zu bringen, der ſie dem Könige ſchenkte.

Alle Muſeen Italiens haben nichts, was an Herrlichkeit dieſer ſiegreichen Liebesgöttin — denn das iſt ſie — zur Seite zu ſtellen wäre. Leider macht es das Fehlen der Arme, von denen der linke dicht an der Schulter, der rechte da, wo er die Knospe des Buſens erreicht, abgebrochen iſt, ſehr ſchwierig, das Motiv der Stellung mit Sicherheit zu beſtimmen. Die Kunſtgelehrten haben darüber die widerſprechendſten Anſichten aufgeſtellt. Man hat ſogar eine Figur, einen Amor, als fehlend ihr zur Seite gedacht. Andere haben nach einer Münze von Korinth der Göttin den Schild des Mars in die Hände geben wollen. Beides mit gleichem

Unrecht. Mir iſt es beim erſten Anblicke, und ich gebe viel auf den erſten unbefangenen Eindruck, keinen Moment zweifelhaft geweſen, daß der Künſtler hier eine Venus gebildet hat, welche mit der Linken den eben von Paris erhaltenen Preis der Schönheit, im ruhig freudigen Bewußtſein ſiegreicher Schönheit, emporhält. Mit dieſem Motive iſt alles in Uebereinſtimmung: die ganze Haltung des Kopfes und Leibes, die Stellung der Arme, der Ausdruck des Geſichts, und das Motiv der Gewandung. Die Göttin iſt entkleidet. Hüllenlos bietet ſie die Schönheit ihres göttlichen Leibes dem Auge des Beſchauers dar. Das Gewand iſt niedergeſunken bis zu den haltenden Hüften, von denen es in ſchrägen Falten über das vorgeſtreckte Knie des, ein wenig erhöht ſtehenden, linken Fußes herabfließt. Sie hat ſo eben von dem ſchönſten der ſterblichen Jünglinge den Preis der Schönheit empfangen. Ihre Linke hält den Apfel in mäßiger

Höhe, ſo daß der Blick ihres Auges auf denſelben fällt. Der mühelose Sieg höchſter weiblicher Schönheit, das iſt, wenn man ſo will, der Gedanke, den der Künſtler in dieſem Werke verſinnlicht hat.

Und es iſt ein Adel erhabener Schönheit, wie ſie, unter den uns erhaltenen Werken helleniſcher Kunſt, dem Meißel keines Künſtlers mehr gelungen iſt. Der Kopf iſt klein, doch ohne jenes Knospenhafte des Hauptes der Medizeerin. Das Haar, ſanft gekräuſelt, wie die Welle eines Baches, über deſſen Spiegel ein leiſer Hauch des Frühlingswindes fährt, iſt hinten aufgeſchlagen, ſo daß nur einzelne Locken noch über den vollen Nacken herabfließen. Die Stirn, vom milden Schwunge der Wellenlinien des Haares zu beiden Seiten eingefaßt, iſt ſchmal, der Geſichtsausdruck ruhige Freudigkeit, ſanfte Hoheit ohne Stolz und Strenge, aber auch eben ſo fern von jenem Ausdrucke des ſinnlich Koketten, lauſchend

Verschämten, den noch jedes unbefangene Auge an der mediceischen Venus wahrgenommen hat, die eigentlich so recht der Liebling des achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Der Hals ist stark, voll und lang, sogar ein leises Vortreten des Kehlkopfes macht sich durch die Wendung des Hauptes bemerklich. Das Ohr ist von wunderbar feiner und zierlicher Bildung. Der Busen, vollkräftig ohne Ueberfülle, krönt die Pracht dieses Götterleibes, dessen lebenathmende Wärme die weiche Marmorhaut zu beseelen scheint. Dieselbe Großartigkeit, welche Gestalt und Haupt charakterisirt, durchdringt auch die Formen und Falten der Gewandung. Das Ganze ist eben eine Schöpfung, über die man das Schaffen des Meisters und den Meister selbst vergißt. Es ist, als ob dies Werk, einmal geschaut von dem innern Auge des Genius, mühelos und frei auf ein einzig Werde! aus dem Nichts entsprungen sei.

Bis auf die Arme iſt die Geſtalt faſt völlig erhalten. Nur ein kleines Stück der Naſe und der linke Fuß ſind reſtaurirt. Der rechte Fuß, bis zur Hälfte ſchräg vom Gewande bedeckt, iſt von einer merkwürdig naturaliſtiſchen Behandlung, ungewöhnlich groß, breit, faſt plan zu nennen. Eben ſo realiſtiſch ſind die Zehen behandelt, von denen der kleine geradezu eine unſchön aufgewulſtete Geſtalt zeigt. An der Hinterſeite von dem Anfange des Gewandes an, das hier zugleich als Stützpunkt diene, iſt die Ausführung offenbar vernachläſſigt, ſo daß es einem von dieſem Standpunkte aus vorkommt, als ſei die Stellung halb und halb eine ſitzende.

Für meine Erklärung des Motivs habe ich neulich zu meiner Freude durch folgenden Umſtand eine Beſtätigung erhalten. Der Clarac'ſche Katalog meldet, daß mit der Statue zugleich das Fragment einer linken Hand mit einem Apfel gefunden wurde. Und Clarac ſelbſt wird, trotz

dieſes Umſtandes, von meiner Erklärung nur dadurch abgehalten, daß eine Münze von Korinth eine Venus in gleicher Haltung wie die unſre, aber mit dem Schilde des Mars in beiden Händen, darſtellt. Das iſt indeſſen gar kein Gegenbeweis. Was ſich der auf einer Fläche arbeitende Graveur erlauben durfte, war unthunlich für den Bildhauer, der mit einem ſolchen Schilde, von mehr als einem Geſichtspunkte aus der Wirkung ſeiner Statue und ihrer Körperformen Eintrag gethan haben würde. Jene Münze iſt übrigens nur ein Beleg mehr für die längſtbekannte Wahrheit, daß die alten Künſtler das glücklich gewählte Motiv eines berühmten Originals mit dieſen oder jenen Abweichungen ausbeuteten. Die Venus von Capua im Muſeo Borbonico zu Neapel gehört offenbar zu der im Alterthum ohne Zweifel ſehr zahlreichen Familie, welche dem Typus dieſer Venus von Milos ihren Urſprung verdankte.

Wir wißen nicht, ob dieſe letztere das Original war, aber ein Blick reicht hin, um zu erkennen, daß ſie es zu ſein verdiente, wie ſie an erhabener Schönheit nur an den Parthenonsſculpturen ihres Gleichen findet. Auch der Name des Meiſters, der dies Werk ſchuf, iſt uns unbekannt. Ein wunderliches Geſchick hat von ſeinem Namen nur die Hälfte auf uns kommen laſſen, und auch dieſe nur vielleicht als ihm gehörig. Man fand bei der Statue ein Marmorſtück mit einer Inſchrift, das wahrſcheinlich als Plinthe bei irgend einer älteren Reſtauration des Werks gedient haben mochte. Dies Fragment trug die Inſchrift: „**** ander Sohn des Menides aus Antiochia am Mäander ſchuf ſie.“ Aber Niemand vermag dieſe Lücke auszufüllen, und ſo bleibt auch der Schöpfer dieſes Meiſterwerks, gleich den Namen der Künſtler, welche uns den Belvederiſchen Apoll und die Diana von Verſailles, den Meleager und den Merkur des Ca-

piels, den Antinous, die Juno Ludovisi, und den sterbenden Fechter schufen, „begraben tief in ewiger Nacht.“ —

Der Borghesische Fechter

im nebenanstoßenden Saale leitet aus der Welt der idealen Mythe in die historische Wirklichkeit.

Neuere Forschungen haben zu dem Resultat geführt, in diesem Kämpfer eine, mit besonderer Vorliebe von dem Künstler, Agasias, Dositheos Sohn von Ephesos, ausgeführte Einzelgestalt aus einer größeren historischen Schlachtengruppe zu sehen. Freund Hettner hat das in seiner Vorschule der bildenden Kunst der Alten sehr gut entwickelt.

Es ist ein Krieger, der zum tödtlichen Stoße auf einen, höher als er selbst gestellten Gegner, wahrscheinlich einen Reiter, ausholt, während er zu gleicher Zeit mit der Linken den Angriff

deſſelben abwehrt. Der, wie eine Feder vor dem Zurückſchnellen, weit ausgeſtreckte Leib ruht auf dem gekrümmten rechten Beine, während das linke, weit nach hinten ausgeſtreckt, nur mit den drei erſten Zehen den Boden berührt. Man kann ſich, wenn man die Stellung ſelbſt verſucht, leicht überzeugen, daß hier der Moment des Ausfalls, bei dem der ſchwungartig geführte Angriff die Hauptſache iſt, fixirt erſcheint. Denn nur ſo, nur als ſtürmiſcher Schwung des Angriffsſtoßes hat eine Stellung Sinn, in welcher feſt zu verharren eine phyſiſche Unmöglichkeit iſt. In dieſer Beziehung gehört das Werk in die Kategorie der Diskuswerfer im Vatikan und im Palaſt Maſſimi zu Rom.*) Der linke Arm ſtreckt abwehrend dem Feinde den, durch einen Riemen angedeuteten, Schild entgegen. Und wie die Ruhe dieſes Armes der Feſtigkeit des, mit

*) S. Ein Jahr in Italien, Bd. 3, S. 219.

gekrümmtem Knie aufgestemmten rechten Fußes entspricht, so entspricht dem straff nach hinten ausgestreckten linken Beine der Schwung des rechten Armes, der bis auf das Aeußerste zum Ausholen zurückgewendet ist, so daß die Hand, die das Schwert hält, bis über die Mitte der Gefäßtheile zurückgestreckt erscheint. Die Meisterschaft, mit welcher das Motiv des Moments behandelt ist, zeigt sich besonders darin, daß diese Stellung, die in der Natur höchst unsicher und nur einen Augenblick festzuhalten ist, in der Kunstdarstellung den Eindruck der höchsten Sicherheit und kräftigen Festigkeit gewährt. Das Momentane ist in diesem Bravourstück hellenischer Plastik auch in dem Gesichtsausdrucke vorherrschend. Auge und Kopf in der gewaltsamsten Weise nach links hinauf dem Gegner zugewendet, verrathen eine Spannung, wie sie eben nur ein entscheidender Moment gewähren kann, ein Moment, in welchem

Sein und Nichtsein auf der Schneide eines Scheermeſſers ſchweben. Ich weiß nicht wie es kam, aber mir fiel bei dieſer Geſtalt Napoleon ein, wie er bei Waterloo zum letzten verzweiflungsvollen Sturmſtoß ſeine alte Garde gegen die Höhen von Mont Saint Jean ſchleudert.

Der Typus der Geſtalt und Geſichtsbildung iſt durchaus griechiſch und darin ganz unterſchieden von dem ſterbenden Fechter des Kapitols, der ſicher ein galliſcher Barbare iſt. Aber von dem herkömmlichen plaſtiſchen Heroentypus iſt auch in dem Borgheſiſchen Kämpfer keine Spur. Der reine menſchliche Realismus iſt durchaus vorherrſchend. Nicht einmal das griechiſche Profil iſt ganz ſtreng gewahrt. Die gekrausten Haare ſind kurzgeſchnitten und enganliegend. Stirn und Augenknochen ſtark hervorgehoben, der Mund wie zum Kampfſchrei geöffnet. Es iſt immer ein Held, würdig eine Venus Victrix zu umar-

men, wenn auch nicht gerade die Venus von Milos.

Der Marmor ist ganz braungelb und fleckig, doch scheint hier und da die Politur durch. Die technische Ausführung von höchster Vollendung, bis auf die sorgfältigst gearbeiten Fußnägel herab. Heimer nennt das Ganze wohl etwas zu hart, „ein Renommirstück künstlerischer Anatomiestudien." Ganz recht hat er dagegen, wenn er

die Diana von Versailles,

die pfeilerfreute Artemis ἰοχέαιρα, als beabsichtigtes Seitenstück des Vatikanischen Apollon, des Ferntreffers, ohne alle mystisch-religiösen Deutungen auffaßt, und beide Werke als im direkten Bezuge aufeinander komponirt sein läßt. Je öfter ich dieses vollendete Meisterwerk hellenischer Plastik betrachtet habe, um so tiefer fühle ich mich von dieser Wahrheit durchdrungen.

Die „Diana mit der Hirſchkuh“ iſt durch unzählige Abbildungen ſo bekannt, daß ich mir eine eigentliche Beſchreibung erſparen kann. Wie beim Apoll von Belvedere die Ruhe in der majeſtätiſchen Bewegung, ſo iſt hier die lebendige windſchnelle Bewegung ſelbſt das Ziel auf deſſen Ausdruck Alles hinſtrebt. Das nach rechts gewendete Haupt, deſſen Blick das Wild erſchaut, der über die Schulter zurückgebogene Arm, deſſen Finger ſchon den Pfeil berühren, der das erſchaute Wild zur ſichern Beute machen ſoll, der zum Laufſchritt gehobene rechte Fuß, die kurzgeſchürzte Gewandung, in deren fliegenden Faltenwellen die Bewegung rauſcht, der Köcher ſelbſt, der nicht gerade herunter hängt, ſondern auf der Schulter zu ſchweben ſcheint, daß die goldenen Pfeile der Göttin in den zurückgeſchwungenen Behälter „erklingen“ — alles kündet und iſt lebendigſte Bewegung. Die Gewandung vor allem iſt voll fluthenden Lebens. Man glaubt ihre Falten im

Winde werden zu ſehen. Auch die ſpringende Hirſchkuh dicht an ihrer Linken vermehrt dieſen Ausdruck eilender Bewegung, deren Ausdruck ſelbſt in dem Haare der Göttin ſichtbar iſt, deſſen Locken ſich leiſe aufwärts ziehen. Hals und Kopf ſind fein und ſchmal, der Kopf außerordentlich klein, im Verhältniß der kleinſte Kopf, den ich je an einer antiken Statue, die Venus von Medizis nicht ausgenommen, geſehen. Der Ausdruck ſtrenge Ruhe, ſtolze Erhabenheit herber unerſchloſſener Weiblichkeit. Dieſe Lippen haben den ſchönen Schäfer Endymion noch nicht geküßt. Aber von colère, wie Herr von Clarac in ſeinem Kataloge meint, iſt auch keine Spur vorhanden. Die Beſchreibung dieſes Mannes, der als Conſervateur des Antikenmuſeums die Statue wohl tauſendmal betrachtet haben mag, giebt einen neuen Beleg dafür, wie verſchieden die Menſchen ſehen. Une biche, ſagt er, court à sa gauche, et paraît *se réfugier* sous la

protection de son arc. La soeur d'Apollon, par un mouvement *vif*, tourne la tête du côté opposé; la *colère* anime ses regards etc.

In dieſer Beſchreibung iſt nicht weniger als Alles verkehrt. Zuerſt die Hirſchkuh, die ſich unter den Schutz der jagenden Jagdgöttin flüchtet! der „Zorn," zu dem keine Veranlaſſung in der Welt vorhanden, und von dem keine Spur zu ſehen iſt; und endlich das mouvement vif, das gerade zu erklären war, und deſſen Erklärung völlig übergangen wird. Warum denn wendet die Göttin das Haupt abwärts von der Richtung ihrer eilenden Schritte? Wohin ſendet ſie den Blick? vielleicht zurück auf das ſo eben erlegte Wild, während die Hand ſchon wieder für eine neue Beute nach einem zweiten Pfeile greift? Denn das Erlegen nur, nicht das Genießen der erlegten Jagdbeute iſt die Luſt der pfeilerfreuten Göttin. Als ſolche wollte ſie der Künſtler darſtellen; nichts weiter. Aber ich

meine, jener abgewendete Blick hat noch eine andere Bedeutung. So gewiß und sicher ist das Geschoß der Göttin, daß alles was ihr Blick erschaut, auch schon ihr gehört. So ist in der eben aufspringenden Hirschkuh das Motiv des Ganzen mit ächt antiker Naivität ausgedrückt. Es ist dasselbe Wild, welches ihr Blick in der Ferne erschaut, und dessen Erblicken ihre Hand zum Köcher führt. Eine ebenso einfache als der antiken Auffassung gemäße Symbolik, während die unter den Schutz der Göttin sich flüchtende Hirschkuh eine Albernheit ist.

Die Beine der Gottin sind schlank bis zur Magerkeit. Die Fülle der weiblichen Wade ist ganz geschwunden, alles ist elastische Sehne und springender Muskel. Es ist mir ordentlich ein Trost gewesen zu erfahren, daß diese allzuherbe Knappheit nicht dem alten Meister angehört, sondern auf Rechnung moderner Restauration kommt, welche dies Meisterwerk durch einen fran-

römiſchen Bildhauer, Barthelemy de Prieur, erlitten hat. Das Spiel der Muskeln iſt an dem linke zum Schritte feſtaufgeſetzten Beine beſonders hervortretend.

Das Werk iſt vortrefflich aufgeſtellt, wie überhaupt alle Meiſterwerke des Muſeums dieſen Vortheil genießen, der in den römiſchen Sammlungen den beſten Sachen nicht ſelten fehlt. Es ſteht vor einer Niſche von braunröthlichem Marmor, an deren Eingange zwei Marmorſäulen von gleicher Farbe mit goldenem Kapitäl. Röthlich braun iſt auch die Mormorgrundlage von zwei Stufen, auf welcher ſich das Piedeſtal erhebt. Zwei Sphinxe von Granit bewachen das umgitterte Heiligthum, deſſen Boden ſchöne, zum Theil antike, Moſaikbilder bedecken. Das Ganze iſt ſo recht ein Edelſtein in ſchönſter Faſſung.

Der Raum, in welchem ſich die Diana befindet, iſt ſammt dem daranſtoßenden Saal des Centauren ſeit Wochen für das Publikum ver-

ſchloſſen, weil man mit Umſtellungen beſchäftigt iſt. Durch die Güte des Herrn Adrien de Longpérier, jetzigen Conſervators des Antikenmuſeums, genieße ich aber das Privilegium, ſie täglich zu ſehen, da ſeine Erlaubniß mir dieſe wie andere geſchloſſenen Räume geöffnet hat. Herr de Longpérier, einer der erſten Archäologen Frankreichs und zugleich einer der liebenswürdigſten Menſchen, die ich je gefunden, iſt mit der Ausarbeitung eines neuen raiſonnirenden Kataloges beſchäftigt, da der alte Clarac'ſche viel zu wünſchen läßt. Die Februarrevolution hat auch hier wohlthätig gewirkt, indem ſie aus den Kunſtanſtalten die Sinekuriſten verdrängte, und Männer von Gelehrſamkeit und gründlicher Bildung an deren Stelle ſetzte.

Als ich heute mit Herrn de Longpérier den Saal der Diana beſuchte, hatte ich Gelegenheit mich von der Wichtigkeit einer neuen Erfindung für die leichte und ſichere Gewinnung von Ab-

güſſen auch der für die Abformung ſchwierigſten Werke der Plaſtik zu überzeugen. In dem Saale befindet ſich (N. 140) ein Koloſſalportraitkopf des Kaiſer Lucius Verus von Luneſiſchem Marmor und vollendeter Arbeit, wohl der ſchönſte Portraitkopf der Sammlung. Bisher galt es für eine Unmöglichkeit von dieſer herrlichen Büſte, wegen der unglaublichen Feinheit der Arbeit in Behandlung des Haars und Bartes einen Gypsabguß zu machen, ohne das Original zu beſchädigen. Jetzt ſah ich die Aufgabe glücklich gelöſt. Madame Rouvier Paillard hat mittelſt einer Erfindung, welche auf der Ausſtellung von 1849 einen Preis erhielt, eine Maſſe hergeſtellt, welche alle derartigen Schwierigkeiten, die für den Gyps unüberwindlich waren, mit Leichtigkeit beſiegt: der Abguß war vortrefflich gelungen. Kunſtfreunde können ſich jetzt wohlfeil in den Beſitz der ſchönſten Abgüſſe ſetzen, die man in der Werkſtatt der Dame N. 71 Rue

des Marais St. Martin finden kann. Madame Maillard hat ein Brevet auf ihre Erfindung pour la fonte et le moulage de l'ivoir. Denn Elfenbein iſt es, mittelſt deſſen ſie die Abformung bewirkt.

Laſſe mich immer noch ein wenig von der ſtillen Marmorwelt des Louvre erzählen, ehe ich wieder in das Tagesgetriebe zurückkehre.

Die Melpomene,

Koloſſalfigur der tragiſchen Muſe, zwölf Fuß hoch, die tragiſche Maske in der Rechten, die langärmlige Tunika dicht unter die Bruſt gegürtet, die Aermel des Gewandes eng bis zu den Handgelenken anliegend, das Gewand ſelbſt in langen graden gewaltigen Falten niederſinkend, wird gewiß kein Beſchauer ohne ein Gefühl der Ehrfurcht erblicken, das die Majeſtät und Hoheit die-

ſer Geſtalt mir immer von Neuem wieder erweckt. Die Koloſſalität dieſer erhabenen Erſcheinung wird erhöht durch die leidenſchaftloſe Ruhe ihrer Haltung, und zugleich gemildert durch den Zauber der Anmuth, welcher die edlen Züge der ernſten Göttin umſchwebt. Ich weiß mich keines Anblicks zu erinnern, der mir die ganze Erhabenheit der höchſten menſchlichen Kunſtform, der Tragödie, ſo eindringlich zum Bewußtſein gebracht hätte. Und wenn die im ächten Sinne des Worts ſittliche Wirkung, welche ein Kunſtwerk auf den Beſchauer übt, überall auf's Höchſte anzuſchlagen iſt, ſo darf eine ſolche Wirkung von dieſem vortrefflichen Werke mit Recht gerühmt werden, das uns wie mit einem Zauberſchlage die ganze Erhabenheit der Dichtung eines Aeſchylus und Sophokles, Shakſpear und Göthe verkörpert vor die Sinne ſtellt. Einſt ſchmückte dieſes Werk das Theater des Pompejus in Rom. Wie es nach Paris gekommen, finde ich nicht

bemerkt. Aber soviel ist gewiß, daß in Frankreich, als bei uns noch tiefe Nacht in der Kunsterkenntniß herrschte, schon Franz der Erste, der Freund und Schützer Lionardo da Vinci's, einen Schüler Giulio Romano's, den Maler Primaticce nach Italien schickte, um für ihn Antiken anzukaufen. Primaticce sandte ihm nach und nach gegen zweihundert Statuen, und zahlreiche Büsten, mit denen König Franz sein Fontainebleau schmückte, das der schmeichelnde Vasari ein neues Rom nennt. Man glaubt, daß schon damals die berühmte Diana von Versailles aus Italien nach Frankreich gekommen sei. Heinrich IV. ahmte ihm nach, und Kardinal Richelieu und der Connetable von Montmorency ließen gleichfalls viele Werke alter Kunst aus Italien nach Frankreich kommen. Sie legten den Grund zu der Sammlung, die jetzt der Louvre vereinigt.

Zum Schlusse dieses langen antiquarischen Briefes nur noch einen kleinen Scherz. Wer

Brüſſel ſah, wird ſich einer Sehenswürdigkeit erinnern, die kein Führer einem Fremden erſpart. Es iſt das berühmte Mannekenpiß an der kleinen Eckfenaine der Eykſtraat, le plus ancien bourgeois de Bruxelles, wie das Volk ihn nennt, deſſen Liebling dieſe komiſche kleine Figur iſt, bei welcher der Künſtler in der allernaivſten Weiſe die behagliche Befriedigung eines natürlichen Bedürfniſſes zum Motiv eines Springbrunnens benutzt hat. Geſegnet ſei dafür ſein Andenken jetzt und alle Zeit. Denn Millionen haben ſeitdem den Genuß eines herzlichen Lachens empfunden bei dem Anblick der drolligen kleinen Geſtalt, der gegenüber auch der Schwermüthigſte nicht ernſthaft zu bleiben vermag. Ich ſelber habe das erfahren, als mich Freund L. neulich in Brüſſel ganz unerwartet dem kleinen Waſſerkünſtler gegenüberſtellte. Aber wenn ich damals glaubte, daß derſelbe die erb- und eigenthümliche Erfindung des belgiſchen Volkshumors ſei, ſo hat

mich jetzt der Louvre eines Bessern belehrt. Denn da steht in einer Fensternische des Borghesischen Fechtersaales eine Knabengestalt von Lunesischen Marmor in derselben Attitüde, welche einst an ihrem ursprünglichen Standorte bei einer Fontaine denselben Zweck erfüllte. Später ersah ich aus der Clarac'schen Beschreibung, daß im Borgo vecchio zu Rom in der Nähe des Vatikan eine ähnliche Springbrunnenfigur steht, die aus dem 16. Jahrhunderte stammt, und daß auch Johann von Bologna's Neptunfontaine in seiner Vaterstadt früher eine ähnliche Figur darbot.

Das Grab des Kaiſers.

Paris, im Sept. 1830.

— Durch die Gräfin d'Agoult erhielten wir eine Einladung, die Arbeiten zu ſehen, welche den Dom der Invaliden zum Grabe Napoleons umzugeſtalten beſtimmt ſind. Der Architekt ſelbſt, welcher den Plan des Monuments entworfen und den Auftrag zu deſſen Ausführung erhalten hat, Herr Visconti, Sohn des berühmten Kunſtforſchers Ennio Quirino Visconti, hatte die Freundlichkeit, unſern Führer und Erklärer zu machen.

Wenn man den Franzoſen ſagt, daß der meerumrauſchte Felſen in Mitten des Ozeans ein bei weitem würdigeres Grabmal für die Aſche ihres Helden geweſen ſein würde, ſo haben ſie dagegen einen Einwand der Pietät in Bereitſchaft, dem ſich ſchwer widerſprechen läßt. Sie berufen ſich auf das Teſtament von St. Helena, deſſen Eingangsworte lauten:

> Je desire, que mes cendres reposent *sur les bords de la Seine*, au milieu de ce peuple français, que j'ai tant aimé.

Vor ſolchem Grunde muß freilich die Stimme hiſtoriſch-poetiſcher Romantik ſchweigen. Zumal wenn man hinzufügt, daß das nationale Gefühl des franzöſiſchen Volks mit ihm ſich im Einklange befindet.

Der Plan des Monuments iſt folgender. Es bildet eine oben geöffnete Krypte von ſieben Metres unter der Bodenfläche des Doms, mit

welchem das Denkmal in Verbindung zu bringen dem Architekten zur Aufgabe geſtellt war. Napoleons Denkmal in einer Krypte! das klang und erſchien mir beim erſten Eindrucke ſo wunderlich, daß ich mich nicht enthalten konnte, den Baumeiſter nach den Gründen zu fragen, welche ihn bewogen haben möchten, dieſen Plan der von mir erwarteten Aufſtellung des Monuments über dem Boden des Doms vorzuziehen. Herr Visconti war freundlich genug, darauf einzugehen. Was er mir ſagte, lief etwa auf das Folgende hinaus.

Der Dom der Invaliden hat zwei einander gegenüber ſtehende Eingänge. Der eine gegen die place Vauban gewendet, nach welcher die Façade des Doms blickt, iſt der Haupteingang. Der andere iſt auf der Rückſeite der Kirche, und man betritt ihn, wenn man durch die cour royale des Invalides ſich dem Gebäude nähert. Wenn der Künſtler das projektirte Denkmal über der Bodenfläche des Doms errichtet hätte, ſo wäre ſchwer

zu entſcheiden geweſen, welcher der beiden Façaden er es hätte zuwenden ſollen. Aber eine ungleich größere Schwierigkeit bot für dieſen Fall die folgende Erwägung. In den beiden Seitenkapellen des Doms befinden ſich bereits zwei ſtattliche Denkmäler franzöſiſchen Kriegs- und Heldenruhms. Es ſind die Grabmonumente, hier Vaubans, dort Türenne's, beide aus allegoriſchen Figuren komponirt. Dem Architekten wäre hier, wenn er das Grabdenkmal Napoleons mit beiden auf gleiche Fläche ſtellte, nur die Wahl geblieben: entweder durch die Maſſe des erſteren die Wirkung der letzteren zu vernichten, oder umgekehrt ſein Werk, durch den Eindruck der beiden Rivalen wenn nicht ekraſiren doch an Wirkung beeinträchtigen zu laſſen. Beidem wollte der Meiſter ausweichen.

Aber das Hauptmotiv, welches die genannten überwiegt und den Architekten vorzugsweiſe bei ſeinem Plane und deſſen Ausführung leitete,

war noch ein anderes. Es war die Einſicht in die Unmöglichkeit, innerhalb eines Monuments ein anderes ſo aufzurichten, daß es ſich in vollſter Harmonie mit den einmal gegebenen Formen und Verhältniſſen des Doms ſchicklich und harmoniſch verbinde. Eine der Größe des Vorwurfs entſprechende Höhe des Mauſoleums hätte die Grandioſität der Kuppel gemindert. Eine irgend ſcharfe Betonung der Linien des erſteren würde das Schwacherſcheinen der Umgebung zur Folge gehabt, und eben ſo würden die Bronze und der Granit des Mauſoleums einen unharmoniſchen Kontraſt gebildet haben mit dem weißen Steinmaterial der umgebenden Säulen und Wände des Doms. „Es gab nur einen Weg," fuhr der Künſtler fort, „allen dieſen Schwierigkeiten zu entgehen, und dem Meiſterwerke Manſards ſeine ganze Wirkung, ſeine ganze Wirkung, ſeine unverkümmerte Phyſiognomie zu laſſen: ich mußte das Grabmonument des Kaiſers

in die Tiefe ſtellen. Ich wählte dieſen Weg, und ſo habe ich mich zugleich vor mir ſelbſt gegen den Vorwurf geſchützt: durch mein neues Werk der gerechten Bewunderung, welche bisher dem alten gezollt wurde, irgend wie Eintrag zu thun."

„Und dann," ſetzte er nicht ohne Bewegung hinzu, „laſſen Sie mich noch Eins ſagen: il est enfin un motif non moins puissant, qui m'a determiné à placer le sarcophage dans une crypte. J'ai pensé, que l'idée *de descendre dans un tombeau* lui donnait un caractère *mysterieux*, que l'on en approcherait avec plus de recueillement, — qu'en le contemplant, l'oeil n'en serait pas distrait, que cette place souterraine dirait, *où vont aboutir toutes les gloires de ce monde*, et eveillerait le sentiment *religieux*, dont on doit être pénétré dans la maison de Dieu." Ich muß geſtehen, daß ich, die maison de Dieu und ihre Kuppel als die grandioſe Todten-

urne des gewaltigen Mannes zugegeben, gegen dieſes Motiv und die Wahrheit ſeiner Empfindung wenig einzuwenden wußte.

„Aber es war zugleich unumgänglich," fuhr der Baumeiſter fort, „daß der Wille der Nationalvertreter erfüllt, und daß es aller Augen ſichtbar würde: daß Napoleon unter dem Dome der Invaliden ruhe. Darum öffnete ich die Krypte nach oben, und ſetzte ſie ſo in Verbindung mit dem obern Theile des Gebäudes. Es galt nun den paſſenden Verbindungsweg nach unten zu finden, und dies gelang mir, indem ich den Eingang der Krypte an die Stelle des Baldachins von Holz verlegte, der im Jahre 1809 nach den Zeichnungen Trepſa's errichtet worden war. So erreichte ich meinem Zweck, das Eingangsportal und den zur Krypte führenden Treppengang herzuſtellen, ohne auch hier in den beſtehenden Verhältniſſen und Anordnungen des Geſammtgebäudes etwas Weſent-

liches zu verändern. Das Einzige, was ich mir erlaubte, beſtand darin, daß ich den neuen Baldachin um acht Stufen erhöhte. Aber ich habe mich ſelbſt im Styl des letztern ſo viel als thunlich an Manſards Entwurf gehalten. Dadurch aber, daß ich den Hauptaltar, der ſich früher am Fuße des Baldachins befand in die Kirche zurück verlegte, in deren Schiff er hineinblickt, gewann ich an ſeiner alten Stelle den Platz für das Eingangsportal der Krypte, an welchem zwei ſymboliſche Geſtalten, die kriegeriſche und die bürgerliche Gewalt (la force militaire et la force civile) mit den kaiſerlichen Inſignien gleichſam die marmorne Ehrenwache bilden."

Ueber dieſer Eingangspforte ſtehen auf einer Marmortafel als Inſchrift die oben gedachten Worte des Teſtaments von St. Helena. Der Nahende betritt, nachdem er dieſen „letzten Wunſch" des kaiſerlichen Helden geleſen, die Stufen, welche nieder führen zu der Stätte der

Erfüllung. Ein Kreuz von Bronce iſt aufgerichtet über dieſem Eingange. Der Baldachin, welcher ihn bedeckt, ruht auf vier Säulen von pyrenäiſchem Marmor. Weiße Marmorſtufen führen hinab. In die Treppenwände ſind Lehnen von Marmor eingefugt, damit die alten Krieger, welche den Reſten ihres Kaiſers nahen wollen, einen Halt haben für ihre in ſeinem Dienſte gebrochenen Kräfte. Am Fuße der Treppe zeigen zwei Marmorreliefs, das eine den Prinzen Joinville am Grabe des Kaiſers auf St. Helena, das andere Louis Philipp, der vom Marſchall Bertrand den Degen Napoleons empfängt. Es liegt etwas menſchlich Verſöhnendes darin, daß die Revolution, die den Vater vom Throne ſtürzte und den Sohn von Frankreichs Boden verbannte, wenigſtens an dieſer Stätte ihren, ſonſt gerechten, Haß gebändigt und ſich nicht dazu erniedrigt hat, jene hiſtoriſchen Thatſachen vergeſſen machen zu wollen. Vier Trauerkandelaber

von Bronze werden ſpäter dies Veſtibül ſchmücken, welches den unmittelbaren Eingang zu der Krypte des Monuments, oder beſſer geſagt zu der monumentalen Krypte bildet. Denn Krypte und Monument bilden zuſammen das Mauſoleum Napoleons.

Beim Eintritt in das unterirdiſche Rund deſſelben erblickt man in deſſen Mitte den rieſigen Sarkophag, welcher die Reſte des Gewaltigen umſchließt. Er hat eine Länge von vier und eine Breite von zwei Metren, was etwa auf zwölf und ſechs Fuß rheinländiſch, oder etwas darüber, hinauslaufen mag, und beſteht aus drei Blöcken, von denen der eine den Deckel, der zweite den Sargkörper, der dritte das Fußgeſtell bildet. Der Sockel aus Granit, wie man ihn in den Vogeſen bricht, wird gleichfalls maſſiv ſein. Das Material des Sarkophags hat Rußland geliefert, daſſelbe Rußland, in deſſen Schnee und Eisfeldern der Kriegsruhm des Weltbezwingers ſein

Grab fand. Es liegt eine wunderbare Ironie in dieſem Spiele des Zufalls! Der Stein, eine Art Roſſo antico, weder Porphyr noch Granit, iſt von hell rothbrauner Chokoladenfarbe, aus den Steinbrüchen von Koſchoka am Onegaſee. Er iſt von einer ſolchen Härte, daß, wie uns Herr Visconti ſagte, ein Arbeiter dritthalb Monate braucht, um eine Strecke von zwei Fuß mit der Säge zu durchſchneiden, während bei andern gleichfalls ſehr feſten, zu ſolchen Zwecken benutzten Steinarten das Dreifache der Arbeit in zehn Tagen geleiſtet wird.

Ein reicher Fußboden von Florentiniſcher Moſaik, einen rieſigen Lorbeerkranz von einer Glorie umgeben darſtellend, umkränzt den Fuß des Sarkophags.

Zwölf Siegesgöttinnen, allegoriſche Symbole in ihren Händen haltend, umgeben rings an den Wänden die Reſte des großen Schlachtenſiegers. An der Stützmauer, welche die geheiligte Runde

umschließt, stehen in goldener Schrift seine zwölf glorreichsten Waffenthaten verzeichnet. Man lieſt die Namen

Castiglione
Rivoli
Pyramides
Aboukir
Marengo
Austerlitz
Jena
Eylau
Friedland
Sommosierra
Wagram
Moscowa.

Wenn so die Erinnerungen an den kriegerischen Ruhm des Helden in dessen nächste Nähe gerückt erscheinen, so sind doch auch die Friedensthaten, les haut faits civiques des grand capitaine keineswegs vergessen. Zehn Basreliefs

von gewaltiger Größe ſind dazu beſtimmt, dieſelben dem Wanderer ins Gedächtniß zu rufen, welcher ſich der letzten Ruheſtätte des großen Mannes nahet. Ihr Platz ſind die Wände des Portikus. Die Stillung der öffentlichen Unruhen, das Concordat, der Code civil, die Stiftung des Staatsraths, die Gründung der Cour des comptes, die Förderung der Künſte, der Induſtrie und des Handels, die wichtigſten öffentlichen Bauten, die Univerſität, und endlich die Stiftung der Ehrenlegion ſind die Gegenſtände dieſer Sculpturen. Inſchriften bezeichnen den Inhalt ihrer Darſtellungen. So heißt es zum Beiſpiel unter dem Basrelief, welches Napoleon als Vertheiler der Ehrenlegion darſtellt:

> **Jai excité toutes les émulations, recompensés tous les mérites, et reculés les limites de la gloire.**

Unter einem andern, auf welchem der Kaiſer als

Gründer der cour des comptes erſcheint, lautet die Inſchrift:

> Je veux, que par une surveillance active l'infidélité soit réprimée, et l'emploi legal des fonds publics garanti.

Am Eingange aber erblickt man die Geſtalt Napoleons. Er zeigt mit ausgebreiteten Armen auf dieſe Inſchriften, welche ſeine Werke bezeugen, und darunter ſtehen die ſtolzen Worte:

> Partout ou mon regne à passé, il a laissé des traces durables de son bienfait.

Durch den erwähnten Portikus hindurchſchreitend gelangt man endlich in ein unterirdiſches Gemach, welchem der Baumeiſter den Namen eines Reliquaire gegeben hat. Dieſem Namen entſprechend, iſt es beſtimmt, auf einem Altare den Degen von Auſterlitz, vierzig Fahnen und die Inſignien, welche der Kaiſer getragen hat, in

ſeinem Raume aufzubewahren. Das iſt jedenfalls ein paſſenderer Ort als der ſtaubige Wandſchrank im Finanzhotel, wo ſeit den Februartagen noch immer der Degen von Auſterlitz zwiſchen Bankbilletten und Kronjuwelen in einem leinenen Sacke aufbewahrt wird. Im Fond dieſes Sanktuariums erhebt ſich das Standbild Napoleons in kaiſerlicher Tracht. Ein reichverziertes Gitter ſchließt dieſe Celle von dem offnen Raume ab. Eine ewige Lampe gießt ihr Licht über die kargen Reſte all' der ſtolzen Herrlichkeit, welche dieſes Reliquarium umſchließt.

Dies iſt der, mitten in der Ausführung begriffene, Plan des großartigen Monuments. Der Sarkophag ſteht inmitten all' der Ruhmesthaten, welche die Regierung Napoleons in Krieg und Frieden verherrlicht haben. Im Herzen des gewaltigſten Domes von Frankreich, überwölbt von ſeiner himmelanſtrebenden Kuppel, gewährt das Ganze den Eindruck großartigen Ernſtes und er-

habener Einfachheit, wenn auch die Kunſt gegen die Ausführung des Einzelnen, namentlich der Reliefſkulpturen manche Einwendungen zu machen haben ſollte.

Zwölf Lampen von Bronze in den Wölbungen des Portikus ſind dazu beſtimmt, an den Tagen der Feier ſeiner Geburt, ſeines Todes, und der Beſtattung im Dome der Invaliden, ihr Licht zu ſpenden.

Der Plan des Architekten geht indeſſen noch über das Monument im Innern des Doms hinaus. Der Eingang von der Place Vauban her, iſt von ihm auserſehen, das Veſtibül zu jenem innern Denkmale zu bilden. Sein Vorſchlag iſt, durch eine glänzende ſtatuariſche Ausſchmückung dieſes Platzes den Beſchauer auf den ernſten Eindruck des Sarkophags im Innern würdig vorzubereiten. In der Mitte des Platzes Napoleons Reiterſtandbild auf reichem Piedeſtal, in dem welthiſtoriſchen Koſtüm, in welchem ſeine

Schlachtfelder und die eroberten Hauptſtädte Europa's den gewaltigen Kriegsfürſten erblicken. Im Kreiſe rings um ihn her die Standbilder ſeiner Marſchälle und Generale. En dehors l'homme, dans le temple l'Apothéose! Das iſt der Grundgedanke, welcher den Meiſter bei dem Plane des Ganzen geleitet hat.

Man zweifelt nicht, daß auch dieſer Theil deſſelben adoptirt werden wird. Visconti ſelbſt iſt guten Muthes. Denn die Hauptſache, das Geld, iſt von der Nationalvertretung bewilligt. Die Koſten des innern Monuments ſind veranſchlagt auf etwa fünfthalb Millionen Franken. Dabei ſind 1,400,000 Franken für den rohen, und 600,000 Francs für ſtatuariſchen Marmor gerechnet. Für die Ausführung der zuletzt gedachten Cour des grands Capitaines auf dem Vaubansplatze, verlangt Visconti noch den Zuſchuß einer Million. Danach würde der Betrag der Geſammtkoſten fünf und eine halbe

Millionen erreichen. Das iſt nicht zu viel Geld für das Grabdenkmal des letzten abſoluten Herrſchers von Europa. Und hat doch in der guten alten Zeit ein einziges Feſtfeuerwerk zur Verherrlichung der Vermählung Ludwigs XVI. ſechs Millionen gekoſtet.

Napoleon war das Genie des bewußten und mit Bewußtſein für ſein Prinzip kämpfenden Abſolutismus. In ihm ſollte die Macht des alten Prinzips noch einmal lodernd aufflammen in ihrem ganzen vollſtrahlenden Glanze, und dann herabſinken zu der ewigen Lampe, deren Wetterſchein über den Reſten ſeiner Herrlichkeit flimmert. Möge ſie dort ruhig fortdämmern bis zum jüngſten Tage! Es iſt endlich Zeit, daß die Franzoſen ihre alte Verführerin, die Zauberin Gloire, einſargen und begraben, und von der Anbetung dieſes freiheitmordenden Götzen ſich hinwenden zur Verehrung der freiheitzeugenden

Gewalt, der Idee einer bruderliebenden Menſchlichkeit. Das Volk, der Ouvrier von Paris, hat eine Ahnung davon, wenn er mit ſeinem Lieblinge, Pierre Dupont ſingt:

Canons de vos gueules béantes *)
Refoulez la marche du Czar.
Bajonettes intelligentes,
Formons à l'idée un rempart.
Les peuples sont pour nous des frères
Et les tyrans des ennemis.

Und er hat Recht, wenn er im ſichern Vorgefühl des nahen, letzten Entſcheidungskampfes, hinzufügt:

---

*) Deutſch etwa:

Kanonen mit den Eiſenſchlünden
Schmettert zurück den Ruſſenczar!
Ihr Bajonette mögt's verkünden:
Ihr ſchützt der Freiheit Hochaltar. —
Die Völker ſind für uns nur Brüder
Und Feind nur der Tyrannen Schaar.

Le jour des grands destins se leve*)
Au son du cuivre et du tambour.
O guerre! c'est ton dernier jour!
Le glaive brisera le glaive
Et du combat naitra l'amour.

---

*) Wir ſehn den großen Morgen tagen
Bei Hörnerſchall und Trommelſchlag.
O Krieg! das iſt dein letzter Tag!
Das Schwert, es wird das Schwert zerſchlagen
Und aus dem Kampf wird Liebe wach.

Zur Geſchichte der Februar-revolution.

Paris, im September 1850.

Die franzöſiſchen Hiſtoriker der Februarrevolution zerfallen in zwei Klaſſen: in ſolche, welche die Berechtigung derſelben behaupten, und in ſolche, welche dieſelbe leugnen.

Die Einen ſagen: die Februarrevolution war ein Werk der Nothwendigkeit, die Andern: ſie war ein Werk der Lüge und des Verraths.

Die Einen behaupten: Louis Philipp ſei geſtürzt, *weil* er die Conſtitution perfid verletzt, die Andern: er ſei gefallen, *obgleich* er ſie treulich gehalten habe.

Nur in Einem ſind beide Theile einig: Frankreich hat im Februar 1848 eine Revolution erlebt. Dieſe Thatſache freilich iſt unleugbar: der Julithron iſt geſtürzt, die Dynaſtie Louis Philipp's ſitzt in England, und der Held von Straßburg und Boulogne, der Gefangene von Ham, hat ſeine Londoner Miethwohnung mit dem Palais Elyſee vertauſcht. Alſo die Revolution iſt außer Frage, ſie iſt ein fait accompli. Bei uns in Deutſchland iſt das freilich anders. Dort hat ſelbſt die offizielle Anerkennung der glorreichen Berliner Märzrevolution durch ein preußiſches Miniſterium die arme preußiſche Revolution nicht vor dem Schickſale retten können, ein Paar Monate ſpäter wiederum offiziell für einen ganz gemeinen Straßenkrawall erklärt zu werden. Soviel kommt für eine Revolution darauf an, ob ſie „vor dem Throne ſtehen bleibt" oder nicht. Die aparte Ureigenthümlichkeit der guten Deutſchen hat ihren Willen gehabt. Damit mögen

ſie ſich tröſten in ihrem Jammer über die verunglückte deutſche Revolution.

In Frankreich tröſten ſich die beſiegten orleaniſtiſchen Monarchiſten, die übrigens ſcheinbar viel verlorenes Terrain wieder gewonnen haben, auf eine andere Art über die Revolution, welche ſie nicht leugnen können. Sie ſagen zu ihren Gegnern: „Ihr habt im Februar nicht geſiegt, denn — wir haben nicht gekämpft.“*) Aber warum habt Ihr denn nicht gekämpft? das iſt die einzige Antwort, welche man auf ſolche Behauptung geben kann, und dieſe Antwort iſt ſchlagend genug. Es iſt wahr, es hat ein eigentlicher Kampf nicht ſtattgefunden. Die Heldenthaten des Volks von 1848 ſind bedeutend geringer als die des Volks von 1830. Aber was

*) Il n'y a eu de *victoire* pour les „vainqueurs“ du Fevrier, parceque il n'y a eu du combat. *Louis Türel*: La Republique dans les carosses du Roi. p. 29—30.

wird dadurch bewieſen? Nichts als eben dies, daß es keines großen Kampfes und keiner Heldenthaten bedurfte, um eine Dynaſtie und ein Syſtem zu ſtürzen, das alle Welt fallen ließ, weil alle Welt es haßte oder verachtete. Lamartine mag ein ſchlechter Staatsmann ſein, aber ein Prophet iſt er geweſen. La revolution du mepris, die Revolution der Verachtung, welche er in ſeiner Rede bei dem Reformbankett von Mâcon ſechs Monate vor der Februarrevolution geweiſſagt hatte, ging buchſtäblich in Erfüllung. „Das Königthum," ſagte er damals, „das die Hoffnungen betrügt, welche das Land im Jahre 1830 weniger in ſeine Natur, als in ſeinen Namen geſetzt hat; das ſich auf ſeiner konſtitutionellen Höhe iſolirt, ſtatt aufzugehen in den Geiſt und das berechtigte Intereſſe der Maſſen; das ſich mit einer Ariſtokratie von Wählern umgiebt, ſtatt ſich ganz mit dem Volke zu vereinen; das Königthum, das ſich unter dem gleißenden Deck-

mantel der Religion mit einem blindreactionären Prieſterthum zur Verdumpfung und Verdummung des Volks verbündet, ein Königthum, welches ſeine Hauptſtadt zu einem befeſtigten Feldlager macht, voll Mißtrauen gegen das bewaffnete Bürgerthum, dem es allmälig wie einem Beſiegten die Waffen raubt, den für die Freiheit ſo gefährlichen Militärgeiſt mehr und mehr aufſchmeichelt; das ohne den Muth offener Gewaltthat gegen den Willen der Nation, dieſen Willen korrumpirt, und unter dem Namen Einfluß und unter dem Deckmantel der Conſtition ſich eine diktatoriſche Allgewalt erkauft; ein Königthum, das aus einer Nation freier Bürger eine verächtliche Meute von Handelsleuten zu machen ſtrebt, die ihre durch das Blut der Väter erworbene Freiheit nur dazu beſitzen, um ſie gegen das Meiſtgebot der niedrigſten Gunſtbezeugungen zu verſchachern; ein Königthum endlich, das Frankreich vor ſeinen offiziellen Laſtern zu errö-

then zwingt, während es die Nation in die Abgründe von Corruptionstragödien hinunter steigen und Gegenwart und Nachwelt mit Schmerz und Erniedrigung erfüllen läßt über die Unredlichkeit der öffentlichen Gewalten — dies Königthum, deſſen ſeid verſichert, wird fallen, fallen nicht in ſein Blut, wie das von 89, ſondern fallen in ſeine eigne Schlinge. Und nach den Revolutionen der Freiheit und der Contrerevolutionen des Ruhms werdet ihr eine neue Revolution haben: die Revolution des öffentlichen Gewiſſens und der öffentlichen Verachtung!"

Ich erinnere mich noch ſehr gut, welchen Wiederhall damals dieſe Worte ſelbſt bei uns in Deutſchland fanden. Ein Freund, der ſpäter das Selbſtbegräbniß des deutſchen Bundestages mit vollziehen half, reichte mir das Zeitungsblatt das jene Rede Lamartine's enthielt, mit den Worten: „das iſt der Todesgeſang der Monarchie Louis Philippe.

Im Sinne dieſer Worte Lamartines ſchildert Daniel Stern in ihrem neueſten Werke: **Histoire de la revolution de 1848**, die Februarrevolution. Man weiß, daß unter jenem Pſeudonym eine eben ſo geiſtreiche als energiſche Frau, die Gräfin Marie d'Agoult, ihre politiſch philoſophiſchen Arbeiten veröffentlicht. Ihr **Essai sur la liberté considérée comme principe et fin de l'activité humaine** genoß die Auszeichnung, in einem Berichte des Polizeipräfekten an Guizot vom 1. Januar 1847 unter denjenigen Schriften aufgeführt zu werden, welche durch die Gefährlichkeit ihrer Ideen geeignet ſeien **à eveiller la haute sollicitude du gouvernement**. Ihr neueſtes Werk, die Geſchichte der Februarrevolution, zu welcher die früher erſchienenen **Lettres republicaines** der Verfaſſerin die Vorläufer bildeten, umfaßt nur die Februartage ſelbſt, deren eben ſo glänzende, als nach allen Anzeichen wahrheitgetreue Schilderung etwa die

Hälfte des ziemlich starken Bandes ausmacht. Noch bedeutender aber ist die Einleitung, welche uns ein Gemälde der geistigen Bewegung aufrollt, die zuletzt durch die Verblendung Louis Philipp's und seiner Genossen in die körperliche der Revolution übergehen sollte.

Dieser Theil des Werks erscheint mir als ein Meisterstück historischer Darstellung und schärfster Zusammenfassung aller Momente. Das Resultat ist: die Februarrevolution ist nur eine bestimmte, aber unter den bisherigen die bedeutendste und entscheidendste Phase der großen politisch sozialen Arbeit, in welcher Frankreich seit einem Jahrhundert begriffen ist. Sie ist kritisch und zerstörend als politische, neu gestaltend und aufbauend als soziale Bewegung. Die demokratische Republik, welche der unfreiwillige Bund der Bourgeoisie und des Volks am 24. Februar 1848 ins Dasein rief, ist nur scheinbar ein Zufall, ein glücklicher Handstreich, eine Ueber-

raſchung. In Wahrheit iſt ſie die logiſche Folge jener langdauernden Thätigkeit des franzöſiſchen Volksgeiſtes, der zu ein und derſelben Zeit im 18. Jahrhunderte den gebildeten Klaſſen die Freiheit des Denkens und den arbeitenden die Freiheit des Handelns erwarb. Sie iſt der letzte Schritt zur vollſtändigen Verwirklichung einer Umwandlung, an der ſeit einem Jahrhundert der franzöſiſche Volksgeiſt gearbeitet hat, der Umwandlung des göttlichen Rechts in das menſchliche. Es iſt kein Königthum möglich ohne die Baſis des göttlichen Rechts. Louis Philipp ſelbſt würde das zugeben, obſchon er ſiebzehn Jahre lang ſich gemüht hat, ſein neues in der Luft ſchwebendes Königthum durch die Nothſtützen des Materialismus und der Korruption ſo lange zu halten, bis es ihm gelungen ſein würde, mit Hülfe des Pfaffenthums auf der einen, und des abſoluten Königthums auf der andern Seite,

wieder das alte Fundament des göttlichen Rechts aufzubauen.

Als politische Revolution ist die Februarrevolution ein letztes. Sie ist die letzte Zertrümmerung der alten Einheit von Katholizismus und Monarchismus, der letzte Axthieb gegen die morsche Wurzel des göttlichen Rechts, des „parce que Bourbon.“ Als soziale Revolution aber ist sie ein Erstes: der erste Schritt zur Verwirklichung der Einheit zwischen Vernunft und Staat, in der Gründung der modernen Staatsgewalten. Der erste Theil der Revolution war ein Werk der gebildeten Klassen im Namen der Freiheit. Der zweite war die That des Volks, der Arbeiter im Namen der Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Verfasserin zeigt, wie diese doppelte Revolution sich im Schooße Frankreichs entwickelte, und wie die allzulange Zurückdrängung der einen, und der allzufrühe Ausbruch der andern, jetzt die Krisis herbeigeführt haben, deren Schwierigkeiten

deren Angſtgefühl und Verwirrung Frankreich und ganz Europa in zitternder Spannung hält. Sie ſchildert das achtzehnte Jahrhundert das, bei aller Verſchiedenheit ſeiner Syſteme, Formeln und Methoden, Eins war in ſeiner Proteſtation gegen die religiöſe Autorität der Dogmen, auf welcher ſeit der Gründung des Chriſtenthums der ſoziale Zuſtand von Europa beruht. Sie ſchildert den Selbſtmord, den die privilegirten Klaſſen, die Vorkämpfer der neuen Idee, ohne es zu ahnen, begingen. Die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts floß durch tauſend Kanäle aus den glänzenden Boudoirs der Salons in die Kellerſtuben der Armuth. Theater und Satire, das fliegende Blatt der Straße und der leichtbeſchwingte Chanſon trugen die Samenkörner der neuen Lehre vom Anrecht des Menſchen auf Glück durch Freiheit zu den Dachſtuben der Arbeiter. Die Aſſemblée conſtituante macht die Speculationen der Encyclopädiſten praktiſch. Sie

emancipirt den Boden, die Arbeit, die Production. Sie bahnt mit dieſen verwegenen Schritten den Weg zum höchſten Glanze und zum tiefſten Elend der modernen Induſtrie. Der Abgrund des Proletariatelends thut ſich immer klaffender auf, und mit dem Elende wächſt durch die ſteigende Geiſteskultur das Gefühl ſeiner Unerträglichkeit.

Zuerſt bei der Bildung ſelbſt. Der Graf Saint Simon, der Abkömmling Karls des Großen, der Zögling d'Alemberts, lebt bei Brod und Waſſer, und ſtellt ſich als Aufgabe ſeines Lebens: die Verbeſſerung des Looſes der ärmſten und zahlreichſten Klaſſe auf der Baſis einer neuen religiöſen Schöpfung. Fourier leiſtet den Schwur des Hannibal gegen die „falſche Induſtrie und den lügneriſchen Handel," und ſtellt in ſeiner Nouveau monde industriel et societaire ein neues umfaſſendes Syſtem der ſozialen Oekonomie vor die Augen der erſtaunten Welt.

Sie ſtarben vereinſamt, mißkannt, verſpottet, verläumdet. Aber ihr Gedanke ſtarb nicht mit ihnen. Er wurde der Vater aller Theorien und Syſteme des modernen Sozialismus, welche trotz aller Verſchiedenheit auf den Satz hinausliefen: dem Elende des Proletariats kann und muß geholfen werden.

Die Julirevolution, welche Louis Philipp auf den Thron von Frankreich führte, ſtellte ihm zugleich entſchieden die Aufgabe, die Löſung dieſes Problems in Angriff zu nehmen, und der politiſchen Revolution durch eine ſoziale Umwandlung zuvorzukommen. „Alles," ſagt Daniel Stern, „ſchien ihn darauf hinzuweiſen. Seine Erziehung, ſeine Erfahrungen, die Unabhängigkeit ſeines Geiſtes, die Menſchlichkeit ſeiner Empfindungen, das wohlverſtandene Intereſſe ſeiner Dynaſtie, tauſend beredte Stimmen der Zeit, providentielle Anmahnungen in wiederholten Schickſalszeichen — alles in und um ihn war geeignet, ſeinen

Blick auf das große Problem der modernen Civiliſation zu richten. Zögling der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, Sohn eines königlichen Königsmörders, Soldat einer Republik, geprüft und geſtärkt durch die wechſelvollſten Schickſale, durch Exil und Armuth, häusliches Glück und Sorgen des Throns, durch einſames Denken und Leitung der Staatsgeſchäfte — hätte Louis Philipp, ſollte man denken, das Gefühl der Todesangſt der Zeit, und des in ihrer Tiefe wühlenden Geiſtes der Revolution, mit ſeinem Herzblut in ſeinen Adern fühlen mögen!

Dem Napoleon des Friedens, wie er ſich ſo gerne nennen hörte, war von der Geſchichte eine Aufgabe geſtellt, wie ſie klarer nicht ausgeſprochen ſein konnte. „Begründung der wahren Gleichheit durch ein umfaſſendes Syſtem der Volkserziehung, deſſen Plan ſchon der Convent entworfen; Vereinigung der feindlichen Klaſſen in dem gemeinſamen Kultus des Vaterlandes;

Erhebung des Arbeiterſtandes in ſeinen eignen wie in den Augen des Landes; Förderung, nicht Verhöhnung, der begeiſterten Männer, deren Gedankenarbeit darauf gerichtet war, ein Heilmittel zu finden gegen die ſchrecklichen Uebelſtände der induſtriellen Concurenz; Erhebung der Tugenden des Friedens, wie Napoleon das Heldenthum des Kriegs mit dem Heiligenſcheine des Ruhms umgeben hatte; ernſtes und anhaltendes Streben, die Lage des Volks zu verbeſſern und es an dem politiſchen Leben Theil nehmen zu laſſen, dem Patriotismus der höheren Klaſſen die gleiche Aufgabe ſtellen, den Staatsmännern, Gelehrten, Philoſophen und Künſtlern dieſelbe Bahn weiſen, und ſo der ganzen Nation das ſchwungvolle Streben nach geiſtig ſittlichen Eroberungen einhauchen, das ihr für den verlorenen Glanz kriegeriſcher Eroberungen einen Erſatz gegeben hätte: — gewiß, das war eine Aufgabe, hoch genug eine wahrhaft königliche Seele zu reizen,

und eine Regierung im dankbaren Gedächtniß der Menſchheit zu verewigen!“

Louis Philipp machte ſie nicht zu der ſeinen. „Er ſtellte ſich eine andere, unendlich geringere, und doch unmögliche: die Wiederherſtellung des monarchiſchen Abſolutismus unter dem Deckmantel konſtitutioneller Freiheit. Auf dieſes Ziel verwandte er alle Kraft, alle Thätigkeit, alle Klugheit einer nicht gewöhnlichen Willensſtärke. Für dieſe Aufgabe wußte er die Mitwirkung der einflußreichſten Klaſſen der Nation zu gewinnen, die Hülfe aller bedeutenden Talente zu benutzen — und dennoch iſt er geſcheitert. In wenig Tagen, ja in wenigen Stunden hat ein Hauch des Volkszornes ihn und ſein Werk ſpurlos hinweggefegt. Und ſelbſt der Troſt blieb ihm verſagt, daß auch nur eine Stimme Proteſt erhoben hätte gegen die Ungerechtigkeit des Schickſals, deſſen Wetterſchlag ihn getroffen. Kein Echo eines Wortes der Sympathie und des Bedauerns

drang hinüber in ſein Exil. Stillſchweigen war das einzige Zeichen der Achtung vor ſeinem Greiſenalter. Die Vergeſſenheit bei den Zeitgenoſſen die einzige Gnade, welche das Schickſal ſeinem Unglück zu Theil werden ließ.

Denn Louis Philipp d'Orleans unterlag nicht, wie manche erhabene Opfer eines hiſtoriſchen Geſchicks, deren Unglück die Geſchichte heiligt, im verwegenen Kampfe zur Durchführung eines großartigen Unternehmens. Ihm mißlang nur auf jämmerliche Weiſe ein kleinliches Spiel von Kombinationen zur Ausführung eines gemeinen Plans.

Man hat dieſem Fürſten vorgeworfen, daß es ihm an Größe gefehlt. Die unparteiiſche Geſchichte wird ihn vor Allem beſchuldigen, daß es ihm an Liebe gefehlt hat. Darum eben war er nur „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle." Die folgende Charakteriſtik halte ich

für die gelungenſte, welche noch von dieſem vielgedeuteten Manne gegeben iſt.

„Louis Philipp war ohne Liebe. Nicht als ob es ihm an einem natürlichen Hange zur Güte, Toleranz und zum Verzeihen gefehlt hätte. Aber jene edle Herzenswärme, welche die Könige zu Vätern ihres Volkes macht — er beſaß ſie nicht. Er hatte keine Liebe für die arbeitenden Klaſſen. Er ſah in ihnen nur eine gefahrdrohende Kraft, die man in Schranken halten, unterdrücken, und für immer von der Theilnahme am Staatsleben entfernt halten müſſe. Er liebte ſelbſt die Bourgeoſie nicht, für die er Alles zu thun ſchien; denn er wandte alle Kraft an, ſie zu unterjochen, indem er ſie ennüchterte. Er war nicht devot, aber er verlangte auch nicht, daß das Prieſterthum durch Erweckung der Opferfreudigkeit die Seelen erhebe. Gleichgültig gegen die Philoſophie, ſah er ohne Billigung oder Mißbilligung dem Entſtehen eklektiſcher Doktrinen

zu, die nichts boten, als einen verhüllten Skepticismus. Er blieb theilnahmloser Zuschauer bei den Kämpfen der Universität und der Kirche, und überlieferte diesen rivalisirenden Mächten ohne Scrupel die Jugend Frankreichs. So opferte er während einer langen Regierung alles dem Frieden, ohne doch eine einzige Frucht des Friedens zu erzielen. Geboren am Heerde einer Revolution, erzogen von einer enthusiastischen Philosophie inmitten eines leidenschaftlich aufgeregten Volks, isolirte er sich allmälig von allen edlern Einflüssen beider, und hielt sich mit der Unempfindlichkeit einer kaltherzigen Verständigkeit in den dürren Regionen einer rein materialistischen Politik. Je älter er wurde, jemehr seine Erfahrung ihm die Menschen als leicht korrumpirbar darstellte, desto fremder wurde er dem Geiste seiner Zeit und seines Volks. Der Erfolg seiner eignen Geschicklichkeit ward sein Verderben. Selbst ohne Fähigkeit zu lieben, hatte er nur an den Egois-

mus geglaubt, nur auf den Eigennutz ſich geſtützt, und die niedrigſten Leidenſchaften begünſtigt. Und als nun der Tag kam, wo die Hingebung, der Bürgermuth, die uneigennützige Ueberzeugung derer, welche ſich die Seinen nannten, ihn gerettet, oder doch ehrenhaft vertheidigt haben würden, da fand er nichts als elende Berechnung und ſchimpfliche Klugheit. Sogar ſeine Söhne, die er durchweg in einer drückenden Abhängigkeit zu halten beſtrebt geweſen war, zeigten jetzt im entſcheidenden Augenblicke, daß ſeine Methode gewirkt hatte. Keiner von ihnen bewies im Momente der Gefahr jenen Muth und jene Kühnheit ſelbſtſtändigen Handelns, die im Drange der Noth allein noch hätten einen Ausweg der Rettung bahnen mögen. Der alte herzloſe Egoiſt hatte erreicht, was er gewollt. Aber grade dies ward ſein Verderben. Seine Verachtung der Menſchen hatte die Menſchen verächtlich gemacht.

Er hatte die Verderbniß geſäet, und erntete die Fäulniß!"

Ich glaube nicht, daß wir in Deutſchland ſobald eine ähnliche Geſchichte unſerer Revolution haben werden. Wir ſind auch in der Geſchichtſchreibung, namentlich der modernen Zeit, ſtümpernde Anfänger gegen die Franzoſen. Madame d'Agoult ſagte mir, daß ſie an dem zweiten Bande arbeite, und daß dieſer die von mir im erſten vermißte Phyſiologie der Pariſer Bevölkerung enthalten werde. Dieſe Bevölkerung iſt wirklich, wie es Lamennais neulich ausdrückte, das Gehirn Frankreichs. Wer Paris und die Pariſer nie geſehen hat, der kann die Revolutionen Frankreichs nicht völlig verſtehen. —

Noch viel ſchwerer iſt es, einem Franzoſen unſere Revolution und ihren Ausgang verſtändlich zu machen. Sie können nicht begreifen, daß einer ganzen Nation nicht gelang, unter den allergünſtigſten Umſtänden eine durchaus volks-

thümliche Bewegung zu einem, nur einigermaßen befriedigenden Ausgange zu führen, während in Frankreich eine verhältnißmäßig kleine, aber entschlossene Partei die französische Februarrevolution über ihr eigentliches Ziel hinausriß, und an die Stelle der verrotteten Monarchie die Republik setzte. Aber geht es uns in Deutschland denn besser mit dem Begreifen unserer Revolution und ihres Ausgangs? Und doch ist es hohe Zeit, daß wir uns endlich über die Ursachen unsers welthistorischen Fiasko's verständigen.

Seien wir ehrlich. Gestehen wir, statt überall und allein über Verrath und Verräther zu klagen, daß unser Schicksal auch unser eignes Werk ist. Ein jeder ist seines Glückes Schmied, heißt's im Sprüchwort. Gestehen wir ein, daß wir das Schmiedehandwerk noch nicht verstanden haben, als das Glück zu uns kam, und sich von selbst im J. 1848 vor uns hin auf den Ambos legte. „Man muß das Ei-

sen schmieden, so lange es glühend ist." Jeder Schmiedebursch weiß das. Unsere Märzminister und Märzstaatsmänner, vor allem unsere Parlamentsgrößen zu Frankfurt wußten es nicht. Nein, sie wußten es umgekehrt, und das war noch tausendmal schlimmer. Hätten sie's bloß nicht gewußt, vielleicht wären sie durch Zufall darauf gerathen, und hätten in aller Geschwindigkeit noch in der letzten Stunde mit ein paar Meisterschlägen wenigstens die deutsche Einheit zusammengehämmert. Aber da sie das Umgekehrte für richtig hielten, stellten sie den Satz auf: „Man muß das Eisen nicht eher schmieden, als bis es kalt geworden ist." Und nun gossen sie so lange das kalte Wasser ihrer staatsmännischen Besonnenheit auf das glühende Eisen des, durch einen glücklichen Zufall in Fluß gebrachten, Volksgeistes, bis die Gluth endlich erkaltet war. Und als dann die weisen Schmiedemeister die Hämmer schwangen

und ihre Streiche führten — Kaiſerwahl und dergleichen — da ſprang das Eiſen entzwei und die Stücke flogen den guten Leuten an die Köpfe, einigen wohl gar auch in die Köpfe, davon ſie heutigen Tages noch vernagelt ſind. Das ſind die Schmiedegeſellen von Gotha, deren Herr und Meiſter Gagern ſpäter in Norddeutſchland umherreiſte, und zuletzt nach Schleswig-Holſtein ging, um das erkaltete Eiſen dort mit ſeinem Athem wieder heiß und glühend zu blaſen. Armer Heinrich!

Wir dürfen kaum auf das Volk ſchelten, daß es nicht klüger geweſen und nicht weiter gegangen, als ſeine Führer, obſchon es wirklich hier und da klüger war und weiter ging. Aber auch auf die Führer nicht, daß ſie nichts anders waren als der überwiegende Geſammtausdruck ihres Volkes im Großen und Ganzen genommen. Wie das Volk ſo die Führer, wie die Führer ſo das Volk. Aus dieſem Zirkel iſt nicht heraus-

zukommen, dieſe gegenſeitige Solidarität iſt nicht abzuleugnen. Wenigſtens nicht für einen Menſchen von geſchichtlicher Anſchauung.

Denn was lehrt die Geſchichte?

Die Geſchichte lehrt überall und allezeit dies, daß in allen großen Weltrevolutionen die Völker es ſind, welche den Ausſchlag gaben. Alle großen Revolutionen ſind zugleich Erzeugniſſe einer neuen Weltanſchauung, eines neuen Glaubens, einer neuen Religion. In Sachen der eigentlich ſo genannten Religion, ſagt der tiefſinnige franzöſiſche Schriftſteller Paul Louis Courier, „in der Religion, wie in der Sprache macht das Volk das Geſetz. Das Volk hat noch allezeit die Könige bekehrt. Es hat ſie, aus Heiden, die ſie waren, zu Chriſten gemacht, aus Chriſten zu Katholiken, aus Katholiken zu Reformirten und Ketzern, und es wird ſie zu vernünftigen Menſchen machen, wenn es ſelbſt vernünftig wird (et il les fera rai-

sonnables, s'il le devient lui même); das iſt das nothwendige Ende vom Liede."

Freilich läuft darauf Alles hinaus. Der Mann, der jene Worte ſchrieb, lebte und litt in einer Zeit, welche mit der unſrigen viel Aehnlichkeit hat. Es war die Zeit der Reſtauration in Frankreich, die Zeit der bourboniſch-royaliſtiſchen und pfäffiſchen Reaction gegen alle Errungenſchaften der Revolution von 1789, ſoviel davon der große Soldatenkaiſer noch hatte ſtehen laſſen. Wenn man lieſt, was das franzöſiſche Volk in dieſer Zeit von 1816—1830 gelitten hat — und aus Couriers Schriften kann man es lernen — ſo mögen wir uns in Deutſchland immerhin auf noch mehr und Schlimmeres gefaßt machen. Denn was wollen die gebratenen Tauben unſerer Märzerrungenſchaften bedeuten gegen den Rieſenkampf, welchen das Franzöſiſche Volk in ſeiner erſten Revolution beſtanden hatte,

während unſre Gegner bloß über ihre eignen Beine ſtolperten!

Die abſolute Monarchie iſt ein Kultus, eine Religion. Jede Religion kann nur durch eine neue geſtürzt werden. Dann aber auch iſt ihr Sturz gewiß. Sobald ein neuer Weltgedanke Religion wird, geht es mit dem alten unaufhaltbar zu Ende. Was für Mittel der Macht beſaßen nicht die römiſchen Imperatoren, um den Paganismus zu halten und zu reſtauriren! Und der Himmel und die Märtyrer, mit denen ſie ihn bevölkerten, wiſſen, ob ſie dieſe Machtmittel angewandt haben. Es hat ihnen nichts geholfen. Marie von England und andere Souveräne des Landes verſuchten es auch, den alten Kultus zu reſtauriren. Es gelang ihnen eben ſo wenig, und einigen bekam es obenein ſehr ſehr ſchlecht. Alſo nur, wo der neue Lebensgedanke Religion geworden iſt, da „bekehrt das Volk die Könige."

Jetzt iſt der Abſolutismus Religion und die ſtehenden Heere ſind ihr Klerus. Aber ſie ſind die Prieſter einer Religion, welche trotz allem Anſchein des Gegentheils, unaufhaltſam dem Untergange entgegengeht. Mit wie vielen Legionen haben ſich die römiſchen Kaiſer dem verachteten Chriſtenthume entgegengeſtemmt! Und zuletzt ſind ſie doch unterlegen, und ſie und ihre Legionen — wurden Chriſten.

In Neuilly.

Paris, 21. Sept. 1850.

Es war ein schwermüthig grauer Herbstnachmittag, als wir nach Neuilly hinausfuhren. Rechts von der großen Hauptstraße, die geradeaus vom Arc de l'Etoile sich nach Saint Germain en Laie hinzieht, führt eine Seitengasse in mehrfacher Windung abwärts zu dem Schloß und Park von Neuilly, dem Lieblingssitze weiland Konig Ludwig Philipp's. Es war öde und still auf den Gassen. Am eisernen Gitterthor

mit den vergoldeten Pfeilſpitzen lungernden rothhoſige Soldaten des Wachtpoſtens, der die Trümmer der zerſtörten Herrlichkeit bewacht. Der Concierge des Eingangspavillons forderte unſere Päſſe, begnügte ſich aber mit der Verſicherung, daß wir Fremde ſeien. Vous verrez de belles choses! ſagte er mit ſchwermüthigem Geſichtsausdrucke, als er uns den Weg nach dem Schloſſe zeigte.

Nichts in Paris hatte mich bisher daran erinnert, daß hier vor wenig Jahren der Orkan einer welterſchütternden Revolution getobt, und eine Dynaſtie von Frankreichs Boden wie Spreu von der Tenne gefegt hatte. Erſt hier in Neuilly ward mir dieſer Eindruck. Sie haben gute Arbeit gemacht, dieſe Bander der Incendiaires vom 28. Februar 1848. Eine einzige Nacht genügte, um dieſen Prachtbau und all' ſeine liebliche Herrlichkeit in die grauſen Trümmer zu verwandeln, deren Anblick uns jetzt das

Herz erstarren machte. Man hat seitdem die Brandstätte gereinigt, und die Ruinen mit ihren steinernen Säulen und Portalen, mit den nur hier und da rauchgeschwärzten Steinwänden, den sauberen Stuccaturen, dem Marmorgetäfel der Nischen und Fensterbogen, erinnern überraschend an Pompeji's aufgegrabene Reste, und namentlich an die Villa des Freigelassenen auf der Gräberstraße der verschütteten Stadt. Man könnte glauben, auch diese Räume seien frisch aufgegraben; so wenig Feuerspuren zeigen sich an den Säulen und Pfeilern, Mauern und Wänden des länglichen Vierecks, dessen sorgfältige saubere Arbeit erst jetzt, entblößt von jeder schmückenden Verhüllung, in ihrer ganzen vollendeten Schönheit sichtbar ist. Wunderbar! So nahe ist uns noch die Zeit des Februar 1848, und hier wird sie plötzlich für die Phantasie in weitentlegene Ferne entrückt. Denn schon hat die Natur Besitz genommen von den Räumen,

in welchen Luxus und Kunſt des Jahrhunderts ſich zu üppigſter Blüthe entfalteten. Hohes Gras wächſt auf dem Boden der Prunkgemächer des zerſtörten Königshauſes. Geſtrüpp umwuchert die Pfeiler, Rankenwerk ſchlingt ſich auf zu den Säulen, und rothblühender Mohn und gelbe Königskerzen wiegen ſich in den Zimmern und Sälen, in welchen vor wenig Jahren noch über perſiſchen Fußteppichen der Beherrſcher des ſtolzen Frankreichs wandelte, nachdenkend über Planen der ewigen Befeſtigung ſeines Herrſcher-Geſchlechts! Auf die ausgebrochenen Trottoirs vor den Fenſtern iſt das geſchmolzene Glas der prachtvollen Spiegelſcheiben niedergefloſſen und hat einen glänzenden Fußboden gebildet. Am Fuße eines Altans, deſſen Säulen nur noch Reſte des zertrümmerten Gebälks tragen, ſpendeten zahlreiche blaßrothe Herbſtroſen ihren ſüßen Duft.

Es war ein unglaublich melancholiſcher Anblick. Die dichtverſchloſſenen Thüren und die

mit Jalouſieen vergitterten Fenſter der erhaltenen Seitenflügel vermehrten noch das Schwermüthige des Geſammteindruckes. Ueberall ſind die ſtattlichen Eiſengitter zerbrochen, die eiſernen Pfeiler der Laternen zerſchlagen, die Statuen an den Treppen zertrümmert, nur ein Paar Sphinx-Koloſſe ſchauen fragend aus dem dunklen Grün des Buſchwerks hervor. Wer löſ't ihr Räthſel, das Räthſel der Geſchichte Frankreichs und der Menſchheit? Der Kluge der Klugen, Ludwig Philipp, der es errathen zu haben wähnte — wo iſt er jetzt? Sein müdes Gebein ſchläft den ewigen Schlaf im Lande der verbannten Könige Frankreichs.

Die hintere Seite des zerſtörten Baues ſchaut mit einem ſtattlichen Säulenvorbau auf einen weiten grünen Platz, umgeben von den mannigfaltigſten Baumgruppen, deren ſchon herbſtlich gefärbtes Laub regungslos in ſchwüler Herbſtſtille niederhing. Drei ungeheure Trauer-

weiden gerade gegenüber dem Säulenportale, mit ihren tief zur Erde niedergebeugten Zweigen, ſind wie eine Elegie auf dieſen Graus der Zerſtörung, der jetzt überall aus den hohlen Augen der marmorbekleideten Fenſternischen blickt. Ueber das halb eingeſtürzte Dach des Pavillons, am äußerſten Ende des Schloſſes, hing der zuſammengebogene Blitzableiter nieder in die Trümmer. Dieſen Blitz des Himmels abzuwehren, war er nicht ſtark genug!

Neuilly iſt ein Wallfahrtsort geworden für die Freunde des gefallenen Königshauſes. In den zahlreichen Inſchriften, welche hier und da, mit Kohle oder Blei hingeworfen, Wände und Säulen bedeckten, ſprach ſich ein Stück franzöſiſcher Geſchichte der Gegenwart aus. Meiſt waren es Gegner der Republik, welche hier ihrem Herzen Luft gemacht hatten. Es iſt nicht meine Weiſe, mich um die Inſchriften zu kümmern, mit welchen beſuchende Touriſten alle Art Monu-

mente und Denkſäulen zu verunzieren pflegen. Hier aber war es anders. Hier ſtanden keine Namen und Datums-Anzeigen, wohl aber namenloſe Klagerufe und mancher wilde Rachefchrei verzeichnet. Eine poetiſche Inſchrift lautete in feinen, ſchönen Zügen:

Sanguinaires Républicains,
Admirez votre ouvrage!
Et que tous les humains
Déplorent un tel outrage!

Eine andere fragte vorwurfsvoll:

Est-ce aussi une gloire pour la France!

Noch eine andere:

Ou est la liberté, l'egalité et la fraternité!

Hier forderte eine dritte auf: **Passants, admirez les hauts faits de la république.** Während eine vierte und fünfte im bourgeoiſen Sinne, die „Propriétaires" in dieſen Trümmern ihr eignes Schickſal leſen hieß: Proprié-

taires, c'est le sort qui vous attend! und weiterhin die Sozialiſten à la Louis Blanc ihr Urtheil empfingen in der Inſchrift: Français! jugez des socialistes à leur *premier oeuvre!*

Auch Demoſthenes-Lamartine bekam ſein Theil: L'infame lie du peuple, hieß es in einer Inſchrift, devant laquelle Lamartine c'est courbé, est venu s'abattre sur Neuilly. Honneur à toi, *Lamartine!* tu as bien mérité de la France! „Les voleurs et les incendiaires seront punis de mort immédiatement.“ Demosthène. Unter all den zahlloſen Inſchriften, welche die Stätte der Verwüſtung bedeckten, ſah ich nur eine einzige, welche hiſtoriſchen Sinn verrieth. Eine feſte Hand hatte mit Kohle in gewaltigen Zügen drei Worte hoch auf eine zerbrochene Säule geſchrieben. Sie lauteten:

Droit du Talion 1830. 1848.

Andere Hände hatten verſucht, die Schrift unkenntlich zu machen. Aber es war ihnen nicht gelungen. Das Wort der rächenden „Vergeltung“ war leſerlich geblieben. Und dieſes Wort drückt am beſten die Empfindung aus, mit welcher der ſchlichte Sinn der Redlichkeit auf das Schickſal des geſtürzten Juli-Königs hinblickt. Denn hier in Neuilly war es, wo er, ein moderner Richard III., die heuchleriſche Ablehnungs-Rolle ſpielte, als das Blut der Juli-Revolution noch die Straßen von Paris röthete. Hier war es, wo er den Brief an Karl X. ſchrieb, in welchem er ihn ſeiner Treue und Ergebenheit verſicherte, während er ſchon ſeine lüſterne Hand ausſtreckte nach der Krone des geſetzlichen Erben. Und hier in Neuilly war es auch, wo er jene ſpaniſchen Ränke ſpann, deren geheimſte Actenſtücke Lord Palmerſton verwahrt, und die in einen Abgrund von ſittlicher Fäulniß blicken laſſen, vor dem die Seele erſchaudert. Und hier vor dieſer

Brandſtätte ſeines Glückes und ſeiner Herrlichkeit, hier vor dem Malzeichen ſeines ſchimpflichen und ſchmählichen Falles — hier empfand ich im Angedenken dieſer Thaten keinen Zug von Mitleid mit dem gefallenen Könige.

Wohl aber mit dem Menſchen, dem Gatten und Vater. Dieſes Neuilly hatte er geliebt. Hier hatte er das Glück des Familienlebens in einem für einen König ſeltenem Maße genoſſen. Dieſes Haus hatte er ſich ausgebaut und ausgeſchmückt Jahre lang mit aller Liebe und Sorgfalt, mit all dem feinen Bau- und Kunſtſinne, der ihm eigen war. In dieſe grüne Abgeſchiedenheit und Stille, in dieſes abgelegene, keinem Auge aus nächſter Nähe ſichtbare Haus liebte er ſich zurück zu ziehen. Hier, wo Alles ſeine Schöpfung war, wo kein Stein gefügt, kein Baum gepflanzt, kein Weg gehauen wurde, ohne daß ſein Auge darüber wachte — gerade hier an ſeiner empfindlichſten Stelle traf ihn der

Schlag. Die Zerstörung dieses Hauses traf das Gemüth des Menschen tiefer, als den König der Verlust des Thrones von Frankreich! Noch ehe er unter dem Titel eines Grafen von Neuilly den Boden Frankreichs verließ, existirte schon der Bau nicht mehr, von dem er den Namen geliehen hatte. Und all' seine Listen und Ränke, all' seine Schlauheit, sie konnten diesen letzten Schicksalsausgang des Menschen und des Königs eben so wenig verhindern, als die Fortifikationen und Bastillen, mit denen er das gefürchtete Paris umgeben hatte.

Wie ein welthistorischer Hohn klang es mir, als ich am Eingangsthore des Parkes auf einem Anschlagzettel die Worte las:

Maison d'Orleans, château et domaine de Neuilly à *louer* pour trois ans avec jouissance immédiate, environ 180 arpents, prairies, forèts etc., *aboutissants aux fortifications!*

Welch eine furchtbare Lehre für die Verehrer der Politik des Zwanges und ſeiner Zwing-Uris! Aber es ſcheint dafür geſorgt, daß ſie nichts lernen aus dieſen ſteinernen Lehren der Geſchichte. Jetzt glauben ſie's zu zwingen damit, daß ſie das Pflaſter wegnehmen von den Straßen der Hauptſtadt und das moderne Paris wieder zur alten Kothſtadt Lutetia machen. Die Thoren! Croyez-vous donc, ſagte ein Ouvrier, dem man bemerkte, daß es nun doch wohl mit den Barrikaden-Revolutionen zu Ende ſei, croyez-vous donc, qu'il soit si difficile de miner une maison et de la faire sauter pour avoir la meilleure des barricades? Das Wort iſt von frecher Wildheit, aber es könnte verhängnißvoll werden, wenn das Volk nicht endlich einzuſehen begänne, daß ihm aus den Steinen der Barrikadenſaat kein Brod des Lebens wächſt!

In den Gärten und Höfen um das Schloß ſieht es furchtbar öde aus. Aus den grün an-

gestrichenen eisernen Kübeln und Vasen sind die Orangenbäume und Ziergewächse verschwunden, und Unkraut wuchert an ihrer Statt in den prachtvollen Behältern. Die Laubengänge sind zerbrochen, die Spaliere niedergerissen, aber die ewige Natur grünt ruhig fort an den zur Erde liegenden Trümmern. Ich hätte gern ein Trümmerstück zum Andenken mitgenommen. Ein Anschlag verbot jedoch, das Innere der Ruinen selbst zu betreten. Eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm, das Weib irgend eines ehemaligen Schloßbeamten, schenkte mir ein Stück Marmor aus dem Arbeitszimmer Ludwig Philipp's, das sie aus den Trümmerhaufen im Inneren vorsuchte. Es wird das merkwürdigste Besitzstück sein, das ich aus Paris mitnehme.

Göthe's Faust in Paris.

Paris, 26. September 1850.

Personne ne connaît Goethe en France! So ſchrieb vor kaum zwei Jahren einer der wenigen Kenner deutſcher Literatur in Frankreich *).

An dieſe Worte mußte ich denken, als ich geſtern Herrn Michel Carré's „Faust et Marguerite“ über die Bretter des Gymnaſe dramatique wandeln ſah. Dieſes Drama in drei Acten

*) Esquisses morales et politiques par Daniel Stern (Madame d'Agoult), Paris 1849, p. 133.

und vier Tableaux ist ganz dazu gemacht, die Franzosen in ihrer glücklichen Unwissenheit über Deutschlands größten dichterischen Genius zu erhalten. Was hilft es, wenn eine vereinzelte Stimme in der Wüste in ihm le plus vaste génie des temps modernes anerkennt? Die französischen beaux esprits werden antworten: Ne faudrait-il pas, pour comprendre votre poëte, se donner la peine, d'apprendre une langue? Que n'écrivait-il en français? Il n'a que ce qu'il mérite, après tout. *Comment est-on Allemand?* „Wenn man das nicht geradezu sagt," fährt Mädame d'Agoult, die liebenswürdige Freundin unsers Dichters fort, so denkt man es doch wenigstens in einem Lande, wo der Uebermuth der Unwissenheit zu einer, bei den anderen Völkern unerhörten Kolossalität gediehen ist (où la superbe de l'ignorance atteint des proportions inconnues aux autres peuples).

„Der Uebermuth der Unwiſſenheit!“ Ich küſſe der ſchönen Frau die Hand, welche dieſes Wort niederſchrieb. Denn ohne daſſelbe wäre es mir unmöglich geweſen, das Schlagwort zu finden für dieſe neueſte franzöſiſche Michelei des Hrn. Michel Carré, ausgeübt an dem tiefſinnigſten Werke des deutſchen Genius. Ich darf ſagen, daß ich einige Erfahrung beſitze in dem Theaterleiden unſerer Zeit. Aber ſolche Thierquälerei, wie ſie geſtern im Theatre Gymnaſe an jeder deutſchen Faſer in uns verübt wurde, iſt mir doch in meinem ganzen Leben niemals vorgekommen. Ich war auf wenig Gutes gefaßt, auf viel Lächerliches vorbereitet. Aber meine Erwartungen und Befürchtungen ſollten in ungeahnter Weiſe übertroffen werden. Apoll, der den Marſyas ſchindet, iſt ſchon kein ſonderlich äſthetiſcher Gegenſtand für die bildende Kunſt, und der für dieſe Operation aufgehängte Marſyas im Louvre mir kein erfreulicher Gegenſtand der Betrachtung.

Aber den Apoll von Belvedere von einem Marſyas ſchinden zu ſehen, das iſt ein Schauſpiel, welches auszuhalten es der Nerven deutſcher Beobachtungs-Gründlichkeit bedarf.

Der Vorhang rollt auf, während die letzten Töne einer böhmiſchen Polka verklingen, mit der das Orcheſter den Beginn des Drama's ſehr ſchicklich eingeleitet hat. Der Polka Fauſt — Berliniſch zu reden — ſitzt in ſeinem bekannten Studirzimmer bei der Lampe. Er iſt alt, ſehr alt, ein weißbärtiger, hüſtelnder, zuſammengekrümmter Greis. Geſang und Lautenſpiel klingt durch die Nacht. Es ſind Fauſt's Schüler, Studenten, die mit ihren Griſetten vom raſch durchraſ'ten Tanze in irgend einer chaumière heimkehren, um in des Lagers behaglicher Feier die abgebrochenen Freuden zu erneuern. Bei dieſen Tönen, bei dieſen Chanſons, welche die „plaiſirs de l'amour" feiern, wird dem alten weißbärtigen Profeſſor ganz elend zu Muthe. Er

erinnert ſich daran, daß er in ſeinem ganzen langen Leben niemals ſolche plaisirs gekoſtet, und er hat ſchon jetzt große Luſt, darüber des Teufels zu werden. Ein Schüler, Monſieur Siébell (der Accent liegt auf der letzten Sylbe, ſo daß ein Hörer keine Ahnung davon hat, daß hier der ehrliche „Sybel" an die Stelle Wagner's geſchoben iſt) — alſo Monſieur Siébell tritt ein, und unterbricht ihn in ſeinen ſchwermüthig lüſternen Träumereien. Monſieur Siébell hat noch Licht in der Studirſtube des Profeſſors geſehen, und kommt bei ſo nachtſchlafender Zeit, ihn zu fragen, was er eigentlich ſtudiren ſoll. Aber der alte Profeſſor hat für dergleichen Fragen jetzt keine Ohren. Er iſt ſelbſt vom Wiſſensdrange ergriffen, und will lieber ſelber etwas hören von hübſchen Mädchen und Griſetten, und wie ſich's damit lebt. Kurz, der ehrliche Bewohner des Quartier Latin ſoll ihm erzählen von ſeiner Marguerite und von dem

luſtigen Tanze des Balls, von welchem Fauſt die Studenten ſo eben hat zurück kommen hören. Aber Monſieur Siebel iſt nicht dabei geweſen. Er hat über einem alten Manuſcript geſeſſen, ſtatt mit ſeinen Kameraden Cancan zu tanzen, er kann dem lüſternen Fauſt keine Auskunft über die plaisirs de la jeunesse geben, und dieſer, ärgerlich darüber, daß der junge Philiſter ihm nicht einmal den Dienſt leiſten kann, ſeine Plaiſir-Sehnſucht durch anmuthige Schilderungen fremder Freuden zu befriedigen, entläßt ihn ſehr unwirſch mit dem Rathe: „zu ſeiner Marguerite zu gehen und das Leben und die Jugend zu genießen.“ Als der Student fort iſt, überfällt unſeren Fauſt die Reue über ſein verfehltes Leben und der Jammer über die plaiſirlos verlorene jeunesse auf's Neue mit ſolcher Stärke, daß er allen Ernſtes den Teufel anruft, der alſobald unter Donner und Blitz „im Mäntelchen von ſtarrer Seide, die Hahnenfeder auf

dem Hut," durch's Fenſter in das Studirzimmer herein ſchnurrt. Mephiſtopheles-Leſueur, ganz in der bekannten deutſchen Maske, den langen ſpitzen Degen an der Seite, die Phyſiognomie à la Seydelmann, Krallen aus den Glacehandſchuhen hervorſtehend, beruhigt den erſchreckten Fauſt, ſagt ihm, daß er zwar nicht ſo recht eigentlich in aller Form beſchworen, aber doch aus Menſchenfreundlichkeit gekommen ſei, um ſeinem Jammer abzuhelfen, und ſiehe, nach ein wenig Hin- und Herreden über die Bedingungen des ici und des là-bas iſt Fauſt ſchon ziemlich bereit, des Teufels zu werden. Nur als es an das Unterzeichnen geht (ſonderbar! die Blutſchrift hat der Franzoſe ſich entgehen laſſen), ſchrickt er zurück, und iſt nahe daran, den plaiſirloſen Tugendpfad weiter zu wandeln. Da weiß Mephiſtopheles Rath. Auf einen Wink von ihm ahmen ſeine Geiſter draußen den Geſang nach, mit dem vorher die Studenten mit ihren Liebchen unter Fauſt's Fenſter

vorbeizogen. Großartige Scene! Der alte Faust, immer entzückter lauschend, in seinem Mienenspiele alle die an diese Töne geknüpften Empfindungen der bevorstehenden Freuden ausdrückend, schwankt dem Teufel zu, der ihm weit vorgebogen die Feder zum Unterschreiben entgegen hält, und bei dem letzten Refrain des **Vive le vin, le plaisir et l'amour!** der verteufelten Studenten wird der Pakt unterzeichnet. Und nun — o Wunder! — geschieht vor den Augen des Zuschauers die Umwandlung des alten Professors in den jungen Cavalier Faust mit einer Präcision und Schnelligkeit, die ihr würdiges Seitenstück nur in dem Meistersprunge fanden, mit welchem jetzt das **par nobile fratrum** durchs offene Fenster in die Luft hinaus saltimbankirte. Ende der ersten Aktes.

Meine Leser werden denken, jetzt ist's genug! Warum überhaupt noch weiter von dem Dinge reden? Aber die Sache ist doch

wichtiger, als ſie auf den erſten Blick ausſieht. Die franzöſiſche Kritik hat in den Feuilletons bedeutender Zeitungen ganz ernſtlich Herrn Carré's „Dichtung" berückſichtigt und mit der Göthe'ſchen verglichen. Der Berichterſtatter in der Augsb. Allgem. Ztg. hat davon mit großer Nachſicht, der des Lloyd mit großem Lobe, auch der Darſtellung, geſprochen. Von dem Beſtreben, die deutſche Literatur mit Frankreich zu vermitteln, iſt ohnehin viel die Rede. Es lohnt alſo ſchon, an einem eclatanten Exempel zu zeigen, wie weit es mit dem letzteren gediehen iſt, und wie himmelweit, trotz aller Vermittelungsverſuche, noch immer deutſcher und franzöſiſcher Geiſt, Lebensanſchauung, poetiſche und ſittliche Motive von einander unterſchieden ſind. Oder iſt es etwa zufällig, daß Fauſt aus den erzählten Gründen ſich dem Teufel des Herrn Carré ergiebt? daß der Franzoſe von dem ganzen ſchaurigen Geheimniſſe der Motive Fauſt'ſchen Lebensüber-

druſſes keine Ahnung hat? Dieſe franzöſiſche Dichtung hat die Cancanfreuden des Bal Mabille und des Chateau des Fleurs und die bachantiſche Luſt in den Studenten-Bällen der Gloſeries du Lilas zu ihrer Vorausſetzung. Auf dieſem Boden iſt ſie erwachſen. Daß ein Menſch alt geworden ohne ſolchen Lebensgenuß, darüber zu verzweifeln, das begreift ein Franzoſe. Des deutſchen Fauſt's abgrundtiefen Seelenſchmerz über das Nichtswiſſenkönnen, den begreift er nicht. Man höre doch nur, was er aus dem Göthe'ſchen

Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterei und Medicin ꝛc.

zu machen ſich gedrungen fühlt, um der franzöſiſchen Lebensanſchauung zu genügen. Als Fauſt die Studenten vorüberziehen hört, ſagt er, im Hinblick auf deren Maitreſſen, „joyeuses filles aux joues roses, aux dents blanches, au

frais sourire, et qui se nomment Jaqueline, Rosalinda ou Margot", von ſich ſelber:

Pauvre docteur Faust! Tes maîtresses à toi ont des robes noires et des visages blêmes — tes maîtresses à toi se nomment Jurisprudence, Médecine, et Théologie — trois filles bien aimables, ma foi! avec qui j'ai passé de bien joyeuses nuits! Iſt das nicht charakteriſtiſch? Eben ſo characteriſtiſch, als daß Fauſt in jener Scene mit dem Schüler, die aus Fetzen der Mephiſtopheliſchen Schüler-Scene zuſammengeſtoppelt iſt, den ihm empfohlenen, von ſeiner Mutter ihm anvertrauten jungen Burſchen mit lüſterner Miene ausfragt: Est-ce que par hasard tu aurais déjà une maîtresse? est-elle jeune? est-elle belle, l'aimes tu bien? Êtes vous heureux? ... Parle, conte moi tes amours! Man muß das geſpielt ſehen, geſpielt mit der impotenten Lüſternheit eines weißbärtigen alten Profeſſors, um zu be-

greifen, daß dieſer Fauſt unter den Carabins und ihrer Lorettenwirthſchaft im Quartier Latin ſeine Heimath hat. Nur ein alt und ſtumpf gewordener Carabin kann den „Fuchs" mit den Worten entlaſſen: Bon soir, mon garçon! va t'amuser, *tu me conteras ta nuit demain* et nous reparlerons de ta maitresse.

Ich kehre zu dem Verfolge des Stückes zurück. Mephiſto hat den Fauſt im Augenblicke ſeiner Verwandlung Marguerite's Bild ſehen laſſen. Marguerite iſt die Geliebte des jungen Studenten. Fauſt, von der ſchönen Erſcheinung ergriffen, verlangt ſie wieder zu ſehen. Marguerite iſt eine vater- und mutterloſe Waiſe, die ihr Bruder, der Student Valentin, der in den Krieg ziehen will, der Tante Marthe übergeben hat. Dieſes alles erfahren wir bei einer Trink-Scene der Studenten Siébell, Fritz, Anſelm, Peters, Wagner, Brander, in einem nach der Straße zu offenen Cabaret. Hier nimmt

Valentin Abſchied von Marguerite (die Scene iſt aus Hamlet entfremdet). Hier treffen Fauſt und Mephiſto mit ihm und den Studenten zuſammen, während Marthe und Marguerite in die nahe Kirche gehen. Dieſe Studenten-Scene hat ungefähr die vier- bis fünffache Länge der Göthe'ſchen. Mephiſto zaubert nicht bloß Wein aus einem ſteinernen Bacchus am Fenſterſimſe der Schenke, ſondern ſagt auch den Studenten aus der Hand ihr Schickſal voraus. So dem guten Siébell, daß jede Blume in ſeiner Hand verwelken werde. Dies geht auf dem Theater buchſtäblich mehrfach in Erfüllung. Aber Siébell weiß guten Rath; er nimmt Weihwaſſer und beſprengt damit die Blumen, wo denn ſofort der Zauber gebrochen iſt. Siébell iſt aber auch gläubig, während Mephiſtopheles von den andern Burſchen, die obſchon ſie ihn als „Satanas" erkennen, ganz dreiſt und unbefangen mit ihm verkehren, traurig ſagt: Ces jeu-

geus-là . . . ça ne croit à rien! Das Theatre Gymnaſe iſt nämlich reactionär und ultramontan, und in ſeinem Eifer, die Ungläubigen zum Glauben zu bekehren, verwendet es den Teufel ſelbſt zum Glaubens-Prediger! Nun der Zweck heiligt eben auch hier das Mittel!

Die ungläubigen Studenten ziehen ab, und es folgt die Kirchgangs-Scene mit ihrem im Original ſo lieblichen:

> Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
> Arm und Geleite anzutragen?

was beiläufig im Franzöſiſchen des Herrn Carre lautet: Oserai-je, Mademoiselle, vous offrir mon bras, pour vous conduire jusque chez vous? Aus der holdſelig ſchnippiſchen Antwort Gretchens aber, aus jenem:

> Bin weder Fräulein, weder ſchön,
> Kann ungeleitet nach Hauſe gehn!

das den Fauſt Göthe's vollends in Entzücken verſetzt, iſt bei dem Franzoſen ein: Pardon, Mon-

sieur, je puis fort bien rentrer seule à la maison! geworden — eine Antwort, die ſelbſt für eine heutige Pariſer Lorette allzu platt ſein dürfte.

In dieſen beiden Ueberſetzungen hat man eigentlich ſymboliſch die ganze franzöſiſche Bearbeitung und ihr Verhältniß zum deutſchen Original. Doch nein! Um die Armſeligkeit vollſtändig zu machen, ſetze ich hier den König von Thule her, wie ihn Marguerite in der erſten Scene des zweites Actes ſingt:

Il était un roi de Thulé
Qui jusqu'à la tombe fidele
Eut en souvenir de sa belle
Une coupe en or ciselé,
Nul tresor n'avait plus de charmes,
Dans les grands jours il s'en servait,
Et chaque fois qu'il y buvait,
Ses yeux se remplissaient de larmes.

Quand il sentit venir la mort,
Etendu sur sa froide couche,
Pour la porter jusqu'à sa bouche,
Sa main fit un suprême effort.

Et puis en l'honneur de sa dame
Buvant une derniere fois,
La coupe trembla dans ses doigts,
Et doucement il rendit l'âme.

Ist dieser König von Thule, der, auf dem kalten Krankenlager mit bebenden Händen noch einmal zu trinken versucht, den Becher aus seinen „zitternden Fingern" fallen läßt, und dann „doucement den Geist aufgiebt," ist er auch nur der ausgefaserten Rückseite jener alterthümlichen Hauteliſſe-Tapete zu vergleichen, auf welcher Göthe's schönstes Balladenbild in aller romantischen Farbenpracht erstrahlt, mit seinem Schloß am Meer, vom Purpurschein des sterbenden Tages umflossen, seinem greisen Heldenkönige inmitten aller der getreuen Ritter und Edlen, mit dem heiligen Becher, der stürzend, trinkend und sinkend tief ins Meer das Herz des Greisen bricht!?

Ich will kurz sein für das Folgende. Nicht

aus Mangel an Stoff, denn es findet ſich buchſtäblich faſt kein einziger Satz auf irgend einer Seite dieſer Bearbeitung, der nicht zu Bemerkungen Anlaß böte. Aber es iſt am Ende doch ein traurig Handwerk, nachzuweiſen, wie einer geiſtreichen Nation das poetiſche Meiſterwerk einer anderen auf allen Seiten verhunzt und geſchändet vorgeſetzt wird. Zumal, wenn ſelbſt das Lächerliche nicht mehr entſchädigt. Und das iſt leider hier der Fall, wo faſt überall bei jeder Aenderung, bei jedem Zuſatze, den ſich der Franzoſe erlaubt, eine Albernheit, ein Blödſinn, ein Baſel, wie es die Schwaben nennen, ſich an die Stelle einer poetiſchen Schönheit ſetzt. Davon nur noch Ein Beiſpiel. Monſieur Siebel, den Mephiſtopheles, wie wir ſahen, verhext hat, iſt außer ſich, daß er ſeiner Marguerite kein Bouquet friſcher Blumen mehr bringen kann. Er tritt auf und klagt uns ſeinen Jammer. Da fällt ihm die Hülfe des Weihwaſſers ein. Er

wirft den eben gepflückten und ſchon in ſeiner Hand verwelkten Strauß fort, und taucht ſeine Hand in das Weihwaſſer, das im Zimmer Margarethens ſteht (die Scene iſt nämlich im Garten, bei dem Gartenhäuschen der Frau Marthe). Jetzt pflückt er von ſeiner Liebſten Fenſtercavalier die ſchönſten Roſen und andere Blumen ab, um ihr davon einen Strauß darzubringen, der denn auch, Dank dem Weihwaſſer, friſch bleibt. Dem frommen Poeten war es ſo ſehr darum zu thun, die Kraft der eau bénite zu zeigen, daß er darüber die Albernheit des Liebhabers vergaß, der ſeine Liebſte recht eigentlich mit ihren eigenen Blumen beſchenkt. Comme elle va être surprise! ſagt der Pinſel noch obenein. Jetzt folgt die Schmuck-Scene, darauf die Scene in Marthens Garten, wobei der ſtörend anweſende Siebell von Mephiſto in einen Lindenbaumſtamm hineingezaubert wird, und zur Beluſtigung des Publikums mehrmals aus demſelben

heraus brummt. In der Doppel-Scene zwiſchen Marthe und Mephiſto einerſeits und Fauſt und Marguerite auf der anderen kommt denn auch Gretchens Zweifel vor an der Gläubigkeit des Geliebten: Vous ne croyez pas en Dieu, à l'église vous n'avez point prié! Und der franzöſiſche Fauſt? Nun! Er hat ſich zwar dem Teufel verſchrieben, aber — der Zweck heiligt die Mittel —: je prierai *maintenant*, erwidert er. Je prierai pour toi! Er will beten à Dieu indulgent, qui bénit ceux qui s'aiment. Und zwiſchen dieſe leidenſchaftliche Liebes-Scene brummt der arme verherte Bräutigam Margaretens, Monſieur Siébell, einmal über's andere ein: Oh le maudit sorcier! ouf! chien de sorcier! aus ſeinem Baume heraus, was genau wie Bauchrednerei klang, und ſtets die Zuhörer lachen machte. Um nur ein einziges Pröbchen von der Liebesleidenſchaft des franzöſiſchen Fauſt zu geben, ſetze ich Euch die

Worte her, mit denen er in der Hasche-Scene, die hier wieder unerträglich lang ausgedehnt ist, zuletzt zu Margarethens Füßen knieend, um Erhörung fleht. Vergebens hat ihm Mephisto früher vorgestellt, was für ein miserables Ding das Heirathen, was für ein geplagtes Geschöpf ein Ehemann und Familienvater sei. Der verliebte Faust schlägt Alles in den Wind: Oh Marguerite, aie pitié de moi! Marguerite, qu'as tu à craindre? Vois, je frissonne, ma voix tremble. .. Ah! je veux être ton époux pour l'éternité! Marguerite, je me meurs d'amour! Oh que tu es belle! vois je pleurs à tes pieds ... je te prie à mains jointes. Und Marguerite, was erwidert sie darauf? Ne me parlez pas ainsi ... vous me faites peur, il fait si sombre! adieu! adieu! ... Cher Seigneur, je t'aime! Mit diesen Worten läuft sie davon. Nun bei allen Elementen des Himmels und der

Erde, was will die Gute denn eigentlich? Einen ordentlichen Heirathsantrag auszuſchlagen, von einem Manne, den ſie liebt, und fortzulaufen, ſtatt ihm in die Arme zu fallen und ihn beim Worte zu halten, das verdient Strafe, und ſie kann ſich gar nicht beklagen über ihr nachfolgendes Geſchick!

Nachdem Margarethe verſchwunden iſt, wird ihr alter Liebhaber wieder aus ſeinem Baum-Gefängniſſe entlaſſen. Dieſer Monſieur Siebell iſt ein Stück Wagner und Brakenburg in einer Perſon, natürlich beide ins Carré'ſche Franzöſiſch überſetzt. Er hat gemerkt, daß die chiens de sorciers böſe Abſichten auf ſeine Marguerite haben, und ihr deßhalb vorgeſchlagen, ſie um Mitternacht aus Frau Martbens ſchlechter Obhut zu entführen und ſie zu ſeiner alten Mutter in der Vorſtadt zu bringen, wo ihre Unſchuld ſicherer ſei. Marguerite hatte dazu — vor der Garten-Scene mit Fauſt — halb und

bald eingewilligt. Nun aber ſehe man, wie der ſchlaue Franzoſe dieſen Umſtand benutzt. Er ſchiebt in der ſtockfinſtern Nacht für Gretchen die alte Marthe dem harrenden Siebell unter, die ihrerſeits wieder in dem letzteren ihren erſehnten Cavalier Mephiſto zu finden meint. Die Nacht iſt ſo finſter, daß Siebell nicht einmal die Stimme Marthens von der Marguerite's unterſcheiden kann, und beide in gleichem Irrthume liebeſelig abziehen — es iſt eben eine Finſterniß, dick genug, wie Alexander Dumas ſagt, um Stiefelwichſe daraus zu machen. Wie ſoll man da Stimmen unterſcheiden! So wird die Luft rein, Mephiſto wird die ihn bedrohende Marthe, Fauſt den Freudenſtörer Siebell los, und was der Letztere mit der alten Marthe in der pechfinſteren Nacht anfängt, kümmert uns nicht. Oh! Mephistophélès, merci! ſagt der dankbare Fauſt, als Marthe und Siebell verſchwinden, car tu m'as donné plus que je ne

l'avais demandé. Et maintenant elle est à moi! So stürzt er in das Gartenhaus ab. „Non, c'est à moi que tu veux dire! ha! ha! ha!“ lacht Freund Mephistopheles hinterdrein.

Der dritte Act beginnt mit der Brunnen-Scene. Sie ist ebenfalls reichlich um das Sechsfache des Göthe'schen Umfangs ausgedehnt, im Druck umfaßt sie vier gedrängte Octavseiten. Marguerite tritt auf; die Mädchen, welche schon früher über sie gespottet haben, verhöhnen sie jetzt gröblich. Sie hat ein Kind, und ihr Liebster ist bon voyage! Nur Brakenburg-Wagner-Siebell fühlt ein menschliches Rühren. Er nennt sie pauvre Marguerite, will ihr nicht „fluchen,“ schimpft auf den „infamen Verführer,“ erbietet sich echt französisch, sie zu rächen, den entflohenen Vater ihres Kindes zu verfolgen und todt zu stechen. (Oh, j'aurai du courage pour vous! je le poursuivrai,

je lui chercherai querelle . . . je vous vengerai). Wir erfahren, daß Fauſt etwa ein Jahr mit Margnerite zuſammen gelebt hat, daß ſie ein vergnügliches Leben geführt, er in alten Büchern ſtudirt, ſie ihm vorgeſungen hat (quelques vieux livres, un peu de musique). Da, eines ſchönen Morgens, trat er zu ihr mit unheilkündenden Mienen. Chut! il dort! empfing ſie ihn, und führte ihn zu der „mit weißer Gaze umhängten Wiege des Kindes." Aber, ach — l'homme, le démon était là. Il lui dit: Va donc bercer cet enfant qui crie! . . . et ils partirent tous deux en riant et moi, agenouillée près du berceau j'attendais toujours! Aber ihr Ohr vernahm plötzlich Hufſchlag, und ans Fenſter ſtürzend, ſah ſie Fauſt und Mephiſtopheles lachend aus dem Hofe ſprengen. Il n'est pas encore revenu, — mais il reviendra.

Soll ich dazu noch etwas hinzufügen?

Valentin kommt zurück, er erfährt die Geſchichte, erſticht das Kind — wird dann von Fauſt tödlich verwundet, verwünſcht ſeine Schweſter (die, als er ihr vorhält, ſie hange an Schmuck und verkaufe ihre Ehre dafür, ſich ihre Ketten und Spangen abreißt und zur Erde ſchleudert), und ſtirbt zuletzt, der „armen Schweſter“ des Kindes wegen verzeihend. So wenigſtens wird es geſpielt. Gedruckt lautet es anders. Marguerite wird wahnſinnig, will dem Fauſt nicht folgen. Als dieſer ſie mit Gewalt entführen will, erſcheint Mephiſto hinter einer Fontaine (die Scene iſt nämlich auf der Straße), Siébell, der als echter Brakenburg ſeinen Nebenbuhler beſchworen hat, ſich zu retten, nimmt beim Anblicke Mephiſto's Reißaus, und dieſer donnert nun Fauſt und Marguerite mit den Worten an: **Ah ingrats! vous ne comptiez pas sur moi!** Marguerite entreißt ſich Fauſt's Händen, ſchreiend:

Ah! le démon! le démon! Fauſt zieht den Degen und ruft dem Satan ein heftiges Va't-en! entgegen. Der aber erwidert grinſend:

L'heure des amours et du plaisir est passé! erfaßt Fauſt's Hand, der den Degen fallen läßt, und nimmt mit einem: Marguerite, tu m'appartiens! auch Margarethen in Anſpruch. Aber dieſe wendet ſich an die heilige Jungfrau: Saiute Vierge, défendez moi. Die Kirche öffnet ſich, der himmliſche Chor erſchallt. Ein Engel in weißem Kleide ſchwebt hernieder: Marguerite, ta prière est monté au ciel, suis moi. Marguerite läßt ſich das nicht zweimal ſagen: Ange divin, je te suis, je te suis, antwortet ſie und verſchwindet mit dem Engel, während Mephiſto den Fauſt ergreift, um ihn in einen Höllenſchlund zu werfen, der ſich, gegenüber der Viſion des Himmels, rothglühend aufthat. Aber ſelbſt hier vergißt der franzöſiſche Teufel die Ge-

ſetze der Artigkeit nicht, und während der hochmüthige Engel Margarethen auffordert, ihm zu folgen, will Mephiſtopheles den Himmel wenigſtens an Politeſſe überbieten, und ſtößt ſein Opfer mit den Worten: Et toi, cher docteur, passe devant! in das geöffnete Höllenthor.

Da habt Ihr eine Skizze dieſes franzöſirten Fauſt. Es iſt eine echte „Spottgeburt von Dreck und Feuer!“ von dem Feuer nämlich, welches das petit verre nach dem Diner entzündet. Man wird zugeben, daß es noch weit hin iſt, bis die Franzoſen unſer Beſtes in der Poeſie verſtehen lernen!

Als ich neulich auf dem Père la Chaiſe das Grab des edlen Börne beſuchte, und die Geſtalten des Reliefs betrachtete, auf dem ein Genius — die Freiheit, denke ich — Deutſchland und Frankreich vereinigt, mußte ich unwillkürlich

an den Faust-Abend im Gymnase zurückdenken. Dabei fiel mir's recht auf's Herz, daß unter den Deutschlands Genius vertretenden Namen auf Seiten der Germania jenes Reliefs Göthe's Name fehlt!

Und das französische Publikum? Offen gesagt, ich fand es viel besser, als das Stück. Es mochte ihm lieb sein, zu erfahren, was es mit den Gestalten von Faust und Marguerite, die es auf den Stickmustern der Schaufenster zu sehen gewohnt ist, denn eigentlich auf sich habe. Aber weiter ging seine Theilnahme nicht. Selbst die so gern gesehene Perle des Gymnase, die reizende Rose-Chéri, konnte der Carré'schen Marguerite keinen Beifall erspielen. Das Publikum blieb kalt und wird vielleicht sagen: C'est bien romantique, ça, mais c'est pourtant un peu trop allemand. Ça n'entre pas dans le goût français, cette poésie de

Monsieur Goethe! Wenigſtens hörte ich dieſe Aeußerung in meiner nächſten Umgebung.

Armer Göthe! Aermere Pariſer!

Ende gut, Alles gut; alſo zum Schluſſe noch eine kleine Probe franzöſiſcher Berichte über deutſche Theaterzuſtände. Der Feuilletoniſt des Conſtitutionel, der in ſeiner Kritik des Stücks unſerm Göthe neben Herrn Michel Carré alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und ſelbſt von Eckermann ſpricht, um uns zu beweiſen, daß er ihn nie geleſen, ſchildert eine Aufführung des Fauſt, die er in Düſſeldorf, petite ville au bord du Rhin, erlebt haben will. „Die deutſchen Studenten th Kanonen und vielen Spuren der „Schlegel," waren der Haupttheil des Publikums. Fauſt läßt einige Zeilen ſeines Monologes aus, die Studenten korrigiren ihn, der Schauſpieler entſchuldigt ſich, weil dieſe Zeilen in ſeiner Rolle geſtrichen ſeien. Aber ſo groß iſt die Pietät gegen Göthe in

Deutſchland, daß der deutſche Student nichts von ſeinem Liebling verlieren will, und daß einer der Muſenſöhne auf die Bühne ſteigt, und den Monolog ergänzt." Das ſei denn ſehr lächerlich geweſen, und die Franzoſen verſäumen auch nicht, noch nachträglich tüchtig auf unſere Koſten zu lachen. Was wollen wir mehr!

Die Gobelins.

Paris, im Sept. 1850.

Heute ſahen wir die berühmte Fabrik der Gobelins, deren jetziger Direktor Monſieur Cornu, ſelbſt Künſtler im Fache der Hiſtorienmalerei, die Güte hatte, uns in den Ateliers derſelben umherzuführen.

Die Art und Weiſe der Weberei iſt folgende. Die groben Fäden, welche den Kannevas bilden, werden in großen Rahmen ſenkrecht gegen das Licht aufgeſpannt. Hinter dieſer Aufſpannung ſitzt der Weber mit dem Auge gegen

das Licht gewendet. Hinter ihm an der Wand befindet ſich das in Deckfarben gemalte Bild, das er zu ſticken hat; denn die Arbeit iſt vielmehr ein Sticken oder Häkeln, als ein Weben zu nennen. Das Muſter, die Umriſſe der Zeichnung, werden rückweiſe auf die ſenkrecht neben einander geſpannten Fäden mit Kohle hingezeichnet, und dieſen Raum hat nun der Arbeiter, mit ſtetem Rückblicke auf ſein Originalbild, nach eigenem Ermeſſen mit den Wollen-, Seiden- und Goldfäden auszufüllen, die zu tauſenden in den feinſten Abſchattungen und Nüancen, auf kleine Spulen gewickelt ihm zur Hand liegen. Jeder Stich wird einzeln um die Grundfäden geſchlungen, und zwar ſo, daß die dem Fenſter zugewendete Fläche die rechte Seite des Gewebes bildet, während das Auge des Arbeiters auf die linke ſieht. Von einem Muſterzählen oder ähnlichen Aushülfen iſt alſo für ihn gar nicht die Rede. Sein Werk iſt eine völlig freie Kopie,

ſo frei wie ſie ein Maler nur irgend machen kann, und die Arbeiter ſind entſchieden Künſtler zu nennen. Die Feinheit der Uebergänge wird erreicht durch das Ineinanderarbeiten der verſchiedenen Farben und Materiale. Wir ſahen ſo Steuben's Peter den Großen und Vernet's Maſſacre der Mamelucken in Nachbildungen, die an Farbenpracht und Wirkſamkeit, beſonders der Gewandungen, die Originale faſt noch überrafen.

Alle neueren Arbeiten des Inſtituts ſtehen weit über den Leiſtungen der erſten Jahre dieſes Jahrhunderts. Früher wurden dieſe Teppichbilder, ſoweit ſie nicht zum Schmuck der Herrſcherpaläſte und Luſtſchlöſſer dienten, vom Könige nur zu Geſchenken verwendet. Jetzt will die Republik ſie auch durch Verkauf für den Staat einträglich machen. Die Arbeiter ſind indeſſen noch immer ſchlecht genug bezahlt. Die beſten haben nicht über 600 Thaler neben freier Wohnung und Heizung. Die Zöglinge werden mit zwölf Jahren

aufgenommen, und in den Ateliers herangebildet. Eine eigne Zeichenſchule und ein Kurſus von Vorleſungen über Chemie und Farbenkunde ſind dazu in dem Inſtitute ſelbſt eingerichtet.

Wir fanden an den meiſten Bildern faſt immer je zwei, auch wohl drei Arbeiter beſchäftigt. Herr Germu bemerkte uns, daß an einem einzigen größeren Werke drei Arbeiter fünf bis ſechs Jahre ununterbrochen zu thun haben. So kann denn freilich der hohe Preis dieſer gewebten Kunſtwerke nicht in Erſtaunen ſetzen, da die Auslagen allein auf fünf bis ſechstauſend Thaler für ein einzelnes Bild zu ſtehen kommen.

Das größte Unternehmen ſeit der Gründung dieſes berühmten Inſtituts, in welchem ſich Kunſt und Handwerk wunderbar vereinen, iſt eine Nachbildung des Rafael'ſchen Göttermahls in der Farneſina zu Rom. Wir ſahen drei Arbeiter an dieſem Werke beſchäftigt, das bereits ſehr bedeutend vorgeſchritten war. Da ich Euch das Ori-

ginal früher beſchrieben,*) ſo brauche ich hier nur zu ſagen, daß mich die Pracht und Schönheit der Farben nichts von demſelben vermiſſen ließ. Der Reichthum der Farbennüancen in den Gewinnſten, mit denen die Arbeiter wirken, und von denen viele gar nicht in den Handel gelangen, grenzt an das Wunderbare. Die mit der Gobelinsmanufaktur verbundene Wollfärberei, welche den Arbeitern die Farbenfäden liefert, ſteht aber auch unter der Leitung eines der ausgezeichnetſten Chemiker Frankreichs. Nicht minder bewundernswürdig iſt die Geſchicklichkeit, mit welcher das geübte Auge des Arbeiters, aus dieſer Fülle von Farbenſchattirungen ſeiner Fäden, gerade die für die jedesmalige Stelle paſſenden herauszufinden weiß. Da er aber immer nur eine kleine Stelle von wenigen Quadratzollen vor ſich, und den Blick beſtändig auf das nach-

*) Ein Jahr in Italien II. S. 322.

zubildende Stückchen gerichtet hat, ſo entgeht ihm auch nicht der feinſte Farbenton des Originals.

In der Gallerie der Gobelins ſahen wir die Anſichten der franzöſiſchen Luſtſchlöſſer, unter denen Fontainebleau beſonders durch die Schönheit landſchaftlicher Behandlung in die Augen fiel. Ferner Frucht- und Blumenſtücke, Stillleben von Desportes, Heilige der franzöſiſchen Kirche im architektoniſchen Ornamentſtyl nach Ingres, mit leichten arabeskenhaften Einfaſſungen. Zwei idylliſche Scenen, darunter eine Schäferſcene in Watteaus Styl von reizender Wirkung. Die Hauptwerke an denen man gegenwärtig arbeitete, waren, außer dem ſchon erwähnten Göttermahl der Farneſina, noch Amor, der ſich bei Jupiter beklagt, gleichfalls aus den Fresken der Farneſina, ferner Sankt Paulus zu Epheſus, und die Madonna colla Pesce nach Rafael. Endlich ein Chriſtus von Sebaſtian del Piombo. Das letztere Bild iſt ganz in Braun gehalten. Er liegt, ein

ſtattlicher Mannesleiber, kräftig ausgeſtreckt noch in der Ruhe des Todes. Der Kopf ruht auf einem weißen Kiſſen, der Leib auf weißen Laken. Ein Leinentuch liegt über die Lenden geſchlagen; die Wundenmale ſind nur eben angedeutet, das Haupt leiſe mit dem Kinn auf die Bruſt herabgeſunken, die Füße ein wenig von einander. Es iſt ganz eine hiſtoriſche Geſtalt, nicht des mythiſchen Gottesſohnes, des Geopferten, zum Schein ſich Opfernden, dem hinterher die Herrlichkeit des himmliſchen Thrones winkt, ſondern ein Kämpfer, ſiegend erlegen auf dem Felde des Kampfes für die Menſchheit. Man kann nichts Schöneres und Edleres ſehen, der Lebenshauch ſpielt noch auf den Lippen. Das Original ſoll in Viterbo ſein, wo ich es vor fünf Jahren leider nicht aufgeſucht habe.

Die Kunſt ſolcher Bilderſtickerei iſt alt. Man kann ſie zurückführen bis auf die Homeriſchen Zeiten. Aber was wollen die Wunder der Kunſtfer-

tigkeit, von welchen uns der Vater der Poeſie berichtet, bedeuten gegen die Leiſtungen jener Blüthezeit atheniſcher Herrlichkeit, wo an dem großen Panathenäenfeſte der Schützerin Pallas Athene, das heilige Gewand der Göttin, jener von erwählten attiſchen Jungfrauen kunſtvoll gewebte Peplos, geſchmückt mit den Bildern der göttlichen Großthaten, alle vier Jahre im feſtlichen Zuge zur tempelprangenden Akropolis geführt ward! An jene Zeit und ihre Kunſt mußte ich denken beim Anblick dieſer modernen Werke. Aber wie klaffte es da auseinander das Jetzt, von dem ſchönen Einſt des kunſtfreudigen helleniſchen Lebens! Hier in dieſen kahlen Fabrikräumen wob und ſtickte die Hand des armen Arbeiters den Schmuck für das Prunkgemach des ſchwelgenden Großen und Reichen. Dort ſchufen die Kinder eines freien Volks die Kunſtgebilde ihrer Hand für das Allgemeine, zur Verherrlichung des Vaterlandes, zum Schmucke ſeiner öffentlichen Tem-

pel, zum Genuß und zur Freude des ganzen Volks. Bald war es Athene, wie sie an der Seite des Göttervaters die himmelstürmenden Giganten besiegt, bald dieselbe als Schützerin ihrer Lieblinge, des Bellerophon und Herkules, oder der Helden von Ilion bei ihren kühnen Thaten, welche der Peplos darstellte, der an jedem Feste von kunstfertigen Händen erneut, alle bedeutendsten Züge aus der Heldensage des Volks in farbenhelles Dasein zurückrief. Dieses heilige Festgewand und sein bilderreicher Schmuck waren jedesmal der Glanzpunkt des herrlichsten Festes von Athen. Aus dem ganzen Lande strömte Alles herbei, um dies Kunstwerk zu schauen, wenn es ausgespannt als Segel an dem heiligen Schiffe, das auf Rädern ruhte, in feierlichem Zuge, umgeben von aller Schönheit und Jugend, aller Würde, Pracht und Herrlichkeit Athens, unter Fest- und Jubelsängen hinaufgeführt ward zur heil. Stadtburg. Und nicht

auf Athen allein waren Brauch und Kunſt dieſer Werke beſchränkt. Auch in Elis woben alle vier Jahre ſechszehn Jungfrauen der olympiſchen Here ein gleiches kunſtvoll geſchmücktes Feſtgewand. Daß dieſe im Alterthum vielbewunderten Arbeiten, wie die Gobelins der heutigen Zeit, nach Originalen großer Maler gefertigt wurden, unterliegt für die Blüthezeit helleniſcher Kunſt keinem Zweifel. Daß ſie ähnlich wie die heutigen Arbeiten lange Zeit und großen Kunſtfleiß erforderten, geht ſchon aus den langen Zwiſchenräumen hervor, welche zwiſchen je zwei ſolchen Leiſtungen vergingen. Denn an den alljährlich gefeierten ſogenannten kleinen Panathenäen ward kein ſolches Gewandbild im Zuge aufgeführt, das der Kunſtfleiß nur alle vier oder fünf Jahre zu ſchaffen im Stande war. Noch jetzt haben wir hier und da an den Marmorgewandungen der Minervenſtatuen eine Andeutung von ſolcher Webekunſt und von den künſtleriſchen Sujets ihrer Bilder,

wie an der Minerva in Dresden, wo auf einem der eilf Felder, an dem Bruſtſtreifen ihres Peplos, die gerüſtete Göttin dargeſtellt iſt in dem Momente, da ſie dem zu Boden ſtürzenden Giganten Enceladus mit ihrem Speere den Todesſtoß verſetzt.

So ſtand bei dem kunſtbegnadigten Hellenenvolke ſelbſt dieſe Kunſtarbeit im engen Zuſammenhange mit ſeinem ganzen religiöſen, öffentlichen und hiſtoriſchen Leben. Arbeit, Zweck und Beſtimmung, Darſtellung und Gegenſtand bildeten ein harmoniſches Ganze, während ſich bei uns Alles zufällig verzettelt.

Leider gebrach es uns an Zeit, die ſeit 1826 mit den Gobelins vereinte Anſtalt für die Weberei der türkiſchen und perſiſchen Fußteppiche zu ſehen, deren Leiſtungen, wie man uns ſagte, den echten im Oriente ſelbſt gefertigten Teppichen vorgezogen werden. Sie ſind aber auch ſo theuer, daß einige davon mit 25 bis 30 tau-

ſend Thalern bezahlt werden. Das iſt unſittlicher Luxus, während jene helleniſchen Arbeiten im höchſten Sinne des Wortes ſittlicher Luxus genannt zu werden verdienen.

Die Gobelinsfabrik iſt die nördliche Grenze des Quartier Mouffetard, des unwiſſendſten und armſeligſten Stadttheils von Paris. Die polytechniſche Schule, die Bibliothek von St. Geneviève und das Collège Henri IV. ſchließen ihn auf der andern Seite ein. Aber noch erleuchtet und erwärmt kein Strahl dieſer glänzenden Heerde der modernen Civiliſation die Gäßchen des Quartier Mouffetard. Das Volk, welches da lebt, wird geboren, vegetirt und ſtirbt in der Livree der Armuth, des Elends und der Unwiſſenheit! Seine öffentlichen Gebäude ſind hier das Hoſpital la Bourbe, wo arme verlaſſene Weiber entbunden werden, und das Gefängniß von St. Pelagie, wo die meiſten der hier Gebornen enden!

Paris, im Sept. 1850.

Ich habe die Ankäufe gesehen, welche die Republik für die Gemäldegallerie des Louvre aus der Auktion der Bildersammlung des Königs von Holland so eben gemacht hat. Der Saal, in welchem man sie aufgestellt hat, ist dem Publikum noch nicht geöffnet. Aber die Güte der Gräfin d'A. verschaffte uns diesen Genuß durch ihre Verwendung bei dem Grafen Vieil Castel, einem Mitgliede der gegenwärtigen Direktion der Kunstschätze des Louvre.

Da ist zuerst ein herrlicher Perugino, eine sitzende, in ihrem Mutterglücke selig ruhende

Madonna mit dem in die Ferne greifenden Kinde, zwei anbetende weibliche Figuren zu beiden Seiten, zwei Engel gleichfalls anbetend über ihnen ſchwebend. Das Bild iſt in Waſſerfarben auf Holz gemalt, bei welcher Manier alle Schatten wie im Kupferſtiche gleichſam ſchraffirt ſind. Die Farbenſkala iſt faſt durchgehends bei den Figuren dieſelbe, grünlich-theefarben, Lila und Roth, nur das Obergewand der Madonna iſt blau. Der Anordung nach ſind dieſe Farben ſchräg gegenübergeſtellt. Sogar bei den Flügeln der Engel ſind die des einen grün, die andern roth. Das Bild hat ſo Vieles, was an Rafael's Jugendperiode erinnert, daß ich bei dem erſten Blicke verſucht war, es ſelbſt für eine Arbeit dieſes Meiſters zu halten.

Daneben ſtand ein prachtvoller Portraitkopf von Rubens, deſſen Behandlung gleichfalls an die genannte ſchraffirte Manier erinnerte, und der bei aller Intenſität der Farbengebung doch

ſehr beſcheiden aus dem rothen Hintergrunde hervortrat. Aber die Krone von Allen war doch eine Handzeichnung Rafael's, eine Kreuzesabnahme, die an Schönheit der Zeichnung und Kompoſition alles übertrifft, was ich von Rafael's Hand geſehen. Dies ärmliche Blatt Papier allein könnte einem kunſtſinnigen Auge, das nie ein Werk Rafaels erblickt hätte, einen Begriff geben von der Herrlichkeit des Genius. Ich habe über dem Anſchauen deſſelben die übrigen Handzeichnungen anderer Meiſter, welche ſich noch unter den Ankäufen befanden, rein vergeſſen. Für das Ganze hat man hunderttauſend Francs bezahlt, ein wohlfeiler Kauf; aber die Zeiten ſind eben auch ſchlecht für den Kunſtmarkt. —

In der Gemäldegallerie des Louvre ſind die herrlichſten Schätze, aber der Mangel eines Katalogs, an dem jetzt gearbeitet wird, und die Neubauten im Innern des Schloſſes, erſchweren

den Genuß. Man richtet eine neue Gallerie und eine „Tribune“ ein, welche nach Art der Florentiniſchen die Hauptſchätze der Sammlung aufnehmen ſoll. Die Wände werden mit Blechplatten beſchlagen und darüber vergoldete und gemalte Leinwandtapeten gezogen. Der Direktor des Muſeums, Herr von Niewkerke leitet das Ganze. Bei der erſten flüchtigen Durchmuſterung der Säle hielten wir uns beſonders zu den herrlichen Murillos, die ich hier zum erſten Male in größerer Anzahl beiſammen ſah. Unter ihnen zeichnete ich für's Wiederkehren an: das meerausſchöpfende Kind mit dem heiligen Auguſtinus (N. 169); das Portrait Philipps II. von Spanien (N. 292), und eine von Engeln getragene im Verklärungsglanze aufſchwebende Madonna. Eine kleinere Madonna deſſelben Meiſters zeigt mit jener die ſprechendſte Aehnlichkeit. Sie ſind ohne Zweifel demſelben Modelle entlehnt. Ein Chriſtus bei Tiſche von Tizian (N. 393) und eine Madonna

mit dem Kinde von Rafael, wo der kleine Chriſtus ſeinen Spielgenoſſen Johannes, der ihn zu beſuchen kommt, liebevoll mit beiden Händen beim Schopfe faßt, ſind gleichfalls ein Paar liebenswürdige Bilder in demſelben Saale. Vor allem aber hat ſich mir ein Bild von Caravaggio eingeprägt (N. 102), das gleich im erſten Saale hängt: ein junges ſchönes Zigeunerkind, das einem hübſchen Edelknecht aus der Hand wahrſagt, während ſie in ſeinen Augen mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke leichtfertiger Schelmerei das Wohlgefallen des Jünglings an ihrer Schönheit wahrnimmt.

Unter den neuern Sachen habe ich mir bloß „Napoleon im Peſtſpitale zu Jaffa" von Gros, und Gericaults „Rettungsfloß mit Schiffbrüchigen" angeſehen. Um mich von der pathologiſchen Wirkung dieſer beiden Effectbilder in etwas wieder zu befreien, diente der Anblick des unweit davon befindlichen Bildes der Madame

Recamier von David, eine reizende Geſtalt auf einem Ruhebette halb liegend, mit den lieblichſten und geiſtreichſten Zügen.

Alle Säle wimmelten übrigens von Kopiſten männlichen und weiblichen Geſchlechts, deren Staffeleien für den Beſucher der Gallerie ordentlich eine Pönitenz waren, da ſie nicht nur das Anſchauen der Bilder, welche kopirt werden, ſondern auch den Genuß der zunächſt hängenden erſchweren, ja nicht ſelten unmöglich machen. Was mir bei dieſen Kopiſten auffiel, war einmal, daß die Mehrzahl derſelben aus Frauen, jungen und alten, beſtand, und zweitens, daß die kopirten Bilder faſt ſämmtlich zu der Kategorie der ſpezifiſch religiöſen gehörten. Wenn man weiß, wie ſehr gerade jetzt die Kirche alle Mittel und Wege verſucht, um den ſpezifiſch religiöſen Geiſt im Sinne des Ultramontanismus wieder zu beleben, ſo iſt jener Umſtand nicht ſo ganz bedeutungslos. Von den Umrieben und

von dem steigenden Einflusse des Klerus in den Provinzen hörte ich bereits von kundigsten Leuten auffallende Beispiele erzählen, und in Paris sah ich mehr Geistliche und sah sie stolzer und zuversichtlicher einherschreiten, als ich je nach so viel Revolutionen geahnt hatte. Hier wie überall ist der Klerus mit der Reaktion im engsten Bunde, und Herrn Louis Napoleons Präsidentenwahl ist ja recht eigentlich als sein Werk anzusehen.

In den Sälen der neueren französischen Malerschule hangen Leopold Roberts zwei italienische Bilder, die Schnitter der Campagna di Roma, und der Neapolitanische Winzerfestzug. Soll ich ein Geständniß wagen? Hier, dem berühmten Originale gegenüber, empfand ich zwar daß Fr. Vischer Recht hat, wenn er diese Roberischen Genregemälde im hohen historischen Styl aufgefaßt und komponirt, und „voll historischen Geistes" nennt. Aber ein leiser

Zug von Modellhaftigkeit — man verzeihe das Wort — ſcheint mir doch über dieſen Bildern des franzöſiſchen Meiſters zu ſchweben. Dieſer zwiſchen den Büffeln hingelehnte Burſch „an dem ein Cincinnatus verloren gegangen," hat dennoch ein gewiſſes unbeſchreibliches Etwas, das die ſtudirte Naivität der Läſſigkeit, die berechnete Poſe des Modells verräth; und jener neben dem Wagen herſchreitenden Frauengeſtalt glaube ich es anſehen zu können, daß ihr Modell in dieſer ſchreitenden Stellung dem Maler geſtanden hat. Es iſt ein leiſer Zug jener theatraliſchen Unfreiheit in den Bewegungen und Attitüden vieler dieſer Geſtalten, der die urkräftige Friſche, den unbefangenen Muth der Alten vermiſſen läßt. Das iſt ein Kapitel, über welches ich in meinen Briefen aus Italien Euch zum Oefteren geredet, und es knüpft ſich daran eine allgemeine Wahrnehmung, bei der ich die Zuſtimmung der ehrlichſten und zugleich bedeutendſten heutigen Künſt-

ler dieſes Genres auf meiner Seite habe. Mir iſt ſeitdem erſt ein einziger Künſtler begegnet, der neben der theoretiſchen Anerkennung meiner Anſicht über das Modellverderbniß der neueren Kunſt mir auch den praktiſchen Beweis lieferte, daß der wahrhaft ſchöpferiſche Genius aus der reinen energiſchen Anſchauung der Wirklichkeit, die ſein Gedächtniß bewahrt und ſeine Phantaſie jeden Augenblick ihm wieder verklärt vor die Seele zaubert, vollkommen befähigt iſt, jene Wirklichkeit künſtleriſch wieder zu erzeugen. Ich nenne ſeinen Namen hier nicht, weil er ſelbſt es noch nicht wünſcht. Aber es wird nicht allzulange mehr währen, bis er vielleicht in der Kunſtwelt epochemachend genannt ſein wird, als Leopold Robert's würdiger Nachfolger in Deutſchland. —

Müde vom Schauen erfriſchte ich die angegriffenen Sinne auf- und abwandelnd unter der herrlichen Kolonnade, welche die Oſtfaçade des Louvre ſchmückt. Sie iſt ziemlich dreihun-

dert Schritt lang, und die Ausſicht, welche ſie an verſchiedenen Punkten gewähret, höchſt genußreich.

Die Einnahme des Louvre durch das Volk in den Julitagen legte den Grundſtein zu dem Bürgerkönigthume Louis Philippe's. Klingt es nicht wie eine Ironie der Geſchichte, daß der erſte Mann, welcher unter dem Kugelregen der Garden die Tricolore auf dieſer Kolonnade des Louvre aufpflanzte, Charles Bourgeois hieß? Dem Volke, deſſen Heldenmuth ihn auf den Thron geſetzt, dankte ſpäter der roi bourgeois dadurch, daß er Wachen vor die Paſſagen des Louvre ſtellte, welche den Laſtträgern und Karrenſchiebern den Durchgang wehrten, der ihnen ihren ſauren Weg abzukürzen diente. Jetzt ſtehn zwar auch noch Wachen an den Eingängen; aber ſie laſſen doch wenigſtens noch das arme Volk mit ſeiner Laſt durchpaſſiren, bis auf Weiteres. Indeſſen — wird ſich dann auch wohl Rath

finden, auch wenn Herr Louis Napoleon alle Pflastersteine von Paris makadamisiren läßt, um den Barrikadenerbauern für alle Ewigkeit ihr Handwerk zu legen, bei dem allerdings bis jetzt noch nicht viel Geschejdtes herausgekommen ist.

Paris, 26. September 1830.

Dieſer Tage hatte ich Gelegenheit, eine Probe von der Art zu vernehmen, wie der kleine Bourgeois über die Situation raiſonnirt. Ich trat in das Haarſchneidekabinet eines Friſeurs, und hatte das Glück, dem Herrn ſelber unter die Hände zu gerathen. Mein Mann war eifriger Politiker, und was mich noch mehr intereſſirte, ein Legitimiſt henriquinquiſtiſcher Färbung, dabei redſelig wie ein Franzoſe der guten alten Zeit, und zwar wie einer, der zugleich Friſeur iſt. Ich fand mich bald mit ihm auf der hohen See politiſcher Meinungsergießung,

und seine Erzählungen von der neulichen Wallfahrt zu dem Sprossen des heiligen Ludwig nach Wiesbaden, die er mitgemacht hatte, waren für mich so überaus belustigend, und zugleich für die Anschauungsweise dieser Klasse so charakteristisch, daß ich dem Drange nicht widerstehen kann, ein Bild von unserer Unterhaltung in der Ursprache zu geben, auf die Gefahr hin, die feinsten komischen Züge zu verwischen, und die übrigen nur sehr unvollkommen wiederzugeben.

Voyons Monsieur, hub er an, **Vous qui arrivez de l'étranger, qui êtes en dehors de toutes nos querelles** (das ist übrigens der gewöhnliche Eingang solcher Unterhaltungen vom Grpair von Frankreich herunter bis zum Barbierer), **dites moi un peu: que pensez vous de notre situation?**

Je pense, erwiderte ich ihm, **que le président ne se désistera jamais volontairement de son pouvoir.**

Er: Mais Monsieur, que voulez Vous attendre d'un *imbecil* pareil?

Ich: Je ne dis pas, qu'il réussisse, je dis qu'il tentera.

Er: Et moi je dis, qu'il échouera. Parlez moi de Henri V.! à la bonne heure! voila un homme.

Ich: Qu'estce que vous en savez? Vous aimez donc beaucoup à faire des tonsures?

Er: Ce que j'en sais? Mais Monsieur, je l'ai vu, je le connais, j'ai causé avec lui, et je vous dis que c'est un homme charmant!

Ich: Où donc l'avez vous vu?

Er: Mais comment est ce que je n'ai pas été le voir à Wiesbade! Monsieur, nous étions trente neuf soi-disants ouvriers, c'est à dire „maitres" qui sommes allés spontanément nous présenter à Henri V. Ça a été enlevé vivement, je

vous prie de croire. Je lui ai parlé, comme je vous parle à vous, Monsieur, en ce moment. D'abord j'ai été reçu par Monsieur de la Ferronnaye, son aide de camp. Il m'a dit: bonjour Monsieur R.. comment vous portez vous? J'ai dit: „très bien, Monsieur, je vous en remercie," et loin de me faire attendre des heures entières à la porte, comme ces républicains de la veille, il m'a fait asseoir à côté de lui sur le même canapé, sans la moindre morgue.

Auf meine Frage, was ihn denn zu dieſer Reiſe getrieben, die er ſelbſt wie eine Art von Nordpolerpedition anzuſehen ſchien, und deren Fatiguen und Entbehrungen er lebhaft ſchilderte, verſetzte er: Monsieur, j'ai voulu juger par moi même. On ne voit clair que par ses propres yeux. J'ai voulu voir un peu quel homme cela est,

s'il est vraiment aussi négligé par la nature que ses ennemis se plaisent à le dire. Eh bien, Monsieur, j'ai trouvé un homme qui joint à sa haute naissance et à son droit sur le trône, toutes les qualités, qui peuvent distinguer un homme. Il boite un peu, un très petit peu; il s'est cassé la jambe, est ce qu'un accident pareil ôte de la valeur d'un homme? Mais cela peut nous arriver tous les jours, à vous et à moi. Monsieur, il a un sourire irrésistible. Permettez moi de vous racouter toute la réception depuis le commencement; vous jugerez vous même après.

Das war es just, was ich wollte. Nachdem ich ihn also ermuthigt hatte, fuhr er fort:

Quand nous sommes arrivés, nous nous sommes présentés chez l'aide de camp, comme j'ai eu l'honneur de vous dire, lequel a pris nos noms, et nous a donné

un numéro d'ordre, d'après lequel on nous a rangés l'après-midi à l'audience générale. Nous étions sur trois rangs. Le prince était prévenu du nom et du métier de chaque numéro, de sorte qu'il a pu dire à chacun quelques mots bien choisis. Quand nous fûmes tous rangés, il est entré, s'est mis au milieu, à quelques pas de distance et a dit: „Bonjour mes amis! croyez que je suis très sensible à la marque de sympathie que vous me donnez aussi spontanément, en quittant vos familles et vos occupations, et en entreprenant un voyage dans ce pays étranger pour me voir et pour me consoler de mon exil. Soyez sûrs, que je n'oublierai jamais ce que vous avez fait pour moi. Puis il a dit: Approchez donc mes amis!

On s'est avancé d'un pas.

„Plus près, plus près, mes amis! quand on se dérange de si loin, il faut venir plus près! J'espère vous voir tous à huit heures, ce soir!“

Der Friſeur trug dies Alles mit lebhafteſter Aktion vor, indem er abwechſelnd mich und ſich als den Fürſten behandelte, dem um einen Schritt näher zu treten den Stolz ſeines Bewußtſeins ausmachte. Ich glaubte ihm aber doch anzuſehen, daß die eigentliche Pointe der Bezauberung, welche Henri V. auf ſein Gemüth ausgeübt, noch im Hinterhalt liege. Und der Verfolg ſeiner Erzählung bewies, daß ich mich nicht getäuſcht hatte.

Le soir, fuhr er fort, nous y sommes allés; il-y-avait des raffraichissements, et le prince avait un mot aimable pour chacun. Il a causé sur la situation avec tous, il a voulu savoir ce que chacun de nous en pensait. Le lendemain quelques uns

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-32808-6
STAHR,A. FM. I1386/021

d'entre nous ont été reçus en audience particuliere. J'étais du nombre. Mais comme nous étions à beaucoup, et le prince très affairé, je n'ai pu beaucoup causer avec lui. Cependant il m'a donné une médaille d'argent, et m'a demandé: „Mr. R, êtes vous bien couché?" — „Monseigneur," lui ai je répondu, „puisque Vous daignez m'adresser cette question: je suis habitué à coucher entre deux draps de lit, et ne sachant pas un mot d'allemand, je n'ai jamais pu me faire comprendre dans mon hôtel. Ils mettent le drap tantôt dessus, tantôt dessous la couverture, mais jamais plus d'un!" — Monsieur, fuhr er fort, indem er mich mit ſtrahlendem Geſichte triumphirend anblickte — *le soir j'avais deux draps dans mon lit!* Dites moi si cela s'appelle être aimable?! Ah, Monsieur, je les ai vus de près, ces re-

publicains de la montagne, ces membres du gouvernement provisoire! quelles cruches! quel rustres! Cela voulait commander, cela n'avait pas seulement eu de domestique de sa vie! Monsieur, cela faisait pitié.

Ich bemerkte ihm, daß er dieſe Leute nach ihrer Gelangung zur Macht geſehen, und daß es nichts liebenswürdigeres zu geben pflege, als einen Prätendenten, bevor er ſein Ziel erreicht habe. Henri V., wenn er ihn einſt in den Tuillerien aufſuche, werde ſich vielleicht in minder günſtigem Lichte zeigen, und ſich weniger um ſeine Beutücher kümmern.

Aber das verfing nichts. Mais, Monsieur, erwiderte er, je ne suis pas une bête. Croyez vous que j'irai le molester, quand il sera roi? Il aura bien autre chose à faire alors. Moi, je ne prétends pas qu'il me fasse ministre ou préfet; il-y à les gens qui

ont étudié ces choses-là toute leur vie. Moi, je suis coiffeur, et je le resterai. Mais je veux faire *beaucoup de coiffures*, *j'en veux faire énormement*, et je n'en fais pas sous la république.

Aber, bemerkte ich, vous en faites plus sous le président!

Ah, Monsieur, quelle misère que ce président! J'ai encore été voir celuici, avant qu'il fût élu. J'ai voulu voir quelle *balle* il avait. Ah, je ne juge que par moi même. Eh bien, il n'est pas aimable du tout; il ne sait pas causer, il a l'air grognon Il n-y-a rien à espérer de celui-là. Les affaires ne marcheront jamais sous un homme qui ne sait pas même causer. Moi, la république est contre ma conviction. Aussi je leur ai dit à ces Messieurs de la montagne: quand vous mettrez ma tête sous le couteau de la guil-

lotine, vous ne me ferez pas crier „vive la republique!“

Et vous la garderez! rief ihm hier ein junger Republikaner zu, der während der letzten Worte in das Kabinet eingetreten war.

Tant pis, monsieur! versetzte, ohne ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen, der Bartkräusler, indem er aus einem Fläſchchen duftendes Oel auf meinen Scheitel ſprengte. Vive la France! a été mon cri au pire du mois de Février!

„Nun! dabei bleiben Sie nur, ſagte der Eingetretene lachend. Frankreich hat ein zähes Leben, und wird Ihren Henri Dieudonné ſammt allen ſeinen Sippen und dem Präſidenten dazu überleben. Aber jetzt haben Sie die Güte meinen Kopf zu arrangiren!“

Paris, Ende September 1830.

Ihr beklagt Euch über meine spärlichen Briefe und ihre kargen Schilderungen meines Pariser Lebens, und ich muß die Berechtigung des Vorwurfs eingestehen. Aber mein Fehler ist so natürlich als verzeihlich. Seit Jahren der Mühe und Sorge lebe ich hier auf kurze Tage wieder einmal ein Stück Leben unbekümmerten Genießens. Und der Genuß nimmt dem Menschen, wenn beide, der Genuß und der Mensch, wahr und ganz sind, die Neigung zum Festhalten des

Augenblicks auf dem Papier, weil man in ſolchen glücklichen Lebensſtunden den Begriff der Zukunft verliert, in der eine Erinnerung erquicklich ſein könnte. Wenn man unter einem Apfelbaum voll reifer Früchte in einen friſchen ſaftigen Apfel beißt, denkt man nicht an Backobſt für den Winter. Aber der Winter wird ſchon kommen, und für ihn notire ich Manches, um mich und Euch mit den Schattenbildern der Wirklichkeit zu unterhalten, deren Zauber mich jetzt ganz gefangen nimmt.

Geſtern verlebte ich einen genußreichen Abend in einem Kreiſe ausgezeichneter junger Künſtler und Schriftſteller, welche ſich im Salon des Herrn François Sabatier verſammelt hatten, um die Vorleſung eines dramatiſchen Werks anzuhören. Es war der Tell unſers Schiller in der Ueberſetzung des Herrn Sabatier. Ich war der einzige Deutſche unter den anwe-

senden Gästen. Die Uebersetzung war in einer Art freier, dem jambischen Rhythmus sich nähernden Verse, und die Treue der Nachbildung, die ich mit dem deutschen Exemplare in der Hand kontrolirte, musterhaft zu nennen. Es hatte für mich etwas Erhebendes und Rührendes, die Wirkung zu beobachten, welche dies freiheitathmende Gedicht des deutschen Genius auf die französischen Zuhörer übte. Mehrmals wurde die Versammlung durch die einfache Größe der Gedanken zu begeistertem Beifall hingerissen, und obschon die Verlesung über drei volle Stunden währte, zeigte sich doch nirgends eine Spur von Ermüdung. Das herrliche Organ und das große Vorlesertalent des Uebersetzers thaten das Ihrige, um die Wirkung noch zu erhöhen. Man besprach, als er geendet hatte, die Möglichkeit einer Aufführung, und es wurden Stimmen laut, welche eine Verhinderung derselben durch die bonapartistische Polizei befürchteten. Mir

fielen dabei unwillkürlich die Worte Stauffachers ein:

„Bin ich zu Uri in der Freiheit Land?“

Die Parricidaepiſode ward faſt einſtimmig für die Aufführung verworfen, und auch die Liebesgeſchichte von Rudenz und Bertha der Verkürzung bedürftig erachtet. Im Uebrigen verſprach man ſich von der Aufführung, zumal in dieſer Zeit, große theatraliſche Wirkung. Mir war es ein hoher Genuß, ein Werk, mit dem man ſich als Deutſcher wie mit ſeinem eigenſten Eigenthume verwachſen empfindet, durch die fremde Sprache und den fremden Klang in einer ganz neuen Geſtalt vor mir erſcheinen zu ſehen.

Herr Sabatier gehört zu den wenigen Franzoſen, die des Deutſchen in hohem Grade mächtig und mit deutſcher Literatur durch eigne Lektüre vertraut ſind. Ihm kommt dabei zu Hülfe, daß ſeine Gattin, die einſt als Sängerin und

dramatiſche Künſtlerin hochgefeierte Karoline Ungher, eine Deutſche iſt. In dem gaſtlichen Hauſe dieſer vortrefflichen Menſchen verlebe ich die ſchönſten Stunden. Der Salon der Madame Ungher-Sabatier bietet jeden Donnerſtag neue muſikaliſche Genüſſe. Frau Sabatier, deren noch immer anmuthige Stimme an die Tage ihrer großen künſtleriſchen Triumphe erinnert, erfreut uns zuweilen auch mit ihren eignen, eben ſo ſchönen als einfachen Kompoſitionen deutſcher Lieder. Fräulein Emmy La Grua, ihre Schülerin, jung, ſchön, liebenswürdig und begabt mit einer Stimme, deren Kraft, Friſche und Reinheit verbunden mit vollendeter Schule und einem großen darſtellenden Talent, dieſe jugendliche Sängerin zu einer Künſtlerin erſten Ranges erheben, bezaubert alle Anweſenden durch ihren Vortrag Mozartiſcher und Meyerbeerſcher Bravourarien.

Emmy La Grua iſt erſt neunzehn Jahre alt,

und bereits als Primadonna für die Dresdner Oper engagirt, während zugleich Lumley und die Italieniſche Oper in Paris ſie zu gewinnen trachten. Hoch und ſchlank gewachſen, eine ſüdliche Phyſiognomie voll Leben und Leidenſchaft mit den ſchönſten dunkeln Feueraugen, als Tochter einer deutſchen Mutter und eines Sizilianers die Tiefe deutſcher Empfindung mit ſüdlicher Gluth des Ausdrucks verbindend, dürfte ſie ſelbſt in einer dem Virtuoſenthum ungünſtigen Zeit Aufſehen erregen.

In dem Sabatierſchen Salon ſah ich auch mehrere Italieniſche Flüchtlinge, welche das Unglück ihres Vaterlandes zum Exil gezwungen hat. Sabatier's ſelbſt haben Florenz, ihren langjährigen Wohnſitz, in Folge der franzöſiſchen Expedition gegen die römiſche Republik verlaſſen, da die Wirkung dieſer Frevelthat des republikaniſchen Frankreichs auf die Italiener das Natio-

nalgefühl des Franzosen gegenüber seinem für Italiens Freiheit begeistertem Herzen in's Gedränge brachte. Sie leben seitdem auf ihrer Besitzung bei Montpellier, und sind jetzt nur für einige Monate nach Paris gekommen. Herr Sabatier ist in vielem Betracht eine durchaus eigenthümliche Erscheinung. Jung, reich, unabhängig wandte er früh alle Mittel eines großen Besitzes, statt sie nach Art junger Lions seiner Zeit im zweideutigen Genusse des Lebens der großen Gesellschaft zu vergeuden, auf die Studien der Wissenschaft und Kunst, und auf die Unterstützung ihrer ärmeren Jünger unter seinen Freunden, die er nur in diesen Kreisen suchte. Schon in seiner Studienzeit behalf er selbst sich nach der Erzählung eines Freundes, dem ich diese Notizen verdanke, wie ein mittelloser Student, um andern Freunden ihre wirkliche Mittellosigkeit zu erleichtern. Zur Unabhängigkeit gelangt, setzte er diese Handlungsweise im großartig-

ſten Maßſtabe ſorn. Er giebt jungen talentvollen Künſtlern Beſchäftigung durch bedeutende Aufträge, und nimmt einen derſelben, den zu früh verſtorbenen trefflichen Maler Papety auf ſeine Koſten mit als Begleiter auf ſeiner Reiſe durch Griechenland, deren Ertrag in den herrlichſten Zeichnungen und Aquarellen alter Kunſtreſte byzantiſcher Malerei und Architektur, ſpäter nach dem Tode des Künſtlers als Staatseigenthum erworben wurde. Er ſelbſt aus reiner Neigung mit einer bedeutend älteren Künſtlerin ſeit Jahren höchſt glücklich aber kinderlos verheirathet, ſorgt für die Kinder ſeines verſtorbenen Freundes an Vaterſtelle. Bedürfnißlos in einem Grade, wie es in der Geſellſchaft, welcher er durch Geburt und Vermögen angehört, kaum für möglich gehalten wird, beſchäftigt und unterſtützt er Künſtler durch fürſtengleiche Beſtellungen in der edelſten Weiſe. Talentvoll und bei allen Anſprüchen und Förderniſſen für eine öffentliche Laufbahn

doch ohne allen politiſchen Ehrgeiz, zieht er die Unabhängigkeit eines der Wiſſenſchaft und Kunſt gewidmeten Lebens, den Ehren und Auszeichnungen einer glänzenden Carrière vor; durch ſeinen Beſitz der vorzugsweiſe konſervativen Klaſſe angehörend, widmet er einen nicht unbeträchtlichen Theil ſeines Vermögens der Verbreitung und Förderung eines Syſtems, deſſen Name allein für ſeines Gleichen ein Schrecken iſt, während Sabatier in den Grundgedanken deſſelben die Keime des Heils einer neuen Weltordnung erblickt. Mit einem Worte: Herr Sabatier iſt — Fourieriſt! Seine hiſtoriſchen Studien, ſeine poetiſchen Arbeiten, ja ſelbſt ein Theil ſeiner Thätigkeit für die Kunſt haben die Förderung des Fourierismus zur Aufgabe. Man iſt ſo gewohnt, die Bekenner ſozialer Revolutionstheorien als arme Teufel und beſitzluſtige Schnapphähne vorzuſtellen, daß ein deutſcher Maler uns auf einen Beſuch Herrn Sabatiers

mit den ſcherzenden Worten vorbereitete: „Heute werde ich Ihnen die Bekanntſchaft eines Sozialiſten verſchaffen, der 60,000 Franken Renten beſitzt!“ Es fand ſich hinterher, daß wir dieſe Bekanntſchaft bereits gemacht hatten.

Neulich beſuchten wir das Atelier eines jungen Bildhauers, der ſeit mehren Jahren für Herrn Sabatier an einem großen Werke arbeitet. Es iſt ein Marmorkamin für deſſen Wohnung in der Via bei Renaji zu Florenz. Fourier's Koloſſalbüſte bildet den Schmuck des Gipfels. Eine Reihe von Reliefdarſtellungen, Fourier'ſche Ideen der Menſchheiterziehung und ihrer Lebensordnung verſinnlichend, zieren die breite Frontſeite. Genien, in ſtatuariſcher Ausführung, ſchmücken die Ecken des Kunſtwerks. Ich erinnere mich nicht nach Anlage und Ausführung etwas Geiſtreicheres und zugleich Großartigeres in dieſer Art von moderner Sculpturarbeit geſehen haben. Und daß hier die Plaſtik mit einer

Idee des Jahrhunderts und zu gleicher Zeit mit dem Bedürfniß menſchlicher Wohnung in Verbindung tritt, vermehrt noch den harmoniſchen Eindruck des Ganzen, das ich einſt noch an Ort und Stelle nach ſeiner Vollendung wiederzuſehen hoffe. Der junge Künſtler, dem zugleich mit dieſem Werke eine Zukunft bereitet wird, heißt Otlin.

Sabatier iſt mit Lamartine in eine Polemik gerathen. Der „Eitelſte der Eiteln," der trotz ſeiner thränenreichen Empfindſamkeit auch ganz à la Robespierre grauſam ſein kann — hat in ſeinem „Conſeiller du Peuple," die Fourieriſten in einer Weiſe angegriffen, die bei weitem mehr an Haynau und Genoſſen, als an den Sänger der Meditations erinnert. Herr Alphonſe de Lamartine fordert ohne Weiteres den Franzöſiſchen Bauer auf, alle Fourieriſten auf gut galiziſche Manier wie wilde Thiere todtzuſchlagen „et d'engraisser ses sillons de leurs cada-

vres!“ Sabatier's „Lettre a M. de Lamartine“ iſt ein Meiſterſtück edler und zugleich ſchlagender Polemik, obſchon ſie Herr von Lamartine vielleicht eben deshalb noch keiner Antwort gewürdigt hat. Gegenwärtig arbeitet Sabatier an einem größeren Gedichte in mehreren Geſängen, deſſen Gegenſtand Italien und deſſen letzte Schickſale ſind. In dem erſten Geſange hört man alle Stimmen der Anklage, die ſich gegen dies unglückliche Land und ſeine Bewohner zu erheben pflegen. In dem zweiten antwortet Italien dieſen Anklagen, und giebt ſie ſeinen Anſchuldigern zurück. Der dritte wird die Verſöhnung im Geiſte der neuen ſozialen Idee enthalten. Vortrefflich ſind die Schilderungen der Europäiſchen Nationen, welche der Dichter dem geſchmäheten und zertretenen Italien in den Mund legt. England kommt zuerſt an die Reihe:

Qui donc, en te voyant, puritaine Albion,
Avec ton maintien prude et ton regard austère,
Tes grands airs de pudeur alarmée et sevère,
Ne croiroit voir en Toi la Vierge nation? —
Et pourtant tout cela n'est rien qu'hypocrisie,
Qu'un prétexte et un masque, en toi l'humanité,
Et ton liberatisme et ta philantropie
Qu'un lacet pour les sots; ta vaine liberté
Ta civilisation et ta prospérité
Qu'un monopole aux mains de l'aristocratie,
Qui sait extraire l'or de la democratie,
Et de la faim de tous nourrir sa royauté.

O moderne Carthage, insolente Angleterre
Plus perfide que l'autre, et fausse mille fois,
Toi qu'on voit entasser au fond de ton répaire
Tout le butin d'un monde, extorquant à la fois
Et les sueurs du peuple et les rançons des Rois
Dévorante Sydon, ô Tyr envahissante,
De ton nid de pirate ecumant terre et mers,
Toi qui pille le globe, exploitant l'univers
Par la confiscation, la capture, ou le vente,
Et suivant qu'il peu être avantageux on non
Mets ton or en avant, la bible, ou la canon;
Qui des peuples aux Rois achettes le pratique
Au prix d'un bon nebride et par des pensions
Corromps tous les conseils, toi dont la foi, unique

Partout sème le trouble et les dissensions,
Vendeuse d'Opium, que partout accompagne
Cette apre soif du gain qui fait tonte la loi;
Cette amour de l'argent, ta veritable foi,
Ta force, ton genie, et ton seul Dieu, — dis-moi,
O race de gagneurs et de mangeurs, qui gagnes
Partout, surtout, toujours, et devant nul moyen
Ne reculas jamais, et ne respectes rien,
Quand ton intérêt parle ou bien ta convoitise,
Qui pour vendre un ballot de plus de marchandise
Très méthodiquement, et toujours l'oeil serein,
Calme, exterminerais moitié du genre humain, —
Angleterre, est ce Toi, qui voudra la prémière
Te lever contre moi?
Qui pour me lapider ramasseras la pierre
Angleterre est ce Toi?

Daß Rußland nicht beſſer wegkommt, bedarf wohl keiner beſondern Verſicherung. Aber es iſt intereſſant zu ſehen, was der junge ſozialiſtiſche Dichter ſeinem Italien über Deutſchland und über die Deutſchen, dies

Volk von Denkern und von Dichtern,
Von allzeit fert'gen Splitterrichtern,
Trotz ſeines Balkens Rieſenmaß,

in den Mund legt. Italien ſelbſt vertheidigender Klageruf an Deutſchland lautet:

O pays des Germains, terre de confusion,
Berceau de barbarie et source d'invasion,
D'où sortit le grand flot qui noya le vieux monde,
Toi qu' à ton tour un flot va peut-être emporter,
Le Slavisme qu'on voit à l'horizon monter;
O mère du savoir en actes infeconde,
En systèmes fertile à refaire le monde
Que tous tes grands penseurs à science profonde
N'ont pour la liberté jamais pu féconder;
Regente des nations, qui dis, comment on fonde,
Et qui n'as su pourtant toi-même rien fonder
Que haine et division, que servitude et doute;
Aveugle qui nous veux à tous montrer la route;
Sceptique envers Dieu seul, et crédule à tes Rois;
Savante, qui connais lois principes et droits,
Les ames et les corps et leur juste équilibre,
Le bien, le mal, sais tout, et ne sais être libre,

Bonne et tendre Allemagne, est ce par charité
Rien que pour les sauver de leur propre anarchie,
Que l'on te voit toujours au nom de la patrice
Et de l'indépendance et de la liberté
Partager la Pologne et voler l'Italie?
Esclave en ton pays, chez les autres tyran
D'autant plus te montrant a tous impitoyable
Que tes maitres chez toi te font plus miserable.

Aber der Dichter iſt nicht minder ſtreng gegen das eigne Vaterland, und wahrhaft rührend iſt es, wie er Italien Frankreich gegenüber den tiefſten Schmerz von allen ſeinen Schmerzen empfinden läßt: „Wer will noch zeugen wider mich von Europa's Nationen

— — Estce toi, France? — Et toi aussi, ma fille?
Je suis ta mère! — Arrête! — arrête malheureuse
C'est le sein maternel, que tu frappes ainsi
Ah! de ta main la mort me serait trop affreuse
Va! jette ton épée, et fuis! — Epargne-toi
Des crimes le plus grand, pour toi, non pas pour moi!

Ich werde noch oft des Abends gedenken, an welchem uns der Dichter diese ersten Gesänge seines vom Geiste edelster Menschlichkeit erzeugten Gedichtes vorlas, und der tiefen Bewegung, welche sie auf die Repräsentanten der verschiedenen Nationen in dem kleinen Kreise hervorbrachten. Wenn dieses alte Europa noch eine Zukunft hat in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, so wird sie ihm nur kommen aus dem erhabenen Gedanken eines großen Bruderbundes der Kulturnationen, welcher an die Stelle des Hasses und der Selbstsucht die Religion der Liebe setzt. Bis dahin aber mag noch viel Wasser in's Meer rinnen und dies Wasser wird noch oft roth gefärbt sein durch Ströme von Blut. Die alte Tyrannei hat das Schwert gezogen und die Scheide weggeworfen. Es steht aber geschrieben: wer das Schwert ziehet, soll durch das Schwert umkommen.

Eine andere ſehr intereſſante Bekanntſchaft iſt die der Madame Hortenſe Cornu, einer im Fache der Kunſtgeſchichte mit feinem Geſchmacke thätigen Schriftſtellerin. Unter dem Namen Sebaſtien Albin erſchien von ihr vor einigen Jahren ein Essai sur l'histoire des arts en Italie. In ihrem Salon ſah ich faſt alle bedeutenden italieniſchen Flüchtlinge, unter ihnen den Sizilianiſchen Revolutionsminiſter Stabile und ſeinen Landsmann Amari, ſowie den in der römiſchen Revolution viel genannten Lombarden Cernuſchi. Der letztere zog vor allem meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Dieſer Mann, welcher ſeine Rettung aus den Händen der römiſchen Pfaffen dem Einfluſſe und der Fürſprache von Madame Cornu bei dem Präſidenten verdankt, kann wohl als der Repräſentant der radikalen Partei des jungen Italiens gelten, gegen welche gehalten ſelbſt Mazzini und die Mazziniſten im Falle einer neuen Revolution bald Re-

aktionaire ſein würden. Er hat ſich ſeinen Henkern gegenüber, denen ihn der franzöſiſche Kommandant von Rom auszuliefern im Begriff ſtand, mit einer Unerſchrockenheit und einer Todesverachtung benommen, die den ächten Republikaner karakteriſiren. Selbſt als ſein Leben an einem Haare hing, weigerte er ſich beharrlich, auch nur zum Schein ſich wegen irgend eines Anklagepunktes verurtheilen zu laſſen, obſchon man von franzöſiſcher Seite ihm dafür Rettung ſeines Lebens verſprach. Da er ſeit ſeiner Ankunft in Paris ſich faſt gar nicht öffentlich in Geſellſchaften zeigte, war ich ſehr geſpannt, ihn zu ſehen. Als er eintrat, vermochte ich auf den erſten Blick weder in Geſicht noch Haltung den Italiener zu erkennen. Eine hohe, ſchlanke jugendliche Geſtalt, etwas vorn über gebeugt, von nachläſſiger Haltung, mit offenem kurzen Frack, Schuhen und weißen Strümpfen, ſorglos aber ſauber gekleidet, mit leiſen, geräuſchloſen Schritten trat er ſpät

in die bereits vollſtändig verſammelte Geſellſchaft. Bei der gebeugten Haltung erſchien der Kopf mit der Fülle ſchwarzen lockigen Haares von unverhältnißmäßiger Größe. Sein ganzes Auftreten hatte im erſten Augenblicke etwas Scheues wie das Behaben eines eingefangenen Löwen. Seine Erſcheinung war auffallend und ohne daß man hätte ſagen können, worin es beſtand, ſchien es doch, als gliche er in nichts einem andern. Erſt als ich ihn in nächſter Nähe betrachtete, während eines längeren Geſprächs mit ihm über Rom und römiſche Dinge, hatte ich Gelegenheit, die edlen, feinen Formen des Geſichts zu bemerken, dem ein Paar ungewöhnlich große hellblaue Augen bei ſchwarzem Haare etwas Bezauberndes verliehen. Der Geſammteindruck war der eines in ſich abgeſchloſſenen, vollkommen mit ſich fertigen Menſchen, bei dem ſelbſt der Fanatismus der Ueberzeugung die Form der Ruhe angenommen hat. In dieſer Hinſicht erinnerte er mich

an Johann Jacoby, obſchon dieſer bedeutend älter iſt als Cernuſchi, der höchſtens im Beginn der dreißig ſteht. Gang, Haltung, Mienenſpiel, Bewegung der Hände, der ſprachliche Ausdruck, Alles war aus einem Guſſe, ruhig bis zur Sanftheit. Aber unter dieſer Ruhe barg ſich die Entſchloſſenheit, die Alles an Alles ſetzt, und die ſich keinen Augenblick bedenken würde, Vatikan und Peterskirche ſammt Papſt und den zwei und ſiebzig Kardinälen in die Luft zu ſprengen, wenn es das Mittel wäre, erfolgreich der Prieſterherrſchaft Roms ein Ende zu machen. So, dachte ich mir, müßte ein Robespierre Italiens ausſehen, und ich glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich behaupte, daß dieſer Mann für Italien noch eine bedeutende Rolle ſpielen wird.

Uebrigens fand ich hier wie überall, wo ich ihnen begegnete, das Benehmen dieſer Italieniſchen Verbannten von einer muſterhaften Klugheit und Zurückhaltung. Wenn mehrere derſel-

ben mir eine Offenheit entgegenbrachten, die ich dankbar anzuerkennen hatte, ſo verdankte ich dieſen Vortheil dem Umſtande, daß meine Schriften und die in ihnen für Land und Volk von Italien bekundete Liebe ihnen durch Vermittlung von Freunden bekannt geworden waren. Am ſchwerſten ſchien es alle zu drücken, daß ſie ſich gezwungen ſahen unter dem Schutze einer Regierung zu leben, welche ihr Vaterland ſo ſchnöde verrathen und das unglückliche Italien waffenlos ſeinen alten Peinigern überliefert hatte.

Madame Cornu's Einfluß, dem Cernuschi ſeine Rettung verdankte, begründet ſich darauf, daß ſie durch lange Jahre der Königin Hortenſe eine treue Begleiterin, den Prinzen Louis Napoleon von Kindheit auf gekannt hat. Eine Sammlung von Briefen, die mit Billeten des neunjährigen Knaben beginnend mehrere Bände füllt, giebt Zeugniß von der hohen Achtung und Dankbarkeit, welche der jetzige Präſident von Frank-

reich der treuen Freundin ſeines Hauſes und ſeiner eignen Jugend zollte. Dieſe Correſpondenz, von der mir Bruchſtücke zu leſen vergönnt war, geht durch alle Epochen ſeines abenteuerlichen Lebens. Sie bricht ab mit dem Tage, wo der zur Macht gelangte, bethörte Mann die Hand legte an das allgemeine Wahlrecht, das ihn aus dem Staube emporgehoben. Madame Cornu's letzter Brief war eine beſchwörende Abmahnung von dieſem Schritte. Sie hat nichts ausgerichtet, denn das Verhängniß iſt ſtärker, als die Menſchen. Aber es iſt kein unehrenhaftes Zeugniß für den urſprünglich gut angelegten Karakter des verblendeten Mannes, daß er trotzdem der bewährten Freundin ſeine Gewogenheit nicht entzogen hat. Cernuschi's Rettung, um derentwillen ſie ſich an ihn wandte, war ein Beweis davon.

Schnellpressendruck der Schulzischen Buchdruckerei.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Zwei Monate in Paris.

Von

Adolf Stahr.

Zweiter Theil.

Oldenburg, 1851.
Verlag der Schulze'schen Buchhandlung.
(W. Berndt.)

Villegiatur in Loges.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

346.46

KUNSTHALLE

An Carl Stahr, in Stettin.

Loges, bei Verſailles, Oktober 1850.

Seit geſtern ſind wir auf dem Lande, und ſeit heute weiß ich erſt genau wo wir ſind. Dein von Paris aus mir nachgeſendeter Brief hat mich belehrt. Es heißt auf demſelben: parti à Loges en Josas, près Jouy par Versailles. Bis dahin glaubte ich in Jouy zu ſein und zwar in Klein-Jouy, denn es giebt auch ein Groß-Jouy, das eine Strecke davon liegt. Eben ſo giebt es auch zwei Loges, davon das eine den Zuſatz en Joſas führt, von

dem ich noch nicht herausgebracht habe, was er besagt.

Was mich hierher geführt hat? Die Sehnsucht nach Landluft, nach ein paar stillen Tagen ohne Wagengerassel und Menschenlärm, Boulevardgetümmel und Theaterpein, nach Ausruhe von der Arbeit des Besehens und Belaufens der Museen und Gallericen, das Verlangen einen Blick in französisches Landleben zu thun — und endlich die Einladung eines lieben Freundes, der uns seine Villegiatur in Loges nicht reizend genug schildern konnte. Bedarf es mehr, um das unruhige Ninive auf eine Woche zu verlassen, und sich von all' den erhaltenen Eindrükken in der waldigen Stille der Hügel und Thalgründe von Jouy zu erholen und für neue Eindrücke zu sammeln?

Man fährt von Versailles mit dem Omnibus eine Stunde bis Jouy. Dann verließen wir die Landstraße, und gingen Feld einwärts einer

Höhe zu, von deren buſchigem Rücken ein Dorf und ein kleines Schloß herabſchauen. Das letztere war unſer Ziel. Ein zerbröckelter Brückenbogen führt über das kleine Flüßchen Bièvre, welches durch das Thal von Jouy rauſcht. Der Abend war ſo herbſtklar, und golden ſäumten ſich die Hügelränder von der untergehenden Sonne. Oben in dem Dörfchen Loges war alles todtenſtill. Die Bauernhäuſer ſind zumeiſt durch eine Art Vorplatz, Hof und Garten, von der Straße getrennt, auf der der Landmann überhaupt wenig zu thun hat. Nur auf dem Kirchhofe mit der zerfallenden Mauer ſpielten noch ein Paar Kinder, welche die fremden Einwanderer neugierig anſtarrten. Mir war, als ſähe ich unſer märkiſches Heimathsdorf wieder, wo auch einſt der Spielplatz des Kirchhofs meine Welt war. Der Gegenſatz zu dem vor kaum zwei Stunden verlaſſenen Paris machte dieſe öde Stille noch auffallender. Ich glaube, daß dieſer Kontraſt mir

mit den tiefsten Eindruck gemacht hat von allem was ich gesehen und erlebt, seit ich Paris betrat.

Le petit château de Loges, das wir bald darauf erreichten, ist ein Sommerfilial unserer städtischen Pension in der Rue Castiglione. Das erleichtert und verwohlfeilt unsere Villeggiatur bedeutend. Denn Madame Chamorin, der es einerlei ist, ob ihre Pensionaire in Paris oder hier ihre Verköstigung nehmen, läßt uns nur die Wohnung in Loges für die Dauer unseres Aufenthaltes bezahlen, während wir alles andere hier gratis und obenein besser haben wie in Paris. Auch eine Annehmlichkeit, wie ich nirgend sonst auf Reisen gefunden.

Ein Diener öffnete auf unser Läuten das stets verschlossene Hofthor. Ueber einen geräumigen Platz, halb Garten halb Hofraum, von stattlichen Nußbäumen beschattet, mit Wein und Obstspalieren umgeben, näherten wir uns dem Hause, das mit zwei Flügeln sich an einen

Thurm in ſtumpfen Winkel lehnend in einladender Behaglichkeit inmitten eines geräumigen Gartens vor uns lag. Der Garten zieht ſich hinter dem Hauſe teraſſenförmig den Hügel hinab, und endet in einer weiten grünen Wieſe, die ſich bis zum Fluſſe des Thales, das wir eben verlaſſen hatten, hinunterſtreckt. Fruchtbeſchwerte Orangerie in ſtattlichen Kübeln bildete einen wunderlichen Kontraſt zu ein paar einſamen Tannen, welche dicht neben dem Hauſe ihre finſtern Häupter emporhoben. Aber das Ganze hatte etwas ſo einladend Trauliches, gewohnt Anheimelndes, daß es uns beim erſten Anblick war, als kehrten wir nur von einem Spaziergange zurück in eine längſt bekannte Behauſung.

Madame Chamorin, eine Matrone von einigen ſechzig Jahren, die uns im kurzen Hausſpenzer die Hände auf dem Rücken gelegt entgegentrat, und uns alsbald nach der Ueberreichung unſeres Creditifs aus der Rue Caſtiglione ganz

wie alte Bekannte begrüßte, vermehrte noch die Illusion. Wir erfuhren alsbald die wichtigsten Dinge: daß heute die Nußerndte beginne, und daß die Weinlese vor der Thür stehe, und daß sie drei Offiziere des hussards de Fontainebleau als Einquartierung erwarte, von wegen des großen Kavalleriemanoeuvers auf der Ebene von Satory, und daß sie alle Hände voll zu thun habe, daß wir aber doch sehr willkommen seien. Sie rief in die Küche nach ihrem Sohn Charles, einem Vierziger von starker untersetzter, Gestalt, der uns nun seinerseits willkommen hieß, bis endlich Freund S. uns ihren Händen entführte, um uns in unsere Zimmer zu geleiten.

Bei der Abendtafel fragte ich die Matrone, ob etwa der General Baron von Chamorin, dessen Bildniß ich in dem Saale der gefallenen Marschälle und Generale Napoleons im Versailler Schlosse gesehen, mit ihr verwandt sei? Ce fût mon mari! war die Antwort. Das ist

auch ein charakteriſtiſcher Zug franzöſiſcher Lebenszuſtände. Die Wittwe eines Generals und Barons de l'empire hält ein Koſthaus um ſich ehrlich zu ernähren, und kein Menſch ahndet etwas von ihrem „hohen Range.“

Lagni, Oktober 1858.

Es gefällt uns hier in dieſer entzückenden Stille und Waldeinſamkeit ſo über alle Maßen, daß wir gar nicht begreifen, warum wir nicht ſchon längſt hierher gegangen ſind, und noch ſchwerer begreifen, wie wir uns entſchließen ſollen, ſchon in wenigen Tagen wieder nach der alten glänzenden Babel zurückzukehren. Dazu kommt die Nähe von Verſailles, deſſen Sammlungen wir von hieraus leicht erreichen können. Eigentlich bildete dieſer letzte Umſtand einen

Hauptgrund unſerer Auswanderung, und der Weg von Paris nach Jouy war für uns mit guten Vorſätzen fleißiger Studien des Verſailler Muſeums gepflaſtert. Aber, aber —

»Arbeit ſchätz ich nicht gering —
Faullenzen iſt doch ein ſchöner Ding!«

So iſt denn ſchon der erſte heutige Beſuch von Verſailles auf Morgen verſchoben, denn heute iſt es gar zu ſchön im Freien.

S. der alle Wege und Stege kennt, führte uns auf einem Spaziergange über die Hügel, welche den Thalkeſſel der beiden Jouy umgeben. Es iſt die anmuthigſte Gegend, die ſich denken läßt. Ueberhaupt: was hat dies Paris für wundervolle Umgebungen! Und doch erinnerte ich mich nicht, daß eins der zahlreichen deutſchen Bücher die ich geleſen, gerade dieſen Vorzug genugſam hervorgehoben hätte. Nur die Seite, welche man von Norden kommend paſſirt, bietet in der Nähe von Paris verhältnißmäßig geringere Reize der

Gegend. Auf allen andern Seiten dagegen iſt Alles um Paris ein einziger großer Park. Und die Eiſenbahnen, welche uns in Blitzesſchnelligkeit nach Auteuil, Paſſy, nach Saint Denys und Enghien, Montmorency und Ermenonville, nach Verſailles, Saint Cloud, und Saint Germain en Laye führen (ich nenne nur Orte die ich ſelbſt beſucht habe, und laſſe ein viertelhundert andere die ich nicht oder nur im Fluge geſehen, ungenannt), vermehren noch die Annehmlichkeit der Umgebung durch die Erleichterung ihres Genuſſes.

Wir ſchlenderten im ſonnengoldnen Morgenſchein ſtundenlang durch Waldwege und Schluchten, Weinberge und Obſtgärten, um das ganze Thal von Jouy herum, und die würzigen Brombeeren und Schlehen — wahrhaftig! die Schlehen von Jouy ſind eßbar! — gewährten uns ſüße Labung. Der kleine ſchöne Ungar mit den großen ſchwermüthigen Augen heiterte ſich zum

erſtenmale auf, und ſang ſeine ungariſchen Volkslieder fröhlich durch den Wald. Die ſchwarzen Locken und der weißlich gelbe, rothbeſchnürte Mantel flatterten luſtig im Morgenwinde, als er ſich, von heimathlicher Erinnerung hingeriſſen, zu der heimiſchen Tanzmelodie im Kreiſe drehte. Es war ein anmuthiges Bild in der grünen Waldſchlucht.

Tief unten rauchte der Schlott eines ſtattlichen Fabrikgebäudes. Es iſt das Etabliſſement eines Deutſchen, des Herrn Oberkamp, die größte Fabrik von gemalter Leinwand in Frankreich, die noch vor wenig Jahren an zweitauſend Arbeiter beſchäftigte. Ueberall auf den Abhängen der ſüdlichen Höhen anmuthige Landhäuſer von Weinbergen, Obſtgärten und Kaſtanienwäldchen umgeben. Eine freundliche Frau, deren Bekanntſchaft wir auf der Omnibusfahrt gemacht, ſtand am Thore ihrer Beſitzung, und lud uns verbindlich ein, ihre Trauben zu verſuchen. Sie mochte uns

für Fremde halten, die ſich anzukaufen beabſichtigten, denn ſie führte uns überall herum durch Gemüsgarten und Weinberg, Kaſtanienwald und Nußholz, zum Karpfenteich und in die zur Kapelle eingerichtete und mit artigen Marmorreliſs geſchmückte Grotte, bis hoch hinauf in das Winzerhäuschen, aus deſſen Fenſtern allerdings die reizvollſte Ausſicht das Steigen der zahlreichen Terraſſen belohnte. Dabei erfuhren wir ein Stück innerer Geſchichte des Pariſer Bourgeoislebens. Dieſe Beſitzung war die Frucht fünfundzwanzigjähriger Arbeit. Monſieur Cendrell, ein geſchickter Vergolder, hatte ſie einige Jahre vor der letzten Revolution gekauft, und bauluſtig mit beträchtlichen Koſten ſehr verſchönert. Die Revolution brach aus, als er eben ſein Geſchäft einem Freunde und Gehülfen abgetreten hatte. Er erlitt große Verluſte, und nun müſſen ſie, trotz der allgemeinen Entwerthung alles Grundeigenthums, die Beſitzung verkaufen.

Für 30,000 Francs war ſie zu haben, Garten und Weinberg, Wohnhaus und Gartenpavillon, Karpfenteich und Wäldchen nebſt freier Jagd auf eigenem Gebiet, ich weiß nicht wie weiten Umfangs. Und wie zierlich und behaglich eingerichtet war das Haus mit Badezimmer, Billardſalon und der Bibliothek mit den Bildniſſen Louis Philipps und des Grafen von Paris, wie ſauber gehalten alle Räume von der Küche bis zum Dachboden, Gartenwohnung und Remiſe; — es fehlte eben nichts, als — dreißigtauſend Franken um es zu kaufen, und ebenſoviel um dort zu leben bis ans Ende der Tage. Das ſollte kein ſchwer Stück Arbeit für mich ſein.

Wir ſaßen wohl eine halbe Stunde in dem hochgelegen Gartenhäuschen, und erquickten uns an den ſüßen Trauben, welche die Fenſter des mit Rohr und Schilfmatten bekleideten Zimmers umkränzten, während die freundliche Franzöſin uns ihr Schickſal erzählte. Es iſt das von tau-

ſenden ihres Gleichen in Paris ſeit der Februarrevolution. Aufrichtig, es that uns leid, ihr nicht von ihrer Campagne helfen zu können, und nicht blos um unſertwegen.

Unſere Hausgenoſſenſchaft beſteht aus lauter ächten Stammgäſten ſolcher Campagneaufenthalte. Lauter Pariſer Epiciers die ihr Geſchäft niedergelegt, kein einziger Touriſt darunter. Da iſt der vierundachtzigjährige Monſieur Morel nebſt der vierundſiebzigjährigen Madame Morel, beide vortrefflich konſervirt, von jugendlicher Rüſtigkeit und der Alte noch voll Courtoiſie gegen „Madame“ und gegen Damen überhaupt. Es war gar kein leeres Compliment, als er ſich galant erbot, meiner Begleiterin für die große Revüe von Satori ſeinen Platz auf dem einzigen Wagen, den es in Loges giebt, abzutreten, denn er iſt

der rüſtigſte Wanderer in der Geſellſchaft. Die neuen Revolutionen kümmern ihn nicht ſehr, denn er hat andere durchgemacht, gegen die das Juli- und Februarweſen Kinderſpiel iſt, und er hat Paris nie verlaſſen! Er war dreiundzwanzig Jahr alt als die erſten Reichsſtände in Verſailles tagten, und die uns Namen ſind, die Mirabeau, Danton, Robespierre, er hat ſie alle mit ſeinen Augen geſehen. So betrachtet er denn auch die alte Madame Chamorin, unſere Wirthin, deren Erinnerungen nicht über die glänzende Epoche der Kaiſerzeit hinausreichen, als eine junge Perſon, und was uns betrifft — wir ſind in ſeinen Augen alle drei nur unerfahrene Kinder.

Madame Chamorin war mit ſiebenundzwanzig Jahren Wittwe, und iſt es ſeitdem geblieben. Monſieur Chamorin war mit achtzehn Jahren gemeiner Soldat und mit vierunddreißig General der Kavallerie, Baron de l'empire, Commandant der Ehrenlegion und Aſpirant auf den Mar-

ſchallsſtab und irgend eine Herzogskrone. Dergleichen Schickſale ſind in den franzöſiſchen Familien nichts ungewöhnliches. Aber wie wurden auch dieſe Männer in der Welt umhergefegt von dem rauhen Schickſalsbeſen der Revolution und ihres Bändigers! Zwiſchen dem gemeinen Soldaten und dem General Chamorin liegen ein Dutzend und mehr Feldzüge und die halbe Welt, liegen die Schlachtfelder von Frankreich und Holland, von Italien und Deutſchland bis nach Eylau und Friedland hinauf, ja von Spanien und Amerika. Man ſieht faſt alle Hauptſchlachten der Republik und des aufſteigenden Kaiſerreichs an ſich vorüberziehen, wenn man die wenigen Blätter der Biographie dieſes Mannes lieſt, der an hundert einundvierzig Schlachten und Treffen Theil genommen, und erſt in der hundert zweiundvierzigſten von ſeinem Schickſal erreicht ward. Und ein Hauptſabreur muß er geweſen ſein, dieſer herkuliſche Reiterführer mit dem prachtvollen

Soldatenkopfe und der Ausdauer unerschütterlichen Muths in den Augen. Seine Schilderung der Schlacht von Preußisch Eylau in einem Briefe an seine junge Frau giebt ganz das Bild eines ächten Soldaten dieser „großen Armee“ des Weltbezwingers. Hier ein Paar Bruchstücke davon.

Vous me demandez, schreibt er aus Preußisch Eylau, früh Morgens nach der Schlacht, comment nous passons notre carnaval dans cette triste Pologne? Voici un episode de nos divertissements, qui vaudra bien tout ce que Vous pourrez nous conter de vos plaisirs Parisiens. Il est tout récent, et ne date, que d'hier.

Vendredi dernier il y a eu bal à petit orchestre aux environs de Hoff et à Hoff. Les masques étaient les Russes, avec lesquels nous n'étions pas d'accord. Ils voulaient la place, nous la voulions aussi, et nous avons réussi à les en chasser. Hier,

dimanche gras, grand bal à grandissime orchestre sous la direction de S. M. l'empereur autour de la petite ville de Preuss-Eylau, qui a illuminée la fête.

Ici la salle de danse était immensement plus grande, et la querelle a été infinement plus vive. Une plaine d'une étendue de quelques lieues, traversée de quelques legers ravins, entrecoupée de marais glacés et couverte d'une neige épaisse, qui ne cessa de tomber pendant une partie de la journée: voici le théatre de nos ébats. La neige qui nous fouettait le visage en énormes flocons, nous gêna beaucoup, mais ces fleurs d'une nature tout nouvelle en matière de décors ne seiyaient pas mal à la saison; et quelques grands sapins, disséminés ça et là et couronnés des guirlandes les plus blanches, ne contribuaient pas peu, par leur sévère phy-

sionomie, à la fête qui a été terriblement bruyante.

Bref, nous nous sommes battus toute la journée, et après une lutte des plus acharnées, où le terrain a été disputé, pied à pied, les Russes ont fini par nous céder le champ de bataille. Ce matin il est hideux à voir! — Je montais ma bonne Charlotte, qui franchissait les cadavres en bondissant avec une ardeur incroyable. Vous l'en aimerez d'avantage.

Dann erzählt er von ſeinen gefallenen Freunden und fährt fort:

Ne me demandez pas, si je pensais à Vous: cela est et sera toujours. Votre souvenir me semble le talisman qui me protège partout. Mais ici, je l'avoue, ma pensée vous a été un instant infidèle; il fallait serieusement songer à se tirer de la bagarre. Elle a été rude, et je ne crois

pas qu'un seul d'entre nous ait pu penser à autre chose pendant deux heures, qu'à sabrer, pointer et parer. Nous sommes revenus comme par miracle et au grand étonnement de tous.

Dann berichtet er, daß der Kaiser ihn auf dem Schlachtfelde zum Obersten ernannt, ihm Lobsprüche gespendet, und ihm für sein Regiment vierzig Kreuze der Ehrenlegion übergeben habe, und setzt kurz und trocken hinzu: Sa Majesté n'oublie personne, et franchement, nous méritons un peu qu'Elle pense à nous. Nous l'aimons assez pour cela.

Bald darauf schreibt er aus Spanien von einer Schlacht, deren Ausgang er durch einen Kavallerieangriff entscheiden helfen: Nous venons de remporter une victoire éclatante. J'ai fait plusieurs charges, toutes ont été heureuses — nous avons tué plus de 10,000 hommes, tous sabrés par la cavallerie.

Je n'exagère pas, nous avons mal au poignet! Ein feindliches Karré von 6000 Mann hielt bis zuletzt Stand. Mehrere Kavalleriechargen waren ſchon abgeſchlagen, als Chamorin den Befehl erhielt es mit ſeinen Dragonern anzugreifen — „et deux heures après il ne restait plus rien qu'un mouceau de cadavres de cette énorme masse!“

Und ſo iſt er auch gefallen, heldenhaft, im perſönlichen Kampfe, von Feinden umringt, neben ſeinem erſchoſſenen Roſſe, allen angebotenen Pardon verſchmähend, das Schwert in der Fauſt ſich vertheidigend gegen die Uebermacht bis zum letzten Athemzuge. Noch bewahrt ſeine Witwe den Brief, in welchem er ihr aus Spanien ſchrieb: „Si l'on Vous dit jamais que je suis prisonnier des Anglais, n'en croyez rien. C'est que je ne serai plus. Ils ne m'auront que sans vie. Der Feind ehrte ſeines Gegners Muth. Marſchall Beresford, der engliſche Heer-

führer, ließ ihn mit allen kriegerischen Ehren bestatten auf dem Platze wo er gefallen, und schrieb an den Marschall Soult, dessen Rückzug deckend Chamorin den Tod gefunden, daß er selten einem solchen Heroismus begegnet sei.

Loges, October.

Seit ich hier auf dem Lande bin, glaube ich an die Geſtalten der Dorfgeſchichten von George Sand. Ich ſage Dir, daß ich, unten in der Wegſchenke von Jouy, heute einen Burſchen geſehen habe, der ein ganz prächtiges Modell zu einem jugendlichen Apoll abgegeben hätte. Rein griechiſcher Kopf, prachtvolles dunkles Lockenhaar, Adel im Ausdruck der Züge, Schwung und Grazie in jeder Bewegung, und das alles in Blouſe und Sabots, ohne das mindeſte Bewußtſein da-

von, alſo doppelt reizend. Dabei die gewandte, gedankenfertige Ausdrucksweiſe in Rede und Gegenrede. Du kannſt ruhig ſein, lieber Karl, über die Realität Deiner Lieblinge im Compagnon des tours de France, im Champi und in der petite Fadette.

Auch der halberwachſene Burſche der uns bedient, — beiläufig der einzige Garçon des ganzen Hauſes, — iſt ein gutes Exemplar. Heute hat er aber große Beſtürzung angerichtet. Er will durchaus das große Manoeuvre auf der Ebene von Satory ſehen. Madame ſchlägts ihm ab, Monſieur gleichfalls, und er, kurz reſolvirt, ſagt: Eh bien, alors j'entrerai dans les hussards, läßt ſich ſeinen fälligen Lohn zahlen, und geht davon, unſere Stiefeln und Kleider ihrem Schickſal überlaſſend. Ich bewunderte den Gleichmuth von Monſieur und Madame. „Aber was kann man machen? il n'y a pas moyen de faire servir un homme, qui ne veut plus être

serviteur," ſagte die Matrone. Welche Weisheit lag in dieſen wenigen Worten für einen Politiker, zumal für einen Deutſchen! „Uebrigens," ſetzte ſie hinzu, wird er ſchon wiederkommen, wenn das Manoeuvre vorbei iſt. Er hat dann ſeinen Zweck erreicht, et *franchement*, je ne le trouve pas bête.

Von unglaublicher Anſtelligkeit ſind ſie wirklich, dieſe Franzoſen. Da iſt in unſerer Penſion in Paris Monſieur Adolphe, der Kellner. Wir ſind einige dreißig Einſaſſen, und er der alleinige dienſtbare Geiſt männlichen Geſchlechts im Hauſe, und wir ſind ganz vortrefflich bedient. Er überſieht nichts, vergißt nichts, verſäumt nichts. Er iſt die Pünktlichkeit ſelbſt, und für ein Paar Francs monatliche Zulage haben wir alle möglichen Bequemlichkeiten, wie ſie der beſte Gaſthof nur irgend bieten kann. Ein einziges Hausmädchen ſekundirt ihn, und dieſe zwei Menſchen beſorgen die Aufwartung des ganzen Hauſes,

vier Etagen hoch. Aber von dieſer Unermüdlichkeit und Schnelligkeit, von dieſem Geſchick alles zu vereinfachen, und Zeit und Kraft zuſammen zu halten, hat man auch keinen Begriff. Unſere Wirthin geſtand, daß es ihr nur dadurch, daß ſie ſo wenige Bedienung halte, möglich ſei, für ihre Penſion in dem glänzendſten Stadttheile, Preiſe zu ſtellen, deren Wohlfeilheit allerdings in Erſtaunen ſetzt. In dem ſchlechteſten Gaſthofe einer obſkuren norddeutſchen Stadt lebt man theurer, als hier in einer der beſten Penſionen von Paris. Da mir das neu war, ſo wirds wohl auch Dir eben ſo wenig bekannt ſein, daß man in der beſten Gegend von Paris ein Zimmer mit ganz leidlichem Ameublement und Alkoven, Bedienung, Frühſtück nach engliſcher Manier mit Kaffee und Thee, Eiern, Fleiſch, Butter, Brod, Käſe, Radieschen, und um ſechs Uhr ein ſehr gutes Diner von ſechs Schüſſeln, mit Nachtiſch und Wein à discretion, für täglich fünf Fran-

ken (1 Thlr. 10 Sgr. Preußiſch), haben kann. Sieh einmal zu, wo du das bei uns findeſt. Und die Küche iſt ſehr tüchtig, und das Gerede von ſchlechtem Fleiſch u. ſ. f. grundloſe, vorſündfluthliche Tradition. Die Eiſenbahnen haben auch hier ihre wohlthätige Wirkung geübt.

Lager, October Abends.

Die vielbesprochene Heerschau von Satory ist vorüber. Ich habe den Präsidenten gesehen, und den Ruf vive Napoleon! gehört. Doch davon erzähle ich dir Morgen. Viel wichtiger und interessanter als das Manoeuvre und der jetzige Obergensd'arm von Frankreich ist mir und uns Allen heute der Umstand, daß unsere Stiefeln und Kleider nicht mehr verwaist sind. Die Prophe-

zeiung der alten Madame Chamorin hat ſich erfüllt: François iſt nicht Huſar geworden, er iſt ganz unbefangen wieder rentré au service, und man hat ihn eben ſo unbefangen wieder aufgenommen. Der Zauber des kaiſerlichen Neffen hat ihn nicht gefangen. Deſto beſſer für unſre Stiefeln, zumal bei dem heilloſen Regenwetter, das ſeit ein Paar Stunden wieder gegen unſere Scheiben raſſelt.

Freund S. ſitzt und ſchreibt an ſeinem Buche: „Paris und die Pariſer" — ſelbſtverſtanden ſind auch die Pariſerinnen mit einbegriffen. Er hat ſich in die Einſamkeit von Loges zurückgezogen, um ſeine mehrjährigen Studien des Pariſer Lebens zuſammenzugeſtalten. Die Erholung iſt ihm zu gönnen. Was hat dieſer noch ſo junge Mann für ein Leben geführt in den letzten drittehalb Jahren! Als Mitglied der ungariſchen Geſandtſchaft bald auf Courierreiſen zwiſchen Ungarn und Frankreich, bald im Heerlager bei Koſ-

suth, bald wieder in Paris alle erdenklichen Mittel und Pläne aufbietend zur Förderung und Hülfe, endlich zur Rettung seines Vaterlandes; hin und her geschleudert zwischen jubelnden Hoffnungen und bitterer Verzweiflung, bis zum letzten, stummen, herzabdrückenden Jammer über ein ungeheures, gräßliches Endgeschick! Solche Jahre machen aus Jünglingen Greise, wenn auch das Haar nicht bleicht. Wir sprechen selten von Ungarn, aber als wir neulich zusammen die Säle des Versailler Schlosses durchwanderten sagte er einmal seufzend: „Welche Denkmäler und Kampfbilder würde man unsern Helden gesetzt haben, wenn wir gesiegt hätten!"

Dabei fällt mir ein, daß ich Dir noch kein Wort von meinen Versailler Schloßbesuchen gesagt habe. Ich wills nachholen, aber heute ists dazu schon zu spät. Und dazu tritt eben S. herein und sagt: „ich hab mir's überlegt, wir sind so kurze Zeit beisammen, lassen Sie uns

plaudern. Schreiben kann ich noch genug wenn Sie fort ſind. Melden wir uns zum Thee bei * *, ich will Ihnen von Pariſer Griſetten erzählen, deren Charakteriſtik ich jetzt ſchreibe." —

Die Grisette.

(Eine Novelle.)

Gesagt, gethan. Das Feuer brannte lustig in unserem Kamine, und sein funkensprühendes Knattern schien so recht den Nordwind auszulachen, der die prasselnden Regengüsse gegen unsere Fensterscheiben peitschte. „Kaminfeuer! schon das Wort klingt so warm und traulich. Die schöne Antoinette, unseres Herrn Pipelet-Leroy's einzige Tochter, wußte wohl was sie sagte, als sie auf meine Anpreisung unserer deutschen Oefen nichts zur Antwort gab, als: mais, c'est si triste! In der That, der Kamin ist ein lustiger Akteur, der Ofen nur ein trauriger Statist in der Zimmergesellschaft. Hinter dem Ofen, auf der Ofenbank kann man schlafen; leben, plaudern, trau-

lich ſchwatzen, kann man nur am lodernden Kamin Der Ofen iſt Proſa, der Kamin Poeſie. Am Ofen ſitzen mit den Geliebten — ſchrecklich Aber am Kamin, zu ihren Füßen, oder an ihrer Seite in die Flamme blicken, und dies Glühen und Leuchten, dies Auf und Nieder des wirbelnden Funkentanzes anſchauen, und es ſchüren und fachen zu neuer flammender Gluth, und ſich erfreuen an dem leiſen Singen des ſichverzehrenden Feuers, und an den Lichtreflexen die es über ein geliebtes, Antlitz wirft — wenn das nicht Poeſie iſt, ſo giebt es keine." —

— „Und ſie ſaßen auch beide am Kamin," begann als ich mein Lob des Kaminfeuers beendet, Freund S. ſeine Erzählung. Sie ſaßen beide am Kamin, der ſchöne François und die kleine zierliche Amélie, mit den braunen Locken und den blitzenden ſchwarzen Augen, welche um die Wette funkelten mit dem Flammengelodder zu ihren Füßen. Aber es war kein Bild, wie das eben von Ihnen

geſchilderte. Sie waren nicht zum Tanz gegangen in die Cloſeries dü Lilas, heute nicht, und ſchon lange nicht mehr. Denn ſie hatten kein Geld zum Sonntagsplaiſir, und François ſaß obenein bis über die Ohren in der Arbeit für ſein Examen. Er war arm, und ſie hatte gar nichts als ihre fleißigen Hände, mit denen ſie die feinſten Chemiſetten und Kragen ſtickte und nähte, für das Magazin des reichen Monſieur Pernalin in der Rue Vivienne. Und dieſer kleine Erwerb mußte ſchon ſeit längerer Zeit für zwei ausreichen. Denn François' Vater hatte ſeinen kleinen Poſten in einer Provinzialſtadt verloren, weil ſeine „gute Geſinnung" dem Herrn Präfekten zweifelhaft geworden war. Seitdem war François ſchmaler Wechſel ganz ausgeblieben. Sein Vater hatte ihm geſchrieben: „Mein Sohn ich bin ruinirt; ich kann Dir kein Geld mehr ſchicken, obſchon ich weiß, daß Du noch faſt ein halb Jahr in Paris zu ſtudieren haſt. Deine

Mutter iſt in Verzweiflung, aber Thränen kann man nicht verſetzen, wie unſer Silberzeug, das bereits ſeit zwei Monaten im Leihhauſe logirt. Wenn Du zurückkommſt als eingemachter Mann, ſo läßt ſich vielleicht den Dingen eine Wendung geben, durch eine Verheirathung. Die Pflegetochter der alten geizigen Tante wäre eine gute Partie. Bis dahin aber, ſieh zu wie Du's machſt, pour te tirer de la bagarre."

Das war leicht geſagt, aber ſchwer gethan. François Befreundete unter ſeinen Mitſtudenten waren gute Kameraden. Aber ſie hatten leider wenig mehr als er ſelber. Und wenn in Paris ein Student auch wohlfeil lebt, ſo lebt er doch nicht umſonſt. Die Verwandten, an welche François geſchrieben, ließen ihn auch im Stiche. Wozu wären es ſonſt auch Verwandte geweſen? Jene alte wohlhabende Tante, an welche er ſich zuletzt gewendet, ſchrieb ihm ſogar: daß ſie ſehr gut wiſſe, wie der Herr Neffe mit einem jungen

Frauenzimmer, einer verächtlichen Grisette, ein ebenso verschwenderisches als sittenloses und anstößiges Leben führe, — der kleine Seminarist Benoit, ihr erbschleichender Neffe, hatte es ihr gemeldet, — und daß er sich nicht wieder unterstehen solle, sie noch einmal mit Bettelbriefen zu behelligen.

Der Brief hatte dreißig Centimes Porto gekostet, denn die Tante hatte, wie alle alten Erbtanten, einen Abscheu gegen das Frankiren. Jetzt lag er zusammengeknittert am Boden des kleinen Dachstübchens, an dessen Kamine François und Amélie saßen. François starrte düster in die auflodernde Flamme, in welche die kleine Amélie eben zwei Pinienäpfel geworfen hatte. Sie nahm den Brief der tugendhaften alten Jungfer vom Boden auf, und sagte indem sie ihn ins Feuer warf:

„Da! laß uns das kalte Herz Deiner alten Tante erwärmen. Jedenfalls muß der Wisch

ſich doch nützlich machen für das viele Geld das ſein dickes Papier gekoſtet hat. Wir hätten dafür ein gutes Abendbrod haben können!"

François ſchwieg noch immer.

„Was gedenkſt Du aber jetzt zu thun, François," fragte die Griſette.

Ich weiß nicht! verſetzte der Student finſter. Ich glaube, ich werde unter die Soldaten gehen!

„Warum nicht gar! Du unter die Soldaten! Du, der Du nicht „roth" allein biſt, ſondern ſcharlachroth! Ah bah! Schäme dich François."

Aber was ſoll daraus werden, Amélie? Ich brauche noch mindeſtens fünf Monate Zeit, um mein Examen zu machen, und ich habe keinen Heller Geld, und wenn ich nicht ſeit dem letzten Quartal hier bei Dir wohnte in Deiner Dachſtube, ſo hätte ich nicht, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

„Mit Deiner Erlaubniß, mein Freund, das iſt

ſchon beſſern Leuten ſo gegangen, dem Seigneur le Christ zum Beiſpiel, und ſie ſind doch nicht Soldaten geworden. Und gefällts Dir denn nicht mehr bei mir, François mon mignon?“ ſetzte ſie mit einem ſchelmiſchen Blicke hinzu, der dem allerliebſten Geſchöpfe einen ſo reitzenden Ausdruck gab, daß ſelbſt der traurige François nicht umhin konnte, ſeinen Arm um ihren feinen Nacken zu legen, und ſie auf die Stirne zu küſſen. Dann aber fuhr er ſchwermüthig fort, indem er einen langen Blick auf ihre faſt fieberhaft gerötheten Wangen heftete:

„Aber Du ruinirſt Dich um meinetwegen, Amélie. Du arbeiteſt Tag und Nacht, und Deine Augen gehen zu Grunde bei dieſer nächtlichen Näherei, um mich zu erhalten. Und wenn wir auch wenig mehr als Brot und Waſſer genießen, — Du hältſt dies Leben nicht aus, und ich auch nicht! Ich ertrag es auch nicht länger, Dich zu Grunde zu richten. Du biſt jung und hübſch,

und möchteſt auch Dein Leben genießen wie andere, und mit mir haſt Du nichts als Hunger und Noth!“ —

„Und hab ich denn nicht Deine Liebe, François? ſagte die Griſette indem ſie ihn umſchlang und leidenſchaftlich an ſich drückte. Rechneſt Du dies Glück für nichts? Und weiß ich's nicht, daß Du einer der geſcheiteſten und gelehrteſten unter Deinen Kameraden biſt, wie ſie ſelbſt ſagen, und der fleißigſte und gewiſſenhafteſte, wie ich alle Tage ſehe, und der liebevollſte und freundlichſte Schatz Deiner armen Amélie dazu? Sei vergnügt, wir werden auch wieder beſſere Tage ſehen.“

Amélie, mein Herz, ſagte der junge Mann, höre mich an, ich will Dir etwas ſagen.

„Nun ſo ſprich, aber vernünftig, hörſt Du!“

Es wird nur allzu vernünftig ſein, verſetzte der Student düſter, während das Mädchen mit ihren zierlichen Fingern ſeine dunklen Locken furchte.

Du ſagſt: wir werden noch beſſere Tage ſehen —

„Gewiß! das ſag ich und behaupte ich.“

„Aber bedenkſt Du auch, daß wir uns, wenn es mir auch gelingen ſollte, mich hier zu halten und mein Examen zu machen, — daß wir uns dann doch — wahrſcheinlich trennen müſſen?“ ſetzte er ſtockend hinzu.

Ein Thränenſtrom ſtürzte aus den Augen des Mädchens. Aber bald faßte ſie ſich wieder. Sie trocknete ihr Geſicht mit der weißen Schürze, und rief, indem ſie den Geliebten umſchlang: Ach was bin ich eine Thörin, über etwas zu weinen was noch ſo lange hin iſt! Fünf Monate — das iſt ja noch eine Ewigkeit, und dieſe Ewigkeit gehört mir. Nachher — zu Hauſe — ich weiß, da wirſt Du eine honnette Frau heirathen müſſen, um Deinen Weg zu machen. Aber jetzt biſt Du ſchon mit mir zufrieden,“ ſagte ſie wieder fröhlich lächelnd. Und indem ſie aufſpringend

ſich auf dem Abſatz herumdrehte, trällerte ſie Bérangers:

Dans un grenier qu'on est bien à vingt ans!

François ſprang auf, und ſchloß ſie in ſeine Arme. Du biſt ein gutes Kind, ſagte er, ein Engel von den beſten, die je von einem frommen Maler gemalt ſind, und beſſer als die ganze tugendſtruppige Sippſchaft in der Provinz, ſammt allen Tanten und Nichten meiner Verwandtſchaft. Ich will verwünſcht ſein, wenn ich Dich nicht lieber habe, als alle Couſinen der Welt. Aber nun wieder an die Arbeit. Es iſt warm genug jetzt im Zimmer für meinen Schreibtiſch."

„Halt da, lieber François! ſo haben wir nicht gewettet, unterbrach ihn Amélie. Wenn Du auch nicht daran gedacht haſt, daß heute Dein Namenstag iſt, ſo hab ich es doch. Heute Abend wird nicht gearbeitet. Nous aurons notre fête, mon garçon, fuhr ſie fort, indem ſie aus ihrem

Arbeitskorbe eine Flaſche Wein, eine Zitrone, nebſt Zucker und ſonſtigen Ingredienzien zu einem Punſch, und zuletzt noch eine kleine, wohleingewickelte Wurſt vor den Augen des Erſtaunten auf den Tiſch legte. Deine brave Tante in der Provinz ſoll nicht umſonſt geſchrieben haben, daß wir in Paris luxuriös leben wie ächte Sybariten. Ich will ihre Worte wahr machen, ſo wahr mein Vater „un ancien“ war!“

Aber Amélie, welche Verſchwendung!

„Sei kein Thor, François und verdirb mir den Spaß nicht. Ich habe heute meine Arbeit bei meinem Bourgeois abgeliefert, und er hat mir dafür ein Douceur dreingegeben. Er war in ſeiner guten Laune, der Monſieur Pernalin, mit ſeinen ſchiefen Beinen, denn ich ſagte ihm, daß er in ſeiner Uniform als Offizier der Nationalgarde hinreißend ſei. Es war das nur eine Redensart von mir, wie Du begreifſt, — mais ça est si bête!“

Und wieder ſaßen ſie beide am Kamin, und wieder loderte die Flamme und knatterten die Funken. Aber ihr rother Schein fiel auf ein Paar fröhliche Menſchengeſichter, die allen Kummer vergeſſen hatten, und nur noch daran dachten, daß ſie jung waren und ſich liebten. Der Schreibtiſch ſtand im Dunkeln, und kein Lampenſtrahl fiel auf die ſchweinsledernen Quartanten und die dicken Collegienhefte, die ihn bedeckten. Und auch das Bügelbrett lehnte ruhig an der Wand daneben, und die feinen Finger raſteten von der unermüdlichen Arbeit der Nadel und des Bügeleiſens. Der Nähtiſch war an den Kamin gerückt, und auf ihm ſtanden ein Glas und eine Obertaſſe, von denen die letztere zugleich als Trinkglas und als Schöpfgeräth diente. Am Feuer aber ſtand der ſchwarze Eiſentopf, in welchem Amélie ſonſt die Abendſuppe bereitete, mit heißem Punſch gefüllt, und ſpendete herrlichen Duft durch das kleine Zimmer. Auch ein Päckchen

„Caporal“ war nicht vergeſſen. Denn Amélie hatte längſt bemerkt, daß ihr ſparſamer Geliebter auch nicht einmal ſeine Cigarette mehr rauchte, und darum hatte ſie ihr Feſt mit dieſer Gabe gekrönt. Aber von all den Cigaretten die ſie ihm mit geübter Hand gefertigt, hatte er heute nur eine entzündet, um ſie bald wieder wegzulegen. Die friſchen Lippen des Mädchens, das ihm den Punſch kredenzte, waren einladender, als ſelbſt der langentbehrte Caporal.

Was ſoll ich noch weiter hinzuſetzen! —

Dans un grenier qu'on est bien à vingt ans!

So ging das Leben wieder eine Zeitlang fort. Amélie hatte an jenem Abend die Unwahrheit geſagt. Nicht mit einem Extradouceur des Monſieur Pernalin, Offizier de la nationale, ſondern mit dem Ertrage einer Extraarbeit von

ſo und ſo viel Nachtſtunden hatte ſie die Koſten ihrer Fête beſtritten. Auch ihre Prophezeiung beſſerer Tage wurde keine Wahrheit. Die kleine Wirthſchaft dieſer wilden Ehe gerieth immer mehr ins Enge. Der mont de piété, in der Rue de Paradis (ach! welch' eine entſetzliche Ironie für die Armen, die dahin ihre letzte Habe tragen!) beſaß längſt Monſieur François Uhr und Améliens zwei goldene Ringe. Es war nichts mehr zu verſetzen übrig. Und obenein ereignete es ſich eines ſchönes Tages, daß Monſieur Pernalin, Offizier de la nationale, der fleißigen Amélie die Arbeit aufſagte. Monſieur Pernalin hatte Gefallen an der hübſchen Griſette gefunden, und war über die Maßen erſtaunt, als die Aeußerung deſſelben und die daran geknüpften Wünſche eine ſehr entſchiedene Abweiſung erfuhren. Er brachte ſehr bald das warum heraus, und fand es nun ganz in der Ordnung, dies „warum" dadurch zu beſeitigen, daß er ver-

ſuchte, die kleine Sprödigkeit durch Hunger zahm zu machen.

Aber Amélie verlor den Muth nicht. Sie verſchwieg ihrem François den Grund, weshalb ſie nicht mehr für das Magazin der Rue Vivienne arbeitete, und ſuchte den Ausfall ihrer Einnahme anderweitig zu erſetzen.

„Sie waren im Hippodrom in der Nähe des Arc de l'Etoile?“ unterbrach der Erzähler, zu uns gewendet, ſeine Geſchichte.

Wir bejahten beide.

Nun, dann haben Sie, fuhr er fort, auch wohl einmal daſelbſt den großen Prachtaufzug des char du printemps geſehen, auf welchem die Göttin des Frühlings, umgeben von einem Dutzend Genien und Nymphen, ihren Umzug durch die Bahn hält. Zu dieſen Genien und Nymphen, welche im leichten Trikot in faſt paradieſiſcher Nacktheit, mit nur einem Fuße auf einem unſichtbaren Haltpunkte ruhend, oder in

ſchwebender Stellung hoch über dem Wagen, auf ſchwanke Eiſenſtäbe gebunden, die Göttin umgeben, bedarf der Unternehmer dieſer Schauſpiele der ſchönſten Mädchen, weil eben die Schönheit und Jugend zu den Hauptanlockungsmitteln ſolcher Schauſtellung gehören. Arm müſſen ſie auch ſein, denn ſonſt geben ſie ſich nicht leicht dazu her, für wenig Geld ihre geſunden Glieder aufs Spiel zu ſetzen. Denn es iſt ein halsbrechendes Stück Arbeit, ſo auf ein unſichtbares Stück Eiſen oder Stahl gebunden, unter den heftigſten Stößen, welche die ſchütternde Bewegung des ungefügen Räderkaſtens hervorbringt, mit lächelndem Geſicht eine Viertelſtunde lang Folterqualen zu ertragen. Und dazu iſt die Bezahlung gering. Amélie hätte, durch eine gewiſſe Gefügigkeit gegen Monſieur Pernalin, leicht das Zehnfache von dem erhalten können, was ſie jetzt von dem Unternehmer des Hippodrom's für die beſchriebenen Kunſtleiſtungen empfing. Aber ſie zog es vor

ihrem François treu zu bleiben. Und doch war sie nur eine Grisette, ein „Kind des gemeinsten Volkes," wie sich neulich ein Polizeisergeant ausdrückte, als ich ihn fragte, warum die hohe Polizei diese halsbrechenden Künste dulde. Und doch wußte sie, daß François sie niemals heirathen werde devant Monsieur le maire, obschon sie sich in glücklichen Stunden mitunter solch eine Zukunft ausmalte. Aber es blieb eben keine andere Auskunft übrig, um Geld zu verdienen. Die Magazine, an die sie sich um Arbeit gewendet, waren besetzt. Amélie mußte froh sein, von Herrn Poitevin im Hippodrom für seine Darstellungen engagirt zu werden. Ihre einzige Sorge war, daß François es erführe. Aber Paris ist groß, und während ihr Geliebter sie Nachmittags in irgend einem Magazin nähend und stickend glaubte, schwebte sie in Todesangst, für ein Paar Franken, als Engel und Genius durch den Hippodrom.

So kam die Zeit des Examens heran, mit ihr neue Noth und Verlegenheit. François bedurfte Geld zu gewiſſen Ausgaben, die von ſolchem Examen unzertrennlich waren. Es war nur eine geringe Summe. Mancher junge Dandy verzehrte ſie in einem Frühſtück im Palais royal. Aber ſie war unerſchwinglich für François und ſeine Amélie. Zwar hatte die letztere insgeheim, ſeitdem ſie von Herrn Poitevin im Hippodrom engagirt war — ein Umſtand der für François fortwährend ein Geheimniß blieb — eine kleine Anzahl von Frankenſtücken für jenen gefürchteten und doch erſehnten Moment zurückgelegt. Aber die Summe reichte nicht aus. Es fehlte ein ganzer Napoleon, um ſie voll zu machen. François ſchrieb nach Hauſe, an die Tante, er bat, er beſchwor. Vergebens. Die Verzweiflung war auf dem Gipfel, als am Morgen vor dem letzten Termine Amélie freudeſtrahlend zu ihrem François ins Zimmer trat, und ihm den goldenen

Napoleon auf ſeinen Arbeitstiſch legte. Der freudig Erſtaunte wollte wiſſen, wie ſie es angefangen, das Geld aufzutreiben. Aber all ſeine Bitten waren vergebens.

„Das iſt mein Geheimniß, mein Freund, lachte ſie, die kleinen Hände vor Freude zuſammenſchlagend; mein Geheimniß, bis — morgen nach dem Examen. Dann ſollſt Du alles erfahren.“ Zugleich erzählte ſie, daß es ihr gelungen ſei, wieder in einem neuerrichteten Magazin Arbeit zu bekommen, und daß François ſie heute Abend ſpäter als gewöhnlich erwarten ſolle, da eine wichtige Arbeitsbeſtellung, die Ausſtattung einer jungen Gräfin, ſie vielleicht bis tief in die Nacht im Magazin zurückhalten werde. Sie richtete ihm das ſpärliche Mittagsmahl zu, und nahm dann Abſchied, um in das Magazin zu gehen. Kam es ihm nur ſo vor, oder zitterte wirklich ihre Stimme, und feuchteten ſich ihre Augen, als ſie ihm Adieu! zurief, und nachdem

ſie einen langen Kuß auf ſeine Lippen gedrückt, noch in der Thüre ihm eine letzte Kußhand zuwarf? Ihm war, als habe er ſie nie ſo bewegt geſehen.

Es war ein wundervoller Frühlingsabend. Die Sonne neigte ſich zum Untergange. François hatte den ganzen Tag hinter ſeinen Büchern verſeſſen, als ein Freund, der morgen mit ihm zugleich das Examen zu machen hatte, zu ihm ins Zimmer trat, und einen Spaziergang nach dem Champs Elyſées vorſchlug. François ſprang auf, und folgte ihm. Sie wanderten über den Pont des Arts dem Concordienplatze zu. Die Abendſonne hing über dem Arc de l'Etoile, und vergoldete mit ihrem Zauberlichte das ſchönſte Panorama der Welt, das ſich von der Brücke de la Concorde dem Auge des Beſchauers darbietet. Brücke und Platz waren in einer, ſelbſt für Paris ungewöhnlichen Menge mit Spaziergängern gefüllt. Zahlreiche Gruppen richteten un-

verwandt ihre Blicke gegen den Arc de L'Etoile hin, und ein Paar große Fernröhre auf drehbaren Geſtellen ruhend, waren gleichfalls gegen dieſe Richtung hingewendet, ohne daß jedoch bis jetzt einer der Umſtehenden Luſt gezeigt hätte, ſich ihrer zu bedienen.

„Was giebt es hier?“ fragte François Begleiter einen Invaliden, der als Inhaber eines ſolchen Fernrohrs neben demſelben ſtand.

Sie wiſſen nicht? Oh, es giebt etwas Prachtvolles zu ſehen. Heute iſt große Vorſtellung im Hippodrom, und am Schluſſe wird Madame Poitevin mit dem Ballon aufſteigen.

„Nun das iſt ſchon öfter dageweſen!“ bemerkte der andere.

Verzeihen Sie, nein. Es iſt etwas ganz Neues. Madame Poitevin wird aufſteigen als Göttin des Frühlings, in einem Nachen liegend, und mit ihr zwei junge Damen, Genien, welche neben dem Nachen zu beiden Seiten in der freien

Luft ſchweben. Der Moment wird gleich da ſein. Belieben Sie mein Fernrohr? Für zwei Sous ſteht es zu Dienſten!

In dieſem Augenblicke ließ ſich ein lauter Ausruf des Staunens in der verſammelten Menge vernehmen. Denn kaum hatte der Invalide ausgeredet, ſo ſchwebte auch ſchon über den Bäumen der Elyſäiſchen Felder der ungeheure Ballon in die Höhe. Und richtig! in dem ſchwanken Gondelkorbe ruhte, nachläſſig hingeſtreckt, die Göttin des Frühlings, und zwei Genien, Palmenzweige in den Händen, ſchwebten gegen die ruhende Geſtalt hingeneigt, ohne einen ſichtbaren Halt ihrer Leiber, zu beiden Seiten der Gondel in freier Luft. Es war ein wahrhaft entſetzlicher Anblick.

Unwillkürlich ſchaute François durch das aufgeſtellte Teleskop, dem der Alte ſchnell die nöthige Richtung gegeben hatte. Aber wie vom Blitze getroffen fuhr der junge Mann im nächſten Augenblicke mit einem lauten Aufſchrei

zurück in die Arme ſeines hinter ihm ſtehenden Freundes, während ſich bereits andere Schauluſtige an ſeinem Platze vor das Fernrohr drängten.

Diable! was haſt Du François? ſagte der Student zu ſeinem Freunde, Du biſt todtenbleich und Deine Lippen zittern.

„Es iſt nicht möglich, kann nicht ſein!“ murmelte der andere, ohne auf die Frage zu antworten.

Mais Dieu des Dieux! was iſt unmöglich? fragte der erſtere wieder.

„Sie, die ſchon ſchwindlich wird, wenn ſie aus dem hohen Fenſter ihrer Stube ſieht! Es iſt nicht möglich! — François hatte auch dieſe Worte vor ſich hin geſprochen. Dann, gegen ſeinen Begleiter gewendet, ſagte er laut: „Es iſt nichts, ein Irrthum. Ich glaubte einen Augenblick —

Was denn, ums Himmels willen?

„Laß es gut ſein, Armand, ſagte François, und verzeih, daß ich Dich erſchreckte.“

Nur unter der Bedingung, daß Du mit mir in's Eſtaminet gehſt, um ein Glas zu trinken. Armer Junge Du! ich glaube Du haſt Dich überſtudiert für Morgen, Du ſiehſt wirklich elend aus. Und ſchlecht gelebt habt Ihr auch, Du und Deine Amélie. Sie iſt ein braves Kind, wie? Wir wiſſen alle was ſie für Dich gethan hat. Vivent les grisettes! fuhr er fort, als er in dem Hinterſtübchen des Eſtaminet dem Freunde das Glas mit kühlen Chablis füllte. Vivent les grisettes! Wollte der Himmel, unſere Mädchen und künftigen Frauen in der Provinz glichen Deiner kleinen Amélie!

François trank ſchweigend. Es gelang ſeinem Bekannten nicht, ihn aufzuheitern. Ein Paar andere Freunde kamen hinzu. Sie hatten gleichfalls das Aufſteigen des Ballons geſehen, und ſprachen ſich unwillig aus, gegen eine ſolche Ausbeutung der Jugend und Schönheit des armen Volkes zu Gunſten des Geldgewinnes eines Speculanten.

Es wird nicht lange dauern, meinte der Eine.

Wie ſo? meinſt Du die Polizei wird einſchreiten? fragte Armand.

Oh die Polizei! Herrn Louis Napoleon iſt es ganz recht, wenn die Maſſe des Volks abrütirt wird. Und dieſe Schauſpiele dienen dazu ganz vortrefflich. Was wir heute geſehen haben, iſt doch wahrhaftig nur wenig beſſer als die Thierkämpfe der Alten. Aber die Zuſchauer werden ſich auch daran bald gewöhnen. Die Nerven ſtumpfen ſich gegen nichts leichter ab als gegegen das Gräßliche.

Davon wißt Ihr zu ſagen, Ihr Carabins! Aber ich möchte wiſſen — fuhr Armand fort, wer ſich dazu hergiebt, ſo wie dieſe beiden Mädchen heute in die Luft hineinzufliegen, als wären ſie ein Paar Schmetterlinge.

Sie waren hübſch genug um ihr Geld auf der Erde zu verdienen, ohne es in der Luft ſu-

chen zu müſſen, ſagte der Eine der Neuhinzugekommenen. Ich war im Hippodrom. Die armen Kinder zitterten wie Eſpenlaub, obſchon ſie die Farben nicht wechſeln konnten, denn ſie waren ſtark geſchminkt. Aber doch kam mir's ſo vor, als ob die Eine ohnmächtig wurde, als der Ballon aufrauſchte. Sie ließ verteufelt den Kopf auf die Seite hängen, das arme Ding!

François ſtand auf, und verabſchiedete ſich. Die anderen blieben zurück. Ihn trieb eine unerklärliche Unruhe nach ſeiner Wohnung. Amélie war noch nicht da. Doch das konnte ihn nicht befremden. Sie hatte ja ſelbſt geſagt, daß und warum ſie diesmal ſehr ſpät heimkehren werde. Er hätte gehen mögen, ſie aufzuſuchen. Aber er erinnerte ſich nicht, daß ſie ihm Namen und Nummer des Magazins genannt hätte, in welchem ſie Arbeit gefunden. Mitternacht war längſt vorüber, als er ſich auf das Lager warf ohne den Schlaf zu finden. Er erinnerte ſich an ihre

glücklichere Vergangenheit, an ihre erſte Bekanntſchaft, an das Geſtändniß der gegenſeitigen Liebe, an all' die Liebe und Treue, die ſie ihm bewieſen — ſie, das Kind des Volks, die vater- und mutterloſe Waiſe. Und er ſchwur ſich's mit einem heiligen Eide, was es ihn auch koſten möge, ſie nie zu verlaſſen, ſie zu ſeinem ehrlichen Weibe zu machen, und ihr als ſolcher zu lohnen, was ihre Liebe an ihm gethan.

Unter dieſen Gedanken fand er endlich den Schlummer, und erwachte am Morgen wunderbar geſtärkt.

Amélie war nicht gekommen. Statt deſſen meldete ihm die Frau des Concierge am Morgen, als er zum Examen ging: Mademoiſelle Amélie habe ſagen laſſen, ſie werde erſt gegen Abend zurückkommen. Man habe die ganze Nacht arbeiten müſſen im Magazin, und ſie werde vor der gedachten Zeit nicht zurück ſein können. Uebrigens ſei ſie munter, denn der Kaffée der Ma-

dame ſei vortrefflich, und ſie laſſe Monſieur François viel Glück wünſchen. Die Alte verſchwieg, daß ihr Amélie dieſen Auftrag ſchon geſtern beim Fortgehen ſelbſt ertheilt hatte.

Das Examen war beendet. François hatte es mit Auszeichnung beſtanden. Er eilte beglückwünſcht von ſeinen Kameraden nach Hauſe, um der Geliebten die gute Botſchaft zu bringen. An der Thür trat ihm die Concierge in den Weg.

Iſt Amélie zurück? fragte er haſtig.

Noch nicht, Monſieur François, erwiderte die Alte. Und ſie — wird auch wohl heute nicht gut kommen können, fügte ſie zögernd hinzu.

Nicht können? was iſt vorgefallen?

Das arme Kind! Erſchrecken Sie nur nicht, Monſieur François! Sie hat es gut gemeint. Sie war ſehr gut, ſehr gut, die brave Amélie!

Wo iſt ſie! wo iſt ſie! rief außer ſich der junge Mann, indem er die alte Frau am Arme faßte, daß ſie laut aufſchrie.

Sie iſt — im Hôtel Dieu! Ein Wärter iſt hier geweſen, es anzuzeigen. Sie hat die Luftfahrt mitgemacht um Geld zu verdienen, das arme Kind — ja ſie war immer gut, die Kleine, Monſieur François! —

Aber François hörte ſchon längſt nichts mehr. Er ſtürzte durch die engen Gaſſen des Quartier Latin dem Hôtel Dieu zu. Wenige Minuten ſpäter, und er ſtand vor dem Sterbelager Améliens. Sein Blick auf der Concordienbrücke hatte ihn nicht getäuſcht. Amélie hatte an der Stelle eines anderen plötzlich erkrankten jungen Mädchens jene entſetzliche Luftfahrt mitzumachen unternommen, um dem Geliebten das nöthige Geld zu ſchaffen. Schrecken und Entſetzen aber hatten ſie gleich beim Aufſteigen ohnmächtig gemacht. Hülfe wäre vielleicht möglich geweſen, wenn der Luftſchiffer ſich ſchnell wieder heruntergelaſſen hätte. Allein das hätte ſeinem Rufe beim Publikum geſchadet. Als nach mehreren Stunden ſich die Gondel niederſenkte,

ward Amélie ohne Zeichen des Lebens in's Hôtel Dieu gebracht. Ein Blutſturz hatte ſich wiederholt, und der Arzt gab wenig Hoffnung für die Nacht.

François ſaß an dem Bette der Sterbenden. Es war Mitternacht als ſie die Augen aufſchlug. Ein Lächeln ihres bleichen Antlitzes zeigte ihm, daß ſie den Geliebten erkannt habe. Ihre Lippen bewegten ſich. Der zitternde François beugte ſein Ohr zu ihr nieder um ihr Geflüſter zu vernehmen. **Adieu François!** lispelte ſie, **tu auras une femme honnête! — mais — ne m'oublie pas!** Es waren ihre letzten Worte.

Noch einige Minuten, und die Griſette war todt.

Louis Bonaparte.

Lagos en Josas, den 11. Oct. 1849.

Gestern habe ich endlich den Präsidenten der französischen Republik, den Herrn Louis Bonaparte gesehen! Das ist also der Erbe des Kaisers! — Diese aufgedunsene Gestalt mit dem verwüsteten Gesicht, ohne einen Strahl geistigen Ausdrucks; diese Augen mit dem blicklosen Blicke, diese Physiognomie mit dem stupid hochmüthigen Ausdrucke, wie er sich sonst nur bei den entarteten Sprossen der alten Fürstengeschlechter findet

— dieſer „Neffe“ der dem Onkel gleicht, wie die Nebelkrähe dem Adler, — das iſt der Mann den ſich das Frankreich der Februarrevolution erkämpft hat?!

Es war ein thaufriſcher, ſonniger Herbſtmorgen, als ich geſtern durch den Laubwald von Joup nach der Ebene von Satory ſchlenderte, wo die große Reiterheerſchau gehalten werden ſollte. Ein Trupp Landleute aus der Umgegend waren meine Begleiter: braune, abgearbeitete Geſtalten, ſchweigſam wie das nordfranzöſiſche Landvolk überhaupt, aber doch gutmüthig auf die Fragen des Fremden eingehend. Sie hatten Söhne bei den Regimentern, und wollten nebenher, wie ich, den Präſidenten ſehen. Ich gab mich mit ihnen ins Geſpräch. Ihr politiſches Glaubensbekenntniß war bald herausgebracht. Es lautete ſo ziemlich übereinſtimmend mit dem der dicken Wirthin in der Wegſchenke von Joup. „Was wir nöthig haben iſt: Frieden und mäßige Steuern.

Wer uns das giebt, der iſt uns recht, König oder Präſident, gleichviel."

Aber jetzt ſiehts nach beiden wenig aus! bemerkte ich, die Soldaten koſten zu viel.

„Das macht, ſagte der Alte, der vor den anderen das Wort führte, daß alle Regierungen ſich untereinander als Räuber (brigands) anſehen."

Wie ſo? verſetzte ich ſtutzend.

„Nun das iſt klar genug, denk ich. Wir die wir hier zuſammen gehen, ſind vernünftige Leute, und glauben nicht, daß Ihr uns eine Piſtole vorhalten und unſer Geld fordern werdet." Ich nickte lächelnd meinen Dank für die gute Meinung. „Und Ihr, fuhr er fort, Ihr glaubt das auch nicht von uns, darum geht Ihr friedlich und ohne Waffen mit uns zuſammen, hier im Walde, obgleich Ihr ein Fremder ſeid. Wenn die Regierungen eben ſo gut von einander dächten, ſo brauchten ſie nicht ſoviel hunderttauſende

von Soldaten zu halten. Aber ſie trauen ſich alle untereinander das Schlimmſte zu, und darum halten ſie ſich immer in Waffen bis an die Zähne."

Wörtlich ſo ſprach der Mann. Ich reichte ihm die Hand, die er treuherzig ſchüttelte, und dachte bei mir, wie lange es wohl noch dauern würde, ehe dieſe Anſicht des Bauern von Jouy Eigenthum der weiſen Regierungen Europa's werden dürfte.

Die Plaine von Satory iſt eine weite Hochebene nahe bei Verſailles, deren unabſehbarer Geviertraum, auf drei Seiten von Laubholz eingefaßt, ſich mäßig nach Weſten hin abwärts ſtreckt, in der Mitte eine leiſe Erhöhung bildend. Infanterieposten bezeichneten den abgegrenzten Raum. Berittene Gensdarmen ſprengten hin und her, die Ordnung zu wahren. Es war nicht nöthig. Das zahlreich anweſende Volk hielt ſie ſelbſt. An der Seite nach Verſailles zu waren

am Saume des Waldes einige Tribünen errichtet für die Großwürdenträger der Republik, das diplomatische Korps und andere Begünstigte. Neben diesen, von Tricoloren umrauschten Schaugerüsten, hatte die Spekulation andere minder geschmückte errichtet. Da sie sich in der Nähe des großen offenen Zeltes befanden, wo nach dem Manoeuvre der „Prinz" die Offiziere mit Champagner bewirthen wollte, so zahlten viele Neugierige gern ihren Fünffrankenthaler für einen elenden Platz. Das Volk aber wußte sich besser zu helfen. Alle Bäume des Waldrandes saßen voll Schaulustiger, welche das, sogar hier seltene Schauspiel eines Manoeuvres von nicht weniger als fünfzehntausend Mann Kavallerie, aus Paris und der ganzen Umgegend meilenweit herbeigelockt hatte. Zeitungen hatten ein Bild von der Schlacht bei Eylau oder sonst einer der großen Kaiserschlachten versprochen. Es gab aber von alle dem nichts, sondern es war eben

nur ein Puff, um Zuſchauer zu Gunſten der feilbietenden Weinſchenken und Reſtaurants aller Art anzulocken. Man muß doch etwas für das Volk thun. Die Manoeuvres beſchränkten ſich auf zwei großartige Chargen, deren eine von den Lanciers allein, die andere von der geſammten Kavalleriemaſſe der Küraſſire, Dragoner, Chaſſeurs zu Pferde, Huſaren und wie dieſe Mordcentauren weiter heißen, ausgeführt wurde. Der Boden war etwas regenfeucht und ſchlüpfrig, doch ſtürzten nur drei Reiter. Der Anblick dieſer wahrhaft unabſehbaren Reiterlinie, wie ſie einer ungeheuren Welle des Ozeans gleich ſich aus der Ferne heranwälzte, und zuletzt im wildeſten Roſſeslauf gegen die vermeintlichen Vierecke des Feindes anbrandete, war erſchütternd. Die Erde bebte wörtlich, und das wilde Kampfgeſchrei ſcholl zu den Wolken hinan, als ambroſianiſcher Lobgeſang des Gottes, den ſie den Gott der Liebe nennen.

Nachher defilirten die einzelnen Regimenter vor dem Präsidenten, der von einem glänzenden Stabe umgeben vor der Tribüne hielt. Es heißt, einige haben es lebe Napoleon! andere es lebe der Kaiser! gerufen. Ich konnte es nicht verstehen. Die Zeitungen werden es indeß schon herausbringen.

Während ich die endlosen Wagenreihen durchwanderte, die neben und über ihren rechtmäßigen Insassen, auf Rädern, Kutschböcken, Wagentritten und Deichseln tausend und aber tausend Unberechtigte trugen, welche alle mit emporgereckten Hälsen auf die vorbeidefilirenden Reitergeschwader starrten, — hörte ich bei einer, auf einem kleinen Waldhügel gelagerten Gruppe von Ouvriers folgendes Gespräch:

Dis donc, sagte der Eine, ist es wahr, daß der Präsident Cigarren und Tabak hergiebt aus seiner Tasche für all die Soldaten?

Freilich!

Und das Alles, pour empocher la république au prix de ses cigarettes?

Seid ruhig, sagte ein Dritter, il ne la mettra pas dans sa poche, lui. Car pour cela il faut un peu de „petit Caporal," et cela — ce n'est que du caporal!

Alle lachten über den Witz, und wenn man weiß, daß der gewöhnliche Cigarettentaback in Paris den Namen Caporal führt, und sich dabei erinnert, wen die Franzosen den kleinen Caporal nannten, so wird man das Wortspiel nicht schlecht finden.

Endlich kam der von Vielen erwartete Moment der Rückkehr des Präsidenten. Von der Ebene bis hinab nach Versailles bildete sich ein Spalier von Zuschauern zu Wagen und zu Fuß. Gensdarmen in Unzahl halfen es ausweiten. Zuerst kamen der Kriegsminister d'Hautpoul und der allmächtige Changarnier, jeder mit seinem Gefolge; hinter ihnen auf einem großen Schim-

mel der Erwählte von sechs Millionen Stimmen. Gut vertheilte Anhänger schwenkten die Hüte und schrieen aus Leibeskräften: Es lebe der Kaiser! es lebe Napoleon! Das Volk blieb stumm. Es war eine lächerliche Farce. Der Held von Straßburg und Boulogne, hoch zu Roß, in glänzender Generalsuniform, das breite Band der Ehrenlegion über der Schulter, in Federhut und Reiterstulpen, sah einem Kunstreiter sprechend ähnlich. Er beugte den Kopf wie ein Wendehals nach rechts und links, überall hingrüßend, wo ein Zuruf erscholl. Da aber der Weg ziemlich abschüssig, und der Tritt seines Pferdes unsicher war wegen der schlüpfrigen Nässe, so ward dadurch die Unbeholfenheit, welche das Charakteristische der abenteuerlich aufgestutzten Erscheinung bildete, noch vermehrt. Ich stand nahe genug, um ihn genau zu sehen, und nie sah ich ein nichtssagenderes Menschengesicht als dieses. Ein ungesundes Graubraun ist die vorherrschende Farbe desselben.

Die Züge sind stumpf und verwüstet, und von Aehnlichkeit mit dem großen Kaiser ist kaum eine Spur vorhanden. Vergeblich bemühte ich mich den Blick seiner Augen zu finden. Man sollte sagen er hätte keine, so glanzlos und unbestimmt ist dieser verschleierte Blick. Nein! Der wird die Republik nicht in seine Tasche stecken!

Als er vorüber war, ertönte plötzlich hinter mir ein geller Aufschrei. Eine junge Frau aus Versailles war im Schreck über das Heransprengen eines Gensdarmen zwischen die Wagenreihen und ausgleitend unter die Räder gerathen. Man trug sie an mir vorbei in ein nahes Zelt. Militairärzte sprangen von den Pferden, und eilten zu Hülfe. Es war keine mehr möglich; die Räder waren über das Haupt gegangen, sie war todt. Mit diesem schauderhaften Eindrucke verließ ich den Ort des bunten Mordscheinspiels. Später erfuhr ich, daß noch ein Opfer auf ähnliche Weise zu Ehren des Tages gefallen sei.

Ich wanderte einsam nach Loges zurück. Es war der herrlichste Spätnachmittag. Die glühende Herbstsonne lag auf den Gipfeln der Bäume und streute ihr Gold über das hier und da schon leise geröthete Laub. Die stattlichen Arkaden der Versailler Wasserleitung, welche sich über die grüne Thalschlucht von Bouc und Jouy schwingen, ein Werk an Größe den römischen Bauten vergleichbar, warfen ihre langen, stillen, sanften Schatten über die saftigen Wiesenmatten. Es war so lauschig still und friedlich auf dem wenig betretenen Fußpfade, den ich aufs Gerathewohl durch den Wald zur Rückkehr wählte. Nur das Rascheln des Laubes zu meinen Füßen, und die fernab verhallenden Trompetenklänge der nach ihren Quartieren abziehenden Reitergeschwader, unterbrachen diesen Frieden der Natur. Ich dachte an die Versailler Prachtsäle voll blutigen Ruhms, an dieses rothe Meer von Menschenblut, durch welches die Leidenschaft des Hasses und des Ehr-

geizes dies arme Volk, und mit ihm die Europäische Menschheit, endlos gehetzt. Und wieder fiel mir ein, daß gerade jetzt der Friedensgedanken, der Gedanke des friedlichen und vernunftgemäßen Zusammenlebens der Europäischen Kulturvölker in jenem Kongresse zu Frankfurt den ersten, freilich noch schüchternen Schritt zu seiner Verwirklichung gethan hat. Von der Studierstube des deutschen Philosophen zu Königsberg bis zum Kongresse der Friedensapostel in Frankfurt, ist immerhin schon ein gewaltiger Schritt. Manches Lächerliche wird dabei mit untergelaufen sein. Immerhin! Alle größten Gedanken sind im Munde ihrer ersten Apostel „den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit" gewesen. Und ich denke, — wenn dies alte Europa überhaupt noch eine Zukunft hat, so wird sie schwerlich auf die Dauer eine kriegerische sein, sondern das Wort des alten Blousenbauern von gestern Morgen wird eine Wahr-

heit werden für glücklichere Geſchlechter. Bis dahin wird freilich noch viel Waſſer ins Meer fließen, und viel Blut die Erde düngen. Aber endlich wird es doch geſchehen —:

La glaive brisera la glaive
Et du combat naitra l'amour!

der italiäniſchen, franzöſiſchen und engliſchen zuſammengenommen. Er hat die pourriture der Salonerziehung aller Nationen. Noch heute iſt er keineswegs ohne Geiſt, und eben ſo wenig ohne eine gewiſſe Gutmüthigkeit. Er kann weinen, aufrichtig weinen über Noth und Elend eines Armen im beſonderen Falle, und gewährt gern Gnade, wenn man ſie fordert, ſelbſt für Perſonen, die ihm politiſch entgegen ſind. Aber es iſt in keinem Betrachte Verlaß auf ihn. Er iſt mit einem Worte der Charakter einer gewöhnlichen Frau. In Folge ſeines Umherabenteuerns erſcheint er heute als Deutſcher, morgen als Franzoſe und übermorgen als Engländer oder Italiener. Er iſt ganz grundſatzlos und ohne allen ſittlichen Halt. Er kann, wenn man ihm die Unmoralität einer Handlung vorſtellt, lachend ſagen: bah! qu'est ce que ca me fait? — und den nächſten Tag moraliſche Skrupel haben, wie ein deutſcher Candidat. Er hat den phyſiſchen Muth

seiner ungewöhnlichen Körperstärke — corporis robore stolide ferox — unterstützt durch den fatalistischen Glauben an seinen Stern; und dieser Glaube der durch den unerhörtesten Schicksalswechsel in der letzten Zeit neue Nahrung bekommen hat, verblendet ihn über seine Lage, und macht ihn taub gegen die warnende Stimme seiner wenigen redlichen Freunde. In dieser Hinsicht hat seine Mutter, welche unaufhörlich seinen Ehrgeiz aufstachelte, sehr schädlich auf ihn gewirkt. Er ist eigentlich persönlich bescheiden und anspruchlos, aber bis zum Wahnsinn eitel auf seinen Namen und seine legitimen Ansprüche. Daß er sich, wie man allgemein sagt, mit Ausschweifungen gröbster Art und mit Opiumräuschen ruinirt hat, und fortwährend ruinirt, scheint leider nur allzuwahr. Denn er ist gegen seine Jugend allzusehr verändert. Dennoch ist er viel weniger das Werkzeug anderer, als man glauben sollte, und er hat sich ein bestimmtes Zusammen-

ziehen seiner, ohnehin ganz blicklosen hellblauen Augen, nur darum angewöhnt, um andere nicht in seinen Augen lesen zu lassen."

Und wie denkt er über das Volk?

„Entnehmen Sie es aus den Worten die er einmal zu einem alten Freunde aussprach: Il faut abrutir les hommes, pour les gouverner plus facilement! Freilich wurde ihm darauf die Antwort: Oui, mon prince, jusqu'à ce que la brute se jette sur Vous, et Vous dechire!"

Seine Hauptverblendung ist, daß er die Armee sich unbedingt ergeben wähnt. Und doch ist dies keineswegs der Fall. In unserem Hause sind seit vorgestern drei Offiziere eines in Fontainebleau garnisonirenden Husarenregiments einquartiert, mit denen ich bei Tische mich gern unterhalte. Sie sind von bescheiden zurückhaltendem ernsten Wesen, wie ich denn überhaupt nirgends in Paris eine Spur jenes dominirenden

Uebermuths angetroffen habe, mit dem deutsche Offiziere, zumal Kavallerieoffiziere, an Gasttafeln oder sonst an öffentlichen Orten sich geltend zu machen suchen. Wir sprachen über das gestrige Manoeuvre. Ich sagte Ihnen einiges Schmeichelhafte über die in der That herrliche Haltung der Truppen und das treffliche Material. Die Reden über die schlechte französische Reiterei sind längst nicht mehr begründet, und Afrika ist auch hierfür eine vortreffliche Schule gewesen. „Aber Eins, bemerkte ich, fehlte doch, der Enthusiasmus."

Vous avez parfaitement raison, Monsieur, versetzte der eine, **mais il n'y a pas de quoi s'enthousiasmer dans la position ou nous sommes.** Es war übrigens ein ganzer Soldat, und nichts weniger als angesteckt von revolutionairen, oder gar sozialdemokratischen Ideen. Die Träger und Anhänger der letzteren nannte er schlechtweg nur **les voraces**, und klagte bitter, daß er und seines Gleichen seit

Jahren nichts anderes zu thun gehabt hätten, als faire la chasse aux voraces! Aber für den „Neffen des Onkels" verrieth keiner der Offiziere eine Spur von Sympathie. Man beobachtete über ihn ein sehr beredtes Schweigen.

Louis Bonaparte muß in seiner Jugend sehr liebenswürdig gewesen sein. Ich habe Gelegenheit gehabt, eine Sammlung von Briefen durchzusehen, die er mit einer befreundeten Person seiner Familie im Laufe von mehr als zwanzig Jahren gewechselt. Sogar Billete, die er als eilfjähriger Knabe geschrieben, waren darunter, zum Theil in deutscher Sprache und mit deutschen Lettern geschrieben. Louis Napoleon ist bekanntlich des Deutschen völlig mächtig. Am liebenswürdigsten waren eine Anzahl von Briefen, die er aus seiner Gefangenschaft zu Ham geschrieben. Ein feines und tiefes Gefühl, herzliche Dankbarkeit für bewiesene treue Anhänglichkeit und kleine Liebesdienste, und tiefe Schwer-

muth über ſein Loos ſprachen ſich in dieſen Briefen aus. Er hat dort viel geleſen und ſtudiert, beſonders Kriegswiſſenſchaftliches. Aber auch Poetiſches aller Litteraturen. Er ſchreibt einmal: „je Vous remets Votre theuer dank mit vielem theurem Dank!“ Aber der Scherz dieſes Wortſpiels weicht bald der tiefen Melancholie über ſein Geſchick, an deſſen „Stern“ er in jenen Kerkermauern hin und wieder zu zweifeln begann.

Als ich neulich Alexander Dumas beſuchte, erzählte mir derſelbe unter andern auch folgenden Zug, den ich hier einſchalten will, obgleich ihn Dumas eigentlich zur Charakteriſtik ſeines Gönners, des verſtorbenen Herzogs von Orleans, mittheilte. Dumas war mit dem damaligen kaiſerlichen Prätendenten und deſſen Mutter bekannt. Er kannte ebenſo auch die abenteuerlichen Pläne des erſteren, und rieth ihm brieflich, von denſelben, oder wenigſtens von der Art ihrer Ausfüh-

rung abzuſtehen. Wenn er die Dynaſtie Louis Philipps „deraciniren“ wolle, ſo müſſe er es anders anfangen. Er müſſe ſuchen die Aufhebung ſeines Exils zu erreichen, dann in Frankreich ſich in die Kammer wählen laſſen, und ſo ſeine Pläne, in Oppoſition gegen die herrſchende Dynaſtie verfolgen. Als aber Louis Napoleon den lächerlichen Straßburger Putſch machte, und gefangen wurde, eilte ſeine Mutter, die Königin Hortenſe, unter fremdem Namen, mit einer vertrauten Perſon bis in die Nähe von Paris, und ließ durch die letztere Dumas beſchwören, ſich an den Kronprinzen, Herzog von Orleans, zu wenden, um zu erfahren, was der Hof über das Schickſal des Gefangenen beſchloſſen habe. Dumas ſchrieb ſofort um eine Audienz an den Prinzen, der ihn lächelnd mit den Worten empfing: **Eh bien! Votre protégé n'a pas reussi à nous deraciner?** Prinz Sie wiſſen? ſtammelte der erſchreckte Romantiker. „Glauben Sie, daß

wir für unser Geld so schlecht unterrichtet sind, um nicht zu wissen, was Sie herführt, und wo sich in diesem Augenblicke die Königin Hortense befindet?“ Dann nach einer kleinen Pause, in welcher er sich an der Verlegenheit des Poeten weidete, fuhr er also fort: Dites à Madame Hortense, que les Orleans ne se sentent pas encore assez forts, *pour avoir leur Duc d'Enghien.*

„Hoheit, die Antwort ist sehr bitter, erwiderte der verabschiedete Günstling, mais elle est au moins consolante pour le coeur d'une mère.“

Und jetzt? — modern die zerschmetterten Gebeine des unglücklichen jungen Herzogs von Orleans schon längst in der Gruft, sein Standbild auf dem Hofe des Louvre ist herabgerissen und in einen Winkel des Versailler Museums gestellt, und der Abenteurer von Straßburg — regiert Frankreich, das republikanische, unumschränk-

ter, als je der ſchlaue Louis Philipp das monarchiſche regiert! So lange es dauert nämlich. Denn mich will bedünken: die Füße derer die ihn hinaustragen werden, ſtehen ſchon vor der Thüre. —

Aber wie iſt er nur hineingekommen? Wie iſt es möglich geweſen, daß ſeine Präſidentſchaftskandidatur ſelbſt dem gefährlichſten Gegner in Frankreich, dem Fluche des Lächerlichen, nicht erlag, der den Helden der Putſche von Straßburg und Boulogne, den Dreſſirer des zahmen Adlers *), den freiwilligen Konſtabler von London, mit der Schellenkappe geſchmückt hatte?

Gleich nach der Februarrevolution tritt er auf, und wird in vier Provinzen zum Volksver-

*) Man erinnert ſich noch, daß Louis Napoleon bei ſeiner Landung in Boulogne einen Adler mitbrachte, den er abgerichtet hatte, in ſeiner Nähe zu fliegen. Der »Neffe« hatte ſeinen Livius (I, 34) nicht umſonſt geleſen.

treter gewählt. Vergebens ſuchte die proviſoriſche Regierung, die von vorn herein Schlimmes ahndete, ihn zu beſeitigen, und die Wahl zu vernichten. Lamartine unterliegt. Seine Beredtſamkeit, welche für Louis Napoleon allein, weil er zweimal in Frankreich bewaffnet eingedrungen ſei und nach dem Kaiſerkrone ſtrebe, das gegen alle Napoleoniden gerichtete Verbannungsgeſetz der Bourboniſchen Reſtauration aufrecht erhalten will, ſcheitert an der Vertheidigung der zwei Napoleoniden, Pierre und Napoleon Bonaparte, welche bereits in der Volksvertretung ſaßen. Die proviſoriſche Regierung muß die Demüthigung erleben, daß der Mann, gegen welchen der Miniſter des Innern bereits einen Steckbrief erlaſſen hatte, den Großmüthigen ſpielt, und dem Präſidenten der Nationalverſammlung ſchriftlich anzeigt: er wolle den Unruhen nicht zum Vorwande dienen, und ſich deßhalb von Paris fern halten! Le peuple a voulu se passer cette

fantaisie princière! rief Proudhon aus, et Dieu veuille, que ce soit la dernière!

Aber es war nicht die lezte. Das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Am 10. Dezember des Jahres 1848 gab das Franzöſiſche Volk der ganzen Welt ein nie zuvor geſehenes Schauſpiel. Eine der größten Nationen der civiliſirten Welt erwählte durch das allgemeinſte Stimmrecht aller Bürger unter den Augen des ſtaunenden Europa's ihr Oberhaupt, den Mann deſſen Händen ſie ihre nächſte Zukunft anvertrauen wollte. Und dieſe Wahl fiel — auf Louis Napoleon Bonaparte!

Ueber ſieben Millionen Bürger hatten geſtimmt, und von ihren Stimmen fielen fünf und eine halbe Million auf den Mann, der für Frankreich nichts war, und nichts hatte, als — einen Namen. Vier Mitbewerber, Cavaignac und Lamartine, Ledru-Rollin und Raspail, von denen jeder einzelne an perſönlicher Tüchtigkeit, Ruhm

und Ruf den Helden von Straßburg hundertfach überwog, ſanken in das Nichts zurück vor dem Schatten eines Schattens! Zum Erſtenmale hatte ſich das ſtolze Paris verrechnet. Noch wenige Tage zuvor glaubte Niemand, daß auch nur einer der Fünfzahl die abſolute Stimmenmehrheit davon tragen werde. Dann war die Wahl des Siegers der Juniſchlacht durch die Nationalverſammlung geſichert. Und nun —?

Wer löſt das Geheimniß dieſer Wahl?

Es iſt wahr, alle reaktionären Parteien, Bourboniſten und Orleaniſten, der bonapartiſche Imperialismus und die ultramontane Prieſterherrſchaft mit ihren Jeſuiten — alle dieſe, in ſich zerſpaltenen, aber im Princip des Abſolutismus und der Völkerknechtſchaft geeinten Parteien, begünſtigten dieſe Wahl als Mittel zu ihren Zwecken, als Baſis ihrer Operationspläne. Und die Europäiſche Diplomatie der Kabinette? Nun, von ihr galt ſchon damals, was ein Jahr ſpäter

der gefangene deutsche Dichter an seinem Spulrade im Zuchthause sang:

(1813 und 1849)

»Bonaparte, den Einen, vom Thron zu setzen,
Tritt ganz Europa Ihr zu Hauf —
Wie würdet Ihr heut Euch glücklich schätzen,
Säße der Andere erst wieder drauf!«

Aber dies Alles reicht nicht aus zur Erklärung. Alle diese Elemente bedurften eines Bodens im Volke selbst, für ihre Thätigkeit und deren Erfolg. Es ist eine Thatsache, daß das Landvolk von Frankreich bei jener Wahl den Ausschlag gegeben hat. Aber der Gedanke von dem es geleitet wurde, war nicht die Erinnerung an den kriegerischen Ruhm des Namens Napoleon, jedenfalls nicht diese Erinnerung allein. Denn der Bauer weiß recht gut, que le grand homme, wie uns gestern die Wirthin in der Dorfschenke von Klein-Jouy sagte, nous a fait aussi bien du mal, und er hat die Conscrip-

tion von 1812—13 noch nicht vergeſſen. Es war ein anderer Gedanke, der ihn bewog, ſeine Stimme für Louis Napoleon in die Wahlurne zu werfen.

Louis Napoleon iſt Präſident, will ſagen Beherrſcher von Frankreich geworden durch die Macht des Erbrechts der Familie!

Als ich neulich einen Landmann auf meinem Gange nach der Ebene von Satory fragte: ob er auch ſeine Stimme dem Präſidenten gegeben habe, antwortete er mir: „Natürlich! war er denn nicht der rechtmäßige Erbe, l'héritier legitime de son oncle?“

Das mag betrübt klingen für die republikaniſche Bildung des Volks der franzöſiſchen Republik. Aber es iſt die Wahrheit. Le principe du commandement héréditaire mag vollkommen unverträglich ſein mit dem Princip der Freiheit und Gleichheit. Aber es iſt, oder es war zur Zeit der Wahl Louis Napoleons noch immer

das herrſchende im Kopfe des franzöſiſchen Landvolks. „Man muß den franzöſiſchen Bauer kennen, wie ich ihn kenne, der ich unter ihm aufgewachſen bin," ſagte mir neulich im Salon der Madame Bardonneau Narcy der Volksrepräſentant de Flotte, um ſeine Handlungsweiſe ganz natürlich zu finden. Der franzöſiſche Bauer hat nur einen politiſchen Grundgedanken, und dieſer entſtammt ſeinem eigenen Familienverhältniß. Dieſer Grundgedanke iſt die Heiligkeit und Nothwendigkeit des Erbrechts. Daß der Grundbeſitz des Vaters auf ſeinen Sohn, oder auf den ſonſtigen rechtmäßigen Erben übergehe, ſcheint ihm die Grundbedingung aller menſchlichen Exiſtenz. Nun alſo, vergegenwärtigen Sie ſich die Lage.

Der franzöſiſche Landmann hat mit den älteren Bourbons keinerlei Zuſammenhang mehr. Die Gloire des vierzehnten Ludwigs liegt für ihn viel zu weit zurück. Was er ſonſt von ihnen

weiß, iſt, daß ſie ihm den Fremden ins Land gebracht haben, und er verwünſcht ſie deshalb. Die Dynaſtie Orleans hat nie im Landvolk Boden gewonnen. Sie war danach nicht angethan, und dann vergab es der Bauer dem alten Louis Philipp nicht, daß er doch eigentlich das Erbrecht verletzt hatte. Blieb alſo nur der Bonapartismus übrig. Der Kaiſer Napoleon war dem franzöſiſchen Bauer der einzige, in ſeinem Bewußtſein lebendige Träger des dynaſtiſchen droit du commandement héréditaire, und des Kaiſers geſetzlicher Erbe war für ihn Louis Bonaparte. Es bedurfte gar keiner großen Künſte, um ihn zu bewegen, den Namen Napoleon auf ſeinen Stimmzettel zu ſchreiben. Er that es von ſelbſt aus Ueberzeugung, daß es ein Akt der Gerechtigkeit ſei, daß das Erbrecht des Familienbeſitzes es verlange."

„Dazu kam noch anderes. Die fünfundvierzig Centimenſteuer hatte den Landmann gegen die

Republik erbittert, die seine Lasten vermehrte statt sie zu erleichtern. Die Sozialdemokraten betrachtete er mit Mißtrauen. Er wollte mit diesen „partageux“ nichts zu thun haben. Das Maulheldenthum der Parlamentsredner war ihm gleichgültig. Der Bauer ist schweigsamer Natur, und hat Mißtrauen gegen alle vielredenden Versammlungen. Und eben so wenig schiert er sich um die Preßfreiheit, die er nicht braucht. Sein politischer Verstand reichte nicht weiter als sein Wunsch, und was er wünschte, war: eine kräftige Regierung, die ihm den Genuß und die Vererbung seines Eigenthums sichert. Und wer könnte das besser als ein Napoleon, Napoleon selbst, l'empereur de Béranger — denn es giebt gar viele Ortschaften, wo das Landvolk nie an den Tod des Kaisers geglaubt hat.“

Ich mußte ihm recht geben. Hatte ich doch selbst erlebt, daß im Jahre 1848 ein Landmann einer norddeutschen Provinz bei der Nachricht

von der neuen französischen Revolution und ihren ersten Nachwirkungen in Deutschland, die Frage that: Süll da ook woll de oll' Bonaparte bi sind? *)

De Flotte lachte als ich ihm dies erzählte. „Sie sehen also, fuhr er fort, daß die verbündeten Parteien für ihren Kandidaten leichtes Spiel hatten. Aber es ist mit diesem Glücke eine eigene Sache. Es könnte ihnen allen verderblich werden. Louis Napoleon ist der letzte Träger des droit du commandement héréditaire, des politischen Erbrechts in Frankreich. Sieht der Landmann ein, und er ist nahe daran, es einzusehen, daß ihm auch die Verkörperung dieses Rechts in einem Napoleon nichts hilft zu seinem Zwecke, so ist es mit diesem Princip vorbei.

*) Sollte da auch wohl der alte Bonaparte mit im Spiele sein?

Und das ist die historische Aufgabe, die der Neffe des Onkels zu erfüllen hat."

Eine andere ebenso wichtige aber ist die, an deren Erfüllung der Opiumraucher mit täglich wachsendem Erfolge arbeitet. Das Schicksal hat offenbar diesen Neffen des großen Kaisers dazu ausersehen, durch seine Person jenen Götzendienst zu stören, wenn nicht zu zerstören, welchen ein großer Theil des französischen Volkes bisher noch immer mit dem Namen und Andenken seines größten Tyrannen getrieben hat. Napoleon der Zweite wirft einen grauen Schatten über Napoleon den Ersten. Es ist, als wenn der Geist der Weltgeschichte dem vergötterten Absolutismus, dem Genie der Tyranei, zur Strafe seiner Sünden diese Erniedrigung durch den Affen des großen Kaisers vorbehalten hätte. Wenn ich sehe, daß es Louis Napoleon aufbehalten ist, das Grab seines Onkels zu vollenden, so erhält das Wort

einen Sinn, welches da heißt: „Laſſet die Todten ihre Todten begraben.“

Wir haben die Bekanntſchaft einer ländlichen Familie unten im Thale gemacht. Es iſt ein kleines Wirthshaus am Wege nach Jouy. Die Frau, eine korpulente aber ſehr rührige Matrone, ſieht es gern, daß wir ihrem Landwein und dem vortrefflichen Frommage de Brie zuweilen die Ehre unſeres Zuſpruchs erweiſen, und mit ihr von allerhand Dingen ſchwatzen. Madame Allard iſt Republikanerin, und geſtern ſetzte ſie uns auf Befragen ihre Gründe auseinander, die außerordentlich praktiſch waren, ja ſogar etwas Proudhonniſtiſch klangen, obgleich ſie von Proudhon nichts weiß, und keine Zeitungen lieſt. Es kommt kein Zeitungsblatt in dieſe kleine Schenke. Dans not' village, ſagte ſie, il n'y a pas de

Regier[illegible]
Staats[illegible]
KÖ[illegible]

roi, ni de grand gouvernement, et pourtant les affaires marchent. Pourquoi est ce qu'on ne pourrait faire tout autant ailleurs? Et enfin, nous autres Français, nous nous lassons bien vite de gouvernements. On a chassé tous ceux, qu'on avait élus depuis Napoléon, et quand on les a chassé, cela a toujours donné de terribles secousses, dont toute la propriété s'est ressentie.

Nun, und was wollt Ihr damit beweiſen? fragte ich.

Je veux dire, que dans une republique, il n'y a personne *à chasser* avec tant de fracas; c'est pour cela que je crois la république une bonne chose, et que, pour moi, je ne demande ni un Napoléon, ni un roi!

Ob die Frau wohl ſo Unrecht hat?

Ich meinestheils habe noch von keinem franzöſiſchen Politiker ein treffenderes Wort über die

gegenwärtigen französischen Zustände gehört. Daß Frankreich keinen König, kein Herrschergeschlecht von Gottes Gnaden mehr hat, das ist die Haupterrungenschaft der Februarrevolution. Die dynastische und monarchische Illusion ist aus dem Bewußtsein des Volkes gründlich vertilgt, und nimmer wird ein Reis des erlauchten Stammbaumes mehr feste Wurzeln schlagen in diesem Boden.

Im Verſailler Muſeum.

Loges im October 1850.

Ich will den heutigen Regentag, der uns leider am Umherſtreifen verhindert, dazu anwenden, Euch meine Verſailler Eindrücke mitzutheilen.

Tödtlich ermattet, mit wüſtem Kopfe und ſchmerzenden Augen verließ ich nach dem erſten Beſuche das Verſailler Schloß und ſeine in Stein und Farben geſchriebene Geſchichte Frankreichs. Dieſen Eindruck wird jeder davon tragen, der

eben nur einmal dies Labyrinth von Sälen, Zimmern und Kabinetten, Gallerien, Hallen, Treppengebäuden und Kapellen, mit ihren tausenden von Bildern groß und klein, ihren Statuen, Büsten, Grabmonumenten, Fresken, und ihren zahllosen historischen Erinnerungen zu durchwandern Zeit hat. Wir entschlossen uns eben deshalb, unsern Besuch zu wiederholen, und uns zu größerer Bequemlichkeit in oder bei Versailles für eine Zeitlang niederzulassen.

Es ist charakteristisch, daß der friedliebendste König der Welt, daß Louis Philipp, der den Krieg grundsätzlich haßte, den Gedanken dieser Nationalgallerie des französischen Kriegsruhms gefaßt und ausgeführt hat. Es war eine Spekulation des gekrönten Krämers, nichts weiter. Eine Spekulation auf die schwache Seite der Nation, um seine Dynastie zu stärken, was ihn dazu bewog, sich zum Herbergsvater aller Gloiren Frankreichs zu machen, wie ihn ein, unter seiner

Aufſicht verfaßter Katalog der Gallerie nennt. **L'hôte généreux et *désintéressé* de toutes les gloires de la France!** Es iſt als ob man ihn ſelber hörte! **A toutes les Gloires de la France!** lautet die Inſchrift des ſo von dem klugen König zu einem Schenkhauſe umgewandelten Königspalaſtes, in welchem er der franzöſiſchen Jugend den Taumelkelch des menſchenmordenden und länderverwüſtenden Ruhmes, gefüllt bis an den Rand mit dem rothem Blutwein, kredenzte. Wenn man dieſe hunderte und aber hunderte von Bildern ſieht, deren jedes ein bluttriefendes Blatt aus der Geſchichte der Europäiſchen Menſchheit iſt; wenn man ſieht, wie die ganze Geſchichte und der ganze Ruhm eines großen Volkes nur unter dem Geſichtspunkte des Schlachtens und Mordens, des Sengens und Brennens, des Hauens und Stechens gefaßt erſcheinen, und wie hier alle Ruhmesgröße ihre Anſprüche auf Unſterblichkeit nur mit ſolchen Tha-

ten belegt, ſo ſchaudert man zurück vor einer Kultur, die ſolche Früchte trägt. Mir war zu Muthe, da ich nach dem erſten Beſuche wieder ins Freie trat, als ſchwimme die ganze Welt um mich her in einem Meere von Blut.

In der Gallerie ſelbſt erblickt man überall, ſoweit ſie Louis Philipps Werk iſt, den Bourgeois, dem es um „Vollſtändigkeit" der Sammlung vielmehr zu thun war, als um ihren Kunſtwerth. Eine große Anzahl dieſer Bilder ſind reine Sudelei, und nur das roheſte Stoffintereſſe vermag bei ihnen einen Moment zu verweilen. Ohnehin kriegt man dieſe endloſen Schlachtenbilder von Clodwig bis auf Bugeaud, das ewige Hauen, Stechen und Schießen, die Sterbenden und Todten, den Pulverdampf und die brennenden Dörfer, die Feſtungsſtürme, Flußübergänge, Ein und Auszüge bald ſo ſatt, daß man kaum mehr hinſehen mag.

Mit ganz beſonderem Intereſſe ſah ich da-

gegen die Bilder, welche Louis Philipps Thronbesteigung zum Gegenstande haben. Seine „Ankunft im Palais Royal" hat etwas Einschleichendes. Er ist mit der Trikolore geschmückt bis auf das Rockband, trägt weiße Pantalons, braunen Frack und runden Hut. Er sieht aus wie ein Gauner, der sich in fremdes Eigenthum einschleicht. Vor allem aber charakteristisch ist das Bild, auf dem er die Proklamation unterzeichnet, die ihn zum Statthalter des Königreichs ernennt (31. Juli 1830). Alle Figuren sind lebensgroß, in Civilkleidung, alle mit der Trikolore geschmückt. Sie sitzen um einen grünen Conseiltisch, der angehende Bürgerkönig in der Mitte, im braunen Frack mit schwarzem Sammtkragen und schwarzer Atlasweste, großes sauberes Jabot mit weißer Cravatte und sorgfältiger Schleife, das Haar sorglich gekräuselt, die Augen zusammengekniffen, die Mundwinkel wehmüthig herabgezogen. Er hält das verhängnißvolle Blatt Papier ein wenig am

oberen Ende in die Höhe, während die Feder in der Rechten dicht über dem Papiere ſchwebt, und ſcheint die Umgebenden zu fragen: »Alſo ſoll ich, muß ich?« Alle Geſichter ruhen vertrauensvoll auf ihm, beſonders der ehrliche Laffite links in der Ecke, Sebaſtiani blickt ſchon etwas feiner und gewitzter. Nie in meinem Leben ſah ich ſolch ein Bild, das ſo vollſtändig den Typus einer jüdiſchen Bankiersverſammlung trägt, die um ihren Premier geſchaart eine Spekulation à la hausse, oder à la baisse berathen. Die ganze Umgebung trägt dieſen jüdiſchen Spekulationsausdruck. Vor allen Louis Philipp. Die ſüßlich zuſammengekniffenen Augen, die herabhängenden Mundwinkel, ſind das gemein Jüdiſchſte was ich je geſehen habe. Der Ausdruck wird beſonders dadurch ſo niedrig, daß man ſieht, wie jeder Zug verſtellt iſt, jeder apart ſo, daß eine ſauerſüße Diſſonanz aus dem Ganzen entſteht. Und das hat der Mann ſelbſt eigends verewigen

laſſen! Es iſt eine wunderliche hiſtoriſche Ironie. Alle die alten Bourbons, ſelbſt die beiden letzten Ludwige und Karl X., erſcheinen edel, oder wenigſtens edelmänniſch, im Ausdruck der Züge, verglichen mit dieſem grundgemeinen Geſicht. Sie haben mindeſtens das offen ausgeſprochene Racebewußtſein, während in Louis Philipp nur die Krämerſchlauheit hervortritt. Und dieſer Ausdruck iſt überall derſelbe, in allen Bildern, auch in dem, wo ihm die Deputation der Kammern die Königswahl anzeigt, und wo ihm ſeine Familie im Koſtüm der Zeit zur Seite ſteht. Sein Geſchick war mir doch ſo nahe, ſein Grab im Exil war kaum geſchloſſen. Aber hier, umgeben von ſeiner Schöpfung, im Anblicke der Bilder die ſeine Anfänge verewigen ſollten für eine lange Reihe glücklicher Nachfolger ſeiner Dynaſtie, war ich überraſcht, nicht eine Regung hiſtoriſchen Mitleids in mir zu empfinden für ſein jähes Endgeſchick. —

Einen eigenen Beſuchtag verwendeten wir um die Bilder anzuſehen, welche ſich auf die Revolution von 1789 beziehen, beginnend mit Zügen aus dem Leben Ludwigs XVI.: wie er im kalten Winter, im dicken Pelze ſpazierengehend, Geld unter Arme vertheilt, oder wie er den Weltumſegler La Peyrouſe empfängt. Die beiden bedeutendſten Bilder aber ſind die erſte Verſammlung der Reichsſtände und der Schwur im Ballhauſe, beide von Auguſt Couder.

Der Saal, in welchem das erſtgenannte der beiden Bilder hängt, iſt von einem Frieſe umgeben, welcher den Zug der états généraux nach dem Saale der ménus plaisirs darſtellt. Der König und die Königin, gleichfarbig in lilagraue Seide gekleidet, gehen dicht hintereinander. Auf dem Hauptbilde, wo Necker die Eröffnungsrede vorließt, ſind es vor allen zwei Geſtalten, welche das Auge des Beſchauers dämoniſch feſſeln: Mirabeau, der Anfang, und Robespierre, das Ende

der Revolution. Mirabeau ſtehend, die breite herkuliſche Geſtalt verächtlich abgewendet von dem Leſenden, überragt alles um ihn her. Robespierre, ganz hörender Gedanke, tiefſte Innerlichkeit, ſitzt vorgebogenen Leibes, die rechte Hand hoch in die Bruſt geſteckt, lauſchend lauernder Ausdruck in den hagern blaſſen Zügen. Der Bauer Bergerard aus der Bretagne, in der grünen kurzen Schooßjacke im Vordergrunde, erinnerte mich an ähnliche Geſtalten im weißen Saale des Berliner Königsſchloſſes von 1848.

Alle Typen der Geſichter in dieſer Verſammlung, die eine neue Welt in ihrem Schooße trug, erſcheinen weſentlich verſchieden von der jetzigen Generation. Sie ſind alle edler, einfacher, zuſammengefaßter, in gewiſſem Sinne unſchuldiger, weil unerfahrener. In dieſem vorherrſchenden Spiritualismus iſt noch keine Spur von der heutigen Blaſirtheit der Idee, nichts Abgenutztes, keine Enttäuſchung, es iſt ganz die

hoffnungsreiche Jugend der Revolution, die zur Begeisterung wird in Couders zweitem herrlichem Werke, das den Schwur im Ballhause darstellt. Und hier ist es wieder Mirabeau, dessen Gestalt vor allen hervortritt. Man glaubt die Donnerstimme des Löwen der Revolution zu hören.

In einer schmalen abgelegenen Gasse unweit des Schlosses liegt das Jeu de Paume, das welthistorische Ballhaus von Versailles, „wo Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.“ Der Pariser Arzt, Monsieur Guillotin, war es, der an der versperrten Thüre des von Bajonetten besetzten Ständehauses seinen Collegen, den Abgeordneten des dritten Standes, den Vorschlag machte, sich dorthin zur Sitzung zu begeben. Herr Dahlmann hat uns das Alles sehr gut beschrieben. Als jedoch die Zeit kam, in Frankfurt zu thun, wie jene in Versailles gethan, da — ging er nach Hause. Der Schwur aber der Männer des Ballhauses lautete: „Wir schwö-

ren, uns niemals zu trennen von der Nationalverſammlung, und uns allenthalben zu verſammeln, wo es die Umſtände erfordern werden, bis die Verfaſſung vollendet und auf feſten Grundlagen ins Werk gerichtet ſein wird.“ Und die Worte Mirabeaus an den Oberceremonienmeiſter des Königs lauteten:

> Gehen Sie hin, und ſagen Sie ihrer Herrſchaft, daß wir hier verſammelt ſind durch die Gewalt des Volkes, und daß man uns von hier nicht anders fortbringt, als durch die Gewalt der Bajonette!

Und die ganze Verſammlung rief: „Das iſt der Wille der Verſammlung!“

Unter der ungeheuren Maſſe von Bildern aus Napoleons Geſchichte ſind die von Horace

Vernet die bedeutendſten. Von allen hat ſich eins meiner Erinnerung eingeprägt, das Napoleon darſtellt vor dem Beginn der Schlacht von Jena, im grauen Rock und dreieckigen Hut die Fronte ſeiner alten Garde hinabſprengend. Sein Adlerblick ſtreift ſeitwärts hin an der ehernen Mauer dieſer ſchlachtgehärteten Krieger, die das Gewehr präſentiren vor ihrem Abgott. Dieſe ahnungsgrauende Gewitterruhe vor der Schlacht hat etwas Bannendes, das viel ſtärker wirkt, als das wildeſte Schlachtbild.

Horace Vernet hat die Kriegsthaten der Franzoſen in Algier durch eine Reihe von Bildern verherrlicht, deren größtes und berühmteſtes: „der Ueberfall der Smalah Abdelkaders durch franzöſiſche Reiterſchaaren unter Anführung des Prinzen Aumale,“ die ganze Langwand eines großen Saales bedeckt. Schon dieſe ungeheure Ausdehnung iſt ein Fehler. Denn ſie macht einen Geſammteindruck, als Reſultat leichter Ueberſicht

unmöglich. Bezeichnend für dies Genre der neufranzöſiſchen Hiſtorienmalerei, welche überall ein genaues Bild des wirklichen Hergangs erſtrebt, iſt auch der Umſtand, daß alle Figuren der hier mitwirkenden Offiziere, ja ſelbſt der jungen Unteroffiziere und Soldaten, welche dieſen mörderiſchen Ueberfall mit dem Leben bezahlten, Portraits ſind, wie in den beigefügten lithographirten Skizzen der einzelnen Gruppen zu leſen iſt. Daraus folgt denn von ſelbſt ein merkwürdiger Gegenſatz zu der alten Hiſtorienmalerei, wie ſie auf Le Bruns und anderer Bildern zur Verherrlichung der Großthaten Ludwigs XIV. in den Sälen von Verſailles auftritt. Horace Vernets Bilder haben prachtvolle landſchaftliche Hintergründe und kleine Figuren, in ungeheuren Maſſen und zahlreichen Gruppen. Bei Le Brun ſind wenige Hauptfiguren im Vordergrunde, und das Ereigniß ſelbſt, der Kampf, die Schlacht, die Berennung einer Stadt, tritt zurück. Der

Grund iſt einfach. Le Brun malte zur Verherrlichung eines einzelnen Helden, dem das Ereigniß, der Hintergrund, zur Folie diente. Louis XIV., oder der große Condé, oder beide vereint zu Pferde im Vordergrunde, machen eigentlich das ganze Bild aus, wie ja auch die Thaten, Kämpfe, Schlachten, eigentlich ihre Thaten, die Verwirklichung ihrer Gedanken und Einfälle ſind. Louis XIV. in Rüſtung zu Pferde, den großen Condé neben ſich, giebt die hinreichende Vorſtellung eines gewaltigen Kriegsereigniſſes. Die, welche ſich auf allerhöchſten Befehl balgen, ſind Nullen. Horace Vernet hat dieſen Stil nur in der ſogenannten Schlacht von Jena erfaßt, von der ich vorher erzählte. In ſeinen Algieriſchen Kriegsbildern dagegen malte er eben nur die Ereigniſſe, in denen der Held, der Anführer ſo aufgeht, daß man ihn kaum gewahr wird. Ohne die Namen, welche der Lithographie beigefügt ſind, würde kein Menſch wiſſen, wer bei dem großen Bilde

der prise de la Smalah der Anführer iſt. Dieſer Realismus iſt ſehr bedeutſam. Le Brun und Vernet vertreten zwei Weltanſchauungen, zwiſchen denen mehr als eine Revolution liegt.

In dem großen Verneſchen Bilde fand ich es übrigens beſtätigt, daß das Herz des Künſtlers bei den Beſiegten geweſen iſt. Dieſe ſchönen Weiber der Wüſte, die in der Todesangſt vor den anſprengenden Feinden die Hände ringen, dieſe untypiſchen, adligen Geſtalten der überfallenen Wüſtenſöhne, die ſich weichend zur Wehre ſetzen, oder unter den Kugeln und Säbelhieben niederſinken, kontraſtiren ſehr zu ihrem Vortheil gegen die ſtupiden und brutalen Geſichter der rothhoſigen Verbreiter Europäiſcher Kultur, deren Ausdruck, beſonders in der einen, wild gegen die umgeſtürzten Zelte der Frauen heranjagenden Gruppe, geradezu etwas beſtialiſches hat. Franzöſiſche Offiziere, dunkelgebräunte Geſichter, die mit uns die Verneſchen Bilder anſa-

hen, rühmten ihre Treue. Ein neuer Beweis für den erwähnten Realismus. —

Verſailles iſt das unheilige Grab des Europäiſchen Abſolutismus. Er mag ſich geberden wie er will, das l'état c'est moi des Gottes von Verſailles iſt ſein Endziel, ſein Credo. Man kann nicht von Verſailles reden, ohne Ludwigs XIV. zu gedenken, deſſen koloſſale Reiterſtatue uns gleich beim Eintritt in den vordern Schloßhof empfing.

Ich habe mich ſorgfältig beobachtet, ob mir die Erinnerung an ihn hier in Verſailles einen Eindruck, und welchen, machen würde. Sie hat mir keinen gemacht. Vor fünfundzwanzig Jahren wäre es vielleicht anders geweſen. Damals wußte ich noch vom Schuleramen her alle die glorreichen Thaten auswendig, die der große Ludwig vom Pyrenäiſchen Frieden an, der nach ſeiner Vermählung mit der ſpaniſchen Infantin erfolgte, bis zum Frieden von Nymwegen, ver-

übt, und die sein Hofmaler Le Brun, den er dazu eigends auf seinen Kriegspompreisen mit sich führte, in den unzähligen allegorischen Bildern der großen Gallerie von Versailles verewigt hat. Jetzt hatte ich sie rein vergessen, und ich glaube viele andere Leute mit mir. Diese Gallerie ist der Olymp der französischen Perückenmalerei. Ferdinand von Gall hat sie in seinem Buche über Paris ausführlich beschrieben, und ich bewundere seine Geduld mehr, als die Bilder mit allen ihren Göttinnen der Gerechtigkeit, Weisheit, Mäßigkeit, mit den allegorischen Gestalten der unterworfenen Länder und Provinzen, und deren Wappenthieren, welche alle ansehen und beschreiben zu müssen einer harten Strafe gleich käme. Aber genau angesehen habe ich mir das Schlafzimmer neben dem Oeil de Boeuf, darin der Gott gestorben ist. Wie mag dem Ceremoniengötzen zu Muthe gewesen sein, als der alle Gleichmacher Tod ohne durch

einen Kammerherrn eingeführt zu werden, in dies Heiligthum der Etikette trat! Zu beiden Seiten des Betts hangen zwei heilige Familien von Rafael und von Domenichino. Ein Betstuhl steht zur Seite. Außerdem hangen Familienportraits in dem Zimmer und die vier Evangelisten. Das Bild der Dauphine ist sehr schön. Vor den Fenstern dieses Schlaf- und Sterbezimmers ist der Balkon, von dem herab der sechzehnte Ludwig, umgeben von seiner Familie, das im Schloßhofe versammelte „Volk von Paris“ anredete, und ihm versprach nach Paris zu kommen, wenn es seinen Garde du corps das Leben schenke. Das war die Todesstunde der französischen Monarchie.

Im Oeil de Boeuf ist Ludwig XIV. gemalt umgeben von seiner ganzen Familie. Sein Portrait findet man im Schlosse wohl über hundert mal. Auf jenem Bilde aber erscheint er als Jupiter, halbnackt bis zur Brust in gelben Bro-

kat gewickelt, mit Perücke und Lorbeerkranz, den Scepter nachläſſig ſpielend in der Hand wie eine Reitgerte. Zu ſeinen Füßen die Königin als Juno — ſie hatte Urſache zu Juno 's Haupteigenſchaft, die Arme, das weiß der Himmel! — mit dem als Hymen koſtümirten Dauphin. Eine andere Prinzeſſin als Amor, Mademoiſelle de Montpenſier als Diana. Dem Könige gegenüber der Herzog von Orleans, mit einem Füllhorn auf welchem ein Stern ſchwebt. Das Bild iſt von Pierre Mignard, Le Bruns großem Nebenbuhler in Ludwigs Gunſt. Aber mir iſt eine Geſchichte aus Mignards Leben lieber, als alle ſeine mythologiſchen Hofbilder. Er war ein Charakter. Als ihm Colbert einmal im Namen des Königs mit Verbannung drohte, weil er ſich gewiſſen Launen nicht fügen wollte, erwiderte er: Le roi est le maitre. S'il m'ordonne de quitter le royaume, je partirai sur le champ. Avec ces cinq doigts il n'y a

point de pays en Europe, ou je ne sois plus considéré qu'en France!

Was mich am meiſten in Verſailles intereſſirt ſind die Portraits, mögen ſie nun auf großen hiſtoriſchen Wandgemälden oder als Einzelbilder und Büſten erſcheinen. Die Köpfe der Maintenon und Lavallière, die Büſten der Marie Antoinette und der Madame Eliſabeth, ſowie eine Originalbüſte Ludwigs XVI. haben ſich mir tief eingeprägt. Louis Philipp, von Cogniet gemalt, als General der Revolutions-Armee von 1792, zeigt in dem glatten jugendlichen Geſichte kaum eine leiſe Ahnung von dem, was die Jahre und die Leidenſchaften ſpäter daraus gemacht haben. Von den Marſchällen und Generälen der Revolution, unter denen ſich denn doch viele alltägliche Commißgeſichter finden, ſind mir nur die jugendlichen Geſichter von Hoche und Moncey durch den Adel ihrer männlichen Schönheit aufgefallen. Sie ſind beide als Capitains ge-

malt, ein paar andere ſpätere Marſchälle und Herzöge, wie Ney und Lefevre oder Junot, gar als Gemeine oder Sergeanten. Vor dieſen Bildern trifft man die meiſten Soldaten, die das Schloß beſuchen.

In dem oberſten Stockwerk iſt eine eigne ungeheure Gallerie von Portraits, die zufällig und ohne Plan neben einander gehängt ſind. Da kann ein Liebhaber gemalter Memoiren Tage und Wochenlang umherſpazieren. Ich fand dort zum Beiſpiel faſt alle Hauptperſonen meiner Republikaner von Neapel wieder, den gekrönten Lazaronen Ferdinand, ſeine Gemahlin die blutige Caroline, Nelſon und Lady Hamilton, ſelbſt Ruffo der Henkerprieſter fehlte nicht. Noch öfter aber ſtand ich vor den zeitgenöſſiſchen Bildern einiger Größen der erſten Revolution. Da iſt Mirabeau zweimal. Das einemal ſtehend, von Boze, das anderemal ſitzend, von Jeauvon, dreiviertel Figur, die Linke in der Weſte, mit der

Rechten, die ſich über einem Blatt Papier erhebt, geſtikulirend wie einer der lehrt. Hier iſt der Ausdruck noch geiſtreicher und überwältigender wiedergegeben, als in dem erſtgenannten Bilde von Boze.

Nicht weit davon hängt das Bildniß Robespierres, von Daulour gemalt: dunkle, ſehr gewählte und geſchmiegelte Tracht, doppelte Uhren mit zwei Ketten und Berloks, große Schleife am Degen, ſauberſte Manchetten und Jabot, mit der rechten Hand nach dem kleinen dreieckigen Hut unter dem linken Arme greifend, ſüßlich lächelnder Ausdruck des weiß und rothen Geſichts; und doch hat das Ganze etwas eiſig kältendes. Merkwürdig, daß ein ſolches Einzelportrait bei weitem tiefer wirkt, als ſelbſt das lebensgroße Bildniß in einem hiſtoriſchen Bilde. Es iſt aber damit grade wie im Leben auch.

Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte mir das Portrait Camille Desmoulins. „Der

Schooßhund Dantons" hat in ſeinen Zügen nicht eine Spur von dem ſentimentalen Idealismus, den ihm neulich der Dichter des Robespierre geliehen hat. Ein maſſives, hartes, ſtarkknochiges Geſicht, dunkles glattes Haar, hellbraune Augen ohne Leben, dunkle Geſichtsfarbe, unedel und gemein bis in die letzte Faſer des Geſichts, ſieht der Apoſtel des Laternenevangeliums wie ein Menſch aus, der, von Natur ſchwerfällig, nur durch Impulſe ſtoßweiſe aktiv wird. Auch der Anzug: grauer Frack mit breitem Kragen, weißes, langzipfliches Halstuch mit ſehr großer Schleife, aus dem ſteife „Vatermörder" hervorſtarren, hat etwas Plumpes und Gemeines. Man wendet ſich gern davon ab, um das Portrait der unglücklichen Charlotte Corday zu betrachten, das an derſelben Zimmerwand ſeinen Platz gefunden hat. Sie trägt einen weißen Anzug, wie wir ihn aus den Jugendportraits unſerer Großmütter kennen. Die Haube, eine Dormeuſe, ſchließt

eng um das zierliche Oval des lieblichſten Geſichts mit den reinen, mädchenhaften Zügen. Das glatt anliegende Haar iſt hellblond, die Augen blau. Das ganze Bildniß iſt ſo lichtblond, daß ein hellgrauer Hintergrund dem Maler dafür dunkel genug erſcheinen konnte. Zur Seite iſt mit einigen Schriftzügen von blaßgrauer Farbe ihre That erzählt. Barrère im grünen Mantel, zeigt ein lächelndes liebenswürdiges Geſicht, deſſen Schnitt den Edelmann von alter Familie verräth. Er ſieht ſo recht aus wie ſein Beiname „Anacreon der Guillotine“ erwarten läßt. Er iſt auch alt geworden wie Anacreon, wenn die Jahreszahl ſeines Todes, 1841 nicht lügt, die auf dem Bilde ſteht. — Am längſten feſſelte mich ein Portrait Voltaire's im grünlich braunen Frack und dunkelbrauner Perrücke, ein Geſicht das in jedem ſeiner ſcharfen zugeſpitzten Züge, wie in dem kalten Strahl ſeiner Augen, eine Pariſer Stoßklinge zu enthalten ſcheint, und deſ-

ſen konzentrirter Blick vernichtend aus den tauſend ſardoniſchen Falten und Fältchen des Geſichts hervorlächelt. — Unzählige Bilder aus dem Empire, Männer und Frauen, langſtreckig ſchon durch die Tracht, bekannte und unbekannte, füllen die Wände der zahlreichen Säle, Gänge und Gemächer dieſer merkwürdigen Gallerie. Die Recamier, auch hier ſehr lieblich, wie auf dem großen Bilde im Louvre, die Tallien-Cabarrus, eine ſtolze, volle, blendende Schönheit, Joſephine, die ganze Familie Bonaparte — es iſt alles da, ſelbſt ein lebensgroßer Napoleon in rother Uniform, der das Eigenthümliche vor all den zahlloſen Bildniſſen des großen Mannes hat, daß er unbeſchreiblich albern ausſieht. Greuze heißt der Maler, der dies Meiſterſtück geliefert hat. Die rothe geſtickte Uniform, das faſt blonde Haar, die krummen Beine in den engen kurzen Stiefeln — es iſt ein verwünſchter Anblick. Er ſieht aus, als ärgerte er ſich über ſich ſelbſt in die-

ſem Aufzuge, und dieſer Aerger, der immer etwas Verkummendes hat, giebt ihm einen ganz blödſinnigen Ausdruck.

Nachmittags waren wir im kleinen Trianon. Es liegt, wie das große, noch im Bereich des Verſailler Parks, und iſt bekanntlich die Schöpfung des fünfzehnten Ludwig. Der Opernſaal iſt von einem Gebüſch umgeben, und hat ein reizendes Entree. Es ſtanden noch ſehr artige Walddekorationen da von der letzten Benutzung. Intereſſanter aber als Marie Antoinettens Lieblingsaufenthalt war uns der Alte, welcher unſern Führer machte. Er war ein ancien des anciens, geborner Verſailler, Sohn eines königlichen Lakaien, 79 Jahr alt, und hatte noch die ſchöne Marie Antoinette hier umherwandeln ſehen. Noch ein halber Knabe, ſah er ſchon in den erſten

Stürmen der Revolution ſein Leben bedroht. Er hatte einen Brief des Marquis de Favras an Monſieur in die Stadt gebracht, ward gefangen vom Volke, und nur die Verwendung des Abbé Maury rettete ſein Leben, während der Marquis, der kühne Abenteurer, welcher den König von Verſailles an die belgiſche Gränze entführen ſollte, den Tod am Galgen ſtarb. Mit dreizehn Jahren ging er als Tambour zur Armee, in der er bis zum Montmartre gedient hat. Hoche, früher ein Kamerad ſeines Vaters, Palfrénier wie dieſer, war der Lieutenant des jungen Fourrier. Nach der Rückkehr der Bourbons ward er Diener in den Tuillerien, dann in Trianon. Man wollte ihn auch verabſchieden mit vielen andern, nach der Februarrevolution. Aber Horace Vernet, der ihn oft als Modell gebraucht hatte, beſchützte ihn, und ſo kann er ruhig in ſeinem Alter das Gnadenbrot der ſpärlichen Trinkgelder genießen, auf die er, wie faſt

alle, in den ehemaligen Königsſchlöſſern bedienſtete, jetzt zumeiſt angewieſen iſt, und den Fremden ſeine Lebensgeſchichte erzählen.

Groß Trianon iſt ein ſchöner Bau, behaglich hingelagert auf grüner Waldhöhe. Eine ſchöne ioniſche Säulenhalle von buntem Marmor bildet die Hauptfronte, welche nach Verſailles zuliegt. Zur Seite Pavillons mit ioniſchen Pilaſtern. Der Bau iſt einſtöckig wie Neuilly, aber einfach großartiger. Wir fanden das Innere im Styl des Empire eingerichtet, zuletzt beſtimmt die Königin Victoria aufzunehmen. Im Eßſaale große Marmorkübel zum Weinkühlen. Der Ameublementsſtyl des Empire hat etwas froſtig kahles, beſonders in den großen Zimmern. In den kleinen Gemächern iſt er angenehmer. Unter den Bildern, welche die Wände ſchmücken — es ſind viele von neuern Künſtlern — ſah ich mit Vergnügen die Marina Piccola von Sorrento und die Piazza del Granduca zu Flo-

renz, die erstere von Smargiassi, die zweite von Ouvrier. Philippoteaux's Trompeter der Kaisergarde mit seinem sterbenden Sohne ist ein erschütterndes Genrebild aus dem russischen Feldzuge.

Die Verschwendung eines solchen Prachtbaus wäre in dieser Nähe des Versailler Schlosses doppelt auffällig, wenn nicht auch ein Ludwig XIV. zuweilen den Wunsch gefühlt hätte — Mensch zu sein.

Von Trianon schleuderte Napoleon jenen Blitz, der zuletzt das Gebäude seiner eigenen Macht verzehrte, das Dekret gegen den Handel Englands. Napoleon selbst war das letzte gewaltige Aufleuchten des europäisch christlichen Absolutismus. Was nach ihm folgte, war nur noch mattes Glimmen des Dochtes, dessen widriges Schwelen jetzt, unter der Regentschaft des letzten Bonaparte, das völlige Verlöschen ankündet. Dochte

ſind noch vorräthig überall, aber das Oel iſt auf die Neige gegangen. —

Die großen Verſailler Waſſerkünſte werden wir nicht zu ſehen bekommen, weil daran gebaut wird. Dieſe Reparaturen ſcheinen ſehr großartig betrieben zu werden, denn der ganze ungeheure Platz vor der Gartenfronte des Schloſſes iſt durch Erdarbeiter, Werkſtücke, Schuttberge u. ſ. w., unpaſſirbar. Ich habe ſo meine Gedanken, was wohl aus allen dieſen Königsſchlöſſern und Paläſten werden wird, in denen Jahrhunderte lang die Kraft des Landes und Volkes ſich erſchöpft hat, wenn das neue Princip zur Geltung und Herrſchaft gelangt. Wir möchten das Alles freilich gern in einer Anwandlung romantiſcher Pietät erhalten ſehen, als hiſtoriſches Denkmal. Aber ich fürchte ſehr, die welche die Unterhaltungskoſten zahlen ſollen, werden anders empfinden. Das Schickſal der griechiſchen und römiſchen Kunſtarchitektur beim Hereinbrechen des

christlichen Princips ist eine schlimme Analogie für das Geschick dieser monarchischen und christlichen Herrlichkeit selber. Denn auch die zahllosen Paläste des „Königs der Könige" werden ihr Endgeschick schwerlich von dem der Schlösser ihrer gesalbten Stellvertreter trennen. Es giebt mehr als einen Italiener seit Pius IX. Rückkehr aus Gaeta nach Rom, dem wie Signor C..... selbst die Peterskirche nicht zu theuer ist, um sie sammt dem Vatikan in die Luft zu sprengen, wenn es ihm zur Befreiung seines Vaterlandes von der Pfaffenherrschaft nöthig scheint. Wir aber können, im Hinblick auf die zertrümmerte architektonische Herrlichkeit von Hellas wohl sagen:

„Auch Patroklus ist gestorben,
Und war mehr als Du!"

Wenn wir uns im Versailler Schlosse todtmüde gesehen haben, so ist unsere Zuflucht ein

Eſtaminet dicht neben der Omnibusſtation von Jouy, in deſſen kühlem Hinterſtübchen uns die friſcheſten Auſtern und ſehr trinkbarer Chablis für die mäßigſten Preiſe erquicken. Von den erſteren hat man auch hier, wie in Paris, das Dutzend für acht, die Beſten für zehn Sous, eine für Deutſchland unerhörte Wohlfeilheit, da man bei uns, an der deutſchen Nordſeeküſte, mehr als das Dreifache zahlt. Der Auſternverbrauch in Paris und ſeinen Umgebungen muß ganz ungeheuer ſein, denn in dem allergeringſten Eſtaminet findet man ſie ſo gut, wie in dem brillanteſten Kaffee- oder Speiſehauſe. Vor jeder Weinſchenke — und ihrer ſind tauſende — zeigt ein Berg von Schaalen, oder ein Paar der eigenthümlich geflochtenen Körbe (bourriches), in denen die Kinder des Meeresgrundes verſchickt werden, dem Liebhaber an, daß er für wenige Sous ein ſehr gutes Frühſtück machen kann.

Als wir uns nach einem ſolchen mit unſe-

rem Kaffee vor die Hausthür ſetzten, um den Omnibus von Jouy zu erwarten, näherte ſich uns ein kleines Waffelmädchen in auffallender Tracht, kurzem rothen Röckchen, grünem Leibchen, mit lang herunterhangenden Haarflechten, und bot uns ihre Waare an. Das kleine zierliche Ding war aus Pau im Bearn, und etwa neun bis zehn Jahre alt. „Du biſt alſo eine kleine Landsmännin des guten Königs Heinrichs des Vierten?“ fragte meine Begleiterin.

Oui, Madame, mais malheureusement pas de sa parentée! war die gewandte Antwort der Kleinen.

Dies Volk hat Eſprit auch da, wo das Leben auf der Gaſſe ſeine einzige Erziehung iſt. Die Kleine konte weder leſen noch ſchreiben.

Bekanntlich führen zwei Eiſenbahnen von Paris nach Verſailles, die eine auf dem linken, die andere auf dem rechten Seineufer. Und trotzdem fahren noch Omnibus denſelben Weg

die prachtvolle Chauſſee entlang, und beſtehen ſehr gut neben den Eiſenbahnen, mit deren dritter Klaſſe ſie gleiche Preiſe halten. Die Omnibus finde ich im Ganzen ziemlich gut in Paris eingerichtet. Die Beförderung iſt raſch, und dabei äußerſt wohlfeil. Für ſechs Sous fährt man die weiteſten Strecken, und par correspondance eigentlich jede beliebige Entfernung innerhalb der Barrièren. Aber für das arme Volk iſt auch hier ſchlecht geſorgt. An Sonn- und Feſttagen, alſo gerade an den Tagen, wo ſich der Arbeiter ein Vergnügen gönnen kann, wenn er ein Paar Sous übrig hat, fallen die Vortheile der Correſpondance weg, und ſind die Preiſe erhöht. Die Preiſe der ein- oder zweiſpännigen Droſchken und Fiacres, welche die wunderlichſten und hochklingendſten Namen führen, ſind dagegen um das Doppelte höher als z. B. in Berlin.

Lagni, im October 1850.

Alles was Louis Philipp an Bauten unternommen, iſt kleinlich im Betracht zu den Summen, welche er auf die Errichtung des Verſailler Muſeums verwendete. Er war bekanntlich im höchſten Grade baulustig, und das Mauern und Zimmern auf ſeinen Privatſchlöſſern bei ihm eine förmliche Leidenſchaft. Dennoch aber verräth ſich in Allem, was er dieſer Art unternahm, kein Sinn für großartige Architektur, wie denn auch Neuilly z. B. mehr den Geſchmack und die Nei-

gungen eines reichen Bankiers, als eines mächtigen Herrschers verräth. Es ist in der That, wie ein Geschichtschreiber der Februarrevolution bemerkt, als ob eine gewisse ängstliche Vorahnung ihn abgehalten habe, dauernde Denkmäler auf seinen Privatbesitzungen zu errichten, während er dagegen den Ruhm seines Namens und seiner Dynastie in Versailles mit einem Monumente zu verknüpfen strebte, von dem er hoffen durfte, daß es die Revolution würde stehen lassen. Wie er hier seine und seiner Söhne Waffenthaten in gewaltigen Bildern durch Frankreichs ersten Meister verherrlichen ließ, so dachte er auch daran, eine Geschichte seines Hauses nur nach solchen Dokumenten ausarbeiten zu lassen, welche seine Schmeichler ihm vorschlugen.

Dies Versailles hat eine ganz eigenthümliche Physiognomie. Es macht nämlich durchaus nicht den Eindruck einer Stadt, obgleich es noch jetzt gegen dreißig bis vierzig tausend Einwohner zählt

In der Zeit ſeines Glanzes hatte es deren freilich über hundert tauſend. Selbſt der Name Verſailles bezeichnet viel mehr das Schloß als die Stadt, an die man nur nebenbei denkt, wenn man von Verſailles ſpricht. Noch vor zweihundert Jahren mußte der dreizehnte Ludwig, wenn er ſich auf ſeinen Jagden in den Wäldern von Verſailles verſpätete, nicht ſelten in einer Mühle oder Fuhrmannsherberge übernachten. Er baute das erſte kleine Jagdſchloß, ein ſo armſeliges Gebäude, daß es der Vater des Herzogs von Saint Simon nur das Kartenhaus nannte, in der Nähe des kleinen Dorfs, welches damals den Namen Verſailles führte. Ludwig XIV., der Schöpfer des Verſailler Königsbaus, in welchem er ſeiner Idee der Herrſchermajeſtät den architektoniſchen Leib zu geben beabſichtigte, ward zugleich der Gründer der Stadt, welche das Bedürfniß des Hofes und Hofhaltes ins Daſein rief. Aber ſo mächtig der franzöſiſche Zeus auch war, und

ſo unermeßliche Mittel ihm auch zu Gebote ſtanden, eine Stadt zu gründen an einem Orte, den blos ſeine Laune dazu beſtimmte, ging doch über ſeine Kraft. Das Waſſer iſt das Lebensblut einer Stadt, und Verſailles — hat kein Waſſer. Die Seine und Marne, die Dordogne und Garonne freilich beſitzt es, aber nur als Bronzeſtatuen; und das Heer der Neptune und Tritonen, der Waſſernymphen und Flußgötter, an und in den leeren Baſſins der Gärten, ſieht in dieſer Dürre ſo verſchmachtet aus, daß es ordentlich ein kläglicher Anblick iſt. Vergebens verſchwendete der große Ludwig Millionen von Livres und tauſende von Menſchenleben, um den Eureſluß aus ſeinem Bette, zwiſchen Chartres und Maintenon in einer zwei hundert achtzehn Fuß hohen Waſſerleitung über die Hochebene von Satory nach Verſailles zu führen. Er mußte ſich zuletzt begnügen, ſeine koloſſalen Waſſerkünſte mit dem mühſam in Reſervoirs geſammelten Naß der Quellen, Teiche

und Sümpfe bei Verſailles zu ſpeiſen, um ein halbdutzendmal des Jahres den Anblick ihres Spiels zu haben. Verſailles iſt ſprüchwörtlich geworden für die Verſchwendung Ludwigs XIV. Voltaire nannte es l'abime des dépenses, den Abgrund königlicher Verſchwendung. Mirabeau ſagte, daß der Marſchall von Belleiſle, als er in ſeiner Nachrechnung bis auf ein tauſend zwei hundert Millionen gekommen war, die Nachforſchungen vor Schreck aufgab. Volney berechnete die Ausgaben Ludwigs XIV. für Schloß und Park auf mehrere Milliarden. Das Wahre von der Sache iſt, daß dieſelben etwa vierhundert Millionen Franken heutigen Geldes betragen haben. Immer noch eine hübſche Summe, aber doch nur ein Kinderſpiel gegen die Geldmaſſen, welche deſſelben Herrſchers Eroberungskriege verſchlangen. Von den Milliarden freilich, die in jenen Räumen während der langen Regierung des Königs, der Glanz des Hofhaltes und die

Pracht der Feſte verſchlangen, ſprechen die Vertheidiger des „großen Ludwig“ nicht.

Nur der feſte Glaube an die Göttlichkeit des Königthums konnte einen Herrſcher wie dieſen hervorbringen, und ſeit ich Verſailles geſehen, iſt es mir nicht zweifelhaft, daß die Zeitgenoſſen Wahrheit berichten, die da behaupten: daß Ludwig XIV. an eine, nicht bloß ſinnbildlich zu verſtehende, göttliche Abkunft der Könige geglaubt hat. Nur in ſolchem Glauben konnte der Greis am Rande des Grabes, im Angeſichte eines durch ihn zu Grunde gerichteten Volks und Reiche, ſeinem Nachfolger zurufen: „Mein Kind, ſuche die Laſten Deines Volks zu erleichtern. Es iſt mein Unglück, daß ich es nicht thun konnte!“ Sein Thun war nicht Verſchuldung, es war — göttliche Schickung! Das iſt die Conſequenz des monarchiſchen Abſolutismus und ſeiner Religion.

Verſailles wie es jetzt iſt, macht auf mich

den Eindruck einer riesigen versteinerten Theaterdekoration. Seit jenem sechsten October, wo das Königthum Frankreichs von seinem Sitze Abschied nahm, um nach Paris dem Schaffotte entgegen zu ziehen, hat sich der gefallene Vorhang des unterbrochenen Schauspiels nicht wieder erhoben. Dem Könige folgte sein Hof, und was mit dem Hofe zusammenhing. In wenigen Jahren sank die Bevölkerung von Versailles von achtzigtausend herab bis auf fünfundzwanzigtausend.

Versailles ist jetzt nur noch ein Seufzer, eine stille Klage um die unwiederbringlich verlorne alte Herrlichkeit. Es verdankt die Möglichkeit seines Fortbestehens nur der großen Erfindung des Jahrhunderts, welche es zu einer Vorstadt von Paris macht. Der Weg, welchen die mit acht Hengsten bespannten Staatskarossen der Ludwige kaum in anderthalb Stunden zurücklegten, durchfliegen jetzt die Dampfrosse auf beiden Seiten der Seine in dreiviertel Stunden.

Die Schaaren von Fremden, welche Paris beſuchen, führt das Nationalmuſeum wenigſtens auf Stunden als Gäſte nach Verſailles. So kümmert die Stadt hin, ohne eigne Lebenskraft, ohne Phyſiognomie, ohne eigenthümlichen Charakter der Bewohner. Sie iſt nicht Paris, und iſt doch auch nicht Provinz. Aber für Jemanden, der ſtillen Forſchungen und ruhiger Abgeſchiedenheit zu leben wünſcht, ohne doch auf den Genuß des Mittelpunktes Europäiſcher Civiliſation zu verzichten, wüßte ich keinen empfehlenswertheren Aufenthalt, als Verſailles.

Der Ball Mabille.

Paris, October 1830.

Die Franzoſen ſind das Volk des verkörperten Widerſpruchs. In dieſem „Vervolke“ Europa's, wie es Rahel einmal nannte, liegen die widerſtreitendſten Eigenſchaften hart nebeneinander. Die Franzoſen ſind zugleich revolutionair und despotiſch, freiheitliebend und polizeiſüchtig.

Ihre beſten Freunde haben über dieſe franzöſiſche Polizeiſucht geklagt Von Börne bis auf

Herzen finde ich diesen Vorwurf wiederholt, und soweit meine Beobachtung reicht, muß ich ihm beistimmen. Der einzige Franzose, der alle guten Eigenschaften seines Volkes besaß, ohne dessen politische und soziale Schwäche zu theilen, der Mann, der uns Deutschen in unserm Besten am meisten verwandt war, der liebenswürdige „Winzer von Vereth," der wahrhafteste Republikaner im modernen Sinne den die französische Erde getragen hat, — Paul Louis Courier war zugleich der geschworenste Feind und das Opfer dieser Polizeisucht seiner Nation. Ganz Frankreich liebt und verehrt diesen unermüdlichen Kämpfer für das menschenwürdige Selfgovernement seines Volkes, den Mann, der fast allein unverzagt den Kampf für die Freiheit fortführte, als die Nacht der Sklaverei, zur Zeit der Restauration des pfäffischen Bourbonenthums, sternenlos über allen Häuptern hing. Frankreich liebt und verehrt ihn, obgleich er seinem Vaterlande nie geschmeichelt,

ſeine Schwächen und Sünden vielmehr ſchonungslos gegeiſſelt hat. Ich ſtudire hier ſeine Schriften, weil Deutſchland einer ähnlichen Reſtauration entgegengeht, wie die war, welche die elenden Bourbonen über Frankreich verhängten; weil ich mich ſtärken will an dem Beiſpiel deſſen, was Frankreich damals zu ertragen hatte, für das was Deutſchland zu leiden haben wird. Damals rief Courier ſeinen Landsleuten zu: „Durch die Revolution hat ſich Verſailles in die Nation ergoſſen. Paris iſt das Oeil de Boeuf geworden. In Frankreich iſt alles Hofmann. Es iſt Eure Kunſt, Ihr ſeid die Schulmeiſter in der Kunſt zu gefallen; es iſt das Genie Eurer Nation. Der Engländer ſegelt, der Araber plündert, der Grieche ſchlägt ſich um frei zu ſein; der Franzoſe macht Reverenz, und dient oder will dienen, er ſtürbe wenn er nicht dienen könnte. Ihr ſeid nicht das ſklaviſchte, aber Ihr ſeid das **dienstbarſte** (le plus valet) aller Völker."

Ich finde nirgends, daß die Franzoſen über den esprit de valetaille Zeter geſchrieen hätten, den ihnen der unerbittliche Freund ſeines Volkes hier vorwirft. Aber ſie haben etwas anderes gethan, ſie haben ſich gebeſſert. Es iſt ſeitdem wirklich beſſer geworden in Frankreich, wenn auch noch lange nicht gut. Der edle Paul Louis freilich iſt hingegangen, ohne die Beſſerung zu erleben. Aber er ſchied nicht ohne Hoffnung. Wenige Monate, ehe die Kugel des Meuchlers ſein Herz durchbohrte, ſchrieb er an einen Freund im dunklen Vorgefühle ſeines Geſchicks: „Ich bin müde, aber die Welt und die Menſchheit ſind es nicht. Ihre Sache geht vorwärts, auch ohne mich. Si sa marche nous parait lente, c'est que nous vivons un instant. Mais que de chemin il a fait depuis cinq siècles! *A cette heure*, en plaine roulant, rien ne le peut plus arrêter!“

Die Franzoſen ſind die Erfinder des moder-

nen Polizeistaates. Das Jesuitenkönigthum ihrer Ludwige hat ihn geschaffen, und dadurch die Pest der Polizeisucht dem ganzen Volke eingeimpft. Je schöner ein Menschenbild ursprünglich angelegt ist, um so häßlicher wird es durch entstellende Krankheit. Dies ist der Grund, weshalb das Polizeiwesen bei den Franzosen verhäßlichender, als irgendwo auf den Charakter einwirkt. Der Franzose, so menschlich, so angenehm, so dienstwillig und höflich, so zuvorkommend und leichtlebig er als Mensch im Verkehr mit andern ist, er wird ein anderer, wird das Gegentheil von dem allen, sobald man ihm den Polizeirock anzieht. Ich habe während der ganzen Zeit, die ich hier lebe, nur ein Paar Mal unhöfliche, unfreundliche Antworten auf Fragen und Bitten erhalten, und diese allein von Polizeimenschen. So oft ich bei einem Feste oder sonst bei einer öffentlichen Gelegenheit mich um irgend eine Auskunft an einen dieser bunten betreßten Lungerer

wandte, war ein hochmüthiges: ça ne me regarde pas! oder etwas dem Aehnliches der ſichere Beſcheid. Ja ich habe es neulich bei dem großen Wettrennen auf dem Marsfelde, wo an die Tauſend dieſes Ungeziefers umherwimmelten um die Ordnung unter einer Volksmaſſe aufrecht zu erhalten, die — nicht da war, erlebt, daß ſie ſich ein Vergnügen daraus machten, uns mit unſeren Eintrittsbillets für die reſervirte Tribüne, von Pontius zu Pilatus zu ſchicken, bis ein lauter Wortwechſel meinerſeits, und die heftige Aeußerung: daß ich nicht geglaubt hätte, in Paris und bei Franzoſen die ſchuldige Rückſicht ſogar für Damen in ſolchem Grade zu vermiſſen, einen der Feſtordner in Civilbekleidung bewog, ſich unſerer gegen die Ungezogenheit und offenbare Böswilligkeit der Poliziſten anzunehmen. Er ſchämte ſich offenbar ſeiner eigenen Landsleute in dieſen Röcken, denn er wußte auf meine Frage, wie dergleichen Unordnung möglich ſei, nur mit einem

bedauernden Achſelzucken zu antworten. Es iſt keine Uebertreibung, wenn ich ſage, daß bei jenem Volksfeſte faſt mehr Militair und Polizei zu Roß und zu Fuß auf den Beinen war, als Zuſchauer.

In Paris iſt wirklich der glückliche Zuſtand da, in welchem die eine Hälfte der Menſchen die andere bezahlt, kleidet und bewaffnet, um ſich von ihr in Ordnung halten zu laſſen!

Das l'état c'est moi! des vierzehnten Ludwig ſteckt noch tief in jedem Franzoſen, und auch in dieſem Sinne gilt das Wort Couriers: Versailles s'est fondu dans la nation! Das Gouvernement und die Autorität ſind die Ausdrücke, die man in jedem Munde findet, und der letzte Gensdarm fühlt ſich von dem Bewußtſein erfüllt, daß Er das Gouvernement und die Autorität darſtellt, und findet ſeinen Stolz und ſeine Befriedigung darin, dies allen andern möglichſt fühlbar zu machen. Daher die Herbigkeit, mit der er bis

zur offenbaren Unvernunft das von der „Autorität" Befohlene oder Unterſagte auch in ſolchen Fällen aufrecht erhält, wo ein deutſcher Poliziſt doch zuweilen von der Vernünftigkeit einer Ausnahme zu überzeugen iſt. Dazu kommt der von Napoleon aufgepflegte Militairgeiſt mit ſeiner Neigung für Front und Disciplin, Abhängigkeit und Uniformität. Am tiefſten ſteckt dies Alles im Bourgeois. Selbſt die Schulkinder dieſer Klaſſe tragen Uniform, und ſehen alle wie Sprößlinge von Gensdarmen oder Soldaten aus. Sie tragen ihre Schulpreiſe in Geſtalt von Orden und Ordensbändern ſo gut, wie die Väter ihre Ehrenkreuze und Julidecorationen. Sie erinnern mich immer an die Kinder des italiäniſchen Volks, die ſchon früh als Kapuziner eingekleidet werden. In dieſem Nivellement, das alle Individualität aufhebt, liegt das Jeſuitiſche des franzöſiſchen Bourgeoisthums. Auch in den Schulen der italiäniſchen Bourgeoiſie, die alle in den Händen

der Jeſuiten ſind, fand ich dieſe Uniformirungsſucht, welche ſchon die Kinder zu Staatsmönchen macht.

Nirgend aber fühle ich mir das Herz mehr zuſammengeſchnürt, als wenn ich ſehe, wie in der Hauptſtadt des Volks, das ſich das ziviliſirteſte der Erde nennt, jede Lebensregung ſelbſt ſeiner Freude und Luſt, ſeines Vergnügens und ſeiner Erholung von dem ſpähenden Auge der Polizei beobachtet und von der eiſenraſſelnden Gewalt der bewaffneten Macht in Schranken gehalten wird, und — werden muß. Ja muß; denn ſo weit hat es die Erziehungsmethode, welche der Staat der gegenwärtigen Geſellſchaft angedeihen läßt, hier gebracht, daß eben nur die Uebermacht der Polizeigewalt die verbeſtialiſirte Menſchheit in gewiſſe nothdürftige Schranken der Beſtialität zu halten vermag. Die Geſellſchaft iſt ein einziges großes Zuchthaus geworden, in welchem die Polizei und die Soldaten die Zuchtmeiſter ſind.

Die Feindschaft, welche sich zwischen den Aufsehern und den Beaufsichtigten unausbleiblich bildet, führt die letzteren ebenso psychologisch nothwendig dazu, die ersteren auf alle Weise zu betrügen und ihre Bestrebungen zu vereiteln. Ich bin vollkommen überzeugt, daß neun Zehntel der Gemeinheiten und Nichtswürdigkeiten, welche z. B. auf den öffentlichen Bällen das Auge des Beobachters mit Entsetzen erfüllen, aus der Lust hervorgehen, den Zuchtmeistern ein Schnippchen zu schlagen, um unter ihren Augen die Gebote der Sitte und des Anstandes bis zur äußerst möglichen Gränze hin zu verletzen. Wer jemals das Schicksal gehabt hat, Erzieher in einer Pensionsanstalt, diesem Mikrokosmus des Polizeistaats, zu sein, der weiß, daß dieser Zug der Widersetzigkeit gegen unaufhörliche Beaufsichtigung, tief in der menschlichen Natur liegt, und daß er, wie alles Schlechte, einem mißleiteten Triebe zum Guten, zur Freiheit, entspringt.

Wir fuhren zum Ball Mabille in den Champs Elyſées. Das iſt ein Luſtgarten, der in dieſem Augenblicke zu den geſuchteſten und berühmteſten von Paris gehört, und in den Intriguen der Vaudevilles und kleinern Theaterſtücke eine große Rolle ſpielt. Der Eintrittspreis, welcher von zwei und drei bis zu fünf Franken ſteigt, hält natürlich das eigentliche Volk von vorn herein von ſolchen Vergnügungsorten ferne. Der Jardin Mabille ſteht obenan unter den Luſtorten der eleganten Welt. Er iſt das Paradies der höheren bourgeoiſen Liederlichkeit. Die Tänzerinnen ſind faſt nur Loretten und unterhaltene Frauen, die Tänzer Männer, welche zu ihnen gehören oder für ſie paſſen. Die ſonſtigen Beſucher Neugierige aller Art, beſonders Fremde beider Geſchlechter. Der Eintritt war wirklich überraſchend. Zauberhafte Erleuchtung des ganzen Gartens, der mit ſeinen Orangerien, ſeinen reizenden Bosketts und Lauben, ſeinen Fontainen

und Baſſins in feenhafter Pracht buntfarbigen Lichtes erſtrahlte. In der Mitte des großen Tanzplatzes ließ ein trefflich beſetztes Orcheſter, verſteckt in einem, von blühenden Gewächſen aller Zonen gebildeten Pavillon, die reizendſten Tanzweiſen ertönen. Auf ihren weichen Wellen wiegten ſich Jugend, Grazie und Schönheit im ſanften Schwunge des Walzers, und der volle Mond am wolkenloſen Blau des Himmels, krönte die Schönheit dieſer entzückenden Nacht. Nirgend in Paris ſah ich ſchönere Weiber, untadlichere Geſtalten, anmuthvollere Bewegung, als an dieſem Orte und in dieſem Augenblicke. Auch begegnete ſelbſt der verwöhntere Blick nirgend einer ſichtbaren Verletzung der Schicklichkeit und anſtändigen Sitte.

Bald aber änderte ſich die Scene. Das Orcheſter ſpielte auf zum Contretanz. Die Polizeigensdarmen, welche bis dahin ferner geſtanden, drängten ſich jetzt hinein in das Innere des

Kreiſes, welcher die Tanzenden umſchloß, — und der Cancan begann.

Was ſoll ich ihn Euch beſchreiben dieſen Tanz, der hier als die Profanation des Heiligſten, als bewußter Abfall von dem Göttlichen, in der ganzen Abſcheulichkeit raffinirter Beſtialität auftritt? War ich doch Anfangs kaum im Stande, meine Augen zum Sehen und Beobachten zu zwingen, die ſich mit Schaam und Ekel von dem unwürdigſten Schauſpiele abwendeten. Aber die Betrachtungen, welche ich daran zu knüpfen habe, zwingen mich, einen Augenblick bei der Erinnerung an das Häßlichſte zu verweilen, was meine Augen je geſehen. Ich bemerkte nämlich ſehr bald, daß ſich das ganze Intereſſe der Tanzenden wie der Zuſchauer eigentlich nur auf einen Gegenſtand konzentrirte. Dies war der Vortänzer des Cancans, ein Mann von hoher Geſtalt, ſtark ergrautem Haar, ein angehen-

der Fünfziger mindeſtens, ſeiner äußern Haltung nach ein ehemaliger Militair, wie ich ſpäter erfuhr, wirklich ein Abenteurer, der als Offizier in den Reihen der Karliſten „für Thron und Altar“ geſtritten, und der jetzt unter dem Namen Le Chicard als unbeſtrittener Meiſter des Cancan, die Ehre genoß, einen eignen Polizeiſergeanten bei der Ausführung ſeiner bewunderten Kunſtleiſtung, unmittelbar an ſeiner Seite zu haben. Und in der That, er war ein Meiſter, ein Künſtler des Obſcönen, aber ein denkender, ein kalt berechnender Künſtler. Ein Hegelianer würde ihm die Palme der Objectivität gereicht haben. Hier war nichts zu ſpüren von jenem Rauſche bacchantiſcher Luſt, der ſelbſt in den wildeſten Tanzſprüngen der antiken Mänaden und Satirn, dem ſchönheitbelebten Meißel des Bildhauers noch Stoff zu Schöpfungen gewährte, die im kalten Marmor den Beſchauer entzücken. Keine Spur von dem Hingeriſſenſein

in den Taumel der Sinne und des Bluts, in jene Trunkenheit der Leidenſchaft, die ihre Entſchuldigung in ſich trägt; keine Ausgelaſſenheit der Jugend, welche die Ueberfälle der Kraft im wilden Rythmus der Leibesbewegung aufjauchzen läßt. Nein, hier war nichts als kaltes, bewußtes, überlegtes Raffinement des Häßlichen und Niederträchtigen. Dieſer Chicard war der Genius der Polizeiſittlichkeit, die ſich ſelbſt ironiſirt. Die ihm zur Seite ſtehenden Wächter derſelben dienten nur dazu, als Folie den Glanz ſeiner Triumphe zu erhöhen. Denn alles Intereſſe beruhte weſentlich darauf, wie weit er es in der Darſtellung des Abſcheulichen, Sittenloſen zu treiben verſtehen werde, ehe dieſe Wächter der Sittlichkeit ſich geſetzlich berechtigt erachteten, ſeine Kunſtleiſtungen zu unterbrechen, und ihn ſelbſt von dem Schauplatze ſeiner Triumphe zu entfernen. Es war die Verhöhnung der uniformirten Moral, der betreßten, ſäbeltragenden Sittlich-

keit, des für Geld gemietheten Tugendschutzes, um die sich das ganze Interesse bei diesem Tanze drehte. Der Chicard wagte das Aeußerste, und er ging als Sieger hervor. Während andere Tänzer, die sich weit weniger verstiegen, von den Gensdarmen zurechtgewiesen, oder gar in ihrem Tanze unterbrochen wurden, kam er mit einem einmaligen Zurufe: dansez plus decemment, Monsieur! davon. Denn — die Wächter selbst waren korrumpirt durch ihr Handwerk; sie waren ja Menschen, Franzosen wie die andern auch, und trotz der äußerlichen starren Unbeweglichkeit ihrer Mienen, die sie inmitten der lachenden und jauchzenden Umgebung fast als Maschinen erscheinen ließ, verrieth doch das, was sie zu thun gestatteten, genug von demjenigen, was in ihrem Innern vorging.

Shakspeare's Lear spricht nicht als Wahnsinniger, wenn er ausruft:

— — „Du ſchuftiger Büttel. —
Was geiſſelſt Du die Dirne? Peitſch Dich ſelbſt!
Dich lüſtet heiß, mit ihr zu thun, wofür
Dein Arm ſie ſtäupt!"

Und Shakſpeare ſelbſt hat dies Thema der Polizeiſittlichkeit und Büttelmoral wichtig genug befunden, um es in einem eigenen Stücke, in „Maaß für Maaß," auszuführen.

Hätte ich es nöthig gehabt, mich davon zu überzeugen, daß polizeiliche Tugend ſchlimmer als Laſter iſt, hier konnte ich es. Denn der Anblick der zügelloſeſten Orgie, wie ſie Couture's Pinſel in ſeinem Gemälde, la Decadence Romaine dargeſtellt hat, wäre noch Schönheit zu nennen, gegen das Raffinement dieſer beaufſichtigten Frechheit, deren einzigen Genuß die Verhöhnung des Beaufſichtigers bildet. Wäre es noch nothwendig zu beweiſen, daß die moderne Polizeizucht in ihr Gegentheil, in die Un-

zucht umſchlägt und umſchlagen muß, — hier ſah ich den Beweis geführt.

Wir prahlen mit dieſer beſtehenden Ordnung, mit dieſer beſtehenden Geſellſchaft. Aber welch eine Ordnung, welch eine Geſellſchaft ſind es, die dieſe Früchte zeitigen? Die in den Brennpunkten der geprieſenen Civiliſation Europa's die abſolute Verkehrung des Schönen in das Häßliche, des Heiligen in das Abſcheuliche, der reinen Sittlichkeit in das ſeiner Ketten ſpottende Laſter hervorbringen! Ich habe zwei Erfahrungen in meinem Leben gemacht. Ich habe die Menſchen geſehen, da wo Revolutionen ſie für Momente von allen Polizeifeſſeln losgelöſt hatten, und ich habe beobachtet, wie dieſe Menſchen, ſelbſt in großen Städten, ſich ſittlicher und anſtändiger betrugen, als zur Zeit, wo das Schwert und die Peitſche des Polizeiſtaats über ihnen ſchwebten. Und ich habe eben daſſelbe beobachtet in Ländern und bei Völkern, wo der Poli-

zeiſtaat noch nicht die Allgewalt beſaß, und übte, die er in den vorzugsweiſe ziviliſirten Staaten Europas übt und beſitzt. Was folgt daraus? Ich denke dies, daß von allen Mitteln, den Menſchen zur Sittlichkeit zu bilden, die Polizeigewalt das ſchlechteſte iſt. Sittlichkeit iſt Freiheit. Nur der freie Menſch iſt ſittlich. Aber auch nur der freie Menſch kann unſittlich ſein. Die Cancantänzer der Pariſer Bälle ſind es nicht. Denn ſie haben ihr Bewußtſein über Anſtand und Sitte nicht in ſich, ſondern als Gensdarmen verkleidet, außer und neben ſich. Was der Gensdarm erlaubt, iſt ſittlich, muß es ſein, denn ſonſt würde er, der Repräſentant der offiziellen Ordnung und Moral, der Vertreter der polizeilichen Zucht und Sitte, es nicht erlauben. Wer alſo iſt hier der eigentliche Verbrecher, der den Menſchen entwürdigt? Der Polizeiſtaat. Und die, welche er zu Sklaven macht, und als Sklaven behan-

delt, zeigen den letzten Reſt ihrer ſittlichen Freiheit nur eben noch dadurch, daß ſie dieſen Polizeiſtaat in ſeinen Vertretern — verhöhnen.

Das iſt die Moral von der Sache.

Die Cloſeries du Lilas.

Paris, im Oktober 1830.

Dieſen Namen führt jetzt die ehemalige Chartreuſe, in der Nähe des Luxemburg. Es iſt ein Luſtgarten wie der Jardin Mabille in den Champs Elyſeés, aber von ganz verſchiedenem Charakter. Bei Mabille ſieht man, was die Franzoſen la grace dépravée nennen. Der Tanz dort iſt die raffinirte Parodie alles deſſen, was man Empfindung heißen kann. Er parodirt ſelbſt die rohe Sinnlichkeit, die Wolluſt.

Die Ausgelaſſenheit iſt dort Studium, Reflexion, und darum abſtoßend bis zur Unerträglichkeit. Es iſt die Bourgeoiſie der Sittenloſigkeit.

Anders in den Cloſeries du Lilas. „Hier giebt es keine Loretten, keine unterhaltenen Frauen mit Equipagen und Groom, keine Courtiſanen, deren Portraits, wie die der Cancantänzerinnen Rigolette und Frichette, berühmt durch Liebſchaften fürſtlicher Libertins, in den Bilderläden der Paſſagen aushängen, oder auf den Titelblättern der beliebteſten Tänze prangen. „In die Cloſeries müſſen Sie gehen, wenn Sie die ächte Luft der Ausgelaſſenheit ſehen wollen,“ ſagte mir ein Freund, dem ich meinen Widerwillen gegen die bei Mabille erhaltenen Eindrücke äußerte; „dort finden Sie andere Menſchen. Die Studenten des Quartier Latin, junge Polytechniker und Ouvriers mit ihren Griſetten, ſind dort die Gäſte. Und was dabei die Ele-

ganz verliert, gewinnt die wahre Heiterkeit in diesem leichtlebigen Volke."

Und so war es. Einen Ball in den Closeries du Lilas muß man sehen, um Beranger zu verstehen. Hier thront der Student hier herrscht die Grisette, hier tanzt und springt und trällert die Jugend des arbeitsamen Volks. An die Stelle des eleganten Ballfracks, und des unadlichen Kastors tritt hier zumeist der kurze Paletot und der graue oder weiße, verwegen auf eine Seite gesetzte Hut. Die Cigarre fehlt fast nirgends. Was nicht tanzt, das raucht zu seiner Demitasse oder seinem Glase Bier, oder zu einer mäßigen Limonade. Auch die Mädchen rauchen ihre Cigarette. Der Garten ist sehr hübsch eingerichtet, aber ebenfalls minder glänzend als bei Mabille. Und der Tanz — nun, er ist gleichfalls keiner einzigen Anstandsnorm entsprechend. Aber was ich davon sah, trug wenigstens durchaus das Gepräge fröhlicher Lust und wirklicher

Ausgelassenheit, die in ihren tollen Sprüngen und leichtfertigen Andeutungen mit ganzer Seele bei der Sache war. Diese jungen Ouvriers, diese Grisetten, waren Leute, die ihre sechs Wochentage lang gearbeitet hatten, und sich darum ihrer bachantischen Tanzlust mit desto größerem Genusse überließen. Was ich auf dem Balle Mabille vermißt hatte, das urkräftige Behagen der Ausgelassenheit, hier in dieser hell aufjauchzenden Lust war es zu finden. Der Tanz ist diesem Naturell und seinem heißen Blute Bedürfniß. Man erzählte mir von einer Grisette, die ein Engländer ihrer armseligen Dachstube und der harten Arbeit entrissen hatte, unter der Bedingung, daß sie nicht mehr tanzen wolle. Sie versprach es ihm, und hielt geraume Zeit ihr Wort. Endlich aber überkam sie die Sehnsucht, wenigstens einmal wieder tanzen zu sehen. Es gelang ihr, den Engländer zu bewegen, sie auf eine Stunde in die Closeries du Lilas zu führen.

Gleich bei ihrem Erſcheinen ward ſie zum Tanze aufgefordert. Sie ſchlug es ab. Aber die Aufforderungen wiederholten ſich. Der Engländer blieb unbeweglich. Da endlich, nachdem ſie alle Bitten, ſie wenigſtens einmal tanzen zu laſſen, erſchöpft hatte, nahm ſie plötzlich ihren koſtbaren Kaſchemir von der Schulter, warf ihn nebſt Armbändern, Uhr und Ringen, dem kalten Sohne Altenglands vor die Füße, mit den Worten: „Da nimm Dein Löſegeld für meine Freiheit!“ und reichte einem jungen Handwerker ihre Hand zum Tanze.

Dieſe Geſchichte iſt keine Erdichtung. Die Griſette hat auch ihren Stolz und ihre Freiheitsliebe, ihr Gefühl perſönlichen Werths, das die Arbeit giebt. Die Arbeit iſt der Adelsbrief der Griſette, ſie iſt ihr Stolz, ihre Unabhängigkeit. Eine Griſette die nicht arbeitet, iſt keine mehr. Neben unſerem Tiſche ſaßen einige Mädchen der genannten Art, in lebhaftem Geſpräch. Die

eine von ihnen, eine ſtattliche Blondine, die an die Figur der Eugène Sueſchen la Louve erinnern konnte, ſagte ſtolzen Tons zu einer andern zierlicheren Griſette: „ich habe nie gefragt, was ein Mann für mich thun könne. Da ſieh meine Arme, meine Hände, und ſage ob ich zu arbeiten weiß!“ Und dabei ſtreckte ſie ein Paar Arme und Hände aus, denen man anſah, daß ſie harte Arbeit gewohnt waren.

Die Kleine, welcher jene Worte galten, ließ ſich auf unſere Anrede mit uns in ein Geſpräch ein. Sie hatte keinen Tänzer, denn ſie war „Wittwe ſeit drei Monaten,“ das heißt ihr Etudiant war in die Provinz zurückgekehrt, nachdem er ſein Examen gemacht. Sie trällerte ein Liedchen. Es war von Béranger. Bei dieſer Gelegenheit erfuhren wir, daß dieſer Garten einſt Lieblingsort Bérangers geweſen, und, was uns noch mehr intereſſirte, daß Béranger ihn erſt vor ganz kurzer Zeit wieder einmal beſucht habe.

„Als er mit Liſette eingetreten war, verbreitete ſich die Kunde von ſeiner Anweſenheit blitzſchnell in der ganzen Geſellſchaft. Alles hörte auf zu tanzen. Die Männer nehmen die Hüte ab, und ſchließen unter jubelnden Vivatrufen einen Kreis um ihn. Dann heben ſie ihn auf einen Tiſch, damit ihn alle ſehen können, und nun ſchallen zahlloſe vive Béranger! vive Lisette! vive le chansonnier, durch die Nacht. Moi, fuhr die Kleine fort, während die Begeiſterung über jenen Abend noch aus allen ihren Zügen ſprach, je courus au premier Monsieur, que je ne connaissais pas du tout, et je lui dis: prêtez moi trois francs! Car je n'avais pas le sous. Avec cela j'achetai un gros bouquet, j'en dressai à la hâte une couronne, je pris à deux autres femmes leurs bouquets, et moi et Delphine (ſie ſetzte in ihrem Eifer ohne Weiteres voraus, daß wir „Delphine“ kennen müßten) nous nous avançons

vers Béranger, pour le couronner, et pour lui offrir nos bouquets, à lui et à Lisette. Vous connaissez Béranger, le chansonnier? C'est un très brave homme, il aime le peuple! Und nun erzählte ſie, wie Béranger ſie und ihre Freundin umarmt, und wie er vor Freude geweint habe, und alle Mädchen hätten von ihm geküßt ſein wollen. Mais vous comprenez, que cela ne se pouvait pas. „Aber als wir von dem Tiſche herunter ſprangen, da drängten ſich alle jungen Leute herzu, um uns zu küſſen, weil Béranger uns umarmt hatte. Und dann ſang man im Chor ſeine Lieder. Es war ſehr rührend. Am andern Tage machte ein Student, der auch Poet iſt, ein Gedicht auf dieſen Beſuch von Béranger, ein ſehr ſchönes Gedicht war es, und ich und Delphine wir begleiteten ihn hinaus, nach Paſſy, um es Béranger zu überbringen. Und da hat er mich wieder umarmt, et il a été très content de moi."

Mit dem Schlage eilf Uhr sind Ball und Gartenvergnügen zu Ende. Die Musiker packen ein. Die Gensdarmen bilden Spalier am Ausgange, und alles verläuft sich singend und schäkernd in die näheren und ferneren Quartiere der Stadt.

Paris im October 1830.

Vormittags war ich in der Sorbonne, um Herrn Cousin aufzusuchen, der mich wegen seiner morgenden Abreise dahin bestellt hatte.

Es gab eine Zeit, in welcher der Namen Cousin einen hellen Klang hatte in der ecclesia pressa der Freiheit; zur Zeit der Restauration. Das war damals, als der junge begeisterte Professor der Philosophie dem Freisten der Freien in dem Restaurationsfrankreich, dem edlen Paul Louis Courier, bei seinem letzten politschen Pro-

zesse ein Asyl anbot, und als dieser von ihm sagen mochte: en le voyant, je suis tenté de croire, qu'il y a des caractères francs et généreux; damals als ihm die Restauration seine Vorlesungen verbot und die Preußische Regierung den französischen Professor als Demagogen in Dresden verhaften, und in die Berliner Stadtwogtei sperren ließ! Aber jetzt — quantum mutatus ab illo erschien mir derselbe Mann, der seine durch die Revolution verlorne Pairschaft noch immer nicht zu vergessen vermag! Auch die lange, hagere, brustleidende Gestalt war kaum noch ein Schatten von dem, was ich vor zwanzig Jahren gesehen, und seine Ansichten über Dinge und Menschen der Zeit so düster und grau, wie die altersgrauen, grünmodrigen Mauern der finstern Sorbonne, in deren Räumen der ehemalige Minister des öffentlichen Unterrichts wohnt.

Wir sprachen zuerst von alten Zeiten, in

denen er, der philoſophiſche Helleniſt, meine Ariſtoteliſchen Arbeiten im Journal des Savans beurtheilte. Aber die fiebernde Unruhe der Gegenwart ließ nicht lange bei dieſen Dingen verweilen. Er wollte wiſſen, von einem homme docte et impartial, wie er mich zu nennen beliebte, was es mit unſerer deutſchen Revolution eigentlich auf ſich gehabt, was wir Deutſche denn eigentlich gewollt, und warum man nicht bei uns auf dem vortrefflichen Wege der Preußiſchen états réunis verblieben ſei? Es war mir, als hätte ich einen Saatsmann aus den Reihen unſerer „Staatsmänniſchen" par excellence vor mir. Von irgend einer Einheit Deutſchlands, die ich ihm als nächſten nationalen Zielpunkt der Bewegung darſtellte, wollte er gar nichts wiſſen. Deutſchland ſei ja nie eine Einheit geweſen, und habe ſich trotz ſeiner Getheiltheit doch im Ganzen ſehr wohl befunden, und ſich der Welt ſehr nützlich gemacht (das weiß

der Himmel!); Künste und Wissenschaften, Schulen und Universitäten hätten geblüht u. s. w. Die alte Leier! Das war nun ein Franzose, der Deutschland kannte, seine Sprache las, das Land selbst zweimal bereist hatte — freilich war es lange her — aber unsere Zustände und Bedürfnisse waren ihm doch so fremd, wie einem Mondbewohner. Nach seiner Meinung hatten Hegel und die Hegelianer all das Unheil angerichtet. Strauß und Feuerbach seien dazugekommen, und hätten die positive Religion „das Fundament der Gesellschaft und der Ordnung" untergraben. Die Einheitsprediger hätten das deutsche Volk („das sich durch seine Zerrissenheit so nützlich für Europa gemacht!") durch ihre Schwärmerei zu einem Enthusiasmus hingerissen, bei dem es nicht gewußt, was es gewollt. Eine Einheit Deutschlands, eine andere als sie der alte Bund seit 1816 dargestellt, sei ja ein Unding, eine Unmöglichkeit!"

So lehrte er fort, wie ein treubündlerischer Geheimerath von der Spree. Mir verging endlich die Geduld. Pardon Monsieur! erwiderte ich auf die letzte Phrase, das deutsche Volk hat sehr gut gewußt, was es mit seiner deutschen Einheit gewollt. Jeder Handwerksbursch, der in den sechs und dreißig deutschen Vaterländern sechsmal sechs und dreißig Paßscheerereien und polizeiliche Maßregelungen erleiden muß, der den Groschen, welchen er hier sauer verdient oder von milder Hand erhalten hat, ein Paar Stunden weiter als ausländisches Geld zurückgewiesen sieht, wenn er seinen wandermatten Leib mit einer kargen Zehrung erquicken will, jeder Mensch, der nur einmal in seinem Leben erfahren hat, was sechs und dreißigerlei verschiedenes Recht, Maaß und Gewicht, was die überall schlagbaumenden Zollschranken und Mauthstricke bedeuten, welche die Glieder eines und desselben Leibes unterbinden, jeder solche Mensch weiß sehr

bestimmt, was er will, wenn er von der Einheit Deutschlands spricht. Ein Deutscher braucht nicht erst Strauß und Feuerbach, Hegel und die Halleschen Jahrbücher zu lesen, um es mit Händen zu greifen, daß er als Deutscher kein Vaterland hat, daß ihm auf seine Nationaleigenschaft als Deutscher, kein Mensch im Auslande einen Deut giebt, weil ein Deutschland gar nicht existirt, weder im Inlande noch im Auslande. Der Deutsche fährt innerhalb Deutschlands auf einer einzigen Tagereise durch ein halb Dutzend und mehr deutsche Ausländer. Ein „Deutscher" ist im Auslande politisch nichts, und im Inlande, in Deutschland, erst recht nichts. Reine Deutsche in Deutschland sind allein die Heimathlosen, die von der Polizei über die Gränzen herübergehetzten und gepeitschten Vagabunden. Sie sehen, das deutsche Volk wußte sehr gut, was es wollte, als es sich entschloß diesem Zustande ein Ende zu machen, auf die Gefahr hin, daß

wir in Zukunft uns etwas weniger „nützlich für andere“ machen ſollten. Das Unglück war nur, daß es nicht genug wollte. Sie verehren ja Goethe. Nun Goethe hat einmal geſagt: der Kardinalfehler der Deutſchen, von dem auch er ſich nicht frei fühle, ſei der, daß ſie zu ihren guten und löblichen Zwecken immer aus Sparſamkeit und Zagheit unzulängliche Mittel anwendeten. Da haben Sie das Unglück unſerer Revolution.“

Der alte Expair von Frankreich wiegte ſchweigend den Kopf hin und her. Dann aber fragte er: „Nun wie finden Sie Frankreich und Paris?“ und ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Nicht wahr, wir haben uns wieder aufgerafft von der Ueberraſchung? Wir haben aufgeräumt, und ein Paar unruhige Köpfe (têtes chaudes) übers Meer geſchickt, und ſie finden alles wieder in der geregelten Ordnung. Dieſe ganze Februarrevolution und ihre Repu-

blik, ich versichere Sie, sind nichts gewesen, als eine Ueberraschung. Man wird mit beiden fertig werden. Die positive Religion muß wieder gekräftigt werden, und man ist auf dem Wege dazu." (Ich dachte an die zahlreichen Schwarzröcke, die sich jetzt selbst in Paris, denn in den Provinzen, zumal den südlichen ist es noch viel schlimmer, mit auffallend gespreizter Herrschermiene zeigen.) „Die jungen Leute ohne Erfahrung, fuhr er fort, denken freilich anders. Da ist der Michelet, das gute Kind (ce brave enfant), der sieht freilich überall Jesuiten."

„Und ich sehe sie auch," unterbrach ich den Redefluß des alten Herrn. Was ich ihm darauf noch sagte über meine Anschauung der französischen Dinge, brauche ich nicht zu wiederholen. Aber Eins will ich bemerken: als ich den gelehrten Mann verließ, war seine Stimmung wesentlich verändert. Ich sah bald, daß er zu der Klasse derer gehörte, die zu schwach, der

neuen Entwicklung der Dinge zu folgen, sich in den Illusionen gelungener Zurückführung der alten, ihnen bequemen und gemäßen Weltzustände einwiegen, ohne doch im tiefsten Grunde ihrer Seele selbst recht daran zu glauben. Ganz wie bei uns im lieben Vaterlande! Seine letzten Worte waren: Oui, mon chèr Monsieur Stahr, les circonstances sont graves, très graves, et il faut avouer, entre nous soit dit, fügte er hinzu, que nous vivons du jour au jour! — Cependant n'oubliez pas tout a fait nos etudes communes d'autre fois! Ich wünschte dem freundlichen und wohlwollenden alten Herrn, daß er selber diesen Studien noch lange erhalten bleiben möge! So schieden wir.

Als ich die ausgetretenen Steinstufen des finstern Gebäudes hinabstieg, und über das grasbewachsene Steinpflaster des Hofes durch das Eingangsthor der Sorbonne schreitend, mich wieder im Freien, im lebendigen Menschengewühl

ſah, war mir zu Muthe als athme ich auf, wie nach der Befreiung von einer ſchweren Laſt. Wie traurig iſt der Anblick eines Menſchen, der von der ewigen Idee der Freiheit, der er einmal folgte, abgefallen iſt! Armer Couſin!

Ein Sonntag Abend vor der Barrière.

Paris, im October 1840.

Gestern habe ich einen Eindruck gehabt, der mir unvergeßlich bleiben wird. Ich habe einem sozialistischen Freundschaftsmahle von Arbeitern beigewohnt, das mich vielfach an die Agapen der ersten Christen erinnert hat, die ja auch fast überall Arbeiter und Sklaven, Mühselige und Beladene waren.

Die sozialistisch konstituirten Brüdervereine, associations fraternelles der verschieden Ge-

werke haben nicht nur ihre eigenen, durch jene Aufschrift bezeichneten Werkstätten in Paris, sie haben auch zum Theil ihre, meist außerhalb der Vorstadtbarrieren gelegenen Vereinshäuser, in denen sich die Arbeiter mit Weib und Kind einen oder zwei Abende in der Woche versammeln. Ich war schon lange gespannt, einmal selbst zu sehen, wie es bei diesen Réunions der, von einem Gedanken bewegten, Pariser Proletarier hergehe, und sehr begierig von dem Treiben und Behaben der Arbeiter, welche Monsieur Thiers in Pausch und Bogen als die vile multitude bezeichnet, eine Anschauung zu gewinnen. Aber es ist für den Fremden, der nicht etwa in bestimmten Verbindungen steht, aus leicht begreiflichen Gründen sehr schwer dazu zu gelangen. Uneingeführt kann sich Niemand in diese, weitab von der Polizeistadt belegenen Lokale wagen, auch wenn er Kenntniß von denselben hätte. Man würde ihn unter den jetzigen Verhältnissen für einen Polizeispion

halten, und als ſolchen behandeln. Und das könnte man den armen Leuten, auf denen ſeit dem Junikampfe der Druck des modernen Polizeiſtaats in nie gekannter Härte laſtet, gar nicht verdenken.

Als ich neulich in einer Geſellſchaft guter Freunde die Bemerkung machte, daß ich nun ſchon ſeit faſt zwei Monaten in Paris lebe, und noch kein einziges Lebenszeichen des eigentlichen Volks geſehen, keinen Geſang der Arbeiter gehört, ſagte einer der Anweſenden auf dem Heimwege zu mir: wenn Ihnen daran liegt, ſo will ich Sie an einen Ort führen, wo Sie den Pariſer Arbeiter kennen lernen und gelegentlich auch ſingen hören ſollen. Denn ſie ſingen wieder ſeit einiger Zeit, und ich denke, es ſoll Ihnen neue Anſchauungen geben."

Du magſt denken, daß ich das Anerbieten mit Freuden annahm. An einem Sonntage machten wir uns auf den Weg. In der Vor-

ſtadt angekommen, führte uns mein Freund zu einem Arbeiter, der in Folge der Juniſchlacht, auf bloßen Verdacht ſozialiſtiſcher Sympathien hin, aus Frankreich exilirt, erſt ſeit ganz Kurzem heimlich zu ſeiner in Paris gebliebenen Familie zurückgekehrt war. Er iſt ein Deutſcher, war dreiundzwanzig Jahre lang in Paris, mit einer Pariſerin verheirathet, Familienvater, ein geſchickter Arbeiter, Sergeant der Nationalgarde, hatte am Kampf des Juni keinen Theil genommen. Aber das half Alles nichts. Er war als verdächtig denunzirt, und da er ſich weigerte, ein Gnadengeſuch bei Bonaparte einzureichen und ein politiſches Reubekenntniß abzulegen, ward er, der Mann einer Pariſer Bürgerin, der Familienvater, der geſchickte, fleißige, unbeſcholtene Arbeiter, der Juli-dekorirte und Februarkämpfer ohne Gnade aus Frankreich ausgewieſen. „Es war noch ein Glück, daß es dabei blieb," ſagte der brave Mann. „Wenn die Denunziation ein

Paar Monate früher kam, hätte ich so gut wie tausend andre unschuldige deportirt werden können.“ Es war ein Mann hoch in den Vierzigen, ein treuherziges deutsches Gesicht, nur seine deutsche Sprache war ihm in der langen Zeit etwas abhanden gekommen. Er saß seit langer Zeit wieder einmal sehr vergnügt mit Weib und Kindern beim Abendbrod, das einige Freunde, lauter bejahrtere Männer, mit ihnen theilten. Denn der Pariser Ouvrier der Vorstadt hält noch die alten, bei uns in Deutschland üblichen Mittag- und Abendmahlzeiten. Als er uns sein Schicksal erzählte, und den einen der „Nachbarn“ père H..., einen alten würdigen Graukopf, den er übrigens als einen ami de l'ordre bezeichnete, zum Zeugen aufrief, bemerkte dieser: „Er sagt die Wahrheit, mais il a toujours eu la tête un peu chaude.“ Aber jetzt, was sagt Ihr jetzt, Vater H..., erwiederte der Andere. „Ich habe eingesehen, daß Ihr Grund dazu hat-

tet," war die lakonische Antwort des Mannes, der im Juni 1848 gegen die Barrikaden gekämpft hatte. Diese Antwort ist bedeutungsvoll. Die unvermeidliche Erneuerung des Kampfes wird viele von denen hinter den Barrikaden sehen, welche im Juni 1848 gegen dieselben anrückten.

Endlich kam der Führer, welcher uns in die Association fraternelle des cuisiniers, vor der Barrière geleiten sollte. Es war ein junger Mann von etwa sechs bis achtundzwanzig Jahren, ein edles intelligentes Gesicht. Er war offenbar einer von den Führern der in Paris noch bestehenden sozialistischen Arbeiterverbindungen. Seine Kleidung, bis auf den runden schwarzen Hut der Ordnung durchaus bourgeois und polizeigemäß. Nur seine kräftigen Hände verriethen den Ouvrier. Er wechselte einige Worte mit meinem Begleiter, und musterte mich und einen zweiten Gefährten mit einem raschen Blick.

der aber nichts Beleidigendes hatte. Dann brachen wir auf.

Es war gegen neun Uhr. Auf den Straßen wogte es von Volksmassen. Ich war nie in diese Gegend der äußersten Peripherie von Paris um diese Zeit gekommen, und das Schauspiel mir durchaus neu. Das Gewühl dieser Tausende von Arbeitern in der Blouse, von Männern und Weibern, Jünglingen, Mädchen und Kindern, ohne eine einzige Figur des bürgerlich eleganten Paris, ohne Soldaten und ohne Polizei — denn die Polizei sieht man nur da in Paris, wo sie nach ihren eigenen Begriffen eigentlich nicht nöthig wäre, in den eleganten Stadttheilen, innerhalb der Boulevards und zwar dort schaarenweise, — dies gänzlich polizeilose Durcheinander also gab mir eine ganz neue Anschauung von Paris, und zum erstenmale begriff ich den Schauder, der, wenn der elektrische Funke der Revolution die Massen durchzuckt, den Pariser

der innern Stadt bei dem Schreckensrufe ergreift: Les faubourgs descendent! Aus den Guinges und Bastringues, den Trink- und Tanzkneipen in der Nähe, scholl wildes Gelächter und helles Jauchzen. »Hier ist der Ouvrier wie er sein soll, nach den Herzen der Polizei Monsieur Bonapartes und der Gesellschaft!« sagte unser Führer, als er meine Bewegung bemerkte. „Mag er sich hier ruiniren und verthieren in Wüstheit, während seiner spärlichen Freistunden, nur soll er nicht sich an Edleres gewöhnen und sich seiner Menschenwürde bewußt werden, sonst ist er nicht gouvernabel.“ „Bonaparte und die Gesellschaft haben auch so ganz Unrecht nicht, versetzte mein Begleiter. Guinges und Bastringues *), Trunk und Prostitution, ziehen höchstens Emeutiers groß, und deren kann die Gesellschaft

*) Namen der Schenken niedrigster Art, vor den Barrieren von Paris.

Herr werden. Aber an den Orten, wo der Arbeiter sich gewöhnt, seine Erholung und sein Vergnügen im edleren Genusse zu suchen, da wachsen Revolutionen, und Revolutionen sind zuletzt immer siegreich.“ Eine Laterne des äußern Boulevards, über den wir hinschritten, warf ihr flackerndes Licht über das Angesicht unseres Führers, und ich sah wie seine Augen leuchteten, als er ohne ein Wort zu erwidern, meinem Begleiter die Hand drückte.

Endlich waren wir am Ziele unserer Wanderung. Wir traten ein in ein zweistöckiges nicht sehr ansehnliches Haus, dessen hintere Räume aber sehr bedeutend waren. Der gartenartige Hof, mit Bänken und Tischen für die gute Jahreszeit, mochte leicht über tausend Menschen fassen können. Unser Führer stellte uns unten bei einer Art Büffet einem herkulischen Manne vor, der in saubersten weißen Hemdärmeln, ein rothes baskisches Barret auf dem

schwarzlockigen Haupte, mit südlicher provenzalischer Physiognomie, und voll treuherziger Schalkheit, so recht geeignet schien, als Chef der Association Fraternelle des Cuissiniers, den Genius des Orts zu repräsentiren. „Ces sont des amis!“ lauteten die Vorstellungsworte. Und damit war es genug. Unser Führer selbst kannte unsern Namen nicht, hatte auch nicht darnach gefragt. Der Rothmützige schüttelte mit einem freudigen: bon soir, Pierre! unserm Führer und mit einem soyez les bien venus, citoyens! uns andern die Hände, und geleitete uns dann eine Stiege hinauf, in den Saal der Gesellschaft. Es ging dort etwas laut zu; aber nicht zu vergleichen mit dem Lärm in den Vergnügungsorten, die wir zuvor passirt hatten. Noch viel weniger erinnerte die Lebhaftigkeit von Rede und Gelächter an die Ausbrüche deutscher Schenk- und Trinkstuben. An kleinen Tischen, zu vier, sechs bis acht Personen saßen die Ar-

heiter mit ihren Weibern und Töchtern, vor sich ihren Schoppen Wein, und ihr Stück Brod und Käse. Die meisten, besonders die jüngern Männer, in Blousen, von den älteren viele auch in gewöhnlicher bürgerlicher Tracht. Die Frauen alle durchweg in bescheidener, aber nicht ganz ärmlicher Kleidung. Einzelne Hüte hingen an den Wänden, die den jüngeren Mädchen gehörten, die älteren waren meist in schlichter weißer Haube. Keins der Frauenzimmer rauchte, — während auf den Bällen der Grisetten und Loretten selten die Cigarre im Munde eines der Mädchen fehlt. Es bedurfte nur einer geringen Beobachtungsgabe und Bekanntschaft mit den Pariser Zuständen, um sich zu überzeugen, daß wir in diesen drei- bis vierhundert Menschen eine Probe von dem Kern des rechtlichen und tüchtigen Pariser Ouvriers vor uns hatten.

Wir nahmen an einem der größeren Tische am äußersten Ende des Saales Platz, wo ein

Paar Arbeiter uns zu sich luden. Unser Führer wurde beim Durchpassiren durch den Saal überall mit herzlichem Händedruck begrüßt. Von allen Seiten erscholl das: bon soir, Pierre! ihm entgegen, das er ruhig und freundlich grüßend erwiderte. Das Durcheinander des Gesprächgewirrs dauerte noch fort, als wir bereits hinter unserm Tische saßen, auf welchen der Rothmützige sehr bald eine Flasche rothen à vingt sous vor uns hinstellte. Es war ein sehr trinkbarer Wein. Uns gegenüber saß ein Familienvater mit Frau, Tochter und einem Knaben, der seine Flasche geringerer Sorte in eine Schüssel leerte, in welche er zuvor eine Portion Zucker gethan, um dem Weine seine Herbheit zu benehmen, für die Damen, wie er gutmüthig scherzend hinzusetzte. Zur Seite des jungen Mädchens saß ein schöner Bursch in blauer Blouse, wie es schien ihr Verlobter, ein wahres Prachtexemplar von Adel der Gesichtsbildung. George Sand's Compagnon

des tours de France und ihre anderen Volksgestalten wurden mir immer lebendiger, je mehr ich um mich blickend gewahr wurde, wie mein Nachbar keine vereinzelte Ausnahme unter seinen Genossen bildete. Während in der bourgeoisen Klasse eine gewisse Verkommenheit der Typen und ein gemeiner Ausdruck der Züge vorherrscht, sieht man unter den Arbeitern nicht selten Gestalten, die einem Maler oder Bildhauer herrliche Modelle abgeben könnten.

Plötzlich erscholl ein Schlag wie mit einer Gerte auf einen Tisch geführt, und auf dies Zeichen verstummte sofort das Stimmengewirr. Ein junger Mann erhob sich, und begann mit sonorer Stimme und lebhafter Bewegung ein Lied, in dessen Refrain sodann die ganze Gesellschaft mit einstimmte. Es war Pierre Duponts „Lied der Nationen."

Le chant des Nations.

I.

Tous les captifs, qui sur la terre,
Courbaient leur front, l'ont relevé,
Pour commencer la grande guerre,
Par qui leur droit sera sauvé;
Ils ont fait ranger à leur tête
Les hommes libres, leur ainés.
Oui s'en vont calmes à la fête
Devant ces lions déchaînés.

Le jour des grands destins se leve
Au son du cuivre et du tambour
O guerre! c'est ton dernier jour!
Le glaive brisera le glaive,
Et du combat naîtra l'amour.

Wie der Sturmſchritt gewaffneter Maſſen klang der kräftige, marſchartige Rhythmus der Melodie dieſes gewaltigen Freiheitskampfliedes. Das Feuer des Vorſängers durchzuckte elektriſch die Geſellſchaft. Mehr als einmal begann einer oder der andere ſchon vor der Wiederkehr des Refrains

mit in den Gesang einzufallen, ward aber sogleich durch ein Silence! der Nächstsitzenden davon zurückgebracht. Ebenso wurden alle Beifallsäußerungen, zu denen sich am Schlusse dieses, und der folgenden Lieder einzelne Anwesende hinreißen ließen, sofort durch den gleichen Ruf unterdrückt. Diese Beifallsbezeugungen sind polizeilich verboten, und man hielt das Verbot, obgleich kein Polizeimann in der Nähe war, mit der pünktlichsten Genauigkeit. Ebenso ist das Halten von Reden aller Art verboten, und auch dies Verbot ward so streng beobachtet, daß außer einem einzigen Liede heiter komischen Inhalts, zwischen dessen Verszeilen der Poet einige Streifen Prosa eingeflochten hatte, auch nicht ein einziges Wort in ungebundener Rede an die Gesellschaft gerichtet wurde. Aber die Pariser Ouvriers müßten keine Franzosen sein, wenn sie nicht Mittel finden sollten, die brutalen Polizeigesetze ihrer Unterdrücker zu umgehen. Die sozialistischen Leh-

ren und Aufforderungen, welche sie nicht redend aussprechen durften, sangen sie sich in Liedern zu, welche ihr Liebling Pierre Dupont, der Chansonnier des Sozialismus, der Béranger des Arbeiterproletariats, zu diesem Zwecke gedichtet hat; und diese Lieder, getragen von schwungvollen Melodien, prägen sich viel tiefer ein in Herz und Gemüth, als das nackte Wort der prosaischen Lehre. Alle diese Lieder, zum Theil sehr bedeutenden Umfanges, sammt den für deutsches Musikgehör sehr taktschwierigen Weisen, waren Eigenthum des Volks. Männer, Frauen und Kinder wußten sie auswendig, und sangen sie mit. Ein Paar mal, bei besonders langen Vorträgen ereignete es sich, daß der Vorsänger ins Stocken gerieth. Sogleich war der nächste Beste im Stande, ihm einzuhelfen. Dabei hatte ich Gelegenheit, den Takt und das wahrhaft gebildete Gefühl dieser Gesellschaft zu bewundern. Während bei ähnlichen Anlässen in der sogenannten

gebildeten Gesellschaft ein mediſantes Lächeln, in minder feinen Kreiſen ein tölpiſch rohes Ausgelachtwerden unfehlbar den Steckenbleibenden zu treffen pflegen, zeigte ſich hier alles bemüht, den Verlegenen zu ermuntern, ihm weiter zu helfen, und ein lautes: Silence! entendez le citoyen! gab ihm Muth, von Neuem zu beginnen, und ſeinen Geſang zu Ende zu führen. Und es waren Arbeiter, zum Theil Leute des „niederſten Volks" der vile multitude, welche man hier das Betragen der gebildeten Klaſſen beſchämen ſah. Mein Begleiter geſtand mir, daß er nie in ſeinem Leben eine ähnlich gebildete Haltung einer ſo zahlreichen Geſellſchaft geſehen, und ich mußte ihm beiſtimmen.

Dem chant des nations folgte ein Lied auf das allgemeine Stimmrecht, Le chant du vote, ebenfalls von Pierre Düpont gedichtet, wenige Wochen vor der Vernichtung dieſes Rechts durch die Nationalverſammlung und ihren Schütz-

ling Bonaparte. Die Beſorgniß vor dieſem Attentate auf die Freiheit, grollt ſchon warnend in den letzten Strophen:

Quand la vapeur est comprimée
Elle couve une explosion,
La plainte du pauvre enfermée
Fait lever l'insurrection.
Faibles nains, vos pieuses ligues
Ne font qu'attiser le volcan:
Gardez vous, de toucher aux digues
Qui tiennent encore l'ocean.

Die Warnung iſt vergeblich geweſen. Alle Parteien der bethörten Regierer Frankreichs graben unaufhörlich an den „Deichen," die den alles verſchlingenden Ozean noch zurückhalten. Und ſo wird ſie ſich erfüllen, die furchtbare Prophezeihung, mit der das Lied ſchließt:

S'il est vrai qu'une tourbe infâme,
Disposant du feu et du fer,
Veuille enchainer le corps et l'âme

Du peuple, ce *vrai fils de Dieu*,
Fais voir, en déjouant la ruse,
O republique à ces pervers
Ta grande face de Meduse
Au milieu de rouges éclairs.

Lieder folgten nun auf Lieder. Immer höher stieg die Begeisterung, aber kein lautes Bravo, kein Beifallklatschen durfte hörbar werden, ohne sofort von allen Seiten zur Ordnung gerufen zu werden. Es war nicht unwahrscheinlich, daß sich selbst in diesem Kreise irgend einer oder der andere Agent der Carlierschen Polizei befand, der zu einer kleinen Gesetzesübertretung zu provoziren suchte, in Folge deren selbst diese Vereinigung hätte verboten werden mögen. Wenigstens wurden ein Paar solcher Beifallsrufer hier und da mit ernsten Blicken betrachtet, und dies reichte hin sie sofort verstummen zu machen. Es war das Erstemal, daß ich in Paris eine öffentliche Versammlung, eine Volksge-

sellschaft ohne Polizei sah, deren Anblick einem sonst überall in Paris, bis in die Versammlungen des Institut de France hinein, verfolgt. Und hier zum Erstenmale, wo das Volk nicht als eine bewachte Bestie erschien, sah ich Ordnung und Anstand, Sitte und Zucht von ihm selber in wahrhaft menschenwürdiger Weise, mühelos bewahrt und aufrecht erhalten. Bei den Gesängen, welche jetzt zahlreich auf einander folgten, und alle in erhebender Weise das Menschenthum und Menschenrecht des Proletariats der Arbeit und die Freiheit und Brüderlichkeit der Nationen feierten, zum Kampfe nur gegen die Tyrannei, zur Bruderliebe aber gegen alle Bedrückten aufforderten, sah ich Thränen der Rührung in den Augen meines Begleiters, der so manches blutige Schlachtfeld seines Ungarlandes mit festen Blicken angeschaut hatte. Und auch ich selber ward von tiefer Bewegung ergriffen, als jetzt ein Jüngling aufstand und den Chant des étu-

diants anstimmte, in dessen Refrain plötzlich der Name Robert Blums, des hingemordeten deutschen Volksvertreters, wie Banko's dräuender Schatten aufstieg. Den Namen dieses deutschen Volkssohns hier von französischen Arbeitern als den „glorreichen Märtyrer" im brausenden Chorgesange erschallen zu hören, hatte für uns geradezu etwas Ueberwältigendes. Wir fühlten in diesem Augenblicke mehr wie jemals, daß die Sache der Völkerfreiheit zur Europäischen Solidarität geworden ist. Die um uns hersitzenden Arbeiter, welche unsere Bewegung bemerkten, reichten uns in stummer Theilnahme die Hände. Der Alte aber, der uns gegenüber saß, sagte, indem er uns zum Anstoßen auf das Gedächtniß aller Märtyrer der Freiheit aufforderte: Consolez vous, citoyens! La fraternité c'est une réligion, et il faut des martyrs à chaque religion. Nous en avons eu des milliers en Juin, et j'y avais un

fils unique! Seine Stimme zitterte, die neben ihm sitzende Frau und Tochter weinten. —

Es lag eine heitere Siegesgewißheit in diesem „Liede der Studenten" dessen erster Vers lautete:

Enfants des écoles de France,
Gais volontaires du progres,
Suivons le peuple et sa science,
Sifflons Malthus et ses arrêts!
Eclairons les routes nouvelles,
Que le travail se veut frayer:
:|: Le socialisme a deux ailes,
L'étudiant et l'ouvrier :|:

Worauf denn als Refrain die Schlußverse folgten, deren letztes Paar im festen Marschtakte gesungen, etwas wunderbar Ergreifendes hatte:

Marchons, sans clairons ni cymbales
Aux conquêtes de l'avenir,
Et montrons, s'il le faut, nos poitrines aux balles.

Comme a fait Robert Blum,
Comme a fait Robert Blum,
Le glorieux martyr!

Iſt's nicht die Arbeit, heißt es weiter in dieſem Liede der Studenten, die uns die Mittel ſchafft zu unſeren Studien? Was iſt natürlicher, als daß zum Dank dafür dieſe Studien ſich dem Wohle der Arbeiter zuwenden?

Que notre science jalouse,
Ne se tienne point à l'écart;
Il bat plus d'un coeur sous la blouse
Amoureux de science et d'art.

Armer Couſin! wenn Du wüßteſt, wie weit die Jugend Deiner Sorbonne entfernt iſt von jenen grauen Theorien, nach denen noch heute Dein Gott beim Anblicke der alten Geſellſchaft ſagen würde: „Ich ſehe an Alles, was ich gemacht habe, und ſiehe da, es iſt Alles ſehr gut!“

Wahrhaft rührend waren die Lieder, in denen das Volk das Schicksal des armen Arbeiters, du pauvre prolétaire, sein eigenes Schicksal sang, und wo der Refrain des einen lautete:

Quand le pauvre prolétaire
A ni d'argent ni du credit —
„Allez vous en!“ les Malthusiens l'ont dit.

Und ist es denn nicht wahr, daß auf den „Hülfeschrei nach Brod,“ die Gewalt ihnen noch immer mit Eisen geantwortet hat? Ist es nicht wahr, daß das erhabene Wort: „ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth,“ nach 1800 Jahren ferner von der Wahrheit ist, als jemals?

Aber in keinem aller dieser Lieder war eine Empfindung des Hasses oder der Rache, eine Drohung der Vergeltung zu hören, für so langes tausendjähriges, so namenloses Leiden des armen Volks. Das „aimons nous!“ des be-

rühmten, und in Deutschland durch Alfred Meißners Uebersetzung bekannt gewordenen Chant des ouvriers, dieser Friedensmarseillaise des Proletariers, klang durch alle ähnlichen Lieder hindurch. Und auch die Melodien derselben hatten nichts von dem wilden Schwunge des Schlachtliedes der ersten Revolution, sondern in allen war der Ton sanfter, herzrührender Klage vorherrschend, der den chaut des ouvriers so unwiderstehlich macht für jedes nicht ganz zu Stein gewordene Menschenherz. Dieser letzte Gesang, von einem jungen schönen Mädchen intonirt, deren reine und zarte Stimme das Rührende desselben noch verstärkte, machte den Beschluß des Ganzen. Mit dem Schlage der Polizeistunde schwieg der Gesang. Alles stand auf und ging. Nur im Hinausgehen hörte man noch das en avant, en avant la république, von ein Paar kräftigen Stimmen gesungen, weithinaus schallen in die sternenfunkelnde Nacht.

Mir war zu Muthe, als hätte ich einer Verſammlung jener Mühſeligen und Beladenen beigewohnt, welche vor achtzehnhundert Jahren die Botſchaft von einem neuen Reiche der Befreiung und Verſöhnung einſt in den Katakomben der Welt beherrſchenden Roma vereinigte. Auch dort erhebt ſich San Paolo Fuori le Mura, die älteſte Kirche der Chriſtenheit, auf der Stätte, wo einſt der am meiſten elende und niedrigſte Theil der Bevölkerung wohnte, fernab von dem Glanze und der Herrlichkeit der goldnen Stadt. Denn hier hatten die heiligen Märtyrer gelehrt und gelitten, hier waren ihre Gebeine begraben.

Aber es iſt nicht bloß der Unterſchied der jenſeitigen Zukunft des himmliſchen Reichs, auf welche die Apoſtellehre die Elenden vertröſtete, von der dieſſeitigen Zukunft des Reichs Gottes auf Erden, für welche die neue Religion zu arbeiten gebietet, nicht bloß dies iſt es, was die

Bekenner der alten und der neuen Menschenbruderliebe scheidet.

Die neue Lehre dieser Liebe ist frei von jener Forderung der Unmöglichkeit, welche den Feind zu lieben, den uns Fluchenden zu segnen gebietet, von jener Lehre, die, wo der Feind uns den Rock nimmt, ihm auch noch den Mantel freiwillig dazuzugeben heißt. Sie ist frei von dieser Heuchelei eines Gebots, das nie erfüllt worden ist, nie erfüllt werden kann, so lange Menschen Menschen, und nicht hündische Bestien sind, von einem Gebote, das nur Heuchler erzeugt, und von dem die ganze Geschichte der mit Blut und Verfolgung gebauten und erhaltenen christlichen Kirche nur eine große Widerlegung dargestellt hat; von einer Lehre, die ihr eigener Stifter, des Christen höchstes Vorbild, Christus selbst nicht erfüllt hat, der seine Feinde, die Pharisäer und ihren Anhang mit den Worten: „ihr Schlangen- und Otterngezüchte!“ segnete, und

auf den Rücken der Geldwechsler und reichen Bankiers, deren Tische er umstieß, seine Geißel tanzen ließ; von einer Lehre endlich deren Verkündiger ihren Gott selbst nicht nach diesem Gebote handeln lassen. Denn nach ihnen wird er den Gegnern des neuen Evangeliums „weder in dieser noch in der zukünftigen Welt vergeben," und Paulus ist gesund genug, um einem Feinde, „der ihm viel Uebels gethan," statt ihn zu lieben und zu segnen, den Wunsch nachzurufen „daß der Herr ihm vergelten möge nach seinen Werken!"

In diesem Sinne ist die neue Religion Paulinisch, männlich. Sie bietet den Feinden der Menschheit, den Tyrannen, Kampf bis aufs Messer! Sie weiß, daß dieser letzte große Entscheidungskampf der Europäischen Menschheit unabwendbar bevorsteht, und bereitet ihre Brust für dessen Kugeln, aber auch ihren Arm, für die Führung des Schwerts. Ihr Wahlspruch ist: aide toi, et le ciel t'aidera! Sie hat nichts

gemein mit den Pfaffen des Jenseits, die es sich hier im Diesseits so wohl sein lassen, während sie ihre hungernden Schafe — o wie bezeichnend ist dies einzige Wort! — auf die himmlische Weide vertrösten. Die Religion des Socialismus, denn er ist eine Religion, aber eine Religion nicht der Unvernunft sondern der Vernunft, nicht des blinden Glaubens, sondern der helläugigen freien Erkenntniß —diese Religion der Freiheit weiß, daß sie mit dem Segnen der Kosacken und Kosackengebieter nicht weit kommen würde. Sie weiß, daß die politische Freiheit der Nationen die Vorstufe ist zu ihrer vollen menschlichen, d. h. sozialen Befreiung. Und darum hofft sie nichts von einer Vereinbarung zwischen Christus und Belial. In der Versammlung dieses Abends fehlten auch Soldaten nicht — sind sie nicht Kinder desselben Volks, Söhne von Arbeitern und Proletariern, Proletarier und Arbeiter selbst? Kann es auf die Dauer gelingen, sie in dem

Wahne zu erhalten, daß das Intereſſe ihre Väter und Brüder, nicht das der Zwingherrn beider, ihr eigenes iſt? Auch für ſie hat Pierre Dupont gedichtet. Und nicht klagend und ſanft, ſondern voll todesmuthiger Begeiſterung, wie Trommelwirbel beginnend, wie Trompetenfanfaren endend, klang der „chant des Soldats“ im Munde eines jungen Soldaten:

Toute l'Europe est sous les armes,
C'est le dernier râle des rois!
Soldats, ne soyons plus *gendarmes*,
Soutenons le peuple et ses droits. —
Aux armes, courons à la frontières
Qu'on mette au bout de nos fusils
Les oppresseurs de tout pays
Les poitrines des Radezky's
Les peuples sont pour nous des frères (ter)
Et les Tyrans des ennemis!

Ja, ſie wiſſen es, dieſe neuen Gläubigen, der Kern der Menſchheitsgegenwart, die Hoff-

nung ihrer Zukunft, diese Arbeiter von Paris, sie wissen es, daß der große Entscheidungskampf nahet, und Pierre Dupont ist Prophet mit seinem Wort:

Le jour des grands destins se lève
Au son du cuivre et du tambour;
O guerre, c'est ton dernier jour;
Le glaive brisera le glaive,
Et du combat naîtra l'amour.

Als wir den Rückweg antraten, gaben uns einige Arbeiter eine kleine Strecke das Geleit und verabschiedeten sich dann. Nur einer blieb zurück, der einzige, dem der Wein ein wenig zu Kopfe gestiegen schien. Er wollte uns nach Hause begleiten. Unser Führer stand still, und sagte ruhig: citoyen un mot! *supposons*,

que ces amis ne veulent pas qu'on sache où ils vont?" — C'est entendu! erwiederte der andere, drehte augenblicklich um, und entfernte sich mit einem freundlichen bon soir, citoyens! in die nächste Seitengasse. Wir fragten, ob der Mann das nicht übel nehmen werde? „Gewiß nicht," erwiederte unser Führer. „Ich kenne den Mann nicht, aber wenn er einer der Unseren ist, so wird er wissen, daß in Zeiten, wie die jetzigen, Vorsicht keine Beleidigung ist." Wir gingen durch eine andere Barriere zurück als die war, durch welche wir gekommen waren, und nahmen dort einen Wagen. „Sie sind in keiner verbotenen Gesellschaft gewesen, sagte unser Führer, und was sie dort hörten, kann die ganze Welt hören, und weiß die ganze Welt. Aber Sie sind Fremder, und könnten Unannehmlichkeiten davon haben, daß Sie sich überzeugen wollten, daß die Pariser Ouvriers keine Räuber und Mör-

ter ſind, alſo beſſer iſt beſſer. Laſſen Sie darum auch den Wagen nur in die Nähe ihrer Wohnung fahren, denn dieſe arme Schelme von Fiakres ſind alle gepreßte Polizeihelfer.“

Pierre Dupont.

Ueber Pierre Dupont ſei es mir geſtattet, hier nachträglich einige Nachrichten einzuſchalten, die ich dem ſpätern Briefe eines Freundes aus Paris entnehme.

Der Beranger des Sozialismus iſt allerdings Ouvrier, aber ohngefähr in derſelben Weiſe wie auch Albert, das bekannte Mitglied der proviſoriſchen Regierung, dieſen Titel führte. Er iſt ein Ouvrier, aber ein ſolcher, der einen

Frack trägt und ſich in Salons bewegt, ohne darum den Cabarets der Pariſer Ouvriers ſich zu entfremden.

Längere Zeit vor der Februarrevolution kam aus der Provinz ein junger Dichter und Componiſt nach Paris, um ſeine Lieder und Compoſitionen dort bei irgend einem Verleger anzubringen. Aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Jung, unbekannt, namenlos, ohne Empfehlung, konnte er nirgends mit ſeinem Geſuche Eingang gewinnen in die Herzen und Geldbeutel der großen muſikaliſchen Bankiers. Troſtlos kam er eines Tags zu einem Muſikalienverleger, und wiederholte dringend ſeinen Antrag „Verzeihen Sie,“ war die ablehnende Antwort, „man ruft mich eben zum Frühſtücke!“ — „Nun denn geſtatten Sie wenigſtens, erwiderte der junge Mann mit komiſcher Verzweiflung, „daß ich Ihnen, während Sie frühſtücken, meine neuen Lieder vorſinge!“ Lachend ging der Verleger

darauf ein. Pierre Dupont ſang, der Muſikalienhändler frühſtückte ruhig zu Ende, und ſagte dann: „laſſen Sie die Pieces da, ich werde Ihnen Ihr Honorar ſchicken. So wurden Duponts erſte Lieder veröffentlicht. Er begnügte ſich jedoch damit nicht; er wollte in das Volk dringen. Unermüdlich ging er aus einer Weinſtube in die andere, ließ ſich einen „Canon" — ſo nennt man in Paris ein Glas Wein, das man ſtehend austrinkt — geben, und ſang dabei den anweſenden Ouvriers ſeine Lieder vor. Jetzt iſt Pierre Dupont der populärſte Liederdichter von Paris.

Vor der Februarrevolution erſchienen ſeine Lieder mit Clavierbegleitung in den ſchönen Muſikalienboutiquen der Boulevards auf feinem Velinpapier. Jetzt läßt er jedes ſeiner Gedichte als Flugblatt, zu zwei Sous das Stück, in einer kleinen Bude im volksthümlichſten Viertel von Paris erſcheinen. Die Compoſitionen ſind

jedesmal von ihm ſelbſt. Da hier die Arbeiter, ja ſelbſt die Soldaten ihre eigenen Singſchulen haben, und das Volk auf dieſe Weiſe faſt durchweg die Noten kennt, ſo ſingt man in den Ateliers und Cabarets dieſe und ähnliche Lieder, trotz ihrer oft ſchwierigen Weiſen, mit Leichtigkeit. Eingeweiht werden jedoch die volksthümlichen Lieder erſt durch die ſogenannten „Enfants de Paris.“

Dieſe „Kinder von Paris“ ſind die beſten Schüler der Pariſer Arbeitersingſchulen, welche auf Koſten der Regierung erhalten werden, und in denen eine ganz eigenthümliche Methode des Unterrichts beſteht. Die Enfants ſind übrigens Männer und tragen Blouſen. In der Rue Martel des Faubourg Saint Denis befand ſich nach der Februarrevolution eine ſehr große Reitſchule oder Remiſe. Dieſer große Hofraum wurde von den Arbeitern von Paris angekauft, welche ſich daraus ein großartiges Klublokal mit

doppelter Gallerie herrichten ließen. Der auf dieſe Weiſe ſehr ſchlicht konſtruirte Saal, auf deſſen Plafond man das rohe Gebälk ſieht, und deſſen Parketboden aus Erde und Pflaſterſteinen beſteht, gehört noch in dieſem Augenblicke den Arbeitern von Paris. Sie ſind aber noch die Baukoſten ſchuldig, welche durch die kleinen Geldbeiträge hätten gedeckt werden ſollen, die bei Klubſitzungen an den Thüren geſammelt wurden. Da aber Klubſitzungen und Reden jetzt nicht mehr gehalten werden dürfen, ſo müſſen ſie jetzt jene Koſten abſingen. Dieſe Salle de la fraternité iſt daher jetzt wöchentlich ein oder zwei mal der Schauplatz der originellſten Volkskonzerte.

Auf der gewaltigen Tribüne, welche einſt dem Büreau des Klubs der Arbeiter und den Rednern beſtimmt war, und an welcher noch das Bild der Freiheit, auf Barrikaden ſtehend, zu ſehen iſt, erblickt man jetzt ein Klavier, vor welchem

ein Arbeiter ſitzt. Sobald das Zeichen zum Beginn des Konzerts gegeben iſt, beſteigen die Enfants de Paris, vielleicht achtzig bis hundert an der Zahl, die Tribüne und ſingen die neuen Lieder der Volksdichter. Verſtohlen blickt dabei mancher auf das rieſige Bild der Freiheit oder auf die gegenüber befindliche Statue des verbannten Ledru-Rollin. Der Eintrittspreis beträgt ſechs, für die Gallerien zehn Sous. Auch Soloſänger treten auf, und Arbeiterinnen mit vorzüglich guten Stimmen nehmen Theil bei dieſen Geſangleiſtungen. In dieſem Saale alſo, welcher den Arbeitern von Paris gehört und in welchem auch die demokratiſchen Wahlverſammlungen ſtattfinden, werden die Lieder Pierre Duponts ſowie ſämmtlicher Volksdichter vorgetragen, und erlangen dadurch ihre Popularität. Am Eingange des Saales ſelbſt verkauft man die Lieder um zwei Sous für jeden Chanſon. Nichts Reizenderes giebt es als dieſe Volkskonzerte, in welchen

dem anwesenden Polizeikommissair die größten Sottisen zugesungen werden. Die Enfants de Paris hatten vor einigen Monaten eine Reise durch die Departements gemacht. Als sie zurückkehrten, meldete eine riesige Affiche an allen Straßenecken la rentrée des Enfants de Paris. —

Pierre Dupont läßt jetzt auch alle Chansons idyllischen Inhalts, die er vor der Februarrevolution veröffentlicht hat, in dem revolutionairen Gewande eines fliegenden Blattes, und zu dem revolutionairen Preise von zwei Sous das Stück, erscheinen. Das Volk kauft, lies't und singt Alles, wie denn überhaupt unter dem Arbeitervolke von Paris unglaublich viel Sinn für Bildung und Litteratur verbreitet ist. Es giebt sicher keine Stadt der Welt, welche so viele Bücherbuden und wandernde Buchhandlungen für das Volk aufzuweisen hätte, wie Paris. Eigne Verkäufer von Liedern durchziehen die Faubourgs

und ſingen die Lieder, welche ſie verkaufen, theils mit, theils ohne Begleitung einer Orgel oder ſonſt eines muſikaliſchen Inſtruments.

In allen Ateliers wird geſungen, obſchon nach dem 13. Juni lange das Stillſchweigen des Todes in den Werkſtätten herrſchte. Jetzt ſingt das Volk wieder. Les ouvriers ont recommencé a chanter! ſagt der Bourgeois mit einer Betonung, welche die Wichtigkeit dieſer Lebensäußerung des Volks verräth. Einſt konnte der Verſailler Höfling von den Franzoſen ſagen: „Sie ſingen, alſo zahlen ſie die neue Steuer!“ Jetzt muß ſich die Regierung fürchten, wenn die Arbeiter ſingen. Eine bedeutungsvolle Wandlung!

Es giebt übrigens außer und neben Pierre Dupont noch viele andere, und darunter ganz ausgezeichnete Chanſonniers, meiſtens wirkliche Arbeiter, wie z. B. der vortreffliche Claude Genoux, und der Verfaſſer des berühmten Chanſons: „Die Soldaten der Verzweiflung.“ Die

Lieder komiſchen Inhalts, welche man zuweilen in den Arbeitergeſellſchaften, aber ſelten, von Einzelnen vortragen hört, ſind ſämmtlich aus Vaudevilles, in denen häufig Proſa und Vers gemiſcht werden. Es iſt merkwürdig, daß in Paris, wie allenthalben, dasjenige was wirklich dem Volksgeiſte entquillt, einen ernſten Charakter hat. Was endlich Ihre Anſicht über Beranger betrifft, ſo haben Sie ganz recht mit Ihrer Beobachtung. Er iſt noch immer populär, man lieſ't und kennt ihn, aber ſingt ihn nicht.«

Schon lange vor der Februarrevolution exiſtirten in Paris ähnliche Lokale, wo ſich das arbeitende Volk, Männer und Frauen, ein oder zweimal die Woche auf ein paar Abendſtunden verſammelte. Man hieß dieſelben goguettes, und die Beſucher goguettiers. Das Trinken war auch hier Neben-, der Geſang Hauptſache. Schon damals erſchollen die Gedanken einer neuen Ordnung der Welt in Worten und Melo-

dien von begeisterten Lippen dieser Männer in Blousen und Jacken, deren kräftige Arme und fleißige Hände all den Glanz und Schimmer, all die Pracht und Herrlichkeit erarbeiten, die sich Paris nennt. Aber die Polizei Louis Philipps, die den Ball Chicard und Musard erlaubte, überwachte um so eifersüchtiger die Goguetten, und eines schönen Tages wurden die bedeutendsten derselben geschlossen, und einzelne Mitglieder bestraft. Das Champagnerschlürfende Laster durfte sich sonnen in den Strahlen des Bürgerkönigthums. Die armen Arbeiter, welche bei ihrem Zwölf-Sous-Wein ihre Leiden und ihre Hoffnungen sangen, wurden als Feinde der Ruhe und Ordnung bestraft!

Paris im October 1850.

Wenn es meine Absicht gewesen wäre, Pariser Celebritäten kennen zu lernen, so hätte ich zu keiner ungünstigeren Zeit nach Paris kommen können, als gerade im September und October, wo Alles, was irgend fortkann, auf dem Lande ist. Zwei Menschen freilich hätte ich gerne gesehen, und beide habe ich durch eigne Schuld verfehlt. Es sind Georges Sand und Proudhon. Den Empfehlungsbrief an die erstere versäumte ich so lange abzusenden, bis

er zu spät ankam. Die Antwort, von dem Landsitze der Dichterin datirt, bedauerte, daß der Brief gerade einen Tag nach ihrer Abreise von Paris zu ihr gelangt sei, und schnitt durch die hinzugefügte Mittheilung, daß sie im Begriff stehe, zu ihrer Schwester „in den Süden“ abzureisen, selbst die Möglichkeit ab, sie auf ihrem Landsitze zu besuchen. Den Termin ihrer Rückkehr aber, auf den sie uns vertröstete, kann ich bei meiner beschränkten Zeit nicht abwarten.

Proudhon sitzt in der Conciergerie. Aber es wird ihm gestattet, von Zeit zu Zeit in dem Büreau seines Journals **La voix du peuple**, Rue Coq-Héron 5., einige Stunden zu arbeiten. Seine freundliche Erlaubniß, ihn dort zu besuchen, gelangte unglücklicher Weise an mich, während ich in Jouy war, und als ich sie erhielt, war der Tag verstrichen. Das ist ein Verlust für mich. Denn gerade diesen Mann, den ersten, den einzigen Franzosen, der die Konse-

quenzen der deutſchen Gedanken rein und klar gezogen und ausgeſprochen hat, — ſelbſt auf Koſten ſeiner Popularität, — hätte ich gar zu gern von Angeſicht zu Angeſicht geſehen. Ich höre über ihn die verſchiedenſten Urtheile ſelbſt innerhalb der vorwärtsſtrebenden Partei. Die einen ſchelten ſeine unfranzöſiſche Herbigkeit, die Bitterkeit und Rauhheit ſeiner Polemik, den Cynismus ſeines Ausdrucks. Die andern geben die Wichtigkeit ſeiner Confeſſions zu, aber ſie beſtreiten ſeine Autorſchaft, ſie nennen ihn ziemlich offen einen Plagiarius, und erzählen in Betreff ſeines letzten Werks eine Geſchichte von dem Manuſcripte eines unbekannten jungen Philoſophen, das er ohne deſſen Bewilligung benutzt, und aus dem er alle ſeine philoſophiſchen Gedanken entlehnt habe. Ich bin in ſolchen Sachen ſehr ungläubig. Die große Bedeutung des Mannes wagt indeſſen Niemand zu beſtreiten, ſelbſt ſein erbittertſter Gegner nicht. Ein junger

Ouvrier ſchien mir das Rechte zu treffen. Proudhon, ſagte er, habe ſich zu weit vorgewagt, um praktiſch zu wirken. „Er ſchadet ſeiner Sache, welche die unſere iſt, und iſolirt ſich.“ Das letztere iſt gewiß wahr. Proudhon iſt eine einſame Erſcheinung, ſo einſam wie vielleicht nur noch — Girardin, deſſen gegenwärtiger Einfluß aber ungleich größer iſt. „Girardin hat den Inſtinkt der Zukunft, d. h. der nächſten Zukunft,“ ſagte mir einer der jetzigen politiſchen Größen der Nationalverſammlung, der Marquis de Flotte. „Die Partei, von der er ſich abwendet, iſt noch immer verloren gegangen. De Flotte, deſſen Wahl ihrer Zeit ganz Europa von ſich reden machte, war ſeiner Zeit Chouan für die Sache der Herzogin von Berry. Ich machte ſeine Bekanntſchaft in dem Salon der Madame B. R., einer fein gebildeten, an einen Pariſer Advokaten verheiratheten Engländerin, und zugleich einer glühenden Freundin der Sache der

Freiheit aller Nationen *). De Flotte iſt ein angehender Vierziger, von muskulöſer, unterſetzter Statur, ſchwarzem, nur leicht mit Grau geſprenkeltem Haar und Bart, kurzer, feſter Naſe und höchſt lebhaften, runden, funkelnden Augen. Die ungewöhnliche, leidenſchaftliche Schnelligkeit ſeiner Sprechweiſe macht es ſchwer, dem rapiden Gange ſeiner Darſtellung zu folgen. Ich verdanke ihm die meiſten Aufklärungen über die gegenwärtige Lage Frankreichs, über die Revolution des Februar, die Wahl des Präſidenten und vor allen über die Stimmung und politiſche Anſchauungsweiſe des Landvolks, unter dem er als Sproß einer alten, feudalen Adelsfamilie aufgewachſen iſt. Er geſtand zu, daß der Sozialismus auch unter dieſen Volksſchichten langſame, aber ſichere Fortſchritte zu machen beginne,

*) Dieſe junge, ſchöne und edelherzige Frau iſt ſeitdem geſtorben, tief betrauert von zahlreichen Freunden.

und zwar merkwürdigerweise, wie er sehr schlagend auseinandersetzte, gerade durch die Gegenbestrebungen der Regierung, aus deren antisozialistischen Traktätchen, die sie überallhin vertheilen lasse, die Hauptsätze des Sozialismus zuerst zur Kenntniß des Volks gelangten, und so den sozialistischen Emissairs ihre Arbeit erleichterten. Er nannte Girardin das aufbauende, Proudhon das zersetzende Genie. Darum werde dieser einst dem organisirten Sozialismus feindlich gegenüber treten, während Girardin überall sich dahin wende, wo sich eine Richtung fest zu organisiren beginne. Das liege in beider Männer innerstem Wesen begründet, und bringe bei beiden den gleichen Anschein des Schwankens, der Unbeständigkeit hervor. Für die nächsten zwei Jahre erwartet de Flotte keine Bewegung in Frankreich, wenn nicht eine Koalition der reaktionairen Kabinete Europa's gegen die Republik eine solche herausfordere.

Mit ihm zuſammen ſah ich an demſelben Orte mehrmals den alten Lamennais, den ich ſchon früher in ſeiner ſtillen Wohnung in der Rue Milan aufgeſucht hatte. Lamennais erinnert in ſeinem Aeußern an Börne. Eine kleine, hagere, blaſſe, etwas gebückte Geſtalt, mit ſcharfen, fein geſchnittenen Zügen und einem ſehr klugen, meiſt niedergeſchlagenen Auge, deſſen Blick, wie überhaupt die ganze Haltung, immer noch den Geiſtlichen verräth. Er ſpricht vortrefflich, und nach meinem Geſchmack bei weitem beſſer als er ſchreibt, da ſeine feine, gracieuſe mündliche Darſtellungsweiſe keine Spur jener myſtiſch prieſterlichen Salbung hat, welche unſer Einem manche ſeiner Schriften ſo ungenießbar macht. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen einer Ueberſicht der Entwickelungsgeſchichte des franzöſiſchen Stils, die er uns in einem faſt zweiſtündigen Geſpräche vortrug. Vortragen iſt das rechte Wort, denn ſeine Geſprächsweiſe hat

durchaus etwas Lehrendes, aber ohne alle doktrinaire Pedanterie. Während er von Börne mit großer Hochachtung ſprach, wollte er von Heine nichts wiſſen, obſchon er ſeinen leidenvollen Zuſtand ſehr bedauerte. Heine habe ſich eben mit aller Welt verfeindet, weil er alle Welt verletzt und beleidigt habe. Von der Corruption des jetzigen Polizeiregiments entwarf er ein abſchreckendes Bild. Sie ſei ebenſo ſchlimm, wo nicht ſchlimmer als unter Louis Philipp. Indeſſen ſei ihm das Scheitern auch dieſer letzten Revolution nicht unerwartet gekommen. Das Volk ſei noch lange nicht genug vorbereitet auf die dauerhafte Bewahrung der Freiheit. Seine Prophezeihung, die er vor fünf bis ſechs Jahren gegen Ruge ausſprach, iſt nur zu ſehr eingetroffen.

Welche Wandlungen hat dieſer Mann durchgemacht, von der Zeit an, wo ihm, dem feurigen Kämpfer für Thron und Altar unter der

Reſtauration Pabſt Leo XII. den Kardinalshut anbot, bis zu dem chriſtlich myſtiſchen Sozialismus ſeiner letzten Schriften! Unter der Reſtauration fanatiſcher Reaktionair im romantiſchen Gewande, war er wiederholt ein Gegenſtand der Angriffe des kühnſten und edelſten Bekämpfers der Reſtauration. L'abé de Lamennais, ſchrieb Paul Louis Courier von ihm im Jahre 1819, conserve les ruines, les restes de donjons, les tours abandonnées, *tout ce qui pourrit et tombe.* „Man baue eine Brücke oder errichte eine Fabrik mit dem verödeten Trümmerwerk ſolcher alten Eulenneſter und er ſchreit: L'esprit de la revolution est eminemment destructeur. Was für einen Lärm würde er erſt am Schöpfungstage gemacht haben. Er würde ſicher gerufen haben: Mon Dieu, conservons le chaos!" Wie Courier hier früher als ein anderer den Conſervatismus Lamennais' als poetiſche Romantik erkannte, ſo

ließ er ſich auch von der religiöſen Begeiſterung deſſelben nicht blenden. Als Lamennais ſeinen berühmten Essai sur l'indifference en matière de religion herausgab, ſchrieb Courier in einem ſeiner Briefe an den Redacteur der Zeitſchrift Le Cenſeur: Lamennais nennt im Betreff der Religion die Indifferenz das Hauptübel unſerer Zeit. Er hat Recht. Die Indifferenz hat alle Klaſſen und Individuen erfaßt, Herrn von Lamennais und andere Redner für die heilige Sache nicht ausgenommen. Dieſe Freunde des Altars kommen dem Altare ſelten nahe. Wer iſt der Beichtvater des Herrn von Chateaubriand? Ich will nicht ſagen, daß dieſe Religionsprediger Tartüffe ſind, aber Du haſt ganz recht, gelehrter Abbé, unſer Uebel und Deines dazu iſt wirklich die Indifferenz für die Religion. Der Mann hat ein Buch darüber geſchrieben, wie die Aerzte Bücher über eine Krankheit ſchreiben, von der ſie ſelbſt ergriffen ſind, und nur

um ſo beſſer darüber ſchreiben. Auch handelt es ſich in Lamennais' und ſeiner Collegen Streitſchriften weit weniger um Dogmen als um — die Einkünfte des Klerus.«

Ich habe in dieſen Tagen Lamennais' neueſtes Werk: de la société première et de ses lois, ou de la religion geleſen, das er mir bei meinem erſten Beſuche mit auf den Weg gab. Ton und Sprache ſind darin himmelweit verſchieden von der myſtiſch bibliſchen, prophetiſch aufgeſchraubten Darſtellungsweiſe ſeiner früheren Schriften, denen er ſeine europäiſche Berühmtheit verdankt. Jener Ton und jene Darſtellungsweiſe haben für mich darum etwas Abſtoßendes, weil dieſe Sprache nicht naive Naturweiſe iſt, ſondern Produkt bewußter Abſicht. Ich erinnere mich, daß er dort einmal ein förmliches Geſpräch mit Gott führt, der ihn auf's Neue zum Kämpfer für ſeine Sache auffordert, und dem er ſeinerſeits Vorſtellungen

macht, ihn in Ruhe zu laſſen, da ihm ſein Alter (Seigneur, je suis vieux!), ſeine Gebrechlichkeit u. ſ. w. keine erfolgreiche Wirkſamkeit mehr geſtatten. Dergleichen Vorſtellungen mögen von einem alten General bei ſeinem Könige und Kriegsherrn am Orte ſein, aber dem allwiſſenden und allweiſen Gotte des Herrn von Lamennais gegenüber klingen ſie doch in der That etwas wunderſam. Man denkt unwillkührlich, daß ihm der Seigneur Dieu antworten wird: „Bemühen Sie Sich nicht, Herr von Lamennais, ich weiß das Alles bekanntlich beſſer als Sie, und habe es längſt erwogen, ehe ich Sie aufforderte.“ Das ſind die Folgen, wenn ein geſcheuter, philoſophiſch gebildeter Kopf des neunzehnten Jahrhunderts ſich mit Vorſtellungsweiſen kindlicher Bildungsſtufen einläßt.

In dieſem neuen Werke findet man dagegen von dergleichen keine Spur. Lamennais iſt hier ſo rational philoſophiſch, wie ein deutſcher He-

gelianer. Selbſt die Perſönlichkeit, welche er in dieſer „Lehre des Friedens, der Brüderlichkeit und der Liebe“ ſeinem Gotte zutheilt, wird ſo ſehr ein Gedankending, daß ſie in der früheren Weiſe gar nicht in Scene zu ſetzen iſt. Und die Unſterblichkeit wird geradezu nur der Gattung nicht dem Einzelmenſchen vindizirt, der nur ein Bruchtheil des Seins genannt wird. Ich will die Stelle ausführlich herſetzen, weil ſie wichtig iſt für Lamennais' religiös-philoſophiſchen Standpunkt. L'être veritable est l'être collectif, l'Humanité *qui ne meurt point*, qui, dans son unité se developpe sans cesse, recevant de chacun de ses membres le produit de son activité propre, et lui communiquant, selon la mesure où il y peut participer, le produit de l'activité de tous: corps dont la croissance n'a point de terme assignable, qui suivant les lois immuables de sa conservation et de son évolution,

distribue la vie aux organes divers, qui perpétuellement le renouvellent en se renouvellant eux-mêmes perpétuellement. — Was kann man mehr verlangen? Und wenn man in dem Kapitel über das Prieſterthum die ſchneidenden Anklagen über dies theokratiſche Inſtitut von Prieſtern lieſ't, „die ſich zwiſchen Gott und Menſchheit zu ſtellen, im Namen Gottes zu befehlen und eine Herrſchaft auszuüben wagten, deren Unſterblichkeit nur zu dem blinden Glauben an ihre Worte im Verhältniß ſtand," ſo begreift man, warum dieſer Mann in ſeinen früheren Tagen den Kardinalshut ausſchlagen mußte. „Jeder Menſch iſt Prieſter, ſo gut wie er ſeinem Weſen nach frei und ſouverain iſt. Das ſociale Prieſterthum iſt nur ein formaler Ausdruck dieſer Wahrheit, und nur formal von dem individuell allgemeinen Prieſterthum jedes Menſchen unterſchieden, mit dem es ſeinem Weſen nach völlig identiſch iſt." Wer ſolche Säge

bekennt, den darf kein Heine mehr einen „Pfaffen“ schelten. Der Lamennais von heute ist ein Priester der Vernunftreligion, wenn es je einen gegeben hat. Aber es hat Zeit, bis seine Lehre Gemeingut seiner Nation, der Menschheit werden wird. Er weiß und sagt das selbst deutlich genug. „So wahr übrigens eine Lehre immer sein mag, so wenig folgt daraus leider ihre baldige allgemeine Geltung und Aufnahme. Sie findet in den von Kindesbeinen an eingetrichterten Glaubenssätzen, in den einmal geltenden Ansichten, in der Trägheit der Geister, die jede zu ihrer Förderung nöthige Anstrengung scheuen, eine Unzahl von Hindernissen, über welche nur die Zeit triumphirt!“ Nun! der Weltgeist „hat Zeit,“ und darum, wie der alte Hegel gleichfalls sagt, „die Weltgeschichte keine Eile!“ wenngleich das zuweilen ein recht leidiger Trost ist für uns arme kurzlebende Menschen. —

Die Stunden, welche mir mit Lamennais

zu verplaudern vergönnt war, gehören zu den angenehmsten, die ich in Paris verlebt. Meinungsunterschiede, wie sie zuweilen im Gespräch hervortraten, ließ er sich wenig anfechten, sobald er die Uebereinstimmung im Kerne unserer menschlichen Welt- und Zukunftsanschauung erkannt hatte. Nous sommes des frères, war das Wort, mit dem er uns bei unserm letzten Besuche mit herzlichem Händedrucke entließ, et nous le resterons!

Paris im Oktober 1850.

Heine's Zureden veranlaßte mich, einen Beſuch bei Alexander Dumas zu machen, deſſen trente ans de l'histoire de la France mir von allen ſeinen Sachen noch immer am beſten gefallen.

Er iſt eine ſehr große, ſtarke Geſtalt, deren einſt gewiß ſehr biegſame Bewegungen nun etwas bequem Nachläſſiges haben. Eine ſehr helle Hautfarbe und große, hellblaue Augen à fleur de tête, kontraſtiren mit den allerdings an mauriſche Abſtammung erinnernden Partieen des

Mundes und der Nase. Der Ausdruck der Gutmüthigkeit und geistreichen Lebenslust sind die hervorstechendsten Charakterzüge des runden und breiten Gesichts. Das dichte ganz krause Haar ist fast völlig grau, scheint aber hell gewesen zu sein. In dem letzten Hause der hoch gelegenen Avenue Frochot bewohnt er ein sehr großes Zimmer im ersten Stock, in das man durch einen dunkeln Corridor gelangt. Gegen die sehr stille Straße hin hat es eine Glasgallerie, die als Gewächshaus benutzt wird. Doch war nichts Besonderes darin. In den Kübeln von ein Paar großen Oleanderbüschen waren Reseda und Heliotrop gepflanzt. Von der berufenen Pracht südlicher tropischer Vegetation war nichts zu sehen. Das Zimmer selbst war mit braunwollenen Vorhängen verziert, auch durch Vorhänge in zwei Theile getheilt. Den größten Theil des Raumes, in den man geführt wird, nimmt ein gewaltiger Schreibtisch ein, der vor den Treibhaus-

fenstern sieht. Der Kamin mit dem eigentlichen Sitzetablissement fehlt nicht. An den Wänden allerhand alterthümliches und modernes Waffenwesen. Aber von orientalischem Luxus nirgends eine Spur. Auch ein paar andere Saalräume, durch welche er mich später führte, um mir seine Empfangszimmer für den Winter zu zeigen, fand ich keineswegs so glänzend eingerichtet, wie der Ruf es bei uns verbreitet hat.

Ich traf seinen Buchhändler bei ihm. „Sehen Sie sich den Mann genau an, der einem Autor jährlich hunderttausend Franken giebt. Dergleichen sieht man nicht alle Tage." Trotz dieser kleinen Prahlerei hörte ich aber doch, daß es gerade jetzt mit seinen Finanzen nicht allzu brillant stehe, und daß ihn namentlich der Bankerott seines Theatre historique mit bedeutenden Verlusten bedrohe. Im Gespräche klagte er auf komische Weise über die Ruhelosigkeit seiner arbeitvollen Existenz, von der wir „gemüthlichen

und behaglichen deutschen Schriftsteller kaum einen Begriff hätten." So und so viel Journale, ein eigenes Theater, und dazu die kontraktlichen Romane und die jährlichen Accorddramen, — das will freilich etwas bedeuten. In der That fand ich auch bei wiederholten Besuchen sein Zimmer und Vorzimmer nie ohne Wartende, Anfragende, Buchhändler, Drucker, Regisseure, Schauspieler, Sekretaire, Geschäftsbesuche aller Art, die er sämmtlich mit großer Leichtigkeit zu expediren wußte, ohne darum den Faden unserer Unterhaltung länger als ein Paar Augenblicke fallen zu lassen. Diese Unterhaltung drehte sich um die verschiedensten Dinge, vor allen um deutsche dramatische Literatur älteren Stils, wobei er die Bemerkung fallen ließ, daß Scribe unserm Island einen nicht geringen Theil seiner Erfolge verdanke. Er zeigte dabei eine ziemliche Vertrautheit mit Islandischen Sachen, die er aus seinen Jugenderinnerungen her liebe, und deren

Charaktertypen er sehr schätze. Ich hatte es übernommen, ihm eine vortreffliche, von Herrn Francois Sabatier für die Bühne gemachte Uebersetzung von Schiller's Tell für sein Theater zu empfehlen. Er erwiederte mit großer Verehrung für Schiller, stellte aber die Wirksamkeit des Tell auf das französische Publikum, wenn nicht bedeutende Veränderungen vorgenommen würden, in Frage. Namentlich verwarf er die Parricida-Episode gänzlich und mit sehr guten Gründen; und auch das Heldenthum des Apfelschusses wollte ihm nicht einleuchten. Sein Urtheil darüber erinnerte fast an die Börnesche Kritik, die ihm jedoch unbekannt war.

In einem Nebenzimmer zeigte er uns sehr hübsche Federzeichnungen, Jagdstücke, von der Hand des verstorbenen Herzogs von Orleans. Das gab ihm Gelegenheit, seine hohe Verehrung für die geistige Begabung des Prinzen auszusprechen, der ihn bekanntlich zu seinen intimen

Umgangsgenossen zählte. „Er hatte Geist für zehn. Wenn wir fünf oder sechs hommes d'esprit de Paris beisammen waren," setzte er mit komischer Naivetät hinzu, „war es geradezu unmöglich zu unterscheiden, wer von uns der Prinz war, und wer der homme d'esprit. Der Prinz war der incarnirte esprit français und zwar der esprit français von Paris, der alle möglichen Eigenschaften in sich schließt." Er zählte diese Eigenschaften in einer Reihe von Prädikaten auf, die ich bedaure nicht wiedergeben zu können, da sie mir wirklich das bezeichnendste schienen, was ich je über diesen Gegenstand gehört. Nur soviel erinnere ich, daß dabei auch das: même un peu gamin, nicht fehlte.

Gerade der Mangel an Sinn und Verständniß für diesen esprit parisien war es, was der Gemahlin des Herzogs von Orleans, trotz ihrer vielen vortrefflichen Eigenschaften, ihre Ehe mit dem Prinzen erschwerte. Ihre deutsche

Schwerlebigkeit ſtimmte nicht zu ſeinem leichten und elaſtiſchen Weſen. Sie gerieth außer ſich, wenn er einmal in Gegenwart eines Dritten ſich freier gehen ließ, als die Etikette kleiner deutſcher Fürſtenhöfe zu erlauben ſchien. Dumas wußte auch davon intereſſante Züge zu erzählen, die ſich aber nicht wohl zur Mittheilung eignen, weil ſie das Privatleben des Prinzen betreffen. Der Prinz ſah übrigens bei der Art, wie ſein Vater die Dinge führte, eine Revolution mit republikaniſchem Ausgange voraus. In ſeinem Teſtamente hatte er alle Anordnungen in Betreff der Erziehung ſeiner Söhne für dieſen Fall getroffen. Seine Gemahlin wollte er in jedem Falle von der Leitung des Staats entfernt wiſſen. Die hierher bezügliche Stelle ſeines Teſtaments iſt ganz im Sinne der Worte abgefaßt, mit denen der homeriſche Telemach ſeine Mutter Penelope in ihr Frauengemach verweiſ't. „Si par malheur l'autorité du roi ne pouvait veiller

sur mon fils jusqu'à sa majorité, Hélène devrait empêcher que son nom ne fût prononcé pour la régence. En laissant, comme c'est son devoir, et son intérêt, tous les soins du gouvernement à des mains viriles et habituées a manier l'épée, Hélène se dévouerait tout entière à l'éducation de nos enfans." Der Tod des Herzogs von Orleans war verhängnißvoll für die Dynastie, weil er, der begabteste von allen Söhnen des alten Königs, vielleicht allein im Stande gewesen wäre, den Dingen bei einem Konflikte wie die Februarrevolution, eine andere Wendung zu geben. Er kannte seine Brüder zu genau, um zu wissen, daß sie dazu nicht ausreichten. „Nemours, sagte er zu einem Vertrauten, est l'homme de la régle et de l'étiquette; il *emboîte* bien le pas, et se tient derrière moi avec une attention scrupuleuse. Jamais il ne prendra l'initiative; doch hielt er

ihn und Aumale für brave troupiers. Von Joinville ſagte er: il a la passion du danger, il fera mille imprudances brillantes, et recevra une balle dans la poitrine à l'assaut d'une barricade, ein Schickſal, dem Joinville im Februar wohl nur durch ſeine Abweſenheit von Paris entgangen iſt. Vom kleinen Herzog von Montpenſier endlich ſagte er: depuis que les cadets ne sont plus abbés je n'imagine pas trop, ce qu'on en pourra faire.

Auf keinen ſeiner Söhne war der alte König eiferſüchtiger, als auf den Thronfolger. Briefe, welche man im Februar in den Tuillerien fand, beweiſen daß er ihn in ſtrengſter Abhängigkeit hielt, und ihn überall umſpioniren ließ. Im Jahre 1839 beklagte ſich der Herzog, „daß er weniger Macht habe, als ein Wähler, daß er nur die Commiſſionen des Miniſters mache, daß Alles in Gefahr ſei, nichts Dauer

verſpreche, und daß man nicht von einem Tage zum andern ſagen könne, was bevorſtehe.“ Der Prinz that dieſe Aeußerungen im vertrauten Kreiſe höherer Offiziere auf einer Reiſe, und ſchon zwei Tage darauf waren ſie ſchriftlich in den Händen des Königs. Die auffallende Kopf- und Muthloſigkeit aller andern Prinzen in der Stunde der Gefahr, erklärt ſich allein durch die ſklaviſche Abhängigkeit, in welcher der alte Fürſt ſie gehalten hatte.

Bei aller Leichtlebigkeit des Herzogs von Orleans im perſönlichen Verkehr bildete dennoch eine gewiſſe eiferſüchtige Bewachung der ihm und ſeinem Range gebührenden Rückſicht einen charakteriſtiſchen Zug in ſeinem Weſen. Dumas erzählte davon eine Anekdote, die zugleich beweiſen kann, wie ſehr der Prinz geneigt war, in Allem die Unſicherheit des Bodens herauszufühlen, auf welchem das Gebäude ſeiner Dynaſtie ſtand. Man jagte einſt zu Fontainebleau. Die Jagd war nicht

glücklich. Der Prinz wandte sich an einen italieni-schen Edelmann in seiner Nähe, gegen dessen Familie Louis Philipp von früheren Zeiten her Verbind-lichkeiten hatte, und der deshalb am Hofe freund-lich zugelassen war, und fragte ihn: „Ah bien! Msr. de ***, comment chassons nous au-jourd'hui? „Comme les cochons Mon-seigneur," war die Antwort des derben Italie-ners. Der Prinz, sichtbar verstimmt, sagte zu Dumas: Et vous croyez notre monarchie pos-sible, quand un de *** ose dire cela à l'héritier de la couronne? —

Uebrigens war es mir interessant, auch Dumas, der doch mit allen seinen Neigungen, mit seiner ganzen Vergangenheit im monarchi-schen Boden wurzelt, von der Nothwendigkeit und Dauer der Republik überzeugt zu finden. Es ist, sagte er, als habe der Himmel uns alle Arten der Monarchie wollen durchproben lassen, um uns zu überzeugen, daß die Monarchie nicht

mehr für uns ſei. Er erging ſich in einer ausführlichen Schilderung der Monarchien vor der Revolution von 1789, und fuhr dann fort: „Und wieder nach der Revolution haben wir die Monarchie des Genies gehabt. Sie hat zehn Jahre gedauert. Wir haben die Reſtauration der Monarchie de l'esprit et de la galanterie chevaleresque gehabt; ſie hat fünfzehn Jahre gewährt, und endlich die bürgerliche Monarchie; ſie hat achtzehn Jahre gedauert. Was wollen Sie, das wir noch probiren ſollen? Dieſe Republik iſt ſchlecht. Aber ein Kind in den Wickeln iſt auch nur erſt ein möglicher Menſch. In unſerer erſten Revolution haben wir mit der beſtmöglichſten Republik angefangen. Jetzt fangen wir umgekehrt mit der ſchlechteſten an, und weil ſie für die Menſchen von heute beſſer taugt, als jene für die Menſchen von damals, ſo iſt zu hoffen, daß ſie auch einen umgekehrten Gang wie jene nehmen, und daß

sie eine Entwickelung zum Besseren haben wird." Für einen Romantiker wie Dumas finde ich das verständig genug.

Dumas hat einen Sohn und eine Tochter, welche letztere ein nicht gewöhnliches, bedeutendes Künstlertalent besitzt. Ihre Compositionen, Zeichnungen im Stile der älteren deutschen Malerschule, die er mit liebenswürdiger Vaterfreude vorzeigte, verrathen seinen Sinn und Auffassung der Eigenthümlichkeit jener Richtung.

Dumas schreibt, wie er behauptet, alle seine Sachen nicht nur selbst — man versicherte von andern Seiten, daß er zu manchen Produktionen jüngerer Autoren fast nur seinen Namen leihe, — sondern auch mit eigener Hand. Er schenkte mir ein Fragment seines neusten Romans, dessen Kopie der Sekretair eben herein brachte. Es ist das schönste und sauberste Manuscript, das ich je gesehen, die Handschrift groß, schlank, deutlich, ebenmäßig, fast ohne alle Correcturen — gerade

wie sein mündlicher Ausdruck, den ich von keinem Franzosen deutlicher, wohlklingender und eleganter vernommen habe. Seine schöne Handschrift soll es gewesen sein, welche einst dem mittellosen jungen Menschen eine Sekretairstelle in der Familie Orleans verschaffte.

Paris im October 1850.

Auf meinen Morgenspaziergängen in dem nahen Tuilleriengarten habe ich mir neulich wieder einmal die besseren unter den plastischen Kunstwerken betrachtet, mit denen diese grüne Tragödie im Stile Racine's, wie Heine die Schöpfung Lenotres nennt, durch Louis Philipp ausgeschmückt ist. Vor allen interessiren mich zwei derselben, welche der alte König sich gerade vor die Fenster seiner Zimmer im Pavillon de l'Horloge gestellt hatte: der bronzene Sichel-

ſchleifer in der Kellerſchen Kopie, und Foyatier's Spartakus. Der letztere ſteht dem Pavillon de l'Horloge zugewendet, der Kopf ein Achill-Napoleon im Zorn, das Haar aufwärts zurückgeſtrichen von der etwas kurzen Stirn, die Nüſtern weit geöffnet, die Arme ſo über einandergeſchlagen, daß der Ellenbogen der linken Hand, die ein Stück zerſprengter Kette hält, auf der Handwurzel der rechten ruht, die noch mit dem Kettenringe umgeben, ein zerbrochenes Schwert umfaßt hält. Der linke Fuß iſt weit vorgeſtreckt. Der Sockel trägt neben dem Namen des Künſtlers das Datum des 26. Juli 1830. Es war der Tag, wo die Juliordonanzen erſchienen, während König Karl X. zur Jagd fuhr! Mir erſchien die Geſtalt als die leibhafte Verkörperung der Julirevolution und des durch ſie und nach ihr aufs Neue betrogenen Volkes. Der König aus dem Schloſſe verjagt und — ein neuer darin. Ich mußte immer an Chamiſſo's

Gedicht: „Der Republikaner" denken. Und diese dräuend mahnende Gestalt hat sich der alte Jesuitenkönig vor sein Schloß gestellt, just auf einen Platz, wo er ihr in das zürnende Marmorantlitz blicken mußte, sobald er nur aus seinem Fenster sah! Es klingt wie ein Epigramm:

Im Pavillon der Uhr hast du gewohnt,
Und wußtest doch nicht was die Uhr geschlagen,
Bis dich ein Hauch des Volkszorns entthront?
Und doch war Einer da, es dir zu sagen —
(Du hattest selbst gestellt ihn vor Dein Haus)
Der schaute täglich nach dem Zeiger aus —
Du durftest nur den Spartakus befragen.

In Montmorency.

Wie lieblich iſt dies Montmorency in ſeiner waldgrünen Einſamkeit! Von all der reizenden Landſchaft die Paris umgiebt, iſt es Montmorency allein, wo mir in nächſter Nähe des unaufhörlich arbeitenden Menſchenvulkans, die Empfindung der Ruhe und des Friedens zu Theil wurde. Ein Sonntagsgefühl, wie es einen in Paris nie überkommt. Und doch war es ein Werkeltag, und die Wege, auf welchen

wir von der Eisenbahnstation von Enghien aus durch Weinberge und Gemüsefelder nach Montmorency hinaufschritten, so einsam und leer, wie die kleine ausgestorbene Stadt selbst, welche sich einen steilen Hügel hinanzieht.

Ein zehnjähriger zerlumpter Knabe machte unsern Führer zur Ermitage, welche noch eine kleine halbe Stunde weit hinter der Stadt, am Fuße einer Anhöhe liegt. Ein schöner Kastanienwald bedeckt diese Anhöhe bis zum Gipfel. Die Ermitage liegt in einem Garten versteckt, der einem Privatmanne gehört. An dem kleinen Gartenhäuschen steht seine Büste von Epheu umrankt. In einer Nische lasen wir Madame d'Epinay's kokette Inschrift:

Toi, dont les brulants écrits
Furent crées dans cette humble hermitage,
Rousseau, plus eloquent que sage,
Pourquoi quittas tu mon pays?
Toi même avais choisi ma retraite paisible,
Je t'offrais le bonheur, et tu la dedaigné!

Tu tus ingrat, mon coeur en a saigne.
Mais pourquoi retracez a mon ame sensible!
Je te vois, je te lis, et tout est pardonne.

Armer Jean Jacques! Noch heute ſchreiben ſie die Worte einer Frau an dieſe Stätte, die dich undankbar nannte, nachdem ſie dich auf das ſchnödeſte, einem Elenden zu Liebe, gemißhandelt, und die dich zu fragen wagt: warum du dieſe Einſamkeit verlaſſen, während ſie es war, die dich aus derſelben verſtieß. Wer ſich die Mühe giebt, aus Rouſſeau's Correſpondenz den Verlauf der Intriguen kennen zu lernen, die den armen Einſiedler aus dieſem Zufluchtsorte vertrieben, der findet einen wahren Sumpf von Klatſcherei, Niedertracht und Gemeinheit, und muß den Armen beklagen, der ſein Lebenlang dazu verdammt war, ſich durch ſolches Terrain hindurchzuarbeiten. Die Wohnung ſelbſt, welche als Rouſſeau's Einſiedelei gezeigt wird, iſt höchſt ärmlich. Ein Zimmer mit einer Niſche, in wel-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR,A.
3-598-52808-6
FN. I1387/022

cher hinter Kattunvorhängen ein spärliches Bett steht, das für Theresens Lager ausgegeben wird. Eine Art Chaiselongue mit weißem Zeuge überzogen, gilt als das Ruhebett Rousseau's. Ein Barometer über demselben, ein Paar Kommoden, und ein kleiner Tisch mit halbzerstörtem Schreibgeräth, endlich ein Paar Glaskuppeln für die Lichter, wenn er im Garten arbeitete, bilden den Rest des Ameublements. Das Ganze machte auf uns, trotz aller Versicherungen des Gegentheils von Seiten des führenden Gärtners, einen sehr apokryphischen Eindruck. Das Haus ist übrigens nach jener Zeit umgebaut, und nur dies Zimmer verschont geblieben, während die andern Räume verschwunden sind, deren es denn doch für drei Menschen — auch Theresens Mutter, die alte Frau Levasseur, wohnte mit ihm hier — bedurfte. Einsam genug mag es indessen damals gewesen sein, denn die Gärten und Landhäuser in der Nähe sind alle neueren

Ursprungs. Auch schreibt Rousseau selbst einmal, daß er sich für den Winter völlig festungsmäßig verproviantirt, mit Vorräthen aller Art, sogar mit Medikamenten versorgt, und für Raubanfälle sich mit Pistolen versehen habe. Jean Jaques mit Pistolen! In dem Zimmer hängt sein Bild in gelblich grauem Anzuge. Es hat noch mehr als die Büste auf den ersten Blick etwas Abstoßendes, das mich in dem Gesichte des sanftesten aller Menschen ordentlich erschreckte. In den Augen liegt eine wilde Bitterkeit, die Züge haben etwas wölfisch Lauerndes. Sieht man freilich schärfer zu, so ist es eben nur die zum Schmerz der Verzweiflung gesteigerte Traurigkeit der Seele, welche sich darin wiederspiegelt. Wer weiß auch, in welcher Stimmung er dem Maler gesessen haben mag. Aehnlich wird das Portrait sicher sein, denn der Gesammtausdruck ist der eines Menschen, der das Elend und die Sünde einer ganzen Zeit an und in sich trägt. Dies Bild

entspricht in seiner Doppelwirkung des Abstoßens und Anziehens vollkommen demjenigen, welches der Verfasser der „Bekenntnisse“ in diesem Werke von sich selber entworfen hat. Ich wenigstens habe noch keinen gefunden, der die Confessions mit ungemischter Empfindung und einem klaren Gesammteindrucke gelesen hätte. Für mich ist der Gesammteindruck immer nur der gewesen, daß Rousseau der unglücklichste Mensch war der vielleicht je gelebt hat.

Das korinthische Erz seines Wesens findet sich in seinen Schriften wieder. Von Robespierre bis auf Proudhon bilden sie den Ausgangspunkt für die ganze revolutionaire Literatur Frankreichs, ja Europas. Und noch jetzt ist die Wirkung nicht gering anzuschlagen, welche Rousseau's Schriften auf das Volk selbst direkt ausüben. Für das Volk, das sie auf den Kais und in den Trödelbuden um wenige Sous kauft und lies't, sind viele seiner Sätze noch jetzt sinn-

verwirrendes Gift. Das Volk lieſ't ſie und glaubt an ſie. Denn Rouſſeau iſt ein Klaſſiker Frankreichs, und der Roſt der Zeit, der an ihm haftet, vermehrt die Autorität ſeiner Werke. Er iſt der Heilige der erſten Revolutionshelden, der Lebensborn Robespierre's, der Mann des Volks, ſelbſt ein Proletarier, ein Kind der Armuth. Und wenn der Proletarier von heute bei ihm den Satz lieſ't, daß der erſte Menſch, der da ſagte: „dies Stück Land iſt mein!“ der Verderber des menſchlichen Glücks war, weil er der Begründer des Eigenthums und der bürgerlichen Geſellſchaft wurde, was Wunder da, daß der Arme auf beide den Rouſſeau'ſchen Fluch ſchleudert und bereit iſt beide zu vernichten, um das fabelhafte Glück des Urzuſtandes herzuſtellen! Und dennoch iſt Rouſſeau groß, nicht als Denker, ſondern als Prophet; als Prophet der Revolution durch Darlegung ihrer Urſachen. Wo er philoſophiren, konſtruiren, bauen will iſt er ein Kind,

wie er ein Kind war und blieb in der Gestaltung seines eigenen Lebens. Dies ganze Leben, was ist es anders, als der verkörperte Widerspruch gegen seine eigenen Gesetze, ein ewiger Wechsel von Reue und Vergebung? Der Prediger der Natur lebte fortwährend in der Unnatur. Und welche Leiden hat er geerndtet von dem verzweiflungsvollen, immer aufs Neue versuchten Streben, sich selbst und seine Natur in allem was ihn umgab wiederzufinden! Dies arme, wundgescheuerte und gedrückte Postpferd am Wagen des Menschheitsfortschrittes, auf dessen brennende Wunden sich unaufhörlich alles Fliegengeschmeiß der Welt setzte, weil er versäumte, sie zu verhüllen! Wenn man sein Schicksal verfolgt, seine namenlosen Leiden, die ihm die Welt bereitete, den Verrath, die Treulosigkeit, die Gemeinheit, als deren stetes Opfer er erscheint, so kann man sich des Menschenhasses nur dadurch erwehren, daß man, wie der geniale Verfasser

des Buches „vom andern Ufer“ zuletzt die Frage aufwirft: Sind denn die Menschen verantwortlich für das große Zutrauen, welches die begeisterten Freunde der Menschheit zu ihnen haben? Sind sie daran Schuld, daß jene einen poetisch idealen Begriff von ihrem hohen sittlichen Werthe hegen, dem Geschichte und Erfahrung so wenig Entsprechendes aufzeigen!

Und dann — dieser Mann, der bei Sperlingen und Hunden um die Liebe bettelte, die er bei den Menschen nicht fand, er schickte seine fünf Kinder ins Findelhaus! Die krankhafte Zartheit und Weiche dieser Natur, die vor jeder unfeinen Berührung in sich zusammenschrak, war zugleich mit einem Herzensegoismus gepaart, dessen Härte in Erstaunen setzt. Derselbe Rousseau, der das Leben mit und für Weib und Kind, die Thätigkeit der Mutterliebe für die Kinder, aller Kunst und Bildung vorzog, beraubte sich selber dieses Glücks ohne Bedenken, ohne Reue.

Er, der die Seligkeit des Verständnisses, der vollen Harmonie des Lebens mit einem geliebten Weibe so begeistert zu schildern wußte, er band sein Leben an ein Weib, das mit jedem Handwerker von tüchtiger Gesundheit und leidlichem Auskommen glücklicher gewesen wäre, als mit dem Dichter der neuen Heloise. Und er rannte sich so fest in diesen Irrthum, der sein Lebensglück zerstören half, daß er selbst in dieser Person sein Glück zu sehen glaubte, an der er doch recht eigentlich, wenn auch ohne ihr Verschulden, zu Grunde gegangen ist. Der Freieste der Freien, der jede, auch die nothwendigste Abhängigkeit von der Kulturwelt um ihn her verschmähte, er machte sich zum Sklaven zweier Weiber, nicht nur ohne Bildung und Geist, sondern selbst ohne Herz und Gemüth!

Dieser Widerspruch geht durch Rousseau's ganzes Leben, wie er sich durch sein ganzes Denken und Empfinden hindurchzieht. Derselbe

Mann, dessen weiches Herz so aller Gewaltthat widerstrebte, daß ihm selbst die Freiheit eines Volkes durch das Blut eines einzigen Menschen zu theuer erkauft schien, trug dem besondern Falle gegenüber kein Bedenken, den Polen in Bezug auf ihren hochverrätherischen König Stanislaus zuzurufen: il faut lui faire couper la tête, comme il l'a bien merité!

Die Ermitage war früher Eigenthum des Tondichters Gretry. Wir sahen im Garten nahe bei einem Bassin und Springbrunnen das Monument, unter welchem sein Herz einst ruhte. Ihr mögt die juristische Streitgeschichte über den Besitz dieses todten Herzens in Börne's Pariser Schilderungen nachlesen. Die Inschrift auf dem Denkmal lautet jetzt: „Grétry! ton genie est partout, ton coeur n'est qu'ici, les Liégeois n'en ont emporté que la poussière." Sie bezieht sich darauf, daß Lüttich, die Vaterstadt des Componisten, nach mehrjährigem Pro-

zesse die Auslieferung des Herzens durchsetzte, welches bis dahin unter jenem Denkmale bestattet gewesen war. Gretry's Marmorbüste ziert das Denkmal. Es ist ein edler Kopf von großer Schönheit, mit Zügen, die jenes Rafaelische sympathico an sich tragen, dem kein Herz sich verschließt.

Wir verschlenderten den ganzen Tag in diesen lieblichen Thalgründen und auf den waldigen Höhen, welche die Ermitage umgeben. Von dem Gipfel der Hügel hat man über junge Kastanienpflanzungen hinweg die reizendsten und wechselvollsten Fernsichten. Jules, der vagabondirende Knabe, der uns überall hin begleitete, und auch, als wir in der Gastwirthschaft „Zur Ermitage" unser bescheidenes Diner machten, ganz unbefangen an unserm Tische Platz nahm, erschien so recht als der Genius des Ortes im Rousseau'schen Sinne. Er war mit Schreib- und Lesekünsten durchaus unbekannt, ebenso mit

seinem Vater, der bald nach des Sohnes Geburt in die Welt gegangen war, ohne wieder etwas von sich hören zu lassen. In die Welt, das heißt nach Paris, wie das Volkslied lautet, das uns Abends am See von Enghien, einem großen runden buschumkränzten Weiher, ein Savoyardenbub zur Cither sang:

Mon pere est a Paris, ma mère est à Versailles,
Moi je suis ici, je couche sur la paille etc.

Auch dieser kleine Savoyardenbube war ein Rousseau'scher Wilder vom reinsten Wasser, und ein lebendiger Murillo obenein. Eine selbstverfertigte zweispitzige Mütze von Papier mit einer draufgesteckten Hahnenfeder, saß keck und lustig auf dem prachtvollen Kopfe voll dunkelbrauner Locken, welche das frischeste und rosigste Gesicht mit ein Paar Augen voll unsäglicher Lebenslust beschatteten. Sein zerrissenes Jäckchen und die darunter hervorguckende Wäsche, welche alles Wasser des Sees vor uns nicht mehr weiß zu

waschen vermocht hätte, kontrastirten wunderbar mit der strahlenden Gesundheit, welche auf seinem runden Gesichte und von den zwei Reihen von schimmernden Zähnen leuchtete. Es war ein Bild glückseligsten Vagabundenthums. Wir setzten uns auf die Steinlehne der Brücke nieder, und ließen uns seine Lieder vorsingen, während der Purpurschein des Himmels sich auf dem regungslosen Teiche widerspiegelte. Aber es war ganz unmöglich etwas davon niederzuschreiben, weil er die Lieder zwar zu singen, aber die Worte ohne Gesang nicht zu sagen wußte. Es war ihm nicht einmal begreiflich zu machen, was wir eigentlich verlangten, und bei jeder Aufforderung, uns die Verse ohne Gesang zu rezitiren, begann er von neuem, sie zur Zither abzusingen. Musik, Gesaag und Wort waren für ihn ein Ganzes geworden, das er nicht zu trennen vermochte.

Theaterbesuche.

An Julius Mosen.

Paris im Oktober 1830.

Ich habe versprochen, lieber Freund, Dir von meinen Pariser Theaterbesuchen zu berichten. Aber es wird mir schwer, mein Versprechen zu halten. Ich weiß nicht, ob es überall mit meiner Theaterlust vorbei ist, oder woran es sonst liegt. Die Thatsache ist, daß ich im Ganzen in den Pariser Theatern meine Rechnung nicht finde. Während Freund G. v. P., der freilich ein Dra-

matiker von Fach ist, seine Pariser Bühnenkenntniß täglich erweitert, hab ich bisher kaum erst ein halb Dutzend Theater besucht. Um mit dem Theater Français anzufangen, könnte ich sehr gut über diesen Brief als Motto die Worte Courier's schreiben: „Le fait est, que le Théâtre Français et tous les vieux théâtres de Paris, à commencer par l'Opera, sont excessivement ennuyeux!"

Freilich Mademoiselle Rachel ist nicht hier. Sie triumphirt in Deutschland umher, und wenn ich einem Bekannten hier im Vertrauen klage, daß die Tragödie des Theater Français mich kalt läßt, so vertröstet er mich auf Mademoiselle Rachel und ihre baldige Ankunft. Sie sei einzig, unvergleichlich, ein Phänomen. Aber das Phänomen ist eben abwesend, und die Pariser Schauspielerkunst hat Sonnenfinsterniß. Das ist immer ein böses Zeichen für den Zustand einer Kunst, wenn sie so auf zwei Augen steht. Mir scheinen

Schauspielkunst, Drama und Theater gleichmäßig hier im Verfall zu sein. Ich sah im Theater Français Molières Geizigen. Prevost gab die Hauptrolle vortrefflich, aber es war mir ein schlimmes Zeichen des französischen Geschmackes, daß in jener berühmten Scene, wo das Komische des über seinen Verlust verzweifelnden Geizhalses an das Tragisch Erhabene streift, ein Theil des Publikums in Lachen ausbrach. Die Darstellung von Corneille's Cinna hat mir gar keinen Eindruck hinterlassen, und das berühmte: Soyons amis Cinna! ging an mir vorüber ohne zum Herzen zu dringen. Mögen diese römischen Staatsaktionen ihren kulturhistorischen Werth haben und behalten, unsere Denk- und Gefühlsweise hat mit diesem sentimentalen Machiavellismus nichts mehr zu schaffen. Ich bemerkte auch beim Publikum keinen sonderlichen Eindruck. Doch das Aeußern desselben durch lauten Beifall scheint überhaupt den „Romains"

überlassen. So heißen nämlich die Mitglieder der in der Mitte des Parterres sitzenden Claque, welche in den Pariser Theatern vollendet organisirt ist und mit klassischer Unverschämtheit auftritt. Diese Chevaliers du lustre, wie sie von ihrem Platze heißen, verderben einem durch ihr bezahltes Händeklatschen bei jeder zum Voraus verabredeten Stelle, den Rest von gutem Humor, welchen Stück und Vorstellung übrig lassen. Auf das Aeußere der Darstellung wird im Ganzen weniger Sorgfalt verwendet, als ich zu finden erwartete. Im Avare Molières war zum Beispiel nur das Kostüm der Männer der Zeit treu, die Frauen erschienen fast in moderner Modetracht. Der Vortrag auf dem Theater Français hat eine Monotonie, die alle Individualität zerstört. Namentlich war das bei der Tragödie der Fall, wo nur das jedesmalige Organ des Schauspielers den Unterschied bildete. Im Uebrigen hätte Einer recht gut alle Rollen spielen mögen. Daß die

Musik in den Zwischenakten schauerlicher Weise Walzermelodien hören ließ, war meinen deutschen Ohren auch ein Graus. Und nun gar in Beaumarchais Figaro diese uralten Personen zu sehen, die hier die Jugend und ihre Ausgelassenheit darzustellen unternahmen! Ich werde den Figaro des sechzigjährigen sociétaire in meinem Leben nicht vergessen. „C'était un amoureux à faire compassien!" wie Courier in einem ähnlichen Falle von dem sechzigjährigen Talma als Orest in der Andromache sagte.

In dem kleinen Palaisroyaltheater Montansier, einem der vier Vaudevilletheater von Paris, geben sie fast täglich seit Beginn des vorigen Monats: La fille bien gardée. Dies Zugstück, dem alle Welt zuläuft, ist eine kleine einaktige Vaudevillekomödie, in welcher ein Kind von sieben bis acht Jahren die Hauptrolle spielt. Mademoiselle Céline Montaland heißt dies Wunderkind, das in der That als „Bertha" bewun-

kernswürdig ist. Sie ist in dem Stücke das einzige Kind einer Wittwe, der Baronin von Flasquemont. Diese etwas einfältige Frau hat ein blindes Vertrauen auf ihre Dienerschaft, namentlich auf ihre Kammerjungfer und auf den Jäger, welche ihrerseits das Zutrauen der Herrin auf die ärgste Weise täuschen. Marie und Saint Germain sind ächte Prototypen der im Angesichte der Herrschaft schmeichelnden und heuchelnden, hinter dem Rücken derselben spottenden und betrügenden Valetaille der Pariser vornehmen Welt. Bei der späten Ausfahrt zu einer Soirée übergiebt die Baronin ihr schlafendes Kind der Sorgfalt dieser beiden Wächter, die sie wegen ihres stets bewiesenen Diensteifers belobt, und denen sie neben der Sorge für das Kind auch die für die eigene Gesundheit anempfiehlt; denn beide Schelme wissen die gute Frau glauben zu machen, daß sie ihre Gesundheit im Dienste derselben ruiniren. Saint Ger-

main huſtet (er hat ſich bei einer Bouteille Muskat verſchluckt, als die Baronin ihn rief). Er ſoll zu Hauſe bleiben und ſich pflegen, ein anderer Diener bei der Ausfahrt der Herrin ſeine Stelle vertreten. Kaum hat aber die letztere den Rücken gewendet, als beide auch ſchon entſchieden ſind, die freie Nacht zu einem Beſuche des Ball Mabille zu benutzen, deſſen Muſik man ganz in der Nähe hört. Es iſt dabei ein ganz vortrefflicher Zug, daß die beiden Spitzbuben, welche hier gemeinſame Sache machen, ihre Herrſchaft in gewohnter Weiſe zu betrügen, zugleich gegen einander dieſelbe Rolle ſpielen. Denn beide hoffen auf dem Balle diejenigen zu finden, welche ſie insgeheim einer dem andern vorziehen. Während nun die Zofe ſich entfernt, um in und aus der Garderobe ihrer Herrin, der Jäger um vor dem Nachttiſche mit den Pomaden und Parfüms der Baronin Balltoilette zu machen, erſcheint zu des letztern Schrecken aus dem Alkoven

die kleine Bertha im Nachtkleidchen. Sie ist erwacht, will amüsirt sein, zwingt den Jäger allerlei Spiele mit ihr zu spielen, in denen sie die Manieren der Erwachsenen auf höchst komische Weise nachahmt. Endlich gelingt es dem Diener, bei einem solchen Spiele, wo sie auf die ergötzlichste Art die nervenkranke große Dame und er den Arzt macht, sie wieder einzuschläfern und zu Bette zu bringen. Aber der kleine Schalk stellt sich nur schlafend. Aus ihrem Alkoven belauscht sie die beiden Schelmen, sieht wie sie ihre Mutter plündern und betrügen, und in dem Augenblicke, wo beide sich anschicken, nach dem ersehnten Balle zu eilen, tritt sie angekleidet wieder auf, und verlangt „nach Mabille“ mitgenommen zu werden. Da sie alles gehört hat und beiden mit Verrath bei der Mutter droht, müssen sie ihr den Willen thun, und die Kleine weiß die Sache obenein so zu drehen, daß beide Schelme sie noch bitten müssen, den Ball zu besuchen,

wo ſie dann mit einem höchſt komiſchen c'est uniquement pour vous faire plaisir! an der Hand der Kammerjungfer abgeht. Der Jäger bleibt einen Augenblick zurück, um den Hausſchlüſſel zu holen. Aber er findet ihn nicht an der gewohnten Stelle. Während er in ſteigender Haſt danach ſucht, zeigt ihm ein Blick aus dem Fenſter ſeine Genoſſin, die am Arme eines Carabinier in das Local Mabille eintritt! Schon iſt der Eiferſüchtige im Begriff, ohne Hausſchlüſſel ihr nachzueilen, da — rollt ein Wagen heran. Himmel! es iſt die Baronin! Sie kehrt zurück, die Soirée war zu gefüllt, die Mutter zugleich in Sorge um ihr Kind, und das Kind iſt — bei Mabille! Hier war Graſſot, welcher den Jäger gab, wahrhaft ſublim in ſeiner Angſt. Einen Augenblick hat er den Gedanken, ſich ſelbſt in das leere Bett des Kindes zu legen. Aber nein! „Elle m'embrasserait!“ So ergreift er in ſeiner Noth die große Puppe und ſteckt

ſie mit den Worten: ah! ce cartonnage, c'est plus nature! raſch in das leere Kinderbett des Alkovens. Dann nimmt er eine Serviette, und macht ſich daran, das Ameublement des Zimmers zu putzen. Die eintretende Herrin findet ihn alſo in derſelben Beſchäftigung, in welcher ſie ihn verließ. Sie ſchilt ihn aus über ſeinen übertriebenen Dienſteifer, und fragt nach dem Kinde, dem ſie ſelber jetzt ſeine Medizin reichen will. Er weiß das zu verhindern, ergreift die Medizinflaſche, indem er die Mutter glauben macht, daß Mademoiſelle „nur von dem guten Saint Germain die Tiſane nehmen will," und ſpielt ſeine Rolle mit der Puppe und im Namen derſelben aus dem Alkoven heraus mit der Mutter, ſo natürlich, daß die Baronin über den prachtvollen Diener und Pfleger ihres Kindes ganz entzückt iſt. Jetzt aber kommt der entſcheidende Moment. Die Baronin verlangt nach ihrer Kammerjungfer. Graſſot in Verzweiflung wagt

seine Dienste anzubieten. Die Baronin, welche seine Verlegenheit bemerkt, stutzt und sagt: „der Mensch hat etwas.“ Graffot klingelt jetzt auf ihren Befehl aus Leibeskräften, bemerkt aber dabei für sich: de Mabille ici, ca ne correspondra jamais! In diesem Augenblicke tritt die Zofe ein. Sie ist von Mabille zurückgekommen, um den Jäger, dessen Ausbleiben ihr auffällt, nachzuholen. Ein Augenwink genügt für beide zur Verständigung. Während die Kammerjungfer Hut und Shawl schnell abwirft, um zu der vor ihrer Toilette sitzenden Baronin zu eilen, fliegt Saint Germain hinaus, um das Kind zu holen, das die Zofe bei Mabille in den Händen ihrer Freundin Ursule gelassen hat. Aber schon im nächsten Augenblicke kehrt er zurück. Die Freundin ist fort, und die vier Karabiniers, denen sie das Kind übergeben hat, und die es mit Anisette und Kirsch traktiren, wollen es ihm nicht herausgeben, da sie ihn nicht kennen. Dies

Alles wird im wörtlichen Sinne hinter dem Rücken der betrogenen Mutter verhandelt, welche müde und schläfrig, eine Broschüre in der Hand, vor ihrem Nachttische sitzt und sich auskleiden läßt. Bei allem Unstern, der die beiden Schelme jeden Augenblick zu verderben und ihre Schurkerei zu enthüllen droht, kommt ihnen indessen ein Umstand zu Hülfe. Die Baronesse bemerkt zwar die ungewöhnliche Verlegenheit des Behabens ihrer Diener, aber sie schiebt dieselbe darauf, daß man ihr zu ihrem morgenden Geburtstage irgend eine Ueberraschung bereiten wolle, deren Zurüstung ihre unerwartete Rückkunft gestört haben möge. Von all den gewagten Scenen, die hier auf einander folgen — einmal übernimmt sogar der Jäger die Rolle der Zofe, bei der auf ihrem Fauteuil halbschlummernden Herrin, während die Zofe nach Mabille hinübereilt — ist die, in welcher die Mutter mit Kußhänden von der schlafenden Puppe Abschied nimmt, und ihr noch

einen Shawl über das Lager wirft, um sie ja recht einzuhüllen, von der höchsten komischen Wirkung. Unterdessen ist das Kind nirgends zu finden. Der Ball ist zu Ende, Mabille geschlossen, die beiden Schelme sind in höchster Verzweiflung, die Sache wird ernsthaft. Sie entschließen sich davonzulaufen, Saint Germain schreibt ein rührendes Abschiedsgeständniß an die Baronin, beide weinen. Es ist ein unbeschreibliches Gemisch von Spitzbüberei und komischer Sentimentalität. Aber in dem Augenblicke, wo sie ihren Namen unterzeichnen, erscheint die verlorengeglaubte Kleine auf der Schulter eines eintretenden Karabiniers. Das Kind ist im höchsten Grade aufgeregt, es hat mit den Karabiniers getrunken, getanzt, geraucht, es singt ein etwas zweideutiges Couplet, und ahmt die gesehenen Tanzfiguren nach, die nicht minder zweideutig sind. Aber die Gewandtheit der beiden Domestiken weiß der über den Spektakel aus ihrem

Schlafgemach zurückkehrenden Mutter alle diese Künste als eingeübt zur Feier ihres morgenden Geburtstages, und die verfänglichen Erzählungen des Kindes vom Ball Mabille als Folgen eines lebhaften Traumes vorzustellen. Die Baronin ist gerührt über so viel Aufmerksamkeit ihrer treuen Diener. Da fällt ihr Blick auf den vorhererwähnten Abschiedsbrief. Aber der Jäger deutet auch diesen zu seinem Vortheil. Man habe das Unglück gehabt, den Lieblingspapagei von Madame entfliegen zu lassen. Die gutmüthige Baronin tröstet die verzweifelnden Getreuen, belohnt ihre Aufmerksamkeit durch Geldgeschenke, und verspricht dem Wiederbringer ihres Vogels, der sich unterdessen in des Jägers Tasche befindet, eine reiche Belohnung, welche der Schlaukopf zu verdienen wissen wird.

Denke Dir nun, lieber M., alles dies mit einer bei uns gänzlich unbekannten Meisterschaft der Charakteristik gespielt, alle Situationen und

Verwickelungen vollständig ausgebeutet und erschöpft, und dazu die kleine Person, deren Spiel als vollendete Wirklichkeit erschien, so kannst Du Dir die Wirkung erklären, welche dies kleine Stück Tag aus Tag ein auf das Publikum des Theater Montansier ausübt. Was etwa in der Tendenz, die den Betrug der Schelme gelingen läßt, unsittlich scheint, kann gegen die komische Kraft des Stücks und der Spielenden gar nicht aufkommen. Es geht einem da wie dem Jäger Saint Germain, der, als die Zofe „Gewissensbisse" darüber hat, sich von ihrer betrogenen Herrin noch obenein belohnen zu lassen, seiner Mitschuldigen in dem unnachahmlichen Pariser Jargon zuruft: Si tu as des remords, polke dessus!

In diesem Genre sind die Franzosen, Dramatiker wie Schauspieler, Meister. Sie sind durchaus unerreichbar für uns Deutsche; und ich behaupte, daß es eine Unmöglichkeit ist, in an-

derer Sprache und von andern Schauspielern als französischen dies Produkt der Herren Labiche und Marc-Michel darstellen zu lassen. Diese dramatischen Kleinigkeiten gleichen den Weinen, die getrunken werden müssen, wo sie gewachsen sind, weil sie die Ausfuhr nicht vertragen, und sich, wenn man's versucht, in ungenießbaren Kräzer verwandeln. Wer könnte es wagen, einen dramatischen Scherz, wie Grassot embêté par Ravel, dem deutschen Publikum vorzuführen, in welchem ich die beiden genannten Komiker auf dem Theater Montansier ein Stück aus ihrem eigenen Leben aufführen sah?

Was ich sonst noch in diesem Genre auf andern Theatern, im Gymnase, den Variétés, in den Folies dramatiques, im Theater Gaieté u. s. w. gesehen, hat auf mich niemals seine Wirkung verfehlt, während alles was dem ernsteren Genre angehörte, mich kalt gelassen hat. Selbst Alfred de Müsset's vielgerühmter „Chan-

delier," ein dreiaktiges Lustspiel der feineren Gattung, machte davon keine Ausnahme, obschon ich es zweimal gesehen. Der Name Chandelier bezeichnet im Französischen des Stücks den sentimentalen Liebhaber, welchen der reale Liebhaber einer jungen, schönen, an einem alten Mann verheiratheten Frau dazu ausersehen hat, sein Verhältniß zu der letztern vor dem betrogenen Gemahl zu maskiren. Die Sache nimmt aber einen entgegengesetzten Verlauf. Die junge Frau, durch die Rohheit ihres Cicisbeo, eines jungen Gardeoffiziers, beleidigt und abgestoßen, wendet sich der wahren Herzenshuldigung des Chandelier zu. Und die Pointe ist, daß jener so gut wie der Ehemann betrogen wird.

Wir stoßen hier auf ein Thema, das für die sozialen Verhältnisse Frankreichs von hoher Wichtigkeit ist. **La femme adultère** ist bei den Franzosen bereits eine poetische Kategorie, ein sozialer Typus geworden. Sie erscheint

als solche in dem bekannten Prachtwerke: Les Français peints par eux-mêmes ganz unbefangen aufgeführt. Das Theater Français zählte vor Kurzem auf seinem Repertoire ein halbes Tausend Stücke, in welchen jenes Thema behandelt wird. Und ich zweifle, ob man ein Pariser Theater besuchen könne, wo nicht wenigstens eins der am Abende gegebenen Stücke auf dasselbe Thema gegründet ist. Die Moralisten mögen darüber Zeter schreien. Ihr Geschrei erklärt nicht den Grund dieser Erscheinung. Dieser Grund liegt unwidersprechlich in dem Zustande selbst, welchen die Institution der Ehe in der Wirklichkeit aufweist. Die Komödie ist hier wie der Rausch: sie erfindet nichts, sie schwatzt nur aus. Und was sie ausplaudert ist: daß etwas faul ist im Staate Dänemark. Die moderne französische Ehebruchskomödie ist eine schreiende Anklage gegen einen sozialen Zustand, in welchem das edelste, schönste und heiligste Verhältniß

seiner innersten sittlichen Basis beraubt, in den meisten Fällen auf dem gemeinsten und niedrigsten Egoismus begründet erscheint. Ein französischer Schriftsteller, Hippolyte Lucas, bemerkt über das Verhältniß der Komödie zur Ehe sehr richtig: „In einem sozialen Zustande wie der unsere, wo das Geld weit mehr als die Liebe den wichtigsten Akt des Lebens vermittelt, ist der Bruch der Ehe nichts als die Konsequenz eines Verfahrens, nach welchem Eltern ihr Kind an den ersten Besten ohne Umstände verkaufen, sobald dieser erste Beste das ist, was man „eine Partie" nennt. Und das Publikum, welches den betrogenen Mann in der Wirklichkeit wie in der Komödie auslacht, ist schon darum in seinem Rechte, weil ein Mann, der eine Frau auf diese Art kauft, nichts Besseres verdient. Und auch die Komödie, die gegen den Ehemann in solchem Falle Partei nimmt, ist in ihrem Rechte, und das was sie lehrt, ist sittlicher, als das was sie verspottet.

Molières Komödien verspotten nur die Ehemänner, welche, wie Arnolphe oder George Dandin, sich selbst den schlimmen Konsequenzen ihrer eigenen Handlungsweise aussetzen, durch welche sie den einfachsten Gesetzen der Natur und des gesunden Menschenverstandes ins Angesicht schlugen." Der Franzose hat ganz Recht, wenn er sodann die eigentlich unsittliche Behandlung dieses Themas uns Deutschen zuschiebt, und als Beleg dafür „Kotzebue's Menschenhaß und Reue" anführt. Dieser deutschen Frivolität gegenüber müssen alle deutschen Ankläger der französischen Ehebruchskomödie die Augen niederschlagen.

Anders gestaltet sich freilich die Frage in der Wirklichkeit. Hier ist Deutschland im Vortheil über Frankreich, und vor allen über Paris. Paris, sagt der genannte Schriftsteller, c'est la patrie de l'adultère. C'est là qu'il est à l'aise, qu'il se pavane, et qu'il relève la tête. Vous le voyez marcher bras des-

sus bras dessous avec le mariage, qui lui sert quelquesfois de patron, vous le coudoyez a chaque pas, que vous faites sur les boulevards. Il vous couvre de flots de poussière au bois; il s'accoude sur le velours de la meilleure loge de nos théatres, il affectionne surtout le drame moderne, créé en son honneur; il separe la femme du mari, auquel il envoie des lettres de faire part lors de la naissance de son enfant; il ose demander à l'époux s'il veut en être le parrain.

Und die Gesellschaft von welcher dies gilt, besteht sie aus den verschrieenen Sozialisten oder gar Kommunisten, aus den Feinden der „Ruhe und Ordnung," den Feinden alles dessen, was heilig und gesetzlich ist? Die vorstehende Schilderung selbst, deren Verfasser eben so wenig jenen Neuerern angehört, giebt darauf die beste Antwort. Es ist dieselbe „Gesellschaft," welche

sich vorzugsweise diesen Titel beilegt, und zu deren Rettung und Erhaltung ihren Freunden und Vertheidigern jedes Mittel geheiligt erscheint!

Eine Sitzung im Institut.

Paris, den 26. October 1850.

Und so sollte ich denn zu guter letzt auch noch die Genugthuung haben, die vierzig „Unsterblichen“ Frankreichs beisammen zu sehen. Gestern war nämlich der Tag, an welchem das Institut national de France alljährlich einmal seine sämmtlichen fünf Akademien zu einer grossen öffentlichen Sitzung vereinigt. Ich verdankte diesen Vortheil so wie viele ähnliche der

freundlichen Güte des Herrn Jourdain, Kabinetschef im Ministerium des Unterrichts, welcher mir in der zuvorkommendsten Weise die Eintrittskarten zu dieser Feierlichkeit zuzusenden die Güte hatte, während uns in dem Strudel des Pariser Lebens und in der Hast der letzten Tage selbst die Anzeige von dem Stattfinden dieser Sitzung entgangen war. Herr Jourdain, ein noch junger Mann von einigen dreißig Jahren, war noch kurz vor der Februarrevolution einfacher Gymnasialprofessor der Philosophie am Collège Stanislas zu Paris. Sein Vater, eine Zierde französischer Gelehrsamkeit, war der Verfasser jener vortrefflichen Geschichte der Aristotelischen Schriften im Mittelalter, welche ich vor neunzehn Jahren durch eine deutsche Bearbeitung bei uns bekannt machte. Dafür sollte mich jetzt der Sohn desselben Mannes, damals noch ein Knabe, jetzt einer der ersten Staatsbeamten Frankreichs in die Sitzung derselben Akademie einführen, welche

einst jenes Werk mit ihrem Preise gekrönt und den Lorberzweig ihrer Anerkennung auf den Sarg des zu früh der Wissenschaft und den Seinen entrissenen Autors gelegt hatte.

Die Akademie, welche ihren revolutionairen Namen Institut national wieder angenommen hat, besteht bekanntlich aus fünf Abtheilungen, welche jede eine eigene Akademie für sich bilden. Die Mitglieder genießen neben der Ehre einem Institute anzugehören, das seit zweihundert Jahren die größten Namen Frankreichs zu den seinen zählte — auch Napoleon war als Oberbefehlshaber der Armee von Aegypten membre de l'Institut — noch den realen Vortheil eines beträchtlichen Jahrgehaltes. Für die Langeweile der einzelnen Wochensitzungen werden sie überdies noch besonders entschädigt. So oft nämlich ein Akademiker einer Sitzung beiwohnt, empfängt er als Ausweis seines Classenbesuchs einen sogenannten jeton de présence, welcher ihm mit

einem Napoleon bezahlt wird. Für die Langeweile, welche sie mitunter auszustehen haben, mag das nicht zu viel sein. Da die Mitglieder dieselbe aber selbst erzeugen, so scheint es manchen Leuten ungerecht, sie dafür noch obenein zu belohnen, und passender, das Geld an die freiwilligen Zuhörer, welche nicht Mitglieder sind, zu verwenden. Es war gegen zwei Uhr, als wir uns über den Pont des Arts nach dem Institutsgebäude verfügten. Es liegt am Kai Conti, auf dem Platze, wo einst der Thurm von Nesle stand. Seine halbkreisförmige Fronte, über deren Mitte sich eine Domkuppel erhebt, ist dem Tuillerienschlosse zugewendet. Die Kirche dient jetzt als öffentlicher Sitzungssaal. Sie ist klein und kann nur etwa drei- bis vierhundert Menschen fassen. Das Parterre und die drei Kapellräume waren zu Plätzen und Tribünen für Zuschauer eingerichtet. Ich sage für Zuschauer, weil bei weitem die meisten nicht hingehen, um etwas von den Vorträgen

zu hören, sondern um die berühmten oder berühmt gewesenen Träger der Kunst und Wissenschaft dort von Angesicht zu sehen. Die Versammlung bestand augenscheinlich fast nur aus Fremden. Vier Statuen, Bossuet, Fénélon, Descartes und Sully, zieren die vier Ecken des mittleren Kuppelraumes, der sein Licht von oben erhält, und dessen Decke einige Verzierungen zeigte. Zwei Herren im schwarzen Frak, über welchem eine goldene Kette herabhing, führten die eintretenden Zuhörer an ihre Plätze. Bänke, Sessel, Fußboden und Brüstungen waren grün ausgeschlagen. Das Ganze hatte etwas anspruchsvoll Aermliches, Verstaubtes, Unbehagliches. Auffallend waren uns die Soldaten, welche nicht nur vor dem Gebäude, sondern auch innerhalb des Sitzungssales, in den Kapellaischen, ja selbst auf der Erhöhung für die Akademiker in voller Waffenrüstung aufgestellt waren. Endlich erschienen die letzteren aus dem Hintergrunde

der uns gegenüberliegenden Bogenkapelle, und nahmen, von militairischen Ehren begrüßt, ihre Plätze ein. Sie trugen alle die dunkelgrüne, reichgestickte Uniform mit hellgrünen Kragen und Aufschlägen nach dem Schnitt der imperialen Hoftracht. Es war eine stattliche Reihe zum Theil sehr interessanter Gesichter, aber auch manche bedeutungslose darunter. Den Vorsitz übernahm Monsieur Picot, Präsident der Akademie der schönen Künste. Neben ihm figurirten als Vorsitzende der Versammlung die Delegirten der vier andern Akademien, française, des inscriptions et des belles lettres, des sciences, des sciences morales et politiques. Es waren die Herren Villemain, Magnin, Duperrey und Cousin. Nach einem kurzen einleitenden Vortrage des Präsidenten begann die Verkündigung der gekrönten Preisschriften. Der Volneysche Preis einer goldnen Medaille im Werthe von 1200 Franken wurde einer Arbeit im Fache der

vergleichenden Sprachwissenschaft zu Theil, deren Gegenstand mich mehr interessirte, wie alle nachfolgenden Vorlesungen zusammengenommen. Es war eine Schrift über den Ursprung und die geschichtliche Fortbildung der französischen Sprache. Ein junger Mann, Herr Albin Chevalet ward als Verfasser genannt, und empfing aus der Hand des Präsidenten den Preis für sein Werk, unter den Beifallsbezeugungen der versammelten wissenschaftlichen Jury. Die Mitglieder der letzteren sind bekanntlich von diesen Preisbewerbungen ausgeschlossen, während übrigens die Concurrenz den Forschern aller Nationen gestattet ist.

Von den jetzt folgenden Vorlesungen wüßte ich wenig zu sagen. Sie waren mit wenigen Ausnahmen ermüdend langweilig, und der Wechsel der Gegenstände, wobei man bald mit Herrn Paulin Paris den Reisenden Marco Polo auf seinen abenteuerlichen Weltfahrten begleiten, bald

Herrn Gatteaux die Verdienste eines Kupferstechers Gérard Audran auseinandersetzen hören, dann wieder Herrn Amédée Thierry in die untergehende römische Welt zu einer Biographie Stiliche's folgen, oder von Herrn Duperrey die verschiedenen Versuche der nördlichen Poldurchfahrt aufzählen hören mußte, dieses Durcheinander von fünf bis sechs verschiedenen Vorlesungen brachte in mir einen Zustand hervor, wie man ihn empfindet, wenn man auf einer Reise zum Warten auf einer Station gezwungen, aus Verzweiflung um die Stunden hinzubringen sich in das Chaos eines Pfennigmagazins gestürzt hat. Je länger die Sache dauerte, desto trübseliger wurde der Anblick der ungeduldigen Langeweile auf den Gesichtern um uns her. Die Gäste hatten längst ihre Rechnung gefunden. Sie hatten bereits zwei Stunden lang die berühmten Männer angestiert, und gesehen, daß sie wie andere Menschenkinder aussahen. Die dem Ausgange zunächst sitzenden

fingen an sich heimlich wegzustehlen, selbst einer oder ein Paar Akademiker verschwanden. Ueber die komische Verzweiflung in den Mienen der zum Bleiben gezwungenen Zuhörer flog plötzlich wie ein lichter Sonnenstrahl die Erklärung des Vorsitzenden, daß der letzte Vortrag wegen vorgerückter Zeit unterbleiben müsse, und wie durch einen Zauberschlag sah man alle Gesichter aufgehellt, als sich die Versammlung erhob, um aus dem engen und düstern Raum hinauszueilen in das helle Abendsonnengold, das draußen über den wimmelnden Kais und dem prachtvollen Strome gebreitet lag.

Höchst komisch nahm es sich aus, wenn jedesmal nachdem einer der Vorlesenden geendet hatte, seine Kollegen ihn mit Beifallklatschen bis an seinen Platz geleiteten. Das Publikum stimmte nur einmal in diesen Applaus mit ein. Es war am Schlusse der Vorlesung des Herrn Ancelot, der ein poetisches Fragment in voll-

tönenden gereimten Jamben: Souvenirs et visions, fragment poétique, composé à Rome en Mars 1830 au milieu des ruines du Forum, zum Besten gab. Was mich bei dem Vortrage dieses mir bisher völlig unbekannten Poeten interessirte, war weniger das Gedicht selbst, welches alte und neueste römische Erinnerungen mit Anspielung auf die letzten Trauerschicksale der Weltstadt, zu einem interessanten Ganzen verband, als vielmehr der Umstand, daß wenigstens hier in Frankreich die Gesetze des ersten Instituts der Wissenschaft auch der Poesie, der Blüte der Geistesbildung, verstatten, inmitten der sonst so exklusiven Gelehrsamkeit bei feierlicher Gelegenheit ihre Stimme zu erheben. Hierin liegt, so scheint mir, ein Fingerzeig für die Zukunft dieser und ähnlicher Institute. Sie haben sich alle mehr oder weniger überlebt, und nirgends tritt dies schlagender hervor, als bei Gelegenheiten wie diese, wo Körperschaften als

Repräsentanten der höchsten geistigen Bildung und der forschenden Erkenntniß die Aufgabe zu lösen haben, sich selbst und die Wissenschaft und Bildung mit der Oeffentlichkeit in einen würdigen Bezug zu setzen. Bisher ist das noch immer in der althergebrachten Weise geschehen, welche als Publikum solcher Festversammlungen wieder nur Akademiker oder solche die es werden möchten, voraussetzt. Nirgends sehe ich auch nur einen entfernten Versuch dazu gemacht, bei solchen Gelegenheiten den alten eitlen Schlendrian abzuwerfen, und Wissenschaft und Erkenntniß als das wahre Salz der Erde vor dem Volke geltend zu machen. Aber ich sehe die Zeit kommen — mögen auch noch Jahrhunderte dazwischenliegen — wo es die Aufgabe der Wissenschaft und ihrer dereinstigen Senatoren werden wird, ihre großen Festfeiern so zu gestalten, daß das zuhörende Volk selbst mit Verehrung und Erbauung an ihnen Theil nehmen, daß es sich

ſtärken kann an Reden und Vorträgen, welche, ſtatt ihm gelehrte Einzelforſchungen zu bieten, von denen es nichts verſteht, ihm den Einblick gewähren, in den tiefen und nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen Theorie und Praxis, Geiſt und Materie, zwiſchen der Erkenntniß und Wiſſenſchaft und allen Kreiſen des vielgeſtaltigen Lebens. Das wird die Zeit ſein, wo die Weiſen und Forſcher die wahren Prieſter der Menſchheit ſein, und wo die Erkenntniß der Welt und des Geiſtes die Dogmen der neuen Menſchheitsreligion, der Religion der Zukunft liefern wird. Bis dahin werden die Europäiſchen Akademien fortvegetiren als das was ſie ſind, als Verſorgungsanſtalten für die „Invaliden des Geiſtes," wie einſt Pieron die franzöſiſchen Akademiker nannte, und als Pflegehäuſer der erkluſiven gelehrten Wiſſerei und ihrer Eitelkeit. Aber auch von der Wiſſenſchaft wird das Wort unſers Uhland wahr

werden: Ihr Haupt wird hinfort keine Krone mehr tragen, wenn es nicht zuvor mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt worden ist.

Der sterbende Aristophanes.

Paris, Ende Oktober 1850.

I.

Eine Aufforderung Alfred Meißners hatte mich veranlaßt, Heine bald nach meiner Ankunft in Paris zu besuchen. Ich wußte, daß sein Zustand, hart an der Grenze menschlicher Leidensfähigkeit angelangt, ihn seit längerer Zeit fast alle Besuche, selbst wohlempfohlener Landsleute, abweisen ließ, und hatte deshalb jeden

Gedanken aufgegeben, mich ihm persönlich zu nähern. Da aber jene Aufforderung von ihm selber ausging, durfte ich ihr um so unbedenklicher Folge leisten.

Es war wenige Tage nach meiner Ankunft in Paris, als ich mit Fanny Lewald und Moritz Hartmann zu ihm ging. Wenige Häuser vor seiner Wohnung in der Rue d'Amsterdam traten wir in ein Leſekabinet, welches dort eine Irländerin hält. Hier wollte unſere Begleiterin uns zurück erwarten, weil ſie meinte, daß der Beſuch von drei Perſonen auf einmal den Kranken zu ſehr aufregen möchte. Als die Frau den Namen Heine's nennen hörte, ſagte ſie: „Ah, Sie wollen den unglücklichen Mann beſuchen, der ſo furchtbar leiden muß!“ — „Kennen Sie denn Herrn Heine?“ — „Ja wohl kenne ich ihn. Meine Tochter hat ihm während ſeiner Krankheit mehrere Monate lang Franzöſiſch und Engliſch vorgeleſen. Jetzt da ſie ſelber krank iſt,

vertritt ein Hausdiener ihre Stelle. Aber jedesmal wenn ſie zurückkam erzählte ſie mir, er ertrage ſeine grauſamen Leiden mit der Geduld eines Heiligen. Und das ſagt jedermann der ihn ſieht."

Es iſt ein ſtilles Haus in der ruhigen Straße Amſterdam, wo der kranke Dichter wohnt. Durch die Einfahrt über einen ſauber gehaltenen Hofraum ſchreitend, gelangten wir in das Hinterhaus, in deſſen zweiten Stock uns eine Mulattin, die Wartefrau des Kranken, öffnete. Als ihm unſere Namen von ihr genannt wurden, ſcholl uns ſofort ſein freundlich haſtiges entrez! entrez! entgegen. Wir fanden ihn auf ſeinem Schmerzenslager, das er ſeit Jahr und Tag nicht mehr verlaſſen hat. Die Fenſtervorhänge waren niedergelaſſen, das Bett überdieß noch durch eine grüne ſpaniſche Wand gegen das Licht geſchirmt. Der Kranke hob die feine faſt durchſichtig magere Hand an das rechte Auge, um das

Lid emporzuziehen und einen Blick auf uns zu werfen. Nur dies Auge beſitzt noch Sehkraft, das andere nur einen ſchwachen Lichtſchimmer. Aber die Lider ſind gelähmt und keiner freien Bewegung mehr fähig. Er ſtreckte mir ſeine Hand entgegen und hieß uns herzlich willkommen. Kaum aber hatte er erfahren, daß Fanny Lewald anweſend und in der Nähe ſei, als er ſo drängend bat, ſie herbeizuführen, weil er die Freude ihres Beſuches auch nicht eine Stunde länger entbehren wolle, daß wir ſeinem Wunſche willfahren mußten. Als ſie gekommen war, dankte er ihr in der herzlichſten Weiſe, daß ſie ſeiner ſo freundlich in ihren Pariſer Erinnerungen aus dem Jahre 1848 gedacht habe. Freunde hätten ihm das Buch gebracht, und ihm damit eine große Freude bereitet. Sie hätten die ihn betreffende Stelle auch in Pariſer Journalen veröffentlicht.

Bei dieſem erſten Beſuche war es auch, wo er ausführlich von ſeiner Krankheit und ſeinen

Schmerzen ſprach, auf die er bei allen ſpäteren Unterhaltungen nur ſelten zurückkam. „Ich leide,“ ſprach er „unaufhörlich grenzenloſe Schmerzen. Selbſt meine Träume ſind nicht frei davon. Geſtern hing ich als Johann von Leiden in einem Käfig in der Luft, und meine Schmerzen ſetzten ſich als wilde Traumbilder um mich her. Die Krämpfe ſteigen allmälig immer höher hinauf, und da liegt man nun und wartet, bis es ans Herz kommt. Ich kann jetzt eigentlich nur noch Arme und Hände frei bewegen. Und alles dieſes fuhr er fort, indem ein Lächeln über ſeine ſchmerzerfüllten Züge glitt, alles dieſes muß ich nun ertragen ohne den Beiſtand unſers Herrn Jeſus Chriſtus! Aber ich habe auch meinen Glauben. Denken ſie nur nicht daß ich ohne Religion bin. Opium iſt auch eine Religion. Wenn ſo ein Bischen grauer Staub in meine fürchterlich ſchmerzenden Brandwunden geſtreut wird, und dann der Schmerz darnach gleich auf-

hört, ſoll man da nicht ſagen, daß dies dieſelbe beruhigende Kraft iſt, welche ſich in der Religion wirkſam zeigt? Es iſt mehr Verwandtſchaft zwiſchen Opium und Religion, als ſich die meiſten Menſchen träumen laſſen. Sehen Sie, da hab ich die Bibel. Ich leſe viel darin, das heißt, ich laſſe mir vorleſen. Es iſt doch ein ganz wunderbares Buch, dies Buch der Bücher. Wenn ich meine Schmerzen nicht mehr ertragen kann, nehme ich Morphium, wenn ich meine Feinde nicht todtſchlagen kann, überlaſſe ich ſie der Vorſehung, wenn ich meine Angelegenheiten nicht mehr beſorgen kann, übergebe ich ſie dem lieben Gott — nur" ſetzte er nach einer kleinen Pauſe lächelnd hinzu, „nur meine Geldangelegenheiten beſorge ich doch lieber noch ſelbſt."

Niedergeworfen von unheilbarer Krankheit, bei lebendigem Leibe ſchon ausgeſtrichen aus dem Buche des Lebens, gemartert von den entſetzlichſten Schmerzensqualen hat dieſer Mann die ganze

Energie ſeines ariſtophaniſchen Geiſtes, die volle Kraft ſeines unverwüſtlichen Humors und all die ſchneidende Schärfe ſeines vernichtenden Witzes bewahrt. Man hat von ihm berichtet, er habe ſich bekehrt, der deutſche Ariſtophanes des neunzehnten Jahrhunderts ſei „fromm“ ſei ein Betbruder geworden. Es iſt kein wahres Wort daran. Die Leute, die dergleichen von ihm verbreitet, haben ſich entweder ſelbſt getäuſcht oder ſich von ihm täuſchen laſſen. Es iſt wahr, daß er die Bibel lieſ't, weil er ihre poetiſchen Schönheiten wie wenige empfindet, wahr daß er gern von Gott und Unſterblichkeit redet. Ich werde ſpäter darauf zurückkommen. Aber ſein freies Verhältniß zu dieſen Dingen bleibt unverändert, und ſelbſt wo er eine gewiſſe Gläubigkeit zeigte, war er ſich doch ſtets ſeiner Freiheit bewußt und überhaupt geiſtig in allen Dingen vollkommen der Alte.

Er erzählte uns darauf von ſeiner Lectüre, und wie ſchwer es ihm bei ſeinem Zuſtande falle, ſich in einigem Zuſammenhange mit deutſcher Litteratur zu erhalten, zumal hier in Paris, wo er faſt Alles, was er leſen wolle, kaufen müſſe. In der That iſt Paris trotz der achtzigtauſend Deutſchen die es enthalten ſoll, ein ſchlechter Markt für deutſche Litteratur. Dennoch war ihm von den neueren Erſcheinungen vieles bekannt, und beſonders ſchien er die Aufzeichnungen über das Frankfurter Parlament mit großem Intereſſe verfolgt zu haben. „Die Geſchichte dieſes Parlaments muß geſchrieben werden, ſo wie Sie (gegen mich gewendet) die Preußiſche Revolution geſchrieben haben, in einem Bande, kurz! verſteht ſich. Es iſt ja der herrlichſte Stoff, der zu finden. Alles wie gemacht für ein Kunſtwerk: die Einheit der Zeit, des Orts, der Dummheit! Welch eine Menagerie ſaß da zuſammen in dieſer Paulskirche!

Ein Büffon gehörte dazu, sie zu beschreiben! Was fand sich da Alles beieinander, all' die fossilen Vorweltlichkeiten! all' der alte Schund! und die Spitze! ach, die Spitze!" — Stimme, Ausdruck, Ton und Miene, mit denen er diese Worte sprach, hatten etwas so unwiderstehlich Komisches, daß wir laut lachen mußten, und es, wie später noch oft, ganz und gar vergaßen, daß ein tödtlich Kranker, ja so zu sagen ein Sterbender mit geschlossenen Augen vor uns lag. Ueber seine blassen Gesichtszüge flog ein Lächeln, das ihnen außerordentlich anmuthig stand. Der Ausdruck derselben, von der Krankheit ganz durchgeistigt, hat in der Ruhe etwas wunderbar Edles, das zuweilen schlagend an die leidenden Christusphysiognomien der älteren italischen Kirchenbilder erinnert. Das dichte, schlichtanliegende dunkelbraune Haar und der etwas hellere Kinn- und Lippenbart sind nur hier und da mit einigem Silbergrau untermischt. Seine Stimme war

äußerſt ſanft und weich, und ihr Ton zuweilen von einem leiſen Lachen begleitet.

Von meinem Verſuch einer Geſchichte der Preußiſchen Revolution bemerkte er: „Das Buch hat einen großen Fehler. Es hat lange nicht genug individuelle Charakteriſtik. Es fehlt die perſönliche Portraitirung der agirenden Hauptſubjecte aller Parteien. Sie ſetzen Ihre eigene Einzelkenntniß der Figuren dieſer Tragikomödie und ihres Behabens zu ſehr bei dem Leſer voraus. Das thut kein Franzoſe in ähnlichem Falle. Aber freilich, es mag wohl ein gut Theil künſtleriſch ſittlicher Widerwille dabei im Spiele geweſen ſein, denn dieſe deutſche Dummheit hat etwas gar zu Abſtoßendes.“

Als wir, auf ſeine oft wiederholte Bitte wiederzukommen, ihn fragten, welche Zeit ihm die gelegenſte ſei, antwortete er: „Gelegene Zeit? von Mitternacht bis Mitternacht! Denken Sie denn nicht, daß einem ſo ſchwer kranken Men-

ſchen die vierundzwanzig Stunden oft ſehr lang werden? — Uebrigens muß ich doch ſagen, — ſetzte er nach einer Pauſe hinzu — meine Freundinnen wenigſtens verlaſſen mich nicht in meiner Krankheit. Ich habe faſt täglich Beſuche und erfahre Alles, was in der Welt vorgeht. Und das iſt viel in Paris, wo man vergeſſen iſt, wenn man ſechs Monate aus der Geſellſchaft entfernt war. Ich begreife jetzt, wie Schlabberndorf, der zehn Jahre lang nicht aus ſeinem Zimmer kam, einer der beſtunterrichteten Menſchen in Paris ſein konnte."

2.

Ich hatte den Père la Chaiſe beſucht. Der Hauptcharakter dieſes großen Friedhofs iſt der einer gemüthlich philiſtröſen Bürgerlichkeit, die ſich's auch im Todesſchlafe noch in ihrer Familie

komfortable zu machen ſucht. Unter dem Walde von Monumenten aller Art, die ſich hier Reichthum und Rang errichtet haben, ſuchten wir nur ein Grab, das die Gebeine eines deutſchen Verbannten umſchloß, die Ruheſtätte Ludwig Börne's. Frankreich und Deutſchland, die ſich zum Bunde die Hände reichen, bilden den plaſtiſchen Schmuck des einfachen Denkſteins, und Börne's Marmorbüſte ſchaut ernſt und freundlich aus einer oberen Niſche herab auf die ſo Verbündeten. Die Namen Leſſing, Schiller, Herder, Jean Paul ſind auf der deutſchen, die Namen Voltaire, Rouſſeau, Lamennais und Beranger auf der franzöſiſchen Seite eingegraben. Göthe's Name, das eigentliche Banner des von ſeinen nationalen Schranken befreiten Weltbürgerthums der Kulturmenſchheit, fehlt. Unter den Blumenſträußen, Kränzen und Kronen, welche das Grab ſchmückten, lag ein noch friſcher Immortellenkranz mit der Inſchrift: „Dem großen Juden!“

Als wir von seinem Grabe zurückkehrend Heine besuchten, kam das Gespräch auf Börne und auf Heine's letztes Verhältniß zu ihm. Hier that es mir nun wohl, von Heine das Geständniß zu vernehmen, „daß es eigentlich die gemeinsten Klatschereien und Hetzereien von Flüchtlingen und von Deutschland her gewesen, die ihn mit Börne auseinander gebracht und zu jenem Buche über Börne veranlaßt hätten." Jenes Buch schien er sichtlich zu bereuen. Als er mir später einige seiner Bücher schenkte, unter denen sich auch die gedachte Schrift befand, bemerkte er in Betreff der letzteren: „ich habe sie hinzugefügt als Buße! Lesen Sie die Briefe, die von Helgoland datirt sind, sie sind gut geschrieben und das Beste in dem Buche!"

Wir kamen auf Börne's Stil. „Der gute selige Börne," bemerkte Heine, „war eigentlich der objektivitätsloseste Mensch, den ich gekannt habe. Wenn ich ihm bemerkte, er solle

ſich doch den ewigen kurzen Hundetrabſil abgewöhnen, er ſolle doch nicht immer Briefe ſchreiben, er ſolle doch ſelbſtändig etwas ſchaffen! ſo erwiederte er mir regelmäßig: „ich müßte es doch immer in Briefen an Madame W. ſchreiben!“ — Denken Sie, er war ſo objektivitätslos, daß er ſich immer an eine und dieſelbe Perſon anklammern mußte, um Etwas leiſten zu können.“ Heine ſprach dann von dem jüdiſchen Elemente in Börne und von Börne's ſtrenger Sittlichkeit, die nicht ſelten an Prüderie ſtreifte. „Es war in ihm in dieſer Hinſicht und namentlich in ſeinem Verhältniß zu Frauen ein wunderliches Gemiſch von Sentimentalität und Rohheit, von Prüderie und Cynismus. Nennt er doch einmal ſeine Geliebte den Fettfleck ſeiner Seele! Ich habe darin immer ganz verſchieden empfunden. Ich habe mich äußerlich oft in Unſchönheiten gehen laſſen, aber ich weiß beſtimmt, daß ich aus reiner Liebe für das Schöne in meinen

intimen Verhältniſſen nie unſchön geweſen bin. Börne dagegen hat mich oft an die alten deutſchen Magiſter gemahnt, die, wenn ſie ihre weltliche Gravität ablegten, im Freundeskreiſe bei Bier und Tabak ſehr cyniſch und brutal ſein konnten."

Ein Gegenſtand, auf den er mit Vorliebe zurückzukommen pflegte, war die Unſterblichkeit, die perſönliche Fortdauer der Seele. „Es iſt darüber," bemerkte er einmal bei ſolcher Gelegenheit, „ein wunderbarer Widerſtreit in mir. All mein Verſtand, all mein Wiſſen ſagt mir: der Glaube an perſönliche Fortdauer nach dem Tode iſt Wahnſinn. Es iſt auch im alten Teſtamente keine Spur davon — Moſes war viel zu geſund dazu. Erſt die krankhafte Sekte, aus der Chriſtus und das Chriſtenthum hervorgingen, verfiel mit der Askeſe auch auf die Unſterblichkeit. Ich bin mit dem Verſtande von unſerm Aufhören vollkommen überzeugt, aber mit dem

Gefühl faſſe ich es nicht. Ich kann es nicht faſſen und begreifen, während ich noch bin. Ich kann überhaupt nur von Egoiſten annehmen, daß ihnen der Gedanke an das Aufhören ein vertrauter wird. Mit einem liebenden Herzen bleibt er trotz des Wiſſens unerfaßbar. Ich kann mir zum Beiſpiel nicht denken, daß ich meine Frau einſam verlaſſen ſoll, und ſage ihr immer, daß ich unter einer ganz unſcheinbaren Geſtalt — denn ſie fürchtet ſich vor Erſcheinungen und bittet mich, nicht zu kommen — mich wieder einfinden werde, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu halten, wovon ſie nichts verſteht. Einer Frau aber habe ich es noch neulich beim Abſchiede verſprochen, daß ich kommen würde, wenn die Atome ſich noch nach dem Tode manifeſtiren können, und die hat auch den Muth dazu: das iſt die Fürſtin Belgiojoſo.« Er lächelte ſchalkhaft, was ſeinem bleichen Geſichte immer einen überaus anmuthigen Ausdruck giebt, und lag eine

Weile still vor sich hin. Dann fuhr er fort: „Es ist ein eigen Ding damit, daß wir so universelle Religionen haben, während doch gerade die Religion das Individuellste sein müßte. Ich bin für meinen Theil zu der Ueberzeugung gekommen, daß schon Gesunde und Kranke ganz verschiedener Religionen bedürfen. Für den Gesunden ist das Christenthum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Einseitigkeiten. Für den Kranken aber, ich versichere Sie, ist es eine ganz gute Religion.“

Ich hatte mich im Laufe dieses Gesprächs mehrmals hinreißen lassen, gegen gewisse dogmatisirende Behauptungen Heine's eine lebhaftere Opposition zu machen, als man es sich einem Kranken gegenüber zu erlauben pflegt. Als mir mein Begleiter dies später zum Vorwurf machte, sah ich mich zu dem Geständnisse gedrungen, daß ich es absichtlich nicht vermieden habe. Heine ist eine so wunderbar fein organisirte Natur und

trotz seiner Krankheit, noch immer von solcher Geistesschärfe, daß ich es nicht wagen möchte, in solchen Dingen ihm aus irgend einer Rücksicht zu Gefallen zu reden. Er ist noch Schalk genug, um seine Besucher auf's Glatteis zu führen, und sie innerlich auszulachen, wenn er sie straucheln sieht. Und man muß sagen, daß solchen Leuten recht geschieht, wenn er sie hinterdrein verhöhnt. Diejenigen, welche den sterbenden Aristophenes als einen fromm gewordenen Christen und bekehrten Bußfertigen dargestellt haben, gehören in diese Kategorie. Sie sind die Düpirten, während sie ihn getäuscht zu haben glaubten.

3.

Als wir das vorigemal zu ihm kamen, hatte man ihn so eben gebrannt. Aber trotz der

furchtbaren Schmerzen, welche ihm diese Operation verursacht hatte, bestand er darauf, als wir ihm gemeldet wurden, daß wir bei ihm blieben, und führte über anderthalb Stunden lang die Unterhaltung mit vollster Geistesfrische fort. Als wir heute zu ihm kamen, fanden wir seinen Schreiber bei ihm. Wir wollten sofort wieder gehen. Er aber litt es nicht, sondern schickte den Sekretair fort und sagte: „Sie müssen bei mir bleiben, aber nicht lange, denn ich bin dabei an meine Mutter zu schreiben, ich kann nicht noch eine Nacht schlafen, ohne an meine Mutter geschrieben zu haben.“ Wir fragten, ob sie in Hamburg lebe, und ob sie Besuche von seinen Freunden gern annähme. Er bejahte Beides, und fügte hinzu: „Gehen Sie ja zu ihr, wenn Sie nach Hamburg kommen, und erzählen Sie ihr von mir! Aber wenn ich dann noch lebe, sagen Sie ihr *nicht*, wie elend ich daliege. Ich schiebe in meinen Briefen mein Diktiren immer

nur auf meine Augen, und ſchreibe dann, daß ich meiner Augen wegen auch wenig ausgehe, weil Sonnenſchein und Lampenlicht mich gleich blenden. Warum ſoll man ihr die Sorge um mich machen!" — Fanny Lewald fragte ihn, ob er früher ſchon einige ſeiner Arbeiten diktirt habe? Er verſetzte: »Niemals! Ich ſchrieb immer Alles ſelbſt, und ich glaube, daß es im Deutſchen, namentlich mit dem Diktiren von Proſa, überhaupt ein mißlich Ding iſt. Unſere Sprache iſt für das Auge mitberechnet. Sie iſt plaſtiſch, und im Reime entſcheidet nicht nur der Klang, ſondern auch die Schreibart. Sonderbar genug drückt ſich der Unterſchied, der darin zwiſchen dem Deutſchen und Franzöſiſchen herrſcht, ſogar in der wörtlichen Bezeichnung der Sache aus. Der Deutſche nennt ſein Verſtändniß »Einſicht,« der Franzoſe entendement. Der Deutſche muß, nach meiner Meinung, *ſehen*, es plaſtiſch vor ſich haben, was er ſprachlich

ſchafft. Verſe, die man im Kopfe fertig macht, kann man noch eher diktiren als Proſa; und ich könnte auch das nicht, ich würde es auch ſo noch oft ändern. Ich bin wirklich ſehr gewiſſenhaft im Arbeiten geweſen, ich habe gearbeitet, ordentlich gearbeitet an meinen Verſen. Jetzt ſchreibe ich alles, was ich noch ſelbſt ſchreibe, mit Bleifeder, und ich weiß oft nicht, wie ich ſelbſt die Sachen zuſammenfinden ſoll. Verſemachen iſt eine meiner beſten Zerſtreuungen in ſchlafloſen Nächten.« Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Ich laſſe mir jetzt Knebels Briefwechſel vorleſen. Da hat mich eine Stelle als ſehr komiſch frappirt. Es iſt ein Brief Ramlers, worin der Gute angiebt, wie er es beim Dichten macht, wie er ſich erſt den Gedanken ſchriftlich exponirt, gleichſam ſcenirt, und dann das Alles gehörig in Verſe und Reime bringt. Es iſt mir ſehr komiſch vorgekommen, dieſe poetiſche Receptirkunſt unſerer Väter. Langen Sie doch einmal das

Buch herunter — er gab genau an, wo es liegen müsse unter den Bücherstößen, welche Schrank und Tische bedeckten — und lesen Sie es selbst vor.“ Es geschah, und während er mit uns darüber von Neuem lachte, fügte er hinzu: „Und doch haben die Leute ein großes Verdienst gehabt: sie haben ihre Verse ordentlich gearbeitet, sie haben ein Studium aus ihrer Arbeit und aus dem Verse gemacht. Die Romantiker hingegen, bei denen Alles aus der Urkraft ursprünglich wachsen sollte, nun! bei denen haben wir auch gesehen, was da gewachsen ist. Als Schlegel dann behauptete: man könne die wundervoll gearbeiteten Elfenchöre in Byron's Manfred nicht übersetzen, da habe ich immer Opposition gemacht. Es ist mit Schlegel und den Romantikern eigen. Man kann sie nicht mehr lesen. Ich wollte mir neulich die „Luzinde“ lesen lassen, ich konnte es nicht mehr überwinden.“

Dann kam er wieder auf seine metrischen

und rhythmischen Studien zurück, und meinte: „Einer von den Neueren hat es ehrlich mit dem Verse gemeint.“ Ich fragte, ob er Platen meine? „Nein, sagte er, ich meine nach Platen den Freiligrath, und auch Herwegh hat schöne reine Verse gemacht.“

Wir schickten uns jetzt an zu gehen. Aber er wollte davon nichts hören. „Ich habe mir's überlegt,“ sagte er; „klingeln Sie doch einmal, ich werde den Sekretair fortschicken und der Mutter Abends schreiben, so kann ich Sie bei mir behalten, bis mein Bad kommt.“ Er bestand so herzlich darauf, daß wir bleiben mußten.

Als wir des theuren Preises seiner Schriften erwähnten, und der Unmöglichkeit, sich dieselben vollständig anzuschaffen, da das ein kleines Kapital erfordere, fragten wir ihn, warum noch keine wohlfeile Gesammtausgabe seiner Sachen erschienen sei? „Das liegt daran, versetzte er, daß ich Campe'n alle meine Schriften für eine

Jahresrente in Pauſch und Bogen verkauft habe, und daß er wohl eine ſolche Geſammtausgabe erſt nach meinem Tode veranſtalten wird.“ Er behauptete dann, daß er die grellen Diſſonanzen in ſeinen Gedichten nicht aus perſönlichem Uebermuth, ſondern mit entſchiedenem oppoſitionellen Bewußtſein hingeſtellt habe. „Dieſe Gedichte, erwiederte ich ihm, werden vergehen, eben weil ſie einer beſtimmten Epoche und einer beſtimmten Tendenz angehören. Was aber bleiben wird, das ſind die reinen, von aller Oppoſition freien Lieder, die ſchon jetzt Volkslieder ſind, wie das Lied von der Lorelei, und „Du biſt wie eine Blume,“ und andere der Art, die man durch ganz Deutſchland ſingen hört, von Alt und Jung. Heine war ſehr gerührt davon und ſehr erfreut von den Einzelheiten, die wir ihm darüber erzählten. Daß wirklich Handwerksgeſellen und Soldaten dieſe Lieder ſängen, davon wiſſe er kein Wort. Wir ſprachen ihm von den Mendel-

ſohn'ſchen und Tiedſt'ſchen, von Löwe's und Schubert's Kompoſitionen ſeiner Lieder. Er kannte davon nur das Wenigſte, und ſagte, daß ihm die Löwe'ſchen die liebſten ſeien, daß ihn dieſe ganz entzückt hätten, und daß er gern ein Inſtrument haben und bei dem Spiel und Geſang dieſer Melodien ſeiner Lieder ſterben möchte. Die allbekannte Lorelepmelodie war ihm fremd. Wie gern hätte ich ihm den Genuß verſchafft, ſie von Emmy La Grua ſingen zu hören! aber wir wagten nicht den ſchon gefaßten Plan auszuführen, weil wir die Wirkung des Eindrucks auf den Kranken fürchteten.

Als ich ſo einzelner Gedichte erwähnte, kam ich auf das wundervolle: „Entflieh mit mir und ſei mein Weib!“ — „Es iſt aber keine Originalerfindung,“ bemerkte Heine, „und ich habe das auch ausdrücklich dabei geſagt. Ich bin in ſolchen Dingen immer von der peinlichſten litterariſchen Ehrlichkeit geweſen. Andere, ſelbſt Göthe,

haben ſich weit mehr Benutzung des Vorhandenen erlaubt, und ſie haben Recht daran gethan. Ich bereue es oft, daß ich es nicht ebenſo gemacht habe, denn ich hätte manches Schöne, Volksthümliche dadurch ſchaffen können." Bei den Mendelsſohn'ſchen Kompoſitionen kamen wir auf den verſtorbenen Künſtler ſelbſt, auf die kunſtbegabte Beer'ſche Familie und auf Berlin zu ſprechen. Er erzählte davon und von Berliner Perſönlichkeiten viel Heiteres und Komiſches, das ſich aber nicht wohl mittheilen läßt. Gegen Berlin ſprach ſich im Ganzen eine tiefe Abneigung aus. „Berlin iſt mir immer ſehr zuwider geweſen; es iſt eine ſo trockene Lüge!"

Es waren ihm Beſuche Empfohlener aus Deutſchland angekündigt. Er wollte Niemand davon ſehen, und bat uns dahin zu wirken, daß man ihn „in Ruhe ließe." „Ich mag eigentlich keine Deutſche ſehen, ſo gern ich ſelber in

Deutſchland wäre, denn ſie haben mir immer Verdruß gemacht. Darin haben meine Freunde überhaupt immer etwas geleiſtet. Erſt jetzt wieder die Belgiejoſo. Schreibt die Frau in ihren Reiſebriefen im National, die reizend ſind, daß meine Familie, namentlich mein Vetter Karl, Nichts für mich thäte — was nicht wahr iſt — und bedenkt nicht, daß mir ſolche Unwahrheiten verdrießlich und nachtheilig ſind. Karl Heine iſt großmüthig gegen mich, und es iſt nicht ſeine Schuld, wenn ſeine Großmuth zuweilen kaum an die Waden meiner Bedürfniſſe reicht, da mein Zuſtand und die dadurch bedingte Haushaltung ungeheuer viel Geld koſten."

Wir erwähnten des Ball Mabille und des peinlichen und traurigen Eindrucks, den der Anblick dieſer Depravation der Schönheit auf uns gemacht habe. Heine meinte: „Sie haben ganz Recht. Die Schönheit iſt da nur die grüne Decke über einem abgrundtiefen Sumpfe der

Civiliſation. Es hat mir," fuhr er fort, „immer leid gethan, wenn die Häßlichkeit laſterhaft wurde, aber wenn die Schönheit ſich ruinirte, that es mir weh. Sie haben ganz Recht, wenn Sie dies einen Ausſchlag des chriſtlichen Spiritualismus nennen. Das Geſchlechtsverhältniß iſt dadurch unheilbar korrumpirt. Wir haben bis jetzt nur auf der einen Seite den ganz unerträglichen Zwang der Polizeiehe des Chriſtenthums, und auf der andern die Depravation, der das Konkubinat anheimfällt, weil es außer dem Geſetz iſt und unnatürlich genug für eine Schande gilt. Das Alles muß geändert werden. Es iſt nur ſchlimm, daß wir bis jetzt nach allen Seiten hin nur lauter vereinzelte Aenderungen erlebt haben, die dann zum Unglück ausſchlugen, weil ſie zuſammenhanglos waren. So iſt z. B. die Jury ohne Preßfreiheit ein Unglück, und Preßfreiheit ohne Jury ebenſo. Es hat Leute gegeben, die bei einer Revolution alle Hypotheken-

bücher verbrennen wollten. Das wäre auch so eine von den halben Maßregeln gewesen, bei denen nur der kleine Besitzer zu kurz käme, während die Rothschilde sich aller Wahrscheinlichkeit nach in Sicherheit bringen würden. Ach nein!" fuhr er fort, „das sind alles Kindereien; die Welt bedarf einer ganz andern Radikalkur."

Wir sprachen dann noch Manches über das Christenthum, seinen Ursprung, seine Vergangenheit und seine Zukunft. „Es ist so wie Sie sagen, meinte Heine, „das Christenthum hat seine welthistorische Bedeutung allerdings gehabt, und in dem krassen Materialismus jener Zeit, wo es entstand, wäre ich gewiß ein guter Christ geworden. Ich habe eigentlich immer," fuhr er fort, „eine Vorliebe für den Katholizismus gehabt, die aus meiner Jugend herstammt, und mir durch die Liebenswürdigkeit katholischer Geistlichen eingeflößt ist. Einer von diesen war ein Freund meines Vaters und Lehrer der Philosophie an

unſerer Schule. Er machte es durch allerhand kleine Kunſtgriffe möglich, daß ich ſchon mit vierzehn Jahren ſeine philoſophiſchen Stunden mitbeſuchte, und ich verſtand auch all' ſeine Sachen ganz gut. Er war wirklich freiſinnig; trotzdem las er doch, wenn er Tags zuvor die freieſten Dinge gelehrt hatte, am Tage darauf im Ornate Meſſe wie die andern. Und weil ich ſo von Jugend auf gewohnt war, Freiſinnigkeit und Katholizismus vereint zu ſehen, ſind mir die katholiſchen Riten immer nur als etwas Schönes, als eine liebliche Jugenderinnerung entgegengetreten, und niemals als Etwas erſchienen, was dem Gedanken der Menſchheitentwickelung ſchädlich ſei. Ich weiß nicht, ob Sie ſo recht verſtehen mögen, wie ich das meine, aber es iſt für mich ein unabweisbares, ganz individuelles Empfinden. Zudem knüpft ſich auch noch eine andere Jugenderinnerung daran. Als meine Eltern das kleine Haus verließen, in welchem wir zuerſt

gewohnt hatten, kaufte mein Vater eins der ſtattlichſten Häuſer in Düſſeldorf, welches das Onus hatte, bei den Prozeſſionen einen Altar zu errichten, und er ſetzte eine Ehre darin, dieſen Altar ſo ſchön und reich als möglich auszuſtatten. Das waren dann immer Feiertage und große Vergnügungen für mich, dieſe Ausſtaffirungen des Paſſionsaltars. Es dauerte aber nur, bis die Preußen nach Düſſeldorf kamen, da nahm man uns das Recht.«

Als ich heute zu Heine kam, empfing er mich mit den Worten: »Sie haben mich ganz unruhig gemacht, Stahr!« — Wie ſo das? — »Ich laſſe mir Ihr Italien vorleſen, und bin zwar erſt bis Marſeille gekommen, aber gerade die Gegend von Arles, wo Sie die allerliebſte Epiſode erleben, kenne ich ſehr genau und habe

große Sehnſucht dahin empfunden. Jene einfache Epiſode und die ganze Beſchreibung haben mich förmlich gerührt. Schade, daß Sie das Muſeum dort nicht geſehen haben. Es iſt ein Bild darin, welches allein eine Reiſe verlohnte, und das ich mir, als ich dort war, gar zu gern hätte kopiren laſſen. Ach, es war eigentlich die glücklichſte und ruhigſte Zeit meines Lebens, als ich damals in die Provençe ging. Ich hatte eben einen Theil meiner Arbeiten abgeſchloſſen, ich beſaß für einen Schriftſteller ein namhaftes Vermögen, das ich nachher in der letzten Revolution faſt ganz eingebüßt habe, und ging ſehr heiter mit meiner Frau auf die Reiſe. Kaum nach Paris zurückgekehrt, leſe ich in allen Zeitungen: ich ſei vor Strauß geflohen, der mich geohrfeigt habe, und was der Verlogenheiten mehr waren. So hatte ich gleich Aerger die Hülle und Fülle nach der kurzen Freude. Es iſt mir doch überhaupt auch viel Unrecht geſchehen in meinem Leben.

Um ihn von diesen peinlichen Erinnerungen abzubringen, fragte ich ihn nach dem erwähnten Bilde von Arles. „Bei dieser Gelegenheit, bemerkte er, „fällt mir eine Geschichte von einem andern Bilde ein, die mir in München passirt ist mit einer Dame, die für mein Gedicht von dem „Fichtenbaum auf kahler Höhe" schwärmte. Ich besuchte einmal mit ihr zusammen die Galerie, wo uns ein kleines reizendes Bild auffiel. Es stellte ein Mädchen vor, das über dem Lesen eines Buches, das sie auf den Knien hält, eingeschlafen ist, und dem ein junger Bursche mit einer Kornähre leise unter die Nase fährt, um sie aufzuwecken. Dies Bild ließ ich der Freundin von einem jungen Maler kopiren, und um sie mit ihrer überschwänglichen Begeisterung zu necken, schrieb ich auf das offne Blatt des Buches mit ganz feiner Schrift jenes Gedicht vom Fichtenbaum."

4.

Ein Freund hatte den Auftrag erhalten, bei Heine anzufragen, ob er nicht der Wittwe Immermann's ſeinen Briefwechſel mit dem Verſtorbenen ausliefern wolle. Als wir Heine davon ſprachen, ſagte er: „Ich habe keine Zeile davon. Alle meine Korreſpondenzen, die bei meiner Mutter aufbewahrt waren, ſowie ein Theil meiner Memoiren und das beſte Portrait von mir, ſind in Hamburg verbrannt. Es iſt im Grunde auch nicht viel an ſolchen Verluſten gelegen. Von Immermanns Briefen habe ich nur einen übrig behalten, den ich Laube als Autograph geſchenkt habe. Und doch war das eine Korreſpondenz, in die wir Beide als Strebende viel hineingelegt hatten, denn wir übten damals gegenſeitig einen weſentlichen Einfluß auf einander aus. Merkwürdig hat man unſer Verhältniß in den Immermannſchen Biographien faſt gänzlich ignorirt."

Ich räumte dieſen Vorwurf, ſoweit er meinen eigenen Verſuch einer Lebensdarſtellung des Dichters betraf, willig ein, verſicherte aber, daß nur der Mangel an Zeugniſſen für jenes Verhältniß Heine's zu Immermann daran Schuld geweſen. Er fragte mich, ob ich ſeine Kritik der Immermann'ſchen Schrift über den raſenden Ajax des Sophokles in den ehemaligen Berliner Jahrbüchern geleſen? Ich bejahte es, und er bemerkte: „Ich war, wie mir Immermann ſchrieb, der Einzige, der auf die Bedeutung dieſer vortrefflichen Schrift aufmerkſam machte, während die klaſſiſchen Schriftgelehrten, die Alterthumsprofeſſioniſten, hochmüthig daran vorbei gingen.“

Das Geſpräch wendete ſich dann auf Perſönlichkeiten der franzöſiſchen und deutſchen Litteratur, wobei er unter andern von Alexander Dumas vortrefflichem Charakter und ſeiner Herzensgüte mit vieler Wärme ſprach. Als ihm dabei ein neuer Schmerzenanfall einen Seufzer

erpreßte, gedachte er mitleidig des armen Thierry, der auch blind und lahm darniederliege, und noch unglücklicher sei wie er, da jenem auch der Gebrauch der Hände durch die allgemeine Lähmung versagt sei.

„Was mich immer aufrecht erhält, sagte er, das ist der Gedanke, daß ich all diese Schmerzen freiwillig erdulde, und sie enden kann, sobald ich will. Sehen Sie, mit der Hand kann ich auf dem Tische eine Dosis Opium erreichen, nach der ich nicht wieder aufwachen würde, und daneben liegt ein Dolch, den ich noch Kraft genug habe zu brauchen, wenn meine Schmerzen unaushaltbar werden. Daß ich diese letzte Freiheit habe, giebt mir Muth und macht mich gewissermaßen heiter." Dann reichte er uns zum Abschied die Hände und sagte: „Sie werden immer mehr in das Pariser Leben hineinkommen, und dann werden Sie mich einmal eine Weile vergessen, und wenn Sie Sich dann auf mich

beſinnen und kommen, ſo werde ich begraben ſein. Thun Sie das nicht, und kommen Sie recht bald wieder!"

5.

Als ich Heine das nächſtemal wieder beſuchte, fand ich ihn mehr als gewöhnlich angegriffen. Er lag mit einem ſchwarzſeidenen Mantel bedeckt auf einer Couchette, und klagte, daß er in den letzten Nächten faſt gar nicht geſchlafen habe vor großen Schmerzen. Dabei entfuhr ihm zum Erſtenmale der klagende Ausruf: „Ach, warum muß eine Menſchenkreatur ſo viel leiden!" Auch ſchien ihm das Sprechen beſchwerlicher als ſonſt zu ſein, und er ſprach manche Buchſtaben undeutlich aus. Aber ſelbſt in dieſem Zuſtande drang er darauf, daß ich wenigſtens eine kleine Weile bei ihm bliebe.

Seine Frau kam herein. Sie war zum Ausgehn angekleidet, und hatte noch etwas zu fragen. Als ſie fortgegangen war, ſagte er: „Sie iſt das beſte Weib von der Welt (er ſprach überhaupt gern und lobend von ihr und ihrer treuen Pflege), aber es iſt doch gar keine Autorität im Hauſe, ſeit ich krank bin. Dieſe franzöſiſchen Dienſtleute ſind alle gleich. Jeder will für möglichſt wenige Arbeit möglichſt viel Geld erhalten. Ueberhaupt haben die Franzoſen alle gar keinen Begriff von Pflichten, nur von Rechten; man wird ſehen, wie weit ſie damit kommen!“ Als ihn bald darauf die von mir auf ſeinen Wunſch herbeigerufene Wärterin wieder in ſein Bett brachte, wobei die kleine Perſon den einſt ſo ſtattlichen Mann wie ein achtjähriges Kind auf den flachen Armen vor ſich hin trug, ſagte er, ohne Zweifel meine Empfindungen bei dieſem Anblicke ahnend, obſchon er mich nicht ſehen konnte, halb komiſch, halb ſeufzend vor

ſich hin: „Sic transit gloria mundi!“ Mir ſtanden die Thränen in den Augen, als ich ging.

Bei einem folgenden Beſuche fanden wir ihn wieder bedeutend wohler. Er hatte einige Erquickung durch Schlaf gehabt, und war ſehr friſchen Geiſtes. Wir trafen wieder ſeinen Vorleſer bei ihm. »Ich war eben wieder mit Ihnen beſchäftigt,« ſagte er freundlich zu mir gewendet, nachdem er meine Begleiterin begrüßt hatte.

„Ich laſſe mir täglich Ihr Italien vorleſen. Es iſt auch perſönlich ſehr intereſſant. Man ſieht überall den gebildeten, wohl vorbereiteten Norddeutſchen und freut ſich ſeiner freudigen Verwunderung über dieſe ſüdliche Welt und Natur. Die Griechen aber haben Sie doch zuweilen überſchätzt — ich habe es auch gethan —

ſie waren doch im Grunde herzlos, wie Göthe auch, der ja nur zufällig ein Deutſcher war. Eins aber fehlt Ihrem Buche doch. Wiſſen Sie, was ich meine? Es fehlt ein gewiſſer Charlatanismus der Kunſt, den ſie für das große Publikum bedarf. Mich erfreut die Wahrhaftigkeit, die ich überall nachfühle, und mit der Sie Ihren erſten Eintritt in Rom und Ihr Sommerleben in Aricia ſchildern, aber die Maſſe bedarf des Charlatanismus — eines ganz abſonderlichen, den Sie namentlich bei der Schilderung des Meeres hätten brauchen ſollen, um auf die Menge noch mehr zu wirken. Man wirkt nur, indem man die Begriffe benutzt, die der Menge bekannt ſind, Sie aber haben Ihre eignen extendirten Begriffe bei ſolchen Schilderungen vorausgeſetzt. Der Charlatanismus, den ich meine, beſteht unter andern auch darin, ſich zu den Anſchauungen und Vorſtellungen der Menge herabzulaſſen."

Ich erwiederte ihm, daß er freilich der Dichter des Meeres par excellence ſei.

„Ich habe es aber,“ verſetzte er, „dabei gerade am Schwerſten gehabt. Denn wer kannte damals in Deutſchland das Meer? Jetzt iſt das ein Anderes. Jetzt kennt es Jeder. Aber damals ſchilderte man etwas der leſenden Menge völlig Unbekanntes, wenn man das Meer beſchrieb, und das iſt immer mißlich. Ich mußte mich, weil ich es obenein in Verſen beſchrieb, an das Banalſte halten. In Proſa habe ich Briefe aus Helgoland geſchrieben, die ſehr viel Schönes enthalten.“

Ich erzählte ihm, daß ich zufällig in demſelben Hauſe in Helgoland geweſen ſei, in welchem er während ſeines Aufenthalts auf der Inſel gewohnt, und fügte hinzu, daß mir der alte Helgolander, der jetzt Bücher verleihe, als ich Heine's Reiſebilder von ihm entliehen, geſagt habe: der Doctor Heine iſt ein ſehr ſon-

derbarer Menſch geweſen. Er konnte keine Uhr ticken hören, wir mußten unſere Hausuhr anhalten, ſo lange er bei uns war!“

„Ja, es iſt wahr!“ ſagte der kranke Dichter lächelnd. „Ich habe es nie ertragen können, und ich glaube jetzt, daß es doch ſchon damals ein Anfang der krankhaften Nervoſität geweſen iſt, an der ich jetzt ſo leiden muß. Wenn ich übrigens an meinen damaligen Seeaufenthalt denke und mein jetziges Ich mit meinem damaligen vergleiche, komme ich mir ſelbſt ganz fabelhaft vor. Einmal war ich ein Paar Wochen ganz allein mit dem Schulmeiſter, nachdem ſchon alle Leute fort waren, in Wangeroge. Endlich währte es mir doch zu lange. Mein Hauptgepäck hatte ich ſchon früher voraufgeſchickt, und nun wollte ich mit einem Male mit meinem Bündel fort an die Oldenburgiſche Küſte nach Hamburg. Es vergingen aber Tage und es kam kein Schiff, ich ſaß auf der Sanddüne wie

festgezaubert. Endlich kam ein Schiff und ich ließ mich hinaufbringen — ich meine, es geschah zu Wagen. Bald aber überfiel uns Windstille und wir konnten nicht an's Land. So blieben wir Angesichts der Küste liegen, bis ich's nicht mehr aushalten konnte und die Ebbe benutzte, und, mit meinem Bündel auf dem Kopfe, die ganze Strecke bis an's Land zu Fuß durch's Meer ging." Er erzählte noch viel von den mir wohlbekannten Sielen und Meerdeichen wie von dem Wangeroger Schiffervolke. „Wenn ich das Alles damals hätte dichterisch behandeln wollen, hätte es Keiner verstanden, eben weil es unbekannte Dinge waren. Uebrigens kommt es mir jetzt selber unglaublich vor, daß ich, der ich hier so liege, einmal mit meinem Bündel auf dem Kopfe, die Fluth zuletzt dicht hinter mir, durch die Nordsee gewandert bin."

Ich fragte ihn: ob er in Oldenburg gewesen sei? „Ich glaube, ja! antwortete er. Denn

ich erinnere mich, daß ich die Kirche dort für ein Theater gehalten habe.“ Wir lachten, weil uns das beim erſten Anblicke vor Jahren auch ſo gegangen war.

Wir ſprachen von der Eigenthümlichkeit Norddeutſchlands. Ich habe immer, ſagte Heine, eine beſondere Vorliebe gehabt für die norddeutſchen Haideländer. Alles gefällt mir dort, die Menſchen, der Boden, Alles! und am liebſten habe ich Amſterdam, wo die Originale aller meiner Ideale herumlaufen, alle Bilder von Jan Steen. Ich habe immer wollen Jan Steen's Leben nach ſeinen Bildern ſchreiben. Das heißt, ich wollte alle ſeine Bilder ſehen und danach eine Geſchichte dieſes heiterſten Menſchen ſchreiben. Es hat mir immer ſo gefallen, daß er ſeine erſte Frau, die ihn oft wegen ſeines Trinkens ausgezankt, in einem ſeiner beſten Bilder als Betrunkene gemalt hat. Daß ich dies Buch, und mein beſtes Gedicht, den Till Eulenſpiegel

nicht geſchrieben habe, wird mich ewig ſchmerzen. Wir fragten, wie das hätte werden ſollen? „Ich wollte es in die Form einkleiden, als ob ich ſelber umherreiſe, alle Notizen über den Eulenſpiegel zu ſammeln, und ich wollte das auch ſo gründlich thun, daß die Antiquare es hätten für ein gelehrtes Werk halten mögen. Dazwiſchen aber hätte ich Alles geſagt, was ich irgend auf dem Herzen hatte über Gott und alle Welt. Es wäre gewiß mein beſtes Werk geworden!“

Harmann ſprach davon, daß ein neues deutſches Muſeum gegründet werde. „Wer giebt es heraus?“ Prutz. „Ach Prutz, das iſt ja wohl der Erfinder der pommerſchen Poeſie? Ich dachte, Ruge würde ſeine Jahrbücher wieder erneuern.“ Er ſprach dann ſehr anerkennend über Ruge, und ſagte unter andern: „Er iſt ſehr drollig, aber ein ſehr honetter Charakter. Nachdem er mich in ſeinen Halliſchen Jahrbüchern todtzuſchlagen verſucht hatte, beſuchte er mich in Pa-

ris, und erzählte mir, daß er mich gemordet habe, und daß es ihm im Grunde Leid thue. Ich antwortete ihm: machen Sie sich keine Reue darüber, lieber Ruge, ich habe es hier in Paris gar nicht gemerkt."

Beim Weggehen, das er wie immer ungern geschehen ließ, schärfte er uns von Neuem ein, bald wiederzukommen: Sie glauben gar nicht, wie schwer man Leute fortgehen läßt, wenn man immer wie ich denken muß, daß man sie nicht wieder sieht."

6.

Heine hat in seinen Gesprächen die Eigenthümlichkeit, daß er sehr häufig wieder ganz unerwartet auf einen zuvor abgebrochenen Gegenstand zurückkommt. Es ist als wäre sein Geist noch bei der Erinnerung an das erste Gespräch

und deſſen Gegenſtand, während man ſich ſchon mitten in einem andern befindet. So kam er denn auch neulich wieder auf einen Brief zurück, in welchem ihm ein Freund aus Deutſchland am Schluſſe ein: „auf Wiederſehen, wenn nicht hier ſo doch dort!“ zugerufen hatte. Er ließ ſich die Stelle noch einmal vorleſen, und ſagte dann lachend: „Hier! wenn ich bitten darf! denn ſo ſehr ich an Fortdauer glaube, ſo habe ich doch eigentlich ein geheimes Grauen vor der leidenſchaftsloſen Seeligkeit und Ewigkeitsfreude. Wenn ich ſo ohne Körper als Lichtgeſtalt im Blauen umherſchwebte und mit einem Mal im Aether als reine Tugendgasflamme in alle Ewigkeit zu brennen und zu leuchten anfinge, Gott! das wäre ſchrecklich. Ich habe mich aber aus Vorſicht im Leben mit ſo viel Leidenſchaft beladen, daß ich die ätherreine Seeligkeit und ihre Langeweile eigentlich nicht ſehr zu fürchten brauche.“

Er war in der liebenswürdigſten Stimmung, in welcher ich ihn je geſehen, und ſprach fortwährend die heiterſten Dinge, ſo geiſtreich und ſo durchblitzt von dem Wetterleuchten ſeines Witzes und ſeiner Satyre, daß wir nicht aus dem Lachen kamen. Wundervoll und wahrhaft erhaben war er in ſeiner Charakteriſtik der Bibel und ihrer Poeſie. Mir fielen dabei jene Worte über das Buch der Bücher ein aus einem ſeiner Briefe von Helgoland: „Welch ein Buch, groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimniſſe des Himmels, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menſchheit, Alles iſt in dieſem Buche“ — und dann von der Darſtellung: „wo das Wort gleichſam ein Naturprodukt iſt, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Menſch ſelbſt. Das ſproßt, das fließt,

das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet alles ganz natürlich.« Ich erwähnte dieſer Stelle, die ich Tags zuvor einmal wieder geleſen. »Und doch müßte ich jetzt Alles ganz neu ſchreiben, ſagte er, jetzt, wo ich die Poeſie und die kulturhiſtoriſche Bedeutung der Bibel wie auch ihren ethiſchen und religiöſen Gehalt weit beſſer verſtehe.«

Wir kamen dann auf die gewöhnliche Behandlung der Bibel durch die Geiſtlichen und ich erwähnte bei dieſer Gelegenheit, daß ich einmal mit einem Bremer Paſtor eine Fehde gehabt, weil der, während Hamburg noch in Flammen ſtand, eine Strafpredigt über den Text gehalten: das hat Gott gethan. — »Da haben Sie Unrecht gehabt, rief Heine lebhaft aus, und der Paſtor Recht. Sie kennen Hamburg nicht, Sie wiſſen nicht, welch' ein Sündenneſt es war. Sehen Sie, was dies Hamburg mir für Leid angethan, wie profund unglücklich ich da gewe-

ſen bin, das denken Sie gar nicht aus. Man hat immer geglaubt, mein Onkel oder meine Familie hätten mir dort Leides gethan, das war aber niemals der Fall. Sie waren im Grunde immer Alle gut gegen mich, und alle Verdrießlichkeiten kamen mir durch Klatschereien von dem andern Volke. Dieſe hochmüthige Splitterrichterei bei eigner balkendicker Verſtocktheit, dieſer Haß gegen alles Ungewöhnliche, dieſe angſtvolle Abneigung gegen Alles, was mehr iſt als ſie ſelber, dieſe heuchleriſche bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantaſieloſen Liederlichkeit — wie gräßlich war mir das Alles! Berlin iſt ſehr langweilig, ſehr trocken und unwahr, aber Hamburg!! In Hamburg war es mein einzig Plaiſir, daß ich mir beſſer vorkam, als alle Andern.«

Dann erzählte er, wie er grade in dieſem Augenblicke in einen verdrießlichen Handel verwickelt ſei, bei dem er durch ſeine Gutmüthigkeit Gefahr laufe, eine für ihn beträchtliche Summe

Geld zu verlieren. Wir beklagten ihn, indem Einer von uns hinzufügte, daß man in dieser Zeit gezwungen werde, das Geld als einziges Mittel zur Freiheit werth zu halten. „Sie auch? rief Heine. Meine Frau lachte gestern, als ich ihr Geld zuzählte, denn ich zähle niemals un Louis, deux Louis, sondern stets: un ami, deux amis, trois amis u. s. f. Ich war überhaupt, fuhr er fort, gestern so gut aufgelegt, weil meine Schmerzen sehr mäßig waren, daß ich mir das Kind (sein Adoptivtöchterchen) bringen ließ, um mit mir Kuchen zu essen, wobei ich ihm sehr schöne Geschichten erzählt habe von Himmel und Hölle. Sie weiß nun, daß es im Himmel so schön und so glänzend hergeht, daß man dort Kuchen ißt du matin au soir. Et comme le bon Dieu a des marmitons, qui sont les anges, et que les anges, quand ils ont bien mangé, s'essuient la bouche avec leurs ailes blanches. „Ce qui du

reste est bien sale de leur part!“ habe das Kind sehr indignirt geantwortet. Meine Frau, setzte er hinzu, hat darüber und wie das Kind sich in die Vorstellung von den kuchenessenden Engeln und ihrer Flügelbenutzung vertieft hatte, und über meine Freude daran so gelacht, daß ihr die Thränen von den Wangen liefen. Ich aber habe die ganze darauf folgende Nacht sehr lustige Verse gemacht.“

7.

Ich hatte ihm neulich Georg Jung's Geschichte der Frauen geschickt, die er zu lesen wünschte. Er sprach heute davon mit großem Lobe, meinte aber doch, daß ihm der Verfasser zu enthusiastisch für die Frauen Partei zu nehmen scheine. „Ich bin nicht für diese schrankenlose Emanzipation,“ setzte er hinzu. „Es geht

mir wie Napoleon mit den Schwarzen. „Warum wollen Sie die Schwarzen nicht emanzipiren, Sire?“ fragte man ihn. Je vous le dirai en deux mots: parceque je suis blanc!“ — Und ich — ich bin verheirathet. Wir vertrauen ja den Frauen die ganze Zukunft, die künftige Generation an, da können wir sie doch nicht so ohne Weiteres auf der Gasse umherlaufen lassen. Vor sozialen Ungerechtigkeiten müssen wir sie sicher stellen durch vernünftige Institutionen, — im Uebrigen für sie sorgen. Das ist die Sache.“

Dann erzählte er, daß er mein Buch zu Ende gelesen, und große Sehnsucht nach Italien empfunden habe. „Wenn Sie wüßten, sagte er, wie das thut, wenn man so liest vom Bergesteigen und lustigen Reiten durch Wald und Feld, während man hier fest liegt! Und denken Sie, ich bin nie nach Rom gekommen, ich habe Rom nie gesehen. Es war etwas Wunderbares

daß ich nicht hin kam. Als ich in Oberitalien war, kam ich direkt von London und hatte nach Rom gewollt, fand aber, daß ich nicht Geld genug hatte. Denn daß ich ein ganz Theil englischer Banknoten, die ich von London her noch übrig hatte, in Italien verkaufen könne, fiel mir erst ein, als ich wieder in Deutschland war. Das wäre indessen noch zu beseitigen gewesen. Aber mich überfiel eine so plötzliche, krankhafte Sehnsucht nach meinem Vater, daß ich es nicht aushalten konnte und Knall und Fall umkehrte. Meine Beängstigung war anscheinend ganz grundlos, ich konnte mir aber nicht helfen. Unterwegs erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der mir schrieb, daß unser Vater lebensgefährlich krank sei, und daß ich bei Herrn Tertor in Würzburg Weiteres erfahren werde. Als ich dort ankam, war mein Vater todt."

Er hielt eine Weile inne, dann fuhr er fort: „Es war ein vortrefflicher Mann, und ich

habe Jahre lang den Verluſt nicht begreifen und ihn nie verſchmerzen lernen. Es iſt ſonderbar, daß man nie an den Tod glaubt, den man nicht ſieht, daß man nie glaubt, Jemand, den wir lieben, könne ſterben. Man ſagt ſich wohl, es könne geſchehen, aber man glaubt es nicht, und das iſt ein Unglück. Denn darum behandeln wir unſre Geliebten nicht ſo gut, als wenn wir dächten, daß wir ſie verlieren könnten. Man iſt nie gut genug zu einander. Und ſehen Sie, weil meine Frau nie hat denken können, daß ich ſterben werde, hat ſie mich immer abgehalten, mich in eine Lebensverſicherung für ſie einzukaufen, was mir jetzt, Sie können denken wie leid thut. Man hat überhaupt nichts als Sorgen. Was werde ich ſo von Deutſchland aus gequält. Da ſchicken mir Buchhändler neue Büche mit der genauen Angabe, in welchen franzöſiſchen Journalen ich ſie anzeigen ſoll, obſchon man weiß, daß ich ſeit Jahren krank liege. Natürlich kann

ich nichts thun, und schenke die Bücher weg, weil in der kleinen Wohnung meiner eignen Sachen und Bücher schon zu viel sind. Aber nun schreiben sie mir grobe Briefe und verlangen, ich solle die Bücher zurückschicken. Und das ist noch das wenigste. Neulich hat mir Einer geschrieben, ich solle doch seiner Frau, die ich gar nicht kenne, eine Kammerjungfer besorgen. Und dann die Ansprüche an meine Kasse, die Bettelei aller Art!" Er erzählte davon die ärgerlich komischsten Geschichten.

„Das Schlimmste ist, fuhr er fort, daß ich meine ganze Correspondenz diktiren muß, und keinen zuverlässigen Menschen habe. So muß ich mir denn oft damit helfen, daß ich jeden Brief der irgend etwas persönlich Wichtiges enthält, von zwei oder drei verschiedenen Personen auf einzelne Blätter schreiben lasse. Das ist aber eine so elende und mühevolle Arbeit, daß ich nur das Unerläßlichste diktire. Wenn

ich mich nur ein Bischen mehr rühren könnte! Bei meiner Abneigung gegen die Langeweile der Seeligkeit möchte ich, so elend ich bin, doch noch lange leben. Denn die miserabelste Erdenexistenz scheint mir noch beneidenswerth und weit vorzuziehen vor den himmlischen Freuden. Der herrliche Achill wußte es wohl, warum er lieber ein fröhnender Knecht auf der schönen Erde sein wollte, als herrschender Fürst im Schattenreiche der Todten."

7.

Es war am 23. October, kurz vor meiner Abreise, als ich zum letzten male allein zu Heine ging. Ich fand ihn schwerer leidend, als an all den Tagen der vorhergegangenen Wochen. „Ich habe Sie hereinkommen lassen, obschon ich diesmal wirklich nicht lange Ihren Besuch werde

würdiges Buch. Ich werde es doch schwerlich mehr benutzen können, vielleicht kann es Ihnen förderlich sein bei Ihren historischen Studien. Es stehen ganz wunderbare und wenig bekannte Thatsachen darin."

Ich erwähnte dabei einer Mittheilung, die ich neulich durch Herrn Sabatier über die Septembriseurs erhalten. Man hat bisher diese Mordgesellen immer für entlassene Galeerensträflinge und sonstigen „Abschaum der Menschheit" gehalten. Allein nach den Empfangscheinen für geleistete Arbeit, welche das Archiv der Polizeipräfektur noch aufbewahrt, und die Herr Sabatier ganz kürzlich selbst eingesehen, bestanden jene Septemberhenker mit Nichten aus der Hefe des Volks, oder aus Marseiller und Touloner Galériens; sondern es waren lauter gute Pariser bourgeois, Bäcker, Schlächter, Schuster, Trippiers und der Art Kleinbürger. Es waren dieselben Leute, welche jetzt den Kern der National-

garde bilden, und die im Juni 1848 nicht minder kurzen Prozeß machten mit ihren besiegten und gefangenen Gegnern, mit schuldigen und unschuldigen."

Heine'n schien diese Thatsache bekannt zu sein. „Die Spezialakten dieser Revolution sind noch lange nicht ausgebeutet," sagte er, „und Charaktere wie Robespierre und Danton werden noch lange Räthsel bleiben." Ueber Danton existiren eigenhändige Aufzeichnungen eines Konventsmitgliedes während seines Prozesses über alles, was er während desselben gesagt und gethan. Auch diese handschriftlichen Aufzeichnungen bewahrt das Archiv der Polizeipräfektur. Sabatier, der sie gelesen, erzählte mir daraus folgenden charakteristischen Zug. Als man Danton vorwarf, daß er gegen die Republik konspirirt habe, schrie er auf: Moi conspirer! f....! je baise ma femme tous les jours! Er glaubte es nicht schlagender ausdrücken zu können, wie

weit er von der Stimmung und Gemüthsverfassung eines „Conspirateurs“ entfernt sei, als durch dies cynische Wort.“ — Danton's Anhänglichkeit am Boden des Vaterlandes ist mir immer rührend gewesen,“ sagte Heine. „Wie gerne möchte ich selber in Deutschland sein, wär's auch nur, um dort zu sterben. Ich sehne mich oft dahin!“ Wäre es denn nicht möglich, das auszuführen? fragte ich. „Es wäre wohl,“ versetzte er, „aber ich müßte einen eigenen Wagen dazu bauen lassen, und es würde sehr viel Geld kosten. Und am Ende“ — setzte er scherzend hinzu — „ist das Transportstück doch das Postgeld nicht mehr werth.“

Heine hatte mir angeboten, das Manuscript des Atta Troll für mich hervorsuchen zu lassen, um es mir zu schenken. „Man hat es nicht finden können,“ sagte er, als ich aufstand, um zu gehen, „aber es bleibt Ihnen, wenn Sie das nächstemal wieder kommen. Sie kommen doch

gewiß?“ Ich bejahte es mit schwankender Stimme, denn das Herz wurde mir schwer bei der Nothlüge. Ich ging mit einem herzlichen Lebewohl. Sein freundlich bittender: „Kommen Sie wieder, kommen Sie bald wieder!“ folgte mir nach durch die geöffnete Thüre. Die Thränen stürzten mir aus den Augen. Ich habe ihn nicht wieder gesehn.

Druck der Schnitzerschen Buchdruckerei.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Weimar und Jena.

Ein Tagebuch

von

Adolf Stahr.

Erster Band.

Oldenburg, 1852.
Schnellpressendruck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.
(S. Berndt.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem Freunde

Georg von Hauenschild.

Bayerische Staatsbibliothek München

Weimar, Anfang Mai 1831.

Seit fünf und zwanzig Jahren hatte ich es nicht wiedergesehen das deutsche Ilm-Athen, diese einzige Stadt, bei deren Namen der Deutsche selbst in dieser Zeit tiefster Erniedrigung sich von einem nationalen Gemeingefühl gehoben empfindet. Und dies Gefühl ist um so ergreifender, da es auf dem Bewußtsein beruht, daß in ihm und in seinen Begründern der die ganze Menschheit umfassende Humanitätsgedanke zu seinem reinsten Ausdrucke gekommen ist.

Fünf und zwanzig Jahre! Ich glaubte zu träumen, als ich am ersten Abend die stillen Gassen durchwanderte, und alles so unverändert fand, als wäre es gestern gewesen, daß ich mit dem Studentenränzchen auf dem Rücken und dem versteckten schwarz-roth-goldenen Burschenbande auf der Brust einst hier eingewandert, um wo möglich aus der Ferne, am Fenster des breithingelagerten braungelben Hauses am Frauenplan, den Anblick des deutschen Geisteskaisers zu erhaschen! Aber die feierliche Ruhe eines geheimnißvollen Daseins, welche damals das Haus umwob, war jetzt einer herzbeklemmenden Oede und Verlassenheit gewichen, welche aus den langen leeren Fensterreihen des Mittelgeschosses gespenstisch niederschaute.

Doch war dies nicht die vorherrschende Stimmung, welche sich meiner in den ersten Stunden zu Weimar bemächtigte. Es war ein Gefühl ganz anderer Art, ein Gefühl des Friedens, der

Ruhe, der Sicherheit, wie ich es seit den letzten drei Jahren nicht mehr empfunden. Denn hier in dieser Gräberstadt, in diesem Pompeji des deutschen Geistes verließ mich zum Erstenmale jene Empfindung, daß die Erde unter unsern Füßen nicht mehr fest stehe; jenes unsagbare Gefühl, daß eine Revolution, wie die Weltgeschichte noch keine gesehn, mit ihrem ersten dumpfen Donnergrollen das alte Europa von der Ferse bis zum Scheitel elektrisch durchzuckt hat. Und dieses Gefühl des Friedens und der Sicherheit — es kam mir aus dem Gedanken, daß sie wirklich und wahrhaftig todt sind und wohleingesargt in der kühlen Erde, die Heroen und Propheten des deutschen Geistes, die einst hier gelebt, daß ihre erhabenen Gestalten, deren sterbliche Reste diese geweihte Erde birgt, erst jetzt im Tode das ewige Leben des Geistes leben, da sie aufgenommen sind in das Pantheon des Genius aller Völker und Zeiten.

Was iſt nicht ſchon geſpottet worden über Weimar den „Muſenwittwenſitz," wie ihn Tannhäuſer-Heine genannt hat, über die leere Schale des deutſchen Geiſteskernes den hier ein Wunder einſt im kleinſten Raume verſammelt hatte. Dies Wunder aber war ein Fürſt der ein Genie, ein Genie das ein Fürſt und zugleich ein Menſch war, ein ganzer voller freier Menſch, ein Fürſt im urſprünglichen eigentlichen Sinne des Wortes, weil er der Vorderſte war in dem Reigen jener edlen, nach freier Menſchlichkeit ſtrebenden Geiſter, die er um ſich verſammelt hatte. Das war der Magnet in Karl Auguſt, der die Goethe und Schiller an ihn zog und feſſelte mit magiſcher Gewalt. Freie Menſchlichkeit war der Zauber, deſſen Hauch ihm das Herz der begabteſten Geiſter wie des geringſten Mannes unwiderſtehlich gewann, der Zauber, der den armen Treiber der fürſtlichen Jagden alle Müh und Noth vergeſſen ließ, wenn ein Blick aus dem Auge ſeines Her-

zogs auf ſein ſtaub- und ſchweißbedecktes Antlitz fiel. Karl Auguſt war ein Menſch, die Menſchlichkeit ſein Glaube, ſein Panier, ſein Leitſtern, und darum ward dem Herzog des kleinen Landes Weimar der unſterbliche Ruhm beſchieden, in Deutſchlands Geſchichte als Schirmherr und Bannerträger voraufzuziehen dem Heerbann des deutſchen Geiſtes.

Jahrelang hatte ich danach getrachtet, einmal in Weimar ſelbſt all den Spuren unſerer größten Kulturepoche nachzugehen, die Stätten zu ſehen, wo jene großen Menſchen gelebt und geſtrebt, genoſſen und gelitten, und immer wollte ſich's nicht fügen, daß ich dieſem Wunſche Erfüllung gewähren konnte. Jetzt endlich iſt es mir vergönnt, und wie mir einſt in Rom Senat und Volk, römiſches Leben und Geſchichte, Horaz und Tazitus erſt zu Wirklichkeiten wurden, an die ich bisher nur geglaubt hatte, ſo ergeht es mir jetzt hier in Weimar, wenn ich Schiller's und Goethe's,

Wieland's und Herder's Wohnstätten aufsuche und den Park und seine Alleen, die Höhen Etersburgs und Tiefurts Thal, Belvedere, Gromsdorf und Osmannstedt durchstreife, wo auf Trift und Schrift eine dahingeschwundene Welt aufs neue vor mir lebendig wird. In diese Welt will ich mich hinein versenken, in ihrer Erinnerung mir die Seele laben, und im Hinblick auf die hier erfochtenen Siege des Geistes der Freiheit das Herz stärken und trösten in einer Zeit, wo sternenlose Nacht immer tiefer sich auf uns herniedersenkt. Vor allen will ich ihren Spuren nachgehen, den Spuren der beiden großen Befreier Deutschlands, und mich an dem Gedanken erheben, daß ein Volk, bei welchem die Befreiung des Menschen als Einzelwesen durch Geister wie Goethe und Schiller bereits im Gebiete des Schönen und Wahren verwirklicht worden ist, unmöglich dazu verdammt sein kann, als Volk, als Gesammtheit, für ewig in Knechtsgestalt einherzugehen.

Weimar, Anfang Mai 1851.

Welch eine behagliche Stadt iſt dies kleine Weimar! ſo recht gemacht für einen Sommeraufenthalt, der ruhiges Arbeiten verbinden ſoll mit ungehindertem Naturgenuß. Ich wüßte kaum eine deutſche Stadt die ſo viel Vortheile in ſich zu dieſem Zwecke vereinte. Während man ſich überall umwittert fühlt vom Zauberhauche der größten geiſtigen Vergangenheit unſeres Vaterlandes, während tauſend Erinnerungen aus Deutſchlands glänzendſter Kulturepoche uns auf Tritt und Schritt begleiten, und der Gedanke an das

Bleibende im Vergänglichen, an das Dauernde im Wechſelnden uns das Herz beruhigt und den Sinn zur Thätigkeit erhebt: gewährt zugleich eine vortreffliche Bibliothek reiche literariſche Hülfsmittel, findet der Freund der Kunſt in wohlausgeſtatteten Sammlungen Belehrung und Anregung, bietet ihm die von einem Liſzt geleitete Oper Genüſſe, wie ſie überhaupt ſelten gefunden werden dürften. Dazu die Eiſenſtraße, welche die Stadt mit der Welt verbindet, und die doch fern genug abliegt, um eine gewiſſe behagliche Ruhe und Läſſigkeit nicht zu ſtören, welche den Hauptcharakter des Städtchens bilden. Es iſt ein heiter umfriedetes Daſein inmitten der grünen Hügelzüge, welche das Thal von Weimar einſchließen, ein Daſein auf welches ein Vorüberfahrender nicht ohne ein gewiſſes Verlangen niederzublicken vermag. Selbſt der ſchrille Pfiff der Eiſenbahn, dieſes modernen Perpetuum mobile's, tönt nur gedämpft zu uns herüber von

dem Bahnhofe auf dem nördlichen Höhenrande; aber er ſchreckt uns nicht auf aus unſerm Denken und ſtört uns nicht in unſerm Hinträumen. Er kündet eben nur an, daß da draußen die Welt raſtlos weiter und weiter jagt, und läßt uns das Glück der Ruhe und des Friedens durch den Gegenſatz nur um ſo anmuthender empfinden, während doch jenes Gefühl der vereinſamten Abgeſchloſſenheit von der Welt nicht in uns aufkommen kann, das ſich des modernen Menſchen ſo leicht in einer Stadt bemächtigt, welche von der Wohlthat des großen Zeit- und Raumbezwingers ausgeſchloſſen iſt. Und nun die Menſchen die Bewohner. Das Volk ein guter, treuherziger, etwas langſamer aber zuverläſſiger und biederer Schlag, nicht eben allzu ſtrebſam, dafür heiter und leichtlebig, nicht reich aber doch auch nicht grade arm, die gebildeten Klaſſen meiſt wirklich gebildet, nicht ohne einen gewiſſen Stolz auf ihres Wohnorts weltberühmten Namen, aber doch auch

zugleich durch ihn und seine Erinnerungen gehoben über die alltägliche Philistermisere gewöhnlicher deutscher Kleinstädterei; ein Hof ohne Soldatenspiel und militairischen Pomp, das Gedächtniß ruhmwürdiger Vorgänger treu bewarend; — und endlich zu allen diesen geistigen Elementen eine Naturumgebung, welche dies Weimar zu einer der spazierlichsten Städte macht, eine Naturumgebung die ungehindert durch Thore und Stadtmauern mit ihren Parkbäumen bis nahe an den Marktplatz hinein säuselt und rauscht, ein rasches Flüßchen über Wehre und Mühlenräder brausend, zwischen überhängenden Bäumen und Sträuchen des Parks sich hindurchschlängelnd, hier sanft flüsternd und rieselnd dort wirbelnd und strudelnd, immer aber voll Leben und Bewegung, bald von kleinen Holzstegen überbrückt, bald von kühngespannten Quaderbogen überwölbt, immer uns zur Seite wo wir auch wandeln, und geschwätzig uns erzählend von vergangenen Zeiten und „un-

ſterblichen Liedern," die ſie zuerſt gehört, die kleine flinke wellenblitzende Ilm, ehe ſie weiter und weiter hinaus erklangen durch die ganze weite Welt.

Weimar iſt eigentlich ein Park in welchem eine Stadt liegt. Dieſer Park — wie liebe ich ihn, ſeit ich ihn ganz kenne in ſeiner vollen ſinnigen Anmuth, in der Majeſtät ſeiner Bäume, in dem ſchönen Schwunge ſeiner Fernſichten, mit ſeiner ſchattigen Kühle, ſeinen ſonnigen Wieſengründen, und ſelbſt die ſchreienden Pfauen haſſe ich nicht mehr, ſeit ich ſie Abends ruhend ſitzen geſehen auf den ſchlanken Zweigen der majeſtätiſchen Tannen und Buchen. Der Park beginnt ſüdlich vom Schloſſe, an das er unmittelbar herangeht. Keine Mauer umſchließt, kein Gitter umgränzt dieſe liebliche Schöpfung Goethes und Karl Auguſts, an welche ein halb Jahrhundert ſpäter der große Gartenkünſtler Pückler die letzte Hand gelegt hat. Wie Stadt und Park inein-

andergehen, ſo verlieren ſich auch Park, Feld und Wald nach allen übrigen Seiten ineinander, und da das Auge nie und nirgends an eine Trennung, ein Aufhören durch irgend eine Schranke erinnert wird, ſo überkommt uns in dem engen Raume den die eigentlichen Parkanlagen einnehmen, ein Gefühl unbegränzter Freiheit. Karl Auguſt fühlte eben ſo menſchlich als künſtleriſch, da er nach Vollendung ſeines Parks alle Eingänge, Brücken und Stege für Jedermann eröffnete, und Goethe empfand den Gegenſatz lebhaft als er bei einem Beſuche in Gotha (1783) ſelbſt die einzelnen Partieen der dortigen Parkanlagen gegeneinander verſchloſſen und in „Vorhöfe, Tempel und Heiligſtes“ abgetheilt ſah*).

*) Goethe's Briefe an Frau von Stein II. S. 419–20.

Weimar, Anfang Mai 1851.

Wie leicht wir das erkannte Schöne als einen Beſitz empfinden, das ſah ich geſtern recht, als ich einen eben angekommenen Freund, den Maler Rudolf Lehmann im Parke herumführte, und von ihm, der doch aus England dem berühmten Parklande kam, das Geſtändniß hörte, daß er eine anmuthigere Schöpfung der Gartenkunſt nicht geſehen. Dies Lob des feinſinnigen Künſtlers erfreute mich, als ob es meinem Beſitzthum gälte. — Ich habe mich vergebens nach einer guten Beſchreibung des Weimariſchen Parks

umgethan, und nichts gefunden als einen ſehr ſchwachen Verſuch von einem Ungenannten*) aus dem Jahre 1797, und ein noch ſchlechteres Gedicht „der Park von Weimar“ (1819) von dem ehemaligen Pagenerzieher König. Sie ſind alle beide nur merkwürdig als Beläge zu der empfindelnden Weiſe einer Zeit, die kein Gefühl in ſeiner Reinheit belaſſen mochte. So reden beide ein Breiteſtes von dem Eindrucke des Schaurigen und Düſteren, welchen ſie bei gewiſſen Partien des Parks, wie das Borkenhäuschen und die künſtlichen Ruinen, empfunden haben wollen, während doch dergleichen Empfindungen weder bei jenen Spielereien noch ſonſt bei irgend einer der verſchiedenen Anlagen einem vernünftigen Menſchen auf meilenweit nahe kommen. Gegen dieſe Gefühlsverlogenheit jener Zeit erſcheinen ſelbſt die

*) Beſchreibung und Gemälde der herzoglichen Parks bei Weimar und Tiefurt (Erfurt 1797).

Ausschweifungen der modernen Herbigkeit noch erträglicher, weil sie dem Wahren näher sind.

Der Park liegt im Süden der Stadt. Eine Reihe ziemlich ansehnlicher, meist moderner Häuser, die Ackerwand genannt, von Gartenmauern und Gartenhäuschen hier und da unterbrochen — auch Goethes Stadtgarten stößt an die Ackerwand — blickt unmittelbar hinein in den schattigen Park, und bildet nach dieser Seite den Abschluß desselben. Von hieraus rechts, bezeichnet die stattliche schnurgrade Allee von Belvedere, welche als Fortsetzung der ebenfalls ganz modernen Marienstraße in halbstündiger Länge sanft ansteigend nach dem Lustschlosse Belvedere führt, mit ihren zwei Reihen hochkroniger Kastanienbäume den Abschluß des Parks gegen Westen. Nach Osten hin jenseit des Ilmthales ist es ein Hügelzug der sich, waldbekränzt und mit Gärten und Landhäusern geschmückt, von Norden nach Süden dem Dorfe Oberweimar zustreckt, welcher auf

der entgegengesetzten Seite den Blick begränzt. Die größte Breite des Raums von jener Allee bis zur Höhe dieses Hügelzuges mag kaum etwas über eine Viertelstunde betragen. Die Breite des eigentlichen Parks wenig über die Hälfte dieser Entfernung. Weil aber nirgends Park und Umgebung sich abscheiden, sondern überallhin in einander sich verlierend zusammengehen, so gewinnt das Auge nach allen Seiten unendlich größere Weitsichten. Zumal wenn es dem Laufe der Ilm aufwärts folgend, über die saftigen Wiesenmatten des Ilmthales und über die anmuthigen Thaldörfer Oberweimar und Ehringsdorf hingleitend, sich darüberhinaus in die stundenweiten duftigen Fernen verliert. Und auch an der Seite der Belvederischen Allee, wo der plötzliche Uebergang zu den hart angränzenden Steinbrüchen und Ackerfeldern das Bedürfniß zu schroff an die Schöpfung der Kunst herantreten läßt, hat die letztere vorsorglich nachgeholfen, indem sie durch

dichte Tannenpflanzungen am weſtlichen Saume der Allee den Blick verhindert jene ſchroffe Abgrenzung wahrzunehmen.

Von der Belvederiſchen Allee nun ſtreckt ſich eine Art von Hochebene in ſanfter Neigung öſtlich gegen die Ilm in die Breite, ſüdlich in die Länge eben ſo geneigt gegen den Fuß der Anhöhe hin, welche etwa von der Hälfte der Allee ab allmählig aufſteigend auf ihrer Höhe das Luſtſchloß und ringsumher auf ihren terraſſirten Hängen den herrlichen Park von Belvedere trägt. Nach der Ilm zu endet jene Hochebene mit einem mehr oder minder ſchroffen Felsabhange, an deſſen Fuße ſich durch Gebüſch und Laubgewölbe hochſchattiger im reizenden Wechſel gruppirter Baumpflanzungen die Ilm hinſchlängelt. Dieſe rauhen felſigen Uferhänge, welche ſich vom Ende des Parks bis dicht an die Stadt hinſtrecken, ſind durch die Kunſt zu dem reitzendſten Theile des Parks umgeſchaffen. Es iſt ein mäandriſches

Auf- und Nieder von dichtbeſchatteten Wegen: hier eine Treppe aufſteigend, dort eine Terraſſe in kurzer gradliniger Richtung verfolgend, dann wieder hinab ſich ſchlängelnd zum Borde der tief unten rieſelnden Ilm, um ihren Lauf in duftigſter Kühle eine Strecke weit zu verfolgen, bis eine zierliche Brücke uns verlockt über die Ilm hinaus die ſonnigen Wieſen von Oberweimar und den ſchattigen „Stern" zu beſuchen, oder einer neuen Wendung des Pfades zu folgen, die uns wieder aufwärts führt zu freien Plätzchen mit weiterer Ausſicht, zu kleineren und größeren Gartenhäuschen; — und dies ganze grüne ſchattenduftige Pfadweſen, an jedem lieblichſten Punkte ſeiner labyrinthiſchen Windungen ausgeſtattet mit einladenden Ruheſitzen, hier von Moos und Raſen, dort von Eiſen, Stein und Holz, oder auch wohl die Aeſte einer hart über der Erde dickſtämmig aufſteigenden Buche zur ſchmuckloſen Ruhebank in einandergeflochten, aus Felſenſpalten

Quellen niedermurmelnd in moosbegrünte Becken und weiter ſich einen Ausgang ſuchend zur Ilm hinab, Grotten in die Felſenwand gehölt zu lauſchigen Plätzchen, und endlich Denkmäler und Inſchriften den Segen dichteriſcher Weihe ſprechend über dieſe Schöpfung einer rein poetiſchen Zeit — das ohngefähr iſt es, was dieſer Felſenantheil des Parks dem Wanderer bietet. In dieſe ſchattigen Kühle, vom Dufte des ſanft murmelnden Waſſers durchhaucht, dringt auch in der Gluth der Mittagsſonne kaum ein vereinzelter Strahl durch die dichten Laubkronen der Buchen und Eſchen, der Linden und Eichen und des feinblättrigen Ahorns, Masholder genannt, der ſonſt im Norden Deutſchlands nur als Strauch fortkommend, hier die ſtattlichſte Baumhöhe erreicht hat, und deſſen ſchlanke, ſchön geſchwungene Zweige und feingezacktes Blätterwerk dem Landſchafter die herrlichſten Baumſtudien für ſeine Vorgründe bieten.

Ohngefähr in der Mitte dieses Parktheils steht das Denkmal, welches Goethe für den Freund Karl Augusts den Fürsten Franz von Dessau, den Schöpfer des Wörlitzer Parks errichten ließ. Es ist ein großer kegelförmiger Tuffblock auf einem Postamente von kyklopisch übereinander gewälzten Felsstücken aus deren Fugen Malven und Königskerzen sprossen während Epheu den Fuß des Felsblocks umrankt, der die einfache Inschrift Francisco Dessaviae principi auf einer Marmortafel trägt. Wenn ich etwas daran auszusetzen habe, so ist's daß hier wie anderwärts das anspruchsvolle Latein zu Bezeichnungen von so einfacher Art angewendet und dadurch dem Volke das Verständniß selbst der einfachsten Monumente verschlossen ist. Recht auffällig tritt dies hervor an einem andern Monumente, welches nicht weit davon dem „Geiste des Ortes" geweiht ist. Es besteht aus einem antiken, etwa vier Fuß hohen Säulenstumpf, um den sich eine kolossale Schlange

winder, im Begriffe die oben auf die Fläche des Säulenſtumpfs gelegten antiken Opferbrode zu verſpeiſen. GENIO LOCI lautet die Inſchrift dieſes Monuments. Dieſe Darſtellung, welche nur für einen ſpeziſiſchen Alterthumskenner Sinn hat, der da weiß daß den Alten der Genius loci unter der Geſtalt einer Schlange erſchien, die als Symbol galt für die Verjüngung des Lebens, iſt natürlich dem Volke eben ſo fremd wie die Inſchrift. Aber es weiß ſich zu helfen. Das wunderliche Gebild iſt ihm Anlaß zu einer Sage geworden, welche daſſelbe vortrefflich erklärt. In früheren Zeiten, ſo lautet dieſe moderne Volksſage, wurde dieſer Theil des Ilmufers — die „kalte Küche“ nennt ihn noch jetzt der Weimariſche Sprachgebrauch — durch eine große giftige Schlange unſicher gemacht, die zu bewältigen durchaus nicht gelingen wollte, bis endlich ein Bäcker auf den Gedanken kam Gift durch Gift zu vertreiben. Große mit dem ſtärkſten

Gifte getränkte Kuchen wurden auf einen Felsblock in der Nähe der Schlangenhöhle gelegt. Sie thaten ihre Wirkung. Die lüsterne Schlange fraß sich das Verderben. Zum Gedächtniß dieses Ereignisses, daß den Weimarischen Bäckermeister als den eigentlichen wohlthätigen Genius Loci erscheinen läßt, wurde dann jenes Denkmal in Stein gehauen und aufgestellt. So komisch auch dieser Deutungsversuch klingt, so ist doch im Grunde mehr gesunder Verstand darin als in dem frostigen antikisirenden Denkmale selbst. Ein aufmerksames Auge erkennt auch hier nicht ohne Theilnahme den klaffenden Riß, welcher unsre erklügelte Bildung von dem Volke und seinem Bewußtsein trennt. Und doch ist das Volk und nur das Volk der nährende Mutterboden aller wahrhaften Bildung in jeder Zeit, und eine Madonna mit dem Kinde in der Felsengrotte eines Italischen Parks, von Aehrenkränzen und Blumen umwunden und von dem Weihelämpchen

erhellt iſt mir lieber als Dich ein kalter klaſſiſcher Spuk, der Niemandem etwas ſagt und deutet, als dem der es nicht nöthig hat.

Dieſer untere Ufertheil des Parks zieht ſich an der Bibliothek und dem Reithauſe vorbei bis unmittelbar in die Nähe des Schloſſes. Noch jetzt ſieht man, daß die Gräben der alten Befeſtigungswerke ausgefüllt, Wälle und Mauern niedergelegt werden mußten um dieſes ungeſtörte In- und Miteinander von Park und Stadt zu erreichen. Ein gewaltiger runder Mauerthurm iſt noch übrig, er bildet den Abſchluß des Bibliothekgebäudes, und enthält die Kriegsbibliothek Karl Auguſts.

Wenn man vom Schloſſe aus auf dieſem Wege den Park betritt, ſo ſtößt man auf ein altes Trümmerweſen. Es ſind die Mauern einer alten Schießwand, deren Reſte, mit einiger Nachhülfe von zerbrochnen Wappenbildern, verſunkenen Steinportalen und umher verſtreuten Werkſtücken

zu dem Scheine einer Burgruine umgewandelt sind. Der oben genannte Sänger des Parks von Weimar fühlt sich bei ihrem Anblick von „heiligen Schauern“ ergriffen, während gewöhnliche Menschenkinder hier nur eine ziemlich geschmacklose Spielerei erblicken. Aber ich will den Guten nicht schelten. Verdanke ich ihm doch ein herzliches Lachen, das mir seine Bezeichnung des Denkmals für Franz von Dessau hervorrief, welches er ganz ernsthaft:

„des fernen Dessaviens Herrscher“

geweiht, nennt. Wir können seitdem die Stelle nicht mehr passiren, ohne daß uns „das ferne Dessavien“ des Weimarischen Poeten ein Lächeln erweckte.

Unterhalb jener aus Wahrheit und Dichtung bestehenden Ruine liegt ein wunderlicher vieleckig runder ganz mit Baumrinde bekleideter Holzbau, sehr ähnlich der Siedelei eines Waldbruders. Rings von hohen Bäumen umschattet, dicht an

die Felswand gedrückt, von einer hölzernen Gallerie umgeben, mit niedrigen jetzt dicht verschlossenen Fenstern und zwei Eingängen versehen, erscheint es so recht geschaffen für ein lauschiges Beieinander in grüner stiller Einsamkeit. Dies „Borkenhäuschen," auch das Luisenkloster genannt, war ein Lieblingsaufenthalt Karl Augusts, der in demselben viel glückliche Jugendstunden verlebt hat. Das Häuschen ist eine Schöpfung Goethe's, der seinen fürstlichen Freund mit demselben zum Geburtstage der Herzogin überraschte (1778), und es durch einen artigen Scherz einweihte*). Holztreppen führen die Gallerie hinauf und hinab; ohne diese würde sonst das Häuschen den Weg in diesen Theil des Uferparks versperren. Eine Felsentreppe dicht an der hintern Thüre dient zum leichteren Entschlüpfen bei unwillkommner

*) Ausführlich beschrieben in dem Aufsatze „das Luisenfest" im 20sten Bande der Werke (Ausg. in 40 Bd.)

Ueberraſchung, und noch erzählt manche Tradition von ihrer gelegentlichen Benutzung, in den erſten Jugendzeiten des Bewohners. Im Innern herrſcht die einfachſte Schlichtheit. Eine gewölbte Decke mit kleinen Stuckverzierungen umſpannt einen prismatiſch vieleckigen Raum kaum ſo groß wie ein mäßiges bürgerliches Wohnzimmer. Das ſpärliche Ameublement iſt jetzt, wo die Hütte nicht mehr benutzt wird, entfernt. Und doch hat in dieſem engen, geradezu armſeligen Raume Karl Auguſt häufig Sommers ganz allein gewohnt. Aus dem Strudel der Geſellſchaft, aus dem Wirbel der Vergnügungen und Zerſtreuungen ſuchte und fand er hier in dieſer Hütte und ihrer Einſamkeit — ſich ſelbſt wieder. Ein und derſelbe kleine Raum diente ſeiner Genügſamkeit als Wohn- und Arbeitszimmer, Schlafraum, Empfangzimmer und Speiſeſaal. Denn er ſpeiſte auch in ſeiner „Hütte," entweder allein oder in Geſellſchaft mit Goethe und wenigen erwählten

Freunden und Genoſſen. Nachts vor Schlafengehen badete er dann wohl in der nahe unter ſeinem Fenſter vorbeifließenden Ilm — das Badehaus iſt jetzt nicht mehr vorhanden — und Morgens empfing er hier den vortragenden Rath ſeines geheimen Conſeils. Man muß geſtehen, daß dieſe Zeit unendlich genügſamer und anſpruchloſer war als die komforthaſchende Gegenwart, die dennoch jenes Behagens nur allzuſehr entbehrt, welches den damaligen Menſchen aus ihrer Einfachheit entſprang. Heute würde ein fürſtlicher Kammerdiener gewaltig ſauer ſehen, wenn man ihm Karl Auguſts Sommerwohnung anweiſen wollte. Sie wird jetzt nur noch zur Aufbewahrung von Gartengeräth benutzt, auch hat das Ueberwuchern der Vegetation ringsumher die kühle Feuchte zu ſtark vermehrt, als daß ein Aufenthalt dort ohne Gefahr für die Geſundheit ſein dürfte. Vor ſiebzig Jahren war das anders. Damals verſtatteten die jungen Anpflanzungen

noch freie Aussicht über das Ilmthal hinweg zu Goethes Gartenhause am Stern, und Goethe und Karl August konnten durch allerhand Zeichen mit einander eine telegraphische Conversation führen. Welch ein Bedürfniß dem jungen Fürsten zur Beruhigung und Klärung seines in wilder Leidenschaftlichkeit gährenden Gemüths die Einsamkeit seiner Borkenhütte war, und wie tief und rein er die Segnungen dieser Natureinsamkeit empfand, das sieht man am deutlichsten aus einem Briefe, den er an Knebel aus seinem „Kloster" im Sommer 1780 schrieb:

„Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster mit einem Lichte am Fenster, und schreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich schön, und der erste Abend der Freiheit — denn heute früh verließen uns die Gothaer, ließ sich mir sehr genießen. Ich bin in den Gängen der „kalten Küche" herumgeschlichen, und ich war so ganz in der Schöpfung und so

weit von dem Erdentreiben. Der Menſch iſt doch nicht zu der elenden Philiſterei des Geſchäftlebens beſtimmt; es iſt einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man ſo die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden ſieht und fühlt, — und das Alles ſo für ſich, ſo wenig der Menſchen halber; und doch genießen ſie's und ſo hoch, daß ſie glauben, es ſei für ſie. Ich will mich baden mit dem Abendſtern und neu Leben ſchöpfen, der erſte Augenblick darauf ſei dein. Lebewohl ſo lange. — Ich komme daher. Das Waſſer war kalt, denn Nacht lag ſchon in ſeinem Schooße. Es war als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den erſten Schritt hineinthat war's ſo rein, ſo nächtlich dunkel; über den Berg hinter Oberweimar kam der volle rothe Mond. Es war ſo ganz ſtille. Wedel's Waldhörner hörte man nur von weitem, und die ſtille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten."

Iſt es einem nicht bei dieſem poetiſchen Ausdrucke reinſten Naturgefühls, als ob man ein Stück Goethe läſe aus ſeiner Jugendzeit!

Wenn man von dem Borkenhäuschen das Auf und Ab der Wege längs der felſigen Abhänge des Ilmufers weiter und weiter verfolgt, ſo gelangt man an eine in den Felſen gehauene Treppe, welche in mehrfacher Windung aufwärts führt zu dem ſpäteren Gartenhauſe Karl Auguſts, welches unter dem Namen des Römiſchen Hauſes bekannt iſt. Am Fuße dieſer Treppe bereitet eine aus Goethes Gedichten bekannte Inſchrift den Wandelnden vor auf die Stimmung, der jener Ruheplatz ſein Daſein dankt. Die Sehnſucht nach dem Genuſſe der „allheilende Natur," iſt es, welche das fromme Gebet an die göttlichen Bewohnerinnen von Wald und Hain erfüllt:

„Die Ihr Felsen und Bäume bewohnt, o Lieblinge Nymphen
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt.
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung
Und dem Liebenden gönnt daß ihm begegne sein Glück!
Denn Euch geben die Götter was sie den Menschen versagten:
Jeglichem, der Euch vertraut, hülfreich und tröstend zu sein."

Erst mehr als zwanzig Jahre nach Goethes Ankunft in Weimar erbaute sich unter des Freundes Leitung Karl August sein „Römisches Haus" zur bequemeren Sommerwohnung. Aber auch dieses Lusthaus ist von einer Einfachheit und räumlichen Beschränktheit die in Erstaunen setzt. Dafür aber ist die Lage mit weisester Benutzung aller dargebotenen Bedingungen der Oertlichkeit ausgewählt, um allen Genuß des Parks und seiner Umgebungen wie in einem Brennpunkte für den Bewohner zu vereinigen. Ohngefähr eine Viertelstunde von der Stadt, gegen den Ausgang des Parks hin, da wo die schräge Linie der Allee von Belvedere dem Ilmufer am nächsten kommt, erstreckt sich in leiser Senkung eine

große, von herrlichen Baumgruppen eingefaßte Rasenweitung. Sie reicht von jener Allee bis an das Ilmufer, an dessen schroffen Felsenhange ein kleiner tempelartiger Bau seine Giebelfronte und sein weißschimmerndes Säulengetragenes Portal westwärts dem Rasengrunde und der Allee von Belvedere entgegenwendet. Der Bau ist ein längliches Viereck, bestehend aus einem Erdgeschoß und einem Rez de chaussee mit dem platten Schieferdache eines griechischen Tempels. Die östliche Fronte, welche hart an dem Rande des steilabstürzenden Felsufers steht, bildet ein doppeltes Portal, welches gegen Osten von zwei Sandsteinwürfeln und vier kannelirten braunrothen dorischen Säulen, gegen Westen von der Schiedmauer des Hauptgebäudes getragen wird. Zwischen den Säulen dicht vor dem Absturze steht ein großes steinernes Becken, einst als Bassin eines Springbrunnens dienend, jetzt mit Erde und Blumen gefüllt. Die Wände dieses östlichen

Portals ſind mit einem Fries von reliefartiger Wandmalerei geſchmückt. Von dem oberen Theile des Parks kommend gelangt man durch eine Steintreppe in den etwa ſechs Fuß künſtlich ausgetieften kleinen Vorhof des unteren Geſchoſſes, das in dunkelbrauner firnißglänzender Tünche mit dem à la Rustica gegliederten Bewurfe ſeiner Mauern lebhaft abſticht gegen das ſchimmernde Marmorweiß des oberen, mit der Parkfläche auf gleicher Linie ſtehenden Geſtocks. In der Mitte jenes kleinen ausgegrabenen und nach drei Seiten ummauerten Vorhofs ſteht ein Vogelkirſchenbaum von ſeltener Größe, eins der Wunder der Weimariſchen Parkvegatation. Und er verdient ſeinen Ruf. Ich werde nie die Pracht des Anblicks vergeſſen, den er uns in voller Blüte ſtehend und mit ſeinem dichten duftigen Gewölke von weißen Blüthenkelchen den ganzen Vorhof und einen Theil des Hauſes überſchattend, bei unſerer Ankunft darbot. Kein Wandelnder ging

vorüber ohne den Zauber dieſes Schauſpiels verweilend zu bewundern. Es war ein ſchöner Mainachmittag. Der Baum, an deſſen bis auf die Erde niedergeſenkten und durch baumſtammähnliche Stützen wieder nach Oben gerichteten Aeſten und Zweigen kaum hier und da eine grüne Blattſpitze durch den dichten Blütenſchnee hervorzudringen vermochte, von geſchäftigen Bienen umſummt, von ein Paar kleinen Kindern unter der Hut ihrer Wärterinnen umſpielt, eine Mutter mit dem Säuglinge an der Bruſt auf der Bank in ſeinem Schatten ſitzend, während der wachhabende Soldat ruhig daneben ſein Pfeifchen rauchte und in irgend einem Buche las. Dieſer Baum ſchien mir ein beſſerer Genius loci als die froſtige gelehrte Allegorie der ſteinernen Schlange dort unten am Ufer des Fluſſes. Stille Spaziergänger kamen und gingen auf- und abwärts durch Portal und Hof. Denn wie nirgends einer Laune oder Bequemlichkeit

des Beſitzer's zu Liebe die Wege des Parks durch eine Schranke gehemmt oder unterbrochen ſind, ſo führen auch über dieſen Vorhof und durch das beſchriebene öſtliche Portal des Hauſes Weg und Treppe auf und niederwärts in die verſchiedenen Richtungen der Anlagen. Kein Schildwachbajonnet funkelt drohend durch das friedliche Grün der Umgebung dieſes Fürſtenhauſes; kein gallonirter Portier ſtört den Wandelnden und Betrachtenden, oder ſcheucht den nach Ruhe verlangenden auf von der Benutzung der bequemen Sitze. Der Aufſicht haltende Soldat, ein Unteroffizier ohne Wehr und Waffen, leſend und rauchend und mit Bekannten verkehrend, ſchien mir lange Zeit ſelbſt nur ein Spaziergänger zu ſein, der die Anmuth dieſes Ortes genoß. Denn ganz in Harmonie mit der künſtleriſchen Schrankenloſigkeit des Parks, der weit über ſeine Gränzen hinaus ſich über Wieſenthäler auszudehnen, Hügelzüge hinaufzuklimmen, Fluß und Wehr und

Mühle ſich anzueignen, wogende Kornfelder und ſtillträumende Dörfer zu umſchließen ſcheint, ganz in harmoniſchem Einklange mit dieſer künſtleriſchen Freiheit ſteht die vollſtändige Abweſenheit aller derjenigen Erſcheinungen, welche uns ſelbſt in fürſtlichen Gärten überall empfinden laſſen, daß wir andern nur eben Geduldete ſind in dieſen Räumen. Und ſchon vor fünf und zwanzig Jahren berührte mich wunderbar der Ausdruck der Humanität, welche in einer Inſchrift am Eingange des Parks dieſe Anlagen unter den Schutz der öffentlichen Bildung ſtellte. Die Folge davon iſt, daß ich nirgend in der Welt einen Park geſehen habe, der an jedem Strauche und Baume ſo das Gepräge des Reſpects getragen hätte, mit dem er von dem Volke behandelt wird.

Aber es iſt Zeit daß wir zum Römiſchen Hauſe zurückkehren, deſſen vordere weſtliche Fronte ſich wie mit einem kühnen Sprunge von dem untern Abſatze des Felſenhanges zu dem Niveau

der Hochfläche des Parks hinaufſchwingt. Ein heiteres Portal von vier weißen platten joniſchen Stukkoſäulen getragen, im Giebelfelde eine ſinnige allegoriſche Skulptur zeigend, erhebt ſich über einem ſteinernen Stufenbau. Hier iſt die ſtattliche Hauptthüre, welche in einen kleinen Vorſaal führt. Zu einer anderen, mehr benutzte Eingangsthüre leitet an der nördlichen Seite des Hauſes ein Treppenbogen, der ſich vom Parke aus über ein Fenſter des Erdgeſchoſſes ſchwingt. Zu den unteren, für die Diener beſtimmten Räumen gelangt man von dem obenerwähnten kleinen unterirdiſchen Vorhofe aus. Der Erbgroßherzog, welcher im Frühlinge zeitweiſe das Lieblingshaus ſeines großen Ahnherrn bewohnt, hat im Innern Alles unverändert gelaſſen, und man erſtaunt über die bedürfnißloſe Schlichtheit die ſich überall ausſpricht. Ein Vorgemach mit einer Schale von Roſſo antico und ein Paar Statuen geſchmückt, ein größerer Eßſaal, ein Arbeitszimmer und ein Schlafgemach

— das iſt der ganze Inhalt des innern kleinen Baus. In dem Saale mit braunen und blauen Stukkaturverzierungen und ſchönen Arabesken von Horny hängt ein lebensgroßes Portrait von Karl Auguſts Mutter, Herzogin Anna Amalia, nach Einigen von Tiſchbein, nach andern von Angelika Kaufmann, in Rom gemalt. Sie hält ſitzend mit der Rechten ein Buch, zu ihrer Linken auf einem Tiſchchen eine Büſte, Karten und Zeichnungen. Im Hintergrunde Ausſicht auf das Kolloſſeum, auf welches der Blick der Fürſtin gerichtet iſt. Mir ſchien es das beſte Portrait der Herzogin, eine einfachklare, edle Erſcheinung, bedeutend in jedem Zuge. Die Farben ſind ſo eingeſchlagen, daß das Ganze wie ein Freskobild wirkt. Weiße Gewänder von goldenem Gürtel und goldener Nadel gehalten, die mit Steinen beſetzt ſind, ein ſchleierartiges Tuch über den in zahlloſen Löckchen friſirten Kopf, ein loſes weißes Tuch mit Golddordüre über die Schulter, aber alles Gold ſo matt gehalten, daß

es ſich nicht vordrängt. Für die Aehnlichkeit des Bildes bürgt die Wiederkehr der Züge in dem Urenkel der Fürſtin, dem jetzigen Bewohner dieſer Räume.

An den Saal ſtößt das Arbeitszimmer, darin ein ſchlichter Holztiſch mit ganz einfachen ja ordinairen Schreibgeräth, Meſſern, Scheeren, einer Lupe, einer Brille, hölzernem Dinte- und Sandfaß, alles grob gearbeitet wie in einem Büreau. Daneben der Staatskalender von 1828, des Todesjahres von Karl Auguſt. Ein kleines Schlafkabinet iſt an den Wänden bedeckt mit römiſchen Landſchaften, Sepiazeichnungen unter Glas, von Eliſa Gore und mit einigen Aquarellen oben an den Wänden. Auch in dieſer Vorliebe für das Allereinfachſte der eignen Umgebung ſtimmte Karl Auguſt mit ſeinem Goethe zuſammen.

Aber die Ausſicht, wie entſchädigt ſie für Alles, was an Comfort oder Pracht fehlt oder zu fehlen ſcheint. Ueber Gebüſch und Baum-

gipfel ſchweift der Blick ſüdlich zu der waldigen Bergeshöhe, von deren Rücken das heitere Luſtſchloß Belvedere mit ſeinen goldglänzenden Kuppelſpitzen niederlacht. Links öſtlich das Thal von Oberweimar, mit ſeinem ſammetweichen grünen Wieſenteppich, durchfloſſen von den mäandriſchen Krümmungen der Ilm, deren Ufereinfaſſung von ſchlanken Pappeln, Eſchen und Ulmen ſich gerade in der Nähe des Römiſchen Hauſes wie ein liebender Arm um das Wieſenthal ſchlingt. Weiter öſtlich die Gärten und Gartenhäuſer des Höhenzuges der den Thalweg nach Oberweimar begleitet, und zwiſchen dem und den Höhen von Belvedere ſich die Weitſicht in eine bedeutende Ferne öffnet, mit Kornfeldern, Dörfern, Kirchthürmen und Landhäuſern. Nach Weſten endlich der ſonnige Plan des grünen Raſenplatzes und die von Spaziergängern belebte Allee von Belvedere, wohin alltäglich das luſtige Völkchen von Weimar hinaus wallfahrtet. Denn ein plaiſirliches Volk ſind ſie

dieſe „Luſtigen von Weimar," wie ſie Goethe beſungen hat, und wer Sonntags in Belvedere Unterkommen finden will an den zahlreichen Bier- und Kaffeetiſchen, der mag zuſehen, daß er früh hinauswandert. —

Zu allen Tageszeiten habe ich dich beſucht und deine Schönheit genoſſen, du lieblicher Park von Weimar, viele viele Tage und Wochen, bei günſtigem und leider nur allzuoft ungünſtigem Wetter, wenn die dunklen Regenwolken drückend niederhingen über die Gipfel deiner ſtattlichen Tannen, und tropfenden Ulmen. Aber noch heute wie am erſten Tage biſt du mir immer neu und ſchön, ein lieblichſtes Gedicht deines Schöpfers, deſſen Genius auch dich gedichtet, deſſen Liebe dich ſorgſam aufgepflegt. Noch lebt ein Geſchlecht das ſeine Göttergeſtalt in deinen Schatten wandeln ſah zur Seite ſeines fürſtlichen Freundes, aber wenn auch dies Geſchlecht längſt dahingegan-

gen ſein wird, ſo wird doch dem ſinnigen Wanderer in jedem ſchönſten Zuge dieſes lieblichen Kunſtwerks, Goethe's Geſtalt entgegentreten und ſeiner Dichtung milder Geiſt ihn umwittern.

Weimar, 6. Mai 1851.

Vom Schloſſe aus oſtwärts führt ein ſtattlicher Brückenbau über die Ilm nach einer Baumallee, welche die jenſeitige ziemlich ſteile Uferhöhe raſch hinaufſteigend in die Chauſſee einmündet, die längs dem anmuthigen Wäldchen, das Webicht genannt, nach Jena führt.

In dem Innern des letzten der vier Bogenpfeiler über den ſich der mächtige Steinbau der Sternbrücke dem jenſeitigen Ufer zuſchwingt, ſenkt ſich eine gewundene Steintreppe bequem hinab,

welche nach dem Stern führt, von dem die Brücke den Namen trägt. Am Ausgange der Treppe rieselt uns ein kleines silberhell um eine nahe grünumbuschte Felsecke biegendes Wässerchen entgegen, welches unter dem Bogen hinweg sich in die Ilm ergießt. Es ist so rein und klar, daß man jedes Steinchen und Pflänzchen auf seinem lichten Grunde zählen kann. Dies Eckchen von hohen Bäumen dicht beschattet ist Franz Liszt's Lieblingsplätzchen, und selten ging ich mit ihm hier vorbei den Weg hinauf zu seiner Wohnung auf der Altenburg, ohne daß er an jenem Treppenausgange stehen blieb, und mit liebevollem Blicke das helle Wässerchen betrachtend ausrief: Comme je l'aime! c'est si pur! Es entspringt einem wenige hundert Schritt entfernten Tuffspalt, der künstlich zu einer Grotte gehöhlt, von Lianen umrankt, von dichtem Buschwerk und Baumwuchs umgeben in seinem Innern eine Sphinx zeigt. Von hier führen Wege an der

Ilm entlang in den eigentlichen Stern, den älteſten Theil des Parks von Weimar jenſeits der Ilm. Seinen Namen hat er von der Form, welche die von dem Centrum eines großen freien Platzes in ſeiner Mitte ſtrahlenförmig auslaufenden Gänge ihm verleihen. Hier iſt der kühlſte Schatten, aber auch die größte Feuchte, wegen der Nähe der Ilm, der niedrigen Lage des etwas ſumpfigen Bodens und der Höhe und undurchdringlichen Dichte der Laubkronen ſeiner herrlichen Bäume, deren mächtige Stämme ein Alter von Jahrhunderten verrathen. Cypreſſen und Lerchenbäume, Eſchen, Pappeln, Weiden, Tannen und Ulmen ſchlingen hoch oben ihre Kronen in einander und bilden ſo ein Laubdach, welches jeden Sonnenſtrahl abzuhalten wohl geeignet iſt. Es iſt ſo recht entſprechend dem alten Horaziſchen:

Quo pinus ingens albaque populus
Umbram hospitalem consociare amant

Ramis, et obliquo laborat
Lympha Fugax trepidare rivo *).

Und man mag ſich wohl wie der jugendliche Goethe am heißen Tage verſucht fühlen, auch dasjenige wahrzumachen, wozu der alte Dichter eine ſolche Stelle geeignet hält:

Huc vina et unguenta et nimium breves
Flores amoenae ferre jube rosae,
Dum res et aetas et sororum
Fila trium patiuntur atra **).

Auch iſt hier manches heitre Feſt im Sinne des alten römiſchen Lebenskünſtlers gefeiert worden

---

*) Wo hoch die Pinie gern mit dem Pappelbaum
Zum Schattendache gaſtlich ſuſammenſchlingt
Der Zweige Pracht, und unermüdlich
Schlängelnden Laufes die Welle rieſelt.

**) Hierher den Wein, die Salben, der Roſen Pracht,
Der allzuflücht'gen Kinder des holden Lenz,
So lang' als Glück und Jugendkraft und
Atropos Scheere Genuß verſtatten!

zur Zeit der Jugend Weimars und Goethe's und Karl Auguſt's. Aber die aus ihrer Ruhe aufgeſchreckte Nymphe der Ilm ſtörte auch wohl, ihre Ufer überſchreitend, ſolche heiteren Luſt und Feſtgelage-Anſtalten, wie es ſelbſt im hohen Sommer des Jahres 1778 geſchah, wo ein plötzlicher Ilmaustritt den Stern überſchlämmt und den Plan vereitelt hatte, dort zum Namenstage der Herzogin Luiſe eine **favola boschereccia** aufzuführen. Die Luſtigen von Weimar klagten laut über die vereitelte Feſtfreude. Indeß der Zauberer Goethe wußte Hülfe. In den wenigen Tagen und Nächten ſchuf er an den höheren Felſenhängen des gegenüberliegenden Ufers eine bequeme Naturbühne, baute das Borkenkloſter auf und empfing als Pater Dekorator an der Spitze eines Zugs von Kamaldulenſermönchen die Fürſtin, welche zuerſt in der Hütte zu einem ſehr asketiſchen Kloſtermale geführt, dann aber an einer unmittelbar hinter der Hütte ſich zeigen-

den reich besetzten Tafel am Fuße eines eigends dazu bereiteten Wasserfalles mit ihrem ganzen Gefolge festliche Bewirthung fand.

Goethe's Parkschöpfungen verbanden den Stern mit den Anlagen am entgegengesetzten Ufer der Ilm, wo sich vor dieser Zeit nur eine Gartenanlage im steifen altfranzösischen Geschmacke befand. Dieser sogenannte „welsche Garten," der Schauplatz der Sommerhofbälle in Goethe's Jugendzeit, nahm den Theil des jetzigen Parks ein, welcher an dem alten Paradeplatze über der Ilm sich bis zur Marienstraße hinzieht. Während des Sommers schattenlos und dem Sonnenbrande ausgesetzt, „voll erstickenden Staubes," wie eine gleichzeitige Beschreibung berichtet, stieß er an den sandigen Exercierplatz der ihn von dem Stern trennte, und der an heißen Tagen Goethe's Antipathie war, weil er ihn bei den täglichen Gängen von seinem Gartenhause zu Frau von Stein passiren mußte. Dafür hat er aber

auch diesen seinen Feind so völlig vernichtet, und überhaupt diese ganze Partie so um und umgewandelt, daß selbst ältere Leute sich kaum mehr ein Bild von derselben, wie sie vor fünfzig Jahren war, zu machen im Stande sind.

Aus dem Stern tretend gelangt man auf die Wiesen von Oberweimar, rechts eingefaßt von der Ilm, links begränzt von dem chaussirten Wege, der über das genannte Dörfchen nach dem Flecken Mellingen führt. An dieser Straße liegt Goethe's Gartenhaus, hart daneben der Bogwisch'sche Garten, und einen guten Büchsenschuß weiter, etwas höher hinauf nach Oberweimar zu, gegenüber dem Römischen Hause des Parks, sieht man das kleine Landhaus durch das Grün der Bäume schimmern, das einst Caroline Jagemann, Karl Augusts Geliebte und Freundinn als Frau von Heigendorf bewohnte. —

Von unserem Spaziergange rückkehrend genossen wir auf der Sternbrücke des schönsten

Schauspiels. Vor uns auf den hohen Kronen der Bäume des Sterns hing das glühe Abendsonnengold, während die tieferen Partien des Parks im Schattendunkel lagen. Schwäne zogen langsam aus dem Parke her der Brücke zu. Hinter uns von der Burgmühle her rauschte das Wasser des Wehrs. Es war so still, daß man den Tritt der Schildwachen hörte, die vor dem Schloßportale an der Brücke auf- und abgingen. Kein Rädergerassel, kein Menschenlärm nah und fern. Die kleine Stadt schien versunken in dämmernde Müdigkeit. An dem Platze, der vom Schlosse nach dem Parke zu aufsteigt plätscherte das Brünnchen, auf dessen Wasserstrahl aus einer Mauernische die reizende Gruppe von Ildefonso träumerisch niederschaut. Wir betrachteten mit erneuter Freude dies so seltene und doch so leicht nachzuahmende Beispiel der Verwendung eines antiken Werkes plastischer Kunst zur Erweckung des Schönheitsinnes auch in dem-

jenigen Theile des Volks, den die Sorge um das rauhe Bedürfniß ſo ſelten den Aufſchwung zum Schönen verſtattet. Einen Brunnenſchmuck wie dieſen habe ich nirgendwo ſonſt in Deutſchland geſehen.

Abends fand ich in dem Nachlaß der Frau von Wolzogen eine Stelle über den Park von Weimar, die mir recht aus der Seele geſchrieben war. „In einer weder durch Mannigfaltigkeit der Formen noch durch Reichthum der Vegetation ausgezeichneten Gegend iſt man dem Naturſinn des ſchaffenden Genius, der das vorhandene Einzelne zu einem gefälligen Ganzen verbindet, doppelten Dank ſchuldig. So fühlt man in dem kleinen grünen Ilmthale, im Gewinde der Gänge, die ſich an der Bergwand des Parks hinziehen, bei anmuthigen Ruheplätzen, an dem erſten Gebäude, welches darin entſtand, das Kloſter genannt, immer eine eigne Empfindung an das Herz dringen. Die Jugendfreundſchaft zwiſchen

Goethe und seinem Fürsten suchte hier einen Ort für stille Mittheilung. Man fühlt mit Werther in dem Garten bei Wetzlar: daß ein fühlendes Herz diese Anlagen geschaffen."

Henry Blaze der Uebersetzer des Goethe'schen Faust, der seit einigen Tagen der Genosse unserer Parkspaziergänge ist, wurde neulich so ergriffen von der Schönheit jener Goethe'schen Inschrift am Fuße des Felsenhanges, welcher das Römische Haus trägt, daß er versucht hat dieselbe in seiner Sprache nachzubilden. Ich theile seine Uebersetzung mit, weil sie trotz ihrer Zierlichkeit als Beweis dienen mag, wie unerreichbar der französischen Ausdrucks- und Anschauungsweise der Zauberhauch Goethischer Anmuth bleibt.

O Vous, qui de ces rocs et de cette foret
Peuplez les profondeurs, Nymphes libératrices,

Ce dont chacun de nous sent le besoin secret,
Nymphes, donnez le lui de Vos mains protectrices.

Donnez au coeur souffrant le courage, donnez
Au malheureux, qui doute, un rayon qui l'eclaire,
Faites que l'âme aimante ait ses voeux couronnés,
Et répandez partout la grâce salutaire.

Car le pouvoir dont nul ne dispose entre nous,
Les Dieux vous l'ont transmis dans leur toute puissance,
Et vous tenez d'en haut le privilège immense
D'aider et soulager qui se confie à vous!

Ueber die Geſchichte der Weimariſchen Parkanlagen hat Goethe ſelbſt im Anhange zu ſeiner Morphologie einige Andeutungen gegeben. Die Liebe und Pflege der Park- und Gartenanlagen hing mit der in dem letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts immer lebhafter hervortretenden Sehnſucht nach naturgemäßeren Zuſtänden und Naturgenuß zuſammen, wie beides namentlich

durch Rouſſeau zu leidenſchaftlichem Bedürfniſſe angeregt war. In Weimar ward dieſe Neigung durch den Schloßbrand verſtärkt, der die fürſtliche Familie auf lange Jahre einer gemäßen Wohnung beraubte und ſie auf Benutzung von Gartenwohnungen und Luſtſchlöſſern verwies. Der Deſſauſche Park, des Fürſten Franz von Deſſau Schöpfung, ward ebenſowohl Vorbild als Antrieb zu ähnlichen Schöpfungen in Weimar, bei denen die ganz verſchiedenen Oertlichkeitsverhältniſſe wiederum neue Geſtaltungen und Anlagen bedingten. Herzog Karl Auguſt ſelbſt, als leidenſchaftlicher Freund der Natur und Naturwiſſenſchaft, Goethe mit genialer Intuition und poetiſchem Sinne künſtleriſch wirkſam, tüchtige Forſtmänner, wie Wedel, gebildete Kunſtgärtner wie Reichert, und die Sckell's, dazu Bertuch wirkten zuſammen, um nach und nach die Parks, Gartenanlagen und botaniſchen Anſtalten von Weimar, Jena und Belvedere zu derjenigen Ausbildung zu füh-

ren, in welcher ſie jetzt noch als Muſter ihrer Art daſtehen.

Ich habe nun außer den Parks von Belvedere und Tiefurt auch das reizend gelegene Ettersburg beſucht, das in den Erinnerungen aus Weimars klaſſiſcher Zeit eine ſo große Rolle ſpielt. Der Weg dahin durchſchneidet in nördlicher Richtung die große Eiſenſtraße, welche jetzt Thüringen faſt in ſoviel Stunden mit dem Rhein- und Mainlande verbindet, als in Goethe's Jugendzeit ſein Freund Merck brauchte, um auf ſeinem Rappen den ſeltenen, oft Jahrelang vergebens erſehnten Beſuch in Weimar abzuſtatten. Unſere Zeit der Eiſenbahnen und Telegraphen kann ſich kaum mit ihrer Phantaſie zurückverſetzen in die Iſolirung jener Tage, wo die Dichter und Schriftſteller ihre Reiſen zu Pferde machten, und wo die Kommunikation der Nachrichten von den Ereigniſſen und Neuigkeiten des Tags ſo langſam und unſicher war, daß ſelbſt ein Mann wie

Goethe monatelang auf seiner Reise nach Italien sein Inkognito bewahren konnte. Am 3. September hatte er von Karlsbad aus jene Reise, in deren Geheimniß nur der Herzog Karl August war, angetreten, und noch sechs Wochen nachher schrieb die Herzogin Amalie an Goethe's Mutter, daß er immer noch in Karlsbad weile, aber bald zurückkommen werde. Dergleichen würde in unserer Zeit eine Unmöglichkeit sein. Nicht besser stand es um die Postverbindungen, wo Briefe von Weimar nach Karlsbad weit mehr Zeit brauchten als jetzt ein Brief von Weimar nach Paris und London. Der Briefwechsel Goethe's mit Frau von Stein giebt von diesem Zustande ein schlagendes Beispiel. Am 17. August 1786 war Friedrich der Große gestorben. Acht Tage später schreibt Goethe aus Karlsbad, wo doch Fürsten und Große aller Art verweilten, an seine Freundin nach Weimar: es gehe ein Gerücht daß der König von Preußen

todt ſei," und ſetzt hinzu: das müßt Ihr in Weimar nun ſchon gewiß wiſſen, wenn es wahr ſein ſollte!"

Man darf Zuſtände und Lebensbedingungen ſolcher Art nicht überſehen, weil ſie in engem Zuſammenhange ſtehen mit Leben und Sitte, mit Kunſt und Poeſie, mit allen weſentlichen Lebensäußerungen jener Zeit. Die Nothwendigkeit der ausführlichen Briefwechſel zur Ergänzung des mangelnden oder doch ſehr beſchränkten unmittelbaren Verkehrs, das Sich ſelbſt beſchränken auf die nächſten enggezogenen Lebenskreiſe, die Oekonomie der poetiſchen Lebensabſpiegelung im Romane jener Periode — das alles ſind Dinge, welche mit jenen Lebensbedingungen im nächſten Zuſammenhange ſtehen. Aber auch die Fülle widerſprechender Traditionen über Lebensverhältniſſe, Eigenheiten und Zuſtände der bedeutenden Menſchen jener Zeit erklärt ſich zum Theil in ihrer zähen Dauer, aus dem Mangel der blitz-

schnellen Oeffentlichkeit unserer Tage. Jener Mangel war es, der solchen privaten Traditionen Dauer und Halt verlieh, während jetzt die über die ganze zivilisirte Welt verbreitete Tagespresse im Stande ist, auf der Stelle selbst die Schäden zu heilen, welche etwa Indiskretion, falsche Auffassung und absichtliche Entstellung anrichten, und große weltumfassende, und vor aller Welt Augen gebrachte allgemeine Interessen das zähe Haften am Besonderen, Persönlichen, Unwesentlichen unmöglich machen.

Im Park von Ettersburg, dessen stattliches Jagd- und Lustschloß auf mäßiger Höhe anmuthig gelegen die grüne Umgegend beherrscht, steht noch jene alte Buche, an welcher einst Goethe im Kreise der Genossen des jungen Weimar das Autodafé an Jacobi's Waldemar verübte. Die Rinde des mächtigen, leider von einem Blitzstrahl stark versehrten Baumes ist bedeckt mit dem kaum noch leserlichen Namenszügen, welche die Glieder

jenes Kreises eigenhändig in dieselbe geschnitten. Im Schlosse zeigt man die Zimmer in welchen Goethe und Schiller zeitweise gelebt, um in ungestörter Einsamkeit irgend ein Werk ihrer Muse zu vollenden. Und so wandelt man auch hier, wie überall auf diesem geheiligten Boden Weimars, unter Erinnerungen an eine große und bedeutende Epoche Deutschlands und seiner Kulturgeschichte unter Erinnerungen, welche von den Nachkommen würdig ihrer großen fürstlichen Ahnen gepflegt werden.

Weimar, im Mai 1851.

„Hier wohnte Schiller.“ So lautet die Inschrift, welche mit schwarzer Farbe auf eine kleine schmale, zufällig über der Thüre befindliche Steinplatte gepinselt, das Haus an der Esplanade bezeichnet, welches Schiller in den drei letzten Jahren seines Lebens bewohnte. Franz Liszt war es, der mich dorthin führte. Es ist ein Eckhaus. Von der Seitengasse kommend, welche in die Esplanade mündet, blickt man durch ein Gitter in das zimmergroße Hausgärtchen, aus dessen Grün uns die Gypsbüste Schiller's entgegen-

schimmert. Das Haus, obschon sehr gedrückt durch die ungleich höheren und stattlicheren Bauten, welche sich seitdem in seiner Nachbarschaft erhoben haben, ist mäßig groß und grade räumig genug für Bedürfniß und Lebensgenuß einer bürgerlich beschränkten Familie. Fluren und Treppen sind niedrig aber hell. Das Ganze hat einen bürgerlich bescheidenen Anstrich, so bescheiden, daß selbst Goethe's keineswegs großartiges Wohnhaus dagegen gehalten wie ein Palast erscheint. Schiller kaufte es um den „sehr theuren" Preis von 4200 Gulden. Wir wissen noch den Tag an welchem er es bezog Es war der 29. April, und wenige Tage darauf meldete ihm ein Brief der Schwester, daß an demselben Tage seine Mutter gestorben sei. Er empfand es „als eine sonderbar traurige Verkettung des Schicksals." An demselben Tage nahm er drei Jahre später von Goethe an der Schwelle dieses Hauses den letzten Abschied. Es war der Tag an welchem

er zum letzten Male das Theater besuchte, und zurückkehrend sich auf das Krankenlager legte von dem er nicht wieder erstehen sollte.

Unten, zur Rechten der niedrigen Thüre, wohnt der Kustode des Hauses, der zur Linken des Eingangs einen Laden von Gypsfiguren etablirt hat. Schiller's, Goethe's und Herder's Statuetten, Reliefs und Büder, Ansichten der interessantesten Gebäude Weimars, werden hier im bunten Durcheinander mit gewappneten Reisigen aus Gyps, geklebten Vögeln aus Federn und derlei Herrlichkeiten feilgeboten. Das mittlere Stockwerk, in welchem Schiller's Familie wohnte, ist vermiethet, und nur die darüber liegenden Erkerzimmer, die Schiller selbst inne hatte, sind den Fremden als Heiligthum geöffnet, seit die städtische Behörde das Haus käuflich an sich brachte, um es als Erinnerung für die Stadt zu wahren.

Die Räumlichkeiten dieses oberen Erkerstockwerks bestehen aus drei, nach der Straße lie-

genden Zimmern und einer kleinen Hinterstube. Das erste Zimmer ist wieder, wie im unteren Stockwerk, dem Kustoden überlassen, der seine Gypsfigurenvorräthe darin aufbewahrt. Das etwas größere, darauf folgende Mittelzimmer hat man in einen Salon verwandelt, dessen Ausschmückung auffallend gegen die Gypsvorräthe und eben so auffallend gegen die Einfachheit des dritten Raumes, gegen Schiller's eigentliches Wohn- und Arbeitszimmer absticht. Dennoch ist die gute Absicht, des Dichters Wohnung ehrend zu schmücken, anzuerkennen. Der kleine Salon ist blaßblau gemalt. Embleme auf Schiller'sche Dichtungen bezüglich, umgeben den Plafond. Ein kunstvoll gestickter, durch das ganze Zimmer gebreiteter Fußteppich, gestickte Sessel von den Händen Weimarischer Frauen mit ähnlichen Emblemen geschmückt, ein Gypsabguß der Statue der aufgestützten Muse aus dem Vatikan, bilden ein nicht ungefälliges Ganze, und zeigen, wenn

sie auch den historisch monumentalen Charakter beeinträchtigen, doch den löblichen Willen an, den Vorhof des Heiligthums gebührend zu schmücken.

Dies eigentliche Heiligthum ist das daran stoßende Arbeitszimmer Schiller's. Es hat zwei Fenster nach der Straße, die durch einen breiten Pfeiler von einander getrennt sind, welchen ein Wandschrank ausfüllt. Ein drittes Fenster geht in die Seitengasse; an diesem Fenster steht Schiller's Schreibtisch, so daß er von ihm und dem Fenster der Hauptfronte gleichmäßig Licht erhält. Es ist derselbe Tisch über dessen Anschaffung Schiller von Jena aus seinem Freunde Körner mit einer gewissen Genugthuung berichtet, „daß er ihm freilich zwei Karolin gekostet!" Es ist das einfachste Stück Handwerkzeug dieser Art, und dabei so niedrig, daß sich Schiller's unglückliche, seiner Gesundheit so verderbliche Gewohnheit, halb liegend und weit übergebogen zu schreiben, wohl erklären läßt. Ein Auszug dieses

Schreibtisches mußte mit halbfaulen Aepfeln gefüllt sein, deren Geruch für Schiller etwas angenehm Belebendes hatte, während Goethe, als er einmal, ohne das zu wissen, an dem Tische in Schiller's Abwesenheit, um etwas zu schreiben, Platz genommen hatte, davon halb ohnmächtig wurde. Goethe pflegte dies später wohl als einen Beweis anzuführen, wie verschieden organisirt auch im Physischen Schiller's Natur von der seinen gewesen sei.

Da an einzelnen Stellen der Wände die hellgrüne Tapete mit kleinen dunkelgrünen Sternen noch sichtbar war, die zu des Dichters Lebzeiten die Mauern bekleidet hatte, so ist man bemüht gewesen, das gleiche Muster herstellen zu lassen, und wieder, wie damals, empfängt der milde Schein der grünen Wände den Eintretenden mit sanfter Umfriedung.

Die Möbel sind von dem einfachsten Holze, hell gebeizt. Die Stühle mit ungefärbtem Leder

überzogen. Ein kleines Spinett, eine Guitarre darüber, deren Saiten längst gesprungen sind, ein Paar kolorirte schlechte Kupferstiche von Palermo, das ist die Ausstattung des Gemachs, zu dem man jetzt noch die Bettstelle gefügt hat, in der Schiller gestorben ist, und das kleine Tischchen von schwarzem Holze, das vor seinem Bette eine unscheinbare Mundtasse und eine eben so einfache Tabacksdose getragen hat und noch trägt. Ueber dem Bette hängt des Dichters Portrait nach Dannecker's Büste, und ein zweites Bildniß in Sepia, das Jagemann nach der Leiche gemacht hat. Es bestätigt, obschon die Züge bereits etwas aufgedunsen erscheinen, die Richtigkeit und Treue des Dannecker'schen Werks, und selbst von der entseelten Stirn, von den geschlossenen Augenliedern leuchtet noch die ganze Hoheit dieses göttlichen Geistes hernieder.

Schiller's Todtenmaske auf seinem Sterbelager liegend, ein Abguß seines ausgezeichnet

schön gebauten Schädels, einzelne seiner Kleidungsstücke und ähnliche Erinnerungszeichen, welche die Schiller'schen Kinder hierhergeschenkt, mögen für manche Besucher des Hauses auch ihr Anziehendes haben. Bedeutender waren mir die unter Glas und Rahmen bewahrten Schriftstücke von seiner Hand. Der von ihm geschriebene Theaterzettel zur ersten Aufführung des Tell, dem er dann selbst noch mit Bleistift die Namen der Schauspieler beigefügt hat; ein Brief an den Schauspieler Graff, dem er für die vortreffliche Darstellung des Wallenstein Dank sagt, und endlich ein Brief an seine Schwester gleich nach der Flucht aus Stuttgart geschrieben, der sich in der rührendsten Weise über seine Verhältnisse ausspricht. Alle diese Sachen sind bereits durch den Druck bekannt gemacht worden, aber man lies't sie mit einer ganz neuen Empfindung an dieser Stätte und in diesen Schriftzügen der eignen Hand, die voll Freiheit und schwungvoller

Großartigkeit von dem Charakter aller gleichzeitigen Handschriften entfernt und durchaus modern sind. Auf einem Tische in der Mitte des Zimmers befinden sich zwei kostbar gebundene Bücher: sie sind das für dieses Haus zusammengebrachte handschriftliche Schilleralbum. Der erste dieser Bände trägt als Schmuck und Reliquie auf dem Deckel unter einer Glaskapsel die goldblonde feinhaarige Locke des Dichters.

Wie Schade, daß die Mittel der Stadt nicht ausreichen auch Goethe's Haus zum Eigenthume Weimars und dadurch der Verehrung fremder Besucher zugänglich zu machen.

Weimar, im Mai 1831.

„Licht, Liebe, Leben!“ so lautet die Inschrift auf dem bescheidenen Steine in der Stadtkirche von Weimar, unter dem Herder's Asche ruht.

Licht hat er nicht allzuviel gehabt, der arme Herder, in seiner düstern Wohnung hinter der hohen altersgrauen Kirche, und vom Leben hat vielleicht keiner unter allen Heroen der klassischen Zeit Weimars weniger genossen als eben er, der hier so sehnsuchtsvoll aus seinem Grabe nach

Licht, Liebe und Leben ruft. Herder war innerlich einer der unglücklichsten Menschen, die je gelebt haben, unglücklich besonders auch darum weil er eben in Weimar lebte. Er vor Allen fühlte sich dort immer und ewig gedrückt und beengt, ewig mit allem außer sich unzufrieden, und eben darum auch unbefriedigt in sich selbst. Diese triste, friedenlose Stimmung spricht fast aus jedem Briefblatte, das ich von ihm gelesen habe; und sie nahm zu, je länger er in Weimar blieb, das er zu verlassen oft entschlossen war, ohne doch wieder zur Energie der Ausführung solchen Entschlusses gelangen zu können. Mit Goethe, seinem ältesten Freunde, kam er nach der Italiänischen Reise mehr und mehr auseinander, und gegen das Ende seines Lebens mußte er noch ohne es zu wollen ihm den Beweis geben, daß die Kluft zwischen ihnen unausfüllbar geworden sei. Mit Schiller gelangte er niemals in ein rechtes Verhältniß, ja er

mochte eigentlich weder ihn noch seine Poesie leiden, die er als Irlichterei, Klingklang und Bombast verspottete, und sogar unter Kotzebue's historische Dramen stellte. Am besten stand er noch mit Wieland, der sich Alles von ihm gefallen ließ, und mit Knebel, der meistens außerhalb Weimar lebte; und doch mußte zuweilen selbst dieser letztere durch Goethe's mildes Wort zum ferneren schonenden Ertragen von Herder's krankhaften Leiden bittend ermahnt werden. Goethe, dieser verträglichste der Menschen, dieser Virtuose der Freundschaft, im Sinne der antiken hellenischen Philophilie, — wie lange und wie viel hat er erduldet, ehe er dazu kam, sich einzugestehen, daß der Zusammenhang mit dem einzigen Menschen in Weimar, der ihm in den ersten zehn Jahren neben der Stein als ein „zinsentragendes Kapital" erschien, nicht mehr zu halten sei. Wenn man die Briefe von Herder und seiner Frau im Knebel'schen Nachlasse lies't,

ſo erſchrickt man über die vielen ſchiefen, bitteren, gehäſſigen ja hämiſchen Urtheile, welche hinter der Weimarer Stadtkirche nicht nur über die Poeſie, ſondern auch über den Charakter des Mannes gefällt wurden, dem Herder ſo unendlich viel verdankte, der nie aufhörte für ihn geiſtig und leiblich zu ſorgen, und der in ſeinen eignen zahlreichen Briefen und ſonſtigen Mittheilungen ſich nie anders als liebevoll oder doch ſchonend über den Freund äußern mochte. Da heißt es z. B. in einem Briefe Herder's an Knebel über Goethe's Braut von Korinth und über die wundervolle Ballade: Der Gott und die Bajadere: Goethe habe wieder zwei Dichtungen vom Stapel gelaſſen „in denen Priapus eine große Rolle ſpielt.“ Ein andermal ſind beide Herder's außer ſich über den „elenden Mahomet.“ „So geiſtlos und platt,“ heißt es von einem andern ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe Goethe's, „hat er noch nichts geſchrieben;“ und dazu wird

ächt phariſäiſch hinzugefügt: „Gott laſſe uns nie ſo tief ſinken, wenn wir auch breit und feſt auf der sella curuli ſäßen!“ „Ach dieſer,“ ruft Frau Herder aus, „hätte uns der Natur wiedergeben können, wenn er gewollt hätte, aber ſeine Vergötterung war ihm lieber als die Wahrheit.“ Goethe wird lebensgefährlich krank (1801), und nun regt ſich das Gewiſſen. „Daß Goethe lebt,“ heißt es bei der Nachricht vom Beginn ſeiner Geneſung, „dafür wollen wir Gott danken! Es möchte ohne ihn nicht gut in Weimar werden. Er iſt doch immer der, der Schranken ſetzt, wenn es zu arg werden will.“ Aber kaum iſt er wieder geneſen, ſo iſt die Reue vergeſſen. „Goethe,“ ſchreibt die Frau Herder, „ſpielt ewig ſeine Buhlerkünſte, wenn er glaubt, jetzt ſei ein Augenblick, da Einer außer ſeiner Clique etwas geleiſtet hat. Uns ekelt dieſe Buhlerliſt ſo niedrig, eitel! Ach er hat eine Wolfsnatur!“ Welch ein unendlicher Reichthum von Menſchenliebe muß in

Goethe gewesen sein, daß er nach so bitteren Erfahrungen sich „Ideе und Liebe“ zu bewahren vermochte bis an sein Ende!

Der arme Herder! Sein ganzes Leben in Weimar erscheint ihm in den Briefen an den letzten Freund der ihm geblieben war, an den gutmüthigen Einsiedler Knebel, immer nur wie ein unlösbares Sklavenjoch, in das ihn sein Geschick geschmiedet. Er liest das Leben Trencks und ruft aus: „Was will das heißen zehn Jahre an der Kette sitzen! Ich sitze dreißig daran.“ Und das ist nicht der Ausbruch einer vereinzelten momentanen Stimmung, sondern der stehende Ausdruck seines Lebensbewußtseins, das ihm sein Loos als ein absolut unglückliches ja sein ganzes Leben als ein verfehltes erscheinen läßt. Klima, Gegend, Menschen, Amt, Verhältnisse, Alles ist ihm zuwider, und als gewöhnliche Bezeichnungen für sein Geschick dienen ihm Ausdrücke wie „blindes Mühlpferd,“ „Packesel,“ „Strick am Brun-

neneimer“ und ähnliche nicht minder verzweifelte Bilder. „Ich treibe mich umher,“ ruft er einmal aus, „an's Rad der Nothwendigkeit gebunden und von ihm durch Staub und Koth fortgewälzt.“ Während man in den tausenden Goethe'scher Briefe nur selten eine Klage, und auch diese niemals ohne ein wieder zurechtlegendes, milderndes Wort vernimmt, kommt man bei Herder nie aus dieser Atmosphäre der Unglückseligkeit heraus, und selbst Italien kann ihm nur neue Klagen entlocken darüber, daß er sich dem Reichthum an Eindrücken, welche ihm das Wunderland biete nicht gewachsen fühle. So schreibt er aus Rom an Knebel*), wie einzig diese Stadt sei in ihrer Art, wie man dort alle Zeiten durchleben könne und durchleben müsse, wenn man es recht sehen wolle, „Aegypten und

*) S. Knebels Nachlaß II, Seite 240.

Griechenland, den römischen Staat, das Judenthum und endlich das päpstliche Christenthum durch alle Zeiten." „Aber, fährt er fort, ich bin nur ein armer Wicht, meine Augen reichen nicht weit und mein Glas ist dunkel!"

Das war es! Sein Glas war dunkel und es wurde immer dunkler je älter er wurde, bis er zuletzt den einzigen Arzt nicht mehr erkannte, der seiner verdüsterten Seele hätte helfen können.

Es giebt kaum eine größere Verschiedenheit als die, welche zwischen Herder und Goethe obwaltet. Doch wenn man dieselbe schärfer in's Auge faßt, so ist auch auf sie jenes bekannte, von Goethe selbst so bedeutend geachtete Wort von Merk anzuwenden, das ihm dieser einst bei seiner Bekanntschaft mit den Stolberg's zurief: „du wirst nicht lange mit ihnen bleiben! denn dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, während die andern das sogenannte Poetische,

das Imaginative zu verwirklichen ſuchen, was denn nichts giebt als dummes Zeug.“ So kann man ſagen, daß Herder überall bei Menſchen und Dingen immer nur das Allgemeine liebte, während er als ächter Deutſcher über das Bemäkeln, Bekritteln und Beklagen des Beſonderen nie hinauskam, weil dies Einzelne nie ſeiner Vorſtellung vom Allgemeinen entſprechen wollte. Was Gervinus einmal über Herder's Verhältniß zu Leſſing bemerkt hat, daß Herder ihn wahrhaft liebte, wenn er ihn als Ganzes betrachtete, während er im Einzelnen nie aufhören konnte an ihm zu kritteln, das gilt im vollen Maaße auch von Herder's Verhalten zu Goethe, und das war es, was allmählig den Duldſamſten aller Menſchen von dem unheilbaren Kranken entfernte. —

Aber ſelbſt gekränkt von ihm auf's Tiefſte und im Innerſten ſeines Weſens noch in der letzten Unterredung die er mit dem Genoſſen

eines dreißigjährigen Lebens führte, hat Goethe für ihn nie ein anderes Gefühl in sich aufkommen lassen, als das Gefühl der Anerkennung dessen was Herder in der Wahrheit seines Wesens gewirkt, geleistet und gelebt:

„Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn erprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen!
— — — — — — — — — — —
Wo sich's versteckte, wußt Er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen:
Humanität sei unser ewig Ziel!"

Das ist der ehrende Denkstein, den Goethe dem Manne aufgerichtet hat, der so unglücklich war, das Ideal der Humanität in seiner nächsten Nähe verkörpert vor sich zu sehn ohne es zu erkennen.

Auf dem Platze vor der Kirche steht jetzt sein

Standbild aufgerichtet, die einzige monumentale Zierde Weimars. Die Ausführung des Ganzen iſt wohlgelungen und der würdige Ernſt der bedeutenden Züge tritt uns mild im hellen Sonnenlichte des alterthümlichen Platzes aus dem ſchimmernden Metallguſſe entgegen. Hier hat er gefunden wonach er ſeufzte: Licht, Liebe, Leben, denn auch die Liebe wird ihm niemand verſagen, der beim Anblicke dieſer edlen würdigen Menſchengeſtalt ſich allein nur des Großen, Guten und Schönen erinnert, das er für ſein Volk, für die Menſchheit, für die Humanität erſtrebt hat.

Die Statue Herder's iſt von dem Münchener Bildhauer Schaller gearbeitet. Im weiten faltigen Gewande den Blick leiſe geneigt, der Ausdruck der Züge des vollen Geſichts ein ſanfter ſchwermüthiger Ernſt, ohne einen Anflug jener kauſtiſchen Schärfe, die ſie wohl im Leben zeigten. Die Stirn heiter, frei und klar, ſo ſteht er vor dem Beſchauer auf einem für mein Gefühl

etwas zu ſchmalen Poſtamente. Die Rolle, welche er in der Rechten hält, zeigt jene Deviſe, welche ſeinen Grabſtein bezeichnet. Wenn etwas die Wirkung des trefflichen Kunſtwerks beeinträchtigt, ſo iſt es der Ort ihrer Aufſtellung. Um den Platz, der als Marktplatz benutzt wird, frei zu halten, hat man die Statue nicht in deſſen Mitte geſtellt, ſondern dieſelbe hart an die Kirche gerückt, deren graue Mauerfarbe einen ſchlechten Hintergrund für das hellglänzende Metall bildet, während zugleich die fahle Architekturmaſſe die ſtattlichen Verhältniſſe des Kunſtwerks zuſammendrückt. Man ſagte mir, daß aus dieſen und andern Gründen vorgeſchlagen ſei das Standbild am Eingange des Parks aufzuſtellen, und ich weiß nicht, ob dies nicht in vielem Betrachte vorzuziehen geweſen wäre.

„Von Deutſchen aller Lande," lautet die Inſchrift auf dem grünlichen Marmor des

Sokels. Und in der That haben nicht nur die im Vaterlande wohnenden, ſondern auch die in England, Frankreich und Amerika lebenden Deutſchen ihre Beiträge geſendet zur Errichtung dieſes Denkmals des großen Weltbürgers. Bekanntlich waren es die Freimaurerlogen von Weimar und Darmſtadt, welche vor ſieben Jahren am hundertjährigen Geburtstage Herder's den Aufruf zur Subſcription veranlaßten. Am 25. Auguſt 1848 wurde das Denkmal eingeweiht, bei welcher Gelegenheit Herder's Prometheus, mit den dazu von Franz Liſt verfaßten muſikaliſchen Kompoſitionen, am Vorabende der Feier aufgeführt wurde.

In derſelben Kirche, welche die Aſche Herder's birgt, ruht auch die Herzogin Amalie. Ein ſchlichter Marmorſtein in der Nähe des Hauptaltars bezeichnet die Stätte. Aber was bedarf es mehr als des Namens „Anna Amalia"

um daran zu mahnen, daß an diesen einfachen Stein sich die Erinnerung unsterblichen Ruhmes knüpft.

Weimar, 12. Mai 1851.

In Mitten des älteſten, nördlichen Stadttheils liegt die Jakobskirche, von einem breiten viereckten Platze, dem alten Stadtkirchhofe, umgeben. Dieſer älteſte Friedhof der Stadt umſchließt viele ihrer bedeutſamſten Erinnerungen. Da ſteht in Stein gehauen an der Südwand der Kirche, ſein Käppchen in der Hand, der alte ehrenfeſte Lucas Cranach, „der Erſte," wie ihn die Inſchrift nennt, zum Unterſchiede von ſeinem gleichfalls in der Malerkunſt ausgezeichneten Sohne; neben ihm die Denkſteine zweier Kunſtgenoſſen, der Maler Löber, und „Rath

Kraus," des Freundes von Goethe. Da ruht Bode, der erste Uebersetzer Sterne's und Goldsmiths, Fielding's und Montaigne's, der Verleger von Lessing's Dramaturgie und der fröhliche Genosse von Goethe's dramatischer Jugendzeit in Weimar. Nicht weit ab von ihm der heitere Musäus, der Liebling Amalien's und der Weimaraner, die noch jetzt ihren Hauptvergnügungsort, „die Erholung" auf jenem Hügelgarten an der Ilm besitzen, in dessen Mitte einst des heitern deutschen Märchenerzählers Sommerwohnung lag. Herder's Gattin schläft hier in einem der Erbbegräbnisse an der Kirchhofsmauer, getrennt von ihrem Gatten, dessen Gebeine jene Steinplatte in der Hauptkirche deckt, und die Namen Charles Gore und Mounier erinnern gleichfalls an vielgenannte Personen aus Weimars glänzendster Zeit.

Aber was wollen alle diese Namen besagen gegen den einzigen, dessen Gedächtniß für ewige

Zeiten an dieſen Platz und an jenes alte verfallene Grabgewölbe ſeiner Umfangsmauer geknüpft bleibt, gegen den Namen Schiller!

Heute vor 46 Jahren war es, als ſie ihn hierhertrugen. Es iſt eine traurige Erinnerung, die Erinnerung an dieſe Nacht des 11—12 Mai 1805. Die Beſchreiber der Merkwürdigkeiten Weimars gehen ſcheuen Fußes an ihr und an der Stätte dieſes Kirchhofs vorbei; denn ſie iſt ein dunkler Fleck in der Geſchichte Weimars und — des deutſchen Volkes. Ich habe mich fleißig umgethan, die genaueren Umſtände dieſer Nacht und der darauf folgenden Ereigniſſe zu erkunden. Das einzige Blatt, welches damals Weimar beſaß, ein „Wochenblatt" für Bekanntmachungen aller Art bringt unter der Rubrik: „Beerdigte bei der Stadtgemeinde" folgende Anzeige:

„Den 12. Mai Nachts 1 Uhr wurde der in ſeinem 46ſten Lebensjahre verſtorbene Hochwohlgeborne Herr C. Fr. von Schiller, F. Sächſ.

Meiningenſcher Hofrath, mit der ganzen Schule, erſter Klaſſe in das Landſchaftsklaſſen-Leichengewölbe beigeſetzt, und Nachmittags 3 Uhr des Vollendeten Todtenfeier mit einer Trauerrede Sr Hochwürdigen Magnifizenz des Herrn Generalſuperintendenten Vogt in der St. Jakobskirche begangen, und von der Fürſtlichen Kapelle vor und nach der Rede eine Trauermuſik aus Mozarts Requiem aufgeführt *)."

Das iſt Alles was ſich von unmittelbaren gleichzeitig gedruckten Weimariſchen Zeugniſſen über Schiller's Beſtattung auffinden läßt. „Von der Beerdigung laß mich ſchweigen!" ſchrieb ein Jahr ſpäter der liebenswürdige Heinrich Voß an einen Freund, „und ſo auch von den Worten des Redners, die — Worte waren **)." Noch

*) Weimariſches Wochenblatt des Jahres 1805. N. 39 vom 15. Mai, S. 164.

**) Mittheilungen über Goethe und Schiller, in Briefen von H. Voß. S. 53 u. 70.

im Jahre 1825 meldete jedoch ein „Führer durch Weimar und seine Umgebung," daß „Weimars Stolz, der unvergeßliche Friedrich von Schiller, auf dem Jakobikirchhofe ruhe, woselbst er standesmäßig in einem der schönsten Gewölbe beigesetzt worden sei." „Standesmäßig!" nämlich als „Fürstlich Sachsen-Meiningenscher Hofrath," wie die einzige Kategorie lautet, unter welcher der „Stolz Weimars" in der gleichzeitigen Weimarischen Journalistik erscheint! —

Was ich aus andern mündlichen und gedruckten Mittheilungen über dieses standesmäßige Begräbniß in Erfahrung gebracht habe, ist Folgendes.

Der treue Heinrich Voß war derjenige, welcher in der Todeskrankheit Schiller's, wie in den furchtbaren Stunden, welche seinem Hinscheiden folgten, der unglücklichen Familie tröstend und helfend zur Seite stand. Goethe war durch eigene Krankheit an das Zimmer gefesselt,

der Hof, wie es scheint, gerade in diesen Tagen von Weimar abwesend. Heinrich Voß war es auch, der einen tieferen Einblick gethan in die bedrängte ökonomische Lage, in welcher sich die Hinterlassenen des größten deutschen Dichters befanden. Wiederholte Krankheiten hatten die vorhandenen Mittel fast aufgezehrt, und zugleich den Gelderwerb durch poetische Produktion gehindert. Ein Zug für alle mag dies bestätigen. Voß war es, der dem entschlafenen Freunde den Sarg zu bestellen übernahm. Der Tischlermeister Eichenhauer, an den er sich wendete, versprach alle seine Kunst aufzubieten, um das letzte Haus des großen Dichters würdig herzurichten. Da mußte ihm Voß gestehen, daß die Verhältnisse des Verstorbenen die größte Sparsamkeit geböten, und so ward ein ganz gewöhnlicher Sarg gefertigt, dessen Preis die Summe von drei Thalern nur um wenige Groschen überstieg! Dieser Umstand sollte von Wichtigkeit werden für das

Geſchick der geweihten Reſte, welche der Sarg umſchloß.

In der Nacht vom 11—12 Mai ſollte Schiller begraben werden. Hatte ſchon am Todestage des Dichters nur die Weigerung der Sängerin und Schauſpielerin Jagemann-Heigendorf, an dieſem Tage die Bühne zu betreten, es verhindert, daß in dem Weimariſchen Schauſpielhauſe, ruhig als ob nichts vorgefallen ſei, irgend eine gewöhnliche Komödie geſpielt werde*), ſo war es jetzt der thätigen Energie eines einzigen Mannes vorbehalten, eine noch größere Unwürdigkeit von Weimar abzuwenden. Es war damals in der Stadt Sitte, daß zu den meiſten Begräbniſſen, welche ohne beſondere Auszeichnung ſtattfanden, die Träger von einer der verſchiedenen Zünfte zum Dienſt geſtellt

*) Vgl. Album des Literar. Vereins in Nürnberg 1844. S. 12.

wurden. Diesmal war die Reihe an der Zunft der Schneider, welche, das Bahrtuch mit den Insignien ihres Handwerks geziert, Schillern zu Grabe bringen sollten. Der noch lebende Hofrath und Bürgermeister Schwabe, damals Mitbewohner des Schiller'schen Hauses trat am 11. Mai Abends, als es bereits zu dunkeln begonnen hatte, in die Hausflur der Schiller'schen Wohnung. Da lag der große Dichter vor ihm in seinem schlechten Sarge. Der treue Diener Rudolf, neben dem Sarge auf einem Schemel zusammen gekauert, weinte still und allein bei dem verehrten Todten. Eine einzige Kerze beleuchtete vom Geländer der Treppe aus die ergreifende Scene. Da erwachte in der Brust des Mannes ein Gefühl der Empörung und schmerzlichen Scham. Er eilte in eine Gesellschaft, wo er mehrere Freunde Schiller's versammelt wußte, um sie aufzufordern, die heiligen Reste wenigstens nicht von gemietheten Händen

hinaustragen zu laſſen zu ihrer Ruheſtätte, ſondern ſelbſt dies Ehrenamt zu übernehmen. Seine Worte fanden Gehör. Eilf Männer, unter ihnen der Maler Jagemann, Stephan Schütze, Hofrath Helbig und Heinrich Voß folgten ihm zu der Stätte der Trauer. Es war die höchſte Zeit, denn ſchon hatten ſich dort auch mehrere der gedachten Träger eingefunden. Schwabe befriedigte ihre Forderungen und entband ſie ihrer Pflicht. Oben aber war noch daſſelbe Bild von einer einzigen Kerze beleuchtet: Schiller im Sarge, neben ihm der Diener. Die Angekommenen ſchloſſen den Sarg, brachten ihn auf die Bahre und traten mit ihr auf den Schultern hinaus in die ſchweigende Nacht. „Kein feierlicher Kondukt empfing die Begrabenden. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich, die Straßen menſchenleer. Wer hin und wieder durch irgend ein Leiden ſchlaflos erhalten war, konnte jetzt aus den ein-

sachen Tönen eines Glöckleins bemerken, daß Jemand nach dem Ziele irdischer Laufbahn gebracht werde, ohne darum zu wissen, daß es dem Dichter der Glocke zu Grabe läute." „Auf dem Markte angekommen," so erzählt das Album weiter, „wurde von den Trägern etwas angehalten, um zu wechseln. Zwei Fackeln spendeten das nöthige Licht, zu spärlich noch, um eine, eben aus der Seitenstraße tretende, tief in den Mantel gehüllte männliche Gestalt erkennen zu lassen. Sie folgte den Trägern in immer gleich weiter Entfernung nach dem Kirchhofe. Hier angelangt traten diese zu dem geöffneten alten Kassengewölbe, einer großen feuchten Todtengruft. Mit Hülfe des harrenden Todtengräbers wurde der Sarg zu den zehn bereits früher hier eingesenkten gestellt. Da wurde jene hohe männliche Gestalt an der Wand des Kirchhofs wieder sichtbar, und tiefer, lang verhaltener Schmerz wand sich schluchzend los. Die zwölf Träger

beteten ein ſtilles Vaterunſer und der Riegel der eiſernen Fallthüre verſchloß die Kammer des Todes. Wer jener einzige Begleiter des Sarges geweſen, iſt erſt ſpät bekannt geworden. Die Vermuthung nannte damals neben andern auch Goethe; Froriep im Schilleralbum dagegen Schiller's Schwager von Wollzogen.

Mehr als zwanzig Jahre verfloſſen. Die Stimmen, welche gleich nach dem Tode Schiller's in Zeitſchriften zur Errichtung eines Denkmals aufgefordert hatten, waren erfolglos verhallt. Nur der brave Schwabe Dannecker hatte die Marmorbüſte ſeines Jugendfreundes auf eigene Hand vollendet. Als die Söhne Schiller's dieſelbe für 200 Dukaten ankauften und ſie der Bibliothek von Weimar zum Geſchenk machten, veranlaßte dieſer Umſtand den genannten Bürgermeiſter Hofrath Schwabe, „einen Blick in die lange verſchloſſenen Räume des Kaſſengewölbes zu thun, um den Schädel

Schiller's als theure Reliquie ſich herauszuholen."

Aber welch' ein Anblick bot ſich ſeinen Augen dar! Die dreizehn übereinander geſtellten Särge waren größtentheils zerquetſcht oder auseinander gefault, ihr Inhalt bildete einen wüſten Haufen nackter, vermoderter Gebeine — —

Zunächſt galt es den Schädel zu ermitteln, welcher der Sitz des gewaltigſten Geiſtes geweſen. Schwabe ließ ſämmtliche Schädel, eilf an der Zahl, in ſeiner Wohnung aufſtellen und eine Einladung ergehen an ſämmtliche Bewohner Weimars und der nächſten Umgegend, welche Schillern perſönlich näher geſtanden. Er führte ſie einzeln zu den der Reihe nach aufgeſtellten und mit Nummern verſehenen Schädeln, und ließ ſie ihr Urtheil ſchriftlich abgeben, ohne daß eine der ſo unterſuchenden Perſonen nachher mit der anderen ſprechen konnte. Das Reſultat war überraſchend. Alle abgegebenen Erklärungen be-

zeichneten einſtimmig ein und dieſelbe Nummer als Schiller's Haupt. Ganz zuletzt noch langte von Jena Schiller's früherer Diener, der Muſeumsſchreiber Färber, an. Auch ſeine Stimme fiel mit den früheren zuſammen. „Der Schädel Schiller's," rief er aus, „muß alle ſeine Zähne haben, bis auf einen Backenzahn, den ſich der Verſtorbene in meiner Gegenwart ausziehen laſſen." Und auch dies Zeichen traf zu, ſo wie ein anderes von Goethe angegebenes, der Schiller's Haupt an den horizontal gereiften Zähnen erkannte.

Eine ſchwierigere Arbeit war es, die übrigen Reſte herzuſtellen. Der Proſektor Schröter von Jena erhielt dieſen Auftrag. In großen Körben wurden die ſämmtlichen Gebeine des Grabgewölbes nach der Bibliothek geſchafft, und dort in ihren untern Räumen gelang es endlich, den erſten Wirbelknochen aus dem wüſten Chaos dem Schädel einzufügen. Damit war das

Schwierigſte überwunden. Bald lag die ganze mit ihren über das gewöhnliche Maaß hinausreichenden Armen, bis auf einen einzigen Armknochen, der nicht mehr zu ermitteln war, vollſtändig hergeſtellt beiſammen. „Oftmals zeigte mir mein Freund, der Proſektor Schröter“ (ſo erzählte mir ein noch lebender Augenzeuge) „Schiller's Schädel, und erklärte mir, ihn mit den andern zuſammenhaltend, die ganze Herrlichkeit dieſes unvergleichlichen Baues. Namentlich waren es, außer der ſchön geſchwungenen Form im Allgemeinen, die Klarheit der Umriſſe an den hinteren Partien, welche einer ſchön gezeichneten Landkarte gleichend immer wieder Schröter's Bewunderung erregten, und eine Klarheit und Schärfe zeigten, gegen welche gehalten die Zeichnung der andern Schädel wüſt und verſchwommen erſchien.“

Längere Zeit barg ein Schrank in dem Poſtamente der Dannecker'ſchen Büſte auf der Bibliothek zu Weimar Schiller's Haupt. Jetzt

befindet sich dort nur ein Gypsabguß desselben. König Ludwig war die Veranlassung, daß der Schädel des von ihm so hoch verehrten Dichters nicht länger von den übrigen sterblichen Resten getrennt wurde. Er sprach sein Gefühl, das ihn in dieser Trennung eine Entheiligung sehen ließ, so stark aus, daß Karl August den Befehl gab, den Schädel zu den übrigen Gebeinen Schiller's zu legen, welche seit dem 17. November 1827 in der Fürstengruft ruhen. Ein Briefkouvert, von Goethe eigenhändig beschrieben, enthält die Schlüssel zu der Lade, welche Schiller's Gebeine umschließt. Man zeigte es uns auf der Bibliothek unter anderen Reliquien.

Ein Menschenalter nach Schiller's Begräbnißnacht schrieb der Medizinalrath Ludwig Friedrich Froriep in das Schilleralbum: „Als die Hülle des großen Geistes in der Mitternachtstunde vom 11. auf den 12. Mai von einigen jungen Gelehrten und Künstlern zur Ruhe ge-

Bayerische Staatsbibliothek München

tragen wurde, waren ich und ein mir Unbekannter die Einzigen, welche dem Sarge folgten — **ich begreife noch jetzt nicht, wie das so kommen konnte!**"

„Wie das so kommen konnte?! Die Antwort auf dieſe Frage des braven Froriep gäbe Stoff zu einem langen Kapitel. Heute nur ſoviel: Dreißig Jahre nach Schiller's Tode wäre dergleichen auch in einer kleinen Stadt Deutſchlands nicht möglich geweſen. Unmittelbar bei ſeinem Tode war eine ähnliche Stumpfheit und Vernachläſſigung nur in einer **großen** Stadt eine Unmöglichkeit. Man denke ſich einen Schiller ſterbend in Paris, ja ſelbſt in Wien, oder Berlin. Große Städte erzeugen nicht nur große Laſter, auch die Aufſchwünge der Erhabenheit, eine Volkstrauer am Sterbehauſe Mirabeau's und ähnliches ſind nur möglich in einem **Lebensmittelpunkte**, wo ſchon die große **Menſchenvereinigung** die

Leidenſchaften und ihren Ausdruck zu erhabener Größe ſteigert.

Goethe, der maßvollſte der Menſchen, nie maßvoller als im Klagen und Anklagen, hat doch ſeiner Zeit die ganze Schmerzempfindung über Schiller's Geſchick zuſammengedrängt in jene anklagend mahnenden Worte:

Drum feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

Weimar, 19. Mai 1851.

Die Weimarische Oper von Liszt geleitet, hat mir schon manchen Genuß gewährt, aber keinen der sich mit dem Eindrucke vergleichen ließe, welchen ich gestern durch die Aufführung des „Lohengrin" empfangen habe.

Wagner's Lohengrin ist eine Schöpfung, in welcher das dramatische Gedicht der musikalischen Komposition ebenbürtig ist. Verlassen, wie es die Oper ist von den Dichtern der Gegenwart, ist dem Schöpfer des Lohengrin und des Tannhäuser nichts Anderes übrig geblieben, als die

beiden bisher getrennten Rollen des Dichters und des Komponisten selbst zu übernehmen. Und so soll es sein. Die Zeichnung gehört so gut zum Maler wie die Farbe. Die Trennung, wie sie bisher bestanden, wird darum noch nicht aufhören. Es ist überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Aber das hat diese Trennung denn doch bewiesen, daß eine spezifisch musikalische Begabung leider die Möglichkeit nicht ausschloß, daß ein so Begabter ohne alle Einsicht in das Wesen des Drama, ja ohne alles Gefühl für das Wesen des Poetischen, d. h. des menschlich Wahren und Schönen sein kann.

Der Text des Lohengrin ist wirklich ein Gedicht, ein Drama, ein poetisch einheitliches Kunstgewebe, das auch ganz abgesehen von der musikalischen Bearbeitung und Ausstattung, auf den Rang eines selbständigen Kunstwerks Anspruch machen darf. Darum verlohnt es sich,

davon mit Ernſt zu reden, während ein Eingehen auf die Strumpfwirkerei ordinairer moderner Opernterte wie Robert der Teufel und Comp. eine Thorheit wäre.

Wagner hat ſich mit ſeinem Lohengrin auf den Boden der mittelalterlichen chriſtlichen Sage und ihrer myſtiſchen Symbolik geſtellt. Lohengrin, der Sohn König Parzivals, iſt Ritter des heiligen Grales von Montſalvat, jenes in einer Edelſteinſchale aufbewahrten Blutes Chriſti, das in der Sage wiederum als eine göttliche Macht, als Mittelpunkt und Herrſcher eines göttlichen Reiches auf Erden perſonificirt erſcheint. Als Mitglied dieſer göttlichen Ritterſchaft iſt Lohengrin ſelbſt göttlicher Natur, frei von Sünde und Fehle, unäuſchbar durch das Böſe und ſeinen Trug, unbeſiegbar und unſterblich, ſo lange er im Dienſte des Grales verharrt, ein Gott, kein Menſch. Dieſe myſtiſch-ſeraphiſche Ritterſchaft denkt und fühlt, will und handelt nur wie, wo

und wann der Gral es verlangt, der ſie zu ſeinem Dienſte auf Abenteuer entſendet und mit göttlichen Miſſionen betraut. Die Bedingung aber, an welche ſich dieſe göttliche Ausſtattung der Ritter des Grales knüpft iſt das Geheimniß. Kein Menſch darf erfahren, wer und woher ſie ſind, denn das Wiſſen zerſtört das Wunder. Der Laie darf den Prieſter nicht begreifen, weil er, der Prieſter, ſonſt ſeines Gleichen wird. Die Gralsſage gehört dem kindlichen Alter der chriſtlichen Menſchheit an, und man weiß, daß Kinder die Wahrheit reden, auch ohne zu wiſſen, daß ſie es thun.

Elſa, die Königstochter, Erbin von Brabant, iſt angeklagt von ihrem Vaſallen, Friedrich von Tellramund: ihren eignen jüngern Bruder heimlich umgebracht zu haben, um ſich den Weg zum Throne und zur Heirath mit einem niedern Geliebten zu bahnen. Die Anklage iſt falſch, aber Tellramund führt

ſie in gutem Glauben. Er weiß nicht, daß ſein eignes Weib, des heidniſchen Frieſenfürſten Radbod Tochter, die ſtolze, herrſchbegierige Ortrud, nach Elſa's Krone für ihren Gatten verlangend, ſelbſt den Bruder Elſa's durch heidniſche Zauberkunſt in einen Schwan verwandelt hat. Er glaubt, was ihm ſein Weib, eine Art Lady Macbeth, zugeſchworen, daß ſie ſelber Zeuge geweſen ſei von Elſa's Brudermorde. Er glaubt es um ſo lieber, weil auch ſein Herz, wie Macbeths, vergiftet iſt durch ſeines Weibes Ehrgeiz, der ihm die Krone von Brabant geweiſſagt hat. In dieſem Glauben bringt er ſeine Klage an bei Heinrich dem Finkler, Deutſchlands König, der gekommen iſt die Männer von Brabant zur Heerfolge gegen die Ungarn, des deutſchen Reiches grimme Dränger, zu entbieten. Somit befinden wir uns von der einen Seite auf einem ganz feſten Boden hiſtoriſcher Wirklichkeit. Es handelt ſich um ſehr reale Dinge, um Ermitte-

lung und Beſtrafung eines großen Verbrechens, und um Thron und Leben einer Herrſcherin, ſo wie um die Wohlfahrt und Einigkeit ihres Landes, deſſen Hülfe das deutſche Reich bedarf.

In dieſen geſunden Realismus bricht nun aber ſofort ein myſtiſch romantiſches Element ein. Elſa iſt „traumſelig," oder wie wir ſagen würden ſomnambul. Sie erklärt, daß ſie in dem bevorſtehenden Gerichte, das in jenen Zeiten natürlich ebenfalls keine vernünftig menſchliche Unterſuchung, ſondern nur eine übervernünftige Entſcheidung durch ein „Gottesgericht" ſein kann, ihre Hoffnung einzig ſetze auf einen Ritter, den ſie „im Schlafe geſehen." Ihr Gegner ſeinerſeits erklärt ebenſo: „es ſtehe unter ſeinem Stolz," ſeine Klage „durch ein ander Zeugniß zu bewähren, als durch ſein Schwert." Was iſt in ſolcher Zeit ein Weib, auch das edelſte, ſchönſte und reinſte, gegen ein Schwert und einen ſehnigen Arm, der es führt! Keiner von

Elsa's Rittern und Lehnsmannen wagt es, für sie einzustehen, obwohl sie solchem Kämpfer Hand und Thron verheißt. Da erscheint, nach zweimaligem Hornruf, auf der Jungfrau brünstiges Flehen, von einem Schwane durch der Schelde Fluth gezogen, Lohengrin, der Ritter des Grals. Er ist's, es ist derselbe, den Elsa im Traume gesehen. Er unternimmt und besteht siegreich den Kampf, doch nur, nachdem ihm Elsa zugelobt zu halten, was er zweimal von ihr gefordert:

„Nie sollst Du mich befragen,
Noch Wissen's Sorge tragen
Woher ich kam der Fahrt
Noch wie mein Nam' und Art."

Der Sieger schenkt dem Besiegten das Leben. Ihm selbst wird Elsa's Hand und Krone zu Theil. So schließt der erste Akt.

Elsa ist glücklich. Aber ein Paradies mit einem verbotenen Baume ist keins. Und Lohengrins Geheimniß ist dieser verbotene Baum.

Auf dieſem Punkte ſetzen Ortrud und Friedrich den Hebel ihrer Rache ein. Es iſt nur allzuleicht, den Funken zweifelnden Verdachts, der ſchon in Elſa's Herzen glimmt, zur Flamme anzublaſen, die ſie und ihres Herzens Glück verzehren ſoll. Elſa hat mitleidsvoll ihre Feindin zu ſich aufgenommen, die dieſe Aufnahme aus keiner andern Urſach erfleht, als um die Vertrauende anzureizen, das Verbot Lohengrins zu übertreten. Beim feierlichen Kirchgange zur Trauung klagen, erſt Ortrud, dann ihr Gemahl den Lohengrin an, daß er durch böſen Zaubers Kraft den Sieg gewonnen, und verlangen, daß er zur Widerlegung ſolcher Anklage Heimath, Stand und Namen offenbare. Hier iſt der Kläger offenbar in ſeinem Recht, ſein Pathos iſt ein menſchliches, geſundes. Er glaubt ſeine Ehre verloren zu haben durch ungerechtes Gericht. Wenn er im Vertrauen auf ſeine gerechte Sache den Kampf mit dem wunderbar geſende-

ten Unbekannten, Namenlosen nicht scheute, so darf er jetzt fordern, daß jener sein Geheimniß offenbare. Denn die Wunder des Teufels sind in jener Zeit nicht minder ein Glaubensartikel wie die göttlichen, und wer soll entscheiden, welcher von beiden Mächten der Unbekannte seinen Sieg verdankt?

Hier ist es nun interessant zu sehen, welcher Sophismen das Wunder für sich bedarf. Lohengrin verweigert seinem Kläger die Antwort, indem er das quod erat demonstrandum, das zu Beweisende, für sich voraussetzt:

Nicht Dir, der so vergaß der Ehren,
Hab' Noth ich Rede hier zu steh'n;
Des Bösen Zweifel darf ich wehren,
Vor ihm wird Reine nie vergeh'n.

Aber Tellramund läßt sich so leicht nicht abfertigen. Sehr richtig erwidert er auf jene Ausflucht:

„Darf ich ihm nicht als würdig gelten,
Dich ruf' ich, König hochgeehrt!

Wird er auch Dich unablig ſchelten,
Daß er die Frage Dir verwehrt?"

Lohengrin hat auch hier wieder nur denſelben Sophismus als Antwort:

Ja, ſelbſt dem König darf ich wehren,
Und aller Fürſten höchſtem Rath'
Nicht darf ſie Zweifels-Laſt beſchweren,
Sie ſahen meine gute That.

Aber dieſer einzige letzte Grund gilt ja auch für Elſa. Auch ſie hat ſeine „gute That" geſehen. Und doch ſagt er: Sie ſei die Einzige, der er Antwort geben müſſe, wenn der Zweifel auch ſie bethört habe. Und er hat ſie bethört. Lohengrin ſieht Elſa „in wildem Brüten vor ſich ſtehn." Er fleht zum Himmel, daß er ſie vor „den Gefahren des Zweifels ſchützen möge." Sein Gebet wird vorläufig erhört. Elſa beſchließt die Frage einſtweilen noch zurückzuhalten, weil ihre Beantwortung vor aller Welt dem Geliebten Gefahr bringen möchte. Dafür aber zweifelt ſie nicht, daß er ihr, ſeinem Weibe, im Gehei-

men die Antwort vertrauen werde, die sie ihm öffentlich abzufordern scheut. So geht sie mit ihm zum Altare, das Vertrauen auf den Lippen, des Zweifels nagende Wißbegier im Herzen. Und so gewaltig ist bereits des letztern Macht in ihr, daß sie Mitleid zu fühlen beginnt mit ihrem Feinde. Tellramund vom Könige und den Edlen um sein gutes Recht gekürzt, von Lohengrin, den er für einen Zauberer hält, verachtet, von aller Welt verlassen und verstoßen, greift jetzt zum letzten Mittel, seine Ehre herzustellen und den Betrüger zu entlarven. Wo Recht verweigert wird, da wird Gewalt ein Recht. Sein Weib, die zauberkundige Ortrud hat ihm gesagt: des Zaubers Kraft werde von Lohengrin weichen, und die Wahrheit an den Tag kommen, gelinge es nur, ihm das kleinste Glied, nur des Fingers Spitze zu entreißen. Dazu ihm zu verhelfen, beschwört er Elsa in einem unbewachten Augenblicke, und Elsa — sagt nicht ja, aber auch nicht nein.

Befänden wir uns nicht auf dem Boden des Wunders, alſo auf dem Boden des Widerſpruchs, ſo müßten wir vor Allem fragen: wie kommt es, daß Lohengrin, vor dem, als Ritter des Grales, wie er ſelber von ſich rühmt, „kein Trug des Böſen beſtehen kann," dennoch den unſchuldigen Tellramund als einen ehrloſen Verbrecher behandelt, während er doch wiſſen muß, daß dieſer in ſeinem Rechte zu ſtehen glaubt, und Ortrud allein des Truges und Verbrechens ſchuldig iſt? Aber wie geſagt, der Widerſpruch gehört weſentlich zur Natur des Wunders und des Wunderglaubens. Vor dem Wunder kann die Vernunft, vor dem Wunderglauben darf das Recht nicht beſtehen, und ſo muß das einzig wahrhafte, menſchlich berechtigte Pathos, und mit ihm die Perſon ſeines Trägers Tellramund jener myſtiſchen Vorausſetzung geopfert werden. Ein bedeutungsvoller Fingerzeig für die Poeſie des modernen Drama's. Der Widerſpruch und

seine Willkür zeigen sich weiter auch darin, daß der Glaube in diesem Gedichte absolut an die Werke geknüpft erscheint. Nur Elsa hat ihr früheres Traumgesicht für sich; die Andern, König, Edle, Volk glauben nur was und weil sie sehen, und ohne die Möglichkeit des böſen Zaubers zu bestreiten, entschieden sie rein willkürlich nach dem Scheine und nach dem Worte dessen, der sich als Gottgesandten ankündigt.

Elsa allein erscheint, neben Tellramund, von ächt menschlichen Mächten des Gemüths bewegt und bestimmt. Es ist wundervoll poetisch und menschlich wahr, daß gerade sie, die alle mögliche Ursache hat, an ihren Geliebten und Retter zu glauben, jenem willkürlichen Glauben fremd und fern bleibt. Ihr hilft es nichts, daß ihr ein Traumgesicht den Retter vorhergezeigt, daß dieses Gesicht sich erfüllt hat, nichts, daß er in ihrer Sache gesiegt und sie vor Schmach und Tod errettet, nichts, daß er sie, daß sie ihn

liebt, denn eben weil ſie liebt, weil ſie ſich ganz ihm hingiebt „mit Allem was ſie hat und iſt,“ erſehnt, verlangt ſie Gleiches vom Geliebten. Denn Liebe iſt Offenbarung, nicht Geheimniß, ſie iſt Nichts, ſie gewährt Nichts, wenn ſie nicht Alles gewährt und iſt. Elſa liebt menſchlich, denn ſie liebt. In ihrem menſchlichen Fühlen und Lieben allein tritt das moderne Element der Weltanſchauung des Dichters zu Tage. Elſa fühlt, ohne es zu ſagen, daß ſie kein göttliches, daß ſie nur ein ihr gleiches Weſen lieben, daß nur aus ſolcher Liebesverbindung zweier Gleichen Glück und Harmonie hervorgehen kann. Darum verlangt es ſie, von ihm zu wiſſen, wer der Geliebte iſt. Denn wenn ſie es durch ihn, durch ſeine Liebe weiß, ſo hört für ſie die letzte Kluft der Trennung auf.

Die Ausführung dieſer Gedankenreihe erfolgt in der erſten Abtheilung des dritten Aktes.

Der Gesang des Brautliedes, unter dessen bezaubernden Klängen Lohengrin und Elsa das Brautgemach betreten haben, ist noch nicht verhallt, als Elsa schon an ihres Gatten Brust geschmiegt, unter dem Geständnisse höchster Beseeligung durch ihrer Liebe Glück, den Schmerz ausspricht, daß sie den Namen nimmer kennen soll, bei dem sie jetzt und immerdar so gerne ihr Höchstes, Liebstes nennen möchte. Es folgt hier im Gedichte eine Scene, die an Schönheit sich dem Besten aller Poesie zur Seite stellen mag, eine Scene, in welcher, gesteigert durch den Moment der nahenden Erfüllung heiligster Liebessehnsucht, die Liebe des Weibes, die des geliebten Mannes ganzes Selbst für sich besitzen will, die ganze Tonleiter der Empfindung, vom sanften Schmerze und leisem Vorwurfe zum süßesten Schmeicheln und sehnendem Dringen bis hinauf zur immer steigenden Leidenschaft erschöpft, zu einer Leidenschaft, die endlich in der schmerz-

lichen Trunkenheit der Verzweiflung an das Einzige, Letzte, noch Ungewährte Liebe und Glück und Alles setzt, weil jenes Letzte, Einzige, ihr als Alles erscheint. Und hätte Wagner nichts gedichtet als das Liebesgedicht dieser Nacht und seine herzerschütternde Tragik, er dürfte zu den wahren Dichern der Liebe zählen, so viele ihrer je seit Sophokles des Dämon Eros Macht gesungen. Ich müßte die ganze Scene hier abdrucken lassen, wollte ich dem Leser eine Vorstellung davon geben, mit welcher Tiefe des Gefühls und mit welcher Feinheit in einander greifender Motivirung Elsa das liebende Weib bis zu dem Punkte getrieben wird, wo sie die verhängnißvolle Frage ausspricht. In dem Augenblicke, wo dies geschieht, stürzt plötzlich Tellramund, gefolgt von vier brabantischen Edlen, seinen Anhängern, in das Gemach, um sein Vorhaben auszuführen. In diesem Momente, wo sie das eigne Vergehen gleichsam im Spie-

gel des hereinstürzenden Verbrechens erblickt, wird Elsa wieder ganz nur gläubig dienendes Weib. Sie reicht mit Hast dem waffenlosen Lohengrin das abgelegte Schwert, mit welchem er seinen Gegner erschlägt. Dann verläßt er die ohnmächtig niedersinkende Gattin, um seine That vor des Königs Gericht zu vertreten, und zugleich vor ihm und allen Edlen von Brabant die Antwort auf Elsa's verhängnißvolle Frage zu geben. Er vollführt Beides, und derselbe Schwan, der ihn herbeigezogen, entführt, vom Gral gesendet, ihn wieder in des Grales Reich; die verzweifelnde Gattin aber mag es wenig trösten, daß Lohengrin vor seinem Scheiden ihren verloren geglaubten Bruder entzaubert und ihn dem Lande als Herzog von Brabant zurückgiebt. Sie stirbt in den Armen des Wiedergefundenen vor Schmerz über den Verlornen, der in seinem Wundernachen, von des Grales Taube gezogen, den Blicken entschwindet.

So wenig ich erwarten darf, daß das prosaische Gerüst dieser trocknen Exposition dem Leser auch nur einen entfernten Begriff geben könne von der Schönheit des dramatischen Gedichts, ebenso wenig darf der Leser verlangen, daß ich jetzt die musikalische Kunst des zwiefach schöpferischen Dichters aufzuzeigen versuche, mit welcher derselbe seiner Wortzeichnung die Farbenpracht und Fülle des tönenden Lebens verliehen hat. Denn dies ist bereits von dem berufensten Meister, von Franz Liszt in einer Vollendung geschehen, die in dieser Gattung musikalisch-poetischer Dramaturgie unter dem literarisch Vorhandenen wenig ihres Gleichen haben dürfte. Der Genius, der auch diese Schöpfung eines kunstverwandten Meisters mit jener anerkennenden und hingebend thätigen Liebe, die wir an ihm kennen, und die allein den höchsten Werth auch des Künstlergenius ausmacht, in das volle Leben der Darstellung eingeführt hat, — er hat

auch, mit dieſem künſtleriſchen Liebesdienſte nicht zufrieden, allen denen, welche das neue Werk Wagners gehört oder nicht gehört, zum poetiſch muſikaliſchen Verſtändniſſe und Genuſſe deſſelben den Weg gebahnt. Niemand, der Liszt's Aufſatz über Wagner's Lohengrin in der Illuſtrirten Zeitung geleſen, wird das Geſtändniß zurückzuhalten vermögen, daß dem Verfaſſer ſeine Aufgabe vollſtändig gelungen ſei, und daß wir in jener Abhandlung das Muſter der Dramaturgie eines muſikaliſchen Drama's vor uns haben.

Mir bleibt hier nur noch zweierlei übrig. Einmal den poetiſchen Kernpunkt des dramatiſchen und zwar des tragiſchen Konflikts einer genaueren Prüfung zu unterziehen, und zweitens nach dieſer kritiſch-polemiſchen Betrachtung ein aufrichtiges Bekenntniß des unmittelbaren Eindrucks abzulegen, welchen dieſe Dichtung bei ihrer Aufführung auf mich gemacht hat. Vielleicht

iſt die kritiſche Kälte der erſtern Betrachtungsweiſe geeignet, für die Begeiſterung Verzeihung zu erwerben, welche ich als Reſultat jenes unmittelbaren Geſammteindrucks hiermit im Voraus bekennen will. In einer Zeit und einem Volke, wo das Goethe'ſche:

„Schlagt ihn todt, den Hund, er iſt ein Recenſent!"

wohl mit größerem Rechte in ein: „Schlagt ihn todt — er iſt ein Enthuſiaſt!" umgewandelt werden könnte, mag es nicht ganz unräthlich erſcheinen, ſich auf die oben bezeichnete Weiſe den Rücken zu decken. —

Zunächſt alſo: Der Konflikt und ſeine Löſung.

Das Mährchenhafte, Wunderbare, die Transzendenz mit einem Worte, iſt die Vorausſetzung des Gedichts. Dieſen ſeinen Grund und Boden dürfen wir ihm nicht entziehen, ohne es ſelbſt zu vernichten. Aus dieſem Boden entſpringt das

Symbolische, in welchem die Blüthe des rein menschlichen Denkens und Empfindens, wie der Keim im Fruchtkerne, noch unentfaltet beschlossen ruht. Dies ist die poetische Achillesferse des Drama's. In einen Zusammenhang rein menschlicher Vorgänge, Handlungen und Motive ist mit dem Helden Lohengrin ein übermenschliches, romantisch transzendentales Wesen hineingesetzt. Das kann keine gute Ehe geben; diese disparaten Elemente können sich nicht durchdringend und dauernd vereinen, sondern nur äußerlich und momentan verbinden, und der trennende Riß wird für unser menschliches Empfinden zu einer grellen Disharmonie, zu einer Ungerechtigkeit, zu einem Aristotelischen μικρόν, weil ein ewiges Gesetz der Natur verletzt wird. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß jede Transzendenz, daß alles Uebermenschliche zugleich ein Grausames, Unmenschliches ist, so hätte ihn Wagner in seiner Dichtung geführt. Die Sprache ist hier,

wie ſo oft, verrätheriſch offenbarend. Sie verräth, ſie enthüllt die Wahrheit durch den Mund deſſelben Menſchengeſchlechtes, das dieſe Wahrheit ſo oft, Jahrtauſende lang, verläugnet. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß in der Sprache aller Völker Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit Begriffe ſind, die ſich decken. Unmenſchlich aber iſt nicht nur, was in der Wirklichkeit unter der menſchlichen Natur ſteht, ſondern auch das, was der Menſchengeiſt ſich über dieſe menſchliche Natur hinaus in phantaſtiſcher Abſtraktion zu bilden verſucht. Darin liegt das Geheimniß aller göttlichen Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit. Der Menſchengeiſt, der es unternimmt, in einem menſchlich vorgeſtellten zur Uebermenſchlichkeit geſteigerten perſönlichen Weſen die Schranken der menſchlichen Natur und ihrer Eigenſchaften zu vernichten, wird nothwendig zu einem Widerſpruche getrieben, den er wieder nur durch einen zweiten ſcheinbar aufzuheben vermag. Es iſt

längſt ein offenbares Geheimniß, daß die ſtrenge Gerechtigkeit die Gnade ausſchließt. Jede Religion erkennt dieſen Widerſpruch bei der andern, während ſie ihn bei ſich ſelbſt überſieht. Es iſt die alte Geſchichte vom Splitter und Balken.

Mahadöh, der Herr der Erde, weiß es, daß er „Menſchen menſchlich ſehen muß," wenn er ſtrafen oder lohnen will. Lohengrin, der Ritter des heiligen Grales, weiß es nicht. Lohengrin iſt ein Halbgott, und kommt als ſolcher zu Menſchen, er ſieht Menſchen göttlich. Als Ritter des Grales und durch den Gral beſitzt er ſeinen Glauben:

„Selig reinſter Glaube
Ertheilt durch ihn ſich ſeiner Ritterſchaft."

Und wie er ſeinen Glauben von Außen hat, ſo iſt auch ſein Wille nicht der ſeine, ſondern ein von Außen beſtimmter. Als Ritter des Grales iſt er ausgerüſtet mit überirdiſcher Macht. An ihm iſt „jedes Böſen Trug ver-

loren," er hat alſo nicht das geringſte Recht, ſich ſeines Glaubens an Elſa's Unſchuld zu rühmen, und ihr dieſen ſeinen Glauben im Gegenſatze zu ihrem Zweifel ſtrafend vorzuhalten. Er iſt ja im ungeheuerſten Vortheil gegen ſie! Er *glaubt*, weil und was er durch überirdiſche Gabe der Einſicht *weiß*, während er von ihr verlangt, daß ſie an ihn als an einen Gott geſandten unwiſſend glauben ſoll. Gläubig, allwiſſend, tugendſam und ſieghaft ohne ſein Verdienſt, göttlich und menſchlich zugleich, die Ehre des Gottes zugleich mit dem vollen Genuſſe des menſchlichen Glücks, als Geliebter, Gatte, Fürſt und Heeresherrſcher in Anſpruch nehmend, iſt er der verkörperte Widerſpruch, die perſonifizirte Romantik. Nichts iſt ſein Verdienſt, und Alles wird ihm zu Theil; er hat kein Pathos, als das abſtrakt egoiſtiſche ſeines unerforſchbaren göttlichen Geheimniſſes, und er fühlt ſo wenig menſchlich mit Menſchen, daß er gerade von

menſchlicher Schwäche jenes Höchſte fordert, das er ſelbſt nur als Gott durch übermenſchliche Begabung zu leiſten vermag. Und — als er nun die Erfahrung macht, daß Menſchen Menſchen ſind, als er ſie an der Geliebten, bei einem ſo kleinen, ſo natürlichen, ſo menſchlichen, ſo liebenswürdigen, ſo in der innerſten Natur des Weibes begründeten Fehltritte derſelben macht, bei einem Fehle, der dies nur iſt durch eine abſolut willkürliche, aller Vernunft und Menſchlichkeit widerſprechende Annahme der alten Dichtung, durch die Annahme, daß das Gute („der Segen des Grals") die Enthüllung nicht verträgt — da, ach es iſt ein Jammer! wirft der Dichter die einzige Art menſchlich befriedigender Löſung bei Seite, und läßt ſeinen Lohengrin, Liebe, Glück und Leben des geliebten Weibes, der Gattin und das Wohl des neugewonnenen Reiches ſeinem Egoismus opfern. Als Elſa in Reue zerknirſcht mit den Worten zu ſeinen Füßen ſinkt:

„Mein Gatte! nein! ich laſſ' dich nicht von hinnen,
Als Zeuge meiner Buße bleibe hier!
Nicht darfſt du meiner bittern Reu' entrinnen;"

da hat er keine andere Antwort als das dreifache:

„Ich muß! ich muß! ich muß! mein ſüßes Weib!
Zürn nicht der Gral, daß ich ihm ferne bleib'!"

Man möchte ihm mit Leſſing antworten: Kein Menſch muß müſſen! wenn man nicht bedächte, daß Lohengrin eben das Unglück hat kein Menſch zu ſein, ſondern ein Gott, oder vielmehr ein ſeraphiſcher Soldat, der ſeinen Willen und ſein Bewußtſein allein und einzig in der Disziplin des Müſſens und in dem Stirnrunzeln ſeines göttlichen Kriegsherrn hat, nicht aber in der eignen Bruſt und in ihren Sternen. Leſſing's Wort iſt die einzig zutreffende Kritik dieſes Schluſſes der Dichtung ſoweit ſie den Haupt-Helden betrifft. Der Dichter hatte nur die einzige Möglichkeit, dieſen Schluß befriedigend zu

geben, wenn er den Mythus humaniſirte. Der Lohengrin, der ſeine Wunderkraft und Weisheit, ſeine Heiligkeit und Göttlichkeit hingiebt, um der Liebe willen, der mit der Schwäche der Menſchlichkeit das Glück der Menſchlichkeit erkauft, der mit ſolchem realen Opfer der Geliebten Fehltritt ſühnt, der würde unſer Herz gewinnen und uns aus der unklaren Traumſymbolik abſtrakter Transzendenz erheben in das lichte Reich wahrhafter Freiheit edler Menſchlichkeit. Der Lohengrin, der als Knecht, als Soldat des Grals, um ſeine gottbegnadete Stellung zu bewahren, alles Andere aufopfert, mag ein richtiger Ausdruck göttlicher Transzendenz und ihrer Un- weil Ueber-Menſchlichkeit ſein; uns, die wir Menſchen ſind und nur menſchlich zu ſehen und zu fühlen vermögen, uns iſt er nur der ſpukhafte Schatten einer Weltanſchauung, deren Untergang unſere Vernunft und unſere Ueberzeugung erſehnen. Denn der Montſalvat der

neuen Zeit und ihres Glaubens iſt das Ideal der Menſchlichkeit, und das heilige Gralblut dieſes Glaubens hat ſein Gefäß an jedem Herzen, das für die Verwirklichung dieſes Ideales in der Bruſt eines Menſchen ſchlägt.

Endlich die Aufführung.

Sie hat mir den größten Eindruck gemacht, den ich ſeit langer Zeit durch eine muſikaliſch-dramatiſche Dichtung empfangen habe. Ich hatte bisher noch kein Werk Richard Wagner's gehört, und vom Lohengrin wußte ich, nächſt demjenigen, was ich in Liszt's Darſtellung darüber geleſen nur, daß er bei der erſten Aufführung nicht die, nach dem Tannhäuſer erwartete Wirkung gemacht, ſondern das Publikum, dem er eigentlich durch Liszt oktroyirt worden ſei, ziemlich kalt gelaſſen habe. Von dieſer Kälte war indeſſen bei der diesmaligen fünften Aufführung nichts mehr zu ſpüren. Das geräumige Theater war gedrängt voll. Die

Eisenbahn hatte aus der Nachbarschaft zahlreichen Besuch herbeigeführt, und über der Versammlung selbst lag ein Etwas, das diese Aufführung als ein Ereigniß bezeichnete, und das im Verlaufe derselben sich in immer wachsender Theilnahme bis zu einer Begeisterung steigerte, die sich zuletzt im Rufe des Namens Liszt am Schlusse der Darstellung Luft machte. In der That hat es der ganzen Energie des für diese Schöpfung begeisterten Mannes bedurft, um vor den Schwierigkeiten nicht zurückzuschrecken, welche im Gefolge der ersten lauen Aufnahme alle auf die Ausführung des Werks in nicht weniger als einigen vierzig Proben verwendete Mühe zu einer vergeblichen zu machen drohten. Und selbst diese hingebende, jetzt von der gesammten Weimarischen Kunstgenossenschaft dankbar anerkannte Energie würde vergeblich gewesen sein, ohne den Schutz und die Unterstützung des in letzter Instanz auf einem Hof-Theater bestimmenden höch-

ſten Willens, deſſen Unterſtützung bei dem Werke eines flüchtigen Republikaners, in einer Zeit wie die unſrige nicht hoch genug angerechnet werden kann. Scheint es doch faſt, als ſolle unter ungleich ſchwierigeren Verhältniſſen für dies kunſtgeheiligte Weimar ſich das Aſylrecht des Genius erneuern, das hier die Freiſtatt, die es dem Schöpfer des Kunſtwerks zu geben nicht die Macht hat, wenigſtens ſeinen Schöpfungen gewährt.

Wie es aber auch für die Andern ſein mochte, für mich war dieſe Aufführung ein Ereigniß. Und ſo übergreifend und erſchütternd, ſo ganz aus einem Einem Guſſe war die Einwirkung, welche ich empfand, daß ich ſeit langer Zeit zum Erſtenmale mich ganz und voll einem Kunſtganzen hingegeben fühlte, ohne auch nur einen Augenblick von kritiſcher Regung ergriffen zu werden. Ein längſt Erſehntes erſchien mir hier erreicht. Die würdigſte Verbindung

zwiſchen zweien Künſten, die harmoniſche Ehe der Kunſt des redenden Gedankens mit der Kunſt der tönenden Empfindung vollzogen. Und eine Ahnung, daß hier mit dieſer Schöpfung der neuen Zeit der erſte Schritt gethan ſei zur freien Erneuerung des althelleniſchen muſikaliſch-dramatiſchen Kunſtwerks, erfüllte mein Herz mit einem Entzücken, deſſen Aufregung ich kaum zu bemeiſtern vermochte. Wagner hat mit dieſem muſikaliſchen Drama einen Lichtblitz gerade in diejenige Region unſerer Kunſt geworfen, über welche die Nacht am ſternenloſeſten niederhing, in das Unweſen der Oper, in welcher die Schmarotzerpflanzen eines meiſt von Vernunft und Verſtand verlaſſenen ſogenannten „Textes“ und einer dem Begriffe der Schönheit wie der Sittlichkeit hohnſprechenden Tanzkunſt den üppigſten Sumpfboden fanden. Seine Schöpfung erſchien mir weſentlich als eine praktiſche Kritik, als eine thatſächliche Polemik, eine ſchöpferiſche Negation. Daß

dabei hier und da das Winzermeſſer des Gärtners etwas zu ſcharf gehandhabt worden, daß nicht alle weggeſchnittenen Ranken dies Geſchick verdienten, daß gelegentlich auch wohl in einem oder dem andern Betrachte das Kind mit dem Bade verſchüttet zu werden Gefahr läuft, das ſind Dinge von untergeordneter Bedeutung, und vor allen Dingen ſind es Mängel, welche überall von einer neuen, weſentlich polemiſchen, weil reformatoriſch-ſchöpferiſchen, Richtung unzertrennlich ſind. In dieſem Betrachte möchte man Wagner mit ſeinem Rigorismus gegen die Melodie, ſeiner rhythmiſchen Eintönigkeit, ſeiner Vernachläſſigung des virtuoſiſtiſchen Elements im Kunſtgeſange vergleichen mit der eifervollen Strenge des Lutherthums, welche im Verhältniß zu der heitern Pracht, dem feſtlichen Glanze und der ſinnlichen Vielſeitigkeit des katholiſchen Kultus oft an verſtandeskahle Nüchternheit ſtreift.

Aber wie werden dieſe Mängel aufgewogen, vor Allem durch die wundervolle Harmonie der Dichtung mit der Muſik, durch jene Tiefe, Wahrheit und Schönheit des geiſtigen Gehalts, der denn doch am Ende allein im Stande iſt, ein gebildetes Intereſſe nachhaltig zu feſſeln, während eine Albernheit, noch ſo meiſterhaft komponirt und noch ſo virtuoſiſtiſch geſungen, einen geſunden Sinn mit Widerwillen erfüllt. Die Muſik iſt der Leib, das Wort die Seele des muſikaliſchen Drama's. Eine Schönheit ohne Geiſt und Seele kann uns wenigſtens, wenn ſie ſchweigt, durch ihre Formen erfreuen, oder dem Künſtler als Modell dienen. Aber der Zauber hört auf, ſobald ſie zu ſprechen beginnt. Die moderne Oper iſt in der Regel eine ſolche geiſtloſe Schönheit, nur daß wir ihr nicht, wie der Künſtler ſeinem Modell, nöthigenfalls den Geiſt verleihen können, den ſie nicht hat, weil ſie in Einem fort ihrer Geiſtverlaſſenheit Worte

giebt. Denn auf die meiſten modernen Opern paßt Voltaire's ſpottendes Wort: „Was zu unſinnig iſt, um geſprochen zu werden, das ſingt man!“

Hier aber bei der Aufführung des Lohengrin ſah ich zum erſten Male die Zuhörer nicht bloß von der ſeiltänzeriſchen Virtuoſität der bis an die äußerſten Grenzen des Möglichen ausgedehnten und ausgerenkten Kunſtgeſanges, ſondern auch von einfachen Empfindungen, Gedanken, Motiven und Situationen bewegt und ergriffen. Es war ein doriſch männlicher Geiſt, der hier die Gemüther der Menſchen zur Theilnahme bewegte, und wo die Weiche des Gefühls an ſeine Stelle trat, da hatte man ſich ihrer wenigſtens nicht zu ſchämen, weil ſie ächt poetiſch und menſchlich motivirt erſchien.

Liszt dirigirte die Aufführung. Sein Werk iſt die wundervolle Ausbildung, zufolge deren

ſich die begleitende Muſik des Orcheſters an die Geſangdarſtellung auf der Bühne anſchmiegte, wie ein naſſes Gewand an einen ſchönen Körper, den Adel und Schwung und die Schönheit der Formen nur um ſo deutlicher hervorhebend. Die Weimariſche Oper beſitzt keine ſogenannten Geſangskünſtler erſten Ranges; aber der ganze Umfang und Gehalt des künſtleriſchen Vermögens der Sänger und Sängerinnen kam durch jene maßvolle Mitwirkung des Orcheſters, in jeder feinſten Wendung und Nüance zur vollen Geltung und Wirkſamkeit. Die Inſtrumentalmuſik bildete gleichſam nur das leichtbewegte Meer, auf deſſen ſanft geſchwellten Wogen ſich der Kahn des Geſanges ſchaukelte, mühelos dem Ruderſchlage des Steuernden gehorchend. Nicht Eine Feinheit, nicht Eine ergreifende Nüancirung ging verloren, nicht Ein künſtleriſcher Accent ward überträubt durch das ungeſchickte Sichhervor-

drängen irgend eines einzelnen Bogenstrichs. Welche Verwüstungen auf andern Bühnen in dieser Beziehung angerichtet werden, hat wohl Jeder von uns zur Genüge erfahren. Und wenn man sagen mußte, daß das Kunstwerk selbst gewissermaßen jeden Mitwirkenden auf der Bühne zu zwingen schien, ein Künstler zu sein, so mußte man doch zugleich anerkennen, daß nur die einsichtigste und mühevollste Leitung der Vorstudien im Stande gewesen war, bei einem in seiner Art durchaus neuen Werke durch die Darsteller alle Intentionen des Schöpfers in so vollkommener und abgerundeter Plastik hervortreten zu lassen. Ich habe keine Stimme gehört, die nicht auch dieses Verdienst der unermüdlichen Anstrengung des Mannes zugeschrieben hätte, auf dessen Besitz Weimar mit Recht stolz sein mag.

Pfingstfahrt nach Eisenach.

Eisenach, Pfingsten 1851.

Es ist doch ein heiteres Land dies Thüringen mit seinen grünen Waldhöhen, seinen rauschenden Quellen und dem lebensfrohen gutgemutheten zuthulich freundlichen Menschenschlage, der es bewohnt. Für uns andern, die wir an der äußersten Grenzmark Deutschlands leben, wo Moor und Marsch die Nähe des Meeres, wo Dialekt und Volkscharakter die Nähe des nüchtern prosaischen Hollands verrathen, liegt ein

eigner Reiz darin, ſich auf dem felſigen feſtgegründeten Boden in der Mitte des deutſchen Vaterlandes, in dem heiter aufgeweckten Volke des Sagen- und Liederreichen Thüringens zu befinden.

Die fröhlichen Pfingſttage in ſeiner Wohnung zu verleben, das will dem Thüringer nicht in den Sinn. Alle unſere Freunde und Bekannten rüſteten ſich zu kleineren oder größeren Ausflügen. Die Wanderluſt ſchien in der Luft zu liegen und die allgemeine frühlingsfrohe Sehnſucht nach Feld und Wald und Bergeshöhen ergriff endlich auch uns, ſo daß wir uns am Freitage vor Pfingſten entſchloſſen, mit unſeren lieben römiſchen Freunden dem Maler Hummel und ſeiner liebenswürdigen Frau mindeſtens eine Fahrt nach Eiſenach zu unternehmen.

Am nächſten Mittage beſtiegen wir den Wagenzug der Eiſenbahn und zugleich mit uns

ein ganzer Schwarm fröhlicher Studioſen von Jena. Der Zug war kaum zu überſehen, alle Wagen voll von jungen Leuten. Halle, Leipzig, Pforta und Jena hatten ihre Contingente geliefert, wohin man ſah, gukten die buntfarbigen Mützen, die friſchen Geſichter, zu den Wagenſchlägen heraus, und der Anblick der fröhlichen Jugend und der bunte Schall ihrer luſtigen Geſänge trug nur dazu bei, das Gefühl der Frühlingsfreude in uns ſelbſt zu ſteigern.

In Erfurt auf dem Bahnhofe, Gensdarmen wohin das Auge blickte. Man merkte, daß man ſich nicht mehr auf Weimariſchem Grund und Boden, ſondern in dem Lande befand, wo ſich das Wort jenes Miniſters der preußiſchen Revolution und Erfinders der Konſtabler: „jemehr Freiheit deſto mehr Gensdarmen!“ glänzend bewährt hat, und athmete ordentlich auf, als man die preußiſche Parlamentsfeſtung hinter ſich hatte. Wie glücklich werden einſt die Geſchlechter der

Menſchen ſein, für welche die Ruinen der Feſtungen, dieſer Zeugen und Stützen unſerer civiliſirten Barbarei, daſſelbe Gefühl erwecken, das uns die Trümmerreſte der alten Raubritterburgen, dieſer Privatfeſtungen des Mittelalters, einflößen.

In Gotha dampfte der ganze Perron von Bratwürſten, auf die ſich die Jugend mit Heißhunger ſtürzte. Sie ſind bei Weitem das Genießbarſte, was uns Gotha ſeit langer Zeit geliefert hat. Aus der Ferne ſchauten die drei Gleichen herüber. Die Burg des alten Grafen auf hohem Felſen in der Mitte; auf niedrigeren Höhen zur Rechten und Linken die beiden Burgen, in denen ſeine beiden Gattinnen, die züchtige blonde deutſche Hausfrau und das ſchöne ſchwarzlockige heidniſche Weib lebten, das drei gefangenen Kreuzritter im fernen Morgenlande Freiheit und Leben gerettet. Da hat er denn gehauſ't der alte Herr, — heute mit der alten,

ihm durch Gewohnheit und frühe Liebe werthgebliebenen Ehegenossin, und morgen mit seiner Erretterin, dem feurigen Kinde des Südens, der schönen Sultanstochter; und der Papst hat seinen Segen gegeben zu allen Beiden. Das war eine gefährliche Historie, ein bedenkliches Exempel für die Männer die in Gotha zusammenkamen, die Quadratur des Zirkels deutscher Einheit aufzufinden. Ihr Führer war ein Edelmann so makellosen Stammes wie der Graf von Gleichen, so glaubensvoll an sein selbstauferlegtes Kreuz wie jener alte Kreuzfahrer, und eben so bereit wie dieser, von fremder Autorität die Weihe seiner Handlungen anzunehmen — wie sollte ihm und seinen zu Gotha versammelten Genossen also fehlschlagen, was ihrem ritterlichen Vorbilde, dem Grafen von Gleichen, einst so wundervoll gelungen! War nicht auch eine Doppelehe das Ideal ihres Strebens? Sich den alten angestammten Fürsten treu beweisen, die alten

Rechte wahren, die alten „Bande“ ehren, und doch die begeisternde, feurige Umarmung, den Kuß der jungen Freiheit nicht entbehren, das wollten sie für sich. Aber der Stellvertreter Gottes auf Erden, das Volk versagte seine Sanktion dem unmöglichen Bunde: die beiden erwählten Geliebten, Fürstenthum und Freiheit wollten von keiner halben Liebe, von keiner getheilten Hingebung wissen; und während der alte Graf von Gleichen friedlich lebte und begraben ward inmitten seiner beiden Frauen — ich habe vor Jahren selbst seinen Grabstein mit den drei Bildnissen gesehen im Dome zu Erfurt — blieben die Fürsten und die Freiheit frisch am Leben, und die modernen Grafen von Gleichen wurden allein begraben für ewige Zeit unter den Erinnerungen des Gothaer Congresses und den Trümmern des Parlaments von Erfurt. —

Jenseits Gotha beginnt die Reihe der kleinen thüringischen Badeorte. Da liegt das reizende

Liebenſtein mit ſeinem heilſamen Sauerbrunnen. Da fährt der Omnibus nach Reinhardtsbrunn, da weiter unten ein anderer nach einem dritten Heilbade, deſſen Namen ich vergeſſen. Da kommt man an den Hörſelberg, den Berg des Tannhäuſer und der Frau Venus, den Wagner's Meiſterwerk feiert, und in deſſen kalten Tiefen die arme nach Deutſchland verbannte Göttin der Huld und Schönheit ſeit vielen vielen Jahren ſchmachtet. Es iſt ein rauher, nackter ſtarrer Fels, ſo ſtarr und kalt und öde wie die abſtrakte Philoſophie, deren Steingewicht die Schönheit niederhalten hilft in unſerer Heimath. Und wunderbar! Da haben ſie in Sagen und Liedern, in Romanzen und Opern, das Loos des „guten Ritters" Tannhäuſer beklagt, den die „arge Frau Venus" gefangen. Niemand aber hat an das Loos der armen Göttin gedacht, die ſo vereinſamt und elend daſitzt in dem kalten Berge, ſie die es gewohnt war, von des Olympus gol-

denen Höhen hinabzuſchauen auf die Fluren des göttergeliebten Landes der Schönheit, ſich zu erfreuen der Liebe unſterblicher Götter und Helden, und angebetet zu werden als die beſeeligende Göttin von den Jünglingen und Jungfrauen eines Geſchlechts, an deſſen kunſtgebildeter marmorner Schönheit unſere erſtarrten Seelen ſich erwärmen, und die nun ſo herabgekommen iſt, daß ihr ein kläglicher Sänger, der in ihren Götterarmen um ſeine verlorne Jugend jammert und ſich nach dem entſagungsvollen irdiſchen Edelfräulein zurückſehnt, ſchon ein begehrenswerther Beſitz, ein des Haltens würdiger Gegenſtand erſcheint. Arme Frau Venus! armſeliger Tannhäuſer!

Aber ſchwankender noch als der arme Ritter zwiſchen Entſagung und Genuß, war eine mit ihrer Tochter neben uns im Waggon ſitzende Dame darüber, ob ſie, in Eiſenach angekommen, mit einem Omnibus in das nahe gelegene Lie-

benſtein geben, oder im thüringer Hofe oder in welchem Gaſthofe ſonſt verweilen, und ob ſie dann ſich mit Poſtpferden oder einem Miethwagen an das Ziel der Reiſe begeben ſollte. Sie fragte zur Rechten und Linken, Alt und Jung, jede Antwort beruhigte ſie, keine genügte ihr, jede änderte ihren Entſchluß, keine brachte ſie zur Entſcheidung; und wir ſtiegen am Bahnhofe zu Eiſenach bereits in den Wagen, der uns nach dem Gaſthofe „zum halben Monde“ fahren ſollte, als ſie noch immer auf dem Punkte ſtand, eine Wahl treffen zu wollen. —

Eiſenach iſt ein gar freundlicher Ort. Gewerbthätiger als Weimar, ſind die Häuſer im Ganzen beſſer gehalten, und der Ort hat überhaupt ein großſtädtiſcheres Anſehen. Der Marktplatz beſonders iſt ſehr maleriſch. Die große anſehnliche Kirche mit den mächtigen Bäumen die ſie umgeben; der ſchöne Brunnen im Schatten der Bäume, aus deren Mitte der goldne Sankt

Georg freundlich hell hervorleuchtet; die lange Linie des ſtattlichen, von der Herzogin von Orleans bewohnten fürſtlichen Schloſſes, die behaglichen Bürgerhäuſer und die großen Gaſthöfe an den beiden anderen Seiten des Marktes umſchließen den Platz in hübſcher Begränzung, auf den die altersgrauen Mauern der Wartburg von ihrer grünen Höhe ernſt herniederſchauen.

Gegen Abend ſtiegen wir die Wartburg hinan. Die Sage ihres Urſprungs nennt als ihren Erbauer Ludwig den Springer, Landgrafen von Thüringen, um die Mitte des eilften Jahrhunderts. Die Streiferei der Jagd hatte ihn auf fremdes Gebiet hierher geführt. Als er den ſtattlichen Berg erblickte rief er aus: „Warte Berg! du ſollſt mir eine Burg tragen!“ Das Terrain war freilich nicht ſein Eigenthum, aber auch dafür wußte die Schlauheit jener „alten Biederzeiten“ Rath. Seine Getreuen trugen heimlich Erde aus ſeinem Gebiete auf den Gipfel des

Berges, und der Landgraf konnte mit zwölf Rittern, seinen Eideshelfern, auf demselben stehend den ihm vom Kaiser auferlegten Eid schwören, daß er hier auf seinem Grunde und Boden stehe. So ward der rechtmäßige Besitzer, der Graf von Frankenstein, mit seiner Klage vom Kaiser Heinrich IV. ab und zur Ruhe verwiesen, und der schlaue Landgraf durfte seine Burg erbauen. Die Sage erzählt dann weiter, daß die dreizehn Schwertklingen auf die der Landgraf und die Ritter jenen Eid geleistet, in den Grund des Baues eingesenkt worden. Diese Erzählung hat neuerdings einen Anschein von historischer Wahrheit gewonnen, indem man beim Aufgraben eines verschütteten Gewölbes wirklich dreizehn rostzerfressene Schwertklingen, je sechs und sieben zusammengebunden, entdeckt hat. Man zeigte sie uns später unter den Merkwürdigkeiten der Burg. Mich aber gemahnte die ganze Sage von der, nach unsern Begriffen denn doch sehr zweideuti-

gen Handlungsweiſe des Erbauers an Zuſtände einer Zeit, nach deren ſittlichen Vorſtellungen, wie nach denen der Homeriſchen Heroenzeit, der ſchlaue glücklich ausgeführte Betrug, weit entfernt den Ruhm eines Odyſſeus zu beeinträchtigen, ihn vielmehr erhöht. In dieſer Auffaſſungsweiſe iſt ſich die Sittlichkeit aller rohen Völker gleich, und noch bis auf den heutigen Tag haftet im Bewußtſein des Volkes, das die Sage kennt und arglos erzählt, kein Makel an dem Gedächtniß der Liſt des fürſtlichen Betrügers. Auch daß der chriſtliche Gott ſeinen Unwillen über dieſen Meineid zu erkennen gegeben habe, verlautet ebenſowenig, als daß die Göttin Athene ihrem Lieblingshelden über einen ähnlich ſchlauen Betrug gezürnt. Die Griechen waren ſogar naiv genug, ihren eigenen Göttern in dieſem Punkte nicht unbedingt zu trauen, und ihre Dichter erfanden für ſie deshalb einen eigenen höchſten Eid, bei dem man allein,

wenn ein Gott ihn schwor, der Wahrheit des Beschwornen sicher sein konnte. —

Einem andern Zufalle, welcher jener immerhin problematischen Auffindung der Schwerter ähnlich, wenn auch im Resultate überzeugender ist, verdankt man es, daß die Berichte von der Pracht und Herrlichkeit, welche die Wartburg des Sängerkrieges zu einem Wunderbau der deutschen Lande machten, sich ebenfalls als Wahrheit herausgestellt haben. Die Wartburg wie ich sie vor fünf und zwanzig Jahren zum erstenmale sah, erschien als eine unregelmäßige Häusermasse, deren höchster und ältester Theil weit mehr einem Speicher ähnlich sah als einer fürstlichen Herrenburg. Die hohen gewaltigen alten Mauern, deren lukenartige Fenster, deren niedriges Dach offenbar erst einer späten Zeit ihre Entstehung verdankten, gaben wenig Neugier das Innere zu sehen, in welchem man dann plötzlich von byzantinischen Säulen überrascht

wurde, deren fremdartige Skulptur traurig und zerbröckelnd aus der wüsten Umgebung hervorschaute. Zur Rechten dieses alten Bau's, doch von ihm abgesondert, erhob sich ein ebenfalls halb zerstörter viereckiger Wartthurm, während an die alte Burg gelehnt ein Neubau den kleinlichen Geschmack verrieth, in dem man im achtzehnten Jahrhundert bürgerliche Wohnhäuser aufzurichten pflegte. Irgend eine fürstliche Verwaltungsbehörde hatte dort ihre periodischen Sitzungen. An dieses Haus weiterhin nach dem Theile des Bergs zu, von dem man heraufkommt, schließt sich ein wunderliches Gemisch von kleineren und größeren Gebäuden an, und in dem einen, dessen enges tiefes Eingangsportal, dessen Treppenbau und verziertes Fachbauwerk sein hohes Alter verrathen, hat Martin Luther im Jahre 1521 fast ein Jahr lang als freiwilliger Gefangener gewohnt.

Es ist ein großer zweifenstriger Raum.

Die kleinen in Blei gefaßten Scheiben der Fenſter ſind trüb und erblindet, die Wände nur leicht überkalkt. Ein großer Kachelofen ragt an der Wand der Thüre gegenüber, weit vorſpringend in das Gemach hinein. Neben demſelben bewahrt man die Spur des hiſtoriſchen Dintenflecks, das Zeichen von des braven Luther Kampf wider den Geiſt der Finſterniß, gegen deſſen Macht allerdings Tinte und Druckerſchwärze noch jetzt ſchätzbare Waffen ſind. Ein Tiſch von ſchlichtem weißen Holze hat Luther's Eltern gehört, eine Truhe und ein Wallfiſchknochen der als Schemel diene, werden als von ihm benutzt vorgewieſen. Außerdem zeigt man Luther's Bild und die Portraits ſeiner Eltern, alle drei von Kranach gemalt, die alten Leute treuherzig tüchtige, aber vom Druck der Arbeit belaſtete Geſichter.

Wenn man an ſolche vor langen Jahren in der Jugend mit Andacht geſehene Mahlſtätten

der Geſchichte wiederkehrt, ſo fühlt man recht mit einem Schlage, welche Kluft indeſſen die Zeit und unſer Leben in ihr zwiſchen unſerm geiſtigen Sonſt und Jetzt aufgeriſſen haben. Damals hatte ich dieſe Erinnerungen an die große Reformation, deren dreihundertjähriges Jubiläum ich in des Vaters Dorfkirche mitgefeiert, ſo erhobenen Herzens begrüßt, und heute — fielen mir eben nur die Worte Goethe's ein, der über das Reformationsfeſt an ſeinen Freund Knebel ſchrieb: „unter uns geſagt iſt mir an der ganzen Sache nichts intereſſant als Luther's Charakter, und das iſt auch das Einzige, was eigentlich der Menge imponirt, Alles Uebrige iſt ein verworrener Handel, wie er uns noch täglich zur Laſt fällt.“

Die Wartburg hat eine kleine Militairbeſatzung, und an der Vorſprungsmauer der Terraſſe des Eingangs wanderte zwiſchen ein Paar kleinen Kanonen eine Schildwacht friedlich hin

und her, deren moderne Kriegsrüſtung mit der im Abendſonnenſcheine blitzenden Muskete und der ſchwarz lakirten Patrontaſche wunderlich abſtach gegen das roſtige Gatterthor der alten Ritterburg. Eine hohe Empfehlung an den Kommandanten der Wartburg, Herrn Hauptmann von A., gab uns Gelegenheit die Zimmer zu beſehen, welche er ſelbſt in dem Theile der Burggebäude bewohnt, der dem Eingangsthore zunächſt liegt, ſo wie drei andere, welche der jetzige Burgherr, der Erbgroßherzog von Weimar für ſich hat einrichten laſſen. Mit verhältnißmäßig geringem Aufwande hat man hier ein Mobiliar und eine Einrichtung zu Wege gebracht, die, wenn ſie auch nicht in den Styl der Zeiten hineinpaſſen, in denen die Wartburg ihre Hauptepoche des Glanzes und Ruhmes hatte, doch immer ein fremdartiges phantaſtiſches Weſen zeigen, und ſo die Phantaſie von der Gegenwart abziehend ihr den Weg in's alte

romantiſche Land erleichtern. Auf den Gängen an den Wendelſtiegen, über den Eingangsthüren hängt allerlei altes Waffenweſen von Helmen und Schildern, Streitkolben, Schwertern und Flambergen, und der Rüſtſaal ſtarrt von vollſtändigen Ritterrüſtungen, die neben der kunſtreichen Arbeit der goldeingelegten Harniſche und Stahlſchilde, Helme und Schienen zum Theil noch ein eignes hiſtoriſches Intereſſe haben durch die Erinnerung an die ritterlichen Helden, welche einſt den Kern dieſer eiſernen Hülſen bildeten. Mit freudigem Stolze bemerkte unſer freundlicher Führer, Herr von A., daß keiner darunter ſei, der nicht im beſten Sinne den Namen eines Ritters verdient habe.

In der Ausſchmückung und Einrichtung der Wohnzimmer des Fürſten hat man ſich begnügt — da ein Zurückgehen auf das Mobiliar aus den Zeiten des Sängerkrieges doch wohl ſeine Schwierigkeiten gehabt haben möchte, ſich an

die Zeit der Reformation zu haben; und so hat man denn durch eine Vereinigung einzelner Möbel und Geräthschaften des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts mit Rokkokogeräthen von neuerem Datum einen angenehmen und schicklichen Eindruck hervorzurufen verstanden. Ein Schrank in Luther's Zelle aus weißem Holze wie ein schwerer aufrechtstehender Kasten gezimmert, und mit dicken Eisenbeschlägen versehen, ist das älteste in der Wartburg vorhandene Geräth. Er ist unschön und plump, aber so massiv, daß man es glauben dürfte, wenn die Tradition dies Besitzstück dem Noah zuschriebe. Die fürstlichen Gemächer mit Hirschgeweihen und ritterlichen Waffen, alten Holzschnitten und Bildern zwischen denen sich Epheuranken an den Wänden hinschlingen, mannigfach doch ohne Ueberladung verziert, bilden den reizendsten Aufenthaltsort der sich denken läßt. Bei der wundervollen Aussicht, welche sich aus den Fenstern

nach allen Seiten dem Blicke darbietet, mußte man zugeben, daß Karl August Recht hatte zu rühmen: „dieſe Gegend habe an Schönheit nicht ihres Gleichen in Deutſchland.“ Ich muß es nur geſtehen, daß ich überhaupt in dieſen Räumen weniger gedacht habe an die Helden des Sängerkrieges und an den alten Reformator, als an Karl August und Goethe und Merk, die auch hier in guten Zeiten gehauſet, und bald die Wälder durchſtreifend unter luſtigem Hörnerſchall auf flüchtigen Roſſen, bald in der einſamen Abgeſchiedenheit der alten Sängerburg goldene Tage und Stunden verlebt. Die Heroen unſerer Kultur ſind uns und unſerer Bildung menſchlich näher als die grauen Geſtalten einer ſagenhaften Vorzeit, oder der alte immerhin würdige Bekämpfer des Pabſthums, der Beginner jenes „verworrenen Handels der uns noch heute zur Laſt fällt.“

Eine der wunderlichſten Sammlungen, welche

ich in meinem Leben gesehen, befindet sich in einem alten kunstreich gearbeiteten Schranke, der das letzte dieser Zimmer schmückt. Nämlich eine Sammlung von Messern und Gabeln verschiedenster Zeiten und Völker. Es sind darin byzantinische von Eisen, uralten Aussehens, dann hölzerne von den Eltern Luther's, von einfacher, aber doch schmuckreicherer Form als die unseren. Sie haben sauber geschnitzte kleine Zierrathen, die nicht unschön sind, und mindestens das in jener Zeit noch herrschende Streben des Mittelalters zeigen, das Handwerk durch die Kunst zu veredeln und die Geräthe des nothwendigen Tagesbedarfs liebevoll zu schmücken. Ein Paar andere, deren aus Knochen geschnitzte Griffe einen Mönch und eine Nonne darstellen, sollen der heiligen Elisabeth eigen gewesen sein. Unter den hölzernen sind die aus dem Jahre 1450 mit die ältesten; die schönsten aber sind die, deren Griffe Gustav Adolf und Christine in

ganzer Figur darstellen, und die in sauberem Futterale zum Anhängen gefaßt sind. Aus dem Jahre 1614 ist ein Messer vorhanden, das ein kleines Dintenfaß und eine Feder aus Metall in sich schließt, so daß wir uns auf die Erfindung der Stahlfedern nichts einzubilden brauchen, da jene Metallfeder ganz gut und zweckmäßig eingerichtet ist. Aber auch von jenen Schelmereien und derben Neckereien, die so sehr im Geiste jener Zeit lagen, daß sie sich in all ihrer Kunstthätigkeit aussprechen, finden sich die Spuren in jener Sammlung. Da giebt es Messer und Gabeln im Geschmack des Sizilianischen Fürsten Pallagonia, aus deren Griffen dem fest Ansassenden kleine Stacheln in die Hand fahren; ein Taschenspielermesser, mit dem man das Kunststück der durchstochenen und doch heilen Hand darzustellen vermag, und dergleichen mehr. An Rokkokomessern mit Griffen aus feinstem Porzellan, an chinesischen, japanischen

und Gott weiß welchen anderen ähnlichen Schneidinstrumenten ist gleichfalls eine reiche Zahl vorhanden.

Die Wartburg ist ein Gegenstand großer Fürsorge und Liebe für den Erbgroßherzog von Weimar, und es ist ein Lieblingsgedanke von ihm, sie in der Weise herzustellen, wie sie zur Zeit des Sängerstreits das Wunder Deutschlands gewesen, ein Gedanke in dessen bereits begonnener Ausführung sein historisches und künstlerisches Interesse gleiche Befriedigung finden. Ein Zufall gab die Veranlassung, daß man an eine solche Restauration der Wartburg zu denken begann. Vor mehreren Jahren erhielt ein Maler, ich glaube ein Schüler von Paul de la Roche, den Auftrag zu einem historischen Gemälde, das den Sängerkrieg auf der Wartburg darstellen sollte. Um das Terrain kennen zu lernen kam er nach Eisenach, sich die Burg anzusehen, und bemerkte, daß die Wände derselben

keineswegs so fensterlos und nichtssagend glatt gewesen sein könnten, als sie sich jetzt darstellten, sondern daß sie bogenförmige Fensteröffnungen und halboffne Hallen gehabt, deren Pfeiler zum großen Theil noch vorhanden und nur mit Mörtel überdeckt worden waren, als man irgend einem Zwecke zu Liebe jene prächtigen Hallen und Bogen vermauert und kleine elende Fenster statt ihrer angebracht hatte. Von der Stellung der ersten entdeckten Säule schloß er auf die gegenüberstehende. Der Schluß zeigte sich als richtig, und nun begann eine Untersuchung des noch Vorhandenen, um die Möglichkeit einer Restauration zu ermitteln. Alte Chroniken wurden nachgeschlagen, Sagen und Traditionen in Betracht gezogen, und wie so oft erwies sich das, was man Jahrhunderte lang für poetische Erfindung und Mythe gehalten, als thatsächliche Wahrheit. Es fanden sich Säulengänge, Austritte zu Altanen, Skulpturverzierungen an den

Säulen, deren byzantinischer Styl an die Skulpturen von Ravello in Unteritalien erinnert: Adler, Pelikane, Löwen und Bären in den Kapitälen und an den Basen der Säulen; und die ganze innere Eintheilung wurde selbst da, wo späterer Umbau mehr oder weniger zerstörend gewirkt hatten unzweifelhaft erkennbar. So begann man denn eine Restauration, welche ein in seiner Art in diesem Theile Deutschland einziges Baudenkmal der Vorzeit herzustellen und der Nachwelt zu erhalten verspricht. Dadurch unterscheidet sich denn auch diese Restauration sehr zu ihrem Vortheil von anderen Erneuerungen dieser Art, welche alle mehr oder weniger eine unnütze Spielerei sind. Zunächst gilt es hier nicht die Herstellung irgend eines beliebigen Raubritternestes, für die Befriedigung des spielerischen Genusses an mittelalterlichem Wesen; sondern es handelt sich um Erhaltung und theilweise Erneuerung eines Bauwerks an dessen

Dasein sich das doppelte Interesse der ganzen gebildeten Welt knüpft. Dann aber ist das rein architekturgeschichtliche Interesse wesentlich betheiligt an dieser Wiederaufdeckung und Herstellung eines Bauwerks, das mitten in den Waldgebirgen Thüringens als ein Beweis dasteht von dem einstigen weitreichenden Einflusse orientalischer Kunst- und Sinnesweise. Der Erbgroßherzog hat einen geschickten Architekten aus Kassel mit der Leitung der Restauration beauftragt. Der Kommandant der Wartburg Hr. v. A. der uns die Details des Entdeckten, so wie des bereits Ergänzten und noch zu Vollendenden freundlich erklärte, überwacht zugleich den Bau, und ist zu seinem Posten wie geschaffen. Selbst künstlerisch gebildet ist er voll Begeisterung für die Herstellung seiner geliebten Burg, und hat dieselbe gleichsam zu seinem Lebenszweck gemacht. Die Wärme und Begeisterung mit welcher er uns Alles und Jedes

zeigte und erklärte: die Kemenate, das Gemach der heiligen Elisabeth, den Hauptsaal, in welchem sie die Botschaft von dem Tode ihres Gatten erhalten und den Platz des Altan's zu dem sie im Aufschrei des ersten Schmerzes durch die offene Gallerie geeilt, um im Aufblick zum Himmel und im Anschauen der Natur Kraft zu gewinnen für ihr Leid — das Alles verfehlte nicht, uns in eine der seinigen verwandte Stimmung zu versetzen.

Wenn Vaterlandsliebe überhaupt eine Tugend ist, — eine Behauptung der ich beistimme, so lange damit nichts weiter gemeint ist, als die besondere Theilnahme und Vorsorge für das Wohl und Gedeihen des Landes und Volks, aus dem man geboren oder für das man zu wirken berufen ist, ohne Neid und Ausschließlichkeit gegen andere Länder und Völker — so ist es zu bedauern, daß nicht mehr allgemeingültige historische Denkmale wie dieses in

Deutschland vorhanden sind. Was dem Engländer und dem Italiener, so verschieden sie beide nach Anlagen, Lebensgewohnheiten und Staatsverhältnissen auch sein mögen, die scharf ausgeprägte nie und nirgend erlöschende Vaterlandsliebe giebt, das ist unter anderen auch der lebendige Zusammenhang dieser Völker mit ihrer Vorzeit, die in Denkmälern vor ihnen steht, von den Sängern gefeiert in Balladen und Gedichten im Volke lebt. In Deutschland ist auch hier alles zerstückelt. Was hat der Friese, der niemals Adel unter sich duldete, gemein mit den Erinnerungen der rheinischen Ritterburgen? Welches Interesse hat der Schwabe, dessen Urväter den blonden Hohenstaufen nach Neapel folgten, an Albrecht den Bären, am „Roland von Berlin," bei deren Namen sich nicht einmal das Herz eines Ostpreußen erwärmt, und die kaum noch den Märker anzuziehen vermögen, in dessen Sandsteppen und Kieferwäldern

sie ihre provinzialen Heldenthaten verübten? Unter Hunderten von gebildeten Deutschen kennt oft kaum Einer die historischen Sagen seines ihm zunächst gelegenen Landestheils. Weder die vorhandenen Ueberreste der Burgen noch die literarischen Traditionen existiren für das Bewußtsein des Volks, oder auch nur für die Mehrzahl der Gebildeten. Es steht davon in Chroniken, in Gedichtbüchern etwas zu lesen: das ist Alles, namentlich in den Ebenen. In den Gebirgsgegenden ist das Interesse der Bewohner gleichsam konzentrirt, und diese Konzentration hat in solchen Gegenden die Sage, besonders das Gemüthliche und Privatmenschliche derselben, noch mehr als im Flachlande lebendig erhalten.

So weiß man denn in Thüringen, wo auch das Volkslied noch Leben hat und wo die Cither in der kunstgeübten Hand des jungen Bauernburschen noch zum Gesange erklingt, gar

Manches zu erzählen von der heiligen Elisabeth, von den Stellen, an denen sie vergeblich so lange der Rückkehr des jungen Gemahls gewartet, der zum heiligen Grabe ausgezogen nimmer wiederkehrte zu seinem jungen schönen Weibe auf sein grünes Waldschloß. So zeigt man noch heute tief unten im Thalgrunde, zu Füßen der Wartburg, die Teiche, die an den Plätzen entstanden, an denen sie ihre einsamen Sehnsuchtsthränen geweint. Sie liegen melancholisch da im dämmernden Abendlichte, und schon manch schwer vom Kummer der Liebe beladenes Herz soll das Ende seiner Leiden gesucht haben in ihren dunklen Wassern. Wir hatten den einsamen Wartthurm erstiegen, zu dessen zinnenumgebener Plattform eine Außentreppe führt. Dort blieben wir lange, bis die einbrechende Dämmerung uns zum Herabsteigen zwang; denn das Auge konnte sich nicht losreißen von der Schönheit dieser Landschaft. Tief unten am

Fuße der Wartburg das freundliche saubere Eisenach mit seinen Thürmen und seinem Schlosse, umgeben von zahlreichen Gärten und Landhäusern auf Hügeln und Höhen. Daneben der schimmernde Streif der thüringischen Eisenbahn, deren dampfbeflügelter Wagenzug schnell und in so ferner Höhe unhörbar hinfliegend seine weiße Rauchfahne schattenhaft wie einen Nebelgeist gegen die immer tiefer dunkelnden Waldberge hinflattern ließ. Und nun diese Berge selbst in immer weiterem Kreise sich aufbauend, sich dicht an dicht entfaltend, die zweite Reihe die erste unschließend und überragend, daß die Wartburg in der Mitte daliegt wie der Kelch einer großen dunklen Bergrose, geschützt wie der heilige Mittelpunkt des Blumenlebens, das fortzeugen soll von seinem Dasein in die Zukunft. Die untergehende Sonne hatte so eben noch ihre vollen Strahlen darüber ausgegossen. Nun fingen sie an zu verbleichen zum hochrothen, dann zum

bläulich abgedämpften Violett, das erst nur scharf und dunkel umrandet immer tiefer ward in seiner Purpurfarbe, bis endlich Berg um Berg und Thal um Thal vor uns in Dämmerung und Nacht versanken, und zuletzt nur der waldige Fuß der Wartburg noch deutlich sichtbar blieb, aus dem das Paar der Thränenteiche wie melancholisch blikkende Augen im matten Glanze des Mondlichts hervorsah.

Wir gingen vom Mond gekeuchtet die schattigdunklen Wege hinab. In der Thorhalle der Burg kos'te der schildwacht haltende Soldat mit seinem Schatz. Das Mädchen huschte davon, als sie den uns geleitenden Burghauptmann erblickte. Er hatte den Dienstfehler gesehen, aber er bemerkte ihn nicht, und er hatte doppelt Recht. Auf der Burg wo der Gewährsmann des alten Kernspruchs:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang
Der bleibt ein Narr sein Lebelang —

einst geweilt, da darf man's nicht allzustreng nehmen mit einem braven Burschen, der ohnehin nichts zu bewachen hat, wenn er einmal die Muskete bei Seite stellt um seinen Schatz zu küssen.

In Eisenach wimmelte es von Fremden, besonders Studenten. Die Stadt ist durch die Eisenbahnen gleichsam zu einem Kongreßorte deutscher Universitäten wie geschaffen. Von Halle und Göttingen, Jena, Leipzig, Marburg und Gießen, kann man sie jetzt in kurzer Fahrt erreichen, und die akademische Jugend hatte sich das denn auch am diesmaligen Pfingstfeste zu Nutze gemacht. In unserm Hotel allein hatten gegen achtzig Studiosen Unterkommen gefunden. Vor allen Gasthöfen sah man sie sitzen beim Scheine der Lichter, lachend, trinkend und singend — ohne besondern Sinn, aber auch ohne besondere Ausgelassenheit und Rohheit. Im Ganzen hat sich doch das Studentenwesen innerlich

wenig verändert, ſo groß auch äußerlich der Unterſchied von Sonſt und Jetzt auf den erſten Blick erſcheint. Es waren noch immer die alten Saus- und Brauslieder aus dem Bierkommerce-büchern von ehemals, höchſtens einmal ein ſchwarz-roth-goldener Schimmer von Schenken-dorf und Arndt dazwiſchen. Das alte harm-loſe Gaudeamus klang uns wunderlich an in einer Zeit, wo kein bewußter Menſch ſich recht des Daſeins freuen kann in dem unglückſe-ligen Vaterlande. In dieſen Studentenliedern vernahm man keinen Herzſchlag einer edlern und beſſern Zukunft, keinen begeiſterten Athemzug der Freiheit, nichts von jener Bruderliebe der Völ-ker, vom Haſſe des Krieges und der Tyrannei, nichts von all dem Großen, menſchlich Erhabe-nen, das wie ein Evangelium der Zukunft aus den Liedern der franzöſiſchen Handwerker erklingt. Man hatte bei dieſem Singen der Studenten nur die Wahl, an dem Bildungsfortſchritt der

deutschen Jugend zu verzweifeln, oder der Jugend ihre Theilnahmlosigkeit für das Allgemeine als ihr Vorrecht zu gönnen. Wir hätten das letztere gerne gethan, aber wir vermochten es nicht; und als in später Nacht die bierheiseren Kehlen einer trunkenen Schaar unter unseren Fenstern sich mit „des Sommers letzter Rose" gefühlvoll abzuquälen versuchten, da gedachte ich mit Beschämung des:

Le glaive brisera le glaive,
Et du combat naîtra l'amour!

dessen freiheitsfreudige Klänge vor einem Jahre mein Herz in einer Versammlung französischer Handwerker erschüttert hatten.

Eisenach, den 8. Juni 1851.

In der Nacht regnete es, und auch der Pfingstmorgen war trübe angebrochen. Das hielt uns jedoch nicht ab, unsere Fahrt in die umliegenden Thäler anzutreten, zu welcher Herr v. A. uns freundlich den Plan entworfen hatte.

Zuerst ging es in das Marienthal, das sich weit und offen südlich am Fuße des Wartburgberges hinstreckt. Die schön geformten Felsen liegen zur Linken weiter ab vom Wege, während sich derselbe rechts im Schatten ihrer überhängenden Vorsprünge hinschlängelt. Hier und

da zerstreute Ziegenheerden, welche an denselben weideten gewährten einen heitern Anblick. Allmälig wurde das Grün der Bäume durchscheinender, der Thau funkelnder, die Sonne drang durch die zerflatternden Nebelschleier, die Wolken theilten sich, und das immer lichter werdende Gestock fing an sich mehr und mehr zu sondern, im Blau des Morgenhimmels herumzuschweben, bis es endlich, ganz aufgelöst, in leichten silberhellen Streifen dahinschwand.

Je frischer aber und je unentweihter die Natur erschien, um so widerwärtiger stach dagegen die ungeschickte Huldigung ab, welche Eisenachs Bewohner der regierenden Großherzogin von Weimar, Marie Paulowna, zu Ehren ihres ersten Besuches dieser Gegend hier dargebracht haben. An der Wand eines der größten und schönsten Felsen, welcher sich zur linken Seite des Thales schroff aufsteigend erhebt, hat man ein riesenhaftes M, mit schwarzer Farbe ausge-

ſtrichen, in den Fels gemeiſſelt, und ſo das Gemeingut der Naturſchönheit zum fürſtlichen Privatbeſitz, den ſchönen Fels wie ein Poſtfrachtſtück geſtempelt. Es iſt ſo falſch empfunden, ſo häßlich und ſtörſam als möglich, und ich erinnere mich nicht in irgend einer Gegend etwas Aehnliches geſehen zu haben.

Weiterhin etwa eine Stunde von der Stadt, verengt ſich der Weg, die Waſſermühlen, die Gaſthäuſer hören auf, das Thal wird zur Schlucht. Man muß den Wagen verlaſſen und geht zu Fuße zwiſchen Felſen fort, deren Birken Tannen und Buchen, näher und näher einander gegenüber gerückt, ſich oben zu dichtem Laubdache verbinden, bis die Steinmaſſen ſo dicht zuſammenrücken, daß ihre Sträuche hinreichen den Weg ſchattend zu überwölben. Das ſogenannte Annathal, in welches man auf dieſem Wege gelangt, iſt eigentlich nur eine ſchmale Schlucht, ein Spalt zwiſchen zwei

Felsenreihen, durch die sich ein Bergwässerchen hindurchwindet. Man hat dies strudelnde Gerieſel mit starken Balken und Plankenwerk überbaut, dies mit Erde bedeckt und so einen Weg zwischen diesen Felswänden geschaffen, der stellenweise so eng ist, daß man nur einzeln gehend sich durch die Bergspalte zu drücken vermag. Die künstlerische Menschenhand hat hier der Natur sehr glücklich nachgeholfen, und eine der eigenthümlichsten Partien aus diesem Annathale gemacht. Die hohen, ganz mit schwellenden Moosteppichen, mit vielgezackten riesigen Farrenkräutern und zahllosen Blumen bedeckten Felswände, immer perlend und tropfend von dem kühlen Naß, das an allen Ecken und Enden dem Steine entquillt; die funkelnden Sonnenstrahlen, die sich mühsam durchdrängen durch das dichtbelaubte Geäste der Bäume auf den Felsen, und deren Streiflichter das thauige Grün der Schlucht in diamantnem Gefunkel er-

glänzen machen; das Quellen und Rieseln aus den zahllosen Spalten, das leise Murmeln des Wässerleins, welches unter unsern Füßen unsichtbar dahinrauscht, alles dies verleiht dieser Partie einen ganz eigenthümlichen Zauber. Und wenn der Pfad sich wendet, und die Schlucht zu Ende scheint, und man dann um eine Felsecke biegend wieder eine neue abenteuerlich gestaltete Fortsezung derselben betritt, so hatte das heute einen doppelten Reiz, da man mit jeder neuen Windung des Weges neuen fröhlichen Menschengruppen begegnete. Es war als ob die ganze Einwohnerschaft der Gegend auf der Wanderung begriffen sei. Ganze Familien, die Dienstboten eingeschlossen, kamen aus Thälern und Höhen herbei; und die schmucken Dienstmädchen im besten Feiertagsputz, in kleinen und großen Körben den Proviant nachtragend, hatten auf diese Weise doch auch ihren Theil an der Pfingstfreude in der schönen Natur. Daß

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR,A.
3-598-52808-6
FN. 1388/023

einer solchen Schlucht Erzählungen von dicken Männern und Frauen, die wieder umkehren müssen weil sie nicht hindurch gekonnt, oder gar darin stecken geblieben, nicht fehlen, daß ein Theil derselben der schmalste und schauerlichste „die Drachenschlucht" heißt, das versteht sich von selbst. Daß aber auch diese romantische Schlucht durch ein an den Felsen geschmiertes gigantisches A zu irgend einem fürstlichen Besitzstück gezeichnet war, das gab uns eine unerwartete Ueberraschung.

Wir hatten den Wagen an das Ende der Thalschlucht bestellt, und fuhren zur „hohen Sonne," einem schön gelegenen Lustorte der Eisenacher hinauf, um von dort aus zu Fuß nach dem „Hirschstein" zu gehen. Was alle diese Partien so anmuthig macht, ist daß man sich überall in einem wohlgepflegten Musterforste befindet, wo die f..ltigste Baumkultur, die trefflich unterhaltenen Wege, und wohlangeleg-

ten Durchsichten die Gegend auf viele Stunden weit in einen großartigen Park verwandelt haben. Auf dem Hirschstein, einem zum Theil abgeholzten, hoch und einsam aufragenden Bergrücken, fanden wir um eine stattliche Eiche einen Platz zum Ruhen bereitet, und es ist der Mühe werth dort zu verweilen. Das Terrain, das man von hier aus übersieht, ist weit, da die dem Hirschstein zunächst gelegenen Hügel niedrig sind, und der Horizont also erst in weiter Ferne, südwestlich durch das Rhöngebirge begrenzt wird, während der Blick gegen Norden hin das ganze Werrathal überschaut. Im Thale südlich am Fuße des Hirschsteins liegt das reizende Wilhelmsthal, das den Weimarischen Fürstlichkeiten als Sommeraufenthalt dient; von oben hergesehen eher einer Herrnhutherkolonie als einer fürstlichen Residenz ähnlich. Es besteht aus einer Gruppe von vier bis fünf zweistöckigen Häuserchen, die am Ufer eines Waldsees in

mäßiger Entfernung von einander tief im Thal im Baumesschatten hingelagert ruhen. Auch hier wie in Weimar und Belvedere verläuft sich der eigentliche Park unmerklich in Feld und Wald, und es ist ein solcher Friede, eine solche einladende Traulichkeit gebreitet über dies Stückchen Erde, daß man die Vorliebe begreift, mit der die Besitzer alljährlich sich nach diesem Aufenthalte wenden.

Am heutigen Pfingsttage aber war das Thal aus seiner Stille zu dem buntesten Leben erweckt. In dem geräumigen Gasthause, das ein Paar hundert Schritte von den fürstlichen Wohnungen entfernt liegt, drängten sich förmlich die Menschen zusammen. Schon als wir durch die hohen Baumhallen schritten, welche vom Hirschstein bis Wilhelmsthal hinabführen, hatten sich die Gruppen der Lustwandelnden näher und näher aneinander gezogen. Trupps von Studenten in bequemer Sommertracht mit Reisetasche und

grünbelaubter Mütze, zogen von fünf zu zehn Minuten an uns vorüber. Einzelne Fußgänger mit ihrem treuen Gefährten, dem Hunde; dann wieder vollständige Familien, junge Paare, deren Flitterwochenreise in die Pfingsttage gefallen war, schäkernd und kosend — es nahm kein Ende. Und als nun die Wolken, die sich am Morgen vertheilt hatten, allgemach sich wieder dichter zusammenschaarten, der Wind in rascheren Stößen zu wehen anfing, und stärker und stärker sausend die letzten welken Blätter, welche der vorjährige Herbst vergessen, aus dem jungen Grün der Baumkronen niederfegte: da kam durch die Voraussicht des nahen Regens ein Eilen und Hasten in die Wandernden, daß sie von allen Seiten herströmend einander immer näher und näher rückten, und endlich fast in dicht geschlossenen Zügen an dem Wirthshause zu Wilhelmsthal landeten.

Der dicke Wirth kam uns mit einem Köscher

voll frisch geholter Karpfen vom Teiche her entgegen. Aber so viel er deren auch mitbrachte, es waren lange nicht genug für die immer neu eintreffenden Gäste, und immer wieder sahen wir ihn mit Netz und Schlüssel in der Hand gleich einem modernen Sankt Petrus zum Fischbehälter wandern, um den Harrenden das Himmelreich einer wohlbesetzten Tafel zu erschließen. War das ein Leben in den Speisezimmern! Die hungrigen und durstigen Studenten, die guten Bekannten die sich hier von nah und fern zusammenfanden, — die Familienmütter mit den ausgeputzten Kindern, den großen Kaffeekannen und noch größeren Kuchenpacketen, die Nothwendigkeit, darauf zu achten, daß sich die Kinder in der Lust des Genießens die neuen Festtagskleider nicht beschmutzten, — die sanfte Freude an dem Kuchenvergleich der verschiedenen Ortschaften — die Kleiderrevision der Nachbarinnen, — die Mantillenseligkeit —

der Hutneid, die Bandjalouſie — alle die befriedigenden und aufſtachelnden Gefühle des Beneidens und Beneidetwerdens, die die guten deutſchen Hausfrauen ihren Schweſtern verbinden, wie reich entfalteten ſie ſich in der ganzen Pracht des deutſchen Philiſterthums in der Enge dieſer Zimmer, in der ſtrickenden Ruhe, in der behaglichen Kaffeefreude eines Pfingſtfeſtnachmittags außer dem Hauſe auf einer Landpartie! Dazu der Cigarren- und Priſentauſch der Männer, die zuſammenrückenden Gutsbeſitzer Pächter und Forſtbeamten der Umgegend, die als bekannte Standesperſonen und Stammgäſte ein beſonderes Licht zum Anbrennen ihrer Pfeifen und Cigarren erhielten, und mit den vollen Bierkrügen und Weinflaſchen immer näher aneinanderrückend die privateſten Unterhaltungen im Stillen ſo laut führten, daß die Kutſcher ſie vor dem Hauſe hören konnten, ſpräche man nicht an den andern Tiſchen ebenſo leiſe, und klirrten die Teller und

Tassen, die Gläser und Löffel der Mittagessenden, Aufwartenden, und Kaffeetrinkenden nicht so bunt durcheinander, daß ein Gewirr entstand wie von schwärmenden Hornissenschaaren. —

Ein Paar Stunden waren vorübergegangen, der Regen, der bei unserer Ankunft leise zu sprühen begonnen hatte, war in einigen kurzen Güssen rasch vorüber gerauscht, und die Sonne strahlte wieder vom hellen Himmel als wir unsere Wanderung fortsetzten. Der Weg durch die „heiligen Hallen," den wir vom Hirschstein hinabgegangen waren, liegt zur Rechten von der Fahrstraße, die wir für die Heimkehr wählten. Sie zieht sich in vielfachen Biegungen mächtig um die Felsenmassen herum nach der „hohen Sonne" zu, und ist ein Werk Karl August's. Eine Steintafel, in die Wand eines der abgesprengten Felsen gefügt, trägt die Inschrift:

„Des wohlthätigen Herrschers kräftiges Wort gab dem Wanderer hier sichere Straße aus diesem wüsten Gebirge."

Unſer Kutſcher ſagte ſie uns auswendig her, als wir ſie aus der Ferne noch nicht deutlich erkennen konnten. Ein großer Planwagen voll fröhlicher Landleute mit Weibern, Söhnen und Töchtern, das Bierfäßchen mit blankem Meſſingkran als Hort in ihrer Mitte, hielt eben vor der Tafel ſtill, um die Inſchrift zu leſen. Das iſt der Unterſchied des nördlichen Deutſchlands von dieſen Landſtrichen, daß im Norden der Arbeitende in den Städten und weniger noch auf dem Lande, die Luſt an ſolchem feſttäglichen Wandern durch ſein eigen Berg und Thal nicht kennt, daß die Gegend ſelbſt den Gedanken an einen ſolchen Genuß nicht aufkommen läßt. Es war eine Luſt, dieſe Landleute zu ſehen, und ihr fröhliches Jauchzen dünkte mich ſchöner als Geſang.

Noch aber ſtand uns ein herrlicher Genuß bevor, als wir am Spätnachmittage den Drachenſtein erreichten, von deſſen Gipfel aus ſich

die weiteste Rundschau dieser Gegend vor uns eröffnete. Hier ist es, wo man den schönsten Blick auf die Wartburg genießt, die einsam auf ihrer umwaldeten Felsenhöhe gelegen recht wie ein Edelstein in schöner Fassung als Mittel- und Glanzpunkt eines Schmuckes erscheint. Der Himmel war noch immer nicht frei von Regengewölk, aber ein fliegender Wind und die auch im Niedersinken noch kraftvolle Sonne kämpften mit den Nebeln und Wolken und schufen dadurch Schatten und Streiflichter für die reiche Landschaft, wie kein Künstlerauge sie schöner verlangen konnte. Wir standen und schauten lange, um die ganze Herrlichkeit in uns aufzunehmen, und ich mußte mir und den Freunden gestehen, daß mir seit Italien hier wieder zum erstenmale in deutscher Landschaftsnatur wohl geworden sei. Freund Hummel selbst, der unterwegs einige Skizzirversuche gemacht hatte, gab zu, daß diese Natur Thüringens noch

lange nicht genug von den deutschen Landschaftsmalern benutzt worden sei. „Aber warum gehen Sie selber nicht lieber hierher statt nach Tyrol?“ fragte ich den Künstler, der in den nächsten Tagen „in's Oberland“ zu ziehen gedachte. „Das spare ich mir auf für die Zeit, wo ich nicht mehr weit wandern mag!“ Ich dachte im Stillen bei mir, daß es dem Guten dann vielleicht auch hierher zu weit sein dürfte. Es ist immer das alte: „Was man in der Nähe hat, u. s. w.“

Dann hinunter durch die wundervolle Landgrafenschlucht, mit ihren jäh aufstrebenden Felsenwänden von riesigem Farrenkraut und Schlingpflanzen aller aller Art umwuchert, ihren rieselnden und rauschenden Bergwässerchen, ihren himmelanstrebenden Tannen. Ich habe vergessen von welcher That irgend welches Landgrafen sie ihren Namen führt, aber nimmermehr werde ich die friedliche Stille, die Sabbathruhe dieser Frühlingsabendstunde vergessen, welche

Schlucht und Fels und Waldesgipfel mit ihrem Zauber umwob.

Und als wir dann Abends auf's Neue die Wartburg erstiegen, und von den Zinnen ihres Thurms die Sonne untergehen sahen, und als dann im traulichen Gemache der alten Landgrafenpfalz die Lieder von ihrer einstigen Herrlichkeit zur Cither erklangen, während der aufsteigende Mond seinen linden Dämmer breitete über die Thalgründe und Wiesen, Waldstriche und Bergabhänge des lieblichen Thüringerlandes, und drüben die grauen Felsgestalten des „Mönchs" und der „Nonne" leise geröthet aufleuchteten aus dem Waldesdunkel der nahen Klippe, da fand der schön und anmuthig verlebte Tag seinen schönsten Beschluß, der mir lange noch wie ein reiner Akkord im Herzen nachklingen wird, inmitten der von so vielen Mißtönen zerrissenen Gegenwart. —

Weimar, im Juni 1851.

Im Theater gaben ſie geſtern Abend die Regimentstochter, und zwar nicht eben beſonders. Die vortreffliche Künſtlerin, welche im Lohengrin uns in der Rolle Elſa's entzückte, beſitzt nichts von der ſprühenden Lebendigkeit, welche zu der Hauptrolle dieſer heitern Oper gefordert wird. Von dem Andern was auch lendenlahm genug ging, iſt beſſer gar nicht zu reden. Soviel iſt gewiß, daß man heute die Weimariſche Oper im Theater vergeblich ſuchte.

Um die Miſere vollſtändig zu machen, hatte

man zu unſerm großen Erſtaunen die ganz auf franzöſiſches Soldaten- und Lagerleben berechnete Fabel in Kaiſ. Königl. Oeſtreichiſche Uniform geſteckt; der Sergeant hieß Sulpitius, was ganz abſcheulich klang, und erſchien in weißem Frack und Käppi, den Korporalſtock an der Seite. Ebenſo erſchien das Dutzend ſeiner Kameraden, welche die übrigen Regimentsväter vorſtellten, gleichfalls in öſtreichiſcher Montur. Ich konnte nicht begreifen, wie man zu dieſer Ausſtattung gekommen ſein möchte, bis mir Freund R. das Räthſel löſ'te. Darnach iſt die Sache ſo zugegangen. Vor etwa zwanzig Jahren als Roſſini's Tell Furore zu machen begann, wollte man die neue vielbeliebte Oper gern zur Feier irgend einer prinzlichen Feſtlichkeit in Berlin geben. Da man aber an dem Helden, der ſeine von Gott verordnete Obrigkeit erſchießt, und an dem ganzen republikaniſch revolutionairen Schweizerweſen Anſtoß nahm — auch Schiller's Tell

durfte ja damals in demſelben Berlin, deſſen König früher den Dichter im Jahre der Vollendung ſeines Meiſterwerks für Preußen zu gewinnen verſucht hatte, nicht aufgeführt werden — ſo verfiel man auf folgendes höchſt ſinnreiche Auskunftsmittel. Eine hohe Intendanz des Hoftheaters ließ in aller Geſchwindigkeit ein halbes hundert Oeſtreichiſche Monturen anfertigen, ſteckte in ſelbige das Perſonal des Roſſiniſchen Tell, und machte hinwiederum aus dieſem Tell einen Andreas Hofer: aus dem revolutionairen Aufſtande eine legitime Erhebung für den angeſtammten Kaiſer. Seitdem lagen die Monturen unbenutzt, bis Herr von Küſtner ſie für die Regimentstochter verwendte, und einen Theil davon zu gleichem Zwecke an die hieſige Bühne verkaufte. —

Mir klang die Erzählung des ſatiriſchen Freundes der ſie mir indeſſen ganz ernſthaft als Thatſache erzählte, ſo unglaublich, daß ich wei-

ter nachzuforſchen beſchloß. Und richtig! Wie ich heute die letzten fünf Jahre des Goethe-Zelterſchen Briefwechſels durchſtöbere, fällt mein Auge auf folgenden Paſſus eines theatraliſchen Berichts, den der alte derbe Berliner Arion ſeinem Verehrten unter dem 26. October 1830 abſtattet:

„Zum Beſchluß der Vermählungsfeier (des Prinzen Albrecht) hat unſere Oper einen großen — Wilhelm Tell en masque gehen laſſen. Der eigentliche Wilhelm Tell iſt von Roſſini für Paris gemacht, hat aber hier wegen revolutionairen Inhalts Anſtoß gefunden. So haben ſie einen ganz neuen andern Text in die Muſik hofirt, und die Oper heißt nun: Andreas Hofer. Das ſoll nun keiner merken! Sind ſie doch wie die kleinen Kinder, die ſich einbilden, man riechts nicht, wenn ſie die Augen zuhalten.“

Was würde der alte Zelter geſagt haben,

wenn er erlebt hätte, daß nach zwanzig Jahren ſpäter, die dort verübte äſthetiſche Barbarei hier in Weimar nachwirkt, und eine ganz artige dramatiſche Tondichtung verſchimpfiren hilft! Jene ſchmähliche Geſchichtsfälſchung wäre lächerlich, wenn ſie nicht beweinenswerth wäre, als ein Symbol tiefſter Erniedrigung des Volks, bei dem ſo etwas möglich iſt. Der brave Zelter ſagt mit Recht von derſelben: ſie erinnern an nichts als an die zahlloſen Niederlagen der Triumphirer, und an den ſchmählichen Untergang eines Patrioten, um den ſich Niemand bekümmert, als der Feind des Vaterlandes. „Wenn ſie das nicht merken, ſo können ſie mehr verdauen als Knödeln; es iſt gar zu grob!“ Guter Alter! die Art hat gezeigt, daß ſie noch ganz andere Dinge verdauen kann.

Zu Ende dieſes Monats wird das Theater mit Richard Wagner's Tannhäuſer geſchloſſen werden, und wir freuen uns bereits dieſes gro-

ßen und ſeltenen Genuſſes, da Wagner's Schöpfungen jetzt nur in Weimar allein noch zur Aufführung gelangen. Wie Franz Liszt die einzige Europäiſche Celebrität iſt, welche Weimar jetzt beſitzt, ſo auch die von ihm geleitete Oper der Hauptſchmuck gegenwärtiger Weimariſcher Kunſtthätigkeit, während das redende Schauſpiel durch nichts mehr an ſeine einſtige Größe erinnert. Die Opern „Lohengrin," „Don Juan," „Fidelio," „die Stumme," „Robert der Teufel," Donizetti's viel zu wenig anerkannte Oper die „Favoritin," welches ich für ſein beſtes Werk halten möchte, „König Alfred," deſſen Komponiſt der in Weimar lebende talentvolle Joachim Raff offenbar mit dieſem Werke auf die Seite Wagner's tritt — alle dieſe und andere Opern, die ich bisher in Weimar gehört, gaben mir einen hohen Begriff von der Ausbildung, zu welcher Liszt hier die Darſtellung des muſikaliſchen Drama's gebracht hat. Die Weimariſche Oper

beſitzt in den Sängerinnen Agthe und Faſtlinger, in den Sängern Milde, Beck, Götze u. a. zugleich tüchtige dramatiſche Künſtler, und die Präziſion der Ausführung im Enſemble iſt durchaus lobenswerth. Man erkennt eben in Allem, daß ein Genie an der Spitze ſteht. Der Kapelle habe ich ſchon beim Lohengrin gedacht; die Genüſſe aber welche ich dem Spiel von Künſtlern wie Joachim, Stöhr und Koſſmann durch die Ausführung Beethoven'ſcher und Mendelsſohn'ſcher Meiſterwerke verdanke, werden mir ſtets unvergeßlich bleiben.

Weimar ſcheint durch Alles auf die Begünſtigung der muſikaliſchen Reform hingewieſen, welche für die Oper und das Virtuoſenthum bereits begonnen hat. Dazu iſt freilich Eins vor Allem nöthig, und dies Eine iſt, daß dem Orte der Mann, den ein Glückszufall ihm zugeführt hat, daß Franz Liszt für Weimar erhalten bleibe.

Weimar, im Juni.

Während ich hier in Weimar, an dem Orte seiner einstigen höchsten Blüte trübseligen Gedanken über den Verfall des deutschen redenden Schauspiels nachzuhängen Gelegenheit habe, kommt mir ein Buch in die Hände, welches zu diesem Verfalle den besten erklärenden Commentar liefern kann.

Ein junger deutscher Dramatiker, Herr Gustav zu Putlitz, hat Theaterbriefe von Immermann herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet, in welchem er, gutmüthig genug, die

Hoffnung ausdrückt, daß dieſe dramaturgiſchen Beſprechungen „etwas zur Hebung unſerer ſo ſchwer darniederliegenden Bühne beitragen möchten.“ Dieſer Wunſch, ſo wie die Hoffnung, daß ſich unter dem Eingreifen geweihterer Hände in das Getreide des Theaters eine Reorganiſation „anbahnen“ möchte, macht ſeinem Herzen Ehre. Aber aus eben den von ihm herausgegebenen Briefen Immermann's hätte er lernen mögen, daß ſolche Wünſche und Hoffnungen in das blaue Reich der Träume gehören.

Goethe, am Abende ſeines Lebens, war zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir eine wahrhafte poetiſche National-Literatur nicht haben könnten ohne politiſche und ſociale Umwälzungen, die er ſeinerſeits nicht zu erleben wünſchte. Schon dreißig Jahre früher wußte er, daß wir kein deutſches Luſtſpiel haben konnten, weil wir kein öffentliches Leben haben, und er verwarf deßhalb den Vorſchlag, ſich auf ſolche Production einzu-

laſſen, und Schiller, der dieſes an Körner ſchreibt, gab ihm Recht. Derſelbe Goethe wußte auch, daß keine Charaktere, keine energiſchen, friſchen, frei aus ſich ſelbſt handelnden und einer gleichen Auffaſſung fremden Handelns fähigen Menſchen in Deutſchland erwachſen können, wo, wie er es ausdrückte, das Polizei-Regiment dafür ſorgt und darauf allein gerichtet iſt, die Menſchen ſchon von Kindesbeinen zahm zu machen, und alle Natur und Originalität, alles Freiheits-Bewußtſein, alle Energie und Wildheit ſo gründlich auszutreiben, daß am Ende nichts übrig bleibe — als der Philiſter.

Und iſt nicht bis auf den heutigen Tag das Drama des Philiſterthums das erb- und eigenthümliche Beſitzthum deutſcher Nation geblieben? Das einzige, welches wir zu einer wenig beneidenswerthen Vollendung in unſeren Iffland und Kotzebue, Raupach und Prinzeſſin von Sachſen u. ſ. f. erhoben ſehen?

Der arme Immermann, dieſer Charakter von Stahl, was hat er ausgerichtet mit ſeiner Düſſeldorfer Herkules-Arbeit am Augias-Stall des deutſchen Theaters? — Aber —

„Auch Patroklus iſt geſtorben
Und war mehr als du!“

Wo iſt das Theater geblieben, dem die beiden Heroen des deutſchen Geiſtes Genie, Kraft und Liebe gewidmet? Geht hin und laßt Euch jetzt auf dem Theater von Weimar Goethe's Fauſt vorſpielen, und haltet es aus, wenn Ihr könnt, oder ein Trauerſpiel Schiller's, wenn Ihr's zu ſehen bekommt, was glücklicher Weiſe ſelten der Fall iſt. Vorbei, vorbei!

Und Immermann? Am Ende ſeiner dramatiſch-theatraliſchen Laufbahn, müde gehetzt von einer Kritik, die nur das Erbärmliche toleritte, überall vergebens ringend mit Hoftheater-Verwaltungen, die nur das Fadeſte protegirten — Immermann, der ſeinen jahrelangen energiſchen

Verſuch einer Beſſerung der deutſchen Bühne ſcheitern ſah an der Dumpfheit und Plattheit derer, in deren Händen Geld und Macht iſt — er mußte endlich den deutſchen Thespis-Karren zurückrollen laſſen in den Schlammſumpf, aus dem er ihn als Dichter und Dramaturg, als Gründer einer Bühne, wie ſie Deutſchland ſeit Schiller's Tode nicht mehr beſeſſen, mit ſeinen alleinigen ſtarken Händen zu ziehen verſucht hatte. Ich höre noch die rollenden Zorneswortе, in denen wenige Monate darauf im Sommer des Jahres 1838 ſich ſein tiefer Schmerz gegen mich, bei einem Beſuche in ſeiner grünen Derendorfer Einſamkeit, ergoß. Der loyale Immermann, der preußiſche Freiwillige und „Royaliſt“ von echteſtem Schrot und Korn, der abgeſagte Feind des damaligen und jedes Conſtitutionalismus — wie war er verwandelt in jenem Augenblicke!

„Nur eine glückliche Revolution kann der deutſchen Bühne helfen!“ rief er einmal in ſol-

cher Stunde aus. Noch iſt es mir im treuen Gedächtniß, was er weiter darüber ſagte, und noch erinnere ich mich, wie wir jüngeren Männer ſprachlos ihn anſtarrten, als hier ganz urplötzlich der tief in ſein eigenſtes und beſonderſtes Intereſſe dringende Schmerz über eine unheilbar verlorne Sache, die ihm Herzensſache war, alle Schranken niederwarf, welche ſonſt ſein Urtheil über die allgemeinen ſtaatlichen deutſchen Verhältniſſe feſſelten. Der Haß ſieht ſchärfer als die Liebe, und in ſolchen Augenblicken, wo Immermann haßte, tief und gründlich haßte, was ſein Lieblingskind, die Bühne, der Schmach und Verderbniß überlieferte, da drang ſein Adlerblick in den tiefſten Grund und Abgrund unſerer traurigen öffentlichen Zuſtände.

Ich werde mich wohl hüten, ſeine damaligen Ergießungen aus dem Gedächtniſſe hier wiederzugeben. Aber zum Glücke haben Freund Putlitz und der königliche Hof-Buchhändler Herr Aler.

Dunker dafür gesorgt, daß wenigstens ein Anklang derselben in diesen Briefen gedruckt und mittheilungsfähig gemacht worden ist. In einem Briefe an Eduard Devrient vom März 1840 heißt es wörtlich, wie folgt:

„Sie sprechen den Wunsch aus, daß ein Fürst eine Akademie der Darstellung gründen möchte, und hoffen von einer solchen die Regeneration der Kunst. Lieber Freund, da kann ich Ihnen nicht beistimmen. Die dramatische Kunst hat, wo sie blühte, nur unter dem Hauche der Freiheit, oder belebt von dem Höchsten, was gerade in der Zeit war, sich entfaltet. Die Freiheit war ihr Element in Griechenland und in England, wo Shakespeare der gekrönten Tochter eines lasterhaften Vaters diesen zwar mit weiser Schonung, aber doch für jeden Kundigen kennbar vorführen durfte. In Spanien lebte die Bühne von den großen Ideen der Devotion, des Ritter- und Königthums. Ludwig der XIV.,

unter dem das franzöſiſche Theater ſeine Glanzperiode hatte, und zum größten Theile Nahrung zog aus dem Geiſte, den er ſeinem Hofe gegeben, war mit allen Schwächen und Fehlern doch ohne Frage der hervorragendſte Mann ſeiner Nation. Ueberall alſo, wohin wir blicken, durften in jenen begünſtigten Zeiten die Dichter das Beſte, Echteſte kühn faſſen und darſtellen; die Schauſpieler wuchſen und erſtarkten an mächtigen Werken, und nur ſo konnten ſie wachſen und erſtarken, denn der Künſtler wird nur an großen Aufgaben ſelber groß — wie ſteht es nun bei uns? Unſre Fürſten ſind ſammt und ſonders Barbaren und nicht ein Einziger meint es ehrlich mit der großen Sache deutſchen Geiſtes, wie es einſt Karl Auguſt von Weimar that. Würde alſo ein akademiſches Inſtitut, unter dem Patronat irgend welches der deutſchen Fürſten, nicht ſofort von der entnervendſten Hofluft durchzogen werden? Würden ſeine Zöglinge ſich an Werken

betheiligen dürfen, in denen ein kühner und freier Geist die Geschicke der Könige und Völker enthüllt? oder überhaupt etwas gibt, was sich nicht im hergebrachten Geleise bewegte? Vielleicht ersteht uns einmal eine Bühne fern von den Einflüssen der Camarilla auf dem Boden eines empfänglichen Publikums, wo begeisterte Kräfte ungehindert walten und Alles und Jedes versuchen, welche dennoch aber von einem dichtenden und ordnenden Geiste harmonisch zusammen gehalten werden; und wenn eine solche Bühne ersteht, so wird von ihr aus sich nach und nach ein besserer Sinn verbreiten. Die Düsseldorfer Bühne war der Ansatz zu einer solchen. Man ließ mich schmählich fallen, und ich kann nur wünschen, daß ein Glücklicherer unter glücklicheren Umständen vollbringe, was mir die Sterne versagten."

Das ist deutlich gesprochen, und ein solches Bekenntniß ist von zentnerschwerem Gewichte bei

einem Manne, der so wie Immerman der abgesagte Feind von einer Revolution war, vor der sein Herz zurückbebte. Eben darum aber, weil sein Herz sich scheute, die Konsequenzen seines Verstandes zu ziehen, sehen wir in diesen Briefen das Schauspiel eines deutschen dramatischen Dichters, der es vorzieht, lieber seinem Volke jede politische Anlage, jede politische Zukunft und damit zugleich jede Aussicht auf die Lösung der höchsten Aufgabe der Kunst abzusprechen. Eben darum erscheint ihm „das alte, so sehr verachtete deutsche Familienstück doch als die eigentliche Inkunabel unserer Dramatik, und als der einzige Weg, auf dem fortgewandelt werden müsse.“ — „Wie soll man denen,“ ruft er aus, „die sich in alles öffentliche Unglück, in jeden Regierungswechsel gleichmüthig zu finden wissen, vernünftiger Weise zumuthen, daß sie der, hinter den Lampen nachgeahmte Sturz der Reiche, der Streit um Krone und Scepter, Glanz

und Trauer der Feldherren und Staatsmänner entzünden und begeistern müsse?“ So gelangt er in dieser bitteren Resignation der Verzweiflung an seiner Zeit, an seinem Volke und an dessen Zukunft zu dem Resultate, „daß die Wiener Censur eigentlich weit mehr eine akademische Anstalt sei, welche die Dichter vor Abwegen bewahre, als eine polizeiliche.“

So spricht die Ironie der Verzweiflung selbst in dem Munde eines Immermann. Wer dieselbe bezweifeln will, der braucht nur den in jener Sammlung enthaltenen letzten Brief an den damaligen Intendanten des Berliner Hoftheaters, Grafen von Redern, zu lesen.

Weimar, 29. Juni 1851.

Gestern wurde das Theater mit Richard Wagner's Tannhäuser geschlossen. Ich habe schon früher gesagt, daß Weimar der einzige Ort ist, an welchem die beiden bedeutsamsten Schöpfungen im Gebiete des neuen musikalischen Drama's eine bleibende Stätte gewonnen haben. Jetzt, nachdem ich den Tannhäuser gehört, glaube ich nicht, daß die deutschen Bühnen den Meister Wagner, der für so Viele ein Stein des Anstoßes geworden ist, auf die Dauer werden ignorirend umgehen können. Freilich sind's sechs Jahre

her, daß der Tannhäuser zuerst auf der Dresdner Bühne zur Aufführung kam. Und nach sechs Jahren hat diese wunderbare Schöpfung keine weiteren Fortschritte gemacht, als — daß sie durch einen glücklichen Zufall vor dem gänzlichen Verschwinden aus der lebendigen Wirklichkeit errettet wurde! O Deutschland!

Dafür hat das Werk, wie es scheint, wenigstens an dem Orte eine bleibende Heimathsstätte gefunden, mit dem es freilich durch die innigsten Beziehungen verbunden dasteht, in dem Lande, wo die poetische Sage, welche seinen Inhalt bildet, noch im Volke lebt, wo die Namen des Tannhäusers und des Venusberges, des Sängerkriegs und der sangesfreudigen Fürsten und Ritter noch außerhalb des Herbariums der Literaturgeschichte Dasein haben, und wo das im Theater versammelte Volk der Schauenden und Hörenden sich lebendig ergriffen fühlt bei dem Anblick des Zauberberges und der Wartburg,

deren älteſte, in jene Sanges- und Sagenzeiten hinabreichende Geſtalt eben jetzt ihrer Erneuerung entgegengeführt wird. Es dürfte ſchwerlich noch ein anderes dramatiſches Kunſtwerk gefunden werden, welches ſo, wie der „Tannhäuſer" in Weimar, unmittelbar anknüpfte an vaterländiſche Vergangenheit und Gegenwart. Schon darin liegt ein Grund der Popularität, welche Wagner's Werk ſich hier unbeſtreitbar gewonnen hat. Und dieſe Popularität iſt nicht auf das Stoffmäßige der Fabel, auf Lokalität und Boden beſchränkt. Auch der muſikaliſche Theil des Kunſtwerks hat daran Antheil genommen. Seine bedeutendſten Melodieen und muſikaliſchen Motive ſind Eigenthum des Volks geworden. Man hört ſie in den Vergnügungsgärten, und der Lehrburſche ſingt und pfeift ſie auf ſeinem Spaziergange am freien Sonntag. Mag der Lohengrin von Seiten der Kunſt der Inſtrumentation ein größeres, monumentales Kunſtwerk ſein — wie

es Kunstverständige behaupten — ansprechender für das allgemeine Gefühl, volksgemäßer und volksthümlicher wird jedem Unbefangenen der Tannhäuser erscheinen. Und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich auch diesem Werke jenen Charakter des Monumentalen beilege und behaupte, daß dieses tönende Gedicht Dauer haben wird in den Herzen der Menschen, so lange noch irgend eine nationale Eigenthümlichkeit als solche im Bewußtsein der Zeit erhalten bleibt. Wir haben wenig Sympathie für die beliebten nationalen und Stammes-Eigenthümlichkeiten. Sie sind meistens nichts Anderes, als jene „Eigenheiten," von denen der alte Goethe sagt:

„Eigenheiten bleiben schon von selber haften.
Du kultivire deine Eigenschaften."

Wir verwerfen und bekämpfen sie sogar überall da, wo sie den Eigenschaften, d. h. dem rein Menschlichen, dem, was die Völker-Individuen als Brüder einer Familie verbindet, hindernd und

trennend in den Weg treten. Aber ebenso fern ist uns auch jener Formalismus der Gleichheitsabstraktion, welcher sein Ziel, die allgemeine Gleichheit, erreichen zu können meint, ohne die Individualität aufzuheben. Und somit mögen wir getrost die Wagner'sche Dichtung als eine individuell und specifisch deutsche, ja, wenn das Wort nicht so verrufen wäre, eine christlich-germanische bezeichnen.

Was bei den beiden Wagner'schen Dichtungen einen Hauptreiz ausmacht, das ist die volle Naivetät, mit welcher der Dichter im Tannhäuser wie im Lohengrin sich auf den spezifisch christlichen Boden gestellt hat. Wagner ist in dieser Naivetät, wie in seinem Entwicklungsgange mit Kinkel zu vergleichen. Beide haben den ganzen Weg vom überlieferten Glauben durch den Zweifel zur Freiheit, im stetigen Fortschritte innerlicher Entwicklung, durchgemacht; beide haben diesen Weg durch ihre Produktionen bezeich-

net, beide das Martyrthum auf sich genommen für das Ziel, welches sie am Ende desselben erreichten. Wagner selbst thut sich Unrecht, wenn er, wie man sagt, auf diesen Entwicklungsprozeß und namentlich auf die beiden Hauptwerke, welche dessen erstes Stadium bezeichnen, mit einem peinlichen Gefühl zurücksieht. Es wird ja eben kein Mensch gleich als Mann geboren. Und dann ist es für einen Reformator des musikalischen Drama's, wie es Richard Wagner ohne allen Zweifel sein will, vielmehr ein Glück, daß seine beiden ersten großen Schöpfungen, in einer Zeit des Ueberganges, an das Gemeingefühl der Masse anknüpften, daß sie Vorwürfe behandelten, deren romantische Unklarheit, deren innere Widersprüche, während sie den Keim des Neuen in sich trugen, doch zugleich die Masse der Hörer gerade bei derjenigen Seite faßten, wo ihnen mit der Poesie entweder allein, oder doch am leichtesten beizukommen war.

Solcher Art iſt das Thema des Tannhäuſer. Um die Sage vom Ritter Tannhäuſer und dem Venusberge zu verſtehen, muß man des Schickſals gedenken, welches der deutſchen Mythenſage ihre Entwicklung gab.

Das größte Glück, welches dem gottbegnadeten Volke der Hellenen zu Theil wurde, war das Glück einer ſelbſtſtändigen Entwicklung aus dem urpoetiſchen, mythenzeugenden Zuſtande zu der Stufe vollendeter Kunſtreife und bewußter Einſicht. Ungeſtört durch äußere Einflüſſe von zwingender Gewalt, vollbrachten ſie den langen Weg von Homer und Heſiod bis auf Sophokles, Platon und Ariſtoteles, ohne jemals mit irgend einer Bildungsſtufe ihrer religiöſen, ſittlichen und poetiſchen Vergangenheit völlig zu brechen. Ihre Dichter mochten ſich geſtaltend und umbildend, ihre Philoſophen erklärend und deutend, ihre Hiſtoriker dem geſchichtlichen Kerne nachforſchend in die Sagenwelt der Urzeit ver-

tiefen, das ſittliche Urtheil und die wiſſenſchaftliche Kritik mochten dieſelbe überwachſen: immer blieb jene Welt für das Gefühl der gebildetſten Zeiten ein Gegenſtand liebevoller Verehrung, während ſie für die große Maſſe des helleniſchen Volkes ohnehin den weſentlichen gläubig aufgenommenen Inhalt aller religiöſen und ſittlichen Vorſtellungen bildete.

Dies Glück und ſeine Folge: die dauernde Harmonie und Schönheit der griechiſchen Poeſie, ward der Entwicklung des deutſchen, wie aller übrigen neuern Völker Europa's verſagt. Das heidniſche Rom veränderte gewaltſam die politiſchen, das chriſtliche die religiöſen Urzuſtände des deutſchen Volks. Seine ganze Vergangenheit ward vernichtet, jeder Zuſammenhang mit ſeinen mythiſchen Göttern und Heroen zerriſſen. Aber nicht genug hieran! Die Reformation bildete einen zweiten Bruch. Hatte das römiſche Chriſtenthum den heidniſchen Olymp entvölkert, ſo

entleerte die Reformation den chriſtlichen Himmel aller ſeiner Heiligen und der Gottesmutter, nichts übrig laſſend als Vater, Sohn und heiligen Geiſt. Eine Welt legendariſch religiöſer Tradition ward ſo in den Gemüthern zerſtört. Und endlich brach die Philoſophie, das leicht bewaffnete Volk der „Aufklärer" voran, hinein in den letzten Reſt der religiöſen Tradition, das letzte gemüthliche Band zerreißend, das den gebildeten Sohn des 18. und 19. Jahrhunderts noch mit ſeiner Vergangenheit verknüpfte. Freilich nur um das Zerſtörte neu wiederzugebären, im Bewußtſein des freien Menſchen, im Lichte des Humanismus, und Odin und Walhalla, den chriſtlichen Gott und ſeinen Sohn und alle Heiligen, Katholizismus und Proteſtantismus neu erſtehen zu laſſen als eben ſo viele bedingte Schöpfungen des ewig werdenden Menſchengeiſtes; aber doch zunächſt verderblich für die Kunſt in dem Boden ihrer Wirkſamkeit.

Die Wagner'sche Dichtung hat zu ihrem Gegenstande eine Sage, welche auf den ersten Bruch des germanischen Lebens mit seiner Vergangenheit durch das Christenthum zurückweist. Das Christenthum stürzte die alten Götter von ihren Thronen. Aber Götter sind unsterblich, auch die heidnischen. Da das Christenthum, das ihre Bilder zerbrach und ihre heiligen Eichen niederschmetterte, die Götter selbst nicht zu tödten vermochte, beschloß es, sie zu degradiren, indem es sie zu Dämonen, Teufeln und bösen Spuckgeistern machte. So wurde die altgermanische Göttin Holda, die milde segenreiche Beschützerin der Fluren, die Pflegerin aller Werdelust der ewig zeugenden Natur, zuerst eine in unterirdische Höhlen verwiesene Teufelin, ein unheilbringendes Wesen, eine Unholdin. Dann als lateinische Literatur in Priesterhänden sich mit der neuen Religion zum Vernichtungskampfe gegen die alten religiösen Mythen verband, ward aus der altgermanischen

Huldgöttin die arge Frau Venus, der Inbegriff des unheiligen, verlockenden, von Gott abwendig machenden Sinnenthums. Ihr Hauptsitz war der Venusberg, das Innere des Hörselbergs bei Eisenach. Dort hielt sie Hof in Ueppigkeit und Wollust mit den Verlorenen, welche angelockt von den Zauberklängen, die aus den Hallen ihres unterirdischen Reiches ertönten, in den Berg geriethen. Solch ein Geschick traf den Ritter Tannhäuser, Heinrich von Ofterdingen, den Sänger des Wartburgkrieges. Seinen Fall und seine Reue, seinen Rückfall und seine endliche Begnadigung bei Gott durch Fürbitte einer Heiligen, behandelt Wagner's Dichtung.

Der erste Akt führt uns in das Innere des rosig erleuchteten Venusberges, wo der Tannhäuser in den Armen der geliebten Göttin, eingewiegt vom Gesange ihrer Nymphen, umgaukelt von den phantastischen Tänzen der Bacchantinnen, träumend ruht. Schon ein Jahr ist's, daß er

bei der Göttin weilt in unendlicher, ewiggleicher Luſt und Liebeswonne. Aber der Tannhäuſer iſt ein Menſch, und das Ewiggleiche des Genießens iſt nur für einen Gott gemacht, den Menſchen aber ziemt, wie ſchon Mephiſto ſagt, ewig nur der Wechſel von Nacht und Tag. Der Tannhäuſer ſehnt ſich nach dieſem Wechſel zurück, nach Werdeluſt, nach Lenz und Nachtigall, nach:

— dem Halme, der friſch ergrünend
Den neuen Sommer bringt. —

Aus Freuden ſehnt er ſich nach Schmerzen, aus der ewig gleichen Sklaverei des Liebesglücks dürſtet's ihn nach der Freiheit irdiſchen Handelns, aus wonniger Ruhe nach Kampf und Streit. Dieſen Empfindungen giebt der Tannhäuſer Sprache in drei Strophen deren jede mit dem flehenden Wunſche endet:

„O Königin, Göttin, laß mich ziehn!“

Nur ſchwer gewährt die Herrin ſeinen Wunſch, in welchem ſie nur Untreue und Verrath erblickt. Böſe Weiſſagung giebt ſie ihm mit auf ſeinen Weg:

„Was Du verlangſt, das ſei Dein Loos!
Hin zu den kalten Menſchen flieh,
Vor deren blödem, trüben Wahn
Der Freude Götter wir entflohn
Tief in der Erde wärmenden Schoos.
Zieh hin, Bethörter, ſuche Dein Heil,
Suche Dein Heil, und find' es nie!"

Dann aber, wenn er zerknirſcht, zertreten von der Welt, demüthig wiederum ſich ihr nahen werde, verſpricht ſie ihm Vergebung und Aufnahme. Aber Tannhäuſer will nicht wiederkehren. Durch Buße und Reue hofft er des Bannes ledig zu werden und ſein Heil zu gewinnen. Und wie ein im Traum fernher vernommener Kirchenglockenton den Anfang ſeiner Reue und ſeiner Sehnſucht nach der Erde bildet:

„Im Traum war's mir, als hörte ich —
Was meinem Ohr so lange fremd —
Als hörte ich der Glocken fromm Geläut' —

so beendet auch das christliche Bekenntniß: „Mein Heil ruht in Maria!" den Kampf mit der Frau Venus, die bei diesen Worten sammt ihrer Umgebung in Nacht versinkt. Der Tannhäuser sieht sich plötzlich der Oberwelt zurückgegeben in einem schönen Thale unfern der Wartburg. Es ist die liebliche Maienzeit. Ein Hirtenknabe singt von der Höhe eines Felsen herab ein Lied auf „Frau Holda, die segenbringend durch Flur und Auen zieht," und während er das Nachspiel zur Schalmei bläst, wallt eine Pilgerschaar von der Wartburg her den Bergpfad entlang, den Herrn anrufend im Gesange um Gnade und Segen für die Bußfahrt nach dem heiligen Rom. So sind in dieser Scene heidnische Erinnerungen und christliche Gegenwart dicht aneinander gerückt. Tannhäuser, von schmerzlichstem Sündebewußt-

ſein ergriffen, entſchließt ſich mit nach Rom zu pilgern. In brünſtigem Gebete verſunken, treffen ihn hier der Landgraf Hermann von Thüringen und ſein Jagdgefolge, die Sänger Walter, Wolfram und Biterolf, die er aus Hochmuth einſt nach einem Sangeskampfe verlaſſen. Sie begrüßen herzlich den Zurückgekehrten, der auf ihr woher? ausweichende Antwort giebt, und alle ihre Einladungen zum Bleiben hartnäckig abweiſt. Da ruft ihm der Sänger Wolfram von Eſchenbach zu: „Bleib' bei Eliſabeth!“ Dieſes Namens Klang übt Zauberkraft über den ſchwer bedrückten Mann. Er erfährt aus Wolframs, ſeines Nebenbuhlers, eignem Munde, daß Eliſabeth, des Landgrafen Nichte, „die tugendreichſte Maid,“ ſeit jenem Sängerkampfe auf der Wartburg, nach welchem ſich der Tannhäuſer, halb Sieger, halb beſiegt, den Genoſſen entzogen, in wunderbarer Liebe zu ihm entbrannt ſei, daß ihr Herz ſich aller Welt verſchloſſen, ſeit er des Oheims Hof

verlaſſen, und daß der Liebe Pflichtgebot ihn wiederkehren heiße zu der Liebenden. Da widerſteht der Tannhäuſer nicht länger. Die Liebe hat ihn in's Verderben gezogen, jetzt ſoll die Liebe ihn erlöſen:

Zu ihr! zu ihr! o führet mich zu ihr!
Ha! jetzt erkenne ich ſie wieder,
Die ſchöne Welt, der ich entrückt!
Der Himmel prangt auf mich hernieder,
Die Fluren prangen reich geſchmückt.
Der Lenz mit tauſend holden Klängen,
Zog jubelnd in die Seele mir;
In ſüßem ungeſtümen Drängen
Ruft laut mein Herz: Zu ihr! zu ihr!

Jubelnd führen der Landgraf und die ritterlichen Sänger den Verlorenen, „den ein Wunder zurückgebracht, das ſeinen Uebermuth beſchworen,“ zur nahen Hofburg, wo die ſehnſuchtverzehrte Eliſabeth des Geliebten wartet. So ſchließt der erſte Akt.

Dieſe Expoſition iſt vortrefflich. Der Keim

des Konflikts ist in der eigenen Brust des Tannhäusers verschlossen. Wie er in jenem früheren Sängerkampfe gegenüber der ritterlichen Askese und dem christlichen Liebesspiritualismus das Recht des Sinnenthums und des realen Genusses vertrat — was durch sein Eingehen in den Zauberberg der Venus hinreichend symbolisirt ist — so erwacht auch jetzt, bei der Aussicht auf irdisches Liebesglück in den Armen des geliebten Fürstenkindes, auf's Neue wieder in seiner Brust die Gluth jener sinnlichen Liebesbegeisterung, welche das strenge spiritualistische Minnethum jener ritterlichen Sängerzeit als Sünde verwirft. Die Uebergänge sind blitzschnell. Wie ein Name genügt, um den Tannhäuser seinen zerknirschten Reu- und Bußgedanken zu entreißen, so genügt ein Windhauch, das unter der Asche lodernde Feuer in seiner Brust zur hellen Flamme emporzujagen. Der Landgraf will, daß die Liebe Elisabeth's, die der Gesang in's Leben rief, auch

durch dieſelbe holde Kunſt mit Vollendung gekrönt werde. Ein Sängerfeſt wird bereitet. Im Sangeswettſtreit ſollen die Ritter um die Hand der holden Fürſtin werben. „Der Liebe Weſen“ ſoll die Aufgabe ſei. Wer ſie löſ't, dem ſoll Eliſabeth jeden Preis reichen, den der Sieger verlangen mag. Wie könnte hier der Ausgang zweifelhaft ſein, wo die Liebe ſelbſt entſcheiden darf über ihr Geſchick! und doch wird gerade dieſe Bürgſchaft ſeines Glücks dem Tannhäuſer zum Verderben. Das Feſt entfaltet ſeine Pracht, der Sängerkampf beginnt. Wolfram von Eſchenbach, durch's Loos zuerſt berufen, hebt ſeinen Preisgeſang der Liebe an. Er ſelber liebt Eliſabeth, doch ſeiner Liebe Weſen iſt „Anbetung, die ſich opfernd übt,“ und jedes irdiſche Verlangen als „frevle Trübung der Reinheit ſeiner Liebe“ achtet. Gegen dieſe chriſtlich romantiſche Entſagungsaskeſe, der die Ritter und Frauen Beifall zollen, erhebt ſich der Tannhäuſer zuerſt im feu-

rigen Preisgesange der erfüllten Liebe. Wo Jener „nicht den Quell berühren“ möchte, „legt er getrost die durst'gen Lippen an:“

„In vollen Zügen trink ich Wonnen,
In die kein Zagen je sich mischt,
Denn unversiegbar ist der Bronnen,
Wie mein Verlangen nie erlischt.“

Elisabeth macht eine Bewegung, um Beifall zu bezeugen, — die ewig gesunde Natur regt selbst in der unnatürlichsten Zeit sich gerade am Ersten in des reinsten Weibes Brust. Aber da alle Zuhörer in ernstem Schweigen verharren, verstummt auch ihre Schüchternheit. Immer heftiger wird des Tannhäusers Leidenschaft, immer unwiderstehlicher der Drang: das Geheimniß seiner Brust, das genossene höchste Glück der Liebeslust zu offenbaren. Walter von der Vogelweide, den Wolfram ablösend, singt jetzt in „dessen Sinne seinen Preisgesang. „Die Tugend“ ist's, die er als der Liebe Wesen feiert, die rein

geistige Liebe, während er den „Genuß“ als Sünde verdammt. „Solche Liebe,“ entgegnet der Tannhäuser, „geziemt dem Menschen gegenüber dem Gotte über den Sternen und seinen unbegreiflichen Wundern,“

„Doch was sich der Berührung beuget,
Euch Herz und Sinnen nahe liegt,
Was sich, aus gleichem Stoff erzeuget,
In weicher Formung an uns schmiegt —
Dem ziemt Genuß im freud'gen Triebe,
Und im Genuß nur kenn ich Liebe.“

Da erhebt sich, unter steigender Aufregung, der Hörer, der wilde Biterolf gegen den Lästerer, und bietet ihm am Schlusse seines Liedes Kampf der Waffen zur Wahrung der verletzten Frauenehre. Der Tannhäuser giebt ihm für die Schmähung Hohn zurück. Schon greifen die Ritter zu den Schwertern, da gebietet der Landgraf Frieden, und Wolfram erneuert den Sangeskampf durch einen begeisterten Hymnus auf das Glück der sündenlosen reinen Liebe. Nun kann sich der

Tannhäuſer nicht mehr halten. In höchſter Verzückung, all des im Venusberge genoſſenen Glücks gedenkend, feiert er im begeiſterten Liede „die hehre Göttin der Liebe von der jedwedes holde Wunder ſtammt.“ „Wer dich,“ ruft er aus,

Wer dich mit Glut in ſeinen Arm geſchloſſen,
Was Liebe iſt, kennt er, nur er allein: —
Armſel'ge, die ihr Liebe nie genoſſen,
Zieht hin, zieht in den Berg der Venus ein! —

Das Zauberwort iſt ausgeſprochen, das entſetzliche Geheimniß offenbart. Die Edelfrauen entfliehen aus der Nähe des Verruchten, nur Eliſabeth bleibt und ſchützt den auf's Neue und für immer verlorenen Geliebten mit ihrer Bruſt gegen die Ritter, die mit gezückten Schwertern auf den Frevler eindringen. Ihr Herz iſt zerbrochen, und wenn ſie für ſein Leben fleht, ſie „die reine Jungfrau für den Sünder,“ ſo iſt's nur, um „zur Buße ſeinen Schritt zu lenken,“

ihm Gnadenfriſt zu ſchaffen für den Glauben, daß der Erlöſer auch für ihn gelitten. Jetzt folgt eben ſo blitzſchnell die neue Wandlung in des Tannhäuſer's Innern. Eliſabeth's Todesſchmerz hat auch ſeinen Muth zerbrochen, er erkennt ächt chriſtlich ſeinen Frevel:

„Zum Heil den Sündigen zu führen
Nahte die Gottgeſandte mir.
Doch ach! ſie frevelnd zu berühren
Hob ich den Läſterblick zu ihr!“

und beſchließt, nach Rom zu pilgern mit dem Zuge frommer Büßer, um von dem Stellvertreter Gottes auf Erden in Zerknirſchung Gnade zu erflehn für ſeine ſchwere Schuld, und nicht wiederzukehren, er ſei denn dieſer ſeiner Schuld entſühnt. Vom Thal herauf ſchallt der Geſang der Pilger. Nach Rom! ruft der ſchuldbeladene Mann. „Nach Rom!“ rufen ihm die Ritter und Alle nach. So ſchließt der zweite Akt.

Aber Rom hat keine Gnade für ſolche Sünde.

Ein extremes Prinzip kann ſeinem Gegenſatze nicht vergeben. Des heiligen Vaters Spruch erfüllt jenes Wort, das Venus dem Tannhäuſer beim Scheiden aus ihrem Reiche geweiſſagt. Sein Urtheil lautet: verdammt auf ewig! Da ergreift den Verſtoßenen grimme Verzweiflung. Alle Pilger kehren zurück erlöſ't von ihrer Sünden Laſt, nur er iſt unterm Banne geblieben für ewig. So ſchleppt er ſich zurück bis in die Nähe der Wartburg. Vergebens will ihn Wolfram, der ihn hier findet, zurückhalten von ſeinem Entſchluſſe, den Weg zu ſuchen zu dem Zauberberge. Tannhäuſer ruft die geliebte Göttin an, ihn wieder aufzunehmen. Schon erſcheint ſie, und breitet dem Wiederkehrenden die Arme entgegen:

„Willkommen, ungetreuer Mann!
Schlug dich die Welt mit Acht und Bann?
Und findeſt nirgends du Erbarmen,
Suchſt Liebe nun in meinen Armen?“ *)

*) Dies war in der Aufführung verändert, wo die Ve-

Da ruft Wolfram ihm wieder, wie einſt, den Namen „Eliſabeth“ zu, deren Leiche ſo eben im offnen Sarge unter frommem Geſange zur Gruft getragen wird. Ihr Herz brach, da alle Pilger wiederkehrten, nur der Geliebte nicht. Sie ſtarb, um „an Gottes Thron“ zu flehen für das Heil des auf Erden verdammten Geliebten. Vor den Klängen jenes Trauergeſangs verſinkt das Zauberreich der Liebesgöttin, aber auch der Tannhäuſer ſtürzt mit den Worten: Heil'ge Eliſabeth, bitte für mich! ſterbend zur Erde nieder. Er iſt erlöſ't, ſagt Wolfram, in deſſen Armen er ſeine Seele verhaucht. Denn wie der Chorgeſang am Schluſſe lautet:

Der Gnade Heil iſt dem Büßer beſchieden.
Er geht nun ein in der Seligen Frieden!

Man hat von Wagner verlangt, daß er die

---

mus ſelbſt nicht mehr erſcheint, ſondern nur das Innere des Berges ſich aufthat für einen Augenblick mit ſeinen Wundern und ſeinen verlockenden Klängen.

„erbarmungsreiche“ Venus hätte ſiegen laſſen ſollen über Eliſabeth, die Natur über den Spiritualismus; und gewiß, dieſer Ausgang wäre der menſchlich geforderte geweſen. Aber dann hätte er das ganze Gedicht eben ungedichtet laſſen müſſen. Nur die komödirende Ironie eines Heine konnte den in Rom verdammten Tannhäuſer zurückkehren laſſen in den Venusberg. Alle übrigen Dichter, welche dieſe wunderbare Sage behandelten, — auch Lyriker wie Moſen — haben es gefühlt, daß der Stoff nicht abzutrennen iſt von dem Boden, dem er entſproſſen.

Wagner's Tannhäuſer iſt als Dichtung ergreifender als der Lohengrin. Das hat ſeinen Grund darin, daß im Tannhäuſer nicht wie im letztgenannten Gedichte das Hauptmotiv und der eigentliche Hebel der Handlung außerhalb des im Gedichte ſichtbaren Vorganges liegt, ſondern Alles ſich unter unſern Augen entwickelt. Sobald aber der Poet uns nöthigt, aus dem Banne

ſeiner Dichtung herauszugehen, giebt er uns ſelbſt und unſere Kritik frei. An den Gral im Lohengrin, an den Gralkönig, an die ganze ſpukhafte Wunder- und Zauberkraft müſſen wir glauben; den Venusberg, die Liebesgöttin und ihren Zauberhof ſehen wir ſinnlich vor uns. Dann aber iſt auch im Tannhäuſer Alles menſchlich einfacher. Der Gralritter Lohengrin iſt ein abſtraktes Tugenderempel, ſeine ſeraphiſche Heiligkeit iſt eben ſo unmenſchlich und unnatürlich, wie Tannhäuſer's Verirrung menſchlich und natürlich. Lohengrin's Schmerzen rühren uns nicht, weil wir bei einem ſeraphiſchen Weſen nicht daran glauben. Tannhäuſer's Sünde iſt eine ſolche, die mit den allgemeinen ſittlichen Vorſtellungen noch einen gewiſſen Zuſammenhang hat, während die Sünde, vor der Lohengrin gewarnt wird, dieſes Zuſammenhangs entbehrt und für uns ein Unding iſt. Im Tannhäuſer iſt uns auch die Zeit weit näher. Daraus folgt, daß der Poet ent-

weder Stoffe wählen muß, die im Einklange ſind mit der Anſchauungsweiſe der Zeit, oder ſolche, die, ganz von derſelben abweichend, eine eigene Moral für ſich geſtatten, während Alles, was unſer modernes Empfinden nur annähernd berührt, uns ſpaltet. Das Drama, das den modernen Menſchen völlig befriedigte, während es zugleich die geſunde Natur des Volkes erfaßte, — bleibt noch zu dichten.

Die Aufführung entbehrte Eins, aber dies Eine war viel. An der Stelle, von welcher aus beim Lohengrin Franz Liszt Orcheſter und Darſteller elektriſirte und zu den höchſten Leiſtungen hinriß, ſtand diesmal ein Anderer. Das machte ſich fühlbar für Alle. Es fehlte bei allem Guten und Tüchtigen in den Leiſtungen der Einzelnen jener Schwung der Begeiſterung, die von einem begeiſterten Genius ausgehend ſelbſt den letzten Querpfeifer mit ſich fortreißt. Die äußere Anordnung und Ausſtattung dagegen er-

regte die Bewunderung ſelbſt ſolcher, welche an die Darſtellungen der Pariſer großen Oper gewöhnt waren, und der anweſende Henri Blaze geſtand, daß er beſſere Inſcenirung nicht geſehen, ein Geſtändniß, das ich durch die Bemerkung vervollſtändigen konnte, daß ich dergleichen bei weitem minder kunſtſinnig und ſorgfältig angeordnet in Paris geſehen. Die Ehre dieſes Vorzuges der Weimariſchen Oper gebührt dem Regiſſeur der letzteren, Herrn Genaſt.

Wagner's Zukunft iſt unberechenbar. Täuſchen wir uns nicht, ſo dürfte ſeine Muſik einen Kampf auf Leben und Tod zu beſtehen haben. Was den Tannhäuſer in Deutſchland populär macht, iſt, daß er muſikaliſch noch einen Zuſammenhang hat mit der nächſten Vergangenheit und Gegenwart. Der Puritanismus, welcher im Lohengrin alle bisherigen Melodienformen an die Seite wirft, iſt im Tannhäuſer noch nicht in ſolcher Strenge vorhanden. Es fehlt nicht an

faßlichen rhythmiſchen Reihen, die ſich, je kürzer ſie ſind, und nach je längeren Pauſen ſie erſcheinen, um ſo tiefer dem Hörer einprägen. Im Lohengrin hat Wagner ſeinen Grundgedanken, wonach die Oper ein dramatiſches Gedicht iſt, das zur Hebung der Situation einer Muſik bedarf, die von der Idee des Dichters unzertrennlich iſt, viel unnachgiebiger gegen die bisherige Auffaſſung und Gewohnheit zur Erſcheinung gebracht. Möge er bedenken, daß man die Sehne des Bogens nicht ſtraffer anziehen darf, als es der letztere verträgt. Die Darſteller auf der Weimarſchen Bühne, beſonders die Herren Götze (Tannhäuſer) und Milde (Wolfram v. Eſchenbach) und die Damen Agthe (Eliſabeth) und Faſtlinger (Venus) verdienten und erhielten von der zahlreichen feſtlichen Verſammlung — man gab die Oper zur Verherrlichung eines fürſtlichen Familienereigniſſes — die lauteſte Anerkennung. Mir ſelbſt aber wird der Eindruck ein ewig unvergeßlicher ſein und bleiben.

Weimar, 30. Juni 1831.

Man besprach einmal, wie Eckermann erzählt, in Goethes Gegenwart eine Rossinische Oper, deren Sujet man tadelte, während man die Musik gelten ließ. Goethe begriff diese Trennung nicht: „Ich bewundere wirklich, sagte er, die Einrichtung Eurer Natur, und wie Eure Ohren im Stande sind anmuthigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das Auge, von den absurdesten Gegenständen geplagt wird.“ Er seinerseits gestand, daß er eine Oper nur dann mit Freuden zu genießen vermöge, wenn

das Sûjet eben so vollkommen sei wie die Musik, so daß beide mit einander gleichen Schritt gingen. In einer guten Oper müsse das Sûjet so vollkommen sein, daß man es auch ohne Musik als ein bloßes Stück geben und mit Freuden sehen könne. Ganz dieselbe Empfindung spricht Schiller aus, wenn er einmal die gewöhnliche große Oper „ein Autodafé über Natur und Dichtkunst" nennt. Er fügt dazu eine Bemerkung, welche mich lebhaft an eine eigne Erfahrung erinnert hat. „Ich war gestern, schreibt er an Körner (1789), nach dreiviertel Jahren zum erstenmal wieder in der Komödie. Es war eine Oper. Bei dieser Gelegenheit war es mir interessant zu bemerken, daß die Unnatur ganz besonders auf mich wirkte, ungefähr wie auf einen, der zum erstenmal aus der Provinz in die Stadt kommt. Durch die Gewohnheit verliert man diesen Sinn. Die Bemerkungen die ich gestern anstellte erinnere ich mich nie ge-

macht zu haben." Leider verſchweigt er uns dieſe Bemerkungen, und ſagt darin nur, daß ihm durch jenen Eindruck ein neuer ſtarker Anreiz zur Ausführung eines Schauſpielplanes geworden ſei, dem nicht Folge geben zu können ihn ganz unglücklich mache. Aber jene erſte Bemerkung ſelbſt iſt von tiefer Wahrheit. Ueber die Unnatur der gewöhnlichen Oper hat nur der ein richtiges Urtheil, deſſen Empfinden nicht durch lange Gewohnheit dagegen abgeſtumpft worden iſt. Daher habe ich es immer als ein Glück betrachtet, daß mir das moderne Opernweſen nur von Zeit zu Zeit auf meinen Reiſen bei größeren und kleineren Bühnen in Italien, Frankreich und Deutſchland entgegengetreten iſt, ohne daß eine andauernde Gewohnheit die Macht gewonnen hätte, welche ſie immer zum Schaden unſeres Urtheils auszuüben pflegt. Der geiſtreiche Franzoſe Henri Blaze war mir davon ein ſprechender Beweis, als er ſich neulich bei der Aufführung des Tann-

häuser unfähig erklärte, dieſem Wagner'ſchen Kunſtwerke irgend ein Intereſſe abzugewinnen. Ja, es war ihm kaum begreiflich, wie man ſich herbeilaſſen möge, ſo etwas Muſik zu nennen. Von der Dichtung war ohnehin keine Rede. Daß aber Liszt ſich auf dieſe Wagnerſche Muſik eingelaſſen habe, erfüllte ihn bei ſeinen freundſchaftlichen Geſinnungen für denſelben mit wahrhafter Beſorgniß. Denn ſchon der bloße Gedanke, dies Weſen auf die Pariſer Opernbühne zu bringen, erſchien ihm als ſelbſtmörderiſch für den Ruf deſſen, der es unternähme und des vernichtendſten Fiasko's gewiß. Er mag Recht haben, aber wie lange? das iſt die Frage.

Denn das ſcheint wohl unzweifelhaft, daß mit dieſen Wagner'ſchen Kunſtwerken der Anfang einer neuen Kunſt des muſikaliſchen Drama's gemacht, daß mit ihnen geradezu eine Revolution begonnen iſt gegen das Opernweſen, welches den Stolz der Pariſer grand Opéra ausmacht.

Goethe und Schiller haben auch hier auf das Richtige hingedeutet, und Wagner's Schöpfungen sind eigentlich nur eine Bestätigung und theilweise Erfüllung dessen, was Goethe als Verlangen und Aufgabe ausgesprochen hat.

Wenn die bisherigen Operntexte für die fertigen Formen einer Opernpartitur eigends verfertigt und ihren traditionell gewordenen Schematen wohl oder übel angepaßt wurden: so erscheint bei Wagner das Gedicht, die Darstellung wirklicher und wahrhafter Menschen, als Hauptsache. Wagner selbst ist Dichter und Musiker in einer Person, ja er hat, wie er sagt, die letztere Kunst erst gelernt um der ersteren willen. Der Mensch in seinem Handeln und Leiden als Gegenstand des Interesses dargestellt für den Menschen, und zwar dargestellt in der Form der Handlung durch handelnde und leidende Menschen selbst, das ist der Inhalt des Drama's. Dies Drama ist Tragödie, Schauspiel oder Komödie,

jenachdem das Intereſſe ein ernſtes (die Ariſtoteliſche πρᾶξις σπουδαία) leidenſchaftlich erregtes, das Innerſte des Gemüths ergreifendes und erſchütterndes, oder ein leichteres, milderes, heiteres iſt. Der Genuß aber an dem ernſten Drama, ſowie das Ueberſehen ſittlicher Schlechtigkeit in der Komödie, beruht weſentlich auf dem Idealismus der Kunſt, und alles was dieſen Idealismus verſtärkt, was die reale Wirklichkeit zur Scheinexiſtenz künſtleriſch verklären hilft, muß zugleich die künſtleriſche Wirkung ſteigern und den Genuß erhöhen. Dies thut im muſikaliſchen Drama die Muſik. Darum iſt für Wagner beides unzertrennlich, und die Oper ein dramatiſches Gedicht, in welchem die Muſik zur Hebung der Situationen wie zum vollen Ausdruck der Empfindungen nothwendig und von der Idee des Dichters unzertrennlich iſt. Damit iſt zugleich geſagt, daß jedes Drama zugleich eine gewiſſe muſikaliſche Grundlage haben muß.

Man verfährt, glaube ich, am Beſten, wenn man gegenüber einer neuen genialen Kunſterſcheinung, ſtatt eine Kritik zu verſuchen; für die jeder Maßſtab fehlt, ſich darauf beſchränkt, rein pathologiſch die Wirkung zu bekennen, welche man in ſich durch das Kunſtwerk erfahren hat. Und da habe ich denn zu geſtehen, daß mir im Lohengrin und Tannhäuſer zum Erſtenmale wieder Opern erſchienen ſind, bei denen es einem ganz natürlich und nothwendig vorkommt, daß die Menſchen in denſelben nur in Geſang und Tönen ſprechen; daß hier zum erſtenmale keine Bravourarien, keine bis an die Gränzen des Möglichen gehenden „Kunſtleiſtungen" im Rokkokoſchnörkelſtil der Rouladen, Triller und ſonſtiger ſeiltänzeriſcher Geſangfiguren die Harmonie des tönenden Ganzen zerriſſen, keine eingelegten Ballets ihren Widerſinn zwiſchen die Scenen warfen, und daß ich überhaupt hier zum erſtenmale ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze: die

harmonische Verbindung aller Künste in ihrer Wirksamkeit auf Sinn und Gemüth empfunden habe. Denn während die Poesie durch die Dichtung das Interesse meines Geistes und Herzens befriedigte, und während die Musik den Inhalt der Dichtung zu seinem vollen Ausdrucke steigerte, durfte sich das Auge an dem Adel und der Anmuth der Menschengestalt in rhythmischer Bewegung erquicken, und an der Schönheit plastischer Gruppen, sowie an einer Fülle von Situationen erfreuen, die recht eigentlich den Namen lebender Bilder verdienten. Was das letztere betrifft, so ist mir keine einzige Oper bekannt, welche einen solchen Reichthum der wirkungsvollsten Tableaux darbietet, die wiederum alle ganz nothwendig aus der Dichtung selbst hervorgehen und, durch sie bedingt, vom Dichter mit geschaffen sind. Es ist vollkommen wahr, was ein begeisterter Verehrer von Wagner gesagt hat, daß er nicht nur die Worte dichte, die Töne

ſchaffe, die Momente der Darſtellung vorſchreibe, ſondern daß er auch Scene und Farben ſeiner muſikaliſchen Dramen erfinde, und überhaupt Alles bis in die kleinſten Einzelnheiten vorzeichne, was zu einer Geſammtwirkung durch die harmoniſche Vereinigung aller Kunſtarten, zur Darſtellung des wahren ganzen Menſchen durch eine wirklich menſchliche, wahre und ganze Kunſt gehöre. —

Vom Tannhäuſer erzählte man mir, daß Wagner anfänglich die Dichtung mit einem Wundermotive ſo geendet habe, daß der Tannhäuſer unter demſelben friſch ausgrünenden Stabe ſtirbt, beldem des Papſtes Fluch ihm verhießen hatte:

Wie dieſer Stab in meiner Hand
Nie mehr ſich ſchmückt mit friſchem Grün,
Kann aus der Hölle heißem Brand
Erlöſung nimmer dir erblühn.

Wagner hat dies Motiv ſpäter, als dem modernen Bewußtſein allzuſehr widerſtreitend, verworfen. Ich weiß kaum, ob nicht mit Unrecht, da jenes

Motiv mit dem Charakter des Ganzen durchaus im Einklange ſteht und nur eine Konſequenz der Weltanſchauung iſt, aus der die Dichtung ſelbſt hervorgegangen.

Der Entwicklungsgang Wagner's iſt wunderbarer Art. Von ſeinen vier Opern wurde die erſte, ſein Rienzi, in Paris geſchrieben. Für die dortige große Oper berechnet gelangte ſie im Jahre 1842 zum erſtenmale in Dresden zur Aufführung, wo ſie mit Begeiſterung aufgenommen zahlreiche Wiederholungen erlebte. Bald darauf folgte „Der fliegende Holländer," und erſt im Jahre 1845 der Tannhäuſer. In demſelben Jahre ward auch der Lohengrin gedichtet, die Partitur aber erſt 1847 vollendet. Noch ehe der Lohengrin aufgeführt werden konnte brach die Revolution von 1848 aus. Wagner's Betheiligung an derſelben iſt bekannt. Als er nach der Schweiz flüchten mußte, nahm er die letzte Oper mit dorthin. Von hieraus ſendete er ſie an

Liszt, der die Aufführung in Weimar bewirkte.

Wagner's äußeres Geschick, so ehrenwerth die Motive auch sind die es herbeiführten, ist ein Unglück für die Sache der Kunst, weil es ihm den Grund und Boden seiner Wirksamkeit raubt. Was hilft es ihm, daß er in begeisterten Schriften sich Luft macht, über das was seinem Streben als Ziel vorschwebt? So vortrefflich Wagner auch in seinen Schriften Sprache und Darstellung handhabt — seine eigentliche Sprache ist es nicht zu der er aus Noth seine Zuflucht nimmt. Des schöpferischen Künstlers Sprache ist die künstlerische That, die Schöpfung; und so lange seine Schöpfungen kein Terrain der Wirksamkeit finden, so lange können die musikalischen Burggrafen in Deutschland ruhig schlafen.

Dagegen wird man bei seinen Werken lebhaft an eine Prophezeihung Schiller's erinnert, der in einem Briefe an Goethe gestand, daß er von der

Oper, zu der er in dieſer Hinſicht immer ein gewiſſes Vertrauen gehabt, eine neue Geſtaltung des Dramas und der Tragödie erwarte, weil nur durch ſie das Ideale ſich aufs Theater ſtehle und die Bühne von der ſervilen Naturnachahmung befreien könne, an welcher ſie vor allem kranke. —

Wenn unter den Künſten die Muſik jetzt in Weimar vorherrſcht, ſo ſind darum die bildenden Künſte in der deutſchen Muſenſtadt keineswegs ohne würdige Vertretung geblieben. Wer die Ateliers des hochbegabten Landſchaftsmalers Preller und des rühmlich bekannten Hummel beſucht, oder bei einer Wanderung durch die kunſtgeſchmückten Räume des Schloſſes mehrere ihrer ſchätzbaren Werke zu ſehen Gelegenheit findet, der wird zugeſtehen müſſen, daß wenigſtens dieſe

Kunstgattung durch tüchtige Künstler in Weimar gepflegt wird. Besonders athmen die Landschaften Preller's ein tiefes und reines Naturgefühl und einen großartigen Ernst, der an den Geist alter Meister erinnert, während sein jüngerer Kunstgenosse, Hummel, mehr das Heitere, Freundliche der Naturauffassung zeigt. Außerdem besitzt Weimar noch an Martersteig einen fleißigen und geschickten Historienmaler, dessen neuestes Werk, Thomas Münzer's Gang zum Richtplatze, wenn man von der Art und Weise der Auffassung absieht, auch unvollendet viel Tüchtiges darbietet. Die Plastik, welche zu Goethe's Zeiten an Kaufmann, Klauer, Tieck und Weisser verdienstvolle Künstler in Weimar aufzuweisen hatte, scheint sich jetzt hier minderer Förderung zu erfreuen. Was aber auffallend ist bei der Physiognomie der Stadt, das ist der Umstand, daß uns in architektonischer Hinsicht an einem Orte, wo ein Goethe über ein halbes Jahrhundert für

dieſe Kunſt wirkte, auch nicht ein einziges Gebäude begegnet, welches darauf Anſpruch machen könnte, irgend einen reinen Styl darzuſtellen.

Weimar, 1. Juni 1851.

Heute ist es uns endlich gelungen, das Innere des Goethe'schen Gartens am Stern und das Gartenhäuschen zu sehen, die wir bisher nur vorüberwandelnd betrachten durften.

Etwa zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, hart am Wege nach dem Dörfchen Oberweimar am Fuße des Horn genannten Höhenzuges, erhebt sich aus dem schattigen Grün hochwipfliger Baumpflanzungen ein kleines spitzbedachtes Häuschen, dessen schwarzgraues Schieferdach reichlich die Hälfte seiner ganzen zweistöckigen

Höhe ausmacht. Die nach der Fahrstraße gelegene Vorderfronte, hoch hinauf von Rosen und wildem Wein umrankt, welche liebevoll den zerbröckelnden Bewurf verhüllen, blickt westwärts über die Wiesen nach dem Parke hin. Der nördliche Giebel gewährt die Aussicht auf den Stern, der südliche auf die Höhen von Belvedere, während die östliche Seite, im Schatten der umgebenden Bäume dem Garten zugewendet, durch den Hügelzug, zu dessen Mitte sich der Garten hinaufzieht, gegen die rauheren Ostwinde geschützt wird. Keine Thurmspitze, kein Ziegeldach verräth die Nähe der Stadt, deren Dasein durch die buschigen Höhen des Parks und die hohen Laubkronen des Sternwäldchens völlig dem Blick entzogen wird. Einsam, nur von wandernden Landleuten oder einem seltenen Gefährte belebt ist, auch die vorbeiführende Straße, welche längs der Wiesen hin nach dem nahen Dorfe führt. Zwei Holzgitterthüren mit wenigen Steinstufen in Mitten einer

faſt gleich hohen lebendigen Hecke, bilden die Eingänge zum Garten. Wenige Schritte aufwärts ſteigend erreicht man das Haus, deſſen niedrige, dem Innern des Gartens zu gelegene Thüre zu den beſchränkteſten Räumen führt. Ein Zimmer, Küche und Flur im untern, ein Frontezimmer und zwei kleine Seitenkabinette im obern Stock, alles niedrig, eng und ſchmal, bilden die ganze Räumlichkeit, mit der ſich Goethe ſieben Jahre lang Winters und Sommers begnügte. Nur in einem der oberen Zimmer ſahen wir einen Kamin; das Arbeitszimmer, nach Norden blickend, hat nur ein Fenſter, das zweite iſt vermauert. Geräthe findet ſich keins mehr in einem der Zimmer, man ſieht nur die nackten Wände. Seit Goethe's Tode haben verſchiedene Miether das Häuschen bewohnt. So klein, ja ärmlich uns daſſelbe erſcheint — eben ausreichend für einen Gärtner, der ſein Leben gewinnt für ſich und die Seinen aus dem Ertrage eines Stückchen

Gartenfeldes — ſo war es doch noch kleiner zur Zeit da es Goethe bezog. Noch findet ſich der Tag verzeichnet, es war der 10. Mai des Jahres 1776, kaum ein halbes Jahr nach ſeiner Ankunft in Weimar. Und ſo bedürftig verlangte ſchon damals in allem Braus und Saus einer wilden Jugend ſein Dichterherz nach einer „Wohnung des Friedens," wie er ſie ſelbſt gern nannte, und ſo ſehr liebte er dieſe Zufluchtsſtätte der Sammlung in ungeſtörter Einſamkeit, daß er ſelbſt bei dem Um- und Anbau, den er ein Jahr ſpäter im März und April vornehmen ließ, in dem halb offnen Hauſe bis zur Beendigung des Baues wohnen blieb. Erſt zu Ende April ſchreibt er an Frau von Stein: „ich habe wieder Fenſter, kann wieder Feuer einmachen, das mir bei der Witterung ſehr zu Statten kommt." Freilich kannte das Abhärtungsſyſtem, mit dem er damals auf ſeine feurige Jugend einſtürmte, keine Gränzen. Halbe Nächte des April und Mai ſchlief er zu-

weilen in seinen Mantel gewickelt auf einem trocknen Fleckchen seiner Allee den süßesten Schlaf, während Blitz und Donner eines Frühlingsungewitters mit obligatem Regen einherfuhren. An kalten Bädern in frühester und spätester Jahreszeit, ja selbst an Schneebädern fehlte es gleichfalls nicht. Ueber dies Alles, über seine Liebe zu körperlichen Fähigkeiten, die sein schlanker fleischloser, aber durch Strapazen und Leibesübung aller Art gestählter Körper mit freudiger Leichtigkeit bestand, die aber doch der Geliebten oft genug bange Sorge machten, findet man in den Briefen an die Stein vielfache Kunde. Sein nächtliches halsbrechendes Klettern über Hecken und Zäune, Mauern und Pforten, mit dem er sich den Weg von der Freundin nach seinem Garten zu kürzen oder die Hemmnisse geschlossener Wege zu beseitigen liebte, mußte sie ihm einmal mit liebevoller Strenge untersagen, wobei er sich denn selbst einer allzugro-

ßen Luſt an waghalſiger Abenteuerlichkeit ſchuldig bekannte.

Ich habe den Namen desjenigen weiblichen Weſens genannt, deſſen Gedächtniß mit dieſem Orte ewig verbunden bleibt.

Aus dem Hauſe tretend, wo ein zierlich nach Art der Moſaikfußböden in römiſchen Villen gepflaſterter Vorplatz uns empfängt, gelangten wir den Garten hinanſteigend zu einem von hohen Bäumen beſchatteten Ruheplatze. Ueber demſelben auf einer in die Tuffwand eingelaſſenen Steintafel lieſ't man die Inſchrift, welche in Goethe's Gedichten die Bezeichnung: „Erwählter Fels“ trägt, die ſchönſte Huldigung die je ein Dichter ſeiner Geliebten dargebracht:

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten;
Heiter ſprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich den Glücklichen nähret,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich ſchlinge,

Denkmal bleibe des Glücks' ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Goethe nannte diesen Ruheplatz den „Stern," und war glücklich daß ihn die Geliebte sich als Eigenthum erkor. Es war im Jahre 1782, auf dem Höhepunkte jenes Liebesglücks, daß er jene Inschrift dichtete, und sie als Weihegeschenk niederlegte auf dem kunstlosen Felsaltare der Penaten seiner glücklichen Einsiedelei. Schon sieben Jahre lang hatte ihn jene Liebe beglückt, hatte sie ihn getragen und emporgehalten in den Strudeln seiner ersten wilden weimarischen Jahre, auf die er später nur ungern zurückblicken, deren Haupttummelplätze er kaum wiedersehen mochte. Diese Liebe, im Fegefeuer wilder Leidenschaft sich reinigend von allen Schlacken und zu harmonischem Mit und Ineinanderleben sich veredelnd, hatte ihn errettet aus der Stimmung des Welt- und Menschenüberdrusses, den bittern Hefen des Taumel-

kelches der Kraft- und Lebensvergeudung in dem zerſtreuenden Hof- und Weltleben, in welchem ſeine Erſcheinung wie ein ſtrahlender Stern aufgegangen war. Und doch! wie haftet ſich der Fluch der Endlichkeit auch an das Schönſte als Erbtheil alles Menſchenweſens an. Im Anblick dieſer Foliotafel, in Erinnerung an die zahlloſen Ergießungen einer Liebe die in jedem ihrer Ausdrücke die Unveränderlichkeit ewiger Dauer für ſich forderte, fiel es mir hart auf's Herz, daß vierzig Jahre ſpäter der Greis Goethe ſeinem Eckermann geſtehen mochte: daß eigentlich ſeine Liebe zu jener ſchönen koketten Frankfurterin Lili „ſeine erſte und letzte tiefe und wahrhafte Liebe geweſen," und daß „alle die kleinen Neigungen, die ihn noch in der ſpäteren Folge ſeines Lebens berührten, mit jener erſten verglichen nur leicht und oberflächlich geweſen ſeien!"*) Freilich ſtammt

*) Eckermann, Geſpräche mit Goethe III, S. 299.

dies Geständniß aus einer Zeit, wo er sich zuweilen, wie er einmal an Humboldt schrieb, „schon selbst ganz mystisch vorkam.“

Der trübsinnige Eindruck meiner Betrachtung ward verstärkt durch den Anblick des Gartens, der ungepflanzt, ja fast verwildert, düster und melancholisch ausschaute. Auf den Blumenbeeten wucherte Unkraut, die Gänge und Wege waren vielfach mit Gras bewachsen, von abgefallnen trocknem Laub und Gezweig bedeckt. Eben so wüst und unheimlich erschien das verödete hier und da baufällige Haus. Es ist ein Jammer daß auch diese geheiligte Gedächtnißstätte schöner und großer Schöpfungen und Erinnerungen ihrem Untergange entgegen geht. Nur die herrlichen Bäume, die er gepflanzt, wölben noch ihr schattiges Laubdach ineinander, und ihrer Blätter sanftes Flüstern erzählt dem Besucher von den Zeiten, in denen sie einst dem Dichter und seinen geliebten Menschen gerauscht, und seiner schöpfe-

rischen Einsamkeit ihren bergenden und erquickenden Schatten gewährt:

„Uebermüthig sieht's nicht aus
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen die daselbst verkehrt
Ward ein guter Muth bescheert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter wuchs empor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort."

Weimar, Anfang Juli 1851.

Ich habe dieser Tage wieder die zwei ersten Bände der Briefe Goethe's an Frau von Stein durchgelesen, welche die ersten acht Jahre dieses wunderbaren Verhältnisses umfassen (1775 bis 1783). Neben dem Genusse, den sie durch den Einblick in jene Entwicklungsperiode Goethe's gewähren, sind diese Briefe zugleich eine reiche Fundgrube von Notizen für die damaligen Lebenszustände Weimars und des Weimarschen Kreises. Aber so hintereinander weggelesen, ist es eine schwere und angreifende Lectüre. Denn

jedes dieſer hunderte und aberhunderte von kleinen Billets iſt der Kern und Ausdruck einer ganzen Situation, und man wird alſo auf den wenigen Seiten, welche die täglichen Briefchen eines einzelnen Jahrgangs einnehmen, mit den Erlebniſſen und Situationen von dreihundertfünfundſechzig einzelnen Tagen des Jahres in ihrem detaillirteſten und zugleich zuſammengedrängteſten Zügen auf einmal überſtürzt. Wenn wir dieſe Maſſe von Blättchen, deren jedes einzelne für den Schreibenden wie für die Empfängerin den Genuß eines Tages bildete, in einem Zuge durchfliegen, ſo wird uns dabei zu Muthe wie einem Menſchen, der einen ſaftigen Apfel genießen möchte und dem ſtatt deſſen irgend ein Schalk, der die fruchtbeladenen Zweige des Baumes ſchüttelt, einen Kugelregen auf den Kopf niederpraſſeln läßt.

Aber mit welchem erhöhten Intereſſe man dieſe Sachen auf der Stätte lieſ't, wo ſie ge-

wachsen, ist kaum zu sagen. Es ist damit wie mit den poetischen „Epigrammen," die uns auch ganz anders ins Herz sprechen, wenn sie uns als wirkliche Inschriften an den Stätten in Wald und Park begegnen, für die sie gedichtet wurden, statt uns in dem öden schwarzen Druck von einem grauen Papiere entgegenzutreten. Die große Mehrzahl der Briefe ist aus Goethe's geliebtem Garten geschrieben, nur zwanzig wohlgezählte Minuten *) Wegs entfernt von der Wohnung, die er selbst der Freundinn in einem der herrschaftlichen Gebäude hinter dem Fürstenhause, am Eingange des Parks eingerichtet hatte. Dieser Garten war ihm gleich bei seiner Ankunft in Weimar als wünschenswerther Besitz erschienen. Bertuch, der Geheimsekretair des Herzogs, Zahlmeister, Mitglied und dramatischer Dichter des fürstlichen Liebhabertheaters, befand sich damals

*) Briefe an die Fr. von Stein. I.

im Beſitze dieſes ländlichen Aufenthalts. „Bertuch, ich muß deinen Garten haben!“ ſagte eines Tags Karl Auguſt zu ſeinem Vertrauten. „Aber Durchlaucht, wie“ — „Kein aber!“ unterbrach ihn der junge feurige Fürſt, „ich kann dir nicht helfen, denn Goethe will ihn haben, und mag hier nicht ohne ihn leben!“ Das entſchied. Wenige Tage darauf ſah ſich Goethe im Beſitz des gewünſchten Gartens. So erzählte mir neulich Bertuch's Enkel, der jetzige Vorſtand des berühmten, von Bertuch geſtifteten Landesinduſtriekomtoirs, Herr Obermedizinalrath Froriep.

Aber wie liebte auch Goethe dieſen Beſitz, dies Fleckchen Erde, das er ſich ſelbſt ſorgſam zubereitet, wo er die Mehrzahl der Bäume gepflanzt, alle Anlagen ſelbſt geordnet und gepflegt hatte! Wie ſehnte er ſich aus weiteſter Ferne, aus den Wundern der Schweizernatur, wie aus dem Glanze deutſcher Fürſtenhöfe nach „ſeinem armen Dache“ mit dem traulichen Kamin, „wo

er vergnügter als je seine Lieben am Feuer versammeln und ihnen die Abende kürzen werde mit seinen Erzählungen und Berichten!“ Wie beglückte es ihn, hier selbst die Früchte zu zeitigen und die Pflanzen und Gewächse zu ziehen, die seinen mäßigen Tisch und auch wohl den der Freundinn versorgten. Hier, wo ihn der einfachste Naturgenuß nur zu oft schadlos halten mußte für so viele Entbehrungen der äußeren Behaglichkeit, hier fühlte er es lebhaft, was er einmal so schön der Freundinn ausspricht, „wie wenig der Mensch bedarf und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf.“ Mit innigem Behagen sehen wir ihn hier sich wärmen an dem Heerdfeuer seiner Küche, wenn es ihm zu kalt ward im unheizbaren Zimmer, und auch wohl dichten und Briefe schreiben an diesem Heerde, im Lichte seines flackernden Scheins. Gegen allzu rauhe Winterstürme gaben später eingerichtete Doppelfenster einigen Schutz, aber das war

auch Alles, was sich seine durchaus auf das Einfache gerichtete Natur an Comfort vergönnte. Die erste Morgenfrühe und die späteste Mondnacht sahen ihn hier in vollen Zügen den „Balsam der alliebenden Natur" in sich trinken und die Seele „rein baden von Aktenstaub und Hofdunst":

„Und ich geh meinen alten Gang
Meine liebe Wiese entlang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh."

wie er im Jahre 1777 der Freundinn schrieb. Dieser Garten war des Dichters dauerndste Liebe; er blieb es bis an seinen Tod. Als Goethe im Sommer 1782 sein städtisches Haus bezog, das selbst mit einem ziemlich großen Garten versehen war, wollte man ihm seinen Außengarten abkaufen, und bot ihm einen hohen Preis. Goethe war schwankend, aber nur einen Augenblick. „Da ich nicht bei dir sein konnte," schrieb er an

die Geliebte, „ging ich in meinen Garten“ — wie bezeichnend iſt dieſe Zuſammenſtellung — „und jede Roſe ſagte zu mir: Und du willſt uns weggeben! In dem Augenblicke fühlte ich daß ich dieſe Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte. Ich hatte dich (fährt er fort) zwei drei Tage immer geſehen, und ſo glaubte ich mir das Uebrige nicht nothwendig. Habe ich dich denn immer?! Nein Lotte, ich gäbe viel weg und gäbe ihm (dem Käufer) nichts“ *). Sieben volle Jahre verlebte Goethe Winter und Sommer in dieſem Häuschen, und nachdem er endlich in die Stadt und in das Haus gezogen war (1. Juni 1782), das ihm zehn Jahre ſpäter durch die Huld ſeines fürſtlichen Freundes Eigenthum werden ſollte, blieb der Garten bis zu ſeinem Ende die Zuflucht ſeiner Ruheſtunden, wo er Sonnabends und Sonntags im dichteri-

*) Briefe an Fr. von Stein. Bd. II., S. 219.

ſchen Schaffen Erholung ſuchte für die Mühe und Arbeitslaſt der andern geſchäftigen Wochentage. Es war, als ob die Gabe der Geliebten, welche er einſt in den Grundſtein jenes Häuschens eingeſenkt *), ihren bannenden Liebeszauber ausübte bis in die ſpäteſten Tage ſeines Alters.

Oftmals wenn es ihn drängte, ganz mit ſich allein zu ſein, bediente er ſich eines vollſtändigen Abſperrungsſyſtems, indem er alle Wege und Gatter, Brücken und Pforten des Stern's, die zu ſeiner Wohnung führten, aufzog und abſchloß, ſo daß, wie Wieland einmal in einem Briefe an Merck klagt, Niemand zu ihm dringen könne, es ſei denn mit Stangen und Brecheiſen. Das waren die Stunden und Tage, an welchen er jene Werke vorbereitete, denen freilich erſt Italien und die Zeit nach der Italieniſchen Reiſe die letzte Vollendung geben ſollten. Denn wie

*) Briefe an Fr. v. Stein I., S. 90 (1777 den 19. März).

ſehr er ſelbſt ſich auch ſpäter oftmals anklagte, daß er in den erſten zehn Jahren ſeines Weimariſchen Lebens nichts geſchaffen, ſo lehrt uns doch ein genauerer Einblick in die vorliegenden Akten, daß er ſich mit jener harten Anklage Unrecht gethan. Nicht nur ſind hier in dieſem Garten zu jener Zeit viele ſeiner ſchönſten Lieder gedichtet, jene tiefſinnigen Liebeslieder, wie kein Volk und keine Literatur ihres Gleichen beſitzt, viele jener herrlichen Oden und größeren Gedichte, wie „Der Geſang der Geiſter über den Waſſern," „Meine Göttin," „Auf Mieding's Tod," „Die Harzreiſe im Winter," und das ſo ſchön ſeine erſte Weimariſche Periode abſchließende Gedicht „Ilmenau." Auch größere Arbeiten, ja die Meiſterwerke des Dichters ſah dieſe ſo wildbewegte Periode entſtehen, oder zu ihnen den Grund legen. Schon allein die erſten ſieben bis acht Jahre haben neben den kleinen Dramen: Erwin und Elmira, Die Geſchwiſter,

Lila, Die Komödie der Empfindſamen, Jery und Bäteli, Die Vögel, Die Fiſcherin, neben Maskenſpielen und ähnlichen kleinen poetiſchen Leiſtungen, auch die herrlichen Briefe aus der Schweiz, die Anfänge des Elpenor und vor allen die erſten Bücher des Wilhelm Meiſter aufzuweiſen. Egmont, Iphigenie und Taſſo aber wurden in ihrer erſten Geſtalt ſchon damals vollendet.

Im einſamen Gartenhäuschen, dort in dem kleinen nach Norden gelegenen Stübchen ward in den erſten Stunden eines Frühlingsabends 1779 Iphigenie begonnen, während aus dem etwas größeren anſtoßenden Zimmer die ſanften Töne eines Quatuors zu dem Dichter, die Seele ihm löſend, hinüberklangen. „Meine Seele löſ't ſich nach und nach durch die lieblichſten Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatuor nebenan in der grünen Stube, ſitz ich und rufe die fernen Geſtalten leiſe her-

über." *) So ließ er ſich oft Muſik in ſeinen Garten kommen, „die Seele zu lindern und die Geiſter zu entbinden," wenn ihm Kopf und Herz verwüſtet waren von der Arbeit für das leidige Bedürfniß des Tages, von Protokollen und Akten. Man denkt bei dieſem linden Mittel der Erreichung und Förderung des ſchaffenden Genius unwillkürlich an die ſo ſehr verſchiedenen Reizmittel, welche Schillern ſeine Natur anzuwenden zwang. Auch darin unterſcheiden ſie ſich, daß Schiller am liebſten Nachts dichtete, während Goethe ſich vielmehr durch längeren geſunden Schlaf der Nacht für die Arbeit, auch die poetiſche des Tages ſtärkend vorbereitete.

Er war ſchon damals „der fleißigſte Menſch unter der Sonne," wie ihn neulich ſein vieljähriger Sekretair, der jetzige Rath Kräuter, in mündlicher Erinnerung an jene glückliche Zeit

*) Siehe Briefe an die Fr. von Stein I., S. 218.

ſeines Lebens bezeichnete. Wer es nicht ſchon wüßte, könnte es aus ſeinen Briefen an die Freundinn lernen. Was er in der Stille ſeines Gartenhäuschens begonnen, das begleitete ihn, wie das Manuſcript der angefangenen Iphigenie, auf ſeinen Amtsreiſen und Ausfahrten. Auf Rekrutirungs-, Berg- und Wegbaureiſen ward in mühſam gewonnenen Mußeſtunden weiter zu ſchaffen und zu dichten verſucht, und oft arbeitete in wüſter niedriger Umgebung der Meißel des Künſtlers an den idealſten ſeiner Geſtalten, die nur eben erſt aus dem Marmor hervorzudämmern begonnen hatten. Denn nur zu ſehr fühlte er es, daß er doch eigentlich allein zum Dichter, zum Künſtler des Schriftſtellerthums, zum „Privatmenſchen“ geboren ſei. Nicht Rang und Hoheit, nicht das Verlockende und der Eitelkeit Schmeichelnde des Premierminiſterthums, zu welchem ihn ſo jung ſeines fürſtlichen Freundes liebende Verehrung erhoben, vermochte ſein Urtheil

darüber zu trüben. In dieſen Briefen, durch deren Klarheit wir jetzt in den tiefſten Grund ſeines Herzens hinabſehen, ſpricht er dies unaufhörlich aus: „Eigentlich bin ich doch zum Schriftſteller geboren! Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geſchrieben habe“ (Briefe an d. Fr. v. St. II., 231). Und weiter: „Ich bin doch recht zu einem Privatmenſchen geboren, und begreife gar nicht, wie das Schickſal mich hat in eine Staatsverwaltung und in eine fürſtliche Familie einflicken mögen“ (II., S. 247). Alle dieſe Amts-, Hof- und Weltverhältniſſe waren ſeinem innerſten Weſen fremd, koſteten ihm immer neue Arbeit und Selbſtüberwindung. „Sein größter Fleiß mußte,“ wie er einmal klagend ausruft, „auf das Gemeine gehen,“ denn „von den Dingen, die der geringſte Menſch leicht begreift, fühlte er ſich durch eine ungeheure Kluft geſondert.“ Die Flucht nach Italien, mit der er

ſeine Seele errettete, war die gereifte Frucht jener Einſicht in ſein eigentliches Weſen und ſeine Beſtimmung. Es giebt kein Buch, aus welchem die ganze menſchliche Liebenswürdigkeit des jugendlichen Mannes Goethe ſo überwältigend uns entgegenträte, als dieſe geheimſten Ergüſſe ſeines Weſens in die treue Seele der verſchwiegenen Freundinn. Freilich ſehen wir ſein offenes Herz und ſeine hingebende Liebe mehr und mehr ſich verengen, je weiter er die Menſchen, die „Geſellſchaft“ kennen lernte. „Sonſt war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter ſich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewachte ich, und die Stadt ließ ich in Krieg und Frieden wehrlos; nun fang ich auch an, die zu befeſtigen, wär's auch nur gegen die leichten Truppen.“ Später that er's auch gegen die ſchweren, und endlich kam er dahin, die Stadt ſelbſt in Brand zu ſchießen und ſich ganz zurückzuziehen in die Akropolis des eignen

Herzens, das er ſchon früh ein köſtlich Ding genannt, und das doch von tauſenden kaum zwei haben.

Einen Hofmann hat man ihn geſcholten, ihn, dem das ganze gewöhnliche Hof- und Fürſtenweſen zuwider war in innerſter Seele, der es nur ertragen konnte an einem Hofe zu leben weil ihn an deſſen Fürſten alle Bande der Freundſchaft und Dankbarkeit knüpften, und der ſoweit davon entfernt war, ſich in die gewöhnlichen Kleinlichkeiten des Hof- und Geſellſchaftslebens zu verlieren, daß ſie ihm vielmehr nur als Erfahrungsobjekt und poetiſcher Stoff einen Werth hatten. Als ihn ſein Herzog an verſchiedenen deutſchen Höfen herumführte, ſchreibt er: „ich ſtehe von der ganzen (Hof-) Nation ein für allemal ab, und alle Gemeinſchaft, die man erzwingen will, macht was Halbes. Es iſt unglaublich was der Umgang mit Menſchen, die nicht unſer ſind, den armen Reiſenden abzehrt.“ Er

hat die größte Luſt, die ganze Miſere dieſes Hof- und Weltlebens, wenn er ſie einmal in der Taſche habe, dramatiſch abzukonterfeien, und das Perſonenverzeichniß das er entwirft, giebt deutlich genug zu verſtehen, daß er eine Gattungskomödie zu liefern vorhatte.

Es lautet wie folgt:

Ein Erbprinz.
Ein abgedankter Miniſter.
Eine Hofdame.
Ein apanagirter Prinz.
Eine zu verheirathende Prinzeß.
Eine reiche und ſchöne Dame.
Eine dito häßlich und arme.
Ein Hofkavalier, der nie etwas Anders als ſeine Beſoldung gehabt hat.
Ein Kavalier auf ſeinen Gütern, der als Freund von Haus bei Hofe traktirt wird.
Ein Avantürier in franzöſiſchen Dienſten, eigentlich in franzöſiſcher Uniform.

Ein chargé d'affaires, bürgerlich.
Ein Muſikus, Virtuos, Komponiſt, — bisher Poet.
Ein alter Bedienter, der mehr zu ſagen hat als die andern alle.
Ein Leibmedikus.
Einige Jäger, Lumpen, Kammerdiener.

Dieſe Nachricht will er als Geheimniß bewahrt wiſſen, „denn ob es gleich nicht viel geſagt iſt, ſo könnte mir doch ein anderer den Braten vorm Maul wegnehmen.“ Dieſe Reiſe zu einem halben Dutzend anderer Höfe war es auch, die ihm den Ausruf entlockt: „Gott im Himmel, was iſt Weimar für ein Paradies!“ Und es war eins im Vergleich mit den übrigen Stätten des damaligen deutſchen Hof- und Geſellſchaftslebens, obgleich er ſeine „heimtückiſchen Hofleute“ überall fand. Daß „je größer die Welt deſto garſtiger die Farce“ ſei, das ging ihm vor allem in Berlin auf (1782), wo er „von dem großen Könige ſeine

eigenen Lumpenhunde ſchlecht reden hörte," und wo er nach einem tieferen Einblick in das politiſche Hofgetreibe und Diplomatenweſen ausruft: „Ich ſchwöre, keine Zote und Eſelei der Hanswurſtiaden iſt ſo ekelhaft. Ich habe die Götter gebeten, daß ſie mir meinen Muth und Gradſinn erhalten bis an's Ende, und lieber mögen das Ziel vorrücken, als mich den lezten Theil des Wegs laufig hinkriechen laſſen."

Und wo findet ſein Gemüth alle die Eigenſchaften die er in jener Welt der beſten Geſellſchaft vermißt? Bei dem Volke, bei dem armen gedrückten und doch ſo geduldigen, niedern und doch ſo hoch über die beſte Geſellſchaft erhabenen Volke. Es iſt nicht anders! Goethe, der Miniſter, der Höfling, der „Fürſtenknecht," war ein Volksfreund ein Demokrat lange ehe nur das Wort in Deutſchland genannt wurde. Eine einzige Stelle reicht hin das zu beweiſen. Von ſeinem abenteuernden Harzritte aus, wo er uner-

kannt, als Maler Schmidt mit den Menschen verkehrte, schreibt er der Freundin: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leiblichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Dulden — Dulden — im un — — un — — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren!" Kann der ächteste Demokrat in neuerer Zeit liebevoller von dem armen gedrückten Volke reden, als hier Goethe zwölf Jahre vor der französischen Revolution? Und um dieselbe Zeit, wo er bei der „Menschenklauberei" wie er die Rekrutenaushebung nennt, im Lande beschäftigt war, — der Herzog liebte das Soldatenwesen — empfand er den ganzen Jammer desselben, und suchte die Noth zu lindern und zu helfen, wo er konnte. Und wo er es

nicht konnte, da zerriß es ihm das Herz, und machte ihn unfähig selbst den Trost poetischen Schaffens sich zu gewähren. „Mein Stück (er arbeitete unterwegs an der Iphigenie) rückt nicht fort. Es ist verflucht, der König von Tauris soll reden als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.“ Daß er „so wenig Gutes für das Land durchsetzen könne, das war sein tiefster Kummer, dessen Ausdruck immer wiederkehrt. Darüber war es, daß ihn oft die Sorgen wie hungrige Löwen anfielen.“

„Hätt' ich die Angelegenheiten unsers Fürstenthums auf einen so guten Fuß wie meine eignen, so könnten wir von Glück sagen.“ So aber quält und schämt es ihn, daß ihm selber alles wie von selbst zufalle, daß er unaufhörlich wie ein glücklicher Spieler „im Gewinnst sitze,“ während er für andere sich vergeblich abmühe: „das Meiste dessen ich persönlich fähig hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe

wo mir es wird werden. Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts." Und wiederum ein andermal: „der Menschen Wesen ist kümmerlich und man ist beschämt, wie man vor so vielen Tausenden begünstigt ist." Beschämt fühlte sich sein edles Herz über sein Glück, während damals selbst eine so edle Seele wie Schiller dies Glück unmuthig beneidete. „Man hört immer sagen, wie arm ein Land ist und ärmer wird; theils denkt man es sich nicht richtig, theils schlägt man es sich aus dem Sinn. Wenn man denn einmal die Sache mit offnen Augen sieht, und sieht das Unheilbare und wie doch immer gepfuscht wird!!"

Viel wäre zu machen, meint er, ein andermal, aber nur „mit neuen Menschen, und wo sind diese zu finden?" Ein Bergbeamter sagt ihm einmal, wie glücklich er sich fühlt, und daß er mit keinem Minister tauschen möchte. „Ich glaub's ihm gern!" schreibt Goethe, da er der

treuen Eckermann gegenüber gestand, daß ein republikanisch derber, sich den Höchsten gleichstellender Zug stets in ihm gelegen, und daß er vor bloßer Fürstlichkeit ohne eine tüchtige Menschennatur und Menschenwerth dahinter, nie Respekt gehabt. „Ich fühlte mich selber so vornehm, daß ich's nicht eben sehr merkwürdig gefunden haben würde, hätte man mich zum Fürsten gemacht." Gewiß, er war ein geborner Fürst, weil er ein Erster und Vorderster war an Menschenwerth, an Geistes- und Herzensadel, ein Fürst, wie es deren immer gegeben hat auch in der demokratischsten Republik der Welt, und wie es deren, so lange die Gesetze der Natur auf ihrem diamantnen Grunde fest verbleiben, auch immer zum Segen der Menschheit geben wird.

Weimar, im Juli 1851.

Wunderbar hat mich immer der Gedanke berührt: welche Entwicklung wohl dies demokratische Element in Goethe erhalten haben würde, wenn die Krisis in den Herbsttagen des Jahres 1775, welche über sein ganzes Leben entschied, einen andern Ausgang genommen, wenn seines alten fürstenfeindlichen Vaters warnend spottender Zuruf: „Nah bei Hofe nah bei der Höll," sich bewährt, und durch irgend eines Zufalls Laune der Dichter des Götz und Werther gezwungen worden wäre, durch die bereits angetretene Flucht-

reiſe nach Italien ſich zu retten vor der peinigenden Beſchämung, ein Spielball geweſen zu ſein für einen fürſtlichen Einfall. Mit dieſem Stachel tödlicher Kränkung im Herzen, würde er ſchwerlich jemals ſich wieder einem Hofe genähert haben, noch ſchwerlicher der konſervativ liberale Miniſter geworden ſein. Aber auch der Dichter der Bildung und ihrer Leiden wäre er vielleicht nicht, oder doch in weit geringerem Grade geworden. Es lag in ſeiner Natur ein ſehr revolutionaires Element, das ſich in ſeiner leidenſchaftlichen Jugend nicht bloß gegen die Literatur und Aeſthetik, ſondern auch gegen die Tyrannei der bürgerlichen Verhältniſſe kehrte, und nach beiden Seiten hin mit ſchonungsloſem Terrorismus zu verfahren nur allzu viele Neigung hatte. Schon ſein Werther erſchießt ſich keineswegs bloß aus unglücklicher Liebe zu einer verlobten Braut oder Frau eines Freundes, ſondern ſehr weſentlich auch aus Ekel und Ueberdruß an den bür-

gerlichen Zuſtänden einer Welt, in welcher der nicht adlig geborne, und mochte er an Herz und Geiſt noch ſo ausgezeichnet ſein, doch eigentlich nur ein ehrloſer Paria, höchſtens ein zeitweilig in der „Geſellſchaft“ geduldeter war. Die Liebesgeſchichte bringt den in ſolchen Zuſtänden gereiften innern Schaden nur zum letztlichen Ausbruch. Lebenszuſtände und Verhältniſſe wie die im Werther in den beiden Briefen des zweiten Buchs (15. und 16. März) geſchilderten, wo ein gebildeter Menſch, ein Geſandtſchaftsſekretair von ſeinem eigenen Geſandten, der ihn „liebt und diſtinguirt,“ aus dem Salon ausgewieſen wird, bloß weil er weder von Adel noch ein Hofrath iſt, und weil die ganze hochadlige Nation bei dem bloßen Anblicke einer nicht ſalonfähigen bürgerlichen Kreatur in Aufregung geräth — ſolche geſellſchaftlichen Zuſtände ſind wohl geeignet einem lebhaften Menſchen das Blut zu verderben. Werther hat Recht zu fluchen und

und mit den Zähnen zu knirschen." „Wenn ich Blut sähe würde mir besser werden!" ruft er aus, und er meint damit ausdrücklich nicht etwa nur sein eignes, sondern auch fremdes Blut, und Werther ist in diesen Briefen und in ihrem Haß gegen den hochadligen Uebermuth Goethe bis auf die einzelnen Manieren und Ausdrücke seines Widerwillens, die wenige Jahre später als der Dichter selbst sich zuweilen in annähernd ähnlichen Lagen befand, in dessen Herzensergießungen an die Geliebte wörtlich wiederkehren. „Wie mir die ganze Nation zuwider ist!" sagt Werther. „Ich stehe von der ganzen Nation ein für allemal ab," sagt sein Doppelgänger, wenn er in den Briefen an die Stein von der hochadligen Gesellschaft der Höfe spricht.

Dieses Doppelmotiv im Werther spürte auch der größte Kritiker heraus, den die Jugenddichtung Goethe's gefunden hat. Der Mann, der für alle revolutionairen Elemente die feinste Wit-

terung beſaß, der große Erbe der größten Revolution der Weltgeſchichte, Napoleon ſelber war es, der aus dieſem Doppelmotiv und ſeinem revolutionairen Beſtandtheile dem Dichter von ſeinem Standpunkte aus einen begründeten Vorwurf machte. Es war bei jener denkwürdigen Audienz zu Erfurt im Jahre 1808, zu welcher er Goethe einladen ließ. „Der Hauptfehler des Werther, ſagte er, iſt die Vermiſchung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der unglücklichen Liebe. Das iſt nicht naturgemäß und ſchwächt bei dem Leſer die Vorſtellung von dem übermächtigen Einfluſſe den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das ſo gemacht?“ In der That, einer der tiefſten Blicke, die je ein Kritiker in die Geheimniſſe dieſer poetiſch-pathologiſchen Schöpfung des Jünglings Goethe gethan hat. Die Klage Werther's „über die vielen Kräfte die ungenutzt in ihm ſchlummern müſſen,“ gewinnt unter dieſem Geſichtspunkte eine

ganz andere Beleuchtung. Auch Werther's Liebe zu dem geringen Volke iſt nur eben die Wiederſpiegelung von des Dichters eigner Empfindung. In dem Briefe, in welchem Goethe ſeinem Freunde Schönborn (1774) den thätigen Antheil erzählt, welchen er bei Löſchung des Feuers in der Frankfurter Judengaſſe genommen, ſchreibt er: Ich habe bei dieſer Gelegenheit das gemeine Volk wieder kennen gelernt, und bin aber- und abermal vergewiſſert worden, daß das doch die beſten Menſchen ſind. Ja ſelbſt in dem Gedichte „Ilmenau," muß er erſt die Noth des Volks vergeſſen, ehe er ſich ganz der Empfindung des Danks und der Freude über ſein gelungnes Erziehungswerk des fürſtlichen Freundes hingeben kann: „Laßt mich," ruft er aus:

Laßt mich vergeſſen, daß auch hier die Welt
So manch Geſchöpf in Erdenfeſſeln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut,
Und ſeinen Kohl dem frechen Wildе baut;

Der Knappe karges Brod in Klüften sucht.
Der Köhler zittert wenn der Jäger flucht. — —

Und nun denke man sich einen Augenblick die, von Goethe über ein halbes Jahrhundert später so mäßig geschilderte Situation jener Oktobertage von 1775, wo der Goethe-Werther in Frankfurt wochenlang vergebens den verheißenen Wagen und Hofkavalier erwartete. In Haus und Zimmer heimlich eingeschlossen, von dem republikanischen Vater fortwährend gequält durch bittre Hinweisung auf den von ihm vorausgesagten Ausgang der Fürstenfreundlichkeit, auf diese vermeintliche schimpfliche Bestrafung seiner Jugendkühnheiten und Uebermüthen; zuletzt selbst die Gewißheit des Vaters theilend, daß hier dem jungen bürgerlichen Genievotürier ein ächter „Hofstreich" gespielt sei, und durch diese Ansicht zur höchsten Leidenschaftlichkeit erregt — welch einen Einfluß auf sein Gemüth, auf seine Stellung zur Welt, auf seine Dichtungen würde es gehabt

haben, wenn seine damalige Fluchtreise nicht in Heidelberg unterbrochen worden wäre. Noch der Greis Goethe schauerte leise, wenn er des „Dämonischen" gedachte das ihn einst auf diesen Scheideweg gestellt. —

Aber auch auf dem Gipfel seines jugendlichen Günstlingsglücks sah er sich einmal zu dem Ausrufe getrieben: „Wehe dem der sich von großer Herren Gunst in's Freie locken läßt, ohne sich den Rücken gedeckt zu haben*)." Dies sich den Rücken gedeckt halten hat er während seines ganzen Lebens nie aus den Augen verloren, und seine abgemessene Förmlichkeit und Feierlichkeit gegenüber allen „großen Herrn," jene Feierlichkeit zu der selbst Karl August schon in frühern Jahren den Kopf schüttelte, war nichts anders als eine stete Erinnerung für die letzteren an die Kluft, welche sie von ihm trennte. Goe-

*) Br. an Fr. v. Stein II, S. 186 vom J. 1782.

the's fürſtlicher Genius, der ſich bewußt war, daß ſein Reich von ewiger Dauer ſein werde, konnte nicht wohl anders, als mephiſtopheliſch-ironiſche Feierlichkeit zeigen im Verkehr mit Eintagsfliegen der Hoheit, zumal da ſolche Gemeſſenheit allein ihn auf die Dauer ſicher ſtellen konnte gegen zeitweilige Roheit. Später legte er freilich auch aus politiſch konſervativen Gründen auf die ſteifſte Beobachtung aller Formen jenen komiſchen Nachdruck, mit dem er es als eine Gnade bezeichnet, „ſeinen hochgeneigten Gönner und Herrn" — irgend einen Fürſten von Reuß, — „in Unterthänigkeit verehren zu dürfen."

Weimar, im. Juli 1851.

Was uns bei der genaueren Einsicht in das Leben der Jugendperiode Weimars erstaunen macht, das ist die damals herrschende Einfachheit und Mäßigkeit der äußeren Bedürfnisse. Schon bei der Beschreibung des Gartenhäuschens, in dessen engen und geradezu dürftigen Räumen Goethe die sieben ersten Jahre seiner Weimarischen Jugend verlebte, mußte ich diesem Gedanken Raum geben. Die Folge dieser Einfachheit war eine Leichtlebigkeit jenes Menschenkreises, von der wir heute kaum mehr eine Ahnung ha-

den. In jenen engen Räumen ſah Goethe oft wöchentlich mehrmals den Herzog und die Herzogin ſowie Freunde und Freundinnen jeden Alters, und die Bewirthung war ſo einfach, daß eine „Bierkaltſchale und ein wenig kalte Küche“ ſelbſt für die fürſtlichen Gäſte ausreichte. Dafür aber würzte eine poetiſche Vorleſung, und wenn es daran gebrach der heiterſte Humor dieſe zwangloſe Geſelligkeit. Schiller ſelbſt, der in den Jahren ſeines erſten Weimariſchen Aufenthalts (1787 bis 1788) nichts weniger als gut auf Weimar zu ſprechen iſt, muß gegen ſeinen Körner eingeſtehen, daß wenigſtens „Hypokriſie“ nicht am dortigen Hofe herrſche.

Es liegt ein eigner Reiz darin, ſich aus den in Briefwechſeln und Tagebüchern zerſtreuten Andeutungen und aus den Mittheilungen der wenigen Bewohner Weimars, deren Jugenderinnerungen noch an den Ausgang jener Jugendperiode, von Goethe's Ankunft bis auf

Schiller's Tod, zurückgehen, ein Bild zuſammenzuſetzen von der äußerlichen Phyſiognomie, welche das Ilmathen zu jener Zeit aufzeigte. Das heutige Weimar iſt himmelweit verſchieden von dem Weimar der letzten fünfundzwanzig Jahre des vorigen Jahrhunderts. Statt der jetzigen tauſend Häuſer und zwölftauſend Einwohner zählte es damals wenig mehr als die Hälfte von beiden in ſeinen Mauern, und dieſe Mauern, von denen jetzt keine Spur mehr zu ſehen, waren damals noch theilweiſe eine Wahrheit. An der Stelle des jetzigen ſtattlichen Reſidenzſchloſſes lagen, von Wällen, Außenmauern und Waſſergräben umſchloſſen, die Ruinen der alten prachtvollen Herzogsburg, welche ein Jahr vor Goethe's Ankunft in Weimar ein Raub der Flammen geworden war. Ueber fünfzehn Jahr lang gewährten dieſe Trümmer einen unheimlichen Anblick. Neun und zwanzig Jahre hindurch wohnte der Hof in den beſchränkten Räumen des ſogenannten

„Fürſtenhauſes," das, von der Landſchaft erbaut, ſelbſt kaum vollendet war, als die fürſtliche Familie ſich aus den Flammen ihres Schloſſes dahin flüchtete. „In Sälen und Gemächern an welchen der urſprünglichen Uebereilung wegen noch lange nachzubeſſern war, unter Decken die gelegentlich den Einſturz drohten, fand die luſtige Unruhe der erſten Regierungsperiode Karl Auguſts ihren Spielraum. Hierher kam der Liebling Goethe zu Tafel und Konzert, Ball oder Komödie, übernachtete beim Herzog vor und nach der Jagd, und ging des Morgens eine Treppe höher in's Conſeil *)." Aber gerade dieſe Enge und Beſchränktheit der äußeren Umgebung begünſtigte die menſchlich freie Ungebundenheit und die einfache Schlichtheit des Lebens jener Zeit, und faſt möchte man ſagen, daß jener Brand des Schloſſes nöthig war, um für die Weimari-

*) S. A. Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten S. 280.

ſche Genieperiode Goethe's mit allem was daran ſich knüpft, die rechte Stätte zu bereiten. Erſt im Jahre 1803 bezog Karl Auguſt mit den Seinen das neu wiedererbaute Schloß. Ein Brief von Schiller's Frau an ihren Schwager Wolzogen ſchildert ſehr heiter und ausführlich dieſen Einzug *). „Als den erſten Tag im Schloß gegeſſen wurde, wobei die Herzogin ſehr munter war, führte der Herzog ſie nach dem Eſſen im ganzen Schloß herum und ſo auch in die Küche; da kam eine alte garſtige Scheuerfrau heraus, und war ſo entzückt daß ſie den Herzog küßte. Kurz es war ein ordentliches Feſt an dieſem Tage. Der alte Schmidt ergoß ſeine Entzückungen in einem Gedichte in das Wochenblatt, die Bürger brachten Ständchen, in allen Gaſſen wurde getanzt, die Arbeiter bekamen jede Klaſſe

*) St. Nachlaß der Frau von Wolzogen II, S. 205 bis 207.

einen Ball.“ Daß Schiller oder Goethe ſich als Hof- und Gelegenheitspoeten hierbei bewieſen hätten verlautet nicht.

Während gar manche Straßen des heutigen Weimar ein modern großſtädtiſches Anſehen haben, war von einem ſolchen, wie es jetzt die Marien- und Friedhofsſtraße, die Esplanade, der Karlsplatz und andere meiſt neuere Stadttheile zeigen, in dem alten Weimar nichts zu ſpüren. „Das Dorf Weimar,“ ſchreibt Schiller an Körner. „Das wüſte Weimar, dieſes Mittelding zwiſchen Dorf und Hofſtadt,“ ſchreibt etwa um dieſelbe Zeit (1786) Herder an Knebel. Eine alte Dame die ehrwürdige Präſidentin v. S. zum Theil noch Zeitgenoſſin jener Glanzperiode erzählte mir, daß ſie bei ihrer Ankunft in Weimar den Poſtillon ihrer Extrapoſt gefragt: wann kommen wir denn nach Weimar? als ſie, wie ſie aus ſeiner Antwort erſah, ſich ſchon in der Stadt befand. Das wird erklärlich, wenn man

bedenkt, daß damals Wall- und Mauerreste die Stadt halb einschlossen, halb offen ließen, daß die strohgedeckten Scheunen der Ackerbürger da standen, wo sich jetzt die stattliche Häuserreihe des Karlsplatzes erhebt, und daß dieser letztere, jetzt zu einem freien Spaziergange umgestaltete, mit Anpflanzungen heiter geschmückte Platz selbst sich damals als ein sumpfiger Teich am Fuße des Stadtwalls hinzog. Aehnliche Teiche gingen terrassenförmig hinab bis zum Jakobsthor. Die Esplanade, jetzt mit drei- und vierstöckigen Häusern besetzt, der glänzendste Stadttheil Weimars, war noch im Jahre 1803 ein Spaziergang, der zu dem gleichfalls außerhalb der Stadtmauern gelegenen Schauspielhause führte. Schiller und die Seinen, welche damals schon das einzelnstehende ländliche Haus an der Esplanade bewohnten, waren untröstlich darüber als sie vernahmen, daß an ihrer Esplanade ein neues Haus, in der Nähe des kleinen Palais, das der Herzogin Amalie als

Witwensitz diente, gebaut werden sollte. Schiller hatte die ersten drei Jahre in Weimar in einer sehr geräuschvollen Straße und in einem obendrein so unruhigen Hause verlebt, daß er sich zuweilen, um ungehindert zu arbeiten, auf Wochen nach Jena und Ettersburg flüchten mußte. Um so mehr bekümmerte es ihn daß die Ruhe seiner neuen Wohnung gestört werden möchte. „Ich fürchte sehr, es geht weiter" schreibt Lottchen Schiller an ihren Schwager, „und es ist schändlich, die Anlage, die doch so erfreulich für die Einwohner ist, zu zerstören, da es noch soviel unbebaute Plätze giebt." Gegenüber von Schiller's Hause war damals alles voll schöner grüner Bäume, und die ganze Umgebung völlig ländlich. Der Stadtgraben, der unweit davon sich längs der Esplanade hinzog, war ein Trost für die gute Schiller, weil seine Nähe wie sie meinte das Anbauen verhindern werde*). Und

*) Zu. Nachlaß der Fr. Car. v. Wolzogen II, S. 211. 221.

jetzt steht das kleine einstöckige Giebelhäuschen, zu dem die Inschrift: Hier wohnte Schiller den Schritt von tausend und abertausend Pilgern lenkt, wie ein Zwerg unter den stattlichen Häusern, deren Reihen jetzt die breiteste und glänzendste der Straßen Weimars schmücken.

Aber auch die andern Theile der damaligen Stadt verdienten jene Dorfbezeichnung, welche Herder und Schiller dem aufstrebenden Ilmathen beilegten, gegen das gehalten selbst das kleine Jena Schillern größer und doch wenigstens den Eindruck einer Stadt zu machen schien*). Enge winklige Gassen, schmutzig und unsauber in jeder Betracht, die Häuser unabgeputzt, das Pflaster — noch jetzt ein Stein des Anstoßes für jeden an kultivirte Straßenbekleidung gewöhnten Fuß, — damals selbst nach dem Urtheil Gleichzeitiger,

*) Schillers Briefw. mit Körner, I., S. 161.

von „schrecklicher Beschaffenheit“*), die Straßen ohne alle Beleuchtung, nicht selten von brüllenden Haufen Jenaischer Studenten mit ihren Löwenmähnen auf elenden Kleppern durchtobt, verfallende Thore, wo jeder Aus- und Einpassirende examinirt und angehalten wurde, — das ungefähr sind die Züge der äußern Physiognomie, welche „die berühmte Residenzstadt“ Weimar damals aufzeigte. Ein Beschreiber derselben ums Jahr 1800 führt es als eine besondere Verschönerung an, daß „in den letzten Jahren die Häuser zumeist neu verputzt worden seien.“ Von der Bauart der Mehrzahl dieser Häuser kann sich selbst eine lebhafte Phantasie kaum eine Vorstellung machen. Ich fand neulich in ein Paar Straßen, wo Häuser niedergerissen waren, die

*) Vergl. Historische und statistische Merkwürdigkeiten der berühmten Residenzstadt Weimar. 1800.

Brandmauern derſelben bloßgelegt. Sie ſahen aus, als hätten Biber ſie gebaut. Steine, Holzlatten, gurtenartiges Flechtwerk mit Lehm bekleidet, bildeten abwechſelnd, in verſchiedenen Fächern, ein wüſtes Gemenge. Es ſoll vorgekommen ſein, daß noch neuerdings aus dem Lehm ſolcher Mauern die Körner der Strohſpreu, mit welcher die Lehmmaſſe gemiſcht wird, als Getreidehalme luſtig durch die Tapeten der Zimmer gewachſen ſind.

Und welch ein Zopf herrſchte in jener alten Zeit noch in den reſidenzſtädtiſchen Anordnungen! Nicht nur die Fremden, auch die Einheimiſchen, wenn ſie zu Wagen ein- und auspaſſirten, wurden an allen Thoren des Städtchens von dem Thorſchreiber angehalten, und Name, Stand und Rang pünktlich Sereniſſimo gemeldet. Goethe ſelbſt, der Günſtling und Miniſter, hatte von dieſem letzteren Reſidenzzopfe mitunter Unbequemlichkeit. Er will mit Frau von Stein eine Mor-

genſpazierfahrt machen, und ſchreibt der Freundinn: „wenn du im Thore nicht gemeldet ſein willſt, iſt das Sicherſte, du ſteigſt an der Sternbrücke aus und ein. Beſtell den Wagen dorthin, ich hole dich ab. Sonſt gehts nicht, man müßte es dem Thorſchreiber verbieten, und das ſieht kurios aus“ *). — Sogar romantiſch unſicher war es in den laternenloſen Gaſſen Weimar's, und Goethe berichtet einmal, daß er Nachts, beim Nachhauſegehen von der Freundinn durch ein Paar Strolche angefallen worden ſei. Wenn Herder Sonntags predigte, wurden die vier Straßen, welche auf den Platz der Hauptkirche münden, durch vorgezogene Ketten geſperrt.

Mit dieſem Aeußern ſtand das Innere der Stadt, wenn man die Stadt vom Hofe ſondert, im vollkommenſten Einklang.

Frau von Stael hat den Nagel auf den

*) Briefe an die Fr. v. Stein II., S. 267.

Kopf getroffen, wenn ſie von dem damaligen Weimar ſagt: Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand chateau.

Das iſt es. Das Schloß war Alles, die Stadt nichts. Noch ein Vierteljahrhundert ſpäter mußte der alte Goethe lachen, als ihm ſein Zelter von dem Bau eines Theaters für das Volk von Weimar ſprach. „Hier in Weimar, ſagte er lachend zu Eckermann, in dieſer kleinen Reſidenz, die, wie man ſcherzhafterweiſe ſagt, zehntauſend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede ſein — und nun gar von einem Volkstheater? Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das Weimarſche Volk eine hinlängliche Maſſe bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können."

Wie geſagt, man kann ſich das Weimar, das die Wieland und Goethe, Herder und Schiller

in ſeinen Mauern ſah, nicht klein genug denken. Das eigentliche poetiſche Weimar dieſer Jugendperiode war nicht einmal der ganze Hof, ſondern nur ein Theil deſſelben. „Die übrige Bewohnerſchaft der Stadt kam über das philiſterhafte Stutzen und Staunen nicht hinaus. Wie ſollten ſie auch! Die Stadt Weimar kam zu ihrer Stellung als Deutſchlands Muſenſitz wie der Bettler zu dem Goldſtück, das ihm die Laune eines vorüberfahrenden Reichen ſtatt der erbetenen Kupfermünze hinwirft. Nur daß die Weimaraner von damals weit davon entfernt waren, des Bettlers Freude zu theilen. In der Stadt waren vielmehr die ſchönen Geiſter allzumal ein Aergerniß. Als Herzogin Amalie im Jahre 1778 eine Reiſe mit Goethe's Freunde Merk von Darmſtadt machte, hieß es in Weimar ſehr verdrießlich: „ſie werde nun wieder einen ſchönen Geiſt, den ſie unterwegs aufgegabelt, nach Weimar bringen,“ und dabei kamen die wunderlichſten Aeußerungen

an den Tag. „Du kannſt dir nicht vorſtellen,“ ſchreibt Wieland an Merk, „wie verhaßt hier in Weimar der Name eines ſchönen Geiſtes iſt, und was für einen verdammten Gallimathias von konfuſen Begriffen die Leute mit dieſem Namen verbinden.“ Mußte doch Karl Auguſt ſelbſt die murrende Unzufriedenheit der ganzen Weimariſchen Beamtenwelt, die in offene Meuterei über Goethe's Anſtellung als Conſeilsmitglied auszubrechen drohte, durch den Keulenſchlag jener berühmten Kabinetsordre niederſchlagen, der edelſten und menſchlichſten, die je ein unumſchränkter Fürſt erlaſſen hat. Und als der halb zu Tode gehetzte Dichter, ſchon damals Weimar's durch die Welt ſtrahlender Stern, nach Italien ging, um Leib und Seele wieder zu erfriſchen und zu neuen unſterblichen Schöpfungen zu beleben, da — ach! es iſt traurig, daß es Schiller ſein muß, deſſen Worte uns ſchließen laſſen, wie man in Weimar damals in manchen Kreiſen über dieſe

Abweſenheit urtheilte. „Goethe's Zurückkunft iſt ungewiß," ſchreibt Schiller 1787 an ſeinen Körner, „ſeine ewige Trennung von Staatsgeſchäften bei Vielen ſchon wie entſchieden. Während er in Italien malt, müſſen die Voigt's und Schmidt's für ihn wie die Laſtthiere ſchwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Beſoldung von achtzehnhundert Thalern und ſie müſſen für die Hälfte des Geldes doppelte Laſt tragen." Wie tief muß der Krebs des Neides und der Kleinlichkeit ſich eingefreſſen haben in das innerſte Mark eines Volkes, das ſo ſtolz auf ſeinen Idealismus zu pochen gewohnt iſt, wenn ſein Gift zeitweilig ſelbſt den Edelſten der Edeln anſtecken konnte. Auf jenes Wort Schiller's komme ich ein andermal zurück. Hier ſoll es nur als Echo deſſen gelten, was damals in Weimar dem fremden Gaſte gewiß von vielen Seiten entgegenſcholl. Weimar n'est pas une petite ville, mais

un grand chateau! Ach freilich! Und wir sehen denn auch, daß es den beiden Genien, Schiller und Goethe, zuweilen „recht eng im Schlosse“ wurde. Noch zwei Jahre vor seinem Tode schrieb Schiller im engsten Vertrauen an seinen Freund und Schwager Wolzogen: Auch ich verliere hier zuweilen die Geduld. Es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter und ich bin nicht Willens in Weimar zu sterben. Es sind mir Aussichten nach dem südlichen Deutschland geöffnet. An meiner hiesigen Pension von 400 Thalern verliere ich nichts, weil es hier so theuer zu leben ist, und mit den 1500 Thalern die ich jährlich hier zusetze, kann ich in Schwaben und am Rhein ganz gut leben. Es ist überall besser als hier, und wenn es meine Gesundheit erlaubte, so würde ich mit Freuden nach dem Norden ziehen.“ *) Die kleinen engen

*) Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen, 1, S. 419.

Verhältniſſe der kleinen Stadt drückten ihn. Sie raubten ihm den Schwung für ſeine dramatiſchen Arbeiten, weil ſie ihm die Ausſicht auf ein großes Publikum, die Wirkung auf die Maſſe des Volks entzogen. Im Jahre 1804, wo er auf einige Tage in Berlin geweſen war, empfand er dies beſonders lebhaft. „Ich habe ein Bedürfniß gefühlt, ſchrieb er an ſeinen Schwager Wolzogen, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal iſt es meine Beſtimmung, für eine größere Welt zu ſchreiben; meine dramatiſchen Arbeiten ſollen auf ſie wirken, und ich ſehe mich hier in ſo engen kleinen Verhältniſſen, daß es ein Wunder iſt, wie ich nur einigermaßen etwas leiſten kann, das für die größere Welt iſt.“ Ihm, dem ſelbſt der Standpunkt der Nationalität „ein enger und armſeliger“ für einen Schriftſteller und Dichter erſchien, ihm mußte wohl zuweilen enge werden in dieſem kleinen Weimar.

Wir sahen, wie er die Sehnsucht nach größerer Lebensumgebung in den letzten Lebensjahren empfand. Noch viel lebhafter fühlte er sie in seiner ersten Weimarischen Periode. Sein nachheriger Schwager Wilhelm v. Wolzogen, hatte den ersten Eindruck von Paris in kleinlicher Weise empfunden. Schiller begreift das aber nur, weil „das Object dem Beobachter noch zu groß sei und sein innerer Sinn erst dazu hinaufgestimmt werden müsse. Er hat eine Elle mitgebracht um einen Koloß zu messen," schreibt Schiller 1788 an Wolzogen's spätere Frau. „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten großen Elemente gefallen; wie klein und armselig sind unsre bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen. Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln die unvermeidlich einfließen, nicht geärgert werden." Ihm schien „der Mensch, wenn er vereinigt wirke, immer ein

großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber darauf eben komme es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit dieſem Rückblicke auf das große Ganze, deſſen Theil es iſt zu denken, d. h. mit philoſophiſchem Geiſte zu ſehen, wenn man nicht ſich an kleine Gebrechen ſtoßen und dadurch den Blick für das ſchöne große Ganze verlieren wolle. „Paris dürfte auch dem philoſophiſchen Betrachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines ſo fein gebildeten Staats ſind groß. Mir für meine kleine ſtille Perſon erſcheint die große politiſche Geſellſchaft aus der Haſelnußſchale, woraus ich ſie beobachte, ohngefähr ſo, wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag, an dem ſie hinaufkriecht.“ Aber es war ihm „bei allem Reſpekt vor dieſem großen drängenden Menſchenozean doch auch wohl in ſeiner Haſelnußſchale, denn: „mein Sinn,

wenn ich einen dafür habe, ist nicht geübt, nicht entwickelt.“ Und so tröstet er sich über diesen Mangel und über die Kleinheit und Armseligkeit der deutschen bürgerlichen und politischen Verhältnisse schließlich damit, daß er aus der Noth eine Tugend macht. Am Ende sei ja doch „jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr als das Ganze der größten Menschengesellschaft. Der größte Staat sei ja doch nur Menschenwerk, ein Geschöpf des Zufalls; der Mensch das Werk der unerreichbar großen Natur, ein nothwendiges Wesen!“ Welche wunderbare Sophistik der Noth, dieser großen Erfinderin, liegt in dieser Anschauungsweise! *) Und wie klaffend ist der Widerspruch, in welchen Schiller hier mit der eignen Einsicht tritt, wenn er bei Gelegenheit von Montesquieu's Esprit

*) Lit. Nachlaß der Frau C. v. Wolzogen, I., S. 215 bis 217.

des lois ausruft: „Was iſt für den Menſchen wichtiger als die beſte Verfaſſung der Geſellſchaft, in der alle unſere Kräfte zum Treiben gebracht werden ſollen!“ — Schiller war nicht ohne Empfindung für öffentliche Huldigungen. Noch in ſeinen letzten Lebensjahren folgte er gern einer Einladung nach Erfurt, wohin ihn gegen hundert Preußiſche Offiziere einluden, deren kriegeriſchen Sinn er durch ſeinen Wallenſtein gewonnen hatte. Und ſelbſt ein Aufenthalt in Lauchſtedt war ihm lieb, weil er durch ein neues Publikum und lebhaftes Menſchengewühl ſeinen Geiſt neu anregte.*) Auch Goethe empfand zuweilen inmitten der Zuſammenhangsloſigkeit mit der ihn umgebenden Welt einer kleinen deutſchen Reſidenz dieſe Sehnſucht nach der Exiſtenz in einer großen Stadt, wo das Leben des Volkes höhere Wellen ſchlagend, leichter einen kühnen Schwim-

*) Briefw. mit Körner, Bd. IV., S. 323, 326.

mer trägt. Noch im ſpäten Alter äußerte er gegen ſeinen Eckermann, wie ſchwer er und ſeine Genoſſen in Deutſchland „ihr Bischen Weisheit hätten erkaufen müſſen," und wie „wir Alle doch im Grunde in unſerm Deutſchland ein iſolirtes armſeliges Leben führen." Er beneidete die Franzoſen um ihr Paris, wo die beſten Köpfe eines großen Reiches auf einem einzigen Flecken beiſammen ſeien, und im täglichen Verkehr Kampf und Wetteifer ſich gegenſeitig ſteigern; wo das Beſte aus allen Reichen der Natur und Kunſt des ganzen Erdbodens der täglichen Anſchauung offen ſtehe, dieſe Weltſtadt, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit, jede Straßenecke an ein Stück Geſchichte erinnere; dies Paris, in welchem ſeit drei Menſchenaltern durch Männer wie Molière, Diderot, Voltaire und ihres Gleichen eine ſolche Fülle von Geiſt in Cours geſetzt ſei, wie ſie ſich auf der ganzen Erde nicht wieder auf einem

Flecke vereinigt finde. Er war geneigt, die Rohheiten in Schillers Erſtlingswerken der deutſchen Vereinſamung zuzuſchreiben, während eine Erſcheinung wie Béranger nur in Paris möglich ſei. In Paris konnte Béranger, der arme Schneiderſohn, der unſtudierte Schreiber die Bewunderung Frankreichs und des gebildeten Europa's werden; in dem Boden von Jena oder Weimar aufgewachſen, hätte dieſer ſelbe Baum verkrüppeln müſſen. Bei ſolcher Betrachtung erſchien ihm gegen Engländer und Franzoſen, und gar gegen die alten Griechen gehalten, die eigne Nation barbariſch. Der Zwieſpalt zwiſchen Volk und erkluſiver Bildung ſtand erſchreckend vor ſeinem Auge. „Was iſt denn von unſern Sachen lebendig geworden, ſo daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge?“ ruft er aus, wenn er die Dichtungen von Bürger, Voß und Schiller mit denen eines Béranger und Robert Burns vergleicht. „Von meinen eignen Liedern

was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klaviere gesungen, allein im eigentlichen Volke ist alles stille! Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo Italienische Fischer mir Stellen des Tasso sangen! Wir Deutschen sind von gestern und es können noch ein Paar Jahrhunderte vergehen, ehe bei unsern Landsleuten so viel Kultur eindringt und allgemein wird, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können: es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen." *)

„Im eigentlichen Volke ist alles stille!" Das war der Fluch, der sich der Periode der Weimarischen Klassiker an die Fersen hing. Es war ein Unglück, keine Verschuldung.

*) Eckermann, III., S. 166—166.

daß ihnen „aus dem eigentlichen Volke ſo wenig Kultur entgegenkam,“ und wiederum war es ein Unglück, in denſelben Urſachen begründet, daß ſie ſelber „dem eigentlichen Volke“ ſo wenig Kultur bringen konnten, weil dieſem Volke eben die Organe der Auffaſſung fehlten, weil keine poetiſche Kultur in ihm lebendig war, keine Spur der Poeſie ſeiner Vorfahren mehr im Munde und Herzen des Volkes lebte. Der Unterſchied iſt ſchneidend. Jene durch ihr Beiſammenſein begünſtigten Nationen bildeten und erzeugten aus ſich ihre Dichter, die Zeugen ihrer eignen Größe; Deutſchlands Dichtergenien waren Autodidakten und mühten ſich vergebens ab, durch ihre Kunſt ihr Volk zur Schönheit zu bilden. Eine Nation erzeugt ſich ihre Genien als ihre Blüten und Früchte. Unſre Klaſſiker ſind ihre eignen Erzeugniſſe und die der antiken Bildung, während ſie Fremdlinge waren in ihrer Zeit und in ihrem Volke — „man wußte nicht woher ſie kamen.“

Sie aber wußten es. Schiller und Goethe sprachen es aus in der Xenie:

Deutsche Kunst.

Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen,
Wahrlich von untenherauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künstler nicht selbst den Schößling von außen sich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?

Diese Verse sind das Motto, das man dem ganzen Xenienkampfe vorsetzen könnte. Und dieser Kampf selbst war ein Kampf gegen die ganze damalige Durchschnittsbildung, gegen die bourgeoise Bildung, um modern zu reden. „Im eigentlichen Volke" war ohnehin „alles stille," aus ihm, aus seinem Leben ward jenen Heroen „nichts von Kultur entgegengebracht," und aus der Mittelbildung das Gegentheil dessen, was sie bedurften.

Gutes in Künſten verlangt Ihr? Seid Ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen Euch ſelber erzeugt?

Wie furchtbar iſt das Geſtändniß, welches Schiller auf der Höhe ſeines Lebens, am Wallenſtein arbeitend, abzulegen ſich gedrungen fühlte, wenn er ſeinem Freunde Körner ſchrieb: daß außer ihm Goethe und Humboldt, doch die einzigen Menſchen ſeien, an die er ſich gern erinnere wenn er dichte, und die ihn auch dafür belohnen könnten, denn, das Publikum ſo wie es iſt, nimmt einem alle Freude.“ Der zweite Theil von Boas Fehdekampfe hat uns in dieſen Tagen wieder daran erinnert, wie ſehr Schiller zu dieſer bittern Klage über den fehlenden Zuſammenhang mit einer großen Nation berechtigt war.

Goethe hat zu anderer Zeit auch die Vortheile unſerer nationalen Zerſplitterung hervorgehoben. Aber er hat damit eben nur den alten Satz bewieſen, daß jedes Ding zwei Seiten hat.

Es fragt ſich nur, welches die rechte oder doch die Hauptſeite iſt. Denn freilich iſt kein Ding ſo ſchlimm, daß es nicht auch ein Gutes in ſeinem Gefolge hätte.

Seine Klage über die Vereinzelung und Zerſtreutheit der guten Köpfe in Deutſchland ſcheint ungerecht zu ſein, wenn man erwägt, welche Fülle von Talent und Geiſt lange Zeit in dem kleinen Weimar zuſammengedrängt war. Aber dies Zuſammengedrängtſein auf kleinem Raume war eben das Verderbliche, weil Unnatürliche. Sie hätten nicht Luft und Licht genug. Ein Wieland und Herder, Schiller und Goethe umgeben von einem ganzen Walde von Talenten dritten und vierten Ranges, von denen jedes Einzelne ſchon genügt hätte, einer Stadt von ſieben bis achttauſend Einwohnern Leben und Bewegung zu geben, in ein und demſelben engen Raume zuſammengeſchaart — mußten ſich gegenſeitig vielfach hemmen und hindern. Die Großen mußten auf

die Kleinern drücken, ſelbſt ohne es zu wollen. Herder's ſich immer ſteigernde krankhafte Verbitterung iſt ein Beweis dafür. Schon Merk's ſcharfes Auge ſah die ſchlimmen Folgen dieſer Ueberfülle. In einer großen Stadt, in dem Mittelpunkte eines großen Reichs, unter großen, bedeutenden und reichgegliederten Verhältniſſen wäre das anders geweſen. In der kleinen Reſidenz eines Landes, deſſen geſammte Einwohnerzahl kaum dem vierten oder fünften Theil einer großen Europäiſchen Hauptſtadt gleich kam, mußten die kleinen Verhältniſſe auch auf die großen Menſchen zurückwirken, die unter denſelben lebten. Eine direkte Einwirkung auf das „eigentliche Volk," war dadurch ſchon von vornherein unmöglich. Aber ebenſo auch jeder Verſuch, Weimar zu einem wirklichen Mittelpunkte der Kunſt ſelbſt nur für das gebildete Deutſchland zu machen. Was hat ſich in dieſer Hinſicht Goethe nicht für Mühe gegeben und was hat er erreicht? Der

Verſuch Weimar zum Hauptplatze deutſcher Kunſtausſtellungen zu machen mißlang, und Goethe ſah ſich nach wenigen Jahren gezwungen die Preisaufgaben für bildende Kunſt einzuſtellen. Wenn hier auch andere Urſachen mitwirkten, ſo war doch die Kleinheit des Orts und der Mangel bedeutender Mittel nicht das geringſte der Hinderniſſe. Auch die Preisaufgaben für das Drama welche er verſuchte, förderten nichts. Und das Theater ſelbſt? Ein Menſchenalter lang hat er ſich, der größte Dramaturg Deutſchlands, mit der Weimariſchen Bühne abgemüht; und jetzt findet man auf derſelben Stätte kaum noch eine Spur deſſen was das Theater war, als Goethe ihm vorſtand. Es iſt, — was das redende Schauſpiel betrifft, zu dem Range der gewöhnlichen deutſchen Bühnen herabgeſunken. Aber auch in anderen Dingen hatte Goethe dieſe Enge der kleinen Stadt zu empfinden. Er ſchreibt einmal an ſeinen Zelter, wie er, während der

Freund in einer großen Stadt wie Berlin durch Geschick und Ausdauer sich und andern die großartigsten Kunstgenüsse zu verschaffen im Stande sei, dagegen seinerseits in dem kleinen Weimar „leider auf die wunderlichste Weise betteln und negoziiren müsse, um dasjenige nur unvollkommen zu genießen, was ihm jener gönnen möchte.“ „In solchem Fall empfindet man den regen und hülflosen Zustand einer kleinen Stadt nur allzusehr; nicht als wenn die Elemente gänzlich mangelten, aus welchen sich eine genußreiche Welt im Kleinen schaffen ließe, sondern weil eben diese Elemente sich gerade wegen dieser Enge und Nähe eher abstoßen als anziehen, und dem Schöpfer kein Spielraum gegeben ist, sie dergestalt zu handhaben, daß sich ihre freundlichen Pole verbinden müßten. Die lächerlichsten Scenen in Wilhelm Meister sind ernsthaft gegen die Späße zu denen ich meine Zuflucht nehmen muß, um zu bewirken, daß

Deine Sendungen ſich vom Auge losreißen und zum Ohr gelangen." —

Alles dies iſt weder Vorwurf noch Anklage, es iſt eben was es iſt, ein Unglück, das Unglück von Deutſchlands politiſchen und nationalen Zuſtänden und Verhältniſſen.

Die einzige Spur von einem Beſtreben ſich mit dem „eigentlichen Volke," ſoweit davon in Weimar die Rede ſein konnte, in Zuſammenhang zu ſetzen, findet ſich in dem Verſuche, den Eintritt des neunzehnten Jahrhunderts volksfeſtlich zu begehen. Schiller und Goethe in Verbindung mit ihrem nächſten Kreiſe hatten, wie es ſcheint, dieſen Plan gefaßt. „Wir haben hier (ſchreibt Schiller an Körner im November 1800) allerhand Pläne, um den Jahrhundertwechſel luſtig zu feiern; und wenn uns die Anſtalten gelingen, ſo wird wahrſcheinlich eine ungeheure Affluenz von Menſchen nach Weimar erfolgen. Die Feſtlichkeiten würden etwa den 8. und 10. Tag nach

Neujahr anfangen.“ Aber aus dem Plane zu dieſem Feſte, auf welches Schiller ſeinen Dresdner Freund einlud, wurde nichts. Zwei Monate ſpäter ſchreibt er: „Wir haben unſere ſäkulariſchen Feſtlichkeiten nicht ausführen können, weil ſich Parteien in der Stadt erhoben, und auch der Herzog den Eclat vermeiden wollte. Es iſt auch nichts Erfreuliches produzirt worden. Etwas Poetiſches zu machen war überhaupt mein Wille nicht. Es ſollte bloß Leben und Bewegung in der Stadt entſtehen.“ Aber gerade dies war es, was andere nicht wollten, wie ja auch jetzt noch „das Leben und die Bewegung,“ welche in Folge des Zuſtandekommens der Goetheſtiftung in Weimar durch das Zuſammenſtrömen von Menſchen entſtehen könnte, für manche Leute Gründe zur Bekämpfung jener großen und würdigen Idee ſind. Schiller aber dichtete an dieſem Jahrhundertwechſel jene Zeilen, in welchen er das Schöne aus dem Leben

in die abſtrakte vom Leben iſolirte Kunſt, und die Freiheit in das Reich der Träume verwies! Mehr und mehr ſonderte derſelbe Dichter, der in dem Aufſchwunge ſeiner freiheitdürſtenden Jugend ſich ganz dem Volke, ſeiner Nation, in die Arme geworfen hatte, ſich jetzt ab von demſelben Volke; ſo ſehr, daß der alte Goethe ihn ſpäter als den eigentlichen „Ariſtokraten“ von ihnen beiden bezeichnen mochte.

Und wie ſollte er auch anders? Dieſe Nation, dies Volk, wo trat es ihm ſichtbar und greifbar entgegen in der kleinen Hofſtadt? Als nach der Aufführung der Braut von Meſſina am 20. März 1803 ein Theil der Zuſchauer den aus dem Schauſpielhauſe tretenden Dichter mit einem lauten Lebehochrufe begrüßten, erſtaunte er ſelbſt über dies erſte Zeichen volksthümlicher öffentlicher Huldigung. „Der Eindruck des Stücks (ſchreibt er an Körner) war bedeutend und ungewöhnlich ſtark; auch imponirte es dem jüngern

Theile des Publikums so sehr, daß man mir nach dem Stücke am Schauspielhause ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm." Es liegt eine ganze Welt von traurigen Gedanken in diesen letzten Worten! die aber, welche „es sich herausnahmen" ihrer Begeisterung für den vaterländischen Dichter Ausdruck zu geben, waren nicht Bewohner der zahmen Residenzstadt, es waren Studenten, „die einzige Menschenklasse des deutschen Publikums" jener Zeit, die, wie Körner in seiner Antwort bemerkt, durch die Verhältnisse der wirklichen (deutschen) Welt noch nicht abgestumpft und deren festliche Stimmung noch einer regen Empfänglichkeit für das Poetische fähig sei, während bei dem übrigen Publikum die Kunst erst Alles zu überwinden habe, was dieser Stimmung entgegenstehe. Und um das Siegel zu drücken auf diese traurige Vereinsamung der hochgesteigerten Kultur inmitten des sie zunächst umgebenden Volks,

was braucht es weiter, als daß wir uns erinnern an die Nacht des 12. Mai des Jahres 1805, wo der „Herzoglich Sachsen-Meiningensche Hofrath Herr Friedrich von Schiller“ nur durch einen Zufall nicht von bezahlten Trägern hinausgetragen wurde in das Todtengewölbe des Jakobikirchhofs, und wo außer einem Unbekannten, Verhüllten, kein einziger Mensch dem Leichenzuge von „Deutschlands nationalstem Dichter“ folgte.

In Koburg hat das dankbare Volk seinem durch die schlechten Koburger Sechser bekannten Fürsten ein ehernes Standbild aufgerichtet. Wo sind in Weimar die Standbilder Friedrich Schiller's und Wolfgang Goethe's?

Weimar, im Juli 1851.

Die Frage: adlig oder nichtadlig? ſpielte eine große Rolle in der Zeit des klaſſiſchen Weimar. Adlig zu ſein war faſt eine Art Nothwendigkeit für die Genoſſen des eigentlichen Weimariſchen Lebens. Es genügte ſelbſt nicht Goethe und Schiller zu ſein, um an allen Seiten deſſelben Theil nehmen zu können. Ein Wort Schiller's an Körner über ſeine „Standeserhöhung" giebt in dieſer Beziehung bedeutſamen Aufſchluß. So läſtig ihm in gewiſſem Betracht dieſe „kahle Ehre" wurde, weil ſie ihm „einen Aufwand ver-

urſachte, auf den nicht gerechnet war," und ſo wenig er ſich jemals dazu erniedrigen mochte, ſie für ſich zu ſuchen, ſo erſchien ſie ihm doch in anderer Rückſicht als ein nothwendiges Uebel. „In einer kleinen Stadt, wie Weimar," ſo endet er die ausführliche Erzählung des Hergangs ſeiner Adelung, „iſt es immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeſchloſſen iſt. Denn das fühlt ſich hier doch zuweilen unangenehm, während man in einer größern Stadt gar nichts davon gewahr wird."

So empfand er, den nichts genirte und hinter dem

im weſenloſen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Wie mußte es erſt minder erhabene Naturen drücken. Schiller's Erzählung iſt auch dafür bezeichnend. „Was ich davon, wie es mit meinem Adel zugegangen, in Erfahrung brachte, iſt dieſes. Der Herzog hatte mir ſchon lange etwas zugedacht gehabt, was mir angenehm ſein könnte.

Nun traf es ſich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er nach Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht beſitzen konnte, vom Churfürſten von der Pfalz, der ſich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geſchenkt bekam. Herder wollte ſeinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewieſen (!) und obendrein ausgelacht, weil ihm Jedermann dieſe Kränkung gönnte; denn er hatte ſich immer als der gröbſte Demokrat herausgelaſſen *), und wollte ſich nun in den Adel eindrängen. Bei dieſer Gelegenheit hat der Herzog erklärt, er wolle mir einen Adel verſchaffen, der unwiderſprechlich ſei. Dazu kommt auch,

*) Eine Probe davon giebt Schiller im Briefwechſel mit Körner Bd. II., S. 128. „Bei der Tafel der Herzogin ſprach er von Hof und von Hofleuten, und nannte den Hof einen Grindkopf, und die Hofleute die Läuſe, die ſich darauf herumtummelten.“

daß Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte, zudringlicherweise an den Hof eindrang, welches man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man schwer genug daran ging. Dies mag den Herzog noch mehr bestärkt haben mich adeln zu lassen. Daß mein Schwager (Wolzogen) den ersten Posten am Hof bekleidete, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dies alles bringt dieser Adelsbrief nun in's Gleiche, weil meine Frau als eine Adlige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirath hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben." Wenn solche Lebenszustände noch dreizehn Jahre nach der französischen Revolution in Deutschlands

freiſtem Ländchen unter dem menſchlich geſinnteſten Fürſten möglich waren, Zuſtände unter deren Geſetzen die Ehe eines adligen Fräuleins mit dem „gefeierten Lieblingsdichter der Nation," für ſie eine Art von deminutio capitis, eine Erniedrigung in den Augen der „Geſellſchaft" war, welch ein Aufſehen mußte es erſt erregen, als der bürgerliche Günſtling Goethe in den Weimariſchen Kreis eintrat. Noch lange nachdem er geadelt war, erhielt ſich die Meinung, daß dies geſchehen ſei, um ſeine Verheirathung mit Frau von Stein möglich zu machen*). Aber die Sache lag ganz anders. Es ſcheint unzweifelbar, daß ſogar die ſelbſtherrliche Genialität eines Fürſten wie Karl Auguſt nicht im Stande war, eine Ausnahme, wie er ſie in den erſten Jahren der Weimarſchen Sturm- und Drangperiode durchgeſetzt, für die Dauer gegen die Hartnäckigkeit des Adels aufrecht zu erhalten. Wir

*) Schiller an Körner Bd. I., S. 216 (vom J. 1787.)

wiſſen es jetzt, daß Goethe ſehr gegen ſeinen Willen geadelt wurde, und daß er die darin liegende Demüthigung für den Genius damals ſehr wohl empfand. In einem ſeiner Billets an die Stein ſchreibt er d. 17. November (1781): „Die Herzogin Mutter hat mir geſtern eine weitläuftige Demonſtration gehalten, daß mich der Herzog müſſe und wolle adeln laſſen. Ich habe ſehr einfach meine Meinung geſagt, und einiges dabei nicht verhehlt, was ich Dir auch noch erzählen will.“ Und erſt im Juni des folgenden Jahres erfolgte das kaiſerliche Adelsdiplom, das er der Freundinn mit den Worten ſchickt: „Ich bin ſo wunderlich gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann.“ Aber gerade dieſe beiden Aeußerungen beweiſen, daß er ſich nur allzuviel dabei dachte. Der Plebejer Bürger ſprach es aus mit ſeinem:

Geadelt ſind der Götter Söhne ſchon,
Die muß kein Fürſt erſt adeln wollen.

Und das Volk hat es empfunden, in deſſen Sprache Goethe und Schiller Bürgerliche geblieben ſind bis auf den heutigen Tag, wenn auch ihre Nachkommen ſich Barone nennen laſſen. —

In dem idealen Weimar aber war es anders. Da ſaß bis zum Theaterbrande von 1825 der Adel ſtreng geſondert von den Bürgerlichen auf ſeinem, für die letzteren unzugänglichen Balkone, und wenn bei gewiſſen Stücken, wie Goethe erzählt*), das Parterre durch die Studenten eingenommen war, ſo wußte die große Zahl des wohlhabenden und vornehmen Mittelſtandes nicht wohin. Als nach dem Brande des alten Theaters Goethe dieſem Uebelſtande durch die Anlage von Logen zweiten Ranges und Parterrelogen abhelfen wollte, wußte eine Partei dem Großherzoge, dem von Seiten des Vorurtheils nicht

*) Br. Eckermann. Bd. 3. S. 70—71.

beizukommen war, von Seiten des Koſtenpunktes beizukommen, und den Goethe'ſchen Bauplan zu beſeitigen. Eine Konzeſſion die ſpäter gemacht wurde, war die, daß der Balkon zur Hälfte den Bürgerlichen eingeräumt wurde, und ſo ſaßen denn auch noch bis zum Jahre 1848 die Schaafe von den Böcken geſondert, die Bürgerlichen zur linken, der Adel zur rechten Seite der Hofloge. —

Als im Januar des Jahres 1800 die Adelichen und Bürgerlichen zuſammen einen Ball gaben, meldete Herder's Frau dies an Knebel als ein Ereigniß. „Wenn das ſo fortgeht, was denken Sie daß aus dem Kindlein wird? Es ſind doch wenigſtens Anklänge des neunzehnten Jahrhunderts!“ Aber noch zwei Jahre ſpäter fand es Knebel bezeichnend, „daß man in Weimar die deutſchen Kleinſtädter nicht wollte ſpielen laſſen“ *). Freilich wurden

*) Lit. Nachlaß von Knebel II, S. 361.

ſie ſpäter aufgeführt, aber erſt nachdem man ſie von allen Anſpielungen auf Weimariſche Verhältniſſe und Perſonen geſäubert hatte. Dabei iſt indeſſen nicht unbeachtet zu laſſen, daß nach Goethe's ausdrücklichem Zeugniſſe „eine bedeutende höhere Geſellſchaft" auf Seiten Kotzebue's gegen Goethe ſtand. Ja ſo mächtig war in dem goldenen Zeitalter Weimars die Oppoſition der Gemeinheit, welche einen Kotzebue an der Spitze, ſich gegen einen Goethe erheben durfte, daß dieſer zuletzt in Folge jener Oppoſition ſeinen allernächſten und intimſten geſelligen Kreis, die ſogenannte Mittwochsgeſellſchaft zerſprengt und für immer vernichtet ſehen mußte, und daß es der ganzen Größe eines Charakters wie Schiller bedurfte, um zu verhindern, daß nicht auch das Band welches Goethe mit dieſem einzigen ebenbürtigen Geiſte verband, durch jene Machinationen Kotzebue's und der vornehmen Geſellſchaft zerriſſen wurde. Goethe ſelbſt muß in ſeinen

Tags- und Jahresheften eingeſtehen, daß damals ſeine Stellung in Weimar ohne den Schutz ſeines Fürſten unhaltbar geweſen wäre. Nicht der gefeierte Dichter, „der Stolz Deutſchlands," ſondern der Miniſter, der Günſtling des Herzogs war es, der in letzter Inſtanz aus jenen geſellſchaftlichen Conflikten wenn nicht als Sieger, doch unbeſiegt hervorging.

Was aber den Adelsgeiſt jener Weimariſchen Glanzperiode betrifft, ſo iſt keine Frage, daß er vor allen daran Schuld war, daß ſich aus ſo vielen günſtigen Elementen und Verhältniſſen nicht ein größeres Reſultat für die Humaniſirung der ſozialen deutſchen Verhältniſſe entwickelte: Der ariſtokratiſche Geiſt erkannte frühzeitig ſeinen Feind und war ſchlau genug, ihn zu ſich in das eigne Lager herüber zu ziehen. „Die Genies" heißt es in der Vorrede zu Knebels Nachlaſſe, „die Genies, welche die demokratiſche Natur ihres Urſprungs hinaus erhoben hatte bis zum ge-

nauen Freundesumgang mit Fürſt und Fürſtin wurden vielmehr ſelber Ariſtokraten. Sie ließen ſich adeln, wurden geadelt, oder mußten geadelt werden. Es war die geadelte deutſche Literaturperiode; und die berühmt gewordenen Männer derſelben, die beinahe alle bürgerlicher Geburt waren, hielten es dann faſt für eine Sache des bürgerlichen Anſtandes, nicht länger Bürgerliche zu bleiben, und es wurde ihnen zur Belohnung ihrer Verdienſte bereitwillig entgegengekommen.*

Schiller allein machte, wie wir ſehen, hier eine Ausnahme. Daß er aber die Zurückſetzung des Ausgeſchloſſenſeins als Bürgerlicher ſehr wohl empfand, bezeugt ein Brief, den er an die Frau von Stein ſchrieb. Schon zwei Jahre lang hatte er in Weimar gelebt, und noch immer hatte man in der Hofwelt nicht darüber in's Reine kommen können, ob es möglich ſei, den Dichter des Wallenſtein offiziell bei Hofe zu ſehen. Endlich erfolgte eine ſolche Einladung, und Schiller —

lehnte ſie jetzt ein für allemal ab. „Da ich nun zwei Jahre hier wohne," ſchrieb er den. 2. Januar 1802 an Frau von Stein, „ohne nach Hofe eingeladen zu ſein — ſo wünſchte ich auch für's Künftige, wegen meiner Kränklichkeit, davon ausgeſchloſſen zu bleiben. Für mich ſelbſt bin ich, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht perſönlich iſt, und das Wohlwollen meines gnädigſten Herrn und meiner gnädigſten Herzogin zu verdienen und zu erhalten iſt alles, wonach ich ſtrebe. Von ihrer Güte, beſte Frau von Stein, hoffe ich, daß Sie dieſer meiner Bitte, bei der Frau Herzogin Durchlaucht die gehörige Auslegung geben werden."

Einige Monate darauf ward Schiller's Adlung eingeleitet. „Aus dem Diplom kann Jeder ſehen, daß Schiller ganz unſchuldig daran iſt, und dies iſt es was mich beruhigt," mit dieſen Worten meldete Schiller's Gattin dem jungen Stein das Ereigniß, und dieſe Worte allein

könnten bezeugen, daß Charlotte von Lengenfeld es werth war, Schiller's Weib zu ſein. „Sie werden wohl gelacht haben," ſchrieb Schiller an Humboldt, da Sie von unſerer Standeserhebung hörten. Es war ein Einfall von unſerem Herzog, und da es geſchehen iſt, kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen gefallen laſſen." An den Weimariſchen Staatsminiſter Geheimerath von Voigt, der auf Befehl des Herzogs bei dem Wiener Hofe um die Adlung Schiller's eingekommen war, und in ſeinem Geſuche beſonders „die Verdienſte des Dichters um die deutſche Sprache" hervorgehoben hatte, ſchrieb er mit jener Ironie die ihm ſo gut ſteht: Es ſei freilich nichts Kleines geweſen aus ſeinem Lebenslaufe etwas herauszubringen, was ſich zu einem Verdienſte um Kaiſer und Reich qualifizirte, und Voigt habe es daher vortrefflich gemacht, ſich zuletzt an dem Aſte der deutſchen Sprache feſtzuhalten!" Man ſieht, er hätte ſicher die Verſe im

Stillen unterſchrieben, die der Freiherr von Maltitz im Schilleralbum dieſer Adelserhebung widmete:

Deutſcher Dichter frei und groß!
Seltſam fiel dein Lebensloos:
Wardſt verketzert und verwieſen,
Wardſt gefeiert und geprieſen,
Angeſtaunt in deinem Streben
Und der Armuth Preis gegeben;
Dumm gelobt und dumm getadelt,
Und zuletzt auch noch geadelt!
Ach vergieb dem Vaterland
Meiſter, ſeinen Unverſtand!

Schiller iſt der letzte deutſche Dichter geweſen, den ein Fürſt zu adeln wagte. Und der Dichter der Freiheit hat dafür geſorgt, daß er auch wohl der letzte bleiben wird.

Weimar, im Juli 1851.

Wenn man die Briefe aus Schiller's erſtem Aufenthalte in Weimar in den Jahren 1787 und 1788 durchlieſ't, ſo erſtaunt man zuweilen über die Abgeſchloſſenheit, in welcher die damals in dem deutſchen Athen anweſenden Heroen von den bedeutendſten Erſcheinungen der Außenwelt lebten. Schiller hatte bereits die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos gedichtet, und dennoch wußte ein Herder von ihm nichts weiter, als daß er ein Menſch ſei, aus dem von anderen etwas gemacht werde. „Ich muß ihm-

erſtaunlich fremd ſein," ſchrieb Schiller nach dem erſten Beſuche an Körner, „denn er fragte mich, ob ich verheirathet wäre. Ueberhaupt ging er mit mir um, wie mit einem Menſchen, von dem er nichts weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube er hat ſelbſt nichts von mir geleſen." Später geſtand ihm das Herder ausdrücklich, und „daß er ehemals gegen ihn geſprochen, ihn aber nur aus dem Hörenſagen beurtheilt habe *). „Herder," ſchreibt Schiller ein andermal, „macht aus ſchriftſtelleriſchen Menſchen nichts, aus Dichtern und dramatiſchen vollends am allerwenigſten, aus Fremdheit, wie er ſelbſt geſteht, in dieſem Fache des Geiſtes. Er hat von mir nichts geleſen." Etwas beſſer traf er es mit Wieland. Im Ganzen aber geſtand er doch, „daß die nähere Bekanntſchaft

*) Schiller's Briefw. mit Körner 1, S. 196. 198.

mit dieſen Weimariſchen Rieſen ſeine Meinung von ſich ſelbſt ſehr — verbeſſert habe.“ Goethe freilich war damals in Italien, der Herzog abweſend, und „wie wenig“ ruft Schiller einmal aus, „iſt doch dies Weimar, da Goethe und der Herzog, ihm fehlen!“

Es iſt mir ein eignes Gefühl, zu denken, daß ich hier unter demſelben Dache wohne, das Schiller'n bei ſeiner erſten Ankunft in Weimar den 21. Juli 1787 aufnahm. Leider hat ſich keine Tradition darüber erhalten, in welchem Zimmer des vielwinkligen „Erbprinzen“ Schiller damals die erſten vierzehn Tage in Weimar zugebracht hat, ehe er im Hauſe der Frau von Imhof an der Esplanade eine eigne Wohnung bezog. Aus ſeinen damaligen Briefen ſieht man indeſſen, daß es ihm jener Zeit in Weimar nichts weniger als wohl geworden iſt. Bei Hofe war die Herzogin Amalie ſeinen Schriften nicht hold, und er ſelbſt hinwieder fühlte ſich gleichfalls zu

ihr nicht hingezogen *). Die junge Herzogin Louise dagegen, welche ihm als Freundinn seiner Schriften gerühmt wurde, blieb ihm selber fern, da sie im Gegensatze zu der Herzogin Mutter, an deren Hofe aller Zwang der Etiquette abgestreift war, das Ceremoniell um so strenger aufrecht erhielt. Schiller'n aber war es widerstrebend, die Huldigung, welche er ihr hätte darbringen mögen, mit dem Aushalten der „erstaunlichen Ceremonien" zu erkaufen, mit welchen eine solche Vorstellung verbunden sei. „Ich hatte mich," schreibt er, anfangs darauf gefreut, aber nun erfahre ich genauer, daß ich sie gar nicht allein, sondern nur in einem dieser großen Cirkel sprechen dürfe, wohin ich schlechterdings nicht tauge." Zu allem Unglück war Karl August, bei dem er sich durch Knebel melden ließ, ver-

*) Schiller's Briefw. mit Körner Bd. 1, S. 109, 135, 155.

hindert ihn anzunehmen, und da der Herzog gleich kurz darauf zur Campagne nach Holland abging, ſah ihn Schiller diesmal gar nicht. Auch der Zuſammenhang mit dem Kreiſe der Herzogin Amalie ward ihm bald durch allerlei kleinliche Intriguen verleidet die man anſpann, um den bürgerlichen Literaten zu ſehen, ohne ſich doch durch beſtimmte Einladungen zu ſehr zu kompromittiren *).

Das Schlimmſte aber war, daß ihn ſein damaliges Verhältniß zur Frau von Kalb in die adligen Cirkel verwickelte, aus denen er ſich indeſſen bald herauszog. „Dieſer Tage," ſchreibt er, habe ich einen höchſt langweiligen Spaziergang in großer adliger Geſellſchaft machen müſſen. Das iſt ein nothwendiges Uebel in welches mich mein Verhältniß mit Charlotte geſtürzt hat,

*) Schiller's Briefw. mit Körner Bd. I, S. 103. 135.

— und wie viele flache Creaturen kommen einem da vor. Die beste unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigne und interessante Person, von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigne Offenheit. Ein gesunder Verstand, Wahrheit und Gefühl liegt in ihrem ganzen Wesen*)." Dies Urtheil des strengen und gerade in dieser Periode oft sehr herben Schiller ist ein wahres Ehrenzeugniß für die Freundinn Goethe's. Desto schlimmer ist er dagegen auf die vielen „seichten Kavaliere" zu sprechen. Der Gemahl der Frau von S. heißt es einmal, ist ein leeres Geschöpf, ein Kopfhänger dabei, und sein Verstand ist in täglicher Gefahr."

---

*) Briefw. zwischen Schiller und Körner Bd. I, S. 160. Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen I, 244—245.

Der einzige Knebel, welcher ihm als eine bedeutende Persönlichkeit erschien, hatte für ihn doch „in seiner Vernünftigkeit allzuviel Verlebtes, Sattes, grämlich Hypochondrisches, so daß es ihn fast reizte nach der entgegengesetzten Seite ein Thor zu sein *)." Es karakterisirt übrigens die damaligen Zustände, daß sich um jene Zeit in Weimar eine Gesellschaft bildete, welche grundsätzlich jeden Adligen ausschloß. „Es ist hier seit dem ersten Oktober (1787) eine Mittwochsgesellschaft von Damen und Herren, die recht artig ist, aber kein Adel wird zugelassen. Bei dieser bin ich auch. Es wird gespielt, diskurirt, zuweilen auch getanzt, und dann in Gesellschaft soupirt." Wieland, Bode, Bertuch u. a. gehörten zu dieser Gesellschaft.

Für die Männer bürgerlichen Standes war

*) Briefw. zwischen Schiller und Körner I, S. 134.

indeſſen in den damaligen Verhältniſſen noch ungleich beſſer geſorgt als für die Frauen. Schiller ſelbſt muß geſtehen, daß er gegen zwanzig Menſchen zuſammenzählen könne — er meint Herder's, Wieland's, Bertuch's, Bode, Voigt, Hufland, Riedel, Knebel, die Frau von Stein und ihre Schweſter Imhof u. a. m. die man in einem Orte Deutſchlands ſonſt nie zuſammenfinde. Für die bürgerlichen Frauen aber ſei es um ſo ſchlimmer. Körner ſtrebte damals in Weimar angeſtellt zu werden, und Schiller theilte lebhaft dieſen Wunſch des Freundes; aber er verhehlt ihm nicht, daß es für deſſen Frau und Schweſter „ſchwer ſein werde einen Cirkel zu finden; denn die bürgerlichen ſeien gar zu erbärmlich, und mit dem Adel gehe es nicht lange gut.“ „Ich könnte dies letztere,“ fügt er hinzu, mit triftigen Gründen belegen, aber erlaß mir ſie.“ Auf die Frauen iſt er damals nicht gut zu ſprechen. In Weimar bezüchtigt er ſie kokeiter Galanterie. „Die

hieſigen Damen ſind ganz erſtaunlich empfindſam; da iſt beinahe keine die nicht eine Geſchichte hätte, oder gehabt hätte, und erobern möchten ſie gern alle. Man kann hier ſehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren erſten Wohnplatz verändert." In Jena dagegen ſind ihm die Frauen gar „ein trauriges Geſchlecht *)," und er heißt ſeine künftige Frau ſich darauf gefaßt machen, daß der weibliche Umgang, den ſie hier finden werde, eine traurige Leerheit in ihr zurücklaſſe." Eine wunderliche Klage in dem Munde eines Mannes, der ſeinem intimſten Freunde geſtand, daß er ſelber mit einer geiſtig bedeutenden Frau nicht glücklich ſein würde. Aber karakteriſtiſch für die geſelligen Zuſtände bleibt es immer, daß die adlige Geburt von Schiller's Braut

*) Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen. I, S. 285. 341

es vor allem war, die ihr in ihrem Jenaiſchen Leben Schwierigkeiten bereitete. „Für's Erſte" ſchreibt Schiller an Körner, „mag und will ich die Lengefeld nicht in die fatalen Jenaiſchen Verhältniſſe hineinziehen, die für ſie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergeſſen kann; ich würde ſie und mich den größten Platitüden ausſetzen."

In Weimar kam er indeſſen bald dahin, ſich völlig zu iſoliren. Etwa zwei Monate nach ſeiner Ankunft ſchreibt er: „Ich fange an mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel wodurch ich es bewerkſtellige — iſt: ich frage nach Niemand. Das hätte ich zwar ſchon in den erſten Wochen wegkriegen ſollen, denn wohin ich ſehe pflegt hier Jeder ein Gleiches zu thun. So viele Familien, ebenſo viele abgeſonderte Schneckenhäuſer, aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um ſich zu ſonnen. In dieſem Stücke iſt Weimar das Paradies. Jeder

kann nach ſeiner Weiſe privatiſiren, ohne damit aufzufallen. Eine ſtille, kaum merkbare Regierung läßt einen ſo friedlich hier leben, und das Bischen Luft und Sonne genießen. Will man ſich anhängen, eindrängen, brilliren, ſo findet man allenfalls ſeine Menſchen auch. Anfangs hab' ich mir Alles viel zu wichtig, zu ſchwer vorgeſtellt. Ich habe mich ſelbſt für zu klein und die Menſchen umher für zu groß gehalten." Er ſtürzte ſich jetzt in die Arbeit, und ſchrieb an ſeiner Geſchichte der Niederländiſchen Rebellion meiſt täglich zehn bis zwölf Stunden ohne auszugehen. —

Alle dieſe Aeußerungen, Urtheile und Beobachtungen des Dichters haben ein gewiſſes kulturhiſtoriſches Intereſſe, weil ſie Schlaglichter eigner Art auf Verhältniſſe und Zuſtände werfen, die man gewohnt iſt nur in einer gewiſſen idealen Beleuchtung zu ſehen, und weil ſie zugleich in manchem Betrachte den tröſtlichen Fort-

ſchritt der Gegenwart aufzeigen. Um ſie indeſſen auf ihren wahren Werth zurückzuführen muß man nicht vergeſſen, daß Schiller, deſſen Sache überhaupt die Toleranz nicht war, um dieſelbe Zeit von ſich ſelber das Geſtändniß ablegt: „es begegnet mir gern, daß ich zu raſch urtheile *).“ Aber zugleich muß man feſthalten, daß es gerade dieſe Zeit war, in welcher, wie Wilhelm von Humboldt vierzig Jahre ſpäter an Caroline von Wolzogen ſchrieb, „Schiller offenbar in der ſchönſten Blüte aller ſeiner großen Eigenſchaften ſtand, die ſpäter alles Herrlichſte in ihm entwickelt hat.“ Ueberhaupt galt ſchon damals von dieſer idealen Natur in ihrem Verhältniſſe zu der kleinen

*) Literariſcher Nachlaß der Frau von Wolzogen I, S. 228.

Gegenwart was er ſeinem Poſa in den Mund legte:

— — — das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer welche kommen werden.

Weimar im Juli 1851.

Von allen Denkmälern des Weimarischen Geistes hat mir die Bibliothek den bedeutendsten Eindruck gemacht. Nicht das Aeußere des schmucklosen Gebäudes, das früher ein Gartenlustschloß, dann ein Zeughaus, erst durch Anna Amalia von Weimar seine jetzige Bestimmung erhielt; sondern die innere Einrichtung und Ausstattung, welche diesem Arsenale des Geistes zugleich einen ächt monumentalen Charakter verleiht. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß ich irgendwo in Deutschland in dieser Beziehung etwas Aehn-

liches geſehen hätte. Der Gedanke die Aufbewahrungsſtätte literariſcher Geiſtesſchätze zugleich durch die portraitirende Kunſt des Malers und Bildhauers an die Erinnerungen von Deutſchlands glänzendſter Literaturperiode zu knüpfen, und mit denſelben die großen Namen des Weimariſchen Fürſtenhauſes, und die bedeutungsvoll in den Weimariſchen Kreis hineinragenden Zeitgenoſſen zu verbinden, iſt ein ſo glücklicher, und die Art und Weiſe der Ausführung, bei geringen Mitteln, durch ein Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, eine ſo würdige zu nennen, daß man unbedenklich dieſe Bibliothek von Weimar zu den gelungenſten monumentalen Schöpfungen neuerer Zeit zählen kann.

An dem ſtillen Fürſtenplatze, dicht am Haupteingange des Parks, auf einem Hügel, der ſich etwa fünfzig Fuß über dem Spiegel der unten vorbei ſtrudelnden Ilm erhebt, liegt mitten in der grünen Umgebung des Parks, der ſich hinter-

wärts, längs des Ilmufers, nach dem Schloſſe hinzieht, ein einzeln ſtehendes zweiſtöckiges Gebäude. Die nach dem Parke zugekehrte Seite iſt durch einen Anbau mit einem mächtigen runden Thurme, einem Ueberreſte der alten Befeſtigungsmauern, verbunden, deſſen Steingefüge üppig wuchernder Epheu umgrünt. Wir treten durch den Eingang der dem Fürſtenplatze zugekehrten Hauptfront in das Innere, deſſen untere Geſchoßräume das Archiv enthalten. Die umgebenden Wände der Treppenabſätze des andern Eingangs ſind mit Bildniſſen des fürſtlichen Hauſes und mit Antikenabgüſſen geſchmückt. Unter den erſtern zeigt das eine im Hintergrunde die älteſte Geſtalt des Gebäudes vor ſeiner Umgeſtaltung zur Bibliothek.

Von dem erſten der beiden Geſchäftszimmer führt nach Süden hin eine Thür zu dem länglich viereckten Hauptſaale. Er iſt zu beiden Seiten mit einem Gange eingefaßt, über welchen

ſich, von zwölf Pfeilern getragen auf Rundbögen eine größere, und darüber in etwas minderm Abſtande eine zweite Gallerie erhebt. Dieſe Gallerieen, rings um den Saal laufend, bilden einen länglich runden Mittelraum, an deſſen oberſter Decke Annibale Caraccis Ruhmesgenius, in einer Copie von Heinrich Meyer nach dem Dresdner Original, ſichtbar wird. Gleich beim Eintritt in den Saal fällt der Blick des Beſuchers auf das, an der gegenüberſtehenden Wand befindliche lebensgroße Bildniß des Mannes, der hier vor allen den Anſpruch hat als Genius des Orts unſere Huldigung zu empfangen. Es iſt Karl Auguſt, in ganzer Figur von Jagemann gemalt, der wahrhafte Schöpfer und Förderer dieſes Denkmals ſeiner Liebe und Verehrung für Wiſſenſchaft und Erkenntniß. Ihm gegenüber, auf der entgegengeſetzten Wand, zur Rechten und Linken des Eingangs, ſtehen auf etwa acht bis neun Fuß hohen Poſtamenten die beiden Koloſſalbüſten

Goethe's und Schillers, von David und Danneckers, in Marmor die eine, die andere in vortrefflichem Gypsabgusse nach dem Stuttgarter Originale. Der nischenartige Standort sondert dieses Dioskurenpaar nicht minder wie die Kolossalität ihrer künstlerischen Gestaltung von dem Kreise ihrer Geistes- und Lebensgenossen, deren Portraitbilder in Marmor- und Gypsbüsten, in Oelgemälden und Kupferstichen die Seiten und Wände der Pfeilerbogen und Fensternischen sowohl im untern Raume wie in der obern Gallerie schmücken, und von denen die bedeutendsten, wie Herder und Wieland, Karl August und Amalie, in doppelten und dreifachen Abbildungen, in Marmor, Gyps und Farbe, von verschiedenen Künstlern in verschiedenen Lebensaltern dargestellt erscheinen. Hier sehen wir außer und neben den bereits genannten, Herder und Wieland, Karl August und Amalie, die Bildnisse von fast allen denjenigen Männern und Frauen, welche als die

bedeutendſten in dem Weimariſchen Kreiſe erſchienen ſind oder mit ihm in vorübergehender Beziehung geſtanden haben. Man kann ſich von dem Reichthum dieſer monumentalen Sammlung eine Vorſtellung machen, wenn man bedenkt, daß dieſelbe allein in dem untern Raume und in der erſten Gallerie — ganz abgeſehen von zahlreichen Kupferſtichen und Bildnißradirungen — gegen ſiebenunddreißig Portraitbüſten, in denen fünfzehn in Marmor und Bronze, und an fünfzig Portraitbilder theils in Oel, theils in Paſtell, zumeiſt von lebensgroßer Ausführung zählt. Die überwiegende Mehrzahl dieſer ikoniſchen Denkmäler gehören der Literatur- und Kunſtperiode jener Weimariſchen Glanzzeit an. Aber auch über die engen Grenzen Weimars und Deutſchlands hinausreichend, laſſen ſie uns in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft ausgezeichnete und bedeutungsvolle Menſchen, einen Kant und Leſſing, Oeſer und Winckelmann, Ludwig und Friedrich

Tieck, einen Graun und Hummel, einen Blumenbach, d'Alton, Villoiſon, Frau von Stael und viele andere Zeitgenoſſen erblicken, denen ſich der Mann des Jahrhunderts, Napoleon, die unerbittlichen Züge des damals noch ſtahlſcharfen eckigen Angeſichts von dem welthiſtoriſchen Hütchen düſter beſchattet, anſchließt. Aber auch dieſem Kreiſe fehlen nicht die beiden Heroen von Deutſchlands geiſtiger Hauptſtadt. Denn auch hier finden wir Goethe's und Schiller's Marmorbüſten, aber in natürlicher Größe. Goethe's Büſte von Trippel zeigt hier des Apolliniſchen Jünglingsmannes Haupt, wie es ſich auf dem Höhenpunkte ſeines Lebens in Rom emporhob zu der Geſtalt des Belvederiſchen Gottes; Dannecker's Schillerbüſte, das treueſte und edelſte Bild des Sängers der Götter Griechenlands.

Was aber das Eigenthümliche iſt an dieſer Sammlung, das iſt der Frieden und die Ruhe, welche ſelbſt bei dem erſten Beſuche ſich über

den Beſchauer ergießen, während ſonſt der erſte Eindruck ähnlicher Gallerien immer etwas Betäubendes zu haben pflegt. Hier jedoch vereinigen ſich mehrere Umſtände, um die wohlthuendſte Geſammtwirkung hervorzubringen. Zunächſt die gänzliche Abweſenheit aller prunkenden Schauſtellung, welche ſonſt wohl zerſtreuend das Auge blendet. Alles in dieſem merkwürdigen Raume trägt das Gepräge edler Einfachheit. Die Wände und Pfeiler, wo dieſelben zwiſchen den büchergefüllten Repoſitorien dem Auge ſichtbar werden, ſind in weißer Oelfarbe ſchlicht getüncht, ſchmale Goldleiſten und vergoldete Stuckverzierungen an den Pfeilern und Pilaſterkapitälen bilden den einzigen Schmuck. Die Bücherſammlung als ſolche ſtört nirgends den Eindruck ihrer monumentalen Ausſtattung. Und während ſonſt nichts Langweiligeres zu denken iſt, als das oberflächliche Beſehen einer Bibliothek, ſo tritt hier die letztere gegen jene Ausſtattung faſt völlig in den

Hintergrund, und gewährt dem über dieſe tauſende und abertauſende von Bänden hingleitenden Auge eben nur das Gefühl leichter Erreichbarkeit der aufgeſtellten Werke durch zweckmäßige und handliche Vertheilung und Einrichtung.

Dazu kommt, daß alle dieſe Geſtalten, deren geiſtdurchleuchtete Züge uns hier vor die Augen treten, uns wohlbekannt, ja geiſtig befreundet ſind; daß wir in ihnen theils unſere Lehrer und Bildner verehren, theils die aus dem Leben der Weimariſchen Heroen uns nach ihren geiſtigen Phyſiognomien wohlvertrauten Perſönlichkeiten hier mit freudigem Intereſſe in ihrer leiblichen Erſcheinung begrüßen. Dieſe Knebel und Einſiedel, dieſe Hochhauſen und Schopenhauer, dieſe Muſäus, Bertuch, Bode, Fernow, Heinrich Meyer, Hackert, Oeſer, dieſe Zacharias Werner, Villoiſon und Gore's, und in ihrer Mitte der allbekannte ſauniſchblickende, alte Magiſter Ubique-Böttiger, wem riefen ihre Züge nicht zahlreiche Erinnerun-

gen wach aus dem Leben der großen Menſchen, an deren Daſein ſie das ihre wie Epheu an den Felſen anrankten, und von denen ſie zum Theil, mit noch ſo manchen andern, hinüber genommen worden ſind in die Unſterblichkeit der Heroen Weimars! Auch die einzelnen Gothaiſchen oder Meiningenſchen Prinzen und Prinzeſſinnen aus jener Zeit mag man ſich hier aus demſelben Grunde gefallen laſſen, und nur zu billigen iſt es, daß auch verdiente und gebildete Staatsdiener, Geiſtliche und Gelehrte Weimars, ein Voigt und Schweitzer, ein Röhr und Riemer ihren Platz gefunden haben an einem Orte, der wohl mit Recht den Namen einer Weimariſchen Ruhmeshalle verdient.

Wenden wir uns jetzt noch einmal zurück zu den beiden Koloſſalbüſten Schiller's und Goethe's, die von allen übrigen geſondert, gleichſam eine jede für ſich ihre Kapelle haben in dieſem Heiligthume des Geiſtes und der menſchlichen Bil-

dung. Und — a Jove principium! Denn dem olympiſchen Jupiter gleicht es in der That, dies rieſige Haupt mit der mächtigen Stirn, aus der ſo eben Pallas Athene in voller Waffenrüſtung hervorbrechen zu wollen ſcheint. Von der rechten Seite betrachtet macht der nach links gewendete Kopf mit dem übermäßig vortretenden Vordertheile einen faſt erſchreckenden Eindruck, der ſich erſt verliert, wenn man von der linken, der Fenſterſeite aus, den Blick zu dem majeſtätiſchen Antlitze hinaufwendet. Das gelockte Haar an den Schläfen zurückgeſtrichen, verſtärkt durch die kühne und großartige Behandlungsweiſe den Eindruck des Gewaltigen, Uebermächtigen, der aus dieſen Zügen ſpricht. Dieſer Franzoſe hat in Goethe den olympiſchen Donnerer geſehen, der ſich in dem kleinen Weimar, wie der ſitzende Jupiter des Phidias, nicht zu ſeiner vollen Höhe aufrichten durfte, ohne das Gehäuſe zu zertrümmern, das ihn umſchloß. In den meiſten deutſchen

Auffaſſungen erſcheint der greiſe Goethe weit mehr als der Hausvater und Großpapa, oder als deutſcher Staatsmann und Miniſter; und wenn es hoch kommt erreichen ſie die feierliche Haltung des Geheimeraths mit Excellenz und Stern, in dem Augenblicke wie er eintritt zu den audienzharrenden Verehrern. Eine Reihe von Bildniſſen in Stahl und Kupferſtich, welche zu den Seiten der Koloſſalbüſte die Wandſtreifen bedecken, laſſen in dieſer Hinſicht die wunderlichſten Vergleichungen anſtellen. Auf einigen iſt es wirklich gelungen, dieſem herrlichen Antlitze einen, bald ſteifen, bald grämlichen, Philiſterausdruck zu verleihen. Von einer andern in der Bibliothek aufbewahrten Sammlung vielleicht dreißig Goetheportraits und unter denſelben wahre Karrikaturen enthaltend, will ich gar nicht reden. Aber ſelbſt Rauchs mit Recht belobte Büſte muß zurückſtehen hinter Davids genialer Schöpfung. Nur daß dieſer begegnete, was dem Urbilde ſelbſt in

gewiſſer Beziehung wiederfuhr — daß man der Koloſſalbüſte das Poſtament eines gewöhnlichen Menſchen gab. Als man David bei ſeinem Beſuche in Weimar auf das hier angedeutete zu ſtarke Hervortreten der obern Kopftheile aufmerkſam machte, erwiederte er: „wer hieß Euch eine Koloſſalbüſte, die für ein Poſtament von fünfundzwanzig Fuß berechnet iſt, auf eins von ſieben bis acht Fuß ſetzen!“ Und noch jetzt ſchien mir der Ausdruck des ſeinem Werke gegenüber aufgehängten Portraits von David die Mißbilligung auszuſprechen über die Entſtellung ſeiner groß gedachten Schöpfung. À Goethe David d'Angers 1831, lautet die einfache Widmung. Die einzige großartige Huldigung, welche dem deutſchen Genius von der bildenden Kunſt dargebracht worden iſt, wurde ihr durch einen — chien allemand Franzoſen! während die Dannecker'ſche Koloſſalbüſte Schillers Jahre lang vergebens einen Käufer ſuchte! fie, for shame!

Dieſe Koloſſalbüſte Schillers, die würdigſte Auffaſſung des unſterblichen Geiſtes, trägt am Poſtamente in goldener Schrift die prachtvoll daherfluthenden Verſe aus Goethe's Epilog zu Schillers Todtenfeier:

Denn Er war unſer' Maß das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.
Er mochte ſich bei uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen;
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, im weſenloſen Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Zu Goethes Bildniß dagegen ſind als Inſchrift die herrlichen vier Anfangsverſe des Schillerſchen Gedichts an das Glück gewählt:

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, bei der Geburt ſchon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

Voilà un homme! ſprach Napoleon bedeutſam zu dem Marſchall Beſſieres, während er mit ſeinen Blicken den von ihm ſcheidenden Goethe verfolgte. Dieſe Worte würden nicht minder das Werk des franzöſiſchen Meiſters zieren, während die Schiller'ſchen ausſprechen, was dem Allgewaltigen jenen Ausruf abzwang.

Es iſt ergreifend die Geſchichte dieſer Koloſſalbüſte Schillers in den Briefen Danneckers an Schillers Schwägerin nachzuleſen. Der Meiſter hatte bereits die Büſte des Dichters in natürlicher Größe, zu welcher ihm dieſer auf ſeiner letzten Heimathreiſe geſeſſen hatte, in Marmor ihrer Vollendung nahe gebracht, als ihn die jähe Todesnachricht traf: „Ich glaubte die Bruſt müßte mir zerſpringen," ſchreibt er an Frau von Wolzogen, „und ſo plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen ſtand der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam's

mir in den Sinn: ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig ſein, als koloſſal. Schiller muß koloſſal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheoſe.“ Er entwirft Plane über Plane. Er will die Koſten (kaum 1200 Thaler!) durch Subſcription auftreiben, jeder Subſcribent von den 220, die er fordert, ſoll für ſeinen Louisd'or einen Gypsabguß der kleinern Büſte erhalten, die große ſoll verlooſt werden. Er ebauchirt das Werk ſchon in den nächſten Wochen im Maaß gegen drei Fuß hoch, 1' 7" breit, 1' 2" tief. Bald aber verwirft er den Gedanken der Ausloſung als des großen Todten unwürdig. Er hofft ſein Werk, an dem er mit begeiſterter Hingebung arbeitet, bei einem Monument anzubringen, und entwirft ſelbſt den Plan zu einem ſolchen. „Auf hohem Poſtamente ſoll das Koloſſalbild ſtehen, ein Tempelhaus es umſchließen, das Licht von oben hineinfallen. Vor dem Piedeſtal ſteht ein Adler im Begriff

eines hohen Fluges, er ſieht gegen ihn hinauf und hält in einer Klaue eine Fackel als Zeichen des großen Geiſtes und hohen Schwunges. Hinten zu an beiden Ecken des Saales zwei tragiſche Masken. Auf beiden Nebenſeiten, oder vielmehr in einem Halbzirkel, wird der Katalog von allen ſeinen Werken eingehauen; ſo ruht Er nun in der Höhe, ſeine Werke unter ſich, und man kann ſagen: Auf ſich ſelber ſteht Er da, ganz allein! So wie man in den Tempel tritt iſt vor der Thüre ein Basrelief von drei Muſen in Lebensgröße, rechts und links kommt man erſt ins Allerheiligſte, damit von der Straße aus kein Licht hineinfallen kann, und das Licht von oben herab allein Wirkung thut." Auf dieſe Art wollte er ſein Werk anbringen, deſſen „unbegreiflicher Eindruck" ihn ſelber entzückte. Er macht einen Verſuch bei ſeinem Könige, als dieſer einmal ſein Atelier beſucht. Aber der einzige Eindruck, welchen der Anblick des Koloſſalmodells auf die

Majeſtät von Schwaben macht, iſt der verwunderte Ausruf: „Potz tauſend, wie groß! — Aber warum ſo groß?“ — Da wirds dem wackern Schwaben heiß ums Herz, und er antwortet, — ich muß ihn das ſelbſt erzählen laſſen: „Ihr Durchlaucht! Schiller muß ſo groß ſein (in einem fermen Ton geſprochen, die beiden Arme geſtreckt, ſo daß das Innere der Hände en face kam.) „„Aber was wollen Sie damit machen?““ — Ich: Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen, und ſollte ich ein Terrain kaufen, das nur ſo groß wäre (dabei machte ich mit beiden Armen die Bewegung, welche das Maaß von vier bis fünf Fuß einnahm), um Schillers Büſte aufzuſtellen. Er lächelte und ſagte: „„Sie müſſen ja ein guter Freund von ihm geweſen ſein?““ Ja, Ihr Durchlaucht, von Jugend auf, war meine Antwort, mit Nachdruck. Auch habe ich gleich einen ganz runden Ton angenommen, ich glaube den

Grund wohl angeben zu können, warum ich ſo geſtimmt war!"

Ehrlicher Schwabe, wir andern glauben es dir auch! Aber dein Schwabenkönig hatte damals zu viel Sorgen und Ausgaben „für die ſogenannten Triumphbögen für Napoleon, der morgen kommen ſoll," um für deinen Schiller etwas anders übrig zu haben, als ein Lächeln über deine Begeiſterung für Deutſchlands edelſten Dichter.

Die Schränke der Holzpiedeſtale, auf welchen in der Pfeilerrunde der erſten Gallerie die naturgroßen Marmorbüſten von Schiller und Goethe, Wieland und Herder ſtehen, dienen zur Aufbewahrung von allerhand Reliquien, Briefen, Handſchriften, Denkmünzen u. ſ. f. Hier ſahen wir unter andern das Bürgerdiplom, welches die

franzöſiſche Republik à Monsieur Gille, publiciste allemand, verlieh. Die Verſtümmelung des Namens erinnerte mich an Mirabeau, der in irgend einem Briefe aus der erſten Zeit der franzöſiſchen Revolution von einem jungen Mitgliede der Nationalverſammlung Namens „Robert Pierre“ ſpricht. Es war kein anderer als Robespierre! Das Schillerſche Aktenſtück iſt intereſſant durch die Unterſchriften von Roland und Danton, ſowie durch die verſchiedenen Datumangaben, welche es trägt. Das Dekret mit Rolands Unterſchrift iſt datirt vom 6. September des vierten Jahres der Freiheit (1792); die Ausfertigung, von Danton unterzeichnet, iſt vom 10. Oktober, l'an premier de la république, welche zwiſchen beiden Daten am 21. September proklamirt wurde. Das Diplom ward an General Cüſtine zur Uebermachung geſendet, der damals gegen Deutſchland im Felde ſtand. Schiller erhielt es erſt im Frühlinge 1798 als Cüſtine

ſelbſt und alle, die das Aktenſtück unterzeichnet hatten, längſt der Revolution zum Opfer gefallen waren. Es iſt übrigens eine wunderbar gemiſchte Geſellſchaft, in welcher ſich Schiller in dieſem Bürgerkreiſe befindet. Denn aus dem Dekret erſehen wir, daß an demſelben Tage noch Waſhington, Franklin, Thomas Payne, Anacharſis Cloots und der Robinſon-Campe nebſt einem halben Dutzend anderer derſelben Ehre theilhaftig wurden.

Es gewährt mir ein eigenthümliches Intereſſe, ſtundenlang in dieſer Weimariſchen Gallerie umherzuwandern und mich durch dieſe Büſten und Bilder an Leben, Schriften und Schickſale ſo vieler bedeutenden Menſchen erinnern zu laſſen. Der Reiz, welcher darin liegt, erhält etwas Schwermüthiges durch den Gegenſatz, welchen jene uns ſo lebhaft vor die Augen gerückte idylliſche Zeit zu der vulkaniſchen Gegenwart bildet. Auch die als Reliquien bewahrten Briefe und andere be-

deutende ſchriftliche Dokumente, obſchon ſie faſt alle längſt gedruckt ſind, leſe ich gern wieder in der eigenen Handſchrift, in welcher ſie die Begeiſterung des Augenblicks auf das jetzt vergilbte Papier warf. Wie prophetiſch ſchaut das Wort Wielands am Schluſſe ſeines Briefs an Jacobi über Goethe's erſte Tage in Weimar: „Wenn noch aus Weimar etwas Geſcheidtes wird, ſo iſt es allein durch Goethe möglich“ über die Kluft von ſechsundſiebzig Jahren zu uns herüber! Ueber Wielands Marmorbüſte hängt ſein Portrait in Oel, das Einzige, auf dem das berühmte Käppchen fehlt. Herder iſt drei- bis viermal da. Einmal in Marmor von demſelben Künſtler (Trippel in Rom), der Goethe's Apollohaupt ſchuf, dann in Gyps von Klauer, noch jugendlicher gefaßt. Eine dritte Büſte zeigt ihn im geiſtlichen Gewande, wie ihn auch ein Oelportrait der Sammlung darſtellt. Auf der erſten Gallerie gelangen wir, vorüber an den Büſten und Oel-

bildniſſen von Blumenbach und d'Alton, Kant, Winckelmann und Oeſer, zu den Portraits zweier Männer, die uns in Goethe's Leben oft und bedeutend begegnen. Es ſind Friedrich Hildebrand von Einſiedel und Karl Ludwig von Knebel, die beiden einzigen Hofleute, welchen Goethe in ſeinem berühmten Gedichte „Ilmenau" ein bleibendes Denkmal geſetzt hat. Beide ſind als alternde Männer gemalt. Aber noch ſehen wir in Knebels Portrait die Züge „der markigen Geſtalt aus altem Heldenſtamme" und in Einſiedels feiner Phyſiognomie die träumeriſch poetiſche Verſunkenheit des liebenswürdigſten der Menſchen, den ſchon ſein Beinamen L'Ami vollkommen charakteriſirt. In derſelben Morgenſtunde, als man unter ſeinem Fenſter vorbei die entſeelte Hülle ſeines Karl Auguſt zu ihrer letzten Ruheſtätte führte, brach des treuen Freundes und Dieners Herz. Im Weimariſchen Album zur Feier des Gutenberg-

feſtes hat eines Freundes Hand Einſiedels Charakterbild entworfen. Aber ſchöner iſt der kurze Nachruf, welchen die edle Caroline von Wolzogen*) ihm bei der Nachricht von ſeinem Tode in ihrem Tagebuche widmete: „Du biſt auch hinüber, liebenswürdiger Menſch! Da es Hofleute geben muß, möchte ſich deine Form immerdar erhalten. Aber ſie war einzig und iſt zerbrochen mit dir. Du fühlteſt, dachteſt, liebteſt und dichteteſt in der für Andere ſo ſchwülen Hofatmoſphäre wie in friſcher freier Waldeseinſamkeit. Dein menſchliches Gefühl war wie ein klarer Quell; keinem Schlechten botеſt du die Hand.“ Unter Einſiedel hängt das Bildniß Knebels, des Neſtors der Weimariſchen Glanztage, der zuerſt den Jüngling Goethe in Frankfurt dem jungen Fürſten von Weimar zugeführt hatte, und der ein neunzigjähriger, zwei Jahre nach Goethe's

*) Lit. Nachlaß I. S. 98.

Tode (23. Februar 1834), zu Jena aus dem Leben ſchied. Unter dem Oelbilde ſteht ſeine Jugendbüſte von Klauer gegenüber ſeinem liebſten Freunde Herder, dem er verwandt in Lebensanſchauung und Geſinnung treu blieb, als ſich mehr und mehr die andern von der trüben Bitterkeit des melancholiſchen „Biſchofs von Weimar“ abwendeten. Ein kleineres Marmorportrait Knebels von Tiek ſteht in dem an die Bibliothek anſtoßenden Kunſtkabinette.

Unter den übrigen Bildniſſen intereſſirte mich neben einer Bronzebüſte Glucks von Houdon, die den Ausdruck der lebendigſten Naturwahrheit in einem für die Plaſtik ſeltenen Grade an ſich trägt, die Büſte der Frau von Staël, welche Goethe'n und Schiller bei ihrem Aufenthalte in Weimar durch ihre Lebendigkeit ſo viel zu ſchaffen machte. Der Kopf erinnert ebenſowohl an das Gerardſche Bild der Corinna als auch an eine Mulattin. Naſe und Lippen ſind aufge-

worfen, das Geſicht, rund und voll, wird noch verkürzt durch die tief in die Stirne hinabgehenden Locken einer Titusfriſur. Der Kopf ſitzt kräftig auf dem vollen, etwas kurzen Nacken, der eben ſo beſtimmt an der ſtark ausgebildeten Büſte anſetzt. Es iſt viel Geiſt und Leben in der Phyſiognomie. Ein wunderlicher Zufall hat ihr gegenüber die Büſte Zacharias Werners aufgeſtellt, deſſen lüſterner Blick ſehr begehrlich auf den üppigen ſtark entblößten Formen ſeines vis à vis zu haften ſcheint. Es iſt ein ſchönes längliches Profil, die Naſe fein geſchnitten, ebenſo die Lippen des etwas breiten, aber feſtgeſchloſſenen Mundes. Obſchon der Kopf ſtarkknochig iſt, ſo erinnert er mich doch an Michel Angelo's bekannten Chriſtuskopf in Sant Agneſe fuori le Mura zu Rom. Es iſt neben dem etwas ſinnlichen Lächeln, das den Mund umſpielt, in dem Geſichte ein Ausdruck begeiſterter, in ſich verſunkener Schwärmerei, der durch einen Zug des Grübelns

auf der Stirn und durch die krampfige Geſchloſſenheit des Mundes noch erhöht wird. Doch liegt über dem Ganzen ein gewiſſes Etwas, das ich mit Goethe ſcheinheilig nennen möchte. Werners Schickſal in Weimar, wohin er als Goethes Gaſt (1807) kam, und den berüchtigten „Vierundzwanzigſten Februar“ dichtete, der auf dem von Goethe geleiteten Theater mit großem Beifall gegeben wurde, ſowie den ſehr komiſchen Ausgang, den der „heilige Mann“ bald darauf aus der Muſenſtadt nehmen mußte, hat Stephan Schütze in dem genannten Weimar-Album humoriſtiſch beſchrieben. Für Goethe's Univerſalität und Toleranz bleibt es aber ein charakteriſtiſcher Beleg, daß er ſich durch das augenſcheinliche bedeutende Talent des Mannes ſelbſt mit deſſen widerwärtigen Seiten verſöhnen, und dem erſteren jede Förderung und Unterſtützung angedeihen ließ.

Unter den hiſtoriſchen Portraitbildern befindet ſich auch Eins, das ſeiner Seltenheit wegen

wohl verdient hätte in dem Schöllſchen Kataloge aufgeführt zu werden. Es iſt das Bildniß Oliver Cromwells, ſchlecht gemalt, aber den beſten Originalportraits des großen Protektors von England durchaus ähnlich. Ohne Namen, hier und da zerriſſen, hängt es in einem dunkeln Winkel der oberen Gallerie. An dies Bild knüpft ſich, wie uns unſer freundlicher Führer, Herr Dr. Kräuter, erzählte, die Sage, daß es daſſelbe geweſen, welches zur Zeit der Reſtauration unter Karl II. an den Galgen geheftet worden. Ein begeiſterter Anhänger des großen Mannes habe es mit Lebensgefahr von dem Pfahle der Schmach losgeriſſen, und auf ſeiner Flucht nach dem Kontinente in einer Kapſel mit ſich geführt, bis er in die Gegend von Weimar gekommen, wo er krank und ſterbend in einem Hoſpital Unterkommen und Pflege gefunden habe. Im Augenblicke des Todes habe er ſein Heiligthum dem Hoſpitale vermacht, aus dem es hierher verſetzt wor-

den. Der 3. September, Kromwells Geburts- und Todestag, zugleich der Tag ſeines blutigen Sieges bei Dunbar, iſt auch der Geburtstag Karl Auguſts von Weimar, deſſen Sammlung jetzt, wenn jene Sage auf Wahrheit beruht, das geſchändete Bild des Gründers von Englands Größe bewahrt.

Karl Auguſt — welch ein Jammer, daß die körperliche Geſtalt dieſes „gebornen großen Menſchen“ nicht von der Hand eines Meiſters der Nachwelt aufbewahrt worden iſt! Die Büſte von Kaufmann iſt im letzten Lebensjahre des Fürſten gearbeitet, und in den ſchlaffen müden Zügen iſt nichts, was uns die raſtloſe, geiſtdurchleuchtete Lebensfülle auch nur andeutete, welche dieſen edelſten Fürſten Deutſchlands beſeelte. Das lebensgroße Portrait in ganzer Figur, auf welches gleich beim Eintritte in die Bibliothek der Blick des Beſuchers fällt, iſt von Jagemann gemalt, dem Bruder der Geliebten Karl Auguſts.

Als Bild von geringem Kunſtwerthe iſt es doch unſchätzbar als einziges lebensgroßes Portrait des Fürſten. Es macht den Eindruck großer auf ſich ruhender Behaglichkeit. Der Herzog iſt in einer offenen Landſchaft ſeines Parks dargeſtellt, wie Jemand der im Gehen plötzlich ſtill hält und ſich zur Seite wendet. Die linke Hand ruht auf einem Felſen, die rechte ſteckt in der Bruſtöffnung des kurzen grünen mit Schnüren beſetzten Rocks. Er trägt ein graues Beinkleid, Sporenſtiefel mit gelben Stulpen, eine weiße Weſte mit gelben Knöpfen und weißes Halstuch. Man ſieht dieſem Lieblingsanzuge des alten Fürſten an, daß Engländer das Vorbild dazu geliefert haben. Es iſt eine unterſetzte Geſtalt von jenem embonpoint, dem geſunde Männer gewöhnlich anheimfallen, wenn das Mannesalter zum Greiſenalter übergeht. Er mag gegen ſechzig Jahre alt ſein. Das Geſicht iſt breit, die Naſe in der Mitte etwas eingefallen und ſtark nach der Spitze, da-

bei den Lippen nahe, weil die Oberlippe kurz iſt. Die Stirn iſt hoch, von blonden bereits ins Graue übergehenden Haaren beſchattet. Die blauen Augen ſind hell und ſcharf, wie eines Falken, und ſehen feſt unter den zuſammengezogenen Brauen hervor. Der Geſammtausdruck des Kopfes iſt kraftvolle Energie, durchdringendes Forſchen und große Güte. Trotz der ſtumpfen Farben iſt der Kopf das Beſte an dem Bilde und ſehr getroffen. Die übrigen Theile ſind offenbar zu ſtarkknochig und die ganze Geſtalt zu ramaſſirt. Der alte Fürſt hatte keine Geduld zum Sitzen, und ließ ſeinen Leibkutſcher in ſeinen Kleidern dem Werke als Modell dienen. Da konnte denn freilich nicht viel Geſcheidtes herauskommen.

Aber auch der Wunſch, ihn als Jüngling zu ſehen, wie er ausſchaute kurz vor der Zeit, wo er mit Goethe die für das ganze Leben beiden ſo wichtige Schweizerreiſe machte, ſollte nun erfüllt werden. Das Portrait, welches an einem der

dem großen Bilde gegenüberſtehenden Pfeiler hängt, iſt Karl Auguſts Jugendportrait. Auch ohne die Verſicherung des Herrn Dr. Kräuter würde ich es erkannt haben, denn die Aehnlichkeit der Züge des Jünglings mit denen des dem Greiſenalter ſich nähernden Mannes iſt ſchlagend. Nur iſt das Geſicht hier noch weniger rund und zeigt in der Form mehr den länglichen Typus ſeines Vaters. Er trägt einen röthlich violetten Rock mit Stahlknöpfen, eine gelbe Weſte und unter einem ſchlichten weißen Halstuch ein gefälteltes Jabot. Die Züge ſind kräftig ohne Fülle. Das Haar bräunlich blond, in zwei Locken an den Schläfen, von der Stirn frei fort und zurückgeſtrichen, hinten in einen Zopf mit kleiner ſchwarzer Schleife gebunden. Die Stirn iſt hoch, die Knochen über den Augen ſtark hervorſpringend, die hellblauen Augen lebhaft forſchend, faſt bohrend, der Blick wie von einem Gedanken konzentrirt. In den Flügeln der Naſe große

Festigkeit, in den Zügen des Mundes der entschiedene Trotz, in dem Ausdruck des Ganzen glühende Leidenschaftlichkeit, kaum durch Anspannung aller Willenskraft gebändigt. Diesem Bilde gegenüber versteht man jenes offene Selbstbekenntniß des vierundzwanzigjährigen Fürsten, das er einmal in einem Briefe an Knebel mit den Worten ablegt: „ich muß auch erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen; es ist gar zu schwer, sich wieder in den unnatürlichen Zustand zu fügen, in welchem unser einer leben muß, und an den man nur so langsam sich gewöhnt zu haben glaubt.“ Es ist so ganz ein Angesicht, dem man es ansieht, daß ihm noch, „bei tiefer Neigung für das Wahre, der Irrthum eine Leidenschaft“ ist. Die Goethe'sche Charakteristik des Jünglings, der als Fürst das Genie fürstlichen Wesens war, stand in ihrer ganzen Herrlichkeit vor mir. Aber auch der absolutistische

Zug des ſchrankenloſen Gebieters fehlt dieſem merkwürdigen Angeſichte nicht. So denk ich mir, mag er darein geſchaut haben, als er im Vollgefühle dieſer Machtvollkommenheit, Adel, Hof und Büreaukratie mit jener berühmten Erklärung über die Anſtellung ſeines neugewonnenen Freundes Goethe zu Boden ſchmetterte. Nie, weder vor- noch nachher, hat das Genie auf dem Throne ſo die Sache des ihm ebenbürtigen Genies im Bürgerkleide plaidirt. „Einſichtsvolle, ſo ſchrieb der neunzehnjährige Fürſt, wünſchen mir Glück, dieſen Mann zu beſitzen. Sein Kopf, ſein Genie iſt bekannt. Einen Mann von Genie an einem andern Orte gebrauchen, als wo er ſelbſt ſeine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute ſich für zurückgeſetzt erachten würden, ſo kenne ich erſtens Niemand in meiner Dienerſchaft, der meines Wiſſens auf daſſelbe hoffte, und zwei-

tens werde ich nie einen Platz, welcher in ſo genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner geſammten Unterthanen ſteht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigſtes Collegium ſetze, ohne daß er zuvor Amtmann, Profeſſor, Kammerrath und Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen. Ich aber ſorge und arbeite, wie jeder Andere, nicht um des Ruhmes, um des Beifalls der Welt willen, ſondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewiſſen rechtfertigen zu können."

Ein anderes Jugendbild, das ihn in preußiſcher Generalsuniform darſtellt, iſt jetzt von der Bibliothek entfernt. Dagegen ſah ich zwei Bilder aus dem Kindes- und Knabenalter, deren erſteres ihn in der Tracht eines kleinen Kriegsgottes zeigte, eine geſchmackloſe Spielerei der

franzöſiſchen Mode. Ganz vortrefflich aber iſt das zweite, das ich im Schloſſe zu Ettersburg ſah. Es ſtellt ihn dar als etwa zehn- oder zwölfjährigen Knaben in franzöſiſcher Hofkleidung. Das kindlich offene Geſicht mit den ſprechenden Augen hat jenen Ausdruck überwältigender Freimüthigkeit, vor der die Lüge der Klügſten zu Schanden wird.

In dem an die Bibliothek anſtoßenden Kunſtkabinete befindet ſich unter andern Bildern auch das lebensgroße, von Kolbe in Oel gemalte, Portrait der Frau, welche ein Menſchenalter hindurch Karl Auguſt als Geliebte und Freundin zur Seite ſtand. Caroline Jagemann, ſpäter von dem Fürſten zur Frau von Heygendorf erhoben, iſt als Sappho gemalt, etwa im Alter zwiſchen dreißig bis vierzig Jahren. Sie ſitzt in einer Berggegend ganz dem Beſchauer zugewendet, mit der Leyer in den Händen in dichteriſcher und rezitirender Begeiſterung. Ihren Leib umhüllt ein

weißes Gewand, über das ein loser, ebenfalls weißer Ueberwurf bis auf die Hüften niederfällt, und ſich mit ſeiner geſtickten Goldbordüre von dem Unterkleide abhebt. Ein Purpur iſt von ihren Schultern geſunken, und liegt auf ihren Knieen. Hals und Arme ſind entblößt, die letzteren mit reichen Spangen geſchmückt. Das Haupt umgiebt ein dunkler Lorbeerkranz, aus dem das gelockte bräunlich blonde Haar ſich um die Stirne herabringelt. Der Charakter des Kopfes hat, trotz des vorherrſchend deutſchen Grundtypus, etwas Antikes. Das Geſicht iſt rund und voll, namentlich Kinn und Wangen. Aber der ſchöne Knochenbau, das Feſte, Tüchtige des Kopfes ſieht gleichſam durch die volle Fleiſchbekleidung durch. Alles iſt edel und beſtimmt, beſonders der kräftige, energiſche Zug von der Naſe herab nach den Winkeln des Mundes, deſſen Lippen etwas von dem Munde des Apoll von Belvedere haben. Die Stirn iſt hoch und zurückgebogen, die Naſe

grade, und der Charakter des Ganzen iſt ſanfte Entſchiedenheit und ruhige ſiegsgewiſſe Sicherheit. Man hat ihr die Portraits der Lavalliere und der Fontanges zur Geſellſchaft gegeben, aber ſie hat mit beiden ſo wenig etwas gemein, wie die treue, bis ins Grab dauernde Liebe und Anhänglichkeit, welche Karl Auguſt der geliebten Geneſin ſeiner reifen Mannesjugend und ſeines Greiſenalters weihte, mit der herzloſen Sinnlichkeit und den flüchtigen Sultanslaunen des vierzehnten Ludwig verglichen werden mag. Eine Frau, die einen Geiſt wie Karl Auguſt nicht nur zu leidenſchaftlicher Neigung anzuziehen, ſondern ihn auch eine ſo lange Reihe von Jahren hindurch zu feſſeln und ihren Platz und ihre Stellung unter allem Wechſel der Verhältniſſe, gegenüber zahlreichen Hinderniſſen und Gegnerſchaften, dauernd und würdig zu behaupten wußte, eine ſolche Frau muß ſchon an und für ſich als eine bedeutende Erſcheinung gelten. Man kann nicht klein von

ihr denken, ohne den Fürſten zu verkleinern, der in ihrem Umgange das Glück ſeines häuslichen und Privatlebens fand.

Und ein Blick auf ihr Bild, wie es in jenem Oelgemälde und in einer Statue im großen Saale des Schloſſes erhalten iſt, reicht hin uns zu überzeugen, daß in dieſer edlen und ſchönen Form ein Geiſt wohnte, der an Charakterenergie und innerer Tüchtigkeit dem Manne verwandt war, dem ſie ſich in Liebe und Verehrung hingab. Noch lebt die Tradition von der großen alles beſiegenden Schönheit und Anmuth, mit welcher die jugendliche Künſtlerin bei ihrem erſten Auftreten auf dem weimariſchen Theater alle Herzen bezauberte. In ſeinem hohen Greiſenalter bedauerte Goethe, daß nicht ihr Naturell und Verdienſt als Schauſpielerin und Sängerin ein Verehrer nach unmittelbarem Eindruck geſchildert habe*); und

*) Tags- und Jahreshefte 1801. S. 77. Bd. 20.

überall, wo er sonst ihrer gedenkt, geschieht es mit auszeichnender Achtung. Caroline war die Tochter des Hofrath Jagemann, eines Mannes von dunkler und abenteuerlicher Herkunft. Man erzählt, daß er einem italienischen Kloster entsprungen, auf seinen Wanderzügen nach Weimar gekommen, wo ihn Herzogin Amalie, der er sich durch seine Kenntniß der italienischen Literatur empfahl, zu ihrem Bibliothekar ernannte. Seine Tochter, welche früh durch ihre Stimme und ihre schöne Gestalt Anlage zur theatralischen Laufbahn verrieth, wurde durch die Herzogin nach Mannheim zu Iffland gesendet, von wo sie vortrefflich ausgebildet 1797 nach Weimar zurückkehrte. Karl August war nicht glücklich verheirathet. Er achtete seine Gemahlin, aber er liebte sie nicht mit derjenigen Fülle des Herzens, deren er fähig war. Er war menschlich frei und offen, hingebend mittheilsam; die Herzogin Louise eine tief innerliche, verschlossene und schwer oder

niemals aus sich herausgehende Natur. Jener verachtete die Formen und haßte ihren Zwang; diese welche streng an den Formen hing, fühlte sich verletzt durch solches Wesen und Gebahren des Fürsten. Karl August warf, wie der große Lessing, gern zuweilen die persönliche Würde weg, weil er gewiß war, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können. Seiner Gemahlin waren dergleichen Aeußerungen der Freiheit ein Entsetzen. Diese in jedem Betrachte verehrungswürdige Fürstin, deren geistige Hoheit und edle Fassung in der furchtbarsten Lebenslage selbst einem Napoleon nach der Schlacht von Jena imponirte und zu dem Ausrufe brachte: voilà une femme, à laquelle nos deux cent canons n'ont pas pu faire peur! — Diese Fürstin, der alle edelsten Geister ihrer Umgebung in tiefer Verehrung anhingen, die einem Goethe das Vorbild zu seinen beiden reinsten weiblichen Gestalten gewährte — sie war vielleicht eine der unglücklichsten Frauen-

naturen, welche je gelebt. Sie lebte schon früh, wie Karl August selbst einmal an Knebel (1787) schreibt, „ganz einsam in der Welt, ohne ein weibliches Wesen zu haben, das ihrem Bedürfniß nach Freundschaft Genüge thäte. Ohne ein Talent zu üben, das ihr Wesen geschmeidig erhielte, läuft sie Gefahr ganz abgeschlossen zu werden und gänzlich das Bewußtsein einer gewissen Lieblichkeit zu verlieren, die so nöthig zur Existenz ist.“ Sie war eben was man schwerlebig nennt; und wenn, wie ihr Gemahl in jenem Briefe bemerkt, selbst eine Frau von Stein und ein Herder ihr als „zu leicht“ nicht genügten, so läßt sich begreifen, zu welcher Vereinsamung diese knospenhafte Verschlossenheit ihres Wesens führen mußte. Und in der That, man braucht nur ihre Briefe an Knebel zu lesen und mit denen ihres Gemahls zu vergleichen, um zu begreifen, daß zwischen beiden Charaktern eine schwer ausfüllbare Kluft befindlich war. In dem ersten dieser Briefe

der Herzogin befinden sich die Worte: „Ich kann Ihnen nicht genug für Ihre Art von mir zu denken danken, obgleich es bloß ein Beweis Ihrer Güte ist. Denn ich kenne mich ziemlich genau, und habe durch diese Kenntniß die Ueberzeugung gewonnen, daß meine Existenz auf keine andere wirken kann.“ Ein tiefer unglückliches inhaltschweres Selbstbekenntniß ist wohl kaum jemals von einem Menschen abgelegt worden. Es liegt ein ganzer Abgrund von Schmerz darin, von Schmerz über ein, nicht durch eigene Schuld, an seiner letzten Erfüllung verhindertes Dasein! Und noch ein anderes kam hinzu. Die Fürstin sah sich durch Gesundheitsrücksichten genöthigt, nach der Geburt ihres letzten Kindes auf ein weiteres eheliches Zusammenleben mit ihrem Gemahle zu verzichten. Ihrer leidenschaftslosen Natur wurde es nicht schwer, dem Gatten freizugeben, sich eine andere Genossin seines Lagers zu suchen. Sie that es in der edelsten Weise.

Nur solle der Gegenstand seiner Wahl ein würdiger sein.

Karl August sah Caroline Jagemann und seine Wahl war entschieden. Ihre hinreißende Schönheit, die Frische und Schnellkraft ihres Geistes entzückten ihn, aber seine Bewerbungen wurden anfangs nicht begünstigt. Caroline Jagemann war jung, war Künstlerin und als solche von einem Ehrgeize, dem es im Angesichte einer großen künstlerischen Laufbahn nichts Allzuverblendetes erschien als Maitresse eines Großherzogs sich an eine kleine Stadt und Bühne zu fesseln. Der Widerstand erhöhte die Leidenschaft bis zur Verzweiflung. Da, so wird glaubhaft erzählt, vermochten Goethe's Ueberredung und ein eigenhändiger Brief der Herzogin Louise sie dazu eine Stellung einzunehmen, gegen welche sich auch andere Gefühle in ihr gesträubt haben mochten. Sie wurde später zur Frau von Heygendorf ernannt, blieb aber bis zum Tode Karl Augusts

als Mitglied der Weimarischen Bühne in ihrem Künstlerberufe wirksam. Die Herzogin Louise trug das Schwere ihres eigenen Geschicks in würdiger Ergebung. Ihr menschlich edler und großer Sinn ließ es die Erwählte ihres Gemahls nicht entgelten, daß diese ihm gewährte, was ihr versagt war ihm zu sein. Noch giebt es Personen, welche sich rührender Züge dieses seltenen Verhältnisses als Augenzeugen zu erinnern wissen. Frau v. Heygendorf stand mit Schiller, von dem sie sich nicht beeinträchtigt glaubte im Ganzen weit besser als mit Goethe, in welchem sie immer den nächsten Freund und Günstling des Herzogs als Rivalen in der Gunst ihres Geliebten fürchten zu müssen glaubte. Das trat besonders später hervor, als mit den Jahren Karl August's Leidenschaft sich beruhigte, und der alte Freund seiner Jugend seinem Herzen wieder näher treten mochte als selbst die Geliebte, mit deren abnehmenden Reizen der Argwohn und die

Besorgniß um die Sicherheit ihrer Stellung zu-nahmen. Ohnehin sind ja bekanntlich die Bretter das Feld, auf welchem das Schlinggewächs der Intrigue am üppigsten gedeiht.

Eine auf authentische Dokumente gestützte wahrheitgetreue Lebensschilderung dieser merk-würdigen Frau, die über ein Menschenalter in Weimar den größten Einfluß auf die verschieden-sten Verhältnisse geübt hat, würde ein sehr wichtiger Beitrag sein für die Entwicklungsge-schichte der gesellschaftlichen und künstlerischen Verhältnisse jener Zeit. Die bisherigen Ver-öffentlichungen beobachten über sie ein geheim-nißvolles Schweigen. In den bekanntgewor-denen Briefwechseln jener Zeit wird ihrer kaum gedacht, selbst nicht in dem Schiller-Körner'schen, der doch unter allen am wenigsten von der mil-dernden und verwischenden Hand eines ängstli-chen Herausgebers zu leiden gehabt hat. Und

hoch hatte gerade Schiller zuerst unter dem Einflusse der neuen Favoritin zu leiden. Er mußte es erleben, durch den Herzog selbst, um der Geliebten willen, seine Jungfrau von Orleans anfangs für die Aufführung in Weimar, wenn auch in der höflichsten Weise abgelehnt zu sehen, wie denn das Stück in Berlin und anderwärts früher als in Weimar gegeben wurde. Die hierauf bezüglichen Briefe Karl August's, deren Bekanntmachung Goethe noch ein Menschenalter später zu verhindern wußte, findet man jetzt in dem Literarischen Nachlasse der Frau von Wolzogen mitgetheilt *). Am Schlusse der Korrespondenz, in welcher der Herzog ziemlich unverholen eine Art von ästhetischer Censur über Schiller's dramatische Arbeiten beansprucht, und Schiller's schweigende Ablehnung derselben sehr ungnädig

*) Thl. 1, S. 449—456.

vermerkt*), giebt er den in den früheren Briefen versteckten eigentlichen Grund seiner Ablehnung des Stücks für die Bühne ganz offen mit den Worten an: „Die Wahrheit zu gestehen, Caroline ist mir zu lieb, als daß ich ihr schönes Talent so zwecklos und ihr nachtheilig hier gezwungen sehen möchte."

Aber ein viel dunklerer Fleck in dem Lebensbilde der Geliebten Karl August's ist und bleibt

*) „So oft und dringend bat ich Schüler, ehe er Theaterstücke unternähme, mir, oder sonst jemandem der das Theater einigermaßen kennt, die Gegenstände bekannt zu machen die er behandeln wolle. So gerne hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt, und es würde ihm nützlich gewesen sein. Aber all mein Bitten war vergebens. Jetzt muß ich recht dringend wünschen, die neue Pucelle zu verlustiren, ehe das Publikum diese Jungfrauschaft unter dem Panzer bewundert." — Ueber Goethe's Bestreben, diese ganze Sache auch noch 30 Jahre später zu vertuschen, vergl. Lit. Nachlaß d. Fr. v. Wolz. II. S. 260—61.

A, daß sie ihre Hand bot zu der Intrigue, welche der fünfundzwanzigjährigen ruhmwürdigen Thätigkeit Goethe's für die Weimarische und dadurch für die gesammte deutsche Bühne, ein unwürdiges Ende bereitete. Wenig fehlte daran, daß der Ausgang dieser kunstreich angelegten Kabale Goethe'n selbst an der Schwelle des Greisenalters von Weimar vertrieb, und den einzigen Freundschaftsbund eines Dichters und eines Fürsten, den die Welt gesehen, nach mehr als eines Menschenalters Dauer zerriß. Eduard Devrient hat in seiner meisterhaften Geschichte der deutschen Schauspielkunst diese Katastrophe der Weimarischen Bühne vortrefflich geschildert. Allerdings war in den letzten sieben Jahren von Goethe's Verwaltung (1810—1817) seine Direktion mehr und mehr nur noch ein Schatten dessen geworden, was sie früher gewesen war. Auch aus anderen Gründen begann das Interesse am Theater im Publikum zu erkalten. Uebel-

wollende verstärkten den Eindruck der hier und da vortretenden Mangelhaftigkeiten, indem sie dieselben am geeigneten Orte vergrößert hervorhoben. Karl August selbst konnte gewisse Ausdrücke der Unzufriedenheit nicht verbergen, und Goethe, der sie direkt und indirekt zu hören bekam, hielt es für rathsam, sich selbst wieder persönlich mehr um das Theater zu bekümmern. Er wohnte wieder, von seinem Sekretair begleitet, allen bedeutenden Theaterproben bei, und ließ seine Bemerkungen, Abänderungen und Ausstellungen, schriftlich redigirt, an Regie und Theatermitglieder gelangen. Allein die Partei, welche es auf seine Entfernung von der Theaterleitung ja vielleicht auf seinen Sturz überhaupt abgesehen hatte, ruhete nicht. Zuerst ward seine Vormauer in der Theaterverwaltung niedergeworfen. Der alte Regisseur Genast, ein trefflicher Praktiker, thätig, einsichtsvoll, erfahren und dabei Goethe'n unbedingt ergeben, dafür aber

der Frau von Heygendorf umsomehr im Wege, ward von der Regie entfernt, und diese einem, von der Favoritin vorzugsweise begünstigten Mitgliede des Theaters, dem Sänger Strohmeier, übergeben. Goethe ließ sich herbei in diese Maßregel zu willigen, weil ihm zu gleicher Zeit der Großherzog den Titel eines Hoftheaterintendanten und seinem Sohne eine Stelle in der Intendanz verlieh. Da nun einige Zeit zuvor auch noch ein Hofmarschall Graf v. Edelink als Mitglied der Intendanz ihm zur Seite gegeben war, so war jetzt die ideale Weimarische Kunstanstalt an den Punkt gelangt, wo sie nach dem Vorgange anderer Hoftheater völlig „an die Hofcharge ausgeliefert" werden konnte. Es fehlte nichts als ein Anlaß zu Goethe's gänzlicher Entfernung von der Direktion, und auch dieser sollte nur zu bald gefunden werden, da das Interesse welches sich an Goethe's Entfernung vom Theater knüpfte weit über die Gränzen der gewöhn-

lichen Bühnenintriguen hinaus ging, und eigentlich einen unheilbaren Bruch zwischen Goethe und seinem fürstlichen Freunde beabsichtigte.

Es war um die Zeit wo der Pudel eines herumziehenden Schauspielers Namens Karsten als „Hund des Aubry" in dem bekannten Melodrama dieses Namens in Deutschland umhergastirte. Vornehme Theaterintendanten hatten den vierbeinigen Künstler mit offnen Armen aufgenommen. Ausgezeichnete Künstler, wie Ludwig Devrient in Berlin, hatten sich erniedrigt als die Partner einer Bestie zu agiren, und das Publikum jauchzte seinen Beifall zu der Hundekomödie.

Karl August war ein großer Thierfreund und Hundeliebhaber. Man machte ihn begierig die Künste des Pudels zu sehen. Unter der Hand wurde von einflußreichen Hofleuten an Goethe die Zumuthung gerichtet, das vierbeinige Talent nach Weimar zu berufen, obschon man sehr gut

wußte, daß Goethe sich mit Empörung über diese Entwürdigung der Bühne ausgesprochen hatte. Goethe erwiederte lakonisch mit dem Paragraphen der Weimarischen Theatergesetze, der es verbot Hunde auf die Bühne mitzubringen. Jetzt ging man weiter, man stellte dem Großherzoge vor, wie es doch unrecht von Goethe sei, stets auf seinem Kopfe zu beharren, und seinem Fürsten auch nicht einmal in einer solchen Kleinigkeit — denn mehr sei es doch im Grunde nicht — nachzugeben. Das Schüren und Hetzen verfehlte seine Wirkung nicht. Karl August schrieb selber an Goethe und befürwortete das Auftreten des Hundes, der inzwischen bereits heimlich nach Weimar verschrieben worden war. Goethe war schwer betroffen, doch suchte er in seiner Antwort die Zumuthung als einen Scherz abzulehnen. Allein es war nichts weniger als Scherz. Es war gelungen in Karl August jenes dämonische Etwas wach zu rufen, das auch in der besten Fürsten-

natur nie getilgt wird, jenes unwillkürliche Hinzucken der Hand nach dem Blitze der despotischen Willensgewalt, der einmal ergriffen, auch den allernächsten nicht verschont, wenn er sich der Majestät als Schranke in den Weg zu stellen wagt. Der Schlag fiel. „Der größte Mann des Jahrhunderts, der Freund seines Fürsten mit dem er das brüderliche Du tauschte, mit dem er in einer Gruft ruhen sollte, wurde um des Gelüstes willen: einen Pudel Komödie spielen zu sehen, Preis gegeben *)!“ Goethe schrieb am Tage der Theaterprobe seinem Herzoge: Da ihm das Theater, dem er während so vieler Jahre Kraft, Talent und Liebe gewidmet, bisher ein Heiligthum gewesen, so erbitte er sich die Erlaubniß der Aufführung nicht beiwohnen und sich als beurlaubt ansehen zu dürfen. Er ging nach Jena. Von dort aus legte er seine Stelle als

*) Devrient a. a. O. 3. S. 392.

Intendant des Theaters nieder. Eine andere Nachricht, welcher Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst folgt, lautet noch härter. Nach ihr gab nicht er seine Entlassung, sondern sie wurde ihm gegeben, und zwar in der kränkendsten Form. Ein vom 13. April datirtes, und allen Theatermitgliedern abschriftlich mitgetheiltes Schreiben des Großherzogs verkündigte ihm in Jena:

„Aus den Mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geheimerath von Goethe wünscht seiner Funktion als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige."

Karl August.

Goethe's kraftvolle Natur überstand den Schlag. Daß ihn derselbe aber bis in seine Wurzeln erschütterte, ja daß er den Gedanken in ihm aufregte, Weimar für immer zu verlassen, und großartigen Anerbietungen, die ihm von Wien

aus gemacht wurden, Folge zu geben, scheint unzweifelhafte Gewißheit. Eben so gewiß jedoch ist es, daß Karl August sehr bald Reue empfand, über das was er an dem altbewährten Freunde und Bildner seiner Jugend, an dem Ehrenhaupte seiner Nation gethan. Schon nach Jena hin schrieb er ihm versöhnlich. Doch sein Andringen, daß Goethe die Leitung des Theaters wieder übernehmen solle, war vergeblich. Aber groß und würdig ist es, daß Goethe in seinen biographischen Aufzeichnungen auch nicht mit einer Silbe eines Ereignisses erwähnte, dessen überwältigender Schmerz im ersten Augenblicke ihm den erschütternden Ausruf erpreßte: „Karl August hat mich nie verstanden!"

Weimar, im Juli 1851.

So oft ich zur Betrachtung der Bibliothek und ihrer monumentalen Ausstattung wiederkehre, drängt sich mir dasjenige in's Gedächtniß, was Goethe im Anhange zu den Tags- und Jahresheften über die Bedeutung des Individuellen so wahr und tief gesagt hat. Eben weil das Individuum verloren geht, ist ihm und andern daran gelegen daß es erhalten werde. „Jeder," heißt es dort, „ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur für's Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir

benutzens, aber wir lieben es nicht. Wir lieben nur das Individuelle." Und aus dieſer Liebe zum Individuellen leitet Goethe dann weiter auch jene große Freude ab, welche wir empfinden, wenn wir außerordentliche Individuen, nachdem ihre Form längſt und für immer zerſtört iſt, nicht nur in Bekenntniſſen, Memoiren und Briefen, ſondern auch, und vor allen, in getreuen Nachbildungen ihrer äußeren Erſcheinung erhalten vor uns erblicken. „Man hat es, ſagt er, Lavatern nicht gut aufgenommen, daß er ſich ſo oft zeichnen, malen und in Kupfer ſtechen ließ und ſein Bild überall herumſtreute. Aber freut man ſich nicht jetzt, da die Form dieſes außerordentlichen Weſens zerſtört iſt, bei ſo mannigfaltigen, zu verſchiedener Zeit gearbeiteten Nachbildungen im Durchſchnitt gewiß zu wiſſen, wie er ausgeſehen hat?

Wie Schade iſt es, daß die Portraitgallerie der Weimariſchen Bibliothek, welche offenbar

ähnlicher Empfindung ihren Ursprung verdankt, nicht in dem Sinne der ihr zum Grunde liegt fortgeführt wird. Hier ist die Möglichkeit gegeben, mit verhältnißmäßig geringer Mühe und geringem Aufwande eine monumentale Sammlung zu stiften, die wenn man sie zu einer in sich geschlossenen zu machen strebte, selbst ein Kunstwerk sein, und Weimar zur Zier und Ehre gereichen würde. Leider hat man bisher die weitere Ausführung des Begonnenen und als Aufgabe geradezu Vorgezeichneten unterlassen. Diese Aufgabe wäre einmal Vollständigkeit in der Aufstellung aller bedeutenden Persönlichkeiten der Weimarischen Glanzperiode, verbunden mit der Entfernung alles dessen, was jetzt von Portraits gleichgültiger oder doch nicht hierher gehöriger Menschen der Zufall hier zusammengeführt hat. Mit Gypsabgüssen, Kopien von Oelbildern und Kupferstichen ließe sich zur Erweiterung dieser Gallerie viel ausrichten. Ein Joh. Heinrich

Merk, Klinger, Lenz, Fichte, Schelling, Hegel, Humboldt, Friedr. A. Wolf, Zelter und wie viele andere noch, vermißt man nur ungern in einer Sammlung, die so offenbar die Aufgabe an der Stirn trägt, alle bedeutenden Gestalten einer bereits historisch abgeschlossenen Kulturepoche, soweit sie sich an den Weimar'schen Kreis anschließen, in sich zu vereinen. —

Unter den zahlreichen Merkwürdigkeiten und Wunderlichkeiten, welche die mit der Bibliothek verbundene Kunstkammer enthält, zeigte man uns auch ein durch seine minutiöse Ausführung berühmtes Portrait Goethe's auf einer Porzellantasse. Ein junger Braunschweigischer Maler Sebbers hat es gemalt, und aus Dankbarkeit hierher verehrt. Allerhand Zeugnisse von Kennern liegen dabei, auch eine Lupe mit der man es betrachten kann, um die vortreffliche Arbeit und die Aehnlichkeit aller Züge noch mehr zu bewundern. Goethe der überhaupt, und namentlich

in den letzten Jahren sehr spärlich eins der unzähligen Künstlergesuche gewährte, machte bei diesem jungen Menschen eine seltene Ausnahme. Er selbst und seine mitgebrachten Arbeiten gefielen ihm so sehr, daß er ihm wohl zwanzigmal zu Stunden und halben Stunden saß, wie er ausdrücklich an Heinrich Meyer schreibt. Indessen hat doch die übermäßige Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Künstler verfahren ist, und die ihm nicht erlaubte, einen einzigen Strich und Punkt willkürlich oder aus dem Gedächtnisse zu machen, dem Bilde etwas Aengstliches, Getistteltes gegeben, zumal wenn man es ohne Lupe in seiner Miniaturgestalt sieht.

Auf einem andern Bilde in Oel, sieht man Goethe in seinem Arbeitszimmer, dem am Tische sitzenden Kopisten John diktirend, welcher den Kopf wie horchend halb zu ihm hinwendet. Dr. K. erzählte uns dazu, wie es einem Engländer, der dies Bild flüchtig gesehen, und in irgend ei-

nem englischen Journal beschrieben, passirt sei, die Personen zu verwechseln, und den sitzenden Schreiber mit pomphaften Worten als den Dichter des Faust, und den mit den Händen auf dem Rücken im gelblichweißen Hausrocke dastehenden Dichter, als den herbeigerufenen Diener ausführlich zu schildern.

Weimar, im Juli 1851.

Die Lektüre der Schiller'schen Briefe im literarischen Nachlaße der Frau von Wolzogen hat es mir auf's Neue deutlich gemacht, wie schwer es für Schiller gewesen ist, sich Goethe zu nähern, sowie für Goethe sich mit einer Natur zu befreunden, welche der seinigen in so vielem Betrachte geradezu entgegengesetzt war. Goethe hat wohl recht, wenn er später einmal aussprach, daß große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue im hohen Grade gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältniß ohne Störung

immerfort zuſammenwirken zu laſſen zwiſchen zwei Menſchen, welche „gleichſam die Hälften von einander ausmachend,“ nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge weit eher die Ausſicht darauf haben, ſich gegenſeitig abzuſtoßen, als ſich aneinander anzuſchließen und zu ergänzen.

Es iſt intereſſant die Aeußerungen Schiller's über Goethe vor dieſem Aneinanderſchließen beider zu verfolgen.

Als Schiller zuerſt nach Weimar kam (1787), war Goethe in Italien abweſend, und vermuthete ſchwerlich daß in ſeinem Gartenhäuschen am Stern der Dichter der Räuber mit Knebel und andern Freunden Goethe's den 28. Auguſt feierlich begehen half, während der Gefeierte zu Caſtel Gandolfo in den ſchattigen Albanergebirge Villeggiatura hielt. „Ich habe am 28. Auguſt“ — ſchreibt Schiller (an Körnen I, S. 171) Goethe's Geburtstag mit begehen helfen, den Herr von Knebel in Goethe's Garten feierte, wo er

in der Abwesenheit desselben wohnt. Goethe's Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar." Und wunderbar in der That war diese Schicksalsfügung. Denn Jahre lang sah es nicht darnach aus, daß gerade diese beiden Menschen, die größten ihrer Zeit, der Welt das Beispiel eines Freundschaftsbundes liefern würden, wie die Kulturgeschichte keinen ähnlichen aufzuweisen hat.

Die ersten Eindrücke von Goethe empfing Schiller durch Herder.

Die lange noch dauernde Entfernung Goethe's von Weimar ließ alle seine großen Eigenschaften auch vor dem so oft umdüsterten Auge eines Herder nur um so klarer hervortreten. „Goethe," schreibt Schiller an Körner, wenige Wochen nach seiner Ankunft in Weimar (12. August 1787) „Goethe wird hier von sehr vielen

Menſchen, auch außer Herder, mit einer Art Anbetung genannt, und mehr noch als Menſch denn als Schriftſteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren univerſaliſchen Verſtand, das wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles was er iſt, iſt er ganz, und er kann wie Julius Cäſar vieles zugleich ſein. Nach Herder's Behauptung iſt er rein von allem Intriguengeiſt, er hat wiſſentlich noch Niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, ſelbſt im Kleinen ſeiner politiſchen Geſchäfte, und mit eben dieſem Eifer haßt er Myſtik, Geſchraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenſo und noch mehr als Geſchäftsmann, denn als Dichter bewundert wiſſen." Aehnliche Urtheile vernahm er von Wieland und andern. Doch fehlte es auch nicht an ſolchen, deren Stimmen anders lauteten, und für die Goethe eben nichts war, als der fürſtliche

Günstling „der für Nichtsthun 1800 Thaler in Italien verzehrte, während seine Kollegen daheim sich für ihn abarbeiten mußten *)!“ Erst im Herbste des folgenden Jahres sahen sich beide Männer zum Erstenmale. Es war in Rudolstadt, wo Schiller damals in der Nähe der Familie Lengefeld lebte. Goethe's erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, welche man ihm von dem überwältigenden Eindrucke seiner Erscheinung beigebracht hatte. „Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so. Sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Meinung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus an-

*) Schiller an Körner I., S. 228.

genehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll, belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang: freilich war die Geſellſchaft zu groß und Alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein, oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können." Schiller berichtet dann dem Freunde noch mehreres von Goethe's Mittheilungen über Italien, „von dem er gern und mit leidenſchaftlichen Erinnerungen" geſprochen habe, und fährt dann fort: „Im Ganzen iſt meine in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat

seine Epoche bei ihm durchlebt. Er ist mir, an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meine, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sichs aus solcher Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Vergleicht man diese höchst merkwürdigen Worte, mit dem, was Goethe seinerseits über dieses erste Zusammentreffen in den biographischen Jahresheften und anderswo ausgesprochen hat, so wird man überrascht, wie genau die Empfindungsweise beider in dem Wesentlichen des Eindrucks und der Folgerungen, welche jeder von ihnen aus denselben zog, zusammentrifft. Goethe befand sich zugleich damals in einem Zustande tiefster Niedergeschlagenheit. Er hatte sich von

Rom und Italien mit blutendem Herzen losgerissen und fühlte sich gränzenlos unglücklich. Es schien anfangs sogar, als werde er es nicht mehr ertragen können, in Weimar zu leben.*) Obschon man ihn dort, wie Schiller erzählt, sehr zu seinem Vortheil verändert und viel weicher als früher fand, so muß doch diese weichere Stimmung Schillers Annäherung nicht begünstigt haben, gegen dessen Wesen Goethe offenbar eine Art von Apprehension empfand.

Im Laufe des Jahres 1788 finden wir, daß Schiller mehrmals versuchte, Goethen näher zu kommen. Er klagt aber, daß es ihm nicht gelingen wolle: „Goethe ist so selten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern bloß beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog ist die Abende fast immer da,

*) Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen. I., S. 200—201.

und den Vormittag belagern ihn die Geschäfte.“*) Daneben fühlte sich Schillers freiheitstolze Seele zurückgescheucht, wenn er die „Vergötterung“ sah, welche Goethen von allen Seiten umgab, „der allen, die ihm nahe kommen, seinen Geist mächtig aufdrücke.“

Sogar Goethe's naturbetrachtende Weise erschien ihm als Karrikatur bei den nachahmenden Anhängern, die sich den Anschein gaben, alles Philosophische und allen Idealismus mit der souveränen Verachtung ihres Herrn und Meisters abzuweisen.

Mehr aber als alles dieß sollte ein Ereigniß, bei welchem Goethe tief in das Leben Schillers eingriff, den letzteren von ihm entfernen. Dieß Ereigniß war Schillers Berufung als außerordentlicher Professor nach Jena.

Schiller, der noch immer in Weimar priva-

*) Ebendas. S. 229.

tiſirte, hatte in einer ſchwachen Stunde den Gedanken an eine ſolche Stellung fallen laſſen, deren er bedurfte, um ſeine Verbindung mit Lottchen von Lengefeld möglich zu machen. Goethe griff dieſen Gedanken ſofort auf. Er ſah dabei zunächſt bloß auf den Vortheil der Univerſität, welche ſeiner Aufſicht anvertraut war. Daß ein Dichter, ein Genie, dadurch Gefahr lief, für ſeinen eigentlichen Beruf zu Grunde zu gehen, und einer Arbeitslaſt, die ihm nicht einmal das kleinſte Gehalt brachte, im wörtlichen Sinne zu erliegen, kümmerte ihn zunächſt wenig. Das war ſein ſachlicher Egoismus, der überall da hervortrat, wo einem Allgemeinen gegenüber das Individuum ihn nicht von der Seite des Gemüths intereſſirte. Schiller aber mußte ihm und ſeinem Empfinden damals in Weimar offenbar unbequem ſein. Noch heute exiſtirt, wie mir ein Freund der letzten Lebensjahre Goethe's erzählte, ein Dokument über die Art, wie Goethe dieſe Angelegenheit beſür-

wortete. In einem Conseilsberichte von Goethe's eigener Hand geschrieben heißt es: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu habilitiren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man sie gratis haben könnte." Es war dieß derselbe Mann, der später nicht ohne tiefe Erschütterung auf den bittern Kampf zurückblicken mochte, in welchem der Genius Schillers fast bis an seinen Tod um die Erfüllung der bescheidensten Ansprüche auf das Leben und um die Mittel zu dessen äußerer Führung sich abringen mußte! Goethe betrieb Schillers Professur auf das eifrigste und bestrebte sich, Schillern alle Vortheile seiner neuen Lebensstellung glänzend darzustellen. „Goethen habe ich unterdessen einmal besucht," schreibt Schiller an Frau von Wolzogen 28. Dezember 1788; er ist bei dieser Sache überaus gütig ge-

weſen und zeigt viel Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen werde. Ob es mich glücklich macht, wird ſich erſt in ein paar Jahren ausweiſen.“ Aber in demſelben Briefe geſteht er, „daß er ſehr wenig erbaut ſei von der Geſchwindigkeit, mit der man die Sache betreibe,“ daß er ſich habe „übertölpeln laſſen,“ und daß er eigentlich noch immer, wenn er könnte, gern zurücktreten möchte.*) Wie viel iſt hier zwiſchen den Zeilen zu leſen!

Und dieſe Stimmung Schillers war die bleibende. Zwar machte er ſeinem Freunde Körner gegenüber einen verzweifelten Verſuch, ſeinen Entſchluß zur Annahme der Profeſſorſtelle zu rechtfertigen. Aber ſein Herz war nicht bei jener Sophiſterei des Verſtandes, mit der er zu jenem Zwecke ſogar nicht verſchmähete, Poeſie und

*) Schiller an Körner I, S. 391. Fr. v. Wolzogen Nachlaß I, 234. 324. 326.

Dichterberuf gering und klein darzuſtellen gegen die Wirkſamkeit eines Univerſitätsprofeſſors. Unzählige Stellen ſeiner Briefe ſprechen es jetzt und ſpäter nur zu deutlich aus, wie unglücklich ihn dieß Ereigniß machte. Daß der Muſenhof von Weimar für einen von drückender Noth um die Exiſtenz gequälten Dichter nicht das Gehalt irgend eines Kammerjunkers übrig haben würde, hatte er doch nicht erwartet. Seine Briefe ſind um dieſe Zeit oft in einem Tone der Verzweiflung geſchrieben, der einem das Herz zerreißt. „Ich durchſuche alle Winkel der Erde, ſchreibt er einmal nach Rudolſtadt, um den Platz zu finden den das Schickſal unſerer Liebe bereitet haben könnte!“

Von dieſer Zeit an war es, wo ſeine Verſtimmung gegen Goethe ſich auf Momente bis zur Empfindung des Haſſes ſteigerte. Noch in Weimar, ehe er nach Jena abging, ſchreibt er einmal (2. Februar 1789) an Körner: „Oefters um

Goethe zu ſein würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde keinen Moment der Ergießung, er iſt an nichts zu faſſen. Ich glaube in der That, er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichem Grade. Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feſſeln, und durch kleine ſowohl als große Attentionen ſich verbindlich zu machen, aber ſich ſelbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht ſeine Exiſtenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zu geben — dieß ſcheint mir eine Konſequenz und planmäßige Behandlungsart, die ganz auf den höchſten Genuß der Eigenliebe kalkulirt iſt. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen nicht um ſich herum aufkommen laſſen. Mir iſt er dadurch verhaßt, ob ich gleich ſeinen Geiſt von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke.*) — —

*) Hier iſt offenbar in dem Briefe ein Cenſurſtrich des Herausgebers.

Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen." Und diese Empfindung kehrt noch stärker und bestimmter im Motive wieder an einer andern Stelle. „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei bis vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß. Aber ich habe guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft."

Und doch würde all ſein Muth das Genie nicht errettet haben vor dem Untergange im Kampfe mit dem Leben, wenn nicht Rettung gekommen wäre durch jenes Almoſen, welches das Ausland dem in Armuth hinſiechenden Lieblingsdichter Deutſchlands bot. Der edle Körner hatte für dieſen Akt der Großmuth, welchen Deutſchland zweien däniſchen Edelleuten gegen den deutſchen Genius auszuüben verſtattete, die allein richtige menſchliche und nationale Empfindung: „wie traurig iſt es, daß wir in einem Zeitalter und unter Menſchen leben, wo eine ſolche Handlung angeſtaunt wird!“ Es war die Zeit, in welcher Preußens König einem Kotzebue, dafür daß er „die Wintervergnügungen der königlichen Kinder geleitet hatte, eine Präbende von ſechzehnhundert Thalern verlieh, welche das jährliche Einkommen des Dichters der „beiden Klingsberge“ auf zwölftauſend Thaler ſteigerte.*)

*) Knebels Nachlaß II, S. 342—343.

Das aber war das Große in Schillers Natur: sein hartes Geschick konnte ihn wohl auf Augenblicke bitter machen gegen den, von dem er eine Erleichterung seiner Noth gehofft haben mochte, aber es konnte ihm niemals den Blick trüben über die geistige Größe und Bedeutung eines Genius, dessen Ueberlegenheit er selbst damals anerkannte. „Mit Goethe messe ich mich nicht," schreibt er noch von Weimar aus an Körner, „wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade mangelt, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten auf das Gebiet des Dramas hinüberzuziehen, so würde ich in diesem

Sache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein."

„Was mir Goethe," heißt es ein Jahr später (1791), „zum großen Manne macht, ist, daß sein Geist nach allen Direktionen wirkt und forscht, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen."

Und endlich, als nach Jahren das Unerwartete, Ungehoffte geschehen war, als sich diejenigen endlich gefunden hatten, welche so lange mit gemischtesten Empfindungen neben einander hergegangen waren, wie edel, groß und frei und voll bescheidenen Stolzes spricht Schiller da das Wesen dieses Geisterbundes aus in den herrlichen Worten: „Man schleppt sich mit so vielen trüben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist, wieder fallen zu lassen; es giebt so erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen: daß man einander

wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken sollte. Ich bin in dieser Rücksicht Goethe sehr viel schuldig, und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe. Es sind jetzt vier Jahre verflossen, daß wir einander näher gekommen sind, und in dieser Zeit hat sich unser Verhältniß immer in Bewegung und immer im Wachsen erhalten. Diese vier Jahre haben mir selbst eine festere Gestalt gegeben, und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohne das hätte geschehen können. Es ist eine Epoche meiner Natur."

Und so blieb es bis zu dem Tage, wo der Ueberlebende, bei der Nachricht von dem Tode des Freundes, empfand, daß ihm die Hälfte seiner Seele unwiederbringlich entrissen sei.

Weimar, im Juli 1851.

Was mir den hieſigen Aufenthalt ſo angenehm macht, das iſt unter anderm auch der Umſtand, daß einen hier nicht auf Tritt und Schritt die bewaffnete Vorſehung in Geſtalt von Gensdarmen, Konſtablern und ſonſtigen Poliziſten an das ureigenthümlich deutſche Glück erinnert, dem beſtbewachten Volke Europas anzugehören.

Der alte Goethe, der ſchon ſeiner Zeit mit einem Seufzer der deutſchen Paßſcheererei gedachte, wenn er dieſelbe mit den viel leidlicheren Zuſtänden ſeiner Jugend verglich, was würde Er

jetzt erſt ſagen, wenn ihm beſchieden geweſen wäre, den heutigen Blüthenſtand deutſcher Polizei zu erleben, er, dem zuweilen ſelbſt in ſeinem ſo gelind regierten Weimar des Polizeiweſens ſchon zu viel war. Wie richtig der alte Herr die Wurzel alles deutſchen Philiſterelends erkannt hat, das iſt mir wieder einmal recht deutlich geworden, als ich heute den Vergleich las, welchen er bei Eckermann zwiſchen deutſcher und engliſcher Jugend anſtellt. Worin lag es, daß dieſe jungen Engländer, die er in Weimar ſah, obſchon nur ein Minimum ihrer Nation und ſchwerlich die beſten derſelben, daß dieſe jungen ſiebzehnjährigen Burſchen ſich in der deutſchen Fremde keineswegs fremd und verlegen fühlten? daß ſie ſich vielmehr ſo beauem und voll Zuverſicht benahmen, als wären ſie überall die Herren und als gehöre ihnen überall die Welt? Waren ſie geſcheuter, geiſtreicher, gebildeter, unterrichteter, und von Herzen vortrefflicher als die deutſchen? Lag es in der Geburt,

im Reichthum, daß ſie überall die Courage hatten, das zu ſein, wozu die Natur ſie gemacht hatte, daß ſie ſich immer als komplete Menſchen, wenn auch mitunter als komplete Narren darſtellten? O nein! In allen dieſen Dingen lag es nicht, ſondern daran, wie Goethe meint, daß kein deutſches Polizeiregiment ihr Selbſtgefühl geknickt und ihren Charakter gebrochen hatte von Kindheit an, daß keine Schulzüchterei und Treibhausdreſſur ſie alt und grau gemacht hatte, ehe ſie jung geweſen waren.

„Das Glück der perſönlichen Freiheit, das Bewußtſein des engliſchen Namens, und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt ſchon den Kindern zu Gute, ſo daß ſie ſowohl in der Familie als in den Unterrichtsanſtalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich freieren Entwicklung genießen als bei uns Deutſchen.“

„Ich brauche nur in unſerem lieben Weimar

zum Fenster hinaus zu sehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns in Deutschland steht.“

„Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, gleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt, und sie mit ihres Gleichen vor ihren Thüren gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer genirt, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Knabe mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns Alles darauf hin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister.“

Und nun dazu die auf Schulen und Universitäten durch die Hetzerei der Examina vor der Zeit geistig und leiblich ruinirte studirende Jugend, die Masse der durch das Schreiberleben körperlich anbrüchigen, dem Dämon der Hypochondrie verfallenen Staatsdiener, voll unnützen theoretischen Wissens und ohne geistige und körperliche Energie zu tüchtiger Praxis, ohne Wohlwollen in Behandlung der Menschen, weil ihnen selber nicht wohl ist — — ein Jahrhundert schien dem alten Herrn erforderlich, um die Deutschen aus abstrakten Gelehrten und Philosophen zu Menschen zu machen. Er selbst aber mochte sich lieber diese Gedanken aus dem Sinne schlagen, um „die grauen Nebeltage der Gegenwart, das Unbehagen und den Druck der Zustände um ihn her nicht ganz unerträglich zu finden." Und das war Anno 1828, während wir jetzt im Jahre 1851 leben!

Ich habe neulich erzählt, wie es Schiller er-

freute, als ihm zum ersten und letzten Male in seinem Leben die Jugend eine polizeiwidrige öffentliche Huldigung vor dem Theater in Weimar zu bringen sich herausnahm. Ganz ebenso empfand Goethe bei einer ähnlichen Gelegenheit, wie er in seinen Tags- und Jahresheften erzählt. Es war im Jahre 1801, auf einer Reise nach Pyrmont, die ihn durch Göttingen führte. Dort im Gasthofe angekommen bemerkte er bei einbrechender Dämmerung einige Bewegung auf der Straße. „Studirende kamen und gingen, verloren sich in Seitengäßchen und traten in bewegten Massen wieder vor. Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblick war alles verschwunden. Ich vernahm, daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich nur im Vorbeigehen aus dem Stegreife zu begrüßen.“ Er empfing die Anstifter dieser Gesetzlosigkeit, welche

sich schriftlich bei ihm meldeten, „mit Antheil und Vergnügen," und seine Erzählung schließt mit den Worten: „Ein so freudiger Empfang wäre den Gesunden schon wohlthätig gewesen, dem Genesenden ward er es doppelt!"

Und wenn alle Nachrichten über die deutsche Polizeisklaverei verloren gingen, so würde diese einzige Stelle aus Goethe's Schriften Zeugniß geben von dem politischen Zustande einer Nation, in welcher der erste deutsche Dichter und zugleich der Staatsminister eines deutschen Fürsten sein Herz gehoben fühlt darüber, daß eine begeisterte Jugend, um ihm seine Verehrung auszudrücken, es „wagen" muß, dem Polizeiverbote heimlich ein Schnippchen zu schlagen. Und wer aus dem scheinbar Unbedeutenden und Kleinen das darin enthaltene Große und Bedeutende zu folgern vermag, der wird zugestehen, daß kaum eine Revolution zu denken ist, die nicht berechtigt wäre, wenn in einem Volke endlich das Gefühl der

Entwürdigung zu erwachen beginnt, zu welcher es vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte eine solche Erniedrigung verdammt.

Ich las neulich in einem naturwissenschaftlichen Buche, welches unter dem Titel: „die Macht des Kleinen sichtbar in der Bildung der Rinde unseres Erdballs“*) das Leben der Polypen behandelt folgende Bemerkung. Wenn die verschiedenen Polypen, welche einen Polypenstock bilden, ihre Fangarmen ausgebreitet haben, dann wird ein und dieselbe Ursache, zum Beispiel eine Bewegung in der Flüssigkeit, nicht selten sie alle plötzlich in demselben Augenblicke in ihre Höhlen zurücktreiben. Die anatomische Untersuchung erkennt den Grund dieser gemeinschaftlichen und gleichzeitigen Thätigkeit darin, daß alle die Thiere, welche eine solche Polypen-

*) Von dem Holländer P Harting, deutsch von Schwartzkopf. 1851.

gemeinde bilden, wirklich einen Körper ausmachen, einen Körper mit vielen Köpfen, aber bloß mit einem Sinne."

Ein Körper mit vielen Köpfen, und nur einen dominirenden Sinn, der von außen bestimmt wird — ist das nicht das Ideal eines polizeieinigen Deutschlands?

Bei jener Freude des alten Goethe über die polizeiwidrige Huldigung, welche ihm die Studenten darbrachten, steht es nun allerdings sehr im Kontrast, daß um dieselbe Zeit Goethe selbst in Weimar als Vorstand des Hoftheaters streng darauf hielt, keine Beifallsbezeugungen des Publikums im Theater aufkommen zu lassen. Bravo zu rufen in Gegenwart des Hofes galt damals in Weimar für unschicklich, und als Jenaer Professoren bei der ersten Aufführung von Schillers Braut von Messina aus ihrer Loge am Schlusse der Vorstellung einen solchen Beifallsruf erschallen ließen, in den das ganze Publikum alsbald ein-

ſtimmte, gerieth Goethe ſo in Aufregung, daß er noch an demſelben Abende eine Unterſuchung anzuſtellen befahl, um die Schuldigen zu ermitteln!*)

*) „Aus Goethe's Leben, von einem Zeitgenoſſen,' Leipzig 1849. S. 4—5. Etwas anders bei Hofmeiſter in Schillers Leben, V. S. 61—62.

Weimar, im Juli 1841.

Bei Rath Kräuter, Goethe's langjährigem Sekretair, sah ich eine Büste Goethe's die zu den Seltenheiten gehört. Goethe hat dazu einen Abguß über seinem Gesichte machen lassen; er that es, wie uns Herr K. erzählte, um einem armen jungen Bildhauer aufzuhelfen. Der Gesichtsausdruck ist von höchster Naturwahrheit, die Formen noch nicht schlaff und hängend sondern kräftig und machtvoll. Nur der Ernst der Züge hat etwas, das fast finster zu nennen ist. Als Kräuter dies einmal als das Einzige bemerkte

was ihm an dem ſonſt vollkommen getroffenen Abbilde nicht ganz recht ſei, erwiederte Goethe, der gekommen war ſeinem früheren Diener in der eignen Wohnung einen Beſuch zu machen: „Meinen Sie denn daß es ein Spaß iſt, ſich das naſſe Zeug in's Geſicht ſtreichen zu laſſen, ohne eine Miene zu verziehen? Da iſt's eine Kunſt nicht noch viel unwirſcher auszuſehen!“

In dem Hauſe des alten treuen Gehülfen Goethe's war jedes Wort unſerer Abendunterhaltung der Verehrung des großen Mannes geweiht. Rath Kräuter, ſeit vielen Jahren Bibliothekar der Großherzoglichen Bibliothek, gehört zu den Menſchen in Weimar, von denen das Wort Immermanns eine Wahrheit iſt, daß ihnen mit Goethe's Hingange Licht und Leben aus ihrem Daſein hinweggethan ſei; der Reſt iſt nur noch eine Klage um den unerſetzlichen Verluſt.

Ich ließ mir ihn beſchreiben und ſchildern von dem Manne der ihn Jahrelang täglich ge-

ſehen, und nichts als Gutes und Großes, Edles und Würdiges war es, was ich vernahm. Der gütige, milde, nachſichtige Herr und Vorgeſetzte, der liebevolle Hausvater und Gatte, der humane, überall menſchlich theilnehmende, rathende und helfende Freund des Unglücks und des ſtrauchelnden Fehl's und Irrthums, dies vor Allem, das private, menſchlich Sinnliche, war es, was durch zahlreiche Züge und Beiſpiele belegt zur Sprache kam. Wie aufopfernd thätig er ſich auch mit realer Geldhülfe erwieſen, wobei ſein Arzt oft den geheimen Almoſenier machte, davon, ſo wie von ſeiner Großmuth, die ſelbſt dem, der gegen ihn ſich vergangen, nicht nur verzieh, ſondern ihm auch über die bürgerlichen Folgen ſolchen Fehltritts hinweg zu helfen ſuchte, hatte ich gar Manches zu vernehmen, das freilich ſeiner Natur nach nicht öffentlich mittheilbar iſt.

Von Goethe's impoſanten Aeußern erzählte er folgende Anekdote. Es war eines Frühling-

Morgens beim Diktiren, als Goethe plötzlich innehaltend sagte: „Es ist doch eigentlich unrecht, lieber Kräuter, daß ich so gar nicht mehr in die Natur hinaus komme, das Wetter ist so schön, wir wollen hinaus gehen, und draußen ein Stück weiter arbeiten.“ Damit gab er dem Sekretair allerhand Papiere und Bücher, und beide machten sich auf den Weg, um durch den Park nach dem Garten am Stern zu gehen. Goethe, damals schon ein Siebziger, im langen blauen Oberrocke, ein blaues Mützchen auf dem Haupte, die Hände auf dem Rücken gelegt, wie er aus Gesundheitsrücksicht immer zu thun pflegte, schritt heiter stattlich daher. Auf dem breiten Wege des Parks begegnet ihnen ein alter Bauer, der in seiner Jacke mit vielen Knöpfen, langem Rock und Dreimaster, den Wanderstab lang aus der Hand hervorstehend, auf die beiden zukommt. Wie der Mann die stattliche hochaufrechte Greisengestalt erblickt, stutzt er, bleibt mitten im Wege

ſtehen, ſtemmt den Stock auf die Erde, legt beide Hände und das Kinn darauf und betrachtet ſich in dieſer wunderlichen Stellung den heranſchreitenden Goethe ſo ſtarr und bezaubert, daß Goethe und ſein Begleiter ſich trennen und jeder ſeitwärts vorbeigehen mußten, weil der Alte ſich nicht aus ſeiner Stellung rührte. Es war ſeiner Tracht nach ein Mann aus einer entfernteren Landesgegend, der Goethe nie zuvor geſehen, und das Ganze eine Beſtätigung des Napoleon'ſchen: Voilà un homme!

Goethe war recht eigentlich was man Kinderlieb nennt, ſein ganzes Leben lang. Er war es in der Jugend, wo er in Weimar häufige Kinderfeſte ſelbſt veranſtaltete, und wo er Jahre lang mit einem Knaben, dem Sohne der Frau von Stein, zuſammenlebte, in der Entfernung mit ihm briefwechſelte, ſogar aus Italien ihm Briefe ſchrieb, wie ſie ſo ganz paſſend für eine kindliche Auffaſſung ſchwerlich jemals über die bedeutend-

sten Gegenstände der Kunst und des Lebens an einen Knaben von 11—12 Jahren geschrieben sind; und er blieb es bis in sein spätestes Alter. Einstmals am Geburtstage eines seiner Enkel spielte eine Knabenschaar, unter der sich auch der junge Kräuter befand, ihr Räuber- und Soldatenspiel. Der Räuberhauptmann war eben gefangen und in eine Kammer des Gartenhauses gesperrt, als der alte Goethe, damals fast ein achtzigjähriger, zu den Knaben hinaustrat. Was seid ihr? fragte er die nächsten: „Räuber!" Wo ist Euer Hauptmann? „Gefangen!" — „Und Ihr schämt Euch nicht, Euern Hauptmann im Gefängniß zu lassen, statt ihn zu befreien?" „Ja aber die andern haben die Thüre zugeschlossen!" — Ist das ein Hinderniß für ordentliche Kerls, die ihren Hauptmann befreien wollen? Und so von ihm ermuthigt stieß die Jüngerschaft mit lautem Hurrah die Thüre ein, und holte den Gefangenen heraus, während der alte Herr zu-

frieden lächelnd wieder in sein Grübelstübchen zurückkehrte. —

Der Anblick der oben gedachten Goethe'schen Büste brachte mich zu der Frage: ob und wie sich Goethe über seine Kolossalbüste von David ausgelassen, und ob sie ähnlich sei? Er habe sich darüber ausgesprochen, aber die unartikulirten tiefen Töne, die er wohl, wie er zuweilen pflegte, wenn ihn etwas frappirte, bei der Betrachtung derselben ausgestoßen, konnte, wer seine Art kannte, wohl dahin auslegen, daß ihm diese Darstellung seiner Gewaltigkeit sehr wohl gefiel. Und dies ist gewiß richtig. Die Auffassung des genialen Franzosen, der in Goethe die olympische Götternatur in kleiner und enger Umgebung sah, war manchen Weimaranern nicht zu Sinne. Goethe giebt dies in seiner Art sehr deutlich in einem Briefe an Zelter zu verstehen: „Die kolossale Marmorbüste von David's Hand, schreibt er 1831, ist angekommen und giebt viel zu re-

den. Ich verhalte mich ganz ruhig; denn ich habe in und mit dem kleinen Format schon genug zu thun, als daß ich begreifen könnte, wie sich eine doppelt und dreifach vergrößerte Form benehmen könnte." Indessen findet er sie „vortrefflich gearbeitet, außerordentlich natürlich, wahr und übereinstimmend in allen ihren Theilen."

Weimar, im Juli 1851.

In der Weimarischen Kunstsammlung haben mich besonders die Handzeichnungen von Carstens beschäftigt. Und zwar sowohl ihrer selbst willen, denn sie sind ohne Frage das Kostbarste, was jene Sammlung enthält, als auch um des Künstlers willen, dessen Lebensschicksal, so oft ich auch seiner gedachte, mich immer mit tiefer Traurigkeit erfüllt hat. Das größte Talent aus Mangel an äußerer Zeitbegünstigung unvollendet bleiben, den Genius eines Michel Angelo sich lebenslang mit der Erbärmlichkeit seines Zeitalters

abringen, einen heroischen Charakter mit Barbarei und Rohheit seiner Umgebung und mit der Jämmerlichkeit alltäglichster Noth einen unaufhörlich erneuten Kampf bestehen zu sehen, in welchem sich der tapfere Kämpfer zu Tode siegt — solcher Art ist das Schauspiel, welches Jakob Asmus Carsten's Leben dem Betrachter gewährt. Geneigt, wie wir sind, aus unsern Nöthen uns Tugenden, aus unserer Bettelhaftigkeit einen Reichthum zu machen, haben wir's auch zu dem Gemeinplatze gebracht, den Kampf mit Hindernissen aller Art als eine gute, ja nothwendige „Schule des Genius" anzusehen! Hungernde Künstler, Poeten im Dachstübchen sind typisch geworden; — ein Gutzkow denkt sich dergleichen selbst in dem Perikleischen Athen, statt der Dichter mit dem fürstengleichen Dasein eines Aeschylus und Sophokles! Wie anders Goethe! „Ein jedes Talent," sagt er einmal, „dessen Entwicklung von Zeit und Umständen nicht begün-

stigt wird, so daß es sich vielmehr erst durch vielfache Hindernisse durcharbeiten, von manchen Irrthümern sich losarbeiten muß, steht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet, sich mit Leichtigkeit auszubilden, und was es vermag ohne Widerstand auszuüben." Von dem Nachtheil, in welchem schon an und für sich jeder moderne Mensch gegen die Alten steht, mochte er vollends gar nicht reden.

Was hätte ein Künstler wie Carstens werden können, wenn seinem Genie die Möglichkeit gegeben gewesen wäre, sich ungehindert natur- und kunstgemäß zu entwickeln, statt daß er in der Wirklichkeit auf den rauhesten Pfaden, über Klippen und Abgründe, durch Gestripp und Wildniß mühsam und blutend sich den Weg zu seinem Ziel suchen mußte, und im Augenblicke, wo er es vor seinen Augen aufleuchten sah, mit keuchender Brust und erschöpfter Lebenskraft sterbend zusammenbrach.

In Armuth und Dunkelheit eines Schleswigschen Dorfs beginnt sein Leben. Ein Kirchenbild im Dome zu Schleswig erschüttert den zwölfjährigen Bauerknaben zu Thränen freudiger Rührung, durch die Sehnsucht, einst auch zu Gottes Ehren so herrliche Gestalten malen zu können. Aus dem dürrsten Felsen saugen Strauch und Baum, aus dem ärmlichsten Boden Talent und Genie die Nahrung ihres Wachsthums. So Carstens. Die Holzschnitte seiner Schulbücher, die gemalten Blumen im Schrank seiner Mutter waren im zartesten Kindesalter die erste Nahrung seines Kunsttriebes. Alles Gestaltete sucht er zeichnend nachzuahmen. So ist die Nachahmung nicht das Wesen, wohl aber ein Ausgangspunkt der Kunst. Dieser Trieb künstlerischer Nachahmung, der seine ganze Seele erfüllte, machte ihn zu dem schlechtesten Schüler der Stadtschule zu Schleswig. „Lehrt mich Zeichnen und Malen," rief er aus, als ihn der Lehrer wegen seiner Un-

wissenheit ausschalt, „und ich will besser lernen, als alle Mitschüler!“ Eine Ohrfeige war seine Antwort. Dieser Vorfall war das Symbol seines ganzen Lebens. Wenn die Schule mit einem Genie, und gar mit einem künstlerischen, nichts anzufangen weiß, so hat das Leben meist noch weniger Raum dafür in einer Zeit, wo weder Staat noch Kirche einen Zusammenhang mit der Kunst haben, und wo diese höchste Blüthe menschlichen Geistes von beiden nur noch als eine überflüssige Schmarotzerpflanze betrachtet wird.

Der junge Carstens verläßt die Schule, und sucht bei einem genannten Maler als Lehrling anzukommen. Aber der eine fordert zu viel Geld, das er nicht hat, der andere greift ihm an das, wovon er zu viel hat, an sein Ehrgefühl. Er kann nicht sieben Jahre lang jährlich hundert Thaler Lehrgeld zahlen, die der eine fordert; und er will nicht drei Jahre lang als Stiefelputzer und Rockausklopfer Knechtsdienste thun und in Livrée

hinter der Kutsche stehen, was der Herr Rath Tischbein in Kassel zur Bedingung freier Lehrzeit machte. Als bald darauf seine Mutter stirbt, zwingen ihn die Vormünder trotz seines flehentlichen Bittens, bei einem Weinhändler in die Lehre zu treten. Hier verliert er fünf kostbare Jahre, um am Ende derselben zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß es ihm eben so unmöglich sei, Kaufmann zu werden, als von der Kunst zu lassen. Mit Aufopferung eines Theils von seinem kleinen Erbe kaufte er sich von den noch übrigen zwei Dienstjahren los und ging (1776) nach Kopenhagen.

Carstens war jetzt zwei und zwanzig Jahre alt. Während seiner fünfjährigen Kaufmannslehrzeit hatte er sich in den spärlichen Mußestunden im Portraitzeichnen geübt, und aus Webb's Untersuchungen über das Schöne in der Malerei die Namen und Werke der großen Italienischen Maler kennen gelernt. Ein Minervenkopf

von Giuseppe d'Arpino und ein Gemälde aus Rubens Schule waren die einzigen Kunstwerke, die er während jener fünf Jahre gesehen, wie es die einzigen Gemälde blieben, welche er während seines ganzen Lebens kopirt hat.

In Kopenhagen ging ihm eine neue Welt auf. Die dortigen Antikenabgüsse zeigten ihm zum ersten Male in dem Vatikanischen Apollo, dem Laokoon, dem Borgheſischen Fechter und dem Herkules Farneſe das Höchſte bildender Kunſt. „Ein heiliges Gefühl der Anbetung (erzählte er ſpäter) durchdrang mich, und bewegte mich faſt zu Thränen. Es war mir, als ob das höchſte Weſen, zu dem ich als Knabe im Dome zu Schleswig oft ſo innig gebetet hatte, mir hier wirklich erſchienen und nun mein Gebet erhört ſei.“ Alles Nachzeichnen ſchien ihm unthunlich und nutzlos. Er that nichts, als ſehen und wieder und immer wieder ſehen, um ſich dieſe Formen ſo feſt einzuprägen, daß er ſie ſpäter ſelbſt

nach Belieben wieder zu erzeugen vermöchte. Daneben hörte er Vorlesungen über Anatomie und lernte lebendige Gestalten verstehen. Aber auch hier mochte er nur sehen, nicht nachzeichnen, welches ihm bei dem stärksten Triebe zur Kunst immer zuwider war und ihm eine unwürdige Art des Studirens schien. Darum konnte er sich auch nicht entschließen, die Kunstakademie als Schüler zu besuchen, weil ihm alles zerstückelte Lernen, so wie das ganze akademische Klassenwesen verhaßt war. Carstens hat von dieser seiner Lehrzeit und den nächstfolgenden fünf Jahren eine Art Autobiographie hinterlassen, welche sein Freund Fernow mitgetheilt hat. Kein junger Künstler sollte sie ungelesen lassen.

So studirt er vier Jahre lang still für sich hin. Ein befreundeter Bildhauer liefert ihm Theile von Kopien nach Antiken, die derselbe in gebranntem Thon zu Rom angefertigt hatte. Dazu lies't er die Schriften von Du Bos, de Piles,

Gerhard Laireſſe's „großes Malerbuch," und macht die Kupferſtiche von Raſaels Logen, welche ihm zu derſelben Zeit in die Hände kamen, zu ſeinem vornehmſten Wegweiſer in der Kompoſition. Bei ſeiner Scheu, ſich Menſchen zu nähern, muß er ſich wohl an Bücher halten. Da er es verſchmäht, die Akademie zu beſuchen, wird er gezwungen, ſein eigner Lehrer zu werden und gleichſam alles ſelbſt zu entdecken. Dafür bleibt er aber auch frei von allem „Schlendrian" akademiſcher Komponirkunſt und von allen Irrwegen der Manier. Denn „Muſter wie Raphaels Logen (ſagt er) konnten mich nicht irre leiten." Daneben fing er an die Alten in Ueberſetzungen zu leſen — ſie blieben bis an ſeinen Tod ſeine liebſte Lektüre. Seine erſte größere Kompoſition, eine Scene nach Milton, beſtellt ein Graf Moltke, der die Zeichnung geſehen; aber der hochmüthige Edelmann weiſ't das fertige Bild auf kränkende Art zurück. Dafür kauft der Erbprinz von Dä-

nemark daſſelbe für den doppelten Preis, und nimmt eine Zeit lang den jungen Künſtler unter ſeine Protektion. Carſtens ließ ſich jetzt bewegen, in die Akademie zu treten, weil ſich an dieſe Bedingung die Ausſicht auf eine Reiſe nach Rom mit königlicher Unterſtützung knüpfte. Der tüchtigſte unter den damaligen akademiſchen Malern, Profeſſor Abilgaard, von deſſen Kolorit Carſtens ſelbſt zu ſagen pflegte, daß es faſt ſo ſchön geweſen, als das von Tizian und Paul Veroneſe, wünſchte den genialen jungen Deutſchen zum Schüler zu haben. Aber Carſtens Selbſtgefühl ſträubte ſich gegen ſolche Unterordnung. Dafür verſagte ihm die gekränkte Eitelkeit des Akademikers nicht nur jede Förderung durch Mittheilung ſeiner Farbentechnik, ſondern er ſuchte ihn ſogar überhaupt von dem Entſchluſſe abzubringen, ſeine Künſtlerlaufbahn fortzuſetzen. Dieſer Abrath hatte aber die entgegengeſetzte Wirkung. Carſtens erklärte laut: daß er trotz ihm ein Maler werden

wolle. Bald aber sollte sein ganzer Zusammenhang mit der Akademie zerrissen und dadurch alle Aussichten auf eine Reise nach dem gelobten Lande der Kunst vernichtet werden.

Bei einer Preisbewerbung ward ein Verwandter Abilgaards mit dem ersten Preise gekrönt, während diese Auszeichnung nach dem allgemeinen Urtheile der Arbeit eines andern jungen Künstlers gebührt hätte. Carstens theilte die Empörung seiner Genossen über diese Ungerechtigkeit; aber während alle andern sich stille hielten, trat er allein offen dagegen in die Schranken. Er wies die ihm selber zuerkannte Preis-Medaille zurück, wenn nicht jener, der ihn verdiente, den ersten Preis erhalte. Ein solcher Trotz war unerhört. Carstens ward aus der Akademie verwiesen. Die Gunst des Erbprinzen und alle Aussichten, die sich daran knüpften, waren auf immer verscherzt. Jetzt macht er einen Versuch, Italien und Rom auf eigne Hand

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR,A.

3-598-52808-6
FN. I1389/024

zu erreichen. Einige hundert Thaler, die Ersparnisse zweijähriger Portrait-Zwangsarbeit, bringen ihn bis Mantua, wo ihm in Giulio Romano's Meisterwerken eine neue Welt aufgeht. Vier Wochen lang weilte er zu ganzen Tagen im Palast del Te, und suchte sich den großen kraftvollen Stil dieser kühnerfundenen Werke tief einzuprägen. „Die Erinnerung daran, sagt er, blieb mir, als ich bald nachher wieder unter dem nordischen Himmel, von allen Kunstwerken abgeschnitten, Jahre lang schmachten mußte, ein leuchtender Leitstern!“ Der wohlgemeinte Rath eines deutschen Grafen, der ihn mit einer Empfehlung an den kommandirenden General Stein nach Mailand gehen hieß, ward sein Unglück. Der General wies ihn barsch ab, das Reisegeld war geschmolzen, der arme Künstler mußte sich zur Rückreise entschließen. Pfenniglos erreichte er, zu Fuße wandernd, Zürich, wo er durch den Verkauf einiger seiner besten Handzeichnungen

und durch Portraits, die er für Lavater macht, zwanzig Laubthaler zusammenbringt, mit deren Hülfe er, zu Fuße weiter wandernd, arm und abgerissen die Heimath erreicht. Hier portraitirt er wieder fünf Jahre lang für's Brod, um in den freien Stunden an seinen eigenen Kompositionen schaffen zu können, ohne Nahrung für seinen Kunstsinn durch Natur und Kunstwerke, ohne Hülfsmittel, ohne Aufmunterung, ungekannt und unerkannt von seinen Umgebungen, und dabei kämpfend mit einem Brustübel, das Noth und Anstrengungen vorzeitig entwickelt hatten, aber immer ungebeugten Sinnes und Geistes, aufrecht erhalten durch die Begeisterung für seine Kunst. Ueber die Kupferstiche nach Rafael und Michel Angelo, Giulio Romano und Carracci blickte er wohl von Zeit zu Zeit sehnsüchtig hinaus nach Florenz und Rom, aber ohne alle Hoffnung je dahin zu gelangen. Nur einmal übermannte ihn während dieser langen Zeit, wie sein treuer Ver-

now erzählt, der Schmerz dieser Sehnsucht, und er klagte unter heißen Thränen dem Freunde sein widriges Geschick, das ihn fern gebannt halte von dem Ziele seines Lebens in öder Sklavenarbeit des rauhen Nordens.

In dieser Zeit entstanden eine Reihe von Kompositionen theils allegorischer Art, theils nach Homer, Ossian, Klopstock und den griechischen Dichtern und Historikern. Einige von diesen, wie z. B. Kassandra vor dem Palast des Pelops in Argos weissagend, Sokrates, der dem Alcibiades bei Potidäa das Leben rettet, Ossian und Alpin zur Harfe singend, befinden sich unter dem Nachlasse des Künstlers in der Weimarischen Kunstsammlung. So unbekannt lebte der größte Genius deutscher Kunst in seiner elenden schwarzberäucherten Lübecker Dachstube, daß selbst der einzige Kunstfreund Lübecks, ein reicher Rathsherr, nur durch Zufall seine Bekanntschaft machte. Hochverwundert in so elender Umgebung und in

so unscheinbarer Hülle einen Geist zu finden, der mit Homer und Pindar, Aeschylus und Shakespeare in vertrauter Bekanntschaft lebte, und Scenen aus ihren Werken in eigenen Kompositionen darstellte, gewährte er ihm die Mittel, wenn auch nicht nach Rom zu gehen, so doch Lübeck mit Berlin zu vertauschen. Auch hier in Berlin bleibt er Jahrelang unbekannt, ernährt sich kümmerlich durch Zeichnungen für Buchhändler — die Umrisse zu Moritz Götterlehre und Ramler's Mythologie u. dgl. m. sind von ihm — und durch anderen elenden Kunsttrödel, zu dem ihn die Noth zwang. Endlich gelingt es ihm durch Ausstellung einer großen Komposition: der Sturz der Engel, von nahezu 200 Figuren, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er wird Professor an der „Akademie der Künste und mechanischen (!) Wissenschaften" 1790, bedingt sich aber aus, nur allein unter dem Kurator derselben, Minister von Schleinitz zu stehen, wodurch er sich sämmt-

liche akademische Kollegen nach Gebühr zu Feinden macht. Das Glück dieser Anstellung brachte ihm 150 Thaler Jahrgehalt, die ein Jahr später auf 250 gesteigert wurden, so daß er wenigstens vor dem buchstäblichen Hungertode geschützt war. Dafür gab er den Schülern der Akademie täglichen Unterricht im Zeichnen nach Gypsabgüssen. Der freiheitsstolze Carstens hatte diese Stellung nur aus dem einzigen Grunde angenommen, weil sie ihm den schwachen Schimmer einer Hoffnung bot, nach Rom zu gelangen. Diese Hoffnung erfüllte sich endlich, vier Jahre nach Carstens Ankunft in Berlin. Nachdem er Geld, Kraft und Gesundheit bei der ihm übertragenen Ausmalung eines Saales im Dorville'schen Hause zu Berlin für den Minister zugesetzt hatte, erhielt er endlich ein zweijähriges Reisestipendium von einigen hundert Thalern, mit dem er nach Italien eilte.

Er war 38 Jahr alt, die Jugend und der

schönste Theil des Mannesalters waren dahin, ihre Kraft verkämpft im unaufhörlichen Ringen gegen ein ungünstiges Geschick und eine elende Zeit, sein Körper vom Siechthum ergriffen und erschöpft, nur die Gluth der Begeisterung und der stählerne Wille eines großen Charakters hielten den Leib noch sechs Jahre lang aufrecht, ehe er zusammenbrach. Und auch dieser kümmerliche Lebensrest und mit ihm das Glück der endlichen Erfüllung seiner Lebenssehnsucht, im Genuß Italiens und seiner Kunstschätze, wurden ihm verbittert und getrübt. Einmal in Rom, konnte und wollte er nicht mehr zurück nach Deutschland. Aber der preußische Beamtenstaat kannte kein Erbarmen. Man entzog ihm seine Pension, ja man forderte Rückerstattung derselben als Schadenersatz für das Aufgeben seiner Berliner Lehrerstelle, und konfiszirte zu dem Ende seine eingesendeten Werke! Das that an Deutschlands größtem Kunstgenius um weniger hundert Thaler willen der Minister eines

Fürsten, der zu derselben Zeit, wie uns Vehse in seiner „Geschichte des preußischen Hofs und Adels“ erzählt, an Maitressen und Günstlinge Millionen verschwendete! Wenn man die zwischen Carstens und dem Minister bei dieser Gelegenheit gewechselten Briefe liest, so sollte man denken, der Bankerott des preußischen Staats sei unvermeidlich an die zweijährige Pension des Künstlers geknüpft. Als Carstens nun gar für seine Rückkehr nach Berlin die Bedingung gemacht hatte, daß man ihm dort eine Gallerie (d. h. einen öffentlichen Saal) mit seinen Compositionen auszumalen gebe, weil er meinte: „öffentliche Kunstwerke dieser Art seien das einzige Mittel, im Volke das Gefühl des Schönen zu erwecken,“ da gerieth der Minister vollends außer sich. Er bildete sich ein, der Künstler verlange nichts Geringeres, als daß der König von ihm eine ganze Bildergallerie im deutschen Sinne des Worts malen lassen solle, und

beeilte sich ihm zu schreiben: „Bildergallerieen habe man bereits in Berlin, und sie seien zu freiem Zutritt für Jedermann eröffnet.“ Und dieser Edle war der höchste Vorsteher aller Kunstinteressen im damaligen Staate der Intelligenz!

In Rom stellte sich Carstens indeß bald ganz auf eigene Füße, und hier war es, wo alle Welt erkannte, daß man es in der Zeit der Zwerge mit einem jungen Riesen zu thun hatte. Er veranstaltete 1795 eine eigene Ausstellung von eilf großen Compositionen in Tempera, Aquarell und Zeichnung. Kein Oelgemälde war darunter, denn die Farbe war nicht Carstens Stärke. Diese Ausstellung begründete seinen Ruhm in der gesammten Künstlerwelt. Die größten Talente aller Nationen, besonders die Engländer und Italiener, und unter den Letzteren Männer, wie Camuccini, Benvenuti und Bossi, sprachen laut ihre Bewunderung aus, und ehrten ihn als ihren Meister. Neider und Verkleinerer fand er allein an —

seinen deutschen Landsleuten, von denen nur ein Einziger, Wächter von Stuttgart, eine ehrenvolle Ausnahme machte.

Jetzt endlich stand Carstens wie und wo er stehen mußte. Sein Genie war anerkannt, sein Name verbreitet, die Schätzung der besten Zeitgenossen und Mitstrebenden erworben, die Verbindung mit reichen Kunstfreunden angeknüpft, seine Existenz im geliebten Rom gesichert — nichts fehlte ihm als — Lebenskraft. Aber ein Dasein voll Mühsal und Noth hatte diese vorzeitig erschöpft. Noch zwei Jahre angestrengten Schaffens gelang es ihm dem siechen Leibe abzuringen; in ihnen entstanden unter andern seine vierundzwanzig Darstellungen des Argonautenzugs und vier von den in Weimar befindlichen Zeichnungen. Von Krankheit niedergeworfen und an das Siechenlager gefesselt, war der letzte Gegenstand, der seine Hand und seinen Geist beschäftigte, eine Komposition nach Hesiods „goldenem Zeitalter." Unter den

Schmerzen tödtlichen Leidens, im Angesichte des Todes, blieb sein Geist noch frei genug, um die heitersten Bilder der poetischen Unschuldswelt menschlicher Zustände zu entwerfen. Die Komposition blieb unvollendet; Carstens starb am 25. Mai 1798. An einem Frühlingsmorgen, unter den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, senkten wenige Freunde bei der Cestiuspyramide den müden Leib des Mannes, der selbst den Sonnenaufgang neuerer Kunst herbeigeführt hatte, zur ewigen Ruhe ein. Vergeblich haben wir vor fünf Jahren die Stätte aufgesucht, um sie mit einem Kranze zu schmücken. Sie ist unbezeichnet, denn er hatte im Leben wie im Tode das Unglück — ein Deutscher zu sein.

Sein Schicksal hatte dem Künstler nicht vergönnt, irgend eine seiner größeren Compositionen auszuführen. Sie waren bestimmt, im großen Style der besten Zeit die Gallerieen und Säle öffentlicher Gebäude und Fürstenpaläste zu

ſchmücken. Aber nur Eine Arbeit dieſer Art — die Fresken des einſt Dorville'ſchen Hauſes in Berlin — hat er vollendet. Ich habe ſie nicht geſehen, und weiß nicht einmal, ob ſie überhaupt noch vorhanden ſind. Sterbend hatte er nur den einen Wunſch, daß wenigſtens ſein Nachlaß zuſammenbleiben möchte, „damit doch Etwas von dem Wenigen, was ſein widriges Geſchick ihm zu leiſten vergönnt, die Spur ſeines Daſeins erhalte."

Dieſer Wunſch ſollte erfüllt werden. Fernow, den er zum Erben ſeines Kunſtnachlaſſes eingeſetzt hatte, brachte denſelben nach Weimar, wo durch Goethe's Vermittlung Karl Auguſt dieſe Zeichnungen ankaufte. Es waren der größeren Kompoſitionen urſprünglich dreiunddreißig, von denen man jetzt aber nur noch einige zwanzig in der Kunſtſammlung findet. Herr Sekretair Schuchardt hat den Anfang gemacht, dieſelben durch den Stich von der Hand des tüchtigen Kupfer-

stechers W. Müller weiter zu verbreiten. Bereits sind von diesem lobenswerthen Unternehmen zwei Hefte, jedes von vier Blättern, erschienen, welche kein Sammler und Kunstfreund, aber auch kein strebender Künstler sich entgehen lassen sollte. Mir werden sie eine liebe Erinnerung sein an die genußreichen Stunden, die ich im Anschauen der Originale verlebte.

Wenn man in diesen großartigen Kompositionen, in welchen sich Michel Angelo's Kraft mit Rafael'schem Schönheitssinne vereinen, das eigentlich Charakteristische aufsucht, so findet man es in der eigenthümlichen und individuellen Lebensfülle und Wahrhaftigkeit, durch welche uns alle Gestalten vom ersten Augenblicke an als in sich vollendete Individuen erscheinen. Ich weiß keinen neueren Künstler, bei dessen im Bereich der Antike sich haltenden Kompositionen mir so ganz und völlig die Illusion antiken Lebens und Wesens geworden wäre, als bei diesen Carstens-

schen Zeichnungen. Man fühlt es bei diesen Darstellungen aus der Homerischen Heroenwelt, bei diesen Lapithen und Centauren, diesen Argofahrern, diesen Scenen aus Aeschylus und Sophokles, daß ihr Schöpfer sich ganz mit antikem Geiste erfüllt hatte, daß er, wie Winckelmann, selbst ein Grieche geworden war. Denn nur mit Winckelmann ist Carstens unter den Menschen seines Jahrhunderts in seiner Liebe zu den Alten zu vergleichen. Und wie Winckelmann durch seine begeisterte Beschreibung die Götterbilder antiker Plastik gleichsam zum zweiten Mal ins Leben rief, so ward Carstens der zweite Schöpfer der Heldengestalten hellenischer Poesie. Inmitten einer elenden Gegenwart und eines entarteten Kunstgeschmacks, in einer Zeit, deren Leben und Lebensformen auch nicht der schwächste Strahl des Lichtes reiner Schönheit erleuchtete — was blieb ihm übrig, als wie Schiller und Goethe zu fliehen in das Reich der Schatten, der Träume, der Ideale,

in das Reich der antiken Poesie. Ihm hatte ein Gott gegeben, zu sagen, was er leidend erduldete. Alle seine Bilder sind nichts, als solch ein Sagen von dem tiefen Leide einer großen Künstlernatur, die sich außer Zusammenhang findet mit der Welt um sich her. Er hätte leben müssen in der Zeit, wo die Lebensgenossen der alten italienischen Maler noch das Alterthum und seine Poesie verstanden, wo Rafael die Farnesina malte, und die Carracci sich in die Poesie antiker Sage versenken durften. Mindestens hätte er vom Geschick begünstigt die Wandlung zu erleben verdient, welche sein Genius selbst unter den widrigsten Umständen durch seine Schöpfungen ausüben sollte auf die Richtung und den Geschmack der neueren Kunst. Nicht nur die Wächter, Koch, Schick, Genelli u. A. haben seines Geistes Hauch verspürt; nicht nur Thorwaldsen soll einige Jahre unter Carstens Leitung gezeichnet haben. Auch den größten und gefeiertsten der jetzt lebenden

deutschen Meister, Cornelius, hat man ausrufen hören beim Anblick der Carstens'schen Zeichnungen: „Was wären wir, wenn der gelebt hätte!"

Carstens hat nie ein christliches Bild gemalt. Seine ganze Seele lebte in der antiken Welt, in der schönheitvollen Menschlichkeit hellenischen Daseins. Aber nicht nur die großen Heroengestalten Homerischer, Aeschyleischer und Sophokleischer Dichtung, die Thaten und Leiden eines Achill und Oedipus, eines Jason und seiner Argonauten, trieb ihn sein Geist, in sichtbares Leben zu rufen. Auch die Komödie und die Geschichte seiner geliebten Helenen, sowie die Lyrik Pindars und die geistreiche Satyre Lucians lieferten ihm die Gegenstände seiner Kompositionen. Sein Alcibiades in der Schlacht von Potidäa, beschützt von dem tapfern Sokrates, sein Strepsiades im Sokratischen Studienstübchen, horchend auf die aberwitzigen Lehren des Aristophanischen, im Hängekorbe schwebenden Philosophen; sein Lucianischer

Megapenthes auf Charons überfüllten Nachen mit Gewalt geschleppt, und wie viele andere Kompositionen noch bezeugen nicht minder die Kraft allseitiger Auffassung hellenischen Wesens und hellenischer Denkweise, welche diesem Genius innewohnte. Am wenigsten ansprechend sind mir seine Zeichnungen nach Ossian und Klopstock, liebenswürdiger seine Allegorien nach Hesiod und Sanchuniathon. Aber vor Allem interessant bleibt es, daß ihm jenes Shakspeare zugeschriebene „Trauerspiel in Yorkshire" zu einer Komposition Anlaß gab. Hier hat der Künstler eine Verzahnung stehen gelassen für den Zukunftsbau der Kunst. Denn was man auch sagen, wie sehr man auch die Carstens'schen Kompositionen bewundern mag — die antike Herrlichkeit ihrer Stoffe ist zugleich ihr Mangel, ihre Stärke ist auch ihre Schwäche. Selbst groß ausgeführt in Gallerieen öffentlicher Gebäude würden sie doch nur eine, wenn auch noch so meisterhafte Hul-

digung sein, dargebracht der Idee der exclusiven Kunst. Das Volk, das Leben der Gesammtheit, würde keinen Schlüssel haben zu dem Verständnisse dieser Werke. Diese Helden sind ihm Nichts, diese Götter kennt es nicht, diese Mythen versteht es nicht. Dafür liegt sogar alles Biblische noch unendlich näher, und selbst Shakespeare's, Schillers und Goethe's Gestalten sind dem Volke tausendmal zugänglicher als Lapithen und Centauren, Oedipus und Jokaste, Ganymed, Parzen und Nemesis. Wie Schade, daß der einzige Anfang, den man in Weimar gemacht hat, die Dichtungen unseres modernen Geistes in farbig gestaltetes Dasein zu rufen, bis jetzt, wenn man München ausnimmt, ein vereinzelter geblieben, und noch dazu theilweis keineswegs glücklich ausgefallen ist! Doch davon ein andermal.

Geht hin und seht Euch um nach den Hallen der Volksversammlungen und nach den Sälen, in welchen die Volkserwählten tagen, nach

den Räumen, in welchen edle Geselligkeit die Menschen vereint, um die Meisterwerke der Musik zu hören oder die Dichtungen alter und neuer Zeit aus kunstgeübtem Munde vorgetragen zu vernehmen. Seht Euch um nach diesen Hallen und Sälen, diesen Gallerieen und Arkaden, zum Lustwandeln bestimmt für den Arbeiter, der den Genuß sucht und suchen darf nach der mühseligen Arbeit, — seht ihre Wände und Wölbungen bedeckt mit den Gestalten, die den Menschen, welche sie schauen, vertraut sind aus Theater und Dichtung, aus Leben, Schule und Büchern, vertrauter noch durch das tägliche Anschauen selbst; seht Euch um nach diesen Räumen, geschmückt mit den Gestalten großer Menschen und ihrer menschenwürdigen Thaten und Leiden, geschmückt mit Allem, was Poesie, Geschichte und Natur Großes, Edles und Schönes, den Menschen Erhebendes, Belehrendes und Erfreuendes besitzen, geschmückt durch die Hand von

Künstlern, die für die Zeit und für das Volk leben und schaffen, aus dem sie selbst hervorgegangen — seht Euch um nach solchen Räumen, wo der Geringste unter dem Volke täglich und stündlich Herz und Seele erweitern und beleben kann im Schönen und durch das Schöne, das er verstehen mag — wo sind sie? Ich sehe Menschenställe, Kasernen genannt, für das Volk, tabakraucherfüllte Ressourcen und Casinos für die „Gebildeten," Paläste und Lustschlösser für die Herren der Erde, — und Kunstspeicher gefüllt mit Kunstwerken aller Art und aller Gattung, Gallerieen genannt, für die Kunstkenner; aber ich sehe kaum irgendwo einen Schatten von dem Zusammenhange der Kunst mit dem Leben, der als höchstes Ziel die Seele eines Carstens erfüllte, und den für sich zu erreichen, er sich selbst zu dem Genossen eines Volkes machen mußte, dessen Leben zweitausend Jahre hinter seiner eigenen Zeit zurück und begraben lag.

Unter den Carstens'schen Zeichnungen, welche in die Goethe'sche Sammlung übergegangen sind, befindet sich auch eine Composition nach Goethe's Hexenküche im ersten Theile des Faust. Goethe, der bekanntlich seinen ersten Theil des Faust erst acht Jahre nach Carstens Tode beendete, schrieb die Scene der Hexenküche in der Villa Borghese zu Rom. Dort in Rom wird sich eine Abschrift erhalten haben, nach welcher Carstens, der vier Jahre später nach Rom kam, seine Zeichnung entwarf. Sie könnte jedem Darsteller des Faust und Mephistopheles zum Muster dienen. Faust noch in der langen pelzverbrämten Mantelschaube des Gelehrten, das Professorenbarett auf dem Haupte, hager und langbärtig, die frühgealterte Gestalt auf einen Stab gestützt, ist in dem Augenblicke dargestellt, wo er Helena's Zauberbild, das dem Beschauer nicht sichtbar ist, erblickt. Hinter ihm bereitet die Hexe ihren Zauberspuk, während Mephisto, eine hohe bärtige Gestalt, in weitem

ſpaniſchen Beinkleid, mit einem Geſichte, dem man gar kein eigentliches Alter anſehen zu können meint, die rechte Hand auf Fauſt's Schulter legt, um ihn aus ſeiner Extaſe zurück und hin zum Verjüngungswerke zu rufen. Merkwürdigerweiſe hat der Künſtler der, ſonſt durchaus menſchlichen Geſtalt Mephiſtos den Pferdefuß gegeben, welchen die Hexe bei Goethe an ihrem Freunde vermißt, und zwar keinen Klumpfuß, ſondern einen wirklichen Pferdefuß. Das kann ſchwerlich eine künſtleriſche Eigenmächtigkeit geweſen ſein, vielmehr ſcheint es, daß Goethe ſelbſt in der erſten Ausarbeitung jener Scene dies Zeichen der Volksphantaſie beibehalten haben wird. Im Uebrigen hat ſich, wie geſagt, Carſtens den Mephiſtopheles des Dichters ganz menſchlich gedacht und allen Ausdruck des Böſen nur in die verhärteten Züge des Antlitzes gelegt, das allerdings bei ihm ſo ausſieht, als könnte es keine Seele lieben. Wie groß ſteht auch in dieſer Beziehung Carſtens über

den Neueren. Da sah ich in diesen Tagen Genelli's „Leben einer Hexe," die roheste Allegorie, die sich denken läßt, einen Teufel mit Krallen und Hornansätzen, der ein junges Mädchen um ihre Jungferschaft bringt. Aber das Mädchen ist schon als Kind von einer Hexe geraubt und auferzogen worden! Was braucht's da noch einen Teufel, „um solch' Geschöpfchen zu verführen!"

Gegen solche Sachen muß man die Carstens'schen Gestalten und ihre edle schönheitvolle Einfachheit halten, um den Unterschied zu sehen. Der Maler Rudolf Lehmann, mit dem ich gestern die Carstens'schen Kompositionen angesehen hatte, ging, als wir zurückkehrten, lange schweigend an meiner Seite. „Nicht wahr," sagte ich, „diese Carstens'schen Sachen sind erhaben?" — „Ja," erwiderte er mit einem tiefen Seufzer, „und dazu hat er die Schönheit gehabt!"

Was Fernow nicht erwähnt, und was ich bisher nur als Tradition anführen hörte, daß Carstens auf den Genius Thorwaldsens durch Lehre und Beispiel Einfluß geübt, das sehe ich jetzt durch eine, mir so eben in die Hände fallende Schrift: Thorwaldsen's Jugend von Thiele*), zur vollen Gewißheit erhoben. Schon in Kopenhagen hatte der neunzehnjährige Thorwaldsen die von Carstens dort zurückgelassenen Kompositionen bewundert, und gegen die Angriffe und Mäkeleien der akademischen Kritiker lebhaft für ihn Partei ergriffen. Aber einen noch weit tieferen Eindruck sollte der Genius des Künstlers auf ihn machen, als er ihm selbst im Jahre 1797 in Rom begegnete. Carstens war bereits von unheilbarer Krankheit ergriffen. Thorwaldsen lernte ihn bei dem dänischen Kunstforscher Zoëga kennen, und fühlte sich

*) Deutsch von Wachenhusen. Berlin 1851.

vor allen andern zu ihm hingezogen. Der dänische Biograph Thorwaldsens, welcher diese ersten sicheren Nachrichten über die Jugend des größten plastischen Künstlers der modernen Zeit aus dessen eigenen, erst von ihm entdeckten, Briefen und schriftlichen Aufzeichnungen geschöpft hat, sagt es ausdrücklich, daß die Carstenschen Kompositionen ein Gegenstand von Thorwaldsen's Hauptstudium gewesen, und daß er dieselben theils vollendet, theils kopirt habe. „Mehrere derselben wurden sein unschätzbares Eigenthum, das er später seinem Vaterlande hinterließ." Ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß diejenige Arbeit, welche auf Thorwaldsen's Schicksal den entscheidenden Einfluß übte, sein berühmter Jason, einer Komposition von Carstens seine Entstehung verdankt. Thorwaldsen selbst gestand, daß er Carstens Tod als ein persönliches Unglück empfand, als einen Verlust, der ihn schmerzlicher erschütterte, als selbst die gleichzeitige Wegführung

aller Hauptwerke der plastischen Kunst des Alterthums aus Rom nach der Hauptstadt Frankreichs.

Thorwaldsen und Koch waren es auch, welche nach Carstens Tode seine Mappen ordnen halfen, und viele seiner Werke theils ausführten, theils kopirten. In der That, es liegt ein eignes Verhängniß darin, daß der Norden Europa's es sein mußte, der in Carstens und Thorwaldsen die beiden Erneuerer des Stils in Malerei und Plastik hervorbrachte. Und gleichsam als ob das Gunstgeschenk zu groß sei für die Zeit, ließ der Neid der Götter nur den Einen zur vollen Reife gedeihen, während er dem Andern die gleiche Vollendung seiner Bahn versagte. —

Carstens Neigung für die Allegorie, die sich in einigen Kompositionen zeigt, wird man billiger beurtheilen als Schiller es in dem Xenion: „Das Neueste aus Rom" gethan, welches lautet:

„Zeit und Raum hat man wirklich gemalt; es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt."

Diese Neigung gründet sich auf eine Vorliebe der Zeit, welcher selbst noch ein Winkelmann huldigte, und gerade Winkelmann, dieser deutsche Hellene, war dem Maler des Hellenenthums mehr als andere verwandt. Fernow hatte jene beiden Bilder seines Freundes im Merkur von 1795 lobend beschrieben. Dafür trat der sogenannte Maler Müller in Schiller's Horen gegen beide in die Schranken und veranlaßte so jenes Schillersche Epigramm auf einen Künstler, der es vor allen verdient hätte, daß ihm in den Fenien ein bleibendes Ehrendenkmal gesetzt worden wäre. Aber auch dazu fehlte ihm, was er sein ganzes Leben hindurch entbehrt hat, — das Glück! —

Weimar, im Juli 1851.

Die Göthe'schen Kunstsammlungen habe ich gestern wieder einmal mit großem Interesse besucht. Genuß und Uebersicht derselben wird jetzt sehr erleichtert durch das beschreibende Verzeichniß, welches der Ordner und Beaufsichtiger dieser Sammlungen, Goethe's mehrjähriger Sekretair Herr Chr. Schuchardt, neuerdings herausgegeben hat. Dieser vierthalbhundert Seiten starke Katalog umfaßt indessen nur die Schätze der zeichnenden Kunst, welche Goethe während eines langen Lebens um sich zu versammeln gewußt hat.

Und doch war Goethe nicht, was man so eigentlich einen Sammler nennt. Zunächst und vor Allem unterschied ihn von einem solchen, daß ihm das Sammeln und die Sammlung nur Mittel, nicht Selbstzweck waren, Mittel zu eigner Ausbildung und steiger Erweiterung seiner Erkenntniß der Kunst und ihrer Entwickelung nach allen ihren Richtungen. Das Wesentliche der Kunst in jeder Form zu erkennen und zu würdigen, das war die Tendenz, aus welcher sein Sammlerstreben hervorging. Der Beschreiber der Goethe'schen Kunstsammlungen bemerkt sehr richtig, daß sich aus dieser Tendenz das Vorhandensein vieler Sachen, namentlich unter den Kupferstichen erkläre, zu denen ein scrupulöser Sammler den Kopf schütteln möchte. Allein für Goethe, sagt er, war der geistreiche Gedanke, die Art und Weise der Auffassung und Darstellung desselben die Hauptsache bei einem Kunstwerke. Diesen zu erkennen genügte ihm auch eine weniger gute

Nachbildung, ein minder guter Abdruck, ja selbst das Fragment eines bedeutenden Werks. Der Sammler Goethe sammelte und sah das Gesammelte eben als Dichter, als schaffender Künstler. „Zur wahren Erkenntniß, schreibt er einmal an seinen Freund und Lebensgenossen Heinrich Meyer, braucht man eigentlich nur Trümmer. Diese guten, vortrefflichen aber höchst beschädigten, diese schwachen, ausgedruckten, diese ungeschickt aufgestochenen, kopirten und in so manchem Sinne versehrten und zersetzten Blätter haben gerade meine kritische Fähigkeit aufgeregt und mir in einsamen Stunden sehr große Freude gemacht. Wie sehr Recht haben Sie nicht, daß es zur wahren Kenntniß nur wenig bedürfe; wie sehr Recht hätten Sie nicht, wenn es nicht eines großen Umwegs bedürfte, zu diesem Wenigen zu gelangen.“ Und wenn er auch dabei den Nutzen großer bedeutender Sammlungen zur Gewinnung kunsthisto-

riſcher Erkenntniſſe und Reſultate ſich nicht verhehlte, ſo erſchien es ihm doch „luſtiger,“ dergleichen Kenntniſſe und Reſultate aus ſeinen „Spetteln,“ wie er ſich in jenem Briefe an Meyer ausdrückt*) hervorzulocken. Freilich kam ihm dabei zu Statten, daß er ſelber auch das Vollendete und Vortreffliche in jahrelanger Anſchauung großer Kunſtſchätze genoſſen und ſich zu eigen gemacht hatte. Jene Aeußerung iſt neben dieſer auch noch mit einer andern Bedingung zu verſtehen. Denn wenn auch dem Kunſtforſcher zur Ergründung des Gedankens und ſeines ſcharfen Ausdrucks gerade Kunſtblätter von der oben angegebenen Beſchaffenheit um ſo förderlicher waren, je weniger das Beſtechende der Ausführung ihn von der Hauptſache ableitete, ſo weiſ't doch auch der Verfaſſer

*) Briefe von und an Goethe, herausgegeben von Riemer. Leipzig 1846. S. 86.

des Katalogs aus eigner Erfahrung nach, wie für den reinen Genuß des Kunstwerks als solchen der alte Herr eine dem Original entsprechende Vollendung bei Nachbildungen wohl zu schätzen gewußt, und in solchem Falle weder Mühe noch Kosten gespart habe. Die Art und Weise, wie er überhaupt bei Ankäufen verfuhr, stand gleichfalls im Verhältniß zu seiner Absicht. Da er nicht auf Vollständigkeit und sonst aus äußeren Rücksichten sammelte, da er keine Seltenheiten und Kuriosa suchte, so gab er niemals Aufträge bei Auktionen, wenn er nicht gerade aus einem besonderen Grunde den Besitz eines einzelnen Blattes wünschte. Statt dessen ließ er sich von Kunsthändlern zeitweise größere Zusendungen machen, die er allein und mit Freunden wiederholt betrachtete und bei jeder erneuten Durchsicht mehr und mehr Alles ausschied, was nicht auf die Dauer befriedigte. Was diese Probe aushielt, wurde gekauft und diente noch

längere Zeit zu fruchtbringender Unterhaltung. Es wurde Alles herbeigeſchafft, was zur weiteren Erklärung und zum völligen Eindringen in den Gegenſtand diente, und das Reſultat gelegentlich in einem Aufſatze niedergelegt, dergleichen ſich im 39. Bande der kleinen Ausgabe von Goethe's Werken (Bd. 31 der Ausgabe von 1840 in 40 Bänden) mehrere finden, wie z. B. Ruysdael als Dichter, Leonardo da Vinci, der Triumphzug Mantegna's u. a. m.

Bei dem Ueberblick dieſer Goethe'ſchen Sammlungen erkennt man ſo recht, wie wenig exkluſiv und abweiſend Goethe ſich zu den verſchiedenſten Richtungen verhalten hat. Und doch hatte er ſeinerſeits das Härteſte erfahren, was ein redlich ſtrebender Freund und Förderer der Kunſt in einem langen Leben erfahren kann, die Abweiſung, Bekämpfung, Störung und endliche Zerſtörung aller ſeiner kunſtfördernden Lieblingspläne und Veranſtaltungen, durch die nazareniſch reli-

giöse Kunstrichtung, oder wie er selber es einmal ausdrückt, durch jenen wahnsinnigen Sektengeist, der keine Scheu trug, das Verwerfliche als Grundmarime alles künstlerischen Handelns auszusprechen." Sie vernichteten ihm seine „Propyläen" und zwangen ihn seine Preisausschreibungen einzustellen. Sie hinderten und vereitelten ihm viele andere seiner redlichsten Bemühungen um die Förderung der Kunst, ja sie wußten selbst die Ausführung eines Planes zur Kopirung antiker Gemälde zu hintertreiben, wodurch er eine thatsächliche „Geschichte des Kolorits" in Beispielen vor Augen zu legen beabsichtigte. Sie verketzerten ihn wie in der Religion so auch in der Kunst als einen blinden Heiden, dem jeder Sinn für etwas anderes abgehe, und sie thaten dies um so zuversichtlicher, da die große Mehrzahl dieser neuromantischen Nazarener, zumal die Künstler selbst, sich niemals die Mühe genommen hatten, Goethe'sche Kunstschriften zu lesen, son-

dern ſich mit der Tradition irgend eines, als Paradoxon formulirten, Ausſpruchs begnügten. Sie verfuhren, wie Schuchardt es treffend ausdrückt, ganz in der Weiſe wie Leute, die ein Kunſtwerk für ſchlecht erklären, weil ein Finger oder eine andere Kleinigkeit falſch gezeichnet iſt. Weil Goethe ſelbſt kein Maler oder Bildhauer war, ſollte er auch nicht über Werke der bildenden Kunſt urtheilen können. Goethe ſelbſt war beſcheidener. Er hat nie behauptet, daß nur ein Dichter über Poeſien gründlich urtheilen könne.

Allwöchentlich einmal an den Vormittagsſtunden des Freitags iſt dem Publikum der Zutritt zu den Goethe'ſchen Sammlungen geſtattet. Leider ſind frühere Beſtrebungen, das merkwürdigſte und kunſtgeweihteſte Haus Deutſchlands zum Eigenthum der Nation durch Vermittlung des deutſchen Bundes zu machen, geſcheitert. Ueber das Warum? dieſes Scheiterns vernimmt man hier ein chaotiſches Durcheinander von

Gründen, aus dem nicht leicht klug zu werden ist. Als Thatsache steht leider fest, daß jetzt in dem Hause des Mannes, dessen Name allein überall, wohin nur europäische Civilisation gedrungen ist, den deutschen Genius ehrenvoll repräsentirt, ein preußischer Militär zur Miethe wohnt, und daß das Arbeits- und Sterbezimmer Goethe's für einheimische wie für fremde Verehrer des alten Dichterfürsten seit Jahren hermetisch verschlossen sind. Das gastliche Salve an der Schwelle der Wohnungsräume starrt dem abgewiesenen Besucher wie ironischer Hohn entgegen. Daß dies Haus Goethe's nicht Eigenthum der Nation werden konnte, bleibt eine deutsche Schande, mag die Schuld sein wessen sie wolle.

Mit den Kosten einer einzigen großen Revüe wäre es möglich gewesen, eine Schuld abzutragen, welche Deutschland gegen den Genius, gegen sich selbst, gegen die ganze gebildete Welt zu tilgen hat. Eine einzige Kompagnie Soldaten

weniger im Bundesheere, und ihre ersparten Kosten gleichmäßig unter die deutschen Bundesstaaten vertheilt, gäben die jährlichen Mittel, um nicht nur Haus und Sammlungen des größten deutschen Dichters gegen eine Jahresrente anzukaufen, sondern auch nebenher die beabsichtigte Goethestiftung ins Leben zu rufen. Es ist jammervoll! Die Kosten einer einzigen „Mobilmachung" einer deutschen Großmacht verschlingen in wenig Monaten eine Summe, welche Alles in Allem gerechnet ausreichen würde, alle diejenigen Ausgaben zu decken, die seit einem Jahrhundert von derselben Großmacht für die Förderung des Schönen und der Kunst aufgewendet worden sind. Es ist schwer, solche Zustände und Verhältnisse als wahre Kultur und als göttliche Ordnung anzuerkennen und zu verehren!

Es giebt in Deutschland zahlreiche Sammlungen von unendlich größerem Umfange und materiell bedeutenderem Werthe, aber keine ein-

zige, welche, wie dieſe Kunſtſammlung Goethe's, ein Bild gäbe von dem ganzen Sein und Weſen, von dem Bildungswege und der Univerſalität eines Mannes, der ſeines Gleichen nicht neben ſich hat in ſeinem Volke. Seine Studien, ſeine Werke, ſein ganzes Leben, das Alles findet in dieſen Sammlungen den ergänzenden, erklärenden Kommentar. Dieſe Reliquien verkommen, dieſe Sammlungen verzetteln laſſen, wäre eine That der Barbarei, welche allein hinreichen würde, den letzten Reſt des Nimbus zu zerſtören, mit welchem „das Volk von Denkern und Dichtern" ſich zu umgeben liebt. Vielleicht iſt jedoch auch dieſes beſchloſſen im Rathe der Götter, welche die Looſe werfen über die Schickſale des deutſchen Volkes.

Mich verlangte in den Goethe'ſchen Kunſtſammlungen beſonders nach dem, was Goethe ſelbſt in der Kunſt praktiſch geleiſtet. „Wenn Sie ſehen wollen, was Goethe ſelbſt allein und

ohne Beihülfe fremder Hand zu Stande gebracht hat," sagte mein freundlicher Führer, Herr Schuchardt, „so müssen sie dies Heft durchmustern." Es war ein Heft von einigen zwanzig Handzeichnungen, alle entstanden im Jahre 1810 bei einem Aufenthalte in Jena, über welchen man das Nähere in den Tages- und Jahresheften (Bd. 32. S. 60 der kleinen Ausgabe) finden kann. Sie sind das Letzte, was Göthe in dieser Art gemacht hat. Er selbst hat diese Zeichnungen als das Resultat seiner praktischen Künstlerbestrebungen angesehen, und in einem handschriftlich dem Hefte beigegebenen Vorworte den Wunsch ausgesprochen, daß sie als Denkmal seiner künstlerischen Leistungen beisammen aufbewahrt bleiben möchten. Denn wenn er auch immerhin seine praktische Tendenz zur bildenden Kunst gegen Eckermann eine falsche nennen mochte, weil ihm die Naturanlage dazu gefehlt *), so blieb

*) S. Eckermann Gespräche mit Goethe I, S. 210.

ihm doch eine gewiſſe Zärtlichkeit gegen ſeine vielfach wiederholten Verſuche eigen, die ſich auch in jenem handſchriftlichen Vorworte ausſpricht. Hier erzählt der alte Herr ſehr behaglich: wie er, als er im April 1810 nach Jena ging, um ſeine zwei Bände zur Farbenlehre abzuſchließen, der Erledigung von einer Laſt, die ſo viele Jahre auf ihn gedrückt, mit Wohlbehagen entgegen geſehen, und wie ihn dort inmitten der „abſtrufen“ Beſchäftigung mit der Farbe ohne Bezug auf Geſtalt und lebendige Natur „ein wunderliches Verlangen“ überfallen habe, das, was von Zeichnungsfähigkeit in ihm läge, noch einmal zu verſuchen.“ „Dies geſchah nun auf dieſe Weiſe, daß ich bei einſamen Spaziergängen mir gewiſſe Gegenſtände ſo feſt als möglich einprägte und nachher zu Hauſe mit der Feder aufs Papier fixirte, auch wohl an der Natur ſelbſt Umriſſe verſuchte, oder nach Erzählungen mir Gegenden vorbildete — — und ſo entſtanden

denn nachſtehende zweiundzwanzig Blätter, die ich mit eben ſo wunderbarer Aufmerkſamkeit (es war ihm zuletzt Alles wunderbar, dem Alten) aufzog, umrahmte und mehr oder weniger ausführte. Da mit dem Auguſt ſich dieſe gewiſſermaßen angeſtrengte Neigung völlig verlor, auch von mir nachher der Art wenig hervorgebracht wurde, und ſelbſt, wenn ich es verſuchen wollte, nicht gelang, ſo habe ich dieſe Zeichnungen ſämmtlich zuſammengehalten, keine fremde Hand, wie ich ſonſt bei Skizzen gern that, darin walten laſſen, und ſo dieſer eigenen Lebens- und Kunſtepoche ein Denkmal zu erhalten geſucht; wie ich ſie denn auch gegenwärtig in einem Bande geſammelt, um ſie für ein Ganzes zu erklären, woraus Fähigkeit ſowohl als Unfähigkeit beurtheilt werden könne."

Muß man auch geſtehen, daß der Inhalt dieſes Bandes jener etwas feierlichen Wichtigkeit nicht entſpricht, ſo ſind doch einige Sachen unter

dieſen Blättern, welche allerdings eine vielgeübte künſtleriſche Auffaſſung landſchaftlicher Erſcheinungen bezeugen. Freilich blickt überall der Dilettant hindurch, der es gern zu einer eignen „Manier“ im guten Sinne des Worts bringen möchte, ohne doch dahin zu gelangen. Die Gegenſtände ſind meiſt aus den Umgebungen von Jena und Karlsbad entnommen, wobei mir die böhmiſche Natur am glücklichſten erfaßt ſchien. Jedenfalls ſind dieſe Zeichnungen unendlich beſſer als vieles andere, was in und außerhalb Weimar als Goethe'ſche Handzeichnung gezeigt wird. Figuren, wo ſie vorkommen, ſind die ſchlechteſte Seite des zeichnenden Poeten, und im Ganzen möchte man doch bei dem Anblicke vieler dieſer Sachen Goethe's Selbſtbekenntniß unterſchreiben, welches er einmal gegen Eckermann mit den Worten ablegte: daß er gar zu viel Zeit auf Dinge verwandt habe, die nicht zu ſeinem eigentlichen Fache gehörten, und daß er ſich mehr hätte an ſein

eigentliches Metier, das dichteriſche, halten ſollen."

Was man vor Allem aus dieſen Sammlungen lernen kann, das iſt jene haſtlos raſtloſe Thätigkeit eines geiſtigen Intereſſes, dem auch das Geringſte bedeutend genug erſchien, um einmal betrachtet, etwas daraus oder daran zu lernen. Nur aus dieſer Eigenthümlichkeit iſt ein Theil des Inhalts dieſer Sammlungen zu erklären, der zuweilen Dinge aufzeigt, die man ſich wundern möchte, in ſolcher Umgebung Goethe's zu finden. Aber ihm diente ein zerbrochenes Taſchenuhrgehäuſe, um zu unterſuchen, wie die Arbeit des Kunſthandwerkers daran gemacht, wie das Email eingelegt oder die Perlmutterverzierungen befeſtigt waren, und darum konnte ihm ſelbſt ein geringfügiger Gegenſtand Stoff werden zu ſinniger und lehrreicher Betrachtung. Denn daſſelbe Auge, welches ſich an dem Otrikolaniſchen Jupiter oder an der unſterblichen Großheit einer Juno Ludo-

viſi erfreute, verſchmähte es nicht, mit liebevollem Intereſſe zu verweilen auf dem geringſten Werke kunſtthätiger ordnender Menſchenhand.

Die Fürſtengruft.

Ich hatte mir den Beſuch dieſer geweihten Stätte bis zum Ende meines Weimariſchen Aufenthalts verſpart, und mich begnügt, zuvor nur in manchen ſtillen Stunden den Friedhof zu durchwandern, der einem wohlgehaltenen Garten gleich, den einfach ſchönen tempelartigen Bau der Fürſtengruft umſchließt.

Auf den Friedhöfen kann man den Charakter einer Stadt und die Gemüthsart und Bildungsſtufe ihrer Bewohner kennen lernen. Und da macht es denn einen überaus wohlthuenden Ein-

druck, wenn man die liebende Sorgfalt gewahrt, mit welcher die Menſchen hier zu Lande überall ihrer Todten durch den freundlichen Schmuck ihrer Ruheſtätten gedenken. Auch hier in Weimar, wie in Gotha, Eiſenach und anderen thüringiſchen Orten verdient der Friedhof ſeinen alten ſchönen Namen Gottesgarten. Kein Grab erſcheint vernachläſſigt oder verwildert, faſt alle prangen im reichſten Blumenſchmucke, und wohlgehaltener Baumwuchs und blühende Geſträuche faſſen überall die breiten Wandelgänge ein, welche dieſen Garten der Erinnerung in allen Richtungen durchſchneiden. Rings an den mäßig hohen Einfaſſungsmauern ziehen ſich die abgeſonderten Erbbegräbniſſe hin für die Reichen und Wohlhabenden. Aber ſie ſind meiſt nur leicht eingefriedigte offene Plätzchen, von denen jedes wieder durch die liebende Sorge der Angehörigen zu einem kleinen Blumengarten umgewandelt iſt. An der Mauer ſieht man die Inſchriften, Reliefs

bilder und andere ſprechende Erinnerungszeichen, faſt überall mit Kränzen, Blumenſtöcken in Niſchen und Blenden heiter geſchmückt. In Jena ſah ich ſelbſt neben den Inſchrifttafeln kleine Glasſchreine angebracht für die Todtenkränze und ähnliche letzte Liebesgaben. Stolze Prachtgräber mit anſpruchsvollen Monumenten in Erz und Marmor ſind auf dem Weimariſchen Friedhofe kaum vorhanden. Alles iſt beſcheiden, ſchlicht und einfach. Neu und auffallend war mir, daß auf den meiſten Denkſäulen, Kreuzen und andern Bezeichnungsmitteln der Gräber, die Namen und ſonſtiges Schriftliche in Verſen und Proſa faſt durchgängig auf kleinen, wenig über handgroßen, eirunden Email- und Porzelanplatten mit hellpolirter Metalleinfaſſung zu leſen ſtand, ganz ähnlich den Schildern, welche an den Wohnungsthüren der Lebenden Stand und Beruf anzeigen.

Es war ein regentrüber Nachmittag als wir

in Begleitung des Herrn Bibliothekſekretair Dr. Kräuter die Fürſtengruft beſuchten.

Auf der ſachtanſteigenden Höhe, recht in der Mitte des Friedhofs, erhebt ſich über einem mehrfach abgeſtuften breiten ſteinernen Unterbau ein einfaches tempelartiges Gebäude, von mäßigen Verhältniſſen. Es iſt mit Vordach und Säulen geſchmückt. Durch eine ſchwere Doppelpforte ſchreitend gelangten wir in eine gewölbte Rotunde von viereckten Pfeilern getragen, und durch das von oben her einfallende Licht genügend erhellt. Der Raum iſt ohne allen Schmuck von Farbe und Stuckzierrath, als ſollte Auge und Sinn der Eintretenden durch Nichts abgezogen werden von dem, um deſſentwillen ſie gekommen. Nur eine umgitterte runde Oeffnung in der Mitte zeigt die Stelle, an welcher die Särge der Fürſten mittelſt einer Verſenkungsmaſchine hinabgelaſſen werden in das unten befindliche Gruftgewölbe. Zur Linken führt eine Steintreppe in

mäßiger Windung hinab. Mit der letzten Stufe ſtößt unſer Schritt an die Sarkophage Schiller's und Goethe's. Sie ſind ganz gleich gearbeitet, von antiker Form, ſchlicht und völlig ſchmucklos, aus dunkel gebeiztem Eichenkernholze. Die Namen Schiller und Goethe, in lateiniſchen Metallettern oben auf dem Sargdeckel angebracht, umſchloß je ein Kranz von Lorbeer, der immer erneut wird für die beſuchenden Verehrer, welche nach Reliquien verlangen.

Karl Auguſt aber ruht nicht, wie die Sage geht, zwiſchen dem Dioskurenpaar ſeiner Dichter. Sein großer erzner, reichverzierter Sarkophag ſteht tiefer in die Gruft hinein. Eichengewinde, Lorbeer und Oelblatt, die Embleme der Gerechtigkeit und Tapferkeit, Schwert und Wage, umfaſſend, ſchmücken in getriebener Arbeit den Sarg des ruhmvollſten deutſchen Fürſten, des Mannes, den Deutſchland nie und nimmer zu ehren vergeſſen darf und vergeſſen wird, ſo lange die Na-

men Goethe und Schiller genannt werden. „Gerecht und milde, weiſe und tapfer“ lautet die Inſchrift, und ſie ſagt nicht zuviel von dem Manne, der als Fürſt ſeiner ganzen Zeit ein Vorbild war freieſter und edelſter Menſchlichkeit. Ein kleiner Sarg an ſeiner Seite birgt Louiſens ſterbliche Hülle. Amalie ſchläft in der Schloßkirche, wo Herder ruht, während Wieland's Gebeine der Raſen ſeines friedlichen Osmanſtedt umſchließt.

Der führende Küſter machte Anſtalt, noch andere fürſtliche Särge zu erhellen; wir baten ihn, ſie in ihrem Dunkel zu laſſen. Wer möchte hier in dieſen Räumen anderes ſuchen und andere Namen hören, als die unſterblichen, deren Gedenken gerade an dem Orte, der ihre verſtäubende Hülle umſchließt, in uns die Unendlichkeit und Ewigkeit ihres Lebens und Wirkens mit doppelter Stärke hervorruft. Ein ſolcher Gedanke aber wird von ſelbſt zum Gebete, dem einzigen,

das auch der längſt entwöhnten Lippe bleibt, zu dem Gebete, das nach Beſiegung „des Widerſtandes der ſtumpfen Welt“

— Das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag der Edlen endlich komme!

Schiller's Gebeine wurden hier erſt am 17. November 1827 beigeſetzt, über zweiundzwanzig Jahre nach ſeinem Tode, und geraume Zeit nach der Auffindung der ſterblichen Reſte des Dichters. In der letzteren Zwiſchenzeit waren ſie, und zwar der Schädel getrennt von den übrigen Theilen, proviſoriſch in der Bibliothek verwahrt geblieben. In jenem Jahre kam König Ludwig von Baiern nach Weimar, Goethen an ſeinem Geburtstage zu beglückwünſchen. Man ſagt, er habe ſich mißbilligend ausgeſprochen über dieſe Art der Aufbewahrung von ſeines Lieblingsdichters Ueber-

resten. Der Großherzog Carl August schrieb einige Wochen später an Goethe: „Es wird so verschiedentlich über die Aufbewahrung der Schiller'schen Reliken, seines Kopfs und Skelets, auf hiesiger Bibliothek hin und her geurtheilt, daß ich es für rathsam halten möchte, selbige in dem Kasten, in welchem sie liegen, inclusive des Hauptes, von welchem zuvor noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft setzen und aufheben zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen neuen Friedhofe habe bauen lassen. So Du hiermit einstimmst, so werde ich dem Hofmarschallamte Anweisung geben, Schiller's Ueberbleibsel unter seinen Verschluß, bei meinen Ahnen zu nehmen." Vier Wochen später erinnerte er wieder daran in einem Billette durch die Frage: „Wie ist's mit der Beisetzung von Schiller's Ueberbleibseln?" worauf denn, nachdem inzwischen ein würdiger Sarg nach Goethe's Zeichnung hergerichtet worden war,

am gedachten Tage die Beiſetzung erfolgte. Fünf Jahre ſpäter folgte ſein Sterbliches dem großen Freunde nach zur ſelben Ruheſtätte.

Wie Alles in Weimar voll iſt von Erinnerungen an die Dichterwerke beider Heroen, ſo hat auch eine Stelle aus Schiller's Braut von Meſſina Karl Auguſt Veranlaſſung gegeben zu jener im obern Theile der Gruft befindlichen Einrichtung, durch welche die über jene umgitterte Oeffnung geſtellten Särge während des Trauer-amtes durch eine Verſenkung langſam den Blikken der Verſammelten entſchwinden:

„Und als der Chor noch fortklang, ſtieg der Sarg
Mit ſammt dem Boden, der ihn trug, allmälig
Verſinkend in die Unterwelt hinab;
Das Grabtuch aber überſchleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der irdſche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend.“

Weimar und Jena.

Ein Tagebuch

von

Adolf Stahr.

Zweiter Band.

Oldenburg, 1852.
Schnellpressendruck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.
(G. Berndt.)

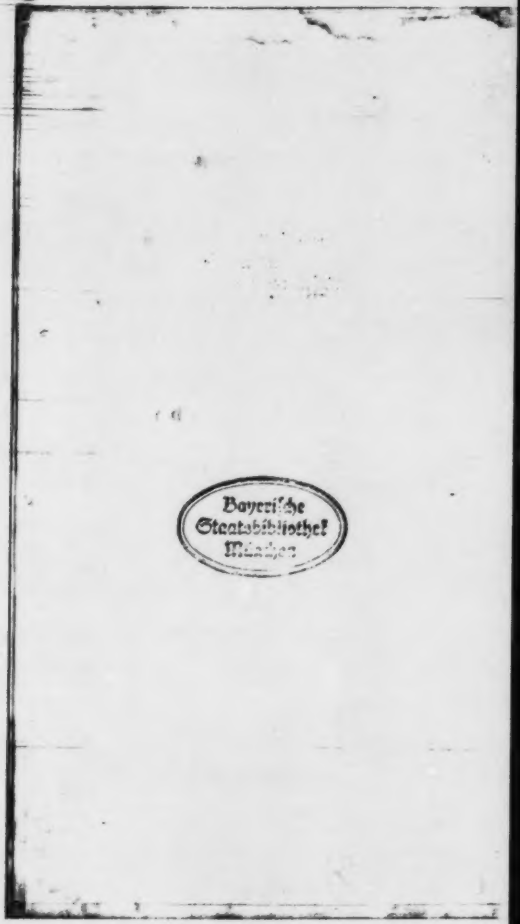
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Jena, Ende Juli 1851.

Seit acht Tagen bin ich in Jena, und begreife jetzt die Neigung und Vorliebe, welche Goethe für „das liebe närrische Nest," wie er es einmal nennt, bis an das Ende seines Lebens hegte. In dieser beruhigenden Weltabgeschiedenheit, die doch von fröhlicher Jugend so heiter belebt wird, in diesem lieblichen Thale mit seinem rauschenden Flusse, seinen schattigen Wandelgängen, seinen schöngeformten Berghöhen, die zuweilen Abends in ihrer zauberhaften Beleuchtung an die Sabiner- und Albaner-Berge der

römiſchen Campagna erinnern, inmitten einer genügſamen und doch lebensluſtigen, dabei zuthulich freundlichen Bevölkerung, fühlt man ſich von ſelbſt, bei dem Gedanken an Goethe, zugleich an ſein Fauſtiſches

„Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſein!"

erinnert. Wie liebenswürdig muthet es uns an, wenn wir uns Goethe, den in Weimar ſo zeremoniöſen Staatsminiſter, in Jena vorſtellen, wie er unter ſeines Freundes Knebel Fenſtern in die Hände klatſcht, um ihn zum Spaziergange abzurufen. Und doch iſt es Goethe ſelbſt, Er uns dies kleine Genrebild in einem Briefe an Knebel gemalt hat. Goethe's eigenes Bekenntniß nicht minder wie alle Berichte ſeiner Freunde ſtimmen darin überein, daß er hier in Jena immer erſt recht Er Selbſt geweſen, daß er ſich nirgends liebenswürdiger, behaglicher, theilnehmender gezeigt als in ſeinem lieben Jena, das für ihn im Großen war, was ſein Arbeitszimmer zu Weimar

im Kleinen. Schillers Gattin ſchrieb noch im Jahre 1798 an Frau von Stein, wie Goethe hier in Jena „ſo ganz anders ſei“ als in Weimar: „es iſt recht eigen, welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar iſt er gleich ſteif und zurückgezogen; hätte ich ihn hier nicht kennen lernen, ſo wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden.“

Jenſeits der Saale, dicht an der Brücke, welche von Jena nach Camsdorf führt, liegt das Wirthshaus, die Tanne genannt. In den Erkerräumen dieſes Hauſes, mit der entzückenden Ausſicht auf Strom und Stadt und Berge, hat er oft Monate lang gewohnt; dort iſt auch ſein „Fiſcher“ gedichtet, deſſen Entſtehung man erſt recht begreift, wenn man in warmer Sommernacht von dieſer Höhe niederſchaut auf das ſtrudelnde Geſluthe des kühlen Elementes, über deſſen breiter Fläche geſtern das Gold des hellen Mondenſcheines funkelte. Hier hat er in der

„nahezu absoluten Einsamkeit“ seiner letzten Lebenszeit Wolkenformen und Himmelsfarben beobachtet und gar Vieles von seinen Arbeiten zur Morphologie und den entoptischen Farben und anderes Naturwissenschaftliche ist hier entstanden oder abgeschlossen. Noch vor Kurzem waren die schlichten weißen Wände seines Erkerzimmers mit Barometerbeobachtungen und Tabellen, auch mit manchen Verszeilen von seiner Hand beschrieben zu erblicken, die jetzt unter der Hand des Tünchers und des Tapezierers verschwunden sind. Dergleichen Benutzung der Zimmerwände gehörte zu Goethe's kleinen vergnüglichen Eigenheiten. Er schreibt einmal an Schiller (1802): „Es ist lustig, daß ich dort an einem weißen Fensterpfosten (in seinem Wohnzimmer auf dem Jenaer Schlosse) alles aufgeschrieben habe, was ich seit dem 21. November 1798 in diesem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angefangen, so stände gar

Manches darauf, was unſer Verhältniß aus mir herauslockte.“ Auch dies Andenken an den Genius iſt bei einer Renovirung der Zimmer vernichtet worden. Doch kennt man noch die Zimmer, welche er, und früher Knebel, dort bewohnte, und wo er „immer ein glücklicher Menſch war, weil er keinem Raume ſo viel produktive Momente verdankte.“

Sonſt freilich ſind der monumentalen Erinnerungen wenig an Jenas größte Periode, an jene Zeit, wo die Schiller und Humboldt, Fichte, Schelling, Hegel, Voß, Schlegel und wie viele andere noch dies kleine Jena zur Hauptſtadt deutſchen Geiſtes und deutſcher Wiſſenſchaft erhoben. Nur Schiller's Gartenhaus, jetzt die Sternwarte, iſt noch erhalten, und Griesbach's Haus und Garten. Aber keine Inſchrift, keine Tafel bezeichnet dem Fremden, den die Erinnerung an jene Zeit nach Jena führt, mit liebevoller Pietät die Wohnſtätten jener großen und

bedeutenden Menſchen, die ein günſtiges Geſchick einſt hier zuſammenführte, und deren Namen Jena's größte Zierde ſind. Vergebens ſuchte ich in einer neuen Beſchreibung der Stadt Jena *) irgend eine Andeutung darüber zu finden. Die Verfaſſer, zwei Jenenſer Einwohner, geben zwar bei jeder Straße, bei jedem Platze, ja bei jedem Hauſe genau an, welche Unglücksfälle, Feuersbrünſte, Mordthaten und Todtſchläge daſelbſt in alten und neuen Zeiten paſſirt ſind, aber von den Häuſern, in welchen Schiller und Humboldt, Hegel, Fichte, Schelling, Voß und Schlegel gewohnt, iſt nichts zu leſen. Ein trauriges Zeichen, wie ohne Zuſammenhang dieſe Namen ſind mit dem Bewußtſein des Volkes, ſogar an dem Orte, wo ſie einſt lange Zeit gelebt und gewirkt! Selbſt von Schiller hat ſich auch nicht die Spur einer

*) Jena von ſeinem Urſprunge bis zur neueſten Zeit, von Carl Schreiber und Alexander Färber.

lokalen Tradition erhalten. War er doch nur ein außerordentlicher Professor ohne Gehalt, wie so viele andere auch; weiter wußte das Volk der Stadt, in welcher er zehn Jahre lebte, wenig von dem „gefeiertsten Dichter Deutschlands.“

Jena, den 31. Juli 1831.

Je mehr ich die Umgegend von Jena kennen lerne, deſto beſſer gefällt ſie mir, und es klingt mir jetzt gar nicht mehr unwahrſcheinlich, was die Sage behauptet: Kaiſer Karl der Fünfte, als er nach dem Siege von Mühlberg das Saalthal herauf zog, habe beim Anblick von Jena ausgerufen: das iſt ja ein kleines Florenz! Denn in der That kann die reizende Lage der kleinen altersgrauen Stadt inmitten des lieblichſten Flußthales wohl einen Schatten ſolcher Erinnerung

erwecken an die prachtvolle Steinrose, die sich in den Fluthen des Arno spiegelt.

Das Thal von Jena, welches sich von Süden nach Norden hinzieht, ist augenfällig nichts als ein gewaltiger Spalt, den einst die stürzenden Urgewässer durch jenes mächtige Hochland gerissen haben, das sich vom Thüringer Waldgebirge gegen Nordosten hinstreckt. So sind denn auch die Berge von Jena, welche das Thal begränzen, nicht eigentlich Berge zu nennen. Sie sind vielmehr nur Erhöhungen, die aus jener Hochebene durch das Wasser ausgeschnitten wurden, oder schroffe Abhänge der oberen Thalränder, die sich in sanfte fruchtbare Anberge verlieren, zu deren Füßen der üppige Wiesengrund des Thales sich hinbreitet. Die Saale, nur für Flößholz und leichte Fischernachen schiffbar, über zahlreiche Wehre schäumend, von steinernen holzbedachten Brücken überspannt, von Erlen und Weiden, Rüstern und Pappeln beschattet, rauscht

und strudelt eiligen Laufes vorbei an freundlichen Weilern und Dörfern. Aber am Fuße der nahe liegenden Höhen bezeugen scharf eingerissene Buchten und tiefe Höhlungen, daß hier einst ein mächtiger Strom das ganze Thalbett füllte; und noch jetzt schwillt nicht selten der kleine, scheinbar so friedlich dahintanzende Fluß, gleichsam seiner alten Mächtigkeit sich erinnernd, zu furchtbarer Höhe, den ganzen Thalgrund mit Verwüstung überfluthend, und das mühsame Werk der bauenden und ordnenden Menschenarbeit zerstörend. Mehr noch wie Weimar, das verhältnißmäßig höher liegt, und von einem kleineren Flusse bedroht wird, hat Jena in seiner Geschichte von solchen Nöthen zu melden, die hier mehr als einmal zu Carl August's und Goethe's Zeit die Energie beider in Anspruch nahmen und zweimal das Leben des zur Hülfe herbeigeeilten Fürsten in Gefahr brachten. Noch verderblicher für das Saalthal sind starke Gewitterregen, deren Wasser-

stürze von den Bergen niederrasend schwere Blöcke, Massen von Steingerölle und Kiessand mit sich niederreißen, Häuser zerstören, Bäume entwurzeln, und Weinberge, Felder, Gärten und Wiesen ganz oder auf Jahre hinaus zu Grunde richten. Spuren einer solchen kürzlich geschehenen Verwüstung, die wir auf unseren Spaziergängen bemerkten, gewährten einen traurigen Anblick. Aber immer wieder beginnt die fleißige Menschenhand den Kampf mit der Natur, und immer auf's Neue trägt sie die Kultur in Saatfeldern, Baum- und Weinpflanzungen bis dicht hinan an die kahlen, vulkanisch ausschauenden Häupter der Berge.

Die eigentlichen Bildner dieser Berge sind eine Reihe von Querthälern, welche hüben und drüben, bald tiefer, bald breiter auslaufend, in das Hauptthal einmünden. Die so von drei Seiten steil abfallenden Abhänge der Hochebene, welche zwischen jenen parallel laufenden Quer-

einschnitten stehen geblieben sind, erscheinen als die Berge von Jena. Am steilsten ist bei den meisten ihr Abfall nach dem Hauptthale zu. Ihre landschaftliche Schönheit, die immer auf's Neue mein Auge erfreut, wird noch erhöht durch den Wechsel der mannigfaltigsten Formen, unter denen einige in der That durch den Schwung und die Feinheit ihrer Linien an italienische Gebirgsbildungen erinnern. Am meisten ausgearbeitet erscheinen diese Bergformen auf dem rechten Saalufer, während sie auf dem linken sich in nichts von der gewöhnlichen Gestalt deutscher Höhen unterscheiden.

Von einem dieser letzteren, auf dem linken Ufer belegenen Berge, dem sogenannten Hainberge, hat man die schönste Uebersicht über Stadt und Thal und Höhenzüge. Schiller soll diesen Punkt am liebsten besucht haben, auf dem merkwürdig genug vor Zeiten das Jenasche Hochgericht stand, von dem der Berg auch heute noch

den Namen Galgenberg führt. Es muß den armen Sündern, die hier ihr Leben laſſen ſollten, doppelt ſchwer geworden ſein, im Anblick der wirklich reizenden Umgegend aus der Welt zu ſcheiden. Das Saalthal ſcheint gegen Süden hin geſchloſſen durch die Berghöhe, von deren Gipfel die ſtattliche Leuchtenburg, einſt ein Fürſtenſchloß, jetzt ein Gefängniß, herabſchimmert. Von dort aus gegen Norden zu ſtrecken ſich die Höhen der Saalberge auf dem rechten Ufer des Fluſſes in ſtetem Wechſel der Formen und Linien thalabwärts. Da hebt ſich zunächſt aus dem engen Wölnitzer Grunde in ſchroffer Steile der Johannisberg hervor. Das mächtige Trümmerwerk auf ſeinem Rücken ſind die Reſte der alten ſtolzen Lobdenburg, auf der die Dynaſten ſaßen, denen vor Jahrhunderten ein großer Theil der ganzen Umgegend ſammt der Stadt Jena erb und eigen gehörte. Näher nach Jena zu erhebt ſich die faſt ſenkrechte Felsmauer der Kernberge,

geſtützt von einigen kegelförmigen Strebepfeilern. Von zahlreichen Schluchten durchfurcht, bilden ſie mit ihren grotesken Sandſteinhöhlen, den ſogenannten Teufelslöchern, und ihren nackten, faſt aller Vegetation baren Höhen und Kuppen einen Vorſprung des Thalrandes, um welchen herumbiegend die Saale in grader Richtung auf Jena zuſtrömt. Dieſe Kernberge ſind es hauptſächlich, welche den Bergen von Jena den Ruf der Kahlheit gemacht haben, den die meiſten der übrigen, zum Theil mit Wald und Buſchwerk bewachſenen und bis zur Höhe hinauf kultivirten Höhen keineswegs verdienen. Das kümmerlich nackte Ausſehen jener Berge rührt aber keineswegs von ihrer abſoluten Unfruchtbarkeit, ſondern von dem Umſtande her, daß vier oder fünf in der Nähe liegende Ortſchaften aus unvordenklicher Zeit eine Triftgerechtigkeit auf dieſe Höhen beſitzen, welche bisher jeden Anbau gehindert hat.

Ihnen zunächſt, gegenüber der Stadt, erhebt

ſich der bei weitem intereſſanteſte aller dieſer Berge, der Hausberg. Als ich ihn zuerſt von der Stadt aus und neulich von der Terraſſe des ehemaligen Griesbachſchen Gartens erblickte, erinnerte er mich mit ſeinem zweiköpfigen Gipfel und ſeinen ſanft abfallenden Seitenlinien durchaus an den Veſuv; und ſchwerlich möchte ſich in Deutſchland noch ein ähnliches Miniaturbild jenes alten Städteverwüſters nachweiſen laſſen. Von andern Seiten und Standorten betrachtet, ſchwindet aber dieſe Illuſion. Es wird nämlich alsbald der langgeſtreckte, ſcharfe, wie eine koloſſale Säge ausgezackte Rücken ſichtbar, durch deſſen ſchmales Grat er letztlich nach Oſten hin mit der rings das Thal umgebenden Hochebene zuſammenhängt. Jene Einſchnitte des Grates ſind nur zum Theil natürlichen Urſprungs, zum größeren Theile ſind ſie Menſchenwerk. Denn hier ſtanden noch vor ein paar Jahrhunderten nicht weniger als drei Raubburgen, mit denen überhaupt dieſe Thalhöhen

reich gesegnet waren, jede von der andern nicht viel über einen guten Pfeilschuß entfernt. Der steil aufsteigende sogenannte Fuchsthurm ist ein Rest der mittelsten dieser Burgen. Anderes Getrümmer und Mauerwerk von Gewölben und Unterbauten ist längst wieder zur Natur geworden und bildet, mit Erde und üppiger Vegetation überkleidet, — denn die Flora der Jenaischen Umgegend ist eine der reichsten von Deutschland — einen Bestandtheil der verschiedenen Berggipfel. Wenn der Hausberg, auf den ich ostwärts aus meinem Fenster blicke, mich an den Beherrscher des Golfs von Neapel mahnt, so führt der ihm zunächst nördlich liegende Jenzig mit seinen gelblich kahlen Abhängen, von Steingeröll bedeckt, mit seinen fantastisch gezackten, hellfarbigen krystallinischen Formen, im Glanze der Abendsonne strahlend, mir die Bergformen von Palermo vor die Erinnerung. Er bildet ein Hufeisen mit dem eine halbe Stunde weiter

nördlich liegenden grünbewaldeten, von den Burgtrümmern der Kunitz malerisch gekrönten Kunitzberge, von dem sich sanfter gewellte Höhen, zum Theil mit Schwarzwald bedeckt, nach Rhoda hinabziehen.

Drüben auf dem rechten Saaluser, dem Jenzig gegenüber, liegt der Landgrafenberg, auf dessen Höhen Napoleon in der Nacht des Jenaer Schlachttages bivouakirte. Zu seinen Füßen schlängelt sich die Straße von Weimar durch Kieferngehölz hinab in das enge, vom Leutrabache durchflossene Mühlthal der Stadt zu, die allerdings von oben herab gesehen, nach dem Ausdruck eines Freundes, nicht sowohl in einem Thale als vielmehr in einem Graben zu liegen scheint.

Was die Höhe der Jenaischen Berge anlangt, so erreicht allerdings keiner derselben die des Ettersberges bei Weimar, dessen höchster Punkt 1440 Fuß über der Meeresfläche liegt. Der

Hausberg und der Jenzig erheben sich wenig über siebenhundert Fuß, vom Spiegel der Saale gerechnet. Die südwestlichen Berge von Jena bilden für Jena die Wetterscheide und lenken die von jener Richtung heraufziehenden Gewitter meistens in östlicher oder nördlicher Richtung ab von dem Thale der Stadt.

Für die Liebhaber der Geologie haben die Jenaischen Berge zugleich das Interessante, daß ihre Schichtungsverhältnisse durch die zahlreichen Querthäler so zu sagen bloßgelegt erscheinen, so daß man ihren Bau ohne Mühe bis in's Einzelne der verschiedenen Lagen verfolgen kann. Zahlreiche fossile Reste von Meergeschöpfen bekunden, daß die Bildung dieser Schichten durch Einwirkung des Wassers entstanden ist. Die unterste Schicht, die Sohle der übrigen, ist durchweg meist schiefriger und leicht zerbröckelnder Sandstein. Darüber gelagert zeigt sich Gips mit Thon verbunden; rother Mergel

und endlich Kalk bilden den Schluß nach den Höhen zu.

Das Klima von Jena erscheint mir bedeutend milder als das Weimarische, und trotz der geringen, nur zweistündigen Entfernung beider Orte ist doch die Vegetation des durch seine Bergzüge geschützten Saalthals vor der Weimarischen Umgegend meist um vierzehn Tage voraus. Ich finde auch den Menschenschlag im Volke hier schöner gebildet als in Weimar, und unter den Frauen und Mädchen der arbeitenden Classen trifft das Auge nicht selten wahrhaft feine und edle Formen und Gestalten. Nur schade, daß ein specifisches Krankheitsleiden häufig die hier gebornen Bewohner jeden Alters und Geschlechts entstellt. Das ist der Kropf, mit dem nach den Angaben der Aerzte fast der zehnte bis fünfzehnte Einwohner von Jena behaftet erscheint. Zum Glück ist derselbe fast immer bei rechtzeitiger Behandlung heilbar. Aber

das arme Volk betrachtet hier wie überall unter ähnlichen Verhältnissen jenes Leiden als ein nothwendiges und unheilbares Uebel, und thut darum in der Regel nichts gegen dasselbe. Indessen wenn man auch das Heilmittel gefunden hat, als welches sich die Meerschaumkohle und pila marina bewährt haben, so sind doch darum die Heilkundigen noch keineswegs im Klaren über die erzeugende Ursache dieser widrigen Mißbildung, welche nicht selten ein Gewicht von fünfzehn Pfund und darüber erreicht. Während Einige das Wasser anklagen, das in Jena allerdings schlecht ist, finden Andere den Grund des Uebels „in dem geminderten Einflusse des solaren Prinzips," aus welchem in andern ähnlich tief liegenden Bergthälern sich gleiche Mißbildungen erzeugen. In der That ist für Jena die Sonne eine halbe Stunde weniger sichtbar und wirksam als in flachen Gegenden.

Die Stadt selbst machte mir diesmal einen

ungleich heitrern Eindruck als vor drei Monaten, wo ich sie im trüben Regenwetter des rauhen Frühlings zuerst besuchte. Aber dennoch sieht man es ihr auf den ersten Blick an, daß sie zu den stehengebliebenen und daher zurückgekommenen kleinen Landstädtchen Deutschlands gehört. Wenn es wahr ist, was ich neulich versichern hörte, daß Jena sich in den letzten fünfzig Jahren um einige sechszig Häuser vermindert hat, so kann schon daraus ein Schluß auf die Physiognomie der Stadt gezogen werden. In der That erinnere ich mich nicht, in irgend einem Orte so wenig Spuren von Neubau gesehen zu haben. Die Straßen sind, bis auf wenige, eng und winklicht, obschon nicht ohne eine gewisse eigenthümliche alterthümliche Physiognomie, und in manchen Partien wird man lebhaft an das wüste graue hochstockige Häuserwesen einzelner Winkelgassen Roms erinnert. Die meisten Häuser sind auf Studenten eingerichtet, und man zeigte mir

darunter eins, das zur Zeit der Blüthe Jena's mehr Studiosen in seinen Räumen zählte, als manche kleinere Universität deren überhaupt in ihren Mauern aufzuweisen hatte. So mag auch die Stadt damals ein schmuckeres Ansehen gehabt haben, wie sie denn Schillern bei seinem Einzuge von städtischerem Aussehen erschien, als das damals noch mehr einem Burgflecken ähnliche Weimar. Jetzt aber ist das anders. Jene Glanzzeit Jena's ist vorüber, die Zahl von tausend und mehr Studenten ist auf weniger als die Hälfte herabgesunken. Der kleine Ort, dessen Lebensunterhalt fast ganz auf die Universität angewiesen ist, empfindet diese Verringerung seiner Hülfsquellen sichtbar, und Weimar erscheint jetzt, mit Jena verglichen, in seiner schmucken äußern Gestalt ein klein Paris gegen den Verfall und die Verkommenheit, welche überall in der Mehrzahl der Straßen und Häuser von Jena hervortreten. Wenige Privathäuser ausgenommen

sind z. B. hier leidlich behagliche Wohnungen, wie sie selbst Weimar bietet, gar nicht zu finden, und ich sah Miethwohnungen in den besten Theilen der Stadt und in großen, äußerlich ganz stattlich ausschauenden Häusern, deren gänzlicher Mangel an jeder bequemen und zweckmäßigen Einrichtung, deren Treppen-, Corridoren- und Thürengewirr einem müßigen Menschen Tage lang mit Nachdenken darüber beschäftigen könnte, wie die Erbauer darauf gekommen, diese wunderlichen Labyrinthe herzurichten.

Dagegen ist die Reinlichkeit der Straßen zu loben, welche durch die Schleusen bewirkt wird, mit deren Hülfe man wöchentlich mehrmals das Wasser der Leutra, die in mehreren Kanälen die Stadt durchfließt, über die Straßen derselben leitet, und so neben der Sauberkeit des Pflasters auch eine in den heißen Sommertagen sehr anmuthige Kühlung der Temperatur bewirkt.

Einen freundlichen und bedeutenden Eindruck

macht der Marktplatz in der Mitte der Stadt. Er ist ein ziemlich regelmäßiges Viereck, von hohen, meist alterthümlichen Häusern umschlossen, unter denen das schwarzgraue uralte Rathhaus mit seinem künstlichen Uhrwerke, das unter die „sieben Wunder“ von Jena gezählt wird, sich vorzugsweise bemerklich macht. Vor demselben wurden noch um die Zeit von Goethe's Weimarischer Jugendperiode oftmals die Raufhändel der Studenten im schnellgebildeten Ringe der Genossen am hellen Tage ausgefochten, während die Väter der Stadt das Wohl derselben beriethen. Die Tradition weiß noch von einem alten Rathsherrn zu erzählen, der von solchem Degenklirren auf den Söller des Rathhauses gelockt, in einem der Kämpfenden den eigenen Sohn erblickte und ihm zurief: „Fritz, halte dich brav! du sollst auch 'nen neuen Rock haben!“

Das ist jetzt anders, und — besser. Der Ruf roher Sitte und wüster Raufbolderei, in

welchem das Jenenser Studentenwesen noch lange nachher stand, und dem man hier und da auch in unsern Tagen wohl noch begegnet, ist jetzt ein völlig unbegründeter geworden, und ich wüßte kaum eine deutsche Universität zu nennen, wo mir das Leben und Treiben der akademischen Jugend anmuthender und gemäßer als hier in Jena erschienen wäre. Von dem Alten ist aber nur noch soviel an bunter Romantik äußerer Erscheinung zurückgeblieben, um das Phantastische nicht ganz aus dem jugendlichen Behaben zu verbannen, während der Cynismus der ehemaligen Renommisterei in Kleidung, Auftreten und Lebensweise durchaus moderner Kultur gewichen ist. Man rühmte mir den Fleiß der hier studirenden Jugend, der freilich auch durch keinerlei Zerstreuung auf Seitenwege verlockt wird. Die Eisenbahn ist zwei Meilen von Jena entfernt, Weimar noch etwas weiter, und ein Ausflug nach dem letztern, um eine gute Oper zu hören,

darf eher für ein Bildungsmittel als für eine Beeinträchtigung der Studien gelten. In Jena selbst ist der Student neben seinen Büchern und Collegien lediglich auf die Naturumgebungen angewiesen, die denn freilich einem jungen Menschen von nur einigem Sinne für Naturschönheit reichen Ersatz für das gleißende Wesen vieler größeren Universitätsstädte bieten.

Jena wäre übrigens so recht der Ort, um den Entwickelungsgang des deutschen Studentenlebens seit den letzten achtzig Jahren in einer Reihe der interessantesten Bilder aufzuzeigen. Es würde sich eine solche Darstellung unter der Hand von selbst in eine Art von Geschichte der deutschen politischen und literarischen, philosophischen und sozialen Bildung verwandeln. Da würde uns zuerst die Periode jener unsäglichen Rohheit entgegentreten, welche bis an den Anfang der Französischen Revolution heranreicht, jene Zeit kurz vor der geistigen Blüthe der Universität

Jena. In ihr erſcheint der Jenenſer Student, nach gleichzeitigen Zeugniſſen *), „als ein Weſen, deſſen Garderobe gewöhnlich in einem Ueberrock, einem Kollet und einem Paar ledernen Beinkleidern beſtand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnißmäßige Stiefeln trug, eine ausnehmende Geſchicklichkeit beſaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunterzugießen, jeden, der ihm zu nahe kam, hinter die Ohren ſchlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle „auszumachen.“ Seine Sprache war ein Gemiſch von eignen Kunſtwörtern, ſein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger, und das niedrigſte Geſchöpf ein Menſch, der nicht Luſt hatte, ſich jeden Augenblick um nichts zu raufen und der ſich in ſeiner Kleidung einer gewiſſen Sauberkeit und Eleganz befliß.“ Als

*) Briefe über Jena. Frankfurt und Leipzig 1793.

Heerde und Hegeplätze dieser Rohheit erscheinen die damaligen Landsmannschaften, Verbindungen die sich's zum Zweck machten, jegliche Art von Wüstheit, Ausschweifung und Gemeinheit in Ehre zu halten und dem Gesetze wie der Sittlichkeit den unverschämtesten Trotz zu bieten. Wie gebildete Menschen damals, d. h. im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, von der Erscheinung des deutschen Studentenwesens berührt wurden, das hat Goethe im zwölften Buche von Dichtung und Wahrheit an Merck's Beispiel geschildert. Goethe selbst sah zu jener Zeit die Jenenser Studenten nur ungern in Weimar, und suchte sie im dortigen Theater auf alle mögliche Weise kurz zu halten. Giebt es einen traurigern Beleg für den Zustand des damaligen deutschen Studententhums, als diese Sorge und Nothwendigkeit, die Darstellungen des Schönen in der Kunst vor der Rohheit einer Jugend zu wahren und zu schützen, aus welcher die Lehrer

und Bildner, die Richter, Prediger und Staatsmänner des Volks hervorgehen sollten!

Um die Zeit, als Schiller in Jena lebte, hatten sich diese Zustände allmälig zu bessern begonnen. An die Stelle der alten rüden Landsmannschaften waren die Orden getreten, Verbindungen, die wenigstens zum Theil von gewissen Gedanken der Bildung getragen wurden. Ehrengerichte zur Milderung des Duellunwesens wurden versucht, und an die Stelle der stupiden Brutalität eines trägen und faulen Hinschlenderns traten mehr und mehr Fleiß und Sinn für Wissenschaft und Bildung. Der Student entrohte sich auch im Aeußern. Eleganz trat an die Stelle des Cynismus, ein anständiger Ton verdrängte mehr und mehr die urdeutsche Bierroheit. Der Verfasser der um das Jahr 1793 erschienenen „Briefe über Jena" findet sogar, daß die Kultur des Jenaischen Studententhums in übergroße Verfeinerung auszuarten, und daß durch sie das

„ehrliche offene deutsche Herz" Schaden zu leiden drohe. Während sonst die Bibliothek des Jena'schen Musensohns nicht über ein lateinisches Lexikon, Corpus Juris, Bibel und die nöthigen Kompendien hinausging, und seine Lecture sich nicht über dieselben verstieg, fand der Verfasser jener Briefe die Theilnahme an der Litteratur und ihren über die Brodfächer hinausreichenden Erscheinungen allgemein verbreitet. Die Schilderung, welche er davon giebt, ist interessant genug, um sie hier mitzutheilen, zumal da sie im Vergleich zu den gegenwärtigen Zuständen die damaligen als weit besser erscheinen läßt. Zwei öffentliche Leihbibliotheken, die Vogt'sche und die Strankmann'sche, boten in großer Auswahl und Vollständigkeit den Studirenden Gelegenheit, sich mit allen bedeutenden Erscheinungen der Poesie und der philosophischen Litteratur, sowie mit Allem, was nicht gerade in die „Brodwissenschaft" einschlug, bekannt zu machen. Für

ein Abonnement von nicht mehr als sechszehn Groschen vierteljährlich standen diese Sammlungen den Studirenden täglich zur beliebigen Benutzung offen, und auch an Veranstaltungen fehlte es nicht, die bedeutendsten Zeitschriften und Journale wissenschaftlichen und politischen Inhalts den Akademikern zugänglich zu machen. „Der Studirende," heißt es in den Briefen, „der hier in Jena ein Ignorant in der neueren Litteratur bleibt, hat nur sich selbst deswegen anzuklagen." Diesen Vortheil entbehrt das heutige Jena durchaus. Die öffentlichen Leihbibliotheken sind in dem traurigsten Zustande, und diejenigen öffentlichen Lehrer, denen es obliegt, über die deutsche neuere Litteratur der letzten dreißig bis vierzig Jahre Vorlesungen zu halten, befinden sich in schlimmer Lage, da es ihren Zuhörern unmöglich ist, sich auch nur von den bedeutendsten Erscheinungen durch eigenes Lesen einen Begriff zu verschaffen. Französische und

Englische Litteratur sind durch gar keine Lesezirkel und ähnliche Veranstaltungen unterstützt.

Schiller, wenn er auch hier und da in seinen Briefen an Körner und die Wolzogen über die mangelnde geistige Vorbildung der Studenten klagt, ist doch in seinem Verhältnisse zu der studirenden Jugend von damals selber ein lebendiges Beispiel ihrer vorgeschrittenen geistigen und sittlichen Kultur. Sie ehrten gleich bei seinem ersten Auftreten als akademischer Lehrer in ihm den Genius, der dem deutschen Namen einen neuen Glanz verlieh, und dies Gefühl der Ehrfurcht sprach sich in einer Weise aus, die Schillern selbst erfreute *). Es war bisher Sitte gewesen, neu auftretende Professoren bei der ersten Vorlesung mit wüstem Gelärm von Scharren und Stampfen zu begrüßen und zu entlassen.

---

*) Briefwechsel mit Körner. Bd. 2. S. 100—102.

Aus Ehrfurcht vor Schiller entsagte man dieser althergebrachten Unsitte. Die versammelten Hunderte, welche bis in die Vorräume und Treppen das Auditorium füllten, verharrten in tiefem Schweigen, und brachten ihm dafür Abends ein Lebehoch und Fackelständchen. Seitdem blieb jener rohe Brauch für immer verbannt, an dem sich als an einer Ehrenbezeugung, wie ein Landsmann und Lebensgenosse Schiller's aus jener Zeit erzählt, früher selbst ausgezeichnete Universitätslehrer erfreuten *). Schiller's bloße Gegenwart in Jena trug dazu bei, Ton und Behaben der Jugend zu veredeln. Als ihm einmal bei einem Studentenaufruhr, den die unzeitige Strenge des damaligen Prorectors verschuldet hatte, die Fenster eingeworfen wurden, weil der Ruf „Lichter weg!" bei ihm kein Ge-

*) Morgenblatt 1837, № 86.

hör fand, sandten sämmtliche Verbindungen am andern Tage Deputationen an ihn ab, um von ihm Verzeihung zu erbitten. Bei Gelegenheit dieses Studentenkrawalls geschah es, daß Professoren und Bürgerschaft in feierlichem Zuge die ausgewanderten Studenten bei ihrer Rückkehr von Erfurt einzuholen sich herbeiließen, eine Handlungsweise, gegen welche Schiller öffentlich in den stärksten Ausdrücken protestirte, ohne daß dieser Protest die Verehrung der Studenten für ihn beeinträchtigte.

Es muß ein wunderbares und in seiner Art einziges Leben gewesen sein, das während dieser Schillerschen Periode in Jena seine mannigfaltigen, oft grellen Kontraste entfaltete. „Eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Kultur," sagt der genannte Verfasser jener Skizze über Jena zur Zeit Schillers, im Morgenblatte von 1837, „wird schwerlich in Paris und London angetroffen

werden. Vom Wilden in Sitte und äußerem Auftreten bis zu wicerlicher Verfeinerung in Sitten und Kleidung, von der beschränktesten Ansicht der Wissenschaften, nach welcher z. B. ein Dozent die Diplomatik als das non plus ultra und den Mittelpunkt alles Wissens ansah und seinen Zuhörern vorstellte, bis zur edelsten Uebersicht und erhabensten Anschauung, trifft man alle Mittelstufen gleichsam als Repräsentanten und ewige Formen in Jena an.“ Die dort gezeichneten Skizzen und Portraits von Abnormitäten der ersteren Klasse reichen an das Fabelhafte, wenn man sie mit unsern Tagen vergleicht. Dazu herrschte in jener Zeit eine Rastlosigkeit der wissenschaftlichen Anstrengung, eine Rapidität der geistigen Bewegung und ein Fleiß der Arbeit, welche selbst einen Goethe, wie er an Knebel schreibt, in Erstaunen setzten, während durch dies Treiben und Drängen doch keineswegs dem geselligen gemüthlichen Zusammenleben, wodurch Jena

sich von jeher auszeichnete, ein wesentlicher Eintrag geschah. Alles dies mußte wieder auf die studirende Jugend vortheilhaft zurückwirken, deren geistige Kultur überdies durch die Nähe des kunstgebildeten Weimars mannigfach gefördert wurde.

Jene zweite Entwickelungsperiode des Jenaschen Studentenlebens reicht bis in die Zeit des Befreiungskrieges, durch welchen das nationale Ferment in die jungen Gemüther geworfen wurde. Jena wurde die Wiege der deutschen Burschenschaft, deren Blüthe ein Menschenalter später in Gagern und der Paulskirche zu Tage treten sollte. Der alte Goethe, der sich öffentlich nicht eben allzugünstig über das „Wartburgswesen" äußerte, freute sich dennoch insgeheim an dem erwachenden Geiste der Jugend, als sie bei jenem Feste den elenden Kotzebue in Effigie seiner Werke verbrannte. Freilich trat erst ein Jahrzehend nach Goethe's Tode jenes Gedicht an das Licht,

in welchem er das Eisenacher Autodafé vom 18. October 1817 ausdrücklich belobte *).

Dann kamen die Verbote des Besuchs der von den Gedanken deutscher Nationalität und Einheit angesteckten Universität, Verbote, welche von der gegenseitigen moralischen Achtung deutscher Regierungen ohngefähr in derselben Art Zeugniß ablegten, wie auf dem materiellen Gebiete die gegenseitigen Verbote, mit denen noch heute ein Staat das Papiergeld des andern von den eignen Kassen ausschließt, und — „der Rest ist Schweigen." — —

In neuester Zeit steht für Jena's Universität durch Droysens Berufung an die Stelle des als Archivar nach Hannover abgehenden Historikers Schaumann eine Bereicherung bevor. Jena, obschon von jeher mit Geldmitteln keineswegs

*) S. Werke, Band 36 Seite 85—86.

reichlich ausgestattet, und in seinem heutigen Zustande an den Glanz der Schillerschen Tage nicht mehr hinanreichend, besitzt dennoch eine Menge ausgezeichneter Lehrer der Wissenschaft in fast allen Fächern; und eine Universität, wo ein Göttling die klassischen Sprachen und die Alterthumswissenschaft vertritt, wo ein Schleiden die Naturwissenschaft, ein Haase die Kirchengeschichte lehrt, und die unter ihren ausgezeichneten Juristen einen Pandektisten wie Fein und einen Michelsen als Germanisten besitzt, kann und wird nicht verfehlen, ihre Anziehungskraft auf die deutsche studirende Jugend zu äußern und zu erhöhen.

Jena, den 30. Juli 1801.

Einen großen Genuß hat mir der Beſuch des archäologiſchen Kunſtmuſeums gewährt, deſſen Stiftung Jena vorzüglich dem vortrefflichen Göttling verdankt. Zwei ziemlich große Säle in den untern Räumen des alten Fürſtenſchloſſes enthalten eine Sammlung der bedeutendſten Bildwerke alter Kunſt in mehr als dreihundert Gypsabgüſſen. Die Laokoonsgruppe, die Venus von Milos, der Vatikaniſche Apollo und die Coloſſe von Monte Cavallo, der Otrikoliſche Jupiter und die Juno Ludoviſi, und was ſonſt noch an

Werken hellenischer Plastik in Statuen, Büsten und Reliefs den ersten Rang unter den geretteten Trümmern der alten Kunstwelt einnimmt, ist wenigstens zu einem bedeutenden Theile hier zu finden, oder doch in Fragmenten vertreten, welche für das nothwendige Bedürfniß der unmittelbaren Anschauung ausreichen. Ich mußte dabei meiner eigenen Jugend gedenken, der auf der Universität Halle auch so gar nichts dergleichen geboten wurde. Und noch giebt es deutsche Universitäten, wo der Lehrer der Geschichte und Kunst des Alterthums, der Archäolog, der Aesthetiker, der Professor der Kunstgeschichte gerade der allernothwendigsten Unterstützung durch eine solche Sammlung entbehren.

Was aber das Verdienstvollste ist an diesem Jenaischen Museum, das ist die Art und Weise seiner Herstellung. Die Universität ist bekanntlich arm an Geldmitteln. Da haben ihre Professoren sich zusammengethan und durch öffentliche

Vorleſungen, zu denen Jedem gegen einen geringen Eintrittspreis der Zugang frei ſtand, einen großen Theil der zu dieſen Anſchaffungen nöthigen Gelder zuſammengebracht, Geſchenke der fürſtlichen Patrone, deren die Univerſität Jena, wenn ich nicht irre, vier deutſche Souveraine hat, und von Privaten ſind dazu gekommen, und ſo iſt in wenigen Jahren, ſeit 1816, eine Sammlung entſtanden, um die manche größere Univerſität Deutſchlands das kleine Jena beneiden dürfte. Nicht nur jene großen Schöpfungen der alten Plaſtik, deren ich oben einige anführte und deren Originale die Zierden der Sammlungen von Rom und Florenz, von Paris und London, Berlin und Dresden bilden, ſind hier in Abgüſſen zu finden. Sondern der Lehrer der Archäologie findet erwünſchte Gelegenheit, ſeine Zuhörer auch auf einige Originale von Vaſen und anderem Geräth, der Lehrer der alten Geſchichte auf Abgüſſe uralter Inſchriften in Keil-

ſchrift und Hieroglyphen, auf die Anſchauung altägyptiſcher Götterbildungen, auf die farbigen Darſtellungen der älteſten architektoniſch plaſtiſchen Monumente, wie das Löwenthor von Mykenä, auf Abbildungen altetruskiſcher Gräber, nicht minder wie auf eine plaſtiſche Nachbildung des antiken Theaters hinzuweiſen. Es iſt keine Frage, daß mit Hülfe ſolcher unmittelbaren Anſchauung allein Vorleſungen über Kunſt und Alterthum auf Univerſitäten wahrhaften Nutzen zu gewähren vermögen, und daß eine Stunde in dieſen Räumen zugebracht, unter Kunſtwerken, deren Verſtändniß obenein ein vortrefflicher raiſonnirender Katalog erleichtert, den Studioſen mehr fördert als jahrelanges Hören von Dingen, die vor Allem geſehen werden wollen. Es erfüllt ſich dabei jenes Wort Goethe's, der über Kunſt überhaupt gar nicht anders geredet wiſſen wollte, als in Gegenwart der Kunſtwerke.

In dieſem Muſeum befindet ſich nun auch

der Abguß eines herrlichen weiblichen Kopfes, deſſen Züge mich auf den erſten Blick an einen andern erinnerten, den ich vor ſechs Jahren in Florenz unter den weiblichen Statuen geſehen, welche das Innere der Loggia dei Lanzi ſchmücken. Und ſo war es in der That. Die Antiquare haben dieſem Kopfe, deſſen Original früher in Rom, jetzt in Berlin befindlich, den Namen einer trauernden Muſe gegeben. Dagegen hat nun Göttling entdeckt, daß es ein Portraitkopf iſt, und zwar obenein das Portrait einer deutſchen Landsmännin aus Hermanns des Cheruskers Zeit. Das hängt ſo zuſammen. Als Germanikus, Tiberius Adoptivſohn, durch glänzende Waffenthaten die Niederlage des Varus gerächt und durch den Verrath deutſcher Landesfürſten, wie Maloventus und Segeſtes, nicht nur die verlornen Legionsadler wieder gewonnen, ſondern auch Hermanns Weib, Thusnelda, in ſeine Gewalt bekommen hatte, hielt er

einen großen Triumpheinzug in Rom, bei welchem unter den zahlreichen Gefangenen besonders Thusnelda, Arminius Gattin, und Ramis, Tochter des Kattenherzogs Aktumer und Gemahlin des Fürsten Sesithakus, als diejenigen fürstlichen Frauen genannt werden, welche den Triumph des Siegers schmückten. Nun hat Göttling in einer eigenen Schrift mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß jene herrliche Statue einer barbarischen Gefangenen in der Loggia dei Lanzi zu Florenz eben keine andere als die Portraitstatue der Thusnelda ist, welche den für Germanikus vom Tiber errichteten Triumphbogen schmückte, und daß mit ihr zugleich auch ein Portrait des Thumelikus sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Mit diesen beiden Portraits zeigte nun der obenerwähnte weibliche Kopf eine so ausgesprochene Aehnlichkeit des nationalen Typus und des Styls der plastischen Kunstbehandlung, daß Meister Rauch keinen Anstand nahm, in ihm

gleichfalls das Portrait einer edlen gefangenen Barbarenfürstin aus derselben Zeit zu vermuthen. Und diese Vermuthung erreichte durch eine Messung beider Frauenköpfe, welche völlige Gleichheit der Größe ergab, den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit. Diese Entdeckungen sind von einem doppelten Interesse. Einmal, weil sie uns den Typus urältester deutscher Gesichtsbildung von der Meisterhand antiker Plastik aufbewahrt darstellen. Dann aber auch, weil sie auf's Neue jenen Zug des historischen Realismus beweisen, welchen die hellenische Plastik bei den Römern annahm, als sie in den Dienst derselben trat. Noch Winckelmann in seiner Kunstgeschichte behauptete, wie man weiß, das Gegentheil bei Gelegenheit der berühmten, „Arria und Pätus“ genannten Gruppe in Villa Ludovisi zu Rom. Er bestand darauf, daß die alte Plastik in ganzen Figuren, sei es in Statuen oder in Reliefdarstellungen, niemals Sujets aus der wirklichen

Geſchichte behandelt habe, und daß die alten Künſtler in ſolchen Darſtellungen nie über die Gränzen der Mythologie hinausgegangen ſeien" *). Dieſer Irrthum des großen Mannes, der ſich durch alle ſeine Werke hindurchzieht, war es, der ihn ſo weſentlich an der richtigen Auffaſſung und Erklärung einiger der bedeutendſten erhaltenen Werke antiker Plaſtik hinderte, daß er in dem ſterbenden Fechter, in dieſem Barbarenfürſten, der im Luſtmordkampfe als Augenweide des römiſchen Volkes verendet, einen Hellenen, einen atheniſchen oder argiviſchen Herold aus der mythiſchen Zeit zu erkennen glaubte, und daß er die herrliche Ludoviſiſche Gruppe des Barbarenhäuptlings, der nach ſeinem Weibe, das er getödtet, ſich ſelbſt das

*) Siehe Winckelmann's Geſchichte der Kunſt XI. 2. 28. S. 463. (der Stuttgarter Ausgabe von 1847).

Schwert in die Kehle ſtößt, als die Darſtellung eines Vorfalls aus der griechiſchen Mythologie erklärte! *)

Ich habe ſchon in meinem Italieniſchen Reiſewerke den Fortſchritt nachzuweiſen verſucht, welchen die antike Plaſtik unter dem Einfluſſe des römiſchen Geiſtes, der ſie in ſeinen Dienſt nahm, vom Mythologiſchen und Mythiſchen zum Gebiete des Hiſtoriſch-Monumentalen gemacht hat. Wer die in jenem Buche an verſchiedenen Stellen den Kunſtwerken gegenüber entwickelten Gedanken ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt hat **), wird in dieſen neueſten Entdeckungen des gründlichen Forſchers und ſeinen Kenners alter Kunſt finden, daß eine glänzende Beſtätigung des neuen Prin-

*) Siehe Winckelmann's Geſchichte der Kunſt IX. 2. 36. S. 376. und 468.

**) Ein Jahr in Italien Th. I. S. 189—190., Th. II. S. 283—287., Th. III. S. 93—165.

zips zu Tage gefördert worden ist. Wie auf dem Triumphbogen des Marius zur Verherrlichung seines Sieges über die Teutonen und Cimbern auch der König Teutobog und andere Barbaren abgebildet waren, so sehen wir durch Göttling's und Rauch's Nachweisungen auch die Heldengestalten deutscher fürstlicher Frauen vor uns, deren Bildnisse dem gleichen Siegerstolze der römischen Weltüberwinder ihren Ursprung verdankten. Denn auch der Kopf der Ramis, der sich in einem Abgusse auf dem Jenaischen Museum befindet, gehörte einer Statue an, die an dem Triumphbogen des Germanikus das Gegenstück zu der Statue der Thusnelda bildete. In diesem Sinne ist denn auch der Gegensatz beider Portraitköpfe ächt künstlerisch behandelt. Thusnelda erscheint nämlich in jenem Bildwerke zu Florenz ganz so aufgefaßt, wie sie Tazitus, vielleicht eben nach jener Statue, beschreibt: als die würdige Gattin des deutschen Helden, un-

gebeugt, thränenlos, mit geschlossenen Lippen, gewachsen dem furchtbar tragischen Loose, vom eignen Vater dem Gatten entrissen und verrathen zu werden an die Feinde des Vaterlandes. Dagegen sehen wir in dem Kopfe ihrer Genossin den Ausdruck eines hoffnungslosen, tiefen, ächt weiblichen Schmerzes, dem nur der Trost der Thränen Linderung verleiht. Das edle, schöne, typisch deutsche Haupt ist gesenkt, die Augen wie vom Weinen geschwollen, und der im bittern, schluchzenden Schmerze zuckende Mund mit den leise geöffneten Lippen, die aufgelöst'ten, wie von Thränen feuchten prachtvollen Haarflechten — Alles drückt das Hingegebensein aus an einen Jammer, dessen Anblick den Beschauer im Innersten erschüttert.

Niemand würde an diesem Jenaischen Kunstmuseum größere Freude gehabt haben als Goethe, in dessen Sinn und Geiste diese für lebendige Wirksamkeit gegründete Sammlung so recht eigent-

Italien zerstörte dieses praktische Behagen. Eine weite Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren (Eckermann I. S. 210). Dagegen gestand er auch, daß er die Gegenständlichkeit seiner Poesie jener großen Uebung des Auges schuldig geworden sei.

Aus Italien dem formenreichen zurückgekehrt in den formenarmen Norden, empfand Goethe das dringende Bedürfniß, seine dort gewonnene Erkenntniß für die Förderung der bildenden Kunst in Deutschland fruchtbar zu machen. Schon vor der Italienischen Reise war in Weimar eine Art von Akademie für die zeichnenden Künste gestiftet worden, an welcher zunächst Rath Kraus, später die Bildhauer Klauer und Kaufmann, und endlich Goethe's Freund Heinrich Meyer lehrend thätig waren. Jetzt griff man die Sache bedeutender an. Heinrich Meyer ward nach Weimar berufen und der Plan gefaßt, Weimar durch jährliche Preisaufgaben und Kunst-

ausstellungen zu einer Art von Mittelpunkte für die deutsche bildende Kunst zu machen, — ein Plan, wie ihn ein halbes Jahrhundert später Franz Liszt mit dem Gedanken der Goethestiftung in einer großartigen Weise wieder aufgenommen hat. Eine eigne, der Kunst gewidmete Zeitschrift sollte jenem Plane einen Stützpunkt geben und als Organ dienen, durch welches die Goethe'schen Kunstansichten praktischen Einfluß auf die Entwickelung der Kunst in Deutschland gewinnen möchten. Die Propyläen wurden 1798 gegründet. In ihnen sollte der Künstler die Natur als Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen kennen lernen, und Hand in Hand mit dieser Einführung in die Kenntniß der Natur, soweit dieselbe wichtig für die künstlerische Thätigkeit, sollte die Anleitung zur theoretischen Erkenntniß des Kunstschönen den Kunstjünger über das Endziel seines Schaffens aufklären. Rath, Hülfe und Vorschläge sollte er hier für seine Arbeiten finden.

Er sollte den Werth der antiken Muster kennen und schätzen lernen, und eine genaue Kritik älterer und neuerer Kunstwerke, ein strenges Auseinanderhalten der verschiedenen Kunstarten, verbunden mit der steten Hinweisung auf die Nothwendigkeit sinnlicher Anschauung sollte ihm seinen Weg erleichtern. Die Nothwendigkeit der menschlichen Bildung, der theoretischen Erkenntniß für den Künstler in einer Zeit allgemeiner Reflexion sollte fühlbar gemacht, die Schrankenlosigkeit der Theorie im Gegensatze zu der Beschränktheit der Praxis aufgewiesen werden. Philosophie und Kunst, schrieb Schiller an Goethe, hätten sich bisher noch gar nicht ergriffen und durchdrungen; es fehle ein Organ, wodurch sie miteinander vermittelt werden könnten. Dies Organon sollten die Propyläen sein. Diese Aufgabe sollten sie lösen in Bezug auf die bildende Kunst. Aber auch die Theorie und Kritik der Dichtkunst sollte sich anschließen und ein später Bezug auf das

Leben und die Erſcheinungen der Gegenwart den Kreis vollenden. Die Einleitung in die Propyläen kann großentheils noch jetzt als Programm eines litterariſchen Kunſtorgans im höchſten Sinne betrachtet und benutzt werden. Sätze wie: „wer mit Gelehrſamkeit bedeutend oder allegoriſch intereſſant ſein will, der wird in der Hälfte ſeiner Arbeit oft bei unerwarteten Hinderniſſen ſtocken, oder nach Vollendung derſelben ſeinen ſchönſten Zweck verfehlen; wer zu den Sinnen nicht klar ſpricht, redet auch nicht rein zum Gemüthe“ — ſolche Sätze ſind goldene Lehren, deren Befolgung ſpäter Goethe'n ſelbſt nicht blos bei dem zweiten Theile ſeines Fauſt zu Statten gekommen ſein würde. Und ſo voll von dieſem Gedanken war er damals, daß er nicht übel Luſt hatte (Briefwechſel mit Schiller VI. 17.) „auf die Kunſt eine Art von geheimer Geſellſchaft zu fundiren, da Sprechen, Schreiben und Drukken wohl etwas, aber nicht viel helfe.“

Zugleich mit der Gründung der Propyläen begannen die Weimarischen Kunstfreunde ihre Ausschreibung von Preisaufgaben. Die eingesandten Preisstücke wurden ausgestellt und in Zeitschriften beurtheilt. In Uebereinstimmung mit dem Goethe'schen Dogma von der alleinseligmachenden griechischen Kunst gingen die Aufgaben vorzugsweise auf die antikheroische Zeit zurück. Paris und Helena, der Tod des Rhesus, Hektors Abschied, Achill auf Skyros, Achill's Kampf mit den Flüssen, Perseus und Andromeda, Herkules beim Admetus, — dies waren, verbunden mit einer Landschaft und einem biblischen Süjet: das Menschengeschlecht durch das Element des Wassers bedrängt, die Preisaufgaben, welche von 1799 bis 1803 gestellt und von Künstlern wie Hartmann, Nahl, Hoffmann, Hummel und Rhoden gelöst wurden. Goethe selbst hatte, wie er an Knebel schreibt (I. 264.), an diese Ausstellungen viel Mühe, Zeit und Geld

verwendet, Karl August reichliche Mittel hergegeben. Dennoch entsprachen die Erfolge nicht der angewendeten Mühe. Die Preisvertheilungen mußten schon nach dem fünften Jahre (1803) eingestellt werden, die Propyläen waren bereits drei Jahre früher eingegangen. Goethe suchte den Grund des Mißlingens beider Unternehmungen theils in dem Einflusse „böswilliger Menschen," welche sich dem Emporkommen der Zeitschrift entgegengestellt, theils in jener Richtung, welche die Frömmigkeit als alleiniges Fundament der Kunst festsetzen wollte, und endlich in dem Einflusse der Romantik, die durch schriftstellerische Talente beim Publikum eingeschmeichelt, auch die Künstler ergriffen habe. Allein wir werden sehen, daß der eigentliche Grund anderswo und tiefer lag.

So viel ist gewiß, daß Goethe seit jener Zeit nach seinem eigenen Bekenntnisse allen Einfluß auf die deutschen Künstler so gut wie gänz-

lich verlor. Zwar erhielt ſich, wie Schöll in ſeinem werthvollen Buche über Weimar erzählt, als eine Nachwirkung jener Programme noch fernerhin ein Verkehr mit thätigen Künſtlern, welche, wie Gmelin, Riepenhauſen, Wilhelm Tiſchbein, O. Ph. Runge, Friedrich, Kolbe u. a., freiwillig einzelne ihrer Werke einſendeten. Aber der genannte Autor bemerkt zugleich, daß die beſten der durch jene Konkurrenz Befreundeten ſelbſt an der neuen Richtung Theil nahmen. Andererſeits entwickelten die Weimariſchen Kunſtfreunde („die W. K. F.'s mit ihren Treffs") ihre Richtung theils in der beſchreibenden Herſtellung antiker griechiſcher Kunſtwerke, wie Polygnot's Lesche, Myron's Kuh, Rogus des Hephäſtion, Phidias Jupiter, Polyklet's Juno, Philoſtrat's Bilder u. ſ. w., theils geſchichtlich kritiſch in Werken wie Winkelmann und ſein Jahrhundert und Meyer's Kunſtgeſchichte. In „Kunſt und Alterthum" ließ ſich Goethe zwar

herbei, den bedingten Werth auch der gegnerischen Kunstbestrebungen anzuerkennen, wobei Sulpiz Boisserée's Mittheilungen, und geniale Schöpfungen romantischen Sinnes, wie Cornelius' Nibelungen und Faust, vermittelnd eingewirkt hatten. Allein das Dogma von der unbedingten Anerkennung des griechischen Prinzips ward daneben auf's strengste festgehalten, und dem mittelalterlich aufgewärmten Nazarenerthum und seiner „Kinderpäpstelei" ein schonungsloser Krieg gemacht. „Goethe ward förmlich gegen die letzteren, erfuhr auch Gegenangriffe von ihrer Seite, und empfand es besonders sehr übel, als sie in Rom die Kopien antiker Gemälde, zu welchen ein Künstler durch ihn beauftragt worden war, für völlig unnütz und zweckwidrig erklärten." Er klagte bitter über diesen „wahnsinnigen Sittengeist, der keine Scheu trage, das Verwerfliche als Grundmaxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen" und suchte seinen Trost

darin, „sich und die wenigen zunächst Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu bestärken.“ *) Erst später gewann eine mildere Ansicht bei ihm die Oberhand. In den von Riemer herausgegebenen Briefen (S. 336.) erklärt er: „ich will diese ganze Rücktendenz nach dem Mittelalter und überhaupt nach Veraltetem recht gern gelten lassen, weil wir sie vor dreißig bis vierzig Jahren ja auch gehabt haben, und weil ich überzeugt bin, daß etwas Gutes daraus entstehen wird; aber man muß mir nur nicht damit glorios zu Leibe rücken.“ Er erklärte diese Neigung der Jugend zu dem Mittelalter für einen Uebergang zu höheren Kunstregionen, von dem er sich sogar sehr viel Gutes verspreche. Jene Gegenstände erforderten Innigkeit, Naivetät,

*) Schöll, Weimar's Merkwürdigkeiten S. 284. ff.

Detail und Ausführung, wodurch denn alle und jede Kunſt verbreitet werde. Doch werde es wohl noch einige Luſtren brauchen, bis dieſe Epoche durchgearbeitet ſei, deren Entwickelung man übrigens weder beſchleunigen könne noch ſolle. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen würden dieſes Räthſel ſchon von ſelbſt löſen. War es doch auch in den Geſprächen mit Eckermann „ein großes Talent," eine Art Meſſias, von dem er, der Verehrer des Einzelweſens und ſeiner Kraft, für die Zukunft unſerer Malerei und Plaſtik das Heil erhoffte (I. 263).

Den wahren Grund von der Erfolgloſigkeit der Beſtrebungen Goethe's hat Schöll ſehr richtig nicht aus dem „böſen Willen" einzelner Gegner, ſondern aus der einfachen Wahrheit abgeleitet, daß überhaupt Kunſtſchöpfung nicht von der Theorie, ſondern nur von dem Gemeingefühl und Thatſinn ihrer Zeit ausgehen kann. Er fragt mit Recht, woher in jener Zeit der

ärgſten Staatenſchwäche Deutſchlands die Künſtler hätten den Schwung nehmen ſollen, um jenen von Goethe aufgeſtellten heroiſchen Idealen zu genügen? „In der That ſtanden die Preisblätter meiſt in ſehr geringem Verhältniſſe zu den hohen Zwecken und ſchönen Erörterungen der Preisrichter. Und waren die Begriffe der Letzteren reiner und geſunder als die ſchwärmenden Begehrniſſe der Romantiker, ſo waren doch dieſe mächtiger auf die bildende Phantaſie, weil ihr Wiederholen der volksthümlichen Vergangenheit und der Ideale derſelben dem zur Zeit durch die Unwürde des öffentlichen Zuſtandes in ſich ſelbſt zurückgetriebenen Nationalgefühl gemäß war. Daher ſtanden auch unter den Malern größere Talente damals auf dieſer Seite; und eine gehaltvollere, zum Wachsthum ſtärkere Kunſt, als die akademiſche vor ihnen, brachten Overbeck, Veit, Cornelius und andere um ſie gereiht zu Tage.“

Dies iſt vollkommen richtig. Die Niederlage, welche Goethe mit ſeinen Kunſtbeſtrebungen erlitt, war eine nothwendige, und darum eine ſegensreiche. Es zeugt für die Unverwüſtlichkeit der Wahrheit, daß ſelbſt die Anſtrengungen des Genies, die Autorität des größten Namens gegen den Drang und Zug der Natur und ihres wahren Bedürfniſſes erfolglos bleiben müſſen.

Goethe und ſeine Gegner begingen den gemeinſamen Fehler und ſie begingen ihn aus gemeinſamen Urſachen. Beide wendeten ihrer Zeit und der lebendigen Gegenwart den Rücken, weil dieſe Zeit und dieſes Leben der idealen Form und der ſchönen Gegenſtändlichkeit entbehrte. Beide griffen zurück in entlegene Zeiten, Goethe in die antike, die Romantiker in das Mittelalter, um dort zu finden, was ſie und die Kunſt bedurften. Welchen Einfluß dieſes vollſtändige Brechen mit der Gegenwart und dem Leſſing-

ſchen Prinzip der ſchönen Wirklichkeit auf Goethe's und Schiller's Dichtungen ausgeübt hat, kann man in der gründlichen Entwickelung Hettner's in jener Schrift nachleſen, welche die romantiſche Schule in ihrem innern Zuſammenhange mit unſern Klaſſikern ſchildert. Wir leiden bis auf den heutigen Tag noch unter den Folgen dieſes Mißgeſchicks, das den größten Genien unſerer Nation die Palme des entſcheidenden Sieges verſagte. Der weſentliche Punkt aber, in welchem die Romantiker trotz ihrer zahlreichen Verirrungen über jene antikiſirende Kunſtrichtung im Vortheil waren, und die Berechtigung jener chriſtlich mittelalterlichen Oppoſition gegen das Beſtreben, den modernen Geiſt gleichſam mittelſt Zwangspaß in eine dritthalbtauſendjährige Vergangenheit zurück zu dirigiren, finden wir in der einfachen hiſtoriſchen Betrachtung, daß eben Vergangenes nie wieder dauernd ins Leben gerufen werden kann. Goethe

hat ſich ſelbſt in ſeinem Verhältniſſe zur moder-
nen Kunſt mit Kaiſer Julianus verglichen. Aber
es war ein ungleich mehr Erfolg verſprechendes
Unternehmen zur Zeit Julians, den Paga-
nismus gegen das Chriſtenthum wieder auf-
zurichten, als zu Goethe's Zeit ein Prinzip
herzuſtellen, deſſen ſtrikte Befolgung die Ent-
wickelung von achtzehn Jahrhunderten igno-
riren mußte. Goethe hat es nicht durchgeſetzt,
wenn gleich ſeine Polemik gegen die Aus-
ſchreitungen und Verirrungen des Nazarenis-
mus ſehr viel Gutes geſtiftet hat. Aber
eben dieſer Nichterfolg ſeiner angeſtrengten Be-
mühungen war es wohl, der ihn verleitete,
auf demjenigen Gebiete, wo er ſelbſtſtändig
und ſchöpferiſch auftreten konnte, auf dem
Gebiete der Poeſie, nur um ſo ſtrenger die
Durchführung ſeines von der Kunſt verſchmä-
heten Princips zu verſuchen. Ob zum Vor-
theile ſeiner Leiſtungen? darauf mögen die

natürliche Tochter, Palaephron und Neoterpe, Helena, Pandora und Eximenides die Antwort geben.

Jena, den 30. Juli 1851.

An der südwestlichen Ecke der Stadt auf einer mäßigen Anhöhe liegt ein schmalaufsteigendes zweistöckiges Häuschen, unregelmäßig gebaut mit unsymmetrischen Fenstern, dem ein Anbau mit einem runden, kurzen, thurmähnlichen Aufsatze den Charakter einer italienischen Winzerwohnung giebt. Ein langer, schmaler, mit Gras bewachsener Pfad, das Mönchsgäßchen genannt, führt dahin, vorbei an verfallenen Seitengebäuden mit zertrümmerten Schindeldächern, zwischen Gartenzäunen und Hecken. Aus einem noch

kleineren Häuschen, zwanzig Schritte weiter, da wo ein Bretterzaun den Pfad sperrte, trat uns ein Mann, Gärtner oder Handwerker, entgegen, der uns auf unsere Frage: „wo ist Schillers Haus?“ nach dem ersteren zurückwies. „Gehen Sie nur dreist hinein,“ setzte er in seiner thüringisch zutraulichen Art hinzu, indem er uns bis an die Thür begleitete; „im Garten können Sie's noch sehen, daß er da gewohnt hat. Da steht's geschrieben auf einem Steine: „Hier schrieb Schiller seinen Tasso!“ — Und der Mann wohnte nur zwanzig Schritte von der Stätte unsterblicher Erinnerung an die größte Schöpfung des „nationalsten“ deutschen Dichters. Wie weit ist es noch hin, bis unser Volk zu seinen Dichtern ein Verhältniß gewinnt, wie es doch selbst den Italienern nicht fehlt, die wir so gern die Entarteten nennen.

Dies Haus ist Schiller's Gartenhaus, und der Anbau ist die Sternwarte, welche Karl

August dort sieben Jahre nach des Dichters Tode gründete. An derselben Stätte, wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Astrologie brütete, mit denen er seinen Wallenstein und Seni auszustatten hatte, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenste Wissenschaft der modernen Bildung den Lauf und Wandel der Gestirne und ihre ewigen Gesetze. Poetischer konnte diese geweihte Stätte nicht verwendet werden. Aber ungern vermißte ich an dem Hause eine Inschrift, welche es dem Wanderer als Schiller's Wohnstätte bezeichnete.

Es liegt völlig einsam und abgeschieden von der Stadt, rings von Gärten umschlossen, so einsam und abgeschieden, wie sein Bewohner selbst damals in Jena lebte, den manche Jenenser erst im Theater zu Weimar bei der ersten Aufführung seines Wallenstein (1798) von Angesicht sahen, nachdem sie, ohne ihn in der Nähe zu erblicken, bisher Jahre lang mit ihm in der-

ſelben Stadt gelebt hatten. Ein Augenzeuge jener Aufführung erzählt im Weimaralbum, daß der Wunſch, Schiller'n zu ſehen, gar manchen Jenenſer beweg, die Reiſe nach Weimar zu machen.

Hinter dem Hauſe iſt ein ſchöner hochgelegener Garten mit alten Bäumen. In der ſüdweſtlichen Ecke deſſelben hatte Schiller ein kleines Häuschen erbauen laſſen, zu deſſen einzigem Zimmer man auf einer Freitreppe gelangte. Hier liebte er meditirend die reizende Ausſicht zu genießen, welche ſich über Stadt und Thal und Strom dem Auge bietet. Jetzt iſt das Häuschen abgetragen. Ein unbehauener Stein mit der Inſchrift:

Hier ſchrieb Schiller den Wallenſtein.

bezeichnet die Stätte. Eine Linde, Tanne und Akazie beſchatten mit ihren in einander verſchlungenen Zweigen den Platz, der wie ein Erker hervorragt. Tief unten, außerhalb der Gartenumfriedung, fließt über Kieſelgeſtein der

Leutrabach. Von 1796 an, wo Schiller dieſe Beſitzung kaufte, war ſie des Dichters Aufenthalt, und auch als er ſchon in Weimar lebte, kehrte er noch oft Sommers dahin zurück, um irgend eine poetiſche Arbeit zu vollenden. Hier in ſeiner Manſardenſtube mit der herrlichen, ſtundenweiten Ausſicht hat Goethe den Freund beſucht, und mit ihm über Wilhelm Meiſter und Xenien konferirt. „Und merken Sie es an als eine kulturhiſtoriſche Notiz," ſetzte Freund H. hinzu, „als eine Seltenheit in unſerer Eiſenbahnen- und Telegraphenzeit, daß die „Botenfrau," welche den ſchriftlichen Verkehr der beiden Herren zwiſchen Weimar und Jena hin und her beförderte, noch exiſtirt; nicht die Perſon, verſteht ſich, ſondern die Gattung." In der That iſt noch heute „die Botenfrau" zu der Thurn- und Taxis'ſchen Poſt und dem täglichen Hauderer die Dritte im Bunde der Verkehrsbeförderer zwiſchen Weimar und Jena. — In einer Laube

des Gartens ſteht ein alter verwitterter Steintiſch. Da haben ſie oft zuſammen geſeſſen, die beiden Freunde, und manches große und gute Wort mit einander geredet, manche Pläne erdacht und beſprochen, aus deren Samenkörnern herrliche Früchte erwachſen ſind für die Menſchheit.

Ehe Schiller dieſen Garten kaufte, wohnte er längere Zeit im Griesbachſchen Hauſe. Vorher hat er auch noch eine andere Wohnung gehabt, aber keine davon iſt durch eine verehrende Hand bezeichnet. Ich ſelbſt werde täglich an ihn erinnert, denn von meiner Wohnung in Camsdorf, unweit der Brücke, ſehe ich gerade auf die kleine Dorfkirche von Wenigenjena, in welcher ſich Schiller am 22. Februar bei verſchloſſenen Thüren in aller Stille und Heimlichkeit, aus dem Reiſewagen ſteigend, mit Lottchen von Lengenfeld trauen ließ. „Ein ſehr kurzweiliger Auftritt für mich!“ ſchreibt er an

Körner, und ſchwerlich wird ihn die Traurede des „kantiſchen Theologen, Herrn Adjunkt Schmidt," erbaut haben, ihn, der ſelbſt nach einer Predigt Herder's geſtand: „daß ſie ihm zwar beſſer gefallen habe als jede andere, die er noch gehört, daß ihm aber überhaupt keine Predigt gefalle." „Eine Predigt iſt für den gemeinen Mann, der Mann von Geiſt, der ihr das Wort ſpricht, iſt entweder ein beſchränkter Kopf, ein Phantaſt oder ein Heuchler!" *) Ich habe keine Spur gefunden, daß der nationalſte Dichter Deutſchlands bis an ſeinen Tod jemals wieder eine Kirche beſucht hat. Nur in dem Augenblicke ſeines Lebens, wo die Sehnſucht der Liebesleidenſchaft ihren Stachel in ſeine ſtarke Seele ſenkte, rang ſich der Wunſch aus ſeinem Innern los, daß es ihm möglich ſein

*) Briefwechſel mit Körner I. S. 131. ff.

möchte, an einen Gott zu glauben, der ein Herz habe für das Sehnen und Wünschen der Menschen: „Ach! daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das den Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen und Euch von ihm erflehen könnte!“ *) Daß er dieses ergreifende Bekenntniß seiner Unfähigkeit zum Glauben an ein solches „Wesen“ sogar der Geliebten unbefangen aussprechen mochte, ist wohl das höchste Zeugniß seiner vollen geistigen Freiheit.

---

*) Brief an Caroline v. Wolzogen. Nachlaß I. S. 345.

Jena, Anfang August 1851.

Einer von meinen Lieblingsorten in der Jena'schen Umgebung ist der städtische Friedhof. Er liegt am westlichen Ende der Stadt und zieht sich von Norden nach Süden zu einem sachtansteigenden Hügel hinauf. Eine Kirche in seiner Mitte bildet die Gränze zwischen dem alten und dem neueren Theile. Der letztere, am höchsten gelegene, gewährt über die niedere Einfriedigungsmauer hinweg eine reizende Aussicht auf die Umgegend. Breite, wohlgehaltene Kieswege, mit blühendem Buschwerk, auch wohl

mit Fruchtgesträuch eingefaßt, durchschneiden in allen Richtungen diesen sorgsam gepflegten Garten des Friedens. Schaaren von Singvögeln beleben die buschigen und baumbepflanzten Partien der älteren Abtheilung, deren versunkene Kreuze und verwitterte Denksteine, von halb verwilderten Anlagen umgeben, einen schwermüthigen Kontrast bilden gegen die heitere Sauberkeit und wohlgepflegte Blumenfülle, welche überall auf dem neuen Kirchhofe die zahlreichen Ruhestätten umgiebt. Ringsher schauen Weinberge und Gärten, Korn- und Busch-bedeckte Höhenzüge und ferne Waldberge hinein in diesen lieblichen Raum voll ewig erneuter Spuren liebender Erinnerung. Von der Stadt, die versteckt am Fuße des Hügels liegt, sieht man nur den spitzen Kirchthurm über den Baumgipfeln aufragen. Dafür schweift der Blick gen Süden weit hinaus in das Saalthal, aus dessen letzter Ferne heute die hohe Leuchtenburg in

heiterer Helle uns entgegenstrahlte, ganz verklärt von einem Schlaglicht der sinkenden Sonne, die nach einem trüblich grauen Sciroccotage endlich siegend aus dem Gewölk hervorbrach. Durch den offenen Bogen eines Begräbnißplatzes gesehen, welcher mit wildem Weine dicht umrankt, einer italischen Veranda gleichend, den Durchblick von dem neuen über den alten Kirchhof hinweg gestattet, gab es das anmuthigste landschaftliche Bild. Unter diesem Bogen schläft der vieljährige Arzt Goethe's und Schiller's, Hofrath Stark.

Wir waren hinausgegangen, um eine andere Ruhestätte, das Grab der Frau aufzusuchen, die mit Schiller's Gedächtniß unauflöslich verbunden, sein edles Bild am innigsten und treusten dargestellt und noch nach ihrem Dahinscheiden uns mit theuren Reliquien seines Geistes und Gemüths beschenkt hat. Karoline v. Wolzogen, die Schwester von Schiller's Gattin, die

geliebteſte Freundin Schiller's, ſchläft hier den ewigen Schlaf nach einem langen, an Glück und Leiden überreichen Leben. An der äußerſten nördlichen Ecke des neuen Friedhofs erhebt ſich ein einfaches graues Marmorkreuz, von einem weißen Sandſteinſockel getragen, in Mitte des Blumen-geſchmückten, von einem feinen Eiſengitter umſchloſſenen Plätzchens. Auf dem Kreuze ſteht neben der Angabe von Namen, Geburts- und Todesjahr die ſelbſtgewählte Inſchrift:

Sie irrte, litt, liebte,
verschied
im Glauben an Christus die erbarmende Liebe.

In halbreifer Jugend einem ungeliebten Manne vermählt um bald wieder von ihm getrennt zu werden, und eine andere Verbindung zu ſchließen, die zwar von reiner Neigung getragen, doch ihr Herz nicht vollkommen ausfüllte, geliebt von der idealen Leidenſchaft eines Schiller, deſſen Liebe zu ſeiner ſpätern Gattin ſich eigentlich

an der Liebe für die ungleich höher begabte, ihm verwandtere Natur der Schwester aufnährte; verehrt von den Besten, befreundet mit den Würdigsten und Größten ihrer Zeitgenossen, glückliche Gattin und Mutter, glücklich im Sonnenglanze des Ruhmes, der ihren theuren Schiller umstrahlte, sah sie all dies Glück von dem ehernen Hammer des Schicksals Schlag auf Schlag zertrümmert, sah sie den Gatten, den einzigen Sohn, die Freunde ihrer Seele, sah sie Schiller und Stolberg, die Schwester, den Enkel, Goethe selbst und Knebel, Karl August und Louise, alle Genossen ihrer Jugend und ihres Glückes vor sich in die Gruft sinken, ehe sie die vierundachtzigjährige Greisin ihnen am 11. Januar 1847 als die letzte folgen durfte.

In dem Leben dieser Frau liegt eine der größten Herzenstragödien verborgen. Aber den Schlüssel, der uns das volle Verständniß eröffnen könnte, hat sie mit sich hinab genommen

unter den Hügel, der ihre Hülle deckt. Der würdige Gelehrte und geiſtvolle Autor, deſſen Sorgfalt wir die Anordnung und Herausgabe der beiden Bände von Karoline von Wolzogens literariſchen Nachlaſſe verdanken, berichtet in der Vorrede, daß ein Theil ihrer Correſpondenz von der Verſtorbenen als der Vernichtung zu übergeben bezeichnet ſich vorfand, und ohne die Siegel zu löſen verbrannt wurde. Wer die vorhandenen Blätter aufmerkſam lieſ't, kann unſchwer errathen, welche Lebenszeugniſſe dadurch der Nachwelt entzogen worden ſind. Aber auch etwas Anderes erfahren wir aus jener Vorrede. Der wichtigſte Theil dieſes Nachlaſſes ſind Briefe Schiller's. Es ſind zumeiſt ſeine Liebesbriefe aus den Jahren 1788 bis 1790, oder vielmehr die Briefe, welche er an beide Schweſtern zugleich gerichtet hat. Frau von Wolzogen hatte in ihrer Biographie Schiller's bereits ſelbſt Einiges aus dieſen Briefen mitgetheilt; aber ſie

hat dabei eine in ihrer Art vielleicht einzige Fälschung angewendet. Denn nicht nur, daß ihre Hand aus denselben alle scharfen Ecken und schroffen Kanten von Schiller's Wesen und Ausdrucksweise zu ebnen und zu stumpfen, alles Herbe und Verletzende zu mildern oder durch Auslassung, ja Veränderung zu entfernen beflissen war; sondern es begegnen uns nach dem Bericht des Herausgebers unter diesen Aenderungen auch solche, durch welche eins der merkwürdigsten psychologischen Probleme im Leben und Charakter Schiller's der Welt vollständig zu verhüllen die Absicht gewesen ist. Der Herausgeber giebt uns darüber folgende andeutenden Aufschlüsse. „Es läßt sich nicht bergen, daß Frau von Wolzogen an jenen Briefen Schiller's das unschuldigste und liebenswürdigste Falsum begangen hat, das wohl je in der Literatur begangen worden ist. Man wird in den Briefen an die beiden Schwestern das psychologische

Problem finden, im Reiche der Geister das durchzuführen, was die Volkssage vom Ehebett des Grafen von Gleichen erzählt. In der Sicherheit seines hohen Geistes geht Schiller auf dieser gefahrvollen Bahn mit der naivsten Bewußtlosigkeit über ihre Gefahr und doch mit klarem Bewußtsein über die Art seiner nicht getheilten, aber zwiefachen Liebe. Als nun Frau von Wolzogen, bereits hochbejahrt, in ihrem Leben Schiller's einige dieser Briefe mittheilen wollte, mochte dasjenige, was nachher in der reinen Natur dieser Menschen sich naturgemäß gelöst hatte, — ihr in der Erinnerung fremdartig erscheinen; sie zog sich gleichsam aus diesen Briefen zurück und überließ der glücklicheren Schwester die Ehrenstätte, welche dieser das Geschick nachmals bestimmt hatte. Man erkennt noch deutlich die Correctur der späten zitternden Hand in Schiller's fester, schöner Handschrift, wie an die Stelle des Plurals

oder vielmehr des Duals der Singular gesetzt, und an besonders leidenschaftlichen Stellen die „Caroline“ gestrichen und eine „theure Lotte“ zum damaligen Drucke eingeschoben ist.“

Der Herausgeber des Nachlasses hat Recht gethan, die ursprünglichen Lesarten in diesen Briefen überall wieder herzustellen. Denn Mittheilungen solcher Art können nur dann einen Werth für die Nachwelt haben, wenn wir ihrer Treue und Zuverlässigkeit in allen Stücken gewiß sein dürfen.

Schiller's Lebens- und Geistesentwickelung erscheint auch dadurch in einem scharfen Gegensatze gegen die Goethe'sche, daß bei ihm die volle große Leidenschaft der Liebe niemals in ihrem ganzen Umfange zu Blüte und Frucht gekommen ist. Sei es mindere Begabung seiner Natur, die auch in seiner Liebesdichtung immer vorwiegend auf das Allgemeine gerichtet erscheint, und die in seinen dramatischen Werken keine

einzige zu vollem Leben entwickelte Frauengestalt zu schaffen vermocht hat, oder sei es das Gewebe von Umständen und Verhältnissen, welche das Leben des Menschen und seine innere Entwickelung fördern oder hemmen — so viel ist gewiß, gegen den Reichthum Goethe'scher Lebens- und Liebeserfahrung ist das Herzensleben Schiller's fast arm zu nennen. Seine Stuttgarter Liebe, die er als Laura besang, jene „gutmüthige Hauptmannswittwe," von der uns Scharffenstein erzählt, und deren Clavierspiel ihm des „Chaos Riesenarm," „den Schöpfungssturm der Sonne" und ähnliche Unermeßlichkeiten vor die ekstatische Seele führte, war in der Wirklichkeit nicht minder armselig als Schiller's damalige äußere Umgebung überhaupt. Margaretha Schwan in Manheim, Lottchen von Wolzogen in Lauterbach waren wenig mehr als Anfänge der Neigung eines nach Liebe sehnsüchtig verlangenden Herzens. Sein Verhältniß zur Frau von Kalb

erſcheint einerſeits als Bedürfniß nach gebildetem weiblichen Umgange, den er bis dahin völlig entbehrt hatte; andererſeits nach Anlehnung an eine mütterliche Freundin, ein Bedürfniß, das dem aus der Heimath Vertriebenen ſich doppelt fühlbar machte. Nur einmal, ehe er die Schweſtern Karoline und Charlotte von Lengefeld kennen lernte, hatte die Gluth einer ächten Leidenſchaft zu jener ſchönen Dresdnerin ſeine ganze Seele entzündet. Und dieſe ſeine erſte und letzte leidenſchaftliche Liebe war unglücklich, weil ſie an eine ihrer nicht würdige verſchwendet wurde. In der Griechin ſeines Geiſterſehers und in des Prinzen Liebe zu ihr hat Schiller wenige Jahre ſpäter ſeine eigene Leidenſchaft und ihren Gegenſtand zu ſchildern verſucht. Als er die Anfänge dieſes Romans im Jahre 1789 den beiden Schweſtern Lengefeld mittheilte, fühlte er ſich zugleich gedrungen, ihnen, die ſich mit jener Schilderung nicht befreunden

konnten, zuzurufen (K. v. W. Nachlaß I. S. 246), daß es Fälle gebe, wo die Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst als ein inneres Ganze auch ohne Leidenschaft imponiren könne, daß ein Mensch, der wahrhaft liebe, so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraustrete und unter eigenen Gesetzen stehe, in einem erhöhteren Sein lebe, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden seien.

Als Schiller zwei Jahre später Karoline von Wolzogen und ihre Schwester Charlotte von Lengefeld kennen lernte, waren alle drei im Innersten des Herzens krank an unglücklicher Liebe. Schiller litt noch an dem Weh jener bittersten Täuschung seines Lebens. Lottchen Lengefeld hatte eben erst aus Vermögensrücksichten einem heimlich Verlobten entsagen müssen, und ihre Schwester lebte in unglücklicher Ehe, mit der Qual einer glühenden Neigung ihres späteren

zweiten Gatten im Herzen, die sie selbst, wie es scheint, nur theilweise zu erwiedern vermochte.

Es gewährt einen eigenen Reiz, einen Geist wie Schiller durch alle Stadien dieses Verhältnisses zu begleiten. Er ist in der ersten Zeit der Bekanntschaft offenbar unklar über sich selbst, darum verhehlt er Jahre lang sogar dem vertrautesten Freunde Körner den eigentlichen Zustand seines Innern und den Gegenstand seiner Neigung. Er verschmäht selbst die Maske eines ans Frivole gränzenden Tones nicht, um das Geheimniß, das ihm selbst noch ein solches ist, vor den Augen des Freundes zu verbergen. Unter andern fällt in jene Zeit das merkwürdige Geständniß, „daß er seiner Natur nach in der Ehe mit einer geistig bedeutenden Frau nicht glücklich sein könne.“ Eine solche Frau war aber Karoline von Wolzogen, und es leidet kaum einen Zweifel, daß auch ihr Schiller als das Ideal ihrer Seele erschien, während er, wie

ſeine Briefe an ſie bezeugen, eigentlich mit ihr und in ihr die minder bedeutende Schweſter liebte. Karoline entſchloß ſich zur Reſignation, ſie opferte ſich dem Glücke der Schweſter, während Schiller's Idealismus eine Liebe, die beide gleich umfaßte und keiner entzog, was ſie der andern gab, ja ſogar eine vollkommene Lebensgemeinſchaft aller drei Betheiligten für möglich hielt, und als letztes Ziel ſeiner Wünſche hinſtellte. Wie die Welt und die Menſchen um ihn her ſich zu dieſem „himmliſchen Ideal ſeiner Liebe“ verhielten, das hatte er freilich oft und ſchmerzlich zu empfinden. In einer ſolchen Stimmung ſchwermüthiger Verdüſterung finden wir ihn oftmals auch in den nach ſeiner Verlobung geſchriebenen Briefen. „Ach,“ ruft er einmal aus (13. Novbr. 1789), in einem an beide Schweſtern gerichteten Briefe, „es iſt nur die Erinnerung an Euch, an die Seligkeit an Eurem Herzen, was mich gegen alle Erſcheinun-

gen um mich her so unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht. Ich kann den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und daß sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind, uns zu ersetzen, das macht mich heftig und bitter gegen Menschen und Schicksal." Nur im Zusammenleben, im Besitze beider geliebten Freundinnen hofft er Versöhnung mit der ihn umgebenden Welt, und „ein Dasein, das uns über alle Menschen um uns her hinwegrücken wird. Unser himmlisches Leben wird ein Geheimniß für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind." Dieser selbe Brief ist voll der interessantesten Aufschlüsse über die Art und Weise, wie Schiller ein der Natur der Liebe nach unlösbares Problem zu lösen sich die Kraft zutraute. Seiner mehr prosaischen Verlobten wird

bange geworden ſein bei dieſer Vermeſſenheit ihres künftigen Gatten. Sie fürchtet Beeinträchtigung durch einen ſolchen Dreiklang des Liebesverhältniſſes. Schiller beruhigt ſie darüber. Aber ſeine Gründe gegen ihre Beſorgniß ſind nichts als die Sophiſtik idealer Selbſttäuſchung. Er geſteht, daß Karoline ihm näher ſei im Alter und darum auch gleicher in der Form ihrer beiderſeitigen Gefühle und Gedanken. „Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte, — aber ich wünſchte nicht um Alles, daß dieſes anders wäre, daß Du anders wäreſt als Du biſt.“ Seine Lotte ſoll ſein Werk, ſoll der Schweſter durch ihn ähnlich werden! „Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten und *mein* Geſchöpf mußt Du ſein.“ Er fühlt ſich glücklich in der ſüßen Sicherheit, daß er der Einen nicht entziehe, was er der Andern ſei und

gebe. »Frei und ſicher bewegt ſich meine Seele unter Euch und immer liebevoller kommt ſie von Einem zu dem Andern zurück, derſelbe Lichtſtrahl, derſelbe Stern, — nur widerſtrahlend aus verſchiedenen Spiegeln.«

Indeſſen war es doch gut, daß die Probe, welche Schiller's Idealismus hiermit ſich und ſeiner Gattin ſtellte, durch die im Jahre 1794 erfolgte zweite Verheirathung Karolinens mit Schiller's Jugendfreunde, Wilhelm von Wolzogen abgekürzt wurde. Wir dürfen annehmen, daß die erſtere ſelbſt durch ähnliche Motive zu dem Eingehen einer Verbindung bewogen wurde, die von ihrem ſpätern Gatten ſeit Jahren leidenſchaftlich erſehnt, von ihrer Seite ohne Erwiederung ſolcher Leidenſchaft, wenn auch nicht ohne ſanfte Neigung geſchloſſen, ſich zu einem ruhig glücklichen Verhältniſſe geſtaltete *). —

*) Karoline v. W. lit. Nachlaß I. S. 32.

Ganz nahe der Ruheſtätte Karolinens von Wolzogen, unmittelbar an der Kirchhofsmauer, an welcher ſich die langen Reihen von Erbbegräbniſſen hinziehen, iſt ein eigenthümlich einſiedleriſches Grab zu ſchauen. Ein Dickicht von jungen Tannen, Platanen und Ebereſchenbäumen umſchließt und verſteckt den etwa ſechs Schritte breiten viereckten Platz, und macht zugleich einen niedrigen ſchlichten Holzzaun, der ihn umgiebt, völlig unſichtbar. Wenn man die Zweige zurückbiegt, erblickt man einen moſigen Felsblock, der die Mitte eines Halbkreiſes von aufeinander geſchichteten Feldſteinen einnimmt. Darunter ſchläft Knebel, der Einſiedler aus Weimars Glanzperiode, und dieſe Ruheſtätte, die Eremitage des Friedhofs von Jena, iſt bezeichnend für den Mann, der die rauhe Einſamkeit des Thüringer Waldgebirges von Ilmenau und die Abgeſchiedenheit Jena's über vierzig Jahre lang freiwillig dem Leben in dem Geiſt-ſtrahlenden Weimar vorzieben

mochte. Wie ich höre, wird nächstens sein fünfzigjähriger Briefwechsel mit Goethe, von Riemer geordnet, herausgegeben werden, und eine schätzbare Bereicherung unserer Kenntniß und Würdigung einer Periode deutscher Kulturentwickelung gewähren, die sobald nicht wieder ihres Gleichen haben wird.

Jena, August 1831.

In der Nähe des „Paradieſes“ liegt das Haus Knebels, des letzten Veteranen der glänzenden Periode Weimar's, der zuerſt von allen ſeinen Genoſſen Weimar, und als der letzte von ihnen die Welt verließ. Hier in der Einſamkeit ſeines kleinen, reizend gelegenen Beſitzes, den ſeine hochbejahrte Gattin noch jetzt bewohnt, hat er über ein Menſchenalter gelebt, ohne Luſt und Neigung zur Rückkehr nach dem verlaſſenen Hofleben von Weimar.

Was Knebel forttrieb von der gelobten Stadt und ihrem Muſenhofe, das ſpricht er deutlich genug an vielen Stellen ſeiner Briefe aus. Die Sehnſucht nach Ruhe, nach einem naturgemäßen Daſein, nach Abgeſchiedenheit von dem zerreibenden, ewig aufgeregten Hof- und Geſellſchaftsleben war es, die ihn zuerſt unter allen Genoſſen aus dem Kreiſe der Weimar'ſchen Jugendepoche in die grüne Einſamkeit von Ilmenau und Jena bannte, wo er, der älteſte jener Theilnehmer an der Glanzzeit Weimar's ſie alle überleben ſollte.

Dazu kamen andere Verſtimmungen. Die franzöſiſche Revolution, welche die ganze Welt in zwei Heerlager ſpaltete, hatte auch in die Verhältniſſe des damaligen Weimariſchen Lebens einen tiefen Riß gebracht. Auch in Weimar's bisher politiſch ſo unbefangenen Kreiſen ſtanden ſich ſeit dem Jahre 1789 zwei Parteien, oder doch zwei politiſche Anſichten, ſchroff gegenüber.

Die eine, welche die ganze ungeheure Bewegung von Grund des Herzens verwünſchte und in Pauſch und Bogen verdammte; und die andere, welche die Größe, Wichtigkeit und Berechtigung der Revolution anerkannte, ja ſogar in Einzelnem ſich zu einem Enthuſiasmus hinreißen ließ, welcher jene Schiller-Goethe'ſchen Angriffe wenn nicht berechtigte, doch der Natur jener Männer nach herausforderte. Die Majorität, die fürſtlichen Perſonen, der Hof, Goethe, Schiller, Wieland u. a. gehörten der erſteren an. Auf Seiten der zweiten finden wir unter den Weimariſchen Größen beſonders Knebel und Herder. Aber wie frei und menſchlich hoch erhaben über den Erſcheinungen der Gegenwart tritt hier das Verhalten uns entgegen, welches die edle Herzogin Louiſe einem Manne wie Knebel und ſeiner ſchroffen politiſchen Meinungsverſchiedenheit gegenüber bewährte! Knebel hatte von Anfang an die franzöſiſche Revolution mit ächt

historischem Sinne theilnehmend betrachtet, und kein Geheimniß aus seinem Antheile an dem Siege des neuen Prinzips gemacht. Dennoch entzog ihm weder der Fürst, von dessen Gnade seine materielle Existenz abhing, seine Gunst und Freundschaft, noch dessen Gemahlin ihr Wohlwollen. Erst als Kaiser Napoleon mit seinem Heere ganz Deutschland bedrohte (um 1805), schreibt Herzogin Louise an Knebel, den sie aus Ansbach nach Weimar zurückzukommen einladet, „daß sie sich zugleich schon im Voraus darauf freue, jetzt wenigstens seine Gesinnungen für Frankreich verändert zu finden.“ „Denn jetzt ist es doch in der That unmöglich, daß Sie dieses Reich sammt seinen Demokraten nicht seinem Schicksal und seinen philosophischen Träumen überlassen sollten.“

Knebel und Herder befanden sich von Anfang der Revolution an in einer politischen ecclesia pressa, zumal den fürstlichen Personen von

Weimar gegenüber. Ihre Briefe geben darüber manchen intereſſanten Aufſchluß. So ſchreibt Herder an Knebel im Herbſte 1790: „Die regierende Herzogin lebt nach ihrer alten ſtillen Weiſe, vielleicht mehr gegen Frankreich eingenommen als jemals; daher ich, wie der König David im neununddreißigſten Pſalm, mit mir einen Bund gemacht habe, zu ſchweigen und nicht mehr zu ſündigen mit meiner Zunge.“ Knebel ſeinerſeits war vielleicht in Weimar der Einzige, der die franzöſiſche Revolution über ein Menſchenalter hindurch nur als den Anfang einer großen allgemeinen Entwickelungsepoche der Europäiſchen Menſchheit betrachtete, der ſich in dieſem Urtheil niemals beirren ließ, und der ſelbſt das Elend und die Schmach, welche Napoleon, der Sohn und Erbe der Revolution, zunächſt über Deutſchland verhängte, als wohlverdiente und heilſame Nothwendigkeit anſah, deren Eintreffen Herder, der den Gipfel da-

Bayerische Staatsbibliothek München

maliger deutſcher Schmach nicht mehr erleben ſollte, „oft genug prophezeit hatte.“ *)

Knebel's Urtheil über die franzöſiſche Revolution und ihre welthiſtoriſche Bedeutung auch für Deutſchland wurzelte auf dem Boden einer richtigen Anſchauung von dem Elende der deutſchen Zuſtände und der Verſunkenheit des deutſchen Nationalcharakters. Unter ſeinen Gedichten finde ich nur drei politiſche, aber ſie ſprechen deutlich den tiefen Schmerz ſeiner Seele aus über die Erniedrigung des Vaterlandes. Das eine iſt betitelt:

Deutſchland,

Terra obedientiae.

Alſo benannte dies Land vor Zeiten der heilige Vater:
Deutſchland! bücke dich tief, daß du den Segen empfangſt.

Ein zweites Diſtichon ſpricht die Wirkung

*) Knebel's Nachlaß 2, 395.

aus, welche das Gefühl, ein Sohn dieſer terra obedientiae zu ſein, auf ihn machte:

Große Menſchen ſind meiſt melancholiſchen Temperamentes.
Sagt Ariſtoteles. Du Vaterland, machſt uns groß.

Er ſelbſt betheiligte ſich öffentlich nicht an dem litterariſchen Kampfe, der ſich in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten und in dem erſten Luſtrum des neunzehnten Jahrhunderts über die Revolution erhob. Eine Aufforderung dazu im Jahre 1798 lehnt er mit den Worten ab: „Etwas Politiſches oder auch Politiſch-Moraliſches für uns Deutſche zu ſchreiben, finde ich ganz unwerth. Wir ſind hierin, d. h. in unſerm politiſchen Zuſtande, noch zu weit unter allen kultivirten Nationen, als daß dieſer Zuſtand einen philoſophiſchen Ausdruck auch nur aushalten könnte.“ Was das heißen will, lehrt uns ein Klageruf Herder's, der ſeinem Freunde Knebel klagt, daß er mit ſeinen „Ideen“ nicht

aus und ein wisse, weil er sich überall gehemmt empfinde durch politische Rücksicht: „ich habe," schreibt er, „wieder weggeworfen, was ich geschrieben habe, und doch kann ich nichts Besseres schreiben. Die Rücksichten auf die Regierungen plagen mich auf unerhörte Weise. Lügen will und kann ich nicht, darum wende und drehe ich mich, und ihr Faden durch die ganze Geschichte bleibt doch, — was er ist, für die beeinträchtigte Menschheit." Und das war noch vor der Zeit des Sündenfalles, vier bis fünf Jahre vor der Revolution von 1798.

Was aber Knebeln vornämlich zurück hielt, sich öffentlich gegen die Art und Weise auszusprechen, in welcher ein Wieland und seines Gleichen damals im Merkur Weimarische Weltpolitik gegen Frankreich trieben, das sieht man am besten aus einem Briefe, in dem er einen Freund bittet, den guten, aber schwachen und

aus Schwachheit ſogar „politiſche Mantelträgerei“ übenden Wieland von ſeiner politiſchen Schreiberei abzubringen. „Zu Anfang der Revolution“ (ſchreibt er 1798) „mag es erlaubt geweſen ſein, Manches auf dieſe Art zu raiſonniren und zu deraiſonniren, und weil man noch nicht wußte, was aus dem Kinde werden ſollte, es mit Fabeln und Geſchichten voriger Zeiten zu vergleichen. Aber jetzt erwartet man von einem Manne wie Wieland tiefere Blicke, allgemeinere Reſultate, nach den Angaben und Fortſchritten, die wirklich der menſchliche Geiſt vor jenen Zeiten voraus hat, und die in moraliſchen wie in chymiſchen Dingen durch eine Veränderung des Prozeſſes und Hinzuthat neuer Materialien auch einen ganz veränderten Zuſtand hervorbringen. Wir Andern, die wir noch das Brod der kleinen Fürſten Deutſchlands eſſen, ſollten von politiſchen Dingen lieber ganz ſchweigen. Erſtlich ſieht man uns den bornirten Horizont gar zu ſehr an, und

dann spürt man doch immer etwas von der unterthänigen Nachschleicherei.“ Und dann ein andermal: „Des politischen Gewäsches von Wieland bin ich satt; und wenn man die Mantelhängerei dabei bedenkt, die ich kenne, und dabei doch das weise Ansehn, das man sich giebt, so erweckt das Gefühle, die eben nicht die angenehmsten sind.“ — Ich will nicht dafür stehen, daß Knebel und Herder es waren, welche damals an den guten Wieland jenes anonyme Verbot veranlaßten, die Fortsetzung seiner Gespräche im Merkur drucken zu lassen. Goethe gedenkt in einem Briefe an Schiller dieses demokratischen Vehmgerichts als einer der lustigsten Begebenheiten des Zeitalters, und beschreibt sehr heiter die Wirkung, welche dies Verbot auf „den armen Verfasser des goldenen Spiegels“ machte, an dessen aristo-demokratischen Produktionen ohnehin Niemand recht Antheil nehmen wolle. Goethe, der diese Sache komisch nahm, drückte sich doch

ſehr heftig und bitter aus gegen alles, was damals im liberalen Sinne geſagt und geſchrieben wurde, und die Forderung der Preßfreiheit, welche um dieſe Zeit Genz an den jungen König von Preußen richtete, erſchien ihm der Gipfel demokratiſchen Schwindels. Knebel fühlte und dachte anders. „Die Demokratenſpürerei,“ welche damals auch in Weimar herrſchte *), freute er ſich in Ansbach und Nürnberg, wohin er ſich 1797 zurückgezogen hatte, nicht zu finden. Und wie richtig er erkannte, was Deutſchland Noth thue, dafür zeugt eine andere Briefſtelle (um 1798). Es war um die Zeit des Raſtatter Congreſſes, wo, wie er ſagt, „die Franzoſen einen ſo richtigen Takt hatten für die deutſche Verächtlichkeit und Selbſterniedrigung.“ Wieland, mit dem Monarchismus liebäugelnd, bil-

*) Nachlaß 3, S. 26.

dete ſich in ſeinem Merkur „ein neues Ideal von Monarchen zur Erhaltung der alten Ordnung der Dinge, wie keiner jemals geweſen iſt und alſo auch wohl ſchwerlich jemals werden wird.“ „Unſere Herren in Raſtatt dagegen,“ fährt Knebel fort, „arbeiten indeß ſorgfältiger daran, dieſe alte Ordnung der Dinge mehr und mehr verſchwinden zu machen, und den Franzoſen den Weg dazu zu erleichtern. Wir müßten einen Monarchen haben, der das Genie hätte, ſich ſelbſt gewiſſermaßen abſetzen zu können, — dann könnte vielleicht ſo Etwas noch beſtehen.“ Weder „der gute Kaiſer, noch der brave junge König in Preußen“ ſeien dazu die Leute. Es ſei alſo ſehr wahrſcheinlich, daß wenigſtens der größte Theil des ſüdlichen Deutſchlands noch in Zukunft ſchweizeriſirt werden dürfte. Ihn irrte es nicht, daß Napoleon ſeinen Kaiſerthron auf dem wankenden Boden Frankreichs errichtete. Sein Blick ſah weiter hinaus

in die Zukunft. „Es wohnt (ſchrieb er 1803) noch ein alter Samen von ganz republikaniſcher Freiheit in Frankreich und der kann leicht wieder lebendig werden. Auch in Deutſchland wird es noch anders. An Napoleon, den er am Tage der Schlacht von Jena bewirthete *), wurde er nicht irre, und wir wiſſen, daß ſich Goethe in ſpäteren Jahren zu ſeiner Anſicht bekehrte. Als dann das Genie der Revolution gefallen war, und Luden Knebeln einlud, an ſeiner Nemeſis mitzuarbeiten, da gab der Greis ihm eine Antwort, die allein ſchon hinreicht, den Tiefblick und die politiſche Ueberzeugungstreue dieſes alt-Weimariſchen Republikaners in partibus zu bezeugen. Er ſah über den patriotiſchen Enthuſiasmus des nationalen Befreiungsjubels hinaus auf die Weltentwickelung

*) Nachlaß 3, S. 105.

der Menschheit, die nach Jahrhunderten zählt. „Die französische Revolution," sagt er, „war — **die Revolution der Menschheit**, nur brach sie an dem wundesten und leichtentzündbarsten Flecke aus. Was Wunder, daß sie da schnelle und große Entzündbarkeit erregte. Das Volk war nicht im Stande, die Wunden zu stillen, noch weniger sie aus dem Grunde zu heilen. Man suchte also Hülfe in Pflastern, wovon jedoch keins die erwünschte Befriedigung gab." Napoleon sei der geschickte und kecke Wundarzt gewesen, „der sich schon während der langen Krankheit des Staats ziemlich versucht hatte, und nun bei diesem verzweifelten Zustande an dem corpore miserabili seine Erfahrungen anbrachte. Der Körper wurde so taliter qualiter hergestellt, und sein Talent und seine Gaben allgemein gepriesen. Schade nur ist es, daß dieser Wundarzt, dessen Einsichten und Gaben nicht genug zu bewundern sind, auf den Einfall

kam, da er die andern, nicht minder kranken und elenden Staatskörper vor ſich liegen ſah, ſie auf gleiche Art zu heilen, und zuletzt ſie als — ſein Eigenthum für ſich zu behalten.“

Was aber die Befreiungskämpfe und ihr Reſultat für das deutſche Volk anlangt, ſo hat Knebel daſſelbe in dem Diſtichon niedergelegt, welches lautet:

Rieſe ging mit dem Zwerg hinaus den Drachen zu tödten.
Rieſe ſchlug ihn, doch Zwerg kehrt triumphirend zurück.

Knebel war einer der wenigen Deutſchen jener goldenen Litteraturperiode, auf dem ſchon während der höchſten Blüte derſelben das Gefühl der Unzulänglichkeit dieſer exkluſiven theoretiſchen Kultur, gegenüber der allgemeinen politiſchen Erniedrigung des Volkes laſtete, dem obenein von jener Kultur nichts zu Gute kam. Kant hat oft geſagt: „er kenne kein abſcheulicher Leben als unter bloßen Gelehrten.“ „Dies Dictum,“ ſetzt Knebel hinzu (1797), „haben wir in Weimar

faſt wahr gemacht, und ob uns gleich die Eitelkeit, bei Hofe etwas zu gelten, hier und da gefälliger gemacht hat, ſo konnte doch, da dieſer Eitelkeit die Nahrung nach und nach benommen wurde, die Sache nicht mehr beſtehen. Nun ſind wir krank, ohne Hülfe und Verein weder von oben, noch neben, noch unten. Mein einziger Wunſch und Bitte iſt, mich unter dieſen Umſtänden nur nicht in Weimar weiter fortleben zu laſſen. — — Man muß jetzt bald anfangen, Höhlen zu ſuchen, denn allem Anſcheine nach werden die Umſtände beſchwerlicher.“

Und er ſuchte und fand dieſe „Höhle“ in ſeinem lieben Thale zu Ilmenau und Jena, und blieb ihr treu, bis ſie den Neunzigjährigen hinaustrugen auf den Friedhof, wo uns, verſteckt unter dichtem Buſch- und Rankenwerk, von der Wand der Kirchhofsmauer der Name:

Knebel

zuruft, daß unter dem Raſen zu unſern Füßen

eins der edelſten und freieſten Menſchenherzen ruht, welche jene Zeit von Weimar aufzuweiſen hat.

Knebel ſelbſt ſagt es uns, daß er unter ſeinen Weimariſchen Genoſſen zur Zeit der franzöſiſchen Revolution mit ſeinem politiſchen Urtheil über dieſelbe ſehr allein ſtand. „In Weimar (ſchreibt er 1797) hat man über politiſche Sachen gar kein Urtheil, und es iſt mir nicht unwahrſcheinlich, daß in gewiſſen Stücken unter den Gelehrten in Deutſchland gerade die wenigſte Aufklärung herrſcht.“ Die deutſchen Gelehrten mögen ſich an ihn halten für das Epigramm, welches er ihnen gewidmet hat. Es lautet:

Der Gelehrte.

Gleich dem Arme von Holz, der Andern zeiget die Straße,
Die er ſelber nicht kennt, nie zu durchwandeln begehrt,
Steh ich und zeige den Weg zu Wiſſenſchaft, Tugend und Ehren,
Steif iſt mein Arm und er ſteht Jedem, der Richtung ihm giebt.

Jena, im August 1851.

Die so eben erschienenen Denkwürdigkeiten des verstorbenen Kanzler v. Müller *), leider nur ein Fragment der von dem ausgezeichneten Staatsmanne vorbereiteten Lebenserinnerungen, — geben unter anderm auch den ersten vollständigen Aufschluß über das Zusammentreffen der beiden größten Menschen des Jahrhunderts, über die Zusammenkunft Goethe's mit Napoleon in Erfurt am 2. October des Jahres 1808.

*) Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—13

Wie bedeutend ſelbſt den ſtolzen Franzoſen dieſe Begegnung erſchien, erhellt wohl am beſten daraus, daß Talleyrand in jener Zeit den Wunſch an Müller richtete, ihm ein Memoire über die Unterredungen Napoleons mit Goethe und Wieland in jenen Tagen zu entwerfen, ein Verlangen, dem der gewandte Deutſche geſchickt auszuweichen wußte. Goethe ſelbſt konnte erſt kurz vor ſeinem Tode durch den Kanzler Müller dazu vermocht werden, eine immer noch ſehr lakoniſche Notiz über ſeine Unterredung mit dem Gewaltigen nieder zu ſchreiben, die im zwanzigſten Bande ſeiner nachgelaſſenen Werke, dem ſechszigſten der Geſammtausgabe, ſich gedruckt findet Dieſe Niederſchrift hat nun der ſeit dem 21. October 1849 gleichfalls dahingeſchiedene Freund des Dichters aus deſſen mündlichen Mittheilungen ergänzt, und wir erfahren bei dieſer Gelegenheit denn endlich auch, was es eigentlich mit jenem äſthetiſch-kritiſchen Urtheil Napoleon's

über Goethe's Werther auf ſich hatte, welches der Dichter, aus wunderlicher Luſt am Geheimniß, ſelbſt ſeinen Vertrauteſten vorenthielt, und um das ihn noch in ſeinen letzten Jahren ſein Eckermann vergeblich befragte. In der That iſt die Aeußerung Napoleon's gerade eine ſolche, welche dem kritiſchen Scharfſinne des Helden zur größten Ehre gereicht.

Es war in jenen verhängnißvollen Octobertagen des Jahres 1808 zu Erfurt, wo Talma „vor einem Parterre von Königen“ ſpielte, und der wachthabende Offizier einſt bei der Anfahrt des Königs von Würtemberg den, nur für die beiden Kaiſer beſtimmten dreimaligen Trommelſchlag der Wache mit einem heftig dazwiſchen fahrenden: Taisez vous, *ce n'est qu'un roi!* verſtummen machte, — es war in jenen Tagen tiefſter Demüthigung des Stolzes der deutſchen Fürſtenhoheit, daß der Stolzeſte der Stolzen dem deutſchen Dichterfürſten ſeine Huldigung dar-

brachte. Nicht Goethe war es, der ſich an Napoleon drängte; ſondern Napoleon hatte kaum durch Maret von Goethe's Anweſenheit in Erfurt gehört, als er ihn ſogleich am 21. October zu ſich einladen ließ. „Die Audienz, ſagt Müller, dauerte eine volle Stunde.“ Und das war in einer Zeit, in der Könige und Fürſten oft vergebens um wenige Minuten Gehör bei dem Gewaltigen bitten mußten, der in dieſem Augenblicke auf dem Höhepunkte ſeiner Macht ſtehend, gerade in dieſen Tagen die Angelegenheiten Europas vom Tajo bis zum Pregel und von der Meerenge Siziliens bis zu dem Dünenſtrande der Nordſee entſchied und ordnete.

„Ich hatte, erzählt der Kanzler v. Müller, Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da ſeiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieſer Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethe's Eintritt in das kaiſerliche Kabinet kam auch noch der General-

Intendant Daru hinzu. Der Kaiser saß an einem großen runden Tische, frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Contributions-Angelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe'n, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechzigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Ansehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethe's Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethe's dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Uebersetzung von Voltaire's Mahomet. „Das ist kein gutes Stück," sagte der Kaiser, und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werther's Leiden versicherte Na-

poleon, ſiebenmal geleſen zu haben (bekanntlich fand ſich dieſes Werk nach Bourienne unter den wenigen Büchern, welche Bonaparte auf ſeinem Zuge nach Aegypten mitnahm). Zum Beweiſe ſeiner Kenntniß dieſer Dichtung machte er ſofort eine tief eindringende Analyſe des Romans, wobei er jedoch an gewiſſen Stellen eine Vermiſchung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenſchaftlichen Liebe tadelte. „Das iſt nicht naturgemäß und ſchwächt bei dem Leſen die Vorſtellung von dem übermächtigen Einfluß, welchen die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?“

„Goethe (fügt hier der Erzähler hinzu) fand die weitere Begründung dieſes Tadels ſo richtig und ſcharfſinnig, daß er ihn ſpäterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunſtverſtändigen Kleidermachers verglich, der an einem

angeblich ohne Nath gearbeiteten Aermel sehr bald die fein versteckte Nath entdeckt.

Dem Kaiser erwiederte er: es habe ihm noch Niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als richtig anerkennen. Einem Dichter jedoch dürfe zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bediene, um eine gewisse Wirkung zu erringen, die er auf einfacherem natürlichem Wege nicht hervorbringen könne.

Napoleon kam jetzt auf das Drama zurück und machte darüber mehrfache, sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfand. Die Schicksals-Tragödien mißbilligte er alle höchlich. „Sie haben einer dunklen Zeit angehört — was will man

jetzt mit dem Schickſal? Die Politik iſt das Schickſal!«

Hierauf ſprach er lange mit Daru über die Contributionsangelegenheiten, während deſſen der Marſchall Soult eintrat, den der Kaiſer ſcherzend über einige unangenehme Ereigniſſe in Poſen anſprach. Auf einmal ſtand Napoleon auf, ging auf Goethe zu, und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethe's Familie und ſeinen Verhältniſſen zu den verſchiedenen Perſonen des herzoglichen Hauſes. Die Antworten, die er erhielt, überſetzte er ſich ſogleich, nach ſeiner Weiſe, in entſchiedenere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerſpiel zurückkommend, ſagte er: »Das Trauerſpiel ſollte die Lehrſchule der Könige und der Völker ſein, das iſt das Höchſte, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B., Sie ſollten den Tod Cäſar's auf eine vollwürdige Weiſe ſchreiben, großartiger als es Voltaire gethan. Das könnte die ſchönſte Aufgabe ihres Lebens

werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Plane auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Jedesmal, wenn er über Etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu: „Qu'en dit Monsieur Goet?"

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier sagen: „Voilà un homme!"

Der Kanzler v. Müller erzählt dann noch weiter, wie Goethe lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz beobachtet, ja wie er selbst den Fragen seines Herzogs über den Inhalt der Unterredung auf geschickte Weise

auszuweichen verſtanden habe. Zum Theil lag dieſes Geheimnißweſen in Goethe's Charakter. Er liebte es, Verſtecken zu ſpielen, und ſelbſt in kleineren Anläſſen die Leute mit ihrer Neugier über gewiſſe Dinge in fortdauernder Unwiſſenheit und Spannung zu laſſen. Aber dieſer Charakterzug erklärt doch ebenſowenig als Goethe's „Beſcheidenheit und Delikateſſe," welche Müller hier als Gründe anführt, das räthſelhafte Schweigen des Dichters. Wahrſcheinlicher iſt, daß die Aeußerungen Napoleons, welche ihm, wie Müller ſagt, „einen mächtigen Eindruck hinterließen," ihn in einen der tiefſten Punkte ſeines Weſens trafen, daß ſie das Dämoniſch-Titaniſche ſeines Geiſtes und mit ihm allerhand Entwürfe und Betrachtungen wunderbarer Art über ſein eigenes Schickſal als deutſcher Dichter wach riefen. Ihm hatte ſeine Nation nichts entgegengebracht, keinen nationalen Heros, keine nationale Großthat, keine nationale Geſchichte. Hier ſtand ihm

der größte Held der modernen Welt gegenüber, und dieser Held — war der Besieger seines Vaterlandes, der persönliche Feind seines fürstlichen Freundes! und diesen selben Helden sah sich Goethe gedrungen bewundernd zu verehren! Dazu kam die Aufforderung: nach Paris zu kommen, um dort, „von einer größern Weltanschauung umgeben, die höchste poetische Aufgabe seines Lebens auszuführen.“

Soviel ist gewiß, und Müller bestätigt es uns, daß diese Einladung Napoleons Goethe'n lange Zeit hindurch lebhaft beschäftigt hat. „Er fragte mich (heißt es in den Erinnerungen Seite 241.) mehrmals nach dem ungefähren Betrage des Aufwandes, den es wohl erfordern würde, nach den verschiedenen, für ihn nöthigen Einrichtungen in Paris, Zeitabtheilungen u. s. w. Später mochte ihn wohl die Erwägung mancher nicht zu beseitigenden Unbequemlichkeit in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.“

Goethe hat bekanntlich Paris nie geſehen. Wie hoch er aber für einen nationalen Dichter das Glück anſchlug, in ſolchem Mittelpunkte der modernen Bildung zu leben, und von dem dort konzentrirten Volksgeiſte getragen, empfangend zu geben, gebend zu empfangen, das hat er noch in den letzten Jahren ſeines Lebens, im Hinblick auf die traurige Vereinzelung der Geiſter in Deutſchland, gegen ſeinen treuen Eckermann klagend ausgeſprochen.

Als der Herzog von Weimar während jener Erfurter Tage Napoleon nebſt all den verſammelten Fürſten nach Weimar zu einem Feſte lud, beauftragte er Goethe'n, etwas auszuſinnen zur Verherrlichung dieſer für Weimar ſo merkwürdigen als bedeutungsvollen Tage. Goethe gab auch wirklich, wie Müller erzählt, mehrere höchſt großartige Vorſchläge. Theils aber hätte

ihre Ausführung zu viel Zeit erfordert, theils erſchienen ſie in der That zu gigantiſch. Man ſieht auch hieraus, wie in der Seele des Dichters jener Eindruck der erſten Begegnung mit dem Manne des Jahrhunderts noch nachdröhnte. Napoleon hatte mit ihm noch einmal eine längere Unterredung während des Balles, den der Herzog im Saale des Weimar'ſchen Schloſſes veranſtaltet hatte. Wieder war es die tragiſche Kunſt, welche den Gegenſtand der Unterhaltung bildete. Napoleon ſprach ihm ſein lebhaftes Intereſſe an Veredlung der tragiſchen Kunſt aus. Er wiederholte dabei, „daß man das Trauerſpiel nicht nur für die würdigſte Schule der Fürſten und Staatsmänner achten müſſe, ſondern daß es in gewiſſer Hinſicht ſelbſt weit über der Geſchichte ſtehe.“ Schwerlich wußte er, daß er damit die Anſicht des erſten und tiefſten Denkers über die Tragödie, das Ariſtoteliſche: „Die Tragödie iſt ge-

dankentiefer und erhabener als die Geſchichte,“ ausſprach.

Ich hatte in der letzten Zeit in irgend einem Buche, deſſen ich mich durchaus nicht mehr erinnern kann, zu meinem Erſtaunen geleſen, daß einige preußiſche Offiziere in jenen Tagen dem Kaiſer heimlich nach dem Leben getrachtet. Als Napoleon nach der vom Herzog auf dem Schlachtfelde von Jena veranſtalteten Jagd am 7. Oct. 1808 im Wagen nach Weimar zurückkehrte, hätten ſie ſich in dem Gehölze des Webicht mit Feuerwaffen poſtirt gehalten, und nur der Umſtand, daß ein preußiſcher Prinz — ich glaube, Prinz Wilhelm, Bruder des Königs — neben Napoleon geſeſſen oder an ſeiner Seite neben dem Wagen geritten, habe die Verſchworenen abgehalten, ihre Mordgewehre auf den Kaiſer abzufeuern. Jetzt erſehe ich aus den Müller'ſchen „Erinnerungen,“ daß der Sache wirklich ein Thatſächliches zum Grunde liegt. Napoleon hatte bekanntlich ſeine franzöſiſche

Schauspielertruppe von Erfurt nach Weimar kommen lassen, um dort Voltaire's Tragödie la mort de César aufzuführen. Man sieht, daß er den gegen Goethe geäußerten Gedanken nicht aus den Augen verloren hatte, und daß er durch die seltsame Wahl gerade dieses Stückes den größten deutschen Dichter wieder an jenen Gedanken und an die daran geknüpfte Aufforderung, dasselbe Sujet würdiger zu behandeln, erinnern wollte. Müller erzählt nun ausführlich, wie bei den Worten Cäsar's gegen Antonius, der ihn vor den Senatoren warnt:

Je les aurais punis, si je les pourais craindre;
Ne me conseillez pas de me faire haïr.
Je sais combattre, vaincre, et ne sais point punir.
Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
Sur l'univers soumis régnons sans violence!

wie bei diesen Worten ein elektrischer Funke mächtig alle Zuschauer durchzuckte. Dann fügt

er am Schluſſe der Erzählung hinzu: »Hatte die Aufführung des franzöſiſchen Trauerſpiels la mort de César immerhin etwas ſeltſam Ominöſes gehabt, ſo mußte es auf diejenigen, welche perſönlich dieſen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erſchütternden Eindruck machen, als ſie erfuhren, wie wenig gefehlt hätte, daß dieſe Aufführung wirklich zum größten Trauerſpiele der neueren Weltgeſchichte geworden wäre. Es hatte ſich nämlich eine kleine Anzahl verwegener preußiſcher Offiziere, das Unglück und den troſtloſen Zuſtand ihres Vaterlandes tief empfindend und von glühendem Haſſe gegen deſſen Unterdrücker erfüllt, verſchworen, den Kaiſer Napoleon bei ſeinem Heraustreten aus dem Theater zu erſchießen. Sie hatten die Localität auf's genaueſte erkundet, Voranſtalten zu eiliger Flucht nach vollbrachter That getroffen (das hat Staps ſpäter nicht gethan) und ſich zum größten Theile in Weimar unbemerkt verſammelt, als

noch im letzten Momente einer der Mitverschworenen ausblieb. Sei es, daß dieser Umstand die Uebrigen erschreckte, oder daß sie Reue empfanden; genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Gräuel das Gelingen so grausiger That unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen."

Der Herausgeber dieser interessanten Memoiren, Herr Hofrath Schöll zu Weimar, macht uns Hoffnung, daß vielleicht noch ein Nachtrag der nicht vollendeten aber doch vorbereiteten Aufzeichnungen Müller's über die späteren Zeiten von 1813—1832 zu erwarten stehe. Möge diese Hoffnung erfüllt werden. Aber auch so ist das jetzt Mitgetheilte ein eben so anerkennenswerther als interessanter Beitrag zu einem der merkwürdigsten Abschnitte unseres Jahrhunderts.

Jena, August 1831.

In dieſen letzten Tagen hat mich der ſo eben erſchienene dritte Band der Goethe'ſchen Briefe an die Frau von Stein lebhaft beſchäftigt. Er iſt ſchon darum von hoher Wichtigkeit, weil er mit der Auflöſung eines ſo wunderbaren Lebensverhältniſſes zugleich die Löſung eines ſittlichen Problems enthält: eine Löſung, die ſich dann freilich wiederum ein Jeder nach ſeinem Gefühl, nach eigner Einſicht und nach eignem Bedürfniß zurechtlegen wird.

Dieſer dritte Band umfaßt die Briefe aus den Jahren 1784 bis 1826, welche wiederum in drei verſchiedene Abtheilungen zerfallen. Die erſte umfaßt die Briefe von 1784 bis zu Goethe's Flucht nach Italien. Die zweite, kürzeſte, die Briefe, welche im Jahre nach ſeiner Rückkehr von dort geſchrieben ſind, und in denen der bereits innerlich geſchehene Bruch des Verhältniſſes zu Tage tritt. Der dritte Abſchnitt endlich zeigt den Verlauf des Rheins im Sande: nach jahrelanger völliger Trennung ein Verhältniß geſellig anſtändiger Theilnahme ohne eine Spur der früheren Leidenſchaft. Zwiſchen der erſten und zweiten Abtheilung iſt eine Lücke; die Briefe, welche Goethe aus Italien an die Geliebte ſchrieb, fehlen, weil Goethe ſie ſich wiedergeben ließ, um ſeine Reiſeerinnerungen darnach zu redigiren. Sie werden jetzt im Goetheſchen Hausarchive aufbewahrt.

Die erſte Abtheilung iſt nach Inhalt, Ton

und Stimmung eben nur eine Fortſetzung der früheren Briefe aus den Jahren 1780 bis 1783. Sie zeigt eine Liebe, wie ſie ſchwerlich jemals wieder in ſolcher Weiſe und Haltung vorgekommen iſt, in dem letzten Stadium ihrer möglichen Höhe und Entwickelung, wo ſie entweder zur wahrhaften menſchlichen Erfüllung gelangen, oder eine Wendung und Wandlung nothwendig erleiden mußte, falls der eine Theil nicht untergehen ſollte.

Denn geſtehen wir es nur: trotz der unendlichen Schönheit, trotz der Fülle tiefſten und reinſten Gefühls, die uns in dieſen Briefen umgeben, welche ein zehn Jahre lang in voller Innigkeit beſtehendes Liebesverhältniß mit allen ſeinen geheimſten Herzensinnerlichkeiten vor uns aufdecken, — dennoch iſt in dieſem ganzen Verhältniſſe etwas Ungeſundes und Unnatürliches, das ein geſundes Gefühl beängſtigt und uns zu keinem vollen freudigen Genuſſe kommen läßt.

Die gesunde Natur Karl August's empfand das schon früh, daß sein Goethe sich hier einem idealen Spiritualismus hingebe, bei dem er sich ganz in's „Aetherische" zu verflüchtigen Gefahr laufe. Und in Goethe selbst begann zuletzt eine Ahnung davon aufzudämmern, daß sein Weg ihn abseits führe von dem Pfade, welchen die Natur ihrem Lieblinge vorgezeichnet. Wer diese Briefe mit offenen Augen lies't, der muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß unter den Motiven, welche Goethen zu der italienischen Reise bewogen, seine Liebe und sein Verhältniß zu der Frau von Stein keins der geringsten war. Ueber die meisten jener Motive sind wir durch seine eignen Geständnisse im Klaren. Seine Mission für Weimar war erfüllt, der Freundschaft für den Herzog, der Pflicht für das Land war genug gethan. Zehn Jahre, die schönsten seines Lebens, hatte er für Andere gelebt, und mit liebevollster Selbstverläugnung seinen eigensten Daseinsberuf,

den unüberwindlichen Trieb und Drang ſeiner Natur, andern, ihm mehr oder minder fernen und fremden Zwecken aufgeopfert oder doch hintangeſetzt. Jetzt, auf dem Wendepunkte des menſchlichen Einzeldaſeins, im ſechsunddreißigſten Jahre, durfte es billig und nothwendig erſcheinen, an ſich ſelbſt zu denken und einmal für ſich zu leben. Hatte ihn doch nur und allein der Gedanke ſo lange in jenem Zuſtande gehalten: „daß alle dieſe Aufopferungen freiwillige ſeien, und daß er nur dürfe Poſtpferde anſpannen laſſen, um das Nothdürftige und das Angenehme des Lebens mit einer völlig freien Muße in der verlaſſenen Vaterſtadt zu finden.“ Denn ohne dieſe Ausſicht, und wenn er, wie er weiter an ſeine Mutter (im Jahre 1781) ſchrieb, ſich in Stunden des Verdruſſes als Leibeigner und Tagelöhner um der Bedürfniſſe willen anſehn müßte, würde ihm Manches viel ſaurer, ja unerträglich geworden ſein.

Goethe ging nach Italien, um ſich ſelbſt aufzuſuchen und zu vollenden. Es lag nicht in ſeinem Weſen, der Oeffentlichkeit gegenüber, Privates aufzudecken, darum verſchweigt er, wie viel Antheil an dem Entſchluſſe jener Flucht, wie er ſie ſelber nennt, auch der Zuſtand ſeines Herzens gehabt. Er verſchwieg es um ſo mehr, als die Frau, welche damals ſeine Seele beherrſchte, zur Zeit der Veröffentlichung ſeiner Lebensbekenntniſſe, ſelbſt noch unter den Lebenden war. Aber aus den jetzt herausgegebenen Briefen an ſie, und aus einer richtigen Erwägung und Verknüpfung aller Umſtände und Aeußerungen, welche ſie enthalten, geht es unwiderleglich hervor, daß er durch dieſe Reiſe auch auf die eine oder andere Art Heilung für ſein Herz und Geneſung von einer Liebe ſuchte, die er zuletzt als Krankheit erkennen mußte und erkannte. Er ſelbſt nennt, in den Briefen aus den letzten Jahren vor ſeiner Reiſe, dieſe ſeine Liebe „eine

Krankheit, die immer mehr wachſe," und er geſtand ſich vielleicht ſelbſt kaum, wie ſehr er mit dieſer Bezeichnung einer Leidenſchaft Recht hatte, die ſeinen natürlichen Hang zu hingebender Weichheit und Sehnſüchtigkeit auf Koſten der Energie männlicher Eigenſchaften unnatürlich verſtärkte. Aber die Ehre dieſer Erkenntniß und des darauf gebauten Entſchluſſes der Selbſtüberwindung muß und ſoll ihm unverkümmert bleiben, trotz des Urtheils, welches in den Anmerkungen des Herausgebers dieſer Briefe die weſentlichen Geſichtspunkte verrückt und ſich auf die Seite der Gegner Goethe's ſtellt.

Zunächſt iſt folgender Umſtand zu beachten. Es war nicht Goethe's Schuld geweſen, daß ſeine Liebe zur Stein nicht den natürlichen und vernünftigen Ausgang und Abſchluß fand. Er ſuchte und erſtrebte dieſen einzig wahren ſittlichen Abſchluß von vornherein mit allen Kräften. Charlotte von Stein ſollte ſein Weib werden, die

ungetheilte Genoſſin ſeines ganzen Daſeins. Daß ſie darauf nicht einging, daß ihr die Liebeskraft gebrach, zu thun, was in ihrem Falle die Pflicht wahrer Sittlichkeit gebot, das war, wenn ſie wirklich Goethe's Liebe in vollem Maaße theilte, entweder eine Schwäche des Charakters, dem die Form höher ſtand als der Gehalt, der Schein der Welt höher als das Weſen der Sittlichkeit, oder es war ein Verbrechen an dem Geliebten. Ein Verbrechen, wenn ihm ihre Seele ganz gehörte, und nicht minder, wenn ſie, wie es mir ſcheint, die tugendhafte Gattin eines ungeliebten und unbedeutenden Gemahls neben der Geliebten, der Seelenfreundin, der Beherrſcherin des größten Genius ſeiner Zeit zugleich ſein und bleiben wollte. Es war ein Verbrechen auch an ſeiner Zukunft, an ſeinem Geſchicke, an ſeinem Glücke, an dem Glücke, das er ſo heiß erſehnte, das er wie Wenige zu würdigen verſtand, an dem Glücke, das der Beſitz einer Häuslichkeit,

einer Familie in der Ehe gewährt. Wenn Goethe's Entwickelung hier eine Lücke, ſein Schickſal hier eine dunkle Stelle, ja in ſeinem letzten Verlaufe eine herzerſchütternde Tragik zeigt, ſo wird ein Theil der Schuld nimmer hinwegzunehmen ſein von einer Frau, die kleiner war als das Loos, das ihr die Gunſt des Geſchickes vor ſo viel Tauſenden ſpielend zugewendet hatte.

Die Briefe beweiſen, daß es Augenblicke genug gab, in welchen Goethe dieſe Wahrheit mitten in dem Drange ſeiner Leidenſchaft empfand. Sie ſind voll von Geſtändniſſen, daß ihm die Halbheit, das Entbehren der Erfüllung einer unzertrennlichen und ungetrennten Vereinigung, wie ſie nur die Ehe gewährt, mehr und mehr zur unertragbaren Qual gedieh. Und dieſe Aeußerungen empfindet man immer als eine Erquickung inmitten der endlos ſchmachtenden, oft geradezu unmännlichen Weichheit dieſer zehnjährigen, überſinnlich ſinnlichen Freierei. Noch im Jahre 1786,

kurz vor ſeiner Flucht, als er den Werther neu umarbeitete, ſchreibt er in ſolcher Stimmung an die Geliebte: „Ich korrigire am Werther, und finde immer, daß der Verfaſſer übel gethan hat, ſich nicht nach geendigter Schrift zu erſchießen.“ Und noch aus Italien ſchreibt er, von Terni, zwei Monate nach ſeiner Abreiſe, im Gefühl, wie ſchmerzlich er die Trennung von ihr empfinde: „Nur die höchſte Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entſchluß zu faſſen. Laß uns keinen andern Gedanken haben als den, unſer Leben miteinander zu endigen.“

Was aber den unumſtößlichen Beweis giebt, daß ſich bei dem Entſchluſſe zu dieſer Fluchtreiſe nach Italien auch die endliche Neugeſtaltung und der Abſchluß ſeines Verhältniſſes in den Vordergrund der Motive ſtellte, das iſt der Umſtand, daß Goethe dieſen Entſchluß, der ihn ſchon Jahr und Tag beſchäftigte, ſelbſt vor der Gelieb-

ten vollkommen geheim hielt. Der Herausgeber der Briefe, hat die Wichtigkeit dieſes Umſtandes ſehr wohl empfunden; und da er ſich bei der ſpäter eintretenden Kataſtrophe auf die Seite derjenigen ſtellt, welche Goethe's Verhalten entſchieden als einen Treubruch verdammen, ſo unterläßt er nicht, eine Andeutung zu verſuchen, daß ſeine Klientin um jenen Plan gewußt habe. Aber dieſer Verſuch iſt ein vergeblicher. Der eigne Sohn der Frau v. Stein, Goethe's Zögling, ſpricht es ausdrücklich in ſeiner Selbſtbiographie aus, daß nur der Herzog um Goethe's Reiſeplan wußte. Auch widerlegen die von Schöll herausgegebenen Briefe und alle ſonſtigen Umſtände und Zeugniſſe das Gegentheil vollſtändig. Es müßte denn ſein, daß die Korreſpondenz Lücken enthielte, die auch dem Herausgeber unbekannt wären, weil die Empfängerin ſelbſt die hierher gehörigen Briefe vernichtet hätte. Was einen Augenblick auf dieſe Vermuthung

leiten könnte, iſt folgende Stelle eines Briefes, den Goethe acht Tage vor ſeiner heimlichen Abreiſe von Karlsbad an die Geliebte ſchrieb und wo es am Schluſſe heißt: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch Alles ſo ſanfte endigen, und die Früchte reif in den Schooß fallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einſamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen ſind.“ Dieſe Worte geben allerdings mancherlei zu denken. In Weimar hatte er ſich ſchon lange ſo allein gefühlt, daß er 1786 ſchreiben konnte: „Ich verliere viel, wenn Herder geht“ (er hatte einen Ruf nach Hamburg) „denn außer Dir und ihm wäre ich hier allein.“ So ganz hatte ihn ſeine Leidenſchaft erfüllt, daß es ihm wenig deuchte, Rang und Stellung, Alles was ihm Weimar und die Freundſchaft eines Fürſten bot,

gern und freudig dem geliebten Weibe zu opfern, wenn sie sich entschließen mochte, dies Opfer anzunehmen.

Doch ich verfolge eine Vermuthung nicht weiter, welche in einer Zeit, wie jene, wo in den Weimarischen Kreisen noch viel abenteuerlichere Lösungsversuche ähnlicher Wirrnisse vorkommen, und wo eine Frau jenes Kreises und intime Freundin Goethe's und der Frau von Stein, die Frau von Werthern, geborne von Münchhausen, ihr eigenes Leichenbegängniß veranstaltete, um nach demselben mit dem Geliebten nach Algier zu entfliehen, — nichts geradezu Undenkbares haben dürfte. Gewiß ist, daß Goethe seinen Fluchtplan lange und im vollkommenen Geheimniß vorbereitete, daß er vorher in Jena italienischen Unterricht nahm, daß er alle seine Arbeiten, seine Papiere, seinen Besitz für lange Abwesenheit ordnete, wichtige Dokumente im Staatsarchive niederlegte, und alle

seine Briefe, die Correspondenz der Jahre seit 1779, wo er ein ähnliches, von ihm später schwer bereutes Autodafé veranstaltet hatte, den Flammen übergab. In seinem Geheimniß war ganz allein der Herzog, der nicht zu umgehen war, der Freund, auf dessen Diskretion er in solchen wichtigen Lebensfällen rechnen konnte, sonst aber Niemand. Nicht die Herzogin Louise, gegen welche selbst im Momente des Abschieds schweigen zu müssen, ihm „unaussprechliche Gewalt“ kostete *), nicht die Herzogin Mutter, welche noch viele Wochen später an Merk schrieb, daß Goethe in Karlsbad sei und daß man ihn bald zurück erwarte; nicht die eigene Mutter, keiner der nächsten Freunde, und auch nicht die Geliebte seines Herzens. Es war nicht Mangel

*) Man lese Goethe's Brief aus Rom an die Herzogin Louise im Weimar'schen Album zum Säcularfest der Buchdruckerkunst, S. 102.

an Vertrauen zu einer Frau, der er zehn Jahre lang alles Geheimſte ſeines Weſens und Lebens, ſeines Denkens und Empfindens ſchriftlich und mündlich vertraut, und deren Verſchwiegenheit er hundertfach erprobt hatte. Es war das Gefühl, daß er von ihr diesmal ſchwerlich Förderung, wohl aber einen Widerſtand gegen ſeinen Entſchluß erwarten mochte, dem er ſich entweder nicht gewachſen fühlte, oder den er ſich jedenfalls erſparen wollte.

In Italien geſchah, was geſchehen mußte, und es iſt ein Glück, daß es geſchah. Hier endlich fand er ſich ganz, und ganz die Erkenntniß ſeiner Beſtimmung. Körperlich und geiſtig war er überreizt und überſpannt, als er aus Deutſchland entfloh, und körperlich wie geiſtig fühlte er die Beruhigung dieſes unnatürlichen, Siechthum-ähnlichen Zuſtandes mit dem erſten Athemzuge der Freiheit, der ſeine leiddurchwühlte Bruſt erquickte, als eine unendliche Wohlthat.

Dies Gefühl iſt es, das in ſeinen italieniſchen Tagebuchbriefen lebt und jedes Herz wohlthuend anhaucht. Er fühlte, daß er Ruhe, daß er Erfüllung, Natur, Sinnenthum bedürfe nach der odemverſetzenden Feinheit jener ſpiritualiſtiſchen Luft, in der er ſeit vielen Jahren geathmet. Natur und Kunſt, Menſchenart, Himmel, Erde, Meer und Sonne des Südens mußten dazu kommen, um ihn zu heilen, ihn zu befreien, ihn zum Menſchen, zum ganzen, vollen, voll und naturwahr empfindenden Menſchen für ewig zu machen. Er war nie ein Chriſt geweſen, trotz aller Askeſe, deren naturverleugnendes Märtyrthum er Jahre lang getragen hatte; aber erſt hier in Italien ward er der ſchönheitſelige menſchliche Heide, als der ſeine erhabene Geſtalt hinüberragen wird in die fernſten Zeiten der Erfüllung. Wie Siegesjubel des Ueberwinders erklingt in ſeinen Briefen aus Italien das freudige Bekenntniß: „In Rom habe ich mich

ſelbſt zuerſt gefunden, ich bin zuerſt übereinſtimmend mit mir ſelbſt, glücklich und vernünftig geworden," ein Bekenntniß, das er noch dreißig Jahre ſpäter ſtehen ließ, als er jene Briefe veröffentlichte. Hier „fühlte er die Geſundheit ſeiner Natur und ihre Ausbreitung;" — „meine Füße werden nur krank in engen Schuhen und ich ſehe nichts, wenn man mich gegen eine Mauer ſtellt." Er war lange genug in den engen Schuhen geſtanden, um zu wiſſen, wo ſie ihn drückten, und ſeine Freunde und beſonders ſeine Freundin hätten aus ſolchen Worten ſchon lange vor ſeiner Rückkehr merken ſollen, daß er in keiner Weiſe mehr Luſt hatte, ſich mit den Augen gegen eine Mauer ſtellen zu laſſen. „So alt muß man werden," ruft er einmal aus, „um nur einen leidlichen Begriff von ſeinem Zuſtande zu haben! Es ſind alſo die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen um klug zu werden." Aber

nicht nur sein Geist befreite sich von den letzten Fesseln aller Tradition; auch sein Herz ward frei. Noch war er jung und in der Blüte männlicher Vollkraft. Die Sinnlichkeit verlangte ihr gutes Recht, und es ward ihr gewährt, und die herrlichen römischen Elegien geben ein Zeugniß davon, an dessen unschuldiger Wahrhaftigkeit sich jedes gesunde Herz erfrischt fühlt. Die Entsagung, welche er der übersinnlichen Geliebten gelobt, und für die sie ihm, wie es scheint, durch ein ähnliches Gelöbniß einen wahrlich geringen Ersatz gewährt hatte, war das erste, was in dem Lande naiver Menschlichkeit von ihm abfiel. Aber auch das tiefere Bedürfniß des Herzens fand nach und nach, daß auch außer der Freundin daheim noch andere Eindrücke, noch eine andere geistige Befriedigung möglich seien. Es war jene Mailänderin, deren holde weibliche Anmuth ihn in Rom entzückte, deren Liebenswürdigkeit sein ganzes Herz gefangen nahm, und welche aufzugeben

ihn nur die Entdeckung, daß ſie bereits verlobt ſei, bewog. Goethe's Liebe zu ihr war viel leidenſchaftlicher, der Schmerz um ihren Verluſt, wie die jetzt bekannt gemachten Briefe beweiſen, viel tiefer, als es der ein Menſchenalter ſpäter abgefaßte Bericht des Greiſes ahnen läßt, und doch geſtand er ſelbſt in jenen ſpäten Jahren, daß ihm das Bild dieſer reinſten Neigung nie aus Sinn und Seele gekommen ſei. Daß eine ſolche Liebe ihm damals möglich war, beweiſ't für ſeine wiedergefundene Geſundheit, für ſeine Wiederkehr zur Natur aus der Ueberſpannung ſeiner letzten Weimariſchen Periode.

Er kam zurück. Ein anderer als er gegangen, während ſeine Zurückgelaſſenen, ſeine Freundin geblieben waren, wie er ſie verlaſſen, und das Leben mit ihm ſo und da wieder fortzuſetzen meinten, wo er es vor zwei Jahren gewaltſam abgebrochen hatte!

Die Kluft war unausfüllbar, ſein Schmerz

unsäglich. Niemand, als wer Aehnliches durchlebt und durchlitten, vermag es, diesen Schmerz und die daraus hervorgehende Stimmung ganz nach- und auszufühlen.

Sein Herz blutete noch von der zwiefachen Trennung. Himmel und Erde, Sonne und Luft, Menschen und Verhältnisse des Nordens erschienen ihm unertragbar, wenn er sie mit denen verglich, die er verlassen. Seinen Freunden hatte er von Rom aus den ganzen Schmerz, den ihm die Trennung von Rom und Italien verursachte, in männlicher Schaam nicht offenbaren mögen. Er hatte auf ihr Verständniß, auf ihr Mitgefühl gerechnet, und — er fand, daß er sich verrechnet. Sie hatten erwartet, in dem Zurückgekehrten einen Beglückten, fröhlicher Heiterkeit über die wiedererreichte Heimath Hingegebenen, einen unterhaltenden Märchenerzähler zu finden, und sie fanden einen von tiefer Schwermuth Ergriffenen, dessen Seele die ferne, ver-

laſſene Heimath des Südens ſuchte, der die Zerriſſenheit, ja die Verzweiflung ſeines Innerſten nur mühſam verbarg. Lange Trennungen ſolcher Art ſind nur da nicht gefährlich für früher altgewohnte Zuſtände und Verhältniſſe, wo im Verlaufe der Abweſenheit keine weſentliche Entwickelung und Umgeſtaltung des Geſchiedenen durch ſie herbeigeführt wird. Wo aber das Gegentheil ſtattfindet, da tritt unabwendbar mit der Rückkehr eine Kriſis ein, welche den frühern Verhältniſſen und Verbindungen verderblich wird. In dieſem Falle befand ſich Goethe bei ſeiner Zurückkunft nach Weimar. Er ſelbſt mochte ſich in jener leicht begreiflichen Selbſttäuſchung, der ſich das Herz des Leidenden ſo gerne hingiebt, die Gefühle in der Ferne anders ausgemalt haben, mit denen er in der hellen Vollmondnacht des 18. Juni 1788 in die Enge des kleinen Weimar wieder einfuhr.

Und nun — in einer Stimmung und Lebens-

lage, wo er mehr wie je Ruhe und Einsamkeit zur Sammlung und Aufrichtung bedurft hätte, sah er sich von allen Seiten in das strudelnde Treiben des ihm schon lange so wenig sympathischen Hoflebens und der Hofgesellschaft gerissen. Herr Schöll beweis't aus den Hoffourierbüchern, daß Goethe vom Tage nach seiner Ankunft an Monate hindurch, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, täglich zu engeren und weiteren Hoftafeln und Hofgesellschaften bei den verschiedenen Fürstlichkeiten befohlen wurde, die Stunden und Abende ungerechnet, wo ihn sonst noch sein Fürst oder die Fürstinnen in Beschlag nahmen. Kaum ein Augenblick der Sammlung durch Ruhe und Arbeit blieb ihm übrig. So gut gemeint das Bestreben sein mochte, den lang Entbehrten täglich um sich zu haben und zu genießen, so schwer empfand doch der zwei Jahre lang an vollkommenste Freiheit gewöhnte Dichter die Abhängigkeit seiner Zeit von Hof und Hofgesellschaftsdienst.

Und gerade das Gefühl, daß er kein Recht habe, sich den an ihn gemachten Ansprüchen zu entziehen, steigerte seinen Unmuth. „Das Fegefeuer ward immer gräulicher.“ Während er seinen Schmerz um das Verlorene hier unter erkünstelter Fröhlichkeit, dort unter steifem Ernste barg, ohne doch die schwergedrückte Stimmung ganz den Menschen entziehen zu können, suchte er der Gesellschaft, den alten Lebensgenossen gegenüber Befriedigung in begeisterten Mittheilungen seiner Erlebnisse, in überströmenden Schilderungen des Landes und der Menschen, die er verlassen. Aber theils verstanden sie weder sein Entzücken, noch dessen Sprache, theils hörten sie aus diesen Ergüssen meist nur den Schmerz des Verlustes heraus, und sie empfanden ihrerseits diesen Schmerz des Zurückgekehrten als eine Beleidigung ihrer selbst, der Zurückgebliebenen, als Undankbarkeit und Kälte, als Herz- und Theil-

nahmlosigkeit für seine Freunde *). Sie gaben ihm zu verstehen, es wäre besser gewesen, gar nicht, als so wieder zu kommen, während er sich aus reinem Pflichtgefühl losgerissen hatte von einem Lande, nach dessen Verluste er sich nie wieder glücklich gefühlt hat."

Das Alles mochte für die Freunde erklärlich, dieser Mangel an liebevollem Eingehn, an Verständniß für Goethe's Seelenzustand mochte bei Männern eher begreiflich und entschuldbar sein. Nicht so bei einem liebenden Weibe, bei einer Frau, der dieser Mann sein ganzes Selbst geschenkt, der er sich zehn Jahre lang in unendlicher Selbstverläugnung mit seinem ganzen Sein hingegeben, sich allen ihren Wünschen und Bestimmungen wie heiligen Gesetzen und unzerbrechlichen Schranken gefügt hatte. Jetzt war es für sie Zeit zu beweisen, ob ihre Liebe

*) Goethe's Werke Th. 53., S. 115—116.

der seinen gleich kam, ob sie so viel Liebe und Hingebung verdient hatte. Jetzt konnte sie zeigen, ob sie ihm in seiner höchsten Noth mehr sein, ihm mehr Theilnahme und Selbstverläugnung zu bewähren, mehr Verständniß entgegen zu bringen fähig war, als die übrigen Freunde. Die Zeit der Prüfung in der Liebe, welche auf dem diamantenen Grunde der Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit ruht, war für sie gekommen. Der Geliebte hatte sie bestanden über zehn Jahre lang; Frau von Stein bestand sie nicht.

Nicht liebevoll schonend und tragend kam sie ihm entgegen, sondern fordernd und Ansprüche machend, verstimmt, beleidigt, daß er nicht gekommen wie er gegangen, als derselbe schmachtende Anbetende. Schon während Goethe noch in Rom weilte, hatte sie sich über seine „Kälte" gegen die Freunde in der Heimath beklagt. Goethe's Mutter hatte sie darüber in einem Briefe an den jungen Stein indirekt zurechtgewiesen.

„Daß mein Sohn gegen seine Freunde kalt geworden ist, schrieb sie an den jungen Stein am 22. Februar 1788, das glaube ich nicht. Aber stellen Sie Sich an seinen Platz, in eine ganz neue Welt versetzt, in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele daran hing — und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gut besetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können.“ Diese an den Sohn geschriebene, aber offenbar für dessen Mutter bestimmte Ermahnung der alten Frau Rath zu Geduld und Schonung, fand keinen Eingang.

Jetzt bei des Freundes Rückkehr entlud sich die Mißstimmung gegen ihn selber. Seine vertrauenden Mittheilungen über die Schicksale seines Herzens wieß sie mit unfreundlicher Eifer-

ſucht zurück, jeden Verſuch der Verſtändigung und Vermittelung behandelte ſie mit beleidigter Gereiztheit und vorwerfender Kälte. Es ſollte Alles ſo ſein wie früher, oder gar nicht ſein; ganz im Sinne jenes sint ut sunt, aut non sint. Es war hier eben die gewöhnliche Frauen- oder überhaupt Menſchennatur, die auch bei den naturnothwendigſten Wandlungen, ſobald ihr Herzensegoismus in's Spiel kommt, über das: „es hätte aber nicht anders werden ſollen," unter keinen Umſtänden hinaus kann, und durch keine Motivirung darüber hinwegzubringen iſt, „daß es eben nicht mehr ſo ſein kann."

Darauf hatte Goethe nicht gerechnet. Schwerer als alles andere ward ihm die Einſicht in einen ſo lang gehegten, ſo tiefgewurzelten Irrthum ſeines Lebens, die Einſicht, daß er ſich in ſeinem Glauben an Charlotte von Stein's Charaktergröße getäuſcht. Vier Wochen nach ſeiner Rückkehr verlangte ſie von ihm eine ruhige Unter-

redung. Er begleitet ſeine ſchriftliche Zuſage mit den bittenden Worten: „Gern will ich Alles hören, was Du mir zu ſagen haſt, ich muß nur bitten, daß Du es nicht zu genau mit meinem jetzt ſo zerſtreuten, ich will nicht ſagen zerriſſenen, Weſen nehmeſt. Dir darf ich wohl ſagen, daß mein Inneres nicht iſt, wie mein Aeußeres.“ Daß er ihr dies erſt ſagen mußte, zeigt wohl am deutlichſten, wie traurig es hier um den Scharfblick jener wahren Liebe ſtand, die noch immer über das Leid des Geliebten das eigene vergeſſen hat. Zwei Tage ſpäter wünſcht er der auf ihr Gut reiſenden Freundin, daß ihr die Einſamkeit ihres ſtillen Schloſſes wohl thun, und ſie geſunden laſſen möge. „Ich will ſo fortleben wie ich kann, obgleich es eine ſonderbare Aufgabe iſt.“ Er wendet ſich, ſobald nur irgend ihm ein Tag der Muße geſtattet iſt, zurück zu der errettenden Arbeit, ſchließt den Taſſo ab, und mit ihm und

andern Sachen den achten Band ſeiner Schriften, freilich oft unterbrochen durch die geſelligen Anſprüche ſeines fürſtlichen Freundes an ſeine Zeit, und darüber zuweilen in Verzweiflung (S. 306). So unglücklich fühlte er ſich, daß er ernſtlich daran dachte, „ſeine Einſamkeit wieder zu gewinnen, um ſie nie wieder zu verlaſſen“ (S. 307), und daß er an ſeinen Freund Meyer nach Rom ſchrieb: ſein eifrigſter Wunſch ſei, ihn dort wieder zu finden. In Weimar glaubte man damals längere Zeit faſt allgemein, daß er ſich gänzlich loslöſen und wieder nach Italien zurückkehren werde.

Mit der Freundin hatte er jetzt wie es ſchien, die Rollen gewechſelt. Während er früher, um Herrn Schöll's Worte zu brauchen, von ihr ſo „kurz gehalten“ wurde, daß ſie ihm oft die dringend erbetene Erlaubniß eines Beſuchs auf ihrem Landſitze aus geſellſchaftlichen Rückſichten abſchlug, mußte ſie jetzt ſeinerſeits eine Einladung

dorthin von ihm abgelehnt sehen. „Ich fürchte mich dergestalt vor Himmel und Erde (schreibt er am 31. August 1788), daß ich schwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl, als in meinem Stübchen, da wird ein Kaminfeuer angemacht und es mag regnen wie es will.“ Dann bemerkt er, ihre Klagen und Vorwürfe beantwortend: „es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen.“

Aber gerade dies scheint es gewesen zu sein, was die in ihren Ansprüchen sich gekränkt fühlende Freundin weder konnte noch wollte. Und Goethe seines Theils konnte und wollte nicht Klagen und Verlangnisse anhören und beantworten, die er bereits genugsam angehört und beantwortet hatte. Statt dessen bittet er in einem spätern Briefe: „laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage

genossen werden.“ Seine ertragende Geduld und Sanftmuth war eben so groß, als der Mangel an beiden bei der aufs Höchste erregten Freundin. „Wenn Du es hören magst,“ schreibt er in einem Briefe, den ich ohne Bedenken in das Jahr 1788 und zwar bald nach jener Unterredung am 21. Juli datire, wohin derselbe nach aller Wahrscheinlichkeit gehört — „wenn Du es hören magst, so mag ich Dir gerne sagen, daß Deine Vorwürfe, wenn sie mir auch im Augenblicke empfindlich sind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklassen. Auch sie weiß ich zurechtzulegen, und wenn Du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reussirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner

bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menſchen zu tragen hat, ſo werden wir ja noch, Liebe, einander nachſehen. Lebe wohl und liebe — mich. Gelegentlich ſollſt Du wieder etwas von den ſchönen Geheimniſſen hören.“

Dieſe „ſchönen Geheimniſſe“ waren ſeine römiſchen Herzensgeheimniſſe, durch deren Mittheilung an die Freundin er tröſtliche Erleichterung ſuchte. Sie wurde ihm nicht. Sein Vertrauen ward ſchonungslos unfreundlich zurückgewieſen. Die Behandlung, die er erfuhr, die Anſprüche, welche er erhoben, die Vorwürfe, mit denen er ſich von der gekränkten Frauencitelkeit überſchüttet ſah, die ganze Art und Weiſe, mit der auch Frau von Stein, „ſtatt ihn zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, ihn zur Verzweiflung brachte,“ *) empörten zuletzt ſeinen männlichen

*) Werke Bd. 58. S. 115.

Stolz, und ſchlugen Funken aus dem in Italien wiedergewonnenen Stahle ſeiner Natur. Den Prätenſionen einer Frau gegenüber, die ſein Weib nicht werden konnte oder es aus falſchem Pietätsbegriffe nicht werden wollte, und die dennoch dem ſieben Jahre jüngeren Manne den Wunſch nach häuslicher Exiſtenz an der Seite eines Weſens, das ihm für freundliche Neigung Genuß und Liebe gewährte, als ein Verbrechen behandelte, ermannte er ſich endlich zu der Wahrhaftigkeit, welche Natur und Vernunft forderten. Aber er that es mit ſchonender Gelaſſenheit. Frau von Stein hatte ihm geſchrieben, daß ihre Freundſchaft für ihn unverträglich ſei mit dem von ihm geknüpften häuslichen Verhältniſſe, auf das ich weiterhin zurückkommen werde.

„Ich danke Dir," ſchreibt er am 1. Juni 1789, „für den Brief, den Du mir zurückließeſt, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weiſe betrübt hat. Ich zauderte, darauf zu antwor-

ten, weil es in ſolchem Falle ſchwer iſt, aufrichtig zu ſein und nicht zu verletzen."

„Wie ſehr ich Dich liebe, wie ſehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen (ihren Sohn, den er ganz erzogen hatte) kenne, habe ich durch meine Rückkehr aus Italien bewieſen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort; Herder ging hin, und da ich nicht vorausſah, dem Erbprinzen etwas ſein zu können, hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als Dich und Fritzen."

„Was ich in Italien verlaſſen habe, mag ich nicht wiederholen. Du haſt mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

„Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung, und ich geſtehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingſt, wie mich andere nahmen, für mich äußerſt empfindlich war. Ich ſah Herdern, die Herzogin verreiſen, einen mir dringend angebotenen Platz

im Wagen leer, ich blieb um der Freunde wil-
len, wie ich um ihrentwillen gekommen war,
und mußte mir in demſelben Augenblicke hart-
näckig wiederholen laſſen: ich hätte nur weg-
bleiben können, ich nehme doch keinen Theil an
den Menſchen u. ſ. w. Und das Alles, ehe
von einem Verhältniß die Rede ſein
konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint.

Und welch ein Verhältniß iſt es? Wer wird
dadurch verkürzt? Wer macht Anſpruch an die
Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf
gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr
zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der
mir näher iſt, ob ich untheilnehmender, weniger
mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin
als vorher? Ob ich nicht ihnen und der Ge-
ſellſchaft vielmehr erſt recht angehöre. Und es
müßte durch ein Wunder geſchehen, wenn ich
allein zu Dir das beſte, innigſte Verhältniß

verloren haben ſollte! Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da iſt, wenn ich Dich einmal geſtimmt fand, mit mir über intereſſante Gegenſtände zu ſprechen.“

„Aber das geſtehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt haſt, kann ich nicht erdulden. Wenn ich geſprächig war, haſt Du mir die Lippen verſchloſſen, wenn ich mittheilend war, haſt Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, haſt Du mich der Kälte und Nachläſſigkeit beſchuldigt. Jede meiner Mienen haſt Du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu ſein getadelt und mich immer mal à mon aise geſetzt. Wo ſollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorſätzlicher Laune von Dir ſtießeſt.“

„Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfaſſung eher beleidigen als verſöhnen könnte. Unglücklicherweiſe haſt Du ſchon

lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden, Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingesehen, und das Du, aus Liebe zu mir, eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest. Möge Dir die Cur, die Reise recht wohl bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wieder erkennen werdest." —

Der Herausgeber dieser Briefe hat in jener diätetischen Bemerkung „die höchste Schwäche der Goethe'schen Rechtfertigung" und zugleich das für die Empfängerin des Briefes Verletzendste gefunden. Ein Unbefangener findet darin schwerlich etwas anderes als denselben Goethe, der sein Leben lang wohl wußte, in

wie engem Zusammenhange Gefühl und geistige Stimmung mit der Lebensweise des Menschen, die geistigen Funktionen des menschlichen Organismus mit seiner materiellen Ernährung stehe, und der unter anderm und neben der moralischen Kraft zur Ueberwindung einer krankhaften Stimmung, die er von der Freundin forderte, diese krankhafte Stimmung nicht durch eine ungesunde Lebensdiät noch erhöht sehen wollte.

Diesem Briefe folgt acht Tage später noch ein letzter. Die Stein hatte auf ihrer Badereise Goethe's Mutter in Frankfurt besucht. Er dankt ihr dafür. Er gesteht, „daß ihm nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden, als der letzte Brief an sie, und daß ihr derselbe wahrscheinlich eben so unangenehm gewesen zu lesen, als ihm zu schreiben.“ „Indeß ist doch wenigstens die Lippe geöffnet, und ich wünsche, daß wir sie nie wieder gegeneinander schließen mögen.“

„Ich habe kein größeres Glück gekannt, als

das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegränzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch, und muß in der Folge mich noch mehr verändern.“ Aber er nimmt kein Wort von dem im vorigen Briefe Gesagten zurück, so sehr ihm daran liegt, die Freundin sich wiederzugewinnen. Er erklärt, daß er sich wieder in seine Weimarischen Verhältnisse gefunden und daß er hoffe, darin auszuhalten, obschon so Vieles sich verbinde, ihm diesen Entschluß und diese Hoffnung zu stören. Die Rauheit des Klimas, das ihn früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen werde; die wachsende Neigung des Herzogs zum Soldatenwesen, wodurch er, der sich so gern ein „Kind des Friedens“ nannte, alle seine Plane einer ihm gemäßen Lebenswirksamkeit für Künste des Friedens und der Bildung beeinträchtigt und gefährdet, und „alles inkonsistent und folgenlos werden“ sah; das allgemeine Unbehagen endlich,

das sich dadurch und durch andere Kombinationen über alle Personen und Zustände Weimars verbreitet hatte.

Aber wie rührend klingt es, wenn er dann auf sein häusliches Verhältniß, „das ihr so sehr zuwider sei," zurückkehrend sagt: „Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen."

Sie that es nicht. Sie konnte es nicht ertragen, daß derjenige, der sich so viele Jahre lang in Demuth ihr überall untergeordnet hatte (er, der Titan!), sich jetzt auf seine eignen Füße stellte; und ihre Leidenschaftlichkeit ließ sie übersehen, daß er jetzt, und zwar mit viel größerem Rechte, nichts anderes von ihr forderte, als was er selbst ihr geleistet, er, der es über zehn Jahre lang hatte ertragen müssen: das Weib, das er

liebte und deſſen Seele ihm eigen war, körperlich als eines andern Beſitz zu ſehen. Uneigennützigerhat nie ein Mann geliebt, als er der von ſich ſagen durfte: „Uneigennützig zu ſein in Allem, am uneigennützigſten in Liebe und Freundſchaft, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausübung *).“

Den Leuten aber, welche hier ſich auf die Seite der Prätenſion und Unnatur ſtellen, und welche einen Goethe in dieſen ſeinen letzten Briefen der Unwahrheit und Unredlichkeit bezüchtigen, und ſein ſittlich erhabenes Andenken mit dem pathetiſchen Ausrufe verunglimpfen: So ſchlecht beſtand Goethe in der Freundſchaft zu derſelben Zeit, wo er als Dichter der Elegien die deutſche Bildung und Sprache zu einer unvergleichlichen Naturreife und Schön-

*) Werke Bd. 26. S. 291.

heit hob!“ — diesen Leuten, die nicht einmal sehen, daß sie mit dem Nachsatze jenes Verdammungsausrufes dem Vordersatze desselben den Kopf abschneiden, ihnen thut es noth, daß man inmitten der Heuchelei und sittlichen Unwahrheit der Welt ihnen zurufe: Da ist ein gesunder Mann, der ein Weib und eine Häuslichkeit am eigenen Heerde mit ihm bedarf. Und da Frau von Stein, dies nicht werden kann oder nicht werden will, und da er mit seiner Liebe zu fest in ihr verwachsen war, um einer andern Liebe zu bedürfen, oder einer andern jene Liebe geben zu können, so nimmt er, was ihm übrig bleibt, ein Weib, das keine weitern Ansprüche an ihn macht, als solche, welche sie selbst gewähren kann, und dessen anspruchslose hingebende Liebe sich mit seiner ruhigen Neigung begnügt, während sie ihm gern gestattet, für das tiefere geistige Bedürfniß seines Wesens außer ihr Verständniß und Genüge zu suchen. So steht die

Sache, und es giebt nur einen Fall, in welchem Frau von Stein hier Einspruch thun konnte, nämlich sobald sie entschlossen war, dem Geliebten ihre Hand zu reichen. Da hiervon nichts verlautet, erscheint ihr Verhalten als das was es ist: als kleinliche Eifersucht einer Frau, die es nicht ertragen konnte, den aus Italien heimgekehrten Herkules nicht mehr am Spinnrocken der abstrakten Liebessehnsucht in alle Ewigkeit weiter fort spinnen zu sehen *). —

Die hochmüthige Prätension, welche sich in dem Verhalten dieser Frau bei der Rückkehr Goethe's offenbart, wird noch auffallender und unangemessener, wenn man gewisse äußere Umstände in Betracht zieht.

---

*) Man vergleiche G. Werke Bd. 49. S. 82.

Frau von Stein war bedeutend älter als Goethe. Sie war um die Zeit von Goethe's Rückkehr den Fünfzigen nahe, während Goethe eben erst das vierzigste Jahr erreicht hatte. Sie war nie schön gewesen, aber man wird nicht Unrecht thun, wenn man sie sich matronenhaft denkt zu einer Zeit, wo Goethe selbst, durch Freiheit und Naturleben des Südens neu gestärkt, in der Fülle seiner Apollinischen Schönheit und Kraft erschien. Als Frau von fünfunddreißig Jahren war sie zuerst dem Siebenundzwanzigjährigen entgegengetreten. Seit zwölf Jahren war sie Gattin und Mutter von sieben Kindern. Dies Alles gab ihr über den jugendlichen Geliebten ein ungeheures Uebergewicht, und sie war Egoistin genug, es voll zu benutzen. Was man überhaupt nie genug in Anschlag gebracht hat, wenn man Goethe's Wesen und die Entwickelung desselben beurtheilte, das ist der Einfluß, den die Liebe zu einer bedeutend älteren, verheiratheten,

als Hofdame durch Lebenserfahrung, Stellung, Rang und Verhältniſſe lebensſichern Frau auf den jugendlichen Goethe ausüben mußte. Er wurde dadurch mit 27 Jahren in gewiſſem Sinne Hausvater, wie er faſt eben ſo früh Miniſter wurde. Er berieth die verwickelten Familien- und Geldverhältniſſe, übernahm freiwillig die Erziehung und Bildung eines Knaben im vollen Umfange des Worts, und wurde ſo in einen Kreis von Sorgen und Pflichten hineingezogen, welche die Ausgelaſſenheit und den genialen Schwung der Jugend ſchnell von ihm abſtreifen mußten, wenn auch nicht ſchon ohnehin die immer in ſolchen Fällen eintretende Nothwendigkeit: den Unterſchied der Jahre durch männliche Frühreife vergeſſen zu machen, das ihrige gethan hätte. Die ältere Frau bleibt geiſtig jung durch den jüngern Geliebten, der durch ſie altert, oder wenigſtens äußerlich den Formen und Gewohnheiten der Jugend entrückt wird.

Daß Goethe den jungen Stein zu sich nahm, unterrichtete und erzog, war keine sentimentale Grille, sondern ein sehr ernster Freundschaftsdienst. Der Mann, um dessentwillen Frau von Stein die Hand eines Goethe verschmähte, war eine im hohen Grade unbedeutende, durchaus subalterne Natur, zu dem die begabte Frau nicht das geringste geistige Verhältniß hatte. Auch bekümmerte er sich um Frau und Kinder so gut wie gar nicht. Der eigne Sohn, eben jener Friedrich von Stein, den Goethe erzogen hat, sagt von ihm, daß außer seinem Hofdienst auch sein Hang zur Gesellschaft ihn der Familie und dem eignen Hause völlig entfremdete, obschon Frau von Stein in demselben die anmuthigste Gesellschaft um sich versammelte, und „daß seine Kinder ihn eigentlich gar nicht zu sehen bekamen, da er Mittags bei Hofe speis'te und Abends fast immer in Gesellschaft war.“ Er war ein guter Hofstallmeister, besaß ein schönes Aeußere und

„im hohen Grade den Ton der feinen Welt.“ Nebenbei hatte er einen religiös-pietistischen Hang, der sich später bis zur Gemüthskrankheit steigerte. Unter solchen Umständen war es ein großes Glück, daß der Sohn dieses Mannes in Goethe einen zweiten Vater fand, an den er sich denn auch, fast noch mehr als an die eigne Mutter, mit voller Kindesliebe anschloß. Noch als Mann gestand er, daß er Goethe seine ganze Jugenderziehung verdanke, die ein Muster ihrer Art gewesen sei. Mehrere Jahre lang, bis zur italienischen Reise, lebte er sogar bei Goethe in dessen Hause, der ihn vollständig, sogar im Schreiben unterrichtete, ihn auf Reisen mitnahm, getrennt von ihm stets in schriftlichem Verkehr mit dem Knaben blieb, an den er sogar aus Italien die liebenswürdigsten Briefe schrieb, und zu dem er auch nach dem Bruche mit der Mutter das liebevoll sorgende Verhältniß des Pflegevaters fortsetzte, seine Studien leitete, seine

Staatsdienstlaufbahn thätig förderte, und ihm und der Mutter hierin überall mit Rath und That zur Seite blieb. Schon der Hinblick auf dieses Verhältniß hätte die Frau von Stein mildern Sinnes gegen Goethe stimmen sollen, und es macht einen eignen Eindruck, wenn sie nach solchen Vorgängen und unter solchen Umständen, in einem Briefe an ihren Sohn vom Jahre 1801, den Pflegevater, Erzieher und Förderer desselben, bei Gelegenheit von dessen lebensgefährlicher Krankheit, die sie dem Sohne meldet, nur als „unseren ehemaligen Freund Goethe“ bezeichnet. „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Gotehe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde.“ Dann beschreibt sie die Krankheit, und fährt fort: „entweder meldet Dir mein Brief seine Besserung oder seinen Tod, eh' laß ich ihn nicht abgehen.“ In demselben Briefe berichtet sie, daß Goethe's

eilfjähriger Sohn August während der Krankheit des Vaters seine Zuflucht zu ihr genommen: „Der arme Jung dauert mich, er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter 17 Gläser Champagnerwein getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten.“ — Ich weiß nicht, wie Andere diese Aeußerung berührt, aber mich überläuft es kalt bei diesem kahlen: „der arme Jung dauert mich,“ aus dem der Haß gegen die Mutter des Kindes so unverstellt hervorblickt. Wie anders empfindet dagegen Goethe. Er hatte ihr wiederholt sein Kind empfohlen und an's Herz gelegt: „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen (schreibt er den 7. Sept. 1796), daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und an Ihrem Anblicke bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen.“ In demselben Briefe, in wel-

chem er ihr meldete, daß er eine wichtige Entscheidung des Herzogs für ihres Sohnes Lebensgeschick glücklich vermittelt, empfindet sein Herz es als eine Wohlthat, daß sie es über sich bringt, sein eignes Kind nur zuweilen eine Stunde in ihrer Nähe zu dulden! In einem andern Briefe schreibt Frau von Stein von dem fünfzehnjährigen Knaben Goethe's: „Der Bube kommt mir auch vor, als könne er nicht lange leben, gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm (Goethe'n) stirbt.“

Dagegen für die Mutter des Knaben empfand sie nie etwas anderes, als tiefe, hassende Verachtung, die ihrer eben so unwürdig als ungerecht war. Vergeblich mahnte selbst Herder zum Frieden, als am 25. December 1789 Goethe's Sohn am Christfeste, dem Geburtstage der Frau v. Stein, geboren wurde. Es half nichts. Zwar ist bisher, außer einigen kurzen Billetten an ihren Sohn, auch nicht ein einziges Blatt von

den Briefen der Frau von Stein veröffentlicht worden. Die Ungerechtigkeit, welche darin liegt, von einem geheimsten Verhältnisse nur die eine Hälfte bloszulegen, und die andere vollständig zu verhüllen, scheint man bisher nicht empfunden zu haben. Indessen hat sie nur zu neuer Verherrlichung Goethe's gereicht. Wenn man aber mit gleicher Offenheit gegen die andere Seite verfahren, und ebenso, wie die Goethe'schen Briefe, auch die Briefe der Frau von Stein an Goethe und andere Freunde, besonders die nach dem Jahre des Bruchs geschriebenen, der Welt mittheilen wollte, — so würde aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das gleiche Resultat für die von manchen Seiten kanonisirte Heilige gewonnen werden. Schon jetzt sehen wir genug, um auch in ihr „zwei Naturen" zu erkennen, wie sie deren zwei in Goethe gefunden zu haben meinte. Nicht ihre edle Natur erscheint in jenem leidenschaftlichen Hasse, mit dem sie ein Verhältniß verfolgt,

das sie in andern Regionen so gut zu übertragen verstand; in der höhnenden Verachtung, mit der sie die gehaßte Nebenbuhlerin immer nur als „die Person," „seine Demoiselle," „seine Maitresse" bezeichnet, ihr das entwürdigende Laster des Trunks, ja das entsetzliche Verbrechen der Verleitung des eignen Kindes zu jenem Laster nachredet! und das Alles in Briefen an den Sohn, der in Goethe seinen geistigen Vater ehren und lieben mußte!

Die eigentliche Hauptlücke in dem Verhältnisse zwischen Goethe und seiner von ihm abgefallenen Freundin, fällt in die Jahre von 1790—1793. Zu Ende des letzteren starb endlich, gemüthskrank und schwachsinnig, der Gatte der Frau von Stein. Von da ab finden wir in den Briefen Goethe's an den jungen Stein Spuren einer erneuten Annäherung. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß der Wittwe jetzt die Möglichkeit einer Verheirathung

mit Goethe nahe treten mochte, wenn sich derselbe dazu entschloß, seine Ehe, der des Priesters Segen fehlte, zu lösen. Sie mochte vielleicht darauf sogar sicher gerechnet haben. Wenigstens wäre das Gegentheil eben so wundersam, als jene Ansicht und Hoffnung durchaus natürlich. Daß aber Goethe, der seine geistigen Bedürfnisse persönlichen Freundschaftsverkehrs durch die innigere Verbindung mit Schiller, durch das lebendige Verhältniß zu Herder, Zelter, Heinrich Meyer, F. A. Wolf und Humboldt, durch den Zusammenhang mit Jena, das damals in seiner höchsten Blüthe stand, gerade während dieser Periode überreich befriedigt sah, — daß Goethe damals nicht mehr den Verlust seines alten Verhältnisses zur Frau von Stein als eine unausgefüllte Lücke empfinden konnte, ist eben so gewiß, als daß es ihm unmöglich war, ein Weib zu verstoßen, das er selbst gewählt, und das dem Vater ihrer Kinder mit herzlicher, anspruchloser

Neigung anhing, während es dem großen Genius sich in Demuth und Bescheidenheit unterordnete. Aber das Schlimmste geschah, das Schlimmste im Sinne der Frau von Stein: Goethe erhob, nicht aus zufälliger Laune, sondern nach lang und reiflich bedachtem Entschlusse, die Mutter seines Sohnes zur Frau Geheimräthin von Goethe. Die Art, wie Frau von Stein dies Ereigniß mitten aus dem Entsetzen des ungeheuersten Kriegselends, das um jene Zeit über Weimar und auch über ihr Haus zerstörend eingebrochen war, ihrem Sohne meldet, ist bezeichnend: „Goethe hat nichts verloren. Während der Plünderung *) hat er sich mit seiner Maitresse öffentlich in der Kirche trauen lassen. Dies war die letzte hiesige kirchliche Handlung, denn alle unsere Kirchen sind nun Lazarethe und Magazine.“

*) Dies ist unrichtig.

Schon vorher hatte sie ihrem Unwillen über jenes Verhältniß in kleinlicher Weise Luft gemacht. Die Herzogin Louise, mit der sie in vertrautem Verkehre lebte, sah sich, wie Herr Schöll meldet, oft genöthigt, bei solchen Gelegenheiten Goethe gegen ihre Anspielungen in Schutz zu nehmen. Goethe selbst hatte derartiges Verletzende und Beleidigende in einer Weise von ihr zu ertragen, daß er oft seine Geduld auf die härtesten Proben gestellt sah, und mehr als einmal nahe daran war, den wieder angeknüpften geselligen Verkehr für immer abzubrechen. Als er seine Stella umarbeitete (1806), schrieb Frau von Stein ihrem Sohne mit unverhehlter Bitterkeit: „Neulich wurde seine alte Stella gegeben, er hat aus dem Drama eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erschießt sich, und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Besser wäre es gewesen, er hätte Stella sterben lassen,

doch nahm er mir's sehr übel, als ich dies sagte.“ Man sieht, die Rollen sind seit der Zeit, wo ihr Goethe schrieb: „besser wäre es gewesen, wenn sich der Verfasser des Werther nach Vollendung des Werks erschossen hätte,“ vollständig gewechselt. Dazu kam, daß Goethe seit der Wiederanknüpfung des Verhältnisses auch an die Freundin seine meisten Briefe nicht mehr eigenhändig schrieb, sondern seinen Sekretairen diktirte. „Weil er alle Briefe nur diktirt,“ klagt die Stein ihrem Sohne (1808), „so kann er doch nie ganz offen sein.“ Aber auch in den eigenhändig geschriebenen Briefen kehrt das vieljährige Du nie mehr zurück.

Indessen gestaltete sich nach und nach, besonders durch Goethe's liebevolle Langmuth, ein freundlich geselliges Verhältniß, auf gegenseitige Lebenstheilnahme gegründet, das am Ende eine Nothwendigkeit war zwischen zwei gebildeten Menschen, die schon um der Stellung willen,

die sie zum Hofe und zur Gesellschaft einnahmen, unmöglich als verfeindete und einander ausschließende an einem so kleinen Orte leben konnten. Schon 1804 meldet sie dem Sohne, daß sie regelmäßig alle Donnerstage zu Goethe auf den Genuß seiner Kunstsammlungen geladen sei, „wobei sie sich immer noch eine Dame mitnehme!“ Später finden wir, daß Goethe ihr Briefe seines Sohnes mittheilt und mittheilen läßt, sie mit seinen neuesten Werken unterhält, Geldsachen und anderes für sie besorgt, und auch die alte Freundin wird nach und nach milder und versöhnlicher. Im Jahre 1810 darf er sie schon bitten, in seiner Abwesenheit „den Seinigen, die er länger als billig allein lasse, etwas Liebes zu thun;“ während sie den zur Universität gehenden Sohn des Freundes beschenkt, und auch dem Freunde selbst Arbeiten ihrer Hand verehrt. Und so verlaufen denn die letzten gemeinsam verlebten Jahre in friedlich theilnehmendem Zusammenhange.

Frau von Stein ſtarb den 6. Januar 1827, nach vollendetem fünfundachtzigſten Lebensjahre. Vor ihrem Tode ließ ſie ſich ihre eignen, an Goethe gerichteten Briefe zurückgeben, und vernichtete dieſelben mit einer Anzahl handſchriftlicher Gedichte von Goethe, indem ſie beides trotz der Bitten einer Freundin den Flammen übergab. Wir wiſſen nicht, wie Goethe dies empfunden hat, der groß genug dachte, das Verlangen der Rückgabe ihrer Briefe nicht durch ein gleiches in Betreff der ſeinigen zu erwiedern. Aber das wiſſen wir, daß ihn dieſer Tod ruhig ließ, und daß keine Zeile, wie die tiefempfundenen auf den Tod ſeiner Gattin, jenen Todestag bezeichnete. Vielmehr leſen wir in dem Briefe, welchen er zwei Tage ſpäter, am Begräbnißtage der Frau von Stein, an Zelter ſchrieb: «Ich kann dagegen vertrauen, daß es mir dieſe Tage her, ſehr wohl gegangen iſt, indem Herr v. Humboldt länger, als ich erwarten

durfte, bei uns verweilte, und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das Allerschönste auszufüllen. Mancherlei anderes Gute will ich nicht artikuliren.« —

Sie hatte verordnet, daß man ihren Sarg nicht an Goethe's Hause vorübertragen möchte, weil es ihn angreifen könne. Ihre Anweisung ward nicht befolgt, und Goethe's Verhalten zeigt, daß jene Vorsorge überflüssig war. In seinem Herzen war die leidenvolle Leidenschaft für diese Frau längst begraben, und der Tod mußte ihm in mehr als einem Sinne hier als verklärender Befreier erscheinen.

Christiane Göthe.

„Viele Veilchen binde zusammen! das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume, Du bist, häusliches Mädchen, gemeint." *)

„Aus Italien dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düstern zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenstände, mein

*) Dies Distichon mit der Ueberschrift C. G. (Christiane Goethe) richtete Goethe an sie in den Votivtafeln im Jahre 1796. S. Boas Xenienkampf I., S. 278.

Leiden, meine Klagen über das Verlorne ſchien ſie zu beleidigen; ich vermißte jede Theilnahme, niemand verſtand meine Sprache. In dieſen peinlichen Zuſtand wußte ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche ſich der äußere Sinn gewöhnen ſollte, der Geiſt erwachte ſonach und ſuchte ſich ſchadlos zu halten."

Mit dieſen Worten ſchilderte Goethe der Greis, über ein Menſchenalter ſpäter, jene unglücklichſte Zeit ſeines Lebens, zu deren Betrachtung ihm der Rückblick auf die Geſchichte ſeiner botaniſchen Studien gelenkt hatte.*)

Von menſchlicher Theilnahme verlaſſen, ſuchte und fand er Troſt und Zuflucht bei der allheilenden Natur. Er ſammelte die Reſultate ſeiner botaniſchen Studien in einer Schrift „über

*) Werke, Bd. 58. S. 115.

die Metamorphose der Pflanzen," während er seine Naturauffassung zugleich zu einer der schönsten seiner Elegien gestaltete. Mit beiden erging es ihm schlecht. Sein Verleger, dem er die erstere anbot, lehnte es ab, durch den Druck dieser wenigen Bogen, wie Goethe es nennt, „im schlimmsten Falle, ein so geringes Opfer zu bringen, das ihm einen fruchtbaren, frisch wieder auftretenden, zuverlässigen, genügsamen Autor erhalten hätte." Es war aber, wie er weiter bemerkt, eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von ihm wußte noch wissen wollte, wo mit Schiller ein neuer Stern aufgegangen schien, und wo das beginnende politische Interesse fast jedes andere zu vernichten drohte. Doch gelang es ihm endlich einen Verleger zu finden, und die kleine Schrift in eine Welt zu senden, welche die wissenschaftlichen, genialen Naturblicke eines Dichters, weil er eben ein Dichter war, zunächst mit geringschätzigem Achselzucken bespöttelte, wobei sich

die mit Freiexemplaren beſchenkten Freunde am thätigſten erwieſen.

Nicht beſſer erging es ihm mit dem Gedichte, durch welches er die »übrige liebenswürdige Geſellſchaft, beſonders der Freundinnen,« die ſchon früher mit ſeinen Naturſtudien ſich ſehr unzufrieden bezeigt hatten, »zur Theilnahme zu locken ſuchte.« Nur einer Einzigen war jenes anmuthvolle Gedicht höchſt willkommen, der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen; und auch ich fühlte mich ſehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unſere ſchöne vollkommne Neigung ſteigerte und vollendete. Von der übrigen liebenswürdigen Geſellſchaft aber hatte ich viel zu erdulden. Sie parodirten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckiſcher und neckender Anſpielungen.«

Dieſe Eine, die eigentlich Geliebte, war Chriſtiane Vulpius; die Erfüllung jenes Ver-

hältniſſes „ſchöner vollkommner Neigung“ war die Geburt von Goethe's erſtem, ſpäter einzigen Sohne.

Mit größerer Ungerechtigkeit wie das Andenken dieſer Frau iſt kaum ſonſt das Gedächtniß irgend einer andern unter ihren Zeitgenoſſinnen verunglimpft worden. Wir haben aus den Briefen der Frau von Stein geſehen, wie dieſe „Edelſte ihres Geſchlechts“ die niedriggeborne glückliche Nebenbuhlerin behandelte. Andere werden ſchwerlich ſäuberlicher verfahren ſein mit der Frau, die eine ſo vielbeneidete Neigung und Stellung gewann, und achtundzwanzig Jahre lang bis an ihren Tod zu behaupten wußte. Man hat ſich darin gefallen, Goethes Häuslichkeit als ein widrig unſchönes Bild darzuſtellen, und noch im Jahre 1804 ruft Frau von Stein pathetiſch aus: „der arme Goethe, der lauter edle Umgebungen hätte haben ſollen! Doch hat auch er zwei Naturen!“ und ein andermal meint

ſie: „Frau von Stael hat ihm, glaube ich, das Bedürfniß beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei ſich zu ſehen, als bisher es ſeine Umgebung war!“ Wir haben die Wahl, wem wir mehr glauben ſollen: der gereizten Eiferſucht einer Frau, welche mit den Augen der Abneigung ſah, oder der Stimme des Mannes, deſſen Zeugniß wohl um ſo mehr Glauben verdient, als es aus Neigung ohne Leidenſchaft hervorgehend, ſich ein ganzes Leben lang gleich blieb. Ich denke, die Wahl kann nicht ſchwer ſein.

Als Goethe aus Italien zurückkehrte, lebte die Familie Vulpius in drückenden Umſtänden. Der Vater war ein wüſter Menſch, ein Trinker, und ſo degradirt, daß er oft ſeine eigenen Kleider verſetzte, um nur Geld zum Trinken zu haben, das ſeine Töchter ihm zuletzt verſagen mußten. Dieſe nährten ſich ehrbar vom Verfertigen künſtlicher Blumen, Stickerei und ſonſtiger Handarbeit, und waren in keiner Weiſe ungebil-

ret, vielmehr konnten ſie, bei einer gewiſſen geiſtigen Begabung, für bürgerlich wohlerzogen nach damaligen Begriffen gelten. Ihr Bruder hatte in Jena ſtudirt, aber ſich mehr mit der franzöſiſchen und italieniſchen Literatur als mit ſeinem Fachſtudium beſchäftigt. Durch Ueberſetzungen der romaniſchen Ritterbücher gewann er um die Zeit als Goethe zurückkehrte, einen kärglichen Unterhalt. Um für die Förderung ſeiner Beſtrebungen Goethe's Protection zu gewinnen, vermochte er die Schweſter dieſem eine Bittſchrift zu überreichen. Es geſchah im Jahre 1788 auf einem Spaziergange im Park. Chriſtiane Vulpius war damals in der erſten Blüthe friſcheſter Jugend. Der Kopf von der Fülle heller goldbrauner Locken umgeben, die Geſtalt klein und zierlich von reizender Fülle, der Ausdruck des vollen runden Geſichts mit den lachenden Augen, ſchwellenden Lippen, der ſtrahlenden Geſundheit entſprach ihrem heitern, originell freimüthigen

naiv tüchtigen Weſen. Ich habe ſie wohl von Leuten, deren Erinnerung noch in jene Zeiten hinabreichte eine Bettina des Bürgerſtandes nennen hören. Adele Schopenhauer ſagte einmal: ſie habe mit ihren vollen Lippen und runden Formen wie ein jugendlicher Dionyſos ausgeſehn. Goethe war gleich bei der erſten Begegnung von ihrer Schönheit überraſcht, von ihrer Naivetät angezogen, und gefeſſelt von der Natürlichkeit und dem Verſtande, womit ſie ihm ihre Noth und die Verhältniſſe ihrer Familie auseinanderſetzte. Er verſprach, ſich für ihren Bruder zu verwenden, und forderte ſie auf nach einiger Zeit wiederzukommen. Das geſchah zur beſtimmten Friſt. Aber es war noch nichts entſchieden; ſie kam nach Verlauf einer andern Friſt auf Goethes Geheiß wieder, und jetzt konnte er ihr Ausſichten auf die Gewährung ihres Geſuchs eröffnen. Verehrung und Dankbarkeit, bald zur hingebenden Liebe geſteigert, begegneten in Goethe

einer Neigung deren beglückendes Gefühl er in dem Gedichte „die Metamorphose der Pflanzen“ so anmuthsvoll ausgesprochen hat. Sie wurde ihm bald die lernbegierige Schülerin und Genossin jener botanischen und chromatischen Studien und Beschäftigungen, in denen sein verwundetes Gemüth Ruhe und Heilung suchte. Und wie er dies in seinen biographischen Mittheilungen dankbar erwähnt, so vergißt er dort auch nicht hervorzuheben, daß er diesem glücklichen häuslichen Verhältnisse, das ihn auf die lieblichste Weise zu erquicken wußte, Muth und Stimmung zu den schönsten poetischen Schöpfungen verdankte.*) Bald nahm Goethe die Geliebte sammt ihrer Schwester und Tante ganz in sein Haus. In dem lieblichen Gedichte: „Gefunden,“ kleidete er mehr als zwanzig Jahre später diese Verpflanzung in die anmuthigste Parabel ein:

*) S. Goethes Werke Bd. 30., S. 193. Bd. 31., S. 14.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen
Das war mein Sinn.

Im Walde ſah ich
Ein Blümlein ſtehn,
Wie Sterne leuchtend
Wie Aeuglein ſchön.

Ich wollt es brechen,
Da ſagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen ſein?

Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus;
Zum Garten trug ich's
Am hübſchen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am ſtillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht ſo fort.

Chriſtiane Vulpius war ſein Weib geworden ohne Prieſterſegen, und blieb es bis zum Jahre

1806, wo Goethe ſeiner Ehe auch die vom Staate geforderte Form geben ließ. Daß dies nicht früher geſchah, war, wie es noch Lebende aus ihrem eigenen Munde vernommen, nur ihre Schuld. Es war, wie man mir verſicherte, nur die Schuld ihrer großen Beſcheidenheit und Demuth, die ſich mit jeder Exiſtenz neben Goethe begnügte; wie ſie denn auch als Frau von Goethe gar keine Prätenſionen gemacht und nichts in ihrem Verhalten zu ihm geändert hat.

Wie ihre Liebe die Reiſe ſeines kräftigen Mannesalters verſchönte, ſo war und blieb ſie ihm bis ans Ende ihres Lebens die ſorgſamſte Hausfrau, deren Umſicht und Thätigkeit ſein Hausweſen ſtets im geregelten Gange hielt, die durch keine Zwiſchenfälle zu dekontenanziren, alles Verdrießliche und Störende des täglichen wirthſchaftlichen Kleinlebens dem verehrten Manne fern zu halten, ſeine Launen zu ertragen, ſeinen Mißmuth durch ihre naive Heiterkeit und

Lebensfreudigkeit zu verſcheuchen, und ſo ihm ſeine Exiſtenz ganz in der von ihm gewünſchten Weiſe, zu freier Verwendung für ſein Amt, ſeine Studien, ſeine künſtleriſche Thätigkeit zu geſtalten verſtand.

Daß dieſe Anſpruchsloſigkeit ihres Weſens Goethe an ſie feſſelte, iſt ein ehrenvolles Zeichen ſeiner dankbaren Natur. Es iſt nicht bekannt geworden, daß er dies dankbare Feſthalten je bereut habe; wohl aber, daß er die unzähligen Anfechtungen, die er deshalb zu erleiden hatte, mit großartiger Geduld ertrug, daß er jede Beleidigung ſeiner „kleinen Freundin“ als eine ihm ſelber zugefügte Verletzung empfand, und jeden Mangel an Achtung gegen dieſelbe, auch wenn er von einer Bettina ausging, mit unerbittlicher Strenge ahndete. Als in den Tagen nach der Jenaer Schlacht der Muth und die Geiſtesgegenwart Chriſtianens ſein von franzöſiſchen Plünderern bedrohtes Leben rettete, da führte Goethe,

die Zeit benutzend, den langgehegten Entschluß aus, seiner Ehe die übliche kirchliche Weihe geben zu lassen, nachdem er bereits längere Zeit vorher die bürgerliche Legitimirung seines Sohnes erwirkt hatte. Und wie Weimar noch heute die Stadt zahlloser Traditionen ist, so findet man auch selbst über das Aeußerliche jenes Vorganges das Widersprechendste berichtet. Ein „Zeitgenosse“ erzählt (in der kleinen Schrift: „Aus Goethes Leben, Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen. 1849.) „daß die Trauung am 17. October 1806 in der Jakobskirche, ohne alles Aufsehen erfolgt sei, so daß Goethe sich mit Demoiselle Vulpius zu Fuße dahin begeben und die Stadt erst am folgenden Tage Kunde davon erhielt.“ Riemer dagegen berichtet, nachdem er die Beweggründe Goethes zu jenem Schritte auseinandergesetzt und hinzugefügt, daß alle Freunde und Verehrer des Dichters, diesen Schritt als einen längst erwarteten gebilligt: „Und so war es

denn am 19. October, der erſte Sonntag nach der Schlacht vom 14., wo Goethe, mit ſeiner Gattin, ſeinem Sohne und mir als Zeugen, des Morgens nach der Schloßkirche fuhr und in der Sakriſtei den Akt der Trauung vollziehen ließ." —

„Sie iſt immer meine Frau geweſen," mit dieſen Worten ſtellte er ſie am Tage darnach ſeinen glückwünſchenden Hausfreunden, ſowie denjenigen Familien vor, welchen er die hergebrachten Beſuche zu machen nicht unterließ. Aber Weimar müßte keine deutſche Kleinſtadt geweſen ſein, wenn es hätte geſchehen ſollen, daß ſelbſt das ungeheuerſte Weltereigniß jener Tage die allgemeine Aufregung über einen ſolchen Privatvorgang hätte verhindern mögen. Wenn Goethe darauf gerechnet haben mochte, ſo ſah er bald, daß er ſich geirrt. „Da man es in Weimar" erzählt jener „Zeitgenoſſe," (der übrigens ſonſt in ſeinen Berichten ſich keineswegs als ein

für Goethe günſtiger ausſpricht) „da man es in Weimar nimmer für möglich gehalten hatte, daß Goethe ſich vermählen könnte, ſo machte ſeine Vermählung, obgleich man damals mit wichtigern Dingen zu thun hatte, großes Aufſehn. Vorzüglich äußerten ſich die Frauen, vielleicht aus Neid über das Glück, welches der Neuvermählten wiederfahren war, ohne daß ſie es geahnet, ja nur einen Wunſch danach gehegt hatte, mißbilligend, weil Goethe hätte eine Wahl treffen ſollen, die ſeinem Stande, ſeinem Geiſte und ſeinen Verhältniſſen würdiger geweſen wäre!“

Eine aber war es, welche Goethes Handlungsweiſe begriff und billigte, wie ſie ſchon das frühere Verhältniß richtig gewürdigt und gebilligt hatte, und fort und fort, ſo vor als nach der perſönlichen Bekanntſchaft, in dem herzlichſten Briefwechſel mit dem Gegenſtande der freien Neigung Goethes blieb; — dieſe eine war Goethes Mutter. Nach der erſten perſönlichen Vor-

ſtellung im Jahre 1797 an ſeine Mutter erfolgte, wie Riemer erzählt, deren vollkommenſte Zufriedenheit und Belobung ſeiner Wahl, wie die Briefe der Frau Rath unwiderſprechlich gegen alle anders berichtende Klätſcherei beweiſen. Wer und was bis dahin jene Zufriedenheit und Belobung verhindert hatte, iſt nach der Einſicht in die Verhältniſſe leicht zu entnehmen. Vielleicht war es gerade das vielfache Martyrium, das Goethe um ihrentwillen viele Jahre lang erlitten, das ihm ein Weib nur um ſo lieber machte, deſſen anſpruchsloſe Hingebung den Prätenſionen anderer gegenüber ſehr zu ihrem Vortheil ſprach. Wir finden ſie nach dem Jahre 1806 als ſeine Begleiterin auf Badereiſen, als Theilnehmerin und Mitwirkende bei Feſten und Maskenzügen zu Ehren Weimariſcher Fürſtlichkeiten, und wenn ſie trotzdem ſich nie ihrer Stellung überhob, immer nur zu ihm hinaufzuſehen, ihn als ein höheres Weſen zu betrachten und zu behandeln

fortfuhr, ſo kann auch dieſer Beweis richtiger Einſicht in die Natur des Verhältniſſes ihrem Herzen wie ihrem Verſtande nur zu wahrer Ehre gereichen.

Sein Lebenlang hat er ſie lieb und werth gehalten und die wenigen Worte unter den ihr gewidmeten dichteriſchen Zeilen:

„Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß!“

drücken in ihrer Kürze und klagender Bitte mehr aus als das längſte Gedicht.

Unter den zahmen Xenien ſind noch gar manche, die ſich auf ſie beziehen, die ihm gewährte, was er mit den Worten ausſprach:

„Ich wünſche mir eine hübſche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau;
Doch aber zugleich am beſten verſtände
Wie ich mich ſelbſt am beſten befände.“

und auch in manchem andern ſeiner Lieder iſt ſie unſichtbar enthalten, wenn man auch der Römiſchen Elegien und Venetianiſchen Epigramme gar nicht gedenken will.

Und als der Tod kam und ſie von ſeiner Seite riß, da ward in ſein Daſein eine Lücke gebrochen, die er bis an das Ende ſeines eignen Lebens tief empfunden und nie verſchmerzt hat. Ein Freund berichtete mir über die Kataſtrophe etwa Folgendes. Ihre Krankheit war kurzer Dauer, und der Zuſtand zeigte ſich gleich anfangs als höchſt gefährlich. Goethe, erſt kürzlich von einer Reiſe zurückgekehrt, zog ſich nach ſeiner Gewohnheit in ſein Arbeitszimmer zurück, und ließ Niemanden zu ſich. Nur wenn ſein Arzt, der Hofrath Rehbein, der faſt ſtündlich kam, fort war, ging er in das Krankenzimmer, wohin er auch fortwährend um Erkundigungen ſchickte, und überhaupt die zärtlichſte Theilnahme bewies. Es war am 6. Juni 1816, als Rehbein zu ihm in

ſein Zimmer trat, um ihm zu ſagen, daß es mit ihr zu Ende gehe. Goethe ging ſchweigend in dem Zimmer auf und ab, anſcheinend ohne auf ihn zu hören. Da wiederholte der Arzt ſeine Nachricht mit dem Zuſatze: „wenn Ew. Excellenz ſie noch lebend ſehen wollen, ſo iſt es Zeit zu ihr zu gehen.“ Goethe fuhr lautlos zuſammen; er trat ans Fenſter, ſchaute in die Wolken, ihrem Zuge folgend, ſeufzte dann tief auf, und verließ, ohne ein Wort geſprochen zu haben, das Gemach. Als er an das Bett der Sterbenden kam, faßte er ihre Hand, und ſtreichelte behutſam ihre Stirne: Sie wendete ſich um, ſchlug das Auge auf und wollte ſprechen. Aber ſie konnte nur noch die Mienen freundlich verziehen, die Zunge verſagte den Dienſt und ſtatt der Worte wurde ein kindiſches Lallen vernehmbar. Als Goethe den Ton hörte, ließ er ſie los, ein gewaltiger Schmerzensruf entrang ſich ſeiner Bruſt, und verhüllten Angeſichts verließ er das Zimmer. Wenige

Augenblicke ſpäter hatte ſein Weib zu leben aufgehört.

Ich habe auf den Friedhöfen von Weimar vergebens nach dem Denkſteine geſucht, welcher Chriſtiane Goethe's beſcheidenes Grab bezeichnet. Aber eine Inſchrift iſt ihr geſetzt in den Zeilen, welche der Gatte am Tage ihres Todes niederſchrieb. Sie ſtehen mit dem Datum dieſes Tages bezeichnet unter Goethes Gedichten, und lauten:

Den 6. Juni 1816.

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtern Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt ihren Verluſt zu beweinen.

Jena, August 1851.

Ich habe so eben die Lektüre des größten Theils der zwischen Goethe und Knebel gewechselten Briefe beendet, welche in nächster Zeit bei Brockhaus erscheinen werden.

Auch diese Veröffentlichung ist eine neue Verherrlichung des Mannes, von dessen Geistesadel und schöner reiner Menschlichkeit noch jedes aus der Verborgenheit des geheimsten Verhältnisses an das Licht gebrachte Blatt immer neues und glänzenderes Zeugniß gegeben hat. Man fühlt sich dabei unwillkürlich an jene altrömischen Bau-

werke erinnert, bei denen, nachdem aller äußere Glanz und Schmuck der Marmor- und Metallbekleidung längſt abgefallen und vernichtet iſt, der innere Mauerkern in ſolcher Schönheit und Solidität zu Tage tritt, als wäre ſein Steingefüge von Anfang an beſtimmt geweſen, das Auge des Beſchauers durch ſeine Makelloſigkeit zu erfreuen.

Die Mittheilungen der zahlreichen Briefwechſel aus jener Zeit ſind für die volle Erkenntniß derſelben von einem wahrhaft unſchätzbaren Werthe. Durch ſie allein iſt es uns möglich, von jener wichtigſten Epoche unſerer nationalen Bildung, von ihren Zuſtänden und Verhältniſſen, wie von ihren Menſchen, den Trägern unſerer gegenwärtigen Kultur, eine unendlich richtigere Vorſtellung zu gewinnen, als ſelbſt diejenige war, welche die damals Lebenden über ſich und ihre Zuſtände beſaßen und beſitzen konnten. „Briefe, ſagt Goethe, gehören unter die wichtigſten Denkmäler,

die ein Menſch hinterlaſſen kann.“ Er ſelber betrachtet die ſeinen in gewiſſer Weiſe als Selbſtgeſpräche, als Konfeſſionen, in denen ſich, was ihn freute oder ſchmerzte, drückte oder beſchäftigte, vom Herzen loslöſe. Sie erſchienen ihm als Bekenntniſſe, die für die Nachwelt um ſo wichtiger ſeien, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, und je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Briefe ſind in der That „das einzige Mittel, uns in einen früheren, nicht wiederkehrenden Zuſtand unmittelbar zu verſetzen. Denn in ihnen iſt nicht Relation noch Erzählung, nicht ſchon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; ſondern wir gewinnen eine klare Anſchauung jener Gegenwart ſelbſt, welche wir wie von Perſon zu Perſon auf uns einwirken laſſen.“

Dieſer Goethe'ſche Briefwechſel mit ſeinem älteſten und letzten Weimariſchen Lebensgenoſſen erſtreckt ſich vom Jahre 1774 bis zu Goethe's

Tode. Er umfaßt alſo ohngefähr das ganze lange Leben des Mannes während eines Zeitraumes von mehr als einem halben Jahrhundert, und läßt uns den Wanderer durch alle Stadien ſeiner Entwickelung bis an ſein Ende begleiten. Mag dieſe Sammlung auch des Unbekannten und Neuen verhältnißmäßig wenig bieten, mögen die Neuigkeitsmenſchen aus ihnen ſehr Weniges zur Bereicherung ihrer Sammlungen erfahren — in unſern Augen thut das dem Werthe dieſer Blätter keinen Abbruch. Iſt doch ſelbſt das Alte, was ſie bringen, noch immer neu genug für die meiſten Menſchen unſerer Zeit und höchlich werth, daß ſie es ſich aneignen. Denn mögen wir auch noch ſo ſtolz vermeinen, über die Bildungsſtufe der damaligen Zeit hinaus zu ſein: an die großen Menſchen jener Zeit, und vor allen an den Montblanc unter ihnen, deſſen göttergleiches Haupt voll freudiger Kraft und Schöne in die

Lüfte des Himmels hinaufragt, an Goethe den Menſchen, den Charakter, den Lehrer und Bewährer der Freiheit und Humanität, reicht das lebende Geſchlecht der geprieſenen Hochebene noch lange nicht bis zum Gürtel hinan, und noch Jahrhunderte werden dazu gehören, das Evangelium der Schönheit und der freien Menſchlichkeit zu erfüllen, das er in ſeinen Werken der Menſchheit hinterlaſſen, und das er in ſeines Lebens und Charakters Führung und Ausbildung an ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt verwirklicht hat.

Dieſe Briefe, ſoweit ſie durch freundliche Mittheilung vor mir liegen, reichen vom 13. Februar 1774 bis zum Jahre 1814. Der erſte, aus Mainz von jenem Tage datirte Brief iſt von Knebel und Goethe gemeinſam an Knebels Schweſter geſchrieben, und malt lebhaft die Stimmung, in welche die beiden jungen Männer durch dieſes verhängnißvolle Zuſammentreffen

verſetzt wurden. Durch dieſen Brief wird auch die Chronologie der erſten Begegnung Goethe's mit Karl Auguſt zum Erſtenmale richtig feſtgeſtellt. Nicht im Dezember, ſondern am 11. Februar des Jahres 1774 erfolgte dieſelbe in Frankfurt durch Knebels, von Goethe in ſeiner Lebensbeſchreibung geſchilderte Vermittelung. Einen oder zwei Tage darauf reiſ'te Goethe, auf Einladung des Prinzen, der nach Mainz gegangen war, ihm in dieſe Stadt nach, und verlebte dort mehrere Tage mit ihm und den Seinen. Welchen Eindruck Goethe's damaliges Erſcheinen gemacht, das fühlt man noch heute durch die wenigen Zeilen hindurchzittern, die Knebel über das Ereigniß an ſeine Schweſter ſchreibt. Aber auch Goethe erſcheint im Innerſten ahnungsvoll ergriffen. „Mir war's ſeltſam," ſchreibt er an Knebel in dem erſten Briefe, welchen er am 28. Februar 1774 an den neuen Freund richtete, „mir war's ſeltſam, als ich ſo unter dem

Thor der drei Kronen*) ſtand, als es anfing zu tagen. Recht wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze geführt, und dadrin ſo mit ganz offnem Herzen herumgewebt, und auf einmal alles verſchwunden!“ Die ganze liebenswürdige Neuheit und Primitivität des bürgerlichen Jünglings gegenüber den Verhältniſſen einer Welt, in welche er hier den erſten flüchtigen Einblick that, liegt in dieſen Worten. Die nächſten Briefe aus der Zwiſchenzeit bis zu Goethe's Ankunft in Weimar (7. November 1775) ſind kurz und ſpärlich. Es ſind ihrer nur drei bis vier Billete zur Begleitung poetiſcher Mittheilungen, oder Bitten um Rückſendung der mitgetheilten Handſchriften, und ein letztes, welches ſich auf das bekannte Ausbleiben des zu Goethe's Abholung von Frank-

*) Der Gaſthof in Mainz, wo er mit dem Fürſten logirt hatte.

furt beauftragten Weimariſchen Hofcavaliers beziehn. Dann weitere eilf bis zum Ende von Goethe's erſter Schweizerreiſe mit dem Herzoge, und andere ſechzig bis zu Goethe's Rückkehr aus Italien. Alle dieſe, ſowie die nächſtfolgenden bis zum Mai 1793 ſind von Goethe. Knebel's Briefe aus dieſer ganzen Periode von faſt zwanzig Jahren fehlen. Sie befanden ſich zum Theil unter denen, welche Goethe vor ſeiner Abreiſe nach Italien und bei andern Gelegenheiten ſelbſt vernichtet hat. Von 1793 an wird die Briefſammlung zum eigentlichen Briefwechſel, in welchem Rede und Gegenrede in ziemlicher Regelmäßigkeit einander folgen.

Wir ſind erſt ſeit wenigen Jahren durch die Bekanntmachung der Goethe'ſchen Briefe an Frau von Stein in den Stand geſetzt worden, über die Verhältniſſe, Stellung und Wirkſamkeit Goethe's während der erſten eilf Jahre ſeines Weimariſchen Lebens ein richtiges Urtheil zu ge-

winnen. Die Briefe Goethe's an Knebel sind ein zweiter, nicht minder werthvoller Beitrag zur gründlichen Würdigung dieser Goethe'schen Lebensepoche, in welcher der Meister seine Lehrzeit durchlebte. Sie waren mühevoll und schwer genug, diese Lehrjahre, und nichts kann verkehrter sein als jene, noch jetzt hier und da umlaufenden Traditionen von dem ununterbrochenen genialen Saus- und Brausleben, in dessen Lichte man noch vor gar nicht langer Zeit jene Periode von Goethe's Leben vorzugsweise zu betrachten liebte. Wenn wir über dieselbe auch keine andern als nur diese Zeugnisse besäßen, so würde schon aus ihnen allein hervorgehen, wie ernst und durchgreifend Goethe, nach dem schnellen Vorüberrauschen des ersten Sturmes und Dranges, schon damals das Leben und seine Aufgabe für die Gestaltung desselben gefaßt hat. Eine der wichtigsten Konfessionen darüber findet sich in einem Briefe, den er im Jahre 1782 an Knebel richtete. Viele

Illuſionen, mit denen er ſein Leben in Weimar begonnen hatte, waren ſchon damals geſchwunden. Er lebt einſam für ſich hin, ſieht, außer in Amtsgeſchäften, faſt Niemanden, findet ſich mit ſeinen Pflichten gegen die Geſellſchaft durch einen wöchentlichen allgemeinen Theeabend ab, und lebt ſein ſonſtiges privates und geſelliges Leben nur ſeinen Arbeiten und der Freundin ſeines Herzens. Auch mit dem jungen Herzoge, „der ſeine Exiſtenz in Hetzen und Jagden hat, einen willigen und leidlichen Theil an dem Schlendrian der Geſchäfte nimmt und ſich hier und da ein Gutes angelegen ſein läßt,“ erſcheint der geſellige Zuſammenhang um jene Zeit bedeutend gelockert. „Die Herzogin lebt das Hofleben, beide ſehe ich ſelten.“ „Und ſo,“ heißt es weiter, „fange ich an, mir ſelber wieder zu leben, und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die ſchönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daſein reifen, müßten

auf diesem Boden gesäet, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, eben so getrennt lasse ich jetzt den Geheimen Rath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimer Rath sehr wohl bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze bleibe ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat.“ *)

Diese Schilderung seiner Einsamkeit steht nicht allein, und ebensowenig ist sie eine Klage,

*) I. S. 38—39.

ein Erguß augenblicklicher Stimmung, dergleichen Goethe überhaupt nicht „in die Ferne zu senden“ liebte. Sie ist Produkt und Spiegelbild jener Resignation, an die sein Inneres sich früh gewöhnen mußte, und deren seelenvoller Ausdruck in dem „Zueignung“ benannten Gedichte und besonders in den Worten hervortritt:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

„Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein Paar Freunde, das ist der Kreis, in dem ich mich klüglich verschanzt habe,“ schreibt er ein andermal, und schon viel früher verhehlt er die Müdigkeit nicht, welche er in Folge der Anstrengungen empfand, die ihm neben der Last der Arbeiten und Geschäfte, auch noch durch die Theilnahme an dem Hofleben auferlegt wurden, das von seiner Künstlerhand Schmuck und Begeistigung

empfing. „Der Herzog von Gotha und Prinz August (schreibt er im Februar 1782) sind seit gestern hier, und seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kräusel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen oft schon herzlich müde ist.“ Er beschreibt dann Einiges aus diesen Festen und Aufzügen und fügt hinzu: „ich unterhalte dich von nichts als Lust. Inwendig sieht's viel anders aus, welches Niemand besser als wir andere Leid- und Hofmedizi wissen können.“ Und ein andermal, bei ähnlichen Mittheilungen: „Soviel von der glänzenden Schaale unsers Daseins, das Innere ist im Alten, nur daß mit einem immerwährenden Wechsel sich das eine Kapitel verschlimmert, indem sich das andere verbessert.“

Aber was ihm weghilft über diese „bittere Rinde des Lebensholzes,“ wie er sich in einem

andern Briefe ausdrückt, das iſt neben der ſchönen Liebe, die ſein Herz ausfüllte und die ihn „wie ein Korkwamms über dem Waſſer erhielt,“ die federkräftige Elaſtizität ſeines Weſens, welche ihn immer in Hoffnung des Gelingens erhält. „Ich bin der alte Hoffer,“ ruft er einmal dem ſchwermüthigen Freunde zu, „und ſo hoffe ich denn, es ſoll auch mit Dir gut gehen.“ Daneben jene Eigenſchaft der Beharrlichkeit und Konſequenz, welche er ſelbſt ſeine „Tenacität“ zu nennen liebt und von der er ſagt, daß ſie unüberwindlich ſei. Als Drittes geſellte ſich dazu jener raſtloſe Drang zur Thätigkeit, den er als eingeborne Eigenſchaften ſeines Weſens anſieht. „Daß Du über den neuen Beweis meiner Unermüdlichkeit lächeln würdeſt,“ ſchreibt er in derſelben Zeit an den Freund, deſſen mehr beſchauliche, zu einem gewiſſen Müßiggange geneigte Natur Goethe's Vielthätigkeit nicht begriff, „konnte ich mir wohl vorſtellen; doch iſt ſie bei

mir wenig Verdienſt. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Thätigkeit, und ich würde in dem geringſten Dorfe und auf einer wüſten Inſel eben ſo betriebſam ſein müſſen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anſtehen, ſo komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens iſt, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zuſtande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und ſie zu betreten fähig werden, es ſei nun hier zeitig oder dort ewig!" darum iſt es ihm auch ganz recht und er dankt es dem Geſchicke, „daß es ihn bei ſeiner Natur in eine ſo eng-weite Situation geſetzt hat, wo die mannigfaltigſten Faſern meines Weſens alle durchgebeizt werden können und müſſen."

An ſolchen Selbſtbekenntniſſen und Selbſtbetrachtungen ſind dieſe Briefe an Knebel darum ſo reich, weil er der Liebe des Freundes ſo ſicher

iſt. Was ſeine Vielthätigkeit in jener Zeit anlangt, ſo kann man von derſelben oft aus einem einzigen Briefe einen Begriff gewinnen, der zu ein und derſelben Zeit die verſchiedenſten Intereſſen umfaßt, geſchäftliche und politiſche Dinge abhandelt, Aufträge für Kupferſtichauktionen giebt, von verſteinerten Phyſeteren Nachricht verlangt, die Einrichtung einer Lebensverſicherungsbank zu Nürnberg für praktiſche Verwaltungszwecke kennen zu lernen wünſcht, und nebenher von dichteriſchen Arbeiten am Wilhelm Meiſter und von künſtleriſchen Beſtrebungen im Zeichnen Kunde giebt. (I., S. 40—42). In Wahrheit ging Goethes raſtloſe Thätigkeit ſchon damals in's Unglaubliche. Was Schiller ſpäter von ihm ſagte: ‚daß jeder Augenblick von Goethes Zeit, von dem er ſage, daß er ihn müſſig zubringe, mit einer Thätigkeit ausgefüllt ſei, die andern ſchon ſchwere Arbeit dünken würde,“ das kann, wie auch dieſe Briefe aufs Neue beweiſen, ſchon

von der ersten Periode seines Weimarischen Lebens im vollen Umfange gelten. Von den wichtigsten und mannigfaltigsten Amtsgeschäften als erster Rath des Fürsten fortwährend in Anspruch genommen und oft fast erdrückt von der Aktenlast; zu zahlreichen, anstrengenden Amts- und Geschäftsreisen genöthigt, so daß kein Fleck Erde in dem ganzen Ländchen war, den er nicht durch eigne Anschauung in allen seinen Verhältnissen kennen gelernt hätte; dazu durch die persönliche Freundschaft mit dem Fürsten und den Fürstinnen, durch das zerstreuende Hofleben, durch die unabweisbaren Forderungen der Gesellschaft, durch zahlreiche Besuche von Freunden und Fremden unaufhörlichen Anforderungen an Zeit, Talent und Kraft ausgesetzt und hingegeben; einen ausgedehnten Briefwechsel theils aus eigner Wahl, theils aus Nothwendigkeit unterhaltend, und überall zu Hülfe und Rath, Trost und Theilnahme weil von Natur bereit, auch unaufhörlich aufgefordert,

— muß es uns oft gradezu ein Wunder ſcheinen, daß es ihm gelang in dieſer Zeit, wo „poetiſche Arbeit ihm ein Labſal und eine Erholung war,“ ſeinem Genius noch eine Reihe von Werken abzuringen, die, wie Wilhelm Meiſter, Egmont, Taſſo, neben zahlreichen Arbeiten kleinern Umfangs, für andere minder reich begabte Dichter allein ſchon hinreichen würden, einen ſolchen Zeitraum genügend auszufüllen.

Und wie liebenswürdig tritt uns das menſchlich Edle und Milde ſeiner Natur ſchon in dieſer erſten Periode von Goethes Weimariſchem Leben auch aus dieſen Briefen entgegen! Es iſt nicht nur die Fülle einzelner Züge, es iſt noch weit mehr der durch alle ſeine Briefe gehende Ton dieſer reinen menſchlichen Milde, die mit Heiterkeit das Schwere trägt, mit Freiheit zu entſagen, ohne Herbigkeit ſich ſelbſt zu beſchränken und überall, den Dingen, den Verhältniſſen und den Menſchen gegenüber, die Liebe zu bethätigen

weiß, welche sich noch über die Toleranz zum Verständniß, zum erklärenden Begreifen erhebt. Nicht nur für seinen Telemach Karl August, auch für den Mentor selbst bildet in dieser Beziehung die bekannte Schweizerreise des Jahres 1779 eine Epoche. Der alte Epiktetische Satz: nicht die Dinge, sondern die Ansichten über die Dinge sind das verwirrende für die Menschen! tritt hier zuerst in voller Klarheit vor seine Seele. Er hat darum keinen höheren Wunsch für die Rückkehr als den: „daß die ehrenen, hölzernen und pappnen Schaalen die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig ins höllische Feuer geworfen werden. Wann, ruft er aus, wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen, und die wahren alsdann einander zutraulich ans Herz zu legen!“ Er bittet den Freund „diesen Brief aufzuheben und ihm denselben, wenn er unhold werde, vorzuzeigen, damit er in sich kehre.“ Schon auf dieser

Reiſe erkennt er deutlich, daß die weſentlichſte Bedingung des menſchlichen Glücks in der Familie liege, darin: „daß jeder ſein Haus, Frau und Kinder und eine rein menſchliche Exiſtenz in der nächſten Nothdurft habe," — und gerade dieſe Exiſtenz in der Familie ſollte ihm ſelber ſo lange verſagt bleiben! —

Von dieſem rein menſchlichen Geſichtspunkte betrachtet er ſchon damals auch ſeine ganze äußerliche, amtliche und politiſche Thätigkeit. Freilich kommt es ihm, wenn er als Rekrutirungskommiſſair im Lande umherzieht, „komiſch vor, daß er, der ſonſt in der Welt alles einzeln zu nehmen und zu beſehen gewohnt ſei, jetzt alle jungen Burſche des Landes nur nach der Phyſiognomik des Rheiniſchen Strichmaßes klaſſifiziren muß." Aber er erkennt zugleich den ungeheuern Vortheil des unmittelbaren Verkehrs mit der Wirklichkeit des Lebens. „Von oben herein ſieht man Alles falſch; und die Dinge gehen doch ſo

menſchlich, daß man, um etwas zu nützen, ſich nicht genug im menſchlichen Geſichtskreis halten kann.“ (I., S. 13—14.) Allem Büreaukratiſchen Weſen und Wirken iſt er ſpinnefeind. Ueberall ſucht und erwirbt er von Dingen und Verhältniſſen unmittelbare und eigne praktiſche Kenntniſſe, und ſeine Vorliebe für praktiſche, auf ſich ſelbſt geſtellte Menſchen ward ſchon damals begründet. „Durch alle Stände ſteigt er,“ der allmächtige Günſtling und Miniſter eines kleinen Fürſten, „aufwärts, ſieht den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, ſieht, das doch ſelbſt dies ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für ſich ſchwitzte.“ „Du weißt aber, wenn die Blattläuſe auf den Roſenzweigen ſitzen und ſich hübſch dick und grün geſogen haben, dann kommen die Ameiſen, und ſaugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und ſo gehts weiter, und wir habens ſo weit gebracht, daß oben immer an einem Tage

mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann.“ Und mit einem Seufzer wendet er sich: „ad alia.“ Dabei tröstet ihn die Natur und die Beobachtung ihrer Konsequenz über die Inkonsequenz der Menschen, während nach mühsam durcharbeiteten Tagen, nach starken Ritten in unwegsamen Gegenden, seine Seele von dem Anblick menschlicher Noth und von den Klagen des armen gedrückten Volks, die er so oft hören muß ohne helfen zu können, in der Einsamkeit irgend einer kleinen Dorfschenke sich aufrichtet durch schöpferische Thätigkeit an den unsterblichen Gebilden einer Iphigenie und eines Wilhelm Meister.

Neben der reinen Bescheidenheit über seine eignen poetischen Arbeiten, die ihn bekennen läßt, „daß er zwar zu erreichen gesucht, was der Freund daran (am Wilhelm Meister) lobe, aber leider weit hinter der eigenen Idee zurückgeblieben sei“ (I., 46), neben dieser Bescheidenheit,

die ihn jedes freundliche Wort des Beifalls als eine Erquickung betrachten läßt, geht die lauterste Hingabe und Theilnahme mit der er die Bestrebungen und Arbeiten anderer begleitet. Mercks schönes Wort über Goethes Charakter: „Wer kann der Uneigennützigkeit dieses Menschen widerstehen!“ bestätigt sich auch durch diese Mittheilungen auf unzähligen Seiten. Er selbst durfte als Greis von sich sagen:

„Viele Pfade bin ich geloffen,
Auf dem Neidpfad hat mich Keiner betroffen.“

Er, der Hofmann, der Günstling, läßt es ruhig geschehen, daß im Jahre 1783 bei der Geburt des Erbprinzen — damals dem wichtigsten Ereignisse für ganz Weimar — er allein keine poetische Huldigung zu Stande brachte, während Herder, Wieland und andere „diese größte Begebenheit die sich für uns zutragen konnte“ feiernd verherrlichten. Er schickt dem Freunde diese Sachen, die derselbe mit Vergnü-

gen lesen werde, und meldet von sich bloß, daß er mit seiner Gabe nicht fertig geworden, daß sie aber auch weiterhin wohl nicht zu spät kommen werde.« (I., 40—41.) Wer die Menschen kennt, wird aus diesem einzigen Zuge ermessen, wie groß und frei sich Goethe in Verhältnissen erhielt, die sonst auch die bedeutendsten Menschen so leicht unfrei und kleinlich machen.

Seine Milde und Toleranz erscheint nur um so reiner, weil auch sie ein Produkt der Willenskraft und Herrschaft war über eine ursprünglich heftige Natur, die sich ihres Hanges zu der »Herbigkeit eines leidenschaftlich trunkenen Grimmes« sehr wohl bewußt war. So empfiehlt er dem Freunde Schonung gegen Herder mit den schönen Worten: »schone ihn! man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können.« Ein guter Freund (Tobler) besucht ihn und Weimar,

und schreibt vor seiner Abreise einen Brief an Lavater „in welchem er über uns Alle Urtheile fällt, die mitunter nicht die günstigsten sind.“ Der Brief wird durch einen komischen Zufall vor der Absendung bekannt und setzt alles in Aufregung. Und Goethe, der selbst übelbehandelte, „vertuscht“ die Sache durch eine gute Wendung, und begnügt sich den unvorsichtigen Briefschreiber zu verwarnen. Huber „kann weder als Mensch noch als Schriftsteller mit ihm fertig werden.“ Goethe „nimmt ihm das gar nicht übel;“ „es sei ja doch immer die Individualität eines Jeden, die ihn hindere die Individualitäten der andern in ihrem ganzen Umfange gewahr zu werden.“ Die „religiösen Mittelälter“ bekämpfen ihn, sie stören seine Bestrebungen, hemmen seine Zwecke, kreuzen seine Wege. Er erwehrt sich ihrer wie er kann und muß, aber er läßt sich nicht verblenden über die gute Seite an den Bestrebungen seiner heftigsten Widersacher. „Wenn sie auch man-

cherlei Ungenießbares fördern und befördern, es kommt doch auch durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches unschätzbare ans Tageslicht das der allerneuesten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.“ (I., 339.) Knebel schilt über das Schlegelsche Parteiwesen, das immer nur äußeren Zwecken diene. Goethe antwortet auch hier begütigend. Es thut ihm leid, daß dem Freunde die Schlegelschen Vorlesungen nicht behagt haben. Unserm Zeitalter müsse man manches, und so auch das Parteiwesen, nachsehen. „Hat man, sagt er, das Parteiliche einmal zugegeben und ist das Werk sonst gut geschrieben, so kann man wohl Vergnügen und Nutzen daraus ziehen.“

Wenn wir Goethe in diesen Briefen überall als den hülfreichen Genius seiner Freunde und Bekannten wirksam und thätig, ihn Künstler, wie den Maler Müller den Musiker Kayser, mit eigner Aufopferung unterstützen, Herders pekuniäre

Bedrängniſſe durch ſeine Verwendung entfernen, und ſo nach allen Seiten hin Mittel, Talent, Rath und Einfluß für andere verwenden und geltend machen ſehen, ſo erſcheint doch die Bethätigung jenes ſchönen Wortes: „Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut,“ in ihrem hellſten Lichte gegen den Freund, an den dieſe Briefe gerichtet ſind. Ueberall tritt uns in Goethe jene Selbſtloſigkeit und reine Hingabe an die Zwecke anderer entgegen, wie ſie nur derjenige haben kann, der die Welt und die Entwickelung der Menſchheit in ihr als ein Ganzes erfaßt, und demgemäß auch ſich ſelbſt, bei den größten eignen Leiſtungen, immer „als dienendes Glied“ ebenſo bereitwillig an das Ganze anſchließt, wie er das Größte und Kleinſte unbefangen als Mittel für die eigenen Zwecke benutzt. Nur ſo, nur von dieſem einheitlichen Erfaſſen des Lebens iſt die wundervolle Schönheit von Goethes Charakter zu verſtehen und richtig zu würdigen. Mehr

als einmal wiederholt Knebel das Geſtändniß: daß er ſich ihm zu ewiger Treue und Dankbarkeit verpflichtet fühle, daß er ihm, dem Schöpfer ſeines ſtillen Glücks, ſeiner ſorgenfreien Muſe mit nichts als mit dieſer treubewahrten Geſinnung zu danken vermöge. Als Knebel ſich zuerſt ums Jahr 1780, durch ſeine Weimariſchen Verhältniſſe beengt und hypochondriſch verſtimmt fühlte, iſt es Goethe der ihm durch den Herzog die Mittel zu einer größern Reiſe ſchafft, ihn mit Empfehlungen ausrüſtet, und ihm, dem Zerſtreuten, Unpraktiſchen, Verhaltungsregeln in Geldſachen mit rührender Sorglichkeit einſchärft. (I., S. 20.) Von Rom aus, wo er auch an ihn Briefe nicht zu richten vergißt, bedenkt er nicht nur des Freundes mineralogiſche Neigungen mit allerhand Geſchenken, ſondern er ſorgt ſogar aus der Ferne für ſeine Geſundheit. Knebel hatte auf Goethes Anerbieten deſſen Gartenhaus während jener Zeit bezogen. Goethe freut ſich deſſen,

ermahnt ihn, ſich der ganzen Einrichtung als des Seinigen zu bedienen, und vergißt nicht ihm aus Rom, wo er ſelbſt ſich eines milden Himmels erfreut, zuzurufen: „Du haſt doch die Vorfenſter eingeſetzt und Dich auch mit Teppichen verwahrt!“ (I., S. 85.) —

Dieſelbe liebevolle Theilnahme und Sorgfalt, welche aus dieſen kleinen Zügen ſpricht, bewährt er dem Freunde durch das ganze übrige Leben. Sein Haus iſt die Wohnung Knebels ſo oft derſelbe Weimar beſucht. Seine Dichtungen, ſeine wiſſenſchaftlichen Aufſätze werden dem Freunde immer unter den erſten in der Handſchrift oder in Abſchriften mitgetheilt, obſchon Knebel nicht immer die Bitte um Diskretion oder baldige Rückſendung erfüllt. Goethe unterſtützt ſeine mineralogiſchen Neigungen, korrigirt ihm ſeine Ueberſetzungen des Properz und Lukrez, gewinnt für dieſe Arbeiten ihm die Theilnahme Schlegels und anderer Bekannten. Er verſieht den einſam in

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52808-6
STAAR,A. FN. 11390/025

Ilmenau lebenden Freund mit Büchern und neuen literarischen Erscheinungen, sucht ihn im Zusammenhange zu erhalten mit der Welt, aus der jener sich zurückgezogen hat, und scheut die Mühe keiner Dienstleistung, wo es gilt, dem Freunde auf irgend eine Art förderlich zu sein. So sehen wir ihn Knebels Schwester als Hofdame bei der Herzogin Mutter versorgen, dem Sohne eine Stellung erwirken, Verkäufe von astronomischen Instrumenten zu seinen Gunsten ausführen, und aus seiner Tasche ihm reichliche Honorare für die Verse zahlen, mit denen Knebel hier und da zu den »Horen« einen Beitrag liefert. Ja er verschmäht es nicht, dem Sohne des Freundes Unterricht im Zeichnen zu geben, ihm Vorlegeblätter und Anweisungen briefflich zu schicken, und sich auch sonst seiner Erziehung und Ausbildung in aller Weise anzunehmen. Und so sehen wir ihn in seiner Freundschaft das ganze Leben des Freundes umfassen, der in Zeiten der höch-

sten Noth und Bedrängniß wie die Octobertage des Jahres 1806 zu ihm hinaufblickend, erkennt: „wie viel ein Mann werth sei.“

Die Briefe Goethes aus dieser letztern Periode sind von ganz besonderm Interesse. Vom 21. October an schreibt er in dieser Zeit unermeßlicher Verwirrung und Bedrängniß fast täglich an den Freund, dessen Antworten jedoch in der Sammlung fehlen; und in allen diesen Briefen erscheint er muthig, hilfreich, vertrauend und zum Vertrauen ermunternd auf die Wiederkehr besserer Zustände. Es war ihm wohl bewußt, „daß von dem 14. October eine neue Weltepoche beginne;“ aber eben so stark lebte in ihm das Bewußtsein, welches ihn inmitten der Verwüstung und Verwirrung um ihn her das Momentane und Vorübergehende solcher Zustände ins Auge fassen ließ. Er kannte die Zähigkeit und Elastizität der menschlichen Natur, und wußte, wie bald sich von äußerlichen Unfällen solcher Art die Menschen wieder her-

ſtellen, und wie in wenigen Jahren oft kaum noch eine Spur von dem übrig bliebe, was im Moment als ein Uebergewaltiges Vernichtendes ſich den Menſchen darſtellt. Von dieſem Geſichtspunkte aus hat man es zu beurtheilen, wenn ihn der Abſchluß einer Lebensarbeit, wie ſeine Farbenlehre und ſeine anderweitigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten mehr intereſſiren als das Kriegsgetümmel um ihn her. Dabei verhehlt er allerdings nicht, wie ſehr gerade jetzt der Mangel „an Männern von Energie und Einſicht“ zu Tage trete (S. 279). Für das Preußenthum, das in dieſen Tagen zu verdientem Falle kam, hatten ohnehin weder Goethe noch Knebel eine Sympathie. Knebel, früher ſelbſt zehn Jahr lang Preußiſcher Offizier, ſprach es ſchon im Jahre vor der Schlacht von Jena (I. S. 279) aus, wie ſehr ihm der damalige preußiſche Militairgeiſt zuwider war. Er war mit preußiſchen Offizieren in Geſellſchaft geweſen. „Die rohe

Beschränktheit dieser Menschen (schreibt er an Goethe am 30. Decbr. 1803) leuchtet bei solchen Gelegenheiten am meisten hervor. Sie können sich von nichts einen Begriff machen, was nicht in ihrem engen Kreise liegt, und finden da allein alles schön und höchstverständig. Selbst ihr Patriotismus ist nur Roheit, und daher gewissermaßen beleidigend. Wir hielten uns sehr still und gut und sie schienen nicht zu ahnen, was die andern dachten. Nur ich vertheidigte einigermaßen die französische Bildung." Wenn man damit Knebels Aeußerungen über die damaligen Preußischen Staatsmänner und über die „enge einseitige" Preußische Politik jener Tage vergleicht *), die es glücklich dahin gebracht hatte, den ruhmreichen Staat Friedrichs des Großen in ganz Deutschland verhaßt zu machen, so begreift

*) Briefwechsel I., S. 149. 169. 268. 127. 129 u. a. a. Stellen.

man es, daß er keine Sympathie für das Preußische Unglück empfinden konnte.

Die Leiden und Drangsale, welche damals das Weimarische Land trafen, hatte Goethe schon lange nur allzurichtig vorausgesehn. Wir wissen aus seinen Briefen an Frau von Stein, wie sehr er der kriegerischen Neigung seines fürstlichen Freundes widerstrebte, wie er durch dieselbe das Wohl des Landes nicht minder als die ihm selbst am Herzen liegenden Interessen der Kultur beeinträchtigt erachtete. Auch in diesen Briefen an Knebel macht er seinem Herzen darüber Luft, und um so energischer, je mehr er hier auf völlige Beistimmung zählen konnte. So schreibt er schon im Jahre 1785: „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor, und mir ists als wenn ich mit ihnen träumte“...

Die Punkte sind ein Censurstrich des Herausgebers. Goethe aber schließt mit den Worten: „Ich habe auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Antheil noch Hoffnung und Schonung mehr.“

Vor Allem war es ihm ein Schmerz, den Herzog völlig in preußische Kriegsdienste treten zu sehn, und schwerlich mochte er später Napoleon so ganz Unrecht geben, wenn dieser es mit dem Begriffe eines regierenden Souverains unvereinbar fand, daß ein solcher als General in einem fremden Heere diene. Aus den Memoiren des Kanzlers von Müller kann man überdies ersehen, daß des Herzogs soldatisches Ehrgefühl und seine persönliche Haltung Napoleon gegenüber, so viel Anerkennung sie auch in privatem Betrachte verdienen, dennoch von seinem Lande nur allzutheuer bezahlt werden mußten.

Desto größeren Eindruck machte auf Goethe, und nicht auf ihn allein, gegenüber der deutschen Zerfahrenheit, Unkultur und Rohheit, die Kultur

und Liebenswürdigkeit, so wie die grenzenlose Energie und die geniale Thatkraft der französischen Sieger und ihres gewaltigen Kaisers.

„Wenn man den Regierungsrath Müller (schreibt er an Knebel am 3. Januar 1807) der von Berlin mit dem Friedensdokument gekommen ist, erzählen hört, so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja überkultivirten Nation hervortreten mußte. Man verleugnet sich das Ungeheure, so lange man kann und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen, woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben hört, da sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird."

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Goethe kein Patriot im Sinne der Befreiungskriege gewesen, so würde dieser Briefwechsel aus den Jahren 1812 bis 15 denselben liefern können, obschon derselbe gerade in dieser Periode die censirende Hand der Anordner erfahren zu haben scheint. Vom 14. April bis zum 27. August ist eine völlige Lücke, und auch weiterhin sind die Briefe sehr sparsam. Auch Knebel erscheint anfangs gegen die stürsame nationale Erhebung eingenommen (II., 84—85. 87. 88.), doch läßt er später den eignen Sohn mitziehen, während Goethe, wie wir durch andere Mittheilungen wissen, den Seinigen, mit Anwendung der ganzen väterlichen Macht zurückhielt. In diesen unsaubern Zeiten wo er so vieles dulden müsse, schreibt er nach der Schlacht von Leipzig, habe er sich in das Chinesische geflüchtet. Daneben gewährte ihm das Ordnen seiner Kunstsammlungen Zerstreuung. Ich gehe in meinem

Weſen ſo fort, und ſuche zu erhalten, zu ordnen, zu begründen, im Gegenſatze zum Lauf der Welt, und ſo ſuche ich auch noch außer Dir Freunde der Kunſt und Wiſſenſchaft, die zu Hauſe blieben, aufzufordern, daß ſie das heilige Feuer, welches die nächſte Generation ſo nötbig haben wird, und wär' es auch nur unter der Aſche, erhalten mögen." Was konnte er dafür, daß ihn Gott und Natur zu einem „Kinde des Friedens" geſchaffen! Und ſo wollen wirs ihm auch nicht allzuſehr verübeln, daß er nicht eben große Sympathie für die zwölf Koſaken zeigte, welche damals ein wohlweiſer Magiſtrat von Weimar dem geheiligten Hauſe des größten deutſchen Dichters als Einquartierung zuſandte, während ſieben Jahre zuvor der ſiegende Feind ſich beeilt hatte, gleich nach den Stunden der erſten wilden Verwirrung die Pflicht des ehrenden Schutzes gegen die Wohnung des Dichters zu üben. Goethe hatte die Deutſchen nie einig geſehn — was war

damals Deutschland, politisch, und was ist es noch? Jetzt sah er sie einig und begeistert im Haß und durch den Haß, *) gegen ein Genie, das er als solches nicht hassen konnte, auch wenn die Empfindung des Hasses nicht seiner ganzen Natur fremd gewesen wäre. „Sich von einander abzusondern (schreibt er an Knebel den 24. Novbr. 1813) ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehn, als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehn was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist." Im übrigen ist von den Kriegs- und Weltereignissen der Jahre 1813, 14 und 15 zwischen den beiden Freunden so gut wie gar nicht die Rede, und von Moskaus Brande bis Waterloo geht das Ungeheuerste ohne auch nur in diesem Briefwechsel erwähnt zu wer-

*) II., S. 114.

den an und neben diesen „Kindern des Friedens“ vorüber.

Am 6. Juni 1816 traf Goethe der harte Schlag des Verlustes seiner Gattin. Nicht er selber sondern der Bruder der letztern meldete Knebeln in Goethes Auftrage Krankheit, Gefahr und Tod der Schwester. Goethe selbst vermochte es nicht.

An zahlreichen Stellen des Briefwechsels wird ihrer gedacht, von Goethe wie von seinem Freunde, und immer mit Ausdrücken reiner Werthschätzung, Liebe und Dankbarkeit. Schon lange vor der bürgerlichen Bestätigung von Goethes Ehe, spricht Knebel immer nur von der „Frau,“ der „Hausfrau“ seines Freundes. Auf die erhaltene Todesnachricht schreibt er: „Ich übersehe die ganze Größe deines Verlustes und kenne die Empfindlichkeit deines Herzens. — Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die du Bester in diesen Tagen hast ausdulden müs-

sen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir deine Gemahlin wirklich geschätzt haben, und daß uns ihr Verhältniß zu dir jederzeit sehr achtungswürdig schien. Was soll man sagen, wenn das Schicksal, das uns allen bevorsteht, losreißt und theilt!" Und so legt auch diese neue Veröffentlichung ein grünes Blatt achtender und liebevoller Erinnerung auf das bescheidene Grab, das die treue Lebensgefährtin des großen Mannes deckt, während uns das rein Menschliche auch in diesem Lebensverhältnisse Goethes erfreuend entgegentritt.

Eine umfassende und anhaltende Lektüre fast alles desjenigen, was nach Goethe's Tode von Dokumenten über sein Leben und Wirken, seinen Zusammenhang mit Welt und Menschen an's Licht getreten ist, wie ich sie in diesen Wochen und Monaten getrieben habe, ist so recht geeignet, den sittlichen Totaleindruck dieses einzigen

Mannes auf Geiſt und Gemüth in ſeiner vollen Macht wirken zu laſſen. Wohl kann man ſagen: niemals hat ein ſo großes reiches Menſchenleben ſo offen, klar und anſchaulich bis in alle geheimſten Tiefen ſeines Werdens und ſeiner Entwickelung vor den Augen der Menſchheit gelegen, als das Leben und der Charakter Goethe's, des Menſchen wie des Dichters. Wie eine einzige große Naturoffenbarung liegt es vor der Nachwelt ausgebreitet, und vom erſten Erwachen bis zum Augenblicke des letzten Scheidens enthält jeder Moment dieſes Daſeins die Fülle der von innen heraus ſich ſelbſt beſtimmenden und beherrſchenden Kraft des Genius. Goethe's ganzes Leben erſcheint als ſein Werk im höchſten Sinne des Worts, und dieſes Werk war ein Kunſtwerk, das größte und gelungenſte von allen Werken des Künſtlers, ein Kunſtwerk der Selbſterziehung zur Schönheit und Freiheit, wie die Erinnerung der ganzen Menſchheit kein gleiches

aufzuweisen hat. Denn so reich und herrlich auch die Natur diesen ihren Liebling begabt und ausgerüstet hatte, so war doch die vollendete Ausgestaltung dieser Gaben und Kräfte, wie sie uns in dem Charakter des Dichters, des Weisen, des Menschen entgegentritt, nur das Produkt und Endergebniß der bewußten Selbsterziehung, der unermüdlichsten Anstrengung, der konsequentesten Beharrlichkeit einer Willenskraft, die unablässig auf das höchste Ziel menschlicher Entwickelung und Bildung gerichtet blieb. Durch sie gewann er sich selber jenen scharfen und freien Blick über alle Kräfte, die im Menschen wohnen, und die Erkenntniß, daß sich jede in ihrer Art ausbilden lasse, wenn man sich nur von der egoistischen Vorliebe für gewisse einzelne Eigenschaften zu befreien wisse, die den meisten Menschen an sich und andern allein der Schätzung, Begünstigung und Ausbildung werth erscheinen. Dieses Ideal menschlicher Bildung, wie er selbst

es in ſeinem Wilhelm Meiſter vorzeichnete, hat er durch die Geſtaltung des eignen Lebens erreicht, wie kein Anderer vor und nach ihm. Aus der ſturmbewegten Wildheit, aus der genialen Selbſtſucht einer, alle Formen und Schranken zu durchbrechen ſtrebenden Jugend, hat er ſein Selbſt und ſeine Schöpfungen durch die raſtloſe Stetigkeit eines redlichen Strebens hinauf geläutert zu jenem, von aller Naturſelbſtſucht freiem Bewußtſein, das innerhalb der Schranken die Freiheit, in der Form die Schönheit ſuchte und gewann, zu jenem Bewußtſein, welches im Guten, Schönen und Wahren das allein im Wechſel aller Dinge Ewige und Dauernde, das allein um ſeiner ſelbſt willen Erſtrebenswerthe erkannte und in Leben, That und Dichtung bewährte, ſchuf und ausgeſtaltete. So ſteht er vor uns da als ein Menſchenbild, an dem die Schwächen ſelbſt nur noch die nothwendigen Gränzen menſchlicher Natur und eines Weſens ſind, das durch

die Schranken von Raum und Zeit in seiner Erscheinung bedingt, eben noch Mensch genug war, um kein Gott zu sein.

Einer der edelsten und tiefsten Geister Englands, Thomas Carlyle, schloß seine Todtenklage bei dem Scheiden Goethe's mit dem Bekenntniß: nicht nur als der höchste Mann seiner Zeit stehe er da, sondern als ein Mann der ganzen Zeit, als der Vereiniger, der siegreiche Versöhner der zerstreuten, widersprechenden Elemente des zerrüttetsten, getheiltesten Zeitalters, das die Welt seit der Erscheinung der christlichen Religion gesehen, bedeutsam allen Menschenaltern, ein Merkstein in der Geschichte der Menschen. In seinen Werken gestalte sich das Chaos seiner Zeit von neuem zu einer Welt. „Dieses, das Höchste, was von geschriebenen Büchern gesagt werden kann, muß von diesen gesagt werden: es ist in ihnen eine neue Zeit, die Verkündigung und der Anfang einer neuen. Der Grundstein eines neuen

geſelligen Gebäudes iſt darin für die Menſchheit gelegt worden, und wir ſehen darin die weit ſich ausdehnenden Spuren eines Grundplans, den künftige Jahrhunderte erweitern, verbeſſern und verwirklichen mögen. Sein Leben und ſeine Werke bleiben bei uns als ein ewiges Beſitzthum, als die tauſendzüngige Stimme der Weisheit, die hören mag, wer Ohren hat zu hören. Viele Generationen der Menſchen mögen nach ihrem Bedürfniſſe von ihm lernen, und diejenige, welche nichts mehr von ihm zu hören und zu lernen braucht, mag ſich eine glückliche nennen!

Und auch der Mann, deſſen tiefſtem Innern der begeiſterte Strom dieſer Rede entquoll, ſieht die Wurzel alles Großen und Herrlichen in dem Menſchen Goethe und in dem Kunſtwerke ſeines Lebens und ſeines Charakters. „Goethe," ruft er aus, „Goethe pries Schillern glücklich, daß er jung ſtarb, in der vollen Kraft ſeiner Tage, ſo daß wir ihn uns immer als Jüngling denken

konnten. Ihm selbst wurde ein anderes höheres Loos bestimmt. Ihm ist geworden, durch alle Wechsel eines menschlichen Lebens bis zur äußersten Gränze zu gehen, und durch alle edel.«

Besser wüßte ich das Gefühl nicht auszusprechen, mit dem mich auch dieses neue, in dem uns mitgetheilten Briefwechsel vorhandene Zeugniß von dem edelsten und größten Menschen unserer Zeit und unseres Volks im Gemüthe erfüllt hat. Knebel aber hatte wohl Recht, dem Freunde zuzurufen: »Wahrlich, Du hast nichts von der Zeit zu fürchten. Die Schätze Deiner Weisheit werden früher oder später jedem denkenden Menschen Licht und Wahrheit geben.« —

Goethe wird wie Homer »ein Ueberwinder der Zeiten« sein.

Jena, im August 1851.

Je tiefer ſich die Nacht der Unfreiheit in dieſen Zeiten der Trübſal auf unſere Häupter herniederſenkt, um ſo mehr fühlt man ſich getrieben, Troſt und Ermuthigung da zu ſuchen, wo beide dem Freunde der Freiheit und Menſchlichkeit am reichſten entgegenquellen: in der Betrachtung der großen Geiſter der letztvergangenen Litteratur- und Kulturperiode unſerer Nation, bei den prophetiſchen Verkündern einer neuen Entfaltungsaera des Menſchengeiſtes zur Freiheit und Menſchlichkeit. Sie ſind für uns die Sterne,

in denen wir, wenn nicht unser eignes, so doch das Schicksal der nach uns kommenden Geschlechter lesen mögen. Und was wir selber auch erleben mögen, diese Sterne können nicht lügen; sie sind Ausflüsse der urewigen Wahrheit. Mag ein Gervinus an den Denkern und Dichtern seines Volkes verzweifelnd uns auf Bacon und Shakspeare hinweisen, als auf die einzigen wahren Quellen der Stärkung unseres Muths für die Leiden und Kämpfe der Zukunft. Wir andern wollen versuchen, was sich zu diesem Zwecke gewinnen läßt aus unsern Lessing und Kant, aus Schiller und Goethe, aus den Dichtern und Denkern unseres Volks, auch wenn es wahr wäre, daß dies Volk „das Unglück" haben sollte, keine nationale Literatur zu besitzen. Es wird darum denn doch wohl eine Wahrheit bleiben, daß unsere deutsche Philosophie eben so hoch über Bacon steht, als der Gehalt, die Tiefe der Idee und die Probleme, mit denen es die Dichter unserer

klaſſiſchen Periode zu thun haben, zwar nicht den Dichter Shakspeare wohl aber die Weltanſchauung Shakspeares in ſeiner Zeit überragen.

Unſere klaſſiſche Literatur iſt ohne alle jene Einflüſſe aufgewachſen, welche dazu nöthig ſind, um eine nationale Literatur im eigentlichen Sinne des Worts zu bilden.

Zu einer National-Literatur gehört ohne Zweifel zunächſt und vor Allem — eine Nation. Und der Johannes unſerer geiſtigen und literariſchen Wiedergeburt, Leſſing mußte im bittern Schmerze ausrufen: »Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen, ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind!« Dazu bemerkte er ausdrücklich: »er rede gar nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſei: keinen eignen haben zu wollen.« In dem Wörtchen „blos“ hat Leſſing den Gedanken verſteckt, daß eine Menſchen-

masse, ein Volk, das keine Nation ist, das sich nicht politisch als ein nationales Individuum fühlen kann, auch nicht im Stande ist, einen Nationalcharakter zu entwickeln. Denn dieser ist ja eben das Resultat aller der Bedingungen, welche jene Einheit bilden, die man als ein Individuum Nation benennt.

Sehen wir Lessing selbst darauf an, wie er sich zu Nationalität und Patriotismus verhält. Doch zuvor ein Paar Bemerkungen.

Der einzelne Mensch, das Individuum ist dies nur, insofern sich seine Individualität als bestimmter Charakter ausprägt. Diese Individualität und das Bewußtsein von derselben giebt ihm seinen Werth, und zwar einen um so höheren, jemehr er bestrebt ist, seine individuellen Eigenschaften zu ihrer möglichsten Vollendung zu steigern. Seine Eigenschaften, nicht seine Eigenheiten. Denn es ist ein goldnes Wort, das Goethe uns in den Versen zuruft:

„Eigenheiten bleiben ſchon von ſelber haften;
Du, kultivire deine Eigenſchaften!"

Aus dieſer Kultur der Eigenſchaften entſpringt das berechtigte Selbſtgefühl, etwas zu ſein, aber zugleich auch diejenige Bildung, welche die eigene Individualität nicht auf Koſten fremder geltend macht, ſondern dieſe letzteren, ſofern ſie etwas ſind, als das was ſie ſind anerkennt und gelten läßt. Der gebildete Einzelmenſch iſt eben darum auch nicht hochmüthig, nicht ſtolz auf ſeine Bildung, obſchon er weiß, was er werth iſt. Gebildete Menſchen erweiſen ſich dadurch als ſolche, daß ſie ſich gegenſeitig anerkennen, ſich gegenſeitig ihre „kultivirten Eigenſchaften" zu Gute kommen laſſen, ohne einander mit den ſchon von ſelber haftenden Eigenheiten beſchwerlich zu fallen.

Eine Nation iſt gleichfalls ein Individuum, wenn auch ein kollektives. Als ſolches hat ſie alſo dieſelbe Aufgabe, wie das einzelne. Ihre

Nationalität ist ihr individueller Charakter. Es ist die Summe der Eigenschaften, welche aus ihrer Bedingtheit durch Naturverhältnisse und geschichtliche Entwickelung diesen individuellen Nationalcharakter bilden. Diese Nationalität, dieser Nationalcharakter ist die Grundlage, die Voraussetzung, ohne die ein Volk keine Nation sein kann. Aber diese Nationalität ist nicht das Höchste, sie ist nur die nothwendige Bedingung zu einem zweiten, Höheren. Dies zweite, Höhere ist die Ausbildung der allgemein menschlichen Eigenschaften auf dem Grunde jener nationalen Individualität. Ein Volk, eine Nation der diese Ausbildung fehlt, ist dem Einzelmenschen gleich, der seine Individualität nicht anders behaupten zu können meint, als dadurch, daß er die andern Individuen, mit denen er in Berührung kommt, möglichst unter sich herabdrückt. Solch eine Nation waren in der alten Welt die Römer, für die es auf dem ganzen Erdenrunde außer ihnen

ſelbſt nur noch Barbaren gab — höchſtens etwa die Griechen ausgenommen. Die Römer ſind vorzugsweiſe das Volk der Nationalität und des damit zuſammenhängenden Patriotismus. Beide, die Nationalität und der Patriotismus, ſind auf dieſer Stufe ausſchließend, erobernd, vernichtend für andre Nationalitäten. Die Juden halten ſich für das auserwählte Volk Gottes, die Griechen verachten alle Nichtgriechen; die Römer thun beides und ein drittes dazu: ſie unterwerfen, knechten und zerbrechen alle Nationalitäten die ſie erreichen können, ja ſie vermögen es auf der Höhe ihrer nationalen Macht eigentlich gar nicht zu begreifen, wie eine Nation, ſich gegen das Glück, von ihnen beherrſcht und romaniſirt zu werden, mit den Waffen in der Hand ſträuben möge. Ebenſo die Franzoſen unter Napoleon. Und genau genommen zeigt ſich der Nationalismus aller Völker, bis auf die letzte Zeit, mit dieſer Ausſchließlichkeit und Ungerechtigkeit

gegen andere Nationen behaftet. Das ganze alte System der bisherigen Politik und Diplomatie gründet sich zuletzt auf dieses Fundament der exklusiven Nationalität, und des dazu gehörigen Patriotismus. Und wenn in der letzten Zeit, seit Napoleon, keine der Europäischen Völkerfamilien mehr erobernd aufgetreten ist, so trat dafür der Begriff des Einflusses an die Stelle. Es handelt sich darum, welches von den großen und mächtigen Nationindividuen in dem Lande und in den Verhältnissen der minder großen und mächtigen entweder ausschließlich oder vorwiegenden Einfluß übt.

Gegen dieses durchaus unsittliche Prinzip haben sich im Laufe dieses letzten Jahrhunderts die ersten Anfänge eines neuen geltend zu machen versucht. Man hat angefangen, die Begriffe Nation und Nationalität mit den sittlichen Rechten und Pflichten zu verbinden, welche der Begriff der Individualität fordert. Jener Machia-

rellismus, welcher die Moral und Sittlichkeit der menſchlichen Verhältniſſe überhaupt von denen der Politik und Diplomatie trennt, hat durch die ſteigende menſchliche Kultur bedeutende Erſchütterungen erlitten. Die Europäiſchen Kulturvölker ſind noch weit von ihrem Ziele entfernt; aber ſie beginnen es zu ahnen, und vor dem Geiſte von tauſend Einzelnen ſteht es als Aufgabe bereits in voller Klarheit. Dies Ziel, dieſe Aufgabe lautet: Nationalismus und Menſchenthum, Patriotismus und Humanismus zu vermitteln, die Nationen zu Individuen im wahren Sinne des Worts zu erheben, für welche in ihrem gegenſeitigen Verhalten zu einander dieſelben Mächte der Gerechtigkeit, Billigkeit, Einſicht und Bildung beſtimmend ſind, die das Leben und Verhalten der gebildeten Einzelmenſchen mit und zu einander beſtimmen und regeln. Der Begriff der Solidarität der Intereſſen aller Kulturvölker iſt der Untergang jenes alten Prinzips,

das den geistigen und materiellen Flor und Vortheil der einen Nation von dem Nachtheil und dem Zurückbleiben der andern abhängig macht. Freihandel und Schutzzoll, Intervention und Nichtintervention treten einander gegenüber. Selbst die alte Politik ist angenagt von dem neuen Prinzip, dessen Einflusse sie sich nicht mehr entziehen kann. Für alle Nationalitäten, die als solche sich zu fühlen, selbst unter dem Drucke Jahrhunderte langer Sklaverei noch Kraft behalten haben, nimmt der neue Geist der Menschheit, der Geist der Freiheit Partei. Er will überall keine Sklaven mehr, weder als Individuen, noch als Nationen. Er macht für alle Ernst mit dem einfachen, und doch so ungeheuern Worte Christi: Was du nicht willst, das man dir thue, das thue du auch andern nicht. In Summa: die Aufgabe der Kulturmenschheit erscheint als die Befreiung der Nationalitäten und zwar als eine doppelte. Einmal als Befreiung von der Ab-

hängigkeit äußerer Gewaltunterwerfung unter ihres Gleichen. Dann aber auch zweitens als Befreiung der Nationalität von den Schlacken dieſes Begriffs ſelbſt, von jenem Egoismus, jener Ausſchließlichkeit, die bisher das Verderben der Nationen geweſen ſind. Nicht die Freiheit, nicht der Humanitätsgedanke iſt es, der die Nationalitäten nivelliren, aufheben, vernichten will, wie man ihm vorwirft, ſondern vielmehr der Despotismus iſt es, der dies zu allen Zeiten und zuweilen mit Erfolg verſucht hat, wie er es noch heute verſucht.

Der Despotismus ſtrebt, Nationen wie Einzelne gleichzumachen, zu uniformiren, zu zentraliſiren, die Individualitäten zu vernichten. Die Freiheit, der Humanismus haben das entgegengeſetzte Ziel: die Individualität der Einzelnen wie der Nationen zu kultiviren, den Völkern im Ganzen wie im Einzelnen zum Selfgovernement zu verhelfen, und auf der gegebenen Naturgrundlage der Nationalität und Individua-

lität die wahrhaft allgemeinen menschlichen Eigenschaften zur höchsten Blüthe zu entwickeln. Nicht aufgehoben werden soll das Besondere, das Individuum, nicht untergehen die Nationalität in dem Sinne abstrakter Gleichmacherei. Wer denken kann, weiß, daß das Allgemeine nicht ohne das Besondere, die Nation nicht ohne das Individuum, die Menschheit nicht ohne Nationen denkbar ist. Aber aufgehoben im philosophischen Sinne, das heißt zu ihrem wahren Wesen erhöht, und also aufbewahrt werden, soll die Nationalität in der gebildeten, humanisirten Nation, wie die Individualität aufbewahrt bleibt auch in dem vollendetsten Individuum. Lessing und Winkelmann, Kant und Herder, Schiller und Goethe waren keine »Nationalen« in dem herrschenden Sinne des Worts, sie waren sämmtlich mit Bewußtsein Weltbürger. Aber wer wollte zu behaupten wagen, daß sie nicht dennoch Deutsche, und nebenbei der Stolz des deutschen Volks ge-

weſen ſind, und auch wohl bleiben werden, ſo lange es ein deutſches Volk giebt!

Alle dieſe Heroen des deutſchen Geiſtes waren aber darum keine Freunde der Nationalität und des damit zuſammenhängenden Patriotismus, weil ihnen dieſe Begriffe in der damals und zum großen Theil noch jetzt herrſchenden Faſſung und Ausdehnung dem höheren Begriffe der Menſchlichkeit zu widerſtreiten ſchienen. Statt jene Thatſache zu beklagen oder zu verdammen, ſollte man verſuchen ſie zu begreifen. Statt jenen Männern als ſchlechten Deutſchen und Patrioten noch über das Grab hinaus ins Gewiſſen zu predigen, ſollte man zuſehen, ob nicht vielleicht das unglückliche nationale und ſtaatliche Geſchick Deutſchlands gerade dazu beſtimmt war, dieſe Propheten eines neuen Grundgedankens, die Verkündiger und Vorläufer des veredelten, durch die Idee des Humanismus gereinigten und verklärten Begriffs der Nationalität hervorzubringen.

Es wird eine Zeit kommen — liege sie auch noch so fern von uns und unserer Sehnsucht geschieden — in welcher glücklichere Geschlechter der redenden Menschen das Andenken jener Heroen als derjenigen segnen werden, die zuerst den Saamen des neuen Weltgedankens ausgestreut, und die ersten Grundlinien gezogen haben zu einem großen Bauplane, den künftige Jahrhunderte erweitern, verbessern und verwirklichen mögen. Diejenigen aber, die so viel reden von Gott und Vorsehung und von der weisen Führung der Menschheit durch beide, sollten sie nicht bedenklich werden bei ihren Klagen, mit denen sie über jener Männer mangelnden Sinn für Nationalität und Patriotismus den Stab brechen, wenn sie sich darauf besinnen, daß denn doch am Ende Gott und Vorsehung auch wohl dabei im Spiele gewesen sein müssen, daß ein Lessing und Kant, ein Goethe und Schiller — die größten Denker und Dichter unseres Volkes, gerade so

fühlten, dachten und wirkten, wie sie gefühlt, gedacht und gewirkt haben? Oder sollen etwa Gott und Vorsehung immer sich in dem Falle des gutmeinenden Hausvaters befinden, dem bei dem besten Willen und bei den klügsten Anordnungen fast Alles gegen Sinn und Absicht geht? Die alten Heiden freilich haben in der That zuweilen ihren obersten Gott so aufgefaßt, und Horaz singt ganz ernsthaft:

„Ach, es trennte umsonst ein Land
Von dem andern durch's Meer weise die Vorsehung!"

„Die frevlerischen Menschenkinder," fährt der Poet fort, „bauen Schiffe und segeln über alle die trennenden Meerfluthen, und so komme es denn," meint er, „daß der zornige Gott nie die Zuchtruthe seiner Blitze aus der Hand legen könne!" Wenn wir uns diese kindliche Vorstellung auch bei dem heidnischen Dichter gefallen lassen, sollten wir nicht Bedenken tragen, sie auf den christlichen Gott anzuwenden, dessen

Verkünder den Menſchen zugerufen hat: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt? Man könnte übrigens jene Horazſche Vorſtellung, welche das Meer als trennende Grenze der Länder auffaßt, ganz gut auf die Nationalität anwenden. Auch dieſe iſt urſprünglich ein trennendes, ſcheidendes Element. Aber der Menſchengeiſt, dem, wie derſelbe alte Dichter ſingt, „nichts zu ſchwer iſt,“ hat aus dem trennenden Elemente des Waſſers ein Verbindungsmittel gemacht, und die Meere ſind jetzt ſchon längſt vielmehr die Verbindungsſtraßen der Länder und Völker. Er wird auch das trennende Element der Nationalitäten überwinden und ſie zu einem Mittel der Verbindung für die Menſchen erheben. Iſt doch ſchon jetzt die von Goethe prophezeite Weltliteratur nicht mehr ein Traum, ſondern eine Wirklichkeit.

Und nun zurück zu Leſſing.

Leſſing's Jugend fiel in die Zeit unſerer tiefſten

politischen Abgestorbenheit. Die Leipziger Universitätsbibliothek bewahrt den Briefwechsel, welchen Gottsched und seine Frau ihrer Zeit mit der halben Welt geführt. Dieser Briefwechsel umfaßt in zweiundzwanzig Folianten viertausendsiebenhundert Briefe aus den Jahren 1722 bis 1756. Der Fleiß eines der Welt leider zu früh entrissenen jungen deutschen Gelehrten hat sie vom ersten bis zum letzten durchgelesen, und — „es ist unglaublich aber es ist wahr," ruft der vortreffliche Danzel aus, „in diesem bändereichen Briefwechsel kommen kaum eine oder zwei Aeußerungen politischer Art vor, obgleich Gottsched seiner Zeit sogar einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage vertrat, von dem aber darin natürlich nichts anderes verlautet, als daß er Geld bewilligt habe *). Von Gottsched's politischer Ansicht kann man sich einen Begriff machen,

*) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 279.

wenn man in seinen „Anfangsgründen der Weltweisheit“ den einzigen Satz liest: „da die Nothdurft des ganzen Staates Niemandem so bekannt sein kann, als dem Regenten, so muß man es auch ihm überlassen, wieviel jeder Bürger an Steuern geben soll.“ Indessen dachte jene Zeit doch nicht ganz so servil, als es nach diesem Satze den Anschein haben möchte. Ein Korrespondent Gottscheds, ein Dr. Priber aus Zittau, bemerkt zu jenem Satze des deutschen Rechtsphilosophen von Anno 1735 in aller Bescheidenheit, daß derselbe unter den Regenten doch wohl nur „weise, mühsame und tugendhafte,“ verstanden wissen wolle, „da sonst nicht sonder Grund zu besorgen, als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt und Sklaverei Thor und Thür öffnen könnten. Derselbe brave sächsische Magister weiß auch ferner: daß es ein Recht der Völker gebe, daß es aber „ein anderes sei, ein bloßes Recht haben, und ein an-

deres, solches Recht auch wider des andern Willen behaupten zu können." Man sieht, der Mann wußte besser wie die Verfasser der Frankfurter Grundrechte des deutschen Volkes ein Jahrhundert später, wo der Hase im Pfeffer liege. Aber er wußte auch, wie er an seinen verehrten Meister Gottsched schreibt, „daß zu diesem Allen sich die Englische Preßfreiheit besser als unsere elende deutsche Censur schicket, und bei uns ein Autor mehr cum vulgo reden müsse, zumal wenn er sich erinnert, was jene Frau ihrem geistlichen Eheherrn in's Ohr zurief: er solle so schreiben, daß er auch bei der Pfarre bleiben könnte."

In solche Zeit fiel Lessing's Jugend. Die Möglichkeit eines Nationalgefühls, wie es Engländer und Franzosen besitzen, beruht auf dem Grunde politischer Einheit, und Deutschland war in dreihundert und mehr Staaten gespalten, die sich zum Theil sogar feindlich gegenüber standen.

Sie beruht in einem noch höheren Grade auf einer politischen Verfassung, welche Staatsbürger kennt und anerkennt, und Deutschland kannte nur Unterthanen. Sie beruht endlich auf Ehre, Macht und Freiheit des Ganzen, und Deutschland als solches war verachtet und ohnmächtig nach Außen, und im Innern geknechtet von zahllosen einheimischen Dynasten. Ja die eignen Despoten verachteten das Volk, das sie knechteten, seine Art, seine Sprache, seine Sitten, seine Litteratur. Fürsten, Höfe, Adel, alles was sich zu den höheren Ständen, was sich zur Bildung rechnete, suchte sich französischen Zuschnitt zu geben. Mit Recht konnte selbst der loyale Goethe am Schlusse des Jahrhunderts den deutschen Fürsten beim Ausbruche der französischen Revolution zurufen:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde
nicht floß.

Nun laßt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was Ihr verlanget geschieht!

Der Gegensatz des Nationalstolzes ist die Verläugnung der eignen Nationalität. Ist jener in seinem ausschließenden Hochmuthe beleidigend, so ist diese in ihrer Selbstwegwerfung niederträchtig. Gegen diese Gesinnung, die sich der eignen Nationalität schämte, empörte sich schon das Herz des jugendlichen Lessing. In diesem Sinne war Lessing national, wie er und weil er ein Charakter war. Wenn er angreifend gegen fremde Nationalität, wie gegen die französische, verfuhr, so geschah es nicht aus beschränktem Nationalgefühl, sondern aus Zorn über die Schmach, in die er das Volk, zu dem er gehörte, durch eigne Schuld versunken sah, aus Zorn darüber, daß es sich wegwarf, daß es fremde Eigenheiten nachäffte, statt die in ihm liegenden Eigenschaften zu kultiviren, aus Zorn endlich darüber, daß die Götter die es verehrte zur Zeit falsche Götzen waren.

Der geschworne Gegner Voltaires neigte sein Haupt in Verehrung vor dem britischen Genius.

Dies bittere Gefühl, einem Volke anzugehören, das sich selbst verachtete, sprach er schon in seinem Jugenddrama »die Juden« aus. Lessing war neunzehn Jahre alt, als er dies Stück schrieb, in welchem er den groben Bedienten Christoph zu dem Kammermädchen Lisette ironisch sagen läßt: »Ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher!«

Lessings Franzosenhaß, und man kann sagen, er hat sie sein Lebenlang nicht ausstehen können — galt nicht der Nationalität überhaupt, sondern ihrer Ausartung. Er haßte den französischen Hochmuth; und das Gefühl, daß die eigne Nation vor diesem Hochmuthe im Staube kroch, schürte seinen Haß. Derselbe Mann der an Gleim schrieb: »Das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerletzte, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der

mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte," derselbe Mann der ein andermal dem Freunde das Bekenntniß ablegt: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlands (es thut mir leid, daß ich ihnen vielleicht meine Schuld gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre" *) — ebenderselbe Mann war der eifrigste Patriot, der bewußteste Vertreter und Erwecker jenes wahren Patriotismus und jenes wahrhaften Nationalgefühls, die auf Selbstachtung und Achtungswürdigkeit beruhen. Diese in seinem Volke zu erwecken daran hat er sein ganzes Leben gearbeitet, und es ist nicht mehr nöthig zu sagen, mit welchem Erfolge. Zu diesem Zwecke verschmähte er selbst die Waffe des bittersten Spottes, des schneidendsten Hohnes nicht, wo sie durch den Gegenstand seines Angriffs

*) Lessings Werke XII., S. 128. f. 127. (Lachmann).

herausgefordert und berechtigt wurde. Sein Riccaut de la Marlinière in Minna von Barnhelm hat in dieſer Hinſicht mehr gewirkt als das ganze Klopſtockſche Bardenweſen. Es war das Erſtemal, daß in deutſcher Zunge von einer deutſchen Bühne herab einem Franzoſen auf ſein: Mademoiselle parle français? mais *sans doute*, telle que je la vois? La demande était bien impolie — zugerufen, von einer gebildeten und vornehmen deutſchen Jungfrau zugerufen wurde: „In Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen, aber warum hier? Ich höre ja, daß ſie mich verſtehen!“ Leſſing ſchlug den franzöſiſchen Windſack, und meinte den deutſchen Eſel der ihn trug. Selbſt ſeine erſten dramatiſchen Verſuche entſtanden aus dem Streben, ſeine Nation aus der abſoluten Abhängigkeit ihrer komiſchen Bühne vom fremden „Witze“ zu befreien. Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? fragte er in der Vorrede, die er

seinen ersten dramatischen Sachen voranschickte. „Ist es nicht lauter ausländischer Witz (Witz war nach damaligem Sprachgebrauche Geist überhaupt) der, so oft wir ihn bewundern eine Satyre über den unsrigen macht?“ *) Als sein Freund Gleim ihm meldet (1757), daß er viele Franzosen sehe (es war kurz vor der Schlacht bei Roßbach), schreibt ihm Lessing einen eignen Brief, in welchem er ihn beschwört, nur ja seine Nationalität auf geistigem Gebiete würdig gegen die hochmüthigen Franzosen zu vertreten. Er preißt die Franzosen glücklich, daß sie endlich einmal Gelegenheit haben, mit einem vernünftigen Deutschen in Deutschland selbst zusammen zu kommen, und sich zu überzeugen, „daß es eben nicht unsre größten Geister sind, die nach Paris kommen. „Aber ich bitte Sie inständigst, zeigen Sie sich ja als einen wahren Deutschen!“ und nachdem

*) Werke III., S. 4.

er ihm dazu die ausführlichsten Regeln mit Beispielen der Ausführung versehen an die Hand gegeben hat, fügt er hinzu: — „selbst von Voltaire müssen Sie thun, als ob sie weiter nichts als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das soll wenigstens meine Rolle sein, die ich mit jedem nicht ganz unwissenden Franzosen spielen will, der etwa nach Leipzig kommen sollte!“

Lessings Nationalitätsstreben ist Nothwehr. Nothwehr aber entschuldigt nach Lessing sogar Selbstlob, um wie vielmehr in diesem Falle das Streben eines kräftigen Geistes, seinem Volke das verlorne Selbstgefühl, das Gefühl der Selbstachtung wiederzugeben. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man Lessings Verhalten gegen die Franzosen beurtheilen, um es begreiflich zu finden, daß er bis ans Ende seines Lebens der Abneigung gegen sie nicht Herr werden konnte, daß er selbst im Scherze „mit keinem Franzosen

irgend etwas gemein haben wollte" (XII. S. 248.), und daß er überglücklich war, als er einmal „einen Franzosen, also, wie man behauptet, einen gebornen witzigen Kopf," auf einem Plagiate an einem deutschen Dichter ertappen konnte (III. S. 232). Es mag paradox klingen, aber es ist darum nicht weniger wahr, wenn man sagt: Lessing war national und patriotisch aus Haß gegen die Nationalität und den Patriotismus. Die Worte die er, im Begriff nach England zu reisen (1756) an Nikolai schrieb: „vielleicht lerne ich da nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann" (XII. 59), sind bedeutungsvoll im Munde eines Lessing.

Lessings Nationalitätsstreben ging also nicht über die Forderung der Selbstachtung, die er an sein Volk richtete hinaus, und sein Patriotismus war nichts weiter als die Pflicht eines jeden Volksgenossen, dahin zu wirken, daß das Volk,

zu dem er gehört, seine Eigenschaften kultivire, und sich der Achtung anderer kultivirter Nationen würdig mache. Alles was darüber hinaus lag war vom Uebel für den Weltbürger.

Und der Politiker?

Eine deutsche Politik, wie wir sie kennen, wenn auch nicht haben, gab es damals so wenig wie es ein Deutschland gab. Von Verfassung und Verfassungsformen war keine Rede. Politische Bildung im modernen Sinne war ein völlig unbekannter Begriff in einem Volke, das von dreihundert und etlichen größeren und kleineren Gutsherren im besten Falle patriarchalisch, im gewöhnlichen despotisch, immer aber nach absoluter Willkür regiert oder vielmehr be- und verwirthschaftet wurde. Freilich gab es einzelne freie Menschen, Deutschland hat keinen freiern gesehen als Lessing war. Aber das kam daher, weil der deutsche Despotismus damals noch naiv war, weil er die einzelnen freien Geister leidlich

gewähren ließ, und weil diese, wenn es ihnen in dem einen deutschen Vaterlande zu heiß wurde, nur wenige Schritte zu gehen brauchten, um in einem andern unbelästigt und aus dem Bereich etwaiger Verfolgung zu sein. Die polizeiliche Geisteseinheit Deutschlands war damals noch nicht erfunden, und noch Schiller und Goethe konnten seufzend der Zeit vor 1789 gedenken, wo in Norddeutschland zumal allen strebenden Geistern immer noch ein ganz leidliches Maaß privater Freiheit gelassen wurde, indem man von oben her ihr Thun und Treiben ignorirte. Was damals in Deutschland Politik hieß, lief so ziemlich auf des ehrsamen Goetheschen Bürgers Geständniß hinaus:

Nicht Besters weiß ich doch an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei —

besonders wenn der Schauplatz hübsch weit ab lag von Haus und Hof, es brauchte nicht grade hinten in der Türkei zu sein, und wenn es nur „zu

Hause," im Spezialvaterlande, beim Alten blieb. Einen Geist wie Lessing konnte das damalige politische Kannegießern nur anwidern. Und so sehen wir denn auch, daß in seinen sämmtlichen Briefen, die denn doch von 1749—1781 über ein Menschenalter umfassen, so gut wie gar nicht von Politik die Rede ist. Nur Struensee's Sturz in der Kopenhagener Palastrevolution scheint ihn um der Persönlichkeit des Mannes willen interessirt zu haben, denn seine Briefe kommen wiederholt auf diese Katastrophe zurück*). Während des siebenjährigen Krieges suchen wir dagegen vergebens nach einer Zeile über Kriegsereignisse und Schlachten, über die strategischen und diplomatischen Züge in dem großen Schachspiele. Sogar in den Briefen, die er aus Tauenziens Hauptquartier schrieb, ist keine Spur von politischen Neuigkeiten. Er

*) Werke XII., S. 240. 350. 354. 360.

verehrte in Friedrich dem Großen das Genie, und nennt ihn einen großen Kriegshelden, aber die blutige Balgerei um Landbesitz flößt ihm kein Interesse ein. Er haßte „das unselige Ding," Krieg genannt (XII. 100), und suchte das furchtbare Elend, das er rund um sich her erblickte, lieber zu vergessen, indem er sich in seine Studien und Arbeiten vergrub. Zu Friedrich dem Großen hatte er überdies ein ganz eignes Verhältniß. Die gekrönte Despotie imponirte ihm nicht, wohl aber die Größe des Charakters, das Genie des Feldherrn, die rastlose Thätigkeit im vollen Gefühle einer ungeheuern Pflicht. Lessing war ein Sachse. Wer den Sonderpatriotismus der Deutschen in jener Zeit kennt, muß es groß finden, daß Lessing schon 1757 den König von Preußen, den Feind Sachsens bewunderte, und sich in Leipzig auf die Zeit freute, „wo er wieder in Berlin und nicht mehr genöthigt sein werde, es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen,

daß der König von Preußen dennoch ein großer König sei“ (XII., 82). Es sind ein Paar Gedichte erhalten, in denen Lessing, der Jüngling von einigen zwanzig Jahren, als Feuilletonist der Vossischen Zeitung, wie man heute sagen würde, pflichtmäßig am Jahreswechsel und am Geburtstage den König besingt. Aber wie frei und edel, wie fern von aller niedrigen Schmeichelei sind diese Huldigungen, inmitten einer Zeit wo kriechende Vergötterung an der Tagesordnung war! Sie galten dem „Vater“ seines Volks, dem „menschlichen Helden,“ dem es ein Glück sein würde, wenn sein Volk schon seiner werth, d. h. wenn selbst ein erleuchteter Despot für dasselbe entbehrlich wäre*). Unter das Bildniß Friedrichs des Großen, das in seinem Zimmer hing, fand man später von seiner Hand die Worte geschrieben:

---

*) Werke I., S. 89, 96, 97.

„Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Miene spricht
Dem Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philosoph, kann Held, kann beides sein."

„Wenn ich mich recht betrachte," schrieb er in sein Tagebuch, „so beneide ich alle jetzt regierenden Könige Europas, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweis't, Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei!" Wem fällt nicht als Kommentar dazu das Wort des sterbenden Königs ein: „ich bin es müde über Sklaven zu herrschen!"

Aber die Anerkennung, welche er dem Kriegshelden, dem Genie, dem freien Denker auf dem Throne zollte, „den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zum Urbilde der Könige machen wollte"*), sie verblendete ihn nicht über die Natur der Will-

*) Vergl. Werke Bd. III., S. 190.

fürherrschaft auch der besten und genialsten. Unmittelbar neben jener Aeußerung über den großen König, findet sich in seinen nachgelassenen Papieren eine andere nicht minder wichtige, die ohne Zweifel auf denselben Fürsten sich bezieht: „Gott hat keinen Witz, und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er einen ungerechten Ausspruch thut, bloß weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?“ Klingt das nicht als wäre es heute geschrieben? Er wollte keine Anstellung unter dem Preußischen Könige, und wir wissen auch ohne seines Bruders Aufklärungen *), warum er es nicht wollte. Vor seinem Abgange von Berlin nach Hamburg als Dramaturg des neuen Theaters schrieb er an Gleim (1. Febr. 1767): „ich hoffe es soll mir nicht schwer werden, Berlin zu vergessen. Meine

*) Lessings Leben I., S. 247. 249.

Freunde daſelbſt werden mir immer theuer bleiben, aber alles übrige dort, vom größten bis zum kleinſten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man ſein Mißvergnügen über dieſe Königin der Städte verräth. Was hatt ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen?“ Gegen Nicolai aber geht er vollſtändig mit der Sprache heraus. Nikolai hatte ſich von Gleim gegen Wien einnehmen laſſen. Er hatte gegen Leſſing Berlin und die Preußiſche Freiheit gerühmt, weil man in Wien ein Buch von Moſes Mendelsſohn verboten hatte. Das muß geſchehen ſein, antwortet (1769) Leſſing ironiſch, weil es in Berlin gedruckt iſt. Sonſt ſagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freiheit zu reden und zu ſchreiben ja nichts. Sie reduzirt ſich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion ſoviel Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will. Laſſen Sie es doch aber einmal einen in Berlin verſuchen,

über andre Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es doch jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist." „Die große preußische Kaserne" war keine Luft, worin er ohne Noth lange athmen mochte.

Daß ihn bei diesen Ansichten selbst die Kriegsthaten des großen Königs nicht zu begeistern vermochten, daß er den Enthusiasmus Gleims und seiner Grenadierlieder nicht theilen konnte, ist leicht begreiflich. Es ist bei dieser letztern Gelegenheit, daß jenes oben erwähnte politische

und patriotische Glaubensbekenntniß Lessings in einem Briefe an Gleim zu Tage kam. Gleim war darüber außer sich. Aber wie sollte sich ein Lessing, der Dichter der Humanität, dem der Krieg ebenso wie Goethen zuwider war, für das rein dynastische Interesse eines Kabinetskrieges erwärmen, wie sich für das „vaterländische" Kriegsheer begeistern, das aus geworbenen Söldnern aller Herren Länder, aus umgekleideten Sachsen, ja aus gefangenen Oestreichern bestand? Lessing war schon damals so weit, daß ihm das spezifische Preußenthum und sein überschwänglicher Patriotismus gegenüber einem Kriege Deutscher gegen Deutsche, von Herzen zuwider war. Konnte er dafür, daß er auch hier seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus, daß er in Wahrheit ein Deutscher war, und als Deutscher fühlte und empfand in einer Zeit, wo der nationale Begriff politisch und literarisch den Deutschen abhanden gekommen war? In einer Zeit, deren einziger großer König die

Nation, der er angehörte, verachtete und an ihrer Bildung und Bildungsfähigkeit verzweifelte, obgleich ein Lessing unter ihm lebte und schrieb.

Uebrigens ging es Lessingen mit den deutschen Politikern und Lokalpatrioten wie später mit den Theologen. „Was Sie mir," schreibt er 1777 an Nikolai, „von der guten Meinung sagen, in welcher ich bei den Berliner Theologen und Freigeistern stehe, erinnert mich, daß ich gleichergestalt im letzten Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzsachsen bin gehalten worden, weil ich keins von beiden war, und keins von beiden sein mußte, wenigstens um die „Minna" zu machen" *).

Und als er sie gedichtet, als er das erste deutsche Drama geschaffen hatte, das für die Nation den Blick aus der literarischen und bür-

*) Werke XII., S. 487, XIII., S. 155, Lessings Leben v. L., S. 189.

gerlichen, in eine höhere bedeutende Welt glücklich eröffnete, wie empfing das damalige Preußenthum diese Schöpfung? Preußische Reklamationen verhinderten längere Zeit die Aufführung des Stücks selbst in Hamburg bei der Bühne, wo Lessing selbst Dramaturg war, und Schwierigkeiten noch größerer Art fand natürlich die Aufführung in Berlin selbst *), die erst am 21. März 1768 erfolgte. Zwar wurde sie dann freilich zehnmal hintereinander vor einem vollen Hause wiederholt; als aber am Zehntenmal Prinz Heinrich und andre Personen des Königlichen Hauses gegenwärtig gewesen waren, da war es für eine Zeitlang mit der Aufführung vorbei. Später ward das Stück überhaupt in Berlin nicht mehr „goutirt," und Lessing schrieb darüber 1777 an Nikolai, der ihm das gemeldet hatte, in seiner kaustischen Weise: „Das Ding war zu

*) Werke XII., S. 184—185, L. Leben I., S. 239—240.

seinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem (Berliner) Theater verdrängt wird!“ Wir wissen, was Lessing von einer deutschen Nationalschaubühne seit dem Hamburger Versuche dachte, und Berlin schien ihm und seinen Freunden der letzte Ort dazu*), Berlin, die Hauptstadt des Staates, den er den sklavischsten in Europa zu nennen keinen Anstand trug, Berlin, wo die Censur selbst die preußischen Patriotismen eines Gleim unter ihre Scheere nahm. Daß Lessing sich politisch genirt gefühlt hat bei dem Gedanken an die dramatische Bearbeitung historischer Stoffe, das sieht man deutlich aus einer verlornen Bemerkung in seinen Kollektaneen, wo es unter der Rubrik: „Tragische Subjekte“ heißt: „Wenn man Karl's I. tragisches Ende unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, so könnte man am Besten die

*) Werke XII. 466, XIII. 552.

ähnliche Geschichte eines Königs von Siam dazu nehmen, der um dieselbe Zeit von seinen Unterthanen der königlichen Würde entsetzt und hingerichtet wurde.“ Die Geschichte eines Königs von Siam! jetzt, hundert Jahre nach Lessing, kommt ein Dramatiker doch noch zuweilen mit der Maske von Portugal durch! Und für einen politischen Zustand, der solche Sklaverei nöthig machte, sollte sich ein freier Geist wie Lessing, Lessing der die Freiheit und Manneswürde selber war, interessiren!

Er hat es nicht gethan. Er war seiner Zeit auch politisch um ein Jahrhundert voraus. Lessing war ein Republikaner, und zwar einer der besten die Deutschland bis auf den heutigen Tag gesehen hat. Ein Republikaner in partibus, ein theoretischer natürlich, nämlich in sofern er keine republikanischen Umwälzungen erstrebte. Aber in seinen Maximen und Ansichten, in seinen Werken, in seiner unabhängigen Lebensführung war

er ein sehr praktischer. Wie lange sträubte er sich, ehe er zuletzt an der Schwelle des Alters sich dazu herbeiließ, in den Dienst eines Fürsten zu treten! und als er es that, war es die äußerste Noth die ihn zwang, und die Stellung eine solche, die ihn soweit als möglich an den äußersten Rand der großen Peripherie fürstlicher Dienstbarkeit brachte, ein Bibliothekariat in einer kleinen stillen Stadt. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er an die Möglichkeit glaubte, daß deutsche Fürsten es redlich meinen könnten mit der Bildung des deutschen Volks. Aber er war nur allzu bitter enttäuscht worden. In seinem Nachlasse fand sich ein Blatt mit der Ueberschrift „an Mäcen," das ich niemals ohne Rührung lesen konnte.

„Wer ists in unsern Tagen," heißt es in diesem Entwurfe zu einer Elegie, „hier in einem Lande, dessen Einwohner noch immer die alten Barbaren sind, der einen Funken von

Deiner Menschenliebe, von Deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu schützen, in sich hegte?"

„Wie habe ich mich nicht nach einem neuen schwachen Abdrucke von Dir umgesehen! Mit den Augen eines Bedürftigen umgesehen! Was für scharfsichtige Augen! Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Afterkopien ein bitteres Lachen ausschütten. — —"

Aber neben diesem bittern Lachen blieb ihm noch das Gefühl des eignen Werths und der eignen Erhabenheit, die nie fähig wäre, „eine niedrige Rolle zu spielen und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen ständen." Es blieb ihm der edle Stolz, mit dem dieser Deutsche des achtzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo kein lebender Mensch seines Volks solch einen Gedanken auch nur zu haben fähig war, ausrufen konnte:

„Ein König mag immer über mich herrschen, er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht. Er kann mir keine so starken Gnadengelder geben, daß ich sie für werth halten sollte, Unwürdigkeiten zu begehen." *)

Wer solch ein Bewußtsein in einem von hunderten absoluter Fürsten regierten Lande und Volke hat, den kann man wohl einen Republikaner nennen. Und Lessing's ganzes Bewußtsein ist republikanisch. Selbst dem größten Könige gegenüber empfindet er sich unbefangen als seines Gleichen, und zwar nicht etwa, wie die Theologen sagen, vor Gott, sondern vor dem eignen Selbstgefühl. In Lessing ist keine Faser von Goethe'scher Unterthänigkeit. Er ist auch gemüthlich der Republikaner, wie jener der Monarchist unter den deutschen Klassikern. Es ist

*) Werke I. 208.

zu begreifen, warum Leſſing den angefangenen „Spartakus“ liegen ließ. Der Stoff war zu verfänglich für jene Zeit, aber ſeine Wahl iſt bedeutſam, und Niemand wird die Bruchſtücke ohne Intereſſe leſen. Spartakus, das rächende Genie der verachtetſten Menſchenklaſſe, welche die Kultur des Occidents geſehen, ſagt am Schluſſe zum Konſul:

„Sollte ſich der Menſch nicht einer Freiheit ſchämen,
Die es verlangt, daß Menſchen ſeine Sklaven ſind?“

Der Konſul erwiedert höhniſch:

„Ich höre, du philoſophirſt, Spartakus!“

Iſt das nicht derſelbe Hohn, mit dem das bewaffnete Privileg noch bis auf den heutigen Tag den Vernunftgründen des Unterdrückten geantwortet hat: „Ich höre, du philoſophirſt, Spartakus!“ Der Gladiatorenfeldherr, der ſo edel für das Menſchenrecht des Menſchen ſpricht, er empfindet das Gift dieſes Hohnes im tiefſten

Innern. Er zuckt zusammen, wie von einer Natter gestochen:

„Was ist das? — Du philosophirst?
Doch, ich erinnere mich — Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können. —
Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll,
Philosophiren! — es macht mich lachen! — Nun wohlan!
Wir wollen fechten! Lebe wohl,
Auf Wiedersehen, wo der Kampf am hitzigsten wird sein!"

Wenn du nicht willst, daß ich philosophiren soll, so wollen wir fechten! Ich fürchte sehr, das wird das Ende vom Liede sein, auch in dem Handel zwischen dem Spartakus und dem Konsul der Zukunft! —

Wenn Lessing im Spartakus die Freiheit des Menschen gegen die Unmenschlichkeit des Sklaventhums vertrat, wenn er hier keinen andern Ausweg sah, als den der Gewalt, da man Ketten nicht mit humanen Gründen zerbricht, so feierte

er in dem Trauerspiele „Henzi," dem ersten bürgerlichen Trauerspiele im ächten Sinne jenes Wortes, die Freiheit des Staatsbürgers, die eben so gut durch eine republikanische Aristokratie, als durch einen absoluten Despoten vernichtet werden kann. Henzi war ein Zeitgenosse Lessing's, ein edler und gebildeter Schweizer, ein Bürger der Republik Bern. Er büßte den Versuch, sein Vaterland von der Tyrannei des patrizischen Raths zu befreien, auf dem Schaffotte. Der kühne Lessing wagte, was Keiner vor ihm gewagt, einen gleichzeitigen historischen Stoff dramatisch zu behandeln. Die Berner Aristokraten verboten auf die bloße Nachricht hin, daß in Deutschland ein Trauerspiel ihren politischen Mord behandeln werde, die noch ungeschriebene Tragödie im Voraus *). Um so eher ging Lessing an's Werk. Das tragische Schicksal eines

*) Joh. v. Müller's Werke Bd. 29., S. 532.

wahrhaften Republikaners und Patrioten ergriff ihn tief. Er zeigt uns in Henzi einen Republikaner, der keinen andern Zweck hat, als die Freiheit für Alle. „Der Gott,“ ruft Henzi aus, als einer seiner Freunde fragt: ob auch der Zweck weiter gehe, als auf die Befreiung Berns?

„Der Gott, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind,
Wenn sein allsehend Aug' uns eigennützig find't.
Wenn wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen.

Ein reinerer Republikaner ist nie gezeichnet, wie dieser Henzi, der nur im äußersten Falle zur Gewalt schreiten will, weil

„Den Fleck des Bürgerbluts kein Schwert kann rühmlich tragen,“

und der keinen sehnlichern Wunsch hat, als daß der Rath von Bern, der Despot, im letzten Augenblicke noch Vernunft annähme und das „Joch des Volkes“ linderte —

Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König ziert,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regiert.
Dies macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.

Dieser Republikaner, der die Möglichkeit nicht begreifen kann —

„— — wie sie sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen,"

dieser Henzi ist — Lessing, der theoretische Republikaner, der jenes Trauerspiel dichtete, ein Menschenalter, bevor der Gedanke desselben in Amerika eine herrliche Wahrheit wurde.

Lessing aber, der praktische Republikaner, der Republikaner in Deutschland, unter absoluten Fürsten und despotischen Regierungen, das ist — der Tellheim in Minna v. Barnhelm. Dieser verabschiedete preußische Major von 1763, der da sagt: „die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie sehr wenig, aus Pflicht

nicht viel mehr, sondern alles der eignen Ehre wegen thut;" der „keine Gnade braucht, sondern nur Gerechtigkeit," der auch, als ihm Gerechtigkeit wird, jede Gnadenbezeugung ausschlägt, ist ein merkwürdiger Anachronismus. Minna hat ganz Recht, wenn sie von ihm sagt: „Sie sprechen, wie ein Mann sprechen muß, dem die Großen sehr entbehrlich sind." Dieser Major von Tellheim würde heute, hundert Jahre später, seiner Grundsätze wegen aus jedem preußischen Regimente durch Ehrengericht entfernt werden müssen. Denn er hat keinen Blutstropfen von dem loyalen Offiziersbewußtsein, das keinen andern Regulator für sein Thun und für sein Gewissen hat, als die Ansicht und den Befehl seines Königs und Kriegsherrn. Soldat sein, bloß um sich zu schlagen, heute in Spanien, morgen in Afrika oder in der Türkei, heißt ihm, „wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts!" Man höre doch nur das Selbstbekenntniß

dieſes theoretiſchen Republikaners in der Majorsuniform. „Die Dienſte der Großen ſind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die ſie koſten.“ Titel, Orden, Ehrenſtellen ſind ihm nichtige Dinge. Daß er Soldat geweſen, kann er höchſtens nicht bereuen, aber er iſt meilenweit entfernt, ſich auf ſein Soldatenthum etwas einzubilden. „Ich ward Soldat,“ ſagt er, „aus Parteilichkeit (d. h. aus Parteilichkeit für das Genie des großen Friedrich), ich weiß ſelbſt nicht, für welche politiſche Grundſätze, und aus der Grille, daß es für jeden tüchtigen Mann gut ſei, ſich in dieſem Stande eine Zeitlang zu verſuchen, um ſich mit allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen, um Kälte und Entſchloſſenheit zu lernen. Nur die äußerſte Noth hätte mich zwingen können, aus dieſer gelegentlichen Beſchäftigung ein Handwerk zu machen.“

Das war das Aeußerſte, was der politiſche

Dichter in einem Drama wagen durfte, das er auf die Bühnen Deutschlands, auf die Bühne der Residenz des deutschen Militairstaats bringen wollte, und ich bin überzeugt, im Jahre 1851 eingereicht würde die Minna von Barnhelm in Berlin einen Korb vom Theater erhalten haben.

Aber Lessing der politische Denker ist viel weiter gegangen. Dieser geborne Republikaner unter einem Volke von Knechten und Philistern, die wie der Bourgeoiswirth in Minna von Barnhelm an die Allwissenheit ihres Königs glauben, und für die Allwissenheit der Polizei begeistert sind, er hat das in der Minna von Barnhelm angeschlagene Thema bis an seine äußersten Konsequenzen verfolgt.

Sein scharfes Auge sah sich um in der ihn umgebenden Welt, und sah in derselben den absoluten Staat und die absolute Kirche (gleichviel, ob katholische oder protestantische Kirche) als die zwei großen Faktoren der modernen Welt

und der Sklaverei des menschlichen Geistes in derselben. Er wählte die Kirche aus, um gegen sie den Streich zu führen, und dichtete seinen Nathan. Er nannte es bescheiden „die Pfaffen ärgern," während er ein Werk schuf, dessen Gedanken eben so gewiß Eigenthum der ganzen Menschheit zu werden verdienen, als sie, wenn sie es geworden sind, die Existenz jeder Kirche und jedes übernatürlichen Dogmenglaubens, sowie jeden Unterschied von Priestern und Laien aufheben müssen. Der einundzwanzigjährige Lessing sah dies symbolisirt in dem Schicksale Christi, der da lehrte: Gott ist ein Geist, du sollst ihn im Geiste anbeten. „Welcher Satz ist vermögender, alle Arten der Religion zu verbinden als dieser? Aber eben diese Verbindung war es, welche Priester und Schriftgelehrte gegen ihn erbitterte." (XI. S. 25.)

Und derselbe Lessing, der den religiösen schuf, trug sich im Geiste auch mit einem politischen

Nathan gegen den Staat, die weltliche Kirche. Er wußte zu gut, daß zwischen beiden die genaueste Wechselwirkung, das intimste Bündniß besteht. „Aufgebrachten Priestern," sagt er einmal, „schlägt ein schlauer Pilatus nichts ab." Kann man es besser ausdrücken, daß Priesterthum und Absolutismus, geistlicher und weltlicher Despotismus, Hand in Hand gehn?

Unter den Papieren seines Nachlasses fand sich ein Blatt, auf welches Lessing in wenigen Lapidarzügen den Kerngedanken eines solchen politischen Nathan hingeworfen hat. Das Fragment, welches zwei Anfänge hat, ist überschrieben:

„Gespräch über Mönche und Soldaten."

Zwei Sprecher A. und B. unterhalten sich. A. könnte ganz gut einen lichtfreundlichen konstitutionellen Liberalen unserer Tage abgeben. Wer B. ist, brauche ich nicht erst zu sagen. „Muß man nicht erschrecken," so beginnt der erstere,

„muß man nicht erſchrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben, als Soldaten?“

B. Du willſt ſagen, daß es weit mehr Soldaten giebt, als Mönche.

A. Nein, nein! mehr Mönche, als Soldaten.

B. Erſchrecken? Warum nicht eben ſowohl erſchrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt, als Mönche? In dem und jenem Lande von Europa magſt du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? — Wenn der Landmann ſeine Saat von Schnecken und Mäuſen vernichtet ſieht: was iſt ihm dabei das Schreckliche? Daß der Schnecken mehr ſind als der Mäuſe? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuſe ſo viele giebt?

A. Das verſteh ich nicht.

B. Weil du nicht verſtehen willſt. — Was ſind denn Soldaten?

A. Soldaten ſind Beſchützer des Staats.

B. Und Mönche sind Stützen der Kirche.

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate.

A. Träumst du? Der Staat, der Staat! Das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt.

B. Die Seeligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt.

A. Verheißt!

B. Gimpel!"

Steckt nicht in diesen wenigen, wie in Marmor gehauenen Zeilen wirklich ein politischer Nathan, und mit ihm die ganze Weisheit unserer modernsten Zeit. Zunächst dieser prägnante Parallelismus, der Mönche und Schnecken, der Soldaten und Mäuse, beide die Saaten des Landmanns vernichtend, beide zehrend am Wohlstande und Vermögen der Gesellschaft. Mönche die Stützen der Kirche, Soldaten die Stützen des Staats; Kirche und Staat in ihrem Wesen das-

ſelbe, der Staat die politiſche Kirche, die Kirche der geiſtliche Staat. Das Glück, das der Staat „jedem einzelnen Gliede“ in dieſem Leben gewährt, gerade ſo reell als die Seeligkeit, welche die Kirche jedem Menſchen nach dieſem Leben verheißt! Fürwahr! dieſer Leſſing iſt ein Vorläufer des ſtaatsfeindlichen Sozialismus, ſo gewiß wie er der Vater der freien Gemeinden iſt. Heißt es nicht Alles ſagen, was man gegen den Staat ſagen kann, wenn man, wie hier Leſſing thut, den blauen Dunſt der von der Kirche verheißenen jenſeitigen Seligkeit dem Glücke gleichſtellt, welches der von Soldaten geſtützte und beſchützte Staat jedem Einzelnen ſeiner Angehörigen, beſonders den fabrikarbeitenden und tagelöhnernden Proletariern in dieſem Leben gewährt? Leſſing nennt denjenigen einen Gimpel, der das nicht einſieht — oder nicht einſehen will, denn er hat ſeinen B. ſtark in Verdacht, daß er ſich dümmer ſtellt, als er iſt. Es wird

erlaubt sein, in Lessing's Namen diese Bezeichnung für die zu wiederholen, die hundert Jahre nach Lessing noch nicht so klug geworden sind, zu begreifen, was Lessing gemeint hat.

Erst mit dem stützenden Mönchthum wird der geistliche Despotismus der Kirche fallen, erst mit der Vernichtung des Soldatenthums der weltliche Despotismus des absoluten Staats. Der humane Lessing, der Dichter des Nathan, sagt es, und Amerika mag uns Bürge sein, daß seine Prophezeihung sich erfüllen wird.

Unter Lessing's Epigrammen sind nur zwei, die man politisch nennen kann, das eine lautet:

„Was doch die Großen Alles essen!
Gar Vogelnester; eins zehn Thaler werth."
Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.
„Kann sein, kann sein! Gevatter Mann!
Bei Nestern fingen die dann an."

Das zweite iſt noch ſchärfer. Es faßt den ganzen Haß des freien Menſchen gegen unbeſchränkte Herrſchaft in die ſchneidenden Worte:

„Wie heißt das ſchlimmſte Thier mit Namen?"
So fragt' ein König einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

Jena, August 1851.

Lessing ist der Johannes, der auf den Messias der Freiheit, auf Schiller verweist.

Der Jüngling Schiller hatte dem Herrendienste gute Nacht gegeben und sich der Nation an's Herz geworfen. Doch nein! nicht der Nation, sondern — dem Publikum. In der Ankündigung der Thalia heißt es: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Das Publikum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Etwas Großes wandelt

mich an bei der Vorſtellung, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele."

Das Publikum alſo, nicht die Nation. Denn ſchon der vierundzwanzigjährige Schiller wußte, daß es wohl ein deutſches Publikum gab, aber keine deutſche Nation. „Wenn wir es erlebten," ſagt er in derſelben Zeitſchrift, „wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch Eine Nation." Er hat es nicht erlebt, und die Deutſchen ſind bis auf den heutigen Tag noch keine Nation geworden. Der Jüngling Schiller glaubte einen Augenblick, von der Schaubühne herab ſeine Landsleute zu einer ſolchen bilden zu können. Er lernte erſt ſpäter einſehen, daß eine Nation wohl Nationaldichter und eine Nationalbühne ſchafft, aber nicht umgekehrt.

Es iſt nicht anders! In Schiller iſt keine Ader deſſen, was bei unſern ſpecifiſchen Natio-

nalen und Patrioten Nationalismus und Patriotismus heißt. Und doch nennen auch diese ihn den vorzugsweise deutschen, ja den deutschesten Dichter. Ist das nicht wunderbar? Gewiß. Aber nicht für uns, die wir gerade die Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes darin setzen, daß ihm die Aufgabe beschieden werden konnte, jene Schranken zu durchbrechen, jene Bestimmungen auf ihr Maaß zurückzuführen und sie dem Begriffe der Humanität unterzuordnen. Wie oft haben es die deutschen Theologen ausgesprochen: nicht das politische, sondern das christlich-religiöse Gebiet sei die Arena, nicht das national-staatliche, sondern das weltbürgerlich-christliche sei das Interesse des deutschen Geistes? Niemand hat es ihnen verübelt, daß sie so redeten. Warum also den Stein auf uns werfen, die wir genau dasselbe sagen, wenn auch „ein wenig mit andern Worten?“ Warum es uns zum Verbrechen machen, daß wir mit Lessing

und Herder, mit Schiller, Kant und Goethe unsre Religion, unser Christenthum und dessen Verwirklichung in der Menschheit, daß wir die Verwirklichung der Humanität und Freiheit aller Völker für diejenige Aufgabe halten, auf deren Erfullung hinzuarbeiten und immerfort hinzuweisen grade dem deutschen Geiste vorzugsweise beschieden zu sein scheint?

Schiller ist kein Nationaler, kein Patriot. Er war nicht so thöricht länger als einen Augenblick zu glauben, daß Dichter, Künstler und Schriftsteller eine Nation schaffen könnten, während ihn die Geschichte der Welt lehrte, daß umgekehrt nur eine Nation auch nationale Dichter, Künstler und Schriftsteller bildet. Er war noch nicht dreißig Jahre alt, als er bereits erkannt hatte, daß das nationale, das vaterländische Interesse einer untergehenden Weltanschauung angehöre. „Wir Neueren," schreibt er an seinen Freund Körner, „haben ein Interesse in unserer

Gewalt, das kein Grieche und Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht gleich kommt. Das letztere ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente — und was ist die wichtigste Nation anders? — nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist." Wir sehen, Schiller hat früher als Goethe und ganz unabhängig von ihm, den Gedanken der Weltliteratur ausgesprochen.

Dieſer deutſche Chriſtus, deſſen Reich eben ſo wenig wie das des jüdiſchen „von dieſer Welt“ war, nämlich von dieſer elenden ihn umgebenden Welt Deutſchlands im achtzehnten Jahrhundert, er hat ſich nicht, wie man hier und da noch klagen hört, von dem Goetheſchen nationalen und patriotiſchen Indifferentismus verführen laſſen, als er den Deutſchen zehn Jahre ſpäter im Xenienkampfe zurief:

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hoffet es Deutſche vergebens,
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen Euch aus.“

Er hat ſchon lange vor Arndts deutſchem Frageliede ausgerufen:

Deutſchland! Aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf.

Es iſt keine Frage, daß Schiller und Goethe in England, in einer ſtaatlich gebildeten Nation

geboren, nationale Dichter geworden wären. Aber es ist eben so gewiß, daß sie alsdann nicht die Dichter und Propheten einer neuen Weltanschauung, nicht Goethe und Schiller gewesen sein würden. Das mag trivial klingen, aber wer kann dafür, daß das anscheinend Triviale von so vielen Menschen immer noch nicht begriffen wird!

Schiller war ein Deutscher und lebte in Deutschland. Als Praktiker des Ideals der Freiheit, die er in sich trug, hätte er Revolutionair werden und wie sein Jugendfreund Scharffenstein sagt: auf dem Schaffotte enden müssen. Denn Deutschland war ein Gefängniß schlimmer als Dänemark, mit zahllosen Löchern und Verschlägen. Er that es nicht. Statt eine politische und nationale Revolution zu machen, wurde er der Theoretiker der Freiheit, machte er eine humane Revolution. Praktisch emanzipirte er zunächst sich selbst. Er streifte die Fesseln des Spezial-

vaterlandes und des Herrendienſtes von ſich ab, und wurde ein Republikaner, ein literariſcher natürlich, ein geiſtiger; er wurde ein deutſcher Weltbürger. Zehn Jahre lang behauptete er ſich als ſolcher auch äußerlich im ſtrengſten Sinne des Wortes. Als ihn dann „der Hunger und die Liebe“ zwangen, ein Amt anzunehmen und ſeine Freiheit aufzugeben, war er lange darüber in Verzweiflung. Seine Briefe an Körner muß man leſen, um dieſe Verzweiflung zu verſtehen. Auch hielt er es nicht lange aus, und man kann ſagen, daß er ſich eigentlich nie in den modernen Beamtenſtand einpferchen ließ. Er nahm einige hundert Thaler von einem Fürſten an, weil er keine andere Ausſicht ſah, das Nothwendige für eine Familie zu erwerben, aber er wollte lieber rein perſönlich und menſchlich einem menſchlich gebildeten Fürſten verbunden bleiben, als ſich um zehnfach höheren Lohn andern großen deutſchen Muſterſtaaten der Büreaukratie einverleiben.

Er ſchlug die Preußiſche Anſtellung aus, und zog es vor, nur das Unentbehrlichſte von ſeinem fürſtlichen Freunde anzunehmen, während er den bei weitem größten Theil ſeines Lebensunterhalts ſich durch eigne freie Thätigkeit erarbeitete.

Kant war es, der zuerſt die Freiheit als theoretiſche Forderung hingeſtellt hatte. Schiller, auf Kant's Schultern ſtehend, entdeckte und erſchuf die erſte Verwirklichung jener geforderten Freiheit in der freien äſthetiſchen Welt, in der Welt der Schönheit und der Kunſt. Er erfocht den erſten jener Siege der „moraliſch-praktiſchen Vernunft," die Kant geweiſſagt hatte. Kant war ebenfalls theoretiſcher Republikaner. In einem despotiſch regierten Lande lebend, in einem Lande das einen Landesherrn, d. h. einen Herrn des Landes als einzigen Regulator ſeiner Lebensäußerungen beſaß, ſtellte er den Satz auf: „der Staat iſt keine Habe, wie es der Boden iſt, auf dem er ſeinen Sitz hat. Er iſt eine Geſell-

ſchaft von Menſchen, über die Niemand anders als ſie ſelbſt zu gebieten und zu disponiren hat." Wenn Kant ſagt: der Staat iſt das und das, ſo heißt dies, er ſoll es ſein, er ſoll es werden. Dazu, zu dieſem Werke, zu dieſer Entwicklung bedarf es, wie er meinte, nichts weiter, als daß die Menſchen allmälig mündig und darüber aufgeklärt werden, daß jeder Menſch Selbſtzweck und daß es die Aufgabe der Menſchheit iſt, den Menſchen als Selbſtzweck zu verwirklichen. „Die Menſchen," ſagt er, „ſind noch nicht mündig, aber man arbeitet daran, ſie mündig zu machen. Wir leben noch nicht in einem aufgeklärten Zeitalter, aber wir leben in einem Zeitalter der Aufklärung." Der Königsberger Weiſe verzweifelte ſo wenig an dem endlichen Siege jenes großen Prinzips der Freiheit, daß er es offen ausſprach: „die Natur der Dinge werde zwingen auch wohin man nicht gerne will: fata volentem ducunt,

nolentem trahunt.“ Eben so wenig trägt er Bedenken auszusprechen, „daß die Verfassung des wahren Staats republikanisch sein müsse,“ republikanisch insofern es das Volk ist, das sich seine Gesetze giebt, und das sich die Regierung bestellt, welche sie auszuüben hat.“

Und der Republikaner Kant war zugleich ein Weltbürger. Sein Menschheitsziel ist „der Föderalismus freier Staaten,“ ein Weltstaat mit einem neuen Völkerrechte, eine freie Assoziation der freien Kulturnationen auf der Grundlage der Vernunft, eine Verbindung, welche den Krieg als ein Recht aufhebt und die Entscheidung durch einen allgemeinen Kongreß und durch ein Völkergericht an die Stelle der brutalen Gewalt des Egoismus setzt.“ Die Diplomaten haben über den Weisen gelächelt. Aber sie selbst haben ihm in ihren Bestrebungen ohne es zu wissen gehuldigt. Denn was sind heilige Allianz und deutscher Bund anders gewesen, als Versuche, zum Besten eines

andern Prinzips, zum Beſten der Unfreiheit und des Abſolutismus, denſelben Zweck nur in beſchränkteren räumlichen Verhältniſſen zu erreichen? Kant erlebte die Anfänge amerikaniſcher Freiheit und die franzöſiſche Revolution. Er hielt die letztere für einen Segen trotz aller mit ihr verbundenen Gräuel. Er hielt ſie dafür, obgleich er ihr zeitweiliges Scheitern vorausſah. „Auch ohne Sehergeiſt,“ ſprach er, „glaube ich dem Menſchengeiſte die Erreichung dieſes Zweckes (der freien Staatsform) und hiermit zugleich das von da an nicht mehr rückgängig werdende Fortſchreiten zum Beſſern vorausſagen zu können. Denn ein ſolches Phänomen in der Menſchengeſchichte vergißt ſich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menſchlichen Natur zum Beſſern aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte, und welches allein Natur und Freiheit nach inneren Rechtsprinzipien im Menſchen-

geschlechte vereinigt.“ Ist es nicht, als hörte man Kants Thronfolger, Hegel reden, der von der Französischen Revolution sprechend ausrief: „So lange die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Gedanken stellt, und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. Anaxagoras hatte zuerst gesagt, daß der Gedanke die Welt regiert. Nun aber erst ist der Mensch dazu gekommen zu sagen, daß der Gedanke die geistige Wirklichkeit regieren sollte. Es war dies somit ein herrlicher Sonnenaufgang.“

Also lehrte vor fünfundzwanzig Jahren der Philosoph in Preußens Hauptstadt.

Auch Schiller war erfaßt von der Begeisterung, „die damals mit erhabener Rührung die Welt durchschauerte.“ Aber er sah, daß Kant Recht hatte, wenn er sagte: „Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer

Theil der Menſchen, nachdem die Natur ſie längſt von fremder Leitung frei geſprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleibe, und es dadurch andern ſo leicht mache, ſich zu ihren Vormündern aufzuwerfen.“ Im Hinblick auf dieſe Faulheit und Feigheit rief er aus:

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht!“

Oder wie es in den Briefen über äſthetiſche Erziehung des Menſchen heißt: „Die moraliſche Möglichkeit, den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln, fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfindliches Geſchlecht!“ Im Hinblick auf dieſes Geſchlecht war es, daß er die Freiheit in das Reich der Träume und das Schöne in das Reich der Kunſt verwies, nicht im Hinblick auf die Zukunft der Menſchheitsentwicklung überhaupt. Er wußte ſo gut wie ſein Meiſter Kant, „daß auch das Fehl-

ſchlagen der erſten großen Revolution nichts gegen die Zukunft beweiſe, und daß, ſelbſt wenn es gelänge Alles wieder in das vorige Gleis zurückzubringen, jene Begebenheit doch zu groß, zu ſehr mit dem Intereſſe der Menſchheit verwebt und ihrem Einfluſſe nach zu ſehr auf die Welt in allen ihren Theilen ausgebreitet ſei, als daß ſie nicht den Völkern, bei irgend einer Veranlaſſung günſtiger Umſtände wieder in Erinnerung gebracht, und dieſelben nicht zu Wiederholung neuer Verſuche erweckt werden ſollten!" Was Kant nöthigenfalls ſelbſt auf dem Wege der Revolution erreicht haben will, iſt die Bedingung zur Möglichkeit friedlicher Reform, zu einer Reform des innern Menſchen, oder wie er es nennt, „der innern Denkungsart." Dieſe Bedingung ſpricht er ſehr klar aus wenn er ſagt: Zur Reform der Denkungsart, mag ſie noch ſo langſam vor ſich gehen, iſt nur die Freiheit nöthig, von

seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen.“

Dieſe Kantiſche Freiheit nahm ſich Schiller auf ſeinem Gebiete. Er nahm ſie ſich für die Religion:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen
Die Du mir nennſt. Und warum keine? Aus Religion.“

Er nahm ſie ſich für den Glauben in der Unſterblichkeitsfrage:

Vor dem Tode erſchrickſt Du! Du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Lebe im Ganzen! Wenn Du lange dahin biſt, es bleibt.

Er nahm ſie ſich für die Schranken der Nationalität, die er durchbrach und auf ihren wahren Werth als Bedingung der Individualität zurückführte. Er nahm ſie ſich endlich für die Politik, wenn er in der ganzen Weltgeſchichte nur den fortgeſetzten Kampf zwiſchen Herrſchſucht und Freiheit erkannte. Das politiſche Glaubensbekenntniß, das er in der Thalia aufſtellte, blieb ſein

Leitſtern, als er zehn Jahre ſpäter in Jena Geſchichte lehrte. Es lautete: „Das Grundprincip worauf alle Staaten beruhen müſſen, iſt, daß die Bürger ſich ſelbſt die Geſetze geben, denen ſie gehorchen ſollen, und daß Gehorſam und Pflichterfüllung aus Einſicht und Liebe zu den ſelbſt gegebenen Inſtitutionen, und nicht aus ſklaviſcher Furcht vor der Strafe, oder aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Obern entſpringen.“ Darum bewunderte er die Soloniſche Verfaſſung des republikaniſchen Athen, weil ſie dieſem „Grundprincipium“ entſprach, wie er die Verfaſſung Englands bewundert haben würde, wenn er ſie gekannt hätte. Darum erſchienen ihm Freiheit und Monarchismus ihrer Natur nach eben ſo unverträglich, wie ſie dem größten Politiker der Hellenen erſchienen. „Ein Souverain,“ ſagt er bei der Schilderung von Karls V. Streit mit den Niederländern, „wird die bürgerliche Freiheit immer als einen ver-

äußerten Distrikt seines Gebiets betrachten.“ Darum zog es ihn an, den Abfall der Niederlande zu schreiben, weil ihn „der Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache sich ungewöhnliche Kräfte paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei im ungleichen Weltkampfe siegen,“ mit einer Bewunderung erfüllte, „wie sie der Pöbel nur den schimmernden Thaten der Ruhmsucht und verderblichen Herrschbegierde zollt.“ Darum war ihm im Anblick dieses Freiheitskampfes „der Gedanke groß und beruhigend, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm des Despoten beugen, helden-

müthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann.“ „Ein herzhafter Widerstand,“ sagt Schiller; der passive, der sechzig Jahre später in Deutschland erfunden wurde, war ihm noch unbekannt. Er gestand offen, daß ihn diese und keine andere Betrachtung dazu geführt, den Abfall der Niederlande zu schreiben; daß es sein Zweck sei, „die eigne Begeisterung an diesem großen und erhebenden Gedanken auch andern mitzutheilen.“ Ja er ging noch weiter, und deutete ganz offen auf Deutschland hin mit den Worten: „Die Kraft mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn — ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen.“ Schiller unterdrückte später diese letzten kühnen Worte (sie stehen in Wieland's deutschem Merkur 1788 I., S. 6). Er war unterdessen Professor in Jena, „aus einem Welt-

bürger ein Staatsdiener« geworden. Aber das Unrecht des gedrückten, unwürdig behandelten Volks zur Revolution strich er nicht ebenso aus seinem Glaubensbekenntnisse. In seinem Schwanenliede, im Tell, stehen sie für ewig da, die Worte der deutschen Marseillaise:

Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ewgen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben!

Diese Worte, klingend wie die goldnen Pfeile im Köcher des zürnend daherschreitenden Apollo, sind ein theures Vermächtniß, das der deutscheste Dichter seinem Volke sterbend hinterlassen hat. Und schon ihr Klang allein erschreckte ein Menschenalter lang die Herzen der Gewaltigen, wie

die übermüthigen Freier erbeten als der dulden-de Held Odysseus die gespannte Senne des gewaltigen Bogens prüfend erklingen ließ:

„Und mit der rechten Hand versucht' er die Senne des Bogens;
Lieblich tönte die Senne und hell wie die Stimme der Schwalbe.
Schrecken ergriff die Freier und aller Antlitz erblaßte."

„Lieblich und hell wie die Stimme der Schwalbe," denn die Schwalbe ist die Verkünderin des Frühlings.

Schiller hat Ernst gemacht mit dem Gedanken der Freiheit nach allen Richtungen hin. In dem einzigen Satze, den er in den Briefen über die ästhetische Erziehung der Menschheit ausspricht: daß der zur vollen Freiheit des Denkens gelangte Mensch in seinen Göttern sein eignes Bild erblickt, indem sie seine Vorstellung werden, liegt die ganze Feuerbachsche Anthropologie enthalten. In dem zweiten Satze: daß der

Staat niemals letzter Zweck sein darf, daß er nur wichtig ist als eine Bedingung, unter welchen der Zweck der Menschheit, Ausbildung aller Kräfte des Menschen erfüllt werden kann, daß daher dem Staate nie der Mensch zum Opfer gebracht werden darf — in diesem zweiten Satze liegt der ganze Grundgedanke des vernünftigen Sozialismus. In dem scharfen Unterschiede endlich, den er zwischen der politischen Nationalfreiheit der Griechen und Römer und zwischen dem modernen Gedanken der „Menschenfreiheit“ aufstellt, jenes Gutes das an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, ist der Gedanke des Föderalismus aller Kulturnationen der Welt, und nicht als Traum und frommer Wunsch, sondern als Ziel und Aufgabe des Strebens für alle bewußten Menschen ausgesprochen. „Es ist die Aufgabe den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln,“ in den Staat wo

Menschenfreiheit, Menschenrecht und Menschenwürde in jedem und für jeden Genossen dieses Staats zur vollen Geltung kommen. Schiller kannte kein absolutes Recht günstiger gestellter Minderheiten, keine Glaubensausschließung, kein durch Gesetze bestimmtes festes Glaubensschema. Er nannte den Versuch: eine Nation durch Gesetze zwingen zu wollen, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen wäre, „ein Attentat gegen die Menschheit, ein Attentat, das keine auch noch so scheinbare Ansicht würde rechtfertigen können, weil es unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet wäre.“ Die „deutschen Grundrechte,“ von den ersten Vertretern der Nation des Dichters ein halbes Jahrhundert später aufgestellt, sind nichts als der erste Versuch, Schillers Forderungen ins Leben zu rufen. Er wird nicht der letzte sein.

Die deutsche Nation wird nimmer vergessen, daß ihr edelster Sohn, daß Schiller ihr zugerufen hat: „Der Geschlechtscharakter des Menschen ist der freie Wille, deßwegen ist dem Menschen nichts so unwürdig als Gewalt erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthut macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feiger Weise erleidet, wirft seine Menschheit weg.“ Giebt es einen Menschen der zu leugnen wagt, daß unserm Volke Gewalt angethan worden ist, seitdem sogar ein Erzherzog des Hauses Oestreich jene Worte Schillers in dem Ausspruche wiederholt hat, mit dem er dem deutschen Volke am 15. Juli 1848 zurief: „Deutsche! nach Jahren des Druckes wird Euch die Freiheit voll und unverkürzt. Sie wird Euch nimmer entzogen werden, denn Ihr werdet wissen sie zu wahren!“

Aber Schiller war ein Idealist, ein Dichter

der die Verwirklichung seiner Gedanken über die Würde des Menschen, die ihm allein durch die Anerkennung seiner Freiheit und seines Menschenrechts zu Theil wird, in das Reich der Schönheit und Kunst, ins Reich der Träume verweist? der nichts davon hören mochte, daß die Frage der Menschenwürde auch eine Brod- und Kleiderfrage, eine Frage der befriedigten Nothdurft ist?

Nichts weniger als das. Schiller war selbst allzulange Proletarier, Helot der Arbeit gewesen, um sich gegen diese reale Seite der Freiheitsbedingung zu verblenden. Es sind nur zwei kleine Zeilen in denen er sein Glaubensbekenntniß darüber ausgesprochen hat, aber sie könnten als Motto stehen vor jedem Werke, das die Frage des Besitzes und der Garantie menschenwürdiger Existenz behandelt. „Würde des Menschen" sind sie überschrieben, und lauten wie folgt:

genieße, zunächst auf der Sicherheit seines Auskommens und seiner äußerlichen Stellung beruhe;" eine Bemerkung, von deren Richtigkeit man sich jeden Tag überzeugen kann. Setzt doch selbst der Apostel voraus, daß der Mensch „Nahrung und Kleider" haben müsse, wenn er sich genügen lassen soll. Daß er von Wohnung nicht spricht kommt daher, weil er im Süden lebte. Unter unserm nordischen Himmel würde Paulus auch diese dritte Forderung nicht vergessen haben.

Schiller lebte in Deutschland, in einem unfreien Volke. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution gebot selbst die Klugheit Zurückhaltung. Der Kreis dessen was bis dahin dem Schriftsteller und Dichter zu sagen erlaubt gewesen war, ward immer enger. Wenige Meilen von Weimar verbot man die Aufführung der Räuber und des Wallenstein. Die blutigen Gräuel, mit denen sich die Sache der Menschheit

in Frankreich befleckt hatte, stießen Schiller zurück. Die Einsicht in die Ohnmacht, Feigheit und Rohheit des mit ihm lebenden Geschlechts machte ihm die im Französischen Sinne fortdeklamirenden deutschen Revolutionaire zuwider. Er verhöhnte nicht nur einen Reichard, er verging sich sogar in der Erregung des Moments an einem Forster, dem edelsten deutschen Freiheitsmärtyrer aus jener Zeit. Das alles ist wahr, und erklärt sich aus seinem damaligen Bekenntnisse: »glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist, das ist mein Wahlspruch!« Er wollte Deutschland und die Menschen auf dem Wege der Kultur zur Freiheit führen. »Die Bedingung der Kultur aber ist die Ruhe.« Dadurch stellte Schiller Kultur und Freiheit im Gegensatz zu einander. Denn er sagt unmittelbar darauf: »nichts ist der Freiheit

gefährlicher als die Ruhe.“ Nämlich der werdenden Freiheit, der Freiheit die noch um Anerkennung ihrer ersten Grundsätze kämpfen muß, jener Grundsätze, die Kant und Schiller so klar und einfach aussprechen. Sind diese Grundsätze gesichert, hat ein Volk die Freiheit sich errungen, „von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen,“ dann, aber auch dann erst ist der Zeitpunkt eingetreten, „wo Kultur und Freiheit unzertrennlich verbunden erscheinen.“ Auch dies große, lehrreiche Wort hat Schiller ausgesprochen, und mit ihm die Frage, was nachstehen muß: das Streben nach Kultur, oder der Kampf um die Freiheit? für ewig beantwortet.

Keine Republik ohne Republikaner, keine Freiheit ohne freie Männer. Freilich. Es giebt auch kein Heer ohne Soldaten. Soldaten aber werden nicht geboren, sie werden dazu gemacht, geübt, geschult von einzelnen Exerziermeistern. Und auch dann sind sie erst nur noch theoretische Sol-

daten. Der Soldat wird erſt Soldat auf dem Schlachtfelde, der Krieg, nicht das Friedens-Manoeuvre macht ihn fertig. Gerade ſo iſts mit der Freiheit. Schiller war ein Exerzier-meiſter der Menſchheit. Er hat uns vorgeübt für den Kampf um die Freiheit. Er hielt es „für die Aufgabe von mehr als Einem Jahr-hundert" den deutſchen Menſchen innerlich für die Freiheit, ja nur für den Kampf um ihre Verwirklichung vorzubereiten. Er ſah ſich um nach dem einzigen Mittel und Werkzeug für jenen nächſten Zweck, und fand es in der Bildung durch die Poeſie und Kunſt, „die allein noch den Einflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung" entzogen ſei. Dieſen Hebel ergriff er, mit ihm ſuchte er zu wirken, und — wer wollte jetzt noch fragen, ob er damit gewirkt hat? Es gab keine Tribüne in Deutſchland von der ein Ver-treter der Nation die Souveränität derſelben proklamiren konnte. Schiller proklamirte ſie in

seinen Schriften und Dichtungen. Er sprach es aus, nicht Maria Stuart (Akt IV. Scene 9):

— „Mein Volk mag wählen
Ich geb ihm seine Majestät zurück!"

Er sprach es aus: „daß es einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt sein müsse, einem eidbrüchigen Könige die Pflicht aufzukündigen und ihre Majestät zurückzunehmen." *) Er richtete an Deutschland den Aufruf:

Große Monarchen erzeugtest du, und du bist ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber versuch es, o Deutschland! und mach es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groß, leichter nur Menschen zu sein.

Was aber bleibt von einem Könige übrig, der nur Mensch ist? Schwerlich mehr als Englands Königin Victoria jetzt von einem „Beherrscher" hat.

*) Schillers Werke 9, s. 141. S. 102. Oktavausgabe.

Leſſing, Kant, Schiller, was ſind ſie anders, als die Evangeliſten der Religion der Freiheit, einer Freiheit die keine Schranke anerkennt, als die eigne Natur des Menſchengeiſtes und die Bedingungen ſeiner zeitlichen Entwicklung. Und eine Religion, die ſolche Verkünder und Zeugen hat, ſollte keine Zukunft haben für die Menſchheit?

Nimmermehr!

Jena, im August 1851.

Heute fuhren wir zum zweitenmale nach Dornburg. Als ich es das Erstemal sah, war es noch zu früh im Jahr, die Natur noch zu weit zurück, als daß es mir den vollen Eindruck seiner Schönheit gemacht hätte, den ich heute in wünschenswerther Gesellschaft mit doppeltem Entzücken genoß.

Etwa anderthalb Stunden unter Jena, da wo sich das Saalthal mehr und mehr in die Breite dehnt, liegt auf der Höhe des Kalkflöz-

gebirges, welches den linken Rand des Thales bildet, dicht an den schroffen Absturz vorgerückt, das Schloß, oder vielmehr die drei Schlösser von Dornburg. Sie verdecken dem vom Thale Kommenden die Ansicht der kleinen hinter ihnen liegenden Stadt, zu welcher in Schlangenwindungen eine wohl unterhaltene Fahrstraße aus dem Thale hinaufführt. Die kleine Stadt lag so schlummermüde da im sanften Sonnenschein des Spätnachmittags. Auf dem großen ungepflasterten Platze, an dem das Rathhaus steht, das zugleich Wirthshaus ist, plätscherten Enten und Gänse in einem Regenwasserteiche, wobei ihnen ein Paar Kinder Gesellschaft leisteten. Einst war dies hier unter den sächsischen Kaisern eine kaiserliche Pfalzstadt, und wohl zwanzigmal größer als jetzt, wo das Städtchen etwa hundert Häuser zählt. Die Stadt ward als Gränzveste gegen die Sorben und Wenden im siebenten Jahrhundert erbaut, und ihr Name vom slavischen Dorna,

was Wiesengrund bedeuten soll, hieß die Burg am Wiesengrunde.

Dicht am äußersten Rande der schroff in das Thal hinabfallenden Felswand erheben sich in ganz gleicher Entfernung von einander drei Schlösser, welche durch die reizendsten Gartenterrassen mit einander verbunden sind. Am meisten nördlich, da wo der Felsenrand eine Ecke nach Westen zu bildet, liegt das alte Schloß, auf den Grundmauern der alten Kaiserpfalz erbaut, mit seinen Erkern und Giebeln, Vorsprüngen und Thürmchen, von Epheu und Reben umrankt, ungemein malerisch anzuschauen. Der Kaisersaal dient jetzt als Amtsstube, und die modernen Fensterbrüstungen in gelber Holztünche mit saubern Vorhängen und freundlichem Blumenschmuck, welche die Wohnung des Amtmanns bezeichnen, stechen wunderlich ab gegen das altergraue Gemäuer und die rostigen Windfahnen der schiefergedeckten Thürme. Südwärts von dem

alten, in der Mitte, liegt das neue Schloß, im leichten luftigen Charakter italienischer Sommervillen, verwandt dem Bauſtyle des Luſtſchloſſes Belvedere, vom Herzoge Ernſt Auguſt von Weimar erbaut. Die gewaltigen Unterbauten mit zwei, im ſcharfen Winkel eines verſchobenen Vierecks über einander vorſpringenden, durch Treppen verbundenen Steinplattformen geben der heitern Leichtigkeit des zweiſtöckigen Baues die gediegene Grundlage. Hier dichtete Goethe die erſten Akte ſeiner Iphigenie, ehe er ſie in Italien vollendete. Und wie er in den Tagen ſeiner Jugend mit ſeinem fürſtlichen Freunde ſich oft und gern aus dem lärmenden Treiben des Weimariſchen Mikrokosmus zurückzog in die liebliche Einſamkeit dieſes Ortes, den beider Freunde Natur- und Kunſtſinn durch die reizvollſten Gartenanlagen von ſchattigen Wandelgängen, Blumenterraſſen und Weinpflanzungen zu einem, in ſeiner Art einzigen Sommeraufenthalte umſchufen,

ſo war es auch hier auf dieſen Höhen, wo der Greis im Genuſſe dieſer Schöpfung und durch den freien und großen Blick in die allheilende Natur ſich aufzurichten und herzuſtellen ſuchte von dem ſchweren Schlage, der ihn im Sommer des Jahres 1828 durch die Kunde von Karl Auguſt's Hinſcheiden getroffen hatte. Es war das dritte, kleinſte, am ſüdlichen Ende des Felſenhanges liegende Schlößchen, welches ihn vom 7. Juli bis 12. September 1828 tröſtlich aufnahm. Eine Bleiſtiftnotiz, von ſeiner Hand an die Holzbrüſtung ſeines Arbeitszimmers geſchrieben, iſt von der Pietät der Beſitzer unter Glas eingerahmt, ſo auch die ebenfalls von ihm am gleichen Orte täglich angemerkten Barometer- und Thermometerſtände. Denn die ſeit fünfzig Jahren von ihm unabläſſig betriebenen Naturbetrachtungen waren es auch hier, die ihm in ſeinem Schmerze jenen Troſt gewährten, den er ſo rührend in dem damals entſtan-

denen Gedichte an den aufgehenden Vollmond ausſprach:

Willſt du mich ſogleich verlaſſen?
Warſt im Augenblick ſo nah,
Dich umfinſtern Wolkenmaſſen,
Und nun biſt du gar nicht da.

Doch du fühlſt, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf, ein Stern!
Zeugeſt mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebſte noch ſo fern.

So heran denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht.
Schlägt mein Herz auch ſchmerzlich ſchneller,
Ueberſelig iſt die Nacht!

Der Schloßaufſeher, welcher in dem unterſten Stockwerke dieſes kleinſten Schloſſes ſeine Wohnung hat, führte uns durch die verſchiedenen Räume, von denen die im mittleren Schloſſe befindlichen der Großherzogin Louiſe als Sommerſitz gedient. Ueberall in Einrichtung und Ausſtattung herrſcht die größte Einfachheit und eine

Abwesenheit allen und jeden Prunks, die in Erstaunen setzt. Es ist aber auch kaum nöthig, hier auf besondern Comfort und Glanz zu denken, wo Umgebung und Aussicht überall das Heiterste und Lieblichste darbieten, was nur schöne Natur in Deutschland zu gewähren vermag. Denn überall, aus jedem Fenster, von jedem Altane, auf jedem Ruhepunkte der wohlunterhaltenen, mit allen möglichen blühenden Gewächsen reich ausgeschmückten Terrassen, die unaufhörlich auf- und absteigend, durch Treppen und Treppchen verbunden, von eisernen Geländern eingefaßt, mit edlen Obstbäumen und Weinpflanzungen an breiten Spalieren reich geschmückt, sich viele hundert Schritte lang am Rande des Felsens hinziehen — überall bietet sich dem Auge die fröhlichste Nah- und Fernsicht über ein lieblich grünendes Thal, von der rauschenden Saale mäandrisch durchflossen, von freundlichen Dörfern, Landhäusern, Mühlen und bedeckten Brücken hei-

ter belebt. Weinberge und Kornfelder, Baumpflanzungen und Waldſtriche ziehen ſich überall hinauf, faſt bis an die Gipfel der gegenüber liegenden, ſanft geſchwungenen Bergköhen, welche, hier näher anſpringend, dort weiter zurücktretend, das Thal einfaſſen. »Hier fragt ſich's gar nicht, ob man fröhlich iſt oder ſein will,« ſchreibt Goethe an Zelter; »das Ganze iſt heiter, munter, verſtändig ſchön, weitläuftig und doch überſehbar.« Und die ausführliche Schilderung, welche er von dieſem Ganzen in jenem bekannten Briefe giebt, den er von hieraus zugleich als Huldigung für den Nachfolger Karl Auguſt's an Herrn von Beulwitz ſchrieb *), überhebt mich der Mühe, eine eigene weitere Beſchreibung zu verſuchen. Als ich aus dem Hauſe heraustretend noch einen letzten Blick auf daſſelbe warf, fiel mein Auge auf eine lateiniſche Inſchrift über dem Eingange,

*) Werke Bd. 60., S. 304 ff.

welche mit der Jahreszahl 1608 bezeichnet iſt. Sie lautet:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His qui praetereunt, det bona cuncta Deus!

das heißt nach Goethe's Ueberſetzung:

Freudig trete herein, und froh entferne dich wieder?
Ziehſt du als Wandrer vorbei, ſegne die Pfade dir Gott!

Und wie ich ihn freudig betreten und froh verlaſſen habe, dieſen geliebten Ruheſitz des unſterblichen Dichters, ſo möge auch, wenn ich in nur allzunaher Zeit, ohne weilen zu dürfen, ihm vorbeiziehen muß, „ein Gott mir die Pfade geſegnen.“

Bayerische Staatsbibliothek München

DIE KOLOSSE

DER

DIOSKUREN VON MONTE CAVALLO

IM

NEUEN MUSEUM ZU BERLIN.

Von

Adolf Stahr.

„Die beiden Kolosse erblickt' ich nun. Weder Augs noch Geist sind hinreichend sie zu fassen.“ Goethe, II. Reise.

BERLIN.
Verlag von Carl David.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die hier folgende Schrift über die Kolosse der Dioskuren von Monte Cavallo ist ein Bruchstück aus einem grösseren seit Jahren vorbereiteten kunsthistorischen Werke über die bedeutendsten Schöpfungen antiker Plastik und Malerei, welche sich aus der Zerstörung der Herrlichkeit des alten Kunstlebens zu uns herübergerettet haben.

Unter diesen Werken nehmen die Kolossal-Gruppen der Dioskuren von Monte Cavallo, deren Originale die Tradition den gefeierten Namen Phidias und Praxiteles zuschreibt, eine der ersten Stellen ein. Sie sind namentlich, was die Kolossalität der Maasse anlangt, einzig in ihrer Art unter allen erhaltenen Denkmälern griechischer Bildkunst.

Der grosse und geniale Gedanke, welchem das Neue Museum zu Berlin sein Dasein schuldet, hat auch diese erhabenen Gebilde des griechischen Meissels in Abgüssen, die den Originalen völlig gleich an Grösse, jener übersichtlichen Sammlung aller bedeutendsten Denkmäler griechischer Plastik zugesellt. Die Kolosse der Zeussöhne von Monte Cavallo, zum Erstenmale vollständig abgeformt, bewachen jetzt als schützende Götter den Eingang in das Heiligthum griechischer Bildkunst, dessen bewundernswertheste Zierden sie selber ausmachen. Das Neue Museum zu Berlin ist in diesem Augenblick das einzige auf der Welt, dessen Besuch demjenigen, der die Marmor-Originale vor dem Quirinal-Palaste zu Rom

nicht selbst gesehen, einen Begriff von der Erhabenheit dieser Werke zu gewähren vermag.

Freunde, denen ich während der Aufstellung der Abgüsse die folgende Abhandlung mittheilte, sprachen den Wunsch aus, dieselbe schon jetzt dem Drucke übergeben zu sehen, weil sie glaubten, dass durch solche Veröffentlichung vielen Besuchern des Neuen Museums, welche sich über Inhalt der Darstellung und Geschichte des Kunstwerks zu unterrichten wünschten, ein Gefallen geschehen möchte.

Indem ich diesem Wunsche nachkomme, bemerke ich nur noch, dass ich mich in dieser für das grosse Publikum der Kunstfreunde und Künstler, nicht für Archäologen und Kunstgelehrte von Fach bestimmten Schrift, aller gelehrten Ausführungen geflissentlich enthalten habe.

Ad. St.

Als Goethe zum Erstenmale die beiden Kolossen auf dem Quirinalischen Platze von Monte Cavallo zu Rom erblickte, gestand er voll staunender Bewunderung, dass beim ersten Anschauen „weder Auge noch Geist hinreichend seien, sie zu fassen". Es war das erste Werk alter Plastik, welches er in Rom sah, und der Eindruck, den es auf ihn machte, wird in der Brust eines Jeden, der sich in ähnlicher Lage befand, die Erinnerung wach rufen an die Wirkung, welche er bei dem ersten Erblicken dieser beiden wunderbarsten Gestalten der alten Bildkunst in sich verspürte!

Die Kolosse von Monte Cavallo sind einzig in ihrer Art unter den Resten griechischer Plastik in Rom, ja in der Welt. Sie sind in der Plastik, was das Kolosseum in der Architectur, das marmorne Wahrzeichen der ewigen Stadt. Keins von allen uns erhaltenen Werken griechischen Meissels ist ihnen an Kolossalität der Maasse und an Erhabenheit des Eindrucks vergleichbar, wenige an vollendeter Kunst und Schönheit der Ausführung. Sie allein unter den tausenden und abertausenden von Statuen, welche einst das alte Rom, wie ein zweites Volk von Erz und Marmor erfüllten, sind aufrecht stehen geblieben Jahrtausende der Verwüstung hindurch, während alle andern Ueberbleibsel alter Plastik aus Schutt und Trümmern aufgegraben werden mussten, zu denen sie hinabgesunken waren. Aufrecht haben sie den Brand geschaut, dessen Feuermeer vernichtend sich hinwälzte über zwei Drittheile der Neronischen Stadt; aufrecht stehend, wenn auch zweimal von ihrem Platze versetzt, haben sie alle Verwüstungen und Gräuel des sterbenden Imperatorenreiches, alle Schrecknisse des Mittelalters, haben sie Plünderung und Zerstörung, Feuersbrünste und Erdbeben überdauert. Und wie sie, die Zwillingssöhne des obersten der Götter, die reisigen Zeuskinder, Kastor und Pollux, einst in den Tagen des Glanzes römischer Imperatoren den Zugang zum Palaste der Weltgebieter bewachten, so versehen sie auch heute noch an einer andern Stelle denselben Dienst vor der alten Hofburg des dreifachgekrönten geistlichen Weltbeherrschers auf dem Berge, der

seinen Doppel-Namen führt, von ihnen selbst wie von dem Begründer Roms, dem vergötterten Romulus Quirinus.

Es ist ein wunderbarer Platz, auf dem sie stehen, recht gemacht für ihre stille Grossheit. Eine Fontaine quillt und wallt in ungeheuerer Granitschale zu ihren Füssen, während ein ägyptischer Obelisk zwischen ihnen emporsteigt. Das Rauschen der Fontaine ist meist das einzig Lebendige auf dem stillen Platze, dessen grandiose Unregelmässigkeit und hohe, einen Theil der Stadt beherrschende Lage, ihn im Verein mit jenen Marmorkolossen, und den umschliessenden Palästen und Gärten, zu einem der schönsten und individuellsten Plätze der Welt machen.

Die Kolosse von Monte Cavallo haben eine eigne Geschichte. Eine römische Inschrift nennt den einen, welcher gegen Südosten gekehrt, zur Linken vom Quirinalischen Palaste aus, steht, ein Werk des Phidias (opus Phidiae); den andern, welcher mit der Vorderseite nach Norden gerichtet ist, ein Werk des Praxiteles (opus Praxitelis). Man hat den ersteren Kastor, den zweiten Pollux genannt, seit die richtige Bezeichnung beider als Dioskuren Geltung gefunden hat. Allein wenn sich auch die Alterthumskenner und Kunstforscher über die Bezeichnung der Göttersöhne geeinigt haben, so ist darum doch die Verschiedenheit der Ansichten in Betreff des Kunstwerths und der Kunstperiode, welcher diese Kolosse angehören, nur um so schärfer und schneidender hervorgetreten. Denn während die einen in ihnen unbedenklich Werke des Phidias und seiner Zeit sehen, rücken die andern sie hinab bis in die Zeiten Tibers und Hadrians. Die Kluft ist keine geringe. Sie beträgt ein halbes Jahrtausend: hier den Beginn der höchsten Blüthe, dort den Ausgang und Verfall der plastischen Kunst bezeichnend. Sehen wir, wie über diese Kluft hinwegzukommen ist.

Zunächst die Inschrift. Sie ist nicht Original, keine Inschrift, wie sie die griechischen Künstler selbst auf ihre Werke setzten; denn sie ist lateinisch, und steht auf dem Postament, während die Künstler selbst ihre Namen auf den Plinthen der Bildwerke anzubringen pflegten. Aber sie ist unzweifelhaft alt. Man kopirte sie von den alten Piedestalen, als unter Sixtus V. der Baumeister Fontana ihnen neue Fussgestelle für den neuen Standort gab. Die Tradition also, welche diese Werke der Zeit höchster griechischer Kunstblüthe zuschrieb, bestand zum Mindesten schon zur Zeit des Kaiser Konstantin, vor dessen Bädern sie gefunden wurden.

Aber sie lässt sich noch weiter hinauf verfolgen. Plinius spricht von „einem der beiden nackten Kolosse," welche Phidias geschaffen, und die Kürze, mit welcher er es thut, sowie der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, scheint dafür zu sprechen, dass dies Kolosspaar, zu dem jene Phidiassische Kolossalgestalt gehörte, in Rom, und dass es ein allbekanntes war. Allerdings war dasselbe nicht von Marmor, sondern von Erz. Allein wir werden weiterhin sehen, dass auch die heutigen Marmorkolosse, als solche, wahrscheinlich nicht Originale, wohl aber Kopien älterer, in Phidias Zeit hinaufreichender Werke sind.

Um die Bedeutung dieser Dioskurenkolosse für Rom zu verstehen, müssen wir auf die älteste Geschichte Roms zurückgehen.

Wenige Stunden von Rom, hart an der Strasse, welche über Valmontone nach Neapel führt, schimmert durch Schilf und Binsen ein Wasserspiegel, der die Höhlung eines ausgebrannten Kraters füllt. Das ist der berühmte See Regillus, an dessen Ufer das Heldengedicht der ältesten römischen Geschichte jenen Riesenkampf der jungen Römer-Republik mit den mächtigen Latinern verlegt, in welchem das fluchbeladene Geschlecht der königlichen Tarquinier unterging. Von diesem Entscheidungskampfe erzählte die Sage also. Als die Schlacht am heissesten hin- und herflutete, und der Tag bereits zur Neige ging, da erschienen plötzlich dem bedrängten Römerdiktator zwei herrliche Jünglinge von übermenschlicher Grösse und Schönheit auf hohen Rossen, und stürmten an der Spitze der römischen Reitergeschwader, alles vor sich niederwerfend, in die Reihen der Feinde. Der Sieg der römischen Waffen war vollständig, die Niederlage des Feindes entscheidend. Am selbigen Abende, als am Regillus so der Sieg gewonnen ward durch Götterhülfe, erschienen dieselben Götterjünglinge in voller Rüstung, Ross und Reiter bedeckt von Staub und Schweiss der Schlacht, auf dem Forum von Rom. Hier sprangen sie von ihren Kriegsrossen, und nachdem sie in dem Teiche beim Tempel der Vesta sich rein gebadet, verkündeten sie dem Volke den Hergang der Schlacht, und den herrlichen Sieg der römischen Waffen. Als aber der Präfekt der Stadt sie aufsuchen liess, waren sie plötzlich verschwunden, und wurden nimmer von sterblichen Augen gesehen. Da nun am folgenden Tage Boten des Diktators dem Senate Meldung gaben von dem, was am Regillischen See geschehen, und von der hülfreichen Erscheinung

der Götter, so zweifelte Niemand, dass es dieselben gewesen, welche man auf dem Forum Abends zuvor gesehen, Kastor und Pollux, das Zwillingspaar der reisigen Jupitersöhne. Die Dankbarkeit des Volkes errichtete ihnen auf derselben Stelle des Forum, wo sie erschienen waren, einen Tempel, und heiligte ihnen auch die Quelle, in der sie gebadet. An jedem Tage der Iden des Monats Quinctilis, dem Jahrestage der Regillusschlacht, wurden den Dioskuren, auf Kosten des Volks, prächtige Opfer durch die Ersten der römischen Ritter dargebracht, und nach dem Opfer ein feierlicher Aufzug der ganzen Ritterschaft. In Gliedern geordnet, gleich als kehrten sie heim aus der Schlacht, mit Oelzweigen bekränzt, in pupurverbrämtem Gewande, jeder mit den Ehrenzeichen geschmückt, die er im Felde gewonnen, — so ritten sie von dem Tempel des Mars, ausserhalb der Ringmauern gelegen, durch die Strassen der ganzen Stadt, über das Forum, bei dem Tempel des Kastor und Pollux vorbei, wohl fünftausend an der Zahl, ein „herrliches Schauspiel, würdig der Grösse des römischen Reichs," wie der Erzähler, der Grieche Dionys von Halikarnass, Augustus Zeitgenosse, hinzusetzt.

Seit diesem Beistande der Dioskuren, der sich auch später im Kriege mit Mazedonien erneuerte, waren und blieben dieselben aufgenommen unter die Zahl der Schutzgötter des römischen Volks. Ihre Bildnisse sind häufig auf den römischen Silbermünzen, und Dionys erwähnt ausdrücklich, dass „viele Denkmale" noch zu seiner Zeit die dankbare Verehrung der Zwillingssöhne des Zeus bezeugten. Als jener älteste Tempel durch eine Feuersbrunst unter August vernichtet ward, liess ihn der Kaiser durch Tiberius, zwanzig Jahre später, glänzend wieder herstellen. Unter Caligula ward der Kaiserpalast auf dem palatinischen Berge so nach dem Forum hin erweitert, dass der Tempel der Dioskuren den Eingang zum Palaste bildete; vor dem Tempel aber standen die Statuen des Kastor und Pollux, die jetzt, wie die alten Schriftsteller berichten, gleichsam als die Thürwächter der kaiserlichen Hofburg erschienen.

An eben dieser Stelle nun standen, nach der Sage des Mittelalters, die heutigen Kolosse von Monte Cavallo, ehe sie Kaiser Konstantin wegnehmen, und vor den von ihm erbauten Bädern aufstellen liess. Von dort, wo das Volk nach ihnen den Quirinalischen Hügel mit dem Namen des Rossberges (Monte Cavallo) benannte, kamen sie durch Sixtus V. auf ihren heutigen Standort. Ein neurömischer Kunstforscher des sechszehnten Jahrhunderts,

Flaminio Vacca, der bei der Niederreissung der alten Konstantinischen Postamente zugegen war, berichtet, dass die Steine derselben nach Material und Bearbeitung zu den Resten des Neronischen Kaiserpalastes gehörten, und dass also Konstantin dieselben von dort hatte nehmen, und zu jenem Behufe verwenden lassen. Nach einer andern Tradition wissen wir, dass vor der Gruppe der beiden Rossebändiger, noch eine sitzende weibliche Gestalt, mit einer riesigen muschelähnlichen Schale sich befand, welche wahrscheinlich die Nymphe des heiligen Quells darstellte, in welchem die Götterjünglinge nach der Schlacht gebadet.

Gehen wir jetzt zu den Inschriften zurück, so sind folgende Umstände als Thatsachen anzusehen und zu verbinden. 1) Zwei Kolossal-Bildnisse der Dioskuren standen zur Zeit des August und Tiber vor dem Tempel des Kastor und Pollux in Rom, der später den Eingang zu dem Kaiserpalaste bildete. 2) Plinius sagt ausdrücklich in einer Stelle, wo er zweier nackter Kolossalbilder in Rom erwähnt, dass „der eine der beiden nackten Kolosse zu Rom," ein Werk des Phidias sei. Dieser Koloss war von Erz. 3) Die Stellung des Phidiassischen Kolosses war eine Lieblingsstellung dieses Meisters, und man findet sie nicht nur wieder in einer Figur am westlichen Giebel des Parthenon, also an einem unzweifelhaften Werke seiner Kunst, sondern auch in mehreren Figuren des Reliefs von Phigalia, welche unter seinen Augen, von seinem Lieblingsschüler Alkamenes, entworfen und gearbeitet wurden. 4) Wir wissen, dass zwei kolossale Statuen, wie diese, den Aufgang zur Akropolis schmückten, und es ist bekannt, dass die kunsträuberischen Römer, zumal in der Kaiserzeit, die herrlichsten Werke der griechischen Bildkunst zum Schmuck ihrer Stadt nach Rom entführten. Zugleich ist es mehr als wahrscheinlich, dass sie sich Werke, wie diese Dioskuren, um so weniger entgehen liessen, je berühmter die Meister waren, die sie gearbeitet, und je vortrefflicher sie für einen Standort wie der ihnen in Rom angewiesene passten. Und so lautet denn auch eine alte Volkssage, dass die Kolosse von Monte Cavallo ursprünglich vor dem Parthenon zu Athen gestanden haben. Stellt man sich unter diesen Umständen einen Augenblick auf die Seite derjenigen Kunstkenner und Künstler, welche wie Canova, Thorwaldsen, Schorn, Heinrich Meyer und die Herausgeber Winckelmanns — wir sehen, es sind keine geringen Autoritäten — sich für die Richtigkeit der Inschrift, so weit sie den Phidias betrifft, aus-

sprechen, so bliebe nur noch zu erklären, wie Praxiteles, ein Künstler ersten Ranges, dazu gekommen, siebzig bis achtzig Jahr später das vollkommene Seitenstück zu dem Phidiassischen Kolosse zu bilden. Allein auch hier ist die Antwort nicht schwer, wenn man annimmt, dass Phidias Werk von vorn herein auf ein solches Seitenstück angelegt war, und dass man später bei der Aufstellung, als man sich von der Nothwendigkeit eines solchen Gegenstücks überzeugte, die Herstellung desselben dem Praxiteles auftrug. Hat doch H. Meyer aus dem Umstande, dass dies zweite Werk keine freie Schöpfung des Künstlers gewesen, die verhältnissmässig geringere Vollendung und Gesammtwirkung desselben erklärt, während ein anderer Kunstrichter, der Bildhauer Wagner, dafür die Ursache in der allerdings ungünstigeren heutigen Aufstellnng des zweiten Kolosses zu finden glaubte. Durch die jetzige Aufstellung entbehrt nämlich der Praxitelische Koloss fast ganz der Beleuchtung, während diese dem sogenannten Werke des Phidias in voller Stärke zu Theil wird. Man wendet ein, dass dem Praxitelischen Kolosse die gerühmte Grazie dieses Meisters fehle. Aber was wissen wir denn von den Werken des Praxiteles? Wir reden darüber nach Hörensagen, nach vereinzelten Urtheilen alter meist römischer Schriftsteller. Zudem aber ist bekannt, dass Praxiteles auch in Kolossalwerken Grosses leistete, und dass mehrere derselben zu seinen berühmtesten Arbeiten zählten. Endlich aber giebt es sogar ein bestimmtes Zeugniss, dass Praxiteles wirklich eine Gruppe wie diese gebildet hat, denn noch Pausanias sah zu Athen von ihm ein Grabdenkmal, das einen Reiter neben seinem Rosse stehend darstellte. Dieser Umstand ist bisher bei der Frage über die Quirinalischen Kolosse nicht beachtet worden.

Indessen wollen wir immerhin gestehen, dass die Frage nach der Zeit und den Meistern dieser beiden Werke nicht genügend zu beantworten ist. Allein wenn wir sehen, dass die Ansichten der berühmtesten Kenner und Künstler hier um ein halbes Jahrtausend auseinandergehen, dass die Einen Erfindung und Arbeit der römischen Kaiserzeit da wahrnehmen, wo die Andern unbedenklich Genie und Hand eines Phidias erkennen, dass endlich die Einen Originale in Marmor sehen, wo Andere von Kopien nach älteren Bronzewerken sprechen: so wird es uns erlaubt sein, einstweilen bei der alten Tradition zu verharren, und in diesen Werken grossartige Schöpfungen aus der Blütezeit hellenischer Kunst,

Meisterwerke höchster Vortrefflichkeit zu verehren, selbst wenn die Marmor-Ausführung (was namhafte Künstler bezweifeln) nur Kopie aus römischer Zeit und zwar Kopie nach Erz-Originalen sein sollte. Für den Ursprung der Marmorarbeit aus römischer Zeit spricht bei den heutigen Kolossen vorzüglich ein Umstand, den erst der Bildhauer Wagner in seinem ausführlichen Aufsatze über diese Werke im Cottaischen Kunstblatte (1824. No. 93—98) hervorgehoben hat. Es sind nämlich den Gestalten der Dioskuren als Stützen und Verstärkung des Standfusses zwei Harnische beigegeben. Diese Harnische aber sind römischer Art. Wenngleich Waffenstücke derselben Form und Ausführung auch auf späteren griechischen Werken vorkommen, so ist doch kein Beispiel vorhanden, dass man dieselben zur Zeit des Phidias und Praxiteles in Griechenland gekannt habe. Das Originalwerk, weil es von Bronze war, konnte solcher Stützen leicht entbehren, die für die Ausführung in Marmor eine Nothwendigkeit waren. Der Künstler aber, der sie hinzufügte, musste, so schliesst man, einer Zeit angehören, wo diese Harnischform mit den fast wie kolossale moderne Epauletten aussehenden, zopfartigen Flechten auf und unter den Achseln, wie man sie an den Harnischen der römischen Kaiser wahrnimmt, die gewöhnliche war. Bekanntlich pflegten sonst zu ähnlichen Zwecken der Stützung die alten Künstler einen Baumstamm, Felsstück oder dergl. anzubringen. Bei den Dioskuren, die als Schirmgötter des kriegerischen Römervolks hingestellt werden sollten, bot ein römischer Harnisch obenein eine sehr passende symbolische Bezeichnung. Zumal wenn wir uns erinnern, dass diese Bildnisse an derselben Stelle aufgerichtet wurden, wo der Sage zufolge, die hohen Götterjünglinge, nach abgelegter Rüstung, sich im kühlen Quellbade von Staub und Hitze der Schlacht erfrischt hatten. Für die Ansicht des grossen römischen Kunstforschers Visconti: dass wir in diesen Dioskuren Kopien berühmter Bronce-Originale haben, spricht endlich nach der Bemerkung Wagners, — dem als Künstler von Fach in solchen Dingen eine bedeutende Stimme gebührt, — vorzüglich die Behandlung der Köpfe, welche vollkommen im Styl broncener Arbeiten gehalten sind. Die etwas drahtartige Behandlung der Haare, die scharf eingeschnittenen Lippen, die Bearbeitung der Augen, selbst die schmalen, dünnen Nasenflügel, scheinen darauf hinzuweisen, dass der Künstler, der die Marmorgestalten schuf, ein Erz-Original vor sich hatte. Endlich aber ist

durch Wagners technisch-gründliche Untersuchung so gut wie erwiesen, dass beide Kolosse aus der Werkstatt ein und desselben Bildhauers hervorgegangen sind.

Fassen wir alles bisher Gesagte zusammen, und verbinden wir mit den äusseren historischen Notizen noch die Herrlichkeit des Kunstwerks selbst, das seine hinreissende Wirkung auf die grössten Künstler neuerer Zeit geübt hat, so können wir, soweit es überhaupt in kunstgeschichtlichen Dingen dieser Art möglich ist, mit Sicherheit annehmen, dass wir in diesen Kolossen, wenn nicht die Originale, so doch vortrefflich gearbeitete Nachbildungen eines Kolossalkunstwerk's Phidiassischer Zeit, und zwar die einzigen übrig haben, welche uns von der Art und Weise, wie die Blüthezeit der Kunst das Kolossale der Menschengestalt aufgefasst und behandelt hat, einen Begriff geben können. Nicht mit Unrecht gestand Göthe, dass beim ersten Anblicke weder Geist noch Auge eines modernen Menschen hinreichend seien, die Gewaltigkeit dieser göttlichen Gestalten zu fassen; gestand ein Thorwaldsen, dass diese Kolosse die Kraft aller neueren Kunstbegabung überragten. Und es war mehr als eine italienische Phrase, wofür Wagner Canova's Urtheil nimmt, wenn dieser grösste Künstler Italiens, der das Erhabene dieser Werke um so tiefer empfand, je weniger er im Stande war, es selbst zu erreichen, den Ausspruch that: „Phidias und Praxiteles selbst würden sehr zufrieden sein, ihre Namen so herrlichen Denkmalen eingegraben zu sehen, die ohne ihnen Schande zu machen, sich anmassen dürften, ihre Kinder zu sein.“ Dagegen will es nicht allzuviel besagen, wenn der Bildhauer Wagner im Stil dieser Kolosse den graden Gegensatz zu Stil und Behandlungweise der unzweifelhaft ächten Arbeiten des Phidias findet, und wenn er „systematischen Vortrag“ und die Trockenheit konventioneller Form sieht, wo alles den höchsten Natursinn und geniale Grossheit athmet. Als Heinrich Meyer unter Goethes Augen seine Anmerkungen zu Winckelmanns Kunstgeschichte schrieb, waren die Parthenonskulpturen noch unbekannt in Deutschland. Darum durfte er mit Recht sagen, dass diese Doppelgruppe der Dioskuren an wahrer Grossheit des Sinnes, an Adel und Macht in Ausdruck und Stil der Formen, jedes andere antike Kunstwerk übertreffe, und dass gegenüber diesem Werke, seiner vortrefflichen, auf tiefste wissenschaftliche Einsicht begründeten Zeichnung und seiner Uebereinstimmung zu einem grossgearteten Ganzen,

selbst „der Farnesiche Herkules übertrieben, der Torso zärtlich erscheine, Laokon fast eine studierte Zierlichkeit verrathe, und der Borghesische Fechter zwar vielleicht grössere Naturtreue, aber zugleich weit geringeren Adel der Gestalt zeige.“ Und als bereits in den Skulpturen des Parthenons und des Phigalischen Apollotempels authentische Werke eines Phidias und seines Schülers Alkamenes, wenn auch in trümmerhaften Resten der Welt die ersten sichern Aufschlüsse über Art und Kunst jener Zeiten gegeben hatten, da sprach es dennoch einer der feinsinnigsten Kunstforscher, Ludwig Schorn, unbedenklich aus: dass der Koloss des Phidias ein ebenso unschätzbares Denkmal der Grösse dieses Künstlers sei, als die Arbeiten am Parthenon. Auch er gestand, dass vor der Grossheit dieser Verhältnisse, vor dieser Lebendigkeit der Bewegung, dieser Kraft und Gewalt der Glieder, verbunden mit höchster Anspruchslosigkeit und natürlicher Einfachheit die gepriesensten Werke, welche wir von griechischer Kunst besitzen, zurückstehen müssen. „Ueberall,“ ruft er aus, „das Sichere und Mächtige der Formen von dem edlen Sinne des Künstlers aus gründlichstem Wissen erzeugt, und das Ganze wie der kleinste Theil durchdrungen von einer Individualität des Lebens, welche den Beschauer so ergreift, dass er glaubt ein athmendes Wesen der Natur zu sehen.“

Dieser Eindruck, das Unabweisbare, Ueberwältigende, das Jedem, der sie nur einmal geschaut, diese Gestalten unvergänglich einprägt, liegt nun aber vor allem in jener Einheit der Gesammterscheinung, in welcher nach Goethes wundervollem Ausdrucke, die einzelnen Theile gleich aufgefangenen Sonnenstrahlen auf einem Punkt zusammenbrennen, und ein Ganzes von höchster Harmonie erscheinen lassen.

Unsere Leser vermissten indessen ohne Zweifel in der bisher gegebenen Uebersicht das Urtheil eines Mannes, der doch, wie es scheint in diesem Kunst-Areopag über eins der grössten Werke antiker Bildkunst am wenigsten fehlen sollte; und gewiss hat sich bei mehr als einem die Frage aufgedrängt: aber was urtheilt der Vater der Kunstgeschichte, der Verherrlicher des hohen Phidiassischen Stils, was urtheilt Winckelmann von diesen Kolossen, die er Jahrelang vor Augen hatte, auf die sein Blick von seiner Wohnung auf dem Quirinal täglich fallen musste?

Die Antwort lautet seltsamerweise — ‚Nichts!‘

Wir haben es hier mit einem psychologischen Probleme zu thun.

Winckelmann, der so oft über manches unbedeutende Werk, einen Fries, einen Kopf, ein Relief der Villa seines Gönners, des Kardinal Albani, sich ausführlich auslässt, übergeht das grösste und mächtigste Werk alter Bildkunst, das seine Augen gesehen, mit völligem Stillschweigen. Kaum dass er ein einzigesmal gelegentlich der Pferde von Monte Cavallo gedenkt, um sie gegen einen unbegründeten Tadel zu vertheidigen. Von den achtzehn Fuss hohen Dioskuren, welche diesen Rossen zur Seite stehen, würden wir aus seiner Kunstgeschichte kaum wissen, dass sie existiren. Die Erklärung dieses auffallenden Schweigens hat man, glaube ich, in des Mannes eigenster Natur zu suchen. Winckelmann hatte eine bestimmte Vorliebe, einen vorherrschenden Zug und Hang zu denjenigen Kunstgebilden der Plastik, welche das wirkliche Mass des menschlichen Körpers entweder gar nicht oder doch nur wenig überschreitend, die Herrlichkeit und vollendete Schönheit seines Ebenmasses innerhalb dieser seiner natürlichen Gränzen darstellen. Daher war der Apoll von Belvedere auch für das Erhabene sein Ideal, während er eine unbewusste Abneigung gehegt zu haben scheint gegen alle eigentliche Kolossalbildung, welche zur Verstärkung des Eindrucks der Erhabenheit auch die sinnliche Gewaltigkeit der Massverhältnisse zu Hülfe nimmt. Derselbe Winckelmann, welcher den Vatikanischen Apoll, den Torso des Belvedere und den Laokoon in begeisterten Hymnen gefeiert hat, ist stumm geblieben über die herrlichen Gestalten der Kolosse von Monte Cavallo. Ja auch von der Kolossalgestalt des Herkules Farnese, und von dem Höchsten, was uns die griechische Kunst an Erhabenheit kolossaler Hauptbildung hinterlassen, von den Kolossalköpfen des Otrikolanischen Jupiter und der Juno Ludovisi, in denen doch allein sich ein Abglanz des Phidiassischen Zeus Olympios und jener Juno des Polyklet erhalten hat, die allein nur dem Werke des Phidias nachstand, erinnere ich mich nicht, eine Schilderung ihrer Herrlichkeit in Winckelmanns Werke gefunden zu haben. Seine plastische Kunstanschauung beruhte ganz auf dem Fundamente schöner Menschlichkeit und ihres der Wirklichkeit entsprechenden Maasses. In wie weit aber jene Abneigung gegen die Kolossalbildung in der Plastik eine ästhetische Berechtigung hat, davon wird in dem Kapitel über das Kolossale zu handeln sein.

Wir kehren jetzt zurück zu den Kolossen von Monte Ca-

Cavallo. Um diesem Kunstwerke gerecht zu werden, hat man zunächst zu berücksichtigen, dass die jetzige Aufstellung dieser Doppelgruppe nicht diejenige ist, für welche sie von dem Künstler berechnet war. Seit Konstantin sie von ihrem ersten Standorte am Fusse des Palatin auf den Quirinal schaffen liess, hat ihre Aufstellung wiederholte Aenderungen erlitten. Die letzte unter Papst Pius VI., der zur Verschönerung des Platzes den Obelisken vom Mausoleum des Augustus neben den Kolossen aufzurichten befahl. Dadurch wurde der mit dieser Anordnung beauftragte Baumeister Giovanni Antinoni gezwungen, die beiden Gruppen auseinander zu rücken, um in ihrer Mitte Raum für den Obelisken zu gewinnen. Zugleich wurden die Gruppen selbst verändert. Dem Baumeister nämlich, der dieselben nur als architektonische Zierrathen behandelte, kam es darauf an, eine doppelte Front-Ansicht für die beiden Kolosse nach vorne und nach beiden Seiten zu gewinnen. Er liess deshalb die Pferde mehr nach vorne rücken, die Kolossalgestalten der Dioskuren aber mehr zurück — und nach den Seiten hin wenden, wodurch die Harmonie der Komposition völlig zerrissen wurde. Gegenwärtig bildet nämlich eine jede Gruppe für sich einen rechten Winkel, während sie, wenn Ross und Führer natur- und kunstgemäss verbunden sein sollen, einen spitzen Winkel bilden müssten. Des Pferdes Kopf musste sich gegen die Hand des Führers neigen, von der es sich jetzt in einer Weise ab- und zur entgegengesetzten Seite wendet, als ob beide gar nicht zusammen gehörten. Es ist kein Zweifel, dass die Alten, diese feinen Beobachter der Natur, so gut wie moderne Hippologen wussten, dass ein am Zaume geführtes Pferd den Kopf nicht abwärts kehrt, sondern sich dem Führer zuwendet. Um also den Gruppen ihre richtige Stellung zu verleihen, müsste man dem Kastor das Ross des Pollux und umgekehrt, geben. Dadurch würden die Führer in die eingebogene Seite ihres Pferdes zu stehen kommen, und dieses letztere den Kopf, wie es in der Natur der Fall ist, gegen die Hand des Führers neigen, und so Ross und Mann eine kunstgerechte Gruppe, ein harmonisches Ganze bilden.

Das Werk ist verhältnissmässig weniger beschädigt als die meisten ähnlichen auf uns gekommenen. Nur an den Pferden sind an Schweifen und Beinen Ergänzungen wahrzunehmen. Auf alten Kupferstichen erscheint der Leib des einen Rosses ganz mit Back-

steinen untermauert. Es war die einzige Art, wie man im Mittelalter den drohenden Einsturz zu verhüten wusste. An den Dioskuren selbst hat der Bildhauer Wagner nur geringe Ergänzungen an Hinterkopf, Schultern, Zehen und Fingern wahrgenommen.

Die alten Künstlernamen Phidias und Praxiteles, deren sich eine überscharfe Kritik, wie wir sahen, ohne zureichenden Grund zu entledigen gesucht hat, erscheinen auf wunderliche Weise verzerrt in dem Hohlspiegel einer alten mönchischen Sage des Mittelalters, welche uns die sogenannten Mirabilia Urbis aufbewahrt haben, und die zur Charakteristik der historischen Versunkenheit jener Zeit des Mittelalters hier einen Platz finden mag.

„Zu den Zeiten des Kaisers Tiberius," so erzählt der Verfasser dieser in barbarischem Mönchslatein geschriebenen Erklärung der „Wunderwerke Roms" des zwölften Jahrhunderts „erschienen in Rom zwei junge Philosophen,* Phidia und Praxiteles, welche sich öffentlich ohne alle Bekleidung zeigten. Als der Kaiser dies erfuhr, liess er sie vor sich kommen, und fragte sie: weshalb geht Ihr nackt einher? Sie antworteten: „weil alles nackt und offen vor unsern Blicken liegt, und weil wir die Welt für nichts halten, darum gehen wir nackt einher und besitzen nichts." Ob solcher Weisheit hielt sie der Kaiser hoch in seinem Palaste. Sie rühmten sich aber solcher Wissenschaft, dass sie Alles, was der Kaiser bei Tag und bei Nacht, ohne dass sie zugegen wären, im Sinne führte, ihm bis auf das letzte Wort zu sagen vermöchten, und so sprachen sie zu ihm: Herr Kaiser, wir werden Dir Alles sagen, was Du entfernt von uns, sei es bei Tag oder bei Nacht, in deinem Kabinette gesprochen haben wirst. „Wenn Ihr das thut, erwiederte der Kaiser, so will ich Euch geben, was Ihr verlangt." Darauf jene: Wir verlangen kein Geld, sondern nur ein Denkmal der Erinnerung (memoriam nostrorum). Am andern Morgen erzählten sie dem Kaiser der Reihe nach, was er in der vergangenen Nacht berathen hatte, und der Kaiser stiftete ihnen das geforderte und versprochene Gedächtnissmal, nämlich nackte Rosse, welche die Erde, das heisst, die Mächtigen dieser Zeitlichkeit, die über die Menschen dieser Welt herrschen, mit ihren Hufen treten. Zum Zeichen aber, dass der mächtige König kommen wird, der diese Rosse besteigen, das heisst, die

* Philosophen sind in der Sprache der Sagen des Mittelalters oft soviel als Wunderthäter und Zauberer.

Gewaltigen dieser Zeitlichkeit sich unterwerfen wird, stehen neben den Rossen halbnackte Gestalten, die mit erhobenen Armen und zusammengezogenen Fingern dasjenige herzählen, was damals kommen sollte. Und wie sie selbst nackt sind, so liegt alles weltliche Wissen nackt und offen vor ihnen. Eine Frauengestalt, von Schlangen umgeben, vor sich eine Wasserschale, sitzt zu ihren Füssen, so dass, wer ihr nahen will, es nicht kann, bevor er sich nicht in jener Schale gebadet hat." — In so wüster Verzerrung erschien jenen Zeiten die Gestalt der hellen griechischen Lichtgötter!

Wie es scheint, sah in dieser Frauengestalt die Christliches und Heidnisches wunderlich durcheinander werfende Mönchssage ein Bild der christlichen Kirche. Uns interessirt indessen dabei weit mehr die Notiz selbst von einem jetzt verschwundenen Theile des alten Kunstwerks, dessen Bedeutung als Nymphe des Quells, in welchem einst die Göttersöhne gebadet, wir bereits erwähnt haben.

Zu den Sagen über diese Kolossalgruppen, die sich schon bei dem Hereinbrechen des Mittelalters gebildet, gehört endlich auch noch die, dass sie Darstellungen des macedonischen Alexander seien, der den Bucephalus bändigt. Phidias und in Konkurrenz mit ihm „sein Schüler" Praxiteles hätten diese Darstellungen gebildet, und König Tiridates von Armenien habe sie dem Kaiser Nero geschenkt. Diese Nachricht findet sich noch in der Unterschrift des ältesten Kupferstiches aus dem Jahre 1613, und es kümmerte den Verfasser derselben wenig, dass Phidias schon beinahe hundert Jahre lang im Grabe ruhte, als Alexander der Grosse geboren wurde.

Die Dioskuren sind ihrer Gestalt nach Heldenjünglinge mehr kräftigen als schlanken Wuchses. Die gedrungene Bildung ihrer Gestalten erinnert an die Proportionen der Figuren auf dem Phigalischen Friese des Alkamenes, wo man in der Gestalt des Theseus und in dem Rosse der gegen ihn ansprengenden Amazone fast die genauen Modelle der Dioskurengruppe wiederfindet. In den Gesichtern liegt der Ausdruck höchster Kraft und Energie, der ihnen als den reisigen Schutzgottheiten Athens und Vorstehern der Kampfspiele in Sparta, wo noch Pausanias ihre Standbilder am Eingange der Rennbahn sah, besonders wohl ansteht. Ausdruck und Gesichtsbildung zeigen unverkennbar die Aehnlichkeit mit dem Haupte des göttlichen Erzeugers, wie es in der berühmten Kolossalbüste des Otrikolanischen Jupiter uns erhalten ist.

Nur sind die Züge jugendlich und so zu sagen heroisch vermenschlicht. Bei dem Kastor, der dem Phidias zugeschrieben wird, ist das Haar mehr von der Stirn zurückgeworfen, während es sich bei dem Pollux des Praxiteles über derselben steil in die Höhe kraust. Dieselbe Aehnlichkeit des Stirnhaars mit dem Lockenwurfe am Haupte des Jupiter bemerkte Winckelmann auch an einem der Dioskuren des Kapitols. Sie sollte hier wie dort an die Abstammung von dem Vater der Götter erinnern. — An beiden Kolossen ist der Mund wie zum Rufe geöffnet, und die stolze Bogenwölbung der Lippen von wunderbarer Schönheit.

Im Gegensatze zu den beiden ruhig neben ihren Rossen stehenden Dioskuren, welche jetzt die Treppe des Kapitolaufgangs schmücken, sind diese beiden Figuren vorschreitend gedacht, Kastor mit der Linken das Ross führend, mit der Rechten den Speer haltend, während beim Pollux das umgekehrte Verhältniss stattfindet. Die Lanzen sind verschwunden, aber man sieht noch an den Händen, welche sie hielten, die durchgehende cylinderförmige Oeffnung, in welcher sie sich befanden. Da sie wahrscheinlich von Bronce waren, so erlitten sie schon früh von räuberischen Händen das gemeinsame Schicksal aller solcher metallischen Zierrathen plastischer Werke des Alterthums, zumal in Rom, wo die Gier nach Metall in den Zeiten des Elends und der Verarmung selbst die Steinquadern der herrlichsten Bauwerke durchgrub, um die metallenen Klammern und Dübel zu rauben, welche sie zusammen hielten*. Dasselbe wiederfuhr auch den goldenen Sternen, welche sich über den Häuptern der Dioskuren befanden. Noch jetzt sind auf den Scheiteln die Löcher vorhanden, welche man in den Marmor einbohrte, um diese Insignien der Retter in Meeresgefahr und jeglicher Noth zu befestigen.

Betrachten wir nun, um das Motiv der Stellung zu finden, zunächst den Kastor des Phidias. Er ist vom Rosse gestiegen und im Begriff, es am Zaume mit sich fortzuführen. Die ganze Gestalt ist im Vorschreiten nach Rechts hingewendet. In diesem Augenblicke bäumt sich das Ross, weniger aus scheuender Wildheit als aus freudigem Lebensgefühl mit kräftigem Schwunge auf, gleichsam in Freude über die Entlastung vom Schenkeldrucke des gewaltigen Reiters den Versuch wagend zu gänzlicher Befreiung von dem haltenden Zügel. Aber in demselben Momente

* S. Ein Jahr in Italien. 3, S. 175.

fühlt es auch schon die Ohnmacht seines Beginnens. Der göttliche Jüngling, dessen nervige Faust, den Ruck verspürend, sich fester um die Zügel zu schliessen scheint, hemmt nur auf einen Augenblick den Schritt. Der rechte Fuss mit eingebogenem Knie, wurzelt fest im Boden wie ein Thurm, während das linke, schlank ausgestreckte Bein jeden Augenblick zum Weiterschreiten gehoben werden kann. Es ist der blitzschnelle Moment des Uebergangs, der die mächtig ausschreitende Bewegung gleichsam in Eins verbindet mit unerschütterlich festem Beharren, welchen der Künstler hier fixirt hat. In den vom Winde zurückgebauschten Falten des über den linken Arm geworfenen Gewandes, das bis auf den Boden herabhängend zugleich als artistische Stütze dient, sehen wir noch die, der Ruhe vorhergehende unterbrochene Bewegung ausgedrückt. Aber nur das Haupt des Dioskuren wendet sich zurück nach dem Hemmniss der Bewegung, und mehr noch als die Kraft des riesigen Armes, bändigt der auf das widerstrebende Thier gerichtete und dasselbe mit seiner Macht gleichsam bannende Blick des göttlichen Auges das aufbäumende Sträuben des edlen Rosses, dessen ganzer Leib von dem zusammenzuckenden Haupte bis zu den gleichsam einbrechenden Hinterbeinen, nur die beredte Versinnlichung der Gewalt ist, welche die Macht des Göttersohnes fast müheloss über dasselbe ausübt.

Diese überwältigende Macht des Heroen über das Thier hat der grosse Meister auch noch durch ein anderes künstlerisches Mittel auszudrücken verstanden. Man bemerkt nämlich sehr bald, bei vergleichender Betrachtung der Gruppe, dass die Rosse verhältnissmässig kleiner sind als die 25 römische Palmen (gegen 18 Fuss) hohen Dioskurengestalten. Sie sind genau betrachtet sogar unfähig, diese kolossalen Reiter zu tragen. Allein es war durchgehender Grundsatz der alten Künstler, bei der Zusammenstellung von Helden- und Thiergestalten, die letzteren immer etwas unter ihrem wahren Verhältnisse zu halten, um den Adel und die Mächtigkeit der menschlichen Bildung überwiegend hervortreten zu lassen. Das Gegentheil davon und seine Wirkung kann man an den russischen Erzkolossen vor dem Schlosse von Berlin wahrnehmen.

Dieser Grundsatz der alten Künstler hatte seine Wurzel in der innersten Natur des Hellenenthums, dem überall die Schönheit menschlicher Bildung als das Höchste erschien. Wir finden daher

auch Beispiele desselben in den besten uns erhaltenen Werken; und zwar erhielt er nicht bloss, wie Wagner meint, da seine Anwendung, wo die Thiergestalt in der Gruppe nur als Attribut diente, sondern auch da, wo, wie hier bei den Dioskuren, die höhere Gewalt des Menschen im Kampfe mit thierischer Natur auszudrücken war. So sehen wir z. B. den Herkules im Kampfe mit den von ihm bezwungenen Ungeheuern, dem Geryon, dem Stier, den Rossen des Diomedes in der Sammlung des Museum Pio Clementinum zu Rom immer an Grösse das Verhältniss jener thierischen Gebilde überragend dargestellt. Auch auf andern Denkmälern sind die grössten Thiere, Pferde, Elephanten u. s. f. fast immer zu klein gehalten gegen die neben ihnen befindlichen Menschen. Den Alten stand überhaupt die ideelle Wahrheit in der Kunst höher als die gemeine. Der Künstler, welcher die berühmte Gruppe des Laokoon schuf, wusste wohl, warum er die Söhne im Verhältniss zum Vater so klein hielt; er wusste, dass ihre natürliche Grösse die einfache Schönheit der Pyramidalform des Ganzen zerstört haben würde.

Die im Vorigen gegebene Motivirung und Schilderung der Dioskuren-Gruppe ist aber natürlich auf der Voraussetzung begründet, dass die jetzige Aufstellung der Originale so wie die der Abgüsse im neuen Museum zu Berlin, nicht die richtige, ursprünglich von dem Künstler beabsichtigte ist. Bei der ursprünglichen Anordnung muss der Blick des Dioskuren, dessen zürnender Ausdruck jetzt ziellos ins Blaue starrt, auf den Gegenstand gerichtet gewesen sein, der die gewaltsame muskelnaufschwellende Bewegung des Hauptes und der Brust, sowie das Vortreten der Sehnen des Unterarmes verursacht. Es muss ferner das Haupt des Rosses dem Zügel gehorchend sich dem Führer zugewendet haben, während es sich jetzt von demselben in einer Weise abkehrt, die jeden Zusammenhang der Gruppirung aufhebt.

Vergleichen wir den Koloss des Praxiteles mit dem des Phidias, so springen zunächst, bei der sonstigen völligen Gleichheit in der Motivirung der Gruppen, folgende Verschiedenheiten in die Augen. Das Haupt der Praxitelischen Figur ist zarter behandelt, und der Gesammteindruck des Gesichts jugendlich weicher als bei dem Kastor des Phidias. Die Räume über den Augen bis an das Stirnbein, welche bei diesem sehr schmal erscheinen, sind bei dem Pollux des Praxiteles „breiter gehalten und von gewählteren Proportionen.“ Ebenso erscheinen die Nasenflügel hier

höher und stärker, dort dünner und schmaler. Der Ausdruck des Gesichts, besonders des Mundes, hat mehr göttlichen Apollinischen Stolz beim Praxiteles, während er herbere, heroische Energie bei dem Werke des Phidias zeigt. Damit stimmt auch die schon erwähnte verschiedene Behandlung in der Lage der Haarlocken über der Stirn.* Die Gewandung ist gleichfalls bei dem zweiten Kolosse verschieden gehalten, aber auch in ihren Falten ist die Bewegung angedeutet, welche dem Momente des Innehaltens vorherging. Im Ganzen betrachtet, zeigt der Koloss des Praxiteles ein sanfteres Ineinanderfliessen der Theile, was man freilich bei dem Gypsabgusse weniger als dem Originale gegenüber wahrzunehmen im Stande ist, da der Abguss grade bei der Praxitelischen Figur weit weniger gelungen scheint, als bei dem Dioskuren des Phidias, wo alle Theile vollkommen in einander passen. Wenn aber bei dem Marmor-Originale der Koloss des Praxiteles, trotz aller Schönheit und Edelgestalt seiner Formen, weniger Kraft, Bewegung und Leben zeigt, — so muss man dabei nothwendig, wie schon bemerkt, den Umstand in Anrechnung bringen, dass derselbe in seiner jetzigen nach Norden gerichteten Frontaufstellung kaum Abends einen Schimmer Sonnenlichts erhält, während sein glücklicherer Partner sich dieses für die Werke der Plastik so nothwendigen, belebenden Elements zu allen Tageszeiten erfreut. Göthe's Freund, Heinrich Meyer, vergass hierauf Rücksicht zu nehmen bei den einzelnen Ausstellungen, welche er in seinen Nachträgen zu Winckelmanns Kunstgeschichte an dem Kolosse des Praxiteles zu machen fand. Dennoch gestand auch dieser feine Kenner nach jahrelangem Studium des Originals: dass die Kunstgewandtheit zu bewundern sei, mit welcher der vortreffliche Meister sich dem ersten Bilde anzunähern gewusst, und mit der er den Stil der Formen, die Aeusserung gewaltiger Kraft und rascher Bewegung in seiner Figur gleichmässig anzudeuten verstanden habe, ohne doch in irgend einem Theile den Kopisten zu verrathen. Vorzüglich gelungen erschienen diesem Kenner die Gelenke der Glieder, und mit Recht nannte er die Kniebeugung am linken Beine und Schenkel ein grosses Meisterstück; wie er denn überhaupt den Schöpfer der zweiten Figur an Wissenschaft dem Meister der ersten, wo nicht überlegen so doch wenigstens gleich achtete. Meyer und seine Freunde hielten bekannt-

lich auch die heutigen Marmor-Originale der Kolosse für Arbeit der Meister, deren Namen sie tragen.

Minder gelungen, oder mehr als Beiwerk gehalten, sind die den Kolossen zur Seite gegebenen Rosse. Doch sind auch bei ihnen Haupt und Hals von grosser Schönheit. Nach der Bemerkung eines befreundeten Künstlers scheinen die Figuren derselben, wie Rafaels grosse Konstantinschlacht im Vatican zeigt, von den Malern früherer Zeit vielfach studirt und nachgeahmt worden zu sein.

Man hat die Bewegung dieser Kolossalgestalten mit der des Borghesischen Fechters verglichen, um den Unterschied zwischen göttlicher Grossheit und menschlicher Kraftfülle zu veranschaulichen. Allein im Verhältniss zu der alle Sehnen und Muskeln bis zum Aeussersten menschlichen Kraftmasses spannenden Heftigkeit des Fechters, in welchem die Menschengestalt wie eine im Losschnellen begriffene Stahlfeder erscheint, ist die Bewegung der Dioskuren fast Ruhe zu nennen. Denn hier sehen wir die vollkommene Gewissheit heroischer Kraft ausgedrückt, die ihrer Herrschaft über den Gegenstand an dem sie sich äussert, gewiss und sicher ist. Dort hingegen stürmt ein Krieger laut rufend einem übermächtigen Feinde, der Fusskämpfer einem Reiter entgegen, sein Leben aufs Spiel setzend, in ungleichem Kampfe, dessen Ausgang auf diesem einen, glücklich oder unglücklich geführten, Stosse beruht, zu dem der Fechter alle seine Stärke und Gewandheit zusammennimmt.* An den Kolossen „ergiebt sich die Lebendigkeit aus der grossartigen Wahrheit der Darstellung, wenn auch das Einzelne weniger genau bearbeitet ist; am Fechter springt es hervor aus der sorgfältigen Ausführung jedes Gliedes, jeder Muskel, jeder Sehne. Dort zeigt sich vorwiegend der geistige Gehalt der Wissenschaft, hier zugleich ihr ganzer Umfang."

Erhaben wie die Zeit, in welcher er lebte, die Zeit der lebendigsten Begeisterung des edelsten Volks über den glorreichsten Sieg, den je die freie Bildung des Abendlandes über den Barbarendespotismus des Orients gewonnen, erhaben wie die Zeit des Themistokles und Aristides, des Cimon und Perikles, ist auch diese Schöpfung des unsterblichen Meisters Phidias, und der Charakter des von ihm gebildeten Halbgottes, ist nicht nur beseelt von jener Würde des Erhabenen, die hier die ganze Bildung

* Man vergleiche die Schilderung in: Zwei Monate in Paris, von Ad. Stahr. Th. I. S. 144 — 148.

menschlicher Natur durchdringt, sondern es ist über denselben auch der volle Zauber jener „hohen Grazie" verbreitet, welche, wie Winckelmann so schön sagt, nicht rührt und erweicht, sondern Nachdenken und Ehrfurcht erweckt. Wäre es wahr, was Einige behaupten, dass Erfindung und Gestaltung dieser Bildungen ein Werk römischer Kaiserzeit sei, so bliebe nichts übrig, als mit dem Verfasser der „Epochen bildender Kunst unter den Griechen" diese Denkmäler, welche die grössten Künstler neuerer Zeit eines Phidias und Praxiteles würdig achten, als die sprechendsten Beweise anzusehen für das Urtheil und die Ansicht derjenigen alten Schriftsteller, welche den berühmtesten Bildnern aus der Zeit der ersten römischen Kaiser gleichen Rang einräumten neben den grössten Meistern des Perikleischen Athens.

Mit Entzücken gedenke ich der Zeit, wo mir das Glück vergönnt war, die herrlichen Gestalten der Originale selber täglich zu schauen, wie sie dastehen auf dem schönsten Platze der Welt, vor sich das kolossale Wasserbecken, dessen himmelan steigender Krystallstrahl im Sonnenlichte funkelt, über sich das Blau des italischen Himmels, zu ihren Füssen gelagert die Stadt der Städte, das ewige Rom, das schon länger als zwei Jahrtausende zu den einst verehrten Schutzgöttern hinaufgeblickt; umschlossen von würdigster Umgebung jener stolzen Paläste, die den geheiligten Hügel des Quirinus krönen, und deren architektonische Massen dennoch die mächtige Wirkung dieser Kolosse der Plastik nicht beeinträchtigen, weil diese Wirkung geschützt und gesichert wird durch die schöne Beschränkung des Platzes selbst, und durch das weise Maass der vielleicht nicht über zwölf Fuss hohen Postamente auf denen sie sich neben dem Obelisken des Augustus erheben. — Wer das Glück dieses einzigen Anblicks niemals genoss, der freue sich doppelt, die Herrlichkeit dieser Meisterwerke kolossaler Plastik jetzt an diesen ihren Abbildern bewundern zu können, deren Aufstellung in geschlossenem Raume zugleich einen annähernden Begriff zu geben vermag von der Wirkung, welche einst die kolossalen Götterbilder der Alten in ihren Tempeln auf die entzückten Beschauer hervorzubringen vermochten. Erst jetzt, erst durch die Anschauung dieser Kolossalgebilde des Phidias und Praxiteles in der kunstgeschmückten Halle eines neuen, der Kunst geweihten Heiligthums, kann man nachempfinden, was die Brust des Hellenen bewegen musste, bei dem Anblicke eines Zeus und

einer Hera, welche die Kunst eines Phidias und Polyklet für die Tempel zu Olympia und Argos geschaffen; — kann man eine Ahnung haben von dem Gefühl, das selbst den Feldherrn des rauhen Römervolks durchschauerte, als er im Angesichte des vierzig Fuss hohen, auf goldenem Sitze thronenden Olympischen Zeus des Phidias staunend ausrief: „Wahrlich, hier ist leibhafte Gegenwart gestalteter Gottheit!“

Die in den Kolossalgruppen von Monte Cavallo den Dioskuren gegebene Stellung und Gruppirung als Rossebändiger, ist im Alterthume häufig nachgeahmt worden. Schon Wagner hat in seiner Abhandlung auf einen antiken Sarkophag hingewiesen, der an der Aussenseite des Domes zu Florenz eingemauert, zu beiden Seiten die Dioskuren in gleicher Stellung mit ihren Pferden zeigt. Eine ähnliche Reliefdarstellung befindet sich im Palast Mattei zu Rom.

Schliesslich noch eine artistische Bemerkung. An dem Kolosse des Phidias bemerkt man drei warzenförmige Erhöhungen, die eine an der Spitze des Kinns, die beiden andern in der Mitte des linken Vorderarmes und an dem Ballen des Daumens der linken Hand, welche das Ross am Zügel hält. Früher zog man daraus den Schluss, dass das Werk von dem Meister nicht vollendet worden sei. Allein jener Schluss ist unrichtig, und Wagner hat auch an dem Beispiel einiger andern Werke antiker Plastik nachgewiesen, dass die Alten zuweilen einige Zeichen der Punktirung, deren sie sich bei der Ausarbeitung ihrer Marmorwerke so gut wie die heutigen Bildhauer bedienten, mit Absicht stehen liessen, um mit Hülfe derselben immer noch nachmessen zu können. Bei unsern Kolossen scheint es aus dem Grunde geschehen zu sein, um mittelst derselben den Abstand berechnen zu können, in welchem die Figuren von den Pferden zu stehen hätten. Auch an der Statue des Praxiteles finden sich Spuren solcher Punkte am rechten Arme, der das Pferd hält. Dagegen deutet die Erhöhung am Schenkel derselben Seite darauf hin, dass sich hier eine später weggenommene Marmorstütze befunden hat.

Eduard Kunel's Buchdruckerei in Berlin.

Torso.

Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten.

Papier
aus der mechanischen Papier-Fabrik
der Gebrüder Vieweg zu Wendhausen
bei Braunschweig

Torso.

Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten.

Von

Adolf Stahr.

In zwei Theilen.

Erster Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1854.

Der Autor behält sich das Recht der Uebersetzung in das Englische und andere fremde Sprachen vor.

Seinem Freunde

Julius von Hennig auf Plonchott

in herzlicher Freundschaft

zugeeignet

von

Adolf Stahr.

BAYERISCHE
REGIA
MONACENSIS

Mein theurer Freund!

Deiner vielbewährten Theilnahme empfehle ich mit dieſer Widmung eine Arbeit, an die ich manche Jahre fleißiger Studien und Beobachtungen gewendet und als deren Hauptzweck ich mir vorgeſetzt habe: der alten Kunſt und ihren Hauptwerken, — und zwar zunächſt der bildenden Kunſt, die Aufmerkſamkeit und Neigung des größeren Publikums zu gewinnen.

Ich habe dieſes Buch Torſo genannt, nicht nur weil unſer ganzes Wiſſen von der alten helleniſchen Kunſt, von ihren Künſtlern und Kunſtwerken ebenſowohl, wie Alles, was uns von ihren Leiſtungen übrig geblieben, ſelbſt nur ein Torſo iſt, — ein Torſo, noch ärger verſtümmelt, noch ſchwieriger zu deuten oder gar zu ergänzen als jener weltberühmte Torſo des Vatikan, der vor allen dieſen Namen trägt. Ich wählte dieſe Bezeichnung auch darum, weil die Art und Weiſe der Behandlung, deren ich mich in meinem Buche bedienen zu müſſen glaubte, ſelbſt jener Beſchaffenheit des Gegenſtandes entſpricht.

Die wenigen Trümmer, welche uns das Schicksal gegönnt hat von der unzählbaren Fülle schöpferischer Kunstgestaltung des antiken Lebens, dessen Herrlichkeit es mit seinem ehernen Fußtritte zertrümmerte, — sie reichen weit nicht aus, um auch nur annähernd ein vollständiges Bild zu geben von dem geschichtlichen Entwickelungsgange der alten Kunst. Mir schien es darum vortheilhafter, die bedeutendsten der uns erhaltenen Werke griechischer Bildkunst zum Mittelpunkte einer Reihe von Darstellungen zu machen, und aus der genauen Schilderung dieser Werke und aus den spärlichen Nachrichten über die großen alten Meister, auf welche sie zurückzuführen sind, den Zusammenhang der bildenden Kunst mit der Geschichte und Kultur, mit den politischen, religiösen und socialen Lebensverhältnissen ihrer Zeit hervorgehen zu lassen.

Durch solche Darstellungsweise glaubte ich ferner auch noch einen anderen Zweck zu erreichen. Auf meinen Reisen, besonders aber während meines längeren Aufenthalts in Italien, vermißte ich oft selbst ein Buch, welches dem Besucher der verschiedenen Antikenmuseen Europas das Mittel böte, die wichtigsten und berühmtesten Werke der alten Plastik und Malerei mit Nutzen für seine ästhetische Bildung betrachten und in ihrer Bedeutung für die alte Kunstgeschichte würdigen zu können. Es schien mir ein verdienstliches Unternehmen, den Blick der zahlreichen Freunde alter Kunst durch eine genaue Beschreibung dieser Werke, inmitten der verwirrenden Masse solcher Sammlungen, auf das Vortrefflichste und Bedeutendste zu beschränken und für das allseitige Verständniß desselben zu schärfen.

Aus diesem eigenen Bedürfnisse ist der Plan zu diesem Buche entstanden, das somit gar wohl als eine Ergänzung meines italienischen Reisewerks betrachtet werden kann. Es ist keine Kunstgeschichte im strengen Sinne des Worts; aber ich denke, daß sich aus den Einzelbildern

des Buchs dennoch für den ſinnvoll aufmerkſamen Leſer eine Art von Entwickelungsgeſchichte der helleniſchen Bildkunſt erbauen ſoll. Und jedenfalls hoffe ich, daß es ein Buch ſei, an deſſen Hand ſich der Leſer in jedem der großen europäiſchen Muſeen alter Kunſt über das Wichtigſte und Weſentlichſte, dem er ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken hat, leicht zu orientiren im Stande ſein wird.

Wenn es Dir, mein theurer Freund, auf Deiner Reiſe in das Land der Schönheit einſt dieſen Dienſt leiſtet, ſo iſt mir damit zugleich ein perſönlicher Wunſch erfüllt.

Berlin, im Auguſt 1854.

Adolf Stahr.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

		Seite
I.	Natur, Land und Volk der Griechen	1— 20
	Die Griechen und ihre Götter	15
	Der griechische Staat	18
II.	Dädalos	21— 36
III.	Zusammenhang der hellenischen Kunst mit dem Orient	37— 54
IV.	Die zwei Hauptepochen der griechischen Plastik	55— 84
	1. Von Dädalos bis Phidias	57
	2. Von Phidias bis Hadrian	68
V.	Aelteste erhaltene Hauptwerke der griechischen Skulptur	85— 94
	1. Das Löwenthor zu Mykenä	87
	2. Das Relief von Samothrake	90
	3. Die lycischen Skulpturen	—
	4. Tempelskulpturen von Selinus	91
VI.	Tempelgiebel und ihre plastische Verzierung bei den Alten	95—108
VII.	Die äginetischen Bildwerke	109—134
	Aegina und seine Bedeutung in der Kunstgeschichte	111
	Entdeckung der Bildwerke	113
	Komposition der westlichen Giebelgruppe	114
	Beschreibung der Figuren	116
	Technische Behandlung	119
	Proportionen, Köpfe, Gesichtsausdruck	120

Seite

Das Lächeln der Aegineten 121
Die äginetische Kunst in ihrem Verhältniß zur früheren und späteren Kunst 127
Das Charakteristische derselben 128
Onatas der große Aeginetische Künstler 131
Aeußerlichkeiten der erhaltenen Bildwerke 132
VIII. Phidias und seine Werke . . . . . 134—176
Lebensumstände des Künstlers 135
Zeitverhältnisse 138
Perikles 141
Phidias und Perikles 145
Das Publikum der griechischen Kunst 147
Die Ideale des Phidias 151
A. Das Atheneideal . . . . . —
Kolossalbildsäule der Athene Promachos aus Erz . —
Die Lemnische Athene 152
Die Athene Parthenos . . . . . —
Charakter des Minervenideals 154

Erhaltene Athenebilder.

1. Die Pallas von Velletri im Louvre zu Paris . . 155
2. Die Minerva Ghigi in Dresden 156
3. Die Minerva von Kassel 157
4. Die Minerva Giustiniani in Rom . . . . . —
5. Die Pallas in Villa Albani zu Rom 159
B. Das Jupiterideal . . . . . —
Der Zeus zu Olympia 160
Phidias' Gehülfen bei diesem Werke . . . . . —
Beschreibung des Werks . . . . . —
Schicksale desselben 164

Erhaltene Nachbildungen.

1. Der Jupiter von Otricoli (vgl. S. 161) . . . 165
2. Der Jupiter Vescovi in Rom 166
Andere Werke des Phidias 167
Sagen über das Lebensende des Künstlers . . . . —
IX. Die Parthenonskulpturen . . . . . 171—222
Die Akropolis von Athen und ihre Bauwerke . . . 173
Der Festzug der Panathenäen 177
Der Parthenon 183
Sinn und Gehalt der Parthenonsbildwerke 186
Giebel, Metopen, Fries . . . . . —
Beschreibung der Bildwerke in den Giebelfeldern . . 187
» » » in den Metopen 190
» » » am Fries 191

Seite

Schickſale des Parthenon 195
Carrey's Zeichnungen vom Jahre 1672 196
Zerſtörung des Parthenon durch Königsmark . . . 198
Lord Elgin's Raub 201
Ueberſicht der erhaltenen Reſte 203
a) Von den Metopen . . . . . —
b) Vom Friſe 204
c) Von den Giebelgruppen . . . . . —
Die Darſtellungen der Metopen 205
Der Panathenäenzug des Cellafrieſes 207
Die Reſte der Giebelſtatuen 213

Einzelnes.

1. Die beiden Gruppen ruhender Frauengeſtalten . . . 216
2. Hyperien und ſein Roßgeſpann 218
3. Pferdekopf von dem Wagen der Nacht . . . . . —
4. Iris und Nike 219
5. Figur eines jugendlichen Gottes . . . . . —
6. Torſo des Poſeidon aus der Athene . . . . . —
7. Der Iliſſos (vgl. S. 214) 220
8. Weiblicher Koloſſalkopf 221

X. Die Koloſſe von Monte Cavallo . . . . . 223—248
Größe des Eindrucks 225
Bedeutung der Dioskuren für Rom 227
Schickſale des Werks (vergl. S. 225) 229
Die Inſchriften 230
Autoritäten für die Richtigkeit derſelben . . . . . —
Die Dioskuren ſind Kopien berühmter Bronzeoriginale . 232
Ihr Kunſtwerth . . . . . —
Winckelmann und das Koloſſale 235
Mittelalterliche Sage von den Koloſſen . . . . . —
Jetzige Aufſtellung (vergl. S. 243) 236
Beſchreibung der beiden Gruppen 239
Motiv der Stellung 240
Verhältniß der Geſtalt der Dioskuren zu den Roſſen . . 241
Vergleichung des Phidiaſſiſchen Koloſſes mit dem des Praxiteles 243
Die Roſſe 244
Vergleich der Dioskuren mit dem Borgheſiſchen Fechter . —
Nachahmungen des Motivs 247

XI. Alkamenes und die Skulpturen des Apollotempels zu Baſſä . . . . . 249—274
Entdeckung des Tempels und ſeiner Skulpturen . . . 251
Wahl des Gegenſtandes in den Friesbildern 254

Seite

Die Kunſtgeſtalt der Amazonen 258
Der Amazonenkampf 260
Der Centaurenkampf 263
Wirkung fürs Auge 270
Alkamenes, Phidias' Schüler, Bildner dieſes Werks . . 272

XII. Polyklet und die Juno Ludovisi . . . . . 275—290
Eindruck der Juno Ludoviſi zu Rom 277
Die Argiviſche Juno Polyklet's 279
Erhaltene Junoköpfe 281
Junokopf der Gallerie zu Florenz . . . . . —
Andere Werke Polyklet's 283
Der Diadumenos 284
Der Apoxyomenos . . . . . —
Salbender Athlet . . . . . —
Würfelſpielende Mädchen (in Berlin) . . . . . —
Hermestypus . . . . . —
Der Merkur des Belvedere 285
Kanephoren 286
Polyklet's Kanon 287
Ruhm des Künſtlers 289

XIII. Myron und der Diskobol . . . . . 291—302
Phidias, Polyklet und Myron 293
Myron's Kuh . . . . . —
Myron's Diskuswerfer 294
Künſtleriſche Eigenthümlichkeit Myron's 298
Seine phantaſtiſchen Schöpfungen, Seeungeheuer ꝛc. . . 299
Lebensnachrichten über ihn 301

XIV. Skopas und Praxiteles . . . . . 303—424
Die drei großen Meiſter des vierten Jahrhunderts . . 306
Geiſt ihrer Zeit . . . . . —

1. Skopas und ſeine Idealſchöpfungen 308
Der Mars Ludoviſi 309
Die Göttin Hellas 312
Das Meduſenideal und die Meduſa Rondanini . . . —
Schlafende Meduſa der Villa Ludoviſi 314
Sage von der Meduſa und ihrer Schönheit 315
Skopas' Apollotypus 316
Sein Apollo Citharödus . . . . . —
Der Apollo Citharödus des Vatikan 318
Der Apollo Barberini in München 320
Zahlreiche Darſtellungen des Apollon im Alterthum . 321
Skopas' Triumphzug des Achilleus 322
Nereide in Florenz 324

Seite

2. Praxiteles 325
Lebensverhältniſſe und Charakter . . . . . —
Die Schönheit, die zur Liebe reizt, ſein Ziel 326
Der Marmor ſein Hauptmaterial 327
Sein Ideal der Aphrodite 328
Die Knidiſche Venus 329
Die Knidier und das Kunſtwerk . . . . . —
Praxiteles und ſeine Geliebte 332
Nacktheit des Venusideals*) 334
Größenverhältniß deſſelben im Vergleich zu der Koloſſalbildung anderer Götter 335
Motiv der Knidiſchen Venus 336
Bedeutung des Gewandmotivs 338
Die berühmteſten erhaltenen Venusſtatuen 339
Nackte: 1. Die Mediceiſche Venus zu Florenz . . . . —
2. Antike Kopie derſelben in Dresden 343
3. Die Kapitoliniſche Venus . . . . . —
4. Die Venus von Troas im Palaſt Chigi zu Rom 347
Erhaltene Nachbildungen der Knidiſchen Venus des Praxiteles 348
Zwei Venusſtatuen des Pio-Clementin. Muſeums zu Rom —
Eine Venus der Villa Borgheſe, eine andere der Villa Ludovisi
Venusſtatue in den Magazinen des Vatikan 349
Venus Braschi in München . . . . . —
Bekleidete Venusſtatuen 350
Venus von Milos im Louvre 351
Venus von Capua im Muſeo Borbonico zu Neapel . 354
Venus von Arles im Louvre 355
Aeltere bekleidete Venusſtatuen von Praxiteles . . . 356
Venus genitrix im Louvre . . . . . —
Praxiteles' Thespiſcher Eros 357
Erhaltene Kopien des Praxiteliſchen Erosideals 358
1. Der Eros des Vatikan 359
2. Der Elgin'ſche Eros . . . . . —
Praxiteles' Darſtellungen des Dionyſiſchen Kreiſes 360
Erhaltene Nachbildungen des Praxiteliſchen Dionyſos.
1. Der ſogenannte Sardanapallos im Vatikan . . . —
2. Marmortorſe des Bacchus im Vatikan 362
3. Der Bacchus des Louvre 363

*) Vergl. den Abſchnitt: Nacktheit der griechiſchen Plaſtik S. 349 ff.

Seite

Die Kunſtbildung der Satyrn oder Faune . . . 365
Der Satyr periboëtos, das Ideal der Gattung . . . —
Erhaltene Nachbildungen des Praxitelischen Satyrideals.
Der Kapitolinische Faun . . . . . —
Die Kunſtgeſtalt der bärtigen Satyrn 366
Der Borgheſiſche Silen mit dem Bachuskinde . . . —
Praxiteles' Darſtellungen aus dem Kreiſe des Apoll und der Artemis 368
Diana Colonna im Berliner Muſeum . . . . . —
Diana von Verſailles 369
Apollo Sauroktonos 370
Praxiteles' Geſtaltung der Demeter (Ceres) . . . 371
Ceres der Villa Borgheſe 372
Ceres des Vatikan . . . . . —
Römiſche Kaiſerinnen als Ceres . . . . . —
Niobe und die Niobiden 373
Ungewißheit des Alterthums, ob die Gruppe vom Skopas oder Praxiteles . . . . . —
Die Sage von der Niobe 374
Plaſtiſche Behandlung derſelben von Phidias 375
Praxiteles' Werk 376
Aufſtellungsort und Kompoſition . . . . . —
Ausdruck der Niobe, Verhältniß ihrer Geſtalt zur Umgebung 377
Die Florentiner Statuen 378
Eintheilung der erhaltenen Statuen in vier Gruppen . —
Erſte 379
Zweite . . . . . —
Dritte 380
Vierte . . . . . —
Die Tochter der Niobe, im Berliner Muſeum . . —
Der Alkyoneus der Münchner Glyptothek . . . 382
Die ſtrafenden Götter 383
Andere Darſtellungen der Niobidenſage . . . 385
Praxiteles' Charakter und Lebensumſtände 386
Seine Söhne und Schüler . . . . . —
Die Gruppe der Ringer in Florenz 387
Leochares und ſein Raub des Ganymed 388
Ganymed vom Adler getragen, im vatikaniſchen Muſeum —
Das choragiſche Denkmal des Lyſikrates 390

Zweite Abtheilung.

	Seite
XV. Stellung der Künſtler im helleniſchen Leben	395—456
Irrige Anſichten über dieſelbe	397
Moderne Anſichten über Künſtlerlaufbahn und -Beruf	398
Platon's und Ariſtoteles' Anſichten über Kunſt und Künſtler	399—418
Was iſt banauſiſch im helleniſchen Sinne	406
Kunſt und Handwerk im Alterthum	407
Die Begriffe Demiurgos und Eheirenar	414
Platon's äſthetiſcher Rigorismus	416
Der Maler Zeuris und die Kreteniaten	418
Folgerungen aus dieſer Erzählung	420
Untergang aller alten Kunſtſchriften und Werke über Kunſtgeſchichte und Künſtler	423
Beweiſe für die Achtung der Künſtler im helleniſchen Leben	—
Selbſtgefühl der alten Künſtler	—
Ehrenbezeugungen vom Volk	424
Ehrenbezeugungen von Fürſten	427
Ausgezeichnete Künſtler mit dem Ehrenbürgerrecht belehnt	428
Parrhaſius der große Maler	429
Unreine Quelle mancher Anekdoten von großen Künſtlern	430
Alle griechiſchen Künſtler waren freigeborne Bürger	432
Die griechiſchen Künſtler waren geiſtreiche Männer	—
Sie beſaßen wiſſenſchaftliche Bildung	433
Sie waren oft Schriftſteller über ihre Kunſt	434
Griechiſche Künſtler befreundet oder verwandt mit den erſten Männern des Staats	436
Geehrt vom helleniſchen Bundestage	437
Die Geldfrage und die Ehre der Arbeit bei den Alten	438
Honorar der Schriftſteller, Dichter, Sophiſten	440
Reichthum griechiſcher Künſtler	441
Die Geringſchätzung des Künſtlerſtandes als ſolchen gehört einer ſpäten Zeit an	445
Plutarch	446
Seneka	447
Entſchuldigung der Anſichten beider	448
Lucian, über die Lebensſtellung des Künſtlerſtandes	449
Reſultat	456
XVI. Die Kunſt und die Freiheit	457—472
Anſichten der Alten, Herodot	459
Winckelmann's Anſicht	460
Goethe und die »Weimariſchen Kunſtfreunde«	464
Raſael und Papſt Julius	466

Seite

Das englische Parlament über den Zusammenhang von Kunst und Freiheit 468
Winckelmann's Irrthum 470
Resultat 471

XVII. Das Portrait . . . . . 473—534
Sage von der Erfindung des plastischen Portraits bei den Griechen 475
Liebe und Sehnsucht seine Erfinderinnen 476
Oeffentliche Ehrenstatuen und private Portraitdenkmäler . 477
Die ältesten Standbilder von Menschen bei den Griechen sind die Athletenbilder und olympischen Siegerstatuen . 478
Jemanden »in Erz aufstellen« 479
Die Ehrenstatuen des Harmodios und Aristogeiton . . . 480
Die Komposition dieser Gruppe in einem Relief erhalten 481
Denkmal der heldenmüthigen Laina . . . . . —
Andere Ehrenstatuen zu Athen bis auf Alexander d. Gr. 482
Verbreitung der Sitte durch Griechenland 483
Heilighaltung solcher Denkmäler 484
Sie waren meist zugleich einem Gotte geweiht . . . . —
Portraitstatuen von Feldherren und Staatsmännern, Dichtern, Rednern ꝛc. 485
Ehrenstatuen berühmter Frauen 486
Ehrenstatuen schöner Hetären 488
Ehrenstatuen von Sängerinnen und Tänzerinnen . . . 489
Portraitstatuen von Künstlern nicht bekannt (vergl. S. 135) 490
Plastische Künstler, welche als Verfertiger berühmter Portraitstatuen genannt werden . . . . . —
Entwickelungsgang der plastischen Portraitkunst . 492
Der Naturalist Demetrius 493
Der Naturalist Lysistratus 495
Ideale Auffassungsweise der alten Portraitkunst 496
Ihre schöpferischen Bildungen . . . . . —
Material der meisten alten Portraitstatuen (Erz) . . . 497
Portraits großer Schriftsteller, Philosophen, Dichter u. s. w. für Bibliotheken und Museen seit der Alexandrinischen Zeit 498
Das Portrait bei den Römern 499
Ungeheure Zahl der Ehrenportraitstatuen in Rom und Italien 500
Das Skulpturportrait in der Kaiserzeit . . . . . —
Neue Köpfe auf alte Bildsäulen gesetzt . . . . . —
Inschriften an Portraitstatuen geändert 501
Vergötterte Darstellung römischer Imperatoren in der Plastik —
Vergötterte Darstellung von Privatpersonen 503

Seite

Vorhandene Hauptwerke der plaſtiſchen Portraitkunſt 504

I. Griechen.

1. Dichter: Homer.

Farneſiſcher Kopf 505
Kopf des Kapitoliniſchen Muſeums 506
Sophokles, Statue des Lateranmuſeums . . . . . —
Euripides, zwei Köpfe im Muſeo Borbonico und in Mantua 509
Menander / Poſidippus } ſitzende Statuen im Vatikan . . . —

2. Geſetzgeber und Weiſe:

Solon, Büſte in Florenz 511
Aeſop, in Villa Albani 512

3. Staatsmänner, Redner und Philoſophen:

Perikles, Hermenbüſte in der Glyptothek zu München 514
Aſpaſia, Hermenbüſte im Vatikan 515
Alkibiades, Marmorherme des Vatikan 516
(Segen.) Phocion, Statue des Vatikan 517
Sokrates, Herme des Neapolitaniſchen Muſeums . . 518
Platon, Marmorbüſte in Florenz . . . . . —
Ariſtoteles, ſitzende Statue im Palaſt Spada zu Rom 519
. . Statuette der Villa Mattei zu Rom . —
Diogenes, der Cyniker, Marmorſtatuette in Villa Albani 520
Epikur, Herkulaniſche Bronzebüſte 521
Demoſthenes, Statue des Vatikan 522
Aeſchines, Statue des Muſeo Borbonico 523

II. Römer.

Das Monumentalportrait bei den Römern 525
Römiſche Könige . . . . . —
P. Scipio Afrikanus, der Beſieger Hannibal's . . 527
Bronzebüſte des Muſ. Borbon. 528
Marmorbüſte des Kapitoliniſchen Muſeums . . . . —
Pompejus, Koloſſalſtatue im Palaſt Spada in Rom, —
Mark. Antonius, der Triumvir, Marmorkopf in Florenz 530
Agrippa, Feldherr Auguſt's, Statue im Palaſt Grimani zu Venedig 531
Der ſogen. Germanicus im Louvre . . . . . —
Cicero, marmorne Koloſſalbüſte der Wellington'ſchen Sammlung 532
Hortenſius, Büſtenkopf in Villa Albani 533
Julius Cäſar, Koloſſalbüſte in Neapel . . . . . —

Seite

Julius Cäſar, Gewandbüſte von Baſalt, im Berliner Muſeum 533
Portraits germaniſcher Barbaren:
Thusnelda, Koloſſalſtatue in Florenz 534
Ramis, Marmorkopf des Berliner Muſeums . . . . —
Thumelicus, Marmorkopf des Britiſchen Muſeums . . —
XVIII. Färbung plaſtiſcher Bildwerke . . . . . 535—546
XIX. Nacktheit der griechiſchen Plaſtik . . . . . 547—567
Irrige Vorſtellungen 549
Ein Wort des Plinius . . . . . —
Hirt's Abhandlung über das Nackte 550
Leſſing's Auffaſſung . . . . . —
Aelteſte Götterbilder bekleidet 552
Nackte Darſtellung zuerſt angewendet bei athletiſchen Figuren 553
Die Götter und die menſchliche Geſtalt 554
Bekleidete, halbbekleidete und nackte Götterſtatuen . . 556
Andeutung der Bekleidung und Bewaffnung in der Kunſt 557
Scheidung zwiſchen der realen Menſchenwelt und der Welt phantaſtiſcher Geſtalten 558
Kleidung der Griechen im wirklichen Leben 559
Nacktheit, wo und wann erlaubt 561
Anſtößige Nacktheit 562
Sinn und Bedeutung der Satyr- und Faunennacktheit 563
Unterſchied griechiſcher und römiſcher Anſchauungsweiſe 565

Erste Abtheilung.

I.

Natur, Land und Volk der Griechen.

— quando omnibus omnia large
Tellus ipsa parit naturaque dædala rerum.

Lucretius.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Natur, Land und Volk der Griechen.

„Der Einfluß des Himmels muß den Samen beleben, aus welchem die Kunst soll getrieben werden. Und zu diesem Samen war Griechenland der auserwählte Boden.“

Nichts kann wahrer sein, als dieses Wort Winckelmann's, des Vaters der alten Kunstgeschichte. Die Natur, der gemeinsame Mutterschooß aller Dinge, ist auch die Erzeugerin und Pflegamme der Kunst. An den Brüsten der hellenischen Natur ward die Kunst der Hellenen großgesäugt, und man kann diese nicht verstehen, ohne jene zu kennen. Alles, was im griechischen Leben bewundert wird: die Energie der Tugend und Thatkraft, die Höhe und Vielseitigkeit der geistigen Bildung, die unerreichte Schöpferkraft, Schönheit und Mannigfaltigkeit in aller Kunst, der Sitten freie Anmuth, die heitere Schönheit wie der würdige Ernst des öffentlichen Lebens, — das Alles erblühte in diesem Jugendvolke der europäischen Menschheit nicht ohne den begünstigenden Einfluß der Lage und Natur seines Landes und seines glücklich gemischten Klimas.

Die alten Griechen waren sich dieser Vorzüge wohl bewußt. Ihre Schriftsteller und Dichter werden nicht müde, dieselben preisend zu verherr-

lichen. Sein Land, seine Natur, sein Klima galten dem Griechen als die Krone der Schöpfung, als Mittelpunkt der Welt. Pallas Athene selbst, hatte, wie Plato sagt, dies Land ihrem geliebten Volke angewiesen. Darum schienen sich die Griechen das geistige Herrschervolk der Welt, in der es außer den Hellenen nur noch Barbaren gab, über die zu herrschen den Hellenen gebührte. Aber diese Weltherrschaft war viel mehr eine geistige als eine materielle; und darum hat sie über das Leben des Volkes selbst hinaus sich Jahrtausende lang erhalten bis auf den heutigen Tag.

Griechenland ist die Vermittlerin gewesen zwischen Orient und Occident. Schon die Lage in der Mitte zwischen beiden erleichterte den Verkehr und die Verbindung mit den Kulturvölkern Asiens und Afrikas, deren Kunst gleichfalls nicht ohne Einfluß geblieben ist auf die hellenische Kunstthätigkeit. Die Bildung, welche der lebhaft beobachtende und schnell auffassende griechische Geist von dort empfing, machte er, begünstigt von seines Landes Natur, zu seinem Eigenthume, indem er das von ihm selbst Aufgenommene auch selbständig und eigenthümlich zur Vollendung ausgestaltete. Und wie Land und Natur von Hellas als die harmonisch gemäßigte Vollendung der orientalischen Natur erscheinen, so ward auch die griechische Kunst wie das ganze griechische Leben eine Vollendung und Verklärung des orientalischen Lebens in seiner Kunst.

In Land und Volk der Griechen vereinigen sich die gesonderten Eigenthümlichkeiten der Natur und der Völker des Orients zum Ebenmaße und zur Schönheit.

Hellas ist ein kleines Land. Es umfaßt nur den kleineren südlichen Theil der großen Halbinsel, welche im Osten vom schwarzen, im Westen vom adriatischen Meere begrenzt wird. Man könnte das Land selbst fast ein Kunstwerk der Natur nennen; denn es besitzt alle wesentlichen Eigenschaften eines Kunstwerks: übersichtliches Maß, Beschränktheit und Einheit in der höchsten Mannigfaltigkeit. Es giebt kein Land der Erde, sagt ein berühmter Kunstforscher und Reisender, der Däne Bröndstedt, das sich so wunderbar mit dem Meere vermählt, keins, das die Schönheit aller Gegenden Europas in solchem Grade verbunden

zeigt. Der Wanderer, der aus Theſſaliens weiten, fruchtbaren, roſſenährenden Ebenen den Peneiosfluß entlang in das Tempethal eintritt, glaubt ſich aus Dänemarks korngeſegneten Gefilden plötzlich wie durch Zauberſchlag verſetzt in die ſanften und doch prachtvollen Umgebungen einer üppigen italiſchen Natur, während ihn, kaum eine halbe Stunde weiter hinein in das Thal, die großartige Felſenpracht einer deutſchen Schweizerlandſchaft umgiebt.

Nur in einem ſolchen kleinen Lande konnte das griechiſche Leben mit ſeiner freien Vielgeſtaltigkeit entſtehen; nur in ſo überſichtlichem und geſchloſſenem Raume konnte ein innerlich bewegtes und doch feſtgeſchloſſenes mannigfaltiges Staatsleben erwachſen, während in den breiten Küſtenländern, in den weiten Stromthälern des Orients das unabſehliche Gewimmel der Menſchenmaſſen allein durch den weitgreifenden Zwang des religiöſen und des politiſchen Deſpotismus zuſammengehalten werden mochte.

Dies kleine Land beſaß ferner auch jenes Maß des Bodens und des Klimas, das, gleich entfernt von verſchwenderiſcher Ueppigkeit, die den Geiſt entnervt durch mühelosen Genuß, wie von jener öden Kargheit, welche den Schwung der Seele lähmt und niederdrückt, eine glückliche Mitte bildete zwiſchen Arbeit und Genuß, ruhigem Stillſtande und kräftigem Aufſchwung, zwiſchen Sammlung und Zerſtreuung. Griechenland war kein Paradies, wo Milch und Honig floſſen, kein Phantaſieland von idylliſchen Schäfern bewohnt, wie ſich's wohl jene Poeten des achtzehnten Jahrhunderts erträumten, die den verfeinerten Genuß eines thatloſen Gefühlslebens an die Stelle der erhabenen Schönheit und der kraftvollen Anmuth des griechiſchen Daſeins ſetzten. »Der Anblick des Landes,« ſagt der berühmte deutſche Aeſthetiker und Kunſtforſcher, welcher ſeiner Zeit ſelbſt Griechenland bereiſet hat, und deſſen meiſterhafter Darſtellung wir die Hauptzüge dieſes Abſchnittes entlehnen *), — »der Anblick des Landes iſt zuerſt viel rauher, als man zu erwarten pflegt. Von der

*) Fr. Viſcher, Aeſthetik II, 1. S. 233 ff

Höhe überſehen gleicht es einem Meere von verſteinerten Wellen, ganz durchäſtet von rauhen Felsgebirgen, die freilich einſt mehr als jetzt bewaldet waren. Bei dieſem Anblicke erinnert man ſich, daß die alten Griechen mit nichten ſo ſüß und geſchmeidig waren, wie ſie der Schöngeiſt ſich vorſtellt, und daß ihre Schönheit aufwuchs auf der Grundlage derber Kraft. Hier jagten dieſe unerbittlichen homeriſchen Städteverwüſter den Löwen, den Eber und den grimmen Bergſtier, hier ſtarrt die doriſche Härte und Wildheit. Aber das Auge, das zu dieſen Gipfeln und Spitzen hinaufſtieg, weckte und nährte zugleich den Sinn des Erhabenen in der Bruſt des Hellenen. Der reine Schwung der Berglinien, die unendlich mannigfaltige aber immer reizvoll modellirte Form der Felsgebirge, in der ſich Schroffes und Gerundetes zu ſchöner Einheit verbinden, weckten und bildeten den plaſtiſchen Blick, wie ſie noch heute das Entzücken des Künſtlers ſind. Und dieſes Reich von ſchönen Linien und Formen ſah der Grieche belebt und verklärt von dem zauberhaften Farbenreize ſeiner reinen Luft, eingefaßt von der blauen Pracht ſeines Himmels, deſſen unvergleichlicher Glanz dem aufſchauenden Blicke ins Herz hinein lachte; er ſah es umfloſſen von dem Spiegel dieſes Himmels, von einem Meere, deſſen tiefe lichtdurchdrungene Bläue im reizvollen Wechſel der Farben die Küſten von Hellas umſpülte. Welch ein Lehrmeiſter des Schönen das Meer für den Hellenen geweſen iſt, das kann man aus Homer lernen, wenn man auch nur eins der zahlreichen Gleichniſſe lieſt von der entſtehenden und vergehenden Meereswoge:

»Wie wenn zum hallenden Felſengeſtad' herrollende Meerfluth,
Wog' an Woge, ſich ſtürzt vom Weſtwind aufgewühlet,
Weit auf der Höhe zuerſt aufheimt ſie ſich; aber anjetzo
Gegen die Klippe zerſchellt laut donnert ſie, rings um den Beſtrand
Hängt ſie krumm aufbrandend, und fernhin ſpeit ſie den Salzſchaum. —
Alſo zogen gedrängt die Danaer, Haufen an Haufen,
Raſtlos her in die Schlacht.« —

Den Gegenſatz zu der rauhen und erhabenen Wildheit der griechiſchen Gebirgsnatur, welche dem Charakter des doriſchen Stammes ent-

ſpricht, bildet die ioniſche Weichheit und Lieblichkeit der Thäler, die jedoch weit entfernt iſt von jener orientaliſchen Ueppigkeit, welche den Sinn berauſcht und in Träume ſchwelgeriſcher Wolluſt verſenkt.

Klar wie ſein Himmel, ſchwungvoll und doch ſcharf umriſſen und beſtimmt wie ſeiner Erde Formen, war auch die Pflanzenwelt, welche den Hellenen umgab. Ihr Typus hat jenen *plaſtiſchen* Charakter, der durch den Schwung ſeiner Formen das Gemüth befreit, während er das Sentimentale durch ſeine ruhige Würde, ſeine ernſtgemeſſene Haltung und durch ſeine ſcharfe Deutlichkeit nicht aufkommen läßt. Selbſt der Oelbaum, ſo ähnlich unſerer nordiſchen Weide, iſt nicht elegiſch ſentimental wie dieſe, denn die lederartige Stärke ſeiner Blätter verhindert die zitternde Beweglichkeit im Winde und das traurige Ueberhängen der äußeren Zweige. Die Pflanzenwelt Griechenlands und Italiens iſt im Allgemeinen von mäßiger Größe. Wo ſich in derſelben üppige Fülle in Wuchs und Stamm, in Krone und Baumſchlag zeigt, da wird dieſe Fülle doch wieder, wie bei der Platane und dem Ahorn, zur gemeſſenen Beſtimmtheit hingelenkt durch die ſtrenge, dem Kryſtallartigen verwandte Zeichnung der Blätter. Das Grün der Bäume, nicht eintönig, ſondern in unzähligen Nüancen ſpielend, meiſt von warmer, zuweilen von glänzender, ſchwärzlicher und graugrüner Farbe, erſetzt durch ſeine Dauer den Schmuck der ſchnell verſengten Wieſenfluren. Erſt wenn man die reizende jungfräuliche Schlankheit des Lorbeerbaumes ſieht, verſteht man völlig den Mythus von der Daphne, wie man bei dem Anblick der hoch zur Krone aufſteigenden Doldenſtengel die Form der griechiſchen Tempelſäule verſteht, welche helleniſcher Kunſtgeiſt der Natur nachſchuf.

In dieſer Vegetation der Thäler lebt und webt eine ebenſo reiche und anmuthige Thierwelt. »Zahlloſe Cicaden ſummen im Graſe, tauſende von Nachtigallen ſchlagen im Myrtengebüſche, unter den Oliven, im Platanenhain, im Dunkel der Orangen und Limonen. Das Steinhuhn lockt, zierliche Lacerten werden von Schlangen verfolgt, mächtige Geier ſchreiten gravitätiſch einher, Pelikan und Storch lauern am See auf Beute und hoch in Lüften, ſtolze Kreiſe ziehend, wiegt ſich der Adler, der

blitztragende Vogel des Zeus. Wenn auch die gefährlichen, der Kultur feindlichen Thiere schon in früher Heroenzeit verfolgt und stark vermindert wurden, so war doch darum das wilde Gethier nicht in dem Grade wie bei uns ausgerottet, und die griechischen Dichter und Künstler sahen noch Löwen und Schlangen, Adler und Geier, nicht in Käfigen, sondern in Freiheit. Der Thiere Schönstes, das Pferd, war zugleich in seiner edelsten Race, der schlanken orientalischen, in Griechenland vorhanden, und die marmornen Rosse des Parthenon zeigen, daß Phidias der herrlichsten Modelle nicht entbehrte. *)

Ueberall in der organischen wie in der unorganischen Natur umgab so den griechischen Menschen die kunsttriebweckende Schönheit. Sie lachte ihm ins Herz mit dem hellen Lichte seiner Sonne und mit der Zauberpracht der Farben, der Kinder des Lichts. Sie grüßte ihn aus der strahlenden Bläue seines Himmels und seines Meeres, und aus der Reinheit und Klarheit seiner Luft, deren Hitze während der Sommergluthen hier der frische Hauch des Gebirgswaldes, dort die labenden Winde des Meeres kühlten. Sie lockte und bildete sein Auge durch die Linien und Formen der schön gestalteten Erde, wie durch die schön geschwungenen Wellen des rauschenden Meeres. Sie umgab ihn in Busch und Baum, n Wald und Feld, in dem silbernen Rieselrauschen der kühlen Felsenquelle, die dem Dürstenden Labung spendete, wie in den tausend mannigaltigen Reizen seiner Thier- und Pflanzenwelt.

Und hinein in all' diese Schönheit schuf dieselbe Natur das göttergleiche Gebild des griechischen Menschen.

Es war der griechische Himmel, der, wie schon Hippokrates lehrte, die schönsten und wohlgebildetsten Geschöpfe und Gewächse und eine Uebereinstimmung der Neigungen mit der Gestalt hervorbrachte. Darum war die leibliche Bildung des griechischen Menschen der Ausdruck des reinen Gleichgewichts von Temperament und Anlage überhaupt. »Der Gliederbau war kräftig breit und doch von schlanker Linie und geschmei-

*) Vischer a. a. O. S. 171. 234.

digen Formen. Der Charakter des Gelösten, Herausgearbeiteten, Entwickelten, besonders in der freigewölbten Brust, der schon in der Race lag, ward durch die Gymnastik noch mehr vervollkommnet. Das eigenthümliche griechische Profil ist allgemein bekannt. Die Kunst fand es vor in der Natur und bildete es nur aus zu höchster Vollendung. Noch heutigen Tages findet man hier und da in Griechenland dieses Profil: die gerade Linie in der Verbindung von Stirn und Nase, das große Auge, das runde volle Kinn, das breitere Gesicht, welche nach Aristoteles den ionischen Typus bezeichnen, der zur Zeit der blühenden Kunst das Ideal der griechischen Bildner wurde. Auch die dorische Gesichtsbildung, welche an das Profil der Plastik und Malerei vor Phidias erinnert: ein feines spitzes Gesicht, von vorn schmal zu sehen, zurückfliehende Stirn, scharfe Adlernase, der feine Mund wie zum Lächeln in den Winkeln aufgezogen, das spitze Kinn — auch diese dem dorischen Stamme eigenthümliche vogelähnliche Physiognomie kann man noch heute in Neugriechenland beobachten.«

Das Eigenthümliche des griechischen Profils besteht darin, daß es einen sanften ununterbrochenen Zusammenhang zwischen den oberen und unteren Gesichtstheilen erzeugt. Die Nase wird dadurch der Stirn, dem Sitze des Geistes, angeeignet und erhält selber einen geistigen Charakter, während bei einer tief einschneidenden Nasenwurzel der Ausdruck einer scharfen Trennung des Geistigen und Animalischen entsteht. Das volle Kinn aber gab diesem schönen harmonischen Ganzen gleichsam die abschließende feste Basis. »Die Stirn war mäßig gewölbt, nicht allzu hoch, sie hatte einen Theil ihrer Entwickelung dem Gesichte abgegeben. Dazu das volle, runde, leuchtende Auge unter feingezogenen Brauen und der Schmuck des lockigen Haares, das in Fülle auch in dem schön gekräuselten Barte sich zeigt. So sprach dieses ganze Profil das Gleichgewicht des Temperamentes aus, das neben dem sanguinischen Hauptzuge auch diejenige Dosis von Phlegma und Melancholie besaß, die zur Wissenschaft und zum ganzen Gefühl des Tragischen gehört, während man nur an Achilles zu denken braucht, um auch die Stärke des cholerischen Feuers im griechi-

schen Temperamente zu erkennen. Diese reine Mischung aller Temperamente bildete die Grundlage für die allseitige geniale Begabung des griechischen Menschen-*).

So ausgestattet von der Natur fand sich der Grieche unter einem Himmel und in einem Lande, wo das Leben weder zu schwer noch zu leicht war, wo mit mäßiger Mühe dreifache Ernte gedeihet, wo Wein und edle Früchte die Sinne erfreuen, und der leichtere Genuß die Mäßigkeit begünstigt. War auch des fruchtbaren Landes nur wenig, so lohnte doch überall der Boden die Mühe des Menschen, dem er zugleich lieb und werth wurde durch die Sorgfalt und Arbeit, die er auf seine Pflege verwenden mußte. Und wo der Boden nicht ausreichte, da lockte das Meer nach allen Seiten hinaus zum Handel, der mit dem Reichthum zugleich die Mittel brachte zur Verschönerung des Daseins, nachdem das Nothwendige gewonnen war. Die vielfach eingeschnittenen Küsten geben dem Lande individuelle Gestalt, und zeigen sinnbildlich die reiche Gliederung griechischen Lebens an. Die häufigen Golfe mit ihrer Beckenform, schön gerundeten Theaterkreisen vergleichbar, luden den Menschen zur Ansiedelung, sein Schiff zur Sicherheit ein. Rings umher aber schwimmen in reiner Bläue die schön gezeichneten Inseln. Vorzugsweise vom Himmel begünstigt war Attika, wo die reine Luft den Blick am weitesten hinausträgt über das Meer, und wo vom Hymettosgebirge herab das Auge über seinen blauen Spiegel ostwärts bis Chios dringt.-

Aber auch unter der Erde bot sein Land dem Hellenen die Mittel aller Kultur und Kunst. Erz, Eisen und edle Metalle waren reichlich vorhanden, und unerschöpfliche Brüche des edelsten Marmors boten sich dem Künstler zum bildsamen Stoffe dar.

Dieser griechischen Natur und ihrer Mischung und Gestaltung entspricht nun auch die griechische Kultur und ihre äußeren Formen. In allen ist das Nothwendige zu Freiheit und Leichtigkeit umgeschaffen, alle verkünden die schöne Menschlichkeit. -Die Tracht ließ das Haupt überall,

*) Vischer a. a. O. S. 235. Hegel, Aesthetik II, S. 387—390.

wo man nicht den Schutz des Helms, des Reisehuts, der Schiffermütze bedurfte, frei und unbedeckt, die Beine in ihrer schönen Zeichnung nackt — Hosen galten für barbarische Tracht — und auch der ganze oder halbe Arm sah nackt aus dem Gewande (Chiton) hervor. Das Himation, das über die linke Schulter geworfen um den Rücken geschlagen, dann unter oder über den rechten Arm genommen wurde, so daß das Ende wieder über die linke Schulter fiel, — dieses Himation, und ähnlich die kürzere Chlamys, war jenes ungenähte Stück wollenen Zeugs, dessen reicher Faltenwurf motivirt durch die Formen des Körpers diese durchblicken ließ, mit jeder Bewegung sich veränderte, nicht fertig genäht, als Sack am Leibe hing oder als Schale ihm anhaftete, sondern in Wahrheit getragen sein wollte, daher ein bewegtes, lebendiges, ein persönliches Kleid.« Aber auch unbekleidet sah das Auge die schöne Menschengestalt bei den gymnastischen Spielen, und der Künstler brauchte keine Modelle, um den Körper in jeder Bewegung zu sehen. Wir Moderne besitzen, wie Heinse treffend sagt, nicht dies von Kindheit an entwickelte Gefühl für die Form in ihrer unverhüllten Schönheit; wir wissen besser, wie die Röcke aussehen auf dem Rücken als die lebendige Haut. Die Griechen kannten durch ihre Bäder und Leibesübungen das Nackte, wie wir Lettern in einem gedruckten Buche im Moment lesen können; wir dagegen kennen es oft bloß als Lettern ohne Sinn, und glauben ihm nach der Ueberschrift, nach dem Gesicht, Gewächs und der Stellung, weil sie wie Worte aussehen.

»Wie einfach und doch schwungvoll, wie edel ohne Ueberladung, wie lebendig und gefühlt alle Geräthe waren, weiß Jeder, der antike Vasen, Lampen, Candelaber, Küchen- und Tafelgeräthe, Helme, Schilde und andere Waffen gesehen hat. Selbst die Löcher am Siebe hatten Zeichnung, das Gewicht an der Wage war ein Götterkopf, die Theatermarke stellte ein niedlich geschnittenes Thierchen vor; denn in Alles drang der Geist der Kunst und Schönheit ein, und wie der Grieche das Schöne schuf, so war er hinwiederum selbst, seine ganze Erscheinung, seine Lebensformen Gegenstand des Künstlers und der Kunst.« Man braucht

nur den Borgheſiſchen Fechter anzuſchauen, um ſich ein Beiſpiel vor die Sinne zu führen, wie z. B. die antike Waffenführung den ganzen lebendigen Mann in Anſpruch nahm, und die Kraft und Schönheit alle Glieder des Kämpfers zeigte. »Auch der griechiſche Feldherr iſt nicht bloß durch ſeinen Befehl und Plan von ferne her der Lenker der Schlacht. Alexander ſtürmt ſelbſt an der Spitze ſeiner Reitergeſchwader ein auf die feindlichen Schaaren.« Der Staatsmann iſt Redner des Markts, ſeine Thätigkeit iſt ſo öffentlich wie die des Feldarbeiters und Künſtlers; der Weiſe, der Dichter, der Denker, ſie alle ſtehen mitten im öffentlichen Leben als ganze, volle Menſchen. Es gab keine Kabinette und keine Studirſtuben, keine grünen Tiſche und ſtaubigen Actenzimmer, keine verkrüppelten Geſchäftsmenſchen im Volke der Hellenen.

Der freudige Ernſt dieſes griechiſchen Daſeins findet ſeinen höchſten feſtlichen Ausdruck in einem durchaus heitern Kultus und in den damit verbundenen Spielen und Feſtfeiern.

Die orientaliſche Verwandtſchaft der Griechen zeigte ſich hier in den Feſten des Weingottes, in den Dionyſien und in dem Taumel trunkner Luſt, der ſie begleitete. »Aber ſelbſt in der Trunkenheit dieſes Taumels fehlte nicht das Band der Schönheit, welche auch der wildeſten Ausgelaſſenheit jenen Rhythmus verlieh, der als takthaltendes Maß ſelbſt die raſende Luſt der Bachantin beherrſcht. Gegenüber dieſen Feſten der ausgelaſſenen Luſt ſtanden aber die Feſte der Thätigkeit, die gymnaſtiſchen Feſtſpiele zu Olympia und anderen Orten. In ihnen zeigte der Grieche ſeinen Göttern und ſeinem Volke die ganze Herrlichkeit helleniſcher Kraft und Schönheit. Und ſchon allein dies, daß dieſes Volk ſolche Feſte hatte, ſtempelt es zu einem ſchönen Volke, zu einem Volke, das ſich ſelbſt und ſein ganzes Leben zu einem Kunſtwerke ſchuf. Solche Spiele waren ein Gottesdienſt; und der helleniſche Gottesdienſt beſtand überhaupt und vorzugsweiſe in Aufzügen, wo ſich das Volk an ſeinem Reichthum, an dem Adel ſeiner Stände, an der Schönheit ſeiner Jünglinge und Jungfrauen, ſeiner Roſſe und Rinder, ſeiner Tempel und Kunſtwerke erfreute. Die Ueberreſte des Orientalismus: traurige Ent-

sagung, Einsiedelei und dumpfes Hinbrüten auf der einen, wilde Wollust, scheußliche Selbstvernichtung, blutige Menschenopfer auf der anderen Seite, erscheinen überwunden und abgethan im griechischen Volke und Leben. Nur in den Mysterien barg sich noch ein letzter Rest des Düstern und Geheimnißvollen. Der allgemeine Cultus war mild, heiter und sonnig, wie die Natur und das ganze Dasein. In diesem Volke zuerst war die Religion freie Verehrung, wie dieses Volk das erste war, bei welchem keine geschlossene Priesterschaft die Zügel religiöser und geistiger Herrschaft führte. Die mythologischen Traditionen der Hellenen wurden nicht von Priestern überwacht und von ihnen gemodelt zu einer festen Doctrin, sondern sie waren Volkssagen im Munde einer frei waltenden Dichtung. Begeisterte Sänger belehrten das Volk über seine Götter und seine menschlichen Pflichten, und ohne Scheu und mit vollster Wahrheit konnte der fromme Grieche Herodot das Wort aussprechen: »Homer und Hesiod haben den Hellenen ihre Götter gemacht« *).

Religiöser Fanatismus war diesem Volke fremd, das keinem Gotte, von dem es Kunde vernahm, die göttliche Ehre verweigerte. »Mochten sich über ihre Götter, über deren Namen und Thaten auch die verschiedensten und widerstreitendsten Sagen bilden, den Griechen beunruhigte darüber kein Zweifel. »Wie du auch heißen mögest,« ruft der Chor in einem Gebete bei Sophokles, »ich flehe zu dir und zu deiner Hülfe!«

Während bei den Orientalen alle Sphären des Daseins und der Thätigkeit, Kunst, Wissenschaft, Staat, Religion, Moral in der Priesterherrschaft zusammenflossen, löste sich bei den Griechen jede derselben vom Ganzen ab, und entwickelte sich frei von den anderen als selbständig ausgebildetes Glied einer organischen, nicht mechanischen, Einheit. Nie wieder hat ein Volk so vielseitig alle Kreise menschlicher Thätigkeit durchmessen und ausgebildet. Keine dogmatische Lehre stellte fest, was Recht und Unrecht, Gut und Böse sei; das eigene sittliche Gefühl des Volks schuf und entwickelte die Sittlichkeit. Nicht die Götter waren es,

*) Bischer a. a. O. S. 235—237.

welche den griechiſchen Menſchen ſittlich bildeten, nein, der griechiſche Menſch war es, der ſeine Götter bildete und veredelte, indem ſein fortſchreitendes ſittliches Gefühl die unvollkommnen Vorſtellungen von der Gottheit vervollkommnete. In dieſem Sinne haben die griechiſchen Dichter die Götter der Griechen gebildet. Das moraliſche Ideal der Hellenen, die Sophroſynne, d. h. die ſittliche Mäßigung, war die ſchöne Frucht dieſer Unabhängigkeit ihrer Moral von der Religion. Es war die Frucht eines Freiheitsgefühls und eines Freiheitsgenuſſes, dem weder eine überwachende Prieſterherrſchaft, noch eine polizeiliche Bevormundung von Seiten des Staats Schranken ſetzte. Das eigne Gefühl der Ehrfurcht vor dem Hohen und Göttlichen, die tiefe Scheu vor dem Unheiligen und Unreinen, die eigne Achtung vor der Sitte und dem ſelbſtgegebenen Geſetze vertrat bei den Hellenen die Stelle jener äußerlichen Zucht und Bevormundung durch Hierarchie und Staatspolizei. In ſolcher Freiheit entfaltete ſich der Geiſt des griechiſchen Volks zu der Blüthe der Anmuth und Schönheit, welche weder vorher noch nachher ein anderes Volk erreicht hat.

Die Griechen und ihre Götter.

Die Griechen erscheinen in der Geschichte der Menschheit als das erste ethische, d. h. sinnlich sittliche, freie Volk, und darum wird bei ihnen auch die orientalische Naturreligion zur sittlichen Religion erhoben. Die griechischen Götter sind ursprünglich asiatische Naturgötter. Sie treten zuerst als Localgötter auf, vereinigen sich allmälig und werden zuletzt von dem dichtenden und bildenden Geiste der Griechen ausgestaltet zu einem Olymp von Göttern mit sittlicher und politischer Bedeutung. Wie der Mensch so sein Gott. Wie die Griechen das erste Volk der Menschheit waren, in welchem sich die freie Persönlichkeit des Menschen als eines sittlichen Wesens ausbildete, so schufen sie auch ihre Götter zu freien sittlichen Persönlichkeiten. Die griechischen Götter sind keine bloßen Symbole mehr, sondern sie haben alle Eigenschaften und Thätigkeiten, Empfindungen und Zwecke eines Subjects, einer Person, eines Menschen. Die ursprüngliche Naturbedeutung ist nur der Stoff, aus welchem der Geist des griechischen Volks in Gedicht und Bildwerk den einzelnen Gott formt, und ihm seine Eigenschaften, seinen Charakter und seine Gestalt verleiht. So erscheinen die Götter des Naturfegens und

der Fruchtbarkeit von weicherem und üppigerem Körperbau und lebenslustigerem Gemüth; die Gottheiten des scharf beſcheinenden Lichts, Artemis, Phoebos-Apollon, von ſtrafferem und ſchlankerem Leibe, und von ernſterem und kälterem Gemüth. Die griechiſchen Götter ſind nicht mehr Weſen, die etwas in der Natur bedeuten; ſie ſind vielmehr dies Natürliche ſelbſt. Poſeidon bedeutet nicht das Meer, ſondern das Meer iſt ein Geiſt, und dieſer Geiſt iſt Poſeidon, unruhig wild und raſtlos von Charakter und Temperament, wie das Meer. »Homer's Götter,« ſagt ſchon Plutarch, »ſind natürliche Ideen der verſchiedenen Kräfte der Welt, Schatten und Hüllen edler Geſinnungen.« Jede große, ſelbſtändige, mächtige und wohlthätige, aber auch furchtbare und zerſtörende Erſcheinung in der Natur war den Alten göttlich. Der Grieche faßte ſie auf in ihrer Selbſtändigkeit, trennte ſie ab von dem Zuſammenhange des unendlichen Ganzen, legte mit ſeiner Phantaſie die unendlich erweiterte menſchliche Seele hinein, — und ſiehe! es war ein Gott. Aber auch jedes Sittliche ward ihm ein Gott. Der ſchlanke, feine und doch ſtarke, elaſtiſche Hermes, deſſen Geſtalt der Grieche an ſeiner Paläſtra aufrichtete, was war er anders, als dieſe Sitte der Leibesübung ſelbſt und das ſchöne Reſultat ihrer Befolgung? Und nicht bloß eine Idee, nicht bloß eine Leidenſchaft, ein ſittlicher Zweck machen den Inhalt des einzelnen Gottes aus, ſondern ein und derſelbe Gott kann deren mehrere zugleich umfaſſen, ja, er kann alle umfaſſen neben ſeinem Hauptzweck, weil er eben eine vollſtändige Perſönlichkeit, ein ganzes und vollſtändiges ſittliches Individuum iſt. So iſt Apollon der Gott des Geſanges und der Muſik; aber er iſt auch der Gott des Wiſſens, der Weiſſagung, der Offenbarung und Beſtrafung der Verbrechen. Zeus, der Gott der Gaſtfreundſchaft, iſt auch der Gott des Eides und Vertrags. Und weil die helleniſchen Götter keine Abſtractionen ſind, ſondern lebendige Perſönlichkeiten mit einer Naturgrundlage, darum ſtehen ſie auch unter dem Geſetze des Lebens: ſie werden geboren und wachſen, ſie handeln und leiden, ja ſie leiden geiſtig und körperlich nicht nur durch ihres Gleichen, ſondern auch durch ſterbliche Menſchen.

Menſch ſein war dem Griechen das Höchſte. Darum degradirte er das Thieriſche, in welchem der Orient ein Wunderbares, Göttliches ſah. Die alten thieriſchen Götterungeheuer ſind, wie die griechiſchen Dichter ſingen, beſiegt von den neuen geiſtigen und ſittlich menſchlichen Göttern. Der griechiſche Schönheitsſinn iſt es, der dieſen Sieg vollbracht hat. Das Symboliſche tritt als Attribut in der Geſtalt eines Thieres oder als Waffe neben die menſchliche Geſtalt des Gottes: ſo der Adler des Zeus, der Panther des Dionyſos, der Delphin der Aphrodite, der Donnerkeil des Zeus, der Dreizack des Poſeidon, der Köcher der Artemis und des Apollon, deſſen Pfeile an die Sonnen- und Mondesſtrahlen erinnern. Die Kunſt aber bildet in ſtetigem Fortſchritte jeden Gott der griechiſchen Phantaſie bis dahin aus, wo ſeine Geſtaltung, angelangt an der Grenze des Erreichbaren, das Ideal völlig erfüllt, und wo in vollendeter Schönheit Allen verſtändlich das griechiſche Götterbild den Triumph unſterblichen Lebens feiert.

Der griechiſche Staat.

Derſelbe Fortſchritt gegen den Orient, welchen wir bei den Griechen in ihrem Verhältniß zur Religion ſehen, zeigt ſich auch in ihrem Verhältniß zum Staat. Die Freiheit der griechiſchen Natur wirkt auch hier ſchöpferiſch und befreiend. Die Griechen ſind das erſte Volk, welches einen wirklichen Staat und ein wahrhaftes Staatsleben geſchaffen und zu höchſter künſtleriſcher Vollendung ausgebildet hat.

Im Oriente herrſchte Deſpotie eines abſoluten Herrſchers. In Griechenland war ſelbſt zur Zeit des Königthums ſchon der Wille der Volksgemeinde das höchſte Geſetz. Aber auch den Reſt des orientaliſchen Deſpotismus, das beſchränkte Königthum, ertrug der freie Geiſt des Griechenvolks nicht lange. Es ward überall abgeſchafft, und Republiken, mehr oder minder ariſtokratiſch oder demokratiſch, traten an deſſen Stelle. Die Freiheit, ſagt ſchon der alte Herodot, von den Athenern redend, ward die Mutter ihrer Größe und Herrlichkeit. Im Oriente war nur einer frei, der Herrſcher; in Griechenland ſind es alle Griechen, denn die Sklaven waren überwundene oder gekaufte Menſchen. Die Sklaverei

iſt freilich der Flecken des griechiſchen Staatslebens. Die Einſicht, daß alle Menſchen zur Freiheit und zur Theilnahme am Staate beſtimmt ſind, dieſe Einſicht, welche erſt jetzt, dreitauſend Jahre ſpäter, wirkſam zu werden beginnt, fehlte dem griechiſchen Volke. Sie dämmerte nur auf in einzelnen Ausſprüchen ſeiner tiefſten Denker, wie in dem Satze des Ariſtoteles: »daß der Menſch ſeiner Natur nach ein politiſches Weſen iſt, und daß wer nicht an der Staatsgeſellſchaft Theil haben kann, entweder geringer oder beſſer als ein Menſch, entweder ein Thier oder ein Gott ſein müſſe.« Es iſt ſo wenig wahr, daß die Sklaverei nothwendig iſt für die republikaniſche Staatsform, daß man vielmehr ſagen muß: an der Sklaverei iſt Griechenland und das ganze Alterthum untergegangen.

Das Schöne in dem freien griechiſchen Volksleben beſtand aber darin, daß der Einzelne ſich mit dem Ganzen in Einklang fand. Der Staat war nicht ein äußerliches Ding, von dem ſich der Einzelne getrennt fühlte, und eben ſo wenig war der Staat eine Macht, welche den Einzelnen, wie bei den Römern, ganz und gar verſchlang, und ihn nicht zu dem Gefühle kommen ließ, daß er auch als Einzelner noch etwas ſei und bedeute. Es war ein Verhältniß wie in der wahren Liebe, wo der Einzelne ſich in dem geliebten Gegenſtande wieder findet. Der Einzelne lebte im Staate, aber der Staat lebte eben ſo in jedem einzelnen Bürger, der mit mehr Recht als König Ludwig XIV. ſagen konnte: »der Staat bin Ich.« Beredtſamkeit und körperliche Ausbildung zur Schönheit und kriegeriſchen Tüchtigkeit durch Gymnaſtik waren die einfachen Mittel, jedem Einzelnen Geltung im Staatsleben zu verſchaffen.

Für die Kunſt iſt dies Verhältniß der Griechen zum Staate ſehr wichtig. Das freie republikaniſche Leben machte erſt den Menſchen zum wahren Stoffe für die ſchöne Kunſt. Wir werden in einem beſonderen Kapitel dieſen Zuſammenhang zwiſchen Kunſt und Freiheit weiter ausführen.

Die Griechen ſind das wahre Jugendvolk der Menſchheit. Mit dem Jünglinge Achilles beginnt, mit dem Jünglinge Alexander ſchließt ihre Geſchichte. Und wenn es wahr iſt, daß die Kunſt die Blüthe der

menschlichen Bildung ist, so darf die griechische Zeit der blüthenvolle Frühling der Menschheit heißen.

In dieser freien Lebensluft des sittlichen und staatlichen Daseins entwickelt sich nun der griechische Charakter zu einfachen aber bestimmt ausgeprägten Typen und Bildungen. Die Gestalten der Götter und Halbgötter, der Heroen, und später der historischen Helden und Staatsmänner, Dichter, Künstler, Philosophen haben alle den Charakter dieser Einfachheit und scharfen Ausprägung, ähnlich den Thieren in der Fabel. Das Löwenartige des Zeus, die Vergleichungen homerischer Heldengestalten und Charaktere mit einzelnen Thieren sind ein Beweis dafür. Ja die ganze Fülle plastischer Ideale der Götter und Heroen, wie sie die Kunst erschuf und für alle Zeiten hinstellte, hat ihren Grund in dieser Einfachheit und Bestimmtheit der griechischen Natur überhaupt, in welcher der Mensch als sinnliches geistbegabtes Thier erscheint. Natur und Klima, Himmel, Erde und Meer, Religion und Sitte, Staat und Staatsleben, Alles weckte und nährte so in dem Griechen den leiblichen und geistigen Sinn für die Schönheit. Es ist ächt griechische Empfindung, mit der Kritobulus im Gastmahle Xenophon's ausruft: »Ich schwöre bei allen Göttern, daß ich lieber schön sein möchte, als König des Perserreichs!« Unter den vier Haupt-Wünschen des griechischen Dichters für das vollendete Glück des Lebens steht die Schönheit des Leibes obenan, und die drei anderen: »Reichthum, der Niemanden kränkt, Gesundheit und der Freundschaft Glück,« dienen nur als goldene Einfassung für den Demant der Schönheit. Der griechische Geist aber ward so der helle Spiegel, welcher die Schönheit der griechischen Natur und des griechischen Lebens in tausendfältigen Werken der Kunst zurückstrahlte, ihnen selbst zur Freude, und allen späteren Geschlechtern und Zeiten zum Entzücken und zur Bewunderung. Denn die Kunst aller Völker ist nichts Anderes als der Ausdruck ihrer, durch Natur und Leben erzeugten, inneren Geistesstimmung.

II.

Dädalos.

Dädalos.

Der kunstbegabte Mensch erschafft die Kunst. Darum nannten die Griechen den ersten Menschen, dessen Genie die rohen Anfänge aller Kunst gleichsam in einem Sprunge emporhob zur ersten Stufe höherer Vollendung, den Künstler schlechtweg, Dädalos. Dädalos, das heißt der Kunstbegabte, das Kunstgenie, ist der Vater der Kunst des Griechenvolkes.

Wie alle Griechenstämme ihren eignen Stammes-Heros haben, dessen Abkunft göttlich, und wunderbar seine Thaten, also auch die Kunst. Dädalos der Erechtide, der Sproß des erdgebornen, von Zeus Tochter aufgepflegten Ahnherrn der Athener, ist der mythische Heros der attisch-hellenischen Kunst. Und wie diese Kunst die ganze alte Welt beherrscht hat, so sehen wir auch den Dädalos, ihren Heroen, in den Sagen der Griechen die ganze alte Welt durchwandern, um überall Denkmale zurückzulassen von seiner göttlichen Kunstbegabung. Nicht nur Griechenland und seine Inseln, auch das ferne Sicilien und Sardinien, Italien selbst und das Wunderland Aegypten rühmten sich seiner Werke, und in Aegypten fand auf einer der Inseln bei Memphis ein griechischer Reisender, der Sicilier Diodoros, noch um die Zeit der Geburt Christi einen Tempel des Dädalos, dem die Eingebornen göttliche Verehrung weihten.

Auch Hephästos der Gott, und Prometheus der Halbgott, ja selbst der Menschen aus Steinen erschaffende Deukalion erscheinen in der griechischen Sage als Väter der uralten Kunst, und kaum gab es einen einzelnen Zweig derselben, der nicht zurückgeführt worden wäre auf einen

eignen fabelhaften Altmeiſter. Allein der univerſalſte von ihnen allen iſt und bleibt im Alterthume Dädalos.

Die einzelnen Künſte ſind nur Strahlen einer Sonne. Darum iſt Dädalos der Allkünſtler. Er iſt Bildner und Baumeiſter zugleich, wie Phidias auch und Michel Angelo nach ihm. Er erbaut dem Minos in Kreta den Tempel der Britomartis und das Labyrinth, dem Könige Kokalos in Sicilien ſein uneinnehmbares Bergſchloß; er baut in Cumä und Capua die Tempel des Apollon, und an dem Wundertempel des Hephäſtos zu Memphis iſt die ſchönſte von deſſen Säulenvorhallen ſein Werk. Aber er iſt auch zugleich Bildner der Götter und Heroen in Holz, Metall und Stein, und die verſchiedenſten Städte von Hellas haben Götterbilder von ſeiner Kunſt aufzuweiſen.

Das Handwerk iſt der goldne Boden der Kunſt, wie die Technik und Mechanik ihre Dienerinnen ſind. Darum iſt Dädalos zugleich Handwerker und Techniker, und künſtleriſcher Erfinder in beiden. Die Axt und die Säge, der Bohrer, die Setzwage, ſind ſeine Erfindungen, und eiferſüchtig auf ihren Ruhm wird er zum Mörder an ſeinem Schweſterſohne Talos, der ihn durch neue Erfindungen in Schatten zu ſtellen droht — der Künſtler iſt eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm! Er iſt Mechaniker und erfindet den Maſtbaum und die Segelſtange und macht das Element des Windes dienſtbar dem Geſchlechte der Menſchen. Es fehlt wenig daran, daß er nicht auch die Benutzung der Dampfkraft, drei Jahrtauſende vor unſerer Zeit, entdeckt hätte. Zu thun gemacht wenigſtens hat er ſich auch mit dem Dampfe, aber nur mediciniſch, indem er zu Selinunt in Sicilien das erſte Dampfbad erbaute. Aber nicht nur die Werkzeuge, welche der helleniſche Handwerker oder Künſtler täglich gebrauchte, verehrte er als ein Geſchenk des Erfindergeiſtes ſeines großen Ahnherrn. Auch die zuſammenlegbaren und deshalb bequem zu tragenden Seſſel, welche die atheniſchen Jungfrauen am Feſte der Panathenäen mit ſich führten, dankten die ſchönen Kinder Athens ihrem kunſtſinnigen Landsmanne. Der Heros der helleniſchen Kunſt iſt auch Ingenieur und Waſſerbaumeiſter, der Ströme durch Kanäle in andere

Richtung leitet, wie den Fluß Alabon, den er ins Meer führte. Und man ſollte glauben, daß er auch Maler geweſen, obgleich von keinem Bilde, das er gemalt, berichtet wird. Denn wer der Venus Erycina eine täuſchend nachgeahmte Honigwabe aus Gold überreichen konnte, der mußte ſich ſicher auch auf Farben verſtehen. Die Alten haben ſich indeſſen begnügt, den Erfinder der Malerei zu einem Verwandten des Dädalos zu machen. Sie nannten ihn Euchir, das heißt Kunſthand.

Dädalos iſt der mythiſche Tauſendkünſtler. Die Phantaſie ſpäterer Dichter begnügte ſich nicht, in ihm den Erfinder wirklicher Dinge, wie der Segel, zu ſehen; ſie machte ihn auch zum glücklichen Vorläufer derjenigen, welche ſich in unſeren Tagen um die Luftſchifffahrt und Fliegekunſt bemühen. Nicht mit Segelſchiffen, ſondern mit Hülfe künſtlich bereiteter Flügel laſſen ihn die alten Poeten ſeiner Haft zu Kreta entfliehen, und das Geſchick ſeines Sohnes Ikarus, der ſich auf dieſem Fluge allzunah zur Sonne ſchwang, und ſeine Kühnheit mit dem Leben büßte, iſt wie bekannt ſprichwörtlich geblieben bis auf den heutigen Tag. Die helleniſche Sage feiert den Heroen der helleniſchen Kunſt als einen Wundermann. Mit vollem Rechte. Denn der Moment in der Kunſtentwickelung, wo der bildneriſche Trieb von kindiſchem, ſich in Fratzen gefallendem und genügendem Bemühn übertrat in das eigentliche Gebiet der Kunſt, und durch ernſtere Beobachtung der Natur und genaueres Nachahmen ihrer Formen der erſte Verſuch gewagt ward, Sinn, Bedeutung und Ausdruck in die, wenn auch immer noch unvollkommnen, Bilder zu legen, — dieſer Moment erforderte in der That gleichſam ein Wunder.

Darum iſt es eine müßige Frage, ob ein ſolcher, ob dieſer Dädalos, der Zeitgenoß des Minos und des Theſeus, wirklich gelebt? Die Griechen haben es geglaubt: das iſt Alles, was wir wiſſen. Sie haben auch geglaubt, daß Götter für Menſchen Kunſtwerke gearbeitet. Die reliefgeſchmückten Schilde des Herkules und Achill, die goldenen und ſilbernen Statuen von Jünglingen und Hunden im Hauſe des Phäakenkönigs Alkinoos ſind nach Homer Werke des Hephäſtos. Aber jene Zeit legt den Göttern nur ſolche Künſte bei, welche ſie ſelbſt ausübte. Ohne eine

irdiſche Werkſtatt, in der Aehnliches auf gleiche Art gebildet wurde, konnte der Dichter jene himmliſche des Feuerbeherrſchers nicht erfinden. Es iſt der uralte ewige Anthropomorphismus, mit dem der Menſch ſich ſeine Götter ſchafft nach ſeinem Bilde. Der alte Touriſt Pauſanias, der im zweiten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung Griechenland bereiſte und beſchrieb, und dem wir die meiſten Nachrichten über Dädalos und ſeine Kunſtarbeiten verdanken, weiß zwar ſehr gut, daß der Name Dädalos nicht ſpäter ein Appellativum geworden iſt für kunſtreiche Bild- und Schnitzarbeit, ſondern daß umgekehrt dieſer Name dem Künſtler gegeben worden wegen ſeines Kunſtgenies *); aber er hat darum nicht den geringſten Zweifel daran, daß Dädalos wirklich gelebt habe, und beſchreibt ſeine Arbeiten, die er noch an gewiſſen Orten vorfand, ganz unbefangen als Werke des großen Heroen der griechiſchen Kunſt. Sein äſthetiſches Urtheil über dieſe Werke, welchen frommer Glaube die Ehrwürdigkeit ſolchen urälteſten Urſprungs von der Hand des Vaters der griechiſchen Kunſt zuſchrieb, iſt merkwürdig und bedeutungsvoll. »Die Werke des Dädalos, ſagt er, ſchauen zwar etwas ſeltſam aus, haben aber doch ein gewiſſes göttliches Anſehen.« Es ging hier den ſpäteren Griechen mit dieſen alterthümlichen Werken der bildenden Kunſt, wie den Kunſtliebhabern unſerer Zeit mit ihrer Vorliebe für die Anfangswerke der neuen Kunſt aus dem funfzehnten Jahrhundert. Von ſolchen Skulpturwerken des Dädalos, die ſeine Kritik für ächt paſſiren ließ — eine Kritik, die freilich auch die Aechtheit des vom Vulkan ſelbſt gefertigten und zu Theſpiä aufbewahrten Scepters der Pelopiden nicht bezweifelte — ſah Pauſanias ſelbſt noch einen Herkules zu Theben, einen Trophonius in Lebadea, eine Britomartis zu Kreta, eine Athene zu Knoſſus, eine Aphrodite in Hermengeſtalt auf Delos, ein Relief des Chortanzes der Ariadne in Marmor, einen nackten Herkules in Korinth, und ein Dianenbild in einer kariſchen Stadt. Auch einer Bildſäule des Minos gedenkt Pauſanias, welche Dädalos für die Töchter des Kreterkönigs verfertigt. Dieſe

*) Pausan. IX, cp. 3.

dädalischen Kunstwerke mögen freilich wunderlich genug ausgesehen haben, und der platonische Sokrates sagt denn auch, die Bildhauer seiner Zeit meinten: »wenn Dädalos wieder aufstände und heute solche Sachen arbeitete, wie die, denen er seinen Ruhm verdanke, so würde er ein Gegenstand des Gelächters sein *).«

Dennoch war der Fortschritt in der Plastik, als dessen Vertreter die Griechensage den Dädalos ansieht, ein ungeheurer. Es ist der Fortschritt von dem roh bearbeiteten Stein- und Holzbilde, das wenig mehr war als ein Steinblock oder ein Holzpfahl mit schwacher Andeutung menschlicher Gestalt, zum wirklichen der Natur angenäherten Bilde, der Fortschritt von der starren Unbeweglichkeit der hermenartig endenden Leiber, der noch ungesonderten Beine und Füße, der eng am Körper liegenden Arme und Hände, zur frei gestalteten Gliederung. An allen jenen dädalischen Bildwerken, die noch die historische Zeit als Werke des alten Kunstheroen betrachtete, waren die aus der bisherigen blicklosen Geschlossenheit bereits zum Blick geöffneten Augen, die schreitende Stellung der Beine, die bewegtere und lebendigere Haltung der Arme und Hände charakteristisch. Mochte immerhin der platonische Sokrates über die Fabel von den dädalischen Statuen spotten, »welche, wie er sagte, fortliefen wie unzuverlässige Sklaven, wenn man sie nicht anbinde«: mochte der Komiker Philippus, der kleine Sohn des großen Aristophanes, den rationalistischen Witzbold durch die Erklärung spielen: »Dädalos habe das Kunststück seiner sich bewegenden hölzernen Venusstatue vermuthlich durch eingefülltes Quecksilber zu Stande gebracht«; — die alte Dichtung, welche jenen Fortschritt in ihrer Weise als ein Wunder bezeichnete, war klüger als jene Klugen. Sie sah ein Großes darin, ein Uebermenschliches, und sie hatte Recht. Nur Hephästos selbst, der Gott, oder ein Heros ihm gleich an Kunstbegabung, vermochte diesen Schritt zu thun aus der rohen Starrheit zu den Anfängen künstlerisch beseelter Lebendigkeit in den Werken bildender Kunst. Das ist der fromme Sinn der

*) Plat. Hipp. maj. p. 410. Bekk.

alten Dichterſage. Anders freilich faßte die ſpätere Aeſthetik rhetoriſirender Sophiſten und Deklamatoren über Kunſt und Kunſtwerke jene alte Sage auf. Dieſe Aeſthetik war oder ſtellte ſich wundergläubig, um Effect zu machen. So Kalliſtratos, ein Kunſtdeklamator aus dem dritten Jahrhundert nach Chriſto, der in ſeinen Beſchreibungen plaſtiſcher Kunſtwerke ganz ernſthaft annimmt, Dädalos habe die Kunſt beſeſſen, ſeinen Werken wirkliche Bewegung zu geben, aber noch kein Mittel gewußt, ihnen auch Stimme und Gefühl zu verleihen. Dies ſei erſt den äthiopiſchen Künſtlern gelungen, welche die tönende und mit Empfindung begabte Bildſäule des Memnon erſchaffen, deſſen Klage- und Freudenlaute die Echo mit gleichen Tönen beantwortet. Doch ſelbſt dieſen Uebertreibungen ſpäterer Rhetorik liegt noch ein Theil ächt griechiſcher Kunſtanſchauung zum Grunde. Es iſt dies die den Alten eigenthümliche Freude an Leben und Beſeeltheit des plaſtiſchen Bildes. Dieſe Richtung geht von dem erſten fabelhaften Kunſtbeginn ununterbrochen fort bis zum letzten Gipfel der Vollendung. Das alte Idol, das Werk der älteſten Bildkunſt iſt ſinnlich lebendig, das vollendete Kunſtwerk wird geiſtig belebt. Jenes thut materielle Wunder, in dieſem wird die dämoniſche Kraft zur geiſtigen Wirkung. Die ſinnliche Bewegung und Empfindung wird geadelt zur metaphoriſchen des Kunſtwerks. Und ſo iſt denn ſelbſt jener fromme Glaube und dieſe rhetoriſche Bewunderung nur der Ausdruck des einfachen Grundgedankens, daß die Kunſt wirklich im Stande iſt, die an ſich todte Maſſe zu beſeelen. Es iſt der Menſchengeiſt, der ſein eigenes Thun bewundert, ja ſogar ſich zu dem Geſtändniß gedrungen ſieht, vollendete Werke der Kunſt ſeien mit Recht »heilig« und »göttlich« zu nennen.

Für die ganze vorhiſtoriſche Zeit der griechiſchen Kunſtgeſchichte iſt der Name Dädalos ſo ziemlich daſſelbe, was der Name Homer für die älteſte epiſche Poeſie. Beide ſind Repräſentanten von Kunſtperioden, welche viele Jahrhunderte umfaſſen. Die hiſtoriſche Sage rückt ihn hinauf ins funfzehnte Jahrhundert vor Chriſto. Von da ab bis ins ſechste Jahrhundert hat die Kunſt in ſeinem Geiſte gearbeitet, daher noch in hiſtoriſcher Zeit Künſtler als ſeine Schüler bezeichnet werden. Dieſer

Älteſte dädaliſche Styl war der ägyptiſch-griechiſche, deſſen Gepräge ſich über ein Jahrtauſend in der griechiſchen Kunſt erhielt, getragen und gehütet von dem religiöſen Sinne des Volks, das an Kult und heiligem Brauch der Altvordern feſthielt. Und Dädalos erſcheint in der Sage als der Künſtlerheros, der zuerſt eine Umgeſtaltung des von Aegypten gekommenen Styls unternahm, und das Ueberlieferte mit dem Einheimiſchen zu einer neuen Kunſtform verſchmolz. Mythiſch-ſymboliſch, wie ſein eigener, ſind auch die Namen ſeiner Eltern. Metion, Eupalamos, Palamaon, d. h. »der Sinnige«, »der Handgeſchickte«, wird ſein Vater genannt, Phraſimede, d. h. »die Schlauſinnige«, ſeine Mutter. Künſtler, welche von einigen alten Schriftſtellern ſchon zur hiſtoriſchen Zeit herabgerückt werden, wie die Bildhauer Dipoenos und Skyllis, gelten für ſeine Schüler, ja für ſeine Söhne, die er in Kreta mit der Tochter des Gortys gezeugt; zahlreiche andere, wie der Athener Endöos, und Learchos aus Rhegium, für ſeine Schüler. Ein ganzes Geſchlecht zu Athen, das einem attiſchen Gau ſeinen Namen gab, die Dädaliden, verehrten in ihm ihren Stammvater, und noch Sokrates rühmte ſich der Abkunft von ihm. Dieſe Zurückführung und Annäherung ſpäter lebender Künſtler an den Ahnherrn aller helleniſchen Kunſt ſollte an die hiſtoriſche Thatſache erinnern, daß in ſpäteren Zeiten die Kunſt wirklich als in gewiſſen Familien erblich erſchien, ſowie an die andere, daß in hiſtoriſcher Zeit die Künſtler etwas darauf hielten, ihre künſtleriſchen Ahnen in einer langen Reihe von Meiſtern aufzählen zu können, von denen einer den anderen unterrichtet und herangebildet hatte. So konnte der Bildhauer Pantias (um 400 v. Chr.) von ſeinem Lehrmeiſter bis zum Ariſtokles aus Sikyon hinauf ins ſiebente Glied die Reihenfolge der Meiſter einer und derſelben Familie zählen, welche einander nach und nach unterwieſen, und Pauſanias, der uns dies erzählt, führt noch andere Beiſpiele ſolcher Ahnenfolgen kunſtbegabter Meiſter auf.

Nur ein Künſtler jedoch wird von den Alten faſt einſtimmig als Zeitgenoſſe des Dädalos genannt, Smilis von Aegina, Euklides Sohn, der aber, wie Pauſanias ſagte, nicht gleichen Ruhm mit Dädalos er-

langte. Er gilt als der Heros der späteren äginetischen, wie Dädalos der attischen Kunstrichtung.

Dädalos erscheint in Verbindung mit Aegypten. Das führt uns auf die Frage: was von dem ägyptischen Ursprunge der griechischen Kunst zu halten sei?

Nicht viel, wenn man Winckelmann und seine Nachfolger hört. Dädalos, sagen sie, ist fast der einzige griechische Künstler, den die Sage nach Aegypten reisen läßt; aber nicht um dort zu lernen, sondern um an einem der schönsten Werke ägyptischer Kunst den schönsten Theil zu verfertigen. Doch heißt Theodorus, des Baumeisters Rhökos Sohn, ein Samier, Zögling ägyptischer Künstler bei Diodor, und Platon nennt ihn wie den Jon neben den berühmtesten Künstlern des fernsten Alterthums, neben Dädalos und Epeios. Winckelmann und sein Fortsetzer Heinrich Meyer geben höchstens zu, daß die Griechen im Technischen und Mechanischen Werkzeuge und Handgriffe ägyptischer Kunstfertigkeit benutzt haben werden, da sich die Aegypter weit früher als die Griechen in plastischer Behandlung harter Steinarten versucht und darin Großes geleistet hatten. Im Uebrigen sei die Entstehung und Entwickelung wie die Eigenthümlichkeit der griechischen Kunst nach Art und Styl für durchaus original und ursprünglich hellenisch zu halten. Nach dieser Ansicht, welche lange Zeit auch die meinige gewesen ist, lebt die Anlage zur Kunst, der Same gleichsam, in jedem Volke, und die Anfänge derselben sind bei allen Völkern dieselben gewesen. Aber wie die Samen einer Pflanze einander weit ähnlicher aussehen, als die nachher aus ihnen erwachsenen Pflanzen, so ist überall die Aehnlichkeit der ersten Anfänge auch bei dem gegenseitig Unabhängigsten und in der Folge Verschiedensten eine thatsächliche Naturnothwendigkeit. Die ausgebildetere Technik des einen Volks mag der Kunst des anderen zu Gute kommen, von ihm aufgenommen und benutzt werden — wie die Oelmalerei aus den Niederlanden nach Italien kam, ohne daß darum von einem Einflusse der niederländischen auf die italische Kunstart zu sprechen wäre. Aber gegen jede andere directe Ueberlieferung der Kunst selbst, von einem Volke des

Alterthums an das andere, werden diejenigen wenig halten, welche wissen, wie täuschend es ist, aus Einzelnheiten Schlüsse für das Ganze zu ziehen. Der Entdecker der Ninivehmonumente, Layard, hat darauf hingewiesen, daß gar Manches, was in der Architektur und Plastik der Griechen als original gelte, assyrischen Ursprungs sei. Er führt unter anderen als Beweise an das griechische Gaisblattornament, das sich in großer Schönheit bereits auf den ältesten Denkmälern von Ninive vorfinde, sowie das gleichfalls von den Griechen aufgenommene Ornament der Guilloche oder des Bandgeflechts.

Aber die gehenkelten Graburnen eines untergegangenen amerikanischen Volksstammes, welche Alexander von Humboldt in der Nähe der Wasserstürze des Orinoko fand, waren an ihren oberen Rändern mit denselben Verzierungen von Mäandern und Labyrinthen geschmückt, welche wir auf den Skulptur- und Architekturwerken der Griechen und Römer, z. B. am Tempel des Deus rediculus bei Rom wahrnehmen. Sie finden sich unter allen Zonen, an den Wänden mexikanischer Paläste, wie an den Schilden der Otaheiter, überall wo rhythmische Wiederholung regelmäßiger Formen dem Auge schmeichelte. »Die Ursachen dieser Aehnlichkeiten beruhen, wie Humboldt hinzufügt, mehr auf psychischen Gründen, auf der inneren Natur unserer Geistesanlagen, als sie Gleichheit der Abstammung und alten Verkehr der Völker beweisen« *).

Was dagegen sich fortpflanzt, was wirklich ein Volk in seiner Kunst von dem anderen entlehnt, was auch die Hellenen von den Vorvölkern der Bildung, von Assyrern, Persern und Aegyptern, erhalten haben mögen, das sind nicht sowohl Einzelnheiten künstlerischer Gebilde, wie die zuerst genannten Zierrathen, oder wie der Dreifuß und die mythologischen Figuren der Greife und des Pegasus, die sich alle schon bei den Assyrern vorfinden; sondern vielmehr sind es technische Vortheile und technische Werkzeuge. Und da ist es denn wieder höchst bezeichnend und beweisend zugleich, daß der einzige griechische Künstler, den die alte Kunstsage mit

*) Alex. v. Humboldt: Ansichten der Natur I, 226—227. (2. Ausg.)

dem Oriente in Berührung kommen und nach Aegypten reisen läßt, zugleich als der Erfinder der wichtigsten Werkzeuge für die bildende Kunst gefeiert wird. Ja noch mehr! Dieselbe Säge, mit welcher Dädalos auf alten griechischen Kunstwerken abgebildet erscheint, finden wir gleichfalls auf den ägyptischen Obelisken, wie z. B. auf dem von August der Sonne geweihten Obelisken zu Rom! Schon Winckelmann folgerte hieraus, daß die Erfindung dieses Werkzeuges in frühere Zeiten zu setzen und den Aegyptern beizulegen sei *). Wer hier keinen Zusammenhang der Sage mit der Wirklichkeit, keinen Mythus sehe, der zugleich Historie ist, der müsse geflissentlich die Augen schließen.

So ungefähr urtheilen diejenigen, welche mit und nach Winckelmann behaupteten: die griechische Kunst sei in jedem Betrachte original und allein durch den griechischen Geist aus rohesten Anfängen allmälig zu höchster Vollendung entwickelt. Wir werden in einem besonderen Kapitel weiterhin zeigen, was nach den neuesten Forschungen von dieser Ansicht zu halten ist.

Symbolisch wie der Name Dädalos ist auch der seines mythischen Zeitgenossen Smilis, der jedoch den Ruhm jenes Heroen der attischen Kunst nicht erreichte. Smilis kommt von Smile (σμίλη), welches griechische Wort ein messerartiges Werkzeug der Bildhauer und Holzschnitzer bedeutet. Die Menge der symbolischen Namen solcher Art ist außerordentlich groß in den Ueberlieferungen von ältester Kunst. Sie erbten fort als Namen guter Vorbedeutung in den Künstlergeschlechtern, und sie entstanden aus demselben Geiste, der den Homer bewog, seinen schifffahrtkundigen Phäaken Namen zu geben, welche diese ihre Beschäftigung und Geschicklichkeit ausdrückten (Odyssee VII, 112 ff.). Die Sage nennt den Smilis einen Aegineten; die Gelehrten machen ihn zum Repräsentanten der alten äginetischen Schule und Weise der Bildhauerei. Auch von ihm behauptete man in der historischen Zeit, besonders in der späteren, noch Werke zu besitzen, — mit eben so viel oder so wenig Recht als vom Dädalos. Für uns sind alle diese Künstler der mythischen Zeit bis ungefähr ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt hinab wenig

*) Winckelmann Monum. ined. zu N. 94.

mehr als Namen von Personen, über deren Lebenszeit und Werke das Alterthum selbst die widerstreitendsten Nachrichten liefert. So werden die Künstler Dipoenos und Skyllis, berühmte Marmorarbeiter des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts, zugleich Schüler oder gar Söhne des Dädalos genannt, und Smilis, der Zeitgenoß des Dädalos, wird durch eine andere Ueberlieferung in den Anfang der geschichtlichen Zeit, mehrere Jahrhunderte später, hinabgerückt. So galt auch der attische Bildhauer Endoios für einen Schüler des Dädalos, obschon noch vorhandene Inschriften bezeugen, daß er etwa um die Mitte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts lebte. Es war mit ihm wie mit anderen Künstlern einer frühen, und wenngleich schon historischen, doch hinter der Kunstblüthe des Phidias weit zurückliegenden Zeit. Die spätere Sage bemächtigte sich ihrer Namen und knüpfte sie unbedenklich an den Ruhm und die Meisterschaft des alten attischen Kunstheros, in welchem man den Begründer der attischen Kunst verehrte. Und sie durfte dies mit um so größerem Rechte thun, als der Geist und Styl jener ägyptisch-griechischen Plastik, deren Repräsentant Dädalos ist, fast ein Jahrtausend lang der herrschende blieb, und selbst später noch, als die Entwickelung der hellenischen Kunst zur freien Schönheit sich vollendet hatte, unter diesem neuen Kunststyle in vielen Götterkulten fortdauerte. —

Es kann als Resultat aller bisherigen historischen Forschung gelten, daß eine eigentliche Geschichte der Künstler für uns erst mit dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert beginnt. Dies ist zugleich die Zeit, in welcher das hellenische Staatsleben neue bestimmtere Gestalt erhielt, wo die sieben Weisen, fast alle zugleich praktische Staatsmänner, auftreten, wo neben der bisher auf dem geistigen Gebiete allein herrschenden Poesie sich Philosophie und Geschichtschreibung zu entwickeln beginnen, und wo zugleich Handelsverkehr und Betriebsamkeit an vielen Theilen Griechenlands, zumal auf den Inseln, Wohlstand und Reichthum hervorriefen. An diesem großen, auf das Ziel der vernünftigen Freiheit in Staat und Leben gerichteten Umschwunge nahm auch die Kunst nothwendigen Antheil. Bis dahin hatte sie im Dienste der Religion und der Priester

gestanden und nebenbei die Arbeit des Handwerks gethan. Von dieser Zeit an begann sie auch Werke zu schaffen, die ihren Zweck in sich hatten, Kunstwerke im eigentlichen Sinne des Worts. Nicht plötzlich hat man sich diesen Uebergang zu denken. Er geschah langsam und allmälig, wie alles Große und Bedeutende langsam wächst und reift. An bestimmte Kunstschulen mit strenggeschiedenem Style ist vor jener Zeit schwerlich zu denken. Von der Ausbildung einzelner Göttergestalten durch bestimmte Künstler in gesonderten Schulen fehlt uns jede Kunde. Was wir wissen, ist, daß sämmtliche Kunstbestrebungen jener frühesten Zeiten vor dem sechsten Jahrhundert von den Inseln ausgehen, wo der Verkehr am regsten, der Wohlstand am frühesten entwickelt und mit ihm das Bedürfniß erregt war, für Verschönerung des Lebens zu sorgen. Von den Inseln verbreitete sich die Kunst nach dem zunächst gelegenen Festlande. So finden wir Kunst und Künstler von Samos und Chios wirksam und thätig für Kleinasiens Küstenstädte. Von Kreta zogen Künstler nach dem Peloponnes und selbst nach Italien. Auch Aegina tritt früh mit seiner Kunstthätigkeit auf. Das Festland bleibt zurück und von Athen, das die Krone aller hellenischen Kunst zu werden bestimmt war finden wir außer Dädalos auch nicht einen einzigen Künstlernamen aus dieser ersten Epoche aufgezeichnet. Um so mehr Grund hatten später die Athener, den Ruhm ihres mythischen Kunstheroen und seiner Nachkommen zu feiernd erheben. Erst um die Zeit der Befreiung Athens von der Herrschaft der Pisistratiden finden wir dort Künstler genannt. So den Antenor, der die Statuen der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton hinstellte, und Amphikrates, welcher das Andenken der Leaina, der standhaften Geliebten des Aristogeiton, im Auftrage des dankbaren Volkes durch die am Eingange der Stadtburg aufgestellte Figur eines kolossalen Löwen verewigte. Von da ab beginnt die Zeit, in welcher Athen den Lobspruch des Plutarch verdient: »daß es die Mutter und liebreiche Amme vieler Künste gewesen, indem es die einen erfunden und zuerst hervorgerufen, den anderen Bedeutung, Ehre und Wachsthum verliehen habe.«

III.

Zusammenhang der hellenischen Kunst mit dem Orient.

Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen!
Goethe.

Zusammenhang der hellenischen Kunst mit dem Orient.

Der wichtigste Fortschritt, welchen seit Winckelmann die Geschichte der Kunst über diesen ihren Begründer hinaus gethan hat, ist die richtige Erkenntniß des Zusammenhanges der Anfänge und der Entwickelung der griechischen Kunst mit dem Kunstleben bei den älteren Kulturvölkern des Orients.

Winckelmann leugnete jeden Zusammenhang dieser Art. Nach seiner Ansicht hatte sich die griechische Kunst, zumal die Plastik, ohne allen äußeren Einfluß, gänzlich frei, original und selbständig allein auf dem Boden Griechenlands aus dem griechischen Geiste entwickelt. Aus dem behauenen Klotze, dem Pfahle, der Säule sei allmälig die Herme, endlich die Bildsäule, aus dem fetischartigen Idole, dem ältesten Götzenbilde griechischer Urzeit, sei endlich das ideale Götterbild entstanden. Von dem rohen Wilden, der zuerst den symbolischen Klotz aufrichtete, bis zu jenem Phidias, der den olympischen Zeus erschuf, habe niemals fremder Einfluß, habe keine Einwirkung von außen, kein Zusammenhang der griechischen Kunst stattgefunden mit der Kunstthätigkeit älterer Völker Aegyptens und

des Morgenlandes. Selbst die Verwandtschaft griechischer Mythologie mit der ägyptischen sei erst durch die Priester des letzteren Volkes zur Zeit Alexander's des Großen aus politischen Gründen erdichtet worden, und gebe also keinen Beweis für irgend eine Ueberlieferung der Formen und Gestalten griechischer Gottheiten durch ägyptischen Einfluß. So lehrte Winckelmann, und so lehren noch heute zahlreiche Anhänger des großen Mannes.

Die entgegengesetzte Ansicht, welche das Kunstleben und die Kunst des Alterthums bei den Völkern um die Osthälfte des Mittelmeers als einen Zusammenhang auffaßt, gehört den letzten funfzig Jahren an. Sie gründet sich auf Thatsachen, sie stützt sich auf Entdeckungen, die dem Begründer der alten Kunstgeschichte unbekannt waren. Sie ist in Uebereinstimmung mit dem ganzen Gange der geschichtlichen Entwickelung überhaupt, und mit den Anfängen und Fortschritten alten Culturlebens. Sie ist endlich in Harmonie mit dem Gange der Natur selbst.

»Von Osten kommt, nach Westen geht das Licht!«

Der Entwickelungsgang der Bildung und Kunst ist derselbe, wie der der Naturprodukte und ihrer Kultur durch den Menschen. Die Naturforschung unserer Tage hat nachgewiesen, daß fast Alles, was wir als nothwendig, nützlich und angenehm der Pflanzenwelt entnehmen, in allmäliger Wanderung aus Asien hervorgezogen ist, bis es an der Westküste Europas aufgehalten wurde. Und jetzt, nachdem es den Atlantischen Ocean nach kurzer Rast übersprungen, setzt es unaufhaltsam seine Wanderung durch Amerika gegen Westen fort. Aber das Abendland empfängt die Gaben des Orients nur, um das noch Rohe zu gestalten, das noch im Keime Verschlossene zu entwickeln und das Gemeine zu veredeln.

Diese Worte eines geistreichen Naturforschers *) bezeichnen zugleich den Entwickelungsgang der Produkte, welche dem Kunsttriebe des Menschengeistes ihr Dasein verdanken. Auch für sie, auch für die Kunst ist

*) Schleiden im Deutsch. Museum 1852. S. 658.

der Orient das Mutterland gewesen. Vom Morgenlande her sind Bildung und Kunst zum Abendlande und zu seinem auserwählten Volke, den Hellenen, gekommen. Von ihnen aufgenommen, fortgebildet und veredelt haben sie neue, höhere schönere Formen und Gestalten gewonnen, sind Bildung und Kunst des Orients ein Neues, Eigenartiges und insofern Originales geworden, ein Höheres, ja ein Höchstes, das als solches für ewig den Namen hellenischer Bildung und hellenischer Kunst zu tragen vollberechtigt ist.

Kein Volk hat sich selbst gemacht, das heißt: kein zur Bildung gelangtes Volk ist allein und unabhängig von anderen, nur durch sich selbst zu dem geworden, als was es in der Geschichte dasteht. Völker sind Individuen, wie die Einzelmenschen. Was von diesen gilt, das findet auch auf jene Anwendung. Wie der einzelne Kulturmensch nichts ist, als ein Produkt seiner Umgebungen und Lebensverhältnisse, seines Lebensverkehrs und der vor ihm von Anderen erarbeiteten Bildung, so auch das einzelne Kulturvolk. Denn zwischen Nationen besteht wie zwischen Einzelnen ein rastloser Verkehr und Austausch der Vorstellungen und Ideen, der Erfindungen und Einrichtungen — ein Verkehr, der um so lebhafter ist, je mehr das Land den Fremden offen steht, und je mehr das Volk Erregbarkeit des Geistes und in je höherem Maße es den Trieb des Annehmens und Aneignens besitzt. Das aber, was dem so Empfangenen und Aufgenommenen das Gepräge des Individuellen und den Charakter des Eigenthümlichen verleiht, das ist, im Einzelnen wie im Volke, jenes größere oder geringere Maß der Naturbegabung, welche das von außen Empfangene umbildend neugestaltet.

Solch ein Volk aber, das diese Art von Begabung in hohem Grade besaß, waren vorzugsweise die Hellenen. Sie theilen diese Begabung mit der gesammten indo-europäischen Race, der sie angehören. Wenn nach Layard's feiner Bemerkung die Semiten voll glänzender Einbildungskraft und angebornen, feineren Sinnes für Auffassung natürlicher Formenschönheit erscheinen, während ihnen die Fähigkeit der stätig weiterbildenden Entwickelung mangelt, so nehmen im Gegen-

theil Griechen und Römer, die welthistorischen Hauptsprossen der indo-europäischen Race, die schönen Formen von anderen auf, ohne selbst eine ganz und allein zu erfinden. Aber sie forschen nach Wesen und Ursachen der Schönheit, fügen hinzu, lassen hinweg, verändern, verbessern das Entlehnte oft bis zur Unkenntlichkeit des Ursprungs und machen es so zu ihrem vollen Eigenthum*). Die Griechen sind darum dennoch ein Urvolk, weil sie geistige, nach allen Richtungen hin selbständig zeugende Bildungselemente besitzen.

Man hat geglaubt, den Griechen die Ehre der Originalität zu beeinträchtigen, wenn man zugestände, daß ihre gesammte Kultur und somit auch ihre Kunst auf orientalischen Elementen und Voraussetzungen beruhe. Nichts kann thörichter sein als solche Besorgniß. Zunächst kommt es auch gar nicht darauf an, was wir einer vorgefaßten Meinung zu Liebe besorgen oder fürchten, sondern was der Natur der Dinge nach wahr und nothwendig ist. Seit die innige Zusammengehörigkeit des Menschen mit der Natur erkannt ist, als deren letztes Produkt er selber dasteht, seitdem wir wissen, daß die Gesetze, welche den Kreislauf des Lebens in der Natur durch den Wechsel und die Veränderungen des Stoffes regeln, auch für den Menschen Geltung haben, seitdem kann sich die Geschichte des Menschengeistes und seiner Revolutionen der Analogie mit der Geschichte seiner Mutter, der Natur, nicht mehr entziehen. Dort wie hier sind nicht Sonderung und Trennung, sondern Vermählung und Mischung der Wirkungen und Stoffe die Bedingungen der Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Erscheinungen. Und wie der Geologe die verschiedenen Schichten und Geschiebe nachweist, welche über einander gelagert die Mutter Erde im Laufe zahlloser Jahrtausende gebildet, so hat die Geschichtsforschung unserer Tage selbst für Urländer und Urvölker der Menschheit, wie Aegypten und Hellas, die über einander gefolgten Schichten verschiedener Völker und Bildungen nachgewiesen, aus denen sich zuletzt die höchste Blüthe des jüngsten Volkes und seiner Kultur entfaltet. Die

*) Layard, Niniveh und seine Ueberreste, S. 314—315 der deutsch. Ausg.

Originalität der einzelnen Kulturvölker wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß die Wissenschaft den Beweis führt: wie keins derselben sich selbst geschaffen, keines, abgesperrt von dem fluthenden Strome des Gesammtlebens, seine Bildung und Erziehung rein aus eigenen Mitteln vollendet. Der Trieb des eignen Lebens und Gestaltens, der jedem Einzelwesen, also auch jedem Volke innewohnt, ist stark genug, um die mannigfaltigsten Einwirkungen zu bewältigen und die von außen her überkommenen Bildungsstoffe in sein Eigenthum, in Saft und Kraft des eignen Organismus zu verwandeln. Ein Beispiel statt unzähliger! »Selbst der gewaltigste und dem eignen Triebe eines Volkes zumeist feindselige Stoff, die fremde Sprache, muß sich, wenn sie über seinen Stämmen ausgebreitet wird, den hier waltenden Kräften unterwerfen und nach ihrer Wirkung umbilden. Oder haben die Völker der Lombardei, des südlichen und nördlichen Galliens, der pyrenäischen Halbinsel und der britischen Inseln nicht gewußt die über sie gekommene lateinische Sprache so umzugestalten, daß sie den einer jeden Nation eignen Geist und Charakter athmet und widerstrahlt?« *).

Derselbe Forscher, der vor einem Vierteljahrhundert zuerst den Kampf aufnahm gegen eine Ansicht, welche den engen vielverschlungenen Verkehr der Völker aufhob, um jedes für sich einzuhegen und groß zu ziehen, Friedrich Thiersch, hat in seinem klassischen Werke »über die Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen« die Grundsteine gelegt für die wahrhafte Anschauung der Geschichte und Entwickelung der Kunst des Alterthums. Seitdem ist an dem Begonnenen weiter und weiter gebaut worden. Auch die großen Erfindungen des Menschengeistes in unseren Tagen haben dazu geholfen, richtigere historische Anschauungen über die Wiege der Bildung und den Weg der letzteren durch die Länder und Völker zu verbreiten. Wo sonst nur selten und vereinzelt einmal der Fuß eines Reisenden hinkam, haben jetzt, Dank den erleichterten Mitteln des Menschen- und Weltverkehrs, Hunderte von Forschern aller

*) Fr. Thiersch, Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen, S. 76.

Nationen Europas, wohl vorbereitet durch ihre Studien daheim und gefördert durch die Resultate und Beobachtungen ihrer Vorgänger, Griechenland und seine Inselwelt, Aegypten und die Länder des Orients bereist und durchforscht. Der geheimnißvolle Nimbus des Fernen, Fremden, Wunderbaren schwand vor der unmittelbaren Anschauung, um dem Natur- und Vernunftgemäßen Platz zu machen. Der von dem Menschen bewältigte Dampf, der seine Schiffe beflügelte, half den blauen Dunst historischer Vorurtheile zerstreuen. Die Wirkung der eignen Anschauung ist von wunderbarer Kraft. Die Forscher, welche die Länder um die Osthälfte des Mittelmeeres, die Ursitze alter Kultur und ihre Reste selbst gesehen, gewannen einen ungeheuren Vortheil über die Gelehrten alten Styls, besonders die deutschen, die »in ihr Museum gebannt« das alles »nur von Weitem« durch das Fernglas der Lektüre schauten. Vergebens daß sich die deutsche Stubengelehrsamkeit gegen die Wahrheit des Zusammenhangs aller alten Kunst noch hartnäckig verschloß, und diese Ansicht sammt dem Altvater Herodot, der sie schon vor beinahe drittehalbtausend Jahren ausgesprochen, als thörichte Morgenländerei abfertigte! Die Wahrheit machte sich ohne sie und trotz ihrer geltend. Französische, italienische und englische Reisende, und darunter Gelehrte ersten Ranges, wie mehrere Mitglieder der ägyptischen Expedition, und Forscher wie Gell, Dodwell u. A. wurden ganz unbefangen durch den Anblick der Bauwerke und plastischen Kunstwerke des Landes dazu geführt, altgriechische und etrurische Bau- und Bildwerke mit ägyptischen, phönizischen, persischen und assyrischen, ja selbst hier und da mit indischen zu vergleichen.

Die deutschen Gelehrten blieben sich konsequent in der Ablehnung des Gedankens: daß die gesammte alte Kunst der Völker um die Osthälfte des Mittelmeeres in ihren früheren Epochen als ein untrennbares organisches Ganze anzusehen sei. Als im Jahre 1841 der vortreffliche Ludwig Roß den Satz aufstellte: die Anfänge der gesammten bürgerlichen, religiösen und künstlerischen Bildung der Griechen seien nicht zu verstehen, wenn man nicht annehme, daß die geschichtlich älteren und in der

Kultur früher vorgeschrittenen Völker auf die Griechen nach allen diesen Richtungen bildend eingewirkt, — da erhob sich ein Zetergeschrei aus den Reihen des altgläubigen Philologenthums gegen den Ketzer. Man nannte und behandelte ihn verächtlich als einen »Touristen«, weil er zufällig nicht bloß, wie die meisten seiner Zunftgenossen, von der Studirstube aus, sondern auch aus vieljähriger eigener Anschauung Griechenland und Kleinasien mit ihrer Inselwelt kennen gelernt hatte. Und doch konnte man erst, seitdem im Laufe der letzten Jahrzehende das früher fast mythische Land der Hellenen von zahlreichen Reisenden besucht worden war, richtige Urtheile fällen über die Leichtigkeit oder Schwierigkeit des Verkehrs zwischen den Küsten Europas und Asiens mit ihren Inselgruppen, und wieder zwischen diesen und der syrischen und ägyptischen Küste. Solche Fragen beantwortet, wie Roß hinzusetzt, ein Fernblick von Berg zu Berggipfel, oder eigne Fahrt in gebrechlicher Barke von Attika bis Rhodus, Lycien und Cypern besser als alle Stubengelehrsamkeit der Welt. Diese aber vermeinte den Touristen und seine Ansicht von der Leichtigkeit des Seeverkehrs unter den alten, um das Mittelmeer wohnenden Kulturvölkern durch die Behauptung zu Boden zu schlagen: »daß die ganze alte Welt einen heiligen Schauder vor der Schifffahrt empfunden!« Und als Beweis dieser wunderlichen Behauptung citirte man den alten römischen Dichter Horaz, der »mit dreifachem Erz und der Eiche Kerne des Mannes Brust umpanzert« nannte, »welcher zuerst auf zerbrechlichem Flosse den Kampf gewagt mit dem wilden Meer und festen Blickes seine schwimmenden Ungeheuer geschaut!«

Dabei vergaß man nur das Eine, daß derselbe römische Poet, obschon bekanntlich kein besonders muthiger Mann, mehr Seereisen gemacht und Meeresgefahren bestanden (lassus maris atque viarum nennt er sich selbst), als alle seine Erklärer unter den deutschen Philologen, und daß die alten griechischen und römischen Dichter die Drangsale ihrer seefahrenden Helden aus rein poetischen Gründen ins Uebertriebene zu malen gewohnt waren.

Erst die vielfachen Reisen unserer Zeit, wo Dampfschiffe zu Hun-

derten jährlich das Mittelmeer durchkreuzen und die Overlandmail mit der Sicherheit einer deutschen Landpost allmonatlich zahlreiche Reisenden von London nach Aegypten und Indien führt, haben die räumliche Kleinheit der alten Welt und die Möglichkeit eines verhältnißmäßig leichten und schnellen Verkehrs in derselben im richtigen Lichte erscheinen lassen. Meldet doch schon der griechische Schriftsteller Diodor, auch ein Tourist aus den Tagen des Kaisers Augustus, daß man zu seiner Zeit von der Palus Mäotis, dem heutigen Asowschen Meer, bis zur Insel Rhodus in zehn, von Rhodus bis Alexandria in vier, und von dort den Nil aufwärts in zehn Tagen bis Aethiopien schiffte, so daß man in vier und zwanzig Tagen von dem kältesten bis zum heißesten Klima der Erde gelange.

Die nächste Vermittelung zwischen Griechenland und dem Orient bildeten Handel und Schifffahrt. Es ist durch neuere Forschungen nachgewiesen, daß die Aegypter Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung Seeschiffe bauten und zu Eroberungskriegen und Handelsunternehmungen das Meer befuhren. Schon zur Zeit des alten Sesostris, zwei bis drittehalb tausend Jahre vor dem trojanischen Kriege, waren die Aegypter ein seefahrendes Volk. Ihr Verkehr mit Griechenland bestand nachweisbar schon in einer Zeit, die weit über die homerische Heldensage hinausliegt, trotz dem socialen und commerciellen Absperrungssysteme, das erst König Psammetichus um die Mitte des siebenten vorchristlichen Jahrhunderts mit dem entgegengesetzten vertauschte. Aegypter, wie Danaos und Lynceus, wanderten nach Griechenland ein; Griechen, wie Melampus, Dädalos, Archandres und Helena besuchten Aegypten. Homer kennt das Nilland sehr gut. Er weiß von seiner riesigen prachtvollen Hauptstadt, von den Sitten und Eigenthümlichkeiten des Landes, und die Vorstellung von Seefahrten der Griechen nach Aegypten ist ihm geläufig.

Aber die eigentlichen Vermittler des Seehandels und der Schifffahrt zwischen den Völkern um die Osthälfte des Mittelmeers, schon über 2000 Jahre vor Christi Geburt, waren die Phönizier. Sie waren zugleich die Vermittler zwischen Aegypten und Assyrien. Schon zu Inachus

Zeit, d. h. 1900 Jahre vor Christo, verschifften sie, wie Herodot sagt, ägyptische und assyrische Waaren nach Argos und anderen Ländern, wobei sie auch wohl gelegentlich Sklaven raubten und in Aegypten verkauften. Ein mächtiger Zweig dieser semitischen Phönizier wohnte und herrschte selbst Jahrhunderte lang (2300 — 1790 vor Chr.) in Unterägypten, bis er, von dort verdrängt, sich über die Küste von Nordafrika und von da nach Griechenland verbreitete, wohin die Ankömmlinge viel Aegyptisches mit sich brachten. Zahlreiche, nach Griechenland gelangte Auswanderungszüge, bezeichnet durch die Namen ihrer Führer Inachus, Kadmus, Danaus, Kekrops, Erechtheus, Deukalion u. A., durch die »göttlichen Pelasger« Homer's, die nach Röth's Forschungen nichts Anderes sind, als vertriebene Phönizier, erklären zur Genüge den überall in Griechenland hervortretenden ägyptisch-phönizischen Einfluß auf Religion, Götter- und Heldensage, auf bürgerliche Einrichtungen, Wissenschaft und Kunst der Griechen. War doch die phönizische Schrift zweitausend Jahre vor Christo die verbreitetste bei allen Völkern um die Osthälfte des Mittelmeers, und schon die Alten, wie Platon und Herodot, wußten daß die griechische Sprache selber Spuren orientalischer Einwirkung bewahre. Neuere Forscher haben viele griechische Götternamen als ägyptische und phönizische, zum Theil selbst assyrische nachgewiesen. Aegyptisch und semitisch sind ebenso die Namen gar mancher Städte und Orte, Berge und Flüsse, ägyptisch selbst mehrere für den Handel nothwendige Ausdrücke der Maaß- und Gewichtbezeichnung, wie Drachme, Obolos, Spithame (Elle), ägyptisch selbst der Name des Schwertes, der althelleni-schen Hauptwaffe neben der »weithinschattenden Lanze«.

Die Kultur der Griechen selbst aber datirt viel höher hinauf, als man sie gemeinhin zu setzen pflegt. Frühere Gelehrte hielten z. B. Fahrstraßen für eine römische Erfindung. Aber Griechenland hatte lange vor dem trojanischen Kriege fahrbare Landstraßen mit Brücken und Dämmen. Es war in dieser und anderer Beziehung zur Zeit des trojanischen Krieges kultivirter als heutigen Tags. »Als vor dreißig Jahren,« wie Roß erzählt, »die neue deutsche Einwanderung unter König Otto

auf derselben Uferstätte landete, wo vor drei und dreißig Jahrhunderten die ägyptische Einwanderung unter König Danaos ans Land gestiegen war, da gab es in ganz Griechenland nur eine fahrbare Straße, die, welche Graf Kapodistrias zwischen Nauplia und Argos angelegt hatte. Im ganzen Griechenland gab es keine Wagen. Als die Regierung 1834 von Nauplia nach Athen übersiedelte, mußte erst die Strecke vom Piräus bis Athen fahrbar gemacht werden, weil man sonst nicht einmal des Königs Hausrath hätte nach seiner Residenz schaffen können. Und selbst jetzt kann man höchstens etwa von Athen nach Korinth, Megara und Theben fahren. Allein wenn nicht bloß der Peloponnes, sondern wenn alle Reiche der Welt auf dem Spiel ständen, so vermöchten die Freier der schönen Hippodamia heute keine Wettfahrten vom Alpheiosthale nach Korinth anzustellen.« Dagegen fand der deutsche Reisende auf dem höchsten Rücken der Gebirgspässe, da, wo jetzt kaum noch gangbare Saumpfade führen, überall tief eingeschnittene Geleise alter Wagenräder, in der feststehenden Weite von 5 Fuß 4 Zoll englischen Maaßes. Natürlich, denn alle Helden Homer's fahren, und der Gebrauch des Reisewagens in der heroischen Zeit Griechenlands ist alltägliche Sache *).

Mit Recht konnte daher der mehrmals genannte Forscher sagen, die Kunstgeschichte sei auf den Kopf gefallen, wenn sie noch immer behaupte, daß die homerische und vorhomerische Zeit, welche die schwierigsten Straßen-, Hafen-, Damm- und Brückenbauten unternahm, große Sümpfe trocken legte und die noch heute dastehenden kunstreich verzierten Schatzhäuser von Mykenä und Orchomenos erbaute, keine Tempel zu bauen unternommen. Homer kennt Tempel und zwar zahlreiche; er kennt Tempeldienst und Tempelbilder, und der dorische Tempel zu Korinth mag sehr wohl hinaufreichen in die trojanische Zeit. Homer kennt ferner auch Statuen und Reliefs, getriebene Bildwerke, dädalische Kunstarbeiten. Daß aber die älteste griechische Säule, die dorische, aus der ägyptischen

*) Ludw. Roß in der Zeitschrift für Alterth. Wiss. 1850. Nr. 1—4.

entstanden, ist seit Champollion bekannt. Selbst die Pyramidenform ist von den Griechen nachgeahmt worden, und Roß hat drei Pyramiden in Griechenland nachgewiesen. Aegyptische Skulpturen in Argos, Messene und an anderen Orten erwähnt Pausanias, und das athenische Heiligthum des Erechtheus, das Erechtheion, das von allen Regeln des griechischen Tempelbaues abweicht, ist Nachahmung eines ägyptischen Vorbildes. Aber auch die Bestimmung dieses Baues und die ganze Erechtheussage sind ägyptisch-orientalisch, und bezeugen unwiderleglich die ägyptische Kolonisirung Athens. »Das Erechtheum ist nämlich nach Anlage, Inhalt und Tempelbrauch ein ächt ägyptisches Götter- und Königshaus, ein Mammisi der Athene und ihres Pfleglings Erechtheus.« Athene selbst ist bekanntlich die ägyptische Neith. Ein »Mammisi« aber hieß bei den Aegyptern eine kleine Art von Tempelhäusern, die als Ort der Niederkunft einer Göttin oder einer vergöttlichten Königin und als Erziehungsort des jungen Königs oder Gottes galten und verehrt wurden. Ein solcher Bau war das uralte Erechtheum zu Athen, das schon Homer erwähnt. Und als man das zerstörte zur Zeit des peloponnesischen Krieges herstellte, hielt man aus religiöser Ehrfurcht an dem Grundriß des alten Baues fest. Dies Zusammenwohnen des uralten attischen Stammkönigs Erechtheus mit der Göttin ist ägyptisch-orientalisch. In Aegypten wie in Assyrien war ein und dasselbe Gebäude zugleich Tempel eines oder mehrerer Götter und Palast und Grabmal des Königs.

Die tüchtigsten deutschen Alterthumsforscher und Kunsthistoriker der letzten dreißig Jahre, Männer wie Creuzer, Thiersch, Böckh, Schorn, Roß und Anselm Feuerbach, haben denn auch den Einfluß orientalischer, besonders ägyptischer, Kunst auf die griechische anerkannt. Und in der That, der innere und äußere Zusammenhang, das Gemeinschaftliche in der Kunst der alten Völker, tritt uns in den noch erhaltenen ältesten Kunstwerken der Griechen, wenn wir sie mit den Resten hetrurischer ägyptischer und assyrischer Kunstwerke vergleichen, auf eine Weise entgegen, die jedem unbefangenen Auge sofort einleuchtet. Es giebt wenige Betrachter, welche der Anblick der äginetischen Giebelstatuen oder der selinun-

tischen Reliefs nicht sogleich an etruskische Vasenbilder oder an ägyptische und assyrische Skulpturen erinnert hätte. Die plastischen Denkmäler von Ninive, deren jüngste in das sechste oder siebente Jahrhundert vor Christo fallen, die Werke der Pharaonen aus der neunzehnten Dynastie, die lycischen Bauwerke von Xanthus, das Löwenthor zu Mykenä, der Fries von Assos, die Aegineten zu München und die Metopen von Selinus zu Palermo, die älteren etruskischen Zeichnungen und Reliefs, die griechischen Vasen des sogenannten ägyptisch-phönizischen Styls mit röthlichgelben, und des dorischen mit schwarzen Figuren, endlich die weit verbreiteten Münzen mit phönizischer Schrift — dies Alles zusammengehalten und verglichen führt den großen inneren und äußeren Zusammenhang der Kunst bei den alten Völkern um die Osthälfte des Mittelmeers anschaulich vor Augen.

Wir haben schon einige der Umstände angegeben, welche durch Beförderung des Austausches und Verkehrs der Völker unter sich diesen Zusammenhang herbeiführen halfen. In derselben Weise wirksam waren die Kriege und Kriegszüge, die Bildung großer Monarchien durch die ägyptischen und assyrischen Eroberer, sowie das Auseinanderfallen derselben, wonach sich die Theile wieder zu neuen Ganzen anders zusammenstellten. Dazu kam die Ausbreitung religiöser Systeme, Auswanderungen von Küste zu Küste, der Handel, zumal der Sklavenhandel, der die fremdartigsten Völkerelemente durcheinandermischte. Trotz aller der vielfachen Veränderungen, welche die Kunst in einem so langen Zeitraume von tausend bis anderthalb tausend Jahren vor den Perserkriegen erlitt, trotz der Eigenthümlichkeiten, welche die Verschiedenheit des Volkscharakters und der religiösen Anschauungen, die Wahl des Sujets, die Beschaffenheit des Materials, die Individualität endlich der Künstler selbst nothwendig herbeiführten, blieb dennoch des Gemeinsamen so Vieles übrig, daß eine unausgesetzte Wechselwirkung ein bewußtes und absichtliches Nachahmen und Lernen der Völker von einander sich gar nicht bezweifeln läßt *).

*) S. L. Roß Wanderungen in Griechenland. Erster Theil. S. 147 ff.

»Dies Gemeinſame und Uebereinſtimmende zeigt ſich im Größten wie im Kleinſten, in den Formen wie im Inhalt der Kunſtſchöpfungen, von der Anlage der Feſtungen, Tempel und Gräber bis zu dem Hausgeräth, den thönernen Vaſen, dem Goldſchmuck und den geſchnittenen Steinen der Aegypter, Kleinaſiaten, Etrusker und Griechen.« In der Plaſtik iſt der orientaliſche Einfluß eine anerkannte Thatſache. Die joniſche Säule weiſt nach Aſſyrien und Perſien; die doriſche iſt rein griechiſche Umgeſtaltung des ägyptiſchen Wellenkapitells, die korinthiſche erſcheint als beſtimmtere Aufnahme einer ägyptiſchen Form. Ja in einer ägyptiſchen Tempelgattung, Typhonien genannt, findet man bereits die Grundgeſtalt des ſäulenumgebenen griechiſchen Tempels vorgebildet. Die Griechen vollendeten hier nur aus tieferem Verſtändniß, was dort unvollkommen und unverſtanden geblieben war. Aber dieſe Vollendung kam einer neuen Schöpfung an Verdienſt gleich *). Ludwig Roß hat in ſeinen griechiſchen Reiſen eine Zuſammenſtellung der wichtigſten hierhergehörigen Thatſachen in ſo überſichtlicher Weiſe gegeben, daß wir nichts Beſſeres thun können, als ſie hier folgen zu laſſen. »Die eleganten Seſſel und Tiſche der ägyptiſchen Denkmäler finden ſich wieder auf den griechiſchen Vaſenbildern. Die zwei- und vierſpännigen Rennwagen in den Grabgemälden der Etrusker, auf den Vaſen der Griechen, an den Palaſtmauern und Tempelwänden der Aegypter und Babylonier ſehen ſich ſo gleich, daß wir ſie mit kaum merklichen Abänderungen im Koſtüm und in der Anſchirrung der Roſſe von den Monumenten des einen Volks auf die des anderen verſetzen könnten, ohne des Austauſches inne zu werden. Wie der aſſyriſche und der ägyptiſche König auf den Bildwerken ihrer Paläſte voranſtürmen in der Feldſchlacht, ſo ſtürmen in der homeriſchen Dichtung die »gotterzeugten Herrſcher« auf flüchtigen Streitwagen dem niederen Volke voraus. Der ganze griechiſche Kampf von dem hinten offenen Streitwagen, der ſich nur in der älteren helleniſchen Zeit findet, iſt orientaliſche Nachahmung. Der Adler oder Geier, der über

*) Fr. Viſcher, Aeſthetik. Bd. 3. S. 298. S. 286.

den königlichen Streitwagen der ägyptiſchen und aſſyriſchen Herrſcher ſchwebt, oder die zu Roſſe Kämpfenden begleitet, findet ſich auch auf alten Vaſenbildern der Griechen und Hetrurier.

Wie in der ägyptiſchen Kunſt die Götter und Könige über die gewöhnlichen Maſſen hervorragen, eben ſo auch auf den griechiſchen Kunſtwerken, die der älteſte helleniſche Dichter beſchreibt, wie z. B. auf dem Schilde Achill's im achtzehnten Buche der Ilias (V. 516). Und die ganze Etikette, die bei Homer die »ſceptertragenden Könige« umgiebt, iſt keine andere, als die, welche wir an den Wänden Aegyptens in geſchichtlicher Treue dargeſtellt ſehen. Die in Layard's Werke abgebildete Geſtalt eines Königs von Nimrud, den langen homeriſchen Königsſtab in der Rechten, die Linke auf den Griff des gewaltigen zur Seite hängenden Langſchwerts gelegt, deſſen reichverzierte Scheide gegen das Ende hin höchſt kunſtvoll mit einem gegen einander liegenden Löwenpaare geſchmückt iſt, dieſe erhabene Geſtalt mit ihrem langen wohlgepflegten und zierlich geordneten Haar und Bart in koſtbar geſtickter Gewandung, gab mir zum Erſtenmale das wahre Bild eines homeriſchen σκηπτοῦχος βασιλεύς, eines ſceptertragenden Königs, wie er der Verſammlung der Fürſten zuſchreitet, in der ganzen Majeſtät eines Herrſchers des Orients, der zugleich mit der Würde eines »Hirten der Völker« die Würde des Prieſters und Opferkönigs verbindet. So werden Priamus und Agamemnon ausgeſehen haben in den Tagen ihrer Macht und Herrlichkeit.

»Wenn in den Gräbern und auf den Todtenrollen des Nillandes das Verdienſt der Seele nach dem Tode des Leibes auf ſtrenger Wage gewogen wird, ſo entlehnt Homer das phantaſiereiche Bild, um vor dem Kampfe ſeiner Helden durch Zeus ihre Geſchicke abwägen zu laſſen. So ging das Bild über in die Darſtellungen griechiſcher Kunſt, ja ſelbſt noch des chriſtlichen Mittelalters. Und wenn bei den Aegyptern die Leiche über den Nil, die Seele in die Unterwelt auf einer Barke ſchifft, ſo

haben wir darin das Vorbild Charon's und ſeines Nachens bei den Griechen. Die Sirene mit dem Jungfrauenantlitz auf dem Vogelleibe iſt dieſelbe in Aegypten, Griechenland und Hetrurien. Die Chimäre Lyciens und die anderen fabelhaften Thiergeſtalten der Aſſyrier und Babylonier wiederholen ſich auf den älteſten griechiſchen Vaſenbildern. Der Löwe, der den Hirſch oder Stier zerreißt, die Frauengeſtalt, die zwei Vögel am Halſe erwürgt, gehen auf Münzen, geſchnittenen Steinen und Vaſenbildern durch die geſammte alte Welt. Daſſelbe Syſtem der polychromen (vielfarbigen) Bemalung der Bau- und Bildwerke findet ſich in dieſen früheren Kunſtperioden am Nil und Euphrat und von Lycien und Cypern über beide Halbinſeln bis nach Sicilien verbreitet, und die Bemalung der Architekturglieder am Tempel auf Aegina und an den Statuen ſeiner Giebelfelder iſt dieſelbe, wie an dem Tempel und den Metopen des ſiciliſchen Selinus und an den Bildwerken der Königspaläſte von Niniveh.«

Gemeinſam den Völkern der älteſten Welt ſind ferner auch diejenigen Kunſtformen, welche von Sitten, Lebensgewohnheiten und Kleidertrachten entlehnt ſind. Hier heben wir nach Roß vorzüglich folgende Züge hervor.* »Die Faltung der Gewänder und die ſorgfältige künſtliche Ordnung und Ringelung des Haupt- und Barthaars iſt dieſelbe an den Aegineten und an den ſelinuntiſchen Reliefs wie auf den aſſyriſchen Wandbildern und an den phöniziſchen Figuren von Cypern, dieſelbe wie ſie Homer ſeinen Helden beilegt, wie ſie Pauſanias vom Könige Theſeus berichtet, und wie ſie Thukydides an den alten Athenern beſchreibt. Wie in dem Jahrhunderte der franzöſiſchen Ludwige dieſelbe verkünſtelte Haartracht die ganze civiliſirte Welt beherrſchte, ſo herrſchte in jenen Jahrhunderten dieſelbe Mode der geſchniegelten Locken bei allen civiliſirten Völkern der alten Welt vom Euphrat bis an das tyrrheniſche Meer, und ſpiegelt ſich noch nach Jahrtauſenden ab in den Darſtellungen ihrer Kunſt. Die Uebereinſtimmung in ſolchen kleinen Dingen der Mode iſt aber, eben weil ſie ganz auf konventioneller Willkür beruhen, für die

Nachweiſung eines hiſtoriſchen Zuſammenhanges noch viel ſchlagender und überzeugender, als in größeren und wichtigeren Sachen, die ſich mehr nach Geſetzen einer inneren Nothwendigkeit geſtalten. Wenn aber der Völkerverkehr jener Urzeiten lebhaft genug war, um die Erfindungen der Haarkünſtler von Land zu Land auszubreiten, mit welchem Rechte wollen wir da noch die Verbreitung der edleren bildenden Künſte in Erz und Marmor, Holz und Elfenbein, Thon und Farbe, gegen das augenfällige Zeugniß der Denkmäler in Abrede ſtellen, die Entſtehung der altdoriſchen Säule aus der noch älteren ägyptiſchen ableugnen? mit welchem Rechte annehmen, daß die weſentliche Uebereinſtimmung der Kunſtformen auf dem großen Ländergebiete vom Nil und Euphrat bis an den Tiberſtrom und nach Sicilien, ja bis nach Iberien, auf einem Zufall beruhe!

Vielmehr: wie die gothiſche Kunſt mit ihren chriſtlichen Elementen, trotz ihrer Beſonderheiten nach Zeiten und Ländern, dennoch im ganzen abendländiſchen Europa weſentlich dieſelbe iſt, vom Tajo bis an den finniſchen Buſen, ſo bildet die geſammte alte Kunſt in ihrer früheren Epoche ein organiſches und untrennbares Ganze.

Die griechiſche Plaſtik alſo, als Schöpferin von Götterbildern, iſt nicht in Griechenland erzeugt und geboren, ſondern vom Oriente, zumal von Aegypten her, durch Anſiedler in Griechenland eingeführt. Das ganze Kultgepräge der Griechen, die Feſtlichkeiten und Aufzüge, die Opfergaben und Weihen, die Orakel und Myſterien, ein großer Theil der Mythen und viele Hauptorte des öffentlichen Kultus ſind, wie der glaubwürdigſte aller alten helleniſchen Hiſtoriker ausdrücklich bezeugt, aus dem Wunderlande Aegypten nach Griechenland gekommen. In ihrem Gefolge auch die Kunſtfertigkeit, deren älteſte Hauptwerkſtätten auf Rhodus und zu Athen durch ägyptiſche Wanderzüge eröffnet wurden. Aus ihnen gingen, nach Miſchung des eingeführten und des althelleniſchen Götterdienſtes, die Geſtalten und Symbole hervor, welche die neuerbauten Hei-

ligthümer ſchmückten, oder in den früheren an die Stelle der alten formloſen Idole traten. Wo eine ſolche Einwirkung durch fremde Einwanderer in Griechenland nicht ſtattfand, da erhielten ſich jene alten Götzenidole in Form von Steinen, Klötzen und Säulen noch bis in ſpäte hiſtoriſche Zeit als Gegenſtände religiöſer Verehrung. Dädalos aber war für die Vorſtellung der Griechen der mythiſche Künſtler, der die von Aegypten überlieferte Kunſt und ihr Gepräge dem Einheimiſchen annähernd umgeſtaltete *). Nicht zuerſt, ſondern zuletzt gewann in dem eigentlichen Feſtlande von Hellas, in dem griechiſchen Mutterlande die Kunſt feſten Boden und beſtimmte Sitze. Von dem früh kultivirten Kleinaſien, vor allen von den Griechen in Jonien, Samos und Kreta iſt die griechiſche Kunſt ausgegangen; und in der langen Reihe der Städte und Inſeln, wo wir die älteſten griechiſchen Kunſtbeſtrebungen und Kunſtſchulen finden, ſteht als die letzte der Zeit nach, aber auch als die Blüthenkrone der geſammten griechiſchen Kunſt, Athen da. Auch dieſer Weg der Kunſt, von Kleinaſien über die Inſeln nach dem Feſtlande von Hellas zeugt für den orientaliſchen Urſprung und Einfluß.

Der große Winckelmann irrte, wenn er ſeinen geliebten Hellenen nachrühmte, daß ſie ihre Kunſt unabhängig von jedem fremden Einfluß erſchaffen. Aber ſein tiefer Verſtand ahnte bereits ſelbſt den eignen Irrthum. Wenn es erwieſen wäre, ſagt er einmal, daß die Griechen wirklich ihre Mythologie von den Aegyptern erhalten hätten, ſo würde dies ein ſtarker Beweis für die Folgerung ſein, daß ſie mit der Lehre auch die Form ihrer Götter ſelbſt und ihrer Figur von daher überkommen hätten **). Er half ſich damit, daß er jene erſte von den griechiſchen Schriftſtellern ſelbſt gemeldete Ueberlieferung als Erfindung der ägyptiſchen Prieſter zur Zeit Alexander's anſah. Aber Herodot lebte und ſchrieb über ein volles Jahrhundert vor Alexander's Zuge nach Aegypten, und

*) Ueberſ. Epochen u. S. 7. S. 22—25. 35. 80.

**) Kunſtgeſchichte I, 1. §. 14.

Herodot hat es nicht einmal, ſondern wiederholt als eine unbezweifelbare Thatſache ausgeſprochen, daß die Griechen, ſeine Landsleute, ihre Götter und ihren Götterglauben, wie ihre ſtaatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, zu einem guten Theil von den Aegyptern überkommen haben.

IV.

Die zwei Hauptepochen der griechiſchen Plaſtik.

1. Von Dädales bis Phidias.
2. Von Phidias bis Hadrian.

I. Von Dädalos bis Phidias.

»Zehntausend Jahre lang, sagt Plato, hat sich die Kunst der Aegypter ihrem Wesen und Geiste nach unverändert erhalten.« Und er fügt ausdrücklich hinzu: das sei nicht bildlich, sondern wörtlich zu verstehen. Ein aufmerksamer Kunstforscher werde finden, daß Werke, die dort vor zehn Jahrtausenden gemalt oder gebildet worden, weder schöner noch häßlicher seien, als die, welche man jetzt daselbst verfertige.

Das Wahre an dieser Behauptung Plato's ist, daß in Aegypten die bildende Kunst blieb, was sie in allen ihren Anfangsperioden immer und überall gewesen ist, die Sklavin der Religion. Der Konservatismus der ägyptischen Kunst beruht auf ihrer Abhängigkeit von der Priestersatzung. Die Verhältnisse der Figur und ihrer Theile, die Art der Stellung und Bekleidung, die Form der Gesichtsbildung waren und blieben feststehend, durch religiöse Tradition geheiligt, durch strenge Satzung dem Künstler vorgeschrieben. Der Fortschritt, die Verbesserung konnten sich in der Behandlung und Ausführung des Einzelnen zeigen, und sie finden sich innerhalb dieser Grenzen allerdings auch in der

ägyptischen Kunst. Aber die eigentlichen Charaktertypen, die Grundformen blieben unverändert, und so erhielt und behielt die Kunst jenes Urvolks der Menschheit den Charakter unerschütterlicher Ruhe und unveränderlichen Beharrens, welchen Plato mit seinem Ausspruche bezeichnet; einen Charakter, den das Volk der Aegypter auch in all seinem übrigen Thun und Denken, in seinen Sitten und Einrichtungen ausgeprägt hat.

Aehnlich ist es auch in Griechenland zur Zeit seiner Anfänge gewesen. Auch in der Geschichte der griechischen Kunst hat es eine solche Zeit gegeben, wo die bildende Kunst im strengen Dienste der Religion zu den heiligen Dingen gehörte, an denen neuernd zu ändern für Frevel galt. Diese Epoche mag gar wohl ein Jahrtausend umfaßt haben. Sie reicht herab von der urältesten Zeit, in welcher lange vor Homer Dädalos und seine Schüler lebten, bis zu dem Beginn der Perserkriege. Aus fremden Ländern, wo sie früher blühte, besonders aus Aegypten, war die Kunst, wie wir gesehen haben, zugleich mit den Grundformen des griechischen Götterdienstes durch Kolonisten und Wanderzüge eingeführt worden in die jungen Staaten Griechenlands. Hier erhielt sie durch die frühesten griechischen Kunstbildner, die Dädaliden zu Attika, Kreta, Rhodos ihr uraltes festes Gepräge, und jene durch Gebrauch und Kult geheiligte Form, von denen uns die selinuntischen Reliefs noch eine Vorstellung geben können. Dies geschah zu einer Zeit, wo aus den Völkerschichten, die das Festland von Griechenland und Thrakien besetzt hielten, die griechische Nation noch nicht rein ausgeschieden war. Die Kunst auf ihrer damaligen Stufe war gemeinsames Eigenthum aller jener Völker. Hervorgegangen aus einem Geiste und aus gemeinsamen Werkstätten, waren die Kunstwerke jener Zeit bei Jouiern, Kretern, Kariern und Lydiern sich im Wesentlichen einander gleich. Durch Sitte und Kultus wurden und blieben sie Jahrhunderte stabil in den Formen. So wiederholen sich in Griechenland und in Mittelitalien, wo die Hetrurier saßen und Lydier einwanderten, Jahrhunderte lang dieselben Gebilde, obgleich Länder und Zeiten dazwischen lagen. Denn hetrurische und

griechische Kunst waren Schößlinge einer Wurzel, Zweige der ältesten vorgriechischen Kunst *).

Der Geist des religiösen Stabilismus in der Kunst ist allen Zeiten gemeinsam und wirkt überall auf dieselbe Weise. Cimabue und seine Zeitgenossen waren alle strenge Nachahmer der Byzantiner und wie diese gebunden durch religiöses Herkommen. Sie durften, um den alterthümlichen, vom Volke verehrten Gestalten nachzukommen, ebenso wenig an den vorgefundenen Formen ändern, als die Bildner des ältesten Hellas an den Zügen und Gestalten ihrer uralten Götter. Hier war es ein Grundsatz altgeheiligter Priestersatzung: »Die Götter selber wollten nicht, daß die alten Formen ihrer Heiligthümer verändert würden.« Diese Antwort gaben die römischen Opferschauer selbst noch zur Zeit des Kaisers Vespasian, als es sich darum handelte, den abgebrannten Tempel des kapitolinischen Jupiter neu zu erbauen. Nur die Höhe durfte vergrößert werden; in allem Uebrigen ward das Heiligthum streng nach dem alten Plane erneuert. Es ist dies derselbe Geist, welcher die Jesuiten dazu führte, mit ihren, dem römischen Petersdome nachgeäfften Kirchen die halbe Welt zu bevölkern, jener Geist des Stabilismus, der in aller religiösen Kunst denselben Gedanken Jahrhunderte lang festhält, und ihn mit eiserner Beharrlichkeit ins Unendliche wiederholt. Und wenn uns im Alterthume jener Geist des Konservatismus, wie er aus dem Ausspruche der römischen Opferschauer spricht, noch in einer Zeit begegnet, wo die Kunst ihn bereits längst besiegt und sich seinen Fesseln entwunden hatte, um wie viel weniger darf er uns befremden in jener ältesten Epoche der hellenischen Kunstgeschichte, in der Zeit der Allmacht der religiösen Satzung?

So ist es denn auch erwiesene Thatsache, daß die bildende Kunst der Griechen, bis in die historische Zeit des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts hinab, ohne wesentliche Aenderungen, ganz wie die ägyptische Kunst, bei jenem ältesten durch die Dädaliden eingesetzten Typus und

*) Thiersch Epochen S. 166.

Gepräge ihrer Bildungen beharrte. Daran zu rühren galt für Frevel, um so mehr, da im Glauben der Menschen das alte Kultbild eigentlich eins war mit der Gottheit, da es die Gottheit selbst war. Auszichende Kolonisten nahmen getreue Abbildungen der alten Götterbilder und genaue Maße ihrer Tempel und Heiligthümer mit, um sie in der neuen Heimath unverändert aufzurichten. Denn »die Götter wollten nicht, daß etwas geändert werde an der altgeheiligten Form.« Als eine Priesterin zu Sparta es wagte, die alten Standbilder ihrer Göttinnen dadurch zu verjüngen, daß sie dem einen ein nach der neueren Kunst verfertigtes Haupt aufsetzte, erschien ihr, noch ehe sie die gleiche Umwandlung am zweiten Götterbilde ausführen konnte, die Göttin im Traum, und gebot ihr abzustehen von solchem Beginnen.

Alle Religion ist wesentlich auf Unfreiheit gegründet. Unfreiheit ist Beharren in dem einmal gegebenen Zustande. Die Kunst bei den Griechen, anfangs Sklavin der Religion, ward so von der Priestersatzung vieler Jahrhunderte lang gehemmt und am Fortschreiten gehindert. Am längsten empfand die Kunst diese Hemmniß bei der Darstellung des menschlichen Angesichts, das der Spiegel des Geistes, der vollkommenste Ausdruck seiner Freiheit ist. Das sehen wir noch heute an den äginetischen Bildwerken. Die Kunst hatte bereits ihre Mittel durch geschickte Bearbeitung des Elfenbeins und seine Verbindung mit Gold und edlen Holzarten in Bildsäulen, durch die Erfindung des Erzgusses und Anwendung des Marmors — statt des Holzes und Thons — beträchtlich erweitert; sie hatte bereits, am Schluß jener ältesten tausendjährigen Periode des heiligen Styls, Werke geschaffen, die man als Urbilder der erhabenen Kunstschöpfungen auch in späterer Zeit noch der Aufmerksamkeit und Beachtung werth hielt. Aber im Ausdruck des menschlichen oder göttlichen Angesichts waren ihre Werke noch immer von jener charakterlosen Einförmigkeit und seelenlosen Leerheit, welche das religiöse Idol überall bezeichnen. Erst als das Idol im Kunstwerk völlig unterging, war die Freiheit der griechischen Kunst erreicht, das ihr eigenthümliche Gebiet der Schönheit gewonnen. Der große Name, an den das ge-

sammte Alterthum die Vollendung dieser herrlichsten That des griechischen Geistes knüpft, ist Phidias. Aber diese Vollendung ist nicht mit einem Schlage geschehen.

Die revolutionäre Bewegung des Geistes der Freiheit gegen den Geist der religiösen Knechtschaft in der griechischen Kunst umfaßt, so weit wir es übersehen können, etwa ein Jahrhundert. Zwei Künstler, Dipoenos und Skyllis, die jüngsten Dädaliden, Zeitgenossen des Solon, bezeichnen den Anfang dieser Entwickelung. Mit ihnen und ihren Schülern beginnt die große Bewegung der bildenden Kunst zu ihrem Ziele, zur Freiheit und Menschlichkeit, eine Bewegung, die ein halbes Jahrhundert später, unter Polykrates und den Pisistratiden völlig hervortritt. Große Künstler, deren Namen Gitiades, Kallon, Kritias, Aristokles, Ageladas u. A. für uns freilich wenig mehr als Namen sind, bezeichnen diese Epochen der ihrer Erfüllung und Vollendung zustrebenden, griechischen Kunst, die seitdem den Namen der griechischen zuerst mit vollem Rechte führt, und die ihren Entwickelungsgang von den letzten Dädaliden bis auf das erste kolossale Werk des Phidias in wenig mehr als einem Jahrhunderte (570—470) vollendete.

Anselm Feuerbach sagt von den alten Statuen der Athene Promachos zu Dresden und des kolossalen Apollo Barberini in München, welche beide dieser eben gedachten großen Entwickelungsperiode der griechischen Kunst vor Phidias angehören: das Charakteristische bestehe darin, daß in beiden Statuen die Götter nicht mehr bloß als seiend, sondern als erscheinend dargestellt sind *). Hierin liegt das ganze Geheimniß des Fortschrittes der griechischen Plastik aus der alterthümlichen in sich geschlossenen Starrheit zu dem Scheine lebendiger Wirklichkeit, zu dem Dasein ihrer Götterbilder für die Menschen, ausgedrückt. Wie bei den alten griechischen Tragikern Götter mit den Worten zu erscheinen pflegen:

»Hier bin ich, für dich verließ ich den Sitz
Der himmlischen Höh'n!«

*) Vatik. Apoll S. 21.

ſo traten ſeit dem Beginne jenes mächtigen Umſchwungs in der Geſchichte der griechiſchen Kunſt auch die Götterbilder der griechiſchen Plaſtik auf. Der Gott, den der Menſch angerufen, trat jetzt vor ihn hin, mit ſeinem: hier bin ich! als Ebenbild des Menſchen und ſeines Weſens.

Wodurch aber gelang es der griechiſchen Kunſt, die Schranken einer tauſendjährigen Starrheit zu durchbrechen? Und wie kam es, daß dem griechiſchen Volke beſchieden ward, was den Aegyptern trotz einer jahrtauſendelangen Blüthe ihrer bildenden Kunſt verſagt blieb: die freie Vermenſchlichung ihrer Götterbilder und die künſtleriſche Verklärung der Menſchengeſtalt ſelbſt zu edelſter menſchlicher Schönheit? Die Aegypter haben doch auch Jahrtauſende lang neben ihren Göttern gleichfalls Menſchen gebildet. Warum wurde bei ihnen ſelbſt die Bildung der Menſchengeſtalt in die typiſchen Satzungen für Götterbilder hineingezogen, während wir in Griechenland das Umgekehrte geſchehen, die Göttergeſtalt ſich in der Kunſt verklären ſehen zu dem Adel idealer Menſchlichkeit?

Ein einziges Wort löſt dies Räthſel und erklärt zugleich das in der Weltgeſchichte nie dageweſene und nie wiedergekehrte Wunder: daß ein einziges Jahrhundert hinreichte zur Erſchaffung einer neuen in ſich vollendeten Welt der bildenden Kunſt, die das Höchſte künſtleriſcher Leiſtung in heiterer Schönheit und ruhiger Majeſtät umfaßte. Dies eine Wort heißt: Freiheit.

Freiheit! das heißt der Geiſt des Denkens und der freien Forſchung. Dieſer Geiſt und ſeine Bethätigung in allen Bereichen des Lebens iſt es, was den Unterſchied ausmacht zwiſchen dem ſtarren Morgenlande und ſeinem Pflegekinde, dem abendländiſchen Volke der Hellenen. In dieſem Volke zuerſt gelangte der menſchliche Geiſt zur Beſinnung über ſich ſelbſt und zum Gefühl und Bewußtſein der höchſten Bedürfniſſe ſeines Daſeins. Mit der Eigenthümlichkeit dieſes Stammes, deren letzte Wurzel ſich in das Geheimniß der ſchaffenden Natur ſelbſt verliert, verband ſich die natürliche Bildung des Landes, die das Volk in zahlreiche ſelbſtändige Staaten mit den verſchiedenſten Formen freien Gemeindelebens

gliederte, und eine reiche Mannigfaltigkeit religiöser Lokalsagen und Heiligthümer, eine bunte Fülle von Lokalheroen und Göttern erschuf. Und wie die Stetigkeit und das Beharren des Orients bedingt sind durch die massenhafte Vereinigung seiner Völker zu großen Reichen und durch die übergreifende Gleichförmigkeit ihrer religiösen Anschauungen und Lebenseinrichtungen: so ergeben sich Fortschritt und Entwickelung von selbst als das Resultat entgegengesetzter Verhältnisse und Bedingungen bei dem griechischen Volke. Denn nur die Reibung des Verschiedenartigen erzeugt den leuchtenden Funken in der Natur wie in der Menschenwelt, und der »Krieg«, d. h. der Gegensatz, ist, wie schon ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt ein griechischer Denker lehrte, »der Vater aller Dinge«, deren Sein, wie derselbe Philosoph es ausdrückte, nichts Anderes ist als der Fluß ewiger Bewegung.

Diese ewig fließende Bewegung ist in der Welt des Geistes die freie Forschung, die den Menschen erlöst von den Fesseln des Herkommens. Den Griechen, dem Kulturvolke des Abendlandes, ward es beschieden, diese bis dahin ungekannte Macht einzuführen unter die Völker der alten Welt. »Der Geist, welcher aus dem Traume und dem Glauben der Kindheit übergeht zur Erwägung der Gründe dessen, was ihn umgiebt, duldet nichts, was der neugewonnenen Einsicht in das Bessere widerstreitet. Er gestaltet die alten Formen im Leben wie im Staate, in der Wissenschaft wie in der Kunst nach den höheren Gesetzen der Zweckmäßigkeit und Weisheit, welche sich seiner durchdringenden Thätigkeit enthüllt haben. Dieser Geist der Forschung, die freigewordene und sich selbst überlassene Kraft des Menschen zeigte sich, seit es Staaten gab, zum ersten Male in jener denkwürdigen Zeit, als die verjüngende, das Gute zum Besseren führende Macht; und auch im Gebiete der Kunst wurde durch diese Macht die Satzung dem Begriffe, der Glaube der Einsicht unterworfen«*). Dieser Geist der Freiheit bewährte sich um dieselbe Zeit zunächst im Staate. Denn um dieselbe Zeit, wo die Kunst

*) Thiersch a. a. O. S. 232. 233.

aus ihrer langen Starrheit eben zu erwachen begann, empfing Athen durch Solon die weiseste Gesetzgebung, die Griechenland jemals gesehen. Dieser Geist bewährte sich in der Philosophie, die um dieselbe Zeit, wo die Kunst in voller Entwickelung begriffen war, durch die großen Denker und Forscher Thales, Anaximenes, Xenophanes und Pythagoras als die Mutter der menschlichen Freiheit aller Zeiten hervorging. Er zeigte sich schöpferisch um- und neugestaltend in den Gebieten der Poesie und Tonkunst, und er erlöste endlich auch die bildende Kunst aus den Fesseln tausendjähriger Unfreiheit und Gebundenheit an starre Satzung. Das ist der wahre Sinn und Geist der Freiheit, die der unsterbliche Winckelmann als die Nährmutter der hellenischen Kunst und als die Schöpferin ihrer höchsten Vollendung ahnend feierte, die Freiheit des Menschen, der sich selbst und sein eigenstes Wesen erkennt.

Neue Verhältnisse erzeugen neue Bedürfnisse, deren Befriedigung die alte Satzung erschüttern hilft. Thiersch, dessen klassisches Werk zuerst dies Werden der griechischen Kunst entwickelt hat, das wir hier, seinen Spuren folgend, darzustellen suchen, bezeichnet unter den Ursachen, welche das Aufblühen der bildenden Kunst nach ihrem ersten Erwachen aus der alten tausendjährigen Starrheit befördern halfen, vorzüglich drei Dinge. Zunächst die Vermehrung der Gegenstände für die bildende Kunst. Denn die Bildsäulen der Götter vermehrten sich zugleich mit den verschiedenen Beinamen und Attributen derselben. Sodann die allmälig aufkommende Sitte, Götterbilder nicht nur für den eigentlichen Tempeldienst, sondern auch zum Schmuck der Tempel und Heiligthümer sowohl innerhalb wie in der nächsten Umgebung derselben aufzustellen. Die Weihgeschenke (Anathemata), welche man den Tempeln darbrachte, erhoben dieselben frühzeitig zu den ersten und alleinigen Kunstsammlungen des Alterthums. In diesen reichverzierten Thronsesseln, figurenreichen Kästen, Schilden, Dreifüßen, Vasen u. s. f., zu deren künstlerischer Gestaltung die epische Heldensage den Stoff darbot, lebte die Geschichte und der Ruhm althellenischer Vorzeit. Zu diesen Weihgeschenken gehörten die zwei größten alten Kunstwerke, die Pausanias beinahe acht Jahrhunderte später noch sah: der

ſogenannte Kaſten des Kypſelus aus Cedernholz, Gold und Elfenbein, und der koloſſale Thron des Apollo zu Amyklä, beide reich mit plaſtiſchen Darſtellungen geſchmückt.

War hiermit ſchon ein großer Fortſchritt für die Kunſt möglich gemacht, die ſich in ſolchen Werken freier, als bei den eigentlichen Kultbildern, bewegen durfte, ſo ward dieſer Fortſchritt vollendet durch den Umſtand, daß allmälig die Ehre der Statuen von den Göttern auch auf die Menſchen übertragen wurde. Zuerſt auf die Sieger in den geheiligten Feſtſpielen zu Olympia, Delphi und auf dem Iſthmus. Wir kennen noch den Namen des erſten olympiſchen Siegers, dem (625 v. Chr.) dieſe Ehre widerfuhr, er war ein Spartaner und hieß Eutelidas. Dann aber würdigte man ſolcher Auszeichnung auch Andere, die ſich um das Gemeinweſen eines Staates verdient gemacht; und hier ſind es über ein Jahrhundert ſpäter die Tyrannenmörder Harmodios und Ariſtogeiton, denen zuerſt in Athen Statuen geſetzt wurden als den Befreiern des Vaterlandes von dem Joche der Piſiſtratiden.

So erhielt die bildende Kunſt zuerſt bei den Hellenen die ihrer würdige Beſtimmung. Sie ward berufen, neben der Frömmigkeit gegen die Götter auch die Dankbarkeit gegen die Menſchen durch ihre Geſtaltungen auszuſprechen, die Tempel und Hallen mit Göttern und Helden zu erfüllen und das ganze öffentliche Leben mit Schönheit, Würde und großen Erinnerungen zu ſchmücken. In dieſer ihrer Beſtimmung ward ſie, wie Thierſch es ſo ſchön ausdrückt, Allem verbunden, was das Leben Großes und Ehrwürdiges bot, gehoben noch durch den Ruhm, den ihre Werke auf Künſtler und Staaten zurückſtrahlten, und begünſtigt durch das wachſende Gedeihen und die höhere Richtung, zu welchen durch die glorreich ausgefochtenen Perſerkriege alle Geſinnungen und Handlungen des Volkes erhoben wurden. Ebenſo aber mußte jene Mannigfaltigkeit und Neuheit der Werke, in denen die zum Leben gewendete Kunſt auf dem erweiterten Gebiete ſich unabläſſig verſuchte, die Befreiung von den Feſſeln der ſymboliſch heiligen Form allmälig vorbereiten. Zunächſt ward wenigſtens für das Symbol und anderes Unweſentliche eine Ent-

fernung von dem alten Typus möglich. Noch mehr, als man zu dem einzelnen Gotte des Tempels die Bildsäulen anderer Götter, gleichsam die Glieder seiner Familie versammelte, für deren Darstellung an diesem Orte kein vorhandenes Urbild strenge Wiederholung der alten, durch heilige Satzung bestimmten Form zur Vorschrift machte. Als aber zuletzt neben den Göttern auch Menschen in Bildsäulen aufgestellt wurden, da wurde es dem Künstler möglich, das feste Gepräge des früheren Bildwerks völlig zu verlassen und naturgemäße Gestaltung anzustreben. Wenn bei jenem eine heilige Scheu das fromme Gemüth des Künstlers hinderte, die alten Züge der urväterlichen Gottheit und die Eigenthümlichkeit ihrer ehrwürdigen Gestalt durch Umänderung zu entweihen, so bot jetzt die Bildung eines Jünglings oder Mannes in der vollen Blüthe jugendlicher Kraft und Schönheit einen der früheren Kunst unbekannten Gegenstand dar, welcher zu seiner Darstellung andere Mittel in Anspruch nahm und andere Kräfte hervorrief. Hier war es, wo die Kunst von der Nachahmung überlieferter Gebilde zur Nachahmung der Natur hinübergeleitet und so zuletzt die Katastrophe des ganzen altheiligen Gepräges herbeigeführt wurde *).

Freilich geschah das nicht mit einem Schlage. Der Kampf der besseren Einsicht mit der geheiligten Satzung war auch im Gebiete der Kunst ein langwieriger, der Fortschritt ein langsamer und allmäliger. Das gehörige Verhältniß zwischen Ausdruck und Bewegung stellte sich erst nach und nach her, und es mag geraume Zeit darüber hingegangen, es konnte die Kunst schon in vielen Zweigen zu hoher Vollendung gediehen sein, ehe sie sich auch der Empfindung bemächtigte, welche in jenem alten Idole sich noch auf übernatürliche Weise geäußert hatte. Hiervon geben die äginetischen Bildwerke ein redendes Beispiel. Was man an ihnen und anderen Kunstwerken dieser Zeit mit dem Ausdrucke des »Conventionellen« zu bezeichnen pflegt, das ist nichts Anderes, als die von der Religion gebotene Uebereinkunft, der Kanon heiliger Satzung,

*) Thiersch, S. 229. 230.

welchem sich die Kunst in einzelnen Dingen noch lange zu fügen hatte. Noch zu Phidias Zeit konnten namhafte Künstler mit ihren alterthümlich steifen Bildsäulen als Nebenbuhler seiner idealen Gestalten auftreten. Selbst als die Kunst sich bereits völlig freigemacht hatte, beharrten anfangs noch die Orakel auf der alten Art und Gestalt ihrer Bildwerke, und noch in späteren Zeiten ging das Volk an den schönen Bildern der freien Kunst vorüber, um die ehrwürdigen Idole mit den Zügen der Vorzeit anzubeten, zu denen schon ihre Urväter Herz und Wunsch erhoben hatten. Das ist eine Erscheinung, für die sich zu allen Zeiten ähnliche Belege darbieten. Denn zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es die Religion vorzugsweise mit dem Idol gehalten, und nur die Bildung, die das freie Kunstwerk erschuf, war auch befähigt es zu verstehen und verehrend seiner Göttlichkeit, der Schönheit, zu huldigen. Die Entwickelungsgeschichte der griechischen Plastik aber in ihrer ersten Periode ist nichts Anderes, als ein mehr oder minder bewußtes Ringen der menschlichen Bildung und Einsicht mit der Gewalt altgeheiligter religiöser Satzung, ein Ringen, als dessen glorreicher Ausgang und Siegespreis Phidias und sein Zeitalter dastehen

Von Phidias bis auf Hadrian.

Nichts ist mißlicher, als die Entstehungszeit aller derjenigen uns noch übrigen Meisterwerke der alten Plastik zu bestimmen, über welche nicht durch irgend einen glücklichen Zufall direkte Nachrichten erhalten, oder durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände sichere Kombinationen möglich sind. Selbst die Inschriften, die wir auf Kunstwerken finden, sind nicht immer zuverlässig. Ebenso wenig sichere Folgerungen gestattet die Beschaffenheit des Marmors. Wir wissen zwar, daß im vierten Jahrhundert vor Christo durch Skopas der parische und pentelische Marmor seinen höchsten Werth erhielt. Aber was verhinderte römische Künstler der Kaiserzeit, sich Blöcke desselben aus Griechenland kommen zu lassen? Ob der Marmor des Apoll von Belvedere griechisch, oder ob er kararisch sei, darüber ist ohne sicheres Resultat unendlich viel hin und her gestritten worden, während man doch von der Beschaffenheit des Marmors sich Schlüsse auf das Alter des Werks erlaubte.

Daher kommt es denn auch, daß wir bei der Beantwortung der Frage: aus welcher Zeit ist dies oder jenes Werk, diese oder jene Statue

oder Gruppe? die größten Kenner und die tiefsten Forscher auf diesem Gebiete nicht selten in der bedenklichsten Uneinigkeit erblicken.

Nehmen wir ein schlagendes Beispiel: die beiden Kolossalgruppen des Quirinal, welche durch eine aus dem Mittelalter stammende Inschrift, die eine als ein Werk des Phidias, die andere als ein Werk des Praxiteles bezeichnet werden. Kunstkenner und Kunsthistoriker, wie Heinrich Meyer, Ludwig Schorn, die Herausgeber Winckelmann's u. A., halten diese Bezeichnung aufrecht. Sie sehen wenigstens in dem einen dieser Kolosse ein Werk des Phidias selbst, und auf ihrer Seite stehen die beiden größten Bildhauer der neueren Zeit, Canova und Thorwaldsen. Andere dagegen, wie Visconti, seit Winckelmann der größte und feinsinnigste Kunstforscher in Europa, und mit ihm Thiersch und der Bildhauer Martin Wagner, rücken die Entstehung dieser Werke herab in die Neronische Zeit. Hier sehen wir den klaffenden Spalt einer Meinungsverschiedenheit der berühmtesten Autoritäten, zwischen welcher ein halbes Jahrtausend in der Mitte liegt, und zwar ein halbes Jahrtausend, das, wenn wir Winckelmann hören, die gesammte nach ihren verschiedenen Stylarten gesonderte Reihenfolge der Perioden griechischer Plastik in sich begreift!

Aehnlichen Widerstreit der Ansichten finden wir auch bei anderen berühmten Kunstwerken des Alterthums. Denn während z. B. der herrliche Torso des Belvedere nach H. Meyer und anderen Kunstkennern nicht weit von Phidias Zeit abliegt, und Hirt ihn noch dem Zeitalter der ersten Ptolemäer zuschreibt, setzt ihn Thiersch hinab in die römische Zeit der griechischen Kunst. Nicht viel einiger lauten die Antworten über die Entstehungszeit des belvederischen Apoll und des Laokoon. Jener soll nach Visconti ein Werk des Praxiteles sein, während ihn Feuerbach zu einem Erzeugniß der Kunst unter Nero's Herrschaft macht. Die Laokoonsgruppe endlich, welche Winckelmann für ein Werk der lysippischen Zeit hielt, H. Meyer einige Jahre nach Alexander's Tod hinabrückte, wird von Ottfried Müller in die Periode der rhodischen Kunst, zwischen 380—100 vor Christo, gesetzt, während Lessing, Thiersch und Andere in ihr ein

Werk erkennen, das der nachchristlichen Kunstepoche des Kaisers Titus angehört.

Was lehren und beweisen diese Widersprüche in den Ansichten der bedeutendsten Kunstkenner und Künstler unserer Zeit für den unbefangenen Betrachter?

Ich denke: zweierlei. Einmal, daß die Winckelmannsche Ansicht von der Geschichte der bildenden Kunst, wonach die Zeit von Phidias bis auf Hadrian in vier gesonderte, nach den Stylarten geschiedene und scharf von einander abgegrenzte Perioden zerfällt, nicht haltbar ist. Zweitens: daß die ihr gegenüber von Thiersch aufgestellte Ansicht von einer, seit Phidias Zeit bis auf Hadrian ununterbrochen fortdauernden und sich durch alle Stürme der Zeit erhaltenden Meisterschaft der bildenden Kunst in ihren berühmtesten Vertretern und bedeutendsten Werken als eine unbestreitbare Thatsache gelten muß. Wenn ein Werk, wie der quirinalische Koloß von unseren größten Kennern und Künstlern für ein Werk des Phidias gehalten werden konnte, bis eine in das Kleinste eingehende Untersuchung nachwies, daß es eine Arbeit der römischen Kaiserzeiten sei, so ist das entscheidend für das Urtheil der Alten selbst, welche, wie Plinius und die Kunstschriftsteller, aus denen er schöpfte, die großen Künstler der römischen Zeit, einen Diogenes, Zenodorus u. A., unbedenklich den besten Meistern der Blüthezeit griechischer Plastik gleichstellen.

Der Grundirrthum Winckelmann's und seiner Anhänger lag darin, daß sie sich nicht begnügten, das historisch Sichere durch die vorhandenen Kunstwerke zu erläutern, sondern daß sie den Styl dieser Kunstwerke zum Ordner des Geschichtlichen machten und danach über Zeit und Schule der einzelnen Kunstwerke selbst entschieden. Der historische Gang der Kunstentwickelung, welchen sie sich darnach zurecht machten, war scheinbar sehr einfach. Nach kurzer Blüthe, von kaum mehr als einem Jahrhundert, schleuniger, immer tiefer und tiefer sinkender Verfall, — das ist nach Winckelmann die Geschichte der griechischen Plastik. Erst der »gerade und harte Styl« der alten heiligen Kunst, dann der »große und eckige« des Phidias, dann der schöne und fließende seiner nächsten Nachfolger,

Praxiteles und Lyſippus, wo bereits die Abnahme, und bald darauf der Styl der Nachahmer, mit dem der Verfall der Kunſt beginnt. So war es denn auch nicht zu verwundern, wenn Winckelmann's Freund, Rafael Mengs, alle ſpäteren Statuen, deren Vortrefflichkeit er zugeben mußte, für Kopien alter Originale erklärte. Aber während Winckelmann mit dieſer ſeiner Anſicht über Jahrhunderte der herrlichſten Kunſtmeiſterſchaft den Stab brach, widerfuhr es ihm durch eine jener wundervollen Ironien des Schickſals, daß gerade dasjenige Werk der alten Kunſt, das ihn am höchſten begeiſterte und deſſen Bewunderung ihn zum Dichter jenes unvergleichlichen Hymnus gemacht hatte, der Apoll von Belvedere, ein Werk ſein mußte, welches, ſoweit ſich überhaupt auf dieſem Boden etwas mit Sicherheit feſtſtellen läßt, einer Zeit angehört, die er ſelbſt ſeinem Syſteme zu Liebe als die Periode tiefen Verfalles bezeichnet hatte.

Schroff gegenüber der Winckelmannſchen Anſicht von dem Entwickelungsgange der plaſtiſchen Kunſt nach Phidias Zeit, ſteht eine andere, welche vorzüglich Thierſch in ſeinem Werke über die Epochen der bildenden Kunſt bei den Griechen aufgeſtellt hat.

Nach dieſer Anſicht iſt von einem Verfall der Plaſtik in den fünfhundert Jahren von Phidias bis Hadrian nicht zu reden. Vielmehr leiten alle Beobachtungen darauf hin, daß ſich die bildende Kunſt in ihren beſten Meiſtern und in ihren beſten Werken während eines halben Jahrtauſends auf derſelben Höhe behauptete, die ſie einmal unter Phidias erreicht hatte. Dieſelbe Treue, mit der die griechiſche Kunſt ſo viele Jahrhunderte lang ihren alterthümlichen Charakter bewahrt und nur allmälig verlaſſen hatte, dieſelbe Treue und Ausdauer bewährte ſich auch in der Feſtigkeit, mit der man das ideale Gepräge der vollendeten Kunſt bewahrte und wiederholte. Und ſo dürfe man denn getroſt den Satz ausſprechen, daß die Werke der Plaſtik aus dem Zeitalter des Phidias keine Vorzüge gehabt haben vor den beſten Werken der ſpäteren römiſchen Kunſtepoche *). Der große Visconti, deſſen tiefdringendes Auge

*) Thierſch a. a. O. S. 331.

zugleich die ganze Fülle der erhaltenen alten Kunstwerke überschaute, gestand gegenüber mehreren Kunstwerken, wie dem farnesischen Antinousbilde und einem Hermherakles, die sämmtlich unter Hadrian geschaffen waren: sie seien so vollkommen im Geiste des vollendeten griechischen Styls, daß sie alle Systeme des Archäologen völlig zerstörten; und wüßte man nicht gewiß, daß sie nur unter Hadrian gearbeitet sein könnten, so müßte man sie hinaufrücken in das schönste Zeitalter der griechischen Kunst.

Zwei Ereignisse waren es hauptsächlich, welche die von Winckelmann aufgestellte Meinung zuerst erschütterten und die Wahrheit herausstellten, daß die griechische Kunst, nachdem sie viele Jahrhunderte lang bei dem altreligiösen Typus beharrt hatte, ebenso wieder ein halbes Jahrtausend lang, von Phidias bis auf Hadrian's Zeiten, beharrt habe bei dem endlich gefundenen Typus höchster Schönheit und Wahrheit.

Diese beiden Ereignisse waren Lord Elgin's Kunstraub der athenischen Bildwerke des Parthenon, durch den die Welt zuerst unzweifelhafte Schöpfungen des Phidias und seiner Schule kennen lernte; und zweitens die Gründung des Museum Napoleon zu Paris. Indem hier durch die altrömischen Kunsträubereien der Besieger Europas alle bedeutendsten Meisterwerke alter Kunst auf einem Punkte vereinigt wurden, war es zum Erstenmale möglich, dieselben viele Jahre hindurch einer vergleichenden gründlichen Forschung zu unterwerfen. Als Resultat derselben ging jene neue Ansicht von der Geschichte der griechischen Plastik hervor, welche ihrem Kerne nach schon der große Lessing als seine Ueberzeugung ausgesprochen hatte.

Wir stehen hier in der That vor einem Räthsel, ja vor einem Wunder. Wir sehen die bildende Kunst ein halbes Jahrtausend lang auf dem rechten Wege verbleiben und in den reinen Grundsätzen verharren, während die ältere Bildung und die schöpferische Kraft, aus der sie hervorgegangen, gebrochen, die alte Sitte in Uebermuth, Ueppigkeit und Lastern erstorben war. Woher nun kam es, daß die bildende Kunst allein unberührt blieb von den Veränderungen, die sich in bürgerlichen Ord-

nungen, in Sitten und Anſichten während eines ſo langen Zeitraums ergaben? daß ſie allein, während Staaten und Reiche in Trümmern dahinſanken, während ſo viele Geſchlechter und mit ihnen weſentliche Theile der Bildung alterten und verfielen, ſich erhielt als das Dauernde im Wechſel, fortblühend in unvergänglicher Hoheit und Schöne?

Denn daß dies der Fall geweſen, daß wirklich die bildende Kunſt noch unter den erſten römiſchen Kaiſern Meiſter ſah und Werke ſchuf, die den beſten aller Zeiten gleich ſtanden, das bezeugen nicht bloß unſere eigenen Augen, nicht bloß das Urtheil eines Winckelmann und Visconti, ſondern auch die Stimme des Alterthums ſelbſt. Kein einziger alter Schriftſteller jener ſpäteren Zeit — obſchon ſie des Verfalles anderer Kunſtzweige, wie der Malerei und des Erzguſſes, gedenken — ſpricht jemals von einem Verfalle der plaſtiſchen Kunſt. Vielmehr achten ſie, die doch tauſendmal mehr als wir Vergleiche anſtellen konnten, die Meiſter und Meiſterwerke der Plaſtik in Marmor, Erz und edlen Metallen, welche die beiden letzten Jahrhunderte vor und das erſte nach Chriſti Geburt hervorbrachten, dem Beſten gleich, was frühere Zeiten geſchaffen. Ja ſie tragen kein Bedenken, Künſtler, wie Kleomenes (200 vor Chr.) und Andere, die wie Apollonius, Ageſander, Zenodorus und Diogenes, für die römiſchen Kaiſer des erſten Jahrhunderts nach Chriſto arbeiteten, dem Phidias und ſeinen großen Zeitgenoſſen als ebenbürtig zur Seite zu ſtellen.

Wie erklärt ſich das Wunder ſolcher langen Dauer höchſter Blüthe in der plaſtiſchen Kunſt? *)

Zunächſt und äußerlich dadurch, daß die Gunſt der äußeren Umſtände, durch welche die griechiſche Kunſt aufgepflegt und zu ihrer höchſten Blüthe gezeitigt worden war, nicht nur während der folgenden Jahrhunderte dieſelbe blieb, ſondern ſich ſogar in gewiſſem Betrachte noch vermehrte und vervielfältigte. Die Künſtler hatten, was immer und

*) Wir folgen in der Beantwortung dieſer Frage dem mehrerwähnten Werke von Thierſch, S. 338 ff.

überall die Hauptsache ist, während dieser ganzen Zeit fast an allen Orten der kultivirten Welt Arbeit vollauf und eine reiche Fülle von Stoffen, deren Umfang durch den mehr und mehr zur Geltung kommenden historisch-realistischen Sinn der Römer noch vermehrt und erweitert wurde. Alexander's Aufwand für die Kunst war eben so kolossal, wie seine ganze Erscheinung und sein welterobernes Streben. Der größte Maler, der berühmteste Bildhauer und der bewunderste Steinschneider waren seine Freunde und Leibkünstler. Nach ihm kamen die Diadochen, die Erben seines Weltreiches, deren Hauptstädte Alexandria, Seleucia, Antiochia, Kresiphon, Pergamon u. s. f. überall neue Sitze der bildenden Kunst wurden. Als ein Erdbeben Rhodus verwüstet hatte, konnte König Ptolemäus Philopator über hundert Künstler und Architekten aus Alexandria dorthin senden, um bei dem Neubau der Stadt und zur Verschönerung derselben hülfreiche Hand zu bieten. »Griechenland, beschränkt an Mitteln und Umfang, hatte sich in jenen Reichen für die Kunst vervielfacht; denn überall waltete griechischer Genius und das Verlangen, die Pracht mit feinster Bildung zu vermählen, und Götter und Menschen, Sagen des Mythus und Thaten der Geschichte in Bildwerken aller Art darzustellen. Diesem unermeßlichen Bedarfe genügten außer den zahlreichen Künstlern der neugegründeten Reiche, die altberühmten Schulen von Athen, von Sikyon und Rhodus, in denen deshalb die Reihenfolge großer Meister nicht unterbrochen wird. Jene Städte behaupteten dabei fortwährend ihre Freiheit, ihre Einrichtungen. Sie wurden von den Königen wie von den Römern geehrt und ihre Schulen als Stätten der Bildung besucht.« In welchem Geiste die Kunst ihrer alten Werkstätten fortbestand, das zeigen Künstler, wie Apollonius, der den farnesischen Stier bildete, und Agesander, einer der Meister, welche den Laokoon schufen.

Auch die Römer müssen wir uns nicht bloß als barbarische Kunsträuber denken. Hat es doch einer ihrer gebildetsten Dichter ausgesprochen, »daß das besiegte Griechenland zuletzt den wilden Sieger selbst besiegte.« Waren die Römer selbst kein schaffendes Künstlervolk, so ge-

wannen doch Neigung für die griechische Kunst und Freude an deren Werken gar bald bei ihnen die Oberhand über ihre frühere Rohheit. Die Neigung zu architektonischer Pracht, die sich in zahlreichen Tempeln, Theatern und öffentlichen Gebäuden kund gab, die Vorliebe für historische Denkmäler, der Sinn für Luxus, die Verfeinerung des ganzen Lebens, von denen noch jetzt die Trümmer ihrer Villen und Prachtpaläste Zeugniß geben, das Alles mußte die bildende Kunst durch reiche Beschäftigung fördern. Was von Augustus bis auf Trajan und Hadrian an Bau- und Bildwerken zu Rom von griechischen Künstlern geschaffen wurde geht ins Unermeßliche, und unter diesen Werken befinden sich zum Theil die herrlichsten Ueberbleibsel, welche wir von alter Plastik überhaupt besitzen. Die Liebe für die bildende Kunst war über ganz Italien verbreitet, und in den kleinsten Provinzialstädten fanden sich Meisterwerke derselben. Der herrlichste Jupiterskopf, den wir besitzen, ist zu Otricoli, einem römischen Felsenstädtchen gefunden, die schönste Portraitstatue, der Sophokles des Lateranmuseums, in Terracina entdeckt worden.

Noch wichtiger aber, als diese äußeren Erklärungsgründe für die lange Dauer der Meisterschaft plastischer Kunst bei den Alten, sind diejenigen, welche sich aus dem Wesen des antiken Geistes selbst und aus der ihm eigenthümlichen Kunstanschauung ergeben.

Der größte Denker des griechischen Alterthums, Aristoteles, setzte bekanntlich das Wesen der Kunst in die Nachahmung.

Dasselbe Princip der Nachahmung überlieferter Formen, wurzelnd in der Ehrfurcht vor den alten großen Mustern, geschirmt von der Einsicht in ihre Vortrefflichkeit, und zugleich verbunden mit dem Bestreben, sie aus der Fülle der Natur zu veredeln und zu vervielfältigen, also eine bewußte schöpferische Nachahmung der Natur bewährte sich mehr noch und in höherem Grade, als bei der redenden, in der bildenden Kunst des Alterthums. Die Alten waren und blieben im Großen und Ganzen frei von jener Originalitätssucht der Einzelnen, die in ganz neuen Arten und Bahnen original und selbständig erscheinen will, und eben darum bei uns Neueren so viel Verkehrtes erzeugt.

Dieſe bewußte Nachahmung in der bildenden Kunſt hatte eine Zeit, wo ſie ausſchließend waltete. Dies war die Periode des heiligen Styls von dem mythiſchen Dädalus an bis auf die Soloniſche Zeit. Dieſe ſtrenge Nachahmung des Ueberlieferten läßt ſich noch jetzt an mehreren Ueberreſten alter Kunſt, namentlich in uralten Vaſengemälden, nachweiſen.

Sie beſteht noch vorherrſchend in der Periode der erſten Kunſtentwickelung von der Soloniſchen Zeit bis auf Phidias, wo der Uebergang ſtattfand von der überlieferten in die vollendete Form, und wo die Neigung das Alte zu veredlen neben der Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten ſich allmälig geltend machte, um die Starrheit des altgeheiligten Gepräges zu mildern. In dieſer Periode entwickelte ſich das Neue überall dadurch, daß der ſpätere Meiſter das Alte bei ſeiner Wiederholung mehr und mehr der Natur anzunähern und das in ihm angedeutete Ideal zur Erſcheinung zu bringen ſtrebte. Die äginetiſchen Bildwerke geben dafür ein ſprechendes Zeugniß.

Dieſe bewußte Nachahmung endlich wurde zur Nothwendigkeit in der dritten Periode von Phidias bis in hadrianiſche Zeit. Denn jene durch Phidias und ſeine nächſten Nachfolger errungene Vollendung der bildenden Kunſt war nicht zufällig erreicht worden, ſie war vielmehr ein Reſultat der tiefſten Einſicht in das Weſen des Gottes wie des Menſchen, den ſie darſtellte. Das Erzeugniß höchſter Geiſtesfreiheit ward mit Recht zur höchſten Autorität für die nachfolgenden Künſtler. Darum erneuerte ſich in dieſer Periode das ehrfurchtsvolle Feſthalten an den glücklich erreichten Typen und Vorbildern. Der Geſchichtſchreiber der Epochen der bildenden Kunſt hat dieſe Erſcheinung meiſterhaft geſchildert. „Der Kampf zwiſchen dem Ungenügenden der überlieferten Form und den Forderungen der Naturgemäßheit war geendigt. Es war gelungen, die ideale Götterbildung als höhere veredelte Natur darzuſtellen. Jeder Gott hatte das ſeiner Idee gemäße Gepräge ſeiner Glieder, ſeines Hauptes, die ſeinem Amt und ſeinen Eigenſchaften entſprechende Haltung und Handlung erhalten. Selbſt die Kennzeichen, die Art und Form der

Kleidung waren festgestellt; und wie Alles dieses, so war auch die einem jeden zukommende Majestät oder Sanftmuth, die jugendliche Anmuth oder die kriegerische Kraft, der Ausdruck selbst des inneren Lebens in den Zügen des Angesichts dem einzelnen Gotte durch große Meister bestimmt und zugewogen. Und was von den Göttern galt, das galt auch von den Menschen: der Sieger zu Olympia oder auf dem Schlachtfelde, der Geschichtschreiber, der Dichter, der Redner, — allen war das ihnen gebührende Gepräge angewiesen. So fand sich jeder neu hinzukommende Künstler von den frühesten Jahren an umgeben von dieser Welt erhabener und anmuthiger Gestalten, war jeder von ihrer Würde, Schönheit und Bedeutsamkeit gerührt, erregt und erhoben worden. Wie er heranwuchs und Theil nahm an der weisen Erziehung, die Geist und Leib gleichmäßig zu veredeln bemüht, keinen Freigebornen von ihrer Wohlthat ausschloß, ward ihm die Einsicht eröffnet in das Wesen, in die Bedeutsamkeit des Ganzen und Einzelnen dieser Gestalten. Was seiner Jugend noch verborgen geblieben war, das vollendete der Unterricht des verständigen Meisters, dem er sich übergab, und der Einfluß der Schule, deren Richtung fest und entschieden war. So begann also Jeder die neue Laufbahn mit der Nothwendigkeit in sich und außer sich, das aufzunehmen und wiederzugeben, was die weisen Meister vor ihm Gutes und Schönes erfunden und geordnet. Seinem eigenen Vermögen blieb übrig, umzuschauen und zu spähen, was in dem Ueberlieferten noch verhehlt, an Schönheit und Naturwahrheit gesteigert, was zu dem Vorhandenen Neues in der überlieferten Weise gefügt werden könne. So wiederholen sich also auch jetzt die Werke der Früheren: in den Pallastbildern nach Phidias, in den Junobildern nach Polyklet, die Gestalt, die Haltung, die Züge, welche diese großen Meister ihnen aufgeprägt, in jedem Werke ein früheres Muster.

»Dieser Geist der Nachahmung war jenem Geiste verwandt, welcher in der Periode des symbolisch heiligen Styls waltete. Beiden lag die Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten zum Grunde. Aber die Verschiedenheit bestand darin, daß in jener älteren Periode der Glauben und die Sehn

vor dem Heiligen, hier die Einsicht und Achtung vor dem Vollkommenen jenen Geist der Nachahmung nährten.«

Also: das Ansehen der Vorgänger, die Macht des Beispiels, die Weisheit der Lehrer (denn fast alle großen Meister lehrten nicht nur in der Werkstatt, sondern auch als Schriftsteller ihre Kunst) und die eigene Bildung hielten den Künstler auf dem rechten Wege. Dazu kam die allgemeine Bildung und das Urtheil der Zeitgenossen. Denn die Einsicht in das Schöne der Kunst blieb Eigenthum des Volkes im ganzen griechischen Alterthume, mit und neben dem Besitze und der Fülle höchster Meisterwerke. »Eine Zeit des Phidias und Perikles, wie das menschliche Geschlecht sie nur einmal gesehen, mit ihrer Weisheit, Begeisterung und Erhabenheit war nöthig, um die Kunst zu jener Höhe idealer Vollendung zu schwingen. Der gesicherte Besitz der damals gewonnenen Einsicht reichte hin, sie auf dieser Höhe zu erhalten, d. h. um ein die Entartung ausschließendes gleichmäßiges Bestehen der Kunst in den besten Werken von Phidias bis auf Hadrian's Zeit möglich zu machen.

Dennoch war die spätere Kunst nicht etwa bloß eine gleichmäßige Wiederholung der früheren. Die Nachahmung war und blieb immer eine doppelte: sie schloß sich an das Ueberlieferte an und bildete in seinem Geiste weiter. Aber sie hielt dabei zugleich das Auge unverwandt auf die Natur gerichtet, stets bemüht, auch in ihrem Geiste das Ueberlieferte weiter zu bilden. Darnach besteht allerdings ein Unterschied der Schulen und Kunstweisen, der sich in den verschiedenen Zeitperioden nicht bloß in äußerlichen Dingen, sondern, was viel bedeutender ist, in Handlung, Styl und Ausdruck der Darstellungen wahrnehmen läßt. Und diese Umwandlungen, welche die Kunst während ihrer fünfhundertjährigen Blüthezeit erfahren hat, sind in den meisten Fällen das einzige ausreichende Kriterium, um unter dem Besten, was uns geblieben ist, das Frühere vom Späteren zu unterscheiden, und in den Werken den Charakter der Zeit zu erkennen, der sie ihre Entstehung verdanken. Was zunächst die Handlung betrifft, so sind die Götterstatuen für um so älter zu halten, je ruhiger die Handlung ist, in der sie dargestellt sind. Der

Styl der Plaſtik und ſeine Verſchiedenheit charakteriſirt ſich durch den ſteten Fortſchritt von der einfacheren Behandlung und der friſchen Originalität der alten Meiſter zu einer Behandlungsweiſe, welche beſtrebt iſt, die reichere Erfahrung der Jahrhunderte und das tiefer eindringende Studium mehr und mehr geltend zu machen und hervortreten zu laſſen. Hier iſt ein Wort Thorwaldſen's über den Torſo des Belvedere von großer Bedeutung. Schon Heinrich Meyer hatte eine entſchiedene Aehnlichkeit deſſelben mit dem Iliſſus des Phidias im Giebel des Parthenon, beſonders in der Behandlung des Rückens gefunden, und glaubte deshalb den Torſo der Zeit nach nicht weit von Phidias ſetzen zu müſſen *). Thorwaldſen dagegen ſah ſchärfer. Bei aller Bewunderung des herrlichen Werks, hielt er nämlich doch den Styl für einen ſolchen, welcher durch das ganze Syſtem der Muskulatur und ihrer Behandlung, durch eine Art von Raffinement der feinſten und geläuterſten Kunſt ſich als den jüngeren und ſpäteren Styl der Plaſtik darſtelle. — Dies Urtheil des größten Meiſters der Plaſtik ſeit der Erneuerung dieſer Kunſt aus ihrem anderthalbtauſendjährigen Schlafe, trifft mitten hinein in das Schwarze des Unterſchieds, der den Styl der ſpäteren Epochen von dem der Zeit des Phidias und ſeiner nächſten Nachfolger bis auf Alexander den Großen bezeichnet. Es iſt mit den Werken der Plaſtik in dieſer Beziehung wie mit denen der Litteratur, nur daß ihrem Weſen nach die erſtere Kunſt dauernder und beharrlicher, minder dem Wechſel unterworfen iſt, als die letztere. Wir finden auch noch in der ſpäteren griechiſchen Litteratur Werke, die an Vortrefflichkeit ſich neben manche Leiſtungen der blühendſten Litteraturepoche ſtellen können. Aber es iſt doch ein Unterſchied vorhanden. Denn bei den beſten Werken der ſpäteren Zeit ſind und erſcheinen die Eigenſchaften, welche an die alten Vorbilder erinnern, als Reſultat der Mühe und des Studiums. Es fehlt ihnen jene Leichtigkeit und edle Schlichtheit, die reflexionsloſe Naivetät ihrer Muſter. Und ſo iſt's auch mit den Meiſterwerken der Skulptur aus der Zeit,

*) H. Meyer, Geſchichte der Kunſt bei den Griechen I, 296. 297.

welche man vorzugsweise die römische nennt, mit den Gruppen des Nil und des Tiber, mit Laokoon und Apoll von Belvedere, mit dem Torso, dem farnesischen Stier, den Antinousstatuen und anderen Werken dieser Periode. Vergleicht man diese Erzeugnisse einer späteren Kunst mit dem Besten, was wir nachweisbar aus der Periode der höchsten Vollendung besitzen, mit den naiven Bildern altgriechischer Münzen der besten Zeit, mit den Skulpturen vom Parthenon und von Phigalia, dem liegenden Ilissus, dem ruhenden Theseus des Phidias, mit der verwundeten oder sterbenden Amazone — so fehlt ihnen bei aller Großartigkeit doch »jene Unschuld und Naivetät«, welche in den Bildwerken des Parthenon und des Tempels von Phigalia nur Leben und Wahrheit athmet. Dagegen tritt hervor ein gewisses absichtliches Darlegen feinster Kenntniß des menschlichen Körperbaues. Der Meister hat diese mühsamen Studien gemacht, und will uns zeigen, daß er sie gemacht habe. So lenken diese jüngeren Werke unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Betrachters vom Kunstwerk über auf den Meister, während man den letzteren in den Schöpfungen des Phidias ebensowenig gewahr wird, wie in den Gesängen Homer's.

Wie in der Handlung und im Styl, so scheiden sich endlich die späteren von den früheren Werken auch durch den Ausdruck.

Je mehr die Zeit sich von der Periode des Phidias und seiner Nachfolger entfernte, um so mehr wird der Lebhaftigkeit und Energie ja der Leidenschaft des Ausdrucks in den Werken der Plastik Raum gegeben. Der Laokoon ist in dieser Beziehung wohl als das Aeußerste zu betrachten, und eben deshalb gewiß nicht als Kopie eines früheren griechischen, sondern als Originalwerk der späteren römischen Zeit anzusehen. Der in ihm herrschende, mit höchster Kraft einer vollendeten Virtuosität zur Erscheinung gebrachte Ausdruck eines an Verzweiflung grenzenden Leidens und Schmerzes ist der diametrale Gegensatz zu jenem Lächeln selbst der Verwundeten und Sterbenden, wie wir es bei den Skulpturen von Aegina, und zu jener gefaßten Ruhe, wie wir sie bei den Lapithen des Frieses von Phigalia finden.

Man hat gegen die hier aufgestellte Ansicht von der langen Dauer

der Blüthe plastischer Kunst eingewendet: wenn auch die späteren Zeiten noch viel geschaffen, so hätten sie doch nichts Eigenthümliches und überhaupt nichts Eignes mehr geleistet. Arbeiten sei nicht erfinden. Die Macedonische wie die Römische Zeit hätten sicher viele Werke der klassischen Zeit reproducirt, aber selbst wenig Eignes geschaffen. Die mythische Composition der klassischen Zeit sei zuerst und schon früh weggefallen, seitdem die Kunst, von ihrem alten Heimathboden losgerissen, nicht mehr für die sagenreichen Städte und Heiligthümer des unter römischem Joche verarmten Griechenlands arbeitete. Was die römischen Zeiten an Göttern, Heroen und anderen mythologischen Einzelfiguren hervorbrachten, das schloß sich an die alten Vorbilder an, deren Kraft gerade darin bestand, daß sie fort und fort zu sinniger Nachahmung begeisterten. Und so führt denn auch Welcker die preiswürdigsten Meisterwerke aus der Kunst der Kaiserzeit auf entsprechende Vorbilder der klassischen Periode zurück. Nach seiner Meinung hatten die Kolosse von Monte Cavallo ihr Vorbild in denen des Phidias, der Herkules Farnese sei eine Wiederholung des lysippischen Werkes, ja auch die Vorbilder des Nil sollen hinaufreichen bis auf die Zeit des Phidias. Die Werke aber, welche Rom eigenthümlich waren, die Portraitköpfe und Portraitstatuen, Friesverzierungen und was sonst im Leben und Wirklichkeit sein Vorbild hatte, bis hinab zu der berühmten Ludovisischen Gruppe des Barbaren, der sein Weib und sich selbst tödtet — alle diese Werke hatten, so behauptet Welcker, nichts gemein mit den heroisch-tragischen Gruppen, die nur aus der Idee erfunden werden konnten, und eine Auffassung der Personen und Schicksale verrathen, von der wir in Rom weder in Litteratur noch in Kunst ein Beispiel sehen.

Hierin liegt allerdings viel Wahres, zumal in der letzten Bemerkung. Es ist hauptsächlich der mit den Römern in die Kunst eindringende Realismus, der den Grundunterschied von der älteren klassischen Kunst bildet und bei sehr vielen vorhandenen Werken der alten Plastik die Bestimmung ihrer Entstehungszeit erleichtert. Ein Ueberhandnehmen des Realismus in der Auffassung, der Virtuosität in Styl und Ausführung,

der ſinnlichen Leidenſchaft und des ſpecifiſch Schrecklichen in den Motiven, wie im Laokoon und farneſiſchen Stier, das ſind die unterſcheidenden Merkmale der ſpäteren von der früheren Zeit während der halbtauſendjährigen Kunſtblüthe von Phidias bis auf Hadrian.

Aber es iſt in jenen Einwendungen auch nicht minder viel Unrichtiges enthalten. Der Vorwurf der Reproduktion iſt ebenſo unbegründet, wie die Thatſache ſelbſt unerwieſen iſt. Es giebt keine Produktion ohne Nachahmung, und ebenſowenig iſt Reproduktion, wenn anders ſie von einem wahren Künſtler ausgeht, möglich, ohne freie Thätigkeit. Die Beweiſe liegen vor in Goethe's Iphigenie, in den mythologiſchen Schöpfungen großer Meiſter der neueren Kunſt, in Rafael's Galathee und in Titian's Venusbildern. Schöpferiſch iſt allein die Begeiſterung; ſie iſt »der Liebesrauſch, der das Kunſtwerk zeugt«. Und wer wollte behaupten: ein vatikaniſcher Apoll, wenngleich zu Nero's Zeit geſchaffen, ſei kein Werk der Begeiſterung, ſei nicht das Werk des Genius, ſei nicht eine neue, vorher nie dageweſene Schöpfung, die aber freilich nur möglich war durch die Apollobilder, welche ihr vorangegangen?

Entartung zeigte ſich allerdings in den letzten Jahrhunderten des Lebens der griechiſchen Kunſt. Jelänger, jemehr wurde des Unbedeutenden und Schlechten gemacht, an dem es freilich auch in der beſten Zeit nicht gefehlt haben wird. Neben Goethe und Schiller lebten und dichteten ja auch Lafontaine und Schmid: von Werneuchen und mit ihnen zahlloſe Schaaren ihres Gleichen! Aber es bleibt darum doch wahr, was Thierſch ſo begeiſtert ausruft: Niemals hat die Entartung die Krone des Baumes griechiſcher Plaſtik erreicht, der fortwährend neue Sproſſen und aus ihnen die gewohnten Früchte trug, nachdem ihr Stamm ſelbſt der übrigen Zweige verluſtig gegangen war. Und was das Gerede von der Entartung der Zeit und der Charaktere in ihr betrifft, aus denen die Kunſt Anregung und Nahrung zieht — waren denn wirklich die Zeiten nach Alexander ſo ohne eigene innere Anregung für den begabten Künſtler und ſeinen Genius? Dieſe gewaltigen Diadochen und ihre Schöpfungen in Afrika und Aſien, auf griechiſcher Bildung ruhend, dieſer althelleniſche

Freiheitsgeist, auflodernd im achäischen und ätolischen Bunde, im Kampfe gegen die weltbesiegenden Römer, dann die Heldenherrlichkeit, die Thaten und Helden dieser Weltbezwinger selbst — war das Alles nichts gegen Marathon und Salamis? Konnte eine Zeit ohne Begeisterung sein, die so grandiose Charaktere wie Hannibal und die Scipionen, die Gracchen, Marius, Sylla, Cäsar endlich und Antonius und Kleopatra hervorbrachte? Konnte der großartige freie Weltblick, den das Römerreich des August und der ersten Cäsaren eröffnete, ohne fördernden Einfluß bleiben auf die Kunst und ihren Geist, auf den Schwung und die Begeisterung der Künstler, für deren Ruhm die Welt einen Markt und Rom eine Welt als Mittelpunkt darbot?

Uebersehen wir den ganzen Entwickelungsgang der hellenischen Kunst und des gesammten Griechenthums, so bietet sich uns das Bild eines historischen Organismus, eines vollkommenen Auslebens dieses Jugendvolkes der europäischen Menschheit dar, soweit ein solches Ausleben überhaupt in der Wirklichkeit möglich ist. Wir gewahren gleich anfangs gerade soviel äußeren Einfluß auf seine Kunst und Bildung, als nöthig war für die Entwickelung der zarten Keime seiner Anlagen, und zugleich genügende innere Kraft, um starke von außen andringende Elemente entweder abzuwehren, oder die aufgenommenen in dem eignen Organismus zu verwenden. Natur und Kunst sind die beiden Pole, denen die beiden entschiedensten Bestrebungen des hellenischen Wesens sich zuwenden. Von Naturanschauung und Naturleben, Naturfreude und Naturwahrheit geht Alles aus, und Alles kehrt dahin zurück, — ihre Freiheit und ihre Kraft, ihr Genuß wie ihre Ergebung in die Bedingungen des Lebens. Die allbelebende und allwirkende Natur ist es, von welcher Alles bei ihnen sein heiteres Dasein gewinnt, und die Kunst war es, welche Allem die verschönernde Form und Gestalt gab. Ihre Götter sind aus den Urkräften der Menschheit hervorgegangen, nach dem Bilde des Menschen geformte Wesen, nur höher potenzirt an Kräften und Fähigkeiten, hochstehend über dem Menschen, aber mit ihm unterworfen dem allwaltenden Schicksal, sinnlich lebend in Fleisch und Blut, zugänglich wie der Mensch der

Freude und dem Schmerze, vertraut seinen Leidenschaften wie seinen Leiden.

Aber Natur und Leben stehen beide unter dem Einflusse der Alles bildenden Kunst, deren Grundgesetze plastischer Charakter, Maaß und Schönheit sind. Wahrheit und Dichtung durchdringen sich, auf beiden Seiten das Höchste schaffend. Der ganze Mensch, weil seine Würde allein auf seinem selbständigen Werthe beruht, wird ein Kunstwerk, wie das Leben selbst, das seine volle Wahrheit hat auf dieser Erde und im verständigen Genusse ihrer Güter, nicht im schattenhaften Jenseits. So gelingt es diesem auserwählten Volke, in sich selbst das schöne harmonische Gleichgewicht herzustellen zwischen dem rein Menschlichen und dem spezifisch Nationellen. In seinen Charakteren, wie in seinen Litteratur- und Kunstwerken vollendet es den ganzen Kreislauf normaler Entwickelung, während es von Anfang bis Ende festhält an seiner Volksthümlichkeit, an seiner Sprache, seiner Litteratur und Kunst, trotzbietend dem weltunterjochenden Römerthume, dessen Dichter selbst gestehen mußte, »daß das besiegte Griechenland den wilden Sieger besiegte.« Und selbst Christenthum und Türkenknechtschaft sind nicht vermögend gewesen, diesen Kern des Hellenenthums *ganz* zu vernichten; denn auch heute ist die Litteratur von Althellas, sind Homer und Demosthenes noch lebendig für die Gebildetern des heutigen Volks, das jene mehr als drittehalbtausendjährige Litteratur als die seine liest.

Dieser Charakter des Beharrlichen und Dauernden ist es nun auch gewesen, der in dem Entwickelungsgange des griechischen Kunstlebens der Plastik und ihrer Meisterschaft eine so lange Dauer sicherte, und der selbst über die Blüthe des nationalen Lebens und der staatlichen Selbständigkeit hinaus die Kunst eines Phidias noch unter der Herrschaft römischer Imperatoren in herrlichen Werken hervorleuchten ließ, deren trümmerhafte Reste unsere Kunst bisher nur zu bewundern, nicht zu erreichen vermocht hat.

V.

Aelteste erhaltene Hauptwerke der griechischen Skulptur.

Aelteſte Werke der griechiſchen Skulptur.

1. Das Löwenthor zu Mykenä.

Das älteſte aller vorhandenen Denkmale griechiſcher Bildwerke, ja ſo weit unſere Kunde reicht, das älteſte Werk bildender Kunſt in Europa überhaupt, iſt die architektoniſche Verzierung des ſogenannten Löwenthors zu Mykenä. Neuere Reiſende *), welche die Trümmer dieſes uralten Herrſcherſitzes der Atriden beſuchten, ſchildern daſſelbe folgendergeſtalt. Auf dem Rücken eines rauhen Bergkegels, von wo herab das Auge die ganze argiviſche Ebene, Nauplia mit dem gewaltigen Palamidi, die Ruinen von Tirynth, den ſchwungvoll gebogenen Golf mit dem blauſchimmernden Spiegel des Meeres und die ſchroff aufſteigenden Gebirge Lakoniens beherrſcht, liegen die Umfangsmauern der alten Herrſcherburg Agamemnons, noch faſt unverſehrt in ihrer kyklopiſchen Mächtigkeit. Die ungeheuren Felsblöcke derſelben ſind, ganz wie ſie Euripides in ſeiner Tragödie »der raſende Herkules« beſchreibt, mit Meßſchnur und Steinart bearbeitet, und mit ſolcher Genauigkeit ineinander gefugt, daß ſie faſt das Anſehen und

*) Heitner, griechiſche Reiſeſkizzen 1583, S. 209—214.

die Unzerſtörbarkeit natürlicher Felswände haben. Zwei parallelle, aus rieſigen Felsſtücken aufgeführte Mauerarme bilden den Haupteingang, eine Thorgaſſe etwa funfzig Fuß lang, zwanzig breit. Dies iſt das ſogenannte Löwenthor. Ueber den nach oben bedeutend gegeneinander geneigten Seitenpfoſten des Thors lagert ein gewaltiger Steinbalken, funfzehn Fuß lang und gegen fünf Fuß hoch; darüber ein koloſſales Relief mit den zwei Thiergeſtalten, von welchen das Thor ſeinen heutigen Namen führt. Es ſind zwei aufgerichtete Löwinnen, welche, einander gegenüberſtehend, ſich in ſeinem Relief von der Grundfläche abheben. Zwiſchen dieſen beiden Löwen ſteht, gleichfalls en relief, eine runde Säule, die das Eigenthümliche hat, daß ſie ſich nicht, wie alle anderen griechiſchen Säulen nach oben, ſondern nach unten hin verjüngt. Das Kapitell derſelben trägt zwiſchen zwei Querplatten vier nebeneinanderliegende Kugeln. Auf den erſten Blick könnte man verſucht ſein, das Ganze für das Wappenbild irgend eines jener mittelalterlichen Barone des Abendlandes zu halten, welche bekanntlich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts auch auf griechiſchem Boden unter den Trümmern uralter Städte und Königsburgen die Reſidenzen ihrer vorübergehenden Herrſchaft aufrichteten. Aber es iſt nichts mit dieſer frivolen Erklärung. Der alte griechiſche Reiſebeſchreiber Pauſanias, welcher im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung unter Kaiſer Hadrian und ſeinen Nachfolgern lebte und ſchrieb, ſah die Mauern der alten Atridenburg ſchon in demſelben Zuſtande, wie ſie noch jetzt vor uns ſtehen, und er erwähnt ausdrücklich als eine Merkwürdigkeit das Thor mit den zwei Löwen als eine Arbeit aus kyklopiſcher Urzeit. Einen Löwenkopf führte Agamemnon überdies auf ſeinem Schilde, und wenn das Werk ein Wappen darſtellen ſoll, ſo iſt es vielmehr das älteſte der Welt, das Wappen des Oberkönigs der Achäerhelden vor Troja. Die Säule iſt uraltes Symbol des Apollo, als des thorſchützenden Gottes; und die Wappenhalter, welche zu beiden Seiten derſelben ihre jetzt fehlenden Köpfe dem Nahenden drohend entgegenwendeten, mochten die Kraft bedeuten, mit welcher der ſchützende Gott Gefahr und Angriff abwehrte von dem Sitze des uralten Herrſchergeſchlechts.

Indessen mehr als die Deutung interessirt uns die künstlerische Beschaffenheit dieses ältesten Denkmals griechischer Plastik. Der Stein ist von fahlgrauer Farbe, wie er in den Bergen der Umgegend gebrochen wird. Die aufgerichteten Thiergestalten haben eine Höhe von acht Fuß. Die Bildung ihrer Körperformen ist frei und lebendig; Knochen, Adern und Muskeln sind, wie dies bei allen ältesten Kunstwerken der Fall ist, mit scharfer Naturwahrheit ausgedrückt. Die Köpfe, welche jetzt fehlen, traten offenbar in voller Rundung aus dem Relief heraus. Bedenken, wir das hohe Alter des Bauwerks, dem dieser Bildschmuck angehört, ein Alter, das in die Zeit der homerischen Heldensage hinauf, ja über sie hinausreicht, so sehen wir die plastische Kunst bei den Griechen in der Bildung organischer Gestalten bereits auf einer Stufe angelangt, die auf eine lange vorausgehende Kunstübung schließen läßt. Thierfiguren finden sich überdies vorzugsweise in den frühesten Kunstarbeiten der alten Griechen, und wenn wir uns der persischen, assyrischen und phönizischen Thierbildungen an den Palastthoren und Tempeleingängen erinnern, so scheint es kaum zu bezweifeln, daß auch in diesem Löwenthore von Mykenä eine deutliche Spur erhalten ist von dem Einflusse des Orients auf die älteste griechische Kunst. Der geniale Kunstforscher Julius Braun *) bemerkt, daß selbst die wunderliche Bildung der Löwenschweife, die nicht wie in der Natur am äußersten Ende in einen quastähnlichen Büschel auslaufen, sondern glatt und kolbenförmig sich hinstrecken, jenen symbolischen Löwen in den Ruinen von Ninive nachgeformt ist, die der assyrische König bekämpfte, und die sich in gleicher Gestalt in den Trümmern von Persepolis finden. In einer uralten Sage von der Gründung der Stadtburg des lydischen Königs Krösus zu Sardes, welche uns Herodot erzählt, spielt der Löwe als Symbol der Uneinnehmbarkeit eine Rolle, welche zugleich mit der symbolischen Deutung des ältesten grizchischen Bildwerks zusammenzuhängen scheint. Auch in den von dem Engländer

*) Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur. S. 342.

Fellows entdeckten lycischen Skulpturen findet sich der Löwe als ein vorherrschender Gegenstand der Darstellung.

2. Das Relief von Samothrake.

Das älteste uns erhaltene Denkmal griechischer Plastik, auf welchem wir die menschliche Gestalt als Gegenstand der bildenden Kunst erblicken, ist wohl ein Relief der Sammlung des Louvre, welches 1790 auf der griechischen Insel Samothrake gefunden wurde. Eine Inschrift nennt die dargestellten Figuren. Es ist der auf einem Sessel thronende König Agamemnon, von zwei Herolden, Talthybios und Epeios, begleitet. Mag es nun uraltes Original oder spätere Nachahmung eines solchen sein, jedenfalls erscheint hier die griechische Kunst in der Behandlung der menschlichen Gestalt auf einer der untersten Stufen. Die Köpfe sind völlig gleichförmig, aber von noch weniger Natur, als selbst an den Selinuntischen Metopen. Von den beiden Herolden ist jeder, nach der abstrakten Weise der Aegyptier, nur die Wiederholung des anderen. In der Zeichnung herrscht noch Unbestimmtheit, ein Schwanken zwischen dürrer Magerkeit und rohem Schwulst. Die Haare, deren einzelne Partien nur durch ganz gerade Parallellinien bezeichnet sind, scheinen auch hier, wie bei ägyptischen Skulpturen, wirklichen Perrücken nachgebildet. Aegyptische Darstellungsweise in Haltung und Gewandung erblicken wir ebenso in den von Fellows neuerdings bei dem alten Milet entdeckten, zu London befindlichen

Lycischen Skulpturen.

Es sind sechzig bis siebzig sitzende Statuen, welche die beiden Seiten einer alten geheiligten Tempelstraße einfaßten. Die völlig parallele Stellung der Füße, die regungslos herabhangenden, fest auf dem Körper aufruhenden Arme, die ganz geradlinigen Gewandfalten, das Bewegungslose der ganzen Haltung, das Alles ist noch gänzlich im Styl der sitzenden ägyptischen Statuen. Es ist dieselbe säulenartige Steifheit und parallele

Haltung, welche man an jenem Relief der Leukothea in Villa Albani wahrnimmt, das Winckelmann seiner Zeit für das älteste in Rom befindliche Werk griechischer Plastik erklärte. Will man sich aber einen ganz klaren Begriff von der ältesten griechischen Kunstweise verschaffen, so dienen dazu am besten die vor etwa dreißig Jahren in Sicilien entdeckten

Tempelskulpturen von Selinus.

Diese in Tuffstein gearbeiteten, jetzt in Palermo befindlichen Skulpturen sind Ueberbleibsel von drei verschiedenen Tempeln auf der Burg der alten Stadt Selinus, welche im Jahre 608 v. Chr. Geburt von dorischen Griechen auf der südlichen Küste von Sicilien gegründet, und schon zweihundert Jahre später von den Karthagern wieder zerstört wurde. Darnach bestimmt sich die Zeit dieser Bildwerke, namentlich der ältesten, welche dem mittleren Burgtempel angehörten, als die Zeit, in welcher Solon lebte: ein Jahrhundert vor Phidias, und etwa ein Menschenalter vor dem Auftreten der alten Künstler Dipoenos und Skyllis, der letzten Dädaliden, an deren Namen die alte Kunstgeschichte die erste Erhebung der griechischen Kunst aus ihrer orientalischen Starrheit knüpft. Diese Selinuntischen Reliefs, welche zum Schmuck der Metopen an der Außenseite des Tempels dienten, sind die einzigen völlig beglaubigten Ueberreste jenes ältesten Styls der griechischen Kunstanfänge und zugleich die einzigen uns erhaltenen Werke dieses Styls, deren Zeit und Bestimmung sich völlig sicher angeben läßt. Aus beiden Gründen verdienen sie daher die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes.

Die Reliefs des ältesten Tempels enthalten Darstellungen aus der Sage von Herkules und Perseus. Und zwar ist es eine komische Situation, in welcher Herkules hier erscheint. Die Mythe, welche von allen griechischen Nationalheroen diesen ältesten und größten allein nicht nur in tragische, sondern auch in komische Situationen zu bringen liebte, wußte unter Anderem auch davon zu erzählen, wie er einmal die Kerkopen Passalos und Aklemon, zwei schlaue Kobolde, die ihn vielfach durch ihre

muthwillig boshaften Neckereien bald unterhielten, bald beläſtigten, eingefangen, und an ein Tragholz gebunden die Köpfe zu unterſt auf der Schulter eine Zeit lang mit ſich fortgeſchleppt habe, bis er ſie um ihrer witzigen Einfälle willen, die ſie ſelbſt in dieſer unbequemen Lage nicht unterdrücken konnten, wieder laufen ließ. Dieſe Situation nun iſt in dem einen Relief dargeſtellt. Auf dem anderen erſcheint Perſeus, wie er, beſchützt von Athene, der Meduſa mit abgewendetem Geſichte das Haupt abſchlägt. In dieſen älteſten Darſtellungen griechiſcher Plaſtik iſt Alles noch durchaus roh und barbariſch, und von Schönheit keine Spur. Die Proportionen ſchwer und plump, die Muskeln ſchon angedeutet, aber alle Theile dick bis zur Unförmlichkeit. An dem Herkules, der etwa viertehalb Fuß hoch iſt, ſind die unteren Theile der Beine ganz unverhältnißmäßig ſchwach gegen die Oberſchenkel, welche dagegen, ſowie die ganze Partie gegen die Weichen hin, übertrieben ſtark erſcheinen. Auch die Bruſt des Heroen iſt von ſehr vollen, faſt weiblichen Formen. Das Schwert, welches er ſtatt der Keule gegen alle Ueberlieferung trägt, hängt wunderlich horizontal über den oberen Theil des Rückens. Dabei iſt der Obertheil aller menſchlichen Körper immer ganz en face, Schenkel und Beine dagegen ganz ins Profil gewendet. Auch dies ſtammt von der ägyptiſchen Kunſtweiſe, die auf ſolche Weiſe der Reliefſigur die Allſeitigkeit der Statue zu geben beabſichtigte. Aegyptiſch ſind auch die hinaufgezogenen lächelnden Mundwinkel, und die ſorgfältig gelockten Haare. Die Meduſa iſt eine ganz abenteuerliche Holzſchnittfratze; man ſieht, die griechiſche Kunſt hatte einen weiten Weg von der Scheußlichkeit dieſer rohverzierten Bildung, bis zur grauſen Schönheit einer Meduſa Rondanini. Die kleine unförmlich langleibige Pferdefigur, welche ſich an der linken Seite der Meduſa befindet, ſoll das Flügelpferd Pegaſus darſtellen, das der Sage nach aus ihrem Blute entſtand. Die Kleidung beſteht bei der Minerva in dem typiſch ſtarr gefältelten Gewande, beim Perſeus in einer Art von Schurz und einer rohen Andeutung von Beinſchienen. Der Ausdruck hat bei allen dieſen Figuren etwas Erſtarrtes wie von Schlafenden. Es iſt, als ob die erſten Werke der Kunſt auch, wie gewiſſe Thierarten,

blind geboren würden. — Ein drittes Relief deſſelben Tempels, das bedeutend größer iſt, zeigt eine Biga, mit je einem Reiter zu beiden Seiten, wodurch ſie auf den erſten Blick das Ausſehen einer Quadriga erhält. Wagen und Pferde ſind weniger beſchädigt, als die Figur des Wagenlenkers, deren Oberitheil bis auf Kopf und rechte Hand zerſtört iſt. Die Arbeit iſt hier auffallend beſſer; die Pferde in kühner Verkürzung gerade auf den Beſchauer losſchreitend, laſſen doch alle vier Füße ſehen. Hufe und Füße ſind ſehr ſorgfältig behandelt, die Köpfe klein, und die ganzen Leiber zeugen ſchon von bedeutendem Studium der Natur. Das thieriſche Gebilde erſcheint in der Kunſt aller Völker immer am früheſten ausgebildet.

Reſte eines zweiten Tempels ſind zwei Reliefs, ſiegreiche Amazonen darſtellend. Beide haben ihre Gegner niedergeworfen, der Eine liegt verwundet auf dem rechten Knie, und ſtützt ſich, im Fallen begriffen, mit der linken Hand gegen die Erde. Der andere abgebrochene Arm war wohl abwehrend erhoben. Beide Reliefs ſind nämlich in der Mitte durchgebrochen, und von den Amazonen iſt nur der untere Theil der Geſtalt bis zum Gürtel erhalten. Aber trotz dieſer Verſtümmelung iſt doch ein gewiſſer Schwung in Haltung und Bewegung, der gegen die Ungelenkheit und den grotecken Ausdruck der erſten Reliefs vortheilhaft abſticht. Die Amazone des vierten Reliefs ſetzt dem gefallenen Krieger den Fuß auf den Leib. Ihre Gewandung iſt ſchon bedeutend beſſer und freier behandelt, als an der Minerva. Die Formen des zurückſtehenden Oberſchenkels ſchimmern klar durch das durchſichtige Gewand. Auch an den ſtärkeren Falten iſt ſchon Bewegung und Leben. Von den Figuren der beſiegten Krieger, bei denen zunächſt das ſtarke Hervortreten der Geſchlechtstheile auffällt, liegt der eine rücklings auf den Arm geſtützt, indem er mit der Rechten den Todesſtreich abwehrt. Sein Haupt, dem der Helm entgleitet, hängt nach hinten über. Das Geſicht, in welchem ſich ein Ausdruck des Aufſchreis bemerklich macht, iſt ſpitzbärtig, wie bei den Köpfen der Trojaner unter den äginetiſchen Giebelſtatuen. Der ganze Ausdruck iſt von einem furchtbaren, ans Gräßliche ſtreifenden Realismus. Der grinſende Mund iſt halb geöffnet, ſo daß man Zähne und Zunge ſieht.

Der Bart ist in unzählige kleine Löckchen gekräuselt, und zwei lange Schnurrbärte ziehen sich von der Lippe bis zum Kinn. Die Muskulatur des Leibes ist selbst durch den Harnisch zu sehen.

An allen diesen Skulpturen zeigen sich Spuren farbiger Bemalung, besonders in Roth und Blau. An der Minerva sind die Pupillen, Augenwimpern und Brauen schwarz gemalt. Dieselben Farbenspuren zeigen sich an den Reliefüberresten des dritten Tempels, deren erstes Minerva darstellt, wie sie einen Krieger niederstreckt, das zweite die Diana, den Aktäon bestrafend. Dieser Akt ist sehr lebendig dargestellt. Aktäon, auf den Wink der Göttin von seinen eignen Hunden angefallen, ist in verzweifelter Abwehr begriffen. Er hat mit der Linken den einen aufgehoben, und hält die nach seinem Halse schnappende Bestie würgend am Genick, während ihn von unten her die anderen wüthend anspringen. Seine Verwandlung in den Hirsch ist nur durch einen Hirschkopf mit langem Geweih angedeutet, der über seinem Haupte abgebildet ist *) —

Diese hier aufgezählten Werke reichen hin, um einen Begriff der ältesten griechischen Kunstweise zu geben. Um aber zu erfahren, auf welcher Stufe Phidias und sein Zeitalter die griechische Plastik antrafen, müssen wir das vollendetste uns erhaltene Werk der vorhergehenden Zeit einer genaueren Betrachtung unterziehen. Dies sind die »äginetischen Giebelstatuen« zu München. Zum richtigeren Verständniß dieser Werke ist aber nothwendig, einige Worte vorauszuschicken, über den Tempelgiebel und seine plastische Verzierung bei den Alten.

*) Ueber die selinuntischen Skulpturen s. Ein Jahr in Italien II, S. 92—97.

VI.

Tempelgiebel und ihre plastische Verzierung bei den Alten.

Tempelgiebel und ihre plastische Verzierung.

Die Sage nennt den griechischen Tempelgiebel eine Erfindung der kunstfleißigen altberühmten Stadt Korinth.

»Wer war's, der den Tempeln der Götter
Verlieh die Doppelgestalt des Königs der Vögel!«

singt Pindar in seiner dreizehnten olympischen Siegeshymne zum Preise des Erfindergeistes der zwei Meere beherrschenden Stadt, und er meint mit dieser »Doppelgestalt des Königs der Vögel« den Schmuck des doppelten Giebels an den Tempeln der Griechen, den sie den Adler hießen, oder den Adlerbau (ἀετός und ἀέτωμα). Denn die erhabene Form, welche die Doppelstirn seines Götterhauses zierte, erschien dem feinen und tiefen Natursinne des Griechen gleich dem Adler, den er so oft sich mit ausgespannten Flügeln über seinem Haupte wiegen sah. Und gewiß, die ruhige Sicherheit und die schwebende Leichtigkeit, welche die sanft geschrägte Form eines griechischen Tempelgiebels noch heute jeden Beschauer empfinden läßt, konnte nicht treffender ausgedrückt werden, als durch dies

BIBLIOTHECA REGIA

Bild, das die strenge geometrische Form zu so schöner Anschaulichkeit belebte, und dessen Urbild ihm auf seinen adlerumkreisten Felsenhöhen überall gegenwärtig war.

Die Alten selbst hatten ein volles Bewußtsein von der Schönheit einer Form, die aus vollendeter Zweckmäßigkeit hervorgegangen war. Wem jemals vergönnt war, vor den Parthenon auf der Akropolis zu Athen hintretend, die edle Giebelstirn zu schauen, der empfand gewiß, wie beim Anblick eines schöngestalteten Menschenhauptes, das Gefühl der Ehrfurcht, das die Einfalt und Ruhe weckt, womit das geweihete Dreieck, das einst so Göttliches umschloß, sich dem Gebälke anfügt. Darum preist der Dichter Pindar die Erfindung als einen ewigen Ruhm der Stadt, in der sie erzeugt war. Und selbst der Römer Cicero konnte auf Verständniß rechnen, wenn er in seiner Schrift vom Redner bewundernd ausrief: »sogar in den Himmel versetzt, würde ein Tempel, ohne Giebel, den Charakter der Erhabenheit und Majestät verlieren. Und doch sei es nicht die Schönheit, sondern das Bedürfniß, dem zu Liebe diese Form entstanden sei, das Bedürfniß, dem Regenwasser leichten Abfluß zu verschaffen; im Himmel aber regne es bekanntlich nicht.«

Die korinthische Sage mag nicht sowohl von der Erfindung der Giebelform selbst, als vielmehr nur von der plastischen Ausschmückung des Giebelfeldes durch die Kunst des Bildners zu verstehen sein. Denn die Sage lehrt es, wie der gelehrte Welcker treffend bemerkt, da von Erfindung überhaupt zu reden, wo sich zuerst Vervollkommnung und Epoche machende Verschönerung einer Form hervorthat. Wir wissen nicht, wann man zuerst die Giebelfelder mit Statuengruppen schmückte. Aber es ist wahrscheinlich, daß es bereits zu einer Zeit geschah, die viele Jahrhunderte hinausliegt über die ältesten Denkmale dieser Art, von denen uns bestimmte Nachrichten oder Ueberreste erhalten sind; und ebenso wahrscheinlich ist es, daß die ersten Giebelbilder Thonfiguren waren. Die ältesten aller bisher entdeckten Giebelbilder, die sogenannten Aegineten, können durch ihre Vortrefflichkeit den Beweis liefern, wie viele Kunstgenerationen vergangen sein mußten, ehe solche Werke möglich waren.

Der Raum des durch den Giebelbau gewonnenen Feldes forderte gleichſam von ſelbſt dazu auf, ſeine Leere kunſtvoll und befriedigend für das Auge auszufüllen. Denn wo die Kunſt, wie bei den Alten, Lebensluft iſt, da duldet ſie, wie die Natur, keinen leeren Raum an ihren Gebilden. Die Beſchaffenheit eines doriſchen Giebels mit ſeiner kräftigen, ſtark vortretenden Einfaſſung, die gleichſam einen breiten und tiefen Rahmen bildete, hatte früh ein ebenſo feinfühlendes, als lebhaftes und kunſtſinniges Volk auf den Gedanken gebracht, die bedeutenden Räume, welche die beiden erhabenen Dreiecke umſchloſſen, nicht unbenutzt zu laſſen, ſondern mit großen Verzierungen auszufüllen, die ſich auf die Gottheit des Tempels, ihre Thaten, ihren dort heimiſchen Kultus bezogen; auch durch aufgeſetzte Figuren, Akroterien, den Rahmen ſelbſt zu ſchmücken, und ſo durch beide Arten von Verzierungen, innerhalb der Einfaſſung und über derſelben, der Stirn des Baues einen beſtimmten, ſofort erkennbaren Charakter, gleichſam das Gepräge und das Wappen des innwohnenden Gottes aufzudrücken *).

Kein irgend bedeutender griechiſcher Tempel entbehrte des plaſtiſchen Schmucks ſeiner Giebelfelder. Mag auch immerhin ſich nachweiſen laſſen, daß Kriegsnoth, Geldmangel und andere Drangſale hier die Ausführung dieſer letzten Zierde eines Heiligthums verzögerten, dort ſie zuweilen ganz verhinderten, ſo ſind dies eben nur Umſtände, wie ſie in den Zeiten des Mittelalters ſich in gleicher Weiſe wirkſam gezeigt haben, die ſchmückende Ausführung der Vorderſeiten an ſo manchen der ſchönſten Dome und Kirchen Italiens zu verhindern. Bei kleineren Tempeln und Heiligthümern wird die Malerei ſtatt der koſtſpieligeren Plaſtik Aushülfe geleiſtet haben, wie dies für die Metopenverzierung erwieſen iſt. Figurenſchmuck durch Malerei in den Giebeln chriſtlicher Kirchen ſüdlicher, ehedem griechiſcher Länder, iſt noch heute eine Erinnerung an den antiken Kunſtgebrauch. Dagegen ſcheint bei den römiſchen Tempelbauten die Verzie-

*) Brönſtedt, Reiſen in Griechenland II, S. 158—160.

rung ihrer Giebelfelder mit Werken der Plastik minder gebräuchlich gewesen zu sein. Das Giebelfeld des Pantheon zu Rom war vielleicht mit Reliefs, noch wahrscheinlicher aber bloß mit kostbaren Metallplatten verziert. Doch läßt sich das Alles nicht genau mehr bestimmen. Was aber für die Kunstgeschichte ungleich wichtiger ist bei dieser Vereinigung der Plastik mit der Architektur, das ist der Umstand: daß diese Beschäftigung der Marmorbildnerei im Dienste der Baukunst und zum Schmucke ihrer Werke, besonders durch die großen Giebelgruppen, der gesammten Kunst der Plastik einen erhöhten Aufschwung und die Möglichkeit zu freierer Entfaltung gewährte. Denn in diesen Arbeiten zuerst konnte sich die Kunst frei und losgelöst von jenen Hemmnissen und Fesseln bewegen, welche sich ihr bei der Behandlung der eigentlichen Kult- und Tempelbilder in den Weg stellten. Die Kunst, im Dienste der Religion immer Sklavin, durfte bei diesen ihren neuen Aufgaben den ersten Schritt thun in das Gebiet der Freiheit. Indem sie im Interesse ihrer Schwesterkunst, der Architektur, arbeitete, blieb sie zwar dieser untergeordnet und dienend, aber sie diente nicht mehr der Religion allein, sondern auch der Schönheit. Die meisten uns bekannten Giebelgruppen stellten einen Kampf in seinem entscheidenden Augenblicke oder eine große Katastrophe dar, und durch diese Art von Einheit, durch die Beschränkung der Darstellung auf einen Moment, welchem von sechzehn, achtzehn, zwanzig und mehr Figuren jede nach ihrer besonderen Beziehung angepaßt werden mußte, wurde ebenso sehr die Erfindungskraft des Künstlers geweckt, als dadurch auch die Großartigkeit der Erscheinung vermehrt wurde *). Darum sind aber auch Werke, wie die Giebelgruppen des Parthenon, wo ein Phidias in einer Linie von vierundneunzig Fuß Länge, auf schwindelnder säulengetragener Höhe, in sich geschlossene Kompositionen, wie sie die spätere Zeit nur noch in Reliefs und Gemälden wagte, in Statuen ausgeführt hinstellte, weit das Großartigste gewesen, was die Kunst in zusammengesetzter Darstellung jemals ersonnen und ausgeführt hat.

*) Welcker, Alte Denkmäler I, S. 22.

Wenn die ersten Verzierungen der Giebelfelder vielleicht Reliefdarstellungen waren, so mußte die Natur der Sache sehr bald dazu führen, frei stehende, ganz runde Statuen an ihrer Stelle zu setzen. Ein scharfes Auge und sicheres Gefühl lehrte den hellenischen Künstler sehr bald, daß völlige Abrundung der Umrisse und die dadurch entstehende Wahrheit und Kraft der Schatten unumgänglich nothwendig sind, um Bildwerke, die im Freien und in bedeutender Höhe gesehen werden müssen, mit Vortheil erscheinen zu lassen. Die runden und vollen Formen wirkten nicht bloß lebendiger als flach oder halb erhobene, weil sie von mehreren Seiten zugleich und von verschiedenen Standpunkten aus gesehen werden konnten, sondern sie wirkten auch kräftiger und eindringlicher durch das größere Spiel der vollen Beleuchtung, die das Täuschende im Eindruck vermehrt, sowie durch die Schatten, welche sie aufeinander und auf den gemeinsamen Grund zurückwerfen. Jede veränderte Richtung des Blicks brachte neue Verbindungen von Linien und Schatten hervor, die wieder mit den Stunden des Tages wechselten. Man darf nur die Giebelreliefs der schönen, in Form eines säulenumgebenen griechischen Tempels gebauten Magdalenenkirche zu Paris ansehen, um zu erkennen, wie hier die Vernachlässigung eines alten Kunstgesetzes sich durch Wirkungslosigkeit des Giebelschmuckes gerächt hat. Thorwaldsen's Statuengruppen dagegen im Portalgiebel der Liebfrauenkirche zu Kopenhagen zeigen, wie viel der Künstler dadurch gewann, daß er sich mit seinem Werke an die Praxis der alten hellenischen Meister perikleischer Zeit anschloß. Denn die Giebelgruppe fordert die statuarische Behandlung. Selbst der beschränkende Rahmen des Dreiecks hatte seine eigenthümlichen Vortheile. Er schloß die Gruppe ab in dem weiten offenen Luftraume, in den sie durch die Pracht der mächtigen Säulen wie durch ein hohes Postament emporgetragen wurde; und er verlieh dem Ganzen jene pyramidale Anordnung, welche ähnlich der Giebelform selbst, ein Schönheitsgesetz und eine Schönheitsform wurde, die der äußeren Zweckmäßigkeit und ihren nothwendigen Bedingungen das Dasein verdankte. Die Stellung der Hauptfigur in der Mitte, ihre vorragende

Größe, das Symmetrische der gesammten Anordnung — das Alles war nicht minder unmittelbares Ergebniß jener Form des Giebeldreiecks, dessen Ausschmückung der Plastik zur Aufgabe gestellt wurde. Wir aber, die wir jetzt diese Bildwerke, oder vielmehr ihre trümmerhaften Reste, nur noch in Museen aufgestellt erblicken, dürfen bei ihrer ästhetischen Würdigung niemals vergessen, daß alle der Architektur angehörigen und für sie berechneten Werke der hellenischen Plastik, losgelöst von ihrem ursprünglichen Standorte, von ihrer Umgebung, beraubt des leuchtenden Scheins der Sonne, ihre Wirkung verfehlen müssen. Ist doch für die gesammte bildende Kunst, für diese »Kunst des Raumes«, zumal für Architektur und Plastik, die Rücksicht auf eine bestimmte Oertlichkeit ein ästhetisches Grundgesetz *).

Von allen Giebelgruppen, welche die zahllosen Prachttempel des Alterthums schmückten, sind uns nur noch drei in mehr oder minder fragmentarischer und beschädigter Gestalt übrig. Es sind die Giebelbilder des Minerventempels von Aegina, die Giebelgruppen des Parthenon und die Kopie der berühmten Niobidengruppe, deren Bestimmung als Schmuck eines Tempelgiebels überdies noch bezweifelt wird. Direkte Nachrichten haben wir durch Pausanias mit Angabe der in ihnen dargestellten Gegenstände noch etwa von neun bis zehn anderen, was gegen die im Alterthum selbst vorhandene Menge dieser Art von plastischen Werken sehr wenig heißen will. Dasselbe gilt auch von den anderen Arten plastischer Bildwerke, die gleichfalls zum Schmucke der Tempelarchitektur dienten: von den Reliefs der Friese und Metopen. Was die letzteren betrifft, so kennen wir, theils durch erhaltene Ueberreste theils durch spätere Nachrichten die dargestellten Gegenstände der Metopen von etwa zehn, und der Friese von kaum ebensoviel griechischen Tempeln. Um so schwieriger wird es daher, die Frage zu beantworten: in welchem Verhältnisse standen die architektonischen Bildwerke

*) Vischer, Aesthetik. III, S. 177.

in den Giebelfeldern, auf den Friesen und auf den Metopen der antiken Tempel zu der Gottheit, welcher das Heiligthum geweiht war? Hatten sie stets irgend einen, wenn auch für uns nicht immer und überall genau erkennbaren Bezug zu derselben, zu den Thaten, zu der Lokalsage der Gottheit? oder war dieser Bezug kein nothwendiges Erforderniß, sondern blieb vielmehr die Bestimmung solchen Bilderschmucks dem Zufall, der freien Wahl, dem Geschmack und dem richtigen Sinne des leitenden Künstlers, oder seiner individuellen Vorliebe für gewisse Gegenstände überlassen?

Die letztere Ansicht ist neuerdings von Ludwig Roß in seiner Schrift über das Theseion zu Athen*) verfochten worden. Wäre sie richtig, so würde dadurch zugleich der althellenischen Kunst das höchste und schönste Lob, die Krone aller schöpferischen Kunstthätigkeit entzogen, das Verdienst nämlich, immer und überall nach Herstellung eines in sich harmonischen, schöngegliederten Ganzen gestrebt zu haben. Dies Verdienst war aber bisher ein so unbestrittener Vorzug aller griechischen Kunst, daß es sich der Mühe verlohnt, die dagegen erhobene Einrede des scharfsinnigen Alterthumsforschers etwas näher zu betrachten.

Es scheint demselben ergangen zu sein, wie es uns so oft im Leben ergeht, daß der Widerspruch gegen eine unrichtige Behauptung uns selbst zur Uebertreibung der entgegengesetzten verleitet. Man hatte nämlich behauptet: der Zusammenhang jener plastischen Tempelverzierungen mit der Gottheit des Heiligthums sei ein so enger, daß man auch jetzt noch im Stande sei, überall, wo auch nur eine kleine Anzahl von Metopen ausgegraben würden, sogleich den Kreis der Vorstellungen, wozu sie gehört, und den Gott, dessen Tempel sie einst geschmückt, mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Dies ist nun allerdings zuviel gesagt, und Roß wäre im Recht gewesen, wenn er hiergegen Einspruch erhoben und nach-

*) Ueber das Theseion und den Tempel des Ares zu Athen. Halle 1852.

gewiesen hätte, daß für uns solche Bestimmung ein Ding der Unmöglichkeit sei. Allein er geht weiter und sucht aus einer Aufzählung aller Tempelmetopen, Friese und Giebelbilder, von denen wir noch Ueberreste oder über deren Inhalt wir Nachrichten besitzen, den Beweis zu führen, daß schon im Alterthume selbst an einen solchen Zusammenhang nicht gedacht worden. »Die Metopenreliefs der alten Tempel, sagt er, waren meist nicht viel mehr als eine architektonische Zierde. Sie haben gemeiniglich gar keine, höchstens aber eine mittelbare und verdeckte und daher (?) häufig nur zufällige oder scheinbare Beziehung auf die Gottheit des Heiligthums, dessen äußeres Gebälk sie schmückten.« Aber wer sieht nicht, daß hier der Standpunkt eines heutigen Betrachters verwechselt ist, mit dem eines gleichzeitigen hellenischen Beschauers, die Verlegenheit des Archäologen, der aus spärlichen vereinzelten Notizen sich mühsam einen Zusammenhang zurechtzulegen abmüht, mit der Lage der Zeitgenossen des alten Künstlers, für die jener Zusammenhang aus zahlreichen Ursachen klar und bestimmt vor Augen lag? Daß kein alter Schriftsteller von der Nothwendigkeit eines solchen Zusammenhanges spricht, beweist gar nichts, oder vielmehr es beweist gerade, daß es keinem von ihnen einfallen konnte, vorauszusetzen, es werde eine Zeit kommen, wo man eine Sache bezweifeln werde, die ihnen von ihrem Standpunkte aus so einfach erscheinen mußte, wie das Gegentheil undenkbar. Ich möchte wohl wissen, was ein Perikles und Phidias, was jene gesammte Zeit der höchsten Kunstblüthe und ästhetischen Bildung, welche die Welt gesehen, dazu sagen würde, wenn sie hören könnten, was nach mehr als zweitausend Jahren »ein Barbare« behauptet: »In der Bilderreihe der Metopenreliefs des herrlichsten aller griechischen Tempel, des Parthenon, sei gar kein Zusammenhang mit der Göttin des Tempels, vielmehr könne jeder andere Tempel, jedes andere öffentliche Bauwerk ebensogut mit denselben Bildern geziert sein. Nicht einmal in der Reihenfolge dieser Metopenbilder habe ein Fortschreiten, ein durchgehender Gedanke geherrscht. Die Platten seien zum Theil bunt durcheinandergemischt, und Phidias habe nicht nur nicht ein wohl geordnetes, durch einen leitenden Gedanken

bestimmtes Ganze komponirt, sondern der Architekt habe zum Ueberfluß auch noch die Metopen, sowie sie eben von den Bildhauern fertig geliefert worden, ohne sich um ihre geistige Verknüpfung viel zu kümmern, der Reihe nach auf sein Gebäude gesetzt, um nur den Fortschritt des Baues nicht aufzuhalten!«

Wie hier über die Metopen, so urtheilt Roß auch über die Friesreliefs des Parthenon. Hier sei der Inhalt, die Procession an dem Feste der großen Panathenäen, allerdings gut und mit specieller Beziehung auf Athene gewählt. Allein abgesehen davon, daß sich derselbe weit mehr auf die Athene Polias, die Stadtbeschützerin, als auf die Athene Parthenos (die Jungfrau) beziehe und daher passender das Erechtheum, das Heiligthum der ersteren, und ebenso passend jedes andere Heiligthum geschmückt haben würde, an dem der Festzug vorüberging; — abgesehen von diesem Allen beweise dies eine Beispiel nichts für andere Tempel und die Bezüglichkeit ihrer Friesbilder auf die Gottheit des Heiligthums. Ja, Roß hält es für mehr als wahrscheinlich, daß z. B. die Bildwerke, welche den inneren Fries der Cella des von Stackelberg beschriebenen Apollotempels der Phigalier zu Bassä schmückten, durchaus ohne allen Bezug auf Apollon waren, und daß von dem Bildhauer Ktinos und seinen Künstlern, bloß weil sie Athener waren, ihrer Vaterstadt zu Liebe, Gegenstände des attischen Sagenkreises, wie die Kentauren- und Amazonenkämpfe, zu jenem Bilderschmucke des Frieses gewählt wurden. »Um dieselben mit der Tempelgottheit in Beziehung zu setzen, brachten die Künstler eine Art von Deus ex machina darauf an, indem sie Apollon und Artemis auf einem Hirschgespanne mitten unter die Kämpfenden stellten. Und doch konnte es, fährt Roß fort, sicher nicht an einheimischen Apollosagen fehlen, die der Künstler hätte darstellen müssen, wenn es eine unerläßliche religiöse Forderung gewesen wäre: den architektonischen Bilderschmuck der Tempel so eng als möglich an die darin verehrte Gottheit und an örtliche Mythen anzuknüpfen.« Und dagegen scheint es sicherer und passender, einzugestehen, daß wir nicht wissen, welches die religiösen

und religiös ästhetischen Gründe und welches die Lokalsagen und Traditionen waren, denen jene alten Künstler in ihren Werken gefolgt sind, als anzunehmen, daß sie nach Eingebungen ihrer Laune und Vorliebe in einer Angelegenheit willkürlich verfahren seien oder verfahren durften, bei der denn doch wohl die auftraggebende und den Tempel erbauende Stadt- oder Staatsgemeinde, deren Magistrate und Behörden, die Priester des Tempels u. s. w. ein Wort und zwar das entscheidende mitzureden hatten.

Wir kommen schließlich zu den Bildwerken der Giebelfelder. Von ihnen gesteht nun freilich selbst Roß zu, daß sie im Gegensatz zu den Metopen und Reliefs, ein freieres und selbständigeres Verhältniß zu dem Bauwerke hatten, dem sie den schönsten Schmuck zu leihen bestimmt waren. Denn während die Metopen als rein architektonischer Schmuck, durchaus dienstbar und nichts für sich, sondern Alles nur an ihrem Orte seien, waren die Giebelgruppen zunächst freistehend, nicht wie jene mit der Architektur verbunden. Sie konnten ferner, wie er meint, ohne Beeinträchtigung ihrer Wirkung auch an anderen Orten stehen, und endlich waren sie überhaupt keine Nothwendigkeit für den Tempelgiebel, der nicht selten leer blieb, ohne daß ein wesentliches architektonisches Glied fehlte. Allein wenn es wahr ist, daß die Giebelgruppen, wie Roß es so schön ausdruckt, gleichsam die unsichtbaren Bewohner des Tempels gegenwärtig darstellten, und daß sie in ihrer Farbenpracht sich abhebend auf dem tiefblauen Grunde des Tympanon (der inneren Giebelwand) dem gläubigen Beschauer einen Blick in die Wohnungen der seligen Götter zu eröffnen schienen, — wenn diese schöne künstlerische Motivirung des Giebelschmuckes richtig ist, und wenn, wie Roß selbst zeigt, die Mehrzahl der uns erhaltenen oder bekannten alten Giebelgruppen hellenischer Tempel dafür sprechen, so ist damit auch der Stab gebrochen über eine Ansicht, welche Zufall und Willkür bei den höchsten und durchdachtesten Schöpfungen des kunstbegabtesten Volks an die Stelle weiser Ueberlegung und beabsichtigter Harmonie eines Ganzen setzt, — über eine Ansicht, welche unzusammenhängendes

Stückwerk setzt an die Stelle eines lebensvollen in sich zusammenstimmenden Organismus.

Es mag immerhin richtig sein, daß aus der Anwesenheit einer göttlichen oder heroischen Hauptfigur in einem Giebel ebenso wenig gefolgert werden kann, daß das Heiligthum dieser Gottheit geweiht war, als umgekehrt aus der Abwesenheit einer solchen ein Schluß für das Gegentheil gezogen werden darf. Allein die Frage nach dem Namen eines alten Tempels, von dem uns jetzt nur Trümmer übrig sind, ist eine solche, die dem Antiquar wichtig sein mag, während sie für den Kunstfreund ohne Interesse ist. Es mag ferner auch richtig sein, daß religiöse Satzungen im engeren Sinne keinen Einfluß geübt haben auf die Wahl der Sujets weder bei den Giebelfeldern, noch bei dem Bilderschmucke der Friese und Metopen, und daß in denselben ebenso wenig tiefsinnige religiöse Geheimlehren ausgedrückt waren. Allein noch richtiger ist es ohne Zweifel, daß wir von diesen Dingen sehr wenig wissen und wissen können. Roß giebt zu, daß der richtige Geschmack der Baumeister und Bildhauer wohl häufig, vielleicht vorherrschend, zum Schmuck der Giebelfelder solche Gegenstände gewählt haben werde, in denen die Gottheit des Tempels handelnd auftrat, oder wenigstens Gegenstände, die dem örtlichen Sagenkreise der tempelbauenden Stadt oder Landschaft angehörten. Er hatte nur noch einen Schritt zu thun, um seiner eigenen Ansicht entgegen auf die richtige Antwort in dieser ganzen Frage zu kommen, welche, wenn wir nicht irren, also lautet: Alle Analogien von der Bildung und Organisation eines griechischen Kunstwerks aus allen Bereichen der verschiedenen Künste führen darauf hin, daß die Griechen Nothwendigkeit, inneren Zusammenhang und harmonische Einheit eines Ganzen erstrebt und erreicht haben. Daß auch bei dem Kunstwerke des Tempelbaues und seines Bilderschmucks dasselbe Streben sie geleitet habe, dafür sprechen die vorhandenen Reste der herrlichsten aller griechischen Tempel. Bescheiden wir uns da, wo wir den ästhetisch religiösen Zusammenhang zwischen Tempel und Bildwerk nicht mehr zu enträthseln vermögen, mit dem Spruche, den jedes Werk über Kunst und Kunstwerke der Alten an der Stirn tragen sollte,

daß all unser Wissen Stückwerk ist und daß wir überdies von den Tausenden von Tempeln, welche die alte griechische Welt bedeckten, kaum von einem Dutzend spärliche Trümmer oder armselige Notizen übrig haben.

VII.

Die äginetischen Bildwerke.

Die äginetischen Bildwerke.

Gegenüber von Attika, etwa vier Meilen entfernt von seiner Küste, hebt sich die Insel Aegina aus den blauen Fluthen des Saronischen Golfs empor. Der hellfarbige Boden des Eilandes, auf dessen Oberfläche, kaum fünf deutsche Meilen im Umfange, mäßige Hügel mit lieblichen Thalgründen abwechseln, ist an den Stellen, wo der meist steinige Gebirgsboden Anbau verstattet, fruchtbar an Korn und reich an edlen Produkten aller Art. Noch heute gedeiht dort die süßeste Feige, die glänzende Olive und die schimmernde Baumwolle, nicht minder als zu jenen Zeiten, wo dies Inselland bewohnt war von jenem mächtigen Volke dorischen Stammes, dessen Handelsschiffe zur Zeit seiner Blüthe das Mittelmeer bedeckten, und das durch Unternehmungsgeist und Kunstfleiß nicht minder als durch Freiheitsliebe und Tapferkeit mit Athen wetteifern durfte, bis es endlich nach langem Kampfe der mächtigen Nebenbuhlerin erlag. Nicht ganz hundert Jahre, von der Mitte des sechsten bis zur Mitte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, währte die Zeit von Aeginas Freiheit und Machtblüthe, aber sie trieb die herrlichsten Früchte während dieser

kurzen Dauer. Damals überwog ihre Seemacht die der Athener und ihre trefflichen Segler hatten bei Artemisium und Salamis einen Hauptantheil an der Rettung Griechenlands. Die reiche Perserbeute ward nach Aegina verkauft und vermehrte den Reichthum des rührigen Handelsvolks, das die ersten Silbermünzen in Hellas prägte, Kolonien und Faktoreien in den entlegensten Ländern gründete und seine Industrie und Kunst zur Stufe höchster Vollendung emporhob. Damals zählte das kleine Inselland auf seinen kaum drei deutschen Quadratmeilen, mit Einschluß der in seinen Fabriken beschäftigten ungeheuren Sklavenmenge, über eine halbe Million Einwohner, also ebenso viele Hunderttausende wie heute Tausende. Aegina war für Athen bald ein Gegenstand der Eifersucht, wie Karthago für Rom. Ehe Aegina nicht nieder ist, hatte Perikles gesagt, kann Athen sein Auge, den Piräeus, nicht ordentlich brauchen! Und so geschah es. Schon ein Menschenalter, nachdem beide vereint den asiatischen Erbfeind glorreich bekämpft hatten, brach diese Eifersucht im blutigen Bruderkriege aus. Eine große Seeschlacht entschied das Schicksal des wackeren Inselvolks. Siebzig ihrer Schiffe wurden genommen, die Hauptstadt belagert und zur Uebergabe gezwungen, Land und Volk von den Athenern unterworfen und zinsbar gemacht. Als aber wiederum ein Menschenalter später der große Vernichtungskampf zwischen Athen und Sparta, zwischen dem ionischen und dem dorischen Stamme im peloponnesischen Kriege begann, da vertrieben die Athener, von den unterworfenen dorischen Aegineten Gefahr befürchtend, alle Bewohner der Insel aus ihrer Heimath und bevölkerten das Eiland mit ihren Kolonisten. Die Vertriebenen fanden Aufnahme im dorischen Peloponnes und gründeten sich dort zu Thyrea, einem Gau am Golf von Hermione, eine neue Heimath. Aber auch diese Zufluchtstätte eroberten und zerstörten die Athener sieben Jahre später. Als dann das vergeltende Geschick Athen selber ereilte, führte wohl Lysander den Rest der Vertriebenen aus der Zerstreuung zurück in die alte Heimathinsel. Aber die Blüthe Aeginas war dahin. Die Könige von Macedonien und Pergamus, die Aetoler und zuletzt die Römer beherrschten sie abwechselnd. Im Mittelalter finden wir abendländische

Herzoge von Aegina, dann später venetianische Statthalter. Der französische Reisende Jacob Spon, der die Insel im Jahre 1675 besuchte, fand an der Stelle, wo einst die prächtige Hauptstadt lag, nur noch ein elendes Dorf mit einer zertrümmerten Bergveste. Aber noch schimmerten durch das Grün des Bergwaldes dem Besucher die Säulen des herrlichen Tempels entgegen, unter dessen Trümmern anderthalb Jahrhunderte später die ersten sicheren Reste äginetischer Kunst der besten Zeit wieder ans Licht gezogen wurden. Man hielt diesen Berg lange für den Berg Panhellenios und die Säulen für Reste des panhellenischen Jupitertempels, dessen Pausanias allein auf dieser Insel gedenkt. Später aber zeigte sich, daß jener Berg Panhellenios von Pausanias in die Mitte der Insel gesetzt werde, und bei genauerer Untersuchung fand sich derselbe wirklich als die höchste Spitze der Insel, noch mit einigen Bautrümmern bedeckt, während die Anhöhe, welche die Säulen dieses zweiten, in Pausanias Reisebeschreibung gar nicht erwähnten Tempels trägt, nicht weit vom Ufer, Athen zugewendet, gelegen ist. Seitdem führt der Tempel den Namen eines Minerventempels, und seine Entdeckung lieferte nur einen neuen Beweis, wie viel reicher an Bau- und Bildwerken Griechenland selbst noch zur Zeit des Pausanias war, als unmittelbar aus diesem Schriftsteller hervorgeht.

Es war im Jahre 1811, als eine Gesellschaft deutscher und englischer Kunstforscher, bestehend aus den Herren von Stackelberg, Brönstedt, Cockerell, Foster, Linckh und von Haller, diese Entdeckungen machte, welche über die Geschichte der griechischen Kunst ein ganz neues Licht verbreiten sollten.

Auf der Höhe jenes Berges, von dessen Gipfel der Blick über die blaue Meeresfläche schweifend, ganz Attika vom skironischen Felsen bis zum Vorgebirge von Sunium, Athen und seine Akropolis, den ganzen saronischen Golf und zahlreichen Inseln des Archipels beherrscht — auf dieser Höhe erheben sich noch heute, von gewaltigen Terrassenmauern getragen, auf einer Plattform die Säulenreste des prächtigen Tempels, den einst das kunstreiche Volk der Aegineten der Tochter des Zeus geweiht

und den es ausgeschmückt hatte mit den Werken ureigner altberühmter Kunst seines Stammes. Dieser Tempel gehört zu den ältesten dorischen Bauwerken, die uns auf dem Boden Griechenlands übrig geblieben sind. Seine Erbauung reicht zurück in die Zeit vor Solon, und gehört unzweifelhaft einer Periode an, in welcher die Kunst der Architektur und Plastik noch viel von dem gemeinsamen Style der ältesten Kunst bewahrte, deren Formen auf dem ganzen großen Ländergebiete vom Nil und Euphrat bis an die Tiber und Sicilien noch jetzt in ihren Resten so viel Gemeinsames zeigen. Das Innere des Tempels und die nächsten Umgebungen fanden jene Kunstforscher, welche denselben auszumessen und zu zeichnen unternommen hatten, mit Schutt und Steinblöcken bedeckt und von Gesträuch und Buschwerk malerisch umwuchert. Als sie bei ihren Nachgrabungen das Baum- und Buschwerk niederhauen und die Stämme wegnehmen ließen, fanden sie an den beiden Giebelseiten die zum Theil wohlerhaltenen Reste der Statuengruppen, welche einst das östliche und westliche Giebelfeld des Tempels geschmückt hatten. König Ludwig, damals noch Kronprinz von Baiern, kaufte den Fund für 10,000 venezianische Zechinen und verhinderte so, daß diese kostbaren Reste alter Kunst den Weg nach England nahmen. Der Bildhauer Wagner, welcher den Kauf abgeschlossen, führte dieselben nach Rom, wo es den Anstrengungen und der Geschicklichkeit zweier Künstler, des Italieners Joseph Franzoni und des Deutschen Ludwig Kaufmann gelang, die zertrümmerten Körpertheile von siebzehn Figuren wieder zusammenzusetzen, welche gegenwärtig die Zierde der Glyptothek zu München bilden. Zwei derselben standen als Schmuck auf der Spitze des einen Giebels; von den anderen beiden, welche in gleicher Weise die Spitze des zweiten Giebels zierten, sind nur Bruchstücke der einen gefunden. Die Gesammtzahl der Figuren beider Giebelfelder wird auf dreißig geschätzt, von denen funfzehn jetzt hergestellt sind.

Die eine dieser Giebelgruppen, die den westlichen oder hinteren Fronton des Tempels schmückte, ist vollständig erhalten bis auf eine einzige Figur, und auch diese ist nach den aufgefundenen Fragmenten

und aus der Vergleichung der Gruppe des vordern Giebelfeldes leicht in der Phantasie zu ergänzen.

Jene erstgenannte Gruppe stellt eine Scene dar aus dem größten aller hellenischen Heldenkämpfe, aus dem Kriege der Griechen gegen Troja, in welchem die Stamm- und Schutzheroen der Aegineten, die Aeakiden Achilleus, Ajax Telamon's Sohn, und Neoptolemos, den größten Ruhm erworben. Aeakus, der erste mythische Herrscher der Aegineten, war ein Sohn des Zeus und der Aegina, welche der Insel den Namen gab. Zeus selber hatte für seinen Sohn das ureingeborne Volk der Insel, jene Myrmidonen geschaffen, deren Name so trefflich paßt für das ameisenfleißige und betriebsame Geschlecht der Aegineten, denn Myrmex heißt auf griechisch die Ameise. Darum ward Aeakus als Halbgott verehrt auf Aegina, und zahlreiche Gesänge des Dichters Pindar, äginetischen Siegern in den nemeischen und isthmischen Kampfspielen geweiht, feierten in historischer Zeit den Ruhm des Heros Aeakus und seiner herrlichen Nachkommen, zu denen ein Telamon und Peleus, ein Ajax, Achill und Pyrrhus gehörten, von deren Stamme entsprossen zu sein selbst der große Alexander noch sich rühmte. Was Wunder also, daß die Aegineten den Tempel der Lieblingstochter ihres Schutzgottes als ein Nationaldenkmal mit Darstellungen schmückten, welche den Ruhm der Heroen ihres Landes, der Nachkommen des Gottes selbst verherrlichten. War ein solches Verfahren doch allgemeine Sitte und Regel in Hellas für den Schmuck der Heiligthümer und Tempel durch die Werke der bildenden Kunst.

Die dargestellte Scene ist der Kampf der Griechen und Trojaner um die Leiche des Achilleus, denn ein Aeakide, Ajax, Telamon's Sohn, war es, der durch seine Tapferkeit den Andrang der siegreichen Troer zurückhielt und den Leichnam des Helden errettete vor der Schmach, in des Feindes Hände zu fallen. Andere haben an den ähnlichen Kampf um die Leiche des Patroklus gedacht. Doch ist die erstere Ansicht wahrscheinlicher. Der Heldenmuth, mit welchem Ajax die Leiche des gefallenen Achilleus schirmte, ward im Alterthum zu den glän-

zendsten Thaten der Aeakiden gerechnet. Gerade diese That ist es, welche Pindar in einem dieser Gruppe ganz analogen Gesange zum Ruhm Aegina's und der Aeakiden hervorhebt. Denn hier war es, wo Ajax sich tapferer zeigte, als sein später ihm vorgezogener Rival Odysseus:

»— als hart sie bedrängte der Kampf
In des Schlachtspeers mordabwehrender Macht.
Da Achilleus sterbend sank.«

wie Pindar singt in der achten nemeischen Hymne.

Die Komposition dieser Gruppe ist von großer Schönheit, edelster Einfachheit und geschickester Benutzung des architektonisch gegebenen Raumes. Sie konnte um so leichter wieder hergestellt werden, weil einmal die Lage, in welcher man die durch ein Erdbeben von ihrer Höhe hinabgestürzten Figuren fand und sodann die verschiedene Größe der Figuren sichere Anhaltspunkte boten. In der Mitte und demnach in der höchsten Stelle des Giebels steht Minerva. Rechts von ihr gruppiren sich die kämpfenden Griechen, die den gefallenen, der Göttin zunächst liegenden Achilleus zu schirmen eilen; links die trojanischen Krieger, den Leichnam des tödtlich verwundeten Helden zu gewinnen trachtend. Die Minerva ist die einzige Figur, welche etwas über Lebensgröße hoch ist, während alle übrigen mehr oder weniger unter diesem Maße gehalten sind. Diese verhältnißmäßig geringe Größe erklärt sich zum Theil aus der geringen Höhe des Tempels, der, bei weitem kleiner als der dorische Haupttempel zu Pästum, nur die Höhe eines mäßigen Wohnhauses in unseren Städten zeigte. Die Göttin erscheint in voller Tracht und Rüstung, mit langem, bis zu den Füßen niederfallendem, künstlich gefälteltem Gewande. Das Haupt umschließt ein enganliegender Helm ohne die hohe Wölbung, welche für die Helme der Minervenköpfe späterer Zeit bezeichnend ist. Es ist dies dieselbe Helmform, welche sich auch an einem Minervenkopfe der florentinischen Gallerie wiederfindet, der von allen vor der Auffindung der Münchener Aegineten bekannten Werken griechischer Plastik am sichersten für äginetische Arbeit gehalten wurde. Die Aegis, welche die

Brust der Göttin bedeckt, erscheint hier noch in ihrer ursprünglichen eigenthümlichen Form als glattes Fell, ohne die späteren Schuppen und Schlangenverbrämung. So steht sie da, den Schild an der Linken, den Speer in der Rechten, in einer Stellung, die vom Kopf bis auf die Knie ganz gerade vorwärts gerichtet (en face), von da abwärts ganz nach der Seite (en profil) gewendet ist. Keiner dieser beiden Theile, allein gesehen, läßt diese Richtung des anderen vermuthen, und schon Wagner meint, daß es schwer zu errathen sein möchte, was den Künstler zu dieser Sonderbarkeit bewogen habe. Doch habe ich dieselbe Eigenthümlichkeit der Stellung auch bei einigen Figuren der Selinuntischen Tempelreliefs zu Palermo und auf einem Relief von Niniveh im Louvre wahrgenommen. Sie ist orientalischen Ursprungs, und ging bei den ägyptischen Reliefs aus dem naiven Streben hervor, der Reliefsigur die Allseitigkeit der freistehenden Statue zu verleihen. Minerva's Antlitz zeigt die alterthümlich starre ausdruckslose Ruhe. Sie ist offenbar nur ein Tempelsymbol für den Beschauer und für die Kämpfenden selbst als unsichtbar gedacht.

Zur Rechten der Göttin, die mit leise gesenktem Haupte, die Arme nur wenig gehoben, auf den Vorgang niederschaut, liegt Achilleus oder Patroklus. Er ist tödtlich verwundet und sterbend dargestellt, auf die rechte Hand gestützt, mit der Linken den Schild ein wenig hebend. Stellung und Muskelspiel sind von erstaunlicher Wahrheit, und die Haltung des unter der Schwere des Helms matt geneigten Hauptes erinnert an das rührende Bild Homer's, das dieselbe Situation veranschaulicht in den Versen (Il. VIII, 306 ff.):

»So wie der Mohn zur Seite das Haupt neigt, welcher im Garten
Steht vom Wuchs belastet und Regenschauer des Frühlings:
Also neigt' er zur Seite das Haupt vom Helme beschweret.«

Nur Kopf, Finger und Zehen sind ergänzt, alle übrigen Theile unversehrt und mit Ausnahme der von der Erdfeuchtigkeit zerfressenen Stellen an der rechten Brust und Achsel so frisch und trefflich erhalten, als wären

sie eben erst aus des Künstlers Hand hervorgegangen. Sie ist nicht nur die besterhaltene, sondern auch die am vollkommensten gearbeitete unter allen Figuren, und ein Künstler wie Wagner trug kein Bedenken, sie den Arbeiten perikleischer Zeit an die Seite zu stellen. Auf der linken Seite der Göttin ist zunächst eine Lücke in der Gruppe. Sie war ausgefüllt durch einen jungen troischen Helden, der sich zu dem hingesunkenen Helden niederbog, um ihn an den Füßen herüberzuziehen auf die Seite der Trojaner. Dadurch, daß der Künstler diese beiden der Göttin zunächst befindlichen Figuren niedrig hielt, erreichte er nicht nur den Vortheil, daß die ganze Gestalt der Minerva frei gesehen werden konnte, sondern auch, daß ihre Größe scheinbar über das wirkliche Maß erhöht wurde.

In den jetzt auf beiden Seiten folgenden je vier und vier Krieger-Figuren ist auf der trojanischen Seite der anstürmende Angriff, auf der griechischen die abwehrende Vertheidigung sehr gut ausgedrückt. Zunächst folgen auf beiden Seiten je ein zum Angriff vorschreitender Krieger, mit Helm und Schild gerüstet, in der Rechten den Speer zum Stoße schwingend. Hinter ihnen je ein knieender Bogenschütze, der troische Paris, im Begriff, den Pfeil abzusenden, der griechische Teucer, die Sehne spannend. Paris ist ganz wie ihn Homer darstellt, der schöne geschmeidige Bethörer der Helena, in phrygischer Mütze und morgenländischer enganliegender Kriegstracht. Jedem der Bogenschützen zunächst kniet ein Speerbewaffneter, der Troer mit erhobener, der Grieche mit tiefgehaltener Lanze, im Begriff den Stoß zu führen. Zuletzt, am äußersten Ende des Giebeldreiecks, liegen als Opfer des Kampfes zwei Verwundete hingestreckt, der Grieche einen Pfeil aus der Brust ziehend, der Troer eine Wunde am linken Schenkel mit der Hand bedeckend. Sie bilden den natürlichen Abschluß der Gruppe, welche, der Form des nach beiden Seiten hin abnehmenden Giebeldreiecks entsprechend, die vollkommenste architektonische Symmetrie mit der möglichsten Mannigfaltigkeit innerhalb dieser Ebenmäßigkeit vereinigt.

Die Gruppe des zweiten Giebels, von welcher nur fünf Statuen

erhalten sind, scheint von ganz gleicher Anordnung gewesen zu sein. Die Kunstforscher haben sie gedeutet als Darstellung eines Kampfes, welchen Herkules und Telamon bei dem Zuge gegen den trojanischen König Laomedon um den Leichnam des Oikles bestanden.

Ein günstiges Geschick hat es gefügt, daß wir von diesen kostbaren Resten ältester hellenischer Kunst die genaueste Beschreibung derselben und zwar vor ihrer Restauration und theilweisen Ergänzung, durch die Aufzeichnungen eines Mannes besitzen, der selbst plastischer Künstler und wohlvertraut mit dem Alterthume, vorzugsweise befähigt war, den ersten Eindruck jener Werke scharf und richtig wiederzugeben, während er zugleich als Bildhauer und Künstler von Fach in seiner Detailschilderung auch das scheinbar Unbedeutendste seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen ließ. Diese Beschreibung Wagner's, von Schelling herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet (1817), liefert über die Art und die Entwickelungsgeschichte der äginetischen Kunst die wichtigsten Aufschlüsse. In Sachen der Kunst gebührt dem ausübenden Künstler und seinem Urtheile überall da eine Hauptstimme, wo es sich darum handelt, das Eigenthümliche in der äußeren Form und Behandlung zu erkennen und auszusprechen. Dies ist von Wagner im Betreff des Styls dieser Figuren in einer so vortrefflichen Weise geschehen, daß uns nichts übrig bleibt, als sein Auge zu dem unsrigen zu machen.

Er fand zunächst alles Nackte an diesen Figuren, mit alleiniger Ausnahme der Köpfe, in einer solchen Naturwahrheit gearbeitet und dargestellt, wie man sie bei den sogenannten hetrurischen oder altgriechischen Werken, mit denen sich ihm zuerst die Vergleichung aufdrängte, selten oder nie antreffe. Diese treueste Nachahmung der Natur geht bis auf alle Kleinigkeiten und Zufälligkeiten der Haut, und ist ohne das geringste Streben, die Natur idealisiren zu wollen. Sie ist aber nicht mager, holzig oder wissenschaftslos, wie bei anderen Werken alter und neuer Kunst, sondern sie ist eine wohlverstandene Nachahmung der schönen Natur, vereinigt mit der vollkommensten Kenntniß der Knochen und Muskeln, Sehnen und sonstigen feineren Theile des Körpers. Das

Ergebniß einer solchen Behandlungsweise ist eine bis zur Täuschung gehende Natürlichkeit der so gearbeiteten Glieder, eine Natürlichkeit, die, wie Wagner wiederholt bemerkt, sogar bei einigen Theilen etwas Unheimliches hat, »so daß man sich scheuet, sie anzufühlen.«

Die Proportionen der Figuren sind schlank, etwas schmal von Hüften, die Beine etwas zu lang, zumal gegen die Arme gehalten, sonst aber durchaus wohlgestaltet. Die Stellungen, voll Leben und Bewegung, haben dabei doch eine gewisse Steifheit, wie wir dieselbe auch in den Bildern der alten Italiener Giotto, Masaccio, Pinturicchio, Pietro Perugino u. A. finden, mit denen diese äginetischen Figuren dies Gepräge der anmuthigen und doch noch etwas unbehülflichen Unschuld und Kindlichkeit theilen. Die Gewänder, mit großem Geschmack und unglaublichem Fleiße ausgeführt, haben dennoch zugleich denselben Charakter des Conventionellen, der sich in dem künstlich gelegten und gepreßten Faltenwurfe ausdrückt. Was von Wagner weiter über gewisse anatomische Eigenthümlichkeit, wie die Gestaltung der Knie und der Fußzehen, bemerkt wird, können wir als minder wesentlich für unsere Betrachtung übergehen. Bei weitem wichtiger ist dagegen die Frage, welche sich beim Anblick der Köpfe und des Gesichtsausdrucks dieser Figuren aufdrängt. Beide stehen nämlich in auffallendem Gegensatze zu den übrigen Körpertheilen. Denn während die letzteren von aller konventionellen Behandlungsweise fast gänzlich frei, wie die Natur selbst, oder wie über die Natur abgeformt erscheinen, und das feinste Verständniß des menschlichen Körpers zum Staunen der heutigen Künstler verrathen, zeigt sich in der Behandlung der Köpfe und des Gesichtsausdrucks eine konventionelle Form und typische Starrheit, die in keiner Weise mit jener, bei den übrigen Körpertheilen bewährten Freiheit und Einsicht in Einklang steht, vielmehr auf eine viel ältere Kunstepoche zu deuten scheint.

Zunächst fehlt den Köpfen und dem Gesichtsausdruck fast jede Spur von Eigenthümlichkeit und charakteristischer Unterschiedenheit. Von der Minerva bis zum letzten der Krieger sehen sich alle ähnlich wie Brüder und Schwestern. Es ist ein und dieselbe, nur nach Alter und Geschlecht

modificirte Gesichtsform: dieselben stark hervorliegenden, etwas in die Länge gezogenen Augen, dieselben stark hervorspringenden, scharf geänderten Lippen, dasselbe übermäßig voll hervortretende Kinn, dieselbe Unverhältnißmäßigkeit der Länge des unteren Gesichtstheils von der Nase bis zur Spitze des Kinns, und der Kürze des oberen, vom Anfang der Nase bis zur Oberlippe. Der Gesichtsausdruck ist gleichfalls bei allen ohne Unterschied derselbe; weder Sieger noch Besiegter, weder die Kämpfenden und Vordringenden, noch die Verwundeten und Sterbenden zeigen eine Spur leidenschaftlicher Erregtheit, oder schmerzvoller Empfindung; sondern über allen Gesichtern schwebt ein und dasselbe seelenlose Lächeln, das gleichsam die gewaltsame Erregtheit der Scene und Handlung selbst zu ironisiren scheint.

Woher dieser Widerspruch?

Die Beantwortung dieser Frage steht im genauen Zusammenhange mit der Entwickelungsgeschichte der gesammten hellenischen Plastik. Es war nicht Unzulänglichkeit der Kunst und Einsicht, welche die alten Meister dieser Werke so verfahren ließ: dafür bürgt die bewundernswürdige Kenntniß des menschlichen Körpers, die sich in allen übrigen Theilen desselben bewährt. Es war vielmehr die religiöse und politische Volksempfindung, welche ihnen hier eine Beschränkung auferlegte, jene so natürliche und zu allen Zeiten vorkommende Empfindungsweise des Volks, die sich in der Kunst wie im Leben das Altgewohnte und Altväterische nur schwer und langsam rauben läßt. Diese einfältig treuherzige Anhänglichkeit an das Hergebrachte, wie sie sich besonders in kleinen Republiken bildet, wurzelte tief genug selbst in dem ionisch flüchtigeren attischen Volksstamme, um noch nach den Perserkriegen, zur Zeit des Perikles und Phidias, in der Brust einzelner Männer von altem Schrot und Korn fortzuleben, deren Empfindungen und deren Liebe zur alten guten Zeit, welche einst »die Marathonskämpfer erzogen«, der Komödiendichter Aristophanes in seinen »Wolken« einen so beredten Ausdruck verlieh. Um wie viel mehr mußte diese Sinnesweise vorherrschen in der kleinen Inselrepublik Aegina, deren Volk zähen dorischen Stammes seiner ganzen Art

nach in Sitte und religiösem Wesen dem Alten, Hergebrachten, Gewohnten treue Anhänglichkeit bewahrte. »War es nicht natürlich, wenn sie in den bildlichen Darstellungen ihrer Götter und Heiden die gewohnten und geliebten Züge der Ahnherren und der alten Götterbilder, den alten Schnitt der Haare und die Form der Kleidungen von den Künstlern selbst zu einer Zeit noch forderten, wo die Kunst bereits im Stande war, Mannigfaltigkeit der Charaktere und des Ausdrucks in den Gesichtern und Köpfen und überhaupt freiere, naturgemäßere Formen hinzustellen?« Es ist derselbe Zug religiöser Volksanschauung, welcher auch heute noch bei einer sogenannten schwarzen Mutter Gottes, oder bei bestimmten Heiligen- und wundertätigen Bildern den Künstler, der sie neu verfertigen soll, zwingt, dort die Gesichtsfarbe und hier den herkömmlichen Schnitt der Gesichter zu bewahren. So mochten auch die alten Künstler in einer Zeit, die noch am Alten hing, wohl zuerst den Körper von seiner steifen Form erlösen und ihm Leben, Bewegung und Wahrheit verleihen, während sie nicht wagen durften, an dem althergebrachten Typus des Kopfes und Gesichts eine Aenderung vorzunehmen, deren Versuch als frevelhafter Angriff gegen althergebrachte vaterländische Sitte, ja gegen die Religion selbst angesehen wurde, mit der damals die Kunst noch eng verbunden war. Ueberall aber, wo dies noch der Fall ist, bleibt auch die Kunst noch unfrei. Erst durch Ablösung von Dogma und Satzung gelangt sie zur Freiheit und Selbständigkeit, indem sie die letzten fesselnden Schranken der Tradition durchbricht, und sich voll und ganz der veredelten Natur und Wirklichkeit in die Arme wirft. Das beweisen die Venus von Milos und der Apoll von Belvedere auf heidnischem Boden nicht minder, als zweitausend Jahre später Rafael's Madonna di San Sisto und Tizian's Magdalena.

Ein Ueberrest solcher Unfreiheit ist nun bei diesen äginetischen Bildwerken auch jenes Lächeln, das bei allen Figuren ohne Ausnahme an der Stelle des verschiedenartigen, durch die Situation der einzelnen geforderten Seelenausdrucks erscheint.

Wir haben früher die äginetischen Kunstwerke mit den Schöpfungen

der altitalischen Maler, mit den Werken Giotto's, Pinturicchio's und Pietro Perugino's vergleichen. Diese Vergleichung zeigt aber neben der Aehnlichkeit zugleich eine sehr auffallende Verschiedenheit. In jenen Werken der älteren italischen Meister finden wir nämlich die Köpfe bereits mit großer Anmuth zum reinen Ausdrucke eines frommen, in sich beseligten Gemüths gebildet, während die anderen Theile noch vielfache Mängel und Versäumniß zeigen. Umgekehrt ist es in den ältesten uns erhaltenen Werken der griechischen Plastik. Die bildende Kunst in Griechenland hat zuerst den Körper vollendet, ehe sie daran ging, zuletzt auch das Gesicht zu veredeln. Woher dieser merkwürdige Gegensatz? Offenbar aus der Verschiedenheit der Weltanschauungen beider Zeiten. Jene alten Meister der christlichen Kunst waren allein oder doch vorzugsweise darauf gestellt, den Ausdruck der Andacht und Frömmigkeit und in ihm das Gefühl darzustellen, das ihre ganze Zeit erfüllte und durchdrang. Das aber ließ sich nur erreichen, indem sie alle Kraft auf den Ausdruck des Angesichts, den Spiegel der Seele wendeten, dem alles Uebrige um so mehr untergeordnet blieb, als ja der Leib selbst nach der Anschauung des christlichen Spiritualismus wesentlich mit der Sünde behaftet, und seine Kasteiung, Schwächung und Ertödtung, nicht seine Pflege und Ausbildung zu vollendeter Kraft und Schönheit für ein Gott wohlgefälliges Werk galt. Umgekehrt war es bei den alten Griechen. Erst der Leib und dann die Seele mit ihm und durch ihn, kann als Wahlspruch gelten für ihren historischen Entwickelungsgang im Großen und Ganzen, wie im Einzelnen, Individuellen. Was bei Homer jener Fürst der Phäaken sagt (Odyssee VIII, 147):

»Denn kein größerer Ruhm ist dem Menschen, so lang er noch lebet,
Als den der Füße Gewalt und der Hände Kraft ihm erstrebet!«

Das galt noch lange durch das ganze hellenische Alterthum. Dazu gesellte sich die fromme Scheu vor Aenderung des Hergebrachten, das beharrliche Festhalten an der Weise der Altvorderen. Und als die Kunst neben den Göttern zuerst zur Verherrlichung ihrer Tempel auch Menschen darzustellen begann, behielt sie für die Gesichtsbildung der letzteren noch

lange dieselbe Darstellung bei, welche für die der ersteren zum festen Typus, zur Uebereinkunft heiliger Satzung durch die Religion geworden war. Ja sie mußte es thun, schon um nicht die Menschengestalten und ihre Gesichtszüge durch reinere Formen und größere Naturwahrheit des Ausdrucks in Widerspruch und Disharmonie zu bringen mit der dargestellten Gottheit, deren Gesichtsbildung die religiöse Ehrfurcht zu bewahren gebot. Dies ist der richtige Sinn dessen, was man durch den Ausdruck des »Conventionellen« in der Kunst zu bezeichnen pflegt: ein bewußtes Festhalten altgeheiligter Formen. Noch von Myron, dem Zeitgenossen und Mitschüler des Phidias, sagt Plinius, daß er, der die Körper zu so hoher Vollendung ausarbeitete, in dem Gesichte das Gemüth nicht ausdrückte.

Was nun jenen Ausdruck des Lächelns bei unseren Aegineten betrifft, so begnügten sich bisher die Kunsthistoriker dasselbe zu erwähnen, ohne einen Versuch zur Erklärung zu machen. Selbst noch Schnaase spricht eben nur von dem »steifen bedeutungslosen Lächeln« bei den Werken dieser ältesten Kunstepoche. »An Seelenausdruck, setzt er hinzu, war noch nicht gedacht.« Aber das Lächeln ist ja doch selbst schon Seelenausdruck! Und bedeutungslos mag es wohl uns erscheinen, aber doch sicher nicht den Künstlern, welche es schufen und bei allen ihren Gestalten so feststehend beibehielten. Näher kam schon der Wahrheit Anselm Feuerbach, der in seinem vatikanischen Apollo dies Lächeln aus dem Bestreben erklärte, »die Götter den Menschen möglich nahe zu bringen.« Diesem Zwecke, meint er, war kein Ausdruck angemessener, als der, wodurch das Erscheinen des Gottes das Annahen eines befreundeten Wesens ward, und lange Zeit blieb dieser Zug des Lächelns die einzige Miene, durch welche die Statue sich als das Bild eines empfindenden Wesens kund gab. Er sei endlich, statt unmittelbarer Ausdruck eines bestimmten Seelenzustandes zu sein, ein bloß willkürliches, symbolisches Zeichen der Beseelung, und eben deshalb nicht nur bei den Göttern, sondern auch bei dem Gesichtsausdruck der Menschen, und zwar ohne Unterschied der Situation, angewendet worden.

Man sieht, diese Erklärung leidet an mehrfachen wesentlichen Män-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR.A.
3-598-52808-6
FN. 11391/026

zeln. Denn wollte man sie auch für die Götter gelten lassen, obschon sie auch hier zu eng erscheint — so bleibt doch die Uebertragung desselben Gesichtsausdrucks auf die Menschen ein ungelöstes Räthsel.

Ich denke mir die Sache so. Alle diese ältesten plastischen Bildwerke dienten religiösen Kultzwecken, waren Zierde und Schmuck von Göttertempeln, und standen mit der Verehrung der Götter selbst, welche in diesen Darstellungen immer eine bedeutende Stelle einnehmen, im engsten Zusammenhange. Sicher also war auch die Bedeutung jenes Gesichtsausdrucks eine religiöse. Menschliches Leiden und menschliche Leidenschaft, Zorn, Wuth, Schmerz, Verzweiflung, die Schauer des Todes — wenn auch durch die Situation gefordert, in solchen Darstellungen naturgemäß auszudrücken, mußte der alten frommen Scheu des hellenischen Geistes widerstreben, ja es mußte ihr gleichsam als eine Befleckung und Verunreinigung der Götter und ihres Heiligthumes erscheinen. Und so war denn dieses Lächeln vielmehr ein künstlerisch religiöser Euphemismus, ein Erzeugniß desselben Sinnes, der auch die furchtbar rächenden Gottheiten die »Wohlgesinnten«, die Eumeniden, nannte. Ich möchte damit auch das vergleichen, was man im Homer die epische Ruhe nennt, mit welcher der schaffende Geist des Dichters über dem Endlichen steht, dessen Erscheinung, dessen Leben und Vergehen er schildert.

Allerdings verfuhr also der hellenische Künstler dieser ältesten epischen Periode der Kunst, wenn er, wie hier bei dem Tempel von Aegina, eine Scene zur Verherrlichung der Gottheit und der Stammesheroen seines Volkes darzustellen hatte, im eigentlichen Sinne des Worts symbolisch. Er streifte von dem endlichen irdischen Vorgange, wie hier bei der Darstellung des wilden Kampfes um die Leiche des gottgeliebten Helden, alles dasjenige ab, was als Ausdruck menschlicher Leidenschaft, als Zeichen der Schwäche menschlicher Natur, der endlichen Wirklichkeit angehört, und verlieh dafür seinen Gestalten das ruhige Lächeln als ein Zeichen ihrer Idealität, ihres gereinigten und verklärten Daseins im Kunstgebilde. Er konnte dies aber um so eher, oder vielmehr, es blieb ihm zur Erreichung seiner religiösen Intention kein anderer Ausweg übrig, je weniger noch

der volle Sinn für die Schönheit der menschlichen Natur und die Bedeutung des Charakteristischen, der Kunst jener Zeit überhaupt erschlossen war. Erst als der Gedanke sich in Bildung und Kunst zur vollen Schönheit und zu dem ganzen Adel der vollen Menschlichkeit erhoben hatte, mußte auch in der Plastik das Symbolische der Sache selbst, das abstrakte, religiös Euphemistische der künstlerisch gemäßigten Wahrheit des wirklichen Ausdrucks weichen. Eine Analogie hierzu bilden die Darstellungen der Minerva aus der griechischen Kunstperiode vor Phidias, in welchen sich das Lebhafte, ja Heftige der Bewegung verbunden findet mit ruhiger Zierlichkeit wohlgeordneter symmetrischer Gewandfalten. Auch hier lag wohl dieselbe Symbolik, derselbe Euphemismus zum Grunde. Die stürmische Bewegung der Göttin ist eben eine göttliche. Als solche will der Künstler sie bezeichnen, und er thut dies, indem er den Widerspruch naiv neben einander hinstellt: den Widerspruch einer Leibesbewegung, welche nicht die Wirkung menschlicher Bewegung hervorbringt. Die ungestörte Ruhe der Gewandung ist das Göttliche. In ähnlicher Weise sind ja die homerischen Götter selbst lebendige Widersprüche. Es ist aber mit diesem religiösen Euphemismus der ältesten plastischen Kunst bei den Griechen ähnlich wie mit dem Heiligenscheine der ältesten christlichen Malerei. Wie jenes stehende symbolische Lächeln in der Blüthezeit der hellenischen Plastik verschwindet und nur noch ein Rest davon in dem Ausdrucke ruhiger leidenschaftloser Hoheit des Götterantlitzes erhalten bleibt, so finden wir auch den symbolischen, von den vergötterten römischen Imperatoren entlehnten, christlichen Heiligenschein bereits bei Rafael und Michel Angelo entweder ganz verschwunden, oder zur andeutenden Abkürzung einer matten goldenen Kreislinie zusammengezogen.

Bewegung und entsprechender Ausdruck, zusammen vereinigt, sind in der plastischen Kunst der Alten Resultate einer Zeit, die wohl ein Jahrhundert diesseits der äginetischen Skulpturen liegt. Aber zur Zeit des Sokrates galt es bereits für eine ausgemachte Sache, daß der Ausdruck des Gesichts einer bewegten Gestalt der Handlung oder der Situation derselben angemessen vom Künstler ausgedrückt werden müsse. Es ge-

hörte dies zur Vollendung des Kunstgenusses, wie Sokrates beim Xenophon zu dem Bildhauer Kleiton sagt (Memorabilien III, 10). Und offenbar hat Sokrates oder sein Biograph wenn auch nicht grade unsere Äegineten, so doch ihnen ähnliche alterthümliche Bildwerke, in denen jeder entsprechende Ausdruck fehlte, im Sinne gehabt, wenn er hinzufügt: »So muß denn also der Künstler, wenn er Kämpfende bildet, denselben einen drohenden Blick, den Siegern einen freudigen Gesichtsausdruck verleihen. Denn der Bildhauer hat die Aufgabe: die Thätigkeiten der Seele in der Gestalt auszudrücken.«

Die Entdeckung dieser äginetischen Skulpturwerke war besonders darum von so hoher Wichtigkeit, weil durch dieselben zuerst die äginetische Kunst als diejenige erkannt wurde, welche das bis dahin vermißte Mittelglied gebildet hat zwischen dem älteren und zwischen dem späteren, durch Phidias entschiedenen, Styl der attischen Kunst.

Um dies zu verstehen, um zu begreifen, auf welche Weise das Wunder der Kunstherrlichkeit des Phidias, wie alle Wunder, zugleich als das Produkt eines natürlichen Verlaufs organischer Entwickelung erscheint, sind zwei Dinge ins Auge zu fassen. Es gilt nämlich die Fragen: welches war das Charakteristische der äginetischen Kunst? und welches ist der Gang der Entwickelung, den diese von den alten Schriftstellern als eine durchaus eigenartig angesehene Kunst jenes Volksstammes genommen hat?

Hier steht zunächst die schon von Winckelmann erkannte Thatsache fest, daß nach der Ansicht der alten griechischen Kunstforscher und Kunstkenner *die äginetische Kunst* von Anfang an *eine selbständige*, nicht von der *attischen* abgeleitete war. Wie diese letztere im Dädalos, so hat die äginetische in der Person des Smilis, den die Tradition zum Zeitgenossen des Dädalos machte, einen eignen mythischen Begründer. Ihre Werke werden durch die gesammte spätere Zeit als eine besondere Art von der attischen geschieden, ja ihr in manchem Betrachte sogar entgegengesetzt. Ein eigenthümlicher Styl der Arbeit und Behandlung wird an ihnen als unterscheidendes Merkmal wahrgenommen, selbst zu einer Zeit, als die Trefflichkeit der Ausführung zwischen ihnen und

den Werken der attischen Kunst keinen Unterschied mehr zeigte. Aeginetische Künstler werden als solche, und zwar als Künstler dieses bestimmten Styls, noch kurz vor der Zeit der politischen Katastrophe, welche vor dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges dem Volk und Staat der Aegineten den Untergang brachte, mit Auszeichnung genannt. Bei der strengen Sonderung in Sprache und Sitten, Lebensart und Sinnesweise, wie sie zwischen den verschiedenen griechischen Stämmen herrschte, konnte auch die Weise der Kunstausübung sich dem Einflusse solcher Stammesverschiedenheit nicht entziehen. Das Volk der Aegineten war dorischen Stammes; dorisch also auch der geistige Charakter seiner Kunst. Wie die dorische Poesie, die dorische Tonkunst und die dorische Architektur im Gegensatze zu den attischen einen eigenen Charakter tragen, so hatte ihn unzweifelhaft auch die plastische Kunst dieses Volksstammes. Für diese Kunst, deren Werke über einen großen Theil von Griechenland verbreitet, und die besonders in dem gemeinsamen Heiligthume aller Hellenen, zu Olympia, zahlreich vertreten waren, sind die äginetischen Bildwerke die wichtigsten und bedeutendsten Repräsentanten. Aus ihnen allein muß sich also jenes Charakteristische finden lassen, welches die äginetische Schule so bestimmt von der attischen unterschied, daß seine Anwesenheit allein zureichend war, äginetische Bildwerke immer und überall als solche zu erkennen.

Schelling hat dies Charakteristische erkannt. Mit dem seherischen Tiefsinne, der die Augen des Künstlers, dessen Beschreibung ihm allein vorlag, zu den seinigen machte, erkannte er aus dieser Schilderung jene Eigenschaft, die den Werken der äginetischen Kunst schon in alter Zeit eine bestimmt ausgezeichnete, unverkennbare Physiognomie, einen Charakter ertheilte, der zugleich bei aller Veränderung immer derselbe blieb.

Und welches ist dieses Charakteristische?

Es ist nicht die Härte des Styls und die Magerkeit der Formen, nicht eine gewisse Affektirtheit, nicht die hier und da unnatürliche Bewegung, das gezierte Lächeln, der etwas schiefe Blick, der gekünstelte Faltenwurf der Gewandung, die schneckenförmig geringelten, oder wie Bindfäden über-

einandergelegten Haare. Denn alles dies, was in der That an den äginetischen Bildwerken wahrgenommen wird, findet sich ebenfalls mehr oder weniger wieder bei den älteren griechischen, bei den sogenannten hetrurischen und altattischen Skulpturwerken. Selbst gewisse anatomische Eigenschaften, die anfänglich als charakteristische Merkmale erschienen, fand Wagner sogar an viel späteren Werken, wie beim Laokoon, wieder. Auch der Widerspruch zwischen Styl und Ausführung, der bei den äginetischen Bildwerken hervortritt, jener Widerspruch, daß der Styl noch das Gepräge einer unvollkommenen Zeit trägt, während die Ausführung schon einen ziemlich hohen Grad von Meisterschaft verräth, kann nicht für das Charakteristische jener Kunstart gelten; denn er findet sich naturgemäß in den Werken jeder fortschreitenden Schule.

Das Eigenthümliche und Charakteristische, welches an diesen Werken hervortritt, und welches daher mit Recht als das unterscheidende Merkmal der äginetischen Kunst von Anfang an gelten darf, ist vielmehr jene treue und vollkommene Nachahmung der Natur, die in den erhaltenen Werken dieser Kunst bis zur Täuschung, ja bis zu einer Natürlichkeit gesteigert erscheint, welche dieselbe Scheu der Berührung wie Lebendiges erregt. Der Beweis, daß jenes Charakteristische der äginetischen Kunst von Anfang an eben in dieser treuen und genauen Naturnachahmung bestanden habe, ist von Schelling schlagend geführt worden. Diese treue und genaue Nachahmung der Natur sehen wir in den hier erhaltenen Werken bereits zur höchsten Meisterschaft gebracht, und eben darin liegt zugleich ein neuer Beweis, daß diese Richtung auf die Naturwahrheit die ursprüngliche sein mußte, um zu solchen Resultaten führen zu können. Diese der Natur nacheifernde und zuletzt gleichsam selbst Natur gewordene Kunst der Aegineten war es, welche der altattischen, als sie mit ihr in Berührung trat, den Weg zur Vollendung zeigte. Die altattische Kunst hatte von jeher mehr einem abstrakt geistigen, idealen Typus nachgestrebt oder, wie Winckelmann es ausdrückte, ihre Werke nach einem gewissen Systeme von Regeln verfertigt. Sie war darin der ägyptischen Kunstweise ähnlich, und daher

konnte ein späterer Kunstkenner wie Pausanias wohl die altattischen, aber nie die äginetischen Werke, mit den ägyptischen vergleichen, die sich von aller Kenntniß der Natur am weitesten entfernten. Die äginetische Kunst, mit Gewerb und Handwerk eng verbunden, auf die treue Nachahmung der Natur gerichtet und diesen charakteristischen Typus selbst in Behandlung der Thiergestalt bewahrend, verhielt sich zu der attischen etwa wie die niederländische Malerei mit ihrem treuen Fleiße und ihrer Lust und Gabe, Naturgegenstände bis zur Täuschung nachzuahmen, sich zu der Kunst der Italiener verhielt, deren mehr abstrakt ideale Weise sich mit der altattischen Plastik vergleichen läßt. Gerade darum aber erscheint die äginetische Kunst als das Mittelglied zwischen dem älteren und dem späteren, durch Phidias entschiedenen Styl der attischen Kunst. Sie war es, die der letzteren den Weg zeigte, um vom Abstrakten zum Lebendigen, vom Systematischen zur Natur zu gelangen. Das mag nicht lange vor Phidias geschehen sein. Dieser Genius aber war es, der das Princip der äginetischen Kunst, die treue strenge Nachahmung der Natur zur völligen Gleichgewichtigkeit erhob mit dem höheren oder idealen. Er war es, der die Natur selbst bewältigte, indem er tiefer, als es die Aegineten gethan, in ihre innersten Gesetze eindrang, und die starre Naturtreue zu freudiger Lebendigkeit und Freiheit verklärte. »Dieser Gang der Dinge ist ganz dem gewöhnlichen Verfahren der Natur gemäß, die, wenn sie das Vollkommene hervorzubringen beabsichtigt, die entgegengesetzten Eigenschaften, aus deren Zusammenfluß es entsteht, erst jede für sich ausbildet, bis sie sich gegenseitig als zusammengehörend erkennen und eine die andere in sich aufnimmt.«

So ward die äginetische Kunst durch ihr ausgebildetes Princip, der Naturtreue, die Grundlage der Größe für die attische Kunst, und sie verschwindet als selbständige Kunstweise auch historisch, nachdem sie diese Aufgabe erfüllt hatte. Noch um die Zeit der Perserkriege stand sie auf dem Gipfel ihrer Blüthe. Einem äginetischen Künstler, dem Anaxagoras, gaben die verbündeten Völker Griechenlands den Auftrag, zum Andenken ihres bei Platää erfochtenen Sieges über die Perser eine Bildsäule des

Jupiter zu arbeiten, welche zu Olympia aufgestellt wurde, wo sie Pausanias noch sah. Der letzte große Künstler äginetischer Schule aber war Onatas, der Zeit- und Kunstgenosse des Atheners Phidias; und über diesen äginetischen Künstler urtheilte Pausanias, der in solchen allgemeinen Urtheilen offenbar die Ansichten früherer Kunsthistoriker ausspricht: »Onatas, obschon der äginetischen Schule angehörend, sei keinem Meister der attischen Schule nachzusetzen« (Paus. V, 25). Er wetteiferte mit seinem großen Zeitgenossen Phidias auch in der Gattung, in welcher dieser die höchste Meisterschaft bewährte, in der Bildung kolossaler Göttergestalten. Und er unterlag nicht in diesem Wettkampfe. Sein kolossaler Apollo zu Pergamus, in Erz gearbeitet, schien dem Pausanias »ein Wunder, selbst unter den bewunderungswürdigsten Werken dieser Art, sowohl in Ansehung der Größe, als der Kunst«; und der kolossale Herkules desselben Künstlers zu Olympia ließ den genannten Reisenden jenes Wort aussprechen, daß der äginetische Meister keinem attischen nachstehe.

Wir sehen also, daß zur Zeit des Phidias und kurz vor der politischen Katastrophe, welche Aegina vernichtete, der Kunst dieses Volkes, noch ehe sie sich in die allgemeine griechische Kunst verlor, die Belohnung zu Theil wurde, die ein so treues und ernstes Streben verdiente: der Ruhm, aus sich selbst einen Künstler erzeugt zu haben, dessen Werke sich neben das Höchste der Kunst stellen durften. Onatas, der letzte große Aeginet, war dieser Künstler. Bildhauer und Maler zugleich, ein Phidias in seiner Art und Kunst, war er der Gipfelpunkt der Vollendung für die Kunstschule seines Stammes und Volks, gefeiert noch in später Zeit, wie in seiner eigenen, deren Bewunderung von ihm erzählte: er habe eins seiner Werke, die berühmte Ceres in Phigalia, zum Theil durch göttliche Eingebung, nach einem Traumgesichte, vollendet. Onatas steht auf der Scheidelinie der alten und neuen Kunst. Er wußte von dieser die Naturgemäßheit und Schönheit seinen Werken zu verleihen, ohne die Eigenthümlichkeit der alten Form ganz aufzuheben. Seinen Apoll aus Erz feierte ein griechischer Dichter mit den Versen:

»Phoebus, ein reifender Knabe, im ehernen Werk des Onatas,
Zeuget der Leto und Zeus göttliche Schöne im Bild,
Zeugt, daß mit Recht Zeus jene geliebt, und daß, wie der Spruch sagt,
Herrlich an Haupt und an Blick sei der Kronide zu schau'n!«

Die erhaltenen äginetischen Werke sind also nicht als Maßstab anzusehen für die Höhe der Vollendung, welche die Kunst von Aegina in der Zeit vom persischen bis zum peloponnesischen Kriege erreichte. Sie sind nur die nächste Vorstufe zu diesem Gipfel. Wir kennen die Meister nicht, welche diese Werke geschaffen, und auch von den zahlreichen anderen äginetischen Künstlern, die ihnen voraufgingen, sind die Namen, bis auf den mythischen Smilis, den Begründer der Schule, in Vergessenheit begraben. Man erkannte wohl ihre Werke an dem bestimmten Gepräge, das sie trugen, aber ihre Namen gingen verloren, und nur aus der Zeit, wo die Einwirkung der äginetischen auf die attische Kunst begann, finden wir auch die Namen berühmter äginetischer Künstler, wie Kallon und Glaucias, Simon, Anaxagoras und Onatas, aufbewahrt.

Zum Schluß noch einige Aeußerlichkeiten über die uns erhaltenen Werke äginetischer Kunst.

Sie sind aus parischem Marmor feineren Korns, den die heutigen römischen Bildhauer grecchetto nennen. Alle Figuren sind auf allen Seiten mit gleicher Kunst und gleichem Fleiße gearbeitet. Selbst die Theile, welche der Aufstellung nach nicht gesehen werden konnten, und solche, denen mit den Werkzeugen beizukommen fast unmöglich scheint, sind mit der größten Liebe und Sorgfalt in einer Weise vollendet, wie man sie an den besten neueren Werken vergeblich suchen würde. Sie theilen diese Eigenschaft, welche überhaupt für die ältere Kunst charakteristisch ist, mit den Werken des Phidias aus den Giebeln des Parthenons. Die Figuren sind mit den kaum einen Zoll dicken Schilden meist aus einem Stück Marmor gearbeitet und standen ohne die üblichen Stützen oder Eisenbänder ganz frei auf sich selbst, mit ihren nur zwei Finger dicken Plinten eingefügt in der Oberfläche des Frontgesimses. Die Werkzeuge, deren sich die Künstler, welche sie gearbeitet, be-

dienten, waren nach den vorhandenen Spuren ganz dieselben, die auch heute noch von unseren Bildhauern gebraucht werden, nämlich Bohrer und Spitzeisen, Zahneisen, Feile und Flacheisen. Der Bimsstein gab die letzte glättende Vollendung.

Von den Waffen sind die Helme sämmtlich griechischer Form, aber alle verschieden. Die Schilde dagegen von gleicher zirkelrunder Gestalt. Die Pfeillöcher theils griechisch, theils asiatisch gebildet. Schwerter, Bogen und andere Waffen, welche wahrscheinlich von Metall waren, sind eben deshalb wie verschiedene Zierrathen von gleichem Stoffe, nicht mehr erhalten. Diese Dinge verfielen bei allen alten Kunstwerken zuerst der Habsucht räuberischer Hände späterer Zeit. Spuren der Bemalung zeigen sich fast an allen Figuren, besonders an den Rüstungen und Gewändern. Die Hauptfarben waren roth und himmelblau, und in denselben Farben prangte auch der Tempel, den jene Bildwerke zierten. Doch dieser Gegenstand, die Sitte der Alten, ihre Skulptur- und Architekturwerke auch mit Farben zu schmücken, verdient ein besonderes Kapitel.

Die Herrlichkeit Aegina's ist verschwunden, seine Tempel sind zerfallen, und die spärlichen Reste seiner Kunst, aus ihrem Grabe von Schutt und Trümmern mühsam und zerstückelt hervorgesucht, stehen jetzt einsam da in der Hauptstadt eines Landes, von dessen Dasein das Volk keine Ahnung hatte, dessen Künstler jene Werke erschufen. Aber noch lebt in den heutigen Bewohnern eine Erinnerung an die alte Herrlichkeit ihrer Insel, und mit thränenden Augen rief, wie der englische Reisende Dodwell erzählt, sein äginetischer Gastfreund, im Gedenken an Aegina's einstige Größe aus: *Που ειναι Εγενα τωρα!* »wo ist Aegina nun!«

Die äginetische Kunstschule ist recht eigentlich als die Vorläuferin des Phidias und seiner Schule zu betrachten. Selbst der olympische Jupiter, Phidias berühmtestes Werk, hatte seine Vorgänger an zwei Jupiterstatuen, welche zwei äginetische Künstler für das Nationalheiligthum

von Olympia geschaffen hatten. Der einen haben wir bereits gedacht. Es war das eherne Kolossalbild des Zeus, von der Hand des großen Meisters Anaxagoras verfertigt im gemeinsamen Auftrage aller griechischen Staaten, welche in der letzten großen Perserschlacht bei Platää gesiegt hatten, und deren Namen man auf dem Piedestal der Bildsäule las. Der Gott stand gegen Morgen gewendet, gleichsam drohenden Blicks die Gegend bewachend, von woher die Schwärme des Perserheers gekommen waren. Von anderer Bedeutung war der Zeus des äginetischen Meisters Aristonous. Zwar trug er auch den Blitz in der Hand. Aber das Haupt schmückte ein reicher Blumenkranz, das Symbol gesegneten Feldbaues. — Aber unter allen Schulen der plastischen Kunst, welche gleichzeitig mit der äginetischen in Griechenland und namentlich in den Städten des Peloponnes blüheten, war keine so wichtig für den Fortschritt der griechischen Plastik, als die Kunstschule von Argos, deren ältester Künstlername Epeios in die Zeiten des trojanischen Krieges hinaufreicht. Denn aus dieser argivischen Schule ging der große Meister Ageladas hervor, der in der Kunstgeschichte dasteht als der Lehrer des strahlenden Dreigestirns griechischer Plastik: des Phidias, Myron und Polyklet. Und wenn uns in den Giebelstatuen von Aegina redende Zeugnisse erhalten sind von der Kunst jener alten äginetischen Meister, so kann der Apollon Citharödus in der Münchner Glyptothek vielleicht als Beispiel derjenigen Stufe der Vollendung gelten, zu welcher die argivische Kunst in der Zeit angelangt war, da Phidias in der Werkstatt des Meisters Ageladas zu Argos die Weihe der Kunst empfing.

VIII.

Phidias und seine Werke.

„Lächelnd steigt der holde Frühling nieder,
Doch er findet seine Brüder nie
In Ilissus' heiligem Thale wieder, —
Ewig deckt die bange Wüste sie!"

Hölderlin.

Phidias und seine Werke.

Kaum eines Schattens Traum ist übrig geblieben von den Werken des größten Künstlers, den die Welt gesehen. Noch weniger wissen wir von seinem Leben. Verstümmelte Bruchstücke dort, abgerissene Notizen hier, das ist Alles, was wir von dem Genius übrig haben und wissen, von dem das Alterthum selbst einstimmig sagte: »mit ihm wetteifere Niemand!«

Nicht einmal ein Bildniß ist von ihm erhalten, und wir sehnen uns vergeblich, die Züge des Angesichts zu kennen, aus dessen Haupt der olympische Jupiter entsprang und die unsterbliche Gestalt der Pallas Athene auf der heiligen Stammburg der ihr geweihten Stadt. Und doch gäben wir gern den Inhalt manches modernen Museums hin für ein antikes Portrait des Phidias und Praxiteles, des Zeuxis oder Apelles. Ist es ein wunderliches Spiel des Schicksals, welches der unsterbliche Meister hierin theilt mit allen seinen großen Kunstgenossen, von denen ebensowenig ein Einziger im Bildnisse auf uns gekommen ist? Oder waren alle diese zahlreichen Meister, durch deren Meißel und Pinsel fast lle großen Männer, alle bedeutenden Denker und Dichter, Feldherren

und Könige, Redner und Staatsmänner erhalten worden sind, waren sie der eigenen Unsterblichkeit so sicher durch die Werke ihrer Kunst, daß sie jener Hülfe des Bildnisses entbehren zu können meinten? Die Alten gaben doch sonst soviel auf die Erhaltung der leiblichen Gestalt und der Züge des Angesichts durch die Hand des Künstlers. Sie waren so besorgt, ihre bedeutenden oder geliebten Menschen durch Porträtbilder zu verewigen. Wir lesen von Dichtern, Rednern und Schriftstellern, die sich selber bei Lebzeiten in Erz und Marmor aufstellen ließen; — warum ist von all den großen Künstlern nicht nur kein eignes Abbild erhalten, sondern nicht einmal das Dasein eines solchen von irgend einem alten Schriftsteller erwähnt? Das ist auch eine der zahlreichen Fragen, auf welche unser Wissen von den Alten die Antwort schuldig bleiben muß.

Auch über sein Leben wissen wir wenig. Nicht einmal Geburts- und Todesjahr lassen sich mit Sicherheit bestimmen. Sein Vater Charmides wird nicht als Lehrer des Sohnes genannt. Er war also kein Künstler von Fach, obwohl einer Familie angehörig, welche durch Kunstgeschick und Sinn für Kunst den alten athenischen Dädaliden verwandt war. Phidias Genie entwickelte sich frühzeitig; fast noch ein Knabe, verließ er die Werkstatt seines ersten Meisters Hegias von Athen, um sie mit der des berühmtesten Künstlers jener Zeit, des Bildhauers Ageladas in Argos, zu vertauschen. Zur Zeit des Heldenkampfes von Marathon war er, wie es scheint, ein Jüngling in der Mitte der zwanziger Jahre, und schon damals muß sein Genie unter den gleichzeitigen Künstlern hervorgeleuchtet haben. Denn als die frommen Sieger von Marathon, zum Dank für das glücklich vor der Perserknechtschaft errettete Vaterland, den Zehnten der Siegesbeute zu einem Weihgeschenke für die Göttin der Stadt bestimmten, da wählten die Athener ihren jungen Landsmann Phidias, Charmides' Sohn, unter den zahlreichen Künstlern Griechenlands als denjenigen aus, der ihnen das kolossale Erzbild der Pallas Athene schaffen sollte, dessen Lanze und Helmbusch von der Höhe der Akropolis herab noch Jahrhunderte später meilenweit den Schiffern entgegenwinkte.

Phidias Leben umfaßt den Zeitraum zwischen dem Ausbruch der

Perserkämpfe und zwischen dem Beginne des großen hellenischen Bruderkrieges, der in der Geschichte unter dem Namen des peloponnesischen Krieges bekannt ist. Nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert liegt zwischen beiden (490—431). Aber diese funfzig bis sechzig Jahre bilden eine Periode höchster Blüthe menschlicher Kultur, wie sie die Weltgeschichte weder vorher, noch nachher jemals zum zweiten Male gesehen hat. Die glücklich durchgefochtenen Perserkriege hatten Griechenland frei und reich gemacht. Die mit Recht von allen Dichtern, Rednern und Schriftstellern der griechischen Welt gefeierten Siege von Marathon, Salamis und Platää drückten das dreifache Siegel auf den nationalen und politischen Freibrief von ganz Hellas, und retteten für alle Zeiten die Kultur des hellenischen Abendlandes vor dem Eindringen des orientalischen Despotenthums. Durch diese Siege war nach Plutarch's schönem Ausdrucke die Freiheit Griechenlands gleichsam auf demantenem Grunde befestigt, und weiter auch unter den anderen Völkern verbreitet worden. Drei Männer, Themistokles, Aristides und Cimon, erhoben Athen in weniger als funfzig Jahren zum mächtigsten Staate von Griechenland. Durch Perikles ward es zur »Hellas in Hellas«; der Name Grieche ging auf in den des Athener's. Das kleine Land, das in seinem steinigen Gebiete, kaum gleich dem Umfange des kleinsten deutschen Königreichs, nur einige zwanzigtausend freie Vollbürger zählte, erstreckte dennoch seine Macht über ein Küstengebiet von mehr als zweihundert Meilen, von Euböa bis zum thrazischen Bosporus. Vierzig Inseln gehorchten seinen Geboten und zweimal beugte sich vor ihm das mächtige Samos, die gefährlichste Rivalin der atheniſchen Seeherrschaft, welche Cimon's Politik gegründet. Dies Volk der Attiker, empfänglich, lebendig, neuerungssüchtig wie ihre Stammgenossen, die Jonier Kleinasiens, und doch zugleich ausdauernd und voll unverwüstlicher Energie des Willens und der Thatkraft, verstand es, alle ihm vom Zufall und den Ereignissen gebotenen Mittel mit bewundernswürdigem Geschick zur Gewinnung einer Machthöhe zu benutzen, wie sie nie eine einzelne Stadt in Hellas besessen. Größer und herrlicher erstand Athen nach der Zerstörung durch die Perser

aus seiner Asche. Der Bau der langen dreifachen Mauer, welche den Piräeushafen mit der Stadt verband, die verstärkte Befestigung der Stadtburg, die stete Vermehrung der Flotte gaben Sicherheit vor äußeren Feinden. Die reiche Beute der Perserkriege, die nach Athen verlegte, von Athen allein verwaltete Bundeskasse, die ergiebigen Bergwerke des Landes und der schwunghaft betriebene Handel schafften die Mittel, nach der Befriedigung des nothwendigen Bedürfnisses auch dem Sinne für die Schönheit zu genügen. Der republikanische Zug des Lebens endlich, den Gemeingeist weckend und das nationale Selbstgefühl steigernd, ließ umgekehrt wie bei den Modernen, alle jene Mittel allgemeinen Zwecken zuwenden. Nicht Paläste der Großen und Reichen, nicht Villen und andere Privatprachtbauten, sondern Tempel, Theater und Odeen, Basiliken und Säulenhallen entstanden durch die Kunst jener Zeit. Architekten, Bildhauer, Maler arbeiteten und schufen ihre Werke für den gleichen und gemeinsamen Genuß aller Bürger, Keinem gehörend und doch Aller Eigenthum. Die Rivalität großer und reicher Parteihäupter trug mit dazu bei, den Flor der bildenden Künste zu befördern. Denn es war ein edler Ehrgeiz, seinen Reichthum zu verwenden auf Werke, die allen Bürgern zu Genuß und Freude die Vaterstadt und den Namen des Urhebers zugleich verherrlichten. Es ist eine niedrige Ansicht und eine gemeine Gesinnung, wenn neuere Schriftsteller, wie Böttiger, hier von einer »Gewinnung des Pöbels und seiner Gunst« zu reden wagen. Diese Cimon und Perikles waren ebensowenig gemeine Demagogen oder römische Tyrannen, als das Volk von Athen, dessen Führer sie waren auf dem Markt und in den Schlachten, den Schimpf jener Benennung verdient. Es waren Männer, die groß genug dachten, um auch das edle Motiv in sich walten zu lassen, ihr Athen, dessen erste Bürger sie selber waren, dauernd herrlich hinzustellen durch Werke höchster Kunst. Und es war ein verzeihlicher Stolz, wenn Perikles das Kuppeldach seines Odeums, das erste Vorbild aller bedeckten modernen Theater, aus den Masten und Trümmern der besiegten und vernichteten Perserflotte erbaute, und wenn er die Gestalt dieses Prachtbaues als die

Nachahmung des vielbesungenen goldenen Prunkgezelts hinstellte, in welchem Xerxes auf einem sidonischen Schiffe einst seine unüberwindliche Flotte gemustert.

In der That, es war eine wunderbare Zeit, diese Zeit der höchsten Blüthe Griechenlands, an deren Knospe ein halbes Jahrtausend gebildet hatte! Voran der frische Siegesjubel und die stolze Freudigkeit, mit der alle Geister hinblickten auf die glorreich gewonnene nationale Freiheit. Ueberall, in Athen zumal, neben der nationalen das reiche Maß bürgerlicher Freiheit, die dem Vollbürger das stolze fürstengleiche Bewußtsein seines Werthes und seiner Würde verlieh. Mit beiden Hand in Hand die Freiheit der Kunst von den Jahrhunderte lang getragenen Fesseln der religiösen Tradition im fröhlichsten Aufbruch begriffen, und die Freiheit des Denkens durch den ersten Philosophen, der nach dem Urtheile des großen Aristoteles »wie ein Nüchterner unter Trunkenen« erschien, durch Anaxagoras auf den höchsten Gipfel gebracht, und der vernünftige Gedanke als Ordner der Welt hingestellt. In der Dichtkunst Homer zum vollen Eigenthum des griechischen Geistes, zur Grundlage aller Bildung geworden, und die Kunst des Bildhauers wie des Malers beschäftigt, seine Gebilde in sichtbares Dasein zu rufen. Die Lyrik durch Pindar vollendet, das Drama durch Aeschylus und Sophokles auf seinen Gipfel geführt, und von der Bühne herab der bildenden Kunst ideale Gestalten zeigend, und wiederum von ihr die Anregung zu solchen in Wechselwirkung empfangend. In der bildenden Kunst durch eine lange Reihe von Künstlern und Kunstschulen, die wackeren Aegineten voran, alle Vorbedingungen treuesten Fleißes und gründlichsten Studiums erfüllt, um dem freigewordenen Genius den weitesten Spielraum zu bereiten für die Entfaltung seiner schöpferischen Kraft und Herrlichkeit. Und zu dem allen ein Staatsleben, getragen in dem kleinen Athen allein von Männern, wie Miltiades, Aristides, Themistokles und Cimon, deren Namen durch alle Zeiten strahlen, und deren Ruhm dennoch aufgegangen ist in dem Einen, dessen Name zum Gattungsnamen geworden ist für alle Staatskunst, in dem Genie des Griechenthums, in dem politischen

Phidias, als dessen Schöpfung die Herrlichkeit seines Vaterlandes galt, und der unter seinem Volke war, was Zeus unter den Göttern, in Perikles, den seine Zeit selbst den »Olympier« benannte. Auf dieses Mannes Bild müssen wir die Seele richten, wenn wir Phidias und die Blüthe der hellenischen Kunst verstehen wollen.

Er war der Sprößling altadligen Geschlechts, »ein Guter von Guten« stammend, wie die Hellenen sich ausdrückten, bei denen Abkunft von edlen thatenreichen Ahnen für ein Glück galt. Sein Vater hatte die Perserflotte bei Mykale geschlagen, sein Großahn Klisthenes die Tyrannei der Pisistratiden gestürzt. Seiner Mutter träumte, sie trage einen Löwen in ihrem Schooße, wenige Tage zuvor, ehe sie den Sohn gebar. Hochbejahrte Greise fanden in den Zügen des Jünglings, wie in der Geläufigkeit und Anmuth seiner Rede die größte Aehnlichkeit mit dem großen Pisistratus, der einst Athen beherrschte. Seine Jugend verfloß im Kriegsdienste, wo er Tapferkeit und Unerschrockenheit bewährte. Als jedoch Aristides todt, Themistokles landflüchtig, Cimon, im Felde meist außerhalb Griechenland war, da trat Perikles, wie Plutarch sagt, rasch hervor, und widmete sich dem Volke, die Partei der armen Bürger ergreifend gegen die reichen und mächtigen Oligarchen. Vierzig Jahre lang stand er an der Spitze der Republik; zwanzig Jahre lang seit Cimon's Tode im Vollbesitze aller Macht, und inmitten der vollendetsten Demokratie dennoch »der erste Leiter des öffentlichen Rathes«, durch keine andere Gewalt, als durch die Größe seines Geistes und die Erhabenheit seiner Gesinnung, das Ideal eines Oberhauptes in einem freien Staate. Aber er war auch ein Mann darnach, der weiseste Staatsmann und zugleich der trefflichste Feldherr der neun Trophäen gewonnener See- und Landschlachten errichten durfte zu seiner und seines Volkes Ehre; unvergleichlicher Redner, ohne jemals eine seiner Reden niederzuschreiben, ein Redner, dem, nach des zeitgenössischen Dichters Ausdruck, Blitz und Donner auf der Zunge saß, und der mit seinem Worte ganz Hellas erschütterte. Alles Größte und Edelste hellenischer Geistesnatur, Bildung und Anlage schien sich in ihm wie in einem Brennpunkte vereinigt zu haben.

Die tiefsinnigsten Meister der musischen Kunst, ein Pythokleides und Damon, hatten seine Jugend gebildet, und Anaxagoras und Zeno, die größten Denker und Dialektiker seiner Zeit, blieben ihm Freunde und Berather während seines ganzen Lebens. Und eben derselbe Mann hatte den feinsten Sinn für die Kunst und Schönheit; in Phidias, dem größten Künstler, und in Aspasia, der größten Frau des Hellenenthums, besaß er die treuesten Freunde und die hingebendsten Theilnehmer und Förderer seiner großen Plane. So an Weite des Gesichtskreises, wie an Höhe der Bildung Alle überragend, durch den Umgang mit den Besten seiner Zeit an Geist und Herz gekräftigt, frei von aller Tradition religiösen Aberglaubens, ausdauernd, unerschütterlich im Wollen und Handeln, streng und mäßig, ernst und hart und doch liebevoll und geduldig und für die edelsten Genüsse empfänglich, als Mensch, Bürger und Patriot von makelloser Tugend und Redlichkeit, und bei vollendeter Kunst würdigster Erscheinung aller Schaustellung fremd und feind, — so steht er vor uns da in dem einstimmigen Zeugnisse des Alterthums, oft selbst seinen Feinden und Neidern ein Gegenstand staunender Ehrfurcht.

Und wie er Athen erhoben hatte auf den Gipfel politischer Macht unter allen Hellenen, so sollte nun auch dies Athen die herrlichste und kunstgeschmückteste werden unter den Städten von Hellas. Und sie ward es. Sie die jüngste unter den zahlreichen Kunsthauptstädten des griechischen Volks ward die Krone aller durch das einmüthige Zusammenwirken des größten Staatsmannes und des größten Kunstgenius der alten Welt. Noch als Privatmann hatte er das Odeum für die musikalischen Wettstreite der Citharöden und Rhapsoden erbaut. Jetzt stieg eine Reihe von Werken empor, die, wie der Parthenon, der Tempel der ewigen Jungfrau Pallas Athene, und die Propyläen, die herrlichste Freitreppe und Vorhalle zu dem tempelgeschmückten Edelstein, Akropolis genannt, noch ein halbes Jahrtausend später dem Griechen Plutarch das Geständniß abnöthigten: »daß alles Herrliche zusammen, was Rom vor den Kaisern aufzuweisen hatte, sich nicht von fern vergleichen lasse mit dem hohen Geschmack und der großartigen Arbeit der Tempel und Pracht-

gebäude, mit denen dieser einzige Mann seine Vaterstadt geschmückt.« Plutarch's Begeisterung kann uns einen Maßstab geben für die Herrlichkeit dieser Werke. Er, der keineswegs zu den Enthusiasten für die Kunst gehört, wird dennoch fast zum Dichter, wenn er von diesen Werken spricht, die er noch in unentweihter Schönheit sah. »Diese Pracht und Hoheit der geweihten Bilder und Tempel, sagt er, die für Athen der höchste Reiz und Schmuck war, und das größte Staunen aller Welt, sei es auch, was einzig Griechenland bezeuge, seine vielgerühmte Macht und die alte Herrlichkeit sei keine Erdichtung.« Mit Begeisterung vertheidigt er den Perikles gegen die Anschuldigungen seiner Neider und Feinde, die ihm schon bei Lebzeiten vorwarfen, daß er die Staatsgelder zu solchen Kunstzwecken verschwende. Er zeigt, wie der große Staatsmann bei diesen seinen künstlerischen Unternehmungen, neben den Motiven der Schönheit und Kunstliebe und der sittlichen Erhebung seines Volkes auch durch weise Rücksichten staatsökonomischer Art geleitet wurde. Nahe an funfzig Millionen unseres Geldwerths verwandte Perikles auf den Kunstschmuck Athens, zu dem die Brüche des pentelischen Gebirges das Hauptmaterial, jenen heimischen Marmor, lieferten, der bis nach Persien hin von den Künstlern gesucht ward. Als aber einst im Volke auf Anstiften von Perikles politischen Gegnern sich Murren erhob über den großen Aufwand für die neuen Bauten und Kunstwerke, da rief er von der Rednerbühne herab ihm zu: »Nun wohlan denn! so übernehme ich den Aufwand, und auf die Weihgeschenke werde ich meinen Namen setzen.« »Da schrieen sie, sagt Plutarch, ob solchem Hochsinn staunend oder auch wetteifernd mit ihm um den Ruhm solcher Werke: Er möge nur nehmen aus dem Staatsschatze und aufwenden ohne Schonung und Sparniß!« Das athenische Volk zeigte sich würdig seines großen Führers.

Nicht minder bewundernswürdig war die durch solche Geldopfer erreichte schnelle Vollendung der perikleischen Kunstschöpfungen. So wurde der Parthenon in zehn, die Propyläen in fünf Jahren vollendet. »Und als sich die Werke nun erhoben, weithin leuchtend und glänzend in ihrer Größe, und in den reizenden Umrissen unnachahmlich schön, da

war, fährt Plutarch fort, bei dem Wettstreite der Meister, ihr Gewerk durch schöne Kunstarbeit zu übertreffen, die Schnelligkeit der Vollendung das größte Wunder. Denn wo man von dem einzelnen Werke gedacht, es werde in vielen Geschlechtsfolgen und Menschenaltern kaum zu Stande kommen, da gewann Alles in der Blüthezeit einer einzigen Staatsverwaltung die Vollendung.« Und die Bewunderung des griechischen Biographen steigert sich durch die Betrachtung, daß diese Schnelligkeit bei keinem Werke der Dauerhaftigkeit irgend welchen Eintrag gethan. »An Schönheit, sagt er, war Alles schon von Anbeginn alterthümlich; durch blühenden Reiz aber ist es bis auf diese Stunde frisch und neu. So weht in diesen Werken ein frisches Leben, ihr Ansehen ewig unberührt erhaltend von der Zeit, als wären die Werke durchdrungen von einem Hauche ewigen Frühlings und nie alternder Seele.«

Nur ein Genie erkennt das Genie. So Perikles den Phidias. Darum stellte er ihn, so große Baumeister und Künstler auch damals lebten, als Leiter und Beaufsichtiger an die Spitze aller seiner Kunstunternehmungen. Denn Phidias war Baumeister und Bildhauer, Erzgießer, Ciseleur, Goldarbeiter und Maler zugleich, aller bildenden Kunst Geschicklichkeit gleichsam in sich vereinend, wie die meisten großen Künstler jener Zeit. Sein Lehrmeister war Ageladas gewesen, jener hochberühmte Bildhauer von Argos, aus dessen Schule auch Polyklet und Myron, Phidias' große Rivalen, hervorgegangen sind. Wir wissen wenig von den Werken dieses alten Meisters. Aber er kann sich genügen lassen an dem Ruhme, daß in seiner Werkstatt die drei größten Künstler Griechenlands gebildet worden sind, die in den verschiedensten Richtungen der Kunst das Größte geschaffen haben, was die Welt gesehen.

Phidias war der Freund und Vertraute des Perikles, und seine Stellung kann man sich nicht bedeutend und großartig genug denken. Rafael's Verhältniß zu dem kunstliebenden Papste Leo X. vermag allein davon eine Andeutung zu geben. Heutzutage würde man ihn als Vorstand eines Ministeriums für öffentliche Arbeiten und bildende Kunst zu betrachten haben, wenn unsere Bildung sich zu einer solchen Anschauung

der Kunst als allgemeiner und Staatssache erhoben hätte, und wenn es bei uns wie bei den Alten Sitte wäre, diejenigen mit solcher Dinge Leitung zu betrauen, welche Kunstgenie und Einsicht dazu befähigen. Unter seiner Oberleitung standen nicht nur alle die zahlreichen bildenden Künstler, die nach seinen Ideen zumeist ein Menschenalter lang beschäftigt wurden, sondern auch alle mit der bildenden Kunst irgendwie verbundenen Gewerke bis auf die Buntweber und Sticker herab, deren kunstreiche Teppiche und Vorhänge Tempel und Heiligthümer schmückten. Dahin gehörten die Zimmerleute, Maurer und Architekten, die Steinarbeiter und Erzgießer, die Färber, Gold- und Elfenbeinarbeiter, wie sie Plutarch im Leben des Perikles aufzählt, alle nach Gilden zünftig geordnet, und ein wimmelndes Leben betriebsamster Thätigkeit verbreitend; alle nicht bloß für den Nutzen und Bedarf des Privatlebens, sondern auch für den Schmuck und die Verschönerung des öffentlichen, Allen gemeinsamen Daseins reichlich beschäftigt. Auch die großen Meister der Architektur jener Zeit ordneten sich willig unter das Genie des ersten Künstlers von Hellas. Perikles' Haus aber war der Sammelplatz der großen Künstler und Meister Athens. Hier wurden die Pläne und Entwürfe berathen und besprochen zu den großen Bauten und Kunstwerken, ehe sie von dem Lenker des Staats dem Volke vorgelegt wurden. Hier wo die tiefsinnigen Forscher und Philosophen Demokritos und Anaxagoras aus- und eingingen, und die Resultate ihrer Forschungen über Verhältnisse der Bauglieder und über perspektivische Anlage und Ausführung der Scene des Theaters mittheilten, wo philosophischer Untersuchungsgeist dem bauenden und bildenden Künstler mit neuen Entdeckungen zu Hülfe kam, und wo im Gespräch der Edelsten und Gebildetsten, die von ihr zu lernen nicht für Schande hielten, Aspasia in allem Glanze der Anmuth, Bildung und Schönheit den Vorsitz führte, — hier war es, wo die Baumeister Iktinos und Kallikrates ihre Risse zum Parthenon, ein Mnesikles seinen Entwurf zu den Propyläen vorlegten, und Phidias die Zeichnungen zu dem Bilderschmuck dieser Werke und zu seinen Athene- und Zeusbildern der Prüfung und dem Urtheil des Perikles unterwarf. Und wiederum sehen wir

dieſen theilnehmend, berathend und anregend in der Werkſtatt ſeines Freundes erſcheinen, wo die Blüthe der Schönheit edler Frauen und Jungfrauen eine Ehre darin fand, dem größten Künſtler der Hellenen als Modell zu dienen für ſeine Schöpfungen, mit denen er den Ruhm und die Herrlichkeit der gottgeliebten Vaterſtadt in ewiger Bilderſchrift verkündete. Nur ein ſolches Zuſammenwirken alles Höchſten und Beſten, was die Zeit beſaß, ein Zuſammenwirken, von dem wir uns jetzt kaum eine ſchwache Vorſtellung zu machen vermögend ſind, kann die nie erreichte Vollendung der Kunſtwerke dieſer Zeit erklären. Aber noch etwas Andres kam dazu. Dieſe Kunſtwerke hatten ein — Publikum.

Das Publikum der griechiſchen Kunſt.

Wenn, um ein verrufenes Wort unſerer Tage zu brauchen, jemals Kommunismus exiſtirt hat, ſo war es der Kommunismus des Genuſſes und Beſitzes der Kunſtſchöpfungen in der blühenden Zeit der helleniſchen Freiſtaaten. Mochte immerhin in dem Perikleiſchen Athen der Beſitz von Geld und Gut nicht minder ungleich vertheilt ſein, wie bei uns — obſchon die Hellenen zu keiner Zeit ein Proletariat gekannt haben —, der Beſitz alles deſſen, was das Leben durch die Kunſt verſchönt und lebenswerth macht, war bei ihnen vollkommen gleich vertheilt, und nie wieder hat es eine Zeit und ein Volk gegeben, wo der Grundſatz republikaniſcher Gleichheit und Gleichberechtigung aller Genoſſen des Staatslebens auch in dieſer Beziehung ſo vollkommen eine Wahrheit geweſen wäre. Die ganze Kunſt war allgemeine Sache, Sache aller derer, die Glieder waren der großen freien »Gemeinſchaft«, wie griechiſche Philoſophen den Staat nennen. Oeffentlich waren die Genüſſe, welche Muſik und Poeſie gewährten, wie die religiös-politiſchen Feſte, zu deren Verherrlichung ſie dienten. Oeffentlich das Theater, in welchem auch der ärmſte Bürger die dramatiſchen Meiſterwerke der Dichter ſeines Volkes, ausgeſtattet mit aller ſceniſchen Pracht und allen Reizen der Schweſterkünſte, an ſeinem Auge vorübergehen ſah. Denn Drama und Theater waren

staatlich-religiöse Institutionen, und der reiche Bürger hatte die Ehrenpflicht, dafür zu sorgen, daß der ärmere ohne Geldaufwand Theil an denselben nehmen konnte. Während die Reichen das Geld zur Aufführung und Ausstattung der Dichtungen hergaben, zahlte der Staat für die ärmeren Bürger seit Perikles sogar das geringe Eintrittsgeld von zwei Obolen (etwa $2^1/_2$ Silbergroschen). Und eben derselbe arme Bürger des athenischen Freistaats, der sein Brod mit eigner Arbeit verdiente, er nahm nicht nur seinen gleichen Theil wie der reichste an den Leistungen des Dichters und Musikers, des Rhapsoden und Schauspielers. Auch die ganze Welt der bildenden Kunst war seinem Genusse erschlossen, während in die kunstgeschmückten Schlösser und Villen unserer Großen und Reichen selten oder nie das Auge des Armen auf flüchtige Momente dringt. Und während selbst unsere Museen und Kunstsammlungen gerade an den Sonn- und Festtagen, den einzigen, wo der Arbeiter auf kurze Stunden aufathmen darf von seiner Fröhnerarbeit, geschlossen bleiben, sah sich der Genosse dieses antiken hellenischen Staatslebens, von dessen Schönheitssonne sogar noch in das römische Dasein ein verschönernder Strahl hinüberdrang, überall auf Tritt und Schritt, am Werkeltage wie an den Tagen seiner Feste, umgeben von den Werken der bildenden Kunst. Die Meisterwerke eines Phidias und seiner zahlreichen berühmten Kunstgenossen erfüllten nicht die Prachtpaläste und Landhäuser der Reichen, sondern Marktplätze und Tempel, Haine und öffentliche Gänge, und die Kunst der großen Maler hatte kein höheres Ziel, als mit ihren Gebilden die Werke öffentlicher Baukunst, die bedeckten Hallen der Stoen und die Wände der Tempel zu schmücken. Der geringste athenische Bürger kannte und bewunderte diese Kunstwerke, er kannte ihre Meister und unterschied ihre verschiedenen Weisen und Vorzüge. Er wußte durch tägliche Anschauung nicht bloß Altes von Neuem, nicht bloß den Styl äginetischer Kunst von der Erhabenheit des Phidias zu scheiden. Er empfand die Großheit wie die Grazie, den erhabenen Schwung wie die zierliche Wohlgestalt, die Naturtreue wie die Idealität in den Schöpfungen der verschiedensten Meister, und durfte sich ein Urtheil gestatten über Werke, an

jenen bei uns selbst sogenannte Gebildete blöden Auges vorübergehen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß alle Kunstgelehrten der heutigen Welt glücklich sein würden, wenn sie nur einen einzigen athenischen Handwerker aus der Zeit des Sokrates oder Demosthenes über die Künstler und Kunstwerke seines Volkes und seiner Stadt ausfragen könnten, und mancher Vorsteher eines berühmten europäischen Antikenmuseums würde in Verlegenheit gerathen, wenn er an der Seite eines solchen seine Sammlungen durchwandern und erklären müßte.

Die Kunst ist nichts ohne Publikum. Jener antike Kommunismus des Kunstbesitzes und Genusses schuf ein Publikum, an welchem und durch welches sich die Leistungen der Künstler in einer Weise steigerten, von der wir in unseren Verhältnissen kaum mehr eine Ahnung haben. Für die Leistungen der Musik und der redenden Künste, für Epos und Lyrik, für Tragödie und Komödie, ist dies eine oft hervorgehobene Thatsache. Kein Publikum der Welt hat jemals wieder mit solcher Neigung und zugleich mit solcher Einsicht und Gründlichkeit seine Dichter beurtheilt und bewundert, angeregt und erhoben als das Publikum von Athen. Es war nicht buchgelehrt, nicht künstlich abgeschliffen, aber es war erzogen von Jugend auf in dem Hören und Schauen des Vortrefflichsten und Schönsten; und aus dieser Gewöhnung des Hörens und Schauens, aus dieser einzigen wahren Schule lebendiger Theilnahme und Erkenntniß entwickelte sich in ihm der geniale Schwung und die Sicherheit des Urtheils, durch welche dies Volk zum Richteramte befähigt wurde über seine Redner, Dichter und Künstler, bildete sich in ihm zugleich die Ehrfurcht vor dem Werke des Meisters, den es in seiner Werkstatt besuchen, dessen Mühe und Schweiß, dessen unnachlässiges Streben es anerkennen und bewundern durfte. Die größten Künstler Griechenlands, welche über die ganze civilisirte Welt zerstreut lebten, stellten oft, besonders die Maler, ihre berühmtesten Werke öffentlich in den griechischen Städten aus. Und auch hier war Zutritt und Schauen einem Jeden gestattet; denn beides war frei und unentgeltlich, und die öffentliche Meinung strafte den einzigen Künstler, den berühmten Maler Zeuxis, der

für die Ausstellung seines Gemäldes der schönen Helena Geld zu fordern sich erlaubte, durch allgemeine Mißbilligung solchen unerhörten Beginnens. Wie in Athen, so war es verhältnißmäßig in allen griechischen Freistaaten; und selbst als in Rom die griechische Kunst eine zweite Heimath gefunden hatte, war alles Beste, was sie hervorbrachte, dem Volke zugänglich und öffentlicher Gemeinbesitz Aller, welche nur Lust hatten, die Augen aufzuthun. Und die Folgen blieben auch nicht aus. Das römische Volk der Kaiserzeiten empfand die Schönheit griechischer Kunstwerke, und selbst ein Tiberius durfte es nicht wagen, ein bei dem Volke bekanntes und beliebtes Kunstwerk der Oeffentlichkeit zu entziehen und zu seinem Privateigenthum zu machen.

Eine ähnliche Oeffentlichkeit und allgemeine Zugänglichkeit der Kunst finden wir auch zur Zeit der Kunstblüthe des Mittelalters. Kirchen und Kapellen, die stets und Allen geöffneten, Stadt- und Rathhäuser Hallen der Kaufleute und Gewerke waren es, welche die alten großen Meister mit ihren Gemälden schmückten, und für öffentliche Plätze, Gärten und Hallen, für Brunnen und Denkmäler arbeiteten zumeist Bildhauer und Erzgießer jener Zeit. Aber niemals wieder ist die Theilnahme Aller am Schönen der Kunst und ihrer Werke zu einer solchen Höhe gelangt, wie sie dieselbe, zu den Zeiten des Perikles und Phidias und ihrer Nachfolger, in der hellenischen Welt erreicht hatte. Unsere Zeiten aber, die sich rühmen, auf den Schultern jener Alten zu stehen und eine Bildung zu besitzen, die am Marke der Alten großgenährt sei — sie sind, was das Verhältniß des Volkes zur Kunst verlangt, der vollkommene Gegensatz aller jener Zustände und Bedingungen, an welche in der alten Welt die Blüthe der Kunst und Schönheitsbildung geknüpft war.

Jenes Verhältniß des Publikums zur Kunst mußte natürlich auch zurückwirken auf die Stellung und Bedeutung des Künstlerstandes im griechischen Leben. Wir werden beide in einem besonderen Abschnitte behandeln. Hier nur vorläufig die Bemerkung, daß die Bedeutung des Künstlerstandes zur Zeit des Phidias und durch ihn den Freund und Lebensgenossen eines Perikles, den in ganz Hellas hoch gefeierten Mei-

ter, eine wesentliche Veränderung erlitt. An die Stelle der handwerksmäßigen Uebung und Fertigkeit trat jetzt das Genie und die Wissenschaft. Kunstschulen, von großen Meistern geleitet, versammeln die Begabten zu einer Kunstjüngerschaft, welche zu ihrem Meister in demselben Verhältnisse stand, wie die Schüler der Philosophen, Redekünstler und Sophisten zu ihren berühmten Lehrern. Die Künstler wurden eine geistige Macht, die in religiösen und ästhetischen Dingen den Staatsmännern, Dichtern und Philosophen ebenbürtig an die Seite trat. Ein Kunstwerk, wie der Zeus des Phidias, der, nach dem Ausdrucke eines Alten, »selbst die Verehrung des Gottes noch an religiöser Erhabenheit steigerte,« ward ein Ereigniß auch für die Religionsgeschichte der Griechen. Und dies Verhältniß erneuerte sich bei der Juno des Polyklet, wie bei jedem durch die Kunst neugeschaffenen und zur Vollendung geführten Ideal einer Gottheit, so lange die Kunst ihre Begeisterung zog aus dem Volksglauben und seiner Idealität.

Die Ideale des Phidias.

Zeus ist Vater und Oberhaupt der Götter; Minerva, die seinem Haupte entsprungene Pallas Athene, die Göttin der Weisheit und männlichen Einsicht, seine Lieblingstochter. Zeus und Athene, die geistigen Schöpfungen Homer's, die höchsten und größten Persönlichkeiten des griechischen Olympus, sind es, deren Idealgestalten Phidias für alle Zeiten vollendet hinstellte, — die Ilias und Odyssee der Plastik.

Dreimal versuchte er sich in der Idealschöpfung der Schutzgöttin Athens, und alle drei Bilder sah noch Pausanis auf der Burg der allgepriesenen Minervenstadt. Zuerst bildete er aus Erz die kolossale Bildsäule der Athene Promachos, der schirmenden Vorstreiterin, ohne die Basis gegen sechzig Fuß hoch. Sie stand auf der Akropolis zwischen den Propyläen und dem Parthenon, beide überragend, den erhobenen Schild in der linken, mit der rechten den Speer haltend, in ehrfurchtgebietender, heilige Scheu erregender Majestät. So erschien sie noch über

achthundert Jahre später dem Gothenkönige Alarich, als er auf seinem Siegeszuge durch Hellas gegen Athen heranzog. Der große Maler Parrhasios hatte die Zeichnungen entworfen zu dem Centaurenkampfe, mit dessen Darstellung ein Schüler des Phidias, der Bildhauer Mys, den Schild der Göttin schmückte. Zu ihren Füßen stand die Nachteule, die uralte heilige Bewohnerin der Burg.

Eine zweite Bronzestatue derselben Göttin hieß die Lemnische, weil die Bewohner dieser Insel sie beim Phidias bestellt und dann der Akropolis zu Athen geschenkt. Kleiner als die erste übertraf sie dieselbe an Schönheit; weshalb sie auch schlechtweg die »Schöngestaltete« hieß. Phidias selber erklärte sie für sein Meisterwerk in dieser Auffassung, und noch Lucian bewunderte an ihr die herrlichen Umrisse des Angesichts, die Zartheit der Wangen und das schöne Ebenmaß der Nase. Die berühmteste von allen Minervenstatuen des Phidias — denn aus seiner großen Werkstatt gingen deren noch mehrere hervor für andere griechische Städte und Tempel — war aber das vorzugsweise Athene Parthenos (die Jungfrau) genannte Bildniß der Göttin, aus Gold und Elfenbein, sechsundzwanzig griechische Ellen (39 Pariser Fuß) hoch. Es war ein Tempelbild für den, Parthenon genannten, Tempel der Göttin auf der atheniſchen Stadtburg. Vor Phidias' Zeit waren dergleichen Bilder in der Art zusammengesetzt, daß nur Kopf, Hände und Füße von weißem Marmor gearbeitet waren, während der Rumpf aus vergoldetem Holze oder Bronze bestand und mit wirklichen kostbar gestickten Kleidern aus der Tempelgarderobe — ganz wie die heilige Jungfrau der Katholiken — bekleidet war. Phidias setzte an die Stelle des Marmors für jene Theile das glänzendere und zartere Elfenbein, und schuf statt des wirklichen Gewandes ein aus Gold getriebenes von so kunstreicher Arbeit, daß es gleichfalls an- und ausgezogen und dem jedesmaligen Tempelschatzmeister zugewogen werden konnte. Die Augen waren von Marmor eingesetzt und bemalt. Die Göttin trug auf dem Haupte den Helm mit einer Sphinx auf dem Kamme und mit Greifen zu beiden Seiten geschmückt. Auf der Brust den Panzer, die Aegis. Einige Schlangen,

die als Troddeln herabhingen, bildeten den Gurt. In des Panzers Mitte saß das dräuende Medusenhaupt; den Speer hielt die Göttin aufrecht, den Schild niederwärts. Alle Bildwerke, mit denen die einzelnen Theile Schild, Sohle und Basis geziert waren, enthielten Gegenstände aus der vaterländischen Sage. Eine ganze Welt kunstreicher Gebilde war es, welche dazu diente, die grandiose Einfachheit des kolossalen Götterbildes durch reichen Schmuck des Einzelnen zu heben. Denn Phidias ging bei allen seinen kolossalen Schöpfungen von dem Gedanken aus *), daß was aus gehöriger Ferne gesehen durch gewaltige Masse und erhabene Umrisse imponire, auch bei der sorgfältigeren Beschauung in fortschreitender Annäherung durch das kunstreichste Detail immer aufs Neue Interesse und Bewunderung erregen müsse. War er doch, der Meister des Kolossalen, wie die Alten rühmen, »gleich herrlich auch im Kleinen.« Aus einer Sphinx hervor ging die Spitze des riesigen Speers, und der zur Linken anlehnende Schild war im Inneren mit Darstellungen des Gigantenkampfes, auf der Außenseite mit Scenen aus der Amazonenschlacht en relief geschmückt. Selbst die vier Finger hohen Sohlen an den Schuhen der Göttin boten dem ganz nahe tretenden Beschauer eine Darstellung jenes Kampfes der Centauren und Lapithen, der als Symbol des Sieges hellenischer, von der Gottheit geliebter und geschirmter Heroenkraft über die wüsten barbarischen Urelemente des Landes und seiner Bewohner so oft auf geheiligten Kunstdenkmälern der Hellenen wiederkehrt. Was auf den Metopen außen am Parthenon in erhabener Pracht von dem Meißel des Künstlers im glänzenden Marmor ausgeführt prangte, das fand sich im Inneren gleichsam in Miniatur wiederholt. Selbst die Basis, an der Phidias allein mehrere Monate arbeitete, schmückte ein wundervolles Relief, die Geburt und Ausstattung der Pandora durch die Götter des Olymps. Eine Siegesgöttin, Nike, vier Ellen hoch, gleichfalls von Elfenbein mit goldenem Gewande stand, der Göttin zugekehrt und ihr die Siegerbinde bietend, auf der rechten Hand

*) S. Böttiger, Andeutungen zu Vorträgen über Archäologie. S. 88.

derselben: eine Statue auf der Statue, durch ihre verhältnißmäßige stattliche Größe die Kolossalität des Hauptbildes ins volle Licht setzend. Noch Jahrhunderte später bewunderte man die Festigkeit solcher Stellung eines überlebensgroßen Götterbildes, das, auf der Hand der großen Göttin stehend, gleichsam in freier Luft zu schweben schien.

Phidias ist der Schöpfer des Minervenideals. In der Werkstatt seines Geistes mußte die Göttin, nach Anselm Feuerbach's schönem Worte, gleichsam zum zweiten Male geboren werden, um als leibhafte Athene Parthenos vor den Augen der staunenden Hellenenwelt zu erstehen. Der gottbegabte Künstler war es, der die im Homerischen Gesange zerstreuten einzelnen Züge der Göttin, die hier die Reihen der Kämpfer durchbricht, dort kunstreiche Gewebe schürzt, oder durch weisen Rath das Schicksal eines Lieblings wendet, zu einem sichtbaren göttlichen Individuum erschuf. Zugleich aber war diese seine Schöpfung eine Verherrlichung der Stadt Athen selbst, ein von der Kunst verkörpertes Preisgedicht ihrer Heldengröße und Sieghaftigkeit, ihrer Weisheit und Humanität, von des königlichen Heros Theseus Zeiten an bis auf die letzten kaum vergangenen glorreichen Tage von Marathon und Salamis. Durch Phidias ward Pallas Athene die Gottheit der ächt menschlichen Civilisation und zugleich die Vorkämpferin für dieses höchste Gut der Menschheit.

Ruhige Hoheit, Klarheit und Tiefe des Geistes, verbunden mit züchtig strenger Jungfräulichkeit und Erhabenheit über jede Schwäche, bilden die Grundzüge des Pallasideals, das Phidias für alle Zeiten vollendete. Auch uns ist noch ein herrlicher Abglanz desselben erhalten in mehreren der Statuen, welche von dieser Göttin in größerer Anzahl als von einer anderen auf uns gekommen sind. Alle bieten dieselben Hauptzüge, und wo hier und da die herbe Strenge des Ausdrucks sich zu mildern scheint, ist es immer die Göttin, nie das Weib, dem der freundlichere Zug angehört. Dem strengjungfräulichen Charakter entspricht auch die Körpergestalt. Die Hüften sind schmal, fast männlich, die Brust mäßig und von der furchtbaren Aegis schützend umkleidet. Charakteristisch ist besonders die Bildung des Auges: mäßig gewölbt und

weniger geöffnet, etwas gesenkt in stiller Betrachtung. Dadurch besonders unterscheidet sich Pallas von der sonst leicht zu verwechselnden späteren Göttin Roma, welche die römischen Künstler im Uebrigen der Athene gleich, sitzend mit frei unter dem Helm hervorschauenden Augen bildeten, während aus der vorschreitenden, geradeaus blickenden Athene Promachos die römische Bellona hervorging.

Von all' der oben beschriebenen Herrlichkeit des Phidiassischen Originalkunstwerks der Athene Parthenos selbst, auf das der Künstler nahezu eine Million unseres Geldes verwenden durfte, ist nichts übrig geblieben, als — ein Stück Elfenbein, das man vor achtzehn Jahren unter dem Trümmerschutte des Parthenon hervorzog, und die noch jetzt bemerkbare Stelle in der Mitte der Tempelhalle, wo das Kunstwerk stand. —

Erhaltene Athenebilder.

1. Die Pallas von Velletri im Louvre.

so genannt von dem Fundorte, der römischen Stadt Velletri, wo man sie 1797 ausgrub. Keine unter allen erhaltenen Statuen ist so geeignet, uns den Totaleindruck der Parthenos des Phidias zu vergegenwärtigen, als dieses herrliche zehntehalb Fuß hohe Bild der Göttin aus dem edelsten parischen Marmor, von einem trefflichen Künstler gemeißelt. Der Helm ist nicht geschmückt und hat die zurückgelehnte länglich ovale Form des altgriechischen Visirhelms. Der Wurf des reichen Gewandes, die Größe der Formen, die kolossale Mächtigkeit der ganzen Gestalt, die strengen und doch friedlichen Züge des Angesichts sind von höchster Wirkung. Der Kopf war aufgesetzt; er ist vollständig erhalten, nur die Nasenspitze, die Hände und einige Fußzehen sind modern. Leider sind die Hände falsch restaurirt, sie hielt ursprünglich in der einen die Lanze, in der anderen eine Victoria, die beide, weil sie von Erz waren, früh durch Räuberei zu Grunde gingen. In den Haaren und einigen anderen Theilen bemerkte man früher Spuren von farbiger Bemalung. Wun-

dervoll ist besonders der Faltenwurf, in welchem das Gewand über den Gürtel fällt. Unter den neun Minervenstatuen des Louvre zieht sie vor allen den Blick des Besuchers so mächtig auf sich, daß darneben in der Erinnerung gewöhnlich die übrigen völlig verschwinden. In ihr sehen wir die Athene vor uns, die durch Phidias und seine Nachfolger der Ausdruck geworden war jener ernsten Ruhe, jener selbstbewußten Kraft des Geistes, jener Humanität endlich, die ohne Mannheit der Griechen sich nicht denken konnte. Die reine Stirn, die lange und feingebildete Nase, der etwas strenge Zug des Mundes und der Wangen, das kräftige Kinn, das Alles stimmt wunderbar überein mit dem Charakter jener idealen Schöpfung. Eine kolossale Büste der Pallas in der Glyptothek zu München gleicht auffallend dem Kopfe der Belletrinerin. Der Helm ist unverziert, eine Schlange dient statt des Busches. Das gescheitelte Haar fällt über den Nacken, von einem Bande zusammengehalten. Die Behandlung des Haars verräth noch Spuren des älteren Styls. Nicht in dichten Lagen, sondern drahtartig zieht es sich nebeneinander hin, ohne mehr Sorgfalt erkennen zu lassen, als sich mit dem Charakter einer Göttin verträgt, deren einziger Toilettenschmuck der männliche Helm und der jungfräuliche Anstand ist. Die Züge des Angesichts sind von idealer Schönheit. Mund und Wange streng und ernst, unbeschreiblich die stille in sich gekehrte tiefsinnige Ruhe des gesenkten Blicks und der edelgeformten Stirn. Dies Bild ist, wie der begeisterte Feuerbach, dem wir die Beschreibung desselben entnehmen, ausruft, »der reine Gedanke in Marmor verkörpert.«

2. Minerva Chigi in Dresden.

Minder kolossal als die Belletrinische, doch acht Fuß hoch, sind ihre Verhältnisse durchaus für einen hohen Standpunkt berechnet. Wie die Parthenos des Phidias, trägt sie das weite, bis auf die Füße niedergehende Untergewand (Chiton), darüber einen kurzen Doppelüberwurf (Diploidion), der, aus zwei Stücken bestehend, Brust und Rücken bedeckt. Die zierlichen Wellenlinien, in welchen sich die Enden dieses Gewandtheils brechen,

kontrastiren schön mit den einfachen, mehr geradlinigen, schwer niedersinkenden Falten des Untergewandes. Die schuppenbedeckte Aegis, auf der rechten Schulter befestigt, zieht sich von da quer über die Brust unter den linken Arm hin. Majestätische Ruhe herrscht über der ganzen Gestalt, und das vielleicht ein wenig zu jugendliche Haupt ist in sanfter Neigung dem Beschauer zugekehrt. Helm und Arme sind neu, alles Andere trefflich erhalten, nur das Gesicht scheint durch Ueberarbeitung gelitten zu haben. Ihr am nächsten steht

3. Die Minerva von Kassel,

die von vielen Kunstkennern zu den Werken ersten Ranges gezählt wird. Die treffliche Anordnung des Gewandes, die Abwechselung breiter und schmaler Massen und die leichten Bewegungen des Stoffes, welche durch das Aufstoßen des Gewandes auf den Boden entstanden sind, zeigen von großer technischer Meisterschaft des Künstlers; besonders aber die Aegide, bei welcher es dem Bildhauer gelungen ist, dem Marmor völlig den Schein jenes zähen und doch nachgebenden Lederstoffes zu verleihen, aus welchem die Aegide der Athene zu denken ist *).

4. Die Minerva Giustiniani in Rom,

jetzt im Bracchio nuova des Vatikan, war zu Winckelmann's Zeit fast das berühmteste Bild der Pallas, und galt noch lange nach ihm als ein ächtes Werk des »hohen Styls« der griechischen Kunst, während Winckelmann den »alten strengen Styl« an den breiten Flächen und den scharfen Ecken der Nase zu erkennen glaubte. Es ist dieselbe Minervenstatue, von welcher Goethe den Freunden schrieb: er fühle sich nicht würdig genug, über sie etwas zu sagen. Er nannte ihren Styl einen Uebergang aus dem strengen und hohen in den schönen Styl, »die Knospe, indem sie sich öffnet.« Obschon kaum merklich das natürliche Maß überschreitend, trifft sie das Gemüth um so sicherer, mit dem Ausdruck einer reinen geistigen Größe. Feuerbach fühlte sich bei ihrem An-

*) Feuerbach, Plastik I, S. 22. 23.

blicke durch die eines Tempelbildes würdige Ruhe, wie durch die Sphinx auf dem Wirbel des Helms, an Phidias' Minervengestalten erinnert, zunächst an die Lemnische Minerva, deren Schilderung bei Lucian dem Haupte dieser Statue fast buchstäblich entspreche. »Denn gerade die schöne Bildung der Nase, die Lieblichkeit der Wangen, überhaupt die holde Jungfräulichkeit, in welcher von der gewaltigen Tochter des Zeus nur die göttliche Hoheit und Strenge des Gedankens geblieben sind, zeichnen diese Statue aus vor allen übrigen Bildern derselben Göttin.« Mit Recht bewunderte er die Behandlung des Marmors, in welcher »Fleisch und Geist Eins geworden sind.« Und wer die Statue aufmerksam betrachtet, wird ihm beistimmen, wenn er hinzusetzt, daß der leichte Schatten, welcher vom Helmschilde mit eigenthümlichem Reize auf die Stirn fällt, verbunden mit der Stille der ganzen Gestalt, und der mäßig graziösen Haltung der linken Hand, dieser Minerva einen unsagbaren Ausdruck träumerischer Versenktheit in sich selbst verleihe. In seiner vollen Schönheit genießt man das herrliche Werk, wenn man von der Statue soweit nach rechts vortritt, bis der Kopf etwa in drei Viertel Face gebracht ist, wie denn überhaupt die Antiken *meist von der Rechten gesehen werden müssen*, da die Stützen der Statuen immer zur Linken stehen (Feuerbach, Nachlaß IV, S. 34). Hier verschwinden die störenden Stützen, hier hebt sich die linke Schulter, während die rechte zurückweicht, und die prächtige Gewandung der linken Seite entwickelt hier die ganze Fülle ihrer Mannigfaltigkeit. Hier erscheint auch das Angesicht in seiner reinsten Schönheit, und der schmale und hohe Helm, welcher in der vollen Vorderansicht auf dem quellenden Haupthaare fast unangenehm in die Höhe starrt, schließt sich, von diesem Standpunkte gesehen, zierlich den Formen des Hauptes an.

Zu den Füßen der Göttin ist eine sehr sorgfältig gebildete Schlange. Fast die ganze Statue umringelnd, läßt sie in vielfachen Windungen noch die rasche Bewegung, mit welcher sie nahet, erkennen. Denn die Göttin ist, nach Feuerbach's sinniger Auffassung, gedacht »als Tempelgöttin, die soeben die gewohnte Stelle ihres irdischen Hauses wieder betreten hat.

Das treue Handhalten der geweihten Stätte ist der Göttin zugeteilt, und indem es sie gleichsam mit magisch bannendem Kreise umzieht, läßt sie sich, das Haupt zutrauensvoll emporgerichtet, ihr zur Seite nieder.«

Diejenige Minervenstatue endlich, welcher Winckelmann den Preis der Schönheit ertheilte, war die

5. Pallas in Villa Albani.

Ihre Formen sind, wie Goethe's Freund, Heinrich Meyer, bemerkt, nicht weich und zierlich, sondern göttlich rein, schön und erhaben. Die Gewandfalten Meisterstücke der Zeichnung und von der schönsten Wahl, wiewohl nicht in so breiten ungestörten Massen gehalten, daß Schatten und Licht gehörigen Effekt hervorbringen könnten. Aber die höchste Reinheit des Profils, die prächtige Wölbung des Kinns, die wunderbar ernste Lieblichkeit des halbgeöffneten Mundes, und die Vollkommenheit, in welcher die Statue erhalten ist, weisen ihr einen Rang an unter den schönsten Ueberbleibseln griechischer Plastik.

Außer diesen Pallasstatuen gehören noch zu den vorzüglichsten Darstellungen der Göttin die Minerva der Hopeschen Sammlung zu London, und ein prachtvolles Kolossalbild der Athene zu Neapel. —

Das Jupiterideal.

Das zweite Hauptideal des Phidias war sein Olympischer Jupiter.

Das gesammte Alterthum hat sich erschöpft in dem Preise dieses unvergleichlichen Werks, das nicht mit Augen geschaut zu haben, ehe man sterbe, den Griechen für ein Unglück galt, und von dem selbst ein Römer aussagte: »es habe die Erhabenheit des Vaters der Götter gesteigert und seiner Verehrung unter den Menschen einen Zuwachs verliehen.« Ein Schauer erfaßte den Besieger Macedoniens, den römischen Feldherrn Aemilius Paullus, als er in den Tempel zu Olympia eintretend und den Gott gleichsam in lebendiger Gegenwart erblickend ausrief: Fürwahr, dies ist der Zeus des Homer! —

Stieg, sein Bild dir zu zeigen, nicht Zeus selbst nieder zur Erde,
Nun so stiegst, ihn zu schau'n, Phidias, du zum Olymp!

Also sang ein hellenischer Dichter von dem göttlichen Künstler. Er drückte damit nur aus, was ganz Hellas empfand, und was wir nach Jahrtausenden einem schwachen Abbilde gegenüber noch heute empfinden: daß Phidias den Homerischen Vater der Götter und Menschen zur Sichtbarkeit gestaltet.

Der Staat von Elis hatte den Meister Phidias, dessen Ruhm in alle Lande gedrungen war, zu diesem Werke nach Olympia berufen, und ihm die Aufgabe gestellt, für das gemeinsame, von allen Völkern der bekannten Welt hochgeehrte Heiligthum aller Hellenen das Bildniß des Höchsten der Götter zu schaffen. Er kam begleitet von zahlreichen Schülern und Gehülfen. Unter ihnen befanden sich die tüchtigen Meister Kolotes, Alkamenes, Päonios und sein Vetter, der Maler Panänos, von denen die Ersteren den Schmuck der Giebelfelder des Tempels durch plastische Darstellungen der Lapithen- und Centaurenkämpfe, und der Sage vom Wettrennen des Oenomaos ausführten. Noch zur Zeit des Pausanias zeigte man in der Nähe des heiligen Haines das Gebäude, welches die Eleer dem Phidias als Werkstätte errichtet. Es ward später durch einen Altar allen Göttern geweiht. Hier schuf und vollendete der Künstler im Laufe mehrerer Jahre das größte Werk seiner und überhaupt aller plastischen Kunst, und zugleich das höchste, seitdem feststehend gebliebene Ideal des Beherrschers und Lenkers der Götter- und Menschenwelt. Den blitzeschleudernden Gigantenvertilger hatten schon andere Meister vor ihm gebildet. Hier aber galt es die höchste Macht und zugleich die höchste Huld und Milde in der ruhigen Majestät des Gottes zu vereinen, und vor den Augen des gesammten Hellas den Gott hinzustellen, der alle Feinde besiegt und den strafenden Blitz weggelegt hat, um den Siegern in den feierlichsten Spielen gleichsam Siegerkranz und Palme darzureichen. Wenn der Vorhang weggezogen ward, der das Götterbild dem Auge des in den Tempel Eintretenden verdeckte, so erblickte man gegenüber dem großen Eingangsthore am Ende der mittleren

Säulenreihen des Tempels auf reichgeschmücktem Throne das vierzig Fuß hohe Bildniß des Olympiers aus Gold und Elfenbein, mit nacktem Oberleibe, die Hüften abwärts umwallt von dem Mantel, dessen reiches Gefält bis an die Füße herabfloß, die auf dem Schemel des Thrones ruheten. Von Elfenbein waren die nackten Theile, die Bekleidung aus getriebenem Golde, mit Figuren und Blumen in Schmelzfarben kunstreich geschmückt. In gleichen Farben war auch der Kranz von Oelgezweigen nachgebildet, der das Haupthaar des Gottes umschloß. Ueberhaupt aber war in der Zusammensetzung des Ganzen darauf Bedacht genommen, daß die verschiedenen Stoffe sich zu einer harmonischen Gesammtwirkung der Farben vereinten. Phidias, der selbst als Maler seine Laufbahn begonnen hatte, besaß auch dafür Sinn und Auge, und wo beides nicht ausreichte, nahm er die Kunsteinsicht seines Verwandten, des Malers Panänos, zu Hülfe. Durch jene Vertheilung des Nackten und Bekleideten traten nur die edelsten, des Ideals allein empfänglichen Theile, Kopf, Brust und Oberleib, sichtbar hervor, während die niederen Theile der Menschengestalt in dem umfassenden Mantelwurfe verdeckt blieben. Wir werden hierbei an Rafael erinnert, der bei seinem Gottvater in Florenz ein Gleiches durch die Wolkenumhüllung zu erreichen wußte. Und wie in diesem höchsten Ideale des griechischen Meisters Alles ausging von dem Begriffe des Sieges und der mit dem Siege verbundenen Milde, so stand auch auf der linken, vorwärts ausgestreckten Hand des Gottes, ihm selber zugekehrt, die Siegesgöttin aus Elfenbein und Gold gebildet, die Siegerbinde emporhaltend, während seine Rechte das aus allen Metallen kunstreich zusammengesetzte vielfarbige Scepter umschloß, das Symbol seiner Allmacht, gekrönt nicht mit der dräuenden Lanzenspitze, sondern mit dem ruhenden Adler, dem Königsvogel der Alten.

Und nun das Antlitz! Wir sind glücklich genug, in dem herrlichen Jupiterhaupte von Otricoli *) im Vatican einen Abglanz dieser Phidias-

*) Es wurde in dem kleinen Landstädtchen Otricoli, einige Meilen von Rom, gefunden.

fischen Originalschöpfung zu besitzen, und können darnach die Begeisterung der Alten würdigen, welche kaum Worte für die Vereinigung von Macht, Güte und Weisheit in diesem unsterblichen Haupte zu finden vermögen. Sie sahen die Macht ausgedrückt in dem Haupthaar und in der Erhabenheit seines Gelocks, dessen Wallen bei Homer den Olymp erschüttert. Die vom Wirbel nach allen Seiten ausgehenden und vom Kranze zusammengefaßten Haare streben über der Stirn empor, beugen sich lockig zurück, und fließen dann wieder wellenförmig abwärts, Milde und Kraft in diesem Wechselspiele der Linien vereinigend. Winckelmann's scharfes Auge hat selbst in den Söhnen und Enkeln des Götterwaters diesen Wurf der Haare wiedergefunden (K. Gesch. V, 1. §. 31). Die majestätisch gewölbte Stirn verkündete höchste Weisheit. Der Mund war der Ausdruck jener Güte und Milde, welche der Majestät alles Furchtbare benimmt und die Bewunderung an die Stelle der Ehrfurcht treten läßt.

Auch in der Ausschmückung der Nebenwerke zeigte sich des Meisters eigenthümliche Kunst, mit dem ausführlichsten Detail im Kleinsten die imposanteste Erhabenheit des Kolossalen zu vereinen und für die verschiedensten Punkte der Annäherung den Betrachter mit immer neuen Bildungen von vollendeter Schönheit zu überraschen. Zugleich gewann er durch diese Kunstfülle das Mittel, die Phantasie anzuregen, seiner Schöpfung Leben und Beseelung durch die eigene Thätigkeit des Beschauers zu verleihen. Diesem Zwecke dienstbar war auch die Bilderfülle des Throns, durch deren Gestaltengewimmel der Künstler eine sinnige Allegorie durchführte. Die Heroen und Grazien rechts und links über den Schultern des Gottes an der Lehne des Thrones umgaben im gemessenen Tanzschritt den Spender aller Segnung, während die Sphinxe und die Darstellung des Geschicks der Niobiden am Fuße des Thrones aussprachen, daß die Verhängnisse der Sterblichen gefesselt seien an den Sitz des höchsten olympischen Herrschers. Und wie in seiner Hand die Siegesgöttin schwebte, so standen tanzende Victorien an den Füßen des Throns und des Fußschemels, den über Alles siegreichen Gott bezeichnend. Die Kunst des Malers endlich bewies sich dienstbar der Plastik, indem

Panänos die Brustwehr, welche den thronenden Gott von drei Seiten umgab, mit einem bedeutungsvollen Mythencyclus ausschmückte.

Kein geringerer, als der Gott selbst, schien dem Künstler Modelldienst geleistet zu haben bei seinem Werke. Die Sage von dem Gotte, der dem Phidias im Traume erschienen, wiederholt sich auch bei anderen griechischen Künstlern; so beim Onatas, als er seine berühmte Ceres für die Stadt Phigalia schuf, und beim Parrhasios, als er seinen Herkules mahlte. Wir finden Aehnliches auch von Rafael und anderen Meistern der christlichen Kunst in der Künstlersage berichtet. Hier wie dort ist der Sinn der letzteren ein und derselbe. Es ist eben nur eine Verherrlichung der schöpferischen Kraft des bildenden Künstlers, die das Vereinzelte und Zerstreute der Züge des Gottes, wie die Dichtung sie gegeben hatte, in ein Ganzes vereinigt zusammenfaßte und sichtbar vor das Auge als ein Individuum hinstellte, in dessen eigenthümlicher Organisation alle jene von der Dichtung gegebenen Züge und Eigenschaften ihren gemeinsamen Mittelpunkt fanden. Homerische Gebilde in ihrer ganzen Herrlichkeit und Naturwahrheit vor das leibliche Auge zu stellen, wie sie dem inneren Auge des Dichters vorgeschwebt hatten, das war die erste und höchste Aufgabe der griechischen Kunst. Die berühmten Verse:

»Sprach's: und Gewährung winkte mit dunkeln Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Herrschers, sie wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympus!«

diese Verse, in welchen Homer den Gewährung winkenden Zeus des Olymp geschildert hat, sie waren es, welche, dem Blitze gleich, den die alte Künstlersage nach Pausanias wirklich zur Bestätigung des vollendeten Werkes niederfahren ließ, die Phantasie des Künstlers durchzuckten und in seinem Geiste die Idee des Urbildes ins Leben riefen, »auf welche hinblickend und sich in sie versenkend er«, wie Cicero es schön ausdrückt, »Kunst und Hand walten ließ.« Es ist dies ganz dieselbe Erklärung, welche Rafael von seinem Schaffen gab, wenn er sagte: daß er einer gewissen Idee nachstrebe. Die Kolossalität der Maße selbst, — denn die sitzende Statue maß vierzig Fuß, und reichte bei einer Basis von

zwölf Fuß bis nahe an das Deckgebälk des Tempels — war darauf berechnet, in der Phantasie des Beschauers die Vorstellung von dem allmächtigen Beherrscher der Götter und Menschen durch den Gedanken zu erhöhen: nur den ruhenden Gott umfassen und beschränken diese Tempelmauern; sich aufrichtend würde er sie zersprengen! — Die scheinbare Unverhältnißmäßigkeit der Größe des Bildes zu der Höhe des Tempelhauses lag in der Absicht des Künstlers. Gerade indem er den Tempel nur zum Rahmen des Götterbildes machte, gelang es ihm, jenen Charakter und Eindruck der Erhabenheit des letzteren hervorzubringen, welcher das wirkliche Maß der Statue, wie die Alten melden, weit übertraf.

Beinahe acht Jahrhunderte lang war dies Werk das Staunen und die Bewunderung der alten Welt, und die Nachkommen des Phidias genossen einer Staatsstiftung zufolge das Vorrecht, für die Reinigung und Erhaltung desselben zu sorgen. Selbst der wahnsinnige Caligula mußte auf den frevlerischen Plan verzichten, das Kunstwerk nach Rom in seinen Palast zu versetzen und seinen Kopf an die Stelle des Götterhauptes zu stellen. Vom Blitze beschädigt, durch tempelräuberische Hände einzelner Schmucktheile beraubt, war es doch noch zur Zeit Kaiser Julian des Abtrünnigen Gegenstand der Verehrung, zumal für die Künstler, welche nach Elis wallfahrteten, um es zu studiren und zu zeichnen. Erst unter Theodosius oder Justinian, welche alle in Griechenland vorhandenen Hauptkunstwerke nach Byzanz bringen ließen, soll auch der olympische Zeus des Phidias dorthin gewandert sein, wo er, einer Tradition zufolge, bei einem großen Brande nebst vielen der herrlichsten Kunstwerke, wie der knidischen Venus des Praxiteles, des Lysippischen Kairos u. a., im Jahre 476 ein Raub der Flammen wurde. Doch ist es wahrscheinlicher, daß das Werk schon früher zu Olympia selbst in den Stürmen der Völkerwanderung unterging, die zu Anfang des fünften Jahrhunderts auch den Peloponnes mit Verwüstung heimsuchten, und bei denen auch der Tempel zu Olympia zerstört ward. Ueberhaupt ist kein Werk dieser zusammensetzenden Kunst der Toreutik erhalten geblieben. Schon im Alterthum selbst war ihre Erhaltung Gegenstand

der höchsten Sorge. Es galt, sie ebensowohl gegen allzugroße Trockenheit, als gegen übermäßige Feuchtigkeit der Luft und des Bodens vor Zerstörung zu schützen. Wir kennen noch die verschiedenen Mittel, durch welche dies geschah, bald durch regelmäßige Befeuchtung mit Wasser, bald durch Besprengung mit Oel, von eigends dazu angestellten Künstlern und Tempeldienern. Statt dessen versäumten es die ersten Heidenbekehrer nicht, das allerdings sehr wüst aussehende Innere dieser Götterbilder, das mit seinem zusammengekitteten Holzkerne, seinem Riegelwerk von eisernen Stangen und Klammern oft der willkommene Zufluchtsort für Ratten und Mäuse war, aufzudecken, um die alten Heidenbilder in ihrer ganzen Nichtigkeit bloßzustellen. So erzählen Kirchenväter selbst, und so mag auch vielleicht Phidias' Meisterwerk diesem christlichen Eifer erlegen sein.

Der Jupiter von Otricoli.

Von dem Haupte dieses olympischen Jupiter giebt wie schon gesagt die Büste des Jupiter Otricoli, von der ganzen Gestalt der sitzende Jupiter Verospi, beide zu Rom, eine Vorstellung. Die erstere aus kararischem Marmor, das Haupt, vom Ansatz der Haarwurzeln auf der Stirn bis zur Kinnspitze 13 Zoll hoch, ist vollkommen erhalten und gehört nach Visconti zu einer Kolossalstatue, welche ein griechischer Künstler in Italien für jene sabinische Landschaft arbeitete. Herrlich und des Kunstwerks würdig ist die Beschreibung, welche Feuerbach in seinem vatikanischen Apollo von diesem kolossalen Jupiterkopfe der vatikanischen Sammlung giebt. »Unter einem löwenartigen Haupthaar, das mit dem Ausdrucke einer gewissen Wildheit an den Homerischen Wolkenversammler erinnert, erhebt sich eine Stirn, deren ruhiges Bewußtsein unerschütterlicher Macht nur dem höchsten Weltgebieter angehören kann. Weit geöffnet ist das Auge, damit der Herrscherblick den ganzen Umfang seines Reiches überschauen könne, indeß hinter der tief sich absenkenden Stirn der Geist in die Ruhe eines großen Gedankens zurücktritt. Mund und Wange zeigen nur die Freundlichkeit eines Vaters, aber auf den hochgewölbten Brauen droht noch der furchtbare Ernst des Titanenvertilgers.

Kaum braucht man den Zug väterlicher Milde mehr hervorzuheben, um einen Jupiter zu sehen, welcher sich huldvoll einer Thetis entgegenneigt; aber auch kaum jenen entscheidenden Zug um die Brauen zu verstärken, oder nur jenen der Milde zu schwächen, um einen Jupiter in ihm zu erkennen, wie er auf den phlegräischen Feldern die Titanen vernichtet. Ja man stelle ihn bloß in Gedanken mit dieser Scene in Verbindung, so wird man glauben, den entsprechenden Zug in der Büste des Gottes wirklich zu sehen.«

Schon die Alten selbst haben es ausgesprochen, daß in der Homerischen Schilderung das aufwärts sich sträubende Haupthaar und die mächtigen dunklen Brauen des Vaters der Götter für die Phantasie des bildenden Künstlers jenes ex ungue gewesen, aus welchem er den gesammten Gesichtsausdruck seines Zeusideals erschaffen. Ein Blick auf den Jupiter von Otricoli genügt, um zu empfinden, daß es gerade diese Theile sind, in denen sich die Majestät und Gewalt des Gottes vorzugsweise ausspricht. Sie waren es, die zuerst vor des Künstlers Seele standen; seine Aufgabe war es, ihnen gemäß die gesammte Majestät des Antlitzes und der Gestalt zu schaffen. Und er hat sie so vollkommen gelöst, daß wir noch heute nach Jahrtausenden, da längst der Glaube an die Götter des Olymps dahingeschwunden, das Bild eines Zeus und einer Athene nur so wie Phidias sie erschuf uns vorzustellen fähig sind. Hoch, hell und eben ist die Stirn, der Sitz des Lichts, aus dem die Göttin des erleuchtenden Gedankens entsprungen. Ueber den Augenknochen stark vorgewölbt, läßt sie durch den tieferen Schatten die Hauptstärke der Lichtmassen hervortreten. Der großgewölbte Schnitt der Augen vermehrt die Erhabenheit ihres Bogenschwunges. Das Haar, wie eine Welle hoch über der Stirn sich hebend, wallt in mächtigen Bogenschwingungen, die Ohren völlig bedeckend, zu beiden Seiten des Hauptes nieder. Der starke Bart der Oberlippe vereint sich an den Mundwinkeln in plötzlicher Wendung mit dem krausen Kinnbarte. Besonders durch die Haarbehandlung erinnert der otrikolinische Jupiter an die tragische Maske der Griechen.

Der Jupiter Verospi

ist unter den vollständigen Jupiterstatuen die bedeutendste. Ein thro-

nender Jupiter, in Haltung und Kleidung offenbar ein Abbild des olympischen, nur daß der rechte restaurirte Arm statt der Victoria jetzt den Blitz hält. Dagegen steht die Bildung des Hauptes dem otrikolinischen Jupiter weit nach an Erhabenheit. Eine Büste in der Florentiner Gallerie kommt dem letzteren am nächsten. Noch kolossaler ist ein Jupiterkopf im Garten Boboli zu Florenz, den ich jedoch nicht gesehen habe.

Außer den bisher genannten werden bei den Alten noch einige dreißig andere große Werke des Phidias erwähnt. Unter diesen befinden sich noch fünf bis sechs Pallasbilder, die er im Auftrage anderer Städte ausführte. Statuen der Juno und Venus, des Apollon und Hermes werden gleichfalls von ihm erwähnt. Von anderen Darstellungen ein Miltiades nebst den zehn attischen Heroen, eine Amazone, die sich auf den Speer lehnt, und die Portraitstatue seines Lieblings, des schönen Pantarkes. Doch bemerken schon die Alten, daß Phidias weniger die Darstellung von Menschen, als von Göttern zu seiner Aufgabe gemacht habe.

Im hohen Alter, von zahlreichen Schülern umgeben, geehrt durch die Freundschaft eines Perikles, ohne Nebenbuhler in seiner Kunst, deren Werke ganz Hellas anbetend bewunderte, traf ihn, wie die Sage geht, noch am Rande des Grabes, nach einem glücklichen, ganz der Schönheit und Kunst geweihten Leben, das harte Geschick, im Kerker zu sterben. Eine politische Partei, geführt von dem berüchtigten Demagogen Kleon, benutzte die Verstimmung des Volks über den Beginn des peloponnesischen Krieges zu Versuchen, die auf den Sturz des großen Staatsmannes Perikles gerichtet waren. Die nächsten Angriffe geschahen gegen dessen Freunde und Günstlinge, der erste gegen Phidias. Der greise Künstler war noch nicht lange von Olympia nach Athen zurückgekehrt, als der Sturm gegen ihn losbrach. Plutarch erzählt also: Einer der Gehülfen des Phidias, von den Neidern und Feinden desselben gewonnen, erschien auf dem Markte mit dem Oelzweig in der Hand, Schutz erbittend, daß er ungefährdet den Phidias anklagen und entlarven möge. Die Anklage ging auf Unterschlagung einer Summe Geldes bei der Ausarbeitung des

aus Elfenbein und Gold gefertigten Bildes der Pallas Athene. Allein Phidias widerlegte diese Anklage glänzend, indem er das volle Gewicht des erhaltenen Goldes darwog, welches er auf Perikles' Rath so angebracht hatte, daß es vollständig abgenommen werden konnte. Jetzt griff man zu einer anderen Anschuldigung. Der Künstler, hieß es, habe sein und des Perikles Bildniß in der Amazonenschlacht am Götterbilde angebracht, sich selbst in der Gestalt eines kahlköpfigen Alten, der mit beiden Händen einen Stein erhebt, den Perikles in der Heldengestalt eines Kämpfers, der mit einer Amazone streitet. Diese Darstellung ist noch jetzt in einem Vasengemälde erhalten, welches von Millin in dessen Werke Peintures des Vases (Galer. myth. 135. N. 498) bekannt gemacht ist. Plutarch scheint als Augenzeuge zu sprechen, wenn er von dem Original hinzusetzt: »Die Hand, welche vor Perikles' Gesicht den Speer emporhält, ist sinnreich in die Lage gebracht, als wolle sie die Aehnlichkeit verdecken. Also ward Phidias ins Gefängniß geworfen, wo er an Krankheit, Einige sagen an Gift, starb, das ihm die Feinde, um Perikles noch verdächtiger zu machen, beibrachten.«

Aber diese ganze Tradition, obschon sie zu den fables convenues der Kunstgeschichte gehört, ist höchst verdächtig. Kein einziger alter Schriftsteller, außer Plutarch, der ein halbes Jahrtausend später lebte und schrieb, erwähnt solchen Ausgang des größten aller griechischen Künstler. Plutarch selbst thut es nur gelegentlich und, wie er eigends bemerkt, nur nach solchen Quellen, deren Darstellung eine dem Perikles entschieden feindliche Tendenz hatte. Fabelhaft klingt ferner das Geschichtchen von der Abnehmbarkeit des sämmtlichen Goldes, ohne das Kunstwerk selbst irgendwie zu beschädigen. Noch fabelhafter aber das Verbrechen selbst, um dessentwillen die Athener ihren größten Künstler, den Schöpfer ihrer erhabensten Werke, einen achtzigjährigen Greis verurtheilt und in den Kerker geworfen haben sollen. War es Frevel gegen die Götter, menschliche Portraitzüge als Modell selbst für untergeordnete Kunstwerke solcher Art zu benutzen, so dürfen wir zuversichtlich behaupten, daß ihn der Schöpfer des olympischen Zeus nicht begangen haben wird.

Auch lesen wir nicht, daß die anstößigen Bildnißfiguren vernichtet worden wären, da sie ja Plutarch ein halb Jahrtausend später noch sah. Und doch würde dies sicher geschehen sein, wenn der Volksgeist darin eine Beleidigung der Religion gefunden hätte. Freilich wußte auch hier die Sage eine Ausflucht. Man erzählte sich, der Meister habe jene Bildnisse mit so künstlichem Mechanismus befestigt, daß dieselben nicht herausgenommen werden konnten, ohne das ganze Werk zu zerstören. Hier ist die Absichtlichkeit der Erfindung handgreiflich. Von der Gemeinheit und Niedrigkeit des atheniſchen Volks, welche bei dieser Erzählung vorausgesetzt wird, will ich gar nicht reden. Dies Volk, das einem Perikles bei seinen Geldausgaben für den Schmuck der Stadt so großartiges Vertrauen erwies, soll sich dazu erniedrigt haben, von einem Phidias sich lothweise das Gold eines seiner heiligen Meisterwerke vorwiegen zu lassen! Die ganze Tradition, die in ihrer Lügenhaftigkeit auch noch dadurch charakterisirt wird, daß Phidias nach einem anderen Bericht auch in Elis des Unterschleifs angeklagt und sogar hingerichtet worden sein soll(!), stammt wie unzählige derselben Art aus der Zeit der gesunkenen Charaktergröße Griechenlands, aus jenen Zeiten, wo es den entarteten Hellenen ein Genuß war, sich von ihren anekdotenkrämernden Literaten erzählen zu lassen, daß ihre großen Vorfahren ihnen so gar unähnlich nicht gewesen. Das Wahre an der Sache wird etwa gewesen sein, daß Phidias, wie alle großen Männer, Neider und Feinde hatte, und daß ihm die Anschuldigungen derselben die letzten Jahre seines Lebens verbittert haben mögen. Die Bildnißsage aber findet ihre Entsprechung in ähnlichen modernen Künstlersagen, von denen nicht selten selbst in den heiligsten Gemälden christlicher Maler ihre und ihrer Freunde oder Freundinnen Bildnisse namhaft gemacht werden. Es gehört die ganze, leider auch in unserem Volke nicht seltene Feindseligkeit gegen das Genie und die beschränkte Trennung des sittlichen Adels von der höchsten Kunstbegabung dazu, um, wie Schlözer in seiner Weltgeschichte, mit brutalem Triumphe auszurufen: »Phidias, der göttliche Künstler, beging zweimal großen Unterschleif und ward als Dieb gehängt!« Einem

edleren Gemüthe ist es Bedürfniß, das große Bild des attischen Volkes zu Perikles' Zeit von einem Makel zu reinigen, mit dem Unverstand und Leichtsinn späterer Zeiten und Schriftsteller dasselbe befleckt haben.

Von gleicher Albernheit ist eine andere Sage entstellt. Phidias war ein Künstler und liebte die Schönheit. Seine letzte Liebe war ein schöner eleischer Jüngling, Pantarkes, der zur Zeit als Phidias an dem großen Bilde des Jupiter arbeitete, zu Olympia als einer der Sieger gekrönt ward. Darum verlieh der Meister, wie die Sage ging, einem Jünglinge am Throne des Zeus, der sich die Siegerbinde um das Haupt schlingt, die Züge seines Lieblings. Die christlichen Kirchenväter, stets bestrebt, den großen Heiden möglichst viel Böses nachzusagen, machten daraus die Fabel: Phidias sei in seinem Liebeswahnsinn so weit gegangen, daß er den Namen seines Lieblings auf einen Finger des olympischen Zeus, oder wie Andere sagen, der Pallas Athene, eingegraben habe. Noch in Böttiger hat diese Albernheit einen Gläubigen gefunden, bis Thiersch sie in ihrer wahren Gestalt aufzeigte. Die Liebe aber des achtzigjährigen Greises zu dem schönen Jünglinge hat nichts an sich Unwahrscheinliches. Wir finden Aehnliches bei dem Dichter Anakreon und bei Pindar, der noch im höchsten Alter ein begeistertes Preisgedicht auf seinen Liebling, den schönen Theorenos, dichtete, in dessen Armen die Sage den Greis sanft entschlummern ließ. Für ein gesundes und kraftvoll schönes Alter sorgte bei den Hellenen die Gymnastik, welche Leib und Geist der Alten bis in die spätesten Jahre frisch erhielt. Und gleich wie Aeschylus und Sophokles, Pindar und Platon im höchsten Alter am Ziele ihres ruhmgekrönten Lebens ihre reifsten und vollendetsten Meisterwerke schufen, wie Michel Angelo als Greis das kühnste und reichste seiner Werke, das jüngste Gericht in der Sixtina zu Rom begann, — also gönnte auch dem Phidias ein gnädiges Geschick die Dauer seiner leiblichen und geistigen Kraft bis an das Ende seiner Laufbahn; und das letzte seiner Werke, das er als Greis von achtzig Jahren vollendet sah, war — der Jupiter von Olympia.

IX.

Die Parthenonskulpturen.

„Nimmer wird das Reichere schwer,
Das nicht Wirklichkeit."

Die Bildwerke des Parthenon.

Das Einzige, was uns übrig geblieben ist von der eignen Kunstthätigkeit des Phidias selbst und seiner Schüler, sind die Fragmente der Skulpturen des Tempels der Athene Parthenos auf der Akropolis, der heiligen Stadtburg zu Athen.

Der größte Theil dieser kostbarsten aller antiken Kunstreste befindet sich jetzt in der Sammlung des britischen Museums zu London. Einiges Wenige ist in Athen zurückgeblieben, bei Weitem das Meiste aber ist durch Barbarei und Unglücksfälle aller Art spurlos vernichtet, und auch das Erhaltene fast durchaus verstümmelt und beschädigt. Aber auch in ihrer trümmerhaften Gestalt, losgerissen von dem großen Kunstganzen des herrlichsten Bauwerks, das die Architektur aller Zeiten geschaffen, beraubt der leuchtenden Farbenzier, wie des strahlenden Lichts der südlichen Sonne, in dem traurigen Chaos moderner Kunstmagazine aller Vortheile einer Aufstellung entbehrend, für welche der Meister sie berechnet und geschaffen — auch so noch erfüllen diese geheiligten Reste der Schöpfungen des Phidias das Herz mit staunender Ehrfurcht, und die größten Meister

unſerer Zeiten, ein Canova und Thorwaldſen, beugten ſich in Demuth vor dem Genius des unſterblichen Atheners, dieſe Reſte ſelbſt anerkennend als das Höchſte der bildenden Kunſt aller Völker und Zeiten.

Wer den innigen Zuſammenhang verſtehen will, der die Kunſt der Hellenen mit allen Seiten und Richtungen ihres Daſeins verband und die Werke derſelben mit Staat und Staatsleben, mit Vergangenheit und Gegenwart der *Volksgeſchichte*, wie mit Religion und Sitte zu einem harmoniſchen Ganzen vereinte, der muß vor allen Dingen dieſe Bildwerke ſtudiren und ſich das große nationale Geſammtkunſtwerk vergegenwärtigen, zu deſſen Schmuck ſie einſt der Genius des Phidias erſchuf. Dieſes große nationale Geſammtkunſtwerk des Perikleiſchen Athens war die Akropolis, die uralte, heilige, ſagenumleuchtete Burg der Hauptſtadt von Hellas.

Akropolis heißt Hochſtadt. Inmitten der attiſchen Hochebene, deren Halbkreis durch die Bergzüge des Hymettus, Pentelikon, Parnes und Aegaleos gebildet wird, erhebt ſich ſchroff und ſteil aus der Ebene aufſteigend in einer Höhe von nahezu vierhundert Fuß der Felſenhügel, welcher in vorhiſtoriſcher Zeit die Stadt Athen trug. Dieſer Felſenhügel war die Akropolis. Von drei Seiten, nach Norden Oſten und Süden zu, verliehen die ſteil abfallenden Felſenwände natürlichen Schutz. Nur auf der Weſtſeite ſenkte ſich der Fels allmälig mit einer breiten Erdlage in das Thal, aus welchem darum auch nur von dieſer einzigen Seite ein Aufgang zur Burg führte. Aus der befeſtigten Hochſtadt wurde ſpäter, als die Stadt ſelbſt am Fuße des Felſens auf deſſen nordlicher Seite ſich ausbreitete, die Citadelle, die Burg, welche die Heiligthümer der Stadt, die vornehmſten Tempel der Götter, und den Staatsſchatz ſchirmend umſchloß. Dieſen Charakter der befeſtigten Burg bewahrte die Akropolis auch noch in jenen glänzenden Zeiten der höchſten Macht Athens, als Perikles und Phidias ſie mit den Meiſterwerken der Architektur und Plaſtik ſchmückten. Noch heutigen Tages iſt ein freier Anblick der Propyläen und des Parthenon nur von außerhalb der Stadt, von der piräiſchen Straße her und von den Hügeln, welche ſie umgeben, möglich; und ſo ſah auch der Bewohner des alten Athens von ſeiner

Akropolis nichts als die Festungswerke auf die Stadt niederragen. Die alten Tempel und Heiligthümer, welche die Akropolis bedeckten, gingen in Flammen auf, als die Perserschaaren Hellas überschwemmten. Aber sie stiegen unendlich herrlicher empor aus der Asche, nachdem in den glorreichen Siegen von Salamis und Platää Griechenland seine Freiheit erkämpft und Rache genommen hatte an den städteverwüstenden Barbaren. Zuerst freilich beeilte man sich nur, die Akropolis als Festung herzustellen und die gebrochenen Mauern wieder aufzubauen. Die Trümmer der zerstörten Tempel mußten dabei als Baumaterial dienen, und noch heute gewahrt der Beschauer an den regellos eingefugten Fries- und Giebelstücken, Gebälkresten und Säulentrommeln, aus denen die Nordseite der Mauer besteht, die Spuren jener eilenden Hast, mit welcher Themistokles das Werk der erneuerten Befestigung der Stadtburg betrieb. Aber auch in der Zeit ihrer höchsten Blüthe und Macht, als die herrlichsten Bauten und Kunstwerke die Akropolis schmückten, ließen die Athener jene alten ungestalten Mauern unangetastet stehen, damit sie ein lebendiges Zeugniß seien von dem entsetzlichen Elend und Drangsal, aus dem sich Athen mit der Hülfe der Götter herausgekämpft zu dem Glanz und Reichthum seiner Perikleischen Herrlichkeit. Auch hier stand den Alten die Ehrfurcht vor dem Monumentalen, Ueberlieferten höher, als selbst die Forderung vollendeter Schönheit *).

Mit kaum fünfhundert Schritten durchmißt man die Länge, mit zweihundertfünfundzwanzig die größte Breite des künstlich geebneten Felsrückens der Akropolis. Aber dieser kleine Raum war genügend, um die größten und herrlichsten Werke aufzunehmen, welche jemals die bauende und bildende Kunst geschaffen. Die Summen, welche Perikles auf sie verwendete, würden den Finanzminister des mächtigsten Staats von Europa erschrecken machen. Sie betrugen, wenn wir den Geldwerth jener Zeit in Anschlag bringen, weit über zehn Millionen Thaler unseres Geldes. Zwei Jahrtausende später bedurfte es langer Be-

*) Hettner, Griechische Reiseskizzen S. 63 u. 67.

rathschlagung, ob das mächtigste Volk der Erde, dessen Hauptstadt mehr Einwohner zählt, als der ganze athenische Staat zu Perikles' Zeit, den funfzigsten Theil dieser Summe verwenden möge, um die von Lord Elgin geraubten Reste der Parthenonsskulpturen zum Eigenthume Englands zu machen.

Von uralter Zeit her waren auf der Akropolis alle Keime des öffentlichen Lebens, Religion, Regierung, Gericht wie in einer Knospe verschlossen. Die geschichtliche Zeit brachte diese Knospe zur vollen Blüthe der Entfaltung durch die Hand der Kunst. Hier stand der Tempel des alten Königs Erechtheus, des Stammheroen der Athener, des Pfleglings der erhabenen Zeustochter Pallas Athene. Schon Homer kennt und preist das wohlgefügte Haus des erdgebornen Erechtheus:

— des Königs, welchen Athene
Pflegte, die Tochter des Zeus (ihn gebar die fruchtbare Erde)
Und zu Athenä setzt' in den Tempel den opferreichen,
Wo ihr das Herz erfreun mit geopferten Farren und Lämmern
Jünglinge edler Athener in kreisender Jahre Vollendung.

In diesem Tempel, dessen Neubau Perikles nach dem Perserbrande begann, der aber erst ein Menschenalter nach seinem Tode zu Ende geführt ward, thronte im uralten, vom Himmel gefallenen Bilde die Göttin Athene Polias, die Stadtbeschützerin, auf derselben Stätte, wo sie ihren Streit um die Herrschaft des Landes mit Poseidon geführt, und wo noch neben dem Salzquell, dem Geschenke Poseidons in jenem Wettstreite, der heilige Oelbaum stand, die Gabe der siegreichen Pallas. Noch heutigen Tages sind die Trümmer dieses Erechtheums, gereinigt von den türkischen und mittelalterlichen Verunstaltungen, das Entzücken der kunstsinnigen Betrachter, und die in ihrer Art einzige, von allen anderen griechischen Tempelbauten abweichende Komposition dieses wundervollen Bauwerks ist eben nur die, von Meisterhand gelöste, Aufgabe: die zahlreichen Heiligthümer, Altäre und Wundermale in einem Ganzen zu vereinen, das jedes derselben in seiner Selbständigkeit bestehen ließ, während der Bau als Ganzes doch zugleich den Anforderungen vollendeter architektonischer Schönheit Genüge leistete.

Versetzen wir uns einen Augenblick zurück in jene Zeit, wo die Akropolis vollendet dastand, hochragend mit ihren Tempeln und Kunstwerken über der mächtigen blühenden Stadt zu ihren Füßen, ein großes Heiligthum der schützenden Göttin Athene.

Es ist die Zeit des großen Festes der Göttin, die Zeit der alle vier Jahre mit besonderem Glanze gefeierten Panathenäen. Die festlichen Wettkämpfe der Wagenrennen, der gymnastischen Spiele und der musischen Wettstreite, in denen die edelsten Jünglinge und Männer drei Tage lang alle Tugend und Vollendung leiblicher und geistiger Ausbildung bewährten, sind beendet. Die Preise, bestehend in Kränzen von Olivenzweigen und in schönen irdenen Vasen, gefüllt mit Oel von den heiligen Oelbäumen, sind von den Kampfrichtern an die Sieger vertheilt, und Alles rüstet sich nun zum großen Pompe des vierten Tages, zu der heiligen Festprocession, dem feierlichsten Schlußakte des großen Götterfestes. Denn es galt jetzt, allen Glanz und alle Herrlichkeit, deren man sich in diesen Festtagen erfreut hatte, alle Kraft und Schöne der Jugend, alle Kunst, Würde und Tüchtigkeit des Gemeinwesens derjenigen Göttin im Bilde dankbar verehrend darzubringen, unter deren segenbringendem Schutze Athen herangeblüht war zur Hellas in Hellas. Zu diesem Tage hatten erlesene Jungfrauen der ersten Geschlechter mit kunstgeübten Händen das heilige Gewand, den Peplos der Göttin, gewebt, der jetzt im feierlichen Festzuge hinaufgebracht werden sollte auf die Akropolis. Priesterinnen hatten die Arbeit geleitet. Unter ihren Augen hatten die Töchter der Stadt auf den Scharlachgrund des Gewandes in kunstvoll verschlungenen Gruppirungen die Thaten der Göttin gestickt. Bald war es Athene, wie sie an der Seite des Göttervaters die himmelstürmenden Giganten bekämpft, bald dieselbe als Schützerin ihrer Lieblinge, des Herkules und Bellerophon, oder der Helden von Ilion bei ihren kühnen Thaten, welche dieser Peplos darstellte, der zu jedem Feste von kunstfertigen Händen erneuet, alle großen Züge aus der Heldensage des Volks in farbenstrahlendes Dasein rief. Brauch und Kunst solcher Werke waren nicht allein auf Athen beschränkt. Auch in Elis woben alle vier Jahre sechzehn

Jungfrauen der olympischen Here ein gleiches kunstvoll geschmücktes Festgewand. Daß diese im Alterthum vielbewunderten Arbeiten, wie die Gobelins der heutigen Zeit, nach Originalen großer Maler gefertigt wurden, unterliegt für die Blüthezeit der hellenischen Kunst keinem Zweifel. Daß sie, ähnlich wie die heutigen Arbeiten, lange Zeit und großen Kunstfleiß erforderten, geht aus den langen Zwischenräumen hervor, welche zwischen je zwei solchen Leistungen vergingen. Noch jetzt haben wir an den Marmorgewandungen einzelner Minervenstatuen eine Andeutung solcher Webekunst und der künstlerischen Sujets ihrer Bilder; so an der Minerva in Dresden, wo auf einem der eilf Felder, die den Bruststreifen ihres Peplos zieren, die gerüstete Göttin dargestellt ist in dem Momente, da sie dem zu Boden stürzenden Giganten Enceladus mit ihrem Speere den Todesstoß giebt.

Doch zurück von dieser Abschweifung zu dem Festmorgen der großen Procession, die das Weihegeschenk hinaufgeleiten soll zum Tempel der Göttin auf der hochragenden Stadtburg. Schon hat sich das Volk der Stadt und aller umliegenden Gauen versammelt vor dem Hauptthore von Athen. Mit Schild und Speer gerüstet ordnet sich hier die waffenfähige Mannschaft zu Fuß und zu Roß unter ihren Führern, alle in weißen Festkleidern und mit Kränzen geschmückt; bunte Kleidung war verboten durch Sitte und Heroldsruf für die Theilnehmer nicht nur, sondern auch für die Zuschauer des heiligen Festzugs. Zu den gerüsteten Männern und den stolzen Reitergeschwadern gesellten sich dann noch die Züge der erlesenen Jungfrauen, die Töchter der Schutzbürger, heilige Körbe, nachenförmige Opfergefäße, Wasserkrüge und Sonnenschirme tragend, und von diesem Amte Kanephoren, Skaphephoren, Hydriaphoren und Skiadophoren benannt. Andere, Diphrophoren genannt, trugen Sessel zum Ausruhen für die edlen Bürgerinnen. An sie schlossen sich die Sieger in den Kampfspielen der vergangenen Festtage, die älteren Bürger mit Oelzweigen in den Händen (Thallophoren); die Jugend der Epheben vom 18. bis 20. Jahre in ihren Festgewändern. Besonders Geehrte trugen die Geschenke für die Göttin und die Pracht der goldenen

und silbernen Schaugefäße, von der Hand der besten Meister mit kunstreichem Zierrath geschmückt. Das Wundervollste aber des ganzen Zuges war ein großes, prachtvoll gearbeitetes Schiff, welches jetzt aus seinem Aufbewahrungsorte vor dem Thore hervorgezogen, auf Räder gesetzt und stattlich aufgeschmückt, als Segel jenes kostbare heilige Festgewand der Göttin in strahlender Pracht entfaltete, und hochragend aus dem Gedräng der jubelnden Menge unter Festgesang und Klang der Musik einhergezogen ward. Auf diesem Peplos vor Allem beruhte das Religiöse der Festlichkeit. Es sollte ja der Göttin selbst, dem uralten Schnitzbilde der Athene Polias als neues Feiergewand angethan, ihr selbst eine festliche Freude bereitet werden. Da blieb Keiner zurück, und auch die zeitgeizigsten Landbewohner eilten wenigstens auf einige Stunden von fern und nah in die Stadt, um die Herrlichkeit des neuen Peplos zu schauen, der so angebracht war, daß seine eingestickten Bilder von allen Seiten genau betrachtet werden konnten. Durch das glänzendste Thor von Athen betrat nun der geordnete Festzug, von Musikchören begleitet, den Boden der Stadt, bewegte sich dann durch die schönsten und reichsten Straßen, vorüber an den berühmtesten Heiligthümern, bei denen geopfert und gesungen wurde, auf weitem Umwege rund um den Felsen der Akropolis herum, bis hin zum westlichen Fuße, wo sich der Aufgang befand. Hohe Terrassenmauern schützten hier den von der Natur minder befestigten Abhang, ein vorspringender Thurm sicherte das untere Festungsthor, durch welches wir jetzt den Zug hinanschreiten sehen. Schon haben die Ersten die Höhe der Terrassen erreicht und stehen an der großen Freitreppe von Marmor, welche zu den Propyläen, dem eigentlichen Eingangsthore der Akropolis, führt, die aus der festen Burg der Vorzeit seit Cimon und Perikles längst ein offener Göttersitz geworden ist. Die Stufen der Freitreppe sind in der Mitte unterbrochen durch eine mit gerillten Steinen belegte Bahn, auf welcher jetzt Reiter und Fußgänger hinaufziehen zu dem herrlichen Hallenthore der Propyläen. Noch ehe sie es erreichen, begrüßt sie der Jubelruf der Menge, welche dort rechts die Plateforme bedeckt, in welche die südliche Burgmauer ausläuft, und die

durch eine Seitenstiege mit der Haupttreppe verbunden ist. Ein leichter zierlicher Tempel thront auf diesem mächtigen Mauerpfeiler: es ist der Tempel der Nike Apteros, der flügellosen Siegesgöttin; denn nicht unbeständig hin- und herschwebend, sondern gleichsam in seiner eigenen Heimath weilt der Sieg in seiner geliebtesten Stadt. Aber die Menge, die das Heiligthum umdrängt, hat heute kein Auge für den zierlichen Bau des Tempels und für die Marmorgruppen des Frieses, welche die siegreichen Kämpfe der Hellenen gegen die Asiaten zu Fuß und zu Roß darstellen. Sie läßt den Blick auch nicht schweifen auf die herrlichste Aussicht über Land und Meer und Inseln, die noch heute den Beschauer mit einem Panorama entzückt, das seines Gleichen nicht hat auf der Erde. Aller Augen sind gerichtet auf den herrlichen Festzug, der an ihnen vorbei die breite Marmortreppe hinaufzieht zu dem heiligen Eingangsthore, das mit seinen Marmorhallen und seinen beiden Seitenflügeln die ganze Westseite des Felsens, 168 Fuß breit, überspannend, zum Eintritte ladet. Das sind die Propyläen, von Phidias und Perikles erdacht, von Mnesikles ausgeführt, ein Werk der Baukunst so einzig in der griechischen Welt, wie Athen einzig war in ganz Hellas. Jedes Herz unter den Tausenden des nahenden Zuges schwillt höher in freudigem Stolze bei dem Anblicke dieses Baues, der wie ein glänzendes Diadem die Stirn seiner vaterländischen Götterburg umgiebt. Achtundfunfzig Fuß, der Breite der Treppe entsprechend, nimmt der Mittelbau des eigentlichen Thores ein, den Rest des Raumes zur Rechten und zur Linken füllen zu beiden Seiten, um 26 Fuß nach der Treppe zu vortretend, zwei tempelförmige Gebäude, die Giebelfronten mit den offenen Säulenhallen der Treppe zukehrend, welche an ihnen vorüber dem mittleren Hauptgebäude zuführt. Es sind die bildergeschmückte Pinakothek und das Zeughaus. Zwischen beiden hindurch schreitet der Zug, vorbei hier an den Waffen, mit denen Athen seine Freiheit erfochten, dort an den Bildern, in denen die Großthaten der heroischen Ahnen von Meisterhand verewigt sind. Jetzt steigt er hinan die letzten Stufen zum heiligen Burgthor. Sechs dorische Säulen von pentelischem Marmor fünftehalb Fuß im

Durchmesser, neunundzwanzig in der Höhe, tragen den dorischen Fries, gekrönt von dem mächtigen Dreieck des Tempelgiebels. Aber der Giebel entbehrt des Bilderschmucks, der sonst die Tempel ziert; denn nicht ein Götterheiligthum betritt der Zug, der jetzt durch die fünf Säulenöffnungen hindurch der inneren Halle zuschreitet, sondern nur den Eingang zu dem großen Gesammtheiligthume der Akropolis. Das mittlere Thor ist das größte, denn hier stehen die Säulen dreizehn Fuß von einander, während die anderen nur sieben Fuß von einander entfernt sind. Zu beiden Seiten des inneren Raums bilden je drei und drei Paare ionischer Säulen die Durchgangshalle von etwa vierzig bis funfzig Fuß Tiefe. Sie ist geschlossen durch eine Mauer aus pentelischem Marmor. In leuchtendem Farbenschmucke prangt die weitgespannte, mit goldenen Sternen gezierte Decke, und zwischen den Säulen stehen kostbare Erz- und Marmorwerke, als Weihegeschenke aufgestellt.

Und nun öffnen sich klingend, beim Nahen des Feierzuges, die prächtig geschnitzten und vergoldeten fünffachen Thore, welche den Eintritt in die tempelgeschmückte Götterburg verschließen. Die Tempeldiener haben im Inneren alle Festzurüstungen beendet, und der feierliche Moment ist gekommen, den Aristophanes schildert, wenn in seinen Rittern ein Bürger Athens ausruft;

»Jetzt werdet Ihr sehen! Schon vernehme ich den Klang, wie die Pforten des Thores sich öffnen!
Auffauchzend begrüßt, das jetzo erscheint, das Athen vorzeitlicher Ahnen,
Die bewunderte, liedergepriesene Stadt, wo der herrliche Demos regieret!«

Ein ziehen jetzt die Reihen des vielgegliederten Festzugs, der wie ein blitzender und leuchtender Strom sich hinerstreckt durch die Hallen über die marmorne Freitreppe, bis hinunter zum Fuße des Felsens. Mit ihnen ergießen sich die Schaaren der Zuschauer in das erschlossene Innere auf den heiligen Boden der Tempelburg. Wie leuchtet in dem hellen Sonnengolde unter der unaussprechlichen Klarheit des südlichen Himmels die Fülle der Herrlichkeit, welche ringsumher Alles bedeckt: die Pracht der Götterhäuser, der Statuen von Erz und Marmor, der Weihgeschenke

von heiligen Geräthen und Dreifüßen, von Siegesrossen und Kriegsgespannen aus glänzendem Metall getrieben! Da links in ihrer Mitte ragt das siebzig Fuß hohe Riesenbild der ehernen Athene Promachos, Phidias' Werk, empor, in der Linken den Schild erhoben, in der Rechten den Speer schwingend, die ewig kampfgerüstete Beschützerin ihres ältesten Heiligthums, des Erechtheion genannten Tempels der Athene Polias, der sich wenige Schritte weiter hinter ihr mit seiner Karyatidenhalle und seinem Säulenanbau erhebt. Aber Alles überstrahlt, zur Rechten auf der höchsten Burgfläche gelegen, der neue Tempel der Göttin Jungfrau, der Athene Parthenos, Phidias' herrlichste Schöpfung, der Normaltempel der vollendeten attischen Kunst, der säulenwaldumgebene Parthenon.

Zu ihm hin wendet sich jetzt der Festzug. In zwei Hälften getheilt umkreist er, hier zur Rechten, dort zur Linken gewendet, in elliptischem Bogen den Wunderbau, bis sich die Vordersten vor der Ostseite des Parthenon begegnen. Aufschauend aber zu dem Bilderschmuck, dessen Kranz den Fries des Tempelbaues auf allen Seiten umgürtet, erblicken die Einherziehenden auf farbenleuchtendem Grunde, von Phidias' Meisterhand geschaffen, das marmorne Abbild ihrer selbst, den Festzug der heiligen Panathenäen, den ewigen herzerfreuenden Schmuck des Hauses der Göttin, für die alsbald, unter den Festgesängen der versammelten Schaaren, auf dem Altare vor dem Tempel sich das große Brandopfer entzündet. Und war das Opfer vollendet, und der neue Peplos mit anderen Opfergaben der Göttin dargebracht, dann folgte der gemeinsame Schmaus, zu dem aus ganz Attika die Opferstiere der Festhekatomben gesendet waren, und wenn dabei auch in der Lust wohl einmal ein Bürger, wie der Strepsiades in Aristophanes' Wolken, des Guten zu viel that, so verblieb doch dem schönsten der Feste bei aller Heiterkeit hellenischer Sinnenlust, der Charakter jenes Maßes und jenes feinen selbstbewußten Anstandes, den nach Jahrtausenden noch der heutige Besucher Griechenlands an der Festfreude der späten Nachkommen bewundert.

Der Parthenon.

Wir aber treten jetzt hin, den Tempel zu beschauen, den der Homer der Plastik, den Phidias erschaffen und mit den höchsten Werken seiner Kunst geschmückt, diesen Wunderbau, der einzig dasteht unter allen Tempeln Griechenlands, so hoch erhaben über den anderen, wie die Gesänge Homer's über den Epen der späteren Zeit.

Von den Propyläen langsam aufwärts schreitend, sehen wir ihn auf der höchsten Erhebung des Akropolisplateaus vor uns liegen. Seine westliche Giebelseite ist uns zugewendet, aber sie ist nicht die Eingangsseite. Ein altes griechisches Kultgesetz wollte, daß das im Tempel aufgestellte, dem Eintretenden entgegenblickende Gottesbild nach Osten schaue. Darum hat auch der Parthenon seinen Eingang auf der Ostseite. Dorthin also lenken wir unseren Schritt.

Der griechische Tempel war für den Hellenen ein Anathema, ein Weihgeschenk, das er seinem Gotte darbrachte. Darum bedurfte es eines künstlichen Fußbodens, gleichsam eines Altars, auf welchem das Geschenk der Sterblichen der Gottheit entgegengetragen erscheine. Diesen Altar bildet für den Parthenon eine Schicht von drei mächtigen Stufen, deren obere Fläche, 227 Fuß lang und 101 Fuß breit, auf ihrer Mitte die Cella, den länglich viereckten Kern des Gotteshauses trägt. Dieser Bau lag genau auf derselben Stelle des uralten, von den Persern verbrannten Tempels der Göttin, das Hekatompedon genannt, weil er hundert Fuß maß in der Länge; und noch heute findet man unter dem künstlichen Boden (Stylobat), der den Parthenon trägt, die Grundlagen jenes älteren Tempels. Die Cella des Parthenons ist rings umgeben von einer weiten offenen Säulenhalle, welche an den beiden Giebelseiten von je acht dorischen Säulen, an den beiden Langseiten — wenn wir die Eckſäulen der Vorderseiten mitzählen — von je siebzehn Säulen gebildet wird. Durch diese ringsumlaufende Säulenhalle ist der Parthenon, wie es die griechischen Baumeister nannten, ein Peripteros, d. h. ein an beiden Seiten beflügelter Bau. Denn der Phantasie des Griechen er-

schienen diese heiteren Luft und Licht fassenden Hallen, deren Majestät den ernsten Bau des eigentlichen Tempelhauses umgab, wie Fittige, deren Schwungfedern die Säulen bildeten. Und sie verdienen hier diesen Namen in der That. Denn wie getragen von seinen Schwingen erhebt sich der wundervolle Bau dem Himmel entgegen, die Schwere seiner Massen überwindend durch den Geist, der das Gesetz und Motiv ihrer Zusammenfügung erfand. Dieses Gesetz, das erst nach Jahrtausenden die Wissenschaft unserer Tage durch genaueste Messungen wieder entdeckte, lag in dem feinen Gefühle der alten Meister Phidias und Iktinos, welche bei diesem Bau überall die gerade Horizontallinie vermieden. Schon der Unterbau, der Stylobat, ist nicht wagerecht gebaut, sondern hebt sich von den äußersten Enden in der Form einer dem Auge ohne Messung unmerklichen Kurve nach der Mitte hin. Und ebenso stehen auch die Säulen nicht senkrecht, sondern sie neigen sich nach oben hin, bei einer Höhe von 34 1/2 Fuß, fast um anderthalb Zoll mit ihren Kapitälen gegen die Cellamauer, die auch ihrerseits dieser Neigung durch eine Böschung von 7/100 Metres in gleicher Richtung entspricht. Ja in der ganzen Architektur des Tempels, vom Kranze bis zum Unterbau hinab, ist keine einzige Linie wirklich horizontal, sondern alle sind entsprechend der Kurve, deren Anfang sich schon an der untersten Tempelstufe zeigt, nach oben hingebogen. Dadurch wurde der Eindruck der Schwere, der sich bei einer vollkommen geradlinigten Architektur in langen Säulenstellungen mit säulengetragenen Giebeln, geltend macht, auf das Glücklichste vermieden. Darum setzt sich auch jene Kurve fort in den nach oben wie nach unten gekrümmten Linien, die vom Architrav, der auf den Säulen ruhet, bis zur Giebelspitze gehen. Diese Kreislinie aber, die sich in dem ihr parallelen Laufe aller anderen wiederholt, und deren unvermerkte Schwingung nur durch Messung zu finden ist, bringt verbunden mit der, ebenfalls dem gewöhnlichen Auge kaum bemerkbaren Schwellung der Säulen jene Wirkung hervor, die sich seit Jahrtausenden in dem wohlthuenden Gefühle voller Befriedigung mächtig erwies, das den Betrachter selbst noch heute beim Anblick der Ueberreste des herrlichen Bauwerks

ergreift und sein Gemüth mit jener stillen Ruhe und Hoheit erfüllt, deren Ausdruck Winckelmann als das Wesen der griechischen Kunst bezeichnet. Dieses Gefühl war es, dem ein halbes Jahrtausend nach der Vollendung des Baues der Grieche Plutarch beim Anblick des Parthenon Worte verlieh, wenn er ausruft: »Wie dieser Bau von Anfang an in seiner Schönheit dastand als ein ewiges Werk, so steht er auch jetzt noch in seiner Erhabenheit in frischer Neue und Jugend; und so webet es über ihm wie ein Blüthenduft immerwährender Jugendschönheit, ewig unberührt durch die Zeit, den Hauch und die Seele alterloser Neuheit bewahrend!«

Die Säulen sind mit dem Kapital wenig über 34 Fuß hoch und mit zwanzig Kaneluren geschmückt. Sie bestehen meist aus zwölf Trommeln, die mit hölzernen Dübeln untereinander verbunden sind; aber so fein ist die Zusammenfügung dieser Marmorblöcke, daß noch heute in geringer Entfernung die Säulen wie aus einem Stück erscheinen. Sechs Fuß und zwei Zoll ist ihr Durchmesser am Boden, sieben Fuß vier Zoll ihre Abstandsweite. Auch diese Maßverhältnisse sind von höchster Schönheit. »Die Weiten sind gerade breit genug, um ihnen die Wirkung des Offenen und Freien zu sichern, und doch wieder so nahe, daß sie uns nirgends die Anschauung eines geschlossenen künstlich gebildeten Raumes entziehen. In den älteren dorischen Tempelbauten stehen die Säulen zu dichtgedrängt, in der Zeit der verfallenden Baukunst umfassen ihre Zwischenräume oft mehr als drittehalb ihrer Durchmesser, wodurch die Säulenhalle leer und zusammenhanglos wird.« Ebenso bewundernswerth sind die übrigen Maßverhältnisse in Harmonie gesetzt. Der Parthenon ist kein Kolossalwerk der Baukunst. Bei einer Länge von 227 Fuß beträgt seine Höhe von dem Säulenfuße bis zur Giebelspitze nur 65 Fuß. Nicht die Höhe des Gebäudes ist es, welche den gewaltigen Eindruck hervorruft, es ist nicht das Kühne, Unermeßliche, dessen Anschauung das Gemüth überwältigt, nicht das labyrinthisch Verschlungene, an dessen Verständniß der Geist verzagt — es ist vielmehr, wie Curtius in seiner unübertrefflichen Schilderung so schön sagt, das leichtfaßliche Gesammtbild, in welchem klar, heiter und verständlich das Ganze vor

uns hintritt, welches die Seele mit stillem Entzücken und seliger Ruhe erfüllt. »Aber bei dieser klaren Einfachheit fehlt nicht der tiefere Sinn, denn hier ist mehr als ein anmuthiger Wechsel der Formen und ein makelloses Ebenmaß. Damit aber der innere geistige Sinn klar in die Erscheinung trete, verbinden sich mit der Baukunst die bildenden Schwesterkünste, deren Nährerin und Trägerin hier die Architektur ist. Sie öffnet ihnen die schönsten Räumlichkeiten zur Entwickelung ihrer Formenwelt, und empfängt zum Danke von ihnen die sinnvolle Ausstattung mit ausdrucksvollen menschlichen Gestalten« *).

Wir haben gesehen, daß der Parthenon ein großes Nationalheiligthum war, geschaffen von dem großartigen Sinne des edelsten Volks in der besten Zeit seines politischen Lebens, auf der Höhe seiner Macht und Kultur, wie der Ausbildung jenes ihm angebornen Taktes für das Wahre und Schöne, unter der Leitung seiner edelsten und größten Geister. Dem Allen entsprach nun auch an Sinn und Gehalt die Ausschmückung des Baus durch die bildenden Künste. Die äußeren Bildwerke des Parthenons waren ein Inbegriff und eine bildliche Darstellung der attischen Religion und des attischen Lebens in ihren höchsten und bedeutsamsten Momenten.

Die Haupträume, welche sich bei dem griechischen Tempel dorischer Art zu solcher Darstellung boten, waren dreifach. Zunächst die mächtigen Dreiecke der Giebelfelder der beiden Schmalseiten, eingerahmt durch das vorspringende Gebälk des Adlerdaches und des Simses der Säulenvorhallen. Sodann die Zwischenräume zwischen den Balkenköpfen, die Metopen genannt; drittens endlich der Fries, welcher die obere Mauer der viereckten Cella auf allen Seiten umgab. Die Vorstellung des letzten wie die des ersten Raumes ist leicht; für die Metopen bedarf es einer kurzen Erklärung.

Der griechische Tempelbau gründet sich auf Bedingungen und Verhältnissen, welche das Holz als erstes Baumaterial voraussetzen. Fast

*) Curtius Akropolis S. 19.

alle älteſten griechiſchen Tempel, von denen wir Kunde haben, waren aus Holz gebaut. In der urälteſten Zeit baute man ſo, daß die Quer- oder Hauptbalken, welche auf dem von den Säulen getragenen Unterbalken, dem Architrav, auflagen, über denſelben mit ihren Enden (den Köpfen) hinausragten. Später ſchnitt man von den Quer- oder Hauptbalken, welche dazu dienten, den Kranz und das Dach des Gebäudes zu tragen, jene hervorragenden Köpfe in gerader Linie mit der Außenſeite des Architravs ab, und nagelte, des gefälligeren Ausſehens wegen, wie der römiſche Architekt Vitruv ſagt, »vor die abgeſtutzten Balkenenden Bretter von der Form der jetzigen Triglyphen, die man mit blauer Wachsfarbe bemalte, damit die abgeſchnittenen Balkenenden nicht das Auge beleidigten.« Auf dieſe Weiſe bekamen in doriſchen Gebäuden die nacheinander gereihten und durch Anordnung der Triglyphen bedeckten Balken, welche auf dem Architrav lagen, Zwiſchenflächen oder Metopen. Dieſe Metopen waren urſprünglich offene viereckte Räume, welche dazu dienten, um Dreifüße und andere Weihegeſchenke und heilige Geräthe zum Schmuck in ihnen aufzuſtellen. Als man dieſelben ſpäter zur Zeit des Steinbaues mit ſteinernen oder marmornen Flächen ausfüllte, boten dieſe von den farbigen Triglyphen und den Kranzleiſten des Geſimſes gleichſam in Rahmen gefaßten leeren Quadratflächen dem für alles Schöne und Harmoniſche ſo empfänglichen Geiſte der Hellenen gleichſam von ſelbſt ſich dar, um ihren Raum durch Skulptur und Malerei verſchönernd für das Ganze ſinnvoll auszufüllen. Dieſe ausgefüllten Metopentafeln nannte man nun ſelbſt Metopen, indem man den Namen des Raums übertrug auf die Gebilde, die er umſchloß.

Ueberſchauen wir jetzt nach dieſer kurzen Zwiſchenbemerkung den äußeren Bilderſchmuck des Parthenon in ſeiner Geſammtheit, wie ihn die großen Meiſter Phidias und Iktinos erdacht als ein harmoniſches Kunſtwerk voll tiefen Sinnes und religiöſer Bedeutſamkeit.

Die beiden Hauptdogmen des attiſchen Glaubens waren: die Geburt der Pallas Athene aus dem Haupte des Vaters der Götter, und der ſiegreiche Wettſtreit der Göttin mit dem Meerbeherrſcher Poſeidon

um den Besitz des attischen Landes und die Verehrung seiner Bewohner. Diese beiden wichtigsten Dogmen seiner vaterländischen Göttersage sah der im Festzuge zur Akropolis hinaufziehende Bürger Athens in den beiden Giebelfeldern des Tempels seiner Schutzgöttin in zwei großen reich gruppirten, symmetrisch geordneten Kompositionen, von 46 bis 48 freistehenden kolossalen, eilf bis zwölf Fuß hohen Figuren, durch den ersten Meister hellenischer Bildkunst dargestellt.

Hinanschreitend zum Eingange auf der östlichen Seite sah er in dem hochragenden Dreieck des Giebelfeldes gleichsam ein Bild des Weltalls vor sich ausgebreitet. In der Mitte Zeus auf seinem Throne sitzend, zwischen Morgen und Abend, Aufgang und Untergang, Tag und Nacht, Anfang und Ende, umgeben von den Schicksalsgottheiten aller Geburt: von den drei Horen und den drei Parzen mit dem gütigen Glücke, der Agathé Tyche, sowie von den geburthelfenden Göttern: Aphrodite Urania und Eileithyia, Hephästos und Prometheus, Ares und Hermes. Dem Zeus aber zunächst stand, in Waffen strahlend, die herrliche Gestalt der, seinem Haupte entsprungenen Göttin Pallas Athene zur staunenden Freude der sie umgebenden Götterversammlung — wie der Homerische Hymnus sang:

Und Ehrfurcht faßte die Götter
Allzumal; und sie sprang von dem Aegis tragenden Vater
Nieder im hurtigen Schwung, von seinem unsterblichen Haupte,
Schwingend den ragenden Speer.

Zur Linken in der äußersten Ecke des Giebelfeldes tauchte aus den Wellen empor der Sonnengott mit den Häuptern der aufsteigenden Rosse, während an der entgegengesetzten Ecke Selene mit ihrem Gespann sich hinabsenkte in die Fluthen des Meeres. Denn unter geht mit den hellen Tagesgöttern der Hellenen der wilde nächtliche Dienst der orientalischen Mondgottheit, weichend dem Kultus der freundlich menschlichen Lichtgötter, deren edelste die Göttin des Gedankenlichts, der Kunst und Weisheit, die Zeusgeborne Lieblingstochter, die jungfräuliche Pallas Athene.

War so der östliche Giebel dem ersten Auftreten der Göttin geweiht, so zeigte die große Statuengruppe des westlichen Giebelfeldes ein poetisches

Bild der Verherrlichung des Landes selbst, um dessen Besitz einst zwei große Gottheiten gestritten. Der Wettstreit ist entschieden, der Sieg ist der Göttin zugesprochen, auf deren Geheiß soeben der fruchtspendende Oelbaum aufgesproßt war, dem der Preis zuerkannt worden vor der Gabe des Poseidon. In der Mitte des Giebels sah man zu beiden Seiten des hochaufgesproßten heiligen Oelbaums die Gestalten der beiden Hauptpersonen, hier Athene sich in stolzer Siegesfreude ihrem von Erechtheus begleiteten Wagen zuwendend, dessen Rosse die flügellose Nike lenkte; dort Poseidon voll Unmuth seinem von zwei Seepferden gezogenen, von Amphitrite gelenkten Wagen zuschreitend, den Leukothea begleitete. Lokalgottheiten des attischen Landes, die Schiedsrichter in dem Götterwettstreite, waren zu beiden Seiten kunstreich und sinnig gruppirt zu schauen. Zur Seite der Athene, von ihrem Wagen abwärts nach der Ecke zu, der uralte Stammheros des Athenerlandes, der Heros Kekrops mit seiner Gemahlin und ihren vier Kindern, Agraulos, Herse, Erechthon und Pandrosos, endlich in der Giebelecke selber sitzend hingestreckt die herrliche Gestalt des attischen Flußgottes Ilissos, noch heute das höchste Werk antiker Bildkunst. Auf der Seite Poseidon's und hinter dem Wagen desselben das erhabene Bild der Allmutter Erde der Kindernährerin, der Gäa Kurotrophos mit Kindern in ihren Armen, ihr zunächst die große Gruppe der Thalassa mit der aus ihrem Schooße sich erhebenden Aphrodite, hinter ihr Galene, die Göttin der lieblichen Meeresstille. Am Schlusse des Giebels endlich der Flußgott Kephissos mit seiner Gemahlin Diogeneia und die Quellnymphe Kallirrhoe. Wenn in der Darstellung der Geburt Athenens erhabene Ruhe vorherrschend war, so zeigte die Bildgruppe des anderen Giebels statt dessen mehr den Charakter lebhafter Bewegung. Ein solcher Gegensatz war künstlerische Absicht. Wir finden ihn überall in den Giebelgruppen, von denen uns Nachrichten erhalten sind *).

*) Welcker, Alte Denkm. I, S. 171. — Brunn, Geschichte der griech. Künstler I, S. 245. 248.

Und wie solchergestalt die beiden großen Hauptdogmen der Landesgottheit: das Mysterium ihrer Geburt und die Sage von ihrer ersten Großthat, auf den beiden Giebelfeldern in erhabenster Gestaltung, prangend in Farben, Gold- und Marmorglanz zu schauen waren: so umschlossen Darstellungen anderer Großthaten, von ihr selbst ausgeführt oder unter ihrer schützenden Leitung von Göttern und Heroen zum Wohle ihres geliebten Landes vollbracht, unter jenen großen Giebelgruppen rund um den äußeren Fries des Tempels laufend, auf zweiundneunzig Metopen künstlerisch geordnet den Prachttempel der Göttin. Die vierzehn Metopen der östlichen Vorderseite zeigten Thaten der Athene selbst und ihrer begünstigten Heroen, Theseus und Herakles. Von den zweiunddreißig Metopen der südlichen Langseite zeigten dreiundzwanzig derselben Kampfgruppen aus dem Centaurenmythus, andeutend den Kampf des neuen gegen den uralten Kultus, während die neun übrigen Gegenstände enthielten, welche dem Mythus des siegreichen neuen Kultus angehörten. Hier sah man die mit dem Dienste der Athene selbst verbundene Darstellung der Verehrung der brauronischen Artemis, die Thesmophorien, die Belehrung der Priesterin der Athene, den damit verbundenen Kultus und das Schicksal der Agrauliden, der Verwandten des Kekrops; hier war Erechthonios, der Pflegesohn Athenens und Vater des Kekrops dargestellt, wie er das älteste, vom Himmel gefallene heilige Bild der Göttin einweihte im Heiligthume der alten Stadtburg; wie er siegreich den Zweikampf bestand mit dem Eleusinierkönige Eumolpos, dem Sohne Poseidon's, während ein anderes Metopenbild ihn zeigte Unterricht empfangend in der Kunst des Rosselenkens von der Athene. Auf zwei anderen Bildern endlich sah man die von der Göttin gleichfalls begabte Pandora mit dem Epimetheus, und den Triptolemos, wie ihn Demeter unterwies im Säen der milden Frucht des Getreides.

Die zweiunddreißig Metopen der nördlichen Langseite (von denen über zwanzig verloren sind, die mit einem Schiffe Lord Elgins untergingen) stellten Gruppen aus dem Mythus der Lapithen und Centauren,

Amazonenkämpfe und Thaten der rossezähmenden Göttin und ihrer begünstigten Helden Perseus und Bellerophon dar.

Die vierzehn Gruppen endlich, welche die Metopenreihe der westlichen Giebelseite schmückten, treten heraus aus dem Kreise der mythisch religiösen Gegenstände in das historische Leben Athens. Denn hier sah man Scenen aus dem ersten großen Kampfe, den unter der Göttin Schutz das Volk der Athener allein bei Marathon siegreich bestanden gegen die Heeresmacht des Perserkönigs. Und so waren auf dieser Seite, deren Giebel, wie wir sahen, die Schöpfung des attischen Oelbaums durch die Göttin darstellte, die erste und die letzte große Wohlthat der herrlichen Stadtbeschützerin, entlegenste mythische Sagenferne und nächste historische Wirklichkeit sinnvoll mit einander verbunden. Unter diese Metopenfelder aber, welche rings um den Tempel laufend, die Sittigung Athens durch die Göttin des Landes und seine Entwicklung zu Macht und Größe darstellten, da, an den großen Architravbalken über den Säulen hingen glänzende eherne Schilde als Siegestropäen rühmlich bestandener Kämpfe, der Göttin durch Inschriften geweiht.

Und nachdem so Phidias in den Giebeln und Metopenfeldern die Herrlichkeit und Macht der Landesgöttin und ihre dem Volke aller Hellenen und dem athenischen insbesondere erwiesenen Wohlthaten in einem Cyclus erhabenster Gestaltungen geschildert, schloß er das Ganze seiner tiefsinnigen Komposition durch den würdigsten Dank- und Lobgesang, indem er am Friese der Cella das gottgeliebte Volk der Athener selbst in einer reichen und köstlichen Bilderreihe darstellte, wie es in der Feier seiner Panathenäen begriffen in festlichen Zügen von Jungfrauen, Jünglingen und Männern jeden Alters und Standes, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, festlich geschmückt und lebensfroh, mit reichen Gaben und Opfern und mit allen Symbolen seines Glaubens hinaufwandelt zu der Schutzgöttin seiner erhabenen Stadtburg, ihr seine Verehrung und dankbare Huldigung darzubringen. Vierhundertachtzig Fuß lang umgab dieser marmorne Festzug alle vier Seiten des eigentlichen Tempelhauses (der Cella). Das attische Leben selbst in seiner edelsten Aeußerung, verschö-

nert zurückgestrahlt von einem Spiegel der Kunst, sah der Beschauer in einer unabsehbaren Reihe festlicher Gruppen und Aufzüge vor sich entfaltet. Auf der Westseite tummelten muntere attische Jünglinge ihre Rosse, welche allzumuthig dem gemessenen Paradegalop der Voranreitenden sich noch nicht fügen wollen; Andere sind noch mit ihrer Bekleidung, mit Zähmung der Thiere, mit Aufsteigen beschäftigt. Es sind die Vorbereitungen zum Reiteraufzuge, die wir uns noch vor dem Stadtthore zu denken haben; darum treffen wir hier die größte Mannigfaltigkeit und die bewegtesten Gruppen. Hieran schließen sich unmittelbar die Friesplatten der Langseiten, wo in zwei parallellaufenden und sich entsprechenden Zügen die geordneten Schaaren der Festgenossen sich gegen Osten hinbewegen. Die Reiter folgen dem Zuge der Kriegswagen, auf welchen die Sieger der vorigen Festtage stehen, von Siegesherolden begleitet, oder sie zeigen dem Brauche jener Spiele gemäß, im behenden Abspringen und Nacheilen ihre rasche Jugendkraft. Diesen voran in würdiger Ruhe eine Schaar älterer Männer und Frauen, und, den östlichen Ecken zunächst, der eigentliche Opferzug, Citherspieler, Flötenbläser, dazwischen Männer, welche die Opferthiere vorsichtig leiten. An der Ostseite endlich schreiten paarweise die attischen Jungfrauen mit dem heiligen Geräthe, gesenkten Hauptes, in langen faltigen Gewändern, begleitet von Töchtern der Schutzgenossen, welche ihnen Schirme tragen: Priester und Priesterinnen übergeben den auserwählten Knaben und Mädchen die Weihgeschenke, kurze Worte der Belehrung über die heiligen Dienstleistungen hinzufügend. *). Um die Mitte des Ganzen aber, auf der Eingangsseite im Osten, da empfangen die versammelten Burggötter selbst, hehre Gestalten von übernatürlicher Größe, auf Stühlen sitzend, die von beiden Seiten des Tempels ankommenden festlichen Reihen des Volks, um sie über die breite Marmorschwelle des eröffneten Götterhauses gleichsam der erhabensten Göttin vorzuführen, deren Majestät sich dort im Inneren des Tempels durch die Kunst eines von ihr begeisterten

*) Curtius S. 23. 24.

Sterblichen in Gold und Elfenbein gehüllt ihrem Volke offenbarte. Umstrahlt von des Himmels reinem Lichtglanz, der durch die säulengetragene, in der Mitte offene Decke des Heiligthums niederleuchtete, vor sich den Altar, der die Opfergaben empfing, hinter sich das verschlossene Schatzhaus des Staats, das den kleineren westlichen Raum des inneren viereckten Tempelbaues einnahm und dessen Hüterin sie selber war, so stand sie da, die jungfräuliche Göttin in ihrem Jungfrauengemache, ihrem »Parthenon«. Der Tempel aber, der auch als Ganzes diesen Namen führte, — wohl konnte bei seinem Anblick der Bürger Athens begeistert mit dem Dichter ausrufen:

Nimmer wird Eos Reicheres schauen
Und nicht Göttlicheres!

Denn man denke sich die Herrlichkeit dieses Tempelbaues und seiner Skulpturwerke nicht in der nordischen farblosen Eintönigkeit unserer grauen oder weißgetünchten Bauten, sondern gehoben durch den Reiz der edelsten Farben und die Kunst ihrer harmonischen Verbindung; man denke sich die Flächen der Giebelfelder und der Triglyphen bedeckt von der reinen Aetherfarbe des leuchtenden Himmelblau, gegen dessen Grund sich die von Künstlerhand sorgfältig bemalten, in glänzendem Metallschmuck prangenden Statuengruppen so vortrefflich abhoben; die oberen Bauglieder alle, die Gesimszierrathen, die zierlichen Mäanderverschlingungen über und unter dem äußeren Friese der Triglyphen und Metopen, und den Blätterschmuck der Tropfenbänder in hellen heiteren Farben prangend, und endlich die Säulenstämme und die Cellawände leuchtend in jener dem edelsten Marmor des Landes eigenthümlichen hellen Rosengluth, der wohl gar noch ein leiser gleichfarbiger Anstrich zu Hülfe kam, welcher das Blendende des Marmors im hellen Sonnenlichte milderte. Scheint es doch fast, als hätte die Natur Attika den herrlichen Marmor verliehen, um an ihm wie das Genie seiner Söhne, so auch die ganze Pracht ihrer Sonne abzuspiegeln; — also herrlich ist noch heute die Wirkung, welche der Glanz des Helios übt auf den Farbenzauber des

Parthenon. Noch heute scheint er oft, wie Reisende berichten *), von der ganzen Kraft einer attischen Sonne beleuchtet, wie ein großes, rosig goldenes Feuer aus dunkler Umgebung zum Himmel aufzulodern: »eine große, aus vergangenen herrlichen Zeiten her ruhig fortglühende Flamme.« Und so ist es in der That: der ganze Parthenon ist, wie der begeisterte Brönsted ausruft, noch heute in seiner trümmerhaften Gestalt eine bedeutungsvolle heilige Flamme, die selbst im Nebel und Frost moderner Gleichgültigkeit immer fortglühen muß, damit die Flamme der Kunst und der Einsicht, die einst ein ganzes Volk erwärmte, nicht völlig erlösche, sondern fortwährend die edelsten und besten Geister erleuchte!

*) Brönsted II, S. 145. 158.

Schickſale des Parthenon.

So ſtand der Parthenon mit der Herrlichkeit ſeines Bilderſchmucks noch ein halbes Jahrtauſend nach Phidias und Perikles, als Plutarch und Pauſanias ihn bewunderten. Und was iſt er jetzt!

Wohl erfüllt noch heute ein Wald hochaufſtrebender Säulen, von reichen Geſimſen gekrönt, durch Schönheit der Formen und Verhältniſſe das Auge mit Entzücken. Aber auf den erſten Anblick iſt ſelbſt die ſtärkſte Phantaſie unvermögend, aus der wüſten Verſtümmelung ſich das Ganze wieder in ſeiner alten Herrlichkeit herzuſtellen. Die Säulen, jetzt des Daches, der Deckenbalken und zum Theil ſelbſt der Kapitelle beraubt, ragen klagend hinein in die blaue Luft. Verſtreuet im wirren Durcheinander füllen die ſchönſten Bauſtücke den Schuttboden des inneren Tempelraums — ein verlaſſnes Schlachtfeld, bedeckt mit verſtümmelten Leichen und Gliedern, Entſetzen und Klage erweckend. Verſchwunden iſt der Schmuck der Metopen, zertrümmert die herrlichen Giebel, entführt auch ſelbſt die verſtümmelten Reſte ihrer ſchönheitſtrahlenden Statuengruppen, ausgebrochen bis auf wenige Platten der reiche Bilder-

kranz des Cellafrieses. Man mag, wie der neueste deutsche Reisende *) schreibt, diese Zertrümmerung noch so oft in Bildern und Büchern gesehen haben, an Ort und Stelle wirkt sie in einer Weise ergreifend und niederschlagend, wie man es nimmer gedacht und erwartet; und unwillkürlich durchzuckt die Seele des Beschauers der Weheruf des Dichters:

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Und wer hat dem Schönsten, das die höchste Kunst der Welt geschaffen, dieses Loos bereitet? Die Antwort auf diese Frage klingt noch trauriger. Es war nicht das kunstzerstörende Christenthum, das diesen Frevel verübte. Nach seinem Siege über das Heidenthum fand es den Parthenon noch wohl erhalten, und friedlich zog die heilige Jungfrau, die Mutter des Gottessohnes, ein in den Tempel der jungfräulichen Mutter des Erichthonius. Noch heute zeugen von diesem Wechsel die Reste byzantinischer Kirchengemälde an den inneren Wänden der Cella, und Kaiser Basilius, der nach Besiegung der Bulgaren um 1019 auf seiner Triumphreise durch Hellas auch Athen besuchte, brachte, wie der Historiker Cedrenus erzählt, der Gottgebärerin ein Dankopfer dar und schmückte ihren Tempel mit reichen Gaben und Weihegeschenken. Es waren nicht die Heereszüge der wilden nordischen Wanderschaaren, deren Fluthen sich meist brachen an der unersteiglichen Felshöhe der alten Götterburg; nicht die fränkischen Abenteurer des Mittelalters, welche in Folge der Kreuzzüge als Herzöge von Athen die Akropolis zu ihrer Hofburg machten, und von deren kriegsbedrängtem Dasein noch heute der hohe Wartthurm über dem südlichen Propyläenflügel Kunde giebt; auch nicht die Türken, die unter Omar (1456) die Stadt der Minerva eroberten und sie zum Leibgedinge machten für den Harem des Sultans. Wohl ward der Parthenon jetzt zur Moschee, von deren Minarete auf dem westlichen Giebel der Imam zum Gebete rief; die Propyläen hallten wieder von dem Schritte

*) H. Hettner, Griechische Reiseskizzen 1853. S. 10.

der Janitscharen, denen sie als Wachthaus dienten, und Waffen und Pulvermagazine wurden aufgehäuft in den geheiligten Räumen der Burgtempel. Aber selbst der Türken Barbarei zerstörte nichts von den größeren Monumenten, und die Akropolis erreichte in ihren wesentlichen Denkmälern wohlerhalten das Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Noch im Jahre 1676 sahen zwei Reisende, der Franzose Spon und der Engländer Wheler, den so wunderbar erhaltenen Parthenon in seiner ganzen Herrlichkeit. Vier Jahre vor ihnen hatte ein Schüler des berühmten Malers Lebrün, der Franzose Jacques Carrey, der den Gesandten Ludwig's XIV., Marquis Ollier de Nointel, auf seiner Reise nach Konstantinopel als Zeichner und Maler begleitete, die Bildwerke des Parthenon in einer Reihe von Skizzen gezeichnet, deren Originale jetzt die Pariser Bibliothek bewahrt. Sie umfassen einen großen Theil des Cellafrieses, die beiden Giebelfelder und die ganze südliche Metopenreihe. Zwei Monate hatte er daran gearbeitet, fast bis zum Verluste des Augenlichts, indem er, wie sein Zeitgenosse Spon erzählt, bei dem blendenden Reflexlichte des Marmors, ohne irgend ein Gerüst, Alles von unten her sehen und zeichnen mußte. Wenn auch ohne Sinn für das Ruhigerhabene des großen griechischen Styls und ohne Treue im höheren Sinne gemacht, sind doch diese Skizzen, zumal die Zeichnungen nach den beiden großen Giebelgruppen, von unschätzbarem Werthe für die Kenntniß beider großen Kompositionen, von denen sich damals noch zwölf ganze Figuren des östlichen Feldes am Tempel befanden, während jetzt nur noch zwölf oder dreizehn Bruchstücke derselben im britischen Museum übrig sind. Am westlichen Giebel hatte Carrey noch zweiundzwanzig Figuren vorgefunden und gezeichnet; jetzt sind fünf verstümmelte Fragmente im britischen Museum Alles, was wir davon besitzen. Es war hohe Zeit, daß wenigstens ein günstiges Geschick uns durch den französischen Maler eine sichere Kunde des Vorhandenen bewahrte. Denn wenige Jahre später brach die Zerstörung herein mit einer Furchtbarkeit, um derentwillen der Kunstfreund das Andenken des deutschen Mönche verwünschen möchte, der einst das Mittel zu derselben erfand.

Es war im Sommer des Jahres 1687, als der Feldmarschall der Republik Venedig, Graf Otto von Königsmark, mit dem Generalkapitain und späteren Dogen Francesco Morosini vereint, aus dem bereits eroberten Peloponnes heranzog gegen Attika, um auch dies den Türken zu entreißen. Norddeutsche Soldtruppen bildeten den Kern seines Heeres, wie er selbst ein Deutscher war, aus einem durch Tapferkeit, aber auch durch wüste Sinnesart und berserkerhafte Wildheit berufenen Geschlecht. Die Türken verließen Athen und zogen sich auf die Akropolis zurück. Die Stadt, von Griechen bewohnt, damals noch ziemlich wohl gebaut und schöner, reicher und blühender als irgend eine andere Griechenlands, ergab sich sogleich nach Ankunft der Armada, in welcher die Griechen ihre Befreier vom türkischen Joche begrüßten. Königsmark schlug sein Lager auf in dem schönen Olivenwalde, der in einiger Entfernung die Stadt und ihre Burg umgab. Er forderte die Burg zur Uebergabe auf, aber vergeblich. Da führte er seine Mörsergeschütze auf den steilen Hügel der Pnyx, und eröffnete von dort aus, sowie mit einer zweiten, in der Stadt selbst errichteten Batterie am 25. September das Feuer gegen die Akropolis. Gleich Anfangs schlug eine Kugel in ein kleines Pulvermagazin bei den Propyläen, und zerschmetterte den wohlerhaltenen Bau des kleinen zierlichen Tempels der unbeflügelten Nike. Aber an einem der nächstfolgenden Tage (28. September) geschah das Entsetzlichste. Der türkische Pascha hatte alle seine und der Seinen Schätze und die ganze Kriegsmunition in den Parthenon bringen lassen. Er hielt sich wohl gesichert auf der uneinnehmbaren Höhe und lachte des Ungläubigen, der sein Pulver gegen ihre Felsenwände verschwendete. Da traf durch einen Zufall eine Bombe in das schlechtverwahrte Pulvermagazin, und siehe — der Tempel, dessen Herrlichkeit zwei Jahrtausenden getrotzt hatte, ward mitten auseinandergerissen und in zwei große, von einander geschiedene Ruinen, eine östliche und eine westliche, verwandelt. Der ganze östliche Theil der Cella mit fünf Säulen des Pronaos, mit allen Säulen und Baugliedern, die das innere Dach bildeten, wurden zerschmettert, acht Säulen der nördlichen, sechs der südlichen Säulenhalle (des Peristyls),

nebst allen Basreliefs und Metopen, welche zu diesem Theile des Gebäudes gehörten, hinabgestürzt und zertrümmert. Auch der östliche Giebel ward bedeutend beschädigt. Ein venetianischer Offizier, der wenige Monate später unter den Trümmern umherwandelte, schrieb, daß auch so noch die Ruine ihn mit sprachloser Bewunderung erfülle (non ho potuto non farmi restare estatico in contemplarla). Es war ein Jammer, der selbst rauhe Krieger ergriff. Es ist nicht wahr, daß Königsmark nicht gewußt habe, was er that, als er seine Feuerschlünde gegen die edelsten Denkmäler der Kunst richtete. Er war kein antiker Barbar im Sinne roher Unwissenheit, aber er war ein moderner Barbar, ein Zögling der Sittenwüstheit des goldenen Adelszeitalters unter Ludwig XIV. und im Kriegshandwerk verwildert. Im Gefolge seiner Gemahlin, die ihn nach Griechenland begleitet hatte, befand sich eine gebildete schwedische Dame, Anna Ackerjhelm. Diese Frau war Augenzeugin des Unheils; sie schrieb darüber an ihren Bruder, den Vorsteher der Stockholmer Bibliothek, in einem ausführlichen, aus Athen datirten Briefe: »Die Festung liegt auf einem Berge, dessen man am schwierigsten habhaft wurde, weil keine Mine angelegt werden konnte. Wie ungern hätte Se. Excellenz den schönen Tempel zerstört, der nun an 3000 Jahre gestanden hat, und Minervä-Tempel genannt wird! aber es half nichts; die Bomben thaten ihre Wirkung, und somit kann in dieser Welt dieser Tempel nimmermehr ersetzt werden!« Nur wenige Monate lang behaupteten die Sieger den Besitz Athens als kurzen Preis dieses Vandalismus, denn nach dieser Zeit mußten die Venetianer Attika verlassen auf Nimmerwiederkehr; den Verwüster selbst raffte bald darauf die Pest im Lager auf Negroponte hinweg.

Zuvor aber sollte auch der von der Pulverexplosion verschonte Rest des edlen Bauwerks noch neue Verwüstung erleiden durch die Eitelkeit der Sieger, denen es nach Tropäen verlangte für ihre Heldenthat. Wie Morosini zu diesem Zwecke den kolossalen Marmorlöwen vom Piräeus wegnehmen und nach Venedig einschiffen ließ, wo er noch jetzt am Eingange des Arsenals zu sehen ist, so befahl Königsmark, die wunderbaren,

gleichsam lebenathmenden Rosse von dem Siegeswagen der Athene im westlichen Giebelfelde nebst der Statue der Göttin loszubrechen. Dies Roßgespann war die Bewunderung Aller, welche es gesehen, selbst in einer Zeit, wo den Nachkommen der alten Griechen der Name des herrlichen Tempels fremd und unverständlich geworden und die Bezeichnung Pantheon an die Stelle des unbekannten Wortes Parthenon getreten war. Die Berichte der Reisenden Spon und Wheler, welche es noch in seiner Schönheit gesehen, strömen über von Ausdrücken der Bewunderung. In diesen sich freudig aufbäumenden, lebensprühenden Roßgestalten schien sich der Künstler selbst übertroffen, ihnen »mehr als nur scheinbares Leben, ein Feuer und einen Stolz verliehen zu haben, würdig der Gottheit, deren Wagen sie zogen« *). Königsmark's Arbeiter brachen sie los von ihrem Standorte, aber ungeschickt und sorglos ließen sie die Last hinabstürzen von ihrer Höhe, und die edelsten Kunstgebilde wurden bis auf einen, noch in Athen befindlichen, sehr beschädigten Pferdekopf, am Felsen zu Staub zerschmettert **).

Was die Feldherren im Großen thaten, begingen die Untergebenen im Kleinen. Jeder mochte wohl gern ein Andenken von der altberühmten Stätte mit fortnehmen. Das Meiste davon zerstreute sich und ging verloren, da Viele ihre Heimath nicht wiedersahen. Zwei Köpfe einer Metope von der Südseite des Parthenon, einen Centauren- und einen Lapithenkopf, schickte ein dänischer Offizier nach Kopenhagen, wo sie anderthalbhundert Jahre später Bröndstedt entdeckte. Unter allen jetzt

*) Spon: Il semble que l'on voit dans leur air un certain feu et une certaine fierté, que leur inspire Minerve, dont ils tirent le char (Voyage etc. II, p. 84, ed. 1724). — Wheler. The sculptor seems to have outdone himself, by giving them more than seeming life: such a vigour is express'd in each posture of their prauming and stamping, natural to generous horses (A Journey into Greece etc. p. 361. Lond. 1682. fol.).

**) La poca accortezza di alcuni gli fè cadere, e si ruppero non solo, ma si disfecero in polvere. (Brief eines venetianischen Offiziers der Expedition.)

noch übrigen Köpfen des Parthenon sind diese beiden, zumal der des Centauren, bei Weitem am besten erhalten. Auf gleiche Weise kam der Kopf einer weiblichen Giebelstatue nach Venedig und von da nach wunderlichen Schicksalen in das Museum des Louvre, wo sich auch eine Platte des Cellafrieses und ein anderer schon früher durch den Marquis von Nointel nach Frankreich gebrachter Kopf befinden.

Der Nachfolger Königsmark's und Morosini's in der Verwüstung des Parthenon war der von Byron für alle Zeit gebrandmarkte Schotte Lord Elgin, dessen Namen jetzt die letzten Reste der Schöpfungen des Phidias im britischen Museum zu London mit demselben Rechte tragen, wie Columbus' neuentdeckte Welt den Namen des Amerigo Vespucci. Elgin erwirkte sich als Gesandter Englands in Konstantinopel die Erlaubniß zu dem großartigsten Kunstraube, der je begangen ist. Ausgerüstet mit einem Ferman, der ihm gestattete, »in Griechenland von allen Steinen zu zeichnen, zu formen, auszugraben, auch wegzunehmen, was ihm beliebe,« begnügte er sich nicht damit, die zahlreichen Ueberreste der bereits herabgestürzten Skulpturen des Parthenon zu sammeln und vor weiterer Zerstörung zu bewahren, sondern er ließ von rohen Händen die noch vorhandenen Giebelstatuen herunterschleifen, die Metopen ausbrechen und den ganzen noch übrigen Fries der Cella, bis auf ein Stück der Westseite, aus seinen Fugen heben, um die so geraubten letzten Reste Phidiassischer Kunst für eine hohe Summe an die englische Regierung zu verkaufen! Bei dieser letzten und grausamsten Verwüstung ging unglaublich viel edles Alterthum der Akropolis zu Grunde, und das Gebäude selbst ward mehr als je seinem Untergange entgegengeführt. Stehende Säulen und Karyatiden wurden unter dem Gebälke fortgerissen und das Kranzgesims des Parthenon hinabgestürzt. Auch von den losgebrochenen Skulpturen selbst verunglückte Vieles, während Anderes durch die Ungeschicktheit der angewendeten Arbeiter neue Beschädigungen erlitt. Laut wehklagten die Griechen bei dieser Zerstörung, und selbst die stumpfen Türken empfanden Mitleid bei dem Anblick der schmählichen Verstümmelung. »Als der türkische Diedar,« so erzählt ein Augenzeuge, »die letzte

der Metopen ausbrechen und dabei einen großen Theil des prächtigen Gesimses nebst einer der Triglyphen unter den rohen Händen von Elgin's gedungenen Arbeitern herabstürzen und zerschmettern sah, nahm er seine Pfeife aus dem Munde, trocknete eine Thräne ab und sagte in einem bittenden Tone zu dem Helfershelfer des Lords, dem neben ihm stehenden Italiener Lusieni: *Τέλος*! (laßt's genug sein!)

Und um das Maß des Unheils zu füllen, verursachte Elgin's Plünderung zu der Verwüstung des edelsten Bauwerks und seines Bilderschmucks noch einen letzten unersetzlichen Verlust. Ein ganzes Schiff, mit seinem Raube beladen, scheiterte bei Cerigo, und die Fluthen des Meeres begruben für ewig die herrlichsten Werke höchster menschlicher Kunst.

Uebersicht der erhaltenen Reste.

Wir beginnen die Uebersicht der uns noch erhaltenen, sämmtlich mehr oder weniger verstümmelten Reste der Parthenonsskulpturen mit den Metopen.

Von denselben befinden sich siebzehn Tafeln im britischen Museum, eine im Louvre. Sie sind alle, bis auf zwei, der am besten erhaltenen Südseite des Tempels entnommen. Sechzehn derselben sind Darstellungen des Lapithen- und Centaurenkampfes. Die vollständige Metopenreihe dieser Seite, aus zweiunddreißig Tafeln bestehend, von denen dreiundzwanzig Centaurenkämpfe, die neun übrigen Darstellungen aus dem Pallaskult enthielten, ist uns durch die Carrey'schen Zeichnungen wenigstens in der Komposition erhalten. Am Tempel selbst befinden sich außerdem noch — aber bis zur Undeutlichkeit verstümmelt — die vierzehn Metopen der Ostseite, Thaten der Athene gegen die Giganten und Kämpfe ihrer Lieblinge Theseus und Herakles darstellend, und die vierzehn der Westseite mit Kampfscenen aus dem Kriege der Griechen gegen die Perser. Von der Nordseite sind zwanzig Metopen völlig zerstört; zehn davon aber sind uns in ihrer Komposition durch einen Zeichner aufbewahrt, der sehr wahrscheinlich noch vor Carrey die-

selben an Ort und Stelle skizzirte. Diese Skizzen befinden sich in dem Kupferstichkabinet des Louvre*). Am Tempel selbst gewahrt man noch unkenntliche Bruchstücke von etwa zehn bis zwölf Metopentafeln.

Von dem Friese der Cella, den die Reisenden vor der Katastrophe von 1687 noch fast ganz erhalten sahen und von dem Carrey den größten Theil der Darstellungen noch abzeichnete, sieht man jetzt am Tempel selbst nur noch die Tafeln der westlichen Rückseite in ziemlich erträglichem Zustande; einzelne unter den Trümmern des Parthenon gefundene Friesplatten lehnen an den inneren Wänden der Tempelcella. Dreiundfunfzig Platten in einer Gesammtlänge von zweihundertunddreißig Fuß (beinahe die Hälfte des ganzen Friefes umfassend, dessen Länge etwa vierhundertundachtzig Fuß betrug), enthält das britische Museum der Elgin marbles, wo auch die Abgüsse der ganzen Westseite aufgestellt sind; eine einzelne befindet sich im Louvremuseum. Der Rest der Darstellungen ist uns, bis auf einige siebzig Fuß des ganzen Umfangs, durch Zeichnungen bekannt.

Von den Giebelgruppen endlich enthält das britische Museum fast alle noch vorhandenen wichtigsten Bruchstücke. Die vierundzwanzig Figuren (darunter vier Pferdeköpfe), die im östlichen Giebelfelde die Geburt der Athene darstellten, waren schon 1674, als Carrey diesen Giebel zeichnete, auf zwölf zusammengeschmolzen. Von ihnen befinden sich im britischen Museum noch zwölf Fragmente, die mit neun Nummern bezeichnet sind. Der westliche Giebel enthielt in gleichfalls vier- bis fünfundzwanzig mehr oder weniger kolossalen Statuen den Wettstreit der Athene mit Poseidon. Dabei befanden sich vier Pferdegestalten. Carrey zeichnete noch zweiundzwanzig dieser Figuren am Tempel selbst, während jetzt nur noch etwa fünf Fragmente im britischen Museum übrig sind. Am Parthenon selbst und in der zu Athen sehr kümmerlich hergerichteten Sammlung antiker Bildwerke befinden sich nur noch einzelne Reste von Gliedmaßen, Rümpfen und ähnlichen Trümmern**).

---

*) Brondstedt II, S. 278.

**) S. Welcker, Alte Denkm. I, S. 108. 117—120.

Es ist kaum nöthig, den Freund alter Kunst auf die hohe Wichtigkeit hinzuweisen, welche diese kostbaren Reste für Jeden haben, der tiefer in das Wesen griechischer Plastik eindringen möchte. Diese Skulpturwerke sind zunächst, mit alleiniger Ausnahme der Laokoonsgruppe, die einzigen Hauptwerke, welche wir aus dem Alterthum im Originale haben. Von allen anderen ist durch geistreiche Kombinationen höchstens nachgewiesen, daß sie Kopien berühmter Originale sind. Hier aber haben wir die wirklichen Urbilder, die sicheren Originale Phidiassischer Kunst. Werke, welche siebenhundert Jahre lang die Bewunderung der alten Welt waren, und die noch im Zeitalter des Hadrian ein Plutarch an Schönheit und Anmuth unerreichbar nannte. Ein Phidias entwarf sie und seine Schüler, selbst große Meister, wie Kolotes, Alkamenes, Agorakritos, führten sie aus unter seinen Augen, während seine Hand ihren Arbeiten die letzte Vollendung gab. Denn nicht nur als schöpferischen Erfinder, sondern auch in der Kunst des Meißels selbst verlieh das Alterthum den höchsten Preis dem Meister, der, wie Aristoteles sagt, gleich groß war in der Toreutik wie in der Kunst des Marmors.

Die Metopen.

Bei keinem Theile der Skulpturzierden des Parthenon ist ihre Entführung von dem Bauwerke, dem sie angehörten, mehr zu beklagen, als bei den Metopen, weil gerade sie nur am Gebäude selbst richtig gesehen und verstanden werden können.

Ein Kunstwerk — sei es durch Farbe oder durch erhobene Form, oder durch beide zugleich vollendet — will nach seinen eigenthümlichen Bedingungen aufgefaßt und beurtheilt sein. Zu diesen gehören aber bei jeder Komposition, welche sich einem größeren Architekturwerke anschließt und unterordnet, vorzüglich zwei Rücksichten: die eine auf den Platz, den sie am Gebäude einnahm, die andere auf das Licht, in welchem sie gesehen zu werden bestimmt war. Keine dieser beiden Bedingungen ist mehr vorhanden für die in den Museen von London und Paris aufbewahrten

siebzehn Metopen des Parthenon. Sie waren berechnet auf eine Höhe von vierzig Fuß, auf starkes Tageslicht, auf den Gesammteindruck einer großen Reihe ähnlicher, in gleichen Abständen erscheinender Darstellungen, und endlich auf ihr harmonisches Zusammenstimmen in der Symmetrie des schönen Ganzen. Die Figuren, vier Fuß hoch, treten bis zehn Zoll hervor. Dies starke Hervortreten war nur eine nothwendige Folge jener örtlichen Verhältnisse. Es war gefordert durch das starke Licht, in welchem sie erschienen. Sie bedurften desselben, sowie des jetzt verschwundenen kräftigen Farbenanstrichs, der nicht nur Gewänder und Haare, sondern auch die nackten Theile in ihrer verschiedenen Farbennüancirung hervorhob, um in solcher Umgebung ihre Wirkung zu thun. Sie bedurften endlich, um den Blick des Beschauers zu konzentriren, des abschließenden Rahmens, mit welchem oben und unten die Vorsprünge der Kranzleisten und Unterbalken und die Vereinigung der Triglyphen zu beiden Seiten sie umgaben. Solcher Bedingungen beraubt, erscheinen ihr starkes Relief und ihre heftig bewegten Gestalten an den Wänden unserer Kunstspeicher barock und willkürlich, während jene Eigenschaften doch vielmehr an Ort und Stelle gerade den tiefen Blick des Künstlers bezeugten *).

Die in London befindlichen Metopen enthalten nur Darstellungen des Centaurenkampfes. Die Griechen sind alle jung und bilden einen schönen Gegensatz zu den durchweg bejahrten Centauren. Die kämpfenden Gruppen zeigen, wie beim Apollotempel zu Bassä, bald die eine bald die andere Partei kriegerisch oder beide noch im unentschiedenen Kampfe begriffen. Die Mienen der Lapithen sind nicht affektlos, doch im Vergleich zu den Centauren höchst gemäßigt. Dies war für den Künstler nicht geboten durch ein abstraktes Gesetz der Schönheit oder der Ruhe, — denn diese ist aufs Sichtbarste verletzt durch die Wildheit aller Bewegungen, jener widerspricht die offenbar karikirte Bildung der Centauren, — sondern der Gegensatz hat sich hier in Personen getheilt; das Mannigfache eines

*) Brönsted, Reisen in Griechenl. II, S. 194. 195.

Charakters hat sich, nach Schorn's feiner Bemerkung, in Charaktere auseinandergelegt, wie beim Laokoon die Heftigkeit in seinem Antlitze kontrastirt mit dem milden Ausdrucke seiner beiden Söhne.

Als die schönste der Gruppen gilt allgemein diejenige, wo der siegreiche Centaur in wildem Uebermuth über den hingestreckten Körper seines erschlagenen Feindes hinweggalopirt. Sein ausgestreckter linker Arm, über welchem das Löwenfell niederflattert, die stolz gehobene Rechte, der aufwärts gebogene Schweif des Thiermenschen, — Alles an dieser herrlichen Figur entspricht dem beabsichtigten Ausdrucke wilder Siegesfreude, der noch gehoben wird durch die Ruhe des Todes, welche über den schönen Leib des erschlagenen Jünglings ergossen ist. Diese Metope ist der Liebling aller Besucher des britischen Museums, der gebildeten Kennerschaft sowohl, wie des natürlichen Sinnes, und an ihr erfüllt sich jenes Wort des feingebildeten Römers Cicero, wenn er von dem Künstler, der sie schuf, ausruft: Ein Werk des Phidias besitze eine beim ersten Anblick zur Bewunderung zwingende Kraft*). Wer aber die in Original und Zeichnungen erhaltenen Reste dieser Schöpfungen des Meisters mit Genuß studiren will, dem hat der Däne Bröndstedt, im zweiten Bande seines mit schönen Abbildungen reich ausgestatteten Reisewerkes, dazu durch seine vortreffliche Erklärung der Metopen das beste Mittel an die Hand gegeben. Hier genügt es zu bemerken, daß die Ausführung nicht überall gleich ist, sondern die verschiedenen Hände der ausführenden Künstler verräth.

Der Panathenäenzug des Cellafrieses.

In einer Gesammtlänge von vierhundertachtzig Fuß umgab, wie wir sahen, diese großartigste und schönste aller Reliefkompositionen in einer Höhe von vierzig Fuß die vier Außenwände des Gotteshauses. Die Höhe der Tafeln beträgt vierthalb Fuß. Die Figuren selbst sind im Gegensatze zu den Metopen, deren Gestalten oft nahezu als völlig runde

*) Phidiae opus simul adspectum et probatum est.

Statuen heraustreten, ganz flach gehalten. Der Vorsprung beträgt nur etwa zwei Zoll. Denn weil die Skulpturen nur durch die Zwischenräume der den Tempel umgebenden Säulen ein gedämpftes Licht erhielten und auf den Nebenseiten in keiner größeren Entfernung als von fünfundvierzig Fuß gesehen werden konnten, so durfte der Künstler hier kein Hochrelief anwenden, wenn er nicht durch den Schattenwurf die Deutlichkeit der Figuren beeinträchtigen wollte. Dagegen diente der azurblaue Grund, die Vergoldung der Verzierungen und vielleicht auch hier und da die Bemalung der Gewänder dazu, die Wirkung für das Auge zu erhöhen.

Wenn man in dem Raume des britischen Museums umherwandelnd, die dort aufgestellten und nach ihrer alten Reihenfolge geordneten Tafeln betrachtet, so kann man nicht umhin, dem geistvollen deutschen Beschreiber der Akropolis darin beizustimmen, daß kein Kunstwerk des Alterthums gleiche Bewunderung verdient als dieser Fries des Parthenon; denn nirgends entfaltet sich in karg gemessenem Raume, bei schwach erhabenen Formen so mannigfaltige Bewegung, so viel athmendes Leben, und nirgends hat so wie hier die sittliche Schönheit und, setzen wir hinzu, die ideale Freiheit der griechischen Kunst so vollkommenen Ausdruck gefunden. Sämmtliche Figuren sind in Profilansicht, eine hinter der anderen und doch keine Spur von Einförmigkeit und ermüdender Wiederholung. Diese reiche Fülle der Figuren und Gruppen verwirrt niemals die Uebersichtlichkeit des Ganzen, nirgends stört sie den ruhigen Genuß der einzelnen Gebilde. Die plastische Klarheit des attischen Lebens selber ist es, die sich in diesem reichen Kunstgebilde wiederspiegelt, das bestimmt war, einen der schönsten Momente jenes Lebens dauernd festzuhalten. Man werfe, nachdem man die Abgüsse des neuen Museums zu Berlin geschaut, einen Blick auf das Chaos des kolossalen farbigen Frontenfrieses der Schinkel'schen Wandgemälde des alten Museums, und man wird den Gegensatz schneidend empfinden. An diesen Parthenonreliefs kann man zugleich das Wesen des griechischen Reliefs in seiner Vollendung erkennen. Auf jede malerische Wirkung ist verzichtet, die Figuren sind alle als auf einem Plane stehend gedacht. Kein Hintergrund ist an-

gedeutet, obschon doch der wirkliche Festzug der Panathenäen sich durch die Stadt bewegte. Die Vertheilung der Figuren ist durchaus gleichmäßig, nirgends eine größere Lücke, nirgends eine Zusammendrängung der Gestalten. So angelegen war dem Meister die gleichmäßige harmonische Füllung des Raumes, daß er, um sie nicht zu beeinträchtigen, lieber einen Fehler machte, indem er z. B. den Schenkeln der Reitenden nicht die durch ihre Haltung geforderte Verkürzung gab. Alle Köpfe haben fast ganz gleiche Höhe; auch dies ist eine Forderung der Schönheit des griechischen Reliefs. Phidias verkürzte lieber die Dimensionen der Reiter und ihrer Rosse und vergrößerte die der sitzenden gegen die stehenden Figuren, als daß er ein unruhiges Auf und Ab der Köpfe dargestellt hätte.

Wir können nur Einzelnes hervorheben aus dieser Welt edelster Kunstgestaltung, um Sinn und Auge des Betrachters darauf hinzuweisen. Wir übergehen die auf Stühlen sitzenden erhabenen Gestalten der Götter und vergötterten Heroen, welche den Zug empfangen; die Frauengestalten der edlen Matronen, die, von den Jungfrauen durch ihre Kleidung verschieden, sich mit den heiligen Geräthen im Zuge bewegen, die Lyra- und Flötenspieler, durch welche Phidias seinem Freunde Perikles eine Huldigung darbrachte, der die Kunstwettstreite derselben als neue Zier dem Feste zugefügt, und wenden uns zu den Gestalten der Reiter und den Siegergespannen der Wagenlenker, die vor Allem die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich ziehen. Hier sehen wir die Blüthe der Jugend jener reichen fürstlichvornehmen athenischen Adelsgeschlechter vor uns, als deren historischer Repräsentant ein Alkibiades erscheint. Es sind lauter jugendlich schlanke, stahlkräftige Gestalten von den herrlichsten Proportionen in den edelsten und einfachsten Attitüden. Formen und Bewegung ihrer Rosse, Haltung und Kostüme der Reiter, die geistreich abwechselnde, stets natürliche Vertheilung der Figuren, die lebensvolle Motivirung ihrer Bewegungen entzücken den Betrachter immer aufs Neue. Die linke Zügelhand ist beim ruhigen Gange des Paradegalops durchaus in der kunstgerechten Haltung, nur bei heftigem Sprunge des Pferdes erscheinen zu-

weilen beide Hände thätig. Bewundernswürdig ist die Kunst wie die Freiheit im Wechsel ihrer Kostüme. Einige erscheinen im Helm, andere das Haupt bedeckt mit dem thessalischen Reisehute, der wieder bei anderen am jetzt verschwundenen Bande im Nacken zurückhängt. Die meisten endlich sind barhaupt und mit einer bis ans Knie geschürzten Tunika bekleidet. Andere haben dazu noch die Chlamys, den leichten hellenischen Reitermantel. Andere endlich haben gar keine weitere Bekleidung als dieses letztere, vorn am Halse befestigte Gewand, das, zurückflatternd bei der raschen Bewegung des dahergalopirenden Reiters, die herrliche Bildung der Leiber in völliger Nacktheit sehen läßt. Nackt sind auch bei den meisten die Füße, während sie bei anderen bedeckt sind durch den Embates genannten Halbstiefel. Aus dem Allen sehen wir, welche Freiheit der Künstler bei den Alten im Betreff des Kostüms seiner Gestalten selbst in der Darstellung solcher Gegenstände genoß, die das gegenwärtige Leben selber darbot. Schwerlich erschienen die jungen atheniſchen Edlen bei jenem Festaufzuge in solcher Nacktheit, wie sie Phidias uns darstellt, und sicher tummelten sie ihre feurigen Rosse nicht unbeschuht. Auch schritten gewiß die edlen atheniſchen Frauen nicht barfuß einher am Feste der Panathenäen. Aber der hellenische Künstler sah auf die Bedingungen der Schönheit; er idealisirte und veränderte die Kostüme seiner Figuren wo und wie er es brauchte, und erkannte kein Gesetz über sich, als die Forderung seines Schonheiterfüllten Auges, sicher, darin verstanden zu werden von seinem Publikum, von seinem Volke. Er nahm sich solche Freiheit selbst im Portrait, während unsere Bildhauer sogar die Lederstrippen der Beinkleider an Portraitstatuen nicht vergessen dürfen!

In den Pferden finden wir die Formen wieder, welche Xenophon in seiner Schrift von einem vollkommenen Pferde verlangt, und die also damals zu Athen als die schönsten galten: die zierlich kräftigen Beine, den erhabenen schön gebogenen Hals, das vortretende Auge, die weit geöffneten Nüstern, das kleine Ohr, die breite Croupe und den kurzen Leib. Selbst die bäumende Bewegung bei vielen entspricht der von dem All-

meiſter der Hippologie geforderten Gangart des Paaderoſſes, die, wie Xenophon ſagt, eine edle Seele im kraftvollen Körper des Thieres verrathe. Es iſt das edle Roß orientaliſcher Zucht, das echte edle Reitpferd, deſſen Typus Phidias nachgebildet hat*). Die Mähnen ſind kurz geſchnitten, die Roſſe ſelbſt, wo das Geſchlecht kenntlich iſt, Hengſte. Bei denen, welche von ihren Reitern noch nicht beſtiegen ſind, finden ſich die anmuthigſten Stellungen. Beſonders ſchön iſt ein ſolches, das den zwiſchen die Vorderfüße geſenkten Kopf an den Knieen derſelben reibt. Auch die Opferſtiere ſind herrliche Formen voll Bewegung und Leben. Das Widerſtreben der Thiere, die Anſtrengung der Männer, um die von ihnen geleiteten zu bändigen, lieferten dem Künſtler zahlreiche Motive für die mannigfaltigſten Stellungen und wirkungsreichſten Gruppen. Die Platten der mit vier, drei und zwei Pferden beſpannten Kriegswagen, unter denen ſich beſonders ein Zweigeſpann, von einer Victoria gelenkt, auszeichnet, gehören zu den am beſten erhaltenen der Sammlung. Schon Visconti hat darauf hingewieſen, daß hier an Menſchen und Thieren die Adern und Muskeln mit einer Einſicht angegeben ſind, welche beweiſen kann, daß Phidias und ſeine Schule anatomiſchen Studien nicht fremd waren**). Vor allen aber die ſchönſten Kompoſitionen bieten diejenigen Frieſtafeln der Weſtſeite, wo die zuletzt angekommenen Theilnehmer, hier mit ihrer Bekleidung, dort mit dem Bändigen ihrer Roſſe beſchäftigt, im Aufſteigen begriffen und in verſchiedener Weiſe beeilt erſcheinen, ſich dem Zuge anzuſchließen. Hier finden wir auch in einem ſolchen jungen Reiter das Originalmotiv der Dioskuren von Monte Cavallo wieder. Ganz vortrefflich aber, und zugleich wundervoll erhalten iſt eine dieſer Gruppen (Nro. 47 der Sammlung des brit. Muſeums), wo ein Reiter im Fortſprengen begriffen iſt. Im Jagen flattert die Chlamys zurück, und zeigt die völlig nackten Formen des

*) Rühl, Ueber die Auffaſſung der Natur in der Pferdebildung der alten Plaſtik. 1846.

**) Visconti. Oeuvres diverses par Labus, T. III, p. 137.

Jünglings, der zurückgewendet den ihm folgenden Gefährten mit Wink und Blick zur Eile antreibt.

Was die Ausführung anlangt, so entdeckt das geübte Auge des heutigen Bildhauers auch bei diesen Reliefstafeln die Hand verschiedener Künstler, von denen die einen mehr der älteren Schule zugehören, während die anderen ganz in den Geist und die Weise des Phidias aufgehen. Doch ist die hierdurch entstehende Ungleichheit nicht so stark, um irgendwie den harmonischen Zug zu stören, der durch das Ganze hindurchgeht. Solche Ausführung durch verschiedene Hände war gewöhnliche und nothwendige Praxis. Wir haben noch in einer Inschrift die Bruchstücke einer Baurechnung über die Kosten des Erechtheionstempels zu Athen übrig, und kennen aus ihr sogar noch die Namen der Marmorarbeiter, welche die einzelnen Figuren und Gruppen des hohen Friesreliefs lieferten, sowie die Preise, welche ihnen für ihre Arbeit gezahlt wurden.

Schon im Alterthum selbst waren diese Parthenonsskulpturen die Schule der Künstler, und mehrere der berühmtesten unter den uns erhaltenen Werken der alten Plastik sind offenbar aus bewußter Nachbildung einzelner Gruppen und Gestalten dieser allbewunderten Skulpturen hervorgegangen. Der große Kunstkenner, welchem dies bei der ersten Betrachtung ihrer Ueberreste in die Augen sprang, Visconti, setzte zugleich hinzu: Diese in den Kunstschulen Griechenlands fortlebende Bewunderung der Werke des Phidias und der Geist der Nachahmung, durch den diese Schulen eine die andere übertrafen, habe vorzugsweise das glänzende Resultat bewirkt, daß sie sich in der langen Dauer von sechs Jahrhunderten nie vom Wege des Schönen weder in der Theorie noch in der Praxis entfernten*). Zu den Beispielen solcher Nachbildung Phidiassischer Erfindungen gehört der berühmte Torso des Vatikan, dessen Meister Apollonius die Haltung seines ruhenden Herkules genau einer in Carrey's Zeichnungen erhaltenen sitzenden Figur des Westgiebels entnahm, welche in der Nähe der südlichen Ecke dem Ilissos der entgegengesetzten Seite

*) Visconti, Oeuvres diverses par Labus, T. III, p. 117.

entſpricht. So ſind die Centauren des Ariſteas und Papias auf dem Kapitol (Mus. Cap. IV, 13) einer Metope nachgebildet, und der Mars Ludoviſi in Rom, der Jaſon von Verſailles, die Dioskuren von Monte Cavallo, die herrliche Victoria im Berliner Muſeum ſind ſämmtlich auf Originale in den Skulpturen des Cellafrieſes zurückzuführen.

Die Reſte der Giebelſtatuen.

Mit Recht kann man ſagen, daß der Anblick dieſer Fragmente vorzugsweiſe ein Prüfſtein iſt, wie weit der Beſchauer Sinn und Verſtändniß beſitzt für antike Plaſtik. Wer dieſen Werken gegenüber dauernd kalt bleibt, der mag es aufgeben, griechiſche Kunſt empfinden und verſtehen zu lernen.

Ich ſah dieſelben zuerſt in den Abgüſſen des Lateranpalaſtes zu Rom. Aber obſchon ich bereits in den großen Sammlungen Italiens die höchſte Schönheit alter Plaſtik in den weltberühmten Meiſterwerken geſehen, war es mir doch bei ihrem Anblicke, als weiche das Alles ehrfurchtsvoll zurück gegen dieſe ſpärlichen trümmerhaften Reſte der Geſtalten, denen Phidias ſelbſt einſt das ſchönheitvolle Leben ſeines göttlichen Geiſtes eingehaucht. Hier erſt begriff ich, warum man dieſen Meiſter den Homer der Plaſtik genannt. Die Alten, ſo bewundernswürdig in der treffenden Kürze ihrer Charakteriſtik, rühmten von Phidias, daß Keiner ſo wie er »Großheit mit Deutlichkeit« zu verbinden gewußt. Und in der That, Großartigkeit der Conception des Ganzen bei vollendeter Klarheit, Schärfe und Verſtändlichkeit alles Einzelnen, das iſt das Weſen dieſer nie genug zu preiſenden Schöpfungen. Alles Conventionelle, Typiſche, Hergebrachte der früheren Kunſt iſt hier verſchwunden. Der Genius, ſeiner Ueberlegenheit ſich bewußt, verwarf alle willkürliche Satzung und erkannte nur das Weſen der darzuſtellenden Dinge ſelbſt als ſein höchſtes und einziges Geſetz. Daraus gewann er jene höchſte Natürlichkeit in Formen und Zügen, Haltung und Stellung, deren Vorbilder ihm das mit großem Blicke geſehene wirkliche Leben darbot.

Diese Lebendigkeit und höchste Lebenswahrheit sind es vor Allem, was die Parthenonsskulpturen erhebt über alle andere Werke der alten Plastik.

»Nicht die Schönheit der Formen, nicht der Reiz der Stellungen, nicht der Adel und die Anmuth des Ausdrucks, auch nicht die Freiheit oder Kühnheit der Ausführung, — nichts von dem Allen, obschon dies Alles sich an ihnen vorfindet, hat das Lob dieser Werke so hoch gesteigert, sondern allein ihre Lebendigkeit, diese gänzliche Durchdringung und Ueberwältigung der Natur, welche den Marmor gleichsam erweicht, in Fleisch verwandelt und mit Seele begabt hat. Diese Natürlichkeit der Stellungen und Bewegungen, welche so täuschend ist, als wären lebendige Wesen plötzlich in diesen Marmor umgeschaffen, hat die allgemeinste Theilnahme erregt, und jedes Lob, wenn es sich erschöpft hat, kommt zurück auf die halb liegende und so lebendig bewegte Gestalt des Iliffos, an dem die Haut weich und elastisch zu sein scheint, und auf jenen Pferdekopf, dessen feurige Lebenskraft selbst im Marmor glüht. Hier bestätigt sich glänzend der Spruch jenes alten griechischen Kunstrichters Longin: erst dann sei die Kunst vollkommen, wenn sie Natur zu sein scheine! Der Torso des Neptun vernichtete das Ansehen jener Behauptung Winckelmann's, daß die Griechen alle göttlichen Figuren ohne Nerven und Adern gebildet. Denn gerade das Schwellen der Adern unter der Haut ist an ihm bewundernswürdig. Die vollendete Kunst der Griechen nahm sich nicht heraus, die Natur nach abstrakten Begriffen zu zerstückeln und in organischen Körpern wesentliche Theile zu unterdrücken. Vielmehr war sie ganz in die Natur versenkt und innig mit ihr vereinigt. Auch in den Gewändern an allen diesen Bildwerken herrscht die größte Naturwahrheit und Lebendigkeit« *).

An die äginetischen Bildwerke mahnt uns einzig nur die gleiche Sorgfalt und Treue der Ausarbeitung, welche wir auch bei den Parthenonsskulpturen finden. Visconti erklärt dieselbe durch die Annahme,

*) Schorn, Studien griech. Künstler S. 231 ff.

daß diese Werke, ehe man sie an den Ort ihrer Bestimmung versetzte, zuvor öffentlich ausgestellt wurden. Er schließt dies aus der bekannten Geschichte von der verschiedenen Wirkung der beiden Minerven des Phidias und seines Schülers Alkamenes. Aber diese Erklärung reicht nicht aus, selbst wenn die Thatsache richtig wäre. Der herrliche Meister folgte vielmehr seiner eignen Lust und Freude an der Nachbildung der Natur, wenn er keinen Theil, auch nicht die Rückseiten unvollendet ließ, die sich in solcher Höhe der Aufstellung dem Blicke freilich entzogen, und nur von den wenigen Einzelnen bewundert werden konnten, denen es vergönnt war, auf der inneren Treppe des Parthenon in die nächste Nähe dieser Bildwerke zu gelangen. Das Gegentheil solcher Kunsttreue war ein Nothbehelf des Schnellarbeitens späterer Zeit der sinkenden Kunst. Phidias aber verschmähte es nicht, selbst die Wellen, aus denen Hyperion's Wagen emporsteigt, mit treuer Sorgfalt auszuführen, obschon kein Auge sie von unten her wahrnahm.

Und so sehen wir in diesen Werken jene Lebendigkeit der Natur, welcher die äginetische Schule nachstrebte, dem Künstler der Parthenonswerke zum Spiel geworden und sich der Idee, sie verkörpernd, ohne Widerstreben und Mühe anschmiegen. Idee, Wissenschaft und Technik sind auf das Vollkommenste ausgebildet, und Phidias, auf den Schultern seiner Vorgänger stehend, genießt die reifen Früchte dessen, was sie mit Fleiß und Anstrengung gesucht und erstrebt. Wie ein einziger Frühlingsregen alle die langsam und unscheinbar gebildeten Knospen erschließt zur vollendeten Pracht der Blüthe, also befreite das Genie des Phidias gleichsam mit einem kühnen Meißelschlage den lebendigen Gott der Schönheit und des beseelenden Geistes aus seinem Schlummer in der Marmorgestalt. In den Fragmenten dieser Giebelstatuen finden wir die Ideale aller der Größe und Weisheit des Kunststyls, die wir an einem Torso und Laokoon bewundern, und in den Frauengestalten übertrifft die erhabene Anmuth der Gestalten, der Adel der Stellungen, der Reichthum der Draperien, die Kunst des Faltenwurfs Alles, auch das Vollendetste, was wir sonst besitzen.

Einzelnes.

Die beiden Gruppen ruhender Frauengestalten.

Die erste dieser beiden Gruppen bilden zwei kolossale Frauengestalten, von denen die eine so neben der anderen und fast in deren Schooße ruht, daß sie Rücken und Schulter gegen den Busen und gegen die linke Seite der anderen sitzenden Figur gelehnt hat, während sie sich mit dem rechten Arme, dessen Ellenbogen auf dem Schooße der anderen ruht, leise aufstützt. Die erhöhter sitzende hält ihren linken Arm weich und lind hinabgesenkt über die linke Schulter der an ihrem Busen liegenden Schwester. Unaussprechlich weich, sanft und fließend ist dieses ruhende Ineinander beider Figuren hingegossen, und der Ausdruck der vollen Gegenseitigkeit dieses liebend umfangenden Beieinanderruhens webt über die Gruppe einen göttlichen Zauber. Man kümmert sich bei ihrem Anblicke wenig um die Deutungen der Alterthumsforscher, die hier bald diese bald jene attische Landesgottheiten dargestellt sehen. Für uns, die wir diese Gruppe getrennt von ihrem Zusammenhange mit der ganzen ursprünglichen Komposition, als ein eignes für sich bestehendes Ganze zu betrachten gezwungen sind, die wir darauf verzichten müssen, jene für ewig vernichtete Gesammtheit des ganzen Werkes mit Augen zu schauen — für uns sind diese Gestalten eben nur zwei göttlich schöne Weiber, zwei Schwestern, die auf Bergeshöhe ruhend, sich umschlungen halten und in träumender Stille hinabschauen auf Land und Meer zu ihren Füßen. Die süße Ruhe der liegenden Gestalt hat etwas unaussprechlich Wonnigträumerisches. Man fühlt es gleichsam mit dem Auge, wie sanft gebettet jeder Theil des schönen Leibes sich derselben überläßt. Die Brüste sind weit tiefer und mäßiger, als sonst bei antiken Statuen. Sie sind durchaus im natürlichen Verhältnisse, während sie bei so vielen halb bekleideten und unbekleideten Venusgestalten wie mit der Schnürbrust emporgetrieben erscheinen.

Die ganzen Leiber sind bedeckt mit fließender Gewandung, die tief

hinab bis zu den Füßen reicht. Nur der Hals und ein Theil von Brust und Achseln, besonders an der liegenden Figur, erscheinen nackt, sowie die Arme, an denen das Gewand von der Achsel bis gegen das Ende des Oberarms leicht zusammengenestelt ist. Wie diese Gestalt so daliegt, die Füße übereinandergeschlagen, die schönen Glieder von der Fülle des feinen durchsichtigen Gewandes in tausend leisen Falten überfluthet, gleicht sie fast einer jener schönen Meereswellen, wie man sie in prachtvoll geschwungenen Bogen unmerklich sanft an die Küsten des Südens heranspülen sieht. Ueber den Gürtel, der die Mitte des Leibes umschließt, wallt die Fluth kleinerer Bauschungen des Obergewandes wie eine mäßige Brandung empor, um dann über Schooß und Hüften an den schön gezeichneten Schenkeln sanft hinabzufließen. Von Hals und Obertheil der Brust und von der rechten Achsel ist das Gewand leise hinabgeglitten und kein Wort genügt, die Schönheit der dadurch entstehenden Linien auszudrücken oder die süße Pracht der Theile ahnen zu lassen, wo sich die Achsel sanft zur Brust hinabsenkt und dann im allmäligen Anschwellen sich zum Rund des Busens aufwölbt.

Die zweite Frauengruppe, vielleicht Ceres und Proserpina, wird gebildet durch zwei göttliche Frauengestalten, nebeneinandersitzend auf würfelförmigen Sitzen, die mit mehrfach zusammengelegten, schön gefalteten Teppichen bedeckt sind. Die kleinere von beiden legt mit unendlicher Grazie ihren linken Arm auf die Schulter der Nachbarin. Die Köpfe fehlen hier wie in der ersten Gruppe. Die glücklichste Erfindung der Pose, die Schönheit der Gewandung und die Grazie der Ausführung machen sie zu einer der vollendetsten Kolossalgruppen des Frontons, wenn sie gleich an Wirkung der ersteren ein wenig nachsteht. Beiden Gruppen eigenthümlich ist der antistrophische Wechsel von Ruhe und Bewegung in den einzelnen Figuren. Beide sind nämlich so geordnet, daß immer die eine der Figuren in ruhigem Betrachten versunken erscheint, während die Haltung der anderen lebhafte Aufregung und bewegte Theilnahme ausdrückt. Bekanntlich waren diese beiden Gruppen je auf die beiden Seiten des östlichen Giebelfeldes vertheilt, das die

Geburt der Athene darstellte. Dieser Vertheilung entspricht nun auch die Anordnung in beiden Compositionen. Hier nimmt die ruhende Gestalt die rechte, dort die linke Seite der Gruppe ein. Bei der zuerst beschriebenen Gruppe ist der Oberleib der Gestalt, in deren Schooße die andere hingestreckt ruht, lebhaft vorgebeugt, die Beine von den Knieen abwärts scharf gegen den Sitz zurückgezogen; bei der zweiten Gruppe drückt der emporgehobene linke Arm und der gekrümmte und zugleich gehobene rechte das Staunen freudiger Theilnahme aus.

Hyperion und sein Roßgespann.

Ein anderes Bruchstück des Ostgiebels zeigt den Hyperion aufsteigend mit dem Wagen des Tages. Die Wellen, aus denen er emporsteigt, sind, wie schon bemerkt, in der Platte des Marmors mit großer Sorgfalt ausgeführt, obschon sie nur von solchen Beschauern gesehen werden konnten, die den Giebel des Parthenon mittelst der inneren Treppe erstiegen. Der Kopf des Gottes fehlt. Hals, Schultern und Arme muskulös, aber der Hände beraubt, sind in der Haltung eines Mannes, der mit Kraft muthschnaubende Rosse zügelt. Der Wagen selbst ist gedacht als noch unter den Wellen, aber die zwei Pferdeköpfe, welche aus ihnen hervorbrausen, scheinen vor Ungeduld laut dem Lichte entgegenzuwiehern. Noch herrlicher ist der

Pferdekopf von dem Wagen der Nacht,

obgleich an der Oberfläche bedeutend beschädigt, eine der herrlichsten Bildungen höchster Kunstzeit, groß und erhaben wie eine olympische Siegesode Pindar's. Die Augen sind frei hervorstehend und gegen das Ohr gerückt, wodurch, wie Goethe so schön sagt, die beiden Sinne, Gesicht und Gehör, unmittelbar zusammenzuwirken scheinen und das erhabene Geschöpf durch geringe Bewegung sowohl hinter sich zu hören als zu blicken fähig wird. »Es sieht so übermächtig und geisterartig aus, als wenn es gegen die Natur gebildet wäre, und doch hat der Künstler eigentlich ein Urpferd geschaffen, mag er solches mit Augen gesehen oder im

Geiste verfaßt haben. Uns wenigstens scheint es im Sinne der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu sein.« Freilich haben diese herrlichen Köpfe in der Wirkung für den Beschauer den Ausdruck höchster Naturwahrheit, während sie doch von der anatomischen Realität sehr verschieden sind. Aber diese Verschiedenheit wird bedingt durch die Verschiedenheit des Materials. Der Künstler bildete diese Formen, wie die Natur sie gebildet haben würde, wenn ihr Material der Marmor des Bildhauers gewesen wäre.

Iris und Nike.

Vortrefflich ist an der Iris der Ausdruck der Eile in dem leichten, über die linke Schulter hinflatternden rauschenden Gewande der Göttin, die dahin eilt, um das geschehene Wunder dem Erdkreise zu verkünden. Die Nike ist nur noch Torso, doch sieht man noch die Löcher, welche zum Einsetzen der Flügel dienten. Mehr erhalten ist die

Figur eines jugendlichen Gottes,

der nur Hände und Füße fehlen. Er ruht halb liegend auf einem Felsen des Olymp, der mit einer Löwenhaut und breiter Draperie bedeckt ist. Das Ensemble der Figur entzückt von jeder Seite, von der man sie betrachtet, — obschon die Oberfläche sehr gelitten hat, — durch den Adel der Contouren, die Harmonie der Theile und die Grazie der Stellung. Züge und Kopfform sind die des jungen Herkules.

Alle diese Figuren gehörten dem östlichen Giebel an, dessen Mittelfiguren bekanntlich verschwunden sind. Von den Gestalten des westlichen Giebels sind folgende die bedeutendsten Ueberreste:

Torso des Poseidon und der Athene,

als unversehrtes Ganze zwölf englische Fuß hoch, in den am besten erhaltenen Theilen von einer bewundernswürdigen Lebenswahrheit der Haut und des Fleisches. Einzelne Adern scheinen unter der Haut zu schwellen.

Die Unterdrückung dieser Gefäße bei Gottheiten, selbst bei solchen, deren Charakter Muskelkraft und Leidesstärke war, wie z. B. an dem berühmten vatikanischen Heraklestorso, der etwa dreihundert Jahre nach Phidias geschaffen wurde, war spätere Neuerung, die vielleicht von Praxiteles ausging. Der durch die Stellung der Figur mehr geschützte Rücken ist eben deshalb besser erhalten als die Brust, doch ist auch diese, deren prachtvolle Wölbung schon Homer (Il. II, 479) als charakteristisch am Poseidon hervorhebt, noch an dem verstümmelten Reste herrlich zu schauen. Wenn schon an dem Torso der Minerva die Lebendigkeit der Bewegung in den weitausschreitenden Füßen, in den straff gezogenen Gewandfalten sichtbar erscheint so ist diese Bewegung bis zum Ungestüm gesteigert in der zurückgeworfenen Haltung des Meerbeherrschers, dessen Körper wie eine brandende Woge die volle Wildheit des empörten Elementes auszudrücken scheint. Denn wie bei der Athene die »Obrimopatre«, die Tochter des furchtbar mächtigen Vaters, so galt es hier den »Enosigaios«, den »Erderschütterer« darzustellen, dessen Charakter auch in der Homerischen Dichtung durchaus etwas Herbes und Leidenschaftlichheftiges hat. Am Torso der Athene sieht man noch die Löcher des Bronzeschmucks der Aegis und des in der Mitte strahlenden Hauptes der Medusa. Denn alle diese Dinge: Waffen, Schilde, Haarschmuck, Agraffen u. s. w. waren von vergoldeter Bronze, deren leuchtender Goldschein zu der strahlenden Weiße des Marmors eine den Alten, wie Virgil bezeugt (Aen. I, 492), wohlgefällige Farbenverbindung war.

Der köstlichste aber aller dieser Ueberreste ist die liegende Figur des attischen Flußgottes

Ilissos.

Die künstlerische Motivirung seiner Stellung ist diese: Er ist halbliegend dargestellt und füllte den linken Winkel des westlichen Giebelfeldes. Ruhig liegend und von der hinter ihm vorgehenden Scene abgewandt, erregte der entscheidende Moment seine Aufmerksamkeit und

ſeine Lage verändernd, wendet er ſich herum, Zeuge zu ſein deſſen, was geſchieht. Bewegung und Ruhe ſind ſo in Eins verbunden. Schon Visconti bemerkt, daß die Augenblicklichkeit dieſer Attitüde, welche durch jene Bewegung hervorgebracht wird, das Schwierigſte und Gewagteſte iſt, was die Kunſt feſtzuhalten verſuchen mag. Es iſt der Moment gewählt, wo das ganze Gewicht des Leibes im Begriff iſt, ſich auf die linke Hand und den linken Arm zu wuchten, die ſich ſtark gegen die Erde aufſtützen, gegen welche ſich auch der rechte Fuß ein wenig aufſtemmt. Dieſe Bewegung verleiht der Geſtalt ein Leben, wie wir es vielleicht in keinem einzigen alten Kunſtwerke wiederfinden. Die Illuſion des Lebens wird noch geſteigert durch die hier und da, Dank dem Orte der Aufſtellung im Giebelwinkel, wohl erhaltene Haut, welche völlig elaſtiſch erſcheint. Unübertrefflich wahr iſt die Verſchiebung der Muskeln des Unterleibes in der Rippenwölbung, und es iſt jetzt keine Frage mehr, daß dieſer Figur an Großheit der Formen, an Wiſſenſchaft der Natur des menſchlichen Körpers, an kunſtvoll ſchwieriger und doch natürlicher Haltung der erſte Rang unter allen noch vorhandenen Antiken angewieſen werden muß. Hier oder nirgends kann man verſtehen lernen, was die alten Kunſtrichter mit der Bezeichnung der »zwingenden Deutlichkeit«, (der ἀναγκαία) bei Phidias bezeichnen wollten. Verſtümmelt, hauptlos, der Arme und Füße beraubt, iſt dieſer herrliche Leib dennoch ſo durchfluthet von Geiſt und Seele göttlichen Lebens, daß der Beſchauer bald die Verſtümmelungen vergißt über die Bewunderung deſſen, was die Verwüſtung noch übrig gelaſſen hat. Ja, ſo zwingend iſt die Gewalt der hier vom Genius verkörperten Idee, die das Ganze ſchuf, und die noch jetzt jeden Reſt deſſelben ganz erfüllt, daß der Anſchauende ſelbſt unwillkürlich produktiv und getrieben wird, ſich das nicht mehr Daſeiende ſinnlich zu ergänzen. Freilich darf man nicht verſchweigen, daß die Trümmerhaftigkeit ſelbſt, in welcher dieſe wie die übrigen Reſte der Giebelſtatuen erſcheinen, etwas Magiſches hat, was die Phantaſie des Beſchauers zu ſteigern und eine erhöhte, weil eben unbeſtimmte Vorſtellung von der Schönheit und Erhabenheit des Vollſtändigen und Ganzen hervorzurufen geeignet iſt. In

dieſem Sinne kann man ſagen, daß der Torſo des Iliſſos, wie der des vatikaniſchen Herkules vielleicht noch gewaltigere Wirkung ausüben, als ein vollſtändig erhaltenes, wenn auch noch ſo vortreffliches Kunſtwerk.

Zum Schluſſe noch einige Worte über einen zu Venedig entdeckten, wahrſcheinlich von Athen, nach der Königsmark'ſchen Kataſtrophe, dorthingebrachten

weiblichen Koloſſalkopf,

jetzt in Paris, gewöhnlich nach ſeinem Auffinder der Weberſche Kopf genannt. Der lächelnde Ausdruck iſt noch leiſe an das Aeginetiſche ſtreifend. Die Naſe geht etwas ſchärfer vor, wie im gewöhnlichen griechiſchen Profil. Die Oberlippe iſt ſehr kurz; die Lippen, voll, ſtark und tief geſchnitten bilden den lieblich kleinen Mund, der von dem vollen, kräftig gerundeten, Kinn getragen wird. Die Stirn iſt ſehr ſchmal und weit zurückgehend, der Schädel flach und ſtark im Hinterkopf, wo er durch die Haarlegung noch ſtärker erſcheint. Die Wangenflächen ſind voll und groß, die Ohren tief zurückgehend und wenig ausgearbeitet. Alle dieſe Eigenthümlichkeiten ſtimmen überein mit dem Kopfe des Iliſſos, dem einzigen, welcher von allen Parthenonſtatuen, wenigſtens in den urſprünglichen Formen, erhalten iſt. Es kann daher wohl nicht bezweifelt werden, daß wir in jenem weiblichen Haupte durch einen glücklichen Zufall wenigſtens den Kopf einer der Parthenonſtatuen beſitzen.

Vollkommen erhalten aber iſt uns von allen Schöpfungen des Phidias nur ein Werk: eine der beiden berühmten Koloſſalgruppen von Monte Cavallo. Ihrer Betrachtung ſoll das nächſte Kapitel gewidmet ſein.

X.

Die Koloſſe von Monte Cavallo.

„Die beiden Koloſſen erblickt' ich nun!
Weder Auge noch Geiſt ſind hinreichend, ſie
zu faſſen."

Goethe Ital. Reiſe.

Die Koloſſe von Monte Cavallo.

Als Goethe zum erſten Male die beiden Koloſſe auf dem Quirinaliſchen Platze von Monte Cavallo zu Rom erblickte, geſtand er voll ſtaunender Bewunderung, daß beim erſten Anſchauen »weder Auge noch Geiſt hinreichend ſeien, ſie zu faſſen«. Es war das erſte Werk alter Plaſtik, welches er in Rom ſah, und der Eindruck, den es auf ihn machte, wird in der Bruſt eines Jeden, der ſich in ähnlicher Lage befand, die Erinnerung wach rufen an die Wirkung, welche er bei dem erſten Erblicken dieſer wunderbarſten Geſtalten der alten Bildkunſt in ſich verſpürte!

Denn dieſe Koloſſe von Monte Cavallo ſind in der That einzig in ihrer Art unter den Reſten griechiſcher Plaſtik in Rom, ja in der Welt. Sie ſind in der Plaſtik, was das Koloſſeum in der Architektur, das marmorne Wahrzeichen der ewigen Stadt. Keins von allen uns erhaltenen Werken griechiſchen Meißels iſt ihnen an Koloſſalität der Maße und an Erhabenheit des Eindrucks vergleichbar, wenige an vollendeter Kunſt und Schönheit der Ausführung. Sie allein unter den tauſenden und abertauſenden von Statuen, welche einſt das alte Rom, wie ein zweites Volk von Erz und

Marmor erfüllten, ſind aufrecht ſtehen geblieben Jahrtauſende der Verwüſtung hindurch, während alle anderen Ueberbleibſel alter Plaſtik aus Schutt und Trümmern aufgegraben werden mußten, zu denen ſie hinabgeſunken waren. Aufrecht haben ſie den Brand geſchaut, deſſen Feuermeer vernichtend ſich hinwälzte über zwei Drittheile der Neroniſchen Stadt; aufrecht ſtehend, wenn auch zweimal von ihrem Platze verſetzt, haben ſie alle Verwüſtungen und Gräuel des ſterbenden Imperatorenreiches, alle Schreckniſſe des Mittelalters, haben ſie Plünderung und Zerſtörung, Feuersbrünſte und Erdbeben überdauert. Und wie ſie, die Zwillingsſöhne des oberſten der Götter, die reiſigen Zeuskinder Kaſtor und Pollux, einſt in den Tagen des Glanzes römiſcher Imperatoren den Zugang zum Palaſte der Weltgebieter bewachten, ſo verſehen ſie auch heute noch an einer anderen Stelle denſelben Dienſt vor der alten Hofburg des dreifachgekrönten geiſtlichen Weltbeherrſchers auf dem Berge, der ſeinen Doppel-Namen führt, von ihnen ſelbſt wie von dem Begründer Roms, dem vergötterten Romulus Quirinus.

Es iſt ein wunderbarer Platz, auf dem ſie ſtehen, recht gemacht für ihre ſtille Großheit. Eine Fontaine quillt und wallt in ungeheurer Granitſchale zu ihren Füßen, während ein ägyptiſcher Obelisk zwiſchen ihnen emporſteigt. Das Rauſchen der Fontaine iſt meiſt das einzig Lebendige auf dem ſtillen Platze, deſſen grandioſe Unregelmäßigkeit und hohe, einen Theil der Stadt beherrſchende Lage ihn im Verein mit jenen Marmorkoloſſen und den umſchließenden Palaſten und Gärten zu einem der ſchönſten und individuellſten Plätze der Welt machen.

Die Koloſſe von Monte Cavallo haben eine eigne Geſchichte. Eine römiſche Inſchrift nennt den einen, welcher gegen Südoſten gekehrt zur Linken vom Quirinaliſchen Palaſte aus, ſteht, ein Werk des Phidias (opus Phidiae); den anderen, welcher mit der Vorderſeite nach Norden gerichtet iſt, ein Werk des Praxiteles (opus Praxitelis). Man hat den erſteren Kaſtor, den zweiten Pollux genannt, ſeit die richtige Bezeichnung beider als Dioskuren Geltung gefunden hat. Allein wenn ſich auch die Alterthumskenner und Kunſtforſcher über die Bezeichnung der Götterſöhne

der berühmte See Regillus, an deſſen Ufer das Heldengedicht der älteſten römiſchen Geſchichte jenen Rieſenkampf der jungen Römerrepublik mit den mächtigen Latinern verlegt, in welchem das fluchbeladene Geſchlecht der königlichen Tarquinier unterging. Von dieſem Entſcheidungskampfe erzählte die Sage alſo. Als die Schlacht am heißeſten hin- und herwogte, und der Tag bereits zur Neige ging, da erſchienen plötzlich dem bedrängten Römerdiktator zwei herrliche Jünglinge von übermenſchlicher Größe und Schönheit auf hohen Roſſen, und ſtürmten an der Spitze der römiſchen Reitergeſchwader, Alles vor ſich niederwerfend, in die Reihen der Feinde. Der Sieg der römiſchen Waffen war vollſtändig, die Niederlage des Feindes entſcheidend. Am ſelbigen Abende, als am Regillus ſo der Sieg gewonnen ward durch Götterhülfe, erſchienen dieſelben Götterjünglinge in voller Rüſtung, Roß und Reiter bedeckt von Staub und Schweiß der Schlacht, auf dem Forum von Rom. Hier ſprangen ſie von ihren Kriegsroſſen, und nachdem ſie in dem Teiche beim Tempel der Veſta ſich rein gebadet, verkündeten ſie dem Volke den Hergang der Schlacht und den herrlichen Sieg der römiſchen Waffen. Als aber der Präfekt der Stadt ſie aufſuchen ließ, waren ſie plötzlich verſchwunden, und wurden nimmer von ſterblichen Augen geſehen. Da nun am folgenden Tage Boten des Diktators dem Senate Meldung gaben von dem, was am Regilliſchen See geſchehen, und von der hülfreichen Erſcheinung der Götter, ſo zweifelte Niemand, daß es dieſelben geweſen, welche man auf dem Forum Abends zuvor geſehen, Kaſtor und Pollux, das Zwillingspaar der reiſigen Jupitersſöhne. Die Dankbarkeit des Volkes errichtete ihnen auf derſelben Stelle des Forum, wo ſie erſchienen waren, einen Tempel, und heiligte ihnen auch die Quelle, in der ſie gebadet. An jedem Tage der Iden des Monats Quinctilis, dem Jahrestage der Regilluſchlacht, wurden den Dioskuren, auf Koſten des Volks, prächtige Opfer durch die Erſten der römiſchen Ritter dargebracht, und nach dem Opfer ein feierlicher Aufzug der ganzen Ritterſchaft. In Gliedern geordnet, gleich als kehrten ſie heim aus der Schlacht, mit Oelzweigen bekränzt, in purpurverbrämtem Gewande, jeder mit den Ehrenzeichen ge-

ſchmückt, die er im Felde gewonnen, — ſo ritten ſie von dem Tempel des Mars, außerhalb der Ringmauern gelegen, durch die Straßen der ganzen Stadt, über das Forum bei dem Tempel des Kaſtor und Pollux vorbei, wohl fünftauſend an der Zahl, ein »herrliches Schauſpiel, würdig der Größe des römiſchen Reichs,« wie der Erzähler, der Grieche Dionys von Halikarnaß, Auguſtus' Zeitgenoſſe, hinzuſetzt.

Seit dieſem Beiſtande der Dioskuren, der ſich auch ſpäter im Kriege mit Macedonien erneuerte, waren und blieben dieſelben aufgenommen unter die Zahl der Schutzgötter des römiſchen Volks. Ihre Bildniſſe ſind häufig auf den römiſchen Silbermünzen, und jener alte Schriftſteller erwähnt ausdrücklich, daß viele Denkmale noch zu ſeiner Zeit die dankbare Verehrung der göttlichen Brüder bezeugten. Als jener älteſte Tempel durch eine Feuersbrunſt unter Auguſt vernichtet ward, ließ ihn der Kaiſer zwanzig Jahre ſpäter, glänzend wieder herſtellen. Unter Caligula ward der Kaiſerpalaſt auf dem palatiniſchen Berge ſo nach dem Forum hin erweitert, daß der Tempel der Dioskuren den Eingang zum Palaſte bildete; vor dem Tempel aber ſtanden die Statuen des Kaſtor und Pollux, die jetzt, wie die alten Schriftſteller berichten, gleichſam als die Thürwächter der kaiſerlichen Hofburg erſchienen.

An eben dieſer Stelle nun ſtanden, nach der Sage des Mittelalters, die heutigen Koloſſe von Monte Cavallo, ehe ſie Kaiſer Konſtantin wegnehmen und vor den von ihm erbauten Bädern aufſtellen ließ. Von dort, wo das Volk nach ihnen den Quirinaliſchen Hügel mit dem Namen des Roßberges (Monte Cavallo) benannte, kamen ſie durch Sixtus V. auf ihren heutigen Standort. Ein neurömiſcher Kunſtforſcher des ſechzehnten Jahrhunderts, Flaminio Vacca, der bei der Niederreißung der alten Konſtantiniſchen Poſtamente zugegen war, berichtet, daß die Steine derſelben nach Material und Bearbeitung zu den Reſten des Neroniſchen Kaiſerpalaſtes gehörten, und daß alſo Konſtantin dieſe Steine von dort hatte nehmen und zu jenem Behufe verwenden laſſen. Nach einer anderen Tradition wiſſen wir, daß vor der Gruppe der beiden Roſſebändiger noch eine ſitzende weibliche Geſtalt, mit einer rieſigen muſchelähnlichen

Schale ſich befand, wahrſcheinlich die Nymphe des heiligen Quells darſtellend, in welchem die Götterjünglinge nach der Schlacht gebadet.

Gehen wir jetzt zu den Inſchriften zurück, ſo ſind folgende Umſtände als Thatſachen anzuſehen und zu verbinden. 1) Zwei Koloſſal-Bildniſſe der Dioskuren ſtanden zur Zeit des Auguſt und Tiber vor dem Tempel des Kaſtor und Pollux in Rom, der ſpäter den Eingang zu dem Kaiſerpalaſte bildete. 2) Plinius ſagt ausdrücklich in einer Stelle, wo er zweier nackter Koloſſalbilder in Rom erwähnt, daß »der eine der beiden nackten Koloſſe zu Rom« ein Werk des Phidias ſei; dieſer Koloß war von Erz. 3) Die Stellung des Phidiaſſiſchen Koloſſes war eine Lieblingsſtellung dieſes Meiſters, und man findet ſie nicht nur wieder in einer Figur am weſtlichen Giebel des Parthenon, alſo an einem unzweifelhaften Werke ſeiner Kunſt, ſondern auch in mehreren Figuren des Reliefs von Phigalia, welche unter ſeinen Augen, von ſeinem Lieblingsſchüler Alkamenes, entworfen und gearbeitet wurden. 4) Wir wiſſen, daß zwei koloſſale Statuen, wie dieſe, den Aufgang zur Akropolis ſchmückten, und es iſt bekannt, daß die kunſträuberiſchen Römer, zumal in der Kaiſerzeit, die herrlichſten Werke der griechiſchen Bildkunſt zum Schmuck ihrer Stadt nach Rom entführten. Zugleich iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß ſie ſich Werke, wie dieſe Dioskuren, um ſo weniger entgehen ließen, je berühmter die Meiſter waren, die ſie gearbeitet, und je vortrefflicher ſie für einen Standort wie der ihnen in Rom angewieſene paßten. Und ſo lautet denn auch eine alte Volksſage, daß die Koloſſe von Monte Cavallo urſprünglich vor dem Parthenon zu Athen geſtanden haben.

Stellt man ſich unter dieſen Umſtänden einen Augenblick auf die Seite derjenigen Kunſtkenner und Künſtler, welche wie Canova, Thorwaldſen, Schorn, Heinrich Meyer und die Herausgeber Winckelmann's — wir ſehen, es ſind keine geringen Autoritäten — ſich für die Richtigkeit der Inſchrift, ſo weit ſie den Phidias betrifft, ausſprechen, ſo bliebe nur noch zu erklären, wie Praxiteles, ein Künſtler erſten Ranges, dazu gekommen, ſiebzig bis achtzig Jahr ſpäter das vollkommene Seitenſtück zu dem Phidiaſſiſchen Koloſſe zu bilden. Allein auch hier iſt die Antwort nicht

ſchwer, wenn man annimmt, daß Phidias' Werk von vornherein auf ein ſolches Seitenſtück angelegt war, und daß man ſpäter bei der Aufſtellung, als man ſich von der Nothwendigkeit eines ſolchen Gegenſtücks überzeugte, die Herſtellung deſſelben dem Praxiteles auftrug. Hat doch Heinrich Meyer aus dem Umſtande, daß dies zweite Werk keine freie Schöpfung des Künſtlers geweſen, die verhältnißmäßig geringere Vollendung und Geſammtwirkung deſſelben erklärt, während ein anderer Kunſtrichter, der Bildhauer Wagner, dafür die Urſache in der allerdings ungünſtigeren heutigen Aufſtellung des zweiten Koloſſes zu finden glaubte. Durch die jetzige Aufſtellung entbehrt nämlich der Praxiteliſche Koloß faſt ganz der Beleuchtung, während dieſe dem ſogenannten Werke des Phidias in voller Stärke zu Theil wird. Man wendet ein, daß dem Praxiteliſchen Koloſſe die gerühmte Grazie dieſes Meiſters fehle. Aber was wiſſen wir denn von den Werken des Praxiteles? Wir reden darüber nach Hörenſagen, nach vereinzelten Urtheilen alter meiſt römiſcher Schriftſteller. Zudem iſt bekannt, daß Praxiteles auch in Koloſſalwerken Großes leiſtete, und daß mehrere derſelben zu ſeinen berühmteſten Arbeiten zählten. Endlich aber giebt es ſogar ein beſtimmtes Zeugniß, daß Praxiteles wirklich eine Gruppe wie dieſe gebildet hat; denn noch Pauſanias ſah zu Athen von ihm ein Grabdenkmal, das einen Reiter neben ſeinem Roſſe ſtehend darſtellte. Dieſer Umſtand iſt bisher bei der Frage über die Quirinaliſchen Koloſſe nicht beachtet worden.

Indeſſen kann man immerhin zugeben, daß die Frage nach der Zeit und den Meiſtern dieſer beiden Werke nicht genügend zu beantworten iſt. Allein wenn wir ſehen, daß die Anſichten der berühmteſten Kenner und Künſtler hier um ein halbes Jahrtauſend auseinandergehen, daß die Einen Erfindung und Arbeit der römiſchen Kaiſerzeit da wahrnehmen, wo die Anderen unbedenklich Genie und Hand eines Phidias erkennen, daß endlich die Einen Originale in Marmor ſehen, wo Andere von Kopien nach älteren Bronzewerken ſprechen: ſo wird es uns erlaubt ſein, einſtweilen bei der alten Tradition zu verharren, und in dieſen Werken großartige Schöpfungen aus der Blüthezeit helleniſcher Kunſt.

Meisterwerke höchster Vortrefflichkeit zu verehren, selbst wenn die Marmor-Ausführung (was namhafte Künstler bezweifeln) nur Kopie aus römischer Zeit und zwar Kopie nach Erz-Originalen sein sollte. Für den Ursprung der Marmorarbeit aus römischer Zeit spricht bei den heutigen Kolossen vorzüglich ein Umstand, den erst der Bildhauer Wagner in seinem ausführlichen Aufsatze über diese Werke im Cotta'schen Kunstblatte (1824. Nro. 93—98) hervorgehoben hat. Es sind nämlich den Gestalten der Dioskuren als Stützen und Verstärkung des Standfußes zwei Harnische beigegeben. Diese Harnische aber sind römischer Art. Wenngleich Waffenstücke derselben Form und Ausführung auch auf späteren griechischen Werken vorkommen, so ist doch kein Beispiel vorhanden, daß man dieselben zur Zeit des Phidias und Praxiteles in Griechenland gekannt hat. Das Originalwerk, weil es von Bronze war, konnte solcher Stützen leicht entbehren, die für die Ausführung in Marmor eine Nothwendigkeit waren. Der Künstler aber, der sie hinzufügte, mußte, so schließt man, einer Zeit angehören, wo diese Harnischform mit den fast wie kolossale moderne Epauletten aussehenden, zopfartigen Flechten auf und unter den Achseln, wie man sie oft an den Harnischen der römischen Kaiser wahrnimmt, die gewöhnliche war. Bekanntlich pflegten sonst zu ähnlichen Zwecken der Stützung die alten Künstler einen Baumstamm, ein Felsstück oder dergl. anzubringen. Bei den Dioskuren, die als Schirmgötter des kriegerischen Römervolks hingestellt werden sollten, bot ein römischer Harnisch ebenein eine sehr passende symbolische Bezeichnung. Zumal wenn wir uns erinnern, daß diese Bildnisse an derselben Stelle aufgerichtet wurden, wo der Sage zufolge die hohen Götterjünglinge, nach abgelegter Rüstung, sich im kühlen Quellbade von Staub und Hitze der Schlacht erfrischt hatten. Für die Ansicht des großen römischen Kunstforschers Visconti: daß wir in diesen Dioskuren Kopien berühmter Bronze-Originale haben, spricht endlich nach der Bemerkung Wagner's — dem als Künstler von Fach in solchen Dingen eine bedeutende Stimme gebührt — vorzüglich die Behandlung der Köpfe, welche vollkommen im Styl bronzener Arbeiten gehalten sind. Die etwas drahtartige Behandlung der Haare, die

ſcharf eingeſchnittenen Lippen, die Bearbeitung der Augen, ſelbſt die ſchmalen, dünnen Naſenflügel, ſcheinen darauf hinzuweiſen, daß der Künſtler, der die Marmorgeſtalten ſchuf, ein Erz-Original vor ſich hatte. Endlich aber iſt durch Wagner's techniſch-gründliche Unterſuchung ſo gut wie erwieſen, daß beide Koloſſe aus der Werkſtatt ein und deſſelben Bildhauers hervorgegangen ſind.

Faſſen wir alles bisher Geſagte zuſammen, und verbinden wir mit den äußeren hiſtoriſchen Notizen noch die Herrlichkeit des Kunſtwerks ſelbſt, das ſeine hinreißende Wirkung auf die größten Künſtler neuerer Zeit geübt hat, ſo können wir, ſoweit das überhaupt in kunſtgeſchichtlichen Dingen dieſer Art möglich iſt, mit Sicherheit annehmen, daß wir in dieſen Koloſſen, wenn nicht die Originale, ſo doch vortrefflich gearbeitete Nachbildungen eines Koloſſalkunſtwerks Phidiaſſiſcher Zeit, und zwar die einzigen übrig haben, welche uns von der Art und Weiſe, wie die Blüthezeit der Kunſt das Koloſſale der Menſchengeſtalt aufgefaßt und behandelt hat, einen Begriff geben können. Nicht mit Unrecht geſtand Goethe, daß beim erſten Anblicke weder Geiſt noch Auge eines modernen Menſchen hinreichend ſeien, die Gewaltigkeit dieſer göttlichen Geſtalten zu faſſen; geſtand ein Thorwaldſen, daß dieſe Koloſſe die Kraft aller neueren Kunſtbegabung überragten. Und es war mehr als eine italieniſche Phraſe, wofür Wagner Canova's Urtheil nimmt, wenn dieſer größte Künſtler Italiens, der das Erhabene dieſer Werke um ſo tiefer empfand, je weniger er im Stande war, es ſelbſt zu erreichen, den Ausſpruch that: »Phidias und Praxiteles ſelbſt würden ſehr zufrieden ſein, ihre Namen ſo herrlichen Denkmalen eingegraben zu ſehen, die ohne ihnen Schande zu machen, ſich anmaßen dürften, ihre Kinder zu ſein.« Dagegen will es nicht allzuviel beſagen, wenn der Bildhauer Wagner im Styl dieſer Koloſſe den geraden Gegenſatz zu Styl und Behandlungsweiſe der unzweifelhaft ächten Arbeiten des Phidias findet, und wenn er »ſyſtematiſchen Vortrag« und die Trockenheit konventioneller Form ſieht, wo Alles den höchſten Naturſinn und geniale Großheit athmet. Als Heinrich Meyer unter Goethe's Augen ſeine Anmerkungen zu Winckelmann's Kunſtge-

ſchichte ſchrieb, waren die Parthenonſkulpturen noch unbekannt in Deutſchland. Darum durfte er mit Recht ſagen, daß dieſe Doppelgruppe der Dioskuren an wahrer Großheit des Sinnes, an Adel und Macht in Ausdruck und Styl der Formen jedes andere antike Kunſtwerk übertreffe, und daß gegenüber dieſem Werke, ſeiner vortrefflichen, auf tiefſte wiſſenſchaftliche Einſicht begründeten Zeichnung und ſeiner Uebereinſtimmung zu einem großgearteten Ganzen, ſelbſt der Farneſiſche Herkules übertrieben, der Torſo zärtlich erſcheine, Laokoon faſt eine ſtudirte Zierlichkeit verrathe, und der Borgheſiſche Fechter zwar vielleicht größere Naturtreue, aber zugleich weit geringeren Adel der Geſtalt zeige. Und als bereits in den Skulpturen des Parthenon und des Phigaliſchen Apollotempels zweifelloſe Werke eines Phidias und ſeines Schülers Alkamenes, wenn auch in trümmerhaften Reſten, der Welt die erſten ſicheren Aufſchlüſſe über Art und Kunſt jener Zeiten gegeben hatten, da ſprach es dennoch einer der feinſinnigſten Kunſtforſcher, Ludwig Schorn, unbedenklich aus: daß der Koloß des Phidias ein ebenſo unſchätzbares Denkmal der Größe dieſes Künſtlers ſei, als die Bildwerke des Parthenon. Auch er geſtand, daß vor der Großheit dieſer Verhältniſſe, vor dieſer Lebendigkeit der Bewegung, dieſer Kraft und Gewalt der Glieder, verbunden mit höchſter Anſpruchsloſigkeit und natürlicher Einfachheit, die geprieſenſten Werke, welche wir von griechiſcher Kunſt beſitzen, zurückſtehen müſſen. »Ueberall,« ruft er aus, »das Sichere und Mächtige der Formen von dem edlen Sinne des Künſtlers aus gründlichſtem Wiſſen erzeugt, und das Ganze wie der kleinſte Theil durchdrungen von einer Individualität des Lebens, welche den Beſchauer ſo ergreift, daß er glaubt ein athmendes Weſen der Natur zu ſehen.«

Dieſer Eindruck, das Unabweisbare, Ueberwältigende, das Jedem, der ſie nur einmal geſchaut, dieſe Geſtalten unvergänglich einprägt, liegt nun aber vor Allem in jener Einheit der Geſammterſcheinung, in welcher, nach Goethe's wundervollem Ausdrucke, die einzelnen Theile gleich aufgefangenen Sonnenſtrahlen auf einem Punkt zuſammenbrennen und ein Ganzes von höchſter Harmonie erſcheinen laſſen.

Unſere Leſer vermißten indeſſen ohne Zweifel in der bisher gegebenen Ueberſicht das Urtheil eines Mannes, der doch, wie es ſcheint, in dieſem Kunſt-Areopag über eins der größten Werke antiker Bildkunſt am wenigſten fehlen ſollte; und gewiß hat ſich bei mehr als Einem die Frage aufgedrängt: aber was urtheilt der Vater der Kunſtgeſchichte, der Verherrlicher des hohen Phidiaſſiſchen Styls, was urtheilt Winckelmann von dieſen Koloſſen, die er jahrelang vor Augen hatte, auf die ſein Blick von ſeiner Wohnung auf dem Quirinal täglich fallen mußte?

Die Antwort lautet ſeltſamerweiſe — »Nichts!«

Wir haben es hier mit einem pſychologiſchen Probleme zu thun. Winckelmann, der ſo oft über manches unbedeutende Werk, einen Fries, einen Kopf, ein Relief der Villa ſeines Gönners, des Kardinal Albani, ſich ausführlich ausläßt, übergeht das größte und mächtigſte Werk alter Bildkunſt, das ſeine Augen geſehen, mit völligem Stillſchweigen. Kaum daß er ein einziges Mal gelegentlich der Pferde von Monte Cavallo gedenkt, um ſie gegen einen unbegründeten Tadel zu vertheidigen. Von den achtzehn Fuß hohen Dioskuren, welche dieſen Roſſen zur Seite ſtehen, würden wir aus ſeiner Kunſtgeſchichte kaum wiſſen, daß ſie exiſtiren. Die Erklärung dieſes auffallenden Schweigens hat man, glaube ich, in des Mannes eigenſter Natur zu ſuchen. Winckelmann hatte eine beſtimmte Vorliebe, einen vorherrſchenden Zug und Hang zu denjenigen Kunſtgebilden der Plaſtik, welche das wirkliche Maß entweder gar nicht oder doch nur wenig überſchreitend, die Herrlichkeit und vollendete Schönheit des menſchlichen Körpers und ſeines Ebenmaßes innerhalb dieſer ſeiner natürlichen Grenzen darſtellen. Daher war der Apoll von Belvedere auch für das Erhabene ſein Ideal, während er eine unbewußte Abneigung gehegt zu haben ſcheint gegen alle eigentliche Koloſſalbildung, die zur Verſtärkung des Eindrucks der Erhabenheit auch die ſinnliche Gewaltigkeit der Maßverhältniſſe zu Hülfe nimmt. Darum iſt derſelbe Winckelmann, welcher den vatikaniſchen Apoll, den Torſo des Belvedere und den Laokoon in begeiſterten Hymnen gefeiert hat, ſtumm geblieben über die herrlichen Geſtalten der Koloſſe von Monte Cavallo. Ja, auch von der

Koloſſalgeſtalt des Herkules Farneſe, und von dem Höchſten, was uns die griechiſche Kunſt an Erhabenheit koloſſaler Hauptbildung hinterlaſſen, von den Koloſſalköpfen des otrikolaniſchen Jupiter und der Juno Ludoviſi, in denen doch allein ſich ein Abglanz des Phidiaſſiſchen Zeus Olympios und jener Juno des Polyklet erhalten hat, die allein nur dem Werke des Phidias nachſtand, erinnere ich mich nicht, eine Schilderung ihrer Herrlichkeit in Winckelmann's Werken gefunden zu haben. Seine plaſtiſche Kunſtanſchauung beruhte ganz auf dem Fundamente ſchöner Menſchlichkeit und ihres der Wirklichkeit entſprechenden Maßes. In wie weit aber jene Abneigung gegen die Koloſſalbildung in der Plaſtik eine äſthetiſche Berechtigung hat, davon wird in dem Kapitel über das Koloſſale zu handeln ſein.

Wir kehren jetzt zurück zu den Koloſſen von Monte Cavallo. Um dieſem Kunſtwerke gerecht zu werden, hat man zunächſt zu berückſichtigen, daß die jetzige Aufſtellung dieſer Doppelgruppe nicht diejenige iſt, für welche ſie von dem Künſtler berechnet war. Seit Konſtantin ſie von ihrem erſten Standorte am Fuße des Palatin auf den Quirinal ſchaffen ließ, hat ihre Aufſtellung wiederholte Aenderungen erlitten. Die letzte unter Papſt Pius VI., der zur Verſchönerung des Platzes den Obelisken vom Mauſoleum des Auguſtus neben den Koloſſen aufzurichten befahl. Dadurch wurde der mit dieſer Anordnung beauftragte Baumeiſter Giovanni Antinoni gezwungen, die beiden Gruppen auseinanderzurücken, um in ihrer Mitte Raum für den Obelisken zu gewinnen. Zugleich wurden die Gruppen ſelbſt verändert. Dem Baumeiſter nämlich, der dieſelben nur als architektoniſche Zierrathen behandelte, kam es darauf an, eine doppelte Front-Anſicht für die beiden Koloſſe nach vorn und nach beiden Seiten zu gewinnen. Er ließ deshalb die Pferde mehr nach vorn rücken, die Koloſſalgeſtalten der Dioskuren aber mehr zurück und nach den Seiten hin wenden, wodurch die Harmonie der Kompoſition völlig zerriſſen wurde. Gegenwärtig bildet nämlich eine jede Gruppe für ſich einen rechten Winkel, während ſie, wenn Roß und Führer natur- und kunſtgemäß verbunden ſein ſollen, einen ſpitzen Winkel bilden müßten.

Des Pferdes Kopf mußte ſich gegen die Hand des Führers neigen, von der es ſich jetzt in einer Weiſe ab- und zur entgegengeſetzten Seite wendet, als ob beide gar nicht zuſammengehörten. Es iſt kein Zweifel, daß die Alten, dieſe feinen Beobachter der Natur, ſo gut wie moderne Hippologen wußten, daß ein am Zaume geführtes Pferd den Kopf nicht abwärts kehrt, ſondern ſich dem Führer zuwendet. Um alſo den Gruppen ihre richtige Stellung zu verleihen, müßte man dem Kaſtor das Roß des Pollux, und umgekehrt, geben. Dadurch würden zugleich die Führer in die eingebogene Seite ihres Pferdes zu ſtehen kommen, und dieſes letztere den Kopf, wie es in der Natur der Fall iſt, gegen die Hand des Führers neigen, und ſo Roß und Mann eine kunſtgerechte Gruppe, ein harmoniſches Ganze bilden.

Das Werk iſt verhältnißmäßig weniger beſchädigt als die meiſten ähnlichen auf uns gekommenen. Nur bei den Pferden ſind an Schweifen und Beinen Ergänzungen wahrzunehmen. Auf alten Kupferſtichen erſcheint der Leib des einen Roſſes ganz mit Backſteinen untermauert. Es war die einzige Art, wie man im Mittelalter den drohenden Einſturz zu verhüten wußte. An den Dioskuren ſelbſt hat der Bildhauer Wagner nur geringe Ergänzungen an Hinterkopf, Schultern, Zehen und Fingern wahrgenommen.

Die alten Künſtlernamen Phidias und Praxiteles, deren ſich eine überſcharfe Kritik, wie wir ſahen, ohne zureichenden Grund zu entledigen geſucht hat, erſcheinen auf wunderliche Weiſe verzerrt in dem Hohlſpiegel einer alten mönchiſchen Sage, welche uns die ſogenannten Mirabilia Urbis aufbewahrt haben, und die zur Charakteriſtik der hiſtoriſchen Verſunkenheit jener Zeiten des Mittelalters hier einen Platz finden mag.

»Zu den Zeiten des Kaiſers Tiberius,« ſo erzählt der Verfaſſer dieſer in barbariſchem Mönchslatein des zwölften Jahrhunderts geſchriebenen Erklärung der »Wunderwerke Roms«, »erſchienen in Rom zwei

junge Philoſophen *), Phidias und Praxiteles, welche ſich öffentlich ohne alle Bekleidung zeigten. Als der Kaiſer dies erfuhr, ließ er ſie vor ſich kommen, und fragte ſie: weshalb geht Ihr nackt einher? Sie antworteten: »weil Alles nackt und offen vor unſeren Blicken liegt, und weil wir die Welt für nichts halten, darum gehen wir nackt einher und beſitzen nichts.« Ob ſolcher Weisheit hielt ſie der Kaiſer hoch in ſeinem Palaſte. Sie rühmten ſich aber ſolcher Wiſſenſchaft, daß ſie Alles, was der Kaiſer bei Tag und bei Nacht, ohne daß ſie zugegen wären, im Sinne führte, ihm bis auf das letzte Wort zu ſagen vermöchten, und ſo ſprachen ſie zu ihm: Herr Kaiſer, wir werden Dir Alles ſagen, was Du entfernt von uns, ſei es bei Tag oder bei Nacht, in Deinem Kabinette geſprochen haben wirſt. »Wenn Ihr das thut, erwiderte der Kaiſer, ſo will ich Euch geben, was ihr verlangt.« Darauf jene: Wir verlangen kein Geld, ſondern nur ein Denkmal der Erinnerung (memoriam noſtrorum). Am anderen Morgen erzählten ſie dem Kaiſer der Reihe nach, was er in der vergangenen Nacht berathen hatte, und der Kaiſer ſtiftete ihnen das geforderte und verſprochene Gedächtnißmal, nämlich nackte Roſſe, welche die Erde, das heißt die Mächtigen dieſer Zeitlichkeit, die über die Menſchen dieſer Welt herrſchen, mit ihren Hufen treten. Zum Zeichen aber, daß der mächtige König kommen wird, der dieſe Roſſe beſteigen, das heißt, die Gewaltigen dieſer Zeitlichkeit ſich unterwerfen wird, ſtehen neben den Roſſen halbnackte Geſtalten, die mit erhobenen Armen und zuſammengezogenen Fingern dasjenige herzählen, was damals kommen ſollte. Und wie ſie ſelbſt nackt ſind, ſo liegt alles weltliche Wiſſen nackt und offen vor ihnen. Eine Frauengeſtalt, von Schlangen umgeben, vor ſich eine Waſſerſchale, ſitzt zu ihren Füßen, ſo daß, wer ihr nahen will, es nicht kann, bevor er ſich nicht in jener Schale gebadet hat.« — In ſo wüſter Verzerrung erſchien jenen Zeiten die Geſtalt der hellen griechiſchen Lichtgötter!

*) Philoſophen ſind in der Sprache der Sagen des Mittelalters oft ſoviel als Wunderthäter und Zauberer.

Wie es ſcheint, ſah die Chriſtliches und Heidniſches wunderlich durcheinander werfende Mönchsſage in dieſer Frauengeſtalt ein Bild der chriſtlichen Kirche. Uns intereſſirt indeſſen dabei weit mehr die hier angedeutete Notiz von einem jetzt verſchwundenen Theile des alten Kunſtwerks, deſſen Bedeutung als Nymphe des Quells, in welchem einſt die Göttersöhne gebadet, wir bereits erwähnt haben.

Zu den Sagen über dieſe Koloſſalgruppen, die ſich ſchon bei dem Hereinbrechen des Mittelalters gebildet haben, gehört endlich auch noch die, daß ſie Darſtellungen des macedoniſchen Alexander ſeien, der den Bucephalus bändigt. Phidias und in Konkurrenz mit ihm »ſein Schüler« Praxiteles hätten dieſe Darſtellungen gebildet, und König Tiridates von Armenien habe ſie dem Kaiſer Nero geſchenkt. Dieſe Nachricht findet ſich noch in der Unterſchrift des älteſten Kupferſtiches aus dem Jahre 1613. Es kümmerte den Verfaſſer derſelben wenig, daß Phidias ſchon beinahe hundert Jahre lang im Grabe ruhte, als Alexander der Große geboren wurde.

Die Dioskuren ſind ihrer Geſtalt nach Heldenjünglinge, mehr kräftigen als ſchlanken Wuchſes. Die gedrungene Bildung ihrer Geſtalten erinnert an die Proportionen der Figuren auf dem Phigaliſchen Friese des Alkamenes, wo man in der Geſtalt des Theſeus und in dem Roſſe der gegen ihn anſprengenden Amazone faſt die genauen Modelle der Dioskurengruppe wiederfindet. In den Geſichtern, zumal in dem des Kaſtor, liegt der Ausdruck höchſter Kraft und Energie, der ihnen als den reiſigen Schutzgottheiten Athens und Vorſtehern der Kampfſpiele in Sparta, wo noch Pauſanias ihre Standbilder am Eingange der Rennbahn ſah, beſonders wohl anſteht. Ausdruck und Geſichtsbildung zeigen unverkennbar die Aehnlichkeit mit dem Haupte des göttlichen Erzeugers, wie es in dem berühmten Koloſſalhaupte des otrikolaniſchen Jupiter uns erhalten iſt. Nur ſind die Züge jugendlich und ſo zu ſagen heroiſch vermenſchlicht. Bei dem Kaſtor, der dem Phidias zugeſchrieben wird, iſt das Haar mehr von der Stirn zurückgeworfen, während es ſich bei dem Pollux des Praxiteles über derſelben ſteil in die Höhe krauſt. Dieſelbe Aehnlichkeit des Stirnhaars mit dem Lockenwurfe am Haupte des Ju-

piter bemerkte Winckelmann auch an einem der Dioskuren des Kapitols. Sie ſollte hier wie dort an die Abſtammung von dem Vater der Götter erinnern. An beiden Koloſſen iſt der Mund wie zum Rufe geöffnet, und die ſtolze Bogenwölbung der Lippen von wunderbarer Schönheit.

Im Gegenſatze zu den beiden ruhig neben ihren Roſſen ſtehenden Dioskuren, welche jetzt die Treppe des Kapitolaufgangs ſchmücken, ſind dieſe beiden Figuren vorſchreitend gedacht, Kaſtor mit der Linken das Roß führend, mit der Rechten den Speer haltend, während beim Pollux das umgekehrte Verhältniß ſtattfindet. Die Lanzen ſind verſchwunden, aber man ſieht noch an den Händen, welche ſie hielten, die durchgehende cylinderförmige Oeffnung, in welcher ſie ſich befanden. Da ſie wahrſcheinlich von Bronze waren, ſo erlitten ſie ſchon früh von räuberiſchen Händen das gemeinſame Schickſal aller ſolcher metalliſchen Zierrathen plaſtiſcher Werke des Alterthums, zumal in Rom, wo die Gier nach Metall in den Zeiten des Elends und der Verarmung ſelbſt die Steinquadern der herrlichſten Bauwerke durchgrub, um die metallenen Klammern und Dübel zu rauben, welche ſie zuſammenhielten *). Daſſelbe widerfuhr auch den goldenen Sternen, welche ſich über den Häuptern der Dioskuren befanden. Noch jetzt ſind auf den Scheiteln die Löcher vorhanden, welche man in den Marmor einbohrte, um dieſe Inſignien der Retter in Meeresgefahr und jeglicher Noth zu befeſtigen.

Betrachten wir nun, um das Motiv der Stellung zu finden, zunächſt den Kaſtor des Phidias. Er iſt vom Roſſe geſtiegen und im Begriff, es am Zaume mit ſich fortzuführen. Die ganze Geſtalt iſt im Vorſchreiten nach rechts hingewendet. In dieſem Augenblicke bäumt ſich das Roß, weniger aus ſcheuender Wildheit als aus freudigem Lebensgefühl mit kräftigem Schwunge auf, gleichſam in Freude über die Entlaſtung

*) S. Ein Jahr in Italien, III, S. 175.

vom Schenkeldrucke des gewaltigen Reiters, den Verſuch wagend zu gänzlicher Befreiung von dem haltenden Zügel. Aber in demſelben Momente fühlt es auch ſchon die Ohnmacht ſeines Beginnens. Der göttliche Jüngling, deſſen nervige Fauſt, den Ruck verſpürend, ſich feſter um die Zügel zu ſchließen ſcheint, hemmt nur auf einen Augenblick den Schritt. Der rechte Fuß mit eingebogenem Knie wurzelt feſt im Boden wie ein Thurm, während das linke, ſchlank ausgeſtreckte Bein jeden Augenblick zum Weiterſchreiten gehoben werden kann. Es iſt der blitzſchnelle Moment des Ueberganges, der die mächtig ausſchreitende Bewegung gleichſam in Eins verbindet mit unerſchütterlich feſtem Beharren, welchen der Künſtler hier fixirt hat. In den vom Winde zurückgebauſchten Falten des über den linken Arm geworfenen Gewandes, das bis auf den Boden herabhängend zugleich als artiſtiſche Stütze dient, ſehen wir noch die, der Ruhe vorhergehende unterbrochene Bewegung ausgedrückt. Aber nur das Haupt des Dioskuren wendet ſich zurück nach dem Hemmniß der Bewegung, und mehr noch als die Kraft des rieſigen Armes, bändigt der auf das widerſtrebende Thier gerichtete, es mit ſeiner Macht gleichſam bannende Blick des göttlichen Auges das aufbäumende Sträuben des edlen Roſſes, deſſen ganzer Leib von dem zuſammenzuckenden Haupte bis zu den gleichſam einbrechenden Hinterbeinen, nur die beredte Verſinnlichung der Gewalt iſt, welche die Macht des Götterſohnes faſt mühelos über daſſelbe ausübt.

Dieſe überwältigende Macht des Heroen über das Thier hat der große Meiſter auch noch durch ein anderes künſtleriſches Mittel auszudrücken verſtanden. Man bemerkt nämlich ſehr bald, bei vergleichender Betrachtung der Gruppe daß die Roſſe verhältnißmäßig kleiner ſind als die nahezu achtzehn Fuß hohen Dioskurengeſtalten. Sie ſind genau betrachtet ſogar unfähig, dieſe koloſſalen Reiter zu tragen. Allein es war durchgehender Grundſatz der alten Künſtler, bei der Zuſammenſtellung von Helden- und Thiergeſtalten die letzteren immer etwas unter ihrem wahren Verhältniſſe zu halten, um den Adel und die Mäch-

tigkeit der menschlichen Bildung überwiegend hervortreten zu lassen. Das Gegentheil davon und seine Wirkung kann man an den russischen Erzkolossen vor dem Schlosse von Berlin wahrnehmen, wo die Rossebändiger eben nur als tüchtige Stallknechte ihren Pferden gegenüber erscheinen.

Dieser Grundsatz der alten Künstler hatte seine Wurzel in der innersten Natur des Hellenenthums, dem überall die Schönheit menschlicher Bildung als das Höchste erschien. Wir finden daher auch Beispiele solchen Verfahrens in den besten uns erhaltenen Werken; und zwar erhielt es nicht bloß, wie Wagner meint, da seine Anwendung, wo die Thiergestalt in der Gruppe nur als Attribut diente, sondern auch da, wo, wie hier bei den Dioskuren, die höhere Gewalt des Menschen im Kampfe mit thierischer Natur auszudrücken war. So sehen wir z. B. den Herkules im Kampfe mit den von ihm bezwungenen Ungeheuern, dem Geryon, dem Stier, den Rossen des Diomedes in der Sammlung des Museum Pio Clementinum zu Rom immer an Größe das Verhältniß jener thierischen Gebilde überragend dargestellt. Auch auf anderen Denkmälern sind die größten Thiere, Pferde, Elephanten u. s. f., fast immer zu klein gehalten gegen die neben ihnen befindlichen Menschen. Den Alten stand überhaupt die ideelle Wahrheit in der Kunst höher als die gemeine. Der Künstler, welcher die berühmte Gruppe des Laokoon schuf, wußte wohl, warum er die Söhne im Verhältniß zum Vater so klein hielt; er wußte, daß ihre natürliche Größe die einfache Schönheit der Pyramidalform des Ganzen zerstört haben würde.

Die im Vorigen gegebene Motivirung und Schilderung der Dioskuren-Gruppe ist aber natürlich auf der Voraussetzung begründet, daß die jetzige Aufstellung der Originale, sowie die der Abgüsse im neuen Museum zu Berlin nicht die richtige, ursprünglich von dem Künstler beabsichtigte ist. Bei der ursprünglichen Anordnung muß der Blick des Dioskuren, dessen zürnender Ausdruck jetzt ziellos ins Blaue starrt, auf den Gegenstand gerichtet gewesen sein, der die gewaltsame muskelnaufschwellende Bewegung des Hauptes und der Brust, sowie das Vortreten

der Sehnen des Unterarmes verurſacht. Es muß ferner das Haupt des Roſſes, dem Zügel gehorchend, ſich dem Führer zugewendet haben, während es ſich jetzt von demſelben in einer Weiſe abkehrt, die jeden Zuſammenhang der Gruppirung aufhebt.

Vergleichen wir den Koloß des Praxiteles mit dem des Phidias, ſo ſpringen zunächſt, bei der ſonſtigen völligen Gleichheit in der Motivirung der Gruppen, folgende Verſchiedenheiten in die Augen. Das Haupt der Praxiteliſchen Figur iſt zarter behandelt, und der Geſammteindruck des Geſichts jugendlich weicher als bei dem Kaſtor des Phidias. Die Räume über den Augen bis an das Stirnbein, welche bei dieſem ſehr ſchmal erſchienen, ſind bei dem Pollux des Praxiteles breiter gehalten und von gewählteren Proportionen. Ebenſo erſcheinen die Naſenflügel hier höher und ſtärker, dort dünner und ſchmaler. Der Ausdruck des Geſichts, beſonders des Mundes, hat mehr göttlichen apolliniſchen Stolz beim Praxiteles, während er herbere, heroiſche Energie bei dem Werke des Phidias zeigt. Damit ſtimmt auch die ſchon erwähnte verſchiedene Behandlung in der Lage der Haarlocken über der Stirn. Die Gewandung iſt gleichfalls bei dem zweiten Koloſſe verſchieden behandelt, aber auch in ihren Falten iſt die Bewegung angedeutet, welche dem Momente des Innehaltens vorherging. Im Ganzen betrachtet, zeigt der Pollux des Praxiteles ein ſanfteres Ineinanderfließen der Theile und einen minder energiſchen Ausdruck des Angeſichts. Dieſer Unterſchied iſt kein zufälliger. Er iſt bedingt durch die Art und Weiſe, wie die alten Künſtler die beiden Brüder zu individualiſiren pflegten. Plutarch bemerkt nämlich im Leben des Tiberius Gracchus ausdrücklich, daß dieſe verſchiedene Individualiſirung auch noch in ſeiner Zeit für die Darſtellung der Dioskuren ſowohl in der Plaſtik als in der Malerei üblich war, und daß Kaſtor leidenſchaftlicher, energiſcher bewegt und mit heftigerem Ausdruck der Geſichtszüge dargeſtellt wurde, als der ſanftere und ruhigere Polydeukes. Dieſe Verſchiedenheit der Darſtellung war ſo allgemein bekannt, daß ſich Plutarch ihrer bedienen durfte, um damit die individuelle Verſchiedenheit

der Brüder Cajus und Tiberius Gracchus erläuternd zu vergleichen. Wenn aber der Koloß des Praxiteles, trotz aller Schönheit und Edelgestalt seiner Formen, weniger Kraft, Bewegung und Leben zeigt, — so muß man dabei nothwendig, wie schon bemerkt, den Umstand in Anrechnung bringen, daß derselbe in seiner jetzigen nach Norden gerichteten Frontaufstellung kaum Abends einen Schimmer Sonnenlicht erhält, während sein glücklicherer Partner sich dieses für die Werke der Plastik so nothwendigen, beseelenden Elements zu allen Tageszeiten erfreut. Goethe's Freund, Heinrich Meyer, vergaß hierauf Rücksicht zu nehmen bei den einzelnen Ausstellungen, welche er in seinen Nachträgen zu Winckelmann's Kunstgeschichte an dem Koloſſe des Praxiteles zu machen fand. Dennoch gestand auch dieser feine Kenner nach jahrelangem Studium des Originals: daß die Kunstgewandtheit zu bewundern sei, mit welcher der vortreffliche Meister sich dem ersten Bilde anzunähern gewußt, und mit der er den Styl der Formen, die Aeußerung gewaltiger Kraft und rascher Bewegung in seiner Figur gleichmäßig anzudeuten verstanden habe, ohne doch in irgend einem Theile den Kopisten zu verrathen. Vorzüglich gelungen erschienen ihm die Gelenke der Glieder, und mit Recht nannte er die Kniebeugung am linken Beine und Schenkel ein großes Meisterstück; wie er denn überhaupt den Schöpfer der zweiten Figur an Wissenschaft dem Meister der ersten, wo nicht überlegen so doch wenigstens gleich achtete. Meyer und seine Freunde hielten bekanntlich auch die heutigen Marmor-Originale der Koloſſe für Arbeit der Meister, deren Namen sie tragen.

Minder gelungen, oder mehr als Beiwerk gehalten, sind die den Koloſſen zur Seite gegebenen Roſſe. Doch sind auch bei ihnen Haupt und Hals von großer Schönheit. Nach der Bemerkung eines befreundeten Künstlers, des trefflichen Bildhauers Bläser, scheinen die Figuren derselben, wie Rafael's große Konstantinschlacht im Vatican zeigt, von den italienischen Malern früherer Zeit vielfach studirt und nachgeahmt worden zu sein.

Man hat die Bewegung dieser Koloſſalgestalten mit der des Vor-

gheſiſchen Fechters verglichen, um den Unterſchied zwiſchen göttlicher Großheit und menſchlicher Kraftfülle zu veranſchaulichen. Allein im Verhältniß zu der, alle Sehnen und Muskeln bis zum Aeußerſten menſchlichen Kraftmaßes ſpannenden, Heftigkeit des Fechters, in welchem die Menſchengeſtalt wie eine im Losſchnellen begriffene Stahlfeder erſcheint, iſt die Bewegung der Dioskuren faſt Ruhe zu nennen. Denn hier ſehen wir die vollkommene Gewißheit heroiſcher Kraft ausgedrückt, die ihrer Herrſchaft über den Gegenſtand, an dem ſie ſich äußert, gewiß und ſicher iſt. Dort hingegen ſtürmt ein Krieger laut rufend einem übermächtigen Feinde, der Fußkämpfer einem Reiter entgegen, ſein Leben aufs Spiel ſetzend, in ungleichem Kampfe, deſſen Ausgang auf dieſem einen, glücklich oder unglücklich geführten Stoße beruht, zu dem der Fechter alle ſeine Stärke und Gewandtheit zuſammennimmt *). An den Koloſſen ergiebt ſich die Lebendigkeit aus der großartigen Wahrheit der Darſtellung, wenn auch das Einzelne weniger genau bearbeitet iſt; am Fechter ſpringt es hervor aus der ſorgfältigen Ausführung jedes Gliedes, jeder Muskel, jeder Sehne. Dort zeigt ſich vorwiegend der geiſtige Gehalt der Wiſſenſchaft, hier zugleich ihr ganzer Umfang.

Erhaben wie die Zeit, in welcher er lebte, die Zeit der lebendigſten Begeiſterung des edelſten Volks über den glorreichſten Sieg, den je die freie Bildung des Abendlandes über den Barbarendeſpotismus des Orients gewonnen, erhaben wie die Zeit des Themiſtokles und Ariſtides, des Cimon und Perikles, iſt auch dieſe Schöpfung des unſterblichen Meiſters Phidias, und der Charakter des von ihm gebildeten Halbgottes iſt nicht nur beſeelt von jener Würde, die hier die ganze Bildung menſchlicher Natur durchdringt, ſondern es iſt über denſelben auch der volle Zauber jener »hohen Grazie« verbreitet, welche, wie Winkelmann ſo ſchön ſagt, nicht rührt und erweicht, ſondern Nachdenken und

*) Man vergleiche die Schilderung in: Zwei Monate in Paris, von Ad. Stahr, Th. I, S. 144—148.

Ehrfurcht erweckt. Wäre es wahr, was Einige behaupten, daß Erfindung und Geſtaltung dieſer Bildungen ein Werk römiſcher Kaiſerzeit ſei, ſo bliebe nichts übrig, als mit dem Verfaſſer der Epochen bildender Kunſt unter den Griechen dieſe Denkmäler, welche die größten Künſtler neuerer Zeit eines Phidias und Praxiteles würdig achten, als die ſprechendſten Beweiſe anzuſehen für das Urtheil und die Anſicht derjenigen alten Schriftſteller, welche den berühmteſten Bildnern aus der Zeit der erſten römiſchen Kaiſer gleichen Rang einräumten neben den größten Meiſtern des Perikleiſchen Athens.

Mit Entzücken gedenke ich der Zeit, wo mir das Glück vergönnt war, die herrlichen Geſtalten der Originale ſelber täglich zu ſchauen, wie ſie daſtehen auf dem ſchönſten Platze der Welt, vor ſich das koloſſale Waſſerbecken, deſſen himmelan ſteigender Kryſtallſtrahl im Sonnenlichte funkelt, über ſich das Blau des italiſchen Himmels, zu ihren Füßen gelagert die Stadt der Städte, das ewige Rom, das ſchon länger als zwei Jahrtauſende zu den einſt verehrten Schutzgöttern hinaufgeblickt; umſchloſſen von würdigſter Umgebung jener ſtolzen Paläſte, die den geheiligten Hügel des Quirinus krönen, und deren architektoniſche Maſſen dennoch die mächtige Wirkung dieſer Koloſſe der Plaſtik nicht beeinträchtigen, weil dieſe Wirkung geſchützt und geſichert wird durch die ſchöne Beſchränkung des Platzes ſelbſt, und durch das weiſe Maß der vielleicht nicht über zwölf Fuß hohen Poſtamente, auf denen ſie ſich neben dem Obelisken des Auguſtus erheben. Wer das Glück dieſes einzigen Anblicks niemals genoß, der freue ſich derweil, die Herrlichkeit dieſer Meiſterwerke koloſſaler Plaſtik jetzt an ihren Abbildern im Muſeum zu Berlin bewundern zu können, deren Aufſtellung in geſchloſſenem Raume zugleich einen annähernden Begriff zu geben vermag von der Wirkung, welche einſt die koloſſalen Götterbilder der Alten in ihren Tempeln auf die entzückten Beſchauer hervorzubringen vermochten. Erſt jetzt, erſt durch die Anſchauung dieſer Koloſſalgebilde in der kunſtgeſchmückten Halle eines neuen,

der Kunſt geweihten Heiligthums, kann man nachempfinden, was die Bruſt des Hellenen bewegen mußte bei dem Anblicke eines Zeus und einer Hera, welche die Kunſt eines Phidias und Polyklet für die Tempel zu Olympia und Argos geſchaffen; — kann man eine Ahnung haben von dem Gefühl, das ſelbſt den Feldherrn des rauhen Römervolks durchſchauerte, als er im Angeſichte des vierzig Fuß hohen, auf goldenem Sitze thronenden olympiſchen Zeus des Phidias ſtaunend ausrief: »Wahrlich, hier iſt leibhafte Gegenwart geſtalteter Gottheit!«

Die in den Koloſſalgruppen von Monte Cavallo den Dioskuren gegebene Stellung und Gruppirung als Roſſebändiger iſt im Alterthume häufig nachgeahmt worden. Schon Wagner hat in ſeiner Abhandlung auf einen antiken Sarkophag hingewieſen, der an der Außenſeite des Domes zu Florenz eingemauert, zu beiden Seiten die Dioskuren in gleicher Stellung mit ihren Pferden zeigt. Eine ähnliche Reliefdarſtellung befindet ſich im Palaſt Mattei zu Rom.

Schließlich noch eine artiſtiſche Bemerkung. An dem Koloſſe des Phidias bemerkt man drei warzenförmige Erhöhungen, die eine an der Spitze des Kinns, die beiden anderen in der Mitte des linken Vorderarmes und an dem Ballen des Daumens der linken Hand, welche das Roß am Zügel hält. Früher zog man daraus den Schluß, daß das Werk von dem Meiſter nicht vollendet worden ſei. Allein jener Schluß iſt unrichtig, und Wagner hat auch an dem Beiſpiel einiger anderen Werke antiker Plaſtik nachgewieſen, daß die Alten zuweilen einige Zeichen der Punktirung, deren ſie ſich bei der Ausarbeitung ihrer Marmorwerke ſo gut wie die heutigen Bildhauer bedienten, mit Abſicht ſtehen ließen, um mit Hülfe derſelben immer noch nachmeſſen zu können. Bei unſeren Koloſſen ſcheint es aus dem Grunde geſchehen zu ſein, um mittelſt derſelben den Abſtand berechnen zu können, in welchem die Fi-

guren von den Pferden zu ſtehen hätten. Auch an der Statue des Praxiteles finden ſich Spuren ſolcher Punkte am rechten Arme, der das Pferd hält. Dagegen deutet die Erhöhung am Schenkel derſelben Seite darauf hin, daß ſich hier eine, ſpäter weggenommene, Marmorſtütze befunden hat.

An die bisher erläuterten Reſte der Werke des Phidias reihen ſich die Arbeiten eines Lieblingsſchülers des großen Meiſters, welche ein glückliches Geſchick uns gleichfalls aufbewahrt hat. Es ſind dies die Reliefſkulpturen vom Apollotempel der Phigalier zu Baſſä. Ihrer Beſchreibung und Erläuterung ſoll das nächſte Kapitel gewidmet ſein.

XI.

Alkamenes

und

die Skulpturen des Apollotempels zu Bassä.

Die Skulpturen des Apollotempels zu Bassä.

In waldiger Gebirgseinsamkeit Arkadiens, am Rande einer tiefen Bergschlucht, durch welche die strudelnde Neda rauscht, liegt noch jetzt der Tempel des Apollon, welchen einst die Bewohner der arkadischen Stadt Phigalia um die Zeit der Pest, die zu Anfang des peloponnesischen Krieges Griechenland verheerte, dem helfenden Gotte (Apollon Epikurios) erbauten. Die Griechen liebten es, ihre vornehmsten Tempel an abgesonderten erhabenen Orten aufzurichten, wo die Natur die Kunst unterstützte in der Wirkung auf das Gemüth der Menschen, die sich verehrend dem Heiligthum des Gottes nahten. Der geniale Otto von Stackelberg, einer der Entdecker der Skulpturwerke, welche diesen Tempel schmückten, hat in seinem mit den trefflichsten Kupfern ausgestatteten Prachtwerke*) eine begeisterte Schilderung der Lage dieses Heiligthums gegeben, das schon in der alten Zeit für einen der schönsten Tempel des Peloponnes geachtet wurde.

*) Der Apollotempel zu Bassä. Rom 1826.

Der Tempel selbst war schon länger bekannt. Ictus Stylus (zu den Säulen) nannten die Hirten des heutigen Arkadiens den Ort, wo die sechsunddreißig Marmorsäulen des Heiligthums, noch bedeckt von ihren Architraven, durch das Grün der Waldhöhe schimmerten. Aber erst im Jahre 1811 entdeckte eine Gesellschaft von Künstlern und Kunstgelehrten, welche um diese Zeit Griechenland bereiste — es waren die Herren von Hallerstein, Linckh, Cockerell, Foster und Stackelberg —, unter den Trümmern die kostbaren Ueberreste Phidiassischer Kunst, welche jetzt das britische Museum schmücken, das sie für 60,000 spanische Piaster ankaufte. Mit unsäglicher Mühe wurden sie aus dem Steingetrümmer hervorgezogen, welches sechzehn Fuß hoch das Innere des Tempels angefüllt hatte. Ein aufgescheuchter Fuchs machte die Suchenden aufmerksam auf die einzige Lücke in dem haushohen Trümmerhaufen. Man suchte dieselbe zu erweitern, und fand hinabschauend, daß das Thier sein Lager auf einer Marmorplatte bereitet hatte, die in herrlichem Relief die Verfolgung eines Lapithen durch einen Centauren darstellte. Noch jetzt bewahrt die Platte die Spuren der Beschädigung durch die Fußstapfen ihres Angebers, der hier denselben Dienst den Centauren- und Amazonenkämpfern leistete, durch welchen einst dasselbe Thier vor Jahrtausenden den Messenierhelden Aristomenes aus dem Abgrunde der Mordschlucht ans Licht gerettet hatte. Dach und Gebälk im Inneren der Säulenumgebung waren durch Erdbeben zusammengestürzt, und die Hoffnung, unter ihren Trümmern den ganzen Bilderschmuck des inneren Frieses zu finden, welche das eine entdeckte Stück erregte, ward glänzend bestätigt. Allmälig wurden dreiundzwanzig Marmorplatten, jede etwa 4 Fuß lang und 2 Fuß 1½ Zoll hoch, ans Licht gefördert und zusammengestellt. Sie sind das einzige vollständig erhaltene Beispiel dieser Art von Skulpturverzierung eines griechischen Heiligthums, und verdienen schon deshalb die höchste Aufmerksamkeit von Seiten der Kunstgeschichte, weil wir nur sehr wenige Werke der griechischen Plastik besitzen, von denen, wie bei diesem Friese, Standort, Zeit der Entstehung, Vollständigkeit und Originalität außer allem Zweifel liegen.

Der Tempel war dem Apollon geweiht. Iktinos, der Baumeister des

Parthenon, war von den Phigalern aus Athen berufen worden, um durch die Erbauung dieses Heiligthums den Schutz des Gottes zu gewinnen gegen die schreckenvollen Verheerungen, welche damals die Pest über Hellas verhängte. Die Plastik, der Baukunst dienstbar, hatte die Aufgabe, durch ihren Bilderschmuck Sinn und Bedeutung des Heiligthums auszusprechen. Sie that dies, wie in den Giebelfeldern und Metopen des Aeußeren, von denen nichts mehr erhalten ist, so auch in dem Friese, Zophoros, Träger des Lebendigen von den Griechen genannt, weil er zugleich die künstlerische Bestimmung hatte, durch seinen Bilderschmuck der starren Architekturmasse Leben und Bewegung zu verleihen. Der Künstler, welcher diesen Fries schuf, wählte zu seinem Inhalte die dankbare Verherrlichung des Apollon für seinen Beistand in zwei die gesammte Griechenwelt betreffenden höchsten Gefahren, im Kampfe mit den fanatischen Amazonen und den rohen Centauren. Und er schuf ein Werk, das an vollendeter Komposition und Meisterschaft der Ausführung zu den schönsten Denkmälern des Alterthums zählt.

Während in der Mitte des unbedeckten Tempelschiffs der Gott selbst im zwölf Fuß hohen Erzbilde zu schauen war, angethan mit dem langen Citharödengewande, den Bogen abgelegt, mit dem er die giftigen Todespfeile gesendet, die besänftigende Leier haltend, das alte Symbol der Ordnung und Weltharmonie, beleuchtet von den frei einfallenden Strahlen des goldenen Himmelslichts: so umgab alle vier Seiten des ihn einschließenden Parallelogramms der skulpturgeschmückte Fries als eine zusammenhängende reiche Binde, deren Bilderinhalt in einer Folge von verschiedenen Handlungen, wie eine heilige Inschrift, fortschreitend sich entwickelt. So traten bei den Griechen die Bildwerke der Friese zur Versinnlichung heiliger Sagen an die Stelle der Bilderschrift, mit der ältere Völker ihre Heiligthümer zierten. Wie der Gesang im religiösen Chortanze um den Altar schwebte, so bewegte sich die Handlung in diesen Bildwerken um den heiligen Raum, der das Bildniß des Gottes umschloß, und wie Pindar seinen Siegeshymnus einen »lydischen Hauptschmuck« nennt,

— »Bunt geziert mit ertönendem Laub,«

so umkränzte diese Binde in seinem Tempel den siegreichen Helfer Apollon. Vergleichbar einem solchen Hymnus auf den Gott, der in Wechselgesänge der Halbchöre getheilt nach alter Dichtungsweise voll epischen Inhalts alter Sagen war, sehen wir in dieser marmornen Götterbinde des Tempels von Bassä zwei Vorstellungen aus dem Leben des Heros Theseus den Beistand verherrlichen, den der Gott in zwei verhängnißvollen Kämpfen den Griechen geleistet. Die Hülfserscheinung der Gottheit auf dem hirschbespannten Wagen macht den Uebergang von einer Vorstellung zur andern, und ein Baumstamm dient als Scheidepunkt zwischen Anfang und Ende der zusammenlaufenden Binde. Ebenso scheidet ein knorriger alter Baumstamm in dem berühmten Mosaikgemälde der Alexanderschlacht die beiden Hälften des Bildes.

Wahl des Gegenstandes.

Die Wahl des Gegenstandes beruht auf einer künstlerischen Ansicht, die sich mit einer priesterlichreligiösen verbindet.

Die Alterthumsforscher haben bald die eine, bald die andere einseitig hervorgehoben. Einige, wie Böckel in seinem Werke über den Tempel des olympischen Jupiter (S. 87), erledigten die Frage: weshalb an den bedeutendsten Tempeln Griechenlands vorzugsweise Centaurenkämpfe vorkommen: einfach durch die Antwort: weil der Kampf von Menschen mit Thieren oder Thiermenschen ein der plastischen Kunst günstiger Gegenstand war, und weil die Vereinigung junger schöner Helden mit den fabelhaften Thiermenschen eine angenehme Mannigfaltigkeit in Figuren und Stellungen gewährte. Dies ist richtig, aber es genügt doch nicht, um die Wahl des Stoffes vollständig zu erklären. In neuerer Zeit freilich ist man noch weiter gegangen. Man hat geläugnet, daß der Bilderschmuck des Frieses an griechischen Tempeln irgend einen nothwendigen Bezug gehabt auf den Gott, dessen Tempel er zierte. Und gerade von diesem Fries des Apollotempels zu Bassä ist behauptet worden, daß er von Iktinos und seinen Künstlern ohne allen Bezug auf

Apollon, bloß weil sie Athener wären, mit Gegenständen des attischen Sagenkreises, den Centauren- und Amazonenkämpfen geschmückt worden sei. Um die Darstellungen dieser Kämpfe zu der Tempelgottheit wenigstens äußerlich in Bezug zu setzen, hätten die Künstler den Gott und seine Schwester auf einem Hirschgespanne, als eine Art Dii ex machina angebracht. Allein schwerlich wird man glauben, daß kunstreiche, sinnvolle und dabei tief religiöse Griechenthum jener Zeit hätte wirklich bei dem Schmucke seiner Tempel und Heiligthümer einem so geistlosen Verfahren Raum gegeben und Zufall oder Künstlerlaune da walten lassen, wo es sich um seine heiligsten Interessen religiöser Verehrung handelte.

Für uns ist es ganz außer Frage, daß auch diese Darstellungen der Centauren- und Amazonenkämpfe religiöse Symbolik enthalten. Es handelt sich nur um die Ermittelung ihres näheren Inhalts. Nach Creuzer beruhen alle diese in Tempelskulpturen erscheinenden Kämpfe der Hellenen mit Amazonen und Centauren, Gorgonen und Kerkopen *auf dem gemeinsamen Grunde der griechischen Naturreligion und Kulturgeschichte*. In den Centauren verkörperte der künstlerische Sinn der Alles menschlich gestaltenden alten Hellenen, wie Creuzer meint, das zerstörende Element des Wassers in Meeresfluth und Stromeswildheit, die aus geborstener Wolke Schooß entströmenden Regengüsse, in ihren schädlichen und heilsamen Wirkungen. »Die Centaurenkämpfe, sagt er, waren darum ein so beliebter Gegenstand in den griechischen Bildwerken, weil die Centauren in der alten griechischen Naturreligion, als tellurische und atmosphärische Störungen des Naturlaufs den ordnenden Gottheiten feindselig, und ihre Vernichtung als nothwendige Bedingung aller menschlichen Kultur durch geordneten Ackerbau dargestellt werden *).

Ganz so wie mit den Centauren, die überall als Bild jeder rohen Gewalt und des keine Sitte achtenden Frevels auftreten, und die deshalb auch überall in der griechischen Dichtung und Kunst von den Hellenen,

*) Fr. Creuzer, Schriften II, S. 103.

den Trägern edlerer Gesittung, bekämpft erscheinen, ist es auch mit den Amazonenkämpfen.

Die Amazonen kommen zuerst in der Sage am Fluß Thermodon, am Phasis und Tanais, überhaupt in den nordasiatischen Ländern vor, deren Bewohner in uralter Zeit einem wilden Monddienste hingegeben erscheinen, wo die grausame Artemis und die unheimliche Lilith, weibliche Personifikationen des unholden, ungeregelten vom männlichen Sonnengeiste nicht gebändigten unfruchtbaren Mondes, die wilden Stämme Asiens bald in Zittern bald in fanatische Wuth versetzten, wo Männerscheu heilige Sitte ward, und wo, wie in Ephesus, das alte schwarze Gnadenbild der großen Artemis von entmannten Priestern und Männerbekämpfenden Amazonen umtanzt ward. Erst der delische Kult war es, der, zum Siege gelangt, im freundlichen Geschwisterpaar Apollon und Artemis die beiden Geschlechter versöhnte. In diesem Gange der zu den Griechen gelangten Kulte liegt der Grund, warum zur Verzierung der Wohnungen der neuen siegreichen olympischen Götter Amazonenkämpfe ein so häufig angewendeter Gegenstand waren. Erst der Centauren und Amazonen Besiegung und Untergang hatte die reinere olympische Natur- und Weltordnung der Hellenen möglich gemacht.

Aber ebenso auch die Verschönerung und Verklärung des Furchtbaren, Barbarischen, Untergang Drohenden in jenen uralten Erscheinungen durch den freundlich gestaltenden Geist der Kunst in Dichtung und Bildwerk!

In jenem großen Kampfe zweier Kulte aus der Urzeit der alten Welt, der mit dem Siege der jungen Lichtgötter und der Sonnenverehrer über die Anhänger einer uralten Naturreligion der Erde und des feuchten Elements der Tiefe endet, steht der Stammesheros von Athen, König Theseus, obenan als einer der ältesten frommen Verehrer des Apollon. »Theseus«, d. i. zu deutsch der Beschauer, Seher und zugleich Ordner, Gesetzgeber, erscheint gleichsam als die personificirte Sonnenkraft, ein Sonnenheros, dessen Verehrung weit hinaus über Attikas Grenzen verbreitet war. Vor der Wirksamkeit der Sonne weicht die Pest. Der

Sinn des Tempelfrieses mußte sich daher ebensowohl mythisch als symbolisch auf die Sonnenkraft beziehen. Lichtgötter werden stets gedacht im Streite gegen die schädlichen Mächte der Finsterniß, wie die verheerende Seuche selbst im Bilde der verheerenden Schlacht dargestellt wird.

Die Amazonen- und Centaurenkämpfe hatten für alle Griechen ein gemeinsames Interesse. Der Zug der Amazonen und Scythen nach Hellas wurde als erster Einfall der Barbaren gern mit dem Perserkriege verglichen. In den Amazonen- wie in den Centaurenkämpfen, deren Sagen sich von Thessalien bis an die Südspitze des Peloponnes hinziehen, und in denen beiden Apollon und Theseus sich hülfreich bewiesen für die Hellenen, fand der Künstler dieses Tempelfrieses daher ein sehr passendes Motiv für die Verherrlichung des »hülfreichen Gottes«. Altar und Idol auf dem Friese bezeichnen symbolisch die religiöse Beziehung der dargestellten Kämpfe.

Jene Kriege und Kämpfe gegen religiösen Fanatismus und uralte Rohheit und Willkür erinnerten die Griechen, durch die Beispiele eines sogar beide Geschlechter trennenden Hasses und der von Halbmenschen geübten Frevel, an die Gefahren der Gesetzlosigkeit und des Irrglaubens früherer Zeit, aus denen ihre Heroen sie mit Hülfe der Götter befreit und zum Genusse der Ordnung und Kultur geführt. Diese Erinnerung lag um so eindringlicher nahe, als das entsetzliche Unheil der Pest in seinen verwildernden Folgen sie, wie Thucydides berichtet, gerade damals wieder mit der Rückkehr ähnlicher Zustände bedrohte. Und so erdachte denn der Künstler diesen Fries als die Weihe des Heiligthums, als einen Sühne- und Lobgesang auf den Ferntreffer Apollon, dessen tödtende Pfeile man von sich abzuwenden hoffte, dem man sich durch den Bau seines Tempels als schützendem Gotte empfahl, indem man ihm kindlichen Sinnes Beispiele seiner Huld und Wohlthaten vorhaltend.

Zugleich aber waren diese Gegenstände Lieblingsvorstellungen für die bildende Kunst geworden, der sie einen vorzüglich geeigneten Stoff zum Schmuck der Tempelfriese darboten. Denn bei der Abwechselung und wunderbaren Vereinigung von Thier- und Menschennatur, bei der Verschiedenheit von Geschlecht und Alter, von Charakteren und Gemüths-

zuſtänden, von ſeltſamen Verwickelungen und Bewegungen, bei dieſem Reichthum von Formen und Zuſammenſtellungen geſtatteten ſie eine gleichmäßig wiederholende Fortſetzung wie ſie das Relief bedurfte. Da ſie allgemeine Wichtigkeit und Bezüglichkeit hatten auf alle Götter als Ordner und Kulturbegründer, ſo konnten ſie ſehr ſchicklich an mehreren der vorzüglichſten Tempel, Statuen und Throne verſchiedener Gottheiten angebracht werden; und ſo finden ſich denn auch gar häufig beide Darſtellungen an einem Orte vereinigt. Die vorzüglichſten Künſtler wetteiferten in denſelben, und ließen keine Gelegenheit unbenutzt, ſie an ihren Werken anzubringen. So enthielten am äußeren doriſchen Friese des Parthenon die Metopen auf zwei Seiten Centauren-, auf den beiden anderen Amazonenkämpfe. Der Maler Mikon malte beide im Innern des Theſeustempels. Am Throne des Zeus zu Olympia hatte Phidias die Amazonenſchlacht, im Giebel des Tempels ſein Schüler Alkamenes Centaurenkämpfe gebildet, und während der Schild der Athene Parthenos des Phidias die erſtere zeigte, waren die Sandalen der Göttin mit Darſtellungen aus den zweiten geſchmückt. Aber auch auf anderen Denkmälern der Plaſtik, auf Grabmonumenten, Helmen, Rüſtungen, Bechern, Thüren u. ſ. f. waren ſie häufig zu finden, und die Dichter bis auf die ſpäteren römiſchen Zeiten hinab verflochten Darſtellungen dieſer Kämpfe gern in ihre Geſänge.

Dazu kam endlich, daß für den Fries des Apollotempels zu Baſſä dieſer Stoff dem Künſtler um ſo näher lag, da er wahrſcheinlich ſelbſt ein Athener war, der hier mit einer gewiſſen Künſtlerreligion ſeinen Stammesheldeu verherrlichen und die früheſte glorreiche Kriegsthat ſeiner Nation einer entfernten Stadt des Peloponnes aufzeigen konnte*). —

Die Kunſtgeſtalt der Amazonen.

Die Kunſtgeſtalt der Amazonen iſt eine Schöpfung der griechiſchen Phantaſie, welche auch in der Dichtkunſt die Amazonenſage aus dem

*) Vgl. Stackelberg a. a. O.

religiösen Kreise in das Gebiet der Heldensage herüberzog und dieselbe in ächt poetischer Weise vermenschlichend ausschmückte. Aus den fanatischen Priesterinnen des alten wilden Monddienstes schuf die Phantasie der hellenischen Dichter das Bild eines kriegerischen Frauenstaates, dessen Kämpfe mit den hellenischen Heroen, Herkules, Bellerophon, Theseus, in die Urzeit griechischer Sage hinaufreichen, während noch in später historischer Zeit der Urenkel des Herkules, Alexander der Große, auf seinem orientalischen Siegeszuge mit den Amazonen in Verbindung gebracht wird, deren Königin Thalestris sich zu ihm begab, um von seiner Heldenkraft Mutter zu werden.

In diesem Sinne heroischer Sage faßte die griechische Kunst die Gestalt der Amazonen auf. Sie fand darin ein Motiv: das Herbe, Kühne, Heldenhafte in dem ungebeugten Stolze der Jungfrau darzustellen. Und indem sie in ihrer Bildung männliche Kraft zu weiblicher Zartheit gesellte, schuf sie eine eigne Kunstgestalt dieser schönen, kühnen, waffenfreudigen Mannweiber, deren mondförmige Schilde und Streitäxte nur noch leise an den religiösen Ursprung mahnen, während das Kostüm bald mehr bald weniger asiatisch oder griechisch erscheint. Phidias und Polyklet waren es, die die Amazonengestalt zum Ideale erhoben. Unter den fünf Amazonenstatuen, welche Beide im Verein mit noch drei anderen Künstlern für den Tempel der ephesischen Diana arbeiteten, ward die Polykletische für die vollendetste geachtet. Den zweiten Rang nahm die des Phidias, den dritten die des Kresilas ein.

Zum Verständniß des Frieses müssen wir uns an die dichterische Sage von dem letzten großen Amazonenkampfe erinnern, der auf Attikas Gefilden selber ausgefochten wurde. Theseus hatte mit Herkules die Amazonen angegriffen, besiegt und die von seiner Schönheit ihm gewonnene Amazonenfürstin Antiope als Gemahlin nach Attika entführt. Von Rachedurst getrieben, sammelten die geschlagenen Heldinnen alle ihre Streitkräfte und fielen vereint mit ihren scythischen Bundesgenossen, nach Europa übersetzend, in Hellas ein. Hier drangen sie, Alles verwüstend, bis Attika vor, und lagerten unter den Mauern der Stadtburg. Doch

Theseus, mit dem Beistande des von ihm befragten delphischen Gottes, überwand die Feinde in einer großen Schlacht, in welcher Antiope, gegen ihre Schwestern kämpfend, den Heldentod an seiner Seite fand. Zum Andenken nannten die Athener den Ort, wo die gefallenen Amazonen begraben wurden, Amazoneien (den Amazonenplatz), und feierten ein jährliches Fest im Monat des zur Hülfe eilenden Gottes (Boëdromion), dessen Huld ihr Land sichtbarlich errettet hatte von den überschwemmenden Schaaren. Auf diesen Kampf nun ist die Darstellung der einen Hälfte des Frieses zu deuten, zu dessen Betrachtung wir jetzt übergehen wollen.

Der Amazonenkampf.

Er ist auf zwölf aneinandergefügten Platten dargestellt, während die übrigen elf den Centaurenkampf und die Göttererscheinung umfassen. Die letztere nahm die Mitte der kurzen Wand, gegenüber dem Haupteingange, gerade über dem Standbilde des Gottes ein, damit dem eintretenden Beschauer gleich der Hauptgegenstand sichtbar werde. Die Composition des ganzen Frieses war künstlerisch so geordnet, daß die Mitte der beiden Langseiten je von der Hauptscene in beiden Kampfdarstellungen eingenommen wurde. In dem Amazonenrelief war dies die Darstellung der siegenden Heldenkraft des Theseus; im Centaurenrelief das Beispiel der Rache des Gottes an dem wilden Lapithen Cäneus, der zur Strafe für seinen gegen Apoll bewiesenen Uebermuth den Centauren erliegt.

In der ganzen Scenenfolge des Amazonenkampfes, welche Stackelberg meisterhaft geschildert hat, ist das Hin und Her von Sieg und Niederlage in den verschiedenen Gruppen vortrefflich ausgedrückt. Zugleich läßt uns eine genauere Betrachtung wahrnehmen, daß der Künstler das Nebeneinander aller dieser Gruppen in verbindende Beziehung zu setzen und eine durch die andere zu motiviren verstanden hat. Eine reiche Fülle von Situationen: hoffnungsloses Erliegen und Gnade heischendes Flehen, wilder Angriff und todesmuthiger Widerstand, unentschiedenes Kämpfen und tödtliches Zusammenbrechen finden sich in

diesen wundervollen Darstellungen vereint. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen zwei Gruppen, von denen die erste jenen reizenden Zug der Amazonenmythe zur Darstellung bringt, den auch Schiller in seiner Behandlung der modernen Amazone von Orleans bei dem Begegnen mit dem schönen Lionel benutzt hat. Es ist dies die Allgewalt der Natur, die in dem unnatürlichen Kampfe der Geschlechter doch zuweilen siegreich hervorbricht. Ein junger schöner Grieche, dessen weiche blühende Jugend die weibliche Haartracht noch ausdrucksvoller bezeichnet, ist des Helms beraubt und als Gefangener niedergeworfen. Zu den Füßen seiner Ueberwinderin streckt er vergebens die flehende Hand aus um Schonung des Lebens. Schon schwingt die Amazone sein eignes Schwert über seinem Haupte, als plötzlich eine ihrer Kampfgefährtinnen, den Schild zurückgeworfen, sich mit bittender Geberde für das Leben des Feindes verwendet.

Nur drei der Amazonen sind zu Rosse dargestellt, alle anderen kämpfen zu Fuß. Durch jene Auszeichnung sind die Fürstinnen der Amazonen kenntlich gemacht, jene drei Schwesterköniginnen Oreithia, Hippolyta und Antiope, welche den Kampf in der Sage veranlaßten. Sie sind sämmtlich in der Nähe der Hauptgruppe versammelt, deren Mittelpunkt Theseus bildet. Die erste ist mitten im Ansprengen auf den feindlichen König von einem Krieger an dem flatternden Haargelock erfaßt, der sie rücklings vom Rosse zu reißen strebt. Ihr aufgerissenes Gewand flattert wild in der Luft. Mit den Schenkeln klammert sie sich krampfhaft an das Roß, das, gespornt von dem Drucke der Fersen und zugleich zurückgehalten durch die Gewalt des Ziehenden, sich hoch aufbäumt. Von unglaublicher Kühnheit ist der Anblick des schönen Weibes, das, Zügel und Waffen fahren lassend und in Qual und Entsetzen mit dem gelenkigen Leibe zurückgestreckt, alle Kraft der beiden Arme anstrengt, sich dem haltenden Feinde zu entwinden. Auf den Hülferuf ihrer Fürstin eilt aus dem Kampfgetümmel, das den Theseus umgiebt, mit hochgeschwungenem Schlachtbeile eine Amazone herbei, während sie Blick und Haupt noch zurück nach dem verlassenen Kampfplatze wendet, wo

gegen den attischen Heldenkönig schon die zweite Amazonenfürstin, Hippolyta, ihr Roß ansprengt. In ihrer Rechten blitzt das Beil, mit dem sie soeben einen Kämpfer, den Gegner der vorerwähnten Amazone, unter die Hufe ihres Thieres niedergeworfen hat. Zugleich eilt eine andere Amazone zu Fuß mit geschwungener Waffe gegen den Theseus. Aber mächtig wendet sich der Held, kenntlich durch die über den linken Arm geworfene Löwenhaut und an heroischer Größe und Stärke der Glieder vor Allen hervorragend, gegen die Feinde, indem er mit der Rechten die knorrige Keule hebt zum zermalmenden Schlage. Doch während er so Kraft und Muth der andringenden Gefahr entgegenwirft, sehen wir an seiner Stellung, daß er eben zuvor in Begriff war, der Antiope zu Hülfe zu eilen, die an seiner Seite sammt ihrem Rosse tödtlich getroffen niedersinkt. Stackelberg's sonst so feinsinnige Erklärung ist für diese Gruppe gänzlich verfehlt. Nach einer Version der alten Sage opferte nämlich Theseus selbst, um das Vaterland zu retten, auf Götterspruch die geliebte Gemahlin, während die bei weitem menschlich schönere Sage Antiope diesen Opfertod im Kampfe und an der Seite des geliebten Mannes freiwillig finden läßt. Jene erste Opferung findet nun Stackelberg in dieser Scene dargestellt, wobei er uns die widerwärtige Vorstellung aufzwingt von einem Theseus, der mitten im Kampfgewühle die Gattin sammt ihrem Rosse mit einem Keulenschlage niederstreckt.

Und doch ist dem kunstsinnigen Manne die Bemerkung nicht entgangen, daß in dem Antlitze des Atheners, welcher die stürzende Gestalt, wie Stackelberg meint, vollends von dem zusammenbrechenden Rosse wirft, wie wir dagegen glauben, sie in seinen Armen haltend auffängt, ein Zug des Mitleids ausgedrückt sei. Dies führt uns auf den Gesichtsausdruck in den Gestalten überhaupt.

In keinem der erhaltenen Köpfe der kämpfenden Griechen ist ein Ausdruck wilder Kampflust oder ein harter Affekt wahrzunehmen. Nicht nur der Grieche, welcher die stürzende Antiopé auffängt, sondern selbst jener, der die ins Knie gesunkene, ihn mit vorgestreckten Armen abwehrende bei dem Haupthaar erfaßt, sieht mit einem, fast möchte man sagen,

liebenden Ausdruck auf die Besiegte herab. Nur die eine Männerfigur, welche durch ihre an die Dioskurengestalten erinnernden Bilder sofort als Theseus kennbar ist, hat jenen Zug und Ausdruck des siegesstolzen Zornes, wie er auf dem Antlitz des Apoll von Belvedere thront. Das kurze von der Stirn aufstrebende Haargelock erinnert an die Bildung junger Herkuleeköpfe. In einzelnen Köpfen, namentlich in der einen Amazone, glaubt man noch den Typus der äginetischen Skulpturen in Nase und Lippen wahrzunehmen, wie denn überhaupt die Unterlippen stark ausgeprägt sind. Mit den Aegineten verwandt ist auch der Zug, daß fast durchgängig hier wie dort alle Leidenschaft in die Bewegung des Körpers verlegt ist, während der Gesichtsausdruck verhältnißmäßig ruhig erscheint.

Das Religiöse des Kampfes ist in dem Altare angedeutet, von den zwei Amazonen durch zwei hellenische Krieger hinweggedrängt werden. Der Sieg der Athener endlich und der nach demselben geschlossene Friede wird durch die Darstellungen der letzten Tafel bezeichnet, auf der Verwundete heimgeführt und Todte zur Bestattung weggetragen werden, während eine Amazone den erbeuteten Schild eines Gegners mit sich hinwegträgt.

Der Centaurenkampf.

Wenden wir uns jetzt zu dem zweiten Theile des Frieses, der den Kampf der Centauren und Lapithen darstellt. Der Centaurenmythus hat seinen Hauptsitz in Thessalien. Seiner symbolischen Bedeutung wurde bereits gedacht. Die Kunst bemächtigte sich auch dieser poetischen Vorstellung, und bereicherte mit der von ihr vollendeten Kunstgestalt der Centauren den Kreis jener fabelhaften Doppelwesen, welche, wie die Satyrn, Silene, Pane und Mänaden, die Wildheit des ungebundenen Naturlebens ausdrücken. Hier wie überall zeigt sich der den Griechen bei der Bildung zwiegestalter Wesen eigenthümliche Sinn, welcher sie in Kombinationen dieser Art vorzugsweise das menschliche Haupt festhalten ließ, während die Aegypter dieses am ersten aufopferten. Während man

sie früher vorn ganz als Männer darstellte, denen nach hinten ein Roßleib anwächst, wurde zu Phidias' Zeit die Doppelgestalt der Centauren zu vollkommenster Formeneinheit dadurch ausgebildet, daß man an Bauch und Brust des Rosses einen menschlichen Oberleib fügte. Wegen ihrer Lust am Weingenuß wurden sie dem Kreise des Dionysos beigegeben, dessen Macht sich sänftigend und bändigend erwies über die frühere Wildheit und Rohheit. Und so erscheinen sie denn in Darstellungen späterer Kunst vor dem Triumphwagen des Bachus musicirend, von Liebesgöttern gelenkt und von Faunen und Nymphen umschwärmt.

Auf unserem Friese hingegen sehen wir sie noch in ihrer ältesten Gestalt auftreten als Repräsentanten ungezügelter Rohheit und thierischer Sinnenlust, im Gegensatze zu edelschöner Heroenkraft, Bildung und Sitte. Die Sage, an welche sich diese Darstellung anknüpft, erzählt also:

Pirithous, der Lapithenfürst, hatte zu seiner Hochzeit mit der schönen Hippodamia auch die vornehmsten Centauren geladen. Es sollte ein Fest des Friedens und der Versöhnung sein zwischen den alten Gegnern. Aber Rohheit verträgt sich nimmer mit Sitte. Einer der Centauren, vom Weingenuß erhitzt, versuchte Gewalt an der Braut des Pirithous. Theseus errettete sie aus seinen Händen, indem er den Frevler niederschlug. Darüber entspann sich ein allgemeiner Kampf unter den Hochzeitgästen. Die Lapithen griffen zu ihren Waffen, die Centauren vertheidigten sich mit Baumstämmen und Felsstücken, doch unterlagen sie endlich, und wurden im weiteren Verlaufe des Krieges aus Thessalien vertrieben.

Dieser von den alten Dichtern vielbesungene Kampf am Hochzeitfeste ist es, welchen der Fries in einer Reihe herrlich erfundener Scenen darstellt. Die Erklärung derselben wird dadurch unterstützt, daß die alten Dichter, welche jenen Kampf schildern, offenbar ähnliche Kunstwerke vor Augen hatten, wie dies z. B. Ovid in seiner Schilderung selbst andeutet (Metamorph. XII, 398). Wir lernen zugleich daraus, daß vorzugsweise gelungene Scenen und Motive einer solchen Komposition auch in wiederholte spätere Darstellungen desselben Sujets hinübergenommen wurden. Nur dadurch, daß auch in der bildenden Kunst, wie in der dramatischen

Poesie der Alten, immer das Gelungene früherer Kunstwerke den späteren Darstellern zu Gute kam, kann man sich den Reichthum und die Vollendung solcher Werke der Plastik erklären. Man thut Unrecht, hier mit Stackelberg von »unbewußten Reminiscenzen« zu sprechen, die selbst die größten Künstler, sogar ein Rafael nicht immer vermieden hätten. Es liegt hier vielmehr jene tiefe Einsicht und jenes ruhige Selbstbewußtsein des ächten Künstlers zum Grunde, der, wie Goethe im ähnlichen Fall von sich sagte, das einmal vollendet Gelungene aufnimmt, wo er es findet, und es zu seiner neuen Schöpfung verwendet.

Die Darstellung beginnt, wenn wir von rechts anfangend nach links fortschreiten, mit einer Scene, welche den Anfang und die Ursache des Kampfes veranschaulicht.

Zu dem Idole einer Gottheit, deren alterthümlich geformtes Schnitzbild mit den regelrecht steifen Gewandfalten, den anliegenden Armen und dem Fruchtmaße (Modius) auf dem Haupte, sie als Göttin der Hochzeitfeier bezeichnet, haben sich zwei Frauen geflüchtet. Es ist die Braut, die schöne Hippodamia, und eine ihrer Brautjungfrauen. Auf ein Knie niedergeworfen, den rechten Arm um das Götterbild geschlungen, mit der Linken das Gewand festhaltend, das ihr Verfolger, der wilde Centaurenfürst, von der keuschen Schönheit ihres entblößten Leibes niederzerrt, fleht sie um Hülfe zur Göttin, deren Bild sie umfaßt hält. Die Starrheit des ägyptischen Styls in dem Götterbilde ist von großer Wirkung, weil neben ihm der schöne Leib der Hippodamia fast wie ein lebendes Wesen erscheint. Ihre Begleiterin ruft mit ausgebreiteten Armen und aufgelösten Gewändern die Götter Apollon und Artemis an, deren Nahen auf der anderen Seite sie wahrzunehmen scheint. Aber schon ist der Befreier herbeigeeilt. Held Theseus hat sich mit dem linken Knie auf den Rücken des Unholdes geschwungen, und während unter seinem kraftvollen Drucke der thierische Hinterleib des Feindes mit ausgleitendem Beine niedersinkt, hat der Held den Hals des Roßmenschen mit würgendem Arme umschlungen, und den Kopf des Feindes zurückreißend holt er mit der Rechten aus zum schädelzerschmetternden Schlage der wuchtigen Keule. Vergebens versucht der

Centaur, des Helden Rechte zurückdrängend, den Schwung der Waffe zu hemmen. Es ist vollkommen die Situation, die Ovid vor sich sah, oder der griechische Dichter, dem er nachdichtete, wenn er den Kampf des Theseus mit dem Centauren also beschreibt:

— — Auf den Rücken des ungeheuren Bianer,
Nimmer zuvor gewohnt eines Reiters, springt er hinauf und
Stemmt in die Rippen ihm ein das Knie; mit der Linken ergreifend
Hält er das wallende Haar, und Gesicht und drohende Lippen
Sammt den gefesselten Schläfen zermalmt er mit knorriger Keule.

Aber diese Scene ist nur dem Inhalte, nicht der künstlerischen Komposition nach der Anfang; sie ist im Sinne des Künstlers vielmehr der Schluß der ganzen Darstellung, durch welchen, nächst dem helfenden Gotte selber, seinem Lieblinge Theseus der ganze siegreiche Ausgang des Kampfes zuerkannt wird. Den Anfang bildet eine Scene, wo ein von seinem Gegner verfolgter Lapithe, sowie eine Mutter mit dem ihr in der Angst fast entgleitenden Kinde auf dem Arme, Schutz suchend, dem Götterpaare naht, das eben auf einem Hirschgespann herbeigeeilt ist. In dem Augenblicke, wo Artemis gestraften Zügels die Thiere anhält, hat auch schon der Ferntreffer seinen Bogen gespannt und das Geschoß auf den Verfolger des fliehenden Lapithen gerichtet. Der Künstler hat offenbar durch diese Eile des Gottes die drängende Gefahr und Kampfnoth der Helden zu versinnlichen gesucht.

Unter den übrigen Scenen, deren Anordnung und Bedeutung sich von selbst leicht erklären, ist eine Fülle der vortrefflichsten Motive wahrzunehmen. Es ist vollkommen begreiflich, wenn der begeisterte Stackelberg, einer der feinsinnigsten und begabtesten Kunstkenner, die unser Jahrhundert hervorgebracht, diesen phigalischen Fries an Reichthum der Erfindung, Lebendigkeit der Auffassung und Leichtigkeit der Bewegung allen anderen erhaltenen Resten antiker Kunst, die Reliefs des Parthenon selbst nicht ausgeschlossen, vorzieht*). Hier erkennt man den göttlichen Preme-

*) Der Apollotempel zu Bassä S. 85.

theusfunken, der bei den Griechen die Ideale der Kunst erzeugend, in lichte Flammen aufschlug. Fast jede der zahlreichen Scenen dieses Frieses reizt zur schildernden Beschreibung ihrer Schönheiten. In einer Reihe von hundert Figuren, wo immer neue Gruppen von Kämpfenden wiederkehren, hat sich dennoch die Phantasie des Künstlers nirgends erschöpft. Mit feinstem Gefühl ist der zweifache Kampf nach der Verschiedenheit der Kämpfenden charakterisirt. Alle eigentlichen Mordscenen, alles Wilde, Wüste, Gräßliche des Kampfes ist für die Centaurenschlacht aufgespart. Hier ist kein Verschonen, kein Bitten um Gnade — es ist ein ächter Kampf der Vernichtung, ein Kampf auf Leben und Tod, wie er sein muß zwischen Bestialität und Gesittung. Dagegen sehen wir im Amazonenkampfe zwar Angriff und Vertheidigung, aber nirgends den eigentlichen gräßlichen Mord. Die Darstellung des weisen Künstlers steigt dort selbst in den äußersten Momenten der Leidenschaftlichkeit nur bis zur schwebenden Gefahr und Drohung. In jenem Kampfe der Männer und Frauen ist auch der Kampf der Empfindungen naturgemäß ausgedrückt. »Die Männer vertrauen der Ueberlegenheit ihrer Kraft; sie wollen nur Gefangene machen, fassen die Weiber an ihren langen Haaren, stemmen sie nieder, zwingen sie sich zu ergeben oder ziehen sie gewaltsam als Beute fort. Die Weiber ihrerseits äußern Widerstreben, Unwillen, Hartnäckigkeit; aber sie flehen auch wohl um ihr Leben, suchen sich loszureißen, und als einen charakteristischen Zug sieht man sie allein die Vertheidigung mit den Füßen anwenden, wie auch jene Geschicklichkeit zeigen, fliehend den Feind zu verwunden, welche die alte Dichtung ihnen nachrühmte. Charakteristisch ist ferner die rührende Grazie im Hinsinken der sterbenden Jungfrauen, sowie jene Scene, in welcher die eine Amazone für das Leben eines Gefangenen bittend einschreitet.« Die ächt hellenische Humanität und Feinheit solcher Auffassung und Darstellung ging freilich verloren für die Dichter und Künstler der römischen Zeit, die sich darin gefielen, auch den Amazonenkampf ins Gräßliche zu malen. Und unter den Neueren kann selbst der große Rubens mit seiner, von Heinse in den Briefen an Gleim so begeistert beschriebenen Amazonenschlacht zeigen, wie

weit sein Empfinden von der Zartheit des Griechenthums und seiner feinen Charakteristik entfernt war.

Die Bildungen der menschlichen Gestalten dieses Frieses sind durchgängig aus jener griechischen Künstlerphantasie erwachsen, die aus genauester Kenntniß der Natur die Musterform, das Urbild erschuf, welches die Natur erschaffen würde, wenn sie ihre Geschöpfe nicht der Vergänglichkeit unterworfen hätte. In diesen Reliefs stehen wir bereits mitten im Gebiete der Freiheit von den Fesseln altgeheiligter Satzung. Das Ideal der Menschengestalt hat sich schon zu voller Mannigfaltigkeit der Gestalten und Charaktere erhoben. Nicht nur von diesen, sondern von den schönsten Amazonengestalten überhaupt gilt, was Stackelberg über die Bildung dieser herrlichen Geschöpfe sagt, zu denen sich dem Künstler auch in der Perikleischen Zeit noch die trefflichsten Modelle in den amazonengleich erzogenen Spartanerjungfrauen und in jenen wettlaufgeübten Mädchen boten, welche, die eine Brust nackt, im kurzen Gewande zu Olympia um den Siegespreis des Schnellaufs stritten. Das Ideal der Amazonen in diesem Bildwerk ist die vollkommenste weibliche Heroennatur, stolze Jungfräulichkeit vereint mit ungewöhnlicher Kraft, die in strotzender Jugendfülle, Festigkeit und Größe weiblicher Formen sich ebenso natürlich ausdrückt, wie in der hervortretenden Muskulatur männlicher Körper. Der Künstler erkaufte nicht, wie Michel Angelo in seinen Darstellungen starker Frauen, den Ausdruck der Leibeskraft durch den Verlust der Weiblichkeit. Er legte weibliche Grazie in ihr männliches Thun und in ihre schwungvoll kühnen Bewegungen ein behendes anmuthiges Wesen. In den Lapithenfrauen ist mehr die Mütterlichkeit des Weibes aufgefaßt.

An den Körpern der Männer sieht man weder Adern noch Muskeln sich erheben, wodurch die feinere Jugendblüthe und edlere Form der griechischen Heroen in Gegensatz tritt zu der adergeschwellten muskelstarrenden Bildung der Centauren, deren Thierheit auch durch die häufig gezeigten Zähne ausgedrückt wird. Auf diesen Gegensatz überhaupt, das sieht man deutlich, kam es dem Künstler vorzüglich an. Darum ließ er die milde sanfte, fast göttliche Ruhe in den Köpfen der hellenischen

Heroen, bei denen selbst das Sterben nur »als ein gelindes Leiden, als ein sanftes Einschlafen« erscheint, in starken Contrast treten mit dem Ausdruck in den glatzköpfigen, wildbebarteten, bald faunenhaft lüstern lachenden, bald boshaft oder grausam blickenden Gesichtern der Halbmenschen. Die Form des Antlitzes edler Naturen — so wollte es der griechische Künstler — »sollte wie ein klarer Wasserspiegel in ungetrübter Schöne erhalten bleiben, während in der Natur rohe Wesen das Gemüth bei jeder Bewegung wie vom Sturm aufwogend sich verfinstert.«

Die Rosse in der Amazonenschlacht sind kleiner als das volle Verhältniß fordert. Auch dies war Absicht. Wir fanden dasselbe bei den vortrefflichsten Werken alter Plastik, selbst bei den quirinalischen Kolossen. Die Menschengestalt sollte *vortreten*, die Thiergestalt nur *neben* ihr die schicklichste Wirkung machen.

Wie Alles in diesem herrlichen Werke auf künstlerische Wirkung berechnet erscheint, so mußte auch die Mannigfaltigkeit der Kleidertracht, die man bei den Frauen wahrnimmt, als Mittel dienen, durch Abwechselung die Ermüdung des Auges zu verhüten. Nur bei zwei Amazonen sehen wir die altscythische Nationaltracht der Bogenschützen, jene faltigen Beinkleider, auf Scythisch Saräbara (σαράβαρα) genannt, die noch heutigen Tages in Rußland diesen Namen (Scharawari) führen. Den im Getümmel erlittenen Verlust der Waffen, sowie das Entringen und Erbeuten derselben vom Feinde, ersann der Künstler gleichfalls zur Vermannigfaltigung der Motive seiner Gestalten und Gruppen. Ebenso diente ihm die Behandlung der Gewänder zur künstlerischen Belebung derselben. Wir sehen sie nach Maßgabe der Leichtigkeit des Stoffes und der Eile der Bewegung hier im Bogen aufsteigend, dort von der Luft durchrauscht, die in den Falten spielt, welche in großen und anmuthigen Linien sich schwingen und flattern. Bei schnellen Wendungen des Körpers ist es besonders der dadurch veranlaßte Umschwung der Gewänder, der recht eigentlich der flüchtigen Erscheinung in der Natur selbst abgelauscht ist. Die Heftigkeit und Eile endlich in den vorwärtsstürmenden Figuren wird un-

gemein verstärkt durch die gradlinigten Querfalten, welche sich in Folge des plötzlichen Ausschreitens bilden.

Man kann mit Recht sagen, daß eine genau eingehende Betrachtung dieses Kunstwerks aus der Zeit höchster Vollendung der Plastik geeignet ist, tiefer in das Wesen und die Bedingungen der gesammten Bildkunst einzuführen, als ein auf der Oberfläche weilendes Beschauen ganzer Museen. Die Komposition, deren Grundzüge dem ornamentalen Charakter des Ganzen getreu, in auf- und absteigenden Pyramidallinien bestehen, welche kreuzweis untereinander verschränkt wiederkehren, gewinnt eben dadurch jene zwanglose malerische Symmetrie, die das Bildwerk, indem es ihm selbst den Charakter der Architektur verleiht, um so mehr befähigt, zum Schmucke der letzteren zu dienen.

Wirkung fürs Auge.

Auf diese letztere Bestimmung ist denn auch Alles berechnet. Zunächst die Höhe des Reliefs, dessen Abstand von der Fläche bis 3½ Zoll beträgt. Einzelne Theile sind ganz abgelöst und auf die Wirkung des Sonnenlichts berechnet. Wir sahen bereits, wie die Griechen bei der Behandlung des Bildwerks die Vortheile benutzten, welche der Standort desselben durch die einfallenden Lichter und das reizende Spiel der Schatten gewährte. Daher ist am Parthenon der Fries in der Halle flach gehalten, denn er konnte nur vom Reflex Beleuchtung empfangen. Dagegen sind die außen an dem Tempel angebrachten Metopentafeln im höchsten Relief ausgearbeitet, und in den tiefliegenden Giebelfeldern standen vollrunde Bildsäulen. Man sieht also: nicht erst die Römer haben, aus Ungeschmack, Reliefstheile ganz frei gearbeitet. Die Rücksicht auf die Wirkung für das Auge des Beschauers war für die alten Künstler in mehr als einer Beziehung maßgebend. Sie verstanden das Erscheinen eines Kunstwerks an seinem Standorte nach optischen Gesetzen im Voraus zu berechnen. Die Künstlersage hat uns darüber noch anmuthige Traditionen aufbehalten. Von dem olympischen Jupiter des Phidias ward erzählt, der Gott selbst habe durch einen niedergesendeten Blitzstrahl den

Ort bezeichnet, wo ihm sein Bild am besten gefallen; dieser Ort war noch in späterer Zeit durch einen ehernen Krug bezeichnet, und es hieß, daß von ihm aus betrachtet das Bild viel größer erscheine, als seine Maße angegeben wurden. Aehnlich erzählt eine andere Sage: Phidias und sein Schüler Alkamenes hätten jeder eine Minerva gearbeitet, welche bestimmt war, auf einer hohen Säule aufgestellt zu werden. Zu ebener Erde gesehen, habe das Werk des Schülers, an welchem Alles auf das Sorgfältigste ausgearbeitet war, bei weitem den Vorzug erhalten, während die Minerva des Meisters, als sie auf ihrem erhabenen Standorte aufgestellt war, eine weit glänzendere Wirkung gethan habe. Aber wir brauchen nicht auf dergleichen Sagen zurückzugehen, um zu beweisen, daß die alten Meister den Standort für die Wirkung ihrer Arbeiten berechnet haben. Die verlängerte Gestalt an sitzenden Statuen, die ungleiche Länge der Beine am vatikanischen Apoll sind bekannte Dinge. Selbst an den ägyptischen Kolossalstatuen hat man die absichtliche Vergrößerung des Oberleibes, an Kopf und Schultern wahrgenommen, während man bei kleineren Figuren das wirkliche Verhältniß genau beobachtet fand. Wir sehen an den Aegineten, an den Friesen des Theseustempels, an den Metopen des Parthenon und so auch an dem Friese des phigalischen Apollotempels meisterhafte Verkürzungen, und selbst unter den sitzenden Statuen des Parthenon erscheinen uns einige nur darum von verfehltem Ebenmaße, weil wir sie nicht an ihrer rechten Stelle sehen. Dagegen bemerkt Stackelberg, daß die liegenden Statuen desselben Parthenongiebels ganz richtige Verhältnisse haben, weil sie darauf berechnet waren, immer in ganzer Länge gesehen zu werden.

Und so ist auch die Gedrungenheit der Figuren unseres Frieses mit bedingt durch den Standpunkt, von welchem aus man sie sah, durch den engen und schmalen, nur siebenunddreißig Fuß langen und etwas über dreizehn Fuß breiten, viereckten Raum, welchen sie in einer Höhe von 22½ Fuß umgaben.

Diese Gedrungenheit, das Untersetzte, Stämmige der Gestalten, die an das Kurze, »Viereckige«, wie es die Alten ausdrückten, grenzt, gehört

zum Charakter des großen heroischen Styls in der Epoche des Phidias und seiner Vorgänger. Dieser Styl verhält sich zu dem der folgenden Zeiten, wie in der Architektur der gedrungene dorische zu dem schlankeren ionischen und korinthischen Style. Vergleicht man die Bildwerke des phigalischen Frieses und die des Parthenon mit den Proportionen der berühmtesten späteren Statuen, so findet man bei jenen im Allgemeinen das Verhältniß der Köpfe größer, die Länge der Beine, vom Knie bis zum Fuße, geringer als bei diesen. Das Relief gewann dadurch an kräftigem Aussehen, Masse und Fülle; denn jede Magerkeit macht im Relief die Wirkung der Leere und Armuth und verträgt sich am wenigsten mit der Architektur.

Eine Aenderung in diesem Style der Phidiasischen Zeit führte, wie wir später sehen werden, zuerst Lysippus ein, der Zeitgenosse Alexander's des Großen.

Wer jetzt die von uns bisher besprochenen Bildwerke oder deren Abgüsse in den Herbarien unserer Museen sieht, losgerissen von ihrem Standorte, getrennt von ihrer Umgebung, des leuchtenden Scheines der Sonne beraubt, umringt von fremdartigen Werken aller Art, entbehrend den glänzenden Farbenschmuck und die schimmernden Metallzierden, in denen sie prangten, der möge bedenken, daß die Schuld des geringeren Eindrucks, den sie vielleicht auf ihn machen, diesen Umständen, nicht dem Werthe des Kunstwerks oder der Kunstbegabung seines Meisters zuzuschreiben ist.

Denn kein Geringerer als Alkamenes, der Lieblingsschüler des Phidias, und nach dessen Tode erster Meister der Bildkunst in Marmor, war es, der dieses Werk erschuf. Alle Umstände vereinigen sich dazu, es wahrscheinlich zu machen, daß dieser Fries unter den Augen des Phidias selbst gearbeitet wurde, der zur Zeit, wo die Phigalier jenen Tempel erbauten, nur acht Stunden von Phigalia entfernt, mit seinen Schülern zu Olympia arbeitete. Alkamenes war es, der die Darstellung der Centaurenschlacht am Hintergiebel des olympischen Jupitertempels meißelte. Er wird es auch gewesen sein, dem Iktinos, der Baumeister des phiga-

lischen Tempels, die Ausführung des Friesbildschmucks durch die Phigalier auftragen ließ. Stackelberg hat bemerkt, daß die Marmorarbeit die Hand zweier Künstler verrathe, von denen der eine dem anderen weit überlegen erscheint. Die Künstler arbeiteten damals nicht nach einem gleichgroßen Modelle wie die heutigen, sondern das Werk wurde nach einem kleinen Wachsmodelle gleich im Großen a la prima in Marmor ausgeführt, ein Umstand, der unsere Bewunderung der alten Kunstgewandtheit vermehren muß.

Vergleicht man nun aber den phigalischen Fries mit den Resten, welche uns von anderen Darstellungen der Amazonen- und Centaurenkämpfe übrig geblieben sind, wie wir deren am Fries des Theseustempels, in den Centaurengruppen des Parthenon, in den Resten eines Amazonenkampfes, in einem Friese des sogenannten Aglaurostempels übrig geblieben sind, so ergiebt sich, daß Alkamenes, während er in Styl und Komposition, in großartiger Behandlung, Charakter, Formen und Stellungen als ächter Schüler des Phidias erscheint, die gleichartigen Darstellungen derselben Sujets an Kühnheit der Ideen und Reichthum der Motive vielleicht noch übertroffen hat.

Alkamenes war wie sein Meister Phidias zu Athen geboren. Das Alterthum nannte ihn unmittelbar den ersten Künstler nach Phidias. Noch als Greis von mehr als siebzig Jahren schuf er im Auftrage des Thrasybul und seiner Genossen die kolossale Marmorgruppe der Minerva und des Herkules für das Heiligthum des Herkules zu Theben, ein Geschenk, welches die Befreier Athens von der Zwingherrschaft der dreißig Tyrannen nach Theben hin stifteten, wo sie als Vertriebene Gastfreundschaft genossen hatten. Aber sein Hauptwerk war die Göttin der Liebe, die Aphrodite Urania von ihrem Aufstellungsorte »die Venus in den Gärten« benannt. Sie zählte noch fünfhundert Jahre später zu den herrlichsten Bildwerken Athens, und noch Lucian spricht mit Entzücken von ihrer Schönheit. »Hast du wohl, fragt er in einem seiner Gespräche, die Venus in den Gärten bei Athen, das Werk des Alkamenes betrachtet?« Und der Gefragte erwiedert fast unwillig über den Zweifel: »Da müßte ich doch

der unempfindlichste Mensch auf der Erde sein, wenn ich an dem schönsten unter allen Gebilden des Alkamenes vorübergegangen wäre.« Die Göttin war hier noch bekleidet dargestellt, aber Busen und Wangen, die zierlich geformten Hände und die zarten, schlank und fein auslaufenden Finger erreichte selbst Praxiteles nicht in seiner knidischen Venus. Mit seinem Mars scheint Alkamenes das Ideal dieses Gottes vollendet zu haben, wie es in der Statue des Louvre annähernd aufbehalten ist. Der treffliche Künstler überlebte noch die Schrecknisse des peloponnesischen Krieges, und die meisten seiner Kunstwerke schmückten seine Vaterstadt Athen. Es waren hauptsächlich Götterbilder. Unter ihnen bewunderte das Alterthum besonders seinen Asklepios, seinen Ares, Dionysos und jene Athene, die er im Wettstreite mit seinem Meister Phidias ausführte. Seinen Hephästos, an dem, obschon er stehend und bekleidet gebildet war, doch die diesen Gott charakterisirende Eigenthümlichkeit des Hinkens in anmuthiger Weise ausgedrückt war, bewunderte noch Cicero als ein Hauptwerk der bildenden Kunst zu Athen. Auch in Gold und Elfenbein verstand er zu arbeiten, und ein Dionysos aus diesen Stoffen schmückte noch zu des Schriftstellers Pausanias Zeit das uralte Heiligthum dieses Gottes in des Künstlers Vaterstadt. In Erz galt besonders die Statue eines Kämpfers im gymnastischen Vollkampfe als ein mustergültiges Werk. Unter den Kultbildern war die dreigestaltige Hekate, jene gespenstische Gottheit der Unterwelt, deren Bildsäule am Eingange der Akropolis bei dem Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin stand, seine Erfindung, die uns in späteren Nachbildungen noch jetzt erhalten ist.

XII.

Polyklet

und die

Juno Ludovisi.

„Wie am Gesang Homer's!"
Goethe.

Polyklet und die Juno Ludovisi.

Wie in dem berühmten Kopfe des Jupiter von Otrikoli uns ein Abbild erhalten ist von der Herrlichkeit des Phidiassischen Zeus Olympios, so besitzen wir in dem kolossalen Junohaupte der Villa Ludovisi zu Rom ein fast noch erhabeneres Seitenstück der vollendetsten Bildung, zu welcher ein würdiger Zeit- und Kunstgenosse des Phidias, der geniale Polyklet, das Ideal der Gemahlin des Vaters der Götter und Menschen erhob.

»Wie ein Gesang Homer's!« mit diesem Ausrufe bezeichnete Goethe den Eindruck, welchen er in Rom bei dem Anblick dieses herrlichsten aller Kolossalköpfe des griechischen Alterthums empfand. Der Marmor ist von schönster, mild ins Gelbliche spielender Farbe, das Antlitz von erhabenster Ruhe. Hoheit und Liebreiz hat alle seine Formen umschrieben; und doch erkennt man im Wurfe der Lippen jene Leidenschaftlichkeit, von der die Dichter von Homer bis Virgil so viel zu singen wußten, und deutlich sieht man, daß es nur eines Funkens bedurfte, um unversöhnlichen Haß zu heller Flamme anzufachen. Es ist die wahrhafte Gemahlin des obersten Beherrschers der Götter und Menschen, die ächte

uxor invicti Jovis. Die Stirn iſt äußerſt fein und ſchmal; die Haare tief hernieder zu den großblickenden Augen hin leiſe gewellt wie ſanft bewegtes Meer, laſſen die Stirn in der Form eines ſanftgewölbten Dreiecks erſcheinen. Locken fließen zu beiden Seiten über die Hälfte des Ohrs am Halſe hinab. Den Vorderkopf ſchmückt ein niedriges Diadem. Reſtaurationen ſind bis auf ein paar Kleinigkeiten keine vorhanden. Alle Formen des Antlitzes zeigen unvergängliche Blüthe reifer Schönheit, ſanftgerundet ohne Ueberfülle, Ehrfurcht gebietend ohne Strenge und Schroffheit. Die gerundet offenen Augen blicken gerade vor ſich hin, wie hinaus in die Unendlichkeit. Die Haltung des Kopfs iſt leiſe nach links geneigt, wodurch der kräftige Hals eine gelinde Schwellung und der Ausdruck des Ganzen einen Zug ſanfter Melancholie erhält. Es liegt ein gleichſam elementariſcher Zauber in dieſer ruhig in ſich verſenkten Götterſchönheit, die, unbekümmert um Menſchenluſt und Menſchenleid, wie der ſich ſelber genügende olympiſche Daſeinsgenuß nur den reinen Aether des eignen Götterdaſeins zur Umgebung hat. Es iſt der Blick und Ausdruck der »leichtlebenden ewigen Götter«, im Vergleich zu deren Seligkeit das Loos der »mühebeladenen, kurzlebenden Sterblichen« das innerſte Herz der alten helleniſchen Dichter ſo oft zu ſchwermuthvoller Klage bewegt *).

Wir wiſſen nicht, welche Künſtlerhand dieſen Marmor gebildet, und keine äußere Andeutung giebt uns Kunde, welcher Zeit dies Meiſterwerk griechiſcher Skulptur angehört. Aber wir kennen den Meiſter, der das Urbild geſchaffen, von deſſen Herrlichkeit dieſes Haupt der helleniſchen Himmelskönigin noch nach Jahrtauſenden im Abbilde Zeugniß geben ſollte. Es war Polyklet, der ältere und berühmteſte unter den beiden Künſtlern dieſes Namens, Zeitgenoſſe des Phidias, und dieſem als der nächſte und berühmteſte zur Seite geſtellt von den Alten unter den Meiſtern der Plaſtik in der Zeit ihrer höchſten Vollendung. In Sikyon geboren, wanderte er aus nach dem nahen Argos, wo der berühmte Meiſter

*) Vergl. Ein Jahr in Italien I, S. 187. 188. III, S. 36.

Ageladas Schüler aus allen Gegenden Griechenlands um sich versammelte. So ward Argos seine geistige Vaterstadt, er selbst, ihr Ehrenbürger, nannte sich später einen Argiver. Von Alters her war diese Stadt der Sitz des Junokultus. Als der altberühmte Tempel der Göttin zu Anfang des peloponnesischen Krieges in Flammen aufging durch die Schuld der Hohenpriesterin, da gaben die Argiver ihrem berühmten Bürger den Auftrag, ihnen das Bild ihrer Schutzgöttin kolossal in Elfenbein und Gold neu zu schaffen. So trat Polyklet in unmittelbaren Wettstreit mit dem Schöpfer des olympischen Zeusbildes. Er löste die Aufgabe, den Jupiter des Phidias zu vermählen mit einer würdigen Götterkönigin, indem er, wie Phidias die Pallas Athene, so die Nationalgöttin seines Stammes und Volkes zum ewig gültigen Ideale erhob.

An Größe und Pracht nur dem Werke des Phidias nachstehend, war Polyklet's argivische Juno dem Range nach das zweite vollendetste Kunstwerk in Hellas, und noch späte Betrachter, wie Strabon, Pausanias und Lucian, sind voll des Lobes und der Bewunderung seiner Herrlichkeit. Durch den Tempelhof, wo in langen Reihen die Statuen der Oberpriesterinnen prangten, nach deren Amt die Argiver ihre Zeitrechnung ordneten, und durch die Vorhalle schreitend, wo die drei Grazien, die Dienerinnen der höchsten Herrin, auf der einen, das königliche Brautbett der Ehegöttin Hera auf der anderen Seite standen, erblickte der Besucher im Inneren des Tempels die kolossale Gestalt der Göttin, sitzend auf goldenem Throne, auf dem Haupte das goldene Diadem, geschmückt mit den Reliefbildungen der Horen und Grazien. In der rechten Hand hielt sie das königliche Scepter, auf dem der Kuckuk saß, in den sich der Sage nach einst Zeus verwandelt, als er sich sehnte nach ihrer Umarmung; in der linken den gleichfalls ähnlich symbolischen Granatapfel, während Hebe, die Göttin der reifen Jugendblüthe, ihr zur Seite stand. Nackt waren die schönen Arme der Göttin, welche schon Homer besungen, nackt der herrliche Leib bis zu der Fülle des Busens. Denn »nur soweit es erlaubt«, wagte Polyklet, wie ein griechischer Dichter sagt, ihre Schöne zu zeigen. Auch für ihn war Homer Vorbild gewesen, um das

Ideal der »weißarmigen Here« zu schaffen. Aus dem einzigen Beiworte »die Großäugige«, welches er bei dem Dichter fand, bildete er das Ideal dieses Antlitzes, indem er mit dem großen rundgewölbten Auge die übrigen Gesichtstheile, die Majestät der Stirn, die Pracht der Wangen, des Mundes liebreizende Hoheit und die Mächtigkeit des vollgerundeten Kinnes würdig vermählte. Boopis, d. h. die Stieräugige, nennt Homer die Göttin. Seine Zeit sah in dem schönen ruhigen ehrlichen und dabei doch majestätischen Auge dieses wichtigsten aller Hausthiere der heroischen Welt ein würdiges Symbol der edlen Offenheit und ruhigen Wahrhaftigkeit, welche der Künstler dem Blicke der Göttin verlieh. Noch in später Zeit sang der römische Dichter Martial von diesem gefeierten Werke:

Juno, dein Werk, Polyklet, darf Phidias selber dir neiden,
Wünschend, herrlicher Ruhm schmücke den eigenen Kranz;
Also strahlet das göttliche Haupt, und Paris auf Ida,
Hätt' er sie also gesehn, gab ihr den Apfel gewiß.
Liebte nicht seine Juno schon der Vater der Götter,
Hätt' er, o Polyklet, sicher die Deine geliebt.

»Was nicht mehr vorhanden ist,« sagt Winckelmann einmal, »das ist für uns so gut, als wär' es nicht gewesen.« Hier aber hat uns das Glück vergönnt, wenigstens im späteren Nachbilde der Juno Ludovisi noch heute zu schauen, was einst dem schöpferischen Genius zur Zeit der höchsten Blüthe gelang.

Vor einem Abgusse dieses Nachbildes ward Schiller hingerissen zu den begeisterten Worten, mit denen er zugleich (im funfzehnten Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen) die ganze Tiefe dieses einzigen Werkes bewundernswürdig vor uns erschließt: »Es ist weder Anmuth noch Würde, sagt er, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keins von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe. Aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit

uns zurück. In sich selbst ruht und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte.«

Leider brach die Zeitlichkeit ein über das unvergleichliche Urbild. Wie lange Polyklet's Werk erhalten blieb, wissen wir nicht. Doch erneuerte noch Kaiser Nero den großen Purpurtepich, der das Götterbild verhüllte, und Hadrian weihte der Göttin das kunstvoll gearbeitete Bild ihres Lieblingsvogels, des Pfau, dessen Schweif vielfarbige Edelsteine schmückten. Dann verliert sich alle Kunde. Von allen späteren Künstlern wagte nur einer mit Polyklet in der Bildung des Junoideals zu wetteifern, Praxiteles, der eine sitzende Kolossalfigur der Göttin für Mantinea und eine stehende für Plataä bildete. Aber immer blieb die argivische Juno angesehen als das einzig entsprechende Seitenstück zum Jupiter des Phidias, und nach den Vorbildern beider schuf die schmeichelnde Vergötterung späterer Zeiten die Bildnisse römischer Kaiser und Kaiserinnen.

Außer der Ludovisischen Juno ist noch ein Kolossalkopf der Göttin zu erwähnen, welcher nach der Beschreibung ihr an Erhabenheit gleich kommen, ja sie sogar noch übertreffen soll. Er befindet sich in der kaiserlich russischen Sammlung zu Zarskoe-Selo. Beiden zunächst stehen eine ächt griechische Junobüste in Neapel und ein Kopf im Louvre. Alle diese übertrifft im Ausdruck strenger, ja schreckbarer Erhabenheit ein Junokopf der Florentiner Gallerie, von doppelter Naturgröße. Das Kronendiadem, mit zugespitzten Ausschnitten und kleinen Knöpfen geziert und auf seiner Fläche mit Rosen geschmückt, zeigt die Herrscherin; und herrscherhaft im höchsten Sinne strenger Allgewaltigkeit ist der gebieterische Ausdruck dieses Angesichts. Weit vor über die Augäpfel liegen die fast schneidend scharfen Lider, auch alle anderen Theile des Gesichts sind mehr zum Bedeutenden, Eckigen, als zum Runden und Fließenden geneigt. Kenner finden hierin, wie in der Arbeit der tief ausgetriebenen Haare, die Zeichen einer Kopie nach einem Bronzeoriginal.

Dennoch ist nicht dieser Kopf, sondern vielmehr der Ludovisische für das Abbild des Polykletischen Junoideals zu halten. Denn gerade die Totalität aller Eigenschaften ist es, auf der das Wesen jener höchsten Urbilder beruht, die ein Phidias und Polyklet schufen. Bei den späteren Kunstschöpfungen hingegen war es dem natürlichen Gange aller Entwickelung gemäß, daß die verschiedenen Künstler, jeder nach seiner eigenthümlichen Auffassung, bald die eine, bald die andere Eigenschaft der Gottheit, so hier bald die Anmuth, bald die Hoheit mehr hervorhoben. Unter den noch vorhandenen großen Statuen steht dem idealen Charakter der Juno am nächsten die sogenannte Barberinische Livia im Museo Pio Clementino des Vatikans, in welcher die Archäologen, nach Böttiger, eine Nachbildung der stehenden Juno des Praxiteles finden wollen. Doch ist es bekannt, daß man Jahrhunderte hindurch alle antiken Tronke weiblicher Statuen, die eine gewisse Würde zeigten, als Junonen zu restauriren pflegte.

Polyklet wagte es zuerst, den Schleier wegzulassen, der der Juno als Hochzeitsgöttin eigen war. Ihre Ehe mit dem höchsten der Götter, welche die Quelle alles Naturſegens ist, macht ihr Wesen aus. Als ächte Ehefrau im Gegensatze zu den zahlreichen Geliebten des alten Götterwaters, und als mächtige Götterkönigin gab ihr die alte Dichtung jenen stolzen und herben Charakter, welchen erst die Kunst mildernd veredelte. In Italien, in dessen Theologie sie eine Hauptrolle spielt, erscheint Juno als Genius der weiblichen Persönlichkeit überhaupt. Die ist die Juno Lanuvina oder Sospita, welche sich bei den Romern fort und fort auch zu einer Zeit erhielt, wo griechische Mythologie und Kunst bereits in Italien überwältigenden Einfluß und Geltung erlangt hatten. Ein Ziegenfell um den Leib, eine doppelte Tunika, Lanze und Schild sind ihre Tracht in den noch erhaltenen Statuen des Vatikans und der kapitolinischen Sammlungen.

Die argivische Juno war das einzige Kolossalwerk Polyklet's, wenigstens das bedeutendste dieser Gattung. In der Technik war er der Vollender des Erzgusses und jener Kunst der Toreutik, welche aus Elfenbein und edlen Metallen ihre Werke bildete. Was ihn aber vor Allen auszeichnet, das war weniger die Erhabenheit seiner Göttergestalten, als die vollendete Schönheit der Jugend menschlicher Bildung, deren Ideal er in seinen Jünglingsgestalten erschuf. Zwar wird auch gemeldet, daß er ein Standbild des »olympischen Perikles« verfertigt, und schon der Beiname zeigt, daß er auch in diesem Werke idealisirend verfuhr. Aber seine eigentliche Größe bekundete sich doch nach den einstimmigen, zum Theil sehr ausführlichen Zeugnissen der römischen Schriftsteller, die ihre Kunsturtheile wieder aus früheren griechischen Kunstschriften entnahmen, in jenen Darstellungen, zu denen ihm die Uebungsstätten der hellenischen Jugend, die Ringschulen und Gymnasien so reiche Motive lieferten. Aus den schönen Knaben- und Jünglingsgestalten, deren Anmuth hier die zahlreich versammelten Zuschauer entzückte, wählte er die Vorbilder seiner Schöpfungen; vom Ringplatze folgten sie ihm in die Werkstatt, und boten in der gewählten Stellung die Pracht ihrer Glieder dem feinsinnigen Meister zur bequemen und sorgfältigen Nachahmung. Verschmähte es doch selbst ein Alkibiades nicht, von den berühmtesten Meistern seine unvergleichliche Jugendschönheit verewigt zu sehen. Nicht Bildnißähnlichkeit war sein Hauptaugenmerk, sondern Erfassung der Schönheit des natürlichen Charakters. So entstanden Werke, welche die Mitte hielten zwischen Bildnissen und freien Schöpfungen der Idee, Werke, in denen die Schönheit der Gestalt allerdings, wie die Alten rühmten, die Natur zu übertreffen schien, da der Meister jeden Charakter von seiner schönsten Seite zu erfassen wußte. An Erhabenheit der Gedanken dem Phidias nachstehend, an Vielseitigkeit und lebendiger Naturwahrheit der Motive von seinem Zeitgenossen Myron übertroffen, mit der überwiegenden Mehrzahl seiner Schöpfungen dem »Genre« angehörend, ward und blieb Polyklet Muster für diejenige Kunstweise, welche von dem rein Menschlichen ausgehend dasselbe in seiner schönsten und edelanmuthigsten Entfaltung zeigte.

So entstand sein Diadumenos, der schöne Jüngling, der sich die Siegerbinde um das Haupt windet, ein Werk des Wetteifers mit dem Pantarkes des Phidias. Nur in einer Statue des Palast Farnese zu Rom und in einem Relief des Vatikans sind uns noch Nachbildungen dieses Motivs erhalten. Hatte er in diesem Werke, das man im Alterthum auf 120,000 Thaler unseres Geldes schätzte, die höchste Anmuth sanfter und weicher Bildung des Knabenalters dargestellt, so schuf er in seinem »speertragenden Jünglinge« dem Doryphoros, das Ideal der Kraft im jugendlichsten Alter.

Jenem Bereiche der Palästen entnommen war auch sein Knabe, der sich das mit Staub vermischte Salböl abrieb (Apoxyomenos), von dem noch heute Nachbildungen erhalten sind, und mehrere Statuen von Siegern im Faustkampfe und anderen Wettspielen zu Olympia. Aus einem Polyklet'schen Motive hervorgegangen ist der sich salbende Athlet in Dresden, dessen sanft zur Seite gebogener Rücken mit seinem ruhig edlen Muskelspiele zu dem Besten gehört, was griechischer Meißel geschaffen. Wie sinnig Polyklet das jugendliche Leben und das wechselnde Spiel des Ausdrucks in seinen »würfelspielenden Knaben« erfaßte, deren Gruppe noch Plinius als eins seiner vollendetsten Werke pries, sehen wir an mehreren Kopien, deren beste, jetzt in der Hope'schen Sammlung in England, Winckelmann bewunderte. Der naive Ausdruck kindlicher Spielandacht und der Contrast zwischen schalkischer List und Unschuld war es, der ihnen in der Darstellung des Meisters jenen Liebreiz verlieh, welcher spätere Künstler zu zahlreichen Nachahmungen veranlaßte, wovon die vortrefflichen Marmorbilder der würfelspielenden Mädchen im Berliner Museum ein Beispiel sind.

Bei den alten Hellenen war es unter den Göttern Hermes, den man als den Repräsentanten ansah für die leibeskräftige Schönheit der Jugend. Seine Bildsäule schmückte die Palästren und Gymnasien, in deren Räumen sich die Jugend übte in Bewegungen der Kraft und

Schönheit. Darum bildete auch Polyklet das Ideal dieſes Gottes, mit dem krausgelockten Kopfe, dem ſüßen Antlitz, dem durchdringenden Blicke des hellen Auges, ihn den Hermes Enagonios, den Schirmer und Vorſteher des gymnaſtiſchen Kampfſpiels, als ein Ideal und göttliches Vorbild des helleniſchen Epheben, des völlig ausgebildeten griechiſchen Jünglings; und ſeine Bronzebildſäule des Gottes zu Lyſimachia galt als eins der herrlichſten Werke Polyklet's. Auch von dieſem Werke beſitzen wir ein marmornes Abbild in dem lange als Antinous, von Winckelmann als Meleager, bezeichneten

Merkur des Belvedere.

Es iſt die höchſte Steigerung des uns erhaltenen Hermesideals, eine reife Jünglingsgeſtalt voll gediegener Kraft, deren Ausdruck im Geſicht zuſammenſchmilzt mit einem ſanften Lächeln innerer Befriedigung. Die Bruſt iſt mächtig erhaben — ſchon die Alten prieſen dieſen Theil der Bildung an den Werken Polyklet's —, Schultern, Seiten und Hüften von wunderbarer Schönheit. In feſter ruhiger Stellung, die Chlamys von dem Prachtbau der Glieder zurück- und um den linken Arm geworfen, ſcheint er ausruhend niederzublicken auf die Kampfſpiele der von ihm beſchützten Paläſtra, er ſelbſt der Verleiher leiblicher Kraft und Gewandtheit. Als ſolchen ſymboliſirt ihn auch der Palmbaumſtamm zu ſeiner Seite. Die Künſtler bewundern an ihm vor Allem die vollendete Symmetrie aller Theile, und der berühmte Nicolas Pouſſin betrachtete dieſe Geſtalt ebendeshalb als einen Kanon für ſeine Verhältnißlehre. Der Statue fehlt der rechte Arm und die linke Hand. Das rechte Bein war unter dem Geſäß bis an die Knöchel, das linke unten am Knie bis an dieſelbe Stelle gebrochen, als das Werk unter Leo X. bei der Kirche S. Martino ai Monti aufgegraben wurde. Die Beine erſcheinen etwas ſtark und über den Knöcheln, beſonders das rechte, auffallend einwärts gebogen. Zoëga, der dieſe ſtarken Beine für abſichtlich hielt, ſah deshalb in der Statue einen Oedipus, während Visconti die Schuld jenes Feh-

lers auf die restaurirenden Bildhauer schob, welche vielleicht die über den Knöcheln liegenden Bänder der Flügelsohlen weggemeißelt, und dadurch jenen Fehler hervorgebracht hatten. Das Werk ist von parischem Marmor, schönster griechischer Arbeit, sechs Fuß hoch. Wiederholungen in Marmor und Erz findet man im Louvre, in Neapel und im Palast Farnese. An diesem Merkur des Belvedere ist uns auch ein Beispiel der später zu erwähnenden Neuerung erhalten, welche Polyklet in die Plastik einführte. Der Körper ruht nämlich vorzugsweise auf einem Beine, während die Tragkraft des anderen Fußes so gut wie ganz außer Wirksamkeit gesetzt ist. Die anmuthige Nachlässigkeit und zugleich behagliche Sicherheit der Haltung, welche daraus entsteht, war ganz in Uebereinstimmung mit der naturalistischen Behandlung und Auffassungsweise Polyklet's, während sie minder stimmte zu der Würde und Erhabenheit, welche Phidias seinen Göttergestalten zu verleihen liebte. Wer in dieser Hinsicht das Verhältniß beider Künstler an einem Beispiele beobachten will, der mag nur diesen Merkur und seine Stellung etwa mit der Pallas Giustiniani vergleichen.

Da zartere Weichheit ein charakteristischer Zug war für die Werke Polyklet's, so erklärt sich daraus auch, daß ihm Gestalten, wie die reizenden Kanephoren von Athen, die, wie der römische Dichter Ovid singt, selbst den Merkur einst in seinem lustigen Fluge fesselten, und von denen Cicero als von einem Werke Polyklet's spricht, so vorzüglich gelangen. Die Kanephore oder Korbträgerin ist die attische Jungfrau, dargestellt im Dienste der Götter, Heiligthümer derselben im zierlich geflochtenen Korbe tragend, gleichsam die menschgewordene schlanke Schönheit der griechischen Säule. Herrliche Gebilde dieser Art sieht man in den römischen Sammlungen des Vatikans und der Villa Albani. Die Kanephoren des Pandroseion auf der atheniischen Akropolis sind im Berliner neuen Museum nachgebildet. In ruhigen Falten fließt der lange ionische Chiton nieder, und durch die Last des Hauptes wird der Körper zu einer geraden schwebenden Haltung gezwungen, welcher den Oberleib schlank und frei

aus den Hüften hebt, während der entblößte Arm, mit der Schulter gehoben, sich in seiner ganzen Schönheit zeigt. Die Kanephore im Braccio nuovo des Vatikans zeigt am reinsten das Ideal dieser Gestalt, welches Polyklet und Phidias geschaffen und Skopas bald darauf ins Feinere vollendete. Zu derselben Gattung von Gestalten gehörte auch die Bildung der Amazonen, in deren Darstellung er bei einer Preisbewerbung unter fünf Meistern selbst den Phidias übertraf.

Polyklet's Kanon.

Polyklet war aber nicht bloß ausübender Künstler ersten Ranges, er war auch wissenschaftlich gebildeter Theoretiker der eignen Kunst. Er, »der Albrecht Dürer einer begünstigteren Hellenenwelt,« schrieb ein eignes Werk über die Proportionen des menschlichen Gliederbaues, dessen Schönheit er in das Ebenmaß seiner Theile setzte. In diesem Buche, das den Titel »Kanon« führte, scheint er die Verhältnisse einer schönen Mittelgestalt, bis in die kleinsten Theile nach Maß und Zahl bestimmt zu haben. Wir wissen nichts Näheres über den Inhalt der Schrift, doch ist es ausgemacht, daß sie auf die ganze Folgezeit der Kunst einen außerordentlichen Einfluß ausübte. War auch die sogenannte griechische Gesichtsform eine nationale Eigenthümlichkeit, und wurden auch die griechischen Künstler durch die Natur selbst auf sie hingewiesen, als auf Norm und Muster für die Bildung edler Charaktere: so ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß die entwickelte und ihres Thuns bewußte Kunst, wie ein Polyklet und seine Zeit- und Geistesgenossen sie übten, auch die theoretische Regel und Begründung hinzufügte, und daß seit dem »Kanon« unseres Künstlers das senkrechte Profil jene feste Gültigkeit als Kennzeichen aller edleren Charaktere erhielt, die wir an den Werken der griechischen Kunst bis in die spätesten Zeiten bewährt finden. Dasselbe gilt von der ganzen Gestalt und ihren Verhältnissen. Polyklet wählt als Norm das Maß einer zierlich-kräftigen Mittelgröße des männlichen Körpers. Er brauchte dafür die Bezeichnung viereckt (τετράγωνος) in einem anderen als dem dent-

schen, nämlich in jenem Sinne, in welchem die alterthümlich poetische Sprache dies Wort zur Bezeichnung des Tüchtigen und Gediegenen, aber zugleich auch Proportionirten und Wohlgestalteten anwendete. Die Römer übersetzten es wörtlich, und so lesen wir noch heute beim Plinius, daß, nach dem Urtheile des großen römischen Kunstkenners Varro, »Polyklet's Bilder alle in einer eignen Quadrirung gehalten seien« (quadrata esse). Ebendeshalb waren sie aber auch, nach der Bemerkung desselben alten Kunstkenners, von einer Familienähnlichkeit, als wären sie »nach einem Modell gearbeitet«. Diese wunderbare Harmonie der griechischen Bildwerke, dies gleichsam Familienähnliche in Zügen und Gestaltung, was schon Winckelmann in den antiken Statuen der verschiedensten Zeiten und Meister entdeckte, ist zu einem Theile gewiß mit auf die Rechnung des Einflusses zu setzen, welchen Polyklet's Kanon auf seine Nachfolger in der Kunst gewann. Um aber die Gefahr der Einförmigkeit zu vermeiden, erfand er die Stellung, nach welcher er die Statuen immer nur auf einem Fuße ganz aufstehen ließ. Da er hauptsächlich in Bronze arbeitete, so machte ihm diese Neuerung keine Schwierigkeit, während die Marmorbildner, wenn sie sich die zahlreichen Vortheile dieser Stellung nicht entgehen lassen wollten, gezwungen waren, stützende Tronke und Aehnliches zu Hülfe zu nehmen. Wer nur jemals mit Aufmerksamkeit ein Antikenkabinet durchwanderte, oder ein Kupferwerk, wie die von Visconti oder Piranesi, durchblätterte, der wird sich einen Begriff machen können von den kaum zu berechnenden Vortheilen, welche Polyklet durch diese einzige geniale Neuerung für die bildende Kunst herbeiführte.

Aber Polyklet that noch mehr. Er schuf ein Bildwerk, das seinen Kanon, seine Theorie der Bildkunst gleichsam verkörpert darstellen sollte. Er bildete einen zweiten Speerträger (Doryphoros) nicht mehr in jugendlich knabenhafter Gestalt, sondern von dem Wuchse und der Bildung eines reifen Mannes. Es war kein sogenanntes Ideal, welchem jede männliche Gestalt, je schöner sie war, um so ähnlicher sein sollte, sondern eine Norm menschlicher Wohlgestalt, dargestellt an einer individuellen

Schönheit, die auf andere Charaktere nur im Allgemeinen eine Anwendung erlaubte. Auch dies Werk hieß bei den Alten »der Kanon Polyklet's«, und die Bewunderung, welche es erweckte, war nur dem Eifer zu vergleichen, mit welchem die größten Künstler dasselbe studirten. Noch vierhundert Jahre später sagte Plinius von diesem Werke Polyklet's: in ihm habe der Künstler nach der allgemeinen Ansicht seiner kunstverständigen Landsleute allein vor allen anderen Menschen eine Theorie der Kunst auf praktischem Wege, durch ein Kunstwerk, hingestellt *); und noch in den Zeiten Lucian's, als Leben und Kunst der alten Welt zu Ende gingen, erschien »der Kanon Polyklet's« als Muster und Norm menschlicher Wohlgestalt.

Polyklet gehört zu den großen Künstlern, deren Namen in der späteren Zeit zu Gattungsnamen wurden für die Bezeichnung höchster Vortrefflichkeit. Und dennoch hielt er es nicht zu gering, auch dem Kunsthandwerke sich zuzuwenden, und römische Dichter reden mit Begeisterung von den kleineren Bronzen, ja von Gefäßen und Lampen, die er gearbeitet. Zahlreich, wie seine Schüler, waren seine Werke, und wenn auch keins derselben im Original unsere Zeit erreicht hat, so zeigen doch selbst die einzelnen erhaltenen Nachbildungen, deren wir bereits gedachten, daß die Alten nicht mit Unrecht seinen Namen unmittelbar an den des Phidias angereiht haben. Beide erscheinen als die Dioskuren der plastischen Kunst, doch Phidias als der erstgeborene. Blieb seine Erhabenheit und großartige Würde unerreichbar auch für Polyklet, so hatte dieser wiederum seines Gleichen nicht an technischem Verdienst und idealer Anmuth. Seine Sorgfalt im Ausführen des Thonmodells war sprichwörtlich in der alten Künstlerwelt, und sein Ausspruch: »das

*) Plin. 34, 19, 2. Dies ist der Sinn der Worte Solusque hominum artem ipse fecisse artis opere judicatur. Ars in erster Stelle ist Uebersetzung des griechischen τέχνη in dem Sinne von Kunstlehre, Theorie.

Schwerſte beginne, wenn der Thon in den Fingernagel gerathe,« wird noch heute von den beſten Künſtlern verſtanden, die da wiſſen, daß das Thonmodell die lebendige Seele des Erzguſſes iſt. Auch als Baumeiſter war er groß. Er hatte für die Stadt Epidauros ein Theater und ein Odeum gebaut, und Pauſanias, der die herrlichſten Werke griechiſcher Architektur noch aufrecht ſah, gab beiden an Harmonie und Schönheit den Preis vor allen Bauwerken der griechiſchen und römiſchen Welt.

XIII.

Myron

und

der Diskobol.

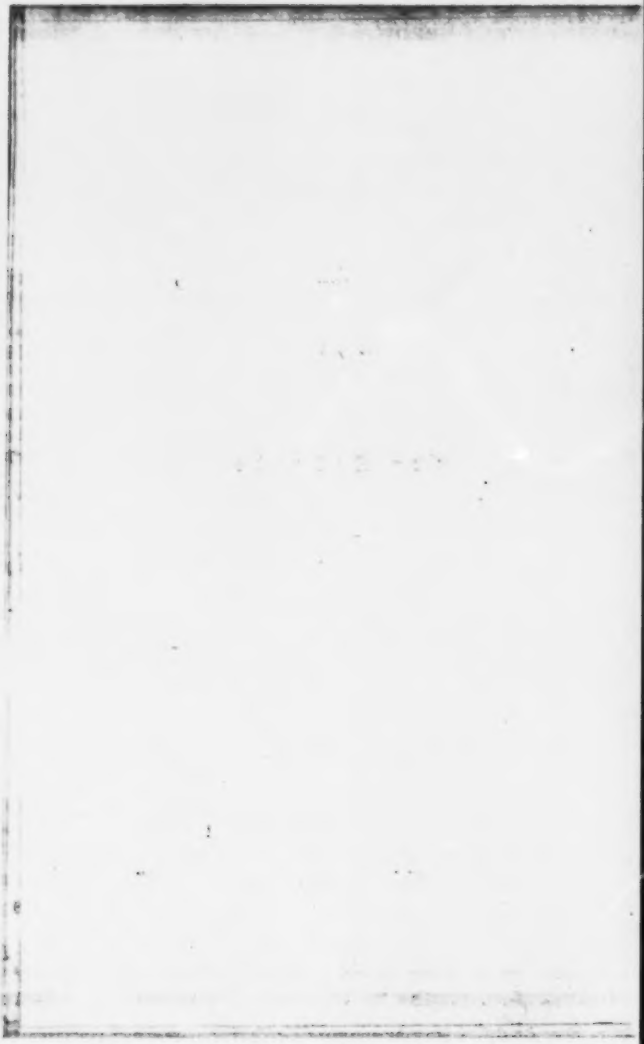

Myron und der Diskuswerfer.

Drei große Künstler, Phidias, Polyklet und Myron, aus der Werkstätte eines und desselben Meisters hervorgegangen, bilden das Dreigestirn der plastischen Kunst Perikleischer Zeit. Während Phidias die erhabensten Ideen der griechischen Welt in göttlichen Gestalten verkörperte, Polyklet die Harmonie und den Adel rein menschlicher Schönheit zu höchster Anmuth verklärte, richtete Myron, der Dritte im Bunde dieser herrlichen Meister, das ganze Streben seiner kunstbegabten Seele auf den Ausdruck jener lebensvollen Naturwahrheit, die nach dem einstimmigen Zeugnisse des Alterthums seinen Schöpfungen gleichsam beseelte Lebendigkeit verlieh. Schon die Alten haben diese drei Künstler stets in enge Verbindung gesetzt. Denn wie sie in ihren Kunsturtheilen überall den Polyklet im Vergleich zu Phidias charakterisiren, so stellen sie in Lob und Tadel den Myron fast immer zusammen mit Polyklet, seinem großen Rivalen in der Technik und im Material des Erzbildens.

Die zahlreichsten und berühmtesten Werke Myron's waren Darstellungen aus dem Kreise der athletischen Gymnastik und Motive des thie-

rischen Lebens. Von jenen wurden am meisten sein Läufer Ladas und sein Diskuswerfer, von diesen seine säugende Kuh von den Alten gefeiert. Ueber die letztere hat Goethe*) in seiner liebenswürdigen Weise erschöpfend gehandelt, indem er Verdienst und Ruhm des Kunstwerks aus der Naivität und Anmuth des Motivs, aus jener ächt künstlerischen Auffassung erklärt, durch welche es dem genialen Künstler gelang, das Menschliche im Thierischen, das Muttergefühl, für den Beschauer mit genügender Naturwahrheit hervorzuheben und zu verklären. Ueber den

Diskuswerfer

können wir selbst noch urtheilen. Zwar ist das Original von Erz — Myron arbeitete fast ausschließlich in diesem Materiale — verloren gegangen. Allein es haben sich mehrere Marmorkopien erhalten, und unter diesen ist die bei weitem vorzüglichste diejenige, welche vor etwa siebzig Jahren in der Villa Palombara, auf dem esquilinischen Hügel, aufgefunden, jetzt den Palast Massimi alle Colonne zu Rom als kostbarstes Besitzthum schmückt. Sie ist eine der am besten erhaltenen aller uns übrigen antiken Statuen, denn nur an der unteren Hälfte des rechten Beins ist eine Restauration nöthig gewesen. Wir besitzen also in ihr ein Werk, das mit der Beschreibung, wie sie die Alten geben, völlig übereinstimmt, während die höchst vollendete Ausführung uns in den Stand setzt, den Gedanken des Meisters, »die Seele und Krone seiner Erfindung,« mühelos mit Augen zu schauen.

Der Diskobol Myron's, eine Statue nur wenig über Lebensgröße, ist, wie der borghesische Fechter, eine Gestalt, deren höchste Wirkung auf dem künstlerischen Geheimnisse beruht, einen Moment zu fixiren, wo eine Bewegung schwunghaft in die andere übergehen soll. Auf der Spitze dieses einzigen Moments schwebt so zu sagen die ganze Gestalt. Denn in diesem Diskobol erscheint der menschliche Körper gleichsam einer aufs

*) Werke, Bd. 39, S. 281–291.

Aeußerſte zuſammengedrückten Stahlfeder vergleichbar, deren Aufſchnellen mit größter Kraft bewirkt werden ſoll. Die wunderbare, aber völlig ſchulgerechte Stellung kann man noch heute bei den Ruzzieſpielern in und um Rom in der Natur wahrnehmen *). Der Leib ruht auf dem gekrümmten rechten Beine, während das linke gleichfalls gekrümmte müßig nachſchleift. Die zurückgebogene Fußſpitze iſt der Gipfel regelrechter Kraftanſtrengung und zugleich der ſchönſte Ausdruck des flüchtigſten Augenblicks. Die rechte Hand, welche die runde Wurfſcheibe, den Diskus, ſchwingt, deſſen ſich noch heute die römiſchen Minenten bei ihren Wurfſpielen bedienen, erſcheint nach hinten zu faſt horizontal ausgeſtreckt, die linke ſtützt den Ballen gegen das rechte Knie. Der Unterleib iſt möglichſt eingezogen, die ganze Bruſt, von ihm ab nach rechts gewendet, ſcheint dem erwarteten Sprunge der Scheibe folgen zu wollen. Der Kopf iſt zur entgegengeſetzten Seite gerichtet; der Jüngling, welcher bereits im Augenblick zuvor die Richtung mit dem Auge genommen hat, blickt nicht zurück zu dem Diskus, ſondern ſo zur Seite, daß er die Scheibe im Augenblicke des Abfliegens mit der Geſchwindigkeit des Blitzes zielend zu verfolgen im Stande ſein wird. Wenn nun vornehmlich in dem Momentanen dieſer Stellung, in dem Schwunge der ganzen Geſtalt, welche zugleich mit dem Wurfe ſelbſt emporzuſchnellen im Begriff iſt, das Ergreifende und Feſſelnde liegt, ſo ſteigert die Vortrefflichkeit der Ausführung im Einzelnen dieſer herrlichen Leibesbildung noch bedeutend dieſen Eindruck. Sie iſt des größten Meiſters würdig. »Alle Formen ſind in einer Weiſe ausgebildet, Muskeln und Adern ſo ausdrucksvoll und mit ſolchem künſtleriſchen Verſtändniß behandelt, daß, wie Welcker ſich ausdrückt, auch für ein durch die Meiſterwerke der Skulptur verwöhntes Auge in dem Anblick dieſes Kunſtwerks noch neue Luſt entſpringt aus einer ganz neuen Anziehung. Das Antlitz iſt eins jener ſchönen feinen und klugen attiſchen Jünglingsgeſichter, wie man deren im Feſtaufzuge der Phidiaſſiſchen Parthenonsſkulpturen ſo viele einander verwandte zu be-

*) Ein Jahr in Italien, Th. 3, S. 177.

trachten nicht müde wird.« Es ist nicht sowohl der Ausdruck einer bestimmten Individualität, als vielmehr der typische Ausdruck einer ganzen Klasse der, in strenger Zucht des Leibes wie des Geistes aufgewachsenen, hellenischen Jugend.

Sehen wir das Werk mit unseren Augen an, so liegt es nahe, die Stellung gewaltsam, übertrieben zu finden, und die Kunst auf der Höhe ihrer Vollendung hier bereits bei dem Punkte angelangt zu sehen, wo die ihrer Kraft bewußte Virtuosität sich das Schwierige um seiner selbst willen, aus Lust an dem Genusse seiner Ueberwältigung zur Aufgabe setzt. Die menschliche Bildung erscheint hier zu unschöner Gestalt verdreht, nur auf einen mechanischen Zweck gestellt. Wir werden auf den ersten Anblick bei diesem Diskobol an ein Wort Winckelmann's über Michel Angelo erinnert, der in dem Streben, seinen Schülern und der Welt sein tiefes Wissen zu zeigen, mit der Zeichnung der Theile sowie mit der Stellung seiner Figuren oft ins Gezwungene verfiel*). Allein um dem Werke Myron's gerecht zu werden, dessen Original aus Erz überdies unendlich leichter, elastischer, schwebender erschien, als dies im Marmor möglich ist, muß man bedenken, daß die Alten auch leiblich andere Menschen waren als wir; muß man bedenken, wie innig ihre Kunst und deren hohe Vollendung zusammenhing mit der Uebung des Leibes in ihren Gymnasien, mit den wunderbaren Leistungen an Gewandtheit, Schwung und Kraft des Leibes in ihren geheiligten Kampfspielen zu Olympia. »Hier war es, wo dem Künstler die Schönheit des Nackten in ihrem vollen Glanze aufging, und zwar eine Schönheit im freiesten, kühnsten Schwunge der Bewegung. Hier war es, wo sich der menschliche Körper zu einer Regsamkeit und Gewandtheit herangereift zeigte, wie er sie wohl nur Einmal erreicht hat und nur in Griechenland erreichen konnte. Da mußte denn auch wohl die nachbildende Kunst eine ganz andere werden, einer ganz anderen Freiheit sich erfreuen, als von unseren Akademiefiguren und Gliedermännern vorgegaukelt wird. Das Aeußerste war für diese

*) Winckelmann: Von der Kunst der Zeichnung bei den Alten III, §. 19.

griechiſche Kunſt noch immer Natur; es war nur die vollendete, vollkommen entwickelte Griechennatur. Und ſo kam gewiß auf dem Kampfplatze von Olympia nichts vor in Sprung und Lauf, im Ringkampf oder Fauſtſchlag, was zu gewagt geweſen wäre für den Meißel des griechiſchen Künſtlers. Wir ſtaunen über die Kühnheit, mit welcher die Ringer in Florenz, der borgheſiſche Fechter, der Diskobol des Myron entworfen ſind. Und dieſe Statuen ſind aus Marmor. Was werden die Alten erſt geleiſtet haben in der leicht gefügigen Bronze! Durch den Untergang faſt aller bedeutenden Werke aus Metall entbehren wir nicht nur die zahlreichſte Klaſſe der antiken Plaſtik, ſondern auch die, in welcher gerade die größten Meiſter am liebſten ihre Kunſt übten, und ungehindert von den Schranken der Technik und des Materials die volle Freiheit eines Meiſters bewähren konnten. Wären die Bronzeſtatuen von Athleten und Ringern, welche den Hain von Olympia bevölkerten, noch erhalten, oder nur die Marmororiginale jener raſenden Bakchantinnen und Tänzerinnen, deren ſchwache Schatten auf Reliefs und mittelmäßigen Wandgemälden noch unſer Auge feſſeln: wir würden ſtaunen über die Meiſterſchaft jener Künſtler, welche im vollen Gefühle ihrer Sicherheit das Aeußerſte wagen durften und wirklich wagten. Wir würden dem Künſtler freudig folgen, wenn er die ſchwindelnde Bahn wagt bis zum äußerſten Gipfel ſeiner Kunſt und erſt dann den Meißel niederlegt, wenn ihn das Zerrbild lebloſer Unnatur ſchreckt, oder wenn ihm, — als Bildner ſeiner Götter, die Grazie, dieſe Nemeſis der Kunſt, innezuhalten gebietet *).«

Unter dieſem Geſichtspunkte muß nun auch Myron's Diskobol betrachtet, mit Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit griechiſchen Lebens der Werth des Motivs beurtheilt werden. So betrachtet iſt dieſe Schöpfung mehr als ein bloß virtuoſitiſches Kunſtſtück. In dem edlen Ernſte dieſes jugendlichen Geſichts leſen wir alsdann zugleich das geiſtige Bewußtſein der Wichtigkeit, welche dieſer Moment für ihn hat. Zwar nicht Leben

*) Feuerbach, Vat. Apoll S. 74.

oder Tod, wie bei dem borgheſiſchen Fechter, wohl aber Sieg und Ehre, Ruhm des eignen Geſchlechts und der Vaterſtadt hangen ab von dem Erfolge ſeiner Anſtrengung und Geſchicklichkeit. Es iſt ein Kämpfer, der um die olympiſche Palme ringt, deren Kranz, wie noch der römiſche Dichter ſang, den Gewinner zu göttlichen Ehren erhob. Wir wiſſen nicht, wer das Werk in Marmor gebildet, nicht, welcher Zeit die Arbeit angehört. Aber das wiſſen wir, daß es ein Meiſter ſeiner Kunſt geweſen ſein muß, dem Myron ſelbſt unbedenklich dieſe Arbeit übertragen haben würde, wenn es ihm darauf angekommen wäre, ſein Werk auch in Marmor hinzuſtellen. Unter den Haaren des Vorderkopfs ſind zwei höckerige Erhöhungen auffällig, die man lange nicht erklären konnte. Es ſind Ueberreſte von Hülfspunkten, in der Kunſtſprache punti regolatori genannt, dergleichen ſich, wie wir ſahen, auch an den Koloſſen von Monte Cavallo erhalten haben.

Was wir durch die Alten über Myron's künſtleriſche Eigenthümlichkeit wiſſen, läuft beſonders darauf hinaus, daß er die Naturwahrheit in zahlreicheren Formen und Situationen als alle ſeine Vorgänger zur Anſchauung gebracht und daß er, als aufmerkſamer und liebevoller Beobachter der Natur, den Kreis der plaſtiſchen Motive in einer, vor ihm ungeahnten Weiſe erweitert hat. Dieſe Vielſeitigkeit, dieſer Reichthum an Motiven unterſchied ihn, nach den Alten, von Polyklet, der in ſeinen Motiven eine größere Gleichförmigkeit zeigte. Ebenſo vielſeitig war er in der ſymmetriſchen Kompoſition ſeiner Werke, und ſchon der römiſche Redekünſtler Quintilian durfte den Diskobol Myron's als Beleg für die Wahrheit anführen, daß jedes Kunſtwerk ſeine ihm eigenthümliche Symmetrie beſitze. Eine gewiſſe herbe Kraft und Strenge ſeiner Manier ließ die ſpätere Zeit ſeine Werke unter die des Polyklet und Praxiteles ſetzen. Dieſer Geſchmack war der herrſchende zu Cicero's Zeit unter den Liebhabern griechiſcher Kunſt, während der feinſinnige Cicero ſeinerſeits an Myron's Werken denſelben Genuß empfand, den ihm die Naivität gewiſſer poetiſcher Werke der älteren römiſchen Litteratur, die Lektüre des epiſchen Dichters Naevius, gewährte.

Man kann, wie Goethe ſo treffend ſagt, mit Gewißheit annehmen,

daß kein Werk im Alterthum berühmt worden, das nicht von vorzüglicher Erfindung gewesen sei; denn diese sei es doch am Ende, die den Kenner wie die Menge entzücke. Die Erfindung ist es, welche den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beschauenden konzentrirt, daß er sich nichts daneben, nichts draußen, nichts Anderes denken mag und kann. In dieser Beziehung wirkt jedes vortreffliche Kunstwerk auf alles Uebrige ausschließend, ja für den Augenblick vernichtend. Myron's Diskobol ist dafür ein sprechender Beleg und zugleich ein belehrendes Beispiel für seine ganze Kunstweise. Nach Allem, was wir durch die Berichte der Alten von seinen Arbeiten wissen, ist es immer »der scharf abgegrenzte Moment der Handlung«, aus dem heraus sich das ganze Werk in allen seinen Theilen entwickelt. Darum mußte er von der Beobachtung der Natur in ihrer bewegten Erscheinung ausgehen und im Stande sein, auch den flüchtigsten Moment in seinem Grundmotive zu erfassen. So war sein »Dolichodrom« Ladas, ein siegreicher Wettläufer im Kampfe des Dauerlaufs, aufgefaßt in dem Augenblicke, wo die letzte und höchste sieggekrönte Anstrengung aller Kräfte mit ihrem plötzlichen Erlöschen, dem Tode, zusammenfällt, und die athmende Seele, wie die Alten von dieser Statue sangen, »nur noch auf den Lippen zu beben schien,« während die im letzten Schwunge des Laufsprungs dahinfliegende Gestalt kaum noch mit der Spitze des Fußes an dem Boden der Basis haftet. Aber gerade je flüchtiger der Moment, desto mehr war für die künstlerische Benutzung desselben die tiefste Kenntniß sowohl der Form an sich als das Verhältniß der Formen untereinander nothwendig, um dadurch das Mangelhafte der Beobachtung zu ergänzen. Daraus erklärt sich das Lob der Sorgfalt in der Symmetrie, welches die alten Kunstkenner ihm zollen; daraus die Prädikate, mit welchen römische Dichter den Myron als »kunstgelehrt« (doctus) und »sorgfältig in der Ausführung« (operosus) bezeichnen*). Myron erscheint in allen seinen Werken und so auch in seinem Diskobol als der Idealist der körperlichen Kraft und Schönheit menschlicher und

*) Brunn, Geschichte der griech. Künstler I. S. 156.

thierischer Leibesbildung. Darum durfte er es wagen, selbst über den Kreis des unmittelbar Wahrnehmbaren hinauszugehen und die Gesetze des natürlichen Organismus auf die freie Schöpfung von Gestalten anzuwenden, zu denen ihm die Wirklichkeit keine Modelle bieten konnte. Der bewunderte Darsteller vieler Thiergestalten durfte auch in das Gebiet des Phantastischen hinüberschweifen und jene seltsam gestalteten Seedrachen mit den vielverschlungenen, schlangenförmig geringelten Schwänzen erschaffen, die als Zierden der Tempel der Seegötter oder als Schmuck der Häfen aufgestellt, in die Beschreibung späterer Dichter übergingen. Aber auch diese phantastischen Gestalten erscheinen, wie alle Darstellungen von Ungeheuern, von den griechischen Künstlern durch Idealisirung erhoben über das Widrige der Unform und zu einer ihnen eigenthümlichen Anmuth verklärt. Es bedarf nur eines Blicks auf antike Mosaiken und pompejanische Wandgemälde, welche uns diese zuerst von Myron dargestellten Seephantasmen darstellen, um wahrzunehmen, daß auch in den niedrigen Regionen der Natur der reine Künstlersinn der Griechen nur das Schöne erfaßte, daß er sich nie zum Häßlichen verirrte. Sie bildeten, wie Schorn sagt, Ungeheuer, aber keine Scheusale; sie gaben dem ewig bewegten Wellenleben des wogenden Elementes lebendige Gestaltung in ihren Seedrachen und Meeresungethümen; aber sie hüteten sich, dies Scheusal jenes Drachen darzustellen, den der zürnende Apoll, der ihn mit seinem Pfeile erlegte, selbst nur schaudernd erblicken mochte. Sie haben das Haupt der Meduja in seiner unsäglich furchtbaren Schönheit, aber nimmer eine Furie gebildet, die den Muttermörder Orestes verfolgt.

Was jenen phantastischen Wesen, wie sie Myron und nach ihm die griechische Kunst erschuf, ja was überhaupt allen ähnlichen Wundergestalten freischöpferischer Phantasie des bildenden Künstlers, den Chimären und Centauren, den Satyrn, Panen u. s. w. Werth und poetischen Reiz verleiht, das ist die zwingende Gewalt, welche sie auf den Beschauer in der Weise ausüben, daß er sich von der Möglichkeit, ja von der Nothwendigkeit der Existenz so organisirter Geschöpfe unwillkürlich bei ihrem Anblicke überzeugt fühlt, weil er in allen Theilen einen harmonischen

Charakter vor sich sieht. Daher kann solch eine Gestalt, wie Schorn bemerkt, auch nicht durch mühselige Berechnung zusammengesetzt werden. Sie ist ein Geschöpf der Phantasie und wird von ihr geboren wie durch Zauberkraft. Aber die Phantasie darf nicht in leeren Räumen spielen; sie muß genährt sein von Erkenntniß und Anschauung aller lebendigen Dinge. Die Kunst der Hellenen hat ein großes Reich phantastischer Wesen geschaffen, ohne je sich in Aberwitz zu verlieren, weil sie bei aller Keckheit doch stets den Charakteren der Natur getreu blieb.

Trotz seiner Vorliebe für athletische Darstellungen und Thiergestalten versuchte Myron sich doch auch nicht minder in Götterstatuen und Heroenbildungen, zum Theil von kolossalen Dimensionen, ja er schuf sogar eine Kolossalgruppe von drei Kolossen auf einer Basis: Minerva, welche den vergöttlichten Herkules dem Jupiter vorstellt. Ebenso scheint er im Herkules das Urbild athletisch gediegener Kraftfülle zum göttlichen Ideale erhoben zu haben, dem später, wie wir sehen werden, Lysippus und Praxiteles die letzte Vollendung gaben. Die Gestalt des Herkules ist für Myron's Kunstweise ebenso bezeichnend wie die schlanke Bildung des Hermes für den Styl Polyklet's.

Von seinem Leben ist nur eine einzige Nachricht bekannt. Ein später römischer Autor erwähnt, daß dieser große Künstler, dessen Werke über die ganze gebildete Welt des Alterthums verbreitet waren, in drückender Armuth gestorben sei. Möglich, daß die kraftvolle, lebengenießende und verschwendende Natur des Mannes ihm ein solches Loos bereitete, das sonst in der ganzen alten Künstlergeschichte einzig dasteht. Ungleich seinen beiden großen Zeitgenossen Phidias und Polyklet scheint er sich nur auf seine Kunst allein beschränkt zu haben. Auch eine Schule hat er nicht gebildet. Seine Natur hatte etwas Eigenartiges, Isolirendes. Wie sein Ideal Herakles verrichtete er seine Wunderwerke allein, und nur ein Schüler wird von ihm erwähnt, sein Sohn Lycius, von dem das Alterthum einige Werke bewunderte, die im Genre des Meisters komponirt waren. Dagegen hatte sein Beispiel Einfluß auf gleichzeitige jüngere Künstler jener Zeit, und wir wissen, daß einer derselben, Demetrios, wie

wir weiterhin ſehen werden, dadurch zu einem Naturalismus verführt wurde, der an die Stelle lebendiger, aber immer idealiſirend aufgefaßter, Naturwahrheit die treue Nachahmung auch des Zufälligen und Unſchönen ſetzte.

Myron war übrigens eine durchaus geniale Natur, die ſelbſt den Uebermuth zuweilen nicht verſchmähte. In ſolchem genialen Uebermuthe mochte er ſich auch wohl an Stoffe wagen, welche die Grenzen des Schönen in der Kunſt überſchreiten. So nennt Plinius unter ſeinen Arbeiten eine trunkene Alte in Marmor von beſonderer Berühmtheit. Vielleicht iſt eine Kopie davon erhalten in einer Statue des kapitoliniſchen Muſeums (ſ. Mus. Cap. III, tab. 37), eine ſitzende Alte, welche zwiſchen den Knieen mit beiden Händen eine Flaſche hält. Jedenfalls ſteht Myron in ſeiner unerreichten Virtuoſität doch zugleich als die Klippe da, an welcher geringere Talente ſcheiterten, weil ſie nicht, wie jener große Meiſter, die Naturwahrheit, die auch ſie an ſeinen Werken bewunderten, in ihrem tieferen geiſtigen Grunde erfaßten, ſondern ſich an Aeußerlichkeiten, an das Zufällige und Nebenſächliche hielten und dies zur Hauptſache machten.

XIV.

Skopas und Praxiteles.

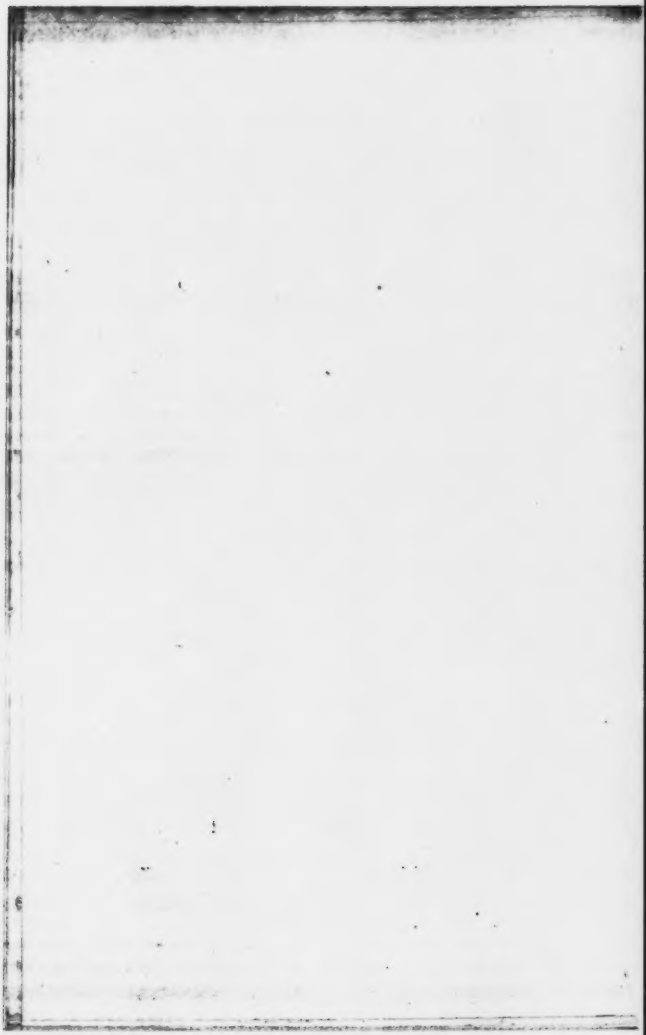

Skopas und Praxiteles.

Phidias, Polyklet und Myron bilden das Dreigestirn des erhabenen Kunststyls auf der endlich erreichten Höhe der frei gewordenen griechischen Plastik. Sie sind Zeitgenossen, Söhne der höchsten Blüthe hellenischen Lebens inmitten jener Periode der griechischen Geschichte, deren Anfang die glorreichen Perserkämpfe, deren Ausgang der peloponnesische Krieg bilden. Phidias hatte den Kreis der höchsten Götterideale eröffnet; Polyklet den Adel und die Schönheit der Menschengestalt in ihrer Jugendblüthe der Kunst gewonnen; Myron, nach allen Seiten hin gewaltig ausgreifend, alles Bildbare umfassend, die Idealformen für die herkulische Götter- und Menschengestaltung, wie für die ideale Thierbildung geschaffen. Damit war die ganze Welt hellenischen Lebens von diesen drei großen Meistern des fünften Jahrhunderts für die Kunst aufgethan; durch die von ihnen erschlossenen Pforten hielt jetzt ein anderes Dreigestirn von Künstlern seinen Einzug, und vollendete, hier Begonnenes ausgestaltend, dort neue Bahnen und neue Kreise idealer Gestaltung eröffnend, den Umfang des Reiches griechischer Kunst.

Skopas, Praxiteles und Lyſippus ſind die Kunſthäupter des vierten Jahrhunderts, die Begründer einer neuen Epoche, deren Styl Winckelmann im Gegenſatze zu der erhabenen Weiſe des Phidias den ſchönen nannte. In dieſer Periode tritt mehr und mehr der weiche ſanftglänzende lebenathmende Marmor an die Stelle des ſtrengeren Erzes, und unter den Händen jener großen Meiſter erreicht die Bildnerei in Marmor, die eigentliche Skulptur, den höchſten Gipfel der Vollendung. Das war kein Zufall, ſondern nothwendige Folge des Umſchwungs in der Kunſtanſchauung ſelbſt und in den Zielen und Idealen, denen die Künſtler dieſer Periode nachſtrebten. Das Erhabene des Götterideales war erreicht in unübertrefflicher Vollendung. Jetzt galt es, neben der Erhaltung des Gewonnenen, durch erneute Anwendung, auch die Anmuth und Schönheit, die Blüthe des Genuſſes, die kunſtverklärte Wirklichkeit des menſchlichen Daſeins in neuen Schöpfungen zur Vollendung auszugeſtalten.

Der Geiſt der Zeit ſelbſt förderte dieſe Entwickelung der Kunſt. Der faſt dreißigjährige peloponneſiſche Krieg, die raſche Entwickelung der Philoſophie und Litteratur, die aufklärenden Beſtrebungen der Sophiſten waren ebenſowenig wie die dadurch herbeigeführten politiſchen und ſocialen Veränderungen ohne Einfluß auf die Kunſt geblieben. Das helleniſche Leben, zumal in ſeinem Geiſtesmittelpunkte in Athen, hatte die alten feſten Bande ſittlicher Zucht gelockert, die Schranken frommen Glaubens vielfach durchbrochen, die Empfindungsweiſe und das Gemeingefühl der Menſchen verändert. Sinnlichkeit und leidenſchaftliche Erregung, mit größerer Weichheit des Empfindens gepaart, begannen im Leben wie in den Künſten das Verlangen nach Genuß, die Begier nach Emotionen des Gemüths zu ſteigern. Im Staatsleben trat an die Stelle der erhabenen ruhigen Geſtalt eines Perikles ein Geſchlecht von wilden Volksführern und Schmeichlern des Demos. Im ſocialen Leben ſteigt der Einfluß der Frauen, deren Bildung, Geiſt und Lebenskünſtlerſchaft ſich außerhalb der Ehe in der freien Lebensſtellung der ſogenannten Hetären geltend macht. In den redenden Künſten zeigt ſich derſelbe Um-

ſchwung. Der ſtrenge, ernſte, ethiſche Charakter weicht in Lyrik, Drama und Beredtſamkeit dem Prunk, der Leidenſchaft und dem pathetiſchen Affekt ſowohl nach Seiten des Inhalts als der Darſtellung. Als gälte es, möglichſt raſch ſich ganz und völlig auszuleben, ehe das makedoniſche Verhängniß vorübergehend, und das im Weſten langſam aufſteigende Ungewitter des römiſchen Fatums für ewig die ſchönſte Blüthe menſchlichen Daſeins, die Freiheit helleniſchen Lebens begräbt, — ſo ſehen wir dies helleniſche Volk im kurzen Laufe eines Jahrhunderts alle Geſtaltungen des Lebens und der Kunſt, alle Evolutionen ſeines Könnens und Wiſſens vollenden. Und den Markſtein dieſer Entwickelung bildet der Mann, der den welterobernden Helden Alexander erzieht, der Denker, der das Leben, das Können und das Wiſſen des Hellenenthums zum Gedankenbilde erhebend abſchließt, Ariſtoteles.

Dies vierte Jahrhundert ſah auch die Vollendung der plaſtiſchen Kunſt durch das Dreigeſtirn jener großen Meiſter, Skopas, Praxiteles und Lyſippus erreicht. Mit ihnen und ihren drei gewaltigen Vorgängern ſind die verſchiedenen Kreiſe der geſammten griechiſchen Plaſtik abgeſchloſſen. Wie ſich kampfluſtige Feldherren, keinen König über ſich erkennend, in die eroberten Provinzen theilen, ſo nahmen, nach eines Kunſtforſchers ſchönem Bilde, dieſe Genien, nicht ohne vielfachen Kampf unter und neben einander, ein jeder von dem, wohin ihn der Geiſt trieb, Beſitz. Der ſpätere umſpannte immer zugleich alle Idealkreiſe ſeiner Vorgänger, die nun Gemeingut geworden waren; aber er wußte ſich auch noch eine eigene Provinz, in die keiner ſeiner Vormänner gedrungen war, zu erobern, in der er ſich ſelbſt eine ſtattliche Reſidenz erbaute. Skopas erwählt ſich den Kreis des Bacchus und ſeines ſchwärmenden Gefolges von Bacchantinnen und Satyrn, und vollendet das Ideal des Gottes, der, in ſüßen Selbſtgenuß verſunken, über die wilde Ausgelaſſenheit der Weinluſt göttlich waltet. Er ſchafft das Ideal der Begleiterinnen des Gottes, der Bacchantinnen, in ſeinen von den Alten hochgefeierten Mänaden, den berühmteſten aller ſeiner Werke, und zeigt wie im wildeſten Sturme der Begeiſterung, im Taumel feſtlicher Raſerei, die weibliche Geſtalt dennoch

der Schönheit nicht entbehrt. Das Werk iſt verloren, aber noch geben einige Basreliefs (in Zoëga's Basreliefſammlung) eine Idee der Darſtellung. Unter ſeinen Meißelſchlägen wird das Meer lebendig in zahlloſen Wundergeſtalten von Nereiden und Tritonen, Meerpferden und Delphinen. Praxiteles hinwiederum verſenkt ſich mit höchſter Begeiſterung in die berauſchende Fluth der weiblichen Schönheit und Anmuth, und vollendet das Ideal der meerentſtiegenen Göttin, der ſchaumgebornen Anadyomene Aphrodite. Lyſippus endlich, Alexander's Zeitgenoß, ſchließt den ganzen Kreis der helleniſchen Bildkunſt ab durch die Vollendung des idealiſchen Portraits, in der Darſtellung des größten helleniſchen Heldenkönigs und ſeiner Siegesgenoſſen, die Plaſtik überführend in den Bereich der vollen Wirklichkeit hiſtoriſchen Lebens.

Skopas.

Die berühmte Marmorinſel Paros, das Vaterland jenes feinen, weißen, mildleuchtenden Marmors, den er ſpäter vorzugsweiſe zu allen ſeinen Schöpfungen wählte, war zugleich die Heimath und Geburtsſtätte des Skopas. Auch er, wie ſeine großen Vorgänger, war Bildhauer und Baumeiſter zugleich, und der von ihm erbaute Minerventempel zu Tegea in Arkadien, in welchem er die drei Säulenſyſteme zu einem harmoniſchen Ganzen verbunden und die Giebelfelder mit Skulpturgruppen geſchmückt hatte, galt noch zu Pauſanias' Zeit als der größte und ſchönſte Tempel des ganzen Peloponnes.

Als bildenden Künſtler ſehen wir ihn während einer mehr als funfzigjährigen Thätigkeit (390—340 v. Chr.) nach drei Richtungen hin wirkſam, theils gewiſſe Ideale der früheren Meiſter vollenden, theils die letzte und höchſte Vollendung anderer vorbereiten, während er nach einer dritten Seite hin, dem eigenen Genius folgend, eine Welt neuer Schöpfungen eröffnet. Seine Thätigkeit grenzt an das Unglaubliche. Während die Leiſtungen der früheren Meiſter und ihrer Schulen auch räumlich auf gewiſſe Gebiete beſchränkt blieben, finden wir Werke des Skopas durch

ganz Griechenland, über die Inseln bis nach Kleinasien hin verbreitet. Kaum von irgend einem der alten Künstler besitzen wir ein ähnlich reiches Verzeichniß seiner Werke. Götter und Halbgötter, Heroen oder Thaten der heroischen Geschlechter lieferten ihm die Vorwürfe seiner Kunst, und neben den bestimmten Idealen der großen Götter Apollo und Ares, Aphrodite und Athene, werden uns unter seinen Schöpfungen auch ganze Gattungen idealer Wesen genannt, welche sich um die individuellen Gestalten der Aphrodite und des Apollon, des Poseidon und des Bacchus als Gruppen versammeln. Leider ist uns kein einziges Original dieser zahlreichen Werke erhalten, deren schönste zum Theil in Rom zu Grunde gegangen sind, wohin nach dem Berichte der Alten nicht weniger als sieben seiner Hauptwerke von den römischen Kunsträubern zusammengeschleppt worden waren.

Zu den vielen Idealen, welche Skopas vollendete, gehörten, soviel wir wissen: Ares der Kriegsgott, Hestia, die Göttin des häuslichen Heerdes, und die Eumeniden, das personificirte Schreckniß des Gewissens.

Der Mars Ludovisi.

In sitzender Stellung von kolossaler Größe hatte Skopas, wie Plinius erzählt, seinen Kriegsgott geschaffen, der später einen Tempel zu schmücken nach Rom versetzt ward. Eine Kopie dieses Werks ist allem Anschein nach die sitzende Marsstatue der Villa Ludovisi.

Das erste Ideal des Kriegsgottes war aus der Schule des Phidias hervorgegangen. Alkamenes, so hörte Pausanias, habe das Tempelbild des Gottes zu Athen geschaffen, und wohl verträgt sich diese Sage mit der Zeit des wilden peloponnesischen Krieges, in welcher dieser Künstler das Ideal des Kriegsgottes vollendete. Wir wissen nicht, in welcher Stellung und in welchem Charakter er ihn dargestellt. Von allen griechischen Götteridealen ist keines so wenig bestimmt als das des Kriegsgottes, und fast alle Statuen, welche in unseren Sammlungen für Bilder des griechischen Ares ausgegeben werden, sind mehr oder weniger zweifelhaft. Man

kann sagen: die Bildung dieses Gottes widerstrebte eigentlich der griechischen Natur. Der Begriff eines Wesens, das den reinen Krieg personificiren sollte, war für die griechische Kunst zu abstrakt und die Personification dieser Idee zu wenig mit anderen Eigenschaften gemischt, um sich, wie dies bei der kriegerischen Minerva und der jagdliebenden Diana der Fall war, zu einem lebensvollen Individuum gestalten zu können *). Kein einziger griechischer Stamm verehrte jemals den Ares als seinen Nationalgott, oder auch nur als einen der vorzüglichsten Schutzgötter. Erst das soldatische Römervolk erwies dem Gotte des Krieges diese Ehre, und erst die griechischen Künstler, welche für römisches Bedürfniß, für römische Weltanschauung und Götterdienst arbeiteten, haben den Mars als römischen Nationalgott, als Ahnherrn des weltbeherrschenden Volks dargestellt, und die Ideale des Mars Gradivus, des rasch wie zum Angriff vorschreitenden Schlachtenlenkers, und des Mars Stator oder Ultor, der mit erhobenem Feldzeichen die wankenden Reihen der Krieger zum Stehen bringt, geschaffen. Aber die ganze griechische Kunstgeschichte kennt kein Bild des Ares, dessen Ruhm und künstlerischer Ruf bei den Hellenen gefeiert worden wäre, wie die Götterbilder des Jupiter und der Juno, der Minerva und des Apollon und des ganzen übrigen Kreises der zwölf großen Götter. Die hellenischen Künstler, die ihn bildeten, schufen sein Ideal als das des Siegers, der vom Kampfe ausruhend sich des Friedens und der Ruhe erfreut. Der Mars des Alkamenes stand aufrecht, nackt wie alle griechischen Heroen, nur den Rücken mit dem hellenischen Kriegsgewande, der Chlamys, bedeckt. Männlicher und gedrungen kräftiger von Gliedern, als Apoll und Hermes, erschien er als der wahre Gott des edlen hellenischen Heroenthums. Der Helm auf seinem Haupte zeigte den Kriegsgott, aber statt der Waffe des Angriffs und Mordes trug die gehobene Rechte eine Viktoria, während die gesenkte Linke einen Oel- oder Lorbeerzweig hielt. So zeigt ihn uns, nach

*) Feuerbach, Plastik II, S. 38.

Feuerbach's Vermuthung, eine herrliche Gemme in Millins mythologiſcher Gallerie.

In ähnlichem Geiſte faßte Skopas das Ideal des Gottes auf. Der Mars Ludoviſi, eine Kopie dieſer ſeiner Auffaſſung, iſt ausruhend vom Kampfe gedacht, als friedlich beſchwichtigter Gott. Die Formen der Glieder ſind ſchön, ohne den Ausdruck der Heldenſtärke zu beeinträchtigen, der über der ganzen jugendlich heroiſchen Geſtalt ergoſſen iſt. Heroiſch edel iſt auch der Ausdruck des herrlichen Hauptes. Der Gott iſt bartlos dargeſtellt und weder Nerven noch Adern treten ſichtbar vor. Zu ſeinen Füßen ſitzt Amor. Streit und Liebe ſind nach der alten griechiſchen Philoſophie die Scheider und Erzeuger aller Dinge, darum finden wir auch auf bedeutungsvolle Weiſe im griechiſchen Zwölfgötterſyſteme den Gott des Streites mit der Göttin der Liebe zuſammengeſtellt. Skopas, der die Geſtalten des erotiſchen Götterkreiſes mit der ausdrucksvollſten Lieblichkeit zu bilden verſtand, ſuchte durch die Beigabe dieſes Liebesgottes den Begriff des Ares noch mehr zu mildern und die friedliche Seite des beruhigten Kriegsgottes hervorzuheben. Spuren von etwas Abgebrochenem auf der linken Schulter der Statue haben die Herausgeber Winckelmann's vermuthen laſſen, daß neben ihm urſprünglich noch eine Figur geſtanden habe, vielleicht eine Venus, deren Zuſammenſtellung mit Ares, wie wir ſpäter ſehen werden, beſonders in römiſcher Zeit ein Lieblingsgegenſtand der Kunſt war *). An dem Mars Ludoviſi ſind nur Naſe, rechte Hand und Fuß ergänzt, an dem Amor Kopf, Arme und rechter Fuß neu.

Ein franzöſiſcher Kunſtforſcher, Raoul Rochette, hat mit Unrecht die Deutung der Statue auf Mars bezweifelt und in derſelben einen Achill im Schmerze um ſeinen Patrokles ſehen wollen. Näher lag die Darſtellung eines Achill in zorniger Trauer über die ihm entriſſene Briſeis. Derſelbe Kunſtforſcher findet in der Natur keinen Geſichtszug, der auf Mars paſſe, während Winckelmann und Feuerbach im Einklange

*) Vgl. Ein Jahr in Italien III, S. 79—80.

mit der historischen Ueberlieferung hier das einzig richtige Ideal des hellenischen Kriegsgottes erblicken. Auf solche Widersprüche der Fachgelehrten muß sich indessen Jeder gefaßt machen, der die Erklärungsgeschichte der alten Kunstwerke einer vergleichenden Betrachtung unterzieht. Ist doch unser ganzes Wissen von der alten Kunst und ihren uns erhaltenen Werken nur das Stückwerk eines Stückwerks.

Von Skopas' sitzender Hestia, der Göttin des häuslichen Heerdes, welche einst die Servilianischen Gärten in Rom schmückte, ist ebensowenig wie von seinen übrigen Götterstatuen, seinem Bachus, seiner Gruppe des Aeskulap und der Hygiea, seiner Diana und Hekate irgend eine sichere Nachbildung auf uns gekommen. Dagegen wissen wir, daß er als der Schöpfer des Furienideals die furchtbaren Gestalten der Aeschylischen Eumeniden aus den Entsetzen und Grauen erregenden Zerrbildern der älteren Kunst und Dichtung zur Schönheit, wenn auch zu einer erhaben schauerlichen Schönheit verklärte. Die Kunstanschauung und Empfindung der Zeit, aus welcher heraus Skopas und seine Zeitgenossen ihre Werke schufen, wollte, daß die Götterstatue zugleich ein Agalma, d. h. ein Schmuck und Ehrenbild, eine Freude und Wohlgefallen der Gottheit selber sei. Man hielt es eben darum gleichsam für eine frevelhafte Verörtheilung, irgend einer Gottheit die Schönheit der Gestalt abzusprechen, welche allen Göttern als solchen gemein war. Dieselbe fromme Scheu, welche den Namen der »Zürnenden«, der »Erinnen«, in den der »Ehrwürdigen« und »Wohlgesinnten«, der »Semnoi« und »Eumenides« verwandelte, hat auch die Hand des bildenden Künstlers geleitet, und die Gorgonenmaske des Aeschylus mit dem Angesichte einer ernsten aber schönen Jungfrau vertauscht *).

Dieselbe Umgestaltung zum Schönen, welche als unablässiges Streben durch die ganze Kunstentwickelung der Hellenen geht, erfuhr um dieselbe Zeit wohl auch die Bildung der Medusa.

---

*) Feuerbach a. a. O. S. 100.

Wir können noch jetzt dieſe Wandlung in einer Reihe von Darſtellungen verfolgen. Die älteſten derſelben, wie das Relief des ſelinuntiſchen Tempels, entſprechen noch ganz der uralten Vorſtellung von jenem entſetzlichen Weſen, deſſen Anblick der Sage nach zum Tode verſteinte. Die ſelinuntiſche Meduſa im Muſeum zu Palermo iſt noch völlig ein Fratzenbild. Das aufgedunſene breitgequetſchte Geſicht mit weit geöffnetem Munde, vorgeſtreckter Zunge, hauerartigen Zähnen und rothgemalten Augen ſoll eben nur ein Bild geben von dem geſpenſtiſchen Grauenweſen der alten Sage. Dem ähnlich gehalten ſind die Darſtellungen auf alten atheniſchen und etruriſchen Münzen und das Gorgonenhaupt auf der Aegis alter Minervenbilder. Bei dieſer Bildung konnte die raſtlos zum Schönen fortſchreitende Kunſt nicht verharren. Sie ruhte nicht, bis ſie auch das Bild des Entſetzens zum Ideal erhoben hatte. Wie ihr dies gelungen, zeigt ein Blick auf

die Meduſa Rondanini

in München, der höchſte Triumph der Plaſtik in der äſthetiſchen Auflöſung des Häßlichen. Der Schöpfer dieſes Werks hat es ſich zur Aufgabe geſtellt, ein Bild zu geben von einer weiblichen Natur, die, edel angelegt, ſelbſt im tiefſten Falle noch die Erinnerung des urſprünglichen Adels in den feſt ausgeprägten Zügen bewahrt. Im Anblick dieſer erhabenen und ſchönen Geſichtsform begreift man erſt recht, welche Stufen die griechiſche Bildung und Kunſt erſteigen mußten, um von dem rohen Wohlgefallen an der Darſtellung des Widerlich-Gräßlichen, wie es jenes frühere Zerrbild aufzeigt, ſich zu dem ſchauerlich reizenden Ideale furchtbarer Schönheit zu erheben. In dieſem Wunderwerke, das, den Zwieſpalt zwiſchen Tod und Leben, zwiſchen Schmerz und Wolluſt ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem auf den Beſchauer übt, iſt alles Schreckliche in den Ausdruck des Inneren gelegt, während die Züge, in den reinſten Formen behandelt, das Profil der edelſten weiblichen Bildung zeigen. Unſäglich ſchön fand Goethe beſon-

ders das ängſtliche Starren des Todes ausgedrückt, unnachahmlich erhaben die Geſtaltung des Mundes, der ſich dem letzten entſchwindenden Lebenshauch zu öffnen ſcheint. Die Schlangen ſelbſt ſchlingen ſich wie eine unheimliche Zierde durch die langwallenden Haare, — künſtlich zuſammengeringelten Locken vergleichbar, aus deren Schatten das Antlitz, durch den gelblichen halbdurchſichtigen fleiſchfarbenen Ton des Marmors belebt, wie das blaſſe Entſetzen ſelber hervorſtarrt. Ein Hauch erſterbender Wolluſt ſtreitet in dieſen Zügen mit Hohn und Verzweiflung, und vergeht im erſtarrenden Schmerze des Todes. Es iſt eben nicht die verſteinernde, ſondern die ſterbende Meduſa, ein Bild troſtloſeſten, halb wahnſinnigen Schmerzes, ein Antlitz, das in der modernen Kunſt nur in dem berühmten Portraitbilde der Beatrice Cenci ſeine Entſprechung findet. Die weitgeöffneten, herrlich geſchnittenen Augen ſtarren leblos ins Weite, und auf der gedrückten knochigen Stirn wie um den verzogenen Mund ſcheint es wie ein verſteintes Zucken unſagbarer Todesqual zu ſchweben. Die Kunſt des Marmorarbeiters hat ſich an den ſcharf bezeichneten und dennoch äußerſt zarten, weichen und lebendigen Formen des überlebensgroßen Kopfes in ſolcher Feinheit und Vollendung bewährt, daß man ihn mit einem ſchön geſchnittenen Edelſteine vergleichen kann. Dieſen ſchönſten aller Meduſenköpfe in Marmor kann Winckelmann unmöglich gekannt haben, als er in ſeiner Kunſtgeſchichte einem anderen Meduſenhaupte im Palaſt Lanti zu Rom den Preis ertheilte, das ſpäter ſein großer Nachfolger Visconti für moderne Arbeit erklärte. Durchaus in demſelben Charakter gehalten, aber noch mehr gemildert im Ausdruck, iſt die ſchlafende Meduſa in der Villa Ludovisi. Die ſonſt ſo ſtarren Augen ſind geſchloſſen, die Züge des edlen Antlitzes, umwallt von der Fluth des niedergeſunkenen aufgelöſten Haares, ſind von unendlicher Schönheit; aber ſelbſt die Ruhe des Todes iſt nicht frei von dem dämoniſchen Grauen des verklungenen Schmerzes, deſſen Widerſchein noch auf den ſchönen Zügen ſpielt.

Die Vorſtellung von ihrer urſprünglichen wunderbaren Schönheit geht übrigens durch den ganzen Mythus von der Gorgo-Meduſa hin-

durch. Es iſt eine tief traurige Sage von dem herben Neide der alten Götter gegen alle Herrlichkeit und Schönheit der Sterblichen. Die Königstochter Meduſa, ſo ſangen die alten Dichter, wagte ſich an Schönheit der Athene gleichzuſtellen, die dadurch zum Zorne gereizt, ſie in ein entſetzliches Ungethüm verwandelte. Nach einer anderen Wendung der Sage, welcher der römiſche Dichter Ovid folgt, war ihr Schickſal noch traurig unverdienter. Poſeidon, der wilde Gott, überwältigte die vielumworbene ſchöne Königstochter im Tempel der jungfräulichen Athene, die, wie der Dichter ſingt, das keuſche Antlitz mit der Aegis bedeckte, um nicht den Frevel zu ſchauen. Ihr Strafgericht traf die Unſchuldige, da ihre Macht gegen den Schuldigen nicht ausreichte! Vor Allem preiſen die Dichter die Schönheit des Haares an der Meduſa vor ihrer Verwandlung, und noch heute iſt uns in einer farbigen Terracottamaske ein Bild der ſchönhaarigen Meduſa erhalten, das zu den ſchönſten aller mir bekannten Darſtellungen gehört *). Es iſt ein jugendlicher weiblicher Kopf, ganz von vorn dargeſtellt, mit ſtark vergoldetem Haare und zwei daraus hervorſprießenden ſchneckenförmigen Auswüchſen und Flügelchen, welche, wie die Ohrgehänge, himmelblau bemalt ſind. Der Künſtler, der das Original dieſes überaus herrlichen Werkes ſchuf, wählte den Moment der beginnenden Verwandlung der ſchönen Jungfrau zur entſetzenden Schauergeſtalt. Ein erſtarrendes Erſchrecken hat ſich der Züge und beſonders der weitgeöffneten Augen bemächtigt, und ſchon ſprießen unter den goldenen Locken die erſten Köpfe der Schlangen und das Flügelpaar empor. Wir haben hier wahrſcheinlich die Kopie eines alten berühmten Kunſtwerks. Denn noch zu Pauſanias' Zeit ſtrahlte von der ſüdlichen Mauer der Akropolis das goldleuchtende Antlitz der Gorge-Meduſa, umgeben von der Aegis, ein Geſchenk des Syrerkönigs Antiochos, nieder auf die Stadt der Athene, deren Strenge oder Neid einſt die höchſte Schönheit menſchlicher Bildung an der Jungfrau in ſolche Mißgeſtalt gewandelt. Aber ſicher haben die Athener nicht ein Grauſenbild der Meduſa gerade

*) Mitgetheilt in der Abbildung in Brondſted's Reiſen II, S. 133.

an die Mauerſeite ihrer Burg geheftet, zu der ſie von den Sitzen ihres Theaters hinaufſchauten, ſondern weit eher dies rührende und zugleich erſchütternde Bild jenes tragiſchen Geſchicks, das ihrer Götter neidiſches Walten über menſchliches Glück ſo oft verhängte.

Ein zweites Götterideal, welches Skopas vollendete, iſt das des Apollo, als Gott des Geſanges und Citherſpiels, des Apollo Citharödus.

In der Bildung dieſes Ideals hatte ihm beſonders ein trefflicher Künſtler, Pythagoras von Rhegium, vorgearbeitet, ein jüngerer Zeitgenoß des Phidias und Myron, beiden Meiſtern, zumal dem letzteren, ebenbürtig von den Alten zur Seite geſtellt. Er hatte den Apoll für Theben zweimal gebildet, einmal als den muſenführenden Gott des Citherſpiels und Geſanges, und zweitens denſelben Gott als Erleger des verderblichen Pythodrachen. In der letzteren Statue hatte er den Grund gelegt zu jenen dramatiſch bewegten Apollobildern, deren vollendetes Ideal ſpäter der Meiſter des vatikaniſchen Apoll zum höchſten Gipfel göttlicher Majeſtät und Schönheit führte. Das Ideal des erſteren zu vollenden, war dem Genie des Skopas vorbehalten.

In der Perſon des erhabenſten unter allen Söhnen des oberſten Gottes hatte das tiefſinnige Volk der Hellenen die Begriffe des Heils und Verderbens in Eins verbunden. Als Gott des Verderbens iſt er bewaffnet mit Pfeil und Bogen, den Waffen des Todes und der verheerenden Seuche. Aber wie dieſelben Waffen hinwieder als Mittel dienen zur Vernichtung verderblicher Ungeheuer und zur heilbringenden Beſtrafung menſchlichen Frevels, ſo erſcheint Apollon als Gott des Heils durch die Kraft ſeiner, die Natur durchdringenden Intelligenz, oder durch den Anhauch höherer Begeiſterung, indem er als Arzt und Seher, oder als Gott des Geſanges die Nacht des menſchlichen Geiſtes erhellt und die Schmerzen der Seele wie des Körpers löſt:

»Der Wunden ſchlägt, weiß Heilung auch zu geben!«

Als Gott des Gesanges aber und des Citherspiels faßte ihn die Kunst der Griechen wieder in doppelter Weise auf, entweder in der Stille der Natur oder des Tempels sein eigenes Gemüth beruhigend und erheiternd, oder als Chorführer des Olymp in festlichem Prachtgewande den Chor der Musen leitend. In der letzteren Gestalt hatte Skopas seinen Apollo Citharödus gebildet, und durch lebhaftere Bewegung der Gestalt und durch den Ausdruck höchster Begeisterung, die er seiner Schöpfung verlieh, das Ideal dieser Darstellung des Gottes zur Vollendung erhoben. Von dem Vorgebirge Aktium, wo die Statue in einem Heiligthume des Gottes stand, entführte sie der Sieger in dem Kampfe, der zu ihren Füßen um die römische Weltherrschaft geschlagen wurde, nach Rom, wo sie in dem von August erbauten Tempel als Apollo Palatinus neue Verehrung genoß. Diese Apollonstatue des Skopas ist es, von der der römische Dichter Properz uns eine kurze aber treffende Beschreibung in dem Gedichte hinterlassen hat, in welchem er seiner Geliebten den Eindruck beschreibt, den das herrliche Tempelgebäude am Tage der Eröffnung auf ihn machte (Eleg. II, 31):

An Cynthia.

Warum so spät ich komme? — Die goldene Halle des Phöbus
Oeffnete heute dem Volk Cäsar's des Großen Gebot.
Ganz in herrlicher Pracht auf punischen Säulen gestützet,
Zwischen den Säulen gereiht, Danaos Tochter zu Hauf.
Ueber dem Giebel dahin zog Sol mit seinem Gespanne,
Elfenbeinernen Schmucks strahlten die Flügel der Thür, —
Auf dem einen der gallische Schwarm vom Parnassos geschmettert,
Auf dem andern zu schaun Tantalus' blutiges Haus.
Zwischen der Mutter sodann läßt schallen und zwischen der Schwester
Phöbus im langen Gewand selber das heilige Lied.
Schöner erschien, als der Pythier selbst, der marmorne Gott mir,
Der sein festliches Lied dauchte zum schweigenden Spiel.

Von diesem Meisterwerke des Skopas, das den römischen Dichter entzückte, können uns unter den erhaltenen Darstellungen des Apollon de-

sonders zwei eine nähere Vorstellung geben. Es sind der Apollo Citharodus des Pio Clementinischen Vatikanmuseums in Rom und eine Kolossalstatue desselben Gottes in München.

Der Apollo Citharodus des Vatikan.

auch Apollo Musagetes (der Musenführer) genannt, eine Statue wenig über Lebensgröße. Er ist dargestellt in dem langen, bis zum Boden niederfallenden reichgefalteten Gewande (palla), wie es das Kostüm der griechischen Bühne war. Von den Schultern, auf denen sie mit je einem Knopfe befestigt ist, fließt die Chlamys gleichfalls bis zu den Füßen hinab. Unter der Brust umspannt ein breiter Gürtel die Gewandung. An einem Bande über der Brust hängt an der linken Seite die Cither, deren Saiten die Finger berühren, während der Gott, den Blick des lorbeerumkränzten Hauptes mit dem Ausdruck der Begeisterung nach oben gerichtet, die blühenden Lippen zum Singen leise geöffnet, vorzutreten scheint. Es ist, als habe der Künstler den Moment gefaßt, wo die rhythmische Bewegung der Gestalt in die Ruhe des vortragenden Sängers schwunghaft übergeht. Wir glauben dieselbe himmlische Erscheinung zu erblicken, wie sie der römische Dichter in seinen Träumen sah, als ihm Apollon Trost und Linderung seiner Herzensqualen verkündete. Und sicher stand vor den Augen des Dichters diese Gestalt des griechischen Meißels, wenn er des nahenden Gottes Schönheit beschreibend singt:

Siehe, da schien, die Schläfe bekränzt mit fittigem Lorbeer,
Eines Jünglings Gestalt meinem Gemache zu nahn!
Lang umwallend Gelock umfloß den erhabenen Nacken,
Purpurfarbiger Schein färbte die Lilienhaut. — —
Bis zu den Ferſen herab, so schien mir, wallte der Mantel,
Denn ein solches Gewand deckte den herrlichen Leib.

Kunstreich geformt auch schwebte, vom Gold hellschimmernd und Schildpatt.
Links zur Seite die lauttönende Lyra herab.
Dann in die Saiten sogleich mit dem elfenbeinernen Plektrum
Griff er, es hauchte sein Mund himmlische Töne hervor.

Diese Beschreibung paßt vollkommen auf unsere Statue; und doch ist dieselbe höchst wahrscheinlich eine sehr späte Kopie des Skopas'schen Originals, eine Kopie, die vielleicht der Neronischen Zeit angehört. Wir wissen, daß dieser Kaiser als Citherspieler und Sänger auftrat, daß er sich in Marmor und auf Münzen als Apollo Citharedus bilden ließ, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Künstler, denen diese Aufgabe zufiel, in einem Zeitalter voll Geschmack, Kunstkenntniß und Kunstsinn, sich in ihren Darstellungen dem berühmtesten Originale dieser Apollogestaltung anschlossen. Ueber den Ausdruck des Kopfes giebt Anselm Feuerbach den besten Aufschluß durch eine Vergleichung mit dem belvederischen Apoll, dem diese Statue sonst in mehreren Punkten, wie in der vorschreitenden Stellung und in dem Schwunge, der durch die ganze Gestalt bebt, verwandt erscheint. »Die Bildung des Kopfes ist idealisch schön — aber es ist nur Empfindung und bloß Empfindung, was in diesem Kopfe sich ausspricht; nur ihr zur Behausung ist diese Bildung geformt. Kein Gegengewicht von Ernst und Hoheit, Geist oder Kraft, alles nur Citharodenverzückung. Dieser Apoll ist eben nur begeisterter Lautenspieler. Sein Haupt, des geistigen Aufluges, welcher die Empfindung ihm mittheilte, beraubt, und auf die bloße Form zurückgeführt, müßte ihn in seiner ganzen Nichtigkeit und Leerheit zeigen. Wie anders dagegen der belvederische Apollo! Dieses Angesicht würde, auch in den Zustand der tiefsten Ruhe versetzt, noch Kraft und Leben athmen, und in der Stärke des Affekte ist weder der stille Ernst des Todbringers, noch die Anmuth des schönsten Götterjunglinge, oder die sicher besonnene Kraft des Ferntreffers untergegangen. Mit einem leisen Fingerdrucke auf die Lippen, mit einem Striche der Hand über die Brauen, wäre das Antlitz eines sonnenlenkenden Phöbus Apollon hergestellt, dessen sich kein Phidias zu schämen brauchte.«

Freilich ist diese Einseitigkeit und Weichlichkeit des Kopfes nicht dem Original des Skopas zuzuschreiben. Sie kommt vielmehr auf Rechnung des Kopisten und des Geschmacks der Zeit, für die er arbeitete.

An dem einen Arme der Lyra befindet sich ein Basrelief, die Strafe des Marsyas darstellend. Wir sehen also, daß die Worte Tibull's, der auch die Leier »ein Werk seltener Kunst« nennt, nicht Phrase sind. Solcher Bildschmuck an den Saiteninstrumenten der Alten war Sitte, und Lucian schildert eine Lyra, auf welcher Apollon, Orpheus und die Musen als Gruppe dargestellt waren.

Der Apollo Berberini in München.

Früher die Berberinische Muse genannt, weil Winckelmann in dieser, damals im Palast Berberini zu Rom befindlichen, neun Fuß hohen Kolossalstatue eine Muse zu erkennen glaubte. In der That hat der Gesammtcharakter der Gestalt etwas zwischen beiden Geschlechtern Schwankendes, das auf den ersten Blick irre führen kann. Dennoch ist bei genauerer Betrachtung der Charakter der Apollobildung in dem großartig schönen Kopfe, obschon derselbe durch schlechte Restauration gelitten hat, nicht zu verkennen. Das Haar ist geschmackvoll, fast in der Art wie beim vatikanischen Apoll, in eine Schleife aufgebunden, doch erinnern die langen, auf die Schultern herabfallenden Locken noch an die frühere Weise. Das lange gegürtete Sängergewand, über welchem die an beiden Schultern befestigte Palla auf den Rücken herabhängt, fließt in einfach strenger, großartig behandelter Faltung zu den Füßen nieder. Die Leier in der Linken, das Plektron in der Rechten, den mit hoher Sandale bekleideten rechten Fuß in ruhender Stellung, den linken zurückstehenden zum Schritt gehoben, scheint der Gott in unbeschreiblicher Majestät dem Beschauer entgegenzutreten und dann innezuhalten, um

das Wort des Bittenden zu vernehmen. Diese Darstellung ist so recht geeignet, uns die Würde und Anmuth eines Tempelbildes aus der vollendeten Zeit antiker Kunst zu vergegenwärtigen; und in der That sprechen auch mehrere Umstände: die Kostbarkeit des (parischen) Marmors, die kolossale Größe, die minder sorgfältig ausgeführte Rückseite und die, den Tempelbildern vorzugsweise eigenen, eingesetzten Augen, von Wimpern aus Erz umgeben, dafür, daß wir in dieser Statue wirklich ein altes Tempelbild vor uns haben. Winckelmann hielt sie für ein Werk des alten Meisters Ageladas, aus dessen Schule Phidias und Myron hervorgingen. Auch die Erklärer Winckelmann's und Anselm Feuerbach achteten sie für ein Werk der nächsten vorperikleischen Zeit, während ein neuerer Kunstforscher sie in die römische Zeit hinabrückt *). Solche Verschiedenheit der Ansichten ist indessen erklärlicher und minder unerfreulich, als die Widersprüche des Urtheils über den künstlerischen Werth alter Bildwerke, denen wir gleichfalls bei den Kunstrichtern begegnen. Denn während Männer wie Visconti und Feuerbach in dem Apollo Citharödus des Vatikan ein bewunderungswürdiges Werk des erhabenen Styls erblickten, nannte der Däne Zoëga diese Statue ein in jeder Hinsicht mittelmäßiges und unangenehmes Werk!

Kaum irgend ein Gott ist von den Griechen so häufig und in so ununterbrochener Reihenfolge gebildet worden, als Apollon. Von den urältesten sagenhaften Zeiten bis herab auf den unbekannten Meister, der im Belvederischen Apollon die Majestät des Pythotödters zum vollendeten, ewig bewundernswürdigen Ideal erhob, erscheint in unseren historischen Nachrichten kaum ein einziger namhafter Künstler, von dessen Hand das Alterthum nicht wenigstens ein oder mehrere Apollobilder besessen hätte. Onatas und Kalamis, Phidias und Pythagoras, Polyklet und Myron, Skopas, Praxiteles und Lysippus bilden mit vielen Anderen hier eine glänzende Reihe. Was wir heute in unseren Museen bewundern, sind spärliche, trümmerhafte Reste, geschaffen von namenlosen Künstlern.

*) Heinrich Brunn, Geschichte der griech. Künstler I, S. 223

Selbst der Name des Meisters, der den Belvederischen Apollon erschuf, ist nirgends genannt, ja auch von den Agasias, Glykon und Apollonios, deren Namen nur durch die Inschriften des Borghesischen Fechters, des Herkules Farnese und des vatikanischen Torso erhalten sind, schweigt alle historische Ueberlieferung. Und wenn wir vor diesen Werken und vor den eben beschriebenen Apollobildern bewundernd und staunend stehen, müssen wir da nicht mit dem großen Visconti einstimmen, wenn er einmal klagend in solchem Falle ausruft: E che saranno mai stati i Prassiteli, gli Scopa, i Lisippi, degli elogj de' quali ridondano tutti i classici! *)

Das größte Werk des Skopas aber war:

Der Triumphzug des Achilles.

Der Römer Plinius, der es selbst noch in Rom sah, berichtet davon: »In der höchsten Schätzung steht jene zahlreiche Gruppe von Meergestalten, welche sich im Flaminischen Circus bei dem Sühnetempel des Curus Domitius befindet: Neptun selbst mit der Thetis und dem Achilles, Nereiden auf Delphinen, Wallfischen und Hippokampen reitend, umschwärmt von Tritonen, und dem Chor des Phorkys, und zahlreichen anderen Meeresungethümen. Alles von ein und derselben Hand gearbeitet, ein herrliches Werk, auch wenn es das einzige eines ganzen Lebens gewesen wäre.«

Gewiß ein Seestück ohne Gleichen muß es gewesen sein, dies größte Meeresgruppenwerk der alten Welt! Und mit wie genialem Griffe hatte der schöpferische Geist des Skopas hier das Sujet gewählt, in welchem göttliche Würde, weiche Anmuth, Heldengröße und Schönheit, trotzige Gewalt und üppige Fülle eines urkräftigen Naturlebens zu so wunderbarer Harmonie vereinigt sind, daß schon der bloße Versuch, die Gruppe im Geiste der alten Kunst uns vorzustellen, Genuß und Freude gewährt.

*) »Und was müssen erst die Praxiteles, die Skopas und Lysippus einst gewesen sein, von deren Lobe alle alten Schriftsteller begeistert überströmen!«

Anselm Feuerbach hat diesen Versuch gemacht: »Der erste der griechischen Helden vor Troja, der göttergleiche Achilles hatte, da die Wahl ihm freistand, einen frühzeitigen glorreichen Tod einem friedlich langen, aber ruhmlosen Leben vorgezogen. Nun war seine kurze Heldenbahn geschlossen; und seine göttliche Mutter, die silberfüßige Thetis erscheint, um ihn nicht in das Reich der Schatten, sondern nach Leuke, der seligen Meeresinsel, zu geleiten. Dahin geht der Weg durch die Meeresfluthen, und der Herrscher Poseidon selbst macht dem Helden und seiner göttlichen Mutter Bahn. Alle Nereiden schließen sich an, die Waffenstücke des Achilles, Schwert, Helm und Schild, vielleicht auch die Leier tragend, als Symbol des früh geschlossenen Heldenlebens. Nun wird das ganze Meer lebendig: Tritonen tauchen aus der Tiefe auf, alle Wundergebilde des purpurnen Abgrunds kommen zum Vorschein, Delphine und Hippokampen bilden eine lebendige Brücke vom troischen Gestade bis zur Leukeinsel, und der göttliche Leichenzug wird zum festlichsten Triumphzuge, vergleichbar dem schwärmenden Jubelzuge des siegreichen Dionysos in der Mitte seiner jauchzenden Satyrn und Mänaden. Schon die bloße Aufgabe, diese Masse verschiedenartigster Gestalten nur plastisch zu ordnen, war des größten Künstlers würdig. Man muß sie sich in mehrere Gruppen, welche auf eigenen Basen standen, gesondert denken. In der Mitte auf einer Basis vereinigt Neptun in kolossaler Größe, der Centralpunkt und die erhabenste Gestalt der ganzen Statuenmasse, neben ihm links und rechts Achill und Thetis, alle drei vielleicht getragen von einem Muschelwagen, dessen vier Seerosse nach beiden Seiten auseinandersprengten. Hierauf folgten zur Linken und Rechten dieser Mittelgruppe auf zwei langen Untergestellen, wieder in zwei Gruppen vertheilt, die Nereiden mit den Waffenstücken des Achilleus. An diese schlossen sich auf beiden Seiten zwei neue Gruppen, die Tritonen, wieder mit Meernymphen und Seeungeheuern vermengt: — und endlich, die beiden Enden oder vielmehr die Anfangspunkte bildend, in kleinerem Maßstab wieder phantastische Seethiere, mit Muscheln und Pflanzen zu allerhand bedeutsamen, dem Auge wohlgefälligen Arabesken verschlungen.«

Nachbildungen von Theilen dieſes koloſſalen Gruppenvereins, durch welchen Skopas hier mit Myron in der Bildung einer phantaſtiſchen Thierwelt, dort mit den lebensvollen und figurenreichen Tempelſkulpturen aus der Schule des Phidias wetteifernd in die Schranken trat, ſind uns in zwei Reliefs des vatikaniſchen Muſeums erhalten. Das eine zeigt eine Nereidengruppe mit den Waffenſtücken des Achill, das andere ein buntbewegtes Gemiſch von Tritonen, Nereiden und Meeresungeheuern. Auch die ſchöne Statue einer Nereide in Florenz gehört dahin, und man kann ſagen, daß Skopas mit ſeinem Werke das Urbild geworden iſt für alle jene zahlreichen Vorſtellungen auf griechiſchen und römiſchen Sarkophagen, auf Wand- und Gemmenbildern, in welchen Nereiden, von Delphinen und anderen Meerthieren getragen, das Symbol ſind des Todes und einer glücklichen Fahrt nach dem Lande der Seligen.

Ueber alle helleniſchen Lande, weit nach Aſien hin war der Ruf des Künſtlers gedrungen. Er war ſchon dem Greiſenalter nahe, als ihn die Königin Artemiſia von Karien nach Halikarnaß berief, um dort mit anderen berühmten Meiſtern das Prachtgrab ihres verſtorbenen Gatten, des Königs Mauſolus, herzurichten, von dem bekanntlich alle ähnlichen Denkmäler ihren Namen erhalten haben. Skopas führte die Oberleitung und ſchmückte zugleich die eine Seite des Baues mit Reliefs von Kampfdarſtellungen, während er die übrigen Skulpturarbeiten den anderen Meiſtern, Timotheos, Bryaxis, Pythis und Leochares, zur Ausführung überließ. Fragmente derſelben, Darſtellungen von Amazonenkämpfen, ſollen ſich jetzt im britiſchen Muſeum und in Genua befinden. Reiſende fanden ſie in dem Mauerwerk der türkiſchen Citadelle der Stadt Budrun, welche ſich jetzt auf den Trümmern der Vaterſtadt des Herodot erhebt.

Praxiteles.

Praxiteles, der Zeitgenoß und Geistesverwandte des Skopas, war ein geborner Athener. Sein Leben fällt in die Zeit zwischen dem Ausgange des peloponnesischen Krieges und dem Aufgange der Heldenlaufbahn Alexander's des Großen. Seine Jugend sah die höchste Geistesblüthe Athens in seinen großen Denkern und Dichtern; sein Alter erlebte den Fall griechischer Freiheit bei Chäronea. Der göttliche Platon, der Denker der Schönheitsgeheimnisse, mit den Schülern der Akademie, die großen Redner Kallistratus und Isäus, Isokrates und Demosthenes, Aristophanes, der größte komische Dichter, waren seine Zeitgenossen. Die Maler Zeuxis und Parrhasios, Timanthes und Pauson, die Vorläufer des Apelles, jenes Rafaels der hellenischen Welt, standen ihm zur Seite, und der jugendliche Apelles selbst wetteiferte mit dem alternden Meister in der Darstellung von dessen Lieblingsideal, der schaumgeborenen Venus Aphrodite. In seiner eigenen Kunst aber umgab ihn ein reicher Kranz trefflicher Meister des Erzgusses und der Marmorbildkunst. Weit über ein viertelhundert Namen sind uns von den alten Schriftstellern aufbe-

wahrt, unter ihnen nicht wenige Athener, viele hochberühmt durch herrliche Werke, aber keiner, der ihm den Ehrenplatz streitig gemacht hätte, den ihm das gesammte Alterthum anwies als Haupt der neuen Kunstschule seines Jahrhunderts, als »Meister der Schönheit«.

Wir wissen wenig oder nichts von seinem äußeren Leben. Hundert Jahre waren seit Phidias verflossen, so reich an großen Künstlern und herrlichen Kunstwerken, wie nie wieder ein Jahrhundert gewesen ist in der Menschengeschichte, als Praxiteles auftrat, der zweite Phidias der griechischen Kunst, der Phidias der vollendeten Anmuth und Schönheit des Marmorbildes. Darum stellt ihn auch der feinsinnige römische Dichter Properz mit Phidias zusammen in dem bekannten Gedichte, wo er die größten, und doch in ihrer Art verschiedensten Meister griechischer Kunst aufzählt:

Prangt nicht Phidias' Zeus in elfenbeinernen Formen?
Eignet des Marmors Kunst nicht sich Praxiteles an? —

Die Schönheit, welche zur Liebe reizt, war die Aufgabe, die Praxiteles sich und seiner Kunst stellte, und auf die ihn zugleich der nach schönem Sinnengenuß verlangende Geist seiner Zeit hinwies. So vollendete er die Ideale des Eros und der Aphrodite, der Liebesgöttin und ihres allmächtigen Sohnes, wie er das Ideal des Bacchus und seiner Begleiter, der Faunen und Satyrn, vollendete, und selbst die alterthümlich herbe Strenge und Hoheit des Ideals der Artemis und des Apollo zu jugendlicher Schönheit und Anmuth neu verklärte. Aber Liebe ist nimmer ohne Leidenschaft und Leiden; und derselbe Meister, der die himmlische Milde und Süßigkeit einer Aphrodite und den heitersten Lebensgenuß in der Idealgestalt des schwärmerischen Dionysos und seiner lusterfüllten Genossen ins Leben rief, er vermochte auch die höchste Leidenschaft und das tiefste Weh des Menschenherzens in dem Jammergeschick der Niobe als ewig rührende marmorne Klage auszusprechen in jenem großen Werke, dessen Tragik noch nach Jahrtausenden die Herzen der Beschauer rührt und erschüttert. —

Praxiteles war zugleich Erzgießer (Statuar) und Marmorbildner. Aber der Marmor war sein eigentliches Element; und wenn er schon im Erzgusse den Besten gleich kam, so übertraf er doch, um mit einem Alten zu reden, im Marmor sich selbst. Er gab diesem Zweige der Bildkunst die letzte und höchste Vollendung. Was die alten Kunstrichter als das eigentliche Wesen und höchste Verdienst seiner Schöpfungen aussprechen, und was wir noch heute in den erhaltenen Kopien und Nachahmungen seiner Werke bewundern: den lebendigen Ausdruck der Seelenzustände des Affekts und jene hinreißende Wahrheit der Körperlichkeit in ihrer äußeren Erscheinung, — das konnte Praxiteles nur dadurch erreichen, daß er dem Marmor vor der Bronze den Vorzug gab. Der Marmor entspricht nämlich, wie ein neuerer Kunstforscher treffend bemerkt *), durchaus dieser Behandlung der Form, welche den Ausdruck höchster Anmuth und Weichheit menschlicher Leibesbildung hauptsächlich durch die naturgetreue Darstellung der Oberfläche des Körpers, namentlich der verschiedensten Nüancirungen der Haut und der zwischen Haut und Fleisch gelagerten Fetttheile erstrebt, durch welche die für das Auge fast unmerkbaren Uebergänge zwischen den einzelnen Massen sich bilden. Praxiteles wie Skopas sahen sich darum vorzugsweise durch ihr Streben selbst auf den Marmor hingewiesen. Denn während die spröde undurchsichtige Bronze weit mehr geeignet ist, jede Form in ihren strengsten und feinsten Umgrenzungen hervortreten zu lassen, vermag nur der Marmor wegen der Durchsichtigkeit seiner Oberfläche jene feine Abstufung von Licht und Schatten wiederzugeben, durch welche die Rundung und Fülle der Formen, die Verbindung der Flächen in leisen Uebergängen, der Wirklichkeit täuschend nachgebildet werden. Nur im Marmor ist es möglich, die Form der lebensthätigen Theile, welche im Leben selbst durch die Umhüllung der Haut hindurchschimmert, auch im Kunstwerke durch die Weichheit der Oberfläche durchschimmern und gleichsam ahnen zu lassen. Und eben deshalb, weil Praxiteles wirklich den Marmor zu

*) Brunn. Geschichte der griech. Künstler I. S. 353. 354.

dem Zwecke lebensvollster Illusion und Naturnachahmung benutzte, wird uns auch die Nachricht erklärlich, daß er den größten Werth auf die geschickte Färbung (circumlitio) seiner Statuen gelegt habe. Denn wenn es sich auch dabei nicht um eigentlichen malerischen Effekt handeln konnte, so war doch der Zweck dieser Bemalung kein anderer, als die Absicht: das Weiche, Fettscheinende des Marmors durch das Einbrennen oder Einreiben eines Wachsfirnisses zu erhöhen. Wir wissen, daß ein ausgezeichneter Maler, Nikias, dem Praxiteles bei seinen besten Werken diese künstlerische Hülfe leistete, und von Praxiteles selbst wird erzählt, daß er die von Aristides erfundene Kunst der enkaustischen Malerei durch eine neue nicht näher bekannte technische Erfindung vervollkommnete.

Unter allen von Praxiteles geschaffenen Idealen ist keins berühmter, als das der Liebesgöttin und ihres Sohnes. Mit ihnen also beginnen wir am füglichsten die Schilderung der von ihm ins Leben gerufenen Kunstgestalten.

Aphrodite.

Das Element des Wassers galt den alten hellenischen Weisen als Ursitz und Mutter alles Lebens. Aus diesem Urquell alles Seins ließen darum die Dichter desselben Volkes die Göttin der allmächtigen allschaffenden Liebe hervorgehen. Als Schöpfungsgöttin, als siegreiche Ueberwinderin des uralten Chaos, als die Himmlische (Urania), alles Volk bezwingende (Pandemos) Herrscherin, so erscheint die Meeresschaumgeborne (denn das heißt Aphrodite) in den Dogmen der alten Götterlehre, während sie in der Volksreligion und Poesie sich verklärte zur allmächtigen, Götter und Menschen bezwingenden Göttin der Schönheit und Liebe. Ihre Begleiterinnen sind die Horen, die Alles zur Blüthe bringenden, und die Charitinnen, die Göttinnen der liebreizenden Anmuth. Peitho, die Göttin der süßen Ueberredung, ist ihre Dienerin und die Jugend ihr Herold. In dem größten hellenischen Nationalgedichte steht Aphrodite auf Seiten der Troer, als Schützerin des Paris und seiner Leidenschaft zur

schönen Helena, gegenüber der strengen Weisheitsgöttin Pallas Athene. Das tiefste Wesen der Liebe und Liebesleidenschaft haben die Alten in Gedicht und Sage wie in plastischer Gestaltung der Göttin auszudrücken und nach seinen verschiedensten Seiten und Wirkungen darzustellen versucht. Aber erst auf der Höhe ihrer menschlichen Bildung in Kunst und Leben gelang es ihnen, in der Auffassung und Darstellung der Aphrodite als der Göttin der menschenbeseligenden Schönheit, den Gipfelpunkt der Kunst, das Ideal reinster Weibesschönheit und Holdseligkeit zu erreichen; und Praxiteles ist es, an dessen Namen sich der Ruhm dieses Kunsttriumphes für ewige Zeiten geknüpft hat.

Die größten Meister waren ihm vorangegangen in diesem Streben. Phidias hatte ein Tempelbild der Venus Urania aus parischem Marmor für Athen, ein anderes aus Gold und Elfenbein für Elis gebildet, und Plinius, der das erstere noch selbst im Portikus der Octavia zu Rom sah, rühmt seine ausgezeichnete Schönheit. Phidias' Schüler, Agorakritos und Alkamenes, hatten dieselbe Göttin dargestellt, jener in dem kolossalen Bilde seiner Aphrodite-Nemesis, der strafenden Liebesgottheit, dieser in seiner berühmten »Venus der Gärten«, an welche Phidias selbst die vollendende Hand gelegt, und welche Lucian als die dritte nennt neben der Lemnischen Venus des Phidias und neben der berühmtesten Aphrodite des Praxiteles. Auch von Polyklet, von Kephissodorus, Skopas und anderen Meistern werden uns gefeierte Statuen der Liebesgöttin genannt. Aber wenngleich Skopas die Vollendung des Venusideals auch dadurch verbreitete, daß er zuerst die Göttin der Liebe unbekleidet, das Ideal der Schönheit weiblicher Leibesgestalt in unverhüllter Herrlichkeit seinem Volke zu zeigen wagte, so geben doch die Alten übereinstimmend den Preis des vollendeten Ideals dem Praxiteles und seiner

Knidischen Venus.

Sie führt ihren Namen von der kleinasiatischen weinreichen Hafenstadt Knidos, welche so glücklich war, dies Meisterwerk Praxitelischer Kunst zu

erwerben und viele Jahrhunderte lang zu bewahren. Die Künstlersage erzählte, und Plinius schrieb es ihr nach: Praxiteles habe in Folge eines Auftrags der Insel Kos zwei Standbilder der Venus gemacht, das eine bekleidet, das andere unbekleidet. Die Besteller gaben der bekleideten den Vorzug, welche seitdem die Koische hieß. Die Knidier kauften die unbekleidete, und bauten ihr ein eigenes Tempelhaus, in welchem sie, fast ein halbes Jahrtausend später, noch der griechische Schriftsteller Lucian auf seiner Kunstreise nach Knidos sah, der sie also beschreibt: »In der Mitte des Tempels steht die Göttin aus parischem Marmor, das schönste Kunstgebilde der Welt, hoch erhaben und den Mund ein wenig wie zu leisem Lächeln öffnend. In voller Freiheit steht ihre Schönheit da, kein Gewand verhüllt ihre nackte Herrlichkeit, und nur sie selber bedeckt unwillkürlich mit einer ihrer Hände den Schooß. Und so groß war die bildende Kunst des schaffenden Meisters, daß durch sie die so widerstrebende harte Natur des Steins sich willig dem lebensvollen Ausdrucke aller Glieder fügte.« Die kunstsinnigen Knidier hatten, wie ausdrücklich von den Alten bemerkt wird, dafür gesorgt, die Statue so aufzustellen, daß ihre vollendete Schönheit von allen Seiten gesehen werden konnte, was also bei Tempelstatuen sonst nicht der Fall gewesen sein wird, denen man nur von der Vorderseite nahen konnte. »Der Tempel,« erzählt Lucian weiter, »hat zwei Thüren, damit auch die, welche die Schönheit der Rückseite bewundern wollen, ihren Drang befriedigen mögen.« Und nun schildert er selbst in begeisterten Worten die schönen Verhältnisse der Schultern, die fein abgemessenen Rhythmen der Hüften und der Schenkel bis herab zum Fuße, die inniggefühlte Behandlung der fleischigen Theile, die reizenden Linien ihrer Umrisse, ihre Anfügung an die Knochen, und ihre wohlberechnete, im wundervollen Maße sanfte Fülle und Rundung. In Allem diesen hört man den Künstler von Fach reden, denn Lucian war selbst Bildhauer gewesen in seiner Jugend. Aber er vergißt auch nicht die seelische Schönheit hervorzuheben: den Kopf und seinen Ausdruck, die ihm wie dem ganzen Alterthum als das Ideal weiblicher Schönheit erscheinen, die lieblichen Partien um Haar und Stirn, die reizende Zeich-

nung der Augenbrauen, die holdselige Freundlichkeit und den feuchtschwimmenden Glanz der Augen und endlich den Zauber ewiger, nur eben erst aus der Knospe erblühter Jugend — den nimmer wieder ein anderer Meister erreicht.

Es ist dies so ziemlich die einzige ins Detail eingehende Schilderung, welche wir von einem antiken Kunstwerke in den uns erhaltenen Schriften der Alten besitzen. Denn die zahlreichen Sinngedichte genannter und ungenannter Dichter, welche die Schönheit der Praxitelischen Venus feiern, geben nicht über das Allgemeine der Bewunderung oder über die imaginäre Situation des Kunstwerks hinaus. Unvergleichlich erschien den Alten der Schwung der Arme in diesem wie in anderen Werken des Künstlers, und noch jetzt sind diese Linien in den viel späteren Nachbildungen, die auf uns gekommen, das Entzücken des sinnigen Beschauers. Ueberhaupt aber war durch das ganze Alterthum hindurch diese knidische Venus nicht bloß Gegenstand religiöser Verehrung, sondern auch des lautesten Kunstenthusiasmus. Um ihretwegen allein wallfahrteten zahlreiche Kunstfreunde Jahrhunderte lang nach dem fernen Knidos. Vergebens bot ein König Nikodemus von Bithynien den Knidiern später den ganzen Betrag ihrer Staatsschuld, wenn sie ihm das gefeierte Werk überließen. Sie schlugen es aus, und selbst der römische Schriftsteller, der uns diesen Zug erzählt, Plinius, hat noch eine Sympathie für das Gefühl, aus dem solche Weigerung hervorging, wenn er hinzusetzt: »Lieber wollten sie alles Andere erdulden, und nicht mit Unrecht; denn mit diesem Werke hat Praxiteles Knidos für ewig geadelt.« Das herrlichste allgefeierte Werk des größten hellenischen Künstlers seiner Zeit in einer fernen kleinasiatischen Provinzialstadt! — welche Schlüsse lassen sich aus dieser einzigen Thatsache ziehen auf die Verbreitung der Kunstliebe und des Kunstgeschmacks jener Zeit über die ganze alte Welt! Praxiteles' Venus blieb in Knidos bis auf die Zeit der byzantinisch-römischen Kunsträuberei, wo sie, nach Konstantinopel geschleppt, dort bei einem Brande zu Grunde ging. Ihren Tempel umgab, wie Lucian erzählt, ein wohlgepflegter Hain von Myrthen und Cypressen, Platanen

und Lorbeeren, durchflochten von Epheu und hochrankenden Weinreben. In dieses Haines schattigen Wölbungen feierten fröhliche Genossenschaften, an den Festtagen der Göttin, nach vollbrachtem Opfer ihre Festschmäuse in eigens dazu erbauten Hallen und Speisesälen noch zu einer Zeit, in welcher bereits von Judäa her der erste Schein des Feuers aufleuchtete, welches diese Welt der schönen Sinnlichkeit mit allen ihren Göttern verzehren sollte.

Die Liebe selbst hatte durch Praxiteles' Hand das Ideal ihrer Göttin geschaffen. Der schönheittrunkene Geist des Künstlers war in Liebe gefesselt von den Reizen des schönsten Weibes seiner Zeit. Begeistert von ihrer Schönheit, deren unverhüllten Anblick ihm Phryne gewährte, schuf er das Ideal der Göttin der Liebe. Die Verse, welche der geistreiche Künstler selbst als Inschrift setzte auf das Fußgestell seines schönsten Eros, den er der Geliebten und den diese als Weihegabe dem Tempel ihrer Vaterstadt schenkte, sprachen dies Geständniß aus:

Den er empfunden den Gott, hier offenbart' ihn der Künstler,
Aus der eigenen Brust zog er das Urbild hervor.

Dies Geständniß gilt auch für das von ihm geschaffene Ideal seiner Knidischen Venus. Es hat in Alterthum und Neuzeit nicht an Solchen gefehlt, die die Praxitelische Venus eben nur für ein naturwahres Abbild der schönen Phryne gehalten und die nackte Darstellung der Göttin auf Rechnung einer entarteten Zeit gesetzt haben. Beides mit gleichem Unrecht. Die Darstellung schöner Frauen unter dem von Praxiteles geschaffenen Idealtypus der Venus gehört einer viel späteren Zeit an, einer Zeit, welche selbst keine Ideale mehr zu schaffen vermochte, schon darum nicht, weil der Kreis derselben durch die alten Meister erschöpft war. Praxiteles aber schuf, wie alle großen Künstler aller Zeiten geschaffen haben. Die Wirklichkeit lieferte ihm den Stoff, das materielle Vorbild, das Modell und im günstigsten Falle das glückliche Motiv; sein Genius, oder wie er selbst sagt, »das eigene Herz« gab ihm das ideale Urbild,

jene »Idee«, der ein Rafael nachzustreben bekannte. Neben die Porträtstatue seiner geliebten Phryne im Tempel ihrer Vaterstadt stellte er selbst das Bild seiner idealen Liebesgöttin, — ein unwidersprechlicher Beweis, daß sein Venusideal kein Porträt der Geliebten war. Aber was er bedurfte, um jenes Ideal zu schaffen, das bot ihm diese in ihrer unvergleichlichen Schönheit: das vollendete Werk der schöpferischen Natur. Die Tochter armer Eltern aus dem böotischen Städtchen Thespiä, das als seinen Hauptgott den Eros verehrte, galt Phryne »die Blasse« — ihr eigentlicher Name war Mnesarete — nicht nur in Athen, sondern in ganz Hellas als ein Wunder von Schönheit. Wie einst Aspasia, ward Phryne, als sie, umworben von Leidenschaft und Genie, in Glanz und Reichthum zu Athen lebte, vor dem Volksgerichte der Gottlosigkeit angeklagt. Schon waren die Richter geneigt, sie zu verurtheilen, da zerriß ihr Vertheidiger, der Redner Hyperides, plötzlich das Obergewand, das ihren Busen bedeckte. »Eine Deisidämonie, d. h. eine religiöse Scheu,« so erzählt ein Alter, »ergriff die Richter bei dem Anblick der so enthüllten Schönheit. Sie glaubten sich zu versündigen an der Aphrodite selbst, wenn sie durch ihren Spruch eine Gestalt zerstörten, welche die Göttin selbst durch Verleihung höchster Schönheit zu ihrer irdischen Priesterin geweiht habe, und sie sprachen die Angeklagte frei.« So empfanden die Alten, und ihnen müssen wir nachempfinden, wenn wir ihre Kunst verstehen wollen. Der Name dieses schönen Weibes ist ein Gattungsname geworden für gewisse Erscheinungen ihres Geschlechts, aber auch hier haben wir uns vor Irrthum und Verwechselung verschiedener Zeiten und Sitten zu hüten. Phryne stand auf gleicher Stufe mit jener Aspasia, die einem Perikles Lebensgenossin war. Sie erscheint in der Ueberlieferung ebenso geistvoll, witzig und edelgesinnt, als mächtig durch ihre Schönheit. Sie hat vielleicht nicht allein einen Praxiteles mit ihrer Liebe beglückt, aber sie hat diesen größten Künstler ihres Volks geliebt und seinen Genius gewürdigt. Sie nahm von ihm das schönste und kostbarste seiner Werke zum Geschenk; aber königlichen Sinnes verschenkte sie selbst das Kunstwerk, für das sie Hunderttausende erhalten konnte, an

ihre Vaterstadt für den Tempel des Gottes. Nie erschien sie anders öffentlich, als sorgsam verhüllt in dichte Gewande, und nie besuchte sie die öffentlichen Bäder Athens. Aber als einst das Volk am Ufer des Meers bei Eleusis versammelt war, um das Fest des Poseidon zu begehen, da unter der strahlenden Sonne des griechischen Himmels löste sie plötzlich Gewand und Haar, um vor den staunend entzückten Augen aller Panhellenen niederzusteigen zum heiligen Bade in die blaue Meeresfluth. Und die Erinnerung an dieses Schauspiel, das allein in der griechischen Begeisterung für die Schönheit des menschlichen Leibes seine richtige Erklärung findet, entflammte den Genius des Apelles zur Schöpfung seiner Aphrodite Anadyomene, wie sie nach derselben alten Künstlersage dem Praxiteles das zeugende Motiv gab zu seiner Knidischen Venus.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Nacktheit des Praxitelischen Venusideals. Schon im Allgemeinen setzt die griechische Statue das sorgfältigste Studium des nackten menschlichen Körpers voraus, ja diesen durch die Gewandung durchscheinen zu lassen, war bei männlichen so gut wie bei weiblichen Gestalten ein Kunstgesetz. Ohne die Grundbedingungen einer Venus des Praxiteles hätte auch die züchtig verhüllte Juno des Polyklet nicht entstehen können. Und wenn es auch wahr ist, daß die schönsten Hetären, eine Theodata und Laïs, eine Phryne und Kratine Künstlern und Kunstfreunden kein Geheimniß aus ihrer vor den Augen, der Menge verborgenen nackten Schönheit machten, so ist doch weder hieraus, noch aus der, allerdings zu Praxiteles' Zeit freier und loser gewordenen Zucht der alten strengen Sitte die Nacktheit des Venusideals zu erklären. Nicht aus dem Schmutze der Gemeinheit und niedrigsten Sinnlichkeit, sondern aus den heiligenden Fluthen des Meeres stieg dies neue Ideal für den Genius eines Praxiteles und Skopas empor, und die griechische Kunst in der Zeit ihrer höchsten Blüthe war, wie zwei der größten neueren Kunstforscher, Letronne und Feuerbach, es vortrefflich ausgesprochen haben, reiner selbst und heiliger, als sogar die Religion, der sie diente. »Durch die ganze griechische Kunst,« sagt Feuerbach, »geht das Bestreben, die Göttergestalt, unbeschadet ihrer

höheren göttlichen Würde, immer mehr zu dem Homerischen Urbilde des rein Menschlichen hinzuführen,« und die bloße Gestalt mit Beseitigung oder doch Zurücksetzung der äußerlichen Symbole, zum unmittelbaren Ausdruck der Idee zu machen. Der Kenner unterscheidet noch heute auf den ersten Blick den Torso eines Jupiter von dem eines Neptun, eines Bachus oder Apollon, und die Stirn einer Pallas, selbst des Helms entkleidet, ist nicht die der gebieterischen Juno. In diesem Bestreben liegt die wahre Erklärung der Nacktheit als einer nothwendigen Eigenschaft des Venusideals in seiner letzten Vollendung. — Die kriegerische Minerva mußte gerüstet, die ewige Jungfrau verhüllt bleiben, sowie die züchtige Juno, die ehrwürdige Gemahlin des höchsten Gottes, die Schützerin der Ehen, bekleidete Darstellung verlangte. Denn das Gewand ist bei diesen Göttheiten nicht bloß zufällige äußere Hülle, sondern etwas individuell Wesentliches, durch die Idee Bedingtes, eine äußere Darstellung von etwas Innerlichem. Ebenso ist den genannten Göttinnen die einer jeden eigenthümliche Schönheit eigen als Gottinnen, als ein gemeinsames Erdtheil aller Olympier. »Nur Aphrodite allein ist nicht bloß schön als Göttin, sondern auch schön als Aphrodite, schön als Weib. Die weibliche Schönheit ist ihr Begriff, ihr individuelles Wesen, und dasselbe Grundgesetz einer das Wesen selbst erfassenden Charakteristik, welches eine Pallas zu verhüllen gebot, erheischte von der vollendeten Kunst die Enthüllung der Aphrodite« *).

Ein anderer wesentlicher Unterschied des Venusideals von den Idealen der übrigen Götter ist folgender. Während die letzteren sämmtlich von Kolossalfiguren in Bronze, Elfenbein und Metall ausgingen, tritt uns das Ideal der Aphrodite gleich von Anfang an in mäßiger, der Wirklichkeit und dem Naturverhältniß menschlicher Leibesbildung entsprechender Größe entgegen. Weder Skopas und Praxiteles, noch die zahllosen Künstler, welche Jahrhunderte lang das von jenen geschaffene Ideal nachbildeten und in zahlreichen Variationen weiter ausgestalteten,

*) Vgl. Feuerbach II, 121. 122.

haben eine kolossale Venus gebildet. Der Grund davon liegt in dem Wesen der Weibesschönheit selbst. Was sich dem Manne liebend anschmiegen soll, darf ihn nicht überragen. Was Liebe erwecken soll, darf nicht staunende Ehrfurcht hervorrufen. Die Liebe, wie sie das Alterthum faßte, die Bewunderung, welche der Hellene der Schönheit des Weibes zollte, führten den Künstler, dessen Hand das Ideal der Liebes- und Schönheitsgöttin schuf, mit Nothwendigkeit auf die Darstellung einer Gottheit, welche auch in ihrer äußerlichen Erscheinung sich nicht wesentlich entfernte von jener wirklichen menschlichen Weibesschönheit, deren Anblick sein Herz mit der Gluth der Begeisterung erfüllt hatte. —

Wir dürfen annehmen, daß fast alle ausgezeichnetsten Venusstatuen, welche wir noch besitzen, auf das Praxitelische Ideal zurückzuführen sind, wenn sie sich auch in Einzelnheiten von demselben entfernen. Das Original selbst blieb in allem Wesentlichen Ur- und Vorbild für alle späteren Künstler, weil es als unübertrefflich galt. In der Ausführung freilich übte jeder das eigene Kunstvermögen, oder ward auch wohl durch zufällige Umstände zu dieser oder jener Abweichung bestimmt. So sind z. B. die Medizeische, die Kapitolinische und die Venus von Troas ganz gewiß im Wesentlichen Nachahmungen der Knidischen Aphrodite des Praxiteles, wenn auch die erste einen Delphin, die zweite statt dessen ein Gefäß mit übergeschlagenem Gewande neben sich hat, und die dritte in der vor dem Schooße liegenden Hand das Ende einer Draperie hält. Die Koische Venus desselben Meisters mag uns in den von den Hüften abwärts bekleideten Statuen erhalten sein, unter denen die sogenannte Venus von Milos den ersten Rang einnimmt.

Es ist eine Frage, deren Beantwortung sich der Mühe verlohnt, ob wir von der allbewunderten Schöpfung eines der größten Meister noch das Wie der Darstellung besitzen. Die Kunstgelehrten streiten darüber, ob die allbekannte Medizeische völlig nackte Venus mit dem Delphin zur Seite, oder ob jene Darstellung, in welcher die Göttin ihr Gewand mit der einen Hand auf ein Badegefäß niedersinken läßt, die ursprünglich Praxitelische sei. Es sind nämlich Schaumünzen vorhanden,

welche die Bewohner von Knidos zu Ehren der Kaiserin Plautilla, der Gemahlin des berüchtigten Caracalla, schlagen ließen. Auf diesen Münzen sieht man eine nackte Venus in der letzteren Attitüde, die auch in mehreren Marmorstatuen vorkommt. Weil man sich nun nicht denken konnte, daß die Knidier auf solcher Ehrenmünze eine andere, als ihre weltberühmte Venus hätten darstellen lassen, so schloß man, daß uns hier das ächte Motiv der Praxitelischen Aphrodite erhalten sei. Mit absoluter Gewißheit lassen sich nun freilich dergleichen Dinge nach fast drittehalb Jahrtausenden nicht mehr entscheiden. Es ist denkbar, daß die Knidier Gründe haben konnten, auf jener Münze eine Darstellung der Liebesgöttin zu wählen, welche vielleicht der Kaiserin mehr als die der Praxitelischen zusagte, oder in welcher die Fürstin selbst bereits von den Künstlern jener Zeit als Venus dargestellt war. Ebenein wissen wir, daß die Stadt Knidos drei Tempel der Venus besaß, von denen der, in welchem das Werk des Praxiteles stand, der jüngste war. Es ist also sehr wohl möglich, daß die Knidier auf einer Ehrenmünze vielmehr das Götterbild des ältesten als das des jüngsten Tempels wählen mochten. Dahingegen sprechen alle Gründe, welche aus dem Entwickelungsgange der Kunst und ihrer Ideale bei den Alten zu entnehmen sind, gegen die Ansicht H. Meyer's und Feuerbach's, welche in der Medizeischen Venus die einzig wahre Nachbildung des Praxitelischen Meisterwerks erhalten sehen. Die plastische Kunst ist in ihren Fortschritten und Wagnissen nicht sprungweis zu Werke gegangen. Als ein Wagniß aber bezeichnen es alle Nachrichten der Alten, daß Praxiteles die Idealgestalt der, bis dahin stets bekleidet dargestellten Göttin, ohne Hülle vor den Augen seiner Zeitgenossen hinzustellen wagte. Die Beschreibung, welche Lucian von der Knidischen Venus giebt, entscheidet freilich nichts, wenn sie des Gewandes, das die Göttin mit der Linken hielt, nicht gedenkt. Sie ist ungenau, wie fast jede Schilderung, welche die allgemeinste Bekanntheit des zu beschreibenden Kunstwerks voraussetzen darf. Aber sie wird entscheidend durch den einen Zug, daß sie nur von der schamhaft verhüllenden Bewegung der einen Hand spricht, nämlich von derjenigen, durch welche die

Knidische Venus den Schoeß bedeckte. Denn gerade, indem Lucian die in ähnlichem Sinne motivirte Haltung der anderen Hand, wie wir sie bei der Mediceischen Venus sehen, nicht erwähnt, wird es für uns zu unwiderſprechlicher Gewißheit, daß dieſer Zug dem Bilde von Praxiteles' Knidiſcher Göttin fehlte. Rechnen wir dazu das immer höchſt bedeutende Zeugniß der Knidiſchen Münze, und bedenken wir, daß die auf ihr allein unter den zahlreichen Aphroditemünzen des Alterthums bezeugte Darſtellung der Göttin uns noch heute in mehr Kopien erhalten iſt, als wir von der berühmten Mediceerin beſitzen, ſo kann wohl kaum ein Zweifel mehr bleiben, daß wir in dieſen Kopien, zumal in einer derſelben, das ächte Nachbild des im ganzen Alterthume ſo hoch gefeierten Praxiteliſchen Kunſtwerks übrig haben.

Es war ſchon ein kühnes Wagniß, ſelbſt in den Augen jener Zeit, daß der Künſtler ſtatt der bekleideten die völlig enthüllte Geſtalt der Liebesgöttin zu ſchaffen unternahm. Aber eben deshalb ſchloß er ſich auch in dieſer Darſtellung noch an das Leben an, indem er als Motiv für die Unverhülltheit die Situation des Bades wählte, und zur Hervorhebung des Momentanen der ſo enthüllten Erſcheinung die Göttin in dem Augenblicke darſtellte, wo ſie das letzte Gewand mit der Linken neben ſich auf ein Badegefäß niederſinken läßt *).

Dies Gewandmotiv, welches andeuten ſollte, daß die Reize der Göttin nur auf einen Augenblick hüllenlos zu ſchauen ſind, iſt in den vier uns erhaltenen Kopien der Knidiſchen Venus beibehalten. Wir können aber noch jetzt die Spuren der Variationen verfolgen, welche ſich die ſpäteren Künſtler bei ihren Venusdarſtellungen, die ſich alle mehr oder

*) Auch hier ſind die Anſichten verſchieden. Während Lovezow und Andere den Moment ausgedrückt ſehen, wo die dem Bade entſteigende Göttin das Gewand wieder aufnimmt, Andere, wie Visconti, von einem Badetuche reden, das ſie zum Abtrocknen gegen den Busen zu führen im Begriffe ſtehe, faſſen Kunſtforſcher, wie Feuerbach, denen ich folge, den Moment in der oben angegebenen Weiſe.

weniger an das Praxitelische Ideal anschlossen, erlaubten. Der Schöpfer der Kapitolinischen Venus und die seinem Vorgange folgenden Künstler behielten das Gewandmotiv bei; aber sie gingen einen Schritt weiter, indem sie den Moment darstellten, wo dasselbe der haltenden Hand entsunken, auf dem Badegefäße ruht, während die Hand, der es entglitten, sich schirmend über den Busen legt. Eine weitere Aenderung erlaubte sich der Bildhauer Apollodor, dessen Venus von Troas wir in der berühmten Kopie des Palast Chigi bewundern. Er verband beide Motive, indem er seiner Göttin die Haltung der Kapitolinischen Venus gab, aber zugleich die Hand, welche dort den Schooß bedeckt, hier das von dem Badegefäße aufgenommene Gewand gegen das holde Verborgene des göttlichen Leibes führen läßt. Endlich aber kam eine Zeit, wo der herrliche Meister, dessen Meißel die Mediceische Venus ins Leben rief, sich die Aufgabe stellen durfte, die unverhüllte Schönheit nur durch sich selbst gerechtfertigt darzustellen. Kleomenes war es, der auch die letzte Andeutung des verhüllenden Gewandes fallen ließ, und die meerentstiegene Göttin, die huldreiche Verleiherin glücklicher Meeresfahrt hinstellte:

— verhüllt allein
Durch ihrer heiligen Schönheit keusches Festgewand.

Wenn wir daher in unserer Beschreibung der berühmtesten unter den uns erhaltenen Venusstatuen mit dem Werke dieses Meisters und den sich an dasselbe anschließenden Darstellungen der Liebesgöttin beginnen, so geschieht es, um durch die Schilderung des Sicheren und Bekannten die beschreibende Erörterung des Unsicheren und minder Bekannten zu erleichtern.

Die Mediceische Venus zu Florenz.

Eine eigene Bibliothek ließe sich füllen, wollte man Alles zusammenstellen, was über dies Kunstwerk geschrieben ist, seit man es fast vollkommen erhalten in den Trümmern von Hadrian's Villa zu Tivoli, oder nach einer anderen Sage bei Frascati, entdeckte. Wir mögen uns eben

deshalb um so kürzer fassen, zumal da kaum ein anderes unter allen Werken alter Plastik in so unzähligen Ab- und Nachbildungen verbreitet und bekannt ist.

Die Mediceische Venus, der Hauptschmuck jener weltberühmten runden Halle des Uffizienpalastes zu Florenz, welche unter dem Namen der Tribuna bekannt ist, wurde unter Papst Innocenz XI. von den kunstliebenden Fürsten des Hauses der Medici aus Rom nach Toskanas Hauptstadt versetzt. Leider zerbrach sie bei diesem Transporte, und mußte aus elf Stücken wieder zusammengesetzt werden. Arme und Hände fehlten schon bei der Auffindung. Aber sie sind im Ganzen glücklich ersetzt, und ihre Haltung, bedingt und gerechtfertigt durch die ganze Stellung und den Charakter der Göttin, ist unzweifelhaft die ursprünglich vom Künstler beabsichtigte, nach welcher sie mit der Rechten den Busen bedeckt, während die Linke den Schooß verbirgt. Mit dem linken Beine fest und gerade aufstehend, das rechte stark gekrümmt und eingezogen, den Oberleib etwas vorgebogen, während sich der Unterleib zurückzuziehen scheint, wendet sie das Haupt leise über die linke Schulter nach derjenigen Seite zu, an welcher der zugleich als Stütze dienende Delphin, auf dem zwei kleine Amorinen reiten, sie als Meeresgöttin bezeichnet. Das Haar, ursprünglich vergoldet, jetzt von bräunlicher Färbung, bildet auf dem Scheitel eine zierliche Schleife, wie wir sie bei vielen Venusbildern finden; nach hinten ist es in einen Knoten zurückgebunden. Der Ausdruck des Angesichts, mit dem jungfräulich heitern Blick, den zu leisem Lächeln halbgeöffneten Lippen, den sanft schmachtenden sehnsuchtvollen Augen, an welchen das untere Augenlid ein wenig hinaufgezogen ist, entspricht vollkommen der begeisterten Schilderung des alten griechischen Kunstkenners Lucian, der das schwärmerisch Sehnsüchtige des Blicks mit dem Ausdrucke des „Feuchten" bezeichnet. Der Kopf erscheint auffallend klein im Verhältniß zu dem Ganzen des Körpers, der, nur fünf Pariser Fuß hoch, nicht die gewöhnliche Größe einer ausgewachsenen weiblichen Leibesgestalt hat. Der ganze Charakter der Statue ist der eines schönen Mädchens von etwa sechzehn Jahren. Am Kinne bemerkt man ein

Grübchen. Da dies bei den höheren Götteridealen fehlt, ſo ſchloß Winckelmann aus demſelben auf Portraitdarſtellung eines ſchönen Modelle. Allein die rechte Seite des Kinns war beſchädigt und iſt von moderner Hand, wie es ſcheint, überarbeitet. Die durchbohrten Ohrläppchen zeigen an, daß die Statue ehemals mit koſtbaren Ohrgehängen geſchmückt war. Der Künſtler folgte auch hier dem Dichter des Homeriſchen Hymnus, welcher in der Schilderung der von den Grazien geſchmückten meerentſtiegenen Göttin ſelbſt die Ohrgehänge nicht vergeſſen hat. An dem antiken Reſte des einen Arms deutet die Spur einer zirkelrunden Vertiefung gleichfalls auf ein früher darin eingelaſſenes Armband von edlem Metalle. Der ſchön gerundete Buſen, welcher uns im Verhältniß zu dem jungfräulichen Charakter und dem dargeſtellten Alter faſt zu ausgebildet erſcheint, bezeichnet eben nur die frühe Reife des weiblichen Geſchlechte im Vaterlande des Künſtlers. Der Unterleib dagegen iſt nur mit einer mäßigen Fülle der Muskeln begabt, aber mit großer Weichheit behandelt, der Nabel ungewöhnlich tief und groß gebildet. Unvergleichlich ſchön iſt die Bildung der Schenkel und Hüften; »das rege Leben der Muskeln könnte,« wie Levezow ſich ausdrückt, »die Hand verſuchen, den Grad ihrer Elaſticität zu prüfen.« Der Rücken und die Rundungen der Geſäßtheile wurden von jeher als das Höchſte vollendeter Ausführung bewundert. Den Charakter der ganzen Erſcheinung endlich ſprach Winckelmann aus mit den Worten: »einer Roſe gleich, die nach einer ſchönen Morgenröthe beim Aufgange der Sonne aufbricht.«

Und alſo iſt es. Es iſt in der That die Roſe der ſinnlich wirklichen, der menſchenbeſeligenden, liebereizenden Weibesſchönheit, deren Knospe ſich dem Geiſte des Künſtlers und ſeiner Zeit erſchloß. Der Schöpfer dieſes neuen Venusideals, Praxiteles, hat in ſeiner Aphrodite den letzten Schritt gethan zur vollen Ausgeſtaltung des Menſchlichen in der Göttlichkeit ſeiner Schönheit. Und er hat ihn gethan, weil er die Göttlichkeit dieſer Schönheit mit ſeinen Künſtleraugen ſchaute in dem ſchönſten Weibe des ſchönheitbegabten Hellenenvolks, in ſeiner Geliebten, der gefeierten Tochter des Epikles von Thespiä.

Die Frage nach dem Motiv der Haltung hat sehr verschiedene Beantwortung erfahren. Wieland und seine Geistesverwandten sahen in der Mediziischen Venus die Göttin, wie sie dem Paris gegenübersteht, und machten sie dadurch zu dem Ideal einer lüsteren Kokette. Nicht weit davon ab liegt die Erklärung Levezow's, welcher hier den Moment einer Ueberraschung von außen verkörpert sieht. »Die Göttin, welche sich überrascht fühlt, blickt sich schüchtern um, und bedeckt Busen und Schooß mit den Händen, da ihr keine andere Verhüllung zu Gebote steht.« Allein der sanften schönheitgeheiligten Ruhe und dem göttlich sicheren Bewußtsein in den Zügen dieses Angesichts ist gewiß nichts ferner, als ein solcher Ausdruck plötzlicher Ueberraschung, der wohl eher einem Genrebilde zu Gute zu halten wäre, als der Göttin der Alles beherrschenden Schönheit. Viel edler ist die Auffassung Visconti's, der in ihr »die jungfräuliche Göttin erblickt, wie sie das Meer soeben geboren«, und in ihrem Antlitze den Ausdruck der Unschuld als den vorherrschenden Charakterzug bezeichnet. Fein und tief gefühlt ist es, wenn derselbe große Meister der Erkenntniß des Schönen hinzufügt: »Die Liebesgötter, welche sie geleiten, sind nicht ihre Kinder, es sind die Begierden, die diese unsterbliche Schönheit vom ersten Augenblicke ihres Erscheinens unter Göttern und Menschen begleiten.« Für die glücklichste Deutung aber halte ich die, welche Feuerbach in seinem vatikanischen Apoll gegeben hat. Zu Knidos, wie in anderen Seestädten, wurde die selbst aus dem Meer geborene Aphrodite als die Meergöttin verehrt, welche eine glückliche Seefahrt verheißt und gewährt, als Aphrodite Euploia. Das Symbol glücklicher Meerfahrt aber ist der Delphin und diesen hat die Mediziische Venus zu ihren Füßen. Die Geberde der Schamhaftigkeit ist nicht durch die vorausgesetzte Anwesenheit des Paris motivirt, sondern der weiblichen Natur als solcher zugehörig. Das gehobene Haupt aber überschaut mit freundlich geleitendem Blicke die weite Fläche des Meeres; denn nach den Worten des alten Dichters:

— liebte von je sie
Auf das leuchtende Meer nieder vom Lande zu schaun.

Dieſe Deutung, ſetzt Feuerbach hinzu, muß um ſo überzeugender ſein, wenn man aus künſtleriſchen Gründen einſehen gelernt hat, daß die Statue der Mediziſchen Venus urſprünglich offenbar für ein höheres Fußgeſtell berechnet war, als man ihren Gypsabgüſſen gewöhnlich in den Kabinetten zu geben pflegt.

Auf der Plinthe nennt eine griechiſche Inſchrift den Bildhauer Kleomenes als den Meiſter dieſes Werks. Darnach würden wir hier die Arbeit eines atheniſchen Künſtlers aus dem letzten vorchriſtlichen Jahrhundert vor uns haben, deſſen gleichnamiger Sohn als Verfertiger der Bildſäule des ſogenannten Germanikus im Louvre inſchriftlich bekannt iſt. Eine Bemerkung des Plinius macht es zudem wahrſcheinlich, daß jener Kleomenes auch andere Werke des Praxiteles, wie die reizenden Frauengeſtalten der Theſpiaden, in deren eine ſich ein römiſcher Ritter bis zum Wahnſinn verliebte, glücklich nachbildete. Aber die Inſchrift der Mediziſchen Venus iſt unſicher, und wir ſehen auch hier wieder, wie ſo oft, daß wir uns in der alten Kunſtgeſchichte, wenn es gilt die Zeit und die Meiſter der uns übriggebliebenen Werke zu ermitteln, auf einem Felde bewegen, wo jeder Schritt von Zweifel und Ungewißheit umringt iſt.

Alte Kopien im vollen Sinne des Worts giebt es von der Mediziſchen nur ſehr wenige, vielleicht nur eine einzige. Dies iſt eine ſehr ſchöne, aber freilich nur verſtümmelt erhaltene Venusſtatue in Dresden, welche aus der Chigiſchen Sammlung dorthin gekommen iſt. Einzelne Theile derſelben werden der Ausführung nach von manchen Beurtheilern ſelbſt denen des Originals vorgezogen.

Unter der großen Zahl derjenigen antiken Venusbilder, welche ſich in der ganzen Auffaſſungsweiſe, nach Stellung, Haltung und nackter Geſtalt mehr oder minder dem Typus der Mediziſchen anſchließen, wollen wir jetzt die berühmteſten hervorheben.

Die Kapitoliniſche Venus.

Kein einziges von allen Hauptwerken antiker Plaſtik in Rom iſt in ſo unbeſchädigter Vollkommenheit erhalten, wie dieſe ſchönſte Venus-

statue der Kapitolinischen Sammlung. Sie wurde entdeckt in dem Keller eines Hauses der Straße Subura, wohin sie vielleicht in Zeiten christlicher Bilderstürmerei, bei der unzählige Kunstwerke vernichtet wurden, die Sorgfalt des Besitzers verborgen hatte. Nur an den Händen und an der Nase waren unbedeutende Ergänzungen nothwendig. Sie ist, wie die Mediceische, aus parischem Marmor.

Sieht man von der konventionellen Bezeichnung ab, so ist das Motiv ein schönes Weib, das sich zum Bade entkleidet und ihr Gewand zusammengefaltet über ein zierlich schlankes Salbengefäß gelegt hat, das an der linken Seite ihr zu Füßen steht. Im Begriff in das Bassin zu treten, überfliegt ihren Leib ein leiser Schauer der Kühle, der den Unterkörper mit dem sanft gehobenen rechten Fuße gleichsam zurückdrängt, während der Oberleib sich leise vorbeugt. So ist auch das Knie des feststehenden linken Beins mit einer gewissen Anspannung in sich zusammengestrafft, woraus eine fast gerade Linie des Fußes entsteht, bei der das Knie mit seiner Scheibe kaum merklich hervortritt. Zu diesem physischen scheint sich auch ein gewisser geistiger Schauer zu gesellen. Sie hat ihre hüllenlose Schönheit in dem Wasserspiegel erblickt, und wendet darum in keuscher Scham das Haupt etwas seitwärts, während sie Busen und Schooß mit der gleichen Handbewegung wie die Mediceische Venus bedeckt. So in Haltung und Bewegung der letzteren fast vollkommen gleich, ist sie doch von derselben auch wieder wesentlich verschieden. Ist in der Mediceischen die jungfräuliche Holdseligkeit des hellenischen Mädchens, so scheint hier die weibliche Schönheit der ehrbaren Frau, der Matrone im antikrömischen Sinne, vorherrschend. Denn nicht eine mädchenhaft jungfräuliche Knospe, sondern ein zu ganzer Prachtfülle aufgeblühtes Weib in aller schwellenden Herrlichkeit des völlig ausgestalteten Leibes hat der Künstler in diesem Werke vor uns hingestellt. Schon an Größe überragt sie die Mediceerin um mehr als eines Hauptes Höhe, denn ihre Dimensionen sind im Ganzen etwas über Naturgröße. Der Ausdruck ist züchtig unschuldig, nicht im Sinne des Nichtwissens, wohl aber unschuldig im Sinne der geistigen Jungfräulichkeit eines reinen

keuſchen Weibes, und wenn ſie nach dem Falle des Gewandes für das »holde Verborgene« ihres ſchönen Leibes die Hülle mit ihren Händen zu erſetzen ſucht, ſo iſt dies, wie bei der Mediceiſchen Venus, eben nur unwillkürlicher Ausdruck reiner weiblicher Empfindung. Dabei hat das Werk etwas, das den Eindruck des Portraitartigen macht und der ſpecifiſch griechiſchen Venus des Kleomenes gegenüber als vorwiegend römiſch erſcheint. Das Haar, kopfputzartig, mit hoch über dem Haupte zuſammengeſchlungenen Flechten hinten weich den Nacken hinabfließend, iſt weit ausführlicher behandelt, als dies bei den älteren griechiſchen Arbeiten der Fall zu ſein pflegt. Die Körperformen ſind voll, geſchwellt, beſonders abwärts der Hüften von üppig kräftiger Fleiſchigkeit. Dabei iſt das Fleiſch ſelbſt von einer elaſtiſchen Weiche und lebensvoller Wärme, welche Alles, was ältere und neuere Künſtler uns geſchaffen haben, übertrifft. Dieſe Nachahmung der ſchönſten Naturwahrheit, die an Frauenſtatuen viel ſeltener iſt als an männlichen, wird noch gehoben durch den milden durchſichtigen Ton des pariſchen Marmors und die vollkommene Erhaltung der Oberfläche. Die Linien der Arme, beſonders des über den Buſen gebogenen rechten Arms, ſind von großer Schönheit, weit weniger pointirt wie bei der Mediceiſchen, an der freilich Arme und Hände größtentheils neuerer Ergänzung ſind. Aber auch die Größe, welche über die Natur hinausgeht, und die mehr aufgerichtete Haltung ſtellen die Kapitoliniſche Venus über ihre Rivalin in Vortheil, indem dadurch, zumal wenn man die Gypsabgüſſe beider neben einander zu ſehen Gelegenheit hat, das ans Gezierte Anſtreifende der bekannten Haltung zu einer gewiſſen Großheit erhoben und geadelt wird.

Namhafte Kunſtkenner ſetzen das Werk in die beſte Zeit der Kunſt. Der treffliche Bildhauer Heinrich Kümmel, mit dem ich daſſelbe mehrmals gemeinſam betrachtete, hält es dagegen für die nicht völlig verſtandene, wenn auch ſonſt meiſterhaft ausgeführte Kopie eines Originals aus der Blüthezeit griechiſcher Kunſt, und führte als Beleg ſeiner Anſicht unter Anderem auch eine gewiſſe, zu ſtark hervortretende naturaliſtiſche Ausbildung einzelner unweſentlicher Theile an. Visconti dagegen ſetzt

dieſe auf Rechnung des Modells, welches der uns unbekannte Meiſter ſo gut wie der Schöpfer der Mediziſchen Venus vor ſich gehabt, und von dem, eben weil es im Ganzen ſo vortrefflich gebildet war, ſelbſt einzelne kleine Unvollkommenheiten in das Werk des Künſtlers übergingen. Als Reſultat über die Zeit beider Werke dürfte ſich, wenn wir Visconti hören, Folgendes mit Wahrſcheinlichkeit hinſtellen laſſen. Die Kapitoliniſche wie die Mediziſche Venus ſind beide Originalwerke, aber beide ſchließen ſich einem früheren vollendeten Typus des Venusideals an, als deſſen Schöpfer Praxiteles gilt. Der Meiſter aber, der die Mediziſche ſchuf, hat ſpäter gelebt als der Künſtler, dem wir die Kapitoliniſche Venus verdanken, eben weil jener Schönheit die idealere iſt. Verzweifelnd, ſeines Vorbildes Ausdruck zu erreichen, ſuchte Kleomenes daſſelbe an reizender Schönheit zu übertreffen.

Plinius erzählt uns, das es zu ſeiner Zeit in Rom zwei Venusſtatuen gab, die, obſchon von unbekannten Künſtlern, nach dem Urtheile der Kenner faſt der Praxiteliſchen die Palme ſtreitig machten. Ihre Darſtellung muß nackt geweſen ſein, da ſie mit der Praxiteliſchen verglichen werden. Nun ſind aber die Kapitoliniſche wie die Mediziſche Venus in Rom gefunden worden, und es iſt nicht unmöglich, daß wir in beiden, oder wenigſtens in der erſteren eine von jenen berühmten Venusſtatuen oder doch eine vollendete Kopie derſelben beſitzen. Die Stellung des Leibes, wie wir ſie vor uns haben, ſowie die Haltung der Arme und Hände galt in der ganzen römiſchen Zeit, ſeitdem die römiſche Bildung ſich um griechiſche Kunſt und Kunſtwerke zu bekümmern begonnen hatte, als die ausſchließlich bezeichnende für die Göttin der Schönheit und Liebe. Wir wiſſen dies nicht nur aus mehreren Stellen des Dichters Ovid, der das ſanft in ſich Zuſammengezogene der Leibesſtellung ſehr ſchön durch das Wort semireducta ausdrückt, ſondern auch durch eine Erzählung des ſpäten Hiſtorikers Lampridius aus dem Leben des wüſten Kaiſers Elagabal, der es liebte, »nackt in der Attitüde der Aphrodite aufzutreten, die eine Hand über der Bruſt, die andere über die Scham haltend.«

Die Venus von Troas.

Weniger berühmt als die Kapitoliniſche, aber jedenfalls die zweite nach ihr im Range unter den Venusſtatuen des heutigen Roms, iſt die Venus des Palaſt Chigi. Sie iſt wohlerhalten bis auf die Arme, welche von Canova theilweiſe ergänzt ſind. Eine griechiſche Inſchrift, deren Züge auf die Kaiſerzeit deuten, nennt als den Künſtler, der ſie ſchuf, einen ſonſt nirgends bekannten Meiſter Menophantos, und als den Ort, wo das Original befindlich war, nach dem er gearbeitet, die Stadt Troas in Kleinaſien. Die Behandlung iſt weniger naturaliſtiſch als bei der Kapitoliniſchen und der Marmor hat etwas Unlebendiges. Die nackte, ſonſt völlig mit der Mediziſchen übereinſtimmende Geſtalt, führt mit der linken Hand das Ende des links neben ihr auf einer viereckten niedrigen Baſis liegenden Gewandes gegen den Schooß in die Höhe, während ſie mit der rechten die Bruſt bedeckt. Dies iſt eine ſchöne Bezeichnung des Moments, auf welchen der Charakter und die Stellung berechnet ſind. Das ſchön gefaltete Gewand bildet trotz ſeines ſchrägen Laufes über den linken Schenkel hin durchaus keine unangenehmen Linien. Wir ſehen eine reine jugendreife, ſchlanke Geſtalt mit ſchön gemäßigten Formen. Das rechte ſanft eingebogene Bein iſt an das linke feſtſtehende angeſchmiegt, in jener ruhenden Stellung, in welcher ein Mann den einen Fuß etwas vorſetzen würde. »Ein leichter Schein von Unbeholfenheit hebt den natürlich unſchuldigen Ausdruck des Weſens.« Das Geſicht mit ſeinen individuellen, klugen und doch lieblichen, anmuthig klaren Zügen verleiht dem etwas ſeitswärts nach links geneigten Köpfchen einen unbeſchreiblichen Liebreiz. Augen und Stirn mit dem Anſatz der Haare übertreffen an Schönheit ſelbſt die gleichen Theile der Mediziſchen Statue. Daß der Künſtler in der Inſchrift ausdrücklich auf ſein Original hinweiſt, zeugt für den großen Ruf, den die Venus der Stadt Troas im Alterthum genoß. Und in der That, wenn man den Münzen von Knidos folgen, und in der das Gewand mit der Linken haltenden Venus das Praxiteliſche Idealbild

erkennen will — wie das, außer Feuerbach, faſt alle neueren Kunſtforſcher thun —, ſo wird man nicht umhin können, in der Venus von Troas eine Nachbildung zu ſehen, welche dieſem Ideale hinſichtlich des Motivs der Stellung am nächſten kommt. Eine Wiederholung dieſer Statue beſitzt das Muſeum des Louvre; doch ſcheint mir an derſelben das Geſicht Portrait zu ſein.

Erhaltene Nachbildungen der Knidiſchen Venus des Praxiteles.

Von den vier Venusſtatuen, welche uns, nach Levezow, in der Attitüde der Knidiſchen Münze erhalten ſind, befinden ſich zwei im Muſeo Pio Clementino, eine in Villa Borgheſe, und eine in Villa Ludoviſi, ſämmtlich zu Rom. Sie ſind faſt alle in größeren Verhältniſſen gearbeitet, als die Mediceiſche Venus. Auch die Lage der Haare iſt verſchieden: dieſelben ſind geſcheitelt und an den Seiten, ohne vorn eine Schleife zu bilden, nach hinten geſtrählt, wo ſie das den Kopf umgebende Diadem in einen Knoten bindet. Im Uebrigen ſind die Köpfe nach Form und Ausdruck die der Venus in den beſten Statuen. Der Körper iſt nach unten weniger eingezogen, am oberen Theile weniger nach vorn übergebeugt, als bei der Mediceiſchen. Auch der linke Fuß iſt minder eingebogen und die ganze Bewegung druckt ſich anders aus. Nur die rechte Hand allein bedeckt den Schooß; die Linke, mit dem oberen Theile des Armes etwas an den Leib gedrückt, hält das von der Vaſe in die Höhe gezogene Gewand gefaßt. Die eine der im Vatikan befindlichen beiden Statuen iſt an den unteren Theilen des Leibes bekleidet, und dieſer Umſtand hat viel Irrthum verurſacht, zumal da auch in der Abbildung in Visconti's berühmtem Werke über das Pio Clementiniſche Muſeum (Bd. I. Tav. XI.) dieſe Bekleidung beibehalten iſt. Allein dies Gewand iſt neuere Zuthat und beſteht aus weiß angeſtrichenem Blei, welches Papſt Julius II. „per decenza" über die nackten Theile zu legen befahl *). — Alle dieſe

*) Vergl. Visconti Mus. Pio Clem. Bd. I. Anmerk. d. zu Tavola XI.

vier Statuen sind mittelmäßige Kopien, während die Medizeische als ein treffliches Originalwerk gelten muß. Dagegen sah Feuerbach in den Magazinen des Vatikan im Jahre 1840 eine Venusstatue in dieser Stellung, welche er als »die wunderbarste Verbindung einer großartigen Auffassung mit dem höchsten Schmelz der Schönheit« rühmt. Und in der That, wenn wir die Zeichnung bei Müller und Oesterley (Nro. 146. c) ansehen, so ist es uns kaum begreiflich, wie ein so herrliches Werk in dem Dunkel der vatikanischen Magazinräume versteckt gehalten und der Kenntniß der Freunde alter Kunst entzogen werden konnte. Bisher nämlich galt diese Statue, die früher in den Gärten des Vatikan gestanden hatte, für verloren, und nur in Zeichnungen war eine Abbildung derselben erhalten. Erst Feuerbach fand sie wieder auf (S. Nachlaß III, S. 123), versäumte aber leider, eine genauere Beschreibung zu geben. In der Zeichnung bei Oesterley ist die Stellung verkehrt, indem rechts und links verwechselt sind. Soweit man aber nach derselben, ohne das Werk selbst gesehen zu haben, ein Urtheil fällen darf, kann ich jenem Ausspruche Feuerbach's nur beistimmen, der in der wunderbaren Verbindung großartigster Auffassung mit dem höchsten Schmelz der Schönheit in dieser Aphrodite das treueste Abbild des Praxitelischen Originals zu erkennen glaubte.

Ihr entsprechend in Stellung und Auffassung ist nach demselben Kunstforscher, dessen schönheitsinniges Auge zu früh für die Geschichte der Kunst von der Nacht des Todes verhüllt worden ist, eine Statue der Münchner Glyptothek (Nro. 135), die sogenannte

Venus Braschi,

ehemals der Sammlung des Palast Braschi zu Rom angehörend. Sie ist aus parischem Marmor, sechs Fuß hoch. Das einfach gescheitelte Haar ist hier nicht aufgebunden, sondern von einem doppelten Bande umschlungen, und den linken Arm umgiebt ein Schmuckreif, wie ihn die mannbaren atheniſchen Jungfrauen trugen. Das Werk ist eine der kost-

darften Zierden jener reichen Sammlung und die Ausführung des Ganzen sehr harmonisch. Gestalt und Geberde tragen mehr den Charakter des Erhabenen, als bei der Medizeischen, nur in der Haltung des Arms mit dem Gewande liegt etwas Gezwungenes. — Der Kopf der Knidischen Venus endlich ist erhalten in einer Kopie im Louvre (Nro. 59), von wahrhaft himmlischer Schönheit. Die drapirte Büste, auf welcher er steht, ist neuere Arbeit.

Ziehen wir ein Resultat, so ergiebt sich Folgendes. Beide Arten, die Göttin der Schönheit und Liebe in völliger Nacktheit darzustellen, sind auf das Praxitelische Ideal der Knidischen Aphrodite zurückzuführen. Wenn aber die äußeren Gründe dafür sprechen, daß die zuletzt beschriebenen Venusstatuen in der Motivirung der Stellung und durch die beibehaltene Andeutung der Entkleidung dem Original der Knidischen Venus am nächsten kommen, ja dasselbe für uns als Kopien repräsentiren: so dürften die Venus des Menophantos und die Kapitolinische als überleitend zu denken sein zu jener Freiheit des Schöpfers der Medizeischen Venus, der jede solche Andeutung verschmähend das Original schuf, der schaumgeborenen, Meerfahrt segnenden Göttin jener Liebe, deren Leidenschaft ja so oft von den alten Dichtern verglichen wird mit den bald stürmisch aufgewühlten, bald sanft geglätteten Fluthen des Meeres. Und wohl ziemte dem alten Dichter zu ihr das Gebet:

„Wie du im Meere dem Schiffenden hilfst, so gewähre, o Göttin,
Hülfe dem Liebenden auch, welcher zu Lande versinkt.“

Bekleidete Venusstatuen.

Praxiteles' Koische Venus war bekleidet. Ob halb oder ganz, ist zweifelhaft, da Plinius' Worte (velata specie) beide Auslegungen zulassen. Auch von den drei anderen Venusstatuen desselben Meisters wissen wir nichts Weiteres, als daß die eine von Erz, die andere von Marmor, die dritte aus Gold und Elfenbein ein Kultbild im älteren

Style war. Die großartigste aller auf uns gekommenen Darstellungen der Göttin läßt uns indeß vielleicht nicht irren, wenn wir in ihr eine Nachbildung des Koischen Originals erblicken. Diese Darstellung ist die der

Venus von Milos,

so benannt nach ihrem Fundorte, der Insel Melos (neugriechisch Milos gesprochen) bei Kreta, wo der Grabscheit eines Landmannes, welcher ein Paar hundert Schritte von den Ruinen eines alten Theaters sein Feld bebaute, im Jahre 1820 dies Wunderwerk der plastischen Kunst des Alterthums zu Tage förderte. Durch Vermittelung des französischen Gesandten in Konstantinopel ward sie für das Museum des Louvre erworben.

Alle Museen der Welt besitzen keine Venusstatue, die an Herrlichkeit dieser siegreichen Liebesgöttin — denn das ist sie — an die Seite zu stellen wäre. Leider macht es das Fehlen der Arme, von denen der linke dicht an der Schulter, der rechte da, wo er die Knospe des Busens erreicht, abgebrochen ist, sehr schwierig, das Motiv der Stellung und Haltung mit Sicherheit zu bestimmen. Die Kunstgelehrten haben darüber die widersprechendsten Ansichten aufgestellt. Man hat sogar eine Figur, einen Amor, ihr zur Seite gedacht. Andere haben nach einer Münze von Korinth der Göttin den Schild des Mars in die Hände geben wollen, in dessen Spiegelscheine sie ihr Bild anschaue. Beides wohl mit Unrecht. Mir ist es gleich beim ersten Anblicke — und der erste unbefangene Eindruck ist immer von großer Wichtigkeit — keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß der Künstler hier eine Aphrodite gebildet hat, welche mit der Linken den eben vom Paris empfangenen Preis der Schönheit im ruhig freudigen Siegesbewußtsein emporhält. Mit diesem Motive ist Alles in Uebereinstimmung: die ganze Stellung des Kopfes und Leibes, die Haltung der Arme, der Ausdruck des Gesichts und vor Allem das Motiv der halben Gewandung des Leibes, dessen göttliche Schönheit sie soeben dem Beschauer dargeboten hat. Das

Gewand iſt niedergeſunken bis zu den haltenden Hüften, von denen es in ſchrägen Falten über das vorgeſtreckte Knie des ein wenig erhöht ſtehenden linken Fußes herabfließt. Wir wiſſen, daß die alten Künſtler die Nacktheit der Göttinnen vor dem Richter Paris in dieſer Weiſe behandelt haben. Die Göttin hat ſoeben von dem ſchönſten der ſterblichen Jünglinge den Preis der Schönheit empfangen. Ihre Linke hält den Apfel in mäßiger Höhe, ſo daß der Blick des frei aufgerichteten Hauptes auf denſelben fällt. Der müheloſe Sieg höchſter weiblicher Schönheit, das iſt, wenn man will, der Gedanke, den der Künſtler in dieſem Werke verſinnlicht hat. Die Venus aber in dieſer Situation mit dem Apfel darzuſtellen, mußte für die Bewohner der Inſel, auf deren Geheiß der Künſtler dieſe Statue fertigte, um ſo erwünſchter ſein, da der Name der Inſel ſelbſt von der apfelrunden Geſtalt des lieblichen Eilandes (Melon heißt auf griechiſch Apfel) herrührte, das auf ſeinen Münzen den Apfel als Zeichen führte und ſich rühmte, alle Inſeln des griechiſchen Meeres ſoweit zu überſtrahlen an Schönheit und Fruchtbarkeit, wie Aphrodite die übrigen Göttinnen des Olympos. In der That wurde mit der Statue zugleich das Fragment einer linken Hand mit einem Apfel gefunden.

Der Geſammtausdruck iſt ein Adel erhabener weiblicher Schönheit, wie ſie unter den uns erhaltenen Werken helleniſcher Plaſtik dem Meißel keines Künſtlers gelungen iſt. Das Haupt iſt klein, doch ohne jenes allzu Knospenhafte, das uns an der Mediceiſchen Venus auffällt. Es iſt etwas Heroiſches in der ganzen Geſtalt. Das Haar, ſanft gekräuſelt wie die Wellen eines Baches, über deſſen Spiegel ein Hauch des Frühlingswindes fährt, iſt hinten aufgeſchlagen. Nur einzelne Locken fließen hinab über den vollen Nacken. Die Stirn, vom milden Schwunge der Wellenlinien des Haares eingefaßt, iſt ſchmal, der Geſichtsausdruck freudige Hoheit, ohne Stolz und Strenge. Der Hals ſtark, voll und lang, ſogar ein leiſes Vortreten des Kehlkopfs macht ſich durch die Wendung des Hauptes bemerklich. Das Ohr iſt von wunderbar feiner Bildung, der Buſen, vollkräftig ohne Ueberfülle, krönt die Pracht dieſes

göttlichen Leibes, deſſen lebenathmende Wärme die Marmorhaut zu beſeelen ſcheint. Dieſelbe Großartigkeit, welche Geſtalt und Haupt charakteriſirt, durchdringt auch die Formen und Falten der Gewandung, wie das deutlich erhellt, wenn man die ihr ſehr ähnliche Venus von Capua neben ihr ſieht. Das Ganze iſt eben eine Schöpfung, bei der es dem Beſchauer zu Muthe wird, als ſei das Werk, einmal geſchaut vom inneren Auge des Genius, mühelos und frei auf ein einzig: Werde! aus dem Nichts entſprungen.

Bis auf die Arme iſt die Statue faſt völlig erhalten; doch zeigen ſich Spuren, daß ſie ſchon im Alterthume Reſtaurationen erfahren hat. Der rechte Fuß, bis zur Hälfte ſchräg vom Gewande bedeckt, iſt von einer auffallend naturaliſtiſchen Behandlung, namentlich die Zehen, von denen der kleine geradezu eine unſchön aufgewulſtete Geſtalt zeigt. Der linke Fuß iſt reſtaurirt, und der rechte ſtand vielleicht auf einer Schildkröte, dem Symbol der doriſchen Aphrodite, und zugleich dem Symbol ſpartaniſcher Tapferkeit. Das Werk war offenbar für eine Niſche beſtimmt. Denn an der Hinterſeite, von dem Anfange des Gewandes an, das hier zugleich als Stütze dient, iſt die Ausführung auffallend vernachläſſigt, ſo daß es einem von dieſem Standpunkte aus vorkommt, als ſei die Figur in halb ſitzender Stellung gearbeitet.

Wir wiſſen nicht, ob das Werk Original war, aber ein Blick reicht hin, zu erkennen, daß dieſe Venus jedenfalls einem hochberühmten Originale von Meiſterhand nachgeſchaffen iſt, wie ſie ſelbſt an erhabener Schönheit nur an den Parthenonsſkulpturen ihres Gleichen findet. Auch der Name des Meiſters, der ſie ſchuf, iſt uns, wie faſt von allen großen Skulpturwerken unſerer Sammlungen, unbekannt. Ein launenhaftes Geſchick hat von ſeinem Namen nur die Hälfte auf uns gelangen laſſen. Man fand nämlich bei der Statue ein Marmorſtück, das wahrſcheinlich als Plinthe bei einer älteren Reſtauration des Werks gedient hatte. Es trug die Inſchrift: „*****ander, Sohn des Menides aus Antiochia am Mäander ſchuf mich.“ Aber Niemand vermag dieſe Lücke auszufüllen, und ſo bleibt auch der Schöpfer dieſes Meiſterwerks, gleich den Namen jener

Künſtler, welche uns den Belvederiſchen Apoll und die Diana von Verſailles, den Meleager und den Merkur des Kapitols, den Antinous und den ſterbenden Fechter ſchufen, »begraben tief in ewige Nacht.«

Die Venus von Capua
im Muſ. Borb. zu Neapel.

Sie wurde zu Winckelmann's Zeit in dem Amphitheater zu Capua entdeckt, und galt nach deſſen Urtheil für die ſchönſte aller erhaltenen Darſtellungen der ſiegreichen Venus *). Offenbar nach einem und demſelben Vorbilde wie die Venus von Milos gearbeitet, zeigt ſie doch mehrere weſentliche Verſchiedenheiten. Die ganze Haltung iſt mehr vorgeneigt, und der Blick des Angeſichts dem entſprechend mehr niederwärts gerichtet. Das Haar iſt vorn mit einem halbmondförmigen Diadem geſchmückt, die Arme ſind faſt in gleicher Höhe abgebrochen. Die Gewandung, dem Motive nach dieſelbe, iſt minder großartig. Bildung und Ausdruck des Geſichts, weſentlich abweichend von denen der Venus von Milos, nähern ſich entſchieden der ſogenannten Pſyche des Muſeo Borbonico, mit deren Formen auch ſonſt eine unverkennbare Aehnlichkeit zu bemerken iſt.

Münzen der Juliſchen Kolonie zu Korinth, aus der Zeit Julius Cäſar's, zeigen eine Figur in derſelben Attitüde, welche in beiden Händen einen Schild als Spiegel vor ſich hält. Wir haben alſo in der Caruaniſchen Statue wahrſcheinlich eine Darſtellung jener Venus victrix, welche Julius Cäſar, der Wiederherſteller Korinths und Caruas, als ſeine Schutzgöttin verehrte, und von der er ſelbſt ſeines Geſchlechtes Stammbaum herleitete. Venus, die Mutter des Aeneas, war es geweſen, die jene Waffen, welche unter Cäſar den Gipfel des Ruhms erreichen ſollten, nach Latium geführt, und der römiſche Dichter Properz ſingt mit Anſpielung auf die waffentragende Venus:

Cäſarn, dem Sohne, hat ſelbſt Venus die Waffen gebracht.

*) Winckelmann's Werke IV, 114. VI. 290.

Darum ward ſie im Geſchlecht der Julier verehrt als »ſiegreiche« Göttin (Venus victrix). In der Pharſaliſchen Entſcheidungsſchlacht hatte Cäſar ſeinem Heere den Namen »Venus« als Loſungswort gegeben, und eine Venus victrix ſchmückte ſeinen Siegelring. Was Wunder, daß von da an die Darſtellung derſelben zu Ehren des ſiegreichen Herrn der römiſchen Welt für die Künſtler eine Hauptaufgabe wurde, und daß noch heute die Venus victrix in unſeren Muſeen durch zahlreiche Bildwerke vertreten iſt, unter denen namentlich eine Gruppe in Villa Borgheſe: Venus den Kriegsgott entwaffnend, hervorgehoben zu werden verdient. Zu meiner früheren Schilderung derſelben (Ein Jahr in Italien, Th. III, S. 79. 80) füge ich nur noch hinzu, daß dieſe, wie alle ähnlichen Darſtellungen, römiſchen Urſprungs ſind, und der Schmeichelei gegen Cäſar und ſeine Nachfolger ihr Daſein verdanken, während der Grieche in der Kunſt von ſeinem ernſten Ares dies anmuthige Spiel fern hielt. Doch war die Venus mit Waffen keine römiſche Erfindung, ſondern griechiſcher Sage entnommen. Ihre Auffaſſung aber iſt immer ſehr verſchieden von der der Waffengöttin Pallas; denn ſie hält die Waffen nur, um eine Tropäe daraus zu bilden, oder um ſie in Zeiten des Friedens zu verwahren, wenn ſie, den Mars liebkoſend, bewirkt, daß, wie der römiſche Dichter Lucrez ſingt:

— die wilden Werke des Krieges
All überall zu Lande und Meer ausruhen im Schlummer.

Zu den berühmteſten halb bekleideten Venusſtatuen gehört endlich noch:

Die Venus von Arles,

eine Zierde der Sammlung des Louvre, gefunden in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Arles, der uralten, einſt von Griechen bevölkerten Stadt der ſchönen Provence, noch heute berühmt durch ihrer Frauen griechiſche Schönheit *). Der Kopf, ein Muſterbild von Anmuth

*) Vgl. Ein Jahr in Italien I, S. 34 ff.

und Schönheit mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke liebevoller Milde, ist nach links gewendet und scheint etwas zu betrachten, was die Göttin in der (restaurirten) linken Hand hielt. Wahrscheinlich war dies der Helm des Mars, und die Rechte stützte sich auf einen Speer. In dieser Haltung und mit jenem Attribute erscheint nämlich die Venus victrix auf Münzen römischer Zeit. Jetzt ist sie von Girardon falsch restaurirt, mit dem Spiegel in der Linken und dem Apfel in der rechten Hand. Eine Kopfbinde, welche das Haar zusammenhält und hinten graziös auf die Schultern niederfällt, ist wunderbarer Weise völlig erhalten. Den linken Oberarm umgiebt ein Armband, und der sauber gefältelte Rand der schönen Gewanddraperie bezeugt den Fleiß der Ausarbeitung auch in Nebendingen. Bei der Körperbildung ist eine gewisse Flachheit der Brust auffallend, welche man sonst an keiner der berühmten Venusstatuen bemerkt.

Aber hat sich denn keine Spur derjenigen Auffassung erhalten, nach welcher die alten Meister der Schule des Phidias vor Praxiteles das Ideal der Aphrodite darstellten?

Wir können auf diese Frage bejahend antworten. Es waren die Künstler der römischen Zeit, welche die Stammmutter des herrschenden Geschlechts der Julier als Venus genitrix, als Mutter-Aphrodite und Ehegattin, den Römern darzustellen die Aufgabe hatten, — die jenen älteren Typus der bekleideten Aphrodite mit den runderen und stärkeren Formen, den kürzeren Verhältnissen und dem mehr frauenartigen Charakter der Gestalt wieder aufnahmen. Unter diesen steht obenan:

Die Venus genitrix des Louvre,

aus parischem Marmor, dessen durchsichtige Schönheit das den ganzen Leib bis auf die linke Brust verhüllende Gewand kaum als Hülle der herrlichen Glieder erscheinen läßt. Sie hält in der Linken den Apfel,

während sie mit der Rechten das Gewand von hinten über die Schulter zu ziehen im Begriff steht. Man sieht, der Künstler wählte für seine Darstellung den Moment des eben auf dem Ida gewonnenen Schönheitssieges. Die durchbohrten Ohrläppchen des anmuthig geneigten Kopfes waren mit Gehängen geziert. Die Füße sind nur mit Sohlen ohne haltende Bänder bekleidet. Wir wissen, daß eine Venus genitrix von der Hand des Bildhauers Arkesilaos, eines Zeitgenossen Cäsar's, auf dem Forum des Letzteren stand. Aber Styl und Charakter unseres Werkes gehen viel höher hinauf in die Zeit derjenigen Kunst, welche die Niobe und ihre Kinder schuf.

Von den in römischer Zeit mehr und mehr aufkommenden genreartigen Darstellungen der badenden, sich bekleidenden, schmückenden, mit Waffen rüstenden, oder auch mit Amor gruppirten Venus, sowie von jenen Venusbildern, wo die Motive der Gestalt und Haltung der Göttin zur Portraitirung kaiserlicher und anderer vornehmer Frauen diente, wird weiterhin die Rede sein. Jetzt kehren wir zurück zu Praxiteles und seinen Schöpfungen.

Praxiteles' Thespischer Eros.

Thespiä, ein Städtchen Böotiens, die uralte Heimath des Erosdienstes, war der Geburtsort der Geliebten des Praxiteles. Darum weihte Phryne das Meisterwerk ihres Geliebten dem Tempel des Gottes ihrer Vaterstadt. Der Künstler selbst hatte ihr erlaubt, sich unter seinen Werken das schönste auszuwählen. Aber lange bat ihn Phryne vergebens, ihr dasjenige zu bezeichnen, welches er selbst für das vollendetste halte. Da versuchte sie es mit einer List. Bei einem fröhlichen Schmause, so erzählt die alte Künstlersage, brachte plötzlich ein athemloser Diener die Nachricht, daß Feuer die Werkstatt des Meisters ergriffen und schon fast alle seine Werke verzehrt habe. Da sei Praxiteles hinausgestürzt mit den Worten: »ich bin verloren, wenn auch mein Eros und mein Satyr vernichtet sind!« »Sei getrost,« rief ihm lachend Phryne zu,

»Dein Haus iſt unverſehrt; ich habe nur wiſſen wollen, welches Du ſelbſt für das ſchönſte Deiner Werke hielteſt, da Du mir erlaubt, das ſchönſte für mich auszuwählen!« Sie wählte nun den Eros, und weihte ihn in einen Tempel ihrer Vaterſtadt, welcher ſchon eine Aphrodite des Künſtlers beſaß.

Das ganze Alterthum iſt voll von der Herrlichkeit dieſes Werkes. Bloß um dieſes Amors willen, ſagt Cicero, pflegt man nach Thespiä zu reiſen. Er war aus pentelíſchem Marmor, die Flügel vergoldet. Die Schickſale des Werkes ſind wunderbar genug. Selbſt der rohe Mummius wagte nicht daſſelbe zu rauben, denn es war ein geweihtes Tempelbild. Der wilde Caligula hatte weniger Gewiſſen und ließ die Statue nach Rom bringen. Kaiſer Claudius gab ſie der Stadt zurück; aber ſchon Nero entführte ſie aufs Neue nach der Welthauptſtadt, wo ſie in dem großen Brande unter Titus mit zahlloſen anderen Kunſtſchätzen zu Grunde ging. Praxiteles hatte den Amor mehrmals gebildet; doch keiner erreichte den Ruhm des Thespíſchen, von dem der Reiſeforſcher Pauſanias nur noch eine Kopie des atheníſchen Bildhauers Menodoros in Thespiä ſah. Die alten Dichter haben die Schönheit des Praxiteliſchen Amor in reizenden Gedichten gefeiert, keiner aber ſo tiefſinnig als der Künſtler ſelbſt, der als Inſchrift auf die Baſis die Zeilen ſetzte:

Den er empfunden, den Gott, hier hat mich der Künſtler gebildet,
Tief aus der eigenen Bruſt zog er das Urbild hervor.
Phryne'n ſchenkt er mich. Liebe für Liebe; Flammen entzünd' ich,
Nicht mehr ſendend den Pfeil, nur mit der Blicke Gewalt.

Der Amor, wie ihn Praxiteles ſchuf, war nicht die Kindergeſtalt der ſpäteren Zeit, es war vielmehr die vollendete Schönheit des faſt zum Jünglinge entwickelten Knabenalters, welches den Griechen am reizendſten ſchien, und zu welchem die Kunſt zuletzt in denjenigen ihrer Geſtaltungen, welche der ſehr ſpäten Fabel von Amor und Pſyche ihren Urſprung verdankten, wieder zurückkehrte. Von dem Praxiteliſchen Ideale ſind uns mehrere, wiewohl verſtümmelte, Kopien erhalten, unter denen

der Vatikaniſche Eros.

wahrſcheinlich eine Nachbildung des Thespiſchen, ein Torſo, ohne Arme und Beine, der berühmteſte iſt. Am Rücken ſind noch die Spuren der eingeſetzten Flügel aus vergoldeter Bronze zu ſehen. Der idealiſch ſchöne, ſinnend niedergeſenkte Kopf, mit dem leiſe geöffneten Munde, den feinen, entſchieden venusähnlichen Zügen, iſt von einer unſäglich ſchwermüthigen Traurigkeit des ſanften Angeſichts umfloſſen; man ſieht, daß der Künſtler, der dieſen Gott der Liebe ſchuf, mit den Freuden auch die Schmerzen und Leiden der Liebe gekannt hat. Die feineren Locken des Stirnhaars ſind in eine kleine Schleife geknotet, wie ſie dem Apoll, und von den weiblichen Göttern der Diana und Aphrodite eigen iſt. Auf dem Vorhaupte bis zum Scheitel iſt das ſtärkere Haar aufwärts nach beiden Seiten hin ein wenig auseinander getheilt; nach hinten bis auf die Schultern und Bruſtanfang dicht am Halſe weich und fließend niedergeringelt. Vollſtändiger erhalten iſt der Eros des Praxiteles in der Neapolitaniſchen Statue des Amor, welcher in der einen Hand den Bogen hält, während er ſich mit der anderen auf den Köcher ſtützt. — Demſelben Typus angehörig iſt

der Elginſche Eros.

leider gleichfalls arg verſtümmelt; beide Vorderarme, Kopf und rechter Fuß von der unteren Wade an ſind verloren. Aber auch ſo noch iſt er eine Zierde des britiſchen Muſeums, wohin ihn Lord Elgin aus Athen gebracht. Ueber der Bruſt ſieht man das Gürtelband des Köchers. Das Haargelock iſt nur an Nacken, Bruſt und Schultern noch in ſeinen letzten Ringeln ſichtbar. Ein Baumtrunk dient zur Stütze des himmliſch ſchönen, ſchmalen, faſt hüftenloſen Leibes, von deſſen ſanfter Schlankheit die meiſten Zeichnungen keinen Begriff geben. Am rechten Standbeine bemerkt man bei dem unteren Theile jene leiſe Bogenſchweifung, welche

den Eindruck des zierlich Fließenden in der ruhenden Gestalt bei so vielen alten Statuen erhöht.

Verschieden von diesen Darstellungen ist der bogenspannende Amor des Lysippus, ein Bronzebild, gleichfalls zu Thespiä, von dem uns in dem berühmten Amor des Kapitols, sowie zu Florenz und Venedig, noch Marmorkopien erhalten sind.

Der Dionysische Kreis.

Der heiter gewaltige Naturgott Dionysos ist die Personifikation jener dämonischen Naturmacht des Weins, welche Gemüth und Sinne überwältigend, den Menschen aus der Ruhe des klaren Selbstbewußtseins herausreißt. Die alten Künstler haben das Walten jener Naturmacht mit ihren Wirkungen auf den menschlichen Geist in einem eigenen Kreise dionysischer Gestalten, der Satyrn und Silene, der Bacchantinnen und Centauren u. s. w. verkörpert; am edelsten in dem Gotte, um dessen erhabene Gestalt sich jene wie ein eigener Olymp versammeln. Dieser Bacchus der älteren Kunst vor Praxiteles war die majestätische priesterliche Gestalt des Dionysos. Das Antlitz, umschattet von der Fülle der Hauptlocken und des sanftfließenden Bartes, verbindet priesterliche Würde mit sinnlicher Heiterkeit, wie wir beide wohl noch an den Gestalten italischer Kirchenfürsten wahrnehmen. Er ist bekleidet mit dem orientalischen Faltenreichthum des bis zu den Füßen herabfallenden Gewandes, — der sogenannte indische Bacchos Bassareus. Seine Darstellung ist uns erhalten in der Hauptstatue des Gottes, dem sogenannten

Sardanapallos

des vatikanischen Museums, so benannt nach einer griechischen Inschrift dieses Namens am Saume des oberen Gewandes. Sie ward gefunden bei den Ruinen einer Villa bei Tusculum in einer von Karyatiden ge-

tragenen Nische. Ursprung und Deutung des Namens sind dunkel, das Werk selbst vielleicht auf Praxiteles zurückzuführen, der, obschon Begründer des neuen Bacchusideals, doch auch den älteren Gott gebildet haben soll. Die Statue ist gegen siebenthalb Fuß hoch, aus pentelischem Marmor, im alterthümlichen Style, anerkannt die schönste Darstellung des bärtigen Dionysos. Das lange Haupthaar, von der sonst nur Frauen eigenen Mitra gehalten, fließt in weiten Wellenlinien, wie von Salben triefend, über die Schultern nieder. An diese Gestaltung dachte Sophokles, wenn er den Dionysos »mit goldener Weibermitra geschmückt« nennt. Ein langer Bart sinkt bis zur Brust herab auf das Gewand, das den ganzen Leib bis über die Füße verhüllt. Durch die schmal gezogenen Falten wollte der Künstler anzeigen, daß das Untergewand als aus den feinsten Stoffen gewebt zu denken sei. Bewunderungswürdig ist der Faltenwurf, der trotz des großen Umfangs der verhüllenden Gewandung doch den Formen des Körpers auf das Genaueste entspricht. Neu ist der rechte Arm, welcher sonst wohl den Thyrsus hielt. Der Kopf dieses älteren bärtigen Dionysos, welcher noch in vielen Büsten, am schönsten in einer Herkulanischen Bronzebüste, erhalten ist, galt früher bei den Antiquaren oft für ein Portraitkopf Platon's. —

Praxiteles war es, der als kühner Neuerer in der Kunst das Ideal des jugendlichen Dionysos erschuf, wie ihn der Dichter des sechsten Homerischen Hymnus geschaut hat —

— einem Jünglingsmanne vergleichbar,
Prangend in erster Blüthe und üppiger Fülle der Locken.

Sein Erzbild dieses jugendlichen Gottes, das zu Elis stand, die Locken mit Epheu umkränzt, die Rehhaut um den Leib gegürtet, heiter lächelnden Angesichts, das Auge klar und doch voll schwärmerischer Gluth, wurde das Vorbild für die vortrefflichen uns erhaltenen Vorstellungen, als deren schönste Visconti mit Recht die zwei Statuen des Vatikan und des Louvre bezeichnet.

Marmortorso des vatikanischen Bacchus.

im Museo Pio Clementino befindlich, ohne Plinthe $1\frac{1}{2}$ Palme hoch Arme und Beine sind ergänzt.

Keine Zeichnung und keine Rede vermag, wie Visconti sagt, die Schönheit dieses Marmorwerks auszudrücken oder auch nur andeutend die Weichheit und saftige Fülle (morbidezza e carnosità) des Marmors und die Zartheit der Umrisse vor Augen zu stellen, »die gleichsam unmerklich über den herrlichen Leib hinfließend, und sich dem Auge wie der Hand entziehend, durch ihre Magie dem Marmor den Schein athmenden elastischen Lebens verleihen.« Auch in der verstümmelten Gestalt waren Gypsabgüsse dieser herrlichen Statue von jeher das Entzücken der Künstler, und Mengs erquickte daran die letzten Jahre seines Lebens. Das weiche Ineinanderfließen der Körperformen, die Rundung der Hüften sind Andeutungen der halbweiblichen Natur des Gottes, und die Züge des Angesichts haben jenes Gemisch einer seligen Berauschung und einer unbestimmten dunklen Sehnsucht, das der volle Weinlaubkranz des Haupthaars noch mit seinen Schatten verstärkt. Von dem weinbekränzten Haupte fluthet die Fülle der Locken über Hals und Schultern sanft hernieder. Bei seinem Anblick erkennt man die Wahrheit der Winckelmann'schen Schilderung des Bacchusideals der Alten: »ein schöner Knabe, welcher die Grenzen des Frühlings und der Jünglingschaft betritt, bei welchem die Regung der Wollust wie die zarte Spitze einer Pflanze zu keimen beginnt, und welcher zwischen Schlummer und Wachen in einem entzückenden Traume halb versenkt, die Bilder desselben zu sammeln und sich wahr zu machen anfängt; seine Züge sind voll Süßigkeit, aber die fröhliche Seele tritt nicht ganz ins Gesicht.« Der Schöpfer des Urbildes, Praxiteles, hat in der That hier das unvergleichliche Muster geliefert von einem männlichen Körper höchster, aber etwas an das Weibliche streifender Schönheit. Dieser Statue zunächst an Kunstwerth idealer Bildung steht nach Visconti (Werke IV, S. 81):

der Bacchus des Louvre.

aus parischem Marmor, achtehalb Fuß hoch, gefaßt als Sorgenbrecher, als Lyäos, mit leichtem Rauschanfluge; denn die Darstellung des trunkenen Gottes kam erst später auf, und wurde von den Kunstrichtern entschieden gemißbilligt. Doch haben auch wir noch Beispiele einer solchen, wie den trunkenen von einem Faun gestützten Dionysos der vatikanischen Sammlung.

In der Statue des Louvre aber sehen wir den Schönsten von Zeus' Söhnen vor uns, wie Ovid den Bacchus nennt. Der Epheukranz, wie ihn zur Kühlung der Stirn die Alten beim frohen Trinkfeste trugen, überschattet die von einem Diadem geschmückte Stirn. In langen Ringeln fällt das weiche Haar auf die Achseln hinab, der gänzlich unverhüllte Leib lehnt sich anmuthvoll an einen Baumstamm, um welchen sich ein Weinstock schlingt.

Neben diesen beiden besitzen wir noch zahlreiche andere Statuen des Dionysos, die jenen an Schönheit wenig nachgeben. Ein jugendlicher Bacchus des Louvre mit der Nebris (dem Rehfell) bekleidet, eine Marmorstatue des Museums zu Neapel, sowie zwei Marmorgruppen des britischen Museums, von denen die eine den halb in einen Weinstock verwandelten Ampelos, die andere einen Eros neben dem Gotte zeigt, verdienen besondere Erwähnung. Am erfreulichsten aber offenbart sich uns die Idee dieses jüngeren Dionysos in jenen Reliefdarstellungen, wo der Gott allein oder an der Seite seiner himmlischen Braut, umgeben von seinem Gefolge, auftritt, weil hier das liebliche Ideal im Kontraste der wildtanmelnden Mänaden und der frechen muthwilligen Faunen und Satyrn, in um so sanfterem Lichte erscheint. Vielleicht sind auch diese Gebilde auf Praxiteles zurückzuführen, der den ganzen schwärmenden Zug des Gottes in einer umfassenden Gruppe darstellte.

Zu diesem gehörte nun jene Fülle von Gestalten der Bachantinnen, der Thyaden und Mänaden (der schwärmend Begeisterten, Rasenden), der

Pane, Satyrn und Silene, in denen die schöpferische Phantasie der griechischen Kunst die rein sinnliche Natur des Menschen künstlerisch auszudrücken suchte. Hier, in diesem Karneval sinnlicher Lust und Ausgelassenheit, erblicken wir den Gegensatz zu jener Richtung, welche in den Götter- und Heroenidealen den Ausdruck suchte und fand für das höchste Ideal des Menschlichen und seine Steigerung zu göttlicher Erhabenheit. Die hellenische Phantasie steigt hier »in der entgegengesetzten Richtung zum Thierischen hinab, ohne doch in diesem völlig aufzugehen.« Die engere oder losere Verknüpfung der menschlichen mit der thierischen Gestalt wird bedingt durch die Absicht des Künstlers, die sinnlichmenschliche Natur in stärkeren oder milderen Zügen darzustellen. Der thierischen Natur am nächsten stehen die Pane und Panisken. Praxiteles schuf die typische Bildung dieser ziegenfüßigen, krummnasigen, gehörnten Waldteufel der Alten, deren harmlose Possierlichkeit Feuerbach so treffend bezeichnet, wenn er sie die Polichinelle des Dionysischen Himmelreichs nennt. Praxiteles hatte einen solchen zu einer heiteren Gruppe verknüpft. Er war dargestellt, einen heimlich entwendeten Weinschlauch schleppend, neben ihm lachende Nymphen, die ihn überrascht bei dem Bemühen, das diebisch entwendete Gut an einem stillen Plätzchen heimlich zu genießen. In diesen Gestalten hat sich der Humor der alten Kunst ein unerschöpfliches Genüge gethan, und die rauhe Wald- und Hirtennatur mit ihrer Lust an Musik, Tanz und sinnlichem Genuß, tritt uns noch jetzt in zahlreichen Darstellungen buntester Art entgegen. Als Syrinxbläser und Tänzer, mit Nymphen in verliebtem Streite, hier einen vollen Weinschlauch tragend, dort einem geöffneten wacker zusprechend, bald von Satyrn und Nymphen geneckt, bald einem Satyr irgend welchen Dienst leistend, sehen wir die wunderlichen Pansgestalten in den mannigfaltigsten Situationen dargestellt. So gaben sie dem Künstler oft Motive zu sinnvollen Brunnenfiguren, wie die reizende Gruppe, in welcher ein Pan einem Satyr, der sich beim Tragen eines Weinschlauchs einen Dorn in den Fuß getreten hat, denselben geschickt aus dem Fuße zu ziehen bemüht ist. Während der letztere mit spitzen Fingern und zugleich den Schmerz der Wunde

durch Blaſen mildernd, am Werke iſt, entſtieht dem zu Boden gefallenen Satyr der Wein aus dem geöffnet neben ihm liegenden Schlauche. Dieſe Darſtellung finden wir im Louvre und im Pio Clementiniſchen Muſeum des Vatikan. Die ſchönſte Panſtatue aus Marmor iſt in der Sammlung des Grafen von Leiceſter zu Holkham in England.

Höher als die Pane ſteht die Kunſtbildung der Silene und der Satyrn oder Faune. Die letzteren erhob Praxiteles zur Idealgeſtalt durch ſeinen berühmten

Satyr periboëtos,

der uns in zahlreichen, zum Theil vortrefflichen Kopien, beſonders in den Muſeen des Vatikan und des Kapitol erhalten iſt. Winckelmann kannte von demſelben über dreißig Wiederholungen, von denen ſich zwei im Berliner Muſeum vorfinden. Das Original des Praxiteles war aus Bronze; und noch zu Pauſanias' Zeit ſtand es in der Tripodenſtraße zu Athen. Die ſchönſte Kopie, an deren Behandlung man noch jetzt die deutlichſten Spuren bemerkt, daß der Bildhauer nach einem Erzoriginale gearbeitet, iſt der ſogenannte

Kapitoliniſche Faun,

auch »der ausruhende« genannt. Wir ſehen eine reizende Jünglingsgeſtalt, auf dem linken Fuße aufruhend, das rechte eingebogene Bein etwas zurückgezogen, mit dem rechten Arme, der die Flöte hält, bequem auf einen Baumſtamm, die linke Hand mit der äußeren Fläche läſſig gegen die Hüfte geſtützt. Das ſchöne, nach links geneigte Haupt ſcheint wie verloren im ſinnenden Nachgenuſſe der Melodie, welche er eben ſeinem Inſtrumente entlockt hat. Vielleicht auch lauſcht er dem Echo ſeines Spiels, oder den antwortenden Tönen eines fernen Genoſſen. Die ganze Geſtalt iſt ein unbeſchreiblich ſüßes, in ſich verſenktes Ausruhen, ein träumeriſches Lauſchen, ſo recht das Bild heiterer ländlicher Sommer-

ruhe, wie es in der Geſtalt irgend eines wirklichen griechiſchen Hirtenjünglings zuerſt dem Auge des Künſtlers das Motiv gab zu ſeiner idealen Schöpfung. In dieſer iſt alles Wilde und Schreckhafte der älteren Satyrgeſtalt verſchwunden, und von den Andeutungen der thieriſchen Natur ſind nur die geſpitzten Ziegenohren beibehalten. Dennoch iſt der Künſtler in der Idealiſirung wieder nicht ſo weit gegangen, daß er den ländlich bäueriſchen Charakter in Stellung und Behaben der Figur, wie im Ausdruck des Geſichts verwiſcht hätte. Nur ein Pantherfell, das ſich von der rechten Achſel quer über die Bruſt nach der linken Hüfte zieht, dient als Bekleidung der ſonſt völlig nackten Geſtalt. Der Ausdruck läſſigen Ruhens wird noch vermehrt durch die, der Neigung des ganzen Körpers entgegengeſetzte, Senkung und Wendung des Hauptes. Dieſer »ruhende Satyr« war es, den nach der früher erzählten Künſtlerſage Praxiteles ſelbſt neben ſeinem Eros unter allen ſeinen Arbeiten am höchſten ſchätzte, und noch jetzt laſſen uns die erhaltenen Kopien die Vortrefflichkeit des Originals ahnen, das im ganzen Alterthume nicht ſeines Gleichen hatte.

Die dürftige Satyrgeſtalt iſt beſonders unter dem Typus des Silen bekannt, der bald als väterlicher Pfleger und Lehrer des Kindes Dionyſos, das er auf den Armen hält, bald als eine Art Dionyſiſcher Fallſtaff, als lebendige Verkörperung des Weinſchlauche, an Brunnen und Waſſerkünſten dargeſtellt wurde. Von der erſteren Art iſt unter mehreren gleichen Gruppen am berühmteſten

der Borgheſiſche Silen mit dem Bacchuskinde,

gefunden in den Gärten des Saluſt zu Rom, jetzt in der Sammlung des Louvre, ſechs Fuß hoch, aus griechiſchem Marmor. Silen mit dem linken Arme auf einen Ulmenſtamm geſtützt, an dem ſich Weinlaub hinaufſchlingt, hält in ſeinen Armen das heitere Kind Jupiter's und der Semele, das ſeinen Pfleger liebevoll anblickt und ſeine kleine Hand liebkoſend gegen den Bart des Alten erhebt, der hinwiederum mit freudiger Zärtlichkeit das epheubekränzte Haupt zu dem Kinde hinneigt. Ge-

krümmte Nase, Ziegenohren und das Schwänzchen am hinteren Theile bezeichnen den ländlichen Gott, während das lockige Haar, der kurze Bart, der kräftig schlanke Gliederbau im Kontrast zu der beginnenden Glatze, die sehr prononcirten Adern und Muskeln und die feine elastische Haut einen Körper darstellen, an dem zwar die Spuren des Alters bereits sichtbar sind, aber eines solchen, qui peut convenir, wie Visconti sich ausdrückt, à un vieillard immortel. Wir haben in diesem auch technisch höchst vollendeten Werke — die Beine gelten für die besten der alten Bildhauerkunst — offenbar das Original eines Künstlers vom ersten Range, und sehr wahrscheinlich jene von Plinius bewunderte Gruppe zu Rom, deren Meister er aber nicht mehr kannte, und deren Motiv er mit den Worten beschreibt: »Silen, der ein weinendes Kind beruhigt.« Auch bei dieser Darstellung, wie bei dem ruhenden Faun, gehört das ursprüngliche Motiv der Wirklichkeit an; der Künstler schuf nur nach, was ihm die Beobachtung bot; er bildete die Vaterzärtlichkeit des Hirten oder Bauern um zu der Phantasiegestalt religiöser Dichtung, die in seinem Volke lebendig war. Dies ist der Gang aller Kunst, daß sie in ihren Gestaltungen vom Ungeheuerlichen, Phantastischen, Außerweltlichen fortschreitet zur Entwickelung des Naturgemäßen, Wirklichen, Menschlichen, und so auf ihrer höchsten Vollendungsstufe die Erinnerung an die früheren Bildungen nur noch in einzelnen untergeordneten Formen andeutend aufbewahrt. Das Naturleben in Feld und Wald, das ländliche Dasein mit seinen Freuden und Leiden, seiner Arbeit und seinen Festen, seiner bachischen Lust an Tanz und Musikgenuß, im neckisch derben Verkehr der Geschlechter, bei dem fröhlichen Keltern des Weins, oder auf der Jagd im Bergwalde — dies ganze Leben mit all' seiner trunkenen Ausgelassenheit, die gelegentlich auch wohl zu tüchtiger Rauferei den Anlaß giebt, haben die griechischen Künstler mit bestem Humor in zahllosen Gestaltungen unter der Form ihres Faunen-, Satyrn- und Panenwesens dargestellt.

Kreis des Apoll und der Diana.

Praxiteles hat, wie die Meister der älteren Schule, faſt nur Götter oder Heroen gebildet. Neben den Kreiſen des Gros und Bacchus war es vornehmlich der Kreis des Apollon und der Artemis, dem er ſeine ſchöpferiſche Kraft zuwandte. Berühmt war beſonders ſeine Artemis zu Anticyra. Er verlieh der Göttin jene Schlankheit der Proportionen, durch welche ſie ſelbſt die größte Frauengeſtalt zu überragen ſchien, wie ſie bei Homer (Odyſſee VI, 101) zur Freude der Mutter vor allen Nymphen »an Haupt und herrlichem Antlitz hervorragt,« leicht zu erkennen im Schwarme, mit dem ſie jagend dahinzieht

Ueber Taygetes' Höh'n und das Waldgebirg Erymanthos,
Und ſich ergötzt, Waldeber und flüchtige Hirſche zu jagen.

Die ältere Kunſt hatte die Göttin auch als Jägerin im langen, bis zu den Füßen reichenden Gewande dargeſtellt. So erſcheint ſie in der ſchönen Dianenſtatue des Vatikan und in der herrlichen, 5 Fuß 7 Zoll hohen

Diana Colonna

des Berliner Muſeums, ſo genannt von der römiſchen Fürſtenfamilie, aus deren Palaſt ſie in jene Sammlung überging. In langem Gewande, deſſen übergeſchlagenes Obertheil die Bruſt doppelt bedeckt, den Bogen in der Linken, die rechte Hand im Begriff, nach dem Köcher ſich zu heben, ſchreitet die nächtliche Göttin einher. Doch iſt dieſe Ergänzung wohl minder richtig, als jene andere, nach welcher ſie urſprünglich die leuchtenden Fackeln der Nacht führte. Dem einfachen Adel dieſer ächt griechiſch empfundenen Statue entſpricht die wunderbare Schönheit des Kopfes, der vollendet erhalten iſt, durch die jungfräuliche Anmuth und Friſche ſeiner edlen Züge. Vor Allem iſt es die Bildung der Lippen und des unſagbar feinen Mundes, an der ſich die Wahrheit jenes antiken Kunſt-

urtheils bewährt, welches den Mund der Praxitelischen Diana (osculum quale Praxiteles Dianam habere credidit, sagt der alte Kunstkenner Petron) den schönsten nannte.

Aber Praxiteles ging noch weiter in seiner Neuerung. Nicht nur, daß er den herberen Zügen des älteren Ideals diese mildere Schönheit verlieh, — er änderte auch in seinem Ideale der »jagdfrohen Göttin« jene ältere Tracht, um die leichte Schlankheit und freie Beweglichkeit der Gestalt noch ausdrucksvoller hervorzuheben. Der kurze dorische Chiton wird bis zum Knie aufgeschürzt, und so erscheint nun Artemis als das höchste Ideal der dorischen, wie Athene als Ideal der attischen Jungfrau. So steht sie vor uns in jenem Werke, das zu den schönsten Antiken überhaupt gehört, und zugleich das vollendetste Bild ist der jungfräulichen Waldesgöttin, — in der weltberühmten

Diana von Versailles,

dem würdigen Seitenstücke zu dem Belvederischen Fernhintreffer Apollon. Wie bei diesem die Ruhe in der majestätischen Bewegung, so ist hier die lebendige Bewegung selbst das Ziel, auf dessen Ausdruck Alles hinstrebt. Das nach rechts gewendete Haupt, dessen fernspähender Blick das Wild erschaut, der über die Schulter zurückgebogene Arm, dessen Hand schon den Pfeil berührt, der das erschaute zur sicheren Beute machen soll, der zum Laufschritt gehobene rechte Fuß, die kniehoch geschürzte Gewandung, in deren fliegenden Falten die Bewegung rauscht, der Köcher selbst, der nicht gerade herunterhängt, sondern auf der Schulter zu schweben scheint, so daß die goldenen Pfeile in dem zurückgeschwungenen Behälter erklingen — das Alles kündet und ist lebendigste Bewegung. Die Gewandung vor Allem ist voll fluthenden Lebens. Man glaubt ihre Falten im Winde wehen zu sehen. Auch die springende Hirschkuh zur Linken der Göttin vermehrt diesen Ausdruck eilender Bewegung, der selbst in den leise aufwärts gezogenen Haarlocken sichtbar ist. Hals und Kopf sind schmal und fein, der Kopf in seiner Kleinheit nur mit dem der

Medizeiſchen Venus vergleichbar. Der Geſichtsausdruck iſt ſtrenge Ruhe, ſtolze Erhabenheit einer herben unerſchloſſenen Weiblichkeit; dieſe Lippen haben den ſchönen Schäfer Endymion noch nicht geküßt. Aber von dem Zorn, welchen manche Erklärer des Werks, wie Graf Clarac, in dieſen Zügen wahrzunehmen glauben, iſt keine Spur vorhanden. Auch iſt es ſehr wunderlich, daß ſich die Hirſchkuh, wie es in dem Clarac'ſchen Kataloge heißt, »unter den Schutz der Jagdgöttin flüchten« ſoll. Das Motiv hat eine ganz andere Bedeutung. Der Künſtler brauchte daſſelbe, um in der aufſpringenden Hirſchkuh mit ächt antiker Naivetät den Gegenſtand auszudrücken, den der ſeitwärts von der Richtung ihrer eilenden Schritte abgewendete Blick ſoeben erſchaut, und der ihre Hand zum Köcher führt. So ſicher iſt das Geſchoß der pfeilerfreuten Göttin, das Alles, was ihr Blick erſchaut, ihr auch ſchon als gewiſſe Beute gehört. Dies iſt eine ebenſo einfache, als der antiken Weiſe gemäße Symbolik, während die »ſich unter den Schutz der Jagdgöttin flüchtende« Hirſchkuh eine Albernheit iſt. — Die Beine der Göttin ſind ſchlank bis zur Magerkeit. Die weibliche Fülle der Wade iſt ganz geſchwunden. Alles iſt elaſtiſche Sehne und ſpringender Muskel. Doch kommt etwas von dieſer allzuknappen Herbheit der Formen auf Rechnung der Ueberarbeitung, welche das Werk durch einen franzöſiſchen Bildhauer erlitten hat *).

Apollo Sauroktonos.

Keins unter allen Werken des Praxiteles iſt ſo ganz geeignet, uns die Art und Weiſe zu verſinnlichen, in welcher dieſer geniale Künſtler glückliche Motive der alltäglichen Wirklichkeit zu benutzen wußte, um ſie irgend einem der im helleniſchen Volksbewußtſein lebenden Götter in der Darſtellung anzupaſſen, als der in mehreren trefflichen Kopien auf uns gekommene ſogenannte Apollo Sauroktonos, der Eidechſentödter.

*) Vergleiche die Schilderung in: Zwei Monate in Paris, Th. I, S. 148—153.

Denken wir uns den Künſtler, wie er Feld und Wald ſeines ſchönen Heimathlandes durchſtreifend einem ſolchen Motive begegnet. Ein nackter Hirtenknabe in behaglicher Sommerruhe, an einen Baum gelehnt, erblickt eine Lacerte, die ſich luſtig an dem Stamme hinaufſchlängelt. Halb muthwillig, halb im Ernſte verſucht er mit einem Stäbchen oder Pfeil, ob es ihm wohl gelinge, das ſtutzende Thierchen zu treffen. Der Künſtler erblickt die reizende Stellung des Knaben, das anmuthige Motiv der lauernden Haltung und — vor ihm ſteht die Idee des Werks, das uns noch heute entzückt; und die Sage von der orakelſpendenden Kraft, welche nach dem Glauben der Hellenen der Eidechſe, wie allen in der Tiefe der Erde hauſenden Thieren innewohnte, verleiht ſeiner Schöpfung den Namen des jugendlichen Orakelgottes, unter dem ſie uns Plinius nennt, und den ſie noch heute trägt. Ganz realiſtiſch aber, als reines Genrebild faßte die Gruppe ſchon der römiſche Dichter Martial in dem auf ſie bezüglichen, überaus feingefühlten Epigramme, das ſeinen griechiſchen Urſprung nicht verleugnet:

Zu dir ſchlüpft ſie heran, die Lacerte, o lauernder Knabe,
Schone ihr Leben, ſie giebt's ſelber ja dir in die Hand.

Damit iſt eigentlich die ganze Situation dieſes reizenden geiſtreichen Werks ausgeſprochen. Das Original war in Bronze, eine Bronzekopie mit ſilberausgelegtem Diadem befindet ſich in Villa Albani, zwei andere in Marmor ſieht man im Muſeum Pio Clementinum des Vatikan und im Louvre. Die letztere, aus pariſchem Marmor, iſt vortrefflich erhalten. Die größere Schlankheit der jugendlicheren Leibesformen abgerechnet, hat die Haltung des Leibes und die Stellung der Füße viel Aehnlichkeit mit dem ruhenden Faun deſſelben Meiſters. Wie er aber in dieſen Geſtalten die reizende Jugendlichkeit des menſchlichen Leibes verklärte, ſo wußte er auch die hohe Würde und den milden Ernſt in ſeinem Ideal der allnährenden Mutter, der Demeter (Ceres) auszudrücken, als deſſen Vollender ihn das Alterthum nennt. Seine Demeter ſah Plinius in den Servilianiſchen Gärten zu Rom, und noch heute iſt dort

die Ceres der Villa Borghese

die zuverläſſigſte und am vollſtändigſten erhaltene Statue dieſer Göttin unter den zahlreichen, meiſt ſehr unſicheren Ceresbildern unſerer Muſeen. Der erhobene freundliche Kopf, von einem Diadem und einem Aehrenkranze umgeben, kommt in ſeinen Formen der Juno am nächſten, nur daß die Züge des Antlitzes durch den ſanfteren mütterlichen Ausdruck unterſchieden ſind von dem Charakter der ſtolzen Königin des Olympos. Als koloſſales Tempelbild, nahe an zehn Fuß, ſteht ſie vor uns in der

Ceres des Vatikan,

im Pio Clementiniſchen Muſeum, zugleich ein Muſterbild der Behandlung des Koloſſalen. Alle Umriſſe ſind beſtimmt und fernher wahrnehmbar, während doch in der Nähe nichts roh oder vernachläſſigt erſcheint. Beſonders die Parallellinien der Gewandfalten ſind ſo verſtändnißvoll geordnet, ihre Dimenſionen ſo geſchickt variirt, daß ſie, ohne in der Entfernung den Blick zu verwirren, auch noch die Hauptformen des Nackten vortreten laſſen, während ſie von nahe betrachtet als vollendete Naturnachahmung erſcheinen. Die Geſtalt iſt bekleidet mit einer einfachen, unter der Bruſt gegürteten langen Tunika, darüber als Obergewand ein ebenfalls gegürteter Peplos, der dem ganzen Gange des Untergewandes folgt. Die Kräftigkeit der ſtarkbrüſtigen Geſtalt entſpricht ganz der Schilderung des Dichters Lucrez in den Worten:

> Aber ein Weib, breitbrüſtig und ſtark iſt Ceres, des Bacchus Freundin. —

Aus der Zeit, in welcher es Sitte war, den kaiſerlichen Frauen die Attribute von Göttinnen zu geben, ſind uns eine Livia und eine Julia als Ceres, die letztere im Louvre, erhalten.

Niobe und die Niobiden.

Praxiteles, dieſer »Dichter in Marmor und Erz«, wie die alte Welt keinen mehr nach ihm geſehen, er, der die ganze Götterwelt des Olymp mit ſeinen Werken umfaßte und die lieblichſten Ideale der Schönheit, Lebens- und Liebesluſt, Eros und Aphrodite, Dionyſos und Apollon den Knaben, zuſammt jener heiteren Welt der Faunen und Satyrn ins Daſein rief — er war es auch, der den tiefſten Schmerz des Lebens verklärend darzuſtellen die Kraft beſaß. Wie er das Leid der tochterberaubten Mutter dargeſtellt hatte in ſeiner Demeter Kataguſa, die ihre geliebte Proſerpina ſelbſt hinab zum Hades geleitete, ſo wußte er in ſeiner »Niobe mit den ſterbenden Kindern«, wie Plinius die Gruppe nennt, dem erhabenſten Schmerze, wie ihn ein ungeheures tragiſches Geſchick hervorruft, einen Ausdruck zu verleihen, der noch heute nach Jahrtauſenden die Herzen der Menſchen zu tiefem Mitgefühl bewegt.

Schon zu Plinius Zeit war man ungewiß darüber, ob Skopas oder Praxiteles die Gruppe der Niobe geſchaffen. Natürlich kann es uns jetzt noch weniger einfallen, da Gewißheit geben zu wollen, wo ſchon vor Jahrtauſenden Zweifel waltete. Wir mögen indeſſen auch aus dieſem Zweifel etwas, und zwar etwas Wichtiges lernen. Einmal, daß zwiſchen beiden Künſtlern in Styl und Ausdrucksweiſe eine ſehr nahe Verwandtſchaft herrſchen mußte, um ſolches Schwanken des Urtheils der alten Kunſtkenner auch nur möglich zu machen. Sodann zweitens, daß die Beſcheidenheit der Alten in ſolchen Sachen des äſthetiſchen und kunſthiſtoriſchen Urtheils weit entfernt war von der Zuverſicht ſo mancher modernen Antiquare, welche ein paar Jahrtauſende ſpäter es ſogar für möglich halten, bei einem alten Statuenfragment zu beſtimmen, ob es wirklich von dem uralten Künſtler Endöos, dem Zeitgenoſſen Solon's, herrühre oder nicht *).

*) Dieſe heitere Zuverſicht z. B. beſitzt der Verfaſſer der ſonſt ſehr tüchtigen »Geſchichte der griechiſchen Künſtler«, H. Brunn (I, S. 98. 99).

Was den Praxiteles betrifft, so wissen wir jedenfalls, daß die Gestalt der Niobe eins seiner schönsten Werke war. Ein griechischer Dichter singt von demselben:

Götter verkehrten zum Stein mich Lebende, aber aus Stein hat
Wieder Praxiteles mir Seele und Leben verliehn.

Zu Plinius Zeit schmückte die Gruppe der Niobe und ihrer Kinder, wie dieser Autor erzählt, einen Apollotempel, den ein Unterfeldherr des Antonius erbaut und für den er nach römischem Brauche aus irgend einer griechischen Stadt diese Statuen geraubt hatte. Ob dieselben innerhalb des Tempels in einem Halbkreise aufgestellt, oder im äußeren Giebelfelde angebracht waren, läßt sich aus den Worten des Plinius nicht entscheiden. Aufgefunden wurden die Reste im Jahre 1583 bei dem Thore San Giovanni in Rom. Jetzt stehen sie in einem eigenen hellen großen Saale der Uffiziengallerie zu Florenz, wohin sie im Jahre 1772 versetzt wurden.

Allbekannt ist die Sage von dem tragischen Geschick der Niobe, dieser Mater dolorosa des griechischen Alterthums. Es klingt durch diese Sage jenes düstere Wort der Alten vom Neide der Götter über allzugroßes Glück der Sterblichen, wenn deren Demuth nicht den Sinn der Himmlischen wendet. Niobe, die Tochter des Tantalos und Schwester des Pelops, war aus einem Geschlecht, das vor allen anderen die Gewalt der Uebermuth strafenden Götter erfahren sollte. Sechs herrliche Söhne und ebensoviel blühende Töchter hatte sie, wie Homer (Il. XXIV, 602 u. folg.) singt, ihrem Gatten, dem Könige Amphion von Theben, geboren. Da vermaß sie sich, im Stolz auf ihr Glück, gleich zu sein der Latona, die ja nur zwei Kinder, Artemis und Apollon, geboren; —

Darob ergrimmten die Zwei und vertilgten sie alle, —

Apollon die Söhne, Artemis die Töchter, mit ihren Geschossen. Nur die Mutter allein blieb übrig, aber vom Schmerz betäubt ward sie zu Stein.

Die Poesie hatte diesen hochtragischen Stoff frühzeitig behandelt, und noch jetzt besitzen wir Fragmente der Niobetragödien von Aeschylos

und Sophokles. Aber auch die bildende Kunst hatte sich denselben nicht entgehen lassen. Schon Phidias hatte mit der Darstellung dieses strengen Götterstrafgerichts den Fußschemel seines olympischen Zeus geschmückt, und es ist wohl glaublich, daß dieses Relief des Phidias Muster wurde für manche unter den zahlreichen Darstellungen desselben Gegenstandes, die wir noch heute auf antiken Sarkophagen finden. Aber erst dem Praxiteles war es aufbehalten, dieses Todesgeschick der Schönheit und Jugend neben dem heiligen Schmerze der Mutter in seiner großen statuarischen Schöpfung hinzustellen als ewige, nie verstummende Todtenklage. In diesem Werke glauben wir das schöne Heidenthum selber in seiner höchsten Blüthe und zugleich im Momente seines Unterganges festgebannt in Marmor zu erblicken, wie eine versteinerte Ballade, die nur des Dichters bedarf, um durch sein Zauberwort in lebendigen Tönen zu erklingen. Die Mutter und die erste Tochter hielt schon Winckelmann für die einzigen Reste alter Plastik, welche uns eine vollkommene Idee von der höchsten Blüthe reinster griechischer Kunst geben könnten. Seitdem sind Werke des Phidias selbst für die Welt neu entdeckt, aber diese Niobe allein ist durch sie in ihrer Herrlichkeit nicht gemindert worden. Vielmehr ist sie gerade seit dieser Zeit in ihr volles Licht getreten durch die Erkenntniß der richtigen Aufstellung in der Mitte eines Ganzen, welches mit der tiefsinnigsten Kunst verbunden war zu lebendiger beziehungsreicher Einheit. Von dieser Einheit läßt nun freilich die Aufstellung der Florentiner Statuen, welche in zwei Reihen an den Wänden eines Saals einander gegenüberstehen, keine Vorstellung gewinnen. Allein es ist ausgemacht, daß alle bis jetzt bekannten Figuren der Niobiden in den verschiedenen Museen Europas nur auf die eine, durch Praxiteles erfundene Gruppe zurückgehen, und daß alle Wiederholungen einzelner Figuren und Gruppen sich nur wie einzelne Rhapsodien zu dem Ganzen eines Epos verhalten. Dieses Ganze aber hat die Aufgabe gelöst, den Untergang eines blühenden Geschlechts, die erschütternde Strafe menschlicher Vermessenheit in einem Werke darzustellen, dessen Tragik, nach des Dichters Worten, »den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt«,

in einem Werke, deſſen Gleichen nicht wieder gedichtet worden iſt, ſeit ſein Schöpfer den Meißel aus der Hand legte, mit dem er dieſe marmorne Tragödie vollendet.

Dieſe Schöpfung des Praxiteles — von der uns die Originale jedenfalls noch in den Statuen der Mutter und zweier Töchter erhalten ſind, wenn wir auch in den anderen nur treue Kopien beſitzen — ſchmückte urſprünglich das Giebelfeld eines griechiſchen, dann, von den Römern geraubt, eines römiſchen Apollotempels. Hier verkündete ſie die Gewalt des Gottes und ſeiner Schweſter als der Rächer menſchlicher Ueberhebung. Die Aufſtellung, wie ſie pyramidaliſch in dem Tempelfrontiſpiz zu denken iſt, haben Cockerell und Welcker überzeugend nachgewieſen. Die königliche Mutter mit der zu ihren Füßen hinſinkenden, ihr Haupt im Schooße der Mutter bergenden jüngſten Tochter bildete den Mittelpunkt der ganzen Kompoſition. Sie iſt an der Schwelle des Hauſes zu denken. Von hier aus überſieht ihr Blick das grauſe Schauſpiel. Schon ſind einige der Kinder von den Pfeilen der unſichtbaren Rächer entſeelt zu Boden geſtreckt; die anderen fliehen von beiden Seiten her dem ſchützenden Dache zu, theils ſchon getroffen, theils entſetzenvoll ſich umſchauend nach den ſchwirrenden Todesgeſchoſſen; und in demſelben Momente, ehe noch eins die Schwelle erreicht hat, von welcher herab die Mutter das Entſetzliche überſchaut, iſt es auch ſchon vollendet, oder wird es doch im nächſten Augenblicke vollendet ſein. »Noch zwar erſcheint Alles in der lebhafteſten Thätigkeit. Nur zwei Söhne ſind völlig zum Tode niedergeſtreckt, wenige Kinder ſchwer verwundet, noch iſt Hoffnung vorhanden, daß dieſe Tochter glücklich entrinnt, jener Sohn die bedrängte Schweſter rettet, und das jüngſte Kind ſcheint im Schooße der Mutter ſicher geborgen. Aber während im Angeſicht der Söhne ſich noch Trotz ausſpricht und Bewußtſein der Kraft, in den Mienen der Töchter nur Angſt oder zärtliches Bangen, iſt im Angeſichte der ſchuldbewußten Mutter der Knoten ſchon gelöſt, das Schickſal entſchieden« *).

*) Vergl. Feuerbach: Nachgelaſſene Schriften III, S. 139.

Unendlich verſchieden iſt der Ausdruck der Niobe von den verſchiedenen Beurtheilern aufgefaßt worden. Während einige, wie Ramdohr, »ſtarre Furcht, entſeelte Angſt, den Uebergang zu ohnmächtig ſchlaffer Verzweiflung« wahrnahmen; andere, wie Schlegel, ihr Geſicht als »in Thränen ſchwimmend voll Angſt und Betrübniß« bezeichnen, ſpricht Feuerbach in ſeinem vatikaniſchen Apoll einen ganz entgegengeſetzten Eindruck aus. »Auf die ruhige kalte Maske ihres Hauptes iſt die ſchreckliche Gewißheit geprägt, daß die Rache des Himmels nun geſühnt iſt. Für keins ihrer Kinder iſt dieſe Mutter mehr vorhanden, wie keins ihrer Kinder mehr für ſie vorhanden iſt. Ihr Schirmen des jüngſten iſt nur bewußtloſe Nöthigung der Natur: ſie ſelbſt mit ihrem emporgerichteten Haupte iſt bereits die ſchweigende verſteinerte Niobe des Aeſchylus, die durchgeführte tragiſche Maske.« Keinen von dieſen Eindrücken kann ich ganz den meinigen nennen, obſchon jeder etwas Richtiges enthält. Denn in dieſem wunderbaren Werke iſt es der Kunſt gelungen, das Nacheinander der blitzſchnellen Uebergänge als ein Nebeneinander derſelben ſo darzuſtellen, daß neben den Empfindungen der von angſtvoller Verzweiflung erfüllten Mutter zugleich das Bewußtſein der Heroine, der Königin nicht verloren geht, welches ſich ſelbſt im Unterliegen gegen die allmächtigen von ihr beleidigten Götter behauptet. Ergebung in das Verhängniß liegt in ihrem zum Himmel gerichteten Blicke, aber ihre Hoheit rechtet ſelbſt wider ihren Willen mit den erzürnten Olympiern. Dieſe »Symbolik in einander übergehender Seelenzuſtände« iſt es, die nach Welcker's treffendem Ausdrucke uns in derſelben Geſtalt, bei der furchtbaren Ueberraſchung durch das erbarmungsloſe Geſchick, den natürlichen Muth und Stolz der hohen Frau noch in demſelben Momente ſchauen läßt, wo beide überwältigt zuſammenſinken werden. Sie iſt es, die uns zu gleicher Zeit den Ausbruch der Thränen, die nie verſiegen ſollen, die thätige großherzige Mutterhülfe, die Kraft, die dem Erſtarren nicht wehren, doch nicht zum Unterliegen kommen laſſen kann, vor die Seele führt. Wir ſehen noch die Niobe, die glücklich war, in der ſtolzen Haltung des Arms, in dem edlen Anſtande, der zur Natur ge-

worden durch Sitte und Gewöhnung; und zugleich, indem unſer Blick immer wieder von der Geſtalt und von der ganzen Gruppe auf das Antlitz als den Mittelpunkt des Ganzen zurückkehrt, fühlen wir, wie bald ſie in Thränen zerfließen wird. In der Tiefe dieſes erhabenſten Schmerzes, der die ganze Geſtalt durchzittert, ſehen wir gleichſam die Niobe vorgebildet, welche erſtarren ſoll zum einſamen epheuumrankten Felſen, von dem raſtlos rieſelnde Quellen herabrinnen, und deſſen Scheitel ewiger Schnee in ſeine Schleier hüllt.

Von den in Florenz aufgeſtellten Figuren gehören außer der Mutter und der jüngſten Tochter nur zehn zu der urſprünglichen Gruppe, fünf Söhne, vier Töchter und der Pädagog. Auszuſcheiden ſind ein Pferd, welches an derſelben Stelle gefunden wurde, und drei Figuren, von denen die eine als ein Diskuswerfer, die zweite als eine Pſyche und die dritte als eine Terpſichore erkannt worden ſind. Dagegen hat Thorwaldſen noch in dem ſogenannten Narciſſus der Florentiniſchen Sammlung einen verwundeten Niobiden entdeckt, und von den in mehreren Muſeen zerſtreuten Niobiden, welche todte oder ſterbende Söhne der Niobe vorſtellen, ſind, nach Feuerbach's Ueberzeugung, gewiß die Originalſtatuen von zwölfen derſelben mit der urſprünglichen Gruppe des Praxiteles vereint geweſen. Dieſe urſprüngliche Gruppe muß man ſich, ihrer Aufſtellung im Giebeldreieck gemäß, ſo vorſtellen, daß von der koloſſal gehaltenen Geſtalt der Mutter abwärts nach beiden Seiten die übrigen Figuren nach ihrer abnehmenden Größe geordnet waren, wo denn zwei Bilder todt niedergeſtreckter Kinder die Endpunkte des Dreiecks bildeten. Nach Welcker enthielt die Originaldarſtellung funfzehn Figuren, d. h. außer der Mutter und dem Pädagogen ſieben Söhne und ſieben Töchter, während Homer und die Epigramme, welche ſich auf das Schickſal der Niobe beziehen, nur von ſechs Paaren der Niobiden ſprechen.

Soweit wir die zu dem Ganzen gehörenden, noch vorhandenen Figuren überſehen, laſſen ſich dieſelben in vier Gruppen, von je zwei Perſonen, und in acht bis neun andere Einzelfiguren ſondern. Wie dieſelben in der urſprünglichen Kompoſition geſtellt geweſen ſein

mögen, das läßt ſich freilich nicht mehr bei allen mit Gewißheit beſtimmen. Doch möchte folgende Anordnung nicht allzuweit vom Richtigen entfernt ſein.

Erſte Gruppe. In der Mitte die Mutter mit der jüngſten Tochter. Das ſchmerzerſtarrte Haupt klagend zum Himmel gerichtet, hält ſie mit der Rechten das Kind, das ſich in ihren Schooß geflüchtet, während ſie mit der Linken das lange faltenreiche Mantelgewand in weiten Bogenwölbungen gegen das Haupt zieht. Sie iſt koloſſal gehalten, und indem ſie die Knie einbiegt, um das in ihren Schooß ſich bergende Kind aufzunehmen, über welches ſie ſich zugleich ſchützend mit dem Leibe vorbeugt, wächſt ihre Geſtalt, gerade indem ſie an Höhe zu verlieren ſcheint, in der Vorſtellung des Beſchauers noch über das wirkliche Maß hinaus. Die Niobe iſt 6 Fuß 5 Zoll hoch, der Belvederiſche Apoll noch um einen Zoll höher, aber ihre Formen ſind ſoviel größer angelegt, und die Wirkung jener eingebogenen Haltung, verbunden mit der maſſenhaften Gewandung, ſo mächtig, daß der Apoll ihr gegenüber geſtellt, wie zu München im Abguſſe, nur eben lebensgroß erſcheint. Der Kopf im Ganzen genommen, zeigt entſchiedene Aehnlichkeit mit dem herrlichen Haupte der Knidiſchen Venus zu Madrid, und ſpricht auch dadurch für Praxiteles als den Schöpfer der ganzen Gruppe.

Die drei anderen Gruppen vertheilen ſich nun folgendermaßen. Zur Linken der Niobe iſt die

zweite Gruppe: Der Pädagog mit dem jüngſten Knaben, auch die Gruppe von Soiſſons genannt, weil ſie dort in dieſer Zuſammenſtellung im Jahre 1830 gefunden wurde. Eine ſolche Nachbildung einzelner Figuren und Gruppirungen eines größeren Ganzen war bei den Alten ſehr gewöhnlich. Wie die jüngſte Tochter bei der Mutter, ſo ſucht der jüngſte Sohn bei dem Pädagogen Schutz und Hülfe. Eine gleiche Entſprechung zeigt ſich in den beiden anderen Gruppen, welche auf verſchiedene Seiten vertheilt zu denken ſind. Denn während zur Linken der Mutter in der

dritten Gruppe, welche nach einer antiken Gemme zusammengestellt ist, eine Schwester sich bemüht, in ächt weiblicher Selbstvergessenheit den neben ihr niedergestürzten Bruder schirmend mit ihrem hoch über die Schulter aufgezogenen Gewande zu decken, so sehen wir in der vierten Gruppe umgekehrt eine Schwester, verwundet niedergesunken auf das Knie ihres Bruders, der sie wie helfend um die linke Schulter faßt, während er mit dem um die Rechte gezogenen Gewande einen zweiten Pfeil von sich selber abzuwehren trachtet. Auch diese Gruppe ist zusammengesetzt nach einer ähnlichen des Vatikan, welche früher fälschlich als Cephalos und Prokris bezeichnet wurde. Der Parallelismus in diesen beiden letzten Niobidengruppen ist ebenso unverkennbar, wie die feine Seelenkunde, welche der Meister, der sie schuf, an ihnen bewährte. Die Bewegung des helfenden Bruders ist weit lebhafter, als die der Schwester. Er denkt noch zugleich an die eigene Gefahr, und sein Blick ist wie hülfesuchend über die Schwester hinaus in die Weite gerichtet. Die helfende Schwester der anderen Seite steht still bei dem aufs Knie gestürzten Bruder; ihr Antlitz ist allein auf ihn gerichtet, und die schützende und helfende Bewegung beider Arme und des Gewandes gilt nur ihm allein. Ebenso vortrefflich ist der Gegensatz der Empfindungen in den beiden Gefallenen ausgedrückt. Der tödtlich getroffene Niobide, die Rechte krampfhaft in die Seite, die Linke auf einen Felsblock gestemmt, blickt mit zornigem Trotze auf gegen den Himmel, woher unsichtbar das Verderben kam. Seine ganze Haltung ist trotzender Widerstand bis zum letzten Hauche. Ganz das Gegentheil die verwundete Schwester der anderen Gruppe. Still, wie eine geknickte Blume, sinkt sie nieder zu des Bruders Füßen, und das niedersinkende Haupt, der matt herabfallende linke, wie der rechte, dem Herabgleiten von dem haltenden Knie des Bruders nahe Arm, vereinigen sich zu dem sanften Bilde schmerzlicher Ergebung in ihr unschuldig erlittenes Geschick.

Zwischen der Mutter und dem Pädagogen stellen wir (9) eine Figur des Berliner Museums, welche dort den Namen einer Tochter der Niobe führt. Daß sie zu der Niobidengruppe gehört, ist nach Styl,

Anlage und Arbeit unbezweifelt. Aber ſchon Gerhard hat in ſeiner Beſchreibung der Statue bemerkt, daß dieſelbe keiner der zu dem großen Ganzen gehörigen Figuren völlig entſpricht. Ich ſehe in ihr die Geſtalt der Amme, welche als Begleiterin für die Töchter außer dem Hauſe ſo wenig fehlen durfte, wie der Pädagog für die Söhne. Für dieſe Erklärung der Figur ſprechen mehrere Umſtände. Ihr Profil iſt entſchieden ungriechiſch und zeigt die fremdländiſche, wenn auch fürſtliche Abſtammung dieſer Pflegerin der Königskinder, die im Alterthume wie eine zweite Mutter geehrt wurde. Ihr Alter ferner iſt längſt über die Jugendblüthe hinaus, und ſtatt als Tochter darf die Geſtalt dem Alter nach, vielmehr als eine ältere Schweſter der Niobe gelten. Dafür ſpricht auch die ſchon mehr geſchwundene Fülle der Formen, zumal des Buſens. Die ſtattliche Geſtalt, fünf Fuß acht Zoll hoch, aus griechiſchem Marmor, blickt mit einer Art wilden und doch ängſtlichen Zornes nach oben, entſetzt über die Gewalt, welche ihre edlen Königskinder zu verletzen wagt. Die Arbeit iſt *) auch in der breiten kühnen Behandlung völlig übereinſtimmend mit den unbezweifelt ächten Ueberbleibſeln der Gruppe zu Florenz. Die Bewegung des Schreitens iſt mäßig, wie bei einer, die da fühlt, daß das Verderben nicht ihr gilt.

Zur Rechten der Mutter und ihr zunächſt ſind zwei Töchter zu ſtellen. Die erſte (10) hat ſoeben, ſchon nahe der Schwelle, den tödtlichen Pfeil im Genick empfangen. Die linke Hand krampfhaft zurück über die Schulter gewendet, während die Rechte das zum Lauf emporgefaßte Kleid los läßt, ſcheint ſie dem Momente des Zuſammenbrechens nahe zu ſein. Wie dieſe Figur zuſammenzuckendes Einhalten, ſo iſt die ihr folgende andere (11) ganz flüchtige Bewegung. Hoffnung auf Rettung, Staunen mit Furcht gemiſcht, ſprechen ſich aus in der ganzen Geſtalt. Dann kommt die bereits beſprochene dritte Gruppe, und hinter dieſer (12) ein fliehender Niobide. Gewaltſamſten Schwunges einen Felſen hinauf-

*) Nach dem Urtheil des trefflichen Bildhauers Wredow zu Berlin, der in dieſer Statue gleichfalls die Amme der Niobiden erkennt.

schreitend, nur das Haupt zurückgewendet, strebt der ganze Körper fort von der Gegend, von welcher die Gefahr kommt. Die ihm entsprechende Figur (13) auf der anderen Seite, gleichfalls im wilden Satze einen Felsen hinanstürmend, ist nur durch das vorwärtsgewendete Haupt mit dem ruhenden Ausdruck des rechten Arms und durch die Haltung des um den linken Arm geschlungenen Gewandes von jenem verschieden. Die vorletzte Figur (14) auf der einen, wo nicht auf beiden Seiten, bildete wohl der früher sogenannte Narcissus der Florentiner Sammlung, ein lieblicher Jüngling, der auf beide Knie gesunken mit der Linken nach der Wunde im Rücken langt, während er die Rechte noch, wie abwehrend, in die Höhe streckt. Sein Gegenstück ist uns vielleicht dem Motive nach erhalten in dem herrlichen Ilioneus der Münchner Sammlung. Hier sind Angesicht und beide Arme nach oben gerichtet, während dort, mit Ausnahme des einen Arms, das Entgegengesetzte stattfand. Der schöne Jüngling scheint um Gnade zu flehen. Den Namen aber gab man dieser Statue nach dem Ilioneus, dem letzten Sohne der Niobe, der, wie Ovid in seinen Metamorphosen singt, durch sein Gebet Apollo's Mitleid erregte. Wenn es auch zu viel von Schorn behauptet ist, daß neben der Formenschönheit und vortrefflichen Ausführung dieser Statue alle übrigen noch von der Gruppe der Niobe vorhandenen Bildsäulen nur als mittelmäßige Kopien erscheinen; so muß man doch eingestehen, daß es kaum noch ein Bildwerk des Alterthums giebt, das mit so vielem Rechte, als dieser Ilioneus, Anspruch machen kann, als ein Originalwerk höchster griechischer Kunst zu gelten. Und so mögen wir denn auch in dem Anschauen dieses Werks uns der Freude hingeben, eine Arbeit des Meisters Praxiteles selber, wenn auch verstümmelt, vor uns zu sehen.

Es bleiben jetzt noch die beiden Figuren übrig, welche im Tode langausgestreckt in den beiden Endwinkeln des Giebelfeldes zu denken sind. Die eine von diesen, ein Niobide (15), ist außer Florenz noch in Dresden und am schönsten in der Glyptothek zu München vorhanden. Der letzte Moment des Todes ist in der Miene des Angesichts, in den letzten Zuckungen des schon zur Erstarrung gestreckten Körpers mit höch-

ſter Wahrheit und doch ſo ſchön, ja anmuthsvoll dargeſtellt, daß ſich keine Regung von Schauer oder Widerwillen der Seele des Betrachters bemächtigt. Die ihr entſprechende Figur (16), ohne Zweifel eine der Töchter, iſt nicht mehr vorhanden.

Wenn wir in Gedanken dieſe Reihe von Gruppen und Figuren überblicken, welche der Genius des Künſtlers zu harmoniſcher Einheit verbunden hat, ſo ſehen wir einen Reichthum von Motiven und Situationen vor uns, deren Schönheit und Gedankentiefe, deren auf einander bezogene Stellung, Haltung und Gruppirung doch wieder ohne allen ängſtlich geſuchten Parallelismus nur dem Geſetz des Schönen und in ſich Harmoniſchen folgen. Und wenn es auch nimmer gelingen kann, die Kompoſition ſelbſt in ihrer ganzen urſprünglichen Schönheit uns vor die Augen zu ſtellen, ſo iſt doch ſelbſt der Verſuch ein Genuß: die zerſtreuten, zum Theil trümmerhaften Reſte ſich wieder als ein Ganzes vor die Seele zu führen.

Die ſtrafenden Götter.

Es hat Leute gegeben, welche ſich dieſe marmorne Niobidentragödie nicht zu denken vermochten, ohne die Anweſenheit der Urheber dieſer Jammerſcenen. Zu dieſen gehören Hirt und der in Rom lebende bairiſche Bildhauer Martin Wagner *), der ſogar zu behaupten wagte: »ohne die Anweſenheit des Apoll und der Diana ſei die Bedeutung der ganzen Gruppe unmöglich zu begreifen, da man ebenſowohl glauben könne, die Gruppe ſtelle eine Mutter vor, die mit ihren Kindern giftige Erdſchwämme genoſſen, deren ſchädliche Wirkung ſie bereits empfinden!« Allein wenn man ſchon im ſechzehnten Jahrhundert die Niobiden ſogleich erkannte, als man ihre verſtümmelten Reſte ohne die beiden Götter aus dem Schutte hervorzog, ſo wird es ſicher den Alten nicht ſchwer geweſen ſein, der ganzen Gruppe gegenüber die Idee des Künſtlers zu

*) S. Ein Jahr in Italien I, S. 110.

faſſen. Wer den vatikaniſchen Apoll und die Artemis von Verſailles neben dieſe Statuen ſetzen wollte, der würde erleben, daß ſie neben dieſer Niobe nicht nur ihre göttliche Hoheit einbüßen, ſondern ſogar von der Macht dieſer untergehenden Sterblichen erdrückt werden möchten, ſtatt als Rächer ihres Uebermuths zu erſcheinen. Praxiteles bewährte auch hier ſeine künſtleriſche Weisheit. Gerade die Abweſenheit der ſtrafenden Götter, gerade der Umſtand, daß die Macht, deren verderbenbringende Wirkung unſere Sinne trifft, unſere Augen ſo gut wie den Getroffenen verborgen bleibt, dies eben iſt es, was jene magiſche Wirkung des Gewaltigen, Schauervollen vermehrt, die allein dem Gebiet des Geheimnißvollen, Unbegrenzten eigen iſt. Das tödtliche Geſchoß erſcheint unſerer Phantaſie um ſo furchtbarer und unvermeidlicher, weil es von unſichtbaren Händen niedergeſendet wird. Und ſo öffnet ſich, nach Feuerbach's ſchönem Worte, die Gruppe, welche in der Wirklichkeit durch die Schranken der Symmetrie geſchloſſen war, gegen ein Unendliches, das mit den Sinnen nicht erfaßbar iſt.

Freilich ſind die pfeilſendenden Gottheiten in gewiſſen Reliefdarſtellungen dieſer Gruppe auf Sarkophagen als kleine Figürchen in den oberen Ecken zu ſchauen. Es war nämlich in römiſcher Zeit die Darſtellung des Niobidenſchickſals ein beliebter Gegenſtand für Sarkophage, zumal für ſolche, welche die Gebeine mehrerer Todten aus ein und derſelben Familie umſchloſſen. Aber was ſich der für den Tagesgebrauch arbeitende Steinmetz bei einem ſolchen Relief, der Deutlichkeit wegen, erlauben durfte, das mußte der große Künſtler verſchmähen. Und wie wir in der Niobidengruppe des Praxiteles nur die Wirkungen, nicht die Urſachen wahrnehmen, ſo haben auch jene großen Künſtler, welche den Himmelsſturm der Giganten in den Tempelgiebeln zu Agrigent und am Hereion zu Argos ſchufen, wenn wir nach einem Sarkophagrelief des vatikaniſchen Muſeums (Mus. Pio Clem. II, Taf. 10) urtheilen dürfen, weder den blitzeſchmetternden Zeus noch die Lanzenſchwingerin Pallas Athene, noch überhaupt irgend einen der Götter dargeſtellt, gegen den

die Bewegungen der riesigen Aufrührer gerichtet waren. Auch sie haben es vorgezogen, von den Wirkungen, die sie zeigten, auf die Ursachen schließen zu lassen, die sie verborgen hielten.

Andere Darstellungen der Niobidenfabel.

Schon die Gedichte der griechischen Anthologie zeigen, daß außer der Praxitelischen Komposition noch andere gleichfalls berühmte Darstellungen desselben Gegenstandes im Alterthum vorhanden waren. Eine Niobe mit aufgelöstem Haar und drohend zum Himmel erhobener Hand inmitten ihrer theils fliehenden, theils schon von den Pfeilen erreichten und niedergestreckten Kinder schildert der Dichter Antipater. Ein anderer Dichter, Meleager, beschreibt die verschiedenen Stellungen der sechs Töchter mit den Worten:

Die hier fällt an die Brust der Erzeugerin, jene zur Erde.
Diese umfasset das Knie, jene verbirgt sich im Schooß;
Eine bedroht aus der Ferne der Pfeil; die fühlt in der Brust ihn;
Jene mit brechendem Aug' suchet das schwindende Licht.

Und endet dann mit der folgenden Schilderung der Niobe selbst:

Nun schließt starrend die Mutter die sonst vielredenden Lippen,
Und vom Schrecken betäubt wird sie, noch lebend, zum Stein.

Auf Vasengemälden findet sich die Darstellung gleichfalls, am häufigsten aber auf Sarkophagen und Reliefplatten, deren Welcker in Allem nicht weniger als zwölf aufzählt. Die schönste derselben ist das ehemals Borghesische Relief in Venedig. Auch die in München und im Lateran-Museum aufbewahrten sind von Werth, und wäre es auch nur, um durch Vergleichung dieser Darstellungen mit der des Praxiteles sich die einfache Erhabenheit der letzteren noch augenfälliger vor die Seele zu führen.

Praxiteles muß ein hohes Alter erreicht haben. Schon die ungeheure Anzahl seiner, über die ganze hellenische Welt verbreiteten Arbeiten macht dies wahrscheinlich, obschon uns alle weiteren Lebensnachrichten mangeln. Seine geliebte Thespierin, die schöne Phryne, bildete er zweimal, in Marmor und in vergoldetem Erz, die erstere für ihre Vaterstadt, die andere für das delphische Heiligthum. Auch Genredarstellungen aus dem Alltagsleben waren dem Künstler nicht zu gering. Eine Frau, die sich Schmuck um Hals und Arme legt, wird als ein von ihm ausgeführtes Motiv ausdrücklich erwähnt, und seine heitere Schalkhaftigkeit durfte es sich auch wohl erlauben, in einer statuarischen Gruppe aus Erz die fröhliche Anmuth einer reizenden Hetaire der trübseligen Gestalt einer legitimen Hausherrin gegenüber zu stellen. Vielleicht hatte er diesen Kontrast, wie Plinius anzudeuten scheint, im eigenen Leben erfahren, und es ist Pedanterie, wie Böttiger thut, da von frecher Darstellung zu sprechen, wo wir eben nur den künstlerischen Humor sehen, der auch das Leichtfertige durch Naivetät zum Kunstwerk adelt. Praxiteles muß ein liebenswürdiger Mensch gewesen sein, dafür bürgt schon der einzige Zug, den Plinius unmittelbar nach der Beschreibung der eben gedachten Gruppe erwähnt. Kalamis, ein trefflicher Meister der Phidiassischen Zeit, hatte ein Viergespann in Erz gebildet, das allgemein bewundert wurde. Kalamis war unerreichbar in der Bildung der Rosse, aber minder glücklich in der Darstellung von Menschen, und so war ein großer Abstand zwischen dem Viergespann und seinem Lenker. Praxiteles' liebevoller Sinn konnte es nicht ertragen, daß des alten Meisters Ruhm darunter leide; und damit das edle Werk zu seiner vollen Wirkung komme, goß er eine andere Figur des Wagenlenkers und setzte sie an die Stelle der alten. Wohl durfte Plinius diesen schönen Zug mit den kurzen Worten charakterisiren: habet simulacrum et benignitas ejus, »auch seine menschliche Liebenswürdigkeit hat sich in einem Werke verewigt!«

Zwei Söhne, zugleich seine Schüler, waren tüchtige Meister, die Erben der Kunst ihres Vaters, wie sie Plinius nennt. Von dem einen

derſelben, dem Kephiſodot, haben wir wahrſcheinlich noch ſein berühmteſtes Werk übrig. Es iſt dies

die Gruppe der Ringer zu Florenz.

Urſprünglich für die Stadt Pergamus in Kleinaſien gearbeitet, wurde ſie von dort durch römiſche Habſucht nach Rom geſchleppt, wo ſie zugleich mit der Gruppe der Niobe an ein und demſelben Orte gefunden wurde. Noch Winckelmann glaubte, daß ſie mit zu der letzteren gehört habe; und möglich iſt es allerdings, daß der Beſitzer jener Villa, unter deren Trümmern alle dieſe Werke hervorgezogen wurden, nach eigener Phantaſie dieſe Ringergruppe jenem von ihm zuſammengekauften oder geraubten Statuenvereine beigeſellte. Lautete ja doch die Sage bei dem römiſchen Dichter Ovid, daß die Niobiden auf dem Ringplatze von dem über ſie einbrechenden Geſchick ergriffen wurden. Auch war ohne Zweifel zu der Zeit, als dieſe Statuen ihren letzten Standort in der Villa eines römiſchen Großen erhielten, die urſprüngliche Kompoſition der Schöpfung des Praxiteles längſt nicht mehr bekannt. Dazu kommt, daß die Köpfe dieſer Ringer, welche den Statuen aufgeſetzt, und aus anderem, feinerem Marmor als die Leiber gearbeitet ſind, in ihren Zügen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Köpfen der Niobiden zeigen. Das Alles iſt indeſſen nicht beweiſend für jene Annahme, und erklärt ſich viel leichter dadurch, daß der Künſtler, der dieſe Ringer ſchuf, eben ein Sohn des Meiſters der Niobidengruppe war.

Die Aufgabe, welche ſich der Schöpfer dieſer Gruppe geſtellt hat, war offenbar die Darſtellung eines Ringkampfs in einem ſeiner bewegteſten und an Motiven fruchtbarſten Momente. Der eine Ringer iſt niedergeworfen, aber der Sieg des anderen iſt noch immer zweifelhaft. Zwar hält er den auf die Knie geſtürzten Gegner mit mächtigem Drucke des linken Arms, der Bruſt und der über ſeine Weichen geſpannten kräftigen Schenkel nieder, während er die Rechte zum entſcheidenden Schlage oder Stoße über der rechten Hüfte zuſammenballt. Aber wir ſehen auch, wie

der unten liegende Ringer nicht ganz erfolglos mit allen Kräften ſich zu erheben ſtrebt, wie ſeine Rückenmuskeln und die Muskeln der Schenkel zu dieſem Zwecke gewaltig ſchwellen, und der linke Arm mit der gegen die Erde geſtützten Hand die Laſt des eigenen und des auf ihm wuchtenden fremden Körpers mächtig zu heben im Begriff iſt. Wir haben hier ein Bild von dem Ring- und Fauſtkampfe, dem ſogenannten Pankration, der Alten, in welchem faſt alle Theile des Leibes in Thätigkeit waren, wo Arme und Schenkel, Ellenbogen und Knie, Hände und Füße, Nacken und Schultern ſich angreifend und abwehrend in Bewegung ſetzten, und Griffe, Stöße, Schläge und Umſchlingungen aller Art zur Anwendung kamen.

Die Ausführung iſt ſowohl in der Anordnung der Figuren, wie in der Behandlung des Marmors von höchſter Vollendung. Fleiſch auf Fleiſch legt und drückt und fügt ſich mit wunderbarer Geſchmeidigkeit an einander, und trotz der gewaltigſten Anſtrengung, in der ſich Glieder und Muskeln befinden, iſt doch die Zierlichkeit und Sorgfalt, der Ausdruck des Feinen, Weichen und Zarten vorherrſchend. Die kunſtgemäße Verſchlingung der Ringenden iſt ſo bewundernswürdig abgewogen, alle Glieder ſind, jedem Standpunkte gegenüber, ſo weislich ausgetheilt, daß rundum nirgends eine Anſicht leer oder überfüllt erſcheint und überall das ſchöne Dreieck der Gruppe uns entgegentritt *). —

Aus der Zeit des Praxiteles und ſeiner Schule beſitzen wir endlich noch ein berühmtes Werk, deſſen Kopie uns in dem

Raube des Ganymedes

im vatikaniſchen Muſeum erhalten iſt. Die jugendliche Geſtalt des ſchönen Hirtenknaben wird von dem Adler des Zeus, der ihn unter der Bruſt mit beiden gewaltigen Fängen ſanft umfaßt hält, im Schwunge der weit ausgebreiteten mächtigen Flügel zum Olymp emporgetragen. Das Original bildete der Athener Leochares in Erz. Plinius ſchildert

*) Vergl. Meyer zu Winckelmann's Kunſtgeſchichte. Bd. VI. S. 164—166.

es mit den Worten: der Adler ſcheine zu empfinden, wen er raube und für wen, und hüte ſich vorſichtig, den ſchönen Leib durch das Gewand hindurch mit ſeinen Krallen zu verletzen.

Bei dieſem Werke, deſſen Aufgabe, die Darſtellung einer ſchwebenden Geſtalt, eigentlich die Grenzen der Plaſtik zu überſchreiten ſcheint, iſt vor Allem das Genie des Künſtlers zu bewundern, der die Schwierigkeiten eines ſolchen Vorwurfs ſo glücklich zu überwinden und das Unmögliche möglich zu machen verſtanden hat. Aber dieſe alten Meiſter wußten, daß der beſte Bundesgenoſſe ihrer Kunſt die Einbildungskraft des Beſchauers ſei, und daß dieſe, nur leiſe angeregt, erſetze, was dem Künſtler vollſtändig darzuſtellen irgend welche Schranke ſeiner Kunſt, wie hier, verbot. So iſt denn auch in dieſem Werke Alles darauf berechnet, in dem Beſchauer die Vorſtellung einer Hebe und des Schwebens in ihr zu erwecken. Der aufwärts gerichtete Kopf des Adlers, wie des Knaben, der ſchwebend aufſtrebende Zug in der ganzen Geſtalt des Ganymed, das richtig vertheilte Gleichgewicht der Gruppe, und endlich der unten an der Baſis angebrachte, mit verwundenem Bellen nach oben ſchauende Hund, — das Alles ſind Hebel, welche der Künſtler für ſeinen Zweck nicht erfolglos in Bewegung ſetzte. Rechnen wir dazu, daß bei dem Erzoriginal die Nothwendigkeit einer ſchweren in die Augen fallenden Stütze wegfiel, die der Marmorarbeiter nicht entbehren konnte, ſo läßt ſich die Wirkung, welche das Werk des Leochares übte, nicht zauberiſch genug denken. Goethe hat in ſeinem ſchönen Gedichte Ganymedes dies ſehnſuchtsvolle Hinaufſtreben in den Schlußzeilen vortrefflich ausgedrückt:

Hinauf, hinauf ſtrebt's:
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Zu Eurem Schoße
Aufwärts!
Umfangent Umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Allliebender Vater!

Zugleich ein reizendes Beispiel, wie die uralte Sage hellenischer Dichtung, von der Kunst verleiblicht und gestaltet, noch Jahrtausende später, geläutert von allen Schlacken sinnlich roher Deutung, zum Ausdruck geworden ist für die tief eingeborene, aufwärts dringende Sehnsucht der Menschenbrust, die derselbe Dichter seinen Faust aussprechen läßt von dem Empfinden des Menschen —

— Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt! —

Die Züge des Ganymed haben einen so individuellen Ausdruck, daß man fast glauben möchte, hier ein Grabdenkmal zu sehen. Es lag den alten Künstlern nahe genug, bei dem frühen Tode schöner Knaben diese mythologische Vorstellung zu wählen, die so viel Anmuthiges und Tröstliches für die trauernden Eltern haben mußte. Mädchengestalten auf einem Schwane sitzend, der sie über das Meer zu den Inseln der Seligen trug, kommen mehrfach vor als plastischer Schmuck von Grabdenkmälern, und zu ihnen bildet jene Ganymedische Gruppe eine sehr passende Entsprechung.

Das Denkmal des Lysikrates.

Ein völlig sicheres Kunstwerk aus der Zeit des Praxiteles ist uns in einem der wenigen architektonischen Monumente zu Athen erhalten, welche den allgemeinen Ruin der kunstgeschmücktesten Stadt der Welt überdauert haben.

An der östlichen Seite der Akropolis erhebt sich auf hoher viereckter Grundmauer ein kleiner geschlossener Rundbau, dessen sechs Säulen eine flache Kuppel aus einem Marmorsteine tragen. »Die Laterne des Demosthenes« nennt ihn das heutige Volk, und erzählt sich, daß der große Redner darin seine Reden studirt habe. Eine Inschrift erzählt uns seine wirkliche Bestimmung. Lysikrates, ein angesehener Athener, hatte im Wettkampfe der Chöre den Preis mit dem von ihm gestellten und aus-

gestatteten Festchore bei einer theatralischen Aufführung davongetragen. Dieser Preis bestand für den Choragen oder Chorgeber in einem ehernen künstlich gearbeiteten Dreifuße. Wer ihn gewann, hatte das Recht, als Ehrenlohn für die großen Geldopfer, welche er dem gemeinen Wesen gebracht, den erhaltenen Siegespreis öffentlich auf einem eigens dazu erbauten Monumente aufzustellen; und so groß war die Anzahl solcher Denkmäler in Athen, daß eine eigene Straße davon den Namen der Tripoden- (Dreifuß-) Straße führte. Ein solches Denkmal nun ist uns in dem choragischen Monumente des Lysikrates erhalten, und noch sieht man auf der Dachwölbung des zierlichen Baues den in Form einer Blume geschnitzten marmornen Untersatz, welcher einst dazu diente, den ehernen Dreifuß zu tragen. Das runde Tempelchen selbst ist mit einem Friese geschmückt, dessen Marmorreliefs eine tragikomische Scene aus dem Leben des Dionysos, also des Gottes darstellen, welchem die theatralischen Festdarstellungen geweiht waren.

Das Sujet zu jenem Friese lieferte dem Künstler die Erzählung des sechsten homerischen Hymnus. »Einst,« so erzählt der Homeride, »erschien der Sohn der herrlichen Semele am Ufer des Meeres in seiner ganzen jugendlichen Götterschönheit, umflattert vom dunklen Lockenhaar, die gewaltigen Schultern gehüllt in Purpurgewandung. Vorüberseglende tyrrhenische Seeräuber, die ihn sahen und für einen Königssohn hielten, bemächtigten sich seiner in Hoffnung auf reiches Lösegeld. Aber die Fesseln, die sie ihm anzulegen versuchten, fielen ab von Händen und Füßen. Vergebens warnt der Steuermann die Genossen: das sei kein sterblicher Mensch, sondern irgend ein Gott, den sie zu reizen sich hüten möchten. Der Piratenhauptmann will von solcher Göttlichkeit nichts wissen, er schilt den Steuermann derb aus, und sticht mit seinem Gefangenen in die See. Da plötzlich beginnen die Wunderzeichen. Duftende Weinfluthen übertromen das Fahrzeug, traubenschwere Wein- und Epheureben umranken Segel und Mastbäume bis hinauf zur höchsten Spitze. Kränze schlingen sich um die Ruder. Von böser Ahnung ergriffen rufen die Räuber dem Steuermann zu, nach dem Lande hinzuwenden. Da er-

scheint vor ihnen, statt ihres Gefangenen, am Vorderende des Schiffes ein riesiger Löwe, während eine gewaltige Bärin in der Mitte des Fahrzeugs sich dräuend aufrichtet und sich mit einem Satze auf den Hauptmann stürzt. Von Angst und Entsetzen ergriffen sprangen die Anderen über Bord und wurden in Delphine verwandelt. Nur der Steuermann blieb zurück, und ward reich belohnt von dem dankbaren Gotte, der, wieder in seine ursprüngliche Göttergestalt verwandelt, ihm zurief:

Sei nur getrost, o Mann, denn du hast meinem Herzen gefallen!
Ja, ich bin Dionysos, der Donnernde, Semele's Sohn und
Zeus', dem sich einst in Liebe des Kadmus Tochter vereinte.

Diese Züchtigung der frevelhaften tyrrhenischen Piraten durch den beleidigten Gott hat nun der Künstler in einer Reihe von Reliefs dargestellt. Da aber der Vorgang selbst, wie ihn der Dichter schildert, mit seinen Wundern und Verwandlungen sich einer directen Versinnlichung durch die plastische Kunst entzog, so liefert die Ausführung ein lehrreiches Beispiel von der schöpferischen Freiheit, mit welcher sich die alten Künstler bei solchen Aufgaben bewegten. Der unsrige verlegte zunächst die Scene vom Schiffe auf das Meeresufer. Hier ruht vor uns in der Mitte der Gruppe die göttliche Jünglingsgestalt des Dionysos auf einem Felsen, mit einem Löwen spielend, der nach der Weinschale in der Hand des Gottes verlangt. Wie diese letztere als Symbol dient für die Rebenranken und Weinströme der Dichtung, so vertritt der Löwe zugleich die Thiergestalt, in welche der Gott sich der Sage nach verwandelte. Die Züchtigung aber, welche dort der Bär über den Führer der räuberischen Rotte verhängt, übernehmen hier die treuen Begleiter des Gottes, die Satyrn und Silenen. Sie sind zur Hülfe ihres Herrschers herbeigeeilt, und wir sehen sie die erschreckten Räuber mit Fackeln und Prügeln verfolgen und in die See jagen. Die Verwandlung der Tyrrhener in Delphine ist nur in wenigen Figuren am Ende des Reliefs angedeutet. In der ganzen übrigen Darstellung befinden wir uns überall auf dem Boden eines wirklichen und zwar eines bereits völlig entschiedenen Kampfes.

der zu beiden Seiten des in der Mitte ruhig gelagerten Gottes die bewundernswürdigsten, eben so kühnen und naturwahren, als zierlichen Stellungen und Gruppen darbietet. Auch ein gewisser Anflug von ironischem Humor ist bei der Behandlung nicht zu verkennen, und höchst ergötzlich ist es zu sehen, wie ein alter zu spät gekommener Satyr, obschon der Kampf bereits beendet erscheint, sich mit aller Kraftanstrengung bestrebt, von einem Baumstamme eines tüchtigen Knittel abzubrechen, um zuguterletzt auch noch seinen Theil wenigstens am Drauf- und Todtschlagen zu haben. Seine wild im Winde zurückflatternde Nebris verkündet die Wuth, mit der er herangestürzt ist, und wir sehen hier zugleich ein Beispiel, wie die alte Plastik es verstand, zwei der Zeit nach verschiedene Momente der Aktion künstlerisch vereint darzustellen.

Die Inschrift lehrt uns, daß dieses Relief im Jahre 334 vor unserer Zeitrechnung vollendet wurde. Wir mögen also in diesen schlanken und kräftigen Gestalten, wie in der Darstellung des wilden bachischen Taumels, wohl die Ideale der Praxitelischen Kunst und die Vorbilder, welche Skopas aufgestellt hatte, erkennen.

Zweite Abtheilung.

XV.

Stellung der Künstler im hellenischen Leben.

Stellung der Künstler im hellenischen Leben.

Ueber die Stellung des Künstlerstandes im griechischen Leben sind zum Theil sehr unrichtige Ansichten verbreitet.

»Der griechische Künstler,« sagt ein gelehrter Philologe unserer Zeit, »war seiner bürgerlichen Stellung nach wesentlich Handwerker (δημιουργός oder χειρώναξ). Selbst den Sprachen des Alterthums fehlt der scharfe Gegensatz, welchen die neueren durch Kunst und Handwerk ausdrücken. Und wenn auch die großen Leistungen, zu denen sich die Technik der Skulptur und Malerei allmälig erhob, diese Künste in manchen Augen dem Range der liberalen Künste näherten, so müssen wir uns doch das ästhetische Bedürfniß der klassischen Völker in so hohem Grade entwickelt vorstellen, daß selbst die größten Künstler darum nicht aus dem Bereich der Banausoi heraustraten, die um Lohn für den Bedarf des gemeinen Lebens arbeiteten. Nur ihren schwächeren Kunstverwandten gegenüber gelingt es Einzelnen, sich durch den Vorzug ihrer Werke die Anerkennung der Mit- und Nachwelt zu verschaffen, die ihre Namen schon im Alterthum mit dem verdienten Glanze umgiebt.

Als Stand aber stehen sie fortwährend unter dem Publikum, dessen Zwecken der Künstler doch nur als Werkzeug zu dienen scheint. Und die eigene Werkthätigkeit, deren sich doch auch der Meister nicht entschlagen kann, läßt fortwährend zwischen ihm und dem Handarbeiter eine Verwandtschaft übrig, die das herrschende Vorurtheil um so weniger umgehen konnte, je weniger der Handwerker, wie bei uns, in zünftiger Abgeschlossenheit der freien Kunst entgegenstand« *).

Soweit der unten genannte Alterthumsforscher. Allein diese Ansicht, welche als die allgemein verbreitete gelten kann, bedarf wesentlicher Berichtigung. Und zwar einer so wesentlichen, daß ungefähr nichts von ihr stehen bleibt, sobald man die Sache, welche allerdings nicht so kurz abzumachen ist, einer gründlichen Prüfung unterzieht.

Sieht man den Hauptinhalt jener Ansicht genauer an, so findet sich darin, wie mich dünkt, so ziemlich dieselbe Anschauungsweise, welche auch heutigen Tages noch bei der Masse der Menschen gang und gäbe ist, sobald es sich um die bürgerliche Schätzung des Künstlerstandes handelt. Der große Haufe nennt noch heute die Kunst ein brotloses Handwerk. Der Beamte, der Kaufmann, der reiche Industrielle betrachtet es immer noch als eine Art von Unglück, wenn sein Sohn eine Kunst als Lebensberuf erwählt, zumal eine der bildenden Künste, die bei uns nur in den allerseltensten Fällen ihrem Jünger zu »Gut und Geld und Ehre und Herrlichkeit der Welt« verhelfen. Es giebt kaum einen Staatsbeamten, dem nicht seine gesicherte Existenz, sein bestimmter Rang, seine Aussicht, einige Sprossen weiter auf der vielgestuften Leiter des modernen Mandarinenthums emporzusteigen, dem nicht die Ansicht von der Wichtigkeit seines Berufs und von dem Werthe seiner Thätigkeit für Staat und Menschheit, in seinem Bewußtsein ebenso wie in den Augen der Masse, ein großes Uebergewicht bürgerlichen Ansehens gäben über den Künstler im Allgemeinen, der, wenn er nicht eine Celebrität ersten Ranges ist, und durch erworbenen Reichthum, oder, was das Beste, durch

*) K. F. Hermann: Ueber die Studien der griechischen Künstler S. 5.

eine Staatsanstellung seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft zu behaupten vermag, immer als eine Art Paria, als ein Vagabond angesehen wird, bei dem man nicht recht weiß, wohin man ihn rangiren soll. Bildhauer, Maler und Musiker als akademische Professoren, Galeriedirektoren, Hofmaler, Kapellmeister und dergleichen haben sich einer ganz anderen bürgerlichen Schätzung zu erfreuen, als Bildhauer, Maler und Musiker schlechtweg. Aber diese Schätzung gilt eben vorwiegend nicht dem Künstler, sondern dem durch den Staats- oder Hofstempel in die bürgerliche und gesellschaftliche Rangordnung einregistrirten Beamten. Ein Carstens ohne Titel, Rang und Geld, was war er in den Augen seiner Vaterstadt? ein Mensch, der besser gethan hätte, Weinküfer zu bleiben, statt in hartnäckiger Versessenheit auf die Malerei aus dem Geschäft zu laufen und eine brotlose Kunst zu treiben.

Statt also von der geringen Achtung zu reden, in welcher bei den Alten die Künstler standen, wird man vielmehr bei genauerem Zusehen, auch hier ihr menschliches Uebergewicht über uns in der Gesundheit ihrer Ansichten anerkennen müssen.

Man beruft sich, um die geringe Schätzung des Künstlerstandes im Alterthum und selbst bei den Griechen zu beweisen, zunächst auf einige Aussprüche des Platon und Aristoteles. Sehen wir uns also diese einmal genauer an.

Ein junger Athener aus einem altvornehmen und reichen Hause, Hippokrates, des Apollodoros Sohn, voll Ehrgeiz, sich als Staatsmann und Redner auszuzeichnen, kommt zum Sokrates und bittet denselben, ihn bei dem soeben, auf seiner philosophisch-virtuosistischen Kunst- und Rundreise durch Griechenland, in Athen eingetroffenen berühmten Weisheitslehrer (Sophisten) Protagoras als Schüler einzuführen. »Du willst doch hoffentlich,« fragt Sokrates den jungen Mann, »nicht selbst ein solcher Sophist werden, der in Hellas umherzieht und für Geld seine Weisheitskünste lehrt? Ich denke bei aller Bewunderung, die du dem Protagoras als Sophisten zollst, würdest du das für eine Schande halten.« »Wenn ich aufrichtig reden soll, ja!« erwiedert erröthend über

den bloßen Gedanken der junge reiche und vornehme Aristokrat, und Sokrates fährt so beruhigt fort: »Ich verstehe! Nicht wahr? Protagoras soll dir als Lehrer in seiner Kunst nur das sein und geben, was dir deine Lehrer in der Litteratur, in der Musik und in den gymnastischen Künsten gewesen sind, deren Unterricht du nicht genossen hast in der Absicht, von jenen Dingen Metier zu machen, sondern nur der vollständigen Bildung wegen, wie sich's für den freien Mann (modern zu reden: für den Gentleman) geziemt, der nicht Profession von irgend einer Kunst macht.«

Dieser Ausspruch Platon's, den man zu Anfang seines Protagoras findet, enthält eine Ansicht, welche in den Platonischen Werken mehrmals wiederholt wird, und welche allerdings als die Ansicht des gesammten hellenischen Alterthums gelten kann. Aber was besagt sie denn eigentlich? Im Grunde doch wohl nichts Anderes, als was unter ähnlichen äußeren Umständen und Verhältnissen der betreffenden Personen noch heutigen Tages allgemein geltende Ansicht ist. Wir stehen nämlich in jener Stelle Platon's auf durchaus aristokratischem Boden, auf dem Boden der durch Adel und Reichthum bevorzugten Gesellschaft. Jener junge Athener ist mit nichts Geringerem in unserer Zeit zu vergleichen, als mit einem jungen englischen Lord, oder mit dem Sohne und Erben eines reichen und vornehmen deutschen Aristokraten und Grundbesitzers oder vornehmen Staatsmannes, d. h. mit einem jungen Menschen, dem eine glänzende Laufbahn im Parlament, auf dem Richterstuhl, im Staats- und Kriegsdienst oder in der Diplomatie offensteht, und der auch vollkommen bereit ist, sich aller, ihm durch seine Stellung und Geburt dargebotenen Vortheile zu bedienen. Nun frage man sich einmal einfach, ob ein solcher junger Gentleman und moderner Aristokrat unserer Tage nicht ebenfalls über den Gedanken unwillig erröthen würde, wollte man seine Lust, einen berühmten reisenden Virtuosen, Vorleser, und dergleichen zu hören, oder den Unterricht eines berühmten Musikers, Bildhauers oder Malers als Liebhaber zu genießen, was beiläufig in jenen Tagen Platon's bei jungen vornehmen Athenern sowenig wie bei

uns unerhört war, — ſo auslegen, als beabſichtige er ſelbſt eine ähnliche Carrière zu machen, und für Geld zu ſpielen, zu malen oder Vorleſungen zu halten?

Man hat eben eine Hauptſache nicht berückſichtigt. Nämlich Platon ſowohl wie Ariſtoteles, der, wie wir bald ſehen werden, hierin mit ſeinem großen Lehrer völlig übereinſtimmt, gehen in ſolchen Urtheilen welche die bürgerliche Stellung des Künſtlerſtandes herabzuſetzen ſcheinen, und in ihren Anſichten über das Verhältniß des freien Mannes, des bevorrechteten Staatsbürgers, zur Kunſt und ihrer Ausübung, von allgemeinen ſtaatspädagogiſchen Anſchauungen aus. Beide haben den Staatsbürger, haben die Erziehung des edel- und freigeborenen Atheners zum Staatsbürger im antik republikaniſchen Sinne, alſo zum politiſch wirkſamen, heute gehorchenden, morgen regierenden Mitgliede eines Gemeinweſens im Auge, das nicht, wie der heutige Staat, ein bureaukratiſches Abſtraktum, ein Begriff war, hinter den ſich der deſpotiſche Abſolutismus verſteckt, ſondern ein lebendiger Organismus, der Inbegriff und das Werk, ja man kann ſagen, das Kunſtwerk der Bürger ſelbſt, welche ihn ausmachen. Dieſer Staat nahm den ganzen Menſchen, der ſich ihm als Bürger weihte, in Anſpruch. Um in Wahrheit und Wirklichkeit ein Bürger im antiken Sinne, ein politiſcher Menſch zu ſein, und als ein wirkſames Mitglied dieſer Gemeinſchaft — Koinonie nennen ſie die Hellenen, res publica, »gemeine Sache«, die Römer — an dem großen Kunſtwerke Staat genannt, erhaltend und vertheidigend, fördernd und bildend mitzuarbeiten, dazu gehörte vor Allem Ungetheiltheit des Lebens und Strebens.

Dies ungetheilte Streben des Vollbürgers einer helleniſchen Republik haben Platon und Ariſtoteles, die beiden großen Vertreter des über ſich ſelbſt denkenden politiſchen Hellenenthums, im Auge, wenn ſie im Geiſte ihrer Zeit und ihres Volkes von dem Maße ſprechen, mit welchem ſich der junge Staatsbürger an der bildenden Kunſt, wie an der Kunſt überhaupt, betheiligen ſolle und dürfe. Und was ſie darüber

sagen, ist so vernünftig, so in der Natur der Sache begründet, daß es noch heute eben so wahr ist und dieselbe Geltung verdient, wie vor mehr als zwei Jahrtausenden. Ihre Ansicht läuft nämlich auf den einfachen Satz hinaus, daß Niemand zweien Herren dienen, d. h. in unserem Falle, daß Niemand zu gleicher Zeit bildender Künstler von Profession und praktischer Staatsbürger eines hellenischen Freistaates sein kann. Dabei ist die höchste Anschauung von dem Werthe und der Würde der Kunst und folgeweise auch der wahren Künstler so wenig ausgeschlossen, daß unserer Zeit nur eine gleich hohe und edle Ansicht von beiden zu wünschen wäre, wie sie das gebildete hellenische Alterthum besaß.

Platon also wie Aristoteles sprechen überall, wo sie das Verhältniß eines freigebornen Hellenen zur Kunst, und insbesondere zu den bildenden Künsten erwähnen, als Staatspädagogen. Ihre Grundsätze und Urtheile sind pädagogische Anweisungen und Vorschriften für die Bildung des künftigen Staatsbürgers. Dadurch bestimmt sich der Werth, den sie auf die verschiedenen Künste als Bildungsmittel legen, bestimmt sich das Ziel und der Zweck, welche man bei dem Unterricht der Staatsjugend im Auge haben soll. Dies Ziel, diesen Zweck nannte, wie wir sehen, der Platonische Sokrates Bildung, das heißt gleichmäßige, harmonische Entwickelung aller menschlichen Anlagen und Kräfte. Ebenso Aristoteles. Hören wir diesen größten Staatsweisen des Hellenenthums, so sind Gesundheit und Schönheit des Leibes, Sicherheit seiner selbst, Geschick und Fertigkeit zu den Verrichtungen des Bürgers im Frieden wie im Kriege, die Vortheile, welche dem jungen Hellenen die Gymnastik verschaffen soll. Nicht einseitig zum Athleten und Krieger soll er abgerichtet werden; denn ein solcher gilt in der Schätzung des Aristoteles nicht viel besser, als ein wildes Thier, und er tadelt es am spartanischen Militairstaat sehr hart, daß derselbe bei seiner Jugenderziehung keine andere als eine solche Abrichtung vorzugsweise im Auge habe.

Was die Gymnastik für die harmonische Ausbildung des Leibes, das ist die Musik für die allseitige Entwickelung der Seelenstimmung.

Gesang und Musik soll der junge künftige hellenische Staatsbürger treiben, nicht um ein Virtuose, ein Musiker von Profession zu werden — denn beides paßt nicht für seine eigentliche Bestimmung —, sondern um die sittlich erziehende und veredelnde Kraft dieser reinsten aller Künste an sich zu erfahren; um im Stande zu sein, nach der Arbeit wahrhafte Erholung zu genießen, und in der Muße, die das Ziel und der Zweck aller menschlichen Arbeit, sich des würdigsten und edelsten Genusses zu erfreuen. »Man lernt wahrhaft nur das kennen, was man selbst treibt,« dieser Grundsatz steht obenan bei Aristoteles, so oft er das Verhältniß des zu erziehenden hellenischen Staatsbürgers zu den Künsten bespricht. Der freie edle hellenische Knabe und Jüngling soll darum auch die Kunst des Zeichnens lernen — zur Zeit des Aristoteles gab es öffentliche Schulen dafür in manchen hellenischen Städten —, damit er durch solche Kunstübung Auge und Sinn für die Schönheit der Formen bilde und schärfe, und so auch zugleich im Stande sei, die Meisterwerke der Künstler wahrhaft zu genießen und richtig zu beurtheilen. Wie verbreitet die Kunstübung durch Jugendunterricht auch nach Aristoteles in Ländern griechischer Bildung war, zeigt unter Anderm auch der Umstand, daß der unglückliche Sohn des von den Römern besiegten Königs Perseus von Macedonien Anfangs in Rom seinen Unterhalt durch künstlerische Arbeiten in Erz und edlen Metallen verdiente, bis man ihm dort eine Art von Schreiberstelle in der Verwaltung gab.

Es mochte auch zu Aristoteles' Zeit manchen Philister geben, der an den Staatspädagogen die Frage richtete: »was denn solcher Kunstunterricht für Nutzen schaffe?« Auch für diese Art Leute hat Aristoteles ein beschwichtigendes Trostwort, indem er ihnen erwidert: »der so Ausgebildete werde dadurch in den Stand gesetzt sein, sich beim Ankauf oder Verkauf von Kunstwerken und kunstvollem Hausrath vor Betrug und Schaden zu hüten.« Aber er giebt solchen banausischen Menschen, den Philistern von damals, diesen Trost nicht auf den Weg, ohne zugleich das unsterbliche Wort hinzuzufügen: »Jedoch bei allen Dingen nach dem Nutzen zu fragen, geziemt sich am wenigsten für

den hochsinnigen und freien Menschen« [1]). Zu solchen hochsinnigen und freien Menschen aber, die nicht nach dem »Nutzen« des Schönen und der Kunst fragen sollten, wollte Aristoteles, wollte das Hellenenthum die Jugend erzogen, und zwar von Staatswegen erzogen und gebildet wissen durch die Veredlerin der Menschheit, die Kunst.

Aristoteles ist der Maßstab für die gesammte selbstbewußte Bildungshöhe des Hellenenthums; und gerade er besaß die höchste Ansicht von dem Werthe und der Würde aller Kunst. Er dachte nicht minder groß von ihr wie Schiller, wenn dieser dem Menschen zuruft:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein!

Denn dieses große Wort ist ein ächt hellenisches. »Die Kunst, sagt Aristoteles, »ist ausschließliches Eigenthum des Menschen, der sich durch ihren Besitz von allen übrigen lebenden Wesen unterscheidet. Sie ist es, welche den höchsten Lebenszweck der Tugend und Sittlichkeit verwirklichen hilft. Das künstlerische Schaffen, wie das sinnige und verständnißvolle Betrachten und Genießen des Kunstwerks, gehört nicht nur zu den höchsten Genüssen, sondern auch zu jenen höchsten Thätigkeiten des Geistes, die ihren Zweck in sich selber haben. Darum ist beides der edelste und reinste, ja göttlich zu nennende Genuß der Muße ein Genuß, in dessen unverkümmertem Besitze die vollkommene, die göttliche Glückseligkeit besteht, und der dem mühebeladenen Menschengeschlechte als ersehntes Ziel der anstrengenden Arbeit in Kriegs- und Staatsgeschäften tröstlich entgegenleuchtet. Unterschieden von der Erholung, welche im Ruhenlassen der zuvor angespannten Seelenkräfte besteht, ist diese Muße vielmehr reine göttliche Thätigkeit, eine Thätigkeit, die an

[1]) Aristoteles' Politik, VIII. Buch, Kap. 3, S. 213 der Ausgabe von Ad. Stahr.

sich und in sich selber Zweck und Ziel allen Strebens ist, während Kriegs- und Staatsgeschäfte ihre Zwecke und Ziele außerhalb der mit ihnen verbundenen Thätigkeit haben, und eben darum die Glückseligkeit, das Ziel allen menschlichen Strebens, nicht in sich schließen. Sie erzeugen vielmehr in dem wahren Menschen nur die Sehnsucht nach dem Genusse jener Muße, deren edelste Ausfüllung die künstlerische Thätigkeit ist und das Betrachten des Schönen, welches die Kunst erschafft und verwirklicht. Denn der Künstler ist Schöpfer, und die Kunst schafft organisch bildend wie die Natur, aber nicht wie sie bewußtlos, sondern mit Bewußtsein.

h Nicht das Einzelne und Besondere des zufälligen Seins, sondern das Bleibende und Wesentliche, das Allgemeine, die Idee, welche sich in dem Besondern Dasein giebt, sie ist es, welche in dem Künstler wirksam ist und in seinem Werke als die belebende Seele das Ganze von innen heraus gestaltet. Der Künstler ist Herrscher über das Einzelne und Besondere; und dieses ist für ihn nur das Material, über welches er schöpferisch frei gebietet, um in dem harmonisch gegliederten, von der Idee der Schönheit beseelten Kunstwerke das Vollkommene darzustellen, welches eben so schwer zu erreichen ist im Gebiete der Schönheit und Kunst, wie die Tugend im Gebiete der praktischen Thätigkeit.

So dachte der Schöpfer und Vollender der hellenischen Aesthetik über Werth und Würde der Kunst und des künstlerischen Schaffens. Und das Volk, dem er angehörte, dessen verkörpertes Selbstbewußtsein dieser größte aller Denker darstellt, es sollte gering gedacht haben von den Genien, denen ein Gott die Gabe solchen künstlerischen Schaffens verliehen? Es sollte die Künstler gering geachtet haben im Leben, deren schöpferische Thätigkeit ihm sein Leben erst lebenswerth machte? Dies Volk, das einen Gott sich erschuf, der selbst ein Dichter und Musiker, und einen anderen, der der erste war aller bildenden Künstler; dies Volk, das den Ursprung der Kunst an die verehrte Heroengestalt seines Dädalos knüpfte, und dem »Erfinder der Kunst« fast göttliche Ehre erwies; dies Volk, das den Schöpfer der Antigone aus Dankbarkeit für den ihm durch das herrliche Kunstwerk gewährten Genuß, zum Feldherrn erwählte; das

seinen großen Künstlern neben seinen Staatsmännern und Kriegshelden, Philosophen und Dichtern Statuen errichtete; das dem Phidias erlaubte, auf das Kunstwerk aller Kunstwerke, auf das Bildniß des olympischen Jupiters, die stolze Inschrift zu setzen: »Phidias der Athener, Charmidas' Sohn, hat mich geschaffen!« — dies Volk, dem es nicht zu viel Ehre schien, an geheiligten Stätten, neben den Bildsäulen seiner Götter die Bildnisse der Meister aufzurichten, deren Kunst jene ins Leben gerufen hatte; dies Volk soll ein erniedrigendes Vorurtheil gehegt haben gegen den Stand und Beruf seiner Künstler? Nimmermehr.

Allerdings erscheint auch die Kunst und mit ihr der Künstler im antiken Leben in gewisser Weise dienend den höheren Zwecken des Staates und der Religion, dienend dem großen Lebenskunstwerke der ganzen Koinonie, des ganzen einheitlichen Vereins freier Menschen und Bürger. Aber nicht anders und nicht mehr, wie auch jede andere Kraft und Thätigkeit des Leibes und der Seele diesem Ganzen dienend und geweiht war. Und eben so ist es neben dem höchsten Begriffe den das gebildete Hellenenthum von der Kunst hegte, im Wesen dieses Volkes begründet, daß es einen Unterschied machte zwischen der Thätigkeit des frei schaffenden, des schöpferischen Künstlers, und zwischen dem Thun des sklavisch an einen äußerlichen Zweck gebundenen und diesem um Lohn dienenden Handwerkers. Aber auch noch einen anderen Unterschied machte es unter den Künsten und den Künstlern selbst, einen Unterschied, der auf das Allerinnigste zusammenhängt mit der gesammten antik hellenischen Lebensanschauung. Jede niedere Körperanstrengung, jede Beschäftigung, jedes Thun, zu welchem vorzugsweise der Leib und seine Kraft als physisches Mittel benutzt wird, galt dem Hellenen als unwürdig eines freien Mannes, eines hellenischen Vollbürgers. »Die niedrigsten Thätigkeiten,« sagt Aristoteles, »sind die, bei welchen der Körper am meisten mitgenommen wird, wie die verächtlichsten die sind, welche die geringste innere Tüchtigkeit erfordern.« Dies gilt, wie er ausdrücklich hinzufügt, auch von der Thätigkeit des Künstlers und des Handwerkers. Darnach stuft sich die Schätzung ab, in welcher die Kunstthätigkeiten und die, welche sie

üben, für das hellenische Bewußtsein stehen. Obenan rangirt darnach der Dichter, dessen Material das körperlose Wort ist und der Gedanke die Empfindung, die es ausdrückt. Ein Aeschylus und Sophokles, Euripides, Pindar und Aristophanes waren fürstengleiche Männer, den Angesehensten gleich in ihrem Volk und Staate, den Besten befreundet.

In der bauenden und bildenden Kunst ist es, wie in der Ausübung der Musik, wieder nur das Mehr oder Minder der rein körperlichen Thätigkeit, welche den Künstler von dem Kunsthandwerker, den erfindenden Schöpfer von dem handwerkenden Macher, dem Banausos, unterscheidet. »Nicht die Handwerker und Steinmetzen, welche den Riß ausgeführt haben, sind die Erbauer des Tempels, sondern dem Baumeister, der den Plan ersann, gebort schlechthin,« wie Aristoteles sagt. »das Werk und seine Ehre; denn wie die denkende Vernunft die Werkmeisterin der Tugend ist, so ist der Baumeister die denkende Vernunft, die das Kunstwerk erschafft.« Und wie der griechische Denker das musikalische Virtuosenthum für die Jugenderziehung der Staatsbürger verwirft, weil die Erwerbung solcher Virtuosität Leib und Seele schwächt und ungeschickt macht zu den Verrichtungen eines freien hellenischen Bürgers, so verliert nach seinem Urtheil jede Uebung einer Thätigkeit an Werth und Ehre für den ganzen und vollkommenen Menschen, die den, welcher sie übt, allzusehr an die Materie bindet und ihn zwingt, im Kampfe mit ihrer Ueberwältigung sich allzusehr abzuarbeiten. Solche Arbeit war, nach der Ansicht des ganzen Alterthums, Sache nicht des freien Mannes, sondern dessen, der ihm sein freies Dasein möglich machte, des Sklaven. Und dem Sklaven zunächst, der das Werkzeug eines einzelnen Andern ist, für den er die Nothwendigkeiten des Lebens beschafft, steht der Tagearbeiter und Handwerker, der sitzende besonders, der »Banausos«, wie ihn die Griechen nannten, der um Lohn arbeitet für die äußeren Bedurfnisse des Allgemeinen. Die Kunst war Ehrensache des Freien, das Handwerk und die Körperarbeit Lebensbürde des Knechtes oder des Einsassen, des banausischen Tagwerkers. Aber wenngleich kein vollfreier Mann, und nach Aristoteles' innigster Ueberzeugung, auch nicht berechtigt, Vollbürger zu sein im besten Staate, in

der wahren republikanischen Politeia, ist der freie Handwerker doch lange noch kein Sklave. Denn er wählt seinen Beruf nach eigenem Entschluß, und übt ihn nicht für einen Herrn als dessen Höriger, sondern als freier Mensch für Alle *).

Auch liegt das Unwürdige des »Banausischen« nicht etwa im Handwerk allein, oder auch nur in ihm selbst überhaupt, sondern in seinen Folgen, in der Wirkung auf den sittlichen und geistigen Zustand des ganzen Menschen. Und in dieser Beziehung ist nach Aristoteles' Ansicht jede Thätigkeit, jede Kunst, ja selbst jede Wissenschaft für eine unwürdige, niedrige, banausische zu achten, wenn sie von der Art ist, oder wenn sie so geübt wird, daß sie den Menschen an seiner ἀρετή, an seiner Gesammttugend und Tüchtigkeit schädigt, und ihn dadurch behindert an der Erfüllung seines Berufs und seiner Bestimmung: ein freier, schöner, an Leib und Seele kräftiger und tüchtiger Mensch und Bürger zu sein. Ich will die Stelle des Aristoteles ganz mittheilen, weil sie beherzigenswerth ist für unser, durch banausische Uebung so mancher Wissenschaft und Kunst, durch die Hetzjagd der Examina und durch die Schul- und Wissenschaftszüchterei an Leib und Seele vielfach verkrüppeltes Geschlecht. »Die Thätigkeiten,« sagt der griechische Weise, »zerfallen in solche, die einem Freien wohl anstehen, und solche, die ihm nicht geziemen. Offenbar also dürfen unter den nützlichen nur solche Beschäftigungen getrieben werden (nämlich von dem zum Staatsbürger auszubildenden freien hellenischen Knaben und Jünglinge), die den, welcher sie treibt, nicht zu einem Handwerker (Banausos) machen und an seiner leiblichen und geistigen Menschenwürde schädigen. Für solche den Menschen erniedrigende Beschäftigung ist aber jede Thätigkeit, ist jede Kunst und jede Wissenschaft (genauer: »jedes Lernen einer Wissenschaft«) zu achten, sobald sie den Leib oder die Seele oder das Denkvermögen der Freien untüchtig machen zum würdigen Genuß des Daseins und zu den verschiedenen Beschäftigungen der ihnen eigenthümlichen Tu-

*) Aristoteles' Politik, Buch III., Kap. 3, S. 62.

gend, will sagen: zu ihrer vollkommenen Tüchtigkeit als Menschen und Bürger. Darum nennen wir auch alle die Künste und Fertigkeiten, die eine Verschlechterung des gesunden harmonischen Körperzustandes zur Folge haben, eben so gut banausische (niedrige), wie die Verrichtungen des niedrigen Tagelöhners. Denn sie machen das Denken und die Denkart des Menschen unfrei und kümmerlich.« — Was würde der größte aller hellenischen Denker wohl zu so vielen unserer an Leib und Seele zerdrückten und verkrümmten, weltfremden, vor dem bloßen Gedanken an Bewährung der wahren Menschentüchtigkeit durch praktische Theilnahme am Staatsleben zurückschaudernden Stubengelehrten und Wissenschaftsmännern sagen, er, »der Meister der Gelehrten«, il maestro di color'che sanno, wie ihn Dante nennt, der Virtuose des Fleißes und der wissenschaftlichen Arbeit, und doch zugleich ein ganzer voller, an Leib und Seele gesunder Mann, seiner selbst eben so gewiß und sicher im freien Athen wie an den Höfen der Fürsten, der Freund des großen macedonischen Philipp's und der Erzieher seines größeren Sohnes, des Heldenkönigs, des Achilles der historischen Zeit der Hellenen! Gewiß er würde in seinem Sinne an einem tüchtigen, geistesfrischen Handwerker unserer Tage mehr Freude haben, und in ihm mehr einen »Freien und Edlen«, mehr eine Verwirklichung der ächten Tüchtigkeit und Tugend menschlicher Natur erkennen, als an manchem verkümmerten Professor des Alterthums.

Und diese selbe Ansicht finden wir in der griechischen Menschheit als die herrschende noch beinahe ein halbes Jahrtausend später, als längst die Blüthe des freien hellenischen Staaten- und Bürgerthums gebrochen, und dem auserwählten Lieblingsvolke der Götter, dem

»über die Barbaren herrschen«

als sein angeborenes Recht galt, längst schon das Joch römischer Knechtschaft über den stolzen Nacken geworfen war. In jenen Tagen der zweiten Hälfte des nachchristlichen zweiten Jahrhunderts, wo unter Hadrian und Mark Aurel die hellenische Kunst eine kurze aber schöne Nachblüthe trieb, unterschied der fein gebildete Philosoph und Arzt Galen, ein Grieche aus Kleinasien, der Aristoteles seiner Zeit, ganz der Aristote-

lischen Ansicht gemäß die edle freie schöpferische Kunst des Bildhauers und Malers von dem banausischen Handwerk und seiner rein äußerlichen Kunstfertigkeit.

»Einige Künste,« sagt er, »sind geistige, gedankenmäßige und erhabene, andere dagegen haben leicht etwas Verächtliches, Niedriges an sich, und zwar wegen der mit ihnen verbundenen Abarbeitung des Körpers, weshalb man sie auch banausische und handarbeiterische nennt.« Und zu den ersteren, unter denen er die einzelnen Wissenschaften, die Arzneikunde und Rhetorik, die Musik, Mathematik, Astronomie und andere aufzählt — (die Arzneikunde voran, denn sie war ja seine Wissenschaft!) — könne man auch sehr wohl die Bildhauerei und Malerkunst rechnen. »Denn wenn diese Künstler auch ihre Thätigkeit mittelst der Hände verrichten, so bedarf es zur Ausübung ihrer Kunst doch nicht eigentlich körperlicher Kraft, wie sie ein Jüngling hat.« Das steht schon ganz nahe jenem Lessing'schen Worte von dem Rafael, der auch ohne Hände geboren das größte Malergenie gewesen sein würde.

Ich muß hier eine Bemerkung einschalten. Man hat nämlich, wie wir sahen, darauf hingewiesen, »daß den Alten sogar der scharfe Gegensatz gefehlt habe, welchen die Neueren durch Kunst und Handwerk ausdrücken,« und hat daran die Behauptung geknüpft: »daß der griechische Künstler seiner bürgerlichen Stellung nach immer wesentlich als Handwerker, δημιουργός oder χειρώναξ, betrachtet wäre. Aber beide Behauptungen sind gleich unrichtig. Allerdings haben die Griechen ihr Wort Technе, Kunst namentlich im Pluralis auch vom Handwerk und seinen einzelnen Zweigen gebraucht, auch wohl hier und da einen besonders geschickten Handwerker einen Künstler (Technites) genannt; aber nicht anders, wie wir, und nicht wir Deutsche allein, dies auch zuweilen thun, wenn wir im gemeinen Sprachgebrauche von der Uhrmacherkunst, der Tischlerkunst und ähnlichen reden, oder wenn der Vater von seinem Knaben, den er zu einem Anstreicher in die Lehre gegeben, sagt: daß er die Malerkunst erlerne. Das Volk folgt hier dem richtigen Instinkte, der in dem Worte Kunst jede Geschicklichkeit als ein

vorzugsweises »Können« bezeichnet. Gerade so die Griechen. Ihr Wort »Techne« stammt ab von Tekein, welches Schaffen, Erzeugen, Hervorbringen bedeutet. »Schaffen« aber nennt noch heute der Handwerker auch sein Arbeiten, wenn er fleißig »schafft« an seinem Werke. Allein wenn auch jenes zeitweilige Zusammenfließen der Unterschiede in der sprachlichen Bezeichnung hier wie dort eine Thatsache ist, so stehen darum doch die begrifflichen Unterschiede von Kunst und Handwerk nicht minder fest im hellenischen Alterthum als in der modernen Zeit. Wo Aristoteles, wo das gebildete Alterthum über die Kunst als Kunst spricht, da ist eben die Kunst gemeint, welche das Schöne schafft, indem sie der Idee Dasein und Wirklichkeit giebt; und es fällt weder dem Aristoteles noch irgend einem gebildeten Hellenen ein, zu den einzelnen Künsten, in welche sich die Kunst zerlegt, also zur Musik und Poesie, zu den bildenden Künsten und zur Orchestik, etwa auch die Töpferkunst und die Schusterei zu rechnen. Was einzig übrig bleibt von dieser vermeintlichen Unterschiedslosigkeit des Künstlers und des Handwerkers im Bewußtsein und in der Schöpfung des Alterthums, das ist etwas sehr Vernünftiges. Es ist zunächst die Bescheidenheit der Kunst, welche sich ihres äußerlichen Ursprungs aus dem Handwerk erinnert, die Treue, welche diesen goldenen Boden der Technik fleißig anbaut; es ist endlich jene Ansicht, die das ganze hellenische und das antike Leben überhaupt durchdrang, daß auch das Handwerk berufen sei, zum Schmuck des Lebens durch die Verwirklichung des Schönen beizutragen; die Ansicht, aus der jener Schönheitssinn hervorging, der auch das unscheinbarste und geringste Geräth des täglichen Bedürfnisses durch einen Strahl der ewigen Schönheitssonne verklären und in seiner Sphäre auch den geringen Handwerker sein Werk zu einer Art von Kunstwerk bilden hieß. Lange genug, ja in gewissem Sinne während der ganzen Dauer ihres Bestehens, waren Handwerk und Kunst eng verbunden gewesen, und Ehre gewann in Athen wie in anderen Staaten auch der geschickte Handwerker, der durch das Bestreben, fein und bedeutsam zu arbeiten, sein Thun zur Kunst erhob. Das ist dieselbe Ansicht, dieselbe Gesinnung, die auch in der Blüthezeit

italischer Kunst am Ausgange des Mittelalters den Maler einen »Meister«, seine Schüler seine »Gesellen« und sein Atelier seine »Werkstatt« nannte, weil damals eben alle Thätigkeiten des Gewerkes, wie im Alterthum, eng mit der Kunst verbunden und von ihrem Geiste durchdrungen waren. Jene Kunstbruderschaften, welche fast in allen großen Städten Italiens seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich bildeten, umschlossen außer den Malern und Bildhauern, auch die sämmtlichen Handwerker, deren Beschäftigung in irgend einem Bezuge stand zu der höchsten Kunstthätigkeit der eigentlichen Künstler. Es gehörten zu denselben unter Anderm die Vergolder, welche für die Bilder den Goldgrund, die Heiligenscheine und die Metallzierrathen der Gewänder besorgten; die Holzarbeiter, welche die Tafeln der Bilder, die Tischler und Holzschnitzer, welche die mit Malereien zu schmückenden Brautkisten verfertigten. Auch die Sprache bezeugte, wie wir sahen, diese Gemeinschaft. Und obschon es sicher keinem der genannten Handwerker einfiel, sich einem Giotto oder Pietro Perugino, einem Rafael, Leonardo da Vinci und Michelangelo als Künstler gleich zu stellen, oder dem Publikum, den einen eben so hoch wie den anderen zu ehren, so theilte doch Rafael den Ehrennamen »Meister« mit jedem tüchtigen Handwerker, und die Stätte, wo ein Leonardo da Vinci oder Michelangelo ihre ewigen Werke schufen, hieß eben so gut bottegha, wie die Arbeitsstätte ihrer Schreiner und Vergolder. Der große Albrecht Dürer war ein Goldschmied wie Benvenuto Cellini, und der herrliche Peter Vischer stellte sich unter den zwölf Aposteln des Sebaldusgrabes, seines Meisterwerkes, nicht anders dar, als in der Gestalt eines schlichten Handwerksmeisters, in Werkeltagwams und Schurzfell, das Werkzeug in der Hand.

Erst dem Aftergeschmacke einer gesunkenen Kunst und Bildung war es vorbehalten, hierin etwas Anstößiges zu finden, und es ist sehr charakteristisch, wenn der italische Geschichtschreiber der Kunst, wenn Lanzi, der Sohn des kunstgesunkenen achtzehnten Jahrhunderts, die erwähnten Dinge mit dem entschuldigenden Zusatze erzählt: Das seien freilich Spuren eines noch rohen Zeitalters (rozzo secolo), welches für die Vornehmheit

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR,A.
3-598-52808-6
FN. I1392/027

der Kunst noch keinen Sinn gehabt und die ihr gebührenden Unterscheidungen noch nicht gemacht habe. »Jetzt,« sagt er triumphirend von seinem gebildeten Zeitalter, »nennen wir die Maler Professoren und ihre Werkstätten Studien.« Eine wunderbare Naivetät in dem Munde eines Kunsthistorikers, der in demselben Athem erzählt, daß jenes von ihm roh genannte Zeitalter die Leonardo und Michelangelo, die Rafael und Tizian emporblühen sah, denen sein gebildetes Professorenzeitalter nur etwa seine Menge und Hackert gegenüberzustellen hat *).

Auch im hellenischen Alterthum war das Handwerk ein rühmliches Geschäft, das keinen freien Bürger verunehrte. Bei Homer sieht man überall, wie die sinnig geübte Thätigkeit des Handwerkers hochgeehrt ward. Der geschickte Goldschmied, der für den König Nestor die Hörner des Opferstiers vergoldet, der trefflichste der Lederarbeiter: welcher den großen Schild des Ajax verfertigt hatte, werden sogar werth gehalten, mit Namen genannt zu werden. Und erscheinen nicht in jenen heroischen Zeiten die Könige und Königsfrauen selbst mit edlem Handwerk beschäftigt? Odysseus zimmert sich selbst sein Bettgestell, und Penelope und Nausikaa sind geschickte Weberinnen, wie viele andere fürstliche Frauen. Götter und Göttinnen sind Schutzherren und Schirmerinnen des Handwerks, Hephästos der Schmiede, Pallas der Weber und Zimmerer, Prometheus der Töpfergilde, ja der Gott Hephästos hält es nicht für zu gering, wie wir bei Homer lesen, ein Werk des Dädalos nachzuahmen. Und sehen wir denn nicht überhaupt Kunst und Kunsthandwerk der Hellenen in den urältesten Zeiten auf das Engste verknüpft mit Religion und Kultus, als deren Diener gleichsam die Künstler erscheinen? Wird nicht durch die Sage, welche den Thonbildner Prometheus den ersten Mann, den göttlichen Erzkünstler Hephästos das erste Weib erschaffen ließ, die früheste Anwendung der Bildformerei als ein heiliges Werk gefeiert? Und nannten nicht die Sagen der ältesten Pflanzstätten der Kunst in Hellas mit dankbarem Stolze die Namen der ersten großen Meister, welche gleich-

*) Vergl. Ein Jahr in Italien III., S. 238. 239.

sam als Heroen an der Spitze der Kunstanfänge stehen, wie Dädalos zu Athen, Prometheus in dem kunstreichen Sikyon, Epeios, der Zimmerer des trojanischen Pferdes, in Argos und Smilis in Aegina?

Doch kehren wir zurück zur historischen Zeit der Hellenen. Allerdings haben sie im gewöhnlichen Leben zuweilen den Handwerker Künstler genannt, aber nie einen wirklichen Künstler einen Handwerker. Es ist schlimm, daß wir dies dem gelehrten Philologen sagen müssen, an dessen unrichtiger Auffassung des Verhältnisses der Hellenen zu ihren Künstlern wir unsere Entwickelung des wahren Sachverhaltes geknüpft haben. Aber es ist nicht anders.

Phidias und Polygnot sind allerdings Demiurgen nach der griechischen Sprachbezeichnung, und Demiurgen werden auch die Handwerker benannt. Aber nie ist es einem gebildeten Alten eingefallen, jene Künstler und ihres Gleichen mit der Bezeichnung zu benennen, welche vorzugsweise, ja genau genommen ausschließlich, nur den Handwerkern als solchen zukommt. Diese Bezeichnung ist Cheironax. Ein Cheironax heißt wörtlich Einer, der seine Hände in der Gewalt hat und zu brauchen versteht. Dies ist der Handwerker, wie wir ihn auffassen, im Gegensatz zum Künstler. Anders verhält es sich mit dem Worte Demiurgos. Dies Wort bedeutet seinem Ursprunge nach einen Menschen, der für das Allgemeine, für das Volk (Demos) Schönes, Gutes und Nützliches schafft und arbeitet. Es hat also eine unendlich weitere, umfassendere Bedeutung, als das erstgenannte. Darum heißen schon bei Homer nicht nur die Zimmerleute, sondern auch die Herolde, Aerzte und Wahrsager, ja sogar die Sänger und Dichter Demiurgen (δημιόεργοι). Diese umfassende Bedeutung blieb in Kraft, ja sie dehnte sich noch weiter aus mit dem Wachsen der republikanischen Freiheit bei den Griechen. In der Blüthezeit des hellenischen Lebens bezeichnete man mit diesem Ausdrucke alle Menschen und alle Thätigkeiten, welche für das Leben des Allgemeinen, des Volks, das Nützliche und Nothwendige, oder das Gute und Schöne wirkten und schafften. Der Baumeister, der dem Griechen seine Tempel errichtete, der Bildhauer, der ihm seine Götter und Heroen

zu leiblichem Dasein erschuf; der Maler, der die großen Thaten seiner Helden, die siegreichen Kämpfe der Ahnen oder der Gegenwart in Farben verherrlicht vor die Augen stellte; der Sänger und Musiker, der ihm Herz und Sinn durch seines Gesanges und Spieles Kunst entzückte, sie alle hießen dem Griechen Demiurgoi. Und weit gefehlt, daß dieses Wort an und für sich einen gemeinen und verächtlichen Nebenbegriff gehabt hätte, brauchte es der Grieche selbst zur Bezeichnung derjenigen Thätigkeit, welche in seinen Augen, in den Augen des politischen Menschen, des freien hellenischen Staatsbürgers, die höchste war, und die höchste Ehre gab: zur Bezeichnung der Thätigkeit des Staatsmannes. Denn nicht nur bei den dorischen Griechen in Sparta allein, sondern auch in vielen anderen Staaten hießen die höchsten Regierungsbehörden Demiurgen, ihr Thun Demiurgie, d. h. Arbeit für das Wohl des Allgemeinen. Ja selbst die Gottheit mit diesem Worte zu bezeichnen, trugen die griechischen Philosophen kein Bedenken, und der Schöpfer, Erhalter und Regierer dieses großen Gesammtkunstwerkes, Weltall, Kosmos genannt, führt bei ihnen den Namen eines Demiurgos der Welt (*δημιουργὸς τοῦ κόσμου*). Daneben freilich galt dasselbe Wort auch als Bezeichnung nicht nur jedes nützlichen Geschäfts, jedes Handwerks und Gewerbes, dessen Thätigkeit das Allgemeine nicht entbehren konnte, — vom Arzte herab bis zum Brot- und Kuchenbäcker; sondern auch die öffentlichen Mädchen, welches ihres Leibes Genuß für Geld gewährten, führten dieses Prädikat. Denn ihr Gewerbe erschien dem Griechen, wenn immer als ein verächtliches für eine freigeborene Bürgerin, doch als ein nothwendiges für das allgemeine Leben, und er scheute sich nicht, vielmehr war er gerecht genug, dies auch durch das Wort auszusprechen, mit dem er das Gewerbe selbst dieser unglückseligen Klasse menschlicher Wesen bezeichnete.

Wir sehen also: nicht in dem Worte, nicht in dem Namen Demiurgos an und für sich liegt das Herabsetzende, das Verächtliche oder doch Geringschätzende; sondern darauf kommt es an, wer es ist, der diesen Namen führt, und welcher Art die Thätigkeit, die damit bezeichnet

wird. Und so läßt es sich denn auch durch die unwidersprechlichsten äußeren und inneren Gründe und Zeugnisse beweisen, daß der Künstler nicht darum verächtlich oder geringschätzig angesehen wurde, weil seine Thätigkeit eine demiurgische, d. h. dem Volksbedürfnisse geweihte, weil er selbst ein Demiurgos war, sondern nur dann und nur darum, wenn er eben ein schlechter Demiurgos, ein mittelmäßiger oder unbegabter und ungeschickter Künstler war. Es läßt sich beweisen, daß der Stand des Künstlers, daß der Künstler, der in Wahrheit diesen Namen verdiente, sich im ganzen hellenischen Alterthume einer bürgerlichen Achtung und Schätzung, einer Verehrung und begeisterten Bewunderung seines Volkes erfreute, von welcher die neueren Zeiten noch weltweit entfernt sind. Dieser Beweis ist, wie ich meine, zu einem Theile bereits im Bisherigen geführt worden. Wir wollen ihn jetzt vervollständigen.

Wir haben vernommen, wie das Hellenenthum in den höchsten Spitzen seiner Bildung über die Würde der Kunst dachte. Neben Aristoteles, dessen Ansichten wir bereits mitgetheilt, steht Platon, sein großer Lehrer. Platon ist doktrinärer Idealist. Er findet als politischer Denker in der Wirklichkeit des Staatslebens nirgends das entsprechende Abbild der Idee, die er von einem vollkommenen Staate und Staatsleben in sich trug. So ist er eigentlich mit allem Bestehenden unzufrieden und darum auch mit der wirklichen, real vorhandenen bildenden Kunst und den Künstlern seiner Zeit. Denn auch sie verwirklichen nicht alle, und nicht in allen ihren Werken die hohe sittliche Idee des Guten, welche er als unzertrennlich verbunden mit der Schönheitsidee in dem Begriffe der Kalokagathie, der sittlich vollendeten und sittlich veredelnd auf den Menschen wirkenden Schönheit vor Augen hat. Dieser radikalste Idealist, den die Geschichte der Menschheit kennt, ging im vollen Glauben von der Ueberzeugung aus, daß es möglich sein müsse, vom Idealismus aus die wirkliche Welt zu reformiren, und er war kühn genug, alle Konsequenzen dieser Ansicht mit einer Ehrlichkeit zu ziehen, die ihn heute für alle Staatsanwalte des europäischen Festlandes anklagereif machen würde. So war

er auch radikal in Sachen der Kunst. Alles, was in der Kunst und ihren Werken der Idee, seinem Begriffe von der sittlichen Schönheit nicht völlig entspricht, das verwirft er schonungslos als ächter Doktrinär, weit nachstehend an praktischer Weisheit seinem großen Schüler Aristoteles, der, wie überall, so auch in seinem Denken und Urtheilen über die Kunst, immer das Ganze der lebendigen Wirklichkeit und des realen Daseins zur Grundlage seines Philosophirens macht. Aber Platon ist darum nicht blind gegen die großen künstlerischen Genien seiner Zeit und seines Volks. Ueberall, wo er ihrer namentlich gedenkt — und wir begegnen in seinen Werken, außer Phidias und Polyklet, auch den Bildhauern und Malern Leochares, Polygnotus, Aglaophon, Zeuxippus und Aristophon —, da geschieht es mit Achtung vor ihrer Kunst und Begabung. Aber freilich in seinem Idealstaate, da bedarf sein moralischer Rigorismus einer lediglich von moralischer Tendenz bestimmten Kunst und sittlich untadliger Kunstwerke, wie sie ihm die Wirklichkeit des Lebens selbst damals nicht bot und nicht bieten konnte. Darum sollen in seiner Musterrepublik nicht nur die Dichter streng auf das Gebiet des Moralischen und sittlich Guten beschränkt sein, oder sonst überhaupt »gar nicht dichten dürfen«, sondern er dehnt diesen Rigorismus der abstrakten Tugendidee auch auf die bildenden Künste aus. In seinem Staate soll kein Künstler ein Werk schaffen dürfen, kein Bauwerk, kein Gemälde, kein Werk der plastischen Kunst, der nicht im Stande ist, in jedem Werke, selbst in dem geringsten Genrebilde, die Hoheit der sittlichen Idee auszudrücken, oder doch Alles fernzuhalten, woraus irgend ein Anstoß, eine Gefahr für die strenge öffentliche Moral und Tugendzucht der philosophischen Idealrepublik erwachsen könnte!

Daß sich mit solchem Rigorismus kein tanzender Faun, keine Bacchantin, kein trunkener Silen, keine nackte Genuß athmende Venusgestalt und dergleichen verträgt, und daß durch solche einseitige Moralästhetik nicht blos über die Darstellung gemeiner Unsittlichkeit und verwerflicher Lust, sondern auch über eine ganze Welt unbefangener und harmloser Kunstgestaltung der doktrinäre Stab gebrochen wird,

das freilich leuchtet Jedem von selbst ein. Und nie ist der Idealismus in seiner, um die Wirklichkeit unbekümmerten Naivetät je wieder so unsterblicher Lächerlichkeit überwiesen worden, als der hellenische Kunstphilosoph und sein radikaler Idealismus von der lebendigen Wirklichkeit der Kunstgeschichte seines Volkes. Aber dabei darf doch der eigentliche Kern jenes Gedankens, das Ewigwahre in demselben nicht übersehen, es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß Metyode ist in jenem scheinbaren Wahnsinn des göttlichen Idealisten, der nur einen einzigen Schritt weiter zu thun hatte, um zur Wahrheit seines eigentlichen Gedankens zu gelangen, die zu finden die Menschheit dritthalbtausend Jahre brauchte, zu jener Wahrheit: daß jedes ächte und vollendete Kunstwerk immer auch zugleich eine sittlich bildende, den Menschen und sein Empfinden veredelnde und reinigende Kraft und Wirkung übt, auch ohne daß der Dichter, der Bildhauer, der Architekt oder Maler bei ihrem Schaffen mit Bewußtsein auf eine solche Wirkung ausgehen, oder ihre Stoffe und Vorwürfe darnach bestimmen und wählen. Es sind die Geisteshelden unseres Volkes, die Winckelmann und Lessing, die Schiller, Goethe und Hegel, die diesen letzten Schritt gethan, die uns gelehrt haben, die Kunst in ihrem letzten und höchsten Begriffe zu erfassen. Und diese Genien — woher anders schöpften sie selber diesen Begriff, als aus den trümmerhaften Resten der hellenischen Kunst, an deren Anschauen sie ihre Seele genährt und gelabt und ihren Geist ausgeweitet hatten zum Erfassen des Gedankens der harmonischen Einheit des Guten und Schönen?

Und jetzt von den griechischen Weisen und Denkern, von Platon und Aristoteles zu dem Volke, das diese Denker und Weisen aus sich hervorbrachte, zu dem Volke der Hellenen selbst und seiner Anschauung von den Künstlern.

»Die hellenischen Bürger von Kroton« — so erzählt der feinsinnige, mitten unter seinem rauhen Volke von einem Hauche griechischen Geistes berührte Römer Cicero, der einzige Mann dieses Volkes, der es verdient hätte, als Grieche der besten Zeit geboren zu werden — »die Bürger

von Kroton, in der Blüthezeit ihrer Herrlichkeit, mächtig reich und gebildet vor allen italischen Griechen, faßten einst den Beschluß, den Tempel ihrer Hauptgottheit, der Juno, mit Meisterwerken der Malerei auszuschmücken. So beriefen sie denn zu diesem Ende unter Anerbietungen großen Lohnes den Herakleoten Zeuxis, der damals allgemein für den größten Maler seiner Zeit geachtet wurde. Dieser malte denn auch mehrere Gemälde, von denen sich ein Theil, geschützt durch des Tempels Heiligkeit, bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Und um in einem stummen Bilde die höchste weibliche Schönheit darzustellen, sagte er den Krotoniaten, daß er eine Helena malen wolle, was denn diese, die gar oft vernommen hatten, daß der Künstler in der Darstellung weiblicher Leibesschönheit alle anderen Maler weit übertreffe, mit Freuden annahmen. Sie dachten nämlich, wenn er in dem Genre, das seine Hauptstärke war, etwas ganz Vollkommenes geschaffen haben würde, so würde er das herrliche Meisterwerk ihnen für jenen Tempel belassen. Diese Hoffnung täuschte sie denn auch in der Hauptsache nicht. Zeuxis fragte sie nämlich sogleich, was sie denn an schönen Jungfrauen besäßen. Da führten sie ihn alsbald in die Ringschule, und zeigten ihm viele Jünglinge von herrlicher Schönheit; denn es gab eine Zeit, wo die Krotoniaten an Leibeskraft und Schöne bei Weitem die Ersten waren, und wo ihre Kämpfer aus den gymnischen Festspielen und Wettkämpfen die ehrenvollsten Siegespreise hochbelobt mit nach Hause brachten. Als nun also der Maler die schönen Körpergestalten der Jünglinge und Knaben höchlich bewunderte, da sprachen sie zu ihm: »Dieser Jünglinge Schwestern sind unsere Jungfrauen! Du kannst daher selbst vermuthen, welcher Art ihre Schönheit ist.« Nun so bitte ich Euch, versetzte der Künstler darauf, daß ihr mir von jenen Euren Jungfrauen die schönsten stellen möget, während ich das male, was ich Euch versprochen habe, nämlich die vollendete Wahrheit und Wirklichkeit lebendiger Schönheit in einem stummen Bilde. Da hießen die Krotoniaten, nachdem sie die Sache von Staatswegen berathen hatten, ihre Jungfrauen an einem Orte sich versammeln, und gaben dem Maler Vollmacht, sich welche er wolle, auszuwählen. Jener

aber wählte fünf als die schönsten aus von allen, deren Namen dann später viele Dichter besungen haben, als solche, deren vollkommene Schönheit über allem Zweifel erhaben sei, da der sie anerkannt habe, dessen Urtheil über die Schönheit nothwendig als das vollgültigste betrachtet werden müsse.«

Ich habe diese kleine anmuthig erzählte Geschichte nicht ohne Grund hier wörtlich mitgetheilt. Zunächst hat der römische Autor, der sie aus einem griechischen Werke über Kunstgeschichte und Künstlerleben entnahm, durchaus mit keinem Worte angedeutet, daß sie ihm unwahrscheinlich oder dem griechischen Geiste nicht angemessen vorkomme. Vielmehr erzählt er sie unbefangen als eine Thatsache der historischen Zeit. Denn Zeuxis war Zeitgenosse des Sokrates und Aristophanes, Cicero selbst hatte Kroton besucht und die Werke des Malers daselbst bewundert. Aber selbst erfunden, müßte sie doch immer als im ächt griechischen Geiste erfunden gelten. Diesem Geiste und seinem Enthusiasmus für die Schönheit sowohl als für die Kunst, die jener ewige Dauer verlieh, widersprach es also nicht, daß die Bürger eines freien hellenischen Staatswesens dem Künstler die höchste Bereitwilligkeit, ihn bei der Hervorbringung des Schönen zu fördern, dadurch bewiesen, daß sie ihm die unverhüllte Schönheit ihrer Jungfrauen vor Augen stellten, und daß sie sich reichlich belohnt und glücklich achteten, wenn es ihnen gegönnt wäre, nur das so entstandene Kunstwerk selbst als Schmuck ihres Tempels und als Ehre ihrer Stadt zu behalten. Es widersprach diesem griechischen Volksgeiste nicht, daß sie zum Vortheil der Kunstschönheit selbst das Gesetz strenger Sitte ausnahmsweise aufhoben, das ihre Jungfrauen, die edlen Töchter freier Bürger, in das Innere des Hauses und ihre Schönheit unter die bergende Hülle des Schleiers verwies. Wir wissen von Athen selbst nicht bloß, daß ein Alkibiades den Künstlern im Knabenalter als Modell zu ihren Darstellungen des Liebesgottes diente, und daß Polyklet den Jüngling als Hermes idealisirte. Auch die edelsten Frauen und Jungfrauen Athens hielten es für eine Ehre, in der Werkstatt des Meisters Phidias zu erscheinen und seine Phantasie durch den

Adel ihrer Schönheit zu seinen Schöpfungen für den Fries des Parthenon zu begeistern. Freilich gab es auch im Alterthume gemeine Seelen, welche um des Umstandes willen, daß Perikles zu gleicher Zeit die Werkstätte seines Freundes besuchte, dem Künstler nachzureden wagten, daß er den Kuppler für den großen atheniſchen Volksführer mache!

Jene Erzählung vom Zeuxis zeigt uns ferner den griechiſchen Künſtler hochgeehrt in allen griechiſchen Landen, ſeinen Ruf und Ruhm verbreitet ſchon während ſeines Lebens, ſoweit der griechiſchen Rede Laut vernommen ward. Sie zeigt uns das Intereſſe an der Kunſt als ein allgemeines, als ein Intereſſe des geſammten Volks freier helleniſcher Bürger; Kunſt und Kunſtwerke als Gegenſtand der eifrigen Sorge des Staates. Sie zeigt uns ein Volk, dem lebendige Schönheit als ein hohes Glück, als eine neidenswerthe Ehre, und der Beſitz eines Kunſtwerks, das die Schönheit darſtellte, gleichfalls als ein Glück und ein Ruhm des Vaterlandes, der Stadt, des Gemeinweſens galt, für etwas das mit keinen Opfern — vom Gelde gar nicht zu reden — allzutheuer erkauft werden könne.

Und dies Volk der Hellenen ſoll ſeine Künſtler gering geachtet, in ſeinen Augen ſoll ein Makel geklebt haben an dem Berufe und Stande des Künſtlers, der ihm das in unvergänglicher Herrlichkeit ſchuf, wovon die Seele dieſes Frühlingsvolkes der Menſchheit voll war, wie die Blume des Frühlings vom Morgenthau! Der Künſtler war ja wie die Sonne, die dieſen Thautropfen zum Diamanten verklärte. Er war es ja, der die tiefſte Sehnſucht des Griechengeiſtes, die Sehnſucht nach dem Schönen befriedigte und erfüllte, der dem Griechen allüberall, in den Tempeln und Heiligthümern ſeiner Götter wie auf den Straßen und Plätzen ſeiner Stadt, in den Hainen und Säulenhallen, wo er luſtwandelte, in den Paläſtren, wo er den eigenen Leib zur Kraft und Schönheit bildete, ja in den Räumen der Wohnung ſelbſt, wo er ausruhte vom Leben und der Oeffentlichkeit, — der Künſtler, ſage ich, war es ja, der dem Hellenen überall durch ſeine Kunſt den Genuß und die Freude an der Schönheit

gewährte, der selbst die Ruhestätte seiner Todten mit der Heiterkeit der Kunst und Schönheit schmückte, und dem düsteren Tode den Schein der hellen Lebensfülle verlieh, daß selbst, wie der deutsche Hellene, wie Goethe bewundernd ausruft:

— die Asche da drinnen
Schien, im stillen Bezirk, noch sich des Lebens zu freun.

Dies Volk, das einem schönen Jünglinge, dem Krotoniaten Philippus, wie Herodot erzählt, auf seinem Grabe ein Heiligthum wie einem Heroen errichtete und ihm Opfer weihte, einzig nur, »weil er so schön gewesen,« der Hellene, der sich zu öffentlichen Kunstausstellungen drängte, und an den Wettarbeiten der Künstler das lebhafteste Interesse nahm; der zu den Orten, wo berühmte Kunstwerke zu sehen waren, weite Wanderungen und Reisen nicht scheute, dies erste und einzige Kunstvolk der Welt soll seinen Künstlerstand mißachtet haben! In der That ein Einfall, der nur einem jener Klasse von Philologen kommen kann, die so oft den Wald vor Bäumen nicht sehen, weil sie ihr Lebenlang, statt von dem Weine des antiken Lebens zu trinken, sich damit abmühen, »einen verbogenen Nagel des Fasses gerade zu klopfen, in dem er enthalten ist!«

Von jener Welt griechischer Kunstschönheit sind nur wenige Trümmer auf uns gekommen. Jener unabsehbare Wald von Statuen, der ganz Griechenland bedeckte, jene unzählbaren Meisterwerke der Malerei, die zu Tausenden die hellenischen Städte und Tempel schmückten, jene Fülle von Kunstwerken aller Art, so unermeßlich, daß selbst die kleinste Insel, das entlegenste Städtchen nicht seiner Kunstschätze entbehrte, daß ein Reisender, Pausanias, der im zweiten Jahrhundert nach Christo das von römischer Habgier seit Jahrhunderten ausgeraubte und verwüstete Griechenland durchreiste, nicht einmal das unbedeutendste aller griechischen Orte, das phozische Panope, das gar nicht einmal ein »Städtchen« heißen durfte, ohne ein Kunstwerk in Marmor antraf — all dieser Reich-

thum, gegen den unsere reichsten Kunst-Museen zusammengenommen nicht mehr sind, als die Pfennighabe des Bettlers gegen den Reichthum eines Börsenkrösus unserer Zeit — ist vernichtet und von der Erde verschwunden. Aber wie sich die übrig gebliebenen Trümmer verhalten zu der Fülle jener untergegangenen Schätze der Kunst, gerade so verhalten sich auch die auf uns gekommenen Nachrichten über Kunst, Kunstwerke und Künstler zu der im Alterthum einst vorhandenen kunstgeschichtlichen Litteratur und ihren Beschreibungen der Kunstwerke und Lebensverhältnisse der Künstler. Auch von diesem Reichthume ist nichts auf uns gekommen, als Fetzen und Trümmer, vereinzelte Notizen bei den älteren Schriftstellern oder karge Auszüge, kritiklose Kompilationen späterer Zeit aus den untergegangenen zahlreichen und vortrefflichen Werken. Nicht eines einzigen Künstlers Biographie ist uns auch nur in den äußerlichsten Umrissen erhalten, und selbst bei den größten sind die einfachsten Lebensnachrichten spärlich, dunkel und zweifelhaft. Man kann sich diesen Verlust nicht groß genug, die zahlreichen untergegangenen Werke nicht ausführlich und würdig genug vorstellen, wenn man bedenkt, daß sehr viele derselben noch in der Blüthezeit griechischer Kunstbildung und griechischen Schriftenthums entstanden. Aber selbst in diesen spärlichen Resten ist doch noch genug übrig geblieben, um auch durch zahlreiche einzelne Thatsachen zu beweisen, daß der Grieche seine Künstler ebenso hoch ehrte, als er ihre Werke bewunderte, und daß er mit Nichten über dem Kunstwerke den Künstler vergaß, für den Achtung, Ehre und Anerkennung Lebensathem und Lebensbrod sind und gewesen sind zu allen Zeiten und und unter allen Verhältnissen.

Denn kein Stand, kein Beruf, den die eigene Nation gering achtet, gelangt zum Bewußtsein seiner Würde, zu jenem stolzen Selbstgefühle freier Menschenwürde und eignen Werthes, das jetzt bei uns, Dank dem Fortschritte der Menschheit, selbst den tüchtigen Handwerker erfüllt. Auch der griechische Handwerker entbehrte dies Selbstgefühl nicht, zumal in der ältesten Zeit, wo der Unterschied zwischen Handwerk und Kunst noch bei

Weitem nicht so scharf, wie in den Zeiten des Perikles und Alexander hervorgetreten war. In viel höherem Grade aber besaß es der Künstler. Der hellenische Künstler rühmte sich seiner Kunst, wie er sich seiner Ahnenreihe von Meistern rühmte, die einer den anderen, meist der Vater den Sohn oder den Verwandten und Gefreundeten gebildet. Denn die Kunst war in Hellas, wie in Italien zur Zeit der neueren Kunstblüthe, so zu sagen erblich an Familien und Familiensippschaften geknüpft. Musiker, Maler, Bildhauer rühmten sich gern solcher Ahnenreihen, und die Bildhauer setzten sie auch wohl als Inschriften auf ihre Werke. Aber nicht nur der Name und die kunstbegabte Ahnenreihe verewigte auf dem Kunstwerke selbst der Künstler Gedächtniß. Ihre eigenen Standbildnisse setzte das Volk nicht selten neben die Götterbilder, welche es dem Künstler für einen heiligen Ort zu schaffen aufgetragen hatte. So sah noch der griechische Reisende Pausanias das marmorne Standbild des Bildhauers Cheirisophos neben dem vergoldeten Apollobilde, das der Künstler für ein Heiligthum der Bürger von Tegea gearbeitet. Die Künstler Strato und Xenophilos, welche die Statuen des Aeskulap und der Hygiea zu Argos bildeten, durften ihre eigenen sitzenden Bildnisse daneben aufrichten, und Alkamenes, der Bildhauer, Phidias' Schüler, war erhaben gearbeitet im Bildniß zu schauen an dem Giebel des Tempels zu Eleusis. Heilige und profane Plätze, Säulenhallen, Märkte, Bauwerke benannte nicht selten das dankbare Volk nach den Architekten, die sie hergerichtet, oder nach den Künstlern, die sie mit ihren Arbeiten geschmückt hatten. Erwies man doch sogar die Ehre eines Standbildes einem Künstler, der die Erfindung gemacht, die Dachziegel künstlich zu gestalten. In den ältesten Zeiten gewährte das nahe Verhältniß der Künstler zur Religion ihnen sogar eine bevorzugte, fast den Priestern gleiche Stellung. Ihre Beleidigung galt als Frevel gegen die Götter, unter deren Beistande sie ihre Werke zu schaffen schienen, und ein Orakelspruch legte in einem solchen Falle, den uns Pausanias erzählt, der Stadt Sikyon eine Buße auf.

Der Ruhm eines tüchtigen Künstlers fiel auf seine Stadt zurück,

und mehr als einmal ist die verschiedene Angabe der Vaterstadt eines großen Meisters aus der Rivalität derjenigen Stadt, wo er lange gelebt, oder wo er, wie häufig geschah, das Ehrenbürgerrecht erhalten, mit der, wo er geboren wurde, zu erklären, weil jede von diesen Städten ihn als den ihren beanspruchte. Stritten sich doch sogar sieben Städte um die Ehre, den Sänger der Ilias und Odyssee als ihren Mitbürger anerkannt zu sehen. Das Eintreffen eines berühmten Malers oder Bildhauers an einem Orte auf seinen Reisen war ein Ereigniß: bedeutende Kunstwerke, neue Gemälde berühmter Maler erregten so allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß Komödiendichter, wie Aristophanes, in ihren Dramen auf dieselben anspielen und des Verständnisses sicher sein durften *). Die Kunstwettstreite bildender Künstler bei gewissen Aufgaben, die ihrem Meißel oder Pinsel von Staatswegen gestellt wurden, beschäftigten die ganze Stadt, deren freie Vollbürger ja auch, wie Aristoteles ausdrücklich sagt, von Jugend auf für die Fähigkeit, ein richtiges Kunsturtheil zu fällen, erzogen und gebildet wurden. Agorakritus, der Lieblingsschüler des Phidias, schuf eine Venus im Wettstreite mit dem Alkamenes, einem anderen Schüler des großen Meisters. Aber Agorakritus war ein Fremder, von der Insel Paros gebürtig, sein Mitbewerber um den Preis ein geborner Athener; und als seine Landsleute diesem den Preis zuerkannten, schuf Agorakritus, der in dem Ausfall des Urtheils Parteilichkeit sah, seine Venus in eine Nemesis um, und überließ das Werk den Rhamnusiern für den Tempel dieser Göttin, unter der Bedingung, daß es nie nach Athen kommen dürfe. Dasselbe stolze Selbstbewußtsein zeigte in noch höherem Maße der Maler Zeuxis, der als ein sehr reicher Mann mehrmals seine Werke verschenkte, weil, wie er sagte, er keinen Preis für sie zu setzen wisse.

Dieses Selbstbewußtsein entspricht aber genau der Achtung, welche die Hellenen den Meisterwerken ihrer Künstler zollten. Auch hiervon einige

*) Letronne, sur l'emploi de la peinture historique murale p. 292. 293.

Beispiele. Die Knidier hatten das Glück, die berühmte Venus des Praxiteles zu besitzen, ein Kunstwerk, das zu sehen allein viele Hellenen bewog, nach Knidos zu reisen. Darum waren die Bürger von Knidos aber auch stolz auf den Besitz dieses in ganz Hellas gepriesenen Kunstwerks. Noch in später Zeit, als Noth über die Knidier kam, erbot sich ein König von Bithynien, Nikomedes, die gesammte sehr große Staatsschuld der Knidier zu bezahlen, wenn sie ihm dafür das Kunstwerk überließen. Sie thaten es nicht und wollten lieber, wie sie sagten, die äußersten Opfer bringen, als sich von einem solchen Kunstwerke trennen. »Und sie thaten Recht daran,« sagt selbst der Römer Plinius, der uns die Geschichte erzählt, »denn mit diesem Kunstwerke hat Praxiteles Knidus für ewig geadelt!« Es stand in einem eigenen Tempelhause mit zwei einander gegenüberstehenden Thüren, um von allen Seiten Licht zur bewundernden Betrachtung der Schaulustigen zu gewähren, wie uns Lucian erzählt, der noch selbst das Meisterwerk der Kunst zu Knidos aufsuchte.

Und dieser Zug steht nicht allein da. Noch zu Cicero's Zeit konnte dieser große Redner die Behauptung des berüchtigten Kunsträubers Verres, er habe die geraubten Kunstwerke gekauft, mit den Worten niederschlagen: Nie habe je eine Stadt in Griechenland und Asien ein berühmtes Werk der Plastik oder der Malerei irgend wem mit ihrem Willen für Geld überlassen, und in wahrhaft rührenden Zügen schildert er vielfach in seinen Reden gegen Verres den Stolz, die Freude und Liebe, mit der auch damals noch die Griechen an ihren Kunstwerken hingen. Sie hatten es für die höchste Schande, sagt er, die von ihren Vorfahren ererbten Kunstschätze zu verkaufen, und eine weise Politik habe die Römer bewogen, den Ueberwundenen diese Gegenstände ihrer Neigung und Begeisterung als Trost für den Verlust der Freiheit (oblectamenta et solatia servitutis, wie er sich naiv ausdrückt!) zu lassen. Vergebens erbot sich der makedonische Alexander, den Ephesiern ihren Dianentempel wieder zu bauen, wenn nur die Inschrift des Tempels nach der Vollendung ihn als Erneuerer nenne. Die Ephesier lehnten es ab, weil dieses Verlangen

ihren Stolz beleidigte, und die Art, wie sie es thaten, war eben so geistreich als sarkastisch. »Es zieme sich nicht,« erwiderten sie dem vermeintlichen Göttersohne, »daß ein Gott dem anderen Weihgeschenke darbringe.« Dieselbe Ehre aber, die sie dem weltbezwingenden Könige abschlugen, würden sie einem Baukünstler aus ihrer Mitte gewährt haben. Denn auch das Vaterlandsgefühl spielt eine Rolle bei der Achtung und Schätzung der Künstler, und ein ausgezeichneter Bildhauer, der Phozier Telephanes, blieb unberühmt, obschon seine Kunstgenossen, welche Schriften über bildende Kunst und Kunstwerke verfaßten, seine Arbeiten denen eines Polyklet, Myron und Pythagoras gleichsetzten. Er blieb unberühmt, weil er wie Plinius erzählt, fast nur für die Perserkönige Xerxes und Darius gearbeitet hatte. Die Zerstörung eines Kunstwerks, ebenein eines berühmten, schien dem Griechen ein Frevel gegen das gesammte Hellenenthum, ein unauslöschlicher Schandfleck. Der Städtebezwinger Demetrius gab lieber die Eroberung von Rhodus auf, als daß er die Stadt an der schwächsten Seite angegriffen hätte, weil dadurch ein Hauptwerk des Malers Protogenes, das sich in einem auf jener Seite gelegenen Tempel befand, mit der Gefahr der Zerstörung bedroht war. »Eher,« sagte er, »wolle er die Bildnisse seines Vaters verbrennen, als ein Werk so herrlicher Kunst.« Und Protogenes war damals selbst noch unter den Lebenden. Er malte ruhig fort an seinem berühmten Satyrbilde auf seiner Villa unfern der belagerten Stadt. Demetrius entbot ihn zu sich ins Lager, und fragte ihn: wie er es gewagt habe, mitten im Kriegsgetümmel außerhalb der festen Mauern der Stadt zu bleiben. »Ich wußte, daß du mit den Rhodiern Krieg führtest, nicht mit den Künsten!« erwiderte der Künstler ruhig; eine Antwort, die nicht minder ihn selbst wie den Fragen ehrte. Der König gab ihm eine Sicherheitswache, und verließ oft seine Belagerungsanstalten, um den Künstler zu besuchen, ihn arbeiten zu sehen, und sich mit ihm zu unterhalten.

Aber nicht nur das Volk bewunderte und ehrte seine Künstler, nicht nur Könige und Fürsten verkehrten mit ihnen, wie wir bald weiter zeigen

werden, als mit ihres Gleichen. Auch die Dichter feierten in zahlreichen Gedichten die Werke der bildenden Kunst zum Preise und Ruhme der Künstler, wovon uns in den Anthologien noch vielfache Beispiele erhalten sind. Zahlreiche Schriftsteller und Kunstkenner schrieben Bücher zur Würdigung und Beurtheilung der Werke bildender Kunst. Und war es nicht die höchste Ehre, wenn, wie Platon uns meldet, »das athenische Volk, das,« wie der aristokratische Philosoph bitter hinzusetzt, »zwar in Staatsangelegenheiten jeden Bürger ohne Unterschied für urtheilsfähig hielt, doch in Sachen der Kunst, so oft es die Erbauung eines Tempels oder sonst die Errichtung eines Kunstwerks galt, nur allein die Künstler um Rath fragte und ihren Rath befolgte?« Darum hingen aber auch Ehre und Glück des Künstlers, wie Winckelmann sagt, bei den Hellenen nicht ab »von dem Eigensinn unwissenden Stolzes, und ihre Werke waren nicht nach dem elenden Geschmacke oder dem übelgeschaffenen Auge eines durch die Schmeichelei und Knechtschaft aufgeworfenen Richters gebildet; sondern die Weisesten des ganzen Volks urtheilten und belohnten sie und ihre Werke.« Wollte der Himmel, wir wären mit unserer gepriesenen Bildung erst soweit, daß das Umgekehrte nicht bei uns die Regel wäre!

Wir wissen, wie viel die Athener auf ihr Bürgerrecht hielten. Ein Fremder, dem die Ehre widerfuhr, als attischer Bürger aufgenommen zu werden, hieß ein »Adoptivsohn des gesammten Volks«. Nur große Verdienste um das athenische Volk gaben Anspruch auf solche Ehre. Der Vorschlag dazu mußte in zwei Volksversammlungen nach einander wiederholt werden, und in der zweiten wenigstens sechstausend Bürger in geheimer Abstimmung ihn annehmen, und auch dann war der Beschluß noch ein Jahr lang anfechtbar. Dafür wurden aber auch einem solchen Ehrenbürger alle wesentlichen Rechte eines Bürgers von Athen zu Theil. Nun denn — diese Ehre erwiesen zur Zeit des Perikles die stolzen Athener einem Künstler, einem Ausländer, dem Maler Parrhasius aus Ephesus, um diesen großen Meister den ihrigen nennen zu dürfen. Und das gelang ihnen auch. Denn die Nachwelt hat ihn vorzugsweise

als Athener bezeichnet *). Die Ehre war groß, aber Parrhasius war auch ein Mann darnach. Jene neue Ehre ließ ihn nicht vergessen, daß er früher Ephesier war als Athener, und er sprach es aus in dem Epigramme, welches er unter viele seiner Werke setzte: »daß die berühmte Ephesus sein Vaterland sei.« Diesem trefflichen Künstler schien sein schönheitschaffendes Dasein ein »herrliches Leben«, und er rühmte sich gern, »daß er seine Kunst auf eine Höhe geführt, die schwerlich Einer übersteigen werde.« Er war ein stolzer Künstler, wie alle großen und tüchtigen Meister dieses herrlichen Volks, das noch nicht soweit heruntergekommen war, die Bescheidenheit als eine Haupteigenschaft vom Künstler zu rühmen. Mag es dem Parrhasius auch nur spätere Anekdotensucht nachgesagt haben, daß er den Apoll seinen Ahnherrn genannt — wiewohl ich nicht einsehe, warum der hellenische Künstler sich nicht symbolisch einer solchen Abkunft hätte rühmen sollen von dem Schützer der Kunst. Aber Plinius, der Römer, der dies erzählt und bekrittelt, hatte auch kein Verständniß für jenen anderen Zug, den er gleichfalls von dem Künstler berichtet fand. Man fragte den Parrhasius einmal, wer ihm Modell gewesen für seinen berühmten Lindischen Herkules? »Der Gott selbst, der mir oft im Traume erschienen!« gab er zur Antwort. Er war ein stolzer Künstler und eben so geistreich als stolz. Da sein Bild: »Ajax im Waffengericht von Ulysses besiegt,« bei der Preisaustheilung dem Werke des Timanthos nachgesetzt wurde, sprach er: »Es thue ihm nur um den Ajax leid, der somit zweimal dasselbe Schicksal erfahre, einem Unwürdigen nachstehen zu müssen!« Der Römer Plinius freilich, der mit dem doppelten Hochmuthe eines Römers und eines Gelehrten auf jeden, auch den größten Künstler herab sah, hatte ebenso wenig wie Seneca und die meisten seiner Landsleute ein Verständniß für solches stolze Bewußtsein eines

*) Solche Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Künstler, die einer anderen hellenischen Stadt gehörten, war etwas Häufiges (S. Töllen in der Amalthea III, S. 123). Sie fand noch Statt zur Zeit des Hadrian. S. Boeth, Corp. Inscr. I, p. 339.

freien hellenischen Mannes und Künstlers, der von sich selber sang — denn Parrhasius war auch Dichter:

Mag es die Menge bezweifeln, doch laut bekenn' ich's: Erreicht sind
Jetzt die Grenzen der Kunst; und die sie zeigte, die Hand
Ist des Parrhasios Hand. Unverrückbar stehet der Markstein,
Wenn auch tadellos nichts bleibt, was ein Sterblicher schafft.

In diesem stolzen Bekenntnisse athmet dasselbe seines Werthes sichere Selbstbewußtsein, das sich in einem anderen Epigramme ausspricht, welches er unter manche seiner Werke schrieb:

Lebensfreudig, Verehrer der Tugend war, der dies malte,
Parrhasios; ihn gebar Ephesus' herrliche Stadt.
Auch nicht des Vaters vergeß' ich, Euenor's, der mich erzeugte
Edel und frei und der Kunst Liebling im griechischen Volk.

Solche Männer waren die griechischen Künstler, und solches Selbstbewußtsein durften sie hegen in ihrem Volke. Erst als nach dem Verluste seiner Freiheit dies Volk seinen großen Charakter verlor, da verlor es auch, wenigstens theilweise, das richtige Verständniß für die Charaktergröße und Erhabenheit seiner großen Menschen und Künstler. Niebuhr hat einmal ein furchtbar hartes Wort ausgesprochen über eine ähnliche Wandlung unseres eigenen Volkes. »Der Deutsche,« so schrieb er an einen Freund, »ist von Natur, seitdem er seinen einfachen, großen Charakter verloren hat, afterrederisch und verunglimpfend, und nichts weniger als billig, noch weniger liebend. Ehren ist für den Deutschen ein entsetzlich drückendes Gefühl« *). Eine solche Verschlechterung erlitt auch der hellenische Charakter in der späteren Zeit, nach dem Untergange der griechischen Selbständigkeit. Da kam auch in der griechischen Litteratur jenes Geschlecht von Skandalsktibenten und Anekdotenjägern auf, deren Klatschsucht und Kleinlichkeit, deren Haschen nach pikanten Anekdoten und Skandalgeschichten kaum einen großen Menschen der Vorzeit unbefleckt ließ;

*) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr Bd. II, Seite 386.

die den Edelſten und Beſten das Unwürdigſte nachſagten, und entſtellend, verdrehend, zuſetzend, erfindend, ohne Gefühl und Begriff für Größe und Erhabenheit vergangener Zeiten, leichtgläubig ſelbſt und bei ihres Gleichen ebenſo leicht Glauben findend, das Widerſinnigſte, Albernſte und Gemeinſte von dem Leben eines Platon und Ariſtoteles, eines Aeſchylus und Sophokles, von den größten Denkern, Staatsmännern, Helden, Dichtern und Künſtlern der Hellenen zu erzählen wußten. Das war die Zeit, wo ein elender Witzling den großen Meiſter Parrhaſius herabzuwürdigen glaubte, wenn er mit einem wohlfeilen Wortſpiele ihm vorwarf, »daß er von ſeinem Pinſel gelebt habe« (ὑαβδοδίαιτος ſtatt ἀβροδίαιτος *). Aus ſolchen Quellen ſtammten denn auch Geſchichten wie die, welche ein Seneca vom Parrhaſius erzählt: daß er bei der Eroberung Olynths durch den makedoniſchen Philipp einen gefangenen greiſen Bürger dieſer Stadt gekauft, nach Athen gebracht und ihn dort in ſeiner Werkſtatt habe foltern laſſen, um den unter ſolchen Qualen ſich windenden Greis als Modell zu benutzen für ſein Gemälde des gefeſſelten, vom Geier des Zeus gequälten Prometheus!! Und dieſe Scheußlichkeit — die einem Hellenen, einem Künſtler, einem Parrhaſius ähnlich ſieht, wie Seneca und das Neroniſche Rom dem Platon und der Stadt der Pallas, dieſes Märchen, glaublich allein für die Phantaſie eines bei Thierkämpfen und Luſtmordgefechten großgewordenen Römers, dies Märchen, das ſelbſt chronologiſche Gründe als baare Erfindung des Rhetors beweiſen — haben berühmte Philologen der neueſten Zeit theils gläubig hingenommen, theils Schlüſſe daraus gezogen für die Studienweiſe der alten griechiſchen Künſtler!* Welch ein Jammer! — Uebrigens iſt es bezeichnend für die mythenbildende Volksphantaſie, daß eine ganz ähnliche Geſchichte auch vom Michelangelo erzählt wird, der einen Menſchen habe ans Kreuz heften laſſen, um danach Studien zu einem »Chriſtus am Kreuze« zu machen. Dieſe Geſchichte iſt gerade ſo wahr, wie die Erzählung Seneca's vom Parrhaſius.

*) Athen. XII, p. 543. XIII, p. 687, b. c. f.

Die griechischen Künstler der blühenden, ja selbst der späteren Zeit nach Alexander dem Großen, verdienten aber die Achtung, in welcher sie bei ihren Mitbürgern und ihrem Volke standen, nicht allein weil sie als große Meister ihrer Kunst unsterbliche Werke schufen. Sie waren auch, soweit unsere Nachrichten reichen, sämmtlich freigeborene Männer, Vollbürger ihrer Vaterstadt, oft noch durch die Ehre fremden Bürgerrechts ausgezeichnet. Wir kennen trotz aller Dürftigkeit unserer kunsthistorischen Quellen noch die Namen von beinahe einem halben tausend griechischer Maler und Bildhauer; aber von keinem einzigen habe ich angegeben gefunden, daß er sklavischer, unfreier Herkunft gewesen, oder daß die Wahl seines Künstlerberufs die Geltung als freier Vollbürger seiner Stadt geschmälert. Nur von einem einzigen Maler, Omphalion, erzählt ein sehr später Autor, Pausanias, er sei Sklave und Liebling seines Lehrmeisters Nikias gewesen. Aber er fügt selbst bei Erwähnung dieser Ausnahme hinzu: »wie Einige sagen;« also selbst diese einzige Ausnahme war nur Gerücht. Den Unfreien war aber vielmehr Kunstübung gesetzlich verboten. Niemals, sagt Plinius, durften Sklaven in Hellas die Malerkunst erlernen, sondern allezeit waren es nur Freigeborene, die sich ihr widmeten, später auch meist angesehener Familien Kinder (honesti). Darum kenne die Kunstgeschichte, setzt er hinzu, weder in der Malerei, noch in der Toreutik — unter welcher er hier wohl die gesammte Plastik versteht — irgend einen Künstler unfreier Abkunft, der durch seine Werke Ruhm erworben hätte.

Die griechischen Künstler erscheinen ferner durchweg als geistreiche, unterrichtete, nicht selten durch ihre Bildung, ihr Wissen, ihren Scharfsinn, ihren politischen Verstand hervorragende Männer, und ebensowohl durch diese Eigenschaften, als durch ihre künstlerische Begabung den Edelsten und Besten ihrer Zeit werth und befreundet. Sie waren endlich keine Hungerleider, sondern entweder begütert und vermögend, ja selbst reich von Hause aus, oder durch das Verhältniß ihrer Kunst zum Leben in den Stand gesetzt, neben Ehre und Ruhm, welche obenan standen, auch Gut und Geld vollauf zu erwerben. Sie besaßen somit, der Regel nach,

alle Bedingungen, auf deren Fundament bei den Menschen aller Zeit noch immer die bürgerliche Achtung eines Standes und einer Lebensthätigkeit beruht hat.

Wir wollen das der Reihe nach beweisen.

Unsere biographischen Nachrichten von den alten Künstlern sind, wie gesagt, ärmselig und dürftig. Aber dennoch liefern sie fast für alle irgend bedeutende Künstler Belege ihrer feinen Bildung und hohen Geistesbegabung. Die geistreichsten Aussprüche, die feinsten Antworten, die Belege edelster Gesinnung und Freimüthigkeit gegenüber den Mächtigen und Großen, finden sich zahlreich aufbewahrt, und reichen hinab bis in die späte römische Kaiserzeit. Von Zeuxis, der das Kunstgerede eines fürstlichen Gönners in seiner Werkstatt mit den Worten unterbrach: »Siehst du denn nicht, wie meine Farbenreiber über dich lachen,« — und von Apelles, der eine ähnliche Antwort selbst seinem großen Freunde, dem Perserbezwinger Alexander gab, bis hinab zu jenem Künstler, der dem kaiserlichen Kunstliebhaber und Malerdilettanten Hadrian zurief: »Geh' und male deine Gurken, denn von meiner Kunst verstehst du nichts!« erscheinen die griechischen Künstler als geistreich-freimüthige Männer von selbstbewußter Würde. Eine Sammlung solcher Züge und Aussprüche würde die anmuthigste Lektüre gewähren.

Aber die hellenischen Künstler waren auch der Regel nach Männer von vielseitiger wissenschaftlicher Bildung. Die Musiker Damon, Agathokles, Pythokleides u. A., die intimen Freunde des Perikles, waren Männer, vor deren wissenschaftlicher Bildung selbst ein Platon Respekt hatte, Männer, die nicht nur über das tiefste Wesen ihrer Kunst nachgedacht hatten, sondern die auch an Staatseinsicht und Weisheit einem Perikles verwandt waren, bei dem sie großen Einfluß besaßen. »Damon,« sagt Platon, »hüllte sein eigenstes Wesen, den großen Denker und Staatsmann, der er eigentlich war, in das bescheidene Gewand der Musik. Er war seinem Freunde Perikles, dem politischen Athleten, das, was der Lehrer dem wirklichen Athleten, der seine Glieder durch Salben geschmeidig macht und seine Kraft durch Uebungen stählt.« Und nicht nur Mu-

siker und Architekten, sondern auch viele Bildhauer und Maler waren zugleich Schriftsteller über ihre Kunst, nicht selten auch Philosophen und Dichter. War doch Sokrates eines Bildhauers Sohn und übte selbst die Kunst des Vaters, während er zugleich athenischer Vollbürger war, und als solcher die Schlachten seiner Vaterstadt mitschlug. Auch wissen wir von ihm, daß er sein Lebenlang vorzugsweise gern mit Künstlern und Handwerkern verkehrte, obschon er selbst die Ausübung der Kunst aufgegeben haben mag. Aber eine Statue des Hermes und die Marmorbilder der Huldgöttinnen von seiner Hand standen noch fünfhundert Jahre später am Eingange der Akropolis von Athen, als Pausanias diese Stadt besuchte und ihre Kunstschätze beschrieb. Der große Phidias war der Freund und Vertraute des Perikles, und ein Mann der vielseitigsten Bildung. Polyklet und Apelles, Parrhasius und Asklepiodorus, Euphranor, Bildhauer und Maler zugleich, an Vielseitigkeit der Bildung von dem Römer Quinctilian mit Cicero verglichen, Xenokrates, ein überaus fruchtbarer Bildhauer aus Lysipp's Schule, Melanthius, Hermogenes endlich, jener philosophe Maler, gegen den der Kirchenvater Tertullian ein Buch schrieb, und wie viele Andere noch, waren auch als Schriftsteller über ihre Kunst bekannt, und spätere Kunstfreunde, wie Philostratus, danken ihnen rühmend ihre eigenen Kunstkenntnisse. Der Bildhauer Menächmus schrieb Werke über seine Kunst und nebenher eine Geschichte Alexander's des Großen. Apelles' Lehrer Pamphilus war in allen Wissenschaften zu Hause und besonders ein tüchtiger Mathematiker. »Ohne Kenntniß der Mathematik kein Künstler!« hieß sein Wahlspruch. Es war derselbe Künstler, der in seiner Vaterstadt eine Zeichenschule gründete für alle Bürger. Der Maler Polygnotus war zugleich Dithyrambendichter. Gitiadas, einer der ältesten und berühmtesten Künstler Lakedämons, dichtete Hymnen auf die Göttin Pallas, deren Tempel und Bildsäule er schuf; und Pasiteles, der Zeitgenosse des Pompejus, schrieb ein Buch über die berühmtesten Kunstwerke der Welt. Der Besieger des makedonischen Perseus, der Römer Aemilius Paulus, erbat sich von den Athenern einen tüchtigen Philosophen, der seine Kinder unterrichte, und einen geschickten

Maler, der seinen Triumph verherrliche. Die Athener sandten ihm den Metrodorus, der beidem gewachsen sei. »Und Paulus befand es also«, sagt Plinius, der uns diese Geschichte erzählt. Der Maler Diognetus lehrte den Kaiser Mark Aurel, der den Zunamen des Philosophen führte, nicht nur seine Kunst, sondern sein kaiserlicher Schüler bekannte auch, daß er diesem Künstler einen guten Theil seiner Bildung verdanke.

Noch in der spätesten Zeit, als die Sonne der alten Welt sich dem Untergange zuneigte, noch in der Mitte des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung finden wir unter den Künstlern feingebildete Männer wie die Maler Hermogenes und Hilarius. Und in Zeiten, wo die entarteten Nachkommen der einst so herrlichen Athener von den Statuen ihrer Helden die Inschriften wegmeißelten und an die Stelle des Miltiades und Themistokles in sklavischer Huldigung die Namen römischer und thrazischer Barbaren setzten — solche Schmach sahen zu Athen die Augen des Touristen Pausanias, — in diesen elenden Zeiten erscheinen die hellenischen Künstler in Rom als die einzigen, die in ihrer Kunst noch den göttlichen Funken angestammten geistigen Adels bewahrten. In ihnen erhielt sich fast allein noch jenes althelleinische Freiheitsgefühl und Selbstbewußtsein, das seinen veredelnden Einfluß auch auf die unter der römischen Kaisertyrannei entstandenen Kunstwerke übte. Alle Kaiser erscheinen in ihren zumeist von griechischen Künstlern gearbeiteten Statuen und auf den öffentlichen Denkmälern, wie Winckelmann sagt, »nur als die ersten ihrer Bürger, ohne monarchischen Stolz. Denn die umstehenden Figuren im Gefolge des Kaisers scheinen alle ihrem Herrn gleich zu sein, welchen man nur durch die vornehmste Handlung, die ihm gegeben ist, von den anderen unterscheidet. Niemand, der dem Kaiser etwas überreicht, verrichtet es fußfällig, die kriegsgefangenen Barbaren ausgenommen. Niemand redet den Kaiser an mit gebeugtem Körper und Haupt. Und wiewohl die Schmeichelei mit der Zeit die bürgerliche Gleichheit aufgehoben hatte, wie wir vom Tiber wissen, dem der Senat zu Füßen fiel, und von Caligula, der den Senatoren die Hand

und den Fuß zum Küssen hinreichte: erhob dennoch die Kunst ihr Haupt und behielt jene alte Weise bei, die in der Blüthezeit athenischer Kunst von den Künstlern, die sie verherrlichten, beobachtet worden war.«

So war es in der Zeit des Verfalls der alten Welt. Wie anders aber stand der Künstler da in jener Blüthezeit hellenischen Kunstlebens, wo ein Perikles alle ausgezeichneten Künstler seiner Zeit und seines Volks zu seinen Freunden zählte; wo ein Alexander der Große sich mit Architekten, Bildhauern und Malern umgab, die ihn sogar auf seinen Eroberungszügen begleiteten; wo der Gebieter der Welt diese Meister ihrer Kunst nicht als seine Diener, sondern als seine Freunde behandelte, und wo auch die Erben seines Reichs, jene großen Kriegsfürsten, ein Demetrius der Städtebezwinger, ein Seleukus, Ptolemäus und Andere die Künstler ihrer Freundschaft würdigten und ihnen hohe Ehre erwiesen. Die alten Schriftsteller sind reich an einzelnen Zügen, welche als ebenso viele Beweise dienen können für die geachtete Stellung, welche im bürgerlichen Leben der Künstler einnahm. Ich habe schon gesagt, daß Phidias sogar von dem hochmüthig auf den Künstlerstand herabsehenden Plutarch ausdrücklich als vielvermögender Freund des Perikles bezeichnet wird, desselben Perikles, der seinen geschickten Architekten Mnesikles, obschon derselbe kein freigeborener Athener war, dennoch so werth hielt und so hoch ehrte, daß er ihm, als er von einem gefährlichen Unfalle genesen war, ein Standbild errichten ließ. So war der Maler Polygnot ein Freund des Cimon, dessen Schwester Elpinike sich sogar ihm in Liebe ergab; und Nealkes, ein sonst wenig bekannter Maler, war der Freund des großen Feldherrn und Staatsmannes Aratos, wie Protogenes der Freund des Aristoteles war, der von ihm das Bildniß seiner Mutter malen ließ und ihn ermunterte*), die großen Thaten des Alexander zum Vorwurf seiner Kunst zu machen, weil der unsterbliche Ruhm desselben auch den Werken des Künstlers Unsterblichkeit verspreche. Als der

*) S. Stahr Aristotelia I, S. 33.

Maler Aëtion sein großes von Lucian beschriebenes Bild, Alexander's Hochzeit mit der Roxane, zu Olympia ausstellte, gab ihm der damalige Hellanodike Proxenidas, von Bewunderung des Kunstwerks hingerissen, seine Tochter zur Ehe. Die gewaltthätige Behandlung, welche sich der übermüthige Alcibiades gegen den Maler Agatharchus von Samos erlaubte, indem er ihn einsperrte, um ihn zum Malen zu zwingen, erregte in ganz Athen den allgemeinsten Unwillen, obschon der so mißhandelte Künstler keineswegs zu den geschätztesten Namen gehörte. Die Schwester des Bildhauers Kephissodotus war die Gattin Phocion's, des größten Kriegers und Staatsmannes seiner Zeit. Daß nach den Namen großer Architekten und Bildhauer öffentliche Plätze ihnen zu Ehren benannt wurden, ist schon früher bemerkt. So nannten die Bewohner von Elis eine Säulenhalle in der Altis zu Olympia nach ihrem Erbauer, und Kleotas, der Verbesserer der Form der olympischen Rennbahn, durfte sich dieser Erfindung rühmen in einer Inschrift, die er auf sein Standbild zu Athen setzte. Künstler, welche in einem Wettstreite mit ihren Werken den Preis davongetragen hatten, erhielten zu Athen von Staatswegen Ehrenspeisung im Prytaneum gleich verdienten Staatsmännern und siegreichen Feldherren, und dem Maler Polygnot verlieh die Versammlung der Amphiktyonen, jener hellenische Bundestag, freie Bewirthung in allen zum Bunde gehörenden Staatsgemeinden — eine Ehre, die auch wohl ausgezeichneten Schriftstellern zuerkannt wurde als Lohn für treffliche Werke der Litteratur (Tittmann über den Bund der Amphiktyonen, S. 142. 143).

Es ließen sich diese Züge trotz der spärlichen Nachrichten, welche uns über die Lebensumstände der hellenischen Künstler übrig geblieben sind, noch leicht durch andere ähnliche vermehren. Allein die hier mitgetheilten scheinen zu genügen, um zu beweisen, daß der hellenische Künstlerstand, weit entfernt, in der öffentlichen Meinung herabgesetzt zu werden, vielmehr als ein Ehrenstand angesehen wurde. Natürlich gilt dies nur von den ächten, tüchtigen Künstlern. Die Pfuscher wurden gering geachtet, wie sich's gebührt, und mehr als ein spottendes Epigramm ver-

tischer Kunstkenner, das uns erhalten ist, bezeichnet Arbeiten mittelmäßiger Künstler mit dem Stempel, den sie verdienten.

Wir geben jetzt zu dem dritten und letzten Punkte über. Dieser Punkt ist die Geldfrage. Der Alterthumsforscher, dessen Ansicht wir bisher widerlegt haben, behauptet nämlich, »daß selbst die größten Künstler der Griechen doch niemals aus dem Bereiche der Banausoi, d. h. der gering geschätzten, ja verachteten Handwerker, heraustreten, die um Lohn für den Bedarf des gemeinen Lebens arbeiteten.«

Auch diese Ansicht ist als eine unrichtige und irrthümliche zu bezeichnen. Die Frage selbst hängt aber wesentlich mit einer Grundansicht des hellenischen Lebens zusammen, auf die wir jetzt näher einzugehen haben. Dies ist die hellenische Ansicht über die Würde oder Unwürde der Arbeit überhaupt.

Es kann nämlich nicht geleugnet werden, daß in Bezug auf die richtige Würdigung der menschlichen Arbeit das Alterthum, selbst das hellenische, hinter der neueren Zeit zurücksteht. Das Recht, die Ehre und Würde der Arbeit an sich, jeder Arbeit überhaupt, kannten die Alten nicht, weil sie Sklaven hatten, weil die Sklaverei bei ihnen nicht nur ein gegebener, sondern auch ihrer Ueberzeugung nach ein naturnothwendiger Zustand war. Jene Ansicht, welche die menschliche Arbeit als solche ehren heißt, ist selbst die Ehre unserer Zeit, und es bedurfte einer mehr als zweitausendjährigen Entwickelung der Menschheit seit der Blüthezeit des Hellenenthums, um zu ihr zu gelangen. Aber selbst bei uns ist diese Ansicht, deren Ziel das menschenwürdige Dasein jedes Arbeiters, die wahrhafte Erfüllung der Lehre Christi ist, erst im Entstehen. Sie ist das große Problem der Menschheitszukunft, an dessen Erfüllung noch manche Jahrhunderte zu arbeiten haben werden. Die älteste griechische Zeit freilich stand unseren Begriffen hierin näher. Noch zu Solon's Zeit war, wie Plutarch sagt, »Arbeit keine Schande.« Der Gesetzgeber Athens trieb Handel, um seinen Unterhalt zu erwerben, und Hesiod der Dichter, welcher die Sitten der alten einfachen Zeit am treuesten abspiegelt, ruft seinen Mitbürgern zu:

Keine Arbeit iſt Schande, nur Nichtsthun allein iſt Schande!

Aber dieſe Anſicht erlitt weſentliche Veränderung in der ſpäteren Zeit, als ſich der Begriff des freien vorberechtigten Bürgerthums ſchärfer ausgeſtaltet hatte. Da ward von gar Vielen jede körperliche Arbeit eines Freien unwürdig geachtet. Der freie helleniſche Vollbürger, deſſen Lebensaufgabe ſtaatliches Wirken und edler Genuß der Schönheit des Lebens und der Kunſt war, überließ die Arbeit des Leibes, die Anſtrengung für den Erwerb dem Sklaven und dem niederen Handwerker als Lebensburde. Beſonders war dies der Fall bei den doriſchen Spartanern, bei denen arbeiten ſo viel hieß als Sklave ſein. Als ein Mann dieſes Volkes zu Athen einen Bürger wegen Müßigganges vom Gericht verurtheilen ſah, bat er die Umſtehenden, ihm den Menſchen zu zeigen, den man hier beſtrafe, weil er *als ein Freier lebe*. »So ſehr,« fügt Plutarch hinzu, »verachteten ſie die Arbeit des Handwerkers und den Gelderwerb als eine ſklaviſche Beſchäftigung.« Aber auch in Athen war ein Sokrates, der Gelderwerb durch perſönliche Arbeit eines Freien nicht unwürdig hielt, eine Seltenheit. An ſolche Lebensanſchauung knüpfte ſich gar leicht bei den Hellenen ein Vorurtheil gegen das Gelderwerben auch durch geiſtiges und künſtleriſches Schaffen, ein Vorurtheil, welches beſonders in den ariſtokratiſchen Schichten der helleniſchen Geſellſchaft, bei den grundbeſitzenden Vollbürgern und Edlen, Nahrung fand. Aber dies Vorurtheil war eben ſo wenig allgemein, als es ein ſpecifiſch helleniſches war. Es lebt fort ſelbſt in der allerneueſten Zeit, wo ähnliche Verhältniſſe und Bedingungen ähnliche Anſichten erzeugen. Es iſt daſſelbe Vorurtheil, es ſind dieſelben Verhältniſſe, welche die Erſcheinung bedingen, daß heutzutage ſo wenig wie in dem helleniſchen Alterthum die Reichen und Vornehmen ſich dazu herbeilaſſen, die Laufbahn eines bildenden Künſtlers zu erwählen.

Die Honorarſätze der Schriftſteller iſt dunkel für die Blüthezeit der griechiſchen Litteratur, obgleich es ſchon damals einen Buchhandel gab. Wir wiſſen nicht, ob Platon und Ariſtoteles, Herodot, Thucydides, Xenophon u. A. Geld genommen haben für die Schriftwerke, welche ſie

herausgaben. Aber wir halten es für unwahrscheinlich: denn sie waren reiche, fürstengleiche Männer, die dessen nicht bedurften und die ihre Werke durch geschickte Sklaven abschreiben und wohl zumeist nur für ihre Freunde veröffentlichen ließen. Sie lehrten auch nicht für Geld in ihren antiken »Akademien« und »Lyceen«, die außer dem Namen nichts mit den modernen gemein haben. Aber die reisenden Virtuosen der Philosophie und Beredtsamkeit, die Sophisten thaten es, und Platon der Aristokrat vergißt nie, sie darüber bitter zu bespötteln, obschon bei gar Manchen derselben gewiß weit weniger Habsucht und Geldgier, als vielmehr eben nur geringer Vermögensbesitz der Grund war, weshalb sie sich ihre Kunst bezahlen ließen. Nur die aristokratische Gesellschaft sah in dieser Art des Gelderwerbs etwas nicht Nobles, nicht Wohlanständiges. Die öffentliche Meinung bei den übrigen Hellenen fand darin nichts Unrechtes und nichts Entwürdigendes. Die englische Aristokratie von heute denkt aber noch jetzt über litterarischen und künstlerischen Erwerb ebenso geringschätzig und hochmüthig, wie Platon und die atheniſche Aristokratie — und aus denselben Gründen.

Ob die tragischen Dichter der Griechen für ihre Dramen Geldbelohnungen erhielten, weiß ich nicht zu sagen. Das aber ist bekannt, daß für die Leistungen der komischen Dichter eine Geldsumme als Honorar von Staatswegen durch den Rath der Fünfhundert zu Athen ausgezahlt wurde und daß Aristophanes in seinen Fröschen die neidischen Demagogen aus dem Theater weist:

Die den ehrlichen Lohn der Poeten allhier als Redner im Volke benagen.

was damals von einem niedrigdenkenden Volksredner, Agyrrhios, geschehen war. Ebenso bekannt ist es, daß Pindar sich seine Siegeshymnen reich bezahlen ließ, und daß Niemand im Alterthum daran Anstoß nahm. Wenn dies bei dem Dichter Simonides geschah, dem selbst Aristoteles Geldgeiz nachsagt, so war es, weil Simonides seine Muse durch Verkäuflichkeit entwürdigte. Sonst war die Belohnung des Poeten durch Geld für seine Dichtungen ein allgemeiner Brauch, der weit mehr in der Ord-

nung gefunden wurde, als heutzutage manche Dichterpensionen, die ohnehin armselig erscheinen gegen die reichen Spenden, mit denen hellenische Freistaaten so gut wie Fürsten und Könige den Dichter belohnten, der ihrer Städte und Geschlechter Ruhm und Preis gesungen hatte. Dasselbe gilt auch von den Kunstleistungen der Musiker. Und wenn ein Künstler, wie der Maler Zeuxis, sich sogar die Ausstellung seines früher erwähnten berühmten Bildes der Helena bezahlen ließ, so wurde dies nicht etwa darum bespottet und getadelt, weil man es überhaupt unwürdig fand, daß ein Künstler für seine Arbeiten Geld nehme, sondern darum, weil es, wenn die Geschichte überhaupt wahr ist, in seiner Art eine Ausnahme war, für das Anschauen ausgestellter Kunstwerke Bezahlung zu fordern. Daß aber Zeuxis nicht aus Geldgeiz, sondern aus einem anderen uns unbekannten Grunde in jenem einzelnen Falle eine Ausnahme zu machen sich bewogen fand, das erhellt wohl am besten aus dem historisch beglaubigten Umstande, daß er der bloßen Ehre wegen die werthvollsten Arbeiten umsonst verfertigte. Es ist überhaupt eine unbestreitbare Thatsache, daß in der Blüthezeit des Hellenenthums die Kunst vorzugsweise nach Ruhm und nicht, wie bei uns, nach Brod ging. So malte Polygnot den Athenern ihre berühmte Bilderhalle, die Poikile, ohne Belohnung anzunehmen, während sein Kunstgenosse Mykon einen Theil derselben Halle für Geld malte. So schenkte Nikias im makedonisch-römischen Zeitalter eins seiner berühmtesten Gemälde lieber seiner Vaterstadt Athen, obgleich ihm der König Attalus für dasselbe die ungeheure Summe von 60 Talenten (über 80,000 Thaler unseres Geldes) geboten hatte. Aber Polygnot wie Nikias waren Beide nicht nur große Künstler, sondern auch zugleich Männer von fürstlichem Reichthum. Dies führt uns auf die ökonomischen Umstände und pekuniären Verhältnisse der bildenden Künstler bei den Griechen überhaupt und auf die daraus hervorgehende Schätzung des durch die Kunst vermittelten Gelderwerbs.

Zunächst steht die Thatsache fest, daß wir von keinem einzigen irgend bedeutenden hellenischen Künstler wissen, der in dürftigen Umständen gelebt, unbeschäftigt geblieben, oder gar, wie so mancher neuere, in Hunger

und Elend verkommen sei. Nur von Myron sagt eine späte und schon wegen des Zusammenhangs der ganzen Stelle gering anzuschlagende Notiz bei Petronius: Dieser Künstler, der so große Kunstwerke geschaffen, habe Keinen gefunden, der seine Erbschaft übernehmen wollen. Ist diese Geschichte wahr, so muß Myron ein Verschwender gewesen sein, weil sich sonst diese Nachricht als ein innerer Widerspruch erweisen würde. Auch der Maler Pauson soll, wie ein Ausleger des Aristophanes, ebenfalls nicht wahrscheinlich, berichtet, arm gewesen sein, und der große Polygnot sich gleichfalls, aber nur am Beginn seiner Laufbahn, in dürftigen Umständen befunden haben. Die letzte Nachricht mag immerhin als richtig gelten. Auch ist es wahr, daß der römische Schriftsteller Vitruvius einige, zum Theil sonst unbekannte Künstler namhaft macht, die weniger Ruhm erworben, als sie verdient, weil ihnen Glück und hie und da auch Geld gefehlt habe. Allein die Regel war dennoch, daß die hellenischen Künstler im Ganzen genommen sich einer völlig sorgenfreien Existenz erfreuten. Die Meisten waren wohlhabend. Von Vielen wird erzählt, daß sie fürstlichen Reichthum besessen. Reichthum aber gab zu allen Zeiten Ansehen, bei den Lebensgenossen des Platon und Perikles so gut wie in der neuesten Zeit. »Wo Geld ist, geht das Ruder und bläst der Wind,« war schon zu Sokrates' Zeit ein griechisches Sprichwort. Denn die Menschennatur war ihrem innersten Wesen nach zu allen Zeiten dieselbe. Dem Maler Nikias, dem Zeitgenossen Alexander's, der seiner Vaterstadt Athen, wie wir oben erzählt, jenes königliche Geschenk gemacht hatte, errichteten die Athener dafür ein Ehrengrab unter ihren Staatsmännern und Helden neben den Gräbern des Hermodias und Aristogiton auf dem Wege nach der Akademie, wo es beinahe fünfhundert Jahre später Pausanias noch sah. Jeder Künstler von irgend einer Geschicklichkeit fand in dem kunstliebenden Hellas die reichste Beschäftigung nicht nur von Staaten und Korporationen, von Fürsten und Königen, sondern auch von Privatleuten aller Art. Selbst Dichter, Philosophen und Redekünstler, ein Pindar, Gorgias, Aristoteles, Theophrast u. A. bestellten zahlreiche Kunstwerke, ließen ihre eigenen Statuen in Marmor und

Erz arbeiten, wohl gar dieſelben in Olympia aufſtellen, und in dem Teſtamente des Ariſtoteles beim Diogenes Laertius findet ſich ausdrücklich die Beſtimmung, daß ſeine Erben für die Ausführung der bei einem Künſtler von ihm beſtellten Werke ſorgen ſollten. Aber nicht Hellas allein mit ſeinen Tauſenden kunſtliebender Städte, Heiligthümer und Tempel, auch das Ausland, die Fürſten Makedoniens, ja ſelbſt die prachtliebenden Könige und Satrapen des Orients gaben ſchon in früher Zeit den griechiſchen Künſtlern reiche Beſchäftigung. Ein theſſaliſcher Künſtler Telephanes, Zeitgenoß des Polyklet und Myron, und Beiden an Trefflichkeit der Werke, nach dem Urtheil der bewährteſten alten Kunſtbiſtoriker, vollkommen ebenbürtig, arbeitete nicht nur für ſein Vaterland, ſondern auch für die Perſerkönige Xerxes und Darius. Und wenn dies auch ſeinem Ruhme ſchadete, da ſeine Werke ins Ausland gingen, ſo brachte es ihm doch deſto ſicherer Reichthum. Der berühmte Skopas lieh mit anderen großen helleniſchen Meiſtern ſeine Kunſt der Königin Artemiſia von Karien, die ihrem Gemahle Mauſolus jenes weltbekannte Denkmal errichtete.

Die helleniſchen Künſtler hatten aber nicht bloß zahlreiche Gelegenheit, durch ihre Kunſt Vermögen, ja Reichthum zu erwerben. Sie beſaßen Beides oft auch von Haus aus. Und allerdings war ein gewiſſes Vermögen für den griechiſchen Künſtler, namentlich für den Bildhauer, aber ebenſo auch, wenn auch in geringerem Maße, für den Maler eine Nothwendigkeit. Denn um große Aufträge annehmen und ausführen zu können, bedurfte es bedeutender Geldmittel, und die ſchon erwähnte Bemerkung des Vitruv, daß manche Künſtler nicht den Ruhm, welchen ihr Talent verdiente, erlangt hätten, weil ihnen neben dem Glück auch Geld gefehlt habe, gewinnt jetzt das richtige Licht. Vitruv zählt zu ſolchen Künſtlern ſelbſt den trefflichen Meiſter Nikomachus, den Vorgänger des Apelles, jenen geiſtreichen Künſtler, der zu einem Idioten, welcher die Helena des Zeuxis nicht ſchön finden konnte, das berühmte Wort ſprach: »Nimm meine Augen und ſie wird dir eine Göttin erſcheinen!« So mag auch Protogenes, wie Plinius erzählt, am Anfange ſeiner Laufbahn

arm gewesen sein, und daher weniger fruchtbar, weil er zu kämpfen hatte, um sich durch die höchste Vollendung seiner Arbeiten einen Namen und neben der Ehre dann auch Geld zu erwerben.

Bei alledem aber steht dennoch das Eine fest, daß das hellenische Alterthum im Ganzen und Großen nie und nirgend eine Unehre darin sah, durch die Kunst Geld zu erwerben, nur nicht gerade das Geld zur Beschaffung des täglichen Brods. In dem älteren Athen, wo ein Solonisches Gesetz den Müßiggang bestrafte und ein anderes jedem Bürger die Pflicht auflegte, seine Söhne irgend eine Kunst oder ein Gewerk erlernen zu lassen, versteht sich das von selbst, und Plutarch hat sehr gut die Gründe hervorgehoben, warum hier Solon's Gesetzgebung von der des Lykurg abwich. Es ist baare Thorheit, anzunehmen, daß Phidias darum von seinen athenischen Mitbürgern gering geschätzt worden sei, weil er bei seinen großen Arbeiten des Olympischen Zeus oder der Athenischen Parthenos nicht nur Künstler, sondern auch »Unternehmer« war. Tempelbauten und Kolossalstatuen wurden, wie wir aus Plutarch *) wissen, zu öffentlicher Concurrenz dargeboten. »Man hörte die Künstler, prüfte ihre Vorschläge, Zeichnungen und Risse, und entschied sich dann für den, der mit dem geringsten Kostenaufwande das Werk am schnellsten und besten ausführen zu können schien.« Solche Arbeiten erforderten ja an und für sich schon für den Künstler, der dazu den Auftrag erhielt, große Summen an Auslagen für seine Werkstatt und für die Arbeiter, auch wenn das Material vom Staate geliefert wurde. Uebrigens ist es nicht einmal bekannt, ob ein Phidias für seine Kunstleistung selbst jemals Lohn bedungen habe. Aber selbst wenn dies der Fall war, so hat schwerlich die öffentliche Meinung seiner Zeit darin eine Verringerung seiner Würde als freier hellenischer Bürger gesehen.

Freilich gab es auch im Alterthum Leute, denen es allein edel und ehrenhaft dünkte, durch Kriegsbeute und Erpressung oder durch Geldwucher und Handelsgeschäfte Reichthum zu sammeln, während sie auf diejenigen

*) In der Schrift: Ob das Laster hinreiche, um unglücklich zu machen. Kap. 3.

geringſchätzig herabſahen, welche ſich durch künſtleriſche oder geiſtige Thätigkeit Vermögen erwarben. Aber eine ſolche Anſicht war ſelten, ſie war nicht die Anſicht der Edelſten und Beſten, nicht die Anſicht der Blüthezeit helleniſcher Bildung. Jene Geringſchätzung des Künſtlerſtandes als ſolchen im Alterthum, welche man aus einzelnen Stellen alter Schriftſteller gefolgert hat, gehört einer ſpäteren, gehört der römiſchen Zeit, und ſelbſt in dieſer wiederum nur einzelnen Schriftſtellern an. Denn wenn in früherer Zeit ein Demoſthenes von dem Bruder des Aeſchines, ſeines politiſchen Gegners, von dem Maler Philochares, herabſetzend und verächtlich als von einem Menſchen ſprach, »der Salbentüchſen und dergleichen Geräth anmale,« oder wenn ein Ariſtophanes mit geringſchätzender Verachtung von den Malern redet, welche Thongefäße bemalen, ſo ſind dies nicht Beweiſe dafür, daß jene Männer von der Kunſt und den Künſtlern überhaupt gering dachten, ſondern vielmehr Beweiſe für das bürgerliche Anſehen der Künſtler. Denn beide Männer begründen ihre Geringſchätzung nicht darauf, daß die von ihnen Verſpotteten Künſtler, ſondern darauf, daß ſie eben ſchlechte Künſtler, daß ſie nur handwerksmäßige Schmierer ſeien. Beiläufig bemerkt, war jene Aeußerung des Demoſthenes eine feindſelige Uebertreibung, dergleichen ſich die Staatsredner Athens in der Hitze des politiſchen Kampfes wohl zuweilen erlaubten. Denn wir wiſſen von anderer Seite her, daß der ſo gering geſchätzte Maler ein keineswegs verächtlicher Künſtler geweſen iſt. Es kam aber dem Demoſthenes eben nur darauf an, den Aeſchines, ſeinen erbitterten Gegner, auch in ſeiner Familie auf alle Weiſe herabzuſetzen. Ariſtokratiſcher Hochmuth oder philoſophiſcher Pedantismus, der ſelbſt einen Phidias als einen »Thonſtreicher« anſah und einen Zeuxis und Parrhaſios zu den »Farbenſchmierern« rechnete, war in der Blüthezeit helleniſcher Kultur eine ſo ſeltene Ausnahme, daß der Redner Iſokrates ſelbſt den Gedanken daran als eine Art Verrücktheit bezeichnen durfte.

Anders ſtellte ſich die Sache freilich in der ſpäteren Zeit, und hier ſind es vornehmlich zwei Schriftſteller, welche allerdings den Künſtlerſtand als ſolchen geringſchätzig behandeln. Dieſe beiden Männer ſind

Plutarch, ein verrömerter Grieche, und der stoische Moralphilosoph Seneca, der Erzieher und Bildner des halb wahnsinnigen kaiserlichen Kunstwirtuosen Nero. Wir wollen die vielberufenen Hauptstellen aus ihren Schriften jetzt mittheilen, wo uns durch das bisher Entwickelte die richtige Würdigung derselben wesentlich erleichtert wird. Was den Plutarch anlangt, so steht er zunächst überall, wo er von der Kunst und den Künstlern spricht, auf dem Boden jener einseitigen Moralphilosophie, der es überall an der Möglichkeit gebricht, dem Schönen und der Kunst, und also auch den Künstlern, die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er ist Beiden gegenüber ein Pedant, der die Stellung der Künstler und die Würde des Künstlerberufes überall durch sein moralphilosophisches Raisonnement herabzieht, während er glücklicherweise für uns zugleich durch die von ihm angeführten Thatsachen, ohne es zu wollen, bezeugt, daß das edle, freie und kunstbegeisterte Volk der Hellenen in seiner besten Zeit über Kunst und Künstler anders fühlte und würdiger dachte, als der einseitige Moralist einer späten Zeit. Ist es nicht ächter Gelehrtendünkel und Pedantismus, wenn er im Leben des Theseus kopfschüttelnd bemerkt: »daß die Ehre, welche das atheniſche Volk dem mythischen Schulmeister des Theseus erweise, indem es ihm noch heute Opfer bringe, viel begründeter und gerechter sei, als die Ehre, mit welcher die Athener die Künstler Stlanion und Parrhasios feierten, die dem Volke die Bildnisse seines Heroen in Erz und Farben geschaffen?« In ihrer ganzen Nacktheit aber erscheint die ästhetische Beschränktheit des Mannes in den Anfangskapiteln seiner Lebensbeschreibung des Perikles. Hier tischt er seinen Lesern ganz ernsthaft folgendes Raisonnement auf, durch welches er die bürgerliche Ehre und Achtung, deren sich also die Künstler auch damals noch erfreuten (denn warum hätte der Mann sonst gegen einen Schatten fechten sollen?), ein- für allemal als unbegründet darzustellen unternimmt. Da er nämlich gegen die Schönheit der Kunstwerke und gegen ihre Wirkung auf die Menschen nicht anzugehen wagt, so versucht er den Künstlern selbst und denen, welche ihnen Achtung zollen, folgendermaßen zu Leibe zu gehen: »Der Werth und die Würde des

Hervorgebrachten,« meint er, »beweise gar nichts für den Anspruch des Hervorbringenden auf Würde und Achtbarkeit. Denn man könne sehr wohl sich an schöngefärbten Stoffen und Gewändern, oder an wohlriechenden Essenzen und Salben erfreuen, ohne darum die Verfertiger von beiden, die Färber und Salbenköche, für etwas Anderes, als für gemeine, niedrige Handwerker, für Banausoi, zu achten.« Diese Schlußfolgerung nun schämt sich der Autor nicht auf Kunst und Künstler jeder Art, ja selbst auf einen Phidias und seines Gleichen anzuwenden, und hinzuzufügen: »Kein edelgeborener Jüngling würde Verlangen tragen, wenn er den Olympischen Zeus sähe, ein Phidias, oder beim Anblick der Argivischen Hera ein Polyklet zu werden!« Und dergleichen Urtheile erlauben sich namhafte Philologen und Alterthumsforscher als die herrschende Meinung des hellenischen Alterthums anzuführen und sie mit den Ansichten eines Aristoteles über Kunst und Künstler übereinstimmend zu finden! Dieser Plutarchischen Ansicht ist es denn freilich auch ganz angemessen, daß er es dem Polygnot zur besondern Ehre anrechnet die Poikile von Athen umsonst gemalt zu haben, und daß er es kindische Albernheit nennt, daß ein Mann wie Lukullus nach einem thatenreichen stürmischen Leben sich am Genuß des Schönen und der Kunst durch großartig angelegte Sammlungen von Gemälden und Skulpturwerken erfreuen mochte *).

Auf derselben Stufe ästhetischer Bildung wie Plutarch steht Seneca, wenn er in einer seiner Episteln ausruft: »Dazu lasse ich mich nimmermehr bewegen (non enim adducor), daß ich zu den eines freien Mannes würdigen Künsten auch die Maler und ihre Kunst rechnen sollte, ebensowenig als die Bildhauer oder Marmorarbeiter und die übrigen

*) Die Stelle ist zu bezeichnend, als daß ich sie nicht hersetzen sollte. Sie lautet im »Leben des Lukullus« (cap 39): »Als kindische Spielerei sehe ich es an, daß er seinen Reichthum verschwendete in prachtvollen Bauten — und noch mehr in Gemälden und plastischen Bildwerken, die er voll Eifer für diese Künste mit großen Kosten zusammenbrachte.«

Diener der Ueppigkeit! - Hier beweist schon der eigene Ausdruck, daß der stoische Moralprediger, der wie die meisten Philosophen seiner Zeit die bildenden Künste nur unter dem Gesichtspunkte des Luxus und der Ueppigkeit betrachtet, mit einer anderen würdigeren, um es kurz zu sagen, mit der ächt hellenischen Ansicht in Opposition steht, mit jener Ansicht, die, wie wir sahen, selbst noch in späterer Zeit ein Galen als die richtige vertrat!

Aber wir wollen gerecht sein. Die Beschränktheit freilich, welche die Ansichten eines Seneca und Plutarch für einerlei hält mit der weltweit verschiedenen und unendlich würdigeren ästhetischen Anschauungsweise des hellenischen Alterthums, diese Beschränktheit ist ebensowenig zu entschuldigen, wie die Oberflächlichkeit, welche die Aussprüche von Schriftstellern der verschiedensten Bildungsepochen des Alterthums harmlos neben einander stellt. Wohl aber läßt sich etwas sagen zur Entschuldigung der Kunst- und Künstler-Verachtung jener alten Moralisten oder Gelehrten. Schon Platon's streng doktrinärer Idealismus fand ja, wie wir sahen, die wirklichen Kunstwerke seiner Zeit lange nicht seinem sittlichen Ideale entsprechend. Wie viel mehr Anstoß mußten die Moralisten der sittlich so tief gesunkenen Kaiserzeit an dem Umstande nehmen, daß allerdings zu ihrer Zeit auch innerhalb der Kunst diese sittliche Ausartung sich zeigte, daß die Künstler in ihren Werken nicht selten der Lüsternheit fröhnten und die abgestumpfte Blasirtheit aufstachelten, zu einer Zeit, wo ein Tiber mit unzüchtigen Bildern seine Schlafgemächer schmückte, und wo mehr als ein Maler, wie der von Plutarch genannte Cheriphanes, die verschiedenen Arten gemeinsinnlicher Wollust malte. Ebensowenig mochte es ihnen anstehen, daß schon die Malerei der älteren Zeit bald nach Aristophanes oder nach seinem Beispiele sich eine gefährliche Freiheit nahm in heiterer Darstellung von Götterfabeln, wie sie der große Komiker sich gleichfalls genommen; daß, um nur Eins anzuführen, ein Schüler des Apelles, Ktesilochus, die Entbindung des Zeus vom Bacchus in einem komischen Genrebilde darstellte. Zu diesem Allen gesellt sich endlich noch jene Veränderung, welche die ästhetische Anschauungs-

weiſe, und damit auch die Würdigung der Kunſt und die Schätzung des Künſtlerſtandes durch den zur Herrſchaft kommenden römiſchen Geiſt erfuhr. Die Stellung der Kunſt und der Künſtler bei den Römern verdient daher ein eigenes Kapitel.

Wir ſind zu Ende und können es jetzt wohl dem Leſer getroſt überlaſſen, das von uns entworfene Bild von der Stellung des Künſtlers im griechiſchen Leben mit der Anſicht jenes berühmten Gelehrten prüfend zuſammenzuhalten, von der wir in unſerer Entwickelung ausgegangen ſind. Doch nein! noch nicht. Er wird uns zurufen: »Dein Regiſter hat ein Loch; du haſt die von jenem Manne angeführte Stelle des Lucian vergeſſen, in welcher uns dieſer feingebildete, kunſtſinnige Grieche, der Zeitgenoſſe Mark Aurel's und Galen's, es ausdrücklich bezeugt: wenn einer auch ein Phidias oder Polyklet würde und die herrlichſten und zahlreichſten Kunſtwerke ſchaffte, ſo möchte doch Keiner, der dieſelben ſähe, wenn er anders ein verſtändiger Menſch ſei, ſich wünſchen, gleichfalls ein ſolcher Künſtler zu werden. Denn möge Einer auch ein noch ſo großer Künſtler ſein, er werde doch immer nur in der Sprache verſtändiger Leute ein Banauſos, ein Handwerker und ein Menſch heißen, der von ſeiner Hände Arbeit lebt.«

Alſo wirklich? Dies ſollte in der That die Anſchauungsweiſe des feinſten aller nachchriſtlichen alten Kunſtkenner, des begeiſterten Kunſtfreundes Lucian, dies die Anſicht ſeiner gebildeten helleniſchen Zeitgenoſſen geweſen ſein? Das wäre denn freilich ein ſchlagender Beweis gegen uns und unſere Apologie des Künſtlerſtandes, oder vielmehr der griechiſchen Bildung und Geſittung. Aber ich erinnere mich zu rechter Zeit daran, daß Lucian ein Schalk war, ein ironiſcher Schalk und Spötter, und es will mich faſt bedünken, daß auch hier ſeine Schalkheit noch beinahe zweitauſend Jahre nach ſeinem Tode unſere Philologen myſtificirt hat.

Und ſo verhält ſich's denn auch in der That. Die angeführte Stelle ſteht in der kleinen Schrift, welche ſich unter dem Titel »Ein Traum« in den Werken des Satyrikers findet. In dieſem Bruchſtücke

einer Selbstbiographie erzählt er Ende und Anfang seiner eigenen sehr kurzen Künstlerlaufbahn mit einer so heiteren Laune, daß ich nichts Besseres thun kann, als ihn selbst reden zu lassen, zumal auch die mehrerwähnte Stelle jener Schrift nur aus dem Zusammenhange des Ganzen ihre richtige Erklärung finden kann.

Lucian, unter Hadrian, etwa um 130 nach Christus in einer griechischen Stadt Kleinasiens geboren, war der Sohn einer nur mäßig bemittelten Bürgerfamilie. »Ich hatte,« erzählt er, »da ich schon ein ziemlich erwachsener Bursche war, eben die Schule verlassen, und mein Vater berieth mit seinen Gefreundeten, was ich werden sollte; den meisten von ihnen erschien eine wissenschaftliche Laufbahn« (als Rhetor, oder wie wir etwa sagen würden, als akademischer Docent) »sehr mühsam, sehr langwierig, und sehr kostspielig dazu; unsere Vermögensverhältnisse aber seien beschränkt und forderten baldige Erleichterung. Wenn ich also irgend eine der handschaffenden Künste erlernte, so, meinten sie, hätte ich erstlich selbst sofort meinen Lebensunterhalt durch die erwählte Kunst, fiele nicht länger meiner Familie als Brodesser zur Last, und könnte auch bald von meinem Erwerb den Vater unterstützen. Als dies fest stand, war die zweite Frage: welche Kunst die beste, die am leichtesten zu erlernende, und für einen freien Mann sich schickende sei; während zugleich für dieselbe hinreichende Mittel und Aussicht auf genügendes Auskommen vorhanden seien. Wie nun hier Jeder, nach eigener Ansicht und Erfahrung, sein Wort gab, da sprach mein Vater, mit einem Blick auf meinen gleichfalls anwesenden Mutterbruder, der in dem Rufe stand, ein geschickter Hermenbildschnitzer und ein ausgezeichneter Steinmetz zu sein: Es ziemt sich nicht, daß eine andere Kunst als die Deine den Vorzug erhält, wenn Du zugegen bist. Nimm den Jungen, fuhr er fort, indem er auf mich wies, und mach' aus ihm einen tüchtigen Steinmetzen und Bildhauer. Er hat das Zeug dazu, und zwar von Natur, denn er ist ein anstelliger Bursch. Mein Vater berief sich dabei auf meine Wachsspielereien; so oft ich nämlich den Lehrern aus den Augen war, suchte ich mir Wachs zu verschaffen und knetete daraus Ochsen, Pferde, und meiner Treu auch

Menschen, sehr ähnlich, wie mein Vater meinte, während ich von meinen Lehrern je zuweilen dafür Prügel bekam. Jetzt aber sprach auch dies für meine Begabung, und jene plastischen Versuche gaben die sichere Bürgschaft, daß ich die Kunst in kurzer Zeit lernen würde. Zugleich schien es ein günstiger Tag, die Kunst anzufangen, und so wurde ich zu dem Oheim in die Lehre gegeben, worüber ich, die Wahrheit zu sagen, gar nicht unzufrieden war. Denn ich versprach mir nicht wenig Vergnügen von der Sache, und dachte mich schon im Geist meinen Spielkameraden gegenüber als einen Gegenstand ihres Staunens, wenn sie mich Götterbilder meißeln sähen, und wenn ich für mich selbst und auch für meine besten Freunde unter ihnen kleine Schnitzbilder verfertigte. Nun geschah, was bei allen Lehrlingen geschieht. Der Oheim gab mir einen Meißel, und hieß mich gemächlich auf eine Marmorplatte losschlagen, die vor mir lag, indem er mir den bekannten Spruch mit auf den Weg gab: »Anfang ist Hälfte des Ganzen!« Nun aber schlug ich aus Unerfahrenheit etwas derber als nöthig zu, und die Platte zersprang. Da wurde der Onkel-Meister zornig, ergriff ein ihm gerade zur Hand liegendes Stück Arbeitszeug, und nahm mich sehr unsänftiglich und ohne gerade zu sehen, wohin er traf, mit demselben ins Gebet, so daß Thränen das Erstlingsopfer waren, mit dem ich in die Kunst eingeweiht wurde. Da lief ich ihm denn natürlich davon, kam zu Hause und erzählte unter strömenden Thränen und unaufhörlichem Schluchzen ein Langes und Breites von dem Prügelwerkzeuge, und zeigte dabei die Striemen und Beulen auf, indem ich nicht vergaß, die ungewöhnliche Härte des Onkels anzuklagen, und hinzuzusetzen, daß er es lediglich aus Neid gethan, weil er gefürchtet, daß ich ihn in seiner Kunst übertreffen möchte. Meine Mutter gerieth in großen Zorn und schimpfte weidlich auf den hartherzigen Bruder, ich aber legte mich, als die Nacht herankam, noch immer weinend zu Bette und hatte die ganze Nacht über so meine Gedanken.«

»Soweit nun,« fährt der liebenswürdige Erzähler fort, aus dessen Darstellung uns dies treue Genrebild bürgerlicher Familienzustände, insofern sie sich auf die zu bestimmende Wahl der Kunsthandwerks-

laufbahn eines freigeborenen griechischen Knaben beziehen, entgegentritt, »soweit nun sei das Erzählte lächerlich und kindisch, aber was jetzt komme, das sei sehr ernsthaft und verdiene volle Aufmerksamkeit seiner Zuhörer.« Das Ganze ist nämlich ohne Zweifel eine im Geschmack der damaligen Zeit öffentlich gehaltene rhetorische Vorlesung, welche die Stellung des Künstlers zur Welt und zum Leben gegenüber der des Gelehrten und Professors, von verschiedenen Seiten beleuchten und die verschiedenen darüber herrschenden Ansichten gegeneinander stellen sollte. So erzählt er denn, mit komischem Pathos beginnend, wie ihm in jener Nacht ein Traumgesicht erschienen, so klar und deutlich bestimmt, daß er noch heute, nach so vielen Jahren im Stande sei, sich des ganzen Herganges vollkommen zu erinnern. »Es traten nämlich,« erzählt er, »zwei Frauenbilder zu mir, von denen mich jede bei einer Hand ergriff, und mich mit so großer Gewalt und Heftigkeit an sich zu ziehen versuchte, daß wenig fehlte, sie hätten mich in ihrem Wetteifer zerrissen. Bald hatte die Eine die Oberhand und mich beinahe ganz in der Gewalt; bald sah ich mich wieder zu der Andern hinübergezerrt, und dabei schrie die Eine der Andern zu: sie wolle mich besitzen, denn ihr gehöre ich eigen, während die Andere das Streben jener nach fremdem Eigenthum ein vergebliches nannte. Es war aber die Eine dieser Frauenzimmer eine Gestalt wie ein Handwerker, männlicher Statur, das Haar ungeordnet, die Hände schwielig, das Kleid aufgegürtet, von Kalk stäubend, gerade wie der Onkel, wenn er an seinen Steinen arbeitete. Die Andere dagegen schön von Angesicht, die Haltung ausdrucksvoll, der Gewandüberwurf zierlich. Endlich forderten sie mich auf, selbst zu entscheiden, welcher von beiden ich angehören wolle, und die zuerst erwähnte, rauh und männlich anschauende, hub also an zu reden:

»»Ich, lieber Junge, bin die Bildhauerkunst, die Du gestern zu lernen angefangen hast, eine alte Freundin Deines Hauses, denn schon Deiner Mutter Vater (sie nannte den Namen meines mütterlichen Großvaters) war ein Bildhauer, und Deine beiden Ohme sind gleichfalls durch meine Kunst wohlangesehene Künstler. Wenn Du also Willens wärst,

Dich nicht von jener Schwätzerin bethören zu lassen, sondern mein Genosse zu werden, so wirst Du erstlich einmal stattlich emporwachsen, einen kräftigen Körperbau bekommen und keinen Menschen beneiden, und brauchst auch nimmer durch die Welt zu ziehen und Dein Vaterland und Deine Angehörigen zu verlassen; und nicht um bloße Redekunststücke werden Dich alle Menschen rühmen und preisen. Rümpfe nicht die Nase über mein Aussehen und über meine schmutzige Kleidung; denn von solchen Anfängen ausgehend, hat uns jener berühmte Phidias seinen Zeus geschaffen und Polyklet seine Hera gefertigt, hat ein Myron Ruhm und Praxiteles Bewunderung erlangt. Beugt man doch auch zugleich vor diesen Männern die Kniee, wenn man sich vor den Göttern anbetend niederwirft, die ihre Kunst geschaffen! Wenn Du also Einer von diesen würdest, wie solltest Du da nicht herrlich dastehen vor allen Menschen? Und auch Deinen Vater wirst Du zu einem beneideten Manne, und Dein Vaterland von Ruhm strahlend machen.« Dies und dergleichen noch mehr sprach die Kunst, freilich etwas anstoßend und mit vielfachen Sprachfehlern, aber doch sehr eifrig darauf ausgehend, mich zu überreden. Indessen ist mir das Meiste aus dem Gedächtniß entfallen.«

Hierauf läßt Lucian das zweite Frauenzimmer auftreten, und er theilt ihre Rede ausführlich mit, die allerdings weit stylistisch gefeilter, schmuckvoller und pomphafter klingt, als die wenigen Worte, welche der fein und künstlerisch dramatisirende Autor so bezeichnend der zu allen Zeiten wortkargen bildenden Kunst in den Mund legt. Diese Rede der Frau Bildung — unter welcher Bildung die sophistische und rhetorische Bildung der damaligen reisenden Wissenschaftsvirtuosen zu verstehen ist, — leidet kaum einen Auszug. Sie ist voll so feiner, schlagender Ironie, daß es unbegreiflich bleibt, wie man irgend einen Satz derselben im vollen Ernste nehmen konnte. Die Frau Bildung, auch im Aeußeren allen Schmuck und Anstand selbstbewußter Vornehmheit zeigend, stellt zunächst die äußerliche Geringheit und Armuth des gewöhnlichen Künstlerlebens in seinen handwerksmäßigen Anfängen dar, das weder Ehre

noch Herrlichkeit der Welt gewähre, das denjenigen, der sich ihm hingebe, nicht aus dem Kreise der gewöhnlichen Menge hinaufkommen lasse in die erhabene Sphäre der vornehmen, reichen, gebildeten, bewunderten und beneideten Gesellschaft:

»Wenn Du meiner Gegnerin folgst,« heißt es dann weiter, »so wirst Du Zeit Deines Lebens nur ein Arbeiter bleiben, Dich bücken und ducken vor jedem Vornehmeren und Reicheren, verehrend den, welcher zu reden versteht, Spielball und gute Beute eines Jeden, der Dich an Bildung übersieht, das Leben eines Hasen lebend, immer auf der Flucht vor dem, der mehr ist und mehr hat als Du.« In den jetzt folgenden Worten ist es einem fast, als hörte man eine hochadelige Stiftsdame oder einen geborenen Geheimen Rath von alter Familie unserer Tage reden, die auch nicht begreifen können, wie man denn aus einem »Farbenschmierer«, wie Cornelius, oder aus einem »Steinhauer«, wie Rauch, so viel Wesens machen und Geld, Orden und Ehrenstellen, die doch eigentlich von Gott und Rechts wegen nur Leuten von guter Familie zukämen, an dergleichen Plebejer verschwenden könne. Die antike Dame fährt nämlich fort: »ja, selbst wenn es Dir gelänge, ein Phidias oder Polyklet zu werden und noch so viele erstaunliche Kunstwerke zu schaffen, so würde freilich Deine Kunst von aller Welt gepriesen werden, aber dennoch würde keiner von Denen, die Deine Werke anschauen, wenn er anders ein Mann von Verstand ist, den Wunsch hegen, ein Mann wie Du zu werden; denn sei Du als Künstler so groß Du willst, Du wirst doch immer nur für einen Plebejer, für einen Handwerker und für einen Menschen gelten, der von seiner Arbeit leben muß.«

Man sollte meinen, daß die übertreibende, die Farben fingerdick auftragende Ironie dieser Worte selbst für einen Blinden zu Tage liege. Aber leider ist es nicht so. Denn wir haben gesehen, welche Schlüsse man aus diesen, ihrem Zusammenhange entrissenen Worten des heiter scherzenden Spötters Lucian für die Beantwortung einer wichtigen Kulturfrage

frage des helleniſchen Lebens gezogen hat. Ich will daher noch Einiges hinzufügen.

Die Dame Bildung verſpricht alſo in dem weiteren Verlaufe ihrer wohlgeſetzten Rede dem Schüler, welchen ſie für die Laufbahn des philoſophiſchen Virtuoſenthums gewinnen will, nichts weniger, als ungefähr Alles, was zwiſchen Himmel und Erde überhaupt zu finden iſt. Vor Allem wird er Wiſſenſchaft erlangen von allen Dingen der Welt, ſowohl von vergangenen, als von den gegenwärtigen und zukünftigen. »Mit Einem Worte,« heißt es, »ich werde Dich unterweiſen ſowohl in allen göttlichen, als in allen menſchlichen Dingen, und zwar in möglichſt kurzer Zeit und auf dem kürzeſten Wege, und Einfluß und Achtung bei den Vornehmſten und Reichſten, Eleganz des äußeren Lebens und maulaufſperrende Bewunderung der Maſſe, wenn ſie Dich reden hört, wird Dein Lohn ſein, wenn Du mir folgſt, mir, der ein Demoſthenes und Aeſchines, geringer Leute Kinder, ihren Ruhm verdanken, ja Sokrates ſelbſt, der auch die Bildhauerei an den Nagel hing und als Ueberläufer zu mir kam, wofür er jetzt weltberühmt iſt. Folgſt Du aber jener dort, ſo iſt ſtatt aller dieſer Herrlichkeiten Dein Loos ſchmutzige Kleidung, niedrige Handtirung mit Meißeln, Stemmeiſen, Hämmern und dergleichen, die ſich höchſtens für einen Sklaven geziemt. Statt darüber nachzudenken, wie Du Deine Rede und Dich ſelbſt harmoniſch ausbildeſt, wird alle Deine Seelenkraft in der engen Werkſtatt ſich nur darauf richten, Deinen Werken Harmonie und edle Haltung zu geben.« Lucian erzählt dann noch weiter und zwar in ſehr draſtiſch komiſcher Weiſe das Ende ſeines Traumes, wobei er denn zum Ueberfluß für ganz beſonders ſtumpfſinnige Leſer nicht vergißt, gegen den Schluß hinzuzufügen: »daß dieſer Traum des Knaben und die in demſelben enthaltene Gegenüberſtellung der beiden Künſte und Laufbahnen freilich, wie er glaube, ſehr weſentlich durch ſeine ſchreckensvolle Furcht vor den Schlägen ſeines Meiſters bedingt geweſen ſei.« Endlich ſchließt er die Nutzanwendung, welche darauf hinausläuft: die Jugend könne aus ſeinem Beiſpiele lernen, daß auch aus einem armen Burſchen etwas Rechtes werden könne,

mit den liebenswürdig bescheidenen und sehr ernsthaft gemeinten Worten, welche eben darum über die Natur des Vorhergehenden gar keinen Zweifel lassen: »Und so bin ich denn selbst, der ich hier vor Euch stehe, wenn auch nichts Anderes, so doch ein Mann geworden, der wenigstens keinem Steinmetzen nachzustehen braucht.«

Jetzt hoffentlich wird man deutlich genug sehen, wie jenes vielbesprochene Wort Lucian's allein gemeint sein kann. Allerdings war der Autor nicht mehr ein Sohn der Blüthezeit Perikleischen Lebens. Er gehörte vielmehr einer Zeit und einem Weltzustande an, wo unter dem Einfluß des in seinem Innersten barbarischen Römergeistes schon eine diesem entsprechende Ansicht über Kunst und Wissenschaft sich auch über die hellenische Welt zu verbreiten begonnen hatte. Wir befinden uns schon auf dem Boden jener Barbarei, welche die Wissenschaft ebensowohl als die Kunst darauf ansieht: was man mit ihr für äußere Zwecke ausrichten und machen könne. Aber Lucian selbst steht über dieser Ansicht. Er verspottet sie viel mehr, als daß er sie theilte. Denn er gehörte noch fünfhundert Jahre nach Aristoteles zu jenen ächten hellenischen Naturen, zu jenen »edel- und großgesinnten« Menschen, »für die es sich,« nach des Ausspruche des Weisen von Stagira, »am allerwenigsten gezieme, bei allen Dingen nach dem Nutzen zu fragen.« Und so ist denn, wie vorauszusehen war, auch aus seinem Urtheil nicht nur keine Widerlegung, sondern vielmehr eine Bestätigung der bisher von uns entwickelten Ansicht geworden, der Ansicht: »daß die Kunst sich glücklich schätzen könnte, wenn ihre würdigen Vertreter zu unseren Zeiten gleiches Ansehen und gleiche Achtung und Ehre genössen, als deren sich im hellenischen Volke die Künstler erfreuen durften.«

XVI.

Die Kunſt und die Freiheit.

„Nur der Menſch, welcher die Luft der Oeffentlichkeit athmet, den Freiheit umweht, der im Ganzen wohl, iſt wahrer Schönheitsſtoff, nur hier ſind die ächten großen Motive. — Wo dagegen das Individuum bei dem beſten Intereſſe doch nicht über ſeinen beſchränkten Kreis hinaus thun kann und darf, da kommt es ſich eng zum Plaiſir.“ Fr. Viſcher.

Die Kunſt und die Freiheit.

Die Freiheit war die Lebenswurzel, aus welcher das ſchönheitvolle helleniſche Daſein ſeine Nahrung zog. Was der Strahl der allbelebenden Sonne iſt für den fruchtbaren Boden und ſeine wohlbeſtellte junge Saat, das war für den Boden des griechiſchen Geiſtes die Sonne der Freiheit. Sie war es, die alle ſeine Keime entfalten, alle Blüthen zur Frucht ſich entwickeln und zu höchſter Vollendung reifen ließ.

Nicht nur wir Spätgeborne, in Unfreiheit auferwachſen und aus ihrem Dunkel ſehnſüchtig hinüberblickend in das ſonnenbeleuchtete Jugendland der Menſchheit, haben ſeufzend dieſe Wahrheit ausgeſprochen. Nicht Winckelmann nur, der Hellene unter Barbaren, hat ſie empfunden beim Anblick der Werke, welche jenes Volk geſchaffen. Die Hellenen ſelbſt, das einzige freie Volk der alten Zeit, umgeben von einer Welt unfreier Barbaren, gegen die ſie ihre Freiheit mehr als einmal vertheidigen mußten durch Thaten, wie die Geſchichte keine mehr geſehen, ſie haben es gefühlt, gewußt und ausgeſprochen, der Vater ihrer Geſchichte, Herodot, hat es geſagt: daß alle Macht und Herrlichkeit Athens aus der Freiheit

vor Allem erblühet sei. »Erst die Freiheit ließ sie empfinden,« sagt der Alte, »daß jeder Einzelne, was er leiste und schaffe, zu seiner eigenen Ehre, zu seinem eigensten Genusse schaffe und leiste, und dies Bewußtsein ließ sie groß werden vor allen.« Dies »höchste, allerwege erstrebenswerthe Gut der Freiheit«, wie derselbe Herodot es nennt, diese Freiheit, die den Staat zum »Gemeinwesen«, zur Schöpfung aller seiner Bürger machte, und den vollen Genuß dieses großen Lebenskunstwerks Jedem nach seinem Rechte zu Theil werden ließ, diese Freiheit, die keinem hellenischen Republikaner die Zunge band, wo es zu reden und zu rathen, keinem den Arm fesselte, wo es zu handeln und zu thaten galt über und für das, was in Wahrheit allen gemein war, — diese »Isegorie«, die in Athen zu ihrer höchsten Blüthe gelangte, ohne doch in irgend einem hellenischen Staate ganz zu fehlen, — sie findet sich zugleich in demselben Athen vereint mit der höchsten Blüthe aller und vornehmlich der bildenden Kunst.

Der Erste unter den Neueren, welcher dies erkannte und mit Begeisterung aussprach, war der unsterbliche Winckelmann, der Herodot der alten Kunstgeschichte. Das Kapitel seines Werkes, in welchem er diesen Zusammenhang der Freiheit mit der Kunst aufzeigt, die ja selbst Freiheit ist, gehört zu dem Schönsten was er geschrieben. Dieser Mann, geboren und erzogen in einem unfreien Lande, aufathmend zum Licht der Freiheit nur im Anblick spärlicher Reste der Kunstschöpfungen des freien Hellenenthums, im Genusse eines glücklicheren Himmels und eines Hauches freierer Menschlichkeit, wie ihn im Vergleich zu seinem Heimathlande selbst das patriarchalische Herrscherthum des Vatikans noch den Menschen gewährte; — er war es, der zuerst wieder die Freiheit als eine der Lebensbedingungen aller ächten Kunst begeistert hervorhob, ja sie »als die vornehmste Ursache des Vorzugs der griechischen Kunst« aufstellte. Und nicht allein die Freiheit wie sie erscheint in ihrer vollen Ausbildung zur schwindelerregenden Höhe atheniſcher Demokratie. Er wußte, »daß die Freiheit allezeit, auch ehe die Aufklärung der Vernunft sie die Süßigkeit einer völ-

ligen Freiheit ſchmecken ließ, unter den Griechen ihren Sitz gehabt, auch neben den Thronen der Könige, welche väterlich regierten, und die Homer die Hirten der Völker genannt, um ihre Liebe für das Volk und ihre Sorge für ſein Beſtes anzudeuten.« »Ob ſich gleich, wie er hinzuſetzt, »nachher Tyrannen aufwarfen, ſo waren ſie es nur in ihrem Vaterlande und die ganze Nation hat niemals ein einziges Oberhaupt erkannt; und bevor die Inſel Naxos von den Athenern erobert wurde, hatte kein freier Staat in Griechenland ſich den anderen unterwürfig gemacht. Daher ruhte nicht auf einer Perſon allein das Recht, groß in ſeinem Volke zu ſein und ſich mit Ausſchließung Anderer verewigen zu können.«

Was Winckelmann hier hervorhebt, iſt jener große Gegenſatz des Hellenenthums zu der Welt des Orients. Die Lebensform des Orients iſt die Deſpotie. Deſpotiſch iſt daher auch der Charakter der orientaliſchen Kunſt. Soweit wir ſie kennen, iſt die bildende Kunſt der orientaliſchen Vorvölker noch individualitätslos, nur ein Individuum feiernd, nur eins als ſolches ausgeſtaltend, den Einen, der zugleich abſoluter Beherrſcher Aller, ja der ſichtbare Gott oder doch ſein Stellvertreter iſt. So in Aſſyrien und Perſien, wo auch die Architektur und Skulptur Ernſt machten mit der Vergötterung des indiſchen Herrſchers. So in Aegypten, dem Reiche und Volke der Prieſter und Soldaten, wo auch die Kunſt prieſterlich monarchiſch und theokratiſch erſcheint, und daher uniform, reglementsmäßig, ſoldatiſch individualitätslos auftritt.

In Griechenland dagegen, wo zuerſt die Deſpotie abgeworfen, der Staat zur Freiheit und zuletzt zur Demokratie fortgebildet wird, wo Jeder im Ganzen und das Ganze in Allen lebt, wo Alles öffentlich und das Vaterland, das Allgemeine, Lebensluft iſt, wo nicht, wie im Orient, nur Einer frei, und darum ein Individuum, eine freie in ſich berechtigte Perſönlichkeit iſt, ſondern wo Alle frei ſind, die nicht als überwundene oder gekaufte Menſchen eines fremden Volkes Sklaven ſind des freien helleniſchen Bürgers — in dieſem Griechenland, deſſen politiſche Blüthe die Demokratie bildet, wird auch die Kunſt demokratiſch, indem ſie ſich

zur Ausgestaltung des Individuellen erhebt. Denn in Griechenland ist der Mensch, das Individuum als solches, das Berechtigte. Es ist einzig, es ist das Höchste. Selbst der Gottesbegriff kann sein nicht entbehren und spaltet sich daher in selbständige Individuen, welche die Kunst in der Poesie erschafft und in der Plastik ausgestaltet. »Der Mensch ist das Maß aller Dinge!« sagte der alte hellenische Weise. Daher ist die Menschengestalt und ihre Bildung in der Kunst auch zugleich das Maß der religiösen, politischen und sittlichen Freiheit der Völker. In der ägyptischen Kunst sind die Gestalten durchaus Ideal, wiewohl ägyptisches Ideal, sie sind abstrakte Typen, in der Regel ohne alle Modifikation der Individualität. Zu dieser erhebt das Kunstwerk der Menschen, und Göttergestalt erst der Geist der griechischen Kunst.

Dieser Gegensatz des orientalischen Despotismus und der hellenischen Erlösung des Menschenwesens zur Freiheit ist es, den Winckelmann im Auge hatte, als er in seiner einfachen Sprache die Freiheit die vornehmste Ursache des Vorzugs der hellenischen Kunst nannte; und wenn er auch, wie wir sehen werden, in der Anwendung seines Dogma's von der Freiheit auf einen Irrthum und Abweg gerieth, so bleibt darum der Grundgedanke desselben nicht minder in Kraft. So ist es gemeint, wenn er »die Ehre der Statue, mit der man diejenigen belohnte, welche Schönes, Gutes und Großes gethan, oder die auch nur durch Uebung des Leibes ihr körperliches Menschenwesen zu vollendeter Kraft und Schönheit ausgebildet hatten«, — wenn er solche Ehre als einen Ausfluß der Freiheit betrachtet. Dies will er bezeichnen, wenn er solche Ehre, die dem Einzelnen von seines Gleichen, dem freien Bürger von freien Bürgern zu Theil ward, im Hinblick auf unsere orientalisch-byzantinischen Formen des Staatslebens mit »den werthlosen Titeln und Kreuzchen den allerwohlfeilsten Belohnungen der Könige unserer Zeit« vergleicht. So ist es endlich zu verstehen, wenn er begeistert ausruft: »Durch die Freiheit erhob sich, wie ein edler Zweig aus gesundem Stamme, das Denken des ganzen Volks. Denn so wie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben pflegt im weiten Felde

oder auf einem offenen Gange und auf der Höhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer und in jedem eingeſchränkten Orte« — (er mochte bei dieſen Worten den Winckelmann auf Villa Albani zu Rom mit dem Winckelmann in der Dachſtube des Schulmeiſters von Seehauſen vergleichen!) — »ebenſo muß auch die Art zu denken unter den freien Griechen ſehr verſchieden geweſen ſein gegen die Begriffe beherrſchter Völker. Die Freiheit, die Mutter großer Begebenheiten, Staatsveränderungen und der Eiferſucht unter den Griechen,« fährt er fort, »pflanzte gleichſam in der Geburt ſelbſt den Samen edler und erhabener Geſinnungen. Und ſo wie der Anblick der unermeßlichen Fläche des Meeres und das Schlagen der Wellen an den Klippen des Strandes unſeren Blick ausdehnt, ſo konnte im Angeſichte ſo großer Dinge und Menſchen nicht unedel gedacht werden. Die Griechen in ihrer beſten Zeit waren denkende Weſen, welche zwanzig und mehr Jahre ſchon gedacht hatten, ehe wir insgemein an uns ſelbſt zu denken anfangen, und die den Geiſt in ſeinem größten Feuer, von der Munterkeit des Körpers unterſtützt, beſchäftigten, welcher bei uns, bis er abnimmt, unedel genährt wird. In Zuverſicht auf ein durch ſolche Erziehung erwecktes erhabenes Denken trat Perikles auf, und ſagte laut, was man uns von uns ſelbſt kaum zu denken erlaubt: »Ihr zürnet auf mich, ihr Athener, der ich glaube, keinem Menſchen zu weichen in Erkenntniß deſſen, was man erfordern mag, und in der Fähigkeit über daſſelbe zu ſprechen!«

Und nun zählt der begeiſterte Mann alle die Segnungen der helleniſchen Freiheit auf, welche der Kunſt erweckend, belebend, fördernd und belohnend zu Gute kamen: die freudig dankbare Anerkennung, deren ſich der helleniſche Künſtler erfreute; die bewundernde Verehrung, die ihn den Erſten ſeiner Stadt gleich ſtellte; die Unabhängigkeit ſeines Glücks, ſeiner Laufbahn und ſeines Ruhms »von dem Eigenſinne unwiſſenden Stolzes, oder dem übelgeſchaffenen Auge eines durch die Schmeichelei oder Knechtſchaft willkürlich über ihn beſtellten Richters«; das Leben und Wirken in einem Volke, wo die Weiſeſten und Beſten mit der Geſammtheit aller Bürger das Urtheil über ein Kunſtwerk ſprachen, und wo die Kunſt die

gemeine Sache Aller, weil dem gemeinsamen Bedürfnisse Aller geweiht und für das Heiligste und Nützlichste im Gemeinwesen bestimmt war. Dies Alles zählt er auf, um noch einmal zu beweisen, was im Grunde schon die einfache Thatsache selber beweist, die in dem freisten Volke auch zugleich das künstlerisch vollendetste und in seinen Werken die ewigen Musterbilder der Schönheit vor unsere Augen stellt! —

Vergebens! Goethe freilich ging über des Mannes ästhetischen Demokratismus, ohne ihn zu berühren, hinweg, als er seine Charakteristik Winckelmann's schrieb. Er hatte keinen Begriff von dem Werthe demokratischen Lebens nicht nur zur Erweckung der Kunst, sondern auch als Stoff der Schönheit, wenn er auch im Innersten seines Herzens fühlte, daß nur der Mensch, welcher die Luft freier Oeffentlichkeit athmet und in der Freiheit als in seinem Elemente lebt und webt, wahren Schönheitsstoff und die ächten großen Motive der Kunst gewährt. Aber er widersprach wenigstens nicht, er schwieg zu jenem Glaubensbekenntnisse Winckelmann's, des großen Menschen, dessen Göttin auch im eigenen Leben, wie für den ihm geistverwandten Lessing, die Freiheit war. Allein seine Nachfahrer schwiegen nicht. Sie hörten jene Rede nur, um vor ihr sich zu entsetzen. Sie verstanden ihn gar nicht, oder sie wollten ihn nicht verstehen. Und so kann man es denn heutzutage in vielen Kunsthandbüchern lesen, wie Winckelmann's Ketzerei längst des Irrthums geziehen und genugsam widerlegt sei. Freilich gehören diese Widerlegenden einer Zeit an, wo man die alten hellenischen Klassiker verstümmelt, um die Jugend vor dem Gifte der Freiheitsliebe und des Despotenhasses, die aus ihnen sprechen, zu bewahren; einer Zeit, wo loyalgesinnte Schulmeister die oben angeführte Stelle des Herodot, in welcher er die Freiheit den Grundstein aller athenischen Größe nennt, überschlagen, aus Furcht die Jugend, die sie mit dem Mark der Alten zu nähren vorgeben, möge vom Athem des Hochverraths angesteckt werden, der aus den Worten des alten Hellenen spricht. Die Gegner Winckelmann's führen einzelne Tyrannen hellenischer Städte an, welche Kunstwerke bestellt, und makedonische Könige aus der Zeit des Sokrates, welche freigiebige Kunstliebhaber ge

weſen. Ja, Goethe's Freund, Heinrich Meyer, hat ſogar einen griechiſchen Maler Omphalion angeführt, der ein Sklave und Schüler des großen Malers Nikias geweſen ſei. Und damit glaubte er Winckelmann widerlegt und bewieſen zu haben, »daß ſogar perſönliche Unfreiheit in Hellas kein Hinderniß war zur Ausbildung entſchiedenen Kunſttalents!« Und doch wird ſelbſt dieſe Nachricht über jenen einzigen Künſtler unter ſo vielen Hunderten nur als ein Gerücht von Pauſanias erwähnt, während ein früherer weit gewichtigerer Zeuge, Plinius, ausdrücklich berichtet: daß es in Griechenland zu aller Zeit den Sklaven verboten geweſen, die freien Künſte zu treiben. Ueberhaupt aber können alle dieſe Dinge gegen Winckelmann nichts beweiſen, weil ſie den Kern und das Weſen ſeiner Anſicht gar nicht berühren. Man ſpürt den Goethe'ſchen Einfluß in dieſer Oppoſition ſeines Freundes gegen Winckelmann, und die Schlußworte derſelben*): »Es haben Dichter und Künſtler jederzeit einer noch höheren Freiheit genoſſen, als die von der Staatsverfaſſung ausging, nämlich der Freiheit, welche ihnen der Genius verliehen,« können ihren Goethe'ſchen Urſprung kaum verleugnen. Aber Goethe's feiner ſubjectiver Quietismus, eine Nothwehr, wenn man will, gegen das Elend ſeiner Zeit, wurde zur Rohheit unter den Händen ſeiner Jünger, die nicht einſahen, daß derſelbe Genius, der die Freiheit des Künſtlers verleiht, bei den Hellenen zugleich das große Kunſtwerk des freien helleniſchen Staatslebens erſchuf, von dem getragen der Künſtler erſt zum vollen Genuſſe und zur vollen Bethätigung ſeiner eigenthümlichen Freiheit gelangt. Was Pyrrhus ſeinen Epiroten zurief: »ihr ſeid meine Schwingen!« das konnte von den ſchönen, edelgeſinnten, freien Menſchen ſeiner Zeit der helleniſche Künſtler ſagen, während ſich die Weimariſchen Kunſtfreunde in ihren ſtillen Winkel zurückziehen mußten, um ſich nur vor den Menſchen ihrer Zeit zu retten. Ob ein König Archelaus von Makedonien, um ſich bei den Griechen populär zu machen,

*) Heinrich Meyer's Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen I, S. 202. 203.

dem Maler Zeuxis vierhundert Minen (etwa 30,000 Thaler Preußisch) zahlte, damit er sein Haus mit Wandgemälden ausmale, das war für die Kunst selbst gleichgültig. Denn dieser König war trotzdem ein ungebildeter Barbar, der, wie sein großer Zeitgenosse Sokrates meinte, besser gethan haben würde, wenn er vor Allem das Geld erst an seine eigene Bildung gewendet hätte. Die Kunstförderung durch die Freiheit, welche Winckelmann meinte, war von solcher Mäzenatenschaft, wie sie auch heute wohl noch irgend ein bestellender Bankier oder ein die Kunst als Amüsement behandelnder Fürst ausübt, himmelweit verschieden. Darum ließ er sich es auch wenig anfechten, als sein Freund Mengs ängstlich besorgte: die Großen möchten, wenn sie Winckelmann's Freiheitshymnus läsen, den Künstlern ihre Bestellungen entziehen.

Wer freilich bei dem Worte Freiheit an die beliebten Konstitutionen und konstitutionellen Freiheiten oder gar — wie so viele unserer heutigen Spießbürger — an Zügellosigkeit des Pöbels, Raub, Mord und Todtschlag denkt, der kann allerdings Winckelmann's Meinung nicht verstehen. Dieser moderne Hellene wußte nichts von konstitutioneller Freiheit. Er war auch, so viel bekannt, kein Liebhaber der Anarchie. Er lebte und schrieb unter einer unumschränkten Regierung, in Rom, dicht bei den Blitzen des dreifachgekrönten Priesterimperators. Aber selbst hier war es dem Deutschen vergönnt, eine Luft zu athmen, die im Vergleich zu der seines Vaterlandes Freiheitsluft heißen konnte. Die Römer von damals waren selbst unter ihren Päpsten freiere Menschen, als die Deutschen unter ihren Hunderten von großen und kleinen Despoten. Denn die Freiheit ist allerdings nicht allein an die Regierungsform gebunden. Sie war vorhanden im Zeitalter der italischen Kunstblüthe, obgleich es neben den großen Städterepubliken auch an Tyrannen nicht fehlte. Rafael genoß einer größeren Freiheit in seinem Volke als irgend ein Künstler des heutigen Italiens. Aber dennoch war jene Freiheit nicht zu vergleichen mit derjenigen, aus welcher die Blüthe hellenischer Kunst entsproßte. Jener wilde und kühne Papst Julius, dem die Nachwelt die größten Meisterstücke der Malerei zu danken hat, besaß allerdings den scharfen und

ſicheren Blick, der, auf das Weſentliche gerichtet, unbeirrt durch Höflingsgeſchwätz oder Modethorheit, das wahre Talent erkannte und das ächte Genie ſchon in dem ſiebzehnjährigen Rafael über die Altmeiſter der Kunſt ſetzte. Dieſe Altmeiſter ſchrieen über Tyrannei und Unverſtand, als er, nachdem Rafael kaum ſein erſtes Bild in den Stanzen vollendet, Alles, was die anderen Maler gemacht hatten, herunterſchlagen und den Rafael allein alle Zimmer ausmalen hieß; aber Welt und Nachwelt haben ſeinen Richterſpruch gerechtfertigt. Allein derſelbe Herrſcherwille eines Einzigen, der hier beſtimmend entſchied, wirkte zugleich entſcheidend ein auf die Entfaltung des Genius. Durch dieſen Herrſcherwillen eines Einzigen ward Rafael, nach Heinſe's feiner Bemerkung, faſt zum bloßen Kirchenmaler. »In den Stanzen ſind zwar einige Gemälde, die nicht zur Kirchengeſchichte gehören; allein er mußte die Perſonen darin doch, dem Orte nach, ſo fromm behandeln, daß ſogar Vaſari ſeinen Platon und Ariſtoteles in der Schule von Athen für die Apoſtel Paulus und Petrus anſah, und ein anderer Unwiſſender dieſelben mit dem Heiligenſchein in Kupfer ſtach. Sein Parnaß würde vermuthlich in einem Saale von Arioſto's Gartenhauſe ein anderes und beſſeres Werk geworden ſein. Und wie ſind die Zimmer alle an und für ſich ſchon ſchlecht beleuchtet und angeordnet, mit Malerei überladen! Man ſollte faſt denken, der göttliche Meiſter habe den größten Theil ſeines Lebens hier mit ſeinen Schülern gefangen geſeſſen und einem theologiſchen Tyrannen zu Gefallen alle Wände vollgepinſelt, um ihn zur Erlöſung zu bewegen.«

Heinſe hat Recht: ſelbſt dieſer Schutz der Kunſt durch einen genialen Deſpoten war in gewiſſem Sinne eine Beſchränkung der Freiheit des Künſtlers. Er hat auch bedingungsweiſe Recht, wenn er hinzufügt: »Rafael habe, durch dieſen Druck gehindert, äußerſt wenig geſchaffen, wo ſein ganzes Weſen mit allen ſeinen Gefühlen und Neigungen ins Spiel gekommen, wo die Sonne ſeines himmliſchen Genius ganz auf einen Brennpunkt gezündet hätte. »Wie würden Rafael's Weiber, ruft er aus, dieſelben Geſtalten zu ſeinem Kindermorde, zu ſeinen vortrefflichen Sibyllen, zu verſchiedenen ſeiner Madonnen noch andere Wirkungen hervor-

bringen in den Vorstellungen aus dem Leben einer Sophonisbe, einer Kleopatra, Kornelia, der Geschichte des Koriolan! Es bleibt ausgemacht: das Element der großen Geister ist die Freiheit, und wer sie unterstützen will, muß diese ihnen erst gewähren. Aller Zwang hemmt und drückt die Natur, und sie kann ihre Schönheit nicht im vollen Reize entfalten. Deswegen waren die Athener unter ihrer Demokratie und Anarchie, d. h. in ihrer Herrschenlosigkeit — der höchste Gipfel der Menschheit«.

Freiheit ist überall da vorhanden, wo die Menschen nicht gehindert sind, ihr ganzes Wesen zu entfalten und zu genießen. Diese Freiheit kann hier eine größere, dort eine geringere sein, immer aber ist und bleibt sie eine wesentliche Bedingung für das Gedeihen der Kunst.

»Zu der Zeit, wo die Menschen am meisten lebten und genossen, war die Kunst am größten; zu der Zeit, wo sie am elendesten waren, war sie am schlechtesten: dies ist die Geschichte derselben in wenig Worten.«

Wahres Leben aber und voller Genuß des menschlichen Daseins, wo anders sind sie möglich und wo anders sind sie vorhanden gewesen, als bei freien Völkern und in einem freien Staatsleben? Als im Jahre 1816 das britische Parlament einen Ausschuß ernannte, um zu untersuchen, ob es angemessen sei, Lord Elgin's Sammlung der aus Athen entführten Parthenonsbildwerke für die Nation anzukaufen, schloß derselbe seinen Bericht, der trotz der großen Geldnoth des Staats den Ankauf empfahl, mit den Worten: Betrachtet man die Wichtigkeit und den Glanz, zu dem ein so kleiner Freistaat, als Athen war, durch den Geist und die Kraft seiner in solchen Studien geübten Bürger erhoben ward, so kann man unmöglich unbemerkt lassen, wie vergänglich das Gedächtniß und der Ruhm ausgedehnter Reiche und mächtiger Eroberer sei, im Vergleich zu denen, welche durch solche Bestrebungen unbedeutende Staaten groß und ihre Namen unsterblich gemacht haben. Wenn es aber, wie Geschichte und Erfahrung lehren, wahr ist, daß freie Staaten der Erzeugung heimischer Geistesanlagen, der Reife menschlicher Gemüthskraft und dem Gedeihen jeder Vortrefflichkeit den fruchtbarsten und passendsten Boden darbieten,

indem sie dem Verdienste die Aussicht auf Belohnung und Auszeichnung öffnen: so kann kein Land besser geeignet sein, als das unsrige, diesen Denkmälern der Kunst des Phidias und der Staatsverwaltung des Perikles eine ehrenvolle Zuflucht zu geben, wo sie gesichert gegen fernere Beschädigung und Herabwürdigung, die ihnen gebührende Bewunderung und Huldigung empfangen, und dagegen als Muster und Vorbilder denjenigen dienen können, welche sie zu achten und zu würdigen wissen, und so anfangs sie nachahmen lernen, und endlich fähig sein werden, mit ihnen zu wetteifern." *).

Das Parlament des freiesten Volks in Europa, des Muttervolks jener neuen Freiheitsära jenseit des atlantischen Oceans, hat durch seinen Ausspruch die Ansicht des Deutschen Winckelmann bestätigt. Mit dieser Huldigung können sich die Manen des unsterblichen Mannes trösten über die deutschen Kleinmeister, die das Maaß ihrer eigenen Engherzigkeit und Unfreiheit zu legen wagten an die Gedanken und Empfindungen eines Mannes, der es werth gewesen wäre, ein Sohn zu sein des freien, edlen und schönen Hellenenvolkes.

Sind wir so dem großen Manne gerecht geworden gegen Mißverstand und Unverstand seiner Beurtheiler, so dürfen wir andererseits auch des Irrthums gedenken, zu welchem ihn die einseitige politische Auffassung des Begriffs der Freiheit in seiner Kunstgeschichte verleitet hat. Es ist wahr, daß die griechische Kunst allein durch die Freiheit ihre volle Höhe erreicht hat. Es war der Geist des Denkens und der freien Forschung, der allein es den Griechen möglich machte, die volle und reife Frucht der ihnen vorhergegangenen orientalischen und ägyptischen Kunst zu pflücken; der es nach Jahrtausenden diesem auserwählten Volke gelingen ließ, die Schranken altgeheiligter Satzungen eines starren Glaubens zu durchbrechen, und die Götter- und Menschengestalt in freier Ver-

*) Denkschrift über Lord Elgin's Erwerbungen in Griechenland, übersetzt von Böttiger mit Anmerkungen der Weim. Kunstfreunde (Leipzig 1817), S. 99.

menschlichung zu idealer Naturtreue hoch emporzuheben über die Darstellungen der altorientalischen und ägyptischen, sowie über die ein halbes Jahrtausend lang ihnen ähnlich gehaltenen Schöpfungen der eigenen einheimischen Kunst. Dieser Geist des Denkens und der freien Forschung ist in Wahrheit jene »Freiheit« gewesen, welche der unsterbliche Winckelmann als die Nährmutter ansah für die griechische Kunst. Dieser Geist war es, der sich zuerst im Staate bewährte, und durch den Athen zu einer Zeit, wo die Kunst aus ihrer langen Starrheit kaum zu erwachen begann, durch Solon die weiseste Gesetzgebung empfing, die Griechenland gesehen. Derselbe Geist der Freiheit war es, der in der griechischen Philosophie die Mutter der Freiheit aller Zeiten schuf, jene Philosophie, die in den großen Denkern Thales, Anaximenes, Xenophanes und Pythagoras zu derselben Zeit emporblühte, wo die griechische Kunst im vollen Entwickelungskampfe stand, Einsicht, Natur und Schönheit gegen frommen Glauben und althergebrachte und geheiligte Satzung in den Kampf führend. Derselbe Geist des Denkens und der freien Forschung endlich war es, der auch in Poesie und Tonkunst um dieselbe Zeit neugestaltend auftrat und auch hier die Schranken alter starrer Satzung überwinden half.

Winckelmann aber irrte darin, daß er die durch diesen Geist erschaffene, und im Laufe eines Jahrhunderts zur höchsten Vollkommenheit ausgebildete, zum Gemeinbesitz des ganzen hellenischen Volks und der ganzen gebildeten Welt gewordene Kunst allzusehr abhängig machte von jener staatlichen Freiheit, wie sie durch den Gang der politischen Begebenheiten bedingt wird. Obenein war dabei sein Blick fast ausschließlich nur auf Athen gerichtet. »Die Kunst,« sagt er einmal, »hat mit Athen immer einerlei Schicksal gehabt.« So erschien ihm denn mit dem für Athens politische Macht verderblichen Ausgange des peloponnesischen Krieges auch die Kunst fast vernichtet, und erst nach der Aufrichtung Athens durch Konon wieder von Neuem erwacht zu sein. Nach dem Verluste der politischen Selbständigkeit Griechenlands zuerst durch die Obergewalt von Makedonien, dann durch die Herrschaft der Römer,

wollte er von einer Blüthe griechischer Kunst vollends gar nichts mehr wissen. Diese Einseitigkeit der politischen Auffassung war ein folgenschwerer Irrthum. Denn sie gewann bei ihm einen solchen Einfluß auf seine historische Anschauung, daß sie die Geschichte der alten Kunst geradezu verfälschte. Nach seiner Ansicht nämlich — welche eben auf jener einseitigen politischen Auffassung begründet ist — schließt die Blüthe der Kunst, nach kaum mehr als hundertjähriger Dauer, ab mit der Zeit Alexander's, deren Meister er, gegen die ausdrücklichsten Zeugnisse des Alterthums, die letzten großen Künstler nennt. Aber wenn die geschichtliche Erforschung des Entwickelungsganges der griechischen Kunst nach der Zeit des Mannes, der als der Erste dies Feld zu bebauen wagte, den unwiderleglichen Beweis geführt hat, daß jene Ansicht eine falsche und die ihr zum Grunde liegende Auffassung der Freiheit eine irrige war, so wollen wir nicht vergessen, daß selbst in dem Irrthume Winckelmann's noch mehr Wahrheit und richtige Erkenntniß des Lebensquells aller Kunst verborgen lag, als in der dürftigen Weisheit jener, welche ihn zu meistern und des Irrthums zeihen zu können wähnten.

Denn freilich nach dem Falle der griechischen Freiheit, abwärts von dem Unglückstage von Chäronea, schwand mit der mehr und mehr verlorenen Selbständigkeit auch jene Würde und Freiheit, jenes kräftig frohe Selbstgefühl des öffentlichen Lebens dahin, in deren stärkender Luft die Kunst groß geworden war. Es schwand die Begeisterung für das Vaterland, die Liebe für das Allgemeine, welche die Selbstsucht zügelte und den Bürger des freien Gemeinwesens vermochte, seinen Stolz zu setzen in den Schmuck seiner Stadt. Diese Begeisterung, die allein alles Große schaffende — war es, die den freien Athener gern seine Mittel hergeben ließ, damit ein Perikles und Phidias durch unsterbliche Kunstschöpfungen sein Vaterland verherrlichten. Mit der Freiheit schwand auch jener Sinn, der die Kunst, die Tochter der freien Bürgertugend, auch zur Belohnung derselben machte. Niedrige Schmeichelei oder tyrannische Willkür traten an die Stelle des edlen Selbstgefühls und der richtigen Würdigung des Verdienstes. Und wenn auch die plastische Kunst sich

technisch lange noch dauernd auf ihrer einmal erreichten Höhe erhielt, so war es doch ein Anderes, ob der Künstler ein Götterbild wie den olympischen Zeus zur frommen Verehrung seines gesammten Volkes ins Leben rief, oder ob er seine Kunst der vergötternden Feier eines römischen Kaisers zuwandte: es war ein Anderes, ob Künstler, wie Antenor und Kritios, im Vollgefühl der Freiheit ihres Vaterlandes, die Helden der atheniſchen Freiheit Harmodios und Aristogeiton zu ewigem Gedächtniß in Erz und Marmor hinstellten, oder ob ein späterer Künstler einem abenteurenden makedonischen Söldnerfürsten, oder einem habsüchtigen römischen Prokonsul Ehrenstatuen aufzurichten hatte. Wohl ist noch Großes und Schönes geleistet worden von den Künstlern einer Zeit, wo Hellas bereits den Tag der Knechtschaft gesehen, und viele der schönsten Werke, die wir jetzt noch übrig haben, stammen aus dieser Zeit. Aber wenn wir auch sicherer wären, als wir es sind, ob wir in ihnen Originale vor uns sehen, so ist doch das leider nur allzu gewiß, daß uns so gut wie jede Vergleichung mit den Meisterwerken bildender Kunst, welche die Künstler des freien Hellenenthums geschaffen, versagt bleibt.

XVII.

Das Portrait.

„Wie mich die Liebe erfand, bildete Liebe mich aus.“

Das Portrait.

Das erſte griechiſche Portrait war ein Relief in Thon und die Liebe ſeine Erfinderin.

Eine jener überaus anmuthigen Sagen, welche bei den Griechen die Anfänge der Kunſt in das Gewand des Symbols hüllen, erzählt die Erfindung des Portraits auf folgende Weiſe.

Ein Thonbildner in dem kunſtreichen Korinth, Butades mit Namen, hatte eine Tochter, welche in Liebe entbrannt war zu einem ſchönen Jünglinge. Der Geliebte mußte eine Reiſe antreten, die ihn weit übers Meer auf lange Monde ſeinem Mädchen entführte. Da, als ſie am letzten Abende beim Scheine der Lampe zuſammenſaßen, fiel der Blick der Jungfrau auf den Schatten des Geliebten, deſſen Züge der Schein des Lichts auf die Wand des Gemaches warf. Sie ergriff eine Kohle und zog die Umriſſe nach. Am Morgen erkannte der Vater die Züge des Abweſenden. Erfreut über die Aehnlichkeit, füllt er den Umriß mit Thon, und bildet ſo das erſte Relief, das er mit ſeinen übrigen Töpferwaaren am Feuer des Ofens brennt. Jahrhunderte lang, ſo erzählt die Sage

weiter, bewahrte man dies erſte Bildniß auf im Heiligthume der Nymphen zu Korinth, und erſt durch Mummius, den Eroberer und Zerſtörer Korinths, ging auch dies uralte Werk mit ſo vielen anderen Kunſtdenkmalen zu Grunde.

Die Liebe alſo war es, welche die Kunſt des Portraits erfand, zu deſſen Schöpfung ſich nach der Sage zeichnende und plaſtiſche Kunſt die Hand reichten. Bildniſſe als Erſatz ferner Geliebten fingiren die griechiſchen Tragiker, ſelbſt in der heroiſchen Zeit. Menelaos blickt bei Aeſchylus mit bitterem Schmerze auf die Statuen der entführten Helena in ſeinem Palaſte, und bei einem anderen Dichter verrathen ihn die Thränen, welche ſeinen Augen entquellen, als er das gemalte Bildniß der ſchönen Ungetreuen erblickt. Was die Liebe erfunden, das bildete ihre Tochter, die Sehnſucht, aus, die Sehnſucht nach dauernder Erhaltung der Perſönlichkeit, welche in den Alten um ſo mächtiger ſich geltend machte, je weniger die Lehre von der Unſterblichkeit zu ihren Glaubensartikeln gehörte. Eine noch erhaltene Inſchrift auf der Baſis einer Portraitſtatue ſpricht dies mit rührender Naivität aus in den Worten:

Seinen Bruder, dies Bild, hat Polyſtratos liebend geweihet,
Seines ſterblichen Leibs ewiges Denkmal zu ſein.

Goethe empfand, wie in ſo vielem Anderen, auch darin durchaus antik, wenn er die Freude der Menſchen am Portrait auf den Grund dieſer Sehnſucht nach Erhaltung des Individuellen zurückführte, und es ungeſcheut ausſprach: »eben weil das Individuum verloren gehe, ſei ihm und Anderen ſo ſehr daran gelegen, daß es erhalten werde.« Wie er aus dieſer Liebe zum Individuellen die Freude ableitete, welche wir empfinden, wenn wir außerordentliche Menſchen, nachdem ihre Form längſt zerbrochen und für immer zerſtört iſt, in getreuen Nachbildungen ihrer äußeren Erſcheinung erhalten vor uns erblicken, ſo ſprach es auch das Alterthum offen aus, daß die Erhaltung der Perſönlichkeit durch die Hand der Kunſt ein Troſt ſei für die kurzlebenden Sterblichen. Die griechiſchen Dichter der gebildeten Zeit, von dieſem Gefühle erfüllt, trugen daher kein

Bedenken, das Portrait, mit poetiſchem Anachronismus, in die ſagenhafte Urzeit zu ſetzen. Bei Euripides will der troſtloſe Admet ein Bild ſeiner geliebten, ihm entriſſenen Alceſte von kunſtreicher Hand ſchaffen laſſen, damit es ihm ein, wenn auch karger Troſt ſei für den unerſetzlichen Verluſt:

Von Künſtlerhand gebildet, ſoll die Heldgeſtalt
Im Ebenbilde ſich aufs Lager niederſtrecken.
Damit ich knieend um ſie ſchlinge meinen Arm,
Und, deinen Namen rufend, das geliebte Weib
Zu halten wähne, iſt ſie gleich mir ewig fern.
Ein kalter Troſt fürwahr! Und doch Erleichterung
Der grambeſchwerten Seele.

Euripides hat hier nur die Empfindung ſeiner Zeit ausgeſprochen. Aber noch in ſpäter römiſcher Zeit empfand Dio Chryſoſtomus, der Zeitgenoſſe und Freund Kaiſer Trajan's, ähnlich, wenn er von den Ehrenbildſäulen, welche man dem Verdienſte weihete, ſchrieb: »ein herrlicher Lohn der Tüchtigkeit liege in dem Bewußtſein, durch eine ſolche Ehrenſtatue und ihre Inſchrift dem Schickſal entzogen zu werden, daß mit dem Leibe auch der Name untergehe, und ſterblich ſein eben ſo viel bedeute, als nie geweſen ſein.«

In der Geſchichte des antiken Skulpturportraits ſind zwei verſchiedene Arten von Denkmälern dieſes menſchlich Individuellen zu ſondern: die Ehrenſtatuen, welche von Staatswegen ausgezeichneten Männern oder Frauen zur Belohnung ihrer Verdienſte errichtet wurden, und die Portraitdenkmäler, welche der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit von Privatperſonen gegen Angehörige und Befreundete ihren Urſprung ſchuldeten.

Der naturgemäße Verlauf aller Kunſt bei den Alten nimmt von der Darſtellung des Göttlichen und dem Dienſte der Religion ſeinen Ausgang. Auch die Plaſtik hat erſt Götter und Heroen dargeſtellt, ehe ſie Menſchen bildete. Der Uebergang aus der Region der Götter und Heroen in die Menſchenwelt und ihre volle vielgeſtaltige Wirklichkeit iſt Epoche machend für die Geſchichte der antiken Plaſtik. Erſt der Kultus,

dann der Staat, zuletzt das Privatleben: das ist der Stufengang dieser geschichtlichen Entwickelung. Dabei ist freilich nicht zu vergessen, daß auch das Staats- und Privatleben in der Kunst immer noch einen Zusammenhang mit der Religion bewahrten.

Die ältesten Standbilder von Menschen, welche die griechische Kunstgeschichte aufzeigt, waren Darstellungen von Siegern in den olympischen Kampfspielen. Die Sitte solcher Athletenbilder, welche die Kunst auf das Leben hinführten, beginnt nach den vorhandenen Nachrichten etwa funfzig Jahre vor dem großen Perserkriege. Bald aber ward sie allgemein, und die Anfertigung der zahlreichen Werke dieser Art beschäftigte mehr und mehr die vorzüglichsten Künstler der ganzen griechischen Welt. Anfangs von Cypressen, Feigen und anderen edlen Holzarten, dann aus Erz, edlen Metallen und Marmor gebildet, ging ihre Darstellung von der alterthümlichen Steifheit mit der ausgebildeteren Kunst über zum volleren Leben der Schönheit und Kraftfülle der menschlichen Gestalt. Die olympischen Spiele waren eine religiös-politische Institution der alten Hellenen, und die Sitte, das Andenken der gefeierten Sieger in denselben durch die Kunst zu verewigen, war demgemäß ebensowohl eine Huldigung gegen den olympischen Zeus, als eine Verherrlichung des Siegers, sowie der Stadt und des Volks, die ihn geboren. Die Ehre, welche man dem Sieger erwies, indem man sein Bildniß aufstellte in dem geheiligten Raume des Bezirks, der die Bilder und Heiligthümer der Götter umschloß, erhob, wie noch römische Dichter sangen, den so Gefeierten in der That zur Nähe der Unsterblichen. »Nicht ein kurzer Freudenrausch war das Ende der Siegesfeier, welche dem siegreichen Wettkämpfer den Kranz auf die Schläfe drückte. Die Kunst fesselte seinen Ruhm in bleibenden Werken. Nicht sollte die Gestalt der Sieger nach flüchtigem Eindrucke aus dem Gedächtnisse der Hellenen wieder verschwinden. Sie wurden im Erzguß dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und zur Nacheiferung. Wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe und in voller Treue dargestellt werden. Solche Bildsäulen höchster Ehre wurden ikonische, d. h. Ebenbilder genannt. Die Darstellung der Wett-

kämpfer erzeugte neuen Wettkampf unter den bildenden Künſtlern. Denn bald begnügte ſich die Kunſt nicht damit, die Geſtalt des Siegers lebendig wiederzugeben, ſie wollte auch die verſchiedenen Gattungen der Spiele darſtellen, die beſondere Tüchtigkeit der Kämpfer, ja die entſcheidenden Momente des Wettkampfs und die Stellung, in welcher der Sieg gewonnen war. Man ſah den Diskobolen mit aller Muskeln Anſpannung zum Wurfe antreten, man ſah den ſieggewohnten Fauſtkämpfer ruhig die Arme auslegen, es konnte ihm Keiner beikommen; man ſah den Läufer mit dem letzten Athemzuge auf der trockenen Lippe, vorgeſtreckt am Ziele anlangen. Die Kunſt lernte hier die Handlung in ihrem wichtigſten und lebensvollſten Augenblicke erfaſſen und eine Geſchichte der olympiſchen Spiele in dramatiſchen Geſtalten verkörpern. Dieſe Bildſäulen wurden häufig vervielfältigt, um auch in des Siegers Vaterſtadt aufgeſtellt zu werden« *). Unter den Statuen olympiſcher Sieger, welche der alte Reiſende Pauſanias namhaft macht, ſind nahe an hundertvierzig deren Alter ſich noch jetzt nach der Zeit der Sieger oder der Künſtler beſtimmen läßt, und nur etwa dreizehn, bei denen dies nur annähernd möglich iſt. Schon unmittelbar nach der Zeit Alexander's des Großen werden die Siegerſtatuen ſeltener. Nur etwa der zehnte Theil der uns bekannten gehört dieſer Periode an. Die verheerenden Kriege unter den Nachfolgern des großen makedoniſchen Eroberers wirkten allzu nachtheilig auf Wohlſtand und Behagen, um die alte Sitte der olympiſchen Statuen ungeſchmälert zu laſſen. Noch einmal hob ſich Griechenland in der Blüthezeit des Achäiſchen Bundes zu politiſcher Bedeutung, und in dieſer Zeit kam auch jene alte Sitte wieder mehr in Aufnahme, bis ſie mit dem Untergange der griechiſchen Freiheit durch die Römer, zur Zeit der Zerſtörung Korinths (140 v. Chr.), ſo gut wie völlig verſchwand.

Außer den Siegern in den olympiſchen Spielen und anderen heiligen Wettkämpfen waren Bildſäulen von Menſchen in jener älteſten Zeit ſehr ſelten. Jemanden »in Erz aufſtellen«, wie der griechiſche Kunſt-

*) Ernſt Curtius, Olympia S. 28. 29.

ausdruck lautete, galt in der Periode vor den Perſerkriegen für eine Art von göttlicher Ehre, wie ſie nur Heroen und Städtegründern göttlicher Abkunft erwieſen wurde. Dieſe letzteren vertreten bei den Alten die Stelle der ſpäteren chriſtlichen Schutzheiligen, deren Standbilder wir heutzutage auf den öffentlichen Plätzen und Brücken der Städte katholiſcher Länder ſehen.

Das älteſte hiſtoriſche Portraitdenkmal, von dem wir bei den Griechen wiſſen, waren die Statuen der beiden Freiheitshelden von Athen, Harmodios und Ariſtogeiton. Dieſe Statuen haben eine eigene Geſchichte. Die erſten Originale ſchuf, auf Beſchluß der dankbaren Athener, der Bildgießer Antenor, bald nach dem Heldentode der glorreichen Tyrannenmörder 508 vor Chriſti Geburt. Da führte der entflohene Piſiſtratide Hippias die Perſer ins Land, und König Xerxes, der Athen plünderte und zerſtörte, ließ die Statuen der Heldenjünglinge nach Aſien bringen und ſie in ſeiner Reſidenzſtadt Suſa aufſtellen. Kunſträuberei ſolcher Art, wie ſie ſpäter die Römer und in unſeren Tagen Napoleon geübt, war ſchon damals unter den alten Perſerkönigen in Gebrauch, und jene Statuen waren nicht die einzigen, welche Xerxes aus Athen wegführen ließ *). Erſt dem Beſieger Perſiens war es vorbehalten, das entführte Kunſtwerk hundertfunfzig Jahre ſpäter den Athenern zurückzuſenden. Indeſſen hatten die Athener ſelbſt, nach dem glorreich beendeten Perſerkriege, es ihre erſte Sorge ſein laſſen, die geraubten Denkmäler ihrer Freiheitshelden durch eine andere Statuengruppe zu erſetzen, welche ihnen der Bildhauer Kritios in Erz goß. Der große Dichter Simonides machte dazu die Inſchrift: ſie lautete:

Strahlendes Licht für Athen ging auf, als Ariſtogeiton,
Mit Harmodios vereint, kühn den Hipparches erſchlug.

Stolzer waren die Athener auf kein anderes Denkmal, als auf dieſe Statuen der todesmuthigen Märtyrer ihrer Freiheit. Man fragte einſt

*) Themiſtokles fand in Sardes unter Anderem auch ein Kunſtwerk aus Erz, eine Waſſerträgerin, die er früher in Athen hatte aufſtellen laſſen, und verſuchte vergeblich die Rückgabe zu erwirken (Plutarch, Themiſt. cap. 31).

am Hofe des Tyrannen Dionys von Syrakus den atheniſchen Redner Antiphon, welches Erz das beſte ſei. »Dasjenige,« rief er, »aus dem die Statuen des Harmodios und Ariſtogeiton gegoſſen ſind!« Noch heute kennen wir die Kompoſition dieſer Statuengruppe aus einem Relief an einem, zu Athen in der Nähe des alten Prytaneums gefundenen, halbrunden Marmorthronſeſſel und aus der Abbildung auf einer altattiſchen Münze *). Harmodios, der ältere der Freunde, zückt den Dolch, während er zugleich zum Schutze des jüngeren Ariſtogeiton, der mit dem Schwerte weit ausholend einen gewaltigen Streich führt, den linken Arm mit der ausgebreiteten Chlamys vorſtreckt, »zum ſprechenden Zeichen«, wie Winckelmann ſagt, »daß die Tyrannenmörder ewige Freunde waren.« Die Münze ward geprägt auf das frohe Ereigniß der Wiedererlangung jenes von Xerxes geraubten älteſten Kunſtwerks, das noch Pauſanias neben dem Werke des Kritios aufgeſtellt ſah. Wie populär dies älteſte Portraitdenkmal in Athen war, bezeugen Ariſtophanes und Ariſtoteles in mehreren Stellen. Auch jenes uns erhaltene Marmorrelief mit der Darſtellung dieſer Gruppe kann dafür als Beweis dienen. Zugleich aber lehrt es, wie ſinnig die alte Kunſt ſelbſt ſolche Geräthe zu ſchmücken wußte. Der Seſſel, welchen es zierte, war einſt der Marmorſtuhl eines atheniſchen Gerichtsvorſitzers; an demſelben befand ſich als Pendant die Darſtellung, wie Chthonia, die Tochter des altattiſchen Herrſchers Erechtheus, ſich für die Rettung des Vaterlandes dem Opfertode weiht; und ſo erinnerten die berühmteſten Beiſpiele der Freiheits- und Vaterlandsliebe aus Geſchichte und Sage ſeines Volks denjenigen Bürger, welcher dieſen Ehrenſtuhl einnahm, daran, daß es ſeine heilige Pflicht ſei, ſolcher Vorbilder würdig zu rathen und zu richten. — Neben Harmodios und Ariſtogeiton vergaßen aber die dankbaren Athener auch nicht ein anderes Denkmal zu errichten für die Geliebte des Harmodios, die ſchöne Leäna. Das treue Mädchen hatte alle

*) S. Welcker, Alte Denkmäler S. 213—216.

Qualen der Folter bis zum Tode heldenmüthig ertragen, ohne die Geständnisse über die That der verschworenen Freunde zu machen, welche der überlebende Tyrann Hippias von ihr zu erpressen suchte. Leäna bedeutet Löwin. Die Athener, welche damals einer Hetäre kein Standbild weihen mochten, verewigten deshalb die aufopfernde Treue des Mädchens auf symbolische Weise. Sie errichteten ihr zum Denkmal eine eherne Löwin ohne Zunge, und noch ein halbes Jahrtausend später sahen Pausanias und Plutarch dies Denkmal am Aufgange zur Stadtburg aufgestellt. Der Künstler, welcher es geschaffen, hieß Amphikrates.

Mit diesem ältesten Denkmale beginnt die Reihe der Ehrenstatuen, welche die Hellenen von Staatswegen ausgezeichneten Bürgern errichteten. Eine solche Belohnung blieb lange Zeit eine große Seltenheit. Es vergingen fast hundert Jahre, ehe zu Athen ein zweites Denkmal ähnlicher Art gesetzt ward. Dies war die Ehrenstatue des siegreichen Feldherrn Konon, der zuerst Athen wieder aufrichtete nach dem furchtbaren Unglücke des peloponnesischen Krieges. Neben seiner Ehrenstatue sah man die Bildsäule seines Freundes, des Königs Evagoras von Cypern. Die Feldherren und Staatsmänner Iphikrates, Chabrias und Philopömen erhielten dieselbe Ehre. Später nach der Zeit Alexander's des Großen ward sie immer verschwenderischer ertheilt, und verlor an Werth, jemehr sie Ausdruck der Schmeichelei wurde.

Zu einer solchen vom Staate errichteten Ehrenbildsäule gehörten drei Dinge. Erstens ein öffentlicher Volksbeschluß, der zugleich die Verdienste des zu Ehrenden angab; zweitens Ausführung des Werks auf öffentliche Kosten; und drittens die Aufstellung der Bildsäule an einem besuchten öffentlichen Platze der Stadt oder Weihung derselben in einen Tempel. Selbst die Inschriften solcher Ehrenbildsäulen wurden meistens durch den Senats- oder Volksbeschluß, der die Errichtung anordnete, gleich mit vorgeschrieben. Zuweilen geschah es auch wohl, daß der Staat dem Geehrten oder dessen Angehörigen eben nur das Recht ertheilte, eine solche Statue aufzustellen, und die Ausführung nebst den Kosten den letzteren überließ. Wir besitzen noch den Antrag, durch welchen dem ver-

dienten atheniſchen Staatsmanne Demochares die Ehre der Bildſäule zugebilligt ward, und erſehen aus ihm mit Staunen die Zahl der Verdienſte, welche ſich ein Bürger der Republik um das Gemeinweſen erwerben mußte, um ſolcher Auszeichnung würdig zu werden.

Die Sitte ſolcher Ehrenbildſäulen, durch welche der Staat das Andenken verdienſtvoller und großer Bürger ſchon bei ihren Lebzeiten oder nach ihrem Tode verherrlichte, finden wir durch ganz Griechenland und über alle Lande und Inſeln griechiſcher Zunge verbreitet. Aber auch einzelnen Körperſchaften und Gemeinden, Familien und Genoſſenſchaften, ja jedem Privatmanne war es unbenommen, zu Ehren irgend eines ausgezeichneten Mitbürgers, Genoſſen oder Familiengliedes eine Statue öffentlich aufzurichten oder in einem Tempel zu weihen. Zu Aufſtellungsorten ſolcher Bildſäulen finden wir, außer Tempeln und Heiligthümern, öffentlichen Gebäuden, Theatern, Gymnaſien und ihren Umgebungen, vorzugsweiſe die beſuchteſten Plätze und Straßen der Städte, die Haine und Gärten, Kreuzwege und Landſtraßen, ja ſelbſt Brücken gewählt. Lykurg's Erzbild ſah Pauſanias auf einer Brücke in Sparta aufgeſtellt. Nicht ſelten umpflanzte man den Ort der Aufſtellung mit ſchattigen Bäumen und verſah ihn mit Ruheſitzen für den betrachtenden Wanderer.

Und je tiefer die Kunſt eindrang in das Leben, je mehr ſie dem ganzen Volke Lebensbedürfniß wurde, ſein Daſein verſchönern, ſeinen Lebensgenuß erhöhen half, um ſo mehr Boden gewann die Kunſt der plaſtiſchen Portraitdarſtellung, um ſo reichlichere Beſchäftigung gewährte ſie den zahlreichen Künſtlern. Die erſten und ausgezeichnetſten Meiſter, ein Phidias und Alkamenes, Kreſilas und Praxiteles, Euphranor und Lyſippus, und wie viele andere mit ihnen, verſchmähten es nicht, in dieſem Felde zu arbeiten. Ja wir finden unter den großen Künſtlern nur einen, den Skopas, von dem nicht gemeldet wird, daß er Portraitſtatuen gemacht. Jede Auszeichnung und jedes Verdienſt, die Schönheit und die Tapferkeit, die Weisheit des Denkers und die göttliche Begabung des Dichters, die Kunſt des Muſikers wie die Thaten des Staatsmannes und Feldherrn, die Würde der Prieſterin, der Liebreiz ſelbſt und die Kunſtfertigkeit der

Citherſpielerinnen, Hetären und Tänzerinnen, — ſie alle, deren Daſein und Leiſtungen einſt dem Leben Würde und Adel, Reiz und Anmuth verliehen, daſſelbe mit wohlthätigen oder erfreulichen Gaben geſchmückt hatten, ſie alle wollte das ſchönheitliebende Volk der Hellenen dauernd erhalten ſehen im Abbilde ihrer vergänglichen Geſtalt; mit ihnen wollte es wenigſtens im Bilde noch das ſchöne Daſein theilen, wenn ſie ihm durch den Tod entrückt waren. Es war ein Religioſes, eine Art von Kultus in dieſer Vorliebe für die Portrait- und Gedächtnißſtatuen bei den Hellenen, das ſelbſt noch der Römer Cicero empfand. Auch waren die meiſten ſolcher öffentlich aufgeſtellten Bildſäulen ausdrücklich einem oder mehreren Göttern durch Inſchriften geweiht, welche die Dargeſtellten gleichſam ihrem Schutze empfahlen. Darum galt es als ein Frevel, ſchädigend die Hand an ſolche Denkmäler zu legen; denn »bei den Griechen iſt es Sitte und Glaube,« wie Cicero ſagt, »die in ſolchen Denkmälern Menſchen erwieſene Ehre zugleich als den Göttern gewidmet zu betrachten« *). Dieſe religiöſe Anſchauungsweiſe der Griechen von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit ihrer Kunſtwerke, welche zugleich auch als koſtbare Gemeingüter von jedem Bürger geachtet waren, iſt durch zahlreiche Beiſpiele bewieſen. Als Mithridates Rhodus hart belagerte, verletzten doch darum die Rhodier nicht ſeine in ihrer Stadt aufgerichteten Ehrenbildſäulen. Andererſeits hat jener antike Gebrauch, die Bildnißſtatuen Lebender und Verſtorbener als Weihgeſchenke in Tempeln und Heiligthümern aufzuſtellen, in der chriſtlichen Zeit die Sitte der Grabmonumente in den Kirchen und Kapellen herbeigeführt. Uralt war die Sitte, Portraitſtatuen in Tempeln zu weihen. Das durfte Jeder thun, der die Mittel dazu beſaß. Solche Werke waren zugleich ein Schmuck der Tempel und ihrer Umgebungen; ſie ſtanden unter dem Schutze der Gottheiten, und wurden ſelbſt dann nicht entfernt, wenn andere Statuen eines ſo Dargeſtellten wegen

*) Propterea, quia apud Graecos mos est, ut honorem hominibus habitum in monumentis hujuscemodi, nonnulla religione Deorum consecrari arbitrentur. Cic. in Verrem II, cp. 63.

politiſcher oder anderer Vergehen von öffentlichen Plätzen verwieſen oder vernichtet wurden.

Und ſo finden wir denn kaum irgend einen großen Heerführer oder Staatsmann der Blüthezeit griechiſcher Geſchichte, der nicht im Erzbilde ſeine Vaterſtadt geſchmückt hätte. Die Miltiades und Themiſtokles, Phokion und Demoſthenes, Epaminondas und Pelopidas, Philopömen und Aratus, und zahlloſe Andere mit ihnen erinnerten überall durch ihre Abbilder den Betrachter an ihre ruhmvollen Thaten. Der große Perikles ſtand, von der Hand des Kreſilas gebildet, auf der Akropolis von Athen in der Mitte ſeiner unſterblichen Schöpfungen, und noch ſpäte Jahrhunderte bewunderten den göttergleichen Ausdruck, den der Künſtler der erhabenen Geſtalt des Mannes verliehen hatte, den einſt die Mitlebenden den »Olympier« genannt. Auch die Spartaner, obſchon ſonſt den Künſten weniger hold, erwieſen dennoch ihren großen Heerführern und Staatsmännern dieſelbe Auszeichnung. Lyſander, der Beſieger Athens, war in ikoniſchem, d. h. naturgetreuem Abbilde aus Marmor zu Delphi aufgeſtellt; und Plutarch erwähnt es als eine Merkwürdigkeit, daß Ageſilaos, der kriegeriſche Spartanerkönig, keinem Bildhauer oder Maler geſtattete, ihn abzubilden, weil er den Naturfehler eines lahmen Fußes nicht verewigt ſehen wollte. Das große Dreigeſtirn der tragiſchen Kunſt ſchmückte in Erzbildern das Theater zu Athen, und der Sänger unſterblichen Siegesruhms in den göttergeweihten Feſtſpielen aller Hellenen, Pindar der Thebaner, ſaß mit dem Diadem gekrönt, die Lyra in der Hand, auf den Knieen die aufgeſchlagene Liederrolle, vor dem Tempel des Kriegsgottes derſelben Stadt, die nicht bloß einheimiſches Verdienſt anzuerkennen wußte. Der greiſe Dichter Steſichorus ruhte vorgebeugten Hauptes, ein Buch in der Hand, im Schatten einer uralten Platane zu Himera. Der Trauerſpieldichter Theodektes hatte ſein eigenes Grabmal am Wege nach Eleuſis mit den Bildſäulen des Homer und anderer berühmter Dichter ſchmücken laſſen, und ſelbſt die Landhäuſer und Gärten der Privaten entbehrten auch in Griechenland nicht den Schmuck ähnlicher Werke der bildenden Kunſt. Den Eltern und Gatten, den Kindern und Befreun-

deten zum Gedächtniß ihres Namens Statuen öffentlich zu errichten, war allgemeine Sitte der Reichen und Vornehmen, ja aller derer, welche überhaupt nur die Mittel dazu besaßen. In den Testamenten der Philosophen Aristoteles und Theophrast lesen wir noch heute Bestimmungen, welche solche Standbilder betreffen. Bildsäulen ausländischer Fürsten finden wir in Athen schon zur Zeit des Demosthenes. Mächtige Könige geizten nach der Ehre, ihre Statuen aufgerichtet zu sehen in einer hellenischen Stadt, zumal in Athen, dem Hellas in Hellas. Staatsverhandlungen wurden darüber geführt, und glänzende Gesandtschaften warben um solche Ehre oder verkündeten die erwiesene dem fremden Bewerber. Zuweilen geschah es, daß mehrere Städte sich vereinten, um das Talent oder Verdienst durch eine Statue zu ehren, — Gorgias, der glänzende Redekünstler, stand in vergoldeter Bildsäule, von vielen griechischen Städten geweiht, zu Delphi. Ja sogar Miethstruppen feierten das Andenken ihrer großen Kapitäne durch Aufstellung ihrer Portraitstatuen an heiligen Orten, und Pausanias sah noch zu Olympia zwei Erzbilder eines solchen hochberühmten Condottiere, des Pytheas von Abdera, beide ein Werk des großen Meisters Lysippos. Die Sitte solcher Ehrenbildsäulen breitete sich aus durch ganz Kleinasien, selbst unter Halbgriechen und Barbaren.

Das Weib, in Griechenland sonst so eng umhegt von den Schranken der Zucht und der Abgeschlossenheit des Hauses, sah dennoch diese Schranken sich öffnen, und trat ein in die Ehrenrechte der Männer, sobald ausgezeichnete Thaten der Größe und des Muths oder die Befähigung des Genies ihm höheren Werth und Berechtigung zu Ruhm und Ehre verliehen. Der Glanz des Genius, die Hoheit des Charakters, die schöpferische Begabung fanden im griechischen Volke bei dem weiblichen Geschlechte gleiche Anerkennung wie bei dem männlichen, und in dieser Hinsicht war die würdige Stellung der Frauen bei den Alten weit mehr als bei uns eine Wahrheit. Die alten Hellenen verfuhren auch hier mit naturgemäßer Folgerichtigkeit. Je untergeordneter ihnen im Vergleich zum Manne die Frauen im Allgemeinen erschienen, um so überraschender mußte ihnen die göttliche Auszeichnung eines großen Talents

in dieſem Geſchlechte erſcheinen. Darum behandelten ſie die Maſſe der Frauen als untergeordnete, zum Dienen beſtimmte Geſchöpfe, aber ſie ehrten die bedeutende Frau dem Manne gleich. Denn während bei uns eine dichtende Frau, ſelbſt die begabteſte, kaum irgendwo ohne ſpöttiſchen Seitenblick angeſehen wird, feierten die Hellenen ihre Dichterinnen durch dieſelbe Ehre, welche ſie ihren größten Männern erwieſen. Zu Argos ſah man im Tempel der Aphrodite die Bildſäule der Dichterin und Heldin Teleſilla, die einſt an der Spitze der Frauen von Argos den Angriff der Spartaner auf die Mauern ihrer Vaterſtadt zurückgewieſen hatte; ſie betrachtete einen Helm in ihrer Hand, den ſie aufzuſetzen im Begriff war, und zu ihren Füßen lagen Schriftrollen, welche ſie als Dichterin bezeichneten. Noch von vielen anderen Frauen wird erzählt, daß ihnen für Thaten heldenmuthiger Aufopferung Statuen errichtet worden. Die Bildſäule der tapferen Königin Artemiſia von Halikarnaſſus ſtand neben der des Mardonius auf dem Marktplatze zu Sparta, denn auch des Feindes Heldenmuth wußten die Hellenen zu ehren. Cyane, des Skyllis Tochter, jenes beherzte Schiffermädchen, die mit ihrem Vater während eines Sturms die Ankertaue der Perſerflotte bei Salamis zerſchnitt, war im Erzbilde zu Delphi auf Beſchluß der Amphiktyonen verewigt. Nero erſt raubte dieſe Statue und ließ ſie nach Rom bringen. Vor Allem aber ehrte man durch ſolche Auszeichnung die gefeierten Dichterinnen. Auf den Münzen ihrer Vaterſtadt ſah man das Bild der Sappho. Die Ehrenbildſäule derſelben Dichterin, Silanion's Meiſterwerk, ſtand als koſtbare Zier im Prytaneum zu Syrakus, und ein griechiſches allbekanntes Epigramm verkündete als Inſchrift an dem Poſtamente den Ruhm der Sängerin der Liebesleidenſchaft. Die berühmteſten Meiſter hatten ihre Kunſt ſolchen Werken gewidmet. Von demſelben Silanion war die Bildſäule der Dichterin Korinna, die man Pindar's Lehrerin nannte; und Erinna, die dritte größte Dichterin Griechenlands, hatte Naukydes in Erz verewigt. Die Standbilder der Dichterinnen Myrtis und Praxilla waren von Boiskos und Lyſippus, die der Myro aus Byzanz und der Anyte aus Tegea von Kephiſodotos. Die Mneſiarchis aus Epheſos

und die Thaliarchis von Argos hatte Enthykrates, der Sohn und berühmteste Schüler des Lysippos, in Erz und Marmor gebildet, und die Statuen der Dichterinnen Learchis, Kleito und Praxegoris waren von drei namhaften Künstlern ihrer Zeit, von Menestratos, Amphistratos und Gomphos gearbeitet. Statuen von Priesterinnen waren noch weit häufiger. Zu den letzteren wurden nur Jungfrauen und Frauen gewählt, welche sich durch Geburt und Reichthum, Tugend und Schönheit auszeichneten, und ihre Bildsäulen, von Meisterhand geschaffen, zierten vielfach die Hallen und Eingänge der Tempel und Heiligthümer, deren Dienst sie sich geweiht hatten.

Aber auch Schönheit und Liebreiz allein verewigte des griechischen Künstlers Hand in gefeierten Nachbildungen, und die Standbilder schöner Hetären durften selbst in Göttertempeln ihren Platz finden. Praxiteles weihte die vergoldete Bildsäule seiner geliebten, wegen ihrer Schönheit allbewunderten Phryne in den Tempel des delphischen Apollon wo sie auf pentelischer Marmorsäule neben Königen und Königinnen, Feldherren und Staatsmännern aufgestellt war. Und wenn hier und da die Sittenstrenge eines Philosophen wie Krates, an solcher Huldigung Anstoß nahm, so fand doch der gesunde Sinn eines Plutarch, daß der Künstler, der das Bild des schönsten Weibes dem Gotte weihte, in Wahrheit demselben eine frömmere Gabe brachte, als jene Städte, welche ihre brudermörderischen Siege über Griechen in demselben Heiligthume durch Weihegeschenke verewigten. Hatte doch die schöne Phryne der allgefeierten Arbrodite des Meisters zum Theil ihre Gestalt und Gesichtszüge geliehen. Derselbe Künstler hatte ihre Schönheit in Marmor für die Stadt Thespiä gebildet, und auch der Bildhauer Herodotos ihre Portraitstatue geschaffen. Die schönen Hetären Neära, Lais und Glykera waren nicht minder von großen Meistern der Bildkunst verewigt, und die reizende Kline, seine Mundschenkin, ließ König Ptolemäus Philadelphus im leichten Untergewande den Schenkkrug in der Hand von vielen Künstlern in Bildsäulen darstellen. Selbst Rom verschmähte diesen Kultus der Schönheit nicht. Pompejus' Geliebte, die schöne allbewunderte Flora, die noch in hohem Alter durch den Umgang

bedeutender Männer geehrt ward, sah ihr Bildniß von einem ihrer Bewunderer Cäcilius Metellus »wegen ihrer Schönheit«, wie Plutarch ausdrücklich hinzusetzt, im Tempel der Dioskuren aufgestellt, unter den Standbildern und Gemälden, mit denen er nach seinem siegreichen Feldzuge gegen die Dalmatier jenen Tempel schmückte. Daß auch gefeierte Sängerinnen und Tänzerinnen nicht minder, wie berühmte Schauspieler, Sänger und Flötenspieler, durch die plastische Kunst in Portraitstatuen dargestellt wurden, ist gleichfalls bekannt. Unter dem Standbilde des thebanischen Flötenspielers Pronomos, der den Alkibiades in der Musik unterrichtete, las man die stolze Inschrift:

Hellas erkennt vor Allen im Flötenspiele dem Theber,
Doch der Theber erkennt Pronomes einzig den Preis!

In solchen Inschriften kannte überhaupt das Alterthum keineswegs jene Kargheit des Lobes und der Bewunderung, die wir Neueren, die Deutschen zumal, so gern mit dem Namen der Mäßigung und Besonnenheit bezeichnen. Unter der Statue, welche die Bürger von Syrakus ihrem großen Dichter Epicharmus setzten, las man die begeisterte Inschrift:

Gleichwie die leuchtende Sonne sich hebt hoch über die Sterne,
Wie von den Strömen das Meer größer sich zeiget an Macht,
Also raget hervor fürwahr Epicharmus an Weisheit,
Welchen die heimische Stadt der Syrakuser bekränzt.

Auf dem Fußgestelle, das einst die Bildsäule eines berühmten Baumeisters zu Rhodus trug, liest man noch heute die Inschrift: daß sein Ruhm in der Kunst unsterblich sei und von des Nils Erguß reiche bis zum äußersten Indus. Und unter die Statue, welche sein Freund Aristokrion dem großen Philosophen Chrysippos errichtete, setzte er die bezeichnende Inschrift:

Hier des Chrysippos Bild hat Aristokrion geweihet,
Ihn, für der Akademie Schlingen das schneidende Schwert.

So sehen wir im hellenischen Alterthume den durchgehenden Zug, alles Große und Schöne menschlicher Individualität: Staatsmänner und

Feldherren, Philosophen und Dichter, Geschichtschreiber und Redner, Virtuosen jeglicher Kunst und Kunstgeschicklichkeit, die Schönheit und Anmuth, wie die Würde und Ehrbarkeit oder das Genie bedeutender Frauen durch die Kunst des Portraits in plastischen Gestalten zu verherrlichen, und das schnell hinschwindende Dasein der Erscheinung durch die dauernde Nachbildung der Kunst zu erhalten und gleichsam an das Leben der Menschengeschlechter zu fesseln. Um so auffallender ist es, daß von keinem einzigen großen plastischen Künstler eine solche Portraitdarstellung seiner Gestalt und Züge erwähnt wird. Wir lesen wohl, daß in ältester Zeit zuweilen Statuen der Künstler neben ihren Werken an heiligen Orten aufgestellt wurden. Aber von keinem der großen und gefeierten Erzgießer und Bildhauer der Phidiassischen und der späteren Zeit ist eine Portraitstatue aus den alten Schriftstellern bekannt. Die einzige scheinbare Ausnahme ist die Statue des Bildhauers Apollodorus von Silanion. Indessen auch diese gehört nur halb hierher. Silanion schuf, wie Plinius aus griechischen Kunsthistorikern erzählt, das Bildniß seines Kunstgenossen des Apollodorus, eines geschickten Erzgießers, der in seiner Sorgfalt und Unzufriedenheit mit seinen Arbeiten soweit ging, daß er häufig seine bereits vollendeten Bildwerke wieder zerstörte, weshalb ihm seine Kunstgenossen den Beinamen »der Tolle« gaben. »Dies,« so erzählt Plinius weiter, »suchte Silanion in seinem Portrait auszudrücken, das nicht sowohl das Bildniß eines Menschen als eine Darstellung der Zornwuth war.« Man sieht also, daß hier von einem eigentlichen Portrait nicht die Rede war. Die Erzählung, daß Phidias sich selbst auf dem Schilde der Minerva nebst dem Perikles unter den kämpfenden Lapithen abgebildet, beruht sehr wahrscheinlich auf einer späteren Künstlerfabel. Die Thatsache aber steht fest, daß wir weder von ihm, noch von irgend einem der zahlreichen hochgefeierten Meister der Bildkunst ein Portrait besitzen, ja daß uns nicht einmal die Nachricht von einem solchen, das im Alterthume vorhanden gewesen wäre, überliefert worden ist.

Es ist nicht ohne Belehrung und Interesse, die Namen derjenigen plastischen Künstler zu überblicken, die uns in unseren spärlichen Quellen

als Verfertiger berühmter Portraitſtatuen genannt werden. Da ſteht denn gleich neben Phidias ſein Nebenbuhler, der Athener Kreſilas oder, wie er nach den Handſchriften jetzt richtiger genannt wird, Kreſilas, der die berühmte Statue des Perikles ſchuf, von welcher Plinius ſagt, ſie ſei würdig des Mannes, den ſeine Zeitgenoſſen den Olympier genannt. Derſelbe römiſche Schriftſteller fügt dazu noch eine Bemerkung, in welcher er, wie wir weiterhin ſehen werden, das idealiſirende Princip der griechiſchen Portraitkunſt richtig bezeichnet. Von demſelben Kreſilas war auch die Statue jenes ſterbenden Kriegers, des atheniſchen Feldherrn Diitrephes, von der ebenfalls Plinius ſagt: man ſehe in ihr gleichſam den letzten Lebenshauch verkörpert. An ihn reiht ſich ſein Zeitgenoſſe, der Bildhauer Nikerates, als Portraitkünſtler unter Anderm bekannt durch die Bildniſſe des Alkibiades und ſeiner Mutter Demarete, die, wie es ſcheint, als Gruppe behandelt waren. Die Bildhauer Polyklet, Promachos und Mikion werden gleichfalls als Darſteller jenes berühmten Athenens genaant, der, an Schönheit, Adel und Reichthum, wie an Tapferkeit und Thatkraft, Geiſt und Uebermuth Alles überragend, gleichſam der Heros war jener lebensſprühenden genialen Periode atheniſcher Macht und Herrlichkeit. An die genannten Künſtler ſchließen ſich an als ausgezeichnet im Fache des Portraits Deinomenes und Turnos, Euphranor mit den Statuen Philipp's und Alexander's; Praxiteles und ſeine Söhne Kephiſodotos und Timarchos; Demetrios, der ſcharfe Charakterdarſteller, und vor Allen Lyſippos, der Portraitbildner Alexanders und ſeiner Helden und zahlreicher anderer Portraitwerke, unter denen wir auch die Statuen des Aeſop und Sokrates genannt finden. In der Glanzzeit der makedoniſchen Könige nahm die Portraitkunſt ihren größten Aufſchwung. Zu den Künſtlern, welche für den makedoniſchen Hof beſchäftigt waren, gehörte beſonders der treffliche Athener Leochares, von deſſen Hand die Bildnißſtatuen Alexanders und Philipp's, der Olympias, Alexanders Mutter, und des Amyntas, ſeines Großvaters, aus Gold und Elfenbein im Philippeum zu Olympia ſtanden. Aber auch ein Bildniß des Redners Iſokrates war von ihm berühmt. Des Silanion und anderer Künſt-

ler, welche berühmte Frauen darstellten, ist bereits gedacht. Von jenem war eine berühmte Statue Platon's, wie Lysippus die schönste Bildsäule des Sokrates geschaffen hatte. Silanion's Schüler, Zeuxiades, bildete das Portrait des Redners Hyperides, der Bildhauer Polykrates den tapferen Athenerfeldherrn Timotheos. Die schönste Statue des Demosthenes, deren Kopie in Marmor wir noch jetzt besitzen, bildete in Erz für die Athener der Bildhauer Polyeuktos; sie ging erst spät in Konstantinopel zu Grunde. Tisikrates, Chäreas, Philon, Aristodem, Gryllion, Amphistratos werden gleichfalls als Portraitkünstler genannt, welche von den Diadochen Alexander's beschäftigt wurden, und die Bildhauer Hippias, Andragoras, Hermokles, Periklymenos, Mikon, Gomphos, Aristodotes und Antignotos, deren letzter bis in die Zeit des Augustus herabreicht, müssen sämmtlich unter den Darstellern dieser Gattung einen gewissen Ruhm genossen haben, da gerade ihre Namen vorzugsweise vor unzähligen anderen, die in demselben Fache arbeiteten, von den alten Schriftstellern aufbehalten worden sind.

Der Entwickelungsgang der plastischen Portraitkunst war analog dem Stufengange der alten Plastik überhaupt. Die ersten Portraitstatuen waren mehr oder weniger nur allgemeine Andeutungen menschlicher Gestalt. Sie *stellten* eben nur denjenigen *vor*, dessen Andenken auf diese Art gefeiert und erhalten werden sollte. Von Aehnlichkeit war nicht die Rede. Das vergoldete Ehrenstandbild, welches der König Krösus aus Dankbarkeit seiner Mundbäckerin, die ihn vor dem Tode durch Vergiftung gerettet hatte, in Delphi aufstellen ließ, wo es Plutarch noch sah, wird von dieser Art gewesen sein. Mit der Befreiung der Kunst aus dem Dienste der Religion und aus den Vorschriften der Satzung schritt auch die Darstellung der menschlichen wie der göttlichen Individualität ihrem Ziele näher. Ein genau portraitähnliches Ehrenbildniß ward als höhere Ehre für den olympischen Sieger angesehen, und Themistokles verspottete seinen Zeitgenossen, den Dichter Simonides, der sehr häßlich war, daß er sich portraitähnlich in Standbildern darstellen lasse. Dennoch blieb die plastische Portraitkunst, die idealisirende Auffassung und Behand-

lung, lange die herrſchende, bis ſie mehr und mehr, zumal in der römiſchen Zeit verdrängt wurde durch das Streben nach Naturwahrheit und Nachahmung der realen Wirklichkeit, wobei ſich jedoch die idealiſirende Darſtellungsweiſe für gewiſſe Aufgaben der Portraitkunſt fortwährend erhielt. Plutarch, ſo oft er von Standbildern berühmter Griechen und Römer der hiſtoriſchen Zeit ſpricht, ſetzt immer die Portraitähnlichkeit der Geſichtszüge voraus, ohne daß dadurch die idealiſirende Behandlung ausgeſchloſſen würde.

Der Römer Plinius knüpft an den berühmten Perikles des atheniſchen Bildhauers Kreſilas, eines Zeitgenoſſen des Phidias, die unwillkürliche Bemerkung: es ſei überhaupt an dieſer Kunſt der Plaſtik zu bewundern, wie ſie edle Männer noch edler mache (mirumque in hac arte quod nobiles viros nobiliores facit). In ähnlichem Sinne rühmt ein anderer römiſcher Aeſthetiker von der Kunſt des Phidias, daß ſein olympiſcher Zeus ſelbſt die Majeſtät des Gottes für das religiöſe Empfinden der Menſchen erhöht habe.

Wir ſehen, ſogar die Römer hatten eine Ahnung von jenem Principe der Idealiſirung, welches die ganze plaſtiſche Kunſt des griechiſchen Volks in ihren Meiſterwerken durchdrang. Daſſelbe Princip zeigt ſich nun auch vorherrſchend in ihren Portraitdarſtellungen. Plutarch ſah noch ein kleines Bild des Themiſtokles, das in dem von ihm erbauten Tempel der rathgebenden Artemis aufgeſtellt war, und bemerkt dabei: man könne an demſelben ſehen, daß dem Adel ſeiner heroiſchen Seele auch die Bildung ſeiner leiblichen Geſtalt entſprochen habe. Von der attiſchen Kunſtſchule des Phidias und ſeiner Nachfolger iſt es bekannt, daß ihnen überhaupt die Darſtellung der einzelnen menſchlichen Individualität weniger zuſagte und vielleicht auch weniger gelang, als die Bildung idealer, göttlicher Geſtalten. Wo uns aber noch durch Nachbildungen ein Urtheil geſtattet iſt über Auffaſſung und Behandlung des Portraits, da ſehen wir, daß dieſelbe Theil nahm an dem idealen Grundcharakter, der die attiſche Kunſt dieſer Periode auszeichnete. Schriftliche Nachrichten beſtätigen dies. Unter den jüngeren Zeitgenoſſen des Phidias wird von den

Alten auch ein Bildhauer Demetrius genannt. Dieser Demetrius strebte, im Gegensatze zu Phidias, nach einer durchaus realistischen Naturwahrheit. Er war eine Art von Balthasar Denner unter den griechischen Plastikern. Von seinen Werken werden uns nur vier genannt, und drei darunter sind Portraits. Es waren die Bildnisse einer hochbetagten Greisin, welche vierundsechzig Jahre Priesterin der Minerva gewesen war, ferner eines atheniſchen Ritters Simon, der zuerst über Zucht und Dressur der Pferde geschrieben hatte, und endlich die Statue des korinthischen Feldherrn Pellichos. Die letztere sah noch Lucian, der sie mit den Worten beschreibt: »Wenn du ihn wohl gesehen hast, hingebückt am rinnenden Wasser, den Dickbauch, den Kahlkopf, halb vom Gewande entblößt, die spärlichen Haare des Barts vom Winde bewegt, mit ausgeprägten Adern, einem lebendig leibhaften Menschen gleich — das scheint der Korintherfeldherr Pellichos zu sein.« Nach dieser Schilderung begreifen wir das Urtheil, welches die alten Kunstkenner über diesen Demetrius fällen, wenn sie ihn, wie der Römer Quinctilian berichtet, zwar wegen des Strebens nach Wahrheit im Allgemeinen mit Lysippus und Praxiteles zusammenstellten, dabei aber über ihn selbst den Tadel aussprachen: er sei in diesem Streben zu weit gegangen, und habe mehr nach Aehnlichkeit als nach Schönheit getrachtet *).

Mehr nach Aehnlichkeit als nach Schönheit! In diesem Tadel liegt das ganze Kunstgeheimniß der alten Plastik und ihres ästhetischen Princips. Nicht die Aehnlichkeit an sich, sondern die schöne Aehnlichkeit war das Ziel ihres Strebens auch im Portrait. Und noch zur Zeit Auguſt's konnte ein griechischer Kunstrichter, Dionys von Halikarnaß, es aussprechen, daß kein ächter Künstler, sei er Maler oder Bildhauer, seine Kunst dazu erniedrige, die Natur in allen ihren zahlreichen Unwesentlichkeiten, wie in Adern, Milchhaaren, Leberflecken, Warzen und dergleichen wiederzugeben. Jener Demetrius stand mit seiner Richtung, welche auch das

*) Similitudinis quam pulchritudinis amantior, sagt sehr mild Quinctilian.

Zufällige, Unſchöne und zur Charakteriſtik Unweſentliche in der Darſtellung des Individuums getreu wiedergab, in ſeiner Zeit vereinzelt. Dieſe Richtung war vielleicht noch ein Reſt jener Naturtreue der Aegineten, wie ſie andererſeits ſich anlehnte an das Streben nach ſorgfältiger Naturwahrheit, welches wir bei anderen großen Künſtlern derſelben Periode, wie bei Myron und Kallimachus, finden.

Der Naturalismus des Demetrius blieb auch nicht ohne Nachfolger. Wir ſehen dieſe Richtung zur Zeit Alexander's des Großen auf die Spitze getrieben. Schon der große Lyſippus, Alexander's Liebling und Hofbildhauer, hatte neben dem Studium der großen alten Meiſter vorzugsweiſe ſein Streben auf den Ausdruck der Wahrheit äußerer Erſcheinung gerichtet. Sein Bruder Lyſiſtratos ging noch viel weiter. Er glaubte das Vollendetſte zu erreichen, wenn er die Natur ſelbſt abformte. Darum wandte er die Technik des Gypsabguſſes an auf das Portrait. Die Erfindung der Abgüſſe von Kunſtwerken war längſt gemacht. Lyſiſtratos aber war, wie Plinius erzählt, der Erſte, der das Bild eines Menſchen vom Geſichte ſelbſt in Gyps abdrückte. Seine eigne Erfindung beſtand darin, einen Ausguß von Wachs aus dieſer Gypsform zu nehmen und denſelben zu retouchiren. Er machte es ſich auch zur Hauptaufgabe, die Aehnlichkeit in allen Einzelnheiten wiederzugeben, während man vor ihm beſtrebt war, ſo ſchön als möglich zu bilden.

Auch die Alten haben, wie wir ſehen, in der blühendſten Zeit ihres Kunſtlebens alle Irrthümer durchgemacht, und das Goethe'ſche Wort:

»Es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt,«

hat auch von ihnen gegolten. Lyſiſtratos hob mit jenem Verfahren das Weſen des Kunſtwerks auf. Denn ein Kunſtwerk iſt eben nur dadurch ein ſolches, daß es aus geiſtiger Auffaſſung des Künſtlers hervorgegangen iſt. Auch das Portrait muß deshalb in ſeiner wahren und höchſten Auffaſſung ein Ideal werden, während Lyſiſtratos mit ſeinen Abgüſſen nur ein todtes Naturwerk herſtellte, dem die ſpätere Ueberarbeitung höchſtens eine Art von Leben anſchminken konnte. Glücklicherweiſe empfand

der Sinn der alten Griechen zu gesund und zu fein, als daß die Neuerung des Lysistratos bedeutenden Einfluß auf die Behandlung des Portraits in der Skulptur erlangt hätte; die letztere behauptete vielmehr noch bis in die Zeit des Hadrian hinab fortwährend ihren idealen Charakter. Jene Erfindung, Gesicht und Glieder über dem Leben abzuformen, ward aber von Wichtigkeit in anderer Beziehung. Als die Zeit kam, wo die Gymnastik ihre Bedeutung verlor, welche sie für das gesammte Leben und so namentlich auch für die Kunst der Hellenen gehabt hatte, als Ringschule und Turnplatz nicht mehr täglich dem Künstler das wirkliche bewegte Leben des unverhüllten menschlichen Leibes in allen seinen Altersstufen vor die Augen stellten, da war durch jene Erfindung wenigstens ein neues Hülfsmittel gegeben für das Studium des menschlichen Körpers, — ein Ersatz, welcher der Kunst der folgenden Epochen wesentlich zu Statten kam.

Wer sich eine Vorstellung machen will von jener großartigen idealen Auffassungsweise der alten Portraitkunst, der mag nur ein Bildniß des Perikles oder jenen herrlichen Kopf des Aeschylos im kapitolinischen Museum zu Rom betrachten. Gleichsam von allen Schlacken irdischer Nothdurft und Bedingniß gereinigt, scheinen uns Gestalten wie diese, und wie der Sophokles im Lateranpalaste, der Aeschines des Museo Borbonico in Neapel, ja selbst der Demosthenes des Braccio nuovo im Vatican, einem höher als wir begabten Geschlechte anzugehören.

Liebe und Sehnsucht aber haben nicht nur das wirkliche Portrait geschaffen, das der Künstler dem Leben in Erz und Marmor nachbildete. Dieselben Empfindungen schufen auch, als die Kunst vollendet war und in voller Kraft alle ihre Mittel beherrschte, die Abbilder jener großen Menschen, welche des Künstlers Auge nimmer geschaut, die Abbilder eines Homer und Hesiod, eines Orpheus und Thamyris, und anderer Weisen und Dichter des fernen Alterthums. Ihre Portraitbildungen sind ebenso typisch geblieben, wie die vollendeten Götterideale. Die sieben Weisen, welche Lysippus schuf, der Aesop desselben Meisters, vielleicht auch sein Sokrates, waren wohl ähnlicher Art. Von diesen freien Schöpfungen

der Kunſt des Portraits gilt das ſchöne Wort des Römers Plinius: daß die Sehnſucht der Menſchen die Mutter auch ſolcher Portraitbildungen ſei, deren Originalzüge keine Kunſt erhalten und überliefert habe *). Plinius führt dazu ausdrücklich den Homer als Beiſpiel an, und wer jemals den herrlichen Farneſiſchen Kopf des Sängers der Ilias und Odyſſee oder auch nur eine der minder vollendeten plaſtiſchen Bildungen des göttlichen Dichters geſchaut hat, der wird erkannt haben, daß die Kunſt ſeine Züge in derſelben Weiſe und nach denſelben Geſetzen bildete, nach denen ſie aus ſeinen Geſängen die Ideale eines olympiſchen Zeus, einer argiviſchen Juno, einer Pallas Athene, eines pythiſchen Apollon oder die Idealzüge der Heroen, wie Achill und Odyſſeus, erſchuf. Jenes Wort des Plinius erhielt übrigens anderthalb Jahrtauſende ſpäter eine neue Beſtätigung, als die Künſtler des Mittelalters, beſonders die Maler einen Plato und Ariſtoteles, Alexander und Scipio nach eigener Phantaſie darſtellten.

Bei weitem die meiſten Portraitſtatuen, mochten ſie nun von Staatswegen als Ehrenbildniſſe, oder von Privaten geſetzt ſein, waren aus Erz, ſehr wenige aus Marmor. Darum iſt uns aber auch verhältnißmäßig nur ſo Weniges dieſer Art erhalten. Denn der Metallwerth reizte in den Zeiten des Verfalls und der Barbarei die Raubſucht, und die Kunſtwerke aus Erz gingen viel leichter als die aus Marmor bei Feuersbrünſten zu Grunde. Die meiſten Portraitſtatuen und Büſten, die man heute noch aus Marmor hat, ſind römiſche Nachbildungen griechiſcher Erzoriginale. In der griechiſchen Zeit war ein Marmorſtandbild, zumal aus pariſchem Marmor, bei Weitem theurer herzuſtellen, als ein Erzbild, das man für etwa zwei- bis dreihundert Thaler unſeres Geldes liefern konnte **).

*) Quin immo etiam quae non sunt finguntur, pariuntque desideria non traditos vultus, sicut in Homero evenit.

**) Köhler in den Denkſchriften der Münchener Akad. 1816. Bd. V, S. 191—193.

In der Zeit der gelehrten Studien Griechenlands vom Beginn der Alexandrinischen Beherrscher Aegyptens bildeten die Portraits der Schriftsteller, besonders der Philosophen einen sehr bedeutenden Zweig der Kunst, auf den sich viele Künstler, namentlich der rhodischen Schule fast ausschließlich legten. Es ward Sitte, in öffentlichen, ja selbst in privaten Bibliotheken und Museen möglichst vollständige Reihenfolgen solcher Bildnisse zu besitzen, und die Beschäftigung für diesen Zweck und für das Portrait überhaupt lieferte in der späteren Zeit der Kunst den Hauptverdienst des täglichen Brods. Die Künstler bewiesen dabei ein bewundernswürdiges Talent, die Charaktere und Eigenthümlichkeiten der Philosophen, Redner, Schriftsteller und Dichter bis in das Feinste der Geberde und Haltung auszudrücken. Der Meßkünstler Euklid wurde mit weit auseinandergebreiteten, der fingerrechnende Chrysipp mit zusammengekrümmten Fingern gebildet, Arat als Sänger der Gestirne mit übergebogenem Nacken aufwärts schauend dargestellt. Selbst Ehrenstatuen zeigten zuweilen diese genreartige Behandlung und Charakteristik. So wurden Chabrias und Philopömen in bestimmten Stellungen gebildet, die sich auf bestimmte Thaten und Situationen ihres Lebens bezogen. Philopömen's Erzbild zu Roß, ihm von den Achäern errichtet, stand zu Delphi, dem großen Versammlungsorte aller Denkbilder berühmter Männer, in der Stellung wie er, sein Roß zur Seite beugend, den Wurfspieß in der Mitte gefaßt, zu dem tödtlichen Stoße ausholt, mit welchem er in der Schlacht bei Mantinea den Tyrannen von Lakedämon Machanidas erlegte. Aristonikus, der beliebte Citherschläger Alexander's, der in der Schlacht gegen die Massageten tapfer kämpfend gefallen war, hielt in seiner Linken die Cither, während er mit der Rechten die Lanze schwang. Thamyris, der von den Musen bestrafte Sänger, hatte die zerbrochene Leier zu seinen Füßen, während er mit den geblendeten Augen flehend emporstarrte zu den strengen Göttinnen. Der Sänger Eunomos war dargestellt in dem Momente, wo ihm im pythischen Wettkampfe eine Saite der Leier sprang, und eine hinzufliegende Cikade den versagenden Ton ausfüllte, und König Gelon's Bildsäule stand im Tempel zu Syrakus unbewaffnet und ungegürteten

Gewandes, wie er einſt öffentlich ſich vertrauensvoll dem Volke gezeigt hatte, um eine Verſchwörung gegen ſein Leben bekannt zu machen und ſeines Volkes Hülfe in Anſpruch zu nehmen.

Bei den Römern, deren Realismus das Portrait ſehr begünſtigte, finden wir früh die Wachsmasken der Vorfahren edler Geſchlechter im Atrium des Hauſes aufbewahrt. Aber auch die Sitte der Ehrenſtatuen von Erz war in Rom ſchon in den älteren republikaniſchen Zeiten zu Hauſe, und es wird erzählt, daß ſogar die Cenſoren einmal gegen den Mißbrauch derſelben einſchritten, indem ſie alle Statuen vom Forum entfernen ließen, die nicht von Staatswegen dort aufgeſtellt waren. Bekannt iſt die Antwort, welche der alte Cato auf die Frage gab: wie es zugehe, daß ihm noch immer kein Ehrenſtandbild errichtet ſei, während ſich doch ſo viele Männer von geringerer Bedeutung dieſer Auszeichnung erfreuten: »Er wolle lieber, daß man frage, warum nicht? als warum?« Zugleich verſpottete er, wie Plutarch erzählt, diejenigen Zeitgenoſſen, die auf ſolche Darſtellung von Bildgießern und Malern *) ſtolz ſeien, während er vielmehr ſtolz darauf ſei, daß ſeine Mitbürger viel ſchönere Bilder von ihm in ihren Herzen trügen.« Der ſtrenge Alte freute ſich aber doch nicht wenig, als ihm das Volk ein Standbild im Tempel der Salus und darauf die Inſchrift ſetzte: »daß er als Cenſor die ſinkenden Sitten der Republik durch ſeine weiſe Strenge wieder aufgerichtet.« Alle dieſe Portraitſtatuen ſcheinen ſtreng ikoniſch geweſen zu ſein; wenigſtens finden wir, daß Plutarch dieſelben ſo anſah. So ſagt er von einem marmornen Standbilde des Marius, welches er zu Ravenna ſah, daß ſich darin die ganze Herbheit und Härte ſeines Charakters ausſpreche; und von dem Standbilde des Flamininus bemerkt er: wer wiſſen wolle, wie der Mann ausgeſehen, der möge ſeine Erzbildſäule gegenüber dem Circus bei dem großen karthagiſchen Apollo zu Rom anſchauen.

*) Plutarch's Leben des Cato major 19. Man ſollte nach dieſer Stelle faſt glauben, daß auch Portraitgemälde als Ehrenbezeugungen in Tempel geweiht wurden.

War die Zahl der öffentlichen Portraitstatuen schon zu Cato's Zeiten so groß, daß selbst Personen von geringerer Bedeutung diese Auszeichnung zu Theil wurde, so stieg dieselbe ins Ungeheure mit dem Verfall der Sitten und dem Wachsthum der römischen Macht nach außen. Lesen wir doch bei Cicero, daß selbst einem Elenden, wie dem räuberischen Verres, zahlreiche Ehrenstatuen von den durch ihn ausgeplünderten Städten und Provinzen gesetzt wurden.

Zu Plinius' Zeit war die Sitte der Ehrenstatuen über alle italischen Städte verbreitet. »Auf den Marktplätzen aller Municipalstädte,« sagt er, »findet man jetzt Standbilder, bestimmt, das Andenken verdienter Männer zu ehren, und durch Inschriften die Ehrenämter und Verdienste derselben der Nachwelt zu überliefern.«

In der Kaiserzeit gewinnt das Skulpturportrait eine ungeheure Verbreitung. Die Kaiser selbst erscheinen ebensowohl in eigentlichen Portraitstatuen zu Roß und zu Fuß, als in heroischer Idealgestalt oder irgend einem Gotte, besonders dem Jupiter, angenähert. Zahlreiche weibliche Statuen mit unverkennbaren Portraitzügen erscheinen in der Gestalt und Haltung und mit den Attributen von Göttinnen gebildet. Ihren Lieblingsenkel, den frühgestorbenen ältesten Sohn des Germanicus, einen Knaben von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, ließ die Kaiserin Livia als Amor bilden, und weihte ihn im Tempel der kapitolinischen Venus. Eine Kopie davon stand im Schlafgemach des Augustus, der sie oft beim Eintritt zu küssen pflegte. — Von allen diesen Darstellungsweisen besitzen wir noch heute Denkmäler, welche bezeugen können, daß auch in später Zeit die Kunst des Portraits noch Vollendetes leistete, während andere Bildnisse, besonders Büsten von Frauen der kaiserlichen Familien beweisen, daß die Künstler sogar die geschmacklosesten Moden des Kopfputzes und der Haartracht ohne Rücksicht auf Schönheit der Gesammtwirkung getreulich wiedergaben. Ebenso nahm die barbarische Sitte überhand, auf alte Statuen neue Köpfe zu setzen, oder auch nur kurzweg an älteren Ehrenstatuen die Inschriften zu ändern und sie dann beliebig irgend einem Kaiser oder sonst einem Mächtigen, dem man schmeicheln

wollte, zu weihen. Unter den Griechen waren es die Bewohner von Rhodus, welche sich durch solche Barbarei auszeichneten, und gerade Rhodus war zur Zeit des Trajan die zweite Stadt nach Rom, reicher an Kunstwerken als das ganze übrige Griechenland. Schon Cicero spricht einmal seine Verachtung aus gegen diese unwürdige und sinnlose Schmeichelei einer entarteten Nation, welche die Ehrenstatuen und Denkmäler der Helden und Genien ihrer eigenen großen Vergangenheit zu rollenwechselnden Schauspielern mache. So waren zur Zeit des Pausanias die Bildsäulen des Miltiades und Themistokles in Athen durch neue Inschriften einem Römer und einem thrakischen Dynasten geweiht, und aus einem Orestes hatte die Schmeichelei einen Augustus gemacht. Vor dieser Schmach, ihre alte Benennung und Bestimmung zu verlieren, blieb zuletzt kaum eine Bildsäule mehr geschützt, und der Schriftsteller Dio Chrysostomus erwähnt es ausdrücklich zum Ruhme einiger weniger griechischen Staaten seiner Zeit, daß sie, wenn sie einen Römer ehren wollten, dies barbarische Verfahren nicht beobachteten, sondern die Kosten an eine neue Bildsäule wendeten.

Die vorher erwähnte Vergötterung der römischen Kaiser durch die Plastik war keine ganz neue Erfindung der Sklaverei der Imperatorenzeit. Ihr ging schon im republikanischen Rom die Vergötterung der Statthalter und Feldherren in den eroberten Provinzen voraus. Pompejus hatte zahlreiche Tempel und Altäre in Griechenland, und schon vor ihm der Bezwinger von Syrakus, Marcellus. Cicero's edler Sinn lehnte die gleiche Ehre in Athen ab, während ein Verres sie in Sicilien erzwang. Dankbarkeit und Furcht waren in gleicher Weise die Motive solcher Huldigungen. Hatte doch schon in Griechenland der Jubel über den Fall des vielbeneideten Athens am Ende des peloponnesischen Krieges dem Sieger von Aegospotamos Altäre wie einem Gotte errichtet, und ihm Opfer und Päane dargebracht! Aber auch das römische Volk hatte schon seinen Gracchen Heiligthümer und Altäre geweiht, und die Standbilder des Marius Gratidianus, eines Verwandten und älteren Zeitgenossen Cicero's, der durch eine Verordnung großen Uebelständen des Münzwe-

sene abgeholfen hatte, waren von dem dankbaren Volke an allen Straßenquartieren von Rom aufgestellt, und empfingen fromme Spenden von Weihrauch und Kerzen, die man seinem Genius zündete. Graf Clarac hat diesen Gratidianus in dem sogenannten Germanicus des Louvre wieder zu erkennen gemeint. Aber die eigentliche Darstellung in vergötterter Gestalt begann doch erst mit Julius Cäsar. Was der große Scipio Afrikanus abgelehnt hatte: seine Statue mit den Götterbildern an die Göttertafel legen zu lassen, das nahm Cäsar an, auf Dekret des kriechenden Senats. In dem Tempel des Quirinus ward seine Statue aufgestellt mit der Aufschrift: Dem unbesiegten Gotte. Nach August ward die Konsekration auch für die lebenden Weltbeherrscher angewendet, und Jupiter Olympius Hadrian machte gar, wie wir sehen werden, seinen Antinous Ganymedes zum Gotte.

Die Statuen aus Gold und Elfenbein, Marmor oder Bronze, welche einen Kaiser als vergöttert darstellten, waren oft von kolossalen Dimensionen. Zwei noch erhaltene Füße eines solchen Marmorkolosses auf dem Hofe des Kapitolpalastes haben beinahe viersache Lebensgröße. Diese Statuen waren von idealer Gestaltung und übermenschlicher Erhabenheit. Sie waren ferner mit besonderen Attributen versehen. Zu solchen gehörte: die Strahlenkrone (arcus radians, radiata corona), die später vom dritten Jahrhundert an gemeines Insigne aller Imperatoren wurde: ferner der Stern auf Stirn und Scheitel, und drittens der Nimbus, d. h. ein Zirkel, welcher göttlich strahlendes Licht andeutete. So erscheint Trajan's Haupt in mehreren Reliefs auf dem Triumphbogen des Constantinus zu Rom. Es war derselbe Nimbus, den die Christen später ihren vergötterten geistlichen Heroen als Heiligenschein verliehen *). Die Gestalt in solchen vergöttlichten Kaiserbildern erschien nackt, oder nur mit der Chlamys bekleidet, die leicht über die eine Schulter geworfen, auf der anderen mit der Spange befestigt war; zuweilen bedeckte das Gewand

*) Levezow, Antinous S. 50.

(palla) auch nur den Untertheil des Leibes, wie beim Jupiter, Aeskulap, Apoll, Bacchus und anderen Göttern.

Aber ſelbſt in dieſen vergöttlichten und dem Charakter irgend eines Gottes oder einer Göttin angeeigneten Darſtellungen war dennoch das portraitähnliche Antlitz trotz der Idealiſirung der Züge immer das Bleibende. Kaiſer Auguſtus oder Tiber als Jupiter, Britannikus als Bacchus, Agrippa als Neptun, Nero als Apoll, Hadrian als Mars waren und blieben dabei immer noch individuelle Portraits der dargeſtellten Menſchen. Auch die berühmte Pompejusſtatue des Palaſt Spada gehört in die Klaſſe ſolcher vergöttlichten Portraitſtatuen, die man im Alterthume Achilleiſche nannte.

Aber auch Privatperſonen ließen in der römiſchen Zeit nicht ſelten ihre Angehörigen, Männer ihre Frauen oder Kinder, Frauen ihre Männer im Charakter einer Gottheit abbilden. Man entlehnte in ſolchem Falle Körperformen und Attribute aus dem Charakter einer beſonderen Gottheit, und behielt nur für die Geſichtsbildung die Portraitzüge bei. Mehr als eine durch Rang, Reichthum und Schönheit ausgezeichnete Römerin, welche von ihren Verehrern durch Künſtlerhand bald als Ceres, Venus, Maja oder ſonſt eine Göttin in Erz und Marmor verewigt wurde, mag unter irgend einem der letzteren Namen in unſeren Muſeen erhalten ſein.

Vorhandene Hauptwerke der plastischen Portraitkunst.

Der griechische Historiker Polybius, der Freund und Zeitgenosse des Karthagobezwingers Scipio, spricht es im sechsten Buche seiner Universalgeschichte aus: Es sei ein erhabener Gedanke, die lebenswahren Bildnisse aller großen und bedeutenden Männer versammelt zu schauen.

Diesen erhabenen Gedanken annähernd zu verwirklichen war Napoleon vorbehalten. Denn Napoleon war es, der dem größten Alterthumskenner unserer Zeit, dem Römer Visconti, den Auftrag und die Mittel gab, seine griechische und römische Ikonographie, und mit ihr eine Bildnißsammlung aller großen und bedeutenden Menschen des griechischen und römischen Alterthums hinzustellen. In sechs Quartbänden von herrlichster Ausstattung vereinte der sinnige Fleiß dieses großen Kunstforschers Alles, was die bildende Kunst der Alten in Marmor und Erz, in Statuen, Büsten und Reliefs, in geschnittenen Steinen, Medaillen und Münzen, ja selbst in den spärlichen Resten alter Malerei uns an Portraitbildern überliefert hat. Die drei Bände der »griechischen Ikonographie« geben uns in trefflichen Kupferstichen, begleitet von ausführlichen

Biographien, die Bildnisse von dreiundzwanzig Dichtern, Gesetzgebern und alten Weisen, einundzwanzig Philosophen, drei Historikern, sieben Rednern und Rhetoren, einundzwanzig Aerzten und Naturforschern und drei berühmten Frauen des hellenischen Alterthums. An sie schließen sich sechsundsiebzig Portraits von sicilischen, makedonischen, ägyptischen, spartanischen, epirotischen, thrakischen und anderen barbarischen Königen und Königinnen, wozu sich im dritten Bande noch die Portraitmünzen von vierzig bis funfzig Königen und Fürsten des Orients gesellen, deren Reiche sich aus dem Sturze des Seleucidenreichs erhoben.

Nicht viel reicher ist die Auswahl von Bildnissen, welche uns die römische Ikonographie bietet. Außer den Kaisern und ihren Angehörigen sind uns in Allem kaum funfzig Bildnisse berühmter Römer aufbehalten. Unter ihnen nur sehr wenige von Dichtern und Schriftstellern, und auch diese meist nur von geringem Kunstwerthe.

In unserer Auswahl der vorzüglichsten unter den erhaltenen antiken Portraitbildungen beschränken wir uns auf diejenigen Erz- oder Marmorstatuen und Büsten, deren Aechtheit gesichert ist.

Griechische Dichter.

Homer.

Die schönsten Köpfe des Homer, welche wir besitzen, sind der Farnesische und ein Kopf der kapitolinischen Sammlung, beide von Marmor. Der Künstler, der das Original dieser Köpfe schuf, war sicherlich eben so tief durchdrungen von der Größe des Dichters, wie Phidias, als ihn wenige Verse desselben zu der Schöpfung seines olympischen Jupiters begeisterten. Schon um die Zeit der Perserkriege hatte die Kunst das Idealbild des Dichters geschaffen; denn um diese Zeit bildete ein argivischer Künstler die Statue Homer's für den Tempel zu Olympia. Aber dem Sänger, »der das ganze Volk der Hellenen mit unsterblichem Sange verherrlicht«, — ihm hatte das dankbare Volk sogar eigene Tempel errichtet, und einen derselben zu Argos zierte gleichfalls das Standbild des

Dichters. Wir besitzen noch ein Epigramm auf dies Standbild in der griechischen Anthologie:

Sieh den Homeros hier, den Unsterblichen, welcher das ganze
Volk der Hellenen vordem schmückte mit preisender Kunst.
Allen voran die Argiver, die einst das göttererbaute
Troja zu Boden gestürzt — Sühne für Helena's Raub.
Dankbar stellte dafür den unsterblichen Sänger das Volk hier
Auf in dem Tempel und ehrt ihn den Olympischen gleich.

In dem kapitolinischen Kopfe ist die Blindheit durch die zurückgeworfene Haltung und durch die Zusammenrunzelung der Haut unter den Augen sprechend ausgedrückt. Das Band, welches seine Locken umflicht, ist das Zeichen der Vergötterung, welches die griechische Kunst nur Göttern und vergötterten Heroen verlieh. Wie fast alle Portraitbilder von Marmor, welche wir noch völlig haben, sind auch diese Köpfe sehr wahrscheinlich römische Nachbildungen. In Rom gehörten, seit dort griechische Bildung Eingang gefunden, Sammlungen von Portraits berühmter Persönlichkeiten der Litteratur und Geschichte in Bibliotheken, Gallerien und Kunstkabinetten und sonst als Schmuck der Wohnungen, Landhäuser und Gärten zu jedem anständigen Hause. Je berühmter die Personen, desto zahlreicher die Kopien, desto allbekannter die Züge der Originale, die so geradezu unvergänglich blieben.

Wir übergehen die Bildnisse der Dichter Alkäos, Sappho, Anakreon, Stesichoros und Menchion, welche uns zum Theil nur noch auf Münzen erhalten sind, und wenden uns zu den berühmten Portraitstatuen der großen griechischen Dramatiker, welche zu den herrlichsten Ueberresten der griechischen Kunst gehören. Unter ihnen steht obenan

der Sophokles des Lateran,

die herrlichste aller männlichen Gewandstatuen des Alterthums, wurde erst nach Visconti's Tode in den Ruinen einer alten Villa bei Terracina entdeckt. Bis dahin galt der bekannte Aeschines des Museo Bor-

bonico zu Neapel für die vollendetste unter den erhaltenen antiken Gewandstatuen. Aber jetzt ist dieser Anspruch auf die im Lateranpalaste aufgestellte überlebensgroße Statue des Sophokles übergegangen, welche in der That ein Muster dieser Gattung von Portraitbildung heißen darf.

Hoch und frei aufgerichtet steht der göttliche Dichter da. Das weite Gewand, von der linken scharf nach der rechten Seite herübergenommen, läßt die rechte Hüfte und die ganze untere Seite des Beins straff und mächtig hervortreten. Der rechte Arm ruht eingebogen im Gewande, das unter der rechten Hand weg über die linke Schulter geworfen ist, fast in der Weise, wie die Italiener noch heute den Mantel tragen, so daß ein Theil in schönen Falten hinten über die Schulter herabfließt. Der linke Arm ist in die Seite gestemmt und diese Haltung vermehrt den Gesammteindruck des Sicherverbenden, welcher über der ganzen Gestalt ergossen liegt. Wenn wir zu der freien Haltung des heutigen Römers aus dem Volke noch die gebildete Würde und das geistige Bewußtsein des angesehenen Atheners hinzudenken, so haben wir einen Begriff von dem Gesammteindrucke dieses Sophokles. Der Bart spielt voll und kraus um Kinn und Lippe; das Haupthaar fällt sanft und schlicht herab auf Stirn und Schläfen. Die Tänie, welche es umflochten hält, bezeichnet den siegreichen Dichter, der zwanzigmal im Wettkampfe mit Aeschylus und Euripides und vielen anderen Mitbewerbern den ersten Preis errungen, oftmals den zweiten, nie den dritten; den Dichter, den die öffentliche Meinung seines Volks und seiner Zeit obenan stellte in der tragischen Dichtkunst. Es ist das poetische Diadem, das ihm gebührte als einem Könige der Litteratur. Das Gesicht, mäßig aufgerichtet, schaut frei und sicher in die Welt. Der Ausdruck ist ebenso heiter klar, als ernst und tiefgeistig; man sieht es dem göttlichen Poeten an, daß er die Schönheit liebte. Das Seherische des Dichters verbindet sich mit der verständigen Durchbildung des außerordentlichsten Zeitalters zu einem Ganzen, das zugleich fern ist von jeder Spur dämonischer Excentricität. Wir haben einen ganzen vollen schönen Menschen vor uns, den Dichter, der zugleich Staatsmann und Krieger, die Heere Athens mit Perikles zum

Siege führte. Obschon er bekanntlich das höchste Greisenalter erreichte, so hat ihn doch die Kunst nicht in diesem vorgestellt, sondern in der vollen Kräftigkeit des noch kernfrischen reifen Mannesalters. Die Füße sind beschuht, Hals und ein kleines Stück der oberen Brust sind nackt. Die Statue ist, bis auf die Füße und eine Hand, welche ergänzt sind, vortrefflich erhalten. — Nun aber die Gewandung! Wie klar und frei und groß, und doch durchaus künstlerisch konventionell ist sie behandelt! Hier sieht man recht, wie die Alten es gewußt, daß die Kunst eine Natur in sich ist mit ihren eigenen Gesetzen. Vergleicht man mit diesem Sophokles den Aeschines des Museo Borbonico, so erscheinen Gewandung und Gefält des letzteren fast kleinlich, überladen, und unmäßig angestrafft, nicht dienend, um die Gestalt selbst hervorzuheben, sondern selbständige Geltung und Beachtung in Anspruch nehmend. Dadurch aber wird die Wirkung des Ganzen beeinträchtigt, die Gestalt selbst tritt zurück und erscheint überall gebunden und gehemmt. Im Sophokles dagegen ist das Gewand in der That nur »das Echo der Gestalt«, und seine stattliche Fülle dient gleichsam als musikalische Begleitung des ganzen herrlichen Gliederbaues. Hauptmassen, untergeordnete Falten, von schwereren Faltenzügen beherrscht, Gruppen in Gruppen, dazwischen freies Ausathmen im Faltenlosen, bilden ein einziges wohlkomponirtes Ganze, das dennoch zugleich einem Höheren dienend verbleibt.

Und dieses Meisterwerk antiker Portraitkunst zierte die Villa irgend eines Freundes der Sophokleischen Muse in einer kleinen italischen Landstadt, wo jetzt wohl selbst unter den Priesterprofessoren des Klosters, das von seiner Höhe herabschaut auf das blaue Meer, nicht Einer ist, der von Sophokles mehr als den Namen kennt *)!

Die erste Statue errichtete dem Dichter sein Sohn, Jophon. Vierzig Jahre später schmückte das dankbare Volk von Athen, auf Antrag des Redners Lykurg, das von diesem vollendete Theater durch die Erzstatuen der drei großen Tragiker Aeschylus, Sophokles und Euripides, die Pau-

*) Vergl. Ein Jahr in Italien I, S. 350—352. III, S. 6—8.

sanias noch dort sah. Styl, Komposition und Kunst der Lateranischen Sophoklesstatue sprechen dafür, daß wir in ihr eine Kopie jener berühmten Bildnißstatue des Dichters aus der Zeit der höchsten Kunstblüthe besitzen. Von Aeschylus ist uns dagegen nur noch ein Kopf im Kapitolinischen Museum erhalten und auch dieser ist nicht völlig gesichert. Dagegen von Euripides besitzen wir mehrere Bildnisse, sowohl Statuen als Büsten. Das schönste ist

der Euripides von Mantua,

ein herrlicher Kopf, der nur an dem Kopfe des Museo Borbonico zu Neapel seines Gleichen findet. Er ist vollkommen erhalten. Die Bildung breit, das Haar schlicht, die Stirn mächtig. Aus dem leidenschaftlich bewegten Ausdrucke der freien durchgeistigten Züge spricht bittere schwermüthige Erfahrung. Man sieht, daß es der Dichter der Thränen ist, den hier der Künstler gebildet. Besonders um Mund und Wangen ist dieser Ausdruck tiefen Leides wahrzunehmen.

Die Statuen des Menander und Posidippus im Vatikan.

Ein glückliches Geschick, oder vielmehr der fromme Wahn, der diese Statuen im Mittelalter als christliche Heilige ansah, hat uns von den beiden geistreichsten Dichtern der neuen attischen Komödie zwei vortreffliche sitzende Portraitstatuen erhalten, die sehr wahrscheinlich gleichfalls zum Schmuck eines antiken Theaters, vielleicht des athenischen, dienten. Die Statue des Menander ist um Weniges größer als die des Posidippus, welche sitzend gegen fünf Fuß hoch ist. Die letztere ist völlig unversehrt erhalten, und der Name auf der Plinthe eingegraben. Man fand sie in den Ruinen eines römischen Thermenbaues und die Antiquare, welche damals überall darauf aus waren, in den entdeckten Kunstwerken Personen und Darstellungen aus der römischen Geschichte zu sehen, tauften die Statue trotz des ihr beigeschriebenen Namens, zu einem Marius, wo denn ihr Pendant Me-

nander es sich gefallen lassen mußte, als Sulla zu figuriren. Die Komposition beider Werke ist von höchster Einfachheit, und der breite hier und da nur ebauchirte Styl paßt sehr wohl für ein Werk, das bestimmt war, in einem weiten unbedeckten Raume, wie die alten Theater waren, als Schmuck zu dienen. Noch jetzt sieht man auf dem Kopfe beider einen eisernen Zapfen, welcher, wie Visconti meint, dazu diente, die kupferne Bedachung zu tragen, die das Werk vor den Einflüssen des Wetters sicherte. Es sind aber vielmehr diese Metallstifte Ueberreste des Heiligenscheins, mit dem man im Mittelalter diese Statuen umgab, wo sie in der Kirche San Lorenzo Panisperna als christliche Heilige verehrt wurden. Aus dieser Zeit stammt auch die Ueberziehung der Füße mit Bronzeblech, um sie vor Abnutzung durch die inbrünstigen Küsse frommer Christen zu schützen — ein Mittel, das man auch bei Michel Angelo's Christus in der Kirche Maria sopra Minerva zu Rom angewandt hat. Am meisten charakteristisch von beiden Statuen ist die Auffassung des Menander. Der Dichter sitzt nachlässig auf einem Lehnsessel, dessen Fußschemel mit einem Kissen versehen ist. Die sorgfältige Kleidung, das behaglich Weichliche der Haltung, der heiter selbstzufriedene Ausdruck des Gesichts, Alles stimmt vollkommen zu dem Bilde, welches uns die alten Schriftsteller von diesem Dichter entwerfen. Er sieht aus, sagt Visconti, wie ein Mensch, der mit sich selbst zufrieden ist, und sich wenig um das Volk von Athen kümmert, das nicht immer seine feinen Sittengemälde krönte. Es ist ganz und gar der feine, vornehme, sinnige, gebildete Athener, der ächte Repräsentant des nicht mehr schwungvoll bewegten, sondern vielmehr heiter beschaulichen athenischen Kulturlebens. Er kennt seinen Werth und seinen Ruf bei den gebildeten Kunstrichtern seiner Zeit, die ihn in ihrem Enthusiasmus dem Homer gleichsetzten, und weiß mit Selbstgefühl die Huldigungen entgegenzunehmen, welche selbst große Könige, wie Ptolemäos Lagi und Demetrios Poliorketes, ihm darbrachten. Alles spricht dafür, daß der Künstler, der dieses Werk schuf, sein Augenmerk darauf richtete, die edelste Naturwahrheit des Portraits mit feinster Charakteristik zu verbinden; und wenn er den Fehler des Schielens bei

dem Original nicht mit in seine Darstellung aufnahm, so folgte er auch darin nur dem allgemein beobachteten Schönheitsgesetze hellenischer Kunst, die stets das Zufällige solcher Art der allgemeinen Wirkung zu Liebe unterdrückte. Man kann sich übrigens eines wunderlichen Gefühls nicht erwehren, wenn man hier den Dichter selbst in lebenathmender Gestalt vor sich sieht, während die zahlreichen reizenden Schöpfungen seines Geistes, einst die Bewunderung von Jahrhunderten, auf ewig für uns verloren sind.

Gesetzgeber und Weise.

Unter den in Hermen, Büsten und Medaillen erhaltenen Bildnissen der ältesten hellenischen Gesetzgeber und Weisen sind besonders zwei hervorzuheben. Es sind der Solon in Florenz und die Herme des Aesop in Villa Albani zu Rom.

Solon.

Die berühmte Büste der Florentinischen Sammlung ist sehr wahrscheinlich auf die Statue zurückzuführen, welche die Athener ihrem großen Mitbürger auf der Insel Salamis errichteten, und die der Redner Aeschines als sehr alt bezeichnet, obgleich sie kaum ein halbes Jahrhundert vor Demosthenes' Zeit gesetzt war. Aber wer auch der Künstler gewesen sein mag, der das ideale Portraitbild des größten Atheners zu schaffen unternahm, gewiß ist, daß seine Seele durchdrungen war von dem Wesen des Mannes, dessen Wahlspruch: »in Allem Maß!« sich so vollkommen widerspiegelt in diesem seinem Abbilde, wie die Fürstlichkeit Periander's in der berühmten vatikanischen Herme einen charakteristischen Gegensatz bildet zu dem vorwiegend bürgerlichen Ausdrucke in den Zügen des großen republikanischen Gesetzgebers. Ruhige Kraft einer in sich gesammelten Seele, Klarheit und Schärfe des Blicks und Stärke der Ueberzeugung finden sich vielleicht in keinem antiken Portraitkopfe so wie in diesem

vereinigt. Es ist keine dithyrambische Uebertreibung, wenn Heinse bei diesem Kopfe ausruft: »Wie aus ihm der feine Athenienser lebt und sieht über die feinen Athenienser und über Griechenland! Wie die hervorgehende Spannung der Muskeln am linken Auge, die sich aufwärts wölbende Stirn, das fest Gehaltene überall den Gesetzgeber zeigt, sowie die volle geübte Kehle den gewaltigen Redner vor dem Volke, den Menschen, der nur einmal da war auf der Welt, und seines Gleichen nicht wieder hatte *).

Noch interessanter aber und in ästhetischer Hinsicht einzig unter allen Werken der alten Bildkunst ist

der Aesop der Villa Albani,

eine Herme ohne Inschrift, eigentlich eine Halbfigur, die aus einer Säule hervorgeht, mit der sie an den Oberschenkeln zusammenhängt. Man kann daher das Ganze nicht wohl Büste nennen, sondern muß es vielmehr bezeichnen als eine Art Halbstatue, so eigenartig wie die verkrüppelte Gestalt des Dichters selbst, den sie darstellt. Die Alten schildern den Vater der Fabeldichtung mit spitzem Kopfe, kurzem Halse und vorspringendem Bauche, krummen Beinen und doppeltem Höcker. Genau in dieser Gestalt zeigt ihn uns das Marmorbild der Albanischen Sammlung. Aber alle diese körperlichen Gebrechen werden aufgewogen durch den geistreichen, schälkig sinnigen Ausdruck, welchen der Künstler den Zügen des Angesichts zu verleihen gewußt hat. Hier ist keine Spur jenes lächerlichen Eindrucks, welchen sonst wohl die Nachahmung zwerghafter Bildung hervorbringt. Vielmehr erfüllt uns dieser Aesop, wie schon Lessing in seinem Laokoön andeutete, mit Rührung und Mitleid, weil ein feiner, edler, kluger, geistvoller Kopf, der einen entsprechenden Leib verdient hätte, auf einem mißgewachsenen Rumpfe steht. Dies Gefühl muß den Lysippus und seinen Schüler Aristodem erfüllt haben, als sie den tragi-

*) Heinse's Briefe an Gleim I, S. 318. Körte.

schen Widerspruch solcher menschlichen Bildung an dem in ganz Hellas geliebten und verehrten Fabeldichter darzustellen unternahmen; und die sonst für die Schönheit so fein empfindenden Athener waren doch noch gerechter als ästhetisch, wenn sie seine Herme in der von der Tradition überlieferten Gestalt den sieben Weisen zur Seite stellten. Ein alter Dichter lobte den Künstler dafür, daß er es nicht zu gering geachtet, durch seine Kunst die Mißgestalt des heiteren, »im Spiele belehrenden Fabeldichters« gleich den mit stolzen Sentenzen gebietenden Weisen zu verherrlichen *). Wir aber lernen aus diesem merkwürdigen Werke, daß die Alten da, wo sich im Portrait die Mißbildung der wirklichen Gestalt nicht umgehen oder verdecken ließ, sich nicht gescheut haben, auch das Häßliche in den Kreis ihrer Darstellung zu ziehen, und daß sie es in solchem Falle verstanden, selbst bei genauer Nachbildung der Mißform die Idealität und die Wirkung des Kunstwerks durch das scharfe Hervorheben des Tragischen zu sichern, welches in einem solchen Widerspruche zwischen dem Geiste und seiner unangemessenen Erscheinung immer vorhanden ist. Wie zur Unterschrift für dieses Werk geschaffen, ist ein reizendes griechisches Epigramm der Anthologie, das also lautet:

Sklave war ich und Krüppel am Leib, an bettelnder Armuth
Gleich dem Iros, und doch liebten die Götter auch mich.

Staatsmänner, Redner und Philosophen.

Wir besitzen in den europäischen Sammlungen sichere Portraits der ersten Kategorie in Büsten und Münzen nur von Miltiades, Themistokles, Perikles und Alkibiades. Von Rednern sind uns Büsten und Statuen des Isokrates, Lysias, Demosthenes und Aeschines erhalten. Ungleich größer ist die Zahl der auf uns gekommenen Portraits von alten griechischen Philosophen. Denn außer Pythagoras, Heraklit und Anaxagoras, die wir nur sehr unvollkommen auf Münzen haben, besitzen

*) Brunn, Geich. d. gr. K. I, S. 364. 379. 421

wir in Büsten die Portraits von Sokrates, Platon, Karneades, Theon von Smyrna, Theophrast, Antisthenes, Diogenes, Zenon dem Stoiker, Chrysippus, Posidonius, Epikur, Metrodor und Hermarchos. In Statuen sind uns Aristoteles und Diogenes erhalten. Diese verhältnißmäßig große Zahl kommt wohl auf Rechnung der gebildeten römischen Zeit, wo es Mode war, die Bildnisse aller irgend berühmten griechischen Philosophen zu besitzen und dieselben in Bibliotheken und Portiken, in Landhäusern und Gärten aufzustellen. Auch von diesen heben wir einige der berühmtesten hervor.

Perikles.

Unter den drei Hermenbüsten von Marmor, welche die Sammlungen des Vatikan und des britischen Museums sowie die Münchner Glyptothek besitzen, verdient die letztere schon deshalb die größte Aufmerksamkeit, weil sie in Athen selbst gefunden wurde, während die beiden anderen in einer römischen Villa bei Tivoli entdeckt worden sind. Die dem Perikles eigenthümliche hohe und spitze Schädelbildung, welche die sonst untadlige Schönheit seiner Leibesbildung ein wenig entstellte und deshalb den Komikern zu der spottenden Bezeichnung »Zwiebelkopf« Anlaß gab, ist in diesen Bildnissen verdeckt durch den hochgewölbten Helm, den schon der Bildhauer Kresilas, der Zeitgenosse des Perikles, seiner Portraitstatue des großen Atheners aus gleicher Absicht verlieh. Auf diese Originalportraitstatue sind alle späteren Abbildungen des Perikles zurückzuführen, und unter den uns erhaltenen vor allen die Münchner, welche ihn noch in der altattischen langen Haartracht darstellt, die erst gegen das Ende der Perikleischen Zeit durch das kurzgeschnittene Haar verdrängt wurde. Kresilas schuf in seinem Perikles das Ideal einer großartig aufgefaßten Portraitstatue, und noch Plinius nennt dieselbe würdig des Beinamens »der Olympier«, welchen Perikles führte. Tiefe des Gedankens, Schärfe des Urtheils und ruhige Festigkeit spiegeln sich auf dieser Stirn und in diesen Augen, und auf den Lippen scheint jene dämonische Redegewalt

dargestellt erscheint. Die Künstler gaben ihr mit Fleiß diesen der Juno angenäherten Charakter, und verwandelten so den Spott der gleichzeitigen Klatschschwestern, welche ihr diesen Namen beilegten, in den Ernst der Wahrheit; denn in der That war sie die würdige Hera des Zeus-Perikles. Die Haare sind in parallele und vertikale Locken künstlich um die Stirn frisirt, eine Haartracht, wie wir sie bei den Bildnissen mehrerer späteren ägyptischen Königinnen griechischer Abkunft wieder finden. Das nicht ganz streng dem griechischen entsprechende Profil erinnert an die asiatische Abkunft aus der schönen und reichen Stadt Milet, dem noch spät bei den alten Schriftstellern beliebten Schauplatze romantischer Begebnisse. Der Hals ist stark, die Wangen voll und kräftig, aber nichts verräth, daß es die Macht überwältigender Schönheit war, was, wie der Dichter Hermesianax, Demosthenes' Zeitgenosse, singt, einen Sokrates so bezauberte, daß er:

Stets hinwandelnd zum Hause Aspasiens, nimmer den Ausgang
Fand, wie geläufig er sonst Wege des Denkens auch fand.

An Perikles und Aspasia reiht sich schicklich die vatikanische Marmorherme des

Alkibiades.

Keiner von den Zeit- und Volksgenossen des Alkibiades ist so häufig von den besten Künstlern dargestellt worden. Seine Schönheit war die Bewunderung Athens. In zwei großen Weihebildern malte ihn der Maler Aglaophon zur Verherrlichung des Sieges, den er zu Olympia davon getragen. Als Kupido mit dem Blitz — es war das Wappen, das er auf seinem Prachtschilde von Gold und Elfenbein führte — sah ihn Plinius im Tempel der Octavia zu Rom, und die Zahl seiner Standbilder war über die halbe Welt verbreitet. Sogar auf dem römischen Forum sah man eine Statue des Alkibiades neben dem Standbilde des Pythagoras, und die Sage ging zu Plutarch's Zeit, man habe sie gesetzt, um, nach einem Orakelspruche, den Weisesten und den Ritterlichsten der

Hellenen zu ehren. Von dem allen ist nichts übrig geblieben, als eine Marmorherme des Vatikan, nicht eben bedeutend an Kunstwerth. Sie stellt ihn im hohen Mannesalter dar, und entspricht daher wenig dem hohen Rufe seiner Schönheit, die sprichwörtlich geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Wahrscheinlich ist sie eine Kopie nach dem Kopfe der Statue, die Kaiser Hadrian auf dem Grabe des Alkibiades zu Melissos in Phrygien aus parischem Marmor setzen ließ. Der Ausdruck ist mehr interessant als schön, en face gesehen höchst edel, anmuthig, aber doch mit Spuren eines Lebens voll Verirrungen und Leiden. Eine zweite Herme im neapolitanischen Museum, die man für einen jugendlichen Alkibiades hält, zeigt ein durchaus modernes Antlitz mit dem unverkennbaren Ausdrucke einer übersättigten Lebenslust in den freilich vom Künstler nur leicht behandelten Zügen. Außerdem besitzt noch das Pariser Museum (Nro. 94 Clarac) eine unvollendete Hermenbüste des berühmten Atheners.

Zum Schlusse noch einige Worte über die berühmte vatikanische Portraitstatue, den sogenannten

Phocion

aus pentelischem Marmor, wenig über Lebensgröße, eine Kriegergestalt von reifer Männlichkeit, mit kurzem Bart und dichtem Haar, den Visirhelm auf dem Haupte, nur mit dem kurzen Reitermantel, der Chlamys, von dichtem Stoffe bekleidet. Der rechte Arm hängt ruhig herab, die richtig ergänzte Hand des linken trug einen Feldherrnstab oder ein Schwert. Der Wuchs ist schlank und muskelkräftig. Aber der, wenn auch ernste, doch wohlwollende und liebenswürdige Ausdruck der Züge steht so sehr im Widerspruche zu der Schilderung des Phocion bei Plutarch, der sein Antlitz hart, finster und abschreckend schildert, daß Visconti seine Benennung der Statue nach diesem alten Feldherrn der Athener später zurücknahm, und in ihr die Bildsäule des Archemoros, eines mythischen Heroen, sah, weil sie unter den Trümmern eines nach demselben benannten Forums zu Rom gefunden worden war. Indessen hat ihm das nichts

geholfen; denn noch heutigen Tages ist der Statue jener historische Name geblieben. Vielleicht haben wir indeß in ihr eine Darstellung des Kriegsgottes; denn was Visconti von dieser Deutung abhielt, daß an der Gestalt die vorspringenden Adern angedeutet sind, steht jetzt nach der Entdeckung der Parthenonskulpturen einer solchen Bezeichnung nicht mehr im Wege.

Unter den Portraitbildern der Philosophen sind vorzüglich folgende vier hervorzuheben.

Sokrates.

Sein herrlichstes Abbild liefert uns eine Herme des neapolitanischen Museums, welche die durch die Inschrift ausgezeichnete farnesische Hermenbüste weit an Schönheit übertrifft. Hier ist die ganze Seele des liebenswürdigsten aller alten Weisen ausgedrückt. Die Feinheit seines Denkens und die unerschütterliche Ruhe seiner Seele spiegeln sich ab auf der heiteren Stirn und in dem Blicke der milden Augen, während auf den beredten Lippen der Geist jener Ironie schwebt, die nach ihm den Namen führt. Diesen Ausdruck verstand derjenige Besitzer der farnesischen Herme, der auf dieselbe die Worte eingraben ließ, welche Platon dem geliebten Meister in seinem Kriton in den Mund legt: »Heute wie immer in meinem Leben bin ich der Mann, der keinem seiner Freunde in irgend etwas Folge leistet, es sei denn, daß meine Vernunft mir nach reiflicher Ueberlegung sage, daß er Recht habe.« Wir können sicher sein, in diesen Büsten das getreue Bild des Sokrates zu besitzen, da eine Erzstatue von Lysippos' Meisterhand seine Züge aufbewahrt hatte, und Sokrates unter seinen Freunden sterbend, wie Lucian berichtet, ein beliebtes Sujet griechischer Maler war. Auch

Platon's Marmorbüste

in der florentinischen Sammlung, zu Athen gefunden, zeigt, nach der Inschrift, in halber Lebensgröße den prachtvollen, mit dem Diadem um-

gebenen Kopf, die breite kahle Stirn, die geschwungenen Brauen und den ehrwürdigen Ausdruck der Züge des Mannes, den selbst ein Römer wie Cicero immer nur den Göttlichen nannte. Von der Seite gesehen bietet der Kopf eine auffallende Aehnlichkeit mit Homer. Die Statue des Platon, welche Cicero in seiner tuskulanischen Villa besaß, war eine Kopie der berühmten Bronzestatue, welche der gefeierte athenische Erzgießer Silanion zu Ende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts im Auftrage eines Königs von Pontus für die Akademie zu Athen gearbeitet hatte. — In ganzer Figur besitzen wir nur noch die Portraitbilder zweier griechischer Philosophen; die eine derselben ist

der Aristoteles des Palast Spada in Rom,

sitzend dargestellt in natürlicher Größe von ausgezeichneter Arbeit. Der alte Denker ruht in Nachsinnen versunken, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, den Ellenbogen auf dem Knie. Diese aus dem Gewande frei hervortretende Haltung des Arms war die gewöhnliche bei den Portraitstatuen des Aristoteles im Alterthum. Die Stirn gewaltig, der Kopf oben breit, unten scharf zugehend, das Haar rund geschnitten über der Stirn. In den scharf markirten Zügen des bartlosen, von der Arbeit des Denkens tief gefurchten Angesichts mit den kleinen Augen und der mageren Figur spiegelt sich die ganze ruhige Unerbittlichkeit des weltumfassenden Gedankens. Das linke Bein ist zurückgezogen, das rechte gekrümmt vorgestreckt, linke Hand und Arm sind vom Gewande bedeckt. Das glatt rasirte Kinn zeigt makedonische Hofsitte; denn Alexander und seine Nachfolger verschmähten die Zierde des griechischen Vollbarts, und auf makedonischen Münzen erscheint nicht selten selbst Herkules bartlos dargestellt.

Eine Statuette der Villa Mattei zu Rom, welche bei Visconti abgebildet ist, zeigt den Philosophen stehend in derselben Haltung, wie der byzantinische Dichter des fünften Jahrhunderts Christodorus in seinem poetischen Kataloge des großen Kunstmuseums zu Byzanz die dort be-

findliche Statue des Aristoteles beschreibt: die Hände der herabhangenden Arme mit den Fingern in der Weise des christlichen Händefaltens ineinandergeschlungen, und sinnend vor sich hinschauend. Dieselbe Geberde des Händefaltens zur Bezeichnung desselben Ausdrucks bemerkte ich auch auf pompejanischen Wandgemälden, und die Ehrenstatue des Demosthenes, welche Plutarch noch zu Athen sah, war in derselben Haltung gebildet.

— Aristoteles' Portraitstatuen waren übrigens schon zu seinen Lebzeiten vorhanden. König Philipp von Makedonien hatte die Bildsäule des Freundes neben denen der königlichen Familie in Delphi aufstellen, Aristoteles selbst seine Statue für sein Grabmal von dem Bildhauer Gryllion verfertigen lassen. Und seine Schüler, wie Theophrast und Andere, wetteiferten, durch solche Denkmäler ihren Meister zu ehren. Besonders häufig sah man zu Juvenal's Zeit sein Portrait in Rom, und Cicero sehnt sich einmal, »in dem Studirsitze zu Füßen der Statue oder Büste des Aristoteles« im Hause seines Freundes Attikus zu sitzen.

Diogenes der Cyniker.

Die Marmorstatuette der Villa Albani ist ohne Zweifel das getreueste Abbild dieses wunderbarsten aller alten Philosophen, den Plato nur »einen extasirten Sokrates« zu nennen pflegte. Er steht da in gebückter Haltung, ganz nackt mit dickem Barte, aber fast kahlem Kopfe, der nur an den Seiten noch spärlichen Haarwuchs zeigt. Der Hund sitzt ihm als Symbol zur Seite. In der Linken hält er einen mächtigen, bis an die Brust reichenden Stab, in der herabhängenden Rechten die bekannte Trinkschale, sein einziges Besitzthum, das er wegwarf, als er einst einen durstigen Knaben aus hohler Hand trinken sah. Im Profil betrachtet spricht sich die scharfsinnige Schlauheit und der kaustische Witz des Cynikers am besten aus. Es ist ein wundervoller Kopf von höchstem Ausdruck ironischer Weltverachtung, und das Ganze sicher eine Kopie des berühmten Standbildes, das die Bürger von Sinope ihrem Landsmanne setzen ließen. Trotzdem daß er hier im höchsten Greisenalter von achtzig bis

neunzig Jahren dargestellt ist, zeigt der alte bizarre Kosmopolit in Physiognomie wie in Haltung eine überraschende Aehnlichkeit mit Börne, auf dessen bekanntes Wort ja auch jenes Selbstbekenntniß des Diogenes über seine Excentricität hinausläuft: »daß er es wie ein Musiklehrer mache, der den Ton übertrieben stark anschlage, damit der Schüler ihn leichter auffasse und festhalte.«

Am häufigsten unter allen Philosophen ist in den Museen das Portrait Epikur's, wie es im alten Rom in Statuen und Büsten, in Gemälden und geschnittenen Steinen, auf Ringen und Bechern in erhabener Arbeit das häufigste war. Die herkulanischen Nachgrabungen haben uns eine werthvolle Bronzebüste geliefert, die vielleicht eine Kopie nach der Ehrenstatue ist, welche ihm die Athener errichteten. Die Kopfbildung ist länglich, das Haar voll und schlicht, um Kinn und Lippen spielt die Fülle des langen Bartes. Der Blick ist sanft, fast traurig, und stimmt ganz zu jenem melancholischen λάθε βιώσας! *) das der liebenswürdige Greis seinen Freunden und Schülern als höchste Lebensregel zurief. Die lange schöngeformte Nase, und die nach der Nasenwurzel zu sich senkenden Brauen geben dem Kopfe etwas ungemein Sprechendes, Charakteristisches, das sich unvergeßlich einprägt und von der wunderbaren Kraft zeugt, mit welcher die alten Künstler in ihren Portraitarbeiten, zumal in den zahlreichen Philosophenstatuen das Eigenthümliche und Individuelle wie in einem Brennpunkte zu versammeln gewußt haben.

Redner und Schriftsteller.

Von den großen Rednern und Schriftstellern Griechenlands sind uns nur wenige in sicheren Portraitbildern erhalten. Doch kennen wir aus Büsten von den ersteren: Isokrates, Lysias, Demosthenes und seinen

*) Es ist das traurige qui bene latuit bene vixit des römischen Dichters das Wort, welches dasjenige Leben am glücklichsten preist, das unbemerkt von der Welt in stiller Zurückgezogenheit dahinfließt.

großen Gegner Aeschines, und von den letzteren Herodot und Thucydides, vereint in einer Doppelherme des neapolitanischen Museums. Dagegen besitzen wir in zwei herrlichen Statuen die lebensvollen Abbilder jener beiden größten Redner Athens, deren Werke noch heute den tiefsten Einblick gewähren in das Wesen jener Zeit, wo Athen, »das Auge von Hellas«, im Todeskampfe brechen sollte gegen den makedonischen Eroberer. Es sind die marmornen Portraitstatuen des Demosthenes und Aeschines.

Der Demosthenes des Vatikan.

Eine Kolossalstatue, dicht neben dem Euripides im Braccio nuovo des Vatikan, völlig bekleidet, hat uns vielleicht die Kopie jener bronzenen Ehrenbildsäule erhalten, welche die Athener ihrem edelsten und reinsten Bürger nach seinem Tode aufstellten, und unter welche sie jene klagenden Worte als Inschrift setzten:

Hättest, Demosthenes, du die Macht gleich der Einsicht besessen,
Nimmer wurde zum Raub Hellas der fremden Gewalt.

Derselbe nachdenklich sinnende Ausdruck, den bei jenem Standbilde die Haltung der herabhängend in einander gefalteten Hände noch verstärkte, findet sich wieder in der vatikanischen Statue. Ihre Vorderarme sind ungeschickt ergänzt, und waren ursprünglich wohl in jener Haltung des Originals gebildet. Die Züge und die mächtige Stirn tragen den Stempel des Genius, aber ihre Bildung hat nichts Einnehmendes, Liebenswürdiges. Eine düstere Schwermuth wirft ihren Schleier von der mit drei gleichlaufenden Runzeln durchfurchten Stirn hinab über das edelgebildete Antlitz, auf dem alle die Schmerzen eingegraben sind, die ein großer, edler Mensch, ein glühender Patriot, wie Demosthenes, zu tragen hatte, gegenüber dem Leichtsinn seines Volks und der Verblendung oder dem Verrathe seiner politischen Gegner. Besonders im Profil ist der Ausdruck von düsterster Schwermuth. Die Bildung des Mundes ist eigenthümlicher Art, die Unterlippe sieht aus wie angewachsen am

Zahnfleische, und giebt die Vorstellung eines Menschen, der stottert; bekanntlich litt Demosthenes an diesem Naturfehler, den er mit eiserner Energie überwand. Visconti bemerkt dabei, daß Michel Angelo, der diese Statue nicht kannte, in seinem berühmten Moses denselben Naturfehler durch eine ähnliche Bildung des Mundes ausgedrückt habe. Im Gesicht wie in der Haltung des Körpers ist etwas Müdes, ein Ausdruck schwächlicher Gesundheit, der sich auch in der herrlichen Bronzebüste von Herkulanum im neapolitanischen Museum wiederfindet. Die vatikanische Statue, welche bei Tuskulum gefunden worden ist, schmückte vielleicht dort einst die Villa des römischen Demosthenes.

Der Aeschines des Museo Borbonico.

Von der herrlichen Gewandstatue des Aeschines haben wir schon früher (s. S. 506 u. 508) gesprochen. Er ist in seiner ganzen Erscheinung, wie in seiner Gesichtsbildung der denkbar größte Gegensatz zu seinem alten Antipoden Demosthenes, gegen dessen hinfällige und sorgenmüde Erscheinung schon sein gesunder und robuster Körperbau bedeutend absticht. Alles in dieser Physiognomie ist frei, breit, aufgeschlossen, heiter und voll sinnlicher Lebenslust; aber in den Mundwinkeln lauert spottender Humor, und der ganze Ausdruck hat ein Etwas, das Mißtrauen einflößen mag. Man kann es sich bei diesem Gesichte vorstellen, daß er dem Demosthenes im freien unvorbereiteten Vortrage überlegen, die Wirkung solcher Rede dämonisch hinreißend und, wie ein Alter sagt, »übernatürlich« war, während er selbst doch bekennen mußte, daß er in vorbereiteter Rede seinem großen Gegner nicht gewachsen sei.

Die Hand erscheint vom Gewande verborgen. Diese Stellung mit der im Obergewande eingewickelten Hand war die gewöhnliche der alten Redner, und Aeschines selbst sagt uns, daß nach Solon's Beispiel, dessen Erzbildsäule in dieser Haltung den Markt zu Salamis schmückte, alle großen Staatsredner Athens, ein Themistokles, Aristides und Perikles mit der Hand im Gewande zum Volke sprachen, eingedenk des Spruchs jenes

alten Weisen Chilon, daß nur derjenige Redner gestikulire, der weder klar zu denken, noch klar das Gedachte zu sagen verstehe. Freilich war zu Aeschines' Zeit diese Haltung nicht mehr Sitte. Der wilde Demagoge Kleon hatte zuerst die altgediegene Vortragsweise aufgegeben, um den Athenern durch solche Genialität zu imponiren. Aeschines aber, der selbst Schauspieler gewesen war, wird dafür gesorgt haben, daß der Künstler, der diese Statue schuf, ihr die ruhige Würde jener alten Sitte verlieh.

Wir wenden uns jetzt, da wir die berühmtesten Portraitbilder Alexander's des Großen bei Gelegenheit des Lysippos und seiner Schule besprechen werden, von den Griechen zu den Römern.

Hauptwerke der römischen Portraitplastik.

Wenn wir von der ziemlich vollständig erhaltenen langen Reihe der Kaiserbilder absehen, so sind wir im Verhältniß zu den griechischen über aus arm an Portraitbildern ausgezeichneter römischer Persönlichkeiten. Es ist das eine eigenthümliche Ironie des Schicksals bei dem stolzen Volke, das so viel Pomp mit den Bildern der Ahnen gemacht hat. Auf die Größen der Poesie und Litteratur kommt kaum ein halbes Dutzend gesicherter plastischer Abbildungen unter den vorhandenen römischen Bildnissen, selbst wenn wir die Portraits des Cäsar hinzurechnen. Denn nur von Terenz, Cicero, Hortensius, Mäcenas, und von zwei unter den ersten Kaisern lebenden Autoren Seneca und Junius Rustikus besitzen wir sichere Portraitbüsten und Köpfe, während von einigen anderen, wie von Sallust und Horaz, nur in den künstlerisch werthlosen und hinsichtlich der Aehnlichkeit unzuverlässigen sogenannten Contorniaten *) Abbildungen erhalten sind. Von Staatsmännern und

*) Münzen, ähnlich unseren Jetons, die wahrscheinlich als Marken und Billets bei Theatervorstellungen und Circusspielen dienten, und aus den späten Kaiserzeiten stammen.

Feldherren der Republik sind in Büsten und Statuen nur Scipio, der Besieger Hannibal's, der große Pompejus, Brutus der Mörder Cäsar's, sowie der Triumvir Antonius, Roms Alkibiades, und Agrippa, der siegreiche Feldherr des Augustus, aus der ungeheuren Zahl von ähnlichen Monumentalbildern auf uns gekommen. Dagegen fehlt es in den Europäischen Museen nicht an benannten aber sonst unbekannten Bildnissen und vollends nicht an zahlreichen Portraits unbekannter und unbenannter Römer und Römerinnen. Zu den ersteren gehören die in Herkulanum gefundenen fünf Marmorstatuen einer Familie Nonius Balbus, die zu den uns unbekannten Größen einer römischen Municipalstadt zählte. Denn diese Municipalstädte, die es auf ihre Art in allen Dingen, in Festen und Spielen, in Pomp und Pracht der öffentlichen Gebäude, Plätze und Monumente dem großen Vorbilde Rom ebenso gleich zu thun strebten, wie in neueren Zeiten die kleineren deutschen Fürsten dem großen französischen Ludwig, ehrten durch die Auszeichnung einer öffentlichen Statue diejenigen ihrer Mitbürger, deren Eitelkeit und Reichthum ihnen dazu behülflich war.

Das Monumentalportrait bildet in der Geschichte der römischen Plastik den Anfangspunkt. Freilich waren die Bronzestatuen der sieben Könige, welche noch in später Zeit auf dem Kapitol standen, nur in dem Sinne Portraits, wie es bei den Griechen etwa die Statuen eines Homer und Theseus oder der sieben Weisen waren: Bildnisse von idealem und traditionellem Charakter, freie Schöpfungen späterer Zeit und Kunst. Aber auffallend ist, daß die alten Schriftsteller selbst, wie Plinius und Plutarch, die jenen Dingen doch um ein paar Jahrtausende näher standen, es ganz treuherzig aussprechen, daß jene Statuen zur Zeit der Könige selbst und auf deren Befehl gesetzt worden. Freilich war damals der Glaube noch gar naiv und die Kritik noch gering. Indessen mochten die ältesten Bildnisse immer bis auf den älteren Tarquinius, den ersten König griechischen Bluts zurückgehen, unter dem etruskisch-griechische Kunst und Künstler nach Rom verpflanzt wurden. Und es ist eine ganz beachtenswerthe Vermuthung Visconti's, daß die wunderbare, drittehalb Jahrhunderte ausfüllende Reihe von nur sieben Königen dadurch in der römischen

Sage entstand, daß Tarquinius nur die Statuen der bedeutendsten seiner Vorgänger aufstellen ließ, während er die anderen überging.

Auf die Bildung der Portrait- oder heroischen Statuen, die alle von Erz waren, gewann früh die griechische Kunst Einfluß. Die älteste Statue des Romulus und die späteren des Camillus waren nackt, nach griechischer Weise, während sonst bei Römern und Etruskern Panzer und Bekleidung der Standbilder üblich waren. Nächst den Königen waren die ältesten römischen Portraitstatuen die der Cloëlia wegen ihres männlichen Muthes, zu Rosse sitzend, auf dem heiligen Wege aufgestellt, und des Horatius Cocles auf dem Comitium. Spurius Cassius, ein Zeitgenosse der griechischen Perserkriege, durfte sich schon selbst eine Statue beim Tellustempel setzen, und den Minutius, welcher in einer Theuerung wohlfeiles Korn geschafft, stellte das dankbare Volk im Erzbilde auf, dem als Untersatz eine Säule diente, die aus aufeinandergeschichteten Broden bestand.

Romulus und Tatius auf Münzen erscheinen als asiatische Königsphysiognomien, Numa dagegen in einem Hermenkopfe der Villa Albani, ein edles priesterkönigliches Antlitz von ehrwürdigstem Ausdrucke, mit prachtvollem Barte, über dem Haupte eine Art Schleiertuch, ist sicher eine freie Nachbildung jener alten Kapitolstatue, welche den geistigen Begründer des römischen Staats in seiner, schon von den Alten gefeierten »wahrhaft königlichen Wohlgestalt« idealisirend darstellte. Von Brutus, dessen Erzstatue mit entblößtem Schwerte neben den Bildern der Könige stand, ist nur ein, nicht ganz sicherer, Bronzekopf im heutigen Palast der Conservatoren auf dem Kapitol erhalten.

Das erste zuverlässige Portrait aus der römischen Republik ist das Bildniß des

Publius Scipio Afrikanus des Aelteren,

des größten Mannes, den die Römerrepublik gesehen, des Helden, der den Tag von Cannä durch den Tag von Zama rächte, und den alten Todfeind seines Volkes niederwarf zum Nimmeraufstehen. Der Abgott

des römischen Volks, das ihm in seinen Bildern göttliche Ehre erwies, der Perikles von Rom, der die Propyläen Athens auf dem Kapitol von Rom nachbildete, der klügste Aristokrat der je gelebt, und der nicht übel Lust verspürte, die Rolle Cäsar's zweihundert Jahre vor ihm zu spielen, dabei fein gebildet, voll griechischen Kunstsinns, ein Freund der Frauen und des Vergnügens — er ist uns besonders in zwei Büsten erhalten, von denen die eine im neapolitanischen Museum, eine Bronzebüste, ihn in seinen alten Tagen darstellt, welche er in der Zurückgezogenheit seiner Villa zu Linternum verlebte. Der Ausdruck ist liebenswürdig und graziös, aber aus dem zusammengeschlossenen Munde spricht ein unglaubliches Selbstbewußtsein. Eine Marmorbüste im kapitolinischen Museum ist von mittelmäßiger Arbeit. Es ist das bedeutendste geistigste Römergesicht, das ich jemals gesehen. Aus der breiten eckigen Stirn des kahlgeschorenen Hauptes, aus dem verlängerten, in starker Wölbung sich ausrundenden Kinne spricht höchste Energie des Geistes, aber es ist der Ausdruck einer gebildeten weitschauenden Energie, nicht jener starrbeschränkten der wir so oft in andern römischen Physiognomien begegnen. An dem kahlen Vorderhaupte sieht man die kreuzförmige Narbe einer Wunde, die auf keinem seiner Bildnisse fehlt. — Das bei Weitem berühmteste Denkmal römischer Portraitbildkunst aber ist

der Pompejus des Palast Spada in Rom.

Diese neun Fuß hohe Kolossalstatue aus parischem Marmor wurde vor dreihundert Jahren bei den Ruinen des pompejanischen Theaters zu Rom aufgefunden. Die Kostbarkeit des parischen Marmors, der nur selten bei Kolossalstatuen angewendet wurde, die Vortrefflichkeit der Arbeit, der Fundort endlich, sowie noch andere Umstände — Alles spricht dafür, daß wir hier in der That die berühmte Ehrenstatue des Pompejus vor uns haben, zu deren Füßen sein großer Besieger unter den Dolchen des Brutus und seiner Mitverschwornen verblutete. Nach der pharsalischen Schlacht war sie umgestürzt worden; der großdenkende Cäsar hatte

sie wieder aufrichten lassen. Sein Nachfolger Augustus versetzte sie in die Nähe des Theaters unter einen Janusbogen. Als man sie anderthalb Jahrtausende später wieder auffand, stritten sich die Eigenthümer des Bodens um ihren Besitz, und nur mit Mühe rettete Papst Julius der-Dritte sie vor dem Schicksal der Zerstörung, da die streitenden Parteien bereits beschlossen hatten, sie in zwei Hälften unter sich zu theilen. Eine ähnliche Barbarei verübten später die Franzosen, als sie in dem republikanisirten Rom Voltaire's Brutus im Kolosseum aufführten und die Statue dorthin schleppten, damit der Voltairesche Cäsar zu ihren Füßen niedersinken könne. Es mußte nämlich, um den Transport zu bewirken, der rechte Arm des Kolosses abgenommen werden!

Der große Römer ist nackt gebildet, nach griechischer, von den Römern bei Ehrenstatuen längst nachgeahmter Sitte — wie Byron singt *):

> And thou, dread statue yet existing in
> The austerest form of naked majesty!

Die Chlamys bedeckt nur einen Theil des linken Arms, sie dient, wie das Wehrgehenk über der Brust, dazu, den Krieger zu bezeichnen. Der von seinen Mitbürgern vergötterte Sieger hält in der Linken eine Weltkugel, auf der noch die Spuren einer Victoria zu sehen sind. Die Medusenagraffe, welche auf der linken Schulter die Chlamys zusammenfaßt, sollte ausdrücken, daß der Schrecken einherging vor dem Besieger der Welt. Die jetzt restaurirte rechte Hand hielt wohl ursprünglich eine Lanze. Von besonderer Schönheit ist der herrlich gebildete Kopf, dessen ruhig würdige, anmuthvolle Züge, mit der edlen offenen Stirn, vollkommen der Schilderung entsprechen, welche die Alten von Pompejus' Gesichtsbildung entwerfen. Gütevollen Ausdruck des Angesichts und den Adel einer schönen Stirn (os probum et honorem eximiae frontis), hebt besonders Plinius hervor. Das Haar über der Stirn ist leicht aufwärts- und zurückgestrichen, und zeigt eine Art Ansatz zu dem schiefen

*) Child Harold, Canto IV, 87.

Scheitel moderner Haartracht. Die Aehnlichkeit mit Alexander dem Großen, welche Pompejus' Schmeichler rühmten, ist wirklich vorhanden, und nicht bloß in dem aufgesträubten Stirnhaar, dessen auch Plutarch gedenkt, sondern noch mehr in der Stellung der Augen. Von der Triumphalkrone, die das Haupt schmückte, sind nur noch die auf der Chlamys haftenden Bänder übrig.

Der Kopf war schon im Alterthum bei der Restauration wieder aufgesetzt, aber er ist aus demselben Marmor wie der Leib, und bei genauerer Untersuchung sieht man, daß die Brüche des Rumpfes und Halses sich vollkommen entsprechen. Und wenn Leib und Kopf in den Verhältnissen nicht ganz übereinstimmend erscheinen, so muß man bedenken, daß die alten Künstler bei solchen Portraitstatuen ihr Augenmerk vorzugsweise auf den Kopf und dessen Ausdruck richteten. Diesem möglichst edle Aehnlichkeit zu geben war ihr Hauptstreben; um den übrigen Leib kümmerten sie sich weniger. Sie idealisirten denselben immer, um den Gesammteindruck zu erhöhen, und wir bemerken daher jenen Widerspruch selbst bei Meisterwerken antiker Bildkunst. Bei der vollendetsten aller alten Portraitstatuen, dem sogenannten Germanicus des Louvre, sieht der Kopf viel älter aus als der Leib, dessen Bildung eher einem Jünglinge angehört *). Daß aber bei Ehrenstatuen, wie dieser Pompejus, der Künstler die Gesichtszüge möglichst ähnlich zu bilden hatte, das beweist unter Anderem jene Erzählung Plutarch's im Leben Cäsar's, wo wir lesen, daß die alten Anhänger des Marius, als der junge Cäsar heimlich über Nacht die Statue desselben auf dem Kapitol aufstellen ließ, bei dem Anblick der allbekannten Gesichtszüge ihres ehemaligen Führers Freudenthränen vergossen.

Die Züge Marc Anton's des Triumvirs besitzen wir in einem einzigen sehr schönen Marmorkopfe der Florentiner Sammlung, der wohl nur dadurch dem Schicksale der Zerstörung entging, welches nach der Schlacht von Actium alle öffentlichen Statuen des Besiegten traf, weil er keiner

*) Visconti, Icon. Rom. p. 118 — 120.

ſolchen angehörte. Der vorherrſchende Ausdruck des ganz bartloſen Geſichts iſt mächtige ſinnende Sinnlichkeit. Die Statue des eigentlichen Siegers von Actium iſt aufbehalten in dem berühmten

Agrippa des Palaſt Grimani zu Venedig.

Der Delphin zur Seite bezeichnet den Sieger in dem größten Seekampfe der alten Welt, der deshalb auch nach griechiſcher Sitte in nackter heroiſcher Darſtellung erſcheint: lebhaft vorſchreitend, die Chlamys auf der linken Schulter, das kurze Schwert in der Rechten, das Wehrgehenk über der Bruſt, ganz wie der Pompejus Spada. In dem völlig bartloſen Geſichte erkennen wir jenen düſter gerunzelten unheilverkündenden Blick (torvitas nennt es Plinius), den doch die Herzensgüte des als Bürger und Menſch ebenſo geliebten, wie als Staatsmann und Feldherr bewunderten Mannes ſtets Lügen ſtrafte. Auch als Beſchützer der Künſte werden wir den Erbauer des Pantheons und vieler anderen großen Bauwerke kennen lernen, der unter Anderem in einer öffentlichen Appellation an den Patriotismus und Gemeinſinn der römiſchen Großen darauf antrug: daß ſie ihre Gemälde und Statuen, ſtatt ſie in ihren Villen einzuſchließen, öffentlich ausſtellen und dadurch zum Gemeingut aller Bürger machen ſollten.

Wir fügen zu der Reihe der ausgezeichnetſten Portraitbilder berühmter Staatsmänner und Feldherren des republikaniſchen Roms noch ein Werk, welches allgemein zu den ſchönſten Werken antiker Plaſtik überhaupt gerechnet wird. Es iſt dies die Statue des ſogenannten

Germanicus des Louvre,

aus pentelikſchem Marmor, in Lebensgröße, bis auf zwei Finger der linken Hand ganz unverſehrt erhalten. Die Benennung als Germanicus iſt längſt als falſch erwieſen, aber der Name trotzdem geblieben. Wir wiſſen nicht mehr, wer der ſtolze und mächtige Römer war (denn ein römiſches Portrait iſt es nach Geſichtszügen und Haarſchnitt ohne Zweifel), den hier der Meißel eines griechiſchen Meiſters verewigen ſollte: dagegen der

Name des letzteren ist geblieben. Der Künstler dieses herrlichen Werks war nach der Inschrift ein Grieche, Kleomenes, der Sohn des Athenerz Kleomenes, des Schöpfers der mediceischen Venus. Danach wird einer jener großen Krieger und Staatsmänner aus der Zeit des Künstlers hier dargestellt sein, welche Männer wie die Flaminius, Aemilius Paullus, Metellus, Glabrio und Andere hervorbrachte, die die Waffen ihrer Republik in das alte Vaterland der Künste trugen *). Die Schildkröte, auf die das Gewand vom linken Arme niederfällt, der Gestus der erhobenen linken Hand, welche zu rechnen scheint, und die ganze Haltung und Stellung des Leibes deuten darauf hin, daß der Künstler für diese Portraitstatue die Merkurbildung mit freier Bearbeitung benutzte, und eine Merkurstatue in der Villa Ludovisi läßt darüber gar keinen Zweifel übrig. Seit Alexander's Zeit war es nämlich mehr und mehr Sitte geworden, auch Portraits von Königen und Großen mit göttlichen Attributen auszustatten. Da nun aber Kleomenes nicht alle Formen seines Vorbildes bei der Darstellung einer Persönlichkeit brauchen konnte, deren Alter schon der männlichen Vollreife nahe stand, so wußte er eine so bewundernswürdige Auswahl zu treffen, und neben dem genauesten Verständniß der Anatomie zugleich dem Marmor so viel Weiche und Leben zu verleihen, daß wenige unserer Antiken in so hohem Grade eine gleiche Anzahl bewundernswürdiger Eigenschaften vereinen, als dieses Werk, das jungen Bildhauern ein vollendetes Muster des Studiums liefern kann. Der Gesichtsausdruck erinnert an die Jugendbilder Napoleon's.

Von Cicero existirt kein einziges völlig beglaubigtes Portrait, so oft auch seine Büsten in den Museen vorkommen. Die schönste derselben ist eine Kolossalbüste von Marmor in der Wellington'schen Sammlung, ein sehr berühmtes Werk aus der ersten Kaiserzeit, dem eine andere in München (Nro. 224) am nächsten kommt. Er ist dargestellt im Beginne eines immer noch kräftigen Alters, ganz bartlos, ohne die bekannte

*) Nach den neuesten Untersuchungen von Brunn (Gesch. der griech. Künstler I, S. 545 ff.) lebten indessen beide Kleomenes wahrscheinlich am Ende des verletzten und zu Anfang des letzten vorchristlichen Jahrhunderts.

Warze. Schönheit, Ebenmaß und heiteres Wohlwollen verleihen ihm einen Ausdruck der in ſeiner ironiſchen Behaglichkeit etwas Goethiſches hat. Dagegen iſt der gleichfalls ganz bartloſe Büſtenkopf ſeines großen Rivalen Hortenſius in Villa Albani von einem Adel der Züge, wie wir ſie bei römiſchen Geſichtsbildungen ſelten antreffen.

Den Schluß machen wir, wie billig, mit dem Manne, welcher die Periode der römiſchen Republik abſchloß und das Imperatorenthum an ihre Stelle ſetzte, mit

Julius Cäſar.

Unter den erhaltenen Portraitbildern ſind die ſchönſten eine Koloſſalbüſte aus der Farneſiſchen Sammlung in Neapel und eine Gewandbuſte von grünem Baſalt in Berlin (291). Die letztere iſt völlig unverſehrt erhalten und von höchſter Vollendung der Arbeit. Die Augen ſind eingeſetzt, und drücken den lebhaften Blick der ſchwarzen Sterne vortrefflich aus. Die Sauberkeit des Haarſchnitts und die Glätte des völlig *raſirten Geſichts entſprechen ganz der Sorgfalt*, welche Cäſar, wie ſein Biograph Sueton bemerkt, auf beides verwandte. Er iſt im höheren Mannesalter dargeſtellt. Das kluge, feine, ironiſch lächelnde Geſicht zeigt den Ausdruck des Mannes, der ſich bewußt iſt, über ſeiner ganzen Zeit zu ſtehen, und der erreicht hat, was er ſein Lebenlang gewollt, der Einzige zu ſein, deſſen Wille als Geſetz galt in der römiſchen Welt.

Portraits germaniſcher Barbaren.

Während von den zahlloſen Statuen, welche den Beherrſcher dieſer Welt verherrlichten, auch nicht eine auf uns gekommen iſt, erregt es ein eigenes Gefühl, wenn wir durch den launiſchen Zufall nicht nur die ganze Familie einer kleinen Provinzialſtadt in fünf trefflichen Marmorſtatuen und zwei andere ſolche Municipalgroßen in ſchönen Bronzeſtatuen aus den Herkulaniſchen Ausgrabungen, ſondern ſogar die Portraitſtatue einer verachteten germaniſchen Barbarin und das Bild ihres Sohnes erhalten vor uns ſehen. Die koloſſale weibliche Statue einer Gefangenen in der

Loggia dei Lanzi zu Florenz ist nämlich von Göttling als die Portraitstatue der Thusnelda erkannt worden, welche einst den Triumphbogen des Germanikus schmückte *). Und das Berliner Museum besitzt in dem wunderschönen Kopfe einer sogenannten trauernden Muse das Portrait einer anderen Barbarenfürstin, der Ramis, Tochter des Kattenherzogs Actumer, die zugleich mit der Gattin des Arminius dem Triumphwagen des Germanikus folgte. Der tiefste Schmerz spricht aus diesem edlen, niedergesenkten Antlitz, aus den verweinten niedergeschlagenen Augen, den aufgelösten thränennassen Haarflechten. Als Gegensatz zu ihr hat der Künstler die Thusnelda aufgefaßt, deren gehaltene thränenlose Trauer ganz der Beschreibung des Tacitus von der Erscheinung der deutschen Heldenfürstin entspricht. Ueberaus trefflich sind an dem Kopfe der Ramis die Haare gebildet; und eigenthümlich abweichend von den griechischen und römischen Köpfen erscheinen die auffallend breit und wahrscheinlich ganz der Natur treugehaltenen Ohrlappen. Der Marmorkopf des Thumelikus, des Sohnes von Arminius und Thusnelda, den der höhnende Uebermuth der Römer zum Gladiator in Ravenna auferziehen ließ, ist im britischen Museum, wo er unter dem Namen Arminius aufgeführt ist. Die Aehnlichkeit der durchaus individuellen Gesichtszüge mit denen der Thusneldastatue in Florenz ist unverkennbar; der Lippenbart bezeichnet den Barbaren und Gladiator. Die Barbarenabbildungen an den noch erhaltenen Siegesdenkmälern zeigen, daß es römische Sitte war, die letzteren auf solche Weise charakteristisch zu schmücken, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der römische Siegesübermuth, der die gefangenen Könige und Fürsten hinter den Triumphwagen der Imperatoren einherschleppte, es sich nicht versagte, mit den getreuen Bildnissen der Ueberwundenen die Siegesdenkmäler dauernd zu verherrlichen.

Hier schließe ich die Aufzählung der bedeutendsten unter den vorhandenen antiken Portraitbildwerken. Von den Kaiserbildnissen, welche für die Beurtheilung der römischen Kunst so überaus wichtig sind, wird in einem besonderen Kapitel die Rede sein.

*) Vergl. Weimar und Jena. Thl. 2, S. 43—49.

XVIII.

Färbung plastischer Bildwerke.

Färbung plastischer Bildwerke.

Als man einmal den großen Bildhauer Praxiteles fragte, welche seiner Marmorstatuen er für die besten erklärte? erwiderte er: »Diejenigen, an welche Nikias die Hand gelegt hat.«

Dieser Nikias aber war kein Bildhauer, sondern ein berühmter Maler zu Athen. Was also lehrt diese Anekdote?

Zunächst, daß die Malerei der Skulptur in deren blühendster Zeit gewisse Dienste, und zwar keine unwichtigen, zu leisten pflegte. Denn selbst ein Bildhauer wie Praxiteles legte den größten Werth auf dieselben, und ein Maler von Ruf wie Nikias hielt es nicht unter seiner Würde, einem Kunstgenossen wie Praxiteles zuweilen diese Dienste zu leisten.

Worin aber bestanden diese Dienstleistungen? Diese Frage ist eine der schwierigsten in der ganzen alten Kunstgeschichte. Auch ist dieselbe in der That sehr verschieden beantwortet worden. Winckelmann meinte, Nikias habe dem Bildhauer beim Modelliren Nachhülfe gewährt. H. Meyer, der Erklärer Winckelmann's, bestimmte diese Nachhülfe näher dahin, daß

der Maler, der als ein Meister in Licht- und Schattenwirkungen galt, diese seine Meisterschaft dem Praxiteles bei manchen Werken desselben, zumal bei den bekleideten, habe zu Gute kommen lassen. Wie? und durch welche Mittel? Darüber erfahren wir freilich nichts. Richtiger sah schon Winckelmann's Nachfolger Visconti. Als Maler, nicht als Plastiker, müsse Nikias bei den Werken seines Freundes thätig gewesen sein, und es sei an eine theilweise Bemalung der Statuen zu denken.

Und so ist es auch in der That. Die neueren Forschungen haben es über allen Zweifel erhoben, daß nicht bloß in den ältesten Zeiten, oder in der Epoche der gesunkenen Kunst, sondern auch zur Zeit der höchsten Kunstblüthe die Werke der griechischen Marmorbildkunst theilweise bemalt gewesen sind.

Zunächst steht es fest, daß die Alten die Kunst verstanden, das Weiche, Fettscheinende des Marmors durch Einschmelzen und Einreiben eines Firnisses von punischem Wachs zu erhöhen, und daß von diesem Wachsfirnisse sehr wahrscheinlich der gelblich fette Ton herrührt, den wir an so vielen alten Statuen bemerken. Aber die Alten kannten auch eine wirkliche Kolorirung der Marmorstatuen, zumal der bekleideten, durch eingebrannte Wachsfarben, ein Verfahren, welches ein bei Weitem feineres Kunstgeschick erforderte, während jenes erstere mehr mechanisch war. Eine Stelle des Dichters Chaeremon *), eines älteren Zeitgenossen des Praxiteles, lehrt uns, daß an Statuen die blonden Haare, besonders bei jugendlichen und weiblichen Gottheiten, durch eine Wachsfarbe angegeben wurden, die zugleich das Weiche und Glänzende feiner Haare vollkommen ausdrückte. Beide Behandlungsweisen des Marmors gehören zu der verlorenen Kunstart der alten enkaustischen Malerei, und Canova's Versuch, nach dem Vorgange der Alten dem Marmor durch Einreibung einer aus Wachs und Seife bereiteten Mischung jenen weicheren und milderen Ton zu geben, verunglückte.

Aber wenn auch die Kunst der antiken Enkaustik selbst verloren ge-

*) Erhalten bei Athen. XIII, p. 608. d.

gangen iſt, ſo haben ſich doch von der Anwendung der Farbe bei antiken Bildwerken noch Spuren genug erhalten. Winckelmann zwar hatte bei den Marmorſtatuen, welche er in Rom ſah, dergleichen nicht bemerkt. Ihm fielen zuerſt bei einer in Herkulanum gefundenen Marmorſtatue der Diana ſolche Farbenreſte in die Augen. Allein da dieſelbe in dem alten hieratiſchen Style gearbeitet war, ſo hielt er ſie für ein etruriſches Werk und forſchte nicht weiter nach, ob auch bei den Griechen eine gleiche Bemalung des Marmors üblich geweſen ſei. Erſt die Entdeckung der griechiſchen Bildwerke in neuerer Zeit und die genauere Unterſuchung der bereits bekannten führte zu dem Reſultate: daß es in Griechenland auch zur Zeit der höchſten Kunſtblüthe allgemein üblich war, ſowohl Reliefs als Statuen von Marmor mit Farben zu ſchmücken, und daß eben, weil dies allgemein üblich war, die Schriftſteller wie z. B. Platon dieſe Sitte auch nur kurz und beiläufig erwähnen. Genaueres Nachforſchen erwies, daß nicht nur die alten Skulpturen der Selinuntiſchen Reliefs und der Aeginetiſchen Statuen, ſondern auch die Werke der Phidiaſſiſchen Zeit, am Theſeion und Parthenon zu Athen wie am Apollotempel zu Baſſä, urſprünglich bemalt geweſen waren. Ebenſo fand man Farbenſpuren an den zwei großen Flußgöttern des Nil und des Tibris, an der Amazone der Villa Mattei, am Antinous und Apoll des Kapitols, wie an der Gruppe des Oreſt und der Elektra in Villa Ludoviſi, an der Pallas von Velletri, der Diana und der Veſtalin von Verſailles, an der Venus von Arles und an römiſchen Portraitſtatuen. Gar viele ſolcher Farbenreſte mochten überdies durch Reſtauration und Aufpolirung ſchon bei der erſten Auffindung vertilgt worden ſein. So erzählte mir der Bildhauer Wredow aus Berlin, daß er im Jahre 1828 zu Rom die Statuen des Titus und ſeiner Tochter, welche jetzt im Braccio nuovo des Vatikans ſtehen, aufgraben ſah, und dabei wahrnahm, daß die Gewandung beider ſehr ſchön purpurroth, das Futter gelb gefärbt war. Als er dieſelben Statuen ſpäter wiederſah, war die Farbe, bis auf eine Spur in einer beſonders tiefen Falte, unter den Händen des Reinigers verſchwunden.

Natürlich iſt der Umfang, in welchem die Farbe bei den Werken

der Bildkunst angewendet wurde, zu verschiedenen Zeiten ein sehr verschiedener gewesen. Die ältesten Kultusbilder aus Holz waren vollständig bemalt; ebenso auch die ältesten Götter- oder vielmehr Götzenbilder aus gebrannter Erde, wie uns etruskische Terracotten zeigen. Der noch rohe Sinn eines ungebildeten Volks hat überall Lust an starker, ja selbst schreiendbunter Färbung. Wurden doch jene ältesten Säulen und klotzähnlichen Bildnisse der Götter nicht selten mit wirklichen buntfarbigen Gewändern bekleidet. Als man bei fortschreitender Kunst diese Bekleidung zuerst in Elfenbein und Metallen, dann auch in Stein durch das Material der Bildsäule selbst nachzuahmen versuchte, bestrebte man sich, den Schein und die Farbe der wirklichen Gewandstoffe wenigstens annähernd auszudrücken. Die vollendete Bildkunst, die ihre Grenzen erkannte, und die den Genuß und die Erhebung der Seele allein oder doch vorwiegend bezweckte, gab die mit der Färbung verbundenen wesentlichen Vortheile nicht auf, indem sie sich beschränkte. Sie erreichte vielmehr auch in diesem Punkte sehr wahrscheinlich das Ideale. Bei aller Nachahmung befolgte sie ein Gesetz der Aneignung, aus welchem das Gehörige hervorging. Sie gebrauchte daher die Farbe nur als einen Anhauch, um bei dem weißen Marmor die Blendung und die starken Reflexe, welche Genuß und Erkenntniß der Ausführung beeinträchtigen, zu mildern, das kalte Weiß durch die Wärme der Lokaltöne zu beleben, die Massen zu sondern, und was die Skulptur bei der Nachahmung nicht genügend auszudrücken vermag, durch die Malerei zu ersetzen, wobei zugleich symbolischer Sinn und Bedeutung der Farben zu Stande kamen. Ein neuerer Kunstforscher *) hat nachgewiesen, daß das Kunstgesetz, welches die griechische Marmorplastik in Bezug auf die Anwendung der Farbe befolgte, vollkommen mit demjenigen übereinstimmt, welches sich in der farbigen Architektur der griechischen Marmortempel wiederfindet. Wie im Marmortempel der eigentliche Körper des Bauwerks seine natürliche weiße Farbe behielt, und nur einzelne Bautheile, wie Triglyphen, Metopen, Giebel-

*) H. Hettner, Griech. Reiseskizzen S. 202 ff.

ſelder, Dach und Deckenornamente ihre beſondere Bedeutung durch Farbe beſonders hervorhoben — ſo blieb auch in der Plaſtik auf ihrer höchſten Stufe der Körper als ſolcher, bis auf jenen von der Enkauſtik dem Marmor gegebenen Anflug, durchaus rein und einfachig. Nur einzelne Theile des Geſichts, die auch bei dem wirklichen Menſchenkörper durch beſondere Färbung ſich ſcharf von der fleiſchigen Grundfarbe abſondern, Haar, Augen, Brauen und Lippen, wurden durch Farbe beſonders hervorgehoben. Der volle Gebrauch der Farbe aber ward nur bei der Gewandung angewendet, die allerdings nicht bloß an den Säumen, ſondern zuweilen, wie ſelbſt im Panathenäenfriese des Parthenons, in ihrem ganzen Umfange bemalt erſcheint. Der Schmuck der Farbe bezeichnet eben das Gewand als ſchmückende Zuthat und trennt es ſcharf ab von der ſelbſtändigen Formenbedeutſamkeit des Körpers. »Und die Kränze, Diademe, Waffenſtücke und ſymboliſchen Attribute von vergoldetem Metall thaten dann das Ihrige, um das Herüberneigen der plaſtiſchen Gebilde in das lebendige Leben zu verſtärken.«

In dieſem Sinne haben denn auch neuere Künſtler, unabhängig von den Alten, bei ihren Marmorwerken die Anwendung der Farbe verſucht. Bernini erlaubte ſich bei einigen Statuen, z. B. in ſeiner Gruppe Pluto und Proſerpina, Augenſterne und Augenbrauen durch Farben anzudeuten, und Canova, der überhaupt als Venetianer Sinn und Neigung für Farben bewährte, gab ſeinen ausgeführten Marmorwerken gern eine gelbliche Färbung; ja er verſuchte durch verſchiedene Tinten, ſowie durch Matt- und Glattarbeiten des Marmors eine Abwechslung des Tons hervorzubringen und ſelbſt Bekleidungsſtoffe anzudeuten.

Im Ganzen müſſen wir nun freilich eingeſtehen, daß eine völlig klare Vorſtellung von der Anwendung der Malerei bei den Arbeiten der Marmorbildner für uns ebenſo wenig erreichbar bleibt, als wir uns die Anwendung der Muſik beim Vortrage ihrer dichteriſchen Werke klar zu machen vermögen. Wichtig aber iſt der Umſtand, daß faſt alle großen Meiſter der Plaſtik zugleich Maler genannt werden. Auch Phidias ſchmückte ſeine Werke mit Farben, und wie ihm der Maler Panänos da-

bei half, so Nikias dem Praxiteles. Immer jedoch war die Thätigkeit des Malers, wenn auch eine untergeordnete, doch eine künstlerische bei solchen Arbeiten. Das sehen wir aus Plutarch, der die Bemaler und Vergolder von Bildsäulen mit den Schauspielern vergleicht, welche das Werk des dramatischen Dichters erst ins volle Leben rufen *). Dieses Wort Plutarch's ist von entscheidender Wichtigkeit für die Frage der polychromen (vielfarbigen) Skulptur. Es beweist, daß die Thätigkeit der »Enkausten«, d. h. der Maler, welche die Marmorstatuen mit feinen Wachsfarben bemalten, der »Chrysoten«, welche an vielen Statuen Haare und Bart, Waffen, Gewänder und Schmuckwerk vergoldeten, endlich der Bapheis, d. h. der Künstler, welche durch Mischung der Metalle dem Erze jene feine Nüancirung der Farben verliehen, die es einem Silanion möglich machte, in dem Erzbilde seiner sterbenden Jokaste selbst die Todesblässe andeutend auszudrücken, — Plutarch's Wort, sage ich, beweist, daß die Thätigkeit aller dieser Künstler für das Werk der Plastik in Marmor und Erz darauf gerichtet war, dem Kunstwerke jenen künstlerischen Schein des Lebens zu verleihen, den die Alten vor Allem von demselben verlangten. Nach ihrer Empfindungsweise hatte die Plastik für sich allein nicht die Mittel, vollendete Schönheit, wie sie der Grieche liebte, darzustellen. Sie bedurfte dazu eines Moments, das streng genommen allerdings, wie der feine Kunstkenner Lucian sagt, außerhalb ihres Wesens lag. Aber dies Moment der Farbe war ein wesentliches zur Schönheit des plastischen Werks und »schön wie ein fein gemaltes Marmorbild« ist ein vergleichender Ausdruck, den der römische Dichter Plautus aus einem von ihm bearbeiteten griechischen Drama mit herübergenommen hat, um die Schönheit und den Liebreiz eines Mädchens zu bezeichnen. Die Färbung des Nackten gab da, wo sie angewendet wurde, dem Marmor jenen »milden, die Statue sanft erwärmenden Anflug«, von dem Plinius spricht, und jenen »feinen Purpurteint« des Lebens, den Lucian dem Marmorbilde einer schönen Frau ertheilt wissen will. Und eben weil dieser far-

*) Plutarch, d. glor. Ath. cap. 6.

bige Anhauch des Nackten so fein und leicht war, ist es erklärlich, daß sich so gut wie gar keine Spuren davon an unseren Antiken erhalten haben, während es an Farbenspuren der bei Weitem kräftiger bemalten Nebenwerke, an Gewändern, Waffen, Schmuckwerk und dergleichen mit nichten mangelt.

Durch die Anwendung jener enkaustischen Wachsfarben erreichten aber die Alten auch noch den praktischen Vortheil, Marmorwerke gegen den Einfluß der Witterung und gegen die Entstehung einer zerstörenden Vegetation zu schützen. So haben Verzierungen sich glatt erhalten, während der Marmor, auf dem sie angebracht waren, verwitterte.

Erst in Zeiten des gesunkenen Geschmacks suchte man die minder dauerhafte Farbe durch Zusammenfügung der Statue aus seltenen farbigen Marmorarten zu ersetzen, und mißverstand die Idee der Färbung so sehr, daß man sogar Zeugstoffe auf diese Art nachahmte.

Ziehen wir aus dem Bisherigen ein Resultat, so ist es etwa folgendes. Weder diejenigen Kunstforscher, welche alle und jede Anwendung der Farbe bei Marmorwerken der Alten leugnen, noch diejenigen, welche eine vollständige Bemalung derselben in allen Theilen annehmen, haben Recht. Gegen die Ersteren und für eine gewisse Anwendung der Farbe in der alten Skulptur sprechen nicht nur die bestimmtesten schriftlichen Zeugnisse, sondern auch zahlreiche augenfällige Beweise. Es spricht ferner gegen sie die Farbenlust der Menschen des Südens und der Farbenreichthum ihrer Naturumgebung, welcher diese Lust erzeugte. Aber auch ihre Gegner haben Unrecht. Für sie spricht kein einziges Zeugniß der alten Schriftsteller, und kein einziges unter allen erhaltenen Monumenten. Die Wahrheit liegt auch diesmal — wenigstens für die Zeit der griechischen Kunstblüthe von Phidias herab bis in die Zeit der ersten römischen Kaiser — in der Mitte jener beiden extremen Ansichten. Die alte Plastik verschmähte die Anwendung der Farbe in Marmorwerken nicht, aber sie schränkte dieselbe ein auf diejenigen Theile, wo die Färbung dazu dienen konnte, die Wirkung des Wesentlichen, der reinen Form der Menschengestalt, durch andeutende Sonderung des minder Wesentlichen und Zufäl-

ligen zu erhöhen. Darauf war es abgeſehen, nicht auf eine rohe Illuſion, welche in der Plaſtik nur das unheimlich Widerwärtige einer Wachsfigur zur Folge haben kann. Eine völlig bemalte Statue wäre geſchminkter Tod; die farbengezierte Statue der Alten war erhöhtes ideales Leben.

Soviel ich weiß, giebt es nur einen einzigen alten Autor, welcher in ganz unzweideutigen, wenn auch kurzen Worten einer bemalten Marmorſtatue gedenkt. Dies iſt der römiſche Dichter Virgil. Wir haben von ihm noch ein kleines Gedicht, in welchem er der Venus, als der Stammmutter des römiſchen Volks, allerhand Opfer und Weihegeſchenke gelobt, wenn ihre Huld das Gelingen ſeines großen Heldengeſangs vom Aeneas begünſtige. Unter dieſen Weihegeſchenken nennt er denn auch »einen Amor von Marmor mit buntfarbigen Flügeln und, wie es Brauch, bemaltem Köcher«:

Marmoreusque tibi, Dea, versicoloribus alis
In morem picta stabit Amor pharetra.

Wir ſehen alſo auch hier den Schmuck der Farbe ausdrücklich nur an Flügeln und Köcher, alſo an außerweſentlichen Theilen angewendet. Ganz derſelbe Fall iſt es mit der zuvor erwähnten Marmorſtatue der Diana aus Herkulanum. Auch an ihr zeigen Geſicht, Arme, Füße, ja ſelbſt die Hauptmaſſe der Gewandung die reine Weiße des Marmors, dagegen bewahren die langen Haare noch den gelblichen Schein früherer Vergoldung, und das weiße Diadem, das ſie umgiebt, iſt mit goldenen Buckeln geſchmückt. Die Sandalen und deren Bänder, ſowie der ſchmale Saum des Untergewandes ſind roſenroth, und ein gleichfarbiger, am äußerſten Saume vergoldeter Streifen ſchmückt das Obergewand. Das Band, welches den Köcher hält, iſt karmoiſinroth mit weißen Buckeln. Auch hier alſo iſt die Farbe überall nur beſchränkt auf Außendinge. Sie ſchmückt den Theil der Statue, der ſtreng genommen außerhalb des Bereichs der Skulptur liegt. Dieſe lichten, hier und da verwendeten Farbentöne, verbunden mit dem goldenen Schmuck von Zierrathen und

Attributen, bildeten gleichsam nach einem schönen Worte Feuerbach's, eine zarte Vermittelung des Ewigbleibenden in der Statue mit dem bunten Glanze der Erscheinung; sie dienten als sanfte Uebergänge aus dem geheimnißvollen Tempel der Kunst in das helle Gebiet der Wirklichkeit. Sie öffneten das Kunstwerk gegen die Einbildungskraft des Beschauers, sie lockten auch das blödere Auge durch den Zauber eines bunten Sinnenscheins in die ernstere Betrachtung des höheren poetischen Scheines, und bildeten so die bunte Irisbrücke, welche den Sitz der Olympier mit der Erde verbindet *).

Dasselbe Kunstgesetz haben die Alten auch in ihrer Erzplastik befolgt. Freilich ist ihre Kunst der Erzmischung verloren, durch welche sie, wie die alten Schriftsteller erzählen, selbst die Röthe oder Blässe der Wangen auszudrucken und überhaupt verschiedenen Theilen der Bildsäule verschiedene Farbennüancen zu geben wußten. Aber von einem Streben nach wirklicher Illusion, von einer rohen realistischen Naturnachahmung war bei der Erzstatue gewiß noch weniger als bei dem Marmorbilde die Rede. Was hiervon bei späten Kunstschriftstellern berichtet wird, schmeckt größtentheils nach rhetorischer Uebertreibung und nach jener Manier, die sich zumal zur römischen Zeit in der Hervorhebung höchster Lebensähnlichkeit des Kunstwerks gefiel. Thatsache ist es, daß man auch bei Erzstatuen die Augen oft aus Schmelz oder edlen Steinen einsetzte, deren Verfertigung einen eigenen Zweig der Kunstthätigkeit bildete; daß man die Lippen mit weißem Silber plattirte und an Haupthaar und Gewandung, sowie an Schmuckwerk, Waffen und Attributen von edlen Metallen gewisse Farbenunterschiede auszudrücken liebte. Aber das Alles blieb in den Schranken der Andeutung, ohne sinnliche Täuschung zu bezwecken; es that dem Farbensinne der Alten Genüge, ohne Anspruch auf eine Naturwahrheit zu machen, die schon durch das Material selbst und durch dessen natürliche Farbe ausgeschlossen war.

Man darf indessen nicht glauben, daß die Alten immer und überall

*) Feuerbach, Vatik. Apoll S. 311—312. Nachlaß Bd. 2. S. 66.

die oben erwähnte gänzliche oder theilweiſe farbige Betonung des Marmorbildes angewendet, daß ſie gar keine Statuen gebildet hätten, in welchen, wie bei den Werken unſerer Marmorplaſtik, der Marmor allein durch ſeine eigenthümliche Farbe ſeine Wirkſamkeit ausübte. Wir wiſſen durch das Zeugniß eines alten Kunſtkenners, des Lucian, daß Praxiteles' knidiſche Venus und viele andere berühmte Bildwerke durchaus farblos waren. Aber auch hier beſaß und beſitzt die Plaſtik Mittel, ohne Anwendung wirklicher Farbe eine gewiſſe farbige Belebung da, wo ſie nothwendig erſchien, hervorzubringen. Nur dem ungeübten Blicke ſcheint z. B. die Statue des belebten Auges zu entbehren, während für den Beſchauer, der zu ſehen gelernt hat, in den feinen Licht- und Schattenübergängen, die der Bildhauer dem Auge durch die tiefe und doch ſchwungvoll rund hervorgewölbte Lage zwiſchen den ſcharf erhöhten Augenknochen zu geben weiß, gerade jener Anſchein des Blicks erzeugt wird, der dem Weſen der Plaſtik entſpricht. Auch ohne Farbe wußten die alten Künſtler das »Schwimmende«, Sehnſuchtſüchtigfeuchte im Auge der Aphrodite durch den ſtark ausgeladenen, faſt rund überwölbten und dabei leiſe zuſammengezogenen Bau des Augenlides auszudrücken. Und wo die Situation, bei Genrebildern, Heroen- oder Portraitſtatuen, ſchärfere Bezeichnung des Blicks, ſeiner Richtung und ſeines Ausdrucks forderte, da verſchmähten die alten Künſtler es nicht, ſolche maleriſche Wirkung durch Eingrabung der Pupille und Einritzung des Irisrandes hervorzubringen. Ueberhaupt aber kannte und kann die Plaſtik des maleriſchen Scheins nicht entbehren, und wer ſein Auge zu üben weiß, der wird bald erfahren, daß die alten Künſtler im Ganzen wie in der Behandlung des Einzelnen ihrer Werke auf dieſen maleriſchen Schein und ſeine Wirkung für den Beſchauer hin gearbeitet haben.

XIX.

Nacktheit der griechischen Plastik.

Mephisto (spricht).

„So sind' ich mich doch ganz und gar entfernder,
Fast Alles nackt, nur hier und da bekleidet, —
Zwar sind auch wir von Ihresgleichen unanständig,
Doch das Antike sind' ich zu lebendig.
Das müßte man mit neuerem Sinn bemerken.
Und mannigfaltig modisch überkleistern."

(Goethe's Faust, II. Theil.)

Nacktheit der griechischen Plastik.

Ueber keinen Gegenstand pflegen bei den meisten Menschen, die über plastische Kunst und Kunstwerke urtheilen zu können meinen, weil sie zwei Augen haben, so verkehrte Vorstellungen zu herrschen, als über dasjenige, was man griechische Nacktheit zu nennen beliebt. Wenn man die Leute hört, so sollte man oft meinen, die alten griechischen Künstler hätten lauter nackte Figuren gebildet. Und doch reicht ein Spaziergang durch irgend ein Museum hin, um das Gegentheil zu lehren und zu zeigen, daß sie ebensoviel, wo nicht gar mehr ganz und halbbekleidete als nackte Gestalten geschaffen.

Schon der alte römische Schriftsteller Plinius sagt freilich: »Der Griechen Art ist, nichts zu verhüllen; dagegen ist es römische und kriegerische Weise, den Statuen einen Panzer zu geben *).« Dieser Ausspruch ist ganz richtig, und doch hat er große Verwirrung angerichtet, weil man

*) Nat. Histor. XXXIV, 5, 10: Graeca res est, nihil velare; at contra Romana et militaris thoraca addere.

ihn falsch verstand und den ersten Theil desselben absolut nahm, während er doch durch den zweiten bedingt und nur auf eine ganz specielle Gattung von Kunstwerken zu beziehen ist.

Der Einzige, welcher über den hier in Frage kommenden Gegenstand eine zusammenhängende Aufklärung zu geben versucht hat, ist der Berliner Kunstforscher Aloys Hirt in seiner Schrift »über die Bildung des Nackten bei den Alten« *). Aber auch er kommt zu keinem wirklichen Resultat. Wir erfahren eigentlich nur, daß die alten Griechen fast alle Gestalten: Ober- und Untergötter und Göttinnen, Dämonen und Heroen, Sieger in Spielen und Wettkämpfen, Könige und Feldherren, Dichter, Philosophen, Redner u. s. f. theils halb, theils ganz bekleidet, zuweilen aber auch einige derselben nackt dargestellt haben — womit denn freilich nicht viel für unsere Einsicht gewonnen wird. Auf das Warum? aber der nackten Darstellung mancher Götter bei den Alten giebt er eine noch wunderlichere Antwort. Er meint nämlich, die Griechen hätten hier das Vorbild und Beispiel der Aegypter nachgeahmt, von denen sie ohnehin Idee und Technik ihrer Kunst überkommen hätten. Von den Göttern aber sei die nackte Darstellung auf die Heroen und gottähnlichen Menschen, vergötterte Herrscher, wie Alexander der Große und die römischen Kaiser, übergegangen. Wir werden sehen, daß das Letztere eben so richtig wie das Erstere falsch ist. Was er endlich noch von der Absicht sagt, die Bedürfnißlosigkeit der Götter durch solche nackte Darstellung auszudrücken, ist nichts als ein Einfall, der seiner Quelle, des sogenannten Philosophen Seneca, würdig ist.

Viel tiefer faßte die Sache Lessing in einem einzigen Satze seines Laokoon. Es ist im fünften Kapitel, wo er den Grund entwickelt, weshalb derselbe Laokoon, der bei dem Dichter Virgil im vollen Priesterornate erscheint, von dem plastischen Künstler eben so wie seine Söhne völlig nackt dargestellt ist. Offenbar war dies letztere ein Verstoß gegen die Wirklichkeit; denn es ist nicht anzunehmen, daß ein Königssohn, ein Priester, in Ho-

*) S. Abhandlungen der Berl. Akad. Jahrg. 1830.

merischer Zeit bei einem Opfer nackt erschien. Die Kunstkenner zu Lessing's Zeit suchten also nach einer Entschuldigung des bildenden Künstlers für diesen »Verstoß gegen das Uebliche«, und fanden sie in der Schwierigkeit, welche die Bekleidung in solchem Falle dem Künstler gemacht und die ihn gezwungen habe, »lieber gegen die Wahrheit zu verstoßen, als in den Gewändern tadelhaft zu werden.« Lessing lacht diese Kunstkenner aus. »Man kann,« sagt er, »die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es durch solche Entschuldigung geschieht. Denn gesetzt, die Skulptur könnte die verschiedenen Stoffe ebensogut nachahmen, als die Malerei: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet sein müssen? Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, eben so viel Schönheit, als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerlei Fähigkeiten, ist es einerlei Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen?«

Aber Lessing dringt noch tiefer ein in das Wesen der Sache durch den weiteren Vergleich der dichterischen Darstellung des Gegenstandes mit der Ausführung durch die Hand des plastischen Künstlers. »Bei dem Dichter,« sagt er, »ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts. Unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht: sein Leiden ist ihr an jedem Theile des Körpers einmal so sichtbar wie das andere. Die Stirn ist für sie mit der priesterlichen Binde umwunden, aber nicht verhüllt. Ja sie hindert nicht allein nicht, diese Binde; sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns (nach dem Dichter) von dem Unglücke des Leidenden machen: —

Schwärzliches Gift befleckt und Geifer die heiligen Binden.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehn und Verehrung verschafft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiligt.« Aber diesen Nebenbegriff, setzt Lessing hinzu, mußte der plastische Künstler aufgeben. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein Großes geschwächt haben. Die Stirn wäre zum Theil verdeckt wor-

den, und die Stirn ist der Sitz des Ausdrucks. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringfügige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese erste Bestimmung. Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinen begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.«

Die Erkenntniß also, daß die Schönheit die höchste Bestimmung der Kunst sei, führte die alten Künstler dahin, das Uebliche, wie Lessing sagt, dem Ausdruck dieser Schönheit aufzuopfern.

Aber die Erkenntniß, daß der natürliche Leib allein Geist und Leben unseren Augen sinnlich darstellt, ist der griechischen Kunst nicht so vom Himmel gefallen. Es bedurfte eines weiten Weges, um zu ihr zu gelangen.

Betrachten wir zuerst ihre Götterbilder, nicht die jener ältesten Zeit, wo ein Steinblock, ein Holzpfahl, eine Säule den Gott bedeutete, sondern jene ersten, meist aus Holz geschnitzten wirklichen Bilder der Götter. Sie waren alle bekleidet und zwar mit wirklichen Gewändern und Schmuck aller Art, ja es gab für sie eigene Garderoben und Tempeldiener, welche das Ankleiden besorgten. Diese Sitte erhielt sich für manche Kultbilder durch die ganze griechische und römische Zeit, und ging wie so manches Andere aus dem Heidenthum über ins Christenthum, auf dessen Marienbilder und Heiligenfiguren. Als eine vorgeschrittene Kunst und Kunstfertigkeit die herrlichen Tempelbilder aus Elfenbein und edlen Metallen schuf, ward die Gewandung beibehalten, und die Kunst eines Phidias und anderer großen Meister wußte, wie wir sehen, den Reichthum und die Farbenpracht der wirklichen Gewandstoffe auch in jenem gediegenen Mate-

rial kunſtreich nachzuahmen. Bekleidete Darſtellung war und blieb Regel für das Götterbild, zumal für die Tempelſtatue ſelbſt zu einer Zeit, wo die plaſtiſche Kunſt ſich längſt von der alten ſtarren Unlebendigkeit zu freierem Erfaſſen der vollen Schönheit des menſchlichen Körpers aufgeſchwungen und dieſen vollendetſten Organismus der Schöpfung zu ihrer Hauptform und Hauptaufgabe gemacht hatte.

Denn dieſer Aufſchwung, dieſe freiere Ausbildung der Kunſt ging nicht von den Kultbildern aus, ſondern von den Darſtellungen des Lebens und der Wirklichkeit. Erſt als die Künſtler ſich an die Darſtellung der Heroen und Städtegründer wagen und die Verherrlichung ſiegreicher Kämpfer in den Olympiſchen und anderen Feſtſpielen zu ihrer Aufgabe machen durften, erſt da war jene freiere Entwickelung möglich, erſt da ward der menſchliche Körper, unmittelbar hingeſtellt, Hauptform der plaſtiſchen Kunſt. Ein Blick auf die Aeginetiſchen Bildwerke kann lehren, wie weit damals noch Götterbild und menſchliche Darſtellung auseinander lagen. Gegenüber der alterthümlichen typiſchen Starrheit des gänzlich bekleideten Minervenbildes ſteht die völlig naturwahre nackte Geſtaltung der kämpfenden Helden und ihre vom tiefſten Verſtändniß aller Formen des menſchlichen Körpers zeugende Bildung.

Die nackte Darſtellung bot ſich zuerſt als natürlich dar bei allen gymnaſtiſchen und athletiſchen Figuren. Die Kunſt ſtellte dieſelben dar, wie ſie in der Wirklichkeit erſchienen: in der unverhüllten Schönheit und Kraft, in dem herrlichen Ebenmaß ihrer durch die kunſtvollſte Gymnaſtik ausgebildeten Leibesgeſtalt. Die Gymnaſtik war es, die jenen helleniſchen Sinn großnährte, »dem die natürlichen Glieder als die edelſte Tracht des Mannes erſchienen.« Die plaſtiſche Kunſt, deren Weſen es iſt, in dieſem Sinne zu bilden, fand hier zuerſt das Gebiet, wo ſie feſten Fuß gewinnen konnte. Und ſie durfte ſich hier nackte Darſtellung um ſo mehr erlauben, da ſie nur in gewiſſen ſeltenen Fällen auf Portraitbilder, in der Regel vielmehr durch die Sitte auf ideale Geſtaltung ſolcher Figuren angewieſen war. Wie ſie dieſe idealiſchen Siegerſtatuen nackt bildete, ſo wandte ſie die gleiche Darſtellung an auch auf die Ge-

stalten der Nationalheroen, der vorzeitlichen Volks- und Stammesheiden. Wir sehen diese gleichfalls nackt gebildet, selbst in Gefechten und Schlachten, trotzdem daß die Dichter ihnen Schutzwaffen und Kleidung gaben. Wenn die Kunst sie ganz oder theilweise nackt darstellte, so war es nicht deshalb, weil die Künstler etwa geglaubt hätten, damit die Sitte der Heroenzeit nachzuahmen. Denn bei Homer erscheinen alle Helden bekleidet, und die Rücksicht auf den Wohlanstand, der in der Bekleidung liegt, war ihm nicht fremd. Dem feigen häßlichen Schreier Thersites droht dort Odysseus, ihm in offener Versammlung, wenn er wieder einmal das Volk aufreizte, »Mantel und Unterkleid und was sonst die Scham bedeckt« abzureißen, und ihn so schimpflich mit Schlägen aus der Versammlung zu jagen. Was damals Sitte des Anstandes war, galt sicher in gleichem und höherm Grade zur Zeit der ausgebildeten hellenischen Kunst. Der Beweggrund aber, aus welchem man die Heroen nackt darstellte, war ein ethisch religiöser. Sie sollten, wie sie einer höheren Ordnung menschlicher Wesen angehörten, so auch in ihrer Darstellung durch die Kunst unterschieden werden von den wirklichen Tagesmenschen. Die Künstler faßten die Heroen als solche auf, deren Leben ein steter Kampf gewesen um den Siegerpreis der Mannestüchtigkeit, und sie stellte sie dar als Vorbilder der, gleichfalls nackt gebildeten, Olympischen Wettkämpfer.

Was hier auf diesem Gebiete in der Kenntniß und Darstellung der nackten Menschengestalt gewonnen ward, das mußte natürlich auch der Darstellung der Götter zu Gute kommen. Sind doch die griechischen Götter wesentlich menschlich empfindende, vom Menschen nach seinem Bilde geschaffene Wesen. Ihre Freuden und Leiden sind menschlicher Art. Sie lieben und hassen, wünschen und fürchten, erfreuen sich an Gesang und Tanz und Schmaus, wie die Sterblichen, die eben deshalb auch die Ehrenfeste ihrer Götter zu Freudenfesten machten und den Jubel der Festlust, durch die Kunst des Gesanges und der Musik, durch Schauspiel und Gymnastik veredelt, zum Kultus erhoben. Auch das Götterbild sollte ein Agalma, eine Freude des Gottes sein. Der Grieche aber, der die höchste Freude empfand an der durch Gymnastik zur höchsten Vollkom-

menheit ausgebildeten Schönheit und dem Adel des Menschenleibes, der Grieche, der in der Menschengestalt die höchste sinnliche Offenbarung göttlichen Wesens verehrte, — welche andere Aufgabe konnte er dem Künstler stellen als die: seiner Götter Gestalt den vollendetsten Menschen so ähnlich als möglich zu machen: Und wie konnte der griechische Künstler diese Aufgabe anders lösen, als dadurch, daß er die Vorstellungen, welche im Volke durch die Dichter von den schon geistig individualisirten Göttern lebten, in entsprechenden großartigen Formen ausprägte? Wohl waren die so von der plastischen Kunst geschaffenen Götter zugleich höhere Wesen, Idealbilder menschlicher Gestalt. Aristoteles sagt einmal, von der Sklavenfrage redend: was die Natur nicht, oder doch nicht immer leiste, den Herrn vom Knechte auch durch die äußere Leibesgestalt unwidersprechlich zu scheiden, das leiste die Kunst. »Denn,« sagt er, »wenn es Menschen gäbe, so alle anderen überragend schon an Adel der leiblichen Bildung, wie die Bildnisse der Götter alle Menschen, so würde Niemand in Zweifel sein, daß solche Menschen die geborenen Herren, die anderen von Rechtswegen ihre Knechte sein müßten.«

So groß dachte der tiefste Denker der Hellenen von den Idealschöpfungen der Kunst seines Volkes!

Aber der Mensch kann nimmer hinaus über sich selbst. Und so war denn auch das Mittel, durch welches der Hellene, scheinbar über sich selbst und seine Natur hinausgehend, die Herrscherbildungen seiner Götter schuf, gegen deren Heroenherrlichkeit er sich verhielt, wie die Barbaren gegen ihn selbst, den allein freien und edlen Hellenen — es war dies Mittel kein anderes, als eben die zu höchster Vollendung entwickelte und in ihrer höchsten Vollendung vom Künstler erkannte menschliche Gestalt. Darum studirte der griechische Künstler da, wo er das Menschengewächs in seiner höchsten Vollendung sah, die nackte Gestalt in den Gymnasien und Palästren, in Bädern und bei den Festspielen, oder in der eigenen Werkstatt an dem vollendet schönen Modell beider Geschlechter, während ihm für die bekleidete Figur in priesterlichen Repräsentationen und bei Festaufzügen hinlänglicher Stoff an Motiven dargeboten war. Der reich-

drapirte Bacchuspriesterin ward ihm zum indischen Bacchus, die sorgfaltig geschmückte Junopriesterin zu Argos gab das menschliche Motiv zur argivischen Juno Polyklet's: die Jungfrau des panathenäischen Festzuges ward zur zierlich drapirten Kanephore, und die hochgeschürzte, behende, kraftgestählte dorische Jungfrau gestaltete sich unter des Künstlers schaffender Phantasie zur wälderdurchstreifenden pfeilfreudigen Artemis.

Wie aber bei der Darstellung der Menschengestalt die völlige Nacktheit nur da von der Kunst gewählt wurde, wo sie, wie bei den Statuen von gymnastischen Siegern und Athleten, durch das Leben und die Sitte bedingt, oder bei den Heroen durch das Wesen derselben, als die natürlich edelste gefordert war, so wurden die Künstler auch bei der Darstellung der Götter, selbst in der Zeit der höchsten Freiheit der Kunst, durch den Grundsatz geleitet: daß völlige Nacktheit, wo sie stattfand, entweder durch das Wesen derselben, oder durch irgend ein äußeres Motiv bedingt sein müsse. Darum blieben zunächst alle Kult- und Tempelbilder, zumal die der weiblichen Gottheiten, durchgängig ganz oder doch theilweise bekleidet. So war Phidias' sitzender Zeus, wie fast alle sitzenden Statuen bekleidet. Frei blieb nur der Oberleib, die herrliche gewölbte Brust, die mächtigen Schultern des Gottes, aber um die unteren Theile, von den Hüften abwärts, legte sich das reiche Gewand, die minder edeln und minder geistigen Theile bedeckend, und zugleich den Charakter der Ruhe und Entfernung von aller anstrengenden Thätigkeit als bedeutsames Attribut bezeichnend. Bekleidet erschienen alle übrigen olympischen Götter, und es währte lange, ehe selbst bei der Göttin, deren Wesen die Leidenschaftlichkeit selber war, bei der Aphrodite, zuerst ein Praxiteles das Wagstück seiner völlig nackten knidischen Venus unternahm. Und selbst hier wagte der Künstler noch nicht, was sich erst eine späte Zeit, die Zeit der Kabinetskunst erlaubte, die nackte Darstellung durch sich selbst und ihre Schönheit allein gerechtfertigt hinzustellen. Er knüpfte sie an das Leben an, durch das Motiv des Bades, und ließ die Enthüllung dadurch nur als vorübergehenden Moment erscheinen. Selbst in der Darstellung von Scenen, wie das Urtheil des Paris, bewahrte die alte Kunst ihre Züchtigkeit.

Auf einem erhaltenen Grabgemälde ſind die drei Göttinnen vollkommen bekleidet, auf einer Münze des Antonin von Alexandria erſcheint Aphrodite wenigſtens halb verhüllt, und ganz gewiß wurde auch in freiſtehenden Statuen das Urtheil des Paris nie mit Lucianiſcher Freiheit dargeſtellt *). Nackt iſt Hermes, der jugendliche Gott; aber er ſteht da als Schützer der Paläſtra und der Leibesübung, ſelbſt das Ideal eines griechiſchen Epheben: und überall, wo ſonſt die Olympier nackt erſcheinen, wird die Abweſenheit des Gewandes bedingt durch die Situation lebendigerer Thätigkeit und Bewegung, und erlaubt durch die Sitte und Gewohnheit des Lebens. Das Untergewand, welches man ſelbſt in der Wirklichkeit nicht immer trug, ließen die Künſtler ohnehin bei ihren männlichen Götterſtatuen hinweg: denn es war mehr Sache des menſchlichen Bedürfniſſes als das weite Oberkleid, das mehr den Charakter der Würde trug, und zur Andeutung der Bekleidung des Gottes genügte.

Ueberhaupt aber iſt die bloß andeutende Behandlung alles Aeußerlichen ein weſentlicher Charakterzug der helleniſchen Kunſt. Ein Helm oder ein Schwert bedeuten oft die ganze Rüſtung, und ein Stück der Chlamys, des griechiſchen Reitermantels, genügt, um anzuzeigen, daß die Geſtalt in der Wirklichkeit bekleidet zu denken ſei. Die jugendlichen Reiter, welche Phidias am Frieſe des Parthenons mit weit zurückflatterndem Mantel gänzlich nackt bildete, ſind in dieſer Erſcheinung mit nichten der Wirklichkeit entnommen, obſchon ſie einem Aufzuge angehören, den der Künſtler ſelber ſah und dem Leben nachbildete. Aber die Kunſt hatte größere Freiheit als das Leben. Kein helleniſcher Jüngling hätte wagen dürfen, vor dem verſammelten Volke beiden Geſchlechts im heiligen Feſtzuge der Stadtgöttin ſo nackt mit entblößtem Geſchlechtstheile zu erſcheinen. Der Künſtler dagegen, dem es auf ſchöne Mannigfaltigkeit durch den Wechſel ſeiner Geſtaltungen ankam, durfte bei den einen die faſt nackte Geſtalt auf dem ſpringenden Roſſe zeigen, während er bei den anderen ſelbſt das verhüllende Untergewand beibehielt.

*) Vergl. A. Feuerbach's Nachlaß III, 125.

Denn — und dies ist der wesentliche Gesichtspunkt bei unserer Frage — die griechische Plastik seit ihrer erreichten Vollendung folgte in der Behandlung der menschlichen Gestalt vor Allem dem Gesetze und den Forderungen der Schönheit ihrer Kunst. Die Nacktheit war ihr dazu nur Mittel, und sie wandte dieselbe überall an, wo das Gesetz der Sitte nicht hindernd in den Weg trat.

Dabei hielt sie die zwei Gebiete ihrer schöpferischen Thätigkeit streng auseinander. Diese Gebiete sind die reale Menschenwelt, und die Welt der Phantasie und ihrer Schöpfungen. Während sie sich auf dem letzteren mit immer größerer Freiheit bewegte und, wie Lessing im Laokoon so schön nachweist, die Schönheit und den geistigen Ausdruck der menschlichen Form zum höchsten Gesetz erhob, hielt sie sich auf dem ersteren Gebiete streng innerhalb der, durch die Sitte gebotenen, Schranken desjenigen, was dem hellenischen Sinne für wohlanständig galt. Mochte sie das Ideal eines Hermes, eines Bacchus und Apollon in der vollen nackten Pracht ihres göttlichen Baues darstellen, mochte sie in den Statuen von Untergöttern und Dämonen, von Städten und Oertlichkeiten, in den Gruppen eines Laokoon und der Niobe die Nacktheit der Menschengestalt ganz oder theilweise vorwalten lassen; auf dem Gebiete der Wirklichkeit, in der Darstellung wirklicher Menschen, und vornehmlich bei allen Bildungen weiblichen Geschlechts, welche dem Leben angehörten, auch wenn sie nicht Portraitbilder waren, ward die Bekleidung durchgängig beibehalten. Der Feldherr, der Staatsmann, der Philosoph, der Dichter wurden in der griechischen Plastik niemals nackt, sondern immer in der ihrer wirklichen Erscheinung entsprechenden Tracht dargestellt *). Erst als die Schmeichelei einen Alexander und später die römischen Imperatoren zu göttlicher Höhe erhob, ward die gewandlose Darstellung von Menschen

*) Der vorzugsweise auf das Reale gerichtete Sinn der Römer ging darin nach Hirt's Bemerkung soweit, »daß selbst an Köpfen immer die Brust mitgebildet wurde, um von dem Kostüm in natürlichen Stoffen soviel beizugeben, daß man daraus Rang und Grad der Würde erkennen konnte.«

als Zeichen der Vergötterung, als göttliche Ehrenbezeigung angewendet.

Also nur auf dem phantastischen Gebiete, wie wir es oben umschrieben, war jenes Wort des Plinius eine Wahrheit. Nur hier galt das graeca res est nihil velare selbst als Gegensatz zur Weise und Sitte der Barbaren des Orients, bei denen es, wie Herodot erzählt, nicht bloß für ein Weib, sondern selbst für den Mann schimpflich war, nackt gesehen zu werden. Dagegen im Gebiete des wirklichen Lebens und der diesem Leben entnommenen Gestalten der Kunst walteten bei den Griechen strenge Gesetze der Sitte und des Wohlanstandes. Schon das Leben selbst und seine Sitte führten darauf hin. Es ist eine ganz irrige, wenn auch sehr verbreitete Vorstellung, daß Nacktheit im Leben überhaupt bei den Griechen keinen Anstoß gegeben habe, daß sie vielmehr etwas ganz Gewöhnliches gewesen sei. Die Kleidung der Alten, der Griechen zumal, war allerdings einfacher und leichter als die unsere. Das hing zusammen mit ihrem Klima, ihrer Gymnastik, und der durch beide bedingten Körperbeschaffenheit. Aber von Nacktheit im öffentlichen Erscheinen war nie und nirgends die Rede, selbst nicht in der heroischen, von Homer geschilderten Zeit. Von den Frauen und Jungfrauen ist es bekannt, daß die züchtigste Verhüllung gebotene Regel und Sitte war, und keine edle, freigeborene Griechin hätte sich öffentlich straflos in einem Kostüme zeigen dürfen, wie es unsere wechselnden Moden oft für unsere Frauen und Jungfrauen bei Tanzfesten und ähnlichen Gelegenheiten erlauben oder gar vorschreiben. Es gab bei den Athenern eigene Magistraten, Gynaikonomen genannt, welche über die Anständigkeit des öffentlichen Erscheinens der Frauen wachten, und die fehlenden in harte Strafe zu nehmen berechtigt waren. Unschickliche Kleidung ward in Athen mit tausend Drachmen (gegen 300 Thaler unseres Geldes) gebüßt. Die Aristophanische Komödie überstieg freilich das Maß des auch der Komik Erlaubten nur allzuoft; doch ist es Thatsache, daß keine Frauen die Komödie besuchen durften. Allein selbst für Männer galt im Betreff der Nacktheit im Grunde dasselbe Gesetz wie zu unserer Zeit. Freilich die Gymnastik forderte und die Sitte erlaubte seit uralter Zeit zu diesem Zwecke nacktes

Auftreten bei vielen Uebungen; doch nur bei den festlichen Wettkämpfen heiliger Spiele, und in den Gymnasien und Ringschulen, die kein Weib betreten, die nur Männer besuchen durften. Männer aber und Jünglinge tragen noch heute in unseren Bädern kein Bedenken, sich nackt vor einander zu zeigen. Aber auch in den Palästren und Gymnasien, auf den Turn- und Uebungsplätzen der Griechen wachten Auge und Ohr eigens dazu bestellter Vorsteher streng darüber, daß keine Frivolität, keine Unsittlichkeit in Worten oder Handlungen das Schicklichkeitsgefühl der Jugend beleidige. Der Tod stand darauf, wenn ein solcher Gymnasiarch seine Pflicht vernachlässigte. Dagegen durfte er selber mit äußerster Strenge einschreiten, gegen jedes Vergehen wider Anstand und Ehrbarkeit. Den berühmten Sophisten Prodikos schützte der Ruf seiner Zähigkeiten und seines Geistreichthums nicht davor, daß ihn einmal ein Gymnasiarch aus dem Gymnasium verwies, weil er »Ungehöriges« mit den Jünglingen gesprochen; und der cynische Philosoph Krates wurde sogar bei ähnlichem Anlasse von dem Aufseher mit Peitschenhieben von einem solchen Uebungsplatze verjagt. Was aber die Frauen betrifft, so wissen wir, daß es ihnen sogar verboten war, an den nackten Kampfspielen bei den heiligen Festen als Zuschauer theilzunehmen. Nur die Priesterin der Demeter Chamyne hatte einen eigenen Zuschauersitz am Altare der Göttin. Sonst stand der Tod darauf, wenn eine Frau sich bei den Olympischen Kampfspielen betreffen ließ, oder wenn sie auch nur an den verbotenen Tagen den Fluß Alpheios überschritt. Ein Gesetz des Landes bestimmte, daß sie von den steilen Felsenhöhen des nahen Berges Typäen gestürzt werden sollte. Pausanias, der uns dies berichtet, setzt zugleich hinzu, daß man ihm in Elis nur von einem einzigen Falle der Art zu erzählen wußte. Es war Mutterliebe, die zu einem Vergehen gegen jenes Gesetz verleitete. Eine Frau, die ihren Mann verloren hatte, verkleidete sich in Männertracht, um als Turnlehrer oder, wie der griechische Name lautet, als Gymnastes ihren jungen Sohn nach Olympia zum Wettkampfe zu führen. Als der Knabe seinen Gegner überwand, sprang sie in der Freude ihres Herzens über die Geländerschranken, hinter wel-

chen die Turnlehrer dem Kampfe ihrer Zöglinge zuſchauten. Dabei ward ihr Geſchlecht entdeckt. Das Geſetz verhängte den Tod, aber die menſchlichen Richter ſprachen ſie frei, weil ſie aus Mutterliebe gefehlt und weil ſchon ihr Vater, ihre Brüder und nun auch ihr Sohn Siegespreiſe in den Olympiſchen Spielen davongetragen. Seitdem ward jedoch geſetzlich beſtimmt, daß künftig auch die Lehrmeiſter der kämpfenden Knaben und Jünglinge nackt bei den Wettſpielen erſcheinen ſollten.

Nacktheit alſo war kein Anſtoß für die Griechen bei ſolchen Gelegenheiten. Die Spartaner, das ſittſamſte und keuſcheſte Volk, waren die Erſten, die bei ihren Leibesübungen auch den Gürtel ablegten, der vordem die Hüften der Athleten verhüllt hatte. Und ſelbſt ein Alexander trug kein Bedenken, als er auf Ilions Küſten den Göttern und Heroen des Landes Opfer und Feſtſpiele anſtellte, im Wettlaufe um Achilles' Grab ſich jeder Hülle zu entledigen. Der ſechzehnjährige Jüngling Sophokles tanzte nackt den Siegestanz um die Tropäen von Salamis. Aber dieſelben Jünglinge, welche nackt in der Paläſtra den Leib übten, ſchritten im Leben und in der Oeffentlichkeit in züchtiger Verhüllung umher, ſelbſt die Arme im Mantel gewickelt, wie es lange auch für Männer, die auf Anſtand hielten, und für den Redner, wenn er zum Volke ſprach, die Sitte gebot. Anſtand äußerer Erſcheinung war ein Abzeichen des Hellenenthums, und an einem Perikles rühmte man nicht nur den Ernſt ſeines Antlitzes, ſondern auch den gelaſſenen Gang und den anſtändigen Wurf ſeines Gewandes.

So ſtand es mit der Nacktheit und den Begriffen des Anſtandes im Leben. In der Kunſt aber machte ſich derſelbe Sinn geltend, der dort waltete. Die nackte Menſchenbildung in ſeinen Ideal- und Phantaſiegeſtalten gab dem griechiſchen Sinne keinen Anſtoß. Er erfreute ſich unbefangen ihrer Schönheit, zu der ſeine Künſtler in dieſen Bildungen den menſchlichen Leib erhoben, zumal ſeit auch die Wiſſenſchaft dem Künſtler zu der nothwendigen Erkenntniß dieſes Organismus mehr und mehr ſich förderlich erwies. Eine Erſcheinung wie der Arzt Hippokrates war nicht möglich, ohne eine bedeutendere Kenntniß der

Anatomie als unsere Historiker der Medizin angeben wollen. Aber eben so gewiß ist es, daß mit der Entwickelung dieser Wissenschaft auch die plastische Kunst Hand in Hand ging. Hippokrates war jüngerer Zeitgenoß des Phidias und der großen Bildhauer des fünften Jahrhunderts. Und wenn auch der Manen Winkler's nicht Resultat anatomischer Einsicht, sondern vielmehr Produkt jenes feinen hellenischen Sinnes war, der aus dem lebendigen Anschauen der Natur und dem emsigen Vergleichen schöner Körperformen hervorging, so haben doch die größten Anatomen unserer Zeit im Anblick der Meisterwerke griechischer Plastik eingestanden: daß so vollendete Darstellung des Nackten nicht möglich gewesen sei ohne anatomische Hülfswissenschaft.

Also nicht das Nackte an sich war beleidigend für den unbefangenen griechischen Sinn, dem es ein Ernst war mit dem christlichen Satze, daß der Menschenleib in seiner Schönheit ein Tempel sei der unsterblichen Gottheit. Wohl aber kannten auch sie eine Nacktheit in der Kunst, welche ihnen verdammenswürdig und strafbar erschien. Es war die Nacktheit, deren Zweck nicht die Erscheinung des Schönen in dem vollkommensten Gebilde der Natur war, sondern sinnlicher Kitzel und Aufreizung gemeiner Begierde. Zwar gab es auch im Alterthum Geschichten von unkeuscher Lust, in welcher hier und da ein Mensch entbrannt sei beim Anblick einer Praxitelischen Venus, und von einem römischen Ritter Junius Piscentius erzählt Plinius, daß er in wahnsinnige Leidenschaft verfallen sei zu einem Werke des Meisters, der die Mediceische Venus geschaffen. Allein dies sind Ausnahmen, zu denen es mehr denn einen Pendant giebt aus der Kunstsage der neueren Zeiten. Unzüchtige Darstellungen aber in der Plastik wie in der Malerei bestrafte selbst in Theben ein Gesetz. Und wie sich der gebildete Sinn der Alten gegen die Gemeinheit und Rohheit der Reden empörte, weil von gemeinen Worten zu gleichen Werken, wie Aristoteles sagt, nur ein leichter Schritt sei; so sprach derselbe große Weise nur die Ansicht aller guten und gebildeten Hellenen aus, wenn er in seiner Politik verlangte: in einem wohleingerichteten Staate müsse die Obrigkeit dafür sorgen, daß weder ein Werk der bildenden Kunst

noch der Malerei Vorwürfe zur Darſtellung bringe, welche den Wohlanſtand beleidigten. Nur für die Kulte von Naturgottheiten, wo die Religion ſelbſt gewiſſe Darſtellungen verlangte, die im Leben als unanſtändig galten, will er eine Ausnahme zugeben; zumal da, wie er hinzuſetzt, das Geſetz ſelbſt nur Männern von einem gewiſſen Alter die Theilnahme an ſolchen Kulten geſtatte. Noch viel ſtrenger urtheilte bekanntlich Platon über die nothwendige Sittlichkeit der bildenden Kunſt, er, der es »das herrlichſte Schauſpiel« nannte, »wenn ſittliche Schönheit des Geiſtes harmoniſch vereint erſcheine mit ſchöner Geſtalt menſchlicher Leibesbildung.« Und was er den Künſtlern in ſeinem »Staate« zum Geſetze machte: daß ſie nichts Häßliches und Unfreies, nichts Unſittliches und Zügelloſes bilden ſollen, das haben die großen Künſtler ſeines Volkes, das hat die alte Kunſt in ihren beſten Zeiten treulich erfüllt.

Da nun aber doch die Natur ihr Recht, die Sinnlichkeit ihre unabweisbaren Forderungen hat, und die griechiſche Kunſt ſogar vom Kultus ſelbſt ſich die Aufgabe geſtellt ſah, den ganzen Kreis des menſchlichen Seins in der Natur zu umfaſſen, ſo fand der Genius des ſchönheitsſinnigen Volkes auch hier einen Ausweg. Die helleniſchen Künſtler verlegten die Darſtellungen ſinnlicher Art in das phantaſtiſche Gebiet des Dionyſoskultus, und was in der Kunſt dem Menſchen, dem helleniſchen Jünglinge verwehrt war, durfte ſich der Satyr erlauben. Wie Jahrtauſende ſpäter ein Goethe die zwei Naturen in der Menſchenbruſt in den Geſtalten des Fauſt und Mephiſtopheles mit dichteriſcher Plaſtik vor uns hinſtellte, ſo diente der griechiſchen Kunſt das Reich ihrer Halbthiergeſtalten zum Ausdruck der Sinnlichkeit und übermüthigen Luſt, gegenüber der edleren Menſchlichkeit. So beruhen gerade die kecken Satyr- und Nymphengruppen auf einem rein ſittlichen Kunſtgefühle. Nie haben die griechiſchen Künſtler Trunkenheit und ſinnliche Lüſternheit in rein menſchlicher Geſtalt dargeſtellt. Die Welt der Faunen, Satyrn und Nymphen, des Bacchus und ſeiner Begleiter und Begleiterinnen war es, in die ſie Handlungen und Zuſtände verlegten, welche für den helleniſchen Menſchen im wirklichen Leben unanſtändig und ſchimpflich waren. Es war ein künſt-

lerisches Maskenspiel, und sittliche Empfindungen und sittlicher Sinn waren es, auf deren Grunde dieser Karneval der alten Kunst erblühte *).

Es ist eine von den tiefsten Kennern des Alterthums ausgesprochene Wahrheit, daß die griechische Kunst reiner und heiliger war, als selbst die Religion, der sie diente.

Kein einziger unter den großen Künstlern Griechenlands hat seine Kunst durch Darstellungen entweiht, die vor dem strengen Urtheil der Edelsten und Besten seiner Nation in sittlicher Beziehung verwerflich gewesen wären. Vereinzelte Geschichten, welche das Gegentheil besagen, sind Produkte der kleinlichen Anekdotensucht einer späten entarteten Zeit. Sie verschwinden gegen die ernste Hoheit und keusche Grazie, gegen die stille Sittsamkeit und Zucht, welche uns aus den Bildwerken der griechischen Kunst entgegentritt. Wenn alle anderen Werke des griechischen Geistes sammt ihrer Geschichte untergegangen, und nur die Götterwelt ihrer Statuen zu uns herübergerettet wäre, so würden diese Schöpfungen allein hinreichen, um, wie ein tiefsinniger Kenner des Hellenenthums sich ausdrückt, das Dasein eines Volkes zu bezeugen, in welchem sittliche Schönheit und sittliches Ebenmaß die Wohlgestalt des Körpers durchdrang, und die Gewaltsamkeit der sinnlichen Natur durch fromme Scheu gemäßigt und gereinigt war. Schönheit allein war den Griechen nichtig ohne Adel der Seele, und Herodot, der den Namen des schönsten Mannes unter allen Griechen aufzeichnete, welcher bei Platää den Heldentod gefunden, vergißt nicht hinzuzufügen, daß derselbe von eben so edler Denkungsart gewesen. Und Theophrast, welcher berichtet, daß an manchen Festen nicht bloß Preise der Schönheit, sondern auch der Sittsamkeit an Frauen und Jungfrauen ertheilt worden, setzt hinzu: ist doch die Schönheit nur schön, wenn sie mit Sittsamkeit verbunden ist, während sie ohne diese nur gefahrvolle Gabe des Geschickes bleibt.

Aber freilich — nichts Irdisches ist dauernd, am wenigsten das Reinste und Schönste. Es kamen Zeiten des Verfalls und der tiefen

*) Vergl. Ein Jahr in Italien, Theil II, S. 494 der zweiten Ausg.

Entsittlichung, und sie gingen nicht spurlos vorüber an der Kunst. Gar manche Darstellungen, welche sehr mit Unrecht in unseren Museen unterschiedlos den Augen aller Besucher preisgegeben sind, gehören solchen Zeiten und der üppigen Frivolität und Wüstheit ihrer Menschen an. Aber im Ganzen und Großen erhielt sich die Plastik in ihren besten Meistern und Werken durch alle Zeiten hindurch bis auf die späten Tage römischer Kaiserüppigkeit auf einer Höhe, welche über dem allgemeinen sittlichen Verfalle stand: und noch immer umleuchtete ein Strahl jener reinen Himmelssonne der Kunst aus den vergangenen großen und schönen Zeiten hellenischen Lebens die Künstler und die Kunstschöpfungen einer Welt, welche durch die Kluft eines halben Jahrtausends geschieden war von den Tagen eines Phidias und Perikles. —

Zum Schlusse noch ein Wort über das Verhältniß der römischen Sitte und Meinung zu der griechischen. Beide gehen nämlich in ihrem Urtheil über das Nackte weit auseinander. Jene Bürger der griechischen Stadt, welche dem Maler Zeuxis fünf ihrer schönsten Jungfrauen, die Töchter edler Geschlechter, entkleidet zu sehen erlaubten, um von ihnen das Vorbild zu entnehmen für sein später in ganz Griechenland bewundertes Gemälde der Helena, glaubten gewiß so wenig eine Unsittlichkeit zu begehen, wie die alten Dichter die Würde der Göttinnen herabzusetzen meinten, die sie entkleidet vor Paris hintreten ließen. Der Grundsatz des Lydiers beim Herodot: »daß ein Weib mit dem Kleide auch die Ehrbarkeit ausziehe,« ist orientalisch, nicht hellenisch, und schon Plutarch bemerkt dazu, die hellenische Frau umhülle sich vielmehr, wenn das Gewand sinke, mit ihrer eigenen Ehrbarkeit. Wie konnte das auch anders sein in einem Volke, wo man in vielen Orten Schönheitswettstreite feierte, und wo nicht nur, wie bei den Eleern, der schönste Jüngling mit Siegerbinde und Myrthenkranz geschmückt im feierlichen Geleite zum Tempel der Athene geführt wurde, um ihr die erhaltenen Preiswaffen zu weihen;

sondern auch die Jungfrau, der man den Preis der Schönheit zuerkeilte, hochgeehrt ward. Anders empfanden die Römer. Wie sie in Bezug auf Schönheit immer Barbaren blieben, so fand schon ihr alter Dichter Ennius selbst für Männer »den Anfang aller Schmählichkeit« darin, »den Leib im Angesicht der Bürger zu entblößen.« Das war gegen die Sitte der griechischen Gymnasien gerichtet, und selbst der gebildetste Römer Cicero gab diesem Spruche wenigstens in seinen populären Schriften Beifall. Er konnte sich keine Freude an der Schönheit denken ohne sinnliche Begierde. Diese Ansicht ist streng römisch, und in ihr liegt mit der Grund, weshalb die Römer keinen einzigen plastischen Künstler hervorgebracht haben.

In der späteren Zeit änderte sich dies freilich. Während in der altrepublikanischen Zeit ein Cato es vermied, sich in Gegenwart des eigenen Sohnes zum Bade zu entkleiden, weil die Sitte damals selbst Verwandten nicht gestattete, sich nackt einander zu zeigen, nahmen sie in späterer Zeit nicht nur die Gewohnheit, in Bädern und Gymnasien sich nackt zu zeigen, von den Griechen an, sondern gingen noch über sie hinaus, indem sie, wie Plutarch im Leben des älteren Cato erzählt, »die Griechen mit der Unsitte ansteckten, dies selbst in Gegenwart von Frauen zu thun.« —

Torso.

Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten.

Papier
aus der mechanischen Papier-Fabrik
der Gebrüder Vieweg zu Wendhausen
bei Braunschweig.

Torso.

Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten.

Von

Adolf Stahr.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1855.

Der Autor behält sich das Recht der Uebersetzung in das Englische und andere fremde Sprachen vor.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

	Seite
I. Lysippus und die Zeit Alexander's des Großen	1—60
Uebergang zur historischen Monumentalkunst	3
Lysippus der Phidias derselben	4
Die Macedonier und ihre Civilisation	—
König Archelaos, deren Begründer	—
König Philippus, Amyntas' Sohn	5
Alexander der Große und sein Verhältniß zur Bildung	—
Verbreitung der griechischen Kunst unter seinen Nachfolgern	6
Zeit der Kunstkennerschaft	7
Alexander's Kunstliebe und Verdienste um die Kunst	8
Lysippus und seine Werke	10
1. Lebensumstände	—
Zahl und Material der uns bekannten Werke	11
Verbreitung seiner Werke im Alterthum	13
Umfang der dargestellten Gegenstände	—
2. Seine Götterstatuen	—
Schöpfer des Poseidon-Ideals	14
Erhaltene Poseidonsstatuen in Dresden, Rom und Holkham	—
3. Das Ideal des Herkules, von ihm geschaffen	14—16
Erhaltene Herkulesbilder.	
a) Der Herkules Farnese	16
Flora Farnese, Pendant zu demselben	19
b) Der Torso des Vatikan	20
Apollonius, der Meister desselben	26
c) Herkules mit der Hirschkuh	27
d) Herkules mit dem Telephus	28

Seite

4. Lysippus als hiſtoriſcher Portraitkünſtler . . . 29
Seine Darſtellungen Alexander's des Großen 30
Die Granikosgruppe 32
Die Gruppe der Löwenjagd 33
Häufigkeit der Alexanderbilder im Alterthum . . . . —
Erhaltene Alexanderbilder.
Statuen: a) Die Gabiniſche Alexanderſtatue 34
b) Die Rondaniniſche Alexanderſtatue 35
c) Die Herkulaniſche Reiterſtatue Alexander's . . 36
Büſten und Köpfe: d) Die Büſte des Louvre 37
e) Der Alexanderkopf des Kapitols . . 38
f) Kopf des ſterbenden Alexander . . 39
Bildniſſe der Marſchälle Alexander's, von Lyſippus . . . 41
Keins derſelben in Kopien erhalten 42
Bronzebüſten des Ptolemäus und der Berenike . . . . —
Kameenköpfe des zweiten Ptolemäus und der Arſinoë . . —
5. Koloſſalbildungen zur Zeit Alexander's . . . . . —
Lyſippus und ſein 40 Ellen hoher Jupiter . . . . . —
Der Architekt und Bildhauer Stasikrates und ſeine koloſſalen Projekte . . . . . —
6. Lyſippus als Thierbildner . . . . . —
Eigenthümlichkeiten der Lyſippiſchen Kunſt 43
Parallele mit Myron . . . . . —
Lyſipp's »ungezäumtes Roß« . . . . . —
» »trunkene Flötenſpielerin« 44
» »Hündin, welche ihre Wunden leckt« . . . . . —
Erhaltene Werke:
a) Die vier Roſſe der Markuskirche zu Venedig . . . —
7. Idealſtatuen 45
a) Der Athlet mit dem Schabeiſen 46
Wichtigkeit dieſes Werks für die Charakteriſtik der Kunſt Lyſipp's und ihre Abweichung von Polyklet . . . 48
b) Der Kairos (Gott der Gelegenheit) 50
8. Euphranor, Bildhauer und Maler, älterer Zeitgenoß Lyſipp's 53
Sein Paris erhalten in einer Statue des Vatikan . . . 54
9. Schule und Schüler des Lyſippus . . . . . —
Seine drei Söhne: Daïppos, Beodas und Euthykrates . . —
Erhaltene Werke:
a) Der Adorant (betender Knabe) des Berliner Muſeums 55
Andere Schüler des Lyſippus:
1. Entychides 56
Seine »Stadtgöttin von Antiochia« . . . . . —
Erhaltene Werke:
a) Die Antiochia mit dem Orontes im Vatik. Muſeum . —

Seite

2. Chares aus Lindos in Rhodus, Lieblingsschüler Lysipp's 58
Sein »Rhodischer Koloß«, Statue des Sonnengottes . —
Chares, Stifter einer neuen Kunstschule auf Rhodus . 59
Andere Schüler der Lysippischen Schule . . . . . —

II. Die griechische Kunst nach dem Siege des macedonischen Königthums . . . . . 61—72
Zurücktreten der alten Kunstschulen des griech. Festlandes 63
Asien, Hauptsitz der griechischen Kunst dieser Periode . 64
Veränderung des inneren Wesens der griechischen Kunst . —
Realismus in der Kunst 65
Die Kunst als Fürstendienerin 66
Bestand der alten Kunstschulen zu Athen, Sikyon, Argos u. s. f. 68
Beginn eines historischen Studiums der älteren Kunst . . —
Kennerschaft und »Bravour« 69
Hauptsitze der Kunst in der Periode nach Alexander dem Großen . . . . . —
a) Rhodus und seine Kunst 70
Hauptkünstler: Chares von Lindos . . . . . —
Glanz und Reichthum der Insel . . . . . —
Neigungen des dortigen Kunstgeschmacks für das Kolossale und für das Pathetisch-Erhabene (Laokoon, Farnes. Stier) 70
Für das idyllische Genrebild (Knabe mit der Gans, — Dornauszieher) 71
Dauer der Blüthezeit rhodischer Kunst . . . . —
Rhodische und bekannte Künstler . . . . . —
b) Pergamon und seine Kunstschule 71
Werke: Sterbende Fechter, — Barbarengruppe der Villa Ludovisi 72
c) Ephesus und seine Kunstschule . . . . . —
Die drei »Agasias« . . . . . —
Der Borghesische Fechter . . . . . —
d) Aegypten.
Das Ideal des Serapis . . . . . —
Die Hermaphroditen . . . . . —

III. Die erhaltenen Hauptwerke der Plastik aus der Zeit der drei Kunstschulen zu Rhodus, Pergamon und Ephesus . . . . . 75—120
1. Die Laokoonsgruppe . . . . . 75— 85
Von Goethe und Lessing gefaßt als plastische Darstellung der antiken Tragödie 75
Die Sage von Laokoon 76
Beschreibung des Kunstwerks . . . . . —

Seite

Der vom Künstler gedachte Moment 76
Winckelmann's Schilderung 78
Schriften über das Werk 79
Größenverhältniß der drei Figuren zu einander . . . . —
Auffindung des Werks 80
Bearbeitung des Marmors an demselben . . . . . —
Plinius' Bericht über das Werk . . . . . —
Zeit des Werks: nach Winckelmann die Zeit Alexander's, nach Leſſing u. A. die Zeit des Kaiſers Titus . . . . . —
Agesander von Rhodus, der Erfinder der Gruppe 81
Sein Sohn Athenodorus und sein Schüler Polydorus sind die Mitarbeiter des Meisters 82
Die Gruppe iſt aus fünf Stücken zuſammengeſetzt . . . . —
Gründe der Unbekanntheit dieſer drei Künſtler . . . . . —
Gründe, warum aus der Zeit von Pompejus bis auf Plinius uns nur ſo wenige Künſtlernamen bekannt ſind 83
Kunſtcharakter der Laokoonsgruppe . . . . . —
Eindruck derſelben auf den Beſchauer . . . . . —
Ein Geſtändniß Dannecker's 84
Darſtellung körperlichen Leidens in der griechiſchen Plaſtik . —
Wiederholungen der Laokoonsgruppe im Alterthum . . . 85

2. Die Gruppe des Farneſiſchen Stiers (il Toro Farnese) 86—92
Die Sage von Amphion und Zethos 86
Die Künſtler der Gruppe: Apollonius und Tauriſkos . . 87
Verſetzung der Gruppe aus Rhodus nach Rom . . . . —
Anſichten über den Charakter des Werks . . . . . —
Das Sujet und ſeine Mängel . . . . . —
Mängel der Ausführung 88
Welcker's Anſicht und Kritik derſelben . . . . . —
Richtige Würdigung des Werks 89
Eigentliches Motiv des Künſtlers 90
Der Stier und ſeine Bewegung die Hauptſache . . . . —
Zuſtand, in welchem das Werk auf uns gekommen . . . 91
Behandlung der Baſis 92

3. Der ſterbende Fechter und die Ludovisische Barbarengruppe . . . . . 93—97
Beide Werke ſind Darſtellungen von Individuen einer barbariſchen Nationalität 93
Dieſe Nationalität iſt die der Kelten . . . . . —
Die vier Pergameniſchen Künſtler:
Pyromachos, Isigenes, Antigenes, Stratenikos, } Darſteller der Kämpfe zwiſchen Hellenen und Kelten 94

Seite

Kompoſition des Originalwerks, der großen Kampf- und Schlachtgruppe jener vier Künſtler 94
Schilderung der Leibesbeſchaffenheit der Kelten nach den Alten 95
Sie paßt völlig auf die beiden erhaltenen Werke . . . —
Pyromachos der bedeutendſte der vier Künſtler 96
Aeltere Darſtellungen von Barbaren in der griech. Plaſtik —
Revolution in der Kunſt durch dies neue Naturſtudium . 97
Idealiſirung des barbariſchen Typus . . . . . —
a) Die Ludoviſiſche Gruppe . . . . . 97—99
Aeltere Benennung Pactus und Arria, woher ſie ſtammt? 97
Ribby entdeckte die galliſche Nationalität der Perſonen 98
Schilderung der Gruppe . . . . . —
b) Der ſterbende Fechter des Kapitols . . . 99—104
Byron's Stanzen 99
Schilderung des Werks 100
Kreſilas' ſterbender Krieger, vielleicht Vorbild des Meiſters, der den Fechter ſchuf 101
Poetiſcher Werth der Benennung des »ſterbenden Fechters« 102
Barbarendarſtellung in der römiſchen Plaſtik . . . —
Bedeutung beider Kunſtwerke in Bezug auf die Entwickelungsgeſchichte der helleniſchen Plaſtik . . . 103
Das Charakteriſtiſche, Das Individuelle, Das Nationaltypiſche } treten an die Stelle des abſtrakten helleniſchen Schönheitsideals . . . . . —
4. Der Borgheſiſche Fechter des Agaſias . . . . 105—110
Meiſter: Agaſias, Sohn des Doſitheos von Epheſus . . 105
Schilderung des Werks 106
Bedeutung des Momentanen in der Stellung 107
Erhaltene Kunſtwerke, welche Darſtellungen eines Momentanen ſind . . . . . —
Menſchlicher Realismus vorherrſchender Charakter des Werks 108
Die Benennung »Fechter« woher? . . . . . —
Ein Vorbild des Agaſias, der »Diskophobes« 109
Zeitalter des Agaſias 110
5. Die Hermaphroditen . . . . . 110—116
Das Kunſtideal des Hermaphroditen gehört der Zeit nach Lyſippus an 110
Polyklet, der Gründer deſſelben (um 150 v. Chr.) . . . —
Erklärung des Namens Hermaphrodit 111
Mythe von der Nymphe Salmakis . . . . . —

Seite

Der alte asiatische Hermaphroditus, ein mannweibliches Doppelwesen, Gegenstand des Kultus 112
Umbildung der religiösen Vorstellung durch die Kunst —
Umstände, welche dieselbe beförderten . . . . . —
Sinn für die Schönheit halbentwickelter männl. Bildung 113
Verirrung desselben . . . . . —
Zweideutiger Werth des Hermaphroditenideals . . 114
Geschmackvolle Behandlung des gefährlichen Stoffe . —

Erhaltene Darstellungen:

Der Borghesische Hermaphrodit 115
6. Drei Genrebilder.
a) Der Knabe mit dem Schwan im Mus. Kapitolinum (ist Kopie einer Komposition des Boëthos) 117
b) Knabe mit der Maske im Mus. Kapitolinum . 118
c) Der Kapitolinische »Dornauszieh ende Knabe« . —
IV. Griechische Kunst im alten Italien . . . . . 121—162
1. Land und Volk der alten Etrusker 123
Dunkel ihrer Sprache und ältesten Geschichte . . . —
Leibliche und geistige Verschiedenheit von den Griechen 124
Berühmt durch Industrie und Kunsthandwerk . . . 125
Abriß ihrer Geschichte 126
2. Kunst und Kunstwerke der alten Etrusker.
Geschichte unseres Wissens von beiden 128
Resultate der neuesten Forschungen 129
Aegyptische Einflüsse 130
Zusammenhang mit dem Orient . . . . . —
Die Plastik in Thon, vorzugsweise nationale Kunst bei den Etruskern 131
Reichthum an Erzbildwerken 132
Seltenheit der Marmorbildwerke . . . . . —
Ein Beispiel des »tuskanischen« Style 133
Einfluß des griechischen Kunststyls 134
3. Rom's Kunstanfänge.
a) Aelteste Geschichte Roms 136
Erbauung der Stadt . . . . . —
Bewohner des ältesten Roms 137
Zusammenhang mit dem griechischen Stamme . 138
Religion und Götterthum 139
b) Bildende Kunst in Rom zur Zeit der Könige . 141
Uebersiedelung etruskischer Kunst nach Rom . 143
Aelteste Künstler und Kunstwerke 144
c) Die ersten zwei Jahrhunderte der Republik . . 147
Roms Glanz unter den letzten Königen . . . . —
Roms Schwäche nach dieser Zeit 148

Seite

Gallische Verwüstung 149
Neuer Aufschwung . . . . . —
Die Kunst in dieser Zeit 150
Plastik . . . . . —
Malerei 151
d) Erhaltene Werke aus dieser Zeit:
Die Kapitolinische Wölfin 153
Die Ficoronische Cista 155
e) Denkmäler etruskischer Plastik:
Die Chimära von Arezzo 159
Der etruskische Renner 160

V. Die Restauration der griechischen Bildkunst in Italien (156 bis 30 v. Chr.) . . . . . 163—180
Künstler, welche den Beginn derselben bezeichnen . . . 165
Zustand der Kunst in Griechenland zu dieser Zeit . . 167
Athen noch immer Sitz der Kunst 168
Ausgang der Restaurationen von Athen aus . . . . . —
Frühere Künstler in Rom 169
Griechische Künstler in Rom um das Jahr 168 v. Chr. 170
Polyklet 171
Timokles . . . . . —
Philiskos . . . . . —
Polycharmos . . . . . —
Pasiteles 172
Seine Schule 174
Menelaos, Schüler des Pasiteles . . . . . —
Charakter der Schule des Pasiteles 175
Arkesilaos 176
Avianius Evander 177
Koponius 178
Decius 179

VI. Cicero und sein Verhältniß zur Kunst . . . . 180—224
1. Cicero's Verhältniß zur Kunst im Allgemeinen . . 183
» » » Baukunst 184
» » » Plastik 185
Kunstschmuck seiner Landhäuser . . . . . —
Seine Kenntniß der griechischen Kunstgeschichte . . 187
Kunstausdrücke in seinen Schriften 188
Scheinbare Geringschätzung der Kunst und ihrer Werke 189
Grund derselben 190
Verres, der Kunsträuber und Kunstenthusiast . . . 191
Cicero als Kunstphilosoph 192
Sein Idealismus 194

Seite

Reichthum an kunsthistorischen Notizen in den Schriften Cicero's 196
Verhältniß der gebildeten Römer zur Kunst zu Cicero's Zeit 198
Beispiele von Kunstschwärmerei 199
Plastische Kunstwerke als Schmuck von Privatwohnungen 200
2. Kunstgeschmack und Kunstbildung in Rom seit dem Hannibalischen Kriege 202
Marcus Marcellus, der Kunstfreund 203
Die altrömische und die hellenisirende Partei . . . 204
Fortschritte der griechischen Bildung in Rom . . . 206
a) In der Poesie und Geschichtschreibung . . . —
b) In der Architektur und Plastik 207
Aemilius Paullus . . . . . —
Lebensstellung griechischer Künstler in Rom . . . 208
3. Die Kunsträubereien der Römer 211
Beurtheilung derselben . . . . . —
Sie waren anfänglich religiöser Brauch . . . . —
Erstes Beispiel 212
Nachahmung desselben 213
a) Durch Fabius Maximus . . . . . —
b) Durch M. Marcellus . . . . . —
M. Marcellus' Porträt 229
c) Durch Q. Flamininus 213
d) Durch Aemil. Paullus 214
e) Mummius, Sulla u. a. m. . . . . —
4. Wirkung der in Rom vereinten Kunstfülle auf Bildung und Geschmack des Volks 216
5. Julius Cäsar und die Kunst 220
Gruppe: Venus, den Mars entwaffnend 223
VII. Erhaltene Kunstwerke der Restaurationsperiode 225—248
Aeltere erhaltene Denkmäler:
Sarkophag des Scipionengrabes 227
Spätere Werke:
1. Gruppe des Orest und der Elektra in der Villa Ludovisi 229
Theatralischer Charakter des Werks 230
2. Der Athlet des Sterbaines in Villa Albani . . . 233
3. Löwenrelief im Palast Barberini . . . . . —
4. Venus im Bade, von Polycharmes 234
Kunstbetrug im alten Rom 235
5. Musengruppe des Vatikan 236
6. Kolossalstatue der Melpomene im Louvre 238
7. Der Sertus Pompejus im Louvre 240

Seite

8. Der Satyr des Apollonius in der Lateranenſiſchen Sammlung 240
9. Der Schleifer in der Gallerie zu Florenz 241
10. Karyatiden in Villa Albani und im Vatikan . . . 244
11. Juno Lanuvina 246

VIII. Die römiſche Kaiſerzeit von Auguſtus bis Hadrian . . . . . 249—301

Einfluß der politiſchen Veränderung auf die Kunſt . . 251
Mangel an Nachrichten über die Künſtler dieſer Zeit . 252
Stellung derſelben im Leben 253
Die Künſtler waren faſt alle Griechen 254
Ueber die Ausdrücke: »griechiſche und »römiſche Arbeit« —
Realismus der römiſchen Kunſt 255
Vorwiegend hiſtoriſcher Charakter derſelben 256

Gegenſtände der römiſchen Plaſtik:

Einfluß des römiſchen Charakters auf die Plaſtik . . 258
a) Religion: Die römiſchen Götter . . . . . —
Uebertragung griechiſcher Götter und Götterideale in die Religion und Kunſt der Römer . . . 259
Juno Lanuvina, Venus Victrix, Göttin Roma 260
Allegoriſche Perſonifikationen 261
Ausbreitung der Allegorien in der Kunſt . . . 262
b) Politik: Hiſtoriſcher Charakter der römiſchen Plaſtik 261
Das Monumentalportrait 262
Ausdehnung des Reliefs bei den Römern . . . 264
Ausdehnung des Monumentalportraits auf die Darſtellung beſiegter Länder und ihrer Fürſten . 265
c) Das Privatleben: Geſteigertes Kunſtbedürfniß deſſelben 266
Umſchwung des Privatlebens ſeit Auguſtus . . 267
Allgemeine Vermehrung des Intereſſes für die bildende Kunſt 268
Kleopatra 269
Kunſtbeförderer zur Zeit des Auguſtus 271
1. Aſinius Pollio . . . . . —
2. Agrippa 272
3. Herodes der Große von Judäa als Kunſtfreund 273
Kunſtſammlungen in Rom 274
Enthuſiasmus für »alte Kunſtwerke« . . . —
Weihung von Kunſtwerken in Heiligthümer 275
Verhältniß der Kaiſer zur Kunſt 276

Seite

Tiberius 276
Nero ſelbſt Plaſtiker und Maler . . . . . —
Vespaſian und ſeine Nachfolger 278
Die Litteratur und die Kunſt 279
Verhältniß der griechiſchen zur römiſchen Litteratur in dieſer Beziehung 280
a) Philoſophen: Anfeindung der Kunſt bei Seneca vom moraliſchen Standpunkte 281
b) Dichter: Horaz . . . . . —
Virgil 285
Ovid 286
Properz 287
Petronius 290
Papinius Statius . . . . . —
c) Proſaiker: Varro 291
Tacitus 292
Velleſus Paterkulus . . . . . —
Plinius der Jüngere . . . . . —
Plinius der Aeltere . . . . . —
Quinctilian 293
Plutarch 294
Lucian 296
Aeltere griechiſche Meiſter, von denen ſich nachweislich berühmte Werke in Rom befanden 297
Kalamis, Pythagoras, Myron, Phidias — Angabe der Werke . . . . . — —
Polyklet, Strongylion, Nikerates, Naukydes, Skopas, Praxiteles, Euphranor, Lyſippus, Timotheos, Bryaxis, Leochares, Sthennis, Kephiſodot, Silanion, Pappias, Eutychides 298
. 299

Seite

Menelaos 299
Amphitrates . . . . . —
Werke rhodischer Künstler 300

IX. Erhaltene Hauptwerke aus der Zeit von August bis Trajan 301–344

Venus und Bacchus, warum vorzugsweise in dieser Zeit von der Kunst dargestellt? 303

1. Bacchus auf den Faun gestützt, Kolossalgruppe der Rotunda des Vatikan 305
Statuen in Hälften getheilt 306
2. Der Barberinische Faun in München 307
3. Venus Kallipyges (aux belles fesses) 309
4. Die schlafende Ariadne des Vatikan 311
Verschiedene Erklärungen des Werks vor und nach Winckelmann von: Winckelmann, Frau A. Archette, Visconti, Fr. Jacobs und Otfr. Müller . . . . —
Beschreibung des Werks 312
5. Der Nil des Vatikan 314
Beschreibung und Erklärung des Werks . . . . —
Künstlerischer Werth desselben 316
Das Original war von Basalt . . . . . —
6. Der Tibris des Louvre 317
7. Gruppe des Menelaos mit der Leiche des Patroklos 319
8. Der Vatikanische Apollon 320
Berühmtheit des Werks 321
Erster Eindruck 322
Die Situation 323
Feuerbach's Deutung 324
Charakter des Apollon 326
Zeit des Werks 327
Richtiger Standpunkt für die Betrachtung . . . 328
9. Hauptbildwerke von Herkulanum und Pompeji . . 329
a) Die drei weiblichen Statuen des Dresdner Museums 330
b) Die Reiterstatuen der Balbi 331
c) Der ruhende Merkur von Bronze 332
10. Bildwerke der Architekturmonumente 333
a) Reliefs am Titusbogen . . . . . —
b) Andere Triumphalreliefs 334
c) Die Trajanssäule 335
Pracht des Trajansforums . . . . . —
Sitte der Säulen-Statuen 336
Beschreibung der Trajanssäule 337
Höhenmaße derselben 338

Seite

Reliefs des Piedestals 338
Reliefs der Säule 339
Charakter derselben 340
d) Reliefs aus Trajan's Zeit am Konstantinsbogen 342
X. Hadrian und die Kunst seiner Zeit . . . . . 345—408
Hadrian und seine Zeit 347
Biographische Quellen 348
Jugendgeschichte 349
Seine Gemahlin Sabina und deren Bildnisse 350
Plotina, Trajan's Gemahlin 352
Hadrian's Verhältniß zu ihr 353
Plotina's Büsten 354
Hadrian's Charakter als Staatsmann, Regent und Mensch 355
Seine Diener Similis und Turbo 361
Hadrian und die Wissenschaft 362
Seine Politik 365
Die römische Welteinheit 366
Die Romantik der Zeit Hadrian's 368
Der altrepublikanische Bürger und der Proletarier des kaiserlichen Roms 369
Das romantische Weltbewußtsein jener Zeit und seine Basis, das Kolossale 371
Kolossalität der Kunstcharakter jener Zeit 372
Hadrian als Städterbauer 373
Seine Bauten in und für Athen 374
Der Tempel des Zeus Panhellenios 375
Motive der Kunstunternehmungen 376
Hadrian's Villa zu Tibur 378
Das Antinousideal 381
Antinous und Hadrian . . . . . —
Hadrian's Aberglaube 383
Antinous' Tod und Vergötterung 385
Antinous das letzte Ideal der alten Plastik 387
Hauptcharakter desselben 388
Große Zahl der erhaltenen Antinousbilder 389

Erhaltene Bildwerke:

1. Der Antinous des Kapitolinischen Museums . . . 390
2. Kolossalkopf von Villa Mendragone in Paris . . . 391
3. Kolossalkopf des Kapitols . . . . . —
4. Relief der Villa Albani 392
5. Kolossalstatue des Lateran . . . . . —
6. Marmorbüsten Hadrian's und ihr Ausdruck . . . 394
Wichtigkeit der Antinousdarstellungen für die Kunstgeschichte 394

Seite

Würdigung der Hadrianischen Kunstperiode 395
Hadrian's Tod und sein Grabmal 396
7. Die Gruppe von San Ildefonso 397
Verschiedene Deutungen und Urtheile . . . . . —
Beschreibung 398
Erklärung der Gruppe 399
Aehnlichkeit der einen Figur mit dem Apollo Saurektones 400
Schluß: Letzte Schicksale der griech. Bildkunst in Italien 403
Die Sarkophagreliefs 404
Das Kapitolinische Sarkophagrelief 407

Zweite Abtheilung.

XI. Römische Kaiserbildnisse . . . . . 409—444
Alte Sammlungen derselben 411
Zwei Klassen der Kaiserbildnisse 412
a) Ikonische } Darstellungsweise . . . . . —
b) Vergöttlichte }
1. Kaiser Augustus und sein Haus 413
Auf geschnittenen Steinen 414
Fünf Statuen des Augustus, in England, Venedig, im Vatikanischen und Kapitolinischen Museum . . —
Büsten des Vatikan und Kapitol . . . . . —
Kolossalbüste der Münchener Glyptothek 415
2. Tiberius, Piedestal seiner Ehrenstatue zu Puzzuoli —
Sitzende Statue im Vatikan als Jupiter . . . . —
» » » » mit Bürgerkrone . . —
Kolossalkopf des Vatikan 416
3. Livia, Augusts Gemahlin, Statue als Göttin Salus im Vatikan . . . . . —
Statue als Göttin Ceres im Louvre . . . . . —
Kopf der Livia auf einer Enterpe im Louvre . . . —
4. Julia, Tochter Augusts, Gewandstatue als Ceres im Louvre . . . . . —
5. Drusus der Aeltere, Besieger des Arminius, Bronzebüste 417
6. Germanikus, sein Sohn, Portraitstatue des Louvre 418
Germanikus des Kleomenes, im Louvre . . . . . —
7. Drusus Cäsar, Tiber's einziger Sohn erster Ehe —
Statue des Pariser Museums, bei Visconti . . . —
8. Agrippina die Aeltere (Gemahlin des Germanikus), sitzende Portraitstatue des Kapitols 419
Kolossalfigur zu Dresden 420

Seite

9. Caligula, nackte Marmorstatue des Vatikan . . . 420
Bronzebüste bei Visconti . . . . . —
Mutter und Schwester Caligula's, als Musen, in der Dresdner Gallerie . . . . . —
10. Claudius, erhaltene Portraits . . . . . —
Matricer Kolossalbüste 421
11. Agrippina, Nero's Mutter, Statue in Neapel . . 422
Büste in Palast Ghigi zu Rom . . . . . —
12. Messalina . . . . . —
Messalina und Britannikus, Marmorgruppe des Louvre . . . . . —
13. Nero als pythischer Sieger, Marmorkopf des Vatikan 423
Marmorkopf des Louvre 424
Kolossalstatue des jugendlichen Nero, zu München . —
14. Galba . . . . . —
15. Otho, Marmorkopf des Vatikan . . . . . —
16. Vitellius, vorhandene Portraits zweifelhaft . . . 411
17. Portraits des Feldherrn Cerdule 425

Kaiser des Flavischen Hauses.

18. Vespasianus, Kolossalbüste d. Farnesischen Sammlung 426
Bronzekopf des Louvre . . . . . —
19. Titus, Marmorstatuen des Louvre und Vatikan . . 427
Marmorbüsten . . . . . —
20. Julia, Titus' Tochter, Marmorstatue (bemalte) des Vatikan . . . . . —
21. Domitianus, Kolossalstatue zu München 428
22. Domitia, seine Gemahlin, Marmorstatue als Hygieia 429
23. Nerva, sitzende Kolossalstatue des Vatikan . . . —
24. Trajanus, Büste der Fesch'schen Sammlung . . 430
25. Plotina, seine Gemahlin . . . . . s. S. 354
26. Hadrian . . . . . s. S. 394
27. Sabina, seine Gemahlin . . . . . s. S. 350
28. Antoninus Pius, Kolossalstatue des Vatikan . . 431
Kolossalkopf des Louvre . . . . . —
29. Faustina, seine Gemahlin, zahlreiche Büsten (vergl. S. 437) 431
30. Marc Aurel, bronzene Reiterstatue auf dem Kapitol —
Schicksale des Werks 432
Beschreibung . . . . . —
Ueber Reiterstatuen im Allgemeinen 434
Bronzefund gefunden 1849 in Rom 433
31. Lucius Verus, Kolossalbüste (marmorne) des Louvre 436
32. Kommodus, jugendliche Büste des Kapitols . . . 437
Reiterstatue des Vatikan . . . . . —

Seite

33. Pertinax, Büste 438
34. Didius Julianus, Statue zu Kassel . . . . . —
35. Septimius Severus, Bronzestatue des Palast Sciarra in Rom . . . . . —
Portraitbüste zu Paris . . . . . —
a) Geta, sein Sohn, einzige erhaltene Büste . . —
36. Caracalla, Büste zu Neapel 439
37. Julia Domna, Mutter Caracalla's . . . . . —
Portraitstatue des Louvre 440
Kolossalbüste des Vatikan 441
Abnehmbare Perrücken von Marmor . . . . . —
38. Heliogabal, Büsten im Louvre, in Dresden und München . . . . . —
Statue als bärtiger Bacchus im Vatikan . . . . —
39. Julia Soaemis, seine Mutter, als Venus aus dem Bade steigend . . . . . —
40. Gordianus III., Büste des Louvre 442
41. Gallienus, Büste des Louvre . . . . . —
42. Konstantin der Große, Statue des Lateran . . . —
Bronzestatue . . . . . —
43. Julianus Apostata, Statue in Paris . . . . —
Lange Dauer der Portraitplastik 443
XII. Ueber das Kolossale in der Plastik . . . . . 445—469
Begriff des Kolossalen 447
Verwandtschaft mit dem Religiösen . . . . . —
Innerer Widerspruch . . . . . —
Die Götter Homer's . . . . . —
Die Götterkolosse des Orients 448
Architektonischer Charakter der Kolossalstatuen in Aegypten 449
Schönheit des Kolossalen . . . . . —
Das »Despotische,« »Bannende« in demselben . . . 450
Die Griechen sind in den Idealbildungen ihrer Götter vom Kolossalen ausgegangen 451
Es ist ein orientalisches Element in der hellenischen Kunst 452
Aelteste griechische Kolossalbilder 453. 455
Hellenische Aesthetik des Kolossalen 454
a) Gegenstände: nur Götter und Halbgötter . . . 454. 457
b) Auch unter diesen nur einzelne bestimmte . . . 455. 457
Ableitung des Ausdrucks »Koloß« . . . . . —
Der Tempel und das Tempelbild . . . . . —
Stoff und Technik der Kolossalbildwerke im griechischen Alterthum 456
Statuen von Menschen bei den Griechen nie kolossal . 458
Das Kolossale in der Plastik bei den Römern . . . —

	Seite
Ging gleichfalls vom Religiösen aus	458
Kolossalität der Kaiserbilder	459
Beispiele	—
Zenodor's kolossaler Nero	460
Kolossales Portrait Nero's in Farben	461
Neuere Kolossalwerke der Plastik	—
Schwanthaler's Bavaria	462
Bedingung der plastischen Kolossalität durch den Raum	463
Kolossale Wirkung in kleiner Darstellung	464
Lysipp's Herkules Epitrapezios	—
Grenze des Kolossalen in der Plastik	465
Rauch's Friedrichsdenkmal	—
Die Kolossalplastik der modernen Zeit	—
Gegenstände derselben	466
Piedestal (Basis) und Bildsäule	467—469

Anhang.

I. Die Antiken-Museen Europa's	473—478
II. Verzeichniß der besprochenen Hauptwerke nach den Orten und Museen, wo sie sich befinden	479—490
III. Die griechischen Künstler in chronologischer Uebersicht	491—500

Erste Abtheilung.

I.

Lysippus und die Zeit Alexander's des Großen.

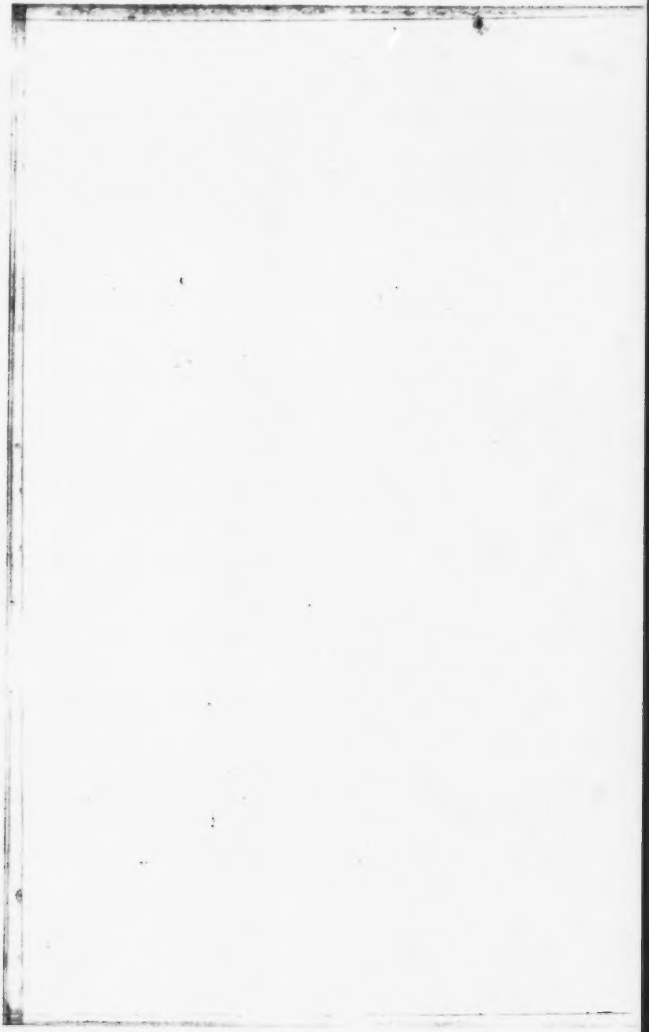

Die macedonische Zeit und ihre Kunst.

Die streng religiöse Kunst bildet den Anfang, das Kultusbild den Zweck der ältesten griechischen Bildkunst. Die Vollendung der Technik verbunden mit der gewonnenen geistigen Freiheit führen die Kunst aus der religiösen Starrheit und Strenge zur Schönheit des vollendeten Götterideals. Aus dieser Welt des Ideals drängt der unaufhaltsame Zug der weiteren Entwickelung die Kunst hinaus in die Welt der Wirklichkeit, des historischen Realismus. Dieser Uebergang der götterbildenden hellenischen Plastik zur historischen Monumentalkunst, welche in der römischen Welt ihre Vollendung findet, beginnt mit Alexander dem Großen und der Zeit des macedonischen Griechenthums, in welche wir jetzt eintreten.

Für diesen Uebergang der Bildkunst ist Lysippus, der letzte in dem Triumvirat der großen Künstler des vierten Jahrhunderts, der geniale Vertreter. Zwar bildet auch er noch Götter. Er schafft sogar noch, oder vollendet doch das Ideal eines Gottes; aber seine Hauptwerke sind historischer Art, sind historische Portraitdarstellungen. Alexander und

seine Kriegsfürsten und die Großthaten beider, das sind die Stoffe, in deren Darstellung sich vorzugsweise sein Genie verherrlicht. Der Gott aber, dessen Ideal zu vollenden ihn die Zeit des welterschütternden macedonischen Eroberers begeisterte, ist kein anderer als der leidenschaftlich bewegte Zeus des Meeres, der weltumfassende Erderschütterer Poseidon. Der Heros endlich, dessen Ideal er dem rubelosen Weltbezwinger an die Seite stellte, war der rastlos die Welt durchkämpfende Zeussohn Herakles. Lysippus ist der Phidias der Zeit des macedonischen Griechenthums.

Die Macedonier waren ein Mischvolk aus hellenischen und barbarischen Stämmen. Aber wenn auch der zornige Stolz eines Demosthenes sie Barbaren schalt, so ist dies doch keineswegs wörtlich zu nehmen. Zwar blieb das barbarische Element stark genug in diesem Volke, um eine Entwickelung zur Freiheit, wie sie bei allen rein griechischen Stämmen stattfand, zu verhindern. Aber die eigentlichen Macedonier erschienen bereits zu Philipp's Zeit in Sprache, Kultur und Sitten durchaus hellenisch. Schon in den Perserkriegen waren die macedonischen Könige mit den Hellenen befreundet und ihren Interessen zugethan. Der eigentliche Begründer aber der macedonischen Civilisation im griechischen Geiste und mit griechischen Kulturelementen war König Archelaos, der Peter der Große Macedoniens, ein Fürst, dessen Herrschertugenden ein Thucydides feiert, und dessen Glück und Reichthum, wie Plato sagt, sprichwörtlich waren unter seinen Zeitgenossen im Hellenenlande. An dem Hofe dieses Konigs, dessen Streben eifrig darauf gerichtet war, seinem Volke und Reiche die Resultate aller hellenischen Kultur und Bildung zu Gute kommen zu lassen, finden wir griechische Dichter, Gelehrte, Künstler und Musiker als willkommene Gäste. Hier dichtete Euripides, der am macedonischen Hofe sein Leben beschloß, zu Ehren des Königs sein letztes Drama, »Archelaos«. Hier lebten hochgeehrt gleich ihm, der tragische Dichter Agathon von Athen und jener Chörilos von Samos, der erste epische Dichter, der das Gebiet der mythisch-heroischen Sage verließ, und einen rein historischen Stoff, die Perserkriege, zum Vorwurf seiner Dichtung wählte. Auch die bildende Kunst suchte dieser

große König zu gleichem Zwecke der Kulturförderung seines Volks zu benutzen. Er unternahm prachtvolle Bauten und berief den berühmten Maler Zeuxis nach Pella, um sein Königsschloß mit Gemälden, und den Bildhauer Timotheos, um es mit Werken der Plastik zu schmücken.

Wozu Archelaos den Grund gelegt, das vollendete Philipp, der Vater Alexander's. Er selbst hatte im Hause des Thebanerfeldherrn Epaminondas griechische Bildung empfangen, und er verwendete diese Bildung dazu, um durch List und Gewalt sich zum Oberherrn von Hellas zu machen. Auch unter diesem Könige, der für Poesie, Musik und Schauspielkunst so viel Geschmack und Sinn besaß, war die griechische Bildkunst bereits vielfach im macedonischen Dienste beschäftigt. Große Bildhauer, wie Leochares und Euphranor, arbeiteten für den Hof zu Pella, und die Bildsäulen der Olympias, des Philipp und seines Vaters Amyntas, sowie des jugendlichen Thronfolgers Alexander, von der Meisterhand jener großen Künstler gefertigt, schmückten die öffentlichen Plätze der macedonischen Hauptstadt nicht minder wie die griechischen Heiligthümer und Tempel zu Delphi und Olympia.

Alexander endlich selbst — der Zögling jenes Aristoteles, dessen Riesengeist die Summe zog des ganzen bisherigen griechischen Daseins, Thuns und Denkens und das Resultat dieser Erkenntniß dem größten Herrschergenie aller Zeiten überlieferte — Alexander, der Achill am Ausgange des geschichtlichen hellenischen Lebens, erscheint auch in seiner Bildung und Liebe für die Kunst als ein ächter Hellene. Homer's Gesänge hatten den jugendlichen Geist erfüllt, und den homerischen Helden nachzueifern war das Streben und Ziel seines Lebens. Sein Geist, genährt an dem Herrlichsten griechischer Literatur und Dichtkunst, besaß nicht minder Verständniß und Neigung für die bildende Kunst, welche das Dasein schmückt und den Ruhm großer Menschen und Thaten dauernd verherrlicht. Wir sehen ihn im vertrautesten Verkehr mit jenen drei größten Künstlern seiner Zeit, mit dem Bildhauer Lysippus, dem Maler Apelles, jenem Rafael Griechenlands, und dem Steinschneider Pyrgoteles, denen allein er für ihre Darstellungen seines Bildnisses zu

ßen pflegte, und die er dadurch, um modern zu reden, zu seinen Hof- und Leibkünstlern erhob. Es war eine große Zeit, und wohl dazu angethan, die bildende Kunst auf ihren neuen Bahnen zu begeistern. Dieselbe Zeit, die in der politischen That einen Alexander, in der Vertiefung des Gedankens einen Aristoteles, jenen im Gebiete der politischen Wirklichkeit, diesen im Reiche der begreifenden Erkenntniß als Welteroberer erzeugte, stellte Beiden zugleich in der bildenden Kunst die beiden Meister würdig zur Seite, von denen Lysippus die Plastik, Apelles die Kunst der Malerei hinführte zu abschließender Vollendung.

Freilich ist eins nicht zu übersehen: die Macedonier besaßen Civilisation, aber nicht Kultur, sie waren den Griechen gegenüber doch immer nur civilisirte Barbaren. Ihre Bildung war keine einheimische aus dem eignen Wesen und Geiste des Volkes erzeugte, sie war eine von außen her angenommene. Es lag im Wesen dieser Civilisation, die Kunst weniger mit dem ästhetisch-religiösen Auge des Hellenen, denn als Dienerin des Luxus zu betrachten. Als daher seit Philipp und Alexander macedonisches Wesen in Griechenland und in den hellenisirten Reichen der Nachfolger Alexander's zur Herrschaft gelangte, wurden auch macedonischer Sinn und Weise maßgebend für die Kunst. Bei den Hellenen der letzten Zeit war sie gepflegt und geübt worden, wie man, nach dem Worte des alten Dichters, die Tugend üben soll: als innerster Beruf. Diesem obzuliegen, war Religion. Liebe und Nothwendigkeit, die Kinder des Zeus, waren es gewesen, aus denen die Blüthe der griechischen Kunst hervorging. Anders ward es in der macedonischen Zeit. Was ein geistreicher Franzose von der Plastik der modernen Zeit gesagt hat, daß sie l'art des gouvernemens et des rois geworden sei, das läßt sich in gewissem Sinne auch auf die Theilnahme anwenden, welche Alexander und die Erben seines Weltreichs in ihren großen Hauptstädten der Bildkunst zuwandten. Es war mehr oder minder nur hellenisirte Eigensucht, in deren Dienst sie trat. Die Zeit war monarchisch geworden, die Kunst ward Fürstendienerin.

Freilich erhielt sie als solche eine ungeheure Verbreitung. Durch

Alexander und seine Nachfolger ward der größte Theil der bekannten Welt für die hellenische Bildung gewonnen. Hellenische Kultur herrschte im nordöstlichen Afrika bis zu Abyssiniens und Karthagos Grenzen, und kaum hundert Jahr nach Alexander's Tode war sein Alexandria bereits eine Stadt geworden, durch deren Reichthum, Bildungsanstalten und Weltverkehr selbst die glänzendsten Zeiten Athens in Schatten gestellt wurden. Weit im Osten, im inneren Asien, bestand ein eigenes griechisches Reich, und auch in den Euphrat- und Tigrisländern wie in Syrien herrschte griechische Kultur. Antiochia, die Hauptstadt des Seleucidenreiches, ward ein asiatisches Athen, dessen Bevölkerung zum Theil selbst aus verbannten Athenern bestand, und wir finden große Künstler aus Lysippus' Schule für diese Stadt beschäftigt. Kleinasien endlich, schon in alter Zeit durch Kolonien hellenisirt, sah in den neuen Königshauptstädten, wie Pergamus, Sardes u. a., sowie in zahlreichen neu gegründeten Städten ebensoviel Sitze jener hellenischen Kultur neu erblühen, für welche die bildende Kunst bereits ein Lebens- und Luxusbedürfniß geworden war.

Sehr bezeichnend für das Verhältniß dieser Zeit zur Kunst ist ein Ausspruch des bekannten Philosophen Arcesilas, eines jüngeren Zeitgenossen Alexander's, den Plutarch in seiner Schrift über die Gemüthsruhe aufbehalten hat. »Die meisten Menschen,« sagt der alte Denker, »halten es für ein unumgängliches Erforderniß, Kunstschöpfungen, die ihnen doch fremd sind, wie Gemälde und Statuen, genau nach ihrer Composition und ihrem Werthe zu untersuchen, und mit den Augen wie mit dem Geiste sorgfältig zu betrachten, während sie ihr eigenes Leben, welches ihnen zur Meditation einen so überaus dankbaren Stoff bietet, vernachlässigen.« Dergleichen doktrinäre Vergleichungen sind immer lehrreich für die Stimmung und den Geist der Zeit, in welcher sie entstehen. Aus der hier angeführten lernen wir, daß mit und nach Alexander in der Kunst und Kunstbetrachtung die Zeit der Kennerschaft beginnt, und daß dies Streben nach Kunstkennerschaft ein sehr allgemeines war. Selbst die Könige und Fürsten der hellenisirten Welt nach Alexander theilten dasselbe, ja manche übten sogar selbst, neben anderen Künsten auch die bildende

Kunst als Liebhaberei. Plutarch erzählt und rühmt es in seiner Biographie des großen Städtebezwingers Demetrius als eine Ausnahme, daß dieser Fürst seine große Begabung »nicht wie andere Könige auf das Studium der Musik, der Malerei und der Bildkunst, sondern auf Mechanik und ähnliche Dinge verwendet habe.« Und doch haben wir gesehen, wie selbst dieser Demetrius Kunstwerke und Künstler zu schätzen verstand*).

Alexander selbst aber war seinem ganzen Wesen nach dazu geeignet, der bildenden Kunst durch seine Neigung und Vorliebe für dieselbe den großartigsten Aufschwung zu geben. In der That, nie hat die Welt ein Schauspiel wiedergesehen, wie es Alexander's Leben ihr zehn Jahre lang darbot. Sein Glück, seine Siege, seine märchenhaften Erfolge begeisterten die Völker des Abend- und Morgenlandes. Nach Asien in sein Heerlager strömte Alles, was ausgezeichnet und berühmt war in griechischer Kunst und Wissenschaft, und wohl kann man sagen, daß sich damals der Kern griechischer Kultur in Asien befand. Philosophen und Dichter, Geschichtschreiber und Naturforscher, Künstler aller Art, Architekten, die seine neu angelegten Städte bauten, Bildhauer und Maler, welche dieselben ausschmücken halfen, während sie zugleich die Großthaten des Weltbesiegers und seiner Marschälle durch andere Werke verherrlichten, die besten Meister der Musik und des Gesanges, der Schauspiel- und Tanzkunst, bildeten allmälig ein eigenes Heer um den macedonischen Welteroberer, der sich wohl gern den König der Künstler nennen ließ. Seine Biographen berechnen die Zahl der Künstler seines Gefolges und seiner verschiedenen Hofhaltungen auf dreitausend. Der Zögling des Aristoteles, der die höchste Blüthe hellenischer Kunst, Homer's Gesänge, und die Werke der großen Tragiker Athens über Alles schätzte, der den Homer stets unter seinem Kopfkissen hatte, und sich die Werke des Aeschylus, Sophokles und Euripides in das ferne Asien nachsenden ließ — er war zugleich der vertraute Freund und Beschützer der größten bildenden Künstler seiner Zeit, des Bildhauers Lysippus und des Malers Apelles, und sein Ge-

*) S. Torso. Th. I, S. 427.

schmack und sein richtiges Kunsturtheil in Sachen der bildenden Kunst werden mit Recht von Horaz als einzig in ihrer Art bezeichnet. Jeder der genannten beiden großen Meister bildete den Anfang einer neuen Periode seiner Kunst, und nicht wenige berühmte Namen ihrer Schüler und Genossen sind uns erhalten. Es war eine Zeit, die in Betreff der Kunstförderung durch große Herrscher das Vorbild war für die späteren römischen Zeiten unter August, Titus und Hadrian, wie für die Zeiten der Mediceer und der kunstliebenden Päpste. Plutarch meinte sogar, nicht zu Alexander's Zeit, sondern vielmehr durch Alexander seien die damaligen Künstler die größten aller Zeiten geworden, seine Freigebigkeit, sein Wohlwollen, seine Herablassung hätten die großen Talente geweckt und ihre trefflichen Arbeiten ins Leben gerufen. Das aber ist die Anschauung nicht jener hellenischen Zeit, die selbst noch groß genug war, um einen Alexander zu erzeugen, sondern der vier Jahrhunderte späteren Periode römisch-kaiserlicher Kunstprotektion, wie sie etwa ein Hadrian ausübte. Allein wenn Begeisterung am Großen und Schönen die Quelle aller Kunst ist, so mußte allerdings eine Erscheinung wie Alexander die Flamme solcher Begeisterung auch in den Gemüthern der Künstler entzünden, welchen das Glück zu Theil wurde, Genossen seiner Zeit und ihrer großen Thaten zu sein, und beide in Werken ihrer Kunst feiernd zu verewigen. Darum durfte Winckelmann mit Recht von Alexander sagen: »Keine Bilder der Gottheiten, Helden und anderer berühmter Männer haben gleiches Recht mit den seinigen in der Kunstgeschichte zu erscheinen; denn Alexander ist als ein Theil derselben zu betrachten, weil er aus eigenem Antrieb der größte Beförderer der Kunst gewesen, den die Welt gesehen und an dessen Freigiebigkeit alle Künstler seiner Zeit Antheil genossen haben. Ja dieser sein Ruhm ist gerechter als alle seine Siege — weil er ihm selbst allein und seiner Einsicht eigen ist.«

Lysippus und seine Werke.

Die uralte hochberühmte Stadt Sikyon, gelegen in der ölbaumreichen Ebene unfern des korinthischen Meerbusens, war die Vaterstadt des Lysippus. Noch heute bezeugen Bautrümmer in der Nähe des Dorfes Vasilika das Dasein dieser Stadt, die einst neben dem benachbarten Korinth die älteste und bedeutendste Stätte der bildenden Kunst war auf dem griechischen Kontinente. Hierher versetzte das Alterthum den Ursprung der Malerei, und die anmuthige Sage von der Erfindung der Plastik*): hier blühte die Malerschule des Sikyoniers Eupompos, aus welcher Apelles hervorging: hier war die Wiege der Erzgußkunst. Seit den halb mythischen Zeiten der uralten Künstler Dipoenos und Skyllis galt Sikyon, wie Plinius sagt, für das Vaterland aller Metallwerkstätten. Aus einer solchen Metallwerkstatt, deren die kunstreiche und betriebsame Stadt in großer Menge besaß, ging in der Person eines schlichten Erzarbeiters der große Künstler hervor, der die Bildkunst des hellenischen Volks zu ihrer Vollendung führen sollte.

*) S. Torso. Th. I., S. 475.

Von den äußeren Lebensumständen des Lysippus wissen wir sehr wenig. Die wichtigste Nachricht ist die, daß er nicht ursprünglich zum Künstler bestimmt, sondern ein Autodidakt war, der keinem Meister und keiner Schule angehörte. Die Natur und den Kanon des Polyklet*) nannte er selbst seine Lehrer. Auf die erstere verwies, nach einer alten Ueberlieferung, den Jüngling, der aus den Schranken des Handwerks zur Kunst hinaufstrebte, sein großer Landsmann, der hochberühmte Maler Eupompos. »Wen hast du dir zum Vorbilde genommen?« fragte einst der junge Lysippus den alten Meister. Da deutete Eupompos mit der Hand auf eine versammelte Volksmenge, und erläuterte diesen pantomimischen Bescheid durch die Worte: »Die Natur selbst ist als Vorbild zu betrachten, nicht ein Künstler.« Zu dem Studium der Werke seines berühmten Landsmannes Polyklet und der anderen großen Meister boten ihm seine Vaterstadt und die benachbarten Städte Argos und Korinth reiche Gelegenheit. Auch ist kein Zweifel, daß damals die jungen Künstler, wie noch jetzt die Handwerker, alle durch Kunstwerke berühmten Städte von Hellas bereisten; denn die Kunst stand in jenen Zeiten dem Leben gerade so nahe, wie jetzt das Handwerk.

Als Alexander den Thron bestieg, stand Lysippus bereits auf der Höhe seines Ruhms; denn nur so erklärt sich der Vorzug, welchen ihm der macedonische Heldenjüngling vor allen Künstlern jener Zeit ertheilte, indem er ihn vorzugsweise mit seinen Aufträgen beehrte. Wie die meisten großen Künstler der Griechen erreichte er ein hohes Alter. Er überlebte seinen königlichen Gönner wohl um ein Jahrzehend, und seine Kunstthätigkeit umfaßte über ein halbes Jahrhundert. Dieser langen Laufbahn entsprang die ungeheure Anzahl seiner Werke. Die alten Kunsthistoriker berechneten dieselben auf anderthalbtausend nach der Anzahl der Goldstücke, deren er je eins, wie die Sage ging, von dem Lohne seiner Arbeit in eine bestimmte Sparkiste gelegt habe. Das Unglaubliche einer so ungeheuren Zahl wird ermäßigt, wenn man bedenkt, daß

*) S. Torso. Th. I., S. 287 ff.

der Künstler ausschließlich in Erz arbeitete, und daß er also, da ihm eine große Anzahl von trefflichen Schülern, unter denen drei seine Söhne, hülfreich zur Seite standen, in der Regel nur das Modell selbst zu arbeiten und an das in Erz vollendete Werk etwa nur noch die letzte Hand zu legen hatte. Dazu kam, daß ihm, der in seiner Jugend die Metallarbeit als Handwerk betrieben hatte, das Technisch-Praktische seiner Kunst geläufiger als anderen Künstlern war, und daß ihm die früh erlangte Geschicklichkeit in Bearbeitung des Metalls die Ueberwindung all' der Schwierigkeiten wesentlich erleichterte, welche namentlich die Behandlung kolossaler Figuren darbietet, deren er eine so große Anzahl verfertigte. Die Meisterschaft in der feinsten Ausführung, die seine Werke, wie Plinius sagt, charakterisirte, ist gleichfalls auf den Umstand zurückzuführen, daß der Künstler seinen Ausgang vom Handwerk genommen hatte. Wir wissen nicht, wo er während seines langen Lebens seine Werkstatt gehabt, nachdem er Sikyon verlassen. Denn daß er dort nicht geblieben, daß er dem Alexander nach Asien gefolgt ist und wenigstens zeitweise dort gelebt und gearbeitet hat, geht schon aus den zahlreichen Bildnissen hervor, die er von dem Welteroberer und dessen Marschällen gemacht hat. Nach dem Tode Alexander's scheint er sich nach Macedonien begeben und dort den Rest seiner Tage verlebt zu haben. Ich vermuthe dies nach einer alten Ueberlieferung, welche erzählt, daß der große Künstler, der die Welt mit dem Ruhme seiner Werke erfüllt, es nicht zu gering geachtet habe, auf Bitten des Königs Kassander von Macedonien eine gewisse Art thönerner Weingefäße von ganz besonderer Form und Thonmischung für den Export einer berühmten Weinsorte zu erfinden, welche in der von jenem Könige neu erbauten Stadt Kassandreia in Macedonien einen vorzüglichen Handelsartikel bildete. Im hohen Alter, auf dem Gipfel eines Künstlerruhmes, der durch die ganze alte Welt bis in die spätesten römischen und byzantinischen Zeiten seinen Namen als den des Vollenders der hellenischen Plastik und unerreichbaren Musters lebens- und seelenvoller Darstellung feierte, traf ihn der Tod, wie es einem Helden der Kunst ziemt, in der Werkstatt, den Modellirstab in der Hand. Ver-

ſenkt in die feine Ausführung einer Statue, ſo erzählt der römiſche Schriftſteller Petronius, vergaß er Speiſe und Trank zu nehmen, und ohnmächtig trug man den Greis auf ſein Lager, von dem er nicht mehr erſtand.

Lyſippus' Werke, von denen wir noch etwa fünfunddreißig der bedeutendſten, zum Theil größere Gruppenwerke, wenigſtens dem Namen nach kennen, waren über ganz Griechenland verbreitet. Seine Vaterſtadt Sikyon beſaß von ſeiner Hand einen Zeus und einen Herkules, beide, wie es ſcheint, von koloſſalen Dimenſionen, und daneben ſein berühmtes allegoriſches Meiſterwerk, die Darſtellung des Gottes der Gelegenheit, des Kairos. Seinen Zeus arbeitete er außerdem noch für drei andere Städte, Argos, Megara und Tarent, und außerdem ſah man in Athen und Korinth, zu Theſpiä, Delphi und Olympia, in den Städten Akarnaniens und Macedoniens, wie auf der kunſtgeſchmückten Inſel Rhodos berühmte Werke von ihm, die ſpäter zum großen Theil von römiſchen Kunſträubern in die Weltſtadt geſchleppt wurden. Von allen dieſen Werken iſt kein einziges Original erhalten. Sie waren von Bronze und theilten deshalb das gemeinſame Schickſal der unzähligen plaſtiſchen Kunſtwerke dieſes Stoffs. Aber wir beſitzen dafür wenigſtens in einzelnen Marmorkopien Nachbildungen, die einen, wenngleich ſchwachen und ungenügenden Begriff von ſeiner Kunſt geben können.

Der Umfang derſelben ſcheint, was die dargeſtellten Gegenſtände anlangt, den geſammten Kreis des Bildbaren zu umfaſſen. Denn neben der Welt der Götter und der Heroen finden wir auch die Menſchen- und Thierwelt in ſeinen Werken repräſentirt. Aber ein prüfender Blick auf das Verzeichniß ſeiner Hauptwerke, wie wir es aus Plinius, Lucian und Pauſanias zuſammenſtellen können, lehrt uns, daß die Hauptſtärke dieſes Meiſters nicht mehr in der Darſtellung von Götteridealen beſtand. Zwar wiſſen wir nicht, in welcher Weiſe ſeine Auffaſſung des Zeus ſich von dem durch Phidias geſchaffenen Ideale dieſes Gottes unterſchied; wir haben keine Kunde von ſeiner Darſtellung des Dionyſos, des Apollo und Hermes, des Helios, Eros und Poſeidon — den einzigen Götter-

statuen, welche unter seinen Werken genannt werden. Aber gerade der Umstand, daß die Alten eben nichts weiter von diesen Arbeiten melden, berechtigt zu dem Schlusse, daß bei ihnen der Meister, mit Ausnahme des zuletzt genannten Gottes, sich an die bereits vollendeten Ideale dieser Gottheiten hielt. Unsere Antikensammlungen sind arm an Statuen und Köpfen des Poseidon. Vielleicht sind ein besonders ausdrucksvoller Kopf im Museo Chiaramonti, sowie die treffliche Statue in der Sammlung des Engländers Cocke zu Holkham und eine kleine Statue der Dresdener Sammlung Nachbildungen des Lysippischen Ideals. Die Gesichtsbildung ist dem Jupiter ähnlich; aber an die Stelle der göttlichen Klarheit und Ruhe in den Zügen des Olympiers ist ein Ausdruck erregter Leidenschaftlichkeit getreten, der besonders in dem wild gesträubten und durch einander geworfenen Haare an die Wildheit des Elements erinnert, das in diesem Gotte verkörpert erscheint.

Die eigentliche Stärke und Meisterschaft Lysippus' bestand in der Gestaltung der Heroen- und Menschenwelt und in der Darstellung der edelsten Thierbildungen, des Rosses und des Löwen. In der ersteren Gattung vollendete sein Genius, was vor ihm Alkamenes, Myron und Polyklet begonnen hatten, — das Ideal des griechischen Heroenthums überhaupt.

Das Ideal des Herkules.

Die Idealgestalt des Herkules gehört in ihrer poetischen und künstlerischen Ausbildung allein dem griechischen Volke an. Der uralte schöne Mythus seines Lebens ist einerseits das Ideal menschlicher Vollkommenheit im Sinne des heroischen Zeitalters, geweiht dem Heile der Menschen seines Volkes. Aber der Lebenskern dieses Mythus und zugleich der Grundgedanke aller heroischen Mythologie der Hellenen überhaupt ist andererseits jenes stolze Bewußtsein der dem Menschen innewohnenden eigenen Kraft, durch die er sich auch ohne die Gunst eines huldreichen Geschicks, ja gerade durch Ueberwindung äußerster Mühe und Drangsal

mit kühnem Wagen und tapferem Ausharren den ewigen Göttern selbst gleichzustellen vermag. Es ist der hellenische Genius der Kühnheit, wie ihn Hölderlin feiert, der

»— von der Meisterin, der Noth, geleitet,
Mit ungewohntem Arm die Keule schwang,
Und drohend sich, vom ersten Feind erbeutet,
Das Löwenfell um seine Schultern schlang.«

Herkules ist der Gegensatz zum goldenen Zeitalter, der Sohn der Zeit, die da begann als:

»Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber schwand, —
Als nun des Schicksals ehrne Rechte,
Die große Meisterin, die Noth,
Dem übermüthigen Geschlechte
Den langen bittern Kampf gebot:

Da sprang er aus der Mutter Wiege
Da fand er sie, die schöne Spur
Zu seiner Tugend schwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geister höchste Gabe,
Der Tugend Löwenkraft begann,
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.«

Das höchste Maß menschlicher Kraft und Kühnheit im Wagen und Ertragen, verbunden mit den edelsten Zierden, wie sie jene Zeit kannte: großartiger Adel der Gesinnung neben den Fehlern, ja Verbrechen, zu denen die Maßlosigkeit der Kraft und Leidenschaft führt — das ist der Inhalt der poetischen Gestalt des Herkules. In ihm steigt endlich, nachdem die menschliche Natur für jeden Frevel durch ein neues Leid gebüßt hat, am Schlusse seiner mühevollen Laufbahn das Ewige, Unzerstörbare, Göttliche des Menschen aus der letzten schmerzensvollen Flammenpein, geläutert und verklärt zum olympischen Götterstuhl empor.

In beiden Gestalten: als den von irdischer Noth bedrängten oder von seinen Mühen nur auf Augenblicke ruhenden Kämpfer, und als den verklärten, der göttlichen Seligkeit sich erfreuenden Sieger, hat die griechische Kunst, sowohl die Plastik als die Malerei, das Ideal des Herkules gebildet, und zuletzt durch Lysippus zur Vollendung gebracht. Von Beiden sind uns vortreffliche Nachbildungen erhalten, die zugleich zu den edelsten Werken griechischer Bildkunst gehören — der Farnesische Herkules und der Torso des Belvedere. Betrachten wir zunächst diejenige, welche das Ideal des irdischen Herkules darstellt, den sogenannten

Farnesischen Herkules.

Lysippus selbst hatte den Herkules viermal gebildet. Aber nur von einem dieser Werke ist uns durch einen byzantinischen Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts, Nicetas, der die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer erlebte, eine Beschreibung erhalten. Dieser Lysippische Herkules, der zuerst von Tarent nach Rom, und von dort nach Byzanz versetzt worden war, wo er im Jahre 1202 durch die beutegierigen Lateiner eingeschmolzen wurde, war von den kolossalsten Verhältnissen. Er war größer als die Dioskurenkolosse von Monte Cavallo; denn sein Schienbein hatte Mannslänge und der Gürtel eines Mannes reichte eben hin, den Daumen der Statue zu umspannen. Der Heros war sitzend dargestellt auf einem Weidenkorbe, über den als Decke die Löwenhaut gebreitet lag. Der rechte Fuß und Arm waren ganz ausgestreckt, dagegen das linke Knie eingebogen. Auf dieses stützte sich der Ellenbogen des linken Arms, in dessen Hand das Haupt voll traurig sinnenden Ausdrucks ruhte. Bogen, Köcher und Keule waren abgelegt; der Heros war aufgefaßt in schwermüthigem Ausruhen inmitten seiner Kämpfe und Arbeiten. Nach demselben Motiv dieses momentan ausruhenden irdischen ist jener verklärte, göttlicher Ruhe sich erfreuende Herkules gestaltet, dessen Abbild uns in dem berühmten Torso erhalten ist.

Der Farnesische Herkules, vielleicht eine Kopie, und zwar, wie Visconti glaubt, eine vergrößerte Nachbildung der Herkulesstatue, mit wel-

hen Lysippus seine Vaterstadt schmückte, zeigt uns gleichfalls den irdischen Heros als momentan ausruhend, aber nicht sitzend, sondern stehend. Eine griechische Inschrift nennt den Athener Glykon als den Meister dieser, ihres bronzenen Urbilds nicht unwürdigen, Marmorkopie, und die Gelehrten behaupten, daß der Meister, der sie gearbeitet, dem letzten vorchristlichen Jahrhundert oder dem Anfange der Kaiserzeit angehört haben müsse. Sein Name findet sich auch noch auf anderen Inschriften, unter anderen auf einer Wiederholung der Herkulesstatue im städtischen Museum zu Volterra.

Der Farnesische Herkules hat seinen Namen von dem Umstande erhalten, daß er auf dem Grund und Boden des Hauses Farnese in den Caracallathermen zu Rom gefunden wurde. Aus dem Palast Farnese ward er zur Zeit, als Goethe in Rom war (1787), nach Neapel gebracht. Um dieselbe Zeit wurden auch die ächten Beine gefunden und an die Stelle der von Wilhelm Della Porta ergänzten gesetzt*). Die Statue ist von kolossaler Größe, gegen zwölf Fuß hoch. Der hellenische Nationalheros, in dessen Körperformen die durch Anstrengung gestählte und durch gewaltige Kampfarbeiten bewährte Leibeskraft symbolisirt erscheint, steht hier vor uns auf seine Keule gelehnt, die mit der Löwenhaut bedeckt der linken Achselhöhle als Stütze dient, während das untere schwere knotige Ende gegen einen Felsblock gestemmt ist. Er ist aufgefaßt, wie er auf einen Augenblick nachdenklich ausruht von seiner unendlichen Arbeit. Ein Ausdruck tiefer Traurigkeit liegt über dem zur Erde blickenden Angesichte des gesenkten Hauptes verbreitet. Es ist, als fände er, trotz seiner Riesenkräfte die ihm auferlegt sind, das Leben doch ein ungeheuer schweres Stück Arbeit; und das ist es ja auch und war es immer und alle Zeit für den Starken, der nicht unterliegen darf! Wie er so dasteht, mit dem sinnenden Haupte, welches gegen den riesigen Körper fast unverhältnißmäßig klein erscheint, mit den ernst in sich zusammengedrängten Gesichtszügen, den mächtigen Schultern und Armen,

*) Goethe, ital. Reise. Werke, Bd. 27, S. 261.

dem breiten Rücken, mit der hochgewölbten Brust, den gewaltigen Schenkeln, und der, von der vorhergegangenen Anstrengung hochaufgetriebenen, und wie das Meer nach dem Sturme noch gewaltsam aufgeregten Wellenbewegung der Muskulatur des ganzen nackten Leibes, — da erscheint er einem modernen Betrachter fast als der Typus und Repräsentant der ganzen, zum harten Arbeitsdienste verdammten Proletariermenschheit, und es will uns bedünken, als sänne er darüber nach, ob er die goldnen Aepfel, die er in seiner auf den Rücken gelegten Rechten hält, denn wirklich seinem feigen Zwingherrn abliefern, oder den Preis seiner Arbeit einmal für sich behalten solle! Das Störende und die Harmonie des Totaleindrucks Beeinträchtigende, was für Manche in der allzu starken Ausführung des Einzelnen, in der Aufwulstung der Muskeln, die nach Winckelmann's Ausdruck »wie gedrungene Hügel daliegen,« und in den wie von aufgeregtem Blute hoch aufgequollenen Adern liegt, muß man sich einerseits durch eine erhöhtere Aufstellung als die jetzige gemildert denken. Es war zugleich durch das Material des Originals veranlaßt, da das Erz stärkere Ausladung auch dieser Einzelformen fordert. Andererseits wollte gerade dadurch der Künstler zeigen, daß der Heros herkommt von kaum vollbrachter Kampfesarbeit. Am ruhenden verklärten Halbgotte, wie ihn der Torso darstellt, sind keine Adern sichtbar.

Daß der Herkules Farnese wirklich die Kopie eines Lysippischen Werkes sei, wird durch den Umstand bezeugt, daß eine andere zu Rom ausgegrabene, in der Anlage ganz der Farneſischen gleiche Herkulesstatue von Marmor, welche jetzt im Hofraum des Palast Pitti zu Florenz steht, die griechische Inschrift »Werk des Lysippos« trägt. Natürlich ist auch dies nur eine Kopie, und zwar eine sehr schwache, des Originals, gemacht von einem untergeordneten Marmorarbeiter später Kaiserzeit, — denn Lysippus arbeitete ausschließlich in Erz.

Zu gleicher Zeit mit dem Herkules ward in denselben Ruinen der Caracallathermen eine Statue entdeckt, welche in diesen prächtigen Bädern als Pendant zu demselben eine Nische ausfüllte. Dies ist die sogenannte

Flora Farneſe in Neapel.

über die wir daher hier gelegentlich einige Worte ſagen wollen. Vor der jetzigen Herſtellung, bei welcher Kopf, Attribute und Extremitäten ergänzt werden mußten, war das Ganze, das jetzt als Flora daſteht, eben nur ein koloſſaler Torſ einer weiblichen Gewandfigur von rieſigen Verhältniſſen, wie ſie zu der Geſtalt des Herkules paßten. Die Kunſtgelehrten urtheilen über dies Werk ſo verſchieden als möglich. Während die älteren Künſtler zur Zeit der Auffindung ſie für eine Flora anſahen, Winckelmann ſie für eine Terpſichore oder Erato, Visconti für die Darſtellung der Hoffnung (Spes) erklärte, hält man ſie jetzt*) bald für eine »bekleidete Venus«, bald für eine »Hebe«, bald für eine Tänzerin von leichtfertigen Sitten, und ſetzt das Werk, das ein Visconti bewunderte, in eine ſehr ſpäte Zeit. Mir ſcheint Alles dafür zu ſprechen, daß der Künſtler, welcher ſie bildete, hier eine Hebe, eine Jugendgöttin, ein Weib würdig des Göttersohnes darſtellen wollte, als deſſen Entſprechung ſie in jenen Räumen zu dienen beſtimmt war. Die Rückſeite iſt, eben weil die Figur zur Ausfüllung einer Niſche diente, minder ſorgfältig ausgeführt. Aber von unvergleichlicher Schönheit iſt das Gewand, das wie eine dämmernde Nebelhülle, welche nicht verdeckt und kaum verſchleiert, an den göttlichen Gliedern des ſchönſten Leibes niederſinkt. Der Marmor erſcheint hier in Wahrheit zur Durchſichtigkeit verklärt. Alle Formen und Linien des nackten Körpers treten hier, wie Feuerbach ſagt, in faſt vollkommener Schärfe und Nacktheit vor Augen, ohne daß das Gewand völlig verſchwunden iſt. »Der leiſe Wellenſchlag der Falten ſelbſt bezeichnet die Gliederung des Lebensorganismus; man erkennt die zierlich gerundete Scheibe des Schooßes, die tiefe Kurve des Nabels, die äußerſten Spitzen des Buſens. Senkrechte Falten, zu größeren Maſſen an den beiden Seiten des Körpers geordnet, bilden feſte markige Schatten, und laſſen die Geſtalt noch mehr hervortreten. Die Maſſen der Falten wer-

*) Overbeck, Welcker, Zoëga.

den um ſo größer oder zahlreicher, je mehr ſie ſich vom Nackten und vom eigentlichen Kern der Glieder entfernen. Der über die Hüften geknüpfte Gürtel, mit zarten und mannigfach wechſelnden Falten, erhöht noch die Anmuth in der Bewegung des Gewandes. Die rechte Hand zieht das untere Ende des Chiton etwas in die Höhe, und bringt dadurch halbzirkelförmige Falten hervor, die nun wieder mit jenen kontraſtiren, welche von Schultern und Gürtel durch ihr Gewicht ſenkrecht niederſinken. Und bei alle dieſen Mannigfaltigkeiten der Drappirung iſt doch Alles klar und ruhig wie die nur leiſe vorſchreitende Bewegung der blühenden Geſtalt ſelbſt, welche dem Nahenden gleichſam huldreich gewährend entgegenzuſchweben ſcheint.

Der Torſo des Vatican.

Das Ideal des in göttlicher Verklärung ruhenden Herkules war das zweite Ideal dieſes Heros, welches Lyſippus vollendete. Es giebt kein beſtimmtes Zeugniß darüber, ob er daſſelbe auch koloſſal oder überhaupt in angemeſſener Größe ausgeführt hat; aber die Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür. Wenn wir einer alten Künſtlerſage Glauben ſchenken, welche Statius, ein römiſcher Dichter der letzten Hälfte des erſten nachchriſtlichen Jahrhunderts, erzählt, ſo war das Lyſippiſche Ideal dieſes verklärten, am Göttertiſche ſich der olympiſchen Seligkeit erfreuenden Herkules Epitrapezios*) ein Lieblingskunſtwerk Alexander's des Großen, der deshalb eine kaum fußhohe, von Lyſipp eigens für ihn gearbeitete, als Tafelaufſatz dienende Wiederholung deſſelben überall mit ſich führte. Keine Geringeren als Hannibal und Sulla ſollten nach Alexander dies Werk beſeſſen haben — ſo lautete die Sage in dem Hauſe des römiſchen Kunſtliebhabers Nonius Vinder, in deſſen Sammlung es zur Zeit des Statius ſich befand. Statius war ein Schöngeiſt und beliebter Gele-

*) D. h. der an der Göttertafel Schmauſende.

genheitsdichter. Er ſah das Werk bei einem Gaſtmahle, und beſchrieb es in einem eigenen Gedichte, um ſich für die Einladung des reichen und vornehmen Gönners zu bedanken, den er zugleich als Kunſtkenner und Dichter feiert. Auch hier prangte das herrliche Werk als Genius des fröhlichen Mahles auf der Tafel — kein übel gewähltes Symbol eines heiteren, nach der Arbeit des Tages um ſo erquicklicheren Ruhegenuſſes, bei welchem anmuthiger Scherz, Muſik und Poeſie die Gaben der Ceres und des Bacchus würzten. Auch die Beſchreibung des Poeten iſt gar nicht übel, trotz des rhetoriſchen Pompes, der nach dem Geſchmack der Zeit nicht fehlen durfte, wie denn überhaupt die poetiſch lebendige Schilderung der alten Kunſtwerke, mit welcher Winckelmann zuerſt den Sinn der Zeitgenoſſen für das Schauen des Schönen erweckte, den Alten ſelbſt mit nichten fremd geweſen iſt. Unter allen Kunſtwerken, welche uns umgaben, ſagt Statius, ergriff mich am meiſten:

— der Tafel heiterer Schutzgott
Herkules' Göttergeſtalt, und erfüllte mit Wonne das Herz mir,
Daß ich beim langen Schauen nicht ſatt mir ſchaute die Augen;
Alſo herrlich war ſie ſo ganz in kleinſter Geſtaltung
Majeſtätiſch und hehr! Als Gott, ja als Gott, o Lyſippus,
Hat er begnadiget dich dir ſelbſt zu erſcheinen, den Augen
Klein, doch dem fühlenden Sinn ein Koloß; kaum fußgroßer Höhe
Scheinet die Wundergeſtalt, und doch — wer rieſe nicht ſtaunend,
Gleitet ſein Blick von Gliede zu Glied: An dieſer gewölbten
Bruſt verathmete Nemea's Leu! Die Arme ſie ſchwangen
Tödtlich der Keule Wucht und brachen die Ruder der Argo!
Welch ein täuſchender Schein von Größe in kleinſter Geſtaltung!
Welch ein Zauber beſeelte die Hand, wie tief die Erkenntniß!
Die ſolch Werk zum zierlichen Schmuck der Tafel erſann, und
Mit demſelbigen Geiſte die Rieſenkoloſſe erdachte. —
— — — — — — —
Freundlich mild iſt der Blick, als mahne aus innerſter Seele
Er zum Genuß die Genoſſen des Mahls. In der Rechten erhoben
Hält er den vollen Pokal, die Linke geſtützt auf die Keule,
Und das Nemeiſche Fell, als Teppich dient es dem Felſitz.

Das hier geschilderte Werk ist ohne Frage das Urbild gewesen zu dem weltberühmten Belvederischen Marmortorso, der unter Papst Julius II. aus dem Trümmerschutt des von Pompejus erbauten Theaters im Campo di Fiore zu Rom hervorgezogen wurde. Er ist vier Fuß acht Zoll hoch, von ventelischem Marmor, nach Anderen von jener Marmorart, welche jetzt Grechetto genannt wird. Die Verstümmelung, welche fast systematisch vollzogen zu sein scheint, vermehrt noch das Räthselhafte der ursprünglichen Gestalt. Nicht nur das Haupt und beide Arme bis zu den Achseln, sondern auch die Schienbeine fehlen, und die Brust ist durch Hammerhiebe furchtbar zerschlagen. Dazu sind beide Wölbungen des Gesäßes ganz glatt weggehauen, so daß mit dem stehengebliebenen Theile der Fortsetzung des Rückgrates zwei Seiten einer Pyramide mit dem Winkel dazwischen gebildet werden. Nun fehlt aber nicht allein das Stück des Sitzes, auf welchem die gedachten Theile ruhten, sondern es zieht sich auch unterwärts dem linken Schenkel das den Sitz bedeckende Stück Löwenhaut mit der herabhangenden Klaue etwa einen Zoll hoch völlig ausgearbeitet längs der darüber weggesägten Gesäßfläche hin, so daß es tief in das Fleisch hineingeht, während doch dies Stück Löwenhaut, wenn der Torso vollständig erhalten wäre, um mehrere Zoll weiter abliegen müßte. Vielleicht haben wir hier die Spuren eines antiken Restaurationsversuchs, auf welchen schon Mengs die in verschiedenen Löchern der Statue vorgefundenen Eisenzapfen gedeutet hat.

Wenn man so die verschiedenen Erklärungen der Kunstforscher über die ursprüngliche Gestalt des Werks Revüe passiren läßt, so kann man irre werden an der menschlichen Einsicht und ihrer folgerechten Entwickelung. Es wird einem bei solcher Betrachtung zu Muthe, wie beim Anblick des aufgeregten Meeres, wo immer die nächste an das Ufer heranbrandende Welle wieder die Perlmuschel zurückschlingt, welche die vorhergehende soeben erst ans Licht gefördert hat. Denn kaum hat Winckelmann's Genius die einzig richtige, zum Ueberfluß auch noch durch jene antike Beschreibung des kleinen Herkules Epitrapezios bestätigte Erklärung aufgestellt: daß der Künstler hier den verklärten, im Gedanken sei-

ner vollbrachten Heldenwerke ruhend aufwärts blickenden Heros gebildet, so kommt schon Visconti und behauptet: die oberflächlichste Kenntniß des Muskelspiels reiche hin, um das Gegentheil zu beweisen und zu zeigen, daß wir uns hier einen zur Erde, oder doch niederwärts blickenden Herkules zu denken haben! In meinem italienischen Reisewerke habe ich bewiesen, daß diese Erklärung eben so falsch ist, wie die Ansicht, auf welche sie sich stützt, daß das Originalwerk eine Gruppe, Herkules und Hebe, gewesen sei, wie sie in neuester Zeit der dänische Bildhauer Jerichau geschaffen hat*). Das einzige Unrichtige in Winckelmann's Erklärung ist die Haltung des linken Arms, den sich Winckelmann ausruhend über das Haupt gelegt dachte. Die Stellung und Haltung ist vielmehr so zu denken: Der göttliche Heros sitzt mit vorgebeugtem und zur Seite geneigtem Oberleibe auf dem mit der Löwenhaut bedeckten Felsensitze, ganz wie ihn Statius beschreibt. Sein Haupt war mäßig nach oben gerichtet, die Linke gestützt auf die Keule, das Symbol seiner irdischen Kampfesmühsal, und in der Rechten hielt er die Schale mit dem Tranke der Unsterblichkeit.

Der Torso des Herkules ist die plastische Transfiguration des heidnischen Gottmenschen, des Heros, der in Knechtsgestalt die Erlösung des göttergeliebten Hellas von so viel verderblichen Ungethümen vollbracht hatte. Selbst den Moment dieser Transfiguration, den aus den Flammen des Oeta zum Olymp emporgehobenen Herkules hat die griechische Malerei in dem berühmten Gemälde Artemon's, eines Malers der Diadochenzeit, dargestellt. Lysippus wählte sich zum Vorwurf den Heros, der, bereits in die Versammlung der Götter aufgenommen, beim olympischen Mahle seiner Seligkeit sich erfreut. In diesem verklärten Marmorleibe, den nach dem Lysippischen Vorbilde der Meißel des Atheners Apollonius ins Leben rief, ist das berühmte αὐτὸς δέ, das »Sie Selber« in

*) Vergl. Ein Jahr in Italien. Th. III. S. 250 ff und Th. II., S. 301—306.

den Anfangsversen der Iliade*), zur Wahrheit geworden: jene ächt hellenische Anschauung, welche nicht die armselige Seele, die schattenhafte Bewohnerin des traurigen Hades, sondern den herrlichen beseelten Leib als das eigentliche »Selbst« des Menschen feiert. Poesie und bildende Kunst haben den mythischen Heros der hellenischen Urwelt in allen erdenklichen Lagen und Stimmungen, Thaten und Leidenschaften gebildet. Sie haben ebensowohl den Sieger in hundert Heldenkämpfen, wie den heiteren Zecher, der in seiner Trinkschale die Fluthen des Okeanos durchschifft, den Freund, der dem Freunde die Gattin aus Pluto's Reiche zurückholte, den Liebenden, der spinnend am Rocken zu seiner Omphale Füßen saß, sie haben den im Nessusgewande rasenden Mörder des treuen Lichas, und den Halbgott in den Flammen des Scheiterhaufens auf dem Oeta dargestellt. Aber keiner von allen Bildnern hat gewagt, was Apollonius, Nestor's Sohn, der herrliche Meister aus Athen, des Namen allein die Steinschrift dieses Marmors nennt, während die Schriften, die seinen Ruhm feierten, längst für immer vernichtet sind: die Gestalt des nach unendlicher Mühsal irdischer Arbeit verklärten Göttersohnes vor die Augen der Menschen zu stellen. Und kein Einziger von Allen, die diesen Torso gesehen, hat ihn geschaut mit den Augen des Mannes**), der bei seinem Anblicke ausruft:

»Auf das Aeußerste gemißhandelt und verstümmelt, ohne Arme, Kopf und Beine, wie diese Statue ist, zeigt sie sich noch jetzt denen, welche in die Geheimnisse der Kunst hineinzuschauen vermögend sind, in einem Glanze ihrer ehemaligen Schönheit. Dieser Künstler hat ein

*) Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus,
Ihn, der entbrannt den Achäern unsagbaren Jammer erregte,
Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Hades
Sendete, aber sie selber zum Raub hinstreckte den Hunden
Und Raubvögeln umher, —

**) Winckelmann, Kunstgeschichte X., 3, 16; vgl. Geschichte der zeichnenden Künste bei den Alten, IV., 24.

hohes Ideal eines über die Natur erhabenen Körpers und eine Natur männlich vollkommener Jahre, erhöht bis auf den Grad göttlicher Selbſtgenügſamkeit, in dieſem Herkules gebildet, welcher hier erſcheint, wie er gereinigt von den Schlacken der Menſchheit die Unſterblichkeit und den Sitz unter den Göttern erlangt hat. Denn er iſt dargeſtellt ohne Bedürfniß menſchlicher Nahrung und ohne ferneren Gebrauch der Kräfte. Keine Adern ſind ſichtbar, und der Unterleib iſt nur gemacht, zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne erfüllt zu ſein. Er hat, wie die Stellung des übrigen Reſtes urtheilen läßt, mit geſtütztem und aufwärts gerichtetem Haupte geſeſſen, welches mit einer frohen Ueberdenkung ſeiner vollbrachten großen Thaten wird beſchäftigt geweſen ſein, wie ſelbſt der Rücken anzudeuten ſcheint, welcher gleichſam in hohen Betrachtungen gekrümmt iſt. Die mächtig erhobene Bruſt bildet uns diejenige, auf welcher der Rieſe Geryon erdrückt worden, und in der Länge und Stärke der Beine finden wir den unermüdlichen Helden, welcher den Hirſch mit ehernen Füßen erjagte, und durch unzählige Länder bis an die Grenzen der Welt gezogen iſt. Der Künſtler bewundere in den Umriſſen dieſes Körpers die immerwährende Ausfließung einer Form in die andere und die ſchwebenden Züge der gewaltigen Muskeln, die ſich doch mit den ſanfteſten Umriſſen in einander verlieren, wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor ſtille Fläche in einer nebligen Unruhe mit ſpielenden Wellen anwächſt, wo eine von der anderen verſchlungen und aus derſelben wieder hervorgewälzt wird. Er wird finden, daß ſich Niemand im Nachzeichnen der Richtigkeit verſichern kann, indem der Schwung, deſſen Richtung man nachzugehen glaubt, ſich unvermerkt ablenkt, und durch einen anderen Gang, den er nimmt, das Auge und die Hand irre macht. Die Gebeine ſcheinen mit einer ſittlichen Haut überzogen, die Muskeln ſind feiſt ohne Ueberfluß, und eine ſo abgewogene Fleiſchigkeit findet ſich in keinem anderen Bilde; ja man könnte ſagen, daß dieſer Herkules einer höheren Zeit der Kunſt näher kommt, als ſelbſt der vaticaniſche Apollo.«

Wie viel Winckelmann mit dieſen letzten Worten ausſprach, wird man

begreifen, wenn man ſich daran erinnert, daß der Apoll des Vatican das Lieblingswerk ſeiner Seele war. In neueſter Zeit iſt es Mode geworden, die Bewunderung dieſes unſchätzbaren Werkes herabzuſtimmen. Man hat von »Weichheit und Gedunſenheit« der Muskulatur geredet, und aus der Betrachtung des Torſo das Reſultat gezogen, daß der Meiſter deſſelben einer Zeit angehörte, »welcher das unmittelbare Verſtändniß der Natur nicht mehr gegeben war!« Aber es wird wohl ſtehen bleiben, daß Meiſter Apollonius, Neſtor's Sohn, und daß ein Rafael und Michel Angelo, ein Winckelmann und Visconti, die das Werk des großen Atheners als eine der höchſten Schöpfungen menſchlicher Kunſt verehrend bewunderten, von dieſen Dingen mehr verſtanden, als ein Geſchlecht moderner Kunſtgelehrten, das heutzutage Bedeutung erlangen möchte, indem es die Urtheile der Meiſter auf den Kopf ſtellt.

Die Sage lautet, Michel Angelo habe den Torſo in der Werkſtatt eines Schuſters aufgefunden, der ihn als Block bei ſeiner Arbeit benutzte! Zeitlebens ward dieſer große Künſtler nicht müde, dies Wunder der Kunſt zu ſtudiren. Schon erblindet ließ ſich der Greis zuweilen hingeleiten, um mit taſtender Hand das ewige Vorbild göttlicher Kraft und Leibesſchönheit fühlend zu genießen, und wohl kann man ſagen, daß nur in dem Phidiaſſiſchen Iliſſus des Parthenon, mit dem ſchon Heinrich Meyer den Torſo verglich, unſerer Zeit ein noch Höheres aufgegangen iſt.

Von Apollonius, dem Künſtler des Torſo, wiſſen wir ſonſt nichts. Aus Gründen der Paläographie ſetzen ihn die Gelehrten in die Zeit des Pompejus, deſſen Theater vielleicht dieſe Statue ſchmückte. Aus einer Stelle des Chalcidius, eines neuplatoniſchen Gelehrten zu Anfange des vierten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, ſcheint hervorzugehen, daß derſelbe berühmte Meiſter für den zu Cäſar's Zeit neu erbauten Tempel des Kapitoliniſchen Jupiter eine herrliche Koloſſalſtatue dieſes Gottes aus Elfenbein und Gold gearbeitet hat. »Wie wunderbar!« ruft Visconti aus, »ohne die Inſchriften des Torſo, des Fechters und des Farneſiſchen Herkules wüßten wir nicht einmal die Namen der Meiſter, denen die erhabenſten der

alten Bildwerke, welche wir noch besitzen, angehören. Welcher Art müssen erst die Skopas, Praxiteles und Lysippus gewesen sein, von deren Lob und Preise alle alten Schriftsteller überströmen! — Aber dies Wunderbare erklärt sich, seit wir wissen, daß die Werke der griechischen Kunstschriftsteller, aus denen Plinius, unsere Hauptquelle in der Kunstgeschichte, seine Notizen über die alten Künstler schöpfte, nicht bis in die Zeiten hinabreichten, denen jene jüngeren Meister Apollonius, Agasias und Glykon angehörten.

Unter den übrigen uns erhaltenen plastischen Darstellungen des Herkules, deren Reichthum wie gesagt fast alle Situationen seines Lebens umfaßt, sind besonders folgende zwei Kunstwerke als die berühmtesten hervorzuheben, die wir, da weder die Künstler, welche sie geschaffen, noch die Zeit derselben bekannt ist, am füglichsten hier anreihen mögen. Wir beginnen mit der herrlichen zu Pompeji gefundenen Bronzegruppe im Museum zu Palermo:

Herkules und die Hirschkuh,

welche wohl für die Krone aller ähnlichen antiken Bronzewerke gelten darf. Die windschnelle Hindin ist soeben vor ihrem Verfolger zusammengestürzt, und der Held, der das Thier niedergejagt hat, drückt es mit dem linken Knie zu Boden, während er mit den gewaltigen Händen die beiden Geweihe erfassend ihm Kopf und Hals gewaltsam nach der rechten Seite aufwärts biegt. In der Lage des auf der linken Hüftseite liegenden Leibes ist das völlig Ueberwältigte, gänzlich Widerstandlose des Thieres vortrefflich ausgesprochen. Der linke Hinterlauf derjenigen Seite, auf der die Last des niedergeworfenen Körpers ruht, streckt sich lahm zurück am Boden hin; der rechte zuckt zusammengebogen in der Luft gegen den Leib auf. Dagegen ist in der Bewegung der Vorderläufe noch gleichsam das schwache Nachzucken des letzten Sprunges sichtbar, bei dem der Gewaltige das Thier erhaschte, in dessen Augen und Gesichtsausdruck der Schmerz und die Todesangst sich rührend wiederspiegeln. Nicht minder vortrefflich ist die Gestalt des Herkules. In ihr sehen wir die höchste Stärke,

die unwiderstehliche Kraft des Heroenleibes als federkräftige Gewandtheit erscheinend. Es ist der letzte Sprung des nimmer ermüdenden Läufers, mit welchem er das flüchtigste der Thiere des Waldes erhascht hat. Der rechte Fuß streckt sich frei und kräftig zurück, während das linke Knie, zwischen Rücken und rechtes Hüftblatt des Hirsches gestemmt, das Thier regungslos gegen den Boden drückt. In der Bildung des letzteren zeigt sich der wunderbare Naturſinn der Alten auch dadurch, daß die Läufe des Thieres, gegen den Leib und Hals gehalten, fast zu schwach erscheinen, weil beide, Leib und Hals, von Anstrengung und Todesangst des schwerathmenden Thieres über ihr gewöhnliches Maß aufgetrieben sind, und die gewaltsame Lage der am Haupte zurückgebogenen und hinten fest an den Boden gedrückten Hindin diesen Ausdruck übermäßiger Anschwellung noch verstärkt. Obschon die ganze Gruppe wenig über zwei Fuß hoch ist, so erscheint doch dieser Herkules in höchster Elasticität der Bewegung so wahrhaft »herkulisch«, wie es der kolossale Farnesische nur immer sein kann; und hier lernt man begreifen, wie der Eindruck des Kolossalen gerade in Bildungen weit unter Lebensgröße weit besser erreicht werden kann, als in solchen, die das gewöhnliche Maß nicht sehr bedeutend übersteigen, während die wirkliche Lebensgröße ihrerseits die Begriffe und die Wirkung des Kolossalen aufhebt. Das Werk selbst diente in Pompeji als Verzierung eines Springbrunnens, dessen Strahl dem geöffneten Munde der Hirschkuh entströmte *).

Wir übergehen die durch Kunstwerth weniger ausgezeichneten Gruppen, welche den Herkules am Spinnrocken bei der schönen Königin Omphale darstellen, um uns schließlich der schönen Gruppe

Herkules mit dem Telephos auf dem Arm

zuzuwenden, welche jetzt die Rotonda der vaticanischen Sammlung schmückt. Die Gruppe ist etwa sieben Fuß hoch, der Marmor griechisch. Das Kind, welches der Heros auf seinem linken Arme hält, ist sein Söhnchen

*) Vgl. Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 90 — 92.

Telephos, ihm heimlich geboren von einer priesterlichen Jungfrau, der Königstochter Auge in Arkadien. Man hatte es ausgesetzt in der Wildniß, den Zorn der Göttin Pallas zu sühnen; aber eine Hirschkuh — sie kauert zu den Füßen des Herkules und das Kind sieht liebevoll zu ihr herab — hatte das Verlassene gesäugt, bis es endlich der umherschweifende Heros auf einem seiner Züge wiederfand und mit sich nahm. Diese Situation, welche die alte Kunst mit Vorliebe darstellte, und die wir auch in einem der anmuthigsten Wandbilder von Herkulanum wiederfinden, zeigt uns in unserer Gruppe den Herkules als liebevollen Vater, der mit rührender Zärtlichkeit niederblickt auf das kleine Geschöpf, dem die Löwenhaut zum Polster dient. Den Kopf des Heros hielt schon Winckelmann für den »unwidersprechlich schönsten« aller antiken Herkulesköpfe und die Ausarbeitung der Haare, die fleißig ausgebohrt und unterhöhlt sind, verglich er mit der am Haupte des Vaticanischen Apoll. Dagegen sind die kräftigen Formen des Leibes von minder eleganter Ausführung, und das Ganze läßt auf einen Meister des ersten Jahrhunderts der römischen Kaiserzeit schließen. Es fehlt nicht an einzelnen Wiederholungen dieser Gruppe, die sicherlich einem sehr berühmten Originalwerke vielfach nachgebildet worden ist, und deren meisterhafte Schilderung bei Visconti*) selbst ein Kunstwerk heißen darf.

Doch jetzt zurück von dieser Abschweifung zu Lysippus und seinen Schöpfungen auf dem Gebiete der historisch monumentalen Bildkunst, als deren Begründer dieser große Genius in der Geschichte der Plastik dasteht.

*) Visconti, Opere Varie. I., S. 135 — 140.

Lyſippus als hiſtoriſcher Portraitkünſtler.

Lyſippus galt im Alterthume als der unerreichte Meiſter des plaſtiſchen Portraits. Wir haben in dieſer Beziehung ſeiner ſchon früher gedacht, und die uns bekannten Hauptwerke in jener ideellen Gattung des Portraits aufgeführt, wo man die Abbilder berühmter Männer der Vorzeit nach der Tradition und aus der Idee ihrer Individualität zu geſtalten unternahm, wie dieſelbe im Bewußtſein der Nachwelt lebendig war. Dieſer Gattung, zu welcher Lyſipp's Portraitſtatuen der ſieben Weiſen, des Aeſop, ja vielleicht auch die des Sokrates gehörten, ſteht das reale hiſtoriſche Portrait gegenüber, bei welchem der Künſtler die darzuſtellende Perſönlichkeit in ſichtbarer Wirklichkeit vor ſich hat. Und hier fügte es nun die Gunſt des Geſchicks, daß eine Zeit, welche die gewaltigſte und wunderbarſte Individualität des ganzen Alterthums hervorbrachte, zugleich dem größten Portraitkünſtler aller Zeiten die Aufgabe ſtellen durfte, die vergängliche Erſcheinung des Heldenkönigs für Mit- und Nachwelt bis auf unſere Tage in ewiger Dauer feſtzuhalten.

Lyſippus muß früh am macedoniſchen Königshofe gelebt haben; denn Plinius erzählt uns, der Künſtler habe den Alexander »in vielen Werken von der erſten Knabenzeit an dargeſtellt«. Soviel andere Meiſter ſeiner Kunſt ſich auch an dem Portrait des Welteroberers verſuchen mochten — keinem gelang es, den Lyſipp in Lebendigkeit, Größe und idealer Wahrheit der Auffaſſung zu erreichen. Wir haben noch die Beſchreibung Plutarch's, die einzige ausführliche, welche uns über irgend ein Portraitkunſtwerk des Alterthums erhalten iſt. In Lyſipp's Darſtellung Alexander's war, wie Plutarch ſagt, das Haupt ein wenig nach der linken Seite geneigt — (eine dem Alexander eigenthümliche Haltung), und der Blick nach aufwärts gerichtet. Darum ſetzte ein ſpäterer griechiſcher Dichter als Inſchrift auf die Baſis einer Alexanderſtatue des Künſtlers die Verſe:

Sprechen wollte, ſo ſchien es, dies Erzbild, blickend zum Zeus auf:
Mein iſt der Erdball, Zeus, habe du deinen Olymp.

»Lyſippus allein,« fährt Plutarch fort, »verſtand es, im Erzbilde den Charakter Alexander's auszudrücken, und mit der Geſtalt auch ſeine großen Eigenſchaften hervorzuheben; die übrigen Künſtler, indem ſie die Beugung des Nackens, das Schwärmeriſche des weichen leuchtenden Blicks nachzubilden ſtrebten, vergaßen darüber das Mannhafte, Löwenähnliche ſeines Weſens.« Dies Letztere bewundert an dem Alexanderbilde Lyſipp's der griechiſche Dichter Poſidippus in ſeinem Epigramme:

Sikyons Künſtler, ſo muthig an Geiſt als an Händen, Lyſippus,
Kriegriſcher Bildner, fürwahr! Flammen entſprühen dem Erz,
Dem die Geſtalt Alexander's du gabſt. Jetzt tadelt die Perſer
Niemand! Stieren verzeih', wenn vor dem Löwen ſie fliehn.

Apelles hatte ſeinen Alexander mit dem Blitze in der Hand gemalt. Lyſippus verwarf dieſe hyperboliſche Darſtellung als eine geiſtloſe Schmeichelei. Er gab ſeiner Alexanderſtatue den Speer in die Hand, und er rühmte ſich deſſen gegen Apelles mit den Worten: der Ruhm des großen Kriegshelden allein, nicht die ſchmeichleriſche Vergötterung, werde als der wahrhafte unvergänglich ſein. In dieſem Zuge ſpricht ſich der edle Realismus des großen Meiſters und ſeine althelleniſche Sinnesart auf eine charakteriſtiſche Weiſe aus. Er dachte den königlichen Helden am beſten dadurch zu ehren, daß er ihn ikoniſch darſtellte, wie die Hellenen einen Olympiſchen Sieger, der dreimal geſiegt, durch eine ſolche treue Portraitdarſtellung auszuzeichnen meinten. Des großen Künſtlers edler Sinn verſchmähete überhaupt jene vergötternde Darſtellung ſeines Helden, die bald nach ihm Ueberhand nahm, ja die denſelben ſchon bei ſeinem Leben bald als Zeus Ammon, bald als Herkules mit Löwenhaut und Keule portraitirte. Wir wiſſen nicht, wie oft Lyſippus ſein Hauptbild Alexander's wiederholt oder deſſen Wiederholung durch ſeine Schüler geleitet haben mag; aber es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ſchon zu ſeiner Zeit zahlreiche Kopien theils für macedoniſche und griechiſche, theils für aſiatiſche, zumal für die von Alexander neu

erbauten Städte*) verfertigt wurden. Das Original jenes Hauptbildes wanderte später nach Rom, wo Nero, der es vorzugsweise bewunderte, die Bronze vergolden, aber später, da sich zeigte, daß die Schönheit des Werks durch diese Geschmacklosigkeit gelitten hatte, das Gold wieder abnehmen ließ. Plinius sah die Statue noch mit den Spuren dieser Barbarei.

Nur zwei Portraitstatuen Alexander's von der Hand des Lysippus werden außerdem noch besonders von den Alten erwähnt; aber beide waren Theile größerer Gruppen, mit deren Ausführung den Künstler sein königlicher Freund beauftragte. Die erste dieser Gruppen war dem Andenken der fünfundzwanzig macedonischen Ritter geweiht, welche in der ersten gefahrvollen Perserschlacht am Granikus an Alexander's Seite den Heldentod gestorben waren. Diese Schlacht war Alexander's erste siegreiche Waffenthat wider die Barbaren, und er suchte den Ruhm derselben, und dadurch die Begeisterung für sein Unternehmen, durch ganz Hellas auf alle Weise zu verbreiten. Die Schilde der gefallenen feindlichen Führer schickte er nach Athen und anderen griechischen Städten »als Siegesbeute Alexander's und der Hellenen außer den Spartanern, gewonnen von den Barbaren Asiens.« Das Gedächtniß aber seiner eigenen gefallenen Edlen, — es waren Ritter aus der erlesenen Schaar, »des Königs Freunde« geheißen, — ließ er durch die Kunst des Lysippus in portraitgetreuen Darstellungen durch eine große Kampfgruppe in Erz verewigen, der auch sein eigenes Bildniß nicht fehlte. Leider wissen wir nichts von der Komposition dieses großen Werks, das Plinius nur mit den Worten Turma Alexandri, d. h. die Reiterschaar Alexander's, bezeichnet. Alexander ließ es zu Dium in Macedonien aufstellen. Da aber alle alten Schriftsteller einstimmig berichten, daß die sämmtlichen Statuen von höchster Portraittreue gewesen, so scheint es unzweifelhaft, daß Lysippus sich während der Schlacht

*) So stand noch im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Alexander's eherne Bildsäule in der Stadt Alexandria, welche Alexander unweit des Schlachtfeldes von Issus zum Andenken an den letzten entscheidenden Sieg über den Darius gegründet hatte. Herodian III., 4.

am Granikus in Alexander's Lager befand. Bei der Ausführung mochte ihm die Kunst seines Bruders Lysistratus zu Hülfe kommen, der die Erfindung gemacht hatte, die Gesichtszüge über der Natur in Gyps abzuformen*). Sein Werk stand bis zum Jahre 148 vor Chr. in jener macedonischen Stadt. Als aber Macedonien römische Provinz geworden war, ließ der römische Prätor Metellus Macedonikus dasselbe nach Rom schaffen, wo diese gewaltige Reitergruppe noch zu Kaiser Tiber's Zeit, wie Bellejus Paterkulus erzählt, die herrlichste Zierde eines öffentlichen Platzes am Portikus der Oktavia bildete.

Eine zweite Gruppe mit dem Portraitbilde Alexander's war ein kolossales Jagdstück. Alexander liebte die Jagd leidenschaftlich, und setzte sich dabei oft der höchsten Gefahr aus. Als er einst einen gewaltigen Löwen mit Lebensgefahr erlegt hatte, rief ihm der anwesende spartanische Gesandte zu: »Wohl ziemt dir's, König, mit dem Löwen zu kämpfen um sein Königreich!« Zum Gedächtniß dieser lebensgefährlichen Jagd, bei welcher Alexander nur durch die Entschlossenheit des Krateros, eines seiner Generale, gerettet worden war, trug der Letztere dem Lysippus auf, die ganze Scene in einem großen Kunstwerke zu verewigen, das den König und seine Jagdhunde im Kampfe mit dem Löwen und den Krateros im Momente des helfenden Heraneilens darstellte. Das Werk, an welchem nach Plutarch einige Nebenfiguren von Leochares herrührten, ward als Weihegeschenk zu Delphi aufgerichtet.

Erhaltene Alexanderbilder.

Alexander's Portrait war das bekannteste im ganzen Alterthum, die Zahl seiner Bildnisse im eigentlichsten Sinne des Worts unermeßlich. Apelles allein hatte ihn, wie Plinius sagt, unzählig oft gemalt. Nationaleitelkeit, Schmeichelei und Begeisterung, Furcht und Dankbarkeit, Kunst- und Ruhmliebe, zuletzt Kuriosität und sogar Aberglaube — Alles vereinte sich, die Anzahl der Bildnisse des Heldenkönigs ins Unendliche zu steigern. Seine Statuen standen in eigenen und fremden Tempeln in der ganzen

*) Vgl. Torso. Th. I., S. 495 ff.

civilisirten Welt; sah doch Cäsar eine solche im Tempel des Herkules zu Gades, dem heutigen Cadix, das für die Alten »am Ende der Welt« lag. Im dritten Jahrhunderte nach Christo hatte sich ein förmlicher Kultus des Alexander gebildet. Der wüste Kaiser Caracalla ließ Alexander's Bildnisse in Farben, Marmor und Metall in allen Städten des römischen Reichs aufrichten, und füllte, wie Herodian erzählt, »ganz Rom bis auf das Kapitol und die Tempel, mit den Bildsäulen und Portraitgemälden des großen Eroberers an.« Dieser Affe des macedonischen Helden ließ sogar Bildnisse malen, welche im Doppelgesicht sein Antlitz mit dem Alexander's janusartig verbunden zeigten. Ganze Familien, wie die der Macrianer zu Rom, trugen das Bildniß Alexander's als ihres besonderen Schutzheros in Ringen, Medaillons und aller Art von Schmuck, die Frauen sogar in Stickereien der Gewänder, und kostbare Trinkgefäße aus Bernstein und edlen Metallen sah man geschmückt mit dem Portrait des Welteroberers und seiner Thaten*).

Wir können daher sicher sein, daß wir auch heute noch das treue Portrait Alexander's besitzen, obgleich von dem ungeheuren Reichthum an Statuen des Helden uns nur eine oder zwei erhalten sind; denn bei großen Männern breitet die Zeit nur um so mehr die allgemeine Kenntniß ihrer Züge aus, je größer die Kunstvollendung war, welche sie bei Lebzeiten umgab. Ein heutiger Maler, dem der Auftrag würde, einen Leo X., Karl V., oder Heinrich IV. zu malen, würde die Züge dieser Männer eben so getreu darstellen, als wenn er ihr Zeitgenoß wäre.

Lysippus' Hauptstatue Alexander's mit der Lanze ist uns wahrscheinlich in einer Marmorkopie des Louvre erhalten, welche man von ihrem Fundorte unter den Ruinen des schon zu Horazens Zeit sehr heruntergekommenen Städtchens Gabii, einige Meilen von Rom,

die Gabinische Alexanderstatue

genannt hat. Sie ist etwas unter Lebensgröße, aus griechischem Marmor, der Held ganz nackt, auf dem Haupte den Helm. Der stützende Harnisch

*) Gasp. Barth. Adversar. zu Statius' Werken. Th. II., S. 403—404.

zur Seite deutet auf eine Kopie nach einem Erzoriginal; Arme und unterer Theil der Füße ſind neu. Die Haltung des Hauptes iſt die oben beſchriebene, und das Ganze ſehr wahrſcheinlich eine Arbeit aus der Zeit des Caracalla, der die Errichtung ſolcher Statuen ſeines Abgottes, wie wir ſahen, ſelbſt der kleinſten Landſtadt nicht erließ. Eine andere Statue, welche Winckelmann, zu deſſen Zeit die Gabiniſche noch nicht entdeckt war, ſogar als die einzig ächte Marmorſtatue Alexander's anſah, iſt

die Rondaniniſche Alexanderſtatue,

welche ſich jetzt in der Münchener Glyptothek befindet. Sie iſt über lebensgroß (ſechs Fuß drei Zoll), aus pariſchem Marmor und von ganz vortrefflicher Arbeit reinſten griechiſchen Styles. Der Held iſt gleichfalls nackt dargeſtellt in dem Alter der erſten Jugendblüthe, daher die Züge des Angeſichts jugendlicher erſcheinen als in den beiden berühmten, bald näher zu betrachtenden Alexanderköpfen des Louvre und Kapitol. Das eigenthümlich über der Stirn aufſteigende Haargelock iſt noch nicht umgeben von dem Purpurdiademe, das Alexander annahm, nachdem er den Darius überwunden hatte. Aber nicht nur dies Haupt, ſondern auch der ganze Körper erſcheint als treu ikoniſche Darſtellung, und das Ganze iſt ſehr wahrſcheinlich eine Kopie einer jener zahlreichen, alle Altersſtufen und die verſchiedenſten Situationen umfaſſenden Portraitſtatuen, in welchen Lyſippus den Helden »von dem erſten Knabenalter an« abgebildet hatte. Der ſtarke Hals, die breite Bruſt und der fleiſchige Körper der gedrungenen Geſtalt ſtehen eben dieſer Portraittreue wegen nicht in vollkommen ſchönem Verhältniſſe zu den etwas kurzen Beinen, — eine Bemerkung, welche bei der bald zu erwähnenden kleinen Herkulaniſchen Bronzeſtatue wiederkehrt. Die Reſtaurationen: das rechte Bein, beide Arme und der linke Fuß ſind von Thorwaldſen. Aber wie jetzt die Statue daſteht, iſt ſie dennoch dem Motive nach falſch reſtaurirt. Das Original war ein Alexander, im Begriff, ſich die Beinſchienen anzulegen. Auf dieſes Motiv des Sich-Rüſtens deutet auch der Harniſch und die auf demſelben liegende Chlamys an der linken Seite. Der Kopf, welcher nie von der Statue ge-

trennt gewesen, ist so vortrefflich erhalten, daß selbst die Nase unversehrt geblieben ist, ein Glück, das nur sehr wenige Antiken gehabt haben; auch die Hautoberfläche ist völlig wohl erhalten. — Entschieden nach einem Lysippischen Vorbilde ist aber die kleine

Herkulanische Reiterstatuette

von Bronze, im Museo Borbonico zu Neapel. Es ist ein kämpfender Alexander in voller Rüstung, auf seinem Schlachtrosse Bukephalos geschwungenen Schwertes daherjagend, und das Jugendliche des Gesichts und der Gestalt macht Visconti's Vermuthung nur noch wahrscheinlicher, daß diese Statuette eine Kopie sei nach der Lysippischen Darstellung in jener großen Reiterkampfgruppe von Dium, welche später nach Rom entführt wurde. Darauf deutet auch der fehlende Helm; denn nach Arrian's Erzählung war in der That dem Alexander in jenem wilden Reiterkampfe am Granikus, bei dem die Tapferkeit seines getreuen Klitus ihm das Leben rettete, der Helm vom Haupte gehauen worden, und wir wissen, daß Lysippus alle solche Züge der Wirklichkeit zu seiner großen Kampfgruppe benutzte. Aber auch abgesehen davon, mochte ihn die Einsicht bestimmen, daß ein schöner Kopf nur unbedeckt imponiren, und nur die freie Stirn den ganzen Adel angeborener Hoheit zeigen kann. Der Arbeit nach gehört diese kleine Statuette in eine ältere und bessere Zeit als selbst die Gabinische Statue. Das Roß springt mit hochgehobenen Vorderfüßen an, wodurch in dem kolossalen Originalbilde der gebeugte Kopf dem Beschauer freier entgegentrat. Des Reiters Oberkörper erscheint von vorn, während der Bukephalos von der Seite gesehen wird. Bei den Pferden aber ist bekanntlich nur die Seitenansicht in allen Theilen schön, die nur die Schwingung des Halses, den behenden Bau der Füße, die Kraft der Hinterschenkel und das Kecke im Tragen des Schweifes zugleich zur Anschauung bringt. Die Figur des Reiters ist ganz gewaffnet bis auf das Haupt, dessen schöner Lockenwurf nur ein Stirnband zügelt. Züge und Ausdruck Alexander's zeigen die entschiedenste Aehnlichkeit mit dem Alexanderkopfe des berühmten Pompejanischen Mosaikgemäldes der Alexan-

Heerſchlacht, das bekanntlich den Helden gleichfalls im Momente höchſter kriegeriſcher Aktion darſtellt. Soweit unſere Nachrichten reichen, gehen die Reiterſtatuen bei den Alten nicht über Lyſippus und die Zeit Alexander's des Großen hinauf. Selbſt Kaſtor und Pollux ſind in den älteren Darſtellungen, nach denen die Koloſſe von Monte Cavallo gebildet ſind, nicht auf ihren Roſſen ſitzend dargeſtellt, ſondern ſie ſtehen neben den Thieren, deren drängende Bewegung nur dazu dient, die Stellung des Heroen zu motiviren, wie ihre ſchwächere Bildung die Ueberlegenheit der rieſigen Götterſöhne über dieſelben ausdrücken ſollte. Vor Alexander's Zeit bildete man wohl Roſſe allein und vor Streitwagen. Ein Viergeſpann krönte das Mauſoleum und auf den Roſſen ſaßen Knaben, aber die erſten Reiterſtatuen ſind die Alexander's und der Seinen. Wie wir aus dem eben beſchriebenen Kunſtwerke ſehen, ſtrebte Lyſippus in demſelben, ganz wie der Künſtler der Dioskuren von Monte Cavallo, das Momentane der heftigen Bewegung ſeines Helden mit dem Monumentalen zu vereinigen, das in der Natur plötzlich Vorübergehende in ſeinem Gebilde zu feſſeln.

Dieſe drei Statuen ſind ſo ziemlich die einzigen, welche uns von der unermeßlichen Menge ihres Gleichen übrig geblieben ſind. Denn was ſonſt an Standbildern des Alexander in Muſeen vorkommt, iſt meiſtens unächt oder zweifelhaft. Dagegen ſind uns an ächten Köpfen Alexander's einige Meiſterwerke erhalten, nach denen zum Theil die eben beſchriebenen Statuen erſt als Portraitbilder Alexander's erkannt ſind. Unter dieſen iſt die vorzüglichſte, auch durch eine griechiſche Inſchrift ausdrücklich beglaubigte,

die Büſte des Louvre,

aus pentelikſchem Marmor, gefunden in den Ruinen zu Tivoli. Winckelmann's Freund Mengs, der ſie ausgraben ſah, hielt ſie für eine Arbeit aus der Zeit des Lyſippus; Visconti dagegen hält ſie für eine Kopie nach einem Lyſippiſchen Erzoriginal, und ſetzt ſie in das letzte Jahrhundert der römiſchen Republik. An dieſem Werke können wir, wie an keinem anderen, die ausgeprägten Portraitzüge und charakteriſtiſchen Eigenſchaften

des Alexanderkopfes studiren; denn hier hat der Künstler mit genauester Treue und feinstem Gefühl, alles Beiwesen bei Seite lassend, auf den höchsten Ausdruck sprechender Wahrheit der Physiognomie gearbeitet. Wir finden hier zunächst jene Zeusartige Aufsträubung der Stirnlocken, wie sie unter den antiken Portraits die Pompejuskopfe, und bei den neueren, die Köpfe von Rauch und Liest zeigen. Auch fehlt nicht die schon erwähnte charakteristische Neigung des Halses und Hauptes nach der linken Seite gegen die Schulter hin, in Folge deren der Mastoideus genannte Muskel stark hervortritt. Das Diadem fehlt, aber sinnvoll hat der Künstler durch den kreisförmigen Eindruck an dem Gelock des Hinterhauptes die Stelle bezeichnet, wo es sich zu befinden pflegte. In der Gesammtphysiognomie ist es unmöglich jenen Ausdruck des »Löwenartigen« zu verkennen, das die Alten dem Ausdruck Alexander's beilegen. Die energische Gewaltigkeit des Charakters drückt sich aus in dem kräftig hervortretenden Kinn, das schon Aristoteles als solches Kennzeichen deutete. Trotz aller Schönheit hatte Alexander's Physiognomie etwas Schreckliches. Seine Augen, deren lebhafte Bewegung dem Feuer der Seele entsprach, waren leuchtend wie Krystall, und ihr Blick schwer zu ertragen. Dies Offene, Leuchtende, Durchdringende hat selbst in dieser Marmorkopie seinen Ausdruck gefunden, während es der Meister des Erzoriginals durch die Konturen, durch die Höhlung gewisser Partien, und durch die Zuthat eines glänzenden Materials an der Stelle der Augäpfel sicher noch auf einen viel höheren Grad gesteigert hatte.

Im Gegensatze zu der unverkennbaren Naturtreue dieser Büste ist der berühmte marmorne

Alexanderkopf des Kapitols

die höchstmögliche Steigerung der Idealportraitbildung des Helden, wie sie nur dem Genie eines Lysippus gelingen konnte. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß wir auch in diesem Werke die Kopie eines Lysippischen Bronzeoriginals, vielleicht der berühmten für Alexandria gearbeiteten Reiterstatue besitzen, eine Kopie, bei der, trotz der sehr schönen

Arbeit des Bildhauers, doch die Ausführung weit zurückſteht hinter der Größe, Freiheit und Geiſtfülle der urſprünglichen Auffaſſung, — ein Mangel, der bekanntlich immer die Kopie eines Meiſterwerks als ſolche kenntlich macht. Die im Marmor angedeuteten Augenbrauen und die Vertiefung der Augenſterne deuten gleichfalls auf ein Bronzeoriginal. Die Begeiſterung, welche die individuellen und doch bis zur höchſten Idealität geſteigerten Züge des Antlitzes belebt, läßt uns ahnen, daß der Künſtler hier den romantiſchen Helden darſtellen wollte, der ein zweiter Dionyſos in ſchwärmeriſcher Kühnheit den mythiſchen Zug des Gottes nach dem fernen Märchenlande Indien zu erneuern ſchien. Ein bachantiſcher Ungeſtüm liegt auch in dem wild wallenden Haar, durch welches der Künſtler den Moment einer lebhaften raſchen Bewegung des Hauptes von der rechten nach der linken Seite darſtellen wollte. Darum gab er den Haarlocken die Richtung, als flögen ſie, der Bewegung des Kopfes folgend, auf der linken Seite vorwärts gegen das Geſicht hin, auf der rechten aber rückwärts von demſelben hinweg. Es iſt dies eines der ſchönſten Beiſpiele von der geſchickten Benutzung des Haares zum Ausdruck und der Bewegung des Hauptes; und wir wiſſen aus Plinius, daß gerade Lyſippus vorzugsweiſe auf ſolche Behandlung des Haares Sorgfalt verwandte.

Zu den Räthſeln der alten Kunſt gehört endlich der ſogenannte

Kopf des ſterbenden Alexander

in der Galerie zu Florenz. Aber dies Räthſel iſt nicht unauflöslich, wenn man nur nicht — wozu gar keine Berechtigung da iſt — wie bisher annimmt, daß dieſer Kopf zu einer ganzen Figur gehört haben müſſe. Er iſt vielmehr ein durchaus ſelbſtändiges, allerdings in ſeiner Art vielleicht einzig daſtehendes Werk — und, damit ich es nur gleich herausſage, ein Zeugniß der höchſten Liebe und Begeiſterung des ſchmerzerfüllten Künſtlers am Sterbelager ſeines königlichen Freundes und Beſchützers. Selbſt Feuerbach, der die herkömmliche Deutung aus dem Grunde bezweifelt, weil wohl nie ein griechiſcher Künſtler irgend ein Idealportrait mit dem Ausdruck des ſchmerzhaften Todes dargeſtellt habe, muß doch die Aehn-

lichkeit zugeben. Und sie ist in der That so sprechend, daß von dieser Seite kein Zweifel möglich scheint. Dieser Kopf trägt so gewiß die Züge des Alexander, der in dem Kapitolinischen Haupte vor uns steht, als er an Großartigkeit und Adel der Auffassung selbst den Laokoonkopf weit übertrifft, an den man auf den ersten Blick gleichfalls erinnert wird. Und wäre es denn in der That ein der griechischen Kunst so unwürdiger Gedanke, daß der Günstling, der Begleiter, der Freund des Welteroberers, der Künstler, der ein halbes Leben lang den Helden durch seine Werke verherrlichen durfte, daß ein Lysippus, voll großen historischen Sinnes, der vor allen Anderen als der Künstler der Idealität in der Kunstgeschichte dasteht, tief erschüttert wie die ganze gleichzeitige Welt über das jähe Todesgeschick des jugendlichen Heros inmitten seiner stolzen Siegeslaufbahn, den Wunsch gehegt hätte, dies Scheiden des macedonischen Achilleus aus dem Leben durch seine Kunst in einem so tiefstragischen Abbilde zu verklären? Daß er seinen eigenen und des ganzen Volkes und Heeres Schmerz über den kaum für möglich gehaltenen Tod des vergötterten Herrschers in diesem plastischen Klagegesange auszusprechen suchte?

Und wie ist es ihm gelungen! So, daß noch nach Jahrtausenden seine Absicht jedem Unbefangenen verständlich zu Herzen spricht.

Der Kopf, aus griechischem Marmor über Lebensgröße, in Haltung und Ausdruck wie bemerkt an Laokoon erinnernd, zeigt, wie dieser, den Ausdruck höchsten Schmerzes und Leidens, aber in einem ungleich höheren edleren Sinne. Der Alles vermocht und überwaltigt hat, ist jetzt überwältigt von dem Schmerze der Endlichkeit und Ohnmacht, von dem Schmerze, der dieser ganzen Natur fremd sich in sie hineingeschlichen hat, und sie umschnürt hält mit seinen mörderischen Schlangenringeln zum Nichtmehrlassen. Es ist der Heros, aus dessen verfinsterten Löwenblicke noch der Blitz von hundert Siegerschlachten emporlodert, dessen unbeugsamer Muth noch einmal aufflammt aus dem tiefen großen Auge, das einst die Welt faßte; dessen Energie noch sich ausprägt unter der unerschrockenen Stirn, die fest steht, während die Oberlippe bereits das Zucken des Todes verspüren läßt. Dem Sterben des Jünglings den Tag vor der Hochzeit

mit der Theuererworbenen verglich Heinse dieses Bild. Aber es ist mehr als das, es ist der ungeheure letzte Schmerzensruf des weltbezwingenden, weltumgestaltenden Genies, das, vorzeitig hinweggerissen von der Vollendung seines Lebenswerks, das Chaos einbrechen sieht über die begonnene Schöpfung, wie es in der Wirklichkeit einbrach über das Weltreich des macedonischen Helden.

Kaum läßt sich sagen, welcher Zeit das Werk angehöre: ob es Kopie sei nach einem Erzoriginale des Meisters, ob Ausführung eines Schülers nach einem Modelle des Letzteren. Gewiß ist nur, daß die Gesammtauffassung so vollkommen übereinstimmt mit dem Alexanderidealportrait Lysipp's, als es bei einem so veränderten Motive überhaupt möglich ist. Ueber die Vollendung der Arbeit ist nur eine Stimme. »Die Formen sind über allen Begriff weich, fließend, großartig, die technische Behandlung ganz vollkommen.« Das Werk ist darauf berechnet, hauptsächlich von der linken Seite des Gesichts gesehen zu werden, und diese Seite ist auch vorzüglich wohl erhalten. Die Ergänzungen an Augen, Lippen, Nase und Haar sind von einem guten Künstler, und dennoch weit unter der Arbeit des alten Meisters. Daß dieser letztere die Todtenmaske Alexander's benutzt haben wird, dafür spricht der mehrerwähnte Umstand, daß gerade damals durch Lysipp's Bruder die Abformung des Gesichts über der Natur in Gyps aufkam.

Es läßt sich erwarten, daß auch die großen Kriegshelden Alexander's durch den berühmten Meister verewigt zu werden wünschten. Für Lysippus war das eine gewiß willkommene Aufgabe; denn diese Marschälle Alexander's gehörten auch an körperlicher Schönheit, wie ein alter Schriftsteller bemerkt, zu den Auserwählten der damaligen Menschheit. »So groß,« sagt der römische Geschichtschreiber Trogus Pompejus, »war bei allen die Schönheit der Gestalt und der Adel der Leibesbildung, vereint mit höchster Körper- und Geisteskraft, daß man hätte glauben können, sie seien nicht aus einem Volke, sondern aus dem ganzen Erdkreise von ihrem Herrn und Meister auserlesen.« Die Portraitstatue des Krateros ist bereits erwähnt, und von Hephästion, Alexander's geliebtestem Genos-

ſen, ſah noch Plinius eine Erzbildſäule, welche römiſche Ignoranz, wie er erzählt, dem Polyklet zuſchrieb, obſchon dieſer beinahe ein Jahrhundert vor Alexander's Zeit gelebt hatte. Auch von dem nachmaligen Könige Seleukus ſtand eine Bildnißſtatue zu Rom, als deren Verfertiger eine griechiſche Inſchrift den Lyſippus bezeichnete. Doch iſt uns von keinem einzigen der gewaltigen Heeresfürſten Alexander's ein plaſtiſches Bildniß erhalten. Nur von dem Lagiden Ptolemäos, dem bei der Theilung des macedoniſchen Weltreichs Aegypten zufiel, und von ſeiner Gemahlin Berenike giebt es zwei ſehr ſchöne zu Herkulanum gefundene Bronzebüſten, die uns ein treues Bild geben von der gefeierten Schönheit beider fürſtlichen Perſonen. Dieſe Schönheit ſcheint erblich geweſen zu ſein in dem Geſchlechte; denn auch die beiden berühmten Kameen mit den Köpfen des Zweiten Ptolemäers und ſeiner Gattin Arſinoë in den Sammlungen von Petersburg und Wien zeigen uns den Adel ſchönſter Menſchenbildung.

Auch das Uebermaß des Koloſſalen, das bald nach Lyſippus, der indeſſen gleichfalls einen vierzig Ellen hohen Jupiter für Tarent arbeitete, in der plaſtiſchen Kunſt überhand nahm, und von ſeinem Schüler Chares aus Lindos, dem Schöpfer des rhodiſchen Koloſſes, auf die höchſte Spitze getrieben wurde, begann ſchon zu Alexander's Zeit ſich hervorzudrängen. Es konnte nicht fehlen, daß die Koloſſalität ſeiner Unternehmungen die Phantaſie mancher bildenden Künſtler mit eben ſo maßloſen Entwürfen erfüllte. Ein ſolcher war jener Staſikrates oder, wie Andere ihn nennen, Dinokrates, der Erbauer Alexandria's und Haupterchitekt des Welteroberers, ein Künſtler, der, wie Plutarch ſagt, »nicht das Gefällige und Anmuthige darſtellen wollte, ſondern ſeine Sinne und ſeine Plane immer nur auf das Große und Gewaltige geſtellt hatte, zu deſſen Ausführung es königlicher Mittel bedurfte.« Dieſer Argad ſich, ſo erzählt Plutarch weiter, zum Alexander, und tadelte die Künſtler, welche den König bisher in Farben, Erz und Stein darzuſtellen verſucht hätten. Solche Bildchen, die gekauft, geſtohlen oder eingeſchmolzen werden könnten, ſeien keine würdigen Denkmäler des Welteroberers. »Ich habe mir vorgenommen,« ſprach er, »in einer unvergänglichen und lebendigen, ewig

feſtwurzelnden Materie dein Abbild unbeweglich und unerſchüttert herzuſtellen. Der thrakiſche Berg Athos, da wo er am höchſten und ſchönſten ſich über dem Meere emporhebt, kann leicht durch die Kunſt zu einer Bildſäule umgeſtaltet werden, die Alexander's würdig, mit den Füßen das Meer, mit dem Haupte die Wolken berührt, in der einen Hand eine volkreiche Stadt tragend, mit der linken aber einen immer fließenden Bergſtrom aus einer Opferſchale ins Meer gießend.« Alexander bewunderte zwar einen Augenblick die grandioſe Idee des kühnen Geiſtes, aber er war doch geſcheidt genug, ihm zu erwidern: er möge den Athos in Ruhe laſſen. Es ſei genug, daß der Berg bereits das Denkmal des Uebermuths eines einzigen Königs, des Xerxes, ſei, der ihn bekanntlich durchſtechen laſſen wollte. —

Lyſippus als Thierbildner.

Wenn wir aus den Andeutungen der Alten die Haupteigenthümlichkeiten der Lyſippiſchen Kunſt zuſammenſtellen und dieſelben mit den ſpärlichen Reſten ſeiner Arbeiten, wie ſie uns in Kopien und Nachbildungen erhalten ſind, vergleichen, ſo treten uns vor Allem folgende ſichere Anhaltpunkte entgegen.

Unter den früheren Künſtlern war es vornehmlich Myron, an deſſen Streben und Richtung, das phyſiſche Leben zum Ideal erheben darzuſtellen, ſich Lyſippus anſchloß. Wie Myron, wählte auch er die Bronze zu ſeinem ausſchließlichen Materiale, gefiel er ſich in Bildung edler Thiergeſtalten, wie Löwen und Pferde, bald in Jagdſcenen, Gruppen und Viergeſpannen, bald in einzelner Darſtellung. Die höchſte Lebendigkeit des Ausdrucks, das »Lebenathmende«, »Beſeelte« ſeiner Gebilde wird von den alten Kunſtrichtern faſt mit denſelben Prädikaten wie bei ſeinem großen Vorgänger charakteriſirt, und neben die vivida signa, die »lebensſprühenden Bildungen« Myron's ſtellen ſich bei Properz die signa animosa, die »ſeelebegabten« Schöpfungen Lyſipp's. Das berühmte, von Dichtern beſungene »ungezähmte Roß« des Letzteren, das erſt bei der Erſtürmung Konſtantinopels durch die Kreuzfahrer (1204) zu Grunde ging, erſcheint als ein Seitenſtück zu Myron's vielgeprieſener

Aug, und ſelbſt der kecke Humor in der »trunkenen Alten« des großen atheniſchen Künſtlers findet ſeine Entſprechung in einer ähnlichen Schöpfung des Lyſippus, deſſen »trunkene Flötenſpielerin« Plinius in dem Verzeichniſſe der bedeutendſten Werke des Künſtlers erwähnt. Auch an ihm, wie bei ſeinem Vorgänger, tritt die ſchärfſte Beobachtung und glücklichſte Auffaſſung aller Erſcheinungen der Wirklichkeit als ein Grundzug ſeiner künſtleriſchen Eigenthümlichkeit hervor. Eine Hündin, die ihre Wunden leckt, wahrſcheinlich einer größeren Jagdſcene entnommen, galt in Rom, wegen der vollendeten Naturwahrheit, für ein ſo koſtbares Werk, daß die Tempelwächter des Heiligthums, wo es ſich befand, mit ihrem Leben für daſſelbe einſtehen mußten.

Auch für die ideale Thierbildung fanden die griechiſchen Künſtler die ſpringenden Punkte der Auffaſſung in derſelben Quelle, welcher ſie ihre Götterideale verdankten, in Homer und ſeinen unvergänglichen Gleichniſſen, in denen uns der Löwe und Eber, der wilde Stier und das muthige Roß in den lebendigſten Momenten ihres Charakters noch heute entgegentreten. Aus dieſer Quelle, aus der einſt Myron geſchöpft hatte, entnahm auch Lyſipp die begeiſternde Anregung zu ſeinen Thiergebilden, in denen er, wie ſein großer Vorgänger, nach dem Worte eines römiſchen Kunſtrichters (Petronius), »den Seelen der Thiere durch ihre Körpergeſtalt Sprache verlieh.« Die herrlichen Widder auf dem Schloſſe zu Palermo können uns von der wahrhaft homeriſchen Hoheit der Auffaſſung des Thierlebens bei den alten Plaſtikern einen Begriff geben*).

Von Lyſippus' Meiſterſchaft als Thierbildner geben vielleicht eine annähernde Vorſtellung

die vier Roſſe der Markuskirche zu Venedig,

welche eine alte venetianiſche Tradition dem Lyſipp zuſchreibt. Keins der alten Kunſtwerke hat ſo viele Wanderungen erlebt als dieſes herrliche

*) Ein anderes Werk der Art iſt in dem koloſſalen Hunde erhalten, der aus Rom, zu Winckelmann's Zeit, nach England kam; ein Abguß davon befindet ſich in der Menge'ſchen Sammlung zu Dresden. Ueber die Widder zu Palermo ſ. Ein Jahr in Italien. Bd. II., S. 104.

bronzene Viergeſpann, das urſprünglich von einem griechiſchen Meiſter als Weihgeſchenk für Olympia oder ein anderes Heiligthum geſchaffen, zuerſt aus Griechenland nach Rom entführt, dann von Rom nach Konſtantinopel verſetzt, von dort, nach der Eroberung der Stadt durch die Lateiner, von den Venetianern als Siegestrophäe nach der Lagunenſtadt entführt wurde, um über ein halbes Jahrtauſend ſpäter von dem Imperator des neunzehnten Jahrhunderts nach Paris geſchleppt zu werden, wo es eine Zeit lang den Triumphbogen des Tuilerienpalaſtes ſchmückte, bis nach dem Sturze Napoleon's Venedig ſein berühmteſtes Kunſtwerk zurückerhielt. In der Erzmiſchung deſſelben waltet das Kupfer vor. Die Vergoldung, von der ſich noch Spuren zeigen, ſcheint römiſche Zuthat; auch halten einige Alterthumsforſcher das Ganze überhaupt für römiſche Arbeit. Der Guß dieſer Roſſe geſchah in zwei Formen, die der Länge nach zuſammenpaßten, ſo daß man nicht nöthig hatte, die Formen nach vollendetem Guſſe zu zerſchlagen. Die Striemen, mit welchen die Geſtalten über und über bedeckt ſind, rühren von der Barbarei der Plünderer her, die das Gold abzuhauen verſuchten. Dieſe herrlichen Thiere waren offenbar vom Künſtler für eine hohe Aufſtellung berechnet, und Goethe bemerkte richtig, »daß ſie in der Nähe ſchwer, und unten vom Platze aus geſehen, leicht wie Hirſche erſcheinen.« Nur den berühmten Parthenonsſkulpturen ſtehen die Köpfe an wiſſenſchaftlichem Studium nach, wenngleich ſie an feuriger Lebendigkeit mit ihnen wetteifern können. Goethe, in deſſen »Kunſt und Alterthum« man eine Vergleichung beider findet, ſetzt das Unterſcheidende an den Köpfen darin, daß bei den venetianiſchen Roſſen das Auge weiter vom Ohr und vom Hinterhaupte abrückt, während an den Elgin'ſchen Pferdeköpfen beide Sinneswerkzeuge einander genähert erſcheinen*). Dieſes Viergeſpann iſt das einzige, welches von der ungeheuren Anzahl ähnlicher Bildungen auf uns gekommen iſt, in denen die Thierbildnerei der antiken Welt ihre höchſten Triumphe feierte. Die größten Künſtler der blühenden Zeit wetteiferten mit ein-

*) K. und Alt. Br. II., S. 2. 88 ff. Torſo. Th. I., S. 218.

ander in dieſen Werken, die ganz geeignet waren, ſowohl in der vortheilhafteſten Darſtellung von vier feurigen Roſſen, als zur Verherrlichung des ihre Kraft bändigenden Wagenlenkers den gewaltigſten Effekt hervorzubringen; und bis in die ſpäteſten Kaiſerzeiten hinab blieb die Quadriga ein beliebter Gegenſtand der plaſtiſchen Kunſt im Dienſte des Stolzes der römiſchen Weltbeherrſcher.

Lyſippiſche Idealſtatuen.

Die einzige ſichere Kopie einer Idealſtatue Lyſipp's iſt erſt in neueſter Zeit zu Rom entdeckt worden. Es iſt dies der im Alterthume hoch berühmte

Athlet mit dem Schabeiſen,

griechiſch Apoxyomenos genannt, von der Attitüde, in welcher er aufgefaßt iſt. Das vielbewunderte Bronzeoriginal zeigte nämlich einen Athleten, der nach beendetem Uebungskampfe, ſich die Haut mit dem Schabeiſen von dem Oel und Staube der Paläſtra reinigt. So einfach waren die Motive, welche die alten großen Meiſter benutzten, um ihre berühmteſten Werke zu ſchaffen! Denn zu dieſen rechnete das Alterthum den Lyſippiſchen Apoxyomenos. Auguſt's Feldherr, Agrippa, hatte ihn nach Rom gebracht, und die von ihm erbauten Bäder damit geſchmückt. Hier wurde er bald ein Lieblingskunſtwerk des römiſchen Publikums, und als Kaiſer Tiberius zu Anfang ſeiner Regierung es ſich erlaubte, daſſelbe in ſeinen Palaſt zu verſetzen, empfing ihn bald darauf bei ſeinem Erſcheinen im Theater ein ſolches Geſchrei der Mißbilligung, daß der feige Tyrann, der mit der Maſſe anzubinden ſcheute, ſich dazu verbeilaſſen mußte, das Werk ſeinem alten Standorte wiederzugeben.

Die neuentdeckte Marmorſtatue der vaticaniſchen Sammlung kündigt ſich als Kopie eines Erzoriginals beſonders durch die ſtarken Stützen an, durch welche die beiden frei vom Körper abſtehenden Arme gehalten werden. Was der Bronzeguß entbehren konnte, wurde für den Bildhauer, der mit ihm zu wetteifern unternahm, bei der Schwere des Marmors eine

Nothwendigkeit. Dasselbe gilt von der Verstärkung des linken Standfußes durch einen Baumstronk. Die alten Künstler waren gegenüber solchen Forderungen des Materials freier als die neueren. Sie befriedigten dieselben unbekümmert darüber, ob die Stütze sich als Stütze verrieth, wenn sich keine verdeckende Aushülfe bot; denn sie durften auf eine Anschauung ihres Publikums rechnen, dem die höhere Gesammtwirkung ihres Werks Hauptsache war*).

Vor uns steht eine schlankkräftige Gestalt, ein wenig über Lebensgröße, ein Jünglingsmann von edelster Leibesbildung, dessen Glieder gestählt und zu harmonischer Vollendung herausgebildet sind durch die sorgfältige Uebung aller gymnastischen Kunst und Thätigkeit. Es ist der Moment der Ruhe nach höchster Anstrengung, die dennoch keinerlei Zeichen von Erschöpfung nachgelassen hat. Der Körper ruht auf dem linken Fuße, dem ein Baumstronk den nöthigen Halt giebt. Diese Uebertragung des Schwerpunktes auf einen Fuß findet sich bei allen antiken Marmorstatuen, welche wir besitzen, ohne eine einzige Ausnahme; denn die Marmortechnik eignete sich früh diese Erfindung an, welche der Erzbildner Polyklet in die statuarische Kunst einführte. Der rechte, ein wenig zurückstehende Fuß mit etwas eingekrümmtem Beine, ruht ungefähr sechzehn Zoll von dem anderen entfernt mit gehobenem Hacken auf den drei ersten Zehen. In dieser Stellung liegt eine anmuthig behagliche Lässigkeit, die den Grundzug der ganzen äußeren Haltung ausmacht. Zugleich aber erscheint sie eben nur als zufällige Ruhe des Augenblicks, die in jedem Augenblicke der Bewegung weichen kann, und erzeugt so in der Ruhe selbst den Ausdruck leichter Beweglichkeit. Der rechte Arm ist in leiser Biegung fast horizontal, doch ein wenig niederwärts ausgestreckt, während die Hand des eingebogenen linken das sichelförmige Schabeisen gegen die untere Fläche des rechten Arms in der Nähe des Ellenbogens abwärts führt. Der überaus schöne Kopf ist mäßig nach rechts gewendet, dem ausgestreckten Arme dieser Seite entsprechend. Seine Bildung ist der

*) Feuerbach, Vatic. Apoll. S. 151 ff.

vollendete griechiſche Typus und erinnert an das Ideal des Merkurhauptes. Das ſanft gekräuſelte, kurzgeſchnittene, enganliegende Haar ſcheint noch feucht von der vorhergegangenen Anſtrengung. Die Geſichtszüge ſind von dem höchſten Adel jugendlich ſtrenger Schönheit, deren Ernſt nur durch die bezaubernden Lippen des lieblichſten Mundes gemildert erſcheint. Sein Blick, der über das eigene, untergeordnete, augenblickliche Thun weggleitet, ſcheint auf die Bewegungen anderer, noch in der Kampfübung begriffener Genoſſen gerichtet zu ſein. Dieſer Geſammtausdruck harmoniſcher Ruhe bei einer kaum ſeiner Beachtung gewürdigten Thätigkeit, deren Ausübung in dem vom Künſtler gewählten Momente doch wieder eine lang geübte Geſchicklichkeit zur Anſchauung bringt, ſcheint es geweſen zu ſein, welcher, vereint mit der herrlichen Bildung des ganzen Leibes und der wunderbaren Schönheit des Angeſichts, jenen Zauber auf die Alten ausübte, der ſich bei den Kennern wie bei der Menge gleich wirkſam erwies und das Werk zu einem der berühmteſten des Meiſters erhob. Die Statue iſt vollendet erhalten; es fehlten nur einige Finger der rechten Hand, bei deren Ergänzung aber wunderlicherweiſe, durch einen gröblichen Irrthum des Ritters Canina, dem Athleten ein Würfel in die Hand gegeben worden iſt*).

Für uns iſt dieſes Werk von unſchätzbarem Werthe, beſonders darum, weil in demſelben alle charakteriſtiſchen Merkmale der Kunſtrichtung Lyſipp's ſich beiſammen finden. Wir ſehen hier zunächſt jenes Streben nach Kräftigkeit, gepaart mit Leichtigkeit, das einen Grundzug derſelben ausmachte. Und wir ſehen es erreicht, dadurch, daß allen Gliedern, durch

*) Zur Erheiterung für Leſer, welche des Lateiniſchen kundig ſind, hier die Notiz, daß Canina die Worte des Plinius über Polyklet: Fecit et destringentem se et nudum talo incessentem, nicht nur auf eine einzige und zwar auf dieſe Figur des Lyſippus bezog, ſondern ſie auch überſetzte: »Er machte eine nackte Figur, die ſich mit dem Schabeiſen reinigt und zugleich eine andere zum Spiel mit dem Würfel auffordert.« M. ſ. Augsburger Allgemeine Zeitung 1854. Beilage zu Nr. 41. und Brunn I., S. 216.

Verlängerung, beſonders der Arme und Beine, und durch Verkleinerung des Kopfes, größere Schlankheit und damit der Ausdruck einer leichten, geſchmeidig kräftigen Beweglichkeit verliehen wurde. Lyſipp veränderte dadurch weſentlich den Kanon Polyklet's*), theils dem eigenen Geſchmacke, theils der Zeitrichtung folgend, der jene größere Schlankheit und Beweglichkeit mehr zuſagte, als die gediegene Feſtigkeit der Polykletiſchen Geſtalten. Es iſt Thatſache, daß der Apoxyomenos ſogar noch ſchlanker erſcheint, als er in der Wirklichkeit ſeinen Verhältniſſen nach iſt, und wir wiſſen aus Plinius, daß Lyſippus eine ſolche Wirkung in ſeinen Statuen beabſichtigte. Eben ſo wird von dem Künſtler berichtet, daß er das Haar in neuer Weiſe behandelt habe. Unſere Statue lehrt, worin dieſe Neuerung beſtand. Lyſippus verließ die vor ihm übliche »ſtiliſirte« Behandlungsweiſe und näherte ſich auch hier mehr dem Ausdrucke der in der Natur beobachteten Wirklichkeit. Zugleich war er der erſte Künſtler, der mit Bewußtſein von den poſitiven Verhältniſſen der Körper abwich, und es der Beurtheilung des Auges überließ, nach dem Scheine die Maße zu beſtimmen. Dieſen Schein übertrug er auf die Darſtellung der Geſtalt in ſeinem Stoffe, und das iſt es, was er mit ſeinem Ausſpruche ſagen wollte: »ſeine Vorgänger hatten die menſchliche Geſtalt gebildet, wie ſie wirklich ſei, er hingegen ſtelle ſie dar, wie ſie zu ſein ſcheine.« Wenn aber auch ſeine eigene ſcharfe Beobachtung ſtets mit Sicherheit das richtige Maß zu treffen wußte, ſo iſt doch mit Recht bemerkt worden, daß die durch ſein Beiſpiel eingeleitete Aufhebung des feſten Geſetzes der älteren Kunſt ſeine Nachfolger auf Abwege führte. Dahin gehören vor Allem die übermäßig verkleinerten Köpfe in ſpäteren Skulpturwerken, die oft nur ein Zehntheil der Figur meſſen, und jene falſche Idealiſtik, die es unternahm, ihre willkürlichen Schöpfungen an die Stelle der vollkommenſten Proportionen der Wirklichkeit zu ſetzen und einem Begriffe der Menſchengeſtalt nachzuſtreben, der ganz außer der Erfahrung lag**).

*) S. Terſe. Th. I., S. 287 ff.

**) Vgl. Braun, Geſchichte der griech. Künſtler, Th. I., S. 375—382.

Der Kairos.

Unter den Werken Lysipp's begegnet uns endlich eine Schöpfung, welche als durchaus neu und original auftritt. Es ist dies die Personificirung des günstigen Momente, der Gelegenheit, als eines göttlichen Jünglings, griechisch »Kairos« (der günstige Augenblick) genannt, das erste Beispiel einer reinen Allegorie in der hellenischen Plastik. Diese Statue, welche Lysipp in einen Tempel seiner Vaterstadt weihte, von wo sie später nach Byzanz kam, ist von Dichtern und Redekünstlern der späteren Zeit vielfach gefeiert und ausführlich beschrieben worden. Es war eine zarte, verschämt blickende Jünglingsgestalt, die mit den Spitzen der beflügelten Füße auf einer Kugel weniger stand als schwebte. Während die letztere das Bild des »rastlos rollenden Kreislaufs der Zeit« versinnlichte, deutete das am Hinterkopfe kurz geschorene, vorn in Locken über Stirn und Wangen lang herabwallende Haupthaar auf die Natur des günstigen Augenblicks, der im ersten Erscheinen erfaßt werden muß, wenn er uns nicht unwiederbringlich entschwinden soll, nach dem alten Dichterworte:

Von vorn mußt du ihn fassen; denn entschlüpft er dir,
Bringt selber Zeus dir den entflohenen nie zurück!

Spätere Künstler, oder vielleicht auch nur rhetorische Beschreiber fügten zu diesen hinlänglich deutlichen Attributen noch andere hinzu. Eine Wage in der linken Hand des Jünglings sollte an das unsichere Auf- und Niederschwanken des Glücks gemahnen, ähnlich jenem Goethe'schen:

An des Glückes goldner Wage
Steht die Zunge selten ein!

ein Scheermesser in der rechten an das alte homerische Wort von der Entscheidung, »die auf der Schärfe eines Scheermessers steht,« erinnern. Lysippus' Werk aber war frei von diesen überflüssigen Zuthaten, deren auch der Sophist Kallistratus, ein Litterat des dritten Jahrhunderte u-

ſerer Zeitrechnung, in ſeiner ausführlichen Beſchreibung der Statue nicht erwähnt. Auch ohne dieſelben war der Kairos hinlänglich deutlich, ein ächt poetiſches Werk der Plaſtik, das ſich ſogar von der niederen Stufe der Allegorie erhebt bis zur höheren des Symbols. In ſeinem natürlichen Sinne lag ſchon, wie Feuerbach bemerkt, ſein tieferer poetiſcher. »Ein ſeltſames, liebliches Weſen flattert vor unſeren Augen, und die Schönheit wie die Flüchtigkeit ſeiner Erſcheinung lockt uns, es zu haſchen. Ein Schmetterling, der über einer Blume flattert, und ein Kind, das den Moment erlauert, wo er ſich niederläßt, um ihn dann an ſeinen bunten Flügeln zu haſchen, gäbe ein ähnliches Bild. Es wäre eine einfache natürliche Handlung und zugleich Symbol deſſelben Gedankens.«

Der Kairos Lyſipp's war ein Lieblingsgegenſtand der Beſchreibungen ſpäterer Sophiſten. Wir beſitzen eine ſolche von jenem Kalliſtratus, die mit zu den beſten ſeiner deklamatoriſchen Schilderungen berühmter Statuen gehört. Es iſt daher hier wohl der Ort, über dieſe Weiſe äſthetiſcher Kunſtbeſchreibung bei den Alten Einiges zu bemerken. Freilich kommt des Mannes äſthetiſche Begeiſterung, genau betrachtet, nicht über die immer erneute Bewunderung hinaus, daß ſich harte leblose Maſſen, wie Stein und Erz, durch die Kunſt ſcheinbar erweichen und beſeelen laſſen. Dies Thema variirt er in den verſchiedenſten Weiſen, wobei ſelbſt der Taſtſinn zu Hülfe genommen wird. Bald »hebt ſich das Fleiſch von Erz den Fingerſpitzen ſchwellend entgegen«; bald »heben ſich die Haare, weich anzufühlen, unter der berührenden Hand empor«. Die Wangen des Lyſippiſchen Kairos ſcheinen »ſanft zu erröthen«, und ſelbſt der bronzene Thyrſusſtab des Praxiteliſchen Bacchus »ſcheint glänzend zu grünen, als wäre er Natur«. Wenn dieſe Auffaſſungsweiſe als rhetoriſche Künſtelei erſcheint, ſo iſt auch die äſthetiſche Wundergläubigkeit des Kalliſtratus nicht ohne eine ſolche auf den Effekt gerichtete rhetoriſche Abſichtlichkeit. Er glaubt oder ſtellt ſich zu glauben, daß Dädalus wirklich Statuen geſchaffen, die ſich bewegten, und daß nur jener äthiopiſche Künſtler, dem die Bildſäule Memnon's ihr Daſein verdanke, ihn noch dadurch über-

troffen habe, daß er seinem Werke sogar Laut und Empfindung verliehen.

Sieht man indessen diese Auffassungsweise genauer darauf an, so erscheint sie doch am Ende nur als ein starker rhetorischer Ausdruck für den Grundgedanken: daß die Kunst wirklich im Stande ist, die an sich todte Masse des Stoffs zu beseelen. Darum meint er auch, daß man mit Recht vollendete Schöpfungen der Kunst, wie den Amor des Praxiteles, als heilig bezeichnen könne. Diese beseelende und vergeistigende Macht, welche der Menschengeist durch die Kunst ausübt auf die unbeseelte Materie, ist es nun eben, welche den bewundernden Sophisten zu jenen vorher erwähnten Ausdrücken veranlaßt, in welchen er immer aufs Neue ein und denselben Gedanken auszusprechen trachtet. Denn er weiß, daß es letztlich doch nur die Einbildungskraft des Beschauers ist, welche den Kunstwerken jenes beseelte Leben verleiht, das die Alten von Dädalus bis auf Hadrian von ihren plastischen Kunstwerken verlangten. Der kalte Verstand erzeugte sprichwörtliche Redensarten, welche die Lebloßigkeit und Stummheit der Bilder von Stein und Erz zu Vergleichungen benutzten: denn der Verstand ist auf das Sein, auf die nackte Wirklichkeit gerichtet. Die Einbildungskraft dagegen, die es mit dem Scheine der Dinge zu thun hat, durfte sich und ihrer Freude am Schein und der Erscheinung in der begeisterten Schilderung des Lebens und der Beseelung genugen, welche die Kunst vor sie hinzuzaubern zu ihrer Aufgabe hatte.

Von entschiedenem Einflusse auf die Kunstart des Lysippus scheint ein älterer Zeitgenosse unseres Künstlers gewesen zu sein, dessen Leben und Wirksamkeit jedoch nur bis an die Anfänge Alexander's heranreichte. Dies ist der als Maler und Bildner gleich berühmte

Euphranor.

ein Peloponneſier von Geburt, wie Lyſippus, deſſen Vaterſtadt nicht fern der ſeinigen lag. Das Alterthum bewunderte die Vielſeitigkeit des Mannes, der, während er als Maler Ausgezeichnetes leiſtete und mit ſeinem Theſeus den berühmten Maler Parrhaſius beſiegte, zugleich als Bildhauer in Marmor und Metall die trefflichſten Werke ſchuf, und mit derſelben Geſchicklichkeit Koloſſe bildete, mit welcher er die feinſten Becher ciſelirte; daneben war er auch Schriftſteller über ſeine Kunſt, und das Alterthum beſaß von ihm Bücher über Farben und Schriften über Symmetrie. »Gelehrig und thätig wie Wenige, ausgezeichnet in jeder Art und von einem in allen Fächern ſich gleichbleibenden Verdienſte,« nennt Plinius dieſen Künſtler, und der Rhetoriker Quintilian vergleicht ihn eben dieſer Vielſeitigkeit wegen mit dem univerſalſten Schriftſteller der römiſchen Literatur, mit Cicero.

Die Malerei war in der täuſchenden Nachahmung der ſinnlichen äußeren Naturgegenſtände der Skulptur vorangegangen. Euphranor, Bildhauer und Maler zugleich, war eben deshalb vorzugsweiſe geeignet, das Streben nach dem Scheine der Wirklichkeit auch in der Plaſtik zur Geltung zu bringen. Daneben folgte er zuerſt dem Geſchmacke der Zeit, welche vorzugsweiſe Anmuth und Leichtigkeit ſchlanker Körperbildung liebte. Auch in dieſer Beziehung kann er als Vorläufer des Lyſipp gelten. Er verließ nämlich zuerſt jenes Polykletiſche Syſtem eines mittleren kräftiggedrungenen Körpermaßes, verfiel aber, indem er Bruſt und Leib des menſchlichen Baues ins Schlanke und Schmächtige umbildete, ohne dieſelbe Umbildung zugleich auf die äußeren Theile, Kopf, Arme und Beine, auszudehnen, in den Fehler, daß dieſe letzteren an ſeinen Arbeiten zu ſtark und maſſig erſchienen. Es war, wie wir ſahen, das Verdienſt Lyſipp's, dieſen Fehler zu erkennen und zu vermeiden. Auch er huldigte, indem er den Kanon Polyklet's aufgab und an die Stelle der wirklichen Maßverhältniſſe die ſcheinbaren, nach dem Augenſcheine angenommenen

ſetzte, dem Streben nach Illuſion; aber er that es mit einer Genialität, welche an die Stelle des alten aufgegebenen Syſtems ein neues ſetzte, deſſen Befolgung freilich darum um ſo ſchwieriger war, als dazu eben die Genialität eines ſchöpferiſch richtigen Blickes gehörte.

Unter den Werken Euphranor's war am berühmteſten ſein Paris, in welchem er den Alten das Ideal dieſes wunderbaren Jünglings zu ſchaffen zu haben ſchien. An dieſem Bilde bewunderte man nämlich vor Allem die glückliche Miſchung von weichlicher Sinnlichkeit und heroiſcher Kraft. »Man ſah hier,« wie nach alten Kunſtrichtern Plinius ſagt, »den Schiedsrichter der Göttinnen, den Liebhaber der Helena und den Helden, der den Achill erlegte, in ein und derſelben Perſon vereint.« Es war dem Künſtler gelungen — worin überhaupt die griechiſche Kunſt ſo große Meiſterſchaft beſitzt —, den Ausdruck gleichſam in der Schwebe zu halten, ſo daß für den Beſchauer bei längerer Betrachtung bald dieſer, bald jener Charakter das Uebergewicht zu erhalten ſcheint, wodurch zugleich die wunderbare Täuſchung einer lebendigen Beſeelung des Kunſtwerks hervorgebracht wird. Eine Kopie dieſes Euphranor'ſchen Paris iſt uns vielleicht noch heute in einer ſchönen Statue des Vaticaniſchen Muſeums erhalten.

Schule und Schüler des Lyſippus.

Lyſippus begründete und hinterließ eine Schule, die zum Theil aus Gliedern ſeiner eigenen Familie beſtand, und die den alten Ruhm ſeiner Vaterſtadt in der Geſchichte der plaſtiſchen Kunſt noch mehre Menſchenalter hindurch aufrecht erhielt. Seines Bruders Lyſiſtratus iſt bereits früher gedacht, als des Erfinders der Gypsabformung über dem Leben, die beſonders auf die ſpätere Portraitkunſt einen bedeutenden Einfluß übte*). Aber auch drei Söhne, Daippos, Boëdas und Euthykrates, von

*) S. Torſo. Th. I., S. 495.

denen der letzte als der bedeutendſte genannt wird, ſetzten die Kunſt des Vaters fort. Von dem zweiten war beſonders das Erzbild eines betenden Knaben berühmt, das uns vielleicht in der berühmten Erzſtatue des Berliner Muſeums, die den Namen »der betende Knabe« oder „der Adorant“ führt, erhalten iſt. Das Motiv war ein altes, in der griechiſchen Kunſt oft benutztes. Schon Kalamis, der jüngere Zeitgenoß und Landsmann des Phidias, ein vielſeitiger, in Marmor und Erz, wie in Kunſtwerken aus Gold und Elfenbein gleich geſchickter Künſtler, hatte für das Heiligthum zu Olympia betende Knaben in Erz gegoſſen, deren Haltung der Bronzeſtatue des Berliner Muſeums ähnlich war. Das Werk iſt in Naturgröße vier Fuß vier Zoll hoch, und wurde zu Rom in der Tiber gefunden; nach einer anderen Tradition ſtammte es aus den erſten Herkulaniſchen Ausgrabungen. Neu ſind nur die rechte Hand und ein Theil des Arms.

Das Motiv dankbaren Gebets iſt unverkennbar, Blick und Züge drücken gerührte Freude aus. Die Attitüde der ſanft erhobenen, gegen das Götterbild hin mit der inneren Handfläche ausgeſtreckten Arme und Hände iſt die ſo zu ſagen von der Natur ſelbſt geforderte Haltung für den Menſchen, der ſich einer höheren Macht zuwendet, ſei es ihre Huld und Wohlthat zu erflehen, oder den eigenen Dank für empfangenes Glück und Heil den Himmliſchen darzubringen. Denn durch dieſen Geſtus erſcheint der Betende hier bereit, die göttlichen Gaben gleichſam von oben her entgegenzunehmen, dort ſeinen Dank der Gottheit ſymboliſch als eine Opfergabe darzureichen. Visconti hält dieſe völlig nackte Geſtalt für einen Läufer, der den Göttern für den im Kampfe gewonnenen Preis ſeinen Dank darbringt, und iſt ſehr geneigt, ihn für das berühmte Originalwerk des Boëdas ſelbſt zu halten. Der ganze Styl, die Einfachheit der Stellung, die Anmuth der Proportionen, die Grazie der Bewegung, die Wahrheit des Ausdrucks ſind durchaus im Charakter Lyſippiſcher Kunſt, und ſtimmen überein mit dem Urtheile, welches Plinius und Vitruv über

Boëdas' Vorzüge ausſprechen. Winckelmann ſah eine Marmorkopie davon zu Rom, und Visconti fand eine Nachbildung derſelben Figur in einem Miniaturgemälde einer Handſchrift von Virgil's Aeneide, das den Anchiſes die Götter anflehend darſtellt. Unter den zahlreichen anderen Schülern des Lyſippus ſind beſonders zwei hervorzuheben, weil in ihnen gewiſſe Eigenthümlichkeiten des Meiſters auf die Spitze getrieben erſcheinen. Dieſe beiden Künſtler ſind der Sikyonier Eutychides und der Rhodier Chares. In jenem erlangte das Lyſippiſche Streben nach Anmuth und Gefälligkeit ſeinen höchſten Ausdruck, während die übermüthige Genialität des Chares in ſeinem berühmten rhodiſchen Sonnengotte die Neigung ſeines Meiſters zum Koloſſalen mit einem Werke überbot, deſſen Koloſſalität bis auf den heutigen Tag ſprichwörtlich geblieben iſt.

Eutychides arbeitete nicht mehr ausſchließlich in Erz, wie ſein großer Lehrer, ſondern auch in Marmor. Aus dem letzteren Material war ſein berühmter Dionyſos, den Plinius zu Rom ſah; aus Erz ſein Flußgott Eurotas, in welchem das Fließende, Hingegoſſene des Elements die ſpäteren Dichter zu vielfachen Epigrammen begeiſterte. Der Zufall hat es gefügt, daß wir ſeine Kunſtart noch aus einem ſeiner Hauptwerke beurtheilen mögen. Es war dies eine Statue der Tyche, der Stadtgöttin von Antiochia; denn für dieſe von Seleukus zu neuem Glanze erhobene Stadt Aſiens ſcheint Eutychides vorzugsweiſe gearbeitet zu haben. Dies treffliche Werk iſt uns erhalten in einer herrlichen Marmorſtatue der Vaticaniſchen Sammlung, die ſehr wahrſcheinlich eine der wenigen Originalwerke iſt, welche wir von der plaſtiſchen Kunſt der ſogenannten Diadochenzeit übrig haben. Es iſt dies die im Vaticaniſchen Muſeum (Nr. 181) befindliche

Antiochia mit dem Orontes.

Länder, Städte, Völkerſchaften als menſchliche Individuen darzuſtellen, war eine Aufgabe der griechiſchen Kunſt, welche beſonders ſeit

der macedoniſchen Zeit mehr und mehr Boden gewann. Die Götterideale waren durch vollendete Geſtaltung erſchöpft; daher drängte es die Künſtler, neue Sujets perſönlicher Idealgeſtaltung zu ſuchen, und ſie fanden dieſelben in den Genien der Städte und Länder, wie in der Perſonifikation der Ströme und Flüſſe, ihrer belebenden Adern. Eutychides war einer der erſten namhaften Künſtler, welcher für eine der ſchönſten, reichſten und üppigſten Städte der damaligen Welt dieſe vergöttlichende Perſonifikation ſchuf, die als ein zugleich mit der Stadt geborenes und derſelben heilbringendes, dämoniſches Weſen von ihm mit den entſprechenden Attributen ausgeſtattet wurde. Wie ſich die wirkliche Stadt aus dem wunderſchönen Thale des Orontesfluſſes hinaufzog zu der anmuthigen Bergeshöhe des Silpion, ſo ſtellte der griechiſche Künſtler ihr Bildniß dar, ſitzend auf einem Felſen, während zu ihren Füßen die halbe Geſtalt des Flußgottes Orontes aus den Wellen emportaucht, gleichſam in freudiger Ueberraſchung die herrliche Stadt an ſeinem Ufer begrüßend. Die Göttin ſtützt ſich mit der linken Hand auf den Felſen, und gewährt dadurch dem Körper, deſſen ganze rechte Seite nach links hin gewendet iſt, den nothwendigen Halt. Der rechte Fuß iſt über den linken geſchlagen, gegen deſſen Oberſchenkel ſich der rechte Arm mit dem Ellenbogen aufſtützt. Die Mauerkrone auf dem Haupte bezeichnet die Stadtgöttin, und der von derſelben niederwallende Schleier, ein ſtehendes Attribut der Glücksgöttin, zeigt, daß der Künſtler die Stadtgöttin als Fortuna (Tyche) auffaßte. Die Aehren, welche ſie in der Rechten hält, deuten Fruchtbarkeit und Reichthum der Stadt und Gegend an. Die ganze Stellung, welche zugleich dem Künſtler für die Anordnung der Gewandung die reizendſten Motive gewährte, iſt von einer idealen Anmuth und Lieblichkeit. Die jugendliche Geſtalt und die heftige Bewegung des Flußgottes deuten auf den kurzen ſtürmiſchen Lauf des Gebirgsfluſſes. In dem ganzen Werke zeigt ſich, anſtatt der typiſchen Strenge, ja Starrheit, in welcher die frühere Zeit ſolche religiöſe Aufgaben darſtellte, ein Fortſchritt zu dem Realismus jener Lyſippiſchen Zeit, der mit friſchem poetiſchen Blicke die Natur ſelbſt anſchaute, und ihrer charakteriſtiſchen

Erſcheinung durch die Kunſt den lebendigſten Ausdruck zu geben ſuchte. Dieſe Stadtgottin iſt nicht mehr ein ſtrenges, religiöſes, der Verehrung allein geweihtes Idol; ſie iſt wirklich das plaſtiſche Abbild einer ſchönen, heiteren, lebensfreudigen, in Fruchtfülle, Macht und Reichthum blühenden Stadt, die künſtleriſch poetiſche Verklärung der herrlichen Hauptſtadt des Seleucidenreiches. Es lebt in dieſem Kunſtwerke der freudige Schwung einer genialen Zeit, deren Thatenreichthum, Lebensfülle und Genußfreudigkeit auch in den Kunſtwerken ſich abſpiegelten, die in ihr geſchaffen wurden; und es ſpricht aus ihm zugleich jenes feine Naturgefühl, das ſich liebevoll in die Welt der Erſcheinung verſenkte, und in den perſönlichen Geſtalten der ſchön gelagerten Städte und der raſtlos wallenden Ströme ſelbſt dem ſtarren Erze und dem ſpröden Marmor einen Hauch des natürlichen Lebens und ſeiner fluthenden Bewegung zu verleihen ſtrebte.

Der zweite Schüler des Lyſippus war Chares aus Lindos auf der Inſel Rhodus, wie es ſcheint, der Lieblingsſchüler des großen Meiſters, der ihn wahrſcheinlich bei ſeinen großen Koloſſalarbeiten, namentlich bei dem vierzig Ellen hohen Zeusbilde von Tarent beſchäftigte. Die Koloſſalität dieſes rieſenhaften Werkes, durch ein noch gewaltigeres zu übertreffen, ſcheint den Schüler angeſpornt zu haben, den Rhodiern, ſeinen Landsleuten, den Plan zu jenem Koloſſalbilde des Sonnengottes zu entwerfen, deſſen Maße Alles überboten, was vor und nach ihm die griechiſche Kunſt geſchaffen hat. An dieſes Werk allein knüpft ſich der Ruhm ſeines Namens. Wir wiſſen nichts von der Darſtellung ſelbſt, denn die Abbildungen, welche man in älteren Kupferwerken und Bilderbüchern findet, ſind moderne Phantaſiegebilde. Der Koloß war von Erz, ſeine Höhe betrug ſiebzig Ellen (über hundert und fünf Fuß), und als ſechsundfunfzig Jahre nach ſeiner Aufrichtung ein Erdbeben ihn über den Knien zerbrach und umſtürzte, erregten ſeine Trümmer noch lange die ſtaunende Bewunderung der Welt. »Wenige Männer,« ſagt Plinius, der als Augenzeuge ſpricht, »ſind im Stande, ſeinen Daumen zu umſpannen

und die Finger allein sind größer als die meisten Statuen. Weite Höhlen gähnen aus den gebrochenen Gliedern entgegen. Darinnen aber sieht man gewaltige Felsblöcke, durch deren Gewicht es der Künstler möglich gemacht hatte, das Werk bei seiner Aufrichtung festzustellen.« Die Fremdenführer erzählten, daß der Künstler zwölf Jahre daran gearbeitet und dreihundert Talente (etwa eine halbe Million Thaler) darauf verwendet habe. Diese Summe war der Erlös der Beute, welche die Rhodier machten, als der Städtebezwinger Demetrius die Belagerung ihrer Stadt aufhob und Lager und Kriegsmaterial zurückließ.

Wichtiger als durch dieses Werk, das Zeugniß eines Geschmacks, der mehr und mehr den Werth eines Kunstwerks in die Massenhaftigkeit zu setzen begann, ist Chares für uns dadurch, daß er die Lysippische Kunst nach Rhodus verpflanzte und durch seine dortige Kunstthätigkeit der Stifter einer neuen plastischen Kunstschule wurde, die sich in den nächsten Jahrhunderten zu selbständiger Blüthe entwickelte, einer Schule, der mehrere der berühmtesten alten Kunstwerke, welche wir noch besitzen, ihren Ursprung verdanken.

Außer den fünf bisher genannten haben wir noch Nachrichten von mehreren anderen Künstlern der Lysippischen Schule, die gleichfalls im Alterthum berühmt waren. Dahin gehören: Tisikrates, dessen Wirksamkeit sich bis 280° v. Chr. erstreckte, und dessen Werke zum Theil schon die Zeitgenossen von den Arbeiten Lysipp's kaum unterscheiden konnten; ferner der überaus fruchtbare Xenokrates, der zugleich als Kunstschriftsteller einen bedeutenden Rang einnahm, wie denn auch Plinius unter den Quellen für seine kunsthistorischen Notizen eine Schrift des Xenokrates über die »Toreutik« erwähnt; Phanis, von unbekanntem Vaterlande, und Kantharus, ein Sikyonier, dessen Statuen Olympischer Sieger, namentlich schöner Knaben, berühmt waren. Unter den übrigen zahlreichen Künstlernamen dieser Periode sind für uns nur zwei von einiger Bedeutung. Es sind dies die Bildhauer Aristo-

demos, den wir als den Bildner des Aeſop erwähnt haben*), und Thraſon, auf deſſen Gruppe der Penelope Eurykleia und des Odyſſeus die ſitzende Statue der Penelope in der Vaticaniſchen Sammlung zurückgeführt wird.

*) S. Torſe. Th. I., S. 512.

II.

Die griechiſche Kunſt nach dem Siege des macedoniſchen Königthums.

Kunſtſchulen von Rhodus, Pergamon und Epheſus.

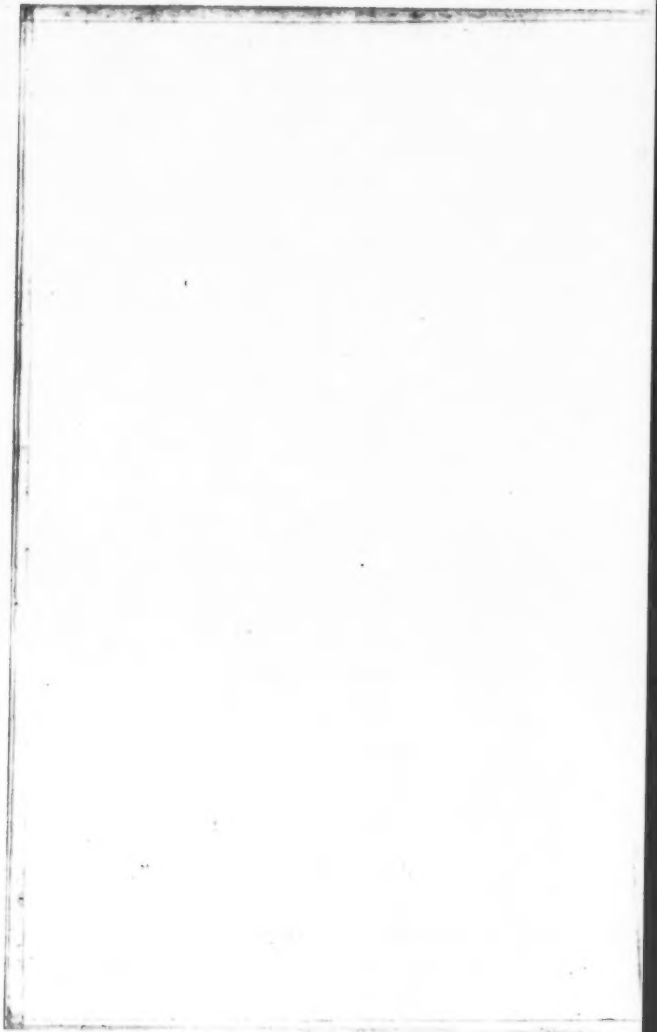

Die griechiſche Kunſt
nach
dem Siege des macedoniſchen Königthums.

Kunſtſchulen von Rhodus, Pergamon und Epheſus.

Der Umſchwung, welchen der Sieg des macedoniſchen Monarchismus über das republikaniſche Hellenenthum auch für die Entwickelung der Kunſt weniger hervorbrachte als beförderte, war zugleich verbunden mit einer völligen Veränderung in den bisherigen geographiſchen Verhältniſſen des griechiſchen Kunſtlebens.

Athen, zu Perikles' und Phidias' Zeit der Hauptſitz helleniſcher Kunſt, war ſchon ein Menſchenalter ſpäter mehr in den Hintergrund getreten. Der peloponneſiſche Krieg hatte ſeine Kraft gebrochen. Als es ſich von demſelben kaum ein wenig erholt hatte, nahmen die Kämpfe gegen Macedonien das Intereſſe und die Mittel des Staatsvermögens in Anſpruch. Wir ſehen daher auch keinen einzigen der großen Künſtler des vierten Jahrhunderts, weder einen Skopas und Praxiteles, noch einen Euphranor oder Lyſippus, für Athen beſchäftigt, und ſoweit unſere Kunde reicht, finden wir überhaupt in dieſer Zeit keine einzige großartige öffentliche Kunſtunternehmung zu Athen erwähnt. Wenn wir von einzelnen Götterſtatuen abſehen, iſt es faſt nur das Portrait als Ehrenſtatue, was dort der Kunſt in jener Periode noch Beſchäftigung gab. Dagegen leſen wir, daß bereits damals Beſtellungen reicher Privaten für Privatzwecke an die Stelle jener alten großen öffentlichen Unternehmungen traten.

Aber das Perikleische Beispiel war dennoch nicht ohne Nachwirkung geblieben. Die von ihm geforderte Kunstliebe hatte sich über ganz Hellas verbreitet, und überall, wo sich nach dem peloponnesischen Kriege in Griechenland politische Macht entwickelte, da wurden der Staat oder die Stadt, wie Theben und die thebanischen Städte zur Zeit des Pelopidas und Epaminondas, der Mittelpunkt für die Wirksamkeit ausländischer und einheimischer Künstler.

Das Gleiche geschah, als der Sieg des macedonischen Königthums die Gestalt der ganzen alten Welt veränderte. Die alten berühmten Kunstschulen auf dem europäisch hellenischen Festlande zu Athen und Sikyon verschwanden bald entweder völlig vom Schauplatze, oder hörten doch auf, einen maßgebenden Einfluß zu üben. Die hellenische Kunst ward mehr und mehr zu einer Weltkunst. Zwar in Alexandria und Aegypten machte es eine seit Jahrtausenden einheimische nationale Kunstart den Königen aus dem macedonischen Hause des ersten Ptolemäus, obschon sie selbst Hellenen waren, unmöglich, der hellenischen Plastik und Architektur im Großen Eingang zu verschaffen. Sonst aber sind die Hauptsitze griechischer Kunstthätigkeit seit Alexander in Asien und in den Monarchien seiner Nachfolger zu suchen; zumal in denjenigen Theilen Kleinasiens, wo von Alters her griechisches Leben, wenn auch ohne politische Selbständigkeit, geherrscht hatte.

Mit dieser äußerlichen Veränderung steht der Umschwung, den die griechische Kunst in ihrem inneren Wesen erfuhr, in Verhältniß. Alle Kunst spricht nur aus, was in der Zeit lebendig und wirksam ist, der sie angehört, sie ist der Ausdruck der geistigen Mächte ihrer Zeit. Die Kunst der alten hellenischen Stadtrepubliken mit ihrer strengen Bürgertugend, ihrer Unterordnung des Besonderen und des Individuums unter das Allgemeine, ihrem leidenschaftlichen Streben für die Ehre und den Ruhm, die Verherrlichung und den Schmuck des Gemeinwesens; dies republikanische Leben mit der Eifersucht seiner Bürger auf das ausgezeichnete Individuum, mit seiner Liebe für die großen Vorfahren im Gegensatze zu dem Argwohn gegen große Zeitgenossen — in einem solchen Leben mußte die Kunst eine andere, ihre Aufgaben und der Geist ihrer Lösung anderer Art sein.

als in den Zeiten und Ländern, in welchen das zur politiſchen Obermacht in der helleniſchen und helleniſirten Welt gelangte Königthum alle dieſe Bedingungen weſentlich veränderte. Hier trat das Allgemeine gegen das Beſondere, es trat das Gemeinweſen freier Bürger zurück gegen den Einzelnen, den König, den Träger der Macht. Nicht die Vergangenheit galt es zu feiern, ſondern die Gegenwart, die Perſon und die Thaten des Herrſchers. Dieſen Umſchlag vom Allgemeinen zum Beſonderen zeigt auch das innere Weſen der Kunſt. Sie wird mehr und mehr hiſtoriſch und realiſtiſch. Sie bevorzugt das Individuelle vor dem Allgemeinen, die Beſonderheit des Lebens vor dem Typiſchen der alten Idealformen. Götterbilder werden noch gemacht, aber ſie ſind entweder nur Wiederholungen der von der älteren Kunſt geſchaffenen Idealtypen, oder man verſucht auch dieſe einzeln mehr und mehr dem Individuellen zu nähern und dadurch zu vermenſchlichen. Dagegen gewinnt die Richtung auf das Charakteriſtiſche und Pſychologiſche, auf das Pathetiſche wie auf das Spannende und Intereſſante des einzelnen Moments und der Situation, immer ungehemmtere Bahn. Mit ihr das Streben nach täuſchender Naturwahrheit, und gleichzeitig die liebevolle Verſenkung des Künſtlers in die edleren Formen und Geſtalten der Thierwelt. Das Portrait wird zu immer höherer Meiſterſchaft geſteigert. Die Gruppe, wie die einzelne Statue wendet ſich an das Gemüth, ja an die leidenſchaftliche Theilnahme des Beſchauers. Schon Praxiteles und ſeine Zeit hatten einen ähnlichen Ton in manchen ihrer Werke angeſchlagen. Er ſchwoll zu gewaltiger Stärke an in Silanion's Erzbilde der ſterbenden Jokaſte und in dem ſterbenden Alexander des Lyſippus; und er ſteigerte ſich zu dramatiſcher, pathetiſcher Gewaltſamkeit in den Werken der pergameniſchen und rhodiſchen Schule, in Werken, wie der Farneſiſche Stier und der Laokoon, wie der Apoll von Belvedere und die ſterbenden Barbaren des Pyromachus. Wie wenn mit Alexander der letzte Damm durchbrochen wäre, der den tiefflutenden Strom der helleniſchen Kunſt innerhalb der alten Formen und Weiſen beſchloſſen hielt, ſo ſtürzte ſich der bildende Geiſt in alle neuerſchloſſenen Gebiete des Daſeins und Lebens. Mit Wahr-

heit kann man sagen, daß diese »menschlichste aller Künste«, wie der Römer Plinius die Plastik nennt, alle Erscheinungen des menschlichen Lebens in ihren Bereich zog, und neben den Göttern und Heroen nun auch menschliche Helden und Weise, Krieger und Staatsmänner, Dichter und Künstler bis herab zu den Hetären und Virtuosen in der Wahrheit ihrer Erscheinung hinstellte. Da ist es vergeblich zu reden vom Verfall der Kunst und zu klagen über den Abfall von ihren alten hohen Idealen. Denn in diesen alten Idealen des Phidias, so erhaben sie waren, lag doch auch zugleich jene Einseitigkeit, welche immer da in der Kunst erzeugt wird, wo den Menschen die Sehnsucht treibt, sein eigenes Wesen über seine Schranken hinaus zu erweitern. Aber dieses Wesen als wirkliches und beschränktes, als lebendiges, menschliches Dasein hat nicht minder sein Recht. Genuß und Leiden der Menschen, menschlich dargestellt, haben nicht geringere Berechtigung und nicht minderen Werth, als die Idealdarstellung der leichtlebenden Götter in ihrer unzerstörbaren leidenlosen Ruhe. Und wenn die alte ideale Kunstweise um des einseitigen Schönheitsprincips willen oft fast auf alle individuelle Charakteristik Verzicht leistete, so war es ein nothwendiger Fortschritt, daß die Kunst einer anderen, von anderem Geiste bewegten Zeit, in ihren Werken sich bewogen fand, gerade auf das Charakteristische und Individuelle einen Hauptnachdruck zu legen.

Freilich waren mit diesem allgemeinen Umschwunge auch erhebliche Nachtheile verbunden. Wenn die Kunst unter Alexander und seinen Nachfolgern mehr und mehr zur Fürstendienerin ward, wenn das Ueberhandnehmen der Porträtbildungen, die zahllose Masse der Ehrenstatuen, welche abgöttische Schmeichelei, Furcht und Kriecherei, den Machthabern errichtete, ebensowohl der sittlichen Bedeutung und Würde solcher Auszeichnung Eintrag that, als sie andererseits den handwerksmäßigen Betrieb der Kunst begünstigte: so sehen wir an den Höfen und in den großen Hauptstädten die Kunst selbst dazu erniedrigt, mehr und mehr nur der Eitelkeit, dem Luxus, der Prachtliebe und Verschwendungslust der Herrscher zu dienen. Wir sehen die ungeheuersten Geldmittel, die bedeutendsten Kunstkräfte verwendet zu vorübergehenden Zwecken, oft nur zur Verherr-

lichung eines Moments, in welchem die Mächtigen der Erde ihren Glanz und ihre Hoheit dem staunenden Volke zeigen, oder Völker und Städte ihre anbetende Verehrung vor den Gewalthabern an den Tag legen wollten. Orientalische Kolossalität und rein äußerliche Pracht und Kostbarkeit der Stoffe treten an die Stelle der edlen Einfalt und geistig imposanten Gediegenheit. Kunstwerke, wie der Scheiterhaufen des Hephästion, und der Leichenwagen Alexander's des Großen, waren Wundergebilde, welche zwar die staunenswerthe Vervollkommnung der Kunsttechnik und Mechanik jener Zeit, aber ebenso sehr auch die Ausartung des Kunstgeschmacks bewiesen. Wir haben noch Beschreibungen ähnlicher Unternehmungen an den Höfen der Ptolemäer und Seleuciden bei Gelegenheit religiöser Hoffeierlichkeiten, Sieges- und Triumphfeste, die an die Märchen der Tausend und Eine Nacht erinnern, und gegen deren Reichthum an kostbaren Bildwerken aller Art auch das Größte, was in neueren Zeiten von den mächtigsten Völkern und Staaten versucht ist, als Armseligkeit erscheint. Bei einem großen Bacchusfeste, das der zweite Ptolemäer etwa vierzig Jahre nach Alexander's des Großen Tode veranstaltete, sah man unter Anderem einen kolossalen Bacchus mit seinen Begleitern auf einem Wagen von einigen hundert Männern gezogen, während sechzig andere den Wagen fortbewegten, welcher die kolossale Bildsäule seiner Amme Nyse trug. Sechshundert Männer zogen eine Silberschale, welche gegen dritthalbtausend Maß faßte. Daneben bewegten sich in dieser Procession, von Maulthieren und Menschen gezogen, zahlreiche Gruppen anderer Kolossalstatuen der Götter und Herrscher, Riesengebilde göttlicher Attribute oder göttlich verehrter Symbole, wie der goldene Thyrsusstab des Bacchus, neunzig Ellen lang, und ein Phallus von hundertundzwanzig Ellen. Aehnlich ging es zu in den Residenzen anderer Nachfolger Alexander's, besonders am Hofe der Seleuciden zu Antiochia. »Es ist unmöglich,« sagt der Geschichtschreiber Polybius in seiner Beschreibung des dreißigtägigen Triumphfestes, mit welchem der König Antiochus Epiphanes seinen Sieg über den ägyptischen König Ptolemäus Philometor feierte, »es ist unmöglich, die Menge der in Procession aufgeführten Bildwerke

herzuzählen. Von allen Göttern und Dämonen, die irgendwo verehrt worden, und von allen Heroen wurden vergoldete oder mit Goldgewändern geschmückte Abbilder aufgeführt; und bei jedem waren alle dazu gehörigen Mythen nach den Ueberlieferungen in prachtvollen Darstellungen angebracht. Tag und Nacht, Erde, Himmel, Morgenröthe und Mittag, waren ebenfalls in Bildwerken zu sehen.« Der riesige Tempelbau, welchen Alexander seinem Hephästion als Scheiterhaufen aufrichten und mit zahllosen Werken der bildenden Kunst schmücken ließ, verschlang weit über dreizehn Millionen unseres Geldes. Dieselbe verschwenderische Pracht verbunden mit ausschweifender abenteuerlicher Kolossalität werden wir später in den römischen Kaiserzeiten erneuert finden, als sich Geschmack und Neigungen des Orients auch über Italien und Rom ergossen.

In Griechenland selbst traten um dieselbe Zeit, wo sich die Kunst in den Residenzen und an den Höfen der Nachfolger Alexander's zu blühendem Leben entfaltete, die alten berühmten Kunstschulen mehr und mehr zurück. Athen, Sikyon und Argos verschwinden fast aus der Kunstgeschichte; und wenn dort auch noch weiter die überlieferte Kunst geübt und namentlich in Athen durch bedeutende Aufträge von Seiten der ägyptischen, syrischen und pergamischen Könige den Bildnern vielfache Beschäftigung gegeben wurde, so trat doch eine Zeit ein, wo weder bedeutende Künstler noch große von ihnen geschaffene Werke einen selbständigen Einfluß übten auf die weitere Entwickelung der Plastik. Dies ist die Periode, welche Plinius mit den Grenzpunkten der Jahre 290 bis 152 der vorchristlichen Zeitrechnung bezeichnet. An ihrem Schlusse beginnt die Wiedererneuerung der ächten griechischen Kunst in Athen, und zwar gleichzeitig mit dem Zeitpunkte, wo dieselbe zur Herrschaft in Rom selbst gelangte.

Kurz vor dem Anfange dieser Periode begann schon um die Zeit Alexander's des Großen das historische Studium der früheren Kunst sich auch literarisch zu äußern. Es entstanden Reisewerke mit Beschreibungen der einzelnen, an Kunstwerken besonders reichen, Städte und Länder. Man verfaßte Zusammenstellungen der berühmtesten Kunstschöpfungen, schrieb vergleichende Beurtheilungen der Verdienste großer Künstler,

und kritiſirte in ſyſtematiſchen und hiſtoriſchen Schriften einzelne Kunſtgattungen. Und zwar waren es zum großen Theile nicht Laien, ſondern Künſtler, unter ihnen ſogar Meiſter von Ruf und Namen, welche in dieſer Weiſe auf Geſchmack und Urtheil ihrer Zeitgenoſſen, wie auf die Ausübung der Kunſt ſelbſt Einfluß zu gewinnen ſuchten. Dadurch trat an die Stelle der früheren ſchöpferiſchen Unmittelbarkeit der Kunſtausübung mehr und mehr bewußte Reflexion und berechnende Abſichtlichkeit. Die Kunſt war ohnehin durch den großen politiſchen Umſchwung mehr und mehr ihrer Stellung als nothwendiges Glied eines politiſchen und religiöſen Organismus entfremdet; ſie wurde, gelöſt aus dem Zuſammenhange mit dem nationalen Geſammtleben, wie es ſich in den organiſchen Gemeinſchaften der einzelnen Volkerſchaften und Stadtrepubliken von Hellas entwickelt hatte, ebenſo wie Poeſie und Literatur vorwiegend Sache der Gebildeten. Für den Künſtler, der jetzt die »Kenner« zu befriedigen hatte, wurde ein eifriges Studium der früheren großen Kunſtleiſtungen und die gründlichſte Erforſchung aller Mittel künſtleriſcher Darſtellung eine Nothwendigkeit. Die alte Unbefangenheit der Technik geht verloren; ſie weicht einer berechneten Abſichtlichkeit und genauen Ueberlegung aller Vortheile, wobei dann der Künſtler auch wieder den Beſchauer es empfinden laſſen will, welche Schwierigkeiten er überwunden, welche Kenntniſſe und welche »Bravour« er in der Ausführung bewährt habe. Die größten Leiſtungen der Kunſt nach Alexander, die Gruppen des Farneſiſchen Stiers und des Laokoon, der Borgheſiſche Fechter, wie der ſterbende Gallier des Kapitols, haben unverkennbar etwas von dieſem neuen Geiſte ihrer Zeit, in deren Literatur gleichfalls das Gelehrte und Künſtliche, das Schwierige und Reflektirte vorherrſcht*). Ein bewußtes Streben nach Effekt iſt es ſomit, was vor Allem die plaſtiſchen Werke dieſer Periode, auch die beſten, von der ſtillen Größe und edlen Einfalt der früheren Zeit unterſcheidet.

*) Dies iſt ſehr gut ausgeführt in Braun's Geſch. d. griechiſch. Künſtler. Th. I., S. 512 ff.

Ein Hauptsitz der plastischen Kunst nach Alexander war die Insel Rhodus, dies göttergeliebte Eiland, auf das, wie Pindar sang, Zeus selbst des Reichthums goldene Fülle ergossen, und dessen frommem Volke des höchsten Gottes Lieblingstochter die Gabe der Kunst verliehen. Wir kennen noch die Namen von einigen zwanzig berühmten Künstlern dieser Schule, deren Leben und Wirksamkeit die letzten dreihundert Jahre unserer Zeitrechnung füllen. An ihrer Spitze steht Chares, der Schüler Lysipp's, der Meister des rhodischen Kolosses. Rhodus war überhaupt reicher an Kolossen als alle anderen griechischen Städte, und der Geschmack für das Kolossale in der Plastik scheint charakteristisch gewesen zu sein für die großen griechischen Handelsrepubliken, wie Rhodus und Tarent, und ihren auf gewaltige materielle Unternehmungen gerichteten Handelsgeist, dessen Folge, ein im Alterthum sprichwörtlicher Reichthum, für jene kolossalen Werke die Mittel gab. In Rhodus zählte man noch zu Plinius' Zeit, nach dessen eigener Angabe, Erzstatuen an dreitausend, an Kolossen hundert. Neben dieser Neigung für das Kolossale, als den materiellen Ausdruck der Größe und des Reichthums der Stadt und des Landes, bildete sich aber in Rhodus noch der Geschmack für eine andere Kunstrichtung aus, welche das Bedürfniß nach heftiger Gemüthserregung und leidenschaftlicher Spannung des Interesses bei einer vorzugsweise auf lebhaftes Wagen von Gewinn und Verlust gestellten Bevölkerung von selbst erzeugt. Wie noch heute bei den Engländern, so war bei den Rhodiern vorzugsweise jenes Genre der Plastik beliebt, wo eine leidenschaftlich bewegte Handlung, eine an die Grenze des Furchtbaren, ja Entsetzlichen streifende Situation den Gegenstand bildeten. Wir haben noch zwei Werke dieser Art übrig, die Gruppe des Farnesischen Stiers und den Laokoon; und beide Werke gehören Künstlern der rhodischen Schule an, wenn auch über die Zeit, in welcher sie lebten, von den Gelehrten vielfach hin und her gestritten wird.

Verbunden mit diesem Geschmack für das Pathetisch-Dramatische, und mit jener Vorliebe für das Kolossale in den Werken öffentlicher Kunst finden wir zugleich drittens auch in derselben rhodischen Schule die Nei-

gung für jene Aufgaben der Plastik, die den Ausdruck der harmlosen Naivität in gemüthlichen Genrebildern darstellen. Wir wissen, daß ein Künstler dieser selben Zeit und Schule, Boëthos, aus der kleinasiatischen Stadt Chalcedon, sich in solchen Darstellungen auszeichnete. Sein Knabe mit der Gans ist uns in mehreren Nachbildungen erhalten, und der berühmte Dornauszieher des Kapitolinischen Museums gehört sehr wahrscheinlich derselben Zeit, gewiß der gleichen Richtung an. Es ist dies eine Gattung plastischer Kunstwerke, mit denen die Kunst dem Luxus des Privatlebens und dem Bedürfniß des Zimmerschmucks in einer Reihe von Kabinetsstücken zu dienen begann, die sich späterhin unter dem Einfluß römischer Denkweise und Kunstliebhaberei ins Unendliche vervielfältigten.

Die Blüthezeit von Rhodus und der rhodischen Kunst begann ein Menschenalter nach Alexander's Tode und währte bis auf die Zeit, wo in den römischen Bürgerkriegen, welche auf Cäsar's Ermordung folgten, die Stadt und Insel von der furchtbaren Verheerung durch die republikanischen Heerhaufen unter Cassius heimgesucht wurden. Seitdem wanderten nicht nur die bedeutendsten Kunstwerke älterer Zeit von dort nach Rom, sondern auch die Künstler vertauschten allmälig überall ihre alten Wohnstätten mit der Welthauptstadt, in welcher die Prachtliebe der Kaiser und der Reichthum und Luxus der Großen ihnen Beschäftigung in Fülle bot. Unter den uns bekannten Namen rhodischer Künstler befinden sich, außer den drei Meistern, die den Laokoon schufen, noch zwei andere, von denen uns ebenfalls vereinzelte Arbeiten erhalten sind. So gelten die Vaticanischen Musen von Tivoli für Kopien nach dem Originale des Rhodiers Philiskos, und als den Meister der Portraitstatue des Sextus Pompejus im Louvre nennt eine Inschrift den Rhodier Ophelion.

Mit Rhodus zugleich entfaltete sich ein blühendes Kunstleben in den Schulen zu Pergamon in Mysien, der Hauptstadt eines eigenen Königreiche aus den Trümmern der macedonischen Weltmonarchie, dessen Könige, Bildung, Kunst und Pracht liebend, ihre Herrschaft über einen großen Theil Kleinasiens ausdehnten. Die Trümmer herrlicher Tempel-

und Palastbauten geben noch heute Zeugniß von ihrer ehemaligen Pracht, und zwei Hauptwerke alter Plastik: der sterbende Fechter des Kapitols und die Barbarengruppe in Villa Ludovisi zu Rom, sind Arbeiten pergamenischer Meister aus der Blüthezeit der dortigen Kunst. Auch Ephesus, die Stadt jenes Wunderbaues, des weltberühmten Dianentempels, erscheint in dieser Periode als ein Hauptsitz bildender Kunst, welche daselbst, wie die drei ephesischen Künstler des Namens Agasias beweisen, nach alter Weise in den Künstlerfamilien fortlebte. Der eine von ihnen ist der Meister jener herrlichen Statue des Louvre, welche unter dem Namen des Borghesischen Fechters bekannt ist. — In Aegypten waren die Ptolemäer eifrige Beförderer der Kunst wie der Wissenschaft, und der Kultus des Serapis führte dort zu der künstlerischen Schöpfung des Ideals dieses, dem Zeus und dem Pluto zugleich angenäherten Gottes der Sonne und der Unterwelt, dessen Bildung, »ein undurchdringliches Gemisch von anziehender Milde und geheimnißvoll schreckender Gewalt«, den Charakter der späteren Religiösität so ausdrucksvoll repräsentirt. Zwei vortreffliche Köpfe des Serapis befinden sich im Pioclementinischen Museum des Vatican. Sie zeigen im Bau der Stirn, in Bart- und Haarwuchs den Grundcharakter des Zeus. Aber der Modius, das Fruchtmaß auf dem Haupte, das als ein Symbol der Fruchtbarkeit die Unterwelt mit der Oberwelt, mit dem Reiche des Lichts, verbindet, das dunkelfarbige Material des eisenfarbenen Basalts und die Strahlenkrone sind unterscheidende Attribute dieser neuen Gottheit, deren Verehrung sich später über die ganze römische Welt verbreitete. Zu den neuen Idealgestaltungen, deren Ausbildung dieser Periode angehört, ist endlich auch die der Hermaphroditen zu zählen. Von ihnen, sowie von den anderen bisher namhaft gemachten Kunstwerken, welche dieser soeben charakterisirten Periode angehören, wird in dem folgenden Kapitel zu handeln sein.

III.

Die erhaltenen Hauptwerke der Plastik

aus den drei Kunstschulen

von Rhodus, Pergamon und Ephesus.

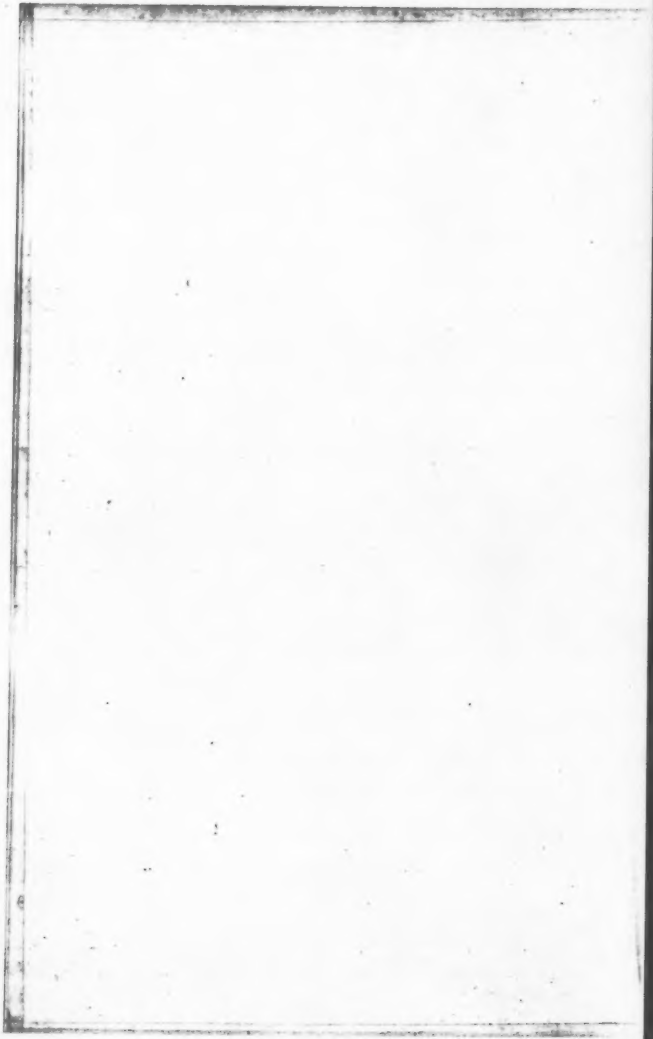

Die Laokoonsgruppe.

Wir beginnen die Schilderung der erhaltenen Hauptwerke griechischer Plastik aus der Zeit der drei berühmten, nach Alexander dem Großen entstandenen Kunstschulen, mit diesem Werke, obschon dasselbe, unserer Ansicht nach, der ersten Kaiserzeit angehört. Denn die Laokoonsgruppe ist unter allen uns erhaltenen antiken Kunstwerken das einzige, welches uns den in der rhodischen Schule großgezogenen Geist der nachalexandrischen Bildkunst in einem höchsten Meisterwerke wiederspiegelt. —

Goethe nennt den Laokoon einen Beleg für die Wahrheit: daß, wenn der Meister sein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenständen einflößen könne, sich dasselbe doch eigentlich in seiner höchsten Energie und Würde zeige, wenn es bei der Bildung mannigfaltiger Charaktere seine Kraft beweist, und die leidenschaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur in der Kunstnachahmung zu mäßigen und zu bändigen versteht. Mit diesem Ausspruche Goethe's darf man wohl ein Wort Lessing's verbinden, der in seinem Laokoon die Behauptung aufstellte, daß die Absicht des Meisters darauf gegangen sei, die höchste Schönheit unter den gegebenen Umständen des höchsten körperlichen und Seelenschmerzes darzustellen.

Damit iſt die Laokoonsgruppe gleichſam als plaſtiſche Darſtellung der Tragödie aufgefaßt; und ſie iſt in der That die alte helleniſche Tragödie in Marmor, die antike Tragödie, wie ſie Ariſtoteles erklärte, mit den vereinigten Leidenſchaften der Furcht und des Mitleids, deren Doppelklang uns entgegentönt aus dieſer Marmorgruppe des tragiſchen Leidens. In ihr iſt der höchſte Affekt ſo fleckenlos als möglich vermählt mit der ſchönen Form. Denn wenn auch der Schönheit zu Liebe keineswegs die Größe des Schmerzes gemildert iſt, ſo ſteht in dieſem tragiſchen Ringer doch ein großer Menſch vor uns, der, obſchon tief ergriffen von leidenvoller Qual, doch ein unausweichbares Schickſal auch im höchſten Schmerze noch würdevoll zu tragen weiß.

Die althelleniſche Sage erzählte von dem trojaniſchen Prieſter Laokoon, der nach dem trügeriſchen Abzuge der Griechen bei der Friedensfeier am Meeresſtrande ſeine Mitbürger, die Troer, gewarnt habe vor dem zurückgelaſſenen hölzernen Rieſenpferde. Aber die Götter, welche Troja's Verderben beſchloſſen hatten, ſendeten zwei Schlangen aus dem Meere, welche den treuen Warner umſtrickten, und ihn ſammt ſeinen Söhnen erwürgten. Dieſe von dem griechiſchen Heldenliede und von der Tragödie behandelte Sage hatte der Künſtler vor ſich, der den Gedanken zu unſerer Gruppe in der Seele erfaßte. Wie er ſich den Vorgang dachte, lehrt die Betrachtung des Kunſtwerks ſelbſt*). Die heranringelnden Schlangen kommen von der rechten Seite des Beſchauers her. Beide ſchießen, nachdem die eine den älteren Sohn, ohne ihn mit ihrem Zahne zu verletzen, nur mit dem Schweife leicht an dem unteren Theile verſtrickt hat, nach der linken Seite hin, wo ſich zur Rechten des Vaters der jüngere Knabe befindet. Zu dieſem, dem zarteren ſchwächeren Lieblinge, wendet ſich der geängſtigte Vater, um ihn ſchützend zu vertheidigen gegen den tödtlichen Biß der Ungeheuer. Er ergreift das eine derſelben, welches den Knaben umſchnürt. Aber in demſelben Augenblicke fährt das andere Ungethüm blitzſchnell von links nach der rechten Seite an ihm

*) Vgl. Ein Jahr in Italien Th. III., S. 209.

ſelber hinauf, und ſenkt in die Weiche der dem älteren Knaben zugewendeten Seite ſeines Leibes den giftigen Zahn. In dieſem Momente übermannt der phyſiſche Schmerz das Vatergefühl. Er läßt die Schlange, die ſein jüngſtes Kind umrungen hat, los, und fährt mit beiden Händen nach dem Feinde, deſſen tödtlicher Biß alle ſeine Nerven mit Schmerzenswein durchzuckt. Dies iſt der Augenblick, in welchem der Künſtler nach dem Stufengange der bezeichneten Momente des Vorganges die Situation der Gruppe aufgefaßt hat. Nur ſo betrachtet iſt ſie, nach Goethe's ſchönem Ausdrucke, im vollen Sinne des Worts ein fixirter Blitz, eine Welle verſteint im Augenblicke, da ſie gegen das Ufer anſtrömt. Hat doch der Bildhauer Bernini, wie Winckelmann erzählt, ſogar den Anfang der Wirkung des tödtlichen Giftes in dem einen Schenkel Laokoon's an der Erſtarrung deſſelben zu entdecken geglaubt!

Daher erklärt ſich nun auch die Stellung des Laokoon, der nicht nach der Richtung ſeiner Wunde, wie es natürlich ſcheint, ſondern noch völlig nach der Seite des jüngeren Knaben hingewendet erſcheint. Dies iſt ein überaus feiner, ſeelenvoller Zug. Zwar hat der Schmerz momentan den Mann und Vater überwältigt, aber nur die Hände, die Waffen, — nicht den Leib, ſich ſelbſt, wendet er gegen den angreifenden Feind. Es iſt, als wollte er auch ſo noch den geliebten Knaben nicht verlaſſen. Und doch fühlt er in demſelben Augenblicke, in welchem er die eigene Todeswunde empfindet, daß er in dem Momente, wo er übermannt von ihrem Schmerze an die eigene Vertheidigung dachte, das geliebte hülfloſe Kind dem anderen Ungeheuer preisgegeben hat. Er hört des ſchwer umſchnürten Knaben Jammerlaute, und dieſer Schmerz iſt es, der weit mehr noch als der eigene ſich in den edlen Zügen des von Seelenqual umwölkten Antlitzes, in dieſem ſtummen Hülferufe zu den ewigen Göttern droben ausſpricht. Denn Laokoon ſchreit nicht; der Aufſchrei iſt vorhergegangen. Wundervoll iſt dabei die künſtleriſche Weisheit, mit welcher der Künſtler den milderen Ausdruck im Geſichte der Söhne mit der Heftigkeit der Züge des Vaters in Kontraſt geſetzt hat. An jenem bricht ſich der Schrei des Entſetzens, und die Gruppe ward

statt eines gellenden Unisonos der harmonische Dreiklang der griechischen Plastik. Aber auch in dem Ausdrucke des Laokoon selbst bekundet sich die maßhaltende Weisheit des Künstlers. Die Brust ist gehoben, das Haupt zurückgeworfen, die Lippen geöffnet, die Stirn gerunzelt, und erst von hier, von dieser beredten Miene aus, in welcher das körperliche Leiden zum seelischen wird, geht auch jenes über in das Mitgefühl des Beschauers. Und doch durfte dieser klagende Mund um keine Linie weiter geöffnet sein, wenn er nicht ein dunkler Fleck, eine hemmende Kluft werden sollte in diesem edlen schmerzdurchzuckten Angesichte.

Ich will zum Schlusse die Schilderung Winckelmann's hersetzen, welche er von der Hauptfigur in seiner Kunstgeschichte giebt. Er nennt den Laokoon »eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke gewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Athem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, was uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen als die Pein seiner Kinder — denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, auf denen das Mitleiden in einem trüben Dufte zu schwimmen scheint. Sein Gesicht ist klagend aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höheren Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben. In der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, der mit einer Regung, wie über ein unverdientes Leiden in die Nase hinauftritt und sich in den erweiterten aufwärts gezogenen Nüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit gebildet. Denn, indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben

wider denſelben das obere Augenfleiſch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, ſo daß daſſelbe durch das übergetretene Fleiſch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er entfaltetet, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen verſucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt iſt, zeigt ſich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit wüthendem Biſſe ihr Gift ausgießt, iſt diejenige, welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint, und dieſer Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunſt genannt werden. Seine Beine wollen ſich erheben, um ſeinem Uebel zu entrinnen; kein Theil iſt in Ruhe, ja die Meiſſelſtreiche ſelber helfen zur Bedeutung einer erſtarrten Haut.«

Man konnte eine eigene Bibliothek füllen mit den Schriften, welche ſeit Winckelmann über dies »Wunderwerk der Kunſt«, il portento del arte, wie es Michel Angelo nannte, geſchrieben ſind. Leſſing, der daran ſeine eigene Theorie der plaſtiſchen Kunſt knüpfte, Heyne, Welcker und Andere, welche das Mythologiſche und Hiſtoriſche erklärten, der feinſinnige Visconti, deſſen Schilderung auch nach Winckelmann noch Aufmerkſamkeit verdient*), Goethe endlich, der in ſeinem Aufſatze vielleicht am tiefſten eindrang in den geiſtigen Gehalt des Werks, — die größten Kunſtgelehrten und die tiefſten Denker über das Schöne und die Kunſt, haben dieſes Kunſtwerk zum Gegenſtande ihrer Unterſuchungen gemacht. Und immer wird dem liebevollen Beſchauer noch Eigenes aufzufinden bleiben; denn das wahre Kunſtwerk iſt unendlicher Natur, den Reichthum einer geiſtigen Welt umſchließend. Dahin gehören Bemerkungen wie die, daß die Söhne mit Abſicht im Verhältniß zu der Geſtalt des Vaters zu klein gehalten ſind. Denn nur ſo konnte die ſchöne Pyramidalform der Gruppe ungeſtört gewahrt und zugleich die Figur Laokoon's ſelbſt als Hauptfigur charakteriſirt werden.

In einer Vigna zu Rom, nahe bei den Sette Sale genannten Waſſerbehältern der alten Titusthermen, fand der Beſitzer des Weinberge,

*) Oeuvres div. IV., p. 140 — 143.

Felix de Fredis, im Jahre 1506, das Kunstwerk. Papst Julius II., dem er seinen Fund anzeigte, sandte sogleich den großen Michel Angelo zur Untersuchung desselben ab, und dieser erkannte augenblicklich in dem Werke die von Plinius über alle Kunstleistungen seiner Zeit erhobene Gruppe des Laokoon und seiner Söhne. Der erfreute Papst beschenkte den glücklichen Finder mit einer reichen Pfründe, und versetzte das Kunstwerk in die Vaticanische Sammlung. Die Gruppe war verhältnißmäßig sehr wohl erhalten. Ergänzt sind nur der rechte Arm des Vaters, die Arme der Söhne, und Einiges an den Schlangen, sowie an den Zehen der Figuren. Die Arbeit ist ein Meisterstück antiker Sculptur, Alles daran ist durchaus mit dem Meißel behandelt, was der Wahrheit des Fleisches viel zuträglicher ist, als der Schliff und die übertriebene Politur.

Der Laokoon ist eins der wenigen uns übrig gebliebenen Werke, über welches wir durch einen glücklichen Zufall aus dem Alterthum selbst genauere Nachricht haben. Wir wissen, wer es geschaffen, in welcher Zeit der Meister lebte, und für welchen Raum es bestimmt war. Der Römer Plinius, Zeitgenoß des Kaisers Titus, erzählt nämlich in seiner großen Encyklopädie der Wissenschaften: »Aehnlich wie für die Paläste der Kaiser vor Titus große Künstler nicht bloß einzeln, sondern auch paarweise und gemeinschaftlich zahlreiche treffliche Werke der Plastik geschaffen, so hätten auch die drei hochberühmten Künstler Agesander, Polydorus und Athenodorus, geborene Rhodier, den Laokoon und seine Kinder und die wunderbaren Verschlingungen der Drachen aus einem Marmorblocke nach gemeinsamem Plane gebildet.« »Dieser Laokoon,« bemerkt Plinius, »der sich im Hause des Imperator Titus befindet, ist ein Werk, das allen Werken der Malerei und Bildnerei vorzuziehen ist.«

Seit Lessing bis auf den heutigen Tag ist diese Stelle des römischen Schriftstellers ein Zankapfel der Gelehrten gewesen. Während Winckelmann und seine Anhänger den Laokoon für ein Werk der Zeit Alexander's des Großen ansahen, traf schon Lessing das Richtige, indem er aus den Worten des Plinius den Beweis führte, daß in denselben von einem Werke aus der Zeit des Schriftstellers selbst die Rede sei. Und

ſo iſt es auch in der That. Plinius dedicirte und ſchrieb ſein Buch für den Kaiſer Titus. Das Werk, von dem er ſpricht, war neu, die Bewunderung, die es bei ſeiner Vollendung erregte, noch friſch, und Plinius, wie ohne Zweifel auch ſein kaiſerlicher Gönner Titus, gleichfalls von derſelben hingeriſſen. Aber ſelbſt unter dieſen Umſtänden iſt das Uebermaß des Lobes, mit welchem der Schriftſteller dies Kunſtwerk »allen Schöpfungen der Malerei und Skulptur vorzuziehen« nennt, noch nicht erklärt. Freilich war Plinius kein eigentlicher Kunſtkenner; — ja, man kann ſagen, daß ſeine Kunſturtheile uns oft ziemlich roh vorkommen. Auch die Abſicht, ſeinem Kaiſer durch jenes Urtheil zu ſchmeicheln, indem er ein Lieblingskunſtwerk deſſelben übermäßig pries, kann immerhin zugegeben werden: — war doch ſelbſt ein Winckelmann ſeinem Kardinal Alexander Albani gegenüber nicht immer frei von der Schwäche, gewiſſe Kunſtwerke der Albaniſchen Sammlung über Gebühr zu erheben. Aber um gegenüber den Wunderwerken eines Phidias und Polyklet, eines Praxiteles und Lyſippus, die er zum Theil in Rom vor Augen hatte, dieſen Laokoon über alle Leiſtungen der geſammten Plaſtik und Malerei aller Zeiten zu ſetzen, dazu war denn doch Plinius — ganz abgeſehen davon, daß er mit dieſem Urtheile zahlreichen anderen Stellen ſeines eigenen Werks direkt widerſprochen haben würde — weder unverſtändig noch Schmeichler genug. Glücklicherweiſe giebt es einen Ausweg aus dieſem Dilemma. Sowohl der Zuſammenhang der Worte des Schriftſtellers, als ganz beſonders die Vergleichung mit »allen Werken der Malerei«, über welche gleichfalls der Laokoon jener drei Künſtler weit erhaben ſein ſoll, zeigen deutlich, daß Plinius' Worte nur von den ſämmtlichen Werken der Bildkunſt und Malerei zu verſtehen ſind, in deren Umgebung ſich der Laokoon befand, alſo von allen jenen Werken, mit denen gleichzeitige Bildhauer und Maler den Palaſt des Titus geſchmückt hatten. So allein kommt Sinn und Verſtand in ein Urtheil, welches ſonſt beide verleugnen und dazu den durchaus ehrenwerthen Charakter des alten römiſchen Gelehrten unheilbar bloßſtellen würde.

Ageſander war wohl der Meiſter, welcher die Gruppe erfand, von

den beiden anderen Künſtlern war der eine, Athenodorus, ſein Sohn, beide vermuthlich ſeine Schüler. Da ſie aber an der Ausführung alle drei Theil genommen hatten, ſo war dies, wie Plinius bemerkt, ihrem Ruhme und ihrer Bekanntheit beim großen Publikum nachtheilig, da es dieſem Publikum zu viel war, drei Künſtlernamen für ein einziges Werk im Gedächtniß zu behalten. Dieſe Bemerkung, welche Plinius auch auf andere Künſtler ausdehnt, welche gemeinſchaftlich ein großes Werk geſchaffen, iſt keineswegs ſo albern, wie ſie ausſieht. Jedenfalls iſt ſie ſehr charakteriſtiſch für das große Publikum der Kunſtfreunde in Rom und das Kunſtintereſſe damaliger Zeit. Auch bei uns mangelt es nicht an ſolchen Beiſpielen, wo, wenn mehrere Künſtler ein Werk gemeinſam geſchaffen, der eine dabei an Ruhm zu kurz kommt. Bei der berühmten Koloſſalſtatue des großen Friedrich in Berlin verſchwindet der Name des trefflichen Künſtlers Bläſer, der das herrliche Roß gebildet, vor dem großen Namen ſeines Meiſters Rauch, der die Ehre des ganzen Werks allein davonträgt.

Nach Plinius war das Werk der drei Künſtler aus einem Blocke gehauen; unſer Laokoon iſt aber, wie neuere Unterſuchungen gezeigt haben, aus fünf Stücken zuſammengeſetzt. Dennoch iſt es unzweifelhaft, daß wir in ihm das gerühmte und bewunderte Originalwerk beſitzen, welches einſt den Palaſt des kunſtliebenden Kaiſers ſchmückte. Denn Plinius iſt in ſolchen Dingen ungenau. Er ließ ſich hier, wie bei der Gruppe des Stiers, die er auch aus einem Stücke gearbeitet nennt, täuſchen durch die kunſtreiche Zuſammenfügung der Theile, und er ſteht überhaupt mit dieſer und vielen ähnlichen Bemerkungen auf dem Standpunkte des großen römiſchen Publikums ſeiner Zeit, dem im Kunſtwerke vor Allem das Kunſtſtück wichtig war. Meldet er es doch als etwas ganz Beſonderes, daß an dem Farneſiſchen Stiere ſelbſt der Strick, mit dem die Dirke an das Ungethüm gefeſſelt iſt, aus ein und demſelben Blocke gehauen ſei!

Die Namen der drei großen Künſtler, welche Plinius ſelbſt die ausgezeichnetſten ſeiner Zeit nennt, ſind übrigens außer dieſer Stelle des römiſchen Schriftſtellers ſonſt nirgends genannt. Daſſelbe gilt von den

Namen der anderen durch treffliche Werke damals berühmten Bildhauer, welche Plinius an derſelben Stelle als ſolche aufzählt, die für die Paläſte der Kaiſer von Auguſtus bis auf Titus gearbeitet. Das erklärt ſich durch einen Blick auf die alte Litteratur der Kunſtgeſchichte. Paſiteles und Varro, beide Zeitgenoſſen des Pompejus, waren die letzten großen Kunſthiſtoriker der alten Zeit. Beider Werke hat Plinius hoch benutzt, und darum kennen wir noch faſt alle Namen bedeutender Künſtler, welche bis zu der Zeit jener Männer lebten. Für die folgende Zeit aber iſt Plinius für die Kunſt in Rom unſere einzige Quelle, und die Künſtler, welche während dieſer Epoche, die faſt ein Jahrhundert begreift, in Rom lebten und für Rom arbeiteten, haben nur bei ihm und nur gelegentlich eine Erwähnung gefunden, da Plinius die Kunſtgeſchichte ſelbſt nur gelegentlich in ſeinem Werke behandelt. So ſind denn ſelbſt Namen von Meiſtern, wie Glykon, der den Farneſiſchen Herkules, und von Apollonius, der mit Tauriskus die Gruppe des Farneſiſchen Stiers geſchaffen, nur durch zufällige Erwähnung der Nacht der Vergeſſenheit entriſſen worden.

Was den Kunſtcharakter anlangt, ſo gehört die Laokoonsgruppe zu der Klaſſe jener Werke der antiken Bildkunſt, welche nicht mehr durch Glaubens- und Kultusbedürfniß, ſondern durch jene freie ſchöpferiſche Thätigkeit des Künſtlers hervorgebracht wurde, der, für die Prachtliebe und den Luxus einer äſthetiſch gebildeten Zeit arbeitend, den ganzen Inhalt alter Sage und Dichtung nach eigenem Ermeſſen und Belieben, oder nach dem Wunſche des Kunſtfreundes und Beſtellers in den Kreis ſeines Schaffens zog. Das Tragiſch-Pathetiſche, welches unverkennbar in dem hier gewählten Vorwurfe liegt, ja in demſelben unter allen noch vorhandenen Werken alter Bildkunſt ſeinen vollkommenſten Ausdruck findet, war tief begründet in dem Weſen und Charakter der Zeit ſelbſt, innerhalb deren und für die es geſchaffen wurde. Das Virtuoſiſche der Behandlung wie der Conception iſt im Laokoon mit jenem Streben nach Illuſion verbunden, welche ſo vielen plaſtiſchen Werken der römiſch-griechiſchen Kunſtperiode jenen Anflug des Theatraliſchen verleiht, den wir

selbst im Apoll von Belvedere wahrnehmen. Es liegt zugleich ein Unversöhntes in dem Gegenstande selbst, etwas Beklemmendes, Beängstigendes, Quälendes in dem Eindrucke, den der Anblick dieses hoffnungslosen Martyriums auf den Beschauer macht. Das war es, weshalb ein Künstler wie Dannecker sein Auge nicht gern lange auf diesem Werke verweilen lassen mochte; und mehr als ein Mal habe ich mich selbst darauf betroffen, daß Blick und Seele sich Ruhe und Trost suchend von dem schlangenumschnürten Entsetzen ab-, und irgend einer heiteren schönen Göttergestalt in nächster Nähe zuwendeten. Der Laokoon ist das Größte in seinem Genre, aber dieses Genre selbst ist nicht das Größte der Kunst. Es gehört ein Zug römischer Grausamkeit in der Weltstimmung jener Zeit dazu, um einen Künstler zu solchem Motive zu begeistern, einen Kaiser mit solchen Werken die Gemächer seines Palastes schmücken zu lassen. Und es ist aus der Blüthezeit der hellenischen Kunst, die zugleich eine Blüthezeit war hellenischer Humanität, schwerlich ein Künstler zu nennen, der sich und seiner Kunst eine ähnliche Aufgabe gestellt hätte. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß sich die alte Kunst von der Darstellung körperlichen Leidens überhaupt zurückgezogen hätte. Wir wissen, daß der Bildhauer Pythagoras von Rhegium, ein Zeitgenosse des Myron, einen verwundeten Philoktet in Erz gebildet, bei dem der Beschauer den Schmerz der giftigen Wunde mitzuempfinden glaubte, und große Maler, wie Aristophon, der Bruder Polygnot's, und Parrhasios, hatten das Leiden desselben Helden in berühmten Bildern dargestellt. Silanion's sterbende Jokaste aus Erz, Lysippus' sterbender Alexander, der tödtlich verwundete Krieger des Kresilas, die weinenden Frauen von Sthenis, ferner die Gruppe des Epigonus, in welcher ein Kind die getödtete Mutter liebkost, diese und andere in den Zeiten der blühenden Kunst von großen Meistern behandelten Sujets, zu denen sich noch ein Herkules vom giftigen Brande des Nessushemdes gefoltert und eine große Zahl von Reliefdarstellungen gesellt, die, wenngleich römische Arbeit, doch auf berühmte statuarische Vorbilde griechischer Kunst schließen lassen — dies Alles beweiset hinlänglich, daß Ausdruck und

Darſtellung tiefſten körperlichen und ſeeliſchen Leidens der helleniſchen Plaſtik niemals fremd geweſen iſt. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß das Raffinement dieſes Genres und die Vorliebe für dergleichen Darſtellungen der ſpäteren und namentlich der römiſchen Zeit angehören.

Die erhaltene Laokoonsgruppe muß im Alterthum mehrfach nachgebildet worden ſein. Wenigſtens finden ſich in den europäiſchen Muſeen noch mehrere Laokoonsköpfe und auch von den Schlangen giebt es noch Ueberreſte, die zu ſolchen Wiederholungen der Gruppe gehört haben ſollen.

Die Gruppe des Farneſiſchen Stiers.

Amphion und Zethus, die Söhne der thebaniſchen Königstochter Antiope, ſpäter die Erbauer von Theben, rächten ihre Mutter, welche vom Könige Lykus und ſeiner Gemahlin Dirke gefangen gehalten und gemißhandelt worden war, dadurch, daß ſie den Lykus erſchlugen, und die Dirke an die Hörner eines wilden Bergſtiers gebunden zu Tode ſchleifen ließen.

Wir ſehen, die Sage gehört jener uralten Zeit der wilden Rohheit an, in welcher für die Urahnen der Griechen die unbarmherzigſte Grauſamkeit einer gegen empfangene Beleidigungen unverſöhnlichen Blutrache als Geſetz galt. Die Beſtrafungsſcene der Dirke, durch die Söhne der Antiope, ward in der Zeit nach Alexander ein beliebter Gegenſtand der bildenden Kunſt; und Reliefs auf Tempeln, Wandgemälde und Münzen wiederholten ſie als ein Symbol der kindlichen Pietät im Geiſte der alten Zeit. Unter allen am berühmteſten war aber die uns erhaltene Gruppe, jetzt der Farneſiſche Stier genannt, ein Werk der Gebrüder Apollonius und Tauriskus aus Tralles, Künſtler der rhodiſchen Schule. Sie kam unter Kaiſer Auguſt von Rhodus nach Rom in den Beſitz des großen Kunſt-

und Litteraturfreundes Aſinius Pollio. Kaiſer Caracalla verwandte ſie ſpäter zum Schmucke ſeiner koloſſalen Bäder, und hier wurde ſie in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſehr beſchädigt aufgegraben, reſtaurirt und im Palaſt Farneſe aufgeſtellt, von wo ſie, mit der Farneſiſchen Erbſchaft, um die Zeit von Goethe's italieniſcher Reiſe nach Neapel gebracht wurde. Hier ſtand ſie lange im Garten von Villa Reale, bis ſie endlich, um gegen die Unbilden des Wetters geſichert zu werden, im Muſeo Borbonico aufgeſtellt wurde.

Die Gruppe iſt wie bemerkt ein Werk der rhodiſchen Schule. In dieſer Schule hatte ſich, wie wir ſahen, neben dem Geſchmacke an dem Koloſſalen auch die Vorliebe für das gewaltſam Spannende, Effektvolle ausgebildet, das ſich gar leicht bis zum Ueberladenen verliert. Der Toro Farneſe, eine Art antiker Mazeppa, iſt ein Beiſpiel dieſes Geſchmacks, aber auch zugleich ein Beiſpiel von dem Geſchmack des Zeitalters, dem er angehört, für grauſame, bis an die Grenze des ſinnlich Ertragbaren ſtreifende Motive. Wenn ſogar der Laokoon davon nicht ganz frei iſt, ſo ſcheint in dieſer unſerer Gruppe geradezu das Maß überſchritten, und ſelbſt ein Otfried Müller giebt zu, daß das Werk, bei aller ſinnlich imponirenden Mächtigkeit, doch ohne einen befriedigenden geiſtigen Inhalt ſei. Man darf aber noch weiter gehen und es ausſprechen: Die Darſtellung eines Racheaktes, wo zwei rieſenhafte Jünglinge ihre ganze Seele darin verſenken und ihre ganze Heldenkraft dazu aufbieten, ein zu Boden liegendes, hülfloſes, um Erbarmen flehendes Weib mit ſtudirter Grauſamkeit dem gräßlichſten Tode zu weihen, ſei für ein menſchliches Gefühl geradezu empörend und unerträglich. Und in der That kann man das von der Kunſt in dieſem Werke Geleiſtete auch nur empfinden und genießen, wenn man von dem Ganzen des Motivs vollſtändig abſieht, und den Zweck der dargeſtellten Haupthandlung gänzlich ignorirt. Der Laokoon iſt noch immer ein Stück Tragödie, die Farneſiſche Stiergruppe dagegen iſt nichts als die Darſtellung einer Henkerarbeit. Und die ganze Geſchichte der Kunſt weiß von keinem einzigen Werke der vollendeten Zeit, der Zeit der Humanität und des Schönheitsſinnes von Phidias bis auf Alexander dem Großen, deſſen

Meister sich ein ähnliches Motiv zu behandeln erlaubt hätte. Erst die christliche Kunst hat Werke der Plastik hervorgerufen, wie z. B. die kolossale Marmorgruppe des Apostel Petrus zu Bologna, der mit gefesselten Händen den Todesstreich des neben ihm stehenden Henkers erwartet! Wenn es wahr ist — und es wird wohl wahr sein und bleiben —, daß erst die vollendete Harmonie des Gedankeninhalts und der äußeren Darstellung das Werk der Kunst zum Kunstwerke macht, so kann in diesem höchsten Sinne die Gruppe des Farnesischen Stiers auf diesen Namen keinen Anspruch erheben.

Aber auch die Ausführung selbst leidet, sobald man das Werk als Ganzes, als Composition betrachtet, an großen Mängeln. Wir wollen den begeisterten Lobredner desselben sprechen lassen. Dies ist der kunstgelehrte Professor Welcker, der die Gruppe »ein Ganzes« nennt, »von der feurigsten Erfindung und bewundernswürdigsten Composition.« Dabei gesteht derselbe indessen zu: die Gruppe überschreite eigentlich die Grenzlinien der Skulptur, ja sie streife sogar ins Gebiet des Malerischen hinüber. Sie mache auf den ersten Blick immer zuerst den Eindruck einer verworrenen aufgehäuften Masse und gleiche einem auf viereckter Basis errichteten Thurme oder Kegel. Sie gehöre offenbar an einen überall offenen Standort (nicht in eine Nische), wo man sie bequem umgehen könne; dann biete sie von jeder Seite eine Ansicht, und bilde ein Ganzes, das man für eine selbständige Composition nehmen könnte. »Freilich,« fügt er hinzu »den vollen Anblick allen Personen auch nur von einer Seite zu gestatten, darauf ist sie nicht eingerichtet!« — Dieses »nicht eingerichtet« ist ein Ausdruck von wunderbarer Naivität, die nur noch in dem folgenden Bekenntnisse desselben Kunstgelehrten ihres Gleichen findet: »Von dem Geiste und der Meisterschaft in Erfindung und Anlage dieses großen Werks und aller einzelnen Figuren, die sich selbst in den unvollkommen ergänzten Trümmern so lebendig aussprechen, sage ich nichts.« »Und doch wäre gerade dies in einer Abhandlung von mehreren Bogen über dieses Werk wohl das Wichtigste gewesen.

Wir können uns übrigens bei den zugegebenen Fehlern vollkommen

beruhigen; ſie ſind genügend, um unſer Urtheil über das Werk als Ganzes zu beſtätigen. Roh und barbariſch im Motive, überladen und verwirrt in der Ausführung, von keiner Seite ſich dem Betrachter als ein überſichtliches Ganzes darſtellend, von keinem Standpunkte aus den vollen Anblick auch nur des größten Theils der hier zuſammengebrachten Geſtalten gewährend, dabei die Grenzlinien der Skulptur überſchreitend und ſich in das Gebiet des Maleriſchen verirrend, — ich denke dieſe Mängel reichen eben aus, um als Summa daraus das Urtheil zu ziehen, daß das Werk als Ganzes verfehlt, und für ein großartiges Beiſpiel eines verirrten und geſunkenen Kunſtgeſchmacks zu halten iſt. Es iſt ſehr bezeichnend, daß auch Winckelmann zu dieſem Werke nie ein Herz faſſen konnte, und daß ſein karges Lob bei Lichte beſehen nur auf die feine Ausarbeitung von Nebendingen gerichtet iſt. Was den Umſtand betrifft, daß die Gruppe in erhöhter Aufſtellung von keiner Seite die Möglichkeit einer Geſammtanſicht gewährt, ſo ſollte man beinahe wünſchen, ſie ſo aufgeſtellt zu ſehen, daß man etwa von einer Galerie darauf hinabſchauen könnte. In Bezug auf das Motiv aber iſt die Ausführung von der Art, daß Niemand, der die Fabel nicht kennt, auf den Gedanken kommen mag, daß hier ein antiker Mazeppa aufgeführt und ein Weib zu Tode geſchleift werden ſoll. Was das unbefangene Auge vor ſich ſieht, iſt vielmehr umgekehrt: Ein Weib, das, im Begriff von einem wilden Stiere zertreten zu werden, durch zwei herbeigeeilte Heroen, die das Unthier bewältigen, gerettet wird. Die von Welcker hochgerühmten Seitenanſichten ſind endlich zum Theil ſo unſchön als möglich. Stellt man ſich z. B. rechts von der Vorderſeite, ſo ſieht man den Rücken des Amphion, den Hintern des Stiers, die ſteife Antiope mit ihrem Speere und der lächerlichen gouvernantenhaften Bewegung der rechten Hand, mit der ſie zu ſagen ſcheint: »Das kommt von der Unvorſichtigkeit!« Aber ſelbſt von der Vorderſeite betrachtet, hat man nur ein wirres Durcheinander von Gliedmaßen und ſtützenden Baumſtämmen, und mit Ausnahme des Amphion keine einzige ſchöne Kopfanſicht, während man das Geſicht des Zethus faſt nur von einem einzigen Punkte aus ſehen kann.

Um indeſſen dem Werke nach Verdienſt gerecht zu werden, das als Ganzes, als Gruppe mit allen ſeinen Figuren betrachtet, fehlerhaft iſt und bleibt, dazu bedarf es einer anderen Erwägung, die uns vielleicht den richtigen Geſichtspunkt giebt.

In aller plaſtiſchen Kunſt der Alten iſt nicht die Ueberlieferung, Fabel, Sage und das durch ſie gegebene Motiv, das prius, das Erſte in der Seele des Künſtlers, ſondern dies Erſte, dies zeugende Moment iſt für ihn die Naturbeobachtung, das Naturmotiv. Den Namen giebt, die Deutung leiht dann ſeinem Werke der religiöſe Mythus, der herrſchende Glaube, oder die ſpätere Deutung, die in dem mit der Eidechſe ſpielenden Knaben den Apollo Sauroktonos, in dem ſich mit dem Schabeiſen reinigenden Jünglinge (ἀποξυόμενος) einen Tydeus, in einem Weinträger den Ganymed findet, eine kranzhaltende Mädchenfigur zur Victoria macht, und in einer Brautgeleiterin die Hochzeitsgöttin Here, in einem wunderſchönen Weibe, ſei ſie die Phryne des Praxiteles oder Tizian's Geliebte, die Göttin der Liebe ſieht.

Wenden wir dieſe Bemerkung, die nur um ſo mehr Geltung erhält, je weiter ſich die Kunſt, wie zur Zeit des Apollonius und Tauriskus, von ihren religiöſen Anfängen entfernt hat, — wenden wir ſie auf unſere Gruppe an, ſo ergiebt ſich etwa Folgendes. Nicht die Mythe von der Dirke und ihren Söhnen, ſondern die durch irgend eine Anſchauung erweckte Luſt, einen wilden Stier in ſeiner gewaltſamſten Bewegung, von Menſchenkraft halb bewältigt, darzuſtellen, das war das zeugende Motiv in der Seele des Künſtlers. Und dies hat er erreicht, ſo vollkommen erreicht, daß ſelbſt die Sprache im Munde derer, die das Werk zwei Jahrtauſende ſpäter aus Schutt und Moder hervorzogen, keinen paſſenderen Namen zu bieten ſchien, als den noch heut zu Tage üblichen: des Farneſiſchen Stiers (il toro Farnese). Bekanntlich iſt die Sprache überhaupt ein Verräther. Hier nun verräth ſie uns, daß nach ihrer Meinung das mythologiſche Beiwerk, das ganze Sagenmotiv überhaupt für den Künſtler Nebenſache war. Die griechiſche Mythologie lieferte ihm in einer allbekannten, vielbeſungenen Fabel, die Jedermann verſtändliche und

interessante Motivirung für die Kraftanstrengung seiner Hauptfigur und ihrer Bewältiger. Heutzutage würde ein Künstler, bei dem Mangel eines ähnlichen allbekannten heroischen Sagenreichthums, ungarische Rinderhirten oder spanische Stierkämpfer zu ähnlichem Zwecke verwenden müssen. — Daher ist denn auch in der Gruppe Alles nur auf den Stier berechnet, und selbst das Malerische in der Ausführung wie der gegen das Thier aufspringende Hirtenhund, dient nur dazu, die Gewaltsamkeit der Bewegung des Stiers durch Vermittelung der Phantasie des Beschauers noch zu verstärken. Die künstlerische Behandlung der Base endlich, mit ihren Darstellungen von Felsenzacken, Menschen- und Thierfiguren ist nichts als eine Art von symbolischer Bilderschrift, die dem Betrachter genauer anzeigen sollte, wo die dargestellte Geschichte passirt sei.

Fassen wir dies als Hauptsache für den alten Künstler, so ist allerdings der Stier und seine Bewegung mit deren nächsten Motiven von unerreichter Vortrefflichkeit für unsere Kunst, und wohl mochte der große Thorwaldsen mit Recht sagen: Daß es Pflicht sei, ein solches Werk vor dem Verderben zu schützen, da die neuere Zeit doch nicht im Stande sei, gleiche Werke hervorzubringen. Aber man muß sich hüten, wie Welcker thut, auf diese mündliche Aeußerung des modernen Phidias mehr Gewicht zu legen, als sie beansprucht. Denn Thorwaldsen hat mit keiner Silbe gesagt, daß er dem Ganzen der Komposition in allen Beziehungen eine Vortrefflichkeit und einen Werth zuschreiben wolle, die das Werk als Ganzes betrachtet nicht besitzt.

Die Gruppe ist sehr verstümmelt auf uns gekommen, und hat deshalb zahlreiche Ergänzungen erfahren. Ob die Antiope genannte Figur mit diesem Namen richtig bezeichnet, ja ob sie überhaupt ächt und ursprünglich ist, wird bezweifelt. Plinius erwähnt sie gar nicht in seiner kurzen Beschreibung der Gruppe. Neu ist, nach Winckelmann, die oberste Hälfte der Dirke bis auf die Schenkel. Am Zethus ist nichts als der Rumpf alt und von den Beinen nur ein einziges an der einen von beiden Figuren. Ergänzt sind auch die Köpfe der Brüder, die der Restau-

rater Bianchi nach einem Kopfe des Caracalla gebildet zu haben scheint. Auch der Kopf der Antiope ist neu. Es ist also unmöglich, da gerade diese wichtigsten Theile neu sind, über die verschiedene Charakteristik des Ausdrucks etwas zu sagen. Dagegen ist eine Verschiedenheit in der Faltenbehandlung an den Gewändern der beiden weiblichen Figuren bemerkenswerth. Bei der Antiope ist dieselbe kleiner, die Gewandung selbst durchschimmernder, und man möchte sagen, weniger berechnet, in der Fernsicht Wirkung zu machen. Die Basis ist, wie schon bemerkt, symbolisch behandelt. Es soll durch die Menschen- und Thierfiguren der Berg Kithäron angedeutet werden, auf dem der Sage nach die Scene vor sich ging. Auch das im Winde flatternde Gewand des Amphion und der Antiope drückt symbolisch die Gebirgshöhe aus; die schöngearbeitete Cista neben der zu Boden geworfenen Dirke, sowie die Traubengewinde deuten an, daß Dirke mit den Mänaden das Fest des Dionysos feierte, als die Rache der Brüder sie ereilte.

Bei der Ergänzung leitete den restaurirenden Künstler außer den erhaltenen in der Nähe der Gruppe aufgefundenen Bruchstücken, vorzüglich die Abbildung der Gruppe auf einer alten Münze von Thyatira.

Das gewaltige Werk war ursprünglich aus einem einzigen Blocke gehauen. Jetzt ist indessen das Ganze aus Bruchstücken, die, wie schon bemerkt, fast in allen Haupttheilen stark ergänzt werden mußten, zusammengefügt. Selbst am Stier sind alle vier Füße neu bis auf den halben Oberschenkel und den Huf des rechten Hinterfußes. Neu sind gleichfalls an ihm die Ohren, der Schwanz, das linke Horn und der Strick mit Ausnahme des Theils, welcher um die Hörner geschlungen ist. Genaueren Bericht über die einzelnen Ergänzungen sowie über andere Kunstwerke der Plastik und Malerei, welche denselben Gegenstand behandeln, kann man in der Abhandlung von Welcker finden, welche derselbe seinen gesammelten Kunstschriften (Alte Denkmäler Th. I., S. 367 ff.) einverleibt hat.

Der ſterbende Fechter und die Ludoviſiſche Barbarengruppe.

Wir ſtellen hier zwei Kunſtwerke zuſammen, die, obſchon jetzt örtlich getrennt, doch in jeder Beziehung zuſammengehören und im Alterthum höchſt wahrſcheinlich mit einander zu einem größeren Ganzen vereinigt geweſen ſind. Noch zur Zeit ihrer Wiederauffindung ſcheinen ſie ungetrennt geweſen zu ſein; denn urſprünglich befand ſich auch der ſterbende Fechter, der jetzt eine Hauptzierde des Kapitoliniſchen Muſeums bildet, in der Ludoviſiſchen Sammlung.

Beide Kunſtwerke ſind Darſtellungen von Individuen, welche nicht dem griechiſchen Volksſtamme angehören. Es ſind Gallier, Kelten, die wir vor uns ſehen, Angehörige jenes kriegeriſchen, weitverbreiteten, abenteuernden Volksſtammes, gegen deſſen Raubzüge ſich die Griechen, wie die macedoniſchen Staaten in dem Jahrhunderte nach Alexander, lange Zeit in blutigen Kämpfen zu wehren hatten, bis die Könige von Pergamus, Eumenes und Attalus, dieſe furchtbaren Feinde der helleniſchen Civiliſation in mehreren großen Schlachten nachhaltig überwanden. Namentlich waren es die Siege des Attalus 239 vor Chr., welche die Macht

der Gallier in Aſien vernichteten. Attalus, wie alle Fürſten ſeines Hauſes, ein Freund der Bildung, Wiſſenſchaft und Kunſt, ließ das Andenken jener entſcheidenden Niederlage der Gallier auch durch die Plaſtik verherrlichen. Es werden vier Künſtler genannt, Pyromachus, Iſigonus, Antigonus und Stratonikus, welche, wie Plinius ſich ausdrückt, die Schlachten jener Könige gegen die Gallier darſtellten. Ganz Griechenland nahm Theil an der Freude über jene Siege, und die Koloſſalſtatuen beider Könige nebſt den plaſtiſchen Darſtellungen der galliſchen Niederlage ſchmückten, von Attalus dorthin geweiht, die Akropolis von Athen, das immer noch für die geiſtige Hauptſtadt aller Staaten und Völker helleniſchen Stammes und helleniſcher Sitte und Sprache geachtet ward. Die Darſtellungen auf der Akropolis, welche Pauſanias noch ſah, ſcheinen Reliefs geweſen zu ſein. Jedenfalls aber waren es von dieſen verſchiedene große ſtatuariſche Gruppenwerke, durch welche der kunſtſinnige König Attalus ſeinen Sieg über die Barbaren von griechiſchen Künſtlern ſeiner Hauptſtadt verherrlichen ließ, Werke, die ſpäter, als die Römer das pergameniſche Reich durch Erbſchaft erwarben, wahrſcheinlich mit anderen ausgezeichneten Schöpfungen der bildenden Kunſt nach Rom verſetzt wurden. Ein Theil jener großen ſtatuariſchen Gruppendarſtellung iſt uns nun höchſt wahrſcheinlich in dem ſogenannten »ſterbenden Fechter« und in der Ludoviſiſchen Gruppe erhalten. Denn, daß wir in ihnen Originale und nicht Kopien beſitzen, iſt ebenſo außer allem Zweifel, als daß die dargeſtellten Perſonen Gallier, und die Werke ſelbſt zu den herrlichſten Arbeiten des griechiſchen Meißels zu zählen ſind.

Von der Kompoſition des ganzen Werks wiſſen wir nichts Weiteres. Sie wird pyramidaliſch aufſteigend geweſen ſein, und der ſterbende Fechter wohl eine der Eckfiguren der ganzen Gruppe gebildet haben. Manche Kunſtgelehrten haben freilich die uns erhaltenen beiden Werke auf die Siege Cäſar's über die Gallier bezogen, und unmöglich wäre es nicht, daß auch die Kunſt zu Cäſar's Zeit, zumal nach dem zwei Jahrhunderte früheren Vorgange der pergameniſchen Künſtler, eine gleiche Aufgabe gelöſt hätte. Aber es fehlt für dieſe Annahme jede Spur hiſtoriſcher An-

deutung, wie ſie für jene Kunſtwerke vorhanden iſt. Daß übrigens die Römer an dieſen früheren Niederlagen der Gallier, ihrer alten Erbfeinde von Brennus' Zeiten her, großes Intereſſe nahmen, können wir daraus erſehen, daß, wie der Dichter Properz berichtet, die Vernichtung der galliſchen Räuberhorden bei Delphi an den Reliefs dargeſtellt war, welche die Thüren des Palatiniſchen Apollotempels zu Rom ſchmückten.

Die griechiſchen Schriftſteller Pauſanias und Diodor entwerfen von der Leibesbeſchaffenheit der Gallier eine Schilderung, welche mit der plaſtiſchen Darſtellung unſerer beiden Kunſtwerke völlig übereinſtimmt. Höhe des Wuchſes zeichnete ſie aus vor allen den Griechen bekannten barbariſchen Volkern. Die Farbe ihrer kräftigen und vollſaftigen Leiber war leuchtend weiß, wie es Nordländern eigen iſt, und da ſie außer ihren rieſigen Schilden, deren ſie ſich zur Noth als Kähne bedienten, keine Schutzbekleidung trugen, ſo mußte dieſe Farbe vor Allem den Griechen auffallen. Ihr Haar beſchreibt Diodor, als hätte er die Statue des ſterbenden Fechters vor Augen gehabt. »Es iſt dicht und blond von Farbe, und ſie pflegen es beſtändig mit einer kreidigen dicken Salbe einzuſchmieren, und es zugleich von der Stirn zurück nach dem Scheitel aufwärts zu ſtreichen, während ſie es nach hinten in den Nacken ziehen, ſo daß ihr Ausſehen den Panen und Satyrn der griechiſchen Kunſt gleichkommt. Denn der Haarwuchs wird durch dieſe Bearbeitung ſo dicht und ſtruppig, daß er ſich von Roßmähnen nicht unterſcheidet.« Außerdem erfahren wir noch folgende Züge zur äußerlichen Charakteriſtik der Gallier. Die Edlen und Fürſten ſcheren das Geſicht bis auf den ſorgfältig gepflegten Schnurrbart, deſſen dichter Wuchs den ganzen Mund überſchattete. Auch die gebogenen Schlachthörner, die großen Schilde, und der keltiſche Halsring, der oft aus Gold und edlen Metallen gefertigt war, werden in dieſer Schilderung nicht vergeſſen. Zug um Zug derſelben aber paßt auf den ſterbenden Fechter und auf die Ludoviſiſche Gruppe, welche letztere noch ſchließlich durch den hiſtoriſch bekannten Umſtand ihre Motivirung erhält, daß die Gallier, um der Schande der Gefangenſchaft zu entgehen, ſich bei einer Niederlage nicht nur oft ſelbſt entleibten, ſondern bei der Flucht

auch ihre Verwundeten und Ermatteten aus gleichem Grunde zu tödten pflegten.

Unter den Künstlern, auf welche beide Werke zurückzuführen sind, scheint Pyromachus der bedeutendste gewesen zu sein. Bildhauer und Maler zugleich, schuf er für den Prachttempel des Aeskulap zu Pergamum die Tempelstatue des Gottes, die wir noch aus Münzen kennen, wie er denn überhaupt der Vollender des Ideals dieses Heilgottes gewesen zu sein scheint, das in der Bildung des Antlitzes und der Formen dem Zeus ähnlich, nur von etwas milderem Ausdrucke erscheint. Die erhaltenen Statuen in den Galerien von Florenz, Berlin, London und anderen Orten gehen wohl alle zurück auf den von Pyromachus geschaffenen Typus des Gottes. Vielleicht waren die drei anderen Künstler nur seine Hülfsarbeiter bei jenen großen Werken, mit denen König Attalus seine Siege über die Gallier verherrlichte. Gewiß ist soviel, daß alle diese Künstler der Schule des Lysippus angehörten, und daß sie in diesen ihren Werken den Realismus der Lysippischen Schule vollendeten.

Schon in frühester Zeit hatten die griechischen Plastiker Barbaren dargestellt. Aber die Art und Weise, in der sie es gethan, war unendlich verschieden von derjenigen, welche die pergamenischen Künstler anwendeten. Onatas hatte den König eines unteritalischen Volksstamms, der Lehrer des Phidias, der Bildhauer Ageladas, hatte kriegsgefangene Frauen unteritalischer Barbaren in Erz gebildet, und unter den Aeginetenstatuen sehen wir Trojaner gegen Griechen kämpfen. Aber alle diese Darstellungen, zu denen auch noch die der Amazonen zu rechnen sind, zeigen in den vorhandenen Ueberresten, daß die griechischen Künstler bis zur Zeit Alexander's des Großen die Charakteristik der verschiedenen Nationalität nur im Aeußerlichen der Bewaffnung und Bekleidung andeuteten, während sie in der Leibesbildung sich nicht von dem hellenischen Schönheitsideal entfernten. Die Trojaner unter den Aegineten gleichen den Griechen auf ein Haar, und nur das Kostüm unterscheidet beide. Selbst die Malerei verfuhr in gleichem Falle ähnlich idealisirend. Als Polygnot zu Delphi das Bild des Aethiopenkönigs Memnon zu malen hatte, gab

er ihm nicht die Bildung und Farbe dieses Volks, sondern symbolisirte seine Nationalität nur durch die Stickerei seines Gewandes und durch einen Mohrenknaben, den er zu seinen Füßen setzte.

Erst mit Alexander dem Großen, der durch seinen Welteroberungszug den Griechen die nähere Bekanntschaft mit zahllosen fremden Nationen aufgeschlossen hatte, begann auch in der Kunst der Sinn aufzugehen für historische Darstellung im charakteristischen Style. Dadurch erfolgte eine förmliche Revolution in der bildenden Kunst. Ein ganz neues Naturstudium ward dem Künstler nothwendig, und die bisher allein herrschende Rücksicht auf Schönheit der Form mußte dem Streben nach charakteristischer Bildung derselben weichen. Der Künstler, der den Auftrag erhielt, die Niederlage der von Attalus besiegten Gallier darstellend zu verherrlichen, stand mit solcher Aufgabe mitten in der Gegenwart und Wirklichkeit. Diese wilden Kelten waren bekannte Gestalten, Hunderttausende hatten sie mit Schauder gesehen. Der Künstler, der sie darstellen sollte, war also nicht in der Lage jener äginetischen Bildner, von denen die barbarischen Trojaner, die sie nach der Homerischen Heldensage darstellten, viele Jahrhunderte entfernt waren. Ein Künstler wie Pyromachus und die Seinen mußten sich zu individuell nationaler Darstellung bequemen, wenn sie ihren Zeitgenossen verständlich werden wollten. Sie mußten den gallischen Typus nach wirklichen Modellen — an denen es ihnen nicht fehlen konnte — studiren, um ihn so darzustellen, wie es ihre Zeit verlangte. Und sie haben es gethan, wie wir an ihren Werken sehen; aber sie haben auch diesen barbarischen Typus veredelt, und ihn erhoben zu der ihm eigenthümlichen Schönheit. Betrachten wir jetzt zunächst

Die Ludovisische Gruppe.

Die frühere Benennung derselben, Pätus und Arria, stammt aus einer Zeit, wo man möglichst alle aufgefundenen plastischen Kunstwerke auf römische Geschichte zu beziehen liebte. Winckelmann, der bekanntlich von dem falschen Grundsatze ausging, daß die alten Künstler nie und nirgends in statuarischen oder Reliefdarstellungen Sujets aus der wirklichen Geschichte

behandelt, sondern sich stets im Gebiete des Mythus gehalten hätten, verwarf jene Benennung, und gab dem von ihm sehr hoch geachteten Kunstwerke, sowie auch dem sterbenden Fechter, eine mythische Deutung. Erst Zoëga sprach es aus in seinen Anmerkungen zu Winckelmann's Kunstgeschichte, daß beide Werke zusammengehörten, daß Styl und Kunstarbeit an beiden sehr ähnlich, und beide Krieger desselben Volksstammes seien. Der vortreffliche Antonio Nibby endlich entdeckte die gallische Nationalität der hier dargestellten Personen.

Die Gruppe stellt einen gallischen Häuptling dar, der, um der Schmach der Knechtschaft zu entgehen, sich selbst das Schwert ins Herz stößt, nachdem er zuvor sein junges Weib getödtet hat. Die auf das Aeußerste bewegte Figur des Mannes, der, weit ausschreitend, den Blick voll stolzen grimmen Trotzes gegen den heranstürmenden Feind gewendet, das kurze Schwert dicht unter dem Halse in die Brust stößt, bildet einen ergreifenden Kontrast zu der Gestalt des sterbend zusammengesunkenen Weibes, die ihm wie eine geknickte Blume an dem haltenden linken Arme hängt. Er hält das Schwert, das er gegen das eigene Leben wendet, noch so gefaßt, als hätte er ausholen wollen zu dem gewaltigsten Hiebe gegen einen andringenden Feind, nämlich den Daumen der um den Schwertgriff geballten Hand nach unten. Denn es ist eben der Augenblick der höchsten letzten Noth mitten im Kampfgewühl aufgefaßt, wo keine Zeit bleibt, das Schwert noch erst in der Hand umzudrehen. Niemals ist die finstere Wildheit, jener Heroismus der Verzweiflung, wie ihm Griechen und Römer in ihren Kämpfen mit diesen nordischen Barbaren begegneten, herrlicher ausgedrückt worden, als in dieser Gestalt, die auch im Selbstmorde noch durch ihre ganze Stellung und Haltung den Kampf gegen den Feind fortzusetzen scheint. Der Krieger ist völlig nackt, bis auf einen kurzen Mantel, der vom Halse über den Rücken bis zur Hälfte des Leibes zurückhängt. Die weibliche Figur dagegen, deren Todeswunde an der rechten Achsel angedeutet ist, erscheint ganz bekleidet mit jener starken, befranzten Gewandung, wie sie Barbarenweiber tragen. Der große Styl der Gliederformen, die breiten wohlgelegten Falten der

Gewänder und die Anordnung der ganzen Gruppe gehören der vollendeten Kunst an. Die Restaurationen (der rechte Arm und die Nase der männlichen, und der linke Arm, Nase, rechte Hand und Zehen der weiblichen Figur) sind zum Theil alt und vortrefflich ausgeführt. Der Schild auf der Erde mit der weggeworfenen Degenscheide deuten eine Kriegsscene an, Knebelbart, Haar- und Gesichtsbildung den Gallier. Auch in den Zügen des Weibes und in ihrem kurzen Haar ist die barbarische Nationalität nicht zu verkennen.

Eine zweite Scene des großen Gruppenwerks ist uns, wie bereits angedeutet, erhalten in dem

Sterbenden Fechter des Kapitolinischen Museums.

Diese Bezeichnung, wenn auch historisch unrichtig, wird ihm wohl bleiben, so lange Byron's herrliche Strophen leben, in denen er dies Meisterwerk besungen und zugleich so unübertrefflich geschildert hat:

I see before me the gladiator lie.
He leans upon his hand — his manly brow
Consents to death, but conquers agony,
And his drooped head sinks gradually low
And through his side the last drops ebbing slow
From the red gash fall heavy one by one,
Like the first of a thunder-shower; and now
The arena swims around him — he is gone
Ere ceased the inhuman shout, which hailed the wretch who won.

He heard it, but he heeded not — his eyes
Were with his heart, and that was far away:
He reck'd not of the life, he lost nor prize,
But where his rude hut by the Danube lay,
There were his young barbarians all at play;
There was their Dacian mother — he, the Sire
Butcher'd to make a Roman holiday —

All this rush'd with his blood — Shall he expire
And unavenged? Arise, ye Goths, and glut your ire*)!

Eine kräftige Kriegergestalt ist tödtlich getroffen niedergesunken auf den riesigen Schild. Das Schwert ist der Faust entfallen und aus der linken Brust rinnt das letzte Blutgetröpfel der Todeswunde. Die rechte Hand stemmt sich noch matt gegen den Boden; die linke ruht über dem Knie auf dem Schenkel des zusammengezogenen rechten Beins, über dessen untere Hälfte sich das linke schon sterbend hinstreckt. Alles, bis auf das sinkend zur rechten Seite geneigte Haupt zeigt den Moment an, welcher dem »langhinstreckenden Tode« vorangeht. Der letzte Athem scheint aus dem geöffneten Munde zu dringen, die Augen starren und brechen, und im Todesschauer kraust sich die Stirn unter dem emporgesträubten Haar. Das niederwärts gekehrte Antlitz verbirgt selbst unter den Schaudern des nahenden Todes den verhaßten Feinden im trotzigen

---

*) Ich sah vor mir den Gladiator liegen.
Er lehnt auf seine Hand. Das Auge schließt
Sich männlich, noch im Todeskampf zu siegen.
Es sinkt sein mattes Haupt, das Blut ergießt
Als letzter Tropfen sich, der langsam fließt,
So wie die ersten vor Gewittern fallen.
Und Ebbe wird, was eilt so fluthend schießt,
Es schwimmt der Cirkus ihm, er stirbt, — es hallen
Noch wild die Stimmen, die zum Lob des Siegers schallen.

Er hört's, doch achtet's nicht! — Weit ist sein Blick
Und weit sein Herz hinweg zum fernen Lande;
Ihn rührt nicht Lob, nicht tödtliches Geschick! —
Sein rauhes Hüttchen liegt am Donaustrande,
Dort spielt sein junges Völkchen in dem Sande,
Dort war sein dacisch Weib; dem Uebermuth
Römischer Festlust fiel ihr Mann zum Pfande —
Dies Alles rauscht dahin mit seinem Blut!
Rächt's Niemand? Gothen auf, schleift eurer Schwerter Wuth!

Stolz den Ausdruck des körperlichen und des Seelenleidens. Allein mit ſich und ſeinem Schmerze will er ſterben. Noch ein Moment, und der mattſtützende Arm wird zuſammenbrechen, und das ſinkende Haupt ſich auf ihm betten im Todesſchlafe.

Das Alterthum bewunderte ein unſchätzbares Werk des atheniſchen Bildhauers Kreſilas, eines Künſtlers aus der Schule des Myron und Polyklet. Es war ein todtwunder, ſterbender Krieger, an dem man, wie Plinius ſagt, den letzten Reſt von Lebensodem wahrzunehmen glaubte. Es iſt möglich, daß der Künſtler, der dieſen ſterbenden Gallier ſchuf, jenes berühmte Kunſtwerk ſich zum Muſter genommen. Aber ſicherlich hat er keine Kopie jenes Werks geliefert. Kreſilas' ſterbender Verwundeter war ein Grieche; der »ſterbende Fechter« iſt ein Gallier, ein Barbar. Als ſolchen bezeichnen ihn nicht nur der Schnurrbart und die Halskette, der mächtige Schild und das Schlachthorn, ſowie das ganz der Schilderung Dioder's entſprechende Haupthaar, das wie in dicken Zackenbüſcheln emporſtarrt und hinten tief in den Nacken herabgewachſen iſt, ſondern auch der ganze Habitus der Geſtalt. Es iſt in ihr mehr rohe Kraft als gymnaſtiſch ausgearbeitete Behendigkeit. Die Haut, minder zart und elaſtiſch wie die griechiſche, zeigt beſonders an den Händen und Fußſohlen den Einfluß eines rauhen Klimas auf die Hülle des Körpers. Die Falten der Haut, die Winkel, wo Glieder zuſammenſtoßen, ſind tief und kräftig angegeben. Ganz ungriechiſch iſt endlich die Kopfbildung und der Ausdruck der Züge. Aber das Ganze iſt erfüllt von dem Adel hiſtoriſcher Wahrheit, und das Barbarenthum ſelbſt erſcheint in dieſer treuen Darſtellung von dem griechiſchen Künſtler zu der ihm eigenthümlichen Schönheit erhoben, durch den Geiſt und die Empfindung, welche über dieſer Geſtalt ergoſſen liegen.

Die Ergänzungen des Werks: der rechte Arm, die linke Knieſcheibe und der Theil des Sockels, gegen den ſich die rechte Hand ſtützt, ſind von der Meiſterhand Michel Angelo's. Das Werk befand ſich urſprünglich in Villa Ludoviſi, und ward erſt vom Papſt Clemens XII. für die Sammlung des Kapitols angekauft.

Wir haben gesehen, daß die gewöhnliche Bezeichnung der Statue eine unrichtige ist. Dennoch aber behält auch diese Benennung ihren poetischen Werth und ihre künstlerische Wahrheit. Losgerissen und für ewig getrennt von dem Ganzen der Komposition, der es als ein Theil angehörte, hat das Werk für die Phantasie des Betrachters eine Selbständigkeit gewonnen, die den Kreis seiner ursprünglichen Bestimmung erweitert. Der Künstler mag diesen sterbenden Gallier immerhin zur Verherrlichung des großen historischen Sieges gebildet haben, den ein König griechischen Stammes über die Gallier erfocht: seine Schöpfung ist darum für uns nicht weniger auch das Bild eines sterbenden Barbarenfürsten, der als Gladiator im Lustmordkampfe zur Augenweide seiner Feinde in einer römischen Arena sein Leben verhaucht. Zwar fehlen uns bestimmte Nachrichten darüber, daß ein römischer Feldherr seine Siege über die Gallier durch ähnliche Darstellungen verherrlichen ließ. Aber unwahrscheinlich ist es mit Nichten. Seit die griechische Plastik auch die Barbarenbildung in ihr Gebiet gezogen hatte, konnte es ihr, als sie in den Dienst der römischen Welteroberer trat, an Gelegenheit zu solchen Darstellungen nicht fehlen, und in einer bisher unbeachteten Notiz des römischen Kaiserbiographen Sueton hat sich noch ein Beispiel davon erhalten, daß selbst auf Grabmonumenten Kampfscenen siegreicher Römer mit gallischen Barbaren an die Großthaten der Verstorbenen erinnerten. Als Nero auf die Nachricht von dem Aufstande des Vindex in zitternder Hast von einem seiner Lustschlösser nach Rom eilte, richtete den abergläubischen Sinn des verzagenden Tyrannen der Anblick einer Skulptur auf einem der an der Straße befindlichen Grabmonumente auf. Es war die Darstellung eines gallischen Kriegers, den ein römischer Reiter besiegt hatte und an den Haaren schleifte. Die vierzehn Nationen, über welche Pompejus triumphirte, schmückten in ebensoviel statuarischen Abbildungen den Portikus des von Pompejus erbauten Theaters, und ein römischer Bildhauer Coponius war es, der diese Barbarenstatuen arbeitete. Es ist in dem Kapitel über das Portrait gezeigt worden, daß der römische Realismus selbst die Portraitzüge

der überwundenen und gefangenen Fürſten zum Schmuck der Triumphbogen anwendete, daß Thusnelda's und Thumelikus' Portraitbilder uns dadurch noch heute erhalten ſind. Die Statuen gefeſſelter Barbaren an dem Triumphbogen des Konſtantin ſind Produkte derſelben real-hiſtoriſchen Kunſtrichtung. Man hat in der Thusneldaſtatue ein Symbol der »beſiegten Germania« erkennen wollen; aber die Individualität der Züge ſpricht zu klar für eine Portraitdarſtellung, und wer den römiſchen Charakter kennt, wird zugeben, daß eine ſolche Abbildung der Gemahlin des gefürchteten Arminius die Römer hundertmal mehr intereſſirte als irgend eine ideale »Germania devicta«.

Die beiden oben geſchilderten Werke zeigen uns die griechiſche Plaſtik angelangt an dem Ziele ihrer Entwickelung im Betreff der menſchlichen Geſtalt. Dieſes Ziel iſt der vollendete Naturalismus, das Streben nach hiſtoriſcher Wirklichkeit und nationaler Individualiſirung. Lyſippus und ſeine Schule bildeten den Uebergang zu dieſer Richtung. Alexander's Zug nach Aſien hatte für Griechenland eine neue Welt erſchloſſen, die die Wiſſenſchaft ihrerſeits durch Ariſtoteles ebenſo ausbeutete, wie die Kunſt durch ſie den Kreis ihrer Aufgaben erweitert ſah. Der einſeitig helleniſche Kanon der Plaſtik wurde durchbrochen, weil er dem erweiterten Bedürfniſſe einer unendlich bereicherten realen Anſchauung nicht mehr genügte. Das Charakteriſtiſche, das Individuelle, das Nationaltypiſche, traten an die Stelle der abſtrakten Schönheit, der helleniſirten Allgemeinheit der Formbildung. Und als jetzt der Kunſt Aufgaben geſtellt wurden, wie die, der wir den »ſterbenden Fechter« und die Ludoviſiſche Gruppe verdanken, da beſaß ſie auch bereits die Mittel, eine ſolche Aufgabe in der Weiſe zu löſen, wie es die veränderte Geiſtesrichtung der Zeit verlangte. Man kann dieſen Fortſchritt als einen Abfall von dem früheren Schönheitsgeſetze beklagen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß er ein nothwendiger, daß er durch das allgemeine Geſetz menſchlicher Entwickelung gefordert iſt, nach welchem die volle Erkenntniß des Wirklichen und Realen das Ziel alles menſchlichen Strebens iſt, und die Darſtellung dieſes Wirklichen durch die Kunſt, das hiſtoriſche

Kunſtwerk, höher ſteht als das mythiſch ideale, der Menſch höher als der Gott — der überdies dem Menſchen darum unverloren bleibt. Denn dieſelbe Kunſt, die in der Zeit, von welcher wir reden, jene Wandlung erlitt, die ſie auch die Darſtellung eines ſterbenden Barbaren für eine ihrer nicht unwürdigen Aufgabe anſehen ließ, eben dieſelbe zur Realität und hiſtoriſchen Wirklichkeit vorgeſchrittene Kunſt ſchuf noch Jahrhunderte ſpäter den Apoll von Belvedere.

Der Borgheſiſche Fechter.

Zu den griechiſchen Künſtlern, welche nach dem Vorgange Lyſipp's Kampfſcenen zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen machten, gehörte, wie wir ſahen, auch jener Agaſias von Epheſus, des Doſitheus Sohn, deſſen Namen die Inſchrift an der Statue des ſogenannten Borgheſiſchen Fechters uns aufbehalten hat. Dies Werk, das ein Jahrhundert früher als der Belvederiſche Apoll in den Ruinen des alten Antium bei dem heutigen Porto d'Anzo, wenige Meilen von Rom, gefunden, und ſpäter mit der Borgheſiſchen Sammlung in das Muſeum des Louvre verſetzt wurde, kann uns einen Begriff geben von der Meiſterſchaft, mit welcher die Kunſt jener Zeit ſolche Vorwürfe des bewegteſten Lebens zu behandeln verſtand. Wenn es wahr ſein ſollte, daß dieſer Kämpfer — bei dem wir nicht an einen Schaufechter ſpäterer Zeit denken dürfen — wie einige Kunſtrichter meinen, nur eine einzelne, mit beſonderer Vorliebe von dem Künſtler ausgeführte Geſtalt aus einer größeren hiſtoriſchen Kampfgruppe iſt, ſo muß man ſagen, daß dieſelbe dieſe Auszeichnung im höchſten Grade verdiente. Denn kaum giebt es ein zweites Werk der

alten Plastik, das wie diese Statue so klar und deutlich sich selbst aus-spricht und die Intention des Künstlers so ganz und vollständig dem Beschauer darlegt.

Es ist ein Krieger, der mit der Rechten zum tödtlichen Stoße auf einen höher als er selbst gestellten Gegner, einen Reiter oder eine Ama-zone, ausholt, während er in demselben Augenblicke mit dem Schilde der Linken den von dieser Seite her gegen ihn gerichteten Hieb oder Stich seines Gegners abwehrt. Die plötzlich auf ihn einbrechende Lebensgefahr hat ihn genöthigt, ihr in äußerster Spannung alle seine Fechterkunst und Gewandtheit entgegenzuwerfen. Der wie eine Feder vor dem Losschnel-len weit nach vorn übergebeugte Leib ruht auf dem vorgeworfenen ge-krümmten rechten Beine, während das linke weit nach hinten zurückge-streckt nur mit den drei ersten Zehen den Boden berührt. Man kann sich, wenn man die Stellung selbst nachzuahmen versucht, leicht überzeu-gen, daß hier zugleich mit dem Momente der Abwehr auch schon der zweite unmittelbar darauf mit Blitzesschnelle folgende Moment des Ausfalls fixirt erscheint, bei dem der schwungartig geführte Angriffsstoß die Hauptsache ist. Denn nur so hat eine Stellung Sinn, in welcher länger als einen Augenblick fest zu verharren eine Unmöglichkeit ist*). Der linke Arm streckt abwehrend dem Feinde den Schild entgegen, der im Marmor durch eine riemenartige Erhöhung am Unterarme angedeutet ist. Und wie die Ruhe dieses Armes der Festigkeit des mit eingekrümm-tem Knie aufgestemmten rechten Fußes entspricht, so harmonirt mit dem Zuge des weit zurückgestreckten linken Beins der Schwung des rechten Arms, der bis auf das Aeußerste zurückgeworfen ist, so daß die Hand, welche die Angriffswaffe hält, bis über die Mitte der Gesäßtheile zurückgestreckt erscheint. Die Meisterschaft, mit welcher das Motiv des Moments be-handelt ist, zeigt sich besonders auch darin, daß diese Stellung, die in der Wirklichkeit und Natur höchst unsicher und nur einen Augenblick fest-

*) Vergl. Torso. Th. I., S. 245.

zuhalten ist, in der Kunstdarstellung den Eindruck der höchsten Sicherheit und kräftigsten Festigkeit gewährt.

Das Momentane ist in diesem Bravourstück hellenischer Plastik auch in dem Gesichtsausdrucke vorherrschend. Kopf und Auge, in der gewaltsamsten Weise nach links hinauf dem Angreifer zugewendet, und der wie zum Kampfschrei geöffnete Mund verrathen eine Spannung, wie sie eben nur ein entscheidender Moment zu erregen vermag, ein Moment, in welchem Sein und Nichtsein auf der Schneide eines Scheermessers schweben. Stirn- und Augenknochen treten scharf hervor, und jede Muskel ist angespannt in diesem Augenblicke haarscharfer Entscheidung. Man sieht deutlich, daß dieser Kämpfer keinen zweiten Hieb und Stoß des Gegners abwarten darf, daß es nicht nur gilt, sich zu schützen, sondern im nächsten Momente den gefährlichen Angreifer selbst zu vernichten. Darum streckt sich der rechte Arm mit dem Schwerte bereits zum Ausholen zurück; in der nächsten Sekunde wird der Mann wie ein Blitz sich herumwerfen, und mit dem linken Beine ausfallend den tödtlichen Stoß führen.

So gehört dies herrliche Werk zu der Zahl derjenigen Meisterwerke der antiken Plastik, welche jene Lessing'sche Ansicht widerlegen, daß die Kunst des Bildners nicht das Augenblickliche, Momentane, daß sie nicht Erscheinungen darstellen dürfe, »zu deren Wesen es gehört, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können.« Die griechische Kunst hat den Gegenbeweis thatsächlich geführt, und wenn auch gewichtige Ruhe ihre schönste Aufgabe ist, so war sie doch so wenig die einzige, daß eine ganze Reihe ihrer trefflichsten Schöpfungen gerade auf die Fixirung des Augenblicklichen, auf die Hervorhebung eines vorübergehenden Moments gestellt erscheinen. Den Laokoon hat schon Goethe einen fixirten Blitz, eine Welle genannt, versteinert in dem Augenblicke, da sie gegen das Ufer andrandet. Und wird nicht der Belvederische Apoll in der nächsten Sekunde den Arm sinken lassen, die Diana von Versailles den Pfeil auflegen und absenden, der Diskobol die Wurfscheibe abschleudern, der Borghesische Fechter aus Abwehr zum Angriff übergehen, der sterbende Fechter im Tode zusammenbrechen, die Dioskuren mit ihren Rossen eine

andere Bewegung machen, und jener Wettläufer Ladas, von dem der griechische Dichter fürchtet, daß er der Basis entspringen möchte, den winkenden Siegerkranz ergreifen? Jene Lessing'sche Ansicht verwechselte das Momentane überhaupt mit einem Momentanen bestimmter Art, nämlich mit einem solchen, wo ein Häßliches zum Ausbruch kommt. Dies allerdings, aber auch nur dies ist in der plastischen Darstellung unerträglich, weil ein so festgebanntes Häßliche widrig, ekelhaft und grauenerregend wirkt*), während uns der Borghesische Fechter, trotz des blitzartig vorübergehenden Moments der hier fixirt ist, immer aufs Neue entzückt.

Das Werk ist vortrefflich erhalten, nur der rechte Arm und das rechte Ohr sind restaurirt. Der Marmor ist ganz braungelb und fleckig, doch scheint hier und da die Politur durch. Die technische Ausführung ist von höchster Vollendung bis herab zu den sorgfältigst gearbeiteten Fußnägeln. Die Benennung »Fechter« erhielt das Werk bei seiner Auffindung zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts darum, weil man damals in allen alten plastischen Kunstwerken römische Sujets dargestellt zu sehen glaubte. Später haben sich die Gelehrten vergebens abgemüht, in dem Helden eine bestimmte historische oder heroische Person zu erkennen. Aber ein Theseus, Achill oder sonst ein Heroe kann es nicht sein, weil Gestalt und Gesichtsbildung, obschon durchaus griechisch, dennoch von dem in der alten Kunst ausgebildeten Typus des Heroenideals keine Spur haben. Ein durchaus menschlicher Realismus ist gerade bei dieser Statue das Vorherrschende und Charakteristische. Es lebt in ihr jener scharf ausgeprägte historische Styl, von dessen Werken Winckelmann einmal sagt, »sie seien wie die Geschichte, in welcher die Wahrheit, aber in den ausgesuchtesten Gedanken und Worten, vorgetragen wird,« während er die Gestaltungen des idealen Styles der gr. zen Phidiassischen Zeit einem erhabenen Heldengedichte verglich, »von der Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus zum Wunderbaren geführt.« Er fand in dieser Statue eine Sammlung der Schönheiten der Natur in vollkom-

*) Vergl. Vischer Aesthetik. Th. III., S. 401 ff.

menen Jahren, ohne Zuſatz der Einbildung, wie das Geſicht vor Allem bezeuge, deſſen Bildung nach der Wahrheit der Natur genommen einen Menſchen zeige, der bereits das männliche Alter über die Jugendblüthe hinaus erreicht, und in deſſen Antlitz ein Leben voll Anſtrengung ſeine Spuren zurückgelaſſen habe. Ja nicht einmal das griechiſche Profil iſt bei dem Borgheſiſchen Fechter ganz ſtreng eingehalten, und ich glaube daher nur um ſo mehr, daß wir hier die Portraitdarſtellung eines beſtimmten Kriegers im Momente ſeiner rühmlichſten Waffenthat vor uns haben, da ſolche Situationsportraits in der Zeit Alexander's des Großen und ſpäter ſehr häufig waren.

Es iſt möglich, daß Agaſias bei dieſem Werke ein im Alterthum berühmtes Erzbild vor Augen hatte, das den Homeriſchen Helden Deïphobus in einer ähnlichen Situation darſtellte. Wir kennen daſſelbe nur noch durch die poetiſche Beſchreibung eines byzantiniſchen Dichters Chriſtodorus, der zu Ende des fünften oder am Anfange des ſechsten chriſtlichen Jahrhunderts die Meiſterwerke altgriechiſcher Plaſtik beſang, welche ein von Kaiſer Septimius Severus erbautes Muſeum ſchmückten. Es hieß das Gymnaſium des Zeuxippus und ging ſammt ſeinen Kunſtſchätzen im Jahre 532 nach Chr. durch Feuer zu Grunde. Nach jener Beſchreibung ſtimmte dies berühmte Erzbild, deſſen Meiſter nicht genannt wird, beinahe völlig überein mit dem Borgheſiſchen Fechter, bis auf den Helm, welcher dem letzteren fehlt:

Allen voran, Deïphobus ſtand auf behauenem Würfel,
Kühnlichen Sinns, beſchirmt durch den Helm, ein tapferer Heros;
Ganz wie er einſt vortrat aus dem Sturze der eignen Behauſung,
Muthig entgegengewandt dem tapferen Held Menelaos.
Weit ausſchreitend erſchien er, den Leib kühn übergebogen,
Kampfmuth krümmt ihm den Rücken, den tapferen Muth ſich zu ſammeln
War er bedacht; ſcharf blitzte das rollende Aug' aus den Hohlen,
Wachſam, um zu erſpähn Angriffe der nahenden Feinde.
Weit vorſtreckte die Linke den Schild, mit der Rechten dagegen
Zückt er die Schärfe des Schwerts; es ſtrebte die grimmige Fauſt ihm
Tief in den Leib des feindlichen Mannes die Spitze zu ſenken:
Aber dem Erze verſagte Natur zu geberchen dem Grimme.

Wenn Agaſias bei ſeinem Krieger dieſes Werk als Vorbild benutzte, ſo war es jedenfalls eine Verbeſſerung, daß er bei ſeiner Marmorſtatue den Helm ganz wegließ, um den Kopf völlig frei darzuſtellen, und daß er den Schild im Marmor nur andeutete, um nicht durch die Ausführung Kopf und Leib bei der Anſicht theilweiſe zu verdecken. Es iſt kaum anders möglich, als daß ein Werk wie dieſes vielfach nachgebildet wurde, und in der That findet ſich das Bruchſtück einer ganz ähnlichen Statue im Britiſchen Muſeum. Das Zeitalter des Künſtlers beſtimmen neuere Forſchungen auf das letzte Jahrhundert der römiſchen Republik. Er ſtammte aus einer berühmten Epheſiſchen Künſtlerfamilie, deren Thätigkeit um die Zeit beginnt, wo Rom ſeinen Einfluß über Griechenland auszudehnen anfing, und deren letzte Abkömmlinge für römiſche Große, ja vielleicht noch für die erſten römiſchen Kaiſer arbeiteten.

Wir wenden uns jetzt zu einer Art von Geſtalten der alten Plaſtik, deren Ausbildung in die bisher behandelte Periode der Diadochenzeit zu fallen ſcheint. Es ſind dies:

Die Hermaphroditen.

In unſeren Antikenmuſeen begegnen uns eine nicht unbeträchtliche Zahl von Geſtaltungen, bei welchen die Künſtler ſich die Aufgabe geſtellt haben: die Bildung der beiden getrennten Geſchlechter zu vereinigen, und damit gleichſam die ganze Schönheit, welche zwiſchen beiden ſchwebt, in einem dritten von ihrer Phantaſie geſchaffenen Weſen zum vollſtändigen Ausdrucke zu bringen. Es ſind dies die ſogenannten Hermaphroditengeſtalten, die wir, meiſt von vortrefflicher Ausführung, in den großen Sammlungen zu Florenz, Rom und Paris und an anderen Orten finden.

Die Schöpfung dieſer Kunſtgeſtalt gehört in die Zeit nach Lyſippus. Ein atheniſcher Künſtler, Polykles, der um die Mitte des zweiten vor-

chriſtlichen Jahrhunderts mit ſeinen Verwandten und Schülern in Rom arbeitete und für die Ausſchmückung der großen Tempel- und Portikusbauten des Metellus Macedonikus thätig war, iſt der Erſte, unter deſſen Werken ein Hermaphrodit aus Erz als beſonders berühmt genannt wird. Er iſt zugleich der einzige alte Künſtler, den unſere Quellen als den Schöpfer eines ſolchen Bildwerks namhaft machen. In der ganzen Künſtlerreihe vor ihm von Phidias an, wird unter den zahlreichen Werken ſo vieler großen Meiſter nirgends ein Hermaphrodit genannt. Wir ſind alſo berechtigt, den Polyklet, wenn nicht für denjenigen Künſtler zu halten, der ſich zuerſt die Aufgabe ſtellte, anknüpfend an alte religiöſe Traditionen, ſowie Sitte und Unſitte ſeines Volks und ſeiner Zeit, eine künſtleriſche Geſtaltung ins Leben zu rufen, zu deren vollem Verſtändniſſe es einer etwas ausführlicheren Betrachtung bedarf.

Die Erklärung des Namens freilich iſt leicht. Er iſt ähnlich gebildet wie die Namen Hermerakles, Hermathene, Hermares, Hermeros und andere der Art, und bezeichnet wie dieſe bald zwei rücklings aneinander auf ein pfeilerartiges Poſtament (Herme) geſtellte Götterköpfe, oder auch bloß einen einzelnen auf eine ſolche Herme geſtellten Götterkopf, oder endlich, was jedoch ſeltener iſt, ein Bild des Hermes, ausgeſtattet mit den Attributen eines zweiten, in dem Doppelnamen bezeichneten, Gottes. Danach wäre alſo ein Hermaphrodit eine Herme mit dem Doppelkopfe eines Hermes und einer Aphrodite, zwei Götter, die allerdings nicht ſelten in einem und demſelben Tempel verehrt wurden. Allein mit dieſer Namenserklärung iſt nichts gewonnen. Denn die Hermaphroditen unſerer Muſeen ſind ganze Figuren, und zwar Figuren, deren Bildung durchaus eine weibliche, und zwar die Bildung der Venus zeigt, während die Geſchlechtstheile männlich ſind. Dieſe Geſtaltung hatte der römiſche Dichter Ovid im Auge, wenn er in dem berühmten Fabelbuche ſeines Metamorphoſengedichts die Entſtehung des Hermaphroditen alſo erzählt: Die Quellnymphe Salmacis in Karien entbrannte heiß in unerwiederter Liebe für den funfzehnjährigen Sohn des Hermes und der Aphrodite, der

von beiden Eltern die Schönheit geerbt hatte. Einſt lockte ihn die kühle Fluth in ihrem Quell zu baden. Da aus ihrem Verſteck hervortauchend umſchlang ſie in heißer Gluth den Widerſtrebenden, und flehte zu den Göttern, ihn auf ewig mit ihr zu vereinen. Ihr ward Erhörung, und ſo entſtand aus beiden ein Weſen, halb Weib halb Mann, Hermaphroditus genannt. In dieſer wie in anderen Mythen, war es nicht die Dichtung, welche die Kunſtgeſtalt hervorrief, ſondern umgekehrt die Schöpfung des Künſtlers, die er vor ſich ſah, regte den Dichter an, durch ſeine phantaſtiſche Erzählung die märchenhafte Kunſtgeſtalt den Zeitgenoſſen zu deuten. Die Keime zu der Idee der letzteren waren gegeben in den alten aſiatiſchen Naturreligionen, deren Spuren ſich noch in der hiſtoriſchen Zeit Griechenlands finden. Ein Hermaphroditus als mannweibliches Doppelweſen, aus aſſyriſchen und kleinaſiatiſchen Kulten ſtammend, ward noch zu Alexander's Zeit in Athen verehrt, als Zeichen der geheimnißvollen zeugenden Naturkraft, und in Halikarnaß ſtand, vom Könige Mauſolus erbaut, ein Tempel des Hermaphroditus, der männlichen Venus. Und zwar ſtand er an derſelben Quelle Salmacis, an welche Ovid ſeine, wohl aus griechiſchen Vorgängern entlehnte, Erzählung anknüpft.

Dieſer alten religiöſen Vorſtellungen bemächtigte ſich nun die Kunſt der ſpäteren Zeit, in welcher die Formen der Schönheit bereits ſämmtlich in den gediegenen Götteridealen erſchöpft waren. Beſtrebt neue Formen zu erfinden, warf ſich die Phantaſie des Künſtlers unter Anderem auch auf dieſe uralte religiöſe Vorſtellung von der männlichen Aphrodite, dem Aphroditus, und ſchuf daraus eine Variation des bereits von der Kunſt feſtgeſtellten Venusideals, wie Lyſippus das Ideal des jugendlichen Bacchus zu ſeinem Kairos, dem Gotte der »Gunſt des Augenblicks«, umgeſtaltete. Mehrere Umſtände beförderten das Entſtehen und die Verbreitung dieſer neuen Kunſtgeſtaltung. Zunächſt der überaus lebhafte Sinn der Alten für jugendliche Schönheit auch des männlichen Geſchlechts, deren begeiſterter Schilderung wir ſo oft, namentlich bei den Dichtern

der römiſchen Zeit begegnen. Wie die ſchöne Glykera, die Geliebte des Malers Pauſias ſagte, daß Knaben nur ſo lange ſchön heißen dürfen, als ihre Körperformen den weiblichen ähnlich ſind, ſo finden wir auch in den Beſchreibungen der entzückten Dichter dieſes Schwanken der Bildung ſchöner Knaben zwiſchen beiden Geſchlechtern als das Charakteriſtiſche ihrer Schönheit dargeſtellt. »Du würdeſt ihn nimmer im Reigen der Mädchen unterſcheiden,« ſagt Horaz von dem Gyges, einem ſchönen kariſchen Knaben, »ſo täuſchend, mädchenhaft zweideutig iſt ſein Antlitz umfloſſen von dem aufgelöſt niederwallenden Haar.« Dieſe Knabenſchönheit haben die alten Künſtler ausdrücken wollen, indem ſie die ihr entſprechenden Doppelgeſtalten ſchufen. Der Name, mit dem ſie ihre Schöpfung an eine alte religiöſe Tradition anſchloſſen, war nur der verhüllende Schleier für die reale Wirklichkeit, welche ihrer Darſtellung zum Vorbild diente. Es war daſſelbe Verfahren, was ein Tizian und die anderen alten italieniſchen Maler beobachteten, wenn ſie ihre ſchönen nackten Frauengeſtalten als Venusbilder oder ſonſt unter einem heidniſchen, oder auch wohl chriſtlichen Namenſchleier einführten*).

Es iſt nicht zu leugnen, daß jene Begeiſterung, jene hohe und reine Freude an der Herrlichkeit jugendlicher Knabenſchönheit, der wir die größten Weiſen, Dichter und Künſtler des Alterthums, einen Sophokles und Pindar, einen Sokrates und Phidias huldigen ſehen, nicht immer ſo rein blieb, wie ſie in der beſten griechiſchen Zeit nach den unverwerflichſten Zeugniſſen Jahrhunderte lang geweſen war. In jenem Kreislaufe menſchlicher Dinge, in welchem das Ende der Entwickelung immer wieder zu ihrem Anfange zurückkehrend erſcheint, ſehen wir auch die alte orientaliſche Natur oder Unnatur dieſes Verhältniſſes bei den Griechen und ſpäter bei den Römern wieder hervorbrechen. Zumal nach Alexander's Welteroberungszuge ergoſſen ſich Sitte und Unſitte des Orients, und mit ihr üppige Sinnlichkeit und zügelloſe Luſt über den Occident, und

*) Vergl. Ein Jahr in Italien. Th. I., S. 105.

es darf nicht verhehlt werden, daß ſie mit den Sitten auch die Kunſt vielfach vergifteten. Auch die ſinnliche Lüſternheit hatte ihren Theil an jenen Kunſtgeſtaltungen eines Hermaphroditen, einer Venus Kallipygos und ſo manches Anderen, das wir ſeitdem als Schöpfungen der griechiſchen Plaſtik entſtehen ſehen. Wie in dem Märchen und in der religiöſen Tradition vom Hermaphroditus, wie in der realen Schönheit des Knabenalters ſelbſt — ſo iſt auch in der Idealiſirung beider durch die Kunſtgeſtalt des Hermaphroditen etwas Zweideutiges, das bei aller höchſten Vollendung des Kunſtwerks doch den reinen Genuß an demſelben nicht aufkommen läßt, und ſich bis zum Widerwärtigen da ſteigert, wo in der Ausführung des Künſtlers die haarſcharfe Grenze überſchritten erſcheint, welche das Reizende vom Lüſternen trennt. Leider wurde ſie vielfach in dieſen Darſtellungen überſchritten. Die Freiheit und Laune, ja der heitere Uebermuth der Kunſt, von der Verwilderung des Lebens angeſteckt und fortgeriſſen, wurden zur Frechheit, welche den Gegenſtand myſtiſch religiöſer Verehrung hinabzog in das Gebiet des frechen Scherzes oder der lüſternen Ueppigkeit. Die ausgeartete Knabenliebe ward in Geſtaltungen von der Kunſt gefeiert, denen der altreligiöſe Name des myſtiſchen Hermaphroditus nur zum ſchirmenden Feigenblatte diente. So entſtanden die Hermaphroditen in den verſchiedenſten Stellungen, bald halb, bald ganz unbekleidet, ſtehend oder liegend, ſchlafend oder im wollüſtigen Traume ſich dehnend. Ein großer Theil ſolcher Darſtellungen ſind in den Ruinen antiker Bäder Roms gefunden, in denen es zu den Zeiten der Kaiſer bekanntlich ſehr üppig herging. Allein dennoch zeigt ſich auch hier der eingeborene Adel der Kunſt darin, daß ſie, wenngleich durch Zeitgeſchmack und Sittenloſigkeit aus ihrer alten Bahn gelockt, doch ſelbſt Vorſtellungen ſolcher Art meiſtens mit ſo feingebildetem Sinne und Geſchmack zu behandeln wußte, daß durch ihren Zauber ſelbſt das ſeinem Weſen nach Ausgelaſſene, ja ſogar Freche des Sujets nicht ſelten eben nur das Anſehen eines harmlos fröhlichen Spiels, eines heiter anmuthigen Scherzes gewinnt. Das berühmte Figürchen des plus ancien bourgeois de Bruxelles iſt nur eine Nachahmung eines nicht minder drol-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52098-6
FN. I1393/028

ligen antiken Vorbildes*). Aehnliche Bildungen finden sich auch bei der Hermaphroditendarstellung, und wenn auch die Alten bei ihrer derberen Sinnlichkeit sich in Gruppen, wie die des Berliner Museums, wo ein Hermaphrodit einen verliebten Satyr neckt, mehr erlaubten, als unser Gefühl gestattet, so muß doch zur Ehre der alten Kunst gesagt werden, daß die Zahl der eigentlich sittenlosen Bildwerke in allen Museen der Welt eine überaus kleine ist, und daß sie sämmtlich den Zeiten der Entartung der römischen Welt angehören.

Der Borghesische Hermaphrodit

im Louvre zu Paris ist das vorzüglichste aller erhaltenen Bildwerke dieser Gattung. Leider hat Bernini's gemeiner Realismus diese im Schlummer hingestreckten Figur, deren andere geringe Restaurationen gleichfalls von Bernini sind, eine moderne Marmormatratze als Unterlage gegeben, was kein alter Künstler gewagt haben würde. Der Kopf mit dem zierlich geordneten Haupthaar erinnert an das Venusideal. Die ganze Gestalt ist schlummernd gedacht, aber unruhig erregt durch Traumbilder, wie sie Faust's Zauberschlummer umgaukeln. Der Leib ist fast um- und umgewendet, und die schön geschwungene Linie des Körpers, welche dadurch entsteht, zeigt bei allem Reize doch schon das Raffinement eines zum Ueppigen hinüberschweifenden Kunstgeschmacks. Davon abgesehen, ist aber die Ausführung der Idee durchaus vollendet zu nennen. Wunderbar zart und wie auf der Goldwage gewogen ist das Zweifelhafte, Schwebende, Unentschiedene zwischen männlichen und weiblichen Formen, Knaben und Mädchen ausgedrückt. Die Bildung des Rückens zählte Winckelmann zu den schönsten Formen antiker Skulptur. Die drei Wiederholungen dieses Hermaphroditen im Louvre und in Florenz, welchen

*) S. Zwei Monate in Paris. Th. I., S. 159 — 160.

nur in Einzelnheiten von der beſchriebenen Kompoſition ab. Andere Darſtellungen zeigen die wunderbare Geſtalt des Hermaphroditen ſtehend und wie in Nachdenken verſunken über ſeine räthſelhafte Bildung, während ſie auf geſchnittenen Steinen, bald von Eroten gefächelt, bald im Schlafe von Satyrn und Faunen belauſcht erſcheinen.

Drei Genrebilder.

Knabe mit dem Schwan.

Die Gattung naiver idyllischer Darstellungen, deren Originale dieser Periode angehören, sehen wir besonders repräsentirt in dem berühmten Kapitolinischen Knaben mit dem Schwan, dessen Erfindung dem Boëthus (etwa 200 Jahr vor Chr.) angehört, einem Künstler, der sich besonders in der Bildung von Kindergestalten ausgezeichnet zu haben scheint. Es ist ein Knabe, der den Hals eines Schwans mit beiden Armen umfaßt hält, und das sträubende Thier im kindlich muthwilligen Spiele an sich drückt, ein Motiv, das als Gartenschmuck, als Verzierung eines Bades oder eines Brunnens sehr anmuthig gedacht ist. Die Gruppirung in ihrer reizenden Einfachheit und Lebendigkeit ist überaus geistreich, und der spielende Kampf des Kindes mit dem Thiere, das er außerhalb seines Elements überrascht hat, von heiter komischer Wirkung. Zahlreich erhaltene Kopien zeigen, daß das Original, welches Kaiser Vespasian im Friedenstempel aufgestellt hatte, allerdings, wie Plinius sagt, eines großen Rufes genoß. Ein ähnliches Motiv ist in dem Knaben mit der Ente in Villa Borghese ausgeführt. Ueberhaupt aber mag die Darstel-

lung der Kindergestalt in der Plastik nicht älter sein, als die Zeit, welcher das Original dieser Gruppe angehört. Höher noch an Kunstwerth als diese letztere steht ein anderes Kunstwerk des Kapitolinischen Museums.

der Knabe mit der Maske.

Es ist ein sitzender Knabe, im Begriff, sich eine riesige Satyrmaske, groß genug, um seinen halben Leib zu bedecken, über das Gesicht zu ziehen, ein heiteres muthwilliges Kinderspiel, nichts weiter. Aber die Stellung und Wendung der Figur, die lebenstrotzende Weichheit des Fleisches, das Fließende der Umrisse, verbunden mit der eigenthümlichen Großheit der Formen, erfüllen den Beschauer mit Bewunderung, während der Kontrast der wüsten kahlköpfigen Satyrmaske mit den Zügen und Formen der lieblichen Kindergestalt uns unwillkürlich ein Lächeln ablockt*).

Ein Meisterwerk dieser Gattung von plastischen Werken, die, im Gegensatze zu jenen für die Oeffentlichkeit bestimmten Kolossalbildungen der Künstler dieser Epoche, dem Schmucke und Genusse des Privatlebens und der Häuslichkeit dienten, ist ferner auch jene berühmte Bronze, welche unter dem Namen:

der Kapitolinische Dornauszieher

bekannt ist. Die Kunstrichter sind einig darüber, daß wir hier ein grie-

---

*) Es gehört die eigenthümliche Aesthetik eines Buches wie E. Braun's »Ruinen und Museen Roms« dazu, um in diesem einfachsten Genrebilde »gottbegeisterte Sehnsucht nach den Höhen des Erdendaseins im Kontrast mit der Nichtigkeit und Leere aller irdischen Freuden« und ähnliche Tiefsinnigkeiten vom Künstler ausgedrückt zu erblicken. Allein was soll man sich über solche Dinge in einem Buche — dem wundersamsten, das seit Entdeckung der alten Kunstwerke je geschrieben ist — wundern, da dessen Verfasser seine Leser (S. 520) mit dem Geständnisse beschenkt: »daß das Studium der alten Denkmäler in dem Rufe stehe, den Menschen die Köpfe zu verrücken!!«

chisches Originalwerk von vollendeter Arbeit und Kunst übrig haben, das seiner Gattung nach freilich nicht höher hinauf als in die unmittelbar auf Lysipp folgende Zeit gesetzt werden kann. Ein Knabe in natürlicher Größe, der sich den Fuß durch einen eingetretenen Dorn verletzt hat, sitzt auf einer schmalen Unterlage, das linke Bein über das aufgestemmte rechte gelegt. Mit der linken Hand hält er den leidenden Fuß, so, daß dessen Platte sich ein wenig aufwärts biegt, und mit der rechten verrichtet er seine Operation. Der Moment ist der, wo er den quälenden Splitter soeben gefaßt hat, und im Begriff ist, ihn mit den drei Fingern leise und möglichst schmerzlos herauszuziehen, und an dem Ausdrucke seines Gesichts sieht man deutlich, daß es ihm gelingt.

An diesem Kunstwerke vor Allem kann man lernen, wie die Alten den allereinfachsten Gegenstand, das alltäglichste Motiv zum Ausdrucke höchster Kunstschönheit zu machen gewußt haben. Was erfreut denn hier eigentlich jeden Beschauer? Die volle Versenkung in die Handlung, das ganz bei der Sache sein, das im Größten wie im Kleinsten für die Alten und für Alles, was sie schufen und thaten, so charakteristisch ist. Dabei entbehrt doch das liebliche Antlitz des Knaben, dem man die Befriedigung über sein Thun ansieht, nicht einer gewissen stylisirenden Behandlung, während in den übrigen Körperformen die Naturtreue überwiegend vorherrscht. Das Zarte, Halbentwickelte derselben, die Weichheit des Fleisches und der Muskeln, und der reizende Schwung der Linien sind nur mit den schönsten antiken Bronzewerken des Neapolitanischen Museums vergleichbar. Der Moment, welchen der Künstler als Motiv wählte, ist zugleich ein solcher, daß dadurch alle Gebilde des edelgeformten Leibes in eine sanfte Spannung versetzt werden und das reichste Bild der Gelenkigkeit des menschlichen Körpers vor uns entfalten. Diese Natürlichkeit und Wirklichkeit des Motivs, die niemals etwas künstlich und mit Reflexion Arrangirtes sehen läßt, ist den Alten vorzugsweise eigen. Sie schlossen sich in solchen Kunstwerken eben immer an das an, was ihren Augen im Leben begegnete. Auch der Knabe mit dem Schwan ist so ein aus dem Leben gegriffenes Motiv; denn wir wissen aus einer Stelle des römischen

Komödiendichters Plautus, daß solche Thiere den Kindern der Vornehmen zum Spiele gegeben wurden*).

Nur die Augen der Statue fehlen. Sie waren ursprünglich von edlem Metall oder Edelstein eingesetzt. Die Alten liebten bei ihren Bronzen diese ins Malerische herüberspielende Wirkung hervorzubringen, und es gab eigene Künstler, welche sich mit Verfertigung solcher künstlichen Augen ausschließlich beschäftigten. Die Habsucht barbarischer Zeiten hat aber fast alle uns erhaltenen Bronzewerke dieses werthvollen Schmuckes beraubt.

Eine anmuthige Volkssage neueren Datums knüpft sich an dies Kunstwerk, das seit seiner Auffindung im sechzehnten Jahrhundert ein Liebling des römischen Publikums war. So dichtete denn der Volksmund, es sei das Bild eines jungen Schäferknaben der römischen Campagna hier dargestellt, der zur Zeit der Bürgerfehden des Mittelalters einmal von seinem Hügelsitze aus den grimmen Feind gegen Rom heranziehen sah, und eilenden Laufes, nicht achtend eines Dorns, den er sich in den Fuß trat, glücklich die Kunde der Gefahr zur rechten Zeit nach Rom gebracht habe. In dieser Erklärung ist sicher eben so viel Poesie als in der Visconti's, der das Werk für die Preisstatue eines Siegers im Wettlaufe hält.

Von berühmten Werken genrebildlicher Darstellung, deren Originale in diese Zeit zu gehören scheinen, nennen wir nur noch den Amor auf dem senkrecht in die Höhe sich schnellenden Delphin, eine Gruppe von seltsamer Erfindung in dem Museum zu Neapel, welche vielleicht dem größeren Ganzen der Darstellung eines Zuges von Seegöttern und Meerwesen entnommen ist, wie wir dergleichen im ersten Theile dieses Buchs von Skopas kennen gelernt haben.

*) Plautus' »Gefangene«. Akt V., Scene 4.

IV.

Griechische Kunst in Italien.

Land, Volk und Kunst der Etrusker.
Roms Kunstanfänge.

Die Etrusker und ihre Kunst.

Land und Volk der alten Etrusker.

Eins der merkwürdigsten Völker des Alterthums und vielleicht das räthselhafteste von allen sind die Tusker oder Etrusker, das älteste Kulturvolk Italiens vor der römischen Zeit. Räthselhaft ist ihre Stammesherkunft, dunkel das Woher ihrer Einwanderung in die italische Halbinsel, räthselhaft vor Allem ihre Sprache, deren Ueberreste unerklärt und unverstanden ein todter Schatz für uns geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Die gelehrtesten Forscher wissen über Sprache und Abstammung des Volkes noch heute nicht mehr, als was schon vor nahebei zweitausend Jahren der in Rom eingebürgerte griechische Schriftsteller Dionysius von Halikarnassus mit den Worten aussprach: »Die Etrusker gleichen an Sprache und Sitte keinem Volke der bekannten Welt.« Damals aber lebte noch das Volk, wenn auch herabgekommen, und seine Schriften wurden noch gelesen und verstanden von den Römern der Ciceronischen Zeit. Es lebte der alte Name der Tusker, der in der späteren Zeit dem Lande und Volke des heutigen Toskana den Namen gab, in dessen rauherer Aussprache des Italienischen noch heute die alte Härte der etruskischen Sprache fortzuleben scheint.

Das Volk der Rasennä oder Turſennä, denn ſo nannten ſie ſelbſt ſich in ihrer Sprache, hatte, vom Norden her aus den rhätiſchen Alpen vordringend, ſeine bleibende Stätte in derjenigen Landſchaft Mittelitaliens gefunden, welche ſich am Meere von Piſä und dem Arno bis Tarquinii (in der Nähe des heutigen Corneto) ausdehnt, öſtlich abgeſchloſſen vom Apennin, ſüdlich begrenzt von den Waldhöhen bei dem heutigen Viterbo und von dem Tiberſtrome. Hier finden wir um die Zeit, als Rom noch in ſeiner Wiege lag, ein mächtiges Volk, blühend an Reichthum, Handel und Seefahrt, gefürchtet ſelbſt von den Griechen durch ſeine meerbeherrſchenden, neben dem Handel auch wohl Seeraub treibenden Flotten, ein Volk, deſſen Induſtrie und Kunſtübung, raffinirter Luxus und üppiger Lebensgenuß eine weit vorgeſchrittene Civiliſation bezeugten. Vier Jahrhunderte ſpäter war das Alles dahin; ja ſchon um die Zeit, als Carthago erlag, galt bereits den Zeitgenoſſen des Polybius die ehemalige Größe des etruskiſchen Volks für ein Märchen. Faſt zwei Jahrtauſende lang waren dann die Etrusker ein verſchollenes Volk, bis die Mutter Erde, welche die einzigen Zeugen ihres einſt glänzenden Daſeins verborgen hatte, die Gräberſtädte und Grabkammern ihrer Todten den Forſchern der letzten zwei Jahrhunderte erſchloß, und ſo der Welt Kunde gab von dem Daſein und der Kultur des Volks, von ſeiner Kunſt und ſeinem Leben. Denn nur noch aus ſeinen Gräbern redet dies Volk zu uns; ſeine Sprache und Schrift ſind ſtumm geblieben, obſchon wir ſie leſen können in zahlreichen Inſchriften auf Stein, Metall und Thonvaſen, die jene Gräber uns erſchloſſen; und von ihren Tempeln und Hallen, ihren ſtolzen Paläſten und Wohnhäuſern iſt nichts übrig geblieben.

Leiblich wie geiſtig waren die Etrusker völlig verſchieden, ſo von den Griechen ſelbſt als von den den Griechen verwandten Italikern. Statt des ſchlanken Ebenmaßes der letzteren beiden zeigt der Körperbau der Etrusker in ihren Bildwerken nur kurze ſtämmige Figuren mit großem Kopf und dicken Armen. Derſelbe Unterſchied zeigt ſich in Religion und Sprache, wie in Verfaſſung, Sitten und Gebräuchen. Ihre religiöſen Vorſtellungen tragen einen düſter phantaſtiſchen Charakter voll

geheimnißkrämerischen, grausamen Aberglaubens, der eben so weit entfernt ist von dem klaren Rationalismus der Römer, wie von dem menschlich heiteren hellenischen Bilderdienste *). Dem Römer und Latiner war und blieb der Tusker ein Fremdling allezeit. Ihre Verfassung war feudalistisch-oligarchisch; ein Magnatenadel, Priester und Kriegsführer zugleich, unter einem lebenslänglichen Könige für jeden der Hauptorte des großen Städtebundes, leitete und regierte Alles. Es gab kein Volk und keine Bürger, nur Herrengeschlechter und hörige Leute. Aber das Land war fruchtbar und reich an inneren Schätzen; es gab eine Zeit, wo es die Niederlage war des Handels zwischen der See, dem übrigen Italien und den entferntesten barbarischen Völkern. Eine Heer- und Handelsstraße führte bis zu den spanischen Iberern. Großartig wie die ägyptischen, aber ungleich nützlicheren Zweckes waren die Bauten, welche in diesen kleinen etruskischen Staaten ein fröhnendes Volk von Knechten im Dienst und auf das Geheiß seiner Herren ausführte. Es waren Bauten, wie die des ältesten Roms unter der Königsherrschaft, Werke von großen allgemeinen Zwecken. Die Mauern von Volterra und anderen etruskischen Hauptstädten, soweit sie nicht von feindlicher Gewalt mit Mühe zerrissen worden sind, bestehen noch jetzt nach dritthalb Jahrtausenden aus riesenhaften Werkstücken, aufgeführt in unvergänglicher Festigkeit. Eben so großartig sind das Theater und andere Baureste zu Fiesole. Im Bau gewaltiger Mauern, in der Ausführung von Kanälen, Seeableitungen und Kloaken, in der Anlage von Städten und Lagern, wie im Häuserbau, sind die Etrusker für Italien, namentlich für Rom, Vorbilder gewesen. Nicht minder im Tempelbau, der vom dorisch-griechischen ausging, in den Amphitheatern und den Gebäuden für Spiele des Cirkus, die den griechischen Hippodromen entsprachen.

Die Etrusker galten im Alterthum vorzugsweise als ein Volk der Industrie und des Kunsthandwerks, und noch heute geben uns ihre Gräber Zeugniß von der Mannigfaltigkeit und dem Reichthum ihrer Leistun-

*) Man sehe: Th. Mommsen, Römische Geschichte. Th. I., S. 79.

gen. In den ältesten Zeiten wurden die Todten unverbrannt beigesetzt. Daher baute man die Gräber als feste hohe Wohnräume für den Todten und seinen kostbaren Hausrath. Diese Grabschatzkammern, Thesauren griechisch benannt, sind es, deren Jahrtausende lang bewahrter Inhalt uns Kunde giebt von dem Glanz und Reichthum der alten Etruskerstädte. Er beweist zugleich, daß Etrurien schon in der ältesten Zeit auf dem Wege des Seeverkehrs und Handels in Verbindung stand mit dem Orient und mit Aegypten. Das urälteste Italien bezog so gut wie das kaiserliche Rom einen großen Theil seiner Luxusartikel aus dem fernen Osten, und die Phönicier und später die Karthager waren es, welche dabei in der ältesten Zeit die Vermittler bildeten. In Italien selbst aber war der Hain der Feronia, in der Nähe des einsamen hochragenden Soracteberges, der große Waaren- und Kunstwerkmarkt für die etruskischen und latinischen Völker. Ein Kultfest der Göttin verband sich hier mit einer Messe, von wo aus Alles, was von den Etruskern Kunstreiches gefertigt ward, seinen Weg fand weiter in die italischen Lande und Gauen. Noch heutigen Tages wird an demselben Orte um die Frühlingszeit die große Waarenmesse von Farfa gehalten, auf der die Erzeugnisse des Flachlandes ins Gebirge verkauft werden.

Die Geschichte des Volks umschreibt sich in folgenden Zügen. Es stand auf dem Gipfel seiner Blüthe- und Macht um die Zeit, als die Griechen ihre großen Freiheitsschlachten gegen die Perser schlugen. Von da ab begannen für Etrurien die Kämpfe gegen Roms immer siegreicher emporsteigendes Glücksgestirn. Sie währten fast zwei Jahrhunderte lang und endeten mit der Unterwerfung unter Rom. Seitdem genoß die Nation zwei andere Jahrhunderte einer Ruhe, welche ihren Wohlstand und ihre Industrie noch einmal zu schöner Blüthe erhob. Toskana war damals wie heute ein Land, das der leiblichen Gaben Fülle für alles menschliche Bedürfniß hervorbringt; und die Etrusker genossen reichlich, was ihnen die Natur im Ueberflusse darbot. Ihr dem Norden entstammtes Naturell war fähiger und geneigter als das hellenische zu leiblichem Genuß der Tafelfreuden, und ihr Schlemmen an täglich zweimal

reich besetzten Tischen war den nüchternen Griechen ein Anstoß, deren Körpern die leichteste Nahrung genügte*). Griechische Schriftsteller schildern das Leben in Etrurien zu Ende dieser Periode mit seinem Luxus und seiner Genußsucht, asiatischer Weise und Pracht vergleichbar, den Prunk der kostbar gewirkten Teppiche, des künstlich verzierten Silbergeschirrs, der schönen reichgekleideten Sklaven. Wenige Jahre darauf war das Alles die Beute von Sulla's Kriegerschaaren geworden, der das um sein Recht den Verzweiflungskampf wagende Volk nach heldenmüthigem Widerstande für immer niederwarf, und seinen Reichthum, seine Städte und Landschaften unter die siegreichen Legionen der Römer vertheilte.

*) Niebuhr, Römische Geschichte. Th. I., S. 146.

Kunst und Kunstwerke der alten Etrusker.

Unser Wissen von der Kunst und den Kunstwerken dieses alten Volks der Etrusker hat drei sehr verschiedene Perioden durchlaufen.

Bevor Winckelmann mit seiner Kunstgeschichte ein ungeahntes Licht brachte in die chaotische Verworrenheit und Willkürlichkeit der früheren Kunsterklärung, galt alle alte Kunst in Italien für etrurisch. Diese Ansicht ging hauptsächlich aus von den toskanischen Kunstgelehrten, die voll Stolz auf ihre angeblichen Vorfahren sich bestrebten, alle Ehren alter Kunst auf deren Scheitel zu häufen, und namentlich auch alle Werke aus dem Gebiet der älteren griechischen Skulptur, soweit nur die steifen Falten und die sonstigen Zeichen jener ältesten griechischen Stylperiode reichten, ihren etruskischen Ahnherren zuzuschreiben.

Der Deutsche Winckelmann trat zuerst diesem falschen Glauben entgegen. Zwar galt auch ihm noch die etrurische Kunst für älter als die griechische. Er hielt auch noch Statuen und Reliefs in Marmor, welche jetzt schon lange als Werke der älteren griechischen Kunst erkannt sind, für Erzeugnisse etrurischer Kunst, ja er glaubte sogar vier verschiedene

Stylperioden solcher hetruriſchen Bildkunſt nachweiſen zu können. Aber ſein tiefer und feiner Inſtinkt mahnte ihn doch ſchon zur Vorſicht in dem Urtheil über die Leiſtungen der alten etruriſchen Kunſt, und bewog ihn zu dem Geſtändniſſe: daß es ſchwer, ja bei ſo mangelhafter Kenntniß unmöglich ſei, Etruriſches vom älteſten Griechiſchen zu unterſcheiden. Er war muthig genug, der herrſchenden Meinung und ihren Vorurtheilen entgegentretend, eine große Zahl von bedeutenden Kunſtdenkmälern, welche verjährter Wahn den Etruskern zugeſprochen hatte, für die altgriechiſche Kunſt zurückzufordern, und er würde noch viel weiter gegangen ſein, hätten ihm die Entdeckungen von Kunſtwerken zur Seite geſtanden, welche nach ſeiner Zeit jene frühere Anſicht völlig umkehrten, bis ein tieferes Studium derſelben allmälig die volle Wahrheit an den Tag brachte.

Die nächſten Nachfolger Winckelmann's, unter ihnen namentlich der Italiener Lanzi († 1810) und der Herausgeber der Winckelmann'ſchen Kunſtgeſchichte, Goethe's Freund Heinrich Meyer, ſtellten nämlich ſehr bald eine Anſicht auf, welche weit über die Zweifel des großen Begründers der Kunſtgeſchichte hinausging. Nach ihrer Meinung blieb der etruskiſchen Kunſt nichts Eigenthümliches übrig. Sie ward betrachtet als ein Ableger der griechiſchen, und das Volk der alten Turſenner, hieß es, habe in Plaſtik und Erzguß wie in Malerei nur geſchaffen und gebildet, was es und wie es von den Griechen gelernt habe.

Die neueſten Forſchungen haben zu einem anderen Reſultate geführt. Sie haben gezeigt, daß die Wahrheit in der Mitte beider Extreme liegt. Die etruskiſche Kunſt iſt ebenſowohl eine eigenthümliche geweſen, als ſie einen Zuſammenhang gehabt hat mit der älteſten Kunſt der Hellenen, und eine Einwirkung erfahren hat durch die fortgeſchrittene griechiſche Kunſt. Sie iſt mit der griechiſchen aus derſelben vorhelleniſchen Wurzel hervorgegangen, und hat ſich lange unter gleichen Umſtänden und Einflüſſen ähnlich mit dieſer älteſten griechiſchen Kunſt entwickelt. Wir finden im etruriſchen Bauſtyl, ſoweit wir ihn aus den in Tuff gehauenen Façaden ihrer Gräber und aus den unterirdiſchen Grabkammern

kennen, in Form und Bekleidung der Thüren, in den Profilen der Simse, in den deckentragenden Pfeilern, in Gestalt und Eintheilung der Decken selbst, Elemente, welche im griechischen Baustyle nichts Entsprechendes haben, wohl aber an Aegyptisches erinnern. Aegyptisch ist ebenfalls Vieles im Charakter der urältesten unter den Wandmalereien dieser Gräber nach Zeichnung und Verhältnissen wie nach Farbengebung und Haltung der Figuren. Als ägyptisch-phönizisch und babylonisch-phönizisch bezeichnen ferner die meisten Forscher auch die nach Form, Zeichnung und Malerei ältesten unter den etrurischen Gefäßen und Gefäßmalereien. Dasselbe Resultat orientalischen Gepräges und orientalischer Abkunft liefert die Betrachtung eines großen Theils jener zahlreichen Werke der Skulptur und Plastik, der Ciseleur- und der Steinschneidekunst, welche die etrurischen Ausgrabungen zu Tage gefördert haben. Alle ältesten etrurischen Arbeiten der Skulptur und Plastik tragen, wie schon ein alter griechischer Schriftsteller, der Geograph Strabo zur Zeit des Kaisers Augustus, bemerkte, einen ägyptischen Charakter. Zahlreiche Sphinx- und Löwenfiguren standen auf den Grabhügeln oder am Eingange der Gräber. In der Steinschneidekunst sind die überaus zahlreich in Etrurien gefundenen Skarabäen entscheidend für den Einfluß ägyptischer Kunst; »denn es ist undenkbar,« bemerkt ein Kunstforscher unserer Zeit, »daß ein Volk oder mehrere Völker ganz unabhängig von einander auf den Einfall gekommen sein sollten, edle Steine gerade in die Form von Mistkäfern zu bringen und nur die untere Seite, hier (in Aegypten) mit Hieroglyphen, dort (in Etrurien) mit anderen eingeschnittenen Bildern zu verzieren, unter denen sich zuweilen selbst ägyptische Nachbildungen finden.«

Sind nun also älteste Baukunst, Plastik und Malerei der Etrusker einerseits unter ägyptischen Einflüssen erwachsen, so sind uns andererseits auch noch Werke etruskischer Kunst erhalten, die geradezu auf orientalische Kunst und Künstler, auf Babylon, Ninive und Persepolis hinweisen.

Wir sehen Darstellungen assyrisch-babylonischer Motive: den syrischen Herkules mit kurzem Schwerte einen Löwen durchbohrend, rückwärts

schießende Reiter, zwei Löwen einen Stier zerreißend, Reihen von Chimären, Flügelrosse, vierflüglige Frauengestalten, Alles durchaus den in Nineveh entdeckten Skulpturen ähnlich, auf etruriſchen Gold- und Silbergeräthen abgebildet. Aber nichts von allen dieſen Darſtellungen iſt rein aſſyriſch oder rein ägyptiſch, überall zeigt ſich die vermittelnde und vereinigende Nachbildung eines von beiden Nationen verſchiedenen Volkes, dem die Geſchichteforſchung unſerer Zeit die Stelle der Vermittlung überwieſen hat zwiſchen den verſchiedenen urälteſten ägyptiſchen und orientaliſchen Kunſtelementen. Dieſes Volk ſind die Kananiter der ſyriſchen Küſte, die Phönizier, als deren Charakter nicht ſchöpferiſche Kraft, ſondern vorzugsweiſe nachbildende Geſchicklichkeit hervortritt. Von ihnen hat das erwachſende Miſchvolk der italiſchen Etrusker die Kunſt als eine nachbildende aus orientaliſchen und ägyptiſchen Elementen gemiſchte überkommen und geübt. Zu ihr trat ſpäter die, aus gleicher Wiege hervorgegangene, aber durch ſelbſtändige Ausbildung umgeſchaffene griechiſche Kunſt, und gewann Boden und Einfluß bei Italiens älteſtem Kulturvolke. Aber ſie war niemals im Stande, jene tiefgewurzelten Elemente und Formen orientaliſcher Kunſtweiſe völlig zu überwinden, und die Kunſt der Etrusker bewahrte bis zum Untergange der Selbſtändigkeit, ja der Nationalität des Volks jenen ihr früh aufgeprägten Charakter. Sie that dies um ſo mehr, als ſie ohne organiſche auf das Ziel der Vollendung hindrängende Entwickelung ſich zur Manier verfeſtigte, der nur die Geſchicklichkeit des vom Luxus geförderten Kunſthandwerks eine gewiſſe, ſelbſt von den Griechen bewunderte Selbſtändigkeit verlieh.

Die vorzugsweiſe nationale Kunſt des etruskiſchen Volks iſt die Plaſtik, die in Thon bildende Kunſt. Etrurien, ſagt Plinius, iſt das Mutterland der Plaſtik. Die bildende Kunſt iſt wie die bauende überall abhängig geweſen von dem Materiale, das der Boden darbot. Der weiche formempfängliche Thon, deſſen das Land die Fülle beſaß, forderte von ſelbſt zur Geſtaltenbildung auf. Aretium (Arezzo) war das italiſche Samos für Thonarbeit aller Art, und nicht nur kleinere, ſondern ſelbſt große, ja koloſſale Werke, wie jene Quadriga, die den älteſten Tempel

des Kapitolinischen Jupiter zierte, und Standbilder der Götter wurden in diesem Stoffe von den Künstlern Etruriens ausgeführt. Diese Fertigkeit in der Thonarbeit bildete jene architektonische Verzierungsweise der Tempelgiebel und Firste aus, die mit den etruskischen Tempeln auf die Römer überging.

Neben den Thonarbeiten bildeten eherne Werke der statuarischen Kunst den nationalen Ruhm der Kunst Etruriens. Denn fast nicht minder wie an Thon war das Land reich an Erz- und Metall-, besonders Kupfergruben, und eben darum war es reich an Werken des Erzgusses. Besaß doch die Stadt Bulsinii, das Delphi des Etruskerlandes, als die Römer sie eroberten, über zweitausend Bronzestatuen, und die kleinen etruskischen Erzstatuetten von Götterbildern, deren uns sehr schöne erhalten sind, waren unter dem Namen Sigilla Tyrrhena noch ein gesuchter Kunstartikel der verfeinerten Augusteischen Zeit. Auch an Kolossen in Erz fehlte es nicht, und vergoldete Bronzestatuen schmückten die Giebel der Tempel. Alle diese größeren Metallkunstwerke waren mit dem Hammer über dem Amboß getrieben. Aber vorzüglich bekundete sich die etruskische Kunstfertigkeit der Erzbildung in Geräthen des Luxus und des Hausraths. Ihre Kandelaber und Dreifüße, Spiegel und Schmuckkästchen, Waffen, Zierrathen und Schmuckstücke aller Art waren selbst in Athen zur Zeit höchster Kunstblüthe hochgeschätzt; denn weit mehr als die griechische war die etruskische Kunst auf zierlichen Prunk und üppigen Schmuck des Lebens berechnet, und die erhaltenen Ueberreste zierlichreichen Goldschmucks aus den südetruskischen Grädern erregen noch heute die Bewunderung des sinnigen Beschauers.

Ungleich niedriger stand dagegen die eigentliche Skulptur, die in Marmor bildende Kunst. Etrurien besaß keinen Marmor, und die Brüche von Carrara und Luna wurden erst in sehr später Zeit entdeckt. Der vulkanische Stein des südlichen vulkanischen Etruskerlandes — Nenfro nannten ihn die Etrusker — und der helle Kalkstein des nördlichen, welche beide man zur Skulptur verwandte, boten nur ein unvortheilhaftes Material im Vergleich zu den Marmorbrüchen von Griechenland. Besser

noch eignete sich für den Bildhauer der einheimische Alabaster. Doch ward im Ganzen die Schnitzkunst in Holz und Elfenbein, in Bernstein und edlen Steinen ungleich mehr geübt als die eigentliche Bildhauerei, und man kann mit Grund behaupten, daß kein einziges Werk der Marmorskulptur in unseren Museen von einem etruskischen Künstler herrühre.

In der Geschichte der etruskischen Kunst lassen sich vier verschiedene Epochen unterscheiden. Die erste zeigt uns in der Nachahmung der fremden, stylisirten, aus dem Oriente überkommenen Formen jene in Griechenland selbst völlig verschwundene Stufe der primitiven griechischen Kunst, in welcher griechische Grundvorstellungen in einer fabelhaften Welt orientalischer Arabeskatur auftreten. An sie schließt sich die Nachahmung jenes reinen altgriechischen Styls, der nach einer selbständigen Auffassung und Stylisirung der in ihren Grundgesetzen mehr und mehr erkannten Natur hinstrebt. So zeigt die Bronzestatuette eines etruskischen Kämpfers in der Gallerie zu Florenz durchaus den strengen Styl der äginetischen Kunstwerke. Die hierhergehörigen etruskischen Vasenbilder haben daher mit dem altgriechischen Style jenen Eindruck des Harten gemeinsam, der immer dann entsteht, wenn die Härte nicht mehr als bloße Unbehülflichkeit der Kunst selbst, sondern als ein mit Bewußtsein festgehaltenes Princip erscheint.

Der bekannte Cippus (Grabstein) des Berliner Museums liefert uns ein Beispiel dieses Styls, welcher von den Alten der tuskanische oder tyrrhenische genannt wird, und der, wie in Griechenland, so noch mehr in Etrurien, sehr lange selbst noch zur Zeit einer viel fortgeschritteneren und freieren Entwickelung festgehalten wurde. Als charakteristische Kennzeichen desselben erscheinen in der menschlichen Gestalt die übertriebenen Schwellungen und Einschnitte des Körpers: jene an Hüften, Hintertheilen und Waden, diese in der insektenartigen Schmalheit der Taille und Kniekehle. Die Gesichter sind übermäßig scharf geschnitten, die Nase von auffallender Länge, ebenso Fußsohlen, Zehen und Finger ins Lange gezogen und die Knöchel an den Füßen übertrieben hervorgehoben. In der Kleidung ist für die weiten Gewänder die ganz regelrechte steife Faltung,

für die knappen der enge Anschluß an die Leibesformen, in den Bewegungen eine krankhafte Steifheit charakteristisch. Dieser Styl, der zugleich als der heilige Styl der Kultbilder galt, erhielt sich als solcher durch alle Zeiten der etruskischen Kunst, und ging von dort in gleicher Eigenschaft auf die Römer über. Die anmuthlose Richtigkeit der Zeichnung, welche einen wesentlichen Charakter dieser etruskischen Kunst bildet, ist ein Zug, welcher sich zwei Jahrtausende später auf demselben Boden in der toskanischen Kunst des aufstrebenden Mittelalters wiederfindet.

Weit weniger Einfluß gewann in Etrurien der aus den Schranken jener strengen Härte hervorgetretene reine griechische Styl, von dessen Nachbildung sich nur spärliche vereingelte Beispiele finden. Anders dagegen war es mit jenem weicheren griechischen Style, wie er seit der Diadochenzeit mehr und mehr in der hellenischen Kunst zur Herrschaft gelangte. Die Etrusker, welche die Strenge der altgriechischen Bildweise noch mehr verstrengert hatten, verweichlichten ebenso den weichlichen Styl der späteren griechischen Kunst bis zum Ueppigen und Lasciven. Aber Thatsache bleibt es, daß die griechische Mythologie in vielen der schönsten etruskischen Kunstwerke vorherrscht, wenngleich es eben so wenig an Beweisen fehlt, daß die Etrusker, einmal vom Lichte griechischer Kunst erleuchtet, auch ihre eigenen Vorstellungen mit griechischem Sinne aufgefaßt haben.

Allerdings ist es bei einem großen Theil der erhaltenen Werke etruskischer Kunst sehr schwer, die Zeit derselben historisch zu bestimmen. Denn diese Kunst, die doch immer nur als eine handwerksmäßige, wenn auch überaus großartige Industrie erscheint, ist ohne wahrhaft organisches Leben und ohne eigentliche historische Entwickelung. Und weil sie nicht in den tieferen und edleren menschlichen Kräften und Anlagen der Nation ihre Wurzel hat, so ist die Kunstthätigkeit der Etrusker auch nicht gebunden an das politische Dasein der Nation. Die Kunst, sagt Abeken in seinem Werke über Mittelitaliens früheste Zustände, hört bei den Etruskern nicht auf mit der politischen Selbständigkeit des Volks; sie besteht vielmehr fort in dem Grade, als sich eben durch die politische Schwäche die Ueppigkeit

des Lebens mehr und mehr steigert. Aber freilich richtete der politische und sittlichgeistige Verfall, wenn er auch den Luxus der Kunst zur Blüthe erhob, doch dasjenige in ihr zu Grunde, was zuvor etwa edel und ernst gewesen war. Der griechische Lebensfunke, der früher in einem fremden, verschieden organisirten, aber doch immer lebendigen Körper das künstlerische Handwerk erhob, zuckte in dem absterbenden nur mühsam fort, bis das römische Etrurien auch wieder mit lebendiger Theilnahme an der römisch-griechischen Kunst in einzelnen Denkmälern hervortritt *). Hier also, bei der Betrachtung der römischen, werden wir auf die Kunst der Etrusker zurückkommen müssen.

*) Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten der römischen Herrschaft. S. 312.

Roms Kunſtanfänge.

Die älteſte Geſchichte Roms, wie ſie die Schriftſteller dieſes Volkes in viel ſpäteren Zeiten ihren Leſern erzählten, iſt längſt erkannt als ein künſtliches Gemiſch von alten Legenden und poetiſchen Sagen, das keinen Anſpruch darauf machen darf, wirkliche hiſtoriſche Auskunft zu geben über die Entſtehung der merkwürdigſten aller Städte der alten Welt und die Geſchichte ihrer älteſten Jahrhunderte. Der Forſchergeiſt unſerer Zeiten, welcher in die Tiefen der Dinge dringend das Weſen derſelben vom Scheine gelöſt ſich klar zu machen ſtrebt, iſt auch hinabgeſtiegen in die Nacht jener längſtbegrabenen Zeiten und hat mit der Leuchte der kritiſchen Forſchung ihr Dunkel zu erhellen nicht vergebens verſucht. Es iſt ein erhebender Gedanke, daß wir nach zwei Jahrtauſenden in die Anfänge Roms einen tieferen Einblick und von ſeinen früheſten Zuſtänden eine richtigere Anſchauung beſitzen als ſelbſt die größten Gelehrten und berühmteſten Schriftſteller des ſtolzen Volkes auf der Höhe ſeiner Bildung und weltbeherrſchenden Macht.

Die Stadt Roma, welche in uralter Zeit auf und an den quellenarmen, mit wildem Wald- und Buſchgeſtrüpp bedeckten Hügeln und in den

ungesunden sumpfigen, oft überschwemmten Niederungen des Tiberstromes von dem Volke der Latiner gegründet ward, ist mit Nichten zuerst und vorzugsweise eine Stadt von Ackerbauern gewesen, deren naturgemäße Ansiedlung sich nimmermehr auf diesen ungesunden unfruchtbaren Fleck Erde gewendet haben würde. Sie ist vielmehr gegründet worden als ein Grenzkastell und wohlgeschütztes Emporium für die Fluß- und Seeschifffahrt der gesammten ältesten Landschaft Latium, d. h. der Bevölkerung jener »Landesbreite«, welche sich mit einem Gebiete von etwa vierunddreißig deutschen Meilen ausdehnt zwischen Tiberstrom und Apennin, bis zu den Ausläufern des Albanergebirgs und der Meeresküste. Dafür zeugen zahlreiche Spuren und Gründe, welche der neueste Geschichtschreiber der römischen Dinge zu schlagender Ueberzeugung zusammengestellt hat *). Wir müssen uns davon entwöhnen, das alte Rom als einen ausschließlich ackerbauenden und dem Meere fremden Staat zu denken. Diese Stadt, die ein Schiff als ihr Wappen führte, die auf allen anderen Seiten die Grenzmarken ihrer zahlreichen Nachbarstädte in kaum stundenweiter Entfernung von sich sah, und nur gegen das Meer hin ihr erstes eigenes Gebiet weit ausdehnte, dies Rom, das in der Tiber-Mündungsstadt Ostia seine älteste Seevorstadt besaß, das mit Caere, dem etruskischen Handelsemporium, in uralter Verbindung erscheint, das zuerst unter den Italikern eigenes Geld münzte und in frühesten Zeiten schon mit überseeischen Handelsstaaten Verträge abschloß, war auch durch seine Lage ganz dazu geeignet, ein Entrepot zu sein für den latinischen Fluß- und Seehandel. Früh war in Rom neben der landbautreibenden eine zahlreiche nicht ackerbauende Bevölkerung ansässig, aus Fremden und Heimischen gemischt, von denen die ersteren das Asylrecht in die Stadt zog.

Die Bewohner des ältesten Roms sind, wie die Italiker überhaupt, mit den Griechen aus einem und demselben gemeinsamen Urstamme, dem indo-germanischen erwachsen. Die Geschichtsforschung unserer Tage hat

*) Römische Geschichte von Theodor Mommsen. Th. I., S. 90 ff.

erwiesen, daß bei Griechen und Italikern in Sprache wie in Sitte Alles, was die materiellen Grundlagen des menschlichen Daseins betrifft, auf dieselben Elemente zurückgeht, und daß die ältesten Aufgaben, welche die Erde an den Menschen stellt, einstmals von beiden Völkern, als sie noch eine Nation ausmachten, gemeinsam gelöst worden sind *). Italiker und Griechen sind Brüder, und ihre Namen, mit denen sie sich in der urältesten Zeit gegenseitig benannten, hier Graii oder Graici, dort Opiker oder Opsker, geriethen später in Verschollenheit, bis der erstere durch das weltbeherrschende Volk der Römer zur allgemeinen Geltung gebracht ward. In der Sprache finden wir beiden gemeinsame zahlreiche Bezeichnungen ältester Kulturbegriffe für Hirtenleben, Feld- und Gartenbau, für Haus und Hof und Producte der Erde. Dieselben Spuren ursprünglicher Gemeinschaft zeigen sich in den Elementen der Religion und der Wissenschaft. Die Gräkoitaliker, d. h. dasjenige Volk indo-germanischen Stammes, das sich später in die beiden Völker der Griechen und der Italiker sonderte, ist schon in frühester Zeit ein Korn, Oel und Wein bauendes Volk gewesen. Wie beide in jenen sprachlichen Bezeichnungen, in Form und Weise des Ackerbaues und der Benennung der Geräthe und Kulturpflanzen übereinstimmen, und bei beiden Völkern die Weise der Landmessung auf denselben Grundlagen beruht, so ist auch das griechische Haus, wie Homer es kennt, dasselbe, das in Italien von uralter Zeit her festgehalten blieb. Gleich ist endlich bei beiden der Schiffbau, gleich die älteste Waffe, gleich auch die Kleidung; denn die Tunica ist dem griechischen Chiton durchaus entsprechend, und nur durch größere bauschende Weite ist die Toga vom griechischen Himation unterschieden.

Anders ist es auf dem geistigen Gebiete. Denn auf diesem geschieht es überhaupt, daß die sonst materiell verbundenen Individuen und Völker auseinandergehen. Zwar ruhen bei Griechen und Italikern alle patriarchalischen Elemente auch des Staates auf gleichen Grundlagen. Aber der weitere Ausbau ist ein unendlich verschiedener. »Familie und Staat,

*) Mommsen a. a. O. S. 17.

Kunst und Religion sind von beiden Völkern so durchaus eigenthümlich und national entwickelt worden, daß die ursprüngliche Einheit unseren Augen fast völlig entzogen ist.« Aber es lebte doch ein geheimes Bewußtsein der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit fort unter den getrennten ungleichen Brüdern, und der jüngere, stärker und rauher von der Natur angelegte, fühlte sich heimlich angezogen von der sanfteren Schönheit und Bildung des älteren, den er seiner Kraft nur unterwarf, um zuletzt wieder von ihm durch die Zauberreize seiner Kultur besiegt zu werden. Der Römer lernte allmälig wenigstens verstehen, schätzen und genießen, was selbst hervorzubringen ihm die Natur versagt hatte.

Alle Kunst des Alterthums ist von der Religion ausgegangen, und gerade auf dem religiösen Gebiete tritt die Verschiedenheit der Griechen und Römer am schlagendsten hervor. Nur die Begriffe der gleichnamigen Haus- und Heerdgöttin, Hestia bei den Griechen, Vesta bei den Römern geheißen, und des heiligen Raumes, Templum von den Römern, Temenos von den Griechen genannt, erinnern noch an älteste Gemeinschaft. Der künstlerische Idealismus und die plastische Kraft des auf sinnliche Anschauung gestellten Hellenen ruheten nicht eher, bis sie den Naturbegriff oder die sittliche Vorstellung zum persönlichen, individuellen Wesen, zu einem, dem Menschen möglichst ähnlichen Gotte und Götterbilde gestaltet hatten. Den Römer trieb der angeborne Sinn für das Allgemeine, Vergeistigte, Begriffliche, überall in der ganzen Natur wie in der Welt des menschlichen Daseins, das Geistige, Allgemeine, die Abstraktion als Gott hinzustellen und zu verehren. Sein Jupiter und seine Juno, seine Minerva und seine Ceres sind Abstractionen der Männlichkeit und der Weiblichkeit des Gedächtnißvermögens und der schaffenden Kraft. Jeden Dinges Begriff ist für den Römer zugleich dessen Gottheit, selbst die Vorrathskammer und das eingefriedigte Gehöft des Landmanns, die Grenze, die seine Feldmark umfaßte, der Wald, der ihm sein Holz gab, das kreisende Jahr, nach dem er seine Arbeit regelte, sie wurden als Begriffe abstrahirt zu Göttern gemacht und als Penaten und Herkules, als Terminus, Silvan und Vertumnus verehrt. Ja alle Zustände und phy-

fischen Ereignisse, alle Handlungen und Thätigkeiten haben ihren Geist, der als Gott angerufen wird im Gebet, das der Römer gesenkten und verhüllten Hauptes spricht, der Grieche dagegen das Auge empor zum Himmel gerichtet. Denn des Griechen Religion und seine Götter sind Anschauung und Gestalt, die des Römers Begriff und Gedanke. »Wie Indien und Iran aus einem und demselben Erbschatze jenes die Formenfülle seiner heiligen Epen, dieses die Abstraktionen der Zendavesta entwickelte, so herrscht auch in der griechischen Mythologie die Person, in der römischen der Begriff, dort die Freiheit, hier die Nothwendigkeit. Jene führt zum Mythus und zur Kultfigur, und damit zur Poesie und zur Bildnerei; aber das tiefe Gefühl des Allgemeinen im Besonderen, die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit des Einzelnen, der Glaube an die eigenen Götter ist der reiche Schatz der italischen Nation*).« Noch heute lebt im Volkscharakter des italischen Landes jener auf das Faßliche und Reelle gerichtete Zug in der Sinnesweise des Römers, dem sein Gott nur galt als ein praktisches Hülfsinstrument zu sehr irdischen praktischen Zwecken, und der altrömische Gauner, der bei Horaz die Göttin des Diebshandwerks die »schöne Laverna« mit Opfergabe und Gebet anruft, damit sie ihm hülfreich sei bei seinem Gewerbe, er ist der richtige Ahnherr des modernen italischen Banditen und Räubers, der seine spezielle Madonna oder seinen ihm eigenen Schutzheiligen mit Opfergaben und Gebeten zum Schutze bei seinem Geschäfte zu gewinnen meint. Diese Richtung des römischen Charakters auf das Abstrakte und zugleich auf das Praktische ist es, welche das Volk der nutzenbringenden That von dem Volke der Schönheit gestaltenden Bildens unterscheidet in dem Verhältnisse beider zur bildenden Kunst. Und dieser Unterschied ist es, dem der Dichter der Größe Roms in seiner Aeneide durch die stolze Mahnung Sprache giebt, welche er dem Vater des römischen Urahnherrn in den Mund legt:

*) Mommsen I., S. 21.

»Andere werden das athmende Erz anmuthiger formen,
Werden, ich weiß! dem Marmor lebendigen Ausdruck verleihen,
Werden beredtsamer sein im Gericht und die Bahnen des Himmels
Messen mit kreisendem Stab und der Stern' Aufgänge verkünden; —
Du sei, Römer, bedacht der Völkerbeherrschung zu walten!
Solcherlei Kunst sei dein, des Friedens Gesetz zu bestimmen,
Wer sich ergab zu verschonen und niederzuwerfen den Trotzer!«

Als Virgil diese Zeilen sang, hatte sein Volk diese prophetische Weisung bereits vollständig erfüllt. Auch Griechenland trug mit der gesammten Kulturwelt des Alterthums das Joch des gewaltigen Herrschervolkes. Aber der Dichter des römischen Herrscherruhms steht bereits selbst da als ein Schüler, sein Gedicht als das Produkt griechischer Kunstbildung; denn wir werden weiterhin sehen, wie sein Freund und Zeitgenosse, der Griechenfreund Horaz, gestehen mußte, daß:

»Hellas, besiegt, den wilden Sieger besiegte, und Bildung
Brachte dem bäurischen Land von Latium —«

und daß zu diesen »Künsten der Bildung«, mit deren Hülfe das unterworfene Volk seinen rauhen Besieger in Fesseln schlug, auch der künstlerische Sinn und Geschmack, ja theilweise selbst die Ausübung der hellenischen Bildkunst gehörte.

Bildende Kunst in Rom zur Zeit der Königsherrschaft.

Es ist außer allem Zweifel, daß schon in der ältesten Periode der römischen Geschichte neben dem etruskischen auch ein griechischer Einfluß auf die italische Kunstübung stattgefunden hat. Die griechische Nation hatte schon früh im südlichen Italien wie im östlichen Sicilien festen Fuß gewonnen, und erhaltene Münzen von strenger alterthümlich schöner Arbeit, zum Theil sechshundert Jahre vor unserer Zeitrechnung geprägt, bezeugen, daß die Achäer des Westens nicht nur Theil nahmen an der Entwickelung der Bildkunst im Mutterlande, sondern dem letzteren in der Technik wohl gar überlegen waren. Aber auch im Lande Latium selbst

begegnen wir frühzeitig den Spuren griechischer Kunst. Den Steinbau hat Italien mit den eisernen Werkzeugen für denselben von den Griechen erhalten, und alle vorhandenen ältesten italischen Bauten dieser Art tragen die entschiedenste Aehnlichkeit mit den ältesten griechischen. Auch der älteste spitzdachige Tempel, der später zur Kaiserzeit der tuskanische hieß, ursprünglich in Holz, später in Stein gebaut, ist griechischer Art und Abkunft. Unter den Hantirungen und Gewerben zeigt schon das alte königliche Rom neben dem Ackerbau, der obenan stand, in den Zünften der Goldarbeiter, Töpfer und Kupferschmiede einen Aufschwung des einheimischen Kunsthandwerks, der freilich später durch die steigende Handelseinfuhr der Erzeugnisse babylonischen und ägyptischen, etruskischen und griechischen Kunstfleißes herabgedrückt wurde. Seine ältesten Werkzeuge und Muster erhielt das latinische Kunsthandwerk der Plastik in Thon und Metall aus Groß-Griechenland. In genauer Verbindung mit Griechenland standen die ältesten großen Handelsstädte italischer Gründung Spina und Hatria am Po, Roma die Tiberstadt und das etrurische Caere, und griechische Bilderverehrung mit eigenen Göttertempeln drang frühzeitig aus dem hellenisirten Süden Italiens in Latium ein. Die Bildhauerei ward hier, wie in Italien überhaupt, zurückgehalten durch den Mangel eines geeigneten Materials. Selbst der weiche Alabaster wurde erst spät zu Todtenkisten verarbeitet, während man sich zu Statuen des weichen Sandsteins oder des porösen Peperins (des etruskischen Nenfro) bediente. Man arbeitete auch in Stein zunächst zusammensetzend, wie bei den Kunstwerken aus Thon und Metall, und die Bildhauerei von Figuren beschränkte sich in dieser Periode auf solche, die zu architektonischen Zwecken, wie zu Aufsätzen für Grabhügel, dienten, und auf Götter- und Portraitfiguren zum Schmuck der inneren Grabräume. Die Statuen aus dieser ältesten römischen Periode, deren sich mehrere noch in später Zeit erhalten hatten, waren sämmtlich von Erz. Denn die Plastik in Erz und Kupferguß entwickelte sich wie die Bildnerkunst in Thon durch den Reichthum Italiens an diesen Stoffen schon früh zu bedeutender Kunsthöhe und technischer Meisterschaft, und etruskische

Künstler wagten sich selbst an die Bildung funfzig Fuß hoher Erzkolosse.

Die Uebersiedlung etruskischer Kunst nach Rom war eine Folge der Vereinigung Südetruriens mit Rom unter der Herrschaft der letzten römischen Könige aus dem Fürstengeschlecht der etruskischen Tarquinier, deren Familiengrab in unseren Tagen bei Cervetri neben den Trümmern der alten etruskischen Handelsstadt Caere, wieder aufgefunden ist. Die Sage nannte den ältesten Tarquinier einen Griechen von Abstammung. Soweit das Dunkel so entlegener Zeiten uns ein Urtheil verstattet über den wirklichen Bestand der Ereignisse, welche einem etruskischen Fürstengeschlechte den Weg bahnten auf den römischen Königsthron, dürfen wir die Vermuthung aussprechen, daß Tarquinius in Rom zur Ausführung brachte, was ihm und den Seinen in Etrurien mißlungen war. Sein Geschlecht hatte dort vergeblich versucht, das von dem eingewanderten Volke der Rasennä unterdrückte gräkoitalische Volkthum zur Geltung zu bringen. Das Fehlschlagen dieses Unternehmens zwang die Tarquinier zur Auswanderung nach Rom, und hier gründete Tarquinius Priscus, zum Könige erwählt, ein für damalige Zeiten mächtiges Reich, das nach Etrurien hin die Städte Veji, Caere und Tarquinii, nach Latium hin Gabii, Tusculum und Antium einschloß. Das in Etrurien unterdrückte Griechenthum fand durch ihn in Rom einen Mittelpunkt namentlich auf dem Caelius, und Südetrurien ward seitdem von Rom aus regiert. Porsenna's späterer Zug von Clusiums Gebirgshöhen gegen Rom war ein Aufbruch des nördlichen Etruskerlandes gegen das südliche, der Krieg gegen Rom eine Kräftigung des eigentlich etruskischen Bluts der Nation gegen das neugestärkte griechische Element. In Folge desselben verloren die Römer den größten Theil der von den Tarquiniern gewonnenen Herrschaft, und nach der Schlacht von Aricia, dritthalbhundert Jahre nach der Gründung Roms war, wie vor Alters, die Tiber wieder Grenze geworden zwischen Etruskerland und dem geschwächten Latium.

An dies Geschlecht der Könige Roms aus griechisch-etruskischem Stamme knüpft nun auch die Sage in ihrer Weise das Auftreten der

ersten Namen bildender und zeichnender Künstler in Italien. Diese Künstler der ältesten italischen Kunstsage sind Griechen. Als Demaratos, der Vater des ersten Tarquinius, aus Korinth vertrieben, etwa hundert Jahre nach Roms Erbauung von Griechenland nach Etrurien auswanderte, brachte er drei Künstler mit sich aus der Heimath. Sie hießen Diopos, Eucheir und Eugrammos, das heißt »Ordner«, »Bildner« und »Zeichner«. Diese Sage, welche Plinius in alten Ueberlieferungen berichtet fand, sprach eben nur aus, was jetzt historisch feststeht, daß schon in ältester Zeit griechische Kunst Einfluß geübt auf italischen Kunstbetrieb, und daß namentlich Tarquinii im Etruskerland geschickte Formung des Thons und schöne Zeichnung auf den Gefäßen aus Korinth erhalten habe*). Es ist in der That keine einzige der italischen Kunstrichtungen, die nicht ihr bestimmtes Musterbild fände in der altgriechischen Kunst. Durch die Tarquinier kam diese griechisch-etruskische Kunst, kamen auch griechische Künstler nach Rom. Neben den gewaltigen militärischen und politischen Bauwerken des Servianischen Roms fehlte es auch nicht an Werken der Bildkunst. Etruskische Künstler bauten den Tempel des Jupiter Kapitolinus, und ein Meister aus Veji, von Tarquinius Priscus eigends dazu herberufen, schuf für jenen Tempel das kolossale Bild des blitztragenden Gottes aus Thon, das man an hohen Festen mit Mennig röthlich anzustreichen pflegte. Aus demselben Stoffe bildete derselbe Meister — sein Name, offenbar symbolisch, hieß Volcanius — die Viergespanne auf dem Giebel des Tempels, und noch in Plinius' Tagen zeigten die Fremdenführer den Alterthumsfreunden in Rom einen von diesem uralten Künstler gefertigten Herkules, der von seinem Stoffe den Beinamen des »thönernen« führte. »Denn damals,« fügt Plinius moralisirend hinzu, »standen Götterbilder solchen Stoffes in höchstem Ansehen, und wir schämen uns derer nicht, die sie anbeteten; denn aus Gold und Silber verfertigten sie nicht einmal ein Werk für ihre Götter.«

*) So Niebuhr R. Gesch. I., 187. Mommsen, Röm. Gesch. I., 152. Brunn, Gesch. der griech. Künstler I., 529.

Aus Thon also waren die ältesten römischen Götterbilder, und etruskisch-griechische Kunst, im Style der ältesten altgriechischen entwickelt, war es, welche den Römern ihre ersten Götterbilder schuf; denn mehr als hundertsiebzig Jahre, sagt Varro, haben die alten Römer ihre Götter ohne Bilder verehrt. Ein Schild, eine Lanze oder sonst ein Symbol vertrat damals das Bildniß des Gottes, und als Bild des Vertumnus, des Gottes der heiligen Jahreswende, diente, wie Properz singt, in den ältesten Zeiten vor Numa »ein Ahornstamm mit eiliger Sichel behauen,« ehe der Erzgießer Mamurrius Veturrius, ein Künstler gräko-italischen Stammes, das Erzbild des Gottes schuf, das der genannte Dichter in der zweiten Elegie des vierten Buches feiert. Etruskischer Arbeit und Herkunft waren die Insignien des römischen Königthums: der aus Elfenbein geschnitzte Sessel, der Kranz, der Scepter und die Toga, und mit dem königlichen Hausrath der Tarquinier wanderte auch ein großer Theil des bürgerlichen in Rom ein, namentlich die Werke der Töpferkunst, die diesen Ursprung noch in der Kaiserzeit durch ihren Namen bezeugten.

Auf die Portraitstatue bei den Römern gewann die griechische Kunst frühzeitig Einfluß. Die älteste Statue des Romulus, welche, wie die ältesten römischen Königsstatuen immerhin bis auf die Zeit der Tarquinier zurückgehen mag *), war nackt, wie die des Camillus, während bei den Etruskern in den Statuen Panzer und Bekleidung üblich waren.

Ueberhaupt ist der Einfluß der etruskischen auf die im ältesten Rom geübte latinische Kunst kein dauernd bestimmender und kein solcher gewesen, welcher zur völligen Abhängigkeit dieser von jener geführt hätte. Es zeigt sich vielmehr, soweit die erhaltenen Kunstwerke ein Urtheil zulassen, eine wesentliche Verschiedenheit der Art und Weise, wie im Etruskerlande und wie in dem Latinervolke griechischen Urstammes die Kunst in dieser Periode geübt ward. Hören wir den Forscher **), der zuletzt in unserer Zeit das Resultat dessen zusammengefaßt hat, was wir wissen

*) S. Torso I., S. 526.

**) Mommsen I., S. 153. 154.

können von diesen Dingen, so sind die etruskischen Kunstwerke den latinischen ebenso überlegen an Masse und Pracht, als sie zurückstehen hinter ihnen an Geist und Schönheit. Und wieder ist es in Etrurien vorzugsweise der südliche Theil, wo die reichen Kunstschätze von Caere, Tarquinii und Volci sich finden, während der nördliche arm erscheint, und z. B. die nördlichste Stadt Volaterrä, mit dem größten Gebiet unter allen etruskischen Städten, auch zugleich der griechischen Kunst von allen am fernsten steht. Die herrlichsten italischen Gemälde bewunderte man in den Tempelbildern griechischer Künstler zu Ardea und Lanuvium, demnächst in Rom und Caere. Aber die Kunst des Pinsels zu verschwenden an den Wänden des Todtengemachs war nicht in Latium, nur in Etrurien Sitte, vorzüglich im mittleren; nördlich von Chiusi, da wo heute der römische Kirchenstaat an Toskana grenzt, hat sich kein ausgemaltes Grab gefunden. Der Kupferguß ward in Etrurien weit schwunghafter betrieben als in Latium; aber welches Werk reicht an die Kapitolinische Wölfin? Und als später die Sitte der gegossenen Kupfermünzen aufkam, entstanden die schönsten Formen im südlichen Latium, leidliche in Rom und Umbrien, während die des nördlichen Etruriens fast bildlos und barbarisch erscheinen. Die Zahl der etruskischen Spiegel überwiegt weitaus die der latinischen und besonders pränestinischen Schmuckkästchen. Unter beiden giebt es schöne Arbeiten, allein von dem schönsten Werk der latinischen Kunst dieser Gattung, von der Ficoronischen Cista, darf mit Recht gesagt werden, daß kaum ein zweites Erzeugniß der Graphik des Alterthums den Stempel einer so in Schönheit und Charakteristik vollendeten und noch vollkommen reinen und ernsten Kunst aufzeigt. Und dieses Werk ist nach ausdrücklicher Angabe in Rom gezeichnet. So ist es überall wo wir vergleichen können; und wo wir es nicht können, wie bei den Silbermünzen und dem Goldschmuck, ist der Grund der, daß man in Latium eben jene nicht brauchte und diesen dem Todten mit ins Grab zu legen erst die Sitte, dann das Gesetz verbot. In der Art, wie im Styl der etruskischen Kunstwerke, finden wir eine gewisse barbarische Ueberschwänglichkeit, die den latinischen völlig fremd ist. Was in Grie-

chenland einzelner Scherz und flüchtige Skizze ist, wird in Etrurien stehende Sitte und sorgfältiges Kunstwerk, wo dort leichtes Material und mäßige Verhältnisse erscheinen, treten hier ebenmäßige Pracht und Größe der Kunstwerke prahlerisch hervor. Wo die etruskische Kunst nachbildet, muß sie übertreiben. Das Strenge wird ihr hart, das Anmuthige weichlich, das Ueppige gemein, das Schreckliche zum Scheusal, und immer deutlicher tritt dies hervor, je selbständiger sie sich gestaltet.« Es ist ein wichtiges Ergebniß der neuesten Forschung, daß es neben dem entschiedenen Einflusse, den etruskische Kunst auf Latium und Rom gewann, eine von ihr unabhängige Kunst in Latium gegeben hat, die in ungleich vollkommnerer Weise, wenn auch mit beschränkten Mitteln, ihren griechischen Vorbildern nacheiferte. Und während unsere Kunstgeschichte einst die griechische von der etruskischen Kunst ableitete, scheint sie jetzt vielmehr in dem Falle zu sein, den Etruskern in der Geschichte der italischen Kunst den letzten Platz statt des ersten anzuweisen.

Die ersten zwei Jahrhunderte der Republik.

Die älteste Geschichte Roms von den Tarquinischen Königen bis auf die Zeit, wo die Stadt des Romulus als Herrin von ganz Mittel- und Unteritalien zum ersten Male mit ihrer alten Bundesfreundin Karthago zusammentraf zu dem mehr als hundertjährigen Entscheidungskampfe über die Herrschaft der Welt, bietet ein merkwürdiges Auf und Ab ihrer Macht und der durch sie bedingten Kulturverhältnisse dar.

Rom unter den letzten Königen ist mächtiger und glänzender gewesen, als man es sich gemeinhin vorzustellen pflegt. Das Volk und Reich, über welches der letzte Tarquinier herrschte, stand in Handelsverbindung und Verträgen mit Sicilien und Karthago, und seine Münzen hatten diesseits und jenseits des Meeres Geltung. Seit Servius Tullius war Rom ein demokratischer Handelsstaat mit einer Kultur, welche vorzugsweise griechische Färbung trug. Der Tempel des Kapitolinischen Jupiter, der sich mit seinem Walde von 64 Fuß hohen Säulen, 192

Fuß breit und 207 Fuß lang, geschmückt mit stattlichen Bildwerken, auf dem heiligen Burghügel des Kapitols erhob, ist nicht minder ein bedeutsames Zeugniß für die hohe Kultur jener Zeit, als das Riesenwerk jenes Wasserbaues der Cloaca maxima, welche selbst das kaiserliche Rom noch mit Staunen betrachtete. Noch heute, nach mehr als dritthalb Jahrtausenden stehen diese aus ungeheuren Werkstücken mittelst des Zahnschnitts emporgewölbten Bogen, jedem Gewicht der Erde trotzend, wohlerhalten vor uns da, als wären sie gestern zusammengefügt. Die gegen vierzehn Fuß hohen, zwölf Fuß breiten Tuffsteingewölbe, welche Roms Niederungen zu entwässern erbaut wurden, liegen wohl 27 Fuß unter dem spätesten Pflaster. Darüberhin bauten die Römer seitdem ihre Tempel und Paläste, ihre Theater und Kolosseen, Jahrtausende alter Schutt lagerte sich auf ihrem aus kolossalen Werkstücken gefugten Rücken, und immer noch steht der alte Etruskerbau unerschüttert für jede Zukunft, allein den ägyptischen Riesenbauten an Dauer vergleichbar. Diese Größe und diese Kultur des alten königlichen Roms ist auch keineswegs in den dritthalb Jahrhunderten auferbaut worden, zu deren Enge die später dichtende Geschichtschreibung die Anfänge der Stadt von ihrem Gründer bis zu ihrem letzten Könige zusammengedrängt hat. Die heilige Siebenzahl der Könige, deren jeder als das Symbol erscheint für eine bedeutende Seite der Entwickelung — eine Symbolik, die sich bei Romulus und Numa bis auf die Namen erstreckt, — ist nur der sagenhafte Auszug einer viel längeren Reihe von Herrschern, und einer Geschichte, die sicher um viele Jahrhunderte zurückreicht hinter das Jahr 754, von welchem das römische Volk später den Zeitpunkt datirte, wo Romulus mit der Pflugschar die Mauerlinie der Roma quadrata auf dem palatinischen Berge umriß.

Eine lange Reihe leidenvoller düsterer Zeiten, voll Erniedrigung, Noth und Elend aller Art folgte dieser glänzenden Zeit der römischen Königsherrschaft über Latium und Südetrurien. Die Reaction des einheimischen patricischen Elements gegen das demokratische Griechenthum der Tarquinischen Herrschaft, welche zur Vertreibung des letzten der Könige

dieses Stammes führte, der seinen Beinamen des »Stolzen« mit bestem Fug als einen Ehrennamen tragen durfte, diese Reaction, welche von demselben eingebornen Geschlechteradel ausging, dessen unmenschliche Tyrannei in den nächstfolgenden Jahrhunderten das Volk so oft zur Verzweiflung brachte, stürzte zunächst Rom und den römischen Staat herab von der gewonnenen Höhe seiner Macht. Zwar das vertriebene Königsgeschlecht und sein Regiment wurden nicht wieder hergestellt, aber Rom erlag dem Etruskerbunde unter Lars Porsenna von Clusium. Es verlor ein Drittheil seines Gebietes, und seine Herrschaft über den Tiberstrom und Südetrurien, und durfte sich — so lautete die Bedingung des Friedens, den die Gnade des Siegers gewährte — fortan des Eisens nur noch zur Pflugschar bedienen! Lars Porsenna zog ein in Rom, und die entwaffnete Stadt, die sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, huldigte dem Sieger als Oberherrn, dessen schwere Hand vorzüglich den römischen Adel traf. Das Volk aber, die Plebejer, gedachten noch lange nicht ohne Sehnsucht der alten Königsherrschaft und ihrer Blüthezeit.

Als dann Rom allmälig sich erholte, und nach hundertvierundzwanzig Jahren an Macht und Stärke, wenn auch nicht an Glanz und Reichthum, wiedererrungen hatte, was es zur Zeit des letzten Tarquiniers besessen, da brach wie eine Naturkatastrophe zerstörend das gallische Unheil herein. Die Flammen, in welchen der gallische Heerkönig die Stadt auflodern ließ, daß nichts übrig blieb, als die kapitolinische Burgveste, zerstörten zugleich den Rest der Kunstwerke ältester Zeit, soviel deren Porsenna übrig gelassen hatte; und Brennus' Saumthiere schleppten an Gold und edlen Metallen die letzte Besitzhabe solcher Art hinweg, mit der die besiegten Römer den Abzug der beutegierigen Keltenschaaren' zu erkaufen sich gezwungen sahen.

Und abermals mußte Rom seine Laufbahn von Neuem beginnen und beweisen, daß das Sprichwort Recht hat, welches sagt, »Rom sei nicht an einem Tage gebaut«. Nach wiederum hundertvierundzwanzig Jahren, erfüllt nach Außen mit unaufhörlichen Kriegen und Kämpfen gegen Latiner und Etrusker, Samniter, Volsker, Kelten und Kampaner

gegen den reisigen Kriegshelden Pyrrhus und seine unbesiegte macedonische Phalanx, verwirrt im Inneren durch die erbitterten Kämpfe der Parteien des Adels und der Plebejer, stand Rom endlich da als Herrin Italiens, den Fuß gehoben zum ersten Schritte auf der Staffel der Weltherrschaft.

Aber den bauenden und bildenden Künsten waren diese letzten Perioden weit weniger günstig gewesen als jene Königszeit, mit dem frisch anregenden Einflusse der jugendlichen hellenischen Kunst. Die Kriegsdrangsale, welche die ersten zwei Jahrhunderte der Republik erfüllten, verboten schon von selbst den Luxus großer Bauwerke und den schwunghaften Betrieb der anderen friedlichen Künste. Dennoch fehlen die Beweise nicht, daß selbst in diesen traurigen Zeiten noch Tempel gebaut und Bildwerke geschaffen wurden. Spurius Cassius, jener ebenso große als unglückliche Staatsmann, der sein edles Streben, dem gedrückten Volke gegen seine Standesgenossen zu seinem Rechte zu helfen, mit dem Leben büßte, erbaute der Ceres einen prachtvollen Tempel, den noch Vitruv als das Muster des tuskanischen Baustyls bewunderte. Nach Cassius' Hinrichtung ließ von seiner confiscirten Habe der Senat in demselben Tempel das Standbild der Göttin aufrichten, das erste Erzbild einer Gottheit in Rom. Ihm folgten andere, wie die Kolossalstatue des Herkules, welche im Jahre 306 v. Chr. auf dem Kapitol geweiht ward.

Auch die Sitte der Ehrenstatuen, von den königlichen Zeiten her überkommen, ward beibehalten. Zwar das eherne Standbild des Cassius selbst, das noch drei Jahrhunderte nach seinem Tode auf der Stätte seines zerstörten Hauses stand, hatte sicher nicht er selbst, wie später gefabelt ward, sondern ein Nachkomme seines Geschlechts dem großen Ahnherrn errichten lassen. Aber die Statuen der Helden des Krieges gegen Porsenna, die Standbilder der Clölia, des Horatius Cocles, des Mucius Scävola, die Bildsäule von Erz, welche auf einem Postament von aufeinandergeschichteten erznen Broden dem Minutius von dem dankbaren Volke gesetzt ward für wohlfeiles Korn, das er dem hungernden verschafft hatte, die auf dem Forum errichteten Erzbilder des Griechen Hermodorus, welcher bei

Abfassung der Zwölftafelgesetze Dienste geleistet, und der Gesandten, welche von den Fidenaten im Jahre 435 v. Chr. treulos erschlagen worden, die Reiterstatue des Marcius vor dem Kastortempel, die Bildsäule des Camillus und die Ehrenstandbilder, welche man dem tapfersten und dem weisesten der Griechen, dem Alcibiades und dem Pythagoras, nach einem Orakelbefehl auf beiden Seiten des Comitiums setzte*) — alle diese Werke der bildenden Kunst sind sichere Beweise, daß auch in den ersten Jahrhunderten der Republik die Kunst in Rom noch Beschäftigung fand. Diese Beschäftigung mehrte sich, als gegen das Ende der zweiten Periode die Herrschaft Roms über Italien, mit dem glücklich beendeten Kriege gegen Pyrrhus und die Völker und Städte Unteritaliens, entschieden war, und der glänzende Stand des öffentlichen Schatzes größere Unternehmungen erlaubte. Da begann auch die neue Hauptstadt Italiens sich mit glänzenden Kunstwerken zu schmücken, und manche der vorher aufgezählten Bildwerke, deren die römischen Schriftsteller gedenken, mögen vielleicht erst dieser Zeit angehören. Von den Helmen und Harnischen der besiegten Samniter errichtete Spurius Carvilius jenen Erzkoloß des Jupiter auf dem Kapitol, ein so gewaltiges Werk, daß der fromme Waller, der zum Heiligthume desselben Gottes auf dem Albanerberge wallfahrtete, von dessen Höhe herab drei Meilen weit den Koloß des Kapitols emporragen sehen konnte; und zu den Füßen des Gottes durfte der Donatar von den Ueberresten des Metalles sein eigenes Erzbild setzen. Schon begann man Straßen und Plätze mit der gewonnenen Kunstbeute zu schmücken, und die zweitausend Erzbilder von der Etruskerstadt Volsinii fanden dazu ihren Weg nach Rom nicht allein. Doch schonte man damals noch der Tempelbilder der unterworfenen Völker; die Sitte, auch diese zu plündern, begann erst im Hannibal'schen Kriege, und erst in diesem kamen Originalwerke der klassischen Bildkunst der Griechen, besonders aus dem eroberten Syrakus, nach Rom.

Auch die Malerei blühete schon um diese Zeit, und zwar vorzugs-

*) Vergl. Torso I., S. 516. 517.

weise als einheimische und geehrte Kunst in Rom und Latium. Ihre ersten Anfänge aber gingen zurück in eine noch frühere Zeit. Plinius sah in einem verfallenen dachlosen Tempel zu Ardea Wandgemälde und bewunderte ihre wohlerhaltene Frische, obschon sie älter seien als die Stadt Rom. Ist nun auch das Letztere Uebertreibung, so gehörten sie doch sicher zu den ältesten Resten griechischer Kunst in Italien; denn der Tempel selbst war verfallen und diente nicht mehr zum Kult, ja man wußte zu Plinius' Zeit nicht einmal den Namen des Gottes mehr zu nennen, dem er einst angehört hatte. Er sah ähnliche Wandbilder auch in der alten Stadt Lanuvium, nackte Darstellungen der Helena und Atalanta von der Hand desselben Künstlers gleichfalls in den Ruinen eines Heiligthums, und von solcher Schönheit, daß Kaiser Caligula Auftrag gab, sie herauszunehmen; aber die Structur der Wandfläche erlaubte es nicht. Auch Caere besaß solche Wandmalereien von großem Alter und hoher Schönheit, bei deren Anblick Jeder, der sie mit prüfendem Kennerblick betrachtete, sich, wie Plinius sagt, zu dem Geständniß genöthigt sah, daß die Kunst damals, d. h. etwa in den Zeiten der Tarquinischen Herrschaft, schon eine hohe Stufe der Vollendung erreicht habe.

Näher der historischen Zeit standen die Wandgemälde, mit welchen zuerst zwei griechische Meister Demophilos, der Lehrer des Zeuxis, und Gorgasos im ersten Jahrhundert nach Vertreibung der Könige den oben erwähnten Tempel der Ceres zu Rom ausschmückten. Vor ihnen hatten nur etruskische Künstler in Rom solche Arbeiten gemacht. Jene griechischen Maler waren zugleich plastische Künstler, und lieferten auch den plastischen Schmuck der Giebel für den Tempel. Bei einer späteren Restauration des letzteren verschwanden die Statuen wie die Gemälde, welche noch sehr wohl erhalten waren. Man löste die Bilder ab von den Wänden, befestigte sie auf Holz und gab ihnen eine Randeinfassung, die den Bewurf, auf dem sie gemalt waren, zusammenhielt, — so kamen sie in den Besitz von Sammlern und Liebhabern. Mag nun auch die Bewunderung eines Varro und Plinius für diese ältesten Werke der Malerkunst, die zum Theil über ein halbes Jahrtausend alt waren, vorzugsweise

ihrer naiven Komposition und ihrer feinen, korrekten Zeichnung gezollten haben, durch die sie für das weniger glänzende und reiche Kolorit entschädigen, so geht doch aus allen diesen Thatsachen mit Sicherheit hervor, daß in den Zeiten der Königsherrschaft wie in den ersten Jahrhunderten der Republik auch die Kunst der Malerei in Rom und Latium geübt wurde. Sogar geborne Römer werden uns unter den Meistern jener Zeiten genannt. Die Wandmalereien, mit welchen jener römische Patricier Cajus Fabius, Pictor d. h. der »Maler« zubenamt, den Tempel der Heilsgöttin zu Rom um das Jahr 302 v. Chr. auszierte und denen er, stolz auf seine Kunst, seinen Namen beigeschrieben hatte, erwarben in Farbe und Zeichnung noch das Lob der Kunstkenner Augusteischer Zeit.

Natürlich ist von allen diesen Werken, namentlich von denen der Malerei bis auf die handwerksmäßigen Leistungen in den ausgemalten Grabkammern von Südetrurien, nichts mehr erhalten. Nur zwei Werke der Plastik können uns noch heute einen Begriff geben von der Art jener Kunst der letzten königlichen und der ersten republikanischen Zeiten Roms. Es sind dies die Kunstwerke, welche wir unter dem Namen der Kapitolinischen Wölfin und der Ficoronischen Cista bereits früher erwähnt haben.

Die Kapitolinische Wölfin.

In den Tagen des Kaiser Augustus sah der griechische Schriftsteller Dionys von Halikarnassus, ein genauer Forscher römischen Alterthums, am Fuße des palatinischen Hügels in einem dem Romulus geweihten Heiligthume, auf dessen Stätte sich jetzt die Kirche San Teodoro erhebt, »ein Werk uralter Bildkunst«. Es stellte dar die dem Mars geheiligte Wölfin, welche nach der Sage einst die Gründer Roms ernährt, wie sie den beiden Mars entsprossenen Zwillingsknaben die milchstrotzenden Euter reichte. An derselben Stätte ward anderthalb Jahrtausende später das Bildwerk gefunden, welches unter dem Namen der »Kapitolinischen Wölfin« bekannt ist.

Der Gegenstand muß oft behandelt worden sein von den Künstlern zu Rom, denn wir lesen bei Livius, daß im Jahre 296 v. Chr. aus gewissen Strafgeldern eine ähnliche Gruppe aufgestellt ward bei dem heiligen Feigenbaume, der die Stätte bezeichnete, wo dies Thier die hülflosen Säuglinge gefunden, und welcher der Ruminalische hieß, von Ruma die Säugebrust, womit auch der älteste Name des Tiberstromes Rumen, und vielleicht selbst der Name Roma zusammenhängt. Einer gleichen plastischen Gruppe gedenkt Cicero mehrmals unter den Monumenten des Kapitols, und erzählt, daß ein Blitzstrahl sie von ihrem Postamente herabgeworfen habe. Die Dichter Ennius, und nach ihm Virgil, hatten die Scene geschildert. Beide nach Darstellungen der bildenden Kunst. Münzen zeigen dieselbe Gruppe noch in der Zeit des Kaiser Antoninus Pius, und zwar offenbar nach diesem ältesten Originale. Denn während in den Schilderungen der Dichter und in den zahlreichen Bildwerken späterer Zeit die Wölfin ihren Kopf, wie Virgil singt, schmeichelnd nach den Säuglingen hinwendet, ist derselbe auf jenen Münzen, wie bei der Kapitolinischen Wölfin, nach der Seite dem Beschauer entgegengewendet.

Lassen wir den Streit der Gelehrten bei Seite, welche seit Jahrhunderten darüber gehadert, welcher unter den beiden von den Alten erwähnten Gruppen unsere Wölfin — denn die Figuren der Zwillingsbrüder sind als neuere Ergänzung erkannt — angehört habe. Daß sie ein uraltes, ja das älteste und zugleich vortrefflichste Werk römischer Bildkunst ist, welches wir besitzen, darin stimmen die gewichtigsten Autoritäten überein. »Es ist auf uns gelangt gleich den Homerischen Gedichten, während unzähliges Jüngeres untergegangen ist *).« Spuren von Vergoldung, welche man früher noch wahrnahm, bestätigen, in wie hohen Ehren es im Alterthum gehalten ward. Meinte doch der Kirchenvater Lactantius, die Römer verehrten noch in seiner Zeit die Romulische Wölfin als eine Gottheit, und allerdings ist es Thatsache, daß das Christenthum den Tempel des Romulus, wo jenes Denkmal stand, noch

*) Worte Niebuhr's, Röm. Gesch. Th. I., S. 212.

als einen Ort hoher Verehrung des römischen Heidenthums vorfand, und nach seiner gewohnten Weise eben deshalb den verehrten Gründer Roms an dieser Stelle durch einen Heiligen zu ersetzen sich beeilte, der die zu ihm gebrachten Kinder ebenso heilte, wie Romulus es in alten Tagen gethan. Ebenso einig sind die größten Kenner alter Kunst, ein Winckelmann, Goethe, Meyer, Niebuhr, Mommsen, in der Schatzung des Werkes.

Wer erinnert sich nicht der wundervollen Strophen, mit denen Byron in seinem Child Harold *) diese Wölfin, das uralte Wahrzeichen der ewigen Stadt, die Säugamme ihrer Gründer, besingt:

Du blitzgetroffne Wolfin, Amme Roms,
Aus deren ehernem Euter jetzt noch fließt
Des Sieges Milch, wie einst, in diesem Dom,
Der dich als Denkmal alter Kunst umschließt;
Die Mutter, die aus wilder Brust ergoß
Ins Herz des großen Gründers Eisenkraft;
Auf die des Donners Blitz einst niederschoß,
Daß schwarzgefärbt die Glieder — hältst du Wacht
Noch heut, hast deiner Götterbrut noch jetzt du Acht?

Langgestreckten Leibes steht das mächtige Thier vor uns da, den Kopf seitwärts von dem starren Halse dem Beschauer dräuend entgegengewendet, als wolle es ihre Pfleglinge vor jedem Angriffe beschützen. Noch zeigt ein geborstener fingerbreiter Riß an einem der Hinterschenkel die Spur des Blitzes, der sie zu Cicero's Zeit unheilverkündend traf. Die alterthümlich steife und geradlinige Zeichnung, die Behandlung der Haare, welche nur wenig erhaben in reihenweisem Gelock eng am Halse anliegen, ja selbst eine gewisse Unbeholfenheit der Manier, in welcher das Ganze gearbeitet ist, sind ebensoviele Zeugnisse für das hohe Alter des Werks, während sie andererseits den grimmen Ausdruck und Charakter des dar-

*) Canto IV, Str. 88. Die Note, welche der Dichter dieser Stelle beifügt, ist zugleich die gelehrteste und gründlichste Zusammenstellung und Kritik aller Nachrichten, welche uns das Alterthum über dieses Kunstwerk hinterlassen hat.

gestellten Thieres nur noch verstärken. Bei dem Anblick dieses im römischen Gebirge von uralter Zeit her heimischen Raubthiers, das in seiner Verschlagenheit, Raubsucht und Grausamkeit, wie schon der große Mithridates sagte, so recht das geeignete Symbol war für das unbezähmbare, nach Länderbeute unersättliche Römervolk, wird es Einem zu Muthe, als sei gerade dieser rauhe und strenge Styl der allein passende für solche Darstellung, und als könne man sich dieselbe im reinen edlen griechischen Style ausgeführt gar nicht vorstellen — wie denn in der That auch von keinem der berühmten griechischen Thierbildner ein solches Werk sich erwähnt findet *). Und doch ist wieder in der Komposition selbst etwas menschlich Rührendes. Goethe, der von diesem Werke aussprach, daß es selbst in der geringsten Nachbildung immer noch ein hohes Vergnügen errege, hat diesem Gefühle in dem schönen Aufsatze über Myron's Kuh die beredtesten Worte geliehen. »Wenn an dem zitzenreichen Leibe dieser wilden Bestie sich zwei Heldenkinder einer würdigen Nahrung erfreuen und sich das fürchterliche Scheusal des Waldes auch mütterlich nach diesen fremden Gastsäuglingen umsieht, der Mensch mit dem wilden Thiere auf das Zärtlichste in Berührung kommt, das zerreißende Monstrum sich als Mutter, als Pflegerin darstellt, so kann man,« sagt er, »wohl von einem solchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten.« Ja in seiner vorzugsweise auf das Künstlerische gerichteten Betrachtungsweise scheint es ihm nicht unmöglich, daß vielleicht die Sage selbst zuerst durch den bildenden Künstler entsprungen sein möchte, der einen solchen Gedanken plastisch am besten zu schätzen wußte; — was denn freilich zu weit gehen heißt.

Wir wissen nicht, wer der Künstler gewesen, der das Werk gemacht, denn mit den Namen des Demophilos und Gorgasos, welche vor der Zeit des Phidias leiten, enden die spärlichen Nachrichten, die wir aus Plinius über die ältesten plastischen Künstler Italiens besitzen; und von

*) Der riesige Wolf im Belvedere des Vatican ist eine Arbeit römischer Kunst, die dies heimische Raubthier darzustellen besonders liebte.

da bis auf die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts ist eine Lücke in der italischen Kunstgeschichte, welche in viertehalbhundert Jahren auch nicht durch den Namen eines einzigen Meisters der Plastik in Italien ausgefüllt wird. Denn die drei bis vier Namen, welche uns aus dieser Periode von plastischen Künstlern durch Inschriften auf kleineren Werken erhalten sind, können natürlich in keinen Betracht kommen.

Zu den schönsten Werken der ältesten italischen Kunst gehört ferner die, allerdings beträchtlich jüngere bronzene Schmuckkiste, welche im Jahre 1743 bei Palästrina, dem alten Präneste, dem Fundorte der meisten solcher Luxuskunstarbeiten, ausgegraben und unter dem Namen der

Ficoronischen Cista*)

bekannt ist. Dieses runde, etwas über anderthalb Fuß hohe, auf Löwenklauen ruhende Schmuckgefäß, das zur Aufbewahrung von Metallspiegeln und sonstigem Putzgeräth diente, ist ringsum mit der eingegrabenen Darstellung einer Episode des Argonautenzugs verziert, die, an Erfindung und Zeichnung von reinstem griechischen Geiste, vielleicht von keinem Werke der antiken Zeichnung an ernster charaktervoller Schönheit übertroffen wird. Was aber diesem Kunstwerke seine hohe Bedeutung für die Kunstgeschichte giebt, ist der Umstand, daß uns eine Inschrift, deren Buchstaben der ältesten römischen Schreibart angehören, noch den Namen des Künstlers aufbewahrt hat, dessen Grabstichel dasselbe, und zwar, wie ausdrücklich bemerkt wird, zu Rom verfertigte. Er war aus dem Kampanischen Oskerlande, wo sich griechischer Sinn und Bildung noch unter der römischen Herrschaft lebendig erhielten, und hieß Novius Plautius. Auch den Namen der Frau — einer Landsmännin des Künstlers aus dem Präneſtinischen Geschlechte der Maguinier —, welche dies Gefäß schenkte oder einem religiösen Zwecke weihte, nennt eine gleich

*) Im Collegio Romano zu Rom.

alterthümliche Inschrift, aus deren Buchstabencharakteren sich ergiebt, daß das Werk etwa drei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung alt sein mag. Schon Winckelmann schätzte es hoch, und in neueren Zeiten haben sich die bedeutendsten Archäologen in zahlreichen Einzelschriften um die Deutung seines Bilderschmucks bemüht. Den Inhalt desselben bildet jene Episode aus dem Argonautenzuge, wo bei der Landung der zu jenem ältesten Seezuge verbundenen griechischen Heroen im Reiche der Bebryker zu Bithynien dessen König Amykos von dem Göttersohne Polydeukes (Pollux) im Wettstreite des Faustkampfs überwunden wurde. Die ausführliche Schilderung in der neuesten Ausgabe der Müller-Oesterley'schen Denkmäler alter Kunst*) überhebt mich einer Beschreibung dieses wundervollen Denkmals, das wie kaum ein anderes den großen Einfluß veranschaulicht, welchen die griechische Kunst schon um jene Zeit in Rom auf die nationale Kunstübung gewonnen hatte.

Dieselbe Sammlung des Collegio Romano, welcher dieses Werk angehört, besitzt noch zwei andere Kunstwerke: eine kleine Medusenbüste aus Bronze, als deren Verfertiger gleichfalls ein römischer Künstler derselben Abkunft und Zeit, Cajus Ovius, durch eine Inschrift genannt wird, und eine Bronzestatuette, auf der der Name des römischen Künstlers C. Pomponius in Schriftzügen sich geschrieben findet, welche die Zeit desselben gegen den Anfang des Hannibal'schen Krieges hinabrücken. Die letztere Figur trägt bedeutend mehr etruskischen Charakter, und wurde auch im etruskisch-römischen Gebiete gefunden. Man hat daher aus der Vergleichung dieser Werke wohl nicht mit Unrecht geschlossen, daß in den Zeiten, denen sie angehören, beide so verschiedene Kunstweisen, die griechische wie die italische, von denen jene in Campanien, diese in Etrurien ihre Wurzeln hatte, gleichzeitig in Rom geübt wurden.

---

*) Denkmäler der alten Kunst. Nach der Anordnung und Auswahl von C. Ottfried Müller. Zweite Bearbeitung durch Friedr. Wieseler. Bd. I., S. 65—70. Dies Werk ist die beste Illustration zur alten Kunstgeschichte, die ich mir jedem meiner Leser zur Hand wünschen muß.

Denkmäler etruskischer Plastik.

Wir schließen an diese ältesten beglaubigten Denkmäler römischer oder, wenn man will, latinisch-griechischer Bildkunst diejenigen Werke etruskischer Plastik an, welche unter den erhaltenen Resten derselben in unseren Museen vorzugsweise berühmt und geeignet sind, die Aufmerksamkeit des Betrachtenden lehrreich zu beschäftigen. Zu ihnen gehört in erster Reihe das metallene Abbild jenes von dem göttergeliebten Heros Bellerophon besiegten fabelhaften Unthiers der aus Löwen-, Ziegen- und Drachengestalt von der hellenischen Dichtung zusammenphantasirten Chimära. Dies Werk, welches bei Arezzo gefunden, unter dem Namen der

Chimära von Arretium

in der Florentinischen Gallerie bewahrt wird, ist als Theil einer Gruppe zu denken, welche die Erlegung des Ungethüms durch den Helden der

Sage darstellte — eine Scene, welche auch auf einem griechischen Terracottarelief des brittischen Museums abgebildet erscheint.

Die Ausführung ist voll Kraft und Leben, und die Strenge der Umrisse paßt gar wohl zu dem Charakter des grimmen Ungethüms. Knochen und Muskeln sind mit vieler Kenntniß und sehr kräftig behandelt. Die Schlange des Schweifes, die in das Horn des Ziegenhauptes beißt, ist neuere Ergänzung. Eine etruskische Inschrift wird auf die religiöse Weihung des Werks gedeutet. Das doppelköpfige Ungeheuer ist im Augenblicke des Unterliegens gedacht, das Ziegenhaupt schon im Sterben, der Löwenleib mit dem gesträubten Mähnenhaar beugt die Vorderpranken wie zu einem letzten Sprungversuche, während der Rachen des nach oben gegen den Angreifer gerichteten Hauptes sich zum Schmerz- und Wuthgebrüll öffnet gegen den Helden, der, wie die Sage meldet, von dem Flügelrosse Pegasus herab seine tödtlichen Streiche gegen das Ungeheuer führte. Das Werk ist eine der ausdrucksvollsten Darstellungen dieser phantastischen Gestalt, die eben ihrer Phantastik wegen dem etruskischen Geschmacke zusagte. Die Verbindung verschiedenartiger Formen zum Ausdruck verschiedener durch sie angedeuteter Eigenschaften findet sich schon in den Ninivehskulpturen ältester assyrischer Zeit, wo die Stierleiber mit Menschenhäuptern und Vogelschwingen die Vereinigung höchster Intelligenz, Kraft und Schnelligkeit ausdrücken. Auch die Chimära hat ähnliche symbolische Bedeutung, und ihre dreiköpfige Bildung, wie sie in einem Marmorwerke römischer Zeit in Villa Albani erscheint, versinnlicht nicht minder durch die Blutgier des Löwen, die gefräßige Tücke des Wolfs und die Schnelligkeit der felsenerkletternden Gemse jene verderblichen Naturkräfte, die allein der Mensch durch seinen Geist und durch der Götter Gunst zu bewältigen vermag.

Den Zeiten römischer Oberherrschaft über Etrurien gehört die unter dem Namen:

der Etruskische Redner

in der Gallerie zu Florenz befindliche überlebensgroße Bronzestatue an, welche in der Nähe des Thrasimenischen Sees gefunden worden ist. Aus einer beigefügten Inschrift in etruskischer Sprache ist so viel zu ersehen, daß diese sorgfältig ausgeführte, wenn auch ohne besonderen Geist behandelte lebenstreue Portraitstatue einen Römer aus dem berühmten Geschlechte der Metteller darstellt, dem zu Ehren irgend eine etruskische Stadt dieselbe errichtete. Die erhobene Haltung des ausgestreckten rechten Armes ist allerdings die eines Mannes, der öffentlich zu reden scheint, und die gewöhnliche Bezeichnung als etruskischer Haruspex (arringatore) eine irrthümliche. Das Haar ist kurz geschoren, das Gesicht bartlos; der letztere Umstand ist bemerkenswerth, weil Cicero in einer seiner Reden den starken Bart an alten Portraitstatuen als etwas Charakteristisches bezeichnet. Die Bekleidung bildet ein kurzärmliches Untergewand und ein darüber geschlagener Mantelüberwurf, der den gerade herunterhangenden linken Arm bis zur Wurzel der Hand bedeckt, an deren viertem Finger ein Siegelring sichtbar ist. Selbst die Nähte des Untergewandes sind angegeben, die Füße sind mit Riemenschuhen bekleidet. Winckelmann setzte dies Werk in die letzten Zeiten der römischen Republik.

Diese Werke sind neben einigen weniger bedeutenden und zum Theil viel kleineren, wie der Apollostatuette des Leydener Museums, und die sehr alte Statuette einer weiblichen Gottheit im Berliner Museum, die einzigen sicheren Ueberreste größerer statuarischer Erzplastik etruskischer Kunst; denn die anderen von Winckelmann noch für etruskisch gehaltenen Bronzestatuen sind als Werke griechischer Kunst erkannt worden. Wie diese Kunst selbst im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte nach Italien übersiedelte und den Mittelpunkt des neuen Aufschwunges ihrer Thätigkeit in Rom fand, das werden wir in den folgenden Abschnitten zu erzählen haben.

V.

Die Restauration der griechischen Bildkunst in Rom.

(156 — 30 vor Christo.)

Die Restauration der griechischen Bildkunst.

Der römische Schriftsteller Plinius fand in den griechischen Kunstgeschichten, aus denen er seine kunsthistorischen Notizen schöpfte, die Nachricht verzeichnet, daß die plastische Kunst, nach einer anderthalbhundert Jahre währenden Zeit des Sinkens und Verfalls, sich um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts unter dem Einflusse tüchtiger Meister wieder zu neuem Leben erhoben habe.

Diese kurz hingeworfene Nachricht ist für die Geschichte der Kunst von höchster Wichtigkeit, da sie durch Kombination der Zeitverhältnisse und durch viele einzelne historisch überlieferte Umstände ihre sichere Bestätigung erhält.

Der Zeitpunkt, von welchem an nach jener Ueberlieferung ein Ermatten und Sinken der Kunst eintritt, beginnt nämlich etwa ein Menschenalter nach Lysippus, also nach demjenigen großen Künstler, der, wie wir gesehen haben, die hellenische Bildkunst ihrer letzten großen Entwickelungsstufe entgegengeführt hatte. Das Eintreten einer gewissen Erschöpfung nach der Erreichung des Höchsten liegt schon an und für sich in

der Natur der menschlichen Dinge. Das war der Fall mit der griechischen Kunst um die Zeit, als das Weltreich des macedonischen Alexander auseinanderbrach, und mit diesem Zerfalle sich zugleich Gestalt und Zustände der gesammten alten Welt veränderten. Ein Epigonenthum trat auf wie in der Litteratur so auch in der Kunst, das sich vorzugsweise einem Nachahmungsstyle des bereits früher Erreichten zuwandte. Die klassische Bildkunst des kleinen Griechenlands hatte sich freilich im Laufe dieser Zeit über die gesammte Welt verbreitet; aber diese Verbreitung und Erweiterung ihres räumlichen Gebiets wurde, wie wir bereits früher gezeigt haben, zugleich ein Grund ihrer Ausartung und Verflachung. Die griechischen Künstler im Dienst und Solde der Fürstenlaune und höfischen Eitelkeit arbeiteten unter anderen Umständen und Verhältnissen, als die Phidias und Alkamenes, Polyklet und Myron, Skopas und Praxiteles einst gearbeitet. Die Oberflächlichkeit ward begünstigt durch den ungeheuren Bedarf der schnellentstandenen und schnelllebenden neuen Königshauptstädte und nicht minder durch die Leichtigkeit, diesem Bedarfe durch nachahmendes Anschließen an die großen Muster zu genügen, die man zugleich in demselben Maße an den gebildeten Königshöfen von Alexandria und Pergamum kennerhaft zu schätzen und zu sammeln begann, als die Gegenwart mit ihren Leistungen hinter den alten Musterwerken zurückblieb. Daraus erklärt es sich denn auch, weshalb wir trotz des ausgedehntesten Betriebs der plastischen Kunst in dieser von Plinius bezeichneten Periode, welche sich etwa von 296 bis 156 erstreckt, verhältnißmäßig außerordentlich wenig Künstlernamen verzeichnet finden, während wir denselben in den früheren Perioden überaus zahlreich begegnen. Dasselbe Verhältniß findet Statt für die aus dieser Zeit stammenden Kunstwerke, deren wir nur eine sehr geringe Zahl erwähnt und noch weniger genauer beschrieben, ja nicht einmal die Künstler, von denen sie herrührten, angegeben finden.

Der Zeitpunkt, in welchem nach Plinius die Restauration der Kunst begann, wird von ihm zugleich durch die Namen von sieben Künstlern bezeichnet, die, wie er sich ausdrückt, zwar lange nicht an den Ruhm der

alten großen Meister reichten, aber doch als tüchtige Meister ihres Fachs in der Kunstgeschichte anerkannt waren. Von diesen sieben Künstlern sind uns vier sonst völlig unbekannt; dagegen haben wir von den drei übrigen, von Kallistratus, Polykles dem Athener, und von Timokles einige Nachrichten über ihre Leistungen. Und ebenso kennen wir noch eine Anzahl anderer Meister der Plastik, deren Thätigkeit gleichfalls theils in den Anfang, theils in den Verlauf der ersten hundert Jahre dieser Restaurationsperiode der griechischen Plastik fällt, und deren Namen wir zum Theil schon früher zu erwähnen Gelegenheit gehabt haben. Es sind dies die Bildhauer Dionysius, Timarchides, Apollonius, Nestor's Sohn, der Künstler des Torso, Apollonius, Sohn des Archias, und die beiden Kleomenes, von denen der eine durch die Mediceische Venus unsterblich geworden ist. Sie waren sämmtlich Athener von Herkunft; und neben ihnen standen die Künstler Heliodorus und Polycharmus von unbekanntem Vaterlande, Philiskus von Rhodus und der Großgrieche Pasiteles, der Hervorragendste von allen, mit seinen Schülern Stephanus und Menelaus, und seinen Zeitgenossen Euander und Arkesilaus. Endlich die Plastiker Koponius und Decius, die einzigen Künstler römischen Namens in dieser Reihe, welche von der Zerstörung Karthagos und Korinths heranreicht bis an die Zeiten von Augustus' Alleinherrschaft.

Was uns zunächst bei diesen Namen auffällt, ist der Umstand, daß die Hälfte derselben ihrer Herkunft nach der alten Stadt der plastischen Meisterschaft, Athen, angehören. Namentlich ist dies der Fall bei dreien der Künstler, welche Plinius unter den Restauratoren der Kunst aufzählt. Und in der That weist Alles darauf hin, daß Athen es war, von wo das Wiederaufleben der plastischen Kunst um die von Plinius angegebene Zeit durch eine Anzahl tüchtiger Meister seinen Ausgang nahm. In den ägyptischen und syrischen Reichen herrschten verwirrte Zustände, Macedonien war von den Römern vernichtet, Sicilien und Großgriechenland in blutigen Kriegen unterworfen, Rhodus' Glanz im Erbleichen begriffen. Griechenland selbst war im Innersten erschöpft und verarmt, kaum mehr im Stande, der Kunst durch die nationalsten aller Werke, die

Ehrenstatuen der Olympischen Sieger, Beschäftigung zu geben. Denn nur wenige Künstler werden uns nach der Zeit Alexander's in diesem Kunstzweige genannt, und von allen Statuen dieser Art, deren die Alten gedenken, fällt kaum der zehnte Theil in die Periode von seinem Tode bis zur Zerstörung Korinths (146 vor Chr.), keine einzige nach derselben. Denn mit dem Verluste des letzten Restes politischer Selbständigkeit erlosch auch jene nationale Sitte, und mit ihr ein bedeutendes Förderungsmittel des Kunstbetriebes in Griechenland *).

Nur Athen war verhältnißmäßig weniger hart von dem allgemeinen Elende betroffen worden; ja es hatte sich sogar der dortige Kunstbetrieb in der Zeit der Diadochen vielfacher Begünstigung erfreut. Zwar war die Zeit nicht mehr, wo die eigenen Geldkräfte und Machtverhältnisse den Athenern wie einst große Kunstunternehmungen erlaubten, und der Thurm der Winde, das einzige Bauwerk aus dieser Zeit, das noch heute erhalten ist, leidet allerdings in seinen Bildwerken keinen Vergleich mit den herrlichen Schöpfungen Perikleischer Zeiten. Aber dafür ward die Kunst von außen her vielfach gefördert. Die Könige von Aegypten und Pergamum hatten sich beeifert, ihre Namen in dem geheiligten Sitze der Bildung und des Kunstruhmes durch Aufführung von Kunstwerken zu verewigen und mit dem Glanze der berühmtesten Hellenenstadt zu verbinden; Syriens mächtiger Herrscher, der von den biblischen Schriftstellern mit Unrecht arg verschrieene Antiochus Epiphanes, hatte aus gleichem Beweggrunde dort den größten und prächtigsten aller Tempel, den des Olympischen Zeus, zu bauen unternommen, dessen Vollendung nur der Tod des prachtliebenden Königs (164 vor Chr.) unterbrach.

Hier in Athen also war immer noch, unterstützt von den unvergleichlichen Denkmälern der vergangenen Zeiten, die Bildungsschule der Plastik, und hier war es denn auch, von wo die Restauration der Kunst und zugleich die Künstler ausgingen, welche dieselbe herbeiführen halfen. Aber das Land und Volk, denen diese Wiederbelebung der Kunst zu Gute

*) Brunn, Geschichte der griechischen Künstler. Th. I., S. 517 — 519.

kam, die Stadt, wo oder doch für welche jene Künstler vorzugsweise arbeiteten, war nicht mehr Athen und Griechenland, sondern Italien, Rom und das Volk der Römer.

Denn jene von Plinius bezeichnete Periode der Kunstrestauration fällt genau zusammen mit der Zeit, in welcher die griechische Kunst bereits in Rom heimisch zu werden und überwiegenden Einfluß zu gewinnen begonnen hatte. Dies ist die Zeit nach dem glücklich beendeten Hannibal'schen Kriege. »Der ältere Scipio, der Besieger Hannibal's,« sagt ein römischer Schriftsteller der ersten Kaiserzeit, »hatte dem Römervolk den Weg zur Herrschaft erschlossen; der zweite, der Zerstörer Karthagos, öffnete ihnen den Weg zum Kunstluxus.« Dies ist eine vortreffliche Bezeichnung. Denn die Geschichte der Kunst bei den Römern ist nicht sowohl eine organische Entwickelung derselben aus dem nationalen Charakter und den natürlichen Anlagen des Volks, als vielmehr eine Geschichte des Kunstluxus, der zu den äußerlichen Bedürfnissen jener Civilisation gehörte, welche die Römer wie die Macedonier ebenfalls nicht von innen heraus durch eigene Geistesarbeit, sondern von außen her durch die Aufnahme griechischer Kulturelemente empfingen. Wir werden in dem nächsten Abschnitte, wo wir an einem Hauptträger der römischen Civilisation die Stellung und das Verhältniß klar machen, welches der gebildete Römer im letzten Jahrhunderte der Republik zur griechischen Kunst einnahm, zugleich den Weg darstellen, auf welchem diese Kunst, im Zusammenhange mit griechischem Wesen, griechischer Bildung und Litteratur, sich Eingang in Rom und das Römerthum verschaffte. Hier haben wir nur die Nachrichten zusammenzustellen, welche uns von dem Betriebe der Kunst in Rom durch griechische Künstler im Laufe der von Plinius bezeichneten Periode jener Restauration der Bildkunst überliefert worden sind.

Aus der Zeit, welche dieser Periode zunächst vorhergeht, kennen wir nämlich keinen einzigen griechischen Künstler, welcher in Rom selbst thätig gewesen wäre. Zwar berichtet Livius häufig von erzenen oder vergoldeten Götterstatuen, welche in Tempeln und heiligen Orten zu Rom auf Staatskosten errichtet, und von silbernen Götterfiguren, welche als Weihegeschenke

nach Delphi geschickt worden. Aber von keinem dieser Werke wird der Künstler genannt, und zu einer Zeit, wo die verehrtesten Götterbilder noch aus Thon gebildet oder aus Holz geschnitzt waren, mochte das von Alters her in Rom geübte einheimische Kunsthandwerk solchen Bedürfnissen leidlich genügen.

Anders war es, als seit dem Hannibal'schen Kriege, in der Zeit bis zur Besiegung Macedoniens, griechische Kunstwerke in großer Anzahl ihren Weg nach Rom gefunden, und erst die Neugier, dann die Theilnahme, Erkenntniß und Bewunderung rege gemacht hatten. Die Aufnahme griechischer Götterkulte sogar mit griechischen Priestern bedingte gleichzeitig die Aufnahme der Götterideale, welche die griechische Plastik erschaffen, und diese wiederum die Verwendung griechischer Künstler, welche theils von Griechenland aus diese Arbeiten lieferten, theils in Rom selbst ihre Werkstätten aufschlugen. Schon im Jahre 186 vor Chr., als Markus Fulvius Nobilior, der in seinem Triumphzuge über Aetolien zweihundertfünfundachtzig Statuen von Erz und beinahe ebensoviel von Marmor aus dem ausgeraubten Königssitze des Pyrrhus ausführte, Rom mit Prachttempeln zu schmücken begann, wird berichtet, daß zahlreiche Künstler aus Griechenland nach Rom berufen wurden. Zu der Zeit aber, von welcher nach Plinius eine neue Periode des Wiederauflebens der Kunst beginnt, finden wir eine ganze griechische Künstlerfamilie in Rom thätig. Es waren dies drei durch Blutsverwandtschaft verbundene Statuenbildner, Timarchides, Polykles und Dionysius, welche im Verein mit dem Rhodier Philiskus, dem Großgriechen Pasiteles und den Bildhauern Heliodorus und Polycharmus die plastischen Werke für die großen Tempelbauten lieferten, mit denen der reiche und kunstliebende Metellus Macedonikus die neue Hauptstadt der Welt ausschmückte. Auch der Architekt, welcher diese Bauten leitete, der Athener Hermodorus, und die Architekturbildhauer Sauros und Batrachos aus Lakonien waren Griechen, und wir sehen also, daß um diese Zeit Rom die Stätte war, wo die bedeutendsten Meister griechischer Kunst sich zu versammeln begannen.

Jene großen Bauten des Metellus waren die Tempel des Jupiter

und der Juno, welche neben einander auf einem ringsum mit Säulenhallen umgebenen Platze lagen. Sie waren die ersten ganz von Marmor errichteten Bauwerke in Rom; denn noch wenige Jahre zuvor hatte der Censor Fulvius Flaccus, um den von ihm erbauten Tempel der Fortuna mit Marmor zu decken, von einem griechischen Tempel in Unteritalien die marmorne Ziegelbedachung räuberisch hinwegnehmen lassen, ein Verfahren, das denn doch selbst seinen raubgewohnten Landsleuten zu stark gewesen war. Polykles arbeitete mit seinem Bruder Dionysius die Juviterstatue für den Tempel des Gottes, für sich allein eine Juno im Portikus der Oktavia. Auch eine olympische Siegerstatue und eine Bildsäule des Herkules waren von ihm berühmt, und in einem früheren Abschnitte haben wir denselben Künstler bereits als denjenigen kennen gelernt, welchem der zweideutige Ruhm gebührt, den Kunsttypus der Hermaphroditenbildung geschaffen oder vollendet zu haben*). Von Werken seines Sohnes Timokles wird uns unter anderen eine zum Kampfe gerüstete Athene mit dem Bemerken genannt, daß der Schild derselben nach dem der Phidiassischen Athene Parthenos kopirt war. Der Rhodier Philiskus, Bildhauer und Maler zugleich, schuf eine Statue der Venus für den Junotempel, und war außerdem berühmt durch zwei Apollobilder und zahlreiche andere Arbeiten, unter denen uns seine neun Musen, wenn auch nur als Kopien, nach Visconti's Ansicht vielleicht noch in den zu Tivoli gefundenen Vaticanischen Musen erhalten sind. Ebenso ist von Polycharmus seine Venus im Bade in mehreren Kopien auf uns gekommen; von Kleomenes dem Aelteren die Medizeische Venus**), von seinem gleichnamigen Sohne der sogenannte Germanikus des Louvre***), und von Ophelion, der, Maler und Bildhauer zugleich, aus einer berühmten rhodischen Künstlerfamilie entsprossen, wie sein Landes-

*) S. Torso. Th. II., S. 110 ff.
**) S. Torso. Th. I., S. 339 ff.
***) S. Torso. Th. I., S. 531.

mann Philiskus in Rom arbeitete, die Statue des ſogenannten Sextus Pompejus in derſelben Sammlung.

Allein über alle Künſtler dieſer Zeit hervorragend ſteht ein Meiſter da, welcher wohl nicht mit Unrecht der Phidias dieſer ganzen Kunſtperiode heißen und, wenn irgend einer, den Ruhm beanſpruchen darf, der Erſte zu ſein unter den Regeneratoren der griechiſchen Bildkunſt in Italien. Dieſer Mann war

Paſiteles,

früher in den Kunſtgeſchichten durch die Leichtigkeit der Verſchreibung in den alten Handſchriften häufig mit Praxiteles verwechſelt. Er war von Geburt ein Hellene, aus einer der glänzenden Seeſtädte Großgriechenlands, doch kennen wir ſeine Vaterſtadt nicht; ſpäter erhielt er das römiſche Bürgerrecht. Groß war die Zahl ſeiner Werke, doch keins derſelben erreichte an Ruhm die Statue ſeines Jupiter aus Elfenbein und Gold, welche er für den von Metellus erbauten Jupitertempel ſchuf, und wohl darf man ihn mit anderen großen Meiſtern ſeiner Zeit, namentlich mit Apollonius, Neſtor's Sohn, den Erneuerer dieſer Kunſt in Elfenbein und Gold nennen. Vielleicht iſt ſelbſt, wie Visconti meint*), der ſchönſte aller unſerer Jupiterköpfe, der Otrikulaniſche, wenn nicht aus der Hand, ſo doch aus der Schule und nach der Auffaſſung des Paſiteles hervorgegangen. Schon der Name, den er führte, war altberühmt in der Geſchichte der Kunſt, denn ein Paſiteles wird uns auch genannt unter den Meiſtern der Phidiaſiſchen Zeit. Er iſt zugleich faſt der einzige Künſtler dieſer Periode, über deſſen Perſönlichkeit uns wenigſtens einige Nachrichten erhalten ſind. Seine Werke waren eben ſo zahlreich als ſeine Kunſtthätigkeit vielſeitig. In Marmor und Erzguß war er nicht geſchickter als in der Bearbeitung des Silbers und Elfenbeins; und der Fleiß und die Sorgſamkeit ſeiner Studien, welche von den Alten vorzugsweiſe gerühmt werden — dili-

*) Oeuvres divers. Vol. IV., p. 7—8.

gentissimus artifex wird er von Plinius genannt — zeigen uns in ihm einen Künſtler, dem es in einer Zeit, wo die Nachahmung ſo unendlich verlockende Muſter bot, um eigene Auffaſſung und tiefes Eindringen in die Natur zu thun war. Sein jüngerer Zeigenoſſe, der gelehrte Römer Varro, meldet von ihm einen Ausſpruch, welcher ſich auf dieſes Streben bezieht. »Paſiteles,« ſagt Varro, »nannte die Modellirkunſt in Thon die Mutter der Ciſelirkunſt (Caelatura), des Erzbildens und der Marmorbildhauerei, und obſchon er in allen dieſen drei Künſten höchſter Meiſter war, unternahm er doch nie die Ausführung irgend eines Werkes, ohne es vorher im Thonmodell vollendet zu haben.« Noch zu Plinius' Zeit erzählte man ſich, wie ſein eifriges Studium der Natur den großen Meiſter einmal in höchſte Gefahr gebracht. Er modellirte eben einen beſonders ſchönen Löwen, den man mit vielen anderen wilden Thieren zum Behuf der Cirkusſpiele aus Afrika gebracht hatte, als plötzlich aus einem der benachbarten Käfige ein Panther ausbrach und das Leben des Künſtlers in höchſte Gefahr ſetzte. Es iſt nicht unmöglich, daß der herrliche lebensgroße Löwe im Palaſt Barberini *), der, wie Winckelmann ſich ausdrückt, dieſen König der Thiere in ſeiner ganzen Großheit zeigt, uns ein Beiſpiel von dem genialen Naturſtudium des großen Künſtlers erhalten hat. Hand in Hand mit dieſen eigenen ſchöpferiſchen Studien ging bei ihm die künſtleriſche Betrachtung und das hiſtoriſche Studium der älteren Kunſtwerke. Paſiteles war ſogar ſelbſt Kunſtſchriftſteller. Er ſchrieb ein Werk in fünf Büchern »über die ausgezeichnetſten Kunſtwerke der Welt«, die er ſicherlich nicht durch Beſchreibungen Anderer, ſondern durch eigene Beobachtung und große Reiſen kennen gelernt hatte; und noch Plinius entnahm dieſer Schrift einen Theil der kunſthiſtoriſchen Notizen, mit denen er ſein großes encyklopädiſches Werk ausſtattete. Mit dem großen Schauſpieler Roscius, dem hochgefeierten Lieblinge des römiſchen Volks und dem Freunde der ausgezeichnetſten Staatsmänner, wie Sulla, Cicero u. A., war auch Paſiteles eng befreundet. Eine in Silber

*) Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 445.

ciselirte Arbeit, die den Roscius als Kind von einer Schlange umwunden darstellte, zählte man zu den Meisterwerken des großen Bildners, der damit, wie Cicero erzählt, ein Ereigniß aus dem Jugendleben seines Freundes verewigte, das von den Zeitgenossen als Vorbedeutung von Roscius' einstigem großen Künstlerruhme betrachtet wurde.

Pasiteles ist zugleich der einzige Künstler dieser Zeit, welcher in Rom eine eigene Schule bildete, die sich noch bis in die zweite Generation nach ihm verfolgen läßt, und deren Mitglieder den Zusatz »Schüler des Pasiteles« als einen Ehrentitel auf ihre Werke setzten. Von einem derselben, dem Stephanos, besitzen wir noch jetzt ein Werk, das diese Inschrift trägt. Es ist eine Athletenstatue der Villa Albani in Rom, vielleicht nur die Kopie des Originals, das seiner Zeit als eine Art Musterfigur im Sinne des Polykletischen Kanon*) gegolten haben muß, da sich allein in der Villa Albani noch zwei Nachbildungen derselben befinden. »Die Haltung ist streng und gemessen, und offenbar darauf berechnet, den ganzen Körper in seinen einfachen und normalen Verhältnissen zu zeigen.« Es scheint, als habe die Schule des Pasiteles darnach gestrebt, eine neue mustergültige Norm menschlicher Gestalt durch die Verbindung der gediegenen Proportionen Polyklet's mit den durch Lysippus eingeführten schlankeren und eleganteren Verhältnissen zu erreichen. Auffällig ist die Kleinheit des Kopfs im Verhältniß zum Körper und eine gewisse Schwäche der unteren Theile zu dem kräftig entwickelten Oberleibe. Werke dieses Künstlers befanden sich in der berühmten Sammlung des Asinius Pollio, eines gelehrten und hochgebildeten Freundes aller Kunst und Wissenschaft zur Zeit des Kaisers Augustus. Noch berühmter ist Stephanos' Schüler Menelaos, der gleichfalls diese Bezeichnung auf ein noch vorhandenes Werk, die berühmte Gruppe Oreſt und Elektra in der Ludovisischen Sammlung in Rom, als Ehrentitel setzte.

Es ist mißlich, aus verhältnißmäßig so geringen, wenn auch für uns höchst werthvollen Ueberbleibseln Schlüsse zu ziehen für die gesammten Lei-

*) S. Torse. Th. I., S. 287 ff. Brunn. Th. I., S. 597.

stungen der Schule des Pasiteles und für das Ziel, welchem sie nachstrebte. Dennoch bleibt die Ansicht eines neueren Kunstforschers*) beachtungswerth, welcher im Hinblick auf sämmtliche uns überlieferte Nachrichten und auf die beiden letztgenannten Werke, von denen das letztere weiterhin genauer beschrieben werden wird, der Schule, aus der es hervorging, eine selbständige Richtung, und dem Begründer derselben ein bewußtes Streben nach einer solchen zuschreibt. Nach ihm scheint Pasiteles in der That, gegenüber dem ängstlichen Anschließen der gleichzeitigen attischen Künstler an die älteren Muster und dem vorzugweise auf die Lösung schwieriger Probleme gestellten Streben der kleinasiatischen Bildner, nichts Geringeres beabsichtigt zu haben, als eine selbständige Regeneration der Kunst auf der Grundlage sorgfältigen Studiums der Natur und der früheren Leistungen. Während ihm und seiner Schule durch die Werke der alten Meister der Sinn sich läuterte zu dem Adel der Auffassung, dessen Gepräge ihnen aufgedrückt ist, führte ihn sein tiefes und liebevolles Studium der Natur zu jener Einfachheit, Reinheit und Selbständigkeit, welche statt glänzender Effekte die schlichte Naturwahrheit in den Vordergrund stellte. Künstler seines Geistes sind es gewesen, welche durch ihre Werke und ihre Lehre wohlthätig einwirkten auf die vielfach ausgeartete Kunst, und es möglich machten, daß noch in später Zeit Werke geschaffen werden konnten, welche sich nicht unwürdig den Schöpfungen der großen Meister aus den Zeiten der Kunstblüthe Griechenlands an die Seite stellten. Und wenn in der pfadlosen Wüste dieser Periode der alten Kunstgeschichte der divinatorischen Ahnung eine Aeußerung gestattet ist, so möchte ich die Vermuthung wagen, daß das Standbild des Pompejus im Palast Spada (s. Torso. Th. I., S. 528) auf Pasiteles oder seine Schule zurückzuführen sein dürfte.

Als ein solcher Geistverwandter des Pasiteles, mit dem ihn auch Plinius ausdrücklich zusammenstellt, erscheint uns in den kargen Notizen über die Künstlergeschichte dieser Zeit der Bildhauer

*) H. Brunn, Geschichte der griechischen Künstler. Th. I., S. 599—600.

Arkesilaos,

ein kaum minder berühmter Zeitgenosse jenes großen Meisters. Er erlebte noch die glänzenden Tage Cäsar's, und schuf in dessen Auftrage die Tempelstatue einer Venus Genitrix für den Tempel, welchen der weltgebietende Imperator dieser Göttin als seiner Urältermutter errichtete. Die Alten melden, daß am Tage der Einweihung desselben (46 vor Chr.) der Künstler, da er mit seinem Werke nicht fertig geworden war, an dessen Statt das Modell desselben aufstellen und weihen ließ. Er durfte sich dies um so eher erlauben, da seine Modelle wegen ihrer Vortrefflichkeit von den gleichzeitigen Künstlern überaus hoch geschätzt, und nicht minder berühmt ja von den Kunstfreunden fast mehr gesucht waren, als die ausgeführten Werke anderer Meister. Selbst Künstler zahlten für dieselben hohe Summen, und ein römischer Ritter bezahlte das bloße Gypsmodell zu einem Mischkruge, den er arbeiten lassen wollte, mit dreitausend Gulden unseres Geldes. Der römische Schriftsteller Varro, dessen kunsthistorische Schriften voll seines Preises waren, besaß von demselben Meister eine berühmte Marmorgruppe. Es war eine Löwin, von geflügelten Amorinen umspielt, deren einige sie gefesselt hatten, andere sie aus einem Horn zu trinken zwangen, während andere sich bemühten, ihr Schube anzulegen, — die ganze Gruppe aus einem Blocke gehauen. Ein anderes Werk, das sich später im Besitz des Asinius Pollio befand, waren Centauren, welche Nymphen auf ihrem Rücken trugen, Gruppen, deren lebhafte Bewegtheit, wie Plinius bemerkt, dem Kunstgeschmacke des leidenschaftlich erregbaren Pollio ganz besonders zusagten; und deren geistreiche Komposition uns in einem Relief der Vaticanischen Sammlung und in den Herkulanischen Wandgemälden noch heute aufbewahrt ist. Ebenso können wir auch noch über die Auffassung des Aphroditeideals in seiner berühmten Venus Genitrix nach mehreren erhaltenen Marmorkopien urtheilen, deren Anzahl zugleich bezeugt, daß das Original in Rom sich großer Berühmtheit erfreute. Umgeben von Reichthum, Ruhm und Glanz,

den edelsten und gebildetsten Römern befreundet, ereilte ihn der Tod fast zu gleicher Zeit mit seinem nächsten Freunde Lucius Lukullus, dem würdigen Sohne des berühmten Kunstfreundes und Lebenskünstlers, demselben, der bei Philippi an Brutus' Seite für die untergehende Republik focht, und gefangen auf Antonius' Befehl grausam ermordet ward. Die Gräuel des Bürgerkrieges und der Tod des Freundes mögen dem liebenswürdigen Künstler das Herz gebrochen haben; denn es findet sich berichtet, daß das letzte Werk, welches Lukullus bei ihm für einen hohen Preis bestellt hatte, die Statue der Göttin Felicitas, durch den Tod beider unvollendet blieb.

In dieselbe Periode der Wiedererneuerung der Kunst, die wir bis auf Cäsar's Tod und den Ausbruch der ihm folgenden blutigen Bürgerkriege ausdehnen, gehören endlich noch drei Künstler römischen Namens, C. Avianius Evander, Coponius und Decius, von denen indessen nur der erste sich der rein griechischen Kunstrichtung jener eben geschilderten Meister anschließt, während die beiden anderen bereits als Vertreter eines römischen Elements in der Bildkunst erscheinen. Evander war von Geburt ein Grieche aus Athen, der von Aegypten als Gefangener nach Rom kam und dort von einem reichen Römer Markus Aemilius Avianus freigelassen, den Namen seines Patrons nach römischer Sitte dem seinigen hinzufügte. Er theilte übrigens dies Schicksal mit vielen griechischen Künstlern seiner Zeit; denn die praktischen Römer raubten mit den Kunstwerken, die sie nach Rom entführten, gelegentlich auch die Künstler, welche das Kriegsgeschick in ihre Hand gab. In den Nachrichten der Alten erscheint er nicht nur als ein beliebter und fruchtbarer Künstler, sondern auch als gesuchter Kunsthändler und Restaurateur beschädigter Kunstwerke. Wir erfahren aus Cicero's Briefen, daß dieser mit ihm in freundschaftlicher Geschäftsverbindung stand, und eine Stelle in den Horazischen Satiren zeigt ihn uns als höchlich geschätzten Bildner auch von Ziergeschirren und Tafelgeräthen. Von seinen zahlreichen größeren Arbeiten wissen wir sonst freilich nichts, als daß Augustus ihm die Restauration einer Diana des Timotheus, eines Zeitgenossen des Skopas

und Praxiteles *), anvertraute, der er einen neuen Kopf aufsetzte.“

Wichtiger für die Kunstgeschichte sind dagegen die beiden anderen Künstler römischen Namens, weil sie als die Vertreter zweier Richtungen auftreten, welche als vorwiegend römische Eigenthümlichkeiten angesehen werden können. Zumal gilt dies von dem zuerst genannten, von Coponius, einem Zeitgenossen des großen Pompejus, des Siegers über drei Welttheile, der sich am Vorabende seines letzten Triumphes rühmen durfte, vierzehn Nationen besiegt und dem römischen Weltreiche unterworfen zu haben, und der in der That über vierzehn Nationen seinen dritten großen Triumphzug feierte, welcher, obschon zwei Tage dauernd, dennoch weit nicht hinreichte, all die vorbereitete Prachtschau zu entfalten. Zum Andenken dieses Triumphes ließ er die Standbilder der vierzehn Nationen — Pontus, Armenien, Kappadocien, Paphlagonien, Medien, Kolchis, Iberien, Syrien, Albanerland, Kilikien, Mesopotamien, Phönizien, Judäa und Arabien — durch den Bildhauer Coponius ausführen, und bei dem von ihm erbauten Theater aufstellen. So begegnen wir hier denn in der römischen Kunst zuerst jenen Idealportraitstatuen besiegter Barbarenvölker, wie sie als eins der eigenthümlichsten Erzeugnisse römischer Kunst selbst noch zu Trajan's Zeit kurz vor dem Untergange der alten bildenden Kunst in hoher Vortrefflichkeit geschaffen wurden. Der römische Nationalstolz fühlte sich geschmeichelt durch solche Darstellungen, die fast alle eroberten Städte, Länder und Ströme der Welt als Personen in der weltgebietenden Roma versammelten, wie der staunende Quirite schon in frühen Zeiten es geliebt hatte, bei den Triumphen der sieghaft heimkehrenden Feldherren die Abbildungen von Städten und Ländern mit aufgeführt zu sehen. »Zu den Nationen« nannte das Volk den Portikus des Augustus, wo eine Reihe solcher Völkerstatuen prangte. Es ist bedeutungsvoll, daß es ein Künstler römischer Nationalität war, dem die Kunstgeschichte diese ersten Statuen besiegter Barbaren zuschreibt. Aus seiner Schule wird der Künstler hervorgegangen sein, von dessen Hand

*) S. Torso. Th. I., S. 324.

wir heute noch die Statue der Thusnelda und die Köpfe des Thumelikus und der Ramis besitzen, und kaum zu bezweifeln ist es, daß Coponius ganz im römischen Geiste zu jenen Werken die Portraitzüge der im Triumphe aufgeführten Fürsten und Fürstinnen jener Völker benutzt haben wird, deren Namen uns Plutarch, vielleicht nach jenen Statuen, aufbehalten hat.

Wie Coponius als der erste Vertreter jenes historischen Realismus erscheint, welcher für die unter römischem Einflusse neuaufblühende Bildkunst als charakteristische Eigenthümlichkeit gelten darf, so tritt uns ein anderes Element derselben, die Richtung auf das Kolossale, welche kaum ein Jahrhundert später unter Nero ihren höchsten Gipfel erreichen sollte, in der Nachricht über den zweiten national-römischen Bildhauer Decius entgegen. Diese Nachricht, welche uns Plinius aufbehalten hat, besagt Folgendes. Auf dem Kapitol bewunderte man unter den zahllosen Kunstdenkmälern, mit deren Schmuck es überladen war, auch zwei Kolossalköpfe aus Erz, von denen der eine ein Werk des Chares, der andere eine Arbeit des Decius war. Wir wissen, daß Chares, der Künstler des rhodischen Kolosses, unter den Kolossalbildnern des Alterthums den ersten Rang behauptete. Um so mehr Wahrscheinlichkeit hat daher die Vermuthung, daß der Konsul Publius Lentulus, der beide Werke dem großen Nationalheiligthume als Weihegeschenk darbrachte, in patriotischem Sinne die Arbeit eines vaterländischen Künstlers dem Werke des berühmtesten griechischen Kolossalbildners zum Vergleich gegenüberzustellen beabsichtigte. Und in der That sehen wir, daß solche Vergleichung gemacht wurde, und daß sich, wie Plinius berichtet, als Resultat derselben das Urtheil der Kenner ergab: daß der Römer zwar dem Griechen bei diesem Wettstreite nachstehe, doch so, daß trotzdem noch sein Werk als das eines sehr schätzbaren Künstlers erscheine und mit Recht bewundert werde. Wenn man bedenkt, daß sich in Rom allein an hundert Kolossalwerke des Chares befanden, so spricht jenes Urtheil überaus zum Vortheil seines römischen Nacheiferers, der somit wohl als der berühmteste Vertreter des rhodischen, aus Lysippus' Schule hervorgegangenen Kolossalstyls der Plastik angesehen werden kann,

Schon die hier von uns aufgezeigte Reihe bedeutender Künstler, welche faſt alle während eines und deſſelben Jahrhunderts in Rom thätig waren, kann beweiſen, daß dort in jener Periode ein überaus reges Kunſtleben herrſchte und Werke von hoher Vortrefflichkeit geſchaffen wurden. Dazu müſſen wir uns erinnern, daß zwei der edelſten Kunſtwerke unſerer Sammlungen, der Vaticaniſche Torſo und die Mediziſche Venus, jener von Apollonius, Neſtor's Sohn, dieſe von dem Athener Kleomenes, in ihrer Ausführung derſelben Zeit angehören, und daß der erſtgenannte von dieſen Meiſtern ſelbſt vor der Aufgabe nicht zurückſchrak, in ſeinem koloſſalen Jupiter aus Elfenbein und Gold, den er auf Cäſar's Geheiß für den Kapitoliniſchen Tempel ſchuf, mit Phidias zu wetteifern. Faſſen wir alle dieſe Umſtände zuſammen, und erwägen wir dazu die Höhe der Bildung, auf welcher Rom in dieſem Zeitalter ſtand, den überſchwänglichen Reichthum ſeiner fürſtengleichen Bürger, welcher der emporwachſenden Kunſtliebe und Kennerſchaft eben ſo wie dem Stolze und der Eitelkeit, der Ruhm- und Prunkliebe unermeßliche Mittel darbot, die begeiſternde Wirkung endlich, welche die ungeheuren Erfolge ſeiner großen Kriegshelden und Staatsmänner, eines Aemilius Paullus und Scipio, eines Marius und Sulla, Pompejus und Cäſar, auf die zu Rom heimiſch gewordene und glänzend beſchäftigte Kunſt üben mußten, — ſo werden wir begreifen, daß in der That von jenem Zeitpunkte an, wo die römiſche Nation ihre Herrſchaft über Italien hinaus auf die beiden übrigen Welttheile auszudehnen begann, eine neue Periode, eine Reſtauration der alten Bildkunſt beginnen mußte.

Ehe wir jedoch zur Betrachtung derjenigen Kunſtdenkmäler übergehen, welche uns aus dieſer Periode nachweisbar noch erhalten ſind, haben wir uns zur richtigeren Würdigung des römiſchen Kunſtlebens das Verhältniß klar zu machen, in welchem die gebildeten Römer in der Blüthezeit dieſer Reſtaurationsperiode zur Kunſt und den Künſtlern ſtanden, und zugleich den Weg anzugeben, auf welchem ſie zu dieſem Verhältniſſe gelangt ſind.

VI.

Cicero und sein Verhältniß zur Kunst.

Kunstgeschmack und Kunstbildung in Rom seit dem zweiten Hannibal'schen Kriege.

Römische Kunsträubereien.

Cäsar und die Kunst.

Cicero und sein Verhältniß zur Kunst.

Das Verhältniß der gebildeten Römer im letzten Jahrhunderte der Republik zur bildenden Kunst und ihren Werken erkennt man am besten aus den Schriften des Mannes, der die römische Bildung und Litteratur dieser Zeit am vollständigsten in sich vereint und in den bei Weitem zahlreichsten Werken wiederspiegelt. Dieser Mann ist Markus Tullius Cicero, der größte Redner, der feinste Stylist, der klarste Denker seiner Nation. Als Staatsmann der verhängnißvollsten Epoche römischer Geschichte in der höchsten Stellung thätig, Provinzen mit souveräner Machtvollkommenheit verwaltend, Heere kommandirend, große Staatsprocesse führend, dabei der fruchtbarste Schriftsteller in fast allen Gattungen der Darstellung, der gelehrteste Kenner griechischer und römischer Litteratur, stand er doch in seinem Verhältnisse zur bildenden Kunst keineswegs über dem Niveau der meisten gebildeten Römer seines Standes und seiner Zeit. Er war weder Kunstenthusiast, wie gar manche andere seiner Zeitgenossen, noch auch nur vorzugsweise Kunstkenner. Er versichert sogar selbst beides ausdrücklich. Aber gerade deshalb ist er ganz

besonders geeignet, uns eine Vorstellung zu geben von der Art und Weise, wie sich im Durchschnitt das römische Leben seiner Zeit zu der bildenden Kunst und ihren Werken verhielt. Er hatte auf seinen Reisen durch Griechenland wie durch die ganze griechische Welt der Inseln und Kleinasiens die bedeutendsten Werke der großen griechischen Künstler gesehen, und ein wiederholter längerer Aufenthalt in Athen hatte auch seine Kenntniß der alten Meisterwerke griechischer Kunst bereichert. Wie er überhaupt die höchste Achtung vor den alten Griechen hatte, die er als das Mutervolk der Kultur verehrte, dessen Leistungen auch er die eigene Bildung zu verdanken gern bekannte, so hing er namentlich an Athen mit herzlicher Liebe. So oft er dorthin kam, waren ihm die herrlichen Baudenkmäler und Kunstwerke dieser Stadt, wie er einmal an seinen Busenfreund Attikus schreibt, eine Quelle immer neuen Genusses, und er dachte wiederholt daran, dort seines Namens Gedächtniß durch den Bau einer Säulenhalle an der Akademie zu verewigen. Denn die unwürdige Schmeichelei der damaligen Athener, welche ihm zu diesem Zwecke irgend ein schon vorhandenes Kunstwerk durch eine Inschrift dediciren wollten — eine damals und später allgemein geübte Unsitte, — war ihm nicht minder widerwärtig, als die kunsträuberische Habgier, mit welcher seine Landsleute ihr Ansehen und ihre hohen Stellungen in den Rom unterworfenen Provinzen dazu benutzten, die kostbarsten Werke der bildenden Kunst sich unentgeltlich oder für Spottpreise anzueignen. »Es ist höchst ehrenvoll,« schreibt er einmal an seinem Bruder Quintus, »in Asien drei Jahre lang mit der höchsten Gewalt bekleidet gewesen zu sein, ohne daß eine Bildsäule, ein Gemälde, eine Vase oder sonst ein Kunstwerk deine fleckenlose Redlichkeit und Selbstbeherrschung dir zu rauben vermochte.« Und dieser Bruder war obenein Poet und Kunstliebhaber, und Kunstplünderei der bezeichneten Art etwas ganz Gewöhnliches!

Den meisten Sinn besaß Cicero, als ächter Römer, für die Baukunst. Mit dem in Rom lebenden griechischen Architekten Kyros, der selbst römischer Bürger und ein angesehener und reicher Mann war, stand er in freundschaftlichem Verhältnisse. Cicero selbst war praktischer Bau-

verständiger. Die Anlage von Landhäusern, ihre Einrichtung und Ausschmückung bilden einen stehenden Gegenstand der Correspondenz mit seinem Bruder, und hier zeigt sich der große Redner, Schriftsteller und Staatsmann zugleich als praktischer Architekt vom feinsten Kunstgeschmacke. Auch versagt er sich selbst dies Zeugniß nicht. Die Kunstgärtnerei wie die Ausschmückung der Wandelgänge mit Skulpturwerken besorgt und beaufsichtigt er für den Bruder auf dessen Villen, während ihm selbst für den Kunstschmuck seiner eigenen Landhäuser, deren er eine ziemliche Anzahl besaß, besonders sein Freund Attikus hülfreich zur Seite stand. Attikus war nämlich neben seiner tiefen historischen Gelehrsamkeit zugleich ein großer Kunstfreund und Kunstkenner, und leistete seinen Freunden als solcher vielfältige Dienste. So war ihm Pompejus dankbar dafür verpflichtet, daß er in dessen neuerbautem Theater die Anordnung und Aufstellung der plastischen Kunstwerke geleitet hatte. Auch Fabius Gallus, ein anderer Freund und überaus feiner Kunstkenner, wie ihn Cicero nennt, wurde von dem Letzteren häufig zu Rathe gezogen.

Obgleich nichts weniger als zu den reichen Römern seiner Zeit gehörig, liebte Cicero doch geschmackvolle Pracht in der Ausstattung seiner Villen und Landhäuser, und hatte namentlich große Freude daran, Bibliotheken und Hallen, Gymnasien und Ruheplätze derselben mit Werken der bildenden Kunst auszuschmücken. Auch seine Stadtwohnung, ein Haus auf dem Palatin, wo die Großen wohnten, das er mit vierthalb Millionen Sesterzien (gegen 200,000 Thaler) erkauft hatte, war mit Werken der Kunst reich geschmückt, und als der wilde Clodius dasselbe nach Cicero's Verbannung ausrauben ließ, ehe er es der Erde gleichmachte, wanderten zahlreiche Statuen und Gemälde, Marmorsäulen, künstlich gearbeitete Prachtthüren und Tafelwerk in das Haus des Konsule Piso als Lohn für die Hülfe, die dieser bei der Vertreibung des besten Patrioten von Rom geleistet hatte. Auch seine Villen zu Tuskulum und Formiä, welche dasselbe Schicksal traf, hatten ihm viel gekostet; denn hier hatte er Alles vereinigt, was einem geistreichen und kunstsinnigen Staats-

manne das Landleben verschönern konnte. Hier war es ja auch, wo allein der vielbeschäftigte und vielgeplagte Mann, wie er so rührend bekennt, wenigstens auf kurze Tage seines Lebens froh wurde. Seine Briefe an den Attikus enthalten zahlreiche Aufträge für die Besorgung solchen Kunstschmucks seiner lieben Rast- und Ruhesitze. Bald sind es Hermenbüsten für sein Tuskulanisches Gymnasium, bald Deckenbilder, Erzstatuen und Brunnenverzierungen, bald Götterstatuen und andere Bildsäulen zum Schmuck der Villen, die Attikus zum Theil selbst aus Athen ihm besorgen muß. Er hat daran die höchste Freude, und empfiehlt dem kunstverständigen Freunde solche Anschaffungen für ihn nicht minder eifrig als die bibliothekarischen Ankäufe, wenngleich ihm diese letzteren freilich vor Allem am Herzen lagen. Aber auch für jenen Kunstschmuck seiner Landhäuser war ihm kein Geld zu viel, und er selbst nennt einmal diese Lust an plastischen Kunstwerken eine seiner Liebhabereien. Großentheils waren es allerdings wohl nur Kopien berühmter älterer Werke, dergleichen von Athen aus noch in späterer Zeit zum Handel oft in ganzen Schiffsladungen versendet wurden. Aber es kommen doch Fälle vor, wo Cicero sogar für dergleichen Kunstwerke hohe Summen zahlte. »Für den Preis, schreibt er einmal an einen Kunstfreund, um den du für mich ein einziges Bildwerk gekauft hast, hätte ich mir in Terracina eine Villa als Absteigequartier kaufen können.« Er war befreundet mit einem der berühmtesten Bildhauer damaliger Zeit, mit dem oben erwähnten Griechen Avianius Evander, der zugleich Kunsthandel in Rom betrieb, und stand mit demselben in Briefwechsel über Anschaffung von Kunstwerken. Im Ganzen hielt sich indeß seine Liebhaberei für die Werke der bildenden Kunst in den Grenzen, welche das Bedürfniß des architektonischen Schmucks, sowie die Freude an Portraitbildern zur Erinnerung an berühmte Persönlichkeiten der Geschichte und Litteratur, nebenher auch die Beschränktheit seiner Mittel, derselben setzten, während reiche Verschwender, wie sein Gegner, der verrufene Clodius, der auf sein Haus und dessen künstlerische Ausstattung die ungeheure Summe von fünfmalhunderttausend Thalern unseres Geldes verwendete, einen ganz anderen Aufwand trieben. Dagegen steigerte

ſich ſeine Neigung für Kunſt und Kunſtwerke mit ſeiner zunehmenden politiſchen Lebensmüdigkeit. Vorzüglich war es die Malerei, für welche er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, noch mehr als für die Plaſtik Sinn und Neigung beſaß *) — ein ſehr charakteriſtiſcher Zug für die gemüthvolle Weichheit ſeiner ganzen Natur —, und es iſt bezeichnend für die feine Empfindung und für ſein tiefes Gefühl der Schönheit eines Kunſtwerks, wenn er einmal den Schmerz über die politiſche Erniedrigung, zu welcher der von ihm ſo hochverehrte Pompejus herabgeſunken war, nicht kräftiger ausdrücken zu können meint, als dadurch, daß er ſeine tiefe Betrübniß mit derjenigen vergleicht, »welche ein Apelles empfinden würde, wenn er ſeine Koiſche Venus, oder ein Protogenes, wenn er ſeinen Jalyſos durch Sudlerhände beſchmiert und verunſtaltet erblicken müßte.«

Man pflegt überhaupt mit großem Unrechte auf die Römer und ihr Verhältniß zur bildenden Kunſt wie auf Barbaren herabzuſehen, die für dieſelben weder Sinn noch Geſchmack beſeſſen hätten. In Cicero haben wir einen Mann, der weniger als viele ſeiner Zeitgenoſſen auf ſeine Kunſtliebe Gewicht legte, einen Staats- und Geſchäftsmann, den Beruf und Neigung an ganz verſchiedenartige Intereſſen knüpften, einen Schriftſteller, unter deſſen zahlreichen Werken nicht ein einziges ſich mit der bildenden Kunſt hiſtoriſch und äſthetiſch beſchäftigt; und doch finden wir bei ihm eine Kenntniß der alten Kunſtgeſchichte und ihrer Werke, und ein richtiges Urtheil über beide, wie wir ſie in gleichem Verhältniſſe nur ſelten bei einer ähnlichen Perſönlichkeit unſerer Zeit antreffen dürften. Denn dieſer ſelbe Mann iſt es, dem wir neben Plinius und Quinctilian den größten Theil unſerer Kunde über den Styl der verſchiedenen griechiſchen Künſtler auch der älteren Zeit verdanken. Seine Beurtheilungen der alten berühmten Meiſter der Plaſtik, eines Kanachos, Kalamis und Myron, ſtimmen durchaus mit dem überein, was wir aus anderen Quellen über den Styl dieſer Künſtler wiſſen; und über einen Meiſter wie

*) Si quid generis me istiusmodi delectat, pictura delectat. Epp. ad famil. VII., 23.

Polyklet stand sein Urtheil sogar in einem gewissen Gegensatze zu dem Geschmacke und der Kritik seiner Zeit. Die strengen Verhältnisse, der ruhige Ernst und die Würde in den Gestalten dieses Künstlers erschienen ihm als das Höchste der Kunst *), während diese Eigenschaften dem durch die üppigere Weichheit der Praxitelischen Schule gefesselten Geschmacke seiner Zeitgenossen minder zusagen mochten. Ueberhaupt zeigt er sich uns in seinen Schriften durchaus als einen feinen Kenner der alten Kunst, und seine Bücher über Geschichte und Theorie der Beredtsamkeit sind voll von Zügen, welche dafür Zeugniß geben. Er kennt genau die verschiedenen Style, welche sich im Entwickelungsgange der griechischen Kunst ausbildeten; er kennt das Verhältniß der einzelnen großen Meister zu einander und die ihnen gebührende Rangstufe in der Kunstgeschichte, und er benutzt beides nicht selten, um daraus treffende Vergleiche und erklärende Parallelen mit der Geschichte der Beredtsamkeit zu entnehmen. Die Schriften aber, in denen dies geschieht, waren für das große gebildete Publikum, für junge und alte Staatsmänner und Redner, mit einem Worte für Leser bestimmt, welche keineswegs etwa vorzugsweise als Kunstfreunde oder Kunstkenner gelten wollten. Selbst bei diesem Publikum also durfte er auf Verständniß zählen, wenn er von dem eigenthümlichen Stil eines Kalamis, Kanachos, Myron, Phidias und Polyklet, und von dem verschiedenen Kunstwerthe der großen griechischen Maler Zeuxis, Polygnot, Timanthes, Echion, Nikomachos, Protogenes und Apelles sprach, wenn er die älteste lateinische Bearbeitung der Odyssee mit einem Dädaleischen Bildwerke, oder des alten römischen Dichters Nävius Gesänge vom punischen Kriege mit einer Arbeit Myron's verglich. Wie viele Staatsmänner unserer Zeit dürften von sich und ihren Lesern das Gleiche zu rühmen haben?

Selbst die Sprache in Cicero's wissenschaftlichen Schriften ist voll von Kunstausdrücken und Vergleichungen, die von der Technik der Maler-

*) Man sehe Cicero's Schrift: Brutus, cap. 18, und Brunn, Geschichte der griech. Kunst I., S. 231.

und Bildhauerkunst entnommen sind, und es bedarf nur einer flüchtigen Lektüre seiner rhetorischen Werke, um sich davon durch vielfache schlagende Beispiele zu überzeugen. Besonders gilt das von der Malerei, für welche Kunst Cicero, wie schon bemerkt, vorzugsweise Sinn und Empfänglichkeit besaß. Ausdrücke wie »Kolorit«, »Farbentöne«, Aufsetzen der »Lichter«, »Zeichnung«, »Farbenskala«, um nur einige zu nennen, finden sich sehr häufig auf die Beredtsamkeit und die Leistungen der Redner übertragen; und wenn er die Folgen des bequemen Sichgehenlassens bei seinem großen Rival, dem berühmten Redner Hortensius, mit dem Einschlagen und Nachdunkeln der Farben in alten Gemälden vergleicht, so ist das, dünkt mich, verbunden mit anderen ähnlichen Zügen, ein Beweis, daß ihm Interesse und Kenntniß der Kunst nahe zur Hand waren *). Seinen feinen Sinn für Farbe beweist namentlich eine gelegentliche Aeußerung in der Schrift vom Redner, wo er im Gegensatze zu dem blendenden, mannigfaltigen, auf den ersten Augenblick hinreißenden Kolorit der neuen Gemälde, den nachhaltig fesselnden Reiz hervorhebt, welchen die gedämpfteren und einfacheren Farben in den alten Gemälden auf den Beschauer üben, während das Auge desselben durch jene bunte Pracht leicht übersättigt und abgestumpft werde **). Aus solchen Bemerkungen spricht der gebildete Kenner und Freund der Kunst.

Als ein solcher aber muß Cicero und mit ihm das Publikum seiner Schriften durchaus gelten, auch wenn er selbst ausdrücklich dagegen Protest erheben sollte. Dies thut er nämlich in der That da, wo es ihm paßt, jene hochmüthige Verachtung geltend zu machen, mit welcher das bildungsfeindliche Altrömerthum, das selbst damals noch in seinem Volke stark vertreten war, auf Alles, was griechische Kunst und Wissenschaft hieß, herabzusehen liebte. Cicero selbst erzählt, daß zur Zeit, da er noch

*) Brutus. §. 320.

**) De Orat. III, 25, §. 98. Quanto colorum pulchritudine et varietate floridiora sunt in picturis novis pleraque, quam in veteribus? quae tamen, etiamsi adspectu nos ceperunt, diutius non delectant: quum iidem nos in antiquis tabulis illo ipso horrido obsoletoque teneamur.

Knabe war, sogar diejenigen großen Redner und Staatsmänner, welche die gründlichsten Studien griechischer Philosophie, Litteratur und Wissenschaft gemacht hatten, diese ihre Bildung und Kenntnisse vor dem großen Publikum ihrer Nation sorgfältig zu verbergen suchten, ja sogar sich den Anschein der Verachtung aller solcher Studien zu geben liebten. In seinem großen Werke vom Redner läßt er den berühmten Staatsmann und Redner Antonius sich über diese Art von umgekehrter Heuchelei ganz offen erklären.' Griechische Wissenschaft, Litteratur und Doktrin standen nämlich bei den überwiegend auf das Praktische gerichteten, aller Spekulation abholden Römern in demselben Rufe, wie heutzutage etwa bei unseren Praktikern das doktrinäre Professorenthum und die »Ideologie« unserer Zeiten. Antonius erklärt daher auch ganz naiv: er habe zwar insgeheim und unter der Hand wirklich die so tiefe und gehaltreiche griechische Litteratur und Wissenschaft studirt, denn das Gegentheil sei ihm doch gar zu »bestialisch« vorgekommen; aber er habe es zugleich sein Lebenlang für klug gehalten, jenem Widerwillen seiner Nation Rechnung zu tragen und in seinen öffentlichen Reden auch das leiseste Zeichen zu vermeiden, daß er sich jemals mit solchen »griechischen Dingen« beschäftigt habe, um nicht an Autorität bei seinem Volke zu verlieren.

Das war nun freilich nicht mehr ganz so schlimm zu Cicero's Zeit; aber es war doch von dieser ächt römischen Abneigung und Verachtung gegen Litteratur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft — wie sie ja auch bei unseren praktischen Staatsmännern, Militärs und Geschäftsleuten nichts weniger als selten ist — genug übrig geblieben, um auch den gebildetsten aller Römer zuweilen zu einer ähnlichen Heuchelei zu veranlassen. Feinere griechische Litteratur- und Kunstbildung war eine Art von Freigeisterei, deren Genuß man in Rom geheim hielt, wenn man ein praktischer Staatsmann war, und nicht etwa ein Attikus, der solchen Neigungen lieber die ganze Staatskarrière opferte, und sein Lebenlang eben nur römischer Ritter blieb. Schon in seinen eigenen wissenschaftlichen Schriften entschuldigt Cicero zuweilen die Parallelen und Vergleiche, welche er aus der Geschichte der bildenden Kunst entnimmt, mit irgend einem Zusatze,

der es ausdrücklich hervorhebt, daß diese Dinge freilich an Werth und Wichtigkeit weit unter seinem Gegenstande, der Beredtsamkeit, stehen. Ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn er als öffentlicher Redner, als Anwalt oder sonst als praktischer Staatsmann auftritt und vor dem versammelten Volke spricht. Wir besitzen noch die Reden gegen den berüchtigten Kunsträuber Verres, den Cicero als Anwalt der Sicilier wegen zahlloser Erpressungen, unter denen geraubte Kunstwerke obenan standen, vor Gericht zog und zur Verurtheilung brachte. Verres hatte es in Sicilien nicht gerade viel schlimmer getrieben, als viele andere römische Provinzialgouverneure vor und nach ihm, deren Verfolgung kein Cicero betrieb. Seine Räubereien in Sicilien beliefen sich freilich auf die ungeheure Summe von zwei bis drei Millionen unseres Geldes. Aber dennoch entschloß sich ein Mann wie Hortensius, den Cicero selber hochachtete, zur Vertheidigung des Angeklagten vor Gericht, und viele Männer vom höchsten Adel standen auf seiner Seite. Verres war dabei nach seines Gegners eigenem Zeugnisse in der That ein Kunstenthusiast, deren es damals viele in Rom gab, und rühmte sich dieses seines Enthusiasmus für die bildende Kunst, den seine Freunde eine Krankheit, die beraubten Sicilier freilich Diebsgelüst nannten *). Er war wirklich, was auch sein Ankläger sagen mag, ein feiner Kenner, und bezeichnete alle diejenigen, die es nicht waren, und denen Interesse und Sinn für Kunst und Kunstwerke abging, als »armselige Idioten«. Sein Ankläger selbst hat uns, freilich in entgegengesetzter Absicht, einen merkwürdigen Zug von des Mannes Kunstleidenschaft aufbehalten. Als der Proceß bereits im Gange und ein verurtheilender Ausgang so gut wie gewiß war, sah man ihn am Feste der Cirkusspiele im Hause eines vornehmen Römers in zahlreicher Gesellschaft ganz unbefangen sich der begeisterten Bewunderung der dort zu Ehren des Festes ausgestellten zahlreichen und kostbaren

*) Venio nunc ad istius, quemadmodum ipse vocat, studium, ut amici ejus morbum et insaniam, ut Siculi latrocinium. Verrin. IV., 1.

Kunstschätze hingeben. Auch ist es ein charakteristischer Zug, daß dieser wunderliche Mann als Märtyrer seines Kunstenthusiasmus zur Zeit der Triumviralproskriptionen im hohen Alter seinen Tod fand. Denn Antonius ließ ihn hinrichten, um sich einiger Kunstwerke zu bemächtigen, die jener ihm zu überlassen sich standhaft geweigert hatte.

Im Gegensatze nun zu solcher enthusiastischen Kunstkennerschaft sucht Cicero in seiner Anklageschrift, die er für das große Publikum schrieb und herausgab, sich selbst als einen völligen Idioten, als einen Menschen darzustellen, dem alle solche Kunstkenntnisse und Kunststudien als »Narrenspossen« (nescio quid nugatorium) gälten. Er geht darin so weit, daß er mehr als einmal thut, als wisse er von griechischer Kunstgeschichte eigentlich kein Wort, ja als seien ihm selbst die Namen der größten Künstler, wie Polyklet und Praxiteles (die ihm doch so wohlbekannt waren!), völlig fremd, und ihm erst durch die nothwendige Vorbereitung auf diesen Proceß bekannt geworden. Er spielt dabei geradezu Komödie, wenn er sich diese Namen von seinen Zeugen soufflirten läßt, oder wenn er behauptet, daß die damals mit ungeheuren Preisen bezahlten Meisterwerke solcher Künstler für ihn gar keinen Werth hätten.

Aber diese hier zur Schau getragene Verachtung der bildenden Kunst der Griechen war absichtliche Heuchelei. Sie sollte seine altrömische Strenge und Schlichtheit hervorheben gegen die wahnsinnige und verbrecherische Kunstliebhaberei des Angeklagten; sie sollte den Ankläger als einen Mann von altem Schrot und Korn vor dem Publikum erscheinen lassen, dem Ehrenhaftigkeit mehr gelte als alle Kunstbildung. Diese erheuchelte Verachtung der Kunst wird widerlegt durch Cicero's eigene Bekenntnisse in seinen anderen Schriften, in denen er sogar zuweilen als Aesthetiker und Kunstphilosoph auftritt.

Hier ist nun freilich auch seine schwache Seite. Sein principloser Eklekticismus ist durchaus ohne das feste Fundament einer sicheren theoretischen Grundanschauung. Darum ist er bald Idealist, wenn er über Phidias und die höchsten Meisterwerke der plastischen Kunst dem Plato nachspricht: daß das wahrhafte und vollendete Kunstwerk von dem Künst-

ler nach einem Ideale gebildet werde, das nur in seinem Geiste Leben hat, während ihm in der Wirklichkeit der Natur nichts völlig entspricht und entsprechen kann; — bald sinkt er von der Höhe solches Platonischen Idealismus hinab in jene rohe, mechanisch-atomistische Anschauungsweise, die einen Zeuxis das Bild seiner berühmten Helena aus den verschiedenen Schönheiten von fünf der schönsten Jungfrauen zusammensetzen läßt. Ja wir ertappen ihn sogar unmittelbar nach jenem trefflichen Worte über Phidias, »daß dieser hohe Meister aus der Tiefe der ihm innewohnenden Schönheitsidee seine Athene Parthenos und seinen olympischen Jupiter geschaffen habe,« auf der wunderlichen, fast ans Alberne streifenden Behauptung: »es gebe kein vollendetes Kunstwerk, da der Beschauer selbst beim Anblick der herrlichsten Werke eines Phidias immer noch mit seiner Vorstellung über dieselben hinausgehen und sich noch schönere, noch vollendetere Werke denken könne.« Aber zu diesem letzteren Irrthume führte ihn ein falscher Vergleich der bildenden mit der Redekunst. Er sah sich am Schlusse einer langen ruhmvollen Rednerlaufbahn zu dem Geständnisse gezwungen, daß alle seine Leistungen, die theoretischen wie die praktischen, hinter seinem Ideale des vollkommenen Redners und der vollkommenen Beredtsamkeit zurückgeblieben, und machte von der eigenen Stimmung, aus der dies Bekenntniß hervorging, eine falsche Anwendung auf die Ideale der bildenden Kunst.

Dagegen finden wir an anderen Stellen seiner Schriften wieder über Kunst und Kunsttechnik die treffendsten Urtheile und Bemerkungen. So läßt er in dem großen Werke »vom Redner« den Crassus, eine der Personen, welche den Dialog führen, den Satz aussprechen: »Nur eine Malerei giebt es und eine Bildhauerkunst, dennoch giebt es nicht etwa nur einen Bildhauer, nur einen Maler, den wir vollkommen nennen dürfen. Myron, Polyklet und Lysippus waren alle drei vollendete Meister der Plastik, obschon alle drei wesentlich unter einander verschieden, und doch möchte der Kenner keinen von ihnen anders wünschen, als er in seinen Werken erscheint. Zeuxis, Aglaophon, Apelles sind jeder für sich vollendete Meister in der Malerei, und doch unter sich himmelweit ver-

schieden.« Mit dieser Bemerkung, die Cicero auch auf das Gebiet der Poesie überträgt, wo er von den römischen Dichtern Ennius, Pacuvius und Attius und von den drei großen griechischen Tragikern Aeschylos, Sophokles und Euripides dasselbe sagt, ist die Vielgestaltigkeit des Schönen und der Kunst in der Erscheinung und die Berechtigung der Eigenthümlichkeit des schaffenden Künstlers, das was wir in der Aesthetik Styl und Charakter nennen, ausgesprochen. Nicht minder bedeutsam und richtig sind seine Ansichten über das Verhältniß des Zweckmäßigen und Nützlichen zum Schönen. Beide Begriffe sind ihm verbundene, sich entsprechende. Es ist, sagt er, die innere Nothwendigkeit der Sache, die in ihrer entsprechendsten Erfüllung die Schönheit als nothwendige letzte Konsequenz im Gefolge hat, und er weist dies nach für die bildende Kunst in der schönheitvollen Gestaltung der Säule und des Tempelgiebels *), durch deren künstlerisch vollendete Form das dem Wesen nach bloß einem äußeren Zwecke Dienende so frei und selbständig erscheine, daß es selbst als ein Schönes, als freies Kunstwerk vor uns hintrete. Für Cicero ist die Gesundheit nicht nur in der Natur selbst eine Bedingung der wahren Schönheit menschlicher Leibesbildung. Er trägt diese Anschauungsweise auch über auf das Gebiet der bildenden Kunst, und gab, wie wir sahen, der gesunden Kraft und würdevollen Anmuth Polyklet's, im Gegensatze zu vielen seiner Zeitgenossen, den Vorzug vor der üppigen Weichheit jener Bildungen, welche aus der Praxitelischen Schule hervorgingen. Er hat endlich den würdigsten Begriff von der Erhabenheit des Schönen und der Kunst über das materiell und praktisch Nützliche. Er möchte lieber ein einziges Meisterwerk der Beredtsamkeit seines großen Landsmannes Crassus geschrieben haben, als zweimal die Ehre eines Triumphs genießen. Aber er beschränkt solchen Idealismus nicht bloß auf die vorzugsweise römische Kunst der Beredtsamkeit. »Wenn's auf den Nutzen ankäme,« meint er, »so war es freilich für die Athener auch wichtiger, gutes Fach- und Dachwerk an und auf ihren Wohnhäusern zu

*) Vergl. Torso I., S. 98.

haben, als das herrlichste Bild der Minerva aus Gold und Elfenbein zu besitzen. Aber doch möchte ich lieber Phidias sein, als der allervollkommenste Zimmermeister. Nicht wie viel einer nützt, sondern wie viel einer ist, giebt den Ausschlag. Auch sind vortreffliche Bildner und Maler stets eine große Seltenheit, während es an Handwerkern und Arbeitern nie fehlen kann.« Gemahnt das nicht wie jener berühmte Ausspruch Goethe's: »daß es mehr Noth thue, das Schöne zu fördern, das Wenige hervorbringen und Alle bedürfen, als das Nützliche, das Viele zu schaffen fähig sind und Keiner entbehren kann«: Und klingt nicht in dem, bei einem Römer uns so wunderbar überraschenden Worte: non quantum quisque prosit, sed quanti quisque sit, ponderandum est *), ein Ton jenes stolzen Schiller'schen Idealismus, der da sagen mochte:

> Adel ist auch in der sinnlichen Welt; gemeine Naturen
> Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

Auch in einzelnen, beiläufig hingeworfenen Bemerkungen anderer Art erscheint Cicero als ein Mann von nicht gemeiner Einsicht in Sachen der Kunst. Daß ein plastischer Künstler auch ein tüchtiger Zeichner und Maler sein müsse, versteht sich ihm von selbst. »Jeder Kenner,« sagt er **), »wird es sofort einem plastischen Kunstwerke ansehen, ob der Meister desselben zeichnen und malen kann oder nicht, wennschon der Plastiker bei der Arbeit des Bildens selbst die Schwesterkunst nicht in Anwendung bringt.« Ein andermal äußert er sich eben so einsichtig über die Studien der Künstler im Vergleich zu denen des Redners. »In allen Künsten,« meint er, »komme es vor Allem immer darauf an, daß der Künstler das Hauptsächlichste und Schwierigste sich zu eigen mache. Der Maler, der Auge und Hand im Darstellen der menschlichen Gestalt geübt und ihre Structur und Bildung sich ganz zu eigen gemacht hat, wird den Menschen in jeder Statur und in jedem Alter darzustellen im Stande

*) »Nicht wie viel Einer nützt, sondern wie viel einer ist, giebt den Ausschlag des Gewichts.«

**) De Oratore I., cp. 16

sein, auch ohne daß er dazu bei verschiedenen Meistern seiner Kunst in die Lehre gegangen ist. Denn alle Unterweisung kann sich immer nur auf das Allgemeine, Generelle beziehen. Wer im Stande ist einen Löwen oder Stier vollendet zu malen, wird an der Darstellung anderer Vierfüßler nicht scheitern, und der große Polyklet fand sicherlich keine Schwierigkeit, als er seinen Herkules in Thon modellirte, ihm auch das Löwenfell oder die Hyder beizugeben, obschon er weder das eine noch die andere darzustellen besonders gelernt hatte *).«

Derselbe Römer endlich, der den Unterschied zwischen Kunst und Handwerk so wohl empfand, der die große Kluft, welche den Künstler vom Handwerker scheidet, so aufrichtig anerkennt, er widerspricht zugleich entschieden dem noch heutzutage uns oft genug begegnenden anmaßlichen Vorurtheile: daß nur der Künstler über Kunstleistungen richtig urtheilen könne. Er will, daß die Kunst populär sei im edlen Sinne. »Alle Kunst,« sagt er einmal, »hat ihren Ausgang genommen von der innersten Natur des Menschen, und sie hat nichts geleistet, wenn sie nicht durch ihre Werke diese innerste Menschennatur bewegt und erfreut. Nicht bloß Künstler sind die richtigen Kunstkritiker; denn zwischen Machen und Urtheilen ist ein Unterschied, und das richtige Gefühl für das Schöne des Kunstwerks ist unabhängig von der Fähigkeit des Selbsthervorbringens.« Aber freilich vergißt er nicht hinzuzusetzen, daß das Gefühl für das Schöne, auch wenn es angeboren sei, der Ausbildung durch Aufmerksamkeit und Uebung bedarf, und daß, wer ein Werk der Plastik und Malerei richtig würdigen (probare) will, *sehen* lernen muß **).

Mich dünkt, diese Proben reichen hin, zu beweisen, daß die römische Bildung, wie sie sich in Cicero ausspricht, Geschmack, Sinn und Interesse für die bildende Kunst und ihre Werke besaß, und daß die Römer der letzten republikanischen Jahrhunderte, wenn ihnen auch die produktive

*) De Orat. II., 16.

**) De opt. gen. orat. cp. 4.

Zähigkeit versagt war, doch der griechischen Kunst und ihren Werken gegenüber nichts weniger als Barbaren waren.

Cicero's Schriften sind auch reich an anderen Notizen zur Kunstgeschichte. Wir erfahren durch ihn, daß Maler Schriften über ihre Kunst verfaßten, daß die griechische Litteratur überhaupt eine Fülle von Schriften über die bildende Kunst und ihre Werke, ja sogar zahlreiche Monographien über einzelne Meisterwerke der Malerei und Bildhauerkunst besaß. Wir vernehmen aus seinem Munde, daß noch zu seiner Zeit das besiegte und geknechtete Volk der Hellenen mit einer Liebe an seinen Kunstwerken, dem Vermächtniß einer schöneren und glücklicheren Zeit, hing, die selbst des Römers Herz zur Theilnahme rührt*), wenn er sich auch vor seinem Volke den Anschein geben muß, als sei er selbst erhaben über solche »Schwäche«. »In der That,« sagt er einmal in der letzten Rede gegen den Kunsträuber Verres, »ist der Genuß und das Entzücken wahrhaft wunderbar, welches die Griechen an jenen Dingen, die wir gering achten, empfinden. Unsere Vorfahren ließen ihnen daher, wenn sie unsere Bundesgenossen wurden, diesen Besitz gern in seinem ganzen Umfange, um durch seine Pracht und seinen Glanz die Großmuth unseres politischen Protektorats zu verherrlichen. Denen aber, die sie sich als zins- und dienstpflichtige Unterthanen unterwarfen, gönnten sie doch jene Dinge, an denen des Griechen Herz hängt, während sie uns minder werthvoll erscheinen, als Trost und Versüßung ihrer Knechtschaft. Was meint ihr,« fährt er fort, »würden die Rheginer Alles thun, ehe sie auf ihre berühmte Venus aus Marmor verzichteten, die Tarentiner, ehe sie ihre Europa auf dem Stier, ihren Satyr und ihre anderen berühmten Kunstwerke hergäben? Welche Opfer würden die Thespier bringen, um ihren Amor, die Knidier um ihre Marmorstatue der Venus, die Koër um ihre Venus des Apelles, die Ephesier um ihren Alexander, die Kyzikener um ihren Ajax und ihre Medea, die Rhodier ihren Jalysos, die

*) Man vergleiche folgende Stellen: de Orat. II., 9. 38.; in Verrem IV., ep. 56., ep. 59. und vor allen ep. 60.

Athener ihre Marmorstatue des Bacchus oder Myron's berühmte erzne Kuh sich zu erhalten? — Ich könnte,« fährt er fort, »wenn dazu hier der Ort wäre, dies Verzeichniß noch bei den zahlreichen Städten von Griechenland und Asien ins Unendliche fortsetzen.« Man sieht also, daß der römische Staatsmann, trotz seiner erheuchelten Geringschätzung dieser Dinge, doch über alle berühmten Werke griechischer Kunst sehr gut unterrichtet ist.

Die Theilnahme und Freude seiner römischen Zeitgenossen an berühmten Werken griechischer Bildkunst war aber in der That viel größer, als Cicero in jener für das große Publikum bestimmten Parteischrift gelten lassen will. Er selbst giebt zu, daß in Rom von den Kennern und Kunstliebhabern (studiosi harum rerum) ungeheure Summen für Kunstwerke bezahlt wurden, daß solche Kunstliebhaberei dort sehr verbreitet war, und daß der Kunsthandel eine bedeutende Industrie ausmachte. Schon Winckelmann hat es angemerkt, daß in Rom damals plastische Kunstwerke, obschon sie in ungeheurer Anzahl vorhanden waren, dennoch theurer bezahlt wurden, als zu seiner Zeit, wo die Zahl derselben verhältnißmäßig so äußerst gering war *). Verres hatte einen sicilischen Kunstfreund gezwungen, ihm einen Cupido von Praxiteles in Marmor für den Spottpreis von vierhundert Denaren (kaum hundert Thaler Preußisch) zu verkaufen. Der geringste Schuster in Rom hielt solchen Kaufpreis eines Praxitelischen Werks für das, was er war, für erzwungen durch die schnödeste Gewaltthätigkeit: denn keinem Römer war, wie Cicero selbst sagt, der hohe Werth eines solchen Kunstwerks unbekannt, und das große Publikum der Zuhörer, an welches sich der Ankläger jenes Kunsträubers wendet, stand in dieser Beziehung jedenfalls weit über der großen Masse des unsrigen. Cicero konnte es daran erinnern, »daß bei einer Auction ganz kürzlich erst ein kleines Erzbild für 120,000 Sestertien (etwa 6800 Thaler Preußisch) verkauft worden war, und daß er, wie sie wohl wüßten, Leute nennen könne, die gern dieselbe Summe oder noch

*) Kunstgeschichte VII., 2. 22.

mehr dafür gezahlt hätten. Der geringste römische Quirit also kannte wenigstens die Namen der großen griechischen Meister, und hatte eine Vorstellung von dem hohen Werthe, in welchem ihre Werke bei den Kennern standen. Und wie wäre dies auch anders möglich gewesen, in einer Stadt, wohin seit fast anderthalb Jahrhunderten aus allen Theilen der civilisirten Welt des Alterthums eine Unzahl herrlichster Werke der bildenden Kunst zusammengeschleppt und zu Jedermanns Schau in Tempeln und Hallen, in den Basiliken, den Bazars der Römer, wie auf Plätzen und Straßen aufgestellt waren: wo es allgemeine Sitte war, daß Magistrate an den Staatsfesten, die sie dem Volke auf ihre Kosten gaben, berühmte Kunstwerke von nah und fern zusammenbrachten, ja einzelne hochgefeierte Meisterwerke sogar von griechischen Besitzern entliehen, um durch öffentliche Ausstellung derselben auf dem Forum oder in den großen Versammlungshallen den Glanz ihrer Feste zu erhöhen! Cicero selbst erzählt, daß der Aedil C. Claudius zu solchem Behufe den berühmten Praxitelischen Amor von einem Kunstfreunde aus der griechischen Stadt Messana (Messina) entlieh, und ihn nach dem Feste sorgfältig zurückbringen ließ. Es war dasselbe Kunstwerk, welches bald darauf der räuberische Verres dem Besitzer entriß. Dieser Eigenthümer, ein reicher Grieche Heius zu Messina, besaß eine ausgezeichnete Sammlung von Meisterwerken plastischer Kunst, deren Besuch er mit der größten Liberalität seinen Mitbürgern täglich gestattete. Außer jenem Praxitelischen Kupido von Marmor waren die Juwele derselben: ein Herkules aus Erz von Myron und Polyklet's berühmte Kanephoren *); und »kein Römer,« sagt Cicero, »kam nach Messina, der nicht die Gelegenheit benutzte, sie zu sehen.«

Es gab in Rom sogar schwärmerische Verehrer für die bildende Kunst, die schon der Name eines der großen griechischen Meister, wie Cicero sagt, »himmelhoch entzückte« **). Zu solchen gehörte selbst Hor-

*) Vergl. Terje, Erster Theil.

**) In Verrem III., 2.: Haec praeclara artificum nomina, quae isti in coelum ferunt. Die so verächtlich bezeichneten isti sind Verres und andere Kunstfreunde.

tensius — der größte römische Redner neben Cicero, sein vieljähriger Rival und im Processe gegen Verres sein Gegner. Verres hatte ihn nicht bloß mit Geld, sondern auch durch Ueberlassung eines kostbaren Kunstwerks, einer bronzenen Sphinx, gewonnen, was dem Cicero Gelegenheit zu einem seiner sarkastischen Witze gegen den berühmten Redner gab *), dessen glänzende Villen mit den erlesensten Werken bildender Kunst geschmückt waren, und der auf seinem Tuskulanischen Landsitze für ein theuererkauftes Kunstwerk, des Malers Cydias »Argonauten,« einen eigenen Tempelhaus erbaut hatte. Zu ihnen gehörte auch jener römische Ritter aus dem Geschlechte der Junier, dem der Volkswitz nachsagte, daß er sich in eine der Thespiaden des Kleomenes, des Schöpfers der Medizeischen Venus, sterblich verliebt habe. Diese Statuengruppe hatte Mummius aus Thespiä geraubt; ein Lucullus entlieh sie von ihm, um den von ihm erbauten Tempel der Glücksgöttin am Einweihungsfeste zu schmücken, und betrog ihn darum, indem er den Platz, wo sie stand, konsekrirte, so daß sie der Eigenthümer ohne Verletzung der Religion nicht wieder hinwegnehmen konnte. Der berühmte Varro, Roms größter Gelehrter, liebte gleichfalls die Kunst, und stand in Verbindung mit den besten Künstlern der Ciceronischen Zeit. Auch der große Cäsar war ein leidenschaftlicher Kunstfreund und geschmackvoller Kenner, der für werthvolle Statuen und Gemälde ungeheure Summen verwandte, und selbst der finstere Verschwörer Brutus hatte Freude an Werken der bildenden Kunst.

Die Liebe zur Kunst und der Genuß an ihren Werken waren bei den Römern jener Zeit selbst ins Privatleben eingedrungen. Plastische Kunstwerke als Schmuck von Privatwohnungen sinnvoll aufgestellt und geschmackvoll geordnet, waren in den beiden letzten Jahrhunderten der römischen Republik nichts Seltenes, und mit Unrecht stellt man sich zuweilen vor, daß die Plastik nie bei den Alten zum Zimmer-

*) »Ich verstehe solche Räthsel nicht!« rief Hortensius bei dem Zeugenverhöre Cicero's aus. »Du solltest doch,« erwiderte dieser, »da du ja die Sphinx bei dir im Hause hast!«

schmuck gedient habe. Cicero vergleicht einmal in seinem großen Werke »vom Redner« den rasch hingeworfenen Vortrag eines der Männer, die in jenem Dialoge ihre Gedanken über das Ideal des Redners austauschen, mit einem reichen und wohlversehenen Hause, »dessen Ausstattung an reichen Teppichen und Silbergeräth, prächtigen Gemälden und Statuen aber nicht geschmackvoll und wohlgeordnet an den passenden Orten aufgestellt, sondern in Winkeln und Kisten versteckt und verpackt sei.« Lucull benannte seine Speisesäle nach den Hauptkunstwerken, die dort aufgestellt waren. Bildnisse von Freunden oder geliebten Verwandten in Marmor und Erz schmückten die Gemächer gebildeter und vornehmer Römer nicht minder, wie berühmte Kunstwerke älterer griechischer Meister. Scipio Africanus, der Besieger Hannibal's, stellte das Bildniß des Dichters Ennius auf unter den Denkmälern seines eigenen Geschlechts, dessen Ruhm jener in seinen Gesängen gefeiert hatte. In Zeiten politischer Stürme war es gefährlich, das Bildniß eines Hauptes der unterliegenden Partei zu besitzen, und zu Cicero's Zeit kostete es dem Sextus Titius das Leben, als man in seinem Hause ein Bildniß seines Freundes, des berüchtigten Saturninus, entdeckte. Daß man Werke der Skulptur und sogar Götterbilder als Zimmerschmuck verwandte, beweisen selbst alte Gemälde. Unter den Pompejanischen Wandgemälden befindet sich eins, das die Hochzeit des Numidierkönigs Massinissa mit der schönen Sophonisbe darstellt. Die Figuren haben halbe Lebensgröße. Drei Säulen tragen den Plafond, und Statuen, unter denen ein bronzener Apollo, schmücken den Saal *). Als die größte aller gekrönten Schauspielerinnen, Kleopatra, den feinsten aller Menschen zu gewinnen suchte der Besiegten Feindin zu schonen, sah Augustus in dem Zimmer, wo sie ihren Sieger empfing, die Portraitstatuen und Gemälde seines Vaters Cäsar, ihres ersten Geliebten, aufgestellt, damit die Erinnerung sein Herz zur Milde rühre. In der ersten Kaiserzeit gehörten plastische Kunstwerke zum nothwendigen künstlerischen Ameublement eines reichen Privathauses. »Nackte

*) S. Visconti, Icon. gr. II., S. 412—416.

Marmorstatuen und irgend ein berühmtes Werk Euphranor's oder Polyklet's« durften, wie Juvenal sagt, nicht fehlen. Augustus küßte täglich das Marmorbild seines geliebten frühverstorbenen Enkels, der als Amor gebildet sein Schlafzimmer schmückte *), und selbst Tiber liebte es, seine Wohnung mit Meisterwerken griechischer Plastik zu verzieren, wobei er, wie wir früher erzählten, sogar einmal mit dem Volke Roms in Konflikt gerieth, das Lysipp's berühmten Apoxyomenos selbst von dem allmächtigen Weltgebieter nicht der Oeffentlichkeit entziehen lassen wollte.

Cicero selbst nennt uns freilich nur den Namen eines einzigen großen plastischen Künstlers seiner Zeit. Es war jener Euander, mit dem er selbst befreundet war. Aber es gab deren weit mehrere, die zum Theil noch berühmter waren. Unter ihnen obenan stand der vortreffliche Arkesilaos, den ein Varro bewunderte und ein Lucullus mit seiner Freundschaft ehrte.

*) Torso I, S. 500.

Kunstgeschmack und Kunstbildung in Rom seit dem Hannibal'schen Kriege.

Das im vorigen Abschnitt geschilderte Verhältniß der gebildeten Römer zur griechischen Kunst finden wir schon ein Jahrhundert vor der Ciceronischen Zeit, ja es läßt sich verfolgen bis zurück in die Zeiten, wo Roms Feldherren noch mit Hannibal und Karthago um die Weltherrschaft rangen. Unter diesen Feldherren strahlt vor allen hervor in leuchtender Heldengestalt Marcus Marcellus, der erste Besieger des »grimmen« Puniers, Roms Schwert genannt; weil ihm wie keinem anderen Einzelnen Rom seine Errettung verdankte aus höchster Noth und Gefahr der Republik. Aufgewachsen in Kriegen und Schlachten, wie alle Glieder des römischen Adels seiner Zeit, auf die Plutarch das Homerische Wort anwendet, daß ihnen Zeus auferlegt habe:

Früh von der Jugend Beginn bis spät ins Alter zu müh'n sich
Unter des Kriegs Drangsalen, bis tod hinsinket ein jeder —,

war Marcellus dennoch griechischer Bildung, Litteratur und Sprache bis zur begeisterten Achtung vor den Meistern derselben ergeben, und nur der Mangel an Muße war Schuld daran, wie Plutarch sagt, daß er selbst darin nicht Bedeutendes leistete. Er war zugleich bewundernder Freund

und Kenner der bildenden Kunst. Er zuerst entführte die Meisterwerke dieser Kunst aus dem eroberten Syrakus und dessen Tempeln zur Verherrlichung seines Triumphes und zum Schmuck der Hauptstadt. »Bis dahin,« sagt Plutarch, »besaßen und verstanden die Römer nichts von zierlichen und geschmackvollen Werken, und hatten keinen Sinn für solche das Auge bezaubernde Anmuth der Kunst. Das republikanische Rom, des kriegsgewaltigen Ares Heiligthum, war nur gefüllt mit fremdartigen Waffen und bluterrungenen Kriegstropäen. Um so mehr staunte das Volk dem neuen Schauspiel, und Marcellus erntete Beifall bei ihm mit der so griechisch hold ansprechenden Augenweide heiterster Verschönerung der Stadt.« Dagegen die altrömische, nationale, bildungsfeindliche Partei des Adels, an deren Spitze der alte Cato stand, machte dem Marcellus daraus einen bitteren Vorwurf, dessen wörtlicher Ausdruck nöch heute nachklingt in den Berichten der alten Schriftsteller. »Damit wurde der Anfang gemacht,« so klagt Livius, »die Bewunderung griechischer Kunstwerke in Rom einzuführen;« und es ist uns, als hörten wir Cato's, des starren Altrömers, eigene Worte, wenn Plutarch zu jener Schilderung weiter hinzusetzt: »den Marcellus aber traf doppelter Tadel von Seiten der »Väter«, der Altrömer: daß er die Stadt weltverhaßt mache, in welcher er nicht nur Menschen, sondern selbst Götter als Kriegsgefangene zum Schaugepränge aufführe, und daß er ein Volk, das bisher nur gewöhnt war, den Pflug oder das Schwert zu führen, ein Volk ohne Kenntniß und Sinn für verfeinerten Lebensgenuß und sinnende Beschaulichkeit, verwandeln helfe in ein Volk von Städtern, das sich gewöhne, über Kunst und Künstler lang und breit zu schwatzen und einen ganzen Theil des Tages mit Kunstbeschauung und Kunstgefasel hinzubringen.« Der erste Vorwurf war religiöse Heuchelei; der zweite war die Hauptsache. Alle Bildung und Humanisirung hat befreiende Kraft: darum sahen die Aristokraten von damals so gut wie ihre Nachfahrer von heute mit scheelen Augen auf jeden Fortschritt des Volks in Bildung und Humanität.

Anders dachte Marcellus und die Partei, der er angehörte. Er kehrte sich nicht an jene Tadler, zumal da das Volk ihm Beifall gab; ja,

er rühmte sich vielmehr, wie Plutarch sagt, gegen Griechen, daß er seine Landsleute gelehrt habe, Griechenlands bisher nicht verstandene Schönheitswunder zu schätzen und zu verehren.

Nicht der Unwissende hieß und galt den Hellenen in ihrer Blüthezeit als ein Barbar, sondern der Ungebildete. Kenntniß und Gelehrsamkeit konnte auch der Barbar besitzen, ein Hellene aber ward er erst durch Bildung. Das spricht Isokrates aus, der berühmte Redner Athens, der Zeitgenosse Plato's, wenn er in seiner Festrede auf die Verdienste seiner Vaterstadt sagt: »Der Name Hellene ist weniger ein Merkzeichen der Abkunft als der Gesinnung, und die, welche Theil haben an unserer Bildung, heißen mit mehr Recht Hellenen, als die, welche nur Theil haben an unserer Abstammung.« Im letzten Jahrhunderte der Republik galt Rom selbst den griechischen Schriftstellern nicht mehr als eine barbarische Stadt. Wie Hellas der römischen Macht, so hatte Rom der griechischen Bildung in Kunst und Wissenschaft gehuldigt, und wie der römische Dichter singt:

Seinen wilden Besieger besiegte Hellas, und brachte
Bildung dem bäurischen Rom.

Als Horaz also sang, da nannte freilich schon ein griechischer Schriftsteller, Dionys von Halikarnaß, Rom eine hellenische Stadt, und zwar die humanste von allen. Aber die griechische Bildung war schon zur republikanischen Zeit weit tiefer eingedrungen in Rom, als man gewöhnlich glaubt. Schon der alte Cato, der den Sokrates nur einen Schwätzer und Jugendverführer nannte, und wie Plutarch sagt, aller griechischen Muse und Wissenschaft Hohn sprach, stand mit seiner Feindschaft gegen dieselbe in den Augen der großen Mehrzahl seiner gebildeten Standesgenossen als ein Sonderling da, und ein Marcellus durfte unbekümmert um seinen Tadel sich griechischer Kultur und griechischen Schönheitssinnes rühmen. Cato, der den Geist einer neuen Zeit mit Polizeimaßregeln und Ausweisungen bannen wollte, sah in der hellenischen Bildung das Verderben Roms. »Diese Ueberfüllung mit griechischer Wissenschaft und Kunst wird Rom die Herrschaft kosten,« lautete sein Wahlspruch. Aber

gerade dies Wort bezeugt, wie viel Boden jene Kultur bereits in Rom gewonnen hatte. Mußte er doch selbst sich dazu verstehen, in seinem Alter noch Griechisch zu lernen! Plutarch aber, der jenes Wort anführt, bemerkt dazu vortrefflich: »Die Zeit hat Cato's Prophezeiung Lügen gestraft; denn gerade als Rom jeder hellenischen Wissenschaft und Kunst befreundet war, stand es zugleich auf dem höchsten Gipfel seiner weltbeherrschenden Macht.«

Mit der glücklichen Beendigung des Hannibal'schen Krieges hatte sich das frühere Verhältniß der Römer zu dem Griechenthum wesentlich geändert. Wenn die Römer sich früher darauf beschränkten, Sprachen und Erfindungen der Griechen zu praktischen Zwecken sich anzueignen, so gewannen jetzt griechisches Wesen und griechische Bildung mehr und mehr Einfluß auf alle Lebenskreise der römischen Nation. In Poesie, Beredtsamkeit, in Bau- und Bildkunst, in Sitte, Geschmack, Familie und Religion schmeichelte sich ein griechisches Element ein, und verdrängte allmälig mit der alten Herbigkeit und Rohheit des Lebens freilich auch die alte strenge Zucht, die Einfalt und Genügsamkeit der Sitten. Das Bedürfniß eines reicheren geistigen Lebens machte sich geltend, seitdem eine fortgesetzte Berührung mit der griechischen Kultur den Geschmack erweckt hatte an jenen Früchten der Erkenntniß, von denen kein Volk und kein Einzelner kostet, ohne eine innere Umwandlung zu erfahren. Rom hatte nach und nach alle anderen Völker Italiens latinisirt, nur die Griechen nicht. Griechische Civilisation, griechische Sprache, Sitte und Kunst waren und blieben herrschend in Süditalien, zumal in Apulien, und fanden von dort aus selbst ihren Weg nach Rom. Der heftigste Kampf des Altrömerthums, das Sitte und Glauben der Väter gegen den eindringenden Hellenismus zu wahren suchte, blieb auf die Dauer erfolglos.

Die römische Poesie hellenisirte sich zuerst. Ein Dichter der Ciceronischen Zeit singt deshalb:

Als es Hannibal bezwungen, nahte mit beschwingtem Schritt
Sich im Kriegsgewand die Muse der Quiriten hartem Volk.

Der römische Dichter Ennius, ein Italiker von griechischer Abkunft und Bildung, führte hellenische Formen, Rhythmen und Kompositionsweise ein in die poetische Litteratur. Er hielt sich und ward gehalten für den römischen Homer, wie sich Klopstock für den deutschen Homer hielt und galt, mochte der Abstand auch noch so gewaltig sein, der hier wie dort Leistung und Anspruch trennte. Die von Ennius für das Epos eingeschlagene Richtung setzte sich fort im ernsten und komischen Drama; in jenem durch Ennius' Landsmann Pacuvius, in diesem durch die Komödiendichter Statius, Cäcilius und Terenz. Römische Geschichtschreibung nach griechischen Mustern, und selbst, zum Aerger Cato's und der Nationalen, in griechischer Sprache, verdrängte die alte Schlichtheit der früheren chronikenartigen Aufzeichnung, und sogar die griechische Wissenschaft in Heilkunde, Rhetorik und Philosophie fand ihren Weg in das römische Leben.

Ebenso auch die griechische Kunst. Zwar überwog die Architektur mit ihren Nutzbauten noch bei den Römern die Bildkunst, von deren Ausübung in Rom selbst um diese Zeit wenig berichtet wird. Allein an Marcellus' Beispiele sahen wir, daß Kunstliebe und Kunstkennerschaft um diese Zeit bereits zu den Erfordernissen eines gebildeten Mannes gehörten. Ein zweites, noch lehrreicheres Beispiel bietet uns sein großer Zeitgenoß, Aemilius Paullus, der Besieger und Eroberer des macedonischen Reichs, der Sohn jenes gleichnamigen Konsuls, der bei Cannä den Heldentod starb. Er war von altem Adel, aber geringem Vermögen, ein trefflicher Feldherr, gleich geachtet als Mensch und Staatsmann, an Sittenreinheit, Unbestechlichkeit und Schlichtheit des Wesens ein Römer von altem Schrot und Korn, und zugleich ein Mann, der keineswegs unbedingt einstimmte in die moderne Weise der hellenisirenden Partei seiner Zeit. Aber dennoch war er ein Freund edler hellenischer Bildung und von aufgeschlossenem Sinn auch für die bildende Kunst. Man sah ihn während der Waffenruhe Griechenland bereisen, um dessen Kunstwerke kennen zu lernen, und vernahm von seinen Lippen jenes bewundernde Wort über den Olympischen Zeus des Phidias: dieser Meister allein

habe es in Wahrheit verstanden, dem Ideale Homer's würdigste Gestaltung zu verleihen *). Als er seinen Triumph über das besiegte Macedonien feierte, berief er den Maler Metrodor von Athen, um denselben durch bildliche Darstellungen zu verherrlichen und zu verewigen, zugleich aber auch für den Triumphzug selbst die Anordnung der dem Volke vorzuführenden Kunstwerke zu leiten. Sein ganzes Haus war ein Sitz solcher ächten Bildung. Als er Macedonien bezwungen hatte, nahm er von den unermeßlichen Schätzen des Königs Perseus nichts für sich, und ließ alles Gold und Silber, ohne es auch nur eines Blicks zu würdigen, den Quästoren für die römische Staatskasse überantworten. Aber die reiche Bibliothek erlaubte er seinen Söhnen mit sich zu nehmen; denn sie waren, wie er selbst, Freunde der griechischen Litteratur und sorgfältig in griechischer Bildung erzogen. Nicht nur Grammatiker, Philosophen und Lehrer der Redekunst hatte er für sie in sein Haus berufen, sondern auch tüchtige Meister der Plastik und der Malerei unterwiesen sie in beiden Künsten, und der Vater nahm selbst; wie Plutarch erzählt **), so oft es ihm die Geschäfte erlaubten, an ihren Uebungen Theil. Daß ein Römer, ein Kriegs- und Staatsmann ersten Ranges zu jener Zeit so die bildende Kunst in den Kreis des häuslichen Unterrichts seiner Familie zog, ist fürwahr kein geringes Zeichen für die Schätzung, deren sich schon damals die Kunst in Rom erfreute. Sicherlich stand er damit nicht allein, wenn auch in unseren Quellen sich kein weiteres Beispiel findet. Das beweisen die zornigen Ausfälle des alten Cato gegen solche Kunstliebhaberei seiner Zeitgenossen und Landsleute.

Selbst die Lebensstellung der Künstler in den beiden letzten Jahrhunderten des republikanischen Roms war mit Nichten so gering, ihr Stand mit Nichten so niedrig geachtet, als man wohl immer noch behaupten hört. Mochte immerhin ein Cato und seine Genossen auf Poeten und Künstler wie auf Landstreicher und niedere Handwerker

*) S. Torso I., S. 159.

**) Plutarch, Leben des Aemilius Paullus. Kap. 6.

herabsehen, mit denen zu verkehren sich schlecht schicke für einen römischen Kriegs- und Staatsmann. Die überwiegende Gegenpartei theilte diese Ansicht nicht. Die Scipionen, die Flaminine, die Fulvier und viele Andere lebten und verkehrten gern mit Schriftstellern und Dichtern, griechischen wie römischen. Ein Schauspieler sogar, der berühmte Roscius, durfte sich des Umgangs und der Hochschätzung der Besten seiner Zeit erfreuen; und wir haben schon oben gesehen, daß die hochgestelltesten Männer des letzten Jahrhunderts der Republik auch bildende Künstler unter ihren Befreundeten zählten. Die Malerei galt überdies für eine nationale und ehrenhafte Kunst, die zu betreiben selbst eines römischen Bürgers aus adligem Geschlechte nicht unwürdig geachtet ward. Die in Rom lebenden Künstler waren ferner, soweit wir wissen, zum Theil freie Bürger, die, wie Cicero's Freund, der Bildhauer Cuander, selbst Freigelassene hatten. Sie waren auch, wenigstens die an Kunst und Ruf bedeutenden, keine armen Schlucker, sondern reiche Leute; denn der Kunsthandel, welchen sie größtentheils mit betrieben, warf viel Geld ab, und auch ihre eigenen Arbeiten wurden ihnen gut bezahlt. Ein Alexandrinischer Maler, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. zu Rom lebte, konnte sogar dem vertriebenen Könige seines Heimathlandes Ptolemäus Philometor in seinem Hause Gastfreundschaft bieten; und wenn es auch der Senat eine politische Unschicklichkeit achtete, daß ein König Aegyptens »bei einem Maler« logirte, und als es bekannt ward, sich beeilte, dem königlichen Flüchtlinge eine Staatswohnung anzuweisen, so spricht das doch keineswegs gegen den Wohlstand und die sociale Stellung des Künstlers, dessen Haus der vertriebene König, der selbst ein Kunstfreund war, aufgesucht hatte. Zwei griechische Künstler, Demophilos und Gorgasos, Bildhauer und Maler von großem Rufe, die den Römern den Tempel der Ceres ausgeschmückt, durften sich dessen in griechischen Inschriften rühmen, die ihre Namen an der Fronte des Tempels verewigten. Das geschah in den ersten Jahrhunderten der römischen Republik. Als die Stadt Ardea schon römisch geworden war, verliehen die Bürger derselben einem griechischen Künstler, dem Maler Kleoetas,

zum Lohn für seine Arbeiten im Tempel der Juno, das Bürgerrecht. Solch eine Ehre war eine seltene höchste Auszeichnung, und ein Römer aus dem Plautischen Geschlechte mußte, damit sie erwiesen werden konnte, den Künstler zuvor durch Adoption in sein Geschlecht aufnehmen *). Der tapfere Reiterfeldherr und Pontifex Servilius Geminus, der Freund und Geistesverwandte des Aemilius Paullus, eine Natur im Styl des alten Blücher, ebenso schlagfertig im witzigen Wort bei der Tafel wie mit dem Schwert in der Feldschlacht, hielt es nicht für zu gering, am Tische eines berühmten Malers zu Rom als heiterer Gast zu sitzen und zu scherzen **). Der große Redner Crassus besaß zwei kostbare Becher mit trefflichen Bildwerken von der Hand des berühmten Mentor; aber er bediente sich ihrer nimmer zum wirklichen Gebrauche, »aus Ehrfurcht vor der Kunst«, wie Plinius erzählt.

Seitdem den Römern der Sinn für griechische Kunst aufgegangen war, sehen wir sie beschäftigt, aus den eroberten Städten die vorzüglichsten Kunstwerke nach Rom zu führen, als glorreiche Siegesbeute. Aber es wird nicht gemeldet, daß sie zerstörten statt zu rauben, wie dies selbst die Macedonier thaten, als sie, im Kriege gegen die Aetoler, zu Thermon, der Bundeshauptstadt, mehr als zweitausend Bildsäulen umstürzten und verstümmelten.

---

*) Vergl. Stillig zu Plin. h. n. 35. cp. 10. p. 73.

**) Macrob. Saturnal. II, cp. 2. erzählt: beim Lucius Mallius, der für den ersten Maler in Rom galt, speiste Servilius Geminus einmal zur Nacht. Mallius hatte sehr häßliche Sehne, und darauf anspielend sagte sein Gast: »Du bist ein besserer Maler als Bildner, Freund Mallius.« Darauf dieser: »Natürlich! ich bilde im Dunkeln, und male bei Tageslicht.« — Ich erlaube mir, in Servilius den Zeitgenossen des Aemilius Paullus zu sehen.

Die Kunſträubereien der Römer.

Das Verhältniß der Römer zu den Werken der griechiſchen Kunſt hat drei verſchiedene Stadien durchlaufen. Zuerſt raubten ſie dieſelben als Kriegsbeute und benutzten ſie als Siegstropäen zum Schmucke Roms und ſeiner Heiligthümer. Dann lehrte ſie der Beſitz den Kunſtwerth derſelben erkennen und ſchätzen, und endlich ſie als Muſter bewundern und theilweiſe nachahmen.

Man hat die Römer häufig und hart verklagt wegen ihrer Kunſträuberei. Aber ſie ſind nicht die Erfinder dieſer barbariſchen Sitte, deren Beiſpiel noch in unſeren Tagen dieſelbe Nation gegeben hat, welche ſich als die Meiſterin anzuſehen liebt in der Civiliſation, Humanität und Bildung des modernen Europas. Schon die Perſer waren den Römern darin vorangegangen, als ſie Griechenland *), und ebenſo die Karthager, als ſie das helleniſche Sicilien überſchwemmten. Der große Scipio, der Zerſtörer Karthagos, gab den ſiciliſchen Städten viele herrliche Kunſtwerke

*) S. Terſe Th. I., S. 490.

zurück, welche ihnen die Karthager geraubt hatten; darunter jenen berühmten ehernen Stier, ein Werk des Erzgießers Perilas oder Perilleos, der, weil er brüllend dargeſtellt war, Veranlaſſung gab zu jener Sage von der Grauſamkeit des Tyrannen Phalaris von Agrigent. Ja bei den Griechen ſelbſt fehlt es nicht an ähnlichen Beiſpielen ſolcher Wegführung von Werken der bildenden Kunſt aus den Städten ihrer beſiegten Feinde helleniſchen Stammes.

Dieſer Brauch, der nach den Alten bis in die Zeiten des trojaniſchen Krieges hinaufreicht, hatte urſprünglich einen religiöſen Grund, wie er ſich denn in ſeinem Urſprunge wohl hauptſächlich auf die geweihten Tempelbilder der Götter bezog. Es war ein uralter helleniſcher Glaube, daß die Götter aus den Mauern entwichen, die der Arm ihrer Bürger nicht mehr beſchützen konnte. Die Sieger aber glaubten ihrer Eroberung erſt dann gewiß zu ſein, wenn auch die Götter der Beſiegten zu ihnen übergingen. Ehe Camillus zum Sturm gegen Veji vorſchritt, betete er zur Juno Regina, der Schutzgöttin der feindlichen Stadt, daß ſie ihm aus ihrem jetzigen Sitze folgen möchte nach dem ſiegreichen Rom, wo bald ein würdiger Tempel ſie aufnehmen ſolle. Und als die Stadt erſtürmt war, gingen auserleſene Jünglinge im feierlichen Zuge zum Tempel, und baten und erhielten, wie Livius erzählt, die Zuſtimmung der Göttin zu ihrer Verſetzung nach Rom, wo ihr Camillus den gelobten Tempel erbaute. Das Recht, auch die Statuen der Götter aus den Tempeln der beſiegten Feinde zu nehmen, gründete ſich auf den Glauben, durch die Eroberung würden heilige Orte profan gemacht und ihrer religiöſen Weihe beraubt. Zugleich war eine ſolche Wegführung der heiligen Bildſäulen eine Strafe für das Volk oder die Stadt, denen man ſie entriß. König Xerxes, der Athen, ehe er es in Flammen aufgehen ließ, ſeiner Kunſtwerke beraubte, und auch ſonſt aus Griechenland viele Bildſäulen der Götter fortführen ließ, ſtrafte die Mileſier, weil ſie, wie es hieß, aus übler Geſinnung zur See gegen die Griechen ihre Schuldigkeit nicht gethan, durch Wegnahme des erznen Apollo aus dem Tempel des uralten Branchidengeſchlechts. Und Kaiſer Auguſtus nahm den Arkadern von Tegea, weil ſie es mit

seinem Gegner gehalten hatten, ihre berühmte alte Bildsäule der Minerva.

Bei den Römern ist die Wegführung der Juno aus Veji das erste Beispiel dieser Art, von dem wir Kunde haben. Aber die Lust der Römer an solchem Erwerb von Werken der Bildkunst erscheint schon früh in der römischen Geschichte. Die reiche etrurische Stadt Vulsinii, auf der Höhe des heutigen Montefiascone gelegen, ward, wie Geschichtschreiber meldeten, hauptsächlich um ihres Reichthums an Erzbildwerken, deren sie an zweitausend in ihren Mauern zählte, bekriegt und erobert. Das geschah fast hundert Jahre vor der Zeit des Aemilius Paullus. Den ersten Kunstraub in großem Style beging, wie erzählt, der Eroberer von Syrakus, Marcellus. Daß es ihm dabei nicht bloß auf die Heiligkeit, sondern auch auf die Schönheit und den Kunstwerth der weggeführten Bildwerke ankam, haben wir bereits gesehen. Daher der Zorn Cato's und der altrömischen Partei, nach deren Sinne vielmehr der Ausspruch jenes alten Zauderers Fabius Maximus war, der als man nach der Eroberung Tarents bei ihm anfragte, was mit den Bildsäulen der Stadt werden solle, zur Antwort gab: man solle den Tarentinern ihre erzürnten Götter lassen. Doch hieß auch er den kolossalen Herkules von Lysippus aus Tarent nach dem Kapitol schaffen, und neben demselben sein eigenes Erzbild zu Roß aufstellen. Cato aber schalt auf die Zeitgenossen, die im Hinblick auf die Werke hellenischer Kunst über die altmodischen ungestalten Thonbilder der Vorfahren spotteten, welche damals noch auf den Dächern und Giebeln der römischen Tempel zu schauen waren. Seit Marcellus das Beispiel gegeben, waren alle Feldherren Roms bemüht, ihren Triumphen durch Aufführung griechischer Kunstwerke Glanz und Schmuck zu verleihen. Quintus Flamininus, der erste Besieger Macedoniens, der sich den »Befreier Griechenlands« heißen ließ, führte am ersten Tage seines Triumphs eine Menge Statuen von Marmor und Erz auf, am zweiten viele kostbare Gefäße mit erhabener Arbeit und von großer Kunst. Marcus Fulvius zeigte am Tage seines Triumphzuges über die Aetoler zweihundertfünfundachtzig eherne und fast ebenso viele Marmorbildsäulen.

Noch reicher war wenige Jahre darauf (168 v. Chr.) der Triumph des Aemilius Paullus, des Eroberers von Macedonien, dessen Hauptstadt seit dem großen Alexander mit den herrlichsten Denkmälern der Kunst gefüllt war. Schon bevor er Griechenland verließ, hatte er zu Amphipolis eine förmliche Ausstellung der erbeuteten Kunstschätze veranstaltet. Jetzt führten bei seinem Triumphzuge zweihundertfunfzig riesige Wagen allein die Kunstbeute an Statuen aller Art und Größe, wie an kostbaren Gemälden dem Volke vor; der gefangene Kronprinz des besiegten und eroberten Macedoniens fristete in Rom sein Leben in einer Kunstwerkstatt. Achtzehn Jahre später sah Rom in einem Jahre die Siegesbeute von Karthago und Korinth, und nicht lange darauf die Kunstschätze des reichen hellenisirten Asiens bei Sulla's Triumphzuge zum Kapitol führen, das dadurch zur glänzendsten Kunstsammlung wurde, welche die Welt jemals gesehen. Neben diesen berühmtesten bereicherten zahllose ähnliche Kunstraubzüge die Stadt. Das Wegführen der Kunstschätze nennt Cicero Kriegsgesetz und Feldherrenrecht. Sein Zeitgenoß P. Servilius, von ihm als Zeuge angerufen im Processe gegen Verres, hatte allein aus der lycischen Stadt Olympus in Kleinasien, die er mit Sturm genommen, zahllose Kunstwerke nach Rom gebracht, deren genaues Verzeichniß nach Größe, Gestalt, Kunstwerth und Beschaffenheit der öffentlichen Schatzkammer übergeben worden war. Selbst Verres hatte nicht Alles für sich gestohlen, sondern einen Theil der Kunstwerke als Staatsgut zum Schmucke der Hauptstadt öffentlich aufgestellt.

So zogen im Laufe von kaum anderthalb Jahrhunderten die schönsten Werke der griechischen Kunst aus der gesammten hellenischen Welt nach dem einen Rom, wo denn freilich oft eine der zahlreichen Feuersbrünste unersetzliche Schätze vernichtete, während Anderes schon vorher unter den Händen mancher rohen Eroberer, wie Mummius und seines Gleichen, zu Grunde ging. Bis auf Sulla's Zeit dienten die Erwerbe solchen Kunstraubes fast ausschließlich zur Verzierung der Stadt, als deren Eigenthum sie von den Siegern eingebracht wurden. Marcellus' Haus, Gärten und Villen blieben leer, während er mit Tausenden von

Kunstwerken die Hallen, Tempel und Plätze der Stadt erfüllte. Bald ward dies anders. Erkenntniß und Bewunderung reizte zum Besitz, und aus Kunstkennern wurden Sammler auch für private Zwecke. Lucull und seine Zeitgenossen achteten die Statuen und Gemälde griechischer Meister für den schönsten Schmuck ihrer Wohnungen, Parkanlagen und Landhäuser. Des Raubens in den Provinzen war kein Ende, und der Proceß gegen den berüchtigten Verres deckte unter unzähligen nur ein Beispiel auf. Wem die Gewalt des Raubens versagt war, dem verschaffte Geld wonach er verlangte. Ein großartiger Kunsthandel blühte empor in der Welthauptstadt, und zahlreiche Künstler griechischer Schulen und meist auch griechischer Abkunft, arbeiteten, wie wir gesehen haben, in Rom für die Bedürfnisse des Luxus und der Kunstliebe, nicht minder wie für die Anforderungen des Kultus und der großen Denkmäler des römischen Thatenruhmes. Als das Imperatorenthum an die Stelle der Republik trat, ward das Rauben und Plündern der Kunstschätze fortgesetzt. Auch ohne Krieg und Triumph wurden die Götter Griechenlands aus ihren heimischen Tempeln gerissen und fortgeführt übers Meer nach der weltbeherrschenden Stadt, in welcher, wie ein später römischer Schriftsteller sagt, der Statuen bald so viel wurden als der Menschen. Die reichen Fundgruben der Kunst, welche die neuere Zeit in dem Boden von Tibur und Tuskulum, an den albanischen Bergeshängen, bei Antium und sonst Meilenweit in der Umgegend Roms eröffnet hat, haben hinlänglich gezeigt, daß die Gegend umher nicht weniger reich an Kunstwerken war als die Hauptstadt selbst*). Cäsar und sein Nachfolger Augustus sammelten und raubten nicht weniger zu eigenem Gebrauch, als zur Verschönerung der Stadt. Ihr Zeitgenosse, der griechische Geograph Strabo, beschreibt die Herrlichkeit des Marsfeldes und seiner Portiken, seiner Haine, Tempel, Theater und Amphitheater, Alles so verbunden und so herrlich, daß man geneigt werde, die Stadt selbst nur für Nebenwerk zu achten. »Tritt man aber, sagt er, in sie ein, auf das alte Forum, und sieht,

*) Friedr. Jacobs, Verm. Schr. Bd. III., S. 437.

wie Eins sich an das Andere reiht, sieht man dort die stolzen Hallen der Basiliken, die Tempel, das Kapitol und die herrlichen Kunstwerke, die dort und im Palatium und in dem Wandelgange der Livia stehen, dann vergißt man leicht Alles, was man außerhalb gesehen hat.« Besonders edel dachte der große Staatsmann und Feldherr August's, der treffliche Agrippa, über die Kunst und die Wirkung der Kunstwerke auf die Bildung des Volks, als er darauf drang: die römischen Großen sollten ihre Statuen und Gemälde öffentlich aufstellen, statt sie in ihren Villen und Prachtschlössern vor dem Publikum zu verschließen. In der Kaiserzeit übertraf Rom an Pracht und Menge der Kunstwerke selbst Athen, und wo auch Plutarch in dieser Beziehung von Rom spricht, geschieht es immer mit staunender Bewunderung seiner »unvergleichlichen Herrlichkeit«.

Solche Kunstfülle konnte ihrer Wirkung nicht verfehlen auf Sinn und Geschmack eines lebhaften südlichen Volks. Seine Phantasie mußte dadurch angeregt, der Sinn für Schönheit in ihm erweckt werden. Und wie wir gesehen, geschah es also. Das Volk von Rom, selbst das niedere, achtete seine öffentlichen Kunstwerke, obschon keine Soldatenwache sie schützte, wie es in unseren Hauptstädten der Civilisation noch häufig nöthig ist. Die einzige Nachricht, welche ich von muthwilliger Beschädigung solcher öffentlich aufgestellten Kunstwerke im republikanischen Rom bei den alten Schriftstellern gefunden habe, trifft den Frevelmuth aristokratischer Jugend. Ein Mitglied dieser übermuthigen jeunesse dorée des schon üppig gewordenen republikanischen Roms, Namens Titius, war dafür bekannt, daß er bei der Heimkehr von nächtlichen Gelagen solchen Unfug zu verüben liebte. Man ertappte ihn einmal dabei, als er einer Statue den Arm abschlug, und strafte ihn mit Gefängniß *). Im Ganzen aber lebte zu Cicero's Zeit ein ausgebreiteter Kunstsinn in Rom, und

*) Als er am Morgen darauf von seinen Genossen bei den Sports des Marsfeldes vermißt wurde, antwortete einer derselben auf ihre Frage, wo Titius bleibe, mit witziger Zweideutigkeit: brachium fregit (er hat einen Arm gebrochen). Cic. d. Orat. II, 62.

Cäsar und die Kunst.

In der bisher gegebenen Uebersicht des Verhältnisses der gebildeten Römer zur Kunst und ihren Schöpfungen ist vorübergehend von uns auch der Name des Mannes genannt worden, in welchem, wie in keinem anderen, sich am Schlusse dieses Zeitraums Charakter, Lebensführung, Größe und Schicksal der welterobernden Republik noch einmal gleichsam in einem individuellen persönlichen Gesammtbilde zusammenfaßten, der Name Julius Cäsar's, des Erstaunlichsten d[illegible]nschen, den die alte Welt hervorgebracht hat. Der Mann, dem die Natur gegönnt hatte, in Allem groß zu sein, während die meisten berühmten Menschen nur durch einseitige Größe ihren Namen verewigt haben, — er, der größte Feldherr des größten Kriegervolkes aller Zeiten, der zugleich befähigt war, als Staatsmann und Gesetzgeber, als Redner und Rechtsgelehrter, als Geschichtschreiber und Dichter, als Sprachforscher, Astronom, Mathematiker und Architekt unter den Ersten zu glänzen, — er war zugleich in seiner Nation und seiner Zeit der feinsinnigste Kenner und der großartigste Beförderer der bildenden Kunst. Wenn nach den Worten seines würdigsten Biographen*), »selbst der kühnste Flug der Einbildungskraft nicht zu ermessen vermag, was Rom, Italien, die Welt geworden sein würden, wenn Cäsar das natürliche Ziel des Lebens erreicht hätte,« so ist es nicht minder gewiß, daß der Aberwitz jener meuchelmörderischen Rotte, deren Dolch dies Leben in einem Augenblicke zerschnitt, wo die Zeit des friedlichen Schaffens begann für den Riesengeist, welcher das Schöne wie das Nützliche, das Kleine und das Große umfaßte und dabei über die Machtmittel einer Welt gebot, — zugleich einer großartigen Förderung römischer Kunst den Todesstoß versetzte. Den Riesenplänen des Diktators zur Verschönerung der Welthauptstadt, denen die Ausführung versagt blieb, standen tüchtige Meister aller Kunst zur Seite, und der hergestellte Weltfrieden hätte, von ihm geschützt, auch hier das Staunens-

*) Drumann, Römische Geschichte u. III., S. 674.

würdigste zur Vollendung geführt, während sein Tod auf ein halbes Menschenalter hin Rom und die Welt allen Gräueln des Chaos preisgab. Es verlohnt sich daher wohl, ehe wir zur speziellen Betrachtung derjenigen Kunstwerke übergehen, welche uns das Geschick aus dieser Periode der Restauration der griechischen Bildkunst in Rom gegönnt hat, einen Blick zu werfen auf die Nachrichten, welche wir bei den alten Schriftstellern über das Verhältniß Cäsar's zur bildenden Kunst finden.

Der große Cäsar, groß auch in der Leidenschaft für Kunst und Kunstgenuß, kann als ein Beispiel gelten, wie hoch der receptive Kunstsinn zur Zeit der höchsten Blüthe des römischen Lebens ausgebildet war. Dieser Mann, der den ganz vollendeten Prachtbau seiner mit ungeheurem Aufwande erbauten Ariciansischen Villa »von Grund aus niederreißen ließ, bloß »weil sie seinem Geschmacke nicht ganz genügte«, dieser römische Schlachtenheros, der die Besonnenheit in den höchsten Kriegs- und Staatsgefahren nie verlor, — er verlor sie, wenn es galt, ein Kunstwerk, eine Statue, ein Meisterwerk griechischer Malerei, eine kostbare Gemme, ein getriebenes Bildwerk zu ersteben. Wandte er doch selbst auf die Anschaffung schöner kunstgebildeter Sklaven Summen, die er sich scheute in seine Rechnungsbücher eintragen zu lassen. Nicht umsonst rühmte er sich der Abkunft von der Göttin der Schönheit selbst, von der Venus, die er als seines Stammes Ahnenmutter verehrte, und deren Namen er seinen Legionen zum Schlachtruf gab an den Tagen von Pharsalus und Munda. Auf seinen Kriegszügen sogar mochte er den Schmuck der Kunst nicht entbehren, und seine schönen Mosaikbilder begleiteten ihn nach Gallien und Hispanien. Aber nicht auf seinen Privatgenuß ging seine Kunstliebe hinaus; nicht in Villen und Landgütern, deren er überhaupt weniger besaß, als irgend einer seiner Standesgenossen, vergrub er, wie die meisten derselben, die Schätze der Kunst, sondern in Tempeln und öffentlichen Prachtbauten stellte er sie auf, Allen zur Freude, sich selber zum Ruhme. So ward der kolossale Tempel, den er seiner göttlichen Stammmutter, der Venus Genitrix erbaute, ein Heiligthum edelster Kunst. Vor demselben stand in kolossaler Erzgestalt sein treues Schlachtroß abgebildet, das

Wunderthier mit den gespaltenen Vorderhufen, das kennen anderen Reiter jemals geduldet. Sechs Aktivliotheken schmückten diesen Tempel, Kunstkennern von unvergleichlichem Werthe, und unter den übrigen Kunstwerken, welche seine Hallen zierten, befanden sich zwei Gemälde, eine Medea und ein Ajax des Byzantiers Timomachus, welche Cäsar mit über hunderttausend Thalern unseres Geldes erkauft hatte. Denn was das Schönste war: nicht ein einziges Stück dieses Kunstschmucks war geraubtes Gut; die Tempelstatue der Göttin selbst hatte in seinem Auftrage der größte Bildhauer der damaligen Zeit, der Grieche Arkesilaos, geschaffen; und wahrscheinlich war von der Hand desselben großen Meisters auch die vergoldete Statue der Kleopatra, welche Cäsar später der Göttin zur Seite setzen ließ, um das schönste Weib der Welt zu ehren, in deren Umarmung er den einzigen Sohn erzeugt hatte, dem er sogar, wie es hieß das Diadem nach seinem Tode bestimmte. Noch in den Tagen des Diokassius bewunderte man dies Werk in dem Tempel, dritthalb Jahrhunderte nach Cäsar's Zeit. In diesen Räumen weilte der Diktator gern in den kargen Stunden seiner Muße. Hier fanden ihn sitzend in der kunstgeschmückten Vorhalle, mit dem Beschauen der Kunstwerke beschäftigt, die Senatoren, welche ihm in feierlicher Botschaft jene Beschlüsse des Senats überbrachten, die ihn als Herrn der Republik und der Welt anerkannten. Wie dieser Prachtkunstbau der Tempel sein sollte für das neue Herrschergeschlecht, das er gegründet, so sollte auch der Platz, auf dem er sich erhob, das von ihm erbaute »Cäsareforum«, durch Pracht und Herrlichkeit das alte republikanische Forum Romanum in Schatten stellen. Zehn Millionen Gulden hatte allein der Bauplatz gekostet, acht Jahre dauerte der Bau, und die marmorne Einfriedigung und die prachtvolle Umgebung der Säulenhallen, tausend römische Schritt im Umfange, machten ihn zu einem Wunder selbst in der Stadt der Wunderpracht. Cäsar's Triumphe über Gallien, Aegypten, Pontus, Afrika und Spanien schmückten nach der Sitte kostbare Statuen und Gemälde, und selbst in der Wahl der Stoffe, mit denen die Schaugerüste bekleidet waren, auf denen man jene dem Volke zeigte, bewies er sinnvollen Geschmack. Für Afrika war Elfen-

bein, für Aegypten Schildpatt, für Pontus Akanth, für das mineralreiche Spanien Silberblech gewählt. Die großen Ströme, Rhein und Rhone, ja selbst ein gefesselter Okeanos erschienen hier, nicht minder wie die besiegten Hauptstädte, in plastischen Bildnissen. Ihm selbst aber errichtete die vergötternde Schmeichelei überall zahllose Statuen; denn die römische Welt ward nicht von ihm ihrer Freiheit beraubt, sie war zur Knechtschaft längst gereift. Die Römer hörten durch Cäsar nur auf den Namen der Republikaner zu führen, Knechte wurden sie durch sich selbst. Derselbe Senat, der ihn bekämpft hatte, stellte seine Statue, der eine Weltkugel als Basis diente, bei den alten Königsstatuen des Kapitols auf, und die schmeichlerische Inschrift: »dem Halbgotte«, mußte Cäsar selbst tilgen lassen. Auf Senatsbeschluß ward seine Elfenbeinstatue mit den Bildnissen der Götter aufgeführt in den feierlichen Umzügen, und im Tempel des Quirinus stand er als Deus invictus, als unbesiegter Gott, neben dem Gründer der Stadt. Zwei Statuen mit Kränzen von Eichenlaub und Gras bezeichneten ihn als Retter der Stadt und ihrer Bürger, und eine von ihnen sah man an der Rednerbühne aufgerichtet, eine andere im Kriegsharnisch stand auf seinem Forum. Kaum ein Tempel in Rom und in den bedeutenderen Städten Italiens entbehrte seiner Bildsäule, und was nie vorher einem Lebenden gegönnt war im römischen Staate: sein Bild gab vom Jahre 45 an den Münzen das Gepräge, und sprach es aus, daß die Welt einen Herrn habe. Sein Haus erhielt die Ehre, einen Giebel zu tragen wie die Göttertempel, der Diktator ward Gott, ward Jupiter genannt — die Vergötterung des Herrschers war vollbracht, und man muß es bekennen, nie ward solche Verehrung einem Würdigeren erwiesen. Aber die schönste, weil die gerechteste, aller Huldigungen war es doch, daß man in dem Tempel der Clementia, der »gnadenvollen Milde«, sein Bild Hand in Hand aufstellte mit dem Bilde der Göttin; denn nie hatte ein Usurpator solche Tugend gleich ihm geübt.

Unter allen Gottheiten war es besonders die Göttin der Liebe, an deren Gestaltung sich unter Cäsar die Kunst versuchte, und leicht mag ein großer Theil aller erhaltenen Venusstatuen aus dieser Zeit stammen.

Sie, die Mutter seines Stammes, deren Bild seinen Siegelring schmückte, die ihm Sieg verlieh in seinen zahllosen Feldschlachten, und ihn unwiderstehlich machte für die schönsten und stolzesten aller Frauen, sie war es, welche ein Arkesilaos und seine Schüler bald halb, bald ganz bekleidet als Stammmutter des Julischen Geschlechts, als Venus Genitrix, bald als Siegerin und Siegsprenderin, als Venus Victrix, darstellten. Von einem Musterbilde der ersteren im Louvre ist bereits früher gesprochen *); andere sieht man im Vatikan und in Florenz.

Venus mit Mars als Gruppe zu verbinden, die Göttin der Liebe und Schönheit als Siegerin darzustellen über den wilden Kriegsgott, den Ahnherrn des Römervolks, ward seit Cäsar ein Lieblingsgegenstand der römischen Kunst. Eine solche Gruppe ist uns erhalten in einer Venus, die den Mars entwaffnet, zu Rom in der Villa Borghese, halb lebensgroß und von trefflicher Arbeit. Die Göttin hat ihr siegreiches Werk der Entwaffnung des Kriegsgottes schon begonnen. Ihr Fuß ruht bereits auf einem der abgenommenen Rüstungsstücke. Jetzt hat sie den Gott mit beiden Armen sanft umfangen und löst in dieser Stellung leicht und zierlich das Wehrgehenk auf. Zwar nur die Scheide hängt noch an demselben, das Schwert hält der trotzig dastehende Kriegsgott noch in der Hand, und an seinem linken Arme wiegt sich der kriegerische Schild. Aber die Liebesgöttin scheint zu wissen, daß wer erst den Finger hat auch bald Hand und Arm erhält. Der Trotz in dem Gesichte des Schlachtenlenkers ist allzu ernsthaft, um nicht bald erzwungen zu sein. Er wird bald dem holden Zauber der Unwiderstehlichen weichen müssen. So wenigstens scheint Amor, der Schalk, zu denken; denn schon hebt er zur Seite der göttlichen Mutter stehend die Fackel empor.

Wir haben aber mit dieser Schilderung bereits dem folgenden Abschnitte vorgegriffen, in welchem wir jetzt eine Ueberschau halten wollen über diejenigen erhaltenen Bildwerke, welche uns von der Kunst der Restaurationsperiode einen Begriff geben können.

*) Torso I., S. 356.

VII.

Erhaltene Kunstwerke der Restaurationsperiode.

(156 — 30 vor Christo.)

Erhaltene Kunstwerke der Restaurationsperiode.

Aus der ganzen Zeit, welche dem Wiederaufleben der griechischen Bildkunst in Rom vorhergeht, hatten wir nur sehr wenige erhaltene Kunstwerke zu verzeichnen, die den ersten beiden Jahrhunderten der römischen Republik (510—310 vor Chr.) mit Sicherheit zuzuschreiben sind. Noch schlimmer sieht es aus mit den Resten römischer Bildkunst aus den nachfolgenden anderthalb Jahrhunderten. Denn obschon im Verlaufe dieser Zeit die Bildkunst in Rom für die Bedürfnisse des Kultus wie der historischen Monumente fortwährend geübt wurde, und das Kunstleben in Rom in den letzten funfzig Jahren dieser Periode fortwährend im Steigen begriffen war, so können wir doch unter allen erhaltenen Denkmälern nur zwei nennen, welche ihrem Ursprunge nach angehören. Das eine sind die schon im ersten Bande besprochenen Köpfe und Büsten des älteren Scipio Afrikanus, das andere ist der berühmte

Sarkophag des Scipionengrabes,

welcher bis vor etwa achtzig Jahren noch die Gebeine des L. Kornelius Scipio Barbatus, des Urgroßvaters von dem großen Besieger Hannibal's.

umschloß*). Er ist aus dem grauen römischen Peperino gearbeitet, das älteste und ehrwürdigste Denkmal altrömischer Bildkunst aus der Mitte des fünften Jahrhunderts der Stadt, ein halbes Jahrhundert vor dem ersten punischen Kriege. Ein dorisch-ionisches Hauptgesims mit Zahnschnitten, Triglyphen und Rosetten in den Metopen krönt die gewaltige neun Fuß lange, fünfthalb Fuß hohe Steinkiste, welche weniger einem Sarge als einem schön verzierten Basamente gleicht. Griechischer Kunstsinn hat in den Verzierungen bereits veredelnd eingewirkt. Der mit einem Rundstabe verzierte Deckel endet nach beiden Seiten in ionischen Voluten, welche aus einer Blätterscheide hervorgehen. In altlateinischen Versen vollen Klanges nennt eine Inschrift die Würden und Verdienste des großen Ahnherrn des berühmtesten Römergeschlechts. Sie lautet:

„Cornelius Lucius Scipio Barbatus,
Des Vaters Gravus Sohn, ein Mann von Kraft und Weisheit,
Dess' Wohlgestalt war seiner Jugend angemessen,
Der Konsul, Censor war bei Euch wie auch Aedilis,
Taurasia, Cisauna, Samnium bezwang er,
Nimmt ganz Lukanien ein und führet weg die Geißeln."

Eine in demselben Grabe gefundene Büste aus demselben Stein, deren hohes Alter durch das schlichte Material bezeugt wird, hielt man früher für das Bild des Dichters Ennius, das bekanntlich in dem Erbbegräbnisse der Scipionen aufgestellt war. Beide, der unscheinbare Sarg wie das bescheidene Grabgewölbe der Scipionen, zeichnen sehr gut den einfachen Charakter jener altrepublikanischen Zeiten, und bilden einen schneidenden Kontrast zu der kolossalen Pracht, welche etwa zwei Jahrhunderte später das noch jetzt erhaltene Grabmal der Cäcilia Metella emporthürmte, und zu der ausgesuchten Kunst, welche den kolossalen Marmorsarkophag bildete, der die Asche der Tochter des Metellus Cretikus, der Gattin des Triumvirn Krassus, umschloß**). Diese Denkmäler muß man

*) S. Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 293.

**) Vergl. Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 469. Der Marmorsarko-

vergleichend betrachten, um eine klare Vorſtellung zu gewinnen von der Kluft, welche die Kunſt des altrepublikaniſchen Roms von der Periode der griechiſchitaliſchen Kunſtreſtauration ſcheidet.

Es iſt nicht unmöglich, daß wir von dem Manne, an deſſen Namen ſich die große äſthetiſche Revolution im römiſchen Leben knüpft, welche jene Wiedererneuerung der helleniſchen Bildkunſt in Italien vorbereitete, nämlich von Markus Marcellus noch das gleichzeitige Bildniß in einer marmornen Portraitſtatue des Kapitols beſitzen, welche den großen Kriegshelden in der friedlichen Toga als Redner in der Wahlverſammlung darſtellt. Wir beſäßen damit zugleich der Behandlung nach ein Originalwerk der Kunſt jener Zeit, das den großartigen Charakter des Mannes in würdigſter Weiſe ausgeprägt zeigt.

Unter den erhaltenen Werken aus der Periode der Reſtauration der griechiſchen Bildkunſt, von denen wir die Schilderung einiger der vorzüglichſten, wie des Torſo, der Venus von Medizis und der Venus Genitrix bereits früher verweggenommen haben, ſteht billig obenan die berühmte

Gruppe der Elektra und des Oreſtes
in Villa Ludoviſi,

von Menelaos, jenem Künſtler aus der Schule des großen Paſiteles. Dem tiefſinnigen Geiſte Winckelmann's war es vorbehalten, in dieſer vielfach gedeuteten Gruppe das richtige Sujet zu erkennen. Vor ihm, wo der patriotiſche Eifer der römiſchen Antiquare in allen alten Kunſtdenkmälern die Darſtellung römiſcher Perſonen und Begebenheiten fand, war ſie unter dem Namen des Papirius und ſeiner Mutter bekannt. Ein anderer Deutungsverſuch, der hier Phädra und Hippolytus aus der

---

rhaz ſteht im Hofe des Palaſt Farneſe in Rom. Ueber das Grabmal der Cäcilia Metella ſiehe Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 295.

Euripideischen Tragödie dargestellt sah, verstieß fast noch mehr gegen den Geist der griechischen Kunst, welche Liebesscenen außer dem Kreise der Satyrn und Faunen niemals, am allerwenigsten aber die ruchlose Leidenschaft einer Phädra zu dem Sohne des Gatten darzustellen sich erlaubt hat; wie denn überhaupt Familienscenen, wenn sie nicht etwa auf Grabdenkmälern symbolische Bedeutung hatten, keinen Gegenstand der alten Kunst bildeten.

Der Künstler hat hier die rührende Scene aus dem ersten Akte der Sophokleischen Elektra dargestellt, in welcher die Schwester den aus der Fremde zur Rache des Vaters heimgekehrten Bruder wiedererkennt.

»Halten dich wirklich diese Hände?«

ruft Elektra dort aus, indem sie die Hand des geliebten Bruders erfaßt, der dem noch halb ungläubigen, in sich zusammenschauernden Entzücken in dieser Frage der Schwester mit den so überaus schönen Worten erwiedert:

»Wie du mich ewig halten magst!«

Dieser Moment, diese Umarmung von Bruder und Schwester nach langer Trennung, mit der Perspektive schrecklicher Thaten, die geschehen sind und noch geschehen sollen, ist es, welche der Künstler vor uns in Marmor versinnlicht hat. Die Gestalt der Elektra ist fast kolossal, und ihre kraftvolle mächtige Bildung veranschaulicht vortrefflich die Heldenjungfrau der Sophokleischen Tragödie. In Haltung und Blick, in der schwermüthigen Freundlichkeit des Angesichts, in der Lage des Arms auf Arm und Schulter des Bruders, spricht sich das sinnende, suchende, liebevolle Wiedererkennen höchst beredtsam aus. Das Matronenhafte in den jugendlichen Gesichtszügen zeigt uns die ältere Schwester, die schon rettend und schirmend Mutterstelle vertreten hat bei der hülflosen Jugend des Bruders, den ihre Entschlossenheit einst den Mördern seines Vaters entzogen. Die reiche faltenschwere Gewandung und die hohen Sohlen der Fußbekleidung gehören dem Kostüm der tragischen Bühne an, und die Gestalt der Elektra, als die der ersten Heldenrolle in der nach ihr benannten Tragö-

die, ist eben deshalb kolossal gehalten gegen die des Bruders, der gegen sie fast knabenhaft erscheint. Es begegnet uns in diesem Größenverhältniß wieder jener Grundsatz der alten Bildkunst, der den Künstler in der Gruppe das Bedeutende und Vorwiegende durch solche Behandlung augenfällig hervorheben ließ. Das kurzgeschorene Haar der Elektra ist eine Andeutung der Trauer und Erniedrigung, unter deren Drucke sie lebte in dem mordbefleckten und geschändeten Vaterhause. Auch dem Orestes fehlen die langen Locken der griechischen Jugend; er hat sie eben zuvor auf des Vaters Grabe geopfert. »Seine Augen sind,« wie Winckelmann sagt, »gleichsam voll von Thränen, und die Lider scheinen angeschwollen von Weinen, so wie in der Elektra, in deren Zügen aber zugleich die Freude sich mischt mit den Thränen, und die Liebe mit dem Kummer.«

Hier haben wir nun ein Werk aus der letzten Zeit der alten Bildkunst, ein Werk, das nicht früher als in Cäsar's Tagen geschaffen sein kann; aber wir dürfen die höchste Meinung hegen von dem Künstler, dessen Namen uns die kurze Steinschrift nennt, und von dem Geiste der Schule, aus der ein solcher Meister und ein solches Werk hervorgegangen sind. Die künstlerischen Verdienste des letzteren sind von hoher Vortrefflichkeit, die Formen von edler Auffassung und ausgewählter Schönheit verrathen das sorgfältigste Studium der Natur und die gründlichste Sicherheit der Modellirung; die Haltung ist würdevoll, dem Gegenstande angemessen, das Ganze von einem Hauche sanftmenschlicher Rührung umflossen. Die Ausführung ist frei von jeder Nachlässigkeit und überall von einem Gleichmaße der Vollendung, die in keiner Weise das Streben nach effektvoller Bravour im Einzelnen aufzeigt.

Dies Werk gehört, wie wir sahen, zu der Klasse derjenigen alten Skulpturwerke, welche theatralische Scenen aus den berühmten dramatischen Dichtern darstellten. Und in der That ist die dramatische Dichtung, sind Drama und Theater nächst der epischen Dichtung die ergiebigste Quelle der griechischen Plastik gewesen. Der geniale Feuerbach hat gezeigt, daß eine Wechselwirkung stattfand zwischen Drama und Plastik des Alterthums, und daß in der letzteren selbst gar vieles Einzelne auf

die Bühne zurückweist. Dahin gehören: Die künstlich gelegten Gewandfalten und die eben so künstlich gedrehten Haarflechten der Götterbilder alten Styles; die Kreuzbänder über der Brust zum Halten der Flügel an den Statuen mancher Götter, die erst durch die Bühne zu geflügelten wurden; jener mit dem Namen Onkos bezeichnete Haarwulst am Vorderhaupte Jupiter's und anderer Götter, der von der griechischen Theatermaske entlehnt ist, und endlich die zahllosen Masken selbst, welche als architektonischer Schmuck, als Arabeske, als Symbol auf Sarkophagen, als Spielwerk von Amorinen, Kindern und Genien, in den verschiedensten Zusammenstellungen und in reichster Mannigfaltigkeit des Ausdrucks vorkommen, der uns bald die Erhabenheit der tragischen Idealcharaktere, bald den übermüthigen Humor der alten Komödie, bald den heiteren Scherz des Satyrdramas im Bilde vorführt. Unter den alten Vasengemälden und auf den Reliefbildwerken antiker Sarkophage sind malerische und plastische Nachbildungen theatralisch-dramatischer Scenen aus berühmten Dichtungen ein beliebter Gegenstand. Wir besitzen noch in einem Marmorrelief die Darstellung des Orest'schen Muttermordes nach Aeschylus, auf zwei anderen sieht man Scenen aus dem Sophokleischen Oedipus auf Kolonos, und auch unter den ausgegrabenen Wandgemälden der verschütteten Städte fehlt es nicht an ähnlichen Sujets aus Sophokleischen und Euripideischen Tragödien. Winckelmann's »Alte Denkmäler« zeigen uns mehrere Sarkophagreliefs mit gleichen Darstellungen; andere gleichfalls dem Kreise der griechischen Tragödie entlehnte Reliefscenen, unter denen die auf die Schicksale und Gräuelthaten der Medea bezüglichen am bekanntesten sind, kann man in den Kupferwerken von Visconti, Millin und Anderen abgebildet finden. Aber auch in freistehenden Statuen und Statuengruppen fanden die Idealgestalten und mächtig ergreifenden Scenen der antiken Tragödie ihre plastische Darstellung. Der große Bildhauer Pythagoras von Rhegium, der den verlassenen schmerzdurchwühlten Philoktet und den Wechselmord der Brüder Eteokles und Polyneikes gebildet hatte, war ein Zeitgenosse des Aeschylus; und wie die zuvor geschilderte Gruppe des Menelaos, so verdanken auch die Laokoonsgruppe und die Gruppe

der Niobiden ihr Dasein dem Geiste und der theattalischen Darstellung Sophokleischer Dichtungen. Ja wir werden weiterhin sehen, daß vielleicht selbst das höchste Meisterwerk der späten Nachblüthe griechischer Bildkunst, der Vaticanische Apollo, mit seiner Grundidee in demselben Gebiete der tragischen Dichtung wurzelt. —

Das zweite Kunstwerk eines bekannten Meisters dieser Periode ist eine bereits früher erwähnte Statue,

der Athlet des Stephanos
in Villa Albani,

welchen Hirt als einen Adonis, Brunn als eine Art akademischer Musterfigur der Schule des Pasiteles, im Sinne des Polykletischen Kanons bezeichnete, während neuere Paradoxie*) hier einen Hephästos entdeckt haben will, was denn allerdings zu den vorhergehenden Erklärungen den allerschneidendsten Gegensatz bilden würde! Wir haben die Bedeutung dieses Werks für die Charakteristik der Kunstrichtung und Schule, welcher der Künstler, den die Inschrift nennt, angehörte, bereits früher entwickelt, und fügen nur noch hinzu, daß von demselben Meister die berühmte Sammlung des Asinius Pollio, der ein ganz besonderer Freund dieser Kunstschule gewesen zu sein scheint, ein anderes gefeiertes Werk enthielt, »die Hippiaden«, nach Winckelmann's Erklärung Amazonen zu Roß; ohne Zweifel in lebhafter Kampfbewegung gedacht. Zwei solche Figuren befanden sich noch zu Winckelmann's Zeit im Palast Farnese zu Rom.

Von dem großen Meister Pasiteles, aus dessen Schule die Künstler dieser beiden Werke hervorgegangen waren, ist uns vielleicht nur eine einzige Andeutung eines einzelnen Zweiges seiner Meisterschaft erhalten in dem berühmten Marmorrelief, das unter dem Namen der

*) Emil Braun, Ruinen und Museen Roms. S. 639.

Löwe vom Palazzo Barberini

in Rom bekannt iſt. Das Werk, welches jetzt die Treppe des Barberiniſchen Palaſtes ziert, ſtammt von einem römiſchen Grabdenkmal und iſt in einem Hochreliefſtyle gearbeitet, wie er der römiſchen Kunſt eigenthümlich iſt, die in ihrem Streben nach Realität auch im Relief ſelbſt bis zu ſtatuariſcher Rundung und Vollſtändigkeit der Figuren vorſchritt. In keiner der zahlreichen Sammlungen Roms und Italiens iſt dieſer König der Thiere ſo ganz »in ſeiner furchtbaren Großheit« dargeſtellt zu finden, wie in dieſer herrlichen Koloſſalbildung, welche ſo recht dazu geeignet iſt, den Winckelmann'ſchen Satz, daß die Alten ſelbſt die Thiergeſtalt zum Ideal zu erheben verſtanden, durch ein leuchtendes Beiſpiel zu bewahrheiten. Der Eindruck jener Erhabenheit wird verſtärkt durch die kühne, von der Natur mit Bewußtſein abweichende Behandlung der ſtruppigen Mähne, welche, an die Haarbehandlung bei der Statue des ſterbenden Fechters erinnernd, wie ein aufgeregtes Meer erſcheint, in welchem die Wellen übereinanderſpringen.

Venus im Bade, von Polycharmos.

Wir haben geſehen, daß eine zum Bade ſich niederkauernde Venus in Rom unter den Werken erwähnt wird, mit denen gleichzeitige Künſtler die Bauten des Metellus ſchmückten, und ſchon Visconti hat die Vermuthung ausgeſprochen, daß die nicht ſeltenen Wiederholungen dieſer Auffaſſung des weiblichen Schönheitsideals, welchen wir im Vatican und Villa Ludoviſi, in Florenz und Paris begegnen, als mehr oder weniger gelungene Kopien dieſes berühmten Werks der Reſtaurationsperiode anzuſehen ſind. Die ſchönſten dieſer Nachbildungen ſind die unter dem Namen Venus accroupie bekannten des Louvre aus pariſchem, und die Vaticaniſche des Pio-Clementiniſchen Muſeums zu Rom, aus penteliſchem Marmor.

Die letztere iſt bedeutend größer als die erſtere, welche in der nie-

hergekauerten Stellung nur zwei Fuß mißt, während die Vaticaniſche Statue kauernd dritthalb Pariſer Fuß hoch, ſtehend gedacht vier Fuß drei Zoll hoch ſein würde. In dem Pariſer Kunſtwerke iſt Venus im Begriff ſich mit Badöl zu ſalben. Die Vaticaniſche iſt in dem Momente gedacht, wo ſie niedergekauert die Uebergießung mit wohlriechenden Eſſenzen erwartet. Darauf deutet ein henkelloſes Balſamgefäß, das zugleich als Stütze des linken Enkels dient. Gefunden auf dem Felde von Salone bei Rom, in der Nähe der Präneſtiniſchen Straße am Ufer des Anio, diente ſie im Alterthum zum Schmuck eines römiſchen Luxusbades, auf einer der üppigen Villen der römiſchen Umgegend. Die Meißelarbeit iſt von höchſter Meiſterſchaft, Fleiſch und Rücken zaubern das Leben ſelbſt vor die Sinne. Der Künſtler hat es wunderbar verſtanden, uns in der bloßen Gruppirung der Glieder dies Motiv der Handlung, das Sich-Erhebenwollen aus dem Bade, zu veranſchaulichen. Das Balſamgefäß und die ſchlangenförmige Armſpange am linken Oberarme ſind ſehr bezeichnend für den auszudrückenden Moment. Wir haben in dieſer wie in den anderen zahlreichen Kopien des berühmten Originals eben nur die rein künſtleriſche Wiedergabe von Stellungen, welche die Künſtler der damaligen Zeit, Bildhauer wie Maler, in den Bädern der Natur ablauſchten, und für deren plaſtiſche Ausführung in den verſchiedenen Momenten: des Eintretens in die kühlen Schauer des Bades, wie der Erhebung aus demſelben, des Abtrocknens, der beginnenden Bekleidung u. ſ. w. der Name der Schönheits- und Liebesgöttin eben nur den ſchirmenden Schleier, das äſthetiſche Feigenblatt hergab. Bei der kauernden Venus in Villa Ludoviſi iſt ein Amor beſchäftigt die Göttin abzutrocknen, und in einem Relief ſehen wir einen ſolchen Genius Waſſer über die Marmorſchultern einer badenden Diana gießen. Mit der Vaticaniſchen Statue zuſammen gefunden wurde eine Baſis, deren Inſchrift den alten Bildhauer Bupalos aus Chios, der ein halbes Jahrhundert vor Phidias lebte, als den Meiſter dieſer Statue nennt. Indeſſen iſt dieſe Baſis wohl nur durch ein Verſehen mit der Statue zuſammengebracht worden, und gehörte ſehr wahrſcheinlich zu einem anderen Werke jenes alten Meiſters, für

deſſen Arbeiten Kaiſer Auguſtus eine beſondere Vorliebe hegte*). Doch wiſſen wir auch, daß in Rom, zumal in ſpäterer Zeit, dergleichen Kunſtbetrug durch falſche Inſchriften nicht ſelten vorkam, und der Fabeldichter Phädrus ſingt:

So machen's manche Künſtler ja in unſrer Zeit,
Die größren Preis für ihre Werke finden, wenn
Sie ihrem neuen Marmor ein »Praxiteles«,
Getriebnem Silber Myron's Namen vorgeſetzt.
Gönnt doch der Neidzahn lieber dem Uralten Lob
Als tüchtgem Werk der Gegenwart.

Ein anderes Werk, das in dieſelbe Periode der Reſtauration gehört, iſt die berühmte

Muſengruppe des Vatican,

welche nebſt dem dazu gehörigen Apollon Muſagetes**), dem Führer dieſes Chorreigens der Göttinnen aller höchſten geiſtigen Thätigkeit, unter den Ruinen einer ehemaligen Villa des Caſſius im Jahre 1744 aufgefunden wurde. Schon Visconti hielt ſie für Nachbildungen der berühmten Muſen, mit welchen der Rhodier Philiskus den Portikus der Octavia geſchmückt hatte; und die Uebereinſtimmung einer anderen im Jahre 1825 auf Monte Calvo in der Sabina entdeckten, jetzt in Villa Borgheſe befindlichen Gruppe derſelben Göttinnen beſtätigt es, daß reiche Römer der letzten republikaniſchen wie der Kaiſerzeit ihre glänzenden Sommerſitze mit ſolchen Nachbildungen des gefeierten Originalwerks ausſtatteten, die allerdings wohl geeignet waren, dem Naturgenuſſe eine poetiſche Färbung zu verleihen.

Nur ſieben von den neun Muſen der Vaticaniſchen Gruppe gehören dem genannten Fundorte an, die beiden anderen, Euterpe und Ura-

*) Brunn, Geſchichte der griech. Künſtler. Th. I., S. 41.
**) S. Torſo. Th. I., S. 318 ff.

nia, sind der Vollständigkeit wegen hinzugefügt. Auch läßt sich über die ursprüngliche Zusammenstellung nichts mehr bestimmen, als daß dieselbe wahrscheinlich das Ganze in drei verschiedene Gruppen gliederte, deren Mittelpunkte die drei stehenden, schreitenden oder tanzenden Gestalten bildeten, während die sitzenden sich paarweise an je eine derselben anschlossen. Die Neunzahl des Musenreigens in der Plastik ist überhaupt jüngeren Ursprungs, die ältere Darstellung der Zeit vor und nach Phidias hatte sich auf die Dreizahl beschränkt. Auch gelangten die einzelnen Gestalten nie zu einer so fest ausgeprägten Bestimmtheit, daß nicht neben vielfachen Uebereinstimmungen auch zahlreiche Abweichungen in den uns erhaltenen Darstellungen der verschiedenen Museen zu St. Ildefonso, Wien, Paris, Stockholm, Berlin, Wörlitz und anderen Orten sich bemerkbar machten. So erscheint z. B. Polyhymnia bald stehend mit dem Arme im Mantel gewickelt, bald in derselben Gewandhaltung den Ellenbogen auf einen Felsen gestützt, während eine andere Auffassung sie in derselben Draperie sitzend darstellt. Auch Euterpe mit den Flöten erscheint bald sitzend, bald stehend, bald sich anlehnend wie ihre Schwester, zuweilen auch in tanzender Bewegung. In dem Vereine der Vaticanischen Musen tritt uns zuerst Polyhymnia entgegen; das Haupt mit Rosen bekränzt, die Gestalt in faltenreiche Gewandung gehüllt, schreitet sie ruhig einher, sie, die verkörperte »Vielstimmigkeit« des heiligen Chorgesanges, der den Gesang des chorführenden Musengottes im Wechsel begleitet. Das Gesicht zeigt den Ausdruck aufmerksamer Hingebung, mit der sie dem Spiele Apollo's lauscht.

Kalliope, die Muse des Heldengesangs, sitzt auf einem Felsen, in der Linken die Schreibtafel, der sie die Lieder von den Thaten der Männer anzuvertrauen im Begriff ist. Von ihrer Zwillingsschwester Klio, der Muse der Geschichte, ist nur der Rumpf antik; es folgen Erato und Terpsichore, die Musen des Liedes und Tanzes, stehend mit der Leier in der Hand, Melpomene, den Fuß auf einen Felsblock gestützt, das Schwert in der Rechten, die Herkulesmaske in der Linken. Die Wahl der letzteren ist bedeutungsvoll. Denn vor allen griechischen

Heroen ist dieser mühebeladene Göttersohn in Thaten und Leiden, in Irrthum und Frevel und zuletzt in sühnender Verklärung seines Schicksals wie kein anderer geeignet, das Symbol zu sein eines Protagonisten, eines ersten Helden der tragischen Muse hellenischer Dichtung. — **Thalia**, ihre heitere Schwester, mit dem Epheukranze auf dem Haupte, den Hirtenstab statt des Schwerts in der Rechten, die Linke auf das Tambourin gestützt, ist kenntlich durch die Satyrmaske, welche neben ihr auf dem Felsensitze liegt. **Urania** endlich ist nur eine schlechte Ergänzung der bei der Auffindung der übrigen Statuen bemerkten Lücke. Am berühmtesten von allen erhaltenen einzelnen Musenstatuen ist die erhabene

Kolossalstatue der Melpomene

in der Sammlung des Louvre, ein Werk, das höchst wahrscheinlich derselben Zeit angehörig ist. Die herrliche Statue schmückte einst den Prachtbau von Pompejus' Theater, unter dessen Trümmern diese kolossalste aller erhaltenen Frauenstatuen der griechischen Kunst hervorgezogen wurde, ein Werk, das uns den würdigsten Begriff geben kann von dem Kunstverstande und dem Geistesadel der griechischen Meister, welche das Rom Cäsar's und seiner Nachfolger mit ihren Werken schmücken durften.

Aus einem einzigen parischen Marmorblocke gehauen, ohne Plinthe über zwölf Fuß hoch, wird der Eindruck solcher Kolossalität noch erhöht durch die lang flutbenden Falten des Gewandes und den breiten hochsitzenden Gürtel, welcher ihren Leib dicht unter der Brust umgiebt. Die Restaurationen sind gering und beschränken sich auf Nase, rechte Hand und Vorderarm.

Wenn die im ächten Sinne des Worts sittlich reinigende und zugleich geistig fördernde Wirkung, welche ein Kunstwerk auf den Beschauer übt, überall aufs Höchste anzuschlagen ist, so darf eine solche Wirkung wohl mit Recht von diesem vortrefflichen Werke gerühmt werden, das uns wie mit einem Zauberschlage die ganze Erhabenheit der tragischen Dichtung eines Aeschylus und Sophokles verkörpert vor die Sinne stellt. Das lange Schleppgewand, die »Syrme« des antiken Theaters, ist dicht

unter der Brust gegürtet, die Aermel eng anliegend bis zu den Handgelenken, während das Gewand selbst in langen geraden gewaltigen Faltenmassen zu den Füßen niedersinkt. Indem er das eine Ende desselben aufnahm und es an den Gürtel befestigte, gelang es dem geschickten Künstler, den Eindruck des Langhinabfließenden der Draperie noch bedeutend zu verstärken. Die Simplicität der Attitüde und Drapirung, der Adel der Haltung, die majestätische Grazie des leise geneigten Hauptes, in dessen Gesichtszügen ein milder Ernst vorherrscht, werden vielleicht kaum von irgend einem ähnlichen Werke antiker Bildkunst übertroffen. Und wie wundervoll hat es der Künstler, der uns die erhabenste dichterische Schöpfung des Menschengeistes in marmorner Gestaltung vor die Sinne führte, verstanden, die Kolossalität dieser erhabenen Erscheinung durch die leidenschaftlose Ruhe ihrer Haltung zu erhöhen, und ihre Strenge zugleich zu mildern durch den Zauber der Anmuth, welcher die edlen Züge der ernstesten aller Göttinnen umschwebt! Ich weiß mich keines Anblicks zu erinnern, der dem Beschauer die ganze Erhabenheit der Tragödie und zugleich den Zauber ihrer eigenthümlichen Schönheit so eindringlich und allseitig zum Bewußtsein zu bringen geeignet wäre. Hier wie kaum anderswo sehen wir von einem Meister alter Bildkunst den Beweis geführt, daß die Kolossalität der Verhältnisse, so sehr sie auch die Verbindung der Anmuth und Lieblichkeit mit der Majestät des Eindrucks erschwert, doch eine solche Vereinigung nicht unmöglich macht. Die kunstvolle Scheidung der welligen Haarmassen giebt denselben, ohne die Großartigkeit des Gesammteindrucks irgend zu vermindern, eine überaus anmuthige Leichtigkeit. Wenn wir Visconti's Geständniß lesen, daß er nach der sanften Milde des Gesichtsausdrucks anfangs geneigt war, sie für die Muse des Liebesgesanges, für eine Erato zu halten, so verstehen wir die Alten, wenn sie von der Süßigkeit der tragischen Muse ihres Sophokles reden. Dabei präsentirt dieses herrliche Kunstwerk, trotz oder vielleicht gerade wegen der Einfachheit der Aktion und Haltung, dem Beschauer von jeder Seite einen vollständigen höchsterfreulichen Linienumriß, ein harmonisches Zusammenstimmen von höchster Mannigfaltigkeit und Ele-

ganz, während die meisten neueren Statuen nur selten eine Anschauung von mehreren Gesichtspunkten uns vortragen. Aber gerade dies harmonische Zusammenstimmen, dies schöne Gleichgewicht der Entsprechung — la bella sagoma dell tutto insieme, wie es Visconti mit dem technischen Ausdrucke der Künstler seines Landes nennt — war bei den alten Meistern durch Studium und Fleiß zu höchster Vollendung ausgebildet, während dasselbe auch bei den besten neueren Werken nach Visconti's Urtheil entweder ganz fehlt, oder doch, im Vergleich zu den Alten, selbst hinter manchen mittelmäßigen Arbeiten derselben zurücksteht. Und wenn wir die Nachrichten der Alten über Pasiteles, den Zeitgenossen des Pompejus, dessen Prachtbau unsere Statue schmücken half, richtig verstehen, so war es gerade diese Eigenthümlichkeit, welche die Kenner an Werken seiner Schule auszeichnend bewunderten. —

Durch eine Inschrift wird uns ferner noch eine andere Statue als das Werk eines Künstlers der gedachten Zeit in Italien bezeichnet. Es ist der sogenannte

Sextus Pompejus des Louvre,

gefunden bei Monte Porzio in der Nähe des alten Tuskulum. Auf der Rückseite des Panzers, welcher der Marmorstatue als Stütze dient, liest man den Namen des Künstlers, Ophelion. Er war der Sohn eines berühmten Malers, und mag mit anderen Kunstgenossen aus seiner Heimath Rhodus durch die großen Kunstbestellungen des Metellus und anderer römischen Großen nach Rom gezogen worden sein. Die Statue ist von pariſchem Marmor, überlebensgroß in heroischer Nacktheit gehalten, wie der Spada-Pompejus, die Portraitähnlichkeit freilich nicht ganz sicher, da das Gesicht schon im Alterthume Restaurationen erfahren hat. Dennoch macht es die Vergleichung an Münzen wahrscheinlich, daß wir hier von der Hand eines gleichzeitigen Meisters das Portraitbild jenes würdig edlen Sohnes seines eben so großen als unglücklichen Vaters besitzen, mit dem er später hohen Kriegsruhm wie das tragische Ende durch Mörderhand theilte.

Mehr summarisch sind die folgenden noch übrigen Werke dieser Kunstperiode aufzuzählen. Dahin gehören:

Der Satyr des Apollonios, in der Egremont'schen Sammlung,

ein Werk von vorzüglicher Schönheit. »Die Umrisse des Körpers haben etwas ungemein Leichtes, Fließendes und Edles, und den Satyr erkennt man fast nur an dem thierischen Schweife. Die schönen Beine sind glücklicherweise fast ganz erhalten.« Ob der in Villa Hadriani gefundene Apollo eines gleichnamigen Künstlers von demselben Meister sei, dem wir bekanntlich auch den Herkulestorso verdanken, ist mehr als fraglich, da der Styl des Werkes nur einen nicht ungeschickten Kopisten verräth. Auch eine Bronzebüste, mit dem Namen Apollonios in Herkulanum gefunden, zeichnet sich nicht eben durch besondere Vorzüge vor ähnlichen Werken aus. Von dem Germanikus des Kleomenes ist bereits im ersten Bande (S. 531) gesprochen. Dagegen müssen wir hier noch ausführlich eines berühmten Werkes gedenken, von dem freilich weder Zeit noch Künstler bekannt sind, das aber nach meiner Ansicht durchaus in die Reihe der Kunstleistungen dieser Zeit, und wie ich vermuthe, der kleinasiatischen Schule angehört. Ich meine den unter dem Namen l'Arrotino bekannten

Schleifer der Gallerie von Florenz.

Eine Figur über Lebensgröße in einer kauernd hockenden Stellung; der Typus ist entschieden ungriechisch, auch nicht römisch, fremdländisch ohne unedel zu sein, kultivirtes Barbarenthum. Der linke Fuß ist auf die Erde gestemmt, das rechte eingebogene Bein so unter den Leib zurückgezogen, daß der rechte Theil des Gesäßes auf der emporgerichteten Ferse des Fußes ruht, dessen Zehen sich wie im Momente des Aufrichtenwollens gegen den Boden stemmen. Im Begriff, mit beiden Händen ein Messer,

Schabeisen oder dergleichen auf einem Schleifsteine zu wetzen, richtet er plötzlich den Kopf, ein wenig nach links geneigt, wie horchend in die Höhe. Nach der gewöhnlichen Erklärung ist hier der Scythe dargestellt, welchem Apollo das Geschäft übertrug, den von ihm im Wettstreite der Tonkunst besiegten Marsyas zu schinden. Die Fabel selbst von dieser grausamen Exekution ist indessen keineswegs alt; sie entstand erst in der Zeit nach den Perserkriegen und war ein Erzeugniß des übermüthigen Spottes, mit welchem der athenische Witz die Flötenmusik, welche das nachbarliche Böotien kultivirte, im Gegensatze zu der in Attika beliebten Kunst des Gesangs und Citherspiels, boshaft verhöhnte. Noch später ist die Wendung, welche aus Rücksichten des guten Geschmacks das Schinderamt jener Fabel dem Apollo entzog, und es einem scythischen Polizeiknechte übertrug, dergleichen in dem späteren Athen der Perikleischen Zeit zu den niederen Bütteldiensten von Staatswegen gehalten wurden. Wahr ist es, daß in Reliefdarstellungen, ja sogar in Statuen die Bestrafung des Marsyas sich dargestellt findet, und der an einem Fichtenstamme aufgehängte Marsyas, welcher uns in der Florentinischen, Pariser und anderen Sammlungen begegnet, liefert den Beweis, daß die Laune späterer Künstler das ästhetisch unerfreuliche Sujet eines anatomischen Studiums mit der Maske jener Fabel zu entschuldigen verstand. So wäre es denn allerdings nicht unmöglich, daß auch der Künstler des Florentinischen Schleifers das Motiv zu seinem Werke von jener Fabel entnommen hätte; und Winckelmann, der bei seiner vorgefaßten Meinung, daß die alte Plastik niemals profan historische Stoffe dargestellt habe, bekanntlich selbst Kunstwerke wie den sterbenden Gallier und Aehnliches auf mythische Sujets zurückführte, zögerte keinen Augenblick, auch hier diese Erklärungsweise anzuwenden, und jeden Versuch einer historischen Deutung zu verwerfen.

Und doch war eine solche vor ihm die herrschende. Der gelehrte Italiener Lanzi hatte in seiner Beschreibung der Florentiner Gallerie bei dieser Statue an ein Ereigniß aus dem Leben Cäsar's erinnert, das uns Plutarch aufbehalten hat. Der große Imperator ward, als er seinen Sieg über Pompejus nach Aegypten hin verfolgte, dort neben der Kriegs-

gefahr auch von ächt orientalischer Intrigue bedroht, und entging einem Anschlage gegen sein Leben, der bei einem großartigen Versöhnungs- und Friedensfeste zur Ausführung kommen sollte, nur durch die Wachsamkeit eines Sklaven, seines Bartscheerers, der, als der Festschmaus schon begonnen hatte, von Angst getrieben — »er war der furchtsamste aller Menschen,« sagt Plutarch — überall im Palaste herumschleichend und horchend, den Anschlag gegen das Leben seines Herrn noch rechtzeitig entdeckte. Auf diesen von der Geschichte aufbehaltenen Vorgang bezog Lanzi unsere Statue, und es ist nicht unmöglich, daß Cäsar selbst, oder einer der Seinen, das Andenken des treuen Sklaven, der gerade »durch seine Furchtsamkeit« den muthigsten aller Helden errettete, von der Kunst in Alexandria oder in Rom verewigen ließ. War dergleichen doch im Alterthume keineswegs unerhört. Schon König Krösus hatte seine Mundbäckerin, die ihn vor dem Tode der Vergiftung gerettet, im vergoldeten Ehrenstandbilde durch einen griechischen Künstler zu Delphi aufstellen lassen*), und Cäsar's Nachfolger, Octavian, ließ sogar das Andenken des Eseltreibers und seines Thieres, deren Namen (Eutychus und Nikon) ihm am Morgen der Entscheidungsschlacht von Aktium Sieg verheißen hatten, durch die Bildkunst verewigen.

Mit dieser Erklärung steht der Ausdruck in den Zügen der Figur jedenfalls bei weitem besser in Harmonie als mit jener mythologisch barbarischen Deutung, der zur Liebe man in den Gesichtszügen des Schleifers »ein Gemisch von roher Lustigkeit und barbarischer Wildheit« gefunden hat, deren Ausdruck sich freilich sehr wohl schicken würde für einen scythischen Henker, der zu seinem Opfer aufblickt. Davon ist aber in der That keine Spur zu sehen. Vielmehr liegt in den Gesichtszügen, die weder widrig noch häßlich, und deren barbarischer Typus durch die Großartigkeit des Stils veredelt erscheint, überaus viel Geist und Lebendigkeit. Er hat augenscheinlich sein Geschäft auf einen Moment unterbrochen, und richtet aufmerksam lauschend den Blick in die Höhe, wie

*) S. Torso. Th. I., S. 492.

Einer, dessen Ohr soeben etwas Ueberraschendes vernommen hat. Alles an dem Gesicht ist gespanntestes Aufhorchen; die Stirn zieht sich in dichte Falten, und die hoch aufgezogenen Augenbrauen, der geöffnete Mund, der den Athemzug selbst zurückzudrängen scheint, bezeichnen sprechend den Menschen, der irgend ein Entsetzliches als ungesehener Zeuge vernimmt. Darum haben denn auch schon frühere Ausleger hier jenen Sklaven dargestellt zu sehen geglaubt, der die Verschwörung des Katilina entdeckte. — Alles an dieser Figur in Gesichts- wie in Körperbildung ist dabei von portraitartiger Individualität. Es ist der Typus eines Dieners, eines Sklaven, aber ohne Gemeinheit aufgefaßt; das Haar, weich und fließend, fällt sanft gewellt über den Nacken hinab, während es am Vorderkopfe schon spärlicher, und mit Kunst von Scheitel und Seiten abwärts gezogen erscheint. Die Physiognomie, obschon wie gesagt weder griechisch noch römisch, ist doch nicht ohne Freiheit. Die hohe, aber zurückfliegende Stirn zeigt überwiegende Ausbildung der Wahrnehmungsorgane, während das Denkvermögen zurücksteht. Das Ohr überaus fein und klein, der sehr schwache Bart an Wange, Kinn und Lippen, die durch die Positur noch mehr verengte und verflachte Brust — das Alles kontrastirt stark mit der sonst kräftig angelegten Leibesbildung, und giebt dem Ganzen entschieden den Ausdruck einer gewissen Zagheit und Schlaffheit. Schon Heinrich Meyer hat die enge und flache Bildung der Brust im Verhältniß zu dem starken Bauche und den etwas schweren Füßen als charakteristisch bezeichnet, und sie ist es um so mehr, wenn unsere Auslegung als die richtige angenommen wird. Musterhaft nennt derselbe Kunstrichter die Biegungen des Leibes, »das weiche Nachgeben der Glieder, wie ihre Verrichtung, Lage und gegenseitiger Ausdruck dasselbe erfordere.« Das Werk gehört zugleich zu den wenigen fast unversehrt erhaltenen Denkmälern alter Kunst, und die geringen Restaurationen selbst sind so meisterhaft ausgeführt, daß sie das Auge kaum als solche wahrnimmt.

Wenn wir über die Zeit, welcher dieses treffliche Kunstwerk angehört, nur eine Muthmaßung aussprechen durften, so ist uns dagegen in der

Karyatide der Villa Albani

ein unzweifelhaftes Werk dieſer Periode erhalten. Die Künſtlernamen Kriton und Nikolaos aus Athen, welche eine Inſchrift nennt, bezeichnen eben nur, modern zu reden, die Firma der Bildhauerwerkſtätte, aus welcher dieſe überlebensgroße, in das Gebiet der architektoniſchen Skulptur gehörende Statue mit unzähligen anderen hervorgegangen iſt. Sie wurde an der mit Landhäuſern und Prachtgräbern eingefaßten alten Appiſchen Straße jenſeits des Denkmals der Cäcilia Metella gefunden, und diente wohl daſelbſt in alter Zeit als Schmuck einer Villa oder eines großen Denkmalbaues. Die römiſche Kunſtſage erfand Namen und Fabel zugleich für die von Polyklet*) geſchaffene Idealgeſtalt der gebälktragenden weiblichen Figuren, denen wir bereits in den Kanephorenſtatuen des Pandroſeionheiligthums auf der Akropolis begegneten. Aber ſchon Leſſing hat nachgewieſen, daß jene Sage von dem Schimpfe, welchen die alte Kunſt mit dieſer Darſtellung und Benennung den Jungfrauen der vaterlandsverrätheriſchen Stadt Karyä anthun gewollt habe, auf einer Erfindung beruht, und daß wir uns eben beſcheiden müſſen, den Namen Karyatiden nicht weiter erklären zu können. Es war eben nur der feine Sinn der griechiſchen Künſtler, welche in der zierlich kräftigen Geſtalt der helleniſchen Jungfrau mit der Tragelaſt des Korbes auf dem Haupte das Motiv fand für den architektoniſchen Schmuck, in welchem die Skulptur die ſchlanke Trägerin Säule reizend zur Perſon belebte. Solche Jungfrauengeſtalten mit dem geheiligten Weihegefäße auf dem Haupte ſind die noch erhaltenen, im grandioſeſten Style ausgeführten Karyatiden des Pandroſeions auf der Akropolis, wenn ſie gleich weit zurückſtehen hinter den Skulpturen vom Giebel des Parthenons. Die herrlich disponirte Draperie beſteht aus einer ſehr langen, vom Gürtel nur wenig aufgeſchürzten Tunika und aus einem Peplos, deſſen hintere

*) S. Torſe. Th. I., S. 286.

Partie auf dem Rücken weite malerische Falten bildet. Die größere Fülle des Haupthaares fluthet in zwei Strömen hinter dem Halse nieder, während der Rest in zierlichen Flechten vorn über die Schultern fällt. Taille und Formen der Gestalten sind wie die kräftige Breite der Schultern ganz dem Geschäft entsprechend, für das der Künstler sie bildete, und die reiche Draperie vollendet den Eindruck des Mächtigen, Kraftstrotzenden, Tüchtigen, welcher der architektonischen Bestimmung charaktervoll entspricht. An diese Vorbilder hat sich der Künstler Diogenes von Athen gehalten, welcher die berühmte von Thorwaldsen restaurirte Karyatide des Vatican im Braccio nuovo geschaffen hat, die man anfangs sogar für eine der athenischen Kanephoren hielt, obschon sie denselben an Schönheit nicht gleichkommt. Ein kühner Zug des Bildners ist es, daß er sich nicht gescheut hat, dem Eindrucke des vorn hinabfließenden grandiosen Faltengewandes zu Liebe, tief in das Fleisch des rechten Beines hineinzuarbeiten, und daß doch dieser Fehler gegen die Natur, auch wenn man ihn mathematisch erkannt hat, die Wirkung nicht beeinträchtigt*). Die Karyatiden aus der Werkstatt des Kriton und Nikolaos stehen aber auch der letzteren noch bedeutend nach. In den Köpfen bemerkte Winckelmann »eine gewisse kleinliche Süßigkeit« und einen Mangel bedeutender und nachdrücklicher Formengebung. Auch Gewandung und Gestalt zeigen nicht mehr den reinen Adel der alten Muster. Doch muß man bedenken, daß wir hier eben nur Werke architektonischer Dekorativplastik vor uns haben, die schwerlich von Meisterhänden ausgeführt wurden. Ob die über Brust und Schultern querüber geworfene, unterhalb festgegürtete Nebris (das Rehfell), welches sonst die Bacchantinnen tragen, irgend einen symbolischen Charakter hat, weiß ich nicht zu sagen. Der Korb, dessen äußerer Blumenschmuck den Inhalt andeutet, ruht auf einem aus Tüchern oder Binden gewundenen Kranze, der von dem Bildner der noch heute üblichen Gewohnheit, den Druck der Last durch solche Unterlage zu

*) S. Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 370.

mildern, entnommen ist. Uebrigens ist die Statue bis auf die ergänzten Arme trefflich erhalten.

Nach Styl und Behandlung setzte Visconti in die Mitte des letzten Jahrhunderts der römischen Republik auch die berühmte Kolossalstatue der

Juno Lanuvina

in der Rotonda des Vatican, zwischen neun bis zehn Fuß hoch. Sie führt ihren Namen von der Stadt Lanuvium, dem heutigen Lavigna, auf dem südlichen Ausläufer der Albaner Höhen, wo noch jetzt die erhaltenen Substruktionen des Junotempels Kunde geben von dem in dieser Stadt uralt berühmten Kulte der Juno Sospita, der göttlichen »Helferin«. Sie steht vor uns, wie sie Cicero schildert: gewaffnet, den Speer in der Rechten, am linken Arme den kleinen Schild, bekleidet mit dem Ziegenfell, das helmartig über den Kopf gezogen, auf der Brust mit den Fußenden zusammengeknüpft und an den Hüften durch den Gürtel befestigt ist. Speer, Schild und die auch von Cicero erwähnten alttuskischen Schnabelschuhe an den Füßen sind neuere Ergänzung. Es ist eine alte Sabinergottheit, aber griechischen Ursprungs; denn auch in Griechenland ward Juno häufig bewaffnet dargestellt. Der Styl der Vaticanischen Statue zeigt das Bestreben des Künstlers, die altgeheiligte Gestaltung des römischen Kultbildes mit griechischer Eleganz zu schmücken. Die Disposition des Ziegenfellpanzers und der Tunika, die Affektirtheit der Falten sollten an den alten tuskanischen Styl erinnern; die Lieblichkeit der Gesichtszüge, die Weichheit der Ausführung, die Morbidezza, wie es Visconti nennt, deuten auf eine Zeit, wo die Skulptur bereits zur höchsten Eleganz gebracht war. Neuere Kunstforscher rücken die Zeit sogar hinab bis auf Kaiser Antoninus Pius, der, aus Lanuvium gebürtig, das verfallene Heiligthum der Juno Lanuvina auf dem Palatin mit großer Pracht wieder herstellte.

VIII.

Die römische Kaiserzeit

von

Augustus bis Hadrian.

Von Augustus bis Trajan.

Cäsar hatte die römische Republik in eine Monarchie umgeschaffen. Der endliche Sieg des Augustus über seine beiden Mitbewerber um die Weltherrschaft begründete Cäsar's Schöpfung durch die Erblichkeit des Kaiserthums.

Diese in politischer Hinsicht so ungeheuer wichtige und folgenreiche Veränderung hatte keinen erheblichen Einfluß auf den Betrieb der bildenden Kunst bei den Römern, welcher in dem ganzen ersten Jahrhundert des neugegründeten römischen Kaiserthums wesentlich derselbe blieb, wie er sich zu Anfange des letzten Jahrhunderts der Republik, in Folge jener großen Restauration der griechischen Bildkunst im Laufe des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts gestaltet hatte. Die bildende Kunst unter den ersten Kaisern von Augustus bis Trajan war nur eine Fortsetzung derjenigen griechischen Kunstrichtung, welche seit jener Epoche in Rom und Italien heimisch geworden war.

Diese Kunstrichtung war aber keine andere, als die von Lysippus begründete und von den späteren griechischen Kunstschulen zu Perga-

men, Rhodus, Ephesus, unter Einwirkung des damaligen Weltzustandes weiter ausgebildete Hinwendung der plastischen Kunst auf die Realität und das Historische. Diese Richtung in der Plastik zu ihrer Vollendung gebracht und bis in ihre letzten Konsequenzen entwickelt zu haben, ist weniger das Verdienst der Römer, als vielmehr nur die Folge ihres eigenthümlichen Charakters und seiner Einwirkung auf die in Rom heimisch gewordene griechische Kunst. Denn die Geschichte der sogenannten römischen Kunst ist eigentlich nur eine Geschichte der griechischen Kunst bei den Römern. keine eigne römische Kunstgeschichte. Geschichte ist Entwickelung. Eine organische Entwickelung der Kunst hat aber bei den Römern nicht stattgefunden. Als sie mit der Begründung ihrer politischen Obmacht fertig waren, überkamen sie, mit der ganzen von den Hellenen erarbeiteten Bildung in Wissenschaft und Poesie, auch die Kunst als ein bereits Fertiges, Abgeschlossenes, Vollendetes, das seinen Gipfelpunkt schon weit hinter sich hatte. Man kann sagen: die Römer haben die Kunst erobert wie sie Länder und Provinzen eroberten und sich dienstbar machten. Erst raubten sie die Kunstwerke und zum Theil auch die Künstler, dann lernten sie die ersteren schätzen und die zweiten benutzen. Die dritte Stufe, das Nachbilden, erreichten sie nur in einigen seltenen Ausnahmen, am meisten noch in der Malerei; denn nationalrömische Plastiker erscheinen als seltene, unvollständig bezeugte und jedenfalls wenig bedeutende Ausnahmen.

Besäßen wir irgend hinlängliche Nachrichten über die zahlreichen griechischen Künstler, welche für das römische Kunstbedürfniß im Laufe der drei Jahrhunderte vom Anfang der Restaurationsperiode an bis zum Ausgange der Hadrianischen Zeit gearbeitet haben, so würde uns wenigstens ein Anhaltpunkt gegeben sein für eine geschichtliche Darstellung des Kunstlebens dieser Zeit. Allein diese Nachrichten fehlen uns so gut wie gänzlich. Kaum daß von all den trefflichen Meistern, deren zahllose Kunstgebilde das Rom und Italien der Kaiser erfüllten, hier und da eine Inschrift oder eine zufällige Notiz bei einem alten Schriftsteller einen vereinzelten Namen erhalten hat. Und doch sind es die Künstler gerade dieser Zeit, deren Meißel wir die ungeheure Mehrzahl aller uns noch erhal-

tenen Antiken und unter diesen fast alle herrlichsten Bildwerke verdanken. Für den Kaiser Augustus arbeiteten unzählige Künstler, als er das von ihm erbaute Forum mit den Statuen aller Triumphatoren der römischen Geschichte schmücken ließ; aber nicht von einem derselben ist uns auch nur der Name überliefert. Denn die Schriften, welche sich mit diesen Gegenständen beschäftigten, sind spurlos verloren, unter ihnen auch die sogenannten Acta diurna, die Tageszeitung der Weltstadt, welche, wie wir aus Tacitus wissen, auch von den großen Kunstunternehmungen ausführliche Kunde gab. Der große Geschichtschreiber fand es, nach seinem eigenen Geständnisse, »unter der historischen Würde des römischen Volks, in seinen Geschichtsbüchern solcher Dinge Erwähnung zu thun«; und doch möchten wir ihm gern einen guten Theil der eintönigen Greuelgeschichten aus dem Leben der halbwahnsinnigen Kaisertyrannen erlassen, wenn es ihm gefallen hätte, statt dessen auch nur einigen Bericht über Künstler, Kunstleben und Kunstwerke jener Zeiten zu geben.

Die spärlichen Nachrichten von Künstlern, welche in Rom und für Rom arbeiteten, betreffen, wie wir oben gesehen haben, nur die Künstler der Restaurationsperiode und der unmittelbar darauf folgenden Zeit, wo das Fremde noch neu und interessant war. In dieser Zeit begegnet man auch noch häufiger den Inschriften, welche Namen und Vaterland der Meister nennen. In der Zeit nach Augustus versiegen auch diese Quellen fast ganz. Das vorwiegend antiquarische Interesse der römischen Kunstliebhaber beschäftigte sich genauer nur mit den Werken und dem Styl der alten griechischen Meister, bei deren Arbeiten die Seltenheit den Preis erhöhte, und nebenbei auch zahlreicher Betrug mit unterlief. Dazu kam die untergeordnete Stellung, welche mehr und mehr die bildenden Künstler selbst im Leben einnahmen; das Handwerksmäßige, was sich, bei dem ungeheuren Bedarf allmälig in ihre Kunst einschlich, und das dem freigeborenen Römer die Bildhauerei fast als eine seiner unwürdige Kunst erscheinen ließ. Bei der ungeheuren Masse von plastischen Werken, welche Rom anfüllte, deren Anzahl Alles überstieg, was wir uns nach Erfahrungen der modernen Welt als möglich denken können, klagt schon Plinius, daß manches treff-

liche Werk ins Dunkel zurücktrat, mancher bedeutende Künstlername vergessen ward oder gar nicht zur öffentlichen Kunde gelangte. Nur von einem einzigen Kunstwerke seiner Zeit erwähnt Plinius ausführlich Namen und Geburtsland der Meister, welche es schufen, und giebt Kunde von der Art und Weise, wie sie dabei zu Werke gingen. Aber dies Kunstwerk war der Laokoon, das Lieblingskunstwerk des Kaisers Titus, dem Plinius sein Buch widmete, und dessen Kunstgeschmack er durch jene Bemerkung, sowie durch das überschwengliche Lob, welches er jenem Kunstwerke spendete, schmeicheln wollte.

Also die Künstlergeschichte der römischen Kaiserzeit läßt uns ohne Aufschluß über die Geschichte der Kunst bei den Römern. Nur ein Resultat bietet sie uns: Griechische Künstler waren es, welche die Kunst nach Rom verpflanzten, und griechische Künstler sind es auch gewesen, welche dieselbe in Rom bis zum Untergange des Reichs ausgeübt haben. Schon der große Visconti eiferte gegen die vielgebrauchten Ausdrücke, »römische Arbeit und römischer Styl«, mit denen man die mittelmäßigen Werke der Bildkunst zu bezeichnen pflegte. Diese Ausdrücke, sagt er, können außer auf die Werke des ältesten rohen dem etruskischen ähnlichen Kunststyls nur noch etwa auf die Arbeiten aus der römischen Kaiserzeit mit einigem Fug und Recht angewendet werden, aber keineswegs auf Nationalität oder Schule der Künstler der letzteren Zeit. Statt die meisten mittelmäßigen Arbeiten, welche unsere Museen füllen, römische zu nennen, sei es gerechter, sie als Kopien zu bezeichnen. Die Schule der Kunst selbst, wie sie noch in der Kaiserzeit bei den Römern blühte, verdient allein den Namen der griechischen*).

Dasselbe ist auch Winckelmann's Ansicht, der die Meinung von einem der römischen Kunst eigenen und von dem griechischen verschiedenen Kunststyle geradezu »ein Vorurtheil« nannte. Und doch ist dies nur die eine Seite der Sache. Denn man kann allerdings von einer römischen Kunst

*) E greca sola potea dirsi la scuola del arte. Visconti, Mus. Pio Clem. II.

reden in dem Sinne, daß das römisch-nationale Element, der vorzugsweise realistische Charakter des Römervolks, auch der fremden Kunst, von der Zeit an, wo dieselbe seinen Bedürfnissen, seinem Geschmacke, seinem Sinne für das historisch Monumentale dienstbar wurde, ja seinen intimsten Neigungen Ausdruck verlieh, auch einen eigenthümlichen von dem griechischen abweichenden Stempel aufprägte.

Die Griechen sind die Idealisten, die Römer die Realisten der alten Welt. Die Griechen, denen schöne freie Menschenbildung das Höchste, deren ganzes Streben darauf gerichtet war, sich zu schönen und freien Menschen, ihren Staat selbst zur Freiheit eines organischen Kunstwerks auszubilden, sie haben auch in der Plastik, ganz diesem ihrem Wesen und Streben gemäß, sich darin befriedigt: in ihren mythischen Ahnen, den Göttern und Heroen, den Idealismus schönster freister Menschlichkeit in typischer Allgemeinheit darzustellen. So haben sie ihre Götterideale geschaffen nach ihrem Bilde; so haben sie ihre Tempelwände und Friese, ihre Metopen und Giebelfelder mit den Reliefbildern und Statuengruppen ihrer Religion, ihrer Mythe und Heldensage ausgeschmückt, und nur in ihren Portraitstatuen gleichsam den ersten Schritt gewagt zur Gegenwart und geschichtlichen Wirklichkeit. Aber auch hier blieb das Ideale, die Neigung zum typisch Allgemeinen so wenig ausgeschlossen, daß wir selbst noch in dem letzten Stadium der großen Blüthezeit der Plastik auf hellenischem Boden, in den Portraitstatuen und Büsten Alexander's, weniger die Portraitähnlichkeit des Individuums als die freie Schöpfung des idealisirenden Künstlers übrig haben, der die Gesichtsbildung des Heldenkönigs irgend einem mythischen Ideale anzunähern sich gedrungen fühlte. Die Untersuchungen der Gelehrten bei Gelegenheit des berühmten Mosaikgemäldes der Alexanderschlacht liefern dafür den Nachweis; denn es ist bekannt, daß die Züge des Macedonierkönigs in diesem Gemälde keinem einzigen der erhaltenen plastischen Bildnisse des Helden gleichen.

Es war ein großer Irrthum des unsterblichen Winckelmann, daß die griechische Plastik überhaupt niemals Vorwürfe aus der geschichtlichen Wirklichkeit behandelt habe; ein Irrthum, der ihn selbst bei den augen-

fälligsten Beweisen des Gegentheils in Kunstwerken wie der sterbende Fechter und die Barbarengruppe in Villa Ludovisi, zu falschen Erklärungen verleitete. Aber in diesem Irrthume ist dennoch eine wichtige Wahrheit enthalten, die Wahrheit nämlich: daß die Griechen in ihrer Plastik wesentlich bei der Mythe und ihrer Darstellung stehen geblieben sind, und daß die griechischen Künstler den ersten Schritt in die historische Wirklichkeit erst zu einer Zeit thaten, als ein von dem Hellenenthum verschiedenes Element, das Macedonierthum, über das eigentlich hellenische die Herrschaft erhielt.

Was die Griechen nicht gethan hatten und nicht thun konnten, ohne ihr Wesen aufzugeben, das thaten oder, wenn man will, bewirkten die Römer, weil sie es thun mußten, um ihr Wesen auszudrücken. Die Römer haben die griechische Plastik, nachdem sie sie in ihren Dienst genommen, aus der Mythe in die Geschichte, aus der Idealität auf den Boden des Realen, aus dem Typischen allgemein Menschlichen zum Ausdruck des Individuellen und Einzelnen, des charakteristisch Persönlichen fortgeführt. Und das ist allerdings ein Fortschritt zu nennen in der Entwicklungsgeschichte der Kunst, wenn er auch, wie alle Fortschritte, nicht ohne große Opfer erreicht werden konnte, und zuletzt, dem Kreislauf aller menschlichen Dinge gemäß, sogar zum Untergange der wesentlich idealen Kunst selbst führen mußte.

Wie die Griechen das Volk des bildenden, Machens der idealen »Poiesis«, so waren die Römer das Volk des arbeitenden Thuns, der verständigen »Praxis«. Jenes ist die Thätigkeit des freischaffenden Künstlers, diese die Sache des vielbedingten und beschränkten Kriegers und Geschäftsmannes. Die Römer sind nicht mehr, wie die Griechen, freie Künstler ihres Lebens in Religion, Staat und Gesellschaft. Sie sind beschränkt, bedingt, geknechtet von ihrem Staat und ihrem Recht wie von ihrer Religion, in deren beschränkenden Aber- und Wunderglauben kein Ton eindringt, der auch nur von fern erinnerte an den frei-

heilathmenden Klang jenes Homerischen Worts*), das alle »Wahrzeichen« für nichtig erklärt gegenüber dem innersten Gefühl und Drange der Menschenbrust. Nicht das Allgemeine, das rein Menschliche, das Ideale setzte sich die römische Bildung zum Zweck, sondern ein Besonderes, Nationales, real Beschränktes. Wie kann ich mir Andere unterwerfen, sie und ihr Eigenthum meinem Willen dienstbar machen? Diese Frage hatte die römische Bildung zu beantworten; und sie fand die Antwort, die Mittel zu jenem Zwecke, in drei Dingen: in dem Schwerte des Kriegers, in der Gewalt des Redners, in der Schlauheit und Rechtskunde des Advokaten. Alle Eigenartigkeit des menschlichen Wesens ward erdrückt in der starken Gemeinschaft, welche das Fundament bilden sollte zu dem Gebäude der Weltherrschaft, und einer der größten Bewunderer, den das Römervolk in neuester Zeit gefunden**), muß dennoch eingestehen, »daß Rom seine Alles überragende staatliche Größe theuer bezahlt hat mit der Aufopferung der anmuthigen Mannigfaltigkeit, der bequemen Läßlichkeit und der innerlichen Freiheit des hellenischen Lebens.«

Wie der Mensch so seine Kunst. Was ihm das Höchste ist, was ihn vorzugsweise erfüllt, das hat sie ihm darzustellen. Nun aber hatte Rom seine Götter überkommen, fertig und ausgestattet, wie sie der Hellenen Kunst zu selbständigen Idealen herangebildet und vollendet hatte. Die es sich selbst geschaffen, waren abstrakte Verstandesbegriffe, ohne Lebendigkeit und plastische Individualität, und daher unfähig, von der Kunst zu selbständigen wahrhaft organischen Kunstformen ausgebildet zu werden. Seine mythischen Erinnerungen waren eben so unlebendig. Von einem mythischen Ahnherrn Aeneas und seinen Helden mochten gelehrte Dichter des kultivirten Roms fabeln und singen; das Volk, die Nation hatte zu solchen Traditionen und Gestalten keinerlei Verhältniß, und zu

*) Ein Wahrzeichen nur gilt: »Das Vaterland zu erretten!« ruft Hektor dem Vogelschauer zu, der unglückliche »Zeichen« verkündet und vom Kampfe abstehen heißt.

**) Mommsen, Römische Geschichte. Th. I., S. 306.

keiner Zeit haben dieselben durch große Meister der Plastik eine Darstellung gefunden. Selbst die Sagen von der Königszeit und den mächtigen Tarquiniern waren kein Gegenstand des Stolzes für die späteren Römer beim Rückblick auf ihre Vergangenheit. Wohl mochten die Griechen auf dem Gipfel ihrer Größe mit stolzer Freude auf die lange Reihe ihrer im Gedicht verklärten Ahnen zurückschauen; der Römer sah, als die Welt zu seinen Füßen lag, weit lieber auf das, was Rom in der Gegenwart war, als auf die dunklen Jahrhunderte voll Mühsal und Kampf um eine ärmliche Existenz. Der Staat, das Imperium und die Thaten im Dienste dieses Staats zur Erhaltung und Mehrung dieses Imperiums vollbracht, das war für den Römer das Höchste in der Zeit, wo sein Volk sich als das weltmächtige zu fühlen begann. Was anders also mochte er in Stein und Erz verewigt sehen als diese Thaten und die Männer, die sie gethan. Und als Rom Griechenland unterjocht, und seine Kunst und Bildung sich dienstbar gemacht hatte, da zwang es auch die Kunst, eine römische zu werden, da bestimmte römischer Wille, römisches Bedürfniß, römischer Geschmack das, was dargestellt und wie es dargestellt werden sollte; — römischer »Geschmack«, denn auch dieser ursprünglich und ächt römische Ausdruck, der zur sprachlichen Bezeichnung für das Aesthetische und seinen Genuß den materiellsten aller Sinne wählte, ist eben nur ein charakteristischer Ausdruck des römischen auf das unmittelbar Gegenwärtige, Faß- und Greifbare gerichteten Realismus, der fortan die bildende Kunst beherrschte, und ihren Gestaltungen das eigenthümlich römische Gepräge verlieh. Bis zu welchem Grade dieser römische Realismus in der Kunst sich steigerte, welche Verirrungen er herbeiführte, davon geben noch heute die beiden auf dem Hofe des Kapitols befindlichen Statuen jener thrakischen Könige Zeugniß, die mit abgehauenen Händen dargestellt sind, weil die Barbarei des römischen Feldherrn wirklich diese Strafe über die Originale verhängt hatte*)! —

*) Vgl. Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 283.

So ward das hiſtoriſch Monumentale, das realiſtiſch Portraithafte, das zu voller Naturwahrheit Individualiſirte, aber auch das imponirend Maſſenhafte, majeſtätiſch Wundervolle der Grundcharakter der Kunſt bei den Römern, und ſo kann man was dieſen Charakter trägt, wenn auch von griechiſchen Künſtlern geſchaffen, dennoch mit Fug und Recht römiſche Arbeit und römiſches Kunſtwerk nennen.

Gegenstände der römischen Plastik.

Der Einfluß, welchen der römische Volkscharakter auf die nach Rom verpflanzte griechische Bildkunst ausübte, tritt uns in allen Gebieten entgegen, welche die Plastik auch noch bei den Römern umfaßte. Diese Gebiete sind die der Religion, des Staats, für den seit Augustus der Kaiser eintritt, und des Privatlebens.

Der älteste römische Götterkult war bildlos gewesen bis auf die Zeit, wo die Tarquinier den ersten Tempel und die erste Bildsäule des Jupiter aufrichteten. Dieser bildlose Kultus hatte die Zahl der Götter ins Ungeheuere vermehrt; denn, wie wir gesehen haben*), verwandelte die römische Reflexion das allgemeine Begriffliche fast jedes menschlichen Verhältnisses und Bedürfnisses, Glück und Unglück, Vortheil und Nachtheil, ja man kann sagen Alles, was den Menschen in Natur und Leben umgab oder betraf, in eine Gottheit. Diese nationale Götterschöpfung wurde auch nach dem Eindringen griechischer Kultur in das römische Leben noch fortgesetzt, wie denn überhaupt die Zahl der Götter bei den Römern niemals eine geschlossene war. Denn da das Princip, nach

*) S. Torso. Th. II., S. 139.

welchem solche Götter geschaffen wurden, einerseits die logische Nothwendigkeit, andererseits die Zufälligkeit der zahllosen Einzeldinge war, so ist es gar nicht zu verwundern, wenn der gelehrte Römer Varro, der zu einer Zeit, als diese Göttermasse längst dem Bewußtsein des gebildeten Theils der Nation entschwunden war, ein Verzeichniß derselben in seinem antiquarischen Werke sammelte, gegen sechstausend solcher Götter aufzählte. Die Priesterschaft, also die Patricier, bewahrte in ihren Geheimbüchern die Lehre von den Künsten der Verehrung und richtigen Benutzung dieser Götter, die sich im Volke selbst als »plebejische Götter« weit länger erhielten als bei den Gebildeten. Jupiter, Juno und Minerva waren die ersten griechischen Götter, welche von den Römern aufgenommen wurden. Um die Zeit des zweiten punischen Krieges waren die zwölf griechischen Hauptgötter bereits völlig in Rom eingebürgert, und schon der altrömische Dichter Ennius konnte ihre Namen in zwei Gedenkversen der Jugend einprägen*). Die Einführung der griechischen Litteratur in Rom, welche mit der Restauration der griechischen Bildkunst und ihrer Uebersiedelung nach Rom zusammenfiel, ließ auch die griechischen Götter überwiegend an die Stelle jener altitalischen treten, welche bis auf geringe Ausnahmen nach und nach völlig aus dem Bewußtsein der Menschen verschwanden.

Diese griechische Götterwelt aber war bereits von der Kunst völlig ausgestaltet. Die Künstler, welche für das Bedürfniß des römischen Kultus, für Tempel und heilige Orte, für öffentliche Plätze und Paläste, für die großartigen Villen, Heiligthümer und Begräbnißplätze der Mächtigen und Reichen, ja selbst für bloße Kunstliebhaber und Sammler zahlreiche Götterbilder zu schaffen hatten, sahen sich darauf angewiesen, die vorhandenen Götterideale mit Benutzung ihrer berühmtesten Musterbilder zu wiederholen. Mochten immerhin gewisse Eigenheiten des römischen Kultus, mochten Lokalverhältnisse, Geschmack und Bedürfniß der Zeit, noch

*) Juno, Vesta, Ceres, Diana, Minerva, Venus, Mars, Mercurius, Jovi', Neptunus, Vulcanus, Apollo.

ten selbst Begabung oder Unvermögen der Künstler mannigfache Modifikationen herbeiführen, ja sogar hier und da aus einzelnen typischen Göttergestalten neue Bildungen hervorgehen lassen: im Ganzen und Großen blieb das alles unbedeutend gegen die schöpferische Kraft, welche in der griechischen Kunst jene Götterideale ins Leben gerufen hatte, und die Kunstgestalt der romanisirten griechischen Götter blieb überwiegend an die griechischen Originale gebunden. Wo es den Anschein hat, als nähere sich das Original einer altitalischen Gottheit in seiner plastischen Gestaltung einem griechischen Ideale, da liegt auch immer eine griechische Kunstform zum Grunde, und selbst der altrömische doppelköpfige Janus ist nur eine Nachbildung altgriechischer Doppelhermen. So wird Zeus als »donnernder Jupiter«, Hauptgott des Kapitols, in der Kaiserzeit das Vorbild des römischen Imperators, des irdischen Donnergottes. Seine Gemahlin Juno dagegen wird Vorbild der vergötterten Kaiserin einerseits, während sie auf der anderen Seite die Heiligkeit der römischen Matrone, der Familienmutter, als Juno Ehestifterin und Hausherhalterin repräsentirt.

Juno als Säugamme mit dem Kinde Ares an der Brust im Vaticanischen Museum ist ein specifisch römisches Erzeugniß, noch mehr die Lokalgottheit einer Juno Lanuvina oder Sospita. Pallas-Minerva, zusammen mit beiden auf dem Kapitol verehrt, die dritte dem Range nach in der altgeheiligten Dreizahl der ersten romanisirten Griechengötter, und mit den verschiedensten Geschäften, selbst mit dem Schutze der römischen Flotte betraut, mußte ihr vom Phidias geschaffenes Parthenosideal dem Künstler dazu herleihen, das Bild der »Göttin Roma« zu schaffen, in welcher sich der Begriff der Weltgebieterin personificirte, während die kühn ausschreitende Athene Promachos zur römischen Bellona umgeschaffen wurde*). Die Göttin der Liebe und Schönheit weist selbst als römische Venus Victrix und Venus Genitrix dargestellt, auf griechische Vorbilder zurück. Daneben aber fand die Kunst der römischen Zeit so gut wie die anderthalb Jahrtausend spätere der italienischen Renaissance in

*) S. Torso. Th. I., S. 155.

Namen und Persönlichkeit dieser Göttin die ergiebigsten Motive für die Darstellung weiblichen Liebreizes und weiblicher Schönheit in den verschiedensten Situationen, von dem Reize einer Venus im Bade bis hinab zu der Ausgelassenheit einer Venus Kallipygos, ja bis zur Widrigkeit einer Venus Vulgivaga, wie sie in der bekannten Borghesischen Statue des Louvre erscheint. Das verfeinerte Verhältniß der Geschlechter und die im modernen Römerthume dieser Zeiten ausgebildete Liebesleidenschaft — wenn auch weit entfernt von der Tiefe und Innerlichkeit unseres Gefühls — trug gleichfalls dazu bei, die Darstellung der Liebesgöttin zu einer der beliebtesten Aufgaben der römisch-griechischen Kunst zu machen. Wohl auf mancher Villa prangte, zur Zeit des Horaz, wie auf dem Landsitze des schönen Maximus am Albanersee, »der Göttin Marmorbild unter dem Dache von Citronenholz, umduftet von Weihrauch und gefeiert von Festgesängen und Tänzen schöner Jünglinge und Jungfrauen,« als Dank für gewährte Liebessiege*). Daß ein Zeitalter, dem mehr und mehr der sinnliche Lebensgenuß das Höchste wurde, neben der Aphrodite auch die Idealdarstellung des Bachus begünstigen mußte, können noch heute zahlreiche Statuen dieses Gottes bezeugen.

Der poetische Sinn und Gestaltungstrieb der Griechen hatte selbst jene hart an die Allegorie streifenden Personifikationen menschlicher Verhältnisse und Zustände in Poesie und Plastik zu wirklichen lebensvollen Individualitäten erhoben. Ihre Nike und Hebe, ihre Nemesis, Eirene u. s. f. lebten als wirkliche und persönliche Gottheiten im Bewußtsein des Volks, während diejenigen Personifikationen, welchen jene Erhebung aus der Allegorie nicht zu Theil ward, nur als Nebenfiguren im untergeordneten Verhältniß zu größeren Darstellungen verwendet wurden. Die römische Sinnbildnerei dagegen verlieh auch der bloßen Allegorie in der Kunst eine bis dahin nicht erhörte Selbständigkeit. Ich will nicht behaupten, daß die Bildkunst gezwungen wurde, für die sämmtlichen sechstausend Verstandesgötter die Personifikation auch äußerlich herzustellen. Aber die

*) Horaz' Oden. IV., 1.

Zahl solcher allegorischen Gestaltungen bei den Römern, welche die Künstler jetzt als selbständige Erscheinungen darzustellen hatten, überwog dennoch bei Weitem Alles, was sich die griechische Kunst bis dahin erlaubt hatte. Am glücklichsten fielen diese Gestaltungen noch in solchen Fällen aus, wo die römischen Künstler sich einfach damit begnügten, den zu schaffenden allegorischen Göttergestalten schon vorhandene griechische Götterbildungen zu Grunde zu legen; wenn sie z. B. die Darstellung der alterthümlichen bekleideten altgriechischen Aphrodite, im langen künstlich gefältelten Gewande, leise einherschreitend, mit den Blumen in der Hand, zur römischen Spes, der Hoffnungsgöttin, machten, oder wenn sie die griechische Hygieia in die Göttin Salus, die Nike in eine Viktoria u. s. w. verwandelten. Aber weit die größere Mehrzahl solcher von den Römern durch die Kunst versinnlichten Allgemeinheiten blieb ein kaltes und lebloses Spiel des kombinirenden Verstandes; die Gestalt eine solche, die das, was sie sein wollte, nicht wirklich war, sondern nur bedeutete und durch äußerliche Zeichen, die mit ihr selbst nichts zu thun hatten, kenntlich machte. Es blieb mit einem Worte — leere Allegorie. Das Attribut ward wichtiger als die Gestalt; ja es wurde die Hauptsache. Mochte dasselbe oft sinnreich erdacht und glücklich gewählt sein, es hatte mit dem Schönen nichts zu schaffen, denn sein Zweck war Deutlichkeit, nicht Schönheit, und selbst die Deutlichkeit ward meist nur auf dem Wege der konventionellen Uebereinkunft erreicht; denn an und für sich liegt keinerlei Nothwendigkeit darin, daß eine Frauengestalt mit »Balkennägeln, Keile und Klammern« die von Horaz besungene römische Göttin »Nothwendigkeit«, oder ein Weib auf den Anker gestützt, die »Hoffnung« sei oder bedeute.

In der Geschichte der Kunst bei den Römern tritt also die Allegorie als dasjenige Feld auf, in welchem die Bildkunst sich am meisten, wenn auch in sehr untergeordneter Weise schöpferisch bethätigte. Der Grund davon lag einestheils in der bereits früher charakterisirten Verstandesrichtung der Römer, andererseits aber ward dies Hervortreten der Allegorie eine historische Nothwendigkeit durch jene ächt römische religiöse Toleranz,

welche nach und nach alle Kulte und alle Götter der Welt, den Isisdienst der Aegypter, wie den assyrisch-persischen Mithraskult und die Götter der ausschweifenden syrischen Phantastik in der riesigen Welthauptstadt versammelte, ja sogar die verschiedensten Götter durch Vereinigung ihrer Attribute in einer Gestalt zu einer neuen phantastischen Einheit zusammenzuschmelzen versuchte. So entstand, wie der deutsche Aesthetiker Vischer es nennt, die Allegorie bei den Römern »als eine Desorganisation der Phantasie«. Wo so viele ganz verschiedenartige, zugleich aber ganz reife Religionen an einem Orte auf einander stießen, da mußte die Vergleichung zu einer Trennung des Inhalts und des Bildes führen, weil sich die nothwendige Wahrnehmung aufdrängte, daß ein und derselbe Inhalt von den verschiedenen Völkern in die verschiedensten Bilder gefaßt worden war. Und so war es gerade diese Vereinigung aller Volksgeister und Volksgötter zu einem großen Pantheon derselben in der Weltbeherrscherin Roma, was zur Auflösung des antiken Ideals führte und Rom zum Sarge werden ließ für die gesammte alte Götterwelt*).

Anders war es mit der römischen Kunst in ihrem Verhältnisse zum Staate, zur geschichtlichen Wirklichkeit des Lebens. Hier hat der Geist der römischen Kunst im Anschlusse an die von Lysippus vorgezeichnete Richtung wahrhaft Großes geleistet, und durch die Kraft und Strenge, womit er das Princip der historischen Realität bis in seine letzten Konsequenzen durchführte, und selbst das strenge Stylgesetz der griechischen Kunst dem Streben nach scharf individualisirender Charakteristik und strenger Naturalistik, theilweise zum Opfer brachte, in der That die Grenzen der plastischen Kunst wesentlich erweitert. Ja er hat dieser Kunst überhaupt die Möglichkeit vorgebahnt, den Untergang jener antiken Welt und ihrer Götter selbst noch lebenskräftig zu überdauern. Denn die moderne Plastik, welche seit dem Untergange jener alten Welt nach dem schneidenden Worte des zuvor genannten Kunstforschers »nur noch mit einem Lungenflügel fortlebt«, hat diesen Zug und Drang der römischen

*) Vgl. Vischer, Aesthetik. Th. II., 1., S. 468 ff.

Kunst zum Realen, Historischen, Monumentalen zu ihrer Voraussetzung, und zu ihrer Basis das Leben der Geschichte. Denn die Geschichte ist es, »die so gut sie kann den Mythus ersetzt, wie der geschichtliche Held den Helden der Sage, die Fülle großer Menschen den Gott ersetzt, der seinen Geist über sie ausgegossen hat.«

Hier tritt uns nun bei den Römern zuerst das historische Monumentalportrait entgegen, dessen Ausbildung vollständig der römischen Kunst angehört, und das wir glücklicherweise an den uns in ziemlicher Vollständigkeit erhaltenen Portraitbildnissen der römischen Kaiser fast drei Jahrhunderte lang verfolgen können. Eine Uebersicht dieser erhaltenen Denkmäler wird zeigen, wie Treffliches die Kunst noch lange Zeit auf diesem Gebiete leistete, wenngleich unwürdige Schmeichelei und das Ueberhandnehmen des Orientalismus im Geschmack für das Kolossale und Prunkende auch hier sich nicht verleugnen konnten. Immer aber hatte das letztere doch die besondere Bedeutung, »das politisch-Große in seiner übergreifenden, sicher begründeten, stattlich ausgebreiteten Mächtigkeit zu repräsentiren und wie in einem Triumphzuge aufzuzeigen, und selbst in den häßlichsten Bildungen, wie in dem »Fettkopfe« eines Domitian, ist die Nachwirkung des griechischen Stylgesetzes noch stark genug, um eine plastisch antike Behandlung möglich zu machen. Das Ehrenportrait, die Monumentalstatue, zumal das Reiterbild, gewinnt eine ungeheure Ausdehnung, die sich, Vergangenheit und Gegenwart umfassend, bis in die späteste Zeit eines Probus und Konstantin fortsetzt. Statuen der Kaiser erfüllten alle Städte des römischen Weltreichs, freilich oft nur, um nach dem gewaltsamen Ende der Kaiser selbst wieder umgestürzt und vernichtet zu werden. Der Drang, neben den historischen Personen auch deren Kriegs- und Friedensthaten zu verewigen, führt zu einer ungeheuren Ausdehnung des Reliefs bei den Römern, das in den riesigen Reliefsäulen, welche die Geschichte ganzer Feldzüge mit allen ihren Vorkommnissen in Marmor dargestellt zeigen, seinen Gipfelpunkt erreicht, während das Streben nach möglichster Naturwahrheit den Reliefsiguren zuletzt fast völlige statuarische Rundung verleiht. Die personificirte Darstellung von

Ländern und Nationen, Städten und Provinzen, Bergen und Strömen der besiegten Erdtheile schließt sich den ähnlichen Erzeugnissen der Kunst aus der macedonischen Zeit an, wie denn überhaupt das Verhältniß der Römer zur Kunst dem der Macedonier nahe verwandt erscheint. Noch heute sind uns in den beiden berühmten Kolossalstatuen des Nil und des Tiber in den Museen zu Rom und Paris zwei Meisterwerke dieser Gattung erhalten.

Eigenthümlich ist dagegen der römischen Bildkunst die Ausdehnung der monumentalen Portraitdarstellung von den allgemeinen Personifikationen der unterworfenen Völkerschaften, wie sie uns schon im Zeitalter des Pompejus entgegentreten, auch auf die Individualität ihrer besiegten Könige und Fürsten, die mit ihren Gemahlinnen, Kindern und bedeutenden Angehörigen nicht nur in eigener Person, sondern oft auch im Portraitbilde zur Verherrlichung kaiserlicher Triumphzüge dienten oder als Statuen und Büsten die Triumphbogen und Siegesdenkmäler schmückten. So ward Kleopatra im Bilde aufgeführt bei Kaiser Augustus' ägyptischem Triumphe; hingestreckt auf einem Ruhebette im freigewählten Tode hatte sie der Künstler gebildet. Und wenn wir auch — was nicht fest steht — darauf verzichten müssen, in jener berühmten, jetzt als Ariadne bezeichneten Statue des Vatican eine Nachbildung jenes Kunstwerks zu besitzen, so geben doch in unseren Antikensammlungen die Portraitstatuen und Köpfe einer Thusnelda und Ramis, eines Thumelikus und vielleicht selbst des furchtbaren Römerbezwingers Arminius*), noch heute Zeugniß von jenem Brauche, dem wir noch in der spätesten römischen Zeit begegnen. Noch Kaiser Diokletian schmückte im Jahre 303 unserer Zeitrechnung seinen Triumph über die Perser nicht nur durch die Symbolgestalten der überschrittenen Berge und Flüsse und der eroberten Provinzen, sondern

*) Nach einer Vermuthung des gelehrten Verfassers der griechischen Künstlergeschichte (Heinr. Brunn zu Rom) ist in einer Büste des Kapitolmuseums (Nr. 59) das Portrait des deutschen Nationalhelden, der den Varus und seine Legionen vernichtete, erhalten.

er ließ auch die Portraitbilder der gefangenen Frauen, Kinder und Schwestern des persischen Großkönigs mit im Zuge aufführen, da er die Gefangenen selbst beim Friedensschlusse zurückgegeben hatte.

Zu den Bedürfnissen und Kunstaufgaben, denen die griechische Plastik bei den Römern auf dem Gebiete der Religion und des Staats zu genügen hatte, gesellte sich nun drittens das gesteigerte Kunstbedürfniß und Interesse eines auf der Höhe der Civilisation angelangten, mit unermeßlichem Reichthum ausgestatteten Privatlebens, das sich als solches erst in der Zeit des Augustus vollständig auszubilden begann.

Wir haben an dem Beispiel Cicero's und seiner Zeitgenossen gesehen, daß Kunstliebe und Kunstgeschmack schon in dem letzten Jahrhundert der Republik auch im Privatleben der Bildkunst reiche Beschäftigung gewährten. Dieses Kunstinteresse erfuhr nun in der nächstfolgenden Periode noch eine bedeutende Steigerung durch die völlig veränderten Verhältnisse des öffentlichen Lebens.

Als die römische Welt nach den letzten, langen und schrecklichen Zuckungen, welche den Untergang der republikanischen Staatsform begleitet hatten, unter Oktavianus' unbestrittener Alleinherrschaft endlich wieder aufathmete, suchte und fand sie, wonach sie sich zu sehnen ein Recht hatte, Erholung und Ruhe nach unsäglichen Leiden, Trost und Ersatz für die verlorenen Güter der Freiheit und des politischen Lebens, Beschäftigung und Ausfüllung für die ihr eben durch jenen Verlust bereitete Muse, im ungestörten Vollgenusse eines durch alle, von der herrschenden Macht sorgfältig gepflegten Friedenskünste, verschönerten Lebens. Leise und unmerklich, Schritt vor Schritt bedachtsam vorschreitend, hatte der neue Princeps durch eine Reihe wohlbedachter Maßregeln alle Gebiete des politischen Daseins, die volle Bedeutung der religiösen und politischen Magistraten, das gesammte Kriegswesen, die Finanz- und Rechtsverwaltung an sich gezogen, und so dem öffentlichen Leben, welches in allen diesen Gebieten bisher der Thätigkeit und der freien Gesinnung, dem individuellen Patriotismus und dem Ehrgeize der Bürger einen weiten Spielraum geboten hatte, nach und nach alle Adern unterbunden und alle Nerven ge-

lähmt. In dem vortrefflich geordneten Militair- und Polizeistaate, welchen Oktavian, dies Genie der Zweckmäßigkeit, an die Stelle der zerrütteten Adelsrepublik gesetzt hatte, sicherte eine vortreffliche Polizei Ruhe und Ordnung für die Besitzenden; und während seine Politik den blasirt-hochmüthigen und arbeitscheuen Pöbel der Welthauptstadt durch »Brod und Spiele« befriedigte, führte sie den übrigen Theil der römischen Gesellschaft von selbst einem gebildeten Müßiggange in die Arme und gewährte ihm in der Beschäftigung oder in der Theilnahme und dem Interesse an Kunst und Wissenschaft eine erwünschte Ausfüllung der ihm auferlegten politischen Muse. Unter Augustus' Regierung erlebte die römische Litteratur bekanntlich ihr goldenes Zeitalter, die römische Kunstpoesie nach griechischen Mustern gebildet, von griechischem Geiste erfüllt, ihre höchste Blüthe; und das in einer Sprache, welche jahrhundertelange Anstrengungen der trefflichsten Meister der Redekunst auf den Gipfel ihrer künstlerischen Vollendung erhoben, und für deren richtige und kunstgemäße Behandlung selbst die große Menge des Volks ein scharfes Ohr und eine sichere Feinheit des Gefühls gewonnen hatte. Und wie die Kunst der Rede in Poesie und Prosa in Rom ein Publikum gefunden hatte, wie es ähnlich zahlreich und durch die Allgemeinheit und Oeffentlichkeit des Lebens ausgebildet nur Athen in seiner Blüthezeit besaß, so darf auch von der bildenden Kunst und ihren Werken gesagt werden, daß ihnen eine weitverbreitete Theilnahme, ein kundiges Verständniß, ein durch den Anblick zahlloser Meisterwerke gebildeter Sinn, bei vielen sogar gelehrthistorische Kenntniß und praktisch gebildete Kennerschaft mit Richten mangelten. Die Monarchie, die es als eine ihrer politischen Aufgaben erkannte, litterarische und Kunststudien zu fördern, die unter Augustus den neuen kaiserlichen Hof zu einem Musensitze machte, der die ausgezeichnetsten Geister der Nation, unter ihnen einen Virgil und Varius, einen Horaz und Ovid, in seinem Kreise versammelte, — sie war zugleich aus denselben Gründen eine Beschützerin und Förderin der bildenden Kunst, deren monumentale Prachtwerke die Großartigkeit des neuen Imperiums und seiner Regierer zu Stolz und Freude der Bürger des ersteren ver-

herrlichten, während der feinere Sinn der Gebildeten sich an ihren Schöpfungen zum Schmuck und Genuß des eigenen Privatlebens erfreute.

»Bis zur Zeit der Kaiser,« sagt Plutarch, »konnte sich Rom an Pracht und Schönheit der Kunstwerke nicht mit Athen messen.« Von dieser Zeit ab übertraf es nicht nur Athen, sondern Alles, was die Welt besaß; und überall, wo der genannte Schriftsteller in dieser Beziehung von dem Rom der Kaiser spricht, geschieht es mit staunender Bewunderung seiner »unvergleichlichen Herrlichkeit«. Nach der Herstellung des Weltfriedens war die Verschönerung Roms eins der wichtigsten Geschäfte des neuen Weltherrschers, der sich am Ende seines Lebens rühmen durfte: »eine Stadt von Marmor zu hinterlassen, die er als eine Stadt von Ziegelsteinen überkommen habe.« Mehr und mehr hatten sich schon seit Cäsar's Zeit alle großen Künstler der griechischen Welt nach Rom hingewendet, und die gewaltigsten Kunstunternehmungen August's fanden kein Hinderniß an dem Mangel ausführender Köpfe und Hände. Es war ein großartiger Gedanke dieses wunderbaren Mannes, die Monumentalstatuen aller jener Staatsmänner und Kriegshelden, deren Triumphe Rom groß gemacht, von den mythischen Ahnherren Aeneas und Romulus bis hinab zu dem großen Diktator, zu einer grandiosen Versammlung von Triumphatoren aller Jahrhunderte der römischen Geschichte vereint auf dem neubergerichteten Forum aufzustellen, unter den Augen des Mars Ultor, der, wie Ovid singt, von der Giebelhöhe seines, gleichfalls von Augustus erbauten Prachttempels befriedigt niederschaute auf seine weltbezwingenden Enkel. »Als Muster habe er sie aufgestellt, nach deren das römische Volk ihn selbst und seine Nachfolger beurtheilen möge!« Also lautete das Edikt, mit dem er die Vollendung des Werks bekannt machte. Nicht nur Tempel und Heiligthümer, sondern auch Straßen und Plätze schmückte er mit den schönsten Götterstatuen, nicht mit geraubten, sondern mit solchen, die er, wie Sueton sagt, von gleichzeitigen Künstlern arbeiten ließ, und es waren Werke, die sich der Nachbarschaft der edelsten Schöpfungen griechischer Kunstblüthe nicht zu schämen hatten. Es war mehr Politik als mangelnder Sinn für die Kunst, wenn seine eigenen Land-

häuser und Villen, wie sein Biograph sagt, »nicht mit Statuen und Gemälden, sondern mit Alleen und Lustwäldern, mit Naturalien- und Kuriositätensammlungen« ausgestattet waren. Er wollte alles in die Augen Fallende, alle glänzende Pracht von sich fern halten, wie ja auch bekanntlich sein Hauswesen, um modern zu reden, eine gewisse bürgerliche Schlichtheit gern zur Schau trug, die ihm sein Nachahmer Louis Philipp in unseren Tagen, neben manchem Anderen, abgelauscht hatte. Darum aber entbehrte seine Wohnung keineswegs des Schmuckes der Kunstwerke, und schon früher haben wir davon den Beweis gesehen in jenem rührenden Zuge, daß er nie in sein Schlafzimmer trat, ohne das Bild seines frühgestorbenen geliebtesten Enkels zu küssen, der von einem Bildner als Amor dargestellt das Ruhegemach des Kaisers schmückte*). Die Zimmer seines Palastes in Rom waren, wie wir aus Ovid wissen, mit Werken der Plastik und Kopien der berühmtesten Gemälde griechischer Künstler geschmückt, und es fehlte selbst nicht ein »besonderes Kabinet« für Bilder, die der streng auf äußere Moral haltende Augustus den Augen seiner Familie und Umgebungen entziehen mochte, wenn er sich selbst auch ihren Genuß nicht versagte. Er, der das Aufbauen weit mehr als das Zerstören liebte, ließ selbst die Statue des großen Pompejus, zu deren Füßen sein größerer Vater unter den Dolchen der Mörder verblutet, nicht etwa zerstören, sondern vielmehr aus der Kurie auf einen öffentlichen Platz und unter einen marmornen Janusbogen versetzen. Wenn er politischer Rücksichten willen die Ehrenstatuen des Antonius, seines Gegners, in Alexandria umstürzen ließ, und wenn für Rom dasselbe ohne ihn durch Senatsbeschluß geschah, so ließ er doch gegen eine Strafsumme den Alexandrinern die Standbilder ihrer Kleopatra aufrecht zurück.

Und diese Kleopatra selbst, welch ein zauberhaftes Streiflicht wirft die durch Jahrtausende zu uns herüberglänzende Gestalt dieses dämonisch genialen Weibes, dessen chaotischer Reichthum widerstreitender Eigenschaften noch kein Seelenforscher ermessen hat, auf die damalige Kunstkultur,

*) S. Terse. Th. I., S. 500.

die auch ihrerseits mit dazu beitrug, die jugendliche Hauptstadt des uralten Pharaonenreiches in die zweite Kulturstadt der Welt, und zugleich in jenen Zaubergarten zu verwandeln, in dessen sinnberauschenden Genüssen der löwenherzige Mark Anton die Herrschaft der Welt verschwelgte.

Da ihm die Zauberin zum ersten Mal genaht auf dem Kydnosflusse —

Die Bark', in der sie saß, ein Feuerthron,
Brannt' auf dem Strom: Getriebnes Gold der Spiegel,
Die Purpursegel duftend, daß der Wind
Entzückt nachzog! die Ruder waren Silber,
Takthaltend nach der Flöte Tönen, daß
Das Wasser, wie sie's trafen, schneller strömte,
Verliebt in ihren Schlag. Doch sie nun selbst —
Zum Bettler wird Bezeichnung! — sie lag da
In ihrem Zelt, das ganz aus Gold gewirkt,
Noch farbenstrahlender als jene Venus,
Wo die Natur des Meisters Kunst erliegt.
Zu beiden Seiten ihr holdselge Knaben
Mit Wangengrübchen, wie Kupido lächelnd,
Mit bunten Fächern, deren Wehn durchglühte
(So schien's) die zarten Wangen, die sie kühlten —
Die Dienerinnen, wie die Nereiden
Spannten, Sirenen gleich, nach ihr die Blicke,
Und Schmuck ward jede Bewegung. Eine Meerfrau
Lenkte das Steuer: seines Tauwerk schwoll
Dem Druck so blumenreicher Händ' entgegen,
Die frisch den Dienst versahen. —

Diese Schilderung des Siegeszuges der schönsten aller Königinnen der alten Welt, welcher die marmornen Kunstgebilde eines Skopas, von denen wir früher erzählt*), in die Wirklichkeit des Lebens hinüberzaubert, ist nicht etwa ein Phantasiebild, entsprungen aus dem Hirn des göttlichen Dichters, der uns Antonius und Kleopatra gedichtet. Nein, Shakespeare fand und nahm sie aus der Biographie Mark Anton's, aus dem Be-

*) S. Torso. Th. I., S. 322 – 324.

richte Plutarch's, der ausdrücklich angiebt, daß dies großartigste aller jemals aufgeführten lebenden Bilder sich anlehnte an die Meisterwerke der Malerei und Bildkunst. Welch ein lebendiges Eindringen der Kunst in das Leben setzt dieser einzige Zug voraus, und welch ein künstlerisches Raffinement der Bildung an diesem glänzenden Königshofe zu Alexandrien, dessen Straßen und Plätze geschmückt waren mit herrlichen Werken der Bildkunst, und wo Kleopatra's Palast selbst die edelsten Kunstschätze vereinte! Als Octavian die Besiegte und Gefangene nach langem Zögern endlich zu besuchen sich entschloß, sah er in ihren Empfangszimmern, wie alte Schriftsteller berichten, in Marmor, Erz und Farben zahlreiche Portraitbilder seines Vaters aufgestellt, und es war nicht die Schuld der kunstvollen Schauspielerin, daß das Herz des Siegers kalt und unempfindlich blieb gegen die klugberechnete Wirkung solcher Mittel.

Doch zurück von Alexandria und von dem untergehenden Herrscherglanze Aegyptens, wo schon seit des ersten Ptolemäers Zeiten griechische Kunst eine Heimath gefunden hatte, zu der mit Augustus neu über die Welt aufstrahlenden Sonne des römischen Kaiserthums.

Unter Augustus lebten und arbeiteten noch einige der großen Meister aus der vorhergehenden Periode, deren Namen wir früher genannt haben, und sie fanden, wie ihre zahlreichen Kunstgenossen, reichliche Beschäftigung durch den Kaiser und seine Freunde, vor Allem durch zwei Männer, welche mit der Kunstgeschichte dieser Zeit in engem Zusammenhange stehen, Agrippa und Pollio. Der Letztere, aus dem Geschlecht der Asinier, hatte nach einem vielbewegten Staats- und Kriegsleben, in das ihn der Sturm der Zeit gegen Willen und Neigung gerissen, sich den Studien seiner Jugend im reifen Mannesalter mit verdoppelter Liebe zugewendet. Seitdem er zu Brundusium den Weltfrieden zwischen den Triumvirn stiften helfen (40 vor Chr.), lebte er zu Rom und auf seiner Tuskulanischen Villa nur noch den Wissenschaften und dem Genusse der Poesie und Kunst, als deren großartigster Förderer er in der Kulturgeschichte des goldenen Zeitalters römischer Bildung dastebt. Als persönlicher Freund des Antonius lehnte er es ab, den Augustus im letzten Entscheidungs-

kampfe um die Weltherrschaft zu begleiten. »Laß mich die Beute des Siegers sein!« war die Antwort, mit welcher er die Aufforderung des Augustus erwiederte, der groß genug war, ihn darum nur noch höher zu achten, wenn er auch den republikanischen Sinn und Freimuth des Mannes nicht eben liebte. Nicht nur auf Mitwelt und Zeitgenossen, sondern auch auf die gesammte Folgezeit hat sich der Einfluß dieses merkwürdigen Mannes erstreckt, der, ohne Zweifel der geistig bedeutendste und unabhängigste Römer in der Umgebung August's, die ausgezeichnetsten Geister, einen Virgil, Horaz, Timagenes und andere Dichter und Männer der Wissenschaft unterstützte, der durch Anlegung der ersten öffentlichen Bibliothek in Rom, die er mit den Bildnissen der bedeutendsten Autoren schmückte, des großen Cäsar's Plan verwirklichte, die besten Werke der Litteratur zum Gemeingut zu machen, und der zugleich durch ausgezeichnete eigene Leistungen als Redner, Geschichtschreiber, Kritiker und Dichter, neben einem Cicero, Sallust, Virgil und Horaz würdig seinen Platz behauptete. Derselbe Mann nun war zugleich ein feinsinniger Kenner und ein begeisterter Verehrer der bildenden Kunst, der Begründer einer Sammlung von Kunstwerken, welche er mit derselben Liberalität wie seine Bibliothek zum Gemeingut seiner Mitbürger machte. Wir wissen noch, daß die berühmte Gruppe des Toro Farnese sich in diesem Pollio'schen Museum befand, und daß eine Venus des Praxiteles und viele bewunderte Werke anderer kaum minder bedeutender griechischer Meister dasselbe schmückten: ja eine hingeworfene Notiz des Plinius giebt sogar, wie es scheint, eine Hindeutung auf den Geschmack des Mannes, der, selbst von leidenschaftlich erregbarer Natur, auch in der Kunst das energisch Bewegte besonders liebte. Leider fehlt uns jede Kunde, ob seine Sammlung auch Arbeiten gleichzeitiger Künstler enthielt.

Neben Pollio steht Agrippa, der Schwiegersohn August's, der große Feldherr, dessen Arm ihm die Weltherrschaft erfocht, die er als Staatsmann ihm befestigen half. Seine Schöpfung war das Pantheon, »der kolossale Markstein des kaiserlichen und des republikanischen Roms«, dessen Herrlichkeit wir heute noch bewundern, ursprünglich bestimmt, durch

ſeinen koloſſalen Rundbau die großen Bäder abſchließend zu ſchmücken, mit dem Agrippa Rom beſchenkte. Wir kennen den Künſtler nicht, der die ſieben Koloſſalſtatuen, jede vierzig Fuß hoch, verfertigte, welche das Innere zierten, und zu denen außer Jupiter, Mars und Venus auch der vergötterte Cäſar gehörte, noch wiſſen wir, wer den Statuenſchmuck des Giebels, den Gigantenkampf, geſchaffen. Aber die bewunderten Standbilder der Kariſchen Jungfrauen über den Säulen im Inneren des Tempels waren ein Werk des Meiſters Diogenes von Athen, der für Agrippa's zahlreiche und großartige Kunſtbauten war, was einſt Phidias dem Perikles geweſen. Ich habe bereits früher erzählt, in welchem Sinn und Geiſte Agrippa die Kunſt betrachtete, deren Werke er zum Gemeingute des Volks gemacht wiſſen wollte*).

An dieſe beiden Männer reiht ſich als dritter unter den großen Kunſtbeſchützern der Auguſteiſchen Zeit der Name des aus der Bibel bekannten Idumäers Herodes, der Große genannt. Dieſer Fürſt, der ſeine hochfliegenden Pläne weit über die engen Grenzen Judäas hinaus auf das Ziel eines großen ſyriſch-ägyptiſchen Reichs richtete, deſſen Beſitz er von der römiſchen Politik erhoffte, dieſer Judenkönig, deſſen Kunſtbauten, Gymnaſien und Portiken, Tempel, Bäder und Aquädukte zahlreiche Städte Aſiens und Aegyptens und Afrikas ſchmückten, der den Rhodiern ihren Apollotempel wieder aufbauen half, und für die Olympiſchen Spiele die Preiſe hergab, kann zugleich als ein Beweis dienen, wie weit griechiſche Kunſt damals im römiſchen Reiche verbreitet war. In dem prachtvollen Tempel, den er ſeinen Beſchützern Auguſtus und Agrippa in ſeiner neuen Stadt Cäſarea am Mittelmeere errichtete, ſah man die Koloſſalſtatuen des Kaiſers und der Göttin Roma aufgeſtellt, jene dem Olympiſchen Zeus des Phidias, dieſe der Argiviſchen Juno Polyklet's nachgebildet, und dieſe Werke wurden ſelbſt von einer Zeit bewundert, die noch die Vorbilder derſelben mit Augen ſchauen durfte. Und wie hier ein orientaliſcher Dynaſt die griechiſche Bildkunſt zur Verherrlichung

*) S. Torſo. Th. I., S. 531.

Roms beschäftigte, so sehen wir zu gleichem Zwecke am Zusammenfluß der Saone und Rhone um dieselbe Zeit einen ungeheuren Tempelbau erstehen, mit welchem die gesammten Völkerschaften Galliens, deren Kolossalstandbilder, sechzig an der Zahl, das Heiligthum schmückten, dem vergötterten Weltherrscher, als dem Lehnsherrn gleichsam ihrer eigenen Götter, die Huldigung aller Völker von den Alpen bis zum Ocean, von den Pyrenäen bis zum Rheine darbrachten.

In Rom selbst gehörten Kunstsammlungen schon seit dem Ende der Republik zu den Erfordernissen eines anständigen Hauses, und in dem Entwurfe des Baumeisters zu einem solchen durfte es an einer nach Norden gelegenen Gemäldegallerie, wie wir aus Vitruv sehen, nicht fehlen. Unter den Beisteuern, mit welchen in Juvenal's dritter Satire die Freunde einem von Brandunglück heimgesuchten reichen Manne unter die Arme greifen, werden auch Bronze- und Marmorstatuen nicht vergessen, und der Dichter Statius schildert voll Bewunderung die reichen Kunstschätze auf den Landhäusern seiner vornehmen Gönner zu Tibur und Sorrent. Man sammelte vorzugsweise Werke älterer Meister, theils in Originalen, theils in Kopien; und wenn dabei auch viel Lächerliches und mancher Betrug mit unterlief, wenn auch die Sammler nicht immer Kenner waren und oft die Liebhaberei an Aeußerlichkeiten haften blieb, der hohe Preis den Kunstwerth bestimmte, oder gar das Interesse der Besitzer mehr dem Schicksale als dem inneren Werthe des Kunstwerks galt — lauter Dinge, welche wir durch den Spott der alten Schriftsteller über solche Verkehrtheiten kennen —, so waren doch schwerlich alle Sammler und Liebhaber von Kunstwerken dieser Klasse von Thoren angehörig, und guter Geschmack und gesunder Kunstsinn in der römischen gebildeten Gesellschaft nichts weniger als Seltenheiten.

Wenn es ferner zu Domitian's Zeit Enthusiasten gab, welche für die Inkunabeln der Kunst schwärmten und die altertümlichen Gemälde eines Polygnot und Aglaophon allen späteren Bildern der größten Meister vorzogen, so hatte ja auch Goethe bei uns über jene »Rücktendenz ins

Mittelalter«, wie er es nannte, zu klagen, die den Meister des Kölner Dombildes weit über Rafael setzte, und deren Anhänger in Rafael bereits den Verfall der ächten Kunst beklagten.

Zu den Aufgaben, welche das römische Privatleben dieser Zeiten immer häufiger der Kunst stellte, gehörten, neben dem überhandnehmenden Portrait und den genreartigen Kunstdarstellungen zum Schmuck der Wohnungen bei den Großen und Reichen, auch solche Kunstwerke, welche von Privatleuten in Tempel und Heiligthümer gestiftet und irgend einer Gottheit durch Inschrift geweiht wurden. Wie Augustus den Eseltreiber mit seinem Thiere, deren glückverheißende Namen ihn am Morgen der Schlacht bei Aktium als gute Vorzeichen erfreut hatten, in Erz bilden und in dem von ihm zum Gedächtniß seines Sieges erbauten Prachttempel aufstellen ließ, so geschah Aehnliches von jedem Privatmanne, der dazu irgend die Mittel besaß. Solche Kunstwerke hießen vorzugsweise mit griechischem Namen Agalmata, d. h. »Erfreulichkeiten«; denn es war Glaube der Alten, daß die Götter Freude hätten an den Werken menschlicher Kunst. Dieser Glaube aber, welcher den Künstlern immer reiche Beschäftigung gab, kam der Kunst eben so zu Gute, wie in christlicher Zeit die Kunst gefördert wurde durch die Sitte der Votivbilder, welche der fromme Sinn der Einzelnen und ganzer Gemeinden der Jungfrau oder den Heiligen darbrachte. Noch heute bezeugen reizende griechische Epigramme, wie weit im Leben der Alten verbreitet dieser Brauch war, und daß selbst den Armen Malerei und Bildkunst ihren Dienst dabei nicht versagten. »O Bacchus,« heißt es in der naiven Sprache einer solchen Widmungsinschrift des Dichters Leonidas, »die Mutter des Mikythus konnte dir nur von eines geringen Künstlers Hand das Bild ihres Sohnes bieten, denn weder kunstvoll noch reich können die Spenden des Armen sein. Willst du also ein schöneres haben, so brauchst du ja nur meines Kindes Geschick zu ändern!« Visconti berichtet von einem antiken Relief in Rom, das einen Magistraten in der Toga darstellt, der den Göttern die Büste seines Sohnes weiht, während die Mutter auf dem

Altar Weihrauch zündet, und gar manche unserer erhaltenen Gewandstatuen mag dieselbe Bestimmung gehabt haben*).

Die Kaiser aus dem Hause der Julier, Tiberius, Kaligula, Klaudius und Nero, waren, was sie auch sonst sein mochten, wenigstens keine Feinde der bildenden Kunst, ja es fehlt nicht an Zügen, welche das Gegentheil bezeugen. Selbst das räthselhafte Ungeheuer Tiber war ein Kunstkenner, das bezeugt schon allein jener Zug, den Plinius aus seinem Leben erzählt. Vor Agrippa's Thermen stand unter anderen die berühmte Statue des Lysipp, der sogenannte Apoxyomenos. Tiber liebte dies herrliche Werk so sehr, daß er es sich bei seinem Regierungsantritt, obschon er damals noch seine Gewaltgelüste sehr in Zaum hielt, nicht versagen mochte, dasselbe in sein Wohngemach zu versetzen, und dafür ein anderes Bildwerk aufstellen zu lassen. Aber das römische Volk bestand mit solcher Hartnäckigkeit auf der Rückgabe des Werks, daß es laut im Theater dieselbe von dem Kaiser forderte, und den Allmächtigen zum Nachgeben zwang. Bei allen Imperatoren dieses Jahrhunderts finden wir den Hang, ihre Wohnungen mit den herrlichsten Werken der griechischen Kunst zu schmücken, und die Kunstplünderungen Griechenlands, welche Kaligula und in noch kolossalerem Maßstabe Nero zur Verschönerung Roms anordnete, sind allbekannt. Nero war, wie später Hadrian, selbst in Malerei und Bildkunst Dilettant, obschon sein Lehrer Seneka,

*) Visconti Opere Varie. Vol. IV., p. 233. Eine kleine sechs Zoll hohe Gewandstatuette aus griechischem Marmor, mit noch sichtbaren rothen Farbenspuren, in meinem Besitze, ist ohne Zweifel ein solches Votivbildwerk, wie es Aermere weihen mochten. Es stellt ein junges Mädchen dar, die in der herabhangenden Rechten einen Opferkuchen oder eine Frucht hält, während die gehobene Linke etwas Anderes darbrachte. Kopf und linke Hand fehlen: beide waren eingesetzt, und zwar mit Blei festgelöthet, wovon sich noch Reste in den Löchern gefunden haben. Die Rückseite der Figur ist gänzlich unausgearbeitet. Professor Hettner brachte sie mit aus Athen, wo sie unter dem Schutte der Akropolis gefunden worden war.

wie wir gesehen haben*), von diesen Künsten sehr gering dachte. Ja er brachte es in beiden, zumal in der bildenden Kunst, sogar zu einem gewissen Grade von Meisterschaft, nur daß seine Eitelkeit, wie Sueton hinzusetzt, »ihn immer dem Künstler nachstreben ließ, der gerade durch irgend ein Werk die Aufmerksamkeit des Publikums am meisten beschäftigte.« So kurz diese Notiz auch ist, so deutet sie doch auf ein sehr gesteigertes Kunstleben und Kunstinteresse zu Nero's Zeit. Auch Tacitus stellt unter Nero's von Jugend auf geübten Liebhabereien die Beschäftigung mit Modellirstock und Pinsel obenan. Er zog den größten Künstler seiner Zeit, den genialen Erzbildner Zenodorus, aus Massilien nach Rom, und verwandte ihn zu seinen zahlreichen Kunstunternehmungen, die allerdings, wie wir in dem Abschnitte über das Kolossale sehen werden, von Verirrungen, namentlich im Gebiete des Kolossalen nicht frei waren. Aber wenn auch der Wahnsinn seiner letzten Lebensjahre seinen Geschmack verdarb, ihn das Prächtige für schön, das riesig Ungeheuerliche für großartig halten, und in der Anlage seines »goldenen Hauses« eine sprichwörtlich gewordene Verschwendung entfalten ließ — so zeigen doch Werke wie der Belvederische Apoll und der Borghesische Fechter, welche seinen Lieblingssitz zu Antium schmückten, und sein Entzücken an der wundervollen Amazone Strongylion's, eines Meisters der Phidiassischen Schule, die ihm auf alle seine Sommerresidenzen folgte, daß er die Kunstwerke, mit denen er sich umgab, wohl zu wählen verstand. Ist es gegründet, was der Haß der Menschen ihm Schuld gab, daß er den ungeheuren Brand selbst gestiftet, der über drei Viertheile Roms in Asche legte, so trifft freilich sein Andenken neben allem Anderen auch noch der Fluch der Vernichtung des größten Theils fast all der zahlreichen aus Griechenland im Laufe so vieler Jahrhunderte nach Rom geschleppten Meisterwerke der Kunst, deren Zerstörung selbst der strenge Tacitus nicht ohne schmerzliche Klagen gedenken mag. Das Kapitol war fast allein unter allen historischen Prachtbauten mit seinen Samm-

*) S. Torso. Th. I., S. 447 ff.

lungen verschont geblieben. Aber schon wenige Jahre nachher vernichtete es mit allen seinen Heiligthümern und Kunstschätzen ein neuer Brand unter Vitellius. Und die gewaltigen Feuersbrünste, welche unter Titus, und später zu Kommodus' Zeit aufs Neue einen großen Theil der Stadt in Asche legten, wurden den Meisterwerken griechischer Kunst nicht minder verderblich.

Auch die drei Kaiser des Flavischen Hauses, Vespasian, Titus und Domitian, beschäftigten und förderten die Kunst in der Weise des Augustus, und namentlich erscheint Titus als ein wirklicher Kunstfreund, der seinen Palast, wie wir beim Laokoon gesehen haben, mit Werken der besten gleichzeitigen Künstler schmückte. Außer den Kaiserbildnissen der Flavier und dem Laokoon besitzen wir noch heute in der Statue des Nil und in den Reliefs am Titusbogen und Forum der Minerva zu Rom einige Reste von der Kunst jener Zeit. Aber keines einzigen Meisters Name ist uns außer den drei Künstlern des Laokoon aufbehalten. Von Trajan's Kunstbauten, den Schöpfungen des großen Architekten Apollodor von Damaskus wird später ausführlich die Rede sein. Unter seinem Nachfolger Hadrian endlich, der das Verhältniß der Römer zur bildenden Kunst nach allen Richtungen und Nüancen hin in sich vereint zeigt, feierte dieselbe ihre letzten Triumphe, gleichsam ihren Sonnenuntergang, dem nach langer Dämmerung bald völlige Nacht folgen sollte.

Bevor wir uns nun nach dieser kurzen Uebersicht der Imperatoren des ersten Jahrhunderts und ihrer Thätigkeit für die Kunst zu den erhaltenen Hauptwerken der Plastik aus dieser Periode wenden, dürfte es zur Vervollständigung unserer Einsicht in das Verhältniß dieser Zeit zu der bildenden Kunst und ihren Werken nothwendig sein, einen Blick auf die römische Litteratur zu werfen, um zu sehen, in welcher Weise Dichter, Historiker, Rhetoren und gelehrte Sammler von beiden Notiz nehmen.

Die Litteratur und die Kunst.

Die Mängel und Unzulänglichkeiten in dem Verhältnisse des Römerthums zur bildenden Kunst sind von den neueren Kunsthistorikern so vollständig aufgezeigt worden, daß man sich die Mühe sparen kann, das Verzeichniß derselben durch einzelne Züge noch zu vermehren. Es ist wahr, die bildende Kunst hat niemals tiefere Wurzeln in dem innersten Wesen des römischen Volkslebens getrieben. Sie blieb, trotz aller Anhäufung von Kunstwerken in Rom, dem römischen Volke, verglichen mit dem griechischen Kunstleben, ein fremdes Erzeugniß. Ihr ganzes Dasein seit der Restaurationsperiode des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts war und blieb ein Epigonenthum, und zwar das Epigonenthum einer Vergangenheit, die dem Volke selbst, seinen Traditionen, seiner Entwickelungsgeschichte und seiner Naturanlage eigentlich fremd war. Aber es ist darum nicht minder Thatsache, daß die Kunst von der Zeit an, als sie von Griechenland nach Rom verpflanzt und römisch geworden war, wie wir gesehen haben, nach Inhalt und Form eine letzte große Entwickelung in der Hinwendung zur Historie und Realität durch die Einwirkung des römischen

Geistes erfuhr, und daß sie in dieser Zeit eine große Reihe herrlicher Werke geschaffen hat, in welchen sich diese letzte Entwickelung ausprägte.

Wenn wir die römische Litteratur mit der griechischen aus der Blüthezeit der hellenischen Kunst vergleichen, so finden wir, daß die bildenden Künste weit mehr in der ersteren als in der letzteren erwähnt und berücksichtigt werden. Einen Reichthum von Bemerkungen über dieselben, wie er uns aus den Schriften eines Cicero entgegentrat, suchen wir vergebens bei irgend einem griechischen Schriftsteller der großen hellenischen Kulturepoche von Phidias bis auf Alexander den Großen. Die reiche kunstgeschichtliche Litteratur, welche später entstand, und deren Werke uns fast spurlos verloren gegangen sind, gehörte einer Zeit an, wo überhaupt bei mehr und mehr erschöpftem Produktionstriebe, die reflektirende Kritik, die Neigung zum übersichtlichen und gelehrten Wissen an die Stelle des unmittelbaren Genießens, des unbefangenen Lebens und Schauens getreten war. Dem Hellenen in der Blüthezeit der Kunst fiel es gar nicht ein, dieselbe zum Gegenstande besonderen Nachdenkens und philosophirender Betrachtung zu machen. Dazu war sie für ihn viel zu sehr ein natürliches, zu seinem ganzen Dasein nothwendig gehörendes Element, war sie zu innig verwachsen mit seinem ganzen Sein und Wesen. Was hier von den Griechen einer bestimmten Zeit gesagt wird, gilt im Grunde genommen, wenn auch mit verschiedenen Ermäßigungen, von den Alten überhaupt, im Vergleich zu uns Modernen. Wenn wir den Alten unendlich überlegen sind in der richtigen ästhetischen und philosophischen Erkenntniß und Würdigung ihrer eigenen Kunstschöpfungen, wenn wir die Geschichte und den Entwickelungsgang der Kunst, selbst nach deren trümmerhaften Resten und den spärlichen Andeutungen der uns erhaltenen alten Schriftwerke, klarer übersehen und richtiger beurtheilen, wenn unsere kunstphilosophischen und kunsthistorischen Schriften nicht nur den uns bekannten alten Schriftstellern, sondern höchst wahrscheinlich sogar allen verlorenen Schriftwerken der Alten über Kunst und Kunstwerke bei Weitem überlegen sind: so dürfen wir nicht vergessen, daß wir diesen wie so viele unserer anderweiten Vorzüge wesentlich auch unserer Dürftigkeit

und unseren Mängeln verdanken. Wie nur der Nordländer die Poesie des Frühlings kennt, wie die sehnsuchtsvolle Vertiefung in die Schönheit der Natur in Poesie und Landschaftsmalerei nur dem Nordländer eigen ist, der diese Naturschönheit entbehren gelernt hat*), so ist es auch mit unserem Verhältniß zur Kunst überhaupt. Den Alten war sie eine zweite Natur und ein Naturbedürfniß; für uns ist sie eine Treibhauspflanze, ein Kulturluxus. Darum mochten sie sich einfach zu ihr verhalten, wie zu ihrer schönen Natur überhaupt, realistisch unbefangen genießend, ohne Grübelei und Reflexion; denn —

»Dort, bei den Alten war That, aber wir — reden davon!«

singt König Ludwig von Bayern, und es ist nicht der schlechteste Vers, den der gekrönte Kunstfreund gemacht hat.

Schon die Römer »redeten mehr davon« als die Griechen, und diese Erscheinung in der römischen Litteratur hat ihre guten Gründe. Die Kunst war ihnen viel mehr ein Objekt, das sie ausgebildet überkommen, ein fremdes Lebenselement, das allerdings im Laufe der Zeit auf ihre Sitten und Lebensgewohnheiten sehr wesentlich umgestaltend und verändernd eingewirkt hatte. Eine ganze Richtung der römischen Litteratur erscheint daher aus diesen Gründen und in diesem Sinne entschieden kunstfeindlich. Das Katonische Altrömerthum, das wir früher geschildert haben, setzte sich fort auch in der Kaiserzeit, und eine ganze Reihe von Dichtern und Schriftstellern gedenkt der Kunst fast nur, oder doch überwiegend, in dem Sinne pastoralen Eifers gegen den Luxus und die Verschwendung, welche sie bei den Römern veranlassen half. Einer der Hauptvertreter dieser Richtung ist der sogenannte Philosoph Seneca, der Erzieher Nero's, dessen Ansicht von Kunst und Künstlern wir bereits früher kennen gelernt haben**). Schon Gibbon hat über seine Moralpre-

*) Vgl. über dieses ganze Thema: Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 410 — 420.

**) S. Forts. Th. I., S. 147 ff.

digten gegen den Luxus im Vergleich zu der Einfachheit der Scipionischen Zeit bemerkt: der Philosoph habe zu bedenken vergessen, daß aller Luxus relativ ist, und daß schon der ältere Scipio, dessen Sitten durch Studien und Umgang verfeinert waren, von seinen rohen Zeitgenossen des Luxus angeklagt worden war. Seneca ist in seinen Schriften in der That ohne Sinn für die Kunst. Bildhauer, Erzguß und Malerei, gleich seinen Zeitgenossen zu den freien Künsten zu rechnen, konnte sich der einseitige Moralist »nicht entschließen«, dem selbst die Wissenschaft ohne bestimmten moralischen Zweck werthlos erschien, und der zwischen der Freude der Kinder an »armseligem Erzspielzeug« und dem Interesse der Liebhaber an kostbaren Bronzen und Marmorwerken nur den einen Unterschied fand, daß bei gleicher Narrheit die erstere wenigstens die wohlfeilere sei! Er redet dies Witzwort freilich nur dem griechischen Stoiker Ariston nach, wie denn überhaupt diese ganze Betrachtungsweise, die mit ihrer sinnenfeindlichen Nüchternheit und ihrem moralischen Spiritualismus zu dem bilderstürmerischen und kunstfeindlichen Christenthume den Vorläufer bildete, von jener philosophischen Doktrin der griechischen Stoiker ausging, die im Leben und vom Leben nichts übrig ließ als die abstrakte »Tugend«. Für diese Doktrin sind Reichthum und Lebensgenuß überhaupt Sünde und Thorheit, und die Kunst und ihr schöner Sinnenschein nichts als eine eitle Lüge. »Wie kindisch, sich an dem Marmortafel der Wände, an dem Goldschmuck des Deckengebälks zu freuen, da man ja doch weiß, daß hinter den Marmorplatten rohes Mauerwerk, unter der Vergoldung gemeines Holz steckt!« So predigt Seneca und schilt die Kunst ausdrücklich Lüge und Sinnenbetrug. Aber es war im Grunde praktisch so schlimm nicht gemeint. Denn wie unsere Zeloten, die auf der Kanzel das Glück der Armuth und hungernden Entbehrung preisen und die Welt- und Fleischeslust verdammen, darum sich selber Austern und Champagner bei vorkommenden Fällen nicht minder schmecken lassen, so ließ es sich auch der theoretische Kunstfeind Seneca im Leben sehr wohl sein im Besitze seines fürstlichen Reichthums und seiner prachtgeschmückten, kunstverschönten Villen, Gärten und Landhäuser.

Er mochte sein philosophisches Gewissen dabei mit der Entschuldigung rechtfertigen: »daß man eben in Rom nicht anders leben könne*).« Wo es ihm übrigens wirklich Ernst ist mit seinen Strafpredigten gegen die Kunstliebhaberei, da sind dieselben doch mehr gegen die unsinnige Verschwendung und gegen die ebenso sinnlose Sammelwuth seiner Zeitgenossen gerichtet. Dagegen ist es sehr bezeichnend für das römische Kunstinteresse, daß selbst ein Mann wie Seneca wenigstens von einem Zweige der bildenden Kunst, von der historischen Porträtkunst, mit Achtung spricht: denn »großer Männer Bildnisse sind,« wie er sagt, »ein Reizmittel zur Tugend«.

Jene moralisirende Polemik gegen Kunst und Kunstinteresse finden wir ebenso bei den satirischen Dichtern wie Horaz, und vor allen bei Juvenal. Bei Horaz gilt der Spott vorzugsweise der lächerlichen Kennerschaft und jener Modeleidenschaft des Sammelns, die allerdings Vielen seiner Zeitgenossen zu einer Art von Manie geworden war. Insania und insanus, Tollheit und toll, sind dafür in den Episteln und Satiren des Dichters die stehenden Bezeichnungen, und die Antiquitätensucht der römischen Kunstfreunde, die bei vielen römischen Sammlern vorherrschend war, erfährt nicht minder die Geißel seiner Satire. Aber wenn er ein Lied Pindar's einen besseren Lohn für einen Olympischen Sieger nennt, als hundert Ehrenstatuen, so wird das Niemand dem »Dichter« verübeln, ebenso wenig, als daß er seinem Freunde Censorinus zum Saturnalienfeste statt eines kostbaren Werks griechischer Plastik, dergleichen einander zu schenken unter den reichen Römern Sitte war und er selbst vielleicht von dem Freunde erhalten hatte, seine Gedichte als Gegengabe sendet. Horaz war eben, nach damaligen Begriffen, »ein armer Poet«, wenn er auch ein Landgütchen und einige Sklaven besaß, sein Freund dagegen ein reicher Mann, in dessen Hause es, wie Horaz selbst bemerkt,

*) Episteln. Kap. I., V. 50. »Blinde suchen wenigstens einen Führer, aber wir irren ohne einen solchen umher,« und sprechen: »›ich bin nicht ehrgeizig und prachtliebend, aber Niemand kann anders in Rom leben.‹«

an Kunstwerken nicht mangelte, und so konnte denn der Dichter wohl mit Recht sagen:

Gern schenkt' ich meinen Freunden theure Gaben,
Sie sollten Schalen, Bronzewerke haben,
Wie seinen Helden Hellas sie geweiht:
Und mit dem Besten hätt' ich dich erfreut,
O Freund, wär' mir in Fülle zugewendet,
Was Skopas und Parrhasius vollendet,
In Farben der, in Marmor jener Meister
Zu bilden Menschen bald, bald höh're Geister.
Doch daran fehlt mir's, während dich's nicht kümmert,
Da voll dein Haus von solchen Zierden schimmert.
Du liebst ein Lied; ein Lied sei dir gewährt ꝛc. ꝛc.

So spricht kein Kunstverächter, und als solcher erscheint auch anderswo der Dichter nicht, der das moralisirende Geschwätz der Stoiker gegen Kunst und Kunstgenuß so geistreich parodirt in jener reizenden siebenten Satire des zweiten Buchs, wo er sich, der Saturnalienfreiheit zu Ehren, von seinem Hausſklaven Davus über seine vielen »Schwachheiten«, die eben auch Schwachheiten seines Zeitalters vorstellen, den Moraltext lesen und unter Anderem auch seine Liebe für die Werke des griechischen Pinsels als eine inkonsequente Narrheit ganz im Sinne der bekannten Ciceronischen »stoischen Paradoxa« vorwerfen läßt. Sein Davus sagt in Bezug auf die letztere Leidenschaft:

Wenn du trunkenen Blicks ein Gemälde des Pausias anstierst.
Ist das weniger Sünde, du Thor, als wenn ich auf den Zehen
Reckend emsig mich beschaue die Kämpfe der Fechter, sowie sie
Prangen in Röthel und Kohle, der Julvius, Pacideianus
Oder der Autubo, daß, wer sie sieht, muß glauben, er schaue
Wirklichen Kampf der Männer und wie sie in Ausfall und Deckung
Führen den Streich? — Ich heiße dafür: »Kunstreiber« und »Nichtsnutz«,
Du — dich heißen sie »Kenner und feinen Ergründer der Alten!«

Horaz war nicht reich genug, um Kunstwerke zu sammeln, aber er

war Philoſoph genug, ſich über ſolchen mangelnden »Beſitz« zu tröſten; denn nur gegen ſolchen Beſitz, nicht gegen die Kunſt ſelbſt und ihre Werke zeugt es von Gleichgültigkeit, wenn er in der berühmten Epiſtel an ſeinen Freund Julius Flavius das ſtolze Wort ſagt:

Viele haben ihn nicht, und Einen — kümmert er wenig!

Es iſt richtig, daß die Schilderung, welche er einmal von dem Verhältniſſe des griechiſchen Volks zur Kunſt giebt*), viel mehr ein Zerrbild iſt, als eine richtige Würdigung der Entwickelung des griechiſchen Kunſtgeiſtes. Aber dem ſcherzenden Poeten, dem gerade dieſe komiſche Auffaſſung, daß Hellas alle möglichen Künſte mit Leidenſchaft betrieben,

Gleich wie ein fröhliches Kind, das unter den Augen der Amme
Raſch nach dem Spielwerk greift, bald wieder geſättigt es wegwirft,

zu ſeinem Thema paßte, mochte es ſchwerlich einfallen, daß man ihn zweitauſend Jahre ſpäter im Ernſte für ſolche ſcherzhafte Aeußerung ſcheltend verantwortlich machen, oder gar umgekehrt darin »ein treffliches Gemälde der griechiſchen Bildung« finden würde**).

Horazens großer Zeitgenoſſe Virgil war ſich der Stellung klar bewußt, welche der Charakter ſeiner Nation zur griechiſchen Kunſt einnahm, und hat dieſelbe mit unübertrefflicher Meiſterſchaft in jenen berühmten, bereits früher (Seite 141) mitgetheilten Verſen ausgeſprochen. Aber auch er weiß die bildende Kunſt gebührend zu ſchätzen, und mit liebevoller Ausführlichkeit ſchildert er, in der dritten Ekloge ſelbſt die Werke der freien Holzſchnitzkunſt, wie ſie damals auch der wohlhabende Landmann in ſeinen Bechern und Trinkſchalen beſaß. Zahlreich ſind die Beſchreibungen in ſeinen Gedichten, welche, wie die Schilderung troiſcher

*) Epiſteln. Kap. II., 1., V. 93 ff.

**) Und doch in Beides geſchehen. Das Erſtere von Thierſch (Epochen der griechiſchen Kunſt, S. 56), das Zweite von dem gelehrten Erklärer der Horaziſchen Briefe Th. Schmid.

Scenen im ersten, die Darstellung der Sage von der Io im siebenten, die Schlacht bei Aktium auf dem Schilde des Aeneas im achten Buch der Aeneide, wirklichen Kunstwerken, Gemälden, Reliefs und Statuengruppen ihren Ursprung verdanken, und von der Wölfin, der Säugamme des Romulus und Remus, die er mit so unnachahmlicher Kürze beschreibt:

Auch sie sah man gebildet, des Mavors Wölfin, in grüner
Grotte gelagert und ihr an den Brüsten spielte das Zwillings-
Paar der Knaben und sog an der Mutter harmlos die Nahrung.
Sie dagegen zurück den schlanken Nacken gewendet,
Leckte mit sanfter Zunge den einen und andern behäglich —

von dieser Gruppe ist uns selbst das plastische Original noch heute in Nachbildungen erhalten. Aus der Beschreibung der Cyklopenarbeit am Schilde des Aeneas zu folgern, daß ein Dichter wie Virgil, ein praktischer Römer, »keine Kenntniß von der Technik der Metallarbeit gehabt habe,« wie neuerdings geschehen ist, heißt die Bedingungen poetischer Schilderung, zumal bei einer Gelegenheit, wo es galt »Cyklopen« in Scene zu setzen, völlig übersehen.

Mehr noch wie bei Virgil tritt bei Ovid die Bekanntschaft mit den Werken bildender Kunst in seinen Dichtungen hervor. Wir haben schon bei den Skulpturen des Apollotempels der Phigalier (Torso. Th. I., S. 266) gesehen, daß Ovid, der im zwölften Buche seiner Metamorphosen die Centaurenkämpfe, wie er selbst andeutet (V. 398), nach Kunstwerken schilderte, bei manchen Stellen gewisse Gruppen aus jenem berühmten Friese des Alkamenes vor Augen hatte. Besonders häufig erwähnt er Apelles' Meisterbild der Venus Anadyomene, »das sorgfältigste und berühmteste Werk des Koischen Meisters«, um mit demselben seine Geliebte zu vergleichen. Wir erfahren von ihm, daß eine Kopie dieses Werks den Palast des Augustus mit anderen berühmten Kunstwerken schmückte, und daß dasselbe Motiv der Göttin, »die mit den Fingern das Nasse ausstreift aus dem wallenden Haupthaar,« auch ein beliebtes bei den plastischen Künstlern

war*), wie uns denn auch in der That noch eine kleine Bronzenachbildung in dieser Attitüde in der zu Pontarlier 1802 gefundenen Venusstatue erhalten ist. Ovid ist es, dem wir die feine Charakteristik eines Plastikers wie Myron durch ein treffend gewähltes Wort verdanken (Torso. Th. I., S. 299), und der Dichter, der da singen konnte:

Hätte den Koërn nimmer Apelles die Venus gebildet,
Läge sie heute noch tief unter den Fluthen des Meers!

hatte keinen geringen Begriff von der Schöpferkraft der bildenden Kunst. Wie reizend ist die in nur zwei Verszeilen gegebene Schilderung der mediceischen Venus, und des von der jungfräulich menschlichen Scham gebotenen Motivs der Haltung des Körpers und der Hände**)! Er hatte Athen besucht, und Phidias' beide Pallasbilder auf der Akropolis sind Gegenstände seiner Bewunderung; aber auch des Kalamis herrliche Roßgestalten und Myron's berühmte Kuh weiß er gebührend zu schätzen.

Der liebenswürdige Properz, der Jugendgenosse Ovid's, zeigt sich in seinen Liebeselegien, ganz entsprechend seiner sinnlich klaren lebendigen Anschauungsweise, die Alles zum plastischen Bilde gestaltet, nicht minder als seinen liebevollen Kenner und Beobachter der bildenden Kunst und ihrer Werke. Das beweist jene Charakteristik der größten griechischen Meister der Malerei und Plastik in der neunten Elegie des dritten Buchs, wo er in kurzen und treffenden Zügen Lysipp und Kalamis, Apelles und Parrhasios, Mentor und Mys, Phidias und Praxiteles hervorhebt:

Lebensprühende Bilder sie sind der Ruhm des Lysippus,
Stolz zeigt Kalamis mir herrlichster Rosse Gestalt;
Höchstes leistet mit Venus der Meerentstiegnen Apelles,
Doch in beschränkterem Raum glänzt auch Parrhasius' Kunst;

*) De arte amandi. II., 223.

**) Ipsa Venus pubem quoties velamina ponit,
Protegitur laeva semireducta manu.
Vergl. Torso. Th. I., S. 346.

Mentor erstrebet der Form durch Gruppirung Reiz zu verleihen,
Doch der Akanthus des Mys schlingt sich in zierlichem Lauf:
Zeus schaut selbst sich mit Lust in Phidias' Wundergebilde,
Aber Praxiteles heißt »Meister des Marmors« der Welt.

Und wenn der Dichter in der neunundzwanzigsten Elegie desselben Buchs Heilung seiner Herzenswunden durch eine Reise nach Athen zu suchen beschließt, so sind es neben der Philosopie und Dichtkunst, neben »der Jahre Gewalt und dem Raum weit trennender Meere« auch die bildende Kunst und ihre Werke in der göttergeliebten Pallasstadt, von deren Betrachtung er sich Linderung seiner Schmerzen verspricht und hofft, daß sie

Bringen der schweigenden Brust Wunden doch Heilung zuletzt.

Seiner schönen Beschreibung des Skopas'schen Apollo Citharödus sind wir schon früher*) begegnet. Noch häufiger aber als auf die Plastik sind die Beziehungen auf Malerei und Gemälde in seinen Gedichten. Ueberhaupt spielt die Malerei eine große Rolle in der Farbenpoesie der gleichzeitigen Dichter. Wenn Properz einmal Charon's Nachen »von grünlichem Segel umflattert« nennt, so ist dieser Zug offenbar einem Gemälde entnommen, in welchem diese Farbe eine von der Farbenstimmung des ganzen Bildes geforderte war. Nur ein feiner Kenner wie Properz mochte die schmucklose Einfachheit in der Erscheinung seiner Geliebten mit dem einfachen in seiner Reinheit schönen Kolorit des Apelles vergleichen, und ein an dem Schauen des Schönen geschärfter Blick spricht aus der hingeworfenen Bemerkung, daß die Augen der Göttin das minder Schöne sind in der Idealgestalt der Pallas Athene (II., 28, 12). Reich vor Allem sind die Properzischen Dichtungen an Schilderungen, welche offenbar an Reliefdarstellungen oder Gemälde anknüpfen, die der Dichter vor Augen hatte. Dahin gehören der Untergang der Helle, der dem Hellespont den Namen verlieh; Venus auf Ida's Höhen in Liebe das Lager mit Paris theilend, von den Hamadryaden belauscht

*) Torso. Th. I., S. 317 — 319.

und von Bacchus mit ſeinen greiſen Silenen, ein mythiſches Motiv, das allein in dieſer Stelle erwähnt wird *). Dahin gehört endlich vor Allem der Raub des Hylas in der zwanzigſten Elegie des erſten Buchs, deſſen Schilderung dem Kenner der Alten mit Sicherheit das Vorbild als der bildenden Kunſt oder der Malerei, vielleicht auch beiden angehörig verräth. Man ſieht die Reliefdarſtellung des Ganzen, wie ſie in der Behandlungsweiſe ſolcher Stoffe bei den Alten geboten war, gleichſam vor ſich in den reizenden Verſen, die zunächſt ſchildern, wie das heldenführende Argoſchiff ſoeben am Geſtade Myſiens vor Anker gegangen iſt. Die Argonauten richten ſich das Nachtlager zu aus Laubſtreu an der bewaldeten Uferbucht. Der ſchöne Jünglingsknabe Hylas wird unterdeſſen ausgeſendet, eine labende Quelle aufzuſuchen. Da verfolgen ihn auf ſeiner Wanderung durch die liebliche Wildniß, zuerſt gelockt von ſeiner Schönheit, »die Brüder aus Aquilo's Stamme« —

Zethes flattert herab, Kalais flattert herab,
Und mit ſchwebendem Arm will Küſſe ein jeder ſich rauben.
Küſſe von oben herab bringen in wechſelnder Flucht.

Er bricht einen Baumzweig und verjagt die Zudringlichen, die ihn emporzuziehen verſuchen. Aber ach, er iſt dieſer Gefahr nur entgangen, um einer ſchlimmeren zu verfallen:

Wehe ihm! Hylas ging, ging zu den Nymphen des Hains!
Unter dem Gipfel des Bergs Arganthos ſprudelte Pege's
Quell, in kryſtallener Fluth lauſchten die Nymphen des Hains.
Ueber dem ſchimmernden Naß, in kunſtlos lieblicher Wildniß,
Hingen vom einſamen Baum ſaftige Aepfel herab;
Lilien ſproßten umher auf dem feuchten wieſigen Grunde,
Miſchend ihr ſchneeiges Weiß unter den purpurnen Mohn.
Er, nach kindlicher Art, mit zartem Finger ſie brechend,
Dachte der Blumen bald mehr als der gebotenen Pflicht;

*) Prop. II, Eleg. 32 und daſelbſt die Anmerkung von Hertzberg.

Bald auch bückt er sich dann, nichts ahnend, zum spiegelnden Becken,
Und vertändelt beim Trug schmeichelnder Bilder die Zeit.
Endlich läßt er die Arme hinab, um Wasser zu schöpfen,
Rechts auf die Schulter gestützt zieht das Gefäß er herauf.
Da, von der Schönheit des Knaben entflammt, verlassen die Nymphen
Staunend Reigen und Tanz, tauchen geschäftig empor,
Ziehen den Knieenden sanft in die weich sich theilenden Fluthen —
Hin sank Hylas! es rauscht dumpf ihm zu Häupten die Fluth.
Oftmals ruft ihm von fern: »Hylas!« der Kleide, doch immer
Tönet den Namen allein Echo, die ferne, zurück.

Als ein überaus liebenswürdiger Zug in dem sittlichen Verhältnisse des Dichters zur Kunst erscheint sein sittlich ästhetisches Gefühl, das ihn alle bloß auf Sinnenreiz und Ueppigkeit gerichtete Werke derselben beklagen und verdammen läßt. Doch dieses Thema verlangt ein besonderes Kapitel, das nach den Vorarbeiten des vortrefflichen Letronne, den man wohl in Bezug auf die Beurtheilung alter Kunst den Lessing Frankreichs nennen kann, kaum noch irgend eine Schwierigkeit bietet.

Soviel von den Dichtern der ersten Kaiserzeit. Ob ihr Petronius, der Verfasser jener räthselhaften, unter dem Namen Satyrikon auf uns gekommenen Bruchstücke, angehöre, ist zweifelhaft; gewiß aber soviel, daß in denselben die bitterste Satire gegen die Kunstverachtung des nach Geld geizenden vornehmen Pöbels Hand in Hand geht mit feinem Kunstgeschmacke und Kunstsinn des Verfassers. Wen der Mund eines schönen Mädchens an »den Mund der Praxitelischen Diana« erinnern konnte, verräth eine nicht gewöhnliche, ins Detail eingehende Beobachtung des Schönen in seiner eigenthümlichsten Bildung. Die Stelle, wo er beiläufig, aber mit Vorliebe und Einsicht von Kunst, Künstlern und Kunstwerken in seinem Roman redet, von dessen sechzehn bis zwanzig Büchern wir freilich nur zerrissene Fragmente besitzen, läßt den Verlust des Werks nur um so mehr bedauern.

Papinius Statius, Hofpoet Domitian's und gefeierter Improvisator seiner Zeit, ist uns schon aus der Beschreibung des Lysippischen Herkules Epitrapezios als Kunstfreund bekannt (s. oben Seite 21). Daß-

ſelbe Werk hat auch Statius' Zeitgenoſſe und Kollege Martial in einem ſeiner Epigramme gefeiert. Wenn aber dieſer Dichter, um dem Beſitzer eine Artigkeit zu ſagen, in die Worte ausbricht: »vom Lyſipp iſt es? ich glaubte vom Phidias,« ſo hat ihn freilich, wie ſo oft geſchieht, die Schmeichelei eine Dummheit ſagen laſſen. Statius' Gedichte liefern noch manche Züge aus dem damaligen römiſchen Kunſtleben, von dem Schmuck der Prachtvillen mit Gemälden und plaſtiſchen Kunſtwerken. Ihm verdanken wir auch die Beſchreibung der koloſſalſten aller Reiterſtatuen des Alterthums. Von den Hufen des Roſſes bis zum Haupte des Reiters hundertſieben Fuß hoch, ragte dieſes koloſſale Standbild Domitian's weit hinaus über die vier Prachttempel, in deren Mitte es ſich erhob. Der Kaiſer war dargeſtellt mit ausgeſtreckter Rechten, den Frieden gewährend, die Linke trug ein Minervabild mit dem Medusenſchilde. Der griechiſche Reitermantel, die Chlamys, hing den Rücken hinab, an der linken Hüfte das Schwert. Das feurige Roß mit dichter Mähne und breiten Weichen ſchien ſtolz aufgeworfenen Kopfes wie lebendig wegzuſchreiten über die Geſtalt des gefeſſelten Rheinſtroms zu ſeinen Füßen; während ſein kaiſerlicher Reiter »mild lächelnd« über die ewige Stadt hinſchaute.

Gehen wir von den Dichtern zu den Proſaikern. Von Cicero iſt früher ausführlich geſprochen. Sein berühmter Freund und Zeitgenoſſe, der gelehrte Varro, war nicht nur ein ſammelnder Liebhaber der bildenden Kunſt, ſondern behandelte dieſelbe auch hiſtoriſch in ſeinen Schriften. Sein im Alterthum hochberühmtes Werk »Hebdomades« war mit nicht weniger als ſiebenhundert Portraitbildniſſen aller großen Männer des griechiſchen und römiſchen Alterthums ausgeſtattet. Die Erfindung dieſer Art von Illuſtrationen, welche Plinius, der das Verfahren nicht mehr kannte, als etwas ganz Außerordentliches rühmt, ſcheint Varro's Eigenthum geweſen zu ſein. Nach Viſconti waren es Ikonographien auf Pergament gemalt; nach Münter und Otfried Müller ein älteſter Verſuch der Formſchneidekunſt in Holz, während andere Kunſthiſtoriker an Metallſtempel denken, welche in Wachs abgedruckt und eingeklebt reliefartig vorſpringende Bilder gaben. Daß man übrigens ſchon in der

ersten Kaiserzeit Ausgaben beliebter Dichter mit deren Portraits schmückte, lehrt ein Epigramm Martial's über ein solches Bildniß des Virgil, und die berühmte im Vatican aufbewahrte Handschrift aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung enthält des Dichters Bild en face in ganzer Figur mit Schreibtafel, Pult und Schriftrollenbehälter.

Unter den Schriftstellern der ersten Kaiserzeit tritt uns zunächst der unsterbliche Geschichtschreiber derselben entgegen. Es ist wahr, daß Tacitus in seinen Geschichtswerken die bildende Kunst nicht berücksichtigt. Aber thut dies denn, um nur ein anderes Beispiel anzuführen, ein Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts? und dürfen Spätere daraus den Schluß ziehen, daß überhaupt in dieser Zeit nicht gemalt und gemeißelt worden ist, oder, daß der deutsche Geschichtschreiber ohne Empfänglichkeit und Sinn für die Werke der Malerei und Bildkunst gewesen? Daß Tacitus' große Seele für den Werth und die Schönheit griechischer Bildkunst empfänglich war, beweist schon seine Klage um »den unersetzlichen Verlust« so vieler herrlichen Meisterwerke derselben durch den Neronischen Brand. Mehr Beziehungen auf bildende Kunst und Künstler bieten die Bruchstücke des Historikers Velejus Paterkulus; und wenn auch der eitle Pedant Plinius der Jüngere, wie er selbst gesteht, »wenig von Kunst verstand«, so verdanken wir doch seinem ungleich berühmteren Oheim so ziemlich den besten Theil aller unserer Nachrichten über Kunst, Künstler und Kunstwerke des Alterthums. Es ist wahr, daß in der berühmten Realencyklopädie, welche dieser grundgelehrte Römer, wie er in seiner Dedikation an Kaiser Titus berichtet, aus mehr als zweitausend Bänden zusammengetragen hat, von tieferem Verständniß für die Kunst nicht viel zu finden ist. Ihre Werke interessirten den alten gelehrten Barbaren eigentlich nur als Kuriosa. Nicht einmal die Kunstsprache der griechischen Schriftsteller, Kunsthistoriker und Kunstkritiker, aus deren Schriften er seine Notizen entnahm, ist ihm völlig geläufig, und schon Winckelmann hat gezeigt, daß er in der Uebersetzung mancher ästhetischer Ausdrücke und Beziehungen lächerliche Mißgriffe gemacht hat. Er erzählt mit Gemüthsruhe, daß Kaiser Klaudius

aus einem herrlichen Portraitbilde Alexander's von Apelles den Kopf herausschneiden und dafür den seinen einsetzen ließ, und keine Bemerkung verräth seine Entrüstung über diese Barbarei. Aber die zwanzigtausend Artikel des antiken Konversationslexikons, mit dem er seine Zeit beschenkte, machen manchen Irrthum und manches Versehen verzeihlich, und die Thatsache bleibt darum doch fest bestehen, daß er viele seiner Kunstnotizen und Kunsturtheile sehr verständig auswählte, und daß ohne sein Werk eine Kunstgeschichte der Alten zu schreiben für uns fast eine Unmöglichkeit sein würde. Jedenfalls aber beweist seine Arbeit, daß das Interesse an der Kunst damals ein überaus verbreitetes war, und daß die Haupturtheile über die großen Meister der Griechen im Publikum feststanden.

Dasselbe sehen wir aus dem Werke Quinctilian's. Es ist kein Beweis gegen die Kunsteinsicht dieses ersten öffentlich angestellten Professors der Beredtsamkeit und zugleich Erziehers der kaiserlichen Prinzen am Hofe Domitian's, wenn er in dem kurzen Referat über die verschiedenen Stylarten der großen griechischen Bildner und Maler im zwölften Abschnitte seines Lehrbuchs der Beredtsamkeit diese Stylunterschiede nicht als seine Ansicht, sondern als die feststehende öffentliche Meinung der gebildeten Welt ausspricht. Es ist vielmehr nur die Bescheidenheit, welche auch in der Form des Ausdrucks sich dem einstimmigen Urtheil des gesammten Alterthums unterordnet. Wohl aber spricht es für sein eigenes und für das Kunstinteresse und Kunstverständniß seiner Zeit, daß er in einem Werke über Sprache und Beredtsamkeit seine Erklärungen, Beispiele und Gleichnisse nicht selten auch aus dem Gebiete der Plastik entlehnt, und seine Leser, um eine Geberde, eine Haltung, ein Kostüm zu veranschaulichen, auf den Anblick von statuarischen Darstellungen verweist. Und wenn uns von ihm nur das eine Wort über den olympischen Zeus des Phidias bekannt wäre: »daß dieses Werk selbst die Erhabenheit des höchsten der Götter erst zu ihrer Vollendung gebracht und seine Verehrung bei den Menschen gesteigert habe«*), so würden wir gestehen müssen, daß

*) S. Torso. Th. I, S. 159.

so nur wahre Empfindung des Erhabenen in der Kunst sich auszudrücken vermochte. Selbst in den Schriften des Afrikaners Appulejus, um die Zeit Kaiser Hadrian's und der Antonine, finden wir noch zahlreiche Bezugnahme auf Kunst und Kunstwerke, und seine Beschreibungen der letzteren zeigen von feinem Sinne und aufmerksamer Betrachtung.

Zur römischen Litteratur müssen wir auch Plutarch rechnen, obschon er als Grieche griechisch schrieb. Denn er lebte lange in Rom und Italien, und schrieb für römische Zeiten und Leser unter Trajan und Hadrian. Wir haben gesehen, daß Plutarch nichts weniger als ein Kunstfreund oder gar ein Enthusiast für die bildenden Künste war*). Aber um so schwerer muß es ins Gewicht fallen, daß er sich der allgemeinen Atmosphäre der Kunstbildung und des Interesses für die Kunst dennoch nicht entziehen konnte, und daß seine Schriften für das Vorherrschen beider unter seinen Zeitgenossen in zahlreichen Stellen unabsichtlich Zeugniß geben. So überrascht es uns, bei dem kunstverachtenden Gelehrten in seinen ethischen Schriften häufig Wendungen und Gleichnissen zu begegnen, die, von dem Thun der Maler und Bildhauer hergenommen, den Zusammenhang zwischen Atelier und Leben bezeugen. Dahin gehört es z. B., wenn er in der Schrift von der Bezähmung des Jähzorns bemerkt: »Die Künstler thun, wie ich glaube, sehr recht daran, wenn sie ihre Werke von Zeit zu Zeit vor der Vollendung in Pausen betrachten; denn dadurch, daß sie dieselben aus den Augen entfernen, erneuern sie durch die öftere Beurtheilung den Blick, und schärfen ihn für die kleinste Verschiedenheit, deren Erkennen sonst das anhaltende und tägliche Anschauen ihnen entzieht.« In der Schrift über die richtige Lektüre der Dichter, in welcher er »die Malerei eine stumme Poesie« nennt, finden wir zugleich die sehr richtige und feine Erklärung des idealen Moments in der Wirkung der Kunst selbst da, wo sie Abstoßendes und Widerwärtiges nachbildet. »Bei der Betrachtung eines gemalten Thersiteskopfes, einer Schlange, eines Affen,« sagt er, »gilt unsere Bewunderung der Aehn-

*) S. Torso. Th. I., S. 446 ff.

lichkeit, nicht der realen Schönheit solcher Objekte; und wenn Timomachus uns den Kindermord der Medea, Theo den Muttermord Orest's, Parrhasios den verstellten Wahnsinn des Odysseus oder Chärophanes lascive Darstellungen malt, so ist es die Kunst, welche dieselben nicht nur erträglich, sondern auch angenehm zu schauen macht. Wir fliehen den Anblick eines siechen und todtwunden Menschen, aber Aristophon's vergifteter Philoktet und Silanion's sterbende Jokaste schauen wir, trotzdem daß sie wie Auszehrende und Sterbende dargestellt sind, mit Vergnügen«. Warum? weil die Kunst darauf angewiesen ist, das natürlich Unschöne, Häßliche und Widerwärtige in ihrer idealen Darstellung »zu mildern.« In der griechischen Kunstgeschichte zeigt sich unser Autor sehr bewandert, und ohne seine Schriften würde unser Wissen von derselben, wie dem aufmerksamen Leser des Torso nicht entgangen sein wird, sehr empfindliche Lücken haben. Wir wissen, um nur ein Beispiel aus unzähligen anzuführen, durch ihn allein, daß die großen alten Meister, an sehr vielen Arbeiten, die aus ihren Ateliers hervorgingen, eben nur »die letzte Hand anlegten«, während sie die ganze übrige Ausführung ihren Schülern überließen, woraus sich allein die ungeheure Fruchtbarkeit so vieler griechischen Plastiker erklärt; und auch dies erfahren wir nur durch eine gelegentliche vergleichende Bemerkung im Leben des Timoleon. Freilich ist der Horizont von Plutarch's ästhetischer Grundanschauung ein sehr enger. Denn sie läuft überall, wo der Moralphilosoph ins Spiel kommt, auf den Satz hinaus: daß im Grunde doch Kunst und Kunstwerke des Malers und Plastikers weit niedriger stehen als die Realität der historischen Thatsachen und Vorgänge, welche ihnen den Stoff liefern. Der Feldherr, der eine Schlacht gewinnt, der Held, der eine kühne That vollbringt, stehen hoch über dem Künstler, dessen Meißel oder Pinsel beide darstellt. Aber Plutarch ist hier insofern ehrenwerth, als er die antike männliche Gesinnung vertritt im Gegensatze zu der verweichlichten Denkweise einer Zeit, die ein Bild der Marathonschlacht höher achtete, als den Heldengeist, der einst diesen unsterblichen Sieg der Bildung über die Barbarei erkämpfte. Doch vergißt er nicht, »daß die Künste gleich sind dem überall

hin vertheilten Feuerfunken des Prometheus,« und für die Stadt der Athene Ergane, der kunstbeschützenden Gottheit, weiß er kaum herrlicheren Ruhm zu preisen, als daß sie »die liebreiche Pflegerin und Amme der Künste« gewesen und die einen selbst erfunden, die anderen zu höchster Vollendung geführt habe. Wir wissen, mit welchem Entzücken er sprach von den Schöpfungen des Phidias auf Athens erhabener, Alles überstrahlender Stadtburg, und haben nicht vergessen, wie sinnig und fein er selbst es beurtheilte, daß ein Praxiteles die göttliche Schönheit seines geliebten Thespischen Mädchens im Götterheiligthum zu Delphi aufstellte*): »eine frommere Gabe in Wahrheit als jene Städte darbrachten, die in demselben Heiligthume die Abbildungen ihrer brudermörderischen Sieger über Hellenen als Weihegaben aufstellten.«

Ein noch höheres Interesse und ungleich feineres Verständniß für die Kunst zeigen die Schriften Lucian's, des Zeitgenossen Plutarch's. Selbst in der Jugend zur Bildhauerkunst erzogen, hat er die Liebe für Plastik und Poesie durch sein ganzes Leben bewahrt, und seine zahlreichen Werke sind eine reiche Quelle der interessantesten Notizen über die berühmtesten Künstler und Kunstwerke des hellenischen Alterthums, nicht minder wie über den verkehrten Geschmack vieler Zeitgenossen, deren Kennerschaft an einem Kunstwerke vorzugsweise nur das Sinnreiche, Neue und Ueberraschende der Erfindung preisen mochte, während doch, wie Lucian besonders in der kleinen Schrift »Zeuxis« hervorhebt, »die Anmuth, der Verstand, die Harmonie, die Kunst überhaupt, welche sich in ihm offenbare, das Wesentliche bei einem Kunstwerke, die Neuheit der Erfindung nur Nebensache sei.« In Lucian's Schriften erblicken wir eine Fülle von historischer Kenntniß und Selbstanschauung der alten Kunst und ihrer Werke, eine richtige Würdigung der alten Meister und ihrer Schöpfungen, wie wir sie kaum sonst bei irgend einem alten Autor finden. Und es ist jedenfalls erlaubt, aus diesem Umstande einen Rückschluß zu machen auf das Interesse und Verständniß der Zeit und

*) S. Terse. Th. I., S. 488.

des Publikums, für welche er schrieb, und dem die Kontrole seiner Urtheile durch die Anschauung der Kunstwerke selbst erleichtert war.

Wenden wir jetzt zum Schlusse dieses Abschnitts noch einmal den Blick auf Rom und die Zeit zurück, welche ungefähr die Mitte der bisher geschilderten Periode bildet, auf die Zeit von Nero's Jugend.

Wenn der Anblick von Kunstwerken aller Perioden das beste Bildungsmittel ist und bleibt für Kunstgeschmack und Kunstkenntniß, so besaßen diesen Vortheil die gebildeten Römer der Neronischen Zeit im ausgezeichnetsten Maße. Eine kurze Aufzählung dessen, was noch zu dieser Zeit, also nach dem ungeheuren Neronischen Brande, der eine unermessene Zahl der edelsten alten Kunstwerke vernichtete, an Meisterwerken ersten Ranges aus allen Perioden der griechischen Bildkunst in Rom als vorhanden nachgewiesen werden kann, mag dies bezeugen, obschon diese Aufzählung natürlich auf Vollständigkeit schon darum keinen Anspruch machen darf, weil sie eben nur gelegentlichen Bemerkungen der alten Schriftsteller entnommen ist. Ich übergehe die Werke der ältesten Zeit vor den Perserkriegen, obschon auch aus ihr sich zahlreiche Werke in Rom befanden, und beginne sogleich mit der Zeit des Kalamis, Pythagoras und Myron, welche unmittelbar der Phidiassischen Periode vorangeht. Von dem ersteren Künstler stand ein Hauptwerk, sein kolossaler dreißig Ellen hoher Apollon auf dem Kapitol, wohin ihn Lukull aus Apollonia am Pontus gebracht hatte. Ungleich reicher war Rom an Meisterwerken Myron's, des Lieblings der römischen Kunstfreunde. Zwar hatte Augustus manches von seinem Gegner Antonius Geraubte den griechischen Städten zurückgegeben, weil es Heiligthümern entrissen worden war. Aber noch immer sah man von ihm einen Apoll, einen Zeus auf dem Kapitole, einen Herkules vor dem Palast des Pompejus am Circus maximus, seinen Diskuswerfer, seine Kuh und die berühmten vier Stiere. Von Phidias stand, neben zwei Heroenstatuen aus Erz desselben Meisters, eine eherne Statue der Athene bei einem Fortunatempel, dahin geweiht von Paullus Aemilius; eine Aphrodite aus Marmor »von ausgezeichneter Schönheit« unter den Bauwerken am Portikus der

Octavia, und der Erzkoloß des Dioskuren, dessen Marmornachbildung uns noch heute erhalten ist. Polyklet's sich waffnender Herkules und die herrlichen ehernen Kanephoren waren öffentlich zu schauen, aber das Meisterwerk der beiden nackten würfelspielenden Knaben zierte zu Plinius' Zeit den Kaiserpalast des Titus. Von den Schülern und Nachfolgern des Phidias und Polyklet finden wir Strongylion's herrliche Amazone als Lieblingskunstwerk Nero's, das ihn überall hin auf seine verschiedenen Lustresidenzen begleitete, und desselben Meisters schöne »Knabenfigur«, die Freude des »letzten Römers« Brutus, nach dem sie zu Plinius' Zeit den Namen der Philippensischen führte; ferner des Atheners Nikeratos, des Zeitgenossen von Alcibiades, Gruppe Asklepios und Hygieia, im Tempel der Concordia. Von Naucydes, dem Argiver, einem Lieblingsschüler Polyklet's, sah man dessen vorzüglichstes Werk, einen »Dauerläufer«, im Friedenstempel zu Rom. Wer Skopas kennen lernen wollte, durfte nur dessen Apollon Aktius, seinen Mars, seine Hestia, seine Aphrodite, seine Kanephore und seine herrliche kolossale Seegruppe des Achillischen Triumphzuges*) betrachten, welche von anderen Gelehrten auf die Ueberbringung der von Hephästos für den heldenhaften Sohn der Thetis geschmückten Waffen bezogen wird; und Praxiteles' göttliche Kunst leuchtete dem Freunde derselben entgegen aus seinem marmornen Eros, den Verres geraubt, aus der Venus von Erz, die das Alterthum an Werth der Knidischen gleichstellte, aus seinen »Manaden« und »Thyaden« in Pollio's Sammlung, aus seiner Gruppe Flora, Ceres und Triptolemos, in den Servilianischen Gärten, und aus seinen berühmten Thespiaden vor dem Tempel der Felicitas, die Mummius nach Rom entführt hatte. Euphranor's Minerva, Catulina zubenannt, von Catulus, der sie dorthin versetzt hatte, stand am Fuß des Kapitols. Lysippus' größtes Kolossalwerk, sein ehemer Herakles, schmückte seit Fabius Maximus' Zeit das Kapitol der Weltgebieterin. Seine »zwölf Arbeiten«, desselben Gottes, sein Herkules Epitrapezios, das Urbild des

*) S. Torso. Th. I., S. 322 ff.

Torſo, ſein Apoxyomenos, ſein »ſterbender Löwe«, ſeine gewaltigen Reiterſtandbilder und Jagdgruppen, die er für den großen Alexander geſchaffen, waren ebenfalls in Rom öffentlich zu ſchauen. Die Genoſſen und Schüler des Skopas: Timotheos, Bryaxis, Leochares und Sthennis waren dort gleichfalls vertreten. Eine herrliche Diana des Erſteren im Palatiniſchen Apollotempel aufgeſtellt, reſtaurirte zu Auguſtus' Zeit der Bildhauer Avianius Evander; von einem Werke des Zweiten iſt noch die Inſchrift der Baſis erhalten; des Dritten »donnernder Jupiter« auf dem Kapitol nannte Plinius ein Werk, das »von Allen bewundert zu werden verdiene«, und von Leochares ſah man im Concordientempel Ceres, Jupiter und Minerva, und anderswo die Statue des mythiſchen Heros Autolykos, des Gründers von Sinope, die Lukull von dort entführt hatte. Praxiteles' Schule war vertreten durch die Meiſterwerke von Kephiſodot, deſſen Latona im Palatiniſchen Tempel ſtand, während ſeine Venus das Muſeum Pollio's, und ſein Aeskulap und ſeine Diana den Portikus der Octavia ſchmückten; ferner durch Silanion, deſſen herrliche Sappho Verres aus Athens Prytaneum entführt hatte, und endlich durch Papylos' »gaſtlichen Jupiter«, den Pollio beſaß. Unter den Schülern und Nachfolgern Lyſipp's ſah man Eutychides, den Landsmann und würdigen Schüler des großen Meiſters, in derſelben Pollioniſchen Sammlung vertreten durch eine marmorne Artemis und die vielbeſungene Statue des Eurotasfluſſes; und das Genie des Chares, des größten Koloſſalbildners der alten helleniſchen Welt, bezeugte ein vom Konſul Publius Lentulus auf dem Kapitole geweihter Koloſſalkopf von Erz. Varro's Sammlung entbehrte nicht eines der ſehr ſeltenen größeren ſtatuariſchen Bildwerke von der Hand des kunſtreichen Cälators Mentor, und die Bildſäule des unglücklichen Hiſtorikers Kalliſthenes, Ariſtoteles' Neffen, der als Opfer einer deſpotiſchen Laune Alexander's des Großen ſein tragiſches Ende fand, ſah man von dem Meißel eines gleichzeitigen berühmten Portraitkünſtlers Amphiſtratos in Marmor gebildet, in den Servilianiſchen Gärten. —

Wir kommen zur Rhodiſchen Schule, welcher die zu Titus' Zeit in

Rom lebenden drei Meister des Laokoon angehörten. Aber auch die älteren Meister derselben Schule konnte Jeder kennen lernen, der die Farnesische Stiergruppe des Apollonios und Tauriskos in der Sammlung des Asinius Pollio, des Philiskos Apoll, seine Latona und Diana, seine neuen Musen, und seine Venus in und bei den Prachtbauten und Tempelplätzen des Portikus der Octavia betrachtete, oder die Arbeiten des Polykles und Timarchides an denselben Orten der Beschauung würdigte. Der Kunst der Diadochenzeit und zum Theil der römischen Restaurationsperiode der Kunst angehörend sind die Künstlernamen Periklymenos, Baton, Heliodor, Heniochos, Polycharmus, Lysias und Derkyllidas, von welchen allen Plinius berühmte Werke als in Rom befindlich aufführt.

Diese Angaben sind dürftig im Vergleich zu dem, was wirklich Rom an Meisterwerken alter Kunst besessen haben muß. Aber sie können uns wenigstens begreiflich machen, daß ein Cicero und seine Zeitgenossen, daß die Römer der ersten Kaiserzeiten, auch wenn sie niemals Rom verlassen hätten, eine Vorstellung von den Künstlern und Kunstwerken haben konnten, die wir in ihren Schriften erwähnt und besprochen finden.

IX.

Erhaltene Hauptwerke aus der Zeit von Auguſt bis Trajan.

Venus und Bacchus.

Eine Zeit wie die des beginnenden Kaiserthums, welche, dem vollsten Sinnengenusse hingegeben, die Liebesdichtung eines Horaz und Ovid, eines Catull, Properz und Tibull emporblühen sah, und in derselben, neben der Lebenbeseligerin Venus Aphrodite vor Allem den göttlichen Sorgenerlöser, den Bacchus »Lyaios«, in ihren Liedern feierte, mußte natürlich den plastischen Künstlern zahlreiche Veranlassung geben, die Ideale der beiden Hauptgottheiten des Lebens jener Tage in immer neuen Gestalten darzustellen. Wir dürfen in der That mit Sicherheit behaupten, daß die meisten unserer Marmorstatuen dieser Gottheiten der Periode der ersten Kaiserzeit angehören, wie ja mit geringen Ausnahmen fast alle in Rom und Italien entdeckten Marmorwerke für Arbeiten der Künstler dieser Epoche zu halten sind. Was hatte eine Welt, die soeben eine glänzende Periode heroischer Thatkraft und unabhängigen politischen Lebens zu Grabe getragen und über den Trümmern der alten Freiheit die Alles umschließende Zwingburg der monarchischen Despotie aufgerichtet hatte, für bessere Symbole ihres neuen Daseins zu wählen, als die Ideale dieser

beiden göttlichen Mächte, welche zum Ersatz für die verlorenen Güter das Herz des Einzelmenschen in Vergessenheit wiegen konnten über den Zustand der neuen Welt? Horaz ist in zahlreichen seiner Oden der Ausdruck dieser Stimmung, und es ist ein historischer Charakterzug der Zeit, wenn er einem republikanischen Freunde aus dem edlen Geschlechte der Quintilier, der wohl wie viele andere überlebende Genossen mit ihm den Tag von Philippi gesehen, in scheinbarem Scherze zuruft: »vor allen Dingen Reben zu pflanzen an Tiburs sonnigen Hügeln«, um das Elend des Lebens und die Leiden der Vergangenheit zu vergessen, denn:

Nüchtern, ach! wer trägt den Kummer,
Der das Herz mit Gram zernagt!
Wein allein senkt uns in Schlummer,
Wenn uns Krieg und Armuth plagt.
Laßt uns jede Noth begraben,
Und wir heben laut im Chor
Venus' Huld und Bachus' Gaben,
Feiernd zum Olymp empor!

Od. I, 18

Aber es ist bezeichnend, daß das Gedicht, dem in freiester Uebersetzung diese Verse entnommen sind, mit einer Warnung vor dem Uebermaße der Bachusgaben schließt, welche der Dichter mit der Gefahr motivirt, daß der Rausch geeignet sei, »der Seele innerstes Geheimniß zu verrathen und stolzen Gedanken gefährlich laute Worte zu verleihen« — eine Gefahr, die allerdings in dieser Zeit der beginnenden monarchischen Geheimpolizei und ihrer politischen Gesinnungsspionerie nur allzunahe gerückt war.

Jeden Besucher der römischen Museen überrascht die Fülle der Darstellungen, welche sich aus den Kreisen dieser beiden Gottheiten in denselben befindet. Was den Bachus betrifft, so scheint diese Periode vorzugsweise die von Praxiteles zuerst gebildete Idealgestalt des zwischen Knaben- und Jünglingsformen schwankenden Gottes mit den aus seliger Berauschung und träumerischer Sehnsucht gemischten Zügen des Antlitzes dargestellt zu haben. Daran schließt sich die in dieser Zeit nachweislich

überaus beliebte Behandlung des Mythus von seinem Begegnen mit der auf Naxos verlassenen Ariadne, ein Sujet das Bildhauern und Malern um die Wette Stoff bot zu berühmten Gemälden und größeren statuarischen Gruppen. Der Künstler schafft immer nur da das ihm mögliche Beste, wo er der Stimmung der Zeit Ausdruck verleiht; und einen solchen Ausdruck der Zeitstimmung und Lebensanschauung, wenigstens für viele Kreise des Daseins jener Periode, gewahren wir in jenen früher kurz erwähnten (s. Torso Th. I., S. 363) Darstellungen des süßberauschten, von Begleitern unterstützt einherwandelnden Gottes. Ebenso in der Zusammenstellung desselben mit dem geflügelten Liebesgotte in der berühmten Gruppe des Borsley'schen Museums, während der seinen Rausch ausschlafende Barberinische Faun und die lüsternen Gruppen, welche seine Genossen im Kampfe mit Nymphen darstellen, die tieferen und gröberen Regionen des sinnlichen Genußlebens der Zeit ausdrucksvoll genug zur Anschauung bringen.

Bacchus auf einen jugendlichen Faun gestützt.

Diese herrliche, gegen acht Fuß hohe Kolossalgruppe der Rotunda des Vatikan zog man vor etwa siebzig Jahren aus den Trümmern eines jener kunstgeschmückten Landsitze, welche die Höhenzüge bei Frascati im Alterthum schmückten, und in denen die einst so mächtigen Nachkommen der alten stolzen Patriciergeschlechter Vergessenheit ihrer verlorenen Größe suchten. Vom Weine schwer stützt sich die schlanke nackte Gestalt des Gottes mit dem linken Arm sanft auf den zu ihm hinaufschauenden jugendlichen Diener, während er den rechten ausruhend über das mit Traubenkranz und breiter Binde geschmückte Haupt gelegt hat. Der Gesichtsausdruck, nur mit wenigen Linien umschrieben, verbindet vollendete Schönheit dieses

»schönsten von allen
Göttern des hohen Olympshimmels.« —

wie Ovid den Bacchus nennt, mit edelster Einfalt, deren Wirkung noch vermehrt wird durch den beigegebenen Kontrast der untergeordneten Sa-

tyrgestalt. Minder vollendet als die Köpfe erscheint der übrige Theil dieser Gruppe, deren oft vorkommende Wiederholungen auf ein berühmtes Original und dessen Beliebtheit zum Schmuck der römischen Prachtvillen schließen lassen. Verwandt diesen Darstellungen sind die Gruppirungen des Bacchus mit dem Satyr Akratos (ungemischter Traubensaft) in Villa Ludovisi und mit dem Satyr Ampelos (Weinstock) in der Sammlung der Villa Borghese zu Rom. In einer dritten, ähnlich komponirten Gruppe des britischen Museums sieht man an der Stelle des Ampelos einen Rebstamm, aus dem ein menschlich gebildetes Wesen, der personifizirte Rebensaft, sich emporhebt.

Mit solchen Werken also schmückten die Großen des kaiserlichen Roms ihre Landhäuser und Lustsitze. Eine Halbfigur des Bacchus in der Vatikanischen Sammlung zeigt sogar, daß gar manche dieser Dekorationsstatuen von den Künstlern selbst eigens zu dem Zwecke leichter Versetzbarkeit aus einem Orte zum anderen, vom Stadtpalast auf die Landvilla u. s. w., von vornherein in zwei zusammenfügbaren Hälften gearbeitet wurden. Die alten Bildhauer machten, wie Visconti bei der Beschreibung jener Halbfigur in seinem »Pioklementinischen Museum« bemerkt, zumal wenn sie fern vom Aufstellungsorte arbeiteten, nicht selten ihre Statuen in mehreren Stücken, um den Transport zu erleichtern. Wir wissen, daß die Alten, zumal die Römer, ihre Skulpturwerke bald hier-, bald dorthin versetzten, sie aus der Stadt ins Land, von den Villen in die Stadtpaläste bringen ließen, sie für Spiele und Feste zum Schmuck der Spielplätze, Tempelumgebungen, Portiken und Theater verliehen. Auch dies ward Veranlassung, sie möglichst transportabel einzurichten, und die Bildhauer genügten diesem Bedürfnisse um so lieber, je angenehmer es ihnen war, wenn ihre Werke nicht immer an einen Ort gefesselt verblieben. Es war damit, wie in der Malerei, wo nach Plinius' Bericht der Umstand, daß die Wandgemälde an einen einzigen, oft unzugänglichen Ort und an das Schicksal desselben für immer gebunden blieben, während die Staffeleibilder, von einem Ort und aus einer Hand in die andere wandernd, den Ruhm der Künstler überall hin verbreiteten, nicht

wenig dazu beitrug, in der römischen Zeit die alte großartige Wandmalerei in den Hintergrund zu drängen und alle geschickten Künstler der Staffeleimalerei zuzuwenden.

Das zweite dem Bachischen Kreise angehörige und zu unseren Antiken ersten Ranges zählende Werk, das wir nach der vorhergegangenen Erwähnung hier einreihen, ist der kolossale rauschausschlafende Faun aus parischem Marmor (7′ 2½″), bekannt unter dem Namen

der Barberinische Faun, in München,

gefunden im Graben am Fuße des St. Angelokastells zu Rom, von dessen Höhe zur Zeit Belisar's die byzantinisch-griechische Besatzung dies Meisterwerk alter Bildkunst mit vielen anderen seinesgleichen auf die Köpfe der anstürmenden Gothen hinabstürzte! Die Wiederherstellung hatte das ganze rechte Bein von der Weiche an, den mittleren Theil des linken Schenkels die ganze Rückseite des Sitzes und einzelne Theile an Armen, Händen und Füßen zu ergänzen: eine schwierige Aufgabe bei einem Meisterwerke, das die Bewunderer dieses großartigsten »Bildes der sich selbst gelassenen einfachen Natur«, wie es Winckelmann nennt, kaum anstehen für ein Originalwerk von der Hand des Skopas oder Praxiteles selbst zu erklären. Wir haben indessen groß genug denken gelernt von der Marmorbildkunst des Augusteischen und Neronischen Roms, um ohne Bedenken ihr auch dieses »Kunstwunder« zuzuschreiben, in welchem der Ausdruck lebendiger Naturwahrheit, den der Künstler dem Marmor zu verleihen gewußt hat, wohl die Grenzen des überhaupt Erreichbaren bezeichnet. Gegen einen Felsblock gelehnt, zu dessen Füßen eine ausgebreitete Wolfshaut ihm als Lager dient, ist der trunkene Halbgott in einer Stellung zwischen Sitzen und Liegen eingeschlafen. Der rechte Arm ist in der bekannten Stellung hinter Kopf und Nacken stützend zurückgebogen, der linke ruht unter der Achsel auf der Felslehne. — Die Gestalt und Gesichtsbildung bezeichnen ihn als eine jener Bildungen, welche dem niederen Ideal der Faunen, mit flachen und breiten Gesichts-

zügen, stumpfer Nase und in das Breite gezogenem Munde angehörer. Die zwischen Jüngling und Mann in der Mitte stehende Leibesbildung mit den schlanken, behenden und doch kräftig ausgearbeiteten Gliedern und Muskeln, ist ebenso geschaffen für das wilde Leben in Wald und Gebirg, als geeignet für ungezügelten Sinnengenuß. Hier aber hat den Starken der Dämon des Weins überwältigt. Ermattet vom Genuß hat er sich einem unruhigen Schlummer hingegeben. Alle Sehnen der ermatteten Glieder losgestreckt, Brust und Unterleib erschlafft vom Uebermaß des Weines liegt er da. Aus dem halbgeöffneten Munde glaubt man die tiefen Züge des Athmens zu vernehmen, glaubt zu sehen, wie der Wein ihm die Adern schwellen, die erregten Pulse schlagen macht. Ein Kranz von Epheu und Fruchtbüscheln umgiebt das dichte, dem Satyrgeschlechte eigenthümliche emporgesträubte Haar, auf der zusammengezogenen Stirn und den geschlossenen eingefallenen Augen liegt die trübe Schwere und Dumpfheit der vom Rausch umnebelten Sinne, und das Ganze gemahnt uns wie ein in Marmor gefesseltes Symbol der von Tacitus und Sueton geschilderten Orgien der Neronischen Welt. Aber die alte Kunst hat es verstanden, sogar diese verwegene Aufgabe ihrer selbst würdig zu lösen, und das in der Natur Widerwärtige erscheint durch die Schönheit und Großartigkeit der Formen und durch das weise Maßhalten im Ausdruck gemildert und geadelt.

Wir gehen von dem Bachischen Kreise zur Aphrodite über. Bereits früher haben wir bei mehreren Gelegenheiten gesehen, daß das Ideal dieser Göttin in der römisch gewordenen Bildkunst neue Gestaltungen hervorrief, während die älteren von trefflichen Künstlern mit Freiheit und Genialität wiederholt wurden. Wenn wir die Venus von Milos ausnehmen, geht vielleicht keine der uns erhaltenen berühmten marmornen Venusstatuen zurück über die italische Restaurationsperiode der griechischen Bildkunst. Auch der Künstler, auf den man das Original der sogenannten Venus des Dupalos, der im Bade kauernden Venus (Venus accroupie) zurückführt, der Grieche Polycharmos, gehörte, wie wir früher sahen, dem Beginn dieser Periode an. Aber den letzten Ausdruck einer

Richtung, welche das Ideal der durch Schönheit geadelten Weiblichkeit zuerst in die bloße Darstellung des sinnlichen Liebreizes mit Benutzung verschiedener genreartiger Motive verwandelte, und endlich in der mehr und mehr entartenden Zeit hinabzog in das Gebiet der wollusthauchenden Lüsternheit, sehen wir vor uns in der berühmten Marmorstatue der

Venus Kallipygos,

d. h. der Venus mit den schönen Hinterwangen, im Museo Borbonico zu Neapel. Das kunstbegeisterte, schönheitsinnige, aber auch sinnlicher Lust im Uebermaße hingegebene Sicilien sah das Original dieses Hetärenideals entstehen. Aber das Geschichtchen, welches der ägyptische Grieche Athenäos, Zeitgenosse des Kaisers Commodus, von der Entstehung desselben zu Syrakus erzählt, verdankt wohl nur dem Bildwerke selbst seinen Ursprung. Zwei schöne Mädchen, Töchter eines Landmannes in der Umgegend von Syrakus, so erzählte man, stritten sich einst auf dem Wege nach der Stadt über die Schönheit ihrer beiderseitigen unbenennbaren Leibestheile, und machten, den Wettstreit zu enden, einen vorübergehenden schönen Jüngling von edler und vornehmer Familie durch Enthüllung ihrer nackten Prachtfülle zum Schiedsrichter. Die Folge war, daß derselbe sich in diejenige, welcher er den Preis zuerkannt hatte, sterblich verliebte, während sein Bruder, dem er seine Liebe entdeckte, in die jüngere Schwester von gleicher Leidenschaft entbrannte. Da der Vater sah, daß alle Vorstellungen bei seinen Söhnen fruchtlos blieben, so willigte er endlich in die Wahl derselben ein, und die glücklichen Schwestern, die als Gattinnen der edelsten Syrakusaner vornehm und reich geworden waren, stifteten der Aphrodite »Kallipygos« ein Heiligthum, dem es natürlich an einer Bildsäule der Gottheit nicht fehlte. Man sieht es dieser ganzen Erzählung, die den berühmten Schönheitswettstreit der Göttinnen auf dem Ida heiter parodirt, leicht an, daß sie, wie gesagt, vielmehr umgekehrt durch die Schöpfung des Bildhauers entstanden ist, welche sie erklären will. Diese letztere ist nichts mehr noch weniger als eine Ausgeburt des sinnlich leichtsinnigen Geistes der griechisch-römischen Zeit. Die

Göttin ist hier eben nur aufgefaßt als eine schöne Hetäre von überreicher Formenfülle des kräftigen, sinnlich reizenden Körpers, welche mit rückwärts über die rechte Achsel gewendetem Kopfe (der jedoch nicht antik, sondern neu ist) das bis zur Erde herabfließende ärmellose hemdartige Gewand nach links hin bis über die Hüften emporhebt, so daß die linke (restaurirte) Hand, welche die emporgehobenen Säume desselben gefaßt hält, sich in gleicher Höhe mit dem Kopfe befindet. Die so enthüllten Formen sind allerdings von großer Schönheit und technisch vollendeter Ausführung. Selbst ein Canova wagte es nicht, das rechte, von einem früheren Bildhauer übel restaurirte Bein herzustellen. Aber dennoch erscheint die Plastik hier nicht mehr dem Dienste einer, auch in der Enthüllung noch keuschen Schönheit geweiht, sondern einem raffinirten Sinnenkitzel hingegeben, auf den Stellung und Haltung, Ausdruck und Behandlung im Ganzen wie im Einzelnen berechnet sind. Das Werk, das unter den Ruinen der römischen Kaiserpaläste aufgefunden worden ist, war für den Geschmack der meisten Bewohner derselben wohlberechnet; ja es ist wohl denkbar, daß die Darstellung Portrait nach der Natur war, obschon sich darüber bei dem Fehlen des Kopfes nichts Sicheres behaupten läßt. Neu ist außer dem linken Arme und dem rechten Beine auch die rechte Hand. Eine kleine Erzfigur, in Pompeji gefunden (jetzt in Arolsen befindlich), zeigt ziemlich dasselbe Motiv, und beweist also, daß diese Darstellung, die man auch auf einem Vasengemälde wiedergefunden hat, und deren naive Heiterkeit ein Lucian bewundern mochte, nicht jünger ist als die Zeit Nero's, in dessen »goldenem Hause« nach der Tradition die Venus Kallipygos gefunden sein soll. Daß in der Kaiserzeit die Sitte überhand nahm, schöne Frauen theils nackt, theils halb bekleidet in Stellung und Haltung der Venus zu portraitiren, wovon zahlreiche Statuen in den Museen Roms und Neapels u. a. m. die Beweise liefern, haben wir schon früher mehrmals ausgesprochen.

Dem Kreise Bacchischer Darstellungen verwandt ist ferner ein Kunstwerk, dessen Bedeutung unter den Gelehrten lange Gegenstand lebhaften Streites gewesen ist. Wir meinen die sogenannte

Schlafende Ariadne des Vatikan.

Der Auguſteiſchen Zeit ſchrieb man Jahrhunderte lang ſeit ihrer Auffindung die koloſſale Gewandſtatue einer ſchlafenden weiblichen Figur zu, in welcher der vorwiegend auf hiſtoriſche Deutung der alten Kunſtwerke gerichtete Sinn der Kunſtforſcher des funfzehnten oder ſechzehnten Jahrhunderts ein Bildniß der vom Todesſchlummer umfangenen Kleopatra erkannt zu haben meinte. Man erinnerte ſich, daß nach einer Notiz des alten Arztes Galen, die ſchöne Aegypterin in einer ähnlichen Stellung todt gefunden worden war, und daß Kaiſer Auguſtus bei ſeinem Triumphe, deſſen Schmach ſich die Lebende entzogen, das Bildniß der Todten in derſelben Stellung, auf ihrem Ruhebette hingeſtreckt im Todesſchlafe, aufführen ließ. Erſt Winckelmann, grundſätzlich jeder hiſtoriſchen Deutung eines Werks der antiken Plaſtik abgeneigt, ſah in dem Werke eine ſchlafende Nymphe oder gar eine Venus; eine Deutung, der ſchon die vollſtändige Gewandung und Sandalenbekleidung durchaus widerſpricht. Nicht beſſer iſt die Erklärung von Fea, der auf eine Semele rieth. Glücklicher war dagegen Visconti, den ein Relief, in welchem die vom Bacchus auf Naxos überraſchte Ariadne in einer ähnlichen Attitüde dargeſtellt war, auf den Gedanken brachte, in dem Werke eine Ariadne auf Naxos zu erkennen. Indeſſen wurde auch dieſe Erklärung wieder von dem franzöſiſchen Archäologen Raoul Rochette verworfen, der vielmehr eine ſchlafende Thetis von dem Künſtler dargeſtellt zu ſehen glaubte, bis endlich Friedrich Jacobs und Ottfried Müller die Visconti'ſche Erklärung aufs Neue feſtſtellten. Sie fanden für dieſelbe eine neue Beſtätigung in einer Münze der thrakiſchen Stadt Perinthus, die unter der Regierung des Alexander Severus dieſem Kaiſer zu Ehren geſchlagen, auf der Rückſeite eine Gruppe zeigt: Bacchus, der ſich, begleitet von Silen und zwei Satyrn der ſchlafenden Ariadne nahet. Münzen der Städte mit den Hauptkunſtwerken zu ſchmücken, welche ſich im Beſitz derſelben befanden, war eine verbreitete Sitte des Alterthums. In der

Gruppe der gedachten Münze entspricht die Gestalt der Ariadne durchaus der Vatikanischen Statue, und man zog daraus den Schluß, daß die letztere nur ein Theil einer ähnlichen statuarischen Gruppe sei, die sich in der Stadt Perinthus, dem Sitze des thrakischen Bachuskults, befunden habe, und vielleicht von dem kunstliebenden Kaiser von dort nach Rom in seine Thermen versetzt worden sei. Sicher aber ist es, daß derselbe Gegenstand im Alterthum nicht nur im Relief, sondern auch in der Malerei vielfach behandelt wurde, wie sich denn auch dasselbe Süjet in ganz ähnlicher Gruppirung auf einem Herkulanischen Gemälde findet, ohne daß sich entscheiden ließe, ob der Maler die Erfindung des Bildhauers benutzte, oder umgekehrt, der plastische Künstler das Motiv seiner Ariadne aus einem berühmten Gemälde entnahm. Und eben so darf es als ausgemacht gelten, daß die Hauptfigur dieser berühmten Gruppe sehr häufig einzeln nachgebildet, und das glückliche Motiv derselben auch wohl zu ähnlichen Darstellungen benutzt worden ist. Es läßt sich daher gar wohl denken, daß auch die ältesten Erklärer des Werks nicht völlig irrten, wenn sie meinten, daß der Künstler, der die Aufgabe hatte, die Kleopatra im Todesschlummer hingestreckt darzustellen, kaum ein günstigeres Vorbild und Motiv als dieses auswählen konnte; und die als Schmuck des Oberarms dienende Schlange — obschon dieselbe auch sonst sich als Schmuckgeräth findet — konnte wenigstens leicht als symbolische Andeutung der gewaltsamen Todesart gefaßt werden.

Das Werk ist aus parischem Marmor und von kolossalen Dimensionen (6′ 8″), bis auf den an Nase und Oberlippe stark beschädigten Kopf und die schlanke rechte Hand, vortrefflich erhalten. Den rechten Arm über das Haupt gekrümmt, die linke Wange gegen die entsprechende Hand gelehnt, liegt die majestätische Gestalt mit übereinander geschlagenen Beinen im Schlafe ausgestreckt. Ueber den Zügen des edlen Angesichts liegt ein Schatten vergangenen Leidens, das die Wachende gequält, und der Faltenwurf sowie die ganze Lage der Gewänder zeigen gleichfalls, daß dieser tiefen Ruhe eine lebhafte unruhige Bewegung vorhergegangen ist. Die scheinbar ganz ideal stylisirte Disposition der franzenbesetzten

Decke, ſowie der Gewandtheile und ihres Faltenwurfs, ergiebt ſich bei näherer Betrachtung als das Reſultat des feinſten Naturſtudiums und ſorgſamſter Berechnung der Wirkung. Die Tunika aus zwei rechtwinkligen Stücken Zeuges beſtehend, iſt auf der Schulter durch zwei Knöpfe befeſtigt, an den Seiten nicht genäht und nur durch den Gürtel geſchloſſen. Der unruhvolle Schlaf des ſchönen Weibes hat auf der linken Seite die haltende Agraffe abgeſprengt und dadurch den einen Theil des Buſens völlig entblößt, während der andere bedeckt bleibt. Auch für die Gewandung der unteren Körpertheile und für das Arrangement der herabgeſchobenen Lagerdecke hat dieſelbe Vorausſetzung einer plötzlichen, heftigen, unwillkürlich im Schlafe eingetretenen Bewegung dem Künſtler als Motiv gedient, wie er ſich denn überhaupt keinen Vortheil entgehen ließ, der verlaſſenen Schönen die reizendſte und verführeriſchſte Situation zu verleihen, welche der zu ihrer Tröſtung herannahende Gott Dionyſos nur wünſchen konnte. Ein Epigramm der griechiſchen Anthologie ſcheint indeſſen dieſe Situation, alſo überhaupt die Figur als Theil einer Gruppe nicht vorauszuſetzen, ſondern ſie ganz für ſich als Einzelwerk des Bildners zu betrachten. Es lautet:

Wanderer, rühre nicht an die ſchlafende Tochter des Minos,
Daß ſie nicht ſchnell ſich erhebt, und den Geliebten verfolgt.

Es iſt möglich, daß wir in dieſem Werke, das zum Schmuck einer Niſche beſtimmt, und deshalb an der Rückſeite nicht ausgeführt erſcheint, nur eine der vielfachen Kopien haben, welche in Rom nach dem Original gefertigt wurden. Winckelmann ſah noch zwei ſolcher Wiederholungen in Rom, von denen die eine ſich jetzt in Florenz, die andere in Madrid befindet. Die erhaltenen Reliefdarſtellungen und Gemälde können beweiſen, daß der Gegenſtand in Rom ein ſehr beliebter war. Wäre es ausgemacht, daß erſt unter Alexander Severus, alſo in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung das Original nach Rom gebracht wurde, ſo könnte das erhaltene Werk als Zeugniß dienen, daß es ſelbſt damals noch Künſtler gab, welche ein ſolches Werk in bewundernswürdiger Weiſe zu reproduciren fähig waren. Von den neueren

Künstlern hat Rauch das Motiv dieser Statue zu seinem Denkmal der Königin Louise in Charlottenburg benutzt.

Etwas sicherer als über die Zeit dieses Kunstwerks sind wir über die Entstehungszeit zweier anderen, gleichfalls dieser Periode angehörigen, unterrichtet. Es sind dies die kolossalen Gestalten der beiden Flußgötter, des Nils und des Tiberstroms, welche offenbar im Alterthum als Seitenstücke ausgeführt und aufgestellt, in Rom bei der Kirche Maria sopra Minerva an einer Stelle, wohin wahrscheinlich noch die Thermen Agrippa's sich ausdehnten, unter Papst Leo X. aufgefunden wurden. Wir betrachten zuerst den Nil, der gegenwärtig eine der schönsten Zierden des Braccio nuovo im Vatikanmuseum bildet, während sein Gegenstück, der Tibris, in Paris das Museum des Louvre schmückt.

Der Nil.

In einer Länge von nahezu zehn Fuß (13²/₃ römische Palm) bei einer Höhe, welche etwa der Hälfte dieses Maßes entspricht, liegt die kolossale Gestalt des Flußgottes hingestreckt auf seinem marmornen Felsenlager, dessen obere Fläche wellenförmig gekräuselt ist. Der linke Ellbogen stützt sich auf eine Sphinx, das räthselhafte Symbol des welthistorischen Thallandes, das der wunderreichste aller Ströme der Erde durchfließt. Die linke Hand hält ein kolossales Füllhorn, das Zeichen der üppigen Fruchtbarkeit, deren Segensfülle er dem Lande noch heute wie vor Jahrtausenden spendet, die rechte, an der Seite niederhängend, hält ein Büschel mit Kornähren. Ein reicher Kranz von ägyptischen Getreidepflanzen und Früchten umgiebt das kolossale Haupt, dessen majestätische Stirn und göttliche Heiterkeit des Blicks die wohlthätige Gottheit bezeichnen. Sechzehn Knäbchen, die symbolischen Zeichen seines fruchtbringenden Anschwellens umspielen in reizender Harmonie an verschiedenen Stellen den sanftruhend hingestreckten Riesenleib. Hier müht sich einer, die unteren Theile der gewaltigen Glieder zu erklettern, dort hat ein anderer bereits Platz genommen auf den mächtigen Schultern,

während ein dritter sogar schon in der Mitte des Füllhorns Posto gefaßt hat, und wie ein liebliches Märchen aus den Blumen und Früchten desselben, in die er bis zu den Knieen versunken ist, hervorschaut. Eine andere Gruppe scherzt zu den Füßen des Gottes mit dem Krokodil, eine zweite mit dem Ichneumon, während ein anderer der kleinen Schalke das Gewand hinwegzuziehen strebt, das mit dem Arme des Flußgottes die unbekannten Quellen des Stromes verhüllt. Es ist, nach Feuerbach's schönem Ausdrucke, das heitere Leben der Natur in ihrer üppigen Segensfülle, und die Lust des menschlichen Bewußtseins, für welches sie ergossen wird. Diese Weise das Aufsteigen eines von der plastischen Kunst personificirten Stromes durch solche Kindergestalten zu bezeichnen, war Malern wie Bildhauern des Alterthums geläufig, und findet sich auf Bildwerken und Münzen der verschiedensten Größe. Ein alter Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, Philostrat, der ein Gemälde des Nil beschreibt, benennt deshalb diese Kindergestalten mit dem Namen des griechischen Längenmaßes, »Pecheis«, d. i. Ellen oder Grade.

Aber auch über die Personifikation der Gestalt und ihre nächsten Attribute hinaus hat der Künstler die Symbolik des geheimnißvollen Weltstroms noch fortgesetzt in einer Reihe von Reliefbildern, welche die Plinthe an drei ihrer Seitenflächen umgeben. Die Flußströmung, welche aus dem Felsenlager des Gottes hervorbricht, strömt zuerst in öder Stille über die Vorderseite der viereckten Unterlage, dann aber belebt sich die Umgebung. Ueppige Wasserpflanzen und Sumpfvögel erscheinen; das riesige Nilpferd hebt sich aus den Wogen, um Jagd zu machen auf das Krokodil. Auch der Mensch tritt auf und zwar zunächst in der zwerghaften Gestalt jener als waghalsige Krokodil- und Nilpferdjäger im Alterthum bekannten Bewohner Oberägyptens, der Tentyriten, von deren Nachkommen uns Pückler-Muskau noch heute Züge ähnlicher todverachtender Kühnheit im Kampfe mit jenen Stromungeheuern berichtet. Zuletzt aber verkünden fette Kühe auf fruchtbaren Wiesenauen weidend die gelungene Kultur und üppige Fruchtbarkeit des Landes, als deren Symbol sie aus dem Traume des bibliſchen Pharao uns bekannt sind.

Und so zeigt dies gewaltige Werk, mit welchem der Künstler neben dem Geheimnißvollen des räthselhaften Stromes denselben zugleich als den Beschirmer und Segensspender des wunderbaren Landes darzustellen beabsichtigte, neben der Großartigkeit der Anlage und der vollendeten Meisterschaft technischer Ausführung zugleich einen Reichthum der Erfindung und eine Sicherheit des symbolischen Ausdrucks, welche es weit hinausheben über alle uns erhaltenen ähnlichen Darstellungen der antiken Plastik. Es ist keine Uebertreibung, wenn ein berühmter deutscher Kunstforscher zu behaupten wagte: die Ausführung des Ganzen, die Großheit und Reinheit aller Formen der mächtigen Gestalt, verbunden mit jener lebenathmenden Wahrheit, durch welche das Ideale wieder zur Natur wird, reiche an die Majestät und den Adel der Parthenonsskulpturen, und mache das Werk würdig, diesen Schöpfungen der Phidiassischen Zeit an die Seite gestellt zu werden. Besonders in der Behandlung des Rückens wie in den wellengleich niederwogenden Massen des Haupt- und Barthaars ist die wunderbare Mischung von Kraft und Weichheit, die sichere Breite des stylischen Vortrags von höchster Vollendung. Und doch ist auch dieses Werk ein Erzeugniß später Zeit und Kunst, und reicht jedenfalls nicht hinaus über die Zeit des Augustus, unter dem zuerst Aegypten römische Provinz und damit die Wohlthäterin und Ernährerin von Rom und Italien wurde. Erst seit dieser Zeit war der Kunst in Rom Veranlassung gegeben, den Nil neben dem Tibris als den zweiten Strom des römischen Weltreichs in der Hauptstadt desselben aufzustellen, und Keiner konnte dazu nähere Veranlassung haben als Agrippa, der siegreiche Feldherr, der für August Aegyptens mit Mark Anton vereinte Macht bezwungen hatte. Das Original unserer Marmorstatue war vermuthlich jene von Plinius erwähnte riesige Basaltstatue des liegenden Nil mit den sechzehn spielenden Kindergestalten, das größte Werk aus Basanit, das der römische Schriftsteller kannte. Wahrscheinlich entstand es in jener für die Kunst so glänzenden Zeit der ersten Diadochen Alexander's des Großen. Vespasian weihte das Werk, das von Aegypten nach Rom wohl schon früher versetzt war, im Friedenstempel dem Gedächtniß

Auguſt's, des Beſiegers von Aegypten. Aber auch als freie Nachbildung betrachtet, kann das Marmorwerk als Zeugniß höchſter Meiſterſchaft der plaſtiſchen Kunſt für die Zeit dienen, die es hervorgebracht hat. Seine ganze Herrlichkeit ermißt man, wie Visconti bemerkt, erſt dann, wenn man es mit dem, von einem Michel Angelo ſelbſt reſtaurirten Flußgotte Tigris derſelben Vatikaniſchen Sammlung vergleicht.

Kaum minder vortrefflich und ſicher ein Werk deſſelben Meiſters, der den Nil geſchaffen, iſt das Seitenſtück des letzteren:

Der Tibris des Louvre.

Er liegt mit dem rechten Arme, in deſſen Hand er gleichfalls das Füllhorn trägt, aufgeſtützt auf den Rücken der Wölfin, der »Säugamme Roms«. An den Brüſten der letzteren hängt das Zwillingspaar der Gründer der Welthauptſtadt. Die Linke des Gottes hält das Ruder. In dem Füllhorn deuten Trauben, Mohnköpfe, Pinienäpfel und eine Pflugſchar, geſchmückt mit dem Stern der Venus, der Schutzgöttin des mythiſchen und des kaiſerlichen Römervolks, auf die Wohlthaten des Landbaues und der Kultur, welche der Strom erleichtert. Die Basreliefs der Grundlage zeigen in ſymboliſchen Andeutungen die Fülle der Heerden, welche an ſeinen Ufern weiden und die Waldungen, welche die umgebenden Hügel bekleiden. Aus den Fluthen aber taucht bis zur Bruſt der Tibergott, wie bei Virgil zu Anfang des achten Buchs der Aeneide erzählt wird, hervor, und ſcheint zu dem an ſeiner Mündung angelangten Troiſchen Helden die Worte zu ſprechen:

Hier iſt dein ſicherer Hain, hier, Tapferer, deine Penaten.

Auch die mythiſche Sau, mit den dreißig Jungen, das Wahrzeichen jener Erſcheinung bei dem Dichter der römiſchen Urſprungsſage, fehlt nicht, und eine Stadt in der Ferne mag Lavinium, Rom oder Alba bedeuten.

Beide Werke ſind offenbar von demſelben Meiſter und nach der ganzen Anlage als Seitenſtücke zu einander komponirt. Die Verſchieden-

heiten in Gesichtsbildung, Ausdruck und Formen entsprechen eben nur der verschiedenen Natur der beiden Ströme, sowie der Länder, welche sie bewässern, und der Völker, die an ihren Ufern wohnen; und auch in dieser Beziehung zeigt sich in diesen Werken, mit denen die Statuen der beiden gleichnamigen Flußgötter am Fuße des Senatorenpalastes auf dem Kapitol in gar keinen Vergleich kommen, eine Feinheit der Auffassung und ein Geschmack der Ausführung, welche Bewunderung verdienen. Als der Italiener Poggio um das Jahr 1430 sein Werk »von dem Wechsel des Glücks« schrieb, befanden sich unter den sechs Statuen, welche damals allein noch zu schauen waren, von jenem »Volke von Göttern und Helden«, das einst die Beherrscherin der Welt angefüllt, außer der Reiterstatue Mark Aurel's und den Kolossen von Monte Cavallo auch diese beiden Kolossalgruppen des Tiber und Nil, welche man zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts aus dem Schutte hervorgezogen hatte. Unter jener Zahl befand sich auch der kolossale, unter dem Namen des Marforio bekannte Flußgott, wahrscheinlich eine Darstellung des Donaustroms, der jetzt einen Brunnen neben dem Eingange in das Museum des Kapitols ziert, und in dieselbe Periode der Kunst zu gehören scheint. An diese Statue hefteten die neueren Römer bekanntlich die Antworten auf die satirischen Anfragen, welche der Spott der Zeit an die unter dem Namen Pasquino bekannte verstümmelte Gruppe des Menelaos und Patroklus anklebte, deren Reste jetzt an der Ecke des Palastes Braschi der völligen Verwitterung preisgegeben sind *). Diese Reste gehören aller Wahrscheinlichkeit nach dem griechischen Original eines Werkes an, für dessen Beliebtheit in der römischen Kunstperiode wohl am besten der Umstand sprechen mag, daß wir selbst jetzt noch nicht weniger als fünf Wiederholungen derselben

*) S. Ein Jahr in Italien Th. III., S. 153. 154 und S. 132. Vgl. Ebendaselbst Th. I., S. 98.

Gruppe des Menelaos mit der Leiche des Patroklus

nachweisen können. Denn außer dem Pasquino und zwei in Florenz befindlichen Kopien befinden sich im Vatikan (Nro. 293) noch die Ueberreste von zwei anderen Wiederholungen, welche sämmtlich in Rom und seinen Umgebungen, die eine in Hadrian's Villa zu Tivoli aufgefunden worden sind. Das Motiv zu dieser Gruppe gab dem Künstler die Schilderung Homer's. Patroklus hat die erste tödtliche Wunde »zwischen den Schultern«, wie wir sie noch an dem Oberkörper des Vatikanischen Bruchstücks bemerken, bereits von dem Troer Euphorbos empfangen. Sein Leichnam ist nackt, denn der siegende Hektor hat ihn bereits des Kleides und der Waffenstücke beraubt. Unter den Ersten, welche herbeieilten, die Leiche des gefallenen Helden zu retten, war Menelaos, »der Rufer im Streit«; er erlegt den Euphorbos und andere Troische Krieger, und versucht dann allein die Leiche fortzuschleppen (Ilias 17, V. 581. 588). Diesen Moment hat der Künstler gewählt und denselben zugleich mit einem zweiten (Il. 17, V. 674) kombinirt. Der Atride eine gewaltige Heldengestalt, nur mit leichtem Gewande bekleidet, das Schwert am Wehrgehänge über der Brust an der linken Seite, das Haupt vom offenen kostbar verzierten Helme bedeckt, hat den Gefallenen vom Boden aufgehoben und aus dem Gewühl fortgetragen. Jetzt hält er einen Augenblick inne, ermüdet von der schweren Last des todten Körpers, den er mit dem Schenkel des vorgestreckten, gegen einen Felsblock gestemmten linken Beines stützt. Schlaff und regungslos hingestreckt, die Füße dem getragenen Körper lang auf dem Boden nachschleifend, ist der Leib des Gefallenen ein ergreifendes Bild des langhinstreckenden Todes. Sein Träger dagegen späht emporgerichteten Hauptes, den Mund wie zum Rufe geöffnet, hülfesuchend in die Ferne, ganz wie er bei Homer die Blicke »dem Adler gleich umherschweifen läßt, durch das Getümmel der Genossen«. Das ganze Heldenthum der Homerischen Schlachtgesänge erscheint uns verkörpert in dieser herrlichen Gruppe, die an Großartigkeit der Auffassung, an Lebendigkeit des Ausdrucks und idealer Naturwahrheit

des lebenden wie des todten Körpers, kaum noch sonst ihres Gleichen findet. Gypsabgüsse von den verstümmelten Resten des Pasquino lassen die überraschendste Aehnlichkeit des Styls und der Marmorbearbeitung mit den Giebelgruppen des Parthenon erkennen, und unter den Werken, deren Nachbildungen der Kaiserzeit bis Hadrian hinab angehören, ist keins so geeignet, uns den höchsten Begriff zu geben von der Kunst jener späten Zeiten, als diese herrlichen Wiederholungen eines berühmten und beliebten Meisterwerks, dessen erste Komposition wohl der glänzenden Zeit Alexander's und seiner Nachfolger und dem in ihr fortwirkenden Geiste Lysipp's angehört.

Der Vatikanische Apoll.

Die Künstler, welche aus der Restaurationsperiode der hellenischen Bildkunst auf italischem Boden erwuchsen, konnten nur dadurch sich ihren großen Vorgängern würdig an die Seite zu stellen hoffen, daß sie im engen Anschluß an die von jenen alten Meistern geschaffenen Charaktertypen und Idealgestalten der Götter ihr Bestreben darauf richteten, die einzelnen Formen derselben veredelnd zu vollenden. In dieser freien Unterordnung, die auf den gefährlichen Ruhm neuer Erfindung zu verzichten wußte, lag, wie der große Visconti bemerkt, eins der Geheimnisse, welche die Erfolge der späteren Kunst sicherten. So ward Praxiteles' Knidische Aphrodite zur Mediceischen Venus des Kleomenes, und das Herkulesideal Lysipp's zu Glykon's Herkules Farnese. So konnten uns Künstler, von denen die Kunstgeschichte nicht einmal die Namen kennt, weil sie später lebten als jene griechischen Kunstschriftsteller, aus denen ein Plinius seine Nachrichten schöpfte, Werke hinterlassen, wie der Torso und der Barberinische Faun, die Kolosse von Monte Cavallo und der Antinous Braschi, wie der Nil und Tiber — »Meisterwerke, die uns glauben lassen, daß die Künstler, deren Meißel sie schuf, die alten Meister übertroffen haben. Denn sie scheuten sich nicht Nachahmer zu

heißen, wenn nur ihre Nachahmungen die alten Originale in Schatten stellten *).«

Eine Schöpfung solcher Art ist auch der Vatikanische Apollo, das bekannteste und populärste aller Werke der alten Kunst; studirt seit Jahrhunderten von allen Künstlern, bewundert von allen Kunstfreunden, beschrieben in unzähligen Schriftwerken, genannt von denen, welche das Höchste aussprechen wollten, was menschliche Kunst hervorgebracht, — das hehre Götterbild, zu dessen Füßen der unsterbliche Winckelmann seinen begeisterten Hymnus als Weihekranz niederlegte, »wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.« Der feinsinnigste Kunstforscher den Deutschland seit Winckelmann hervorgebracht, Ludwig Feuerbach, hat in einem besonderen Werke den Vatikanischen Apoll zum Mittelpunkte tiefeindringender Forschungen über das Wesen der alten Bildkunst gemacht, und das richtige Maaß der Bewunderung dieses Kunstwerks, sowie das eigentliche Wesen und den Charakter desselben dauernd festgestellt. Wir wissen jetzt, so gewiß als überhaupt in diesen Dingen etwas gewußt werden kann: daß wir in diesem Apoll ein Werk römischer Kunst der ersten Kaiserzeit vor uns haben, ein Originalwerk, das den Beweis herrlichster Kunstblüthe dieser Zeiten liefert, dem italischen Boden angehörig selbst durch den Marmor von Carara, aus dem es der Künstler ins Leben rief. Es war kein Kultbild, im Tempel zur Verehrung bestimmt, sondern ein Schmuckbild, das die Pracht der kaiserlichen Sommerresidenz in dem alten Antium, dem heutigen Porto d'Anzo, zierte; denn unter den Ruinen dieses Lieblingsaufenthaltes der ersten Kaiser, Nero's vor allen, der auch dort geboren war, ward zu Rafael's Zeit die Statue gefunden. Arme und Füße waren mehrmals gebrochen, und mußten aus Stücken zusammengesetzt werden. Der Mönch Montorsoli, ein Schüler Andrea del Sarto's und untergeordneter Hülfsarbeiter Michel Angelo's, restaurirte sie im Auftrage Papst Clemens VII., leider sehr ungeschickt. Von ihm

*) Visconti, Oeuvres divers IV., p. 24. 25.

rührt die Hand des linken Armes her, deren Plumpheit selbst Nichtkennern auffällt, und sehr wahrscheinlich sind auch die anderen Mängel, welche man an diesem Meisterwerke wahrgenommen hat, großentheils auf seine Rechnung zu setzen.

Treten wir vor die Statue hin, so vereinigt sich Alles, um uns den Eindruck zu geben, daß hier der Gott in einer streng bestimmten, momentanen, dramatischen Situation gedacht und dargestellt ist. Es liegt etwas in dieser freien kühnen Stellung, das sich sogleich der Sinne des Beschauers bemächtigt, eine gewisse Concentration des Ganzen auf einen glänzenden, überraschend wirkenden Moment. Der erste Eindruck, den wir empfangen, ist der einer lebhaften Bewegtheit des Gottes. Die Füße sind zum weitausgreifenden Schreiten geöffnet. Der linke Fuß weicht bedeutend zurück, kaum daß er mit der Spitze die Erde berührt. Der rechte vorgesetzte ruht mit der ganzen Sohlenfläche auf dem Boden; der Gott hält einen Augenblick inne, um im Momente darauf weiterzuschreiten, und dieses augenblickliche Innehalten der Bewegung zeigt sich auch in der Draperie des um den linken Arm geschlungenen Mantelgewandes, dessen Faltenwurf in wohlgeordneter Fülle und feierlicher Ruhe niederhängt. Glänzend feierlich und hochhinwandelnd, wie Homer die Sonne nennt, tritt uns der Vatikanische Apoll entgegen, stillstehend dennoch bewegt. Und zwar ist bei aller äußeren Ruhe die Bewegtheit eine höchst intensive. Sie wird erzeugt durch den lebhaften Kontrast, in welchem die Glieder der Statue zu einander gestellt sind, ein Kontrast, der sich nicht nur in Haltung, Stellung und Ausdruck der Arme und Beine, sondern selbst in der Haltung des Hauptes offenbart, das von der Rechten zur Linken gewendet ist, während der Körper nach der entgegengesetzten Seite hinschreitet. Alle Glieder sind ferner in eine Lage gebracht, in welcher sie frei und ungehindert ihre volle Thätigkeit entfalten; kein Theil bedeckt den anderen, und das ganze Profil der Stellung zeichnet sich dem Beschauer trotz der kunstvollen Mannigfaltigkeit des Ganzen gleich beim ersten Blicke so einfach und bestimmt, und mit solcher Leichtigkeit in die Seele, daß diese Leichtigkeit wieder selbst auf die Statue

zurückwirkt. »Der ungehemmte Schwung unserer Einbildungskraft wird zur tragenden Flügelsohle des schweifenden Gottes.« Dazu kommt der Ausdruck des Kopfes, in dessen beredter Miene die Bewegung eines bestimmten Gedankens, eines energischen Gefühls deutlich zu lesen, die ganze Gestalt, über welche gleichsam ein elektrischer Strom der innigsten geistigen Lebenswärme ausgegossen ist, oder wie Goethe es nennt, jener höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien ewig jungen Wesens, der allerdings nur im Marmor selbst in seiner unsäglichen Erfreulichkeit hervortritt, während er im besten Gypsabgusse verschwindet. Und endlich der Affekt selbst, die tiefe Aufregung des Gemüths, die den ersten lebhaft bewegten Eindruck der ganzen Statue in fortwährender, immer gesteigerter Schwingung erhält, und diesen Eindruck selbst dem Nichtkenner, ja sogar dem Verächter der Plastik fühlbar macht. Wohl Jeder, der auch nur vor einem Abgusse des Vatikanischen Gottes stand, fühlte sich wunderbar getroffen von dem drohenden Ausdrucke in Stellung und Haltung des Leibes und des bogenbewehrten Arms, von dem gebieterischen Stolze in dem gerade aufgerichteten, ein wenig zurückgelehnten Haupte, dessen Blick schräg hinwegstreift über die Schulter des dräuenden Arms, von dem Zuge der Verachtung und des zürnenden Unmuths, welcher Kinn und Mund umspielt. »Aber auch in den Zustand der tiefsten Ruhe versetzt, würde dies Antlitz noch Kraft und Leben athmen, und in der Stärke des Affekts ist weder der stille Ernst des Todbringers, noch die Anmuth des schönsten Götterjünglings oder die sicher besonnene Kraft des Fernhintreffers untergegangen, und die Erregung des Gemüthes dient nur dazu, den Vollgehalt dieses göttlichen Wesens in helleres Licht zu setzen.«

Welche Aufgabe stellte sich der Künstler mit der Darstellung dieses Apollon? War es der Ueberwinder des Drachen Python im Augenblicke nach der Erlegung des Ungethüms durch die nimmer irrenden Pfeile? oder der Homerische Fernhintreffer, der hinabschreitet von den Höhen des Olympus, »düsterer Nacht vergleichbar«, den Köcher gefüllt mit den klingenden Pfeilen, um Tod und Verderben zu senden ins Lager der Griechen vor Troja? Oder war es der Apollon »Alexikakos«, der Abwehrer

des Pestunheils, den einst Kalamis in Erz den Athenern gebildet, und den hier der spätere Künstler in Marmor nachahmte? Jede dieser Ansichten hat (in Winckelmann, Visconti und Heinrich Meyer) ihren Vertreter gefunden; und auch an Solchen hat es nicht gefehlt, welche sich diesen Apollon, wie wir früher sahen, mit der Niobidengruppe komponirt dachten *), während wieder Andere in ihm einen vergöttlichten Apollon Augustus, oder gar einen zum Apoll idealisirten Nero zu sehen meinten. Näher lag für ein römisches Werk die Beziehung auf den Siegverleiher in der Schlacht bei Aktium, welche das Schicksal der Welt zu Gunsten des glücklichen Erben Cäsar's entschied. War doch der Gott selbst für ihn, wie die gleichzeitigen Dichter sangen, vom Olymp helfend niedergestiegen, und es ist leicht möglich, daß der römische Dichter Properz unseren Apoll oder ein ihm sehr ähnlich gehaltenes Bild des Gottes vor Augen hatte, als er in seinem Triumphliede über den Aktischen Sieg die Erscheinung Apoll's am Beginne der Schlacht schilderte:

Nicht mit dem lockigen Haar, das sonst ihm den Nacken hinabwallt,
Nicht mit der Leier, die sonst tönet den friedlichen Sang;
Nein, mit dem Blick, der einst Agamemnon traf, da vor Troja
Leichen auf Leichen dahinraffte sein zürnender Pfeil.
Oder wie er zerschoß die geschlungenen Knäule des Drachen
Pythe, vor welchem der Klang friedlicher Leier erbebt.

Und wenn die feierliche Gestalt des Apollo Citharoedus als Kultbild im Inneren des Prachttempels zu Aktium prangte, den der dankbare Sieger seinem Beschützer erbauen ließ, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch der Apoll, den der Dichter besang, der siegverleihende Vorkämpfer in der Schlacht, für die bildende Kunst unter August und seinen nächsten Nachfolgern ein oft wiederholtes Motiv wurde, dessen Ausführung dem Vatikanischen Apollo schwerlich in irgend einem wesentlichen Zuge unähnlich gewesen sein wird. Die folgenden Verse desselben Dichters:

*) S. Torso. Th. I., S. 383. Ein Jahr in Italien. Th. I., S. 110.

Denkmale wurden dem Phöbus von Aktium, weil er mit einem
Einzigen Pfeilschusse zehn feindliche Schiffe besiegt,

erheben unsere Vermuthung, wenn man sie mit den vorhergehenden Versen kombinirt, fast zur Gewißheit.

Einen anderen Weg der Deutung hat Feuerbach eingeschlagen. Er sieht in dem Vatikanischen Apollon ein Werk, das mit seiner Grundidee, gleich vielen anderen plastischen Kunstwerken der Alten, in der griechischen Bühne wurzelt, das schönste Denkmal innigsten Wechselverhältnisses zwischen beiden Künsten, mit einem Worte: den Apollon des Aeschylus, der in den »Eumeniden« dieses Dichters die grausen Furien von seinem Heiligthume hinwegscheucht:

Hinaus! ich will's, aus diesen Tempelhallen schnell
Hebt Euch hinweg, vom Heiligthume lasset ab,
Daß nicht von goldner Bogensehne abgeschnellt
Die lichte Flügelschlange strafend Euch ereilt! —
. . . . . .
Euch wahrlich ziemt nicht diesem Heiligthum zu nahn;
Zieht hin zum Schauplatz, wo man Menschen blendet, köpft,
Entmannung übt, im Mutterleib die Frucht erstickt,
Verbrecher steinigt und wo tiefes Weh erregt
Der Aufgespießten Wimmerlaut! — Wißt Ihr es nicht,
Welch einer Festlust Augenweid' Ihr liebt, die Euch
Zum Götterschreusal macht? Bekundet's deutlich doch
Euer ganzes Aussehn. Bei des Leu'n blutlechzendem
Geschlecht mag hausen solch Gezücht in wilder Schlucht,
Doch nimmer soll's beflecken mir das reine Haus.
Nun fort von hinnen! hirtenloser Heerdenzug,
Denn solcher Heerde Hirtenamt führt nie ein Gott!

In diesem Momente ist, nach Feuerbach, der Vatikanische Apoll gedacht. Aus dem Heiligthume herausgetreten hält er nur einen Augenblick inne, um die Drohung auszusprechen, die der bogenbewehrte, gegen den Feind ausgestreckte Arm unterstützt. Die rhythmische Bewegung, die ganze dramatische Haltung, die Andeutung des Prachtkostüms der Bühne in Mantel und schmuckreicher Fußbekleidung, der zürnend drohende und zugleich vom Unmuth über Widerwärtigstes erfüllte Aus-

druck des Angesichts, in dessen Zügen sich ein leises Grauen vor der Scheußlichkeit des ihm gebotenen Anblicks kaum verkennen läßt, — dies Alles spricht beredt genug für die feinsinnige Deutung, um sich ihr wenigstens in dem Resultate anzuschließen: Wenn vor der Seele des Aeschylus ein bestimmtes Apollobild stand, so müßte es eine Gestalt des Gottes gewesen sein, wie sie der Künstler des Vatikanischen Apoll geschaffen hat. Denn in der That, nichts hindert hier, »den Apoll des Aeschylus zu sehen«, wie jener Römer »den Zeus des Homer« in Phidias' Meisterwerke sah. Es ist nicht das bloße Abbild, es ist das Bild des furienscheuchenden Gottes, der reine poetische Gedanke selbst zur Statue verkörpert, die freie Frucht einer geistigen Wiedergeburt in der Seele eines von den Worten des Dichters getroffenen großen Künstlers.

Ebendarum aber ist in diesem bewunderungswürdigen Werke auch zugleich der ganze und vollständige Charakter des griechischen Apoll überhaupt enthalten; und wer den Vatikanischen Apoll sich in die Seele geprägt hat, dem wird das Bild des Gottes überall, wo es ihm in den verschiedensten Situationen bei den griechischen Dichtern entgegentritt, in dieser Gestalt erscheinen. Er wird, wenn er hier den hochhinwandelnden Sonnenlenker Phöbus Apollon, dort den furchtbaren Rächer des Uebermuths, wenn er den Pythotödter oder den Niobidenvertilger sich vorzustellen angeregt wird, schwerlich umhin können, des Vatikanischen Apoll zu gedenken, der uns zugleich mit der höchsten Jugendschönheit auch das vollendete Bild giebt von der Furchtbarkeit des ernsten Götterjünglings, den selbst die »ewigen Götter,« wie Homer singt, »nicht ohne Grauen heranwandeln sehen zum Olymp, wenn er naht mit dem furchtbaren Bogen.« In diesem Sinne kann man in der That sagen, daß alle früheren Deutungen eine gewisse Berechtigung haben, alle in gewisser Hinsicht wahr sind. Ja der deutsche Aesthetiker Friedrich Vischer durfte wohl mit Fug die Meinung aussprechen: der Künstler habe überhaupt nicht beabsichtigt, den Gott in der bestimmten Situation eines besonderen Kampfes aufzufassen, sondern er habe eben nur den reinen Lichtgeist als Feind und Zerstörer alles Dunkeln und Häßlichen, alles Unreinen, Wil-

den und Verworrenen darſtellen wollen, wie er nach Pindar's ſchönem Bilde:

Aufblühend wandelt über Land und Meeresfluth
Und ſtand über der Gebirge gewalt'gen Warten. — —

In dieſem Sinne gefaßt iſt die Schlange am ſtützenden Baumſtamme Zeichen des unheilabwehrenden, heilenden Gottes, und der beigegebene Oelbaum ſelbſt das Symbol des Friedens und der entſündigenden Reinigung, welche Apoll ſeinen Schützlingen gewährt.

Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Statue in die Zeit Nero's gehört. Der Ort, wo ſie gefunden wurde, war der Lieblingsſitz dieſes Kaiſers. Hier war er geboren, hier hielt er ſeinen glänzenden Einzug nach der Rückkehr von ſeiner Kunſtreiſe durch Griechenland, hier weilte er während des ungeheuren Brandes, der zwei Drittheile Roms in Aſche legte, und der Borgheſiſche Fechter, der gleichfalls unter Antiums Ruinen hervorgezogen worden iſt, zeigt nicht minder wie der Vatikaniſche Apoll, daß die edelſten Werke der Plaſtik die kaiſerliche Sommerreſidenz ſchmückten. Es iſt ein tiefpoetiſcher Gedanke Feuerbach's, daß der furienſcheuchende Gott vielleicht im Hauſe des gekrönten Oreſtes ſtand, der es gewagt hatte, mit der Schuld des Muttermordes auf der eigenen Seele, den Muttermörder Oreſt auf der Bühne zu ſpielen. Nicht ſelten waren ſeinen zerrütteten Sinnen, wie er ſeinen Vertrauteſten geſtand, die rächenden Göttinnen mit ihren Fackeln und Geißeln erſchienen, und wohl iſt es denkbar, daß ſein ſchuldbeladenes Gewiſſen Schutz ſuchte unter dieſem Bilde des abwehrenden Gottes, deſſen drohender Arm hier an dieſer Stelle ſo furchtbar in die Wirklichkeit hinüberreichte. Aber wenn auch dies Alles nichts weiter wäre als eine geiſtreiche Vermuthung — Eins, bleibt gewiß: in dem Ausdrucke dieſes Götterhauptes liegt der Adel jenes göttlichen Zornes, wie ihn ein Tacitus empfand im Hinblick auf jene Zeiten und ihre grauſen Verbrechen. Und wenn es wirklich Nero war, der dem Künſtler des Vatikaniſchen Apoll ſeine Aufgabe ſtellte, ſo iſt es begreiflich, daß die große Seele des Meiſters, welche das Bild dieſes Apollo in ihrem Inneren zu geſtalten fähig war, dem hehren Gotte der lichten

Reinheit den Ausdruck jenes zornigen Abscheus aufprägte, den jedes edle Herz beim Hinblick auf diese Welt voll fluchbeladenen Verbrechens empfinden mußte. Denn jeder große Künstler vermag in seinen besten Werken immer nur die Gemüthsstimmung zur Darstellung zu bringen, welche ihm das jedesmalige Motiv derselben einflößte. Auch ein Tizian, als er die schöne blonde Giftmischerin Lucrezia Borgia mit ihrem Gemahle gegenüber der heiligen Familie malen mußte, hat in dem berühmten Gemälde der Dresdener Gallerie die ganze zornige Verwerfung der heuchelnden Sünde ausgedrückt, die er in seiner Seele empfand *).

Der richtige Standpunkt der Betrachtung, auf dem alle Schönheiten des Vatikanischen Apollon in einem Punkte zusammenstrahlen, ist die Seite, gegen welche der linke Arm gerichtet ist. Für diesen Punkt war die Statue durch ihre Aufstellung in einer Nische berechnet; die unzugängliche Rückseite ist deshalb bei Weitem weniger ausgeführt. Das geringe Hervortreten der Muskulatur ist, wie Feuerbach nachgewiesen hat, durch die ganze Stellung und Haltung der Gestalt bedingt und nothwendig gemacht. »Der rundliche Bau der Glieder, die Weichheit und Einfachheit der Linien, womit diese Formen auseinandertreten, die holde, fast mädchenhafte Rundung der bartlosen Wange, gehören der Unschuld und Einfachheit einer kindlichen Natur. Wir ahnen, was die Alten sagen wollten, wenn sie von der leuchtenden Reinheit des Apollon sprechen. Aber diese sanfte Rundung der Formen ist zugleich die reife Fülle des gesunden Muskels, und der reizenden Schlankheit und Leichtigkeit eines aufblühenden Jünglingskörpers untergeordnet. Die Verhältnisse des Vatikanischen Apoll sind die eines vollkommen ausgewachsenen männlichen Körpers: hier ist nichts von jener Zierlichkeit und leichtverletzlichen Zartheit, welche an dem sogenannten Apollino so wohl gefällt. Betrachten wir den markig festen Kern des Knochenbaues, ermessen wir die Kraft des rechten vortretenden Schenkels, der stark genug wäre, einen Jupiterleib zu tragen, den Ernst der gedankenvoll gewölbten

*) S. Julius Mosen, die Dresdener Gemäldegallerie. S. 36—38.

Stirn, die stolze Entschiedenheit in Stellung und Geberde, die hohe Fassung im Ausdruck des Kopfes — und wir stehen vor einem Bilde der erhabensten Männlichkeit.« Der »ewige Frühling«, der, wie Winckelmann sagt, die reizende Männlichkeit dieses Apollo umkleidet, ist der richtige Ausdruck für den Zauber der Kunst, die in dieser Gestalt die verschiedenen Altersstufen in eine unlösbare Einheit zusammengefaßt und ein Wesen geschaffen hat, bei dessen Anschauen es unserer Einbildungskraft unmöglich ist, sich einen zeitlichen Entwickelungsgang desselben vorzustellen, oder an die Möglichkeit eines Niedersteigens in menschliche Vergänglichkeit zu glauben *). Die Schlankheit der Gestalt verleiht der nur siebenthalb Fuß hohen Statue den Eindruck einer an das Kolossale streifenden Majestät.

Es ist nicht zu entscheiden, ob das Urbild früherer Kunst, an welches sich der Meister dieses Apollo anschloß, ein Bronzewerk gewesen sei; Visconti behauptet es, während es Feuerbach leugnet. Die stehengebliebenen Stützen erklärt der Erstere aus Gründen der Nützlichkeit, weil dadurch die im Alterthum häufige Versetzung solcher dem Luxus dienenden Kunstwerke von einem Orte zum anderen erleichtert wurde.

Hauptbildwerke von Herkulanum und Pompeji.

Die deutlichste Anschauung italischer Kunstbildung im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit geben uns die Entdeckungen der unter Titus vom Vesuv verschütteten Städte Herkulanum und Pompeji. Die hier gefundenen plastischen Bildwerke in Bronze und Marmor, deren Anzahl schon zu Winckelmann's Zeit über anderthalbhundert betrug, liefern uns zunächst einen Haltpunkt für unser Urtheil nicht nur über die Verwendung plastischer Kunstwerke zu Schmuck und Zier des öffentlichen wie des Privatlebens in jener Zeit, sondern auch über den Stand der plastischen Kunst selbst in jener Periode, in welcher das ganze Leben bis in das

*) S. Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 370. 371.

Gebiet des niedersten Bedürfnisses herab von der Schönheit der Kunst geschmückt und geadelt erscheint. Dazu kommt für die aus den Ruinen jener Städte aufgegrabenen Hauptwerke noch ein zweiter wichtiger Umstand: die wenigstens theilweise Bestimmtheit ihrer Entstehungszeit; denn keins dieser Werke kann jünger sein als die Zeit Vespasian's. Aber es ist auch nicht wahrscheinlich, daß irgend eins derselben hinausgeht über die Restaurationsperiode der griechischen Bildkunst in Italien. Herkulanum und Pompeji waren, obschon blühend und wohlhabend zur Zeit ihres Untergangs, doch im Vergleich zu Rom und den großen Städten Italiens eben nur mittelmäßige Landstädte, deren Bewohner schwerlich im Stande waren, zum Schmuck ihrer Theater, Plätze und Wohnungen Originale der älteren griechischen Meister zu verwenden, und in Anschaffung derselben mit den reichen und mächtigen Familien Roms oder gar mit den Kaisern selbst zu wetteifern.

Ist diese Voraussetzung richtig, so ergiebt sich aus den aufgegrabenen Hauptwerken der Plastik in Bronze und Marmor ein neuer Beweis für die hohe Stufe der Meisterschaft, welche die Kunst selbst in dieser Zeit bei solchen Künstlern behauptete, die für den Luxus und das Bedürfniß untergeordneter Städte Italiens arbeiteten. Freilich sind die ans Licht gezogenen Kaiserstatuen in Bronze fast alle nur mittelmäßig, denn diese wurden vorzugsweise fabrikmäßig angefertigt. Aber schon die marmornen Statuen und Reiterstandbilder der weiblichen und männlichen Angehörigen der Familie der Balbi aus Herkulanum müssen zu den ausgezeichneten Marmorwerken dieser Gattung gezählt werden. Die im Dresdner Museum befindlichen drei weiblichen Statuen gehören zu den schönsten Zierden dieser Sammlung. Winckelmann verglich die große Manier in der Gewandung dieser Statuen mit der Farnesischen Flora und anderen Meisterwerken ersten Ranges. Ehrfurcht gebietend beim ersten Anblicke, Entzücken erregend bei stets erneuter Anschauung, liefern diese trefflichen Werke den Beweis, daß die Kunst, als alle Körperideale längst erschöpft waren, noch Mittel fand, durch die Draperie selbst, wie Böttiger sich ausdrückt, das Nackte in jeder Falte zu enthüllen. Die

alte unrichtige Benennung als »Veſtalinnen« bezeichnet doch ſehr treffend die himmliſche Ruhe und Einfachheit der ſich gleichſam in ſich ſelbſt einſchmiegenden Sittſamkeit, die den Hauptcharakter dieſer edlen weiblichen Geſtalten bildet. Wir wiſſen, daß Pompeji eigene große Marmorwerkſtätten beſaß, und auch in Herkulanum fehlten ſolche gewiß nicht. Und daß tüchtige Meiſter in denſelben arbeiteten, das beweiſen neben jenen Dresdner Statuen vorzüglich die

Reiterſtandbilder der beiden Balbi

im Borbonischen Muſeum zu Neapel aus griechiſchem Marmor, der freilich von der Lava ſehr gelitten hat, unter Lebensgröße. Es ſind Ehrenſtandbilder, verdienten Bürgern von den Ihrigen, oder von der Stadt in einer Baſilika errichtet. Der ältere Balbus hält mit der Linken den Zügel, die Rechte hebt er grüßend, wie die Imperatoren, gegen das Haupt, der Ring am Finger bezeichnet ritterlichen Rang. Ein kurzer Harniſch über der Tunika zeigt unter der Bruſt die Gürtung und ſchräg nach der Schulter gelegt das Band des Wehrgehenks. Das Pferd, das nicht, wie gewöhnlich in der Natur, die Beine beim Schreiten kreuzweis, ſondern parallel geſetzt hat, iſt im Moment des Angehaltenwerdens gedacht, den Kopf wie verwundert ſeitwärts gewendet, »das eine Ohr geſpitzt, das andere zurückgelegt, das rechte Bein in feſter Stellung, das linke ein wenig erhoben in angelernter zierlicher Bewegung. Reiter und Pferd, Anlage und Arbeit, Einfachheit und glückliche Wirkung, Ausführung und Erhaltung ſind gleich erfreulich bei dieſem trefflichen Werke, dem nur die zugleich gefundene Statue des zweiten jüngeren Balbus vergleichbar iſt. Doch iſt es wohl zuviel geſagt, daß ſelbſt Mark Aurel's berühmtes Roß »dieſen lebensvollen, tiefſtudirten, frei und kühn gearbeiteten Marmorreſſen nachſtehen müſſe«*) zu den Marmorſtatuen von griechiſchen Dichtern, Rednern und Philoſophen, mit denen das Innere des Herkulaniſchen

*) Gerhard, Neapels antike Bildwerke. S. 21.

Theaters geschmückt war, gehört neben dem sogenannten Poplicola und dem Homer des Museo Borbonico auch die schon früher (Th. I., S. 523) beschriebene herrliche Gewandstatue des Aeschines, und es ist kaum zu bezweifeln, daß sowohl diese als auch die zahlreichen in Herkulanum gefundenen Hermen, Büsten und Köpfe, unter denen viele von hohem Kunstwerthe, Arbeiten einheimischer Künstler waren.

Noch höher vielleicht als die Marmorskulpturen stehen die berühmtesten aus den verschütteten Städten ans Licht gezogenen Bronzewerke, deren wir schon mehrere im Verlauf unserer Darstellung besprochen haben. Hier tragen wir nur neben dem berühmten tanzenden Faun, den herrlichen zwei Rehen und der erst neuerlich entdeckten Venusstatuette das Hauptwerk der Sammlung nach, den

Ruhenden Merkur,

den Winckelmann die bei weitem schönste aller antiken Bronzestatuen nannte. Es ist eine Jünglingsgestalt in Lebensgröße. Auf einem Felsblocke sitzend ist er ausruhend gedacht auf einem seiner Botenflüge. Die Aufgabe: im Momente der Ruhe selbst schon die folgende Bewegung anzudeuten, ist hier auf das Glücklichste gelöst; denn Haltung und Ausdruck des vorgebogenen Oberleibes und der langschenklichten Beine und Füße deuten darauf hin, daß er im Momente der Rast schon wieder im Begriff ist, sich zu neuer windschneller Eile zu erheben. Das unterwärts etwas eingekniffene Kinn hielt Winckelmann für einen Rest der Beschädigung des Kopfes, der aus mehreren Stücken zusammengesetzt werden mußte. Daß der Gott nicht zum Gehen, sondern zum fliegenden Schweben geschaffen sei, fand Winckelmann symbolisch angedeutet durch die Rosetten auf den Riemen unter den Fußsohlen, welche als Schnallen dienen und ein wirkliches Auftreten hindern.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung derjenigen Reste monumentaler Bildkunst, welche an den erhaltenen Bauwerken aus dieser Periode der ersten hundertzwanzig Jahre des römischen Kaiserthums übrig geblieben sind. Allen voran steht hier

Der Titusbogen.

Die Bildwerke, welche den Triumphbogen des Titus am Fuße des Palatinischen Berges schmücken, gehören zu den wenigen Resten alter Kunst, deren Entstehungszeit durch das geschichtliche Ereigniß, dessen Erinnerung sie festhalten sollten, genau bestimmt sind. Bekanntlich ist es die Eroberung von Jerusalem durch Titus, welche dies Denkmal feiert. Eilf Jahre nach derselben starb Titus (81 n. Chr.), und erst nach seinem Tode, wie die Inschrift und das Reliefbild der Vergötterung des Imperators in der Mitte der Bogenwölbung beweisen, wurde der Triumphbogen vollendet. Die Bildwerke desselben zeigen am Fries den Opferaufzug, der den Triumph begleitete: geschmückte Stiere von Opferschlächtern geführt, Priester mit dienenden Opferknaben (camilli), Krieger mit Schilden und Feldzeichen, zuletzt auf einer Bahre getragen, die liegende Statue des Jordanflusses. An den inneren Wänden des Bogens sieht man den siegreichen Imperator auf dem Triumphwagen, dessen Rosse die Göttin Roma führt, während eine hinter ihm schwebende Victoria seinem Haupte den Siegerkranz aufsetzt. Zwölf Lictoren, sowie Bürger und Krieger mit Lorbeerzweigen in den Händen und Kränzen auf den Häuptern, bilden das Geleit des Siegesgespannes, das den Triumphator hinaufführt zum Kapitol. Auf Bahren getragen folgt die Siegesbeute, der siebenarmige Leuchter und der Schaubrodtisch aus dem Tempel von Jerusalem.

Zur richtigen Würdigung des künstlerischen Werths der Skulpturen an diesem, in historischer Hinsicht unschätzbaren Denkmal muß man berücksichtigen, daß wir es hier immer nur mit Werken untergeordneten Ranges, mit monumentalen Dekorationsarbeiten zu thun haben, und daß die Ausführung derselben in eine Zeit fällt, wo der Kaiser, den der

Senat durch dieſes Denkmal ehren wollte, nicht mehr am Leben war. Der Entwurf des Ganzen verräth das Genie und die Erfindungskraft eines trefflichen Meiſters. Aber die Eleganz der Formen und die geſchmackvolle Anordnung ſeiner Zeichnungen und Modelle erſcheinen von handwerksmäßigen Arbeitern zum Theil nachläſſig und mechaniſch ausgeführt. Wir finden Augen in Profilgeſichtern en face geſtellt, die Gewänder in der Ausarbeitung vernachläſſigt, und im Betreff der Geſimsornamente, von denen ein Theil ſich mit Blätterwerk überladen zeigt, während der größere Theil der Glieder des Bogens noch glatt und in edler Einfachheit reiner Zeichnung gehalten iſt, ſcheint ſogar der urſprüngliche Entwurf ganz verlaſſen zu ſein. Daſſelbe Mißverhältniß zwiſchen Entwurf und Ausführung zeigt ſich an den Reliefbildern eines nur wenig ſpäteren Denkmals, nämlich an den Bildwerken des Pallastempels auf dem Forum des Nerva zu Rom.

Vergleichen wir hier der Ueberſichtlichkeit wegen die Skulpturen der übrigen, zum Theil noch in Rom erhaltenen ähnlichen Triumphdenkmäler mit den ſoeben betrachteten Reliefs des Titusbogens, ſo laſſen ſich daraus lehrreiche Andeutungen für die Kunſtzuſtände der verſchiedenen Epochen in Bezug auf die monumentale Dekorativplaſtik gewinnen. Die Reliefs im Caſino Borgheſe, welche von dem erſt im Jahre 1527 bei Piazza Sciarra niedergeriſſenen Triumphbogen des Kaiſers Claudius ſtammen, zeigen ſelbſt noch in ihrer trümmerhaften Geſtalt die Spuren einer Schönheit der Ausführung und eines idealen Styles, mit denen ſich ſelbſt die ähnlichen Arbeiten der Trajaniſchen und Hadrianiſchen Zeit nicht meſſen können. Denn die Periode der Kaiſer aus dem Juliſchen Hauſe war eine überaus glänzende für die Kunſt, während die Zeiten unmittelbar nach Nero's Sturze, von furchtbaren Bürgerkriegen zerrüttet, ſelbſt unter Veſpaſian, Titus und Domitian bei weitem weniger günſtig für dieſelbe waren. Während in jenen Skulpturen aus Kaiſer Claudius' Zeit der Reliefſtyl noch dem ächtgriechiſchen nahe ſteht, zeigen die Reliefs der Siegesdenkmäler Trajan's, jetzt am Konſtantinsbogen befindlich, ſowie die vom Triumphbogen der Kaiſer Antoninus Pius und Mark Aurel

stammenden Basreliefs jetzt auf dem Kapitol befindlich, schon den vorwiegend realistischen Charakter römischer Darstellung und Behandlungsweise. Die Figuren sind halbdurchgeschnittenen Statuen ähnlich, die Komposition überladen und schwerfällig. Noch tiefer stehen die Skulpturen am Triumphbogen des Septimius Severus und an dem sogenannten Bogen der Goldschmiede, und unter den Reliefs am Triumphbogen Konstantin's sind diejenigen, welche der Zeit dieses Kaisers angehören, ein Beweis, daß damals die Kunst monumentaler Plastik sich im Zustande des tiefsten Verfalls befand.

Die Trajanssäule.

Wenn man abwärts steigend von der Höhe, die den Quirinalischen Palast trägt, am Giardino Colonna vorbei durch das Gassengewirr die Senkung erreicht, welche den quirinalischen Hügel von dem des Kapitoliums trennt, so starrt uns inmitten eines funfzehn Fuß tief ausgegrabenen gewaltigen Eirunds aus einem Walde von Säulenstumpfen jene riesige Colonna di Trajano entgegen, die, einst das herrlichste aller römischen Fora, das Forum Trajan's schmückte, und das kolossale Bild »des besten der Kaiser Roms« auf ihrem Gipfel hoch in die Lüfte des Himmels emportrug. Nur ein kleines Stück ist durch Ausgrabungen bloßgelegt von diesem Prachtforum, das sich mit seiner riesigen Basilika, seinen Tempeln und Triumphbogen, Bibliotheken und Portiken, seinem Statuenschmuck, in dessen Mitte das weltberühmte Reiterstandbild des Kaisers von vergoldeter Bronze prangte, von der heutigen Kirche der Apostel bis gegen den Fuß des Kapitolberges hin ausdehnte. Es war, wie die Säule, das Werk des Athener Apollodorus, des genialsten Baumeisters und Bildhauers der ganzen Kaiserzeit; eine Schöpfung von unvergleichlicher Pracht und Schönheit selbst in der Stadt der Wunder solcher Kunst, und mit Ehrfurcht angestaunt noch von späten Jahrhunderten. Ein Augenzeuge, der zwei Jahrhunderte später den Einzug von Konstantin's Sohne in Rom (357 n. Chr.) beschreibt, der Historiker Ammianus Mar-

cellinus, erzählt, daß der kaiserliche Prinz, nachdem er bereits die ehrfurchtgebietende Majestät des Kapitols, den ungeheuren Umfang von Caracalla's und Diocletian's Bädern, die riesenhafte Größe des Kolosseums, die Schönheit des Pompejustheaters und des Friedenstempels bewundert, doch bei dem Anblick des Trajansforums alles Gesehene weit übertroffen gefunden habe. »Von Staunen gebannt, weilte er bei diesem, wie ich meine, allerdings soweit der Himmel reicht, einzigen Bau, der selbst Göttern bewundernde Zustimmung abnöthigen kann, und indem er Blick und Geist unverschweifen ließ über die harmonische Einheit dieser gigantischen Werke, gestand er, daß ihre Herrlichkeit weder zu beschreiben noch je wieder von den Sterblichen zu erreichen sei.«

Die Nothwendigkeit, diese Pracht zu überbieten oder ihr doch einen würdigen Mittelpunkt zu geben, führte den Künstler auf den Gedanken, der Huldigung des Senats und Volks, welche ihrem geliebten Beherrscher ein Denkmal seiner Thaten weihen wollten, dadurch Ausdruck zu verleihen, daß er diese Säule von weit über hundert Fuß Höhe als Piedestal der Ehrenstatue des Imperators emporthürmte, und auf den dreiundzwanzig Marmortrommeln derselben die Geschichte seiner glorreichen Kriegsthaten gegen das furchtbare Volk der Daker in einer Komposition von nicht weniger als hundertundvierzehn Darstellungen mit mehr als dritthalbtausend Figuren in den Marmor meißelte. Auch die hundert Fuß Höhe der Säule hatten monumentale Bedeutung. Denn gerade soviel Fuß betrug, wie uns eine Inschrift meldet, die Höhe des Berges, welchen der Meister Apollodorus abtragen mußte, um sich den Platz für das großartige Ganze der Bauten des Forums zu schaffen.

Schon in alter Zeit war es Sitte, Ehrenstatuen auf Säulen zu stellen. Aber die Säulen waren niedrig, und die Statue blieb die Hauptsache. Das umgekehrte Verhältniß, wo die Säule selbst als Ehrensäule zur Hauptsache, die darauf gestellte Statue nur abschließende Spitze wurde, gehört der Kaiserzeit an, und vielleicht ist die Trajanssäule die erste, jedenfalls die ausgezeichnetste und berühmteste ihrer Gattung. Sie erhob sich in der Mitte eines viereckten, 76 Fuß langen, 56 Fuß breiten Hofes,

welcher auf der einen Seite von der Mauer der Basilika, auf den drei anderen von einer Halle gebildet wurde, deren Säulenstümpfe zum Theil noch jetzt vorhanden sind. Apollodor wählte die dorische Säulenform, aber mit Hinzufügung vielfachen anderen Schmucks, und die Ornamente des Echinus (des Wulstes am Kapitell) sind die der ionischen Ordnung. Durch die vom Papst Sixtus V. begonnenen und später unter Napoleon fortgesetzten Ausgrabungen ist jetzt das ganze Werk bis zum Fundamente den Blicken bloßgelegt.

Auf einem siebzehn Fuß hohen, viereckten Piedestal, dessen zehn Fuß hoher Würfel mit reichen Skulpturen geschmückt, und dessen im Inneren befindliche Grabkammer seit Sixtus V. zugemauert ist, um der beschädigten Unterlage größeren Halt zu geben, erhebt sich in einer Höhe von hundert Fuß bis zur oberen Fläche des Kapitells die reliefgeschmückte, zwölf Fuß im Durchmesser haltende, oben um anderthalb Fuß im Durchmesser verjüngte Säule. Ein Eisengitter umschließt hoch oben statt des Gitters von vergoldeter Bronze das erneuerte, sechzehn Fuß hoch über dem Kapitell sich erhebende Fußgestell, welches jetzt statt der achtzehn Fuß hohen Bronzestatue des Kaisers, von der im sechzehnten Jahrhundert noch der Kopf vorhanden war, das eherne Standbild des Apostels Petrus trägt. Die vierunddreißig Blöcke des schönsten weißen Marmors, von denen eilf dem Piedestal, dreiundzwanzig dem Schaft der Säule gehören, sind nur hier und da durch eingehauene Löcher beschädigt, wie man sie als Spuren der Verwüstung an vielen alten römischen Gebäuden findet *); aber sie sind so genau aufeinandergefügt, daß das Ganze den Eindruck macht, als wäre es aus einem Stücke gebildet **). Im

*) S. Ein Jahr in Italien. Th. III., S. 175.

**) Ueber die Maße herrscht in den Büchern große Verschiedenheit der Angaben. Ich gebe hier eine genauere Uebersicht derselben nach Santi Bartoli's berühmtem Kupferwerke, und bemerke nur, daß der Fuß der altrömische, also um etwa einen Zoll kleiner ist als der preußische Fuß:

Inneren ist die Säule hohl, und eine Wendeltreppe von 185 Marmorstufen, erhellt durch 43 kleine Fenster, führt uns bis zur Höhe von 128 Fuß über dem Erdboden. Dies ganze ungeheure Werk ist nun vom Piedestal bis zur Höhe des Säulenknaufs mit Arbeiten der plastischen Kunst bedeckt, welche die ganze Geschichte eines großen Feldzuges in zahlreichen Reliefbildern vorführen. Der Würfel des Piedestals ist von allen vier Seiten mit Reliefs geschmückt, welche die verschiedenen zu Tropäen kunstreich zusammengestellten Schutz- und Trutzwaffen, Feldzeichen und Kriegsgeräthe der vom Kaiser besiegten Völkerschaften darstellen, und deren Schönheit und zierliche Formen allerdings der Plastik einen besseren Gegenstand lieferten als die Uniformfräcke, Czakos und Husarenjacken, die ein künstlerisches Auge auf dem Würfel der berühmten Napoleons-

---

I. Höhe:	1) des Fundamentalwürfels	1	Fuß	1 Zoll.
	2) der Basis des Piedestals	2	»	4 »
	3) des Piedestalwürfels	10	»	3 »
	4) Obertheil des Piedestals bis zum Beginn der Säule	8	»	2 »
	5) Schaft der Säule selbst	90	»	6 »
	6) Kapitell der Säule	4	»	— »
	7) Piedestal der Statue	16	»	6 »
	8) Statue des Apostels	13	»	— »
		145	Fuß	10 Zoll.

II. Breite:	1) des untersten Marmorwürfels .	21	Fuß.	
	2) des Piedestalwürfels	18	»	4 Zoll.
	3) der Säulenbasis	17	»	
	4) der untersten Säulentrommel .	12½	»	
	5) der obersten » .	10¼	»	
	6) des Kapitells der Säulentrommel	14¼	»	
	7) der Sole der Wendeltreppe der Säulentrommel	3	»	
	8) der Stufen	2¼	»	
	Die Dicke der Trommelblöcke beträgt	2¼	»	

säule des Pariser Vendomeplatzes nur mit Entsetzen gewahrt. Zwei schwebende Victorien im oberen Felde, das kriegerische und siegreiche Rom, halten über dem Eingange die Weiheinschrift. Festons von Eichenlaub, an jeder der vier Ecken von dem römischen Adler gehalten, schmücken das Piedestal, und über demselben wie auf einem Altare ruht als unterer Säulenwulst ein kolossaler Lorbeerkranz, aus dem sich die Triumphkolonne emporhebt.

Und nun breitet sich in den unübersehlichen Windungen des reliefgeschmückten Marmorbandes, welches den Schaft der Säule vom Fuße bis zum Gipfel spiralförmig umwindet, das wimmelnde Leben eines römischen Feldzuges vor uns aus, mit allen seinen mannigfaltigen Ereignissen und verschiedenartigen Scenen. Da sehen wir Vorrathsmagazine am Strom erbaut und durch Wachtposten geschützt. Brücken werden geschlagen, Heerhaufen zu Fuß und zu Roß ziehen darüber, der Kaiser voran, Schiffe landen mit allerlei Heerbedürfnissen, Lager werden aufgeschlagen und befestigt. Wir sehen den römischen Legionar in allen erdenklichen Situationen: bald Wache stehend in voller Rüstung, bald Holz fällend, Wasser holend oder schanzend, bald marschirend in langem Zuge, bald um das Tribunal des Kaiserfeldherrn gedrängt, seiner Anrede lauschend. Schlachten werden geschlagen, Städte belagert, gestürmt, angezündet und geplündert; Verhandlungen werden gepflogen, Gefangene hingerichtet, an Anderen Gnade geübt, Verwundete verbunden, wobei immer ein Soldat den Chirurgen des anderen macht. Vor Allem aber ist es der Kaiser, der immer und immer wieder, bald als Redner zu den Truppen, bald zum Kampfe ausziehend, Gefangene verhörend, Verhandlungen mit Abgesandten pflegend, Opfer vollziehend, Frauen und Kinder der Ueberwundenen beschützend u. s. w. vorkommt. Der ganze altbabylonische und ägyptische Realismus solcher historischen Darstellungen, wie wir ihn aus den Ninivehskulpturen und den ägyptischen Denkmälern kennen, tritt uns hier wieder entgegen. Der kaiserliche Absolutismus des Abendlandes erzeugt aus gleichen Ursachen auch in der Kunst gleiche Wirkungen. Sehen wir auf den Styl und Kunstwerth dieser Bildwerke, deren Genuß, mit Ausnahme der Piedestalreliefs, sowohl durch die rundgewundene

Form der Reliefbilder, als durch die Höhe der Säule eigentlich unmöglich, und nur durch Abgüsse oder gute Abbildungen zu erlangen ist, so liefern sie uns den Beweis, daß noch immer, selbst in so später Zeit, die Reliefplastik technisch Großes und Treffliches leistete. Der Kenner darf sich mit gutem Fug an der Leichtigkeit und Schönheit der Piedestalvictorien und ihren leichtflatternden schön gefalteten Gewändern erfreuen; er kann mit Winckelmann die unendliche Mannigfaltigkeit in den Tausenden von Köpfen der Säulenreliefs bewundern, sowie die richtige Zeichnung in den Figuren, und den in allen mannigfaltig ausgeprägten Charakter des derben, rüstigen, von Wetter und Strapazen durchgearbeiteten römischen Legionars und Veteranen anerkennen. Auch darin, daß die Pferde stets weit unter Naturgröße gehalten sind, und Reiter zu Pferde nicht viel größer als danebenstehende Fußgänger erscheinen, zeigt sich noch gute alte Kunsttradition, die das Naturwirkliche der harmonischen Wirkung zu opfern verstand. Der Antiquar endlich mag über römisches Kriegswesen, über Lagerbrauch und Waffenwesen und zahlreiche andere Dinge erwünschtesten Aufschluß finden, und in den dakischen und sarmatischen spitzhelmigen Panzerreitern die heutigen Tscherkessen wieder erkennen. Aber weiter wird auch unser Lob dieser interessanten Denkmäler römischer Plastik nicht gehen dürfen. Von kunstreicher Gruppirung und interessanter Komposition, von einfacher, durch ihre Harmonie wirkender Zusammenordnung zu leicht übersehlichen, in sich abgeschlossenen Bildern ist nicht mehr die Rede. Vielmehr sind die Figuren, ganz im Gegensatz zu dem altgriechischen Reliefstyle, über und hinter einander gehäuft und nach malerischen Grundsätzen vertheilt. Auch von der alten geistreichen Weise, durch Andeutung symbolisch zu wirken, findet sich kaum eine Spur in diesen Reliefs, in denen der Komponirende Alles, selbst das Untergeordnetste, mit peinlicher Genauigkeit und unkünstlerischer Breite ausgeführt hat. Selbst die Heuschober zur Ernährung der Kavallerie werden uns nicht erspart, und die Uebersicht des Ganzen lehrt, daß sich der Künstler, der die Zeichnungen entwarf, streng an die Folge der Zeitungsberichte über den Krieg gehalten hat. Abgehauene Köpfe auf Stangen gespießt

und Körper auf Wagenräder gebunden in einem feindlichen befestigten Lager zeigen das Schicksal, das oft des gefangenen Römers wartete; aber die abgeschnittenen Häupter, welche römische Legionssoldaten dem Kaiser präsentiren, sind auch eine kaum weniger rohe und barbarische Erscheinung.

Das ganze Denkmal selbst ist ein Werk, das mehr durch eine seltsame Kolossalität zu imponiren trachtet, als durch die Einfachheit der Kunst, die ihr Wesen in den dargestellten Dingen selbst sucht. Als Ganzes betrachtet, ist es besonders nach zwei Seiten hin ein Zeichen des überhandnehmenden unkünstlerischen Sinnes der Zeit. Diese rund um die Säule laufenden Reliefbilder widersprechen zunächst dem Wesen der Reliefdarstellung; denn diese verlangt die geradeaus fortlaufende Fläche, um in ruhiger Breite dem Auge behaglich entgegengetragen zu werden, während hier die himmelansteigende Richtung die Bilder dem Auge vielmehr entrückt. Aber auch die Säule selbst und die von ihr getragene Statue erfüllen eben so wenig ihre eigentliche Bestimmung. Jene soll eine Last stützen, diese nicht zu winziger Kleinheit verschrumpft über der Menschheit stehen, sondern unter dem Gewühl der Menschen in zweckentsprechender Erhöhung den Mann, dessen Bild sie darstellt, doch immer noch als Genossen der Menschheit unter uns weilen lassen. Nur dem Ungeschmacke einer verknechteten Zeit, die ihren Herrn auch in der Wirklichkeit über die Grenzen des Menschlichen erhob, konnte es einkommen, jene heidnischen Säulenheiligen zu schaffen und Denkmäler aufzurichten, deren Kolossalität nicht die innere Größe des Helden, sondern die leere Größe des Riesen ausdrückt. Diese Absicht, den Gottkaiser »durch solche Säulenpostamente über die Sterblichen zu erheben«, spricht schon ein Alter, Plinius, geradezu als Grund aus, weshalb man die Kaiserstatuen auf riesige Kolonnen gestellt habe, und dasselbe Motiv veranlaßte auch die Aufstellung von Monumentalstatuen auf der Höhe der Triumphbogen. Die Nachahmung der Trajanssäule durch die noch kolossalere Napoleonsche Triumphkolonne des Pariser Vendomeplatzes hat dieselben Wirkungen gleicher Ursachen und Verhältnisse in unseren Tagen gezeigt. — Die Mark-Aurelssäule auf Piazza Colonna, deren Bilderschmuck, Scenen

des Markomannenkrieges enthaltend, sich weder an Styl und Ausführung, noch an Erhaltung mit denen der Trajansſäule meſſen kann, bedarf keiner weiteren Erwähnung, und von der funfzig Fuß hohen Antoninsſäule aus Granit, welche Papſt Pius zerſägen ließ, um damit die Bibliothekſäle des Vatikan zu ſchmücken und einen Obelisken auszubeſſern, iſt nur noch das reliefgeſchmückte Poſtament in den Gärten des Vatikan erhalten.

Arbeiten aus Trajan's Zeit am Triumphbogen Konſtantin's.

Aus dem zerſtörten Triumphbogen Trajan's, der das Forum des Kaiſers ſchmückte, errichtete der Senat zwei Jahrhunderte ſpätek, in einer Zeit des tiefen Kunſtverfalls, den Siegesbogen Kaiſer Konſtantin's. Auch ein ungeübtes Auge unterſcheidet an dieſem Denkmale ohne Mühe die rohe Plumpheit derjenigen Skulpturen, welche, wie die vier Flußfiguren an den Ecken des Bogens und die vier Victorien über denſelben, unter der Corniſche der Zeit Konſtantin's ſelbſt angehören, von der techniſchen Vollendung und geiſtvollen Behandlung derjenigen Bildwerke, mit denen Apollodor, dieſer Phidias des kunſtliebenden Trajan, und die zahlreichen griechiſchen Künſtler, welche unter ſeiner Leitung arbeiteten, den Triumphbogen des Beſiegers der Daker geſchmückt hatte. Zu den letzteren gehören die acht Rundbilder über den Seitenbögen, welche Scenen aus dem Privatleben Trajan's, Jagdereigniſſe und Opferhandlungen darſtellen, und auf denen beſonders die Gewanddraperien ſehr kunſtreich behandelt ſind. Die acht viereckigen Reliefs über denſelben an den beiden Hauptſeiten, hiſtoriſchen Darſtellungen gewidmet, zeigen ſehr ſtark erhaben gearbeitete, faſt freiſtehende Figuren mit gehäufteren und ſchmäleren Falten der Gewänder. Doch ſind die ſämmtlichen Köpfe Trajan's auf dieſen Bildwerken neuere Arbeit. Ueberaus ſchön ſind die beiden länglich viereckten Reliefs an den Querſeiten der Attika, Schlachtſcenen aus dem dakiſchen Kriege, und zwei andere in den beiden inneren Seiten des Mittelbogens, auf denen hier der Kaiſer Beſiegten und Flehenden Gnade gewährt, dort eine Victoria den Sieger krönt. Auch die Statuen der

gefangenen Barbaren vor der Attika sind vortreffliche Dekorationsfiguren aus der Trajanischen Zeit, doch sind die Köpfe sämmtlich neu ergänzt. Aber sie werden noch übertroffen von den beiden aus derselben Zeit stammenden, auf dem Trajansforum entdeckten Statuen gefangener Barbarenfürsten im Museum zu Neapel, welche Rafael's Schüler, Polidoro da Caravaggio, häufig in seinen Werken angebracht hat. Dagegen nannte Winckelmann die oben erwähnten Skulpturen aus Konstantin's Zeit geradezu abscheulich, und in der That sind dieselben ein nur allzusprechendes Zeugniß des tiefen Verfalls, zu welchem im Laufe von wenig mehr als anderthalb Jahrhunderten die Kunstausübung in Rom hinabgesunken war.

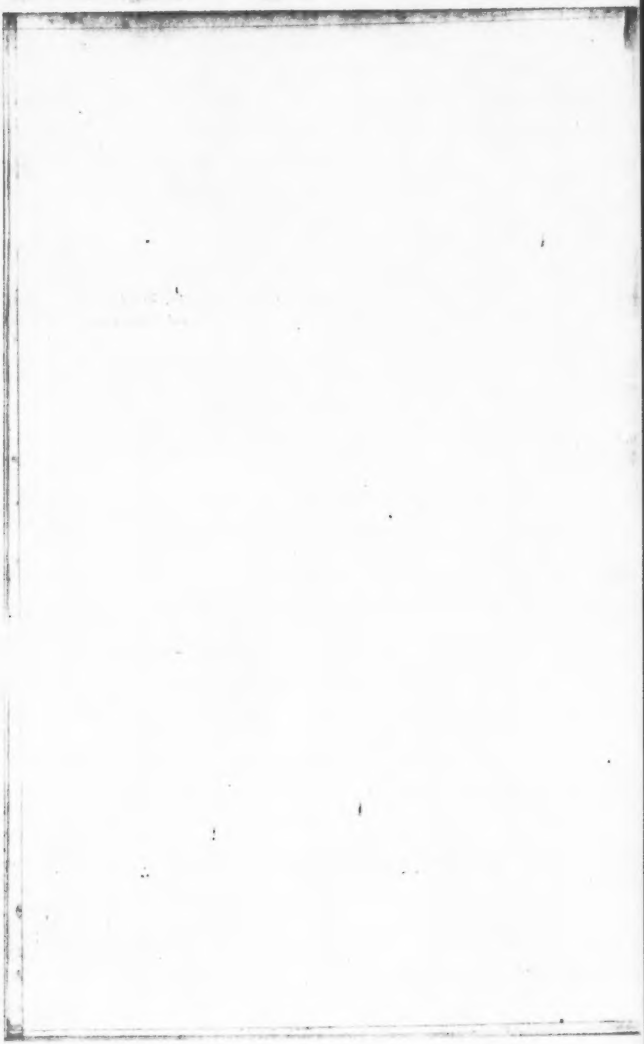

X.

Hadrian und die Kunst seiner Zeit.

Hadrian und seine Zeit.

Unter dem römischen Kaiser Hadrian erlebte die alte Kunst ihren Sonnenuntergang. Aber es war ein solcher, von dem der Dichter ausruft: »So stirbt ein Held!«

Kein Herrscher auf Erden, in alten und neuen Zeiten, selbst Alexander den Großen nicht ausgenommen, ist als Kunstfreund dem Hadrian zu vergleichen. Keiner hat mit den riesigen Mitteln, wie sie dem Beherrscher der Welt zu Gebote standen, so viel für die Beschäftigung der Kunst gethan, so viele Kunstwerke ins Dasein gerufen, als dieser Kaiser, der größte, der begabteste, der weiseste Herrscher, den die Geschichte des römischen Imperatorenreiches kennt. Wenn es möglich wäre, daß durch den Willen und die Macht, durch die Bildung und Kunstliebe eines Einzigen, anstatt durch den schöpferischen Genius eines ganzen Volkes, die Kunst der Perikleischen Zeit wieder erweckt werden könnte, so hätte es unter Hadrian geschehen, so hätte die alte Kunst auf Jahrhunderte hinaus bewahrt werden müssen vor dem jähen Untergange, dem sie doch so bald nach dem Tode ihres letzten großen Schirmherrn anheimfiel. Aber die

Blüthe der Kunst ist nicht Erzeugniß eines Einzelwillens, auch des mächtigsten; sie ist die Blüthe des Höchsten, was die Weltgeschichte aufzeigt, eines freien, schönen, seiner Schönheit und Freiheit sich bewußten Volksgeistes. Der Genius der Kunst, welche Hadrian pflegte, deren Lebensende er verschönte, konnte auch ihm jenes Wort des Faustischen Erdgeistes zurufen:

Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir.

Es war nicht seine Schuld. Er war für die Welt des römischen Imperatorenthums das, was Perikles gewesen war für die Welt der hellenischen Bildung. Aber das römische Weltreich war nicht das freie Hellas, die geknechteten Menschen desselben waren keine Hellenen, der große Friedensfürst der römischen Welt kein Perikles, der erste seiner Mitbürger, sondern ein allgewaltiger Despot, der vergötterte Herr, dessen Wille Befehl war für seine Welt und ihre Menschen vom Aufgang bis zum Niedergange der Sonne.

Ein berühmter Philologe, Heyne, hat einmal gesagt: die Gerechtigkeit der allwaltenden Macht zeige sich auch darin, daß die schlechten römischen Kaiser eben so schlechte Historiker gefunden hätten. Nichts kann falscher sein als diese Behauptung des frommen Gelehrten; zumal wenn man sie, die Probe zu machen, umkehrt. Hadrian, unzweifelhaft der würdigste aller römischen Imperatoren, lebt für uns nur durch die elendesten Historiker, wenn man anders auf einen Notizensammler wie Spartian und Seinesgleichen diesen Ehrennamen überhaupt anwenden darf. Ein heutiger Mensch, der jene Quellen, aus denen wir allein das Leben und Charakterbild eines Hadrian schöpfen können, nicht aus eigener Anschauung kennt, vermag sich entfernt keine Vorstellung zu machen von der Kläglichkeit dieser Litteratur. Gänzliche Unbekanntschaft mit den Bedingungen der Historie, Rohheit des Styls und Planlosigkeit der auf gut Glück aneinandergehefteten Sätze und Notizen, die Gereimtes und Ungereimtes, Sinniges und Sinnloses zusammenpaaren, vollständiger Mangel an Urtheil, ja oft an gesundem Menschenverstande, gänzliche Unfähigkeit, einen

Charakter auch nur annähernd zu begreifen und in seinen wesentlichen Zügen festzuhalten — das sind etwa die Haupteigenschaften jener Schriftsteller, welche für die Kenntniß der Zeit von Hadrian bis Konstantin unsere Hauptquelle bilden. Natürlich haben gerade die bedeutendsten unter den römischen Kaisern am meisten gelitten durch solche Ungunst des Geschicks, welche der Nachwelt statt so viel werthvollerer Werke historischer Litteratur nur jene wüsten Auszüge späterer Zeiten übrig ließ. Unter der Hand eines Tacitus, ja selbst nur eines Sueton, würde ein ganz anderes Lebensbild Hadrian's entstanden sein, und der Untergang der eigenen Denkwürdigkeiten, welche er verfaßt hatte, ist vollends ein unersetzlicher Verlust für denjenigen, der es unternimmt, das Charakterbild dieses Mannes aus dem trümmerhaften Schutte der einzelnen Ueberlieferungen zusammenzusetzen.

Unter Hadrian erscheint das römische Imperatorenreich auf dem Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit. Sein Vorfahr Trajan hatte diesem Reiche eine Ausdehnung gegeben, welche von Assyrien und dem armenischen Hochgebirge über den Norden Afrikas hinwegreichte bis zum Süden des nebligen Schottlands. Hadrian gab einen Theil der letzten Eroberungen auf aus kluger Politik, lassend, was nicht haltbar war auf die Dauer. Aber noch immer streckte sich der Riesenleib des römischen Reichs vom Euphratstrome bis zum Atlantischen Ocean, dreitausend Meilen in die Länge, zweitausend in die Breite, über die Welt. Nur zwei Sprachen herrschten in seinen Grenzen, die lateinische und die griechische. Wer sie besaß, konnte verstanden werden, so weit sein Fuß ihn trug, mochten die einzelnen Provinzen und Theile des Reichs noch so verschieden sein an Geschichte und Sitten, an Religion und Recht, Interessen und Bildung. Und dieses Riesenreiches Herr und unumschränkter Gebieter war ein einziger Mensch, ein Kaiser, nicht im Purpur geboren, sondern aus dem Privatstande entsprossen, war Hadrian, der Herrscher, unter dessen Regimente die römische Menschheit die glücklichste Periode ihres Daseins leben sollte.

Er war in Rom geboren (24. Januar 76 n. Chr.), aber seine Vor-

fahren stammten aus dem tuskischen Hadria, einer althellenischen Kolonie von Korinth: es floß griechisches Blut in seinen Adern. Nachher hatte sich die Familie im römischen Spanien niedergelassen. Von dort stammte auch der Kaiser Trajan, seines Vaters Geschwisterkind. Trajan, damals nur noch Präfektus Prätorio des Kaisers Nerva, bald dessen adoptirter Erbfolger, ward Vormund des früh verwaisten Knaben. Er zeichnete ihn vielfach aus vor anderen, als der Knabe zum Jünglinge und Manne heranwuchs, aber er adoptirte ihn nicht. Hadrian blieb bis zum einundvierzigsten Jahre eben nur ein kaiserlicher Verwandter, der allerhand Staats- und Kriegswürden bekleidete, sonst aber ein Privatmann wie zahllose andere, ein blasser Stern, ein Nichts vor dem Glanze der weltüberstrahlenden Kaisersonne. Trajan wollte mit Fleiß die Wahl seines Nachfolgers so lange als möglich unentschieden lassen, und wenn er bei derselben seinen nächsten Verwandten im Auge hatte, so widerstrebte es doch dem auf seine Macht eifersüchtigen Charakter des Kaisers, schon bei eigenem Leben sich selbst eine Nebensonne zu schaffen. Freilich wußte Hadrian, daß er zu hoffen hatte, und im Stillen that er dazu, um diesen Hoffnungen sichere Stützen zu schaffen. Aber er war auch klug genug, um, so lange Trajan lebte, »unbedeutend zu bleiben, eben weil er bedeutend war.« Die Geschichte hat darum von diesen vierzig Jahren seines Lebens nichts zu melden, was irgendwie die künftige Größe des Mannes andeuten konnte. Er erscheint den Wissenschaften und Künsten ergeben, ein Freund griechischer Bildung, in der ein Plutarch sein Lehrer war; schriftstellernd und dichtend, Malerei und Plastik treibend, von griechischen Dichtern und Schriftstellern, Philosophen und Künstlern umgeben und mit ihnen auch wohl gelegentlich etwas wild und üppig lebend, wie Friedrich der Große als Kronprinz in Rheinsberg, und nicht minder auch Schulden machend wie dieser, zur geringen Zufriedenheit des kaiserlichen Oheims, obschon derselbe seine Schulden wenigstens bezahlte. Daneben war er früh ein leidenschaftlicher Jäger, so leidenschaftlich, daß Trajan dieser Neigung Einhalt thun mußte, weil sie Gesundheit und Leben des Jünglings täglich bedrohte. Er berief ihn zu sich und behielt ihn in

seiner Nähe unter strengerer Aufsicht. Hadrian war gehorsam, und ebenso willig fügte er sich dem Ehejoche, das sein Oheim über ihn verhängte, der dem Zwanzigjährigen seine Schwesterenkelin, die Julia Sabina, zur Frau gab. Die Ehe war keine glückliche, und wurde es auch später nicht. Sabina blieb seinem Herzen fremd, ihr anmuthloser und körrischer Charakter paßte nicht zu dem seinen, dem Grazie und Anmuth über Alles gingen. Auch in Bildung und Neigungen scheinen sie sich fremd gewesen zu sein. Doch ehrte er sie später als Kaiserin, und weit entfernt, sie zu verstoßen, um eine andere an ihre Stelle zu setzen, — wie leicht für den Beherrscher und Gesetzgeber der Welt! — erkannte er ihr noch nach ihrem Tode die göttlichen Ehren der kaiserlichen Gemahlin zu. Die Sammlungen des Kapitols und des Vatikans zu Rom haben in zwei vortrefflich gearbeiteten Brustbildern ihre Züge aufbewahrt. Das eine stellt sie als Ceres dar mit Aehrenkranz und hohem Diadem. Aber trotz der gebotenen Idealisirung sieht man doch in dem kleinen spitzen Kinn, an den dünnen Lippen, und in der ganzen Bildung der Portraitzüge, daß dieselben einer Seele angehörten, die weder groß genug war, um einen Hadrian zu fassen, noch liebenswürdig genug, um ihn zu fesseln.

Kaiser Trajan scheint nie recht ins Klare gekommen zu sein über das eigentliche Wesen und die Befähigung seines Enkelneffen. Wohl sah er in ihm zahlreiche Talente vereinigt. Der griechische Schöngeist bewährte sich zugleich als tüchtiger Krieger gegen die wilden Daker und Sarmaten, und Trajan beschenkte ihn dafür mit dem Demantringe, den er selbst von seinem Vorfahr Nerva erhalten. Aber die dadurch erregte Hoffnung, ihn durch Adoption zum Sohn und Nachfolger anzunehmen, erfüllte er nicht, so nahe ihm auch Hadrian als Landsmann, Verwandter und Lebensgenosse stand. Er konnte sich nicht zurecht finden in diesem wunderbar zusammengesetzten Charakter, dessen eigenthümliches, sophistisch-ironisches, genial-originelles Wesen Gefahr drohte für einen künftigen Regenten des Römerreichs, das einen mehr einseitig praktischen, stark ausgeprägten Charakter zu verlangen schien. Er verlieh ihm keine Würden, die ihn vor anderen Großen auszeichneten. Vielleicht auch fürchtete

er seinen Ehrgeiz, wenn es geschähe, und hielt es daher für klug, ihn stets empfinden zu lassen, daß sich dieser Ehrgeiz mit seinen Hoffnungen auf die Nachfolge im Reiche doch letztlich verrechnen könne. Freilich mußte er zugleich wissen, daß Hadrian am Hofe sich eine Partei erworben hatte und sicherer dastand als jeder Andere. Vielleicht also überließ er es in dieser Gewißheit dem Schicksale, seine eigene Größe nach seinem Tode zu ersetzen, und sprach darum die Adoption nicht aus, um jedem Vorwurfe der Nachwelt zu entgehen, wenn die Wahl Hadrian's keine glückliche sein sollte für das Reich. Wer kennt die Herzen der Menschen, zumal der Großen und Mächtigen, und die geheimsten Triebfedern ihres Handelns?

Aber ein Wesen lebte, das den Werth und die Bedeutung des so zurückgesetzten Hadrian erkannte, dessen Leben unter solchen Verhältnissen lange genug ein schwieriges und dornenvolles gewesen sein muß. Diese Eine war die Kaiserin Plotina, Trajan's Gemahlin. Pompeja Plotina war ein königliches Weib, die Zierde des Geschlechts in ihrer Zeit, so edel und großherzig als klug und einsichtsvoll. Nicht nur Plinius, der schönrednerische Panegyrist des Kaisers Trajan, preist sie als die Vereinerin jeglicher Tugend. Was mehr ist: kein einziger Schriftsteller jener Zeiten hat etwas gegen sie zu sagen gewagt oder gewußt, wohl aber stimmen alle überein in ihrem Lobe. Als sie zum ersten Male die Stufen des Kaiserpalastes hinaufstieg, da wendete sie sich um zu dem zahllos versammelten Volke und sprach die stolzen Worte: »So wie ich jetzt diese Räume betrete, so will ich sie auch wieder verlassen!« Und sie hat Wort gehalten, fügt der Schriftsteller hinzu, der dies erzählt, denn so lange sie Kaiserin war, hat sie kein gerechter Tadel getroffen« *). Sie war die würdige Gattin ihres großen kaiserlichen Gemahls, der einen nicht kleinen Theil seines Regentenruhmes ihr schuldete. Ihre Ehe war kinderlos geblieben, aber ihrer Sitten Keuschheit galt als unbefleckt. Sie sei heilig und rein wie keine Frau ihrer Zeit, rühmte von ihr der Ruf

*) Dio Cassius. 68. p. 771. ed. Leunel.

des Volkes, und eine Ehrenmünze, zu ihrem Gedächtniſſe geprägt, zeigt noch heute einen Altar mit der Umſchrift: »der Keuſchheit«. In jeglicher Hinſicht war ſie eine ausgezeichnete Frau. Ihr Blick trug weit, und ſie erkannte eben ſo ſicher den Krebsſchaden der Reichsverwaltung in den Erpreſſungen der kaiſerlichen Prokuratoren, für deren habgieriges Schalten ſie die Augen und das Gewiſſen ihres Gemahls ſchärfte, als ſie in Hadrian den Mann erkannte, der vor Allen fähig ſei, den Verluſt eines Trajan dem Reiche zu erſetzen. Die Schriftſteller ſagen, daß ſie den Hadrian geliebt, und daß ſie aus Liebe zu ihm (»aus einer Freundſchaft, die Liebe war,« ſagt Dio) zu ſeinen Gunſten gehandelt. Wir wiſſen nichts Gewiſſes davon. Was können wir denn auch überhaupt nach Jahrtauſenden wiſſen von ſolchen Dingen tiefſter Herzensheimlichkeit? Es mag immerhin ſein, daß ſie den ſchönen, hochbegabten Mann liebte, deſſen volle Bedeutung ſie allein erkannte, und deſſen Ehe überdies keine glückliche war, ſowie es gewiß iſt, daß ihr hinwiederum Hadrian lebenslang in herzlicher Liebe und Dankbarkeit anhing. Aber es war keine Leidenſchaft in dieſer Liebe, keine Leidenſchaft, die den ganzen Menſchen erfüllend fortreißt mit ihrer Macht. Was hätte ſonſt, in jenen Zeiten und bei jenen Menſchen, eine Kaiſerin gehindert, ſich des ungeliebten Gemahls zu entledigen, um den Geliebten an ſeine Stelle zu ſetzen auf Thron und Lager? Was hätte Hadrian, da er Kaiſer ward, abgehalten, die ihm aufgezwungene Gattin zu verſtoßen, um ſich der Geliebten, der Wohlthäterin zu verbinden? Er that es nicht, und es iſt ein rührender Zug, daß er in einem noch erhaltenen Briefe die Plotina (»ſeine Mutter« nennt er ſie dort) einladet, an ſeinem Geburtstage mit ihm zu ſpeiſen, Sabina ſei aufs Land gereiſt. Eine idylliſche Epiſode in dem grandioſen Daſein des weltbeherrſchenden Kaiſers, die ihn bald und bald dem Pantoffelregimente der ungeliebten Gemahlin unterworfen zeigt. Daß dem wirklich alſo war, beweiſt noch ein anderer Umſtand: Hadrian ſah ſich als Kaiſer gezwungen, einen ſeiner Geheimſchreiber, den bekannten Hiſtoriker Sueton, und einige andere Perſonen in Ungnade zu entlaſſen, weil ſie mit ſeiner Gemahlin kabalirten und theilweiſe auf allzu vertrau-

lichem Fuße mit der Kaiserin lebten! — Plotina's Abbild ist uns in mehreren Büsten erhalten. Eine derselben befindet sich im Berliner Museum. Gefaßter Ernst, erhabene Abgeschlossenheit, vollständig klare Ruhe, die nichts mehr außer Fassung bringt, sind die hervorstechenden Züge; Stirn, Nase, Backenknochen, Alles von höchster Bestimmtheit. Nur die Züge um den feinen Mund sind weich, edel aber die ganze Bildung. Noch weit herrlicher erscheint sie in dem großen lebensvollen marmornen Kolossalkopfe der Rotonda des Vatikan, welcher wahrscheinlich einem der Ehrendenkmäler angehörte, die Hadrian ihrem Andenken weihte.

Nicht Liebesleidenschaft also, sondern politische Klugheit, Einsicht in die Lage der Dinge und richtige Beurtheilung des Hadrianischen Geistes und Charakters bestimmten Plotina, die Palastintrigue zu spinnen, welche Hadrian auf den Thron hob. Der alternde Kaiser Trajan lag todtkrank zu Selinus in Cilicien. Noch immer konnte er sich nicht bestimmen über die Nachfolge, als schon der Todeskampf heraunahte. Plotina hatte leise und geschickt Alles vorbereitet. Eine starke Partei war für Hadrian gewonnen. Er selbst stand in Syrien an der Spitze des Heeres und der Verwaltung, den Ereignissen nahe genug, um stündlich bereit zu sein, jede Gegenerhebung niederzuschlagen. Auch dies erwog Plotina bei ihrem Plane. Die Adoptionsurkunde, welche ihm die Nachfolge sicherte, ward aufgesetzt, Trajan aber starb, ohne sie zu unterzeichnen. Sein Tod ward geheim gehalten. Schon während seiner Krankheit hatte Plotina seine Erlasse und Briefe an den Senat unterzeichnet, die erste Kaiserin, die jemals solches gethan. Erst am 11. August ward des Kaisers Tod bekannt gemacht, drei Tage nachdem bereits Hadrian die Urkunde erhalten, welche ihn auf den Thron berief. Wenn hier ein Betrug begangen wurde, so war es einer der segensreichsten, welche die Geschichte kennt; denn er gab der römischen Welt einen Kaiser, wie sie ihn niemals gesehen, weder zuvor noch hernach.

Hadrian war jetzt, was er sein wollte, Herrscher der Welt, und jetzt zeigte er, wie der fünfte Sixtus, der staunenden Menschheit, was er sei und was er vermöge. Je länger er seinen Drang, zu handeln und zu

schaffen, hatte zügeln müssen, um so eifriger, ja leidenschaftlicher überließ er sich ihm, als endlich die Schranken gefallen waren. Mit der Gegenpartei, welche ihm die Thronfolge streitig zu machen versucht hatte, machte er kurzen Proceß: er ließ ihre Häupter fallen. Das ging nicht wohl anders, wenn er selbst sicher sein wollte; Sicherheit aber war Grundbedingung für die Möglichkeit seines Wirkens überhaupt. Man kann bei dem Wahlkaiser des römischen Weltreichs nicht das kriminalgerichtliche Gewissen eines legitimen heutigen Fürsten von Gottes Gnaden verlangen. Die kaiserliche Gewalt war nicht festgestellt durch Konstitutionen und geregelt durch Erbfolgegesetze, sondern der jedesmalige neue Kaiser mußte sich Recht und Fundament immer erst selbst erwerben. In diesem Falle war auch Hadrian. Dennoch drückte ihn das Bewußtsein jener Strenge als eine Schuld; auch mochte es kein Meineid sein, als er, nach Rom gekommen, öffentlich den Schwur that, unschuldig zu sein an dem Tode jener Männer. Sein Wille sei nur gewesen, sie unschädlich zu machen; allzu eifrige Diener hätten diesem Willen die äußerste Folge gegeben. Es sind, mit Ausnahme seiner letzten Lebensjahre, die einzigen Gewaltthaten, welche ihm die Geschichte nachsagt.

Und nun beginnt eine Lebenslaufbahn, so glorreich an Thaten des Friedens, wie keine zuvor und nachher. Er sichert zuerst den Frieden des Reichs durch die richtige Politik, mit welcher er die Eroberungen seines Vorgängers jenseit des Euphrat aufgab. Er gewinnt Senat und Heer nicht minder durch den Zauber seiner Persönlichkeit, als durch großartige Geschenke. Den angebotenen Triumph bei seinem ersten Einzuge in Rom schlägt er aus und führte die Statue Trajan's dafür auf dem Triumphwagen durch die Stadt. Ebenso lehnte er zweimal den Titel Vater des Vaterlandes ab, und nahm ihn erst an gegen das Ende seiner Regierung, als die ganze ihm gehorchende Welt Grund hatte, ihren Herrscher so zu nennen. »Wir müssen,« sagt sein neuester Biograph *), »diesen Kaiser begleiten, wie er mäßig, weise, uneigennützig, überall gegenwärtig,

*) Gregorovius, Hadrian und seine Zeit. S. 10.

Alles mit klarem Blicke erkennend, stets das Richtige treffend, ordnend und zusammenhaltend, selbst für späte Zeiten noch gesetzgebend, ein Kriegsfürst ohne Kriege, Soldat wie der erste beste Legionar, und eines jeden Unterthanen Beschäftigung erfassend, Fürst, Minister, Philosoph und Künstler — wie er da sein Reich durchwandert; so müssen wir ihn begleiten, um ihn zu bewundern.«

Ehe er diese Reisen antrat, vollzog er einen Akt großartigster Liberalität. Die Schuldrückstände einzelner römischer Bürger wie der Provinzen an den Fiskus seit sechzehn Jahren betrugen über zweiundsiebzig Millionen Gulden. Hadrian erließ diese ungeheure Summe, indem er auf dem Forum im Angesichte von Trajan's Grabdenkmal die Schuldscheine durch Feuer vernichtete. Auch dies war eine Ehre, die er dem Gedächtnisse seines Vorgängers zollte, dessen gesammelter Schatz ihm solche Freigebigkeit möglich machte. Dann brachte er die Alanen und Daker zur Ruhe, mehr durch Entfaltung seiner imposanten Heereskraft als durch blutige Schlachten. Und nun beginnt er seine Rundreise durch sein Reich. Eilf Jahre verwandte er darauf, jede Provinz selbst kennen zu lernen. »Hier auf diesen Reisen zeigt er sich ganz in seinem eigenthümlichsten Lichte. Wißbegierig, sorgsam vom Größten zum Kleinsten herab durchstreift er die Welt. Von Britannien bis Arabien und Kappadocien ist keine Provinz, die er nicht besuchte, wo er nicht Verwaltung und Heerwesen, religiöse und bürgerliche Einrichtungen und Kunstdenkmäler in Augenschein nahm, und, wie mit einem Zauberstabe die Länder berührend, seine großartigen Bauwerke sich erheben ließ, und Städte und Provinzen mit Wohlthaten überschüttete *).« »Aus einer Provinz in die andere reisend,« so erzählt sein Biograph Dio Kassius, »nahm er die Gegenden und Städte in Augenschein, besah die Festungen und Schutzmauern, jene in ein passenderes Terrain versetzend, diese abbrechend, andere aufbauend. Ueberhaupt richtete er sein Augenmerk nicht nur auf das Heerwesen im Allgemeinen, auf die Waffen, Maschinen, Mauern,

*) Gregorovius a. a. O.

Gräben und Wälle, sondern auch auf die Lebensverhältnisse, Postirungen und den Charakter jedes einzelnen Befehlshabers und Soldaten. Gar sehr verbesserte er die durch Weichlichkeit entarteten Sitten. In allerhand Kampfart übte er die Soldaten, hier lobend, dort tadelnd; alle aber lehrte er ihre Pflicht thun. Und damit sie Nutzen zögen aus seinem Vorbilde, hielt er sich selbst an eine strenge Lebensart, war stets zu Fuß oder zu Pferde. Niemals bestieg er einen Wagen oder ein Fahrzeug, und sein Haupt war stets unbedeckt, gleichviel ob Frost war oder Hitze, ob celtischer Reif oder der Sonnenbrand Aegyptens ihn belästigte.« Wir sehen, seine Kameradschaft mit den Kriegern war keine moderne Komödie. Dafür liebte ihn aber auch der Soldat, und er, der einzige große römische Kaiser, der kein Kriegesfürst war von Profession, und dessen Regierung ein Regiment des Friedens aufzeigt, wie die römische Welt es bis dahin nicht gesehen — denn außer dem Judenkriege, der mit völliger Vernichtung des unglücklichen Volkes endete, wurden unter Hadrian keine nennenswerthen Schlachten geschlagen —, er durfte es wagen, gegen das Heer strenger zu sein als die kriegerischsten seiner Vorgänger und Nachfolger. Er war ein Fürst des Friedens. Wo er mit Gold und Geschenken auskommen konnte, da brauchte er niemals Waffen und Menschenleben. Ward er gezwungen, zu schlagen, so vernichtete er; denn er mochte nichts halb thun. Judäa vor Allem mußte das empfinden. Er wollte mit diesem ewig rebellirenden Volke zu Ende kommen, und er kam zu Ende. Doch kostete es ihm mehr als ein Heer, und er wagte nach dem Siege nicht, seinem Briefe an den Senat die für glückliche Ereignisse übliche Formel vorauszuschicken: »Wenn Ihr und Eure Kinder wohl seid, ist es gut; Ich und das Heer befinden uns wohl.«

Und dieser Mann, einer der wenigen vollständigen Selbstherrscher der alten Welt, war nicht nur ein weiser und menschenfreundlicher Regent — »aufs Menschenfreundlichste hat er regiert,« sagt Dio von ihm, nicht nur ein bewährter Krieger, ein Staatsmann wie Keiner; er war auch in aller Wissenschaft und Kunst gebildet, Philosoph und Gelehrter, Redner und Sophist, Musiker, Maler, Bildhauer, Dichter, Arzt und

Astrolog. Bei dem ungeheuersten Gedächtniß besaß er das Fassungsvermögen Cäsar's und eine Beweglichkeit des Geistes, die es ihm möglich machte, die verschiedenartigsten Materien zu durchforschen und zu verarbeiten. Und dies Alles war und übte er, ohne daß dadurch die staatliche Thätigkeit des Regenten Beschränkung und Eintrag erlitt! Daneben liebte er den Genuß des Lebens und weihte ihm gern die sparsam erübrigten Stunden. Seine Anmuth und Grazie im Verkehr mit Befreundeten war unwiderstehlich, seine Großmuth unerschöpflich wie seine Freigebigkeit gegen Verdienst und Bedürftigkeit. Er war einer der seltenen Fürsten, die auch ungebeten zu geben, unaufgefordert zu belohnen verstehen, und ein Bittender ging selten oder nie ohne Erfüllung von ihm. Ungerechte Habsucht war ihm fremd. Die Kaffine, der keine seiner wenigen Schattenseiten verschweigt, giebt ihm das Zeugniß, daß er nie sich mit ungerechtem Gute bereichert, keines Unschuldigen Vermögen geschmälert habe: ein gewichtiges Lob für einen Kaiser, dessen große Pläne ungeheure Summen erforderten, und der sich zugleich im Besitze schrankenloser Macht befand. Zahlreich sind die Züge, welche die Größe und Liebenswürdigkeit seines Charakters ins Licht setzen. Obenan stand die Dankbarkeit, deren nach Goethe's Ausspruche nur wahrhaft bedeutende Menschen fähig sind. Man erkennt sie in der Verehrung, welche er bis an ihr Ende seiner Freundin und Wohlthäterin Plotina weihte. Er erbaute ihr zu Ehren Tempel und Basiliken, und konsekrirte das Gedächtniß der Verstorbenen, deren edle Züge noch heute jene Kolossalbüste im Vatikan uns aufbewahrt. Er, der sonst nichts auf Aeußerlichkeiten solcher Art gab, legte Trauergewänder an, als sie gestorben war, neun Tage lang, und feierte ihr Gedächtniß in Lobgesängen und Hymnen. Wenn er alte Freunde und Diener fallen ließ, so geschah es nur durch geschickter Verleumder Täuschungskünste, die auch für einen Geist, wie der Hadrian's, nicht immer leicht durchschaulich waren. Sonst aber war er ohne Rachsucht, großmüthig und nie geneigt, seine Allmacht gegen Schwächere zu mißbrauchen. Einen Sklaven, der ihn, als er im Garten spazieren ging, mit gezücktem Dolche bedrohte, ließ er einsperren und als einen Wahn-

sinnigen ärztlich behandeln, eine Großmuth, die selbst heute eine Seltenheit sein dürfte. Es ward ihm hinterbracht, daß einige angesehene Leute seiner Umgebung sich gegen ihn in Reden vergangen hätten: er verweigerte, sie zu bestrafen. Es genüge, sagte er, wenn man in ihre Heimath schreibe, daß der Kaiser mit ihnen nicht zufrieden sei. Wie hülfreich er sich nach allen Seiten erwies, im Einzelnen wie durch Institutionen für Wittwen und Waisen, für Bedürftige und Arme aller Art, darüber ist nur eine Stimme bei seinen Biographen. Mußte er einmal verurtheilen, so minderte er die Strafe, sei es Geld oder Gefängniß, nach der Zahl der Kinder, die der Verurtheilte hatte, soviel als möglich war. Schlicht und einfach von Natur in seinen Lebensgewohnheiten, kein Freund des Pompe und Glanzes, wenn es nicht politische Rücksichten forderten, wußte er immer Mittel zusammenzuhalten zu seinen zahllosen wohlthätigen oder künstlerischen Unternehmungen. Leutselig und herablassend war er über die Maßen. Einst wies er ein Weib, das ihn auf der Straße mit einer Bittschrift verfolgte, mit den Worten ab: er habe nicht Muße, sie anzuhören. »Nun, so wolle auch nicht Kaiser sein!« schrie ihm die Abgewiesene zu, und er wendete sich lächelnd zu ihr und hörte geduldig ihr Anliegen. Wenn er sich in einer Sänfte nach Hause tragen ließ, so geschah es nur, weil er Niemandem die Unbequemlichkeit verursachen wollte, sich aus Höflichkeit zu seinem Geleit gesellen zu müssen. Mit dem Volke von Rom verfuhr er so würdig, als klug und schonend. Es forderte einst im Theater ungestüm von ihm die Freilassung eines Wagenlenkers. Der Kaiser erhob sich und sprach: »er habe kein Recht, einem Herrn wider dessen Willen seinen Sklaven zu nehmen.« Ein andermal gab das Volk im Theater gleichfalls während der Waffenspiele irgend ein Verlangen durch großes Geschrei kund. Da hieß der zornige Kaiser einen Herold dem Volke gebieten, daß es schweige. Diesen Zuruf: „Silete!“ hatte vor ihm nur Domitian zum Volke gewagt. Der Herold war klüger als sein Gebieter; er streckte nur die Hand aus, als Zeichen, daß er zu reden gedenke im Namen des Kaisers. Als darauf alles Volk schwieg, wie es Brauch war, wenn ein kaiserlicher Herold solches Zeichen gab,

sprach der kluge Diener das verhaßte Wort nicht aus, sondern sagte bloß: »Dies ist es, was der Kaiser will!« Hadrian aber lobte den Mann wegen seines klugen Ungehorsams. Ueberhaupt war er in all solchen Dingen selbst mit den geringsten Leuten überaus human, und nie ließ er sich vom Jähzorn hinreißen, zu thun, was ihn gereut hätte.

Dabei war er eine Natur voll unerschöpflicher Lebenskraft und unverwüstlicher Ausdauer in allen Dingen. Seiner Jagdlust ist schon gedacht. Wo er nur konnte, gab er sich ihr hin, doch ohne daß die Reichsgeschäfte darunter litten. So stark war sein Arm, so sicher Aug' und Hand, daß er den mächtigsten Eber auf einen Streich erlegte. Ein Beinbruch beim Sturz vom Pferde auf der Jagd ließ nur geringe Spur in seinem Gange zurück, und hinderte ihn nicht, überall vorauf und der Erste zu sein, im Felde und auf Reisen, zu Fuß und zu Rosse. Auch in Führung der Waffen war er ausgezeichnet wie in aller gymnastischen Kunst, und in der schönsten jener vier gewaltigen Kämpferstatuen des Dresdner Museums hat man ein Portrait Hadrian's, als Fechter dargestellt, erkennen wollen *). »Er war ein trefflicher Naturmensch, auch hierin allen seinen Vorgängern auf dem Throne überlegen. Nichts Gemachtes und Angenommenes finden wir an ihm. An Humanität kann er als ein fürstlich Muster gelten. Dio erzählt von ihm, daß er nie an religiösen und anderen öffentlichen Festen Aufwartende bei Hofe annahm, um Keinen im Genusse der Festfreuden zu stören, während er selbst für Nothwendiges immer zu sprechen war. In seiner Umgebung hatte er stets die Besten und Gebildetsten; denn nur solche Männer sah er an seiner Tafel, wo die treffliche Unterhaltung das frugale Mahl würzte, bei dem er selbst sich sogar meist des Weines enthielt. Sie begleiteten ihn auf Reisen in seinem Wagen. Mit seinen Freunden hielt er wahrhaft freundschaftlichen Umgang, besuchte sie gern in ihren Häusern und

*) Böttiger's Schriften. Th. II. S. 38. Spartian sagt von dem Kaiser in der Biographie desselben: Gladiatoria quoque arma tractavit, »auch die Fechterkunst hat er geübt.«

Villen, überraschte sie an ihren Familienfesten, und besuchte sie, wenn Krankheit sie ans Lager fesselte. Vielen setzte er noch bei ihren Lebzeiten, Anderen nach ihrem Tode Gedächtnißstatuen. Und doch hatte er keine Günstlinge. »Keiner von denen,« sagt Dio, »die er seines Umgangs und Vertrauens würdigte, ließ sich jemals dadurch zum Uebermuth gegen Andere verleiten, Keiner suchte Vortheil und Geld zu ziehen, indem er seinen Einfluß und sein Wissen um des Kaisers Worte und Handlungen verkäuflich machte, wie das so leicht der Fall ist bei Hofleuten und Günstlingen, die des Kaisers Person umgeben.«

Wohl aber verstand Hadrian die größte aller Herrscherkünste, die Kunst: jede Kraft und jedes Talent auf den gehörigen Platz zu stellen. Darum finden wir ihn auch umgeben von den trefflichsten Dienern seiner Pläne. Seine Feldherren waren tapfer, geschickt und treu. Sein Julius Severus, der Judenbezwinger, gehört zu den größten Feldherren der römischen Kaiserzeit. Sein Admiral Arrian, der Umschiffer des schwarzen Meeres, der zweite Xenophon genannt, ein trefflicher Kriegsheld, war zugleich Philosoph und Schriftsteller, während er mit starker Hand die schwierigsten Provinzen des Reichs in Ordnung hielt. Sein Kriegsminister, wie man wohl den Präfektus Prätorio nennen mag, war zuerst der edle Similis, ein Mann von republikanischer Einfachheit und Sinnesweise; später trat Turbo an seine Stelle, der verkörperte Pflichteifer des Dienstes. Den Similis charakterisirt Dio mit einem Zuge, »so klein dieser auch sei.« Trajan ließ ihn einst zu sich rufen, als er noch bloßer Hauptmann (Centurio) war. Es standen mehrere hohe Kriegsobersten wartend im Vorzimmer des Kaisers. Da sprach der eingetretene Similis zum Kaiser: »Es steht dir übel an, Cäsar, mit einem Centurio zu reden, während Generale im Vorgemache warten.« Da haben wir den strengen Korps- und Subordinationsgeist des Soldatenthums, der seit den römischen Tagen noch heute lebendig ist. Nur ungern nahm er unter Hadrian die höchste Stelle im Kriegswesen an, und legte sie bald nieder, um die letzten Lebensjahre in der Stille und Freiheit des Landlebens zu beschließen. Das ist derselbe Mann, der

auf sein Grabmal die Inschrift setzen ließ: Hier liegt Similis, der in seinem langen Dasein nur sieben Jahre lebte. Eine ähnliche Inschrift las Winckelmann auf dem Grabmale des Konsuls Plautius bei Tivoli, wo die Inschrift nach Aufzählung der Würden und Thaten des Mannes mit den Worten schließt:

Vixit annos IX.
Lebte neun Jahr.

Ungleich dem Similis hielt sein Nachfolger Turbo aus auf seinem schweren Posten, bis der Tod ihn ablöste. Dieser Mann hatte keinen anderen Lebensgedanken, als den Dienst seines Kaisers. Die erste Person im Reiche nach diesem, unterschied er sich im Leben durch Nichts von dem geringsten Soldaten. Nie gönnte er sich Ruhe zu Haus und auf der Villa. Gesund oder krank, immer war er im Palaste. Als ihn Hadrian einmal bat, sich bei einer Krankheit zur Ruhe zu legen und zu pflegen, erwiderte er: ein Präfektus Prätorio müsse stehend sterben.

Und wie im Felde und im Kabinette, so besaß Hadrian auch für alle übrigen Pläne und Unternehmungen, für seine Hafen- und Städtegründungen, für seine zahllosen Kunstunternehmungen, Tempel- und Palastbauten stets die geschicktesten und tüchtigsten Berather und Vollführer seines Willens und seiner Gedanken. Es ist eine alberne Verleumdungsfabel, daß er den großen Baumeister Apollodor aus Neid oder aus Rachsucht wegen eines freimuthigen Worts mit Verbannung und Tod bestraft habe. Selbst die, welche es nacherzählten, wie Dio, bezweifelten die Wahrheit. Hadrian ist viel verleumdet worden, denn er verachtete und beleidigte die gefährlichsten Menschen aller Zeit, die gelehrten Pedanten und die mittelmäßigen oder schlechten Poeten und Litteraten. Sie rächten sich, indem sie seinem Gedächtniß das Unwürdigste nachsagten. Wennschon Grausamkeit und Brutalität überhaupt dem Charakter des Hadrian fern und fremd waren, so waren sie es gewiß am meisten gegen das Genie und die Bildung. Er ertrug litterarische und philosophische Opposition und gestattete ihr jeden Freimuth. Der

Philosoph und Sophist Favorinus hielt öffentlich ungestraft Reden gegen die Astrologie, des Kaisers Steckenpferd, und er blieb trotzdem am Hofe ein gern gesehener Gast des Kaisers. Wenn dieser den stolzen Philosophen ein wenig zu dämpfen suchte, indem er seine philosophischen Gegner beförderte, so kann man ihm das nicht allzusehr verübeln. Die Anhänger des Ersteren aber machten aus der Mücke einen Elephanten. Sie erzählten, Hadrian sei eifersüchtig auf das Wissen und den Scharfsinn ihres Meisters gewesen, und hätte ihn gern getödtet, wenn er Ursache gefunden, an ihn zu kommen! Ein römischer Kaiser an einen griechischen Philosophen! Favorinus selbst war klüger: er rächte sich in Witzworten. Hadrian hatte einen Gegner des Philosophen zu seinem Sekretär gemacht. Favorinus, der dessen Rhetorgaben geringschätzte, sprach das doppelschneidige Wort: »der Kaiser kann dir wohl Gehalt und Würden geben, aber keinen Styl!« Es war überhaupt eine Zeit, in der sich immer noch selbst unter der Despotie und Willkürherrschaft der Geist als solcher fühlte, und sich der Macht gleich achten durfte. Der Sophist Polemon redete mit ganzen Städten wie ihr Fürst, und mit Fürsten als Seinesgleichen. Hadrian's Adoptivsohn, der spätere Kaiser Antoninus Pius, nahm einmal als Prokonsul Asiens ungefragt Quartier in dem Hause des abwesenden Sophisten. Als dieser aber in der Nacht heimkehrte und den kaiserlichen Eindringling aufforderte, sein Haus zu räumen, gehorchte der Letztere willig; eine Nachgiebigkeit, die dem kaiserlichen Kronprinzen nicht minder zur Ehre gereichte, wie jenem Privatmanne sein stolzes Selbstbewußtsein gegenüber dem künftigen Herrn der Welt. Es war dies derselbe Polemon, dessen virtuosistische Vorträge der Kaiser Mark Aurel in einem Briefe an seinen Fronto so fein charakterisirt, doch nicht ohne am Schlusse achtungsvoll hinzuzufügen: »es sei doch fast leichtfertig und allzu kühn, daß er über einen Mann von solchem Ruhme ein Urtheil zu fällen wage.« Wie sternenweit entfernt von solcher Achtung vor Bildung, Talent und Ruhm des Geistes ist das heutige Behagen mancher modernen Dutzendfürsten! Darum sollen wir über den düsteren Schattenpartien in den Zuständen der Welt unter den römischen

Kaisern auch nicht des Lichts vergessen, das sie erhellte, und das der Natur der Sache nach viel leichter erlöschen konnte in den Ueberlieferungen, während dagegen die Schatten immer tiefer nachdunkelten. Es ist gar nicht schwer, ein schauerliches Bild wüster Mischung aller Elemente der Kultur aus jener Zeit zusammenzustellen, und zu zeigen, wie das Höchste mit dem Niedrigsten, die wildeste Rohheit mit der überfeinertsten Bildung im Zeitalter Hadrian's Hand in Hand ging. Aber wir haben darum nicht nöthig, frommes Zetern oder mitleidiges Jammern zu erheben. Denn es ist noch viel leichter, aus einer Zusammenstellung derselben heterogenen Elemente unserer eigenen Gegenwart ein Bild zu malen, das jenem an grauenhafter Düsterniß nichts nachgiebt. Wer z. B. das Loos der Armen und Bettler im Hadrianischen Rom schauerlich nennt *), in einer Zeit, wo jeder Proletarier Roms nicht nur mindestens Brod, sondern auch Schauspiele hatte und den italischen Himmel und das milde Klima dazu, und als Lagerstätte die Hallen der zahllosen Tempel und Bäder, Gärten und Paläste, — der muß wenig denken an das Fabrikarbeiter-Elend Frankreichs und Englands, an Irland und das Loos der dortigen Armuth, gegen welches selbst das Leben vieler römischen Sklaven ein beneidenswerthes, das der freien Armen aber geradezu unvergleichlich war. Und wer neben der feinsten Bildung den wahnsinnigsten Aberglauben der Kaiserzeit aufzeigt, der möge auch daran denken, daß das Jahrhundert Goethe's und Hegel's eine Million Deutscher zum Trierer Rocke wallfahrten sah. Ach! es giebt leider so wenig Neues unter der Sonne! Selbst nicht einmal die Benutzung der Post und ihrer Beamten zur Spionage ist neue Erfindung; Hadrian und die römischen Kaiser kannten sie so gut wie manche Kaiser der neueren Zeiten.

Hadrian war der größte Staatsmann, der seit August auf dem Throne der Cäsaren gesessen. Wie seine Politik nach außen ehrenvoller Friede, so war sie nach innen Hebung des Wohlstandes, Besserung der Sitten und Kräftigung der altehrwürdigen Institutionen. Noch immer

*) Gregorovius a. a. O. S. 11.

war der Senat die einzige Behörde, welche rechtlich aller Gewalt Bestätigung verlieh, ein Kollegium römischer Kur- und Reichsfürsten. Hadrian hob die Würde dieses Senats zur höchsten Höhe. Er hatte gleich anfangs erklärt, daß er nichts thun wolle ohne seine Zustimmung, und er hielt Wort, wenn nicht immer und überall, doch in den meisten Fällen. Es lag seiner konservativen Politik daran, wenigstens eine Art von gesetzlicher Macht aufrecht zu erhalten neben der kaiserlichen Unumschränktheit. Darum erschwerte er den Eintritt in diese Körperschaft, ließ sie gesetzmäßig sich versammeln, und wohnte regelmäßig ihren Sitzungen bei, so oft er in Rom war. Dem Vermögen heruntergekommener Senatoren half er reichlich auf, aber er verbot ihnen, Wechselgeschäfte und Zollpächterei zu treiben, als zuwider senatorischer Würde. So brachte er es dahin, daß er mit Recht sagen durfte: er habe keine höhere Auszeichnung für die Würdigsten als die Verleihung der Senatorenwürde. Aus demselben konservativen Streben nach bürgerlichen und gesetzlichen Grundlagen für den schwankenden Thron hob er auf gleiche Weise den Ritterstand und suchte überhaupt, so viel als möglich war, die alten Formen und Rechte der republikanischen Stände zu erhalten. Ja noch über seinen Tod hinaus ward er ein Wohlthäter der römischen Welt. Denn er gab ihr durch Adoption zwei der besten Kaiser zu seinen Nachfolgern, den edlen Antoninus Pius und den kräftigen Mark Aurel.

So war Hadrian: ein großer Regent und ein großer Mensch, in beider Hinsicht der Gipfel dessen, was zu sein und zu werden in seiner Zeit und Welt möglich war. Es war aber eine wunderbare Welt, diese Welt des römischen Imperatorenthums. Niemals wieder ist einem einzelnen Menschen eine so große Aufgabe geworden, als die war, welche auf die Schultern eines Jeden gelegt ward, den des Geschickes Gunst oder Laune emporhob auf den Thron der Cäsaren. Denn dieser einzelne Mensch war Alles und die Welt ihm gegenüber nichts. An diese einzelne zufällige Persönlichkeit knüpfte sich das Wohl und Wehe der ganzen kultivirten Menschheit, die in jener ihr höchstes Gesetz verkörpert sah. Der römische Kaiser mußte Alles sein, um Etwas zu sein. Kein Grundstein

des Gesetzes trug das Gebäude seiner Macht, er selbst allein war sein Halt. Daher die Erscheinung, daß die römische Kaiserzeit, wie Gregorovius bemerkt, fast durchweg wenig unbedeutende Menschen unter den Fürsten hervorgebracht hat, daß die meisten entweder halbe Götter oder ganze Teufel waren. Denn in ein schrankenloses Element gesetzt, mußten sie schöpferisch sein aus eigener Natur. So errangen sie entweder diese titanenhafte Unbegrenztheit ihres Wollens und die pantheistische Allmacht ihres Handelns, und wurden große Schöpfer ihrer Zeit, oder sie verwirrten sich daran, und wurden elend und geisteskrank, wie Caligula, Nero und Domitian.

Hadrian war eine solche schöpferische Natur. Zwar einen Organismus vermochte er nicht zu schaffen an die Stelle der künstlichen Staatsmaschinerie, welche Jahrhunderte vor ihm aufgebaut hatten. Aber er verbesserte sie und hielt sie in Ordnung wunderbar. Freilich bedurfte es solcher Energie des obersten Werkmeisters, wo die ewigen Gesetze und Mächte des Völkerlebens ertödtet oder gebunden waren, und der Gang der Maschine, Staat genannt, nur geregelt wurde durch den Geist eines Einzelnen.

Die Welteinheit war seit August und Mäcen der Zielgedanke der römischen Universalmonarchie geblieben. Aber diesen großen Gedanken konnte die römische Welt nicht verwirklichen, weil ihr in ihren sittlichen und socialen Grundlagen der Boden fehlte für diese Idee. Ihr fehlte der Begriff des freien Menschen und die Religion, welche ihn aussprach. Jenes große Ziel, um welches alle Jahrhunderte der Weltgeschichte kreisen, wurde daher in der Periode, wo ihm die Menschheit politisch am nächsten zu stehen schien, nur abstrakt im Bewußtsein der politischen Monarchie erfaßt, und tiefer nur in der Weltkultur erreicht, deren Einheitspunkt die griechische Bildung ausmachte *). Das heißt, Alle hatten einen Herrn, ihr Landesherr war zugleich Weltherr, und Alle hatten ein gleiches Bildungselement, die hellenische Kultur und Sprache. Die Ge-

*) Gregorovius, S. 95.

danken, welche in solchem Weltzustande das Leben des Einzelnen beherrschten und gestalteten, lassen sich in zwei Sätze fassen: »Ertrage was kommt!« und: »Genieße was du kannst!« Den Stoikern gehörte der eine, den Epikuräern der andere, viele lebten nach beider Anweisung. Selbst die Kaiser waren zu Zeiten beides, Stoiker und Epikuräer in einer Person. Gregorovius hat dies wundervoll entwickelt.

Das aufstrebende Christenthum schien Ernst zu machen mit der Welteinheit. Es stellte den Gedanken der sittlichen Einheit des Menschengeschlechts auf. Die römische Kaiserwelt war am unfreien Individuum, am Sklaven gescheitert, darum begann das Christenthum mit der Reform des Individuums. Dies ist der Angelpunkt der Revolutionen noch bis auf den heutigen Tag. Aber weitergekommen zum Ziele der Welteinheit ist die heutige Welt doch noch nicht auf dem neuen Wege. Ihr fehlt sogar die politische Einheit, welche die römische Weltmonarchie bereits geschaffen hatte. Aber sie fehlt ihr freilich nur darum, weil die neue Zeit nach einer inneren Einheit, weil sie einem Bruderbunde der Kulturnationen zustrebt, und von Monarchie im Sinne des römischen Absolutismus, und nun gar von einer Weltmonarchie überhaupt nichts mehr wissen will. Dagegen ist das andere Einheitsband, wenigstens in seinen Anfängen bereits wieder gewonnen und in erhöhter Gestalt, bereichert durch die Erfahrungen dreitausendjähriger Geschichte. Dies Band ist die Weltkultur, die auch heute den allgemeinen Einheitspunkt bildet für die Kulturnationen der Erde.

Ein Hauptzweig jener alten Weltkultur des Hellenismus, der sich zur Zeit des römischen Imperatorenthums über die Erde gebreitet hatte, war die Kunst. Bevor wir jedoch das Verhältniß Hadrian's zu derselben darstellen, müssen wir das Bild jener Welt und Zeit vervollständigen, innerhalb deren und für welche die Kunst jener Zeit ihre Werke schuf.

Gregorovius nennt sie eine Zeit der Mitte und des Ueberganges von der alten Welt zur neuen, vom Heidenthum zum Christenthum, Mittelalter schon und ein historisches Chaos, worin die Elemente des Geistes, die Philosophien, die Religionen, die Kunststile ineinander geschlossen sind. Hadrian selbst ist der treffendste Ausdruck dieser Zeit:

Grieche in seinen Kunstenthusiasmus, in seinem poetischen und wissenschaftlichen Neigungen, mittelaltriger Germane in seiner Jagdlust, seinem ritterlich ruhelosen Umherstreifen durch die ganze Welt, Orientale in seiner Neigung zur Astrologie und Geisterseherei, ein Nekromant, ein Magier; Alles glaubend, weil Nichts glaubend, in seiner Ironie ein Heide und ein Christenfreund, Epikuräer und Stoiker zugleich, und bei alledem doch wieder auch ein echter Römer in seinem sicheren Takt, seinem praktisch energischen Handeln und seinen Staatsmaximen. »Er trägt das geheimnißvolle Gesicht eines ernsten räthselvollen Weisen, dem Welt- und Menschenkenntniß tiefe Linien eingemeißelt haben, und als sollte ihm auch das äußere Symbol solcher mysteriösen Natur nicht fehlen, ließ er — der erste Kaiser, der das that — den Bart sich lang herabwachsen. Doch ist es wieder das schalkig lauernde Lächeln eines Satir, welches über dasselbe Gesicht hinzuckt. Wie es bei jedem großartigen Charakter der Fall zu sein pflegt, hat sich in ihm eine Welt von Gegensätzen und Widersprüchen vertragen.« Der Biograph, dem wir diese Zeichnung entnehmen, hat für die Zeit, welche diesen Charakter als ihren Repräsentanten hervorbrachte, auch die schlagende Bezeichnung gefunden. Es ist die Zeit der römischen Romantik, einer Romantik, welche aus der Weltkultur und dem Weltbewußtsein ihrer Menschen hervorging. Die Grundgedanken, auf welche Gregorovius diese Bezeichnung stützt, sind folgende.

Was war das Nichtromantische, das Antike, Klassische, wie wir zu sagen uns einmal gewöhnt haben, im Leben des alten Roms und der alten hellenischen Republiken? Die Einfachheit der Lebensverhältnisse, die bürgerliche Beschränkung auf den Patriotismus, die feste auf sich beruhende Nationalität, die Heimathlichkeit der Vorstellungen, dies Alles, was ein Grieche idealer Weise das Maß nennen würde, dies allein war das Element für die antike Schönheit des heiteren Griechen, wie für die klassische Virtus, die Mannestugend des strengen römischen Republikaners.

Diesen Satz führt nun der vorher erwähnte Schriftsteller in einer Gegenüberstellung der verschiedenen Zeiten aus, welche selbst klassisch genannt werden kann.

»Man betrachte einmal einen der edelsten und angesehensten Römer aus der Zeit der Republik, ehe noch Karthago, Korinth und Asien seine Phantasie entzündet, seine Sinnlichkeit potenzirt, seine häusliche Philosophie zur Weltbetrachtung erhoben hatten. Man betrachte einen Senator, einen Konsul, einen Diktator jener Zeit, suche ihn auf dem alten Forum auf, das noch keine Marmorpaläste umgeben, in der engen düsteren Straße, in seinem kleinen Hause, im Bade, vor den Laren, im prunklosen Speisezimmer mit den Freunden sich unterhaltend, höchstens aus einem rauhen Schauspiel von Livius Andronikus oder Nävius holprige Verse ungeschickt recitirend; man betrachte ihn bei seinen Geschäften, wie er selber seine Mahlzeit besorgt, hinter dem Pfluge hergeht, seinen Acker bestellt, dann in der Kurie rathschlagt über Latiner und Samniter; denn seine Welt ist nicht einmal so groß, daß sie ganz Italien umfaßte, und das italisch-griechische Tarent kennt er erst als eine fabelhafte Region fremdländischer Wunder von Hörensagen. Dieser Mann wird ein Bild altrömischer Beschränkung und häuslicher Tugend sein.

»Betrachten wir dagegen einen anderen Römer, — nicht einen Senator, einen Konsul, Diktator der alten Republik, sondern einen römischen Proletarier aus den Zeiten der ersten Kaiser oder der Periode Hadrian's, einen Mann, welcher der freien städtischen Plebs angehört, nichts besitzt als das stolze Recht eines römischen Bürgers und seine Getreidemarke in der Tasche. Er liegt beschaulich in den Thermen des Trajan, oder auf dem Marmor eines prachtvollen Portikus, welchen ein Pompejus, Cäsar oder August für die Bettler Roms erbaute und mit göttlichen Statuen hellenischer Meister verzieren ließ. Welch eine Fülle von Vorstellungen, nicht von abstrakten, sondern mit allen Sinnen empfangenen, birgt dieser antike Lazarone in seiner Seele. Er kennt nicht Rom oder ein Stück Italien, er kennt die Welt. Wenn er nicht selbst sie durchreiste, so sah er Asien, Indien, Afrika und die Wüste, Spanien, Gallien, Germanien, die glückseligen Inseln nach Rom wandern in ihren Menschen, Thieren und Pflanzen, in dem, was ihre Gebirge und Meere verbergen und als Tribut der weltbeherrschenden Stadt zu Füßen legen. Er höre

hundert Sprachen reden. Er sah die Götter vom Libanon und den Pyramiden, vom Tigris und Euphrat, wie von der Rhone und Themse nach Rom wandern, und erkennt ihre Namen, ihren Kultus, ihre Priester. Er liest als ein Politiker die Allgemeine Reichszeitung, nicht von Rom oder Italien, sondern von der Welt (acta senatus); er weiß von den Königen, Fürsten und Duodezregenten aller Länder, er lernt sie aus ihren Gesandtschaften kennen, welche täglich kommen und gehen. Gilt es die Wissenschaft und die Kunst? Er hat Vorstellungen von der Grammatik, von der Rhetorik und Dialektik; er hört die Erklärer, die Sophisten und Scholastiker auf den Straßen deklamiren wie Marktschreier, oder vor den zahllosen Buchläden ihre Weisheit auskramen. Platon, Zenon, Epikur, die Verse des Sophokles und Homer, wie des Menander und Alexis sind ihm nicht fremd. Er hört sie auf dem Forum, in der Straße, im Theater. Er kennt den Charakter der Kunststyle, weiß sehr wohl was ionisch, was dorisch oder korinthisch ist, weiß die Bildsäule eines Stümpers von einem Praxiteles und Myron zu unterscheiden. Dieser Proletarier auf den Thermen oder im Portikus von Rom ist schon ein römischer Romantiker. Denn in ihm ist diese ungeheure Einheit der römischen Welt selbst zu einer Einheit von Vorstellungen, zu dem geworden, was wir ein Weltbewußtsein nennen.«

Und nun gar erst die Vornehmen und Gebildeten, die Großen und Reichen in diesem ungeheuren Rom, sie, die Alles gesehen, gelebt, genossen, was die Welt bot, die die Welt durchreist, die Meere durchschifft, Provinzen und Reiche regiert hatten, überall zu Hause, weil überall auf römischem Boden und Eigenthum! Wer will es bestreiten, wenn der genannte Autor behauptet, daß es in der modernen Welt, selbst im meerbeherrschenden England, wenig Menschen mehr gebe, von einer solchen Weite des Ideenkreises, oder vielmehr des Kreises der Anschauungen, wie ein Varro oder ein Plinius war, und wie viele minder Berühmte neben ihnen? Ja nur »einer jener griechisch gebildeten Sklaven, die in der Villa eines römischen Großen bei Tisch seinen Homer oder Aeschylus recitiren mußten, selbst ein

solcher würde heute durch das, was er mit Augen gesehen und erlebt, was er sich vorgestellt und gelernt hat, sogar eine Akademie in die größte Verlegenheit setzen.«

Die Romantik jenes Weltbewußtseins beruhte wesentlich auf der Kolossalität seiner Ausdehnung. Kolossal ist Alles in jener merkwürdigen Zeit: das Reich, die Allmacht des Kaisers, dies Rom selbst, die Stadt der Städte mit seinen dritthalb Millionen von Bewohnern, darunter eine Million Sklaven, und fast ebensoviel Staatsbettler, die Genüsse und Freuden, das Raffinement des Lebens, die Schicksale und Glückswechsel, welche einen eben noch beherrschten Provinzler plötzlich zum Herrn der Welt machten, kolossal selbst das Elend und die Laster wie das Glück und die Tugenden dieser Zeit. Kolossal sind daher auch die Bauten und Kunstwerke, welche dieser Zeit und ihren Bedürfnissen, ihrem Geschmacke und ihren Neigungen genugthun, ihrem Bewußtsein imponiren sollen. Eine Villa Hadrian's stellt sich an Kolossalität über das Kolosseum selbst, das Wahrzeichen dieses kolossalen Römerreichs und seiner Hauptstadt. Nicht das kleine Hellas, nein, die weite römische Welt bedeckt sich jetzt mit Kunstwerken. Denn überall hin hat sich mit der Weltkultur auch das Bedürfniß nach Genuß an der Kunst verbreitet, der romantische Charakter des damaligen Römers, des Trägers dieser Weltkultur, ist weniger handelnd als beschaulich, weniger produktiv als genußsüchtig. Und der römische Bürger hatte Muße zum Genuß. Die Regierung geschah ohne ihn, die Staatsmaschine ging, ohne daß er die Hand zu rühren brauchte. »Es gab keine politischen Ideen mehr, welche in die Masse schlagen und große Charaktere emporreißen. Es war kein Leben mehr aufzuopfern im hochherzigen Kampfe um politische Grundsätze. Das Volk hatte an Brod und Spielen genug.« Aber diese beiden Dinge: Leibesnahrung und Kunstgenuß, verlangte es auch von seinen Herren, und wehe dem, der sie nicht gewähren mochte!

In einer Welt, welche aufgehört hat eine nationale zu sein, wo Charakter und Bildung aus den verschiedensten Stoffen und Formen zur Universalität sich gemischt haben, wird dieselbe Mischung auch der

Kunst ihren Charakter aufdrücken. Und also geschah es in der That. Die Kunst, so Herrliches sie auch noch unter Hadrian schuf, war charakterlos, wie heute alle Style versuchend oder alle vermischend. Da ist bei griechischer Glätte asiatische Ungeheuerlichkeit, die ganze überschwängliche Sinnlichkeit des Orients. Das Leben und Streben der Kunst ist ferner ein antiquarisches geworden, sie hat keine Zukunft mehr innerhalb des Heidenthums. Sie ist nicht mehr verklärende Darstellung des Volksgeistes, der sie erzeugt, sie ist Dienerin des Genusses, der Laune, des zufälligen Geschmacks, des Reichthums, der Macht, der Eitelkeit der Einzelnen, welche als Besteller den Künstlern zu thun geben. Der Kaiser steht auch hier obenan. Von ihm und seiner Gesinnung hängt das Schicksal der Welt ab, und so auch das Schicksal der Kunst, oder vielmehr der Künstler. Darum ist es möglich, daß ein Hadrian sein konnte, was er gewesen ist: der Schöpfer einer eigenen Kunstepoche, der letzte Hort und Restaurator der sterbenden Kunst.

Ueberschauen wir, was er in dieser Hinsicht gethan. Es ist in der That unermeßlich; denn uns fehlen alle Vergleichungspunkte für solche Thätigkeit, solche Mittel und solche Resultate, wie wir sie hier zu Tage treten sehen.

Die Kunst, welche damals auf der Stufe höchster Meisterschaft stand, war die Baukunst, und sie vor allen genoß die Pflege des Kaisers, dessen Leidenschaft sie war. Hadrian ist zunächst ein Städteerbauer. Nicht ein solcher, der, wie jener deutsche Heinrich, in kleinen ummauerten Burgen den Grundkern legt zu späterer vermehrter Niederlassung und weiterem Wachsthum. Nein, er schafft gleich ganze Prachtstädte aus dem Nichts, tausendjährigen Schwesterstädten gleich an Größe, Glanz und Herrlichkeit. Ein Erdbeben zerstört das reiche und herrliche Nikomedien: er baut es prächtiger wieder auf. Aber auch ohne solche Veranlassung gründet er zahlreiche neue Städte in allen Theilen seines unermeßlichen Reichs, mochte ihm hier eine historische Erinnerung, dort eine Vorliebe für die Gegend, oder anderswo ein anderes privates Motiv den Gedanken dazu eingeben. Manche dieser Veranlassungen klingen ganz romantisch und

sagenhaft mittelalterig. So baut er eine Stadt, Hadrianotherä (Hadriansjagd) genannt, an der Stätte, wo er auf der Jagd einen mächtigen Bären glücklich erlegt hatte. In allen Provinzen finden wir Städte, die seinen Namen trugen, weil er sie theils erneuert und hergestellt, theils neu gebaut. Ueberdies gab es kaum eine Stadt, wie sein Biograph Spartian sagt, wo er nicht etwas gebaut hätte, einen Tempel, ein Theater, ein Gymnasium, eine Wasserleitung, einen Cirkus, Portikus, Bäder oder dergleichen. Mitten unter die düsteren hieroglyphisch mysteriösen Städte Aegyptens setzte er eine neue prachtstrahlende Stadt, Antinoopolis, an die Stelle des alten Besa, zu Ehren seines geliebten Antinous, der dort sein Leben geendet hatte, und auf den wir weiterhin zurückkommen. Noch heute bezeugen kolossale Marmortrümmer und Säulenhallen die Schönheit und Prächtigkeit dieser zauberhaften Stadt, deren Plan der Kaiser selbst entworfen hatte, wie er ihren Bau selbst leitete und beaufsichtigte. Heiterprächtig, offen, freundlich und zum Genuß einladend war ihr Charakter, der Styl der Bauwerke erhaben, ohne kolossal zu sein. Sie war selbst ein Antinous unter den Städten, und sollte es sein nach dem Willen ihres Schöpfers. Hadrian erscheint oftmals als ein romantischer Gefühlsmensch. Hier in Aegypten sah er das verfallene Grabdenkmal des großen Pompejus:

„Soviel Tempel im Leben, und jetzt kein Hügel von Erde!“

rief er aus, als er die wüste Stätte erblickte, und ließ sofort ein herrliches Grabmal herrichten und mit Todtenfeierlichkeiten einweihen. Dasselbe that er für das Gedächtniß des Alcibiades. Er ließ dessen verfallenes Grabmal zu Melissa in Bithynien erneuern und die Statue des berühmten Atheners aus parischem Marmor dort aufstellen. Er mochte einen geheimen Zug fühlen zu dem Wesen des heldenhaften Abenteurers, dem er in mehr als einer Hinsicht verwandt erscheint.

Am meisten baute er im Osten seines Reichs. Die Städte Palmyra, Nikomedia und Stratonika stellte er fast ganz wieder her, und an das einzige Smyrna verwendete er über eine Million zu Neubauten.

Die Menge der Tempel, welche er dort errichtete, ist fast zahllos, und der eine derselben, zu Kyzikus, ward zu den sieben Weltwundern gerechnet. Seine Säulen waren vier Ellen dick und funfzig hoch, und dabei aus einem einzigen Steine. Ein Erdbeben zerstörte schon unter seinem Nachfolger den mächtigen Bau. Vielen Tempeln, die er baute, gab er keine andere Bestimmung als die, seinen Namen zu tragen; sie wurden keinem Gotte geweiht, kein Götterbild in ihnen aufgestellt. Die Darstellung der Majestät des Weltherrschers und die Verherrlichung seiner Macht und seines Namens war das Motiv und der Zweck, die Kunst das Mittel dazu bei allen Kunstunternehmungen der römischen Kaiser; und so auch des Kunstenthusiasten Hadrian. Von den äußersten Gränzen seines Reiche meldet ihm sein Admiral Arrian neben dem Wichtigsten auch, daß eine Statue des Kaisers, die mit der Hand über das Meer weisend zu Trapezunt am Ufer stand, der Würde des Kaisers nicht entsprechend sei, und bittet um eine neue bessere. Dasselbe bemerkt er über die Tempelstatue des Merkur in derselben Stadt. Die Majestät des Weltherrschers sollte sichtbar und greifbar überall, und seine Allmacht auch allgegenwärtig sein; das ist der wahre Sinn dieser grandiosen kaiserlichen Kunstförderung.

Vor allen seinen Landen aber zeichnete Hadrian Griechenland aus durch seine Bauten, und in Griechenland wieder Athen, die Stadt, welche er am meisten liebte, weil, wie sein Landsmann Cicero sagte, »jeder Schritt des Besuchers auf große historische Erinnerungen der Kulturgeschichte den Fuß setzte.« Es war nicht leere Schmeichelei, wenn auf dem prachtvollen Ehrenbogen, den die Athener ihrem kaiserlichen Wohlthäter errichteten, und der noch heute halbversunken unter den Trümmern Athens zu schauen ist, die Inschrift lautete:

Dies ist des Hadrianus, einst des Theseus Stadt!

Denn er erbaute einen ganzen Stadttheil völlig neu und bereicherte überhaupt Athen mit soviel Prachtwerken der Architektur und Plastik, daß die Stadt ein völlig verändertes Ansehen gewann. Man kann

sagen, daß alle öffentlichen Kunstbauten und plastischen Denkmäler unseres Jahrhunderts, soviel ihrer in Europa unternommen wurden, in Nichts verschwinden gegen die Werke der Bildnerei und Baukunst, welche Hadrian in der einzigen Stadt Athen ins Leben rief. Er baute einen Tempel der Here und des Zeus Panhellenios, und ein Pantheon. Die Wände und Hallen des letzteren waren vom kostbarsten phrygischen Marmor, ebenso die hundertundzwanzig Säulen, welche Pausanias als Wunderwerke anstaunte. Die Kuppel des Pantheons hatte Plafonds von Gold und Alabaster, und war mit Statuen und Gemälden geschmückt. Eine Bibliothek und ein Gymnasium mit hundert Säulen von libyschem Marmor gehörten zu diesem Tempel. Aber das Hauptwerk Hadrian's zu Athen war doch der Tempel des Jupiter Olympius. Weit über ein halbes Jahrtausend hatte die Frömmigkeit, die Macht und der Reichthum Athens ebensowenig als die spätere Beihülfe des mächtigen Syrerkönigs Antiochus Epiphanes vermocht, die ungeheure Anlage dieses Tempels zu vollenden, dessen Plan von Pisistratus entworfen, »allein auf Erden«, wie Livius sagt, »der Größe des Gottes entsprechend war.« Hadrian vollendete diesen Wunderbau, und der größte Redner der damaligen Welt, der Sophist Polemon, weihte ihn ein durch eine Rede. Hunderteinundsiebzig Fuß maß der Tempel in die Breite, seine Länge war dreihundertvierundfunfzig Fuß; der gesammte Umfang aller dazugehörigen Bauwerke vier Stadien, d. i. gegen dritthalbtausend Fuß. Nur allein der Tempel der Ephesischen Diana übertraf ihn noch um Einiges an Größe, nicht aber an Schmuck und Pracht. Er war durchaus von Marmor gebaut. Die hundertzweiunddreißig Säulen mit kanneliertem Stamm und attischer Basis, welche die Cella umgaben, waren sechs Fuß dick und sechzig Fuß hoch, und noch jetzt bezeugen einzelne Reste ihre herrliche Schönheit. Im Tempel thronte die kolossale Statue des Zeus aus Gold und Elfenbein, umgeben von vielen anderen Bildsäulen aus gleich kostbaren Stoffen, darunter auch vier Statuen Hadrian's aus thasischem und ägyptischem Marmor. Wir kennen noch den Namen eines Bildhauers, den die Milesier nach Athen sendeten, um in diesem Tempel

eine von ihm verfertigte Statue des Kaisers aufzustellen. Er hieß Aulus Pantulejus, geboren zu Ephesus, Bürger von Milet, wie ihn die Inschrift auf der Basis der Statue nannte. Unter den unzähligen Weihestatuen und Ehrenbildsäulen war die herrlichste die der Athener, ein Kolossalbild des Tempelvollenders, welches im Hinterhause des Tempels prangte. Kostbares Material, Kolossalität und Massenhaftigkeit erscheinen hier als Hauptcharakter der bildenden Kunst bei dem Hauptwerke dieser Zeit, dessen Vollender dafür den Namen des »Olympischen« erhielt. Und wenn man die Lage der heutigen Ruinen unmittelbar vor und unter dem Parthenon ins Auge faßt, so kann man nicht zweifeln, daß die Absicht Hadrian's darauf gerichtet gewesen, jene Schöpfung des Perikleischen Athens durch einen noch prachtvolleren und großartigeren Bau zu übertreffen und zu verdunkeln. Die persönliche Eitelkeit ist eben ein Zug, der durch alle diese späteren Kunstbestrebungen bestimmend hindurchgeht. Der griechische Tourist Pausanias schrieb das erste Buch seiner griechischen Reisebeschreibung, welches Athen und Attika umfaßt, unter Hadrian's Regierung in der sehr merkbaren Absicht, dem Kaiser zu schmeicheln.

Alle diese Herrlichkeit ist fast spurlos von dem Boden verschwunden, der sie trug. Noch spurloser alle die Bauten und Kunstwerke, mit denen Hadrian zahlreiche andere Städte von Hellas, wie Korinth und Megara, Nemea, Hyampolis, Phocäa, und vor allen Mantinea, die Stadt der Ahnen seines geliebten Antinous, schmückte. Der eiserne Tritt der Weltgeschichte hat alle diese Größe, Pracht und Schönheit erbarmungslos zu Staub zermalmt. Aber selbst die spärlichen Trümmer geben Zeugniß von einer Zeit, gegen deren Kunstliebe, Unternehmungsgeist und Größe der Mittel alles Neuere zusammenschrumpft zu winziger Kleinheit; von einer Zeit, in der selbst ein Privatmann, wie Herodes Attikus, der Rothschild jener Zeit, es wagen durfte, in öffentlichen Bauten und Kunstwerken zum Schmuck von Hellas und Athen zu wetteifern mit dem Beherrscher des römischen Weltreiches. Genuß und Nachruhm waren die Losungsworte des Lebens dieser Zeit. Fast scheint es, als ob diese Menschen im Gefühle des nahenden Untergangs ihrer

Welt, Alles aufgeboten hätten, das flüchtige Daſein vollaus zu genießen und einer neuerſtehenden Welt die ſteinerne Kunde ihres Namens zu bewahren. Herodes Attikus fand ſelbſt in den rieſigen Bauten ſeiner Tempel und Odeen, ſeiner Rennbahnen und Waſſerleitungen noch kein Genüge. Er wollte den Iſthmus durchgraben, um ſeiner Unſterblichkeit ſicher zu ſein. Denn Alles, was er baute, werde vergehen, aber der Ruhm, ſolch ein Unternehmen vollendet zu haben, müſſe unſterblich bleiben. Dieſelben Motive leiteten auch Hadrian und andere Kaiſer. Die Perſönlichkeit zu verherrlichen in den Augen der Mitwelt, das Individuum dauernd zu erhalten im Gedächtniß der Ueberlebenden, wenn es ſelbſt von dieſer ſonnigſten genußreichen Erde ſcheiden und hinabſteigen mußte in den düſteren, kalten, öden Hades, — dies Streben war das Feuer, welches die Kunſtbegeiſterung jener Zeit entflammte. Dem Hadrian ſtirbt ein Adoptivſohn, ein Liebling, eine Gemahlin, eine Mutter; und flugs errichtet er ihnen nicht einen Tempel oder Heiligthum, nicht eine Statue, ſondern in allen Städten und Provinzen des ganzen Reichs erheben ſich dieſe marmornen Zeugen ihrem Gedächtniß. Er ſelbſt aber, der Weltherrſcher, iſt überall zu ſchauen, überall ſeine Macht und Herrlichkeit anzuſtaunen, ſeine Geſtalt zu verehren in Gold und Elfenbein, in Erzguß und Marmor, in Tempeln wie auf Plätzen und Straßen, an Grenzflüſſen, Häfen und Meeresgeſtaden. In der Geſtalt des Phidiaſſiſchen Zeus Olympius laſſen ſie ſich abbilden, die ſichtbaren Stellvertreter Juviters. Noch jetzt zeigt ſo ein Relief den Kaiſer Hadrian in der Sammlung des Pioclementiniſchen Muſeums zu Rom (Visconti V. 26, p. 51). Es wird Ernſt gemacht mit der Göttlichkeit und Majeſtät des Herrſchers, der nicht etwa bloß von Gottes Gnaden iſt, ſondern ſelbſt ein Gott, dem Olympier gleich, nur mächtiger um Vieles als dieſer in der Wirklichkeit wie im Bewußtſein der Menſchen, und die Kunſt iſt es, welche dieſer göttlichen Majeſtät in Stein und Erz und Farben das leibliche Daſein geben muß für die ſtaunend andetende Menſchheit.

So verwendete und beſchäftigte Hadrian die Kunſt in der ganzen Welt ſeines Reiches für den Nachruhm und die Zukunft. Aber auch der

Genuß der Gegenwart erhielt sein Recht durch ein Kunstwerk, das wieder ganz nur die Lebensanschauung, Sinnesart und Neigungen seines kaiserlichen Schöpfers auszudrücken und zu befriedigen bestimmt war, durch die berühmte

Hadrianische Villa zu Tibur.

Am westlichen Abhange des wundervollen Sabinergebirgs, auf einer welligen Hochfläche, eine halbe Stunde nur entfernt vom heutigen Tivoli, dem alten Tiburparadiese römischer Landlust und Waldeskühle, sieht der Wanderer ein mächtiges Gewirr von Trümmern hingelagert. Schon wenn sein Fuß den strudelnden Teverone überschritten hat, erblickt das Auge wirre Massen von Mauern und Pfeilerwänden, Bogen und Arkadenreihen zerfallener Tempel und Prachtpaläste aus dem Grün der Bäume emporragen, welche jetzt dem Park des Herzogs Braschi Schatten geben. Eingetreten sodann durch das steinerne, mit halbzerstörter Skulptur geschmückte Portal der Villa, gewahrt er sich inmitten einer Trümmerwelt, die zu durchwandeln in ihrer ganzen Ausdehnung Stunden kaum ausreichen; sieht er die Reste von Palästen, Tempeln und Theatern, Portiken und Rennbahnen, Palästren, Bädern und Lusthäusern, weiten Ebenen zu Waffenübungen für Tausende von Kriegern, die alle in diesen Räumen zugleich ihre steinernen Wohn- und Waffenplätze hatten. Er glaubt sich umgeben von den Ruinen der zerstörten Hauptstadt eines großen Reiches, und es sind doch nur die Trümmer eines kaiserlichen Landsitzes, der Villa Kaiser Hadrian's, die sein Fuß betritt. Aber es war auch das Kleinod des römischen Reichs zur Zeit der Blüthe seiner Macht, dieses Sanssouci des rastlosen Kaisers, das er sich erbaute, als die Müdigkeit seines kränkelnden Alters sich nach der Ruhe sehnte, die ihm doch nimmer zu Theil werden sollte. Hier schuf er sich ein Panorama seiner liebsten Erinnerungsstätten aus allen Theilen seines, von ihm so viele Jahre lang durchwanderten Reichs. In dieser Schöpfung arbeitete er, nach einem glücklichen Ausdrucke seines

neueſten Biographen, die Reiſebilder ſeines Lebens aus in einer Welt von Kunſtbauten und Meiſterwerken der Plaſtik und Malerei. Das Herrlichſte, was die helleniſche Vorwelt, das Großartigſte, was Aſien und Aegypten in aller Kunſt geſchaffen, bildete er hier nach zu anſchaulicher Erinnerung. Hier ſah man das Lyceum, die Akademie und das Prytaneum, die Poikile, jene bildergeſchmückte Ruhmeshalle Athens, Arkadiens Heiligthümer und Aegyptens berühmten Waſſertempel des Serapis zu Kanopus kunſtvoll durch ähnliche Bauten und Anlagen nachgebildet. Auch ein Eleuſine, die Räume der berühmten myſtiſchen Weihungen von Eleuſis darſtellend, befand ſich dort. Was ihm das Liebſte geweſen, wo er am gernſten geweilt, was ihm von hiſtoriſchen, künſtleriſchen und religiöſen Denkmälern und Schöpfungen auf jenen Reiſen durch ſein unermeßliches Reich das größte Intereſſe eingeflößt hatte, das zauberte er ſich zu Erinnerung und Genuß in ſichtbarer Nachbildung vor die Augen durch dieſe wunderbare Schöpfung ſeiner Villa, die ihres Gleichen nicht wieder gehabt hat bis auf den heutigen Tag. Zehn Millien, wohl drei Stunden, iſt der Umkreis, welchen ihre Trümmerſpuren bedecken. Noch größer war der Umfang der Villa ſelbſt zur Zeit ihres Beſtehens. Sie hieß »die Villa« ſchlechtweg, wie Rom »die Stadt« hieß; und wie dieſe Stadt der Städte von einem alten Schriftſteller das Kompendium der Welt genannt wird, ſo konnte die Villa Hadrian's als ein Kompendium von Rom gelten *).

Von ganz beſonderem Intereſſe iſt aber dieſe letzte Schöpfung Hadrian's für die Geſchichte der alten Kunſt. Denn in ihr hatte der kaiſerliche Kunſtfreund theils in ausgezeichneten Kopien, theils in Originalen Alles vereinigt, was die alte Welt von Meiſterwerken der Plaſtik und Malerei beſaß, alle Stylarten der verſchiedenen Völker und Epochen waren hier vertreten. Es war das erſte und zugleich das großartigſte Kunſt-

*) Eine Schilderung der Villa Hadrian's ſ. in: Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 357—360.

museum der Welt, eine künſtleriſche Geſchichte der Kunſt in Stein und Farben. Das ſtimmt wieder ganz mit der geſammten Richtung dieſer Zeit, welche zur Kunſt eigentlich vorzugsweiſe nur noch ein hiſtoriſch-antiquariſches Verhältniß hatte. Aus dieſem Verhältniſſe entſprang denn auch zum Theil Hadrian's Neigung für den ägyptiſchen Kunſtſtyl, der in unzähligen Nachbildungen ſeiner verſchiedenſten Zeiten in dieſer ſeiner Villa zu finden war. Dieſe Neigung war indeß mehr als nur launenhafte Liebhaberei. Einerſeits hing nämlich dieſe Nachahmung alterthümlicher Bildwerke zuſammen mit dem Verſuche einer Reſtauration der alten Kunſt und des alten Glaubens. Auf der anderen Seite mochte es dem kunſtſinnigſten Manne ſeiner Zeit von Intereſſe ſein, den großen Zuſammenhang auch der Kunſtkultur und ihrer ſtufenweiſen Entwickelung bei den Völkern des Morgen- und Abendlandes ſo im großen Ueberblicke zu umfaſſen. So wurde der altgriechiſche Tempelſtyl zu Hadrian's Zeit fleißig nachgeahmt, und eine Probe ſolcher Nachahmung bietet die Statue der Hoffnungsgöttin mit dem Attribut der Abundantia im Dresdner Muſeum. Zwei Centauren von ſchwarzem Marmor im Kapitoliniſchen Muſeum, welche unter den Trümmern der Villa entdeckt wurden, tragen noch die Namen der Künſtler Ariſteas und Papias aus Aphrodiſium, welche ſie für den Kaiſer gearbeitet. Sie ſind von vortrefflicher Ausführung und die mehrfachen Wiederholungen derſelben, welche ſich in Paris und Rom befinden, deuten auf ein im Alterthum berühmtes Original dieſer Werke. Viele der ſchönſten Statuen und Büſten, Moſaiken und Wandbilder, welche die Muſeen von ganz Europa und namentlich auch die römiſchen Sammlungen zieren, ſind hier gefunden worden, und noch jetzt harrt eine ganze Welt helleniſcher Kunſtſchönheit unter dieſen begrünten Schuttbergen verſunkener Prachthallen ihrer Auferſtehung entgegen. Denn bei weitem das Meiſte, was Hadrian hier um ſich verſammelte, waren Originalwerke, wie das herrliche jetzt im Kapitol aufbewahrte Taubenmoſaik des berühmten Soſus von Pergamus, in welchem Männer wie Quatremère de Quincy und ſein Landsmann Letronne, der feinſinnigſte aller neueren Kunſtforſcher nach Winckelmann und Leſſing,

mit Recht gegen Winckelmann das ſchon im Alterthum hochgeprieſene Originalwerk erkannt haben.

Das Antinousideal.

Hier in Tivoli wurden nun auch die meiſten jener Antinousſtatuen gefunden, in denen die Hadrianiſche Kunſt ihr Ideal der Schönheit ausgeprägt hat. Dies Ideal der Schönheit iſt ſprichwörtlich geworden und geblieben bis auf den heutigen Tag.

Wer war dieſer Antinous? und was war er dem Hadrian, daß der Herr der Welt durch ſein Machtgebot die größten Künſtler ſeiner Zeit bewog, dieſes Jünglings vergängliche Schöne der ſpäteſten Nachwelt in zahlloſen Abbildungen, in Stein und Erz und Farben zu zeigen, daß er ihm göttliche Ehren erwies, und ſeinen Tod beweinte bis an das Ende des eigenen Lebens? War er ein Krieger und Held, ein Staatsmann, ein Dichter, ein Künſtler, deſſen Haupt der Genius umleuchtete? Nichts von dem allen. Er war ein ſchöner Jüngling, ein Bithynier von Geburt, aus der Stadt Klaudiopolis am Fluſſe Sangar, durch irgend einen Zufall in die Nähe Hadrian's gelangt, und ſeitdem Jahre lang ſein unzertrennlicher Begleiter auf ſeinen Reiſen und Wanderungen. Wir ſtehen hier bei einem Räthſel der Phyſiologie und der Kulturgeſchichte. Für die armſeligen Biographen Hadrian's, deren Schriften uns allein noch übrig ſind, iſt es freilich keins. Nach ihrer rohen Auffaſſung war es gemeine Sinnenluſt, welche den Kaiſer an die Schönheit des Jünglings feſſelte. Verweilen wir einen Augenblick bei dieſer Anklage; es iſt nicht ſchwer, ſie zurückzuweiſen. Zugleich fällt dadurch Licht auf die ſittlich-äſthetiſche Empfindungsweiſe in der Kunſt jener Zeit.

Die gemeine Knabenliebe war allerdings verbreitet im kaiſerlichen Rom, wie ſie es geweſen war zur Zeit der ſinkenden Republik. Aber ſie galt ſtets als ein Laſter, als eine unwürdige Verirrung, ſelbſt in den Augen von Schriftſtellern wie die, welche für uns über Leben und Charakter des Hadrian die alleinigen Quellen ſind. Bei großen Naturen,

wie Trajan und Hadrian, war dieſe Liebe künſtleriſch-äſthetiſches Wohlgefallen an der Schönheit männlicher Jugend, die in jenen Zeiten und unter jenem Himmel in viel höherem Maße, wie auch jetzt noch, die weibliche Schönheit übertraf. Es war ein Wohlgefallen, das ſich zu leidenſchaftlicher Entzückung, zur ſchwärmeriſchen Begeiſterung ſteigerte, wie ſie ein Sokrates für den Alcibiades empfand. Dieſe antik helleniſche Begeiſterung lebte auch in der künſtleriſch angelegten, für Schwärmerei empfänglichen Natur des Hadrian, und iſt eng verwachſen mit ſeiner leidenſchaftlichen Liebe für die Kunſt und die in ihr zur vollendeten Erſcheinung kommende Schönheit. Der einzige Umſtand, daß die edelſte und feinſte Frau ſeiner Zeit, die Kaiſerin Plotina, ihn liebte, und daß er ſie wieder liebte, bürgt dafür, daß Hadrian's Liebe zu dem ſchönen Antinous nicht jene Linie überſchritt, welche das ähnliche Gefühl der edelſten und größten Charaktere des Alterthums umſchränkt hielt. Aber gerade weil die Ausartung verbreitet war — wenn auch nicht ſchlimmer, ja vielleicht kaum ſo ſchlimm zur Zeit Hadrian's, als in Frankreich zur Zeit der Regentſchaft und des funfzehnten Ludwig — ebendarum bemächtigte ſich die Skandalſucht, zumal untergeordneter Schriftſteller, auch ſolcher Neigungen hochſtehender Menſchen; und Schriftſteller wie Spartian und Dio Caſſius, durch welche wir bei dem Verluſte aller gleichzeitigen Biographen und Hiſtoriker allein Kunde über Trajan und Hadrian beſitzen, waren am wenigſten die Leute dazu, Kritik bei ſolcher Tradition zu üben. Beſonders nicht beim Hadrian, der ſich unter der Klaſſe der Litteraten und Schöngeiſter ohnehin viel Feinde gemacht hatte.

Hadrian war ein Funfzigjähriger, als er den ſchönen Antinous fand. Er verlor ihn ſechs Jahre vor ſeinem Tode auf der Reiſe in Aegypten, als er ſelbſt bereits das ſechsundfunfzigſte Lebensjahr überſchritten hatte. Bei einer Fahrt auf dem Nile mit ſeinem kaiſerlichen Freunde ſchlangen ihn die Wellen des Stroms hinab in ihre Tiefen. Aber es ſchwebt ein Geheimniß über dem Tode des ſchönen Jünglings, ein Geheimniß, deſſen myſteriöſer Schleier einen Abgrund deckt von Widerſprüchen zwiſchen hoher Geiſtesbildung und wüſtem Aberglauben

jener Zeiten. Die öffentliche Meinung von damals behauptete, der Jüngling habe sich freiwillig dem Tode geweiht, indem er sich für das Leben des Kaisers geopfert. Andere nannten seinen Tod in den Wellen des Nilstroms einen Zufall; die Verläumder und Feinde des Kaisers endlich deuteten an, Schwermuth und Lebensüberdruß hätten den Liebling des Kaisers zum Selbstmorde getrieben. Sie beriefen sich dabei sogar auf den Ausdruck tiefer Melancholie, der in der That fast aus jedem seiner Bildnisse spricht.

Das Richtige hat schon Heinse in einem seiner Briefe an Gleim ausgesprochen *). Schwärmerische Liebe und religiöser Aberglaube waren die Triebfedern, welche hier die Aufopferung, dort die Annahme des Opfers veranlaßten. Hadrian war krank und fürchtete den Tod. Orakel und Zeichen hatten ihm Unheil verkündet. Der schöne Antinous war schwermüthig und liebte den Kaiser, dessen Hang zu aller Art magischen und nekromantischen Aberglaubens der Sohn des zaubergläubigen Orients theilte. »Hadrian,« so erzählt Dio Kassius, »bedurfte einer Seele, welche sich freiwillig für ihn opferte.« Was hat ein Menschengehirn nicht schon Alles glauben und als mathematisch gewiß sich vorstellen können! Der Glaube, welcher jener alten Sage von der Aufopferung der Alceste für das Leben ihres geliebten Gemahls Admet zum Grunde liegt, erneuerte sich mit verdoppelter Stärke in einer Zeit, in welcher bereits das christliche Märtyrerthum mit seiner Wunderthätigkeit die römische Welt zu durchdringen begann. Hadrian's romantischer Hang war solchem Glauben nur allzu geneigt. Der unterirdische lange Kreisgang des Hades, das Reich der Todten, das er sich in seiner Tiburtinischen Villa am Fuße einsamer Waldgebirge geschaffen, geben genug zu erkennen, wie oft sein Geist im Dunkel der Zukunft mag umhergeirrt und mit Schrecken und Grausen wieder daraus zurückgekommen sein; sowie noch sein letzter poetischer Seufzer, wenige Augenblicke vor seinem Tode, als er nicht mehr genesen konnte:

*) Briefe zwischen Gleim, Heinse und Jacobi. Th. II., S. 424.

Animula vagula blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca
Pallidula, rigida, nudula,
Nec ut soles dabis jocos!*)

Und gewiß bildete sich, wie Heinse sagt, ein guter Theil der Griechen und Römer ein, wenigstens im Sommer um die Mittagszeit, wenn das nahe Sonnenfeuer über ihren Häuptern wie ein starker Wein sie berauschte, daß ein Mensch mit seinem freiwilligen Tode für einen anderen den Rest, den er noch zu leben gehabt hätte, ihm schenken könne, und die schwärmerischen Begriffe wuchsen, wie manche andere, auch bei Verständigen auf, ohne daß sie später mehr völlig auszurotten waren. Als Wunsch ausgesprochen, findet sich dieser Gedanke auf einem Grabsteine in der Kapitolinischen Sammlung, der einst die Ruhestätte einer jungen Gattin bezeichnete, am Schlusse eines reizenden Wechselgesanges zwischen ihr und dem überlebenden Gemahl, den ich an einem anderen Orte mitgetheilt habe **):

Möge denn auch, was mir der Tod an Jugend entrissen,
Dir ein gütiger Gott weiter an Jahren verleihn!

Ebendahin gehören auch in jener Ode, in welcher der feinsinnige römische Liebesdichter Horaz das tiefste Gefühl opferfreudiger Liebe ausspricht, ein paar Stellen, in welchen der Liebende von der Geliebten sagt:

Für sie scheu' ich zu sterben nicht,
Gönnt ihr nur das Geschick, daß sie mich überlebt.

worauf noch leidenschaftlicher und schwungvoller das Mädchen erwidert:

---

*) Du schmeichelndes flatterndes Seelchen mein,
Des Leibes Begleiter und Gastgenoß,
Zu welchen Räumen wirst jetzt du ziehn
So nackten, starrenden, farblosen hin,
Wo nimmer wie sonst du Heiterkeit schaffst!

**) S. Ein Jahr in Italien. Th. III., S. 188.

Für ihn leide ich gern doppelten Todes Schmerz,
Wenn das Todesgeschick nur des Geliebten schont!

Solche Stellen werfen, wie Heinse sagt, auf jenen mystischen Glauben gleichsam ein westlich Sonnenlicht, liebliche Strahlen zärtlicher Empfindung, und die Verehrung, welche Hadrian dem Antinous nach dessen Tode erwies und die nächtlichen petrarchischen Verzückungen, wo er sein Gestirn in der Milchstraße unter dem Adler sah, sind eben nur Ausdrücke schwärmerischer Trauer einer dankbaren und doch sich unselig fühlenden Liebe des Ueberlebenden, der sich gerettet glaubte durch einen Opfertod, dessen Erinnerung ihn für den Rest seines Lebens mit Schmerz erfüllte. Aber nicht bloß Thränen waren der Ausdruck dieses Schmerzes — »er beweinte ihn wie ein Weib« (quem muliebriter flevit) sagt der rohe Spartian, der ebenso wenig ein Verständniß hatte für den wunderbar gemischten Charakter des Mannes, wie der spöttische Cyniker Kaiser Julian, welcher in den Portraits, die er von seinen kaiserlichen Vorgängern entwirft, den Hadrian mit gen Himmel gerichteten Augen nach seinem geliebten Antinous spähend darstellt. Der Ausdruck dieses Schmerzes war kolossal wie das römische Imperatorenthum selbst, dessen weltgebietender Träger Hadrian war. Eine glänzende Stadt bezeichnete die Stelle, wo sein Liebling den Tod gefunden. In allen Städten der Welt schufen, auf des Kaisers Geheiß, die ersten Künstler jener Zeit kolossale und lebensgroße Statuen und Büsten des Antinous aus Marmor und Erz, und diese Werke sind das Herrlichste, was wir übrig haben aus den Jahrhunderten der Nachblüthe plastischer Kunst. Auch die Malerei feierte in unzähligen Darstellungen seine unvergleichliche Schönheit, und Pausanias sah auf vielen Gemälden den Antinous als Dionysos dargestellt. Die Schmeichelei der verknechteten Welt vereinigte sich mit der Schwärmerei ihres Beherrschers. Ein eigener Kultus des Antinous verbreitete sich über das römische Reich. Tempel und Altäre wurden ihm als einem Gotte gegründet, ausgestattet mit eigenen Priesterschaften, Opfern und Orakeln, der erste und glänzendste zu Mantinea in Arkadien, weil die Bithynier ihren Ursprung von dieser Stadt ableiteten. Ein jährliches Einweihungsfest und Festspiele,

welche alle fünf Jahre wiederkehrten, wurden damit verbunden. Dieser Kultus des Antinous dauerte noch fort, als längst das Christenthum Staatsreligion geworden war im römischen Weltreiche. Zahlreiche Münzen der verschiedensten Städte stellen ihn dar als Heros, als Gott, als »neuen Bacchus«, und die Symbolik derselben zeigt ihn bald mit Harpokrates, bald mit Merkur, Apollon und anderen Göttern vereint. Als »guter Dämon«, als Merkur, als Helios-Belenus, als Deus Lunus, ja selbst als Pan hat ihn die alte Kunst gebildet. Die vorherrschende Darstellung in der Skulptur war jedoch die, welche der Gestalt des antik hellenischen Dionysos angenähert ist. Auch ein Sternbild ward nach ihm benannt, und führt noch heute den Namen des kaiserlichen Lieblings.

Der Kultus des Antinous ist die letzte Konsequenz, in welcher die Idee des römischen Monarchismus ihre Spitze erreicht. Es ist der höchste Gipfel der Vergötterung des Subjektivismus. Die zufällige Persönlichkeit, der Kaiser, ist nicht nur das einzige berechtigte Subjekt in dieser Welt, nicht bloß eine Gottheit, die in Tempeln verehrt wird. Er ist mehr als dies: seine Laune schafft Götter aus sterblichen Menschen. Hadrian, der Jupiter Optimus Maximus auf Erden, macht seinen Antinous-Ganymedes zum Gotte. Und welchen Stoff nahm die kaiserliche Laune zu ihrer Götterschöpfung? Nicht Helden und Heroen, nicht Weise oder Propheten des Alterthums, von der Sage verherrlicht, durch die Poesie gefeiert, durch die Zeit den Augen der Menschen entrückt und verklärt: nein, einen schönen Jüngling, einen kaiserlichen Leibpagen, den die Welt sonst nicht würde gekannt haben, hätte nicht Hadrian seine Schönheit geliebt und seinen Verlust beweint. Aber dieser eine Titel war genügend ihn zum Gott zu erheben. Denn was einem Gotte Entzücken gewährte, was ihn mit Schmerz und Verzweiflung erfüllte, als er es verlor, das verdient doch wohl die Anbetung der Menschheit. Und um das Maß der Widersprüche voll zu machen, von denen jene Zeit zerrissen erscheint, gab es wieder inmitten dieser knechtischen Welt, die sich gehorsam zu den Altären des neuen Gottes drängte, Leute genug, welche den kaiserlichen Schöpfer desselben verspotteten. Hadrian wurde zum Gelächter,

sagt Dio Kassius, als er schwur, daß er den Stern des Antinous gesehen. Es ist die Auflösung der alten heidnischen Welt, welche dem Christenthum seinen Sieg erleichterte, weil sie mit dem Glauben an die neuen auch den Glauben an die alten Götter in den Gemüthern der Menschen zerstörte.

Wie der käufliche Briefadel den alten Adel zerstört, weil er seine natürlichen Wurzeln untergräbt und die Idee der Verschiedenheit und Vorzüglichkeit des Bluts und der Race aufhebt, so zerstörte die durch kaiserliches Machtgebot der Welt oktroyirte Vergötterung eines Menschen, von dem, wie ein christlicher Schriftsteller jener Zeit, Justinus Martyr sich ausdrückt, »alle die, welche ihn aus Furcht eifrig verehrten, wußten wer er war, und woher sein Anrecht auf Vergötterung stammte,« auch das Ansehen der alten Götter, weil sie durch einen solchen Genossen erniedrigt wurden.

Antinous ist das letzte Ideal, welches die Kunst des Alterthums gestaltet hat. Aber dies Ideal ist schon ganz und gar durchdrungen von dem römischen Realismus. Es ist hervorgegangen aus der Neigung für das Portrait, welches selbst wiederum bezeichnend ist für den realistischen, auf das Wirkliche gerichteten Sinn des römischen Wesens. Nicht in der äußerlichen Kunst und ihrer Technik zeigt sich der Verfall der ästhetischen Kultur. Mehr als eine der uns erhaltenen Darstellungen des Antinous ist, von dieser Seite allein betrachtet, würdig der besten Zeiten griechischer Kunstschöpfung. Es ist der Mangel an Gehalt, an ewiggültigem, substanziellem Inhalte, welcher diese Schöpfung der Hadrianischen Zeit von den Gebilden der Perikleischen Welt scheidet. Antinous ist kein Idealbild eines ganzen Volks, kein Ausdruck eines Gedankens, einer Vorstellung, einer Macht, die in einer gesunden Zeit, im Gemüthe aller Menschen lebendig, für alle gleichen Werth und gleiche Bedeutung hat, und welcher der schaffende Genius der Kunst nur den ihr gemäßen Ausdruck verleiht. Er ist ein wirkliches Subjekt, das seinen höchsten Werth für einen Einzelnen hatte, ein schöner Jüngling aus orientalisch-griechischem Stamme, und seine wirkliche, vergängliche Gestalt ward beibehalten von den Künstlern, welche sie darstellten, und mußte beibehalten werden, um der Absicht

zu entſprechen, deſen Machtgebot gerade die Beſonderheit dieſer einzelnen Erſcheinung der Vergänglichkeit entriſſen und aufbewahrt wiſſen wollte. Der Hadrianiſche Antinous iſt das Ideal des Portraits, und zwar ein Ideal, deſſen alleiniger Inhalt die zufällige Schönheit eines Individuums bildet. Es iſt — man geſtatte uns dieſen Vergleich — die heidniſche Karrikatur des gleichzeitig aufkeimenden Chriſtusideals. Der jugendlich ſchöne Antinous mit dem ſchwermüthigen Ausdrucke reſignirenden Leidens iſt der Chriſtus des römiſchen Imperatorenthums. Auch er opfert ſich für eine Welt, denn der Kaiſer repräſentirt in ſeiner Perſon die Welt. Aber die Welt, für welche ſich der chriſtliche Antinous opfert, iſt nicht ein Einzelner, es iſt die geſammte Menſchheit.

Der Hauptcharakter des Antinous in allen uns erhaltenen bildlichen Darſtellungen wird durch folgende Züge bezeichnet*). Zunächſt iſt es ein Ausdruck der Unſchuld, von keiner hervorſtechenden Leidenſchaft getrübt, aber durch einen Zug finniger Schwermuth noch anziehender gemacht, der ſich in der Geſichtsbildung des Antinous mit der ſchönen Körperform eines etwa achtzehnjährigen Jünglings vereinigt. Das Oval des Kopfes iſt ausgezeichnet durch die Breite des Schädels, der nach allen Seiten anſehnlich über die Grundfläche des ſich ſpitz abrundenden Untertheils hervorragt. Der ſtarke Haarwuchs des Scheitels, nach Jünglingsart rund abgeſchnitten, iſt nicht gekräuſelt, ſondern ſchlicht und nur an den Haarſpitzen etwas gekrümmt, gegen Stirn und Nacken hingekämmt. Die Augen tiefliegend, die Lider, mehr flach als bogenförmig geöffnet, haben den Ausdruck der Zärtlichkeit, wie er ſich in dem Blicke der Venus — feucht (ὑγρόν) nannten ihn die Alten — zu finden pflegt. Die Augenbrauen ſind ſchmal und ſanft geſchweift. Faſt geradlinigt, im ſchönen griechiſchen Verhältniß, ſchmiegt ſich die Naſe der Stirn an. Die Oberlippe von der Naſe bis zur Oeffnung des Mundes iſt kurz, die Lippen, etwas voll und ſtark, umſchließen charakteriſtiſch den ein wenig ins Breite gezogenen Mund; die Wangen ſind voll, doch gegen das runde

*) S. Kenr. Levezow's Antinous. S. 21.

Kinn schmal ablaufend. Ebenso schön sind die Verhältnisse des übrigen Körpers. Nicht so schlank wie beim Apoll, und weniger muskulös wie beim Merkur, ist die Bildung voller und weicher, dem Bacchus ähnlich. Besonders zeichnen sich aus die schöne, doch mehr breite als runde Brust, der Bauch, die Hüften und Oberschenkel durch eine elastische Muskulatur, die das Mittel hält zwischen der weiblichen Fülle des Bacchus und der jugendlich männlichen Schlankheit des Apoll.

Dieser Hauptcharakter findet sich wieder in allen Antinousbildern, mögen sie nun reines Portrait oder idealisirte und vergöttlichte Heroenbildungen oder endlich einem bestimmten einzelnen Götterideale angenähert sein. Ihre Zahl ist noch jetzt unglaublich groß. In seiner Schrift über den Antinous weist Levezow außer den sechs Rundreliefs am Konstantinsbogen zu Rom, auf welchen der Liebling des Kaisers als Page abgebildet ist, dreizehn Büsten neben einer beträchtlichen Anzahl von Münzen und Gemmen nach, welche die Portraitzüge desselben enthalten. Als vergötterten Heros zeigen ihn noch heute drei Bildsäulen und das große Albanische Relief; einer bestimmten Gottheit angeähnlicht erscheint er in drei berühmten Statuen und in vier Büsten, zu welchen sich noch eine große Menge von Münzen und Gemmen gesellen. Sein mystischer Opfertod endlich ist, wie wir weiterhin sehen werden, Veranlassung zu einem Kunstwerke, der berühmten Gruppe von San Ildefonso, geworden, die zu den schönsten Kompositionen des Alterthums gehört.

Darstellungen des Antinous finden sich fast in allen größeren Kunstsammlungen Europas. Die meisten derselben stammen aus den Trümmern der Villa Hadrian's zu Tivoli, und fast alle verrathen die Hand geschickter Künstler, einige zählen sogar zu den Meisterwerken der alten Plastik überhaupt. Zu diesen gehören vorzüglich drei Köpfe, deren einer im Vatikan und zwei in Paris sich befinden, unter den letzteren der kolossale aus der Villa Mondragone bei Fraskati, und drei Statuen, sämmtlich in Rom. Von diesen erscheint der berühmte

Antinous des Kapitolinischen Museums

als das wirkliche nach dem Leben gearbeitete Portraitbild des schönen Jünglings. Der große Maler Nikolas Poussin sah in den Gliederformen dieser Statue ein kanonisches Muster vollendeter Schönheit, und viele treffliche Künstler stimmen ihm darin bei. Er ist in Lebensgröße dargestellt, ganz nackt. Die ruhige Haltung des Leibes und der Glieder paßt vortrefflich zu dem Ausdrucke träumerischen Vorsichhinblickens in den von Schwermuth sanft umdämmerten Zügen des ein wenig gesenkten Hauptes. Ein Zug naiver Unschuld liegt in dem Ernst dieser weitgeöffneten Augen. So mögen wir uns den Schäferknaben vom Ida denken einen Augenblick vorher, ehe ihm die drei Göttinnen erscheinen, über deren Schönheit er, der schönste der Jünglingsknaben, entscheiden soll. Der Kopf ist völlig unbeschädigt erhalten, obschon er beim Sturze der Bildsäule absprang; der linke Arm und das Bein derselben Seite sind neu und schlecht gearbeitet. Die technische Behandlung des Uebrigen ist von höchstem Fleiße, der Marmor so sorgfältig geglättet, daß man nur in den kurzen, krausen, mühsam ausgebohrten Haaren, welche etwas hart und winklig an der Stirn angesetzt sind, die Spuren des Meißels wahrnimmt. Die Stärke der schön geformten, fest geschlossenen Lippen, welche in den idealisirten und kolossalen Bildnissen dem Ausdrucke des Mundes etwas eigenthümlich Kraftiges, fast Wildes verleiht, erscheint hier nur angedeutet, und stört nicht die Anmuth und Lieblichkeit des süßen in sich Versunkenseins, welche den unteren Gesichtstheilen dieser liebreizenden Gestalt ihren eigenthümlichen Zauber verleihen. Aber dennoch fehlt den Zügen jene Harmonie, welche über den althellenischen Idealen jugendlicher Schöne, einem Apollino, einem Hermes, Eros u. a. schwebte. Der düstere Ernst der oberen Gesichtstheile, welcher durch das tief in die Stirn gezogene Haar und die ernstgeschwungenen Brauen hervorgebracht wird, lastet wie eine dunkle Wolke über dem Sonnenschein der unteren Züge des Antlitzes.

Alle dieſe Eigenthümlichkeiten des Originalportraits treten noch ſtärker hervor und bilden einen noch ſchärferen Widerſpruch in den idealiſirten Darſtellungen, weil dieſen zugleich die Aufgabe geſetzt war, die individuellen Züge der beſtimmten Perſönlichkeit in möglichſter Treue beizubehalten. Dieſe Aufgabe haben die alten Künſtler in bewundernswürdiger Weiſe gelöſt. Als Typus jener Darſtellungsweiſe kann der Koloſſalkopf des Antinous aus Villa Mondragone, jetzt in Paris, gelten. Er iſt zugleich, nach Heinſe's und Welcker's feiner Auffaſſung, in einer beſtimmten Situation gedacht. Der Künſtler wollte den Jüngling darſtellen in dem Augenblicke, wo er, ſein Leben dem Opfertode weihend, geſenkten Hauptes niederſtarrt auf die Wellen des uraltheiligen Stromes. Aus dieſem Kopfe athmet, nach Heinſe's ſchöner Schilderung, eine Heldenſeele, die den kühnen Gedanken, ſich aufzuopfern, im inneren Kampf zwiſchen Tod und Leben feſtgeſtellt hat. Es ergreift uns dabei ein Gefühl, wie bei Gluck's göttlicher Scene, wo ſich Alceſte den Todtengöttern opfert; und ohne Wort und Erklärung möchte Geſtalt und Muſik eine gleiche Empfindung erwecken. Alles iſt ſtill, groß und ſtark und feierlich. Die Haare gehen tief herein in die Stirn, breit tritt die Naſe aus der Wurzel hervor, der Mund ſchwillt etwas an den entzückend ſchönen Lippen, und die Wangen ſind ein wenig geſpannt. Mächtig wölbt ſich die Stirn hervor bis an die breit angedeuteten Brauen und ſcharfen Augenknochen. Die Ohren ſind ſchön, groß und ſanft gewölbt, die Haare fremd und ſonderbar gelegt, gerade wie Rebenflechten. An dieſem Kopfe ſieht man recht, wie groß und edel die beſten Künſtler ſelbſt noch in einer ſo ſpäten Zeit eine Aufgabe, wie die hier gebotene, zu faſſen und zu behandeln vermochten. In dieſen idealiſirten Darſtellungen des neuen Gottes lebt und klingt noch ein Ton althelleniſcher Großheit der Empfindung.

So iſt ein als ägyptiſcher Gott gedachter Antinous, früher auf dem Kapitol, gleichfalls ein von einer gewaltigen Seele leicht und frei hingeſtelltes Bild. Uebermenſchliche Stärke, Stärke eines erſcheinenden Gottes, charakteriſirt dieſe Auffaſſung. Die hervorgedrängte Löwen-

brust, die mächtigen Schultern mit den kraftgeschwellten, rückgebenden, herunterhängenden Stahlarmen, der Kopf wie zur Herrschaft geboren — sind ein Zauber der Kunst in diesem Werke, in welchem der Grieche, wie Heinse es ausdrückt, das Gespensterhafte der ägyptischen Form und Gestalt, das uns in der Stille und Einsamkeit wie eine plötzliche unheimliche Erscheinung im nächtigen Waldesdunkel entgegentritt, vortrefflich zu einem freien Ideal von Schönheit und Majestät erhoben hat. Bekanntlich versetzte der Machtwille Hadrian's seinen Liebling auch unter die Götter Aegyptens, wo er als neuer Anubis oder Merkur verehrt ward. Und noch jetzt zeigen ihn Statuen aus rothem ägyptischen Granit, rothem, weißem und schwarzem Marmor in den römischen und Pariser Sammlungen in solcher ägyptisirten Gestaltung. Auch ein herrlicher Kopf von Rosso antico im Dresdner Museum verräth dieselbe ägyptisirende Auffassung.

Das Reliefbild der Villa Albani, dessen zierlich gelegte, gleichsam von Salben schimmernde Locken mit dem ägyptischen Lotus bekränzt sind, und das den Antinous in lebensgroßer Halbfigur zeigt, ist eine ins Feinere und Sanftere gearbeitete Kopie des Kopfes von Mondragone. Für die schönste und großartigste aller Antinousstatuen halte ich aber die zu Palestrina aufgefundene Kolossalstatue, welche ich im Jahre 1846 im Lateranischen Palaste zu Rom sah. Sie zeigt den Antinous stehend, im Kostum des Bacchus, etwa zwölf Fuß hoch. Das epheuumkränzte Haar wallt in langen Locken zu beiden Seiten des Hauptes und der Schultern hinab, den Scheitel ziert ein Pinienapfel. Das Gewand, auf der linken Schulter befestigt, läßt den rechten Arm, den größten Theil der Brust und des Unterleibes frei, nur die linke Seite des Körpers, Hüften und Beine bedeckend. Die Linke hält den Thyrsus, dessen Knauf ein Pinienapfel, der rechte Arm hängt ruhig am Körper nieder. Diese Statue, die kolossalste und zugleich künstlerisch vollendetste von allen Antinousbildsäulen, ist dabei mehr als alle anderen, welche den Jüngling als Gott darstellen, in den Gesichtszügen portraitartig gehalten.

Das Antinousideal ist die letzte Schöpfung der hellenischen Plastik, aber eine Schöpfung, die gebunden blieb an die Persönlichkeit und Portraitzüge eines zufälligen Individuums. So ward sie ein verkörperter Widerspruch. Der Bacchus der althellenischen Kunst ist freie Schöpfung des hellenischen Genius, den in dieser Gestalt die Poesie des seligruhenden, träumerisch weichen Genießens zum Gotte schuf. Der leise Hauch von Sehnsucht, welcher auf seinen Zügen ruht, ist nur der naturnothwendige Begleiter des Genusses selbst. Die Schwermuth dagegen, welche das Antlitz des Antinous Bacchus überschattet, ist die Verkünderin des tödtlichen Wurms, der den inneren Kern dieser schönheitleuchtenden Frucht benagt. Die Zeit des Praxiteles, welche das antike Bacchusideal zur Vollendung führte, war die Epoche der höchsten Ruhe der Kunst, während und weil sie selber die glücklichste war des griechischen Lebens, der Gipfel des freudigsten Selbstgenusses der hellenischen Menschheit. Die Zeit, welche das Antinousideal im Antinous Bacchus verkörperte, war eine Zeit der Unseligkeit der sterbenden alten Welt, die in sich zusammenschauerte im Gefühle ihres nahenden Todesgeschicks:

»Aus der Quelle selbst des Genusses
Hebt sich ein bitteres Etwas, die Brust unter Blumen beängstend.«

Antinous ist der marmorne Ausdruck dieses Gefühls der Unseligkeit. In seiner innerlich vom Wurm des Todes angenagten Schönheit, wie in der fast übermäßigen Kraftfülle seiner Glieder ist er ein passendes Symbol seiner Zeit und der römischen Welt. Auch diese Welt war noch schön und glänzend geschmückt mit Bildung und Kunst; auch sie erschien voll herkulischer Kraft mit ihren zahllosen Legionen und ihren weltbeherrschenden Kaisern, mit ihrer »ewigen Stadt«, mit diesem Rom, das unvergleichbar wie die Sonne unter den Gestirnen des Himmels prangte unter allen Städten der Welt. Und doch fühlte sie sich krank im innersten Marke, krank an dem Gefühle des erreichten Zieles, und wie immer war es die Kunst, welche diesem Gefühle Sprache und Ausdruck verlieh — die Plastik schuf den Antinous, das Ideal der genießenden Unseligkeit ihrer Zeit.

Derselbe Ausdruck schwermüthiger Melancholie ruht auch auf den Zügen mehrerer Bildnisse, welche uns vom Hadrian aufbehalten sind. Seine Marmorbüste im Berliner Museum zeigt ein großartig offenes mildes Gesicht, der Mund mit kluger Feinheit lächelnd geschlossen, über den Augen und auf der Stirn schattet ein Zug sanfter Schwermuth. Selbst das Haar ist weich und umfließt im Barte das Kinn mit weichem Gelock. In der ganzen Physiognomie ist etwas Modernes, der Ausdruck eines Bewußtseins, das nicht mehr dem streng in sich gefesteten und abgeschlossenen Alterthume angehört. Noch vortrefflicher ist sein Kolossalkopf im Vatikan, gefunden in der Nähe seiner Grabkammer. Auch hier wie in der kolossalen Erzbüste des Kapitols tragen die Züge denselben sinnenden Ausdruck, obschon die jetzige niedrige Aufstellung des auf große Erhöhung berechneten Kopfes die Formen übermäßig stark erscheinen läßt, und dem Ganzen etwas Konventionelles, Trockenes der Behandlung giebt. Das künstlich gekräuselte, wohlgepflegte Barthaar aller seiner Bildnisse erwähnt auch Dio Kassius, und andere Schriftsteller fügen hinzu, Hadrian habe mit demselben die Narben seines Gesichts verdecken wollen.

Ueberblicken wir die sämmtlichen Darstellungen des Antinous, so springt ihre Wichtigkeit für die Bestimmung und Schätzung der bildenden Kunst und ihrer Höhe unter Hadrian in die Augen. Es giebt wenige Werke, welche so genau wie diese ihrer Entstehungszeit nach bestimmt sind. Während in dieser Hinsicht bei sehr vielen der ausgezeichnetsten Denkmäler griechischer Plastik das Urtheil selbst der größten Kenner und Forscher nicht selten um Jahrhunderte verschieden ist, sehen wir hier Arbeiten vor uns, über deren Zeit gar kein Zweifel stattfinden kann, Werke, welche bei dem letzten Abendrothe des antiken Kunstlebens ins Dasein gerufen wurden. Und viele dieser Werke gehören unwidersprechlich zu dem Vortrefflichsten, was wir von alter Kunst überhaupt besitzen. Dies gilt nicht nur für die Antinousbilder vieler Münzen und Gemmen, nicht nur von den untergeordneten Künsten des Stempel- und Steinschneiders, es gilt auch von der Kunst des Bildhauers, wie wir es anerkennen würden von der Kunst der Malerei, wenn das Geschick uns einige ihrer

zählreichen Leiſtungen zur Verherrlichung des Antinous erhalten hätte. Wir ſehen aus mehr als einem jener plaſtiſchen Werke, daß gründliches Studium des menſchlichen Körpers, tiefe Einſicht in die Charakteriſtik der Formen, verbunden mit größter Geſchicklichkeit der techniſchen Behandlung den beſten Meiſtern der Hadrianiſchen Zeit eigen waren, während die Tiefe der phyſiognomiſchen Auffaſſung und charakteriſtiſchen Darſtellung und die Feinheit des Kunſtgefühls ſie ebenfalls würdig erſcheinen laſſen, als treue Schüler der beſten älteren Meiſter zu gelten. Sowohl in naturgetreuer Portraitbildung ſeltener Schönheit als in der Kunſt, dieſe individuelle und reale Schönheit durch die verſchiedenſten Abſtufungen hindurch zum Ideal zu ſteigern, erſcheinen die Künſtler dieſer letzten Zeit groß und verehrungswürdig. Soviel vermochte die Kunſt auch damals noch zu leiſten, daß ſie, obſchon ihrem eigenthümlichen Boden längſt entrückt, durch die Begeiſterung eines großen Herrſchers gepflegt, mit Liebe und Dankbarkeit den Muſtern ihrer genialen Begründer und Geſetzgeber treu verblieb!

Soviel — aber auch nicht mehr. Jene unnachahmliche Grazie und Leichtigkeit der Behandlung, jenes innige, ungezwungene Leben, welches die Darſtellungen aller Arten von Charakteren aus den Zeiten der blühenden helleniſchen Kunſt beſeelt, ſie waren und blieben ausſchließliche Eigenſchaften einer Zeit, wo die Kunſt das freie, ſelbſtändige, nothwendige Produkt der höchſten Blüthe einer Kultur war, die originell und harmoniſch alle Theile und Lebenskreiſe des griechiſchen Menſchenvereins durchdrang, wo der Geiſt, der alle Kräfte des ſchaffenden Künſtlers frei und faſt unwillkürlich bewegte, ſich nothwendig wiederum in den Werken treu und vollkommen abſpiegelte, welche als die köſtlichſten Früchte ſeiner Wirkſamkeit erſcheinen.

Wie anders war das Alles zu der Zeit, welche das Antinousideal erſchuf! »Wäre es möglich geweſen,« ruft Winckelmann, der begeiſterte Verehrer Hadrian's und der liebevollſte Anerkenner der Kunſtleiſtungen jener Periode, aus, »wäre es möglich geweſen, die Kunſt zu ihrer alten Herrlichkeit zu erheben, ſo war Hadrian hierzu der Mann, dem es weder

an Kenntniß noch an Bemühung fehlte. Aber der Geist der Freiheit war aus der Welt gewichen, und die Quelle zum erhabenen Denken und zum Ruhme war verschwunden.« Weitab von der glückseligen Periode freier und genialer Wirksamkeit griechischer Schöpferkraft, im Mutterlande selbst seit lange in ihrem tiefsten Leben und Wesen gestört und der meisten ihrer höchsten Muster beraubt, in ihrer neuen römischen Heimath herabgesunken zur Dienerin einer blasirten Ueberkultur und eines schrankenlosen Despotismus, — war es vielmehr ein Wunder zu nennen, daß die Kunst ein halbes Jahrtausend nach Phidias und Praxiteles noch schuf und leistete, was sie geschaffen und geleistet hat; ein Wunder, das nicht am wenigsten eine Verherrlichung ist und ein Triumph für den Geist, der in jenen glücklichsten Zeiten den demantenen Grund legte und die unübertrefflichen Meisterwerke einer Kunst hervorrief, deren Jünger noch heute nach Jahrtausenden mit staunender Verehrung auf jene Muster zurückschauen. Von den Kunstwerken aber der Hadrianischen Zeit muß man sagen: »ihre Tugenden, ihr Bestes gehören der Kunst, die sie erzeugte, aber der Mangel des Höchsten, was nur die Gunst der Charis, wie der Dichter singt, frei und ungezwungen ihren Lieblingen zutheilt, läßt den Beschauer jener Werke noch etwas zu wünschen übrig, was ihm allein die unnachahmlichen Werke aus Perikles' und Alexander's Zeit so reichlich zu spenden vermögen.«

Hadrian war über zweiundsechzig Jahre alt, als er nach langem Leiden Ruhe fand in dem Mausoleum, das er sich am Tiberstrande aufgethürmt. Orientalisch kolossal, wie fast alle seine Kunstunternehmungen, war auch dieses Grabdenkmal, das riesigste, welches die abendländische Welt vor und nach ihm gesehen, und das einzige seiner Werke, dessen Kern, die Engelsburg, allen Stürmen der Zeit trotzend sich erhalten hat bis auf den heutigen Tag. Orientalisch war daran auch der mystische Pinienapfel von Metall, der gegen zwölf Fuß hoch als kolossaler Knauf dieses Denkmal krönte. Wir kennen noch den Namen des Künstlers, wel-

cher dieſen bronzenen Pinienapfel bildete. Er hieß Publius Cincius Salvius, und war ein römiſcher Freigelaſſener. Auch das Kunſtwerk ſelbſt iſt erhalten; es ſchmückt den Garten des Vatikaniſchen Belvedere zu Rom. Der myſtiſche Pinienapfel, das Symbol der Trauer der Göttin Rhea um ihren geliebten Atys, erſcheint zugleich auf den älteſten Werken aſſyriſcher religiöſer Skulptur. Und ſo war er denn auf dem Grabdenkmale Hadrian's gleichſam ein Zeichen der Rückkehr, welche die lebensmüde Welt des Abendlandes unternahm zu ihrer morgenländiſchen Wiege.

Die Gruppe von San Ildefonſo.

Nicht bloß in das Zeitalter, ſondern auch in das eigene Leben Hadrian's gehört die berühmte Gruppe, welche von ihrem gegenwärtigen Standorte zu Madrid den Namen der Gruppe von San Ildefonſo führt. Früher der Sammlung Odescalchi angehörig und im Jahre 1630 noch in der Villa Ludoviſi zu Rom befindlich, kam ſie in den Beſitz der Königin Chriſtine von Schweden und durch ſie nach Spanien.

Dieſe Gruppe hat die verſchiedenſten Deutungen erfahren. Bald wollte man darin eine ſymboliſche Darſtellung erkennen von der Todesweiſe der Decier, bald Genien der Natur, der Iſis ein Opfer bringend, bald eine Vereinigung des Lucifer und Hesperus oder das Brüderpaar Kaſtor und Pollux. Stakelberg meinte einen prieſterlichen Daduchos (Fackelträger) zu ſehen, der einen Eingeweiheten an den Altar der Göttin Kora führte. Die gewöhnlichſte Erklärung faßte die Gruppe als ſymboliſche Darſtellung des Brüderpaares Schlaf und Tod. So ſchon Leſſing, und nach ihm Welcker und andere Kunſtgelehrten. Nebenbei wies man auf die Aehnlichkeit hin, welche die eine Figur mit dem Apollo Sauroktonos habe, und auf die Verwandtſchaft, welche die Züge des Antlitzes der jugendlicheren von beiden Geſtalten mit der Geſichtsbildung des Antinous zur Schau trugen. Der zuweilen überſcharfſichtige Rumohr ſchrieb ſogar eine eigene Abhandlung (»über die antike Gruppe Kaſtor und

Pollux 1812»), in welcher er zu beweisen versuchte: das Ganze sei gar nicht eine ursprüngliche Gruppe, sondern eine moderne Zusammensetzung; beide Hauptfiguren seien gänzlich verschieden, die eine sei ein Apollo Sauroktonos, der ehemals an einen Baumstamm gelehnt gewesen. Diese Figur erklärte er bis auf Hals, Kopf und Arm für eine der schönsten antiken Statuen. Die andere sei ein tadelhaftes Werk aus der Hadrianischen Zeit. Auch H. Meyer (Kunstgeschichte I. 2, S. 105) wollte hier einen zum Kastor restaurirten Apollo Sauroktonos erkennen, auf den später ein Antinouskopf gesetzt sei.

Lange besaß man keine genaue Beschreibung des Originals, welche doch vor Allem nöthig war, um über den Grund oder Ungrund aller dieser Behauptungen ein richtiges Urtheil fällen zu können. Spanien war für die kunstreisenden Archäologen zu sehr außerhalb des gewöhnlichen Weges. Nur Rafael Mengs, der bei seinem Aufenthalte in Spanien das Werk Jahre lang vor Augen hatte, konnte seinem Freunde Winckelmann berichten, daß es als Ganzes zu den wenigen vortrefflichen gehöre, die aus dem Alterthum auf uns gelangt seien; und so spricht denn auch Winckelmann von den »zwei wunderschönen Genien« der Gruppe, in welcher sein Nachfolger auf dem Throne der Kunstwissenschaft, Visconti, die Hinabführung des Antinous zur Unterwelt durch Merkur dargestellt fand.

Die erste genaue Kunde von dem Original erhielt man (1808) durch W. von Humboldt. Sein Bericht wurde zehn Jahre später ergänzt durch die Aufzeichnungen eines geschickten französischen Bildhauers, welche Mengez veröffentlichte. Diese an Ort und Stelle verfaßten Beschreibungen gaben folgende Resultate, welche zunächst die gänzliche Unhaltbarkeit der Rumohr'schen Ansicht darthaten.

Die Gruppe war ursprünglich aus einem Marmorblocke gearbeitet, denn die Platte derselben, die Füße der Figuren und die kleine Gestalt der Göttin, welche durch den Granatapfel und den Modius als Proserpina bezeichnet wird, sind noch jetzt aus einem Stücke. Beide Hauptfiguren endlich sind unzweifelhaft Arbeit ein und desselben Künstlers.

Beine und Arme sind zerbrochen gewesen, aber aus den antiken Bruchstücken wieder zusammengesetzt. Neu ergänzt ist nur die Nasenspitze und ein Theil des Haupthaars an der Figur zur Linken des Beschauers, sowie Daumen und Zeigefinger der anderen Figur. Neu ist auch die Spitze der Flamme auf dem Altar, während die andere Flamme auf der Schulter von Holz ist. Alles Uebrige an der Gruppe ist durchaus alt und original. Der Kopf der Figur zur Rechten ist eins mit dem unversehrten Rumpfe. Der Kopf der anderen (Antinous) ist auf dem Halse wieder aufgesetzt, aber ebenfalls ursprünglich zu der Figur gehörend. Dieser Kopf aber ist keine Kopie nach einem Antinous, sondern das ächte Original. »Man erkennt ihn sogleich«, wie der berichterstattende Künstler sich ausdruckt, »an der Feinheit der Formen und der Arbeit; auch ist er von demselben Marmor, wie das ganze Werk, das sicher einem der ersten Meister Griechenlands angehört. Der Styl ist einfach, majestätisch und von vollendeter Gleichmäßigkeit in allen seinen schönen Formen, und das Ganze nimmt, wenn nicht unter den ersten, so doch unter den uns erhaltenen antiken Kunstwerken zweiten Ranges eine ausgezeichnete Stelle ein.«

Nach diesen Vorbemerkungen können wir auf die Erklärung der Gruppe selbst übergehen. Wir haben, soviel steht fest, ein Kunstwerk vor uns, das der Zeit des Hadrian angehört. Dafür bürgt allein schon die eine Gestalt, in welcher die bewährtesten Kenner und Künstler, wie Visconti, Zoëga, Humboldt, Friedrich Tieck u. A. den Antinous erkannt haben. Die zurückgezogenen Augenbrauen, welche beinahe zusammengewachsen scheinen, die stark abgerundeten Augäpfel, der aufgeworfene Mund, und besonders der charakteristische Wuchs der Haare, welche in den gleichen Partien, Ohren und Nacken bedeckend, sich an allen Bildnissen des Antinous wiederfinden, sind ebenso viel sichere Kennzeichen. Auch die breite Brust der Antinousstatuen wird man nicht vermissen, wenn man in Rechnung bringt, daß dieselbe hier durch die gebogene Stellung nothwendig eingeengt erscheint.

Um es kurz zu sagen: wir haben hier ein Werk vor uns, welches die rührende Aufopferung des schönsten Jünglings für seinen kaiserlichen

Herrn, oder, wie Friedrich Tieck es bezeichnet, die Todesweihe des Antinous darstellt. Antinous neben Hadrian oder neben dessen Genius, welcher die dem Leben des Kaisers leuchtende Fackel erhebt, während er die Lebensfackel des Antinous am Altare der Göttin Proserpina auslöscht.

Sehen wir uns die Gruppe genauer an. Die Gestalt des Antinous steht da wie die eines Fortschreitenden, der halb willig, halb fortgezogen einem Voranschreitenden folgt, und auf dem Wege zaudernd und sinnend innehält. Der Körper ruht auf dem rechten Beine, der linke Fuß ist mit den Zehen fest hinter der Ferse des rechten eingestemmt: eine Bewegung, durch welche das zaudernde Innehalten am stärksten ausgedrückt wird. Der linke Arm ist um Schulter und Nacken des ihm zur Seite stehenden Jünglings geschlungen, so daß die Hand auf dessen linker Schulter ruhet. Ueberaus rührend und mit der ganzen Haltung harmonisch zusammenstimmend ist der schwermüthig nachdenkende, gleichsam in die Vergangenheit blickende Ausdruck des gesenkten Kopfes. Es kommt einem unwillkürlich vor, als blicke der schöne Jüngling vor sich nieder in die Wellen des Stromes zu seinen Füßen, die nur zu bald seine Schönheit verschlingen sollen. Die Gestalt ihm zur Seite ist nicht unbedeutend kleiner, doch wird dies Mißverhältniß gehoben durch die eingebogene Stellung des Antinous, die diesen minder groß erscheinen läßt, als er ist. Kopf, Gesichtsbildung, Formen und Gestalt, Alles ist an der zweiten Figur weniger ideal und mehr männlich und national, als in dem ganz idealistisch behandelten Antinous. Der Kopf gleicht auffallend einer Münze aus der Jugendzeit des Hadrian im Berliner Museum. Auch bei ihm ist der vorwiegende Ausdruck der einer tiefen stillen Trauer, als falle es ihm schwer, den anderen aufzufordern zu dem unerwünschten Wege; welch ein Weg dies sei, das wird durch die Fackeln, den Altar und die Göttin der Unterwelt, die dem Hadrian zur Seite steht, deutlich genug bezeichnet. Die Situation und das in ihr gegebene Motiv ist so künstlerisch gefühlt und ausgedrückt, daß sich Niemand der Wirkung entziehen kann.

Die Aehnlichkeit der Antinousfigur mit dem berühmten Apollo-

Sauroktonos iſt unverkennbar. Aber es iſt bekannt genug, daß die alten Künſtler ſolche vollendete Stellungen und Körperbildungen, die einmal dem ſchaffenden Kunſtgenie gelungen waren, unbedenklich aufnahmen und ſich dieſelben, wenn ſie ihnen paßten, ohne Weiteres aneigneten. Die falſche Originalitätsſucht der Modernen war ihnen glücklicherweiſe unbekannt, und ſie ſtrebten nicht darnach, das Vollendete beſſer zu machen. Derſelbe antike Zug findet ſich auf einem anderen Gebiete wieder in Goethe's antikem Geiſte, der auch das einmal vorhandene Vortreffliche in einzelnen Motiven unbedenklich aufnahm, wo er es fand, und es zu ſeinen Zwecken verwendete. Jene Sinnesart der alten plaſtiſchen Künſtler gehörte zugleich mit zu den Urſachen, welche der langen Dauer ihrer Kunſt auf der einmal erreichten Stufe der Vollendung günſtig waren. Selbſt die größten Meiſter thaten alſo. Lyſippus gab ſeinem berühmten Kairos (Gott der Gelegenheit) die größte Aehnlichkeit mit einem Bachus. Phidias' Werke wurden in Motiven und Stellungen die Vorbilder für zahlreiche ſpätere Künſtler. So iſt am Denkmal des Lyſikrates zu Athen eine knieende Figur mit auf den Rücken gebundenen Händen vom Parthenon genommen. Ebendaher ſtammt das Motiv der Koloſſe von Monte Cavallo, und die herrliche Gruppe Oreſt im Wahnſinn von Pylades gehalten, begegnet uns auch unter den Söhnen der Niobe.

Was nun unſere Gruppe anlangt, ſo iſt die Figur, welche den Kaiſer oder deſſen Genius darſtellt, mehr dem heroiſchen und nationalen Charakter angenähert, während die Geſtalt des Antinous zarter, ſchlanker und individueller in den Verhältniſſen gearbeitet erſcheint. Die Glieder der erſteren ſind, wie Tieck bemerkt, ſchon mehr ausgebildet und männlich. Die Augen liegen nicht ſo tief in den Höhlen, wie wir es an den alten Idealköpfen zu ſehen gewohnt ſind, und das Haar iſt beinahe nach römiſcher Art kurz abgeſchnitten.

Faſſen wir dies Alles zuſammen, ſo kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir hier ein Werk vor uns haben, welches in ſinnvoll künſtleriſcher Weiſe die Erinnerung aufzubewahren beſtimmt war an eine That aufopfernder Hingebung, welche durch das myſtiſche Dunkel, deſſen

Schleier über ihr ruht, nur um so mehr unser Interesse zu erregen geeignet ist. Die Gruppe von San Ildefonso ist unter ihres Gleichen die letzte und späteste Komposition der griechischen Plastik, und diese Komposition ist von einer Schönheit, die der besten Meister würdig, noch heute durch ihren herzgewinnenden Zauber nicht minder als durch die Wahl des Gegenstandes selbst die reinsten und edelsten menschlichen Empfindungen erweckt. Scheint es doch fast, als sei sie uns aufbewahrt worden, damit wir in ihr gleichsam die symbolische Todesweihe jener alten Kunst selbst schauen sollten, deren eigene Lebensfackel mit dem Ideale des schönen Antinous, dem letzten, das sie zu bilden vermochte, für lange Jahrhunderte erlosch.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52808-6
FN. I1394/029

Schluß.

Mit Hadrian und seiner Zeit beschließen wir unsere Darstellung des Entwickelungsganges der alten Bildkunst. Nicht als ob dieselbe nach Hadrian überhaupt erloschen wäre. Vielmehr wurde noch fast anderthalb Jahrhunderte nach ihm in Rom und Italien in Marmor gemeißelt und in Erz gegossen, und gar manche Kaiserbilder dieser Zeit, denen wir im nächsten Kapitel begegnen werden, können uns beweisen, daß es wenigstens im Fache der Portraitkunst noch lange tüchtige Künstler gab. Aber im Ganzen und Großen betrachtet, ist die Zeit nach Hadrian und zumal die Zeit nach Mark Aurel, — dem Zweiten der Antonine, unter deren milder und weiser Regierung der von Hadrian gepflegte Geist auch im Kunstleben noch fortwirkte, — doch eigentlich nur ein langer Todeskampf der im Sterben liegenden Kunst zu nennen. Der große Ironiker Zufall, der Geburt und Tod des tausendjährigen römischen Weltreichs an ein und denselben Namen knüpfte, und dem Romulus der Sage von Roms Gründung den letzten Kaiser des Westreichs Romulus Augustulus gegenüberstellte — derselbe Zufall hat es auch gefügt, daß höchste Blüthe und rettungsloser Verfall der alten griechischen Bildkunst an ein und denselben hochberühmten Namen geknüpft erscheinen. Denn der letzte Künstler, dessen Namen wir aus der Periode des Untergangs der Kunst kennen, heißt Phidias. Das Werk aber, an welchem wir noch heute seinen und seines Bruders Namen lesen, ist nicht etwa ein Götterbild, das einen, wenn auch noch so schwachen Abglanz trüge von dem Geiste dessen, der dem olympischen Göttervater Gestalt verlieh, sondern es ist die widerliche Ungestalt eines Affen. Eine Inschrift meldet, daß dies Götzenbild im Jahre 159 nach Christo als Weihgeschenk in irgend einem Tempel

aufgeſtellt wurde, welcher einem ägyptiſchen Kulte in Rom geheiligt war. Beim Anblick dieſes »Kunſtungeheuers«, wie es der alte Winckelmann nennt, das ſeit einigen Jahren vom Hofe des Konſervatorenpalaſtes auf dem Kapitol *) in das ägyptiſche Muſeum des Vatikan verſetzt iſt, fühlt der ſinnende Betrachter, daß er an dem Markſtein angelangt iſt, welcher den Ausgang der helleniſchen Bildkunſt, jener ſchönſten Blüthe des antiken Geiſtes nach einer tauſendjährigen Entwickelung bezeichnet.

Hier dürfen wir alſo mit Recht auch unſererſeits Abſchied nehmen von dem geneigten Leſer, der uns bisher auf unſerer Wanderung durch das Gebiet der alten Kunſt theilnehmend, wie wir hoffen, begleitete. Was nach der Zeit Hadrian's und der Antonine noch von Kunſtübung und Kunſtwerken in Rom und Italien zu melden iſt, erſcheint nur als eine mehr und mehr verkümmernde Fortſetzung deſſen, was wir bisher von beiden in der erſten Periode des römiſchen Kaiſerthums kennen gelernt haben. Die Schickſale aber der berühmten Kunſtwerke, welche nach Verlegung des Kaiſerſitzes von Rom nach Konſtantinopel aus der alten Welthauptſtadt und aus den Städten und Heiligthümern Griechenlands und Aſiens dorthin gebracht wurden, um die neue Hauptſtadt auszuſchmücken, ſind theils ſchon früher erwähnt, theils gehört ihre genauere Darſtellung, ſowie die des in Byzanz ſich geſtaltenden Kunſtlebens einem Gebiete an, das außerhalb der Grenzen fällt, welche ich mir für dieſes Buch abſtecken zu müſſen geglaubt habe.

Nur ein letztes Wort mag noch vergönnt ſein über eine Gattung von Werken der Bildkunſt, welche vorzugsweiſe der Zeit des Unterganges derſelben ſeit Hadrian und den Antoninen angehören. Es ſind dies

die Sarkophagreliefs,

mit denen die Plaſtik dieſer Zeit die Marmorbehauſungen der Todten ſinnvoll und troſtreich zu ſchmücken beſtrebt erſcheint. Wie Plinius

*) Vergl. Ein Jahr in Italien. Th. III., S. 64. 65.

erzählt, haben die Sarkophage der Alten ihren Namen von einer Steinart, dem Alaunſchiefer angehörig, mit dem man im Alterthum das Innere der Steinſärge auslegte, um die ſchnelle Verweſung der Leichen zu befördern. Der Glaube, daß der Todte, ſo lange der Verweſungsproceß dauere, in der Gewalt der Dämonen ſich befinde, beförderte die Anwendung dieſes Mittels, wie er auch auf die Sitte des Verbrennens der Leichen Einfluß gehabt hatte. Später ward der Name Sarkophag (Fleiſchverzehrer) auf alle Steinſärge übertragen. Die Sitte des Begrabens in Särgen aus verſchiedenem Material war ſchon bei den Hellenen üblich, zumal für Aermere, welche die Koſten des Verbrennens nicht erſchwingen konnten. Daſſelbe war auch bei den Römern der Fall, und in der ſpäteren Kaiſerzeit, wo überhaupt das Aegyptiſche und Orientaliſche in Kult, Sitte und Kunſt mehr und mehr überwiegenden Einfluß auf das römiſche Leben gewann, ſehen wir mit dem Abnehmen der Sitte des Verbrennens der Todten die Sitte der orientaliſchen und altetruskiſchen, mit Bildern geſchmückten Steinſärge wieder aufleben, aber verſchönert durch die letzten Strahlen helleniſcher Kunſtſchönheit, Mythologie und Dichtung, deren ſpäteſte Nachklänge uns aus den Reliefbildwerken dieſer römiſchen Steinſärge entgegentönen. Eine Fülle von Darſtellungen aus allen Kreiſen der helleniſchen Götterſage, zumal aus dem Bacchiſchen Kreiſe und der Prometheusmythe, aber auch aus anderen mythologiſchen Kreiſen und aus dem Gebiete der epiſchen und dramatiſchen Poeſie bis hinab zu Genrebildern des täglichen Lebens: Scheiden und Meiden, Kommen und Gehen von Reiſenden zu Land und zu Meer, Wettkämpfen, Aufzügen und Feſten, ſpielenden Kindern und dergleichen mehr, tritt uns in den Reliefbildern dieſer römiſchen Sarkophage entgegen, die nach Feuerbach's ſchönem Worte gleichſam die letzte Stätte geweſen ſind, in die ſich kurz vor ihrem Untergange griechiſche Schönheit und Bildung geflüchtet. Hier allein findet der Kunſtforſcher noch eine Spur jener althelleniſchen idealen Plaſtik wieder, die in den römiſchen Monumentalwerken, wie wir oben geſehen, ganz und gar der Richtung auf das portraithaft Realiſtiſche hatte weichen müſſen. Derſelbe ſinnige Forſcher

vergleicht die römischen Sarkophage mit jenen Palimpsesten, auf welchen spätere Mönchsschrift die edlen Geistesblüthen des Alterthums nur halb verdeckt. Denn auch aus den oft rohen Gestaltungen ihres Bilderschmucks schimmern die Urbilder alter Herrlichkeit, nur noch rührender durch solche Verhüllung, hervor *). Welcher Gedanke bei dem Bilderschmucke dieser Steinsärge jedesmal der leitende und maßgebende gewesen, und ob überall die Wahl der dargestellten Gegenstände durch symbolische Tendenz bestimmt worden ist, vermögen wir nicht mehr zu ermitteln. Oft mag eine ganz individuelle Liebhaberei, ja nicht selten der Zufall gewaltet haben, da solche Arbeiten auch fabrikmäßig auf den Verkauf gemacht und vorräthig gehalten wurden. Aber in vielen Fällen läßt sich auch jetzt noch die sinnvolle Beziehung auf Tod und Unsterblichkeit, auf die individuellen Schicksale und Verhältnisse der Gestorbenen auffinden. So geben die häufigen Darstellungen von »Luna und Endymion« und vom »Raube der Kora« (Proserpina), dort das schöne Symbol seligen Entschlummerns, hier die Hindeutung auf den Tod in der Blüthe der Jahre, »während die Nereiden mit den Waffen des Achill auf die Fahrt nach den Inseln der Seligen hinweisen **)«. Auch das Schicksal der Niobe und ihrer Kinder, die Darstellung der himmelstürmenden Giganten, sowie des Meleager auf vielen Sarkophagen sind leicht zu deuten. Die Bachischen Scenen — die Geburt des Gottes, sein Triumphzug auf dem panthergezogenen Wagen, die jubelnden Aufzüge und Tänze seiner Begleiter, das Auffinden der Ariadne »erinnern an die Freude des Seins und die Sättigung an der vollbesetzten Tafel des Lebens«. Ja viele andere Darstellungen scheinen eben nur bestimmt zu sein, den schwermüthigen Gedanken des Todes durch freundliche Bilder des Lebens erheiternd zu verhüllen.

Von der allegorischen Darstellung auf solchen Sarkophagen, welche geistvolle Mährchen der späteren griechischen Zeit, wie die Erzählung von Amor und Psyche mit älteren Mythen von Deukalion und Pyrrha, von

*) Feuerbach, Nachlaß. Th. III., S. 238.

**) S. Torso. Th. I., S. 390.

Prometheus, dem Menschenbildner u. s. w. sinnvoll vermischt, ja zuweilen sogar schon christliche Ideen in ihren Kreis zieht, kann uns das bei Müller und Oesterley (405) abgebildete

Kapitolinische Sarkophagrelief

eine Vorstellung geben, in welchem der Künstler das menschliche Leben auf doppelte Weise, mythologisch durch Prometheus' Schicksale, allegorisch durch die Wanderungen der Psyche darzustellen versucht hat. Wir sehen zur Linken die Eltern des Menschengeschlechts, Mann und Weib (Deukalion und Pyrrha, Adam und Eva) unter einem Baume, nach dessen Zweigen der Erstere mit der Rechten hinauflangt. Ihnen folgen symbolische Darstellungen der vier Elemente, zuerst des Feuers, das mit dem Schicksal des Prometheus in derselben Verbindung steht, wie das Brechen der verbotenen Baumfrucht mit dem Geschick der ersten Menschen. Unter diesen Bildern der Urstoffe sieht man Amor und Psyche in Umarmung als Ausdruck der innigsten Verbindung von Seele und Leib auf der einen, und der vier Urstoffe mit einander auf der anderen Seite. Prometheus bildet in der nächsten Scene den Menschen aus dem Urstoffe, welcher durch diese Verbindung hervorgebracht ist, und Minerva belebt ihn mit Seele, indem sie deren Bild, einen Schmetterling, auf sein Haupt setzt. Die dunklen Schicksalsgöttinnen, Klotho den Faden des Lebens spinnend, Lachesis die Schicksale andeutend, Atropos Zeitdauer und Ende bezeichnend, sind bei der Schöpfung des Menschen zugegen, und wie Geburt und Grab nahe zusammengrenzen, so löscht auch schon in der nächsten Scene, die das Scheiden des Menschen von dem schönen Erdendasein versinnlicht, der Genius die gesenkte Fackel des Lebens aus auf der Brust des Todten, über welchem die entfliehende Seele als Schmetterling davonschwebt. Das Ende des alten, den Beginn eines neuen Lebens symbolisiren Luna, die den Wagen hinablenkt, Aurora, deren Gespann sich aus den Tiefen emporhebt. Neben der Leiche sitzt Nemesis, das Buch seiner Thaten aufrollend, aber Merkur, der freundliche Todtengeleiter, führt die geschiedene Seele in der Gestalt der geflügelten Psyche

zum Orkus hinab. Und damit der Schluß des Ganzen ein troſtreicher ſei, ſehen wir, wie der Befreier Herkules mit geſpanntem Bogen dem am Felſen geſchmiedeten Prometheus naht, um ihn von der Qual des Geiers zu erlöſen und zur Seligkeit der Unſterblichen zu führen.

Aus dieſen Sarkophagreliefs, deren Studium für den Kunſt- und Alterthumsfreund oft überraſchende Aufſchlüſſe bietet, erſieht man recht deutlich, welche Fülle von Kunſtideen und Kunſtwerken durch das Alterthum auch noch in der ſpäten Zeit der ihrem Untergange entgegenſinkenden Kunſt bis in die Sphäre des Handwerks hinab verbreitet war. Denn es iſt Thatſache, daß in dieſen oft nur roh ausgeführten Arbeiten ſehr häufig die Kompoſition des Ganzen oder einzelner Scenen auf die Vorbilder berühmter Werke, Statuengruppen, Reliefdarſtellungen und Gemälde hinweiſt, von denen ſich nur in dieſen Sarkophagreliefs andeutende Kopien erhalten haben. Namentlich gilt dies von den Darſtellungen, deren Stoff aus der alten Tragödie, aus den Dichtungen des Aeſchylus, Sophokles und Euripides entnommen iſt, von den Schickſalen des Oreſt und ſeines Hauſes, der Niobe und ihrer Kinder, der Phädra und des Hippolytus, den Centaurenkämpfen und Amazonenſchlachten, und vielen anderen, die in zahlreichen, zum Theil trefflichen Kompoſitionen dieſe antiken Särge ſchmücken. Es iſt als ob der Genius der alten Kunſt und Poeſie, ehe er ſelbſt ſcheidet, noch einmal alle ſeine Blüthen ſammelt, um wenigſtens ſein Grab mit dieſen Symbolen des eigenen Unterganges würdig zu ſchmücken.

Und ſo iſt denn auch für uns die Kunſt des Alterthums nur noch eingeſargt vorhanden in dem Marmorſarkophage jener trümmerhaften edlen Reſte, welche das Geſchick uns ſpäten Epigonen gegönnt hat, und welche wir mit unſeren Leſern liebevoll betrachtet und bewundert haben. Aber ſie feiert immer aufs Neue ihre Auferſtehung in jedem Menſchenherzen, das ſich an dieſen Reſten erwärmt und erhebt zum ſeelenreinigenden Genuſſe der ewigen und unſterblichen Idee der Schönheit!

Zweite Abtheilung.

XII.

Römische Kaiserbildnisse.

Kaiserbilder.

Schon im Alterthum gab es Kunstfreunde und historische Sammler, welche es sich angelegen sein ließen, vollständige Reihen der Kaiserporträts anzulegen. Daher ist es gekommen, daß selbst von solchen Kaisern, nach deren gewaltsamen Sturze auch ihre Bildnisse und Statuen der Vernichtung anheim fielen, sich dennoch Abbildungen aus Privatsammlungen erhalten haben. Nur der einzige Vitellius macht eine Ausnahme, denn alle in den neueren Sammlungen befindlichen Büsten dieses gekrönten Schlemmers sind nach der Meinung des berühmten Visconti konventionelle Phantasieerzeugnisse der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts, welche selbst von den ächten Münzen vielfach abweichen *). Vollständig findet man die Reihe der vorhandenen Kaiserstatuen in dem großen Clarac'schen Kupferwerke. Die größte Sammlung von Büsten der Kaiser und ihrer Angehörigen enthält das Museum des Kapitols in einer Folge von einigen achtzig Marmorporträts von Julius Cäsar bis auf Julian den Apostaten, unter denen nur etwa acht nicht historisch sicher sind.

*) S. Mongez Iconographie Romaine p. 280. 281. — Doch werden von Einigen die im Museum von Mantua befindliche Büste und eine Kolossalbüste zu Wien für antik gehalten.

Bis auf die Zeiten der Kaiser aus der Flavischen Dynastie (Vespasian und Titus) sind alle früheren öffentlichen Denkmäler untergegangen. Die Statuen und Büsten der ersten Kaiser, deren Originale jedenfalls der Regierungszeit derselben angehören, bilden also für die Periode von Augustus bis auf Titus, neben den Gemmen und Münzen, die einzig sicheren Quellen der Kunstgeschichte.

Ein Ueberblick über die uns erhaltenen plastischen Kunstwerke dieser Gattung — so unaussprechlich armselig diese Trümmerreste auch sind gegen die unermeßliche Pracht des Vernichteten — zeigt dennoch die plastische Portraitkunst in den ersten anderthalb Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf einer Höhe der Ausbildung, welche unsere Zeit zu beneiden hat. Wir finden die besten Werke derselben, neben zahlreichen handwerks-, ja fabrikmäßigen Arbeiten, welche allerdings hier mehr wie irgendwo mit unterlaufen, ebenso ausgezeichnet in der einfachen und lebensvoll naturtreuen Darstellung des wirklichen Charakters und der realen Erscheinung, wie in der Befähigung, die Wirklichkeit mit schwungvollem Geiste zu idealer Größe veredelnd zu erheben. Nach diesen beiden Arten der Darstellung zerfallen die Statuen und Büsten sowohl der Kaiser selbst als der anderen männlichen und weiblichen Personen ihrer Familien in zwei streng gesonderte Klassen. Entweder nämlich hatte der Künstler die Aufgabe: die Individualität ohne Erhöhung derselben treu (ikonisch) wiederzugeben, und in diesem Falle wurde auch das Kostüm des Lebens, sei es die Friedenstracht der Toga oder die Rüstung des Krieges, sowohl in einfachen als in Reiterstatuen beibehalten. Oder es galt, den Beherrscher der Welt, bald als vergöttlichten Heros, bald als Gott selbst, dem olympischen Jupiter angenähert, hinzustellen, und überhaupt die Persönlichkeit mit dem Idealbilde irgend einer Gottheit zu verschmelzen. Von beiden Gattungen sind uns vortreffliche Beispiele erhalten. Die heroisirte nackte Darstellungsweise — man nannte solche Statuen Achilleische — können uns die bereits früher *) beschriebenen Statuen des Pompejus und

*) S. Torso. Th I., S. 529 — 531.

Agrippa veranſchaulichen. Bei den eigentlichen Portraitſtatuen bezeichnet die Toga, wo ſie über den Kopf gezogen iſt, die Auffaſſung des Imperators als Prieſter, während man den Statuen im Kriegskleide die Stellung zu geben liebte, in welcher der Kriegsherr ſeine Legionen anredete, oder ihn hoch zu Roß oder auf dem Triumphwagen als Sieger einziehend darſtellte. Für den Imperator als Jupiter gedacht, mit nacktem Oberleibe und dem Gewande von den Hüften abwärts, diente Phidias' olympiſcher Zeus als Vorbild, den der wahnſinnige Caligula bekanntlich ſelbſt durch Vertauſchung des Kopfs zu ſeinem Portrait umzuwandeln vorhatte (Torſo Th. I., S. 164). Noch jetzt können uns die ſitzenden Koloſſalfiguren der Kaiſer Auguſt, Tiber und Klaudius in den Muſeen zu Neapel und Rom einen Begriff von dieſer Darſtellungsweiſe geben, in welcher das Alterthum die herrlichſten durch Pracht und Größe der Ausführung mit den Arbeiten des Phidias wetteifernden Werke beſaß. Die kaiſerlichen Frauen erſcheinen in ſolcher vergöttlichten Geſtaltung unter den verſchiedenſten Göttermasken, bald als Ceres, Proſerpina, Veſta, Venus oder mit allegoriſchen Attributen als Göttinnen der Hoffnung, des Glücks, der Sicherheit u. ſ. w., und die Kaiſer und ihre männlichen Verwandten ließen ſich neben der Jupitergeſtalt auch wohl noch die Annäherung an andere Götterideale, wie Bacchus, Neptun, Apollo und Mars, gefallen, während für den durch den Spruch des Senats nach ſeinem Tode konſekrirten Kaiſer — ein Vorbild der chriſtlichen Heiligſprechung — die früher beſchriebene Darſtellungsweiſe mit Scepter und Strahlenkrone beliebt wurde, in welcher Nero ſich ſchon bei Lebzeiten abbilden ließ *).

Kaiſer Auguſtus und ſein Haus.

Unter den trefflichen Werken der von dem Hofe der Ptolemäer in Alexandria nach Rom verpflanzten Steinſchneidekunſt, welche wir aus dieſer Periode von der Hand des großen Meiſters Dioskurides beſitzen,

*) S. Torſo Th. I. S. 501—503.

zeigen uns zwei geſchnittene Steine den Kopf des Gründers der römiſchen Kaiſermonarchie, und vier berühmte Kameen der Wiener und Pariſer Sammlungen vereinen in ihren Darſtellungen faſt alle Mitglieder ſeines Hauſes in ebenſo reichen als ſinnvollen Kompoſitionen, deren Styl die beſte plaſtiſche Erklärung zu der Sprache und dem Tone der Horaziſchen officiellen Prunk- und Feſtoden liefert. Dieſe Gebilde können zugleich einen Begriff geben von den großen plaſtiſchen Kunſtwerken, welche Scenen wie die hier dargeſtellten: Siegesheimkehr eines kaiſerlichen Prinzen (Tiber), der ſich vor dem Kaiſer Auguſtus niederwirft, Konſekration des Kaiſers, Ausſendung eines prinzlichen Feldherrn (Germanikus) zur Beſiegung barbariſcher Völker, und Aehnliches, in Marmor und Erz verewigten. Wir beſchränken uns indeſſen darauf, die vorzüglichſten erhaltenen Denkmäler der Skulpturportraitkunſt hervorzuheben. Unter den

Portraits des Auguſtus

ſind zunächſt fünf Statuen zu nennen. Eine trefflich gearbeitete aus pariſchem Marmor enthält das Muſeum zu Warwickcaſtle in England, eine Koloſſalſtatue der Palaſt Grimani zu Venedig. In der Friedenstoga zeigen den Kaiſer zwei Statuen des Vatikans, als Sieger in der Seeſchlacht von Actium eine andere des Kapitols, als Jupiter eine bronzene Koloſſalſtatue aus Herkulanum von geringem Kunſtwerthe, als Genius im prieſterlichen Gewande eine Statue in der Rotunda des Vatikan. Unter den Büſten, an denen die Muſeen nicht minder reich ſind, zeigt eine blendend weiße Marmorbüſte des Vatikan ihn im jugendlichen Alter mit den feinen, leiſe aufhorchenden Zügen und dem Ausdrucke zaghafter Bedachtſamkeit, während eine andere Büſte des Kapitoliniſchen Muſeums ihn im hohen Alter mit jenem vollendeten Typus der ſtudirten Würde und Anmuth darſtellt, die der »größte aller Schauſpieler« bis an ſein Ende zu bewahren verſtand. Als Prieſter des vergötterten Cäſar ſchmückt ſeine Stirnbinde eine Kamee mit dem Bruſtbilde des Diktators. Aber bei Weitem die beſte von allen iſt die dritthalb Fuß

hohe Büſte des Kaiſers aus pariſchem Marmor in der Münchner Glyptothek, von bewundernswürdigſter Ausführung und vortrefflich erhalten. Die Bürgerkrone aus Eichenlaub umſchließt das Haupt und beſchattet die höchſt lebenswahr und geiſtreich aufgefaßten Züge, in denen heiterer Friede, Feinheit und Schärfe des Verſtandes und die Ruhe ſelbſtbewußter Ueberlegenheit als beſonders charakteriſtiſch hervortreten.

Tiberius.

Von dieſem größten aller Tyrannen, deſſen dämoniſcher Geiſt dreiundzwanzig Jahre lang wie eine verderbenſchwangere Wolke über der römiſchen Menſchheit ſchwebte, hat uns das Geſchick noch mehrere Porträtſtatuen und Büſten, zum Theil von vorzüglicher Arbeit, aufbehalten. Sie ſtammen meiſt aus kleineren Municipalſtädten Italiens, wo man ſchonender mit ſeinen Porträtdenkmälern verfuhr, als in Rom, das am meiſten von ſeinem grauſamen Regiment zu leiden gehabt hatte. Von einer Koloſſalſtatue, welche ihm die Dankbarkeit von vierzehn aſiatiſchen Städten auf dem Forum von Puteoli (Pozzuoli) errichtete, iſt noch im Muſeo Borbonico die Baſis erhalten, deren trefflich gearbeitete Reliefs die Perſonifikationen jener Städte, die Tiber nach einem Erdbeben wieder aufbaute, darſtellen. Eine ſitzende Statue aus koſtbarem pentelikiſchen Marmor, gefunden zu Piperno bei Terracina, gegenwärtig im Muſeum Chiaramonti des Vatikan, zeigt ihn im Jupiterskoſtüm, das furchtbare Geſicht möglichſt veredelt; der Blitz in der Linken, das Scepter in der Rechten fehlen. Nur leichte Draperie bedeckt die unteren Theile, ſteigt über den Rücken zur linken Schulter auf, und fällt von da über Arm und linke Seite nieder. Eine andere, gleichfalls ſitzende deſſelben Muſeums, 1811 zu Veji gefunden, ſtellt ihn dar mit der Bürgerkrone auf dem Haupt, das Scepter in der einen, die andere Hand ans Schwert gelegt. Neben ihr ſteht ein, bei derſelben Ausgrabung gefundener Koloſſalkopf, der als Seitenſtück zu dem koloſſalen Auguſtuskopfe gedient haben wird. Dieſer letztere iſt an Kunſtwerth viel bedeutender als die

beiden Statuen, weil ſich in ihm die ganze dämoniſche Gewaltigkeit dieſes Charakters ausſpricht. Der über der Stirn, wie bei allen Mitgliedern der Auguſteiſchen Familie, ſehr kurze, an den Schläfen ſcharfe Winkel bildende Haarſchnitt läßt die Mächtigkeit der Stirnbildung nur um ſo eindringlicher hervortreten. In dieſem Werke, welches Monge: »vielleicht das ſchönſte aller Kaiſerportraits« nennt, erkennt man auch die Aehnlichkeit der Züge mit ſeiner nicht minder furchtbaren Mutter, der unheimlichen

Livia,

deren zu Otrikoli gefundene, im Vatikan befindliche Marmorſtatue dieſen »Ulyß im Weiberrocke«, wie der witzige Caligula ſie nannte, als Göttin Salus idealiſirt darſtellt, während eine andere des Pariſer Muſeums ſie als Ceres aufzeigt. In der erſteren iſt ſie opfernd und betend gedacht für das Wohl ihrer Kinder, offenen Blicks nach oben ſchauend; in der zweiten, die ſich durch treffliche Gewandung auszeichnet, als ſegenſpendende Göttin mit Kornähren und Füllhorn, das diademgekrönte Haupt mit herabfallenden Bändern zu beiden Seiten eingefaßt. Ein Kopf der Livia iſt einer als Euterpe reſtituirten Gewandſtatue des Pariſer Muſeums aufgeſetzt, an welcher indeſſen beide Arme neu ſind.

Aus der Familie des Auguſtus begegnen wir zunächſt in einer herrlichen Gewandſtatue des Louvre dem als Ceres aufgefaßten Portrait ſeiner unglücklichen Tochter, jener durch Schönheit, Geiſt, Verirrungen und Unglück ſo traurig berühmten

Julia,

mit vierzehn Jahren Gattin des herrlichen, von Auguſt zum Thronfolger beſtimmten Marcellus, mit ſechzehn Jahren durch die Giftmiſcherkünſte ihrer Stiefmutter Livia Wittwe, bald darauf gegen ihre Neigung vom

Vater zuerſt einem ungeliebten Manne, dem viel älteren Agrippa *), dann nach deſſen Tode, ſiebenundzwanzig Jahr alt, dem von ihr tödtlich gehaßten und verachteten Tiberius vermählt, jung und liebenswürdig, geiſtreich und gebildet vor allen Frauen, der Mittelpunkt aller ſchönen Geiſter Roms, mit ſüdlicher Leidenſchaft Erſatz ſuchend für das ihr vom Geſchick verſagte Glück, ſah ſie ſich inmitten einer raffinirt verderbten Welt zu Verirrungen hingeriſſen, welche dem auflauernden Haſſe ihrer Stiefmutter die Mittel boten, ſie zu verderben. Zerriſſenen Herzens verbannte der Vater ſein Lieblingskind für ewig in ſtrenges Exil, deſſen Aufhebung Livia trotz der Fürbitten des Volks zu verhindern wußte. Ihre Statue zeigt ſie als eine wundervolle edle Geſtalt mit einem Geſichte von vollendeter Schönheit, die ſtolzen Züge voll lebendigſten Geiſtes an franzöſiſchen Eſprit erinnernd, und doch dabei von einem in ſich zuſammengefaßten Ausdrucke, der ſich auch in ihrer Haltung wiederſpiegelt, in welcher ſich ausgeſuchte Eleganz mit kaiſerlicher Hoheit vereint. Beide Arme ſind eingewickelt in der meiſterhaft behandelten Gewandung von leichtem, mit langen Franzen beſetztem Stoffe. Mit dem rechten Ellenbogen gegen die linke Handwurzel leiſe aufgeſtützt, hält ſie das Gewand mit den Fingern der rechten (ergänzten) Hand am Halſe ſanft zuſammen. Die linke Hand iſt antik, was bei Statuen ſelten, und von großer Schönheit. — Von Julia's Stiefbruder.

Druſus dem Aelteren,

als Beſieger des Arminius und Deutſchlands Germanikus geheißen, der edelſten und reinſten Geſtalt aus dem Hauſe des Auguſtus, an Heldenhaftigkeit und fleckenloſem Adel des Charakters nur erreicht von ſeinem Sohne Germanikus, zeigt uns nur eine Bronzebüſte bei Visconti die griechiſch ſchönen Züge. Dagegen iſt uns von ſeinem herrlichen Sohne,

*) S. Torſo. Th. I., S. 531.

Germanikus.

dem Gemahle der edlen unglücklichen Agrippina, eine heroische Portraitstatue erhalten, welche das Museum des Louvre besitzt. Eine leichte Draperie bedeckt Untertheil und linke Schulter der Gestalt, deren Linke das aufgerichtete Parazonium, ein kleines breites, in der Scheide steckendes Schwert mit abgerundeter Spitze, hält. Der Kopf war nie vom Rumpfe getrennt. Ueber eine noch vorzüglichere Statue, den sogenannten Germanikus des Kleomenes, ist früher (s. Torso I., S. 531) gesprochen. Ich bemerke hier nur noch, daß ein Kunstforscher von Ruf, wie Göttling, dieselbe noch immer für das ächte Portrait des Germanikus hält, und in den etwas mager gehaltenen unteren Extremitäten eben nur die naturgetreue Nachahmung seiner Gestalt findet. Sein Adoptivbruder und Vetter

Drusus Cäsar,

der einzige Sohn Tiber's aus erster Ehe, der Besieger Marbod's, ebenso tapfer im Felde als staatsklug in den Geschäften des Friedens, gleich Germanikus in der Blüthe seiner Jahre durch Gift von dem allmächtigen Günstlinge Sejan heimlich aus dem Wege geräumt, ist uns in einer durch die Lebenswahrheit des Portraits höchst kostbaren Statue des Pariser Museums bei Visconti erhalten. Der Künstler scheint den Moment gewählt zu haben, wie Drusus die aufrührerischen Legionen in Pannonien durch seine Anrede zur Pflicht zurückführt. Die Linke hält an der Hüfte das mit der Spitze niedergesenkte Schwert. Die Rechte streckt sich am leis gekrümmten Arme mit ausgebreiteten Fingern und abgekehrter Handfläche den Umgebenden entgegen, »Stillschweigen mit der Hand fordernd,« wie Tacitus es in seiner herrlichen Schilderung jenes Moments ausdrückt. Der Haarschnitt über der Stirn ist der gleiche, wie bei allen Prinzen des Augusteischen Hauses; Panzer, Kriegskleid, Sandalen und ein Mantel auf der linken Schulter bilden die Tracht der bekleideten Theile. Auch

hier war der Kopf nie von der Statue getrennt. Alle dieſe Werke übertrifft aber an Kunſtwerth und Vollendung die berühmte Kapitoliniſche

ſitzende Portraitſtatue der älteren Agrippina,

der Gemahlin von des älteren Druſus großem Sohne Germanikus. Dieſe Tochter Agrippa's und der Julia, geiſtreich und charaktervoll ſchön und gebildet wie ihre Mutter, aber ohne deren wilde Eigenſchaften und Verirrungen, die ſittſamſte Gattin, die hochgeſinnte, muthige Lebensgenoſſin des geliebteſten Helden, deſſen Tod das ganze römiſche Volk beweinte, erlag dem gleichen Geſchick, dem unter Tiber nichts Edles und Großes zu entfliehen vermochte. Nach Rache ſtrebend für ihren gemordeten Gemahl, nach Sicherung der Herrſchaft für die Kinder, die ſie ihm geboren, fiel ſie als Opfer der Intriguen Sejan's und der alten Livia; im Exil auf dem Felſeneilande Pandataria, an der Küſte Kampaniens, ſtarb ſie den Hungertod. Noch ſieht man im Hofe des Konſervatorenpalaſtes zu Rom ein würfelförmiges Gefäß, deſſen Inſchrift verkündet, daß es einſt die Aſche der größten Frau des kaiſerlichen Roms umſchloß. Während uns eine in Cereteri unlängſt aufgefundene Statue die heldenmüthige Frau, welche einſt auf der Rheinbrücke den vor den Deutſchen fliehenden Legionen entgegentrat, aufrecht ſtehend in ihrer Majeſtät zeigt, erblicken wir ſie hier in häuslicher Nachläſſigkeit auf einen Seſſel hingelagert, das ſinnende Haupt mit den ausdrucksvollen Zügen und der Adlernaſe nach oben gerichtet, wie verloren in brütendem Schmerze über den unerſetzlichen Verluſt des Gatten und doch noch voll ſchickſaltrotzender hochfliegender Gedanken. Die Haltung iſt natürlich ruhig, edel und vornehm; der linke Arm ruht mit der Handwurzel auf der Lehne des Seſſels, der rechte ſtreckt ſich bequem gegen das rechte Knie hinab. In dem Kopfe iſt der Charakter römiſcher Matronenſtrenge vorherrſchend, die Gewandung ſehr künſtlich gelegt, und doch in der Arbeit hier und da nur ſkizzenhaft behandelt. Das Werk iſt bis auf geringe Reſtaurationen

an der Spitze der Naſe und des rechten Fußes, ſowie an den Fingern der Hände vortrefflich erhalten.

Als Agrippina benannt und mit einer Briefrolle, dem Zeichen des Verbannungsbeſchluſſes in der Hand reſtaurirt, befindet ſich eine ähnliche, ſitzende, ſiebenthalb Fuß hohe, weibliche Koloſſalfigur in dem Dresdner Muſeum; doch hat man in derſelben ſpäter eine verlaſſene Ariadne zu erkennen geglaubt. Agrippina's Sohn war der zum Unheil der Menſchheit auf den Thron gelangte

Caligula,

deſſen wahnſinnige Tyrannei und Grauſamkeit freilich nur als Folge von Geiſteszerrüttung nach einer ſchweren Krankheit zu erklären iſt. Eine nackte, ideal gehaltene Marmorſtatue des Pio-Clementiniſchen Muſeums und eine Bronzebüſte, bei Visconti abgebildet, geben uns die treuen, von Sueton geſchilderten Portraitzüge dieſes dämoniſchen Ungeheuers. Der bartloſe, jugendlichſchöne, aber finſterblickende Kopf der letzteren kontraſtirt ſtark mit dem greiſenhaften Ausdrucke der Stirn bei der erſteren, und doch iſt auch dieſer Ausdruck ſeiner Züge von Seneca bezeugt. Eine Statue ſeiner Mutter und eine andere ſeiner Schweſter als Muſen dargeſtellt, in Herkulanum gefunden, bewahrt die Dresdner Sammlung. Sie gehören zu den vortrefflichſten Portraitſtatuen des Alterthums. Von ſeinem Nachfolger, dem Kaiſer

Claudius,

ſind drei in ihrer Art vorzügliche Portraitſtatuen erhalten, eine Bronzebüſte der Pariſer Sammlung, und zwei von Marmor, in der Rotonda des Vatikan und zu Madrid. Der Charakter dieſes Mannes iſt eins von den zahlreichen Räthſeln der Kaiſergeſchichte, und ſein Biograph Sueton ſo recht der Mann dazu, daſſelbe durch ſeine widerſtreitenden Notizen noch unlösbarer zu verwirren. In der Jugend ſchwach an Körper und

Geist, von August und Livia sehr zurückgesetzt, von Tiber und Caligula verächtlich behandelt, aus der Zurückgezogenheit seiner gelehrten Studien, die ihn zum weltfremden Sonderling gemacht hatten, plötzlich im fünfzigsten Jahre zum Thron berufen, bewies er auf demselben die widerstreitendsten Eigenschaften: eine Mischung von Scharfsinn und Wunderlichkeit, Herzensgüte und Grausamkeit, Großartigkeit und Kleinlichkeit. Auch sein Leibliches zeigte denselben Widerspruch einer großartig angelegten, aber verkümmerten Natur. Groß ohne mager zu sein, von schöner Gestalt, mit prächtigem grauen Gelock um den vollen Nacken, zeigte er stehend und sitzend viel Würde und Anmuth, während ein schwankender Gang, unruhiges Geberdenspiel und Zittern des Hauptes Figur und Antlitz in der Bewegung entstellten. Das Volk, für das er durch großartigste Nutzbauten, strenge Gerechtigkeitspflege wie in allen übrigen Beziehungen eifrig sorgte, liebte den persönlich bescheidenen, herablassend populären, gutmüthigen und milden Mann, und stellte seine einzelnen Grausamkeiten auf Rechnung seiner Umgebung. Die Bürgerkrone von Eichenlaub, welche seine Vatikanische Kolossalbüste schmückt, war kein Zeichen gemeiner Schmeichelei, und seine Physiognomie ist nicht ohne eine gewisse Großartigkeit des Charakters, während die Bronzebüste einen geistig stumpfen Ausdruck zeigt. Bei Weitem das herrlichste Denkmal der Portraitkunst des ersten Jahrhunderts n. Chr. ist aber die Madrider Kolossalbüste, die ihn mit Diadembändern und Strahlenkrone, also vergöttert darstellt. Sie ist höchst wahrscheinlich das Originalwerk, welches sein Nachfolger Nero anfertigen ließ. Ein blitztragender Adler hebt ihn empor über eine mit Trophäen des Land- und Seekrieges reichverzierte Basis. Die Strahlenkrone trägt einen Diskus oder Nimbus — eine Seltenheit vor Kaiser Konstantin —, aus welchem später die goldene Kreislinie um das Haupt der christlichen Heiligen hervorging. Trotz des idealisirenden Künstlers erkennt man doch sehr deutlich die Portraitzüge der Gesichtsbildung. Das kostbare Werk wurde unter den Ruinen des alten Bovillä an der Appischen Straße unfern Rom gefunden, wo sich ein Heiligthum des Julischen Kaisergeschlechts befand. Von Drusus,

dem Vater, und Antonia, der Mutter des Claudius, befinden ſich Portraitſtatuen zu Parma, woſelbſt auch Statuen des Claudius und der beiden Agrippinen aufbewahrt ſind. Claudius' letzte Gemahlin war die ränkevolle jüngere

Agrippina,

die entartete Tochter des Germanikus und der älteren Agrippina, die Mutter Nero's, dem ſie durch Vergiftung ſeines Stiefvaters den Weg zum Throne bahnte, um Jahre lang an ſeiner Stelle das Scepter des Weltreichs zu lenken, bis der ſeiner Mutter würdige Sohn ſich ihrer durch Muttermord entledigte. Beſſer als eine Büſte im Palaſt Chigi zu Rom zeigt eine Statue in Neapel die harten, faſt männlichen, aber großen und majeſtätiſchen Züge dieſes Weibes, das an Geiſteskraft wie an Verbrechen nur in ihrem Sohne ihres Gleichen beſaß. Ihre Vorgängerin in der Ehe mit Kaiſer Klaudius war die berüchtigte

Meſſalina,

deren Portraitſtatue wir noch in der berühmten überlebensgroßen Marmorgruppe des Louvre beſitzen, welche ſie mit ihrem Sohne Britannikus auf den Armen darſtellt. Als man ſie am Wege nach Tivoli in einer Lage von Puzzolanerde auffand, trugen die Gewänder noch Spuren der Bemalung. Edel drapirt, mit der Stola bekleidet, das Haupt mit einem Theile der mantelartigen Palla bedeckt, ſcheint ſie dem Beſchauer wohlgefällig das Kind zu präſentiren, deſſen Drapirung, ähnlich der des Zeus, dem kleinen Geſchöpfe die Würde höherer Natur verleiht. Wir finden Meſſalina faſt immer mit ihren Kindern dargeſtellt. Es war eine Demonſtration gegenüber dem Gemahl, deſſen Ehre ſie durch ihre Ausſchweifungen befleckte, und ſelbſt noch in ihrer letzten Todesnoth verſuchte ſie mit dem Ausrufe: »ich bin die Mutter des Britannikus und der Octavia!« dieſe ihre Kinder, wie Tacitus erzählt, als Schild zu

brauchen gegen das Schwert der ausgesendeten Mörder. Die ausschweifendste Phantasie eines modernen Romantikers verschwindet gegen die Schilderung des Ausgangs dieser Frau, welche uns die Annalen des Tacitus (XI., 26 — 34) gewähren. Dem Fundorte nach scheint diese Statue absichtlich versteckt gewesen zu sein, um sie der allgemeinen Zerstörung zu entziehen, welche nach dem Sturze der Messalina, wie das unter ähnlichen Umständen gewöhnlich war, alle ihre Bildnisse und Denkmäler betraf. Aber auch ohne dies entging so manches Portraitbildwerk einem solchen Schicksal. Das Gedächtniß eines Nero und Domitian, eines Commodus und Heliogabal war verflucht, und doch sind ihre Portraitstatuen auf uns gekommen. Denn es gab immer Menschen, die ihnen dankbar anhingen, und was solche Anhänglichkeit nicht that, das bewirkte die Ermüdung der mit der Zerstörung Beauftragten. Die Portraitstatuen im römischen Alterthum waren so überaus verbreitet, die Orte ihrer Aufstellung so zahlreich und verschieden; man hatte zuviel zu vernichten nach dem Sturze eines römischen Weltherrschers. Bei der Messalina kam noch hinzu, daß die Familie, der sie durch Geburt angehörte, so mächtig, und die Hoffnung, daß ihr Sohn Britannikus einst den Thron besteigen werde, so wohlbegründet war, daß die Erhaltung eines solchen Werks nicht Wunder nehmen kann. Haben wir doch eine Portraitstatue selbst noch vom Kaiser Didius Julianus, der nur sechzig Tage regierte *). So sind uns denn auch von

Nero

noch zwei Portraitköpfe in Marmor von vorzüglicher Arbeit erhalten. Der beste derselben ist der Vatikanische des Museum Pio Clementinum, der den gekrönten Lautenschläger als pythischen Sieger mit dem Lorbeerkranze darstellt. Die wilden Züge sind noch jugendlich und durch Idealisirung gesänftigt. Der Nacken zeigt schon die starke Fettbildung, welche

*) Visconti, Opere varie IV., p. 217.

später auch das Antlitz entstellte. In dieser letzteren Gestalt erscheint er in dem zweiten Kopfe von parischem Marmor, den das Louvre mit noch einigen anderen Statuen und Köpfen desselben aufbewahrt. Der dicke Kopf mit der Strahlenkrone, aus welcher die schmückenden Edelsteine ausgebrochen sind, ist ganz das getreue Portrait der Wirklichkeit; man könnte es für das Bildniß eines feisten, fanatischen, wuthblickenden Dominikaners halten. Sueton's Schilderung seiner äußeren Erscheinung: mittler Wuchs, röthlichgelbes dünnes Haar auf dem starken, geneigten Kopfe, regelmäßiges Gesicht, aber ohne alle menschliche Anmuth, blaue Augen mit stumpfem Blicke, dicker Bauch auf schwachen Beinen, findet hier wenigstens, was den Kopf betrifft, seine Bestätigung. Und wenn man bedenkt, daß selbst hier der Künstler ohne Frage noch idealisirend verfahren ist, so kann man einen Schluß auf das Abschreckende der Wirklichkeit ziehen, das der Anblick dieses wahnsinnigsten aller Tyrannen in seinen letzten Lebensjahren dargeboten haben mag. Ganz verschieden erscheint er dagegen in der Barberinischen, neunthalb Fuß hohen Kolossalstatue der Münchner Glyptothek aus pentelischem Marmor, wo das schon breite Gesicht noch jugendlich, das Haar ganz im Charakter des Herkules gehalten, und das Ganze der Erscheinung überdies noch in der heroisirten Darstellung möglichst verschönert ist.

Von den drei Zwischenkaisern Galba, Otho und Vitellius, welche das Julische von dem Flavischen Herrschergeschlechte trennen, sind nur die Portraits der beiden ersten erhalten. Der greise Galba in Küraß und Mantel zeigt ein strenges altrömisches Gesicht. Vom Otho führt die Visconti'sche Ikonographie nur einen Marmorkopf im Vatikanischen Museum auf, mit der Perücke (galericulus), die er auf dem Vorderhaupte zu tragen pflegte. Das Gesicht zeigt gemilderte Aehnlichkeit mit Nero's Zügen.

Ehe wir zu den Kaisern aus dem Hause der Flavier übergehen, ist noch das Bildniß eines der gewaltigen Heerführer und Kriegshelden zu erwähnen, durch welche selbst unter dem Regimente eines Caligula Claudius und Nero das Machtansehen und die Majestät des römi-

ſchen Reichs nach außen hin ſiegreich emporgehalten wurde. Jenen drei Herrſchern diente mit gleicher Treue

Domitius Corbulo,

der größte Feldherr ſeiner Zeit, der Beſieger der germaniſchen Chauken und der furchtbaren Parther, der Abgott ſeiner Legionen, der es verſchmähte, durch Empörung ſich an Nero's Stelle zu ſetzen, und dafür von dieſem zum Danke nach Beſiegung der Parther zurückgerufen und zum Tode verurtheilt, ſich ſelber das Schwert ins Herz ſtieß, mit dem einzigen vielſagenden Ausrufe: »verdient!« Zahlreiche Büſten in den verſchiedenen europäiſchen Muſeen haben die Züge dieſes Mannes erhalten. Eine der ſchönſten und vortrefflich erhalten iſt die des Louvre aus griechiſchem Marmor, gefunden zu Gabii in einem Heiligthum, das ſeine einzige Tochter ihren Ahnen weihte. Man hat ſeine Büſten öfters für Portraits des Cicero gehalten, ehe die Auffindung der Büſte von Gabii die Züge des Corbulo ſicher ſtellte. Sie entſprechen vollſtändig dem hiſtoriſchen Charakter des Mannes in ihrer eiſernen, wortkargen Strenge, und zeigen das Gepräge jenes altrömiſchen Geiſtes, der ſich ſelbſt noch in dieſen verderbten Zeiten in einzelnen Geſtalten behauptete und bewährte. Eine gleichfalls ſehr ſchöne Büſte befindet ſich in der Kapitoliniſchen Sammlung.

Die Kaiſer des Flaviſchen Hauſes.

Mit Nero war das Herrſcherhaus der Julier erloſchen. Der glückliche Soldat, welcher jetzt den Thron beſtieg, und eine neue Dynaſtie gründete, die das aus den Fugen zu gerathen drohende Römerreich mit Kraft wieder einrenkte, war

Flavius Veſpaſianus.

geboren in der Dunkelheit eines kleinen Fleckens im Sabinerlande, ein Sechzigjähriger als er den Thron beſtieg. Stark und ſtattlich von Geſtalt, mit feſten Gliedern und ſtarken Muskeln, in den Zügen des kräftigen Geſichts von lebhaftem Teint etwas gezwängt Arbeitendes, alſo ſchildern die Berichte der Zeitgenoſſen ſeine äußere Erſcheinung. Dieſer Schilderung entſprechen ſeine Büſten, eine Koloſſalbüſte der Farneſiſchen und eine bronzene der Sammlung des Louvre. Die erſtere zeigt uns, übereinſtimmend mit den Münzen, einen ächt römiſchen, ſtark markirten Prälatenkopf mit hoher Stirn, ſchwachem Haupthaar und mächtigem Kinn, in den Zügen der Ausdruck kauſtiſchen Witzes, deſſen er Meiſter war, und den er auch bei Anderen zu würdigen verſtand, ſelbſt wenn ſich derſelbe gegen ihn ſelber richtete. Der Bronzekopf trägt den ſauber mit dem Hammer getriebenen Eichenkranz. Wenig zahlreich ſind die Portraits ſeines Sohnes und Nachfolgers, des trefflichen

Titus Veſpaſianus,

aber alle ſind von übereinſtimmend ſprechender Aehnlichkeit. Dieſer genialſte und liebenswürdigſte unter den Kaiſern des erſten Jahrhunderts — »die Wonne der Menſchheit« nannte ihn ſein Volk — war eine von den Geſtalten, deren äußerer Erſcheinung zugleich die Götter das Siegel der Macht und Anmuth aufgeprägt hatten. Eine ſchöne, mäßig große, in der letzten Zeit etwas ſtarke Geſtalt vereinte, wie Sueton ſagt, Leibeskraft mit anmuthiger Würde, und Grazie und Majeſtät thronten auf den Zügen ſeines Antlitzes. Der kühnſte Reiter und gewandteſte Fechter, in jeglichem Waffenwerke gleich geſchickt, war er zugleich ein Freund aller Künſte des Friedens, ein bewunderter Redner und Siegreisſidichter in beiden Sprachen, und ſeine langjährige Geliebte, die ſchöne Königstochter von Judäa, Berenike, von der er ſo ſchwer und nur gezwungen ſich

trennte, als er den Thron bestieg, lauschte oft und gern, wenn er anmuthvoll zur Harfe sang. Von seinen unzähligen Bildnissen ist eine herrliche, überlebensgroße Marmorstatue im Louvre erhalten, die uns den heldenhaften und doch so milden Kaiser zeigt in voller Kriegertracht, aber unbedeckten Hauptes, die Linke auf den Schild gestützt, den rechten Arm ausstreckend in der Stellung, wie er zu seinen Kriegern sprach. Die Arbeit ist selbst in den Details der Zierrathen auf Panzer und Beinschienen von hoher Vortrefflichkeit. An der linken Seite hängt am schmalen Schulterbandelier das kurze Gürtelschwert, Parazonium genannt, das Zeichen des Kommandos, und bei den römischen Kaiserstatuen, auch den bereisirten, stets vorhanden. Marmorbüsten des Titus befinden sich auf dem Kapitol, in Villa Albani (eine Kolossalbüste) und im Vatikan, eine Bronzebüste im Louvre. Titus' Tochter, die geistreiche intrigante Julia, ist uns in einer Marmorstatue des Vatikan erhalten, welche im Jahre 1828, nebst einer Statue ihres Vaters in der Toga, zu Rom ausgegraben wurde. Beide Statuen waren bei der Auffindung noch vollständig bemalt *). Von dem Purpurroth der kaiserlichen Toga und von der gelben Farbe des Futters derselben sind in den Tiefen der Falten noch jetzt Farbenspuren erhalten. Die verhältnißmäßige Seltenheit der Portraits von Titus in unseren Sammlungen kommt vielleicht auf Rechnung seines ihm so unähnlichen Bruders

Domitianus,

der aus Eifersucht, wie Visconti meint, eine große Menge derselben öffentlich oder heimlich zerstören ließ. Dafür weihete nach seiner Ermordung der Senat das Andenken des Tyrannen, unter dessen grausamem Regiment er funfzehn Jahre lang geblutet, dem öffentlichen Fluche, und alle seine Bildnisse und Denkmäler der Vernichtung. Und so eifrig wurde dieser

*) S. Torso. Th. I., S. 539: vergl. Braun, Ruinen und Museen Roms, S. 251.

Befehl vollzogen, daß es nach Prokop im sechsten Jahrhunderte nur noch eine einzige Statue des Domitian in Rom gab. Auch wir kennen nur eine solche; es ist die gegen acht Fuß hoch Statue von parischem Marmor in der Glyptothek zu München, die ihn nackt als Heros, in der Rechten das Kommandoschwert, auf der linken Schulter den Kriegsmantel, das Paludamentum, in jugendlichem Alter darstellt. Das Haupt war, wie die rings eingelassenen Metallstifte beweisen, von einem metallenen Kranze umgeben. Gestalt und Haltung haben etwas vom Vatikanischen Apoll. Das Haar sträubt sich an der Stirn steilaufwärts, und das wohlgebildete Antlitz, das fast schön zu nennen ist, verräth nur in einer gewissen Härte des Ausdrucks den späteren Charakter. In der That war Domitian nach dem Zeugniß seines Biographen ein schöner Mann. Sein Wuchs war in der Jugend hoch und stattlich, sein Anstand und seine schöne Haltung, verbunden mit bescheidenem Ausdrucke und seiner Röthe des Gesichts, sowie mit großen, wenn auch etwas kurzsichtigen Augen und feingebildeten Füßen, machten ihn zu einem der schönsten Jünglinge Roms. Er war sich dieser Vorzüge selbst bewußt und rühmte einmal in einer Ansprache an den Senat: »Bisher sei man doch mit seiner Sinnesart wie mit seinem Aussehn zufrieden gewesen.« Seine spätere Kahlköpfigkeit war ihm sehr verdrießlich, er hörte selbst nicht gern das Wort aussprechen. Dennoch tröstete er einen von demselben Geschick betroffenen Freund, an den er eine eigene Schrift »über gute Haarpflege« richtete, mit einem Homerischen Verse und den beigefügten Worten: »Auch ich theile dein Schicksal und ertrage es so gut ich kann, daß mein Haar mir mitten in der Mannesjugend altert. Ist doch nichts lieblicher aber auch nichts flüchtiger als die Schönheit.« Es müssen wunderbare Menschen gewesen sein, dieser Domitian und seines Gleichen auf dem römischen Kaiserthrone, deren Inneres uns durch ihre Biographen lange nicht genügend erschlossen ist, und bei denen nur einzelne blitzartig erleuchtende Züge einen momentanen Einblick gestatten! Diese römischen Kaiser des ersten Jahrhunderts warten noch auf ihren Niebuhr. Selbst Domitian, der so hart verschriene, unterlag nur einer Palastintrigue; das Volk

haßte ihn mit Nichten, und das Heer liebte ihn ſo, daß es ſeine Vergötterung zu erzwingen verſuchte, und an ſeinen Mördern Rache nahm. Von ſeiner Gemahlin, der liebenswürdigen, auch nach des Kaiſers Sturze hochgeehrten

Domitia,

befand ſich eine ſechs Fuß hohe pariſche Marmorſtatue im Muſeum Napoleon, wohin ſie aus Deutſchland gebracht war *), ſo vollſtändig erhalten, daß nur ein Finger der Reſtauration bedurfte. Die Kaiſerin iſt als Göttin Hygieia dargeſtellt, und das Werk ſelbſt, nach Visconti's Anſicht, freie Nachbildung eines älteren berühmten Meiſteroriginals jener Gottheit, in deren Darſtellung ſich die großen Künſtler Skopas, Bryaxis, Nikeratos u. A. verſucht hatten. Doch erſcheint von allen Bildungen der Hygieia, die wir noch beſitzen, keine als Nachahmung der anderen, und Visconti folgert daraus wohl mit Recht, daß es unter den Werken jener Meiſter keins gegeben, welches alle anderen übertreffend den erſten Rang eingenommen und die Idealgeſtalt dieſer Gottheit für immer feſtgeſtellt hätte.

Eine ſitzende Koloſſalſtatue in der Rotonda des Vatikan zeigt uns die idealiſirten Portraitzüge des Kaiſers

Nerva,

mit deſſen mildem Regimente Rom und die römiſche Welt wieder aufzuathmen begann. Der untere Theil der Figur, auf welchen der unbekleidete Oberkörper nach der Auffindung deſſelben aufgeſetzt worden, iſt einer

*) Ich weiß nicht anzugeben, in welcher Sammlung ſich jetzt dieſe Statue befindet, die ich nur aus der Abbildung in Visconti's Ikonographie Reme kenne. Daſſelbe gilt von dem bald zu erwähnenden herrlichen Trajanskopfe der Kardinal Feſch'ſchen Sammlung.

jener Gewandstürze, wie sie zur schnellen Herrichtung von dergleichen thronenden Kaiserstatuen — Nerva selbst regierte kaum drei Monate — in den römischen Künstlerwerkstätten und Magazinen jener Zeit überaus zahlreich vorhanden waren. Die Bildnißähnlichkeit beschränkte sich bei dergleichen gewöhnlichen Denkmälern vorzugsweise auf den oberen Theil, der denn auch hier, trotz der apotheosirenden Erhöhung und Idealisirung, die schwächliche Körperkonstitution des trefflichen Kaisers durchblicken läßt. In den europäischen Museen finden sich überhaupt sehr viele Kaiserstatuen, von denen die Köpfe auf zufällig vorhandene Rümpfe gesetzt sind. Profil und Knochenbau des Kopfes sind von großer Wahrheit, und die Statue überhaupt das beste Bildniß, das wir von Nerva haben. Der metallene Blätterschmuck des Kranzes um das Haupt war geraubt, als man das Werk auffand, und ist von neuerer Hand ergänzt. Nerva's größtes Verdienst war, daß er in dem von ihm adoptirten Spanier

Trajan

dem römischen Reiche einen der trefflichsten Herrscher aller Zeiten gab, dessen glorreiches Andenken noch die späteste Zeit dadurch ehrte, daß der Zuruf des Senats jedem neuen Kaiser wünschte: glücklicher zu sein als Augustus und besser als Trajan. Das Louvre bewahrt sein Portrait in mehreren (stark restaurirten) Statuen und Büsten. Aber die schönste von allen ist die bei Visconti-Mongez abgebildete Büste der Sammlung des Kardinal Fesch aus parischem Marmor. Es ist ein Portrait des höheren Alters, aber noch bemerkt man in den Zügen des bartlosen kräftigen Angesichts die Spuren der Schönheit und des würdevollen geistreichen Ausdrucks, welche die Historiker an dem stattlich hochgewachsenen Manne mit dem anmuthreichen Blicke der großen Augen und dem herrlich gebauten, früh ergrauten Kopfe rühmen. Von den Bildnissen seiner Gattin Plotina, sowie von den Portraits des Hadrian und der Sabina ist bereits früher geredet worden. In den Portraits der Kaiserinnen und anderer vornehmer Frauen dieser Zeit

sieht man schon das Bestreben der Künstler, den oft geschmacklos aufgewulsteten Haarputz damaliger Mode getreu wiederzugeben. Hadrian's Nachfolger, der milde liebenswürdige

Antoninus Pius,

ist uns vorzüglich in zwei Portraitbildwerken, in einer Kolossalstatue der Rotonda des Vatikan und in einem herrlichen Kolossalkopfe aus pentelischem Marmor im Louvre, erhalten. Man fand die erstere, nebst mehreren anderen überlebensgroßen Bildnissen des Kaisers und dem vortrefflichen Vatikanischen Kolossalkopfe seiner ebenso geistreichen als intriganten Gemahlin Faustina, unter den Trümmern von Hadrian's prachtvoller Tiburtinischer Villa, deren Erweiterung und Vollendung sich Antoninus sehr angelegen sein ließ. Die Geschichte nennt ihn den Numa des römischen Kaiserreichs, und wunderbar genug erscheint sein Antlitz dem Idealbilde des alten weisen Römerkönigs höchst ähnlich, zumal in dem Kolossalkopfe des Louvre, der ihn als Priester darstellt. Die Portraits der Faustina sind in unseren Museen unter den Bildnissen der römischen Kaiserinnen bei Weitem am zahlreichsten vertreten. Fast ebenso zahlreich sind die Bildnisse des philosophischen Kaisers

Mark Aurel

in Statuen und Büsten, von denen die überlebensgroße, in Villa Hadriani gefunden, aus pentelischem Marmor in der Statuengallerie des Vatikan nach Ausdruck, Aehnlichkeit und vollständiger Erhaltung die beste ist. Jugendportraits in den Sammlungen des Kapitol und Louvre zeigen ihn als noch unbärtigen Jüngling, krauslockig mit reizenden Zügen des feinen Gesichts; eine Marmorstatue über Lebensgröße im Louvre, in Kriegertracht mit Feldherrnmantel und reichverzierter Rüstung. Aber ungleich berühmter als diese, ja als alle vorhandenen Denkmäler der römischen Kaiserbilder ist die

Reiterſtatue des Kapitols.

nach dem einſtimmigen Urtheile aller Kunſtforſcher die ſchönſte Reiterſtatue und zugleich die größte aller Bronzen des Alterthums. Sie ſtand urſprünglich auf dem Platze der Laterankirche, wo ſie Papſt Clemens III. wieder aufgerichtet und dem Kaiſer Konſtantin als dem erſten chriſtlichen Kaiſer geweiht hatte. Noch zu Winckelmann's Zeiten gab der Senat von Rom alljährlich einen Blumenſtrauß an das Kapitel dieſer Kirche, als Zeichen des alten Rechts derſelben an dieſem Kunſtwerke, und ein beſoldeter Beamter, Cuſtode del Cavallo geheißen, wachte über der Erhaltung deſſelben. Winckelmann meinte, daß die Figur des Kaiſers während des Mittelalters verſchüttet gelegen habe. Aber leider giebt weder er noch ſonſt ein kunſtgeſchichtliches Werk Nachricht über Größenmaße und Verhältniſſe des edlen Werks, das, vollſtändig erhalten wie es iſt, uns die monumentale Kunſt jener ſpäten Zeit noch auf einer Höhe zeigt, welche die unſerige beneidend zu bewundern hat. Michel Angelo, unter deſſen Leitung die Statue nach dem Kapitolplatze verſetzt wurde, ſprach ſeine Bewunderung der Lebendigkeit des Roſſes mit den Worten aus: »es brauche nur den erhobenen Fuß zur Erde zu ſetzen, um die Täuſchung zu vollenden.« — ähnlich, wie ſpäter Leſſing von dem Roſſe des großen Kurfürſten zu Berlin, deſſen Reiterſtatue der geniale Schlüter, »der Michel Angelo des Nordens,« nach jenem Vorbilde geſchaffen, ſagte:

Ihr bleibet voll Verwunderung ſtehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferſe geben,
Dann ſollt Ihr ſehn!

Unbedeckten Hauptes, die Rechte ſegnend und Gnade verheißend ausgeſtreckt, die edelmilden, gütevollen Züge des bärtigen Antlitzes mit jener Bewegung der Hand in ſchönſter Harmonie, ſitzt der Kaiſer in etwas vorgebückter Haltung auf dem langſam ſchreitenden Leibroſſe. Kein Waffenſchmuck, noch ſonſt ein Zeichen ſeiner Würde, nur ein einfacher Kriegsmantel dient zur Bekleidung der Geſtalt, für deren ſchlanken, etwas

ſchwächlichen Gliederbau das Thier, das ihn trägt, faſt zu gewaltig erſcheint, eben wie das Reich, das dieſer gekrönte Philoſoph zu regieren die ſchwere Aufgabe hatte. Alles in dieſer Geſtalt, von dem ſprechend ausdrucksvollen Blicke des ganz individuellen Geſichts bis auf die Art, wie er mit etwas ſtark abſtehenden Füßen in vorgeneigter Haltung zu Pferde ſitzt, zeigt deutlich, daß der Künſtler ſich die Aufgabe geſtellt hatte, durch möglichſt genaue Portraitauffaſſung ein wahrhaft hiſtoriſchtreues Denkmal hinzuſtellen. Sogar das Roß von frieſiſcher Zucht ſcheint treue Nachbildung eines Lieblingspferdes zu ſein, das den Kaiſer über ſeine Schlachtfelder getragen und von dem herab er Beſiegten und Gefangenen oftmals, wie hier, Gnade und Frieden verkündet. Das Ganze zeigt noch Spuren der Vergoldung, wie die Roſſe der Markuskirche zu Venedig, welche vielleicht derſelben Zeit angehören, aber in keiner Beziehung den Vergleich aushalten mit dem edlen geiſt- und lebensvollen Schlachtroſſe Mark Aurel's, das dem Beſchauer, der ſich ihm von der breiten Kapitoltreppe her naht, gleichſam entgegenzuſchreiten ſcheint. Die Figur des Reiters iſt nur aufgeſetzt und konnte bei der Verſetzung der Statue ohne Mühe abgehoben werden. Im Mittelalter ſcheint ſie eine Zeit lang wirklich gefehlt zu haben, denn das Denkmal führte lange Zeit nur den Namen il cavallo di Costantino, das Pferd Konſtantin's. Wie das Werk jetzt daſteht, das Antlitz des guten Kaiſers der untergehenden Sonne zugewendet, gab es, umſpielt von ihren letzten Strahlen, mir ſo recht das Sinnbild der alten Kunſt an ihrem Sonnenuntergange! Mark Aurel's Reiterſtatue iſt die einzige, welche in Rom von den Hunderten, ja Tauſenden ſolcher Bildungen geblieben *), die vereint mit einem ganzen

*) In neueſter Zeit (1849) iſt in Traſtevere zu Rom von einer ähnlichen bronzenen Reiterſtatue das freilich ſehr beſchädigte Roß gefunden worden, das nach den Berichten der Kunſtforſcher als ein griechiſches Originalwerk angeſehen werden kann. Der ſtaunenswerth dünne Erzguß iſt ſehr ſtark oxydirt und zeigt Spuren alter Reſtaurationsverſuche. Die herrliche Kopfbildung erinnert an die Pferdeköpfe des Parthenon und deren großartige Styliſirung. Von dem Reiter iſt nur ein beſchuhter Fuß mit herrlichen Ornamenten gefunden.

Heere von anderen statuarischen Denkmälern einst die alte Welthauptstadt schmückten, und mit dem Reichthum ihrer historischen Erinnerungen an große Helden und Staatsmänner als eine zweite Bevölkerung angesehen werden konnten, die durch die Kunst fortlebte mit dem rastlos vorwärts strömenden Leben des gewaltigen Volks und seiner »ewigen« Stadt. Und wie sich die kühnste Phantasie keine Vorstellung zu machen vermag von der Pracht und Größe solchen Anblicks, so können wir Nachgeborne gegenüber diesem Werke auch kaum eine Ahnung haben von der Herrlichkeit jener großen Lysippischen Reiterstandbilder, deren schwacher Abglanz uns in diesem Denkmale durch die Gunst des Geschicks erhalten ist.

Die Reiterstatue Mark Aurel's erscheint besonders dadurch als ein Musterwerk ihrer Gattung, daß sie den monumentalen Charakter eines solchen plastischen Portraitdenkmals durch die ganze Auffassungsweise zum Ausdruck bringt. Das monumentale Portraitbild soll nämlich nicht eine augenblickliche Erregtheit und Stimmung, sondern den bleibenden Charakter darstellen, nicht die Erscheinung im besonderen Falle, sondern gleichsam die Summe der Gesammterscheinung in möglichst vielen Fällen vor uns hingestellt zeigen. Ist die Basis der Figur ein Roß, so soll dies edelste der dem Menschen verbundenen Thiere auch seinerseits durch Gang und Haltung in Uebereinstimmung stehen mit der ruhig gesammelten Erscheinung des Helden, den es trägt. Nur wo die Reiterstatue ein besonderes Faktum verewigen, eine einzelne Situation ins Gedächtniß rufen soll, wird der Künstler, wie bei der Reiterstatue des am Granikus kämpfenden Alexander*), eine Ausnahme machen dürfen. Die Reiterstatuen der Balbus, Vater und Sohn, im Neapolitanischen Museum, welche man vor dem Theater zu Herkulanum ausgrub, die ältesten ihrer Art aus dem Alterthume, sind, wie der Mark Aurel des Kapitols, in dieser monumentalen Ruhe gehalten. Bei der letzteren Statue ist das Roß, dessen Zügel der Reiter achtlos mit der Linken gefaßt hält, ruhig

*) S. oben S. 32.

vorſchreitend ge[illegible]pt. Wie es in der Natur der Fall iſt, hebt es gleichzeitig den rechten Vorder- und den linken Hinterfuß zum Schritte auf, während die auftretenden Füße in paralleler Richtung ſtehen *). Unter den neueren Künſtlern hat Aleſſandro Leopardo in ſeiner Reiterſtatue des berühmten Feldherrn Colleoni vor der Kirche San Giovanni e Paolo in Venedig den Fehler begangen, daß er ſich in dem nachziehenden Hinterfuße vergriff, und die Füße des Roſſes ſich, wie bei einem Paßgänger, an einer Seite bewegen ließ. Wenn andere Künſtler, wie z. B. Rauch in ſeiner berühmten koloſſalen Reiterſtatue Friedrich's des Großen zu Berlin, den der Bewegung des gehobenen Vorderfußes entſprechenden Hinterfuß noch mit der Spitze des Hufes am Boden haften ließen, ſo thaten ſie es, um durch drei feſte Punkte mittelſt des in der hohlen Bronzegeſtalt eingegoſſenen mächtigen Eiſengerippes dem Ganzen mehr Standſicherheit zu geben.

Faſt alle neueren Reiterſtatuen, bei denen das Ruhende vorherrſcht, ſind nach dem Muſter des Mark Aurel gefertigt. Die berühmteſten derſelben ſind, außer der genannten des Türkenbeſiegers Colleoni zu Venedig, die den Helden ganz gewappnet, den Kommandoſtab in der Rechten, den

---

*) Dieſe Bemerkung iſt keineswegs überflüſſig. Herr Emil Braun ſagt in ſeiner Beſchreibung der Kunſtſchätze Roms wörtlich: »Bei dem Pferde hat ſich der Künſtler die Freiheit genommen, die gehobenen Füße übers Kreuz zu ſetzen, was für die ſtyliſtiſche Anordnung der Maſſen von wohlthätigen Folgen iſt, dagegen mit der Naturwahrheit, ja mit den Naturbedingungen ſtreitet. Ein Pferd, welches ſo ſchreiten wollte, würde ſich die antagoniſtiſchen Muskeln zerreißen, wie durch mechaniſche Experimente nachgewieſen iſt.« (Ruinen und Muſeen Roms S. 116. 117.) — Allein trotz des hier gemachten Aufwandes von Wiſſenſchaftlichkeit beruhen alle dieſe Behauptungen doch auf völliger Unkunde des Richtigen. Der Künſtler hat ſich keine Freiheit genommen. Die Art, wie ſein Roß die Füße ſetzt, iſt nicht nur keine phyſiſche Unmöglichkeit, die »mit den Naturbedingungen ſtreitet,« ſondern es iſt die allein naturgemäße regelrechte Gangart des Pferdes, von der nur die ſogenannten Paßgänger abweichen.

Helm auf dem Haupte, ſtolz zurückgebogenen Leibes darſtellt, die Reiterſtatue Heinrich's IV. auf dem Pontneuf, Johann von Bologna's Cosmus von Medici zu Florenz, Schlüter's großer Kurfürſt auf der langen Brücke zu Berlin, Thorwaldſen's Kurfürſt Maximilian in München, und Rauch's Friedrich der Große in Berlin. Wir werden auf das zuletzt genannte Werk in dem nächſtfolgenden Abſchnitte zurückkommen.

Die zahlreichſten aller Kaiſerbildniſſe ſind die Portraitſtatuen und Büſten des Mitregenten Mark Aurel's,

Lucius Verus,

des ſchönen Wüſtlings, der ſeine, bei den Römern ſeltenen blonden Locken mit Goldſtaub zu pudern pflegte, und nach den Alten für den ſchönſten Mann ſeiner Zeit galt. Unter den Ruinen ſeines Luſtſchloſſes zu Acqua Traverſa, nahe bei Rom, fand man die Koloſſalbüſten beider Kaiſer, welche ſich jetzt im Louvre befinden. Von ihnen iſt die des Verus, aus pariſchem Marmor, das ſchönſte aller Bildniſſe dieſes Kaiſers, vollkommen erhalten und durch die Sorgfalt der Ausführung als ein Meiſterſtück der Skulptur weltberühmt. Das Fleiſch iſt von wunderbarſter Zartheit und Weiche und Bart- und Haargelock von ſo mühſamer, mit dem Bohrer ausgeführter Ausarbeitung, daß es erſt in ganz neueſter Zeit vermittelſt einer neuen Erfindung gelungen iſt, von dieſem Kopfe Abgüſſe zu nehmen, ohne das Original zu beſchädigen *). Die Augenlider liegen lederartig an, der Mund iſt feſt geſchloſſen, die Hautfalten um Augen und Mund ſind ſtark hervorgehoben, die Iris des Auges und die Brauen, wie bei faſt allen römiſchen Büſten, ſorgfältig angedeutet, was bei griechiſchen Büſten nicht der Fall iſt.

Der Sohn Mark Aurel's und ſeiner Gemahlin, der ſchönen geiſt-

*) Das Nähere findet man in dem Buche: »Zwei Monate in Paris« von Adolf Stahr. Th. I., S. 154 — 156.

reichen, viel verläumdeten Faustina, deren jugendliche Büste auf dem Kapitol von wundervoller Arbeit uns den liebenswürdigsten Mädchenkopf zeigt, war durch ein unerklärbares Naturverhängniß jener

Kommodus.

„Caligula, Nero und Domitian in einer Person,“ von Zeitgenossen für den Sohn eines Gladiators gehalten. Seine Marmorbildnisse, die sehr selten sind, verrathen trotz der auffallenden Schönheit der Züge, welche auch durch die Zeugnisse der Schriftsteller bestätigt wird, noch immer genug von einem solchen Charakter. Weder die anmuthige Büste des Kapitols, die ihn als halberwachsenen Knaben darstellt, noch der wunderschöne Kopf einer anderen Büste, die ihn uns in seinen letzten Jahren zeigt, entbehren eines gewissen unheimlichen Zuges, der dem Ganzen einen abstoßenden Eindruck verleiht. In der letzteren Büste mit dem wohlfrisirten Kopfe und dem starken Lockenbarte ist es besonders der wilde Blick und die Spuren der wüsten Ausschweifung an den hohlen Augen und Wangen, was diesen Eindruck des Unheimlichen hervorbringt, der durch die eigenthümliche Schädelbildung mit dem schwachen Oberkopfe und dem sehr breit entwickelten Bau der Kinnbacken noch verstärkt wird. Die Kapitolinische scheint nach Winckelmann's Urtheil aus der Werkstatt desselben großen Meisters hervorgegangen zu sein, der die herrlichen Kolossalköpfe des Mark Aurel und Lucius Verus geschaffen hat. Eine stark restaurirte Reiterstatue in der Thiergallerie des Vatikan, die ihn auf der Jagd darstellt, scheint mir vielmehr eine Kopie der aus Plutarch *) bekannten ehernen Reiterstatue des Philopömen zu sein, welche die Achäer ihrem Führer zum Andenken an die Waffenthat in jener Schlacht errichteten, in welcher er den Tyrannen Machanidas von Lacedämon erlegt hatte. Philopömen war dargestellt, wie er sein Roß zur Seite wendend

*) Philopömen Kap. 10.

und den Speer in die Mitte fassend seinen Gegner, dessen Roß sich aus einem Graben herausarbeitete, vom Pferde stieß. Dieselbe Stellung hat auch die Vatikanische Kommodusstatue. — Von den beiden Nachfolgern Caracalla's ist der ehrwürdige langbärtige Kaiser Pertinax in einer Büste, und Didius Julianus, der als der Erste das Diadem von den Prätorianern kaufte, in einer Statue zu Kassel erhalten. Es ist das eine von den Statuen, die nach Gelegenheit die Köpfe wechselten, und so hatte selbst Julianus, der nur zweiundsechzig Tage das Glück genoß, auf dem blutbefleckten Throne zu sitzen, noch Zeit gefunden, seine Statuen aufrichten zu lassen, ehe er selbst von seinen Garden ermordet wurde. Das Aufrichten ihrer Statuen gehörte überhaupt zur Inauguration der römischen Kaiser bis in die späteste Zeit des Reichs, selbst noch zur Zeit Kaiser Justinian's.

Nächst Lucius Verus hat man die meisten Portraitbilder von dem Kaiser

Septimius Severus.

Eine gute Portraitbüste zu Paris in edlem Style zeigt etwas Afrikanisches in den Zügen, was gemildert erscheint in der trefflichen Bronzestatue, die sich jetzt im Palast Sciarra zu Rom befindet. In der That war Severus in Afrika geboren, und es kann daher nicht befremden, daß derselbe afrikanische Typus sich wiederfindet in der Büste seines Sohnes Geta, der einzigen, welche erhalten ist, da der brudermörderische

Caracalla

alle Denkmäler seines Bruders vernichten ließ. Geta ist ein schöner Kopf mit stolzem Munde, das Werk selbst, vom schönsten, dem Elfenbein ähnlichen Marmor, sehr gut gearbeitet und vollkommen erhalten. Caracalla, dessen Medaillen die letzten sind in der Reihe kostbarer Kaiser-

bronzen seit August, die sich an Kunstwerth den geschnittenen Steinen an die Seite stellen, begegnet uns in Büsten fast in allen europäischen Museen, am schönsten in dem Museum zu Neapel. Mit dem krausen Haupthaar und Bartgelock, dem gekünstelt wilden Blicke und dem studirt à la Alexander zur Seite geneigten Kopfe ist er ganz das Abbild eines Theatertyrannen. Interessanter wie Beide ist die unglückselige Mutter dieser beiden feindlichen Brüder, die Kaiserin

Julia Domna.

Syrerin von Geburt, und niederer Herkunft, aber durch Geist und Schönheit ausgezeichnet, und von dem damaligen Provinzgouverneur, späteren Kaiser Septimius Severus aus Neigung und Aberglauben — die sterndeutende Kunst der Magier hatte ihr jegliches Glück geweissagt — zu seiner Gemahlin und auf den Kaiserthron erhoben. Und Julia Domna verdiente Alles, was die Sterne ihr irgend versprechen konnten. »Selbst im vorgerückten Alter waren ihr noch Reize der Schönheit eigen, und sie verband mit einer lebhaften Phantasie eine Festigkeit des Geistes und eine Kraft des Urtheils, mit denen ihr Geschlecht nur selten begabt ist. Ihre liebenswürdigen Eigenschaften machten nie einen tiefen Eindruck auf das finstere eifersüchtige Gemüth ihres Gatten; aber unter der Regierung ihres Sohnes leitete sie die wichtigsten Dinge des Reichs mit einer Klugheit, welche seine Macht aufrecht erhielt, und mit einer Mäßigung, welche zuweilen seine wilden Tollheiten wieder gutmachte. Sie war dabei in Wissenschaften und in der Philosophie wohl bewandert und jede Kunst und jedes Talent fanden in ihr eine Freundin und Beschützerin *)«. Aber diese ausgezeichnete Frau war zugleich die unglücklichste ihrer Zeit. Sie sah ihren Gemahl vor sich hinsterben in jener düsteren

*) Gibbon, Sinken und Fall des römischen Reiche. Th. I., Kap. 6.

Schwermuth, welche sein oft wiederholter Ausruf: Omnia fui et nihil expedit, »Alles bin ich gewesen und Alles war eitel!« so furchtbar ausspricht. Sie sah den einen Sohn durch die Sendlinge des anderen in ihren Armen ermorden, und blieb selbst nur übrig, um das von den Furien des Brudermords zerrüttete Leben des anderen zu beweinen, und nach dem gewaltsamen Ende desselben sich selbst den Tod zu geben.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fand man zu Bengazzi bei Tripolis, dem Geburtsorte des Kaisers Septimius Severus, eine überlebensgroße Statue von pentelischem Marmor und trefflicher Arbeit, so vollkommen wohlerhalten, wie wir nach Visconti keine einzige Statue des Alterthums mehr besitzen, und erkannte in ihr die, jetzt im Louvre befindliche Portraitstatue der Julia Domna, mit welcher einst eine afrikanische Stadt, vielleicht die Geburtsstadt des Kaisers, dessen Gemahlin ehrte. Die einfache, leichte und doch majestätische Haltung ist die einer Fürstin, welche einen ihr Nahenden anhört. Ihre ganze Figur ruht auf dem rechten Fuße. Die leichte Bewegung des ein wenig nach vorn gerückten linken läßt die Gestalt wie lebend vor uns erscheinen. Ein weiter Mantelüberwurf, die Palla, bedeckt nach der Sitte der Zeiten das Haupt der Kaiserin, und läßt, außer dem Antlitz, von der umhüllten Gestalt nur die vollkommen erhaltenen Hände sehen, welche bis über die Handwurzel, wie bei der Polyhymnia und Mnemosyne, bedeckt erscheinen, und von denen die rechte den Schleiermantel vom Antlitz zurückgezogen hält. Dennoch ist diese weite Draperie so künstlerisch angeordnet, daß sie ohne Affektation die Formen des Körpers durchschimmern läßt. Das weiche gewellte Haar ist bei Weitem geschmackvoller geordnet, wie bei den meisten weiblichen Statuen dieser Epoche, und der Künstler, der das wundervolle Werk schuf, gehörte ohne Zweifel noch jener plastischen Kunstschule an, die unter Hadrian und Mark Aurel ihre letzten Nachblüthen trieb. Für die Geschichte der farbigen Skulptur ist die Notiz wichtig, daß an dieser Statue, als man sie zuerst in Versailles aufstellte, noch Spuren der Bemalung an den Wangen sichtbar waren.

Um dieſelbe Zeit mit jener Statue ward bei Rom auch die Vatikaniſche Koloſſalbüſte der Julia Domna aufgefunden, die größte unter allen, welche wir überhaupt von einer Frau des Alterthums beſitzen. Hier erſcheint die Fürſtin bereits im vorgerückten Alter. An die Stelle des milden Ausdrucks iſt eine eigenthümliche Starrheit des Blicks getreten, und ſtatt der natürlichen Lockenfülle deutet der Haarputz eine künſtlich gekräuſelte Tour an. Perrücken, ja ſogar abnehmbare, ſind nichts Seltenes an den Portraitbildern der römiſchen Kaiſerinnen dieſer Epoche. Aber auch dies Werk darf als ein Beweis gelten, daß ſelbſt in der ſpäten Zeit des beginnenden dritten nachchriſtlichen Jahrhunderts die Plaſtik im Portrait noch wahrhaft Ausgezeichnetes zu leiſten vermochte.

An ſolchen Beweiſen fehlt es ſelbſt nicht aus der Zeit nach Caracalla, von welchen wir nur die bedeutendſten Portraitwerke aufzeichnen wollen. Zu dieſen gehören die Büſten Heliogabal's im Louvre, in Dresden und München, und auch der berühmte bärtige Bacchus (ſ. Torſo. Th. I., S. 360) des Vatikan iſt nach Mongez *) ein Portrait dieſes letzten Kaiſers aus der Familie der Antonine, das den wüſten Jüngling, den ſeine Biographen allerdings an Schönheit dem jugendlichen Bacchus vergleichen, als ſyriſchen Prieſter darſtellt. Nach demſelben Kunſtforſcher ſind die Kaiſerköpfe von Heliogabal bis Konſtantin ausgezeichnet durch die faſt raſirten Haare und den nur auf den Wangenhöhen raſirten Bart. Von der Mutter dieſes Ungeheuers, der unglücklichen

Julia Soämias,

iſt noch eine Portraitſtatue im Vatikan erhalten, welche ſie als Venus aus dem Bade ſteigend darſtellt. Auch hier iſt der Kopf mit einer beweglichen Marmorperrücke bedeckt, die ſich genau an die zu beiden Seiten an den Schultern herabfallenden unbeweglichen Haarlocken anſchließt.

*) Iconogr. Rom. Th. III., p. 188. 189.

welche für die Auffassung der Venus in jener Situation charakteristisch waren. Die beiden letzten als Kunstwerke der Erwähnung werthen Kaiserbildnisse sind die Büsten des dritten Gordianus und des Gallienus in der Sammlung des Louvre. Die erstere ist überdies eine große Seltenheit ihrer Art dadurch, daß die Büste bis zum Bauchnabel geht, und Arme und Hände zeigt, welche bis auf einzelne Theile wohlerhalten sind. Die Linke hält den Knauf des an seiner Seite hängenden Parazonium's, die Rechte trug wahrscheinlich eine Victoria, zur Bezeichnung seiner Siege über die Perser. Beide Büsten zeigen, daß noch in der Mitte des dritten Jahrhunderts sich für das Bildniß eine sehr geschickte Technik erhalten hatte. Aber schon am Ausgange desselben tritt in den übrig gebliebenen Werken der allgemeine Kunstverfall auch auf diesem letzten Gebiete der Plastik sichtbar zu Tage. Die angebliche Statue Kaiser Konstantin's im Lateran und die des Kaiser Julian des Apostaten in Paris sind plumpe und leblose Arbeiten. An der ersteren zeigt sich auch in der Anwendung des Bohrers zur Behandlung der feineren Partien des Hauptschmucks jene überhand nehmende Flüchtigkeit der Technik, mit der man sich zuletzt begnügte, statt der sorgfältigen Bearbeitung des Marmors an Bart und Haupthaar, dieselben nur durch einzelne ausgebohrte Löcher anzudeuten. Freilich erhielt sich die Sitte der plastischen Portraits in Büsten und Statuen noch bis in die byzantinische Zeit hinein, zumal für die Kaiser und ihre Familien. Die kolossale Bronzestatue zu Barletta in Apulien, nach Einigen den Kaiser Theodosius, nach Anderen den Kaiser Heraklius darstellend, ist kein gering zu achtendes Werk dieser späten Zeit. Aber es war auch nicht ungewöhnlich, daß man zu diesem Behufe neue Köpfe und Inschriften auf alte Statuen setzte, oder auch wohl ganze Statuen durch neue Inschriften kurzweg auf andere Individuen übertrug. Dies Verfahren war, wie wir wissen, althergebracht bei den Römern, und noch heute ist von einer Statue des Alcibiades, welche Dio Chrysostomus zur Zeit Kaiser Domitian's durch Inschrift in einen Domitius Aenobarbus umgewandelt sah, die Marmorbasis mit der Inschrift erhalten, von der ein Theil in älteren Schriftzügen den Athener Mikion, einen

berühmten Künstler des vierten Jahrhunderts, als den Künstler nennt, während der von diesem Künstler angeblich dargestellte Aenobarbus erst mehrere Jahrhunderte nach dem Tode desselben geboren wurde. Sogar ein Kaiser wie Konstantin schämte sich nicht, eine Kolossalstatue durch einen neu aufgesetzten Kopf und eine neue Inschrift in die seine zu verwandeln.

Alles in Allem genommen aber muß die Geschichte der Kunst anerkennen, daß in dem Verwesungsprocesse des antiken Kunstlebens die Porträtdarstellung sich am längsten erhalten und noch bis in die spätesten Zeiten einen, wenn auch schwachen Schimmer alter Kunstschönheit bewahrt hat. Bis in die Zeiten Kaiser Justinian's war die Kunst noch durch die Sitte der Ehrenstatuen und durch die Aufstellung der Kaiserbilder in allen Hauptorten des Reichs beschäftigt. Wir lesen von bronzenen Ehrenstatuen, welche Dichtern und Rhetoren, wie Klaudian, Sidonius Apollinaris und Themistius, und von ähnlichen, die Staatsmännern und Heerführern, wie Stiliko, Eutropius und Arintheus, errichtet wurden, und die Schönheit des zuletzt genannten war, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller, Ammianus Marcellinus, sagt, die Verzweiflung der Bildhauer und Maler jener Tage. Der Luxus der Großen in dem damaligen Rom, das schon seit lange aufgehört hatte, Sitz der Weltbeherrscher zu sein, beschäftigte gleichfalls die plastische Kunst noch immer in derselben Richtung, und ihre Statuen in Marmor und Erz, nicht selten prächtig vergoldet, füllten, wie derselbe Geschichtschreiber erzählt, Palasthöfe, Villen und öffentliche Plätze, obschon die eitlen Nachäffer der weiland stolzen römischen Patricier außer ihrem Reichthume nicht einmal mehr Namen und Abstammung mit ihren Vorgängern gemein hatten. Selbst in Kolossalwerken versuchte sich noch im sechsten Jahrhundert die Kunst des Erzgusses. Auf einem siebenfach abgestuften Unterbau aus Marmorquadern erhob sich das kolossale Reiterbild Kaiser Justinian's. Die viereckte Basis war mit Bronzereliefs geschmückt, gefesselte Perser und Sarmaten saßen zu den Füßen des Kaisers, der in Helm und Panzer, die Chlamys über den Rücken geworfen, an den Beinen bis auf die untergebundenen Sohlen unbekleidet, auf dem langsam schreitenden zaum-

loſen Roſſe ſaß, die Rechte dräuend gegen den Oſten gewendet, in der Linken die Weltkugel mit dem Kreuze. Noch im vierzehnten Jahrhundert ließ Kaiſer Andronikus dies Kunſtdenkmal reſtauriren, und erſt die Türken riſſen es vollends nieder, um Kanonen daraus zu gießen *).

*) Gibbon, Br. VIII., S. 370 der deutſchen Ueberſetzung von Sporſchil.

XI.

Ueber das Koloſſale in der Plaſtik.

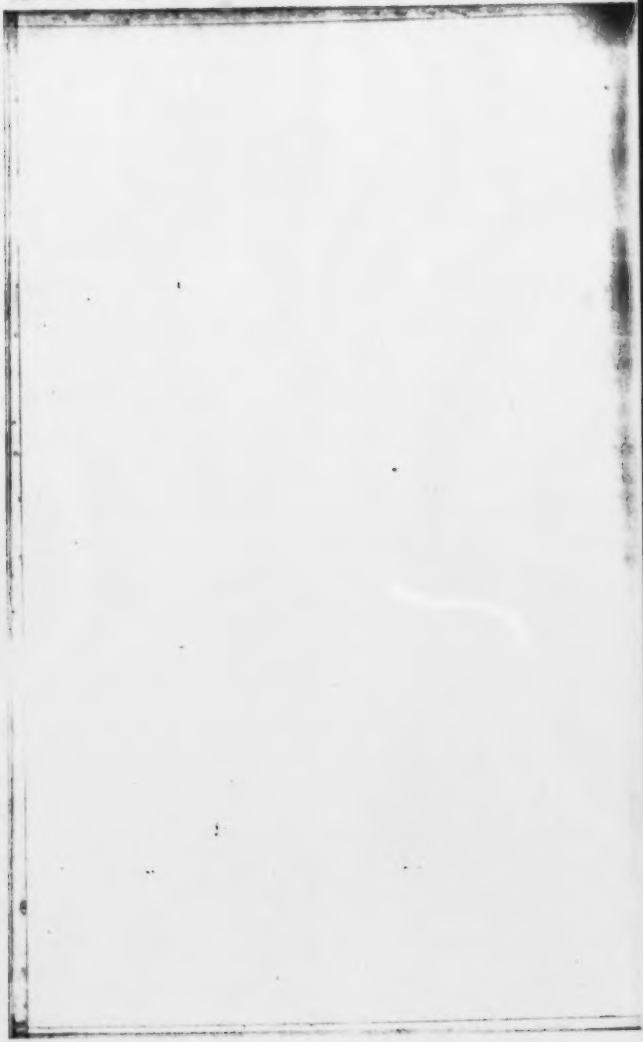

Ueber das Koloſſale in der Plaſtik.

»Das Koloſſale in der Plaſtik entſteht, wenn die Form als Grenze eines Gegenſtandes, wie ſie aus ſeiner Gattung fließt, eingehalten, aber in dieſer Einhaltung überall erweitert iſt.«

Schon aus dieſer philoſophiſchen Begriffsbeſtimmung ergiebt ſich die Verwandtſchaft des Koloſſalen mit dem Religiöſen, der wir in allen Perioden der bildenden Kunſt begegnen, und der Zuſammenhang deſſelben mit dem Erhabenen, als deſſen erſter und einfachſter, man kann auch ſagen roheſter Ausdruck das Koloſſale in der bildenden Kunſt auftritt. Denn das Erhabene überſchreitet das genau begrenzte Maß der Verhältniſſe des Gebildes, jenes Maß, welches für jede Sphäre des Lebens aus deren Qualität hervorgeht. Es überſchreitet dieſes Maß, und zwar ins Unendliche, während es doch — dem Widerſpruche ſeines Weſens gemäß — die Form, alſo das begrenzte Maß, feſthalten muß.

Genau derſelbe Vorgang zeigt ſich im religiöſen Gebiete. Die Götter Homer's, und nicht ſie allein, ſind koloſſale Erweiterungen der menſchlichen Form und des menſchlichen Weſens, Erweiterungen,

welche die Unendlichkeit anſtreben, ohne ſie erreichen zu können. Das Reſultat iſt eben nur jener Widerſpruch zwiſchen der erſtrebten und der erreichten Vorſtellung von der Gottheit, ſo im Phyſiſchen, wie im Gebiet des Sittlich-Geiſtigen. Wir werden auf dieſen Widerſpruch, wie er in der Theologie Homer's vor uns liegt, weiterhin zurückkommen.

Die Verwandtſchaft des Koloſſalen mit dem Religiöſen iſt uralt in der menſchlichen Kulturgeſchichte. Sie tritt am ſtärkſten hervor in der Plaſtik der älteſten, beſonders der orientaliſchen Völker, bei denen die Vorneigung für das Koloſſale in den Werken der religiöſen Skulptur am ſchärfſten ausgeprägt iſt. Wer kennt nicht die Götterkoloſſe jener indiſchen Bildkunſt, welche den Gott vom Menſchen eben nur durch die Koloſſalität der Maße und nebenbei auch durch unnatürliche Vertauſchung der Formen und Vermehrung der menſchlichen Glieder zu ſcheiden weiß? Daſſelbe Bedürfniß, die Erhabenheit des Gottes und Halbgottes, des Fürſten und Helden mit eindringlichſter Sinnfälligkeit darzuſtellen, führte auch bei den Aegyptern auf die körperliche Vergrößerung ſolcher Geſtalten durch die Kunſt, und die in den letzten Jahrzehenden durch Botta und Layard entdeckten aſſyriſchen Koloſſalfiguren gehören, wie die Ueberreſte der altperſiſchen Koloſſalſkulptur, demſelben Streben an. So lange in einem Volke die geiſtigen Eigenſchaften: Charaktergröße, Hoheit der Geſinnung, Adel und Tiefe des Geiſtes noch nicht ſo weit zur Anerkennung gekommen waren, um in der Kunſt den entſprechenden Ausdruck zu finden, blieb eben nur die Koloſſalität der äußeren Erſcheinung als ſymboliſches Darſtellungsmittel der Erhabenheit übrig. Und wie ſtark es in der aſſyriſch-babyloniſchen Skulptur angewendet wurde, beweiſet am beſten das von Layard in den Ruinen zu Nimrud entdeckte koloſſale Menſchenhaupt, deſſen Höhe faſt ſechs Fuß beträgt. Wenn in der perſiſchen Skulptur der König immer alle anderen Perſonen durch ſeine Größe überragt, ſo iſt dies allerdings nicht bloß eine Art allegoriſcher Etikette, ſondern beruht zugleich auf der perſiſchen Nationalvorſtellung — die wir ja auch bei den Juden in der Geſchichte König Saul's wiederfinden, daß auch in der Wirklichkeit des Lebens der König durch Leibesgröße ausge-

zeichnet ſein müſſe, weshalb derſelbe ſogar eine eigene kothurnartige Fußbekleidung zu tragen pflegte. Koloſſalſtatuen von Perſerkönigen in der Höhe von ſechzehn Fuß finden ſich, wie Ritter in ſeiner Erdkunde berichtet*), noch aus der Zeit der Saſſaniden (218—626 nach Chr.) erhalten.

Bei den Aegyptern erſcheint die Koloſſalität ihrer Statuen zum Theil bedingt durch den ſtreng architektoniſchen Charakter, den dort nach Stoff und Form die bildende Kunſt trägt. Wenn dort die Koloſſalſtatuen der Könige zahlreicher als ſelbſt die der Götter erſcheinen, ſo muß man eben bedenken, daß in Aegypten, wie im Orient überhaupt, der Unterſchied zwiſchen beiden im Bewußtſein der Menſchen ein ſehr geringer war, und daß der König an den Ufern des Nil wie in Perſien und in jenen uralten Koloſſalreichen zwiſchen Euphrat und Tigris als der wirkliche Stellvertreter göttlicher Macht auf Erden angeſehen und geradezu göttlich verehrt wurde. Damit ſteht es denn auch ſehr gut im Einklange, daß die Behandlung der *Form* in dieſer orientaliſchen Plaſtik ſtets ins Allgemeine geht, und alles Perſönlich-Charakteriſtiſche, Portraitartig-Individuelle ausgeſchloſſen bleibt. Nicht einmal in der allgemeinen Bildung der Götter und Könige iſt eine beſtimmte Verſchiedenheit der Typen nachzuweiſen. Nur der allgemeine nationale Grundtypus erſcheint feſtgehalten, und das Geſchlecht geſondert. Individuelles Leben, Beſtimmtheit des Charakters und der Perſönlichkeit, ſtreng geſchiedene Formen für die Geſtaltung der Götter und der Menſchen in der Kunſt zu ſchaffen, das blieb der Plaſtik *des* Volkes vorbehalten, welchem zuerſt der wahre und volle Begriff *menſchlicher* Erhabenheit und Schöne aufging.

Ein feinſinniger deutſcher Kunſtforſcher hat die bei den Aegyptern hervortretende Neigung zum Koloſſalen in der Skulptur als einen Mangel des Sinnes für menſchliche Schönheit bezeichnet. »*Jede* Darſtellung über Lebensgröße,« ſagt er, »habe ſchon etwas Unförmliches und laſſe die feineren Züge unentwickelt. Bei den Aegyptern falle aber das Abenteuerliche und Gewaltſame dieſer Steigerung um ſo mehr auf, weil ihre

*) VIII. S. 340. IX. S. 378.

Statuen nicht etwa durch Entfernung vom Boden dem Auge entrückt ſind, ſondern zu ebener Erde an dem Fuße der Mauern ſtehen, über deren Geſims ſie hinausragen*).« Der erſte Theil dieſer Behauptung bedarf aber, wie wir ſpäter ſehen werden, einer Berichtigung; denn es iſt ſo wenig wahr, daß jede Darſtellung über Lebensgröße ſchon an ſich etwas Unförmliches hat, was die Entwickelung der feineren Züge beeinträchtigt, daß ſich vielmehr für ein beſtimmtes Feld der Skulptur eine ſolche überlebensgroße Darſtellung als Bedingung der Schönheit ergiebt, und zwar als eine Bedingung, die gerade von den berühmteſten Meiſterwerken helleniſcher Plaſtik durchgängig erfüllt worden iſt. Dagegen iſt der zweite Theil jenes Satzes von großer Wichtigkeit. Er leitet hin auf die Bedeutung des Poſtamentes und auf die Beſtimmung ſeines Verhältniſſes zur Statue und im Beſonderen zur Koloſſalſtatue. Dieſen Punkt hat bisher die Kunſtbetrachtung, ſo viel ich weiß, unberührt gelaſſen; und doch ſind es gerade ſolche praktiſche Kunſtfragen, über welche der Kunſtfreund wie der Künſtler einen Aufſchluß verlangen und bedürfen, den freilich nicht die abſtrakte äſthetiſche Spekulation, ſondern nur die geſchichtliche Betrachtung der Kunſt und ihrer Erſcheinung unter verſchiedenen Zeitverhältniſſen und Völkern zu gewähren vermag.

Die Vorliebe der orientaliſchen Kunſt für koloſſale Darſtellung gründet ſich auf den Reſpect des Orients vor der Macht des Quantitativen, vor dem Räumlich-Erhabenen, Sinnlich-Gewaltigen. Der meſſenden Phantaſie und dem ſinnlichen Auge des Orientalen, der einen Ausdruck ſuchte für das übergreifend Mächtige und Herrſchende, erſchien der Menſch, die wirkliche Menſchengeſtalt, viel zu klein, um in ihr jenes Herrſchende als geiſtige Macht wirkſam anzuſchauen**). Alles, was ihn umgab in ſeiner Natur: die koloſſale Ueppigkeit einer Vegetation, die ihre Palmen bis zu einer Höhe von anderthalbhundert Fuß emportreibt, die Rieſigkeit der Thiergeſtalten, die Mächtigkeit der Ströme, die Erhabenheit der Ge-

*) Schnaaſe, Geſchichte der bildenden Kunſt. Th. I., S. 444.

**) Viſcher, Aeſthetik. Thl. II., S. 417.

birge — Alles drängte den Menſchen dieſer Natur darauf hin, das Erhabene auch in der Kunſt auf ähnliche Weiſe auszudrücken. Selbſt die orientaliſchen Reiche ſind Maſſenreiche, ſind Völker- und Staatenkoloſſe, als deren äſthetiſcher Charakter prachtvolle Erhabenheit erſcheint.« Es iſt eine tiefſinnige Bemerkung des genialen deutſchen Aeſthetikers Viſcher, daß in der Koloſſalität der Erhebung, ſelbſt bei den Rieſengebilden der tropiſchen Vegetation, etwas Deſpotiſches, Bannendes liegt. Dieſer Charakter des Bannenden, Deſpotiſchen bleibt bewahrt in den koloſſalen Gebilden der plaſtiſchen Kunſt aller Völker, auch der Griechen. Der Orient aber iſt die Blüthestätte des Deſpotismus, was Wunder alſo, daß der letztere auch in der Koloſſalität der Kunſtdarſtellung ſeinen Ausdruck ſuchte und erhielt! In Architektur und Skulptur, in bemalter Reliefdarſtellung, in Poeſie und ſprachlichem Ausdruck — überall herrſcht bei dem Orientalen eine Neigung vor zum Koloſſalen, die ſich oft ſelbſt ins Ungeheure verliert, das vom Koloſſalen allerdings noch wohl unterſchieden werden muß. Denn das Koloſſale eines olympiſchen Jupiter bleibt auch zur Zeit der höchſten Kunſtblüthe in ſeiner Sphäre und Umgebung noch ein äſthetiſch Berechtigtes für die bildende Kunſt, während der ſiebzig Ellen hohe rhodiſche Sonnengott, oder gar der hundertzwanzig Fuß hohe, auf Leinwand gemalte Nero dem Ungeheuerlichen, als einer Ausartung des Koloſſalen, angehören.

Auch bei den Griechen iſt alle Idealbildung ihrer Götter von Koloſſalfiguren in Bronze, Elfenbein und Metall ausgegangen. Die Poeſie ging hier voran. Koloſſal ſchilderte die Sage die Heroen der Vorzeit; die Kniescheibe des Ajax, ſagt Pauſanias, war an Größe gleich der Wurfſcheibe, deren ſich die Kämpfer in den Wettſpielen bedienen. Homer's Dichtung gab auch hier den geiſtigen und zugleich ſinnlichſten Maßſtab. Zwar erſcheint bei ihm nicht ſelten die leibliche Geſtalt ſeiner Götter nach Maßen und Verhältniſſen nur wenig oder auch gar nicht von der menſchlichen des heroiſchen Zeitalters verſchieden. Auf dem Schilde des Achilleus überragen freilich Ares und Athene an Schönheit und Größe ihre menſchlichen Umgebungen aber doch nicht ſo weit, daß ſie außer allem Verhältniß zu

denſelben ſtänden. Und wenn Götter in unverwandelter Geſtalt mit den Menſchen verkehren, wie z. B. Athene mit Diomed oder mit Telemach, Apollo mit Hektor, Iris mit Achilleus, Eidothea mit Menelaos *), ſo erſcheint der Menſch dem Gotte gegenüber durchaus nicht als Zwerg. Fährt doch Athene mit Diomedes auf einem und demſelben Wagen, und neben ihrem Gewichte, unter welchem die Achſe kracht:

Sie dann trat in den Seſſel, zum göttlichen Held Diomedes,
Heiß vor Begierde des Kampfs: laut ſtöhnte die buchene Achſe
Laſtvoll, tragend der Göttin Gewalt und den ſtärkſten der Männer!

iſt auch die Größe des Helden noch nennenswerth.

Aber neben dieſen ſchon helleniſch geläuterten Vorſtellungen von einer gegen die menſchliche nicht unverhältnißmäßigen Leiblichkeit hat ſich in einzelnen Stellen bei demſelben Dichter noch jene andere erhalten, welche die Göttergeſtalt zu koloſſaler Größe erweitert. Von Athene's Stimme zwar, wenn ſie den gegen die Troer gerichteten Schreckruf des Achilleus verſtärkt (Ilias XVIII., 217), wird nichts Ungeheures ausgeſagt, aber Ares und Poſeidon ſchreien wie Zehntauſende. Von Athene zu Boden geworfen, bedeckt der Kriegsgott ſieben Ackermaße. Unter den Tritten Poſeidon's und der ſchreitenden Here erbeben Wälder und Höhen, und als Hera dem Hypnos die Huldgöttin Paſithea zuſchwört, heißt ſie der Gott zur Verſtärkung des Eidſchwurs das Meer mit der einen, die Erde mit der anderen Hand berühren. In dieſen Vorſtellungen erkennt man leicht die Reſte orientaliſcher Anſchauungsweiſe, welchen die Phantaſie des Dichters, unbekümmert um den ſpröden Gegenſatz beider, neben der helleniſchen unvermittelt Raum gewährt. Verfährt er doch ebenſo in Bezug auf die anderweitigen Vorſtellungen von den Göttern, bei denen der gleiche Widerſpruch zu Tage tritt. Homer's Götter ſind unſterblich, aber ſie bedürfen, wie die Menſchen, des Schlafs und der Nahrung; ſie ſind gebunden an Raum und Zeit, bedürfen leiblicher

*) Vgl. Ilias V, 124. X, 507. Odyſſ. XV, 9. Ilias XV, 249. XX, 375. XVIII, 166. Odyſſ. IV, 367.

Gegenwart und Nähe, um zu handeln, und wirken doch wieder ein andermal mit leiblicher Gewalt aus ungeheurer Ferne; ſie ſind theoretiſch allwiſſend, denn

— »Alles ja wiſſen die Götter«

ſingt Homer, aber in der Praxis erſcheint ihr Wiſſen gar oft rein menſchlich beſchränkt, ſelbſt bei Dingen, die ſie aufs Unmittelbarſte und Schmerzlichſte berühren. Sie ſind ebenſo der Theorie nach allweiſe und allmächtig; aber in der Praxis ſehen wir ſelbſt den Zeus lange und viel über eine zu treffende Auskunft oder Entſcheidung hin und her überlegen, und das Können der Götter erſcheint oft nicht minder wie das der Menſchen an Schranken gebunden, wenngleich dieſe Schranken unendlich weiter ſind, wie die des Menſchen, von dem den helleniſchen Gott überhaupt nur quantitative, nicht qualitative Unterſchiede trennen.

Wie in der Poeſie, ſo iſt auch in der Skulptur der Hellenen das Koloſſale ein aus dem Oriente überkommenes Element, während es zugleich auch bei den Griechen in gewiſſen allgemein menſchlichen Eigenheiten und Bedingungen begründet lag. Aber die Griechen haben vom Orient das Koloſſale in der Plaſtik nicht bloß überkommen, ſondern ſie haben es auch zu ſeiner Vollendung gebracht, indem ſie es auf beſtimmte Gegenſtände, auf ein gewiſſes Maß und durch gewiſſe Verhältniſſe beſchränkten.

Ueberblicken wir die Geſchichte der Plaſtik im helleniſchen Alterthum, ſo begegnen uns freilich Koloſſalſtatuen der Götter in allen Perioden, aus denen über die Werke der Skulptur Nachricht auf uns gekommen iſt. Da begegnen wir zuerſt jenem von König Periander um die Mitte des ſiebenten vorchriſtlichen Jahrhunderts nach Olympia geweihten Koloſſalbilde des Zeus aus getriebenem Goldblech, an dem die Künſtler zehn Jahre gearbeitet und deſſen Koſtbarkeit zugleich das politiſche Motiv hatte, den Reichthum der dafür in Kontribution geſetzten Unterthanen des Tyrannen zu vermindern. Aus der Periode des hohen Styles kennen wir den vierzig Fuß hohen Olympiſchen Zeus, die ſiebenunddreißig Fuß hohe Pallas Athene, beide aus Elfenbein und Gold, als rieſige Tempel-

koloſſe Phidiaſſiſcher Kunſt neben dem noch gigantiſcheren Erzſtandbilde ſeiner Athene Promachos, der ſchützenden Vorkämpferin ihrer Lieblingsſtadt auf der altheiligen Stadtburg von Athen. Wir kennen Polyklet's Koloſſalſtatue des Tempelbildes der Argiviſchen Hera, die Koloſſalgruppe des Zeus, der Athene und des Herkules von Myron, und den Lyſippiſchen Jupiter zu Tarent, der den Olympiſchen an Höhe noch übertraf. Wir haben geſehen, wie durch Alexander's gigantiſche Unternehmungen, durch ſeine fabelhaften Siege über das größte der orientaliſchen Machtreiche das orientaliſche Element neuen Einfluß auf das Abendland erhielt, und wie dieſer Einfluß ſich auch in der bildenden Kunſt, nicht zum Vortheil derſelben, durch eine verſtärkte Vorliebe für das Koloſſale und eine Steigerung deſſelben zum Ungeheuerlichen, in dem Sonnenkoloſſe des Chares und anderen ähnlichen, ja noch ausſchweifenderen Entwürfen geltend machte. Der Olympiſche Zeus, den Antiochos IV. zu Daphne aufſtellen ließ, ſollte an Pracht und Koloſſalität die Schöpfung des Phidias wo möglich noch übertreffen. Die gleichſam neu entdeckten Wunder des Morgenlandes verführten zum Wetteifer mit ihrer Pracht und Koloſſalität, und die Kunſt ward angereizt, in den größten wie in den kleinſten Maßſtäben das Aeußerſte zu verſuchen.

Indeſſen ergeben ſich ſchon aus dieſer Ueberſicht gewiſſe für die helleniſche Aeſthetik des Koloſſalen nicht unwichtige Reſultate.

Das erſte und wichtigſte betrifft die Geſtalten ſelbſt, welche die griechiſche Plaſtik vorzugsweiſe koloſſal darzuſtellen liebte. Es ſind nämlich ſämmtlich nur Götter und Halbgötter, welche als eigentliche Koloſſalbilder der größten Art in der griechiſchen Plaſtik erſcheinen. Das menſchliche Koloſſalportrait, dieſe Erfindung römiſcher Ungeheuerlichkeit, blieb den Griechen fremd. Von den Halbgöttern iſt uns in dem Farneſiſchen Herkules und in den römiſchen Koloſſalſtatuen der rieſigen Dioskuren von Monte Cavallo, von den Göttern nur in den Koloſſalhäuptern des Otrikulaniſchen Jupiter und der Juno Ludoviſi ein Nachklang erhalten. Aber auch unter den Göttern ſind es nur wenige, wie der Olympiſche Zeus, der Vater der Götter und Menſchen, Athene, die Schirmerin der

geliebten Hauptſtadt von Hellas, und Here, die Schutzgöttin des uralten Argos, welche von der Blüthezeit der griechiſchen Plaſtik vorzugsweiſe in koloſſalſter Bildung dargeſtellt ſind. Die meiſten übrigen Götterſtatuen ſcheinen nur ſo viel über das gewöhnliche Maß der menſchlichen Leibesgeſtalt erhöht worden zu ſein, als nöthig war, ihren Formen jenen idealen Charaktertypus zu verleihen, den ein Apoll von Belvedere und eine Venus von Melos ſo herrlich aufzeigen.

Die älteſten griechiſchen Kultbilder waren koloſſal, weil die Kunſt, welche die Leibesformen noch nicht durch tiefeindringendes Naturſtudium zu veredeln gelernt hatte, in der Koloſſalität der Maße den Ausdruck göttlicher Majeſtät und Erhabenheit ſuchen mußte. Zudem waren dieſe älteſten Kultbilder meiſt rohe Säulen, mit Kopf, Armen und Händen verſehen, wie jener dreißig Ellen hohe Apollo in der Lakonerſtadt Amyklä, den Pauſanias noch ſah. Der Name Koloß von »kolo« (κόλω — tundo) iſt daher der älteſte für jedes gehämmerte Metallbild und erſt ſpäter entſtand der Name Andriantes, d. h. »Menſchenformen«, für die mehr dem menſchlichen Maße genäherten Bildſäulen der Götter und Heroen, wie für die Statuen von Menſchen. Später, als die Kunſt die göttlichen Formen bereits ausgebildet hatte, wollte ſie, und durfte ſie auch wohl aus religiöſen Gründen die Wirkung des Koloſſalen im Kultbilde nicht entbehren, ſo wenig als den Eindruck, den der Reichthum des Materials hervorzubringen geeignet war. So entſtanden Phidias', Polyklet's und anderer großen Meiſter Koloſſalſchöpfungen. Auch konnten die höchſten Idealformen der Götter erſten Ranges und ihre durchgehende Familienähnlichkeit jenen großen Meiſtern nur dadurch gelingen, daß ihnen die Aufgabe, ſie koloſſal darzuſtellen, durch die religiöſen Verhältniſſe ſelbſt geſtellt war. Auf Koloſſalfiguren waren ja die größeren griechiſchen Tempel in ihrer Anlage ſelbſt berechnet; eine Beziehung, ähnlich der des Menſchen zu ſeiner Wohnung, war die nächſte Folge davon. Hier galt der Grundſatz, daß das in der Tempelcella, dem eigentlichen »Naos«, d. h. in dem Wohnhauſe des Gottes, aufzuſtellende Bild durch ſeine Koloſſalität im richtigen Verhältniſſe ſtehen müſſe mit dem Cellaraume

ſelbſt, der allein zur Aufnahme des Gottesbildes beſtimmt war, und zu deſſen Höhe und Weite ein Bild von natürlicher Menſchengröße außer allem Verhältniß geſtanden haben würde. Es iſt dies ja auch dieſelbe Rückſicht, welche in der chriſtlichen Kunſt für die leiſe vertiefte Hinterwand der den Abſchluß des Baſilikentempels bildenden Tribüne die koloſſalen Moſaikbilder des thronenden Chriſtus nothwendig machte *). Hier wie dort bedingten die größeren Maßverhältniſſe der Architektur die Koloſſalität des Kultbildes, das ſie aufzunehmen und einzurahmen beſtimmt waren.

Die eigentlichen Koloſſalſtatuen unter den Kultbildern waren nicht von Marmor, ſondern von Bronze, von Elfenbein und Gold, und von zuſammengeſetzter Metallarbeit. In der Technik dieſer Koloſſalwerke hielten die alten Künſtler vor Allem den Grundſatz feſt, daß der Koloß auch in ſeinen Umgebungen als Koloß erſcheinen müſſe. Während ſie daher einerſeits Vieles ins Unbeſtimmtere arbeiteten, wußten ſie andererſeits die Koloſſalität der Statue durch den Kontraſt abſichtlich klein gehaltener Beiwerke noch mehr hervorzuheben, wovon wir an den Koloſſen von Monte Cavallo noch ein ſprechendes Beiſpiel haben **). Ebenſo nahmen ſie, wie Phidias bei dem Olympiſchen Jupiter, die ſorgſamſte Rückſicht auf die umgebenden Räume. Hochgerühmt wird von den Alten die Weisheit, mit welcher Phidias ſeine Koloſſalwerke dem beſtimmten Zwecke und dem Orte der Aufſtellung anzupaſſen wußte, und für ſeine genaue Kenntniß der hierher gehörigen optiſchen und perſpektiviſchen Geſetze giebt eine bereits früher erwähnte Erzählung ***) Zeugniß. Der große Meiſter, dem es kein Geheimniß war, warum die Eckſäulen des Parthenontempels ſtärker als die mittleren ſein mußten, der da wußte, daß eine im Freien aufgeſtellte Statue, um nicht mager zu erſcheinen, eine größere Fülle als für einen geſchloſſenen Raum erfordere, und daß eine Statue auf hoher Baſis,

*) Vgl. Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 127.

**) S. Torſo. Th. I., S. 241.

***) S. Torſo. Th. I., S. 270. 271.

auch wenn ſie geradeaus blickend erſcheinen ſoll, des tief ſtehenden Beſchauers wegen den Kopf etwas niederbeugen müſſe: er wußte auch, daß bei koloſſalen Figuren das Größenverhältniß der oberen Theile wachſen muß, um mit den, dem Auge des Beſchauers näheren Theilen in Harmonie zu ſtehen, und daß der wahre Eindruck des Koloſſalen viel mehr durch Erzeugung äſthetiſcher Größe, als durch bloße Rieſenhäftigkeit der Formen erreicht werde. Darum gelang es ihm auch, daß die Gewalt des Eindrucks, den ſein Olympiſcher Zeus auf den Beſchauer hervorbrachte, die wirklichen Maße des Bildes weit übertraf *). Erſt als die Kunſt, ſtatt durch ſolche äſthetiſche Größe, mit der bloßen Gigantik der Form und Geſtaltbildung zu wirken ſuchte, verfiel ſie der Maßloſigkeit, wie ſie ſich in dem rhodiſchen Koloſſe und in dem Plane des Soſikrates, ſowie in dem Koloſſalbilde Nero's und anderen Ungeheuerlichkeiten des römiſchen Imperatorenthums offenbarte.

Die griechiſche Plaſtik wollte alſo mit ihren Koloſſalbildern der Götter ein geiſtig Ueberragendes auch ſinnlich als ſolches zur Erſcheinung bringen. Ein Olympiſcher Zeus, eine Argiviſche Here leiſteten dies, indem ſie ſolche das Menſchenthum überragenden geiſtigen Mächte auch ſinnlich ſo darſtellten, daß der gläubig nahende Beſchauer ſeine Anſicht von dem Gegenſtande in Einklang fühlte mit deſſen ſinnlicher Erſcheinung. Darum blieb die koloſſale Darſtellung bei den Griechen beſchränkt auf ihre Götter und Halbgötter. Nur dieſen, und unter ihnen wieder den ihrem Weſen nach ſinnlich mächtigſten, geſtanden ſie die Auszeichnung zu, auch körperlich ſichtbar durch die Kunſt in derſelben Erhabenheit der Geſtaltung zu erſcheinen, wie Homer und die Dichter — die Schöpfer dieſer Götter — ſie mit dem geiſtigen Material des Wortes dargeſtellt hatten. Wo die ſinnliche Machtgewalt in der Vorſtellung mehr zurück und die geiſtige überwiegend als ſolche hervortrat, da ging die zur Vollendung gelangte Kunſt nur ſelten und nur durch architektoniſche oder ſonſt räumliche Verhältniſſe genöthigt über eine mäßige

*) S. Torſo Th. I., S. 164.

Erhöhung der realen Menſchengeſtalt hinaus, und die vollendetſten unter den uns erhaltenen Werken ſind im Verhältniſſe zu jenen Kultkoloſſen nicht mehr koloſſal zu nennen. Ein Götterideal, das der Liebesgöttin, iſt ſogar niemals koloſſal gebildet worden*), und weder Skopas noch Praxiteles und Lyſippus unternahmen es bei ihren berühmten Bildern der meerentſtiegenen Göttin, die Allmacht der in ihr verkörperten, Alles bezwingenden Liebe durch daſſelbe Mittel der Koloſſalität zu verſinnlichen, deſſen ein Phidias bei ſeinem Olympiſchen Zeus nicht entbehren konnte.

Noch viel weniger hat die Blüthezeit der griechiſchen Kunſt ſich dahin verirrt, wirkliche Menſchen, Helden und Heerführer, Olympiſche Sieger, Dichter, Redner, Staatsmänner in ihren Ehrenſtatuen gleich den Göttern koloſſal geſtaltet darzuſtellen. Vor einer ſolchen Verirrung bewahrte den Hellenen ſein richtiges Gefühl, das Gefühl freier Menſchenwürde und demokratiſcher Gleichheit, dem es ein Frevel erſchien, auf irgend einen Staubgeborenen jenen Ausdruck religiöſer Verehrung und Anbetung zu übertragen, der nur den unſterblichen Göttern allein gebührte. Selbſt die Statuen des welterobernden Macedoniers und ſeiner Heeresfürſten, von der Hand Lyſipp's und ſeiner Schüler, waren keine Koloſſe, wenn ſie auch das Maß menſchlicher Leibesbildung aus künſtleriſchen Gründen in etwas überſtiegen. Die wirkliche Koloſſalität menſchlicher Darſtellung trat erſt in dem imperatoriſchen Rom, hier aber auch im ungeheuerſten Maße, hervor.

Auch auf dem italiſchen Boden wie in Hellas erſcheint die Koloſſaldarſtellung der plaſtiſchen Kunſt zunächſt im Dienſte der Religion und des Strebens: die geiſtige Erhabenheit und Macht der waltenden Götter auch ſinnlich auszudrücken. Der funfzig Fuß hohe Apoll, ein Werk etruriſcher Kunſt, der noch zu Plinius' Zeit in Rom ſtand, war eins der älteſten Koloſſalwerke italiſcher Plaſtik, von dem wir wiſſen. Eine dreißig Fuß hohe Statue deſſelben Gottes brachte M. Lucullus aus der kretiſchen Stadt Apollonia nach Rom, und von dem rieſigen Erzbilde des

*) S. Torſo. Th. I, S. 335. 336.

Kapitolinischen Donnerers, das der Besieger der Samniter aus der Kriegsbeute auf der Stadtburg weihte, haben wir früher gesprochen *). Götterkolosse aus eroberten Städten und Ländern als Trophäen zu entführen, reizte die römische Sinnesart am meisten, und wo Menschenwitz und Menschenkräfte ausreichten, wurden beide dazu angewendet, die weltbeherrschende Stadt mit den kolossalsten Bildwerken der alten griechischen Kunst zu schmücken. Aber hier wie bei den eigenen Werken, welche die wiederauflebende Kunst im republikanischen Rom hervorrief, verblieb die Kolossalgestalt im Dienste des Religiösen, und schon Visconti hat bemerkt, daß die Großartigkeit der römischen Tempelbauten auch das höchste Maß der Kolossalität für die Kultstatuen in Anspruch nahm. Dagegen blieb für die Bildnisse und Ehrenstatuen von Menschen das griechische Kunstgesetz auch bei den Römern der republikanischen Zeit in Kraft. Ueberlebensgroße Darstellung, wie wir sie an dem neun Fuß hohen Spada-Pompejus sehen, mochte sich der Künstler aus architektonischen Gründen in Berücksichtigung der Umgebung seines Werks gestatten; orientalische Kolossalität aber ward ihm erst geboten zur Zeit des kaiserlichen Roms, wo die alternde abendländische Menschheit in Sitten und Lebensformen, wie in Religion und Kunst zurückkehrte zu ihren orientalischen Anfängen und die Weltbeherrscher auf dem Cäsarenthrone gleich jenen altassyrischen, persischen und ägyptischen Königen in den Augen einer Welt von Knechten wieder zu Göttern wurden. Zwar die Kolossalstatuen des Augustus erscheinen noch in den früheren Schranken des bloß um einige Fuß Ueberlebensgroßen. Solche Kolossalität war überhaupt ein göttliches Vorrecht der Kaiser und ihrer Häuser, und Visconti bemerkt einmal ausdrücklich (Mus. Pio Clem. VI, p. 176), daß alle unsere erhaltenen Kolossalköpfe und Büsten nur Göttern, Kaisern oder Mitgliedern ihrer Familie angehören. Aber schon unter Augustus' nächsten Nachfolgern steigert sich die Kolossalität der Kaiserbilder ins Wüste, Ungeheure. Die beiden riesenhaften Füße von Marmor, Reste einer Kaiserstatue, vielleicht Domi-

*) S. Torso. Th. II., S. 151.

tian's, welche man heute noch auf dem Kapitolhofe des Konservatorenpalastes zu Rom sehen kann *), gehörten ihrer Größe nach zu einem Standbilde, das selbst die 17 Fuß hohen Kolosse von Monte Cavallo noch weit übertraf. Tiber's Kolossalstatue mit den sie umstehenden Bildern der von ihm nach einem Erdbeben wieder aufgebauten Städte, war gleichfalls von riesigen Dimensionen, und das Reiterstandbild Domitian's, das der Hofpoet Statius besang, maß, wie der grundgelehrte Barth wissen will, hundertsieben Fuß. Aber dies und vieles andere Aehnliche von menschlicher Kolossaldarstellung bleibt doch weit zurück gegen die berühmte Nerostatue von Zenodoros, welche später dem Kolosseum den Namen gab. Der Künstler lebte noch zur Zeit des älteren Plinius, der selbst seine Werkstatt oftmals besuchte und uns die einzigen Nachrichten über ihn und seine Werke erhalten hat. Seinen Ruf hatte er durch eine bronzene Kolossalstatue des Merkur begründet, die er für das reiche und mächtige Volk der gallischen Arverner (deren Hauptstadt das heutige Clermont in der Auvergne) geschaffen. Zehn Jahre hatte er daran gearbeitet, als ihn Nero's Befehl nach Rom berief. Des Kaisers Kolossalportraitstatue sollte alle Kolosse der Welt, auch den rhodischen nicht ausgenommen, an Größe übertreffen, der Bronzeguß an Schönheit und Kostbarkeit des Metalls mit den Meisterwerken altgriechischer Gießkunst wetteifern. Der erste Theil des kaiserlichen Befehls ward erfüllt. In der schwindelnden Höhe von hundertundzehn Fuß thürmte sich vor der »goldenen« Kaiserburg der Koloß, der die treuen Portraitzüge des Weltty..nen trug, in die Lüfte empor. Auch die Ausführung war des Meisters würdig, der, wie Plinius berichtet, in der Kunst der Modellirung und des Ciselirens keinem der größten alten Meister nachstand. Nur die Metallmischung entbehrte der Schönheit des Farbenzaubers, welchen die alte Kunst der Meister von Aegina, Delos und Korinth ihrem Erzgemisch zu verleihen gewußt hatte; und obschon Nero mit vollen Händen die Fülle beider edlen Metalle hergab, so zeigte sich doch, wie der römische Zeitgenoß

*) S. Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 283.

meldet, daß die alte Kunſt der Erzmiſchung und die Kenntniß der dabei angewandten Verhältniſſe verloren gegangen war. Nach dem Untergange Nero's ward der Koloß ſeines Hauptes beraubt, und der Kopf des Helios, dem man die Statue fortan weihte, an ſeine Stelle geſetzt. Kaiſer Hadrian ließ das Werk durch Anwendung der Zugkraft von dreißig Elephanten von ſeinem Standorte nach dem Koloſſeum verſetzen, an deſſen Nordſeite das aufgemauerte Baſament noch heute vorhanden iſt.

Noch ausſchweifender als dieſes, wie es ſcheint letzte, plaſtiſche Koloſſalwerk ſeiner Art — denn das wahnſinnige Unternehmen des Kaiſers Gallienus, ſein Standbild doppelt ſo hoch als den weiland rhodiſchen Koloß emporzuthürmen *), unterbrach und vereitelte der Tod — war der Gedanke deſſelben Nero, auch die Malerei für gleiche Koloſſaldarſtellung zu mißbrauchen. Er befahl, ſein Bildniß in der gigantiſchen Größe von hundertundzwanzig Fuß auf Leinwand zu malen. Es geſchah; aber ein Blitzſtrahl vernichtete das in dem Prunkgarten einer Villa aufgebaute Gerüſt ſammt dem Bilde, zu deſſen barbariſcher Ungeheuerlichkeit ſich eben nur der Wahnwitz eines Nero verirren konnte. Denn das Koloſſale iſt in der Malerei noch um Vieles enger beſchränkt als in der Skulptur. Figuren, welche die Lebensgröße bedeutend überſtiegen, malte man im Alterthum nur als Wandgemälde, auf Teppichen und in der Scenographie, d. h. in der Theatermalerei, alſo nur da, wo die Geſtalten beſtimmt waren, aus weiter Ferne geſehen zu werden, und wo dieſe Ferne ſelbſt wieder verkleinernd einwirkte. Auch die neuere Kunſt hat ſich in dieſer Beziehung nur auf Köpfe und auf Deckengemälde in hohen Kuppeln beſchränkt, wovon Michel Angelo's Propheten und Evangeliſten in der Peterskirche und in der Kuppel von S. Maria delle Fiori zu Florenz, nebſt Correggio's Himmelfahrt der Jungfrau in der Domkuppel von Parma Beiſpiele liefern können.

Die neuere Kunſt hat in Michel Angelo und Wilhelm della Porta Vertreter des Koloſſalen in der Plaſtik geſehen, doch hat im Allgemeinen

*) Trebellius Pollio ſpricht davon im Leben Gallien's.

unſere Bildkunſt wie unſere Zeit weder Sinn noch Raum für die Koloſſalität griechiſcher Kultbilder. Das größte Koloſſalwerk der modernen Welt, Schwanthaler's vierundfunfzig Fuß hohe metallene Bavaria in München, iſt in ihrer Rieſengeſtalt eine Verirrung des Geſchmacks, wie kaum ein ähnliches Werk der römiſchen Imperatorenzeit. Ich rede hier nicht von dem Maße an ſich, das, wenn die Idee einmal ausgeführt werden mußte, durch die Aufſtellung des Koloſſes auf einer ungeheuren Weitung bedingt wurde. Die äſthetiſche Verirrung liegt vor Allem in der Idee ſelbſt. Die Koloſſalität der antiken Tempelbilder hatte ihre Berechtigung in dem religiöſen Bewußtſein des Volks. Dieſe Götter lebten geſtaltet in ſeinem Bewußtſein, — ſie waren für daſſelbe perſönliche Weſen, Individuen mit bekannten Eigenſchaften, Thaten und Schickſalen. Der Künſtler, der einen Olympiſchen Zeus, eine Argiviſche Juno, einen von Berg zu Bergesſpitze ſchreitenden Apollo, oder den Erderſchütterer Poſeidon ſchuf, geſtaltete nichts dem Volksbewußtſein Fremdes, Neues, keine Abſtraktionen und leeren Begriffe. Die Kühnheit ſeines Genies rief nur ins ſichtbare Daſein, was in dem Herzen, in der Phantaſie, im religiöſen Bewußtſein ſeines ganzen Volkes von uralterher lebendig war, was ein Homer geſungen, ein Aeſchylos und Sophokles ihm auf der tragiſchen Bühne gezeigt hatten. Der Künſtler dagegen, der auf Befehl ſeines Herrn die »Bavaria« emporthürmte, erfand und verkörperte eine Abſtraktion, die bloße Perſonifikation eines politiſchen Begriffs, dem Volke fremd ſogar in dem von der fremden Römerſprache erborgten Namen, das Bildniß eines Schemen, gegen den gehalten ſelbſt die plaſtiſchen Darſtellungen der Alten von Städten, Strömen und Flüſſen unendlich mehr individuellen Gehalt beſitzen. Der Athener freilich, der in ſich den geiſtigen Herrn der Kulturwelt, in ſeinem Volke das Hauptvolk jenes Hellaslandes ſehen durfte, außer welchem es nur noch »Barbaren« in der Welt gab, — dieſer Athener mochte mit Fug verlangen, ſein Vaterland in dem Koloſſalbilde der ſchützenden Gottheit ſeiner Stadt und ſeines Staats verkörpert zu ſchauen, dieſes Staats, der, von der gnädigen Pallas geſchirmt, die zahlloſen Heere der perſiſchen Großkönige

zu Land und Meere beſiegt, Europa von der Knechtſchaft des Orients errettet und dann ſich ſelbſt mit ſeinen Tempeln und Kunſtwerken, ſeinen Kunſtfeſten und Kunſtwettſtreiten, ſeinen Gymnaſien und Paläſtren, mit ſeiner vollendeten Bildung zu edelſter Menſchlichkeit, ſeinen Denkern und Dichtern, Rednern und Staatsmännern erhoben hatte zum »hellſtrahlenden Augenlichte« des ganzen Hellenenvolks. Aber ein »Baiern«, das ſich ſelbſt als Koloß anſchaut in der Rieſengeſtalt einer baieriſchen Pallas, — iſt ſchon an und für ſich eine Lächerlichkeit, die eines Griechen Hirn nicht faſſen würde. Mit ihr verglichen, ſind ſelbſt die babyloniſchen, perſiſchen und ägyptiſchen Königskoloſſe, oder die Rieſenſtatuen römiſcher Imperatoren unendlich berechtigter; denn ſie haben wenigſtens zu ihrer Vorausſetzung koloſſale Realitäten, und gerade die ſind es, welche jener koloſſalen Bavaria fehlen.

Das Größenverhältniß eines Werkes der plaſtiſchen Kunſt wird der Natur der Sache nach zunächſt bedingt durch ſeine Beziehung zu dem umgebenden Raume, ſei dieſer nun ein natürlicher, oder eine geöffnete Architektur, oder das geſchloſſene Innere eines Tempels. Immer wird der Regel nach das Skulpturwerk, die Statue, die Gruppe für eine beſtimmte Umgebung entworfen und berechnet ſein müſſen. Daraus folgt von ſelbſt eine gewiſſe Relativität des Koloſſalbegriffs. Die beiden Apoſtelſtatuen an der Aufgangstreppe der Peterskirche zu Rom verſchwinden dem Blicke, gegenüber der ungeheuren Weitung des Platzes und der koloſſalen Architektur des Rieſendoms*), und die beiden marmornen Kinderengel an den Seitenpfeilern am Eingange mußte der Künſtler koloſſal (6 Fuß hoch) bilden, um ſie in dem ungeheuren Raume auch nur als Kindergeſtalten erſcheinen zu laſſen. Aber auch abgeſehen von dieſer äußeren Beziehung, liegt es in der monumentalen Natur der Plaſtik, daß ſie alle von ihr gebildeten Formen ſtreckt und erhöht; und gleich dem aus dem Bade ſteigenden Odyſſeus, den Pallas Athene höher an Geſtalt und völliger ſchuf, geht der Menſch aus dem ſchöpferi-

*) S. Ein Jahr in Italien. Thl. I., S. 160.

ſchen Geiſte der plaſtiſchen Kunſt in erhöhter Herrlichkeit hervor*). Wenn auch bei den Griechen ein altes Geſetz gebot, die Statuen der Olympiſchen Sieger nicht über die natürliche Größe zu bilden — weil ſolche Ehre den Göttern vorbehalten ſein ſollte, — ſo führte doch die ſtyliſirende Kraft der Kunſt, die keine mangelhaft entwickelte Form duldet, ſehr bald zu einem Uebertreten ſolcher Satzung, und von Lyſippus wiſſen wir es beſtimmt, daß er für ſolche Statuen, um ihre Höhe zu verſtärken, die Köpfe im Verhältniß zur ganzen Geſtalt verkleinerte, und zugleich durch ſchlankere Bildung ſeine Geſtalten über das gewöhnliche Maaß der Menſchengröße hinaushob. Ein Werk der Plaſtik, hinausgeſtellt in Licht und Luft der Natur oder zum Schmucke beſtimmt für erhabene Hallen öffentlicher Gebäude, bedarf des Ausdrucks der inneren auch durch die entſprechende äußere Größe, um in ſolcher Umgebung noch groß und monumental zu erſcheinen; und ſelbſt das Piedeſtal, die Baſis, deren die Statue nicht entbehren kann, bedingt, wie wir bald ſehen werden, das Ueberlebensgroße der Geſtalt, welche durch ſie den Blicken der Menſchen entgegengehalten werden ſoll. Freilich giebt es auch ein Koloſſales in kleinſter Ausdehnung. Ein Herkules in natürlicher Menſchengröße muß aus begreiflichen Gründen weit zurückbleiben hinter der Wirkung, welche der kaum fußhohe Herkules Epitrapzios Lyſippſ (ſ. oben S. 20 ff.) hervorbrachte, deſſen winzige Geſtalt in den Augen des Beſchauers zum rieſigen Halbgotte emporquoll. Denn gerade die Kleinheit ſolchen Werkes, die an ſich ſchon ein ideales Moment iſt, erleichtert jenen Proceß, in welchem der Beſchauer ſehr bald, ſtatt des wirklich vor ihm ſtehenden, in ſeiner Phantaſie das geiſtige Bild ſich wieder erzeugt, das der ſchaffende Künſtler in ſeiner Seele trug. Daher das Entzücken der Alten über jenes Werk, bei dem es dem Künſtler gelungen war, das Urbild, das er ſelbſt von der Rieſengeſtalt des Halbgottes beim Schaffen dieſes kleinen Bildwerks in ſich trug, dem Beſchauer deſſelben zwingend in die Seele zu ſchieben.

*) Viſcher Aeſthetik. Thl. III, 2, S. 337.

Die Grenze aber für das eigentlich Koloſſale in der Plaſtik ergiebt ſich aus folgender Betrachtung. Das Koloſſale wird ungeheuerlich, ſobald ein Skulpturwerk dergeſtalt ſich an Größe einem Architekturwerk nähert, daß der Beſchauer keinen Standpunkt mehr findet, die Formen deſſelben zu erfaſſen, weil er ſie in der Nähe nicht als Ganzes anſchaut, und in der Ferne ihm das Einzelne zerfließt. Solche Ungeheuerlichkeiten waren aber die Koloſſe des Chares und Zenodoros, und in neueſter Zeit die Schwanthaler'ſche Bavaria.

Einfachheit und Einheit gehören vor Allem zum Koloſſalen, um ſeine Wirkung zu ſichern. »Jeder Gegenſtand,« ſagt Winckelmann, welchen der Beſchauer mit einem einzigen Blicke überſehen und auf einem einzigen Punkt vereinigt meſſen kann, ſtellt ſich uns in ſeiner völligen Größe und Ausdehnung dar. Im Gegentheil, je getheilter ein Gegenſtand iſt, je mehr wir daher mit unſerer Betrachtung umherſchweifen müſſen, deſto kleiner wird er uns erſcheinen. Ein kleines Haus in einfachem Geſchmack aufgeführt, kann groß und prächtig erſcheinen, während ein mit Zierrath überladener Palaſt klein wird.«

Dieſer Ausſpruch des großen Mannes mag uns den Uebergang bahnen zu der Betrachtung eines der herrlichſten Koloſſalwerke monumentaler Plaſtik, welche die Kunſt ſeit ihrer Wiederbelebung in Europa hervorgebracht hat, und an welches ſich die noch übrigen Fragen nach den Bedingungen, dem Weſen und der Anwendung des Koloſſalen in der Plaſtik am füglichſten anknüpfen laſſen.

Das Friedrichsdenkmal in Berlin, die koloſſale Reiterſtatue des preußiſchen Heldenkönigs von Rauch iſt ein Werk, das ſich in vielem Betrachte neben die gerühmteſten ähnlichen Monumentalwerke der alten Plaſtik ſtellen darf. Wir haben es hier indeſſen vorzugsweiſe in ſeiner Eigenſchaft als Koloſſalſtatue zu betrachten. Ganz unzweifelhaft hat auch in der modernen Plaſtik das Koloſſale ſeine vollkommene Berechtigung. Zwar hat ſie keinen Olymp von Göttern und Götterſöhnen mehr in Erz und Marmor zu bilden; denn was von der Art vorkommt, wie Thorwaldſen's Chriſtus, iſt außer allem Verhältniß zu

den Götterkolossen der antiken Welt, und von der kolossalen Pallas-Bavaria haben wir oben das Nöthige gesagt. So erscheint also die moderne Kolossalplastik durchaus beschränkt auf die Darstellung großer welthistorischer Individuen, und das in ihr gleichfalls liegende religiöse Moment gehört dem Kultus des Genius an. Aber auch hier ist die Kolossalität der Darstellung oft eine nothwendig geforderte. Alle Kunst ist und bleibt sinnlicher Natur. Sie bedarf darum sinnlicher Mittel zum sinnfälligen Ausdrucke der geistigen Erhabenheit; und die räumliche Höhe ist ein solches Mittel. Friedrich der Große und Napoleon sind immerhin Gestalten, deren kolossale Darstellung durch die monumentale Plastik dem Wesen des Kolossalen entspricht, weil sie dem Wesen jener Männer selbst gemäß ist. Denn es tritt uns hier ein Unterschied entgegen, der sowohl für die Bestimmung als für die Anwendung des Kolossalen von Wichtigkeit ist. Ein achtzehn Fuß hohes Reiterstandbild des großen Preußenkönigs oder des welterschütternden Soldatenkaisers hat für unsere Empfindung nichts, was den Gedanken an Uebermäßigkeit oder an vergötternde Schmeichelei aufkommen ließe. Ein Goethe, Schiller oder Shakespeare in gleichen Maßverhältnissen von der Plastik dargestellt, würden dagegen als Ungeheuerlichkeiten erscheinen. Was ist davon der Grund? Sind und waren diese Männer minder groß als jene, oder sind die Geistesheroen nicht vielmehr ungleich bedeutender für die Menschheit als jene Kriegshelden? Mögen alle Schlachten des siebenjährigen Krieges die Thaten von Denkern wie Kant und Lessing, alle Siege Napoleon's die Geistesfeldzüge eines Hegel aufwiegen? Warum also erlaubt dennoch die historische Gestalt eines großen Herrschers und Kriegers in der plastischen Kunst ein Maß, welches der Darstellung der Helden und Herrscher im Reiche des Geistes versagt ist? Darum, weil jene praktischen Naturen sich mit ihren Thaten und den Mitteln und Werkzeugen derselben an sich selbst schon vorzugsweise im Gebiete des quantitativ Erhabenen und Massenhaften bewegen, weil man bei einem Friedrich und Napoleon an die Hunderttausende denkt, die sie in den Kampf geführt, an die Millionen, deren äußeres Schicksal sie entschieden, weil Heereszüge, wie die Napoleoni-

ſchen nach Aegypten und Aſſyrien für die Phantaſie des betrachtenden Menſchen ſelbſt von quantitativer Erhabenheit ſind und deshalb die koloſſale Darſtellung des Helden für die Phantaſie des Beſchauers rechtfertigen.

Darum aber hat auch die antike Kunſt in ihrer Blüthezeit ſich vor nichts ſo ſehr gehütet, als vor dem Fehler — denn ein Fehler iſt es — das Koloſſale da, wo es als ſolches wirken ſollte, dadurch in ſeiner Wirkung zu beeinträchtigen oder gar wieder aufzuheben, daß ſie den Ausdruck der quantitativen Erhabenheit des Gottes oder Heros durch die Höhe des Piedeſtals verringert hätte. Der vierzig Fuß hohe olympiſche Zeus des Phidias hatte eine Baſis, die nicht höher war als zwölf Fuß, während die Höhe der Tempeldecke nur vierundſechzig Fuß betrug, und mit ſeiner koloſſalen Athene Parthenos war es nicht anders. Dieſelbe künſtleriſche Weisheit der Abſicht bekundete ſich, ſo viel wir wiſſen, in allen, auch in den freiſtehenden Koloſſalſtatuen der Alten. Erſt die römiſche Imperatorenzeit erfand jenen Unſinn, der die koloſſalen Standbilder der Kaiſer auf thurmhohe Säulen ſtellte, und damit eine Koloſſalität durch die andere wieder aufhob. Römiſcher Ungeſchmack und Vorliebe für das Ungeheuerliche, verbunden mit der Schmeichelei eines verknechteten Volks, das ſeinen Deſpoten über die Grenzen der Menſchlichkeit zu göttlicher Verehrung erhob — haben jene heidniſchen Säulenheiligen hervorgebracht *); und die gleiche Abgötterei der Gewalt bei den Franzoſen, den modernen Römern, hat mit der Erhebung ihres Götzen auf die Vendomſäule dieſe barbariſche Sitte erneuert.

Die Statue bedarf des Piedeſtals, der künſtlichen Baſis. Der einfache, ſparſam gegliederte und verzierte Würfel, der das Werk der Plaſtik über den gemeinen Boden empor zu tragen beſtimmt iſt, bildet gleichſam »eine künſtliche Abbreviatur des allgemeinen Bodens, die ſchon darum nicht fehlen darf, weil die Gewichtigkeit und freie Schwere des Skulpturbildes ihrer als Unterlage bedarf, um ſich geltend zu machen.« Sie darf weder zu niedrig ſein, noch auch zu hoch; denn im erſten Falle hebt ſich

*) S. Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 263.

das Bildwerk nicht genügend ab gegen die Wirklichkeit der es umwandelnden Menschen, und im zweiten wird die Gestalt undeutlich, falsch verkürzt und zu klein erscheinen. Die Gliederung endlich der Basis darf dieselbe einem selbständigen Architekturwerke nicht so weit nähern und der ornamentale oder der Bilderschmuck sich nicht in solcher Fülle ausbreiten, daß dadurch die Wirkung der Statue selbst, die ja immer die Hauptsache bleibt, beeinträchtigt würde. Nach den beiden letzteren Beziehungen hin ist die Komposition des Berliner Kolossaldenkmals von Fehlern nicht frei zu sprechen. Wer das riesige Werk nach seiner Vollendung ohne Piedestal im Atelier des Künstlers gesehen hatte, den mußte später die Bemerkung überraschen, daß es auf seinem hohen Piedestal an kolossaler Wirkung dem Werke Schlüter's, der Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke, nicht gleichkomme, obschon diese nur etwa zwölf, jene dagegen eine volle Manneslänge mehr mißt. Der Grund liegt an den Piedestalverhältnissen beider Kolossalwerke. Während die Basis der Schlüter'schen Statue nur etwas über zehn Fuß hoch ist, also in keinem Falle die Höhe des von ihr getragenen Skulpturwerkes übersteigt, kommen von der dreiundvierzig Fuß betragenden Gesammthöhe des Rauch'schen Friedrichsdenkmals siebenundzwanzig Fuß auf das tragende Piedestal. Durch solche Höhe und Mächtigkeit der Basis wird aber die Wirkung des Kolossalen der Statue selbst sehr wesentlich beeinträchtigt, und dieser Uebelstand wird dadurch noch gesteigert, daß das Piedestal durch seine überreiche architektonische Gliederung, sowie durch den nicht minder reichen Bilderschmuck der Seitenflächen fast zur Hauptsache wird. Was den Bilderschmuck anlangt, so widerspricht er eben durch seinen Reichthum einem Hauptgesetze des Kolossalen, zu dessen Begriff die Ausschließlichkeit gehört. Denn der Eindruck des Ueberragenden, Uebergewaltigen wird vorzüglich gewonnen durch die Einsamkeit, durch das Alleinstehen der Gestalt, welche unsere Blicke fesselt, unsere Aufmerksamkeit nur auf sich richtet. Hier ist jede Theilung ein Abbruch, und zwar um so mehr, wenn, wie bei dem Friedrichsdenkmal, der historische Bilderschmuck der Basis ohne dramatisch sichtbare, künstlerisch berechnete

Beziehung daſteht zu dem von ihr getragenen Standbilde. Auch in dieſer Hinſicht iſt das Schlüter'ſche Werk dem Rauch'ſchen überlegen an künſtleriſcher Weisheit. Denn die rieſigen Sklavengeſtalten am Piedeſtal des großen Kurfürſten vermehren eben dadurch, daß ſie zu ihrem Beſieger hinaufſchauen, die Wirkung des Koloſſalen, das hier mit ſolchen künſtleriſchen Mitteln über ſich ſelbſt hinaus geſteigert erſcheint, während es umgekehrt an dem Rauch'ſchen Werke durch die unrichtige Anwendung derſelben gemindert wird.

Anhang.

I. Die Antiken-Museen Europas.

II. Verzeichniß der besprochenen Hauptkunstwerke nach den Orten und Museen, wo sie sich befinden.

III. Chronologische Uebersicht der griechischen Künstler.

I.

Die Antiken-Museen Europas.

Kunstmuseen im modernen Sinne kannte das Alterthum nicht. Bei den Alten, zumal bei den Griechen, stand jedes Kunstwerk an dem Orte, für den es berechnet war. Allerdings bildeten sich in den Höfen und Hallen berühmter Heiligthümer, auf der Akropolis zu Athen und Korinth, an den Orakelsitzen, wie in Delphi, und an den Hauptstätten der großen nationalen Festspiele und Wettkämpfe zu Olympia und an a. O. nach und nach durch die zuströmenden Weihegeschenke von selbst großartige Ansammlungen plastischer Bildwerke. Auch die Aufstellung von Statuen, wie man sie in Rom in den berühmten Portiken der Octavia sah, welche die Bauten des Metellus schmückten, oder die Sammlungen von Portraitbüsten berühmter Philosophen und Gelehrten, Redner, Dichter und Geschichtschreiber, mit denen die Bibliothek des Asinius Pollio und anderer reichen Römer geziert waren, können schon als eine Annäherung an unsere Museen betrachtet werden. Allein bei allen diesen Sammlungen von Kunstwerken blieb doch immer der wesentliche Unterschied der, daß im Alterthum, selbst bei den Römern, nicht die Gebäude — Tempel, Heiligthümer, Paläste, Villen, Portiken, Gärten — für die Aufnahme der Statuen eigends erbaut, sondern umgekehrt diese bestimmt waren, jenen zum Schmuck zu dienen. Leben und Kunst standen in zu inniger Wechselbeziehung, um den Gedanken an moderne Kunstmuseen als Einrahmung der Werke der bildenden Kunst, im Sinne unserer Kunst-Schatzkammern und Kunstmagazine aufkommen zu lassen. Selbst Gemäldegallerien in unserem Sinne gab es wenigstens im griechischen Alterthum nicht. Die berühmten Gemäldehallen zu Athen und anderwärts waren Conversationssäle des Volks, und nur in der römischen Kaiserzeit finden wir in den

Palästen und auf den Villen der Großen eigene Pinakotheken (Gemäldesäle), und von einer solchen zu Neapel sind uns noch die Beschreibungen der Kunstkenner Petronius und Kallistratos erhalten. Im Uebrigen waren es vorzugsweise Tempel, wie der zu Samos, in deren Räumen sich allmälig durch Weihegeschenke Gemäldegallerien ansammelten. Der Zug der alten Kunstwerke ging zunächst von Griechenland nach Rom, aus den Tempelhöfen und Heiligthümern nach den öffentlichen Hallen und Plätzen, Theatern, Villen, Palästen und Bädern: zuletzt von Rom nach Byzanz, nachdem der Sitz des römischen Weltreichs dorthin verlegt worden war. In der griechischen Zeit waren schon vorher Kunst, Künstler und Kunstwerke zahlreich aus den verkommenden Republiken in die Residenzen der makedonischen Welteroberer übergesiedelt. Aber selbst im Dienste höfischer Prachtliebe blieben Kunst und Kunstwerke immer noch eng verbunden mit dem Leben, dessen Glanz und Luxus sie erhöhten.

Unsere modernen Kunstmuseen als Vereinigungspunkte für die zum Theil aus tausendjähriger Versunkenheit wieder entdeckten und der bergenden Erde entrissenen Ueberreste alter Bildkunst gehören der Zeit an, in welcher von Italien aus die Sonne der Bildung, Kunst und Wissenschaft wieder über die europäische Welt aufzuleuchten begann. Dem Hause der Mediceer zu Florenz gebührt der Ruhm, die erste Sammlung antiker Bildwerke gegründet zu haben. Herzog Cosmo I. bei Medici legte den Grund zu dem berühmten Antiken-Museum des Uffizienpalastes, so wie zu den Sammlungen von Palazzo Pitti und Giardino Boboli in Florenz. Der Palast seiner Familie zu Rom, die Villa Medici auf Monte Pincio, wurde seit Papst Leo X., einem Abkömmlinge seines Hauses, der Sammelpunkt der aufgefundenen oder angekauften antiken Kunstwerke, welche später nach Florenz versetzt wurden. Seit dieser Zeit ergriff alle Fürsten und Großen Italiens ein edler Wetteifer, durch fleißige Nachgrabungen die verschwundenen Kunstschätze des Alterthums zum Schmuck ihrer Paläste, Villen, Höfe und Gärten ans Licht zu fördern. Aus dem so Gewonnenen bildeten sich später die großartigen öffentlichen und Privatsammlungen zu Rom, Florenz, Neapel und anderen Städten Italiens, unter denen die Römischen obenan stehen. Wie man im Alterthume sagte, daß ein Volk von Statuen, kaum minder zahlreich als das lebendige, Rom mitbewohne, so läßt sich auch jetzt ohne Uebertreibung behaupten, daß die Zahl der in jenen Sammlungen enthaltenen antiken Bildwerke der heutigen Einwohnerzahl von Rom mindestens gleichkomme. An der Spitze der römischen Gallerien steht

das Vatikanische Museum

mit seinen verschiedenen Abtheilungen, 1) dem Museum Pio Clementinum, eröffnet unter Papst Clemens XIV. durch seinen Finanzminister, den Kardinal Braschi, der dasselbe später, als Papst Pius VI., sehr vermehrt; 2) dem Museo Chiaramonti, angelegt von dem Papste dieses

Hauſes, Pius VII. (1800—1823); dem unter dem Namen Braccio nuovo (neuer Flügelanbau) mit dem vorbergehenden verbundenen großen Antikenſaale, zu denen ſich noch das Belvedere, das Aegyptiſche und Etruskiſche Muſeum und die ſogenannte Galleria der Inſchriften (Galleria lapidaria) geſellen. Das zweite öffentliche Muſeum Roms iſt

das Kapitoliniſche Antiken-Muſeum

mit den dazu gehörigen Höfen und Verhallen, und den Antiken des ſogenannten Palaſtes der Conſervatoren; angelegt in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts von Papſt Innocenz X., und durch ſeinen Nachfolger, zuletzt durch den Venetianer Rezzonico, als Papſt Clemens XIII. (1758—1769) genannt, beträchtlich vermehrt. Die dritte öffentliche Sammlung

das Muſeum des Lateran,

iſt eine Schöpfung des verſtorbenen Papſtes Gregor XVI., und beſteht theils aus den Gracchniſſen der neueren Nachgrabungen in und um Rom, theils aus zahlreichen Antiken, für die es in den Räumen des Vatikaniſchen Muſeums an Platz gebrach*). Ueber den Inhalt deſſelben fehlt es noch an ausführlichen Mittheilungen. Dagegen ſind die Schätze des Vatikaniſchen und Kapitoliniſchen Muſeums durch die Prachtkupferwerke des »Muſeum Capitolinum« von Bottari und Foggini und des »Muſeo Pio Clementino«, des Muſeo Chiaramonti von Viſconti und Guattani zugänglich gemacht.

Neben dieſen öffentlichen ſah Rom im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte zahlreiche Privatſammlungen in den Palaſten und Villen der römiſchen Großen entſtehen, die aber im Verlaufe der letzten hundert Jahre durch Verkauf und Wegführung ſehr zuſammengeſchmolzen ſind. In die letztere Kategorie gehören die Sammlungen der Paläſte und Villen: Barberini, Mattei, Giuſtiniani, Farneſe, Mediciſ, Negroni, Aldobrandini, Panfili, Altieri, Cafali, zu denen ſich in der Umgegend Roms noch Palaſt Colonna zu Paleſtrina und das Muſeum Borgia zu Velletri geſellen. Die wichtigſten und großartigſten Privatſammlungen des heutigen Roms ſind die Muſeen der Villa Albani, der Villa Ludoviſi und des Palaſtes und der Villa Borghéſe, obſchon auch von dieſen Sammlungen die erſtere durch franzöſiſche Wegführungen, die letztere durch Verkauf ihrer älteren Hauptſchätze an Napoleon im Jahre 1806 ſehr gelitten haben. Dennoch zählen die Villa Albani und Villa Ludoviſi, jene durch die Zahl und Mannigfaltigkeit, dieſe durch den künſtleriſchen Werth einzelner Hauptwerke noch immer zu den erſten Antiken-Muſeen der Welt. Einzelne, zum Theil ſehr werthvolle Kunſtwerke finden ſich zerſtreut in den Palaſten verſchiedener römiſcher Großen, wie in Palaſt Chigi, Braſchi, Spada,

*) S. Ein Jahr in Italien. Th. III., S. 6 ff.

Sciarra, Massimi alle Colonne u. a. m., über die das bekannte Förster'sche Reisehandbuch die nöthigen Notizen giebt.

Ueberhaupt aber ist in Italien kaum eine bedeutendere Stadt zu finden, die nicht irgend welche Sammlungen von Resten antiker Bildkunst aufzuweisen hätte. Außer Florenz, von dessen Kunstschätzen wir bereits gesprochen, finden wir dergleichen Antiken-Museen in Pesaro, Bologna und Ferrara, in Verona, Mantua, Cremona, Brescia, Parma, Turin und in mehreren öffentlichen und Privatsammlungen zu Venedig. Aber alle diese werden übertroffen durch die Schätze des Museo Borbonico zu Neapel, zu denen die Schätze des Hauses Farnese und die reichen Fundgruben der verschütteten Städte Herkulanum und Pompeji, so wie die Kapuanischen und andere Ausgrabungen das Werthvollste, zumal an antiken Bronzewerken geliefert haben und fortwährend liefern. Auch in Sicilien findet der Kunstforscher in den Museen und Privatsammlungen reiche Ausbeute.

Von Italien, besonders von Florenz und Rom aus, verbreiteten sich Interesse und Sammlerlust allmälig über alle europäischen Länder. Voran ging Frankreich, das zunächst in seinem eigenen Schooße, zumal in den südlichen Theilen, unter den übrigen Ländern Europas die meisten einheimischen alten Denkmäler römischer Civilisation und Kunstliebe besaß. Schon König Franz der Erste ließ durch den Maler Primatice, einen Schüler Giulio Romano's, über zweihundert Antiken in Italien zum Schmuck seines Palastes in Fontainebleau ankaufen, unter denen der Sage nach auch die berühmte Diana von Versailles dorthin gekommen sein soll. Heinrich IV. ahmte ihm nach, und Richelieu, Mazarin und der Connetable von Montmorency, welche gleichfalls viele alte Bildwerke aus Italien nach Frankreich versetzten, halfen den Grundstock der jetzigen

Sammlung des Louvre

zu Paris begründen. Die Revolution war es, welche im Jahre 1792 die früher in Paris, Versailles und anderwärts zerstreuten Antiken zu einem Nationalmuseum vereinigte, das bald darauf durch die im großartigsten Style ausgeführten Kunsträubereien der republikanischen und kaiserlichen Heere zu dem ersten Museum der Welt erhoben wurde. Vatikan, Kapitol, und Villa Albani, Florenz und Verona, Berlin und Cassel mußten dazu die Kleinodien ihrer Sammlungen beisteuern; großartige Ankäufe wie der der Antiken des Berghesischen Hauses zu Rom kamen dazu, und der Anfang unseres Jahrhunderts sah im Museum Napoleon des Louvre eine Zeit lang Alles vereint, was die alte Kunst an Werken höchster Meisterschaft der Nachwelt hinterlassen hatte. Daß bei jenen Räubereien, zumal in Italien, auch manch edles Werk zu Grunde ging, ist durch Paul Louis Courier's Briefe aus jener Zeit genugsam bekannt *). Als nach Napoleon's

*) Vergl. Ad. Stahr: Zwei Monate in Paris. Th. I., S. 124—131.

zweitem Sturze das Schwert endlich zurücknahm, was das Schwert gewonnen hatte, wurden allein achtundſechzig ſolcher Meiſterwerke erſten Ranges dem Muſeum des Louvre entriſſen, und ihren urſprünglichen Muſeen wieder zurückgegeben, — ein Verluſt, den die Franzoſen noch heute nicht verſchmerzen können.

Dennoch wurde bei Weitem nicht alles Geraubte zurückgegeben. Vieles blieb im Beſitze der Eroberer, anderes wurde durch Verkauf zerſtreut, da z. B. der Beſitzer der Albaniſchen Sammlung die Transportkoſten nicht aufbringen konnte. So iſt das Muſeum des Louvre noch immer, nach den römiſchen, das erſte Antiken-Muſeum der Welt, und die großen Prachtwerke von Visconti, David, Clarac, Saint Victor u. A. geben von ſeinem früheren und jetzigen Reichthum erwünſchte Kunde.

Spanien beſitzt in Madrid und San Ildefonſo ſchätzbare Reſte antiker Bildkunſt. England vereinigt in ſeinem großen Muſeum zu London die koſtbarſten Schätze ächt griechiſcher Plaſtik, die Parthenonſkulpturen, die Phigaliſchen Reliefs und zahlreiche andere antike Denkmäler. Die Sammlungen der Großen und Reichen ſind leider in vielen Schlöſſern und Landſitzen zerſtreut, und ſchwer zugänglich.

In Deutſchland ſind es vor allen die Muſeen von Dresden, München und Berlin, welche ſich den bisher aufgezählten Antikenſammlungen an die Seite ſtellen dürfen. Unter ihnen iſt die älteſte

die Dresdner Antikenſammlung,

deren Anfänge bis in die Zeit Kurfürſt Friedrich Auguſt I. zu Anfange des vorigen Jahrhunderts zurückgehen. Durch Ankäufe in Berlin (1723 bis 1726), wo damals werthvolle Antiken unter König Friedrich Wilhelm I. für Spottpreiſe verſchleudert wurden, und ferner in Rom aus den Sammlungen der Fürſten Chigi und Albani, und durch Erwerbungen der Herkulaniſchen Statuen aus dem Nachlaſſe des Prinzen Eugen von Savoyen wurde damals der Grund zu dem jetzigen Dresdner Muſeum gelegt, in welchem man zu Ende des vorigen Jahrhunderts die bis dahin in Gärten zerſtreuten und ſchlecht verwahrten Bildwerke verſammelte. An dieſen Antiken entzündete ſich zuerſt die Begeiſterung des unſterblichen Winckelmann für die alte Kunſt, und bis zur Gründung der Muſeen in München und Berlin blieb Dresden durch ſein Muſeum, zu dem ſich noch die bekannte Sammlung der Menge'ſchen Gypsabgüſſe geſellte, ſo ziemlich der einzige Ort in Deutſchland, wo ſeit Leſſing das Studium der alten Kunſt und ihrer Werke Nahrung und Unterſtützung finden konnte.

In neuerer Zeit wird das Dresdner Muſeum weit übertroffen durch

die Glyptothek in München,

König Ludwig I. großartige Schöpfung, welche neben den unſchätzbaren Originalen der Aeginetiſchen Giebelſtatuen über dreihundert Denkmäler

alter Bildkunst und unter ihnen etwa zwölf, der besten griechischen Zeit angehörige, Marmorwerke vereinigt, zu denen unter anderen die Ankäufe aus der Barberinischen und Albanischen Sammlung das Vorzüglichste beigesteuert haben. In Berlin, wo jetzt

das alte Museum

die früher in den königlichen Schlössern zerstreuten Antiken vereinigt, gesellt sich zu demselben durch die Sammlung der Abgüsse im neuen Museum ein Förderungsmittel des Studiums der alten Kunst, wie es in dieser Art wohl sonst an keinem Orte der Welt angetroffen wird.

Die übrigen Antikensammlungen in Deutschland, wie wir sie in Wien, Cassel, Hannover, Arolsen, Darmstadt, Bonn, Neuwied u. a. O. finden, sind gegen die drei zuvor genannten nur von untergeordneter Bedeutung. Wichtiger sind die Museen in Holland, zu Haag und Leyden, das königliche Museum zu Copenhagen, das schwedische zu Stockholm und Einzelnes Vortreffliche, das sich von antiken Marmorwerken in dem kaiserlichen Lustschlosse zu Zarskoje-Selo bei Petersburg befindet.

II.

Museographie.

Verzeichnung sämmtlicher in diesem Werke besprochenen alten Kunstwerke, geordnet nach den Orten und Museen, woselbst sie sich befinden.

A. Italien.

Rom. I. Sammlung des Vatikan.

1. Minerva Giustiniani sogen. Minerva Medica (im Braccio nuovo Nr. 114; s. Torso. Th. I, S. 157).
2. Jupiter Otricoli (in der Rotunda Nr. 539; s. Torso. Th. I, S. 161. 165).
3. Jupiter Verospi (in der Gallerie der Statuen Nr. 325; s. Torso. Th. I, S. 166).
4. Herkules und die von ihm bezwungenen Ungeheuer (Mus. Pio Clem. s. Torso. Th. I, S. 242).
4. Barberinische Livia (Mus. Pio Clem. s. Torso. Th. I, S. 282).
5. Merkur des Belvedere (s. Torso. Th. I, S. 285).
6. Kanephore (I, 286).
7. Apollo Citharödus (I, 318).
8. Nereidengruppe, Relief (I, 324).
9. Venus von Knidos (I, 348).
10. Eros des Praxiteles (I, 359).
11. Sardanapalles-Bacchus (I, 360).
12. Bacchus, Marmortorso des Mus. Pio Clem. (I, 362).
13. Bacchus trunken, von einem Faun gestützt (I, 363).
14. Pan, der einem Satyr einen Dorn aus dem Fuße zieht (I, 364).
15. Apollo Saurektenes (I, 371).
16. Ceres, kolossale Tempelstatue (I, 372).
17. Niobidengruppe, sogen. Gruppe des Gephalus und der Prokris (I, 380).

18. Sarkophagrelief: die himmelstürmenden Giganten, im Mus. Pio Clem. (s. Terre. Th. I, S. 384).
19. Raub des Ganymedes, nach Leochares (I, 388 ff.).
20. Statue des Dichters Menander
21. » » » Posidippus (I, 509 ff.)
22. Perikles, Hermenbüste (I, 514).
23. Aspasia, Hermenbüste (I, 515).
24. Alkibiades, Hermenbüste (I, 516. 517).
25. Sogen. Phocion, Statue (I, 517).
26. Demosthenes, Statue des Braccio nuovo (I, 522).
27. Titus und seine Tochter, Statuen des Braccio nuovo (I, 539).
28. Poseidon, Statue (II, 14).
29. Der Torso (II, 20 ff.).
30. Herkules mit dem kleinen Telephos, in der Rotunda (II, 28).
31. Athlet mit dem Schabeisen, Lysipp's Apoxyomenos (II, 46).
32. Paris, Statue, vielleicht nach Euphranor (II, 54).
33. Die Stadtgöttin Antiochia mit dem Orontes (II, 56).
34. Penelope (II, 60).
35. Die Laokoonsgruppe (II, 75 — 85).
36. Kolossaler Wolf im Belvedere des Vatican (II, 154).
37. Sarkophag des Scipionengrabes (II, 227).
38. Venus im Bade (V. des Polycharmes) (II, 234).
39. Die Gruppe der neun Musen (II, 286).
40. Karyatide des Braccio nuovo (II, 244).
41. Juno Lanuvina in der Rotunda (II, 246).
42. Bacchus auf den jugendlichen Faun gestützt, in der Rotunda (II, 305).
43. Bacchus, Halbfigur (II, 305).
44. Schlafende Ariadne (sogen. Cleopatra) (II, 311).
45. Der Nil des Braccio nuovo (II, 314).
46. Der Tigris (II, 315).
47. Fragmente der Gruppe des Menelaos mit Patroklus' Leiche (II, 319).
48. Der Apoll vom Belvedere (II, 320).
49. Relief Hadrian's als Zeus (II, 377).
50. Hadrian, Kolossalkopf (II, 394).
51. Affe des Phidias und Ammonios (II, 403).
52. 53. Statuen des Augustus in der Friedenstoga (II, 414).
54. Statue des Augustus als Genius, in der Rotunda (II, 414).
55. Marmorbüste des jugendlichen August (II, 414).
56. Sitzender Tiber des Mus. Chiaramenti (II, 415).
57. Sitzender Tiber von Veji des Mus. Chiaramenti (II, 415).
58. Tiber, Kolossalkopf (II, 416).
59. Livia, Marmorstatue, als Göttin Salus idealisirt (II, 416).
60. Caligula, nackte Idealstatue (II, 420).
61. 62. Büsten des Kaisers Claudius in der Rotunda (II, 420).

68. Nero, Kopf, als pythischer Sieger (II, 423).
64. Kaiser Otho mit Perrücke (II, 424).
65. Titus und seine Tochter } Statuen (II, 427).
66. Julia,
67. Kaiser Nerva, Kolossalbüste der Rotunda (II, 429).
68. Plotina, Gemahlin Trajan's, Büste (II, 354).
69. Antoninus Pius, Kolossalstatue der Rotunda (II, 431).
70. Marc Aurel, Reiterstatue (II, 431).
71. Bronzeroß, gefunden zu Rom 1849 (II, 433).
72. Commodus, Reiterstatue in der »Gallerie der Thiere« (II, 435).
73. Julia Domna, Kolossalbüste (größte aller alten Büsten) (II, 439).
74. Julia Soämias, Statue, Mutter Heliogabal's (als Venus dargestellt) (II, 440).

Kapitolinisches Museum.

1. Statue einer sitzenden Alten (nach Myron?) (I, 302).
2. Kapitol. Venus (I, 343 ff.)
3. Kapitol. bogenspannender Amor (I, 360).
4. Kapitol. Faun (I, 365).
5. Homer, Kopf (I, 505).
6. Aeschylus, Kopf (I, 509).
7. Scipio Africanus, Marmorbüste (I, 528).
8. Alexander der Große, Marmorkopf (II, 38).
9. Der sterbende Fechter (II, 99—104).
10. Knabe mit dem Schwan (II, 117).
11. Knabe mit der Maske (II, 118).
12. Der Dornauszieher (II, 118).
13. Die Kapitolinische Wölfin (II, 153).
14. Marcellus, Portraitstatue (II, 229).
15. Der Antinous (II, 391).
16. Hadrian, Erzbüste (II, 394).
17. Sarkophag mit Reliefs, das menschliche Leben darstellend (II, 407).
18. August als Sieger von Actium, Statue (II, 414).
19. August in hohem Alter, Marmorbüste (II, 414).
20. Sitzende Statue der älteren Agrippina, Gemahlin des Germanicus (II, 419).
21. Gordule, Marmorbüste (II, 425).
22. Titus, Marmorbüste (II, 427).
24. Marc Aurel, Marmorbüste (II, 431).
25. Faustina, Gemahlin Marc Aurel's, jugendliche Büste (II, 437).
26. Commodus, Büste, als halberwachsener Knabe (II, 437).

Museum des Lateranpalastes.

1. Sarkophagrelief mit der Niobidenfabel (I, 385).
2. Sophokles, Gewandstatue (I, 506 ff.).
3. Antinousstatue aus Paestrina (II, 392).
4. Kaiser Konstantin, Statue (II, 442).

Sammlung des Collegio Romano.

1. Die Ficoronische Cista (II, 155).
2. Medusenbüste von Bronze, von C. Ovius (II, 158).
3. Bronzestatuette mit dem Namen des Künstlers C. Pomponius (II, 158).

Villa Albani.

1. Pallas der Villa Albani (I, 159).
2. Kanephoren (I, 286).
3. Apollo Sauroktonos, Bronzestatue (I, 371).
4. Aesop, Halbfigur (I, 512).
5. Diogenes der Cyniker, Marmorstatuette (I, 520).
6. Hortensius, Marmorbüste (I, 533).
7. Chimära von Marmor (II, 160).
8. Der Athlet des Stephanos (II, 233).
9. Karyatide des Kriton und Nikolaos (II, 244).
10. Reliefbild des Antinous (II, 392).
11. Titus, kolossale Marmorbüste (II, 427).

Villa Borghese.

1. Knidische Venus (I, 348).
2. Venus, den Mars entwaffnend, Statuengruppe (I, 355. II, 223).
3. Ceresstatue (I, 372).
4. Knabe mit der Gnte (II, 117).
5. Bacchus und Ampelos, Gruppe (II, 306).

Palast Sciarra.

1. Bronzebüste des Kaisers Sept. Severus (II, 438).

Palast Barberini.

1. Der Löwe, Relief (II, 233).

Villa Ludovisi.

1. Kopf der Juno Ludovisi (I, 277).
2. Statue des Mars (I, 309).
3. Schlafende Medusa (I, 314).
4. Venus von Knidos (I, 348).
5. Die Barbarengruppe, sogen. Arria und Paetus (II, 97—99).
6. Gruppe des Oreſt und der Elektra (II, 229—233).
7. Venus im Bade (Venus des Polycharmos, ſog. Venus des Bupalos) (II, 234).
8. Bacchus und Akrates, Gruppe (II, 306).

Villa Mattei.

1. Ariſtoteles, Statuette (I, 519).

Palaſt Farneſe.

1. Diadumenos (I, 284).
2. Merkur, Wiederholung des Merkur von Belvedere (I, 286).

Palaſt Maſſimi alle Colonne.

1. Der Diskobol (I, 294—298).

Palaſt Chigi.

1. Venus des Menophantos (Venus von Troas) (I, 347 ff.).
2. Büſte der Agrippina, Nero's Mutter (II, 422).

Palaſt Spada.

1. Ariſtoteles, ſitzende Marmorſtatue (I, 519).
2. Pompejus, Koloſſalſtatue (I, 528 ff.)

Sammlung des Kardinal Feſch.

1. Trajan, ſchönſte Marmorbüſte des Kaiſers (II, 430).

Oeffentliche Plätze in Rom.

1. Die Dioskurenkoloſſe auf Monte Cavallo (I, 223—248).
2. Die Dioskurenſtatuen auf dem Kapitol (I, 240).
3. Der Pasquino an der Ecke des Palaſt Braschi (II, 319. 320).
4. Der Marforio, Statue des Tiberſtroms am Eingange des Kapitol. Muſeums (II, 320).

5. Die Reiterstatue Mark Aurel's auf dem Kapitol (II, 431 ff.).
6. Skulpturen des Titusbogens (II, 333).
7. » des Severusbogens (II, 335).
8. » des Konstantinbogens (II, 335. 342).
9. » der Trajanssäule (II, 338 ff.).
10. » der Antonin'ssäule II, 341).
11. » des Klaudiusbogens am Kaſine Berghese (II, 334).
12. » des Antoninus-Piusbogens (auf dem Kapitol) (II, 334).
13. » des Mark Aurelbogens (auf dem Kapitol) (II, 324).
14. » des Bogens der Geldschmiede (II, 334).
15. Koloſſaler Pinienapfel von Bronze (in den Vatikanischen Gärten) (II, 390—397).

Neapel. Museo Borbonico.

1. Koloſſalbild der Minerva (I, 159).
2. Koloſſalbüſte der Juno (I, 281).
3. Merkur von Belvedere, Wiederholung (I, 286).
4. Venus von Capua (I, 354).
5. Bronzebüſte des bärtigen Bacchus aus Herkulanum (sogen. Platen) (I, 361).
6. Jugendlicher Bacchus (I, 363).
7. Homer, Farneſe (I, 505).
8. Aeschines, Gewandſtatue (I, 508 u. 523 ff.).
9. Euripides, Kopf (I, 590).
10. Alkibiades, Hermenbüſte (I, 517).
11. Sokrates, Hermenbüſte (I, 518).
12. Epikur, Herkulan. Bronzebüſte (I, 521).
13. 14. Herodot und Thucydides, Doppelherme (I. 522).
15. Scipio Africanus, Herkulan. Bronzebüſte (I. 528).
16. Julius Cäſar, Koloſſalbüſte (I, 533).
17. Diana, bemalte Herkulan. Marmorſtatue (I, 544 ff.).
18. Herkules Farneſe, Koloſſalſtatue (II, 16—19).
19. Flora Farneſe, Koloſſalſtatue (II, 19).
20. Reiterſtatuette Alexander's des Großen aus Herkulanum (II, 36).
21. 22. Ptolemäus' Lagu und Berenike, Herkulan. Bronzebüſten (II, 42).
23. Der Toro Farneſe (II, 86—92).
24. Amor vom Delphin umſchlungen (II, 120).
25. Herkulaniſche Bronzebüſte von Apollonios (II, 241).
26. Venus Kallipygos (II, 309).
27. Die Reiterſtatuen der Balbi aus Herkulanum (II, 331).
28. Der tanzende Faun, Herkulan. Bronzeſtatuette (II, 332).
29. Die zwei Rehe von Bronze (II, 332).

30. Bronzene Venusstatuette (II, 332).
31. Der ruhende Merkur, Herkulan. Bronzestatue (II, 332).
32. August als Jupiter von Herkulanum (II, 414).
33. Büste einer Weihestatue Tiber's (II, 415).
34. Agrippina, Nero's Mutter, Statue (II, 422).
35. Vespasian, Kolossalbüste (II, 426).
36. Caracalla, schönste Büste dieses Kaisers (II, 439).

Florenz. Gallerie der Uffizien.

1. Jupiterbüste (I, 167).
2. Jupiterkopf (im Giardino Bobeli) (I, 167).
3. Junokopf (I, 281).
4. Nereide, Statue (I, 324).
5. Mediceische Venus (I, 339).
6. Amor bogenspannend (I, 360).
7. Niobe und die Niobiden (I, 373—375).
8. Sogenannter Narcissus, Niobide (I, 382).
9. Gruppe der Ringer (I, 387).
10. Solon, Büste (I, 511).
11. Platon, Marmorbüste I, 518).
12. Marc. Antonius, Marmorkopf (I, 530).
13. Kopf des sterbenden Alexander (II, 39).
14. Aesculap, Statue (II, 94).
15. Hermaphrodit (II, 115).
16. Chimära von Arezzo (II, 159).
17. Der etruskische Redner (II, 160).
18. Venus im Bade, nach Polycharmes (II, 234).
19. Der Schleifer, (l'Arrotino) (II, 241—244).
20. Bronzestatuette eines etruskischen Kämpfers II, 133).

Loggia dei Lanzi.

1. Portraitstatue der Thusnelda (I, 534).
2. Menelaos mit der Leiche des Patroklos (II, 319—320).

Palast Pitti, Hofraum.

1. Herkulesstatue (II, 18).

Venedig.

1. Borghesisches Relief mit der Niobidensabel (I, 385).
2. Agrippa, Kolossalstatue im Palast Grimani (I, 531).
3. Die vier Rosse der Markuskirche (II, 44—46).
4. Agrippa, Kolossalstatue des Palastes Grimani (I, 531).

Mantua.

1. Euripides, Kopf (I, 509).

B. Sicilien.

Palermo.

1. Die Tempelskulpturen von Selinus (I, 91).
2. Herkules und die Hirschkuh, Bronzegruppe aus Pompeji (II, 27. 28).
3. Die beiden Widder (II, 44).

C. Frankreich.

Paris. Museum des Louvre.

1. Das Relief von Samothrake (I, 90).
2. Die Pallas von Velletri (I, 155).
3. Eine Friestafel vom Parthenon (I, 204).
4. Kopf einer Giebelstatue vom Parthenon (I, 201. 222).
5. Wiederholung des Merkur vom Belvedere (I, 286).
6. Kopf der Knidischen Venus (I, 350).
7. Venus von Milo (I, 351 ff.).
8. Venus von Arles (I, 355 ff.).
9. Venus genitrix (I, 356).
10. Bacchus (I, 363).
11. Jugendlicher Bacchus (I, 363)
12. Pan, der einem Satyr einen Dorn aus dem Fuß zieht (I, 364. 365).
13. Silen mit dem Bacchuskinde (I, 366)
14. Diana von Versailles (I. 369).
15. Apollo Sauroktonos (I, 371).
16. Julia als Ceres (I, 372).
17. Niobide mit seinem Pädagogen (Gruppe von Seisenos) (I, 379).
18. Alkibiades, Hermenbüste (I, 517).
19. Segen, Germanicus, schönste antike Portraitstatue (I, 530. 531).
20. Alexanderstatue von Gabii (II, 34).
21. Alexanderbüste aus Tivoli (II, 37).
22. Der Borghesische Fechter (II, 105 — 110).
23. Der Borghesische Hermaphrodit (II, 115).
24. Venus im Bade, nach Polycharmes (Venus accroupie) (II, 234).
25. Kolossale Melpomene (II, 238—240).
26. Statue des Sextus Pompejus (II, 240).
27. Der Tibris (II, 317).
28. Livia als Ceres (II, 416).

29. Kopf der Livia auf der Statue einer Euterpe (II, 416).
30. Julia, Gewandstatue (II, 416. 417).
31. Germanicus, Portraitstatue (II, 418).
32. Drusus Cäsar, Portraitstatue (II, 418).
33. Kaiser Claudius, Bronzebüste (II, 420).
34. Messalina mit dem Britannicus auf dem Arm, Statue (II, 422. 423).
35. Kopf des Nero in seiner letzten Lebenszeit (II, 424)
36. Büste des Corbulo (schönste) aus parischem Marmor (II, 425).
37. Vespasian, Bronzebüste (II, 426).
38. Titus, Marmorstatue (II, 427).
39. Titus, Bronzebüste (II, 427).
40. Trajan, Statuen und Büsten (II, 430).
41. Antoninus Pius, marmorner Kolossalkopf (II, 431).
42 Mark Aurel, Büste (II, 431)
43. Lucius Verus, Kolossalbüste von Acqua Traversa (Meisterwerk der Technik) (II, 436).
44. Septimus Severus, Büste (II, 438).
45. Julia Domna, Statue (II, 439).
46. Heliogabalus, Büste (II, 441).
47. Gordianus III., Büste (II, 442).
48. Gallienus, Büste (II, 442).
49. Kaiser Julianus Apostata, Statue (II, 442).

D. Deutschland.

München. Glyptothek.

1. Die äginetischen Bildwerke (I, 109 — 134).
2. Kolossale Büste der Pallas (I, 156).
3. Medusa Rondanini (I, 313).
4. Apollo Barberini (I, 320).
5. Venus von Knidos, gen. Venus Braschi (I, 349)
6. Sogen. Ilioneus, Niobide (I, 382).
7. Niobide (I, 382).
8. Relief der Niobidenfabel (I, 385)
9. Perikles, Hermenbüste (I, 514).
10. Cicero, Marmorbüste (I, 532).
11. Rondaninische Alexanderstatue (II, 35).
12 Der Barberinische Faun (II, 307).
13. Marmorbüste des Augustus, die schönste (II, 414)
14. Nero, Kolossalstatue von Palast Barberini (II, 424).
15. Domitian, nackte Kolossalstatue (II, 428).
16. Heliogabal, Büste (II, 441).

Dresden.

1. Minerva Chigi (I, 156).
2. Sich salbender Athlet (I, 284).
3. Venus Chigi (I, 343).
4. Niobide (I, 382).
5. Poseidon, Statue (II, 14).
6. Kolossalkopf des Antinous aus Nesse antice (II, 392).
7. Agrippina (II, 420).
8. Sogen. Herkulan. Musen (II, 330).
9. Heliogabal, Büste (II, 441).

Arolsen. Schloß des Fürsten von Waldeck.

1. Erzstatuette einer Venus Kallipygos aus Herkulanum (II, 309).

Kassel. Museum Friedericianum.

1. Statue der Minerva (I, 157).
2. Statue des Kaiser Didius Julianus (II, 438).
3. Büste des Pertinax (II, 438).

Berlin »im alten Museum.«

1. Würfelspielende Mädchen (I, 284).
2. Diana Colonna (I, 368).
3. Tochter der Niobe (I, 380).
4. Julius Cäsar, Basaltbüste (I, 533).
5. Ramis, Tochter des Kattenfürsten Aktumer, Porträtbüste (I, 534).
6. Der Aberant, Erzstatue der Lysippischen Schule (II, 55).
7. Aesculap, Statue (II, 94).
8. Etruskischer Cippus (II, 133).
9. Etruskische Erzstatuette einer weiblichen Gottheit (II, 161).
10. Hadrian, Marmorbüste (II, 394).

E. England.

London. Britisch Museum.

1. Die Lysippischen Skulpturen (I, 91).
2. Die Bildwerke des Parthenon (I, 171.—222).
3. Die Skulpturen des Apollotempels zu Bassä (Phigalische Reliefs (I, 249—274).
4. Eros der Elginschen Sammlung (I, 359).

5. Bacchus und Ampelos, Marmorgruppe (I, 363. II, 306).
6. Bacchus und Eros, Marmorgruppe (I, 363).
7. Perikles, Hermenbüste (I, 514).
8. Thumelikus (sogen. Arminius) Kopf (I, 584).
9. Aesculap, Statue (II, 94).
10. Wiederholung des Borghesischen Fechters, Bruchstück (II, 109 — 110).

Hope'sche Sammlung in London.

1. Minerva (I, 159).

Sammlung des Grafen Leicester in Holkham.

1. Die schönste Panstatue (I. 365).
2. Poseidon, Statue (II, 14).

Wellington'sche Sammlung.

1. Cicero, Kolossalbüste (I. 532).

Egremont'sche Sammlung zu Petworth

1. Der Satyr des Apollonios (II, 240).

Museum zu Warnickcastle.

1. Statue des Augustus (II, 414).

F. Dänemark.

Copenhagen. Königliches Museum.

1. Zwei Köpfe einer Metope vom Parthenon (II, 203).

G. Holland.

Leydener Universitäts-Museum.

1. Etruskische Apollostatuette von Erz (II, 161).

H. Rußland.

Petersburg. Sammlung zu Zarskoje-Selo.

1. Herrlicher Kolossalkopf der Juno (I, 281).
2. Cameo mit den Köpfen des König Ptolemäus II. und der Arsinoë (II, 42).

I. Spanien.

Madrid.

1. Gruppe von San Ildefonſe (II, 397 ff.).
2. Koloſſalbüſte des Kaiſers Claudius II, 421).

K. Griechenland.

Mykenä im Peloponnes.

1. Das Löwenthor (I, 87).

Athen.

1. Reſte der Parthenonſkulpturen.
2. Kanephoren des Pandroſeion (nachgebildet im neuen Berlin. Muſeum) (I, 286 u. II, 244).
3. Denkmal des Lyſikrates (ſogen. Laterne des Demoſthenes) (I, 390 ff.)
4. Säulen des Hadrianiſchen Zeustempels (II, 375).

III.

Die griechischen Künstler
in
chronologischer Uebersicht.

Die im Folgenden nach den neuesten Forschungen von H. Brunn in seiner fleißigen »Geschichte der griechischen Künstler« (Erster Theil. Braunschweig 1853) gegebene chronologische Uebersicht kann dazu dienen, von dem Reichthum an bedeutenden Meistern der Bildkunst bei den Alten einen Begriff zu geben, während sie zugleich die Zeitfolge derselben bequem überschauen läßt.

I. Mythische Zeit von Dädalos bis zu den Aegineten
(von 1000 bis 517 v. Chr.)

Dädalos.
Smilis.
Glaukos.
Rhökos und Theodoros.
Melas und seine Familie auf Chios.
Bupalos.
Dipoenos und Skyllis.
Gheirisophos.
Syadras und Ghartas.
Bathykles.
Polystratos.
Perillos.

II. Historische Zeit (von 517 bis 456 v. Chr.)

Größere Ausbreitung der Kunst und freieres Streben nach Entwickelung.

1. Künstler von Argos.

Eutelidas.
Ghrysothemis.
Aristemedon.
Glaukos und Dionysios.
Ageladas, Lehrer des Phidias, Myron und Polyklet.

2. Künstler von Sikyon.

Kanachos.
Aristokles und seine Schüler.

3. Künstler von Aegina.

Glaukias.
Anaxagoras.
Simon.
Ptolichos.
Synneon.
Kallon.
Onatas, der größte Meister der Aeginetischen Schule.

4. Künstler von Athen.

Simias, der Dädalide.
Antenor.
Amphikrates.
Endöos.
Hegias oder Hegesias.
Kritias und Nesiotes.
Dionysodoros, Skymnos, Amphion, Pise, Demokritos, Aristokles, Kleoetas. } Schüler des Kritias.

5. Künstler von Theben.

Pythodoros.
Askaros.
Aristomedes, Sokrates, } Zeitgenossen Pindar's.

6. Künstler von Naupaktos.

Menächmos.
Soidas.

7. Künstler von Troezene.

Hermon.

8. Künstler von Phlius.

Lysippos.

9. Künstler von Elis.

Kallon.

10. Künstler von Korinth.

Der ältesten Zeit gehören an:

Dibutades.
Eucheiros.
Eugrammos.

Der Zeit der Perserkriege gehören an:

Dipoenos.
Amyklaos.
Gitiadas.

11. Künstler von Sparta.

Gitiades.
Gergias.

Späteren, aber nicht zu bestimmenden Zeiten gehören an:

Kallikrates.
Kratinos.
Ariston.
Telestas.

12. Künstler auf griechischen Inseln.

Pythagoras, von der Insel Samos.
Arkesilaos » » » Paros.
Aristeides » » » Kreta.
Pteliches, von der Insel Corcyra.
Pelagnet, Erzbildner und Maler zugleich von der Insel Thasos.

13. Künstler von Großgriechenland.

Klearchos.
Demetas.

III. Die griechische Kunst auf der Höhe ihrer geistigen Entwickelung (von 480 bis 430 v. Chr.).

a. Künstler der Uebergangsperiode vor Phidias.

Kalamis, von Athen (?), Zeitgenosse des Onatas um 468.
Sein Schüler: Praxias.
Sein Hauptwerk: die schönste Gewandstatue der Sosandra.
Pythagoras, aus Rhegion, um 468.
Werke: athletische Siegesstatuen, Philoktet.
Myron, aus Eleutherae, Athener, ältester Schüler des Ageladas

b. Phidiasische Periode in Athen.

1. Phidias, der Athener.

Zeitgenossen und Nachfolger des Phidias und Myron in Athen, im Verlaufe etwa eines Jahrhunderts:

Alkamenes.
Agorakritos.
Koletes.
Päonios.
Theokosmos.
Kallikles.
Thrasymedes.
Praxias.
Androsthenes.
Kallimachos.
Demetrios.
Lykios.

Kresilas (sonst Kresilaos genannt).
Styppax.
Strongylion.
Olympiosthenes.
Kephisodorus.
Xenophon.
Sophroniskos und sein Sohn:
Sokrates (der Weise).
Nikeratos.
Polyklet.
Pyromachos.
Mykion.
Deinomenes.
Eukleides.
Polygnotos.
Mykon.
Agathanor,
Antiphanes,
Jaseo,
Mynnion,
Phyromachos,
Prarias,
Sostos,
} Namen von Bildhauern, die nach einer Inschrift an den Friesbildern des Erechtheums arbeiteten.

2. Polyklet, der Argiver, Phidias' Zeitgenoß.

Schüler und Nachfolger Polyklet's:

Aleris.
Alypos.
Antiphanes und sein Schüler Kleon.
Aristandros.
Aristides.
Asopodoros.
Athenodoros.
Dameas.
Dino.
Kanachos.
Naukydes.
Patrokles und sein Schüler Dädales.
Periklotos.
Phryne.
Polyklet der jüngere.
Tisandros.

3. Andere Künstler dieser Periode aus dem Peloponnes.

Phradmon aus Argos.
Dorotheos.
Nikodamos aus Arkadien.
Apellas.
Damophon (um 360 v. Chr.) } aus
Pyrilampes } Messena.
Telephanes aus Phokis, in Thessalien thätig, Zeitgenosse des Myron und Polyklet.
Perilleos
Iurnes } um 416 v. Chr.
Menter

4. Thebanische Bildhauer dieser Periode und späterer Zeiten.

Hypatodoros.
Aristogeiton.
Andron.
Kaphisias.
Timon.
Kallistonikos
Theron.
Eubios.
Xenokrites.
Theodoros.
Onasimenes, wahrscheinlich Zeitgenoß des Praxiteles.
Aristoneidas.
Alkon.
Boithos.

IV. Die griechiſche Kunſt in der Periode des Skopas, Praxiteles und Euphranor (von 400 bis 336 v. Chr.).

1. Skopas reicht bis circa 349 v. Chr.

Genoſſen des Skopas:

Pythis.
Timotheos.
Bryaxis.
Leochares.
Sthennis.

2. Praxiteles von 400 bis 330.

Schüler des Praxiteles und andere atheniſche Künſtler dieſer Periode.

Kephiſodotos, } Söhne des Praxiteles.
Timarchides. }
Parylos.
Silanion.
Jeuriates.
Apollodoros.
Polykrates.
Kallias.
Polyeuktos.
Thymilos.
Lykios.
Teleſias.
Grekeſios.
Strabax.
Polymneſtos.
Kenchramis.
Nikomachos.
Demetrios.

3. Euphranor von 376 bis 336.

V. Künſtler aus der Zeit Alexander's des Großen (338 bis 300).

1. Lyſippus und die Schule von Sikyon.

Schüler Lyſipp's.

Lyſiſtratos, Bruder } des Lyſippus.
Daippos, } Söhne
Bôtas, }
Tiſikrates.
Phanis.
Eutychides.
Xenokrates (ſenne »Tyche« und »zwei Panther« in Kopien erhalten).
Kantharos.
Chares.

2. Untergeordnete Künſtler aus dem Peloponnes in dieſer und der folgenden Zeit.

Dâtondas.
Menächmos.
Olympos.
Theodoros.
Phileas.
Jeuippos.
Xenophilos.
Straton.
Andreas.
Eunochares.
Ariſtoteles.

3. Andere Künstler dieser Periode.

Aetion und Therimachos, Erzbildner um 349.

Euphron, Eukles, Sostratos, Ion } um 320.

Chäreas (machte eine Erzstatue Alexander's und Philipp's).

Philen (machte eine Erzstatue des Hephästion).

Aristedemos, unter König Seleukos (Schöpfer des Aesop der Villa Albani).

Thrasyn (die reliefartig componirte Statue der Penelope im Vatikan ist nach seiner Gruppe: Penelope, Eurykleia und Odysseus).

Menestratos. **Amphistratos.**
Menter. **Hippias.**
Asklepiodoros. **Kteslikles.**
Gryllion. **Pandrites.**

VI. Die Kunst zur Zeit der Diadochen (von 300 bis 156).

1. Die Künstler von Pergamon.

Isigonos, Antigonos, Stratonikos, Phyromachos. } Schlachten des Attalos gegen die Kelten: »der sterbende Fechter«; die »Barbarengruppe« in Villa Ludovisi.

2. Die Künstler von Rhodos.

Orbelion (Statue des Sext Pompejus im Louvre).
Philistos (die Vatikan. Musen).
Ghares.
Pretes.
Limocharis.
Pythokritos.
Epicharmos, der Vater.
» der Sohn.
Phyles.
Mnasitheos.
Telesias.
Apollonios } aus Tralles, die Meister
Tauriskos } des Torso Farnese.
Aristonikos.
Mnasitimos.
Alkon.
Peithanthes.
Antragoras.
Gurgiadas.
Simos, Sohn des Themistokrates aus Salamis.
Protogenes.
Hermeskes.

In die römische Kaiserzeit unter Titus gehören die rhodischen Meister:

Agesander, Polydoros, Athenodoros, } die Meister des Laokoon.

3. Andere Künstler dieser Periode.

Boëthos (Knabe mit der Gans) aus Chalkedon in Bithynien.
Menedetos.
Diodetes.
Getien.
Aegina (um 210).
Mikon (um 200).
Gemphos.
Aristodetes.

4. Künstler, deren Namen nur aus Inschriften bekannt sind

Apollodoros.
Damokrates.
Makedon.
Machatas.

5. Künstler dieser Periode, welche wir als Verfertiger olympischer Siegerstatuen und anderer Weihekunstwerke kennen.

Diennylles aus Milet.
Lykios aus Makedonien.
Semis aus Antros.
Theomneles } aus Sardes.
Diennyles }
Hermogenes von Kythera.
Musos.
Thylakos.
Onatheos.
Kisageras.
Leobotheme.
Menippos.
Herakleides aus Pholäa.
Aeschines.
Hermokreon.
Jädetes.

6. Als Künstler von hoher Meisterschaft, die aber wegen unglücklicher Verhältnisse unberühmt geblieben seien, nennt Vitruv folgende Meister, die er mit Myron, Polyklet, Phidias und Lysippus zusammenstellt.

Hellas von Athen.
Chion von Korinth.
Myagres von Pholäa.
Pharax aus Ephesus.
Bedas aus Byzantion.

7. Nachtrag von Künstlern, deren Namen und Arbeiten wir bloß aus Plinius kennen, die aber sämmtlich der Epoche von Lysippus bis auf die Zeit des Cäsar und Augustus anzugehören scheinen. Zunächst

a. Die Erzbildner.

Naukeros.
Aristeas.
Kallites.
Ktesias.
Xantharos.
Diodoros.
Deliades.
Euphorion.
Gunikos und Hekataeos.
Leobeckes.
Proderos.
Pythokritos.
Stratonikos.
Stymnos.

Antrekules.
Aselepiederes. } bekannt durch ihre
Alenas. } Frauenstatuen.
Antimaches.
Kerie, stellte Schauspieler der Komödien und Athleten dar.
Chalkosthenes.
Dairphron, } bekannt durch ihre Phi-
Demen. } losophenstatuen.
Grigenes, } Genrebildner.
Gubules, }
Menegetes (Bierzespanne).
Baten.
Glaucides.
Helieder, berühmt durch eine lascive Gruppe des Pan und Olympos.
Hilanes.
Leophen.
Polyides.
Potheskrites.
Pellis.
Pesitonies, der Epheser.
Symenes.
Time, der Aegypter.
Tisias.
Euderes.
Posis.

b. Bildner in Marmor.

Heniochos.
Polycharmes (badende Venus).
Pytias.
Derkylides.

VII. Griechische Kunst in Italien (von 755 bis 156 v. Chr.).

1. Altitalische Künstler.

Gucheir.
Dieres.
Gugrammes.
Vulcanius von Veji.
Mammius.
Damophiles und Gorgasos.
Gai. Orius, lebend um 250 v. Chr.
G. Pomponius.
G. Aurius.
Galenus Caneiejus.

VIII. Restauration der griechischen Bildkunst in Rom und Italien (155 bis 30 v. Chr.).

1. Künstler, welche der Restaurationsperiode der griechischen Bildkunst in Rom angehören.

Antäos }
Kallirenes }
Potheles } um v. J. 152.
Potheas }
Kallistratos }
Timarchides.
Polyktes, } Söhne und Schüler des
Dionysios, } Timarchides.
Timokles, } Söhne und Schüler
Timarchides jun. } des Polyktes.

2. Athenische Künstler in Rom und Italien nach dem Beginne der Restauration.

Apellonios, Nestor's Sohn (s. Torso).
Apellonios, Sohn des Archias.

Apollonies (von unbekannter Herkunft).
Kleomenes, Sohn des Apollodoros (Medic. Venus).
Kleomenes, Sohn des Kleomenes (der sogen. »Germanikus«).
Kleomenes (der Künſtler der »Theſpiaden«).
C. Avianius Evander, Zeitgenoſſe des Cicero.
Diogenes, Zeitgenoſſe des Agrippa (Karyatiden).
Glykon (Herkules Farneſe).
Antiochos.
Kriton.
Nikolaos.
Salpion (Taufbecken von Gaza).
Soſikles.

3. Kleinaſiatiſche Künſtler in Italien nach dem Beginne der Reſtauration.

Agaſias, Sohn des Menophilos aus Ephesus.
Agaſias, Sohn des Doſithees aus Ephesus (Borgheſiſcher Fechter).
Herakleides, Arneios } aus der Familie und Schule des Agaſias.
Archelaos, Sohn des Apollonius von Priene (Künſtler der »Apotheoſe« Homer's im brit. Muſeum).
Ariſteas, Papias } aus Aphrodiſias in Kleinaſien (Centauren aus ſchwarzem Marmor im Kapitol. Muſeum).
Jenon, Sohn des Attinas.
Menekrates.
Atticianus.
Eutyches.
C. Julius Miletus.

4. Berühmte Künſtler von eigenthümlicher Richtung im letzten Jahrhundert vor Chriſto zu Rom bis auf Nero (80 v. Chr. bis 60 n. Chr.).

Paſiteles.
Stephanes.
Menelaos.
Arkeſilaos.
Coponius.
Decius.
Jeneborus.

6. Atheniſche Künſtler, welche um dieſe Zeit in Griechenland lebten.

Eubulides.
Eucheir
Eubulides jun.
Herbäſien, Sohn eines Myron (nicht des berühmten).
Herbäſien, Sohn des Demophiles.
Aramas und ſeine Söhne Dionyſodoros, Moſchion und Aramas.
Leochares der Jüngere.
Kephiſodoros.
Serapion.
Menedoros.
Phärros.
Eutychides.
Artemon.

VIII. Künstler der Kaiserzeit von Titus bis zu den Antoninen (70 bis 160 n. Chr.).

Agesander, Polydorus, Athenodorus. } die Künstler des Laokoon aus Rhodus.
Menerhantes (Venus in Troas).
Aulus Pantulejus, Xenerhantus } unter Hadrian.
Zenas.
Ammonios, Phitias. } Söhne eines Phitias.

Berichtigungen.

Th. I., S. 90, Zeile 20 ff. sind die Worte: »von Fellows neuerdings« — zu streichen; und statt: »zu London« zu lesen: noch daselbst.

Ebendaselbst Z. 22 ist die Bezeichnung der dort erwähnten Skulpturen als »Lycische«, eine Verwechselung und zu tilgen. — Ueber die Lycischen Skulpturen von der alten Stadt Xanthos in Lycien, und den Theil derselben, welcher sich zu London im Nationalmuseum befindet, findet man die nöthigen Nachweisungen in Otfried Müller's Handbuch der Archäologie der Kunst. 3. Ausg. S. 70—72.

Ebendaselbst S. 202. Die Nachricht über den Untergang des mit einem Theile des Elgin'schen Raubes beladenen Schiffes ist nicht ganz richtig. Ein wohlwollender Leser des Torso schreibt mir darüber: »Nach dem Berichte des Sir H. Ellis in seiner Schrift: The Elgin and Phigaleian Marbles. London 1846 p. 7, waren durch Lord Elgin drei Schiffe von Athen abgesendet, darunter zwei mit Kunstwerken beladen. Eins der letzteren, der »Mentor«, scheiterte. Aber durch Taucher von den Inseln Kos und Kalymna wurden sämmtliche Kunstwerke wieder heraufgebracht. Die Kosten betrugen 5000 Pfd. Sterling.«

Ebendaselbst S. 222, Z. 8 von unten. Statt »Iliffos« ist zu setzen: sogen. Theseus.

Herodian's

Geſchichte des römiſchen Kaiſerthums

ſeit Marc Aurel.

Deutſch

von

Adolf Stahr.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Die Regierung und das Ende des Commodus.

Kap. 1. Der Verfaſſer erklärt ſich über Grundſätze und Plan ſeines Geſchichtswerks.
Kap. 2—4. Die letzten Tage des Kaiſer Marc Aurel.
Kap. 5—7. Regierungsantritt des Commodus. Seine Entfernung von den Räthen ſeines Vaters. Er gibt den Markomanniſchen Krieg auf und geht nach Rom zurück.
Kap. 8. Erhebung des Perennis zum Chef der Leibgarden und deſſen grauſame Verwaltung. Commodus Blutdurſt wird durch einen gegen ihn gemachten Mordverſuch gereizt.
Kap. 9. Sturz und Hinrichtung des Perennis und ſeiner Söhne.
Kap. 10. Das Komplott des Räuberchefs Maternus.
Kap. 11. Epiſode über den Kult der Peſſinuntiſchen Göttin (Cybele).
Kap. 12. Peſt in Rom. Cleander der neue Vezier des Commodus erregt durch ſeine Habſucht eine Revolution in Rom.
Kap. 13. Ausgang derſelben. Cleander's Sturz und Hinrichtung.
Kap. 14—17. Commodus ſinkt von Stufe zu Stufe, und fällt endlich durch eine Verſchwörung ſeiner Geliebten Marcia und ſeiner Miniſter Lätus und Eklektus.

Zweites Buch.

Pertinax, Julianus, Severus.

Kap. 1. Pertinax nimmt mit Widerſtreben den Purpur an.
Kap. 2. Das Volk zwingt die Garden ihm zu huldigen.
Kap. 3. Seine Antrittsrede im Senat.
Kap. 4. Seine Reformbeſtrebungen für Ackerbau, Finanzwirthſchaft, Rechtspflege und Militärdisciplin.
Kap. 5. Seine Ermordung durch die Prätorianer.
Kap. 6. Beſtürzung des Volks und Senats. Feilbietung des Throns durch die Prätorianer. Julianus erſteht denſelben.
Kap. 7. Er kann den Soldaten ſeine Verſprechungen nicht halten, fällt beim Volke durch ſeine träge Schwelgerei in Verachtung.
Kap. 8. Niger Statthalter von Syrien wird dort zum Kaiſer ausgerufen.
Kap. 9—10. Während er aber unthätig in Antiopia ſchwelgt, wird Sept. Severus, der Statthalter in Illyrien, von ſeinen Legionen zum Kaiſer ausgerufen, und marſchirt gegen Julianus und die Prätorianer in Rom.
Kap. 11. Julians feige Beſtürzung und Rathloſigkeit.
Kap. 12. Severus überrumpelt Rom, wird vom Senat anerkannt, und läßt den Julian ermorden.
Kap. 13. Entwaffnung und Auflöſung des Prätorianerkorps in Rom.
Kap. 14. Vorbereitungen zum Feldzuge gegen Niger.
Kap. 15. Um die ehrgeizigen Abſichten des Albinus, Statthalters von Britannien, für ſich unſchädlich zu machen, erklärt ihn Severus zu ſeinem Mitregenten und tritt ſofort ſeinen Zug in den Orient gegen Niger an.

Drittes Buch.

Regierung des Sept. Severus.

Kap. 1—2. Eröffnung des Feldzugs. Nigers Gegenrüſtungen. Beſetzung der Tauruspäſſe. Militäriſche Operationen des Severus. Nigers Unfälle.
Kap. 3. Severus paſſirt mit Hülfe eines Naturereigniſſes den Taurus.
Kap. 4. Niger wird bei Iſſus geſchlagen, auf der Flucht getödtet, ſeine Anhänger grauſam beſtraft.

Fünftes Buch.

Macrinus und Elagabalus.

Kap. 1—2. Schilderung des Macrinus und seines Verhaltens in Antiochia, wo er residirt. Er vernachlässigt das Heer.
Kap. 2. Mäsa Caracalla's Mutterschwester stellt den Sohn ihrer Tochter Soämis, Bassianus (Elägabalus) dem Heere als Sohn des Caracalla und rechtmäßigen Thronerben vor.
Kap. 3—4. Abfall des Heeres von Macrinus, der auf der Flucht erschlagen wird. Antoninus (Elägabalus) besteigt den Thron.
Kap. 5—6. Antoninus Elägabalus, des Priesterkaisers, lüderliches Regiment in Asien und Rom.
Kap. 7. Seine Eifersucht gegen seinen von ihm adoptirten Vetter Alexander. Seine wahnsinnige Grausamkeit.
Kap. 8. Sturz und Ermordung desselben.

Sechstes Buch.

Regierung des Alexander Severus.

Kap. 1. Charakteristik des jungen Kaisers und seiner Großmutter und Mutter. Böser Einfluß der ersteren.
Kap. 2. Schilderhebung des Artaxerxes von Persien zur Wiederherstellung des Persischen Reichs innerhalb der alten Gränzen desselben.
Kap. 3. Einfall des Artaxerxes in das römische Gebiet.
Kap. 4. Alexander's Feldzug gegen ihn nach vergeblichen Friedensunterhandlungen. — Unglücklicher Ausgang desselben, durch falsche strategische Maßregeln des Alexander.
Kap. 5—6. Rückzug nach Antiochia. Waffenruhe.
Kap. 7. Einbruch deutscher Völker über Rhein und Donau in das Reichsgebiet. — Alexander zieht gegen sie. — Schiffbrücke über den Rhein geschlagen. — Erfolglosigkeit der kriegerischen Operationen. — Unterhandlungen zur Erkaufung des Friedens.
Kap. 8—9. Murren der Truppen über des Kaisers Unfähigkeit und Unthätigkeit. — Meuterei der Illyrischen Truppen. Ihr Anführer Maximinus zum Kaiser ausgerufen, läßt den Alexander und die Seinen ermorden.

Siebentes Buch.

Maximinus und seine Gegenkaiser.

Kap. 1. Charakteristik und erste Regierungshandlungen des „Barbaren" Maximinus.
Kap. 2. Seine Kriegsthaten und Feldzüge.
Kap. 3. Seine Grausamkeit und Habsucht machen seine Herrschaft allverhaßt.
Kap. 4—5. Beginn des Aufstandes gegen ihn in Afrika, wo der Statthalter Gordianus I. zum Kaiser ausgerufen wird.
Kap. 6—7. Aufruhr gegen Maximinus Regiment in Rom.
Kap. 8. Maximinus bricht auf von der Donau und zieht gegen Italien.
Kap. 9. Gegenrevolution in Afrika zu Gunsten des Maximinus durch Capellianus. Tod des Kaiser Gordianus I. und seines Sohnes Gordianus II.
Kap. 10. Der römische Senat wählt die Senatoren Maximus und Balbinus zu Kaisern. Das Volk widersetzt sich der Wahl, und zwingt sie, den unmündigen Enkel Gordian's I. (den spätern Gordianus III.), zum Cäsar zu machen.
Kap. 11. Furchtbarer Bürgerkrieg in Rom zwischen Prätorianern und Volk. Ein Theil Roms geht in Flammen auf.
Kap. 12. Kaiser Maximus zieht gegen den vom Senat abgesetzten Maximinus.

Achtes Buch.

Maximin's Untergang und seiner Gegenkaiser Ende.

Kap. 1. Maximinus Heeresmacht und Anstalten auf dem Zuge gegen Italien. Er findet die erste Italische Stadt, Hema, verlassen und die Alpenpässe unbesetzt.
Kap. 2. Seine Vortruppen rücken vor Aquileja, das die Thore schließt, und berennen es vergebens. — Beschreibung der Stadt, in welcher Crispinus die Vertheidigung leitet.
Kap. 3. Maximinus versucht vergebens die Stadt zu friedlicher Uebergabe zu bewegen.

Kap. 4. Er überschreitet mit seinem Heere unter den größten Schwierigkeiten auf einer improvisirten Schiffbrücke den Isonzofluß, verwüstet barbarisch die lachenden Umgebungen und Felder der Stadt, und beginnt die Belagerung. — Heldenmüthige Vertheidigung der Einwohner.

Kap. 5. Das Murren seines Heeres, das an allem Mangel leidet, wird zur Meuterei, und ein Theil der früher bei Rom stationirten Truppen ermordet den Maximinus und seinen Sohn.

Kap. 6. Jubel in Rom bei der Ueberbringung von dem Kopfe des ermordeten Tyrannen.

Kap. 7. Einzug des Maximus in Aquileja, und feierlicher Empfang desselben bei seiner Rückkehr in Rom.

Kap. 8. Die Prätorianerverschwörung gegen die beiden „Senatskaiser". Sie endet mit deren Ermordung; worauf der dreizehnjährige Gordianus III. zum Kaiser ausgerufen wird.

Einleitung.

Ueber Herodian und sein Werk.

Herodian gehört zu der nicht geringen Zahl alter Schriftsteller, deren Lebensbeschreibung ein neuerer Biograph mit dem Geständniß beginnen muß: daß wir davon eigentlich so gut wie nichts wissen.

Für das Wenige, was sich über seine Lebensverhältnisse herausbringen läßt, ist sein Geschichtswerk überdieß die einzige Quelle. Und diese Quelle hat der große Friedrich August Wolf in seiner vortrefflichen Vorrede zu dem von ihm durchgesehenen Textabdrucke, den ich neben der Bekker'schen Ausgabe meiner Uebersetzung zu Grunde gelegt habe, so vollständig ausgebeutet, daß kaum noch eine geringe Nachlese übrig bleibt.

Daß uns weder Geburts- noch Todesjahr Herodian's ausdrücklich überliefert sind, daran ist freilich weniger gelegen, denn dieser Mangel läßt sich, wie wir bald sehen werden, ersetzen. Viel unangenehmer ist es dagegen, daß uns sogar sein Vaterland und Geburtsort und alle seine sonstigen Lebensverhältnisse und literarischen Arbeiten so

gut wie völlig unbekannt sind. Denn was er selbst darüber mittheilt ist mehr als unzureichend. Er legt nämlich in der seinem Werke vorausgeschickten Einleitung Nachdruck auf den Umstand: daß er nicht die Geschichte fernentlegener alter Zeiten, sondern die Geschichte seiner Zeit schreibe, daß also viele lebende Zeitgenossen im Falle seien ihn kritisiren zu können. Die Regierungsgeschichte Kaiser Marc Aurel's fand er, wie er sie hinzufügt, von vielen gelehrten Männern ausführlich beschrieben. Die merkwürdige Zeit aber der sechzig Jahre nach Marc Aurel, welche er selbst mit Bewußtsein durchlebte, schien ihm keineswegs genau und ausführlich dargestellt zu sein; und dies bewog ihn zu dem Entschlusse, die Geschichte der Kaiser nach Marc Aurel bis auf den dritten Gordian zu schreiben, und zwar so, „wie er sie als Augen- und Ohrenzeuge, und zum Theil selbst als Mitwirkender in seiner Lebensstellung als städtischer, sowie als kaiserlicher Beamter [1]), während eines langen Lebens erlebt habe."

Wir haben es also nach seiner eigenen Versicherung mit einem historischen Schriftsteller zu thun, der nicht bloßer Stubengelehrter oder auch nur überhaupt Schriftsteller von Fach, sondern ein Mann war, der verschiedene öffentliche Aemter und kaiserliche Beamtenstellen bekleidet hat, und zwar solche, die ihm seiner Meinung nach ein gewisses Recht geben, seine durch solche Stellungen gewonnene Einsicht in den Hergang vieler wichtigen Zeitereignisse geltend zu machen. Freilich erfahren wir nicht, welche Aemter, an welchen Orten und unter welchen Kaisern er verwaltet habe. Doch glaube ich annehmen zu dürfen, daß er vorzugsweise unter Alexander Severus in Staatsdiensten thätig gewesen ist. Daß er von Rang und Würde seiner Lebensstellung nicht, wie Diocassius, als dessen Fortsetzer er mit seinem

---

[1]) Er scheidet Beides ausdrücklich durch die Worte: ἐν βασιλικαῖς τῇ δημοσίαις I, 2 z. E.

Geschichtswerke gelten kann, viel Aufhebens macht, beweist nicht, daß die Aemter, welche er bekleidete, völlig unbedeutend waren. Denn Herodian ist zu ehrlich und wahrheitsliebend, um einen Zweifel an seiner ausdrücklichen Versicherung zu gestatten, daß gerade jene seine verschiedenen öffentlichen Dienststellungen den Einblick in das Getriebe der Begebenheiten seiner Zeit wesentlich gefördert hätten.

Das Geburtsjahr unsers Historikers fällt etwa in die Mitte der neunzehnjährigen Regierung Kaiser Marc Aurel's (161—180 nach Chr.), den er immer nur schlechtweg Marcus nennt. Dies Resultat gewinnen wir aus folgender Betrachtung. Er selbst sagt, daß der Zeitraum, welchen er schildern will, also die Regierungen der Kaiser vom Tode Marc Aurel's bis auf den dritten Gordian, sechzig Jahre umfasse [1]). Diese Angabe trifft ziemlich genau mit unserer Chronologie zusammen, die vom Tode des Kaiser Marc Aurel bis zum Regierungsantritt Gordians etwa 59 Jahre zählt. Da er nun wiederholt versichert: daß er diese sechzigjährige Kaisergeschichte nur schreiben wolle, „weil er sie selbst erlebt habe", so können, ja müssen wir annehmen, daß er bei dem Tode Kaiser Marc Aurel's mindestens zehn Jahre alt, und daß er mithin, als er sein Werk begann, ein Greis von mindestens siebzig Jahren war. Denn nur ein solcher kann von sich behaupten, daß er einen Zeitraum von sechzig Jahren mit Bewußtsein durchlebt habe. Für dieses Lebensalter von siebzig Jahren, in welchem er sein Werk begann, spricht auch noch ein anderer Umstand, welcher genauer betrachtet, zugleich eine bisher von allen Herausgebern und Uebersetzern verworfene Lesart als richtig erscheinen läßt. Am Ende des zweiten Buches nämlich entschuldigt Herodian seine Kürze in Bezug auf gewisse Parthien der Geschichte von Severus Feldzuge gegen Niger, damit, daß dieser Feldzug bereits viele spezielle Darsteller

---

1) I, 1.

in Prosa und Versen gefunden habe, und daß überhaupt eine solche Ausführlichkeit nicht zu seiner Aufgabe gehöre, die sich darauf beschränke, „die Regierungsgeschichte und Thaten vieler Kaiser, so viel er deren selbst in siebzig Jahren kennen gelernt habe, übersichtlich zu beschreiben". Man hielt bisher allgemein diese „siebzig" Jahre für einen Schreib- oder Flüchtigkeitsfehler unsres Schriftstellers, und korrigirte sie im Rückblick auf seine eigene Angabe zu Anfange des ersten Buchs (I, 1.), in „sechzig". Mit Unrecht! Vielmehr nennt Herodian hier nur seine eigene wirkliche Lebenszeit, in welche die von ihm behandelten Kaiserregierungen fallen. Diese Erklärung scheint mir natürlicher und gerechter, als die Annahme eines Flüchtigkeitsfehlers für eine Zeitangabe, über welche sich auch der flüchtigste Schriftsteller kaum irren kann, wenn er überhaupt bei gesundem Verstande ist.

Wenn also Herodian, wie wir sehen, erst nach dem Regierungsantritt des minderjährigen Gordianus III., also etwa im Jahre 239 unserer Zeitrechnung, sein Geschichtswerk begann, so dürfen wir als sein Geburtsjahr das Jahr 169 v. Chr. annehmen. Unter Commodus war er ein junger Mensch, daher die Ausführlichkeit, mit der er in der Erinnerung an seine Jugendeindrücke — denn er befand sich damals aller Wahrscheinlichkeit nach in Rom — des Kaisers fabelhafte Jagdkunststücke und anderweitige Schaustellungen beschreibt. Die Regierung des dritten Gordian's hat er schwerlich überlebt, und jedenfalls die Zeiten des Decius und Gallienus nicht mehr gesehen [1]).

Von Herkunft war er ein Grieche, deren damals eine ungeheure Masse in Rom lebten, zumal Gelehrte, Literaten und Schriftsteller aller Art, welche besonders durch die literarischen Neigungen des selbst schriftstellernden und philosophirenden [2]) Kaisers Marc Aurel nach Rom gelockt worden

[1]) Man vgl. F. A. Wolf p. XXXI ff.
[2]) Herodian I, 2.

waren. Unter diesen letzteren befand sich auch der berühmte Grammatiker Herodianus, der des Kaisers besondere Gunst gewann, das römische Bürgerrecht und den römischen Geschlechtsnamen Aelius von demselben erhielt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser ausgezeichnete Gelehrte zu der Zahl derjenigen Männer von wissenschaftlicher Bedeutung gehörte, welche Kaiser Marcus mit der Bildung und dem Unterrichte seines Sohnes und Nachfolgers Commodus betraute. Herodian selbst erzählt uns (I, 2.), daß der Kaiser „aus allen Provinzen des Reichs die ausgezeichnetsten Gelehrten unter glänzenden Bedingungen nach Rom berief, um durch deren beständigen Umgang seinen Sohn auszubilden. Und es ist keine allzugewagte Vermuthung, wenn ich in dem Historiker Herodian, der beim Tode Marc Aurel's ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren und in Rom anwesend war, der ferner auf die Regierungszeit dieses Kaisers, als auf die goldene Zeit für Bildung und Literatur zurückblickt, und die Neigung und Liebe desselben für Literatur und Wissenschaft und die Hochachtung für deren Träger so dankbar hervorhebt, den Sohn jenes berühmten gleichnamigen Gelehrten erblicke, der sich ohne Zweifel gleichfalls unter der Zahl jener Berufenen befand. Dieser ältere Herodianus, ein Sohn des berühmten Alexandrinischen Grammatikers Apollonius Dyskolus, war zu Alexandria geboren und gebildet, und wahrscheinlich ist Alexandria auch als die Geburtsstadt unsres Historikers zu betrachten. Und wenn gleich er sie sehr jung mit Rom vertauschte, so glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß er später, vielleicht schon bald nach Commodus Tode, wieder dorthin zurückgekehrt und daß Alexandria die Stadt gewesen ist, in welcher er als städtischer und kaiserlicher Beamter später thätig war. Dafür spricht seine Vorliebe für diese Stadt, die er unter allen Städten der Welt „die zweite nach Rom“ nennt [1]) an

[1]) Herod. VII, 6. S. 193.

Größe, Reichthum und Zahl der Einwohner, wie sie denn auch bei der projektirten Theilung des Reichs unter die beiden Söhne des Kaisers Septimius Severus der Kaiser Geta zu seiner Residenz ausersehen hatte. Dafür spricht ferner seine intime Kenntniß des von ihm gezeichneten Charakters der Alexandriner; und wer die hierher gehörigen Stellen im achten und neunten Kapitel des vierten Buchs und die ebendaselbst gegebene genaue Schilderung des grausen Trauerspiels, das der blutige Schlächter Caracalla in jener Stadt aufführte, mit Aufmerksamkeit liest, dem wird sich unwillkürlich die Vermuthung aufdrängen, daß hier der Autor als vieljähriger Beobachter des Volkscharakters und als Augenzeuge der durch dessen Aeußerungen veranlaßten blutigen Katastrophe zu sprechen scheint. Daneben ist es nicht unmöglich, daß er gegen das Ende seines Lebens noch einmal wieder nach Rom zurückgekehrt ist. Wenigstens scheint er die im achten Buche (Kap. 6 z. E.) geschilderten Scenen als Augenzeuge erlebt zu haben.

Das ist Alles, was wir von dem Leben und den persönlichen Verhältnissen des Autors wissen oder vermuthen können. Und damit stimmt denn auch überein, was sich aus der aufmerksamen Lesung seines Werks ergibt: daß er dasselbe nicht für Römer und Abendländer, sondern für seine Landsleute, für Griechen und Morgenländer verfaßte. Wenigstens nimmt er auf diese vorzugsweise Rücksicht bei Allem, was er von römischen und italischen Zuständen und Dingen berichtet. Dahin gehört z. B. seine ausführliche Erzählung von dem Dienste der Pessinuntischen Göttin zu Rom, — eine Ausführlichkeit die er ausdrücklich mit der Bemerkung motivirt: „daß darüber bei gar vielen Griechen Unkenntniß herrsche [1]) und daß er also auf den Dank vieler seiner Leser rechnen dürfe, wenn er dieser Unkenntniß zu Hülfe komme." — Da-

[1]) Herod. I, 11. S. 23.

hin gehört es ferner, wenn er an einer andern Stelle bei Gelegenheit der Erwähnung des „Forums“ zu Rom bemerkt: „es sei dies der Platz, wo zur Zeit der Republik das Volk seine Versammlungen gehalten habe“ [1]). Oder wenn er ein andermal die Benennung des Kapitolinischen Jupitertempels durch den Zusatz erklärt, „derselbe liege auf der Stadtburg (Akropolis) von Rom“ [2]), und wenn er im dritten Kapitel des achten Buchs [3]), bei Gelegenheit einer durch Haruspizes angestellten Opferschau, seinen Lesern die Bemerkung nicht vorenthalten zu dürfen glaubt: „daß die Italioten großes Vertrauen auf die Eingeweideschauer und ihre aus der Betrachtung der innern Theile der Opferthiere geschöpften Weissagungen setzten“. Dergleichen konnte nur ein Autor schreiben, der vorzugsweise sein Alexandrinisches oder doch überhaupt ein griechisches Publikum des Orients vor Augen hatte. Und so ist es in der That. Seine Leser sind Leute, die kein Frostklima kennen, die von Schnee und Eis keine Vorstellung haben, und für welche festgefrorene Flüsse geradezu in das Gebiet der Fabeln und Wunder gehörten, weshalb er denn auch das Zufrieren des Rheins und der Donau und die Natur des Eises selbst seinen Lesern gerade so beschreibt, wie man Beides einem Menschen deutlich zu machen sucht, welcher dergleichen nie gesehn oder auch nur davon gehört hat [4]). Diese genaue Schilderung und namentlich das Bestreben des Verfassers, seinen Lesern glaublich zu machen, daß Wasser durch Kälte fest werde, sich in Stücke hauen und wie Steine ohne Gefäß wegtragen lasse, mußte jedem Italischen und römischen Leser lächerlich vorkommen, da ein solcher sogut wie Horaz zur Winterszeit „den Soratte mit tiefem Schnee bedeckt sah“, die „schneebelaste-

[1]) Herod. II, 9. S. 82.
[2]) Herod. VII, 10. S. 202.
[3]) VIII, 3. S. 213.
[4]) Herod. VI, 7. S. 174–175.

ten Wälder unter ihrer Laſt ſtöhnen hörte“, und die fließenden Waſſer zu Eis erſtarrt erblickte [1]). In allen dieſen Dingen verräth ſich bei Herodian der geborne Orientale, der Bewohner des fernen gräziſirten Südens, der zwar zeitweilig in Rom gelebt hat und der daher auch ſeine durch ſolchen Aufenthalt erworbene Kenntniß der großen Welthauptſtadt und des abendländiſchen Lebens, ſo wenig dieſelbe auch zu bedeuten haben mag, gern anbringt [2]), der aber doch weſentlich ſelbſt dem Oriente angehört und in ihm zu Hauſe iſt.

Herodian war ein Greis, als er den Schreibgriffel zur Hand nahm, um die Geſchichte der fünfzehn bis ſechzehn Kaiſer zu ſchreiben, die er während ſeines langen Lebens hatte auf den blutbedeckten Thron des Römerreichs ſteigen und von demſelben hinabſtürzen ſehen. Er ſelbſt ſagt es uns, daß er ein Siebzigjähriger war, als er ſich entſchloß durch ſein Geſchichtswerk einem Bedürfniß der Literatur, wie man das heutzutage nennen würde, abzuhelfen. Aber auch wenn er nicht ſelbſt es uns geſagt hätte, würden wir es doch aus ſeinem Werke ſelbſt herausleſen können, daß der Verfaſſer ein alter Mann geweſen ſein muß. Wir würden es ſchließen können aus einer gewiſſen breiten Redſeligkeit der Sprache und des Ausdrucks, die ſich häufig in breitſpurigen Wiederholungen ein und derſelben Sache, ja ſelbſt in einzelnen Phraſen, kund gibt [3]), während der Autor wiederum anderes vergißt, wovon er zu handeln ausdrücklich verſprochen hatte [4]). Aber auch viele ſeiner guten Eigenſchaften als Hiſtoriker hängen mit dieſem vorgerückten Alter zuſammen; und hier iſt es wohl am Orte, dieſe letzteren um ſo mehr hervorzuheben, als dieſelben, wie wir

[1]) Man ſ. die Anmerkung zu VI, 7. S. 175.
[2]) Z. B. I, 10. I, 16. IV, 2. VII, 12.
[3]) Man vergl. z. B. I, 14. S. 29.
[4]) IV, 14. V, 3.

weiterhin zeigen werden, allerdings durch sehr viele Schwächen stark in Schatten gestellt werden.

Herodian ist zunächst eine durchaus ehrliche und wahrheitliebende Natur. Man kann bei ihm immer sicher sein, daß er überall nur das sagt und erzählt, was er aus Ueberzeugung für das Wahre und Richtige hält, und daß er die Wahrheit sagt, soweit er im Stande war sie zu wissen. Er betont dies sein Streben nach Wahrheit und Unparteilichkeit gegenüber der von Haß und Schmeichelei gefärbten rhetorischen Tendenzschriftstellerei seiner Zeit, selbst mehrmal ausdrücklich[1]), und es ist von keinem Zeugen alter und neuerer Zeit etwas Stichhaltiges dagegen vorgebracht worden. Denn die Beschuldigung des Capitolinus, eines der späteren Historiker der Kaisergeschichte (der sogenannten Historia Augusta), daß er den Kaiser Maximinus zu sehr begünstigt und dagegen dessen milden und liebenswürdigen Vorgänger, Alexander Severus, zu scharf und hart beurtheilt habe, ist durchaus falsch und unbegründet. Schon Gibbon hat ihn dagegen ausreichend vertheidigt durch die Bemerkung, daß das Leben des Alexander Severus in der Historia Augusta das bloße Romanbild eines vollkommenen Fürsten und eine ungeschickte Nachahmung der Cyropädie sei. Die Darstellung seiner Regierung dagegen, wie Herodian sie gebe, sei vernünftig gemäßigt, und werde in einigen der gehässigsten Einzelnheiten von den entscheidenden Fragmenten des Dio Cassius unterstützt[2]). Nur bei dem jämmerlichen, ehrvergessenen Kaiser Didius Julianus hat er vielleicht die Farben etwas zu stark aufgetragen, was selbst daraus hervorgeht, daß die dramatische Ausführlichkeit, mit welcher er die Thronerhandlung mittelst Heroldausrufs und sich steigernden Angebots der meistbietenden Prätendenten gleichsam in Scene setzt, durch den Bericht gleichzeitiger Zeugen nicht bestätigt

[1]) So z. B. am Ende des II. Buches, S. 75.
[2]) Gibbon I, S. 265 Sporschill.

wird. Sonst aber behandelt er selbst den scheußlichen Elägabal noch mit einer gewissen Ruhe und Gelassenheit. Ueberhaupt zeigt er sich als einen Mann von milder Gemüthsart und mäßiger Empfindung. Die Ruhe, ja ein gewisses Behagen des Alters, das sich nahe am Ziel eines bewegten Lebens und nach den Erfahrungen einer furchtbaren Zeit voll entsetzlicher Gräuel und ungeheurer Revolutionen, über nichts mehr zur Leidenschaft aufregt, schwebt wohlthuend über seiner Darstellung. Er ist kein Mann von scharfem Verstande und tiefem Urtheil, aber er ist billig und gemessen in Lob und Tadel, und vor allen Dingen durchaus nicht abergläubisch in einer Zeit, wo wüster Aberglaube aller Art an der Tagesordnung war. In dieser Beziehung finden sich bei ihm Aussprüche und Bemerkungen, die auf eine nicht geringe Freiheit des Geistes schließen lassen. So bemerkt er z. B. bei Erwähnung der Vorzeichen künftiger Größe, durch welche sich der spätere Kaiser Septimius Severus auf seine Thronerhebung hingewiesen glaubte, und die er deßhalb selbst seinen Lebensdenkwürdigkeiten einverleibte [1]): „solche Vorzeichen und Orakelsprüche, aus denen man die Zukunft erkennen wolle, seien Dinge, die man alle gern für untrügerisch und wahr halte, *wenn es mit dem Erfolge glücklich gehe*“. Ganz ähnlich lautet sein Urtheil an einer andern Stelle über die psychologische Natur solchen Wunderglaubens [2]). Sein Lieblingsausdruck dagegen ist „*die göttliche Vorsehung*“, an deren Walten er festen Glauben hegt, wie er denn überhaupt hier und da geradezu in seinen religiösen Ansichten eine gewisse christliche Färbung zeigt [3]), und selbst die Bezeichnung der Gottheit als einer einzigen ihm nicht fremd ist. Seine sittlichen Hauptkategorien sind die der Verschuldung und der darauf folgenden gerechten Strafe; und die

[1]) II, 9. S. 61.
[2]) VIII, 3. S. 213.
[3]) II, 9 u. a. andern St.

Geſchichte, welche er ſchrieb, war freilich der Art, daß er dieſelben reichlich anzuwenden Gelegenheit hatte. In Beziehung auf religiöſe Freiheit, wie an Unparteilichkeit des Urtheils, ſteht er weit über Diocaſſius, der ſtets ſeine Parteinahme für den Senat, wie ſeinen kruden Aberglauben verräth. Herodian dagegen erſcheint als ein Mann, welcher Zeichen und Wunder immer nur aus dem Grunde anführt, weil die Menſchen ſeiner Zeit davon ſprachen und daran glaubten. Ueberhaupt aber lernt man aus ſeinem Buche weit eher, wie damals den Leuten zu Muthe war, und was und wie damals das Publikum über die Ereigniſſe dachte und urtheilte, als die eigene Anſicht des Schriftſtellers, und ob er eine ſolche ſich gebildet hatte. Er iſt nicht ohne ein gewiſſes kritiſches Gefühl, das in zweifelhaften Fällen nach einer ſicheren Ermittlung des Richtigen ſtrebt; aber er iſt, wie Sueton — der ihn freilich als kritiſcher Forſcher unendlich übertrifft — ohne alle und jede Kenntniß des menſchlichen Herzens und ohne alle Fähigkeit und Kraft der Charakteriſtik, ohne weiten Blick und tieferes Intereſſe für das Geſammtleben der Zeit. So iſt z. B. die Erzählung von Commodus' dreizehnjähriger Regierung von einer unglaublichen Oede, die reine Aufzählung aller verübten Handlungen eines liederlichen, bis zur Tollheit ausſchweifenden Menſchen. Der Schauplatz bleibt Rom und das römiſche Hofleben des Kaiſers; wie es in den Provinzen ausſah, oder was ſonſt noch neben Commodus' Jagden und Thierhetzen in der Welt paſſirte, von Geſetzgebung, Handel und Ackerbau, Kunſt und Induſtrie, Volksleben ꝛc., davon erfährt man gerade ſoviel, als ob alle dieſe Dinge überhaupt nicht in der Welt vorhanden wären. Daneben offenbart ſich die geiſtige Urtheilsſchwäche des Autors am ſtärkſten in ſeinem Schlußurtheile über Commodus, deſſen Schützenkunſt ihm wirklich imponirt [1]).

[1]) S. I, 17 zu Ende und daſelbſt die Anmerk.

Die Schwächen von Herodians Geschichtsdarstellung können wir nach Wolf etwa in folgenden Punkten zusammenfassen.

Zuvörderst finden wir nirgends eine Spur von archivalischem und publizistischem Quellenstudium; und hierin steht er nicht nur weit hinter einem Sueton, sondern selbst hinter manchen Schriftstellern der „Kaisergeschichte" zurück. Er zitirt ferner nicht nur kein einziges lateinisches Werk — obschon er hier und da zu verstehen gibt, daß er der lateinischen Sprache kundig war — sondern er führt auch nie und nirgends einen einzigen der zahlreichen griechischen und römischen Schriftsteller namentlich an, die vor ihm das Leben der Kaiser, deren Geschichte er schreibt, behandelt hatten, selbst nicht seinen unmittelbaren Vorgänger, Diocassius, während er doch von diesem letzteren in der Darstellung von Thatsachen, bei denen beide Augenzeuge gewesen waren, oft so wesentlich abweicht, daß man nicht weiß, wem man glauben soll. Eher ist es zu erklären, wenn wir bei Herodian, wie z. B. in seiner Regierungsgeschichte des Pertinax, Vollständigkeit der Darstellung und Erzählung vermissen[1]); denn diese Unvollständigkeit ist ein Mangel, der in wesentlichem Zusammenhange steht mit der ganzen Art und Weise, wie Herodian seine Aufgabe faßte.

Er wollte keine ausführlichen Annalen schreiben, die Wichtiges und minder Wichtiges ohne Unterschied umfassen sollten, sondern nur ein übersichtliches Gemälde der Hauptbegebenheiten aus dem Leben und der Regierungsgeschichte der einzelnen Kaiser entwerfen. Diese Beschränkung auf die Geschichte, d. h. auf die Lebensumstände und Thaten, auf die Glücks- und Mißgeschicke der Kaiser ist ein durchgehender Zug bei Herodian und kann die zahlreichen Auslassungen und Uebergehungen wichtiger

[1]) Wie sich das aus Gibbons Zusammenstellung der anderweitigen historischen Berichte ergibt.

und wesentlicher Dinge wenigstens erklären, wenn auch nicht rechtfertigen. Denn diese Auslassungen und Uebergehungen sind allerdings oft unverzeihlicher Art. So z. B. werden bei ihm Männer wie Papinian und Paullus, Ulpian und Modestinus, die größten Juristen jener Zeit und staatsmännischen Vertrauten von Kaisern, wie Septimius Severus u. a., nicht einmal genannt. Das ist nicht Neid und Absicht, sondern einfach Mangel an Einsicht in die Natur seiner Aufgabe und in die Bedeutung solcher Männer, vielleicht auch Vergeßlichkeit des Alters. Denselben Ursachen ist es gleichfalls zuzuschreiben, wenn er die wichtigsten Ereignisse, wie die Ertheilung des römischen Bürgerrechts an alle Reichsunterthanen durch die Kaiser Marc Aurel und Caracalla, die Christenverfolgungen, die Einfälle der Barbaren, die Veränderungen in den Hauptstaatsämtern, die neuen Finanzeinrichtungen und anderes mehr, mit Stillschweigen übergeht, während er uns dafür mit ausführlich dargestellten Verschwörungsgeschichten unterhält, und die Kaiser und Feldherren alle Augenblicke lange Reden von seiner Fabrik und Erfindung halten läßt, die man ihm sammt und sonders gern für eine einzige thatsächliche Notiz irgend welcher Art schenken möchte. Denn es sind ganz gewöhnliche frostige Schulübungen ohne allen individuellen Charakter und ohne alle Lokalfarbe der Wirklichkeit. Sachlich sind daher die Spartianus, Lampridius, Capitolinus und ihre Collegen, trotz ihres herzlich schlechten Stils und ihrer mitunter erbärmlichen Kritiklosigkeit, für uns viel wichtiger, als der ihnen stilistisch weit überlegene Grieche, weil sie uns einen größeren Reichthum interessanten Materials bieten.

Herodian läßt uns ferner in seiner Geschichtsdarstellung fast ohne alle chronologischen Anhaltpunkte irgend welcher Art. Nur bei dem Tode der Kaiser pflegt er zu bemerken, wie lange sie regiert haben; aber auch hier ist er nicht genau und zuverlässig, und gerade da, wo eine Zahlangabe höchst

nöthig war, läßt er ſie meiſtens fehlen [1]). Nicht beſſer wie mit ſeiner Chronologie iſt es mit ſeinen geographiſchen Kenntniſſen beſtellt. Er zeigt zwar hier und da eine gewiſſe Lokalkenntniß. Man merkt es ſeiner Schilderung der Umgebung von Aquileja an, daß er Oberitalien kannte, für deſſen ſchönheitsvolle Landkultur er Sinn und Gefühl zeigt (VIII, 4). Ebenſo ſah er mit eigenem Auge Byzanz nach deſſen Eroberung durch Sept. Severus, wie er das Schlachtfeld von Iſſus [2]) und den Paß des Taurusgebirges [3]) ſelbſt beſucht zu haben ſcheint. Aber er verwechſelt daneben Iſſus und Arbela, Meſopotamien mit Arabien [4]), wie er bei Iſſus die letzte Schlacht zwiſchen Alexander und Darius geſchlagen ſein läßt, und dieſe bekannteſte hiſtoriſche Thatſache ungeſchickt mit einem: „hier ſoll Alexander mit dem Darius die letzte und größte Schlacht geſchlagen haben“, anführt [5]), was allerdings im Munde eines Hiſtorikers ſehr wunderſam klingt. Mangel an Nachdenken und kritiſcher Ueberlegung iſt es endlich, wenn er der ſiebzigtägigen Regierung des Pertinax einen Einfluß auf die fernſten Barbarenvölker nachrühmt [6]), da doch zu einer ſolchen Wirkung eine ſo kurze Zeit unmöglich hinreichte.

Bei dem Allen iſt Herodian ein Schriftſteller, den man nicht ohne Intereſſe lieſt, wenn man ihn auch als Hiſtoriker keineswegs hoch ſtellen kann.

Seine Schwächen ſind die ſeiner Zeit, in welcher nach den Antoninen der ſichtliche Verfall der Bildung und Literatur im Einklange ſteht mit dem allgemeinen ſittlichen und

---

[1]) So z. B. III, 15, beim Tode des Sept. Severus; IV, 13, beim Tode Caracalla's.
[2]) III, 1, z. Ende.
[3]) III, 4 und 2.
[4]) III, 9, S. 94 und daſelbſt die Anmerkung.
[5]) III, 4. S. 82.
[6]) II, 4, S. 49.

geistigen Lebensverfall der Zeit. Seine guten Eigenschaften dagegen sind sein Eigenthum und ihm daher um so höher anzurechnen. Wie im Allgemeinen die griechischen Schriftsteller dieser Periode noch immer weit über den römischen stehen, so steht auch Herodian mit allen Schwächen seines Werks an sittlicher Würde, Wahrhaftigkeit, kritischem Urtheil, Stil und Darstellungsgabe, immer noch unvergleichlich hoch über einem Capitolinus, Trebellius, Eutrop u. a. Was die Geschichtschreiber selbst schon unter Kaiser Marc Aurel für Leute waren, sehen wir trotzdem, daß ihre Arbeiten verloren gegangen sind, aus Lucians Schrift: „Wie man Geschichte schreiben muß". Herodian ist frei von den meisten Fehlern, die der satirische Kritiker an jenen rügt. Sein Stil ist unaffectirt und einfach; seine Sprache der allgemeine Dialekt, das Griechisch jener Zeit. Nur bei längeren Perioden verwickelt er sich oft in der Construktion, und seine ungeschickte Art der Satzverbindung mit dem ewigen δὲ und τε hat oft geradezu etwas Altersschwaches und macht den Fortschritt seiner Erzählung schwerfällig und langweilig [1]).

Dagegen ist er in der Darstellung selbst von einem maßvollen Verhalten und einer ruhigen Unbestechlichkeit des Urtheils, die inmitten einer an Beispielen scheußlicher Lasterhaftigkeit und kolossaler Verbrechen so überreichen Zeit Bewunderung einflößen; zumal wenn man bedenkt, daß selbst redliche Männer eben aus Abscheu vor dem Laster zur Einseitigkeit und Ungerechtigkeit sich verleiten lassen mochten. Wolf meint sogar, daß unser Autor darin etwas zu weit gegangen sei, daß in seiner Schilderung die Pertinax und Alexander Severus allzu hell dastehen, während für Ungeheuer wie Commodus und Caracalla die Farben nicht stark genug aufgetragen seien. Ich muß gestehen, daß ich dies

[1]) Vgl. Wolf p. XXXIX—XLII.

nicht finden kann. Es ist wahr, daß Herodian nicht so schwarz malt wie die Schriftsteller der „Kaisergeschichte". Aber dies hängt mit einem Zuge seines Wesens zusammen, um dessentwillen man ihn sogar lieb gewinnt. Er ist nämlich eine durchaus reinliche Natur und hat einen wahren Abscheu gegen allen „Skandal", gegen das Aufbewahren von Scheußlichkeiten, die durch den Klatsch einer verderbten Zeit und eines verwilderten hauptstädtischen und Hoflebens fast immer übertrieben worden. Darin ist er dem Sueton durchaus unähnlich, der an dem Nacherzählen der Lästerchronik des Kaiserhofes und der Gesellschaft von Rom fast eine Art von Genuß hatte [1]), und nun gar erst den verwilderten Schriftstellern der „Kaisergeschichte", die mit der Begierde von Gossenfischern alle Obscenitäten und Bestialitäten eifrig zusammensuchen und in den schmutzigen Korb ihrer „Historie" packen. Herodian dagegen, obschon er den wesentlichen Charakter von Kaisern wie Commodus, Elägabal u. a. nie verdeckt, ist doch immer sehr kurz, wo er auf ihre Wüstheiten und Unfläthigkeiten zu sprechen kommt [2]), und begnügt sich, dieselben eben nur anzudeuten.

Auch darin scheint man mir, und namentlich der vortreffliche Wolf, zu weit zu gehen, wenn er das eigene Urtheil unseres Autors allzugering anschlägt. Es ist wahr, Herodian ist kein Mann von weitem Blick und großen Gaben; aber es fehlt doch auch bei ihm nicht an feinen und richtigen Bemerkungen über Leben und Dinge, über Personen und Verhältnisse, über den Charakter von Individuen, wie von ganzen Völkern. Ich finde nicht, daß man dergleichen bei Herodian bis jetzt genügend anerkannt und hervorgehoben hat, und will daher einige Beispiele solcher Aeußerungen als Belege anführen.

---

[1]) S. meine Einleitung zu Suetons Kaiserbiographieen p. XXI.
[2]) Vgl. Leisner bei Irmisch I, p. XXXIII. Herod. II, 7, S. 57.

So ist es z. B. eine sehr richtige Bemerkung[1]), wenn er bei Gelegenheit der Blüthe literarischer Interessen unter und durch Kaiser Marc Aurel die Aeußerung thut: „es sei eine alte Erfahrung, daß die Ansichten und Lebensanschauungen des Herrschers tonangebend für die Masse seiner Unterthanen seien"; und diese Bemerkung verliert sicherlich dadurch nichts von ihrem Werthe, daß sie noch heutigen Tages ihre Wahrheit hat. Ebensowenig ist dies der Fall mit einer zweiten Bemerkung über den verderblichen Einfluß des egoistischen Individualismus, den, wie er meint, ein absolutes Regiment großziehe[2]), eine Bemerkung, von deren Wahrheit wir uns gleichfalls noch alle Tage überzeugen können. Es zeugt ferner von einem richtigen politischen Takt, wenn er gelegentlich des Anfangs der Erhebung wider Maximinus bemerkt: „daß die Veranlassungen zum Sturz der Tyrannei immer geringfügig erscheinen[3])", weil sie eben nur die letzten Spitzen tiefliegender, langebestehender allgemeiner Ursachen sind. Er kennt die Stimmung des Proletariats der damaligen Zeit gegen die Reichen, gegen welche ebendeßhalb die Kaiser ungestraft wüthen durften, weil jeder soziale Zusammenhang zwischen Reichen und Armen abhanden gekommen war, und die letztern „sogar ein schadenfrohes Vergnügen darüber empfanden, wenn es den vornehmen Geldsäcken an Beutel und Kragen ging", deren Luxus und Prachtverschwendung die Armuth des hungernden Volkes höhnte, während das letztere erst zur Revolution schritt, als ein Maximinus öffentliches Vermögen, öffentliche Kunstwerke und Tempelschätze angriff[4]). Auch diese Bemerkung ist nicht ohne Parallele in den Zuständen z. B. des heutigen absolut regierten Frankreichs. Ebenso richtig sind seine Beurthei-

---

1) I, 2, S. 3.
2) II, 4.
3) VII, 4 z. Anf.
4) VII, 3, S. 188.

lungen des Charakters einzelner Nationalitäten und Bevölkerungen, z. B. der Syrer, der Illyrier, der Alexandriner [1]), sowie namentlich der Hellenen, als deren uraltes Erbübel er die Uneinigkeit und gegenseitige Eifersucht der Staaten und Städte bezeichnet, die auch zu seiner Zeit noch immer in voller Blüthe stand [2]). Und was den schlimmen Pfahl im Fleische des römischen Reichswesens seiner Zeit betrifft, so spricht er es wiederholt als seine Ueberzeugung aus, daß der Ruin desselben durch die Verwilderung einer Soldateska erfolgen müsse, der selbst Kaiser, wie der erste Severus, immer mehr die Zügel der Disciplin lockerten [3]).

Das Alles sind eben keine großen Dinge, und es fehlt auch nicht an Bemerkungen und pragmatischen Reflexionen, die uns flach und unbedeutend erscheinen; — aber es geht daraus doch hervor, daß er die Achtung verdiente, mit der die späteren Schriftsteller, wie Photius und selbst die Kaiserschriftsteller, seiner gedenken. Und wenn Photius, der einen Auszug seines Werkes anfertigte, ihn als den besten historischen Autor seiner Zeit betrachtet, so können wir dies Urtheil über ihn, trotz aller seiner Fehler und Mängel, nur bestätigen.

Den Handschriften zufolge betitelte Herodian sein Werk: „Geschichte des Kaiserregiments nach Marcus". Lampridius dagegen, einer der Schriftsteller der „Kaisergeschichte", sein jüngerer Zeitgenoß, zitirt ihn mit den Worten: „Herodian ein griechischer Schriftsteller, in den Büchern von sei-

---

[1]) II, 7; II, 9; IV, 8—9.
[2]) III, 2.
[3]) III, 8; II, 6.

ner Zeit“ [1]), was etwa soviel heißen will, als unser „historische Denkwürdigkeiten“, und an den Titel Histoire de mon temps von Friedrich dem Großen erinnert. Wenn man damit gewisse Ausdrücke des griechischen Textes [2]) vergleicht, so erscheint es nicht unmöglich, daß der von Lampridius angeführte Titel „Geschichte meiner Zeit“ der ursprüngliche war, zumal da es Herodian für nöthig fand, sich in dem Buche selbst wiederholt über Umfang, Inhalt und Plan seines Werks ausführlich zu erklären. Die Eintheilung desselben in acht Bücher dagegen ist nicht etwa wie das oft bei älteren Werken der Fall ist, von späteren Herausgebern, sondern von dem Verfasser selbst gemacht [3]). Das geht unwidersprechlich aus den Anfangs- und Schlußworten derselben hervor, nach denen man sogar zuweilen auf den Gedanken kommen möchte, daß Herodian die Bücher einzeln veröffentlicht habe.

In der von ihm geschilderten kurzen Zeit von kaum sechzig Jahren sehen wir nicht weniger als sechzehn Kaiser und Gegenkaiser auftreten, die mit einer einzigen Ausnahme alle durch Mörderhand oder Selbstmord enden. Und diese Blut- und Mordgeschichte einer in furchtbaren Krämpfen liegenden Zeit, die F. A. Wolf, ich weiß nicht mit welchem Rechte, eine Tragikomödie nennt, diese Geschichte Herodians mochte noch ein Herausgeber wie der gelehrte Franzose Henri Etienne in der an einen berühmten englischen Staatsmann und Schriftsteller gerichteten Widmungsepistel als einen Hof- und Regentenspiegel seiner Zeit empfehlen, in der allerdings Gewaltthaten und Gräuel genug an jene Aera der römischen Cäsaren des zweiten und dritten Jahr-

---

[1]) in libris temporum suorum.

[2]) z. B. das οὐ ῥᾳδίως τοῦτο ἄλλου βασιλίως τῶν καθ' ἡμᾶς VI, 1, p. 118, 20 Bekk.

[3]) Wolf p. XXXVII.

hunderts erinnerten! Freuen wir uns, daß dies nach kaum dreihundert Jahren anders iſt, und daß in unſerer als Aera der Cäſaren von Schwachköpfen benamſeten Zeit ſich kaum hier und da vereinzelte ſchwache und leiſe Anklänge an die von dem ehrlichen Herodian erzählten Dinge vorfinden!

Berlin, 22. Oktober 1857.

Adolf Stahr.

Chronologiſche Ueberſicht.

Herodian.	Jahre nach Roms Erbauung.	Jahre nach Chriſti Geb.	Begebenheiten.
I. 1—4.	933	180	Stirbt Kaiſer **Marcus Aurelius** zu Vindobona den 17. März nach einer Regierung von 19 Jahren.
I, 5—17.	933—945	180—192	Regiert **Commodus**, ermordet den 31. Dezember 192 (945).
II, 1—5.	946	193	Regiert P. Helv. **Pertinax**, ermordet den 28. März.
II, 6—12.	946	193	Regiert Did. Salvius **Julianus**, ermordet den 1. Juni.
III.	946—954	193—211	Regiert L. **Septimius Severus**, neben ihm: C. Pescennius **Niger**, im Orient, und D. Clodius **Albinus** in Britannien ausgerufen.
II,7-9; III.1-4.	947	194	**Niger** von Severus bei **Iſſus** geſchlagen und getödtet.
II, 15.	949	196	**Albinus**, der ſich bisher mit dem ihm von Severus verliehenen Titel eines Cäſar begnügt hat, fällt ab, rückt gegen Italien und wird in der Schlacht bei Lugdunum geſchlagen (19. Februar) und getödtet.
III, 9—10.	954	201	**Severus** glücklicher Feldzug gegen die Parther; er erobert Kteſiphon, belagert vergeblich Atra in Arabien.
III, 14—15.	961—964	208—211	**Severus** Feldzug in Britannien gegen die Caledonier und Mäſter.
III, 15.	964	211	**Severus** ſtirbt (4. Februar) zu Eboracum in Britannien. Ihm folgen ſeine Söhne:
IV, 1—4.	964—965	211-212	P. Septim. **Antonin. Geta**, ermordet 212 (965) von ſeinem Bruder: M. Aurel. **Antonin. Baſſianus Caracalla.**
IV, 5—13.	965—970	212—217	**Caracalla** Alleinherrſcher.
IV, 10—11.	966	213	Caracalla's Zug in den Orient, gegen die Parther.
IV, 12—13.	970	217	Caracalla ermordet auf Anſtiften ſeines Kriegsminiſters Macrinus zwiſchen Carrhae und Edeſſa den 8. April.
IV, 14.—V, 5.	970	217	**Opilius Macrinus**, regiert vom 9. April bis 8. Juni; ſchlägt und verträgt ſich mit den Parthern, von denen er den Frieden erkauft, wird beſiegt von Eliogabalus unweit Emeſus (8. Juni) und auf der Flucht in Chalcedon ermordet, ſammt ſeinem Sohne und Cäſar, Diadumenianus.

Herodian.	Jahre nach Roms Erbauung.	Jahre nach Christi Geb.	Begebenheiten.
V, 5—8.	971—975	218—222	Regiert **Antoninus Bassianus Elägabalus**, der Fanatiker des Sonnenkultus. Sein Stammbaum ist folgender: Julia Mäsa (Schwester von Kaiser Severus Gemahlin Julia). | Soämis, vermählt mit Varius Marcellus | Elägabalus.
V, 7—8.	975	222	Elägabalus ermordet von den Prätorianern den 11. März.
VI.	975—86	222—235	Regiert **Alexander Severus** (früher Alexianus genannt), Sohn von Soämis Schwester Mammäa, verheirathet mit Generius Marcianus.
VI, 2.	980	227	Artaxerxes stürzt das Parthische Reich des Artabanus und gründet das Kaiserreich der Sassaniden.
VI, 2—5.	986	233	Alexander Severus kriegt gegen Artaxerxes mit zweifelhaftem Erfolge.
VI, 7—9.	988	235	**Alexander Severus**, ermordet in einem Soldatenaufstande des Maximinus am Rhein, in einem Alter von 29 Jahren, 3 Monaten und 7 Tagen. Den 19. März.
VII—VIII, 5.	988—991	235—238	**C. Jul. Verus Maximinus**, früher Hirt, barbarischer Abstammung, läßt sich zum Kaiser ausrufen.
VII, 4—9.	990	237	**Gordianus**, Prokonsul von Afrika, in seiner Provinz, zum Kaiser ausgerufen den 27. Mai vom Senat bestätigt, wird von dem Befehlshaber in Mauretanien, Capelianus, geschlagen und tödtet sich selbst; sein Sohn Gordian II. fällt in der Schlacht.
VII. 10. VIII, 8.	„	„	**Clodius Pupienus Maximus** und **Cälius Balbinus** vom Senat zu Rom zu Kaisern erwählt, u. im Juli des folgend. Jahres ermordet.
VIII, 1—5.	991	238	**Maximinus** vor Aquileja von seinen Soldaten im April ermordet.
VII. 10. VIII, 8.	991	238	**Gordianus III.**, dreijehn Jahre alt, Sohn einer Tochter Gordians I., wird von den Prätorianern zum Kaiser ausgerufen. Ermordet 244 (997).

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Mehrzahl derjenigen, welche ſich auf Sammlung geſchichtlicher Kunde verlegten, und in dem Beſtreben nach unvergänglichem Schriftſtellerruhme, der ſie dem Schickſal, ſich unbeachtet unter dem großen Haufen zu verlieren, entziehen ſollte, das Andenken an gewiſſe Vorfälle alter Zeit zu erneuern ſuchten, haben ſich um die Wahrheit in ihren Darſtellungen wenig gekümmert, aber dafür deſto mehr Sorgfalt auf den ſprachlichen Ausdruck und ſeine Schönheit verwendet. Sie lebten nämlich der zuverſichtlichen Hoffnung, daß, wenn auch der Inhalt ihrer Erzählung manchmal fabelhaft ſein möchte, ihnen doch die Anmuth ihrer Darſtellung zum Verdienſt angerechnet werden dürfte, während es andrerſeits nicht leicht ſein werde, die größere oder geringere Genauigkeit ihrer Forſchung zu unterſuchen. Ferner gibt es andere, die aus Feindſchaft oder Haß gegen Tyrannen, ſowie aus Schmeichelei oder Ehrerbietung gegen Könige, Staat und Privatperſonen, unbedeutende und geringe Thatſachen durch ihre beredte Darſtellung zu einer die Wahrheit überſteigenden Wichtigkeit erhöht haben. Ich dagegen habe es unternommen, von geſchichtlichen Ereigniſſen, die ich nicht als unbekannte und unbezeugte von andern entnommen habe, ſondern die allen denen, die mein Buch leſen werden, noch in friſchem Gedächtniſſe ſind, mit aller möglichen Wahrhaftigkeit und

Genauigkeit eine übersichtliche Darstellung zu geben, deren Lektüre, wie ich hoffe, auch für die Nachwelt nicht ohne Interesse sein wird bei der Menge und Wichtigkeit der Begebenheiten, welche sich innerhalb eines so kurzen Zeitabschnitts ereignet haben.

Denn wenn man die ganze Zeit von Augustus an, seit der Umwandlung der Römerherrschaft in eine Monarchie prüfend überblickt, so dürfte man schwerlich, während der ziemlich zweihundert Jahre [1]) bis zu den Zeiten des Kaisers Markus, eine solche Wechselfolge von Kaiserregierungen, so bunte Wechselfälle innerer und äußerer Kriege, und eine solche Fülle von Völkerbewegungen und Städteeroberungen, theils in unserem eignen, theils in zahlreicher fremder Völker Gebiete, so viele Erdbeben [2]) und Luftverpestungen, so wundersame Lebensschicksale von Tyrannen und Kaisern finden, dergleichen früher nur selten oder niemals erhört worden sind. Von den letzteren hatten einige eine sehr lange, andere nur eine sehr kurze Regierung, während noch andere es nicht weiter brachten als bis zu dem Titel und einer wenige Tage dauernden Erhöhung, von der sie sofort wieder hinabgestürzt wurden.

Da solchergestalt innerhalb sechzig Jahren das Römerreich bedeutend mehr Kaiserregierungen sah, als dieser Zeitraum erforderte, so konnte es an vielen und mannigfachen Begebenheiten wunderbarer Art nicht fehlen. So führten die bejahrteren Herrscher, weil sie mehr Erfahrung in den Geschäften besaßen, ihr Regiment mit größerer Rücksicht für ihren eignen Ruhm und für das Wohl ihrer Unterthanen; die sehr jungen hingegen, welche leichtsinnig in den Tag hinein lebten, machten viele Neuerungen. Daher war natürlich bei solchem Unterschiede der Lebensalter und der Lebensauffassung ihr Thun und Treiben nichts weniger als ähnlich.

---

[1]) Augustus begründete die Alleinherrschaft durch die Besiegung des Antonius im Jahre 30 vor Christi Geburt; der Kaiser Markus (Aurelius Antoninus) trat die Regierung nach seines Adoptivvaters Tode im Jahre 161 nach Christi Geburt an. Herodian kann also sehr wohl in runder Summe diesen Zeitraum von Augustus bis Markus auf „etwa zweihundert Jahre" veranschlagen.

[2]) Von Erdbeben findet sich aber merkwürdigerweise im Verlaufe der Herodianischen Geschichtserzählung nichts weiter erwähnt, als I, 14. der Untergang des Friedenstempels in Rom.

Den Verlauf aller dieſer Dinge nun will ich in chronologiſcher Ordnung und nach der Folge der Regierungen erzählen.

Zweites Kapitel.

Im Laufe ſeiner Regierung wurden dem Markus mehrere Töchter, aber nur zwei Söhne geboren. Von dieſen Söhnen ſtarb der eine, welcher Veriſſimus hieß, ſehr jung; den überlebenden, welcher Commodus hieß, erzog der Vater mit großer Sorgfalt, indem er von überall her aus den verſchiedenen Ländern die berühmteſten Gelehrten unter ſehr vortheilhaften Bedingungen an ſeinen Hof berief, damit ſie durch ihren beſtändigen Umgang ſeinen Sohn ausbilden ſollten. Seine Töchter verheirathete er, als ſie mannbar geworden waren, an die ausgezeichnetſten Mitglieder des Senats, indem er nicht ſolche zu Schwiegerſöhnen ſich erkor, welche durch eine lange Ahnenreihe zum höchſten Adel oder durch ihr Vermögen zu den Reichſten gehörten, ſondern Männer von ausgezeichnetem Charakter und muſterhaftem Lebenswandel. Denn dieſe Eigenſchaften allein hielt er für geiſtige und unveräußerbare Beſitzthümer. Ueberhaupt war jegliche Art von Tugend Gegenſtand ſeines Beſtrebens, und von alterthümlicher Gelehrſamkeit war er ein ſolcher Freund, daß er Keinem weder unter den Römern noch unter den Griechen darin nachſtand. Einen Beweis dafür liefern alle ſeine uns erhaltenen Reden und Schriften [1]).

Er bewies ſich auch gegen ſeine Unterthanen als einen gütigen und milden Herrſcher [2]), der die ihn antretenden ſtets freundlich empfing, und ſeinen Trabanten verbot, irgend wen, der ihm nahen wollte, fortzutreiben. Und wie er der einzige von allen Kaiſern war, der die Philoſophie nicht durch Redensarten oder dogmatiſches Wiſſen, ſondern durch einen würdigen Charakter und weiſen Lebenswandel bewährte, ſo brachte auch ſein Zeitalter eine große Anzahl weiſer Männer hervor. Denn es iſt eine alte Erfahrung, daß die Unterthanen gern der Anſicht des Herrſchers nacheifern und nachleben.

[1]) Dahin gehören ſeine auf uns gekommene „moraliſchen Betrachtungen", und ſeine Briefe an Fronto.

[2]) Im Texte ſteht „König", welchen Ausdruck Herodian durchgehend zur Bezeichnung der Kaiſerwürde und kaiſerlichen Regierung braucht.

Was nun seine tapfern und weisen Thaten betrifft, in welchen er als Feldherr und Staatsmann seine großen Eigenschaften sowohl gegen die Barbarenvölker im Norden der Erde als gegen die, welche im Morgenlande ihr Leben führen, bewährt hat, so haben dieselben in vielen gelehrten Männern ihre Darsteller gefunden. Ich dagegen habe dasjenige beschrieben, was ich nach des Markus Tode im Verlaufe meines ganzen Lebens gesehen und gehört, zum Theil auch, während ich in kaiserlichen oder bürgerlichen Aemtern stand, selbstthätig mitgemacht habe.

Drittes Kapitel.

Markus war bereits betagt und nicht nur von Alter, sondern mehr noch von Strapatzen und Sorgen gebrochen, als ihn während seines Aufenthalts im Päonerlande [1]) eine schwere Krankheit befiel. Als er nun ahnte, daß es für ihn mit den Aussichten zur Genesung schlecht stehe, erfüllte ihn der Hinblick auf seinen Sohn, der eben erst an der Schwelle des Jünglingsalters stand, mit der Furcht, daß derselbe, wenn er in blühender Jugend verwaist, zu völlig unumschränkter Freiheit des Handelns gelange, die Zügel guter Lehren und Grundsätze abstreifen und sich den Trinkgelagen und Unmäßigkeiten hingeben möchte; denn nur allzuleicht weichen die Seelen der Jünglinge, wenn sie unvermerkt den sinnlichen Genüssen anheimfallen, von dem Wege guter Erziehung ab. Und wie er denn ein vielbelesener Mann war, so beunruhigte ihn fortwährend auf das Aeußerste die Erinnerung an alle die, welche in großer Jugend zur Herrschaft gelangt waren, wie z. B. an Dionysius, den Sizilischen Tyrannen [2]), der aus übermäßiger Lustbegier nach immer neuen Genüssen jagte, auf deren Erfindung er hohe Preise setzte. Er dachte auch an Alexanders Nachfolger

---

[1]) Das Land der hier gemeinten „Päoner", wie sie Herodian und Appian statt „Pannonier" nennen, umfaßte das Gebiet am südlichen Donauufer, welches jetzt einen großen Theil von Oestreich, Steiermark, Krim, Kroatien und Slavonien in sich begreift.

[2]) Es ist der jüngere Dionysius, Tyrann von Syrakus, gemeint, der bekanntlich, nachdem er durch Timoleon vertrieben worden war, in tiefster Versunkenheit zu Korinth endete.

und ihre Uebermüthigkeiten und Vergewaltigungen gegen ihre Unterthanen, durch welche ſie die Regierung jenes großen Herrſchers geſchändet; an einen Ptolemäus [1]), der ſogar ſo weit gegangen war, gegen Makedoniſche und Helleniſche Sitte mit ſeiner eigenen Schweſter Buhlſchaft zu treiben; an einen Antigonus, der in Allem dem Bacchus nachahmte, ſein Haupt mit Epheu ſtatt mit dem Hute und dem Makedoniſchen Diadem umwand, und einen Thyrſus ſtatt des Scepters führte. Noch mehr beunruhigte ihn die Erinnerung an Beiſpiele, welche nicht fernab, ſondern noch in friſcher Nähe liegen; an Nero's Thaten, der es bis zum Muttermorde getrieben und ſich ſelbſt als Schauſpieler vor ſeinen Völkern lächerlich gemacht hatte, und an die Frechheiten Domitians [2]), die den Gipfel der Grauſamkeit erreicht hatten. Die Vorſtellung von ſolchen Bildern der Tyrannei ließ ihn zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwanken. Zugleich beunruhigten ihn nicht wenig die benachbarten Germanen, die er noch keineswegs ſämmtlich unterworfen, ſondern theils durch Ueberredung zu Verbündeten gemacht, theils mit Waffengewalt beſiegt hatte. Einige Stämme waren auch zurückgewichen und hatten ihre Angriffe auf die Reichsgrenzen aus Furcht vor der Anweſenheit eines ſo tapfern Kaiſers auf eine günſtigere Zeit verſchoben. Er beſorgte daher, dieſe würden die Jugend ſeines Nachfolgers benützen und ihn angreifen. Denn das

---

[1]) Der hier gemeinte zweite ägyptiſche König dieſes Namens, der ſeine Schweſter Arſinoe heirathete, und mit ihr beiläufig ſehr glücklich lebte (Ptolemäus II, Philadelphus), war vierundzwanzig Jahr alt, als er den Thron beſtieg. Er paßt aber auch hier als Beiſpiel um ſo weniger, als ſeine 39jährige Regierung im Ganzen ſehr viel Glänzendes aufzuweiſen hat. — Antigonus, iſt vielmehr Demetrius Poliorketes, des Antigonus Sohn. Schwerlich hat indeſſen der ſterbende Kaiſer Marc Aurel an dieſe Fürſten gedacht, als er ſeines Sohnes Jugend fürchtete. Denn er hätte Urſache gehabt, froh zu ſein, wenn er gewiß geweſen wäre, daß ſein Commodus keinen ſchlechten Namen in der Regentengeſchichte hinterlaſſen würde als ſie. Man erkennt hier vielmehr den mit ſeinem kümmerlichen hiſtoriſchen Wiſſen prunkenden Schriftſteller, der aber doch nicht einmal wußte, daß, nach Aegyptiſcher Sitte, die Heirath zwiſchen Bruder und Schweſter erlaubt, und daß ſolche Verbindung ſelbſt in Griechenland (wie Cimons u. a. Beiſpiel beweiſt) nicht unerhört war.

[2]) Domitian war volle dreißig Jahre alt, als er den Thron beſtieg. Commodus dagegen (geboren 31. Auguſt 161) war bei dem Tode ſeines Vaters (17. März 180) noch nicht neunzehn Jahre.

Barbarenvolk ist sehr geneigt, bei der ersten besten zufälligen Gelegenheit sich in Bewegung zu setzen.

Viertes Kapitel.

Da nun solche Gedanken in seiner Seele auf und ab wogten, berief er seine Freunde und die in seiner Umgebung befindlichen Verwandten, stellte ihnen seinen Sohn vor, und begann, als Alle beisammen waren, mühsam sich von seinem Lager erhebend, folgende Anrede:

„Daß Ihr betrübt seid über den Zustand, in welchem Ihr mich erblickt, wundert mich keineswegs. Denn das Menschenherz empfindet von Natur Mitleid mit den Leiden von seines Gleichen, und die Theilnahme steigert sich, wenn diese Leiden unter unsern Augen sich ereignen. In Bezug auf mich aber wird, glaube ich, Euer Mitgefühl noch durch gewisse besondere Umstände gesteigert. Denn nach Maßgabe meiner eignen Gesinnung gegen Euch habe ich es immer für natürlich gehalten, bei Euch ein ähnliches Wohlwollen zu finden. Nun aber ist jetzt der gelegene Moment da, wo ich meinerseits die Erfahrung machen kann, daß ich nicht vergebens so lange Zeit Euch Ehre und Wohlthaten erwiesen habe, und wo Ihr eurerseits mir dadurch danken könnt, daß Ihr zeigt, wie Ihr nicht vergessen habt, was Ihr von mir empfangen. Hier seht Ihr meinen Sohn, den Ihr selbst erzogen habt, der eben erst an der Schwelle der Jünglingsjahre steht, und wie ein Schiff in Sturm und Unwetter Steuermänner nöthig hat, damit das schwanke Fahrzeug seiner ungenügenden praktischen Erfahrung nicht gegen die Klippen schlechter Rathschläge geworfen wird. Werdet Ihr ihm also an meiner Statt viele Väter, die seine Bahn überwachen und ihn auf das Beste berathen. Denn wie einerseits keine Fülle von Schätzen ausreichend ist für die Unmäßigkeit einer Tyrannenregierung, so ist andrerseits auch keine noch so große bewaffnete Macht im Stande, den Regenten zu schützen, wenn seiner Herrschaft Fundament nicht die Liebe der Unterthanen ist. Vorzüglich haben solche Regenten eine lange Herrschaft ungefährdet behauptet, die nicht Furcht durch ihre Grausamkeit sonder sehnsüchtige Erinnerung an ihre Trefflichkeit den Gemüthern ihrer Unterthanen

eingeflößt hatten. Denn nicht die, welche Sklaven sind, weil sie müssen, sondern die, welche mit Ueberzeugung Gehorsam leisten, verharren in ihrem Handeln und Dulden unverdächtig und ohne heuchlerische Schmeichelei, und entreißen sich dem Zügel des Gehorsams niemals, außer wenn sie durch gewaltthätige und übermüthige Behandlung dazu gebracht worden. Nun ist es aber schwer, seinen Begierden Maaß und Ziel zu setzen, wenn Unumschränktheit des Handelns zu Diensten steht. Wenn Ihr ihn nun in dieser Weise berathet, und ihm in's Gedächtniß ruft, was er in diesem Augenblicke mit eigenen Ohren vernimmt, so werdet Ihr aus ihm für Euch und alle andern den besten Regenten machen, und zugleich meinem Andenken den größten Dienst erweisen, da Ihr nur so im Stande sein werdet, dasselbe unsterblich zu machen."

Als Markus diese Worte gesprochen hatte, überfiel ihn eine Ohnmacht, die ihn aufzuhören zwang, und ihn schwach und athemlos auf sein Lager zurücksinken ließ. Alle Anwesenden aber ergriff ein solches Mitleiden, daß Einige sich nicht enthalten konnten, in lautes Wehklagen auszubrechen. Nachdem er nur noch einen Tag und eine Nacht gelebt hatte, entschlief er, indem er in den Herzen seiner Zeitgenossen Sehnsucht und für die kommende Zeit ein ewiges Gedächtniß seiner Trefflichkeit hinterließ. Als nach dem Hinscheiden des Markus sich die Todeskunde verbreitete, wurde das ganze anwesende Militär und das gesammte Volk gleichmäßig von Schmerz ergriffen. Es war kein Mensch in dem ganzen weiten Römerreiche, der solche Botschaft ohne Thränen empfing, sondern alle nannten ihn wie mit einer Stimme bald einen liebevollen Vater, bald einen trefflichen Kaiser, während ihn andre als tapfern Feldherrn, andre als weisen und tugendreichen Herrscher priesen; und keiner redete die Unwahrheit.

Fünftes Kapitel.

Nachdem einige Tage vergangen waren, während deren sie den Sohn mit der Bestattung des Vaters beschäftigten, schien es den Freunden Zeit, den Jüngling dem Heere vorzustellen, damit er zu den Kriegern spreche, und durch Ertheilung des bei einem Thronwechsel üblichen Geldgeschenks, verbunden mit einer großmüthigen

freiwilligen Zulage ſich das Heer geneigt mache. Es wurde alſo der Befehl ertheilt, daß alle ſich auf dem gewöhnlichen Muſterungsplatze einfinden ſollten. Darauf erſchien Commodus, und nachdem er die kaiſerlichen Opfer vollzogen und die für ihn in der Mitte des Heeres aufgerichtete Rednerbühne beſtiegen hatte, hielt er, umgeben von den Freunden ſeines Vaters, deren ſich eine große Anzahl trefflicher Männer gegenwärtig befand, folgende Rede:

„Daß Ihr meinen Schmerz über das, was uns betroffen hat, theilt, und nicht minder wie ich ſelbſt Trauer darüber empfindet, davon bin ich vollkommen überzeugt. Wußte ich doch, daß ich, ſo lange mein Vater lebte, nichts vor Euch bei ihm voraus hatte. Liebte er uns doch insgeſammt, als wären wir eine einzige Perſon, und machte es ihm doch mehr Freude, mich „Kamerad" als „Sohn" zu nennen. Denn die letztere Benennung bezeichnete für ihn nur die natürliche, die erſtere dagegen die Gemeinſchaft der Tüchtigkeit. Wie oft nahm er mich noch im zarten Kindesalter mit ſich und vertraute mich Eurer Ergebenheit an! Daher hege ich auch die Hoffnung, daß Ihr Euer ganzes Wohlwollen auf mich übertragen werdet, da die Bejahrteren unter Euch mir daſſelbe als ihrem Zöglinge ſchulden, während ich die mir im Alter nahe ſtehenden mit Fug und Recht als meine Mitgenoſſen im Waffenhandwerk begrüßen darf. Denn uns Alle liebte mein Vater wie einen Sohn und erzog uns zu jeglicher Tüchtigkeit. Nach ſeinem Tode hat mich nun aber das Schickſal Euch zum Kaiſer gegeben, nicht als einen adoptirten Erben [1]), wie es die waren, welche vor mir einer nur zufällig erworbenen Herrſchaft ſich rühmen durften, ſondern ich allein bin im Kaiſerpalaſte von meiner Mutter zur Welt gebracht worden, und ohne von der Wiege eines Privathauſes berührt zu werden empfing mich in dem Augenblicke, wo ich den Schooß der Mutter verließ, der kaiſerliche Purpur [2]), und die Sonne, die mich

[1]) In der That war Commodus in der ganzen Reihe der römiſchen Imperatoren ſeit Auguſtus der erſte, welcher als kaiſerlicher Kronprinz von einem regierenden Kaiſer erzeugt in voller Legitimität des Erbrechts ſeinem Vater ſucceedirte. Daher läßt ihn denn auch Herodian bei dieſem Gedanken mit aller möglichen Ausführlichkeit verweilen.

[2]) Die römiſchen Kaiſer ſeit Nero's Zeit ſuchten den Purpur für ſich allein als Abzeichen der höchſten Würde zu behaupten. Auf einem prachtvollen Purpurteppich ward die Kaiſerin entbunden. Vgl. Pauly's Realencykl. VI, 1. S. 50.

Menſch werden ſah, erblickte mich zugleich als kaiſerlichen Thronerben [1]). Mit Recht werdet Ihr alſo dieſes erwägend mir als einem Kaiſer Eure Liebe ſchenken, der Euch nicht gegeben, ſondern geboren iſt. Denn während mein Vater ſich zum Himmel hinauf geſchwungen hat, wo er jetzt bereits als Genoſſe und Geſellſchafter der Götter weilt, liegt uns die Sorge ob, das menſchliche Regiment auf Erden zu verwalten. Dieſes aber aufrecht zu halten und feſt zu ſtellen, iſt Eure Sache, und Ihr könnt es, wenn Ihr die Reſte des Krieges mit aller möglichen Energie vertilgt, und das Römerreich bis zum Ozean ausdehnt. Das wird einerſeits Euch Ehre bringen, und andrerſeits werdet Ihr dadurch den würdigen Lohn Eurer Dankbarkeit dem Andenken unſeres gemeinſamen Vaters gewähren, der, wie Ihr überzeugt ſeid, unſere Worte vernimmt und unſer Thun bewacht. Gewiß wird das Glück mit uns ſein, wenn wir vor einem ſolchen Zeugen unſere Pflicht thun. Was Ihr bisher Tapferes vollbracht habt, kommt auf Rechnung ſeiner Weisheit und Feldherrnkunſt; was Ihr dagegen mit mir, dem jungen Kaiſer, bereitwillig leiſten werdet, dafür werdet Ihr ſelbſt den Ruhm Eurer guten Treue und Tapferkeit davontragen. Und wie Ihr einerſeits meiner Jugend durch Eurer Thaten Mannhaftigkeit die nöthige Würde verleihen werdet, ſo werden andrerſeits die Barbaren, wenn ſie gleich am Beginne meiner jugendlichen Herrſchaft gezüchtigt werden, nicht nur jetzt nicht wagen, im Vertrauen auf meine Jugend ihr Haupt emporzuheben, ſondern auch für die Zukunft durch die ſchreckende Erinnerung an die gemachten Erfahrungen, in Furcht vor uns gehalten werden."

Nachdem Commodus alſo geſprochen und mit großartigen Geldgeſchenken ſich das Heer geneigt gemacht hatte, begab er ſich in den kaiſerlichen Palaſt zurück.

Sechstes Kapitel.

Einige Zeit lang geſchah nun Alles nach dem Rathe ſeiner väterlichen Freunde, welche Tag aus Tag ein bei ihm waren, ihn aufs Beſte berietben, und ihm nur ſoviel freie Zeit ließen, als ſie für eine

[1]) Vgl. Sueton. Nero Kap. 6.

vernünftige Pflege des Leibes ausreichend erachteten. Bald aber schlichen sich einige von den Hofbedienten ein, welche das jugendliche Gemüth des Kaisers zu verderben versuchten. Dazu gesellten sich alle die Tafelschmeichler, welche die Glückseligkeit nach den Genüssen des Bauchs und sonstiger schmählichen Lüste bemessen. Sie erinnerten ihn an das Wohlleben in Rom, sprachen fortwährend von den Augen- und Ohrenschmäusen, die es biete, zählten die Fülle der dortigen Lebensgenüsse auf, und schimpften dagegen auf das ganze Klima an den Ufern des Istros [1]), das an Früchten unergiebig und stets kalt und eingenebelt sei. „Willst du nicht endlich aufhören, sprachen sie, o Gebieter, hart gefrorenes und aufgegrabenes Wasser zu trinken, während andere die warmen Quellen und das erfrischende Naß, die balsamischen Düfte und die Luft genießen, welche Italien allein so reich darbietet?"

Durch solche Vorstellungen regten sie in dem Jünglinge die Begierden zum Verlangen nach solchen Genüssen auf. Sofort berief er seine Rathgeber, und erklärte ihnen, daß er sich nach der Heimath sehne. Da er aber Scheu trug, die Ursachen dieser plötzlichen Anwandlung zu bekennen, so gab er vor: er hege die Besorgniß, es möchte einer der reichen Patrizier dort ihm in der Besitzergreifung des geheiligten Kaiserpalastes zuvorkommen, und dann wie von einer festen Burg aus, nachdem er sich Macht und Ansehen erworben, die Herrschaft an sich zu reißen versuchen. Die Bevölkerung Roms sei hinreichend, um einem solchen eine große Schaar erlesener junger Mannschaft zu liefern.

Während der junge Kaiser solcherlei Vorwände aussprach, wurden alle andern in der Seele niedergeschlagen, und schauten mit

---

[1]) Istros (Ister) ist der griechische Name für den Donaustrom, den die Römer Danubius nannten. „In den Blüthezeiten des römischen Kaiserreichs machte die Donau erst von Regensburg an die Nordgränze des Reichs, mit Ausnahme der kurzen Zeit, während welcher Dacien den Römern unterworfen war. Der Name Danubius war jetzt der herrschende für die ganze obere Hälfte seines Laufs; weiterhin erhielt sich der Name Ister im Gebrauch." Pauly's Realencyklopädie Th. II, S. 856. Unsere Stelle ist von Interesse für vergleichende Betrachtung des heutigen und damaligen Klima's von Süddeutschland.

düſteren Blicken zu Boden. Pompejanus aber [1]), der unter ihnen allen der älteſte und durch Heirath mit ihm verwandt war, — denn er hatte des Commodus älteſte Schweſter zur Ehe, — erwiederte ihm: „Dein Verlangen, o Sohn [2]) und Gebieter, nach der Heimath iſt natürlich; ſind wir andere doch gleichfalls von Sehnſucht nach unſerm Heimweſen ergriffen. Aber die größere Wichtigkeit und Dringlichkeit der hieſigen Verhältniſſe legt unſerer Sehnſucht Zügel an. Was die Heimath bietet, wirſt du auch noch ſpäterhin eine lange Reihe von Jahren genießen können, und was Rom anbetrifft, ſo iſt es da, wo der Kaiſer iſt [3]). Aber den Krieg unvollendet aufgeben, iſt nicht nur unziemlich, ſondern auch gefährlich. Denn dadurch würden wir den Barbaren Muth machen, welche in ſolchem Thun nicht Verlangen nach der Heimkehr, ſondern Flucht und Furcht ſehen werden. Deine Ehre aber liegt darin, erſt dann, wenn du ſie insgeſammt unterworfen und den Ocean zur Nordgränze deines Reichs gemacht haſt, im Triumphe, gefolgt von den gefangenen und gefeſſelten Königen und Satrapen der Barbaren, nach Hauſe zurückkehren. Durch ſolche Thaten ſind auch die Römer vor dir groß und berühmt geworden. Zu fürchten aber, daß dir dort Jemand nach der Krone greifen möchte, haſt du keine Urſache. Denn die tüchtigſten Mitglieder des Senats ſind hier bei dir, und die geſammte um dich verſammelte Streitmacht deines Reiches hält ihren Schild über dir; ebenſo befinden ſich hier alle kaiſerlichen Kaſſen und das Andenken an deinen Vater hat dir die Treue und Liebe deiner Unterthanen feſt gegründet."

---

[1]) Claudius Pompejanus, Sohn eines römiſchen Ritters aus Antiochia, Gemahl der Lucilla, Tochter Kaiſer Marc-Aurel's, als deſſen tapferer Feldherr er gegen die Markomannen zugleich mit Pertinax, dem ſpätern Kaiſer, focht, zog ſich, nachdem Commodus ſeine wahre Natur verrathen und ſich dem Einfluſſe der ältern Räthe ſeines Vaters entzogen hatte, in die Stille des Landlebens zurück, die er erſt wieder verließ, als Commodus ermordet und Pertinax zum Kaiſer erwählt wurde. Er ſchlug zweimal den Thron aus, und ſcheint in der Zurückgezogenheit in hohem Alter natürlichen Todes geſtorben zu ſein.

[2]) Der Ausdruck „Sohn" bezeichnet die nahe Verwandtſchaft, in welcher Pompejanus zum Commodus ſtand.

[3]) Einſt hieß es: „Wo der Senat iſt, da iſt Rom." Vergl. Lucan. Pharſal. V, 25—29.

Durch ſolchen Zuſpruch zur Erweckung beſſerer Regungen brachte Pompejanus den jungen Kaiſer für eine Zeit von ſeinem Vorhaben zurück. Denn Commodus, der über ſolche Vorhaltungen Scham empfand und außer Stande war, dagegen Vernünftiges zu erwidern, entließ die Freunde mit den Worten: „Er werde die Sache in reiflichere Erwägung ziehen!“ [1]). Da aber ſeine Hofleute fortfuhren in ihn zu dringen, ſo machte er ſeinen Freunden weiter keine Mittheilung mehr, ſondern vertheilte mittelſt ſchriftlicher Befehle die Sorge für die Donauufer unter die ihm paſſend ſcheinenden Generale mit der Anweiſung, die Einfälle der Barbaren zurückzuweiſen, und verkündete dann ſeinen Aufbruch nach Rom. Die Generale vollzogen, was ihnen aufgetragen war: ſie unterwarfen in nicht langer Zeit viele Barbarenſtämme durch Waffengewalt, und brachten andere durch ſehr vortheilhafte Anerbietungen ohne viele Mühe zum Abſchluß von Freundſchaftsverträgen. Denn die Barbaren ſind von Natur geldgierig. Und wie ſie die Gefahren verachtend ſich durch Ueberfälle und Streifzüge die nöthigen Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen ſuchen, ſind ſie auch ſehr geneigt, ſich durch große Geldſummen den Frieden abkaufen zu laſſen. Das wußte Commodus, und um ſich Sorgenfreiheit zu erkaufen, gab er, da er Geld im Ueberfluß hatte, alles, was ſie forderten [2]).

Siebentes Kapitel.

Als der Abzug des Kaiſers verkündet wurde, da entſtand natürlich eine gewaltige Bewegung im Lager, und alle wünſchten mit ihm zurückzugehen, um von dem Kriegsleben loszukommen und die Ueppigkeiten Roms zu genießen. Da aber die Kunde weiter drang und Boten in Rom anlangten, welche die Ankunft des Kaiſers anſagten, da überließ ſich das Römervolk unmäßiger Freude, und hegte die beſten Hoffnungen von der dauernden Anweſenheit des jungen Selbſtherrſchers, indem man glaubte, daß er in die Fußtapfen ſeines

[1]) So alt iſt das moderne le roi s'avisera!

[2]) Scor. Domitian, Commodus' würdiger Vorgänger, hatte zu gleichem ſchmachvollen Erkaufen des Friedens das Beiſpiel gegeben.

Vaters treten werde. Commodus machte die Reiſe mit jugendlicher Eilfertigkeit, durchzog haſtig die auf ſeinem Wege liegenden Städte, ward überall kaiſerlich empfangen, und wo er unter den feſtlich bewegten Einwohnern ſich zeigte, war er der liebevolle und erſehnte Gegenſtand aller Blicke. Als er dann in die Nähe von Rom kam, da war kein Halten mehr, ſondern der ganze Senat und die geſammte Einwohnerſchaft von Rom eilten einer vor dem andern mit Lorbeerzweigen und allen Blumen, welche gerade die Jahreszeit bot, ſoviel jeder nur konnte, ſoweit als möglich von der Stadt ihm entgegen, um den jungen hocherlauchten Kaiſer zu ſchauen.

Ihre Sehnſucht nach ihm war aufrichtig und berechtigt, da er unter ihnen geboren und erzogen, und durch eine dreifache Geſchlechtsfolge rückwärts von kaiſerlicher Abkunft, ſowie auch von dem älteſten Adel der Römer war. Sein väterliches Geſchlecht nämlich gehörte zu den erſten Senatoriſchen Familien; und Fauſtina [1]), ſeine Mutter, war als kaiſerliche Prinzeſſin geboren, war eine Tochter des Antoninus, der den Zunamen „der Fromme" führte, ſtammte mütterlicherſeits vom Hadrian ab, und führte ihr Geſchlecht auf Trajan, als ihren Urahnherrn, zurück.

Solcherart war der Abſtammung nach Commodus. Neben der Blüthe ſeiner Jugend war aber auch ſein Aeußeres herrlich anzuſchauen wegen ſeiner ebenmäßig gebauten Leibesgeſtalt und wegen der Schönheit ſeines von männlichem Ausdrucke beſeelten Geſichts. Heiter und feurig ſtrahlten die Blicke ſeiner Augen, ſein Haar war natürlich gelockt und goldgelb, ſo daß, wenn er zufällig in der Sonne ging, ein ſo feuriger Glanz von ihm herleuchtete, daß die Einen glaubten, er laſſe es, wenn er ausgehe, mit Goldſtaub ruhren [2]), während die Andern voll Staunen meinten, es umgebe ſein Haupt von Natur ein himmliſcher Glanz. Dazu umſproßte zarter Flaum ſeine Wangen. Als daher die Römer ihren Kaiſer in ſolcher Geſtalt von Angeſicht zu Angeſicht erblickten, empfingen ſie ihn mit allen

[1]) Fauſtina, Gemahlin des Antoninus Pius, war die Tochter des Annius Verus und einer Tochter Kaiſer Hadrians, welcher letztere als Adoptivſohn Kaiſer Trajans deſſen Schweſtertochter Sabina zur Gemahlin hatte.

[2]) Was in Rom zuweilen Frauen thaten. Vergl. Bötticher's Sabina S. 141 und 146.

möglichen Zurufen der Beglückwünschung und überschütteten ihn mit Blumen und Kränzen. Sobald er in Rom eingezogen war, begab er sich in das Heiligthum des Jupiter, und nachdem er sofort die übrigen Tempel der Reihe nach besucht hatte, stattete er dem Senate und den in Rom zurückgebliebenen Truppen seinen Dankgruß ab, daß sie ihm die Treue bewahrt, und zog sich dann in den kaiserlichen Palast zurück.

Achtes Kapitel.

Ein Paar Jahre lang erwies er den von seinem Vater ihm hinterlassenen Freunden noch alle und jede Ehre, und benutzte in all seinem Thun ihren Rath. Nachdem er aber selbst die Regierung übernommen hatte, ernannte er zum militärischen Oberbefehlshaber den Perennius, einen Mann von Italischer Abkunft, der für einen tüchtigen Kriegsmann galt, weshalb er ihm auch gerade das Kommando der Garden anvertraute. Dieser machte sich die Jugend des Kaisers zu Nutze, ließ ihn sich in Muße seinem Hange zu Vergnügungen und Ausschweifungen hingeben, und zog ihn von aller Sorge und Mühe der Regierungsgeschäfte ab, während er selbst die ganze Verwaltung des Reichs übernahm, wobei er eine unersättliche Habsucht bethätigte, die nie mit dem bereits Erworbenen zufrieden immerfort nach neuen Erwerbungen strebte. So begann er damit, zuerst die väterlichen Freunde bei dem Kaiser anzuschwärzen; und indem er alle Reichen und Vornehmen ihm verdächtig machte, schüchterte er den jungen Kaiser fortwährend ein, damit er ihm gestatten möchte, dieselben aus dem Wege zu räumen und ihr Vermögen an sich zu reißen.

Einige Zeit lang hielt nun zwar die Erinnerung an seinen Vater und die Scheu vor dessen Freunden den Jüngling noch in Schranken. Aber gleichsam als ob ein böses und tückisches Geschick bestissen sei, das, was in ihm noch von Mäßigung und Anstand war, zu vertilgen, ereignete sich folgender Vorfall. Commodus hatte eine Schwester, die älteste von allen, Namens Lucilla. Dieselbe war früher mit dem Kaiser Lucius verheirathet gewesen, welchen Markus zu seinem Mitregenten gemacht, ihm seine Tochter zur Ehe gegeben und diese Ehe zu einem festen Bindemittel des gegenseitigen Wohl-

wollens gemacht hatte. Nach dem Ableben des Lucius hatte ſie der Vater mit Belaſſung der kaiſerlichen Ehrenzeichen [1]) an den Pompejanus verheirathet. Auch Commodus geſtattete ihr gleichfalls die Beibehaltung der gedachten Ehrenzeichen. Sie ſaß im Theater auf dem kaiſerlichen Thronſeſſel, und man trug ihr das Feuer vor. Als aber Commodus ſelbſt eine Gemahlin, die Criſpina, heimführte, und die Nothwendigkeit es mit ſich brachte, der Gemahlin des regierenden Kaiſers den Vorrang zu geben, da nahm dies Lucilla ſehr übel, weil ſie in dem Vorzuge jener eine Beſchimpfung für ſich ſah. Da ſie aber wußte, daß ihr eigener Gemahl Pompejanus dem Commodus ſehr zugethan war, ſo theilte ſie dieſem zwar von ihrem Anſchlage auf den Thron nichts mit, dagegen ſuchte ſie den Kodrates, einen hochgebornen und reichen jungen Mann, mit dem man ſie auch heimlichen Umgangs verdächtigte, über ſeine Geſinnung auszuforſchen, klagte ihm beſtändig über ihren verlorenen Rang vor, und brachte den Jüngling in kurzer Zeit dahin, Pläne zu ſchmieden, die ihm ſelbſt und dem ganzen Senate verderblich werden ſollten. Nachdem er nämlich unter den Vornehmen einige Mitverſchworne für ſeinen Anſchlag gewonnen hatte, überredete er einen jungen Mann, der gleichfalls Mitglied des Senats war und Quintianus hieß, einen verwogenen und frechen Geſellen, mit einem Dolche unter dem Gewande Ort und Zeit abpaſſend den Commodus anzufallen und zu ermorden, indem er verſicherte, alles Uebrige werde er ſelbſt durch Geldaustheilung in Ordnung bringen. Dieſer poſtirte ſich nun in der Eingangshalle des Amphitheaters — ſie iſt dunkel, und er hoffte deshalb unbemerkt zu bleiben — zog den Dolch und ſtürzte auf Commodus zu mit dem lauten Rufe: „Das ſchicke ihm der Senat!“ Weil er aber nicht vorher den Stoß führte, ſondern mit dem Ausſprechen jenes Zurufs und mit dem Zeigen des Dolches Zeit verlor, wurde er von den Leibwächtern des Kaiſers ergriffen, und litt die gebührende Strafe für die Unbeſonnenheit, mit der er das Ausſprechen ſeines Vorſatzes der That voraufgehen ließ, indem er ſelbſt vorher erkannt und ge-

[1]) Ueber dieſelben ſ. Pauly's Realencykl. unter dem Worte: principes. Dort fehlt jedoch die hier erwähnte Vortragung des Feuers, die vielleicht an Orientaliſche Sitte anknüpfte, vielleicht aber auch mit dem Kultus der Veſta zuſammenhing.

fangen genommen wurde, jenem aber Zeit gewährte, ſich auf ſolche Warnung hin in Acht zu nehmen.

Dies alſo ward für den jungen Kaiſer die erſte und wichtigſte Urſache ſeines Haſſes gegen den Senat. Jene Worte hatten ſein Inneres verwundet, und er hielt alle Senatoren insgeſammt für ſeine Feinde, weil er immerfort an den Zuruf jenes Angreifers dachte. Jetzt hatte auch Perennius Vorwand und Anlaß in Fülle, und ſo rieth derſelbe ihm denn auch fortwährend an, unter den Vornehmen mit Hinrichtungen aufzuräumen, wobei er das Vermögen derſelben an ſich riß, und dadurch zum reichſten Manne ſeiner Zeit wurde. In Folge der von Perennius angeſtellten ſcharfen Unterſuchung ließ Commodus ſchonungslos nicht nur ſeine Schweſter nebſt allen wirklichen Mitgliedern der Verſchwörung, ſondern ſogar alle diejenigen hinrichten, auf die man irgend einen beliebigen Verdacht zu bringen wußte.

Neuntes Kapitel.

Als nun Perennius alle diejenigen, vor welchen Commodus Achtung empfand, und die ihm von ſeinem Vater her Neigung gezeigt und Sorge für ſein Wohl bewieſen, aus dem Wege geräumt und ſo ſich unumſchränkten Einfluß verſchafft hatte, trachtete er darnach, ſich ſelbſt zum Kaiſer zu machen. Er überredete alſo den Commodus, ſeinen Söhnen, jungen blühenden Männern, den Oberbefehl über die in Illyrien ſtehenden Streitkräfte anzuvertrauen, und ſammelte für ſeine Perſon fort und fort Geldmittel, um durch glänzende Schenkungen das Militär zum Abfall zu verleiten. Seine Söhne ſuchten insgeheim eine Streitmacht zuſammenzubringen, um ſobald Perennius den Commodus aus dem Wege geräumt haben würde, ſich des Regiments zu bemächtigen.

Verrathen wurde dieſer Anſchlag auf folgende wunderbare Weiſe. Die Römer feiern ein Feſtſpiel zu Ehren des Kapitoliniſchen Jupiters, wobei es, wie das bei einem Feſte in der kaiſerlichen Hauptſtadt natürlich iſt, alle erdenklichen Schauſtücke geiſtiger und leiblicher Art [1])

[1]) Schauſpiele und Exhibitionen von Athleten und andern „ſtarken Männern". S. weiterhin III, 8.

zu ſehen gibt. Zuſchauer und Kampfrichter dabei iſt mit den übrigen Prieſtern, welche die Reihenfolge nach gewiſſen beſtimmten Zeitfriſten dazu beruft, der Kaiſer. Als nun Commodus ſich von ſeinem Palaſte aus dorthin begab, um den Leiſtungen der ausgezeichneten Wettkämpfer beizuwohnen, und ſeinen Sitz in der kaiſerlichen Loge eingenommen, das Theater ſich in all ſeinem Glanze gefüllt hatte, die hohen Würdenträger auf ihren beſondern Ehrenſitzen und alle auf ihren Plätzen ordnungsmäßig ſich niedergelaſſen hatten, da ſtürzte plötzlich, ehe noch Rede und Handlung auf der Bühne begonnen, ein Mann in Philoſophentracht — den Stab in der Hand und einen Reiſeranzen über dem halbnackten Leibe hangend — auf die Scene, ſtellte ſich mitten auf derſelben hin, gebot dem Volke durch einen Handwink Schweigen, und ſprach: „Es iſt keine Zeit für dich, o Commodus, zum Feſtefeiern und zu müſſigem Genuß von Schauſpielen und Luſtbarkeiten. Denn über deinem Nacken ſchwebt des Perennius Schwert, und wenn du der Gefahr nicht vorbeugſt, die nicht von ferne, ſondern ganz in der Nähe droht, ſo wirſt du, ehe du es dich verſiehſt, verderben. Denn Perennius ſelbſt ſammelt hier gegen dich Streitkräfte und Geldmittel, und ſeine Söhne ſind beſchäftigt, das Illyriſche Heer auf ſeine Seite zu bringen. Wenn du ihm nicht zuvorkommſt, wird es dein Untergang ſein!“

Als der Mann alſo geſprochen hatte, ſei es, gezwungen durch ein dämoniſches Verhängniß, oder auch um durch ſolch ein Wagſtück, unbekannt und unberühmt wie er zuvor war, Ruhm und Ehre zu gewinnen, oder endlich in der Hoffnung, eine großartige Belohnung vom Kaiſer davon zu tragen, ergriff ſprachloſe Beſtürzung den Commodus, und Alle vermutheten zwar, daß das Geſagte Grund habe, ſtellten ſich aber an, als ob ſie demſelben mit nichten Glauben ſchenkten. Perennius befahl ſofort, ihn als einen Raſenden und Lügen redenden zu ergreifen und dem Feuertode zu überliefern. So büßte alſo der Mann ſeine unzeitige Freimüthigkeit. Die Höflinge des Commodus aber und alle, welche ſich ihm ergeben ſtellten und ſchon längſt gegen Perennius erbittert waren — denn ſchwer und unerträglich laſteten ſein Hochmuth und ſeine Gewaltthätigkeit auf allen — benutzten die gute Gelegenheit zu dem Verſuche, ihn verdächtig zu machen, und ſo

ſollte es denn geſchehen, daß Commodus der gegen ihn angeſtifteten Verſchwörung entging und Perennius nebſt ſeinen Söhnen ſchmählichen Untergang fand. Es kamen nämlich nicht lange darauf einige Soldaten ohne Vorwiſſen des Sohnes von Perennius nach Rom, welche Münzen mitbrachten, worauf jener ſein Bildniß hatte prägen laſſen. Sie entgingen glücklich der Aufmerkſamkeit des Perennius, obſchon derſelbe Oberkommandant [1]) war, zeigten dem Commodus die Münzen, unterrichteten ihn von allen Einzelheiten des gegen ihn unternommenen Anſchlags und empfingen dafür reiche Geldbelohnungen. Commodus aber ſchickt bei Nacht zum Perennius, der von alledem nichts wußte und nichts dergleichen auch nur ahnte, und läßt ihm den Kopf abſchlagen. Und unmittelbar darauf, um der Kunde des Geſchehenen zuvor zu kommen, entſendete er Boten, die ſchneller jagen mußten, als das Gerücht läuft, damit ſie bei dem Sohne des Perennius ankommen könnten, während derſelbe noch über das zu Rom Vorgefallene in Unwiſſenheit war, und in einem freundſchaftlich abgefaßten Briefe, in welchem er denſelben Ausſicht auf noch höhere Stellung eröffnete, befahl er ihm nach Rom zu kommen. Der Jüngling, der weder von den getroffenen Maßregeln und Entſchlüſſen noch von dem Geſchicke ſeines Vaters etwas wußte, und der von den Boten vernahm, daß auch ſein Vater ihnen denſelben Auftrag mündlich ertheilt und ſchriftlich nichts hinzugefügt habe, weil ihm der Brief des Kaiſers genügend erſchienen, ſchenkte ihm Glauben und macht ſich, obſchon unwillig und ärgerlich, weil er die angezettelten Pläne und Anſchläge unausgeführt laſſen mußte, dennoch guten Muthes im Vertrauen auf die, wie er meinte, noch feſt ſtehende Macht ſeines Vaters, auf den Weg. Sowie er aber Italien betrat, machten ihn eigends dazu beſtellte Leute nieder. Das war nun alſo das Ende dieſer Männer. Commodus aber ſetzte jetzt zwei oberſte Befehlshaber der Garden [2]) ein, weil er es für ſicherer hielt, nicht einem Einzigen

---

[1]) D. h. der Leibwache, und ſomit, wie wir ſagen würden, auch oberſter Stadtkommandant in Rom, ohne deſſen Vorwiſſen Soldaten von Truppentheilen, die nicht in Rom ſtanden, in Rom ſich nicht aufhalten durften, ſondern ſofort gemeldet werden mußten.

[2]) Die Stelle des „Präfektus Prätorio", oder wie Herodian ſie griechiſch nennt, des „Eparchen", war ſeit Auguſtus, unter dem ſie nur das Kommando

eine ſo große Macht anzuvertrauen, und hoffte, daß dieſelbe getheilt nicht ſtark genug ſein werde, um etwaige Gelüſte nach dem Kaiſerthrone zu unterſtützen.

Zehntes Kapitel.

Nicht lange darauf wurde ein zweiter Anſchlag in derſelben Abſicht auf folgende Weiſe gegen ihn vorbereitet. Es war da ein gewiſſer Maternus, der früher Soldat geweſen war und viele arge Streiche ausgeübt hatte. Er war fahnenflüchtig geworden, hatte auch andere verführt mit ihm aus dem Dienſte zu entweichen, und binnen kurzer Zeit eine große Schaar ſchlimmer Geſellen zuſammengebracht, mit welcher er anfangs gegen Flecken und Dörfer ſein Raubhandwerk trieb. Nachdem er aber viel Geld zuſammengebracht hatte, verſammelte er durch die Ausſicht auf große Belohnungen und gemeinſamen Antheil an der gemachten Beute eine noch größere Maſſe von Verbrechern um ſich, ſo daß ſie bald nicht mehr das Anſehen einer Räuberbande, ſondern eines ordentlichen Feindesheeres bekamen. Denn ſie griffen bereits die größten Städte an, erbrachen gewaltſam die in denſelben befindlichen Gefängniſſe, befreiten die in denſelben aus was irgend für einem Grunde in Haft Befindlichen, verſprachen ihnen Sicherheit und gewannen ſie durch ſolche Wohlthaten zu ihrer Waffenbrüderſchaft. So durchſtreiften ſie das ganze Kelten- und Ibererland, überfielen die größten Städte, die ſie theils verbrannten, theils ausplünderten, und zogen ſich dann wieder zurück [1]). Als

der Gardetruppen in und um Rom in ſich ſchloß, unter Tiber und den folgenden Kaiſern zur wichtigſten Stelle des Reichs geworden, je wichtiger für die Beſetzung des Thrones die Garden ſelbſt geworden waren. Perennius und ſeines Gleichen waren die antiken Großvezierе. Schon Tiber hatte dadurch, daß er dieſe wichtige Stellung nur einem allein (dem Sejan) gab, ſeinen Thron in Gefahr gebracht. Später waren ihrer deßhalb meiſtens zwei, zuweilen auch drei, und ſeit Conſtantin vier, zwei für das Oſt-, zwei für das Weſtreich. Vgl. III, Kap. 13.

[1]) Wir haben hier ein Beiſpiel von der geringen Genauigkeit der Angaben des Schriftſtellers, der weder beſtimmt ſagt, von wo die Bewegung ausging, noch wohin ſie zurück kehrte, ſondern ſich ganz im Allgemeinen hält. Auch erfahren wir nicht, daß von den Befehlshabern der in Gallien und Spanien ſtehenden Legionen irgend etwas gegen dieſe großartige Raubbande geſchah.

Commodus davon Nachricht erhielt, schrieb er unter den heftigsten Zorndrohungen an die Oberbefehlshaber in jenen Provinzen, schalt ihre Saumseligkeit und befahl, ein Heer gegen die Räuber zusammenzuziehen. Als diese nun erfuhren, daß ein Heer gegen sie zusammengezogen werde, verließen sie die Gegenden, welche sie verwüsteten, und entwichen heimlich in Eilmärschen und auf ungebahnten Wegen in kleinen Trupps nach Italien. Maternus richtete zugleich seine Absicht bereits auf den Thron selbst und auf Unternehmungen größeren Umfangs. Denn da ihm die früheren über alle Erwartung glücklich von Statten gegangen waren, vermeinte er, daß er jetzt auch ein größeres Unternehmen durchsetzen, oder da es sich nun doch einmal um Leben oder Tod handle, wenigstens nicht namenlos und unrühmlich enden müsse. Da er aber seine Streitmacht nicht stark genug glaubte, um Mann gegen Mann und in offener Feldschlacht dem Commodus entgegenzutreten, — denn er brachte in Anschlag, daß die Bevölkerung Roms noch dem Commodus anhange, und seine um ihn befindlichen Garden ihm ergeben seien, — so hoffte er seine Sache durch List und Schlauheit zu gewinnen. Er ersann also folgenden Plan.

Alljährlich bei Frühlingsanfang, an einem bestimmten Tage, bringen die Römer der Göttermutter [1]) einen Festzug dar, bei welchem Alles, was Jedermann an Zeichen des Reichthums besitzt, sowie die kaiserlichen Kostbarkeiten, mögen sie in reichen Stoffen und Prachtgeräthen oder in Meisterwerken der Kunst bestehen, dem Bilde der Göttin vorangetragen wird. Zugleich genießt alle Welt die unbeschränkte Freiheit zu jedem erdenklichen Scherze; jeder maskirt sich als was er will, und keine Würde ist so hoch und erhaben, die nicht jeder, der Lust hat, in gehöriger Verkleidung spielen und mit solcher Vollendung darstellen dürfte, daß man nicht leicht die wirkliche von der

[1]) Ueber diesen Kultus der Göttermutter (Kybele, Rea) und seine Einführung in Rom vgl. Mommsen Röm. Geschichte 2b. I. S. 844 (2te Ausg.) und Realencyklop. IV. S. 1296. III. S. 643. Das ihr zu Ehren gefeierte Fest der sogenannten Megalesischen Spiele fiel auf die sechs Frühlingstage vom 4—9. April. Die allgemeine Maskenfreiheit, welche dabei, wie wir bald sehen werden, herrschte, läßt in diesem Feste den Vorgänger des heutigen römischen Karnevals erblicken. „Die Megalesischen Spiele waren hierbei im Wesentlichen Gedächtnißspiele, nach Livius ursprünglich scenische Spiele, dem Heros Attys zu Ehren.“ C. Böttticher: Baumkultus der Hellenen S. 146.

nachgeahmten Person zu unterscheiden vermag. Darum schien dies für Maternus eine günstige Gelegenheit zu einem heimlichen Anschlage zu sein. Er gedachte nämlich sich selbst als Leibgardist zu maskiren, seine Genossen ebenso zu verkleiden, dann sich unter das Corps der Lanzenträger zu mischen, und während man ihn für zum Festzuge gehörig ansehen und Niemand gegen ihn auf der Hut sein werde, den Commodus anzufallen und niederzumachen [1]). Allein der Anschlag ward verrathen. Einige seiner Gesellen kamen früher als er in die Hauptstadt und zeigten den Plan an; es trieb sie nämlich dazu der Neid gegen ihren Hauptmann, den sie, wenn der Plan gelang, statt als Räuberchef zu ihrem Herrn und Kaiser haben sollten. Noch ehe der Festtag anbrach, wurde Maternus ergriffen und enthauptet, und seine Mitverschwornen erlitten die gebührende Strafe. Commodus aber, nachdem er der Göttin Opfer gebracht und Dankgaben gelobt hatte, vollzog die Festfeier und leitete fröhlichen Muthes den Festzug der Göttin, während das Volk mit dem Feste zugleich die Rettung des Kaisers freudejubelnd feierte.

Eilftes Kapitel.

Es verehren aber die Römer diese Göttin, wie die geschichtliche Ueberlieferung uns meldet, hauptsächlich aus folgender Veranlassung, die ich hier erwähnen will, weil sie manchen Griechen unbekannt ist. Das Bild selbst, sagen sie, sei vom Himmel gefallen, auch sei weder der Stoff noch der Künstler, der es gemacht habe, bekannt, noch irgend eine Spur von Berührung menschlicher Hand zu bemerken. Vielmehr geht die Sage, dasselbe sei vor uralter Zeit vom Himmel herab auf eine Gegend in Phrygien niedergefallen, welche Pessinus heißt. Der Ort soll nämlich seinen Namen eben von dem aus dem Himmel gefallenen Bilde erhalten haben, welches daselbst zuerst erblickt worden sei [2]). Wie wir dagegen bei andern lesen, sollen daselbst

---

[1]) Ein ähnliches Stückchen, wie es in unsern Tagen der Kalabrese Milano in Neapel gegen König Ferdinand aufgeführt hat.

[2]) Pessinus oder Pessinus, dessen Klang an das griechische Zeitwort „pessein" (πεσεῖν), welches fallen heißt, erinnert, war im Alterthum eine der reichsten Handelsstädte Galatiens, Hauptstadt der Tolistobojer und uralter Sitz des Kultus der Göttin Kybele in Phrygien. Vgl. Realencykl. V, S. 1389.

Ilus der Phrygier und Tantalus der Lydier, nach Einigen wegen der Grenzen, nach andern wegen des Raubes des Ganymedes, mit einander gekriegt, und der Umstand, daß in der lange unentschiedenen Schlacht eine beträchtliche Menge auf beiden Seiten gefallen sei, dem Orte seinen Namen gegeben haben [1]). Die Sage läßt dort auch den Ganymedes geraubt und unsichtbar werden in dem Augenblicke, wo sein Bruder [2]) einer- und sein Liebhaber [3]) andrerseits ihn an sich ziehen wollten, und da der Leib des Jünglings verschwunden sei, so habe man seinen Unfall zu einem göttlichen Wunder und zu dem Mythus von dem Raube des Zeus gemacht [4]). In dem vorgenannten Pessinus nun feierten die Phrygier von Altersher ein wildes Fest an dem vorbeifließenden Gallusstrome, von welchem die verschnittenen Priester der Göttin den Namen haben [5]). Als die Macht der Römer gewachsen war, soll ihnen ein Orakelspruch verkündet haben, ihr Reich werde Bestand haben und zu großer Ausdehnung vorschreiten, wenn sie die Pessinuntische Göttin nach Rom versetzten. Da schickten sie denn Gesandte an die Phryger [6]) und baten um das Götterbild. Sie erreichten leicht ihren Wunsch, indem sie sich auf ihre Verwandtschaft beriefen, und ihre Abstammung von dem Phryger Aeneas für sich geltend machten. Als das Bild nun zu Schiffe gebracht und bis zur Mündung des Tiberstroms gekommen war, deren sich die Römer da-

---

[1]) Ilus ist der Großvater des Königs Priamus, Tantalus der Vater des Pelops. In der Uebersetzung „wegen der Grenzen" folge ich der Vermuthung des Casaubonus; die Handschriften haben „wegen der Straßen".

[2]) Ilus.

[3]) Tantalus.

[4]) Natürlich verhält sich die Sache umgekehrt. Der Mythus vom Raube „des schönsten der Erdensöhne" durch den Adler des Zeus, den schon Homer (Il. XX, 230 ff.) hat, ist älter, die plattrationelle historische Deutung ist Klügelei späterer Gelehrten. Ueber die Kunstdarstellungen des Ganymedes siehe Torso v. Ad. Stahr I, S. 388.

[5]) Dies ist eine oberflächliche Ableitung des Namens dieser antiken Derwische, die wahrscheinlich von ihren heftigen Tanzbewegungen Galli genannt wurden; denn das Wort ist phönikischen Ursprungs und bezeichnet einen, der sich voll heiliger Verzückung im Kreise herumdreht. S. Realencyklop. III, S. 642. vgl. 638 ff.

[6]) Im Jahre 204 v. Chr. Geburt. S. Livius 29, 10—11. und 14. Mommsen a. a. O. S. 844—45.

mals statt eines Hafens bedienten, blieb durch göttliche Kraft das Schiff stehen. Obschon nun die Römer in großen Haufen lange an dem Schiffe zogen, dem der Schlamm Widerstand leistete, begann das Schiff nicht eher wieder seine Bewegung stromaufwärts, bis eine Priesterin der Göttin herbeigebracht wurde, welche eine Priesterin der Vesta war. Diese mußte (als solche) eine Jungfrau sein; man hatte sie aber beschuldigt, daß sie sich habe verführen lassen. Wie nun Gericht über sie gehalten werden sollte, da bittet sie flehentlich das Volk, die Entscheidung der Pessinuntischen Göttin anheim zu geben. Sie löste darauf ihren Gürtel, und band ihn an das Vordertheil des Schiffes, indem sie zugleich das Gebet that: daß wenn sie eine Jungfrau und unbefleckt sei, das Fahrzeug ihr folgen möge; und mit Leichtigkeit folgte, sobald der Gürtel befestigt war, das Schiff ihr nach, die Römer aber bewunderten zu gleicher Zeit das sichtbare Wunder der Göttin und die heilige Reinheit der Jungfrau. Soviel nun von der Pessinuntischen Göttin, von der ich mit gewisser Vorliebe gesprochen habe, weil ich glaubte, daß es für diejenigen nicht ohne Interesse sein würde, welche die römischen Alterthümer nicht genau kennen.

Commodus aber, nachdem er dem Anschlage des Maternus glücklich entgangen war, verstärkte seine Leibwache, und erschien von da an nur selten in großen Volksversammlungen, hielt sich meistentheils auf den nahe oder auch fern von der Stadt liegenden kaiserlichen Besitzungen auf, und enthielt sich der Ausübung der Rechtspflege und aller sonstigen Regierungshandlungen.

Zwölftes Kapitel.

Um diese Zeit geschah es, daß ganz Italien von einer ansteckenden Seuche heimgesucht wurde. Besonders in Rom erreichte dies Leiden den höchsten Gipfel, weil in die schon an und für sich sehr volkreiche Stadt Menschen aus allen Gegenden zusammenströmten. Das Sterben wüthete gleich heftig unter den Hausthieren wie unter den Menschen. In dieser Zeit zog sich Commodus auf den Rath mehrerer Aerzte nach Laurentum zurück. Diese Gegend ist nämlich überaus luftig und von vielen Lorbeerhainen beschattet, wovon sie

auch den Namen hat [1]); daher man ſie für geſund hielt, und allgemein ſagte: ſie gewähre ein Präſervativ gegen die ſchlechte Luft durch den Wohlgeruch und die Ausdünſtung des Lorbeers, und durch den erquicklichen Schatten der Bäume. Aber auch die, welche in der Stadt blieben, füllten auf Anrathen der Aerzte Naſenlöcher und Ohren mit überaus wohlriechenden Eſſenzen, und gebrauchten unaufhörlich Räucherungen und Arome, weil es hieß, ſolcher Wohlgeruch erfülle die Poren der Sinneswerkzeuge und hindere ſie, den in der Luft befindlichen Peſtſtoff aufzunehmen, oder vernichte, wenn davon doch etwas vorher eingedrungen ſei, daſſelbe durch ſeine ſtärkere Kraft. Trotz alledem erreichte die Krankheit eine außerordentliche Höhe, und raffte eine große Anzahl Menſchen und Hausthiere hin.

Dazu kam über die Stadt auch noch um dieſelbe Zeit eine Hungersnoth, wovon die Veranlaſſung folgende war. Es war da ein gewiſſer Kleander, ein Phryger von Geburt, ein Menſch, wie ſie von Staats wegen verkauft zu werden pflegen. Derſelbe war als Sklave in die kaiſerliche Hausdienerſchaft gekommen, mit Commodus aufgewachſen, und von demſelben zu ſolcher Höhe der Stellung und des Einfluſſes erhoben worden, daß er nach und nach das Kommando der Leibwache, den Dienſt im Innern des kaiſerlichen Kabinets und den Oberbefehl über die Heere in ſeine Hände bekam [2]). Reichthum und Hoffart erweckten in ihm die Begierde ſelbſt nach der Kaiſerwürde. Er ſammelte alſo große Geldſummen, kaufte und ſpeicherte ungeheure Maſſen von Lebensmitteln auf, indem er hoffte, das Volk und die Truppen zu gewinnen, wenn er, nachdem er ſie ſo in Mangel der nothwendigen Lebensbedürfniſſe verſetzt hätte, durch glänzende Schenkungen ihr Intereſſe an ſich knüpfte. Zugleich überließ er beiden ein ſehr großes Gymnaſium [3]), das er erbaut hatte, als öffentliches

---

[1]) Laurentum, eine uralte Stadt in Latium (nahe bei dem jetzigen Torre Paterno), heiße „Lorbeerwald". Den Lorbeer erwähnt auch Plinius unter den Geſundheitsmitteln.

[2]) D. h. er vereinigte in ſeiner Perſon, um modern zu reden, die Stellen eines Chefs der Leibgarden, den Dienſt als Oberkammerherr und die Stellung eines Kriegsminiſters.

[3]) Es iſt hier von einer jener großartigen Thermenanlagen die Rede, die in Rom die Stelle der griechiſchen „Gymnaſien" vertraten, und deren Ruinen

Badehaus. Auf dieſe Weiſe alſo beſtrebte er ſich, das Volk zu ködern. Die Römer aber waren ihm feind, ſchoben auf ihn die Schuld ihrer Leiden, haßten ſeine unerſättliche Habſucht, und begannen damit, zuerſt in den Theatern und in großen Volkszuſammenrottungen auf ihn zu ſchimpfen. Zuletzt zogen ſie, während Commodus gerade auf einer Villa nahe bei der Stadt reſidirte, haufenweis dorthin, und forderten mit Geſchrei den Tod des Kleander. Während nun der Lärm ſo die Villa umtobte, und Commodus, der in dem entfernteſten Theile derſelben ſeinen Lüſten nachhing, ſich in gänzlicher Unwiſſenheit über die öffentliche Stimmung befand, weil Kleander es zu hindern wußte, daß ihm irgend eine Meldung von dem, was vorging, gemacht wurde, da erſchienen urplötzlich, ohne daß es ſich das Volk vermuthete, auf Kleanders Befehl ſämmtliche berittene Garden des Kaiſers in voller Rüſtung, und ſchoſſen und ſtachen blind auf alles, was ihnen in den Weg kam. Das Volk aber war nicht im Stande, unbewaffnet gegen Bewaffnete, zu Fuß gegen Berittene Widerſtand zu leiſten, und ſtürzte in eiliger Flucht zur Stadt hin. Dabei verloren viele Menſchen das Leben, indem ſie nicht nur von den Soldaten erſchoſſen und von den Hufen der Roſſe zertreten wurden, ſondern auch im eigenen Gedränge und vor den anſprengenden Reitern über einander hinſtürzend zahlreich umkamen. Bis zu den Thoren von Rom ſetzten nun die Reiter ihre Verfolgung ungehindert fort, und metzelten ohne Schonung alles, was ihnen in die Hände fiel, nieder. Als aber die, welche in der Stadt zurückgeblieben waren, das Unheil ſahen, welches ihre Genoſſen betroffen hatte, und von den Dächern ihrer Häuſer, deren Eingänge ſie verſchloſſen hatten, herab mit Steinen und Ziegeln die Reiter angriffen, da erlitten dieſe, was ſie bisher gegen andere verübt hatten, indem Niemand ihnen im Nahekampfe ſich entgegenſtellte, ſondern die Volksmaſſe von ſicherer Stellung aus auf ſie ſchoß. Mit Wunden bedeckt und unfähig den Kampf auszuhalten, wandten ſie ſich zur Flucht, wobei ſehr viele von ihnen umkamen. Bei dem unausgeſetzten Steinhagel ſtolperten die Pferde über den Steinen, glitten aus und ſchleuderten ihre Reiter ab, und während ſo von beiden

---

noch jetzt uns durch ihre Pracht und Ausdehnung in Erſtaunen ſetzen. Vergl. Ein Jahr in Italien Th. II, S. 256 — 260.

Seiten viel Leute fielen, kamen endlich dem Volke auch die in der Stadt liegenden Fußtruppen aus Haß gegen die Reiter zu Hülfe.

Dreizehntes Kapitel.

Während so der volle Bürgerkrieg bereits ausgebrochen war, hatte noch immer Niemand das Herz, dem Commodus die Vorgänge zu melden, weil Alles sich vor der Macht des Kleander fürchtete. Nur die älteste von Commodus' Schwestern, mit Namen Favilla, eilte zum Kaiser hin (für sie war nämlich als Schwester der Eintritt leicht und unverwehrt), und mit aufgelöstem Haar sich zur Erde niederwerfend, daß sie wie ein reines Bild des Jammers anzusehen war, sprach sie: „O Kaiser! Du sitzest hier ruhig, ohne zu wissen, was vorgeht, und bist dadurch bereits am Abgrunde der Gefahr angelangt, während wir, dein Geschlecht, nur eben noch für jetzt dem Tode entgangen sind. Das Volk und der größte Theil der Truppen ist von dir abgefallen! Was wir von keinem Barbaren befürchteten, das thun gegen uns unsre eignen Landsleute, und die, welche du vorzugsweise mit Wohlthaten überhäuft hast, die sind jetzt deine Feinde. Kleander hat gegen dich das Volk und das Militär bewaffnet. Feindlich gespalten und in entgegengesetzter Gesinnung stehen die Einen aus Haß gegen ihn, das Volk, die Andern aus Liebe für ihn, das ganze Reitercorps, in den Waffen, und haben im wechselseitigen Morden bereits Rom mit Bürgerblut erfüllt. Die Unfälle beider Parteien aber werden uns mit in's Verderben reißen, wenn du nicht auf der Stelle dem Tode den schlechten Diener übergibst, der bereits für jene die Ursache so großen Unheils geworden ist, und bald auch über uns unerhörtes Unheil bringen wird." Als sie dies gesprochen und darauf ihr Gewand zerrissen hatte, faßten sich auch einige andere von den Anwesenden, ermuthigt durch die Worte der Schwester des Kaisers, ein Herz, und drangen mit Vorstellungen auf den Commodus ein. Der aber wurde erschreckt, glaubte in seiner Furcht, daß die Gefahr, in der er schwebe, nicht eine zukünftige, sondern eine bereits gegenwärtige sei, und schickt sofort zum Kleander, der zwar noch nichts von der dem Kaiser gethanen Meldung wußte, aber sie doch vermuthete, läßt ihn sofort bei seinem Eintritt verhaften, ihm den Kopf

abſchlagen, und denſelben aufgeſteckt auf einem langen Spieße als freudiges und erſehntes Schauſpiel zum Volke hinausſchicken. So wurde das Unheil beſchwichtigt und beide Theile gaben den Kampf auf: die Soldaten, weil ſie den umgebracht ſahen, für den ſie ſtritten und zugleich Furcht vor dem Zorne des Kaiſers bekamen, — ſie begriffen nämlich, daß ſie getäuſcht worden waren, und daß ſie, was ſie gethan, gegen ſeinen Willen unternommen hatten; — das Volk aber gab ſich zufrieden, weil es an der Perſon deſſen, der ihm übel gethan, die Strafe vollzogen fand. Nun tödteten ſie noch die Kinder des Kleander, deren er zwei männlichen Geſchlechts hatte, und mächten alle diejenigen nieder, welche ſie als ſeine Freunde kannten, ſchleppten die Leichen umher, kühlten ihr Müthchen an denſelben durch alle erdenklichen Muthwillen, und ſtürzten ſie zuletzt ſo gemißhandelt in die Abzugsgräben.

So endeten Kleander und die Seinen, gleich als ob die menſchliche Natur ſo zu ſagen es darauf abgeſehen gehabt hätte, an einem Individuum zu zeigen, daß eine kleine und unerwartete Wendung des Geſchicks im Stande iſt, ein ſolches aus der tiefſten Niedrigkeit zur höchſten Höhe emporzuheben und ebenſo hinwiederum von ſolcher Hoheit hinabzuſtürzen.

Was den Commodus anlangt, ſo fürchtete er zwar, daß die Volksbewegung ſich auch gegen ihn richten könne, nichts deſtoweniger aber gab er den Vorſtellungen ſeiner Verwandten nach, und kehrte in die Stadt zurück, wo er von dem Volke mit Jubelrufen aller Art und feſtlichem Gepränge empfangen, ſeinen Einzug in den kaiſerlichen Palaſt hielt. Indeſſen beobachtete er, nachdem er ſo große Gefahren beſtanden hatte, gegen alle Welt ein argwöhniſches Betragen, ließ ſchonungslos hinrichten, gab allen Anklagen leicht Gehör, ließ auch keinen Mann von Bedeutung mehr in ſeine Nähe, ſondern wandte ſich vollſtändig von allen würdigen Beſchäftigungen ab, und wurde Tag und Nacht mehr der Sklave immer neuer zügelloſer ſinnlicher Lüſte. Jeder vernünftige und nur halbwegs gebildete Mann ward als gefährlicher Feind des Hofes verfolgt, während Luſtigmacher und Gaukler gemeinſter Art ihn in ihrer Gewalt hatten. Er nahm Unterricht im Wagenlenken und im Nahekampf mit wilden Thieren, was ſeine Schmeichler als ruhmvolle Tapferkeit lobprieſen, während er ſelbſt ſich

dieſen Dingen auf eine unverſtändigere Weiſe hingab, als es ſich mit der Würde eines Kaiſers vertrug.

Vierzehntes Kapitel.

Es ereigneten ſich um jene Zeit auch gewiſſe himmliſche Vorzeichen. Sterne erſchienen vielfach bei Tage am Himmel ſichtbar, andere ganz lang geſchweift, ſo daß es ausſah, als hingen ſie mitten in der Luft. Thiere aller Art, abweichend von ihrer natürlichen Beſchaffenheit in fremdartigen Geſtaltungen und mit Gliedern des Leibes, welche zu einander nicht paßten, wurden häufig geboren. Das größte Schreckniß aber, welches nicht nur damals allgemeine Trauer verbreitete, ſondern auch die Gemüther Aller in Bezug auf die Zukunft als Vorzeichen und böſe Vorbedeutung erſchreckte, war folgendes. Ohne daß Regen vorhergegangen war oder Wolken ſich zuſammengezogen hatten, wurde nach einem kurzen Erdſtoße, ſei es, daß Nachts ein Blitz herniedergefahren, oder in Folge des Erdbebens irgendwo Feuer aus der Erde gebrochen war, der ganze Friedenstempel [1]), das größte und ſchönſte aller Bauwerke der Stadt, ein Raub der Flammen. Es war das reichſte aller Heiligthümer, und wegen der Sicherheit, die es bot, mit goldenen und ſilbernen Weihgeſchenken reich ausgeſtattet. Auch hatte daſelbſt Jedermann ſein Vermögen deponirt, und ſo machte das Feuer jener Nacht viele aus reichen zu armen Leuten. Daher bejammerten Alle insgemein die öffentlichen und jeder Einzelne ſeinen beſondern Verluſt.

Nachdem das Feuer den Tempel und ſeine ganze Umgebung in Aſche gelegt hatte, ergriff es auch eine große Anzahl anderer Gebäude der Stadt, und darunter die ſchönſten Bauwerke. Bei dieſer Gelegenheit ſah man, als auch der Veſtatempel niederbrannte, ſogar das Palladium [2]) unverhüllt, das von Troja hergebracht worden ſein

---

[1]) Kaiſer Veſpaſian hatte ihn erbaut und mit vielen herrlichen Kunſtwerken geſchmückt.

[2]) Im innerſten Raume des Tempels der Veſta befand ſich unter den Penaten das uralt geglaubte Schutzbild der Pallas (vielleicht nur ein geglättetes Holzſtück), das, wie es hieß, Aeneas auf ſeiner Reiſe durch Italien vom Diomedes erhalten hatte. Es galt für das Unterpfand des glücklichen Beſtehens

ſoll und von den Römern hochverehrt in Verborgenheit gehalten wird. Es war das erſtemal ſeit ſeiner Verſetzung von Ilium nach Italien, daß es unſere Zeitgenoſſen erblickten, als die heiligen Jungfrauen der Veſta das dem Feuer entriſſene Bild mitten durch die heilige Straße nach der kaiſerlichen Hofburg trugen. Auch viele andere ſehr ſchöne Stadttheile brannten nieder, und eine ziemliche Anzahl Tage fraß das Feuer fort und fort weiter, wie es denn auch nicht eher aufhörte, als bis niederſtürzende Regengüſſe ſeiner Gewalt Einhalt thaten.

Daher wurde denn auch die ganze Begebenheit als ein Werk der Götter angeſehen, und alle damaliger Zeit lebenden Menſchen glaubten, daß Anfang und Ende des Feuers durch den Willen und die Macht der Götter herbeigeführt ſei [1]). Es faßten auch in Folge dieſer Ereigniſſe Einige die Zerſtörung des Friedenstempels als ein Vorzeichen von Kriegen auf; jedenfalls beſtätigte die Folge, wie wir ſeiner Zeit erzählen werden, durch den Ausgang die früher vorhandene öffentliche Meinung.

Nachdem nun ſolchergeſtalt eine fortdauernde Reihe von zahlreichen Unglücksfällen Rom heimgeſucht hatte, fing das römiſche Volk an, nicht mehr mit Zuneigung auf den Commodus zu blicken, ſondern die Schuld der Schlag auf Schlag erfolgenden Unfälle auf ſeine rechtloſen Hinrichtungen und ſonſtigen Miſſethaten ſeines Lebens zu ſchieben. Denn ſein Treiben war bereits Keinem mehr unbekannt, und er ſelbſt wollte auch nicht, daß es unbekannt ſein ſollte, ſondern er war frech genug, die Dinge, mit denen er ſich, wie man ihm tadelnd nachſagte, zu Hauſe zu thun machte, auch dem Publikum zur Schau zu ſtellen. Ja er ging ſo weit in dem Taumel ſeines Wahnſinns, daß er erſtens ſich den Beinamen ſeines Vaters verbat, und den Befehl gab, ihn ſtatt „Commodus“ und „Markus' Sohn“ vielmehr Herkules und Zeus' Sohn zu nennen; daß er ferner die römiſche und kaiſerliche Tracht ablegte, und dafür eine

---

von Rom und dem römiſchen Reiche, wie Cicero ſagt. Es war ſtets in eine myſtiſche Verborgenheit gehüllt, in der es Niemand zu ſehen bekam, und ward mehrmals bei Bränden mit Lebensgefahr gerettet. Vgl. Realencyklop. VI. b. S. 2503—2504.

[1]) Dieſe Stelle iſt eine von denen, in welchen die redſeligen wortreichen Wiederholungen ein und derſelben Sache den greiſen Erzähler zu verrathen ſcheinen.

Löwenhaut anzog und eine Keule in der Hand trug. Daneben kleidete er sich in purpurne und golddurchwirkte Gewänder, und machte sich so zum Gelächter, indem er in einer Person Weiberputz und Heroenkraft zur Schau trug. In solcher Gestalt also erschien er vor dem Publikum. Ferner aber änderte er auch die Namen der Jahresmonate, schaffte die alten sämmtlich ab und benamsete alle nach seinen eignen Beinamen, die sich meistentheils auf den Herkules, als den gewaltigsten der Helden, bezogen. Desgleichen ließ er in allen Theilen der Stadt seine Porträtstandbilder aufrichten, ja sogar eins derselben gegenüber dem Versammlungshause des Senats in der Attitüde eines, der den Bogen gespannt hat. Denn er wollte, daß selbst seine Standbilder drohend und schrecklich sein sollten. Die eben erwähnte Bildsäule ließ indessen der Senat nach seinem Tode fortschaffen und die Statue der Freiheit an dessen Stelle aufrichten [1]).

Fünfzehntes Kapitel.

Commodus, der jetzt gar keine Rücksichten mehr nahm, veranstaltete hierauf Schauspiele, wobei er sich anheischig machte, die wilden Thiere sämmtlich mit eigner Hand zu erlegen und mit den tapfersten Jünglingen im Zweikampfe zu fechten. Als diese Kunde sich verbreitet hatte, strömten aus ganz Italien und den benachbarten Landen Leute herbei, um zu schauen, was sie nie zuvor weder gesehen noch gehört hatten. Denn allerorten sprach man von der Sicherheit seiner Hand als Schütze, und wie er darauf halte, mit Wurfspieß und Bogen nie einen Fehlschuß zu thun. Als Lehrer umgaben ihn die besten Spießkünstler der Parther, und die ausgezeichnetsten Wurfspießwerfer der Maurusier [2]), und er übertraf sie alle an Geschicklichkeit. Als nun die Tage des Schauspiels herangekommen waren, war das ganze

[1]) Ueber die uns erhaltenen Bildnisse des Commodus findet man Näheres in meinem Torso Th. II. S. 437—438. Die vergöttlichte „Freiheit", die Göttin Libertas, ist eine römische Personifikation, die ihre eignen Tempel hatte und in Frauengestalt, lorbeerbekränzt, mit einer länglich runden Freiheitsmütze (dem sogen. pileus) in der rechten Hand, eine Lanze oder ein Füllhorn in der Linken, von den Künstlern gebildet wurde.

[2]) Griechischer Name der „Mauren" in Nordafrika, der Vorfahren der heutigen Kabylen.

Amphitheater von Menſchen erfüllt; für den Commodus aber war eine um den ganzen Kreis ſich herumziehende Gallerie hergerichtet worden, damit er nicht durch den Nahekampf mit den wilden Thieren in Gefahr geriethen, ſondern von oben herab und aus geſichertem Standorte mit ſeinen Schüſſen mehr ſeine Schießkunde, als ſeine Tapferkeit zur Schau ſtellen konnte. Hirſche freilich und Antilopen und was ſonſt gehörnte Thiere ſind, mit Ausnahme von Stieren, erlegte er, indem er zu ebner Erde ſie im Lauf verfolgte, ja ſie auch wohl überholte und mit wohl angebrachten Schüſſen niederſtreckte. Löwen aber und Pardel und ſonſtige Thiere edler Art erlegte er mit dem Wurfſpieß von oben herab, indem er auf ſeiner Gallerie herumlief; und nie ſah man ihn zu einem zweiten Wurfſpieße greifen oder einen Wurf thun, der nicht tödtlich war. Denn ſowie das Thier vorſtürmte, traf er es entweder auf der Stirn oder in's Herz. Und niemals nahm er ein anderes Ziel, oder traf ſein Wurfſpieß einen andern Theil des Leibes, ohne zugleich zu verwunden und zu tödten. Die Thiere ſelbſt aber hatte er aus allen Weltenden zuſammenbringen laſſen, und damals ſahen wir, was wir ſonſt nur in Gemälden angeſtaunt hatten. Denn aus Indien und Aethiopien, von Süden und Norden her ſtellte er alle Thiere, zumal die früher noch nicht bekannten, indem er ſie erlegte, den Römern zur Schau. Seine Schützengeſchicklichkeit aber erfüllte Alle mit Staunen. Einmal nahm er Geſchoſſe, deren Spitzen mondförmig waren, und ſchoß damit auf Mauruſiſche Sträuße, die ſich durch die Behendigkeit ihrer Füße und den Schlag ihrer ſegelförmig ausgeſpannten Flügel mit größter Schnelle bewegten, dergeſtalt oben durch den Hals, daß ſie, nachdem ihnen durch die Gewalt des Schuſſes der Kopf abgeriſſen war, noch weiter im Kreiſe herumliefen, als wäre ihnen nichts geſchehen. Ein andermal, als ein Pardel im ſchnellſten Lauf den Mann, der ihn aus dem Käfig hervorlockte, ergriff, traf ſein Wurfſpieß das Thier in dem Momente, wo es jenen zerreißen wollte, tödtete es und errettete den Menſchen, indem die Spitze ſeines Speeres dem Momente des Biſſes der Zähne zuvorkam [1]). Ein andermal endlich, als hundert Löwen

[1]) Auch von dieſer ganzen Darſtellung, die obenein in vielen Punkten an das Gebiet der ſogenannten „Jagdgeſchichten" zu ſtreifen ſcheint, gilt die zum

aus den unterirdischen Behältern heraufgelassen wurden, tödtete er sie sämmtlich mit ebenso viel Wurfspießen, so daß, weil die gefallenen Thiere lange da lagen, eben deßhalb Jedermann mit Muße zählen und sehen konnte, daß kein Wurfspieß darüber war [1]).

Mit diesen Dingen erwarb er sich nun, obschon sein Treiben von der kaiserlichen Würde weitab lag, doch wenigstens eine gewisse gute Meinung von seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit als Schütze bei seinen Volksgenossen. Als er aber auch nackt die Arena des Amphitheaters betrat, die Rüstung anlegte und als Fechter kämpfte, da sah das Volk zum schmählichen Schauspiel den erlaucht gebornen Römerkaiser, dessen Vater und Vorfahren soviele Siegeszeichen erkämpft hatten, nicht, wie er die Waffen des Kriegers seiner Herrscherwürde geziemend gegen Barbaren ergriff, sondern wie er seinen Rang durch den schmachvollsten und verruchtesten Aufzug entwürdigte. Freilich wurde es ihm bei diesen Zweikämpfen leicht, seine Gegner zu überwinden, ja er ging sogar soweit, sie wirklich zu verwunden, da alle vor ihm zurückwichen, und in ihm den Kaiser, nicht den Gladiator sahen. Er ging aber in seinem Wahnsinn so weit, daß er selbst nicht mehr in dem kaiserlichen Palaste wohnen wollte, sondern überzusiedeln beschloß in die Fechterschule der Gladiatoren. Ihn selbst aber befahl er nicht mehr Herkules, sondern mit dem Namen eines unlängst verstorbenen berühmten Fechters zu benennen. Dazu ließ er dem größten aller (in Rom befindlichen) Kolossalbilder, welches die Römer als das Bild des Sonnengottes [2]) verehren, den Kopf absägen

---

vorigen Kapitel gemachte Bemerkung über die Weitschweifigkeit des Ausdrucks bei unserem Autor.

[1]) Dieses letztere halte ich mit gütiger Erlaubniß der Herren Alterthumsforscher und Philologen, die dies bisher auf Treu und Glauben angenommen haben, für eine reine „Jagdgeschichte", obschon Herodian so spricht, als habe er selbst die Sache mit angesehen. Wer das Buch des größten Löwenjägers der civilisirten Welt Jules Gerard (tueur des lions) gelesen hat, wird sich schwerlich herbeilassen zu glauben, daß zu irgend einer Zeit und für irgend einen Schützen mit dem Jagdwurfspieße möglich gewesen sei, was heutzutage der beste Schütze mit der besten Büchse und den stahlgerspitzten Kugeln Devisme's nicht leisten dürfte: hundert Numidische Löwen mit hundert Schüssen zu tödten.

[2]) Vgl. darüber Torso Th. II, S. 460—461. vgl. 276. Der Koloß war ein Werk des berühmten Erzgießers Zenodorus unter Nero, und hundert und zehn Fuß hoch.

und den seinen darauf setzen, und als Inschrift auf das Fußgestell wie gewöhnlich die kaiserlichen und vererbten Namen und Titel, aber statt „Germanikus", die Worte „dem Sieger über Tausend Fechter."

Sechzehntes Kapitel.

So that es denn wirklich noth, daß er endlich einmal aufhörte zu rasen, und das Römerreich geknechtet zu werden. Das sollte geschehen an dem auf das neue Jahr folgenden Tage. Dies Fest feiern nämlich die Römer, indem sie es auf den ältesten Landesgott Italiens zurückführen. Denn sie haben die Sage, daß selbst Kronos, nachdem er durch Zeus vom Thron gestoßen worden und zur Erde niedergestiegen, bei ihm als Gastfreund geweilt, und aus Furcht vor der Gewaltherrschaft seines Sohnes bei ihm in Verborgenheit gelebt habe, woher auch dieser Landstrich Italiens seinen Namen erhalten habe und Latium benannt worden sei, indem das griechische Wort [1]) in die Landessprache übertragen wurde. Um deswillen lassen denn auch bis auf den heutigen Tag die Italioten das Kronosfest, welches sie zu Ehren des verborgenen Gottes feiern, dem Feste voraufgehen, welches sie dem einheimischen Gotte Italiens zu Anfange jedes neuen Jahres feiern [2]). Sein Kultusbild wird mit zwei Gesichtern gebildet, eben weil er Anfang und Ende des Jahres vorstellt. Beim Antritt dieses

[1]) Das griechische Wort „Lathein" (λαθεῖν), welches „verborgen sein" heißt, und sich in dem gleichbedeutenden römischen Worte latere (Latium) wiederfindet. Vergl. über diese und andere Ableitungen Realencyklop. IV, S. 802 bis 803. Der neueste Geschichtschreiber Roms adoptirt die Ableitung, nach welcher Latium „die breite Ebene" bedeutet, ein Name, der das Gebiet, von etwa 34 Quadratmeilen zwischen Liriusfluß, Apennin, Albanergebirg und Meer sich vom Albanerberge, dem jetzigen Monte Cavo aus, darstellt. Mommsen I, S. 33—34 (2te Ausg.).

[2]) Das Kronosfest, d. h. auf römisch das Fest der Saturnalien, fiel auf den 17.—24. Dezember. Den doppelköpfigen Janus hält Mommsen eben nur für den personifizirten „Geist der Eröffnung", dem deßhalb Thor und Thüre wie der Tagesanbruch (Janus matutinus) geheiligt war, und den man später an die Spitze des Jahres stellte. (Röm. Gesch. I, S. 153.) Vgl. Realencyklop. IV, S. 20 ff.

Festes nun also, in welchem die Römer sich vorzugsweise mit Handschlag und Gruß ansprechen, und durch gegenseitige Geldgeschenke und Mittheilung von allem, was Erde und Meer Schönes hat, sich unter einander erfreuen [1]), und wo die Magistraten, nach welchen das Jahr bezeichnet wird, zum erstenmale ihre purpurne, während des Jahres beizubehaltende Amtstracht anlegen, hatte Commodus es sich in den Kopf gesetzt, bei der allgemeinen Festfeier nicht, wie es die Sitte war, von dem Kaiserpalaste, sondern von der Fechterschule der Gladiatoren aus den Zug anzutreten, und sich statt des schönverbrämten kaiserlichen Purpurgewandes selbst als Fechter gewaffnet und den Zug der Fechter anführend den Blicken der Römer darzustellen.

Als er nun diesen seinen Entschluß der Marcia mittheilte, die er unter seinen Kebsweibern am meisten bevorzugte, und die fast in Nichts einer wirklichen Gemahlin nachstand, sondern alle Auszeichnungen genoß, die einer regierenden Kaiserin zukommen, mit Ausnahme des Feuers [2]), — als diese also seinen so unklugen und unschicklichen Vorsatz vernahm, legte sie sich zuerst auf's Bitten, und beschwor ihn fußfällig und unter Thränen, doch nicht die Würde des römischen Kaiserthrons so zu beschimpfen und zugleich sich nicht, indem er seine Person so verworfenen Menschen, wie die Fechter seien, anvertraue, in Gefahr zu begeben. Da sie aber mit allem Flehen nichts bei ihm ausrichtete, entfernte sie sich weinend. Commodus aber ließ den Lätus, den Oberbefehlshaber der Garden, und den Eklektus, seinen Oberkammerherrn, zu sich rufen, und gab ihnen den Befehl, die nöthigen Anstalten zu treffen, weil er die Nacht in der Fechterschule zubringen und von dort aus den Festzug zur Vollziehung der Neujahrsfestopfer antreten wolle, um sich den Römern in Waffenrüstung zu zeigen. Auch sie beschworen ihn vielfach und versuchten ihn zu überreden, doch nicht etwas zu thun, womit er die kaiserliche Würde erniedrige.

---

[1]) Auch Kunstwerke fehlten unter solchen Geschenken nicht. S. Torfo II, S. 283.

[2]) S. die Bemerkung zu Kap. 8. Die in der Uebersetzung abgebrochene Konstruktion der Periode ist dem Original nachgebildet, in welchem sich dergleichen künstliche Nachlässigkeiten des Stils häufig finden.

Siebenzehntes Kapitel.

Commodus aber gerieth in Zorn, ſchickte ſie fort und begab ſich in ſein Kabinet hinauf, als ob er ſich ſchlafen legen wollte, wie er um die Mittagszeit zu thun pflegte. Dort nahm er eine von den bekannten Schreibtafeln, wie man ſie aus Lindenbaſt von äußerſter Feinheit der Arbeit und mit Blättern, die doppelt gebrochen auf beiden Seiten zu beſchreiben ſind, verfertigt, und verzeichnet auf derſelben alle die, welche in der nächſten Nacht ermordet werden ſollten. Obenan ſtand Marcia, ihr folgten Lätus und Ekletus, und auf dieſe eine große Zahl der angeſehenſten Senatsmitglieder. Denn er war Willens, ſich der bejahrteren und noch übrigen Freunde ſeines Vaters ſammt und ſonders zu entledigen, weil er ſich ſchämte, an dieſen ehrwürdigen Männern Zuſchauer ſeiner ſchmachvollen Handlungen zu haben. Das Vermögen der Reichen unter ihnen wollte er zu Geſchenken theils an ſeine Garden, theils an die Fechter verwenden, wofür jene ihn beſchützen, dieſe ihm Vergnügen machen ſollten. Nachdem er dies in die Schreibtafel verzeichnet, legt er dieſelbe auf ſein Ruhebett, in der Meinung, daß Niemand in ſein Schlafzimmer und an ſein Bett kommen werde.

Nun war da aber ein ganz kleiner Knabe, ſo einer, wie ſie alle üppigen römiſchen Großen und Reichen ganz unbekleidet, aber dafür mit Goldzierrathen und edlen Steinen geſchmückt zu ihrem Vergnügen halten [1]). Den liebte Commodus über die Maßen, ſo daß er ihn häufig bei ſich ſchlafen ließ. Auch nannte man ihn Philocommodus, ſo daß ſelbſt der Name das Intereſſe des Kaiſers an dem Knaben bezeichnete. Dieſes kleine Knäbchen nun alſo, das zuerſt ſich im Freien

[1]) Selbſt Kaiſer Auguſtus hatte dieſe Luſt an dem Spielen und Tändeln mit ſolchen noch kleinen, überaus ſchönen Knaben, an deren Schönheit und liebenswürdigem Geſchwätz er in ſeinen ſpärlichen Mußeſtunden ſeine Freude hatte. Er bezog ſie meiſtens aus Syrien und aus der Barbarei. Vergl. Sueton. Aug. Kap. 83. Etwas davon, nur ohne den antiken Schönheitsſinn, iſt auch in unſerer Zeit bei unſern üppigen Vornehmen und Reichen in der Vorliebe derſelben für zwerghafte Grooms zu finden.

befand, lief, als Commodus ſich zu ſeinen gewohnten Bädern und Schlemmereien hingegeben hatte, wie es pflegte, in das Kabinet hinein, nahm ſich, um etwas zum Spielen zu haben, die auf dem Ruhebett liegende Schreibtafel und ging aus dem Zimmer. Ein wunderbares Geſchick wollte, daß er der Marcia begegnete. Dieſe, die den Knaben gleichfalls ſehr liebte, umarmte und küßte ihn, nimmt ihm aber die Schreibtafel weg, in der Beſorgniß, das Kind möchte aus Unverſtand irgend etwas Wichtiges, ohne es zu wiſſen, zerſtören. Sie erkannte Commodus' Hand, und beeilte ſich nur um ſo mehr, die Schrift durchzuleſen. Da ſie aber nun fand, daß die Schreibtafel todbringend ſei, und daß vor allen ſie zuerſt ſterben und Lätus und Electus ihr folgen ſollten, und das Blutbad all' der andern, da ſprach ſie wehklagend zu ſich ſelbſt: „Schön, o Commodus! Das alſo iſt der Dank für die Zuneigung und Hingebung, mit welcher ich deinen Uebermuth und deine Trunkenheit ſo viele Jahre lang ertragen habe! Aber du Trunkenbold ſollſt einem nüchternen Weibe nicht zuvorkommen!" Sofort läßt ſie den Electus zu ſich kommen, was ganz in der Ordnung war, da er ihr Kammerherr war, wie man ihr denn auch ein näheres Verhältniß zu ihm nachſagte. Sie gab ihm den Brief mit den Worten: „Sieh, was wir für ein Nachtfeſt feiern ſollen!" Electus las, und erſchrack heftig. Als ein Aegypter von Geburt war er aber von Natur verwegen und thatkräftig und leicht von ſeinem Zorne zu bemeiſtern. Er verſiegelte alſo die Schreibtafel und ſchickt ſie durch einen ſeiner Getreuen an den Lätus zum Leſen. Dieſer, gleichfalls dadurch beſtürzt, begibt ſich zur Marcia, als ob er mit beiden über die vom Kaiſer ertheilten Befehle und wegen der Ueberſiedlung des Hofs in die Gladiatorenſchule in Berathung treten wolle. Während ſie nun dem Scheine nach über ſeine Intereſſen in Berathung traten, vereinigten ſie ſich dahin, daß ſie lieber etwas wagen und ihm zuvorkommen, als ſich von ihm verderben laſſen wollten, und daß zum Zögern und Aufſchieben keine Zeit ſei. So wird denn beſchloſſen, dem Commodus ein tödtliches Gift zu geben, wozu ſich Marcia alsbald anheiſchig machte. Sie pflegte ihm nämlich den erſten Trank zu miſchen und zu reichen, damit er ihm aus der Hand der Geliebten deſto beſſer ſchmecken möchte. Als er nun aus dem Bade zurückkam, warf ſie das Gift in den Becher gemiſcht mit ſtarkduften-

dem [1]) Weine, und reicht es ihm dar. Der Kaiser aber, der nach dem langen Bade und den vielen Anstrengungen bei der Jagd der wilden Thiere starken Durst hatte, trank es als seinen gewöhnlichen Labetrank, ohne etwas zu merken, hinunter. Sofort befiel ihn eine Schwere des Kopfes und er fühlte sich von Schläfrigkeit überwältigt, glaubte aber, daß es von der Anstrengung komme, und legte sich zum Schlafe nieder, während Eklektus und Marcia alle seine Umgebungen anwiesen, sich zu entfernen und in ihre Wohnungen zu begeben, um ihm, wie sie sagten, Ruhe zu verschaffen. Dergleichen pflegte Commodus auch sonst wohl in Folge seiner Schlemmerei zu passiren; denn da er oft badete und mehrmals aß, hatte er nie eine festbestimmte Zeit für sein Ausruhen, indem er sich den mannigfaltigsten Vergnügungen im bunten Wechsel ununterbrochen überließ, deren Sklave er denn natürlich war, so oft ihn die Stunde ergriff. Eine kleine Zeit nun lag er ruhig da, als aber das Gift in den Magen und Unterleib trat, ergreift ihn ein Schwindel mit hinzutretendem starken Erbrechen, sei es, daß die vorher genossene Speise nebst vielem Getränk das Gift wieder auswarf, oder wegen des Gegengifts [2]), das er, wie das Fürsten vor jeder Speise zu thun pflegen, zuvor genommen hatte. Genug, als das Erbrechen sehr stark wurde, geriethen sie in Furcht, daß er das Gift ganz ausspeien, wieder zur Besinnung gelangen und sie allesammt verloren sein möchten, und bereden durch Versprechung großer Belohnungen einen jungen Mann Namens Narcissus, einen verwegenen kräftigen Burschen, zum Commodus in's Zimmer zu gehen und ihn zu erwürgen. Dieser ging eiligst hinein und tödtete den von Gift und Weinrausch seiner Sinne nicht Mächtigen, indem er ihm die Kehle zuschnürte [3]).

Ein solches Lebensende hatte Commodus, nachdem er seit dem Tode seines Vaters dreizehn Jahre regiert hatte, der erlauchteste an

---

[1]) Der Gourmandise der Römer mischte den Wein nicht selten mit wohlriechenden ätherischen Oelen, oder trank ihn aus Gefäßen, in welchen solche gewesen waren.

[2]) Ueber diese Sitte, vor den Mahlzeiten Gegengift zu nehmen, vergl. Sueton Calig. Kap. 23.

[3]) Der Mörder war einer von den Athleten des Kaisers.

Geburt von allen früheren Kaisern, der schönste Mann seiner Zeit von vollendeter Wohlgestalt des Leibes, und wenn ich von seinen geistigen Eigenschaften etwas sagen darf, keinem nachstehend an Geschicklichkeit als Schütze mit Auge und Hand, nur freilich daß er diese ihm zu Theil gewordene Begabung, wie im Vorigen erzählt ist, durch seine schmachvolle Aufführung schändete [1]).

[1]) Dieses Endurtheil über Commodus gibt zugleich einen interessanten Maßstab für den Standpunkt der geistigen Bildung und Einsicht des Schriftstellers.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Als nun die Verſchwornen den Commodus aus der Welt geſchafft hatten, wie im erſten Buche dieſer Geſchichte erzählt worden iſt, wickelten ſie den Körper, um das Vorgefallene zu verheimlichen und die Aufmerkſamkeit der in der Kaiſerburg Wache haltenden Garden zu täuſchen, in irgend einen alten unſcheinbaren Teppich, ſchnürten ihn darin feſt, luden ihn auf die Schultern von zwei ihnen ergebenen Sklaven, und laſſen ihn ſo, wie wenn es irgend ein überflüſſiges Geräth des kaiſerlichen Zimmers wäre, hinaustragen. Die Sklaven tragen ihn mitten durch die Leibwächter, von denen die einen betrunken, die wachenden aber gleichfalls von Schläfrigkeit halb übermannt waren, und mit den Speeren in den Händen, ſich ſtützend auf dieſelben, einnickten, während die übrigen endlich ſich nicht darum kümmerten, was das ſein möchte, was da aus dem Zimmer getragen wurde, da es ſie ja nicht intereſſirte, es zu wiſſen. Der Leichnam des Kaiſers wurde alſo heimlich aus dem Thore der Hofburg gebracht, worauf man ihn Nachts auf einen Wagen lud und auf einen Landſitz außerhalb der Stadt [1]) abführte.

---

[1]) Im Texte ſteht „auf das Ariſäum" (εἰς τὸ ἀριστεῖον), was eine verderbte Lesart ſcheint. Man hat vorgeſchlagen, Adrianeum (Ἀδριανεῖον), d. h. Grabmal Hadrians, zu leſen, aber dazu berechtigt nichts. Auch

Lätus und Electus berathschlagten jetzt mit der Marcia, was zu thun sei. Sie beschlossen, über seinen Tod das Gerücht auszusprengen, er sei plötzlich an einem Schlaganfalle gestorben. Dieses Gericht würde, wie sie meinten, hinreichenden Glauben finden, da sein unersättliches und übermäßiges Tafeln längst verrufen war. Dann beschlossen sie vor allen Dingen, irgend einen bejahrten und einsichtsvollen Mann für die Nachfolge in der Regierung auszuwählen, um einerseits das Schicksal ihrer eigenen Personen zu sichern und andrerseits nach der so herben und ungezügelten Tyrannei alle Welt wieder frei aufathmen zu lassen. Als sie das nun so bei sich überlegten, fanden sie keinen, der dazu so tauglich gewesen wäre, wie Pertinax. Dieser Pertinax war ein Italiker von Abkunft, hatte sich als Krieger und Staatsmann vielfach mit Ruhm bethätigt, hatte über die Germanen und die Völker des Ostens viele Siegeszeichen aufgerichtet, und war der einzige, welcher aus der Zahl der ehrwürdigen Freunde von Commodus' Vater noch übrig geblieben war. Commodus hatte ihn nicht getödtet, obwohl er unter den Freunden und Feldherrn des Markus als der geehrteste dastand, sei es, weil er gegen seinen ehrwürdigen Charakter einen Rest von Achtung empfand, oder weil er in ihm einen armen Mann sah. Denn auch das gehörte zu den ruhmwürdigen Verdiensten des Mannes, daß er, der mehr als Alle unter seinen Händen gehabt hatte, weniger als Alle an Vermögen besaß.

Zu diesem Pertinax begaben sich nun also in tiefer Nacht, während Alles in den Armen des Schlafes lag, Lätus und Electus im Gefolge einiger wenigen von den Mitverschwornen. Da sie die Thüren seines Hauses verschlossen fanden, wecken sie den Thürhüter aus dem Schlafe. Als derselbe geöffnet und die vor der Thür stehenden Soldaten, sowie den Lätus erblickt hatte, von dem er wußte, daß

---

konnte es den Verschwornen, deren allererste Schritte nach dem Morde hier der Schriftsteller erzählt, zunächst nur darum zu thun sein, den Leichnam über die Seite zu bringen und ihn vor allem den Augen der Prätorianer zu entziehen, die dem Lebenden allein noch angehangen hatten. Das konnte nur geschehen, indem man die Leiche aus der Stadt schaffte, wozu irgend eine Villa der Verschwornen Gelegenheit bot. Dort wird man ihn in aller Stille verbrannt und bestattet haben; denn als am Tage darauf der Senat in ohnmächtiger Rachsucht beschloß, den Leichnam des Tyrannen zu beschimpfen, fand sich, daß treue Diener dies unmöglich gemacht hatten.

derſelbe Befehlshaber der Garde ſei, entſetzte er ſich und macht voll Schrecken ſeinem Herrn Meldung. Der aber heißt ſie eintreten, indem er ſagt: jetzt werde wohl die lange vorausgeſehene letzte Schreckensſtunde kommen. Jedenfalls bewahrte er, wie man ſagt, eine ſo große Seelenruhe, daß er nicht einmal von ſeinem Ruhebette aufſprang, ſondern in ſeiner Lage verharrte, und den mit dem Lätus eingetretenen Eklektus, obſchon er glaubte, daß ſie kämen, um ihn zu ermorden, begrüßte, und mit ruhigem Angeſicht und ohne die Farbe zu wechſeln ſprach: „Schon längſt und jede Nacht erwartete ich ein ſolches Ende des Lebens, und allein noch unter den Freunden ſeines Vaters übrig gelaſſen, wunderte ich mich fortwährend, daß Commodus ſo lange zögerte, mich an die Reihe kommen zu laſſen. Was zaudert Ihr alſo? Ihr werdet thun, was Euch befohlen worden iſt, und ich werde von einer ſchlimmen Ausſicht und beſtändigen Furcht befreit werden."

Darauf erwiederte Lätus: „Höre endlich auf, Dinge zu reden, die deiner und deines früheren Lebens unwürdig ſind! Nicht dein Verderben iſt der Endzweck unſeres gegenwärtigen Kommens, ſondern unſere eigne und des Römerreiches Rettung. Der Tyrann liegt am Boden, er hat die Strafe erhalten, die ihm zukam, und was er ſelbſt uns anzuthun gedachte, von uns erlitten. Wir aber kommen, um die Kaiſerwürde dir in die Hand zu legen, von dem wir wiſſen, daß er in der Körperſchaft des Senats an Würdigkeit der Lebensführung, Größe des Anſehens und Ehrwürdigkeit des Alters obenanſteht, und ein Gegenſtand der Liebe und Ehrerbietung bei dem Volke iſt. Darum glauben wir, wird, was wir jetzt thun, jenen erwünſcht und für uns ein Mittel zu unſerer Rettung ſein." Dagegen verſetzte Pertinax: „Wollt Ihr nicht endlich aufhören, einen alten Mann zum Beſten zu haben und ihm eine ſolche Schwäche zuzutrauen, daß Ihr mich erſt berücken, und dann tödten wollt?" „Nun wahrlich," ſprach Lätus, „da du unſern Worten bisher keinen Glauben geſchenkt haſt, ſo nimm dieſe Schreibtafel hier — Du kennſt ja des Commodus Hand, da du gewohnt biſt, ſie zu leſen [1]) — und lies! Dann wirſt du ſehen,

[1]) Als erſter Senator im Range hatte Pertinax die kaiſerlichen Handſchreiben und Kabinetsbefehle im Senate vorzuleſen.

welcher Gefahr wir entgangen sind, und daß es nicht Täuschung, sondern Wahrheit ist, was wir gesagt haben." Nachdem also Pertinax das Geschriebene durchgelesen und sich überzeugt hatte, daß er den ihm ja auch sonst früher befreundeten Männern Glauben schenken könne, ließ er sich den ganzen Hergang der Dinge erzählen, und fügte sich ihrem Wunsche.

Zweites Kapitel.

Zunächst beschließt man nun, sich zum Lager [1]) zu begeben und die Stimmung der Soldaten zu versuchen. Lätus nahm es über sich, dieselben zu gewinnen, da sie denn doch vor ihm, als ihrem Oberbefehlshaber, einen gewissen Respekt hatten. Man nahm also auch die übrigen Anwesenden mit, und begab sich eilig zum Lager. Auch war bereits der größte Theil der Nacht schon verstrichen, und da das Fest bevorstand, wurde Alles vor Tagesanbruch abzumachen versucht. So schicken sie denn einige zuverlässige Leute aus, welche die Nachricht herumbringen mußten, daß Commodus gestorben und Pertinax auf dem Wege in's Lager sei, um sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Als sich diese Kunde verbreitet hatte, überließ sich das gesammte Volk, wie vom Enthusiasmus ergriffen, dem ausgelassensten Jubel; jeder meldete die Nachricht hoch erfreut seinen Angehörigen und zumal den Angesehenen und Reichen, denn auf diese wußte man, daß es Commodus vorzugsweise abgesehen hatte. Desgleichen lief man zu den Heiligthümern und Altären und brachte den Göttern Dankgebete dar. Verschieden waren die Ausrufungen, welche man vernahm. Die Einen schrieen: „der Tyrann", Andere „der Fechter" liege am Boden, Andere schimpften, stießen noch schmählichere Schandworte

[1]) Es ist das Lager der Kaisergarden gemeint. Tiberius war es bekanntlich, der die Prätorianer, von denen sonst nur eine geringe Anzahl in Rom selbst stand, während die Mehrzahl dieser Truppe in den Städten und Ortschaften rings um Rom in Garnison lag, in einem eigens dazu erbauten Standlager in der Hauptstadt kasernirte, das hier schlechtweg „das Lager" von Herodian genannt wird. Vergl. meine Bemerkung zu Suetons Tiber. Kap. 37. Reste dieser ersten „Gardekaserne" sind noch in der Signe der Jesuiten zwischen dem Viminalischen und Iburtinischen Thore vorhanden. S. Ein Jahr in Italien v. Ad. Stahr. Bd. 3. S. 49—50.

aus; und alle die Reden, welche zuvor die Furcht zurückgehalten hatte, sprudelten jetzt, da Gefahrlosigkeit und Freiheit eingetreten war, ungehemmt hervor. Natürlich lief die größte Volksmasse dem Zuge in's Lager nach. Die Ursache dieses Zudrangs war, daß sie fürchteten, die Soldaten möchten nicht besondere Lust haben, sich die Herrschaft des Pertinax gefallen zu lassen; denn es war leicht vorauszusehen, daß dieselbe als eine voraussichtlich weise den Soldaten nicht sonderlich zusagen werde, die sich gewöhnt hatten, Schergen der Tyrannei zu sein und auf Raub und Gewaltthätigkeit einexerzirt waren. Um dieselben also zu zwingen sich zu fügen, schaarte sich das Volk in hellen Haufen zusammen. Als man nun beim Lager angelangt war, führten Lätus und Eklektus den Pertinax hinein. Lätus ließ die Soldaten zusammentreten und hielt folgende Rede:

„Commodus, unser Kaiser, ist am Schlage gestorben. Schuld an diesem Tode ist Niemand anders als er selbst. Denn er hörte nicht auf uns, die wir ihm stets zu seinem Heile und Besten riethen, lebte vielmehr, wie Euch nicht unbekannt ist, und ward so durch Ueberladung des Magens ein Opfer seiner Unmäßigkeit. Ihn also hat das Lebensende hinweggenommen, das ihm bestimmt war; denn nicht eine und dieselbe Todesursache ist für alle Menschen, aber bei aller Verschiedenheit führen sie doch alle zu einem Endziel des Lebens [1]). Statt seiner führen nun wir und das Volk von Rom Euch einen Mann zu, dessen Alter ehrfurchtgebietend, dessen Leben tadelfrei, dessen Tüchtigkeit durch Thaten bewährt ist. Was die letzteren betrifft, so haben die Aelteren unter Euch Gelegenheit gehabt, seine kriegerischen Thaten kennen zu lernen, während alle übrigen ihn bereits viele Jahre lang stets in seiner Stellung als Gouverneur der Stadt [2]) geehrt und bewundert haben. So gibt uns denn in ihm die Glücksgöttin nicht nur einen Kaiser, sondern auch einen gütigen

[1]) In dieser Rede läßt Herodian den kaiserlichen Gardechef fast mit der weltschweifigen Tautologie und Salbung eines salbadernden Kanzelredners sprechen, und den einfachen Gedanken breit treten, daß eben „alle Menschen sterben müssen."

[2]) Der **Präfekt**, oder wie Herodian sagt, der Eparch der Stadt war eine Würde und Stellung, die als eine regelmäßige erst Kaiser Augustus eingeführt, und die mit den alten römischen „Stadtpräfekten" nichts als den Namen gemein hatte. (S. Sueton. Octavian Kap. 33.) Er stand an Rang

Vater, und sein Regierungsantritt wird nicht nur Euch, die Ihr hier die Leibwache seid, mit Freude erfüllen, sondern auch die, welche an den Ufern der Ströme und an den Gränzen des Römerreiches ihre Standlager haben, und die in ihrem Gedächtniß das Andenken an die mit ihm vollbrachten Thaten bewahren. Und die Barbarenvölker werden wir von jetzt nicht mehr mit Geldgeschenken beschwichtigen, sondern sie werden sich in Erinnerung dessen, was sie von ihm, als er den Krieg gegen sie führte, erlitten haben, aus Furcht botmäßig erweisen."

Als Lätus also sprach, hielt sich das Volk nicht länger, und während die Soldaten noch unschlüssig zauderten, ruft es ihn als „Augustus" [1]) aus, nennt ihn Vater, und feiert ihn mit allen möglichen glückwünschenden Zurufen. Da stimmten denn auch die Soldaten, freilich nicht mit gleichem Eifer, sondern durch die Unwesenheit der zahlreichen Volksmenge genöthigt (sie waren nämlich auf allen Seiten vom Volke umringt, gering an Zahl, und des nahen Neujahrfestes wegen ohne Waffen), in den Ruf mit ein, und begrüßten den Pertinax als Augustus. Sie leisteten den hergebrachten Schwur auf seinen Namen, man opferte, und mit Lorbeerzweigen in den Händen geleiteten ihn das ganze Volk und das Militär, da nun auch das Frühroth hereinbrach, in die kaiserliche Hofburg [2]).

---

zwar den Konsuln nach, aber an Macht weit über ihnen. Er war so zu sagen der Civilgouverneur der Hauptstadt, und Justiz- und Polizeiminister für dieselbe, hatte die Marktpolizei, die Aufsicht über die öffentlichen Bauten, über die Versorgung der ungetheuren Stadt mit Lebensmitteln, über alle Zünfte und Vereine, und seine Strafgewalt ging bis zu Todesstrafen. Vgl. Realencyklop. VI, 1. S. 14—16.

[1]) Der Titel heißt griechisch „Sebastos" und ist eine Uebersetzung des lateinischen Augustus, über dessen Bedeutung man Sueton im Leben des Augustus Kap. 7. vergleichen kann.

[2]) Sie lag bekanntlich auf dem Palatinischen Hügel und hat ihren Namen (Palatium) allen spätern Herrscherburgen Europa's gegeben. Die beiden Haupttheile derselben waren „das Haus Augusts" und „das Haus Livers". Nero erweiterte bei seinem Neubau den Kaiserpalast (sein „goldnes Haus") bis in's ungeheure (Sueton Nero 31.). Vespasian beschränkte den Kaiserpalast auf den alten Umfang und wohnte selbst nicht in demselben. Bis in's Mittelalter erhielt diese offizielle Residenz aller römischen Kaiser ihre Würde, obschon die spätern Kaiser von dem weniger gesunden Palatinischen Berge in die Parks des Esquilinus übersiedelten.

Drittes Kapitel.

Als Pertinax solchergestalt sich in der kaiserlichen Wohnung installirt sah, zu der ihn, wie vorher erzählt worden, Soldaten und Volk bei nächtlicher Weile hinaufgeleitet hatten, fand er sein Gemüth von schweren Sorgen bestürmt. Und obschon er für einen Mann von starkem und auf Alles gefaßten Herzen galt, so beunruhigte ihn doch die gegenwärtige Lage, nicht so sehr aus Sorge für seine eigne Sicherheit (denn er war ein Mann, der oft größere Gefahren verachtet hatte), als vielmehr durch die Erwägung des schnellen Sturzes der Herrschaft des Tyrannen und des alten Adels einiger Mitglieder des Senats, die seiner Meinung nach es sich nicht gefallen lassen würden, daß nach einem Kaiser von so hocherlauchter Abkunft der Thron einem Manne zufalle, der von einem geringen und unberühmten Geschlechte dazu gelange. Denn wenn auch sein Lebenswandel wegen seiner Rechtschaffenheit beliebt war, und sein Name durch seine Thaten als Kriegsmann einen guten Klang hatte, so stand er doch, was den Adel der Geburt anbetraf, den edlen Patriziern weit nach. So schritt er denn, als es Tag geworden war, in die Kurie des Senats hinab, ohne sich das Feuer vorantragen [1]), oder sonst eins der Symbole kaiserlicher Würde [2]) vor sich erheben zu lassen, bevor er sich über die Stimmung des Senats vergewissert hatte. Als ihn nun gleich bei seinem Erscheinen alle einstimmig mit Glückwunschrufen empfingen und ihn mit den Namen Augustus und Kaiser begrüßten, versuchte er doch anfangs die Herrscherwürde, die man ihm beneiden würde, von sich abzulehnen, bat, sein Alter vorschützend, man möge ihm die Ablehnung gestatten, und fügte hinzu: es seien viele Patrizier da, für welche die Kaiserwürde besser passen werde. Endlich nahm er den Glabrio bei der Hand, zog ihn von seinem Sitze, und hieß ihn auf dem kaiserlichen Throne Platz nehmen. Es war dies der erlauchteste aller Patrizier — er leitete sein Geschlecht bis auf Aeneas, den Sohn Aphrodite's

---

[1]) S. oben Erstes Buch Kap. 8.

[2]) Diese waren außer dem Purpurgewande und Diadem, die lorbeerumwundenen „Fasces", die zuletzt sogar vergoldet waren.

und des Anchises, zurück — und hatte eben erst zum zweitenmale das Konsulat verwaltet. Der aber sprach: „Nun wohl! ich selbst, den du für den Würdigsten von uns allen hältst, trete vor dir und deinen Ansprüchen auf den Thron zurück, und ich und wir Alle beschließen, dir die unumschränkte Gewalt zu übertragen." Da erst, als Alle mit Vorstellungen und Bitten ihn bedrängten und bestürmten, bestieg er zaudernd und wider Willen den kaiserlichen Thron und hielt folgende Rede:

„Eure für mich so ehrenvolle Bereitwilligkeit und das Uebermaß der Beeiferung, womit Ihr mir vor so vielen erlauchten Personen unter Euch den Vorzug gabt, möchte vielleicht, da hier kein Verdacht der Schmeichelei, sondern ein Beweis und eine Bürgschaft Eures Wohlwollens vorliegt, einem Andern Muth und Zuversicht einflößen, bereitwillig das Gebotene anzunehmen, und ihm zugleich die Hoffnung auf eine leichte Aufgabe vormalen, daß es ihm keine Schwierigkeit sein werde, umgeben von so wohlgesinnten Unterthanen, die Regierung durchzuführen. Mich aber erschrecken diese Beweise großer Hingebung, deren Ehre ich tief empfinde, und flößen mir nicht geringe Besorgniß und Bewegung ein. Denn wo große empfangene Wohlthaten vorliegen, da ist es schwer, die entsprechende Wiedervergeltung zu ermöglichen. Ja es steht bei diesem Austausch von Wohlthat und Dank die Sache vielmehr so, daß zwar in Fällen, wo Einer kleine empfangene Wohlthaten mit ungleich größerer Gegenleistung vergilt, die Menschen nicht sowohl auf die Leichtigkeit solcher Vergeltung, als vielmehr auf die bewiesene Dankbarkeit mit ihrem Urtheil Rücksicht nehmen; in Fällen dagegen, wo derjenige, der uns zuerst eine Wohlthat erwiesen, uns damit einen Dienst geleistet hat, der nicht übertroffen werden kann, da bringt man bei der unzulänglichen Gegenleistung nicht sowohl die Schwierigkeit der Aufgabe in Anschlag, als man vielmehr gleich mit den Ausdrücken „gefühllos" und „undankbar" bei der Hand ist. Darum sehe ich denn auch keine gewöhnliche Aufgabe vor mir, wenn ich mich der mir von Euch angethanen Ehre würdig erweisen soll. Denn nicht in dem Sitze besteht der Vorsitz, sondern in den Thaten, wenn man demselben keine Schande macht. Je größer der Haß gegen die nichtswürdige Vergangenheit ist, um so größer ist die Hoffnung auf eine glänzende Zukunft. Und schwere

Unthaten bleiben ſtets im Gedächtniß (denn das, was uns Schaden zugefügt hat, verwiſcht ſich nicht ſo leicht), das Gute aber zehrt mit dem Genuſſe auch die Erinnerung daran auf; denn die Luſt, welche die Freiheit gewährt, iſt nicht ſo groß, als der Schmerz, welchen die Knechtſchaft erzeugt, und wer ſein Eigenthum in ſorgloſer Ruhe genießt, weiß das Keinem Dank, ſondern glaubt nur zu genießen, was ihm zukommt; wer aber ſein Hab und Gut verliert, der gedenkt ewig deſſen, der ihn darum gebracht hat. Auch wenn im Staatsleben eine Veränderung geſchieht, die dem Gemeinwohl zu Gute kommt, ſo glaubt Niemand, daß er perſönlich davon einen beſondern Vortheil habe; denn um das Gemeinnützige und das Intereſſe des gemeinen Weſens kümmern ſich die Einzelnen wenig. Wenn es dagegen mit ſeinen Privatintereſſen nicht nach Wunſche vorwärts geht, ſo glaubt jeder [1]) nicht eben viel gewonnen zu haben. Diejenigen, welche ſich gewöhnt haben, von den unverſtändigen und verſchwenderiſchen Freigebigkeiten der Tyrannei üppig zu leben, nennen die Umwandlung in ein maßvolleres und gemeſſeneres, auf die erſchöpften Finanzen Rückſicht nehmendes Regiment nicht eine weiſe, angemeſſene und überlegte Verwaltung, ſondern ſchimpfen ſie Kleinkrämerei und jämmerliches Leben, ohne zu bedenken, daß das viel und auf's Gerathewohl Losſchenken nicht möglich wäre, wenn nicht Raub und Gewalt die Mittel dazu lieferten, und daß die Maxime: alle Gunſtbeweiſe mit Verſtand, und nach dem jedesmaligen Verdienſte zu ertheilen, ohne etwas Gewaltſames zu thun, da ſie nicht auf ungerechte Art den Schatz füllt, weiſe Sparſamkeit lehrt in der Verwendung des rechtlich Erworbenen. Dieſe Ueberzeugungen alſo müßt Ihr mit mir theilen und mich unterſtützen, und indem Ihr die Regierung des Reichs als unſere gemeinſame Aufgabe und Euch als Mitglieder einer Herrſchaft der beſten, aber nicht als Unterthanen einer abſoluten Regierung betrachtet [2]), ſelbſt guter Zuverſicht ſein, und dieſelbe bei allen Unterthanen zu erwecken ſuchen."

---

[1]) Durch die Staatsveränderung, die ein gutes und gerechtes ſtatt eines ſchlechten und tyranniſchen Regiments an's Ruder bringt.

[2]) Ganz eben ſo hatte Trajan, wie ſein Panegyriker Plinius berichtet (Panegyris. Kap. 66.), beim Antritte ſeiner Regierung im Senate geſprochen.

Durch solche Worte erhob Pertinax das Selbstgefühl des Senats, und begrüßt von dem Jubelrufe Aller, und mit allen erdenklichen Beweisen ihrer Hochachtung und Verehrung überhäuft, wurde er zum Jupitertempel und von da zu den übrigen Gotteshäusern geleitet, und kehrte, nach Vollziehung der bei dem Regierungsantritt des Kaisers üblichen Opfer, in die Hofburg zurück.

Viertes Kapitel.

Als sich nun die Kunde von dem, was er zum Senate gesprochen, und von seinen schriftlichen Erlassen an das Volk verbreitete, freuten sich Alle über die Maßen, weil sie erfahren hatten, daß sie an ihm einen ehrwürdigen und milden Regenten und Vater, nicht einen Kaiser haben würden. Denn er befahl den Soldaten, sich allen Uebermuths gegen die Civilisten zu enthalten, keine Streitärte in den Händen zu tragen, keinen Vorübergehenden zu schlagen, kurz er versuchte alles Mögliche, um Ordnung und Manneszucht zurückzuführen. Wenn er im Publikum oder bei den Gerichtsverhandlungen erschien, zeigte er sich stets von mildem und leutseligem Wesen. Durch sein eifriges Bestreben mit dem Regiment des Markus zu wetteifern und es nachzuahmen, erfreute er die Aelteren, die ihre Jugenderinnerungen neu erweckt sahen, und gewann sich von allen Andern, die sich aus einer brutalen und frechen Tyrannei in einen vernünftigen und gesicherten Lebenszustand versetzt sahen, gar bald allgemeine Zuneigung. Und als die Freude von seinem milden Regiment sich rasch zu allen auswärtigen Völkern und zu allen Heereslagern, zu allem, was den Römern unterthänig oder ihnen befreundet war, verbreitete, zwang sie alles zur Bewunderung seiner Regierung. Ja selbst diejenigen Barbarenvölker, welche bisher sich gegen die römischen Zügel gesträubt und in Aufständen versucht hatten, unterwarfen sich, in fürchtender Erinnerung an seine in früheren Feldzügen erprobte Tapferkeit, sowie im Vertrauen auf seinen Charakter, daß er ungereizt nie Jemandem zu nahe treten werde, jeden nach seinem Verdienst behandle, ebenso fern von unschicklicher Gunstbezeugung als von brutaler Vergewaltigung, freiwillig seiner Herrschaft; und Gesandtschaften von aller

Welt Enden her kamen an zum Zeichen, daß alle Welt ſich darüber freue, daß Pertinax das römiſche Reich regiere [1]).

Alle Menſchen hatten ſolchergeſtalt öffentlich und privatim an der wohlgeordneten und milden Regierung ihre Freude. Was aber alle Welt erfreute, das ärgerte allein die in Rom ſtehenden Soldaten, welche die Leibwache der Kaiſer bilden. Gehindert an Raub und Gewaltthätigkeit und zu Ordnung und Mannszucht aufgefordert, ſahen ſie in dem ſanften und milden Regimente einen übermüthigen Angriff auf ihre eigene Ehre und einen Eingriff in ihre privilegirte Zügelloſigkeit, und mochten daher das wohlgeordnete neue Regiment nicht ertragen, ſondern ſie begannen zunächſt damit, ſich allmälig widerwillig und ungehorſam gegen das, was ihnen befohlen wurde, zu bezeigen, zuletzt aber, als noch nicht zwei volle Monate ſeiner Herrſchaft verfloſſen waren, und er bereits in dieſer kurzen Zeit viele weiſe und vortreffliche Regierungshandlungen gethan, und die beſten Hoffnungen auf die Zukunft bei den Unterthanen erregt hatte, warf das Schickſal voll argen Neides alles wieder über den Haufen, und verhinderte die Vollendung ſo herrlicher und für die Unterthanen des Kaiſers ſo hocherſprießlicher Unternehmungen.

Zuvörderſt nämlich geſtattete er, daß in ganz Italien und den übrigen Provinzen alles unbebaut und völlig brach liegende Ackerland jedweder ſoviel er davon wolle und könne, ſelbſt wenn es kaiſerliches Eigenthum ſei, in Beſitz nehmen dürfe, und verordnete, daß daſſelbe dem, der es urbar gemacht und beſtellt habe, als Eigenthum gehören ſolle. Ferner gab er ſolchen Neubauern völlige Steuerfreiheit auf zehn Jahre, und den ungekränkten Beſitz auf alle Zeit. Die kaiſerlichen Domänen verbot er auf ſeinen Namen zu regiſtriren, indem er ſagte: ſie ſeien nicht Privateigenthum des jedesmaligen Kaiſers, ſondern allgemeines Eigenthum des römiſchen Staats [2]). Sämmtliche

[1]) Da Pertinax nur kurze Zeit, nach den zuverläſſigſten Angaben nicht volle drei Monate regierte (vom 1. Januar bis 28. März des Jahres 193 n. Chr.), ſo iſt dieſe Stelle ein Beweis, wie ſchnell ſich damals Nachrichten durch das römiſche Reich, ja über daſſelbe hinaus verbreiteten, und wie ſchnell man reiſte.

[2]) Pertinax' Finanzreformen waren dringend nöthig, da Commodus' wahnſinnige Verſchwendung bei ſeinem Tode in demſelben Staatsſchatze, der bei Pius'

Zölle, die früher unter Commodus' Tyrannei, um Geld flüssig zu machen [2]), ausgedacht, und an den Flußufern, Stadthäfen und auf den Landstraßen eingefordert worden waren, hob er auf und stellte den alten freien Zustand wieder her. Auch würde er sicherlich, wie er wenigstens aus seinen Plänen und Absichten schließen ließ, noch mehr Wohlthaten seinen Unterthanen erzeigt haben, da er bereits dabei gewesen war, die Sykophanten aus der Stadt zu verbannen und sie überall zur Strafe zu ziehen verordnete, indem er dahin strebte, daß Niemand verleumderischen Angriffen und fälschlichen Anklagen preisgegeben sein solle. So war denn vornämlich der Senat, aber auch alle übrigen voll Hoffnung, fortan in Sicherheit und Glück ihr Leben hinzubringen. Denn so schlicht und einfach civil [3]) war sein Wesen, daß er zum Beispiel seinen Sohn, der bereits ein ziemlich erwachsener Jüngling war, nicht mit sich hinauf in den kaiserlichen Palast ziehen, sondern ihn in dem väterlichen Privathause bleiben und die gewöhnlichen Unterrichts- und Turnanstalten, als wäre er bürgerlichen Standes, wie die übrigen Schüler besuchen und daselbst alle Uebungen durchmachen ließ, ohne daß jemals von kaiserlichem Dünkel oder Hoffarth die Rede sein durfte [4]).

Fünftes Kapitel.

Während nun solchergestalt Zucht und Ordnung sich als die Regel des Lebens erwiesen, waren es allein die Prätorianer, die,

---

Tode über 150 Millionen Thaler betragen hatte, kaum 50 — 60,000 Thaler zurückgelassen hatte. Seine Regierungs- und Finanzreformen werden von allen Schriftstellern gleichmäßig bewundert. Gibbon K. G. I, S. 157. Sporschil. Bertinax' Ansicht von den Domänen ist interessant für gegentheilige Ansichten, die sich noch in unserer Zeit geltend machten.

[2]) Man könnte auch übersetzen: „der Pfiffmacherei wegen", wie Friedrich der Große sich auszudrücken pflegte.

[3]) Ich weiß für das griechische ἰσότιμος kein besseres Wort als das bei gleicher Veranlassung von Sueton gebrauchte und von mir in der Uebersetzung beibehaltene Wort civilis. S. meine Anmerkung zu Sueton. Leben Tibers Kap. 26. Note 1.

[4]) Selbst den Titel „Cäsar" (d. i. kaiserlicher Kronprinz) verbot der Vater dem Sohne zu geben. „Er soll ihn erst verdienen lernen", sagte der brave Kaiser. Aehnlich Tiberius in der Erzählung bei Tacit. Ann. IV, 17.

unzufrieden mit den gegenwärtigen Zuſtänden, und ſich zurückſehnend nach den Räubereien und Gewaltthätigkeiten, deren ſie ſich neben dem üppigen und ſchlemmeriſchen Leben unter der vorigen Tyrannenregierung zu erfreuen hatten, den Entſchluß faßten, ſich des Pertinax, der ihnen läſtig und verhaßt war, zu entledigen und ſich einen Kaiſer auszuſuchen, der ihnen ihre rand- und bandloſe Freiheit wieder geben würde. Urplötzlich alſo, während kein Menſch etwas davon ahnte, ſondern Alles in Ruhe lebte, ſtürmen ſie mit Wuth und unſinniger Leidenſchaft aus dem Lager vor, und rücken mit gefällten Speeren und gezogenen Schwertern gegen den Kaiſerpalaſt an. Von dem Unerwarteten und Ueberraſchenden dieſes Angriffs in Schrecken geſetzt hielten die kaiſerlichen Hofdiener, da ſie zumal nur Wenige gegen Viele und unbewaffnet gegen Bewaffnete waren, nicht Stand, ſondern jeder verließ den ihm theils beim Vorhofsthore, theils bei den andern Eingängen anvertrauten Poſten und nahmen die Flucht. Nur einige wenige Getreue meldeten dem Pertinax das Heranziehen (der Meuterer) und redeten ihm zu, ſich fortzumachen und ſich dem Schutze des Volkes anzuvertrauen. Aber obſchon ihr Rath unter den gegenwärtigen Umſtänden heilſam war, ſo gab er ihnen doch kein Gehör, ſondern hielt ihn für unehrenhaft und unanſtändig, und weder ſeiner Kaiſerwürde noch ſeinem früheren Leben und Handeln entſprechend, und konnte ſich nicht entſchließen zu fliehen oder ſich zu verſtecken. Vielmehr bot er der Gefahr die Stirn und ſchritt hinaus, um zu ihnen zu ſprechen, in der Hoffnung, ſie zu überreden und von ihrem unſinnigen augenblicklichen Vorhaben abzubringen. So trat er denn aus ſeinem Kabinette hervor ihnen entgegen, ſuchte die Urſachen ihrer Wuth zu erfahren, und verſuchte ſie zu bewegen, nicht in unſinniger Leidenſchaft zu handeln, wobei er auch in ſolchem Augenblicke noch ſeine beſonnene und ehrfurchtgebietende Haltung behielt, die Würde des Kaiſers behauptete und in keinerlei Art die Haltung eines Erſchreckten, Muthverlaſſenen und Bittenden zeigte.

„Für mich, ſprach er, iſt der Tod von Euren Händen nichts Großes oder Schweres, da ich ein alter Mann bin, der ſeine Laufbahn bis in ſein hohes Alter mit Ehren vollendet hat. Denn jedem Menſchenleben muß nothwendig ein Ziel geſetzt werden. Wenn aber Ihr, die Ihr Garden und Leibwächter des Kaiſers ſein wollt, denen

es obliegt, die von Außen her an ihn kommenden Gefahren abzuwenden, selbſt ſeine Mörder werdet, und Eure Hände nicht nur mit dem Blute eines Mitbürgers, ſondern ſogar Eures Kaiſers befleckt, ſo ſehet wohl zu, daß Euch dieſe That außer dem Frevel des Augenblicks nicht auch künftig gefährlich werde. Ich bin mir nicht bewußt, Euch irgend etwas zu Leide gethan zu haben, und wenn Ihr wegen Commodus' Tod ergrimmt ſeid, ſo iſt doch nichts Wunderbares darin, daß ihn, da er ein Menſch war, der Tod erreicht hat. Meint Ihr aber, dieſer Tod ſei Folge einer Verſchwörung geweſen, ſo habe ich wenigſtens an derſelben keine Schuld. Denn Ihr wißt, daß ich außer allem Verdachte ſtehe, und über die damaligen Vorfälle ganz ebenſo in Unwiſſenheit war, wie Ihr, ſo daß Ihr, wenn Ihr irgend Verdacht habt, ihn gegen Andre richten müßt. Aber obſchon jener nicht mehr iſt, ſoll es Euch doch an nichts mangeln, was Ihr mit Anſtand und nach Verdienſt und ohne Anwendung von Raub und Zwang gegen mich fordert."

Durch ſolche Vorſtellungen war er nahe daran, auf Einige von ihnen Eindruck zu machen, ja nicht Wenige begannen bereits ſich unvermerkt davon zu machen, da das ehrwürdige Alter des Kaiſers ſie mit Achtung erfüllte. Allein während der Greis noch fortſprach, ſtürzten andere auf ihn zu [1]), und ermorden ihn. Nachdem ſie dieſe gräßliche That vollbracht, erſchracken ſie über das, was ſie gewagt, und in der Abſicht, dem Angriffe des Volks zuvorzukommen, und zugleich überzeugt, daß das Volk ihre That ſehr übel aufnehmen werde, eilten ſie im Laufſchritt wieder in ihr Lager zurück, verrammelten alle Thore und Eingänge, hielten ſich innerhalb der Mauer und ſtellten Poſten auf die Thürme, um einen etwaigen Angriff des Volkes gegen die Mauer abzuwehren.

Solch ein Ende nahm Pertinax [2]) nach einem Leben und einer Sinnesart, wie ſie zuvor geſchildert worden.

---

[1]) Den erſten Streich führte ein Soldat von bataviſcher Abkunft (ſiehe Gibbon a. a. O. S. 177) mit Namen Tanuſius, ein Reiter, der ſeinen Speer dem unglücklichen Kaiſer durch die Bruſt ſtieß. Capitolin.

[2]) Im Jahre 193 nach Chr. Geb. den 28. März. Der einzige Tadel, den Dio Caſſius gegen ihn ausſpricht, iſt der: daß er zuviel auf einmal unternahm und nicht vorſichtig genug zu Werke ging.

Sechstes Kapitel.

Als ſich nun aber die Kunde von der Ermordung des Kaiſers im Volke verbreitete, ergriff Beſtürzung und Trauer alle Welt, und Alles rannte wie beſeſſen umher. Es war aber eine planloſe Aufregung, welche das Volk ergriff, man ſuchte nach den Thätern und vermochte doch weder ſie zu finden noch zu beſtrafen. Am allerſchwerſten aber empfanden und für ein allgemeines Unglück hielten das Geſchehene die Mitglieder des Senats, die einen gütigen Vater und einen trefflichen Vorſtand verloren hatten. Und auf's Neue erhob ſich die Furcht vor Tyrannei, da man vermuthete, daß eine ſolche der Wunſch der Soldaten ſei.

Als nun ſo der eine und der zweite Tag hingegangen war, zog ſich das Volk, das zu fürchten anfing, jeder auf ſeine Hand zurück, und die Hochgeſtellten eilten davon auf ihre von der Stadt entlegenſten Landgüter, um nicht durch ihre Anweſenheit in Folge des bevorſtehenden neuen Regiments in Gefahr zu gerathen. Die Soldaten dagegen, als ſie merkten, daß das Volk ſich ruhig verhielt und Keiner wagte, ſich gegen ſie wegen des vergoſſenen kaiſerlichen Bluts zu erheben, hielten ſich zwar fortwährend innerhalb ihres Lagers verſchloſſen, ließen aber diejenigen ihrer Kameraden, welche die ſtärkſten Stimmen hatten, auf die Mauer ſteigen und boten durch Heroldsruf die Kaiſerwürde aus, indem ſie verſprachen, dem Meiſtbietenden das Regiment zu übergeben und ihn unter dem Schutze ihrer Waffen ſicher in die kaiſerliche Hofburg einzuführen [1]).

Als dieſe Bekanntmachung ſich verbreitete, näherte ſich nun zwar Niemand von den angeſeheneren und tüchtigeren Senatsmitgliedern, ſowie keiner von den Hochgebornen und Reichen, welche die Tyrannei des Commodus noch übrig gelaſſen hatte, dem Lager, oder bezeigte Luſt, auf ſo unwürdige und ſchmachvolle Art durch Geld den Thron zu erkaufen. Dagegen kam an einen gewiſſen Julianus, der bereits

[1]) Daß nach Pertinax' Ermordung die Prätorianer den Thron verkauften, ſagen alle alten Schriftſteller; daß ſie ihn aber öffentlich durch Heroldsruf ausboten, ſagt Herodian allein.

die Konsulwürde bekleidet hatte und für sehr reich galt, die Nachricht von dem Ausgebote der Soldaten, während derselbe gerade spät Abends ein Gastgebot hielt und trunken und schlemmend bei Tafel saß; er war nämlich einer von denen, welche durch ihr wüstes Leben verrufen waren. Diesen also bereden seine Frau und seine Tochter, sowie seine zahlreichen Schmarotzer, vom Ruhebette aufzuspringen, zum Lager hinzueilen und zu erfahren, was es gebe. Den ganzen Weg über reden sie ihm zu, die hingeworfene Krone aufzunehmen, und reich, wie er ja sei, alle mit Geld zu überbieten, falls wirklich Einige ihm dieselbe streitig machen möchten. Als er also zu der Mauer (des Lagers) gekommen war, rief er überlaut: er verspreche ihnen zu geben, soviel sie verlangten, und fügte hinzu, daß er Geld die Fülle und Schatzbehälter voll von Gold und Silber im Hause habe. Um dieselbe Zeit kam auch Sulpicianus, ein Mann, der ebenfalls bereits Konsul gewesen und Präfekt der Hauptstadt [1]) geworden war — er war der Vater der Frau des Pertinax — herbei, um den Thron zu erstehen. Allein diesen ließen die Soldaten nicht zu, weil sie seine Verwandtschaft mit Pertinax fürchteten, und besorgten, es möchte das eine List sein, um jenes Mord zu rächen, vielmehr ließen sie eine Leiter herab und brachten so den Julianus auf die Mauer herauf. Denn die Thore wollten sie nicht eher öffnen, ehe sie sich über das Wieviel dessen, was sie erhalten sollten, vergewissert hätten [2]). Als er zu ihnen hinaufgekommen war, versprach er ihnen, das Andenken des Commodus und die demselben gebührenden Ehren, sowie die Standbilder desselben, welche der Senat hatte fortschaffen lassen, wieder zu erneuern, und ihnen alle Freiheit, welche sie unter seiner Regierung genossen, wiederzugeben, und jedem Soldaten eine solche Summe Geldes zu zahlen, wie sie weder zu fordern noch zu verlangen gedacht hatten [3]). Und zwar sollte die Zahlung keinen

[1]) S. oben die Bemerkung zu Kap. 2.

[2]) Das Lager der römischen Prätorianer war seit Tiberius stark befestigt mit Mauer, Wall und Graben, und wurde in dem Bürgerkriege zwischen Vitellius und Vespasian mit allen Maschinen angegriffen und vertheidigt, wie wir sie bei stark befestigten Städten angewendet finden. S. Tacit. Hist. III, 84. Gibbon a. a. O. I, S. 180.

[3]) Er versprach jedem Soldaten etwa 1400 Thaler unseres Geldes, wie Gibbon bemerkt.

Aufſchub leiden, ſondern das Geld ſofort aus ſeinem Hauſe geſendet werden.

Durch dieſe Verſprechungen bewogen und durch ſolche Ausſichten angezogen rufen ſie den Julianus zum Kaiſer aus und beſtimmen, daß er zu ſeinem eigenen Geſchlechtsnamen noch Commodus heißen ſolle. Darauf erhoben ſie ihre Feldzeichen, auf denen ſie die Bildniſſe des zuletzt genannten wieder herſtellen [1]), und ſchickten ſich an, ihn (zur Kaiſerburg) zu geleiten. Julianus verrichtete im Lager zunächſt die üblichen Kaiſeropfer, und trat dann, von einer ungewöhnlich großen Schaar Leibwächter begleitet, ſeinen Zug an. Denn da er wider Willen und ohne Zuſtimmung des Volks ſchmählicher und ſchimpflicherweiſe die Herrſchaft erkauft hatte, hatte er allen Grund, den Widerſtand des Volkes zu befürchten. Darum thaten die Leibwächter ihre vollſtändige Rüſtung an, ſchaarten ſich dicht in Phalanxordnung zuſammen, um im Falle der Noth ſchlagfertig zu ſein, nahmen ihren ſelbſtgemachten Kaiſer in die Mitte, indem ſie die Schilde und Spieße über ſeinen Kopf hielten, damit ihn nicht etwa ein Steinwurf von den Häuſern herab auf dem Zuge treffe, und führten ihn ſo in den Kaiſerpalaſt, ohne daß jemand aus dem Volke ſich dagegenſetzte, aber auch ohne daß einer einen Lebehochruf hören ließ, womit man ſonſt die Kaiſer zu begleiten pflegt. Im Gegentheil ſtand Alles fernab und ſchimpfte und ſchmähte auf ihn, daß er für Geld den Thron erhandelt habe.

Damals zuerſt begann denn auch die Sittenverderbniß der Soldaten, und lernten ſie die unerſättliche und niederträchtige Begier nach Geld, ſowie die Verleugnung jeder Achtung vor den Herrſchern. Denn der Umſtand, daß gegen Menſchen, die ein ſo grauſames Verbrechen mit ihrem Kaiſermorde begangen hatten, keiner ſich erhob, und daß Niemand ſich fand, der ſich dem ſo ſchmählich für Geld Ausbieten und Verkaufen der Herrſchaft widerſetzt hätte, das war der Uranfang und die Urſache ihres ſchmählichen und ungehorſamen Betragens auch für die Folgezeit, indem ihre Geldgier und die Verach-

[1]) Die Legionsfeldzeichen mit dem Adler und dem darüber angebrachten Bildniſſe des jedesmaligen Imperators befanden ſich im Prätorium des Lagers.

tung der Regenten, die sogar deren Blut zu vergießen nicht anstand, immer höher stieg [1]).

Siebentes Kapitel.

Sobald Julianus den Thron bestiegen hatte, füllte er seine Zeit mit sinnlichen Genüssen und Schwelgereien, und während ihn die Sorge für das öffentliche Wohl unbekümmert ließ, gab er sich ganz einer erniedrigenden Ueppigkeit hin. Auch fand es sich, daß er die Soldaten belogen und betrogen hatte, indem er nicht im Stande war, die ihnen gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Denn sein Privatvermögen war lange nicht so groß, wie er gezahlt hatte, und in den öffentlichen Kassen war vollends gar nichts, sondern alle waren ausgeleert worden durch Commodus' Ueppigkeit und durch seine schonungslosen und unsinnigen Verschwendungen. Ob jener Frechheit und unverschämten Aufschneiderei [2]) waren die in ihren Hoffnungen getäuschten Soldaten sehr unwillig, und das Volk, das die Stimmung der Soldaten merkte, behandelte ihn mit Verachtung, so daß es auf ihn schimpfte, wenn er sich öffentlich zeigte, und ihn wegen seiner schimpflichen und zweideutigen Lüste verhöhnte. Sogar bis in den Hippo-

---

[1]) Gibbon beginnt bei dieser Gelegenheit das fünfte Kapitel des ersten Buchs seiner Röm. Geschichte mit der berühmten Betrachtung über den von dem Grade seiner positiven Stärke bedingten Einfluß des Heeres auf den übrigen Theil der Staatsbürger, die folgerichtig zu der von Macaulay ausgesprochenen Wahrheit führt, daß bürgerliche Freiheitsentwicklung in einem größeren Staate mit der Existenz starker, organisirter, stehender Heere unverträglich ist. Die vielbewunderte Betrachtung Herodians über die Folgen dieser That der römischen Prätorianer ist übrigens sehr kümmerlich. Das Verderben der Prätorianer begann nicht erst damals. Sie hatten es schon mit Galba nicht besser gemacht. Und unbestraft blieb ihre That auch nicht, vielmehr erzählt Herodian selbst, wie energisch Kaiser Severus wenige Monate später die verrätherischen Garden züchtigte. S. unten II, Kap. 13.

[2]) Ich übersetze nach der Vermuthung von Lange, der da meint, daß das Wort ἀπίστως im Texte aus ἀναιδῶς durch nachlässige Abschreiber entstanden sei. Schon Sylburg wollte ἀλαζονείας gelesen wissen.

drom [1]), wo sich hauptsächlich das Volk in Masse versammelt, verfolgten sie den Julian mit ihren Schmähungen. Sie riefen laut den Niger als Retter des römischen Reichs und als würdigen Vertreter des Kaiserthums herbei, und wünschten, daß er ihnen, den schmählich Gemißhandelten, möglichst bald zu Hülfe eilen möchte.

Es war aber dieser Niger ein alter Konsular [2]), der zur Zeit, als diese Vorgänge in Rom sich ereigneten, ganz Syrien verwaltete. Das war damals eine sehr bevölkerte und umfangreiche Statthalterschaft, indem das ganze zum Phönizierstamme gehörende Volk und das Land bis zum Euphrat unter Niger's Botmäßigkeit war. Er selbst war schon ein Mann in ziemlich vorgeschrittenem Alter, der sich durch viele bedeutende Thaten Ruhm erworben hatte. Es ging von ihm der Ruf eines billigen und gescheidten Mannes, und es hieß, daß er dem Leben des Pertinax nacheifere. Das waren Hauptgründe für die Römer, ihm anzuhangen, und so riefen sie denn auch seinen Namen fortwährend bei den Volkszusammenkünften, und während sie auf den anwesenden Julianus schimpften, grüßten sie jenen, der fern von Rom war, mit kaiserlichen Glückszurufen.

Als Niger die Nachricht erhielt von der Stimmung des römischen Volks und von dem unaufhörlichen Rufen nach ihm in den Volkszusammenkünften, machte dieselbe natürlich auf ihn einen großen Eindruck, und er glaubte, daß ihm die Herrschaft gar leicht zufallen werde, zumal da Julian von seinen eignen Soldaten vernachläßigt werde, weil er ihnen die gemachten Geldversprechungen nicht erfüllen konnte, und da er zugleich vom Volke verachtet werde als ein Mensch, der des Thrones, den er erkauft, unwürdig sei. So gibt er sich denn der Hoffnung auf die Kaiserwürde hin. Und zwar besprach er sich zunächst mit einzelnen Obersten [3]) und Tribunen, sowie mit den ausgezeichnetsten unter den Soldaten niedern Ranges, die er zu sich

---

1) Der einzige Circus, dessen Struktur sich noch fast vollständig erhalten hat, ist der sogenannte Circus des Caracalla vor der Porta di San Sebastiano in Rom.

2) D. h. einer, der vor langer Zeit schon diese höchste Würde bekleidet hatte.

3) Es sind die Legionskommandeurs gemeint.

berief und für ſich gewann, indem er ihnen die aus Rom ihm zugekommenen Berichte mittheilte, damit die Kunde davon ſich ſchnell verbreiten und das Vorgefallene unter den Soldaten und den übrigen Bewohnern des Orients ruchbar und bekannt machen möchte. Denn ſo, hoffte er, würden ihm Alle am leichteſten zufallen, wenn ſie erführen, daß er nicht aus eigenem Antriebe als heimlicher Verſchwörer nach der Herrſchaft trachte, ſondern daß er bei ſeinem Zuge nach Italien der Aufforderung und dem Hülferufe der Römer folge. In der That wurden Alle freudig bewegt und traten unverzüglich auf ſeine Seite, und ſagen ihm auch ihrerſeits mit Bitten an, das Regiment zu ergreifen. Das Syrervolk iſt nämlich von Natur leichtbeweglich und zur Neuerung des Beſtehenden geneigt. Allein es war in ihnen auch eine gewiſſe Zuneigung für Niger, der im Allgemeinen ein mildes Regiment führte und gern ihre Volksfeſte mitfeierte. Neigung zu Feſtlichkeiten aber liegt im Naturell der Syrer, und zumal die Einwohner der großen und reichen Stadt Antiochia [1]) feiern faſt das ganze Jahr hindurch Feſte, theils in der Stadt, theils in den Vorſtädten. Da ihnen Niger nun fortwährend Schauſpiele gab, für die ſie eine außerordentliche Vorliebe haben, und ihnen erlaubte, nach Herzensluſt Feſte zu feiern und ſich zu erluſtigen, ſo ſtand er natürlich, weil er that, was ihnen wohlgefiel, bei ihnen in Ehren.

Achtes Kapitel.

Im Vertrauen hierauf berief Niger ſeine Truppen von überall her auf einen beſtimmten Tag zu einer Verſammlung, bei welcher ſich auch die übrige Volksmenge einfand, beſtieg die für ihn hergerichtete Rednerbühne, und ſprach alſo:

„Mein Charakter und ſeine Sanftmuth und ſeine vorſichtige Abneigung gegen große und gewagte Unternehmungen iſt, denk' ich, Euch ſeit lange her bekannt. Und in der That würde ich auch jetzt nicht mit dieſer Rede vor Euch hingetreten ſein, wenn ich allein durch

[1]) Vergl. Ad. Stahr's „Torſo", Kunſt, Künſtler und Kunſtwerke der Alten, Th. II. 36—38.

meine eigne Anſicht, oder durch eine unbegründete Ausſicht, oder durch eine Leidenſchaft, die größer wäre als meine Ausſicht, beſtimmt worden wäre. Nun rufen mich aber vielmehr die Römer und beſtürmen mich unaufhörlich, ihnen die rettende Hand zu reichen, und unſern von den Vorfahren her ſo glorreichen und ruhmvoll ausgezeichneten Kaiſerthron nicht ſo ſchmählich in den Staub treten zu laſſen. Sowie nun das Unternehmen eines ſolchen Wagſtücks ohne hinlänglichen Grund leichtſinnig und tolldreiſt iſt, ſo trifft doch auch den, der in unſerm Falle ſolchen Aufforderungen und Bitten gegenüber ſich zaudern ablehnend verhält, der Vorwurf der Feigheit und des Verraths. Darum bin ich vor Euch hingetreten, um zu erfahren, wie Ihr über die Sache denkt, und was Ihr glaubt, daß geſchehen müſſe; denn Ihr ſollt meine Rathgeber und Genoſſen bei dem Vorhaben abgeben, da ja auch die Sache, wenn ſie glücklich abläuft, Euch und mir gemeinſchaftlich zu Gute kommt. Es rufen mich aber nicht ſchlechte und nicht windige Ausſichten, ſondern das Römervolk, dem die Götter die Herrſchaft und das Kaiſerregiment über die ganze Welt verliehen haben, und der ſchwankende Thron, den bisher noch keiner wieder feſtzuſtellen vermocht hat. Daher wird denn auch unſer Unternehmen gefahrlos ſein, da wir die Stimmung derer für uns haben, die uns rufen, und keiner da iſt, der ſich uns entgegenſtellen oder Widerſtand leiſten könnte. Sagen doch die von dort abgeſchickten Boten, daß ſogar nicht einmal die Soldaten, die ihm für Geld den Thron verkauft haben, zuverläſſige Beſchirmer und Diener ſeien, da ja auch er nicht erfüllt habe, was er ihnen verſprochen. Was alſo habt Ihr für eine Anſicht? gebt ſie kund!"

Als Niger etwa in dieſer Weiſe geſprochen hatte, rief ihn ſogleich das geſammte Militär, ſowie die mitverſammelte Volksmenge zum Kaiſer aus, und begrüßte ihn mit dem Namen Auguſtus. Sie warfen ihm den kaiſerlichen Purpur um, brachten die übrigen Inſignien der kaiſerlichen Würde, ſo gut es aus dem Stegreife ſich thun ließ, zuſammen, trugen ihm das Feuer vorauf, und geleiten ihn ſo zu den Tempeln von Antiochia und ſetzen ihn dann in ſeine eigene Wohnung ein, die ſie jetzt nicht mehr als ein Privathaus, ſondern als kaiſerliche Hofburg betrachteten, und demgemäß äußerlich mit allen Symbolen der kaiſerlichen Majeſtät ausſtatteten.

Natürlich war Niger über das Alles von Herzen erfreut, und glaubte, daß ſein Thron hinlänglich gefeſtigt ſei ſowohl durch die Stimme des römiſchen Volks, als auch durch die eifervolle Anhänglichkeit der ihn umgebenden Menſchen. Denn als die Kunde mit Flügelſchnelle ſich über alle Völker verbreitete, welche das Feſtland gegenüber von Europa bewohnen, da war keiner, der nicht willig ſich beeilte, ihm zu huldigen, und es wurden Geſandtſchaften von jenen Völkern nach Antiochia wie zu einem allgemein anerkannten Kaiſer abgeſendet. Auch die Satrapen und Könige von jenſeits des Tigris und Euphrat ſchickten zu ihm, um ihm Glück zu wünſchen, und verſprachen, wenn es noth thue, Hülfsleiſtungen. Er ſeinerſeits erwiederte dies Alles durch freigebige Geſchenke, ſprach ihnen für ihren Eifer und ihre Anerbietungen ſeine Erkenntlichkeit aus, ließ ihnen aber ſagen, daß er keiner Bundesgenoſſen bedürfe. Denn ſein Thron ſei bereits feſtbegründet, und er werde ohne Blutvergießen Kaiſer werden.

Durch ſolche Hoffnungen gehoben vernachläſſigte er in träger Ruhe die Sorge für die weitere thätige Ausführung, gab ſich ganz dem Wohlleben hin und überließ ſich, indem er mit den Antiochenern jubelte, ſeiner Luſt an Feſtgelagen und Schauſpielen. Den Marſch gegen Rom, den er am meiſten hätte beeilen ſollen, ſchob er auf die lange Bank; und während es dringend nothwendig war, daß er ſich ſo ſchnell als möglich zu den in Illyrien ſtehenden Legionen begeben und ſich dieſelben gewonnen hätte, ehe ihm ein anderer zuvorkam, machte er ihnen von dem Vorgegangenen nicht einmal die Anzeige, indem er hoffte: die dortigen Truppen würden, wenn ſie die Sache früher oder ſpäter erführen, ſich dem Wunſche der Römer und der Stimmung der im Oriente befindlichen Truppen anſchließen.

Neuntes Kapitel.

Während er ſich nun dies vorſpiegelte und ſich auf ſeinen windigen und unklaren Hoffnungen wiegte, kam die Kunde von dem Vorgefallenen nach dem Päoner- und Illyrierlande und zu dem geſammten dortigen Heere, das an den Ufern des Iſter und des Rheins

zur Abwehr der Barbaren ſtationirt, das römiſche Reich bewacht. Es kommandirte aber die geſammten Pänoniſchen Truppen, denn ſie gehörten zu einem Kommando, Severus, ein Libyer von Abkunft, als Gouverneur ein eben ſo tüchtiger als energiſcher Mann, an harte und rauhe Lebensart gewöhnt, alle Strapazen mit Leichtigkeit durchhaltend, raſch in ſeinen Plänen und ſchnell in der Ausführung deſſen, was er geplant hatte. Als dieſer nun alſo die Kunde erhielt, daß der römiſche Kaiſerthron in der Luft ſchwebe, daß er eine Beute jedes Zugreifenden ſei, nahm er im Hinblick auf den Leichtſinn des Einen und auf die Fahrläſſigkeit des Andern ſeinen Entſchluß. Es beſtimmten ihn aber zu demſelben Träume, welche ihm eine ſolche Ausſicht im Voraus angedeutet hatten, und Orakelſprüche und was ſonſt zu den Vorzeichen für die Kenntniß der Zukunft gehört, die insgeſammt als untrüglich und wahrhaft dann Glauben finden, wenn der Zufall es gewollt hat, daß ihnen ein glücklicher Ausgang entſprach. Die meiſten dieſer Vorzeichen hat er ſelbſt in ſeiner Autobiographie [1]) erzählt und in öffentlichen Weihebildern darſtellen laſſen [2]). Das letzte aber und zugleich bedeutendſte Traumbild, welches ihm zugleich ſeine Ausſichten in vollſtändiger Klarheit vorſtellte, dürfen auch wir nicht übergehen. Um die Zeit, als er die Botſchaft erhielt, daß Pertinax die Regierung angetreten, war Severus, nachdem er in offener Verſammlung geopfert und die Eidesleiſtung für Pertinax vollzogen hatte, in ſeine Wohnung zurückgekehrt und hatte ſich bei Einbruch der Nacht kaum zum Schlafe niedergelegt, als er plötzlich ein gewaltiges, mit kaiſerlichem Reitzeuge geſchmücktes edles Roß zu erblicken glaubte, das auf ſeinem Rücken den Pertinax trug, der mitten durch die heilige Straße zu Rom daher ritt. Als derſelbe aber an den Anfang des Forums gelangte, wo zur Zeit der Demokratie ehe-

[1]) Daß Kaiſer Severus ſein öffentliches wie ſein Privatleben in einer Autobiographie „ſehr treu" ſchilderte, erzählt auch Spartianus Kap. 3. und Kap. 18.

[2]) Eine auch früher im Alterthum mehrfach vorkommende Sitte. So ließ Kaiſer Auguſtus den Gletſcher und den Sieg, deren Namen ihm am Tage vor der Schlacht von Actium Sieg vorbedeutet hatten, in Erz als Weihebild aufſtellen. G. Lorſe Ub. 2. S. 241.

mals das Volk ſeine Verſammlungen zu halten pflegte [1]), da glaubte er zu ſehen, wie das Roß den Pertinax abſchüttele und zu Boden ſchleudere, und dann vor ihm, der zufällig daſtand, zum Aufſitzenlaſſen ſich ausſtrecke, und nachdem er aufgeſeſſen, ihn auf ſeinem Rücken ohne Anſtoß weiter forttrage, bis es mitten auf dem Forum mit dem hoch auf ihm erhobenen Severus feſt ſtehen blieb, ſo daß er von Allen geſehen und mit kaiſerlichen Ehrenbezeugungen begrüßt wurde. Auch befindet ſich noch heutigen Tages an jener Stelle eine koloſſale in Erz gebildete Darſtellung dieſes Traumes. Hierdurch wurde der Muth des Severus erhoben, und voll Vertrauen, daß er durch die göttliche Vorſehung auf den Thron berufen worden, machte er ſich daran, die Stimmung der Soldaten zu erforſchen. Anfangs vertraute er ſich nur einzelnen Legionskommandeuren, Tribunen und ſonſtigen in den Heerlagern angeſehenen Individuen an, indem er ſich mit ihnen über die Lage des römiſchen Regiments beſprach, wie daſſelbe ſo ganz und gar darniederliege, weil keiner da ſei, der es kräftig und würdig verwalte. Dazu verklagte er die in Rom ſtehenden Soldaten als Verräther, die ſich mit dem Blute ihres Kaiſers und ihrer Mitbürger befleckt hätten, und ſprach es aus, daß man ſie dafür zur Verantwortung ziehe und den an Pertinax begangenen Mord rächen müſſe. Er wußte nämlich ſehr wohl, daß bei allen in Illyrien ſtehenden Soldaten die Zeit, wo Pertinax ihr Anführer war, noch in gutem Andenken ſtand; denn derſelbe hatte unter des Kaiſer Markus Regierung mit ihnen vereint viele Siege über die Germanen erfochten, und zum Feldherrn und Kommandeur der Illyriſchen Armeen und Provinzen ernannt, ſeine Tapferkeit in allen Schlachten gegen die Feinde bewährt und gegen ſeine Untergebenen ſtets Wohlwollen und Güte, vereint mit einer vernünftigen und billigen Läßlichkeit, bewieſen. Darum ehrten ſie ſein Andenken, und waren gegen die, welche ſich gegen ihn ſo grauſam vergewaltigt hatten, aufgebracht. Indem alſo Severus an dieſen Vorwand anknüpfte, ſtimmte er ſie

[1]) Dies iſt eine von den Stellen, aus welchen man ſehen kann, für welche Leſer Herodian ſchrieb. Jedenfalls nicht für Römer Italiens, denen denn doch dieſe Notiz allbekannt und ihre Erwähnung von einem Geſchichtſchreiber faſt lächerlich ſein mußte.

leicht für ſeine Pläne, da er ihnen vorſpiegelte: es ſei ihm nicht ſo ſehr um den Thron und um die Erlangung der Gewalt für ſich zu thun, als vielmehr nur um den Wunſch, das Blut eines ſo trefflichen Kaiſers zu rächen.

Wie nun aber körperlich die Menſchen dort überaus kräftig und eben ſo geſchickt zum Kampfe, als ſehr bereit zum Dreinſchlagen ſind, ſo ſind ſie in gleichem Verhältniß auch geiſtig dickköpfig, und begreifen nicht leicht, ob etwas mit Schlauheit oder Liſt geſagt und gethan wird. So glaubten ſie denn auch dem Severus ſeine Vorſpiegelungen, daß er nur ſeinem Zorn genugthun und den Mord des Pertinax rächen wolle, und gaben ſich ihm ganz zu eigen, ſo daß ſie ihn zum Kaiſer erwählten und ihm das Regiment übergaben. Als er ſich nun der Päoner verſichert hatte, beſchickte er auch die benachbarten Völker und alle Statthalter der nach Norden unter der römiſchen Botmäßigkeit ſtehenden Völkerſchaften, und brachte ſie ſämmtlich durch große Verſprechungen und Ausſichten leichtlich dahin, ſich ihm anzuſchließen. In der That aber verſtand er vor allen Menſchen die Kunſt, ſich zu verſtellen und Andere zu überzeugen, ſchonte dabei auch einen Eid nicht, wenn er ſich im Falle befand, denſelben zu brechen, noch eine Lüge, wenn es auf ſeinen Vortheil ankam, und was ſeine Zunge ſprach, davon pflegte ſein Herz nichts zu wiſſen.

Zehntes Kapitel.

Als er nun ſolchergeſtalt durch ſeine Briefe alle Truppen Illyriens ſammt den Statthaltern auf ſeine Seite gelockt hatte, zog er aus allen Standlagern die Soldaten zuſammen, nahm den Namen Severus Pertinax an, was, wie er wußte, nicht bloß den Illyriern, ſondern auch dem Volke von Rom wegen der Erinnerung an jenen angenehm ſein würde, berief ſodann die Truppen auf eine Ebene, beſtieg die für ihn errichtete Bühne und ſprach folgendermaßen:

„Eure Treue und Ehrfurcht gegen die Götter, bei denen Ihr ſchwört, und Eure Ehrerbietung gegen die Kaiſer, welche Ihr verehrt, habt Ihr bewieſen durch Euren Zorn gegen die That, deren ſich die zu Rom ſtehenden Soldaten, deren Dienſt mehr in Paraden

als in tapfern Thaten beſteht, erfreut haben. Und was mich betrifft, ſo beſeelt mich, dem nie zuvor ſonſt ein Gedanke an ſolche Ausſicht gekommen iſt (denn Ihr wißt, wie gehorſam ich ſtets gegen die Inhaber des Thrones geweſen bin), der Wunſch: jetzt das zu Ende zu führen und zu vollbringen, was der Gegenſtand Eurer Wünſche iſt, und das römiſche Regiment nicht in den Staub ziehen zu laſſen, das früher bis vor Kurzem würdig verwaltet, als ein Gegenſtand der Verehrung in der Welt erſchien. Und als es auf Commodus überging, wenn von demſelben auch wegen ſeiner jugendlichen Unerfahrenheit manche Fehler begangen wurden, nun ſo wurden dieſelben doch durch ſeine erlauchte Abkunft und durch das Andenken an ſeinen Vater in etwas verdeckt, und es war bei uns das Mitleid über ſeine Fehler ſtärker, als der Haß gegen dieſelben, da wir das Meiſte, was geſchah, nicht auf ihn zurückführten, ſondern auf die Schmeichler, die ihn umgaben, und die zu ſeinen unwürdigen Handlungen zugleich die Rathgeber und die Helfershelfer machten. Als aber das Regiment an einen ehrwürdigen Greis überging, von deſſen Tapferkeit und Redlichkeit die Erinnerung noch in unſern Herzen wohnt, da ertrugen ihn jene Elenden nicht, ſondern räumten einen ſo herrlichen Mann durch Mord aus dem Wege. Das Individuum aber, das den Thron dieſes über Land und Meer gebietenden großen Reiches ſchimpflich durch Kauf erhandelt hat, wird, wie Ihr mit eigenen Ohren vernehmt, von dem römiſchen Volke gehaßt, während er auf die dortigen Soldaten, die er belogen hat, nicht mehr rechnen kann. Allein ſelbſt wenn dieſelben ihm wohlgeſinnt und für ihn einzutreten bereit wären, ſo ſeid Ihr ihnen doch ſowohl an Zahl in der Maſſe, als jedem Einzelnen durch Tapferkeit überlegen, ſeid durch ſtete Kriegsübung, indem Ihr Euch unaufhörlich mit den Barbaren zu meſſen hattet, vollendet geſchulte Soldaten, geübt, alle Strapatzen der Kriegsmärſche zu ertragen, Hitze und Kälte gering zu achten, über feſt gefrorne Flüſſe zu ſchreiten, gewohnt Gruben- ſtatt Brunnenwaſſer zu trinken, und habt Euch geübt, die wilden Thiere zu jagen. Mit einem Worte, in Euch ſind alle zur Tapferkeit nothwendigen Erforderniſſe vorhanden, ſo daß Euch Niemand, ſelbſt wenn er den Muth dazu hätte, zu widerſtehen vermöchte. Die Bewährung oder des Soldaten ſind Strapatzen und nicht die Ueppigkeit, in welcher

jene auferzogen und verſunken nicht einmal Euern Schlachtruf, geſchweige denn den Kampf mit Euch ſelbſt auszuhalten im Stande ſein dürften. Sollten aber Manche beſorglich auf die Vorgänge in Syrien blicken, ſo können ſie, wie ſchwach es dort ſteht und wie ſchlecht dort die Ausſichten ſind, daraus abnehmen, daß die Leute dort nicht einmal den Muth, aus dem Lande vorzurücken, oder die Courage gehabt haben, den Plan zum Marſch gegen Rom zu faſſen, ſondern ruhig dort ſitzen bleiben und das luſtige Leben von einem Tage zum andern ſich als Gewinn des noch nicht einmal feſtgeſtellten Regiments genügen laſſen. Denn zu witzigen und geiſtreichen Spottreden ſind die Syrer freilich die geeigneten Leute, zumal die Bewohner von Antiochia, die, wie es heißt, ſo voll Eifer für den Niger ſind, — denn die übrigen Provinzen und die andern Städte halten es mit ihm offenbar nur ſcheinbar und äußerlich, weil ſich bis jetzt Keiner fand, der als des Thrones würdig gelten konnte, und weil es an einem Thronprätendenten mangelte, der Ausſicht gäbe, das Regiment mit Tapferkeit und einſichtsvoller Verwaltung zu führen. Wenn ſie aber erfahren, daß die Illyriſche Streitmacht einſtimmig gewählt hat und zugleich Unſern Namen hören werden, der bei ihnen keineswegs unbekannt und unberühmt iſt von der Zeit her, wo Wir dort als Statthalter die Verwaltung geführt haben, denn ſeid ſicher, daß ſie bei mir weder an Leichtſinn noch an Unthätigkeit denken, noch ſich unterfangen werden, Eurer Tapferkeit und Eurem wuchtigen Andringen in den Schlachten die Spitze zu bieten, ſie, die an Leibesgröße und Strapazengewohnheit, ſowie in dem Kampfe Mann gegen Mann ſo weit hinter Euch zurückſtehen. Eilen wir daher, ihnen zuvorzukommen, indem wir uns Roms bemächtigen, wo der geheiligte Sitz des Kaiſers iſt. Von da aus aufbrechend werden Wir dann das Uebrige im Vertrauen auf göttliche Prophezeihungen und auf Eurer Waffen Tapferkeit leicht in Ordnung bringen."

Eilftes Kapitel.

Als Severus alſo geſprochen, jubelten ihm die Soldaten zu, nannten ihn Auguſtus und Pertinax, und zeigten allen möglichen

Eifer und guten Willen. Severus aber, ohne Zeit zu verlieren, befahl ihnen, ſich mit möglichſt wenigem Gepäcke zum Aufbruch zu rüſten, und verkündete, daß es nach Rom gehe. Er ließ Lebensmittel und Weggelder austheilen, und marſchirte vorwärts. Mit Anſpannung aller Kräfte und unter den größten Anſtrengungen beſchleunigte er den Marſch, indem er ſich nirgends aufhielt, keinen Raſttag verſtattete, außer höchſtens um ſeine Soldaten nur ein wenig zu Athem kommen und dann wieder vorwärts marſchiren zu laſſen. Er ſelbſt theilte alle ihre Mühſeligkeiten, ſchlief in einem ganz geringen Zelte und ließ ſich an Speiſe und Trank nichts anderes reichen, als was, wie er wußte, Alle zu ſich nahmen. Nirgends entfaltete er kaiſerliche Pracht, daher er denn auch die Zuneigung ſeiner Kriegskameraden [1]) in verſtärktem Maße gewann. Denn die Soldaten, die mit bewundernder Verehrung ihn nicht nur alle ihre Strapatzen theilen, ſondern in der Ertragung von Mühſeligkeiten immer voran gehen ſahen, thaten Alles mit größter Bereitwilligkeit.

Nachdem er ſo in Eilmärſchen Päonien durchzogen, ſtand er an Italiens Gränzen, ehe ſelbſt das Gerücht dorthin gelangt war, und bevor man noch mit Ohren gehört hatte, daß der Kaiſer kommen werde, ſtand er ſchon vor den Augen der Einwohner. Eine große Beſtürzung ergriff die Italiſchen Städte bei der Kunde von dem Anmarſch eines ſo gewaltigen Heeres. Denn die Bewohner von Italien, der Waffen und des Krieges längſt entwöhnt, lebten in Frieden dem Ackerbau. So lange freilich der römiſche Staat demokratiſch verwaltet wurde und der Senat zu jedem Feldzuge die Heerführer ausſandte, waren die Italioten ſämmtlich unter Waffen und eroberten in den Kriegen gegen Hellenen und Barbaren Land und Meer, ja es gab keinen Theil der Erde und keinen Himmelsſtrich, wohin die Römer nicht ihre Herrſchaft ausbreiteten. Seit aber Auguſtus die Alleinherrſchaft in die Hände bekam, befreite er die Italioten vom Dienſt, und nahm ihnen die Waffen, dagegen umgab er das Reich zum Schutz

[1]) Dieſer Ausdruck, eine Ueberſetzung des lateiniſchen commilitones, iſt bezeichnend für die ſpätere ſoldatenſchmeichelnde Kaiſerzeit. Kaiſer Auguſtus wußte, was er that, als er dieſe Bezeichnung abſchaffte, und auch den Prinzen des Kaiſerhauſes verbot, ſich derſelben zu bedienen. Vergl. Sueton. Leben Auguſts Kap. 25.

mit Feſtungen und Heerlagern, und machte Miethlinge, die er auf feſte Löhnung als Soldaten anwarb zur Mauer des Römerreichs, während er zugleich durch große Ströme, durch Gräben oder Benützung von Gebirgen, ſowie dadurch, daß er ein ödes und ſchwerpaſſirbares Grenzgebiet herſtellte, die Sicherheit des Reichs zu befeſtigen trachtete.

Als ſie daher erfuhren, daß Severus jetzt mit einem ſo großen Heere vorrücke, geriethen ſie ganz natürlich in Beſtürzung, weil ihnen die Sache etwas Ungewohntes war. Auch dachten ſie nicht daran, ſich ihm zu widerſetzen und ihn zurückzuhalten, ſondern empfingen ihn vielmehr mit Lorbeerzweigen in den Händen und weitgeöffneten Thoren. Severus aber hielt ſich nur ſoviel Zeit auf, als er brauchte, um die Opfer zu vollziehen und die Bevölkerungen anzureden, und drang unaufhaltſam gegen Rom vorwärts.

Als Julianus dies erfuhr, gerieth er in die äußerſte Verzweiflung, und während er von der Streitkraft und Größe des Illyriſchen Heeres hören mußte, konnte ihm weder das Volk, bei dem er verhaßt war, Vertrauen, noch das Militär, das er belogen hatte, Muth einflößen. So raffte er denn, was ſich an eignen und ſeiner Freunde Geldmitteln, ſowie Alles, was ſich noch in öffentlichen Kaſſen oder an heiligen Stätten vorfand, zuſammen, und begann es unter die Soldaten zu vertheilen, um ſich ihre Zuneigung zu erwerben. Dieſe aber, ſo große Summen ſie auch erhielten, wußten es ihm keinen Dank; denn ſie vermeinten, daß er ihnen bloß eine Schuld abzahle, aber kein Geſchenk mache.

Obſchon ihm nun ſeine Freunde riethen, mit ſeinen Streitkräften in's Feld zu rücken, und die Engpäſſe der Alpen zu beſetzen, — es liegen dieſe gewaltigen Gebirge, wie ſie in ſolcher Größe nicht weiter in unſerem Lande vorkommen, ſo zu ſagen als eine Schutzmauer ſchirmend vor Italien, und es iſt dies eins der günſtigen Bedingniſſe, welche die Natur den Italioten verliehen hat, daß ein undurchbrechliches Bollwerk vor ihrem Lande aufgeworfen iſt [1]), das

[1]) Wir leſen nach Oſianders Vorgange mit Benützung der Lesart aus Imm. Bekkers Venetianiſcher Handſchrift, in welcher τῆς ſtatt τε καὶ ſteht: ἄῤῥηκτον τῆς χώρας.

ſich vom nördlichen Meere in einem Zuge bis zum ſüdlichen hinſtreckt [1]). Aber Julian wagte nicht einmal aus der Stadt auszurücken, und ſchickte nur zu den Soldaten, die er bitten ließ, ſich zu rüſten und einzuüben, und vor der Stadt Verſchanzungen aufzuwerfen. Ja er bereitete ſich vor, als ob er dem Severus die Schlacht in der Stadt liefern wollte, ließ die Elephanten, die den Römern bei Feſtaufzügen dienen, abrichten Thürme und Soldaten auf dem Rücken zu tragen, indem er vermeinte, durch den Anblick der ungeheuren nie zuvor von ihnen geſehenen Beſtien die Illyrier zu erſchrecken und ihre Reiterei in Verwirrung zu bringen. So verfertigte denn die ganze Stadt Waffen und rüſtete ſich zum Kriege.

Zwölftes Kapitel.

Während die Truppen Julians noch in ihren zaudernden Kriegsrüſtungen begriffen waren, kommt ſchon die Kunde, daß Severus bereits im Anmarſch ſei. Dieſer detaſchirt eine ſtarke Abtheilung ſeines Heeres mit dem Befehle, ſich vereinzelt in die Stadt einzuſchleichen. Dieſelben vertheilten ſich nach den verſchiedenen Landſtraßen, und zogen in großer Anzahl unter dem Schutze der Nacht in bürgerlicher Verkleidung und mit verſteckten Waffen in Rom ein; und ſo waren die Feinde bereits innerhalb der Mauern, während Julianus noch müſſig da ſaß und nicht wußte, was paſſirte. Als das Volk aber davon Kunde bekam, gerieth Alles in die größte Beſtürzung, und aus Furcht vor der Macht des Severus thaten ſie, als hielten ſie es mit ſeiner Sache, während ſie den Julian wegen ſeiner Feigheit und den Niger wegen ſeiner zaudernden Nachläſſigkeit aufgaben, und den Severus, der, wie ſie hörten, bereits vor ihren Thoren ſtand, bewunderten. Julianus, der vollſtändig den Kopf verloren hatte, und nicht wußte, was er beginnen ſolle, berief den Senat zur Verſammlung, und erläßt von der Hofburg herab ein Schreiben, in

[1]) D. h. vom nordöſtlichen Adriatiſchen zum ſüdweſtlichen Tyrrheniſchen Meere. Polybius nennt die Alpenkette die ſchützende Akropole von ganz Italien. Der Name Alpen iſt galliſchen Urſprungs und ſoll, wie alte Etymologen meinen, Höhe, Gebirg, oder wie Andere wollten, ſo viel wie das römiſche claustra bedeuten.

welchem er ſich jetzt mit dem Severus zu unterhandeln bereit erklärte, und ihn zum Imperator und Mitregenten ernannte. Der Senat gab freilich dazu ſeine Genehmigung, da aber die Senatsmitglieder ſahen, daß Julianus feig an ſeiner Sache verzweifelte, neigten ſie ſich bereits alle auf die Seite des Severus. Nach Verlauf von etwa zwei oder drei Tagen aber, als man hörte, daß Severus ſich bereits zum Angriff auf die Stadt ſelbſt anſchicke, traten ſie, ohne auf Julianus Rückſicht zu nehmen, auf Berufung der Konſuln, welche in Rom das Ruder zu ergreifen pflegen, ſobald der Thron wankt, zu einer Verſammlung in der Kurie zuſammen. Hier berathen ſie über die zu ergreifenden Maßregeln, während Julianus noch in der kaiſerlichen Hofburg ſaß, ſein Jammergeſchick beklagte und flehentlich um die Erlaubniß bat, ſeine Regierung niederlegen und die ganze Herrſchaft dem Severus abtreten zu dürfen.

Als nun der Senat erfuhr, daß Julianus in ſolchen Todesängſten ſei, und daß die wachhabenden Garden ſeiner Leibwache ihn aus Furcht vor Severus verlaſſen hätten, da beſchließt er ſeine Hinrichtung und zugleich die Ernennung des Severus zum alleinigen Kaiſer. Sofort ſchicken ſie an den letzteren eine Geſandtſchaft, beſtehend aus den erſten Magiſtraten und den vornehmſten Senatsmitgliedern, um ihm alle kaiſerlichen Ehrenhuldigungen zu überbringen. Zum Julianus aber wird einer der Legionstribunen hinaufgeſchickt, um den unmännlichen und jammervollen alten Mann zu tödten, der ſich mit ſeinen eignen Schätzen ein ſo ſchreckliches Ende erkauft hatte. Man fand ihn einſam und von Allen verlaſſen, und unter jämmerlichem Wehklagen empfing er von dem Mörder den Todesſtreich.

Dreizehntes Kapitel.

Als dem Severus die Beſchlüſſe des Senats und die Ermordung des Julianus kund gethan wurde, erhob er ſich zu dem Vertrauen auf größere Erfolge, und wandte eine Liſt an, um die Mörder des Pertinax gefangen in ſeine Hände zu bekommen. Er ſchreibt nämlich ganz beſonders und heimlich an die Tribunen und Centuriomen [1]),

[1]) Der Prätorianergarde.

und macht ihnen große Versprechungen, wenn sie die in Rom stehenden Soldaten dazu bewögen, sich gehorsam den Befehlen des Severus zu unterwerfen. Zugleich erläßt er ein allgemeines Schreiben an das gesammte Prätorianercorps, in welchem er ihnen befiehlt, mit Zurücklassung ihres sämmtlichen Gepäcks und ihrer Waffenrüstung im friedlichen Aufzuge, wie sie, wenn der Kaiser ein Opfer oder einen Festzug hält, demselben voraufzuziehen pflegen, aus ihrem Lager auszurücken, um dem Severus den Huldigungseid zu leisten. Sie sollten getrost kommen, weil sie fortan bei dem Severus als Leibgarde dienen würden. Die Soldaten, denen ihre Tribunen zuredeten, vertrauten dieser Botschaft; sie ließen ihre Waffen sämmtlich zurück und zogen, nur mit ihren Festkleidern angethan und mit Lorbeerzweigen in den Händen, eiligst hinaus. Wie sie sich aber dem Lager des Severus genähert hatten und ihre Ankunft auf dem Blachfelde gemeldet wurde, befahl ihnen Severus sofort sich zusammenzuschließen, als ob er sie willkommen heißen und anreden wolle. Wie sie sich nun, nachdem er die Rednerbühne bestiegen, um dieselbe herandrängten und ihn einstimmig mit Jubelruf begrüßten, werden sie insgesammt auf ein einziges Zeichen gefangen genommen. Es war nämlich das Heer des Severus im Voraus angewiesen worden, sobald jene Posto gefaßt und Augen und Aufmerksamkeit nach dem Kaiser hinauf gewendet haben würden, sie plötzlich nach Kriegsweise zu umzingeln, und zwar keinen mit Stoß und Hieb anzugreifen, wohl aber sie zusammenzuhalten und im Kreise mit den Waffen einzuschließen, und die Wurfspieße [1]) und Speere gegen sie zu fällen, so daß sie aus Furcht verwundet zu werden, unbewaffnet gegen vollständig Gerüstete und Wenige gegen Viele sich nicht auf einen Kampf einlassen möchten. Als er sie nun so gleichsam im Fangnetze in der Mitte seiner bewaffneten Schaaren als Kriegsgefangene hatte, da sprach er mit starker Stimme und zorniger Bewegung folgendermaßen:

„Daß wir Euch an Klugheit wie an Streitkraft und Zahl des Heeres überlegen sind, davon habt Ihr jetzt den thatsächlichen Beweis

[1]) Herodian sagt δίβολας, d. i. eine Wurfwaffe mit zwei Widerhaken, ähnlich den Hellebarden. Es war dies keine ursprünglich römische, sondern eine Waffe der nördlichen Barbaren, und soviel ich weiß wird sie zuerst bei den Cimbern von Plutarch (Leben des Marius Kap. 25.) erwähnt.

vor Augen. Man iſt ohne Mühe Eurer Herr und Ihr ſeid ohne Kampf Gefangene geworden. Es ſteht bei mir, was ich mit Euch machen will, und Ihr liegt jetzt als Opfer unſrer Macht zu unſern Füßen. Wenn Ihr Euch auf eine Euren Freveln entſprechende Züchtigung beſinnt, ſo iſt es unmöglich, eine Strafe ausfindig zu machen, die Eurer Thaten würdig wäre. Einen ehrwürdigen Greis und trefflichen Kaiſer, den zu erhalten und zu ſchirmen Eure Pflicht erheiſchte, habt Ihr ermordet. Den römiſchen Kaiſerthron, der ſtets geehrt war, und den unſre Vorgänger entweder durch weibliche Tapferkeit erworben oder nach dem Rechte ihrer erlauchten Geburt ererbten, den habt Ihr ſchimpflich und ſchmählich wie ein Stück gewöhnlichen Hausraths für Geld verhandelt. Allein ſelbſt nicht einmal den Mann, den Ihr auf ſolche Weiſe Euch zum Herrſcher erkoren, ſeid Ihr im Stande geweſen zu beſchirmen und zu erhalten, ſondern habt ihn feigherzig verrathen. Für ſo große Vergehen und Frevel ſeid Ihr, wenn man Euch die verdiente Züchtigung angedeihen laſſen wollte, tauſend Tode werth. Was Euch alſo widerfahren ſollte, wißt Ihr. Ich aber will Eurer ſchonen und Euch nicht tödten, und das Beiſpiel Eurer Hände nicht nachahmen. Da aber weder göttliches noch menſchliches Recht geſtattet, daß Ihr fürderhin noch einem Kaiſer als Leibwache dient, die Ihr Euren Eid frevelhaft gebrochen, Eure Hände mit Bürger- und Kaiſerblut beſudelt und Treue und Pflicht einer Leibwache verrathen habt, ſo ſollt Ihr zwar Leib und Leben von meiner Gnade als Geſchenk erhalten, dagegen befehle ich jetzt den Euch umſtellt haltenden Soldaten, daß ſie Euch die Gürtel und alles, was Ihr von Kriegskleidung an Euch tragt, ausziehen und Euch ſo nackt und blos fortſchicken. Zugleich befehle ich, daß Ihr Euch ſo weit als möglich von Rom entfernt, und thue dabei den heiligen Schwur, daß jeder von Euch am Leben geſtraft werden ſoll, der ſich innerhalb des hundertſten Meilenſteines von Rom erblicken läßt."

Auf dieſe ſeine Worte ſtürzen die Illyriſchen Soldaten auf ſie zu, reißen ihnen die mit Gold und Silber verzierten Paradedegen von der Seite, raubten ihnen die Gürtel und die Kleider und alles, was ſie Soldatiſches an ſich trugen, und jagten ſie nackt fort. Sie aber, verrathen und überliſtet, wie ſie waren, mußten ſich fügen; denn was konnten ſie thun, waffenlos gegen Bewaffnete, und Wenige gegen

Viele? So gingen sie wehklagend davon, zufrieden zwar, daß sie mit dem Leben davon gekommen, aber voll Aerger darüber, daß sie unbewaffnet ausgerückt waren und sich so schmählich und spöttisch hatten fangen lassen. Severus hatte indessen auch noch eine andere List in Anwendung gebracht. In der Besorgniß nämlich, daß sie vielleicht nach dem Akte des Auszielens in Verzweiflung gerathen, zu ihrem Lager eilen und die Waffen ergreifen möchten, hatte er ausgewählte Abtheilungen seiner tüchtigsten Mannschaft auf Um- und Schleichwegen abgeschickt, um heimlich in das von Mannschaften leere Lager zu dringen, sich dort der Waffen zu bemächtigen und die Prätorianer, falls sie zurückkommen sollten, auszusperren. So also erhielten die Mörder des Pertinax ihre Strafe.

Vierzehntes Kapitel.

Severus aber, der mit seinem ganzen übrigen bewaffneten Heere jetzt in Rom einzog, versetzte durch seinen Anblick die Römer in Staunen und Schrecken durch die so kühn unternommenen und so glücklich ausgeführten Wagnisse. Volk und Senat empfingen ihn mit Lorbeerzweigen in den Händen, den ersten Menschen und Kaiser, der ohne Blutvergießen und Kampf so Großes vollbracht hatte. Denn obschon man Alles an ihm bewunderte, so doch am meisten seinen durchdringenden Verstand, seine Energie in Ertragung von Mühseligkeiten und die frohe Zuversicht seines Muths bei allen seinen Wagnissen. Nachdem ihn nun also das Volk mit Jubelrufen empfangen, der Senat ihn an den Stadtthoren bewillkommt hatte, zog er hinauf zum Jupitertempel, verrichtete dort das Opfer, that darauf auch in den übrigen Heiligthümern den religiösen Pflichten Genüge, und begab sich sodann in die kaiserliche Hofburg.

Am nächstfolgenden Tage erschien er im Senate und richtete sehr gütige Worte voll bester Aussichten an Alle; er begrüßte die Gesammtheit wie die Einzelnen, und sagte: „er sei gekommen als Rächer des am Pertinax verübten Mordes, und seine Regierung werde im aristokratischen Geiste stattfinden und der Anfang einer Aristokratie sein. Niemand werde künftig ohne Urtel und Recht sein Leben oder sein Vermögen verlieren, keine Angeber werde er dulden, wohl aber seine

Unterthanen dauerhaft glücklich zu machen ſtreben, und in ſeinem ganzen Thun der Regierungsweiſe des Markus nacheifern, und von Pertinax nicht bloß den Namen, ſondern auch die Geſinnung ſich anzueignen beſtreben." Durch ſolche Reden gewann er bei den Meiſten Wohlwollen und Vertrauen auf ſeine Verſprechungen. Es gab aber einige der Aelteren, die ſeinen Charakter kannten, welche heimlich prophezeihten: er ſei ein Mann, vielgewandt wie Odyſſeus [1]), der mit größter Kunſt ſich in allen Verhältniſſen zu bewegen und alle Rollen zu ſpielen und alle Masken vorzunehmen verſtehe, und dadurch zu erreichen verſtehe, was ihm nützlich und vortheilhaft ſei, was denn auch die Erfahrung ausgewieſen hat.

Nachdem ſich Severus nun kurze Zeit in Rom aufgehalten, die üblichen Spenden unter das Volk vertheilt und Schauſpiele ausgerichtet [2]), die Soldaten reichlich beſchenkt, und die kräftigſten aus ihnen zur Bildung einer neuen kaiſerlichen Leibgarde an die Stelle der weggejagten erleſen hatte, eilte er dem Oriente zu. Während nämlich Niger noch zaudernd ſtill lag und in ſeinem Antiochia ſchwelgte, gedachte er ihn unerwartet zu überfallen, um ihn unvorbereitet zu treffen. Er hieß alſo ſeine Krieger ſich zum Ausmarſche fertig zu machen, und verſtärkte ſein Heer von allen Seiten, indem er aus den Italiſchen Städten die jungen Leute kommen ließ und ſie einexerzirte, und was er noch an Truppen in Illyrien ſtehen hatte, nach Thrazien zu ihm zu ſtoßen beorderte. Auch eine Flotte rüſtete er aus, und ließ ſämmtliche Dreiruderer Italiens mit Hoplíten [3]) gefüllt in See gehen. So brachte er eine gewaltige Streitmacht aller Waffengattungen in großer Schnelligkeit zuſammen. Denn er wußte, daß er keiner geringen Streitmacht bedürfen werde gegen den ganzen Europa gegenüber liegenden Erdtheil, der auf Seiten Nigers ſtand, und ſo traf er denn mit aller Kraft ſeine kriegeriſchen Maßregeln.

---

1) Herodian ſagt nur, er ſei ein ἀνὴρ πολύτροπός τις, d. h. „ſo eine Art Allerweltsmann". Da er aber damit offenbar auf Odyſſeus anſpielt, glaubte ich, mir in der Ueberſetzung den Zuſatz erlauben zu dürfen.

2) Nach Bekkers Ausgabe.

3) D. i. ſchwerbewaffnetes Fußvolk.

Fünfzehntes Kapitel.

Da er aber ein vorausſichtiger und beſonnener Mann war, ſo flößte ihm der Umſtand Beſorgniß ein, daß ein ſehr großes und ſtarkes Heer der tüchtigſten Soldaten in Britannien ſtand. Daſſelbe befehligte in ſeiner Geſammtheit Albinus, ein Mann, der von Geburt dem alten ſenatoriſchen Adel angehörte, und in anererbtem Reichthum und Wohlleben erwachſen war. Dieſen alſo wünſchte Severus klüglich für ſich einzunehmen und ſich geneigt zu machen, damit derſelbe nicht bei ſo vielen Antrieben nach der Kaiſerwürde zu verlangen, im Vertrauen auf ſeinen Reichthum und ſeine edle Abkunft, auf die Stärke ſeines Heeres und ſeinen Ruf bei den Römern ſich zum Thronbewerber machen und Rom, das nicht allzuweit entfernte, während jener (Severus) im Orient beſchäftigt ſei, in ſeine Gewalt bringen möchte. So ködert er denn mit erheuchelter Verehrung den Mann, der überhaupt von Charakter eitel und leichtgläubig, in dieſem Falle auch dem Severus, der ihm in ſeinen Briefen alle möglichen Verſprechungen zuſchwor, Glauben ſchenkte. Er ernannte ihn zum Cäſar, und kam ſo ſeiner Hoffnung und ſeinem Wunſche durch Gewährung eines Antheils an der höchſten Gewalt zuvor. Er ſchreibt ihm die allerfreundſchaftlichſten Briefe, und beſchwört ihn, ſich der Sorge für die Regierung anzunehmen; denn er bedürfe eines Mannes von hoher Geburt und vollkräftigem Alter, da er ſelbſt ſchon bejahrt und von der Gicht beſchwert ſei, während ſeine Söhne noch faſt Kinder ſeien. Albinus ſchenkte dieſen Verſicherungen Glauben, und nahm die ihm gebotene Ehrenſtellung mit Freuden an, hochzufrieden, ohne Kampf und Gefahr zu erhalten, wonach ſein Herz begehrte. Severus aber ſtellte auch an den Senat dieſelben Anträge, und um jenen noch vertrauender zu machen, erlaubte er Münzen mit Albinus' Bildniſſe zu prägen, und bekräftigte die ihm erwieſene Gunſt durch Aufſtellung ſeiner Standbilder und durch die Erweiſung aller ſonſtigen Ehrenbezeugungen. Als er ſich ſo des Albinus klüglich verſichert und von Britannien nichts mehr zu fürchten, auch das Illyriſche Heer ganz um ſich verſammelt hatte, glaubte er alle nothwendigen Sicherheitsmaßregeln für ſeine Regierung getroffen zu haben, und eilte gegen Niger vorwärts.

Die Ruhepunkte seines Marsches, seine Reden in jeder einzelnen Stadt, die Wahrzeichen, in welchen man Vorbedeutungen der göttlichen Vorsehung sah, die Lokalitäten der einzelnen Treffen und die Zahl der auf beiden Seiten gefallenen Soldaten haben viele Geschichtschreiber, sowie auch Dichter in metrischer Darstellung des Breiteren zusammengestellt, die sich zu ihrer alleinigen Aufgabe das Leben des Severus erwählt haben. Ich dagegen habe mir zum Ziele gesetzt: die Zusammenstellung derjenigen Thaten vieler Kaiser im Laufe von siebzig [1]) Jahren zu schreiben, von denen ich selbst Kenntniß habe. Nur das Hauptsächlichste und was entscheidende Erfolge bewirkte von den einzelnen Thaten des Severus werde ich im Folgenden erzählen, ohne aus Gunst etwas über Gebühr zu erheben, wie diejenigen gethan, die unter ihm geschrieben haben, noch etwas zu übergehen, was würdig ist, erzählt und aufbehalten zu werden.

---

[1]) Alle Handschriften haben hier siebzig, und es bleibt kaum etwas anders übrig, als mit F. A. Wolf hier einen Schreibfehler anzunehmen, da diese Zahl in Widerstreit ist mit Herodians früherer ausdrücklicher Angabe, daß sein Werk sechzig Jahre umfassen soll. Mir scheint indessen auch die Erklärung möglich, daß hier Herodian sein eignes Alter angibt, und die Kaiser meint, die er „im Laufe von siebzig Jahren" erlebt habe. Rechnet man von diesen siebzig Jahren die ersten zehn Jahre der Kindheit ab, so stimmt Alles.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Was Ende des Pertinax und der Sturz Julians, ſowie die Ankunft des Severus in Rom und ſein Auszug gegen Niger ſind in dem dieſem Buche vorhergehenden Abſchnitte erzählt worden.

Als nun Niger die ihm völlig unerwartete Nachricht erhielt, daß Severus Rom eingenommen, vom Senate zum Kaiſer erwählt ſei und mit ſeinem ganzen Illyriſchen Heere von Land- und Seeſtreitkräften gegen ihn anrücke, gerieth er in die größte Beſtürzung, und ſchickte Boten an die Anführer in allen Provinzen mit dem Befehle, alle Eingangspäſſe und Häfen zu bewachen. Er ſandte auch zu den Königen der Parther, Armenier und Atrener, und forderte Hülfstruppen. Der Armenier gab zur Antwort: er werde ſich neutral verhalten und ſich begnügen, ſein eignes Gebiet zu bewachen, wenn Severus heranrücke. Der Parther dagegen erwiederte: er werde ſeine Satrapen anweiſen, eine Streitmacht zuſammenzuziehen. Das iſt nämlich dort der Brauch, in Fällen, wo man deſſen bedarf, ein Heer zuſammenzubringen, weil der König keine Feldtruppen und kein ſtehendes Heer hält [1]). Nur von den Atrenern kamen wirklich Hülfsvölker und zwar Bogenſchützen, die Barſemius, der König jener Lande, ſchickte. Die übrige Heeresmacht zog Niger ſämmtlich aus den Heerlagern der

[1]) Vgl. unten VI, 5.

orientaliſchen Provinzen. In großer Anzahl ſtellte ſich auch aus der Bevölkerung von Antiochia die Jugend aus Leichtſinn wie aus Anhänglichkeit an Niger freiwillig zum Kriegsdienſt, wobei ſie mehr guten Willen als Kriegserfahrung bewieſen.

Ferner ließ Niger die Engpäſſe und klippigen Abhänge des Taurusgebirgs mit ſtarken Mauern und Schanzen ſperren, weil er das unwegſame Gebirg für eine ſtarke Schutzmauer der in den Orient führenden Straßen anſah. Der Taurus, zwiſchen Kappadozien und Kilikien gelegen, ſcheidet nämlich die nördlichen und die öſtlichen Provinzen. Zugleich ſandte er eine Heerabtheilung vorauf, um Byzanz zu beſetzen, damals die größte und blühendſte Stadt in Thrakien, reich an Zahl der Einwohner, wie an Geldmitteln. Denn in ihrer Lage an der ſchmalſten Stelle der Meerenge der Propontis hatte ſie großartige Einkünfte von der See durch Schiffahrtzölle und Fiſcherei, und im Beſitz eines großen und reichen Landgebietes zog ſie aus beiden Elementen große Vortheile. Eben dieſer großen Hülfsquellen wegen wollte Niger ſie gern vorweg beſetzen, ganz beſonders weil er die Hoffnung hegte, dadurch im Stande zu ſein, den Uebergang von Europa nach Aſien durch die Meerenge zu verhindern. Die Stadt war von einer ſehr ſtarken und großen Mauer umgeben, die aus Quaderſtücken von Mühlſtein erbaut und ſo feſt gefugt und verkittet waren, daß Niemand dieſelbe für zuſammengeſetzt hielt, ſondern das Ganze aus einem Steine gemacht ſchien. Selbſt wer jetzt noch die Trümmerreſte davon ſieht, muß die Kunſt der erſten Erbauer ebenſo wie die Kraft der ſpäteren Zerſtörer bewundern. So hatte denn Niger ſeine Anſtalten, wie er meinte, auf das Vorſorglichſte und Klügſte getroffen.

Zweites Kapitel.

Severus ſeinerſeits beſchleunigte ſeinen Anmarſch mit allen Kräften, ohne ſeinem Heere Ruh und Raſt zu gönnen. Auf die Nachricht, daß Byzanz bereits beſetzt ſei, das er als ſehr ſtark befeſtigt kannte, befahl er den Uebergang ſeines Heeres bei Kyzikos. Aemilianus, der Statthalter von Aſien, dem Niger die Oberleitung und den Heerbefehl anvertraut hatte, wandte ſich, als er erfuhr, daß

Severus' Heer auf Kyzikos marſchire, mit ſeiner ganzen theils von ihm geſammelten, theils durch Nigers Zuſendungen verſtärkten Streitmacht gleichfalls dorthin. Bei dem Zuſammenſtoße beider erfolgen viele heftige Treffen, in denen das Heer des Severus Sieger bleibt, und unter den fliehenden Truppen des Niger ein großes Blutbad anrichtet, ſo daß gleich anfangs die Hoffnungen der Partei des Orients einen ſchweren Schlag erlitten, während die der Occidentalen gekräftigt wurden.

Einige Schriftſteller behaupten, es ſei Verrath dabei im Spiele geweſen, daß Nigers Sache unter Aemilianus gleich von vorn herein zu Grunde gerichtet wurde, und zwar gibt es zweierlei Darſtellungen der Urſache, aus welcher Aemilianus ſo gehandelt habe. Die Einen ſagen, der Grund ſeines verrätheriſchen Handelns ſei Neid gegen Niger und er darüber unwillig geweſen, daß jener, der noch eben erſt ſein Nachfolger in der Statthalterſchaft Syriens geworden war, nun ſein Vorgeſetzter als Kaiſer und Herr werden ſollte. Andre dagegen ſagen: ſeine Kinder hätten ihn dazu bewogen durch Briefe, in denen ſie ihn baten, ſie zu retten; Severus hatte ſie nämlich in Rom vorgefunden und in Haft genommen. Das war auch eine der von ihm angewendeten ſchlauen Maßregeln. Schon Commodus hatte die Gewohnheit, die Kinder der Statthalter, welche er in die Provinzen ſchickte, zurückzubehalten, um Geißeln für ihre Anhänglichkeit und Treue zu haben. Das wußte Severus, und darum ſchickte er, ſobald er zum Kaiſer ausgerufen worden war, noch bei Lebzeiten Julians, um ſeine Kinder in Obhut zu nehmen, heimlich nach Rom und ließ ſie insgeheim aus Rom fortbringen, damit ſie nicht in fremder Gewalt ſich befindet. Er ſelbſt aber bemächtigte ſich, ſobald er nur den Fuß in Rom ſetzte, aller Angehörigen der im Orient und in ganz Aſien kommandirenden oder ſonſt eine Stelle bekleidenden Perſonen, und hielt ſie bei ſich in Haft, damit die Statthalter entweder aus Verlangen, ihre Kinder zu retten, an Niger zu Verräthern würden, oder wenn ſie demſelben treu blieben, jedenfalls dafür durch den Tod ihrer Kinder noch eher beſtraft würden, als ſie ſelber ihm etwas Uebles thun könnten.

Nach der Niederlage bei Kyzikos flohen die Anhänger Nigers, ſo eilig jeder nur konnte, theils nach den Gebirgsgegenden Armeniens,

theils nach Galatien und Aſien [1]) zu, um noch vor den Siegern über den Taurus und in den Schutz der Verſchanzungen zu kommen. Severus' Heer aber zog durch das Kyzikeniſche Gebiet und eilte dem angränzenden Bithynien zu.

Als die Kunde von Severus' Siege ſich verbreitete, erhub ſich ſofort in allen dortigen Provinzen Hader und Parteiung in den Städten, nicht ſowohl aus Haß oder Neigung gegen einen der beiden kriegführenden Kaiſer, als aus Nebenbuhlerſchaft und Hader gegen einander, und aus der neidiſchen Luſt der Stammgenoſſen ſich gegenſeitig in's Verderben zu ſtürzen. Es iſt ein altes Leiden der Hellenen, die ewig unter einander in Hader und immer geneigt, die Staaten, welche obenan zu ſtehen ſchienen, zu ſtürzen, Hellas in's Elend gebracht haben. So iſt daſſelbe, als ſeine Kraft bereits gealtert und durch die innern Zwiſtigkeiten gemürbt war, eine leichte Beute der Makedonier geworden und in die Knechtſchaft der Römer gerathen. Das Leiden aber der Eiferſucht und des Neides ging auch auf die in unſern Tagen noch blühenden Städte über.

In Bithynien nun traten gleich nach den Vorgängen bei Kyzikos die Nikomedier auf die Seite des Severus, ſchickten Geſandte an ihn, und verſprachen, ſein Heer aufzunehmen und ihm Alles zu liefern; die Nikäer [2]) dagegen ergriffen aus Haß gegen die Nikomedier die entgegengeſetzte Partei, nahmen Nigers Truppen auf, ſowohl was von den Flüchtenden zu ihnen ſeine Zuflucht nahm, als die Abtheilungen, welche Niger entſendete, um Bithynien zu ſichern. Von beiden Seiten alſo zog man aus den Städten wie aus Lagern gegen einander und ſchlug ſich mit einander herum; und als es zu einer hitzigen Schlacht kam, ſiegten die Truppen des Severus, die des Niger aber flohen auch von dort weiter zurück, und Alles, was übrig geblieben war, ſuchte die Engpäſſe des Taurus zu gewinnen, worauf ſie die Verſchanzungen ſchloſſen und ſich hinter denſelben feſtſetzten.

---

[1]) Aſien iſt hier Spezialbezeichnung der römiſchen Provinz.

[2]) Die Bewohner der Stadt Nikäa, Rivalin von Nikomedia, erbaut von den Griechen aus dem lokriſchen Nikäa am Paſſe der Thermopylen, die in dem Heere Alexanders des Großen gedient hatten.

Niger aber ließ eine, wie er meinte, hinreichende Beſatzung bei den Schanzen, und eilte dann nach Antiochia, um Truppen und Geld zuſammenzubringen.

Drittes Kapitel.

Das Heer des Severus hatte unterdeſſen Bithynien durchzogen, war in Kappadozien eingefallen und ſetzte ſich jetzt vor den Verſchanzungen des Paſſes feſt, die es zu belagern begann. Die Schwierigkeiten dabei waren nicht gering; der unwegſame Paß ging durch enge und ſchroffe Felsklüfte, von deren Höhe die Vertheidiger Steine auf die Angreifer hinabſchleuderten, während die Beſatzung hinter den Bruſtwehren der Mauer tapfern Widerſtand leiſtete. Mit leichter Mühe waren hier Wenige im Stande, Viele abzuwehren. Denn den an und für ſich ſehr engen Pfad deckt auf der einen Seite ein ſehr hoher Gebirgszug, während auf der andern eine tiefe Schlucht den Ableiter für die aus den Gebirgen zuſammenſtrömenden Gewäſſer bildet. Und zu dem Allen war die ganze Oertlichkeit noch von Niger vollſtändig durch Schanzen geſperrt, um auf allen Punkten den Durchzug des Heeres zu hindern.

So war die Lage der Dinge in Kappadozien. Aus gleicher Nebenbuhlerſchaft und gegenſeitigem Haſſe war unterdeſſen in Syrien zwiſchen den Laodikern und den von ihnen gehaßten Antiochiern, und in Phönikien zwiſchen den Tyriern und den von ihnen gehaßten Boryliern der Zwieſpalt offener Feindſeligkeit ausgebrochen. Auf die Kunde, daß Niger die Flucht ergriffen habe, machte ſich die eine Partei daran, die Ehrenſtatuen und ſonſtigen Würdezeichen Nigers umzuſtürzen und abzuſchaffen, während ſie den Severus hochleben ließ. Als Niger bei ſeiner Ankunft in Antiochia dies erfuhr, gerieth er, der ſonſt von Charakter ein gutmüthiger Mann war, von Rechtswegen über ſolchen Abfall und Frevel heftig in Zorn, und ſchickte gegen beide Städte ſeine Mauriſchen Schleuderer [1]) und einen Theil ſeiner Bogenſchützen, mit dem Befehle, alles, was ihnen vor die

[1]) Die Mauriſchen Wurfſpießſchleuderer und ihre furchtbaren Waffen (Mauri Jacula) ſind allen Leſern des Horaz bekannt.

Hand komme, niederzumachen, die Städte auszuplündern und demnächst niederzubrennen. Die Mauren, ein blutdürstiges Volk, und aus Verachtung von Tod und Gefahren zu den verzweifeltsten Wagstücken bereit, fielen über die nichts vermuthenden Laodikeer her, und richteten Stadt und Bevölkerung fürchterlich zu. Dann zogen sie gegen Tyrus, steckten es an allen Ecken in Brand, und raubten und mordeten nach Herzenslust.

Während dies in Syrien geschah und Niger mit der Zusammenziehung eines Heeres beschäftigt war, lag das Heer des Severus noch immer vor dem verschanzten Passe, den es belagert hielt. Es herrschte unter seinen Kriegern bereits großer Mißmuth und Niedergeschlagenheit; denn der Paß war fest und schwer zu bekämpfen bei den Hindernissen, welche Gebirg und Schlucht entgegenstellten. Schon hatten Severus' Leute alle Hoffnung aufgegeben, und ihre Gegner glaubten bereits für die Behauptung ihrer Stellung ohne Sorge sein zu können, als plötzlich in einer Nacht unter gewaltigsten Regengüssen und ungeheurem Schneefall (denn ganz Kappadozien ist sehr rauh, ganz besonders aber der Taurus) ein wildes und reißendes Gebirgswasser daherstürzte und, in seinem gewohnten Laufe behindert, durch die sein Flußbett sperrende Verschanzung immer höher und wilder ansteigend mit siegender Naturgewalt die Mauer, das Werk der Kunst, die dem Strome zu widerstehen unfähig war, in kurzer Zeit durch das Wasser aus ihren Fugen riß. Die Fundamente wichen dem Wasserschwall, Alles wurde bloßgelegt, und so schloß der Sturz der Wildwasser den Paß auf und gab den Weg frei. Als dies die Besatzung der Festungswerke sah, gerieth sie in Furcht, von den Feinden, die jetzt, sobald der Wasserstrom abgeflossen war, ohne Hinderniß eindringen konnten, umgangen und abgeschnitten zu werden; sie ließen daher ihren Posten im Stiche und flohen davon. Das Heer des Severus dagegen freute sich über das Ereigniß, und fühlte sich innerlich gekräftigt durch den Gedanken, von der göttlichen Vorsehung geführt zu werden; und als es merkte, daß die Besatzung der Veste davongelaufen war, passirte es leicht und ohne Hinderniß den Taurus und drang gegen Kilikien vor.

Viertes Kapitel.

Als Niger das Vorgefallene erfahren hatte, ſetzte er ſich mit ſeinem an Zahl ſtarken, aber freilich in Kampf und Strapatzen unverſuchten Heere, welches er zuſammengebracht hatte, ſofort eilig in Marſch. Es hatte ſich nämlich eine große Maſſe Menſchen und beinahe die ganze junge Mannſchaft von Antiochia freiwillig zum Kampf für ihn unter ſeine Fahnen geſtellt. Guten Willen alſo beſaß ſein Heer, an Erfahrung und Kriegstüchtigkeit dagegen ſtand es den Illyriern bei weitem nach. Das Zuſammentreffen beider Heere erfolgte auf dem überaus breiten und weitgeſtreckten Blachfelde an dem ſogenannten Meerbuſen von Iſſos; um daſſelbe zieht ſich im Halbkreiſe ein Bergzug wie ein Theater [1]) herum, während ſich der Meeresſtrand ſehr weit hinausſtreckt, gleichſam als hätte hier die Natur ſelbſt den Kampfplatz [2]) zu einer Schlacht gebildet. Dort ſoll auch Darius gegen Alexander die letzte und größte Schlacht geſchlagen haben, in welcher er beſiegt und gefangen wurde, indem die Krieger des Weſtens auch damals die des Oſtens beſiegten [3]). Noch jetzt iſt ein Siegeszeichen und eine Hinweiſung jenes Sieges vorhanden, nämlich eine Stadt auf jenem Bergzuge, welche Alexandria heißt und eine geweihte Erzſtatue deſſen, von dem der Ort den Namen trägt.

So geſchah es denn, daß das Zuſammentreffen der Heere des Severus und des Niger nicht nur an demſelben Orte ſtattfand, ſondern daß auch der Ausgang ein gleicher war wie damals. Nachdem ſie nämlich Abends einander gegenüber das Lager aufgeſchlagen und die ganze Nacht auf beiden Seiten in Sorgen und Furcht durchgewacht hatten, drangen ſie mit der aufgehenden Sonne, angefeuert von ihren

---

1) Wir ſagen in ſolchem Falle gewöhnlich minder richtig: „wie ein Amphitheater."

2) Herodian ſagt ſehr bezeichnend: „das Stadion für eine Schlacht."

3) Herodian irrt. Es war nicht bei Iſſos, ſondern bei Gaugamela, wo die letzte Schlacht zwiſchen Darius und Alexander geſchlagen wurde. Auch ward Darius bekanntlich erſt ſpäter auf der Flucht durch Beſſus ermordet. Seltſam klingt auch das „ſoll" bei Erwähnung einer ſo allbekannten und von ſo vielen alten Hiſtorikern beſprochenen Thatſache.

Feldherrn, gegen einander vor. Mit aller Kampfluſt ſtürzten ſie auf einander, als gälte es die letzte und entſcheidende Schlacht, und als werde hier das Glück beſtimmen, wer Kaiſer ſein ſolle. Nachdem ſie hartnäckig mit einander geſtritten und das Blutvergießen ſo groß geworden war, daß die durch das Blachfeld fließenden Bäche mehr Blut als Waſſer in's Meer führten, werden endlich die Kämpfer des Oſtens zum Weichen gebracht. Die nachdringenden Illyrier werfen den einen Theil der Fliehenden unter fortwährendem Gemetzel in das Meer, während ſie den andern auf die Hügel verfolgen, und dort nebſt einer zahlreichen Maſſe von Menſchen niederhauen, die ſich aus den umliegenden Städten und Dörfern daſelbſt eingefunden hatten, um dem Verlaufe der Schlacht wie von einem ſichern Punkte aus zuzuſchauen.

Niger entkommt bei der Flucht, Dank ſeinem trefflichen Roſſe, und gelangt mit wenigen Begleitern nach Antiochia. Als er aber hier ſah, wie die daſelbſt noch zurückgebliebene Bevölkerung bereits im Fliehen begriffen war, und das Jammern und Wehklagen in der Stadt um die verlornen Söhne und Brüder vernahm, gerieth er in Verzweiflung, und entfloh ganz allein aus Antiochia. Verſteckt in irgend einer nahegelegenen Villa wird er von den nachſetzenden Reitern gefunden, gefangen genommen und ihm der Kopf abgeſchnitten. Solch ein Ende nahm Niger zur Strafe für ſein Zögern und Zaudern, im Uebrigen, wie man ihm nachſagt, kein ſchlechter Mann, weder als Regent noch als Privatmann.

Nachdem Severus den Niger beſiegt hatte, ſtrafte er nicht nur die Freunde deſſelben, die ſich aus freier Wahl, ſondern auch die, welche nothgedrungen ſeine Partei ergriffen hatten, auf ſchonungsloſe Weiſe. Die entkommenen Soldaten dagegen, die, wie er erfuhr, über den Tigrisfluß gegangen und aus Furcht vor dem Severus ſich zu den Barbaren begeben hatten, vermochte er alle zur Umkehr und zum Anſchluſſe an ihn, indem er ihnen Amneſtie gewährte. Es war nämlich eine ziemliche Maſſe derſelben in's Ausland gegangen, und dieſer Umſtand ward die Urſache, weshalb ſpäter die Barbaren jenſeits des Tigris ſich den Römern gegenüber in offener Feldſchlacht viel ſtreitbarer erwieſen. Früher nämlich hatten ſie bloß von ihren Roſſen herab den Bogen zu führen verſtanden, ohne den Schutz vollſtändiger Rüſtung und ohne den Muth, ſich in ihrer leichten flatternden Be-

kleidung auf den Kampf mit Speer und Schwert einzulaſſen; ihr ganzes Kämpfen beſtand vielmehr darin, daß ſie fliehend nach rückwärts gewandt auf den Feind ihre Pfeile abſchoſſen. Nun aber lernten ſie von den vielen flüchtigen römiſchen Soldaten, die dauernd bei ihnen blieben, und unter denen zugleich viele geſchickte Handwerker zu ihnen kamen, nicht bloß Römerwaffen brauchen, ſondern auch verfertigen.

Fünftes Kapitel.

Sobald Severus die Angelegenheiten des Orients nach ſeiner Meinung auf das Beſte und für ihn Erſprießlichſte geordnet hatte, verlangte es ihn, gegen den König der Atrener zu ziehen und in das Gebiet der Parther einzufallen; denn beiden hatte er ihre Freundſchaft für Niger vorzuwerfen. Doch verſchob er dies auf ſpätere Zeit, und entſchloß ſich, zuerſt das ganze Römerreich in ſeine und ſeiner Söhne Gewalt zu bringen und dauernd zu ſichern. Denn nachdem er den Niger zu Boden geworfen hatte, dünkte ihm Albinus eine überflüſſige Laſt. Dazu vernahm er, daß derſelbe mit ſeinem Titel als Cäſar übermäßig prunke, ſowie daß viele und namentlich die hervorragendſten Mitglieder des Senats ihn in Briefen privatim und heimlich einluden, während Severus entfernt und vollauf beſchäftigt ſei, nach Rom zu kommen. Denn der hohe Adel hätte lieber ihn als Regenten gehabt, weil er von altadliger Abkunft, und wie es allgemein hieß, ein Mann von guter Gemüthsart war. Als Severus dies erfuhr, vermied er es zwar, ſofort ihn als Feind zu behandeln und einen Mann mit Krieg zu überziehen, der ihm dazu keinen haltbaren Grund gegeben hatte; dagegen beſchloß er zu verſuchen, ob er ſich möglicherweiſe heimlich und durch Liſt ſeiner entledigen könne. Er ließ alſo die zuverläſſigſten unter denen, welche er als Ueberbringer ſeiner kaiſerlichen Handſchreiben zu gebrauchen pflegte [1]), zu ſich kommen, und gibt

[1]) Es ſind die ſogenannten tabellarii, d. h. die kaiſerlichen Kabinets- und Staatskouriere gemeint, die man aus der Elite der Legionen nahm, und die unter dem Namen equites singulares oder singulari ein glänzend ausgerüſtetes, eigenes, berittenes Corps von hohem Range bildeten. S. Realencyklop. VI, a. S. 533.

ihnen geheime Aufträge; ſie ſollten, wenn ſie zum Albinus kämen, demſelben erſt die Depeſchen in öffentlicher Audienz überreichen, darauf aber ihn auffordern, ihnen eine geheime Audienz zur Anhörung geheimer Aufträge zu gewähren, und wenn ſie ihn dazu bewogen und von ſeiner Leibwache entfernt haben würden, ſollten ſie plötzlich über ihn herfallen und ihn niederſtoßen. Zugleich gab er ihnen noch tödtliche Gifte, damit ſie, wenn ſie könnten, einen ſeiner Köche oder Mundſchenken beſtächen, ihm dieſelben heimlich einzugeben, weil doch ſeine ihn umgebenden Freunde immer Argwohn gegen Severus hegten und dem Albinus fortwährend riethen, gegen den betrügeriſchen und zu aller Hinterliſt geſchickten Mann auf ſeiner Hut zu ſein. Denn ſeine Behandlung der Generale Nigers hatte auf ſeinen Charakter ſchwere Flecken geworfen. Er hatte dieſelben nämlich erſt, wie bereits erzählt, vermittelſt ihrer Kinder dazu gebracht, Nigers Sache zu verrathen, und dann, nachdem er ihre Dienſte zu ſeinen Zwecken gemißbraucht und die gewünſchten Erfolge erreicht hatte, ſie ſelbſt ſammt ihren Kindern aus dem Wege geräumt. So war die Falſchheit ſeines Charakters vorzüglich durch ſeine Thaten offenbar geworden. Darum eben ergriff Albinus noch größere Sicherheitsmaßregeln zum Schutze ſeiner Perſon. Keiner von den Sendboten des Severus durfte vor ihm erſcheinen, ohne vorher das Kriegerſchwert von ſeiner Seite abzulegen, und ſich unterſuchen zu laſſen, ob er irgend eine Waffe unter den Kleidern trage. Als nun alſo die Botſchafter des Severus ankamen und nach öffentlicher Ueberreichung ihrer Depeſchen um ein geheime Audienz zur Anhörung beſonderer Aufträge erbaten, faßt Albinus Verdacht. Er befahl, ſie in Haft zu nehmen, ließ jeden beſonders peinlich befragen und erfährt ſo den ganzen Mordanſchlag. Sofort läßt er ſie hinrichten, während er ſeinerſeits jetzt gegen Severus wie gegen einen offenbaren Feind ſeine Maßregeln traf.

Sechstes Kapitel.

Als Severus dies erfuhr, der Alles mit Leidenſchaft angriff und von Natur ſehr vom Zorne beherrſcht wurde, hielt er ſeinen Haß nicht länger verborgen, ſondern berief ſein ganzes Heer zu einer Verſammlung und redete es folgendermaßen an:

„Möge Uns Niemand in Bezug auf Unſere bisherigen Handlungen Leichtſinn vorwerfen, oder Uns gegen einen bisher anerkannten Freund der Unzuverläſſigkeit und Liebloſigkeit zeihen. Denn von Unſerer Seite iſt ihm Alles (was er nur irgend verlangen konnte) zu Theil geworden durch die Uebertragung der Theilnahme an einer geſicherten Kaiſerherrſchaft, die denn doch eine Sache iſt, an der Jemand kaum leiblichen Brüdern Antheil verſtattet. Ich dagegen habe den Thron, für den Ihr mich allein gewählt habt, freiwillig mit jenem Menſchen getheilt. Dieſe großen auf ihn gehäuften Wohlthaten vergilt mir nun Albinus mit ſchwerem Undank. Er rüſtet Waffen und Heer wider Uns, verachtet Unſre Tapferkeit, kümmert ſich nicht um die mir ſchuldige Treue, und iſt geſonnen, mit Gefahr ſeines Kopfs aus unerſättlicher Habſucht nach dem zu greifen, wovon er ſeinen Theil ohne Krieg und Schlacht beſaß, ohne Scheu vor den Göttern, bei denen er ſo oft geſchworen, und ohne ſchonende Rückſicht für Euch, die Ihr Eure ſchwere Kriegsarbeit ſo eben erſt für Uns ſo ruhmvoll und tapfer durchgekämpft habt. Denn von allen Vortheilen, die Ihr gewonnen, hat auch er ſeinen Theil der Frucht gepflückt, und er würde, hätte er die Treue zu bewahren geſucht, noch einen größeren Antheil von der Ehre erhalten haben, die Uns beiden von Euch zugetheilt worden iſt. Wie es nun aber ungerecht iſt, mit feindſeligen Handlungen den Anfang zu machen, ſo iſt es andrerſeits auch unmännlich, Beleidigungen, die man zuerſt empfangen hat, ungeſtraft zu laſſen. Als wir den Niger bekriegten, war unſere feindſelige Stellung gegen ihn weniger eine durch Gründe berechtigte, als durch die Nothwendigkeit herbeigeführte. Denn unſer Haß traf ihn nicht, weil er die bereits uns gebührende Herrſchaft uns unter der Hand entreißen wollte, ſondern die Sache ſtand vielmehr ſo, daß jeder von uns beiden den als Siegespreis daſtehenden und jedem Bewerber offenen Thron aus gleichem Antriebe des Ehrgeizes an ſich zu reißen trachtete. Albinus dagegen hat es vorgezogen, mit Nichtachtung beſchworener Verträge, obſchon er von mir erhalten hatte, was man ſonſt nur ſeinem leiblichen Sohne gibt, unſer Feind ſtatt unſer Freund und unſer Widerſacher im Kriege ſtatt unſer Verbündeter zu werden. Wie wir ihn alſo zuvor durch unſre Wohlthaten mit Ehre und Ruhm geſchmückt haben, ebenſo werden wir auch nunmehr ſein treuloſes und unmänn-

liches Betragen mit den Waffen zur Bestrafung ziehen. Auch wird sein Heer, gering und aus Inselbewohnern bestehend, wie es ist, vor unsrer Macht nicht Stand halten. Denn Ihr, die Ihr auf Euch allein beschränkt, muthig und tapfer in so vielen Schlachten gesiegt und den ganzen Orient unterworfen habt, — wie solltet Ihr nicht auch jetzt, nachdem eine so große verbündete Streitmacht Euch verstärkt und fast das ganze römische Kriegsheer sich hier vereint hat, leicht den Sieg davon tragen über ein Heer, das an Zahl gering ist, und dazu von einem Manne geführt wird, der weder nüchtern noch tapfer ist. Denn wer kennt nicht seine weichliche Ueppigkeit, in Folge deren seine Lebensart mehr für Chorreigen als für Phalangen passend erscheint! So laßt uns denn mit gewohnter Kühnheit und Unerschrockenheit tapfer auf ihn losgehen, denn mit uns sind die Götter, bei denen jener frevelnd falsch geschworen, und unsere zahlreiche Siege, die er verachtet hat."

Auf diese Rede des Severus erklärte das gesammte Heer den Albinus für einen Feind. Sie ließen den Severus hochleben, bezeugten ihm mit lautem Geschrei alle mögliche Bereitwilligkeit, und bestärkten ihn dadurch noch mehr in seinem Entschlusse, indem sie ihm für dessen Gelingen die besten Hoffnungen erweckten. Er beschenkte sie also reichlich durch Extrageschenke, und trat sodann den Marsch gegen Albinus an. Zugleich entsendete er eine Heerabtheilung, um Byzanz zu belagern, das noch immer ihm die Thore verschlossen hielt, weil die Generale Nigers sich dorthin geflüchtet hatten. Die Stadt wurde später eingenommen und völlig zerstört. Seiner Theater und Bäder und aller Schmuck- und Prachtwerke beraubt, wurde das stolze Byzanz den Perinthiern als unterthäniges Dorf zum Geschenk gegeben, wie Antiochia den Laodiceern. Dagegen schickte er große Geldsummen zum Wiederaufbau derjenigen Städte, welche Nigers Heer verwüstet hatte. Er selbst aber marschirte vorwärts, ohne seinen Soldaten Rast- und Ruhetage, sei es zu Festfeiern [1]) oder zur Erholung von Strapatzen, zu vergönnen, und ohne auf Kälte oder Hitze Rücksicht zu nehmen. Man sah ihn häufig, wenn der Marsch

[1]) Mit denen bedeutende Städte den Heereszug eines Kaisers zu empfangen pflegten.

über unwirthbare himmelhohe Gebirge ging, in Hagelwetter und Schneegestöber unbedeckten Hauptes einherzuziehen, indem er seinen Kriegern thatsächlich das aufmunternde Beispiel von Unverdrossenheit und Tapferkeit gab, so daß dieselben ihrerseits nicht bloß aus Furcht und Disciplin allen Strapatzen tapfer Trotz boten, sondern auch aus dem Bestreben, ihrem Kaiser nachzueifern. Zugleich entsandte er eine starke Heeresabtheilung, um die Engpässe der Alpen zu besetzen und Italiens Eingangspässe zu schützen.

Siebentes Kapitel.

Als Albinus die Kunde erhielt, daß Severus nicht zaudere, sondern sehr bald da sein werde, verursachte das dem sorglos und schwelgerisch hinlebenden Manne große Beunruhigung. Er setzte aus Britannien nach dem gegenüber liegenden Gallien über, und schlug dort ein Lager auf. Zugleich sandte er in alle umliegenden Provinzen und beauftragte deren Statthalter, Geld und Lebensmittel für sein Heer zu senden. Die, welche gehorsamten und beides sendeten [1], thaten es zu ihrem Verderben; denn sie mußten später dafür Strafe leiden, während die, welche mehr aus glücklichem Zufalle als aus wohl überlegtem Entschlusse nicht Folge leisteten, glücklich davon kamen; denn der Ausgang und das Glück des Krieges entschied erst, wer von beiden das Richtige gewählt hatte.

Als nun Severus' Heer in Gallien ankam, haben einige leichte Treffen an verschiedenen Orten stattgefunden, die letzte Schlacht aber bei Lugdunum [2], einer großen und reichen Stadt, in welcher sich Albinus einschloß, und daselbst verblieb, während er sein Heer zur Schlacht ausrücken ließ. Bei dem heftigen Zusammenstoße beider Heere schwankte die Entscheidung der Schlacht zwischen beiden lange mit unentschiedenem Glücke. Denn die Britannier gaben den Illyriern an Tapferkeit und Mordlust nichts nach, und da beide Heere

---

[1] Sandte — senden — sandeten. Diese mißklingende Wiederholung gehört, wie in allen ähnlichen Fällen, nicht unserer Uebersetzung, sondern dem Schriftsteller selbst an.

[2] Das heutige Lyon.

tapfer kämpften, war der entſcheidende Sieg des einen oder des andern keine leichte Sache. Nach der Darſtellung einiger gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, die nicht parteiiſch, ſondern der Wahrheit gemäß berichten [1]), gewann die Phalanx des Albinus'ſchen Heeres an der Stelle, wo Severus mit der von ihm perſönlich befehligten Abtheilung ſeines Heeres ihr gegenüberſtehend, entſchiedene Vortheile, ſo daß er ſelbſt fliehend vom Pferde geſtürzt ſei und, um nicht erkannt zu werden, den kaiſerlichen Feldherrnmantel von ſich geworfen habe. Als die Britannier bereits die Verfolgung begonnen und Siegesweiſen angeſtimmt hätten, da ſei Lätus, der General des Severus, mit der von ihm befehligten Heerabtheilung auf dem Kampfplatze erſchienen, die noch friſch an Kräften war und an der Schlacht bisher keinen Theil genommen hatte. Man beſchuldigt ihn, daß er, den Ausgang der Schlacht abwartend, mit Fleiß ſich verſpätet und ſeine Heerabtheilung friſch erhalten habe, weil er ſelbſt Abſichten auf den Thron gehabt, und daß er deßhalb erſt in dem Augenblicke auf dem Kampfplatze erſchienen ſei, als er vernommen habe: Severus ſei gefallen. Beſtätigung erhält dieſer Vorwurf durch den weiteren Verlauf der Sache. Denn ſpäterhin, nachdem Severus Alles glücklich beendet und keine Sorgen mehr hatte, belohnte er alle ſeine andern Generale auf das Reichlichſte für ihre Dienſte, nur den einzigen, Lätus, dem er ſein Verhalten mit Recht nachtrug, ließ er aus der Welt ſchaffen [2]). Doch dies fällt in eine ſpätere Zeit.

Damals alſo, wie geſagt, wurden durch das Erſcheinen des Lätus mit ſeiner friſchen Streitmacht die Severianer wieder neu ermuthigt, ſie halfen dem Severus wieder auf ſein Pferd und bekleideten ihn mit dem Feldherrnmantel. Die Albinianer dagegen, die ſchon geſiegt zu haben vermeinten und etwas in Unordnung gerathen waren, wichen, als ſie urplötzlich ſich von einer ſtarken Streitmacht,

---

[1]) Parteiiſch war ohne Frage die Darſtellung, welche der Kaiſer Severus ſelbſt in ſeinen Memoiren von ſeinem Kampfe gegen Albinus gab. Dio Caſſius ſagt dies ausdrücklich.

[2]) Nach dem von Spartian in der Biographie des Severus angeführten Geſchichtſchreiber Marius Maximus behauptete Severus, daß Lätus ohne ſein Wiſſen und Wollen ermordet worden ſei.

die noch nicht im Treffen gewesen war, angegriffen fanden, nach kurzem Widerstande zurück; es kam zu einer vollständigen Flucht, auf der die verfolgenden Severianer ein großes Blutbad unter ihnen anrichteten, und sie bis in die Stadt warfen. Die Zahl der auf beiden Seiten Getödteten oder Gefangenen haben die gleichzeitigen Geschichtschreiber jeder nach seinem Gutdünken angegeben. Die Stadt Lugdunum plünderten die Severianer aus und steckten sie in Brand [1]; den Albinus nahmen sie gefangen, schnitten ihm den Kopf ab und brachten denselben dem Severus; und so errichteten sie zwei gewaltige Siegesdenkmale, das eine im Orient, das andere im Norden. Und wohl kann man sagen, daß nichts sich mit diesen Schlachten und Siegen des Severus vergleichen läßt, weder an Größe der Streitkraft, noch an Bewegungen von Provinzen, noch an Zahl der Treffen und an Länge und Schnelligkeit der Märsche. Gewaltig waren freilich auch Cäsars Schlachten gegen Pompejus, wobei auf beiden Seiten sich römische Lager gegenüberstanden, desgleichen die Kämpfe des Augustus gegen Antonius oder gegen des Pompejus Söhne und die in noch frühere Zeit fallenden Thaten des Sulla und Marius und anderer in römischen Bürgerkriegen und Schlachten. Daß aber ein einziger Mann drei Kaiser überwältigt hat, die schon im Besitze der Macht wären, das in Rom befindliche Heer durch List besiegt und den im kaiserlichen Palaste sitzenden Herrscher niedergeworfen, den seit lange im Orient befehligenden und von den Römern zum Kaiser ausgerufenen, und endlich den mit der Würde und Macht eines Cäsar bekleideten durch seine Tapferkeit bewältigt hat, — davon läßt sich nicht leicht ein anderes Beispiel aufweisen. — Solch ein Ende also hatte Albinus [2], nachdem er die für ihn verderbliche Ehre nur kurze Zeit genossen.

---

[1] Die Einäscherung war nur eine theilweise, doch erhob sich die reiche und mächtige Stadt seitdem nie mehr zu ihrer früheren Bedeutung. Nach der Schlacht wurden in ihren Münzstätten Denkmünzen auf den Sieg des Severus geschlagen. S. Neulenenklop. IV, S. 1224.

[2] Im Februar des Jahres 197 nach Chr.

Achtes Kapitel.

Severus ließ sofort gegen die Freunde des Gefallenen in Rom seinem heftigen Zorne freien Lauf. Er sandte den Kopf des Albinus dorthin und befahl, ihn öffentlich auf einer Stange auszustellen. In dem Schreiben, mit welchem er dem Volke seinen Sieg anzeigte, fügte er am Schlusse auch noch die Worte hinzu: Er habe den Kopf seines Feindes geschickt und öffentlich allen Blicken auszustellen befohlen, damit man sähe, in welcher Weise er seine Rache an jenem bewiesen, und wie er gegen dessen Anhänger gesinnt sei. Nachdem er darauf die Angelegenheiten von Britannien geordnet, die Verwaltung der Provinz unter zwei Statthalter getheilt, in beiden Gallien alles, wie er es für das Zweckmäßigste hielt, eingerichtet und alle, die er als Freunde des Albinus erfunden, mochten sie es nun freiwillig oder gezwungen mit jenem gehalten haben, dem Henkerbeil übergeben und ihr Vermögen eingezogen hatte, zog er eilig, und um den Schrecken seiner Erscheinung zu verstärken, von seinem ganzen Heere begleitet nach Rom. So legte er denn den Marsch, wie seine Gewohnheit war, in großer Schnelligkeit zurück, und zog racheschnaubend gegen die noch übrigen Anhänger seines Gegners in Rom ein. Die Bevölkerung empfing ihn lorbeerbekränzt mit allen möglichen Ehrenbezeugungen und Jubelrufen, und der Senat bewillkommnete ihn mit feierlicher Rede, die Meisten jedoch in höchster Angst und mit dem geheimen Gedanken, daß er ihrer nicht schonen werde, denn sie wußten, daß er von Natur der unversöhnlichste Feind war, für dessen strafenden Zorn die geringste Veranlassung genügte, während er jetzt sogar gerechte Ursache dazu zu haben glaubte. Nachdem sich Severus in das Heiligthum des Jupiter verfügt und alle sonstigen religiösen Verrichtungen vollzogen hatte, begab er sich in die kaiserliche Hofburg und veranstaltete für das Volk zur Feier seines Sieges großartige Spenden. Seinen Soldaten machte er außerordentliche Geldgeschenke, und verlieh ihnen außerdem vieles andere, was sie früher nicht gehabt hatten. So vermehrte er unter allen Kaisern zuerst ihre Lebensmittellöhnung, gestattete ihnen, goldene Ringe zu tragen und sich Frauen zu nehmen, lauter Dinge, welche

bisher mit einer ordentlichen Kriegszucht, sowie mit der schnellen Kriegsbereitschaft für unverträglich gegolten hatten. Und so war er denn der erste Kaiser, der ihre kräftige Kernhaftigkeit, ihre harte Lebensweise und leichte Gefügigkeit bei Strapatzen und den zuchtvollen ehrerbietigen Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten untergrub, indem er sie geldgierig machte und zu lockerem Leben verleitete.

Als er so Alles, wie er meinte, auf's Beste geordnet hatte, begab er sich in die Senatsversammlung, bestieg den kaiserlichen Thronsitz und ergoß sich in den bittersten Anklagen gegen die Anhänger des Albinus, zeigte von den einen die geheimen Briefe auf, welche er unter Albinus' verborgenen Papieren gefunden hatte, und warf den andern die reichen Geschenke vor, welche sie jenem geschickt hatten. Gegen andere brachte er wieder andere Vorwürfe herbei: gegen die dem Oriente angehörenden ihre Freundschaft für Niger, gegen die aus der entgegengesetzten Himmelsgegend stammenden ihre Bekanntschaft mit dem Albinus; und so brachte er alle ausgezeichneten Mitglieder des Senats, sowie die reichsten und vornehmsten Personen in den Provinzen schonungslos um's Leben, angeblich, weil er sie als seine Feinde hasse, in Wahrheit aber aus unmäßiger Habsucht. In der That kein Kaiser war von solcher Geldgier beherrscht. Denn wie er an Geistesenergie, Ertragung von Beschwerlichkeiten und Feldherrneigenschaften keinem der Berühmtesten nachstand, so überwog in ihm die Geldgier, die er durch ungerechte Hinrichtungen wegen jeder beliebigen Ursache befriedigte. So gründete er seine Herrschaft über seine Unterthanen mehr auf Furcht als auf Liebe. Bei dem gemeinen Volke jedoch versuchte er sich auf mannigfache Art in Gunst zu setzen. So veranstaltete er häufig prachtvolle und mannigfaltige Schauspiele, ließ (in Thiergefechten) oftmals Hunderte von wilden Thieren tödten, die er innerhalb des ganzen römischen Reichs wie aus den barbarischen Landen zusammengebracht hatte, und stellte reiche Vertheilungen von Geld und Lebensmitteln an. Auch ein Siegeskampfspiel veranstaltete er, zu welchem er Schauspieler und starke Männer [1]) von überall her verschrieb. Zu seiner Zeit sahen

[1]) S. die Bemerkung zu I, 9. Man hat an Darstellungen wie die einst bei den öffentlichen Festspielen der Griechen stattfindenden zu denken, nur daß

wir denn auch Schaustellungen gewisser mannigfaltiger Schaukunststücke in allen Theatern zu gleicher Zeit, sowie auch feierliche Nachtfeste als Nachahmung der Mysterien [1]). Die damals lebenden Menschen nannten diese Festspiele „säkularische", weil sie hörten, daß dieselben nur je nach drei Menschenaltern gefeiert wurden. Herolde durchzogen nämlich Rom und Italien und luden alles Volk ein, „zu kommen und ein Fest zu schauen, das sie weder gesehen hätten noch wieder sehen würden" [2]). Damit wollte man sagen, daß der Zeitraum, der zwischen dem jetzigen und dem nächsten Feste liege, auch das höchste Menschenalter übersteige.

Neuntes Kapitel.

Nachdem er nun hinreichende Zeit zu Rom verweilt und seine Söhne zu Theilhabern seiner kaiserlichen Macht und zu Imperatoren ernannt hatte, bekam er Lust, sich außer dem Siegesruhm, den er bisher nur in bürgerlichen und gegen römische Heere geführten Kriegen erworben, und den er durch einen Triumph zur Schau zu tragen nicht gewagt hatte, auch Lorbeern durch Siege über die Barbaren zu sammeln, und so nahm er denn die Freundschaft, welche der Atrenerkönig Borsenius dem Niger bewiesen hatte, zum Vorwande eines Feldzuges in den Orient. Als er dort angelangt war, wollte er auch Armenien überziehen; allein der Armenierkönig kam ihm zuvor, indem er ihm Geld, werthvolle Geschenke und Geißeln überschickte, ihn flehentlich um Verzeihung bat, und versprach, ihm als treuer Bundesgenosse hold und gewärtig zu sein. Da also in Armenien Alles nach Wunsche ging, eilte Severus weiter in das Land der

---

dort edle freigeborne Jünglinge und Männer, hier bezahlte Kunstreiter, Jongleurs und starke Männer aller Art ihre Künste zur Schau stellten.

[1]) Wie zuvor eine Nachahmung der Olympischen Spiele, so haben wir hier eine schauspielerische Nachahmung der Eleusinischen Mysterien und ihres nächtlichen Fackellaufes.

[2]) Dies war die Formel des Heroldrufes. Siehe meine Bemerkung zu Sueton. Claud. Kap. 21. August. Kap. 31.

Atrener. Es ſtieß zu ihm auch der König der Osroëner [1]), Augarus, der zur Verbürgung ſeiner Treue ihm ſeine Kinder als Geißeln übergab und ihm ein zahlreiches Hülfscorps von Bogenſchützen zuführte.

Severus durchzog darauf das Land zwiſchen den beiden Flüſſen [2]), ſowie das Gebiet der Adiabener [3]), und fiel dann in Arabien ein, welches das glückliche heißt; es bringt nämlich wohlduftende Kräuter hervor, die uns als Wohlgerüche und Räucherwerk dienen. Nach Verwüſtung vieler Dörfer und Städte und Verheerung des platten Landes gelangte er in das Gebiet der Atrener und begann die Belagerung von Atrae [4]). Die Stadt lag auf ſteiler Berghöhe, war mit einer ſehr hohen und ſtarken Mauer umgeben und die Männer ihrer zahlreichen Bevölkerung waren treffliche Bogenſchützen. Das vor ihr liegende Heer des Severus belagerte die Stadt mit aller Kraft, und bot alles auf, ſie zu erobern. Man führte alle möglichen Maſchinen gegen die Mauer und wandte jedes bekannte Belagerungsmittel an. Die Atrener aber wehrten ſich tapfer, ſchoſſen mit Pfeilen und Steinen von oben herab und thaten dem Heere des Severus viel Abbruch. Sie füllten thönerne Gefäße mit Ungeziefer und kleinen, aber giftigen Thieren, und warfen ſie den Belagerern auf die Köpfe [5]); und wo ſolches Gewürm das Geſicht oder ſonſt einen unbedeckten Leibestheil traf, da fraß es ſich unvermerkt ein und verurſachte den

---

[1]) Osroëne, Königreich in Meſopotamien, deſſen Hauptſtadt Antiochia Callirrhoë, am Fluſſe Scirtus, oder Bardeſanes (jetzt Daiſan), ſpäter Edeſſa hieß. Realencyklop. III, S. 19.

[2]) Meſopotamien.

[3]) „Eine Provinz dieſes Namens bildete einen Theil von Aſſyrien. Hier aber ſcheint eine Landſchaft von Meſopotamien gemeint zu ſein. Auch iſt es ein geographiſcher Irrthum Herodians, wenn er den Severus in Arabien einfallen läßt, ein Irrthum, den vielleicht die Streifereien der Araber in Meſopotamien veranlaßten." (Nach Oſiander.)

[4]) Stadt in Meſopotamien, auch Hatra genannt, vielleicht an der Stelle, wo jetzt ſüdweſtlich von der Stadt Moſul, berühmt durch die aſſyriſchen Ausgrabungen, der Ort Hadr liegt. Nach Jrmiſch Excurs (Th. II, p. 794) lag die Stadt, die auch Trajan vergeblich belagerte (Amm. Marcell. I, 25.), nicht fern vom Perſiſchen Meerbuſen.

[5]) Eine ähnliche Kriegliſt wandte Hannibal gegen Eumenes an, wovon Nepos (23, 10.) und Juſtinus (32, 4, 6.) erzählen.

Betroffenen gefährliche Wunden. Auch konnten die Römer die unter dem Einflusse der übermäßigen Sonnenglut bis zum Ersticken heiße Luft nicht ertragen; sie fielen in Krankheiten und starben hin, so daß ein großer Theil des Heeres vielmehr auf solche Art, als durch das Schwert der Feinde zu Grunde ging.

Da nun das Heer in Folge der genannten Umstände an dem Gelingen der Unternehmung verzweifelte, und die Belagerung keine Fortschritte machte, sondern die Römer mehr Nachtheil litten, als zufügten, führte Severus das Heer, um es nicht ganz zu Grunde gehen zu lassen, unverrichteter Sache zurück, so bitter es den Soldaten auch ankam, daß es ihnen mit der Belagerung nicht nach Wunsch gegangen war. Denn gewohnt, wie das Heer war, überall in den Schlachten zu siegen, sah es schon den Nichterfolg als eine Niederlage an. Doch gewährte ihm das Glück, das damals mit Severus' Unternehmungen war, einen Trost. Denn der Rückzug erfolgte doch nicht ganz unverrichteter Sache, sondern Severus hatte vorher noch mehrere über Erwarten große Erfolge. Während nämlich das Heer auf zahlreichen Schiffen stromabwärts fuhr, landete es nicht, wie es wollte, an dem Ufer römischen Gebietes, sondern die Strömung führte sie weit darüber hinaus und trieb sie an die Ufer des Partherlandes, von wo es nur wenige Tagereisen bis Ktesiphon [1]) waren, wo sich die kaiserliche Residenz des Partherkönigs befand und er selbst im Frieden seinen Hof hielt, weil er glaubte, daß die Kämpfe des Severus gegen die Atrener ihn gar nichts angingen. So hielt er sich also ruhig, ohne etwas Schlimmes zu vermuthen.

Das Heer des Severus hingegen, das ohne seinen Willen von der Strömung an das entgegengesetzte Ufer geführt worden und dort an's Land gestiegen war, verwüstete die Umgegend, trieb die Heerden, die ihm vor die Hand kamen, fort, um Lebensmittel zu haben, steckte die Dörfer, auf die es stieß, in Brand, und rückte so allgemach bis

[1]) Ktesiphon, am östlichen Ufer des Tigris, drei römische Meilen von Seleucia auf dem westlichen Ufer, war erst in der römischen Kaiserzeit sehr vergrößert und zur festen Residenz des Partherkönigs erhoben worden, während es zu Augustus' Zeit nur noch ein großer Flecken und Winterresidenz des parthischen Königs war. Schon Trajan und Verus hatten sie vorübergehend erobert, während später Kaiser Julian sie vergeblich belagerte.

dicht vor Kteſiphon, wo ſich der Großkönig Artabanos befand. Die Römer fielen über die unvorbereiteten Barbaren her, tödteten Alles, was ihnen in den Weg kam, plünderten die Stadt aus und nahmen alle Weiber und Kinder gefangen. Indeſſen der König mit wenigen Reitern entfloh, plündern ſie ſeine Geldſchatzkammern aus, rauben alle ſeine koſtbaren Geräthe und Kleinodien und treten ſo ihren Rückmarſch an. So wurde Severus mehr durch einen Glückszufall als durch das Verdienſt ſeiner Einſicht mit einem Siege über die Parther gekrönt. Da ihm nun dies ſo glücklich und über jeden Wunſch gelungen war, ſchrieb er einen Bericht an Senat und Volk, erhob ſeine Thaten ſo hoch als möglich, und ließ ſeine Schlachten und Siege durch öffentliche Weihegemälde [1]) darſtellen. Der Senat ſeinerſeits verlieh ihm alle möglichen Ehrenbezeugungen, ſowie auch die Beinamen nach den von ihm beſiegten Völkern.

Zehntes Kapitel.

Nach glücklicher Beendigung ſeiner Orientaliſchen Unternehmungen eilte Severus nach Rom zurück, wohin er auch ſeine Söhne, die damals bereits das Jünglingsalter erreicht hatten, mitnahm. Nach zurückgelegter Reiſe, auf welcher er die Angelegenheiten der Provinzen, wie es das jedesmalige Intereſſe erforderte, geordnet und die in Myſien und Päonien ſtehenden Heerlager gemuſtert hatte, hielt er als Triumphator, empfangen von den größten Jubel- und Freudenbezeugungen des römiſchen Volkes, ſeinen Einzug, und veranſtaltete Opfer und Feſte, Schauſpiele und Feierlichkeiten für das Volk, gab demſelben reiche Geſchenke und Siegesfeſtſpiele und verlebte eine ziemliche Reihe von Jahren in Rom, wo er fleißig Recht ſprach, die Staatsgeſchäfte beſorgte und ſeine Söhne ſittlich und geiſtig auszubilden ſuchte.

Allein dieſe, die bereits erwachſene Jünglinge waren, wurden unter dem Einfluſſe der in Rom herrſchenden Ueppigkeit und Schwelgerei und des übermäßigen Eifers für Schauſpiele, Wettrennen und

[1]) Solche Darſtellungen waren auch in der republikaniſchen Zeit nicht ſelten. Bei Herodian kommen ſie mehrfach vor. Vgl. V, 5, 13. VII, 2, 15.

Ballet in ihren Sitten verdorben. Zugleich gewöhnten ſie ſich, untereinander zu hadern, indem ſie anfangs aus kindiſcher Eiferſucht über Wachtelkämpfe und Hahnengefechte [1]) oder über das Wettringen von Knaben mit einander zankten. Auch ihr lebhaftes Intereſſe für Schauſpiel oder muſikaliſche Vorſtellungen war ſtets aus Eiferſucht ein getheiltes, und nie fanden ſie gleichmäßig an ein und ebendemſelben Gefallen, ſondern jedesmal war das, was der Eine vorzog, dem Andern verhaßt. Natürlich hetzten auf beiden Seiten die Schmeichler und Diener, welche ihnen in allen jugendlichen Neigungen nach dem Munde redeten, ſie noch mehr gegen einander, und vergrößerten die Kluft zwiſchen ihnen.

Als Severus dies erfuhr, machte er anfangs wiederholte Verſuche, ſie zu verſöhnen und zur Vernunft zu bringen. Den älteren, deſſen Name urſprünglich Baſſianus war, ehe er den Kaiſerpalaſt bezog, nannte Severus, als ihm das Glück zur Herrſcherwürde verholfen hatte, Antoninus, indem er wünſchte, daß er den Namen des Kaiſers Markus führen ſollte; zugleich gab er ihm eine Frau, indem er ihn durch die Ehe zur Vernunft zu bringen beabſichtigte. Es war dies die Tochter ſeines Kriegsminiſters, welcher Plautianus hieß. Der Mann war in ſeiner Jugend geringen Standes — Einige ſagten ſogar, er ſei in allerhand Aufruhrverſuchen und Vergehungen verwickelt befunden und habe als Flüchtling gelebt; — weil er aber ein Landsmann des Severus (er war nämlich gleichfalls ein Libyer) und wie Einige ſagten, demſelben verwandt, oder wie andere loſe Zungen meinten, in ſeiner Jugendblüthezeit ſein Liebling geweſen, ſo hatte ihn Severus aus geringen und niedrigen Verhältniſſen zu einer hohen Stellung emporgehoben, ihn mit großem Reichthum ausgeſtattet, indem er ihm das Vermögen der Hingerichteten ſchenkte, und eigentlich ſeine Macht mit ihm getheilt. Dieſe mißbrauchte derſelbe dergeſtalt, daß er ſich in ſeinem Thun alle mögliche Grauſamkeit und Vergewaltigung erlaubte, und der gefürchtetſte von allen Machthabern wurde.

[1]) Beide Vergnügungen der vornehmen römiſchen Jugend kommen auch häufig auf Reliefs vor, ja ſogar auf ſolchen, welche zur Verzierung von Grabmonumenten dienten. S. Ein Jahr in Italien Th. III. S. 19.

Dieſes Mannes Tochter alſo gab Severus ſeinem Sohne zur Ehe und verband dadurch beide Häuſer.

Antoninus jedoch, der mit dieſer ehelichen Verbindung keineswegs zufrieden und dieſelbe mehr aus Zwang als aus freier Wahl eingegangen war, haßte ſowohl die Tochter als ihren Vater gründlich, ſo daß er weder Bett noch Tiſch mit ihr theilte, die junge Frau ſeinen Widerwillen empfinden ließ, und ihr einmal über das andere drohte: er werde ſowohl ſie als ihren Vater um's Leben bringen, ſobald er erſt im Alleinbeſitz der Gewalt ſei. Natürlich ſagte die junge Frau das jedesmal ihrem Vater wieder, und reizte durch die Erzählungen von dem Haſſe, den ihr Gatte ihr bewies, ſeinen Zorn auf. Dazu ſah Plautianus, daß Severus bereits bejahrt und beſtändig von Krankheit heimgeſucht, Antoninus dagegen ein hochfahrender und trotziger Jüngling war, und da er des Letzteren Drohungen fürchtete, ſo beſchloß er lieber ſelbſt durch raſches Handeln ſeinem Gegner zuvorzukommen, als zaudernd ſein Schickſal abzuwarten. Dazu kam Vieles, was in ihm die Begierde nach dem Throne aufſtachelte: ein ungeheurer Reichthum, wie ihn nie zuvor ein Privatmann beſeſſen hatte, das unterwürfige Benehmen der Soldaten gegen ihn, die Ehrenbezeugungen, die ihm von allen Unterthanen erwieſen wurden [1]), ſowie auch der Aufzug, in welchem er ſich öffentlich zeigte. Er erſchien bekleidet mit dem breitſtreifigen Oberkleide [2]), hatte den Rang derjenigen, welche zweimal Konſuln geweſen waren, an ſeiner Seite hing ein Schwert [3]), kurz er allein trug alle und jede Auszeichnung höchſter

---

[1]) Die Caſſ. ſagt davon: „Man ſchickte ihm mehr Geſchenke, als ſelbſt dem Severus, errichtete ihm nicht nur mehr, ſondern auch größere und prächtigere Statuen, als dem Kaiſer, und das nicht blos in den Provinzialſtädten, ſondern ſogar in Rom ſelbſt, und nicht bloß von Seiten einzelner Privatperſonen oder Gemeinden, ſondern ſogar von Seiten des Senats. Die Soldaten ſchwuren bei ſeinem Namen, und man that religiöſe Gelübde [ähnlich wie unſer Einſchließen in's Kirchengebet] für ſein Wohl.

[2]) S. meine Einleitung zu Suetons Kaiſerbiographien S. 1.

[3]) Alle Römer gingen zu Hauſe und im Frieden unbewaffnet, ſelbſt die Soldaten der Kaiſergarde, wenn ſie nicht im Dienſte waren. S. oben II, 3 a. Ende und dort die Anmerkung. Nach dieſer Stelle unſeres Autors ſcheint ſelbſt der Oberbefehlshaber der Leibwache nicht immer die Auszeichnung genoſſen zu haben, mit dem Schwerte an der Seite im Publikum zu erſcheinen.

Würde. Wenn er sich zeigte, war er ein Gegenstand der Furcht für alle Welt, so daß Niemand sich ihm zu nähern wagte, ja selbst die ihm zufällig entgegenkommenden umzukehren pflegten; auch riefen die vor ihm herschreitenden laut aus: keiner solle sich nähern oder ihn anblicken, sondern jeder sich abwenden und den Blick zur Erde senken.

Selbst Severus war, als man ihm diese Dinge hinterbrachte, nicht eben wohl damit zufrieden, vielmehr wurde ihm der hochmüthige Mann bereits widerwärtig und lästig, so daß Severus seine Machtvollkommenheit in etwas beschränkte, und ihm die Mahnung angedeihen ließ, seinen übermäßigen Hochmuth zu mindern. Das konnte Plautianus nicht ertragen, er wagte also einen Anschlag auf den Thron zu machen, und ging dabei folgendermaßen zu Werke.

Zu seinen Untergebenen gehörte ein Tribun Namens Saturninus. Dieser bewies dem Plautianus überaus große Verehrung; und obgleich alle dies thaten, so hatte er sich doch bei ihm durch einen noch größeren Aufwand von unbedingter Hingebung eingeschmeichelt. Diesen Menschen nun, den er für völlig getreu und fähig hielt, Geheimnisse zu bewahren und Befehle zu vollziehen, ließ er eines Abends zu sich rufen, und redete ihn, nachdem alle seine Umgebungen sich zurückgezogen hatten, mit den Worten an: „Jetzt ist für dich der Augenblick da, wo du deiner Hingebung und deiner Dienstwilligkeit, die du mir bewiesen hast, die rechte Krone aufsetzen kannst, und wo ich dir nach Verdienst zu vergelten und dir den schuldigen Dankerweis zu liefern im Falle bin. Du hast jetzt die Wahl, das zu sein, was ich jetzt, wie du siehst, bin, und als mein Nachfolger in meine Machtstellung einzutreten, oder auf der Stelle, wenn du ungehorsam bist, zu sterben. Laß dich die Größe der That nicht erschrecken, noch dich durch den Namen der Kaiser in Verwirrung setzen. Der Eintritt in den Theil des Palastes, wo sie schlafen, steht dir allein offen, da die Reihe der nächtlichen Wache jetzt an dich gekommen ist. Was du unternehmen magst, kannst du ungehindert und unbemerkt vollbringen, denn glaube sicherlich, daß ich dir sonst weder einen solchen Auftrag geben, noch du ihn vollziehen würdest. Geh' also hinauf zum Kaiserpalaste, begib dich zu ihnen, als wenn du gewisse dringliche geheime Aufträge von mir auszurichten hättest, und stoße sie nieder. Mache dich zu einem mächtigen Manne, indem du einen Greis und einen

Knaben überwältigst. Denn so wie du an den Gefahren des Anschlags Theil nimmst, wirst du auch deinen Theil von dem höchsten Ehrenlohne des Gelingens erhalten."

Als der Tribun dies hörte, erschrak er zwar innerlich, ließ sich aber nicht außer Faſſung bringen, ſondern als ein Mann, dem es nicht an Verſtand fehlte (war er doch ein Syrer von Geburt, und die Menſchen des Morgenlandes ſind überhaupt übergewöhnlich ſchlaue Köpfe), ſah er auf die erregte Stimmung des Befehlenden, brachte deſſen Macht in Anſchlag, und wagte alſo, um ſich nicht beiden bloßzugeben, keinen Widerſpruch, ſondern ſtellte ſich vielmehr, als ſei ihm, was er höre, ganz nach Wunſch und Meinung geſprochen, warf ſich vor ihm in Verehrung nieder, als ſei jener bereits Kaiſer, und bat ihn um einen ſchriftlichen Befehl zu dem Morde. Es iſt nämlich Sitte bei abſoluten Herrſchern, daß ſie, wenn ſie Jemand abſchicken, um eine Hinrichtung ohne Urtheil und Recht zu vollziehen, ihm dazu einen ſchriftlichen Befehl [1]) geben, damit er nach vollbrachter That nicht ohne Legitimation iſt. Plautianus, blind vor Leidenſchaft, gibt ihm die ſchriftliche Anweiſung, und ſendet ihn zur Vollziehung des Mordes mit dem Bemerken ab: ſobald er beiden den Garaus gemacht haben werde, ſolle er ihn, ehe die That ruchbar werde, durch Boten rufen laſſen, damit man ihn ſelbſt eher im Palaſte ſehe, ehe man die Kunde vernehme, daß er die Regierungsnachfolge angetreten habe.

Zwölftes Kapitel.

Nach Verabredung dieſer Maßregeln begab ſich der Tribun zum Kaiſerpalaſte hinauf, und durchſchritt ungehindert, wie gewöhnlich, die ganze kaiſerliche Wohnung. Ueberzeugt, daß es unmöglich ſei, beide Kaiſer zu tödten, zumal da ſie in verſchiedenen Abtheilungen des Palaſtes wohnten, blieb er bei dem Pavillon [2]) des Severus

---

[1]) Vergl. die Ausleger zu Tacit. Ann. I, 6. und XI, 37. Die Römer haben für ſolch einen kaiſerlichen Kabinetsbefehl zum Morde eines mißliebigen Unterthanen den Namen letalis formula und formula fatalis.

[2]) Ich glaube, daß man das griechiſche Wort βαρβάριον hier und an mancher andern Stelle nur ſo richtig wiedergeben kann, da es hier offenbar diejenige Abtheilung des Palaſtes bedeutet, wo ſich Severus' Schlafzimmer, die Zimmer der Kammerdiener und der wachhaltenden Leibgarden befanden.

ſtehen, rief die Wachen des kaiſerlichen Schlafgemachs herbei, und verlangte zum Kaiſer eingeführt zu werden, weil er demſelben eine Meldung zu machen habe, die ſeine Sicherheit angehe. Dieſe meldeten es dem Severus, und führten auf ſein Geheiß den Tribunen bei ihm ein. Als er eingetreten war, ſprach er: „Ich komme zu dir, o Herr, nach der Abſicht deſſen, der mich geſendet hat, als dein Mörder und Henker, nach meinem Wunſch und Willen aber als dein Retter und Wohlthäter. Plautianus, der heimlich nach dem Throne ſtrebt, hat mich beauftragt, dich und deinen Sohn zu ermorden, und zwar nicht bloß mündlich, ſondern ſogar ſchriftlich. Dieſes Blatt iſt der Beweis. Ich habe ihm zu gehorſamen verſprochen, damit er nicht im Falle meiner Weigerung die That einem Andern auftrüge, und ſo bin ich hier, um dir die Sache zu offenbaren, damit ſeine Anſchläge an's Licht kommen." So ungefähr ſprach er unter Thränen, doch glaubte ihm Severus nicht ſogleich. Vielmehr argwöhnte er, da ihm die Neigung zum Plautianus ſehr tief in's Herz gewachſen war, die Sache ſei ein abgekartetes Spiel und eine Komödie, und dachte, ſein Sohn habe aus Haß gegen Plautianus und aus Widerwillen gegen deſſen Tochter irgend eine Liſt und todtbringende Verläumdung gegen ihn ausgeheckt. Er ließ alſo ſeinen Sohn vor ſich rufen, und ſchalt ihn aus, daß er ſolche Dinge gegen einen wohlgeſinnten Mann, der ihnen obenein verwandt ſei, angeſtiftet habe.

Antoninus ſeinerſeits verſchwor ſich zunächſt, er wiſſe nicht einmal, wovon die Rede ſei. Als aber der Tribun lebhaft auf ihn einſprach und die geſchriebene Vollmacht vorzeigte, hieß ihn Antoninus guten Muths ſein, und forderte ihn auf, weitere Beweiſe zu geben. Da ſprach der Tribun, welcher das Gefährliche ſeiner Lage einſah, und die Zuneigung des Severus für Plautianus fürchtete, zugleich auch ſehr wohl wußte, daß, wenn der Mordanſchlag nicht klar erwieſen werde, ein ungewöhnlich ſchrecklicher Tod ihm gewiß ſei: „Aber was für einen größeren Beweis, o Herr, und was für eine klarere Ueberführung des Schuldigen verlangt Ihr denn noch? Wohlan, ſo geſtattet mir denn," fügte er hinzu, „daß ich einen Augenblick den Palaſt verlaſſe, und durch einen meiner Getreuen melde, daß die That vollbracht iſt. Jener wird dann unbedenklich herbeieilen, in

dem Glauben, daß er den Palaſt leer [1]) antreffen werde. Wenn er dann hier ſein wird, iſt es eure Sache, die Wahrheit ausfindig zu machen. Befehlt aber, daß im ganzen Palaſte die tiefſte Ruhe herrſche, damit unſer Anſchlag nicht bemerkt und vereitelt wird."

Hierauf gibt der Tribun einem ſeiner Getreueſten den Auftrag, dem Plautianus die Botſchaft zu bringen, daß er ſo ſchnell als möglich kommen möchte: beide Kaiſer ſeien todt, und es ſei nöthig, daß er ſich im Palaſte befinde, ehe die Sache im Volke ruchbar werde, weil, ſobald er einmal die Burg eingenommen und ſeine Nachfolge als Kaiſer feſtgeſtellt habe, alle Welt ihm willig oder unwillig Gehorſam leiſten werde, nicht als einem, der Kaiſer ſein werde, ſondern als einem, der es bereits ſei. Plautianus, der dieſer Botſchaft glaubte, beſteigt, obgleich es bereits ſpät Abends war, nachdem er zuvor ſeiner leiblichen Sicherheit wegen einen Panzer angelegt hatte, den er indeſſen unter den Kleidern verbarg, einen Wagen, und eilte ſofort zum Kaiſerpalaſte, nur von Wenigen begleitet, welche in der Meinung ſtanden, er ſei von den Kaiſern wegen irgend welcher dringlichen Geſchäfte berufen worden. Als er in den Palaſt trat, ließ man ihn ungehindert eintreten, da ſelbſt die Wachen nichts von dem, was vorging, wußten. Der Tribun trat ihm entgegen, begrüßte ihn heuchleriſch als Kaiſer, worauf er ihn ſofort vertraulich bei der Hand nahm und ihn in das Schlafgemach führte, wo, wie er ſagte, die Leichen der Kaiſer lägen. Bereits aber hatte Severus einige junge Männer von ſeinen um ihn befindlichen Leibgardiſten in Hinterhalt geſtellt, mit dem Befehle, ihn, ſobald er eingetreten ſein würde, zu verhaften. Plautianus, der mit ganz andern Erwartungen eingetreten war, ſieht die beiden Kaiſer vor ſich ſtehen, und wurde ergriffen und feſtgenommen. Erſchreckt über dieſe Wendung der Sache legte er ſich auf's Bitten und Flehen. Ja er vertheidigte ſich ſogar, und behauptete: Alles ſei erlogen, und das Ganze ſei eine zu ſeinem Verderben angezettelte Komödie. Während nun Severus ihm alle die zahlreichen Wohlthaten und Ehrenſtellen vorrückte, und jener da-

[1]) Dieſe Art des Ausdrucks zur Bezeichnung der Erledigung irgend einer Stelle (hier des Herrſcherthrones) ſcheint dem Lateiniſchen nachgebildet zu ſein. Vgl. Cic. Catil 1, 6. Salluſt Catil. 15, 2.

gegen den Kaiſer an das ihm früher bewieſene Vertrauen und Wohlwollen erinnerte, war es nahe daran, daß ſich Severus zum Glauben an ſeine Verſicherungen herumbringen ließ, als plötzlich ein Theil des Panzers durch einen Riß des bedeckten Gewandes zum Vorſchein kam. Als dies Antoninus gewahr wurde, fuhr ihn der verwegene jähzornige und gegen den Menſchen mit einem inſtinktmäßigen Haſſe erfüllte Jüngling mit den Worten an: „Aber was haſt du auf dieſe zwei Punkte zu antworten? Du kommſt zu den Kaiſern in ſpäter Abendſtunde ungerufen; und was ſoll der Panzer bedeuten? kommt denn Jemand zu einem Schmauſe oder einem Nachtfeſt in voller Rüſtung?" Und nach dieſen Worten heißt er den Tribunen und die anweſenden Gardiſten ihre Schwerter ziehen, und den Mann als einen eingeſtändigen Hochverräther niederſtoßen. Dieſe gehorſamen ohne Zaudern dem Befehle des jungen Kaiſers, tödten ihn und werfen den Leichnam auf die Gaſſe, damit alle ihn ſehen und ſeine Feinde ihr Müthchen an ihm kühlen könnten. Solches Ende nahm Plautianus, der ſein Leben in unerſättlicher Gier nach allen Dingen hingebracht und am Ende ſeiner Laufbahn an einen treuloſen Diener gerathen war.

Dreizehntes Kapitel.

Severus ſtellte in der Folge zwei Oberbefehlshaber der Garden [1]) an, er ſelbſt aber lebte von jetzt an meiſt auf den kaiſerlichen Villen in der Nähe der Stadt und an den Küſtengegenden Kampaniens, von wo aus er die Rechtspflege und die Regierungsgeſchäfte leitete. Er wollte nämlich ſeine Söhne von der römiſchen Lebensweiſe entfernen und an eine geſunde gewöhnen, weil er ſah, daß ſie dem Schauſpielweſen ein größeres Intereſſe zuwendeten, als es kaiſerlichen Prinzen wohlanſteht. In der That zerrüttete dies eiferſüchtige Intereſſe, das ſtets mit einer verſchiedenen und entgegengeſetzten Anſicht verbunden war, die Gemüther der Brüder, und gewährte immer neuen Brennſtoff des Haders und der Feindſchaft. Vorzüglich Antoninus war ganz unerträglich, ſeit er den Plautianus aus dem Wege geräumt

[1]) Vergl. oben die Bemerkung zu I, 9. S. 18–19 über dieſelbe Maßregel Caracalla's.

hatte. Doch hielten ihn Achtung und Furcht vor seinem Vater von einer frevelhaften That zurück [1]). Indeß die Tochter jenes Mannes, sein Weib, versuchte er auf alle und jede Weise zum Tode zu bringen. Daher schickte sie Severus sammt ihrem Bruder nach Sizilien, und gab ihnen dort reichlichen Lebensunterhalt [2]), wobei er es dem Augustus nachthat, der mit den Kindern des Antonius, als dieser sein Feind geworden war, ebenso verfuhr. Dagegen machte er seinerseits immer neue Versuche, zwischen seinen Söhnen Freundschaft zu stiften, und sie zur Eintracht und Verträglichkeit zu bewegen, wobei er sie an alte Mythen und Dramen erinnerte, und nachwies, daß über fürstliche Brüder immer aus Hader Unheil gekommen sei [3]). Zugleich wies er sie hin auf die mit Geld gefüllten Tempel und Schatzhäuser, und wie es keinen Reichthum und keine Macht in der Welt gebe, die ihnen von außen her Gefahr drohen könne, da sie zu Hause Geld in Fülle hatten, um davon reichlich und vollauf ihre Soldaten besolden zu können, wie die in Rom stehende Truppenzahl vervierfacht [4]) und vor der Stadt eine so große Streitmacht gelagert sei, daß keine auswärtige Macht weder an Zahl des Heeres, noch an körperlicher Tüchtigkeit der Soldaten, noch an Fülle der Geldmittel dagegen irgendwie erfolgreich sich stellen könne. Allein dies Alles, fuhr er fort, sei zu nichts nütze, wenn sie Beide gegen einander haderten und der Krieg im Innern sei.

Mit solchen Reden versuchte er fortwährend, bald bittend, bald drohend, sie zur Vernunft zu bringen und zu versöhnen. Sie aber folgten ihm durchaus nicht, sondern wurden nur noch zügelloser, und es wurde mit ihnen nur immer schlimmer. Jünglinge von über-

---

1) Nämlich von dem **Brudermorde**.

2) Ueber das spätere Schicksal der Unglücklichen s. IV, 6.

3) Die Sage und die dramatische Poesie der Griechen gaben ihm dazu allerdings in den Geschicken der Pelopiden und der Söhne des Oedipus reichen Stoff. Uebrigens pflegte Augustus, den Severus möglichst in allen Eigenheiten nachahmte, gleichfalls gern, wie Sueton erzählt (August. Kap. 89.), seine Ermahnungen mit Berufung auf solche Dichterstellen zu verstärken.

4) Severus hatte statt des schimpflich entlassenen Corps der Leibgarden (s. oben II, 14. S. 73) ein neues errichtet aus den Elitesoldaten der Grenzlegionen und dasselbe bis auf 50,000 Mann gebracht. S. Gibbon Bd. I, p. 211—212 der deutschen Uebers. von Sporschil.

ſchwellender Kraft, wie ſie waren, und im Gefühl ihrer fürſtlichen Freiheit allen Luſtbarkeiten ſich unerſättlich hingebend, wurden ſie die Beute bald dieſes bald jenes ihrer Schmeichler, die nicht nur für ihre Begierden und niedrigen Gelüſte die bereitwilligen Diener machten, ſondern auch immer ein jeder für ſeinen Gönner etwas Neues ausfindig zu machen wußten, womit ſie dem, welchem ſie ſchmeichelten, einen Genuß und dem andern Bruder einen Aerger bereiten konnten. Einige ſolche Subjekte hatte Severus bereits über ſolchen Dienſtleiſtungen ertappt und beſtraft.

Vierzehntes Kapitel.

Mitten in ſeinem Grame über ſolchen Lebenswandel ſeiner Söhne und über ihre unwürdige Neigung für das Schauſpielweſen erhielt Severus von dem Statthalter Britanniens [1]) die Nachricht: die Barbaren der dortigen Gegend ſeien in Aufruhr, machten das Land unſicher und erfüllten alles mit Plünderung und Verheerung; eine Verſtärkung an Mannſchaft oder die Anweſenheit des Kaiſers ſelbſt ſei zur Behauptung der Provinz dringend nöthig. Dem Severus war dieſe Botſchaft erwünſcht, denn er war nicht nur überhaupt von Natur ruhmbegierig, und hätte gern nach den Siegen im Oſten und Norden und zu ſeinen durch dieſelben gewonnenen Ehrennamen auch Siegesdenkmale über die Britannier hinzugefügt, ſondern es lag ihm auch daran, ſeine Söhne von Rom fortzubringen, damit ſie ihre Jugend an das nüchterne Soldatenleben, entfernt von der Ueppigkeit und Schwelgerei Roms, gewöhnen möchten. Darum kündigt er ſofort den Zug nach Britannien an, obſchon er bereits hochbejahrt war und ſchwer an der Gicht litt; doch war ſein Geiſtiges noch in höherem Grade kräftig, als irgend eines Jünglings. Den größten Theil des Marſches legte er alſo in einer Art von Sänfte zurück, doch geſtattete er ſich nirgends längeres Verweilen zum Ausruhen. Nachdem er ſo mit ſeinen Söhnen den Weg ſchneller, als alle Welt dachte und erwartete, zurückgelegt hatte, ſtand er plötzlich, nachdem er den Ocean über-

[1]) Herodian ſchreibt immer Brettania und Brettanen.

ſchifft hatte [1]), auf britanniſchem Boden, zog von allen Seiten her die Truppen zuſammen, und begann, nachdem er eine große Streitmacht vereint hatte, die kriegeriſchen Unternehmungen.

Als die über des Kaiſers unerwartet plötzliche Anweſenheit erſchreckten Britannen erfuhren, daß er eine ſehr große Heeresmacht gegen ſie zuſammengebracht habe, ſchickten ſie Geſandtſchaften, und begannen Friedensvorſchläge zu machen, und beeiferten ſich, ihre früheren Uebelthaten zu entſchuldigen. Severus dagegen, dem es um einen längeren Aufenthalt im Lande zu thun war, um nicht wieder nach Rom genöthigt zu werden, und der überdies große Luſt hatte, zu ſeinen früheren Siegen noch den über Britannien, ſowie den Beinamen [2]) daron zu gewinnen, ſchickte ihre Geſandten unverrichteter Sache heim, während er alle Vorbereitungen zu einer Schlacht traf. Vor Allem ſuchte er mittelſt Dammbrücken die Sumpfgegenden zu okkupiren, damit ſeine Krieger auf feſten Wegen einherziehend dieſelben leicht durchſtreifen könnten, und im Gefechte feſten Grund unter den Füßen hätten. Denn der größte Theil des Britannerlandes wird durch die beſtändigen Ueberſchwemmungen des Ebbe- und Fluthwechſels der See zu Sümpfen, welche freilich die Barbaren gewohnt ſind, ſchwimmend oder watend bis an die Hüften zu paſſiren; denn da ſie faſt am ganzen Körper unbekleidet ſind, machen ſie ſich nichts aus dem Schlamme. Sie wiſſen nämlich nichts von dem Gebrauche der Kleidung, ſondern zieren nur Hüften und Hals mit Eiſen, das ſie für eine Zierrath und für ein Zeichen des Reichthums anſehen, wie die übrigen Barbaren das Gold; ihre Körper aber tättowiren und bemalen ſie mit bunten Bildern mannigfacher Thiere, weshalb ſie ſich denn eben auch nicht bekleiden, um nicht die auf ihrem Körper befindlichen Malereien zu verdecken [3]). Sie ſind ſehr ſtreitbar und

---

[1]) Mit dieſer ſtolzen Bezeichnung beehrt Herodian den Kanal von La Manche.

[2]) Den Beinamen Britannicus, den er auch, wie Spartian erzählt (Kap. 10.), erhielt.

[3]) Dieſes Bemalen mit blaugrüner Farbe fand ſchon Julius Cäſar bei den Britannen ſeiner Zeit. Siehe Galliſcher Krieg V, 14. Ob der Name „Pikten" (ſpäter) darauf deutet, weiß ich nicht. Auch das alte Wort Britte ſoll ſoviel als bemalt bedeuten. S. Irmiſch Herodian Th. II, p. 763—764.

blutdürſtig, führen bloß einen Schild kleinen Umfangs, ſowie einen Speer und ein über den nackten Körper gehängtes Schwert. Den Gebrauch des Panzers und des Helmes dagegen kennen ſie nicht, halten ihn vielmehr für hinderlich beim Durchwaten der Sümpfe, von deren dicker Ausdünſtung die Luft der dortigen Gegend ewig trübe erſcheint. In Bezug auf dieſe Umſtände nun nahm Severus ſeine Maßregeln einerſeits zum Vortheile des römiſchen Heeres und andrerſeits zur Beunruhigung und Behinderung der Streitkraft der Barbaren.

Nachdem er Alles genügend für den Krieg vorbereitet zu haben glaubte, ließ er den jüngern ſeiner Söhne, welcher Geta hieß, in der unter römiſcher Botmäßigkeit ſtehenden Provinz zurück, um daſelbſt Recht zu ſprechen und die politiſchen Verhältniſſe zu ordnen, wozu er ihm aus der Zahl ſeiner älteren Freunde Rathgeber beigeſellte; den Antoninus dagegen nahm er mit ſich auf ſeinem Zuge gegen die Barbaren. Während das Heer die Flüſſe und Dämme überſchritt, welche das römiſche Reichsgebiet beſchützten, fielen häufige Treffen und Scharmützel vor, wobei die Feinde geworfen wurden. Für die letzteren indeſſen war die Flucht leicht, und ſie fanden in Wäldern und Sümpfen bei ihrer Kenntniß des Terrains ſtets ſichere Zuflucht, wogegen dies Alles den Römern zum Hinderniß gereichte, und den Krieg mehr und mehr in die Länge zog.

Fünfzehntes Kapitel.

Dazu befiel den Severus, der bereits alt war, eine ſehr langwierige Krankheit, in Folge deren er ſich genöthigt ſah, zu Hauſe zu bleiben, während er verſuchte, den Antoninus mit der Führung des Krieges zu beauftragen. Antoninus ſeinerſeits bekümmerte ſich weniger um die Barbaren, als er verſuchte, ſich bei den Heeren beliebt zu machen; und in der That brachte er alle dahin, allein auf ihn zu blicken, und bewarb ſich in aller Weiſe um die Alleinherrſchaft, während er ſeinen Bruder in ſchlechtes Licht ſetzte. Der Vater, deſſen Krankheit ſich in die Länge zog, und der gar nicht ſterben wollte, erſchien ihm beſchwerlich und läſtig, und ſo ſuchte er deſſen Aerzte und Diener zu bereden, bei ſeiner Kur irgend einen Fehler zu machen,

um deſto ſchneller von ihm befreit zu werden. Endlich nach langen Leiden, hauptſächlich von Kummer verzehrt, endete Severus ſein Leben [1]), das glorreichſte an Kriegsthaten, das je ein Kaiſer gelebt hat. Denn weder in Bürgerkriegen über ſeine Gegner noch in auswärtigen Kriegen gegen Barbaren hat irgend einer vor ihm ſoviel Siegestropäen errichtet. Er ging zur Ruhe, nachdem er achtzehn Jahre Kaiſer geweſen war, ſeine jungen Söhne als Nachfolger zurücklaſſend, denen er Schätze hinterließ, wie keiner je zuvor, und eine Kriegsmacht, die ihres Gleichen nicht hatte.

Antoninus hatte kaum durch ſeines Vaters Tod die unbeſchränkte Freiheit des Handelns gewonnen, als er auch ſchon damit begann, die nächſten Hausgenoſſen des Severus insgeſammt zu ermorden. Er tödtete die Aerzte, welche ſich ſeiner Aufforderung nicht willfährig bezeigt hatten, den Tod des Greiſes durch fehlerhafte Behandlung zu beſchleunigen, desgleichen ſeine und ſeines Bruders Erzieher, weil ſie ihm beſtändig mit flehentlichen Bitten anlagen, ſich mit ſeinem Bruder zu verſöhnen. Ueberhaupt ließ er keinen am Leben, der bei dem alten Kaiſer als Diener in Gunſt geſtanden hatte. Zugleich ſuchte er auf eigene Hand die Führer der Heerabtheilungen durch Geſchenke und große Verſprechungen für ſich einzunehmen, damit ſie das Heer bereden möchten, ihn allein als Kaiſer auszurufen, wie er denn überhaupt alle und jede Hinterliſt gegen ſeinen Bruder verſuchte. Dennoch gelang es ihm nicht, das Heer ſich zu Willen zu machen. Die Soldaten gedachten des Severus, und daß ſie beide Prinzen ja gleichmäßig hatten von Kindheit an unter ſich aufwachſen ſehen, und ſo erwieſen ſie auch gleichen Gehorſam und gleiches Wohlwollen. Als Antoninus ſah, daß es mit dem Heere nicht ging, trat er mit den Barbaren in Unterhandlungen, gewährte ihnen Frieden, empfing die Unterpfänder ihrer Aufrichtigkeit und verließ dann das Gebiet der Barbaren, worauf er ſofort zu ſeinem Bruder und zu ſeiner Mutter eilte. Als ſie ſo zuſammen gekommen waren, bemühten ſich die Mutter und die angeſehenſten Rathgeber und Freunde des Vaters, um die Brüder zu verſöhnen. Da nun ſolchergeſtalt ſich Alles den Wünſchen des Antoninus in den Weg ſtellte, ließ er ſich mehr noth-

[1]) Im Februar d. J. 211 n. Chr.

gedrungen als aus Ueberzeugung zu einer Eintracht und Freundſchaft bewegen, welche indeß mehr eine verſtellte als aufrichtige war. So kamen ſie alſo überein, die kaiſerliche Herrſchaft mit gleichen Rechten zu führen, und Britannien zu verlaſſen, worauf ſie mit den Ueberreſten ihres Vaters nach Rom eilten. Sie hatten nämlich den Leichnam dem Feuer übergeben, die Aſche mit Wohlgerüchen vermiſcht in eine Urne von Alabaſter gethan, und nahmen ſie ſo nach Rom mit ſich, um ſie daſelbſt in den kaiſerlichen geweihten Gräbern beizuſetzen. Sie ſelbſt aber zogen das Heer an ſich, und ſetzten gleichſam als Beſieger der Britannen über den Ocean nach dem gegenüberliegenden Gallien.

So wäre denn, wie Severus ſein Leben geendet und wie ſeine Kinder an ſeiner Statt die Herrſchaft übernommen, in dieſem Buche erzählt.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die von Severus während ſeiner achtzehnjährigen Regierung vollbrachten Thaten ſind alſo in dem vorhergehenden Buche erzählt worden. Seine bereits erwachſenen Söhne eilten mit der Mutter nach Rom, bewieſen jedoch bereits unterwegs ihren gegenſeitigen Unfrieden. Denn ſie übernachteten weder an denſelben Quartieren noch ſpeiſten ſie miteinander, und beobachteten argwöhniſche Vorſicht in Bezug auf alle Speiſen und Getränke, aus Furcht, daß der eine dem andern zuvorkommen und ihm heimlich ſelbſt oder mittelſt beſtochener Diener ein Gift beibringen möchte. Deshalb beeilten ſie denn auch ihre Reiſe um ſo mehr, weil alle beide ihres Lebens ſicherer zu ſein hofften, wenn ſie nur erſt in Rom wären, und dort im Kaiſerpalaſte, den ſie unter ſich zu theilen beſchloſſen hatten, in einer weitläuftigen und umfangreichen Wohnung, die größer als manche Stadt war [1]), jeder für ſich nach ſeinem Belieben leben könnte.

---

[1]) Der römiſche Kaiſerpalaſt war in der That ein ſtadtgroßer Complex von Gebäuden mannigfacher Art, die ſich in zwei Haupt-Abtheilungen, in das „Haus des Auguſtus“ und das „Haus des Tiberius“ ſchieden. Die letztere Abtheilung bedeckte den Theil des Palatinhügels, der nach der Seite des Circus Maximus ſich hinſtreckt. Caligula und zumal Nero erweiterten den Umfang bis zu den Esquilien hinüber (cf. Sueton Nero Cap. 31.), doch beſchränkte Kaiſer Veſpaſian, der übrigens dort zu wohnen vermied, den Umfang des Palaſtes

Bei ihrer Ankunft in Rom empfing ſie das Volk mit Lorbeerzweigen in den Händen, und der Senat bewillkommnete ſie feierlich. An der Spitze des Zuges befanden ſie ſelbſt ſich im Kaiſerpurpur, hinter ihnen folgten die damaligen Konſuln, welche die Urne mit der Aſche des Severus trugen, und Alle, welche die jungen Kaiſer begrüßten, näherten ſich auch der Urne, um derſelben ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Man geleitete dieſelbe in feierlichem Zuge zu dem Heiligthume, wo des Markus und der vor ihm regierenden Kaiſer heilige Grabdenkmäler gezeigt werden [1]). Nachdem die Kaiſer dann die bei den kaiſerlichen Einzügen üblichen heiligen Handlungen verrichtet hatten, begaben ſie ſich hinauf zur Hofburg, in welche ſie ſich dergeſtalt theilten, daß jeder für ſich wohnte, worauf ſie alle geheimen Zugänge ſperrten, und nur die öffentlichen durch den Vorhof führenden zum freien Gebrauche behielten, jeder ſeine eigene Wache aufſtellten, und niemals zuſammenkamen, außer in den ſeltenen Fällen, wo es galt, öffentlich zu erſcheinen. Vor allen Dingen aber veranſtalteten ſie jetzt ihrem Vater die gebührende Ehrenfeier.

Zweites Kapitel.

Es iſt nämlich Brauch bei den Römern, diejenigen Kaiſer zu vergöttern, welche bei ihrem Ableben Söhne als Nachfolger hinterlaſſen [2]), und dieſe Ehre nennen ſie Apotheoſe. Es zeigt ſich dabei

---

wieder auf die alten Grenzen, indem er den größten Theil von Nero's Neubauten in gemeinnützige Anlagen (Bäder ꝛc.) verwandelte und Privaten überließ. Domitian vollendete dagegen den Prachtbau der römiſchen Kaiſerhofburg, die ſich theilweiſe noch bis in's Mittelalter in wohnlichem Zuſtande erhielt. Vgl. Realencyklop. Th. VI. 1. S. 521 und Ein Jahr in Italien I, S. 164 – 165. II. S. 277 und 281.

[1]) Nach Caſaubonus war dies Heiligthum das ſogenannte Antoninum, d. h. das Mauſoleum des Antonius, zu welchem Severus noch ein eigenes unter dem Namen des Septizonium hinzugefügt hatte. Vgl. Ein Jahr in Italien II, 277.

[2]) Iſt nicht genau. Die Apotheoſe war eine Ehre, die von dem guten Willen des Nachfolgers und der Beſtimmung des Senats abhing. Ein ſo apotheoſirter Kaiſer hieß Divus, ſo Cäſar Divus Julius. Vgl. Suet. Cäſar Kap. 88. Auch Kaiſerinnen wurden zuweilen dieſer Ehre der „Conſekration", wie es die Römer nannten, gewürdigt. Vergl. Sueton Claud. Kap. 11.

in der ganzen Stadt eine Trauer, die mit religiöser Festlichkeit gemischt ist. Den Leichnam des Verstorbenen bestatten sie, wie andere Menschen, nur mit glänzendreichem Gepränge; dagegen bilden sie aus Wachs ein dem Verstorbenen vollkommen ähnliches Abbild, und stellen dasselbe auf einem großen elfenbeinenen hocherhöhten Bette, dem sie golddurchwirkte Teppiche unterbreiten, in der Eingangshalle der Kaiserhofburg aus. So liegt denn das Bild vor Aller Augen, den Kranken darstellend, mit bleichem Angesichte da. Zu beiden Seiten des Bettes aber sitzen den größten Theil des Tages linker Hand der ganze Senat mit schwarzen Oberkleidern angethan, rechts alle diejenigen Frauen, welche durch ihre Männer oder Väter zu den ausgezeichnetsten im Range gehören. Jedoch keine von ihnen sieht man Goldschmuck tragen oder mit Halsgeschmeide geziert, sondern in schlichte weiße Gewänder gehüllt gewähren sie den Anblick von Leidtragenden. Dies dauert sieben Tage lang. Zugleich treten von Zeit zu Zeit Aerzte heran, die sich dem Bette nähern, und nachdem sie den Kranken betrachtet haben, jedesmal kund thun, daß es schlimmer mit ihm stehe. Sobald sie endlich erklärt haben, daß der Kranke gestorben sei, nehmen auserlesene junge Männer des Ritter- und die edelsten Jünglinge des Senatorstandes das Bett auf, und tragen es den heiligen Weg entlang, und setzen es auf dem alten Forum nieder, wo die obersten Beamten der Römer bei Niederlegung ihres Amts den Eid leisten [1]). Zu beiden Seiten erhebt sich hier ein treppenförmiges Gerüst, und auf dem einen steht ein Chor der edelsten und vornehmsten Knaben, auf dem ihm gegenüber befindlichen ein Chor von den angesehensten Frauen, und beide singen Hymnen und Päane auf den Verstorbenen nach einer feierlich ernsten und klagenden Tonweise. Dann nehmen die Träger das Bett wieder auf, und tragen es außerhalb der Stadt auf das sogenannte Marsfeld, woselbst auf der größten Breite des Platzes ein gleichseitig viereckiger Bau aufgerichtet ist, der sonst aus keinem andern Material als allein aus großen zusammengefügten Balken besteht, und einem Hause gleichsieht. Dieser Bau ist im

[1]) Ueber diesen Eid spricht Plutarch im Leben des Cicero Kap. 23. Die Konsuln schworen am Ende ihres Magistratsjahres feierlich: daß sie ihr Amt den Gesetzen und der Verfassung getreu verwaltet. Vgl. Rosencyklopädie II, S. 628.

Innern ganz mit Reiſig angefüllt, außen aber mit golddurchwirkten Teppichen, elfenbeinernen Bildniſſen und farbigen Gemälden ausgeſchmückt. Auf dieſem viereckigen Bau ſteht ein zweiter, ebenſo geſtalteter und geſchmückter, aber kleinerer, der offene Pforten und Fenſterräume hat, dann wieder ein dritter und vierter, jedesmal kleiner als der vorhergehende, und zuletzt ein ganz kleiner, mit dem das Ganze abſchließt. Man könnte die Geſtalt des ganzen Aufbaues den Wartthürmen vergleichen, welche an den Seehäfen ſtehen, um Nachts durch Feuerzeichen die Schiffe zu ſicheren Landungsplätzen zu leiten, und die man im gewöhnlichen Leben Pharen [1]) nennt. Auf das zweite Stockwerk nun alſo bringt man das Bette, und ſetzt es daſelbſt nieder, und zugleich werden alle möglichen Arome und Spezereien, welche die Erde hervorbringt, auch wohl Früchte oder Kräuter und Flüſſigkeiten des Wohlgeruchs wegen zuſammengehäuft, hinauf gebracht und maſſenweis hingeſchüttet. Denn da gibt es keine Provinz und keine Stadt, desgleichen keinen einzelnen in Würde und Anſehen ſtehenden Mann, der nicht dergleichen als letzte Ehrengeſchenke für den Kaiſer ſich darzubringen beeiferte. Wenn nun eine möglichſt große Maſſe ſolcher Arome beiſammen und der ganze Raum damit erfüllt iſt, ſo hält man den Umritt um das vorherbeſchriebene Gerüſt, und die geſammte Ritterſchaft umreitet daſſelbe im Kreiſe in wohlgegliederter Ordnung der ſich hin und zurück bewegenden Evolutionen, in der Gangart und dem Takte des Pyrrhiſchen Reigens [2]). Auch Wagen umfahren daſſelbe in ähnlicher Ordnung, auf denen Lenker in Purpurgewändern ſtehen, welche vor den Angeſichtern die Portraitmasken aller berühmten römiſchen Feldherrn und Kaiſer tragen. Iſt

[1]) Dieſer Name kommt von der Inſel Pharus bei Alexandria, auf welcher König Ptolemäus II. von Aegypten einen grandioſen Leuchtthurm aus weißem Marmor aufführen ließ.

[2]) „So nannte man in Griechenland einen Waffentanz, in welchem die kriegeriſchen Bewegungen des Angriffs und der Vertheidigung nach dem Schalle der Muſik im Takte dargeſtellt wurden.“ Oſiander. Aus Abbildungen bei Visconti (Mus. Pio-Clem. IV, 9.) erſehen wir, daß dabei zwei Ordnungen Bewaffneter in rhythmiſchem Takte bald vordringend, bald zurückweichend ſich gegen einander bewegten.

dies vorbei, ſo ergreift der Nachfolger des Kaiſers eine Fackel, und nähert ſie dem Gebäu, worauf alle Uebrigen daſſelbe gleichfalls anſtecken. Natürlich fängt Alles bei der Maſſe des dort aufgehäuften Reiſigs und Räucherwerks augenblicklich Feuer. Aus dem oberſten kleinſten Stockwerk aber, gleichſam von der Zinne, läßt man einen Adler fliegen, der mit dem Feuer zugleich ſich in den Aether erhebt, und des Kaiſers Seele, wie die Römer glauben, von der Erde zum Himmel trägt. Und von da an wird der Kaiſer unter der Zahl der übrigen Götter verehrt.

Drittes Kapitel.

Nachdem ſie ihrem Vater dieſe Ehre erwieſen hatten, begaben ſich die Söhne wieder in die Kaiſerburg; von da ab aber lebten ſie fortwährend mit einander in Zwieſpalt und Haß, und trachteten einer dem andern nach dem Leben. Jeder von beiden ließ kein Mittel unverſucht, ſich des Bruders zu entledigen und die Alleinherrſchaft an ſich zu reißen. Natürlich war auch die Stimmung aller derjenigen getheilt, welche zu Rom in Ehren und Aemtern ſtanden; denn jeder der beiden Kaiſer ſetzte ſich mit ihnen beſonders in eine heimliche Verbindung, und verſuchte, ſie ſich geneigt zu machen, und durch große Verſprechungen auf ſeine Seite zu ziehen. Die Mehrzahl indeſſen blickte auf Geta; denn er ſuchte einen Schein von billiger Denkart zur Schau zu ſtellen, und erwies ſich mäßig und ſanftmüthig gegen die, welche ihm naheten. Auch waren ſeine Beſchäftigungen ernſterer Art, er umgab ſich mit gebildeten und gelehrten Männern von Namen und Ruf, und zeigte Eifer für die Paläſtra und andere einem freien Manne geziemende Leibesübungen. Gütig und menſchenfreundlich wie er mit ſeinen Umgebungen war, erwarb er ſich durch ſolchen Ruf und gute Meinung die Anhänglichkeit und die Neigung der Mehrzahl. Antoninus dagegen war in all' ſeinem Thun gewaltſam und leidenſchaftlich, hielt ſich von den zuvor genannten Beſchäftigungen [1]) völlig fern, und wollte nur für einen Soldaten- und Kriegsliebhaber gelten; und wie ſein ganzes Thun wild leidenſchaftlich, und Drohen

[1]) Geta's, der ſich mit Gelehrten, Künſtlern u. ſ. f. zu thun machte.

mehr als Ueberreden ſeine Sache war, ſo war es auch nur Furcht und nicht Wohlwollen, wodurch er ſich Anhänger verſchaffte.

Während nun ſo die Brüder in all' ihrem Thun und Treiben mit einander in einem Zwieſpalt lebten, der ſich auf die geringfügigſten Dinge erſtreckte, machte die Mutter fortdauernd Verſuche, ſie zu verſöhnen. Einmal waren ſie auf den Einfall gekommen, um nicht durch längeres Zuſammenbleiben in Rom einer dem andern Gelegenheit zu Nachſtellungen zu gewähren, das Reich unter ſich zu theilen. Sie verſammelten alſo in Gegenwart ihrer Mutter die alten Räthe ihres Vaters, und forderten Theilung des Kaiſerreichs, und zwar ſollte Antoninus ganz Europa erhalten, das gegenüber liegende Aſien benannte Feſtland dem Geta zufallen. „Denn ſolchergeſtalt," ſagten ſie, „ſeien ja auch bereits durch eine gewiſſe göttliche Vorſehung beide Welttheile durch die dazwiſchen ſtrömende Propontis [1]) geſchieden." Man kam überein, daß Antoninus bei Byzanz ein Heerlager aufſtelle, Geta bei dem in Bithynien liegenden Chalcedon, ſo daß dieſe einander gegenüber lagernden Heere das Reichsgebiet eines jeden der beiden Kaiſer ſchützen und den Uebergang verhindern ſollten. Desgleichen beſchloß man, daß von den Senatsmitgliedern die Europäer ſämmtlich in Rom zurückbleiben, die aus Aſien ſtammenden dagegen mit Geta dorthin zurückgehen ſollten. Für ſeine Regierung, ſetzte Geta hinzu, würden Antiochia oder Alexandria eine ausreichend würdige Reſidenz ſein, die ja, wie er meinte, Rom an Größe nicht viel nachſtünden. Von den gegen Mittag gelegenen Provinzen ſollte das Land der Mauren und der Numider nebſt dem angrenzenden Theile von Libyen dem Antoninus übergeben werden, was aber weiter hinaus nach Morgen zu liege, ſolle dem Geta gehören.

Während ſie ſelbſt nun dieſe Beſtimmungen feſtſetzten, ſchauten alle andern Anweſenden mit niedergeſchlagenen Mienen zu Boden. Die Julia aber ſprach: „Erde und Meer, meine Kinder, werdet Ihr freilich Mittel finden, unter Euch zu theilen, und die beiden Feſtlande ſcheidet in der That bereits, wie Ihr ſagt, die Meeresſtrömung von

[1]) Wörtlich: Vormeer des Pontus, d. h. das kleine Meer (Mare di Marmora), welches durch den Hellespont mit dem „innern Meer" und durch den Thrazischen Bosporus mit dem Pontus Euxinus (dem schwarzen Meere) in Verbindung steht.

einander. Wie aber wollt Ihr es möglich machen, Eure Mutter unter Euch zu theilen? und wie soll ich Unglückselige unter Euch zertheilt und zerstückt werden? Wohlan denn, so beginnt damit, erst mich zu tödten; dann eignet Euch jeder sein Theil von mir zu, und begrabet es jeder in seinem Reiche. Denn das wäre etwa die Weise, wie ich mit Meer und Land unter Euch vertheilt werden könnte." Als sie dies unter Thränen und Schluchzen gesprochen, umfaßte sie beide mit ihren Händen, zog sie in ihre Arme, und versuchte sie zu vereinigen. Jammer ergriff alle Anwesenden, die Sitzung ward aufgehoben und das Projekt aufgegeben, und jeder der beiden Kaiser zog sich in seinen Palast zurück.

Viertes Kapitel.

Jedoch der Haß und die Zwietracht nahmen täglich mehr zu. Wenn es galt, Heerführer oder Beamte zu ernennen, so wollte jeder einen seiner Anhänger vorgezogen wissen. Wenn sie Recht sprachen, so waren sie immer entgegengesetzter Ansicht, nicht selten zum Verderben der streitenden Parteien; denn ihre gegenseitige Eifersucht überwog bei ihnen die Rücksicht auf Gerechtigkeit. Auch bei öffentlichen Theatervorstellungen nahmen sie immer für das Entgegengesetzte Partei. Zugleich wandten sie alle möglichen Arten von Nachstellungen gegen einander an, indem sie ihre Weinschenken und Mundköche zu bewegen suchten, Gift in die Speisen und Getränke zu thun. Damit kam aber keiner von beiden leicht zum Ziele, weil beide im Essen und Trinken die größte Sorgfalt und Vorsicht anwandten. Zugleich hielt sich Antoninus nicht länger, sondern getrieben von der Begier nach der Alleinherrschaft entschloß er sich, zu Schwert und Mord zu greifen, und einen entscheidenden Streich zu führen, oder zu erleiden. Denn da die heimlichen Nachstellungen nicht zum Ziele führten, hielt er ein gefährliches und verzweifeltes Vorgehen für nothwendig [1]) . . . . . .

[1]) Hier folgt im Texte eine Lücke, welche in einer Handschrift mit einigen Veränderungen so ergänzt wird: „Als sie daher einst ihre Mutter besuchten, Geta aus kindlicher Liebe, Antoninus aus hinterlistiger Absicht, so erstach dieser seinen Bruder." Dio Cassius 77, 2. erzählt: Geta sei durch die Offiziere des Antoninus in dessen Gegenwart und in den Armen seiner Mutter, der Kaiserin Julia Domna, ermordet worden. Oſiander.

Bei jener war es Mutterliebe, bei dieſem Verrath. Geta, in's Herz getroffen, hauchte ſein Leben in den Armen der Mutter aus, deren Brüſte er mit Blut überſtrömte. Antoninus aber ſprang, nachdem er die Mordthat vollbracht, eilends aus dem Zimmer, und durchlief den ganzen Palaſt, indem er laut ſchrie: er ſei einer großen Gefahr entgangen, und nur mit Noth gerettet. Zugleich befahl er den Soldaten, welche die Wache im Palaſte hatten, ihn ſchleunigſt in's Lager zu geleiten, um ihn dort vor weiterer Gefahr in Sicherheit zu bringen, „denn," ſagte er, „wenn er noch länger in der Hofburg bliebe, ſei es um ihn geſchehen." Die Soldaten glaubten, da ſie nicht wußten, was drinnen vorgegangen ſei, ſeinen Worten, und eilten alle, während er Hals über Kopf voran lief, ihm hinterdrein. Beſtürzung ergriff das Volk, als es den Kaiſer gegen Abend ſo mitten durch die Stadt im vollen Laufe rennen ſah [1]). In dem Augenblicke, wo er das Lager erreicht und ſich in den Tempel geſtürzt hatte, wo die Feldzeichen und Götterbilder des Heeres zur Verehrung aufgeſtellt ſind, warf er ſich zur Erde nieder, gelobte Dankſpenden und vollzog Rettungsopfer. Als die Nachricht hiervon unter die Soldaten kam, von denen einige ſich bereits im Bade befanden, andere ſich ſchon zur Ruhe gelegt hatten, liefen alle erſchreckt zuſammen. Da trat er zu ihnen hinaus, geſtand jedoch nicht ſofort, was er gethan hatte, ſondern ſchrie nur: er ſei einer Gefahr und Nachſtellung von Seiten eines Gegners und Feindes entgangen, — womit er den Bruder meinte, — und nur mit Noth und nach hartem Kampfe ſei er der Angreifer Meiſter geworden. Beide Kaiſer ſeien in Gefahr geweſen, und ſo ſei doch wenigſtens einer, er ſelbſt, vom Schickſal gerettet worden. Indem er ſolche zweideutige Anſpielungen fallen ließ, beabſichtigte er, daß ſie das Geſchehene vielmehr merken, als deutlich aus ſeinem Munde hören ſollten. Er verſprach ihnen ferner aus Anlaß ſeiner Errettung und ſeiner Alleinherrſchaft jedem Soldaten

---

[1]) Es liegt neben dem Gräßlichen der Greuelthat auch etwas eigenthümlich Gaſſenbubenhaftes in dieſem Behaben des kaiſerlichen Brudermörders, das allerdings wohl geeignet war, ſelbſt den römiſchen Pöbel zu erſchrecken, wie es für uns kaum einen Zug gibt, der klarer als dieſer die ſittliche Verſunkenheit dieſer Cäſarenzeit darſtellte.

zweitausend fünfhundert attiſche Drachmen [1]), und vermehrte ihre gewöhnliche Löhnung durch einen Erhöhungszuſatz um die Hälfte. Zugleich forderte er ſie auf, ſelbſt hinzugehen und aus den Tempeln und öffentlichen Schatzkaſten ſich das Geld zu holen, und ſo verſchwendete er an einem Tage ſinnlos Alles, was Severus während achtzehn Jahren aus dem Verderben anderer zuſammengehäuft und eingekiſtet hatte. Als die Soldaten von ſo großen Geldſummen hörten, merkten ſie was geſchehen war, da ſich auch die Kunde des Mordes bereits durch die aus dem Schloſſe Flüchtenden verbreitet hatte; ſie rufen ihn alſo zum Alleinherrſcher aus, und erklären den Geta für einen Feind.

Fünftes Kapitel.

Antoninus blieb den Reſt jener Nacht hindurch in dem Tempel des Lagers, und nachdem er Muth gefaßt und ſich durch ſeine Freigebigkeiten die Soldaten gewonnen hatte, begab er ſich in den Senat, begleitet von dem geſammten Kriegsvolke, das vollſtändiger gewaffnet war, als es ſonſt bei einer Begleitung des Kaiſers Sitte iſt. Nachdem er eingetreten war und geopfert hatte, beſtieg er den kaiſerlichen Thron, und ſprach etwa folgendermaßen:

„Ich weiß zwar ſehr wohl, daß jeder Mord eines Verwandten, ſobald man davon hört, verabſcheut wird, und ſchon das Wort, ſobald es nur in den Ohren erklingt, eine ſchwere Anklage mit ſich bringt. Denn dem Unterliegenden wendet ſich das Mitleid, dem Sieger der Neid zu, und der unterliegende Theil wird in ſolchen Fällen für ungerecht behandelt, der ſiegende für Unrecht übend angeſehen. Allein wenn Jemand mit richtiger Erwägung und nicht mit Vorurtheil für den Gefallenen das Geſchehene betrachten und Urſache und Grund deſſelben prüfen wollte, ſo würde er es ebenſowohl natürlich als nothwendig finden, daß derjenige, der ſich in dem Falle befindet, ein Unheil erleiden zu ſollen, lieber ſich dagegen wehrt, als es geduldig hinnimmt. Sonſt fällt auf ihn, wenn er unterliegt, auch noch der Tadel der Feigheit, während der Sieger ſich nicht bloß er-

[1]) Gegen ſechshundert Thaler Preußiſch.

reitet, ſondern auch der Ruhm der Tapferkeit davonzutragen pflegt. Die einzelnen Fälle nun, in denen Er mir durch Gift und allen möglichſten Hinterliſten nachſtellte, könnt Ihr ſelbſt durch die Folterzeugniſſe kennen lernen, und ich habe zu dieſem Behufe befohlen, die betreffenden Perſonen aus ſeiner Dienerſchaft Euch zu überantworten, damit Ihr die Wahrheit ausfindig machen könnt. Es ſind aber einige derſelben bereits peinlich befragt worden, und das Reſultat dieſer Unterſuchung könnt Ihr hören. Was aber den letzten Fall betrifft, ſo griff er mich, als ich bei meiner Mutter war, mit einigen Bewaffneten an, die er eigends dazu angeſtiftet hatte. Dieſes Anſchlags war ich durch meine große Vorſicht und Behutſamkeit inne geworden, und wehrte mich daher gegen ihn, wie gegen einen Feind, da er ſich ja weder ſeiner Geſinnung noch ſeinem Handeln nach als Bruder betrug. Sich aber gegen Leute wehren, die uns nachſtellen, iſt nicht nur rechtlich erlaubt, ſondern auch herkömmlich. Ertrug doch auch der Gründer dieſer Stadt ſelbſt, Romulus, nicht einen Bruder, der doch bloß ſeine Unternehmungen übermüthig verſpottete [1]). Ich ſchweige von Germanikus, dem Bruder Nero's, und von Titus, dem Bruder Domitians [2]). Aber ſelbſt Kaiſer Markus, der ſo gern den Philoſophen und Tugendhaften ſpielte, ertrug doch den Uebermuth des Lucius nicht, obſchon derſelbe ſein Schwiegerſohn war, ſondern ſchaffte ihn ſich heimlich vom Halſe [3]). Ich aber habe bloß, nachdem Gift für mich bereitet und das Schwert gegen mich gezückt war, mich meines Feindes erwehrt, denn dieſen Namen gaben ihm ſeine Thaten gegen mich. Ihr aber habt zunächſt den Göttern zu danken, daß ſie, wenn ſie Euch auch nur den einen von beiden Kaiſern erretteten, doch zugleich der Getheiltheit der Stimmungen und Parteigeſinnungen ein Ende gemacht haben, und daß Ihr jetzt auf Einen hinblickend ohne Sorge leben könnt. Das Regiment verleiht Zeus, wie er ſelbſt

---

1) Hier hören wir den leidhaften Pedanten Herodian in eigener Perſon deklamiren.

2) Ueber den Mord, den Nero an ſeinem Stiefbruder Britannikus (Germanikus hieß er früher) und Domitian an ſeinem leiblichen Bruder Titus verübte, leſen wir das Nähere bei Sueton Nero Kap. 33. Domit. Kap. 2.

3) Capitolinus (Leben Marc Aurels Kap. 15) erklärt dies Gerücht für eine nichtswürdige Verläumdung.

es unter den Göttern allein hat, ſo auch über die Menſchen nur Einem."

Als er ſolches mit lauter Stimme geſprochen hatte, wobei er von Leidenſchaft erfüllt mit wildem Blicke die Freunde ſeines Bruders in's Auge faßte, verließ er die größtentheils zitternden und erbleichenden Verſammelten, und kehrte eilig in die Kaiſerburg zurück.

Sechstes Kapitel.

Sofort wurden alle Vertrauten und Freunde des Ermordeten niedergemetzelt, ſelbſt diejenigen, welche ſich in dem Theile des Palaſtes befanden, welchen jener bewohnt hatte [1]). Auch die Diener wurden ſämmtlich umgebracht, und kein Alter ward verſchont, ſelbſt nicht die unmündigen Kinder. Die Leichen der Gefallenen ſchleppte man unter allen möglichen Beſchimpfungen umher, dann wurden ſie auf Wagen geladen, aus der Stadt geführt und zu Haufen verbrannt oder auch, wie es kam, hingeworfen. Keiner blieb am Leben, der nur einigermaßen dem Geta bekannt geweſen war [2]). Selbſt die Athleten und Wagenlenker, und die Künſtler in den verſchiedenen Arten der Muſik und des Tanzes, und Alles, was derſelbe gern gehört oder geſehen hatte, wurde ermordet. Aus dem Senate wurden alle, die ſich durch Geburt oder Reichthum auszeichneten, aus den geringfügigſten Urſachen, oder, wenn gar keine ſolche vorliegen, auf irgend eine beliebige Verläumdung hin, als Freunde Geta's um's Leben gebracht. Sogar die Schweſter des Commodus, die bereits Greiſin und von allen Kaiſern als Tochter des Markus in Ehren gehalten worden war, ließ er tödten, indem er es ihr als Schuld anrechnete: ſie habe bei ſeiner Mutter über den Mord ihres Sohnes geweint. Seine frühere Gattin, die Tochter des Plautianus, die ſich damals in Sizilien befand, desgleichen ſeinen Vetter, der nach dem Kaiſer gleichfalls Severus hieß, ſowie den Sohn des Pertinax und den Sohn von Commodus' Schweſter Lucilla, und was ſonſt

[1]) Die nächſten Vertrauten und Hofbeamten wohnten im Palaſte. Vgl. Sueton's Nero Kap. 47.

[2]) Dio Caſſius rechnet die Zahl der Opfer des Tyrannen auf zwanzigtauſend.

noch kaiſerlichen Geſchlechtes oder im Senate von edler Abkunft war, rottete er ſammt und ſonders aus. Auch in die Provinzen ſchickte er Abgeſandte, und ließ die Militär- und Civilbefehlshaber derſelben als Anhänger Geta's umbringen. Ja jede Nacht brachte Hinrichtungen der verſchiedenartigſten Individuen. Die Veſtalinnen ließ er lebendig begraben, weil ſie ihre Jungfrauſchaft nicht bewahrt hätten. Zuletzt aber verübte er ein Stück, was man nie zuvor erlebt hatte. Als er nämlich einmal dem Wettrennen zuſchaute, verſpottete das Volk einen Wagenlenker, auf den er große Stücke hielt. Dies nahm er als eine perſönliche Beleidigung auf, und gab der Leibgarde den Befehl, in das Volk zu fallen, es auseinander zu jagen, und diejenigen, welche auf den Wagenlenker geſchimpft hatten, niederzuhauen. Die Soldaten ergriffen begierig dieſe Gelegenheit zu Vergewaltigung und Raub, und ohne zu unterſuchen, wer die vorlauten Schreier geweſen — war es doch auch unmöglich, ſie aus einer ſo ungeheuren Menſchenmenge ausfindig zu machen, da Niemand ſich ſchuldig bekennen mochte — ergriffen ſie ſchonungslos jeden, der ihnen in die Hände fiel, ſchleppten ſie fort und tödteten ſie, oder ſchenkten ihnen erſt, nachdem ſie ihnen Alles, was ſie hatten, als Löſegeld abgenommen hatten, mit genauer Noth das Leben.

Siebentes Kapitel.

Mitten unter ſolchen Thaten entſchloß er ſich endlich, getrieben von dem Bewußtſein ſeiner Schandthaten, und weil ihm der Aufenthalt in der Stadt verhaßt geworden war, ſich von Rom fort zu begeben, unter dem Vorwande, die Zuſtände der Heerlager zu ordnen, und die Provinzen zu beſichtigen. Er brach von Italien auf, und begab ſich an die Ufer des Iſter, wo er ſich mit der Verwaltung der nördlichen Theile des Reichs zu thun machte, zur Uebung ſeines Leibes ſich mit Wettfahren und mit der Erlegung aller Arten wilder Thiere beſchäftigte, und nur ſelten Recht ſprach, obſchon er von Natur mit einem ſehr ſcharfen Blicke für die Erkenntniß des ſtreitigen Gegenſtandes begabt und ſehr geſchickt war, auf das Geſagte Beſcheid zu ertheilen. Auch gewann er ſämmtliche dort wohnenden Germanen, die er zum Abſchluß von Freundſchaftsbündniſſen bewog, in Folge

deſſen er von ihnen Hülfstruppen empfing, aus denen er die tapferſten und kräftigſten Leute für ſich auswählte, und ſie zu ſeinen Leibwächtern machte. Oftmals legte er auch wohl den römiſchen Kriegsmantel ab, und kleidete ſich in die Tracht der Germanen, wobei er ſich denn in dem bei den Germanen üblichen Mantel, mit Silber geſtickt, ſehen ließ, und eine blonde nach germaniſchem Schnitt geſtutzte Haarperücke auf den Kopf ſetzte. Daran hatten natürlich die Barbaren ihre Freude, und gewannen ihn überaus lieb. Aber auch die römiſchen Soldaten hatten ihre Freude an ihm, hauptſächlich wegen der großen Geldgeſchenke, die er verſchwenderiſch unter ihnen ausſchüttete, und weil er Alles wie ein gemeiner Soldat mitmachte, und wenn es einen Graben zu graben gab, immer mit dem Spaten voran war, oder wenn eine Brücke zu ſchlagen, oder eine Schlucht zu dämmen war, mit einem Worte überall, wo es Arbeit der Hände und des Leibes gab, ſtets voran war. Dazu führte er einen ſehr einfachen Tiſch, und brauchte manchmal für ſein Trinken und ſein Eſſen ſogar nur hölzerne Gefäſſe. Brod genoß er, wie er es fand: er mahlte nämlich eigenhändig ſo viel Getreide, als für ſeine Perſon genug war, machte einen Teig daraus, röſtete ihn auf Kohlen und aß ihn dann. Ueberhaupt enthielt er ſich aller koſtbaren Dinge, dagegen das allerwohlfeilſte, was ſelbſt der ärmſte Soldat ſich leicht anſchaffen konnte, das war ihm recht. Ferner gab er ſich das Anſehen, als ſei es ihm lieber, wenn ſie ihn Kamerad, als wenn ſie ihn Kaiſer nennten [1]),

[1]) Auguſtus hatte dagegen für ſich und ſeine Familie ſogar verboten, die Soldaten mit dem Worte „Kameraden“ (commilitones) anzureden, weil ihm das der Würde des Kaiſerthums unangemeſſen ſchien (Sueton. Aug. Cap. 25.). Anders wurde dies in den Zeiten, wo die Kaiſer ſich mehr und mehr allein auf die Soldaten ſtützten, und, wie hier Caracalla, nach dem Ruhme eines ächten Unteroffiziers geizten. Hatte doch ſelbſt Severus ſeinen Söhnen die Maxime hinterlaſſen: „Nur die Soldaten gut zu halten, und alle übrigen Unterthanen für Nichts zu achten!“ In den noch ſpäteren byzantiniſchen Zeiten war dieſe Schmeichelei gegen die Soldaten etwas ganz Gewöhnliches. In der „militäriſchen Rhetorik“ eines anonymen byzantiniſchen Schriftſtellers (Anonymi Byzant. Rhet. militaris I, p. 14 ed. Köchly) heißt es in einem Briefe eines Kaiſers an die Soldaten, den der General erdichtet, um das Heer zu ermuthigen: „Seid eingedenk der Liebe, die ich Euch bewieſen, und wie ich aus Wohlgefallen an Euch mich ſelbſt Soldat (στρατιώτης) nennen zu laſſen ſtehe, um Euer Kamerad (συστρατιώτης) heißen zu dürfen.“

wie er denn auch meiſtentheils zu Fuße mit ihnen marſchirte, auch ſelten nur einen Wagen oder ein Pferd beſtieg, und ſeine Waffen ſelbſt trug. Zuweilen nahm er ſogar die Legionsfeldzeichen, die bei ihrer großen Länge und bei den vielen goldenen Weihezierathen, mit denen ſie geſchmückt ſind, kaum von den ſtärkſten Soldaten getragen werden können, auf ſeine Schultern, und trug ſie ſelbſt. Natürlich wurde er um dieſer und ähnlicher Dinge willen von ihnen als ein ächter und rechter Soldat geliebt, und wegen ſeiner Körperſtärke bewundert, und wohl war es der Bewunderung werth, daß in einem Körper von ſo kleiner Geſtalt eine ſo große Fähigkeit zur Ertragung der ſchwerſten Anſtrengungen vorhanden war.

Achtes Kapitel.

Nachdem er die Heereslager am Ufer des Iſter gemuſtert hatte, und nach Thracien kam, das an Macedonien gränzt, ſpielte er ſofort den Alexander, erneuerte die Erinnerung an denſelben auf vielfache Weiſe, und befahl, deſſen Porträts und Bildſäulen in allen Städten aufzurichten. Auch Rom erfüllte er mit Bildſäulen und Porträts, die er auf dem Kapitol und in andern Heiligthümern aufſtellen ließ, und die ihn mit Alexander in Verbindung zeigten. An manchen Orten habe ich ſelbſt belachenswürdige Bildniſſe auf Gemälden geſehen, wo auf einem Körper unter dem Umfange eines Kopfes zwei Profilgeſichter, eins des Alexander, das andere des Antoninus, zu ſehen waren [1]). Er ſelbſt zeigte ſich öffentlich in Makedoniſcher Tracht, die Kauſia [2]) auf dem Kopfe und Sandalen an den Füßen. Ferner bildete er aus einer erleſenen Anzahl Jünglinge eine Schaar, die er ſeine Makedoniſche Phalanx nannte, und deren Anführer die Namen von Generalen Alexanders führen mußten. Desgleichen ließ er aus Sparta Jünglinge kommen, welche er die Lakoniſche und die Pitanatiſche Abtheilung [3]) nannte.

1) Vgl. Torſo von Ad. Stahr Th. II, S. 33—34.

2) So hieß der Makedoniſche Hut.

3) Auf Griechiſch „Lochos", was etwa der römiſchen Kohorte entſpricht. Die Abtheilungen wurden jedoch von Caracalla ſicher nicht Kohorte, ſondern „Lochos" genannt. Pitana war eine Ortſchaft nahe bei der lakoniſchen Hauptſtadt. Ueber den Pitanatiſchen Lochos vgl. Göller zu Thucyd. I, 20.

Nachdem er dieſes verrichtet und zugleich die Angelegenheiten der Städte, ſo gut es gehen wollte, geordnet hatte, zog er eilends nach Pergamon in Aſien, wo er im Tempel des Asklepios eine Heilkur gebrauchen wollte [1]). Nachdem er dort angekommen war, und was er wollte, an Träumen erhalten hatte [2]), zog er nach Ilion. Hier kam er bei dem Beſuche aller Ueberreſte der alten Stadt an den Grabhügel des Achilleus, ſchmückte denſelben mit Kränzen und Blumen auf das Koſtbarſte, und ſpielte zum zweiten hier die Rolle als Achilleus. Und um auch ſeinen Patroklos zu haben, veranſtaltete er Folgendes. Er hatte unter ſeinen Freigelaſſenen einen beſondern Liebling Namens Feſtus, welcher Vorſtand des kaiſerlichen Archives war. Dieſer ſtarb während ſeines Aufenthaltes zu Ilion, nach Einigen an Gift, das ihm der Kaiſer beibrachte, um ihn als Patroklus beſtatten zu können, nach Andern erlag er einer Krankheit. Deſſen Leichnam nun alſo ließ der Kaiſer herbeiſchaffen, und aus vielen Arten von Holz einen Scheiterhaufen errichten. Auf denſelben legte er den Todten, ſchlachtete eine Menge von Thieren aller Art, worauf er das Ganze anzündete, eine Schaale ergriff, und betend dem Winde ein Trankopfer ſpendete. Sehr kahlköpfig, wie er war, bemühte er ſich nun auch noch eine Haarlocke zu gewinnen, und auf den brennenden Scheiterhaufen zu legen, worüber ihn alle Welt auslachte; nichtsdeſtoweniger ſchor er ſich alles Haar, was er beſaß, vom Kopfe ab [3]).

Unter den Heerführern erhob er übrigens am meiſten den Römer Sulla und den Afrikaner Hannibal, und ließ deren Ehrenſtandbilder und Porträtbildſäulen aufrichten.

Dann brach er von Ilion auf, durchzog das übrige Aſien, Bithynien und die andern Provinzen, beſorgte dort die nothwendigen

---

[1]) Pergamon, ſeit Lyſimachus und den Pergameniſchen Königen eine durch Reichthum, Wiſſenſchaft und Kunſt berühmte Stadt (ſ. Torſo II, S. 71—73), war zugleich die Vaterſtadt des berühmten Arztes Galen, und der Sitz eines uralten Kultus des Heilgottes Asklepios.

[2]) „In den Tempeln des Aesculapius ſuchten die Alten Hülfe in Krankheiten, indem ſie ſich dort zum Schlafe niederlegten, und meinten, daß ihnen der Gott im Traume die Heilmittel offenbare.“ Oſiander.

[3]) Man vergl. Homer: Iliade 23, 135—149. und Arrian: Feldzüge Alexanders I, 11. 12.

Verwaltungsgeſchäfte, und gelangte dann nach Antiochia. Hier prachtvoll empfangen verweilte er einige Zeit, und begab ſich dann nach der Stadt Alexandria unter dem zur Schau getragenen Vorgeben: er habe Verlangen nach dieſer von Alexander gegründeten Stadt, und wolle zugleich das Orakel des Gottes befragen, den die Bewohner von Alexandria vorzugsweiſe verehren [1]). Dieſe zwei Dinge nämlich affektirte er beſonders hoch und wichtig zu halten: die Verehrung des Gottes und das Andenken des Helden. So gab er denn Befehl, Opferhekatomben und vielfache Arten von Sühnopfern zuzurüſten.

Als die Nachricht hiervon dem Alexandriniſchen Volke zu Ohren kam, das von Natur höchſt leichtſinnig und durch die geringſten Veranlaſſungen in Bewegung zu ſetzen iſt, war bald alle Welt dort außer ſich vor Entzücken, als ſie von des Kaiſers Zuneigung und guter Geſinnung für ihre Stadt Kunde erhielten. So wurde ihm denn ein Empfang bereitet, wie er noch niemals einem Kaiſer zu Theil geworden ſein ſoll. Alle möglichen Arten von Muſikchören, die an den verſchiedenſten Orten vertheilt waren, ließen die mannigfaltigſten Muſikſtücke erſchallen. Arome und Räucherwerk aller Art dampften dem Einziehenden lieblichen Wohlgeruch entgegen, und mit Fackelzügen und Blumenwerfen ehrten ſie den Kaiſer. Als derſelbe nun ſammt ſeinem ganzen Heere in die Stadt eingezogen war, begab er ſich zunächſt in den Tempel, wo er viele Brandopfer vollzog und den Altären reichlichen Weihrauch ſpendete; von da zog er zum Grabe Alexanders, woſelbſt er den Purpurmantel, den er trug, ſowie ſeine mit koſtbaren Edelſteinen beſetzten Ringe, ſeine Gürtel, und was er ſonſt noch Koſtbares an ſich trug, von ſich that und auf den Sarg Alexanders legte.

Neuntes Kapitel.

Natürlich ſah das Volk dies Alles mit außerordentlicher Freude, und die ganze Nacht hindurch überließ es ſich dem Jubel und den Genüſſen des Feſtes, ohne von des Kaiſers heimlichem Plane eine Ahnung zu haben. Dieſer hatte nämlich dies Alles nur als ein

[1]) Den Aegyptiſchen Gott Serapis.

Schauſpiel angeſtellt, weil er beabſichtigte, das Alexandriniſche Volk zu verderben. Die Urſache ſeines geheimen Haſſes war folgende. Es war zu ſeiner Kunde gekommen, während er ſich noch in Rom befand, ſowohl bei ſeines Bruders Lebzeiten, als nach der Ermordung deſſelben, daß ſie viele beißende Witze auf ihn gemacht hätten. In der That ſind die Alexandriner von Natur große Freunde des Spottes, und haben namentlich eine Geſchicklichkeit in witzigen Schilderungen und Bonmots, mit denen ſie die Großen vielfach heimſuchen, was ihnen ſelbſt zwar ſehr geiſtreich vorkommt, aber um ſo kränkender den davon Betroffenen; denn von ſolchen Dingen thun gerade die am weheſten, welche ſich auf wirklich begangene Fehler rügend beziehen. So hatten ſie denn auch viele Sticheleien auf den Kaiſer gemacht, und darauf, daß er ſeinen Bruder aus dem Wege geräumt hätte, ſie hatten ſeiner Mutter den Namen Jocaſte [1]) gegeben, und ſpotteten ihn aus, daß er als ein ſo kleiner Knirps einen Alexander und Achilleus, die ſtärkſten und gewaltigſten Helden, ſpielte. Dies Alles erſchien in ihren Augen nur als ein Spaß, während ſie doch dadurch den Antoninus, der von Natur rachſüchtig und blutdürſtig war, dahin brachten, mit Hinterliſt auf ihr Verderben zu ſinnen.

Als er nun alſo an ihren Volksfeierlichkeiten und Feſten theilnehmend die ganze Stadt von einer ungeheuren Volksmenge erfüllt ſah, die aus ihrer geſammten Umgegend dahin zuſammengeſtrömt war, ſo gab er durch einen ſchriftlichen Erlaß den Befehl, daß die geſammte junge Mannſchaft ſich auf einem freien Platze verſammeln ſolle, indem er vorgab, er wolle zu Ehren Alexanders aus ihnen eine Phalanx bilden, welche, wie die Macedoniſche und Spartaniſche, ihren Namen gleichfalls nach dem Helden führen ſollte. Sofort hieß er alle jungen Leute ſich in Reih' und Glied aufſtellen, um ſelbſt jeden Einzelnen zu muſtern, und ſich zu überzeugen, ob er das gehörige Alter und die gehörige Größe und Wohlgeſtalt des Leibes für ein ſolches Corps be-

[1]) Jocaſte, Gattin des Oedipus, und von dieſem Mutter des Eteokles und Polynices, ſuchte dieſe feindlichen Brüder vergebens zu verſöhnen. Da ſie nach der Fabel auch Mutter des Oedipus war, ſo liegt hierin wohl auch eine Anſpielung auf die Nachricht des Spartianus (in Car. Kay. 10.) und Aurel. Victor (von den Kaiſern Kay. 21.) und Eutrop. (VIII, 11.), daß Caracalla ſeine Stiefmutter Julia geheirathet habe.

ſitze. Dieſen ſeinen Verſprechungen ſchenkten die Jünglinge ſämmtlich Glauben; ſie überließen ſich den freudigſten Hoffnungen, da er der Stadt zuvor ſo viele Ehre erwieſen hatte, und verſammelten ſich ſammt ihren Eltern und Geſchwiſtern, die ſich mit ihnen über ihre Ausſichten freuten. Antoninus ſeinerſeits durchging ihre Reihen, wandte ſich an jeden Einzelnen, und ſetzte, indem er jedem eine andere Freundlichkeit ſagte, ſeine Muſterung fort, bis er die nichts ſehenden und nichts ahnenden mit ſeinem Kriegsheere rings im Kreiſe eingeſchloſſen hatte. Sobald er merken konnte, daß ſie bereits vollſtändig von Bewaffneten umringt und gleichſam in einem Netze eingefangen ſeien, zog er ſich nach beendeter Muſterung mit der Leibwache, die er bei ſich hatte, zurück; und nun fielen auf ein einziges Zeichen von allen Seiten ſeine Soldaten über die ſämmtliche junge Mannſchaft und über alle ſonſt noch anweſenden Zuſchauer her, und machen ſie auf alle mögliche Weiſe nieder, Bewaffnete gegen Unbewaffnete, die ſie obenein von allen Seiten umzingelt hatten. Während nun ein Theil der Soldaten das Mordgeſchäft vollzog, warfen Andere außerhalb des Kreiſes ungeheure Gruben auf, wohin ſie die Fallenden ſchleppten und hineinwarfen, und ſie ſo mit Leichen anfüllten, worauf ſie Erde aufſchütteten, und bald einen ungeheuren Leichenhügel aufthürmten. Viele wurden auch noch halb lebend in die Grube geſchleppt, ja manche ſogar, ohne verwundet zu ſein, mit verſcharrt. Aber auch von den Soldaten kamen nicht Wenige um's Leben; denn diejenigen, welche noch einigermaßen athmeten und Kräfte hatten, während man ſie hinabſtieß, ſchlangen ſich um die Soldaten, und zogen ſie mit hinab. So groß aber war das Blutbad, daß Ströme von Blut durch die Ebene floſſen, und die Mündungen des Nils, ſo groß ſie auch ſind, und das ganze Ufer rings um die Stadt ſämmtlich roth gefärbt waren. Nachdem er der Stadt dieſes angethan hatte, brach er auf, und begab ſich nach Antiochien.

Zehntes Kapitel.

Bald darauf verlangte ihn darnach, den Beinamen „Parthikus“ zu haben, und den Römern ſchreiben zu können, daß er die Barbaren des Orients beſiegt habe, und ſo führte er denn mitten im

tiefen Frieden folgenden Streich aus. Er ſchickt an den König der Parther, welcher Artabanus hieß, eine Geſandtſchaft in Begleitung von Geſchenken aus allen möglichen reichen Stoffen und koſtbarſter Arbeit. Das Schreiben beſagte, er habe den Wunſch, des Königs Tochter zur Ehe zu nehmen. Für ihn, den Kaiſer und Sohn eines Kaiſers, paſſe es ſich nicht, der Schwiegerſohn irgend eines Privatmannes und einer unbedeutenden Perſon zu werden, ſondern eine königliche Prinzeſſin und Tochter eines großen Königs heimzuführen. Nun ſeien aber ihre zwei Reiche, das der Römer und der Parther, die größten der Welt. Wenn dieſe durch Heirathsbündniß zuſammengebracht würden, ſo würden ſie fortan, nicht mehr durch einen Gränzſtrom geſchieden, ein einziges Reich ausmachen, gegen das kein Widerſtand aufkommen könne. Denn die übrigen barbariſchen Völker, die dieſen beiden Königreichen noch nicht unterwürfig ſeien, würden ihnen leicht zur Beute werden, da jedes Volk und jeder Verein von Stämmen ſeinen beſondern Herrſcher habe. Die Römer beſäßen ein Fußvolk, das im Nahkampfe der Speerwaffe ſeines Gleichen nicht habe, die Parther dagegen zahlreiche Reiterei und den Ruhm der geſchickteſten Bogenſchützen. Wenn dieſe Dinge nun alſo zuſammenkämen, und ſo alle Bedingungen zu glücklicher Kriegsführung ſich vereinigten, ſo würden ſie leicht die ganze Welt unter der Herrſchaft eines einzigen kaiſerlichen Diadems bringen. Ferner würden die Spezereien, welche bei ihnen die Natur hervorbringe, und ihre bewunderten Webereien, ſowie die Metallarbeiten und ſonſtigen berühmten Kunſtprodukte der Römer nicht mehr, wie bisher, nur mühſam und ſpärlich auf verſtohlenem Wege von einem Volke zum andern eingeführt werden, vielmehr würden dieſelben, wenn das Ganze ein Land und ein Reich ſei, für beide Theile gemeinſchaftlich und ungehindert zum Genuſſe kommen.

Als der Parther dieſen Brief von ihm erhalten hatte, wollte er anfangs nicht darauf eingehen, indem er erwiederte: ein Ehebund zwiſchen einem Römer und einer Ausländerin ſei unpaſſend. Denn was werde das für eine Harmonie zwiſchen beiden geben, da keines des andern Sprache verſtehe, und da ſie auch in Lebensweiſe und Tracht von einander verſchieden ſeien? Es gebe ja bei den Römern hochadlige Familien in großer Anzahl, aus denen er die Tochter irgend

eines (Patriziers) ſich erwählen könne, wie bei ihm die Arſaciden, und keiner von ihnen beiden habe nöthig, ſein Geſchlecht durch eine Mißheirath zu verbaſtarden.

Eilftes Kapitel.

So lehnte er anfangs mit ſolchen Gegenbeſcheiden den Antrag ab. Als aber Antoninus in ihn drang, und durch reiche Geſchenke und Eidſchwüre ſeinem Verlangen nach dem Ehebündniſſe und ſeiner aufrichtigen Geſinnung Glauben zu bereiten fortfuhr, da läßt ſich der Barbar endlich überreden, verſpricht ihm ſeine Tochter zu geben, und nennt ihn ſeinen zukünftigen Schwiegerſohn. Als dieſe Kunde ſich verbreitete, bereiteten ſie Alles auf's Beſte zum Empfange des Römerkaiſers, und freuten ſich der Ausſicht auf einen immerwährenden Frieden. So überſchritt Antoninus ungehindert die Flüſſe, und rückte mit ſeinem Heere in das Parthiſche Gebiet ein, als wäre es bereits ſein eigen, während ihm überall Opfer zugeführt und Altäre bekränzt, und Räucherwerk und Spezereien aller Art von den Barbaren herbeigebracht wurden, über welches alles er ſich ſehr erfreut ſtellte. Als er nun immer weiter vorrückend den größten Theil des Weges zurückgelegt hatte, und ſich bereits dem königlichen Hoflager des Artabanus näherte, da wartete Artabanus ſeine Ankunft nicht ab, ſondern zog ihm entgegen zum Empfange auf die Ebene vor die Stadt, und hieß ihn willkommen als den Bräutigam ſeiner Tochter und ſeinen Eidam. Das geſammte Volk der Barbaren aber, mit den einheimiſchen Blumen bekränzt und mit buntfarbigen goldgeſtickten Gewanden angethan, feierte den Tag als ein Feſt, und nach dem Klange der Flöten, Syringen und Tamburine tanzten ſie ihre ſchöngeordneten Tänze, — denn ſie lieben es, ſich in ſolchem Tanze zu bewegen, wenn ſie etwas mehr als gewöhnlich Wein getrunken haben. Als ſich nun das ganze Volk verſammelt hatte, ſtiegen ſie von den Pferden, legten Köcher und Schießzeug ab, und machten ſich an das Spenden der Trankopfer und an das Trinken. Es hatte ſich aber eine überaus große Volksmenge der Barbaren verſammelt, und ſie ſtanden, wie es ſich traf, bunt durcheinander umher, da ſie nichts Arges vermutheten, und jeder nur darauf bedacht war, den Bräutigam zu ſehen. Da

plötzlich gibt Antoninus durch ein verabredetes Zeichen ſeinem Heere den Befehl, die Barbaren anzugreifen und niederzumachen. Entſetzt durch den Angriff, durch Hieb und Stich verwundet, wandten ſie ſich in die Flucht. Artabanus ſelbſt, von den ihn umgebenden Trabanten aus dem Getümmel geriſſen und auf ein Pferd geſetzt, entkam nur mit Noth in Begleitung Weniger. Die ganze übrige Volksmenge der Barbaren wurde niedergemetzelt, da ſie ihre Pferde nicht, wie ſie pflegten, zur Hand hatten — denn ſie waren abgeſtiegen, und hatten dieſelben auf die Weide gehen laſſen — und ſich nicht durch ſchnelles Laufen flüchten konnten, weil ihre lange weit um die Füße bauſchende Kleidung ſie daran hinderte; Köcher und Schießzeug hatten ſie auch nicht, denn was ſollten ſie damit beim Hochzeitfeſte? So richtete denn Antoninus eine große Niederlage unter den Barbaren an, worauf er, beladen mit Beute und zahlreichen Gefangenen, ohne Widerſtand zu finden ſich davon machte, unterwegs Dörfer und Städte in Brand ſteckte, und ſeinen Soldaten Erlaubniß gab, nach Möglichkeit und Luſt für ſich zu rauben und zu plündern.

Solch ein ſchwerer Schlag traf alſo ganz unverſehens die Barbaren.

Antoninus durchzog hierauf noch ein großes Stück des Partherlandes, bis ſelbſt ſeine Soldaten endlich des Plünderns und Mordens ſatt wurden, worauf er denn nach Meſopotamien zurückkehrte. Unmittelbar nach ſeiner Ankunft ſendet er Botſchaft an Senat und Volk der Römer: er habe den ganzen Orient bezwungen, und alle dortigen Königreiche hätten ſich ihm unterworfen. Der Senat wußte zwar den wahren Zuſammenhang der Dinge ſehr gut, — denn Thaten eines Kaiſers können unmöglich verborgen bleiben, — allein aus Furcht und Schmeichelei erkennen ſie ihm durch Beſchluß alle Siegesehren zu. Antoninus verweilte hierauf noch weiter in Meſopotamien, wo er ſich mit Rennfahren und mit dem Tödten aller möglichen wilden Thiere beſchäftigte.

Zwölftes Kapitel.

Nun hatte er aber zwei Oberbefehlshaber des Heeres, von denen der eine bereits ziemlich hoch in Jahren, übrigens ein unwiſſender

Menſch und ohne alle Erfahrung in Staatsgeſchäften war, aber in dem Rufe eines tüchtigen Soldaten ſtand; Adventus war ſein Name. Der zweite hieß Makrinus, war im Rechtswesen und Rechtsgeſchäften wohlerfahren, und namentlich ein ausgezeichneter Geſetzkundiger. Dieſen letzteren nun machte er häufig vor aller Welt zum Gegenſtande ſeines Spottes, weil er kein Soldat und kein tapfrer Degen, und ging damit bis zu entehrenden Schmachreden. Denn als er erfuhr, daß derſelbe eine gute Tafel führe, und über die ſchlechten und gemeinen Speiſen und Getränke die Naſe rümpfte, an denen bekanntlich Antoninus, weil ihm das ſoldatenmäßig dünkte, Gefallen fand, auch auf ſeine Kleidung, mochte es der Kriegsmantel oder ſonſt ein anderes Gewand ſein, beſondere Sorgfalt verwende, ſo machte er ihm daraus den Vorwurf der Unmännlichkeit und Weiberkrankheit, und drohte ihm beſtändig, ihn umbringen zu laſſen. Das Alles war dem Makrinus unerträglich, und erhielt ihn in beſtändiger Entrüſtung.

Nun ereignete ſich Folgendes; — denn endlich mußte es doch ein Ende nehmen [1]) mit dem Leben des Antoninus. Ueber die Maßen neugierig nämlich, wie er war, wollte er nicht nur alles Menſchliche wiſſen, ſondern auch auf das Göttliche und Dämoniſche ſeinen Fürwitz ausdehnen. Und da er ſtets alle Welt in Verdacht einer Abſicht gegen ſein Leben hatte, befragte er alle möglichen Orakel, und ließ von allen Orten her die berühmteſten Magier, Sterndeuter und Opferſchauer zu ſich kommen; auch blieb ihm keiner von denen unbekannt, die von dieſer Art Zauberkunſt Profeſſion machten. Weil er ſie nun aber doch immer in Verdacht hatte, daß ſie ihm nicht die Wahrheit verkündeten, ſondern ihm nur mit ihren Orakelſprüchen zu ſchmeicheln beabſichtigten, ſo ſchrieb er an einen gewiſſen Maternianus, den er damals mit Vollziehung aller ſeiner Regierungshandlungen zu Rom an ſeiner Stelle betraut hatte, weil er ihn für den treueſten von allen

[1]) Es iſt intereſſant, die Wiederkehr dieſes Gedankens bei Herodian in ähnlichen Fällen zu beachten (vgl. beim Tode des Commodus I, 16. 3. Anſ.). Bei den beiden grauſenvollſten Tyrannen der von ihm geſchilderten Zeit ſcheint der Gedanke: „daß endlich doch auch ihr Wüten *nothwendig* ein Ende haben mußte", ſein einziger Troſt geweſen zu ſein, und wahrſcheinlich ſpricht ſich darin die ganze Zerſtimmung aus, die Alles errang, und auch das Grauſenvollſte über ſich ruhig ergehen ließ, „weil es doch nicht ewig währen könne!"

ſeinen Anhängern hielt, und ihn allein zum Vertrauten aller ſeiner Geheimniſſe machte, und gab ihm den Auftrag: die ausgezeichnetſten Magier auszuſuchen, und mittelſt einer Todtenbeſchwörung in Erfahrung zu bringen, welches das ihm (dem Kaiſer) geſteckte Lebensziel ſei, und ob Jemand vielleicht gegenwärtig nach der Krone trachte. Maternianus vollzog, ohne ſich zu bedenken, die ihm von dem Kaiſer gegebenen Befehle, und ſei es nun, daß die beſchwornen Geiſter [1]) wirklich dieſe Weiſſagung gaben, oder daß er ſonſt den Makrinus zu Falle bringen wollte, — genug, er ſchreibt dem Antoninus: „der ihm nach der Krone trachte, ſei Makrinus, und es ſei nöthig, daß er ſich deſſelben entledige.“ Nachdem er dies Schreiben verſiegelt hatte, gab er daſſelbe, wie gewöhnlich, mit noch andern Briefen den Boten, welche nicht wiſſen, was ſie tragen. Dieſe legten die Reiſe mit der gewohnten Schnelligkeit zurück, und traten vor den Antoninus hin, als deſſelbe eben bereits die Tracht eines Wagenlenkers angethan hatte, und im Begriff ſtand, auf den Wagen zu ſteigen, und überbringen ihm das ganze Paket Briefe, unter denen ſich auch das Schreiben über den Makrinus befand. Antoninus aber, deſſen ganze Leidenſchaft und Gedanken bereits bei dem Wagenrennen waren, befiehlt dem Makrinus, bei Seite zu gehen und für ſich allein die Briefſchaften durchzuſehen, und wenn etwas Dringliches darin ſei, es ihm anzuzeigen, wenn nicht, ſelbſt wie gewöhnlich als Präfekt die nöthigen Verfügungen zu treffen. Solch ein Befehl war bei ihm eine oft vorkommende gewöhnliche Sache, und ſo wandte er ſich denn auch jetzt, nachdem er ihn ertheilt hatte, ganz auf ſeine vorhabende Beſchäftigung [2]). Als Makrinus ſich zurückgezogen hatte [3]), erbricht er die Briefe, und ſo fällt ihm denn auch der ihm Tod bringende in die Hände, und öffnet ihm die Augen über die Gefahr, an deren Abgrunde er ſteht. Da er den Jähzorn des Antoninus kannte, und ſich

[1]) „Die Dämonen“, ſagt Herodian.

[2]) Das Wagenrennen im Hippodrom.

[3]) Herodian ſagt: „als er mit ſich allein war.“ Man hat ſich vorzuſtellen, daß Makrinus, der ſich als Präfekt der Leibwache beim Kaiſer befand, und im Begriff war, ihn zum Hippodrom zu begleiten, ſich jetzt auf Befehl ſeines Herrn in ein beſonderes Kabinet zurückzog, um die Briefe ungeſtört durchzuſehen.

vorſtellen konnte, zu welchem blutigen Verfahren ihn ein Schreiben ſolcher Art bewegen würde, zumal hier obenein noch ein ſehr ſcheinbarer Vorwand gegeben war, ſo unterſchlägt er dieſen Brief, und meldet in Betreff der übrigen, daß nichts Außergewöhnliches darunter ſei.

Dreizehntes Kapitel.

Da er nun aber beſorgte, daß Maternianus ein zweites Schreiben gleichen Inhalts abgehen laſſen möchte, ſo beſchloß er, lieber ſelbſt eine That zu wagen, als unthätig leidend ſein Schickſal zu erwarten. Er unternimmt alſo folgendes Wagſtück.

Unter den Leibwächtern des Antoninus befand ſich ein gewiſſer Centurio Namens Martialios, welcher den Kaiſer immer begleitete. Deſſen Bruder hatte derſelbe auf eine bloße Verläumdung hin ohne überführende Beweiſe vor wenigen Tagen hinrichten laſſen, ihn ſelbſt, den Martialios, aber mit Spöttereien beleidigt, ihn einen Unmännlichen und Feigling und einen Spießgeſellen des Makrinus genannt. Von dieſem Manne wußte Makrinus, daß er ſich ſchwer grämte über ſeines Bruders Ermordung, und zugleich keine Luſt hatte, die ihm widerfahrenen Beleidigungen zu ertragen; er läßt ihn alſo zu ſich kommen — er hatte nämlich großes Vertrauen auf ſeine Ergebenheit von langer Zeit her, die er ſich auch durch viele ihm erzeigte Wohlthaten erworben hatte — und redet ihm zu, eine günſtige Gelegenheit wahrzunehmen, und dem Antoninus den Garaus zu machen. Der Centurio, auf den die Verſprechungen des Makrinus großen Eindruck machten, und der auch ohnedieß von Haß erfüllt war und für ſeinen Bruder Rache zu nehmen Verlangen trug, verſpricht, daß er gern ſein Beſtes thun wolle, ſobald er eine günſtige Gelegenheit gefunden haben würde.

Nun traf es ſich nicht lange nach dieſer Berathung, daß Antoninus, der in der Meſopotamiſchen Stadt Karrhä [1]) verweilte, Luſt bekommen hatte, von ſeinem kaiſerlichen Hoflager aus einen Abſtecher

[1]) „Das Haran der Bibel. Es wurde daſelbſt der Mond unter männlichem Namen verehrt (Spartian. Caracal. 6, 7.)."

nach dem Tempel der Selene zu machen, welcher die Eingebornen dort eine ganz beſondere Verehrung erwieſen. Nun war der Tempel aber weit von der Stadt entfernt, ſo daß es einer förmlichen Reiſe dahin bedurfte. So trat er denn mit wenigen Reitern, um nicht das ganze Heer in Athem zu ſetzen, die Reiſe an, weil er eben nur der Göttin zu opfern und dann ſofort zurückzukehren beabſichtigte. Auf der Hälfte des Weges hieß er, gedrängt von einer Nothdurft, alle ſeine Begleiter zurückbleiben, und ging mit einem einzigen Diener beiſeite, um ſich ſeiner Beſchwerniß zu entledigen. Natürlich hatten ſich alle ſofort abgewendet, und möglich weit zurückgezogen, wie es Schicklichkeit und Ehrfurcht verlangten. Martialios aber, der unaufhörlich auf eine günſtige Gelegenheit lauerte, ſah ihn nicht ſobald allein, als er angeblich von ihm durch einen Wink berufen, um eine Frage zu beantworten oder einen Auftrag zu vernehmen, zu ihm hinlief, in dem Augenblicke, wo er ſich die Kleider von den Hüften niederzog, auf ihn eindrang, und ihn von hinten mit einem Dolche ſtach, den er unbemerkt in Händen gehabt hatte. Der Stoß war tödtlich, denn er traf genau das Genick, und Antoninus wurde unvermuthet und unverſehens ein Raub des Todes. Als er niederfiel, ſchwang ſich Martialios auf ein Pferd und floh. Allein die Germaniſchen Reiter, die Lieblingsleibtrabanten des Antoninus, die nicht ſoweit entfernt ſtanden, wie die andern, und zuerſt das Geſchehene bemerkten, ſetzten dem Martialios nach, und erſchoſſen ihn mit ihren Wurfſpeeren.

Als nun auch das übrige Heer Kunde von dem Geſchehenen erhielt, entſtand ein allgemeiner Zuſammenlauf, und Makrinus war der Erſte, der zu dem Gefallenen hintrat, und ſich in heuchleriſches Wehklagen und Jammern ergoß. Das geſammte Heer war ſchwer betrübt über das Geſchehene, denn ſie ſahen es an, als ob ſie einen Kameraden und Lebensgenoſſen, nicht aber ihren Herrſcher verloren hätten. Auch hatten ſie keinen Verdacht, daß die Nachſtellung von Makrinus ausgegangen ſei, ſondern vermeinten, Martialios habe aus perſönlichem Haſſe ſich gerächt. So gingen ſie denn Alle zu ihren Zelten zurück. Makrinus aber übergab die Leiche dem Feuer, ſammelte die Aſche in einer Urne, und überſandte ſie der in Antiochia Hof haltenden Mutter zur Beſtattung. Dieſe aber, nachdem ſie von ihren beiden Söhnen ſolches Schickſal erfahren hatte, ſtarb, man weiß nicht, ob freiwillig

oder gezwungen, den Hungertod. — Ein ſolches Ende nahmen Antoninus und ſeine Mutter Julia, nachdem ſie gelebt hatten, wie im Vorigen erzählt worden iſt. Die Summe aber der Zeit, in welcher er allein die Kaiſerwürde bekleidete, ohne Vater und Bruder, betrug gerade ſechs Jahre.

Vierzehntes Kapitel.

Nachdem Antoninus geſtorben, war das Heer durchaus unſchlüſſig, was es beginnen und thun ſollte. Sie verblieben zwei Tage lang ohne Kaiſer, und ſannen hin und her, wen ſie zum Kaiſer machen ſollten. Denn bereits hieß es, daß Artabanus mit viel Volk und Heeresmacht heranrücke, um gerechte Rache zu nehmen für die mitten im Frieden und Freundſchaftsbunde Hingemordeten. So erwählen ſie denn zuerſt zum Kaiſer den Adventus, den ſie als einen tüchtigen Kriegsmann und nicht ſchlechten Präfekten kennen gelernt hatten. Dieſer aber ſchützte ſein Alter vor, und lehnte die Wahl ab. Darauf wählten ſie den Makrinus auf Zureden der Tribunen, die auch ſpäter in den Verdacht kamen, Mitverſchworene und Genoſſen des Makrinus bei ſeinem Anſchlage gegen den Antoninus geweſen zu ſein; jedenfalls wurden ſie nach dem Tode des Makrinus beſtraft, wie wir weiterhin an ſeiner Stelle erzählen werden. So erhielt denn Makrinus die Kaiſerwürde nicht ſowohl durch die Liebe und das Zutrauen der Soldaten, als vielmehr im Drange der Noth des gegenwärtigen Augenblicks.

Während dies vorging, erſcheint Artabanus mit ungeheurem Volk und Heeresmacht, zahlreicher Reiterei und vielen Bogenſchützen, ſowie mit Panzerreitern [1]), die von Kameelen herab lange Spieße warfen. Auf die Nachricht von ſeinem Heranrücken berief Makrinus ſeine Soldaten zuſammen, und hielt folgende Rede:

„Daß Ihr alle ſchwer betrübt ſeid über den Verluſt eines ſolchen Kaiſers, oder, um die Wahrheit zu ſagen, eines ſolchen Kameraden, iſt kein Wunder. Allein vernünftigen Menſchen ziemt es, Unglücksfälle zu ertragen und Schickſalsſchläge gelaſſen hinzunehmen. Sein

[1]) Dieſe ſogenannten „Kataphrakten".

Andenken wird in Euren Herzen ruhen, und von Euch der Nachwelt überliefert werden, wo es zum unsterblichen Ruhme der großen Thaten gereichen wird, die er gethan, und der Liebe und Zuneigung, die er Euch bewiesen, und der Mühsale, die er gemeinsam mit Euch bestanden hat. Jetzt aber, wo Ihr dem Angedenken des Verstorbenen die gebührende Ehre erwiesen, und allen heiligen Pflichten gegen ihn Genüge geleistet habt, ist es Zeit, uns an dasjenige zu machen, was dringend Noth thut. Ihr seht, daß der Barbar mit der gesammten Heeresmacht des Morgenlandes uns auf den Leib rückt, und daß er wohl gegründeten Anlaß zu seiner Feindseligkeit zu haben glaubt. Denn wir haben ihn herausgefordert, indem wir die Verträge gebrochen, und in tiefem Frieden den Krieg angefacht haben. So hängt denn jetzt das ganze Römerreich von Eurer Tapferkeit und Treue ab. Denn es handelt sich bei diesem Kampfe nicht um Grenzen des Landes, oder um Flüsse und Ströme, sondern um Alles [1], gegenüber einem mächtigen Könige, der seine Kinder und Verwandten rächen will, die er ungerechterweise und gegen beschworene Verträge hingemordet glaubt. So laßt uns denn zu den Waffen greifen, und uns mit der den Römern gewöhnlichen guten Haltung in Schlachtordnung stellen. Denn in regelmäßigen Feldschlachten wird sicher die ungeordnete und zufällig zusammengestellte Masse der Barbaren sich selber hinderlich sein, während Eure wohlgeordnete und gut geübte kampferfahrene Streitmacht Euch zum Heile und jenen zum Verderben gereichen wird. So kämpft denn fröhlichen Muthes, wie es Römern ziemt und eigen ist. Denn dadurch werdet Ihr die Barbaren zurückwerfen, und, mit Ruhm und Ehre bedeckt, vor den Römern und allen Menschen zugleich die frühere Siegesnachricht zu einer Wahrheit machen, indem Ihr nicht mit List und Betrug Verträge gebrochen und Unrecht verübt, sondern mit gewaffneter Hand zugleich die Feinde überwunden habt."

Nachdem er dergestalt gesprochen hatte, stellten sich die Soldaten, welche den Drang der Nothwendigkeit einsahen, in Schlachtordnung, und blieben unter den Waffen.

Mit Aufgang der Sonne erschien Artabanus mit ungeheurer Heeresmacht. Die Barbaren begrüßten, wie es bei ihnen Sitte ist,

[1] D. h. um unsere und des römischen Reiches Existenz.

die Sonne, erhoben ein gewaltiges Schlachtgeſchrei, und machten unter beſtändigem Pfeilſchießen Reiterangriffe auf die Römer. Die Römer aber, welche ihre Schlachthaufen in guter Ordnung und Deckung aufgeſtellt, an den beiden Flügeln die Reiterei und die Mauriſchen Schützen poſtirt, und die Zwiſchenräume mit leichtem zum ſchnellen Vorbrechen geſchickten Fußvolke gefüllt hatten, empfingen die Barbaren ſehr tapfer. Die Barbaren freilich thaten ihnen großen Abbruch durch die Menge ihrer Bogenſchützen und durch die langen Speere der Panzerreiter, mit welchen die von ihren Pferden und Kameelen herab ihnen überall Wunden beibrachten. Die Römer dagegen gewannen über die im Nahekampfe mit ihnen Streitenden leicht die Oberhand, da aber die zahlreiche Reiterei und die vielen Kameele ihnen großen Schaden thaten, ſo machten ſie einen Scheinrückzug, und warfen dabei Fußangeln und andere eiſerne Werkzeuge, mit ſehr ſpitzen Widerhaken verſehen, auf das Feld, die im Sande verborgen und, von den Roß- und Kameelreitern nicht geſehen, ihnen ſehr verderblich wurden. Denn ſobald die Pferde und namentlich die Kameele, die ſehr zarte Hufe haben, darauf traten, ſo knickten ſie ein, wurden lahm und warfen ihre Reiter ab. Nun aber kämpfen die dortigen Barbaren, ſo lange ſie auf ihren Pferden und Kameelen ſind, ſehr tapfer, ſind aber, ſobald ſie von denſelben abſteigen und heruntergeworfen werden, ſofort in der Hand der Feinde, da ſie den Nahekampf nicht beſtehen können, während ſie, wenn es zu fliehen oder zu verfolgen gilt, durch ihre Kleidung gehindert werden, welche ihnen in weiten Falten Schenkel und Füße umbauſcht.

Indeſſen kämpfte man am erſten und zweiten Tage von früh bis zum Abend, und nur die einbrechende Nacht machte dem Kämpfen ein Ende, worauf dann beide Theile ſich in der Ueberzeugung, geſiegt zu haben, in ihre Lager zurück begaben. Am dritten Tage rückten ſie auf's Neue auf demſelben Felde gegen einander zum Kampfe. Die Barbaren, welche den Unſrigen an Zahl bedeutend überlegen waren, verſuchten, die Römer zu umgehen und zu umzingeln. Die Römer aber ſtellten ihre Abtheilungen [1]) nicht mehr in Tiefſtellung auf, ſondern zogen ſie in langer Linie auseinander, und verhinderten

[1]) Im Original: „die Phalangen".

ſo ſtets den Verſuch der Umgehung. So groß war die Menge der erſchlagenen Menſchen und Thiere, daß das ganze Blachfeld davon voll wurde, und ungeheure Leichenhaufen ſich hoch emporthürmten, zumal von Kameelen, die über einander hinſtürzten. Natürlich wurden dadurch die Streitenden am Sturmangriffe gehindert, ja ſie konnten einander nicht einmal mehr recht ſehen, da ſo zu ſagen ein großer und ſchwer überſteiglicher Wall in der Mitte von den Leichen ſich aufgehäuft hatte, der ſie verhinderte, ſich gegenſeitig anzugreifen. So zogen ſich denn beide Theile in ihr Lager zurück.

Makrinus indeſſen glaubte zu bemerken, daß Artabanus aus keiner andern Urſache ſo hartnäckig den Kampf fortſetze, als weil er glaubte, daß er gegen Antoninus fechte; — denn während ſonſt die Barbaren gewöhnlich ſehr leicht müde zu werden und den Kampf aufzugeben pflegten, ſobald ſie nicht in den erſten Angriffen einen Erfolg davontragen, harrten ſie jetzt aus, entſchloſſen nach Wegräumung und Verbrennung ihrer Todten den Kampf zu erneuern, da ſie nicht ahnten, daß der Urheber aller Feindſeligkeit todt ſei. Er ſchickt alſo eine Geſandtſchaft, und läßt dem Partherkönige ſagen: der Kaiſer, welcher wider den beſchworenen Vertrag gefrevelt habe, ſei todt, und habe den gerechten Lohn ſeiner Thaten empfangen; die Römer, denen die Herrſchaft gehöre, hätten ihm die kaiſerliche Gewalt in die Hände gelegt, und er ſeinerſeits mißbillige nicht nur das Vorgefallene, ſondern ſei auch bereit, die noch vorhandenen Gefangenen freizugeben und das geraubte Gut zurückzuerſtatten, aus einem Feinde einen Freund zu machen und den Frieden durch beſchworene Verträge zu beſiegeln. Als Artabanus hiervon Kenntniß erhielt, und durch die Abgeſandten die Ermordung des Antoninus erfuhr, glaubte er, daß der Bundbrüchige genügende Strafe empfangen habe, und da ſein Heer ſtarke Verluſte erlitten hatte, war er es wohl zufrieden, die Gefangenen und das geraubte Gut ohne weiteres Blutvergießen zurückzuerhalten; er ſchloß alſo mit dem Makrinus Frieden, und kehrt in ſein Reich zurück. Dieſer aber machte dem weiteren Verweilen des Heeres in Meſopotamien ein Ende, und zog gen Antiochia.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Regierung und das Ende des Antoninus ſind in dem vorhergehenden Buche geſchildert worden, desgleichen die Verſchwörung gegen ihn und der Thronwechſel [1]).

Nach ſeiner Ankunft zu Antiochia ſendet Makrinus an das römiſche Volk folgendes Sendſchreiben:

„Bei Eurer Bekanntſchaft mit den von jeher befolgten Grundſätzen meiner Lebensführung, mit meiner Neigung für die Rechtlichkeit und mit der Milde meiner früheren Amtsverwaltung, in welcher ich faſt kaiſerliche Machtgewalt beſaß, da ja auch der Kaiſer ſelbſt der Treue ſeiner Oberbefehlshaber der Leibwache anvertraut iſt, halte ich es für überflüſſig, viele Worte zu machen. Denn Ihr wiſſet, daß ich keinen Gefallen fand an dem Thun und Treiben des Kaiſers, und daß ich mich häufig Euretwegen in Gefahr ſetzte in Fällen, wo er jeder beliebigen Verläumdung Gehör gebend ſchonungslos gegen Euch verfuhr. Auch mich ſchalt er übel aus, indem er mir vielmals öffentlich mein gemäßigtes und menſchenfreundliches Betragen gegen die Unterthanen zum Vorwurfe machte, und es als Nachläſſigkeit und Charakterſchwäche verſpottete, während er, ein Freund der Schmei-

[1]) Die Worte: „desgleichen — Thronwechſel" hat J. Bekker als unächt eingeklammert.

chelei, diejenigen, welche ihn zur Grausamkeit anspornten, zu seinen Wuthausbrüchen ihm die Losung gaben, und seinen Zorn durch Verläumdungen anfachten, für wohlgesinnte und treue Freunde achtete. Ich aber habe nun einmal von Natur eine Neigung zur Milde und Mäßigung. So haben wir denn den Krieg gegen die Parther, der höchst bedeutend war, und durch den das ganze Römische Reich sich in Gefahr befand, beendigt, haben einerseits in mannhaftem Kampfe uns in offener Feldschlacht ohne den geringsten Schaden an unserer Waffenehre uns mit dem Feinde gemessen, und demnächst durch den Friedensvertrag einen mit gewaltiger Heeresmacht gegen uns ausgerückten großen König aus einem schwer zu bekämpfenden Feinde in einen zuverlässigen Freund verwandelt. Unter meiner Regierung soll Jedermann ohne Furcht und ohne Blutvergießen leben, und sie soll mehr für eine aristokratische, als für eine monarchische angesehen werden. Möge sich Niemand daran stoßen oder es für einen Mißgriff des Geschicks halten, daß es mich, der ich doch nur zum Stande der Ritter gehöre, zu solcher Stellung erhoben hat. Denn was nützt edle Geburt, wenn sie nicht mit Güte des Herzens und Menschenfreundlichkeit des Charakters verbunden ist? Des Geschickes Gaben fallen auch Unwürdigen zu, aber Seelenadel verleiht jedem Ruhm, der sein Eigenthum ist. Hohe Geburt und Reichthum, und was dergleichen mehr ist, preist man zwar als Glücksgüter, aber man zollt ihnen kein Lob, weil sie Gaben sind, die wir von Andern haben. Herzensgüte dagegen und Rechtlichkeit werden nicht nur bewundert, sondern geben auch dem, welcher sie mit Erfolg ausübt, ein gewisses Anrecht, die jenen Tugenden gezollten Lobsprüche auf seine Person zu beziehen. Was hat Euch denn auch die hohe Geburt des Commodus und die regelrechte väterliche Erbnachfolge des Antoninus genützt? Solche Herrscher betrachten den Thron als ein ihnen von Rechtswegen gehörendes Erbschaftsstück, und verfahren in dem ihnen von ihren Ahnen her zukommenden Besitze solchen Eigenthums mit Uebermuth. Dagegen diejenigen, welche ihn von Euch empfingen, blieben ewig Eure dankbaren Schuldner, und versuchen denen wiederzuvergelten, die sich durch Gutthaten früher Anspruch auf ihren Dank erworben haben. Und bei den hochgebornen Kaisern verleitet die edle Geburt zum Uebermuth, der sich in der Verachtung der Unterthanen als viel

geringerer Weſen kund gibt. Die aber, welche aus mittleren Verhältniſſen zu ſolcher Stellung gelangen, ſchätzen dieſelbe als etwas durch Mühe Erworbenes, und erweiſen, wie ſie es gewohnt ſind, Ehre und Achtung denen, welche einſt über ihnen ſtanden. Was mich betrifft, ſo beabſichtige ich nichts ohne Euren Beirath zu thun, und Euch als Genoſſen und Berather der Regierung zu betrachten. Ihr dagegen werdet in Sicherheit und Freiheit leben, die Ihr unter den hochgebornen Kaiſern entbehren mußtet, während früher Markus und ſpäter Pertinax, welche beide als bürgerlicher Leute Kinder gewiegt worden waren, Euch dieſe Güter wiederzugeben verſuchten. Denn ſelbſt Anfang eines ruhmwürdigen Geſchlechts ſein iſt auch für das folgende Geſchlecht beſſer, als den von den Ahnen überkommenen Ruhm durch Schlechtigkeit der Sitten zu ſchänden!“ [1]).

Zweites Kapitel.

Nachdem dieſes Schreiben verleſen worden war, begrüßt der Senat den neuen Kaiſer mit Beifallsjubel, und erkennt ihm durch Beſchluß alle kaiſerlichen Ehren zu. Doch freuten ſich Alle nicht ſowohl darüber, daß gerade Makrinus die Nachfolge angetreten hatte, ſondern der Umſtand, daß ſie den Antoninus los waren, war es vielmehr, der allgemeinen Jubel und Feſtfreude hervorrief. Glaubte doch jeder, zumal von denen, welche irgendwie in Anſehen und Würden ſtanden, ein über ſeinem Nacken hängendes Schwert weggenommen zu ſehen. Sofort wurden die Angeber und alle Sklaven, welche ihre Herren denuncirt hatten, gezählt; und da ſolchergeſtalt die römiſche Hauptſtadt und ſo zu ſagen die ganze den Römern unterworfene Erde von ſchlechten Menſchen gereinigt wurde, indem ſie theils ihre Strafe empfingen, theils verbannt wurden, und ſelbſt die wenig verborgen gebliebenen ſich aus Scheu ruhig verhielten, — ſo lebte man jenes ganze Jahr hindurch, auf deſſen Dauer die Regierung des Makrinus

[1]) Makrinus hatte Urſache, gegen die Legitimität der fürſtlichen Geburt zu reden. Er war nicht Senator, und ſeine Feinde behaupteten ſogar, daß er von Sklaven abſtamme. Wenigſtens ließ ſein Nachfolger dies durch gedungene Skribenten verbreiten, deren Nachklänge Gibbon noch in der „Kaiſergeſchichte“ findet.

beſchränkt war, in vollkommener Sicherheit, und in einem Zuſtande, der ein Bild der Freiheit war. Er machte nur den einzigen Fehler, daß er nicht ſofort die verbundenen Heerlager auflöste, die einzelnen Corps in ihre Standquartiere entließ [1]), und ſelbſt nach dem ihn ſehnlich erwartenden Rom eilte, wo ihn der ſtürmiſche Ruf des Volks wiederholt zu ſehen verlangte, ſondern in Antiochia ſitzen blieb, wo er ſeinen Bart pflegte, ſeine über Gebühr langſamen Spaziergänge machte, und denen, welche ihm aufwarteten, kaum oder zu ſchläfrig eine Antwort gab, daß man ihn oft wegen ſeines leiſen Sprechens gar nicht verſtand. Er legte großen Werth darauf, in dieſen Dingen dem Markus nachzuahmen, während er ihn in ſeiner übrigen Lebensweiſe nicht zum Vorbilde nahm, ſondern ſich mehr und mehr der Ueppigkeit ergab, ſeine Zeit mit Balletvorſtellungen und allen Arten von Muſik- und Tanzkünſtlern verbrachte, ohne ſich um die Regierungsgeſchäfte zu bekümmern [2]). Dazu erſchien er öffentlich mit koſtbaren goldenen edelſteinbeſetzten Spangen und Gürteln geſchmückt, während ſolche Pracht bei den römiſchen Soldaten nicht beliebt war, vielmehr in ihren Augen für barbariſch und weibiſch galt. Daher waren ihm die Soldaten, die dies ſahen, von vorn herein nicht günſtig, während ſie auch an ſeiner Lebensweiſe Anſtoß nahmen, die ihnen zu weichlich für einen Soldaten dünkte; und wenn ſie vergleichend der Lebensweiſe des Antoninus gedachten, die ſo knapp und ſoldatenmäßig geweſen war, ſo ſchalten ſie auf Makrinus' Ueppigkeit. Dazu waren ſie übel zufrieden, daß ſie ſelber unter Zelten und im fremden Lande leben mußten, zuweilen ſelbſt am Nothwendigſten Mangel litten, und obſchon doch Friede ſei, nicht in ihre Heimath zurückkehren durften, während ſie den Makrinus in Herrlichkeit und Freuden leben ſahen. So fingen ſie denn bald an auffäſſig zu werden, und unter einander auf ihn zu ſchimpfen, und verlangten ſehnlich nach einem beliebigen Vorwande, um ſich des Urhebers ihrer Beſchwerden zu entledigen.

---

[1]) Caracalla hatte ein großes Heer aus den verſchiedenſten Provinzen des Reichs im Orient verſammelt.

[2]) Dies ſcheint offenbare Uebertreibung.

Drittes Kapitel.

So ſollte denn Makrinus, nachdem er ein kurzes Jahr lang die Kaiſerherrlichkeit genoſſen hatte, Leben und Thron zugleich verlieren, da der Zufall den Soldaten eine unbedeutende und geringfügige Gelegenheit zur Erfüllung ihrer Wünſche bot.

Es lebte damals eine Frau Namens Mäſa, von Geburt eine Phönikerin aus der Emeſus [1]) geheißenen Stadt in Phönikien. Sie war eine Schweſter der Julia, der Gemahlin Sever's und Mutter des Antoninus. So lange ihre Schweſter lebte, hatte ſie eine Reihe von Jahren hindurch, während der Regierung des Severus und Antoninus, in der kaiſerlichen Hofburg gewohnt. Dieſer Mäſa nun hatte Makrinus, nach dem Tode ihrer Schweſter und nach Ermordung des Antoninus, angewieſen, in ihre Heimath zurückzukehren, und mit Beibehaltung ihres ganzen Vermögens in ihrer Familie zu leben. Nun war ſie aber im Beſitze großer Schätze, da ſie ſo lange die Vortheile kaiſerlicher Macht genoſſen hatte. Die alte Dame ging alſo in ihre Heimath zurück, und lebte dort im Schooße ihrer Familie. Sie hatte aber zwei Töchter, von denen die ältere Soämis, die zweite Mammäa hieß. Die ältere hatte einen Sohn Namens Baſſianus, die jüngere einen, der Alexianus hieß; dieſe wurden unter Aufſicht ihrer Mutter und der Großmutter erzogen, und Baſſianus zählte etwa vierzehn Jahre, während Alexianus im zehnten Jahre ſtand [2]). Beide waren dem Gott Helios zu Prieſtern geweiht, den die Landeseinwohner unter dem phöniziſchen Namen Eläagabalus [3]) verehren. Es war

---

[1]) Jetzt Hems, Stadt in Syrien, früher Sitz arabiſcher Dynaſten, ſpäter unter Caracalla römiſche Kolonie.

[2]) Dieſe Angabe iſt nicht ganz richtig. Nach Gibbon's Berechnung war Elagabalus damals ſiebzehn, ſein Vetter dreizehn Jahre alt. Auch verlängert Herodian durch einen ähnlichen chronologiſchen Fehler die Regierung Elagabals um zwei Jahre über ihre wirkliche Dauer. (Gibbon I, S. 240—41.)

[3]) Von den Griechen zuweilen umgeformt in Heliogabal, ſonſt auch Alagabalus oder Elagabalus geſchrieben, bedeutet urſprünglich, nach Gibbon (I, S. 244 Sporſchill), „der geſtaltende Gott" von El, Allah (Gott), und Gabal (formen). Nach Andern bedeutet der Name ſoviel als „Gott des Berges".

ihm daselbst ein sehr großer Tempel errichtet, der mit vielem Gold und Silber und prächtigen Edelsteinen ausgestattet war, auch wird er nicht bloß von den Eingebornen hoch verehrt, sondern auch alle benachbarten Satrapen und Barbarenkönige senden wetteifernd dem Gotte alljährlich kostbare Weihgeschenke. Ein Kultbild zwar, ein von Menschenhand gemachtes, wie bei Griechen und Römern, steht nicht in dem Tempel, wohl aber ist daselbst ein gewaltiger Stein, von unten her rund und in eine Spitze auslaufend, von kegelförmiger Gestalt und schwarz von Farbe. Der fromme Glaube nennt ihn vom Himmel gefallen, sie zeigen an demselben kleine Erhöhungen und Eindrücke auf, und wollen in ihm ein nicht von Menschenhand gemachtes Bild des Helios erkannt wissen, welches sie selbst in ihm sehen.

Diesem Gotte nun also war Bassianus als Priester geweiht, denn ihm, als dem älteren, hatte man den heiligen Dienst übertragen; und so zeigte er sich denn öffentlich in Barbarentracht, bekleidet mit goldgestickten purpurnen, bis an die Hände und Füße reichenden Untergewändern, während Kleider von gleich bunten Gold- und Purpurstoffen die Beine von den Hüften bis zu den Zehen bedeckten. Den Kopf schmückte ein Kranz von künstlichen, aus Gold und Edelsteinen bunt zusammengesetzten Blumen. Er war in der Blüthe der Jugend, und von Ansehen der schönste Jüngling seiner Zeit, und es war ganz natürlich, daß man bei dieser Vereinigung von Leibesschönheit, Jugendblüthe und zierlicher Kleidung den Jüngling mit den schönen Bildnissen des Dionysos vergleichen mochte.- Wenn er nun so die Kultopfer vollzog, und nach dem Klange der Flöten, Syringen und vieler anderer Instrumente nach Sitte der Barbaren um die Altäre tanzte, sahen ihm alle Leute mit besonderer Theilnahme zu, vorzüglich aber die Soldaten, welche wußten, daß er von kaiserlicher Abkunft war, während seine Jugendschönheit aller Blicke auf sich zog. Damals lag gerade in der Nähe der Stadt ein großes Heer, bestimmt, Phönikien zu decken, welches jedoch später verlegt wurde, wie wir weiterhin erzählen werden. Es kamen also die Soldaten bei jeder Gelegenheit in die Stadt, wo sie natürlich der Verehrung wegen in den Tempel gingen, und mit Freuden den Jüngling anblickten. Unter ihnen befanden sich denn auch einige Schützlinge und Klienten der Mäsa, zu denen diese, als sie den Jüngling bewunderten, sei es

wahr oder erdichtet, geäußert hatte: „er ſei ja auch von Geburt eigentlich der Sohn des Antoninus, wenn er auch für den Sohn eines Andern gelte. Denn Antoninus habe ſeiner Zeit ihre Töchter, als ſie jung und ſchön in der kaiſerlichen Hofburg bei ihrer Schweſter [1]) lebten, häufig beſucht.“ Kaum hatten jene dies vernommen, ſo erzählten ſie es alsbald ihren Kameraden wieder, ſo daß ſich im Fortgange des Gerüchts die Kunde durch das geſammte Heer verbreitete. Von der Mäſa aber hieß es: ſie habe ganze Haufen Geldes, und werde bereitwillig alles den Soldaten hingeben, wenn ſie ihrem Geſchlechte den Kaiſerthron wieder verſchafften. Als die Soldaten nun den Vorſchlag machten, ihr und den Ihrigen, wenn ſie unter dem Schutze der Nacht heimlich zu ihnen herauskommen wollten, die Thore zu öffnen, ſie mit ihrem ganzen Geſchlechte aufzunehmen, und ihren Enkel als Sohn des Antoninus und zum Kaiſer auszurufen, ſo willigte die alte Frau ein, entſchloſſen, lieber ſich in alle mögliche Gefahr zu ſtürzen, als länger im Privatſtande zu leben und in den Augen der Menſchen als eine Geſtürzte zu gelten. So verließ ſie denn Nachts heimlich die Stadt mit ihren beiden Töchtern und Enkeln. Als ſie geführt von den vertrauten Soldaten an die Mauer des Heerlagers gelangten, wurden ſie ohne Schwierigkeit eingelaſſen, und ſofort begrüßte das ganze Heer den jungen Menſchen mit dem Namen Antoninus, ſie warfen ihm den Purpurmantel über die Schultern, und behielten ihn in ihrer Mitte. Darauf brachten ſie alle nöthigen Lebensbedürfniſſe, ſowie ihre Frauen und Kinder, und was ſie ſonſt in den umliegenden Dörfern und Feldern hatten, in's Lager, verrammelten die Thore, und bereiteten ſich vor, im Falle der Noth eine Belagerung auszuhalten.

Viertes Kapitel.

Als Makrinus, der immer noch in Antiochia verweilte, dieſe Kunde erhielt, und zugleich das Gerücht alle Heerlager durchlief, daß Antoninus' Sohn aufgefunden ſei, und die Schweſter der Julia Geld

[1]) Nämlich der Mäſa Schweſter, Julia.

vertheile, geriethen die Soldaten, die Allem, was gesagt wurde, mochte es nun bloß möglich oder wirklich wahr sein, Glauben schenkten, in fieberhafte Aufregung. Es reizte und spornte sie zum Umsturz der bestehenden Regierung einerseits der Haß gegen Makrinus, andrerseits das schmerzliche Andenken an den Antoninus, und vor Allem die Aussicht auf Geld, so daß Viele sogar als Ueberläufer sich zu dem neuen Antoninus begaben. Makrinus seinerseits, der den ganzen Handel als eine Kinderei verachtete, und sich seiner gewohnten Sorglosigkeit überließ, bleibt für seine Person ruhig zu Hause, und sendet nur einen der Befehlshaber des Heeres ab, dem er eine, wie er glaubte, zur gründlichen Vernichtung der Abtrünnigen hinlängliche Truppenmacht mitgab. Als aber Julianus, so hieß dieser Befehlshaber, anlangte und gegen die Mauern [1]) anrückte, da stiegen von innen die Soldaten auf die Thürme und Zinnen, zeigten dem belagernden Heere draußen den jungen Menschen, den sie als Antoninus' Sohn mit Hochrufen begrüßten, und zeigten ihnen ihre mit Geld gefüllten Beutel [2]) als Lockspeise des Verraths. Diese nun glaubten, daß jener Antoninus' Sohn sei, und zwar sein leibhaftes Ebenbild — denn sie wollten dasselbe in ihm sehen; sie schneiden also dem Julianus den Kopf ab, den sie dem Makrinus zuschicken, und wurden darauf sammt und sonders nach Oeffnung der Thore in das Lager aufgenommen. Durch diesen Zuwachs war die Streitmacht der Aufständischen in der Lage, nicht bloß eine Belagerung abzuwehren, sondern sogar sich in offener Feldschlacht mit den Gegnern zu messen; und dazu erhielt dieselbe noch durch die Menge der von Zeit zu Zeit, wenn auch nur in kleinen Trupps ankommenden Ueberläufer eine immerhin beträchtliche Verstärkung.

Als Makrinus dies erfuhr, sammelte er das ganze um sich habende Heer, und zog heran, um, wie er meinte, die zu seinem Gegner Uebergetretenen zu belagern. Antoninus aber, dessen Soldaten keine

---

[1]) Des befestigten Lagers der Rebellen.

[2]) Die römischen Soldaten trugen ihr Geld in gürtelähnlichen ledernen „Geldkatzen", wie unsere Bauern und Viehhändler. Mit einer solchen goldgefüllten Geldkatze (zona, ballantion) um den Leib versteckte sich Kaiser Vitellius vor den eindringenden feindlichen Soldaten. S. Sueton Vitell. 16. Schmid zu Horaz Epist. II, 2, 40.

Luſt hatten, ſich belagern zu laſſen, und voll Siegeshoffnung und Kampfluſt auszuziehen und ſich mit Makrinus in offener Feldſchlacht zu meſſen verlangten, führt ſeine Streitmacht aus dem Lager in's Feld. Der Zuſammenſtoß beider Heere erfolgte auf der Grenze von Phönikien und Syrien. Die Soldaten des Antoninus ſtritten tapfer ſchon aus Furcht vor der Strafe für ihren Verrath, welche im Falle einer Niederlage ihrer harrte, während die des Makrinus ohne rechten Ernſt in den Kampf gingen, und theilweiſe deſertirten und zum Antoninus übergingen. Als Makrinus dies ſah, ergriff ihn die Furcht, völlig von ſeiner Streitmacht verlaſſen als Gefangener in die Hände der Feinde zu fallen und von ihnen ſchimpfliche Mißhandlungen zu erleiden. Er warf alſo, während die Schlacht noch ſtand, bei Eindruch des Abends ſeinen Purpurmantel und alle übrigen Zeichen kaiſerlicher Würde von ſich, und entflieht mit einigen ſeiner getreueſten Centurionen, nachdem er, um ſich unkenntlich zu machen, den Bart abgeſchoren und ein Reiſekleid angezogen hatte, und den Kopf auf der Flucht ſtets verhüllt hielt. So reiste er Tag und Nacht fort, überall dem Gerüchte ſeines Unglücks zuvorkommend, indem die Centurionen mit großem Eifer überall die Beſchaffung der Fuhrwerke beeilten, als ob ſie von dem Kaiſer Makrinus in wichtigen Angelegenheiten geſendet ſeien.

Dieſer alſo, wie geſagt, floh. Das Kriegsvolk aber ſetzte auf beiden Seiten den Kampf fort; für Makrinus fochten die Leibgarden und Trabanten, die ſogenannten Prätorianer, welche dem ganzen übrigen Heere als ein ſtarkes und erleſenes Corps allein noch tapfern Widerſtand leiſteten, während bereits die ganze übrige Maſſe für den Antoninus ſtritt. Als jedoch die, welche für ihn fochten, den Makrinus und die kaiſerlichen Inſignien längere Zeit hindurch nirgends mehr erblickten, wurden ſie natürlich ſtutzig, wo er wohl ſein möchte, ob er ſich unter der Maſſe der Gefallenen befinde, oder ob er ſich aus dem Staube gemacht habe, und wußten nicht, wie ſie ſich in der Sache verhalten ſollten. Denn ſie hatten keine Luſt, für den nicht mehr Anweſenden zu ſtreiten, und andrerſeits war es ihrer Ehre zuwider, ſich auf Gnade und Ungnade ſo zu ſagen kriegsgefangen zu geben. Inzwiſchen hatte Antoninus von den Ueberläufern die Flucht des Makrinus in Erfahrung gebracht, er ſandte alſo Herolde ab, und

läßt ihnen durch dieſelben zu wiſſen thun, daß ſie zwecklos für einen Frigling und Ausreißer kämpfen, er verſpricht ihnen eidlich Sicherheit und Straſloſigkeit, und fordert ſie auf, auch bei ihm den Dienſt als Leibgarde zu übernehmen. Natürlich gingen ſie darauf ein, und traten zu ihm über.

Antoninus ſandte hierauf Mannſchaft zur Verfolgung des Makrinus aus, der inzwiſchen einen bedeutenden Vorſprung gewonnen hatte. In Chalcedon, einer Stadt Bithyniens, wurde er jedoch ergriffen, wo er ſchwer erkrankt und von der anhaltenden Fluchtreiſe erſchöpft darniederlag. Dort fanden ihn die Verfolger in dem Verſtecke irgend eines vorſtädtiſchen Landhauſes, und ſchnitten ihm den Kopf ab. Wie es hieß, beabſichtigte er, nach Rom zu eilen, im Vertrauen auf die Zuneigung des Volkes für ihn. Er ſegelte ſchon über die Meerenge der Propontis der Küſte von Europa zu, und näherte ſich bereits der Stadt Byzanz, als, wie man ſagt, ein Widerwind ſein Schiff erfaßte, und ihn in ſein Verderben zurückführte. So nahe alſo war Makrinus daran, ſeinen Verfolgern zu entgehen, und ein ſo ſchmähliches Ende fand er, weil er zuletzt nach Rom gehen wollte, während er das zuerſt hätte thun müſſen. So brachte ihn ſeine Kopfloſigkeit ebenſo wie ſein Schickſal zu Falle. Das alſo war das Ende des Makrinus, und mit ihm ward ſein Sohn um's Leben gebracht, den er zum Cäſar gemacht und Diadumenianus genannt hatte.

Fünftes Kapitel.

Nachdem das geſammte Heer ſich auf die Seite des Antoninus geſtellt und ihn zum Kaiſer ausgerufen hatte, übernahm er die Regierung, indem er die dringendſten Geſchäfte im Orient von ſeiner Großmutter und den um ihn befindlichen Freunden beſorgen ließ — denn er ſelbſt war noch zu jung an Jahren, und ohne Geſchäftserfahrung und Kenntniß — verweilte aber nicht lange (im Orient), ſondern beeilte ſeine Abreiſe, da zumal die Mäſa nach ihrem altgewohnten Kaiſerpalaſte in Rom Verlangen trug. Als dem Senate und Volke von Rom das Vorgefallene mitgetheilt wurde, ſo hörten zwar Alle die Kunde ſehr ungern, fügten ſich aber der Nothwendigkeit, da

das Heer einmal ſich ſo entſchieden hatte. Man ſchalt auf Makrinus' Läſſigkeit und weichliche Sitten, und ſagte, daß kein anderer als er ſelbſt Schuld ſei an ſeinem Ausgange.

Antoninus, der indeſſen aus Syrien aufgebrochen und nach Nikomedien gekommen war, überwinterte daſelbſt, da die Jahreszeit es ſo verlangte. Sofort begann er hier ſein bacchantiſches Leben, und beeiferte ſich, den Prieſterdienſt ſeines heimiſchen Gottes, in welchem er erzogen war, mit großem Pompe zur Schau zu ſtellen, indem er ſich in die allerkoſtbarſten Gewänder kleidete, ſich mit purpurnen golddurchwirkten Stoffen, Halsbändern und Halsketten putzte, und auf dem Kopfe eine Krone in Form einer Tiara von Gold und koſtbaren Edelſteinen trug. Seine äußere Erſcheinung war ein Mittelding zwiſchen dem Anzuge eines Phönikiſchen Prieſters und der weichlichen Mederkleidung. Alle römiſche oder helleniſche Tracht war ihm zuwider, die, wie er ſich ausdrückte, aus Wolle, einem ſo gemeinen Stoffe, gemacht ſei; die Seriſchen[1]) Gewebe hatten allein ſeinen Beifall. Er zeigte ſich öffentlich unter Flöten- und Trompetenklang, als wolle er dem Gotte zu Ehren Orgien feiern.

Die Mäſa ſah dies Alles ſehr ungern, und verſuchte ihn durch inſtändiges Bitten dahin zu bringen, jene Kleidung mit der römiſchen Tracht zu vertauſchen, damit er, der doch im Begriff ſtehe, in Rom einzuziehen und den Senat zu beſuchen, nicht durch fremdartige oder völlig barbariſche Kleidung die Augen der Zuſchauer beleidige, die derſelben ganz ungewohnt waren, und nach deren Anſicht ſolcher Aufputz ſich nicht für Männer, ſondern nur für das weibliche Geſchlecht paſſe. Er aber verachtete die Worte der alten Dame, und ließ ſich auch von keinem Andern rathen, wie denn auch Niemand zu ihm gelaſſen wurde, als Leute ſeines Schlags und Schmeichler ſeiner Ausſchweifungen; vielmehr wollte er Senat und Volk von Rom an den

[1]) Die Seres ſind die Bewohner von Serika, der Landſchaft, welche den öſtlichen Theil der kleinen Bucharei, die Koreſchotei und einen Theil des nordweſtlichen China umfaßte. Erſt zu Plinius' des älteren Zeit (70 nach Chr. Geb.) wurde das Land näher bekannt, beſonders durch die ſeidenen Gewebe, welche die Römer von dort bezogen. „Seres" heißt eigentlich Seidenwürmer, und der Name iſt ein rein merkantiler, den die Abendländer dem Volke gaben. Die ſeidenen Stoffe waren damals noch überaus koſtbar.

Anblick seiner Kleidung gewöhnen, und zugleich einen Versuch machen, wie sie in seiner Abwesenheit den Anblick seiner äußern Erscheinung aufnähmen. Er ließ also ein sehr großes Porträt seiner ganzen Gestalt malen, in dem Aufzuge, wie er öffentlich und bei Opfern zu erscheinen pflegte, und ihm zur Seite auf dem Gemälde das Bild des heimischen Gottes, dem er opferbringend dargestellt war [1]). Dies Gemälde schickte er nach Rom, und befahl, dasselbe recht in der Mitte des Senatsgebäudes möglichst erhaben gerade über dem Haupte der Bildsäule der Siegesgöttin anzubringen, damit beim Eintritt in den Senat jeder Weihrauchopfer und Weinspende demselben darbringe. Ferner verordnete er, daß alle römischen Magistrate, sowie jeder, dem die Verrichtung von öffentlichen Opfern obliege, vor allen Göttern, welche sie sonst anrufen, zuerst den Namen des neuen Gottes Eläagabalus zu nennen habe.

Als er darauf selbst in dem vorbeschriebenen Aufzuge nach Rom kam, sahen die Römer in demselben nichts Auffallendes mehr, da sie sich durch jenes Gemälde bereits daran gewöhnt hatten. Er gab dem Volke die bei dem Regierungsantritte der Kaiser üblichen Spenden, richtete Schauspiele aller Art mit großer Sorgfalt und Pracht aus, und erbaute darauf seinem Gotte einen überaus großen und schönen Tempel, um welchen herum er eine große Anzahl von Altären errichten ließ. Er selbst begab sich allmorgentlich dorthin, wo er Hekatomben von Stieren und eine große Menge Schafe schlachtete, und auf die Altäre legte, alle Arten von Räucherwerk in Fülle aufhäufte, und von dem ältesten und kostbarsten Weine viele Amphoren [2]) als Opferguß vor den Altären spendete, so daß ganze Ströme von Wein und Blut gemischt dahinflossen. Dann führte er um die Altäre Tänze auf unter dem Klange von allerlei Musikinstrumenten, wobei Weiber aus seiner Heimath mit ihm im Reigen tanzten, und mit

---

[1]) Ueber die erhaltenen Darstellungen und Porträts des Eläagabalus findet man das Nähere in Ad. Stahr's Torso Th. I. S. 441.

[2]) Eine Amphora war ein Gefäß, das etwas über zweiundzwanzig Berliner Quart enthielt. — Hekatombe, d. i. ein Opfer von hundert Stieren, ist bei der ungeheuren Verschwendung, die hier geschildert wird, wohl wörtlich zu verstehen. Das Fleisch diente zum Opferschmause, und ward auch wohl unter das Volk vertheilt.

Cymbeln oder Blasinstrumenten in den Händen sich um die Altäre schwangen, während der ganze Senat und der Ritterstand wie im Theater sie als Zuschauer im Halbkreise umstanden. Die Eingeweide aber der geopferten Thiere und das Räucherwerk trugen in goldenen Gefäßen nicht etwa Diener oder sonst Menschen geringen Standes auf dem Haupte, sondern die Befehlshaber der Heere und die höchsten Staatsbeamten, angethan mit weiten, Füße und Hände bedeckenden Unterkleidern nach Phönikischer Tracht, mit einem einzigen Purpurstreifen in der Mitte. Dazu hatten sie aus Leinwand verfertigte Schuhe, wie die, welche in jener Gegend das Wahrsagen und Priesteramt bekleiden; und wen er an diesem Opferdienste Theil nehmen ließ, dem glaubte er die höchste Ehre anzuthun.

Sechstes Kapitel.

Obschon er nun in einem fort mit Chortanz und Opferdienst beschäftigt schien, so brachte er doch Viele unter den Vornehmen und Reichen um's Leben, die man bei ihm verläumdete, als ob sie an seiner Lebensweise keinen Gefallen fänden, und dieselbe verspotteten. Zur Frau nahm er sich die edelste Römerin, die er als kaiserliche Majestät ausrufen ließ [1]), aber nach kurzer Zeit wieder verstieß, ihr die kaiserlichen Ehren entzog, und ihr im Privatstande zu leben befahl. Nach ihr stellte er sich (um doch auch sich als Mann zu zeigen), von Liebesleidenschaft ergriffen zu einer Jungfrau, welche eine Priesterin der römischen Hestia [2]) und nach den Religionsgesetzen verpflichtet war, unbefleckt und bis an ihr Lebensalter Jungfrau zu bleiben, entführte sie gewaltsam der Vesta und dem heiligen Wohngebäude [3]) der Vestalinnen, und machte sie zu seiner Gemahlin. In seinem Erlasse an den Senat entschuldigte er dies so ungeheure Sakrileg und Frevelstück mit den Worten: „Es sei etwas Menschliches, was ihm begegnet sei, es sei Liebesleidenschaft für das Mädchen, was ihn ergriffen habe, und übrigens sei auch die Ehe eines Priesters

---

1) Der ihr als solcher beigelegte Titel hieß „Sebaste".
2) Der Vesta.
3) „Parthenon" (d. h. Jungfrauenhaus), von Herodian genannt.

mit einer Priesterin ganz in der Ordnung.“ Trotzdem verstieß er auch diese nicht lange darauf, und heirathete eine Dritte, die ihre Abkunft auf Kommodus zurückführte [1]).

Aber nicht nur mit menschlichen Ehen trieb er sein Spiel, sondern auch für den Gott, dessen Dienst er versah, suchte er eine Frau. So ließ er denn das Bild der Pallas, das den Blicken entzogen und in Verborgenheit von den Römern verehrt wird, in sein Kabinet bringen. Dies Bild, das, seit es von Ilium kam, nie von seiner Stelle gerückt worden war, außer bei der Feuersbrunst, welche den Tempel verzehrte [2]), rückte dieser Mensch von seiner Stelle, und führte es zur Hochzeit, wie er sagte, in die kaiserliche Hofburg seinem Gotte zu. Bald aber erklärte er, derselbe finde keinen Gefallen an der von Kopf bis zu Fuß bewaffneten kriegerischen Göttin, und ließ deshalb das Bild der Urania nach Rom kommen, welches die Karthager und die übrigen Bewohner Libyens mit besonderer Andacht verehren. Die Sage will, Dido, die Phönikerin, habe dasselbe gestiftet, als sie dazumal die alte Stadt Karthago durch Zerschneidung der Rindshaut gründete [3]). Die Libyer, um auf die Göttin zurückzukommen, nennen dieselbe Urania, die Phöniker dagegen Astroarche, womit sie die

---

[1]) „Sie hieß Annia Faustina, wahrscheinlich eine Enkelin des Kaisers Marc Aurel von dessen Tochter Lucilla.“ Die Vestalin, die er entführte, hieß Aquilia Severa, die erste Gemahlin, die er hieß wegen eines Muttermales an ihrem Körper verstieß, war aus dem edlen Geschlechte der Cornelier.

[2]) Eine solche erwähnt unser Schriftsteller oben 1, 14. Einer anderen gedenken Livius (26, 27.), Valer. Maximus (I, 4, 4.) und Ovid. im sechsten Buche der Fasti 421. 437. — Uebrigens rühmten sich später die Vestalinnen, dem ruchlosen Eindringlinge in ihr Heiligthum ein falsches Bild in die Hände gespielt zu haben.

[3]) Die Sage von der Gründung der berühmten Stadt, welche eigentlich „Karthada“, d. i. Neustadt, hieß, was die Griechen und Römer in Karchedon oder Carthago umwandelten) ist bekannt. Diese entstand, wie so viele andere griechische Sagen, aus dem Namen, den der älteste Stadttheil führte, der Byrsa, d. i. Burg, hieß. Da nun dasselbe Wort bei den Griechen „Rindshaut“ bedeutete, so bildete die griechische Phantasie daraus die Sage von der klugen Dido, welche sich von dem Könige des Landes zuerst nur soviel Platz erbat, als sie mit einer Stierhaut bedecken könne, dann dieselbe in feinste Streifen zerschnitt, und dadurch einen großen, zur Anlegung einer Stadt genügenden Raum zu ihrem Eigenthume machte.

Selene [1]) bezeichnen. Antoninus nun, der eine Ehe des Helios mit der Selene für eine sehr passende Verbindung erklärte, befahl, das Bild nebst allen seinen Goldschätzen von dort nach Rom zu senden, und zugleich noch eine große Menge Geld „als Mitgift“ [2]), wie er sich ausdrückte, in den Kauf zu geben. Als es nach Rom gebracht worden war, that er es wirklich mit seinem Gotte in ein und demselben Raum zusammen, und verordnete, daß alle Einwohner von Rom und Italien ein Fest begehen, und dasselbe durch alle möglichen Ergötzlichkeiten und Gastmäler sowohl öffentlich als privatim feiern sollten, „weil“, wie er sich ausdrückte, „Götter Hochzeit hielten.“

So baute er denn auch in der Vorstadt einen überaus großen und prachtvollen Tempel, in welchen er alljährlich um die Sommermitte seinen Gott hinführte. Dabei feierte er allerlei rauschende Feste, wozu er Hippodrome und Theater herrichten ließ, und durch Wagenrennen, Schauspiele und Ohrenschmause aller Art das Volk, das sich Tag und Nacht diesen Festgenüssen hingab, zu erfreuen meinte. Den Gott selbst setzte er auf einen mit Gold und den kostbarsten Edelsteinen geschmückten Wagen, und führte ihn von der Stadt in die Vorstadt hinab. Den Wagen zog ein Sechsgespann von sehr großen fehlerfreien Rossen, strotzend von Gold und buntem Geschirr; die Zügel hielt er (der Gott) selbst. Es durfte nämlich niemals ein Mensch den Wagen besteigen, darum wurden die Zügel dem Gotte selbst, als ob er der Wagenlenker sei, umgehängt. Antoninus aber lief vor dem Wagen her, rückwärts gehend und auf den Gott blickend, und die Pferde am Zaume führend; und so machte er den ganzen Weg rückwärts laufend, und den Blick auf die Vorderseite des Gottes geheftet. Damit er selbst aber dabei nicht stolpere oder einen Fehltritt thun möchte, weil er nicht sah, wohin er trat, war der Weg dick mit

---

[1]) Selene = Mond. Die „Astroarche“, d. h. Gestirnebeherrscherin, war die uralte Burggöttin von Karthago. Dieser griechische Name ist eine Umbildung von Astarte, welchen Namen die Phönikische Mondgöttin führte.

[2]) Aehnlich machte es schon der Triumvir Antonius. Als die knechtischen Athener ihm, der sich den Gott Bacchus nannte, ihre Stadtgöttin Minerva zur heiligen Ehe anboten, erwiederte er: er nehme den Antrag an, forderte aber vier Millionen Sesterzien (d. h. etwa 40,000 Preußische Friedrichsd'or) Mitgift. So erzählt Dio Cass. 48, p. 380. D. Leunclav.

Goldsand bestreut, und die Trabanten bildeten auf beiden Seiten Spalier, um für die Sicherheit eines solchen Zuges zu sorgen. Das Volk seinerseits lief von beiden Seiten nebenher, theils Fackeln tragend, theils Kränze und Blumen zuwerfend. Dem Festzuge voraus zogen die Bilder sämmtlicher Götter, sowie alle ihre kostbarsten Weihgeschenke, alle Insignien oder sonstigen kostbaren Schätze des Kaiserthums, desgleichen die Ritter und das gesammte Militär. Nachdem er solchergestalt den Gott in den Tempel geführt und ihn daselbst aufgestellt hatte, vollzog er die oben genannten Opfer und Festlichkeiten. Dann bestieg er gewaltige hohe Thürme, die er eigens dazu hatte errichten lassen, und warf unter die Pöbelmassen, denen männiglich frei zuzugreifen erlaubt war, goldene und silberne Trinkgeschirre, Kleidungsstücke und kostbare Arzneimittel aller Art, desgleichen alle möglichen Thiere, sowohl zahme als wilde [1]), nur keine Schweine; denn deren enthielt er sich, nach Phönikischer Satzung. Bei dem Auffassen kamen natürlich viele Menschen um's Leben, die theils im gegenseitigen Gedränge zertreten wurden, theils sich an den Lanzen der Soldaten spießten, so daß sein Fest Unglück über Viele brachte. Er selbst trat dabei wiederholentlich als Wettfahrer und Tänzer auf, denn er strebte nicht einmal darnach, seine Ausschweifungen zu verbergen. So erschien er auch mit bemalten Augen und rothgeschminkten Wangen, indem er sein natürlich schönes Gesicht durch häßliche Schminken schmählich entstellte.

Siebentes Kapitel.

Mäsa, die dies mit ansah, und wohl vermuthen konnte, daß die Soldaten an einem solchen Leben ihres Kaisers Anstoß nähmen, während sie zugleich bei einem etwaigen Sturze desselben wieder in den Privatstand zurückzusinken fürchtete, redet dem in aller Beziehung leichtsinnigen und unverständigen Jünglinge fortwährend zu, seinen Vetter, ihren Enkel von der zweiten Tochter Mammäa, als Sohn zu

[1]) Ueber diese Sitte der Auswerfung von Geschenken, welche bekanntlich meist nicht in Natura, sondern nur in der Form auf Täfelchen geschriebener Anweisungen unter das Volk geworfen wurden, s. meine Anmerk. zu Sueton Leben des Caligula Kap. 18. und a. a. O.

adoptiren und zum Cäsar zu machen. Seinem Ohre gefiel ihre Rede, wenn sie ihm vorstellte: daß er seinerseits ja seine ganze Zeit für den Dienst und die Verehrung seines Gottes, für bacchische Aufzüge und Feste, und für die Kultverrichtungen nöthig habe; ein Anderer müsse dazu da sein, der die irdischen Geschäfte versehe, und ihm selbst nur den mühe- und sorgenlosen Theil des Kaiseramtes übrig lasse. Freilich dürfe er dazu keinen Fremden, oder eine Person außerhalb seiner Familie wählen, sondern müsse seinem Vetter dies übertragen. Sofort mußte denn Alexianus seinen Namen umändern, und sich Alexander nennen lassen, indem man seinen großväterlichen Namen in den des Makedoniers umwandelte, sowohl aus dem Grunde, weil der letztere so hochberühmt, als auch deßhalb, weil er auch von ihrem beiderseitigen angeblichen Vater überaus hoch verehrt worden war. Denn des sträflichen Verkehrs rühmten sich beide Töchter der Mäsa, ja die alte Dame selbst, um dadurch die Soldaten zu bewegen, die Söhne als die Kinder jenes Kaisers nur um so werther zu halten.

So wird denn Alexander zum Cäsar und zum Mitconsul des Antoninus ernannt, worauf er sich in den Senat begab, und diese Verfügungen bestätigen ließ. Es waren wohl die lächerlichsten aller Beschlüsse, welche hier der Senat auf Befehl faßte: daß der etwa siebzehnjährige Kaiser als Vater, und Alexander, der im zwölften Jahre stand, als Sohn gelten sollte. Nach dieser Ernennung des Alexander zum Cäsar verlangte Antoninus, daß derselbe seine Beschäftigungen mittreibe, daß er tanzen, und den Reigen führen, und an dem Kultus in gleicher Tracht und gleichen Verrichtungen Theil nehmen solle. Allein seine Mutter Mammäa zog ihn ab von solchem unanständigen und einem Kaiser nicht geziemenden Dingen, sie hielt ihm heimlich Lehrer in aller Bildung, übte ihn in allen nützlichen Wissenschaften, gewöhnte ihn an die Ringschule und deren männliche Leibesübungen, und ließ ihm in Hellenischer wie in Römischer Literatur Unterricht ertheilen.

Darüber ward Antoninus sehr aufgebracht, und er bereute es, daß er ihn zum Sohn und Mitregenten gemacht hatte. Er jagte daher seine Lehrer sammt und sonders aus der kaiserlichen Hofburg, und verhängte Tod oder Exil über einige der bedeutendsten unter

ihnen [1]), wobei er die lächerlichſten Vorwände brauchte, als ob ſie ihm ſeinen adoptirten Sohn verdürben, indem ſie demſelben nicht erlaubten, die Ehrtänze und Feſtaufzüge mitzumachen, ſondern ihn zu vernünftigem Betragen und zu einem Manne erzögen. Ja er trieb den Unſinn ſo weit, daß er Alles, was der Bühne und den öffentlichen Theatern angehörte, zu den wichtigſten kaiſerlichen Aemtern beförderte, wie er denn zum Oberbefehlshaber der Heere [2]) einen geweſenen Tänzer ernannte, der in ſeiner Jugend öffentlich im römiſchen Theater getanzt hatte! In einem zweiten Falle nahm er gleicherweiſe einen Andern vom Theater fort, und machte ihn zum Aufſeher über die Bildung und Erziehung der Jugend und zum Vorſtande der Cenſur über die Mitglieder des Senats und des Ritterſtandes [3]). Wagenlenkern, Komödianten und Mimendarſtellern [4]) übertrug er die wichtigſten kaiſerlichen Vertrauensämter, und ſeinen Sklaven oder Freigelaſſenen, je nachdem ſich einer durch irgend eine Schändlichkeit ſeine Gunſt erworben hatte, übertrug er die konſulariſchen Verwaltungsſtellen über die Provinzen [5]).

Achtes Kapitel.

Während ſo Alles von Alters her als ehrwürdig Geltende in der Trunkenheit des Uebermuths verhöhnt ward, griffen Unwillen und Unzufriedenheit bei allen Menſchen, und zumal bei den Soldaten immer mehr um ſich. Sie fanden es an ihm anſtößig, daß er vor

---

[1]) Es iſt ſehr bezeichnend für die Zeit, daß hier Herodian keinen einzigen Namen nennt, wo es ſich doch um die damaligen Größen der Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt handelt. Vgl. Lamprid. im Leben Alexanders Kap. 3.

[2]) D. h. zum Präfekten der Leibgarden.

[3]) Es ſind die Aemter der „Sittenaufſicht" (praefectura morum) und der „Cenſur" gemeint.

[4]) S. meine Bemerk. zu Sueton, Cäſar Kap. 39.

[5]) Die Details über alle dieſe Dinge finden ſich mit ekelerregender Aufführlichkeit bei dem leichtgläubigen Kompilator der Lebensgeſchichte Elagabal's in der „Kaiſergeſchichte". Aber ſelbſt dieſer läßt die auch von Gibbon unterſtützte Vermuthung einfließen, daß die Laſter und Verbrechen des kaiſerlichen Fanatikers übertrieben worden ſind. Sein religiöſer Fanatismus für ſeinen ſyriſchen Kultus war wohl die Wurzel allen Uebels.

ihren Augen ſein Geſicht ſorgfältiger ſchminkte, als es ſelbſt für eine anſtändige Frau ſchicklich war, daß er ſich mit goldenen Halsgeſchmeiden und üppigen Gewändern unmännlich putzte, und in ſolchem Aufzuge im Angeſichte aller Welt als Tänzer auftrat. Um ſo ſtärker wandten ſie ihre Neigung dem Alexander zu, auf den ſie als auf einen anſtändig und wohl erzogenen Jüngling beſſere Hoffnungen ſetzten. Sie wachten über ſeine Sicherheit auf alle mögliche Weiſe, da ſie ſahen, daß Antoninus ihm nach dem Leben trachte. Auch ſeine Mutter Mammäa ließ ihren Sohn nichts von den Speiſen und Getränken zu ſich nehmen, die ihm von jenem geſchickt wurden, und nicht die kaiſerlichen, zu gemeinſamem Dienſte angeſtellten Mundköche und Mundſchenken durfte ihr Sohn benutzen, ſondern ſolche, welche die Mutter aus ihren zuverläſſigſten Leuten dazu ausgewählt hatte. Auch gab ſie heimlich Geld her, um es verborgenerweiſe unter die Soldaten zu vertheilen, um deren Zuneigung für ihren Alexander auch durch Geld, worauf die Soldaten am meiſten ſehen [1]), zu verſtärken.

Als Antoninus dieſe Dinge erfuhr, ſuchte er natürlich auf alle mögliche Weiſe dem Alexander und ſeiner Mutter heimlich an's Leben zu kommen. Aber alle Nachſtellungen verhinderte und vereitelte die gemeinſame Großmutter beider, Mäſa, eine Frau, die überhaupt ſehr gerieben, und durch ein langjähriges Leben am Kaiſerhofe gewitzigt war, da ſie als Schweſter von Severus' Gemahlin Julia die ganze Zeit hindurch mit ihr in der kaiſerlichen Hofburg gelebt hatte. Daher entging ihrer Aufmerkſamkeit keiner von den Anſchlägen des Antoninus, der von Natur ein aufgeblaſen großſprecheriſches Weſen hatte, und rückhaltlos und öffentlich alle ſeine Anſchläge beſprach [2]) und ausführte. Als er nun mit ſeinen Nachſtellungen nicht zum Ziele kam, wollte er dem jungen Menſchen die Cäſarwürde entziehen, und ſo wurde von da ab dem Alexander weder bei Anreden, noch wenn er ſich öffentlich zeigte, die ihm als Cäſar gebührende Ehre erwieſen.

[1]) Dieſe wenigen ſchlicht und einfach ausgeſprochenen Worte ſagen mehr von dem hilfloſen Zuſtande des damaligen römiſchen Kaiſerthums, als ein ganzes Buch.

[2]) Es fehlte ihm alſo die erſte Eigenſchaft eines Tyrannen, welche demſelben für ſeine Staatsſtreiche Erfolg ſichert, die Verſchwiegenheit.

Allein die Soldaten verlangten heftig nach ihm, und waren es übel zufrieden, daß man ihn so der Regierung entsetzen wolle. Da ließ Antoninus das Gerücht ausſprengen, daß Alexander im Sterben liege, und machte damit einen Verſuch, wie die Soldaten ein ſolches Gerede aufnehmen würden. Dieſe aber, die den jungen Menſchen nicht mehr erblickten, und denen die Nachricht ein Stich in's Herz war, ſchickten in ihrem Zorne dem Antoninus nicht mehr die gewöhnliche Wache [1]), ſondern ſchloſſen ſich in ihrem Lager ein, und verlangten den Alexander in ihrem Heiligthume [2]) zu ſehen. Antoninus, der in große Angſt gerieth, ließ den Alexander kommen, ihn an ſeiner Seite in der kaiſerlichen Sänfte, die reich mit Gold und Edelſteinen verziert war, Platz nehmen, und begab ſich ſo mit dem Alexander in das Lager. Als nun die Soldaten die Thore zu ihrer Aufnahme öffneten, und ſie in den Tempel des Lagers führten, empfingen ſie den Alexander mit übermäßigem Jubel und Lebehochrufen, während ſie ſich gegen den Antoninus ſehr kühl verhielten. Das nahm der letztere ſehr übel; ſein Unwille ſtieg noch mehr, nachdem er die Nacht im Tempel des Lagers zugebracht hatte, er gerieth in Zorn gegen die Soldaten, und gab Befehl, die Hauptſchreier, welche dem Alexander übermäßig zugejubelt hätten, als Rädelsführer von Meuterei und Krawall zur Beſtrafung feſtzunehmen. Die hierüber aufgebrachten Soldaten, die ſchon ohnedies den Antoninus haßten, und ſich des unwürdigen Kaiſers zu entledigen wünſchten, ſezt aber es auch zugleich für ihre Pflicht hielten, ihren Kameraden, die man verhaftete, zu Hülfe zu kommen, benutzten die günſtige Gelegenheit und den gerechten Vorwand; ſie tödten den Antoninus ſelbſt und ſeine Mutter Soämis — die als Kaiſerin Mutter [3]) anweſend war — ſammt der ganzen kaiſerlichen Umgebung, deren man im Lager habhaft wurde, und die als Diener und Genoſſen ſeiner Verbrechen galten. Die Leichname des Antoninus und der Soämis überließen ſie jedem, dem es beliebte, ſie herumzuſchleifen, und

[1]) Die Cohorte, welche als Palaſtwache den Dienſt hatte, wurde regelmäßig in beſtimmten Friſten durch eine andere aus dem Prätorianerlager geſendete abgelöſt. Vgl. Suetonius Otho Kap. 6.

[2]) S. oben Buch IV. Kap. 4.

[3]) „Sebaſte". S. oben Kap. 6.

Spott damit zu treiben, und ſo wurden dieſelben denn auch eine ganze Zeit lang unter Mißhandlungen durch die Stadt geſchleift, und zuletzt in die Abzugskanäle geworfen, welche in den Thybrisſtrom münden.

So fand Antoninus, nachdem er den oben gemeldeten Lebenswandel geführt hatte, zugleich mit ſeiner Mutter im ſechsten Jahre ſeiner Regierung den Untergang. Die Soldaten ihrerſeits riefen den Alexander, der noch ſehr jung war, und ganz unter der Leitung ſeiner Mutter und Großmutter ſtand, zum Kaiſer aus, und führten ihn hierauf zum kaiſerlichen Palaſte.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52808-6
FN. I1395/030

Sechstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Welches Ende der vorbeſchriebene Antoninus genommen, iſt alſo im Vorigen beſchrieben worden [1]). Nachdem nun Alexander die Regierung übernommen hatte, war er zwar dem äußeren Scheine und dem Namen nach der Träger der kaiſerlichen Würde, allein die Führung der Geſchäfte und die Reichsverwaltung wurde von den Frauen beſorgt, die zugleich ſich Mühe gaben, Alles wieder in vernünftigere und würdigere Bahnen zurückzuführen. Zunächſt erlaſen ſie aus dem Senat ſechzehn der würdigſten und geachtetſten Mitglieder zu einem Kollegium von Räthen des Kaiſers, ohne deren Gutachten und Beiſtimmung nichts beſchloſſen oder ausgeführt wurde. Volk und Militär hatten ihr Wohlgefallen an dieſer Umwandlung des Kaiſerthums aus einer übermüthigen Tyrannenherrſchaft in eine Art von Ariſtokratie.

Das Erſte, was ſie thaten, war, daß ſie die Götterbilder, die jener [2]) von ihren Standorten entfernt und verſetzt hatte, in ihre alten, ihnen eigenen Tempel und Heiligthümer zurückſchickten. Ferner entzogen ſie denen, welche jener leichtſinnig, oder weil ſie durch Schand-

[1]) Ich bemerke hier ein für allemal, daß ſtyliſtiſche Nachläſſigkeiten und Geſchmackloſigkeiten, wie ſie dieſer Satz aufweiſt, mit Fleiß dem Originale nachgebildet ſind, weil ſie zur Charakteriſtik des Autors dienen.

[2]) Elagabalus.

thaten ſeine Gunſt erworben, zu Aemtern und Würden befördert hatte, die ihnen verliehenen Gunſtbezeugungen, indem ſie jeden in ſeinen früheren Stand und Rang zurückzukehren zwangen. Zugleich übergab man alle Aemter und Verwaltungsſtellen, die ſtaatlichen wie die richterlichen, den kenntnißreichſten und der Geſetze kundigen Perſonen, ſowie die militäriſchen Befehlshaberſtellen ſolchen Männern, die ſich im regelmäßigen Kriege bewährt und durch tapfere Kriegsthaten ausgezeichnet hatten.

Nachdem geraume Zeit die Reichsregierung in dieſem Sinne geführt worden war, ſchied die bereits hochbejahrte Mäſa aus dem Leben; ſie erhielt die kaiſerlichen Beſtattungsehren, und wurde, wie es bei den Römern Brauch iſt, unter die Götter aufgenommen. Mammäa, die jetzt dem jungen Kaiſer allein zur Seite blieb, bemühte ſich, denſelben in gleicher Weiſe zu beherrſchen und zu beeinfluſſen. Sie ſah jetzt den Jüngling zum Throne gelangt, und es ergriff ſie die Furcht, daß ſeine Jugend, unterſtützt von der ſchrankenloſen Freiheit ſeiner Stellung, ihn irgend einem Familienfehler in die Arme treiben möchte; ſie bewachte alſo den Hof von allen Seiten, und verſtattete keinen wegen üblen Lebenswandels berufenen Perſonen zu dem jungen Kaiſer Zutritt, damit ſein Charakter nicht verdorben würde, wenn Schmeichler ſeine jugendlichen Regungen zu ſchlechten Begierden aufreizten. Daher hielt ſie ihn an, in einem fort faſt den größten Theil des Tages Recht zu ſprechen, damit er hingenommen von der Beſchäftigung mit würdigen und ſeinem kaiſerlichen Amte nothwendigen Verrichtungen keine Zeit für irgend ein Laſter haben möchte. Dazu beſaß auch Alexander ſelbſt einen natürlich ſanften und milden, und zur Menſchenfreundlichkeit überwiegend hingeneigten Charakter, wie er das bei fortſchreitendem Alter bewährte. In der That hat er während der vierzehn Jahre ſeiner Kaiſerherrſchaft ohne Blutvergießen regiert, und Niemand kann einen Menſchen nennen, der von ihm getödtet worden wäre [1]). Und obſchon Fälle vorkamen,

[1]) Ich habe mit Fleiß die gewöhnliche deutſche Ausdrucksweiſe, nach welcher man überſetzt: „den er hätte hinrichten laſſen", nicht angewendet, weil die einfache Ausdrucksweiſe der alten Schriftſteller, welche in ſolchen Fällen immer

wo Manche ſich der ſchwerſten Vergehungen gegen ihn ſchuldig machten, ſo verſchonte er ſie doch wenigſtens in ſo weit, daß er ihnen nicht das Leben nahm, wie es ſeit Markus' Regierung nicht leicht ein anderer Kaiſer unſerer Zeit gethan und gehalten hat. Vom Alexander aber dürfte wohl Niemand einen Fall nennen oder nachweiſen können, wo während ſo vieler Jahre Jemand von ihm ohne Urtheil und Recht getödtet worden wäre [1]).

Auch ſchalt und zürnte er oft, wenn er ſah, daß ſeine Mutter geldgierig war, und ſich dieſer Leidenſchaft übermäßig hingab. Während ſie nämlich ſich ſtellte, als ſammle ſie dieſe Schätze nur, damit Alexander die Mittel habe, die Soldaten ſtets durch reichliche Geſchenke ſich geneigt zu erhalten, ſcharrte ſie auf eigene Hand einen Schatz zuſammen; und dies brachte in vielen Fällen ſeine Regierung in üblen Ruf, wo ſie, ohne ſein Wiſſen und zu ſeinem Verdruſſe Vermögen und Erbſchaftsantheile mancher Unterthanen gewaltſam an ſich zog.

Auch eine Gattin führte ſie ihrem Sohne zu aus einer altadligen römiſchen Familie; als er aber mit derſelben zuſammenlebte, und ihr ſeine Neigung ſchenkte, vertrieb ſie dieſelbe aus dem Kaiſerpalaſte. In ihrem Hochmuthe wollte ſie allein Kaiſerin ſein, und mißgönnte jener dieſen Namen, ja ſie ging in ihrem Uebermuthe ſo weit, daß der Vater der jungen Frau, obſchon er bei ſeinem Schwiegerſohne Alexander in hoher Achtung ſtand, ſich, weil er die übermüthige Behandlung, welche ſich Mammäa ſowohl gegen ihn ſelbſt, als gegen ſeine Tochter erlaubte, nicht ertragen mochte, in das Lager der Leibgarden flüchtete, und dort zwar ſeine dankbare Ergebenheit gegen

---

den Regenten ſelbſt handeln läßt, ungleich bezeichnender und gerechter iſt. Wer von einem Napoleon ſagt: „er erbaute das Muſeum, das Hoſpital, ſchuf das Geſetzbuch" ꝛc., der muß auch ſagen: „er tödtete den Herzog von Enghien, er mordete den Buchhändler Palm.

[1]) Lampridius, einer der Rom. Autoren der ſogenannten „Kaiſergeſchichte" (Historia Augusta), beſchränkt dies ganze Urtheil Herodians, den er bei dieſer Gelegenheit namentlich anführt, darauf, „daß Alexander keinen Senator getödtet habe", oder vielmehr, er läßt dies den Herodian ſelbſt ſagen. Jedenfalls dachte Herodian auch wohl nur an die, meiſt von Senatoren ausgehenden Verſchwörungen, wenn er die Milde Alexanders hervorhebt, der ſelbſt in ſolchen Fällen nie Blut vergoß, und überhaupt keine Todesſtrafe, außer nach Urtel und Recht, verhängte.

Alexander für die ihm erwiesenen Ehren aussprach, aber zugleich sich über die beleidigende Behandlung von Seiten der Mammäa beschwerte. Darüber aufgebracht gab jene den Befehl zu seiner Hinrichtung, während sie die bereits aus dem Palaste vertriebene junge Frau nach Libyen verbannte. Alles dies geschah gegen den Willen Alexanders, der es gezwungen geschehen ließ; denn seine Mutter beherrschte ihn, und zwar übermäßig, und Alles, was sie befahl, das that er. Dies dürfte vielleicht das Einzige sein, was man ihm zum Vorwurfe machen könnte, daß er so, bei seiner übergroßen Sanftmuth und seiner übertriebenen Ehrfurcht gegen die Mutter, derselben selbst in Dingen, die er mißbilligte, dennoch stets Folge leistete.

Zweites Kapitel.

Dreizehn Jahre lang also führte er solchergestalt die Regierung, soviel an ihm lag, untadelhaft. Im vierzehnten Jahre [1]) aber kamen plötzlich Schreiben von den in Syrien und Mesopotamien stehenden Oberbefehlshabern mit der Anzeige: daß Artaxerxes, der Perserkönig, nachdem er die Parther besiegt und ihrer Herrschaft im Orient ein Ende gemacht, dazu den Artabanus, früher „der Großkönig" geheißen, und mit zwei Diademen geschmückt, getödtet, und alle ringsumwohnenden Barbarenvölker sich unterworfen und zinspflichtig gemacht habe, nicht mehr ruhe, und sich nicht mehr innerhalb der Grenze des Tigrisflusses halte, sondern dessen Ufer und die Grenzen des römischen Reichs überschreite, Mesopotamien mit Einfällen heimsuche, Syrien bedrohe, und Willens sei, das ganze, Europa gegenüber liegende und von demselben durch das Aegäische Meer und die Meerenge der Propontis geschiedene Festland, und alles, was der Name Asien begreife, dem Perserreiche wieder zurückzuerobern, indem er erkläre: von Kyros, dem Ersten, der die Herrschaft von den Medern auf die Perser übertragen habe, bis zu Darius, dem letzten Perserkönige, dessen Reich Alexander, der Makedonier, erobert, habe

[1]) Dies ist ein chronologischer Irrthum Herodians. Die Gründung des Neupersischen Reichs geschah schon i. J. 227, im sechsten Jahre nach Alexander Severus' Regierungsantritt. S. die Chronol. Uebersicht.

Alles, selbst Jonien und Karien mit inbegriffen, unter Persischen Satrapen gestanden; er habe also die Pflicht, den Persern das ganze Reichsgebiet, das sie früher besessen, vollständig wieder herzustellen."

Durch diese Nachrichten und Berichte von Seiten der Oberbefehlshaber in den Provinzen des Orients gerieth Alexander bei der ihn so plötzlich und gegen alle Erwartung treffenden Botschaft in nicht geringe Bestürzung, zumal da er von Kindheit an in beständigem Frieden aufgewachsen war, und immer in der Behaglichkeit des hauptstädtischen Lebens gelebt hatte. Zuerst hielt er es daher, nachdem er mit seinen Freunden [1]) Rath gepflogen hatte, für das Beste, eine Gesandtschaft abzusenden, und durch ein Schreiben dem Andrange und den kühnen Plänen des Barbaren Einhalt zu gebieten. Das Schreiben besagte: Er möge sich innerhalb seiner Grenzen halten, keine Unruhen anfangen, und nicht von eitlen Hoffnungen verleitet einen schweren Krieg entzünden, und überhaupt jeder sich begnügen mit dem, was er besitze. Denn sein Kampf gegen die Römer werde ein anderer sein, wie gegen seine Nachbarn und gegen stammgenössische Barbaren. Das Schreiben erinnerte ferner an die von Augustus [2]), von Trajanus [3]), Lucius [4]) und von Severus [5]) über sie erfochtenen Siege. Durch ein solches Schreiben glaubte Alexander den Barbaren zu überreden, oder durch Einschüchterung zu bewegen, daß er Ruhe halte. Der aber kehrte sich durchaus nicht daran, sondern vermeinte, daß Händel dieser Art durch Waffen, nicht durch Worte zu entscheiden seien, und fuhr fort, römisches Eigenthum zu rauben und zu plündern, fiel zu Fuß und zu Roß in Mesopotamien ein, trieb die gemachte

---

[1]) Das oben erwähnte Staatsrathskollegium von sechzehn erlesenen Senatoren.

[2]) Ventidius, der Feldherr des Augustus, schlug, als Augustus noch Triumvir war, die Parther im Jahre 39 vor Chr., worauf später der Partherkönig Phraates VI. die dem Krassus abgenommenen Fahnen und Feldzeichen zurückgab. S. Sueton. Leben Augusts Kap. 21.

[3]) Im Jahre 116 n. Chr. wurde der Partherkönig Cosroes von Trajan besiegt, und aus seiner Hauptstadt vertrieben.

[4]) Lucius Verus, Mitregent des Kaisers Markus, oder vielmehr sein Feldherr Cassius brachte dem Partherkönige Vologeses im Jahr 170 mehrere Niederlagen bei.

[5]) S. oben III, 9.

Beute fort, und berannte die zum Schutze des römischen Reichs an den Flußufern errichteten festen Heerlager. Von Natur prahlerisch und durch die unerwarteten Erfolge noch hochmüthiger gemacht, glaubte er Alles leicht erobern zu können. In der That waren die Beweggründe nicht gering, welche ihn anfeuerten, nach einer Vergrößerung seines Reichs zu trachten. War er doch der erste Perser, welcher es gewagt hatte, das Parthische Reich anzugreifen, und das Königreich der Perser wiederherzustellen. Nach dem Darius nämlich, den der Makedonische Alexander vom Throne gestoßen, hatten lange Jahre hindurch Makedonier und Alexanders Nachfolger über die Völker des Orients und über ganz Asien [1]), dessen Länder sie unter sich vertheilt hatten, geherrscht. Als diese unter einander in Hader geriethen, und die Makedonische Macht durch fortwährende Kriege geschwächt worden war, soll zuerst Arsakes [2]), ein Parther von Abkunft, die entfernteren Barbarenstämme bewogen haben, von den Makedoniern abzufallen, worauf er sich das Diadem aufsetzte, und mit Zustimmung der Parther und der benachbarten Barbaren selbst den Königsthron bestieg, wie denn auch die Herrschaft seinem Geschlechte lange Zeit hindurch verblieb, bis auf den in unsern Tagen lebenden Artabanus, welchen Artaxerxes tödtete, und die Herrschaft den Persern wiedererwarb [3]), worauf er, nachdem ihm die Unterwerfung der barbarischen Völkerschaften leicht gelungen war, nun auch die Römische Herrschaft anzugreifen suchte.

Drittes Kapitel.

Als Alexander, der zu Rom Hof hielt, die kühnen Unternehmungen des Barbaren im Orient erfuhr, und einsah, daß er diesen Uebermuth nicht ertragen dürfe, entschloß er sich, obenein gedrängt

---

1) Soweit es die Römer kannten.

2) „Stifter des Hauses der Arsakiden (256), welches über das Parthische, den größten Theil des alten Persischen umfassende Reich gegen 480 Jahre herrschte."

3) Artaxerxes (Ardschir), Sassans Sohn, Stifter des Hauses der Sassaniden, welches über Persien bis zur Eroberung des Reichs durch die Araber (651) herrschte.

von den seine Hülfe anrufenden Statthaltern der dortigen Provinzen, obschon unmuthig und widerwillig, zu einem Feldzuge in eigner Person. So wurden denn aus Italien selbst, wie aus allen unter römischer Botmäßigkeit stehenden Provinzen alle durch Körperkraft und Blüthe des Alters zum Kriege tauglichen Leute ausgehoben und als Ersatzmannschaften für das Heer zusammengezogen, und das ganze Römerreich ward in die gewaltigste Bewegung gesetzt, weil es galt, den dasselbe mit Einfall bedrohenden Barbaren eine Macht entgegenzustellen, welche an Stärke der gemeldeten Anzahl derselben die Wage hielten. Alexander versammelte die zu Rom befindlichen Soldaten, ließ sie sämmtlich nach dem gewohnten Felde ausrücken, bestieg dort die Rednerbühne, und hielt etwa folgende Anrede:

„Gern möchte ich freilich, Kameraden, eine der gewohnten Reden an Euch halten, durch die ich sonst mir als Redner Ehre erwarb, während ich Euch damit erfreute [1]). Da Ihr nämlich Euch bisher eines langjährigen Friedens erfreut habt, so dürftet Ihr vielleicht, wenn Ihr von Veränderungen unsrer Lage hört, durch den unerwarteten Inhalt meiner Rede in Schrecken versetzt werden [2]). Indessen ist es die Pflicht tapferer und besonnener Männer, zwar das Beste zu erwünschen, aber auch zugleich sich auf das Zufällige gefaßt zu halten. Denn wenn der Genuß einer behaglichen Lage süß ist, so ist dagegen der Mannesmuth in Vollbringung nothwendiger Thaten ruhmvoll. Den Anfang machen mit ungerechtem Beginnen, heißt unverständige Herausforderung üben; allein sich gegen lästige Angreifer wehren, gibt einerseits in Folge eines guten Bewußtseins Muth, und eben weil man nicht Unrecht thut, sondern solches von sich abwehrt, freudige Zuversicht. Artaxerxes, ein Persischer Mann, hat seinen Herrn,

---

[1]) Aus diesem, an sich so überaus albernen Eingange der kaiserlichen Rede lernen wir doch wenigstens das Eine, daß es Sitte war, von Zeit zu Zeit vor den versammelten Garden, diesen gefürchteten Kaiserwachen, stattliche Prunkreden offiziellen Styls mit den nöthigen Lobeserhebungen und Weihrauchstreuungen für das „herrische Kriegsheer" zu halten.

[2]) Diese Wendung des armseligen Sophisten ist um so alberner, als den Prätorianern von damals die Lage der Dinge im Orient schwerlich unbekannt war. Sie ist auch nur gebraucht, um daran den folgenden prächtigklingenden Gemeinplatz zu knüpfen.

Artabanus, ermordet, deſſen Herrſchaft an die Perſer gebracht, und verſucht nun, ſelbſt unſern Waffen Trotz und dem Römerruhme Verachtung bietend, die Beſitzungen unſeres Reiches zu überziehen und zu ſchädigen. Dieſen Mann habe ich zuerſt verſucht, durch Briefe und gütliches Zureden von ſeiner unerſättlichen tollen Begier nach fremdem Gute abzubringen. Er aber, gebläht von Barbarenhochmuth, will nicht ruhig in ſeiner Heimath bleiben, ſondern fordert Euch zum Kampfe heraus. Laßt uns denn alſo nicht ſäumen und zaudern, ſondern erinnert Euch, Ihr, die Ihr die Aelteren ſeid, an die Siege, die Ihr unter Severus und meinem Vater Antoninus ſo oft über die Barbaren davongetragen habt; und Ihr, die Ihr in der Blüthe der Jugend ſteht und nach Ruhm verlanget, zeigt, daß Ihr, wie Ihr im Frieden Ordnung und Mannszucht zu bewahren verſteht, ſo auch das Kriegshandwerk, wenn es die Nothwendigkeit erheiſcht, tapfer und erfolgreich zu handhaben wißt. Denn das Barbarenvolk zeigt zwar gegen den Nachgebenden und Zaudernden frechen Muth, leiſtet aber nicht ebenſo Widerſtand, wenn man ihm ſeinerſeits auf den Leib rückt; denn was ihnen Erfolg verſpricht, iſt nicht die regelmäßige Schlacht und der Nahekampf Mann gegen Mann, ſondern durch ſchnellen Anlauf oder fliehend vermeinen ſie zu gewinnen, was ſie ſo im Raube erhaſchen. Wir aber beſitzen neben der Disziplin auch die überlegene Taktik und haben gelernt, ſie überall zu beſiegen."

Viertes Kapitel.

Nachdem Alexander etwa ſo geredet hatte, ließ ihn das ganze Heer hoch leben, und verſprach ihm allen möglichen Eifer zum Kriege. Er bedachte ſie darauf freigebig mit Geſchenken [1]), und befahl ihnen, ſich marſchfertig zu machen. Zugleich verfügte er ſich in den Senat, wo er eine ähnliche Anſprache wie die vorige hielt, und ſeinen Ausmarſch in's Feld verkündete.

Als der angeſetzte Tag herankam, brachte er die bei Auszügen der Kaiſer gewöhnlichen Opfer, und brach, geleitet vom Senate und

[1]) D. h. mit außerordentlichen Gratifikationen, Kriegszulagen, Ausrüſtungsgeldern und dergl.

dem gesammten Volke aus Rom, auf, immerfort die Blicke unter Thränen nach der Stadt zurückwendend [1]). Aber auch unter dem Volke war keiner, der ihm ohne Thränen das Geleite gab; denn er hatte sich seit lange die herzliche Liebe der Bevölkerung erworben, in dessen Mitte er erzogen worden war, und so viele Jahre hindurch mild regiert hatte.

Er beschleunigte seinen Zug soviel als möglich, durchzog Illyrien und die dortigen Heerlager, aus denen er gleichfalls große Verstärkungen an sich zog, und gelangte endlich nach Antiochia. Dort traf er alle nöthigen Vorbereitungen zum Kampfe, indem er seine Soldaten exerziren und kriegerische Uebungen anstellen ließ.

Dennoch beschloß er, zunächst auf's Neue eine Gesandtschaft zu dem Zwecke von Friedens- und Freundschaftsunterhandlungen an den Perser zu senden; denn er hoffte, seine persönliche Anwesenheit werde jetzt denselben geneigter machen oder einschüchtern. Allein der Barbar schickte die römischen Gesandten unverrichteter Sache wieder fort, und schickte dagegen seinerseits vierhundert erlesene Perser, seine stattlichsten Krieger, in reicher goldgestickter Kleidung prachtvoll mit Rossen und Waffen ausgerüstet, als Gesandte an den Alexander, in der Meinung, die Römer würden erschrecken über den Anblick und den Aufzug der Perser. Diese Gesandtschaft gab folgende Erklärung ab: „Der Großkönig Artaxerxes gebietet, daß die Römer und ihr Beherrscher ganz Syrien und das Europa gegenüber liegende Asien aufgeben, und die Herrschaft der Perser bis zu Jonien und Karien und über alle Völker zwischen dem Aegäischen Meere und dem Pontus anerkennen. Denn diese Lande seien von Alters her persische Besitzungen."

Als die vierhundert Gesandten diese ihre Botschaft verkündet hatten, befiehlt Alexander, die Vierhundert gefangen zu nehmen, ließ sie ihres ganzen Schmucks berauben und schickte sie nach Phrygien, woselbst er ihnen Dörfer zum Wohnen und Land zum Ackerbau anwies, und sie nur damit bestrafte, daß sie nicht nach Hause zurückkehren durften. Denn sie zu tödten hielt er für unerlaubt und unwürdig, da sie nicht die Waffen wider ihn geführt und nur den Auftrag ihres Herrn an ihn ausgerichtet hatten.

[1]) Hier scheint Herodian als Augenzeuge zu sprechen.

Während dies vorging, und Alexander sich anschickte, über die Ströme zu setzen und sein Heer in das Barbarengebiet überzuführen, ereigneten sich hier und da Meutereien nicht nur unter den Truppen, welche aus Aegypten gekommen waren, sondern sogar auch unter den in Syrien stehenden, welche einen Thronwechsel herbeizuführen beabsichtigten. Die Schuldigen wurden unverzüglich festgenommen und hingerichtet. Außerdem verlegte Alexander auch einige Heerabtheilungen in andere Gegenden, welche geeigneter schienen, den Einfällen der Barbaren zu begegnen.

Fünftes Kapitel.

Nachdem er diese Maßregeln ausgeführt und seine ganze Heeresmacht dergestalt versammelt hatte, daß seiner Meinung nach seine Streitkräfte der Masse der Barbaren völlig gewachsen waren, theilte er in Folge eines mit seinen Freunden gehaltenen Kriegsraths das Heer in drei Abtheilungen. Und zwar dirigirte er die eine gegen Norden, durch das mit den Römern für befreundet geltende Armenien mit der Bestimmung in das Niederland einzufallen; die zweite sandte er in östlicher Richtung gegen das feindliche Gebiet dahin, wo, wie man sagt, zahlreiche Sümpfe den Zusammenfluß des Euphrat und Tigris aufnehmen, so daß dies die Ursache sei, weshalb man die Ausmündungen dieser beiden Flüsse allein nie gewahr werde; die dritte und stärkste Abtheilung des Heeres, welche er selbst unter seinem Kommando behielt, verhieß er in der Mitte zwischen der Marschlinie der beiden andern gegen die Barbaren zu führen. Auf diese Weise nämlich glaubte er mittelst verschiedener Angriffslinien unbemerkt und unversehens über sie zu kommen, und die Masse der Perser werde, stets genöthigt, sich gegen die Angreifenden zu theilen, an Zahl sich schwächen und ohne rechte taktische Ordnung fechten. Bekanntermaßen haben nämlich die Barbaren nicht besoldete Truppen, wie die Römer, und ebensowenig stehende, in Lagern versammelte und in allen Kriegskünsten geübte Heere; sondern die gesammte Bevölkerungsmasse der Männer, zuweilen auch der Weiber, versammelt sich, wenn der König befiehlt. Ist der Krieg aus, so geht jeder wieder nach Hause, und sein Gewinn ist das, was er durch Plünderung an sich gebracht hat.

Mit Bogen und Rossen gehen sie nicht bloß behufs des Krieges um, wie die Römer, sondern sie verkehren damit von Kindheit an, und beschäftigen sich Tag aus Tag ein mit der Jagd, so daß sie weder je die Köcher ablegen noch von ihren Pferden steigen, sondern dieselben stets, sei es gegen Feinde oder gegen wilde Thiere, in Uebung halten.

Solchergestalt hatte Alexander, wie er glaubte, seinen Plan auf das Beste gemacht, allein das Schicksal ließ seinen klugen Anschlag scheitern.

Die durch Armenien gesendete Heeresabtheilung nämlich, welche mit Mühe und Noth die überaus rauhen und steilen Gebirge jener Gegend überstiegen hatte, wobei nur der Umstand, daß es noch Sommer war, den Marsch erträglich machte, fiel in das Niederland ein, verwüstete dasselbe, brannte viele Ortschaften nieder und zog mit der Beute davon. Als der Perser dies erfuhr, suchte er nach Kräften ihnen zu wehren, konnte jedoch die Römer nicht völlig von ihrem Thun abhalten. Denn die rauhe Gebirgsnatur der Gegend gestattete zwar dem Fußvolke sicheres Auftreten und leichtes Marschiren; dagegen die Reiterei der Barbaren wurde durch das rauhe Gebirgsterrain in ihrer raschen Bewegung gehemmt, und an der Ausführung von Choc's und Sturmangriffen gehindert. Zugleich kamen Boten an den Perser mit der Meldung: es zeige sich ein zweites Römerheer in den östlichen Theilen des Partherlandes, und durchziehe plündernd die Ebenen. Auf diese Botschaft fürchtete jener, sie möchten, nachdem sie ohne Schwierigkeit das Parthische Gebiet verwüstet hätten, sich auf das Persische werfen, er ließ daher eine Streitmacht zurück, die er für ausreichend hielt, um Medien zu decken, und zog in eigner Person mit der gesammten Hauptmacht in Eilmärschen den östlichen Theilen zu. Das Römerheer setzte seinen Zug in großer Unbesorgtheit fort, da sich kein Feind sehen ließ und kein Widerstand sich zeigte, zugleich hoffte man, daß Alexander mit der dritten Heeresabtheilung, der größten und stärksten, sich bereits auf die Mitte der feindlichen Vertheidigungslinie geworfen habe, und daß die Feinde durch seinen Angriff hinlänglich zu schaffen haben, und sie ihren Einfall also mit um so mehr Muße und Unbesorgtheit fortsetzen können würden. Sämmtliche Heeresabtheilungen hatten nämlich gleich beim Beginn der Operationen die Weisung erhalten, das Land eilig zu überziehen,

und zugleich war ein Ort bestimmt worden, wo sie sich sammeln sollten, nachdem sie alles Aufstoßende und unterwegs Gelegene überwältigt hätte. Allein diesen Plan vereitelte Alexander, indem er weder vorwärts ging, noch mit dem Heer in Feindesland vorrückte, sei es aus Furcht, weil er nicht persönlich Leib und Leben für die Römerherrschaft wagen wollte, oder sei es, daß die Mutter aus weiblicher Feigheit und übermäßiger Liebe zu ihrem Sohne ihn zurückhielt. Denn sie hemmte jeden seiner Aufschwünge zu energischem Handeln, indem sie ihm unaufhörlich einredete: „Andere hätten die Pflicht, sich für ihn auf's Spiel zu setzen, er selbst brauche sich nicht dem Kampfe bloßzustellen." Das brachte dem bereits eingefallenen römischen Heere den Untergang. Der Perser kam demselben nämlich ganz unerwartet mit seiner ganzen Macht über den Hals, umging und umgarnte es gleichsam, beschoß es dann von allen Seiten, und vernichtete so die römische Streitmacht, die zu schwach war, um der Uebermacht widerstehen zu können, und immer nur bedacht war, ihre Blößen, gegen welche die Schüsse gerichtet waren, mit den Schutzwaffen zu decken; denn sie waren schon zufrieden, ihre Leiber heil davon zu bringen, ohne sich auf den Kampf einzulassen. So drängten sie sich endlich Alle in einen Knäuel zusammen, bildeten mit vorgehaltenen Schilden gleichsam eine Mauer und suchten sich so wie bei einer Belagerung zu wehren, bis sie von allen Seiten beschossen und verwundet, nachdem sie, so lange es möglich war, mannhaft Stand gehalten hatten, zuletzt sämmtlich erlagen. Solch große und nicht leicht erhörte Niederlage traf hier die Römer durch die Vernichtung einer großen Streitmacht, die an Muth und Streitbarkeit keinem Heere alter Zeit nachstand, während den Perser ein so gewaltiger Sieg zu der Hoffnung größerer Erfolge aufblähte.

Sechstes Kapitel.

Als Alexander, der entweder in Folge seiner düstern Stimmung, oder wegen der Ungewohntheit des Klima's schwer erkrankt war, diese Kunde erhielt, wurde nicht nur er selbst davon schwer betroffen, sondern auch das übrige Heer ward unwillig über Alexander, und zürnte ihm, weil offenbar durch seine Unzuverlässigkeit und sein Nichtausführen

des entworfenen Operationsplanes das eingedrungene Heer Preis gegeben worden sei. Jedoch Alexander, der seinen Krankheitszustand und die erstickende Hitze nicht mehr aushalten konnte, und der auch das Heer von Krankheiten ergriffen sah, zumal die Illyrischen Soldaten, die an ein feuchtes und kaltes Klima gewöhnt, und sich nach ihrer Gewohnheit mit Nahrung überladend an bösartigen Krankheiten hinstarben, faßte den Entschluß, sich nach Antiochia zurückzuziehen, und sandte auch an das in Medien befindliche Heer den Befehl zum Rückzuge. Dieses Heer ging größtentheils auf dem Rückzuge in den Gebirgen zu Grunde, und Viele erfroren Hände und Füße in der winterlich rauhen Gegend, so daß nur sehr Wenige von den Vielen zurückkamen. Das bei ihm befindliche Gros führte Alexander nach Antiochia zurück, aber auch von dieser Heeresabtheilung kamen Viele um, was großen Unmuth über das Heer und große Schmach über Alexander brachte, der weder Feldherrntalent bewiesen noch Glück gehabt, und von den drei Divisionen, in die er sein Heer getheilt hatte, den größten Theil durch verschiedene Unfälle: Krankheit, Schwert und Kälte eingebüßt hatte.

Sobald jedoch Alexander nach Antiochia gekommen war, genas er nicht nur seinerseits leicht von seiner Krankheit durch die gesunde Luft und das gute Wasser dieser Stadt nach der trockenen Dürre von Mesopotamien, sondern gewann sich auch wieder die Zuneigung der Soldaten, die er über ihre ausgestandenen Leiden durch großartige Geldgeschenke tröstete; denn dies achtete er für das alleinige Universalmittel zur Wiedergewinnung des Wohlwollens seiner Soldaten. Zugleich sammelte er wieder eine Streitmacht, und traf alle Vorkehrungen, als ob er wieder gegen die Perser zu ziehen gedächte, im Falle sie lästig würden und nicht Ruhe hielten. Indessen kam die Nachricht, der Perser habe seine Streitmacht aufgelöst, und seine Soldaten jeden in seine Heimath entlassen. Denn wenn auch gleich in der Hauptsache die Barbaren die Oberhand gehabt zu haben schienen, so hatten sie doch nichtsdestoweniger auch stark gelitten, und sowohl bei den häufigen in Medien vorgefallenen Treffen, als bei der Schlacht in Parthien viele Todte und noch mehr Verwundete gehabt. Denn nicht wohlfeil hatten die Römer ihnen den Sieg verkauft, sondern ihren Feinden große Verluste beigebracht, und sie waren nur unterlegen, weil sie

offenbar die Minderzahl waren; ſo daß, in Betracht der auf beiden Seiten faſt gleichen Zahl der Gefallenen, der Reſt der Barbaren durch ſeine Maſſe, nicht durch ſeine kriegeriſche Tüchtigkeit den Sieg davon getragen zu haben ſcheint. Ein nicht geringer Beweis ferner für den ſchweren Verluſt der Barbaren iſt folgender: ſie hielten nämlich drei oder vier Jahre lang Ruhe, und griffen nicht zu den Waffen. — Als Alexander dies erfuhr, blieb auch er in Antiochia ſtehen; und da er wieder muthiger und leichter um's Herz geworden war, weil er ſich von der Sorge für den Krieg erleichtert fühlte, ſo gab er ſich mit Behagen den Genüſſen dieſer Stadt hin.

Siebentes Kapitel.

Während er nun aber dachte, daß der friedliche Zuſtand der Dinge in Perſien ihm Ruhe laſſen, und daß die Barbaren Erholung und Zeit bedürfen würden, um ihr Heer wieder auf die Beine zu bringen, das einmal aufgelöst, wie es war, nicht leicht wieder verſammelt werden konnte, weil es keine geordnete und ſtehende Truppe, ſondern mehr ein Volksſchwarm, als ein Kriegsheer iſt, welches an Lebensmittelvorräthen auch nur ſoviel beſitzt, als jeder Einzelne für ſeinen beſondern Bedarf bei ſeiner Ankunft mitbringt, und ſie auch nur ſchwer und widerwillig ſich von den zurückgelaſſenen Kindern und Weibern und von ihrer Heimathgegend trennen: — da plötzlich erſchreckten Boten und Briefe den Alexander, und ſtürzten ihn in eine viel größere Sorge, indem ihm die mit der Statthalterſchaft von Illyrien betrauten Feldherren meldeten: die Germanen hätten Rhein und Donau überſchritten, verwüſteten das römiſche Reichsgebiet, berennten mit großer Heeresmacht die an den Ufern befindlichen Standlager, Städte und Dörfer, und ſetzten auch die Illyriſchen an Italien grenzenden Völkerſchaften in nicht geringe Gefahr; es bedürfe demnach ſeiner eigenen perſönlichen Anweſenheit und des geſammten bei ſich habenden Heeres. Dieſe Nachrichten erſchreckten natürlich den Alexander, und nicht minder wurden ſeine bei ihm befindlichen Illyriſchen Truppen davon ſchwer betroffen, die ſich von doppeltem Unglück heimgeſucht ſahen, einmal von dem, was ſie im Kampfe gegen die Perſer gelitten, und jetzt, wo jeder Einzelne erfuhr, daß ſeine Angehörigen

daheim von den Germanen zu Grunde gerichtet seien. Kein Wunder, daß sie unwillig wurden, und dem Alexander vorwarfen, daß er den Orient durch seine Sorglosigkeit oder Feigheit Preis gegeben, und daß jetzt auch der Norden unter seinem Zaudern und Zögern leide. In der That aber war dem Alexander selbst und seinen um ihn befindlichen Freunden bereits für Italien selbst bange. Denn die Gefahr von Seiten der Perser erschien ihnen ohne Vergleich geringer, als die von Seiten der Germanen. Die Völker nämlich, welche die östlichen Gegenden bewohnen, sind durch weite Länder und große Meeresstrecken so weit vom Lande der Italer getrennt, daß sie dasselbe kaum von Hörensagen kennen. Die Illyrischen Völkerschaften dagegen, eingeengt auf einen schmalen Landstrich und nur einen unbedeutenden Theil des römischen Gebiets innehabend, lassen die Germanen fast als Grenznachbarn der Italioten erscheinen.

So befiehlt er denn ungern und widerwillig, aber von der Nothwendigkeit gezwungen, den Ausmarsch zum Feldzuge. Er ließ nur soviel Truppen zurück, als er für hinreichend hielt, um die römischen Ufergrenzen zu decken, verstärkte die Befestigungswerke der Kastelle, und versah sie mit der bestimmten Besatzung, und zog eiligst mit der übrigen Hauptmacht in Person gegen die Germanen. Nachdem er den Weg in forcirten Märschen zurückgelegt hatte, nahm er Stellung an den Ufern des Rheins, und traf Anstalten, die Feindseligkeiten gegen die Germanen zu beginnen. Er ließ von einem Ufer zum andern Fahrzeuge in den Strom bringen und an einander befestigen, zu dem Zwecke, durch eine Schiffbrücke seinen Soldaten den Uebergang zu erleichtern. Es sind dies nämlich die größten Ströme, welche in den nördlichen Gegenden fließen, der Rhein und der Istros (Donau), von denen jener an den Gebieten der Germanen, dieser an dem der Päonier [1]) vorbeifließt. Sie haben Sommers ein schiffbares Strombett wegen ihrer Tiefe und Breite, während man Winters, wo sie durch die Kälte gefrieren, mit Pferden und Wagen wie über festes Land darüber hinfahren kann. Ja so widerhaltig und fest wird das sonst flüssige Element, daß es nicht nur nicht unter den Hufen der Pferde und unter den Füßen der Menschen einbricht, sondern daß auch

[1]) Es ist das Südosteuland Pannonien gemeint.

die, welche Waſſer ſchöpfen wollen, dazu nicht Eimer oder ſonſt hohle Gefäſſe anwenden, ſondern Beile oder Haken, womit ſie Stücke aushauen, und ſo das Waſſer ohne Gefäß wie einen Stein aufnehmen und wegtragen [1]). So alſo iſt die natürliche Beſchaffenheit dieſer Flüſſe.

Alexander, der ſehr viele Maurusier und eine große Anzahl Bogenſchützen aus dem Orient und aus dem Lande der Osroener mit ſich gebracht hatte, ſetzte dieſelben, ſowie auch diejenigen Parthiſchen Schützen, welche theils als Ueberläufer, theils durch reichen Sold angelockt ihm gefolgt waren, in Bereitſchaft, um ſie den Germanen entgegenzuſtellen. Denn gerade dieſe Truppengattung macht jenen am meiſten zu ſchaffen, indem die Maurusier ihre Wurfſpieße aus ſehr weiter Ferne ſchleudern, und ihre Chocs und Rückzugsbewegungen mit großer Leichtigkeit ausführen, während die Bogenſchützen die unbedeckten Köpfe und langgeſtreckten Leiber der Feinde mit großer Geſchicklichkeit und aus großer Entfernung für ihre Pfeile zum Ziele nahmen ..... ja ſelbſt in geordneter Schlacht, Mann gegen Mann, verſuchten ſie [die Germanen], die Römer im Kampfe zu beſtehen, und zeigten ſich ihnen wiederholt gewachſen [2]).

In dieſer Lage befand ſich Alexander. Dennoch ergriff er den Ausweg, eine Geſandtſchaft an ſie abzuſchicken und Friedensunterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen. Er verſprach ihnen, alle ihre

---

[1]) Dieſe ausführliche Schilderung iſt darum intereſſant, weil ſie einen Fingerzeig gibt, für welches Publikum Herodian ſchrieb. Es kann kaum das Publikum der Stadt Rom geweſen ſein, denn dieſem waren Eis und zugefrorene Flüſſe keine ſolche Wundererſcheinungen, da ja Horaz ganz einfach bei der Schilderung des italiſchen Winters den „mit tiefem Schnee bedeckten Soracte", die „ſchneebelaſteten Wälder" und die „feſt gefrorenen Flüſſe" erwähnt, wenn er ſingt:

Du ſiehſt in tiefem Schnee geſaßt
Weißſchimmernd den Soracte ragen,
Es können kaum noch ihre Laſt
Die Waldeshaine ſtöhnend tragen,
Und Waſſer, die ſonſt fließend geh'n,
Erſtarrt vom ſcharfen Froſte ſteh'n.

[2]) An der bezeichneten Stelle iſt im Texte eine Lücke. Es fehlt der Bericht über den Beginn der kriegeriſchen Operationen und deren Erfolge, und nur der Schluß iſt erhalten.

Forderungen zu bewilligen, und das Geld nicht zu sparen. Das letztere nämlich überredet die Germanen am leichtesten, weil sie geldgierig sind, und den Frieden den Römern immer für Gold verhökern. Deshalb versuchte Alexander lieber den Frieden von ihnen zu erkaufen, als sich den Wechselfällen des Krieges auszusetzen. Seine Soldaten jedoch waren damit übel zufrieden, weil sich die Sache ohne Resultat in die Länge zog, und Alexander auch keinen Zug von kriegerischer Tapferkeit und von Eifer für den Krieg zu sehen gab, sondern sich dem Wettfahren und sonstigen Genüssen und Vergnügungen hingab, während es seine Pflicht gewesen wäre, in's Feld zu ziehen und die Germanen für ihre Frechheiten zu züchtigen.

Achtes Kapitel.

Nun befand sich bei dem Heere Einer Namens Maximinus, gebürtig aus dem innersten noch halbbarbarischen Thrakien, der von irgend einem Dorfe her, wo er früher, wie es hieß, als Knabe das Vieh hütete, später, nachdem er völlig ausgewachsen war, wegen der Größe und Kraft seines Körpers [1]) zur Reiterei gezogen worden, und dann allmälig an der Hand des Glücks durch alle militärischen Grade gegangen war, so daß ihm Heerkommando's und Provinzstatthalterschaften anvertraut wurden. Diesen gedachten Maximinus nun also hatte Alexander wegen seiner vorerwähnten Kriegserfahrung an die Spitze der gesammten neu ausgehobenen Mannschaft des Heeres gestellt, um sie einzuexerziren und kriegstüchtig zu machen. Er vollzog diesen Auftrag mit großer Sorgfalt, und erwarb sich zugleich großes Wohlwollen bei den Soldaten, indem er sie nicht nur sehr gründlich in allen Gegenständen des Dienstes unterrichtete, sondern ihnen auch immer in der Ausführung voranging, so daß sie nicht nur Schüler, sondern auch Nacheiferer und Nachahmer seiner soldatischen Tüchtigkeit waren. Dazu hatte er sie sich auch durch Geschenke und vielfache

[1]) Die Schriftsteller der Kaisergeschichte berichten, daß er über acht römische Fuß maß, einen geladenen Lastwagen heben, Steine mit seiner Faust zerdrücken und den Fuß eines Pferdes mit seiner Hand zerbrechen konnte. Gleiches Ungeheure wird von seinem Essen und Trinken berichtet.

Ehrenauszeichnungen [1]) geneigt gemacht. Daher hatte die junge Mannſchaft, deren größte Maſſe zumeiſt aus Päonern beſtand, ihre Freude an der ſoldatiſchen Tüchtigkeit des Maximinus, während ſie über den Alexander ſpotteten: er laſſe ſich von ſeiner Mutter beherrſchen, und die Staatsverwaltung gehe nach Laune und Leitung eines Weibes, indeß er leichtſinnig und unmännlich den Krieg betreibe. Sie erinnerten ſich unter einander an die im Orient durch ſein Zaudern erlittenen Unfälle, und daß er auch, ſeit er gegen die Germanen den Feldzug eröffnet, noch keinen Beweis von Tapferkeit und jugendlicher Kühnheit gegeben hätte. Da ſie nun auch ohnedies zu Neuerungen aufgelegt waren, und die gegenwärtige Regierung ihnen wegen der langen Dauer läſtig däuchte, ſie auch auf keinen Gewinn mehr rechnen zu können glaubten, da Alexander bereits ſeine ganze Freigiebigkeit erſchöpft hatte, während bei dem zukünftigen und bevorſtehenden Regierungswechſel Gewinn, und von Seiten des unverhofft zum Thron Gelangten dankbare Schätzung ihrer Verdienſte zu hoffen ſtand, ſo faßten ſie den Entſchluß, den Alexander abzuſetzen, und dagegen den Maximinus, der doch ihr Kriegs- und Zeltkamerad, und für den gegenwärtigen Krieg durch ſeine Erfahrung und Tapferkeit der rechte Mann ſei, zum Kaiſer und Auguſtus auszurufen. So kamen ſie denn in voller Rüſtung auf dem Waffenplatze zuſammen, als ob es die gewöhnlichen Uebungen gelte, und warfen dem Maximinus, als er zu ihnen hinauskam und das Kommando übernahm, mochte er nun über ihr Vorhaben in Unwiſſenheit ſein, oder daſſelbe heimlich angeſtiftet haben, den kaiſerlichen Purpurmantel über die Schultern, und riefen ihn als Kaiſer aus. Der aber verſuchte anfangs Einreden zu machen, und wirft den Purpur von ſich. Als ſie aber mit gezogenen Schwertern auf ihn eindrangen, und ihn zu tödten drohten, da zog er die zukünftige der gegenwärtigen Gefahr vor, und nahm die Würde an, da ihm, wie er bemerkt, ſchon vielfältig früher Orakelſprüche und Träume ein ſo großes Glück vorausgeſagt hätten,

[1]) Solche Dienſtauszeichnungen waren: verſchiedene Arten von Ehrenkränzen für Tapferkeit im Felde, bei Belagerungen u. ſ. f., Ehrenwaffen, Roßſchmuck u. dgl. m.

indem er gegen die Soldaten äußerte: er nehme es ungern und wider seinen Willen an, nur um ihrem Beschlusse sich zu fügen. Zugleich fordert er sie aber auf, ihren Willen durch die That zu bekräftigen, und dem Gerüchte zuvorkommend mit den Waffen in der Hand eiligst dem mit dem Vorgefallenen noch unbekannten Alexander auf den Leib zu rücken, damit sie die bei ihm befindlichen Truppen und Garden durch Ueberraschung in Bestürzung setzen, und sie entweder zu freiwilligem Anschlusse bewegen, oder unvorbereitet in Folge des Unerwarteten leicht überwältigen könnten. Um sich aber ihres Wohlwollens und guten Willens vollständig zu versichern, verdoppelte er ihre Löhnung, versprach ihnen sehr große Geldvertheilungen und Gnadengeschenke, erließ ihnen sämmtliche Leibes- und Ehrenstrafen, und führte sie dann vorwärs; die Entfernung des Orts, wo Alexander mit den Seinen lagerte, war nicht sehr bedeutend.

Neuntes Kapitel.

Als die Botschaft, was mit Maximinus vorgefallen sei, eintraf, gerieth Alexander, von dem Unerwarteten dieser Botschaft wie vom Donner gerührt, in die größte Bestürzung. Er stürzte aus dem kaiserlichen Zelte heraus wie ein Rasender, weinte, zitterte, schalt auf Maximinus als auf einen Treulosen und Undankbaren, zählte alle demselben erwiesenen Wohlthaten auf, klagte bald die junge Mannschaft an, daß sie leichtsinnig und eidbrüchig sich solcher Dinge unterfangen, bald versprach er ihnen alle ihre Forderungen zu bewilligen, und ihren etwaigen Beschwerden abzuhelfen. Die bei ihm befindlichen Truppen geleiteten ihn zwar an jenem Tage mit Lebehochrufen in sein Zelt zurück, nachdem sie ihm versprochen, daß sie ihn mit aller Kraft beschirmen würden. Als aber die Nacht vorüber war, und um die Morgendämmerung Einige meldeten: „Maximinus rücke schon an, der aufgewirbelte Staub sei bereits in der Ferne sichtbar, und man vernehme bereits das Stimmengetön der Heeresmasse", da begab sich Alexander wieder auf den Sammelplatz hinaus, ließ die Soldaten zusammenrufen, und bat: sie möchten für ihn kämpfen und ihn retten, den sie selbst auferzogen und unter dessen Herrschaft sie vierzehn Jahre lang, ohne Ursache zur Klage zu haben, gelebt hätten.

Und da er Alle zu Theilnahme und Mitleid aufregte, hieß er ſie die Waffen ergreifen, und in Schlachtordnung wider die Gegner auszurücken. Die Soldaten ſagten dies anfänglich zu, Einzelne jedoch zogen ſich zurück, und bezeigten nicht Luſt, die Waffen zu ergreifen. Ein Theil verlangte die Hinrichtung des Kriegsminiſters und der Räthe Alexanders, unter dem Vorwande, ſie ſeien Schuld an dem Abfalle. Ein anderer Theil ſchalt auf ſeine Mutter: ſie ſei geldgeizig, halte das Geld im Kaſten verſchloſſen, und habe durch ihre Knickerei und ihren Widerwillen gegen das Austheilen freiwilliger Geſchenke den Alexander verhaßt gemacht. Längere Zeit ſchrieen ſie ſolcherlei durcheinander, ohne ſich vom Platze zu rühren. Als aber das Heer des Maximinus bereits ihren Blicken ſich zeigte, und die junge Mannſchaft ihre Kameraden aufforderte, ein knickriges Weib und einen feigen jungen Menſchen, der ein Sklave ſeiner Mutter ſei, zu verlaſſen und ſich einem tapfern und verſtändigen Manne anzuſchließen, der ihr Kriegskamerad ſei, und ſein ganzes Leben unter Waffen und in kriegeriſcher Thätigkeit hingebracht habe, da ließen ſich die Soldaten überreden; ſie verlaſſen den Alexander, und gehen zum Maximinus über, der ſofort von Allen zum Kaiſer ausgerufen wird. Alexander begibt ſich zitternd und halb entſeelt wankenden Schrittes in ſein Zelt zurück. In die Arme ſeiner Mutter geſunken, und, wie man erzählt, unter Jammern und Klagen, daß ihm dies um ihretwillen widerfahren, erwartet er ſeinen Mörder. Maximinus, der nun vom geſammten Heere zum Auguſtus ausgerufen worden war, ſendet einen Tribunen und einige Centurionen ab, um den Alexander nebſt ſeiner Mutter und denen in ſeiner Umgebung, die ſich etwa zur Wehre ſetzen möchten, niederzumachen. Dieſe begaben ſich auf den Weg, dringen in das Zelt ein, und tödten ihn ſelbſt und ſeine Mutter, ſowie alle die, welche für ſeine Rathgeber und Vertrauten galten, mit Ausnahme derjenigen, denen es gelang, für's Erſte zu entfliehen, oder ſich verborgen zu halten, welche jedoch bald darauf Maximinus ſämmtlich in ſeine Gewalt bekam und tödtete.

Solch ein Ende alſo nahm Alexander mit ſeiner Mutter, nachdem er vierzehn Jahre lang, was ſeine Unterthanen betrifft ohne Tadel und ohne Blutvergießen, regiert hatte. Denn von Mordthaten

und Grauſamkeit und Handlungen ohne Urtheil und Recht hatte er ſich fern gehalten, und ſich ſtets vorwiegend der Menſchenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit zugeneigt. So würde denn auch die Regierung Alexanders vollſtändigen Beifall verdienen, wenn nicht das Verhalten ſeiner Mutter den Vorwurf des Geldgeizes und der Knickerei über ihn gebracht hätte.

Siebentes Buch.

Erſtes Kapitel.

Welch ein Leben Alexander geführt, und welch ein Ende er nach vierzehnjähriger Regierung genommen hat, haben wir im Vorigen erzählt.

Maximinus brachte gleich nach Antritt der Herrſchaft eine große Veränderung hervor, indem er ſeine Gewalt auf das Härteſte und zu allgemeinem Schrecken ausübte. Nach der früheren milden und überaus ſanften Regierung drückte er allen ſeinen Handlungen den Stempel grauſamer Tyrannei auf, in dem Bewußtſein, daß die allgemeine Stimmung wider ihn ſei, weil er als der Erſte aus der tiefſten Niedrigkeit ſich zu ſolchem Glücke hinaufgeſchwungen hatte. Von Natur war er an Charakter wie ſeiner Abkunft nach ein Barbar; und da die Neigung zum Blutvergießen ihm von Abſtammung und Heimath angeerbt war, ſo war er fort und fort darauf bedacht, durch Grauſamkeit ſein Regiment zu befeſtigen, weil er fürchtete, dem Senate und den Unterthanen als ein Gegenſtand der Verachtung zu erſcheinen, die nicht ſowohl auf ſeine gegenwärtige Glücksſtellung, als auf die niedrige Wiege ſeiner Geburt ſehen würden. Denn in Aller Munde hatte ſich unter ſpöttiſchen Anmerkungen das Gerücht verbreitet, daß er, der auf den Thrakiſchen Gebirgen einſt das Vieh gehütet, und ſich dann wegen ſeiner Größe und Körperſtärke als gemeiner Soldat in ſeiner Heimath anwerben laſſen, von der Hand des Glücks auf den römiſchen

Herrscherthron geführt worden sei. Sobald als möglich entledigte er sich daher aller der aus dem Senate ausgewählten Vertrauten, welche den Rath Alexanders gebildet hatten, indem er die Einen nach Rom zurückschickte, Andere unter dem Vorwande von Verwaltungsaufträgen sich vom Halse schaffte; denn er wollte im Heere der Alleingebieter sein, und Keinen neben sich haben, der sich ihm an Geburt überlegen fühlte, um wie von einer Hofburg herab, durch Niemanden beschränkt, dem er hätte Hochachtung zollen müssen, ungehindert seine tyrannischen Maßregeln ausführen. Zugleich entließ er die sämmtliche Dienerschaft, welche den Alexander so viele Jahre hindurch umgeben hatte, vom kaiserlichen Hoflager. Sehr Viele davon ließ er sogar umbringen, weil er in ihnen geheime Feinde sah; denn er wußte, daß sie um ihres Herren Ermordung Kummer empfanden.

Noch mehr aber reizte seine Grausamkeit und seinen Zorn gegen alle Welt die Entdeckung einer gegen ihn angezettelten Verschwörung, in welcher viele Centurionen und fast alle Senatsmitglieder verwickelt waren. Es war da ein gewisser Magnus, ein Patrizier und gewesener Konsul; dieser wurde angeklagt, daß er Mannschaft gegen ihn sammle, und hin und wieder Soldaten dafür zu gewinnen suche, daß sie ihm die Herrschaft übertrügen. Der Plan, hieß es, sei folgendermaßen entworfen. Maximinus, der die Schiffbrücke vollendet hatte, stand im Begriff, gegen die Germanen über den Strom zu gehen. Er hatte nämlich gleich nach seinem Regierungsantritte die kriegerischen Unternehmungen begonnen, und da Jedermann glaubte, daß er wegen seiner Körpergröße, seiner soldatischen Tüchtigkeit und Kriegserfahrung zum Herrscher erwählt sei, so suchte er diesen Ruf und diese Meinung der Soldaten durch die That zu bestätigen, und ließ es sich angelegen sein, den Beweis zu führen, daß Alexanders Zaudern und Feigheit in kriegerischen Unternehmungen mit Recht bestraft worden sei. Er übte und exerzirte daher seine Truppen unaufhörlich, wobei er immer selbst unter den Waffen war und das Heer anfeuerte. Jetzt also hatte er die Schiffbrücke vollendet, und war im Begriff, gegen die Germanen überzusetzen. Nun hieß es, Magnus habe eine nicht geringe Anzahl Soldaten, und zwar Kerntruppen, und ganz besonders die, welche die Besatzung und Deckung der Brücke bildeten, dahin überredet, dem Maximus nach dem Uebergange durch Abbrechen der Schiff-

brücke den Rückzug abzuſchneiden, und ihn dadurch den Barbaren in die Hände zu liefern. Denn bei ſeiner Breite und Tiefe war der gewaltig fluthende Strom, ſobald die Brücke abgebrochen war, unpaſſirbar, da es auf dem feindlichen Ufer keine Schiffe gab.

So alſo lautete das Gerücht von der entdeckten Verſchwörung, mochte daſſelbe nun wirklich wahrheitsgemäß oder vom Maximinus geſchmiedet worden ſein. Jedenfalls iſt es nicht leicht, darüber in's Klare zu kommen, da die Sache ununterſucht blieb; denn ohne ſie einem Gericht zu übergeben, und Vertheidigung zu verſtatten, ließ er Alle, auf die er Verdacht hatte, augenblicklich feſtnehmen und ſchonungslos umbringen.

Es erfolgte ferner auch ein Abfall der Osroënischen Bogenſchützen, welche, äußerſt betrübt über das Ende des Alexander, einen von Alexanders Freunden, einen geweſenen Konſul, — er hieß Quartinus, und Maximinus hatte ihn eben erſt vom Heere entlaſſen, — als er ihnen zufällig in die Hände gerieth, feſthielten und ihn wider ſeinen Willen und ſein Wiſſen zu ihrem Feldherrn machten, ihm den Schmuck der ſo verderblichen Throninſignien: Purpurmantel und Feuer [1]) verliehen, und ihn, ohne daß er im Geringſten dazu Luſt hatte, zum Regiment erhoben. Er wurde jedoch, während er in ſeinem Zelte ſchlief, plötzlich bei Nacht meuchlings ermordet von ſeinem Begleiter und ſcheinbaren Freunde, dem früheren Befehlshaber der Osroëner — Makedon war ſein Name — obgleich derſelbe urſprünglich das Corps der Osroener zu der gewaltſamen Wahl und zu dem Abfalle angeſtiftet hatte. Der Menſch tödtete alſo, ohne irgend einen Grund zu Feindſchaft oder Haß zu haben, denſelben Mann, den er mit Gewalt und Ueberredung zur Annahme der Kaiſerwürde genöthigt hatte, und in der Meinung ſich beim Maximinus große Dankansſprüche zu erwerben, ſchnitt er dem Ermordeten den Kopf ab, und überbrachte ihm denſelben. Der Kaiſer aber, dem zwar die That ſehr recht war, und der ſich, wie er glaubte, dadurch von einem Feinde befreit ſah, ließ nichtsdeſtoweniger den Mörder, obſchon derſelbe ſich große Hoffnungen machte, und einer ausgeſuchten Belohnung ſicher zu ſein

[1]) Dem Kaiſer ward bei feſtlichen Aufzügen Feuer vorangetragen. Siehe zu 1, Kap. 8.

glaubte, um's Leben bringen, weil er einmal der Urheber des ganzen Aufſtandes geweſen ſei, und dann den Mann, den er ſelbſt gegen ſeinen Willen zur Auflehnung bewogen, getödtet und ſich als Verräther an ſeinem Freunde bewieſen habe.

Von dieſer Art alſo waren die Veranlaſſungen, die die Seele des Maximinus noch mehr zur Härte und Grauſamkeit ſtachelten, die ſchon zuvor von Natur ſich dazu hinneigte. Auch ſein Anblick war überaus furchterweckend, und er hatte eine ſolche Körpergröße, daß ſich ihm nicht leicht weder von den Helleniſchen Athleten noch von den ſtreitbarſten Barbaren irgend einer vergleichen konnte.

Zweites Kapitel.

Nachdem er das im Vorigen Erzählte abgemacht hatte, zog er ſein ganzes Heer zuſammen, überſchritt furchtlos die Rheinbrücke, und war eifrig dahinter her, den Germanen eine Schlacht zu liefern. Er hatte allerdings eine gewaltige Truppenmaſſe, ja faſt die geſammte Kriegsmacht der Römer bei ſich, darunter eine große Anzahl Mauruſiſcher Speerſchleuderer, Osroëniſcher und Armeniſcher Bogenſchützen, die theils Unterthanen, theils Freunde und Bundesgenoſſen waren, ferner eine Anzahl Parther, die theils durch Geld gelockt als Ueberläufer, theils in Folge der Gefangennehmung als Kriegsgefangene im römiſchen Heere dienten [1]). Dieſe Maſſen Kriegsvolk waren bereits früher vom Alexander zuſammengezogen, vom Maximinus aber noch verſtärkt und gehörig zum Kriegsdienſte eingedrillt worden. Beſonders galten die Speerwerfer und Bogenſchützen als geeignet zu den Kämpfen gegen die Germanen, weil ſie ſich mit Leichtigkeit auf den nichts vermuthenden Feind werfen, und ſich ebenſo gewandt zurückziehen. Indeſſen war Maximinus nach ſeinem Einrücken in Feindesland eine große Strecke weit vorgedrungen, ohne daß ſich ihm Jemand in den Weg ſtellte, vielmehr hatten ſich die Barbaren zurückgezogen. So verwüſtete er denn die Gegend weit und breit, zumal da die Saaten der Reife nahe waren, ſteckte die Dörfer in Brand und überließ ſie ſeinem Heere zur Plünderung. Sehr leicht nämlich verzehrt dort das

[1]) Iſt bereits oben Buch VI, Kap. 7. geſagt.

Feuer ſelbſt die Städte, die ſie haben, nebſt allen Wohngebäuden. Denn während bei ihnen an Bruchſteinen und gebrannten Backſteinen Mangel iſt, haben ſie reichliche Waldungen, beſitzen daher Ueberfluß an Holz, und ſchlagen ſich deshalb ihre zeltartigen Wohnungen aus an einander befeſtigten und in einander gefügten Balken zuſammen.

Maximinus drang alſo in der vorher angegebenen Weiſe weit vor, überall Raub und Beute wegführend, wobei er dem Heere die jeder Abtheilung in die Händ gerathenden Viehheerden überließ. Die Germanen ihrerſeits hatten ſich zwar von den freien Ebenen und überall, wo die Gegend waldfrei war, zurückgezogen, dagegen hielten ſie ſich in den Wäldern verſteckt, und hielten ſich in der Nähe der Sümpfe auf, um von dort aus ihre Angriffe und Ausfälle zu machen, weil hier die Dichtheit des Waldes ihnen Schutz vor den Pfeilen und Wurfſpeeren der Feinde gab, und die Tiefe der Sümpfe den Römern wegen ihrer Unkenntniß des Terrains gefährlich werden mußte, während es ihnen, bei ihrer Kenntniß der Gegend, vermittelſt deren ſie genau wußten, wo es ungangbar war, und wo der Boden widerhielt, ein Leichtes war, höchſtens bis an's Knie benetzt durchzukommen. Dazu ſind ſie auch ſehr geübt im Schwimmen, da ihr einziges Bad ihre Flüſſe ſind.

In jenen Gegenden nun geſchahen vorzugsweiſe die Treffen, und hier war es, wo auch der Kaiſer perſönlich auf das Tapferſte einmal den Kampf begann. Bei einem großen Sumpfe, in welchen ſich die Germanen zurückzogen, während die Römer zur Verfolgung dahin einzudringen zauderten, warf Maximinus ſich zuerſt mit ſeinem Roſſe in den Sumpf, obgleich das Waſſer dem Pferde bis über den Bauch ging, und hieb die Widerſtand leiſtenden Barbaren nieder, ſo daß das übrige Heer, das ſich ſchämte, den für die Seinen kämpfenden Kaiſer im Stiche zu laſſen, ſich gleichfalls ein Herz faßte, und ihm nach in die Sümpfe eindrang, wobei eine große Menge Menſchen auf beiden Seiten fiel. Auf Römiſcher Seite [1]) . . . . . ; auf Seiten

---

[1]) Die hier im Texte befindliche Lücke enthielt die Angabe des Verluſtes der Römer. Möglicherweiſe iſt dieſe Lücke uralt, da vielleicht der Verfaſſer ſelbſt, da er keine Auskunft über die Zahl der gefallenen Römer fand, die Ausfüllung derſelben auf ſpätere Nachforſchungen verſchob.

der Barbaren dagegen faßt die gesammte dort vereinte Streitmacht, wobei der Kaiser vor Allen Wunder der Tapferkeit verrichtete, so daß der Sumpf sich mit Leichen füllte, und das mit Blut vermischte Wasser des Sees dem eine Landschlacht schlagenden Heere den Anblick einer Seeschlacht gewährte.

Diese Schlacht und seine in ihr vollbrachten persönlichen Heldenthaten machte er nicht nur durch schriftlichen Bericht dem Senate und Volke bekannt, sondern befahl auch ein Gemälde mit kolossalen Porträtfiguren davon zu entwerfen [1]), welches er vor dem Versammlungshause des Senats weihend aufstellen ließ, damit die Römer Gelegenheit hätten, das Geschehene nicht nur zu hören, sondern auch anzuschauen. Dieses Gemälde ließ jedoch später der Senat mit den andern Ehrendenkmälern des Kaisers vernichten.

Es fielen auch noch andere Treffen vor, in welchen er persönlich und eigenhändig sich am Kampfe betheiligte und überall das erste Lob der Tapferkeit davontrug. So zog er, nachdem er eine große Anzahl der Feinde zu Gefangenen gemacht hatte, mit reicher Beute an Heerden und Vieh, als der Winter bereits einzubrechen begann, in das Päonerland zurück, wo er sein Hauptquartier in Sirmium [2]) nahm, welches für die bedeutendste Stadt jenes Landes galt, und für die Wiedereröffnung des Feldzugs zum nächsten Frühjahre die nöthigen Vorbereitungen traf. Denn er drohte, — und er wäre der Mann dazu gewesen, seine Drohung auszuführen — alle barbarischen Germanenstämme bis zum Ocean auszurotten und zu unterwerfen.

---

[1]) Diese Sitte finden wir schon in der republikanischen Zeit von Rom, wo Aemilius Paullus sich den Athenischen Maler Metrodor nach Rom verschrieb, um seinen Triumph zu verherrlichen, und der Feldherr Hostilius Mancinus im Jahre 148 vor Chr. dem Volke ein öffentlich aufgestelltes Gemälde von der Eroberung Karthago's erklärte. Vgl. Ad. Stahr: Ein Jahr in Italien 3, S. 337—338.

[2]) Sirmium, dessen Ruinen in der Nähe des heutigen Mitrowitz in Slavonien sich finden, war in der römischen Kaiserzeit ein Hauptwaffenplatz und Niederlage aller Kriegsbedürfnisse in den Kämpfen gegen die Daker und andere Donauvölker. Die Stadt hatte eine eigene kaiserliche Hofburg (Palatium) ein großes Forum, beträchtliche Waffenfabriken, und war der Geburtsort des Kaisers Probus.

Drittes Kapitel.

Solcher Art waren seine kriegerischen Verdienste; und er würde sich Ruhm durch seine Thätigkeit erworben haben, hätte sein Regiment nicht auf seinen Umgebungen und auf seinen Unterthanen allzu schwer und schrecklich gelastet. Denn was hatte man davon, daß er Barbaren umbrachte, wenn daneben die Zahl der in Rom selbst und den unterthänigen Provinzen verübten Mordthaten noch größer war? oder daß er den Feinden Kriegsbeute abgewann, wenn er daneben seine eignen Hofbeamten ausplünderte, und ihres Hab' und Guts beraubte? Denn nicht bloß jeder mögliche Spielraum, sondern besser gesagt alle und jede Aufmunterung ward den Angebern zu Theil, ihre Schikanen zu üben, langverjährte Händel wieder aufzurühren, selbst wenn es sich traf, daß sie unermittelte und nicht mehr nachweisbare Gegenstände betrafen. Ja es war hinreichend, von einem solchen Angeber bloß vor Gericht gezogen zu werden, um sofort im Prozeß verurtheilt und aller seiner Habe beraubt zu werden. So konnte man jeden Tag Leute sehen, die gestern noch die reichsten gewesen waren, und Tags darauf um Almosen bettelten; so groß war die Habsucht dieser Tyrannei, der die unaufhörliche Geldausgabe für die Soldaten zum Vorwande diente. Dabei war sein Ohr allen Verläumdungen leicht zugänglich, ohne daß er auf Alter und Ansehen [1]) Rücksicht nahm. Daher ließ er viele mit der Leitung von Provinzen und Heeren betraute Männer, welche Konsulate bekleidet oder ruhmvolle Schlachten gewonnen hatten, auf geringfügige und nichtige Anschuldigung hin plötzlich verhaften, ohne Dienerschaft allein auf Wagen setzen, und in ununterbrochener Fahrt Tag und Nacht hindurch, wie es fiel, von Osten oder Westen, und vom heißen Süden nach Pannonien schleppen, wo er seinen Sitz hielt; und dort bestrafte er sie, nachdem er sie beraubt und gemißhandelt, mit Exil oder Tod.

So lange indessen diese grausamen Handlungen nur Einzelne betrafen, und das Unheil im Kreise der dem Kaiser am nächsten

---

[1]) Des Verläumdeten.

stehenden Personen [1]) blieb, fand dasselbe bei der großen Masse des Volks der Städte oder der Provinzen nicht eben große Theilnahme. Denn die Unfälle derer, welche für große Herren oder reiche Leute gelten, sind für die Pöbelmassen nicht nur kein Gegenstand theilnehmenden Interesses, sondern für gar viele Schlechtgesinnte und Nichtsnutzige zuweilen sogar ein Gegenstand der Schadenfreude aus Mißgunst gegen die Höherstehenden und Reichen. Anders aber gestaltete sich die Sache, als Maximinus, nachdem er die meisten vornehmen Häuser an den Bettelstab gebracht hatte, da er die so gewonnenen Summen für klein und unbedeutend, und seinem Verlangen nicht entsprechend achtete, jetzt sich an das Vermögen der Gemeinden machte, auf alle öffentlichen Gelder, die zu Kornanschaffungen oder zu Spenden für das niedere Volk aufgesammelt waren, oder für Theatervorstellungen und Feste als Fonds dienten, Beschlag legte, und Tempelweihgeschenke, Götterbilder und Ehrenstatuen der Heroen, sowie jeden Schmuck eines öffentlichen Gebäudes oder einer Zierde der Stadt, ja selbst jedes Material, woraus Geld gemacht werden konnte, sammt und sonders einschmelzen ließ. Das verursachte denn natürlich große Aufregung bei den Bevölkerungen, und eine allgemeine Trauer erregte der Anblick einer solchen Stadtverwüstung mitten im Frieden, so daß an manchen Orten das Volk sich mit erhobenen Händen zum Schutz seiner Tempel aufstellte, und bereit war, lieber todt vor den Altären zu fallen, als solche Beraubung der Vaterstadt mitanzusehen. Seitdem steigerte und verbreitete sich das Mißvergnügen in den Gemüthern der Volksmassen durch Städte und Provinzen. Auch die Soldaten waren unzufrieden mit solchem Verfahren, da ihre Verwandte und Landsleute es ihnen mit Erbitterung vorwarfen, daß Maximinus solche Frevel um ihretwillen verübe.

Viertes Kapitel.

Solcherlei Ursachen nun also, und zwar keineswegs unvernünftige, stachelten überall den großen Haufen zu Haß und Abfall an.

[1]) Was Herodian hier und zuvor οἰκεῖοι (wörtlich: „Hausgenossen", „Hausverwandte") nennt, sind die höheren Staatsdiener, Hof- und Militärbeamten, die gleichsam „das Haus" des Kaisers bilden.

über freilich, obſchon Alle derartige Wünſche hegten und zu deren Erfüllung die beleidigten Götter anriefen, ſo wagte doch Keiner den Anfang zu machen, bis endlich gerade am Ende des dritten Jahrs ſeiner Regierung aus einem kleinen und unbedeutenden Anlaſſe (wie denn die Tyrannei gewöhnlich an ſolchen zu Grunde geht), zuerſt die Libyer die Waffen gegen ihn erhoben, und entſchloſſen gegen ihn zum Aufſtande vorſchritten. Der Anlaß war folgender.

Es war ein Statthalter über das Karthagiſche Land, der ſein Regiment auf das härteſte übte, und mit jeder erdenklichen Brutalität eine Verurtheilung und Vermögenskonfiskation über die andere verhängte, in der Abſicht, ſich beim Maximinus in Gunſt zu ſetzen. Denn dieſer erlas nur ſolche zu ſeinen Günſtlingen, von denen er wußte, daß ſie mit ſeinen Maximen übereinſtimmten; und die damaligen Vorſteher der Finanzen — wenn ſich auch hier und da als ſeltene Ausnahme ein ehrlicher Mann darunter befand — machten es im Angeſichte der augenſcheinlichen Gefahr und bei ihrer Kenntniß von der Habſucht des Kaiſers den übrigen nach. Der obengedachte Landpfleger von Libyen nun alſo, der gegen alle Welt gewaltthätig verfuhr, hatte unter andern auch über einige reiche Jünglinge des dortigen einheimiſchen Adels die Verurtheilung verhängt, und machte ſich daran, die verhängten Geldſtrafen auf der Stelle einzuziehen, und ſie ihrer von Vätern und Urvätern her vererbten Güter zu berauben. Die Jünglinge geriethen darüber in Verzweiflung. Sie verſprachen das Geld aufzubringen, und baten nur um einen Aufſchub von drei Tagen. Inzwiſchen ſtifteten ſie eine Verſchwörung an, zu welcher hinzuzutreten ſie alle diejenigen bewogen, von denen ſie wußten, daß ſie entweder bereits eine ähnliche Mißhandlung erfahren hatten oder eine ſolche zu erleiden befürchteten; dann heißen ſie die jungen Burſche [1]) vom Lande Nachts mit Keulen und Aexten bewaffnet herbeikommen. Dieſe, dem Befehl ihrer Herren gehorſam, begaben ſich vor Tagesanbruch in die Stadt auf den angewieſenen Sammelplatz, indem ſie ihre improviſirten Kriegswaffen unter den Kleidern verbargen. So verſammelte ſich ein ſtarker Haufe; denn das von Natur ſtark bevölkerte Libyen hatte eine ganz beſonders zahl-

[1]) D. h. ihre Knechte und Dienſtleute auf den Gütern.

reiche landbauende Bevölkerung. Mit Anbruch des ersten Frühroths traten die Jünglinge aus ihrer Wohnung, und hießen die Masse ihrer Leute ihnen folgen, doch so, als ob sie zu dem übrigen Volke der Straßen gehörten, indem sie ihnen die Weisung gaben, ihre bei sich habenden Waffen erst dann zu entblößen und tapfer drauf loszuschlagen, wenn etwa Soldaten oder Bürger sie angreifen sollten, um sie für ihr vorhabendes Werk zu strafen. Sie selbst mit kurzen Schwertern im Faltenbausche ihrer Gewänder begaben sich zum Landpfleger, als ob sie mit ihm wegen Auszahlung der Gelder verhandeln wollten, überfielen ihn plötzlich und ohne daß er sich dessen versah, und stießen ihn nieder. Als darauf die in seiner Nähe befindlichen Soldaten die Schwerter zogen, und sich anschickten, den Mord zu rächen, warfen sich ihnen die vom Lande herbeigekommenen Leute zum Schutze ihrer Gebieter mit ihren Keulen und Aexten entgegen, und schlugen sie nach kurzem Kampfe in die Flucht.

Fünftes Kapitel.

So war nun zwar die That gelungen. Allein die einmal in Verzweiflung gesetzten Jünglinge begriffen, daß die einzige Rettung für sie darin bestehe, wenn sie ihr Unternehmen in größerem Maßstabe weiter führten, den Oberstatthalter der Provinz zum Theilnehmer ihres Wagestücks gewännen, und die ganze Bevölkerung der Provinz zum Aufstande bewegten, die, wie sie wußten, aus Haß gegen den Maximinus längst einen solchen herbeiwünschte, aber bisher durch Furcht davon zurückgehalten worden war. Demgemäß begaben sie sich mit ihrem ganzen Anhange, nachdem es unterdessen bereits Mittag geworden war, zu der Wohnung des Prokonsuls. Derselbe hieß Gordianus, das Prokonsulat war ihm durch's Loos zugefallen, er selbst war ein Greis, der bereits im achtzigsten Jahre stand, und hatte früher schon über viele Provinzen das Regiment geführt, und seine Tüchtigkeit durch die wichtigsten Verwaltungsgeschäfte bewährt. Daher glaubten sie, er werde gern die Kaiserwürde annehmen, als letztes krönendes Ziel seiner früheren Staatsämter, und der Senat und das Volk von Rom werde ihn mit Freuden anerkennen, da er ein

Mann von gutem Adel [1]) und in einer langen Reihenfolge von großen Staatsämtern gleichsam ſtufenweiſe zu ſolcher höchſten Würde gelangt ſei.

Nun traf es ſich, daß ſich an jenem Tage, wo das oben Erzählte geſchah, Gordianus der Muße pflegend in ſeinem Palaſte befand, um ſich von ſeinen anſtrengenden Regierungsmühen und Geſchäften zu erholen. Die Jünglinge, welche das Schwert in der Fauſt mit ihrem ganzen Anhange nach Ueberwältigung der Thürhüter zu ihm eindrangen, finden ihn auf einer Art von Ruhebett liegend, umringen ihn, werfen ihm raſch ein Purpurgewand über, und begrüßen ihn mit dem kaiſerlichen Ehrengruße. Gordianus, durch das Unerwartete ſolchen Vorgangs zum Tode erſchreckt, und das Ganze für eine ihm hinterliſtig gelegte Verſuchung und Falle haltend, warf ſich von ſeinem Ruhebette zur Erde und flehte: man möge einen alten Mann verſchonen, der Keinem etwas zu Leide gethan habe, und dem regierenden Kaiſer die Treue und Ergebenheit bewahren. Als aber die mit den Schwertern in ihn zu dringen fortfuhren, während er, furchtbetäubt und unwiſſend, wie er war, keine Ahnung von dem Vorgefallenen, und von der Urſache des ihm angebotenen Glücks hatte, ſo hieß der eine von den Jünglingen, der unter ihnen an Adel und Beredtſamkeit den erſten Rang einnahm, die übrigen ſchweigen, und ſich ruhig verhalten, und ſprach, den gezückten Dolch in der Rechten, folgendermaßen zu ihm:

„Zwei Gefahren liegen vor dir, eine gegenwärtige und eine zukünftige, eine bereits augenſcheinlich gewiſſe und eine von ungewiſſem Ausgange; du haſt alſo zu wählen, ob du dich heute mit uns errettes und dich einer beſſeren Zukunft, auf die wir Alle unſer Vertrauen geſetzt haben, anvertrauen, oder augenblicklich von unſern Händen den Tod erleiden willſt. Wählſt du das Erſtere, ſo iſt Vieles vorhanden, was gute Hoffnungen zu nähren vermag: Maximinus' Verhaßtheit bei aller Welt, das Verlangen nach Erlöſung von ſeiner grauſamen Tyrannei [2]), der Ruhm und die Achtung, die du dir in

[1]) Gordian führte ſein Geſchlecht von väterlicher Seite auf die Gracchen, von mütterlicher auf Kaiſer Trajan zurück. Gibbon.

[2]) Ich überſetze nach J. Bekkers Vermuthung: πόθος – ἀπαλλάξεως – εὐδοκιμησις.

deinen früheren hohen Stellungen erworben haſt, und ein bei Senat und Volk von Rom von alter Zeit her wohl bekannter ausgezeichneter Name und Ruf. Widerſagſt du uns aber, und willſt du nicht mit uns gemeinſame Sache machen, ſo mußt du noch heute ſterben. Auch wir werden, wenn's ſein muß, zu ſterben wiſſen, nachdem wir vorher Andere getödtet haben. Denn wir haben bereits eine That gewagt, der eine noch verzweifeltere folgen muß. Der Diener der Tyrannei liegt am Boden, und hat den Lohn ſeiner Grauſamkeit von unſern Dolchen erhalten. So ſtehen die Sachen; trittſt du alſo jetzt zu uns, und wirſt Theilnehmer an unſeren Gefahren, ſo wirſt du als Lohn die Kaiſerwürde haben, und unſre That wird nicht Strafe, ſondern Lob ernten."

Während der Jüngling alſo ſprach, hielt ſich die übrige Menge kaum ſo lange, ſondern rief, da auf das Gerücht bereits die ganze ſtädtiſche Bevölkerung zuſammengeſtrömt war, den Gordianus zum Kaiſer aus. Zwar ſuchte dieſer es anfangs bittend abzulehnen und ſein hohes Alter vorzuſchützen, allein ehrgeizig, wie er war, ließ er es ſich doch nicht ungern gefallen, und wählte lieber die zukünftige als die gegenwärtige Gefahr; entſchloſſen, in ſeinem hohen Alter ſich nichts daraus zu machen, falls er auch, wenn es ſein müßte, mit der kaiſerlichen Würde bekleidet, den Tod erleiden ſollte.

Natürlich gerieth die ganze Provinz Libyen ſofort in heftige Bewegung. Man riß die Ehrenbildſäulen des Maximinus nieder, und ſchmückte die Städte mit den Bildniſſen und Standbildern des Gordianus, und legte dem urſprünglichen Namen deſſelben nach dem eigenen Lande den Beinamen Afrikanus bei; denn ſo heißen die ſüdlichen Libyer in Römiſcher Sprache.

Sechstes Kapitel.

Gordianus verweilte einige Tage zu Thyſtros, dem Schauplatze er oben erzählten Vorgänge, und brach dann, bereits mit Titel und Abzeichen eines Kaiſers bekleidet, von Thyſtros [1]) auf, und zog nach

[1]) Auch Thysdros oder Tusdra, eine nicht unbedeutende freie, feſte Stadt in der Mitte zwiſchen Thapſus und Thenä, weſtlich vom Borgebirge Brachodes; jetzt El Dſchem, mit vielen Ruinen.

Karthago, das als die größte und volkreichste Stadt bekannt war, um von hier, als von einem zweiten Rom aus, Alles zu leiten. In der That steht diese Stadt an Größe des Reichthums und Zahl der Bewohner, sowie an Umfang nur allein Rom nach, und streitet mit der Stadt des Alexandros in Aegypten um den zweiten Rang. Er erschien begleitet von dem ganzen kaiserlichen Pompe. Sein Gefolge bildeten die dort befindlichen Soldaten, und eine Schaar der hochgewachsensten Jünglinge der Stadt in Tracht und Rüstung der Leibwache zu Rom schritt ihm voran. Seine Fasces waren mit Lorbeer geschmückt, was das Unterscheidungszeichen der kaiserlichen von denen eines Unterthanen ist. Auch das Feuer ward ihm vorauf getragen, so daß die Stadt der Karthager auf kurze Zeit den Anblick und die Rangstellung von Rom wie in einem Abbilde gewährte.

Gordianus sandte sofort eine Menge von Schreiben nach Rom an alle, die dort als Männer vom ersten Range galten, sowie an die angesehensten Mitglieder des Senats, unter denen er sehr viele Verwandte und Freunde besaß. Zugleich erließ er öffentliche Schreiben an Volk und Senat von Rom, in welchen er Kunde gab von der einhellig auf ihn gefallenen Wahl der Libyer, und die Grausamkeit des Maximinus schalt, die, wie er wußte, auf das Aeußerste verhaßt war, für seine Person ein möglichst mildes Regiment versprach, alle Angeber mit dem Exil belegte, allen ungerecht Verurtheilten Revision ihres Prozesses verhieß, und alle Exilirten wieder in ihre Heimath zurückrief. Den Soldaten versprach er Antrittsgeschenke zu einem Betrage, wie sie noch nie zuvor ein Kaiser gegeben, und dem Volke verhieß er öffentliche Spenden. Daneben traf er Maßregeln, vor allen Dingen den Befehlshaber der Gardecorps zu Rom aus dem Wege zu räumen. Derselbe hieß Vitalianus, war als ein Mann von grausamster und brutalster Handlungsweise und als ein treuester und geschworener Anhänger des Maximinus bekannt. Von diesem nun vermuthete Gordianus, daß er sich seinen Unternehmungen energisch widersetzen, und daß aus Furcht vor ihm keiner seine Partei zu ergreifen wagen würde. Er schickt also seinen Provinzialquästor, einen jungen Mann von unternehmendem Charakter, nicht unbedeutender Leibesstärke und blühender Jugendkraft, der für ihn zu jedem Wagnisse bereit war, nach

Rom, und gibt ihm einige Centurionen und Soldaten mit, denen er versiegelte Schreiben auf zusammengefalteten Täfelchen einhändigte, wie die sind, mittelst deren den Kaisern verborgene und geheime Berichte übermacht werden [1]). Diesen Leuten gibt er die Weisung: sie sollten vor Tagesanbruch in Rom eintreffen, und dann sogleich den Vitalianus antreten, während derselbe noch mit der Entscheidung von Rechtshändeln beschäftigt zurückgezogen in dem kleinen Pavillon des Gerichtshauses sich befinde, wo er allein solche tiefgeheime Depeschen, von denen er annahm, daß sie das Wohl des Kaisers beträfen, zu eröffnen und zu untersuchen pflegte. Dort sollten sie ihm melden, sie brächten ihm geheime Depeschen an Maximinus, zu deren Ueberbringung sie eigens von demselben gesendet seien, weil es die Sicherheit des Kaisers gelte; zugleich sollten sie sich stellen, als hätten sie mit ihm noch besonders zu reden, und ihm mündliche Aufträge auszurichten. Wenn er dann seine Aufmerksamkeit auf die Untersuchung der Siegel richte, sollten sie thun, als ob sie ihm etwas sagen wollten, und ihn dann mit den in ihren Gewändern verborgen gehaltenen Dolchen niederstoßen.

Das Alles ging von Statten, wie es Gordianus befohlen hatte. Es war noch Nacht — denn Vitalianus war gewohnt, vor Tage an die Geschäfte zu gehen — als sie zu ihm kamen, während er allein war, und überhaupt nur noch wenige Menschen in seiner Nähe waren; denn Einige waren noch gar nicht erschienen, Andere, die schon vor Tage Audienz bei ihm gehabt hatten, waren bereits wieder fortgegangen. So war also noch Alles stille, und wenig Menschen befanden sich im Vorzimmer, als jene sich bei ihm mit den oben angegebenen Vorwänden melden ließen, und sofort angenommen wurden. Sie überreichten ihm darauf die Depeschen, und als jener seine Blicke auf die Siegel richtete, riffen sie die Dolche vor, und stoßen ihn nieder. Darauf stürzen sie, das gezückte Eisen in der Faust, aus dem Zimmer. Die dort Anwesenden wichen erschreckt zurück, weil sie glaubten, Maximinus habe den Befehl (zu dieser That) gegeben; denn er verfuhr in dieser Art oftmals selbst gegen solche, die für seine ergebensten Freunde

[1]) Es kann dem Texte nach auch heißen: „mittelst deren die Kaiser geheime Befehle zu senden pflegen."

galten. So gingen ſie denn gradenwegs die heilige Straße hinab, machen das Schreiben des Gordianus dem Volke bekannt, und übergeben den Konſuln und den übrigen Senatsmitgliedern die für ſie mitgebrachten Briefe. Zugleich ſprengen ſie das Gerücht aus: auch Maximinus ſei umgebracht.

Siebentes Kapitel.

Als dieſes bekannt wurde, lief aller Enden das Volk wie außer ſich zuſammen. Denn der Pöbel iſt zwar überall leicht bei der Hand, wo es Neuerungen gilt, allein das Volk von Rom bei ſeiner ungeheuren buntgemiſchten Maſſe und dem vielen Geſindel aus allen Ländern iſt vorzugsweiſe leicht beweglichen und veränderlichen Sinnes. So reißen ſie denn ſofort die Bildſäulen, Porträtbilder [1]) und alle ſonſtigen Ehrenzeichen des Maximinus nieder [2]), und der zuvor aus Furcht verborgene Haß ergoß ſich jetzt, da man ihn ohne Furcht frei äußern konnte, in ſchrankenloſer Weiſe. Zugleich verſammelte ſich der Senat, und ehe man noch Gewiſſes über Maximinus wußte, im blinden Vertrauen, daß die Zukunft dem gegenwärtigen glücklichen Ereigniſſe entſprechen werde, rufen ſie den Gordian ſammt ſeinem Sohne zu Kaiſern aus, und vernichten die Ehrenzeichen des Maximinus. Die öffentlichen Angeber, oder wer ſonſt irgend wen angeklagt hatte, ergriffen theils die Flucht, theils wurden ſie von denen, die durch ſie in's Unglück gekommen waren, ermordet. Die Finanzbeamten und Richter, die Helfershelfer ſeiner Grauſamkeit, wurden vom Volke durch die Straßen geſchleift, und dann in die Kloaken geſtürzt. Natürlich kamen auch viele Menſchen, die nichts Unrechtes begangen hatten, dabei um's Leben. Man überfiel Gläubiger oder Gegner in einem Rechtshandel, oder gegen wen einer ſonſt irgend eine geringe Veranlaſſung zum Haſſe hatte, in ihren Wohnungen, miß-

[1]) Zu dieſen (εἰκόνες) gehören auch Gemälde, wie das oben Kap. 2. erwähnte.

[2]) Das hier gebrauchte griechiſche Zeitwort (καθαιρῶν) zeigt, daß dies Niederreißen mit Stricken und Ketten geſchah, wie man weiland in Paris 1815 Napoleons Statue auf dieſe Weiſe von der Vendomeſäule zu reißen verſuchte.

handelte ſie als Angeber, plünderte ſie aus und ermordete ſie zuletzt. So wurden unter dem Vorwande der Freiheit und friedlichen Sicherheit Gräuel des Bürgerkriegs verübt, wie denn ſogar der damalige Stadtpräfekt, Sabinus mit Namen, ein Mann, der vielmals das Konſulat bekleidet hatte, als er dem Unweſen Einhalt thun wollte, durch einen Schlag auf den Schädel, den er mit einem Knittel erhalten hatte, ſein Leben verlor.

So verfuhr das Volk. Der Senat aber, der ſich einmal ſo weit in die Gefahr geſtürzt ſah, wandte jetzt aus Furcht vor Maximinus alles Mögliche an, um die Provinzen zum Abfall von ihm zu bringen. Geſandtſchaften wurden daher ſofort an alle Statthalter abgeſchickt, wozu man bedeutende Männer aus dem Senate ſelbſt und aus dem Ritterſtande erwählte, und Briefe überall hin geſendet, welche von dem Entſchluſſe der Römer und des Senats Kunde gaben, die Statthalter aufforderten, den Beſchlüſſen der gemeinſamen Vaterſtadt und des höchſten Raths beizutreten, die Provinzen ermahnten, dem Römiſchen Volke Gehorſam zu leiſten, das von jeher der Inhaber der höchſten Gewalt, und dem ſie ſeit ihrer Vorfahren Zeiten ſtets gewärtig und getreu geweſen.

Die meiſten nahmen die Geſandtſchaft willfährig auf, bewogen ihre untergebenen Provinzen zum Abfalle, was bei der Verhaßtheit von Maximinus' Tyrannei eine leichte Sache war, tödteten die dortigen Beamten die es mit dem Maximinus hielten, und machten gemeinſame Sache mit den Römern. Nur einige Wenige ermordeten entweder die an ſie geſchickten Geſandten, oder lieferten ſie unter Bedeckung an Maximinus aus, der ſie gefangen nehmen und grauſam hinrichten ließ.

Achtes Kapitel.

Dies alſo war in Rom die Lage der Dinge und die Stimmung des Volks.

Als Maximinus das Vorgefallene erfuhr, verfinſterte ſich ſein Blick, und ſchwere Sorgen bemächtigten ſich ſeiner, doch ſtellte er ſich, als ob er das Ganze als unbedeutend verachte. Den erſten und

zweiten Tag blieb er ruhig in ſeinem Palaſte [1]), und hielt Rath mit ſeinen Freunden, was zu thun ſei. Das ganze um ihn befindliche Heer und ſämmtliche Bewohner der dortigen Gegend hatte zwar von der eingelaufenen Botſchaft Kunde bekommen, und alle Gemüther geriethen über das kühne Wagniß einer ſo großen Revolution in Aufregung, aber Keiner ſprach ein Wort zum andern, oder that auch nur, als ob er etwas wiſſe. Denn ſo groß war die Furcht des Maximinus, daß ſeiner Aufmerkſamkeit nichts entging, und daß er überall nicht bloß überwachen ließ, was Zunge und Mund ſprach, ſondern ſelbſt, was man durch Blicke und Winke äußerte. Am dritten Tage aber trat Maximinus, nachdem er das geſammte Heer ſich auf der Ebene vor der Stadt hatte verſammeln laſſen, aus ſeinem Palaſte, beſtieg die Rednerbühne mit einer ſchriftlichen von ſeinen Vertrauten für ihn verfaßten Rede in der Hand, und las folgende Anſprache vor:

„Unglaublich und wunderlich werden Euch, wie ich glaube, die Dinge vorkommen, die ich Euch ſagen werde. Ich meinerſeits jedoch bin der Anſicht, daß ſie nicht Verwunderung, ſondern Spott und Gelächter verdienen. Die Waffen erheben gegen Euch und Eure Tapferkeit nicht die Germanen, die wir ſo oft beſiegten, nicht die Sauromaten, die alle Tage uns um Frieden anflehen. Auch die Perſer, die ſonſt Meſopotamien plündernd heimzuſuchen pflegten, halten ſich jetzt ruhig, und ſind zufrieden, wenn ſie ihr Land im Frieden behalten können; denn eure rühmlich bekannte Tapferkeit, von der ſie durch meine Thaten, als ich den Oberbefehl in jenem Stromlande führte, eine Probe gemacht haben, hält ſie im Zaum. Nein nicht dieſe, ſondern — faſt iſt es lächerlich, davon zu reden — die Karthager ſind toll geworden, und haben einen unglücklichen Greis, den ſein hohes Alter blödſinnig gemacht hat, mit Zureden oder mit Gewalt dahin vermocht, daß ſie mit ihm wie bei Feſtaufzügen Kaiſer ſpielen [2]). Auf welche Heeresmacht vertrauen ſie, bei denen zum

---

[1]) Ganz entgegengeſetzt ſchildert Capitolinus (Maximin. 17.) das Betragen des Tyrannen, den er raſen und wüthen läßt.

[2]) Erinnerung an das Spiel der Kinder, die den zum Könige wählten, der bei dem Ballſpiele ſeine Sache am beſten macht. Vergl. die Ausleger zu Horaz' Epiſt. I, 1, 59.

Dienſte des Statthalters Liktoren genügen? Mit welchen Waffen werden ſie ſich zum Kampfe ſtellen, ſie, die nichts haben, als ihre elenden Spieße, mit denen ſie gegen die wilden Thiere kämpfen? Ihre kriegeriſchen Uebungen ſind Reigentänze, Witzworte und Verſe. Laſſe ſich auch keiner von Euch durch die Nachrichten aus Rom ſchrecken. Vitalianus iſt allerdings hinterliſtiger und meuchleriſcher Weiſe ermordet worden. Aber was das Volk von Rom betrifft, ſo kennt Ihr gar wohl ſeinen Leichtſinn und ſeine wankelmüthige Sinnesart, und wißt, daß ſein Muth nicht über das Geſchrei hinausgeht. Wenn ſie bloß zwei oder drei Soldaten ſehen, da flieht Alles, und drängt und tritt einer den andern unter die Füße, und jeder iſt froh für ſich ſelbſt, mit heiler Haut aus der Gefahr zu kommen, ohne ſich um die allgemeine Sache zu kümmern. Sollte ferner Jemand auch die Handlungen und Beſchlüſſe des Senats zu Eurer Kunde gebracht haben, ſo wundert Euch nicht darüber, wenn das, was bei uns für weiſe Strenge der Zucht gilt, ihnen als Härte erſcheint, während das ihrer eigenen Sinnesart gemäße üppige Leben eines Gordianus [1]) Gegenſtand ihrer vorzugsweiſen Verehrung iſt, und wenn ſie ernſtes und tapferes Thun furchtbar nennen, dagegen an einer ſchlaffen und weichlichen Handlungsweiſe, als an einer humanen ihre Luſt haben. Ebendeswegen ſind ſie gegen mein Zucht und Ordnung haltendes Regiment feindlich geſinnt, während ein Mann, der den Namen Gordianus führt, nach ihrem Geſchmack iſt, deſſen übel berufener Lebenswandel Euch nicht unbekannt iſt. Mit ſolchen Leuten alſo und ihres Gleichen haben wir Krieg zu führen, wenn man anders dem Dinge dieſen Namen geben will. Denn ich meinerſeits bin der Anſicht, wie die Meiſten, um nicht zu ſagen Alle, daß ſie, ſobald wir den erſten Fußtritt auf Italiens Boden ſetzen, ſich mit Friedenszweigen und ihren Kindern auf den Armen um Gnade flehend zu unſern Füßen ſtürzen, und der Reſt in ſeiner Feigheit und Jämmerlichkeit die Flucht ergreifen wird, ſo daß ich meinerſeits in der Lage bin, Euch ihr ſämmtliches Eigenthum zu ſchenken, während Ihr ohne alle Mühe zum Genuſſe deſſelben kommen werdet."

[1]) Gordianus hielt auf zu morgenländiſch einen zahlreichen Harem, und war daneben ein Mann von Sinn und Intereſſe für Litteratur und Kunſt, der ſelbſt als Schriftſteller auftrat.

Nachdem er ſolchergeſtalt geſprochen, und zwiſchendurch viele Schimpfreden gegen Rom und den Senat ausgeſtoßen hatte, wobei die drohenden Bewegungen ſeiner Hand und die wilden Mienen ſeines Angeſichts von der Art waren, als ob er die Gegenſtände ſeines Grimmes vor ſich habe, kündigt er den Aufbruch nach Italien an. Nur noch einen Tag ließ er verſtreichen, vertheilte während deſſelben große Geldſummen an die Soldaten, und ſetzte ſich darauf in Marſch. Er führte mit ſich ein gewaltiges Heer, und zog die geſammte verfügbare römiſche Streitmacht der Hülfstruppen an ſich. Auch folgte ihm eine nicht unbeträchtliche Zahl Germanen, theils ſolche, die er im Kriege unterworfen, theils ſolche, die er durch friedliche Verhandlungen zu Freundſchaft und Bündniß bewogen hatte, desgleichen Kriegsmaſchinen und Geſchütz, und was er ſonſt auf ſeinen Feldzügen gegen die Barbaren mit ſich zu führen pflegte. Uebrigens ging ſein Marſch ziemlich langſam, weil man die nöthigen Wagen und ſonſtigen Bedürfniſſe erſt unterwegs von allen Seiten her zuſammenbringen mußte. Denn da ihm dieſer Zug gegen Italien plötzlich über den Hals gekommen war, ſo hatte er nicht, wie er ſonſt pflegte, lange zuvor die nöthigen Maßregeln überlegen können, ſondern mußte in der Eile und im Drange der Noth des Augenblicks die Bedürfniſſe für das Heer herbeizuſchaffen ſuchen. Er beſchloß alſo, die Päoniſchen Schaaren als Vortrab vorauf zu ſchicken; denn auf dieſe vertraute er vorzugsweiſe, weil ſie ihn als die Erſten zum Kaiſer ausgerufen hatten, und auch jetzt ſich jeder Gefahr für ihn freiwillig unterziehen zu wollen erboten. Er gab ihnen alſo Befehl, dem übrigen Heere voraus zu marſchiren, und die Ortſchaften Italiens zu beſetzen.

Neuntes Kapitel.

Während ſolchergeſtalt Maximinus und ſein Heer ſich auf dem Marſche befanden, gingen zu Karthago die Sachen nicht, wie man gehofft hatte. Dort befand ſich nämlich ein gewiſſer Capellianus, ein Senator, als Statthalter derjenigen den Römern unterworfenen Mauruſier, welche Numider heißen. Dieſe ſeine Provinz war ſtark mit Truppenlagern befeſtigt, weil ſie rings von zahlreichen Stämmen freier Mauruſier umgeben war, deren räuberiſche Einfälle er im Zaum zu

halten hatte. Er hatte also eine sehr bedeutende Streitmacht unter seinem Befehl. Mit diesem Capellianus nun stand Gordianus seit langer Zeit in Feindschaft aus Anlaß irgend eines bürgerlichen Rechtshandels. Jetzt, wo er den Kaisertitel führte, sandte er demselben einen Amtsnachfolger, und gebot ihm, die Provinz zu verlassen. Capellianus, darüber aufgebracht, und ein geschworener Anhänger des Maximinus, von dem er mit der Statthalterschaft betraut worden war, versammelte sein ganzes Heer, bewog die Soldaten, dem Maximinus ihren geleisteten Treuschwur zu halten, und marschirte gegen Karthago an der Spitze einer großen Streitmacht, die aus tapfern und wohlgerüsteten kräftigen jungen Leuten aller Waffengattungen bestand, und kampfgewohnt und streitgeübt durch beständige Kämpfe mit den Barbaren zum Schlagen bereitwillig war.

Als Gordianus erfuhr, daß das Heer gegen die Stadt anrücke, gerieth er selbst in die äußerste Furcht, und auch die Karthager wurden sehr bestürzt. Jedoch in der Hoffnung, die Ueberzahl der Masse des Volks werde über die geregelte Streitmacht den Sieg davon tragen, zog Alles in großen Schaaren aus, um sich mit dem Capellianus zu messen. Der Greis Gordianus jedoch verfiel, als jener in das Karthagische Gebiet einrückte, wie Einige berichten, in Verzweiflung, weil er im Hinblick auf die für Maximinus fechtende Streitmacht erkannte, daß er derselben in Libyen keine Macht, welche ihr die Waage halten könne, entgegenzustellen habe, und erhenkte sich. Man hielt indessen seinen Tod geheim, und wählte seinen Sohn zum Anführer des Volkshaufens. Als es zum Treffen kam, hatten zwar die Karthager an Masse die Ueberzahl, aber sie waren ohne kriegerische Ordnung und Uebung, denn sie waren in tiefem Frieden aufgewachsen, hatten sich stets nur mit Festen und Lustbarkeiten beschäftigt; auch waren sie ohne ordentliche Waffen und Kriegswerkzeuge. Jeder führte, was er gerade zu Hause hatte, ein Schwert, oder eine Axt, oder ein Paar Jagdspieße, und dazu hatten sie sich aus beliebigem Leder und und zersägten Brettern von jeder beliebigen Form Schutzwaffen für den Leib gemacht. Die Numider dagegen sind treffliche Bogenschützen und die besten Reiter, die selbst ohne Zügel bloß mit einer Gerte den Lauf ihrer Rosse zu lenken vermögen. Sie schlugen also leicht die Karthagerhaufen in die Flucht, die ihren vollen Angriff gar nicht

abwarteten, ſondern Alles wegwarfen, und die Flucht ergriffen. Im Gedränge erdrückten und zertraten ſie ſich unter einander ſelbſt, ſo daß mehr Menſchen durch ihre eigene Maſſe, als von der Hand der Feinde umkamen. Hier kam auch Gordianus' Sohn mit allen ſeinen Begleitern um's Leben, und die Maſſe der Gefallenen war ſo groß, daß es weder möglich war, die Leichen zum Begräbniß vom Schlachtfelde wegzuſchaffen, noch den Leichnam des jungen Gordianus aufzufinden. Nur Wenige, welchen es gelang, fliehend ſich in die Thore von Karthago zu drängen, und in der ungeheuren Stadt zerſtreut ſich zu verbergen, wurden von der großen Anzahl gerettet. Die übrige Maſſe, die ſich an den Thoren ſtaute, weil jeder ſich hineinzudrängen trachtete, fiel unter den Pfeilen und Speeren der feindlichen Bogenſchützen und Soldaten. Furchtbar war in der Stadt das Wehgeſchrei der Weiber und Kinder, vor deren Augen ihre Theuerſten niedergemacht wurden.

Ein anderer Bericht ſagt dagegen, daß Gordianus, der ſeines Alters wegen daheim geblieben war, als er die Nachricht von dieſem Unglück erhielt, und man ihm meldete, Capellianus dringe bereits in Karthago ein, ſich allein in ſein Gemach begeben habe, als wolle er ſich ſchlafen legen, dort den Gürtel, den er trug, um ſeinen Hals geſchlungen, und ſo durch Erhängen ſeinem Leben ein Ende gemacht habe.

Ein ſolches Ende nahm Gordianus, der nach einem früheren glücklichen Leben zuletzt, nachdem er das bloße Scheinbild der Kaiſerherrſchaft genoſſen, ſeinen Tod fand [1]).

Capellianus ließ gleich, nachdem er in Karthago eingerückt war, alle bedeutenden Männer, ſoviel ſich deren etwa noch aus der Schlacht gerettet hatten, umbringen. Desgleichen plünderte er ſchonungslos die Heiligthümer, und raubte Privat- und öffentliches Vermögen. Dann überzog er die andern Städte, welche des Maximinus Ehrenzeichen niedergeriſſen hatten, ließ die Vornehmen umbringen, und jagte die geringeren Leute in die Verbannung. Das platte Land und die Dörfer übergab er ſeinen Soldaten zu Brand und Plünderung, angeblich zur Strafe der gegen Maximinus begangenen Vergehen, in

1) Seine Regierung hatte nur ſechsunddreißig Tage gewährt.

der That aber mit der geheimen Abſicht, ſich dadurch die Gunſt der Soldaten zu erwerben, um, wenn es etwa mit Maximinus ſchlecht gehen ſollte, ſelbſt an der Spitze einer ihm ergebenen Truppenmacht ſich des Throns zu bemächtigen. — Dies alſo war die Lage der Dinge in Libyen.

Zehntes Kapitel.

Als die Kunde von dem Ende des Greiſes nach Rom kam, gerieth das Volk und vor Allem der Senat in ſprachloſe Beſtürzung, da der, auf den ſie ihre Hoffnung geſetzt hatten, ſein Ende gefunden hatte. Sie wußten, daß Maximinus [auf's Aeußerſte in Wuth war], und daß von ihm Niemand Schonung zu hoffen hatte. Denn wenn er ſchon früher von Natur Abneigung und Haß gegen ſie hegte, ſo hatte er jetzt gegründete Urſachen, ihnen als offenbaren Feinden zu zürnen. Sie entſchloſſen ſich daher, zur Berathung zuſammen zu treten, und zu überlegen, was zu thun ſei, und da ſie ſich einmal in die Gefahr geſtürzt hatten, den Krieg zu beginnen, und neue Kaiſer ihrer Wahl an die Spitze zu ſtellen. Dieſe ſollten das Regiment unter ſich theilen, damit nicht die in einer einzigen Hand vereinigte Macht wieder zur Tyrannei führe. Sie verſammelten ſich alſo nicht in ihrem gewöhnlichen Rathhauſe, ſondern in dem Tempel des Kapitoliniſchen Zeus, welchen die Römer auf der Stadtburg verehren. Dort alſo ſchloſſen ſie ſich allein in dem innern Heiligthum ein [1]), und wählten gleichſam unter den Augen und unter der Aufſicht des Zeus aus den körperlich und geiſtig tüchtigſten und angeſehenſten Mitgliedern durch Stimmenabgabe die Kaiſer, wobei zwar auch andere einzelne Stimmen erhielten, die überwiegende Mehrzahl ſich aber auf Maximus und Balbinus vereinigte, welche man denn ausrief, und zu Kaiſern machte. Von ihnen hatte Maximus bereits zahlreiche Militärkommando's geführt, war auch Präfekt von Rom geweſen, und hatte dies Amt mit rückſichtsloſer Gerechtigkeit verwaltet, weshalb er denn auch bei der Bevölkerung als ein Mann von großer Einſicht

[1]) Selbſt die Diener des Hauſes, die Schreiber ꝛc. waren ausgeſchloſſen, und Senatoren übernahmen ihre Verrichtungen.

und tadellosem Lebenswandel in Achtung stand. Balbinus seinerseits war von altem Adel, hatte es zu zwei Konsulaten gebracht, Provinzen untadlig verwaltet, und war von ungewöhnlich schlichtem Charakter. Nachdem also das Wahlergebniß sie als die Erwählten ausgewiesen hatte, wurden sie als Kaiser ausgerufen, und der Senat legte ihnen durch ein Dekret den Schmuck aller kaiserlichen Ehren bei.

Während nun dieß auf dem Kapitol vorging, versammelte sich das Volk, entweder aufgehetzt von einigen Freunden und Anhängern des Gordianus, oder weil irgend eine Kunde [1]) verlautbart war, an den Eingangsthoren, versperrte jeden Zugang zum Kapitol durch Pöbelhaufen, und schleppte Steine und Prügel herbei, indem es sich entschlossen zeigte, gegen die Beschlüsse des Senats aufzutreten, und namentlich gegen den Maximus Protest einzulegen. Denn derselbe hatte sein städtisches Regiment etwas strenge gehandhabt, und war gegen das schlechte und lüderliche Gesindel sehr nachdrücklich verfahren. Er war deshalb gefürchtet, und ein Gegenstand ihrer Abneigung, und man schrie und drohte, die neuerwählten Kaiser zu ermorden. Man forderte nämlich, daß ein Kaiser aus der Familie des Gordianus gewählt werden, und der kaiserliche Herrschertitel bei diesem Hause und Namen bleiben solle. Balbinus und Maximus ihrerseits versammelten alle jungen Leute des Ritterstandes, und die zu Rom befindlichen Soldaten mit gezogenen Schwertern um sich, und versuchten mit Gewalt, sich einen Weg vom Kapitol zu bahnen, wurden jedoch durch die Menge von Steinwürfen und Knitteln daran gehindert, bis sie endlich durch eine List, die ihnen irgend Jemand an die Hand gab, das Volk beschwichtigten.

Es befand sich nämlich zu Rom ein unmündiger Knabe, ein Tochterkind des Gordianus, der den Namen seines Großvaters führte. Sie schickten also einige ihrer Begleiter ab, und lassen diesen Knaben holen. Jene fanden ihn mit Spielen beschäftigt zu Hause, nahmen ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn mitten durch die Volksmenge, zeigen ihn den Pöbelhaufen, sagten ihnen: dies sei ein Abkömmling des Gordianus, nennen ihn mit dessen Namen, und führen ihn so auf das Kapitol unter dem Beifalljauchzen des Volks, das Blumen

1) Ueber die neugewählten Kaiser.

auf seinen Weg streute. Der Senat erklärte ihn hierauf zum Cäsar, und da er doch seiner Jugend wegen nicht an die Spitze der Regierungsgeschäfte treten konnte, so legte sich die Aufregung des Volks, und es ließ jene beiden ihren Einzug in die kaiserliche Hofburg halten.

Eilftes Kapitel.

Nun traf aber zu derselben Zeit die Stadt Rom ein großes Unheil, in Folge und auf Veranlassung der tollkühnen Verwegenheit von zwei Männern, welche Mitglieder des Senats waren. Sämmtliche Senatoren hatten sich nämlich in die Kurie begeben, um dort über die Lage der Staatsangelegenheiten zu berathen. Als dies die Soldaten erfuhren, welche Maximinus im Lager zurückgelassen hatte — es waren dies nämlich solche, deren Dienstzeit dem Ende nahe war, und die ihres Alters halber zu Hause geblieben waren — begaben sie sich an den Eingang des Senatsgebäudes, in der Absicht, etwas von dem, was man dort verhandelte, zu erfahren. Sie waren ohne Waffen in gewöhnlichen Bürgerkleidern und Ueberwurfmänteln, und standen dort vermischt unter dem übrigen Volke. Alle andern blieben vor den Thüren, nur zwei oder drei, die ganz besonders gern etwas von den Berathungen zu erhorchen wünschten, gingen in den Sitzungssaal selbst hinein, so daß sie den dort aufgerichteten Altar der Victoria überschritten. Einer der Senatoren aber, der eben erst Konsul gewesen war, Gallikanus mit Namen, ein Karthager von Geburt, und ein anderer, ein Mann von Prätorsrange, Mäcenas geheißen, zogen ihre Dolche, die sie im Busen versteckt trugen, und stießen sie den Soldaten, die sich keines Args versahen, und ihre Hände ruhig unter den Mänteln hielten, mitten in's Herz; bei der damaligen Aufregung und Verwirrung führte nämlich Jedermann theils heimlich, theils versteckt eine Waffe bei sich, um gegen plötzliche Angriffe von feindlicher Seite zur Abwehr gerüstet zu sein. So lagen denn also die Soldaten, die, wie gesagt, unversehens, ohne sich dagegen schützen zu können, den Todesstoß erhalten hatten, zu Füßen des Altars. Bei diesem Anblick erschracken die übrigen Soldaten über das Schicksal ihrer Kameraden, und da sie sich vor dem Volke fürchteten, und ohne Waffen waren, ergriffen sie die Flucht.

Gallikanus aber ſtürzte aus dem Senat mitten unter das Volk, zeigte ſein blutiges Schwert und ſeine blutige Hand, und forderte das Volk wiederholt auf, dieſe Feinde des Senats und der Römer, und Freunde und Bundesgenoſſen des Maximinus zu verfolgen und zu tödten. Die Soldaten jedoch, die einen Vorſprung hatten, erreichten, nur hier und da einzeln von einem Steinwurfe verwundet, glücklich ihr Lager, ſchloſſen deſſen Thore, griffen zu den Waffen, und beſetzten die Mauer des Lagers. Gallikanus aber, der ſich nun einmal auf ein ſolches Wagſtück eingelaſſen hatte, fuhr fort, über die Stadt Bürgerkrieg und großes Unheil heraufzubeſchwören. Er reizte die Pöbelmaſſen an, die öffentlichen Zeughäuſer zu erbrechen, deren Waffen eigentlich mehr die Beſtimmung hatten, bei feſtlichen Aufzügen, als zum wirklichen Kampfe zu dienen, und ſich daraus nach Luſt und Belieben mit Schutz- und Trutzwaffen zu verſehen. Zugleich ließ er die Fechterherbergen öffnen, und führte die darin befindlichen Fechter, jeden mit der ihm eigenthümlichen Bewaffnung verſehen, heraus. Ebenſo ließ er überall, was von Spießen, Schwertern und Beilen in Privathäuſern oder Werkſtätten ſich befand, ſammt und ſonders mit Gewalt wegnehmen, während das in Wuth geſetzte Volk aus allem und jedem Werkzeug, deſſen Stoff zum Dreinſchlagen dienen konnte, ſich eine Waffe machte. Darauf ſammelten ſich die Haufen, und zogen gegen das Lager, das ſie zu ſtürmen verſuchten, indem ſie ſich gegen die Thore und Mauern ſtürzten. Allein die Soldaten, die, kriegserfahren, wie ſie waren, ſich wohl vorgeſehen hatten, und hinter ihren Zinnen und Schilden gedeckt ſtanden, ſtreckten ſie mit ihren Geſchoſſen nieder, und ſtießen die zum Sturme Anſteigenden mit ihren langen Speeren von der Mauer zurück. Endlich wurde das Volk müde, die Fechter waren zahlreich verwundet, und man begann, da der Abend bereits hereinbrach, abzuziehen. Als die Soldaten ſahen, daß ſie Kehrt machten, und ihre Rücken Preis gaben, weil ſie glaubten, eine ſo kleine Anzahl werde nicht wagen, auf eine ſo große Maſſe einen Ausfall zu machen, öffneten ſie plötzlich die Thore, ſtürzten ſich auf das Volk, und tödteten die Fechter, während vom Volke durch das Gedränge eine große Maſſe Menſchen um's Leben kam. Die Soldaten ſetzten ihre Verfolgung auf eine nicht allzugroße Entfernung von ihrem Lager fort, und zogen ſich dann wieder in daſſelbe zurück.

Zwölftes Kapitel.

Dadurch wurde die Erbitterung des Volks und Senats nur noch größer. Man ernannte ordentliche Anführer, und berief bewährte Kriegsmänner aus ganz Italien. Zugleich sammelte man die ganze junge Mannschaft zum Dienste, und versah sie mit Waffen, so gut man sie in der Eile auftreiben konnte. Mit dem größten Theile der so zusammengebrachten Mannschaft rückte Maximus selbst aus, um den Feldzug gegen Maximinus zu beginnen. Der Rest blieb in Rom zurück, um die Stadt zu bewachen und zu schirmen. Wiederholentlich wurden nun Sturmangriffe gegen die Verschanzung des Lagers unternommen. Aber man richtete nichts aus, da sich die Soldaten von der Mauer herab tapfer wehrten, und die Stürmenden mußten endlich, von Pfeilschüssen und Wunden aller Art übel zugerichtet, das Unternehmen aufgeben. Balbinus, der in Rom zurückgeblieben war, erließ jetzt einen Aufruf, in welchem er das Volk beschwor, sich auf gütliche Unterhandlungen einzulassen, während er den Soldaten Amnestie versprach, und Verzeihung für alle ihre Vergehen gewährte; aber er fand bei keiner von beiden Partheien Gehör. Vielmehr wurde der Haß täglich ärger, da das Volk sich darüber nicht zufrieden geben konnte, sich trotz seiner großen Anzahl von so Wenigen verhöhnen zu lassen, und die Soldaten sich tief gekränkt fühlten, von Römern eine Behandlung wie von Barbaren zu erleiden.

Zuletzt endlich, als man mit dem wiederholten Stürmen gegen die Mauer nichts ausrichtete, beschlossen die Anführer, alle in das Lager fließenden Wasserleitungsröhren abzuschneiden, und die Soldaten durch Durst und Wassermangel zur Ergebung zu zwingen. Man machte sich also an's Werk, leitete das gesammte Wasser des Lagers in andere Kanäle, und zerstörte und verstopfte alle in das Lager führenden Wasserleitungsröhren. Die Soldaten, welche die Gefahr, die ihnen drohte, vor Augen sahen, geriethen in Verzweiflung, öffneten die Thore, und machten einen Ausfall. Es entspann sich ein gewaltiger Kampf, die Volkspartei ward in die Flucht geschlagen, und die Soldaten verfolgten sie bis tief in die Stadt hinein. Als die Volksmassen sahen, daß sie bei jedem Nahekampf den Kürzern zogen,

ſtiegen ſie auf die Hausdächer, und warfen mit Ziegeln auf die Soldaten, und ſetzten ihnen mit Herabwerfen von Steinen und ſonſtigen Scherben zu. Die Soldaten ihrerſeits wagten bei ihrer Unkenntniß der Häuſer nicht, ihnen nachzuſteigen; dafür aber legten ſie an die Thüren der verſchloſſenen Wohnhäuſer und Werkſtätten, und wo ſich irgend ein hölzerner Vorbau befand, dergleichen es nicht wenige in der Stadt gab, Feuer an; und wegen der Nähe der dicht an einander ſtoßenden Häuſer und der Menge von Holzwerk gerieth bald ein großer Theil der Stadt in Flammen, ſo daß viele reiche Leute zu Bettlern wurden, indem große und weitläuftige Beſitzungen, werthvoll durch reiche Einkünfte und koſtbare Ausſtattung, zu Grunde gingen. Auch eine große Menge Menſchen kam in den Flammen um, weil das Feuer zuerſt die Ausgänge ergriff. Dazu wurde alles Hab' und Gut reicher Leute ausgeplündert, weil ſich verbrecheriſches und lüderliches Volksgeſindel des Raubens wegen unter die Soldaten miſchte. Der vom Feuer verwüſtete Stadttheil aber war ſo groß, daß ſich keine, ſelbſt der größten Städte damit an Umfang meſſen konnte.

So ging es alſo in Rom zu. Unterdeſſen machte Maximinus, der ſeinen Marſch zurückgelegt hatte, an Italiens Gränzen Halt, vollzog an den Gränzaltären die Opfer, und ſchickte ſich an, in Italien einzufallen, wobei er den Befehl gab, daß das ganze Heer vollſtändig zum Kampf gerüſtet ſein, und in ſtrenger Ordnung vorwärts gehen ſolle.

So habe ich denn den Abfall Libyens und den Bürgerkrieg in Rom, ſowie die Maßregeln, welche Maximinus traf, und die Ankunft deſſelben in Italien geſchildert. Der weitere Verlauf ſoll in den jetzt folgenden Abſchnitten erzählt werden.

Achtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Unternehmungen des Maximinus nach dem Tode Gordians, ſeine Ankunft in Italien, der Abfall Libyens und die in Rom ausgebrochene Zwietracht zwiſchen Volk und Soldaten ſind in den vorhergehenden Abſchnitten erzählt worden.

Sobald Maximinus an den Gränzen Italiens angelangt war, ſchickte er Kundſchafter voraus, um in Erfahrung zu bringen, ob etwa in den Gebirgsſchluchten und Waldgründen Hinterhalte verſteckt ſeien. Er ſelbſt führte ſein Heer auf das Blachfeld, ordnete die Legionen des ſchwerbewaffneten Fußvolks in Vierecke von mehr Breite als Tiefe, um möglichſt viel Terrain zu beherrſchen, ſtellte alles Gepäck, ſowohl Saumthiere als Wagen in die Mitte, und bildete ſelbſt an der Spitze ſeiner Leibgarde den Nachtrab. Die Flanken deckten die Geſchwader der Panzerreiter nebſt Mauruſiſchen Speerſchleuderern und orientaliſchen Bogenſchützen. Auch Germaniſche Reiter führte er in großer Anzahl als Bundesgenoſſen mit ſich, die er vorzugsweiſe in's Vordertreffen zu ſtellen pflegte, um die erſten Angriffe der Feinde auszuhalten, weil ſie beim Beginn des Kampfs voll Muth und Kühnheit, aber wenn's ernſtliche Gefahr gilt, wie alle Barbaren nicht viel werth ſind.

So zog das Heer in guter Ordnung und Haltung über die ganze Ebene, und kam an die erſte Italiſche Stadt, welche die Eingebornen

Hëma nennen. Sie liegt am äußerſten Ende jener Ebene unmittelbar am Fuße der Alpen. Dort trafen die dem Heere vorausgeſchickten Kundſchafter und Späher bei dem Maximinus ein mit dem Berichte: die Stadt ſei menſchenleer, alle Einwohner ſeien entflohen, nachdem ſie die Thüren der Heiligthümer und Häuſer in Brand geſteckt, und alle in der Stadt oder auf dem Lande befindlichen Vorräthe theils fortgeſchleppt, theils verbrannt hätten, ſo daß weder für Zugvieh noch für Menſchen Nahrungsmittel mehr vorhanden ſeien.

Maximinus war zwar erfreut über dieſe plötzliche Flucht der Italioten, weil er meinte, daß alle ſtädtiſchen Bevölkerungen es ebenſo machen, und keine ſeinen Angriff zu beſtehen wagen werde; aber ſein Heer murrte, da es ſich gleich beim Anfange des Feldzugs von Hungersnoth heimgeſucht ſah. Man übernachtete theils in der Stadt in thürloſen und von allem Hausrath entblößten Häuſern, theils auf dem offenen Felde, und marſchirte dann mit Sonnenaufgang weiter auf die Alpen zu. Dieſes übermäßig lange Gebirge hat die Natur ſelbſt als eine Schutzmauer Italiens emporgethürmt, mit ſeiner Höhe, die bis in die Wolken reicht, und mit ſeiner gewaltigen Längenausdehnung, die ganz Italien durchſchneidend ſich auf der rechten Seite Italiens bis an das Tyrrheniſche Meer, auf der linken bis zum Joniſchen Meerbuſen erſtreckt. Bedeckt iſt es mit dichten ununterbrochenen Wäldern, und ſeine Päſſe ſind theils durch ſchroffe aufgeriſſene Abhänge von fürchterlicher Tiefe, theils durch die Rauhheit des Felsgeſteins eng und ſchwer zu paſſiren. Es ſind eigentlich nur Fußpfade von Menſchenhand gemacht, und von den uralten Bewohnern Italiens mit großer Mühe angelegt. So zog das Heer mit großer Beſorgniß hindurch, weil ſie jeden Augenblick erwarteten, die Höhen beſetzt und die Päſſe zur Verhinderung ihres Durchmarſches geſperrt zu finden. Ihre Erwartung und Furcht war in der That gegründet, ſofern ſie die Natur und Beſchaffenheit der Gegenden in Betracht zogen.

Zweites Kapitel.

Als ſie aber ungehindert und von Niemandem angefochten den Durchzug bewerkſtelligt hatten, und vom Gebirge hinab in's Lager

rückten, da wurden sie wieder guten Muths, und sangen Jubellieder. Maximinus hegte jetzt das feste Vertrauen, daß ihm Alles leicht von Statten gehen werde, da die Italer nicht einmal den Muth gehabt hätten, die Schwierigkeiten ihres Terrains sich zu Nutze zu machen, wo sie leicht im Stande gewesen wären, sich selbst zu schützen, oder ihn aus Hinterhalten anzugreifen, und von den Gebirgshöhen herab den Kampf gegen ihn zu führen.

Als aber sein Heer im Thale angekommen war, meldeten die Kundschafter: eine der größten Städte Italiens, Aquileja [1]), habe ihre Thore geschlossen; die voraufgeschickten Schaaren der Päonier hätten zwar muthig die Mauern berennt, aber da sie nach mehrmaligen Sturmangriffen nichts ausgerichtet, seien sie muthlos geworden, und zögen sich unter großem Verluste durch Steinwürfe und Wurfspieße und durch zahlreiche Pfeilschüsse zurück. Maximinus gerieth in Zorn gegen die Anführer der Päonier, denen er Schlaffheit im Kampfe vorwarf, und eilte selbst mit dem Hauptheer heran, in der Hoffnung, die Stadt ohne Mühe zu nehmen.

Aquileja besaß schon längst als eine sehr umfangreiche Stadt eine starke eigene Bevölkerung. Ihre Lage am Meere machte sie zu einem Hauptstapelplatz von Italien, und zu einer Art Vorstadt aller Illyrischen Völkerschaften, und gewährte ihr die Möglichkeit, die zu Lande oder durch Flußschifffahrt ihr zugebrachten Produkte des Festlandes zur See auszuführen, und umgekehrt die auf dem Seewege ihr zugeführten Produkte und Bedürfnisse, deren Erzeugung das rauhe Klima des dortigen Festlandes nicht begünstigte, den Bewohnern desselben landaufwärts zukommen zu lassen. Da sie auf ihrem dazu besonders günstigen Gebiete starken Weinbau trieben, so versandten sie den Ueberfluß dieses Getränks in solche Gegenden, deren Bewohner den Weinstock nicht kultivirten. In Folge aller dieser Umstände lebte dort außer einer großen Zahl städtischer Einwohner auch eine große Masse von Fremden und Kaufleuten. Gerade um die gegenwärtige

[1]) Damals erster Seeplatz jener Gegend am adriatischen Meere, das „zweite Rom" genannt, wegen ihrer Größe, Pracht und Reichthum. Später von Attila zerstört. Die Ueberreste ihrer Bevölkerung retteten sich auf die Inseln, auf denen später Venedig entstand.

Zeit aber war dieſe Volksmaſſe noch ſtark vermehrt worden durch die Menge der Menſchen, welche aus den verlaſſenen Flecken und Dörfern der Umgegend dorthin zuſammenſtrömte, um Schutz in der großen Stadt und hinter ihrer Befeſtigungsmauer zu ſuchen, welche jedoch ſehr alt und ſeit einiger Zeit größtentheils in Verfall gerathen war, weil ſeit der Römerherrſchaft die Städte in Italien nicht mehr Mauern oder Waffen bedurften, indem ſie ſtatt der früheren Kriege eines tiefen Friedens und des römiſchen Bürgerrechts genoſſen. Damals aber hatte der Drang der Noth ſie gezwungen, eiligſt die Mauern zu erneuern, die verfallenen Theile wiederherzuſtellen, und Thürme und Zinnen aufzurichten. Nachdem ſie auf dieſe Art ſo ſchnell als möglich die Stadt durch eine Schutzmauer in Vertheidigungszuſtand geſetzt hatten, verrammelten ſie die Thore, hielten Tag und Nacht die Mauern ſtark beſetzt, und wieſen jeden Anriff zurück. Den Oberbefehl und die Sorge für das Ganze führten zwei Männer, geweſene Konſuln, vom Senate dazu auserwählt, von denen der eine Criſpinus, der andere Menophilus hieß. Dieſe hatten ſehr vorſorglich die Stadt mit möglichſt großen Vorräthen verſehen, ſo daß Alles ausreichend vorhanden war, ſelbſt für den Fall einer längeren Belagerung. Auch war Trinkwaſſer reichlich vorhanden, denn es gibt viele Ciſternen in der Stadt, und hart an ihrer Mauer fließt ein Fluß, der zugleich den Schutz eines Grabens und Ueberfluß an Waſſer gewährt.

Drittes Kapitel.

Solche Vorkehrungen alſo hatte man in der Stadt getroffen. Als nun Maximinus erfuhr, daß die Stadt gehörig verwahrt und geſperrt ſei, beſchloß er, unter dem Scheine einer Geſandtſchaft Leute abzuſchicken, welche mit denen auf der Mauer verhandeln und ſie zu bewegen ſuchen ſollten, die Thore zu öffnen. In ſeinem Heere befand ſich ein Oberſter, deſſen Vaterſtadt Aquileja, und deſſen Frau und Kinder, ſowie alle ſeine Verwandten in der Stadt eingeſchloſſen waren. Dieſen alſo ſandte er mit einigen andern Hauptleuten niederen Ranges, weil er hoffte, daß deſſen Worte als die eines Bürgers vorzugsweiſe Gehör finden würden. An Ort und Stelle gekommen, ſagten die Abgeſandten: Maximinus, ihr gemeinſamer Kaiſer, befehle ihnen,

friedlich die Waffen niederzulegen, ihn als Freund statt als Feind aufzunehmen, und lieber an Unterhandlungen und Opfer, als an Blutvergießen zu denken, auch nicht zu übersehen, daß sonst ihre Vaterstadt Gefahr laufe, mit Stumpf und Stiel ausgerottet und von Grund aus zerstört zu werden, während es jetzt noch in ihrer Hand stehe, sich und ihre Vaterstadt zu retten, indem ihr allergnädigster Kaiser ihnen Amnestie und Vergebung aller ihrer Vergehen gegen ihn anbiete. Denn nicht sie seien die Schuldigen, sondern andere.

Solche Botschaft also riefen die unten stehenden Abgesandten denen auf der Mauer mit erhobener Stimme zu, um sich ihnen verständlich zu machen. Das Volk aber, das in großer Anzahl auf der Mauer und den Thürmen stand, soweit es nicht mit der Bewachung anderer Theile beschäftigt war, hörte ruhig an, was sie sprachen. Crispinus aber, welcher besorgte, das Volk möchte, wie es nun eben seine Art ist, den Versprechungen Glauben schenken, und den Frieden dem Kriege vorziehend die Thore öffnen, eilte überall auf der Mauer umher, und bat und beschwor die Bürger: sie möchten standhaft bleiben, und tapfer Widerstand leisten, und keinen Treubruch an Senat und Volk von Rom begehen, sondern sich vielmehr als Retter und Vorkämpfer von ganz Italien in die Geschichte einschreiben. Auch sollten sie den Versprechungen eines meineidigen und betrügerischen Tyrannen keinen Glauben schenken, und sich nicht, geködert durch lockende Reden, einem sichern Verderben überliefern, während es in ihrer Hand stehe, das Kriegsglück, das sich so gut für sie, wie gegen sie entscheiden könne, zu versuchen. „Denn, sagte er, schon oft hat die Minderzahl den Sieg über die Mehrzahl davon getragen, und die, welche für die Schwächeren galten, haben die, welche sich ihnen an Tapferkeit überlegen glaubten, niedergeworfen." Auch von der großen Heeresmasse dürften sie sich nicht schrecken lassen. „Denn, sprach er, die, welche für einen Andern fechten, der, wenn es glücklich geht, den Vortheil davon hat, pflegen nur mäßige Kampflust zu haben, denn sie wissen, daß sie zwar von den Gefahren ihr Theil abbekommen, daß aber ein Anderer alle Hauptfrüchte des Sieges für sich erntet. Die aber für ihr Vaterland kämpfen, haben auf ihrer Seite auch größeren Anspruch auf den Beistand der Götter, da ja ihre Wünsche und Gebete nur darauf gerichtet sind, das Ihrige zu wahren, nicht

Andrer Eigenthum zu rauben. Und ihren Schlachtenmuth verleiht ihnen nicht fremdes Kommando, sondern die eigene innere Nöthigung, da ja auch die ganze Frucht des Sieges ihnen zu Gute kommt."

Durch solche Worte, die er bald zu Einzelnen, bald zur Gesammtheit sprach, bewog sie Crispinus, der außerdem von Natur ein würdiges Aeußere und große Redegewandtheit in der römischen Sprache, sowie den Ruf eines tüchtigen Anführers besaß, auf ihren früheren Beschlüssen fest zu beharren, und auf seinen Befehl mußten die Abgesandten unverrichteter Sache abziehen. Es hieß damals, er habe auf die Fortsetzung des Krieges bestanden, weil eine große Menge von erfahrenen Opferschauern und Eingeweidewahrsagern, die sich in der Stadt befanden, meldeten, daß die Opferzeichen günstig seien. Auf diese Opferschau gaben nämlich die Italioten sehr viel. Auch wurden mehrere Orakelsprüche kund gemacht, in welchen ihr heimischer Gott ihnen Sieg versprach. Sie nennen denselben Belis, und weihen ihm eine vorzügliche Verehrung, indem sie ihn für Apollo halten [1]). Auch erzählten später einige Soldaten des Maximinus, sein Bild sei mehrmals in der Luft für die Stadt streitend erschienen. Ob dies nun wirklich Manchen ihre Phantasie vorgespiegelt haben mag, oder ob sie es nur vorgaben, weil sie die Schande nicht auf sich haben wollten, daß ein so großes Heer gegen einen an Zahl viel geringeren Haufen bürgerlichen Volks nichts habe ausrichten können, und sich lieber den Anschein geben wollten, als seien sie von Göttern und nicht von Menschen besiegt worden, lasse ich dahin gestellt. Allein der unerwartete Ausgang macht Alles glauben.

Viertes Kapitel.

Wie dem nun sein mag, genug, Maximinus ging, als die Abgesandten unverrichteter Sache zu ihm zurückkehrten, mit noch

[1]) Bei Capitolinus heißt dieser celtische Apollo Belenus. Vergl. Buttmann's Mythologus I. S. 167 ff. Das Folgende erinnert an viele Engelerscheinungen der christlichen Sagengeschichte. Nach Capitolinus wurden diesem Gotte vom Senate Dankopfer, und der „kahlköpfigen Venus" ein Tempel dekretirt; das letztere, weil die Frauen von Aquileja ihr Haar hergegeben hatten, um daraus Knebelspannseile für die Wurfgeschosse zu flechten.

größerer Leidenschaft und Wuth vorwärts. Als er an einen großen Fluß [1]) kam, der sechzehn Meilensteine von der Stadt entfernt ist, fand er die Strömung überaus tief und breit. Denn die beginnende warme Jahreszeit, welche auf den oberhalb liegenden Gebirgen die während des ganzen Winters fest aufgethürmten Schneemassen zu schmelzen begann, hatte den Gebirgsstrom übermäßig stark angeschwellt. Das Heer wußte daher nicht, wie es den Uebergang bewerkstelligen sollte. Denn die Brücke, ein gewaltiges und wunderschönes Werk der früheren Kaiser, von Quadersteinen, auf Bogen ruhend, die allmälig immer größer wurden, hatten die Aquilejaner zerstört und abgebrochen, und so stand ohne Brücke und ohne Schiffe das Heer rathlos da. Einige Germanen, welche die starke und reißende Strömung der Italischen Flüsse nicht kannten, sondern meinten, dieselben flößen sanft durch die Ebenen, wie ihre heimischen Ströme (die deshalb auch leicht gefrieren, weil die Strömung keine starke Bewegung hat), warfen sich mit ihren an das Durchschwimmen gewöhnten Pferden hinein, aber der Strom riß sie fort, und sie kamen um.

Zwei oder drei Tage verweilte Maximinus hier am Ufer, wo er das Heer hatte ein Lager aufschlagen, und dasselbe zum Schutz gegen Ueberfälle mit einem Graben umgeben lassen, und überlegte, wie er es machen solle, den Strom zu überbrücken. Da es an Bauholz, sowie an Fahrzeugen mangelte, durch deren Verbindung man hätte eine Brücke zustandebringen können, so machten einige von den Handwerkern darauf aufmerksam, daß sich in den verlassenen Dörfern viele leere hölzerne Weintonnen befänden, deren sich sonst die Bewohner zu eigenem Gebrauche und zur sichern Versendung des Weins an ihre Abnehmer bedienten. Da sie hohl waren, wie Schiffe, mußten sie an einander gebunden, gleich Kähnen auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, während man ihr Fortgerissenwerden dadurch verhindern werde, daß man sie fest mit einander verband, worauf man Strauchwerk darüber legte, und mit Anwendung aller Händekraft eine mäßige Erdlage darüber schüttete.

[1]) Wahrscheinlich der heutige Isonzo (Sontus oder Sontius), über den bei der Station Ponte Sonti (Sontusbrücke) die Straße von Aemona nach Aquileia führte. Er entsprang auf den karnischen Alpen, und fiel östlich von Aquileja in den Meerbusen von Triest.

So ſetzte denn unter ſeiner Leitung das Heer über den Fluß, und rückte gegen die Stadt an. Die Häuſer der Vorſtädte fanden ſie überall verlaſſen; dennoch hieben ſie alle Weinſtöcke und Fruchtbäume nieder, verbrannten Vieles und verwandelten die zuvor blühende Schönheit der Gegend in eine Wüſtenei. Früher hatte man die Gegend mit ihren langen, gleichmäßig gepflegten Baumalleen und ihren überall ſich von Baum zu Baum wie zum Feſtſchmucke ſchwingenden Rebengewinden, wie im Feſtkranze prangend bezeichnen können. Alle dieſe Herrlichkeit rottete die Soldateska mit der Wurzel aus, und drang ſo gegen die Mauern der Stadt vor. Da aber das Heer ſehr erſchöpft war, ſo ward nicht gleich mit dem Angriffe begonnen, ſondern man hielt ſich außer Schußweite, und vertheilte ſich in größern und kleinern Abtheilungen um die Feſtungsmauer, wie jede dazu angewieſen war, ihre Stellung zu nehmen, ruhte einen Tag aus, und begann darauf die Belagerung.

Sturmmaſchinen aller Art wurden herangeſchleppt, und alle Künſte der Berennung gegen die Feſtungswerke angewendet. Zahlreiche Sturmangriffe wurden faſt täglich unternommen, während das geſammte Heer die Stadt wie in einem Netze eng umgarnt hielt. Die Aquilejaner dagegen leiſteten auf ihren Mauern kräftigen und muthvollen Widerſtand. Sie hatten ihre Tempel und Wohnhäuſer verſchloſſen, und alles Volk ſammt Weibern und Kindern kämpfte von Zinnen und Thürmen herab gegen den Feind. Kein Alter war ſo ſchwach, das ſich nicht an dem Kampfe für die Vaterſtadt betheiligt hätte. Die Vorſtädte, und überhaupt Alles, was außerhalb der Thore lag, war von dem Heere des Maximinus zerſtört, und das Holzwerk der Gebäude zur Anfertigung der Belagerungswerkzeuge verwendet worden. Der Feind wendete alle Gewalt an, eine Breſche in der Mauer zu legen, durch welche das Heer eindringen könnte, um die ganze Stadt auszuplündern und zu zerſtören, und den Platz, auf dem ſie geſtanden, als eine Schaftrift und Einöde hinter ſich zu laſſen. Denn anders könne man mit Ehren nicht den Marſch gegen Rom antreten, wenn man nicht zuvor die erſte Stadt Italiens, welche Widerſtand zu leiſten gewagt, von der Erde vertilgt habe. Daher ritten Maximinus und ſein Sohn, den er zum Cäſar gemacht hat, mit Verſprechungen von Geldgeſchenken bittend bei den Soldaten um-

her, und ſuchten das Heer zum muthigen Ausharren anzufeuern. Die Aquilejaner ihrerſeits ſchleuderten Steine von den Mauern herab, machten eine Miſchung von Pech, Schwefel und Erdharz, thaten ſie in hohle Gefäſſe, die mit langen Handhaben verſehen waren, zündeten die Miſchung an, und ſchütteten ſie, ſowie der Feind ſich den Mauern näherte, den Stürmenden alle mit einemmale wie einen feurigen Regenguß auf die Köpfe. Das mit den andern genannten Subſtanzen herabfließende Pech traf nicht bloß die unbedeckten Körpertheile, ſondern floß überall hin, ſo daß die Getroffenen ſelbſt die in Brand geſetzten Panzer und die übrige Waffenrüſtung, an der das Eiſen glühend wurde, ſich vom Leibe riſſen, während Alles, was daran von Leder und Holzwerk war, verbrannte und verſchrumpfte. Da konnte man denn Soldaten ſehen, die ſich ſelbſt die Rüſtung ausgezogen hatten, und deren weggeworfenes Gewaffen wie Beutestücke ausſah, wenn gleich ihnen dieſelben nur durch eine künſtliche Liſt, nicht durch kriegeriſche Tapferkeit im Kampfe abgenommen worden waren. Auf dieſe Weiſe büßten viele Soldaten ihr Geſicht ein, während andere am Antlitz und an den Extremitäten und ſonſtigen unbedeckten Theilen des Körpers ſchwer verletzt wurden. Zugleich bewarf man auch die an die Mauer gebrachten Kriegsmaſchinen mit Feuerbränden, die gleichfalls mit Pech und Harz getränkt an dem vorderen Ende der Geſchoſſe, mit denen man ſie abſchoß, Pfeilſpitzen hatten; brennend durch die Luft geſchleudert drangen ſie in die Maſchinen ein, blieben daran haften, und ſetzten dieſelben leicht in Brand.

Fünftes Kapitel.

In den erſten Tagen jedoch blieb das Kampfglück unentſchieden und ziemlich gleich vertheilt. Mit der Zeit aber wurde das Kriegsvolk des Maximinus läſſig, und da es ſich in der Hoffnung auf glücklichen Erfolg fortwährend getäuſcht ſah, entſank ihm der Muth. Denn Gegner, von welchen ſie gehofft hatten, daß ſie keinen einzigen ordentlichen Sturmangriff aushalten würden, erfanden ſie jetzt als Leute, welche nicht nur Widerſtand leiſteten, ſondern ſogar tapfer Stand hielten. Die Aquilejaner dagegen wurden

täglich muthiger und voll aller möglichen guten Zuversicht. Durch fortgesetzten Kampf gewannen sie mehr und mehr Erfahrung und Selbstvertrauen, und fingen an, die Soldaten sogar zu verachten, so daß sie Spottreden gegen sie führten, und den Maximinus verhöhnten, wenn er die Mauern rekognoszirte, und gegen ihn und seinen Sohn arge und lästerliche Schimpfreden ausstießen, durch die derselbe vor Aerger nur noch in größere Wuth versetzt wurde. Da er nun an den Feinden seinen Zorn nicht auslassen konnte, so bestrafte er wiederholt viele Hauptleute seiner eigenen Truppen, weil sie bei der Berennung aus Lässigkeit und Muthlosigkeit nicht ihre Schuldigkeit thäten. Dadurch wuchs bei den Seinen die Abneigung gegen ihn, während sich bei den Feinden die Verachtung steigerte.

Dazu kam, daß die Aquilejaner Alles vollauf und Ueberfluß an allen Bedürfnissen hatten, weil in Folge richtiger Vorbereitung die Stadt mit Allem reichlich gefüllt worden war, was Menschen und Vieh an Speise und Trank bedurften. Das Heer dagegen litt Mangel an Allem, da es selbst alle Fruchtbäume umgehauen und die Fruchtfelder verbrannt hatte. Und während sie fortdauernd unter Zelten, die eben nur für vorübergehenden Bedarf hergerichtet worden waren, sehr Viele sogar unter freiem Himmel lagen, hatten sie Regengüsse und Sonnenbrand auszustehen, und wurden vom Hunger aufgerieben, ohne daß für sie und ihre Thiere Zufuhr beschafft werden konnte. Denn die Römer hatten alle Heerstraßen von Italien durch Mauerschanzen und Thore gesperrt. Zugleich hatte der Senat Männer konsularischen Ranges mit einer Auswahl tüchtiger Mannschaft aus ganz Italien abgeschickt, um sämmtliche Häfen zu besetzen, und nirgends ein Schiff aussegeln zu lassen, so daß Maximinus ohne alle und jede Kunde von dem blieb, was in Rom vorging. Auch die Saumpfade und Fußsteige wurden überall bewacht, so daß Keiner durchkam. So geschah es denn, daß das Heer, während es Andere zu belagern glaubte, selbst belagert wurde, da es weder Aquileja zu nehmen im Stande war, noch aus Mangel an Transportmitteln zu Wasser und zu Lande mit Aufgebung der Belagerung auf Rom losmarschiren konnte. Denn Alles war besetzt und versperrt. Dazu trug man sich mit Gerüchten, die in Folge der schlimmen Vorahnung die Wahrheit noch übertrieben: Das ganze römische Volk, hieß es,

ſei in Waffen, ganz Italien ſei eines Sinnes, alle Völkerſchaften Illyriens und alle Provinzen im Oſten und Süden rüſteten ſich zum Kriege, und es ſei nur eine Stimmung und Geſinnung des Haſſes gegen Maximinus. So geriethen die Truppen in Verzweiflung, während ſie an Allem, ſogar an Waſſer Mangel litten. Denn was ihnen zum Getränk diente, das Waſſer des vorbeiſtrömenden Fluſſes war durch Blut und Leichen verpeſtet. Denn die Aquilejer warfen ihre Todten, da ſie dieſelben nicht in der Stadt begraben konnten, in den Fluß, und was von Leuten im Heere im Kampfe erſchlagen ward, oder von Krankheit hingerafft wurde, übergab man gleichfalls dem Strome, da es an Mitteln zu ordentlicher Beſtattung gebrach.

Während nun ſo Verzweiflung und Muthloſigkeit im Lager herrſchte, faßten eines Tages, als Maximinus in ſeinem Zelte ſchlief, und eine Art von Waffenruhe eingetreten war, in Folge deren ſich der größte Theil des Heeres in ſeine Zelte, oder auf die angewieſenen Wachtpoſten begeben hatte, diejenigen Soldaten, welche früher ihr Standlager in der Nähe von Rom am Fuße des ſogenannten Albanerbergs gehabt, und dort ihre Weiber und Kinder zurückgelaſſen hatten, plötzlich den Entſchluß, den Maximinus zu ermorden, um der langwierigen und unabſehbaren Belagerungsnoth ein Ende zu machen, und nicht länger Italien für einen verzweifelten und allverhaßten Tyrannen zu verwüſten. Sie faßten ſich alſo ein Herz, und gingen um Mittag auf ſein Zelt los. Hier vereinigten ſie ſich mit den wachthabenden Leibgardiſten, reißen ſeine Bildniſſe von den Feldzeichen, und als er mit ſeinem Sohne, um zu ihnen zu reden, aus dem Zelte trat, hauen ſie beide, ohne ihn zu Worte kommen zu laſſen, nieder. Sie ermorden auch den Unterbefehlshaber des Heeres, ſowie alle Buſenfreunde des Kaiſers; und nachdem ſie die Leichname Jedermann zu beliebiger Beſchimpfung und Mißhandlung Preis gegeben hatten, überließ man ſie Hunden und Raubvögeln zum Fraße. Die Köpfe aber des Maximinus und ſeines Sohnes ſchickten ſie nach Rom.

Solch ein Ende nahmen Maximinus und ſein Sohn, zur Strafe für ihr ſchlechtes Regiment.

Sechstes Kapitel.

Als nun das übrige Heer das Vorgefallene erfuhr, gerieth es in große Bestürzung, und die That fand keineswegs allgemeinen Beifall, namentlich nicht bei den Päonischen und den übrigen Thrakischen Barbarentruppen, die ihm ja auch zum Throne verholfen hatten. Allein da die Sache einmal geschehen war, so gaben sie sich, wenn auch widerwillig, zufrieden, ja die Noth zwang sie, sich den Schein zu geben, als freuten sie sich über die That. Sofort legten Alle die Waffen nieder, und näherten sich in friedlichem Aufzuge den Mauern von Aquileja, meldeten die Ermordung des Maximinus, und baten, ihnen die Thore zu öffnen, und sie, die gestern noch Feinde gewesen waren, als Freunde aufzunehmen. Die obersten Hauptleute der Aquilejaner gestatteten nun zwar nicht die Eröffnung der Thore, wohl aber richteten sie statt dessen die mit Kränzen und Lorbeerzweigen geschmückten Standbilder des Maximus und Balbinus und des Cäsar Gordianus auf, begrüßten dieselben mit Jubelruf, und forderten auch die Soldaten auf, die von dem römischen Volk und Senat erwählten Kaiser anzuerkennen und jubelnd auszurufen [1]). „Die früheren Gordiane" [2]), sagten sie, „seien im Himmel und bei Gott."

Darauf veranstalteten sie oben auf den Mauern einen Markt, auf welchem sie einen Ueberfluß von allen möglichen Bedürfnissen, von Speise und Trank aller Art, sowie von Kleidung und Schuhwerk, und was sonst eine reiche und blühende Stadt an menschlichen Lebensbedürfnissen bieten konnte, zum Verkauf ausstellten. Um so höher wuchs jetzt das Erstaunen des Heeres, da es sah, daß die in

---

1) Woher hatten die Aquilejaner diese Porträt-Standbilder der neuen Kaiser, die sie, wie es scheint, auf der Mauer den Soldaten zeigten? Wahrscheinlich hatte man bloß neue Köpfe auf vorhandene alte Statuen, vielleicht auf die des Maximinus und seines Sohnes gesetzt (siehe Stahr Torso I. S. 500), oder sonst irgend beliebige Statuen dazu genommen, die für die Porträtstatuen der neuen Kaiser einstweilen gelten mußten, bis man sie durch wirkliche ersetzte.

2) Die beiden in Karthago erwählten, und wie oben erzählt worden, daselbst umgekommenen Kaiser dieses Namens.

der Stadt mit Allem hinreichend verſehen waren, ſelbſt wenn die Belagerung noch länger dauern ſollte, während ſie, an allen nothwendigen Bedürfniſſen Mangel leidend, viel früher hätten zu Grunde gehen müſſen, ehe ſie eine ſo mit Allem verſehene Stadt eingenommen. So blieb das Heer unter den Mauern der Stadt liegen, und ward von den Mauern aus mit allem Bedarf verſehen, den ein jeder verlangte. Verhandlungen wurden gepflogen, und es war ein Friedens- und Freundſchaftszuſtand, obſchon der Schein einer Belagerung noch fortdauerte, da die Mauern geſchloſſen blieben, und das Heer um dieſelben herum lagerte.

So ſtanden die Dinge vor Aquileja. Die Reiter aber, die ſich mit dem Kopfe des Maximinus von Aquileja her auf den Weg gemacht hatten, beſchleunigten ihre Reiſe mit aller möglichen Eile, und von allen Städten, zu denen ſie kamen, wurden ihnen die Thore geöffnet, und die Bevölkerung empfing ſie feſtlich mit Lorbeerzweigen in den Händen. Nachdem ſie zu Schiffe die Seen und Sümpfe zwiſchen Altinum und Ravenna paſſirt hatten, trafen ſie den Kaiſer Maximus, der ſich zu Ravenna aufhielt, wo er beſchäftigt war, die aus Rom kommende ausgewählte Mannſchaft und die aus Italien ausgehobenen Truppen zu ſammeln. Zu ihm geſtoßen war dort auch ein nicht unbeträchtliches Hülfscorps von Germanen, das dieſelben ihm zugeſchickt hatten, in Folge der Zuneigung, welche ſie für ihn hegten ſeit der früheren Zeit, wo er mit gewiſſenhafter Sorgfalt das Stadthalteramt bei ihnen verwaltet hatte. Während er nun ſo die Heeresmacht ordnete, mit der er gegen Maximinus' Heer zu Felde zu ziehen gedachte, kommen die Reiter zu ihm mit dem Kopfe des Maximinus und ſeines Sohnes, verkünden ihm den glücklichen Sieg ſeiner Sache, daß das Heer den Beſchlüſſen der Römer beitrete, und den vom Senate gewählten Kaiſern huldige. In Folge dieſer unverhofften Freudenbotſchaften bedeckten ſich ſofort die Altäre mit Opfern, und Alle feierten jubelnd den Sieg, den ſie ohne Schwertſchlag davon getragen. Maximus aber ſendet, ſobald er die günſtig ausfallenden Opfer vollzogen hatte, die Reiter fort nach Rom, um dort das Vorgefallene dem Volke zu melden, und den Kopf des Maximinus zu überbringen. Als dieſe nun dort angekommen in die Stadt ſprengten, und aller Welt den Kopf des Feindes zeigten, den ſie auf eine

Stange geſteckt hatten, damit jeder ihn ſehen könne, da iſt mit Worten nicht zu beſchreiben, wie groß der Feſtjubel an jenem Tage war [1]). Denn da war kein Alter, das nicht zu den Altären und Heiligthümern eilte, kein Menſch blieb zu Hauſe, ſondern Alles lief wie trunken vor Begeiſterung in gemeinſamer Freude umher, und ſtrömte zuletzt auf dem Cirkus zuſammen, als ob daſelbſt eine Volksverſammlung abzuhalten wäre. Balbinus ſelbſt opferte Hekatomben, und alle Beamten und der Senat, ja alle Einzelnen gaben ſich, als ob ſie des über ihren Nacken ſchwebenden Beils ledig wären, ohne Maß der Freude hin. Auch in die Provinzen wurden überall hin lorbeerbekränzte Boten und Herolde abgeſendet.

Siebentes Kapitel.

Das war alſo in Rom der Feſtjubel. Maximus aber brach von Ravenna auf, und langte vor Aquileja an, nachdem er die Sumpfgewäſſer paſſirt hatte, die vom Eridanusfluſſe [2]) und den umliegenden Sumpfſeen gebildet ſich mit ſieben Mündungen in's Meer ergießen, weshalb auch die Landeseinwohner dieſe Gewäſſer in ihrer Sprache „die ſieben Meere" nennen. Sofort öffneten ihm die Aquilejaner ihre Thore, und nahmen ihn freundlich auf, während man aus allen Städten Italiens Geſandtſchaften der vornehmſten Männer jeder Stadt an ihn abſchickte, welche in weißem Feſtgewande und Lorbeerzweige in den Händen ihm ihre heimiſchen Götterbilder und die etwa in den Schatzkammern ihrer Tempel vorhandenen goldenen Kronen darbrachten, und dem Maximus unter Jubelrufen und Blumenwerfen huldigten. Auch ſogar das Heer, welches Aquileja belagert hatte,

---

[1]) Ich glaube nicht zu irren, wenn ich aus dieſen Worten ſchließe, daß Herodian ſich damals als Augenzeuge in Rom befand.

[2]) Eridanus iſt urſprünglich der Name des ſchon von Heſiodus genannten fabelhaften Bernſteinfluſſes. Man übertrug denſelben ſpäter (wie hier Herodian thut) auf den Padus (Po), weil phönizſche Schiffe den von den Oſtſeeküſten zu Lande nach den Häfen des Adriatiſchen Meeres gebrachten Bernſtein an der Mündung des Po in Empfang zu nehmen pflegten. Die „ſieben Mündungen" des Fluſſes waren zum Theil von Menſchenhand angelegte Kanäle. Realencyklop. V. S. 1046.

nahte ſich ihm im friedlichen Aufzuge mit Lorbeer bekränzt, nicht in Folge ſeiner wirklichen Stimmung, ſondern mit erheuchelter Liebe und Verehrung, welche der gegenwärtige Thronwechſel und deſſen Glück nothwendig machte. Denn der größte Theil dieſer Soldaten war unwillig, und im Herzen voll Groll darüber, daß der von ihnen erwählte Kaiſer umgebracht, und die Macht jetzt in den Händen der vom Senate erwählten war.

Maximus aber brachte den erſten und zweiten Tag nach ſeiner Ankunft in Aquileja mit Vollziehung von religiöſen Handlungen hin, am dritten aber berief er das geſammte Heer auf die Ebene, wo für ihn eine Rednerbühne errichtet war, und hielt etwa folgende Rede:

„Wie gut es für Euch geweſen iſt, daß Ihr in Euch gegangen und auf die Seite der Römer getreten ſeid, davon habt Ihr jetzt die Erfahrung, da Ihr Frieden ſtatt Krieg habt, durch die Götter, bei denen Ihr geſchworen, und jetzt in der Lage ſeid, Eurem Fahneneide treu zu bleiben, der des römiſchen Reiches altehrwürdiges heiliges Eigenthum iſt. Zugleich dürft Ihr darauf rechnen, alle dieſe Vortheile auch in Zukunft zu genießen, wenn Ihr den Römern und dem Senate, ſowie Uns, Euren Kaiſern, treu verbleibt, auf die Senat und Volk im Hinblick auf unſere edle Geburt und unſere zahlreichen hohen Staatswürden, in deren regelmäßiger Stufenfolge wir gleichſam Schritt vor Schritt zu dieſer letzten Stufe hinangeſtiegen ſind, ihre Wahl gelenkt haben. Denn die Herrſcherwürde gehört nicht einem einzelnen Manne als Eigenthum, ſondern ſie iſt gemeinſames Eigenthum des römiſchen Volkes von den älteſten Zeiten her, und die Stadt Rom iſt der vom Schickſal gegründete Sitz der Kaiſerherrſchaft. Wir aber ſind damit betraut, die Angelegenheiten des Reichs verbunden mit Euch zu führen und zu handhaben. Geſchieht dies von Eurer Seite mit gebührender Zucht und Ordnung, und Verehrung und Reſpekt vor den Herrſchern, ſo wird Euch daraus ein glückliches und ſorgenfreies Leben erwachſen, und allen übrigen Menſchen in Provinzen und Städten Friede und Gehorſam gegen ihre Obrigkeiten. Dann werdet Ihr nach Eures Herzens Wunſch in Eurer Heimath leben, und nicht in fremden Landen Euch abzuquälen brauchen. Daß aber die uns nicht unterworfenen Barbarenvölker Ruhe halten, werden Wir unſere Sorge ſein laſſen. Denn da wir

jetzt zwei Kaiſer ſind, ſo wird es leichter ſein, einerſeits die Verwaltungsgeſchäfte in Rom zu beſorgen, und andrerſeits etwaigen dringlichen Geſchäften nach Außen hin zu genügen, da ja nach dem jedesmaligen Bedürfniſſe immer Einer für die ihn in Anſpruch nehmenden Geſchäfte leicht bei der Hand ſein kann. Glaube ferner Niemand von Euch, daß jemals des Vergangenen weiter gedacht werden wird, weder von Uns — denn Ihr thatet ja nur auf Befehl — noch von den Römern, oder von den andern Provinzen, welche wegen ſchlechter Behandlung abgefallen ſind. Vielmehr wird eine allgemeine Amneſtie ſtattfinden, und ein Bündniß feſter Freundſchaft als Grundlage dauernden Wohlwollens und geſicherter Ordnung."

So ungefähr redete Maximus, verhieß dann den Soldaten großartige Antrittsgeſchenke an Geld, und gab dann, nachdem er noch einige Tage in Aquileja verweilt hatte, den Befehl zum Rückmarſch nach Rom. Er entließ das übrige Heer in die Provinzen und Standlager, denen ſie angehörten, während er ſelbſt den Zug nach Rom in Begleitung der Garden, denen die Bewachung der Kaiſerburg obliegt, und mit den unter Balbinus' Befehlen befindlichen Truppen antrat. Mit ihm zogen aber auch die von Germanien gekommenen Hülfstruppen, denn er verließ ſich vorzugsweiſe auf deren Anhänglichkeit, die ſie zum Dank für ſeine frühere milde Verwaltung ihrer Provinz, ehe er noch Kaiſer war, zu ihm hegten. Bei ſeinem Einzuge in Rom ging ihm Balbinus mit Cäſar Gordianus zur Seite entgegen, und Senat und Volk empfingen ihn mit Jubelruf, wie wenn ſie einen Triumph feierten.

Achtes Kapitel.

Die weitere Regierung der beiden Kaiſer zu Rom war eine höchſt geordnete und weiſe, und ſie ernteten im Beſondern wie im Allgemeinen überall Lob und Preis. Das Volk hatte ſeine Freude an ihnen, weil es ſtolz war auf ſo hochgeborne und des Kaiſerthrones würdige Herrſcher. Den Soldaten jedoch ſchwoll die Bruſt mehr und mehr von Unmuth; ſie hatten keinen Gefallen an den Lobpreiſungen des Volks, ja ſelbſt die hohe Geburt der Kaiſer war ihnen widerwärtig, und dazu ärgerten ſie ſich darüber, daß ſie nun doch „Kaiſer

von Senatsgnaden" hätten. Es erbitterte sie ferner, daß Maximus die Germanen mit sich genommen hatte, denn sie rechneten darauf, daß sie an denselben Widersacher finden würden, sobald sie irgend einen Neuerungsversuch wagen möchten, und hielten sie im Verdacht, daß sie bestimmt seien, ihnen einen Hinterhalt zu legen, falls man versuchen sollte, sie durch irgend eine List zu entwaffnen, wo dann jene [1]), da sie in Rom standen, leicht an ihre Stelle treten dürften. Dabei stellte sich ihnen das Beispiel des Severus, der die Leibgarden, welche den Pertinax ermordet, hatte entwaffnen lassen, vor die Seele.

Als nun also die Kapitolinischen Festspiele gefeiert wurden, und alle Welt mit dem Feste und den verschiedenen Schauspielen, welche dasselbe bot, beschäftigt war, traten sie plötzlich mit ihrem bisher verborgen gehaltenen Plane an's Licht. Ihrer Leidenschaft nicht mächtig, und ganz ihrer wilden Wuth hingegeben, stürmten sie einmüthig zur Kaiserburg, und überfielen die beiden alten Kaiser. Zum Unglück waren diese selbst unter einander nicht recht eines Sinnes, sondern — wie denn die Begierde nach Alleinherrschaft einmal in des Menschen Natur liegt, und die höchste Machtstellung keinen Theilnehmer verträgt [2]), so suchte jeder von ihnen die Machtgewalt allein an sich zu reißen: Balbinus, indem er mit Berufung auf seine hohe Abkunft und sein früheres doppeltes Konsulat den Vorrang in Anspruch nahm, während Maximus zu gleichem Zwecke seine frühere Stellung als Präfekt der Stadt und seinen Ruf als bewährter Staatsmann geltend machte.

Beide waren vornehme Patrizier, und eine lange Ahnenreihe stachelte beide auf, die Alleinherrschaft für sich zu begehren. Das wurde nun eben die Hauptursache zu ihrem Verderben. Als nämlich Maximus die Kunde erhielt, daß die Prätorianer, wie man sie nennt, mit bösen Absichten gegen die Kaiser heranrückten, wollte er die

---

[1]) Ich übersetze an dieser verderbenen Stelle nach der auch von Oſiander gebilligten Lesart καὶ ἐκεῖνοι, ἅτε παρόντες.

[2]) „Von allen Leidenschaften und Begierden ist die Begierde nach Macht die gebieterischste und ungeselligste, weil der Stolz eines Einzigen die Unterwerfung Aller fordert." Gibbon.

Germaniſchen Hülfstruppen herbeirufen laſſen, die in Rom ſtanden, und ſtark genug geweſen wären, um den Angreifern zu widerſtehen. Balbinus aber, welcher glaubte, das [1]) ſei eine gegen ihn gerichtete Verrätherei und Kriegsliſt (er wußte nämlich, daß die Germanen dem Maximus ſehr anhingen), legte Proteſt dagegen ein, indem er ſagte: ſie würden nicht kommen um beide Kaiſer gegen den Angriff der Prätorianer zu ſchirmen, ſondern um dem Maximus die Alleinherrſchaft in die Hände zu ſpielen.

Während ſie aber ſo ſich zanken, ſtürzen die Soldaten alleſammt in die Thore der Kaiſerburg, wo ihnen die mit der Bewachung derſelben betrauten Raum gegeben hatten, und nehmen die Greiſe gefangen. Sie reißen ihnen die einfachen Kleider, die ſie als Hauskleider anhatten, vom Leibe herunter, und ſchleppen ſie nackt unter allen möglichen Beſchimpfungen und Mißhandlungen aus dem Kaiſerpalaſte, ſchlagen ſie, ſchimpfen ſie „Senatskaiſer", reißen ihnen Barthaare und Augenbrauen aus, verüben an ihnen im trunkenen Uebermuthe alle möglichen körperlichen Mißhandlungen, und führten ſie durch die ganze Stadt dem Lager zu, weil ſie gleich Anfangs beſchloſſen hatten, ſie nicht ſofort im Palaſte zu tödten, ſondern ihr Müthchen an ihnen bei lebendigem Leibe zu kühlen, damit ſie ihre Todespein um ſo länger fühlen möchten. Als aber, von dem Geſchehenen unterrichtet, die Germanen zu den Waffen griffen, und den Kaiſern zu Hülfe eilten, da ſtoßen die Prätorianer, auf die Kunde von dem Anrücken jener, die bereits am ganzen Körper verſtümmelten Kaiſer nieder. Die Leichname ließen ſie auf der Straße liegen, und bemächtigten ſich darauf des zum Cäſar ernannten Gordianus, den ſie zum Kaiſer ausriefen, weil ſie gerade keinen Andern fanden. Dem Volke riefen ſie zu: die, welche ſie getödtet, ſeien ja gerade die, welche das Volk ſelbſt von Anfang an nicht habe zu Regenten haben wollen, und der, welchen ſie an jener Stelle gewählt, ſei Gordianus, der Nachkomme des vorigen (Gordianus), den ja die Römer ſelbſt mit Gewalt hätten zu ihrem Kaiſer haben wollen. Darauf zogen ſie

[1]) D. h. der Befehl des Maximus, daß die Germanen auf die Kaiſerburg rücken ſollten.

mit ihm in ihr Lager, ſchloſſen die Thore, und verhielten ſich ruhig. Als die Germanen erfuhren, daß die, zu deren Hülfe ſie herbeieilten, erſchlagen auf der Gaſſe lagen, wollten ſie für todte Männer nicht einen fruchtloſen Kampf unternehmen, und zogen ſich in ihr Quartier [1]) zurück.

Solch' ein unwürdiges und gräßliches Ende nahmen zwei würdige und achtungswerthe Greiſe von hoher Geburt, die durch ihre Verdienſte zum Throne gelangt waren. Gordianus, der damals ungefähr dreizehn Jahre zählte, wurde darauf zum Alleinherrſcher ausgerufen, und übernahm die Regierung des römiſchen Reichs.

---

[1]) Nach dem Ausdrucke Herodians hatten ſie eine eigene „Kaſerne".

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

G. E. Leſſing.

Sein Leben und ſeine Werke.

Von

Adolf Stahr.

Das echte Abbild von der Menſchheit Adel,
Der treuſte Ritter aller Geiſteswahrheit,
Ihr Spiegelbild Er Selbſt, in Sonnenklarheit,
Der Freiheitskämpfer ohne Furcht und Tadel.

1177.

Erſter Theil.

Berlin 1859.
Verlag von J. Guttentag.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen hat der Verfaſſer ſich vorbehalten.

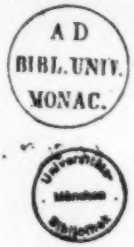

Vorwort.

Der vorliegende Verſuch einer Biographie Gotthold Ephraim Leſſing's hat ſich das Ziel geſetzt: Leben, Charakter und Wirken des großen Mannes, der für uns Deutſche das Zeitalter der Aufklärung in ſeinem erhabenſten Träger repräſentirt, durch eine möglichſt Vielen zugängliche Darſtellung ſeinem Volke auf's Neue in's Gedächtniß zu rufen.

Daß eine ſolche Darſtellung grade jetzt zur rechten Stunde kommt, iſt wohl eben ſo gewiß, als es für Kundige unzweifelhaft iſt, daß eine populäre Biographie des großen Befreiers auch nach dem gelehrten und verdienſtvollen Danzel-Guhrauerſchen Werke noch ein Bedürfniß genannt werden darf. —

Die Studien und Vorarbeiten zu dem vorliegenden Buche ziehen ſich nahezu durch die letzten zwanzig Jahre meines Lebens. Daß es vergönnt war, dieſelben abſchließend zu geſtalten, erachte ich, — wie dieſer Verſuch auch ausgefallen ſein möge, — als ein mir ſelbſt vom Schickſal gewährtes Glück. Und wenn von der Erhe-

bung und Stärkung, welche dem Verfaſſer durch ſeine Arbeit ſelbſt zu Theil geworden, auch nur Etwas durch die Darſtellung auf ſeine Leſer übergehen ſollte, — deren er dem Buche, um des Mannes willen von dem es handelt, viele wünſcht, — ſo iſt ſein höchſter Wunſch erfüllt.

Geſchrieben an Goethe's Geburtstage
1858.

Adolf Stahr.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Band.

Erstes Buch. Vaterhaus. — Schule. — Universität.

1729—1748.

Seite

Erstes Kapitel. Das Vaterhaus . . . . . 3— 16
Zweites Kapitel. Die Schule . . . . . 16— 30
Drittes Kapitel. Die Universität . . . . . 31— 55

Zweites Buch. Erste Versuche. — Berlin u. Wittenberg.

1748—1752.

Erstes Kapitel. Lessing und die Familie . . . . . 59— 66
Zweites Kapitel. Schriftstellerische Unternehmungen . . . . . 66— 70
Drittes Kapitel. Lessing als Feuilletonist in Berlin . . . . . 70— 90
Viertes Kapitel. Lessing und Voltaire in Berlin . . . . . 90—105
Fünftes Kapitel. Lessing in Wittenberg . . . . . 105—116

Drittes Buch. Die Periode der beginnenden Reife.

Berlin und Leipzig. 1753 – 1758.

Erstes Kapitel. Nicolai und Mendelssohn . . . . . 119—127
Zweites Kapitel. Dramatische Jugendarbeiten . . . . . 127 - 136
Drittes Kapitel. Miß Sara Sampson u. die bürgerliche Tragödie 136—145
Viertes Kapitel. Ein Reiseversuch und seine Folgen . . . . 145—152
Fünftes Kapitel. Literarische Brodarbeiten u. Untersuchungen über das Drama . . . . . 153 - 160

Viertes Buch. Dritter Aufenthalt in Berlin. Vom Mai 1758 bis November 1760. Die Literaturbriefe. — Fabeln. — Philotas. — Faust.

Erstes Kapitel. Gleim und Kleist . . . . . 163—168
Zweites Kapitel. Die Literaturbriefe . . . . . 168—179
Drittes Kapitel. Lessing's Fabeln. — Philotas. — Faust . . . 179—187
Viertes Kapitel. Aeußere Lebensverhältnisse. — Abgang von Berlin 188—195

Fünftes Buch. Kriegs- u. Weltleben in Breslau.

1760—1765. Minna von Barnhelm.

Seite

Erſtes Kapitel. Aeußere Lebensverhältniſſe 199–213

Zweites Kapitel. Minna von Barnhelm 214–222

Sechstes Buch. Vierter Aufenthalt in Berlin.

1765—1767. Laokoon.

Erſtes Kapitel. Rückkehr nach Berlin — Schluß der Literaturbriefe 225–231

Zweites Kapitel. Leſſing und Friedrich der Große 231–242

Drittes Kapitel. Laokoon 242–256

Viertes Kapitel. Reſultate und Wirkungen 256–266

Fünftes Kapitel. Ruf nach Hamburg 266–276

Siebentes Buch. Leſſing in Hamburg.

1767—1770. Die Dramaturgie.

Erſtes Kapitel. Das deutſche Nationaltheater in Hamburg . . 279–292

Zweites Kapitel. Schickſal der Dramaturgie 292–295

Drittes Kapitel. Leſſing und die Schauſpieler 296–311

Viertes Kapitel. Die Dramaturgie und das deutſche Drama . . 312–323

Fünftes Kapitel. Die Dramaturgie und das franzöſiſche Drama 324–339

Sechstes Kapitel. Ariſtoteles und das Prinzip der Tragödie . . 339–347

Siebentes Kapitel. Weitere Folgerungen 347–357

Druckfehler.

S. 260 Z. 15 v. o. iſt hinter Entſchuldigung: des — zu leiſen.
„ 306 „ 6 v. u. muß es heißen: Tiefe dramaturgiſcher — Satt: tiefe dramaturgiſche.
„ 307 „ 9 v. o. „ „ „ es — Satt: er.
„ 322 Note 1. muß es heißen: S. 280 f. Satt: S. 131.

Erſtes Buch.

Vaterhaus. — Schule. — Univerſität.
1729—1748.

Erſtes Kapitel.

Das Vaterhaus.

Die Stadt Kamenz in der Oberlauſitz iſt eine der ſechs Städte dieſer Provinz, deren uralter Bund ſich von den deutſchen Kaiſern und böhmiſchen Königen im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts Rechte und Freiheiten ähnlicher Art wie die Reichsſtädte zu erringen wußte, eigene Truppen hielt und eigene Fehden mannhaft durchfocht, aber auch wegen frühzeitiger Aufnahme der neuen proteſtantiſchen Lehre ſchwere Bedrückungen von Kaiſer Ferdinand I. zu erleiden hatte. Hart mitgenommen in der Gräuelzeit des dreißigjährigen Krieges, und zwei Menſchenalter nach demſelben von einer Feuersbrunſt faſt ganz zerſtört, hatte ſie kaum noch eine Spur ihres alten reichsſtädtiſchen Glanzes aufzuweiſen, als der Mann in ihren Mauern geboren ward, deſſen Name jenen alten Glanz mehr als erſetzen ſollte.

Jetzt iſt ſelbſt das Haus nicht mehr vorhanden, in welchem Gotthold Ephraim Leſſing am 22. Januar 1729 das Licht der Welt erblickte, und mit dem Vaterhauſe Leſſing's iſt auch diejenige Stadt, welche den Knaben und Jüngling ſah, von der Erde verſchwunden durch einen Brand, der dieſelbe in unſern Tagen (1842) bis auf wenige Häuſer vernichtet hat. Aber das zu Leſſing's Gedächtniß von frommen Verehrern ſeines humanen Geiſtes gegründete

„Barmherzigkeitsstift" blieb verschont, während die Flammen das Geburtshaus Lessing's, das alte Archidiakonat, verzehrten, dessen geistlicher Bewohner funfzehn Jahre zuvor verhindert hatte, daß dasselbe bei der Gedächtnißfeier von Lessing's hundertjährigem Geburtstage mit einer Inschrift zu Ehren Lessing's geschmückt wurde! Es ist nicht bekannt geworden, ob die frommen Eiferer, die bei solchen Gelegenheiten überall „den Finger Gottes" zu erblicken verstehen, auch hier sich gemüßigt gefunden haben, auf denselben hinzuweisen. Aber die Thatsache: daß noch hundert Jahre nach Lessing's Geburt die Nachfahrer Götze's es wagen durften, sich in solcher Art der Huldigung zu widersetzen, die eine dankbare Nachwelt dem Dichter Nathans des Weisen darbrachte, gab nur einen sprechenden Beweis mehr dafür, wie nothwendig die Sendung des großen Vorkämpfers der Toleranz und Humanität und sein lebenslanger Kampf gegen die Feinde beider gewesen war.

Gotthold Ephraim Lessing wurde zu Kamenz am 22. Januar 1729 als der älteste von zehn Söhnen des Diakonus und späteren Pastor primarius der Stadt, Johann Gottfried Lessing, geboren. Der Stammbaum seines Geschlechts, das noch heute in einem der ersten Maler Deutschlands fortblüht, läßt sich bis in das sechszehnte Jahrhundert zurück verfolgen. Er zeigt als Ahnherrn einen Clemenz Lessigk, lutherischen Pfarrer im Churſächsischen Erzgebirge, der im Jahre 1580 die sogenannte Concordienformel mit unterschrieb, durch welche gewisse Zerwürfnisse zwischen den Theologen nach Luther's Tode ausgeglichen werden sollten. Von diesem geistlichen Stammherrn an zieht sich das Geschlecht anderthalb Jahrhunderte und sechs Generationen hindurch in ununterbrochener Folge von Geistlichen und Rechtsgelehrten, Pfarrern und Bürgermeistern kleiner sächsischer Städte bis zu Gotthold Ephraim herab, der als der erste keins von beiden werden sollte. Es ist durchaus eine Familie von Literaten in dem alten guten Sinne des Worts, wonach dasselbe einen Mann bezeichnet, der auf gelehrten Schulen und Universitäten ordnungsmäßig seine wissenschaft-

lichen Studien gemacht hat. In Kamenz wanderte das Geschlecht ein mit Lessing's Großvater, Theophilus Lessing, der ein Jahr vor seines berühmten Enkels Geburt, achtzig Jahre alt, als Bürgermeister der Stadt starb. Dieser Großvater Lessing's darf in vielem Betrachte als ein ausgezeichneter Mann gelten. Geboren im vorletzten Jahre des dreißigjährigen Krieges in dem kleinen sächsischen Städtchen Schkeuditz, zwischen Halle und Leipzig, und von den durch Brandunglück verarmten Eltern mit einem Kapital von zwei Thalern auf die Universität Leipzig gesendet, konnte das Wort des alten römischen Dichters:

> Schwer nur ringt sich empor das Talent, dem schon in der Jugend Armuth sperret den Weg!

im vollen Maße auf ihn Anwendung finden. Aber er rang sich tapfer empor. Seine Kenntnisse und sein Talent sie mitzutheilen empfahlen ihn als trefflichen Lehrer einem der beiden Bürgermeister von Leipzig, der ihn als Erzieher seiner Söhne in sein Haus nahm, ihm ein Stipendium verschaffte und sich dafür durch die Freude belohnt sah, den einen seiner Söhne unter der Leitung und dem Unterrichte seines Schützlings bereits im vierzehnten Jahre „mit großem Ruhme" die Magisterwürde erlangen zu sehen. Der Lehrer selbst gelangte zu dieser Würde freilich später, Theophilus Lessing war dreiundzwanzig Jahre alt, als er nach Beendigung seiner philosophischen und juristischen Studien im Jahre 1670 seine Doctor-Dissertation vertheidigte. Aber dafür war auch der Gegenstand derselben des Ahnherrn würdig, dessen Enkel Deutschland und der Menschheit den Nathan dichten sollte. Sie handelte nämlich, natürlich in lateinischer Sprache,

„Von der Toleranz der Religionen,"

und zwar nicht etwa blos von der Duldung der drei Religionen im römischen Reiche deutscher Nation, sondern von der allgemeinen Duldung aller Religionen überhaupt. Vierundzwanzig Jahre vor der Geburt des großen Toleranzpredigers Voltaire ist dies Auftreten eines Leipziger Kandidaten der Philosophie und

Jurisprudenz auch schon als historisches Faktum von Interesse, während es zugleich ein Licht wirft auf den Geist, in welchem dieser Mann seinen Sohn, den Vater Gotthold Ephraim's, erzogen haben wird.

Es ist etwas um den Einfluß, welchen eine lange Ahnenreihe gleichartig gebildeter Vorfahren auf den Menschen übt. Die Bestrebungen und Thätigkeiten, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzen, erzeugen einen gewissen Familiengeist, der sich bestimmend und leitend erweist, selbst auf Naturen, deren Anlagen und Neigungen sie über die Bahn des Gewöhnlichen hinausdrängen. Wenn in Lessing's Vorfahren zunächst nur die Neigung zum „Studiren" überhaupt als eine erbliche erscheint, so finden wir dieselbe in seinem Vater bereits zu der bestimmtesten Vorliebe für die Gelehrsamkeit als solche gesteigert. Johann Gottfried Lessing war neben seinem Predigtamte zugleich ein gelehrter Theologe, der als solcher mit den ausgezeichnetsten Gottesgelehrten seiner Zeit in wissenschaftlichem Briefwechsel und literarischer Verbindung stand, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl theologischer Schriften verfaßte. Er hatte ferner neben den beiden klassischen Sprachen nicht nur die orientalischen gründlich studirt, sondern sich auch, was seinem Sohne besonders zu Gute kam, die Kenntniß der beiden modernen Culturſprachen, der französischen und, was für jene Zeit noch weit mehr bedeuten will, der englischen in einem nicht bloß für einen Kandidaten der Theologie ungewöhnlichen Grade angeeignet. Unter seinen Schriften begegnen uns denn auch Uebersetzungen von theologischen und historischen Werken aus beiden Sprachen. Seine Lebenslaufbahn war auch von Anfang an auf eine gelehrte Wirksamkeit als Universitätsprofessor angelegt; und als man ihn mit fünfundzwanzig Jahren zu einer Pfarrerstelle seiner Vaterstadt berief, und er in frommem Glauben an höhere Fügung diesem Rufe folgend, den früheren Plan aufgab, ward für ihn sein Amt nicht, wie für so viele seines Gleichen, das Ende seines Studirens, sondern gab dem-

ſelben nur die beſtimmte Richtung, indem von da ab die Reformations- und Kirchengeſchichte den Hauptgegenſtand ſeiner gelehrten Studien bildete.

Von dieſem Vater empfing Leſſing den Hang zur Gelehrſamkeit gleichſam erblich überliefert. Noch im Todesjahre des Vaters (1770) vermehrte es ſeine Freude über den erſten glücklichen Fund, den er als Bibliothekar zu Wolfenbüttel that, daß er denſelben ſeinem alten Vater mittheilen konnte. Von ihm empfing er auch ferner das Intereſſe an der Theologie, das ihn ſein ganzes Leben hindurch begleitet hat. Aber mehr als das: in ſeinem Vater ſah er von früheſter Jugend an das verkörperte Muſter eines wiſſenſchaftlich gebildeten, und unermüdlich forſchenden, wie eines gläubig frommen und dabei doch von allem Zelotismus fernen ächt proteſtantiſchen Geiſtlichen vor Augen, deſſen ganzer theologiſcher Eifer ſich auf das ſtrenge Feſthalten an den Grundſätzen der Reformation im Gegenſatz zum Papſtthum beſchränkte, und deſſen ſittliche Würdigkeit, deſſen werkthätige Liebe, deſſen ſelbſtverleugnende Aufopferung für das Wohl andrer, verbunden mit eigner höchſter Genügſamkeit und beſcheidener Zufriedenheit mit ſeinem nichts weniger als glänzenden Loose, ihn zu einem Vorbilde ſeines Standes machten. Freilich hatte der treffliche Mann die zuletzt erwähnten Eigenſchaften nur allzu nöthig. Denn das Sprichwort, welches „Kinder und Bücher" den einzigen Reichthum des proteſtantiſchen Geiſtlichen nennt, traf bei ihm in vollem Maaße ein. Sein Gotthold Ephraim war der älteſte unter den zehn Söhnen, mit denen nebſt zwei Töchtern die Ehe des würdigen Pfarrherrn geſegnet, und von denen nur eine der letzteren, die in den Briefen häufig erwähnte Juſtine Salome, um zwei Jahre älter war als ihr berühmter Bruder. Dieſer überreiche Kinderſegen drückte nicht nur die Eltern, welche ſich für die ſtandesgemäße Erziehung und Bildung der zahlreichen Söhne auf Schulen und Univerſitäten aufopferten — denn daß die Söhne eines Paſtor primarius wieder ſtudiren mußten, ſtand damals außer aller Frage; — ſondern er ward auch für

den älteſten Sohn der Familie eine Laſt, deren ſchwere Wucht er ſein ganzes Leben lang empfinden ſollte.

Leſſings Mutter, Juſtine Salome Feller, war die Tochter des Paſtor primarius von Kamenz, in deſſen Stelle Leſſing's Vater ſpäter aufrückte. So ſtammte alſo Gotthold Ephraim von beiden Seiten aus einer theologiſchen und geiſtlichen Familie, und dieſer Abſtammung entſprach auch die erſte Erziehung, die der ungewöhnlich begabte Knabe empfing. Er ward zum Beten angehalten, ſobald er die erſten Worte ſtammeln konnte, und erhielt den erſten mündlichen Unterricht von ſeinem Vater durch Leſen in Bibel und Katechismus. Die erſte Poeſie die an ihn herankam, beſtand in geiſtlichen Liedern, die er bei den Morgens und Abends regelmäßig gehaltenen Andachtsübungen der Familie in großer Anzahl auswendig lernte. Seinen ſonſtigen Unterricht überließ der Vater, dem es dazu bei ſeinen Amtsgeſchäften und gelehrten Studien an Zeit, und vielleicht auch an Geduld zum Lehren der erſten Anfangsgründe fehlen mochte, einem Privatlehrer Mylius, deſſen jüngerer Bruder ſpäter in Leſſing's Univerſitätsjahren eine wichtige Rolle ſpielte. Später beſuchte der achtjährige Knabe die Stadtſchule von Kamenz, die grade damals unter einem jungen kräftigen Rektor Heinitz in neuem Aufblühen begriffen war.

Wichtiger aber als die Schule waren für ihn das Vaterhaus und die Familie, an die er ſein ganzes Leben lang mit den Banden innigſter Anhänglichkeit geknüpft blieb. Im Vordergrunde ſteht hier die ehrenveſte Geſtalt des Vaters. Wie ſehr ihn Leſſing geliebt, ſehen wir aus dem Schmerze, mit dem der Tod des ſechs und ſiebzigjährigen Greiſes ſpäter den ein und vierzigjährigen Mann erfüllte. „Laßt uns," ſchreibt er auf die Todesnachricht ſeinem älteſten Bruder, „eben ſo rechtſchaffen leben, als er gelebt hat, um wünſchen zu dürfen, ebenſo plötzlich zu ſterben, als er geſtorben iſt. Das wird die einzige beſte Weiſe ſein, ſein Andenken zu ehren." Leſſing war ſtolz auf ſeinen Vater, auf den Menſchen wie auf

den Gelehrten. In seinem ersten Briefe an den gelehrten Göttinger Professor Michaelis, in welchem er demselben einige Notizen über seine persönlichen Verhältnisse giebt, sagt er von ihm: „welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre! Er ist einer von den ersten Uebersetzern des Tillotson.“ Das starke Selbstbewußtsein, welches die Abkunft von einer Reihe wackerer und tüchtiger Vorfahren erzeugt, diese in sich gefestete bürgerliche Vornehmheit, welche in Lessing's ganzem Leben so charakteristisch hervortritt, ruhten auf diesem Grunde ehrenhafter Familientradition, die „den Guten der von Guten stammt“, seiner Väter mit freudigem Stolze gedenken läßt. War auch die Vaterstadt nur klein, so zählte doch seine Familie zu den ersten in ihr, und das Haupt dieser Familie, sein Vater, war auch geistig der Mittelpunkt der geistigen und gelehrten Interessen des Orts, dessen Geschichte der gelehrte Pfarrherr geschrieben hatte. Selbst der Druck der Armuth, der später die zahlreich anwachsende Familie heimsuchte, blieb wenigstens der Knabenzeit des ältesten Sohnes fern. Wir sehen, daß der Vater ihm einen eigenen Hauslehrer halten konnte, und auch der Umstand, daß die Eltern ihren ältesten Sohn im fünften Jahre von irgend einem Raphael der Oberlausitz malen lassen mochten, bezeugt eine gewisse Behäbigkeit ihrer damaligen Umstände.

Bei dieser Gelegenheit erzählt sein Bruder eine charakteristische Anekdote. Der Maler wollte den Knaben mit einem Käfig malen, in welchem ein Vogel saß. Aber dieser Vorschlag erregte seine ganze kindische Mißbilligung. „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, sagte er, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein!“ Es blieb nichts übrig, als sich dem Willen des kleinen Bücherfreundes zu fügen, von dem noch später die Eltern ihren jüngeren Kindern und besuchenden Freunden beim Anblick dieses leider verlornen Bildes erzählten, daß er von Kindheit an mit ebenso großer Lust als Leichtigkeit gelernt, und nichts lieber gethan habe, als sogar zum Zeitvertreibe in Büchern geblättert. Das

Häkchen krümmte sich eben bei Zeiten. Der innerste Drang der eignen Natur des Knaben traf hier auf das glücklichste zusammen mit dem Einflusse der äußeren Umgebung und mit dem Beispiele des fleißigen, gelehrten Vaters, der in sein Museum gebannt, die Welt kaum einen Feiertag von Weitem sah, und an dessen Seite schon der Knabe „das Handwerkszeug der Gelehrsamkeit spielend brauchen lernte." Was aber den Maler anlangt, der sich Gott weiß wie nach dem Oberlausitz'schen Städtchen verirrt hatte, so wurde er für den Knaben noch in andrer Beziehung wichtig, indem der Vater ihn zugleich als Lehrer im Zeichnen für seinen Sohn annahm. Noch in späteren Jahren rühmte der letztere ihm dankbar nach, daß er kein ganz schlechter Künstler gewesen, sogar etwas Kunstgelehrsamkeit besessen und ihm durch beides frühzeitig Geschmack an den bildenden Künsten eingeflößt habe. Der Name des Mannes, dem der Verfasser des Laokoon dies nachrühmen durfte, hätte wohl verdient auf die Nachwelt zu kommen.

Von Lessing's Mutter ist wenig bekannt, und noch weniger irgend ein Einfluß derselben auf den Sohn nachzuweisen, wie ihn die Jugendgeschichte anderer Geistesheroen unseres Volkes, z. B. Goethe's und Schiller's aufzeigt. Als Tochter eines Pastor primarius, in der eigenthümlichen Atmosphäre ihres Standes erzogen, und selbst Gattin eines Pastor primarius, erscheint sie als eine fromm beschränkte Frau, deren größter Stolz und freudigste Hoffnung darin bestand, ihren ältesten, und wo möglich alle ihre Söhne wieder als Träger geistlicher Würde und pastoralen Ansehens zu erblicken. Ihr vor Allem war daher die Täuschung dieser Hoffnung, welche ihr Gotthold Ephraim später bereitete, schmerzlich, und sie scheint sich darüber ihr ganzes Leben lang nicht völlig zufrieden gegeben zu haben. Dabei aber war sie die sorgsamste Mutter und die liebevollste Gattin ihres Eheherrn, zu dem sie wie zu einem höheren Wesen aufblickte, und dem sie ein langes Leben hindurch die schwere Last aufopfernder Entsagung für die Erziehung der zahlreichen Kin-

der mit ausdauernder Hingebung tragen half. Was sie in dieser Hinsicht war, sagt ein einziges Wort Lessing's, wenn er später von seiner eignen Gattin in einem Briefe an seine Schwester nichts Besseres zu rühmen weiß, als daß dieselbe in allen Stücken ebenso herzlich gut und rechtschaffen sei, „als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben." Diese Rechtschaffenheit und Güte des Herzens besaß freilich auch der Vater in hohem Grade. Aber er war zugleich nicht ohne eine gewisse leidenschaftliche Heftigkeit des Temperaments, die es seiner Ehefrau nicht immer leicht machen mochte, mit dem trefflichen Manne auszukommen, und die er auf seinen Sohn in gleichem Maaße wie jene anderen Eigenschaften vererbte. Lessing selbst hat uns davon eine Andeutung gegeben, deren Färbung in der That, wie Danzel bemerkt, ganz an die damalige Yorick'sche Manier erinnert. In einem tagebuchartigen Fragmente, das der Bezeichnung nach aus der Hamburgischen, in der That aber aus der letzten Wolfenbütteler Periode von Lessing's Leben stammt, schildert er einen Ausbruch seiner „Irascibilität", wie er es nennt, das heißt seiner zornmüthigen Aufwallung, durch folgendes Selbstgespräch bei Gelegenheit einer ihm gebrachten sehr ärgerlichen Nachricht: „Nun wohlan, meine liebe Irascibilität! wo bist du? wo steckst du? du hast freies Feld! brich nur los, tummle dich brav! — — knirsch' nur die Zähne, schlage mich vor die Stirne, beiß' mich in die Unterlippe! Indem thue ich das Letztere wirklich; und sogleich steht er vor mir, wie er leibte und lebte, mein Vater seeliger. Das war seine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing, und so oft ich ihn mir einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mich nur auf die nämliche Art in die Unterlippe beißen. Sowie, wenn ich ihn mir auf Veranlassung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß sein kann, daß die Zähne gleich auf meiner Lippe sitzen. Gut, alter Knabe, gut! Ich verstehe dich. Du warst so ein guter Mann und zugleich so ein hitziger Mann. Wie oft hast du es mir selbst ge-

klagt, mit einer männlichen Thräne im Auge geklagt, daß du so leicht dich erhitzteſt, ſo leicht in der Hitze dich übereilteſt! Wie oft ſagteſt du zu mir: „Gotthold, nimm ein Exempel an mir, ſei auf deiner Hut, denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigſtens in dir gern gebeſſert haben."

Wir werden ſpäter ſehen, daß Leſſing, der das Glück hatte, ſeinen Vater bis in die reifen Mannesjahre zu behalten, mit demſelben ſtets in der würdigſten Verbindung kindlicher Verehrung und wiſſenſchaftlichen Antheils blieb. Und wie er als neunzehnjähriger Jüngling demſelben in einer ſeiner früheſten Jugendarbeiten, in dem Schauſpiele „der Freigeiſt", mit der Figur des Geiſtlichen Theophan ein Denkmal zu ſetzen verſuchte, der durch ſeine ſittliche Würde, ſeine ächt chriſtliche, auf der Grundlage reinſter Menſchenliebe beruhende Frömmigkeit, ſeine Uneigennützigkeit und Selbſtverleugnung den Freigeiſt Adraſt zum Glauben an dieſe Eigenſchaften und an die Quelle, aus der ſie fließen, bekehrt, ſo kann man ſagen, daß auch bei der letzten und reifſten Frucht ſeines Geiſtes, bei ſeinem Na'han, ihm das Bild des Mannes vorſchwebte, der bei all ſeinem Glaubensdrange doch das Hauptkennzeichen wahrer Religion und Religioſität in die thätige Liebe ſetzte, welche ſie für das Leben mit den Menſchen in uns erweckt. Ein ſolcher Mann aber war ſein Vater, der in ſeinen Schriften das Weſentliche vom Unweſentlichen geſchieden und die religiöſen Eiferer „an ihren Früchten, an den Früchten des Geiſtes, welche da ſind Liebe, Freude, Geduld," erkannt wiſſen wollte, und der in ſeinem Leben dieſe Früchte wahrer Religion in reichem Maaße bewährte; der, wie ſein jüngſter Sohn Karl ſich rührend ausdrückt, mit faſt unbegreiflicher Verleugnung alles Selbſtgenuſſes, deſſen ſelbſt der dürftigſte Handwerksmann theilhaft wird, ſich für die Erziehung ſeiner Kinder aufopferte, alle Entbehrungen mit Heiterkeit, alle Noth mit Standhaftigkeit, alle Mühſal mit freudiger Gelaſſenheit ertrug, und trotz der eigenen Beſchränktheit und Dürftigkeit nie einen Armen ohne eine

Gabe von ſeiner Schwelle entließ. Mit allen dieſen Eigenſchaften vererbte er auf ſeinen großen Sohn die lebensmuthige Stimmung eines geſunden, kräftigen Körpers, eine ſtrenge Rechtſchaffenheit und edle Geringachtung des Geldes und der materiellen Bequemlichkeiten, die es gewährt, gegenüber der innern geiſtigen Befriedigung und Selbſtgenügſamkeit, und den Widerwillen, ja den Haß gegen jene Frivolität in ſittlichen und religiöſen Dingen, welche damals von Frankreich aus nach Berlin und von dort in das übrige Deutſchland den Weg zu finden begonnen hatte. Nicht minder vererbte er auf ihn den Sinn für ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit, die ſelbſt das Kleinſte nicht gering achtet, wo es hiſtoriſche Wahrheit gilt, ohne doch andererſeits deſſen Wichtigkeit und Bedeutung kleinmeiſterlich zu übertreiben. Was der treffliche Pfarrherr in der Vorrede zur Geſchichte ſeiner Vaterſtadt in Bezug auf gewiſſe von ihm berichtigte Irrthümer ſeiner Vorgänger ſagt, „daß die hiſtoriſche Wahrheit einem Auge gleiche, welches nicht das geringſte Stäubchen leide," das könnte nach Inhalt und Form des Ausdrucks ebenſowohl ſein großer Sohn geſchrieben haben. Und Leſſingiſch in Geiſt und Bildlichkeit des Ausdrucks iſt es auch, wenn er hinzuſetzt, daß die, welche durch Einzelforſchungen große Geſammtwerke berichtigen, ſich „darauf ebenſo wenig etwas einbilden dürfen als die Zwerge, welche weiter ſehen als Rieſen, weil ſie auf deren Schultern ſtehen." Ueberhaupt erſcheint der theologiſche alte Herr nach den von Danzel mitgetheilten Proben als ein deutſcher Styliſt, wie man ihn in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſehr ſelten finden dürfte. Namentlich iſt er frei von jeder Sprachmengerei, was ihm bei ſeiner Kenntniß nicht nur der alten, ſondern auch der beiden bedeutendſten lebenden Sprachen des Auslandes nur um ſo höher anzurechnen iſt.

Von Leſſing's Geſchwiſtern können nur zwei, die Schweſter Juſtine und der zweitgeborne Bruder Theophilus als Jugendgeſpielen

des Knaben im Vaterhause gelten, da die übrigen bedeutend jünger waren. Die Schwester war drei Jahre älter als Gotthold Ephraim; sie blieb unverheirathet im Vaterhause und starb als 76jährige Greisin im Jahre 1803. Ein Brief des vierzehnjährigen Bruders an sie, das früheste Dokument, das wir von Lessing besitzen, giebt von ihr eine so schlagende Charakteristik, daß ich mich nicht enthalten kann, denselben hierher zu setzen. Es ist ein Neujahrsbrief, den er von der Fürstenschule zu Meißen aus an die Schwester richtete, die ihm in den ganzen sechs Monaten seit seiner Entfernung aus dem Vaterhause noch nicht geschrieben hatte. „Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das Erste behaupten. Jedoch ich will auch das Andere glauben: Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie dieses beisammenstehen kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können, und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch: hätte auch das Gegentheil statt, man könnte vernünftig reden aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal so viel gelernet. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in Deinem zwölften Jahre hieltest Du es vor eine Schande, etwas mehres zu lernen, allein wer weiß, welches die größte Schande ist? in seinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen, als in seinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre noch keinen Brief schreiben können. Schreibe ja! und benimm mir diese falsche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedenken. Fast jeder wünschet zu dieser Zeit gutes. Was werde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl was besonderes haben. Ich wünsche, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen

würde! Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahr Deinen Geldbeutel mit einigen hundert Stück Dukaten vermehrte. Lebe wohl! ich bin Dein treuer Bruder

G. E. Leſſing."

Trotz des etwas pedantiſchen Anſtrichs in dieſem Briefe des vierzehnjährigen Sittenmeiſters, iſt in demſelben doch die ganze geiſtige Ueberlegenheit des Bruders über die bedeutend ältere Schweſter ebenſo unverkennbar als die Charakteriſtik der beſchränkten, kleinlichen, auf Geld frühzeitig erpichten, allen geiſtigen Intereſſen des Bruders gänzlich fremden, ja abholden Schweſter vollkommen mit demjenigen übereinſtimmt, was wir in Leſſing's späterem Leben von ihr zu berichten haben werden. Dennoch blieb ihr der Bruder, obſchon er kein näheres Verhältniß des Geiſtes und Gemüthes zu ihr haben konnte, ſein ganzes Leben lang brüderlich zugethan, wenn er gleich ſich in ſpäteren Jahren ihrer unaufhörlichen, meiſt herb und ungeſtüm geäußerten Anſprüche an ſeine Geldmittel vielfach zu erwehren hatte. Sein Bruder Theophilus, von dem wir nichts wiſſen, als daß er ein fertiger lateiniſcher Poet wurde, war gleichfalls nach Anlagen und Geiſtesrichtung durchaus von ihm verſchieden. Er war ein beſchränkter Kopf und philologiſcher Pedant, und Leſſing durfte ſeinem Vater, der in der Zeit, wo er mit dem älteſten Sohne ſehr unzufrieden war, demſelben ſchrieb, daß er mit dem zweiten Sohne in Meißen ſehr zufrieden ſei, die bezeichnende Antwort erwidern: „wenn ich Theophilus wäre, ſo hätten Sie es auch mit mir ſein ſollen."

Indeſſen, ſo wenig Verſtändniß auch Leſſing's Geiſtesart ſpäter im Vaterhauſe fand, und ſo wenig Aehnlichkeit irgend eins ſeiner Geſchwiſter mit ihm haben mochte, ſo war doch das Familienleben im Vaterhauſe von der Art, daß es in ihm den ächten germaniſchen auf thätiger Liebe begründeten Familienſinn entwickelte, deſſen Wur-

zeln unverrückbar in dem wohlgepflegten Boden haften blieben, und den frühzeitig in die Welt hinaus und so vielfach in ihr umhergetriebenen Mann über alle geistig trennenden Klüfte hinweg stets mit Vaterhaus und Familie im engsten Zusammenhange erhielten.

Zweites Kapitel.

Die Schule.

Lessing war noch nicht dreizehn Jahre alt, als er im Jahre 1741 das Vaterhaus verließ, um die Schule seiner Vaterstadt mit der berühmten Fürstenschule in Meißen zu vertauschen.

Diese frühe Entfernung hing zusammen mit einer Spannung, die zwischen seinem Vater und seinem bisherigen Lehrer Heinitz, dem Rector der Kamenzer Stadtschule, eingetreten war, der bald darauf Kamenz gleichfalls verließ. Heinitz war ein junger, fähiger Schulmann von geweckterm Geist, aufgeklärter Denkart und mannigfaltigen, nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch schöngeistigen Interessen. Er stand mit dem damaligen jungen Deutschland der Leipziger in Verbindung, an dessen Spitze sich Gottsched der deutschen Schaubühne lebhaft annahm; ja, er war sogar im Jahre 1740 mit einem Programm aufgetreten, in welchem er das Thema behandelte „daß die Schaubühne eine Schule der Beredtsamkeit sei." Grund genug für den Vater Lessing's, sowie für die übrigen Vertreter des alten Deutschlands und der Orthodoxie in Kamenz, um darüber lebhaft die Köpfe zu schütteln. Aber es blieb nicht bei diesem Kopfschütteln der frommen Herren, sondern wir erfahren, daß der Magistrat, an dessen Spitze wieder ein Ver-

wandter Leſſing's als Bürgermeiſter ſtand, Rügen und Verwarnungen an den jungen Rector erließ, während der Paſtor primarius Leſſing ſogar von der Kanzel herab den freigeiſtigen Lehrer der Jugend anſtach. Die Sache endete mit einem kleinen Preßſkandale, der ganz Kamenz in Aufregung verſetzte und in ſeinen Folgen ſelbſt Leſſing's ſpäteren Lebensgang berührte. Ein unvorſichtiger und allzu eifriger Freund des angegriffenen Schulmannes, der einundzwanzigjährige Leipziger Student, Chriſtlob Mylius, hatte nämlich den Abgang des erſteren von Kamenz in einem Gedichte gefeiert, das demſelben zu ſeiner Entfernung aus der Stadt der Geſchmackloſigkeit und der Unkultur Glück wünſchte, und zugleich allerhand verdeckte Ausfälle gegen den Bürgermeiſter und den Paſtor primarius von Kamenz enthielt. Der Kamenzer Magiſtrat nahm das übel auf. Der junge Satiriker ward, als er in den Ferien Kamenz beſuchte, gefänglich eingezogen und trotzdem, daß er ſich auf die poetiſche Lizenz berief und auf's Leugnen legte, zu Abbitte und Geldſtrafe verurtheilt.[1]) Dieſer Mylius, der ſpäter nach dem Titel einer von ihm herausgegebenen Zeitſchrift der Freigeiſt hieß, wird uns in Leſſing's Univerſitätsjahren in Leipzig und Berlin wieder begegnen.

Es iſt nicht zu verwundern, daß der fromme Paſtor primarius ſeinen Sohn baldmöglichſt von einer Schule wegzunehmen ſtrebte, deren Rector in ſeiner deſtructiven Tendenz ſich ſogar beikommen ließ, in einem öffentlichen Schulprogramme die Schaubühne als eine Schule der Beredtſamkeit zu preiſen. Aber bedeutungsvoll muß es uns erſcheinen, daß unter den Schülern dieſes Kamenzer Freigeiſtes der ſpätere Begründer des deutſchen Dramas als zwölfjähriger Knabe dies Programm las, das ſchon bei dem Zöglinge der Meißner Fürſtenſchule ſeine erſten Früchte tragen ſollte.

Der Vater hatte ſchon zu Oſtern des Jahres 1741 den Sohn

[1]) Die näheren Umſtände, ſowie das inkriminirte Gedicht ſelbſt findet man bei Danzel I. S. 17—19.

von der Kamenzer Schule fortgenommen, und ihn zu einem verwandten Geistlichen, einem Pastor Lindner zu Putzkau, gebracht, der, selbst ein ehemaliger Zögling der Meißner Fürstenschule, sich erboten hatte, den Knaben zur Aufnahme in dieselbe vorzubereiten. Diese Aufnahme erfolgte, nachdem es gelungen war, für den Zögling die erwünschte Freistelle zu erhalten, welche bis auf die Kleidung ihm gänzlich freien Unterhalt sicherte, am 21. Juni 1741, ein Tag, dessen Wiederkehr hundert Jahre später die Anstalt als einen Festtag feierlich begehen sollte.

Die Schule zu Sanct Afra in Meißen war eine von den drei berühmten sächsischen sogenannten Fürstenschulen, welche Kurfürst Moritz von Sachsen aus den Gütern aufgehobener Klöster gegründet hatte. Diese Lehr- und Erziehungsanstalten, in welchen eine größere Anzahl Schüler theils unentgeltlich als „Alumnen", theils für ein mäßiges Kostgeld unterhalten und unterrichtet wurden, bildeten damals, wie noch jetzt, die Sitze gründlicher Gelehrsamkeit und eines vorzugsweise auf die alten klassischen Sprachen gegründeten Unterrichts. Durch beides sollten sie der Absicht des Stifters entsprechen, der in diesen gelehrten Kadettenhäusern tüchtige Vertheidiger der Reformation und des evangelischen Glaubens herangebildet haben wollte. Eine gewisse Klösterlichkeit der Einrichtung, ein sorgfältig gegliedertes System der Beaufsichtigung und eine daraus hervorgehende strenge Zucht waren damit nothwendig gefordert. Aber strenge Zucht ist die Nährerin der Freiheit für Menschen, welche mit der Anlage zur Freiheit geboren sind, und es hat dem Freisten der Freien nichts geschadet, daß er seine Jugend in der klösterlich beschränkten Enge des Meißner Afraneums verlebte. War doch diese Enge zugleich nach innen eine unendliche Erweiterung seines ganzen geistigen Horizonts. Seine Versetzung in diese Anstalt, in welcher mehr als hundert Jünglinge ohne Unterschied von Arm und Reich gleiche Wohnung und gleichen Unterricht, gleiche Kost und Behandlung genossen, dieselben Freuden

und Leiden, ja sogar dieselbe Tracht theilten, entrückte ihn der Kleinlichkeit und Beschränktheit seiner vaterstädtischen und häuslichen Verhältnisse, enthob ihn dem Drucke der Nahrungssorgen im väterlichen Hause und weckte in ihm jenen republikanischen Zug zur Gleichheit, der durch sein ganzes Leben hindurchgeht. War schon seine Erziehung von Seiten des Vaters auf einen künftigen Gelehrten angelegt gewesen, so bot die neue Anstalt zur Fortsetzung solcher Bildung im Sinne des väterlichen Unterrichts die beste Gelegenheit, und Lessing versicherte später oft, daß er es dieser Schule verdanke, wenn ihm, wie er sich in seiner Bescheidenheit ausdrückte, „etwas Gründlichkeit und Gelehrsamkeit zu Theil geworden sei." Freilich stand die Gelehrsamkeit, auf welche es in dieser fürstlichen Klosterschule abgesehen war, ausschließlich im Dienste der Religion und Theologie. Man wollte Gottesgelehrte und Geistliche bilden, und der eigentliche Zweck, zu welchem selbst die alten Sprachen getrieben wurden, war im Grunde doch nur ihre Benutzung zur richtigen Auslegung der heiligen Schrift. Der alte Pastor primarius von Kamenz hatte seinen Sohn auf diese Schule gebracht, um einen künftigen Diener am Worte, einen Prediger oder allenfalls einen gelehrten Universitätstheologen aus ihm zu machen, und es scheint nicht, daß der Sohn in den ersten Jahren anderer Ansicht gewesen ist. Unter den Lehrgegenständen stand das Latein, dem wöchentlich nicht weniger als funfzehn Lehrstunden gewidmet waren, in erster Linie. Lateinische Stylübungen und lateinische Verskunst waren Hauptziele des Fleißes und Ehrgeizes der Schüler. Das Griechische war auf vier Lehrstunden beschränkt. Indessen waren doch auch die übrigen Unterrichtsgegenstände, die jetzt auf Gymnasien getrieben werden, keineswegs ganz vernachlässigt. Es wurden von den neueren Sprachen die französische, und von den Wissenschaften Geographie und Geschichte, Mathematik und Astronomie, sowie in den höheren Klassen Logik und Ethik in regelmäßigen Unterrichtsstunden gelehrt, und selbst für Unterricht im

Italiäniſchen, in der Muſik, im Zeichnen war durch außerordentliche Lehrſtunden geſorgt. Indeſſen wird es mit dieſen letzteren nicht viel auf ſich gehabt haben. Denn einestheils wurde eiferſüchtig von den Hauptlehrern darüber gewacht, daß die alten Sprachen durch ſolche Allotria keine Einbuße erlitten, und andererſeits blieb für die letzteren ſchon deshalb wenig Zeit übrig, weil öffentlicher Gottesdienſt, Gebet und Bibelerklärung allein fünfundzwanzig wöchentliche Stunden hinnahmen. Der Unterricht in der deutſchen Mutterſprache und Literatur, ſowie deutſche Stylübungen waren grundſätzlich von dem Lehrplane ausgeſchloſſen, oder wurden doch nur ſehr nebenbei betrieben, ja eigentlich mehr nur geduldet als gefördert.

Dagegen hatten und haben zum Theil noch jetzt dieſe Fürſtenſchulen vor unſern modernen Gymnaſien einen unſchätzbaren Vorzug, dem ſie den größten Theil ihrer Leiſtungen und Erfolge verdanken. Dieſer Vorzug beſtand in dem weiten Spielraume, den ſie der individuellen Selbſtthätigkeit, dem Privatfleiße gewährten, welche auf unſern Gymnaſien durch die ungeheure Maſſe der öffentlichen Lehrſtunden und der in ihrem Gefolge befindlichen Zwangsarbeiten zum größten Nachtheil für Lehrer und Lernende faſt unmöglich gemacht werden. Die Lehrſtunden waren nur dazu da, „um zu zeigen, wo und wie geiſtige Nahrung geſucht und aufgenommen werden müſſe.“ Dieſer Spielraum der Freiheit zum ſelbſtſtändigen Studiren mußte einer Natur wie Leſſing vorzugsweiſe zu Gute kommen, und er benutzte dieſe Freiheit in einer Weiſe, daß er noch viele Jahre ſpäter in der Erinnerung an ſeine im engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule, wie er ſich ausdrückt, mit aller Bequemlichkeit betriebenen freien Studien, jene Jahre die einzigen nannte, in denen er glücklich gelebt habe. An der Stille, in welcher ſich das Talent bildet, fehlte es ohnehin nicht. „Man wußte und hörte,“ wie Karl Leſſing bei der Schilderung von ſeines Bruders Aufenthalte auf der Meißner Kloſterſchule bemerkt, von

kleinen Zerſtreuungen und Abhaltungen, die in mittleren und vornämlich großen Städten der Jugend ſo nachtheilig werden. Man bekümmerte ſich weder um die Armſeligkeiten der großen noch der kleinen Welt, redete mehr von Griechenland und Latium als von Sachſen, ſprach mehr lateiniſch als franzöſiſch, betete ſehr viel, frömmelte aber doch ſehr wenig; und wer mehr vom Studiren als vom Beten hielt, ſtudirte ohne zu beten.“ Auch für die Ausbildung und Richtung des Charakters war geſorgt in einer Gemeinſchaft von hundert und zwanzig jungen Leuten, in deren unausgeſetztem Verkehr derſelbe ganz anders erprobt und gefördert wird, als in der Iſolirung häuslicher Umgebung. Was Leſſing betrifft, ſo treten ſchon hier zwei Eigenthümlichkeiten ſeines Weſens ſtark hervor. Eine noch behaltene Cenſurbemerkung eines der adligen Inſpectoren über ihn lautet: „ein guter Knabe, nur etwas moquant.“ Sie bezeichnet treffend Leſſing's Neigung und Anlage zu ſcharfer Beobachtung und witziger Hervorhebung der bemerkten Schwächen und Fehler, während ein anderes Geſchichtchen, das ſein Bruder mittheilt, ſeinen Freimuth und ſeine ſtrenge Wahrheitsliebe, wenn auch, wie es bei einem jungen Menſchen in ſeinen damaligen Schülerverhältniſſen nicht anders ſein kann, mit einer etwas vorlauten Färbung, aufzeigt. Als der junge Leſſing bereits einer der oberſten Schüler war und in ſeiner Eigenſchaft als Aufſeher über einen Theil ſeiner jüngeren Mitſchüler einer Sonnabends-Conferenz der Lehrer beiwohnte, richtete der Rector an die Verſammlung die Frage: warum die Schüler in dieſer Woche, in welcher der Conrector Höre das Amt eines Oberaufſehers verſehen hatte, ſo ſpät zum Gebete gekommen ſeien? Alles ſchwieg, nur Leſſing nicht, der einem neben ihm ſtehenden Kameraden zuflüſterte: „das weiß ich.“ Der Rector, der dieſe Worte vernommen hatte, befahl ihm, laut zu ſagen, was er wiſſe. Anfangs wollte er nicht, endlich aber auf wiederholtes Andringen platzte er heraus: „Der Herr Conrector kommt nicht gleich mit dem Schlage, daher denkt Jeder, das Ge-

bei gehe nicht sogleich an!“ Der Rector, der schon bei seiner Frage ein wenig auf Lessing's herausfahrende Wahrheitsliebe gerechnet hatte, um seinem Herrn Kollegen eine kleine Lection zu bereiten, sah seinen Zweck erreicht. Denn der letztere, der die Sache nicht mit gutem Gewissen in Abrede stellen konnte noch wollte, brach nur in die erstaunten Worte aus: „Admirabler Lessing!“ Seitdem behielt Lessing bei seinen Mitschülern diesen Namen, und bei dem Conrector eine schwarze Nummer. Denn noch später, im Jahre 1751, als Lessing bereits in Berlin lebte, theilte ihm sein Vater einen Brief des Conrectors mit, in welchem derselbe seinen Groll gegen den ehemaligen Schüler nicht hatte unterdrücken können, und als Lessing's zweiter Bruder dieselbe Anstalt bezog, empfing ihn der gereizte Schulmann mit den Worten: „Sei fleißig, aber nicht so naseweis wie Dein Bruder!“

Aber wichtiger, als diese kleinen Züge, die doch auch in einer Biographie nicht fehlen dürfen, ist die innere Entwickelung des Jünglings, die sich schon auf dieser Stufe seines Lebens als freie That eines zur Selbstständigkeit geborenen Geistes erweist.

Je weiter er nämlich heranreifte, um so weiter entfernte er sich innerlich von dem Geiste, in welchem auf der Fürstenschule die Lehrgegenstände, zumal das Studium des Alterthums, getrieben wurden. Der sechszehnjährige Jüngling befreite sich von jeder äußerlichen Zweckbeziehung des Lernens, indem er, was die Schule als Mittel und Vorbereitung zu theologischen Zwecken ansah, das Studium des Alterthums, für sich zum Selbstzweck erhob. Er wurde ein Philologe, aber nicht in dem Sinne seiner Lehrer, denen das Lateinschreiben als Hauptziel der klassischen Studien galt, und die in dieser Beziehung mit ihm weniger zufrieden waren, als mit den meisten seiner Mitschüler, sondern in einem weit höheren, in demjenigen Sinne, welcher das Eindringen in die Schriftwerke des Alterthums als Mittel zur Erkenntniß des in ihnen offenbarten Menschengeistes und Menschenthums unternimmt. So legte er früh

den Grund zu jener großartigen Auffassung des Alterthums, die fast allen seinen späteren Arbeiten auf diesem Gebiete weite menschliche und kulturhistorische Perspectiven verlieh. In dieser Beziehung finden wir bei dem Schüler der Meißner Fürstenschule schon ein sicheres Bewußtsein über seine Lebensaufgabe, und eine ganze Richtung seiner spätern Thätigkeit ist hier schon im Keime vorgebildet. Schon auf der Schule, wo ihm die Vorliebe für einen seiner Lehrer ein wärmeres Interesse für die Mathematik einflößte, übersetzte er den Euklid und arbeitete an einer Geschichte der Mathematik bei den Alten. Er las für sich eine gute Anzahl alter Schriftsteller, die in den öffentlichen Lehrstunden nicht gelesen wurden; aber seine eigentliche Welt, wie er sich später ausdrückte[1]), waren Theophrast, Plautus und Terenz, Schriftsteller, deren Inhalt der Mensch und das Leben ist, und die der Jüngling, den es zum Leben und zu der Erkenntniß des Menschen hindrängte, in seiner Abgeschiedenheit von beiden um ihres Inhalts willen las. Und dieser Inhalt übte seinen befruchtenden Einfluß auf ihn nicht nur dadurch, daß er, wie wir bald sehen werden, seine erste selbstschaffende Thätigkeit bestimmte, sondern auch dadurch, daß er die aus jener Lectüre gewonnene Einsicht in das Wesen des Menschen alsbald auf sich selbst und sein Verhältniß zu andern anwandte und, wie er als Zwanzigjähriger an seine Mutter schrieb, aus seiner Lectüre der „Komödien" Selbstkenntniß lernte. Er las eben schon auf der Schule die Alten im Sinne des Lebens, und Hagedorn, der darin mit dem Horaz vorangegangen war, galt ihm eben deswegen, wie er im Jahre 1749 in einem Briefe an seinen Vater bekennt, mit seinen Oden und Liedern als der größte deutsche Dichter der damaligen Zeit[2]).

Den wichtigsten Einfluß in dieser Beziehung übte auf Lessing der mathematische Lehrer der Schule Johann Albert Klemm. Die-

[1]) Werke IV. S. 2. Lachmann.
[2]) Werke XII. S. 11.

ser Mann war ein schlechter Pädagog, denn ihm fehlte die in seiner Stellung als Lehrer einer zahlreichen Jugend nothwendigste Fähigkeit, sich bei seinen Untergebenen in Respect zu setzen: aber er war ein gründlich und vielseitig gebildeter Mann, dessen geistiger Gesichtskreis weit hinausreichte über die Schranken der Schule und der in ihr die Herrschaft führenden engherzig geistlosen Stockphilologie. Als Mathematiker von den damaligen Größen seiner Wissenschaft nicht ungeachtet, war er zugleich unermüdlich, Schülern, die sich ihm näher anzuschließen Neigung fühlten, auf das Bereitwilligste seine Zeit und seine reichen Kenntnisse in fast allen Fächern des Wissens zu widmen. Lessing war einer dieser Schüler, die sich zu ihrem Vortheile dem in der Schulhierarchie der Anstalt zurückgesetzten Lehrer liebevoll anschlossen, und er empfing dafür die reichste Förderung durch den letzteren, der mit solchen Erwählten oft bis Mitternacht in seiner Studirstube saß, und ihre Ansichten über Wissen und Wissenschaft und über das Verhältniß von Mittel und Zweck in den Studien aufklärte. Wenn der zwanzigjährige Student Lessing seinem Vater später aus Leipzig schrieb, „daß er schon in Meißen begriffen habe, wie man dort Vieles lernen müsse, was man in der Welt nicht brauchen könne," so dürfen wir die Erwerbung und Förderung solcher Einsicht des begabten Schülers wohl dem Manne zuschreiben, in dessen Umgang er, wie sein Bruder Karl sagt, einsehen lernte, „wie wenig Reelles er wisse und wie viel er noch zu lernen habe." Von ihm lernte er, daß alle Sprachstudien nur als Mittel zum Zwecke zu betrachten seien, und daß ein Gelehrter ohne Kenntniß der Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften nur eine unvollständige Bildung besitze — lauter arge Ketzereien in einer Schule, deren Hauptzweck war: firme Lateinschreiber und lateinische Poeten zu erziehen, und in welcher, wie Lessing sich später sarkastisch in Bezug auf den philologischen Hauptlehrer, den obengenannten Conrector Hörre, ausdrückte [1]), das

[1]) Werke XII. S. 19 u. 20.

Streben weniger dahin ging, „aus den Zöglingen vernünftige Menſchen, als tüchtige Fürſtenſchüler, das heißt Leute zu machen, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununterſucht, ob ſie nicht Pedanten ſind.“ Klemm war außer den alten Sprachen auch in den neueren, im Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen wohl bewandert, und was noch wichtiger war: durch ihn ward Leſſing ſchon auf der Schule mit der deutſchen Literatur bekannt gemacht. Er lernte Hagedorn und Gleim und die Halle'ſchen Dichter kennen, und die Lectüre Haller's regte ihn zu einem ſeiner früheſten poetiſchen Verſuche, zu jenem auf eine Reihe von Geſängen angelegten Gedichte „über die Vielheit der Welten“ an, deſſen Stoff ihm ohne Zweifel durch Vermittelung ſeines Lehrers zugänglich geworden war. Er ſelbſt äußerte ſich ſechs Jahre ſpäter ausführlicher über dieſen Verſuch in einem der Briefe ſeiner vermiſchten Schriften, in welchem er auch einige Bruchſtücke dieſes philoſophiſchen Lehrgedichts mittheilt[1]). „Ich reimte,“ ſagte er, „meine Gedanken nach einer ziemlich mathematiſchen Methode: hier und da ein Gleichniß, hier und da eine kleine Abſchweifung, das war alles Poetiſche, was ich dabei antrachte.“ Aber das Gedicht blieb liegen, als ihm bald darauf Fontenelle's Geſpräche über denſelben Gegenſtand in die Hände fielen, und die geiſtreiche Behandlung des franzöſiſchen Autors ihm über die Schwäche ſeiner Production die Augen öffnete. Dennoch mußte er noch ſieben Jahre ſpäter zugeben, daß ihm „noch Manches ganz erträglich ausgedrückt erſcheine,“ und ein Blick auf die mitgetheilten Bruchſtücke beſtätigt dieſes ſo beſcheidene Lob auch jetzt noch in vollem Maaße. Die Wendung, mit der der Eingang ſchloß:

Beherzter als Columb trat ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit ſcheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug: die ſcheitern ſchön, die ſcheiternd Welten ſuchen! —

[1]) III. S. 293—301

ist gar nicht übel für den kaum siebzehnjährigen Dichter jener Zeit; und die Bemerkungen über den „Eigennutz des Priesterthums“ das schon in frühester Zeit das Wissen wie den Gottesdienst in „dunkle Tempel“ bannte, sowie die Anspielung auf den französischen Leichtsinn, der so oft

Hochmüthig prahlt mit fremdem Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entrissen —

sind sehr charakteristisch für den Lessing, der diese beiden Themata sein Leben lang nicht aus den Augen verloren hat.

Aber wichtiger als dies Alles ist der erste dramatische Versuch des Schülers Lessing, zu dem ihn schon in der Einsamkeit seiner Meißner Fürstenschule das Studium der römischen Dramatiker und des griechischen Charakterschilderers Theophrast anregte. Dieser erste Versuch ist das allerdings erst zwei Jahre später völlig aus- und theilweise umgearbeitete Lustspiel „der junge Gelehrte“. Für uns hat dies Stück, wie alle ähnlichen dramatischen Erstlingsarbeiten Lessing's, nur noch ein untergeordnetes literaturhistorisches Interesse, und von einem poetischen Werthe desselben kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Desto wichtiger ist es für die Bildungs- und Entwickelungsgeschichte des Mannes weil es eine That der Selbstbefreiung aufzeigt, die der Jüngling mit demselben an sich vollzog, und weil es die Wahrheit dessen bezeugt, was er in dem Briefe an seine Mutter von der Wirkung und dem Einflusse seiner Lectüre der alten Dramatiker auf seine Selbstkenntniß aussagt. Lessing selbst bemerkt von diesem Erstlingsversuche, dessen Entstehung in eine Zeit fiel, „wo er den Menschen nur aus Büchern kannte“: „ich glaube, die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten Waffen gegen dasselbe wandte?“ Und er selbst

gehörte zu diesen Narren, auf deren Beobachtung ihn seine Lectüre der alten Dramatiker führte. „Ich lernte mich selbst kennen," schreibt er in dem mehrmals erwähnten Briefe an seine Mutter, „und seit der Zeit habe ich gewiß über Niemanden mehr gelacht und gespottet, als über mich selbst." Der Befreier seiner Nation von der Tyrannei des Pedantismus erkannte als Jüngling, daß er selbst auf dem besten Wege sei, ein gründlicher Pedant zu werden. Noch jetzt sind davon der oben angeführte Brief an seine Schwester, und namentlich das predigtartig belehrende Sendschreiben des vierzehnjährigen Scholaren an seinen Vater, in welchem er dem alten Herrn, der sich über die Verschlechterung der Zeiten zu beklagen pflegte, auf ächt Wagnerische Art zu beweisen versucht, daß im Grunde ein Jahr dem andern vollkommen gleich sei, sehr sprechende Belege. Um so wunderweller ist es, daß der Siebzehnjährige sich gegen die eigene Thorheit wendet, und wie Danzel überzeugend auch im Einzelnen nachgewiesen hat, den ersten Waffengang seiner komischen Muse gegen den eignen gelehrten Pedantismus und dessen eitle Selbstüberhebung richtet, ja daß er in seinem jungen Gelehrten selbst jene schulfuchsig lehrhafte Epistel an den Vater verspottet [1]).

Wir werden auf das Stück selbst im nächsten Kapitel zurückkommen, wenn wir die Jugenddramen Lessing's im Zusammenhange besprechen. Hier genügte es die ethische Seite, die sittliche Wichtigkeit desselben für Lessing's früheste Jugendentwickelung hervorzuheben, der von solchem Geiste erfüllt und zu solcher Freiheit der Anschauung seiner selbst gelangt, sich nothwendig früher als alle andern der Schule innerlich entwachsen fühlen mußte. Selbst seine Lehrer scheinen eine Ahnung davon gehabt zu haben. Der Rektor Grabener, bei dem sich der Vater um diese Zeit einmal nach seinem Sohne brieflich erkundigte, gab die ehrlich derbe Antwort: „er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen,

[1]) Werke I. S. 219 verglichen mit XI. S. 2.

die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen."

Der junge Lessing hatte bereits zu Anfang des Jahres 1746 als Siebzehnjähriger die erste Klasse erreicht, in welcher er den Gesetzen der Schule gemäß jetzt noch ein Jahr und drei Monate bleiben sollte. Wie er aber sein ganzes Leben hindurch es nie über sich gewinnen konnte, in einem Zustande zu verharren, den er ausgenutzt zu haben glaubte, so versuchte er auch jetzt wiederholt seinen Vater zu bewegen, durch eine Vorstellung bei dem Dresdner Oberkonsistorium eine ausnahmsweise Abgangsbewilligung für ihn zu erwirken. Diese Vorstellung wurde zuerst abschläglich beschieden, was für Lessing um so unangenehmer war, als selbst die Ruhe und Stille seines Meißener Lebens durch das Hereinbrechen furchtbarer Kriegsereignisse gestört worden war.

Am fünfzehnten Dezember des Jahres 1745 sah man von der Höhe des Hügels, auf welchem die Meissener Klosterschule sich erhebt, den Himmel von dem Widerscheine brennender Dörfer gerötet, und vernahm den Geschützdonner der Schlacht von Kesselsdorf, in welcher der alte Dessauer die vereinigten Sachsen und Oesterreicher vernichtete. In Meissen selbst rasselten preußische Trommeln, wimmelte es von preußischen Reitern und Fußvolk, denn der kriegerische junge Preußenkönig selbst harrte hier voll peinlicher Ungewißheit der Entscheidungsnachricht, welche ihm erst spät in der Nacht ein von seinem siegreichen Feldherrn abgesendeter Offizier überbrachte.[1]) Es war wohl ein eigenthümliches Spiel des Schicksals, daß das erste Stück Leben, welches der siebzehnjährige Lessing sah, ein Stück Kriegs- und Soldatenleben sein mußte, das er später in seiner Minna schildern sollte, während er jetzt auf den Wunsch seines Vaters in einem poetischen Sendschreiben an den Oberstlieutenant von Carlowitz, den Gönner, durch welchen er seine Meissener Frei-

[1]) Varnhagen, Biograph. Denkmale II, 359.

stelle erhalten, die Tapferkeit der geschlagenen Sachsen feiern mußte. Wie unangenehm ihm diese Aufgabe übrigens gewesen sein muß, geht aus dem Briefe an seinen Vater hervor, dem einzigen, welchen wir aus seiner Schulzeit besitzen. Der Vater hatte seine poetische Epistel belobt, aber eine Umarbeitung derselben verlangt. Lessing antwortete: „Das Lob, welches Sie mir wegen des poetischen Sendschreibens an den Herrn Oberstlieutenant von Carlowitz ertheilet, soll mich, ob ich gleich wenig Lust habe, diese Materie noch einmal vor die Hand zu nehmen, anreizen, nach dero Verlangen ein kürzeres, und wo es mir möglich, ein besseres zu machen. Zwar, Ihnen es frei zu gestehen, wenn ich die Zeit, die ich damit schon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, so muß ich mir selbst den Vorwurf machen, daß ich sie auf eine unnütze Weise versplittert. Der beste Trost dabei ist, daß es auf Dero Befehl geschehen." — Aber auch das Uebrige des Briefes, in welchem der seinem Vater geistig bereits überlegene, und dennoch ihm kindlich gehorsame Sohn ein Bild seiner gegenwärtigen Zustände in dem von härtester Kriegsnoth geplagten Meissen entwirft, verdient wohl hier eine Stelle. „Sie bedauern mit Recht," schreibt er, „das arme Meissen, welches jetzo mehr einer Todtengrube, als der vorigen Stadt ähnlich sieht. Alles ist voller Gestank und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gern so weit von ihr entfernt als er nur kann. Es liegen in den meisten Häusern immer noch dreißig bis vierzig Verwundete, zu denen sich Niemand sehr nahen darf, weil alle, welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber haben. Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich im Winter betroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon graffiren würde. Jedoch wir wollen zu Gott das Beste hoffen. Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus als unsere Schule. Sonst lebte Alles in ihr, jetzo scheint sie wie ausgestorben. Sonst war

es was Seltenes, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sah, jetzo sieht man einen Haufen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Coenacul [1]) ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen, in dem kleinen Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreiset, haben wegen der Gefahr, in Krankheiten zu verfallen, ebenso wenig Lust zurückzukehren, als der Schulverwalter die drei eingezogenen Tische wiederherzustellen. Was mich anbelangt, so ist es mir um so viel verdrießlicher, hier zu sein, da Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger sein wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag in einer Sache, um die ich schon so oft gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abschläglichen Antwort beharren sollten, doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren."

Man sieht, der gestrenge alte Herr ging in seinem pedantischen Festhalten an der hergebrachten Ordnung soweit, daß er anfangs lieber seinen Sohn der augenscheinlichsten Gefahr aussetzen, als die ordnungsmäßige sechsjährige Schulzeit abkürzen wollte. Endlich aber hatte denn doch das hochwürdigste Dresdner Konsistorium ein Einsehen. Die wiederholt erbetene Abgangsbewilligung erfolgte endlich, und Lessing verließ am 30. Juni 1746 mit einer lateinischen Abschiedsrede: „über die Mathematik der alten Völker" die Anstalt, um die Universität Leipzig zu beziehen.

[1]) Der gemeinsame Speisesaal der 120 Schüler der Anstalt.

Horizontes, die er durch ungestörte eigne Studien unter Einwirkung seines Mentors Klemm gewonnen hatte, überwog unendlich die unzusammenhängende Vorbildung, mit welcher der ohne wissenschaftliche Schulzucht, in zerstreutem Privatunterricht und unstät umherschweifender Autodidaxie erwachsene, durch frühzeitige Theilnahme am Leben einer großen Reichsstadt vielfach zerstreute Frankfurter Patriziersohn das Vaterhaus verließ. Während daher der eine wie der andere auf der Universität ihre Studien sehr unregelmäßig betrieben, war doch die Folge eine wesentlich verschiedene bei beiden. Lessing, so sehr er sich auch von dem gewöhnlichen Gange der Universitätsstudien des großen Haufens der Studirenden entfernen mochte, knüpfte doch im Wesentlichen in Leipzig unmittelbar an die bisher betriebenen Studien an, und erweiterte Tiefe und Umfang derselben zur festen Grundlage gediegenen Wissens, während bei Goethe eigentlich die Universitätszeit nach dieser Richtung hin fast als eine verlorne anzusehen war. Noch größer aber war die Verschiedenheit beider in Bezug auf ihr Verhältniß zum Leben, in das der junge vornehme Frankfurter Patrizier, dem seine Empfehlungen in Leipzig die besten Häuser öffneten, bereits ganz andere Einblicke und Erfahrungen gewonnen hatte, als der arme Predigerssohn von Kamenz, dem beim Austritte aus seiner fünfjährigen klösterlichen Einsamkeit Welt und Leben fast fremder waren als das Innere des Mondes. Während jener gewissermaßen hypochondrisch blasirt durch allzufrühe Welterfahrungen bedenklichster Art, und hindurchgegangen durch allerlei innere und äußere Zerwürfnisse, die in ihm eine theils sentimentale, theils pietistisch gefärbte Lebensanschauung erzeugt hatten, in Leipzig sein Frankfurter Leben eigentlich nur wiederholte, sehen wir Lessing dagegen in die ihm bisher völlige fremde Welt und in das von ihm kaum aus Büchern geahnte Leben mit der ganzen ungebrochenen Frische einer Natur eintreten, die ihrer geistigen Kraft und ihrer Bestimmung sich bewußt, eben so befähigt, als gemuthet war, die neuen Eindrücke und Erfahrungen einer ihr bis

dahin unbekannten Welt ſich mit freudigem Eifer anzueignen. Weder im Vaterhauſe noch auf der Schule hatte er bisher in einem Konflikte ſeines ſittlichen Weſens gelebt. Daher war in ihm kein Zug ſentimentaler Empfindung angeregt worden. Die Familie hatte ihm nur das bürgerliche Gepräge und die wohlthuende Empfindung gemüthlich ſittlichen Zuſammenhangs mit den Seinen als Mitgift verliehen, und der theologiſche Vater in ihm wohl ein gelehrtes theologiſches Intereſſe, aber keinen Hang zu grübelndem Pietismus erweckt. Die Schule, die ihm die Baſis philologiſcher Bildung und ſtrenger Gründlichkeit gegeben, hatte in ihm zugleich die Richtung auf freies Selbſtſtudium, und die Schätzung von Wiſſen und Gelehrſamkeit als Mittel zu höheren Zwecken geweckt, und die Abtrennung von Welt und Leben auf derſelben hatte in ihm den Drang nur geſteigert, durch Kenntniß beider die über ſie bisher nur aus Büchern gewonnene Einſicht zu berichtigen und zu vermehren. Geſund an Seele und Leib, eine unbeſchriebene Tafel, nahm er die neuen Eindrücke in ſich auf, und obſchon von ihnen anfangs überwältigt, ging er nur um ſo eifriger daran, ſich dieſelben ſeinerſeits zu unterwerfen, und das bereits auf der Schule begonnene Werk der eigenen Selbſtbefreiung und Ausbildung zu freier Menſchlichkeit fortzuſetzen.

Als Leſſing nach fünfjähriger Entfernung das Vaterhaus wieder ſah, fand der Vater den Jüngling bereits zu einer geiſtigen Selbſtſtändigkeit herangereift, welche eine direkte Beſtimmung über das auf der Univerſität zu erwählende Berufsſtudium nicht wohl möglich machte. Wenn ſich indeſſen die Eltern der Hoffnung getröſten mochten, daß der Sohn doch wohl ihren Wünſchen folgend ſich der Theologie widmen werde, ſo war die Univerſität Leipzig freilich am wenigſten dazu geeignet, ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Dort war unter den Theologen damals kein einziger Mann von Bedeutung, der im Stande geweſen wäre, den Jüngling für die Theologie zu gewinnen und ſein Intereſſe von denjenigen Stu-

dien abzuziehen, die schon auf der Schule ihn überwiegend in Anspruch genommen hatten. Wohl aber besaßen grade diese Studien hier zwei Vertreter, welche noch jetzt in der Entwickelungsgeschichte der Philologie und Alterthumswissenschaft als bahnbrechend dastehen. Diese Männer waren Johann August Ernesti und Johann Friedrich Christ, die Begründer der Neugestaltung der philologischen Studien in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie wurden die Lehrer und Anreger Lessing's, wie sie ein Jahr nach seinem Abgange die Lehrer und Anreger Heyne's wurden, der ihr Werk in Göttingen fortsetzen und im Bunde mit Winckelmann und Lessing selbst das Interesse, ja die Begeisterung für die philologischen Studien und die Literatur und Kunst der alten Welt zu einer solchen Höhe erheben sollte, daß sich die aufstrebenden Geister unter der deutschen Jugend mit Enthusiasmus dieser gleichsam zum zweitenmal entdeckten Quelle der Bildung zuwandten, und selbst ein Jüngling wie Goethe es als das Ziel seiner Wünsche ansah, Heyne's Schüler und dereinst wo möglich Nachfolger in seiner Wissenschaft zu werden.

Beide Männer, Ernesti und Christ, standen, als Lessing die Universität bezog, in der Blüthe ihres Alters und ihrer Kraft. Um so größer war daher die Wirkung, die sie auf ihn ausübten. Ernesti hatte kurz zuvor in einem eigenen Handbuche die Grundlinien einer selbstständigen zusammenhängenden Bildung, welche an keines der damaligen drei Fachstudien anknüpfte, aufgestellt, und diese Bildung umfaßte eben alle diejenigen Interessen, denen sich Lessing schon als Schüler zugewendet hatte. Umsomehr mußte ihm die Auffassung der philologischen Studien in dem Sinne freier menschlicher Bildung zusagen, in welchem dieselben als Erkenntnißmittel der Resultate bezeichnet wurden, welche die begabtesten Völker des Alterthums in Philosophie und Literatur, in Leben und Sitte, Staat, Kunst und Wissenschaft erreicht hatten. Zugleich wurden diese Studien hingestellt als Förderungsmittel des Geschmacks und der ästhetischen Kultur und nicht minder der eigenen Produktion.

Eine ſolche Auffaſſung aber war es, von welcher Erneſti ausging, der zum Erſtenmale allen denjenigen philologiſchen Pedanten, welche ihr Hauptziel darin ſetzten, ein gutes Latein zu ſchreiben und zu ſprechen, zu ihrem Schrecken den Satz entgegenſtellte: ein lebendiges Eindringen in Geiſt und Sinn der alten Literaturwerke ſtehe ungleich höher als der beſte lateiniſche Styl. Erneſti war es, der in Leſſing das Gefühl für die Schönheit der alten Dichter ausbilden half, und die formale Seite der Philologie bei ihm zur Geltung brachte. Aber noch ungleich wichtiger für den jungen Studenten ward der zweite der genannten beiden Männer, weil er in demſelben ein Intereſſe anregte, dem wir die ſchönſten Früchte von Leſſing's philologiſcher Thätigkeit verdanken, die wie der Laokoon bis auf den heutigen Tag noch der geſammten Bildung der Nation immer neu zu Gute kommen.

Während nämlich bei Erneſti die formale Seite überwiegend blieb, und die ſachliche Erkenntniß des Alterthums für ihn nur ſoweit Intereſſe hatte, als ſie zur Erklärung der alten Schriftſteller und Dichter ſich nützlich erweiſt, tritt uns in Chriſt der Vorläufer Winckelmann's, der Begründer der Kunſtarchäologie entgegen. In ihm fand Leſſing in Leipzig den einzigen Mann, deſſen Richtung und Bildung allen ſeinen Neigungen entgegenkam. Chriſt war in Deutſchland der erſte Gelehrte, der die Denkmäler der antiken Kunſt mit dem Auge des kunſtgeſchichtlichen Forſchers betrachtete und betrachten lehrte, und er war zugleich der erſte, der ſolche Gegenſtände auch in deutſcher Sprache zu behandeln unternahm. Er verband mit dem ausgebreiteten Wiſſen und der unermeßlichen Beleſenheit eines Polyhiſtors die Kultur feiner Weltbildung, die er im Umgange mit Vornehmen und auf bedeutenden Reiſen erworben hatte. Er hatte Deutſchland und die Niederlande, Frankreich und einen Theil von Italien bereiſt, und neben den Werken der alten, faſt noch mehr die Leiſtungen der neueren Kunſt zu ſeinem Studium gemacht.

Sein Studium des Alterthums trieb er im steten Zusammenhange mit dem Leben und den Bedürfnissen der modernen Zeit, und wußte die bildende wie die dichtende Kunst der letzteren mit denen der alten Welt vergleichend in Beziehung zu setzen. Er war selbst ein fertiger Zeichner und Kupferstecher, und besaß sogar eine Kupferstich- und Kunstsammlung. Daneben war er ein Mann von freier Geistesbildung und feinem historischen Blicke, der den Republikanismus Machiavell's und seines Principe in einer eigenen Schrift geistreich und scharfsinnig vertheidigte, und der in seinem Streben nach Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben sich mit bewußter Vorliebe an einen Thomasius anschloß. Einem solchen Geiste konnte die deutsche Poesie der damaligen Zeit freilich so wenig wie dem großen Friedrich zusagen, und er verachtete sie in ihrem Gottschedischen Hochmuthe gründlich. Aber er liebte und bewunderte die altdeutsche Sprache und Literatur, aus der Luther seine Kern- und Kraftsprache genommen, und ließ sich dessen Kirchenlieder nicht durch die Gottschedianer verwässern. Wenn wir nun dies Bild durch den Zusatz vervollständigen, daß Christ ein Mann von schlagender Kraft des Ausdrucks und scharfer Polemik war, zu kühnen Behauptungen und Paradoxien eben so geneigt, als befähigt dieselben durch seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit zu vertheidigen, und daß er von diesen Eigenschaften gerade zu der Zeit, wo Lessing sein Schüler war, durch seine Schrift über die Fabeln des Phädrus, die er als ein untergeschobenes Machwerk des funfzehnten Jahrhunderts darzustellen suchte, einen Beleg lieferte, der damals die ganze philologische Welt in Bewegung setzte, — so werden wir begreifen, welchen Einfluß ein solcher Mann auf den jungen Lessing üben mußte, der ihm nach allen jenen Richtungen hin verwandte Anlagen und Neigungen entgegenbrachte. In der That knüpfte Lessing auch sein erstes philologisches Auftreten mit seinen Schriften über Horaz und Plautus gerade an diejenigen Schriftsteller an, über welche er Christ's Vorlesungen gehört hatte, und wohl ist es ein wunderbares

Spiel des Zufalls zu nennen, daß die letzte durch Leſſing's Tod unterbrochene Schrift mit dem Namen ſeines Lehrers abbricht.

Wie durch Erneſti und Chriſt die philologiſche Seite der Bildung, welche Leſſing auf die Univerſität mitbrachte, gefördert ward, ſo erhielten die Anregungen, welche er durch ſeinen Meiſſener Lehrer Klemm empfangen hatte, ihre Fortſetzung durch das perſönliche Verhältniß, welches er mit einem andern Leipziger Profeſſor, dem damals noch jugendlichen Mathematiker und Philoſophen Abraham Gotthelf Käſtner anknüpfte. Käſtner, nur zehn Jahre älter als Leſſing, war ein Mann von vielſeitiger Bildung, nicht ohne ſprachliche Kenntniſſe und poetiſche Begabung, ein witziger Kopf, ein geiſtreicher Epigrammendichter und anregender Geſellſchafter. Seine philoſophiſchen Diſputirübungen, die Leſſing regelmäßig beſuchte, vereinten die beſten Köpfe unter der damaligen ſtudirenden Jugend von Leipzig zu einer Gemeinſchaft, die ſich auch über die Stunden des Collegs hinaus fortſetzte. Die meiſten Mitglieder dieſes jugendlichen Kreiſes, wie Mylius, Zachariae, J. A. Schlegel u. a. waren bereits als Schriftſteller und Dichter aufgetreten, und ihr Beiſpiel wie ihre Anregung blieben nicht ohne Wirkung auf Leſſing, der von ſeiner Fürſtenſchule gleichfalls ſo manches Manuſcript mitgebracht hatte. Die größte Wirkung auf ihn übte indeſſen Leipzig ſelbſt und das neue Leben, welches ihn hier auf allen Seiten umgab.

Aus der klöſterlichen Abgeſchiedenheit ſeiner Meiſſener Fürſtenſchule ſah er ſich plötzlich in eine Stadt verſetzt, wo man, wie er ſich zwei Jahre ſpäter in dem berühmten Selbſtgeſtändnißbriefe an ſeine Mutter ausdrückte, „die ganze Welt im Kleinen ſehen konnte“. Dies Leipzig von 1746 war in der That ſchon damals ein klein Paris, das ſeine Leute bildete. Die Stellung des Orts als Sitz des geſammten deutſchen Buchhandels, wodurch den dort lebenden Literaten alle neueſten Erſcheinungen der Literatur zuerſt und am leichteſten vermittelt wurden; ſeine Bedeutung als große Handelsſtadt, deren Meſſen damals für den großen Weltverkehr

unendlich wichtiger waren, als sie es in unsern Zeiten sind; die Mischung endlich von aristokratischer Vornehmheit und Weltgewandtheit mit einer gewissen breiten Behaglichkeit bürgerlich respectabler Zustände und materiellen Reichthums, die das äußere Leben charakterisirte — dies alles erschien verbunden mit dem Glanze einer Universität, die damals unter allen deutschen Universitäten um so mehr den Vorrang behauptete, als auf derselben die neuerwachten Humanitätsstudien die beiden ausgezeichnetsten Vertreter besaßen. Hier war zugleich Gellert soeben an die Spitze einer jungen Dichterschule getreten, und ein Mann wie Gottsched hatte durch seine ausgebreitete literarische Betriebsamkeit, unterstützt durch zahlreiche Anhänger in ganz Deutschland und durch den vorwiegenden Einfluß der Leipziger Journalistik, einen Mittelpunkt aller derjenigen literarischen und ästhetischen Interessen gegründet, die damals vorzugsweise die deutsche Welt zu bewegen begonnen hatten.

In der That war der erste Eindruck, den der junge Fürstenschüler von Leipzig empfing, überwältigender Art. Er selbst bekennt, daß er in den ersten Monaten von demselben gleichsam betäubt wurde. „Ich lebte, schreibt er, die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meissen nicht gelebt hatte.“ Es währte eine Weile, ehe er sich von seinen Büchern fort in die neue Welt und unter die Menschen wagte. Und das Erste, worüber ihm „die Augen aufgingen,“ war — Er selbst. Auf seiner Fürstenschule, wo alle Schüler gleich lebten, hatte er keine Unterschiede irgend welcher Art gekannt. Hier sah er, wie die Weltgewandtheit junger vornehmer und reicher Aristokraten ihnen in der Gesellschaft einen Vorrang gab, den zu ertragen er nicht über sich vermochte. Er verglich sich mit andern und sah, daß er leiblich und geistig ein Pedant sei, der, um sich in dem neuen Elemente zu bewegen und dessen wohlthätige Wirkungen sich aneignen zu können, erst in demselben schwimmen lernen müsse. „Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen.“

Der zwanzigjährige Jüngling, der dies inhaltſchwere Geſtändniß zwei Jahre ſpäter an ſeine Mutter ſchrieb, bei der er freilich vergebens auf ein Verſtändniß rechnete das ſie nicht haben konnte, erzählt uns weiter was er that, um dem erkannten Mangel abzuhelfen und ſich zu einem Menſchen zu machen. Ich ſetze die Stelle her, weil bei dem Verluſte aller Briefe aus Leſſing's Univerſitätszeit dieſer Brief das einzige Zeugniß bildet, das wir von ihm über ſich ſelbſt aus dieſer Periode beſitzen. „Ich wagte mich, fährt er fort, von meiner Stube unter meines Gleichen. Guter Gott, was für eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und andern gewahr! Eine bäueriſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwiſſenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus denen jeder ſeine Verachtung zu leſen glaubte, das waren die guten Eigenſchaften, die mir bei meiner Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierin zu beſſern, es koſte, was es wolle. Sie wiſſen ſelbſt, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler bekennen, ich kann alſo auch das Gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir im Voraus alle Geſchicklichkeit darinnen abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieſer gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geſchickter geworden, und ich ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen."

Alſo „leben lernen" wollte der Jüngling, der bisher das Leben nur aus Büchern kennen gelernt hatte. Und wie ihm dazu auf der Schule die dramatiſchen Dichtungen der Alten gedient hatten, ſo fand er ſich hier in Leipzig der lebendigen Bühne ſelbſt gegenüber, und zwar der beſten, welche das damalige Deutſchland beſaß. Es fügte ſich glücklich, daß das letzte Aufleuchten der Wirkſamkeit jener bedeutenden Frau, der Deutſchland die Erneuerung ſeines Theaters verdankt, grade in die beiden Jahre fiel, welche Leſſing in Leipzig

zubrachte. Friederike Neuber hatte wenige Jahre zuvor wieder eine Gesellschaft gegründet und den letzten Versuch gemacht, in Leipzig noch einmal festen Fuß zu gewinnen. Der Versuch mißlang, aber nicht ohne ihr wenigstens den Ruhm zu gewähren, ihren Namen an den bedeutendsten Entwickelungsmoment ihrer Kunst dauernd zu knüpfen. Denn es ward ihr vergönnt, den Mann in das theatralische Leben einzuführen, der bestimmt war, die deutsche Literatur und die deutsche Bühne in ihrer Eigenheit zu begründen [1]).

In einer Zeit, wie die unsrige, wo die Jugend schon fast in den Kinderjahren durch den Besuch des Theaters gegen den größten aller künstlerischen Genüsse vorzeitig abgestumpft zu werden pflegt, kann man sich nur schwer einen Begriff von dem Eindruck machen, den der erste Anblick einer theatralischen Darstellung auf den achtzehnjährigen Jüngling ausüben mußte, dessen Welt bisher Terenz und Plautus gewesen waren. Auf Lessing wirkte dieser Eindruck entscheidend für sein ganzes Leben. Mit seinem Freunde Weisse, der diese Theaterleidenschaft theilte, wandte er den letzten Groschen an den Besuch des Theaters, und beide „aßen lieber trockenes Brod, ehe sie es versäumt hätten". Beide übersetzten gemeinsam einige französische Stücke von Marivaux und Regnard für die Leipziger Bühne, bloß um sich einige Freibillette zu verschaffen. Es gelang ihm später durch Vermittelung seines Freundes Mylius, der für die Bühne der Neuber bereits einige Stücke geschrieben hatte, freien Eintritt zum Theater zu erhalten. Hier lernte er nicht nur, wie er sich später ausdrückt [2]) „hundert wichtige Kleinigkeiten die ein dramatischer Dichter lernen muß, und durch bloße Lectüre nimmermehr lernen kann", sondern er gewann auch sehr bald die Ueberzeugung, daß er selbst gar wohl die Fähigkeit besitze, es den Dichtern gleich zu thun, deren Stücke er mit so vielem Beifall aufführen sah. Er hatte zugleich

[1]) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst S. 57.
[2]) Werke IV, 5.

die Neuberin ſelbſt kennen gelernt, und dieſe Frau, die damals bereits im Anfange der Fünfzig ſtand, war trotz ihres vorgerückten Alters noch eine Schauſpielerin, von der Leſſing ſpäter in ſeiner Dramaturgie ſagen mochte, daß Deutſchland ſeitdem ihres Gleichen nicht wieder geſehen. Sie war aber auch zugleich, wie Leſſing ihr nachrühmt, „eine Frau von männlichen Einſichten und einer vollkommenen Kenntniß ihrer Kunſt“ [1]), und daß ſie den ſchnellen und ſcharfen Blick für das dramatiſche Talent beſaß, ſollte ihr Verhalten gegen den jugendlichen Leſſing ſelbſt beweiſen. Dieſer hatte eines Tages ſich über ein neu aufgeführtes und mit Beifall aufgenommenes Originalſtück aus der Gottſched'ſchen Schule im Kreiſe ſeiner Freunde ſehr ungünſtig ausgeſprochen. Dieſe bemerkten ihm: „Tadeln ſei freilich leichter, als Beſſermachen.“ Mehr bedurfte es für Leſſing nicht. Er nahm auf der Stelle den Entwurf zu ſeinem Luſtſpiele „der junge Gelehrte“ wieder vor, und machte ſich daran, das Stück bühnenmäßig auszuarbeiten. Ein zufälliger Umſtand begünſtigte ihn dabei. Ein junger Gelehrter in Leipzig hatte ſich vermeſſen, an die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften eine Abhandlung einzuſenden, mit der er ſich um einen von ihr ausgeſetzten Preis bewarb. In ſeinem Hochmuthe hatte er dies nicht nur ſeinen Freunden mitgetheilt, ſondern auch gegen dieſelben eine feſte Zuverſicht auf das Gelingen ſeines Unternehmens ausgeſprochen, als in demſelben Augenblicke die niederſchlagende Botſchaft anlangte, daß ſeine Abhandlung für die ſchlechteſte erklärt worden ſei. Dieſen Vorfall benutzte Leſſing für die Kataſtrophe ſeines Stücks, das er in der neuen Geſtalt ſeinem Gönner Käſtner mittheilte, und auf deſſen Ermunterung der Neuber zur Beurtheilung vorlegte. „Aber anſtatt des Urtheils“, erzählt Leſſing, „erwies ſie mir die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte: ſie ließ das Stück aufführen. Wenn nach dem Gelächter

[1]) Werke IV, 454.

der Zuſchauer und ihrem Händeklatſchen die Güte eines Luſtſpiels abzumeſſen iſt, ſo hatte ich hinlängliche Urſache, das meinige für keins von den ſchlechteſten zu halten“ [1]). Freilich wurde das Stück zwei Jahre ſpäter in den Ruin der Neuberin und ihrer Bühne mit verwickelt und verſchwand dadurch von dem Theater, auf dem es ſich ſonſt, wie Leſſing ſelbſt meint, gewiß würde erhalten haben. Für den jungen Dichter aber ward jener erſte Erfolg, begleitet von der begeiſterten Anerkennung einer Frau, die er mit Recht als die erſte Autorität in ihrer Kunſt verehrte, von außerordentlicher Bedeutung. Das Theater ward jetzt in Leipzig mehr und mehr ſeine Welt. Er ſelbſt geſteht, daß ſeine Luſt an demſelben damals ſo groß war, daß ſich alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte [2]). Je mehr er zu fühlen glaubte, daß er zum dramatiſchen Dichter geboren ſei, und je mehr er den Nutzen, ja die Nothwendigkeit der Wechſelwirkung zwiſchen Drama und Bühne erkannte, um ſo enger ſchloß er ſich dem Theater und den Schauſpielern an, unter denen Koch, Heydrichs, Bruck, ſowie die Schauſpielerinnen Lorenz und Kleinfelder zu den bedeutendſten gehörten [3]). Es gab Stunden, wo er ſogar daran dachte, ſelbſt als Schauſpieler aufzutreten. Er trieb mit Eifer die dazu nöthigen Vorübungen, und der Schauſpieler Brückner, der in Berlin wenige Jahre ſpäter ſeinen Umgang genoß, pflegte oft zu erzählen, daß er von Leſſing nicht nur die beſte Anleitung zur Auffaſſung ſchwieriger Rollen, ſondern ſelbſt Belehrung in richtiger Deklamation und Geſtikulation erhalten habe. Wie hoch Leſſing ſchon als Jüngling den ſelbſtſtändigen Werth der Schauſpielkunſt anſchlug, und die richtige Beſetzung einer Rolle in die praktiſche Berechnung des Erfolges zog, beweiſt der Umſtand, daß er in Leipzig ein bereits entworfenes Trauerſpiel aufgab, weil der Schauſpieler Koch, dem er

[1]) Werke IV, 3.
[2]) Werke IV, 5.
[3]) Werke III, 21.

die Hauptrolle zugedacht hatte, sich anschickte, nach Wien zu gehen [1]). Auch das Herz des achtzehnjährigen Jünglings ward in seine Leidenschaft zur Bühne hineingezogen, und wir werden später sehen, daß die Liebenswürdigkeit der jungen Schauspielerin Lorenz nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben war.

Zu Lessing's vertrautesten Freunden in Leipzig zählte sein Landsmann, der bereits mehrfach erwähnte Christlieb Mylius, der begabteste und bedeutendste unter den damaligen jungen Leipziger Literaten. Er war sieben Jahre älter als Lessing und gehörte zu dem Kästnerschen Kreise, in welchen er seinen jüngeren Freund einführte. Lessing selbst hat uns den kurzen Lebenslauf dieses „unglücklichen deutschen Genies", wie er ihn nennt, in der Vorrede geschildert, mit welcher er sechs Jahre später die Schriften des auf einer Reise in London verstorbenen Jugendgenossen begleitete. „Geboren in einem Dorfe, wo er bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte, von Aeltern, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brodwissenschaft leben könnte, kam er auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam nach Leipzig, auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne (Gottsched) in die Hände, der durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutzen zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit besserem Nutzen hätte widmen können. Er verließ endlich (1748) die Akademie und begab

[1]) Devrient, Gesch. d. deutsch. Schauspielkunst II. S. 123.

ſich an einen Ort (Berlin), wo es ihm mit ſeiner Gelehrſamkeit beinahe wie Denjenigen ging, die von dem, was ſie einmal erworben haben, zehren müſſen, ohne etwas dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute ſagten, daß man ſich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen laſſen. Er wollte und ſollte reiſen; er reiſete auch, aber er reiſte auf fremder Leute Gnade, und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er ſtarb". Zu dieſem kurzen Lebenslauf, „bei dem das Ende nicht das unglücklichſte war", fügt Leſſing hinzu: dennoch habe Mylius in demſelben mehr geleiſtet, als tauſend andere unter ſeinen Umſtänden würden geleiſtet haben. Und grade dies war es, was Leſſing zu dem Manne hinzog, der nicht ganz mit Unrecht als ein liederliches Genie verrufen, doch in vieler Hinſicht beſſer war, als ſein Ruf. Die Frommgläubigen nahmen Anſtoß an dem „Freigeiſte", der es ſich beikommen ließ, altteſtamentliche Wunder natürlich erklären zu wollen; das zierliche Leipzig nahm gerechten Anſteß an dem Cynismus ſeiner äußeren Erſcheinung, wenn er in niedergetretenen Schuhen, mit zerriſſenen Strümpfen und durchlöcherten Kleidern durch die Straßen ging, und an der Unregelmäßigkeit ſeiner Lebensweiſe, welche durch Armuth und Leichtſinn ſich zu ſolcher Höhe ſteigerte, daß er zuweilen im wörtlichen Sinne nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegen konnte, ſondern oft Monate lang bei jüngeren Studenten auf deren Stuben als beläſtigender Gaſt herumlag. Leſſing, in deſſen Weſen von jeher überſehende Duldſamkeit gegen dergleichen Dinge, wenn ſie durch anderweitige bedeutende Eigenſchaften aufgewogen wurden, einen Grundzug bildete, ſchloß ſich dem begabten Manne an, deſſen Fehler ihm nicht ſchadeten, während ſeine vielſeitigen Kenntniſſe und ſeine Produktionsluſt ihn förderten. Er ſchloß ſich den populären Zeitſchriften an, welche Mylius damals, angeregt von dem Beiſpiele der Engländer, zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe herausgab, und lieferte poetiſche Beiträge für dieſelben, in

denen er die Anakreontiſche Poeſie zu heiterer Parodirung der von Mylius ſelbſt in Perſon behandelten naturwiſſenſchaftlichen Fragen anwendete. Er nahm Theil an Mylius dramatiſchen Arbeiten für die Leipziger Bühne, aber auch an ſeinen naturwiſſenſchaftlichen und namentlich aſtronomiſchen Studien und Intereſſen; und wenn er in dem Kreiſe, dem Mylius angehörte, auch hier und da ein Stück wildes Jugendleben mitmachte, ſo blieb er doch nach Mylius eigenem Zeugniſſe aller wüſten Rohheit und Ausſchweifung ebenſo fern, als er der Trägheit fern blieb, deren Lob der raſtlos und nach ſo verſchiedenen Richtungen thätige Jüngling in Mylius Zeitſchriften beſang.

Dennoch war es natürlich, daß die Nachrichten, welche mit der Zeit über ſeinen Leipziger Lebenswandel nach Kamenz gelangten, keineswegs geeignet waren, den Eltern die Beruhigung zu gewähren, daß ihr Sohn das Leben eines ordnungsmäßigen Studioſus führe. Sein Umgang mit dem in Kamenz ſo verrufenen Freigeiſt Mylius, ſein Verkehr mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen, ſein Auftreten mit Gedichten, die — ſchrecklich für den Sohn eines würdigen Geiſtlichen — Wein und ſchöne Mädchen feierten, das Alles ward noch geſteigert durch die Nachricht, daß er nicht nur ſelbſt Komödien ſchreibe, ſondern ſogar im Begriff ſtehe, ſich mit einer ſolchen öffentlich auf der Bühne zu zeigen. Das Schauſpielweſen war damals allen frommen Seelen ein wahrhafter Gräuel, und ſelbſt in dem Staate des Königs der Aufklärung predigten die Geiſtlichen von den Kanzeln gegen den von dem Könige ſelbſt gleich bei ſeiner Thronbeſteigung privilegirten erſten preußiſchen Theaterunternehmer Peter Hülferding, und verſagten ſeinen Schauſpielern ein chriſtliches Begräbniß [1]). Dies muß man bedenken, um dem Vater Leſſing's gerecht zu werden, der ſofort einen furchtbaren Strafbrief an den ungerathenen Sohn erließ über die Vernach-

[1]) Preuß Geſch. Friedrichs d. Gr. III, 367—388.

läſſigung ſeines Univerſitätszwecks, und „über den niederträchtigen Umgang mit Komödianten und Freigeiſtern", mit beigefügter Drohung, daß der Kamenzer Magiſtrat, wenn er dieſe Dinge erfahre, ihm ſein Stipendium entziehen werde, welches allerdings eigentlich nur „für Befliſſene der Gottesgelahrtheit" beſtimmt war. Dieſer Brief brachte freilich bei dem Sohne keineswegs die Wirkung hervor, welche der beſorgte Vater ſich davon verſprochen haben mochte. In den nächſten Tagen ſtand die Aufführung des „jungen Gelehrten" bevor, und der in allen ſeinen Intereſſen und Neigungen angegriffene und verletzte Jüngling hatte in der erſten Zornesaufwallung nicht übel Luſt, als Antwort auf des Vaters Brief ſeinen vollen Namen als Autor auf den Zettel drucken zu laſſen, und dieſen Zettel an alle Rathsherren von Kamenz zu ſenden. Mehr noch als die Bitten ſeines Freundes Weiſſe, brachte ihn jedoch ſein eigenes gutes Herz von dieſem Vorhaben zurück. Leſſing war ein zu liebevoller Sohn, um ſeinen Eltern eine ſolche Kränkung zu bereiten. Aber ſeinen „jungen Gelehrten" ließ er nichtsdeſtoweniger aufführen, und der Beifall, den er mit demſelben einerntete, hätte den Kummer erſetzt, den ihm die Unzufriedenheit ſeines Vaters verurſachte, wenn nicht ein zufälliger Umſtand dem Faſſe den Boden ausgeſchlagen und die Eltern zu einem entſcheidenden Schritte veranlaßt hätte. Die Mutter hatte es trotz ihres Kummers über den ungerathenen Sohn doch nicht unterlaſſen mögen, demſelben durch einen nach Leipzig reiſenden Befreundeten, den herkömmlichen Weihnachtskuchen zu ſenden. Dieſe Feſtgabe kam gerade rechtzeitig an, um nebſt einigen Flaſchen Wein den Erfolg des „jungen Gelehrten" durch einen kleinen Schmaus feiern zu helfen; und ſo mußte denn die Mutter durch jenen Befreundeten, der durch einen ſchlimmen Zufall Zeuge dieſes Vergehens geworden war, zu ihrem Entſetzen erfahren, daß der Sohn die Gabe ihrer mütterlichen Liebe mit dem Freigeiſte Mylius und mit Komödianten verzehrt habe.

So tief geſunken hatte man denn doch im Hauſe des Paſtor

primarius zu Kamenz den älteſten Sohn nicht gehalten. Die Mutter weinte bitterlich und gab ihren Gotthold zeitlich und ewig verloren. Der Vater ſah ihn am Rande des Verderbens, aus welchem ihn zu reißen ſelbſt eine Nothlüge dem ſonſt ſo gewiſſen Manne erlaubt ſchien. Er ſchrieb dem halbverloren gegebenen Jünglinge nur die Worte: „Setze Dich nach Empfang dieſes ſogleich auf die Poſt und komme zu uns. Deine Mutter iſt todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu ſprechen.“ Leſſing ahnte zwar ſofort den wahren Zuſammenhang, aber er war ein zu zärtlicher Sohn, um nicht der erhaltenen Weiſung ſofort Folge zu leiſten. Er machte ſich, erzählt ſein Bruder, deſſen Schilderung uns hier in der That ein anmuthiges Familienbild im niederländiſchen Styl giebt, wie er ging und ſtand, ohne die nöthige Winterkleidung, auf den Weg. Unmittelbar nach der Entſendung des Abberufungsbriefes fällt ein ſtarker Froſt ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht; ſie wünſcht, ſo ſehr ſie ſeine Zurückberufung betrieben, daß er diesmal nicht gehorchen möge. Denn nun fällt ihr ſein gutes, weiches Herz, ſein Gehorſam und die Unbeſorgtheit für ſich ſelbſt ein, mit der er ſich auf den Weg begeben werde. Sie macht ſich die bitterſten Vorwürfe! wäre er doch lieber mit Freigeiſtern und Komödianten weiter umgegangen, als auf dem Poſtwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, in der er kommen ſoll. Tauſendmal des Tages ruft ſie angſtvoll ſich tröſtend aus: Er wird nicht kommen! Ungehorſam lernt ſich in böſer Geſellſchaft! — Aber er kommt, tritt in die Stube halb erfroren. Man freut ſich, den zweimal verloren gegebenen Sohn wieder zu ſehen und iſt nur beſorgt, daß ihm der ausgeſtandene Froſt nachtheilig geworden ſein möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht zurückhalten: Warum biſt Du auch in der Kälte gekommen? Liebſte Mutter, Sie wollten es ja, antwortet er ganz harmlos und klappert dabei an Händen und Füßen. Es ahnete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue

mich herzlich darüber. Kurz, aus dem Verweiſe, den man ihm zugedacht hatte, ward eine herzliche Unterredung."

Leſſing blieb mehrere Monate im Vaterhauſe. Zwar gab das Theater vielfach Veranlaſſung zu lebhaften Debatten, aber des Sohnes Witz und muntere Laune milderten doch oft den ſtrengen Ernſt des Vaters, der, wenn er auch ſeines Sohnes Vertheidigungsgründe keineswegs billigte, doch zu viel Einſicht beſaß, ihnen alle und jede Berechtigung abzuſprechen. Dabei ſah der alte Herr, daß des Jünglings ſittlicher Charakter rein und unverdorben geblieben war, und daß er über ſeinen belletriſtiſchen Neigungen die Wiſſenſchaften keineswegs vernachläſſigt hatte. Er fand ihn vielmehr in Kenntniſſen und Bildung bedeutend fortgeſchritten, und als der Sohn nun gar, um ſich auch bei der Mutter zu rechtfertigen, eine Predigt verfaßte und ihr dadurch bewies, „daß er alle Tage ein Prediger werden könne", gelang es ihm, ſelbſt dieſe halb und halb mit ſich auszuſöhnen. Vollſtändiger würde er freilich ſeinen Zweck erreicht haben, wenn er im ſchwarzen Rock und geiſtlicher Perrücke die Kanzel ſelbſt beſtiegen hätte. Aber auf eine ſolche Entweihung der heiligen Stätte im Angeſichte einer Stadt, wo alle Welt wußte, daß der Studioſus bereits „Komödien geſchrieben und aufführen laſſen," mochte die Mutter ſelbſt nicht beſtehen. Sogar ihren Lieblingswunſch, den Sohn wenigſtens ſpäter als Theologen zu ſehen, mußte ſie aufgeben, da derſelbe ſich jetzt mit Entſchiedenheit gegen ſolchen Beruf erklärte. Ein Beruf ſollte nun aber doch, um die beſorgten Eltern zufrieden zu ſtellen, gewählt werden. Leſſing entſchied ſich alſo für die Medicin, aber davon wollte man, zumal die Mutter, durchaus nichts hören. Endlich beruhigte er die Eltern durch das Verſprechen, „daß er ſich daneben auch noch auf Schulſachen legen, d. h. Philologie ſtudiren wolle, um auf die eine oder die andere Weiſe etwa als akademiſcher Lehrer ſein Fortkommen zu finden.[1]) Die Verbindung der Medicin und

[1]) Werke XII. S 6.

Philologie war damals nichts Unerhörtes. Gerade zu der Zeit, in welcher Leſſing zu Leipzig ſtudirte, war einem Mediciner, dem nachmaligen berühmten Philologen Reiske, Leſſing's ſpäterem Freunde eine philologiſche Profeſſur übertragen worden. Auch wiſſen wir, daß Leſſing in Leipzig wirklich mediciniſche Vorleſungen hörte, und daß er den Namen eines Studenten der Medicin noch ein halb Dutzend Jahre lang führte. So pflegte er ſelbſt ſpäter wohl ſcherzend zu erzählen, daß eins der erſten Collegien, die er gehört, eine Vorleſung über die Kunſt der Geburtshülfe geweſen ſei. Und in der That iſt er ein Arzt geworden, aber ein Arzt des deutſchen Geiſteslebens und ein Geburtshelfer der neuen Literaturentwickelung ſeiner Nation.

Dieſe Epiſode ſeines Aufenthalts im Vaterhauſe war für den Jüngling in vieler Beziehung ein Gewinn, obſchon er ſelbſt damals die Sache keineswegs ſo anſah. Jener Brief des Vaters entzog ihn im rechten Augenblicke Verhältniſſen, welche ihm doch leicht hätten über den Kopf wachſen mögen. Der Beifall ſeines Stücks, die dadurch geſteigerte Anziehungskraft des Theaterweſens, ſeine Luſt ſich ſelbſt als Schauſpieler zu verſuchen, die Schulden, in welche er bereits durch ſeinen Umgang mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen gerathen war, und die Gefahr in den Strudel des Komödiantenlebens, das ſich damals gar häufig aus Studenten rekrutirte, noch tiefer hineingezogen zu werden — das Alles waren Dinge, über welche er während des Vierteljahres, das er in der ruhigen Einſamkeit des Vaterhauſes verlebte, zur Beſinnung kam. Der Verkehr mit dem ernſten und gelehrten Vater und die Studien, zu denen ihn deſſen reiche Bücherſammlung veranlaßte, hinderten ihn indeß nicht, ſeinen poetiſchen Neigungen nachzuhängen. Sein Bruder erzählt, daß er gar manches Anakreontiſche Gedicht von Liebe und Wein dichtete, obſchon ihm dazu das Vaterhaus wahrlich keinen Anlaß bot. Seine ältere Schweſter, die eines Tages in ſeinem Stübchen umherkramte, fand einige Bogen ſolcher Gedichte, die ſie in ihrem

frommen Eifer sofort den Flammen des Ofens übergab. Die kleinen Brüder verriethen es ihm, als er seine Papiere vermißte, und seine ganze Rache bestand darin, daß er lachend der Veranstalterin des Autodafés eine Handvoll Schnee in den Busen warf um ihren frommen Eifer abzukühlen.

Um Ostern 1747 kehrte Lessing nach Leipzig zurück. Es ist keine Frage, daß er dort seine wissenschaftlichen Studien unter Christ's, Ernesti's und Kästner's Leitung wieder aufnahm, aber ebenso gewiß, daß er den belletristischen und dramatischen Interessen darum keineswegs entsagte. Ein Versprechen, seinen theatralischen Neigungen ein für allemal den Abschied zu geben, hatte er selbst den Eltern entschieden verweigert,[1]) und die lange Entfernung hatte den Genuß, den ihm jetzt das Theater gewährte, nur noch gesteigert. Er fand keinen Grund, seine alten Bekanntschaften nicht wieder anzuknüpfen. „Man sah ihn, erzählt sein Bruder, früh bei den Proben und Abends bei den Vorstellungen, und er studirte die Schauspielkunst mit solchem Eifer, als wenn ein Lehrstuhl derselben für ihn in Leipzig errichtet werden sollte."

Indessen sollte die Freude nicht lange dauern. Die Einführung Lessing's auf die deutsche Bühne war der letzte Lichtblick der Neuberin gewesen. Ihre Gesellschaft gerieth mehr und mehr in Verfall, dem sehr bald die völlige Auflösung folgte. Im Frühlinge des Jahres 1748 nahmen die besten Mitglieder ihrer Truppe, unter denen sich auch Lessing's Freundin die junge Lorenz befand, einen Ruf nach Wien an, wo man jetzt Anstalt machte, die Reformen der Neuberin nachzuahmen.[2]) Lessing wurde in diese Katastrophe zweifach mit verwickelt. Zwar waren seine früheren Schulden mit Hülfe der Mutter getilgt worden, aber sein Verkehr mit den Schauspielern hatte ihn verleitet, sich für einige derselben zu verbürgen,

[1]) Werke XII. 8.
[2]) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II. S. 57.

die ihn nach ihrer Abreiſe mit der Zahlung im Stiche ließen. Dazu kam, daß ſein Freund Mylius bald darauf gleichfalls Leipzig verließ, um in Berlin, wo er wiſſenſchaftliche Verbindungen angeknüpft hatte, ſein Heil zu verſuchen. Leſſing befand ſich in der übelſten Lage. Leipzig war ihm verleidet, das Theater, das ihn gefeſſelt, war zu Grunde gegangen. Die Gläubiger der Schauſpieler, für die er gut geſagt hatte, bedrängten ihn mehr und mehr. Von Hauſe war Hülfe nicht zu erwarten. Es blieb nichts übrig, als Leipzig zu verlaſſen. Es war im Grunde eine Flucht; denn er hielt ſeinen Entſchluß ſelbſt vor ſeinen nächſten Freunden ſo geheim, daß dieſe von ſeiner Entfernung erſt durch einen Brief Kunde erhielten, in welchem er ſeinem Freunde Weiſſe meldete, daß er auf der Reiſe nach Berlin in Wittenberg erkrankt ſei.

Dieſe Erkrankung ſteigerte die Verwirrung ſeiner Zuſtände. Er ſelbſt bekennt in dem Briefe an ſeine Mutter, daß ihm das Leben damals „zu einer unerträglichen Laſt“ geweſen ſei. Zum Glück fand er in Wittenberg Zuflucht bei einem ihm verwandten dortigen Studenten, der ihn zuvor in Leipzig beſucht, und mit dem er die Reiſe bis Wittenberg gemeinſam gemacht hatte. Er mußte ſich nothgedrungen an die Eltern wenden, und erhielt von ſeinem Vater die Einwilligung, ſeine Studien in Wittenberg fortzuſetzen, wo er in der That im Auguſt 1748 inſcribirt wurde. Aber die Leipziger Gläubiger verfolgten ihn bald auch dorthin. Sie zu befriedigen hatte er jetzt um ſo weniger Mittel, als ſeine Krankheit den Reſt ſeiner Baarſchaft aufgezehrt hatte. In dieſer Bedrängniß faßte er einen Entſchluß, der dieſen Verlegenheiten ein für allemal ein Ende machen ſollte. In Wittenberg, wo ihn die Gläubiger verfolgten, konnte er ſich nicht halten. Er beſchloß daher alle weiteren Univerſitätsſtudien aufzugeben und nach Berlin zu gehen, wo ſein Freund Mylius unterdeſſen eine Anſtellung als Redacteur der Voſſiſchen, damals Rüdigerſchen Zeitung gefunden hatte. Seine Stipendien ſollten zur Abzahlung jener Schuldforderungen verwendet

werden, während er selbst entschlossen war, sich einen selbstständigen Lebensweg zu bahnen. Ohne seinen Eltern davon Kunde zu geben, verließ er im November 1748 Wittenberg und begab sich nach Berlin.

Bevor wir ihn dorthin begleiten, müssen wir jedoch noch einen Blick rückwärts auf die Resultate werfen, welche er aus seinem Leipziger Leben und Treiben für sich und für die Gestaltung seiner Zukunft gewonnen hatte.

Der Entschluß, die Universitätsstudien aufzugeben und sich auf seine eigenen Füße zu stellen, war nicht allein durch des jungen Mannes äußere Lage bedingt. Lessing war in der That dem gewöhnlichen Collegienhören längst entwachsen; er war es im Grunde schon, als er die Universität bezog. Mehr noch als jetzt waren diese Unterrichtsanstalten damals auf die Masse und Regel der Mittelmäßigkeit berechnet, und es war schon genug, daß sie die Ausnahmen, das Genie, den selbstständigen Geist, der selbst den Beruf ein Führer zu werden, in sich fühlt, wenigstens tolerirten, indem sie ihm die Möglichkeit gaben, auf eigene Hand zu studiren. Einem lebhaften Geiste, der bereits auf der Schule selbstständige Studien verfolgt und gelernt hatte, „ein Ganzes mit raschem Blicke zu erfassen," mußte die Form und Methode des tropfenweisen Zuzählens der Wissenschaft in den halbjährigen Vorlesungen sehr bald unaushaltbar erscheinen. In der That hatte er es mit sehr wenigen Ausnahmen, zu denen seine Lehrer Christ und Kästner gehörten, nie zu dem regelmäßigen Besuche irgend einer Vorlesung gebracht, so fleißig er auch aus Büchern für sich zu Hause die Gegenstände seines Interesses studirte. In diesem Sinne konnte er sechs Jahre später an Michaelis in Göttingen schreiben: er habe zwar in Leipzig und Wittenberg studirt, man setze ihn aber in große Verlegenheit, wenn man ihn frage, was er studirt habe[1]). Obenein stand

[1]) Werke XII. 27 u. 28.

das gelehrte Zunftweſen in Leipzig damals in voller Blüthe. Die Profeſſoren einer Facultät laſen nicht über diejenigen Zweige der Wiſſenſchaft, die ſie am meiſten beherrſchten, ſondern ſie rückten in den Vorleſungen nach einer beſtimmten Ordnung auf, je nachdem dieſelben einträglicher waren. Ja es geſchah aus dieſem Grunde auch wohl, daß ein Lehrer, um ſeinen Gehalt zu verbeſſern, aus einer Fakultät in die andere verſetzt wurde, wo er dann auf Koſten ſeiner Zuhörer oft erſt ſelbſt zu lernen hatte, was er lehren ſollte. Gerade dieſes zünftige Gelehrtenweſen aber mußte bei einem ſo produktiven und ſo ganz auf freie Erkenntniß geſtellten Geiſte wie Leſſing den heftigſten Widerwillen erwecken. Das „Profeſſoriren" in der Weiſe, wie Goethe's Mephiſtopheles es ſchildert, ward und blieb ihm ſein ganzes Leben lang verhaßt;[1]) und wie er ſelbſt nie ein zünftiger Gelehrter geworden und nie ein Lehrbuch oder eine ſyſtematiſche Darſtellung geſchrieben, ſondern immer nur einzelne Fragen aus der Tiefe der Wiſſenſchaft behandelt hat, ſo iſt er es auch geweſen, der ſein ganzes Leben hindurch es ſich zur Aufgabe gemacht hat, die Wiſſenſchaft aus den Händen der Zunft und die nationale Bildung aus den Feſſeln des Gelehrtenthums zu befreien,[2]) wobei denn ſeinem Streben nach Univerſalität der Bildung allerdings der Umſtand zu Hülfe kam, daß damals die Wiſſenſchaften leichter überſehbar waren, als zu einer Zeit, von der es bei Goethe heißt:

„Sie bauen in einem fort Chauſſeen,
Bis Niemand vor Weggeld mehr reiſen kann."
Mit den Wiſſenſchaften wird's auch ſo gehen,
Eine jede fordert ihren eignen Mann.

Der Jüngling, der die Univerſität faſt als ein Schiffbrüchiger, halb verloren gegeben, verließ, um jene unſtäte Lebenswanderfahrt

[1]) Werke XIII. 526. XII. 429.
[2]) Danzel I. S. 57—91.

zu beginnen, die ihn über zwanzig Jahre lang von einem Orte und Verhältniſſe zum andern ruheloſ umherſchleudern ſollte, nahm dennoch von Leipzig ein geiſtiges Bildungskapital mit ſich, wie es unendlich wenige in der kurzen Zeit von kaum zwei Jahren ſich zu erarbeiten Kraft und Fähigkeit beſeſſen haben. Er hatte die auf der Fürſtenſchule erworbene Kenntniß des Alterthums tiefer begründet und ſeine philoſophiſche und naturwiſſenſchaftliche Bildung durch Käſtner's Anleitung und Mylius Umgang bedeutend erweitert. Er hatte aber nicht nur ſtudiren, er hatte auch „leben gelernt", und reiche Welt- und Menſchenkenntniß nicht minder wie Leichtigkeit und Gewandtheit im Umgange mit den verſchiedenſten Menſchenklaſſen gewonnen. Er hatte ſeinen Beruf zum dramatiſchen Dichter erkennen und im unmittelbaren Verkehr mit der lebendigen Bühne die Bedeutung der Wechſelwirkung beider auf einander begreifen lernen. Ein glänzender Erfolg hatte ſein Selbſtvertrauen gehoben, und ſelbſt der pekuniäre Gewinn, den ihm jene erſten dramatiſchen Verſuche von den Bühnen einbrachten,[1]) hatte dazu beigetragen, das Vertrauen auf die eigene Kraft zu erhöhen. Und endlich — er hatte gelernt, was man, wie er ſelbſt ſagt, in Leipzig am zeitigſten lernte: ein Schriftſteller zu werden. In Leipzig hatte ſich ſeit Gottſched's Auftreten ein ſchriftſtelleriſches und journaliſtiſches Literatenthum ausgebildet, das grade als Leſſing dorthin kam in ſeiner wuchernden Blüthe ſtand. Faſt jeder der bedeutenderen unter den jungen Männern war Begründer oder doch Theilnehmer irgend einer meiſt freilich ſehr kurzlebigen Zeitſchrift, und wir ſahen, daß Leſſing davon keine Ausnahme machte. Aber wenn er ſich auch dabei durchaus nur auf poetiſche Produktion beſchränkte, und von ſeiner ſpätern kritiſchen Thätigkeit hier noch

[1]) Werke XII. 9. Er ſchreibt an ſeinen Vater am 20. Januar 1749: „Ich wollte nur, daß ich beſtändig Komödien geſchrieben hätte, ich würde jetzt in ganz andern Umſtänden ſein. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen ſind, habe ich ſehr wohl bezahlt erhalten."

keine Spur zeigte, so war es doch grade dies naturgemäße Ausgehen des spätern Kritikers von der eigenen ästhetischen Produktion, was ihm weiterhin zu Gute kommen und seine Kritik über die aller seiner Zeitgenossen erheben sollte. Zugleich gewann er auch die nöthige Einsicht in das Getriebe des Schriftstellerthums und Journalwesens, um späterhin davon zu eigenen Unternehmungen Gebrauch zu machen. Mit Recht hat Danzel gesagt, daß Lessing durch seine Art zu studiren, einem neuen Lebensgebiete und Lebensberufe, dem Berufe des Schriftstellers zuerst in Deutschland Recht und Geltung erkämpft habe, und daß er für den Schriftstellerstand geworden sei, was Klopstock nach Göthe's Bemerkung für die Dichter und ihre Schätzung im Leben der Nation. Vor Lessing gab es in Deutschland nur Gelehrte, die für Gelehrte schrieben. Das schriftstellerische Leben gehörte der rein literarischen Gelehrtenrepublik an, einem Staate im Staate, einem Volke im Volke. Lessing war der erste, der schon als zwanzigjähriger Jüngling den Drang und Beruf in sich fühlte, diese Schranken zu durchbrechen und sich mit dem, was er zu sagen hatte, an die Gesammtheit seiner Nation zu wenden." Göthe erschrak, als der geistreiche Verkündiger der Schädellehre Gall ihm im wörtlichen Sinne auf den Kopf zusagte, „daß er eigentlich zum Volksredner geboren sei," und doch ist er trotzdem ein Volksredner geworden, ein Volksredner, der, „weil sich bei seiner Nation nichts zu reden fand," zur Feder griff. Sein Vorläufer aber, der dieses Volksrednerthum der Feder in Deutschland begründete, ist kein anderer, als Gotthold Ephraim Lessing.

Zweites Buch.

Erste Versuche. — Berlin und Wittenberg.
1748—1752.

Erſtes Kapitel.

Leſſing und die Familie.

Im December des Jahres 1748 kam Leſſing in Berlin an, ein noch nicht zwanzigjähriger Jüngling, ohne Geld, ohne Empfehlungen, ohne Freunde und Bekannte, bis auf den einzigen Mylius, der ſich ſelbſt in nicht viel beſſerer Lage befand, mit nichts ausgerüſtet, als mit ſeinem friſchen Lebensmuthe und mit dem Vertrauen auf ſeine Kraft und ſeine Uebung im Entbehren. Er mußte nur zu bald einſehen, daß er dieſe Schätze nöthiger haben ſollte, als er ſelbſt es ſich vorgeſtellt hatte. Zwar für die dringendſten Bedürfniſſe des erſten Augenblicks, ſoweit ſie Dach und Fach und nothdürftigen Unterhalt betrafen, gewährte ſein Freund Mylius bereitwillige Aushülfe; aber dieſer war ſelbſt zu arm, um ihm dasjenige ſchaffen zu können, deſſen der von allen Mitteln entblößte Ankömmling vor allen Dingen bedurfte, anſtändige Kleidung, um ſich vor denen produziren zu können, durch deren Vermittelung er Beſchäftigung und Erwerb zu finden hoffte. So hart es ihm ankam, er mußte ſich den Eltern entdecken. Er that es vier Wochen nach ſeiner Ankunft in Berlin, aber, wie wir aus dem ſchon mehrmals angeführten Briefe an ſeine Mutter ſehen, zunächſt ohne Erfolg. Wie rührend klingt es, wenn er in demſelben, die Worte ſelbſt unterſtreichend, ſchreibt: „Ich hätte längſt unterkommen kön-

nen, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Ansehen hätte machen können! Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen trauet. Nun beinahe vor einem Jahre hatten Sie mir eine neue Kleidung zu versprechen die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus schließen, ob meine letztere Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht, wem zu Gefallen hier in Berlin wäre."

Dieser Gegenstand der Furcht von Lessing's Eltern war wieder der „Freigeist" Mylius, in welchem namentlich die fromme Mutter den wahren verführenden Gottseibeiuns ihres Sohnes sehen zu müssen glaubte, obschon in der That von irgend einem bestimmenden Einfluß desselben auf Lessing nicht entfernt die Rede sein konnte. Dennoch bildet dieser Gegenstand noch über drei Jahre lang ein stehendes Kapitel in dem Briefwechsel Lessing's mit seinen Eltern, und die Vertheidigung des Freundes, der sich ihm grade jetzt in seiner Noth, an deren bittere Tage er selbst später nicht gern zurückdenken mochte, als ein solcher erwies, zeigt durch die Lebhaftigkeit, ja zuweilen Herbigkeit des Tons, wie sehr die fortdauernden ungerechten Anschuldigungen gegen den einzigen Menschen, der ihm in seiner Noth wirkliche Dienste leistete, den Jüngling oft in Verzweiflung brachten.

Während die Mutter ihm die erbetene Hülfe verweigerte, verlangte der Vater seine sofortige Rückkehr nach Hause. Lessing erklärte sich bereit, Berlin wenn die Eltern darauf beständen zu verlassen, um ihnen zu zeigen, „daß er nicht an Mylius gebunden sei." Aber das Verlangen, nach Hause zurückzukehren, schlug er entschieden ab. „Nach Hause, schreibt er, komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem meine Schulden mit meinen Stipendien nicht können bezahlt werden und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz

gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können Sie versichert sein, daß ich, ich mag sein, wo ich will, allezeit schreiben und niemals die Wohlthaten vergessen werde, die ich von Ihnen so lange genossen. Ich finde an allen drei Orten sehr gute Bekannte und Freunde. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug. Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen, wie mich."

Dieser Brief blieb nicht ganz ohne Wirkung. Der Entschluß, in die weite Welt und gar nach dem katholischen Wien zu gehen, mochte den Eltern denn doch noch gefährlicher erscheinen, als sein Aufenthalt in dem freigeistigen Berlin. Man schickte ihm also etwas Geld, das er mit einigen erarbeiteten Thalern sogleich „zu einer neuen Kleidung" verwendete und sich so in den Stand gesetzt sah, wie er in seinem Dankbriefe schreibt: „sich wieder bei allen Menschen sehen zu lassen und diejenigen, deren Dienste er suchte, selbst anzugehen." Auch Wäsche, Bücher und Manuscripte, die er in Kamenz zurückgelassen, wurden ihm endlich auf vieles Bitten nachgesendet. Schwieriger aber war es die über sein ferneres Schicksal besorgten Eltern zu beruhigen, die nicht nur ihn selbst fortwährend mit Vorwürfen bestürmten, sondern ihm auch in der besten Absicht durch die Erkundigungs- und Klagebriefe, die sie an verschiedene Personen in Berlin schrieben, unaufhörlichen Verdruß bereiteten, ja sogar sein Fortkommen sehr erschwerten. Die wenigen erhaltenen Briefe Lessing's an seinen Vater aus dieser Zeit — es sind deren drei aus der ersten Hälfte des Jahres 1749 und drei aus den Jahren 1750 bis 53 — zeigen uns den Jüngling in dem ganzen Adel seines Wesens. Ohne die kindliche Ehrerbietung zu verleugnen, tritt er doch fest und selbstbewußt jeder unwürdigen Anschuldigung entgegen. Als der Vater sich hatte hinreißen lassen, ihn der Lüge zu zeihen, antwortet er bloß: „ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle und überlegen, wie einen

ſolche Vorwürfe ſchmerzen müſſen, deren Falſchheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß.“ Man hatte nach Kamenz berichtet: er beabſichtige nicht bloß an das Theater nach Wien zu gehen, ſondern auch ſogar die Religion zu ändern! Daß auch dieſe Verläumdung bei den Eltern Glauben gefunden, ſchmerzte ihn tief. „Daraus kann ich ſchließen,“ ſchreibt er, „wie ſehr Sie wider mich eingenommen ſein müſſen. Doch Gott, hoffe ich, ſoll mir Gelegenheit geben, ſowohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Eltern deutlich genug an den Tag zu legen.“ Als ſich die Klagen und Vorwürfe über ſein Leben und Treiben und über ſeinen Mangel an Religioſität und Chriſtenthum dennoch in jedem Briefe wiederholten, bricht er endlich in die ſchmerzlichen Worte aus: „Was ſoll ich aber dabei thun? Soll ich mich weitläuftig entſchuldigen? Soll ich meine Verleumder beſchimpfen und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewiſſen — ſoll ich Gott zum Zeugen anrufen? Ich müßte weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt ſein, als ich es in der That bin, wenn ich mich ſo weit vergehen wollte. Aber die Zeit ſoll Richter ſein. Die Zeit ſoll es lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit ſoll lehren, ob der ein beſſerer Chriſt iſt, der die Grundſätze der chriſtlichen Lehre im Gedächtniſſe hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil ſie gewöhnlich ſind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Unterſuchung zur Ueberzeugung gelangt iſt oder ſich wenigſtens noch dazu zu gelangen beſtrebt. Die chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man von ſeinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen ſoll. Die Meiſten nehmen ſie zwar von ihnen eben ſo wie ihr Vermögen, aber ſie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für Chriſten ſie ſind. So lange ich nicht ſehe, daß man eins der vornehmſten Gebote des

Christenthums, Seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben." Dabei ist es ein feiner Zug seiner Pietät gegen den Vater, daß er demselben weiterhin die Bitte, sich in dieser Hinsicht weniger von dem Hasse der Mutter gegen Mylius beeinflussen zu lassen, in lateinischer Sprache ans Herz legt.

Wie über seine sittliche Führung und sein Christenthum sucht er in seinen Briefen auch die Ansichten des Vaters über seine theatralischen Verhältnisse und über seine poetischen Arbeiten zu berichtigen. Man kann sich denken, welche Vorstellungen sich die Familie in Kamenz, wo man höchstens von herumziehenden Winkelbanden und ihren Hanswürsten wußte, von dem Verkehr des Sohnes mit Schauspielergesellschaften gemacht haben wird. „Meine Correspondenz mit Komödianten," schreibt er deshalb, „ist ganz anders, als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geschrieben, welcher der Director von allen Theatern im Oestreichischen ist; ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande ist und mir noch Zeit genug nützen kann. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche oder wenigstens sehr geschickte Leute geschrieben, und ich glaube, es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch in mehreren Orten, als in Kamenz, kennt. Werfen Sie mir nicht dagegen ein: es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich die kennen, so müssen mich auch nothwendig alle kennen, die meine Arbeit haben von ihnen aufführen sehen." Er beweist ferner dem Vater, daß er auch literarischen Briefwechsel führe, und daß er denselben nächstens sogar bis nach Paris hin auszudehnen und an Crebillon zu schreiben gedenke, dessen Trauerspiel Catilina er zu übersetzen begonnen habe. Der Vater hatte den Trumpf gegen ihn ausgespielt, ihn ironisch als „deutschen Molière" zu bezeichnen. Der brave Pastor primarius, der den französischen Dichter wohl nur vom Hörensagen kannte und ihn in die allgemeine Komödiantenverdammniß mit begriff, war nicht wenig erstaunt, als

der Sohn ihm darauf erwiderte: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Molière beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein. Die Wahrheit zu gestehen, habe ich zwar sehr große Lust ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwei Stücke, die auch die größte Lust ersticken können." Dennoch, fügt er hinzu, könne er es nicht bereuen, ein Feld des Strebens zu seinen Jugendarbeiten gewählt zu haben, auf welchem sich bisher nur erst sehr wenige versucht hätten, und wo also noch Ehre und Erfolg zu ernten sei, und jedenfalls wolle er „nicht eher aufhören, bis man Meisterstücke von ihm gelesen habe." Die theologischen Bedenklichkeiten und Gegengründe des Vaters könne er ebensowenig gelten lassen. „Den Beweis", schreibt er, „warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollten, halten Sie mein Versprechen für unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freigeister und auf die Verächter Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, Sie würden Vieles von Ihrer Schärfe fahren lassen." Wir werden weiterhin sehen, daß Lessing dies Versprechen gehalten und sich auch über den Erfolg nicht getäuscht hat.

Aber auch wegen seiner unschuldigen Anakreontischen Poesien über Liebe und Wein, die der alte Herr in den zurückgelassenen Manuscripten des Sohnes gefunden, hatte er sich zu vertheidigen, da der Vater dieselben mit einem Titel belegte, wie ihn frommer Zelotismus noch in unsern Tagen selbst gegen Goethe's Hafisische Gedichte angewendet hat. Die Art, wie er diese Vertheidigung führt, ist sehr merkwürdig. Es seien reine Schulübungen, schreibt er, und nur die Neigung, sich in allen Arten der Poesie zu versuchen, sei

die Urſache ihres Daſeins. „Man muß mich wenig kennen,“ fährt er fort, „wenn man glaubt, daß meine Empfindungen damit im Geringſten harmoniren. Sie verdienen auch nichts weniger, als den Titel, den Sie ihnen als allzuſtrenger Theologe geben; ſonſt würden die Oden und Lieder des größten Dichters unſerer Zeiten, des Herrn von Hagedorn, noch einer viel ärgeren Benennung werth ſein.“ Gegen den Vorwurf endlich, den der Vater erhob: man ſehe aus ſeinen Manuſcripten, daß er vieles angefangen, aber wenig fortgeſetzt habe, vertheidigte er ſich zunächſt mit dem Mangel an ruhiger Muſe und ſetzt dann nicht ohne Selbſtbewußtſein hinzu: „und wenn ich gleichwohl Alles nennen wollte, was hier und da von mir zerſtreut iſt (ich will meine Schauſpiele nicht dazu rechnen, weil ſich doch die meiſten einbilden, das wären Sachen, die ebenſowenig Mühe erforderten, als ſie Ehre brächten), ſo würde es bei alledem doch noch was austragen.“ Das war kein leeres Berühmen, ſondern ſicheres Bewußtſein eines tapferen Fleißes, deſſen Früchte nur freilich nicht nach dem Geſchmacke des Vaters waren. Aber dieſem, dem Verehrer der Alten, konnte der Sohn im Bewußtſein ſeines guten Rechts die Worte des römiſchen Dichters ans Herz legen:

— Qui nihil aliud quam quod sibi soli placet
Consulit adversum filium, nugas agit. [1])

Worte, die ungefähr auf Saladin's Spruch in Leſſing's Nathan hinauslaufen, der auch nicht verlangte,

„daß allen Bäumen eine Rinde wachſe.“

Inzwiſchen ſchlug ſich Leſſing in Berlin durch, ſo gut es eben ging. Die erſte Aushülfe gewährte eine Empfehlung von Mylius an den Beſitzer der ſpäteren Voſſiſchen Zeitung, Rüdiger, der dem jungen Manne den Auftrag gab, ſeine große Bibliothek zu ordnen, wofür er eine Zeit lang freien Tiſch, ſowie einige Geldentſchädigung

[1]) — Der Vater, der nur, was ihm ſelbſt behagt,
Von ſeinem Sohn verlangt, thut eben weiſe nicht.

erhielt, und wodurch er, was ihm vor allem wichtig war, seine Bücherkenntniß bedeutend vermehrte. Eine „Condition“ bei einem Herrn von der Golz, der in Berlin lebte, bei dem er als Secretair oder Hauslehrer über ein Jahr lang gelebt und den er zeitweise auf seine Güter nach Polen begleitet zu haben scheint, verschaffte ihm gleichfalls einige pekuniäre Vortheile und nebenher mannigfache Bekanntschaften,[1]) die es an Versprechungen nicht fehlen ließen. Indessen verließ sich Lessing auf die letzteren weniger, als auf seine eigene Thätigkeit. „Ich habe meine Sache so eingerichtet“, schreibt er Ende des Jahres 1750 an den Vater, „daß ich auch ohne jene Versprechungen diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe“. Es waren freilich gute Zeiten für arme junge Literaten in dem damaligen Berlin, wo Lessing zum Trost der Eltern schreiben konnte: „der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Groschen und 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun!“

Zweites Kapitel.

Schriftstellerische Unternehmungen.

Das nächste Mittel zu welchem Lessing griff, um seinen Unterhalt in Berlin zu gewinnen, war das Uebersetzen aus fremden Sprachen. Er übersetzte einige Bände der römischen Geschichte von Rollin, und lernte Spanisch und Italienisch zu gleichem Zwecke.

[1]) Werke XII. 15.

Er begann eine Ueberſetzung von Calderon's Leben ein Traum, und von Cervantes Novellen. Daneben verlor er den Gedanken, ſich als Dozent der Philologie in Göttingen niederzulaſſen, wozu ihn der Vater beſtändig anſpornte, nicht aus den Augen, und arbeitete zu dieſem Zwecke an einer Schrift „über die Pantomimen der Alten“, zu welcher ihn das Auftreten einer modernen Balletgeſellſchaft veranlaßt hatte, deren Leiſtungen man damals unrichtig mit denen der alten Pantomimen verglich. Doch blieb die Arbeit im Entwurfe liegen, weil ſich jene Ausſicht nach Göttingen zerſchlug.

Wie voll indeſſen Leſſing in Berlin noch von dem Intereſſe für das Theater und die dramatiſche Poeſie war, welches die Leipziger Bühne in ihm angeregt hatte, ſehen wir aus den erſten ſelbſtſtändigen Arbeiten, welche er jetzt unternahm. Er begründete nämlich noch im erſten Jahre ſeines Berliner Aufenthaltes im Verein mit Mylius unter dem Titel „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters“ eine Vierteljahrſchrift, welche er ſpäter, als dieſelbe in Folge eines Zerwürfniſſes zwiſchen ihm und Mylius einging, durch eine zweite, die Theatraliſche Bibliothek, allein fortſetzte. Beide Unternehmungen hatten gleichen Zweck. Sie ſollten encyklopädiſche Fachzeitſchriften ſein für den geſammten Bereich des Drama's und des Theaters; ſie ſollten zugleich Vorarbeiten liefern zu einer umfaſſenden Geſchichte der dramatiſchen Poeſie, und ſelbſt die Kunſt des Schauſpielers ſollte nicht ausgeſchloſſen ſein von dem Plane, der ſo umfaſſend und großartig angelegt war, wie ihn nur der kühne Muth der Jugend entwirft. Man kann die vom October 1749 datirte Vorrede zu den „Beiträgen“, die Danzel als eine Arbeit Leſſings erwieſen hat [1]), nicht ohne Rührung leſen, wenn man bedenkt, daß es ein zwanzigjähriger Jüngling iſt, der von ſeiner ärmlichen Dachſtube aus eine Reform der Literatur eines ganzen Kunſtzweiges unternimmt. Gute Ueberſetzungen ſollten das deutſche

[1]) Danzel I, S. 178 u. 179. Die Vorrede ſelbſt iſt abgedruckt Ebend. S. 531–537. (Leſſing's Werke III, S. 7 ff. Maltzahn).

Publikum nicht nur mit der dramatiſchen Literatur der Griechen und Römer, ſondern auch mit den dramatiſchen Leiſtungen der neuern Kulturvölker bekannt machen. Unter ihnen ſollte das Hauptaugenmerk — wie bezeichnend für den ſpäteren Leſſing! — auf das Engliſche Theater und auf Shakſpeare gerichtet, aber auch die Spanier, Franzoſen, Italiener und Holländer nicht vergeſſen werden. Und wie es bei Leſſing Grundzug iſt, immer an das Leben ſelbſt mit ſeinen literariſchen Beſtrebungen anzuknüpfen, ſo weiſt er ausdrücklich ſogar auf die Wichtigkeit hin, welche die dramatiſche Darſtellungskunſt nicht nur für die Bühne, ſondern auch für den Redner auf der Kanzel habe, auf der man jetzt ſtatt apoſtoliſcher Redner häufig nur trockne „Stöcke“ oder Eiferer ſähe, „die einem Raſenden ähnlicher ſind, als einem Apoſtel“. Leſſing begann mit den Alten, und zwar mit den römiſchen Dichtern Plautus und Seneca, über welche er die meiſten Studien gemacht hatte. Für die griechiſchen Dramatiker ſchien ihm das Werk des Franzoſen Brumoy (discours sur le théatre des Grecs) auszureichen. Schon hier in dieſen erſten proſaiſchen Verſuchen zeigt ſich das dramatiſche Element ſeiner Darſtellungsweiſe, denn er kleidet ſeine kritiſchen Bemerkungen über das Plautiniſche Luſtſpiel die Gefangenen in die Form des briefliſchen Angriffs eines Gegners auf ſeine Arbeit, und in eine Zurückweiſung deſſelben von ſeiner Seite.

In dieſer ganzen philologiſch gelehrten Abhandlung erſcheint doch Leſſing's Intereſſe für die wirkliche Bühne, und zwar die moderne deutſche Bühne, entſchieden vorwaltend. Die Vertheidigung des Luſtſpiels gegen die theologiſchen Zeloten [1]) ſtammte aus eigenen Lebenserfahrungen. Auch ſonſt finden wir überall Bezug genommen auf den damaligen Zuſtand der deutſchen Bühne [2]), die er zugleich als ſittliche Bildungsanſtalt des Volks benutzt wiſſen will. Sieht

[1]) Werke III, S. 12 und 13.
[2]) Werke III, S. 29. 32.

er doch in dieſer Wirkſamkeit ſelbſt den höchſten Zweck des Luſtſpiels [1]), und es iſt ſehr bezeichnend für den Dichter, der ſpäter der deutſchen Nation den Nathan ſchuf, daß er ſchon hier am Beginne ſeiner Laufbahn die kühne Behauptung aufſtellt: ſelbſt die höchſten philoſophiſchen und religiöſen Wahrheiten ſeien einer eindringlichen Darſtellung durch das Drama fähig [2]). Dabei dringt er überall auf geſundes Erfaſſen der wirklichen Welt im Gegenſatz zu den leeren Abſtraktionen der neueren Dramatiker, und benutzt die alten römiſchen Dichter dazu, dieſen Unterſchied in's Klare zu ſetzen. Auch den Schauſpieler und ſein Verhältniß zur dramatiſchen Dichtung verliert er nicht aus den Augen, ſo wenig als ihm der Gewinn entgeht, den das antike Luſtſpiel durch Anwendung der Wortſpiele für die Charakteriſtik der Bildungsſtufe der auftretenden Perſonen zu ziehen wußte. Und wenn heutzutage der Satz, daß man die alten Dichter von dem Standpunkt ihrer Zeit beurtheilen muß, wenn man ſie gerecht beurtheilen will, ein Gemeinplatz iſt, ſo wollen wir nicht vergeſſen, daß Leſſing der erſte war, der ihn in dieſer Schrift einer Zeit gegenüber aufzuſtellen wagte, die nur allzu geneigt war, das Gegentheil davon zu thun.

Leſſing gab das Unternehmen, welches allerdings ſo weitſchichtig angelegt war, daß es ein ganzes Leben in Anſpruch genommen haben würde, aus einem Grunde auf, der für ſeine unabhängige Stellung charakteriſtiſch iſt. Mylius hatte in dem Journale verlauten laſſen: es gebe kein gutes italieniſches Drama. Leſſing hielt das ganze Unternehmen durch dieſen Beweis der Unwiſſenheit ſeines Mitherausgebers für proſtituirt. „Ich ſtellte mir vor", ſagt er [3]), „jeder der in der italieniſchen Literatur nur nicht ganz und gar ein Fremdling ſei, werde uns zurufen: wenn Ihr die Bühnen der übri-

[1]) Ebend. S. 138. vergl. S. 23.
[2]) Ebend. S. 126.
[3]) Werke VI, S. 107.

gen Ausländer nicht beſſer kennt, als die Bühne der Italiener, ſo haben wir uns ſeine Dinge von Euch zu verſprechen". Er ſagte ſich alſo von der Zeitſchrift los, die eben deßhalb auch ſofort (1750) einging, da er die bewegende Seele derſelben geweſen war. Doch ſetzte er ſeine dafür begonnenen Arbeiten in der Stille fort, um vier Jahre ſpäter (1754—1758) in ſeiner Theatraliſchen Bibliothek den Verſuch zu machen, „das allein auszuführen, was ihm mit andern gemeinſam nicht möglich geweſen war".

Indeſſen hatten die „Beiträge", obſchon ſie anonym erſchienen, doch dem jungen Literaten, deſſen Autorſchaft in den literariſchen Kreiſen Berlins wohl bekannt war, einen gewiſſen Ruf begründet, den ſeine nächſte Thätigkeit, zu der ihn die Beſitzer der Berliner Zeitung beriefen, wie wir ſofort ſehen werden, noch bedeutend erhöhen ſollte.

Drittes Kapitel.

Leſſing als Feuilletoniſt in Berlin.

Am 15. October 1751 ſchrieb der Berliner Profeſſor Sulzer an ſeinen Landsmann Bodmer in Zürich: „Es iſt hier in Berlin ein neuer Kritikus aufgeſtanden, von deſſen Werth Sie aus beiliegender Kritik über den Meſſias werden urtheilen können. Er ſcheint nur ein wenig zu jung". Und um dieſelbe Zeit fragte der Theologe Spalding in einem Briefe an Gleim: „Was halten Sie von der höflichen und genauen Kritik über den Meſſias in der Berliniſchen Zeitung?"

Der junge Kritikus, den der Berliner Profeſſor ſehr von oben herab behandelt, und den derſelbe noch drei Jahre ſpäter als einen jungen

Dichter bezeichnete, welcher „Zeitungsschreiber bei einem Berliner Buchführer“ sei, war kein anderer als Lessing.

Er war ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, als er das literarische Feuilleton der Berliner Zeitung übernahm, welche jetzt die Vossische heißt. Er redigirte dasselbe zuerst vom Februar 1751 bis zu Ende des Jahres, wo er nach Wittenberg ging, und setzte dann nach seiner Rückkehr von dort, diese kritische literarische Thätigkeit vom December 1752 bis zum October 1755 fort. Er begann diese Thätigkeit im Jahre 1751 zugleich mit einem Beiblatte derselben Zeitung, welches den Titel: „das Neueste aus dem Reiche des Witzes“ führte, und eine Art populärer Literaturzeitung sein sollte, die, wie es in der von Lessing verfaßten Ankündigung hieß, dazu bestimmt war, Neuigkeiten aus dem Bereiche derjenigen Künste und Wissenschaften zu bringen, welche bei den Meisten mehr zum Vergnügen als zur Beschäftigung dienen. Der Gedanke dieses Beiblattes gehörte ohne Zweifel Lessing an. Ihm war schon 1750, als sein Freund Mylius sich mit dem Besitzer der Zeitung überworfen hatte, die Redaktion der politischen Zeitung selbst angetragen worden, aber er wollte „seine Zeit nicht verderben“ mit einer Arbeit, die damals bei der scharfen Censur nichts anderes Politisches ihren Lesern bieten durfte, als was etwa heute noch die privilegirten Zeitungen von Rom und Neapel ihren Lesern bringen dürfen [1]). Das Feuilleton dagegen übernahm er gern. Es bot ihm Spielraum zu einer Thätigkeit, wie sie ihm Bedürfniß war. Es gab ihm Gelegenheit, seine ausgebreitete Lectüre, seine viel umfassenden, und gründlichen Studien zu verwerthen und eine Menge eigener Gedanken über die literarischen Interessen und Parteien der Zeit öffentlich auszusprechen, die er sonst nur im Kreise einzelner Bekannten hatte hinwerfen können. Es bot ihm ein Feld, wo er die ersten kritischen Sporen, und nebenbei auch das tägliche Brod verdienen konnte,

[1]) Lessing's Brief an seinen Vater. Werke XII, S. 17. u. 19. und Danzel I, 188 u. 189.

das für ihn, den halb und halb heimathlosen Literaten, der noch nicht einmal seine Universitäts-Studien ordnungsmäßig mit der Magisterpromotion abgewirt hatte, sondern immer noch als bloßer Studiosus Medicinä von der Hand in den Mund lebte, eine sehr wichtige Sache war. Dies Brod war freilich karg, aber die Sporen, die er sich gewann, waren die echten goldnen Sporen des kritischen Ritterthums. Lessing, den achtzig Jahre später der berühmte Geschichtschreiber des stolzen Britenvolks „ohne Frage den ersten Kritiker von Europa" nannte [1]), erscheint schon damals, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, als Kritiker auf der überschauenden Höhe seiner Zeit.

Diese Zeit war in zwei literarisch ästhetische Parteien gespalten, innerhalb deren sich Alles befand, was irgendwie auf Namen und Bedeutung Anspruch machen durfte. Es waren die Parteien Leipzig und Zürich, die Parteien Gottscheds und der Schweizer. Der Gegensatz derselben ist uns erst seit Danzels Forschungen in seiner vollen Klarheit bekannt worden. Während Gottsched auf Begriffsschärfe, auf sprachliche und sachliche Regelrichtigkeit drang und es sich zum praktischen Ziele setzte, nach seinen Prinzipien eine Literatur hervorzurufen und zu bilden, gingen die Schweizer von der Erkenntniß aus, „daß die Dichtung auf etwas Positivem, auf Reichthum der Einbildungskraft und auf schöpferischer Genialität beruhe". Diese Gegensätze, die sich im Verfolg des Kampfes zu denen der Regel hier und der Regellosigkeit dort verschärften, und deren richtiges Verhältniß erst durch Danzels Werk über Gottsched [2]) in das richtige Licht gesetzt worden ist, riefen Lessing's Interesse an. Aber statt auf die eine oder die andere Seite zu treten, oder eine unfruchtbare Vereinigung beider zu versuchen, stellte er sich über sie.

---

[1]) Lessing beyond all dispute the first critic in Europe. Macaulay Essays Tom. V, p. 86.

[2]) Gottsched u. seine Zeit, S. 210 ff., vgl. Danzel Lessing I, S. 192.

Gleich der erste ästhetische Satz, den der junge Berliner Feuilletonist aufstellte, war ein tödtlicher Streich gegen den Gottschedianismus und seine Regelnrecepte für die dichterische Produktion. Woher stammen die Regeln in den schönen Künsten? „Aus den Beobachtungen", antwortet Lessing, „welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehrt und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinaus bahnet" [1]). In demselben Sinne hatte er schon in seinen Gedichten die „arme Poesie" beklagt, in welcher, „anstatt Begeisterung und Göttern in der Brust, jetzt Regeln genügen sollten", und die Berechtigung des schöpferischen Genies in den Versen gefeiert [2]):

„Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß,
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher,
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt,
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt".

Ist es nicht wunderbar und rührend zugleich, daß diese Zeilen in demselben Jahre 1749 gedichtet wurden, das uns Deutschen unsern Goethe geboren werden ließ, den Schönheitsmessias, der die Johannesbotschaft Lessings erfüllen sollte!

Alle Welt erstaunte über die Kühnheit, mit welcher der junge Kritiker der Berliner Zeitung gegen das gefürchtete Schulhaupt des Geschmacks in Leipzig aufzutreten wagte, und es dauerte nicht lange, so konnten selbst Gottsched's begeistertste Anhänger, wie der Freiherr von Schönaich, sich nicht verhehlen, daß sich ihr Herr und Meister selbst „vor dem jungen Lessing fürchte" [3]). Bald mit schneidender Schärfe, bald mit durchtriebenem Humor griff er ihn an. In der Anzeige

[1]) Werke III, 222.
[2]) Werke I, 183.
[3]) Danzel: Gottsched und seine Zeit, S. 384.

seiner Gedichte heißt es unter anderm: „das Aeußerliche ist so vortrefflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und wie wir wünschen, lange Zeit machen mögen. Von dem Innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsere Kräfte". Und zum Schlusse: „diese Gedichte kosten zwei Thaler vier Groschen. Mit zwei Thaler bezahlt man das Lächerliche, und mit vier Groschen ohngefähr das Nützliche" [1]). Nicht besser geht es der Gottsched'schen „kritischen Dichtkunst" [2]). Dennoch ist Lessing nicht so ungerecht, Gottsched's Verdienste zu leugnen, er wünscht nur, daß derselbe sich darauf beschränke, zu leisten, was er leisten könne. Der Hauptpunkt aber, um den es sich in diesen Kritiken handelt, war Klopstock, der Dichter des Messias, in welchem die Schweizer selbst ihren poetischen Messias erblickten, während Gottsched und die Seinen ihn auf das Heftigste angriffen. Ihrer anmaßlichen Nüchternheit gegenüber trat Lessing zunächst entschieden auf Klopstock's Seite, den er als eine Epoche machende Erscheinung anerkennt. Den Messias, sagt er, wird man immer noch ein ewiges Gedicht nennen, wenn die Poesien seiner Gegner längst in Vergessenheit begraben sein werden (III, 206). Er nennt Gottsched „gestraft genug dadurch, daß er zu denen gehöre, welche nicht im Stande seien, dies große Gedicht zu würdigen, das trotz mancher Flecken, die es habe, doch immer ein Werk bleibe, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, vertheidigen kann". Nur von der Natur verwahrloste oder Menschen, die sich selbst verwahrlost haben, sagt er an einer andern Stelle, können gegen die poetischen Schönheiten dieses Gedichts unempfindlich sein, und es sei ein Unglück, wenn sich darunter Männer befänden, „die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben". Aber wenn Lessing sich

[1]) Werke III, 149. vrgl. 206.
[2]) Werke III, 251.

so den Gottschedianern gegenüber auf die Seite des von ihnen Angegriffenen stellte, so war er doch darum weit entfernt, die Nachahmer Klopstock's, oder auch nur die Schwächen der Klopstockschen Dichtungsweise selbst zu vertreten. Die ersteren fertigte er gleich bei seiner Anzeige des Messias mit den Worten ab: „Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst! Mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter“ [1]). Wenn Gottsched, heißt es an einer andern Stelle, „statt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen hätte, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir mit Vergnügen ihm beigefallen sein. Es giebt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims, wären hinlänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen“. Diese Nachäffer, die im Klopstock'schen Geiste zu dichten glaubten, wenn sie sich bemühten, „anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanhaft zu schreiben“, die sich unter einander für große Dichter erklärten und die das große Werk ihres Meisters durch ihre unverständigen Lobeserhebungen in Mißkredit bei denen setzten, die es noch nicht hinlänglich kennen, giebt er willig dem Spotte Gottsched's Preis. Nur Klopstock selbst solle man die Ungereimtheiten seiner Nachahmer nicht entgelten lassen“ (III, 389).

Aber auch die übertriebenen Bewunderer des letzteren sahen sich von dem jungen Kritiker in einer Weise zurecht gewiesen, die

[1]) III, 206. 208. vrgl. das Spottgedicht auf die Nachahmer und Preiser Klopstocks. (Werke I, 19 u. 101.)

es ihnen ein für allemal verleidete, in Lessing einen Genossen ihrer Partei zu sehen. Seine Kritik des Messias, die Lessing später seinen Briefen einverleibte, zeigte bei aller achtungsvollen Anerkennung doch deutlich genug, daß er die Schwächen des Gedichts viel schärfer als Klopstock's Gegner durchschaute. So fragmentarisch dieser kurze Aufsatz scheint, so erschöpfend ist er doch dem Wesen nach, und wohl dürfen wir mit Danzel sagen, daß derselbe für die Abgötterei, die mit Klopstock getrieben wurde, ein Todesstoß war. Die pathologische Gefühlsüberschwenglichkeit in Klopstock's Odendichtung fertigte er mit einer Wendung ab, die kaum anderthalb Zeilen lang aber in ihrer Spitze scharf und tödtlich ist, wie ein wohlgeführter Stiletstoß. Er sagt in seiner Anzeige von Klopstock's Ode an Gott (III, 191): „der Dichter bedauert in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten. Er scheint sein Mädchen wie ein Seraph den andern zu lieben, und nur eine solche Liebe konnte edel genug sein, daß man mit Gott von ihr spricht. Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte." Nachdem er dann hinzugefügt, daß man in dieser Ode „einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken in prächtiger Einkleidung bemerkt haben wolle", setzt er die drei Strophen als Probe hin, in welchen Klopstock mit allem Aufwande seraphischer Inbrunst Gott anfleht, ihm die Geliebte zu geben:

„Ach gieb sie mir, Dir leicht zu geben,
Gieb sie dem bebenden, bangen Herzen ꝛc.

und schließt dann mit den unnachahmlich schalkischen Worten: „Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten!" Liegt nicht ein ganzes Buch Kritik in diesen zehn Worten? Die Klopstock'sche Ueberschwenglichkeit war Lessing's kerngesundem Geiste überhaupt langweilig. Das spricht sein erstes Sinngedicht aus, dessen vier Zeilen Klopstock und seine Bewunderer

ebenso treffend, wie Lessing's eigenen Standpunkt beiden gegenüber bezeichnen:

Die Sinngedicht an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein!
Wir wollen weniger erheben,
Und fleißiger gelesen sein.

Mit vollem Rechte sagt Danzel in Bezug auf dieses erste kritische Auftreten Lessing's: nicht die späteren Werke sind es, die uns am meisten mit Bewunderung erfüllen müssen, denn sie sind die Werke des gereiften Mannes, der sich in aller Literatur vielfach umgethan und das Beste allseitig durchgeprüft haben konnte. Aber daß der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich mit solcher Freiheit, mit solcher Festigkeit, mit solcher Gewandtheit über die Parteien zu stellen vermochte, von denen man damals fast wie nach dem Solonischen Gesetze einer angehören mußte, das ist staunenswerth!"

Und staunenswerth ist nicht minder auch, daß in diesen kritischen Erstlingsversuchen des jungen Riesen schon alle großen Eigenschaften des Mannes: sein Widerwille gegen alle unfruchtbare gelehrte Pedanterie und theologische Intoleranz, seine tiefe Abneigung gegen die französische Frivolität und sein wahrhaft religiöser, auf Werkthätigkeit der Liebe dringender Sinn, sein edles Nationalgefühl und sein strenger Gerechtigkeitssinn, sein unbeirrbar scharfer Blick für das Große und Wahre, wie für den Schein von beiden klar hervortreten. Und das Alles, verbunden mit einer Eleganz und Klarheit, einer Schärfe und Treffrichtigkeit des Ausdrucks und der Sprache, und mit einer Leichtigkeit und spielenden Anmuth der Methode und Behandlungsweise, von deren künstlerischer Gestaltungskraft man bei uns bis dahin kaum eine Ahnung gehabt hatte. Diese letzteren Eigenschaften waren es eben, die schon damals Allem was er schrieb, jenen unwiderstehlichen Reiz verliehen, der uns selbst heute noch seine Anzeigen der trockensten Bücher, eines Jöcher'schen Gelehrtenlexikons oder einer schlechten Reisebe-

schreibung mit Vergnügen lesen läßt. Man braucht nur seine Feuilletonaufsätze aus dem Jahre 1751 durchzumustern, um sich von alle dem zu überzeugen. In einer Zeit, wo deutsches Nationalgefühl im tiefen Schlafe lag, empfindet er allein die nationale Schmach, daß der deutsche Dichter Klopstock dem Dänenkönige für eine Pension danken mußte, welche ihm die Muse gab, sein Werk vollenden zu können. „Ein vortreffliches Zeugniß für unsere Zeiten, ruft er aus, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute soviel Satyre [1]) darinnen sehen, als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten". Aber er kann sich doch nicht enthalten, noch einmal darauf zurück zu kommen (III, 211). „Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit, diese Seltenheit wird aber noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion oder Tugend athmen". Dies geht auf den Französischen Dichter Piron, dem ein unbekannter Gönner seiner liederlich-frivolen Muse ein Jahrgehalt ausgesetzt hatte. Und Lessing schrieb dies in Berlin, in der Hauptstadt eines Königs, der die deutsche Literatur verachtete, und unter dessen Augen ein frivoles französisches Literatenthum sich überall in schmarotzerhaftem Uebermuthe breit machte! Aber grade hier mitten unter den ausländischen Frivolitäten der de la Mettrie und Maupertuis, der Algarotti, d'Arnoud, d'Argens und Voltaire, war es Lessing, Lessing der Jüngling, der sich nur um so feuriger an die fast aufgegebene Nationalität seines Volkes anschloß, und für Zeitgenossen und Nachwelt ein wahres Deutschthum zuerst wieder entdeckte. Der Geschmack an französischer Frivolität war in Berlin, — und wo nicht in Deutschland? — an der Tagesordnung. Grund genug für den jungen Feuilletonisten, ihn überall anzugreifen [2]). Er lobt eine kleine französische Schrift religiösen Inhalts

[1]) III, 209. Vergl. Literaturbriefe, Werke VI, 190 u. 121.
[2]) Werke III, S. 182. 187. 194. 203 ff. 213. 232.

um so mehr, da man in dieser Sprache jetzt fast nur noch „Zoten und Gotteslästerungen“ zu lesen gewohnt, und „die französischen Schriften, welche die Religion untergraben, und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust ins Herz flößen, unzählbar seien“. Aber so lebhaft er sich der Sittlichkeit und der Religion annimmt, weil der französische Leichtsinn des religiösen Liberalismus das Kind mit dem Bade zu verschütten drohte, so entschieden tritt er aller theologischen Intoleranz und pfäffischen Beschränktheit entgegen [1]). Er, der lebhaft die Zeit herbei wünschte, und sicher auf ihr Kommen hoffte: „wo es der Wohlanständigkeit gemäß sein werde, ein guter Christ zu heißen, wie es jetzt die gute Lebensart erfordere, sich für nichts Schlechteres, als einen Atheisten, so lange man gesund sei, halten zu lassen“, — er geißelt zugleich alle Intoleranz mit der ganzen Schärfe seines schneidenden Worts. Sein Wahlspruch ist schon jetzt: Erst gut handeln! der Glaube steht in zweiter Reihe! „Eine einzige Religion zusammen zu flicken, ehe man bedacht ist, die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwei böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperrt? Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht!“ Es scheint ihm ein Glück, daß noch hie und da ein Theologe auf das Praktische des Christenthums hinweise, „zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren, bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen, bald einem noch einfältigeren Religionsspötter durch ihre sogenannten Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe

[1]) Werke III, S. 143. 151. 181. 189. 213.

gelegt haben, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht". Aber freilich, bemerkt er bei einer anderen Gelegenheit, sei dem Menschen alles eher angenehm zu machen als seine Pflicht, und die Kunst, das Joch der Religion als ein sanftes Joch vorzustellen, sei zu schwer, als daß sie jeder Theologe haben sollte. Daher komme es, daß man gegen ein Werk dieser Art zwanzig finde, in denen man die Theologie als eine Sophisterei treibe, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben habe. „Der Seelenschlaf, das jüngste Gericht, das tausendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in dicken Büchern abgehandelt: vortreffliche Gegenstände, welche wenigstens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geschickt sind. Diese aber durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabene Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge zeugen, ist ein Werk, womit man sich nur ungern vermengt, weil es — den Herrnhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben". Diese letzteren nimmt er eben deßhalb wiederholt ebenso eifrig in Schutz, wie er auf der andern Seite nicht müde wird, den unfruchtbaren Zelotismus der Theologen anzugreifen. So schließt er die Anzeige von Heumanns „Erklärung des neuen Testaments" mit den bitter ironischen Worten: „es wäre Schade, wenn der Verfasser in der Auslegung dieser oder jener Stelle einen allgemeinen Beifall erhalten sollte. Den Gottesgelehrten von Profession würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stoff zu Zänkereien genommen werden, worin sie ihre Gelehrsamkeit ebenso unwidersprechlich, als ihre Hartnäckigkeit zeigen können". So rühmt er es auch von Klopstock noch ganz besonders, daß er die Religion in all dem Glanze darzustellen gewußt, wo sie unsere Ehrfurcht verdiene, daß er das erhebende Geheimniß auf einer Seite zu schildern verstanden habe, „wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in Bewunderung verliert", und daß er endlich „in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken gewußt habe, daß das Christenthum

wahr sein möchte, gesetzt auch wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei".

Man sieht, in dem zweiundzwanzigjährigen Jüngling Lessing sind bereits alle die Gedanken und Ueberzeugungen lebendig, die den gereiften Mann am Schlusse seiner Laufbahn mit dem Nathan die Krone auf das Werk seines Lebens setzen ließen. Selbst die Hochschätzung der „oft mehr als christlichen Tugend" der muselmännischen Araber fehlt nicht [1]); und bei der Anzeige eines Romans, der in Konstantinopel spielt, bemerkt er einmal ganz im Nathan'schen Geiste: „wenn ein frommer Muselmann das Buch lesen sollte, er würde auf allen Seiten ausrufen müssen: welche Gotteslästerungen! und diese Gotteslästerungen sind es gleichwohl, welche manchen ehrlichen Christen ergötzen werden!"

Aber nicht mindere Reife verrathen die Aufsätze des jugendlichen Feuilletonisten, welche sich auf andern Gebieten bewegen. Die Jämmerlichkeit und rohe Gemeinheit dessen, was sich damals als deutsches Lustspiel ausgab, die schulmäßige Pedanterei und hohle Deklamation, welche sich als deutsche Liebesdichtung spreizten, die gedankenleere Tändelei der damaligen Anakreontiker, die antik sein wollende Unfähigkeit, welche in der lyrischen Poesie den Reim verwarf, werden von Lessing in aller ihrer Blöße aufgedeckt, und dabei gleichsam spielend die Grundzüge des Richtigen theoretisch hingestellt, während er sie zu derselben Zeit auch praktisch durch eigene Schöpfungen verwirklichte. Er deckt die Erbärmlichkeit der Fabeln des berühmten dänischen Dichters Hollberg auf, und weist auf Gellerts geschmackvolle, natürlich einfache Briefe und Dichtungen hin [2]). Ja er wagt sich an die ersten Größen der damals die Welt beherrschenden französischen Literatur, an Voltaire, Diderot, Rousseau [3]). Von Diderot sagt er am Schlusse einer ausführlichen

[1]) Werke III. S. 177. 191. 207. 237. 239. vrgl. 305—306. 377—78.
[2]) Werke III. 159. 161. 163. 223.
[3]) Werke III. 197. 202. 206. 376 ff.

Anzeige von dessen Brief an Batteux sur les Sourds et Muets ꝛc. in welcher er die Manier dieses Schriftstellers in wenigen Meisterzügen charakterisirt: „Ein kurzsichtiger Dogmatikus, welcher sich vor nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus diesem Schreiben herauszuklauben wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns „in Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit" (Kleist), wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweiser wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiligt haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen." Auch hier wieder klingt uns der weise Nathan an. — Voltaire wird freilich nur angestreift, und zwar zeigt sich Lessing damals, wo er unter dem persönlichen Eindruck des großen Schriftstellers stand, noch etwas befangen für seine poetischen Leistungen. Aber die Kritik von Rousseau's Preisschrift über den schädlichen Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die sittliche Bildung der Menschheit ist geradezu eine epochemachende Arbeit zu nennen.

Rousseau hatte gerade damals als ein Achtunddreißigjähriger seine Laufbahn mit der größten Paradoxie begonnen, welche die gebildete Welt gesehen hat. Das in unsern Tagen so berüchtigt gewordene Wort eines pfäffischen Sophisten, daß die Wissenschaft umkehren müsse, ist nur ein schwacher Abklatsch von jener Behauptung des Mannes von Genf: daß alle und jede Wissenschaft

überhaupt ein Unglück sei für die Menschheit und daß sie von der Religion und Moral gleichmäßig als solches betrachtet werden müsse. Die Akademie von Dijon hatte die Schrift, in welcher Schwärmerei und Eitelkeit sich in der Aufstellung eines Unerhörten genügten, im Jahre 1750 mit dem Preise gekrönt. Der zweiundzwanzigjährige Berliner Feuilletonist zeigte wenige Monate später die kindische Unhaltbarkeit dieser Paradoxie auf. Der Aufsatz, in welchem dies geschah, ist ein kritisches Meisterstück. Lessing giebt zunächst eine vollständige Uebersicht des Rousseauschen Gedankenganges und beginnt dann seine Kritik desselben mit einem Geständnisse, das ihn noch mehr ehrt, als die darauf folgende siegreiche Widerlegung der Paradoxien Rousseau's. Die Einseitigkeit, ja die Absurdität, mit welcher derselbe die Einfachheit der Natur im Gegensatze zu der Verschrobenheit und Unnatur damaliger Kulturzustände hervorhob, machte Lessing nicht blind gegen die Großartigkeit der Grundidee und die Berechtigung des Wahren in ihr. Er gestand, daß er eine „heimliche Ehrfurcht vor dem Manne empfinde, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort rede, auch wenn derselbe zu weit gehe." „Wie glücklich wäre Frankreich, ruft er aus, wenn es viele dergleichen Prediger hätte!" Dann aber schlägt er das ganze Paradoxiengebäude, das damals die Welt staunen machte, mit einem einzigen Schlage in Trümmer. Er zeigt, daß die Blüthe der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats in der Geschichte der Völker „zwei Dinge sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein." Er weist darauf hin, daß Rousseau's Kenntniß der Geschichte überaus mangelhaft und ebendarum seine Folgerungen verkehrt sind. „Alles, sagt er, hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst bis er diesen erreicht hat, und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts in der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig

ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größeren Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle großen Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen oder ohne Kunst und Zierrathen gebaut sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblüht?" Rousseau hatte behauptet, Künste und Wissenschaften verminderten die kriegerischen Eigenschaften eines Volkes. Lessing entgegnete: es sei noch die Frage, ob wir das für ein Glück oder für ein Unglück zu halten hätten. „Sind wir deswegen auf der Welt, ruft er aus, daß wir uns unter einander umbringen sollen?" Und wenn ja die Künste und Wissenschaften den strengen Sitten nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hoch zu achten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheit entheiligen? Beide können der Tugend dienen." Und so schließt er mit dem einfachen Satze: „die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt an uns, wenn sie uns schädlich sind." Es ist bekannt, daß Lessing antik genug dachte und empfand, um eine Censur des Staats im Gebiete der bildenden Künste für durchaus gerechtfertigt zu halten, während er jede Beschränkung der Freiheit wissenschaftlicher Forschung als Tyrannei, als ein Attentat gegen das Reich der Wahrheit verwarf.[1]) Gegen Rousseau zeigt sich Lessing auch vier Jahre später in einer Anzeige seiner Schrift „über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen", liebevoll anerkennend, und weiß die sittliche Seite seiner Wärme und Ueberzeugung gebührend zu ehren.

Lessing's Bildung stand auf dem Fundamente des klassischen

[1]) Laokoon II., Werke VI. S. 382 u. 383.

Alterthums. Aber seine Begeisterung für dasselbe machte ihn schon damals nicht blind für dessen Schwächen und Flecken. Was man noch heute nicht selten vermißt, jene richtige Schätzung der alten Schriftsteller, welche den Werth ihrer Schriften für die kulturgeschichtliche Erkenntniß von dem absoluten Werthe derselben an und für sich trennt — schon der zweiundzwanzigjährige Lessing besaß diese richtige Schätzung vollkommen. Bei Gelegenheit moderner Liebesdichtungen kommt er auf Ovid zu sprechen. Er nennt dessen Kunst zu lieben unschätzbar in Bezug darauf, daß wir durch sie und fast nur durch sie allein, ein Bild von der gesellschaftlichen Kultur des Römervolkes, einen Begriff, wie er sich ausdrückt, „von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feineren Sitten, von dem Geschmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone in ihren Gesellschaften, der Wendung ihrer zärtlichen Empfindungen" gewinnen. Aber er verhehlt ebensowenig, daß jenes Gedicht eine Seite habe, von welcher aus betrachtet das Urtheil anders lauten müsse, und das sei die Seite, „auf welcher es seinem Titel widerspreche". „Lehrte Ovid die Kunst zu lieben, er würde der liebenswürdigste und unschuldigste Dichter sein. Die schamhafteste Jugend würde ihn lesen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, während er bei denen, die ihn nicht zurecht zu legen wissen, ein Verleiter zu den unsaubersten Ausschweifungen wird. Allein Ovid lehrt die Wollust, jene sinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genusse zum Genusse schweift und selbst in dem Genusse schmachtet." Sollte man nicht meinen, Goethe habe diese Worte vor Augen gehabt bei dem Ausrufe seines in Sinnlichkeit versunkenen Faust:

So tauml' ich von Begierde zum Genuß
Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde.

Und neben dem allen — welche Gelehrsamkeit verräth dieser jugendliche Literat und Feuilletonist in seinen kritischen Anzeigen

der Fortsetzung des Bayleschen Dictionairs von Chaufepié, oder des Gelehrtenlexikons von Jöcher! Man sieht, er hatte sich die Bibliothek des alten Rüdiger, die er bei seiner Ankunft in Berlin zu ordnen übernommen hatte, trefflich zu Nutze gemacht, und sich namentlich in der Gelehrtengeschichte, für welche er von früh auf eine Neigung gehabt hatte die ihn durch sein ganzes Leben begleitete, eine Fülle von Kenntnissen erworben, um die ihn schon damals mancher Professor beneiden mochte.[1]) Und so universal angelegt war dieser große Mensch, daß er schon damals sogar ein reiferer Politiker war, als die meisten seiner Zeit, daß er die Unzulänglichkeit aller abstrakten Theorien auf dem Gebiete dessen, was man damals „Regierungskunst" nannte, mit klarem Blicke durchschaute und nur ein ironisches Lächeln für alle die gutmüthigen Pedanten hatte, welche auf diesem Gebiete von ihrer Studirstube aus durch systematische Rathschläge praktisch wirken zu können meinten. „Abermals ein Werk eines Gelehrten von der Regierungskunst," so beginnt er die Anzeige eines solchen Buches, „das recht gut sein würde, wenn die Regierungskunst ein Gegenstand wäre, dem ein Gelehrter gewachsen wäre. Oder vielmehr, wenn sie nicht etwas wäre, welches hundert Umstände so oft verändern, daß derjenige, der sich unterfängt, daraus ein System zu machen, nichts beweiset, als daß er aus der Schule ganz artige Gedanken von der Glückseligkeit der Völker, von der wahren Größe eines Regenten und dergleichen mitgebracht hat." Ganz im antiken Geiste will er die Politik nur von Politikern, die Staats- und Regierungskunst nur von praktischen Staatsmännern und Regenten behandelt wissen. „Man überlasse," fährt er mit einer huldigenden Wendung gegen den großen Preußenkönig fort, „man überlasse solchen Stoff denen, welche die Vorsicht erwählte, ihn auszuüben, demjenigen insbesondere, den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu

[1]) Danzel I. 173 216.

einem Urbilde der Könige machen wollte. Aber auch dieser würde nur für diejenigen eine vollkommene Regierungskunst schreiben können, die sich in allen seinen Umständen befinden; seine Arbeit würde für die unbrauchbar sein, die minder erhaben denken, die in veränderter Zeit und nicht über dieselben Völker regieren." [1]) Liegt nicht ein ganzes Buch politischer Weisheit in diesen wenigen schlichten Worten, einer Weisheit, an die noch heut zu Tage zu erinnern nicht ohne Nutzen scheint?

Auch als Selbstkritiker sehen wir ihn auftreten in der Anzeige seiner kleinen Lieder und der ersten beiden Bände seiner Schriften, ohne falsche Bescheidenheit, aber auch ohne alle Spur von Autoreitelkeit, immer klar, sicher, selbstbewußt und seiner fortschreitenden Entwickelung gewiß. So heißt es in der Anzeige seiner Kleinigkeiten (1751), die er zum Theil schon vor drei Jahren veröffentlicht hatte: „kann man es dem Verfasser zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drei Jahren weniger geläutert war, als er es jetzo vielleicht ist?" Wie liebenswürdig und anmuthig ist hier dies „vielleicht."!

Ueberhaupt hat man wohl schon aus dem bisher Mitgetheilten einen Begriff von der Anmuth und Grazie, wie von der Klarheit und Prägnanz der Sprache und des Stils gewinnen können, welche Lessing schon damals eigen waren. Auch geißelt er selbst mit schonungsloser Schärfe (III. 386) die Roheit und Nachlässigkeit, mit welcher damals, wie zum Theil noch jetzt, in Uebersetzungen aus fremden Sprachen die deutsche Sprache mißhandelt wurde. Und von der deutschen Uebersetzungswuth, die selbst nach dem Schlechtesten greift, ruft er einmal aus: „Ist es erlaubt, weil Richardson und Fielding ein gutes Vorurtheil für die englischen Romane erweckt haben, uns allen Schund aus dieser Sprache aufzudringen?" Das epigrammatisch Schlagende der Wendungen und Sätze, das Lessings spätern kritischen Schriften einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht, findet

[1]) Werke III. 190.

sich gleichfalls schon in diesen Jünglingsaufsätzen vorgebildet. „Nichts ist leichter," sagt er einmal, „als Bayle zu vermehren, aber nichts schwerer, als ihn Baylisch zu vermehren." In der Anzeige von Gellert's Musterbriefen ist die ganze Theorie des Briefstils in die epigrammatische Wendung zusammengedrängt: „die ganze Kunst, schöne Briefe zu schreiben, ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt," und Herder's berühmtes Wort: „die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch" hat Lessing ausgesprochen,[1]) als Herder noch auf seinem Dorfe lesen lernte. Die Sucht, in einem Feuilleton immer nur das Allerneuste zu besprechen, kann man sie anmuthiger persifliren, als es Lessing thut, wenn er bei der Anzeige eines poetischen Werkes, welches ein Jahr zuvor (1750) erschienen war, mit Bezug auf die lateinische Jahreszahl (MDCCL) des Titels sagt: „Sollten wir glauben, daß ein Auszug daraus deshalb mißfallen würde, weil hinter dem L auf dem Titel nicht noch ein I steht?"

Diese Beweise von der Art und Würdigkeit wie von dem Umfange der Wirksamkeit welche der jugendliche Lessing als Feuilletonist, einer sonst durchaus unbedeutenden Zeitung bethätigte, sind sämmtlich seinen Aufsätzen aus dem Jahre 1751 entnommen. Sie ließen sich noch beträchtlich vermehren, wenn wir die Artikel aus den Jahren 1752 bis 1755 in ähnlicher Weise durchgehen wollten. Wir würden dort sehen, wie er auf die Vortrefflichkeit der Cervantesschen Novellendichtung und auf die Aristotelische Poetik hinweist; wie er den damals auftretenden Wieland mit leiser aber sicherer Hand auf seine Vielschreiberei und allzu große Breite aufmerksam macht, und wie er seine von ächtestem Nationalgefühl beseelte Polemik gegen den französischen Uebermuth fortsetzt, wobei er einmal in dem Streite Voltaire's mit einem anderen französischen Schöngeiste, bei welchem es wieder gegen die Deutschen hergegangen war, in den

[1]) Werke III. 339.

Ausruf ausbricht: „Können sich denn ein Paar französische Witzlinge nicht streiten, ohne es wenigstens ein oder zwei Mal einfließen zu lassen, daß es den Deutschen an Witz und Geschmack fehle? Werfen wir denn ihnen so oft vor, daß es ihnen nicht selten an gesetztem und gesundem Verstande fehlt?" Aber freilich: die Lehre, das Ausland nicht zu verachten, die damals ein liebenswürdiger Franzose, Bernard, seiner Nation gab, werden, wie Lessing meint, (III. 245), kluge Franzosen ihren Landsleuten noch unzählige Mal umsonst wiederholen. Ueberhaupt wird Voltaire in den Aufsätzen der nächsten drei Jahre schon etwas schärfer angefaßt, und die Verspottung seiner Vers techniques, in welchen Voltaire damals alle Namen und Hauptthaten der deutschen Kaiser in eine Uebersicht gebracht hatte, ist von schneidender Schärfe. Bei dem Anblik dieser Arbeit, mit der sich in Deutschland nur die untergeordnetsten Geister abgeben, meint Lessing, sei es zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutschland bliebe, zulezt sogar Chronodistica machen dürfte; und das vielleicht aus keiner anderen Absicht, als um sich nach dem Geschmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, sowie er zum Exempel in Frankreich die Henriade und in England den Brutus und den Tod Cäsar's gemacht habe." Der Doppelstachel dieses Epigramms ist nur zu fühlbar, und daß der junge Lessing den Meister des Witzes selbst mit dessen eigener Waffe angriff, eine Kühnheit, die den Zeitgenossen noch größer als uns erscheinen mußte.

Ueberschauen wir die Gesammtheit dieser kritischen Erstlingsversuche des Berliner Feuilletonisten Lessing, so sehen wir, daß seine Thätigkeit keineswegs eine planlose ist, sondern einen inneren Zusammenhang aufzeigt.[1]) Denn sie umschreibt den ganzen Kreis der damaligen ästhetischen und literarischen Interessen, sie weiß überall die Hauptpunkte derselben klar in den Vordergrund zu rücken

[1]) Danzel I. S. 212.

und in ſcheinbar fragmentariſcher Form im Weſentlichen erſchöpfend zu behandeln. Sie ſtellt endlich in dem zweiundzwanzigjährigen Kritiker einen Menſchen vor uns hin, der alle die beſprochenen Erſcheinungen ſelbſtſtändig zu beherrſchen und an ihren Ort zu ſetzen, ihren Werth zu würdigen und ihre Tragweite zu ermeſſen verſteht.

Viertes Kapitel.

Leſſing und Voltaire in Berlin.

In ſolcher Thätigkeit auf dem Gebiete äſthetiſcher Produktion und hiſtoriſcher Kritik waren drei Jahre vergangen, als Leſſing den Entſchluß faßte, Berlin für eine Zeit lang zu verlaſſen und ſeinen Studien eine andere Richtung zu geben.

Viele Umſtände trafen zuſammen, um ihn zu dieſem Entſchluſſe zu beſtimmen. Mit Mylius war er über der Herausgabe der „Beiträge“ zerfallen, und die Zeitſchrift ſelbſt, die er mit ſo viel enthuſiaſtiſchen Illuſionen begonnen hatte, war aufgegeben worden. Zu eigner dramatiſcher Produktion fehlte der Anreiz einer Bühne, die Berlin damals nicht beſaß. Seine lyriſchen Verſuche hatte er durch eine Sammlung derſelben, die er 1751 unter dem Titel „Kleinigkeiten“ herausgab, abgeſchloſſen. Wie er ſelbſt über dieſelben ſchon damals urtheilte, ſieht man aus ſeiner Selbſtkritik und aus der ſpäteren Vorrede zum erſten Bande ſeiner Schriften.[1]) Der große Beifall, den dieſe Sachen faſt überall fanden, täuſchte ihn nicht über den Werth und die Bedeutung der ganzen Gattung

[1]) Werke III. S. 190 u. 267—269.

dieſer Poeſien. Ihm war ſchon als Zweiundzwanzigjährigem die Wahrheit jenes Goetheſchen Wortes aufgegangen, „daß die Muſe das Leben zwar zu begleiten aber nicht zu leiten verſteht,“ und ſein Epigramm:

Es freuet mich, mein Herr, daß Ihr ein Dichter ſeid,
Doch ſeid Ihr ſonſt nichts mehr, mein Herr? das thut mir leid!“

ſpricht dieſe Wahrheit ſehr unumwunden aus. Dazu kam, daß ihm manche Verhältniſſe und Bekanntſchaften, in welche ihn die Noth ſeiner Berliner Anfänge hineingedrängt hatte, mehr und mehr läſtig werden mochten. Auch ſeine journaliſtiſch kritiſche Thätigkeit, bei der es denn doch ſehr häufig auf ein geiſtiges von der Hand in den Mund leben hinauslief, konnte ihm auf die Dauer nicht zuſagen. Er fühlte, daß es ihm in Berlin mit ſeinem erworbenen Kapital von Wiſſen und Gelehrſamkeit wie ſeinem Freunde Mylius gehe: „daß er von dem Erworbenen zehren müſſe, ohne etwas hinzu verdienen zu können.“[1]) Zu der Wiederaufnahme ernſter wiſſenſchaftlicher Studien beſchloß er, ſich nach Wittenberg zu begeben, wo eben ſein zweiter Bruder die Univerſität bezogen hatte. Auch ein rein äußerlicher Umſtand kam hinzu: das Bedürfniß, ſeine in der Literatur gewonnene ſelbſtſtändige Stellung auch äußerlich durch eine akademiſche Promotion abzuſchließen, und ſtatt des Studiosus medicinae, wie er noch immer hieß, als wohlbeſtallter Magiſter der freien Künſte aufzutreten. Ehe er jedoch Berlin verließ, ſollte ein Conflict, in welchen er mit dem berühmteſten Schriftſteller des Jahrhunderts, mit dem damals in Berlin lebenden Voltaire gerieth, den guten Namen des jungen Literaten in bedenkliche Gefahr und ihn ſelbſt zu einer Bekanntheit bringen, wie ſie ihm ein dreijähriges Leben und Arbeiten in Berlin nicht gewährt hatte.

Leſſing's erſte Berührung mit Voltaire fällt in die Anfangszeit ſeines Berliner Lebens. Es war ein ſonderbarer Zufall, der den

[1]) Werke IV. S. 445.

einundzwanzigjährigen Jüngling Lessing mit dem auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Voltaire in der preußischen Hauptstadt zusammenführte, und dieser Zufall knüpft sich an eine Episode aus Voltaire's Leben, die allerdings auf eine bisher von der französischen Nationaleitelkeit möglichst verschleierte Stelle der Biographie und Charakteristik Voltaire's ein unerfreuliches Schlaglicht wirft. Ich muß dieselbe hier ausführlich erzählen, da sie ihrem genauern Verlaufe nach sehr wenig bekannt ist, während zugleich Lessing's spätere Stimmung gegen Voltaire durch sie erst ihre volle Erklärung erhält.[1])

Lessing hatte bald nach seiner Ankunft in Berlin mit einem französischen Sprachlehrer Richier de Louvain, einem gutmüthigen und strebsamen jungen Manne, Bekanntschaft gemacht, dessen Umgang ihm in seinen Studien der französischen Sprache und Literatur ebenso förderlich war, wie jenem durch den Verkehr mit dem jungen deutschen Schriftsteller das Verständniß deutschen Wesens und deutscher Schriftwerke zugänglich wurde. Dieser Richier, den Voltaire einige Zeit darauf zu seinem Geheimsecretair angenommen hatte, war es, der eines Tages seinen jungen Freund in dessen Dachstübchen am Nikolaikirchhofe aufsuchte, um ihm einen Antrag zu machen, der Lessing einen sehnlichen Wunsch erfüllte und ihm die persönliche Bekanntschaft des großen Voltaire verschaffen sollte. Der berühmte Dichter der Henriade war nämlich damals (1750) in einen überaus bedenklichen und für seinen Ruf sehr gefährlichen Rechtshandel verwickelt. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als um ungesetzlichen Wucher, um Gewaltthätigkeiten verschiedener Art und um eine Anklage wegen Fälschung, gerichtet gegen den größten Geist Frankreichs und bereits zum Prozesse bei dem Berliner Kammergerichte vorgeschritten. In diesem Prozesse

[1]) Die Quellen unserer Darstellung sind Klein's Annalen der Gesetzgebung Bd. 5. S. 215—257, und die Schriften Friedrichs des Großen.

führte Voltaire zum großen Theile seine Sache selbst mit eigens ausgearbeiteten Eingaben und Streitschriften. Für diese suchte er einen deutschen Uebersetzer, zu welchem Richier seinen jungen Freund vorschlug. Lessing, damals ohnehin auf Broderwerb ähnlicher Art angewiesen, ging natürlich auf diesen Vorschlag bereitwillig ein. Es war keine Kleinigkeit für den armen Literaten, der damals, wie alle Welt, verehrend und bewundernd zu einem Voltaire aufsah, diesem großen Manne persönlich nahen, für ihn arbeiten und aus seinem Dachstübchen eine Zeit lang sich täglich zu Voltaire's Tafel im Königsschlosse, dessen Thurmgemächer derselbe damals bewohnte, begeben, und seiner wenn auch sehr gemessenen Unterhaltung sich erfreuen zu dürfen. Durch seine Uebersetzerarbeit wurde er aber auch zugleich nach und nach in die Einzelheiten jenes merkwürdigen Rechtshandels eingeweiht, auf dessen Ausgang damals ganz Berlin mit einer neugierigen Spannung blickte, die freilich dem großen Manne ungleich weniger günstig war, als seinem Gegner. Dieser Gegner war ein jüdischer Bankier in Berlin, Namens Abraham Hirsch, und die Sache, um die es sich handelte, war folgende.

König Friedrich II. hatte in dem Friedensschlusse von Dresden, welcher den zweiten schlesischen Krieg beendigte, durch einen besondern Artikel für die Interessen derjenigen seiner Unterthanen zu sorgen gesucht, welche sächsisches Papiergeld, sogenannte Steuerscheine, in Besitz haben möchten. Jener Artikel bestimmte nämlich, daß solche Scheine von Sachsen zum vollen Nennwerthe eingelöst werden sollten. Da nun in Sachsen selbst der Cours dieser Papiere beträchtlich gesunken war, so konnte es nicht fehlen, daß sich die Spekulation dieser Sache bemächtigte, und Friedrich der Große sah sich genöthigt, drei Jahre später ein ausdrückliches Verbot gegen die Annahme von Steuerscheinen in Preußen zu erlassen. Aber der große König sollte durch seinen eignen Freund und Liebling die

Erfahrung machen, daß sich dergleichen Dinge des Geldverkehrs nicht auf dem Wege von Regierungsmaßregeln ordnen lassen. Der Dichter der Henriade war nämlich kaum nach Berlin gekommen, als sein spekulativer Geist auch schon den großen Vortheil herausfand, welchen er, unterstützt durch seine Stellung als persönlicher Freund und Günstling des Königs,[1]) aus einem Geldgeschäfte mit solchem sächsischen Papiergelde ziehen könnte, das man nur in Sachsen aufzukaufen und heimlich nach Preußen einzuführen brauchte, um es schließlich durch Wiederverkauf an die sächsischen Behörden mit einem Gewinne von einigen dreißig Prozent zu verwerthen. Voltaire war habsüchtig. Von Jugend auf war sein Bestreben, wie Goethe sich in seiner milden Weise ausdrückt, auf Erwerb im Großen, auf nahes Verhältniß zu den Herren der Erde und auf Benutzung desselben zu seinen Zwecken gestellt gewesen, weil er selbst zu den Herren der Erde gehören wollte. Allein, wenn er auch das Geld nur als Mittel zur Freiheit liebte, — „nicht leicht," sagt Goethe, „hat Jemand sich so abhängig gemacht, um unabhängig zu sein" — so darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß er zur Erlangung des Mittels, das ihm sein fürstengleiches späteres Leben in Ferney schaffen sollte, auch Wege zu gehen sich nicht scheute, die seinen Ruhm und seinen Charakter befleckten.

Was er in Berlin that, war solcher Art. Er trat mit einem jüdischen Bankier Abraham Hirsch in Verbindung und bewog denselben, nach Dresden zu reisen, um daselbst auf seine Rechnung für eine große Summe sächsische Steuerscheine anzukaufen. Er wußte dem Hebräer, dem vor Entdeckung und Strafe bange war, die Sache so vorzustellen, als ob er der stillschweigenden Einwilligung seines Gönners, des Königs, sicher sei, was ihm um so leichter wurde, als er damals in der That sich in Berlin einen großen Einfluß anmaßte und als erklärter Günstling des Königs Prinzen

[1]) Wie alle Welt in Berlin sich damals vor Voltaire beugte, erzählt Formey in den Souvenirs d'un citoyen I. p. 235 ff.

und Geſandte auswärtiger Mächte in eigenen Audienzen empfing und mit einem demüthigenden Stolze behandelte. Abraham Hirſch verſtand ſich alſo endlich dazu, das Geſchäft zu übernehmen. Er empfing von Voltaire theils in Wechſeln auf Paris, theils in baarem Gelde die zum Ankaufe der ſächſiſchen Papiere nöthigen beträchtlichen Summen, für die er ſeinerſeits wieder dem Dichter der Henriade durch Hinterlegung werthvoller Diamanten Sicherheit leiſtete. Kaum aber war er nach Dresden abgereiſt, als ſein Glaubensgenoſſe und Geſchäftsrival, der bekannte ſpätere Münzpächter Ephraim, ſich bei Voltaire melden ließ, ihm den Abraham Hirſch zu verdächtigen und ſich ſelbſt als einen vortheilhafteren Vermittler für jenes Geſchäft darzuſtellen wußte, indem er ſich erbot, ihm Steuerſcheine zum doppelten Betrage der Summe aus Sachſen zu verſchaffen, wofür er nichts verlangte, als den Schutz und die Gunſt des einflußreichen Günſtlings. Voltaire war unvorſichtig genug, dies Anerbieten anzunehmen. Er ſchrieb nach Paris und ließ dort ſeine eigenen Wechſel, auf die er den Hirſch angewieſen, proteſtiren, ohne demſelben auch nur davon Nachricht zu geben. Dieſer, der dadurch in mannigfache Verlegenheit gerieth, kam unverrichteter Sache nach Berlin zurück und machte Herrn von Voltaire in aller Unterthänigkeit ſehr bittere Vorwürfe, verlangte Schadenerſatz und drohte mit gerichtlicher Klage. Indeſſen kam es doch zu einer gütlichen Vereinigung, in Folge deren Voltaire ſogar verſprach, ſeinen desavouirten Geſchäftsfreund für die gehabten Verluſte durch einen Ankauf von Diamanten, die er zum Theil bereits in Händen hatte, zu entſchädigen. Allein auch hier ward Ephraim der böſe Dämon beider. Er wußte Voltaire glauben zu machen, daß er von Hirſch mit den Diamanten übervortheilt ſei, obſchon Voltaire dieſelben nach der Taxe des Hofjuweliers Reclam angenommen hatte, während die Juweliere, durch welche Ephraim die Diamanten nachträglich abſchätzen ließ, Leute waren, welche von dieſem reichen Hebräer völlig abhingen. Voltaire verfuhr jetzt völlig gewaltthätig. Er ließ den Hirſch auf

das Zimmer eines ihm befreundeten hohen Militairs kommen, mißhandelte ihn thätlich, behielt andere Pretiosen, die er sich von ihm zur Ansicht hatte bringen lassen, als Entschädigung wegen jener angeblichen Uebervortheilung eigenmächtig zurück, und erwirkte gegen den armen Juden, als dieser mit einer Klage drohte, sogar durch seinen Einfluß einen Verhaftsbefehl, der den Vater des Verhafteten so erschreckte, daß ein Schlagfluß dessen Tod herbeiführte: kurz Voltaire verfuhr in Berlin ganz nach der Manier, in welcher damals bei ihm zu Hause übermüthige Seigneurs mit Niedriggeborenen umzuspringen pflegten. Zugleich war er Taktiker genug, sich auch öffentlich den Vortheil des Angreifers zu sichern. Er reichte eine Klage ein, in welcher er das ganze Sachverhältniß auf den Kopf stellte. Er leugnete das ganze Geschäft, soweit es die Steuerscheine betraf, ab, und beging zu dem Ende sogar eine Fälschung an einer Handschrift. Ja, er erbot sich sogar, in einer Eingabe an das Gericht, zu beschwören, daß diese Fälschung keine solche sei! Das Gericht, welches von dem Gegentheile überzeugt war, ließ ihn nun zwar nicht zur Ableistung des Eides zu und bewahrte ihn dadurch vor dem körperlich vollzogenen Meineide, ja, es verurtheilte sogar den Gegner Voltaire's um eines formalen Vergehens wegen zu einer kleinen Geldstrafe; allein damit war die Sache noch keineswegs zu Ende. Denn der so aufs Aeußerste gebrachte Jude trat jetzt mit der Behauptung vor: Herr von Voltaire habe sich sogar eine betrügerische Austauschung der ihm übergebenen Juwelen zu Schulden kommen lassen, und erbot sich dafür den Beweis zu liefern. Dies letztere ward ihm vom Gerichte bewilligt. Aber der Dichter der Henriade hielt es für räthlich, diesen Beweis nicht abzuwarten und beeilte sich, dem Juden einen Vergleich anzubieten, durch welchen der Letztere noch einen ansehnlichen Vortheil erhielt, während Voltaire einen Verlust von tausend Thalern erlitt. Der Jude nahm den Vergleich an, da es ihm nicht um Rache, sondern um sein Geld zu thun war.

So kam Voltaire aus diesem sehr schmutzigen Handel noch mit einem blauen Auge davon. Aber die Achtung des großen Königs vor dem sittlichen Charakter des Mannes, den er als den geistreichsten Schriftsteller seines Jahrhunderts bewunderte, war für immer verscherzt. Voltaire hatte Anfangs auf die königliche Gunst getrotzt; aber er mußte nur zu bald erfahren, daß der große König in Sachen der Gerechtigkeit keinen Spaß verstand. Sobald dieser von dem Handel Kenntniß erhielt, befahl er, denselben „mit unparteiischer Strenge zu untersuchen." Den verhafteten Juden ließ er sofort auf freien Fuß stellen. An Voltaire schrieb er: „Die Sache mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen bekannt, und man hat darüber große Klage bei mir geführt." Er verbat sich sogar den Besuch des Dichters, der ihm nach Potsdam folgen wollte, mit den Worten: „Wenn Ihr Euch dem Ausbruche Eurer Leidenschaften überlaßt, und mit aller Welt Streit anfangt, so werdet Ihr mir gar kein Vergnügen machen hierher zu kommen, und Ihr könnt eben so gut in Berlin zurückbleiben." Als endlich Voltaire ihm meldete, daß er seinen Prozeß gewonnen habe, gratulirte ihm derselbe dazu (28. Febr. 1751) in einer so sarkastischen Weise, daß sie über des großen Königs Ansicht von der Sache keinen Zweifel läßt: „Weil Ihr den Prozeß gewonnen habt, so wünsche ich Euch Glück dazu. Es ist mir sehr lieb, daß diese häßliche Geschichte einmal zu Ende ist. Ich hoffe, daß Ihr keine Händel weiter haben werdet, weder mit dem alten noch mit dem neuen Testamente, denn dadurch wird immer Eure Ehre verletzt, und mit allen Euren Talenten, die Ihr als der schönste Geist Frankreichs aufzuweisen habt, bedeckt Ihr die Flecken nicht, mit deren Aufführung Ihr Euren Ruhm schändet." Aber noch deutlicher spricht gegen Voltaire die satirische Komödie, „der prozessirte Tantalus" (Tantale en procès), in welcher Friedrich der Große damals den habsüchtigen Dichter verspottete; und eine überaus humoristische Darstellung des ganzen Handels, welche derselben vorangeschickt ist, bestätigt zugleich die altcumäßige Dar-

ſtellung deſſelben in allen Punkten. Und Leſſing? Man kann ſich denken, was dieſer reinlichſte der Menſchen, deſſen ganzes Leben ſeine peinliche Ehrenhaftigkeit und uneigennützige Großmuth zumal in Geldſachen bewährt hat, empfinden mußte, als er durch das ihm übertragene Ueberſetzergeſchäft den Einblick in dieſen ſchmutzigen Handel erhielt, in welchem ſein durchdringender Scharfſinn nur zu bald das Wahre herausfand. Aber ſo adlig war dieſer herrliche Menſch, daß er in keinem ſeiner Briefe — ſelbſt nicht, als Voltaire's Kleinlichkeit, wie wir bald ſehen werden, ihm und ſeinem Freunde Richier durch einen gemeinen Verdacht eine ſehr empfindliche Kränkung bereitete — jemals ſeine gewonnene Kenntniß von Voltaire's bewieſener Schwäche wider denſelben benutzte. Sein feines Gefühl hielt ſich gebunden, weil er durch Voltaire ſelbſt, wenn auch gegen deſſen Abſicht, ſolche Kunde erlangt hatte. Sogar die Epigramme, die er auf den Prozeß gemacht und im Freundeskreiſe mündlich mitgetheilt hatte, gab er zum Theil erſt ſpäter und ohne Namenbezeichnung heraus. Sie bezeugen deutlich, wie er über Voltaire's Stellung in jenem Handel dachte. Die Habſucht deſſelben kennzeichnete er durch das witzige Epigramm „Der geizige Dichter“:

„Ihr fragt, warum Semir ein reicher Geizhals iſt?
Semir? der Dichter? Er, den Welt und Nachwelt lieſt? —
Weil nach des Schickſals argem Schluß
Ein jeder Dichter — darben muß.“

Nach Leſſing's Tode fand ſich unter ſeinen Papieren ein Blatt, auf welchem es bei Gelegenheit einer Fabel des lateiniſchen Fabeldichters Phädrus hieß: „Die eigentliche Moral iſt dieſe, daß es eine ſehr kitzliche Sache iſt, eine Streitigkeit zu ſchlichten, wo beide Theile als Betrüger bekannt ſind. So hätte man z. B. bei dem Prozeſſe, welchen Voltaire und der Jude Hirſch vor einigen Jahren hier hatten, ſehr wohl zu dem Juden ſagen können:

Tu non videris perdidisse quod petis![1])

[1]) „Du ſorderſt ſcheint es, was Du nicht verloren haſt!“

und zu Voltaire:

Te credo surripuisse, quod pulchre negas!" [1])

Aber noch vernichtender iſt Leſſing's Verdikt ausgeſprochen, in dem ebenfalls erſt ſpäter veröffentlichten Epigramme (Werke I. S. 32 u. 33), an deſſen Schluß der Grund, weshalb es dem „ſchlaueſten Hebräer von Berlin" nicht gelungen ſei, „von Frankreichs Witzigen den Witzigſten zu ſchnellen", mit den Worten gegeben wird:

Und kurz und gut, den Grund zu faſſen,
Warum die Liſt
Dem Juden nicht gelungen iſt,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr B** war ein größrer Schelm als er.

Und mit eben dieſem Manne ſollte nun der junge deutſche Schriftſteller in eine Verwickelung gerathen, die durch Voltaire's Leidenſchaftlichkeit und kleinlichen Verdacht ſeinem eigenen ſittlichen Charakter einen ſchweren Makel anzuhängen drohte.

Voltaire hatte nach Beilegung ſeines Prozeſſes Berlin im Frühlinge des Jahres 1751 verlaſſen und ſich mit ſeinem Secretair Richier nach Potsdam begeben, wo er ſein Siècle de Louis XIV. vollendete. Als ſie im December nach Berlin zurückkamen, bewog Leſſing ſeinen Freund Richier, ihm den erſten Theil des noch nicht ausgegebenen Werkes auf einige Tage unter dem Siegel des Geheimniſſes zur Lektüre anzuvertrauen. Ein unglücklicher Zufall, den Leſſing's Gutmüthigkeit und die Indiscretion eines ſeiner Freunde herbeiführte, war Schuld, daß Voltaire die Sache erfuhr. Der Philoſoph, außer ſich darüber, daß irgend Jemand ſein neues Werk geſehen, ehe daſſelbe noch in die Hände der Mitglieder des Königlichen Hauſes übergeben worden war, und zugleich dem ärgſten Verdachte Raum gebend, ließ ſogleich ſeinen Secretair rufen.

[1]) „Du, glaub ich, haſt geſtohlen, was Du liſtig leugneſt."

Dieſer geſtand den Hergang der Sache und ſeinen begangenen Fehler, den er mit ſeiner Freundſchaft für Leſſing zu entſchuldigen verſuchte, und eilte zu dieſem, um ihm das geliehene Exemplar abzufordern. Unglücklicherweiſe hatte aber Leſſing, der von alledem nichts ahnte, ſchon Berlin verlaſſen und, was noch übler war, im Drange der Abreiſe das entliehene Buch mitgenommen. Jetzt brach Voltaire's Zorn los. Er überhäufte Richier mit den niedrigſten Schmähungen, beſchuldigte ihn, das Werk entwendet zu haben, um es durch Leſſing überſetzen oder gar nachdrucken zu laſſen, zwang ihn, auf der Stelle einen beleidigenden Brief, deſſen Worte er ihm dictirte, an ſeinen Freund zu ſchreiben, in welchem er demſelben das mitgenommene Buch abforderte, und jagte dann den unglücklichen jungen Mann mit Schimpf und Schande aus ſeinem Dienſte. Dieſer Brief iſt nicht mehr vorhanden, wohl aber Leſſing's Antwort an Richier, mit welcher er die Zurückſendung der entliehenen Bogen begleitete. Sie war franzöſiſch geſchrieben, weil Leſſing, der den Zuſammenhang ſogleich ahnte, die Abſicht hatte, daß auch Voltaire ſie leſen ſolle. Dies geſchah in der That, und Voltaire fand nicht einmal für gut, den Brief, der in ſeine Hände gelangt war, ſeinem verabſchiedeten Secretair mitzutheilen, welcher erſt zweiunddreißig Jahre ſpäter, nach Leſſing's Tode, durch deſſen Bruder Karl, der den Entwurf des Briefes unter den Papieren des Verſtorbenen fand, von demſelben Kunde erhielt. Er iſt zu charakteriſtiſch für beide Theile, als daß ich ihn nicht mittheilen ſollte:

Vous me croyez donc capable, Monsieur, d'un tour des plus traitres? et je Vous parais assez méprisable, pour me traiter comme un voleur, qui est hors d'atteinte? On ne lui parle raison, que parceque la force n'est pas de mise.

Voila l'exemplaire, dont il s'agit. Je n'ai jamais eu le dessein de le garder. Je Vous l'aurois même renvoyé sans Votre lettre, qui est la plus singulière du monde. Vous m'y donnez des vues, que je n'ai pas. Vous Vous imaginez, que

je m'étais mis à traduire un livre, dont Mr. Henning a annoncé, il y a long tems, la traduction, comme étant déjà sous presse. Sachez, mon ami, qu'en fait des occupations litéraires, je n'aime pas à me rencontrer avec qui que ce soit. Au reste, j'ai la folle envie de bien traduire, et pour bien traduire Mr. de Voltaire, je sais, qu'il se faudroit donner au Diable. C'est ce que je ne veux pas faire. — — C'est un bon mot que je viens de dire: trouvez-le admirable, je Vous prie; il n'est pas de moi. ## Mais au fait. Vous Vous attendez à des excuses, et les voilà. J'ai pris sans Votre permission avec moi, ce que Vous ne m'aviez prêté qu'en cachette. J'ai abusé de Votre confiance; j'en tombe d'accord. Mais est-ce ma faute, si contre ma curiosité ma bonne foi n'est pas la plus forte? En partant de Berlin, j'avois encore à lire quatre feuilles. Mettez Vous à ma place, avant que de prononcer contre moi. Mr. de Voltaire pourquoi n'est-il pas un Limiers ou un autre compilateur, les ouvrages desquels on peut finir partout, parceque ils nous ennuyent partout? Vous dites dans Votre lettre: Mr. de Voltaire ne manquera pas de reconnaître ce service, qu'il attend de Votre probité. Par ma foi voilà autant pour le brodeur. Ce service est si mince, et je m'en glorifierai si peu, que Mr. de Voltaire sera assez reconnaissant, s'il veut bien avoir la bonté de l'oublier. Il Vous a fait beaucoup de reproches, que Vous ne meritez pas? J'en suis au désespoir; dites lui donc que nous sommes amis, et que ce n'est qu'un excès d'amitié, qui Vous a fait faire cette faute, si c'en est une de Votre part. Voilà assez pour gagner les pardons d'un philosophe. Je suis etc.

Da aber dieſe Antwort Leſſing's nicht gleich am erſten Poſttage eintraf, ſo ließ ſich der leidenſchaftliche Dichter der Henriade dazu herbei, ſelbſt an Leſſing einen zweiten eigenhändigen Brief zu ſchreiben, der ihm noch weniger Ehre als der erſte macht; denn

obſchon er von Richiers Unſchuld überzeugt und gewiß ſein mußte, daß ſein Buch nicht entwendet und daß es ebenſo wenig Leſſing's Abſicht war, daſſelbe zu überſetzen, ſo ſtellte er ſich doch, als glaube er das Erſtere und beſorge das Letztere, um den Großmüthigen, Freiſinnigen und Duldſamen zu ſpielen, und während er dem jungen deutſchen Literaten mit ausgeſuchter Höflichkeit und Achtung begegnet, vergißt er doch nicht, ihn mit ſeinem Kammerherrnſchlüſſel und mit der Hand der Gerechtigkeit zu bedrohen. Dieſer Brief, der ſelbſt in der Adreſſe die kleinliche Angſt des franzöſiſchen Philoſophen charakteriſirt[1]), lautete wie folgt:

On Vous a déjà écrit, Monsieur, pour Vous prier de rendre l'exemplaire qu'on m'a dérobé, et qu'on a remis entre Vos mains. Je sais, qu'il ne pouvoit être confié à un homme moins capable d'en abuser, et plus capable de le bien traduire. Mais comme j'ai depuis corrigé beaucoup cet ouvrage, et que j'y ai fait insérer plus de quarante cartons, Vous me feriez un tort considérable de le traduire dans l'état, où Vous l'avez. Vous m'en feriez un beaucoup plus grand encore, de souffrir, qu'on imprimât le livre en français. Vous ruineriez Mr. de Francheville, qui est un très honête homme, et qui est l'éditeur de cet ouvrage. Vous sentez, qu'il seroit obligé de porter ses plaintes au public et aux magistrats de Saxe. Rien ne pourroit Vous nuire d'avantage et Vous fermer irrévocablement le chemin de la fortune. Je serais trés affligé, si la moindre négligence de Votre part dans cette affaire mettoit Mr. de Francheville dans la cruelle nécessité, de rendre

---

[1]) Sie lautet:

à Monsieur

Monsieur Lessing, Candidat en Médicine à Vittenberg.

et s'il n'est pas à Vittenberg, renvoyez à Leipzig pour être rémis à son père, ministre du St. Evangile, à deux miles de Leipsig, qui saura sa demeure.

ses plaintes publiques. Je Vous prie donc, Monsieur, de me renvoyer l'exemplaire, qu'on Vous a déjà redemandé en mon nom. C'est un vol, qu'on m'a fait. Vous avez trop de probité, pour ne pas reparer le tort, que j'essuie. Je serois très satisfait, que non seulement Vous traduisiez le livre en Allemand, mais que Vous le fassiez paroître en Italien, ainsi que Vous l'avez dit au précepteur des enfans de Mr. de Schulenbourg. Je Vous renverrai l'ouvrage entier, avec tous les cartons et tous les renseignements nécessaires, et je recompenserai avec plaisir la bonne foi, avec laquelle Vous m'aurez rendu ce que je Vous redemande. On sait malheureusement dans Berlin, que c'est mon sécrétaire Richier, qui a fait ce vol. Je ferai ce que je pourrai, pour ne pas perdre le coupable; et je lui pardonnerai même, en faveur de la restitution, que j'attends de Vous. Ayez la bonté de me faire tenir le paquet par les chariots de poste, et comptez sur ma reconnaissance, étant entièrement à Vous

Voltaire
Chambellan du Roi.

Dieſer Brief, in welchem Leſſing ſeinen unſchuldigen Freund als einen gemeinen Dieb, und ſich ſelbſt, trotz aller eingeſtreuten Schmeicheleien als deſſen Betrugsgenoſſen behandelt ſah, empörte ihn dergeſtalt, daß er jetzt alle Rückſichten von ſich warf, und dem geprieſenen Vertheidiger der Unſchuld in den ſtärkſten Ausdrücken ſein unwürdiges Betragen in einem lateiniſch geſchriebenen, für uns leider verloren gegangenen Briefe vorhielt, von dem er ſelbſt ſpäter gegen Richier äußerte: „Voltaire werde dieſen Brief ſchwerlich an das Fenſter geſteckt haben".

Einen Charakter von Leſſing's peinlicher Ehrenhaftigkeit mußte dieſer ganze Vorfall, wenn er denſelben auch durch eine kleine Fahrläſſigkeit ſelbſt herbeigeführt hatte, äußerſt widerwärtig berühren. Sein Ruf war durch denſelben angetaſtet worden, da man die Sache im

Publikum sehr verschieden erzählte, ja sogar verbreitete, er habe Berlin aus Furcht vor Voltaire's Unwillen verlassen. Sein Freund Mylius schrieb ihm nach Wittenberg: „Ihre Sache mit Voltaire hat hier viel Aufsehen gemacht. Sie sind nach Ihrer Abreise bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Hiersein waren". Selbst Friedrich der Große scheint davon zu Lessing's Ungunsten Notiz genommen zu haben, und wir werden späterhin sehen, daß dieser Umstand mit dazu beitrug, die Bemühungen Lessing's, in Berlin festen Fuß zu gewinnen, fehl schlagen zu lassen. Aber auch für Lessing's späteres Verhalten gegen Voltaire ist es nicht ohne Bedeutung, daß der große Gegner Voltaire's, der dem hochmüthigen Franzosen den gemachten Lorbeerkranz des poetischen Heldenthums so unbarmherzig vor den Augen der erstaunten Welt zerpflücken sollte, seine erste und letzte persönliche Begegnung mit dem gefeierten Dichter in solcher Weise gehabt, und durch sie den „eignen Ekel" vor dem sittlichen Charakter des großen Schriftstellers gefaßt hat, vor dessen Geiste damals ein ganzes Jahrhundert, einen Friedrich den Großen an der Spitze, huldigend das Knie beugte. Jugendeindrücke wie die, welche hier Lessing empfangen hatte, vergessen sich nicht so leicht; und die fast grausam übermüthige Behandlung, in welcher Lessing's zermalmender Witz zwölf Jahre später mit dem Abgotte des achtzehnten Jahrhunderts sein Spiel trieb — dieser Lessing'sche Witz, der nach Heine's Ausdruck „mit der Maus spielt, ehe er sie würgt" — sie wurde keineswegs allein, wie Gervinus meint, durch Voltaire's poetischen und kritischen Dünkel hervorgerufen. Vielmehr wurzelte die Abneigung, welche der Kritik Lessing's jene Schärfe des Hohnes gegen den Schriftsteller beimischte, in seinem früh gefaßten Widerwillen gegen den niedrigen Charakter des Menschen, von welchem er selbst sich zu überzeugen, und unter dessen Folgen er selbst in seiner Jugend bitter zu leiden gehabt hatte.

Für Lessing's Freund Richier schlug übrigens das durch Voltaire über ihn gebrachte Unglück zum Glück aus. Prinz Heinrich

von Preußen nahm ihn in seine Dienste, in denen er als Bibliothekar und Ordensrath Lessing mehrere Jahre überlebte. Wir finden ihn noch 1768 in engem, persönlichen Verkehr mit Lessing's intimsten Berliner Freunden, Nicolai und Mendelssohn. Er war ein liebenswürdiger Mensch und so sehr Franzose, daß er trotz der üblen Behandlung, die er von Voltaire erfahren, doch mit seines Freundes Lessing späteren Angriffen auf denselben in der Hamburgischen Dramaturgie sehr übel zufrieden war [1]), wie er denn auch von dem großen Schriftsteller seiner Nation stets mit Anhänglichkeit und Achtung zu sprechen, ja selbst das von demselben erlittene Unrecht mit Voltaire's Leidenschaftlichkeit zu entschuldigen pflegte. Diesen selbst aber erreichte die Nemesis sehr bald darauf, als ihn in Frankfurt aus ähnlichem Grunde ein Schicksal traf, das er ohne allen Zweifel dem unschuldigen Lessing in noch härterem Maaße bereitet haben würde, wenn seiner tyrannischen Leidenschaft und seinem niedrigen Argwohn die Gewaltmittel eines Friedrich des Großen zur Verfügung gestanden hätten [2]).

Fünftes Kapitel.

Lessing in Wittenberg.

(Dezbr. 1751 bis Novbr. 1752.)

Lessing hatte sich bisher in Leipzig ausschließlich auf dem Gebiete der dichterischen, in Berlin auf dem Felde der ästhetisch kritischen Produktion bewegt. Dort hatte der Dramatiker, hier der

---

[1]) XIII. 139.

[2]) Man lese Varnhagen's meisterhafte Darstellung dieser Episode in dem Berliner Geneal. Kalender von 1837.

geschmackvolle Prosaiker seine Schule gemacht und in beiden Gebieten, trotz seiner Jugend, bereits alle seine deutschen Zeitgenossen übertroffen. In Wittenberg, wohin ihn das Bedürfniß ernster Studien rief, sehen wir den Dreiundzwanzigjährigen „in das innerste Heiligthum bücherwürmerischer Gelehrsamkeit" eindringen, und auf diesem Gebiete einen deutschen Gelehrten besiegen, der auf demselben damals als der erste gelten konnte.

In Wittenberg fand Lessing seinen zweiten Bruder, der dort Theologie studirte, sowie einen ehemaligen Meissener Schulgenossen F. J. Schwarz, einen jungen gelehrten Theologen, der später Professor der Theologie in Leipzig, damals eine Stellung an der Wittenberger Universitätsbibliothek bekleidete. Der erstere theilte seine Studentenwohnung mit dem Bruder, der sich noch immer in den dürftigsten Umständen befand; der andere erleichterte dem Freunde die Benutzung der Bibliothek, die Lessing mit einem solchen Eifer studirte, daß er sich wohl später zu rühmen pflegte: es sei auf derselben kein einziges Buch, das er nicht in Händen gehabt habe. Nach der aufreibenden Arbeit des schriftstellerischen Produzirens für den Tagesbedarf genoß er hier mit um so größerem Behagen die kurze Muse eines Jahres ruhiger Studien, deren Ertrag sein in Berlin stark verausgabtes Wissenskapital neu ergänzen und verstärken sollte.

Was aber die Gegenstände dieser Studien selbst betraf, die sich zwischen Gelehrtengeschichte und klassischer Philologie theilten, so begegnen wir hier wieder jener charakteristischen Eigenthümlichkeit Lessing's, zufolge deren er, dessen Sinn stets vorzugsweise auf das Leben im Ganzen gestellt war, immer auch seine Studien gern an den Ort und die Umgebungen anknüpfte, wo und unter welchen er grade lebte. So rief der Aufenthalt auf einer fast ausschließlich theologischen Universität, welche zugleich die Wiege der Reformation gewesen war, in ihm dem Sohne eines gelehrten Theologen, dem Nachkommen eines Theilnehmers an den Reformationsbewegungen des

sechszehnten Jahrhunderts gleichsam von selbst das früh gewonnene Interesse an der Geschichte der Reformation und der Reformatoren wieder wach. Dies Interesse verband sich zugleich mit seiner Neigung für die Gelehrtengeschichte, welche ihm das Studium Bayle's eingeflößt hatte. Er unterwarf das Gelehrtenlexikon von Jöcher, der damals in diesem Fache den ersten Rang in Deutschland einnahm, einer Kritik, die er zu einem selbstständigen Buche auszudehnen beabsichtigte; gab aber, obschon von demselben bereits einige Bogen gedruckt waren, seine Arbeit auf, als jener ihn bat, ihm lieber seine gesammelten Materialien zur Berichtigung und Vervollständigung seines eigenen Werks zu überlassen. Die Achtung, mit welcher der gelehrte Professor und Doctor der Theologie dabei den jungen Literaten, der ihn doch sehr scharf angegriffen hatte, behandelte, beweist uns, welchen Respekt Lessing schon damals als Gelehrter den ersten Männern der Zunft einflößte.

Die Früchte seiner Studien der Reformationsgeschichte liegen uns vor in jenen Abhandlungen, die er „Rettungen" betitelte. Danzel, der überhaupt die geistige Verwandtschaft Lessings mit Bayle in den schlagendsten Analogien nachgewiesen hat, findet mit Recht auch in diesem Titel den Grundgedanken der Bayle'schen Tendenz ausgesprochen. Diese Tendenz ist das Streben, im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit überall an die Fehler Mißverständnisse und Ungerechtigkeiten anderer verbessernd, berichtigend und vertheidigend anzuknüpfen. Es liegt in diesen „Rettungen" ein tiefer Zug edler Humanität und Gerechtigkeitsliebe, der uns die Lektüre noch heute interessant macht, obschon uns die vertheidigten Männer, wie Cochläus, Lemnius, Cardanus, nichts mehr angehen. Die großen Grundwahrheiten der Toleranz und Humanität, der Freiheit und Gerechtigkeit, und die warme Liebe, mit der der Vertheidiger das Andenken jener vergessenen Männer in Schutz nimmt gegen ungerechte Anklage, — sie sind es die noch heute zu unserm Herzen sprechen. Wer außer den Fachgelehrten kennt noch die Schrif-

ten des berühmten Mailänder Naturforschers und Mathematikers Hieronymus Cardanus, den Lessing in einer dieser „Rettungen“ gegen die Beschuldigung des Atheismus vertheidigt? Aber wen interessirt es nicht zu sehen, wie Lessing diesem außerordentlichen Manne, von dessen mit Rousseau'scher Nacktheit geschriebener Selbstbiographie er bewundernd ausruft: er wünschte, jeder große Mann müßte ein solches Werk mit derselben Aufrichtigkeit schreiben, die erste Anregung zu der Idee seines Nathan und das Grundmotiv seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ verdankt? Denn das Wesentliche der gegen Cardanus erhobenen Anklage lief darauf hinaus, daß dieser freisinnige Denker sich die Andeutung erlaubt hatte, daß neben der christlichen die andern Religionen keineswegs absolut verwerflich seien. Freilich die Kühnheit, mit welcher fünfundzwanzig Jahre später der Dichter des Nathan die Sache des Cardanus ganz zu der seinigen machte, fehlt noch dem zweiundzwanzigjährigen Jünglinge, der überdies durch Rücksichten kindlicher Pietät in der öffentlichen Aeußerung seiner freien Ansichten beschränkt war. Auch die „Rettung des Lemnius“ liest sich noch heute fast mit dem Interesse einer Novelle, obschon ohne Lessing kein Mensch mehr etwas von diesem Wittenberger Poeten und seiner ungerechten Verfolgung durch den großen Reformator wissen würde. Aber noch höher steht das Interesse, aus welchem Lessing sie schrieb: das Interesse jenes Gerechtigkeitsgefühls, das kein Bedenken trägt, einen übel Behandelten selbst gegen die größten Autoritäten in Schutz zu nehmen, das Flucht vor ungerechten Richtern für eine Pflicht der Selbsterhaltung erklärt, und an dem Beispiele eines der größten Männer, an Luthers Beispiele nachweist: „wie tief Leidenschaft und Rachsucht auch den redlichsten heiligsten Mann erniedrigen.“ Verehrung vor der Größe und Thatkraft Luther's, aber Bekämpfung des starren Lutherthums, seiner Intoleranz und päpstischen Tyranneigelüste sind der Kern dieser Schrift. Denn jede Religion und Sekte, die von der Toleranz nichts wissen wollte, war ihm ein Papstthum, und dies in-

therische Papstthum der Intoleranz fand er in dem Wittenberg seiner Zeit noch sehr stark vertreten [1]). Ein Wittenberger Professor hatte dem Papst Benedikt XIV. seine Schriften zugesendet, und dafür von dem Kardinal Staatssekretär Valenti ein schmeichelhaftes Dankschreiben erhalten. Grund genug für die Wittenberger Zeloten, darüber Zeter zu schreien und in der Schloßkirche zu predigen: „Luther's Asche müsse sich im Grabe umdrehen über den Frevel, daß ein Wittenberger Professor sich nicht entblöde, nach Rom an den Papst, die große Babylonische Hure, zu schreiben" [2]); und Grund genug für Lessing, diese lutherischen Zeloten durch das Epigramm zu verspotten:

„Er hat den Pabst gelobt, und Wir, zu Luther's Ehre,
Wir sollten ihn nicht schelten?
Den Pabst, den Pabst gelobt! Wenn's noch der Teufel wäre,
So ließen Wir es gelten!"

Lessing's Stellung zu Luther in dieser Zeit ist so bezeichnend für ihn, daß wir einen Augenblick dabei verweilen müssen. Nichts liege ihm ferner, sagt er in seinen unmittelbar nach jenen „Rettungen" geschriebenen Briefen (1753), „als einen der größten Männer, die jemals die Welt gesehen", verkleinern zu wollen. Luther, fährt er fort, steht bei mir in solcher Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendsten seiner Vollkommenheiten; sie sind sogar für mich lehrreicher, als alle diese zusammengenommen". Denn grade seine Fehler seien es, wegen deren auch diejenigen Theologen ihn loben, deren ganzem bösen Geize und Ehrgeize man es nur allzu wohl anmerke, daß sie im Grund ihres

[1]) Werke III. S. 277.
[2]) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 312—13.

Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind, sondern ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder so groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt und den geistlichen Stand dem weltlichen preisgegeben habe, da dieser doch so manche Jahrhunderte lang jenes Sklave gewesen". Diese Worte muß Goethe vor Augen gehabt haben, als er ihren Sinn in die Klagereime faßte, in denen ein Lutherischer Geistlicher spricht:

„Heiliger lieber Luther,
Du schabtest die Butter
Deinen Collegen vom Brod!
Das verzeihe Dir Gott!"

Und nicht nur das Lutherthum, auch das Christenthum selbst will er der freien vergleichenden Prüfung unterworfen wissen. „Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher, als Ueberzeugung ohne vorhergegangene Prüfung. Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eigenen Religion schon zureiche; daß es nicht nöthig sei, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen" [1]). — Bei aller Pietät gegen den Glauben seiner Jugend sind doch die Grundzüge von Lessing's späterer freier Denkweise schon in dieser Periode deutlich zu erkennen, und die Sonderung von Religion und Philosophie als zweier getrennter Gebiete, die er später in produktiver Weise vollzog, tritt schon hier auf dieser Stufe bei ihm hervor.

Neben diesen Studien und Arbeiten nahm Lessing eifriger, als es in Berlin hatte geschehen können, auch die Alten, namentlich

[1]) Werke IV. S. 53.

die römiſchen Dichter wieder vor. Das Studium des römiſchen Epigrammendichters Martial regte ihn zu eigener Produktion in dieſer Gattung der Poeſie an, und ſo entſtand hier der größte Theil ſeiner Epigramme, die keineswegs alle bloß nachahmende Umbildungen älterer Originale ſind, ſondern deren viele auch durch das ihn umgebende Leben ſelbſt hervorgerufen wurden. Eins dergleichen haben wir ſoeben kennen gelernt, und es wird uns erzählt, daß ſich damals Alles ihm in ein Sinngedicht verwandelte, ja daß er gelegentlich auch ſich ſelbſt nicht verſchonte. Daß er von perſönlichen Auslegungen, auch da wo ſie nicht begründet waren, zu leiden gehabt, können wir ihm glauben (Werke III. S. 278—79.), weil es in der Natur der Sache liegt. Gervinus denkt ſehr mit Unrecht überaus gering von Leſſing's Leiſtungen auf dieſem Felde. Danzel iſt gerechter. Er nennt Leſſing den erſten, der bei uns das Epigramm im Sinne des Witzes und der ſcharfen komiſchen Pointe behandelte. Und ſo gering Leſſing ſelbſt ſeine Epigramme anſchlug — er that das im Grunde mit allen ſeinen Arbeiten, ſobald ſie abgeſchloſſen waren — ſo iſt es doch ſehr unrichtig, neben den einzelnen Geſchmackloſigkeiten in den Witzen ſeiner Thrax und Star, wie Gervinus thut, die vortrefflichen Pointen ſo vieler andern Epigramme zu überſehen. Ich will nicht von den zahlreichen Epigrammen auf die Frauen reden, in denen das damals allerdings ſehr vernachläſſigte Geſchlecht mit ſeiner Koketterie und Sinnlichkeit, ſeiner Eitelkeit und Schlumperei meiſt ſehr ſchlecht wegkommt, und die Ehe faſt durchaus nur in dem Lichte eines komiſchen Unglücks erſcheint. Aber der Vorwurf, daß dieſe Behandlung des Geſchlechts von Seiten eines noch ſo jungen Mannes nur auf konventionelles Vorurtheil und angenommene Manier hinaus laufe, iſt doch nichts weniger als richtig, denn Leſſing ließ dieſe Epigramme ſtehen, ja er vermehrte ſie ſogar, als er ſie volle achtzehn Jahre ſpäter neu herausgab, und wenn er bei ſeinen nächſten Bekannten für einen

Weiberfeind oder Weiberverächter galt [1]), so hatte das seine guten Gründe in der damaligen fast durchgehenden Bildungslosigkeit des Geschlechts, von dem er noch 1770 an seine Eva König schrieb: „Viele Weiber sind gut, weil sie nicht wissen, wie man es machen muß, um böse zu sein". Freilich sind die Epigramme fast durchgehend satyrisch witziger Art, und wir haben in der Episode von Lessing's Zusammenstoß mit Voltaire gesehen, wie vernichtend er das Epigramm dieser Art zu handhaben wußte; doch fehlt es auch nicht ganz an solchen, wo ein schöner tiefempfundener Gedanke ohne alle satyrische Beimischung den Ausgangs- und Endpunkt bildet. Ich erinnere hier nur an das wundervolle Epigramm:

Die Wohlthaten.

„Wär auch ein böser Mensch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet schütte,
Sind beides, Bütt' und Mensch, nicht allzu morsch und alt,
Nur Deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt."

Wir werden später sehen, wie Lessing die Beschäftigung mit dieser Dichtungsform durch jene berühmte Abhandlung über das Epigramm zum Abschlusse brachte, welche Herder selbst ein Epigramm nannte.

Nächst Martial beschäftigte ihn in Wittenberg das Studium des Horaz. Die „Rettungen des Horaz", an Tendenz und Geist den früher besprochenen Rettungen ähnlich, an Geist und Tragweite der Gedanken aber denselben bedeutend überlegen, gaben seiner liebevollen Bewunderung und seinem eindringenden Verständnisse für diesen „philosophischen Dichter" Ausdruck, der, wie er sich ausdrückt, Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band zu bringen und mit der Feinheit eines Hofmannes den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzückenden Harmonien an-

[1]) Werke XIII. S. 311.

vertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen“ [1]). Die Rechtfertigung des Horaz gegen die Beschuldigungen wüster Wollust, unmännlicher Feigheit und leichtsinniger Irreligiosität giebt ihm Veranlassung, sich über die Natur des dichterischen Schaffens überhaupt auszusprechen und den wichtigen Satz aufzustellen: daß der wahre Dichter immer wesentlich mit Freiheit über dem von ihm Geschaffenen stehe, und daß grade bei Horaz diese freie Erhebung über den Ernst des Lebens nichts weniger als ein Mangel an Ernst, daß sie vielmehr nur ein bewußter Zug heiterer Selbstironie sei.

An diese Horazischen Studien aber sollte sich bald darauf ein Vorfall knüpfen, der Lessing zu einem Auftreten veranlaßte, das ihn mit einem Schlage zu dem gefürchtetsten Polemiker seiner Zeit erhob, und seinen Namen durch ganz Deutschland genannt machte.

Ein von dem Gleim'schen Kreise weit über Gebühr gepriesener und zum deutschen Horaz gestempelter Poet, der Pastor Lange zu Laublingen bei Halle, hatte eine schlechte Uebersetzung der Oden des römischen Dichters, den der eitle Mann als seine Domäne betrachtete, herausgegeben. Sie war dem großen Preußenkönige gewidmet und von ihm gnädig aufgenommen, von den Freunden des Uebersetzers, selbst von einem Hagedorn, als die erste geschmackvolle Verdeutschung des beliebten römischen Dichters reichlich gelobt worden. Nur Lessing, der doch früher als Leipziger Student den für uns völlig ungenießbaren eignen Dichtungen Lange's große Theilnahme geschenkt hatte, fand in dieser Uebersetzung, an welcher der Verfasser neun Jahre gearbeitet haben wollte, die stümperhafteste Schülerarbeit, und nahm keinen Anstand, dies Urtheil öffentlich auszusprechen und mit Beweisen zu belegen. Lange versuchte eine Vertheidigung, welche indessen nur die Folge hatte, daß Lessing sich entschloß, ihn noch härter anzufassen. Zu allem Unglück für den

[1]) Werke IV, S. 7.

armen Pastor wurde Lessing's Stimmung gegen ihn noch durch einen Zwischenfall verschärft. Durch die gutmeinende Taktlosigkeit eines Freundes von Lange, der von dem letzteren die vollständige Niederlage abzuwenden versuchte, war Lessing ohne sein Verschulden bei Lange in den Verdacht gerathen, als habe er die Absicht gehabt, sich seine Kritik von ihm abkaufen zu lassen, und Lange war unvorsichtig genug, diesen Verdacht in einem öffentlichen Blatte als eine Thatsache auszusprechen. Solche Antastung seines sittlichen Charakters konnte Lessing nicht ohne die schärfste Ahndung lassen. Schon zweimal, in dem Konflikte mit Voltaire und mit Jöcher, hatte man seinen Ruf in ähnlicher Weise, wenn auch nicht öffentlich, anzugreifen versucht. Der poetische Laublinger Pastor war der erste, der es öffentlich wagte, ihn als eine Art literarischen Freibeuters darzustellen. Lessing entschloß sich, ein Exempel zu statuiren; und die Strafe war schrecklich. Das „Vademecum für Samuel Gottlob Lange" verhalf zwar dem Namen des unglücklichen Horazübersetzers zur Unsterblichkeit, aber es vernichtete ihn als Autor in der Gegenwart vollständig.

Das Vademecum war die erste selbstständige kritische Schrift Lessing's. Sie war gerichtet gegen einen Mann, den die damalige Zeit zu ihren großen Dichtern, zu den ersten Autoritäten des ästhetischen Geschmacks und der Bildung zählte, und gegen eine Leistung desselben, die bisher Niemand anders als rühmend zu erwähnen gewagt hatte. Der Erfolg war außerordentlich. Ein Mann wie Michaelis schrieb in den Göttinger gelehrten Anzeigen: diese Schrift Lessing's, — oder wie er sich ausdrückt, „diese nachdrückliche und doch nicht ungesittete Satyre voll Gelehrsamkeit und nicht ohne Kunst" — werde bleiben, wenn Lange's Arbeit längst vergessen sein werde. Alle gelehrten Zeitschriften traten auf Lessing's Seite. Die unerbittliche Grausamkeit, der vernichtende Hohn und die souveraine Verachtung, mit welchen Lessing in dieser Schrift seinen Gegner behandelt, kommen auf Rechnung seiner gerechten

Entrüſtung über die Antaſtung ſeiner eigenen ſittlichen Würde. Ohne dieſe Aufreizung hätte er vielleicht ſeinem Gegner die zweite Züchtigung erlaſſen [1]), oder ſie doch milder geübt. Daß er ſeinen Brief an den Gegner gleich Anfangs vollkommen nach dem Muſter einer Predigt eintheilt, iſt ein vortrefflicher Zug humoriſtiſcher Ironie, und wenn er am Schluſſe ſeiner Polemik mit den Worten rekapitulirt: „Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geſchichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels beſitzen, kurz daß Sie keine von den Eigenſchaften haben, die zu einem Ueberſetzer des Horaz nothwendig erfordert werden", ſo müſſen wir hinzufügen, daß Leſſing noch mehr gethan hat, indem er mit ſeiner Kritik zugleich dem ganzen Treiben der Halle'ſchen Dichterſchule, der Lange angehörte, und deren äſthetiſches Orakel der Halliſche Profeſſor Meier war, das Urtheil ſeiner Oberflächlichkeit und Nichtigkeit ſprach [2]). Was übrigens den Titel betrifft, ſo gab ihn Leſſing ſeiner Abhandlung deßhalb, weil der hochmüthige Lange die in kleinem Duodezformate erſchienenen Schriften Leſſing's mit dieſer Bezeichnung zu belegen für gut befunden hatte.

Weder das Vademecum, noch die ſonſtigen kritiſchen Arbeiten Leſſing's aus der bisher betrachteten Periode ſeines Lebens ſind indeſſen zu jenen großartigen Leiſtungen produktiver Kritik zu zählen, welchen Leſſing ſpäter den Namen des „erſten Kritikers von Europa" verdanken ſollte. Im Ganzen ſteht er hier, wie Danzel richtig bemerkt, noch überwiegend auf dem Boden der negativen Kritik, deren Ziel und Intereſſe das formell richtige Denken iſt. „Er verſucht ſich hier gleichſam erſt in der Führung der Waffen des Witzes, des Scharfſinns und der ſchlagenden Dialektik, mit denen er dann ſpäter im Dienſte der produktiven Kritik ſelbſt ſiegreiche Genieſchlachten liefern ſollte."

---

[1]) Werke III. S. 445.
[2]) Danzel I. S. 252 ff.

Inzwiſchen ging Leſſing's Wittenberger Aufenthalt zu Ende. Er hatte bereits am 29. April 1752 durch die Doctorpromotion den Titel eines Studioſen der Medizin, den er noch in Wittenberg führte, gegen den eines Magiſters der freien Künſte vertauſcht. Länger zu verweilen und ſich zu einer akademiſchen Laufbahn vorzubereiten, fehlte es ihm ebenſowohl an Luſt und Neigung als an Geld. Er hatte zudem faſt ein ganzes Jahr lang ohne die geringſte Unterbrechung anſtrengend gearbeitet, und es war kein Wunder, daß ſein lebhaftes Naturell und ſeine Neigung zu größeren und weiteren Lebensverhältniſſen ihn nach Berlin zurückzogen. Er verließ daher gegen Ende des Jahres 1752 das triſte Wittenberg, und kehrte ohne die Abmahnungen ſeiner Eltern zu beachten in die preußiſche Hauptſtadt zurück.

Drittes Buch.

Die Periode der beginnenden Reife. — Berlin und Leipzig.
1753—1758.

Erſtes Kapitel.

Nicolai und Mendelsſohn.

Die drei nächſten Jahre, welche Leſſing in Berlin verlebte, waren für ſeine Entwickelung von folgenreicher Wichtigkeit. Er gewann im Laufe derſelben eine feſte Stellung in der literariſchen Welt, und knüpfte Verbindungen mit Männern an, die in ihrer Weiſe für das geiſtige Leben des proteſtantiſchen Nordens von Deutſchland eine hiſtoriſche Bedeutung gewannen, und deren Freundſchaft ihn auf ſeinem ganzen Lebensgange begleiten ſollte. Auch das Verhältniß zu ſeiner Familie ſtellte ſich nach und nach ins Gleiche, jemehr ſich allmälig dem Vater die Ueberzeugung aufdrang, daß der Sohn, deſſen Schriften nicht nur auf den Büchertiſchen vornehmer Damen ihren Platz, ſondern auch von Seiten hochgeachteter Univerſitätsgelehrten und Theologen, wie Michaelis, rühmende Anerkennung fanden, denn doch wohl nicht mehr als ein mißrathener angeſehen werden könne. Dazu kam, daß Leſſing's Fleiß ihm die Mittel verſchaffte, nicht nur ſich ſelbſt ohne Beläſtigung der Eltern anſtändig zu unterhalten, ſondern dieſen ſogar durch mannigfache Unterſtützung der jüngeren Brüder ſehr willkommene finanzielle Erleichterungen zu gewähren. Man begriff zwar noch immer nicht, wo es mit des Sohnes Lebensplan hinaus ſollte, aber man tolerirte allmälig deſſen Thun und Treiben, zumal da er

es an Aufmerkſamkeiten aller Art für den Vater nicht fehlen ließ, den er mit Zeitungen und Journalen, mit Büchern und literariſchen Neuigkeiten fleißig verſah, und der ſehr bald die erſten Bände der geſammelten Schriften ſeines Sohnes nicht ohne eine gewiſſe Genugthuung empfing. Die Art und Weiſe, wie er ſich durch die Vorrede, mit welcher er die Schriften ſeines inzwiſchen auf ſeiner gelehrten Reiſe zu Grunde gegangenen früheren Lebensgenoſſen Mylius begleitete [1]), von dem ſitten- und grundſatzloſen Literatenthume ſcharf abſonderte, als deſſen Repräſentant freilich jener unglückliche junge Mann in vielfacher Beziehung galt und gelten konnte, trug gleichfalls dazu bei, ſeine Ausſöhnung mit dem Vater und ſeine Stellung dem Publikum gegenüber zu befeſtigen.

Ein Literatenleben, wie Leſſing es ſeither geführt hatte, und jetzt in Berlin weiter fortführte, iſt wie der Krieg, der den Krieg ernähren muß. Leſſing iſt mit einziger Ausnahme der Breslauer Jahre ſein ganzes Leben lang nicht aus der Nothwendigkeit herausgekommen, ſich die ſpärliche Muſe zu freien Schöpfungen durch Arbeiten zu ermöglichen, bei denen die Rückſicht auf den Erwerb eine Hauptrolle ſpielte. Auch während dieſer drei Jahre in Berlin mußte ein großer Theil ſeiner Thätigkeit dieſem Zwecke gewidmet ſein. Dahin gehört die Wiederaufnahme ſeiner kritiſchen Feuilletonſchriftſtellerei für die Berliner Zeitung, die wir bereits früher beſprochen haben, ſowie ſeine Ueberſetzungen von Werken aus der franzöſiſchen, engliſchen und ſpaniſchen Literatur, bei denen er zum Theil die Sprachen erſt lernte. Dennoch aber waren ſelbſt dieſe Ueberſetzungen ohne Vergleich beſſer als Alles was damals in Deutſchland in ſolcher Art geliefert wurde, und die Auswahl, welche er traf, war niemals von gewöhnlicher Spekulation, ſondern immer von einem beſtimmten wiſſenſchaftlichen Intereſſe geleitet. Seine literariſche Thätigkeit in dieſer Zeit war ungeheuer. Neben jenen Ueberſetzungs-

[1]) Werke IV. S. 442—459.

arbeiten, welche unter andern die Geſchichte der Araber von Marigny und das Werk des Spaniers Huarte zu Tage förderten, erſchienen im Laufe dieſer drei Jahre auch die erſten ſechs Bände ſeiner geſammelten Schriften und die drei erſten Hefte der „theatraliſchen Bibliothek“, welche erſt im Jahre 1758 mit dem vierten Hefte abgeſchloſſen wurde. Daneben beſorgte er die Herausgabe der Schriften ſeines Freundes Mylius, verfaßte zuſammen mit Mendelsſohn die Schrift: „Pope ein Metaphyſiker“, welche eigentlich, wie wir weiterhin ſehen werden, eine Satyre auf die Berliner Akademie war, machte Studien zu einer Fortſetzung von Marigny's Geſchichte der Araber nach ſpaniſchen Quellen und arbeitete an einer neuen Ueberſetzung des damals berühmten Werks „die bezauberte Welt“ von dem Holländer Balthaſar Becker († 1698), dem kühnen Bekämpfer des theologiſch und juriſtiſch ſo gräuelvoll gemißbrauchten Glaubens an Hexerei und Zauberkunſt, wobei er es zugleich auf eine geſchichtliche Darſtellung aller durch dies Werk herbeigeführten Streitigkeiten abgeſehen hatte. Zu dieſem Ende hatte er alle dahin bezüglichen Schriften ſchon in Wittenberg geſammelt, und knüpfte jetzt mit ausländiſchen Gelehrten Verbindungen an, die ihn mit Beiträgen unterſtützten [1]). Auch hier war es wieder das Intereſſe der Humanität und Geiſtesbefreiung, welches ihn hauptſächlich bewegte, und das ihn auch zu dem erneuten Studium des Cardanus und der italieniſchen Freidenker Giordano Bruno und Thomas Campanella hinzog, aus deren Schriften er wichtige Auszüge nebſt eignen Bemerkungen vorbereitete. Endlich projektirte er die Gründung mehrerer Zeitſchriften, von denen indeſſen nur eine, „das Beſte aus ſchlechten Büchern“, und auch von dieſer nur ein Heft erſchien.

Trotz dieſer ausgedehnten literariſchen Thätigkeit blieb ihm dennoch Zeit übrig für den Umgang mit zahlreichen Freunden, auf

---

[1]) Werke XII. S. 30.

den Leſſing um ſo weniger verzichten mochte, je mehr ſein ganzes Weſen auf lebendigen Verkehr geſtellt und für lebhafteſte perſönliche Mittheilung im höchſten Grade begabt war. So finden wir denn in ſeinem Kreiſe den geſchickten Kupferſtecher Wilhelm Meil und den Schauſpieler Brückner, den Muſiker Kirnberger, den gelehrten jüdiſchen Arzt Dr. Gumpertz und den feinſinnigen für deutſche Literatur und Philoſophie empfänglichen und thätigen Franzoſen Prémontval. Auch mit Ramler, dem kritiſch poetiſchen Schöngeiſte, und mit Sulzer, dem philoſophiſchen Aeſthetiker des damaligen Berlin, ſehen wir ihn in Verbindung getreten, von denen jedoch der acht Jahre ältere Sulzer ſich nach außen hin den Anſchein zu geben befliſſen war, Leſſing gegenüber eine Stellung einzunehmen, wie wir ſie ſpäter Herder gegen den Jüngling Goethe beanſpruchen ſehen. Zu dieſen allen geſellte ſich ein Leipziger Univerſitätsbekannter, der „kleine Bauzner" Neumann, der ſogar eine Zeit lang mit Leſſing zuſammen wohnte; ſeines Zeichens auch ein Literat und Poet, der ein Heldengedicht Nimrod in vierundzwanzig Büchern zu Stande brachte, von dem Leſſing eine ſehr komiſche Anzeige machte;[1]) übrigens ein gutmüthig heiterer Menſch, der weniger ſelbſt Witz hatte, als er geeignet war, andere witzig zu machen, und der es nicht übel nahm, wenn ihn Leſſing einmal, als er eine Schrift über Verſtand und Glück geſchrieben hatte, mit den Worten begrüßte: „Menſch, wie haſt Du Dich unterfangen mögen über zwei Dinge zu ſchreiben, die Du nie gehabt haſt!"

Wichtiger aber war die Verbindung, in welche Leſſing mit Nicolai und Mendelsſohn trat.

Friedrich Nicolai, ein geborener Berliner, war als Leſſing von Wittenberg nach Berlin zurückkehrte, erſt zwanzig Jahre alt, Mendelsſohn mit Leſſing gleichaltrig. Nicolai hatte den Buchhandel gelernt und dabei als ein junger ſtrebſamer Mann ſich durch Lek-

[1]) Werke III. 250 u. 251.

türe und Selbſtſtudium eine ungewöhnliche autodidaktiſche Bildung erworben. Schon als Neunzehnjähriger hatte er in einer anonym herausgegebenen Schrift Gottſched erfolgreich angegriffen, in welcher er den engliſchen Dichter Milton gegen die Beſchuldigung des Plagiats mit Hülfe einer engliſchen Schrift über denſelben Gegenſtand vertheidigte. Noch mehr Aufſehen erregten die gleichfalls anonym von ihm herausgegebenen „Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland," in welchen er die Einſeitigkeiten der beiden großen ſich befehdenden Literaturparteien Gottſcheds und der Schweizer aufzuzeigen ſuchte und auf die Nothwendigkeit einer ſtrengen prinzipiellen Kritik für das Gedeihen der deutſchen poetiſchen Production hinwies. Leſſing, der dieſe Briefe noch während des Druckes las, fühlte ſich um ſo mehr zu dem Verfaſſer hingezogen, als es ihm nicht entgehen konnte, daß er hier einen Autor vor ſich habe, den er wohl mit Fug als ſeinen Schüler anſehen konnte. Nicolai hatte ſich in der That weſentlich an Leſſing's kritiſchen Aufſätzen und Briefen geſchult, und ſelbſt Styl und Manier deſſelben dergeſtalt ſich zum Muſter genommen, daß manche Literaten, wie z. B. Sulzer, anfangs ſogar jene Nicolai'ſche Schrift für ein Werk Leſſing's hielten, wie denn ſelbſt noch Lachmann einen Aufſatz Nicolai's „über die Engliſche Schaubühne" unter Leſſing's Werke aufgenommen hat.[1]) Noch direkter war Leſſing's Einwirkung auf den zweiten Freund, den er während dieſes erneuten Aufenthalts in Berlin gewann und mit dem er, mehr noch als mit Nicolai, bis an ſein Ende in der engſten Verbindung blieb, auf Moſes Mendelsſohn, den er zuerſt in die Literatur einführte. Mendelsſohn, der Sohn eines armen jüdiſchen Schulmeiſters in Deſſau, war als junger Menſch von ſechzehn Jahren nach Berlin gekommen, wo er in großer Dürftigkeit unter unglaublichen Entbehrungen und Hinderniſſen aller Art ſich philoſophiſchen

[1]) Werke IV. 308 ff. Danzel I. S. 281.

und mathematischen Studien hingegeben und daneben sich nicht nur Kenntniß der lateinischen Sprache, sondern auch der deutschen Literatur und Sprache erworben hatte. Er war damals Faktor in dem Handlungshause eines reichen jüdischen Seidenfabrikanten, bei dem er früher Hauslehrer gewesen war. Ein Freund Lessing's, der zuvor genannte Dr. Gumpertz, ein Mann von vielseitiger Bildung, später Secretair bei dem Marquis d'Argens, benutzte Lessing's Neigung für das Schachspiel, um dem schüchternen Mendelssohn, der ein vorzüglicher Schachspieler war, die Bekanntschaft mit Lessing zu verschaffen, der sehr bald in ihm den vorzüglich begabten Menschen entdeckte. Lessing ließ einen Brief Mendelssohns, in welchem dieser seine Nation gegen eine Bemerkung von Michaelis in dessen Rezension von Lessing's Schauspiel „die Juden" in Schutz genommen hatte, in seiner theatralischen Bibliothek abdrucken und schickte das Heft an Michaelis mit einem Briefe, in welchem er eine höchst ehrenvolle Charakteristik von dem Verfasser gab, in dem er nichts Geringeres, als einen zweiten Spineza aber ohne dessen Irrthümer zu erblicken glaubte.[1]) Ebenso ließ er ohne Mendelssohn's Wissen dessen Erstlingsschrift, die „Philosophischen Briefe" drucken, und wie groß auf dieselben nach Form und Inhalt Lessing's Einwirkung gewesen sein muß, sieht man am besten daraus, daß selbst ein so feiner Kritiker und Verehrer Lessing's wie Michaelis diese Briefe, welche anonym erschienen waren, für eine Arbeit Lessing's halten konnte.

Durch Lessing wurde Mendelssohn später mit Nicolai bekannt, und bald gestaltete sich zwischen den drei jungen Männern, die damals obenein dicht bei einander wohnten, ein enger Zusammenhang. Mendelssohn pflegte Lessing in seiner Wohnung am Nikolaikirchhofe früh Morgens, ehe er in sein Geschäft ging, von 7—9 Uhr regelmäßig zu besuchen und philosophische und literarische Gegen-

[1]) Werke XII. S. 27.

ſtände mit ihm durchzuſprechen. Beſonders war es das Intereſſe an der engliſchen Literatur, in welcher die Bildung Mendelsſohn's wie Nicolai's vorzugsweiſe wurzelte, welches Leſſing mit beiden verband und bald zu gemeinſamer Thätigkeit veranlaßte. Er ſchrieb mit Mendelsſohn zuſammen die Schrift „Pope ein Metaphyſiker," durch welche eigentlich eine ungereimte Preisaufgabe der Berliner Akademie blamirt wurde, die einen Dichter für einen ſyſtematiſchen Philoſophen gehalten hatte. Wenn dieſe Schrift auch nicht das Aufſehen erregte, welches die Verfaſſer ſich davon verſprachen, ſo empfand doch die Akademie den Stich ſehr wohl, und Leſſing begann jetzt auch in der höheren Berliner Gelehrtenwelt ein mit Furcht vermiſchtes Aufſehen zu erregen. Beauſobre nannte ihn in einem Briefe an Gottſched einen ecrivain mordant, dem man „einige Lehren" geben müſſe, und ein anderer Akademiker, Sulzer, ſprach ſeinen Unmuth gleichfalls in vertrauten Briefen gegen Freunde aus. Er ſchrieb an Bodmer: „Leſſing iſt ein Miſchmaſch von Gutem und Schlechten und noch vor dem Scheidewege. Er kann ganz gut oder auch ſchlecht werden. In ſeinen Reden iſt er viel beſſer als in ſeinen Schriften, und er ſcheint mir viel Verſtand zu haben. Aber er hat auch noch viel Jugend, und eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrter arbeiten, ihn ſchlecht zu machen. Ich kann ihm nicht beikommen, denn es ſcheint, als ob er ſich fürchte, ich möchte ungleicher Meinung mit ihm ſein, wenn er ſich etwas einließe." — Leſſing und ſich fürchten! Man erſtaunt, wenn man dieſe Aeußerungen akademiſchen Vollbluthochmuths lieſt, die offenbar verächtlich herabſehen auf Leſſing's Verkehr mit Schauſpielern, Juden und unſtudirten Literaten wie Brückner, Mendelsſohn und Nicolai, lauter Leute die der damalige Pedantismus des zünftigen Gelehrtenthums noch ungleich tiefer unter ſich achtete als der heutige, und die eben deshalb Leſſing gerade vorzugsweiſe gern zu ſeinem näheren Umgang wählte. Leſſing erſcheint ferner in Sulzer's Augen, wie wir ſehen, bereits als das Haupt einer eigenen Schule, einer

Berliner Literaturpartei; und allerdings wäre ihm nichts leichter gewesen, als sich zu einem solchen Parteihaupte zu machen, hätte nicht sein freier selbstständiger Geist, dem alles Cliquen- und Sektenwesen lebenslang zuwider war, ihn davor bewahrt. Vielmehr regte ihn die Wirkung auf andere, zu der er jetzt durchgedrungen war, nur dazu an, sich ebensowohl in Gemeinschaft mit, als im Gegensatze zu ihnen nur desto freier fortzubilden.[1])

Die Zeit dieses zweiten Berliner Aufenthalts war überhaupt eine glückliche und fröhliche Zeit in Lessing's Leben. Die ersten bedeutenden Erfolge seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die Anerkennung der besten Zeitgenossen, die Freundschaft und der persönliche Verkehr mit jungen strebenden Männern und geistreichen Frauen[2]) und die geistige Anregung, welche aus demselben hervorging, verbunden mit dem ersten frischen Frühlingshauche, der das geistige Leben der Nation und ihre Literatur zu durchwehen begann, — dies Alles vereinigte sich mit Jugend und Jugendmuth, mit dem Gefühle der Kraft und Gesundheit und mit dem freudigen Bewußtsein, für seinen Lebensgang den richtigen Weg trotz aller Hinderungen verfolgt und eine Zukunft von grenzenlosem Horizonte vor sich zu haben. Von dieser glücklichen Stimmung giebt auch der Plan eines burlesken Heldengedichts Zeugniß, den Lessing mit Nicolai entwarf, dem er die Ausführung in Knittelversen überließ. Es war eine Satyre gegen Gottsched und dessen Verfolgung der Klopstockschen Poesie. Gottsched war als ein literarischer Don Quixote dargestellt, der als fahrender Ritter mit seinem Leibpoeten und Schützlinge Schönaich als Schildknappen Deutschland durchzog, um die Feinde der wahren Poesie, die Seraphe und Engel, welche durch Klopstock in die Welt gekommen, zu vertilgen, wobei es denn an den lächerlichsten Abenteuern nicht fehlte, die durch

---

[1]) Danzel I. 275.
[2]) Werke XII. 36.

Zeichnungen von Leſſing's Freunden Meil und Breitenbauch humoriſtiſch illuſtrirt werden ſollten. Man kann den ergötzlichen Entwurf in einer Anmerkung von Nicolai zu dem erſten Briefe von Mendelsſohn an Leſſing nachleſen.[1])

Das gemeinſame Intereſſe an der engliſchen Literatur, welches Leſſing mit ſeinen beiden Berliner Freunden verband, hatte ihn indeſſen zu einer dramatiſchen Produktion angeregt, für welche ihm das zerſtreuende Berliner Leben nicht Muße genug gewährte. Es war das bürgerliche Trauerſpiel Miß Sara Sampſon, zu deſſen Ausarbeitung er ſich mitten im Winter zu Anfang des Jahres 1755 auf acht Wochen nach Potsdam in die Einſamkeit eines Gartenhauſes zurückzog. Doch ehe wir uns zur Betrachtung dieſes wichtigſten dramatiſchen Werks aus Leſſing's Jugendperiode wenden, wollen wir zuvor auf die früheren Leſſingſchen Dramen dieſer Periode einen überſchauenden Blick werfen.

Zweites Kapitel.

Dramatiſche Jugendarbeiten.

Die ſieben Jugenddramen Leſſing's, von denen er ſelbſt jedoch zwei, die Luſtſpiele „Damon“ und „die alte Jungfer“, ſchon wenige Jahre nach ihrer Abfaſſung vollſtändig verwarf und aus der Sammlung ſeiner Schriften ausſchloß, gehören ſämmtlich ſeiner erſten Leipziger Lebensperiode, ſowie den unmittelbaren Nachwirkungen derſelben an.

Dieſe damals auf der Bühne wie von der Kritik mit größtem

[1]) Werke XIII. S. 6 u. 7.

Beifall aufgenommenen Luſtſpiele waren ſchon am Ende von Leſſing's Laufbahn veraltet und theilweiſe von der Bühne verſchwunden. Während die dramatiſchen Werke ſeiner gereiften Periode, ſeine Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weiſe, noch immer zu den Zierden unſerer Schaubühne und zu den Schätzen unſerer Literatur zählen, ſind jene Jugendarbeiten heutzutage einer völligen Vergeſſenheit anheimgefallen, aus der ſie erſt der Literaturforſcher wieder hervorgezogen hat, dem wir die wichtige Einſicht in das Verhältniß des jugendlichen Leſſing zu ſeinem Vorgänger Gottſched verdanken. Es iſt von Danzel mit überzeugender Gründlichkeit nachgewieſen worden, daß Leſſing ſelbſt über dies Verhältniß keineswegs im Klaren und weit davon entfernt war, ſich einzugeſtehen, daß die ganze dramatiſche Thätigkeit ſeiner erſten Periode auf einem Grunde und Boden ruhe, den erſt der von ihm ſo bitter und nicht immer ganz gerecht angegriffene Leipziger Altmeiſter der damaligen deutſchen Literatur eben ſo mühſam als verdienſtlich bereitet hatte.

Gottſched hatte den Muth gehabt, ſeine Reform der deutſchen Literatur aus dem Prinzipe der formalen Bildung auch auf das am meiſten verrohete Gebiet des Theaters und der dramatiſchen Dichtkunſt auszudehnen, und es war ihm gelungen, beide durch Würde des Inhalts und der Form auf eine Stufe zu erheben, auf der die Bühne als Ausdruck der Bildung und der guten Geſellſchaft jener Zeit gelten und die Theilnahme derſelben beanſpruchen durfte. Das Mittel, deſſen er ſich dazu bedient hatte, war die Verpflanzung der franzöſiſchen Kunſtform, beſonders in der von ihm ſeinem Zwecke gemäß vorzugsweiſe kultivirten Tragödie, auf deutſchen Boden. Wie Er die Tragödie, ſo hatte ſeine berühmte Frau, Victoria Gottſched, eine geborene Kulmus aus Danzig, die Komödie übernommen. Sie hatte Molière's Miſanthropen in Proſa überſetzt, den „poetiſchen Dorfjunker" von Deſtouches auf die Bühne gebracht und in drei Originalluſtſpielen ſich zum Theil

an Motive des naturaliſtiſchen Dänen Holberg[1]) angelehnt. So geiſtlos roh und proſaiſch auch dieſe Stücke der Gottſched waren, ſo ſtanden doch ihre Schüler und Nachfolger, die Mylius, Krüger, Gellert, Schlegel und wie ſie ſonſt heißen, meiſt noch weit unter ihr. Die Darſtellung der gemeinſten Wirklichkeit mit ſatiriſcher oder moraliſcher Tendenz, wo meiſt der Schmutz brutaler Schlechtigkeit das Komiſche vertritt, iſt der Inhalt dieſer Stücke, von deren Art und Weiſe die beiden von Leſſing ſelbſt ſpäter verworfenen Dramen ein ungefähres Bild geben können.

Auf ſolchem Boden erwuchſen Leſſing's erſte dramatiſchen Verſuche. Sie ſtanden äußerlich noch ganz auf dem Gottſchedſchen Standpunkte. Die Form iſt die von Gottſched eingeführte franzöſiſche, die Einheiten der Zeit und des Orts ſind ängſtlich beobachtet, die Hauptcharaktere abſtrakte Schemen ohne alle Individualiſirung oder nationale Färbung, die übrigen Perſonen ebenfalls mehr oder weniger konventionelle Typen und Masken. Selbſt die Namen derſelben, der Damon, Valer, Adraſt, Theophan u. ſ. w., ſind nach franzöſiſchem Vorgange aus dem Alterthume entlehnt, und es war ein außerordentlicher Fortſchritt, als Leſſing ſpäter zuerſt moderne Namen in das Drama einführte, ein Fortſchritt zur lebendigen Individualiſirung der ein ganz neues Prinzip vertritt.

Aber dennoch beſtand ſchon in Leſſing's erſtem Auftreten ein wichtiger Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinen Vorgängern. Bei Gottſched war das Drama nur Mittel zur Förderung eines prinzipiellen Zweckes, für Frau Gottſched nur Mittel zu moraliſcher Unterweiſung geweſen; ſie hatten, der eine ſeine Tragödie, die andere ihre Luſtſpiele, ohne inneren poetiſchen Trieb, gleichſam nur zur Vervollſtändigung der deutſchen Literatur gemacht. Leſſing aber dichtete ſeine Dramen aus innerem Drange, er dichtete ſie im unmittelbaren Zuſammenhange mit der Bühne und für die Schau-

[1]) Prutz, Holberg S. 131. 222.

spieler, von denen er seinerseits zu lernen beflissen war. Diese Jugendversuche waren erweckt worden durch sein Studium der römischen Lustspieldichter, zumal des Plautus, und der kernige Witz, der lebendige Dialog dieses Dichters waren nicht ohne Einfluß auf Lessing's dramatischen Stil geblieben, während er zugleich früh eingesehen hatte, daß die Handlung, der lebendig bewegte und wohl motivirte Verlauf der Begebenheit, welche die „Fabel" bildet, im Drama das Wesentliche sei. Nach allen diesen Seiten hin stehen diese jetzt vergessenen dramatischen Jugendarbeiten Lessing's dennoch bereits hoch über allen seinen deutschen Vorgängern und Zeitgenossen, sowie auch darin, daß er mit seinen Dramen wie mit dem „jungen Gelehrten" und dem „Freigeist" an die Wirklichkeit eigner äußerer und innerer Erlebnisse anzuknüpfen und die wichtigsten Fragen des Lebens und der Wissenschaft in sie hinein zu arbeiten suchte. Auf gleichem Boden mit jenen stand er nur dadurch, daß auch er sich der Kunstform nach ganz an die französischen Muster anschloß, und selbst wo er seine Stoffe aus der alten Lustspieldichtung oder aus dem Englischen Drama entlehnte, dieselben auf den Boden der französischen Kunstform verpflanzte.[1]) Aber schon der französische Lustspieldichter, an den er sich vorzugsweise anschloß, der naturalistische Marivaux, aus dem er gleich in seinem ersten Stücke, dem jungen Gelehrten, die stehende Figur der Lisette, des intriguanten, schnippischen und pfiffigen Kammermädchens, entlehnte, war ein Revolutionair in den Augen Gottsched's und der Gottschedianer, und Lessing, der seine Weise nachahmte, war für sie ein Herostrat gegen den Wunderbau der altklassischen französischen Komödie.

Wir haben früher gesehen, wie Lessing gleich in seinem dramatischen Erstlingswerke „der junge Gelehrte" auf Leben und Erfahrung

[1]) Dies Alles findet man entwickelt und nachgewiesen bei Danzel I. S. 130–162.

zurückging. Daſſelbe iſt der Fall mit einem zweiten Stücke, der Freigeiſt. Auch in dieſes Stück hat der jugendliche Leſſing ſein ernſteſtes Denken und Sinnen und ſeine inneren und äußeren Erlebniſſe hineingearbeitet, denn wir haben ſchon früher bemerkt, wie nahe ihn der hier bearbeitete Stoff perſönlich berührte.[1]) Die Fabel des Stücks iſt kurz dieſe. Der Freigeiſt Adraſt hält alle Geiſtlichen für Schurken und Heuchler. Er hat auch einige üble Erfahrungen mit ihnen gemacht, in welche Leſſing gewiſſe Ereigniſſe, die ſeine eigene Familie betrafen, verwebt hat.[2]) Von dieſer Anſchauungsweiſe ſoll er nun bekehrt werden, und zwar iſt es Theophan, ein junger frommgläubiger Geiſtlicher, aber zugleich ein eben ſo moraliſch ehrenhafter und duldſamer Charakter, der durch ſein Benehmen den Freigeiſt zu dem Eingeſtändniſſe bringt, daß er mit ſeiner Anſicht, die gläubige Frömmigkeit erziehe ſelbſt in den Geiſtlichen nur Heuchler und Schelme, ein ſchweres Unrecht begangen habe. Die Bedienten beider Hauptperſonen ſind jeder als die Carikatur ſeines Herrn gezeichnet. Johann, der Diener des Adraſt, iſt ein ganz gewöhnlicher Schuft, der die freigeiſteriſche Aufgeklärtheit ſeines Herrn dadurch praktiſch macht, daß er aus ihr die Lehren des gemeinſten Egoismus zieht, weder an Gott noch an den Teufel zu glauben ſich anſtellt, und doch mitten in ſeinen atheiſtiſchen Prahlereien durch einen Scherz der Liſette zum Glauben an beide zurückgebracht wird. Martin, der Bediente Theophan's, dagegen iſt ſeinerſeits eine lebendige Darſtellung der ſtupiden Verdammer im Sinne der gegen Aufklärung und Freigeiſterei fanatiſch eifernden Paſtoren. Das Ganze ſchließt mit einer Doppelheirath, und das Grundthema iſt nicht, wie Danzel meint, die Lehre von der Feindesliebe, ſondern die Ausführung des Satzes: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Mit dieſem

[1]) S. oben S. 64.

[2]) Werke I. S. 423 verglichen mit Leſſing's Leben von Karl Leſſing. I. S. 180.

Stücke hatte der junge Leſſing zugleich ein ſeinem Vater gegebenes Wort eingelöſt, und ohne Zweifel wird der wackere Paſtor primarius wenigſtens dieſe „Komödie“ nicht ohne Wohlgefallen geleſen haben. Von einigen didaktiſchen Längen abgeſehen, iſt der Dialog ſehr lebendig und die Zeichnung der beiden Bedientenfiguren in der fünften Scene des zweiten Aktes verräth eine Kraft draſtiſch witziger Charakteriſtik, um die ihn mancher heutige Luſtſpieldichter zu beneiden haben dürfte. Zugleich aber iſt dies Drama inſofern ein Vorläufer zu einem der vollendetſten dramatiſchen Werke der reifen Periode Leſſing's, als in dem Freigeiſte wie in der Minna von Barnhelm das Tüchtige und Ehrenhafte eines Standes als ſolchen im Gegenſatze zu der bisher allein üblichen Verſpottung ganzer Stände durch die Komödie, zum Gegenſtande der Behandlung gemacht erſcheint.

Während Leſſing ſo in dieſen beiden Stücken ſich dem Stoffe nach ganz auf dem Boden ſeiner Zeit und ſeiner eigenen unmittelbaren Lebenserfahrung bewegt, iſt dagegen das dritte von Leſſing allerdings in ſpäterer Zeit mehrfach umgearbeitete Stück: Der Miſogyn (Weiberfeind) ein reines Produkt der Anregung durch römiſche und griechiſche Luſtſpieldichter, verbunden mit einer epiſodiſchen Entlehnung aus dem Franzöſiſchen. Ein weiberfeindlicher Vater will ſeinen Sohn Valer nicht die ſchöne Hilaria heirathen laſſen. Dieſe verkleidet ſich als Mann und wird ſo als ihr eigener Bruder Lelio in das Haus des Weiberfeindes eingeführt, den ſie für ſich einzunehmen und ſchließlich durch Liſt dahin zu bringen weiß, daß er die Heirath geſchehen läßt. Mit dieſer Intrigue parallel läuft eine zweite, vermöge deren die Tochter des Weiberfeindes Laura mit ihrem Geliebten Leander durch die Liſt eines alten Advokaten verbunden wird, der den Weiberfeind beredet, Leanders Unglück zu machen, der obenein einen Prozeß, den er mit dem Weiberfeinde hat, verloren geben will, wenn er die Hand der Tochter erhält. Eine komiſche Epiſode bildet die Verliebtheit Laura's

in den Pseudo-Lelio, die allerdings dadurch, daß sie sogar bis zum Aufgebenwollen des Verlobten führt, vielleicht das Maaß des Erlaubten überschreitet.

„Die Juden" sind ein reines Tendenzdrama, der Zweck ein durchaus moralischer: Bekämpfung des damals noch in seiner ganzen Stärke gegen das unterdrückte Volk selbst in dem Reiche Friedrichs des Großen herrschenden Vorurtheils. Nach dieser Seite hin ist das Stück, in welchem ein reicher und gebildeter Jude ein Beispiel edelmüthigster Feindesliebe giebt, der würdige Vorläufer des Nathan. Lessing, der auch bei seinen dramatischen Arbeiten vielfach sittliche Zwecke verfolgte und die Bühne zur Kanzel der Humanität zu machen strebte, hatte in Berlin Gelegenheit genug, die Verachtung zu gewahren, mit der Sitte und Gesetz das Volk verfolgten, dem zwei seiner nächsten Freunde, Mendelssohn und Gumperz, angehörten, und der letztere dürfte ihm nach Mendelssohn's Aeußerungen als Portrait für seinen Juden gedient haben. Michaelis tadelte das Stück in seiner Kritik vom ästhetischen Gesichtspunkte aus. Er fand mit Recht die Figur und die Handlungsweise des Juden nicht hinreichend motivirt, die Absichtlichkeit zu willkürlich und die Handlung zu unwahrscheinlich. Aber es war ein kühner Gedanke des Jünglings Lessing, einem Vorurtheile so öffentlich entgegenzutreten, dem selbst ein philosophischer König wie Friedrich der Große noch unterworfen war, einem Vorurtheile, dessen über das ganze Volk ausgesprochenes Verdammungsurtheil selbst bei den Aufgeklärtesten und Besten damals kaum den Glauben an irgend eine Ausnahme, an die Möglichkeit, daß ein Jude überhaupt ein achtungswerther Mensch sein könne, zu gestatten schien. Der richtige Christ wurde damals noch gerade so an seinem Hasse gegen die Juden erkannt, wie der richtige Protestant durch seine Polemik gegen die Katholiken. Noch zwanzig Jahre nach Lessing's „Juden" scheute ein Schlözer sich nicht, den Juden eine ganz besondere Neigung und Anlage zum Straßenraub öffentlich vorzuwerfen. Man muß die damalige

Gesetzgebung und den aus ihr hervorgehenden Zustand der Juden selbst unter der Herrschaft des aufgeklärtesten Königs seiner Zeit kennen, um es zu begreifen, was edle, nach Bildung strebende Mitglieder dieses Volks, wie Lessing's Freunde, Mendelssohn und Gumperz, bei den Ausstellungen empfanden, welche selbst ein Michaelis gegen das Lessingsche Stück erhob. Die hierüber von Lessing selbst gemachten Mittheilungen [1]) sind von kulturgeschichtlichem Interesse, wie das Lessingsche Drama selbst, das die erste in Deutschland für dieses Volk erhobene Stimme war, das damals selbst in Preußen und Berlin noch der ersten Menschenrechte entbehrte, dessen Ehen und Kindererzeugung nicht minder wie sein Broderwerb den strengsten Beschränkungen grausamer Gesetze unterlagen, welche selbst den „Schutz" nur auf ein einziges Kind zu übertragen gestatteten, und den herabgewürdigten Juden zwangen, an jedem Stadtthore, das er passirte, seinen Leib wie eine Waare zu verzollen. Lessing's Stück, so schwach es uns jetzt erscheint, übertraf dennoch nicht nur alle damaligen deutschen Dramen; es war auch zugleich eine große sittliche That im Interesse der befreienden Humanität.

Ueber den Rest der Lessingschen Jugenddramen können wir uns kürzer fassen. Die „alte Jungfer" ist eine reine Platitüde, eine Verhöhnung der bürgerlichen Närrinnen, die sich mit ihrem Gelde einem verkommenen adligen Schuldenmacher an den Hals werfen. Der „Schatz", eine Nachbildung des Plautus, lehnt sich ganz an diesen an, und ist trotz des sichtbaren Strebens dem antiken Vorbilde mehr Handlung und eine genauere psychologische Motivirung zu geben, doch ohne Frage dem Gehalte nach das unbedeutendste unter Lessing's dramatischen Erstlingsversuchen.

Die Fragmente und unvollendeten Entwürfe von Trauerspielen stehen nach Form und Inhalt ebenfalls noch ganz auf französischem Standpunkte. Nur das Trauerspiel „Henzi", das den Untergang

[1]) Werke IV, 217—224.

des Berner Patrioten Samuel Henzi behandelte, den im J. 1749 die Berner Ariſtokratie enthaupten ließ, war ein wahrhaft kühner Wurf. Denn hier wagte Leſſing ſich, wie Keiner vor ihm gethan, an einen hiſtoriſchen Stoff der unmittelbaren Gegenwart und an die großen Gegenſätze der bürgerlichen Freiheit und der privilegirten Despotie, deren Kampf vierzig Jahre ſpäter ein ſo welterſchütterndes Schauſpiel liefern ſollte. Er hielt ſich ſtreng an die geſchichtliche Wahrheit, und behielt ſelbſt die Namen der bei dem Vorgange betheiligten Perſonen bei. [1]) Trotz der Unbehülflichkeit der ſchleppenden Alexandriner und der genauen Beibehaltung der herkömmlichen Einheiten des Orts und der Zeit, verſucht doch in dieſem Fragmente, das allgemeines Aufſehen erregte, ein neuer freierer Geiſt die erſten Flügelſchläge. Es iſt dies derſelbe Geiſt, der wenige Jahrzehnde ſpäter aus den Reihen jener ehrerbietigen Schüler des deutſchfranzöſiſchen Pedantismus, deſſen Vertreter Gottſched war, die unſterblichen Begründer unſerer klaſſiſchen Nationalliteratur, Leſſing an ihrer Spitze, hervorgehen ließ. Die Einwirkung Shakſpeare's, deſſen Julius Cäſar Leſſing in dem erſten Jahre ſeines Berliner Aufenthalts (1749) durch die ſehr treue Ueberſetzung des früheren Preußiſchen Geſandten in England, v. Borck, kennen gelernt hatte [2]), iſt deutlich ſichtbar. Sie zeigt ſich auch in den Bruchſtücken und Entwürfen anderer Trauerſpiele, in dem „befreiten Rom“ und dem „Alcibiades in Perſien“, ja ſelbſt unter den Gedichten dieſer Periode iſt die kurze, mit einer ironiſchen Wendung ſchließende Charakteriſtik der wider Cäſar verſchworenen vier Republikaner [3]) Brutus, Caſſius, Decimus und Cimber auf dieſe Anregung durch Shakſpeare zurückzuführen. Dennoch war es nicht Shakſpeare und das ältere engliſche Drama, an welches Leſſing mit

[1]) Werke IV, 330—344.

[2]) Danzel: Gottſched und ſeine Zeit, S. 148, giebt Proben von dieſer in Alexandrinern verfaßten erſten Ueberſetzung des Shakſpeareſchen Werks.

[3]) Werke I, 66—67.

der letzten und bedeutendsten seiner dramatischen Jugendarbeiten, mit der Miß Sara Sampson, anknüpfte, sondern eine Erscheinung der englischen Literatur, die seinem eigenen Auftreten unmittelbar voraufgegangen war: der englische Familienroman und die bürgerliche Tragödie.

Drittes Kapitel.

Miß Sara Sampson und die bürgerliche Tragödie.

Auch Lessing's Miß Sara Sampson ist jetzt vergessen und verschollen, aber dennoch bezeichnet dies von der Bühne verschwundene und kaum noch von einem Literaturfreunde gelesene Werk einen Markstein in der Entwicklung nicht nur des Dichters selbst, sondern unsrer ganzen nationalen Literatur.

„Die englische Literatur", sagt Danzel, „ist der Stab gewesen, an welchem sich die deutsche den größten Theil des vergangenen Jahrhunderts hindurch emporgerankt hat, bis sie endlich im letzten Viertel desselben hinlänglich erstarkt war, um nicht nur allein stehen, sondern auch der bisherigen Ernährerin frische Lebenssäfte mittheilen zu können." Das neue Element, das von England her in Deutschland eindrang, verjüngend und belebend „wie ein Hauch frischer Seeluft, der durch die schwülen Gassen einer dichtbevölkerten Stadt weht", war die Aufforderung, aus der Verknöcherung der Formen und konventionellen Regeln zurückzukehren zu Natur und Freiheit.

Lessing war der Erste, der dieser Aufforderung folgte, und das erste Werk, mit dem er es that, ist seine Miß Sara Sampson.

Vergegenwärtigen wir uns den Zustand der deutschen poetischen Literatur zu der Zeit, als Lessing auftrat. Sie stand ganz unter der Herrschaft der altfranzösischen poetischen Literatur, der

Renaiſſancepoeſie, welche die romaniſchen Völker, vermöge ihrer inneren natürlichen Verwandtſchaft mit dem Geiſte der neuentdeckten antiken Literatur, zu einer Kunſt des Styles im Sinne der Antike geſchaffen hatten. In Deutſchland hingegen, wo die nationale Poeſie abgeblüht und die volksthümliche Bildung in der Gräuelzeit des dreißigjährigen Krieges zertreten war, fand ein ſolches Verhältniß nicht ſtatt. Die Literatur, welche das Jahrhundert vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis auf Leſſing's erſtes Auftreten in Deutſchland entſtehen ſah, war eine Literatur der gelehrten Bildung und gelehrten Tendenzen, die ſo wenig mit dem eigenthümlichen Geiſte des Volks und ſeiner Sprache einen Zuſammenhang hatte, daß man vielfach ſelbſt in fremden Sprachen, in der lateiniſchen und franzöſiſchen, ſchrieb und dichtete. Eben ſo verpflanzte man um dieſe Zeit die romaniſche Renaiſſancepoeſie nach Deutſchland, in welcher man die antike Poeſie, deren Werke in ganz Europa als unübertreffliche und allein nachahmungswerthe Muſter galten, ſo zu ſagen aus zweiter Hand erhielt. Aber wie ſich Eines nicht für Alle ſchickt, ſo verloren in Deutſchland dieſe Nachahmungsverſuche all den Reiz und Schwung und alle die Wärme des Lebens und der Empfindung, die ſie bei den dem antiken Kunſtgeiſte verwandten romaniſchen Nationen an ſich trugen. Die Renaiſſancepoeſie verknöcherte in Deutſchland ganz und gar zu ſtarrem geiſtloſem Formalismus. Dies tritt am augenfälligſten hervor im Drama. Gottſched hatte Bühne und Drama durch Hülfe der Renaiſſancepoeſie aus der Rohheit erhoben und der Bildung angenähert. Das war eine verdienſtliche That, aber dem Drama einen Gehalt zu geben, ging weit über ſeine Kräfte. Leſſing, der dies zuerſt verſuchte, ſtand doch, wie wir geſehen haben, mit ſeinen erſten Dramen noch durchaus auf dem Boden der franzöſiſchen Renaiſſancepoeſie und ihrer Formen und Regeln. Aber ſchon hier regt ſich in ihm der revolutionaire Drang. Er durchbricht mit ſeinem Henzi zwei weſentliche Geſetze des Kunſtſtyls der vornehmen

dramatiſchen Renaiſſancepoeſie: das Geſetz, welches für die Tragödie ferne Zeiten, und jenes andere, welches für die Helden derſelben Heroen und Fürſten verlangte, indem er einen hiſtoriſchen Vorgang der unmittelbaren Gegenwart, einen politiſchen Reformverſuch einer ſchweizeriſchen Gemeinde, und ſchlichte Bürger einer kleinen Republik in Scene ſetzte. Noch ein Schritt weiter, und der Anfang der literariſchen Revolution, durch welche er der Befreier Deutſchlands von der Invaſion der Renaiſſancepoeſie und der Begründer der freien Poeſie werden ſollte, war gemacht.

Leſſing that dieſen Schritt. Er ſchrieb ſeine Miß Sara Sampſon, die erſte bürgerliche oder vielmehr die erſte Familien-Tragödie der deutſchen Literatur. Die Anregung dazu gab ihm das Studium der engliſchen Literatur, in welcher die Styltheorie der franzöſiſchen Renaiſſancepoeſie niemals feſte Wurzel gefaßt und die Tragödie ſchon ſeit Shakſpeare ihre Stoffe ohne Unterſchied aus allen Kreiſen des Lebens entnommen hatte.[1]) Die vorzugsweiſe ſogenannte „bürgerliche Tragödie“ entſtand in England zu derſelben Zeit, wo in Frankreich das rührende oder ſogenannte „weinerliche Luſtſpiel“ aufkam, und Leſſing, der ſtets auf der Hochwacht ſtand und ſeine Augen überall hatte, ſprach ſich in ſeiner Theatral. Bibliothek über beide Neuerungen aus[2]), während er ſich bereits mit dem Entwurfe zu ſeiner Miß Sara trug. Zwei wichtige Erſcheinungen der Zeit ſind es, an welche er ſich mit dieſem Werke anlehnte: der berühmte engliſche Familienroman Clariſſa, und das Drama „der Kaufmann von London“ von Georg Lillo. In Beiden hatte ſich die Poeſie auf das Gebiet der Moral des bürgerlichen Lebens begeben und die inneren Zuſtände der Familie von ihrer ernſten und tragiſchen Seite aufgefaßt. Leſſing's ſcharfer

[1]) Vergl. Hettner, Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, I. S. 494, und die vortreffliche Darſtellung des bürgerl. Drama's in England, S. 491 ff. — Danzel I, 296 ff.

[2]) Werke IV. S. 109 ff.

Blick ſah hier plötzlich das langerſehnte Neubruchsfeld für die dramatiſche Poeſie eröffnet, und er zögerte keinen Augenblick, es anzubauen. Es iſt ein Irrthum Danzel's, wenn er Leſſing's Miß Sara Sampſon, in welcher er ein Werk ganz neuer Gattung und eine durchaus eigenthümliche Auslegung des Princips dieſer Dichtungsart ſo richtig erkennt, als eine Zuſammenſetzung aus den Grundmotiven der beiden obengenannten engliſchen Dichtungen bezeichnet. Das Stück iſt vielmehr durch und durch Original, in Fabel und Ausführung, wenn auch Namen und Sitten aus dem Engliſchen entlehnt ſind und das Ganze durchaus auf dem Boden engliſcher Zuſtände ſpielt.

Die Klippe für das bürgerliche Trauerſpiel liegt in der äußern Umſchränktheit ſeiner Perſonen durch das Geſetz, dem ſich die Leidenſchaften der Heroen, Könige und Fürſten und Aller, die auf der Menſchheit Höhen wandeln, eben vermöge ihrer äußern Stellung zu entziehen vermögen. Die Reinigung der Leidenſchaften, die ſich in der höheren Tragödie durch die eigne Natur der ſittlichen Conflicte vollzieht, das „große gewaltige Schickſal",

„welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt",

werden in den niedern Sphären bürgerlicher Zuſtände nur zu leicht hinabgezogen zu der Proſa des gemeinen Kriminalverbrechens und zu der Ausgleichung durch Galgen und Rad, wie ſie jene erſte bürgerliche Tragödie des Engländers Lillo denn auch in Wirklichkeit aufzeigt, und an die Stelle der poetiſchen Gerechtigkeit im Sinne innerlicher Löſung des tragiſchen Conflicts tritt die nackte Moraltendenz der Abſchreckungstheorie.

Das Große in Leſſing's Leiſtung war, daß er die bürgerliche Tragödie ſtofflich von dieſer Proſa des kriminaliſtiſchen Elements befreite, daß er ein neues, ihr eigenes Gebiet tragiſcher Conflicte auffand. Indem er in das Innerſte des Familienlebens, in das Tiefſte der individuellen Seelenzuſtände, Kämpfe und Verirrungen hineingriff, gewann er auch für die niederen Sphären des Men-

ſchenlebens ein Feld, wo ſich der abſolute Werth, die Freiheit, die ſouveräne Unumſchränktheit des Individuums geltend machen konnte, die der Tragödie nothwendig iſt. Dieſes Feld aber iſt die Familie. Denn nur auf dem Boden der Familie und in den Beziehungen des Herzens kann auch der bürgerlich eng umſchränkte Menſch frei, ſouverän, Held ſein.

Der Inhalt von Leſſing's Miß Sara Sampſon iſt folgender. Melleſont, ein junger reicher Wüſtling, der ein großes Vermögen im Verkehr mit vornehmen Roués und galanten Frauen durchgebracht hat, faßt zuletzt eine Leidenſchaft für die Tochter eines Baronets Sir William Sampſon, die mit Eheverſprechen und Entführung aus dem Vaterhauſe endet. Zwar liebt er ſeine Sara wirklich, aber ſeine Verbindung mit ihr durch die religiöſe Weihe, nach welcher das unglückliche Mädchen dringend verlangt, zu legitimiren, hindern ihn zwei Umſtände. Er hat ſein Vermögen durchgebracht und ſieht ſich deshalb auf eine Erbſchaft angewieſen, deren Erhebung teſtamentariſch mit einer Heirathsklauſel verknüpft iſt. Zwar thut er Schritte, dieſe Klauſel mit Aufopferung eines Theils der Erbſchaft zu beſeitigen, aber dennoch iſt es ihm auch mit der Ehe ſelbſt nicht ganz Ernſt, nicht weil er Sara nicht nach ihrem vollen Werthe liebt, ſondern weil er überhaupt durch das lange ungebundene Leben — er iſt ein Dreißiger — eine Scheu gegen den äußeren Zwang, gegen das „Soll" der Ehe hat. Aber er iſt außerdem auch anderweit gebunden. Er hat zehn Jahre lang in den Feſſeln einer jungen ſchönen, mit allen Künſten der Koketterie vertrauten Wittwe, einer Löwin des high life, gelebt, von der er ſich nur in Folge jener Leidenſchaft für Sara getrennt hat. Miſtriß Marwood iſt darüber außer ſich gerathen. Melleſont hat ſie nicht nur verlaſſen und „einer Laune" geopfert, er hat ihr ſogar die Tochter entriſſen die ſie ihm geboren, und das zehnjährige Kind in eine Penſion gebracht. Die Marwood weiß ſich wieder in den

Beſitz des Kindes zu ſetzen, und zugleich den Aufenthaltsort des ungetreuen Liebhabers auszukundſchaften, gegen den ſie allerdings in einem gewiſſen Rechte iſt, wenn ſie ältere Anſprüche geltend macht, zumal da ſie ihn auf ihre Art noch liebt, und jedenfalls ſeinen Namen als Deckmantel ihrer bürgerlichen Ehre und ſozialen Stellung nicht miſſen will. Sie reiſt ihm mit der Tochter nach, und bringt zugleich Sara's Vater auf die Spur ſeiner entflohenen Tochter. Bei der erſten Begegnung gelingt es ihr, durch die Rolle großmüthiger Aufopferung und zärtlicher Liebe, unterſtützt durch die Bitten des Kindes, einen Eindruck auf das ſchwache Herz Mellefont's zu machen, ja, ſie hat ihn faſt ſchon wieder zu ſich zurückgeführt, als bald darauf ſein Gewiſſen erwacht. Er erklärt ihr ſeinen feſten Entſchluß, ſich von ihr zu trennen, trotz ihren Medeadrohungen, die ſelbſt bis zu einem Mordverſuch gegen ihn gehen, geſtattet ihr aber endlich, da ſie ſich beſiegt und gedemüthigt ſtellt, ihrem Wunſche gemäß, wenigſtens ihre Nebenbuhlerin zu ſehen, und derſelben unter dem Namen einer ſeiner Verwandten zu nahen. Die Marwood hat darauf gerechnet, Sara durch Eröffnungen wahrer und falſcher Art von Mellefont zu trennen. Als ihr dies fehl ſchlägt, iſt ihr einziger Gedanke: Rache. Und ſo vergiftet ſie ihre in Ohnmacht gefallene Nebenbuhlerin, indem ſie deren Kammerjungfer ſtatt eines niederſchlagenden Pulvers ein Giftpulver unterſchiebt, das ſie urſprünglich für ſich ſelbſt beſtimmt hatte. Dann entflieht ſie, ihr und Mellefont's Kind zum Schutze gegen Verfolgung als eine zweite Medea mit ſich nehmend, und Mellefont, der in demſelben Augenblicke, wo der verſöhnte Vater Sara's ihn als Sohn begrüßt, die Geliebte ſterben ſieht, erſticht ſich an ihrer Leiche, ebenſowohl im Uebermaße des Schmerzes, als wie er ſehr unpaſſend hinzuſetzt: „um ſich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen.“

Wir brauchen uns bei den Fehlern und Schwächen des Stücks nicht lange aufzuhalten. Sie liegen offen zu Tage, nicht nur in

einzelnen Rohheiten der Sprache [1]), in der Breite, ja Langweiligkeit der abstrakten moralischen Reflexionen und des deklamatorisch salbungsvollen Kanzeltons, in der weinerlichen Haltung wie in der „raffinirten selbstquälerischen Casuistik" der verführten Tochter, — lauter Dinge, die an den Ton des Richardsonschen Romans erinnern, — sondern auch in gewissen Schwächen der Komposition selbst, in welcher dem Zufalle ein zu absichtlicher Spielraum der Entscheidung durch die unmotivirte Unvorsichtigkeit Mellefont's gelassen wird. Aber dies Alles wird überwogen durch ungleich größere Vorzüge und vor Allem durch die prinzipielle Bedeutung des Werks, das mit einem Schlage den Zauberbann der Renaissancetragödie zerbrach, und dem Inhalt wie der Form nach — denn Lessing's Miß Sara ist in Prosa geschrieben — einer ganz neuen Gattung der dramatischen Poesie freie Bahn eröffnete. Wenn auch die neugewonnene Freiheit noch nicht vollständig war, wenn auch diese erste deutsche Familientragödie nach Danzel's feiner Bemerkung selbst noch insofern mit dem Prinzipe der Renaissancetragödie zusammenhing, als sie nicht unser deutsches, sondern fremdes Eigne mit fremden Sitten, Zuständen und Namen, und in einer selbst noch fremde Färbung tragenden Sprache vorführte: so war doch mit dieser Dichtung Lessing's ganzer bisheriger Standpunkt vollständig überwunden, und die Möglichkeit gegeben, zehn Jahre später durch die Minna von Barnhelm auch jenen letzten Rest der Abhängigkeit von fremden Elementen abzustreifen.

Aber auch abgesehen von solcher historischen Bedeutung, war diese Dichtung nach allen Seiten hin ein großer Fortschritt, und die Bewunderung, die sie bei den Zeitgenossen erregte, wohl begründet. Zum erstenmale sah man hier in einer Tragödie, die

[1]) Dahin gehören z. B. Ausdrücke wie „Niederträchtige", „Weibsbild" (S. 30 31), deren sich Mellefont gegen Marwood bedient, und die Rohheit, mit welcher er die Mutter seines Kindes in Gegenwart des letzteren „die Schande ihres Geschlechts" nennt.

ganz ausſchließlich ſich auf dem Gebiete des einfach Menſchlichen, der Wirklichkeit des täglichen Lebens bewegte, individuelle mit feiner Menſchenbeobachtung ausgeſtattete Charaktere ſtatt abſtrakter Schemen von Tugend und Laſter, hörte man eine Sprache, die ſtatt des hohlen Stelzenpathos des Alexandriners die naturwahre Energie der wirklichen Leidenſchaft, und den Ton charaktervoller Beſtimmtheit hatte. Und wenn in Mellefont das Urbild der beliebten Goetheſchen halben Charaktere, der Clavigo, Weißlingen u. ſ. w., mit einer bewundernswürdigen Kunſt ausgeprägt erſcheint, ſo iſt der Charakter der Marwood, nach welcher das Stück eigentlich heißen ſollte, eine Geſtalt von ſolcher Großartigkeit, wie ſie auf dieſem Gebiete ſeitdem kaum je wieder erreicht worden iſt. An dieſen Charakter hätte ein Bearbeiter des Stücks, das in ſeiner urſprünglichen Geſtalt allerdings nicht mehr aufführbar iſt, anzuknüpfen, um mit geringer Mühe ein Drama von großer Wirkung auch für die heutige Bühne herzuſtellen.

Während Leſſing damit beſchäftigt war, die letzte Hand an ſeine Dichtung zu legen, befand ſich gerade die Ackermanniſche Schauſpielergeſellſchaft in Berlin, wo ſie vom 29. Mai bis zum 7. Juni Vorſtellungen auf dem Rathhauſe gab.[1]) Der Beſuch war indeſſen ſo gering, daß Ackermann, welchem Leſſing ſein Stück übergeben hatte, ſich nicht entſchließen mochte, daſſelbe in Berlin zur Aufführung zu bringen. Dieſe erfolgte daher am 10. Juli 1755 zu Frankfurt a. d. O., wohin ſich Leſſing ſelbſt begab, um ſein Werk in Scene zu ſetzen und die Proben zu leiten. Gleichzeitige Briefe von Freunden und Feinden des Dichters bezeugen die ungeheure Wirkung, welche das Stück auf die Zuſchauer übte. „Sie ſaßen", wie Ramler an Gleim ſchreibt, „vier Stunden wie Statuen und zerfloſſen in Thränen." Es iſt intereſſant, daß dieſelbe Truppe wenige Tage darauf den „Kaufmann von London" ſpielte, und

[1]) Schröder's Leben von Mayer I. S. 23.

alſo den Zuſchauern die Gelegenheit bot, das verwandte engliſche mit dem deutſchen Stücke zu vergleichen. Der ſpäter ſo berühmte Schröder, damals ein zehnjähriger Knabe, trat in der Mädchenrolle der Arabella auf.[1]) Ackermann ſpielte den Mellefont, den ſpäter Echhof übernahm, und Brückner zu einer ſeiner Lieblingsrollen machte.

So war denn mit Leſſing's Miß Sara das Vorbild aller bürgerlichen Dramen in Deutſchland gegeben und zugleich die Reihe derjenigen tragiſchen Stoffe eröffnet, die in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorzugsweiſe behandelt wurden.[2]) Wie für die deutſche dramatiſche Literatur, ſo war auch für die deutſche Schauſpielkunſt dies Werk Leſſing's das Ei des Kolumbus. Indem er die Proſa, den ſchlichten natürlichen Ausdruck für edle ernſte Vorgänge einführte und den erſten großen Erfolg des deutſchen Drama's auf das ſtärkſte Gefühl im Leben des deutſchen Volks, auf das Familien-Intereſſe gründete, wies er den Schauſpieler auf die Naturwahrheit der Empfindungen und des Ausdrucks hin, ſtellte er ihm zum erſten Male die Aufgabe, ganze Menſchen und naturwahre Charaktere darzuſtellen, „in denen die Verſchmelzung der Gegenſätze zu einem Individuum alle Feinheit der Charakteriſtik herausforderte.“[3]) So ward er auch für die deutſche Schauſpielkunſt der Befreier von den Feſſeln des Herkommens und der angelernten fremden Convention.

Der demokratiſche Zug und Drang, welcher ſich in der Erſcheinung des bürgerlichen Familiendrama's kundgiebt, entging dem ſcharfen Auge Goethe's nicht, als er das Leſſingſche Stück zu denjenigen rechnete, „welche den Werth des mittlern und des unteren Standes zur Anſchauung zu bringen dienten.“ Der dritte Stand begann Intereſſe an ſich ſelbſt zu finden, ſich und ſeine Geſchicke

---

[1]) Schröder's Leben von Mayer II. S. 140.

[2]) Gervinus V, 372.

[3]) Vgl. die vortreffliche Schilderung von Ed. Devrient in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt, Th. II. S. 125—128.

der höchſten Form poetiſcher Darſtellung werth und würdig zu achten. England, Frankreich und Deutſchland zeigen in dieſer Beziehung daſſelbe Schauſpiel, und wohl kann man ſagen, daß die literariſche Revolution gegen die Fürſten und Könige der Renaiſſancetragödie eines der Vorſpiele war, die der politiſchen Revolution gegen die Könige und Fürſten der Wirklichkeit bedeutungsvoll vorangingen.

Viertes Kapitel.

Ein Reiſeverſuch und ſeine Folgen.

Der Erfolg ſeiner Miß Sara Sampſon auf dem Theater wie in der Kritik erweckte bei Leſſing auf's Neue die Sehnſucht nach einer Verbindung mit der lebendigen Bühne, die er in Berlin ſeither ſchmerzlich entbehrt hatte.

Denn dieſe erſte Stadt Norddeutſchlands, der Königsſitz des großen Friedrich, hatte vor hundert Jahren noch kein deutſches Theater! Leſſing hat dieſen Zuſtand in einem ſeiner Literaturbriefe mit grellen Farben geſchildert [1]). Des Königs Vorliebe für das franzöſiſche Theater hielt jeden Aufſchwung deutſcher Schauſpielkunſt in ſeiner Hauptſtadt zurück. Um die Zeit von Leſſing's erſtem und zweitem Aufenthalte in Berlin herrſchte dort ein wüſtes Theatertreiben unſtät herumziehender Schauſpielerbanden in ärmlichen Buden, von deren Vorſtellungen ſich alles, was auf Bildung Anſpruch machte, fernhielt. Selbſt die Ackermann'ſche Geſellſchaft konnte im Jahr 1755 nur ſieben Vorſtellungen zu Stande bringen. Die Schöne-

[1]) Werke VI. 213-214.

mann'sche Gesellschaft, welche seit 1743 ein Generalprivilegium für Preußen besaß, hatte einen starken Rivalen an der Bande von Franz Schuch, welche von 1754 — 59 in einer Bretterbude auf dem Gensd'armenmarkt und später in dem heutigen Finanzministerium ihre rohen Stegreifkomödien und Harlekinaden spielte. So elend sie waren, wurden sie doch von Lessing fleißig besucht, der hier zuerst die Volkskomödie von Dokter Faust aufführen sah, und sogar für Madame Schuch 1754 einen Epilog dichtete (I, 209). Noch zehn Jahre später, als der Schauspieldirektor Döbbelin mit der Aufführung von Lessing's Minna von Barnhelm zuerst das Interesse der Berliner für das vaterländische Drama erregte, war das Theater in Berlin um ein Vierteljahrhundert hinter den meisten Städten Mitteldeutschlands zurück, und erst seit 1771 ward durch Koch daselbst zu einem stehenden deutschen Theater wenigstens der Grund gelegt.

Was Lessing suchte, konnte er nirgends anders finden, als an dem Orte, wo seine theatralische Neigung und sein Talent für das Drama zuerst erweckt worden war, in Leipzig, dem Mittelpunkte der deutschen Bildung und des Geschmacks der damaligen Zeit. Dort hatte seit 1751 der ihm von der Neuber'schen Gesellschaft her befreundete Schauspieler Heinrich Gottfr. Koch ein eigenes Theater gegründet, und für dasselbe den genialen Schauspieler Brückner, einen feingebildeten, mit Lessing schon in Berlin eng befreundeten Mann gewonnen. Lessing verließ daher im Herbste 1755, seiner Gewohnheit nach ohne seinen Freunden ein Wort zu sagen, Berlin, und siedelte nach Leipzig über. Die deutsche Schaubühne von Grund aus neu und selbstständig zu beleben, das Drama zum würdigen Spiegelbilde der nationalen Bildung zu erheben, schien ihm nach dem soeben errungenen Erfolge mehr als je eine Lebensaufgabe, an deren Lösung er seine beste Kraft zu setzen entschlossen war. Er trat mit der Koch'schen Bühne in die engste Verbindung, und lebte und webte ganz wie vor Jahren mit und unter den Schauspielern. Er ließ seine von Weisse verkürzte Sara auf's

Neue aufführen und half ſeinem Freunde Brückner ſelbſt die Rolle des Mellefont einſtudiren. Er las die Luſtſpiele Goldoni's, der damals ſelbſt als Theaterdichter und Dramaturg in den Städten Oberitaliens umherzog, und fühlte ſich auf's Neue zur dramatiſchen Produktion angeregt. Eins derſelben, l'Erede fortunata, eignete er ſich ſofort an, indem er es ſelbſtſtändig bearbeitete. Koch ſollte es noch vor dem Drucke aufführen. Von fünf andern entwarf er den Plan. Indeſſen das erſte Stück wurde nur bis zum Ende des zweiten Akts [1]), die andern gar nicht ausgearbeitet, da Leſſing ſich während des Drucks der „glücklichen Erbin“ mit ſeinem Leipziger Verleger überwarf und zugleich bald darauf eine Verbindung einging, welche ſeinem Leben auf mehrere Jahre hinaus eine völlig andere Wendung zu geben verſprach.

Eine Natur wie die Leſſing's, die ſo ganz auf lebendige Anſchauung und unmittelbare Erkenntniß des Lebens und der Welt geſtellt war, mußte nothwendig von der lebhafteſten Begierde erfüllt ſein, Leben und Welt in größerem Umfange kennen zu lernen als es ihm bis jetzt vergönnt geweſen war. In der That war Reiſeluſt ſein Leben lang ein hervorſtechender Zug in Leſſing's Weſen. Schon in Berlin hatte er daher nicht übel Luſt gehabt, einen Ruf an die neu errichtete Univerſität Moskau als Profeſſor der deutſchen Sprache und Beredtſamkeit anzunehmen [2]), da man in Berlin und in Deutſchland nichts für einen Mann wie er thun zu wollen ſchien. Glücklicherweiſe blieb dieſe Schmach wenigſtens Deutſchland erſpart, da ſtatt ſeiner vielmehr ſein ſpezieller Gegner, der Gottſchedianer Johann Gottfr. Reichel, der Verfaſſer der Bodmerias, nach Moskau berufen wurde.

Aber Leſſing war ſechsundzwanzig Jahre alt, er war frei und ungebunden durch ein Amt, und zu einer feſten Stellung, wie ſie

[1]) Werke II. S. 473. 477.
[2]) Werke XII. 30.

ihm genehm gewesen wäre, keine Aussicht vorhanden. Umsomehr drängte es ihn, diese Freiheit zu nützen, und er zeigte sich bereit, einen Vorschlag Sulzers anzunehmen und als Hofmeister mit einem jungen Schweizer auf Reisen zu gehn, als ihm plötzlich in Leipzig selbst ein ungleich vortheilhafterer Antrag ähnlicher Art gemacht wurde.

Ein junger reicher Leipziger Patrizier, Winkler, Besitzer des stattlichen Hauses zur Feuerkugel, suchte einen Begleiter für eine dreijährige Europäische Bildungsreise. Man schlug ihm Lessing vor, und beide Theile gingen auf den Vorschlag ein. Lessing war überglücklich. „Ich muß zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein", schrieb er an seinen geliebten Freund Mendelsohn am 8. Dezember 1755. „Sie wissen den Vorschlag, welchen mir Professor Sulzer wegen einer Reise in fremde Länder that. Aus diesem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen andern angenommen habe, der ungleich vortheilhafter für mich ist. Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so angenehm und nützlich zu machen, als ich sie mir nur selbst werde machen wollen. Es ist ein junger Winkler, ohngefähr von meinen Jahren, von einem sehr guten Charakter, ohne Eltern und Freunde, nach deren Grillen er sich richten müßte. Er ist geneigt, mir alle Einrichtung zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereiset sein."

Die Reise sollte Ostern 1756 angetreten werden, bis dahin wollte er seine sechs neuen Lustspiele beenden, und damit für's erste seine dramatische Laufbahn beschließen. „Ich muß eilen", schrieb er, „meine Kindereien vollends auszukramen; je länger ich damit warte, desto härter, fürchte ich, möchte das Urtheil werden, welches ich einmal selbst über sie fällen dürfte." Man sieht, er selbst fühlte

ſchon damals, daß dieſes Anſchließen an Goldoni gegen ſeine Miß Sara ein Rückſchritt, ein Rückfall in die alte konventionelle maskenartige Form des Luſtſpieldrama's war, für das er ſpäter mit ſeiner Minna der Reformator werden ſollte. Auch die mehrjährige Unterbrechung ſeiner angeſtrengten ſchriftſtelleriſchen Produktion war ihm erwünſcht. Es liegt ein tiefer Ernſt in den Worten, welche er in Beziehung darauf an Mendelsſohn richtete: „Sollte das Publikum mich als einen allzu fleißigen Schriftſteller ein wenig demüthigen wollen, ſollte es mir ſeinen Beifall auch deswegen mit verſagen, weil ich ihn allzu oft zu erhalten ſuchte, ſo will ich es auf der andern Seite durch das Verſprechen beſtechen: daß es von künftige Oſtern an drei ganze Jahre nichts von mir zu ſehen noch zu hören bekommen ſoll."

Bevor er jene Reiſe antrat, hatte er noch die Freude, ſeine Eltern nach achtjähriger Trennung wiederzuſehn. Er traf mit ihnen in Dresden zuſammen, wohin er auf einige Wochen gegangen war, um für ſeine Reiſe in den dortigen Kunſtſammlungen einige Vorſtudien zu machen, während ſie ſelbſt ſich dorthin begeben hatten, um einen verſöhnenden Vergleich mit einem Freibergiſchen Prediger zu ſchließen, deſſen Paſtoralklugheit ſie um eine ganz anſehnliche Erbſchaft, ihre einzige Hoffnung in ihren armen Umſtänden, gebracht hatte. Leſſing mußte mit ſeinen Eltern nach Hauſe reiſen, und die Freude über das Wiederſehen des ſtattlichen Sohnes war ſo groß, daß man den zu Gottes Ehren getroffenen magern Vergleich nicht fühlte, in welchen der würdige Paſtor primarius blos aus dem Grunde gewilligt hatte, um nicht durch die Aufdeckung der ſchmählichen Betrügerei eines verwandten Amtsbruders ein nachtheiliges Licht auf den geiſtlichen Stand zu werfen [1]). Von Kamenz ging Leſſing zurück nach Dresden, wo er Heyne, der damals noch Kopiſt auf der Brühl'ſchen Bibliothek war, kennen lernte, aber ſeinen ſpä-

[1]) Karl Leſſing I. S. 182-183.

tern großen Mitſtrebenden Winckelmann, der damals gleichfalls dort lebte, und ſich bereits zu ſeiner italieniſchen Reiſe anſchickte, nicht ſah. In Leipzig benutzte er den Verkehr mit ſeinem alten Lehrer Chriſt gleichfalls zur Vorbereitung für ſeine kunſtwiſſenſchaftlichen Reiſezwecke, und trat dann am 10. Mai mit ſeinem Begleiter die Reiſe an.

Das nächſte Ziel derſelben war Holland. Man reiſte damals unendlich langſamer aber auch unendlich gründlicher, als wir heutzutage uns vorzuſtellen vermögen. Denn die Reiſenden brauchten nicht weniger als achtzig Tage, ehe ſie über Magdeburg, Halberſtadt, Braunſchweig, Hannover, Celle, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Embden, Gröningen, Leuwarden, Franeker, Harlingen und die Süderſee am 29. Juli Amſterdam erreichten, von wo aus Leſſing ſeinem Vater einen kurzen Reiſebericht ſandte [1]). Leider iſt das Tagebuch dieſer Reiſe, welches Leſſing's Bruder noch beſaß, verloren gegangen, und wir ſind daher außer Stande über die Intereſſen, welche Leſſing auf dieſer Reiſe vorzugsweiſe verfolgte, Ausführlicheres zu berichten. Nur das wiſſen wir, daß er alle Kunſtſammlungen fleißig beſuchte, und ſeinen Begleiter dazu vermochte, eine reiche Folge von Kupferſtichen anzukaufen. Auch die dramatiſchen Intereſſen begleiteten ihn auf dieſer Reiſe. Er lernte in Hamburg den größten deutſchen Schauſpieler ſeiner Zeit, Konrad Eckhof, perſönlich kennen und bewundern, und verſprach ihm beim Abſchiede ein Stück Weiſſe's für ihn zu bearbeiten [2]); und in einem Briefe, den er aus Embden an ſeinen Berliner Freund Nicolai richtete, kündigte er demſelben an, daß er ihm eine Anzahl Bemerkungen über das bürgerliche Trauerſpiel, die er unterwegs niedergeſchrieben, ſenden werde. Von Amſterdam aus wurden Reiſen in die bedeutendſten Städte der vereinigten Provinzen unternommen,

---

[1]) Werke XII. 43.
[2]) Weiſſe's Selbſtbiographie, S. 87.

und man war eben im Begriffe nach England hinüberzugehn, als die Nachricht von dem Einfalle des Preußenkönigs in Sachsen Leſſing's Reiſegefährten in der Mitte des Septembers zur ſchleunigen Rückkehr nach Leipzig bewog, wo bereits in ſeinem Hauſe der preußiſche Kommandant General Hauſen ſein Quartier genommen hatte.

Leſſing war über dieſe Wendung der Dinge um ſo untröſtlicher, als ſich dadurch das ganze auf vier Jahre berechnete Reiſeprojekt, auf das er ſo große Hoffnungen gebaut, zu zerſchlagen drohte, wie es ſich denn auch wirklich zerſchlug. Anfangs zwar hoffte er immer noch, daß ſein Genoſſe die Reiſe nach einigen Monaten von Neuem beginnen werde, und blieb deßhalb vor der Hand in Leipzig, ſo widerwärtig ihm auch dieſer Zuſtand der Ungewißheit war [1]). Er ſollte ihm bald noch mehr verleidet werden. Noch Ende November glaubte er an die Wiederaufnahme der Reiſe, deren nächſtes Ziel jetzt England ſein ſollte. Er meldet dies ſeinem Freunde Nicolai mit den merkwürdigen Worten: „Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unſerem Freunde (Mendelsſohn) zubringen, als in England. Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und haſſen kann“ [2]). Auch in einem Briefe an denſelben vom 29. März des folgenden Jahres (1757) iſt noch von der Reiſe die Rede. Aber ſchon im Mai denkt Leſſing daran, wieder nach Berlin zurück zu gehn. In der That hatte ſein Gefährte nicht nur die ganze Reiſe aufgegeben, ſondern was ſchlimmer war, die politiſchen Verhältniſſe Sachſens hatten auch einen vollſtändigen Bruch zwiſchen ihm und Leſſing herbeigeführt.

Die Sache war dieſe. Leſſing, ſoviel Urſache er auch perſönlich hatte, den Ausbruch eines Krieges zu verwünſchen, der ihm

[1]) Werke XII. 45-46. Er hielt ſich deßhalb auch in der erſten Zeit dort „ganz incognito“ auf. XII. 85.

[2]) Werke XII. 59.

einen wichtigen Lebensplan ſo unerwartet durchkreuzte, war doch zu einſichtsvoll und zu frei geſinnt, um in das allgemeine Geſchrei der Verwünſchung des großen Königs und ſeiner Unternehmungen einzuſtimmen, das ihn in dem mit Einquartirung und ſtarken Kontributionen heimgeſuchten Leipzig überall umgab. Er ſuchte vielmehr ſeinen Standpunkt über den ſtreitenden Parteien zu behaupten; und während man ihn in Berlin für den Verfaſſer einer Preußenfeindlichen Broſchüre hielt, die ihrem wirklichen Autor Heyne in dem von Preußen beſetzten Dresden große Gefahr bereitete, ſchrieb man ihm in Leipzig die Autorſchaft einer andern gegen das Sächſiſche Intereſſe gerichteten Flugſchrift zu, wodurch er bei dem patriotiſchen Theile ſeiner Landsleute in ſehr üblen Ruf kam [1]). Beides war nun freilich unrichtig. Allein gewiß iſt es, daß Leſſing in ſeinen Tiſchgeſprächen öfters nicht nur lebhaft für Preußen Partei nahm, ſondern auch ſeinen neu gewonnenen Freund, den preußiſchen Major Kleiſt und andere preußiſche Offiziere in die Tiſchgeſellſchaft einführte, in welcher er mit Winkler zu ſpeiſen pflegte. Dies bewog den letzteren, der ein beſchränkter Kopf und nebenbei ein eingefleiſchter Sachſe war, mit Leſſing offen zu brechen. Er kündigte ihm die Wohnung in ſeinem Hauſe auf, und verweigerte ſogar die Zahlung einer kontraktlich für den Fall des Aufgebens der Reiſe zugeſicherten Entſchädigungsſumme von ſechshundert Thalern. Leſſing ſah ſich gezwungen einen Prozeß anzuſtrengen, der erſt nach ſieben Jahren endgültig zu ſeinen Gunſten entſchieden wurde, was indeſſen damals für ein Wunder von Beſchleunigung galt [2]).

---

[1]) Werke XII. 76.
[2]) Karl Leſſing I. 187.

Fünftes Kapitel.

Literariſche Brodarbeiten. Unterſuchungen über das Drama.

Inzwiſchen befand ſich Leſſing zu Leipzig in einer ſehr ſchlimmen Lage. Das Theater war durch den Krieg zerſprengt und an eine Wiederaufnahme ſeiner dramaturgiſchen Intereſſen nicht zu denken. Die Ausſicht auf eine vierjährige ſorgenfreie Studienmuſe war gleichfalls dahin, und die Vortheile ſeiner Verbindung mit Winkler hatte er ſeiner Ueberzeugung zum Opfer gebracht. Die Noth zwang ihn, da er es nicht über ſich gewinnen konnte, Anträge von Hauslehrerſtellen anzunehmen, zu literariſchen Brodarbeiten. Er überſetzte Hutcheſon's Sittenlehre der Vernunft und Richardſon's Sittenlehre für die Jugend, ja ſelbſt auf Veranlaſſung ſeiner frommen Schweſter ein Erbauungsbuch, Law's „Ermunterungen an alle Chriſten zu einem frommen Leben". Dieſe ganze Zeit vom Mai 1757 bis zum Mai 1758 war eine ſchwere Zeit für ihn. Er gerieth in harte Noth und es gab Stunden, wo er des bitteren Unmuths nicht Herr werden mochte, daß der König, den er als den größten ſeiner Zeit verehrte, ſich ſo gar nicht um ihn kümmerte [1]). Seine Freunde Kleiſt, Gleim und Sulzer wendeten vergebens alle Mühe auf, ihm eine feſte Anſtellung als Bibliothekar in Berlin, ja ſelbſt im Verwaltungsfache, als Kriegsrath, zu verſchaffen. Es ſchien ihnen eine Schande für Preußen, einen Mann wie Leſſing nicht für ſich zu gewinnen. „Es wäre nicht erlaubt", ſchrieb der treffliche Kleiſt an Gleim, wenn wir Herrn Leſſing zum zweiten Male wegen Mangel an Unterhalt aus unſerm

[1]) Man vrgl. den Brief an Ramler. Werke XII, 85, und den Entwurf zu der ſchwermüthigen Ode „Mäcen". (Werke I. S. 208).

Lande ließen. Arbeiten Sie doch mit daran, heißt es in einem zweiten Briefe, daß unser lieber Lessing endlich einmal eine Versorgung erhält. Er ist sehr zu bedauern; so ist es noch keinem von meinen Freunden ergangen". Auch Sulzer „bejammert" es, „daß ein Mann wie Lessing noch um seine Versorgung soll bekümmert sein, und daß auch das Wenige was er für sich verlangt, unmöglich wird" [1]). Aber es stand in den Sternen geschrieben, daß Preußen und sein großer Friedrich weder jetzt noch später die Ehre zu gewinnen wissen sollten, zu der Eroberung Schlesiens auch die des größten deutschen Geistes hinzuzufügen!

In Lessing's eignen Briefen aus dieser Zeit findet man freilich kaum eine Spur seiner gedrückten Lage. Sein stolzer Geist, von der Energie der Jugend unterstützt, verschmähte es über persönliche Nöthen solcher Art zu klagen, und wenn man seine damals an Mendelssohn und Nicolai geschriebenen Briefe liest, so glaubt man einen Menschen zu sehen, der in sorgenfreiester Muse nur die idealsten Interessen der Philosophie und Kunst verfolgt.

In der That war es unter dem schwersten Drucke seiner äußeren Verhältnisse, daß er zuerst sich theoretisch mit den wichtigen Fragen über das Wesen und die Bestimmung des Drama's beschäftigte, die er bisher nur einzeln und vorübergehend neben seiner produktiven Thätigkeit auf diesem Gebiete angestreift hatte.

Die Veranlassung dazu gab ein Aufsatz über das Trauerspiel, mit welchem Nicolai seine neubegründete Zeitschrift, die Allgemeine deutsche Bibliothek eröffnet hatte. Das Wesentliche des dadurch angeregten brieflichen Ideenaustausches, dessen literaturhistorische Wichtigkeit Danzel ausführlich nachgewiesen hat, läuft etwa auf folgende Resultate für Lessing's damaligen ästhetischen Standpunkt hinaus. Er vertheidigte zunächst gegen Nicolai die Ansicht von dem moralischen Zwecke des Trauerspiels im Sinne des Aristoteles durch

[1]) Vergl. Danzel I. S. 331-32.

die Erregung des Mitleidens im Zuſchauer; denn „der mitleidige Menſch iſt der beſte Menſch, zu allen Arten der Großmuth, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden am meiſten aufgelegt“. Das Mitleiden, die Rührung wird dann in den Briefen an Mendelsſohn, der den Gegenſtand aufnimmt, als weſentliche Wirkung der Tragödie gefaßt, und damit nicht nur das auf Bewunderung gebaute franzöſiſche Trauerſpiel verworfen, ſondern zugleich als das einzige wahre, ſeinem Begriffe und ſeinem Zwecke entſprechende Trauerſpiel dasjenige hingeſtellt, welches Leſſing ſelbſt im Anſchluß an die in der neueren engliſchen Literatur vorherrſchende Gefühlsrichtung zuletzt kultivirt hatte, das bürgerliche Familientrauerſpiel, die in jeder Scene Rührung und Mitleid erregende Gattung welcher Miß Sara Sampſon angehörte. Endlich erklärt ſich Leſſing gegen den auf Illuſion beruhenden äſthetiſchen Genuß. Der Begriff der Illuſion und ihrer Wirkung iſt, daß uns die von der Kunſt dargeſtellten Gegenſtände als wirkliche erſcheinen. Leſſing aber erklärt ganz im Gegentheil: der äſthetiſche Genuß beſtehe eben darin, daß wir bei Wahrnehmung des Eindrucks, den die dargeſtellten Gegenſtände in uns hervorrufen, von ihnen ſelbſt als wirklichen vollkommen abſtrahiren [1]).

Wie dieſe Briefe als die Vorläufer zur Dramaturgie gelten können [2]), ſo erſcheinen die hier angeregten äſthetiſchen Gedanken zugleich als Vorläufer des Grundgedankens der Kant'ſchen Schönheitslehre. Während Leſſing aber ſolchergeſtalt ſich ſelbſt über die weſentlichſten theoretiſchen Prinzipien derjenigen Dichtungsgattung, die ihn bisher am meiſten beſchäftigt hatte, klar zu werden beſtrebt war, arbeitete er ganz im Stillen bereits den Plan zu einem Werke aus, mit welchem er dieſe Prinzipien auf's neue praktiſch

[1]) Danzel I. S. 360.

[2]) Die Correſpondenz über dieſes Thema beginnt mit dem Briefe Nicolai's an Leſſing vom 31. Auguſt 1756 (XIII. 24) und endet mit dem Briefe Mendelsſohns an Leſſing's vom 14. Mai 1757 (XIII. 56).

zu bewähren gedachte. Dieſes Werk war kein geringeres als Emilia Galotti.

Nicolai hatte gerade um dieſe Zeit in Verbindung mit Mendelsſohn ſeine berühmte literariſche Zeitſchrift, die „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte“ gegründet und am Beginne derſelben einen Preis auf das beſte deutſche Trauerſpiel ausgeſetzt. Bekanntlich gewann denſelben der junge Dichter von Cronegk, der jedoch noch vor der Entſcheidung ſtarb, mit ſeiner Tragödie „Kodrus“. Das zweite des Druckes werthgeachtete Trauerſpiel war der „Freigeiſt„ eines anderen jungen Adligen, von Brawe, der nicht lange darauf ebenfalls ſtarb. Leſſing hatte an beiden Preisarbeiten großen Antheil genommen, ja er hatte ſogar den Verfaſſer der letzteren bei ſeiner Arbeit weſentlich gefördert, während das Werk des erſteren ihn einen Augenblick angeregt hatte, denſelben Stoff, mit dem er ſelbſt ſich ſchon früher getragen, wieder aufzunehmen.[1]) Statt aber dieſen Entwurf auszuführen, entſchloß er ſich ſelbſt mit einem neuen Drama in die Schranken zu treten. Er hielt jedoch ſeine Abſicht ſo geheim, daß ſelbſt ſeine vertrauteſten Freunde in Leipzig, Kleiſt und Weiße, nichts davon erfuhren. Während der letztere glaubte, Leſſing habe alles Intereſſe am Theater verloren, ſchrieb dieſer, der ſolche Myſtificationen mitunter liebte, an Mendelsſohn nach Berlin:[2]) „es arbeitet hier noch ein junger Menſch an einem Trauerſpiele, welches vielleicht unter allen das beſte werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf verwenden könnte;“ und einige Monate ſpäter ſchrieb er an Nicolai[3]) über denſelben Gegenſtand und bat ihn die Preisaufgabe für ein Trauerſpiel zu wiederholen, weil dann ſein junger Dichter mit ſeiner Arbeit fertig zu werden hoffen dürfte, „von dem ich mir“, ſetzt er

[1]) Werke XII, 110.
[2]) XII. 100.
[3]) XII. 104 und 105.

hinzu, „nach meiner Eitelkeit viel Gutes verſpreche, denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich ſeinen Plan und ſtreicht unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Süjet iſt eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geſchichte der römiſchen Virginia von allem dem abgeſondert, was ſie für den ganzen Staat intereſſant macht. Er hat geglaubt, daß das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt als ihr Leben, für ſich tragiſch und fähig genug ſei, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz der ganzen Staatsverfaſſung darauf folgt. Seine Anlage iſt nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der engliſchen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon ſagen; ſoviel aber iſt gewiß, ich wünſchte den Einfall wegen des Süjets ſelbſt gehabt zu haben. Es dünkt mich ſo ſchön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben."

Man ſieht, wie tief Leſſing damals von der Idee der Familientragödie ergriffen war. Er gab darüber den früheren Plan einer Bearbeitung der hiſtoriſchen Virginia auf, von dem ſich in ſeinem Nachlaſſe noch ein Bruchſtück fand (Werke II. 472). Das neue Stück ſelbſt wurde freilich erſt funfzehn Jahre ſpäter ausgeführt; denn für jetzt fehlten dem Dichter in ſeiner Lage Stimmung und Muße zur Vollendung. Seine Lage in Leipzig ward immer drückender und unbehaglicher. Die Koch'ſche Schauſpielergeſellſchaft war durch den Krieg von Leipzig fortgeſprengt, und ſo fehlte Leſſing ſelbſt die Aufmunterung der lebendigen Bühne, deren er ſo ſehr bedurfte. Auch der Kreis von Freunden, der ſich um ihn gebildet hatte, löſte ſich mehr und mehr auf. Brawe ſtarb, Ewald ging nach England, Weiſſe konnte ihm auf die Dauer den Verkehr mit den Berliner Freunden nicht erſetzen, und ſo blieb ihm nur der liebenswürdige Kleiſt übrig, mit dem er eine der engſten Freundſchaftsverbindungen

seines ganzen Lebens geschlossen hatte. Schon als er in Potsdam seine Miß Sara schrieb, hatte Kleist, der damals dort lebte, seine Bekanntschaft zu machen gewünscht. Jetzt fand ihn Lessing krank in Leipzig, wohin er sehr wider seinen Willen als Major und Chef des Verpflegungswesens geschickt worden war. Ewald Christian von Kleist war vierzehn Jahre älter als Lessing; aber weder dieser Unterschied der Jahre, noch die Verschiedenheit des Standes hinderten das engste Aneinanderschließen dieser beiden Männer, deren gediegenes, heldenhaftes Wesen, deren Adel des Gemüths und Größe des Charakters sie eben so wie ihre literarischen und humanistischen Neigungen beide unwiderstehlich zu einander hinzogen. Kleist verdankte dem Umgange Lessing's, der selbst noch in seinen eignen widerwärtigen Verhältnissen die Spannkraft seines Geistes und die Heiterkeit seines Gemüths bewahrte, nach seinem eignen Geständnisse, die Genesung von schwerer Krankheit. Lessing ward sein Berather bei den poetischen Arbeiten, mit denen sich der thatendurstige Kriegsmann die unfreiwillige Muße verkürzte. Der Umgang mit ihm war Kleist's „einziges Vergnügen" in Leipzig, und die Trennung von ihm — die eine ewige werden sollte — zerriß ihm das Herz. „Ich habe mich", schrieb er, als Lessing Leipzig verlassen hatte, an Gleim, „so an ihn gewöhnt und habe ihn so lieb, daß mir ist als ob er todt wäre oder vielmehr, als wenn ich halb todt wäre." Wir sahen schon oben (S. 153), wie theilnehmend er sich um die Verbesserung von Lessing's äußerer Lage bemühte. Jetzt, als er bald nach der Trennung von dem Freunde selbst ins Feld gerufen ward, wo er auf dem Bette der Ehre bei Kunersdorf (24. August 1759) den Heldentod finden sollte, trug er Gleim auf, aus seinem kleinen Vermögen von 1200 Thalern, das er bei demselben hinterlegt hatte, zweihundert Thaler an Lessing und Ramler zu vertheilen. Er hatte schon in Leipzig dem ersteren in der großmüthigsten und zartesten Weise unaufgefordert seine

Lage erleichtert,[1]) wie auch Mendelsſohn's Hülfe dem Freunde nicht gefehlt hatte. Noch mehrere Jahre nach Kleiſt's Tode machte es Leſſing glücklich, an einem Neffen des Freundes die empfangene Wohlthat reichlich vergelten zu können (XII. 148). Keines Freundes Verluſt hat ſpäter ſo wie Kleiſt's früher Tod das Herz Leſſing's erſchüttert.

Neben den bisher erwähnten Arbeiten förderte Leſſing während ſeines Aufenthalts in Leipzig auch das journaliſtiſche Unternehmen ſeines Freundes Nicolai, indem er theils den Druck der dort verlegten „Allgemeinen deutſchen Bibliothek" leitete, theils auch die dafür eingeſandten Arbeiten redigirte und ſelbſt einige, wiewohl nicht eben bedeutende Beiträge zu derſelben lieferte. Er ließ die erſten Lieder des „preußiſchen Grenadiers" (Gleim) in derſelben abdrucken und begleitete ſie mit einer kurzen Einleitung.[2]) Dieſe Lieder übten auf ihn eine bedeutende Einwirkung. Es ward ihm an ihnen klar, wie Danzel bemerkt, daß die Lyrik und endlich alle Poeſie aus dem Leben herausgegriffen ſein und individuelle und nationale Wahrheit haben müſſe, und er fühlte ſich angeregt auf die alten Kriegslieder aller Art, auf Tyrtäus und das deutſche Heldengedicht zurückzugehen und eigene Entwürfe zu Oden an Gleim zu ſenden,[3]) unter andern auch den Entwurf zu einer Ode an den großen Preußenkönig, den er ſchon zwei Jahre früher in Berlin beſungen hatte. Aber ſeine Stellung in Leipzig ward grade auch durch ſeine politiſche Geſinnung immer unaushaltbarer. Er ſehnte ſich mehr und mehr nach Berlin zurück, „wo er nicht länger nöthig haben werde," wie er an Gleim ſchreibt, „es ſeinen Bekannten nur ins Ohr zu ſagen, daß der König von Preußen trotz alledem und alledem doch ein großer König ſei."[4]) Als nun vol-

[1]) Werke XII. 121.
[2]) Werke V. 77 ff. vgl. XII. 107.
[3]) XII. 82. 35. I. 205 ff.
[4]) XII. 82.

lends auch ſein geliebter Freund Kleiſt den Befehl erhielt, in kurzer Zeit mit ſeinem Bataillon zum Heere des Prinzen Heinrich zu ſtoßen, riß das letzte Band das ihn in Leipzig zurückhielt, wo ihm überdies die Nähe des Kriegsunheils ſchon lange zuwider war,[1]) und er verließ es am 4. Mai, um ſich aufs Neue nach Berlin zu begeben, wo ihn die Freunde ſchon lange mit Sehnſucht erwarteten.

[1]) XII. 100.

Viertes Buch.

Dritter Aufenthalt in Berlin.

Vom Mai 1758 bis Nov. 1760.

Die Literaturbriefe. — Fabeln. — Philotas. — Faust.

Erſtes Kapitel.

Gleim und Kleiſt.

Es war ein ſchwungvoll bewegtes Leben, das Leſſing bei ſeiner Rückkehr nach Berlin begrüßte. Die Hauptſtadt Preußens wie die ganze preußiſche Nation erſchienen gehoben durch die Großthaten und den Heldenruhm ihres großen Königs, der geſchmückt mit den Lorbeern von Lowoſitz, Prag und Roßbach, einer ganzen wider ihn vereinigten Welt in Waffen Trotz bot. Auch Leſſing entzog ſich dem allgemeinen Eindrucke nicht. Trotz ſeines vorherrſchenden Weltbürgerthums fühlte er doch, daß ſein Platz auf der Seite des Mannes ſei, der, nachdem er das heimtückiſche Netz des ſächſiſchen Verraths durchbrochen hatte, jetzt neben ſeinen eigenen politiſchen Zwecken auch für die Sache des Proteſtantismus, der Aufklärung und Geiſtesfreiheit gegen das öſterreichiſche Jeſuitenthum und gegen ruſſiſche Barbarei, wie für die Ehre deutſcher Nationalität gegen eitlen franzöſiſchen Hochmuth das Schwert führte. Waren doch alle ſeine Berliner Freunde, wie Mendelsſohn, Ramler und Nicolai, enthuſiaſtiſche Preußen; dichtete doch ſein Freund Gleim ſeine begeiſterten Grenadierlieder zur Verherrlichung des Königs und ſeines Heldenheeres, und kämpfte doch in deſſen Reihen auch der Mann, dem Leſſing die tiefſte Liebe ſeiner Seele zugewandt hatte, Ewald Chriſtian von Kleiſt, ein Sänger und ein Held zugleich.

Fast alle aus dieser Zeit erhaltenen Briefe Leſſing's ſind an Gleim gerichtet, und faſt in allen finden ſich Hindeutungen, wenn auch nur kurze, auf die großen Kriegsereigniſſe der Zeit. Der Ueberfall von Hochkirch an dem für Preußen ſo verhängnißvollen ſechſten Tage des Oktober, erpreßt ihm freilich wie ſo Vielen den unmuthigen Ausruf: „Wie war es aber immer möglich, ſich von den Oeſtreichern überfallen zu laſſen!“ und er kann ſich kaum darüber zufrieden geben, daß „dem ſchläfrigen Daun ſo ein Streich gelingen mußte!“ Aber „der König hat ſelbſt bald beſſere Nachrichten verſprochen,“ und ſo hofft auch er mit ſeinen Freunden das Beſte und daß noch Alles glücklich enden werde;[1]) denn, wie er in der Vorrede zu Gleim's Kriegsliedern ſagt: den Preußen ſind die Heldentugenden ebenſo angeboren wie den Spartanern des Alterthums. Er läßt Gleim's Grenadierlieder zuſammendrucken und beſorgt die Vertheilung von Exemplaren unter die Regimenter des preußiſchen Heeres. Er meldet, daß eine Anzahl derſelben in Muſik geſetzt ſei, und daß das Regiment, bei welchem ſein Kleiſt ſtand, bereits einen Marſch nach einem derſelben habe.[2]) Aber er kann auch hier den höheren weltbürgerlichen Standpunkt ſeiner Bildung nicht verleugnen. Ihm ſind die Ueberſchwenglichkeiten des Gleim'ſchen Patriotismus zuwider, und er will auch in dem poetiſchen Angriffe gegen den Kriegsfeind das Maaß der Klugheit, die weiter ſieht als auf den Augenblick, er will die Bildung der Humanität, die das Verfluchen und Verwünſchen „den Pfaffen überläßt,“ bewahrt wiſſen, und ſo ändert er, was ihm in den Liedern des Freundes dieſes Maaß zu überſchreiten ſcheint[3]).

Nur um ſeinen Kleiſt war er bekümmert. Er kannte die nach Auszeichnung dürſtende Heldennatur ſeines Freundes, der, vielfach von ſeinem Könige zurückgeſetzt, vor Begierde brannte, durch kühne

[1]) XII. 124. 134.
[2]) XII. 119. 124.
[3]) XII. 125. 127.

Thaten der Hingebung zu beweiſen, daß ſolche Zurückſetzung ihn unverdient betroffen. Kleiſt iſt vielleicht der einzige Mann, der auf Leſſing durch ſein ganzes Weſen wie durch ſeine poetiſche Richtung einen Einfluß geübt hat, der um ſo größer war, je mehr Leſſing ſelbſt ſich dieſer edlen Mannesnatur voll Seelengröße und Einfachheit verwandt fühlte. Denn dieſer Dichter des Frühlings war eine Geſtalt, an deren männlichem Ernſte und antiker Simplizität ſich wohl ſelbſt ein Leſſing auferbauen konnte: ein Deutſcher vom Wirbel bis zur Zeh im beſten Sinne des Worts, und auch in der Poeſie mit deutſchem Ernſt auf Ausprägung dieſes nationalen Charakters hindrängend, ein Dichter, der die Tapferkeit und das kriegeriſche Heldenthum, die er beſang, gleich in der erſten Schlacht mit ſeinem Heldentode beſiegelte, getreu den Worten, die er in ſeinem Gedichte an das Preußiſche Heer im zweiten Jahre des Krieges ſich ſelber zugerufen hatte:

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden zieh'n.
Ich ſeh dich, ſtolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n,
Und ſind' Ehr oder Tod im raſenden Getümmel!

Er war der Theodor Körner des ſiebenjährigen Krieges, nur ohne alles romantiſche Schönthun mit Leier und Schwert. Denn während er der einzige Offizier des großen Königs war, der mitten im Getümmel des Feldlagers den Muſen huldigte, verbarg er doch ſeine poetiſchen Beſtrebungen ſorgfältig vor den Augen ſeiner Standesgenoſſen, wie er denn auch trotz aller Bitten Leſſing's nicht zu bewegen geweſen war, ſein Bild dem neuen Journale Nicolai's vorſetzen zu laſſen, um nicht „bei ſeinen Nebenoffizieren lächerlich zu werden.“ [1]) Kleiſt war es, an den Leſſing in Gedanken ſeine berühmten, bald zu erwähnenden Literaturbriefe richtete; er war es, deſſen Heldenhaftigkeit ihm zu ſeinem „Philotas“ die Farben

[1]) Werke XII. 80. 83.

lich, wie er mit diesem Gedichte selbst Kleist's Streben nach kerniger Gedrängtheit und Kraft zu dem seinigen machte; und im Umgange mit Kleist sind ihm die Anschauungen geworden, aus denen später die würdige Auffassung und Charakteristik des Soldatenstandes in der Minna von Barnhelm erwuchs. Kleist's männlich offener und gerader Charakter, seine ernste Wahrheitsliebe und Erhabenheit über alle schwächliche Rücksicht persönlicher Eitelkeit waren es, die Lessing's Verhältniß zu den beiderseitigen Freunden Gleim und Ramler, die für solche Rücksicht nur zu empfänglich waren, so lange er lebte aufrecht erhielten, da bei ihm ihre Klagen über Lessing's Strenge des Urtheils kein Gehör fanden.

Es scheint, als ob sich Lessing einer Ahnung von dem Schicksale des geliebten Freundes nicht zu erwehren vermochte. „Was ich seinetwegen in Sorgen bin, kann ich nicht sagen! schreibt er an Gleim. Ich fürchte, ich fürchte, er wird jetzt mehr zu thun finden, als er sich wünscht." Am 24. August 1759 kamen die ersten genaueren Nachrichten über die unglückliche Schlacht von Kunersdorf nach Berlin. Lessing erfuhr, daß sein Kleist verwundet und gefangen sei. Er schrieb an ihn über Danzig nach Frankfurt; er sorgte dafür, da er ahnte, daß er „von den Russen rein ausgeschält sein werde," daß ihm in Frankfurt und, falls er nach Preußen und Polen geführt werden sollte, in Danzig hinreichend Geld übermacht werde. Er schrieb an Freunde nach Frankfurt, um ihnen den Verwundeten dringend zu empfehlen. Als sieben Tage später die Nachricht eintraf, daß Kleist an seinen Wunden gestorben sei, kann er es nicht glauben. Er sucht sich und Gleim mit einer Namensverwechselung zu trösten. Es sei noch ein Major Kleist verwundet und gefangen worden, schreibt er an Gleim den 1. September 1759, „dieser wird gestorben sein und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen." Er

will ſelbſt nach Frankfurt mitten unter die Feinde eilen. „Wenn er noch lebt, ſo beſuche ich ihn. Ich ſollte ihn nicht mehr ſehen? Ich ſollte ihn in meinem Leben nicht mehr ſehen, ſprechen und umarmen!“ —

Und als dann wenige Tage darauf die traurige Gewißheit anlangte, wie ergreifend in ſeiner großartigen Einfachheit iſt der Ausdruck ſeines Schmerzes über den Verluſt des unerſetzlichen Freundes! Keiner von allen Briefen zeigt ſo das ganze Herz des Mannes wie der, welchen er am 6. September an Gleim ſchrieb: „Ach, liebſter Freund, es iſt leider wahr. Er iſt todt. Wir haben ihn gehabt. Er iſt in dem Hauſe und in den Armen des Profeſſors Nicolai geſtorben. Er iſt beſtändig, auch unter den größten Schmerzen, gelaſſen und heiter geweſen. Er hat ſehr verlangt, ſeine Freunde noch zu ſehen. Wäre es doch möglich geweſen! Meine Traurigkeit über dieſen Fall iſt eine ſehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen anderen Weg nehmen ſollen, weil ein ehrlicher Mann daſteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — ſehen Sie: manchmal verleitet mich der Schmerz auf den Mann ſelbſt zu zürnen, den er angeht. Er hatte ſchon drei, vier Wunden, warum ging er nicht! Es haben ſich Generale mit wenigeren und kleineren Wunden unſchimpflich bei Seite gemacht. Er hat ſterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht geſtorben, ſagt man, aber er iſt verſäumt worden. Verſäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich raſen ſoll! Die Elenden, die ihn verſäumt haben! — Der Profeſſor Nicolai hat ihm eine Standrede gehalten; ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Die müſſen nicht viel an Kleiſt verloren haben, die das itzt im Stande ſind. Der Profeſſor will ſeine Rede drucken laſſen, und ſie iſt ſo elend! Ich weiß gewiß, Kleiſt hätte lieber noch eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als ſich ſolches Zeug nachſchwatzen zu laſſen. Hat ein Profeſſor wohl ein Herz? Er ver-

langt jetzt auch von mir und Ramler Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat und Sie erfüllen sein Verlangen — Liebster Gleim, das müssen Sie nicht thun! das werden Sie nicht thun!" — Hier ist der ganze Lessing mit seinem tiefen, reinen und starken Gefühle, mit der ganzen Energie seines Herzens, dessen verklagender Aufschrei zum erhabensten Lobgedichte des verklagten Helden wird.

Lessing hat für diesen Verlust nie mehr einen Ersatz bekommen. Aber heldenhaft wie sein gefallener Freund, erhob er bald wieder sein Haupt aus der tiefen Niedergeschlagenheit, und wandelte seine große Ruhmeslaufbahn weiter, nicht Vergessenheit, aber Stärkung suchend und findend in der Arbeit für die Bildung seiner Nation.

Zweites Kapitel.

Die Literaturbriefe.

Schon in Leipzig sahen wir, daß die Anregung der Gleim'schen Kriegslieder ihn auf das Studium der altdeutschen Poesie geführt hatte. Der Aufsatz über das Heldenbuch (XI, 30) war um diese Zeit begonnen worden, und er setzte in Berlin diese Studien fort, deren Ergebnisse ihm später durch den Diebstahl eines Bedienten verloren gingen, der viele seiner Bücher und Papiere als Makulatur verkaufte. Wenn die Resultate dieser Forschungen auch jetzt ohne Bedeutung sind, so ist es doch ein Umstand von hoher Wichtigkeit, daß er, der, wie Danzel bemerkt, „bis jetzt wie alle seine Zeitgenossen, seine geistige Nahrung und Anregung einzig und allein aus den Werken der Alten und aus den modernen Literaturen gezogen hatte, die

mehr oder weniger auf die Alten zurückgehen, jetzt für ächt nationale deutsche Poesie Interesse faßte.“ Eine Frucht dieses Interesses war die Bearbeitung und Herausgabe einer Auswahl von Sinngedichten des schlesischen Dichters Friedrich von Logau aus dem siebzehnten Jahrhundert, die er nebst Anmerkungen über die Sprache des Dichters im Verein mit Ramler unternahm. [1]) Daneben aber entwickelte er in dieser Zeit eine außerordentliche Vielgeschäftigkeit, und hatte er, wie Ramler schreibt, „die Hand in zehn Sachen auf einmal.“ Mit diesem trat er damals in die engste Verbindung. „Herr Ramler und ich“, schreibt er an Gleim, „machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir Alles geschrieben haben. Besonders ich! Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen, als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doktor Faust hier spielen lassen.“ [2]) Man sieht, er verlor das Drama, das ihm immer noch als der Kernpunkt nationaler Literatur erschien, nicht aus den Augen. Wir werden auf seine Beschäftigung mit der Faustsage, von der nur das bekannte dramatische Fragment übrig ist, zurückkommen, sowie auf das Trauerspiel Philotas, das gleichfalls dieser Periode angehört. Jetzt aber müssen wir uns einem Unternehmen Lessing's zuwenden, das in unserer deutschen Literatur eine wahrhaft revolutionäre Bewegung hervor zu bringen bestimmt war.

Dies Unternehmen sind die berühmten Literaturbriefe. Nikolai hatte sich durch äußere Verhältnisse genöthigt gesehen, sein in Leipzig erscheinendes Journal, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, an Weisse abzugeben. Lessing, der von Anfang an dies Journal nicht in seinem Sinne gefunden hatte,

[1]) S. Werke Bd. V. Danzel I. 372—376.
[2]) XII. 119 vergl. 138.

faßte jetzt den Gedanken, ein eigenes kritisches Organ zu gründen, in welchem er mit seinen Freunden Mendelssohn und Nikolai die neuste deutsche Literatur einer gründlichen Prüfung unterwerfen wollte. In der zwanglosen Form von Briefen an einen im Felde verwundeten befreundeten Offizier, — bei welchem Lessing an Kleist dachte — wollte man die bedeutendsten, seit dem Beginne des Krieges hervorgetretenen Erscheinungen der Literatur besprechen. Diese Briefe sollten wöchentlich erscheinen, die Namen der Verfasser geheim bleiben. Solche Anonymität war damals sehr beliebt, und Lessing hielt in diesem Falle um so strenger darauf, je weniger er selbst den Schein eines ihm so verhaßten Partei- und Coterietreibens mit seinem Journale auf sich laden und dadurch die Wirksamkeit desselben beeinträchtigen wollte. Daß er indessen die Seele des Ganzen war, fühlten namentlich seine Feinde und Neider, wie Gottsched und Klotz, instinktmäßig heraus, obschon Lessing selbst seine Betheiligung sogar gegen seine nächsten Freunde geheim hielt, und sein wahrer Antheil erst nach seinem Tode aufgedeckt wurde.

Die Literaturbriefe Lessing's sind die wichtigste und folgenreichste Erscheinung der deutschen Journalistik des achtzehnten Jahrhunderts. Entstanden in einer Zeit voll gehobener Stimmung der Gemüther, sind sie selbst in ihrer schwungvollen Kühnheit ein treues Spiegelbild dieser tapfern und kriegslustigen Zeitstimmung. In ihnen zuerst gewann die deutsche Kritik den männlichen Ernst, der auf den Kern und das Wesen der literarischen Erscheinungen eingeht, und das Urtheil über dieselben nicht nach Einzelheiten, sondern nach dem Ganzen eines Werks bemißt. „Die Güte eines Werks", also lautete Lessing's Grundprinzip für seine Kritik, „beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter

von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten." [1]) An diesem Satze bemessen, erscheinen ihm selbst die Beiträge seiner Mitarbeiter „noch lange nicht streng genug", während alle Welt über die strenge Kritik der Literaturbriefe Ach und Wehe schrie. In der That stand Lessing hier bereits auf einem Standpunkte, der ihn selbst von seinen Freunden trennte. Sie begnügten sich, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gewisse allgemeine, aus den anerkannten Meisterwerken, zumal den alten, abgezogene Regeln auf die besonderen Fälle neuerer Produktionen anzuwenden. Lessing's Kritik dagegen war darauf gerichtet: das eigne Gesetz, den durch das Bewußtsein vermittelten Prozeß der gegenwärtigen Produktion selbst darzustellen. [2]) Dadurch ward er der Schöpfer der modernen Kritik überhaupt, und diese Weise seines Verfahrens ist es, welche nach Danzel's schönem Ausdrucke seinen Literaturbriefen „die ewige Jugend" verleiht, und sie zu den ältesten deutschen Schriftwerken macht, die noch heute gelesen werden, während Alles, was vor ihnen liegt, die Schriften der Gottschedianer, der Schweizer und der vermittelnden Schule, ja selbst Lessing's eigene frühere Schriften in den Schooß der Vergangenheit hinabgesunken und nur noch Gegenstand gelehrter Kenntnißnahme sind. [3])

Der neue Boden, auf dessen Gewinnung es Lessing mit seinen kritischen Literaturbriefen abgesehen hatte, war aber kein anderer, als der Boden für eine im wahren Sinne nationale, d. h. eine eigenthümlich deutsche, aus dem innersten Wesen und Leben der Nation hervorgehende Literatur, in welcher sich das geistige Wesen und der Lebensgehalt der Gegenwart rein und unbefangen abspie-

---

[1]) Werke IV. 39.
[2]) Danzel I. 391—92.
[3]) Danzel I. 392. 412.

geln sollte. [1]) Wir wissen, daß er später in seiner Minna von Barnhelm das erste Musterwerk einer solchen Literatur hinstellte. Jetzt aber galt es, zunächst den Augiasstall der deutschen Literatur gründlich zu reinigen. Diese Herkulesarbeit übernahm Lessing mit den Literaturbriefen. Die Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit des Wissens und der Studien, die Nachlässigkeit in der Behandlung der Sprache, die seichte Vielschreiberei untergeordneter Geister, die sich nichtsdestoweniger alle für Genie's hielten und von dienstfertigen Freunden unter Vorbehalt der Gegenleistung auch für solche erklärt wurden, hatten damals in der deutschen Literatur einen Grad erreicht, von dem uns selbst die Literaturbriefe nur einen annähernden Begriff geben können. Mitten unter dieses selbstgefällige Treiben der gedankenlosen und arbeitscheuen Mittelmäßigkeit schleuderte nun Lessing die zündenden Blitze seiner vernichtenden Kritik. Gleich der erste Brief, in welchem er es mit dürren Worten aussprach, daß die neueste deutsche Literatur eigentlich nichts der Rede werthes darbiete, mußte einen Schrecken unter allem Volk erregen. Das erste Strafgericht erging über die schlechten Uebersetzer ohne Sprachkenntniß und Wissen, die da übersetzten, „um die Sprache zu erlernen aus der sie übersetzten, und dadurch unbeschreiblichen Schaden stifteten“ [2]). Diese Duisch, Bergmann, Palthen, Lieberkühn und wie die armen Sünder weiter heißen, deren Schulknabenschnitzer aufzudecken ein Lessing sich herabließ, sind jetzt vergessen; aber die Art und Weise, wie er es that, ergötzt uns noch heute, wo wir die heilsamen Wirkungen seiner Strenge in einer Literatur genießen, die wie keine andere die mustergültigsten Uebersetzungen alter und neuer Fremdwerke aufzuweisen hat. Und wie er mit der Züchtigung der leichtfertigen Uebersetzer begann, so schloß er mit der Hervorhebung

[1]) Danzel I. 443. 459.
[2]) VI. 7 u. 12.

eines vortrefflichen, des früh verstorbenen Meinhard, dem er ein verdientes Ehrendenkmal aufrichtete [1]).

Die Literaturbriefe waren nichts weniger als eine regelmäßige Recensiranstalt. Es waren Streifzüge durch das literarische Gebiet, die ein kühner, wohlgerüsteter Kapitan nach eigenem Gutdünken auf die zufälligste Anregung nach allen Seiten hin unternahm. Nicht die besprochenen Bücher und Autoren waren das Wichtige, sondern das wozu sie ihn anregten, die Gedanken und Grundsätze, welche sie ihn zu entwickeln, die Wahrheiten, welche sie ihn auszusprechen veranlaßten. So züchtigte er in dem Hannoveraner Dusch die ganze schwülstig gespreizte Belletristik und leichtfertige Vielschreiberei jener Zeit in einer Weise, die zuletzt selbst — ein seltener Fall — den so schonungslos abgestraften Autor zur Einsicht brachte, obschon derselbe anfangs die verzweifeltsten Versuche machte, wider den Stachel der Lessing'schen Kritik zu lecken [2]). Er setzt den Kampf gegen die Gottsched'sche Verstandesplattheit und das von diesem patronisirte Cliquenwesen fort, und dringt vor allem in der Kritik auf diejenige sittliche Wahrhaftigkeit, die sich nicht für Schmeicheleien verleugnet, und überzeugt ist, daß die nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser ansteht, als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln [3]). Er erweitert den Blick auf die Vergangenheit der deutschen Literatur durch die Geschichte des deutschen Hexameters und die Hinweisung auf die vergessenen Logau'schen Sinngedichte, und hebt zugleich die Gedichte Kleist's und Gerstenberg's, sowie die Gleim'schen Kriegslieder hervor aus der Masse der Spreu lyrischer Produktionen. Selbst das fremdländische Volkslied entgeht ihm nicht, und die „Naivetät und reizende Einfalt" Litthauischer Volks-

[1]) Danzel-Guhrauer II. 1. 6.
[2]) Vergl. Werke VI. 197.
[3]) Werke VI. 181 ff.

lieder erscheint ihm lehrreich für die Poeten seiner Zeit. Er zeigt bei Gelegenheit der deutschen Geschichtschreibung, worin der Grund liege, daß wir keine guten Geschichtschreiber haben. „Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen“ [1]). So sehen wir bei Lessing überall die schöngestaltende formgebende Kunst in ihr Recht eingesetzt neben dem stofflichen Gehalte, den der Fleiß des Forschers gewinnt. Sätze aber wie der: „daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt“, greifen in das tiefste Leben desjenigen hinein, dessen Forderung Lessing zuerst aufzustellen unternahm, in das Leben einer wahrhaft nationalen Literatur.

Das wahre Selbstgefühl seiner Nation zu stärken, liegt ihm in diesen Literaturbriefen so sehr am Herzen, daß er es selbst einem Leibnitz nicht verzeihen kann, von den geistigen Fähigkeiten seiner Nation gering gedacht zu haben. Leibnitz hatte einmal geäußert: der einzige nationale Geistesvorzug des Deutschen sei der Fleiß. „Nun wundere man sich noch“, ruft Lessing aus, „wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landsleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne! Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte französische Nation auch das für Complimente halte, was gewissermaßen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann“.

Darum eben, weil er seine Nation heben, ihr ein Recht auf Selbstgefühl geben wollte, war er so strenge gegen die, welche es

[1]) VI. 145.

ſelbſt an jener Tugend des Fleißes fehlen ließen, und ganz in Leibnitzens Sinne dringt er auf Gründlichkeit und gelehrte Kritik in der Wiſſenſchaft, und auf eine Gelehrſamkeit, die nie vergißt, daß ſie nicht Selbſtzweck ſein darf, ſondern das Leben ſchöpferiſch befruchten ſoll. Aber während er ſolche Schriftſteller ſchonungslos abſtrafte, vergaß er doch die Gerechtigkeit ſelbſt gegen einen Duſch nicht, und räumte willig ein, daß derſelbe Gutes leiſten könne, wenn er ſeine Kraft gehörig zu Rathe halten und auf die ihr gemäßen Gegenſtände beſchränken wolle. Einen förmlichen Erziehungsprozeß ſehen wir Leſſing in dieſer Hinſicht an demjenigen unter den jungen deutſchen Schriftſtellern in ſeinen Literaturbriefen vornehmen, deſſen große Begabung ſein ſcharfes Auge ſelbſt mitten unter den gröblichſten Verirrungen erkannte, an Wieland. Der dreiundzwanzigjährige Wieland, der damals in der Schweiz lebte und ſich dort als Klopſtock's Nachfolger gebehrdete, hatte ſich 1756 beikommen laſſen, die heitern Dichtungen eines Uz und anderer für unchriſtlich und ſittenlos zu erklären, und die geiſtliche Cenſur gegen ſolches Aergerniß aufzurufen. Leſſing weiſt ihm nach, daß er durchaus nicht berufen ſei den Vertreter der Chriſtlichkeit zu machen. In einer Reihe von Briefen voll unübertrefflicher Feinheit und überlegenen Geiſtes zeigt er, daß Wielanden dazu nicht mehr als Alles fehle, daß für ihn die Religion eigentlich nur ein ſchöngeiſtiges, ein poetiſches Empfindungsintereſſe habe, daß er von der Dogmatik nichts wiſſen wolle, und dagegen den engliſchen Philoſophen Shaftesbury anpreiſe, der gerade der gefährlichſte weil der feinſte Gegner der Religion ſei. Er weiſt ihm nach, daß er ſelbſt zu einem Vertreter der ſchweizeriſchen Literaturrichtung um ſo weniger berufen ſei, als er weder mit den Anſichten der Schweizer übereinſtimme, noch auch nur ihre Sprache rede. Er zieht ihm unbarmherzig den Mantel religiöſer Hohenprieſterlichkeit und ſeraphiſcher Ueberſchwenglichkeit aus, mit welchem der unreife leichtbewegliche Wieland ſich und ſeine Muſe drapirt hatte. Und als dieſer endlich

mit seinem Trauerspiele Lady Johanna Gray hervortrat (1759), begrüßt Lessing dieselbe mit den Worten: „Freuen Sie Sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.“ Aber diese Freude hält ihn nicht ab, auch an diesem Produkte nicht nur die ganze ästhetische Schwäche und Unreife, sondern obenein noch ein ganz vollständiges Plagiat aus dem Engländer Rowe mit einer wahrhaft entzückenden Ironie aufzudecken; ein Plagiat, bei dem der fromme Seraphiker so überaus leichtfertig verfahren war, daß in seiner deutschen Tragödie sogar eine Person aus einer von ihm ausgelassenen Episode des englischen Originals zurückgeblieben war!

Aber über solchem lustigen Scherze wird der Ernst nicht vergessen. Dies schlechte historische Trauerspiel giebt ihm zugleich Gelegenheit, das Verhältniß des Dichters zum historischen Stoffe zu besprechen und den wichtigen Satz aufzustellen: „daß der Dichter Herr über die Geschichte sei.“ [1]) Und wenn er früher einmal gesagt hatte, daß unter gewissen Bedingungen ein Jüngling noch eher eine Tragödie als ein Lustspiel machen könne, so will er dies doch jetzt nur von den Erstlingsversuchen im Allgemeinen verstanden wissen, und prägt der nach dem Kranze der tragischen Muse voreilig haschenden Jugend die Wahrheit ein, „daß die Tragödie das Werk des reifen Mannesalters, nicht der Jugend sei.“ [2]) Seines Freundes Weisse elendes Trauerspiel Eduard II. giebt ihm Gelegenheit, auf den jammervollen Zustand der deutschen Bühne und dessen Ursachen ein scharfes Schlaglicht zu werfen, und zugleich über den Witz der Leidenschaft und des Schmerzes die herrlichsten Bemerkungen zu machen.[3]) Ja, wir finden in den Literaturbriefen bereits jene kühne Hinweisung auf Shakspeare's Größe gegenüber der

[1]) VI. 166.
[2]) VI. 212.
[3]) VI. 215—216.

franzöſiſchen Tragödie eines Corneille, welche ſpäter in der Hamburger Dramaturgie ihre volle Entwicklung finden ſollte. [1])

Vor Allem aber ſind es zwei Dinge, die er in den Literaturbriefen ſcharf ins Auge faßt: die äſthetiſch religiöſe Verſchrobenheit der Klopſtockianer und der damit zuſammenhanzende geiſtliche Hochmuth, der ſich in den moraliſirenden Wochenſchriften dieſer Partei ungebührlich breit machte.

Wir haben geſehen, wie achtungsvoll Leſſing gleich bei ſeinem erſten kritiſchen Auftreten auf Klopſtock als die einzige wahrhaft bedeutende Erſcheinung der deutſchen ſchönen Literatur jener Zeit hinwies. Aber ſo wenig er ſich damals über die Schwächen des Meſſiasdichters verblendete, ſo wenig war er jetzt geneigt, es ruhig mit anzuſehen, wie die Klopſtock'ſche Lyrik mehr und mehr in ein gedankenleeres Empfindungspathos ausartete, das ſeiner inneren poetiſchen Armuth durch religiöſe Glanzfarben aufzuhelfen ſuchte. Leſſing, dem ſeiner ganzen Natur nach nichts ſo ſehr am Herzen lag als ſtrenge Sonderung der geiſtigen Gebiete, wollte von dieſer Durcheinandermengerei von Poeſie und Dogmatik nichts wiſſen. Er tadelte es offen, daß die Orthodoxie den Dichter Klopſtock zum Pedanten machte, der ſogar in ſeinem Gedichte das „Schickſal" in „Vorſehung" und die „Muſe" in eine „Sängerin Sions" umwandelte. Er ſprach es freimüthig aus: Klopſtock's geiſtliche Lieder mit ihren prächtigen Tiraden, ſeien „ſo voller Empfindung des Dichters, daß der Leſer oft gar nichts dabei empfinde" [2]). Ein Anhänger Klopſtock's hatte eins dieſer Lieder gedankenreich genannt. „Wenn das gedankenreich iſt, erwiedert Leſſing, ſo wundere ich mich ſehr, daß dieſer gedankenreiche Dichter nicht längſt der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden iſt". Er giebt gerne zu, „daß Klopſtock, als er ſeine Lieder machte, in dem Stande ſehr lebhafter Em-

[1]) VI. 41.
[2]) VI. 260.

pfindungen gewesen sein möge. Weil er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können". Es war damals, als Goethe noch in den Kinderschuhen ging, nothwendig, selbst einen Klopstock und die Seinen darauf hinzuweisen, daß der Zustand subjektiver Erregtheit des Dichters im Augenblicke des Schaffens eher ein Hinderniß und Nachtheil, als ein Vortheil sei für das, was er schaffe.

Aber bedenklicher noch als die ästhetische war die sittliche Verstiegenheit, mit welcher sich Klopstock und die Seinen in ihrem Journal „der Nordische Aufseher" als christliche Moral- und Sittenprediger aufdrängten. Dies Journal war eine Nachahmung der moralisirenden englischen Wochenschriften [1]), und sollte seinen Stiftern Klopstock, Cramer und Basedow dazu dienen, „eine spezifisch christliche Gesinnung unvermerkt unter die Leute zu bringen". Man erinnert sich aus Göthe's Leben, wie Klopstock noch zwanzig Jahre später sich anmaßte, einem Göthe und seinem Fürsten gegenüber das Amt eines Gewissensaufsehers zu übernehmen, und wie schlecht ihm dies Unterfangen bekam [2]). Der „Nordische Aufseher" wollte diese Rolle über ganz Norddeutschland ausdehnen. Er hatte gleich bei seinem Erscheinen mit dem hochmüthigen Pastoralsatze begonnen: „daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne". Das war eine Versündigung gegen Vernunft und Humanität, die der große Vorfechter beider am wenigsten ungestraft hingehen lassen konnte. Lessing deckt die Seichtheit und Unklarheit wie die Anmaßlichkeit einer solchen Behauptung in ihrer ganzen Blöße auf. Er weist nach, daß die poetisch religiöse Ueberschwenglichkeit, welche

[1]) Vergl. über dieselben Hettner's Liter. Gesch. d. 18. Jahrh. S. 260—281.
[2]) S. Lewes Goethe's Leben. I. S. 291—292.

Denken und Empfinden verwechselt, hier auch in die prosaische Behandlung einfacher Fragen eingedrungen sei. Ja er stellt sich sogar auf den streng theologischen Standpunkt und zeigt auch auf diesem die ganze Blöße dieser seichten Moralschwätzer auf. Die Wuth, mit welcher sich die Angegriffenen gegen ihn wandten, die Schimpfreden, mit denen einer derselben ihn als einen „Abscheu der Welt" bezeichnete, vermehrten nur Lessing's Humor und die Wucht seiner Streiche, mit denen er dann schließlich diese Schwätzer so gründlich aus dem Heiligthum der Literatur hinaus geißelte, daß er damit dem ganzen Wesen der moralischen Wochenschriften in Deutschland ein für allemal ein Ende machte. Diese gegen den „Nordischen Aufseher" gerichteten Literaturbriefe sind Meisterstücke Lessing'scher Polemik, deren dramatische Kraft und Lebendigkeit, deren schlagender Witz ihre Lektüre noch immer im höchsten Grade genußreich macht, wenn auch die Cramer und Basedow längst vergessen und nur noch, wie Insekten im klaren Golde des Bernsteins, in Lessing's Polemik erhalten sind.

Drittes Kapitel.

Lessing's Fabeln. — Philotas. — Faust.

Die beiden wichtigsten Arbeiten Lessing's, welche in die Periode der Literaturbriefe fallen, sind seine Beschäftigung mit der Fabel und sein Trauerspiel Philotas.

Die Theorie der Schweizer, daß das Wunderbare verbunden mit einem moralisch nützlichen Bezuge auf den Menschen das Wesen der Fabel ausmache, hatte sie dahin geführt, der Aesopischen

Fabel den Vorrang vor allen andern Dichtungsgattungen anzuweisen. „So wunderlich uns jetzt, bemerkt dazu Goethe in seiner Selbstbiographie, eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwehr sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte". Indessen hatte Lessing's Interesse für die Fabel denn doch noch andere und tiefere Gründe. Es hing zusammen mit seinen philologischen Studien in Leipzig und mit den durch seinen Lehrer Christ erhaltenen Anregungen, und nicht minder mit seinem Streben, eine beliebte Dichtungsgattung der Zeit aus den Abwegen neuerer Bearbeiter, besonders Lafontaine's auf die Bahn des klassischen Altmeisters Aesop zurückzuführen. Zugleich aber war es ihm mit seinem Interesse für diesen „gemeinsamen Rain der Poesie und Moral" nicht sowohl um die Fabeldichtung selbst zu thun, sondern dieselbe diente ihm nur, wie das Danzel vortrefflich ausgeführt hat, als Mittel um gewisse, viel allgemeinere Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen [1]). Danzel bezeichnet die Tendenz, die sich hier bei Lessing kund giebt, als eine Tendenz der Vereinfachung, die er durch einen Anschluß an das Alterthum, also dadurch ausführe, daß er das was er für das Richtige hält, als das Wesen einer Erscheinung des Alterthums entwickle. Die Schweizer, Bodmer an der Spitze, deren Theorie und Praxis auf diesem Gebiete durch Lessing über den Haufen geworfen wurde, griffen Lessing's Arbeit mit einer Bitterkeit an, von der in den Literaturbriefen eine Probe erhalten ist [2]).

Was uns indessen jetzt noch an der Abhandlung Lessing's interessirt, das sind, wie gesagt, die wichtigen allgemeinen Gesichts-

[1]) Danzel I. S. 414—434.

[2]) Lessing's Werke VI. 263—273.

punkte, zu denen er ſich in denſelben erhebt. Denn hier ſpricht er es zuerſt aus: daß das wahre Gedicht als ſolches Selbſtzweck ſein müſſe. Er macht ſich von der moraliſchen Theorie der Dichtkunſt los, indem er die lehrende Moral in der Poeſie auf die Fabel beſchränkt. Damit ſondert er die Fabel von der reinen Dichtkunſt ab, und ſtellt die letztere ganz auf die Erregung der Leidenſchaften und auf den Begriff des Pathos, ſowie auf den vollkommen abgeſchloſſenen Verlauf der „Handlung," deren wahren Begriff er hier zuerſt entwickelt. Er zeigt den Irrthum derjenigen Aeſthetiker auf, „welche einen ſo engen und materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß ſie nirgends Handlung ſehen, als wo die Körper ſo thätig ſind, daß ſie eine gewiſſe Veränderung des Raumes erfordern, während doch auch jeder innere Kampf von Leidenſchaften, jede Folge von verſchiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung ſei". Er weiſt nach, daß Handlung in der Fabel und Handlung in Epopoe und Drama zwei grundverſchiedene Dinge ſind. Die Handlung der beiden letztern, ſagt er [1]), muß außer der Abſicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr ſelbſt zukommende Abſicht haben. Die Handlung in der Fabel braucht dieſe innere Abſicht nicht, und ſie iſt vollkommen genug, wenn nur der Dichter ſeine (belehrende) Abſicht damit erreicht. Der epiſche und dramatiſche Dichter machen die Erregung der Leidenſchaften zu ihrem vornehmſten Endzwecke. Er kann ſie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenſchaften; und nachahmen kann er die Leidenſchaften nicht anders, als wenn er ihnen gewiſſe Ziele ſetzt, welchen ſie ſich zu nähern oder von welchen ſie ſich zu entfernen ſtreben. Er muß alſo in die Handlung ſelbſt Abſichten legen, und dieſe Abſichten unter eine Hauptabſicht ſo zu bringen wiſſen, daß verſchiedene Leidenſchaften neben einander beſtehen können; der Fabuliſt hingegen hat mit

[1]) V. S. 379.

unseren Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er nach Maaßgabe der Wahrheit durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit bald ohne Absichten zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat oder nicht."

Also die in sich abgeschlossene Handlung, der durch eine Reihe nothwendiger, motivirter Veränderungen gehende innere und äußere Verlauf eines menschlichen Vorgangs, frei von jeder moralischlehrhaften Tendenz — das ist es, was Lessing in dieser Abhandlung als den Kern derjenigen Dichtung, die ihn vor allen beschäftigte, und in welcher er mit Recht die höchste Blüthe aller Poesie erkannte, als den Kern der dramatischen Dichtung hinstellt. Und wie bei ihm immer das kritische Erkennen mit dem praktischen Hervorbringen Hand in Hand ging, so sehen wir ihn zu derselben Zeit den Versuch unternehmen, nicht nur die Fabel, sondern auch das Drama praktisch auf seine wesentlichsten Bestandtheile zurückzuführen. Dieser Versuch war

das Trauerspiel: Philotas.

Philotas, ein junger Königssohn, fast noch Knabe, ist in dem ersten Kampfe, an dem ihm sein Vater Theil zu nehmen gestattete, von den Feinden gefangen genommen worden. Verzweifelnd über sein Geschick sieht er Thron und Vaterland, für die er sich begeistert in den Kampf gestürzt hatte, jetzt durch seine Gefangenschaft von noch größerer Gefahr bedroht, da sein Vater Alles opfern wird, um den einzigen Sohn zu befreien. Der Gedanke, daß sein Tod ein Glück für sein Vaterland sein könne, zuckt durch seine Seele. Da plötzlich verkündet ihm der König, in dessen Gefangenschaft er gerathen, daß in demselben Gefechte auch sein eigner Sohn von den feindlichen Kriegern gefangen worden, und daß er ent-

ſchloſſen ſei, eine Auswechslung Beider dem Vater des Philotas vorzuſchlagen. Philotas ſelbſt ſoll einen unverdächtigen Boten an ſeinen Vater mitſenden, damit dieſer die Gewißheit erhalte, ſein Sohn lebe noch. Da erwacht bei dem Heldenjünglinge der Gedanke auf's Neue, ſeinem Vater durch freiwilligen Tod den Vortheil des Kriegs in die Hände zu ſpielen. Er beredet ſeinen Mitgefangenen, den Strato, einen alten Kriegshauptmann, der ſeinem Vater jene Botſchaft überbringen ſoll, die Auswechslung um einen Tag zu verſpäten, und mit dem eignen Schwerte des Königs Aridäus, das dieſer ihm auf ſeine Bitte hat reichen laſſen, damit er nicht unbewehrt vor den Kriegern erſcheine, durchſticht er ſich vor den Augen des Königs das nur für Ehre und Vaterland ſchlagende Herz.

Dies der Inhalt des Stücks, das in einen Akt zuſammengedrängt, mit der ungeſchminkten Proſa ſeiner Sprache, der Einfachheit ſeiner Motive, und dem gleichſam concentrirten Gehalt ſeines Pathos, ſelbſt einem kurzen ſpartaniſchen Schwerte gleicht. Auch das, was hier die Handlung bildet, iſt kurz und einfach wie ein wohlgezielter Schwertſtoß; und eben dieſe Kürze und Concentration iſt es, welche Leſſing mit dieſer Dichtung zu verſinnlichen beabſichtigte. Sein Philotas führt die Tragödie auf das Allerweſentlichſte zurück, auf die reine „Handlung", wie ſie in den Unterſuchungen über die Fabel beſtimmt worden war. Daher die Kürze und Knappheit der Ausführung, die proſaiſche Form, die er ja auch für die Fabel zu demſelben Zwecke der ſcharfen Herausſtellung des Weſentlichen angewendet hatte, die männlich antike Beſchränkung auf das einfache Pathos der Ehr- und Ruhmliebe, wie es ihm im Leben in der Geſtalt ſeines Kleiſt vor Augen ſtand, und die Vermeidung aller und jeder Bezugnahme auf das moderne Pathos der Geſchlechtsliebe. Gegen ſeine Sara und deren geſchwätzige Weitſchweifigkeit und Gefühlsbreite gehalten, war dies neue Stück ein Schnitt, den er in das eigene Fleiſch that. Die Knapp-

heit und Beſchränkung auf das Weſentliche, die ihm der neuen deutſchen Dichtung vor Allem Noth zu thun ſchien, gewann er, indem er ſich von den moraliſirenden Engländern zu den Alten, von der Richardſon'ſchen Breite zur Einfachheit des Sophokles zurückwandte, deſſen Dichtungen er damals vorzugsweiſe ſtudirte und deſſen Leben er zu ſchreiben begonnen hatte.

Auch Leſſing's Philotas alſo ging aus derſelben Richtung auf das Weſentliche, aus dem gleichen Streben nach Vereinfachung hervor [1]), das ihm für die Begründung einer neuen nationalen Literatur nothwendig erſchien. Er hatte ſich, um Goethe's Worte zu brauchen, überzeugt, „daß der erſte Schritt, um ſich aus der wäſſerigen, weitſchweifigen, nullen Epoche herauszuraffen, nur durch Beſtimmtheit, Präciſion und Kürze gethan werden könne." Und wie ihm für das Drama ſein Freund Kleiſt mit ſeiner Tragödie Seneca vorangegangen war, ſo gab ihm die heldenhafte Geſtalt dieſes herrlichen Mannes, verbunden mit dem kriegeriſchen Geiſte jener Jahre des preußiſchen Heroismus, das Pathos und die Farbe der männlichen Empfindung für ſeine eigene Dichtung. Wußte man doch, daß auch der große preußiſche Held für den Fall ſeiner Gefangennehmung ſelbſt ein Auskunftsmittel bereit hielt, wie der Held von Leſſing's Tragödie. Was endlich das tragiſche Motiv ſelbſt betrifft, ſo iſt ihm Leſſing in der einzigen Tragödie, die er nach dem Philotas noch gedichtet, durchaus treu geblieben. Denn hier wie in der Emilie Galotti iſt es die einſeitige Schroffheit des Charakters, durch deren leidenſchaftliche Auffaſſung der Situation ein tragiſcher Ausgang herbeigeführt wird. [2])

Wäre noch ein Zweifel möglich über die Abſicht, welche Leſſing bei dem Philotas verfolgte, ſo würde er durch eine überaus komiſche Myſtifikation zerſtreut werden, welche der Dichter ſich mit dem-

[1]) Danzel I. 435. 460.
[2]) Danzel II. 439.

ſelben gegen ſeinen Freund Gleim erlaubte. Er ſchickte dieſem das Stück als das Produkt eines ungenannten Verfaſſers zu, und Gleim war täppiſch genug, in die Falle zu gehen. Er machte ſich flugs daran, das ganze Trauerſpiel umgeändert und beträchtlich erweitert in jambiſche Verſe zu bringen, und ſchickte die ſo verbeſſerte Arbeit an Leſſing zurück, der guten Humor genug beſaß, dieſen „verſifizirten" Philotas des preußiſchen Grenadiers drucken zu laſſen! Leſſing's hierauf bezügliche Briefe [1]) ſind in der That Muſter der feinſten Perſiflage, und Vater Gleim wußte ſich, als er die großartige Albernheit die er begangen hatte merkte, nicht anders aus der Sache zu ziehen, als daß er „ſeinem Leſſing" einen Anker des beſten Rheinweins ſchickte. Den verſifizirten Philotas ließ er aber dennoch drucken und die einzige Rache, welche Leſſing dafür nahm, war die, daß er auf dem Titel des für Gleim beſtimmten Exemplars das Wort „verſifizirt" in „verifizirt" umändern ließ.

Die Handlung alſo war es, welche Leſſing als das Weſentliche der dramatiſchen Dichtung aufgeſtellt und von der er mit ſeinem Philotas ſo zu ſagen einen Extrakt gegeben hatte. Von dieſer Seite aus hatte er in den Literaturbriefen auf Shakſpeare hingewieſen, und von demſelben behauptet, daß er im Weſentlichen den Alten weit näher komme, als Corneille, deſſen Verwandtſchaft mit den Alten er auf die mechaniſche Einrichtung begränzt. [2]) Sein genaues Studium jener rohen alten Haupt- und Staatsaktionen, die Gottſched dem franzöſiſchen Geſchmacke zu Liebe von der deutſchen Bühne vertrieb, hatte in ihm die Ueberzeugung befeſtigt, daß der deutſche Nationalgeiſt mehr zu dem Geſchmacke der Engländer als der Franzoſen hinneige, „daß wir in unſeren Trauerſpielen mehr ſehen und denken wollen, als uns das furchtſame franzöſiſche Trauerſpiel zu ſehen und zu denken giebt, daß das Große, das

[1]) XII. 129. 130. 133.

[2]) VI. 42.

Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirken, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte.“ Es ist eine allbekannte Thatsache, wie wichtig und folgenreich diese Hinweisung Lessing's auf Shakspeare und die ganze ältere englische Literatur für die Entwicklung der deutschen gewesen ist. Aber erst der tief eindringende Scharfsinn Danzel's hat nachgewiesen, daß Lessing sich dennoch im Irrthume befand, wenn er die Wichtigkeit ja Nothwendigkeit des französischen Elements für die Entwicklung des deutschen Drama's vollständig verkannte, und im Unwillen über die Gottsched'sche Plattheit das Verdienst desselben um die deutsche Bühne leugnete. Eben weil er selbst in seinen Anfängen vollständig auf diesem französischen Elemente Gottsched's ruhte, und weil er diese seine Anfänge später als Verirrungen erkannte, war er nur um so härter gegen den Vertreter jenes Elements.[1]) Denn „kräftige Geister sind gegen nichts unerbittlicher, als gegen ihre eignen früheren Irrthümer“, — das ist eine Wahrheit, zu der sich auch in Goethe's Entwicklungsgeschichte die entsprechenden Beläge finden, der umgekehrt von der Shakspeareschwärmerei ausgehend sich später gegen dieses Haupt-Ferment der Sturm- und Drangzeit seiner Jugend auf das Lebhafteste erklärte, und sogar auf das französische Element zurückzugehen für nöthig und nützlich erachtete.

Die wichtigste produktive Anknüpfung an Shakspeare, welche Lessing selbst versuchte, war die Bearbeitung der deutschen Faustsage. In den Literaturbriefen führte er als Beweis für die innere Verwandtschaft der alten deutschen Dramen mit den englischen „das bekannteste“ der ersteren, Doktor Faust, an, „das eine Menge von Scenen habe, die nur ein Shakspeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen.“ Bei dieser Gelegenheit ließ er das bekannte Fragment[2]) seiner eignen Bearbeitung abdrucken, in wel-

[1]) Danzel I. 129—132. 447—450.
[2]) II. 491—493.

chem Faust die sieben Teufel über ihre Schnelligkeit examinirt. Lessing hatte zuerst im Jahre 1753 in der Schuchschen Bretterbude auf dem Gensdarmenmarkte zu Berlin das alte Lieblingsstück des deutschen Volks darstellen sehen, und war sofort zur dramatischen Bearbeitung des Stoffs angeregt worden. Im Jahre 1758 war die Ausführung so weit vorgeschritten, daß er an baldige Aufführung denken konnte. Es kam aber zu derselben nicht. Vielmehr zieht sich Lessing's Arbeit an diesem Sujet durch sein ganzes Leben, und wir finden ihn in Breslau, Hamburg und selbst noch in Wolfenbüttel mit derselben beschäftigt. Indessen weder die in Lessing's Briefwechsel verstreuten Andeutungen, noch die Berichte zweier Freunde, welche man in der Lachmannschen Ausgabe findet [1]), geben uns irgend einen genügenden Aufschluß über die Art und Weise, in welcher Lessing den Stoff behandelt hat. Nur eine wichtige Notiz ist aufbehalten: Lessing hat zwei Fauste geschrieben, zuerst einen, in welchem er sich an die alte Zauber- und Teufelsfabel anschloß, und diesem gehören die erhaltenen Bruchstücke an. Später aber entschloß er sich, das Sujet ganz in's Menschliche zu übersetzen, und einem teuflischen Bösewicht die Rolle des Verführers eines reinen unschuldigen Menschen zu übertragen. Die Handschrift dieses Stücks ging während Lessing's italienischer Reise durch einen unglücklichen Zufall spurlos verloren. [2])

Auf das erhaltene Fragment that sich Lessing viel zu Gute, und doch mußte er sich von Frau Gottsched nicht mit Unrecht vorrücken lassen: daß er gerade mit dieser Weise der Behandlung den ächt deutschen Geist der alten Faustsage verfehlt habe. [3])

---

[1]) II. 494—499
[2]) II. 495. XII, 454.
[3]) Danzel I. 454—56.

Viertes Kapitel.

Aeußere Lebensverhältniſſe. — Abgang von Berlin.

Unter ſolchen Arbeiten waren dritthalb Jahre vergangen, Leſſing hatte ſich auf's Neue in Berlin eingelebt und Alles ſchien darauf hinzudeuten, daß er ſich dauernd hier feſtſetzen werde. Seine Lebensverhältniſſe waren die angenehmſten. Außer Mendelsſohn und Nicolai, mit denen er in der engſten Verbindung vertrauteſten Umgangs und gemeinſamer geiſtiger Intereſſen verkehrte, hatte er mit allen damals in Berlin lebenden bedeutenden Männern nähere oder entferntere Verbindungen angeknüpft. Die öffentliche Geſelligkeit war damals in Berlin eine ganz andere als in unſerer atomiſtiſchen Zeit. Das von Reſewitz (1755) gegründete gelehrte Kaffeehaus, die Geſellſchaft des Montagsklubbs, welche alle Männer von literariſchem Namen vereinte, zählte auch ihn zu ihren Mitgliedern, und eine kleinere Geſellſchaft, der Freitagsklubb, aus dem engeren Kreiſe der Leſſingſchen Freunde beſtehend, blieb noch lange nachher der Gegenſtand ſeiner ſehnſüchtigen Rückerinnerung. Ramler war ihm nicht nur ein theilnehmender Gefährte bei manchen literariſchen Projekten, ſondern auch ein heiterer Lebensgenoſſe. Die „Baumannshöhle", ein Weinkeller in der Nähe ihrer beiderſeitigen Wohnungen, vereinte ſie oft mit anderen guten Geſellen zu fröhlichen ſokratiſchen Sympoſien, und gar manchmal mag in den unterirdiſchen Räumen eins der damals gern und viel geſungenen Leſſingſchen Trinklieder erſchollen ſein, wie jenes vom ächteſten Geiſte fröhlichen Jugend- und Weinmuthes erfüllte:

Es donnert! Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtiſch auf die Knie ſinken.
Es donnert! Macht die Gläſer leer!

Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus iſt gerecht, er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?

„Ich kann mich hier mit Herrn Leſſing abrufen oder wenigſtens abſehen", ſchreibt Ramler an Gleim (11. April 1759), „wenn ich mit ihm Ihre Geſundheit trinken will. Wir hängen alsdann ein rothes Band aus, das iſt das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle, denn Sie müſſen wiſſen, der Küper heißt Baumann." Auch ſonſt fehlte es nicht an Verkehr mit Bekannten aller Art, und unter den zahlreichen Namen, welche der Leſſingſche Briefwechſel hier nennt, finden wir auch liebenswürdige und bedeutende Frauen, wie die geſchickten Malerinnen Frau von Gaſt und Madame Theerbuſch. Die Muſik war in Leſſing's Kreiſe durch Quanz, Krauſe und Kirnberger vertreten, und ſo fanden ſich die verſchiedenſten Elemente vielſeitiger Anregung um ihn vereinigt, während er ſelbſt durch den Reichthum ſeines Geiſtes und die Bequemheit ſeines Verkehrs Alles um ſich her bezauberte.

Dieſe Zeit von Leſſing's drittem Aufenthalte in Berlin war es denn auch, an die ſich ſeine Berliner Freunde ihr Leben lang mit Entzücken erinnerten. Leſſing ſtand damals in ſeinem dreißigſten Jahre, auf der Höhe männlicher Jugend, im Vollgefühle gereifter Kraft und bedeutender Erfolge. Sein Name war in und außerhalb Deutſchland gekannt, und er ſelbſt ſtand bereits unbeſtritten auf der Höhe der literariſchen Berühmtheit. Freilich auch auf demjenigen Punkte ſeiner Entwickelung, wo er ſich bereits inmitten ſeiner Freunde einſam auf der errungenen Höhe zu fühlen begann, und wo auch er von ſich — im Hinblick auf ſo manche Erfahrungen, auf Gleim's Behandlung ſeines Philotas, und auf die kritiſchen Beſtrebungen ſeiner Freunde in der Bibliothek der Wiſſenſchaften — ſagen konnte:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich die Wahrheit weiß, bin ich allein."

Auch die gehobene Stimmung der preußischen Hauptstadt und der patriotische Aufschwung, den die glorreichen Erfolge der ersten Jahre des großen Krieges herbeiführten, so belebend sie auch auf die geistigen Interessen zurückwirkten, brachten doch auch für Lessing, der am wenigsten der Mann dazu war, sich einem beschränkten Patriotismus hinzugeben, vielfache Konflikte selbst mit seinen nächsten Freunden hervor. Wir haben schon gesehen, wie er nach dieser Seite hin mit Gleim zu kämpfen hatte, in dessen Kriegsliedern „der Patriot, und noch dazu der soldatische Patriot oft genug den Dichter überschrie." Dieser einseitige soldatische Patriotismus, der sich damals rings um ihn her „in tausend ausschweifenden Reden Luft machte, die er alle Tage hören mußte," war allzusehr wider Lessing's Natur, als daß dergleichen ihn nicht hätte zum Widerspruche herausfordern sollen. Wie er in seinem Geburtslande, zu Leipzig für einen „enragirten Preußen" gegolten hatte, so galt er bald in Berlin für einen eben so enragirten Sachsen. Vater Gleim sah sich auf das Schmerzlichste ergriffen, als er in einem Briefe seines Lessing die schrecklichen Worte lesen mußte: „Das Lob eines eifrigen Patrioten sei nach seiner Denkungsart das allerletzte, wonach er geizen würde, — des Patrioten nämlich (setzt Lessing hinzu), der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte." [1])

Für Lessing war in der That jener übertriebene Patriotismus, wie er sich ausdrückt, auf's Höchste „eine heroische Schwachheit, die er recht gern entbehren mochte." Erschien ihm doch der Krieg selbst, dessen Gräuel damals Deutschland verwüsteten, im besten Falle nur als ein „blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern," der in diesen gesitteteren Zeiten wenigstens das Gute habe, daß er alle übrigen Stände ungestört lasse und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß übe, als daß er neue Xenophons und neue

[1]) XII. 125 u. 127.

Polybe erwecke.“ [1]) Die blutige Balgerei um eine Provinz hatte nichts Begeisterndes für ihn, und ſein unparteiiſches Auge verblendete ſich nicht über die Natur des „vaterländiſchen Heeres,“ das faſt aus lauter geworbenen Leuten, gefangenen Oeſtreichern und umgekleideten Sachſen beſtand. Dazu wurde es in Berlin ſelbſt mehr und mehr unruhig. Schon im September 1760 ſchreibt er an ſeinen Vater, um ſich zu entſchuldigen, daß er ſeinen Bruder Gottlob nicht zu ſich genommen: „Es hätten ſich Verfälle ereignen können, die es hier ſehr unruhig gemacht und die mich vielleicht genöthigt hätten, ſelbſt von hier wegzugehen.“ Dieſe Befürchtung war nicht ohne Grund. Die Ruſſen, die ſchon im Jahre 1757 Berlin mit einem Streifzuge heimgeſucht hatten, zogen drei Jahre ſpäter unter Tettleben und Lacy am 9. October 1760 aufs Neue in Berlin ein. Zwar wurde durch den Patriotismus eines Bürgers, deſſen Hingebung, von Friedrich dem Großen nicht belohnt, an die edelſten Beiſpiele des Alterthums erinnerte, das ſchwerſte Unheil von der Hauptſtadt abgewendet. Aber Leſſing hatte es doch mit anzuſehen, wie ſein Nachfolger in der Redaction der Voſſiſchen Zeitung ſammt dem Redacteur der Spenerſchen Zeitung, die ſich mit Gleim'ſchen Patriotismus über die ruſſiſchen Generale ausgeſprochen hatten, von den Ruſſen auf dem Neumarkte zum Gaſſenlaufen geführt, entkleidet und zuletzt mit einigen Hieben begnadigt wurden. [2])

Solche Erlebniſſe trugen dazu bei, Leſſing den Aufenthalt in Berlin zu verleiden. Dazu geſellte ſich noch zweierlei: die zunehmende geiſtige Entfremdung von ſeinen bisherigen Genoſſen und die unüberwindliche Luſt, Welt und Leben in immer weiterem Umfange kennen zu lernen.

Was den erſteren Punkt betrifft, ſo hatte in der That Leſſing

[1]) VI. 2.

[2]) Preuß, Friedrich der Große II. S. 259 u. 260.

sich zu einem Standpunkte hinaufgearbeitet, auf welchem ein eigentliches Zusammenarbeiten und Zusammenwirken mit seinen Berliner Freunden nicht mehr möglich war. Nebenher wurde denselben denn doch zuweilen seine Ueberlegenheit unheimlich und lästig. Das alte Wort von dem Drucke, den der überragende Geist auf die geringeren Talente unwillkürlich ausübt, jenes Horazische:

Urit enim fulgore suo qui praegravat artes
Infra se positas —[1])

erfüllte sich auch an Lessing und seinen Freunden. Gleim hatte es ihm übel genommen, daß er mit seinen Fabeln und seiner Abhandlung über diese Dichtungsgattung dem Lafontaine zu nahe getreten war, dem er selbst mit seinen Fabeln sich als Jünger angeschlossen hatte. Ramler verübelte es ihm nicht minder, daß er den von ihm übersetzten französischen Aesthetiker Batteux streng kritisirt hatte, und er sowohl als Nicolai waren unzufrieden, daß Lessing, statt mit ihnen und ihren Freunden eine eigene Berliner Literaturcoterie zu bilden, sich mehr und mehr auf sich selbst zurückzog, und die Urtheile, welche sie in ihrem Journale aussprachen, höchstens nur als Ausgangspunkte für seine eigenen kritischen Untersuchungen benutzte und — berichtigte. Sie fühlten sich eben von ihm gedrückt und konnten, wenn sie seine Schriften lasen, sich nicht darüber zufrieden geben, daß er in diesen nicht derselbe bequemlebige, läßliche und gutmüthigharmlose Gesell war, als welcher er sich ihnen im persönlichen Verkehr erwies. Ganz besonders bezeichnend für dies Verhältniß ist ein Brief Ramler's, den er ein Jahr ehe Lessing Berlin verließ an Gleim schrieb.[2]) Lessing wird darin bereits als ein Mensch bezeichnet, „der eben alle Welt angreift," und der in seinem Urtheile über den französischen Aesthetiker Batteux selbst keine Rücksicht darauf nimmt, daß „ein Freund" — eben Ramler

[1]) Brennt doch der strahlende Glanz des übermächtigen Genius
Stets das geringre Talent.

[2]) Angeführt bei Danzel. I. 463.

ſelbſt — dieſen Autor überſetzt hat, kurz, als ein Schriftſteller, der alles um ſich her unterdrücken will, um ſich ſelbſt in den Vorgrund zu ſtellen. „Ich weiß, ſchreibt er, daß Herr Leſſing ſeine Meinung ſagen und durch Unterdrückung ſich Luft ſchaffen und Platz machen will. Dieſe Natur iſt nicht auszutreiben. Er kann unmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, luſtige Geſellſchafter ſein, der er im Leben iſt;" worauf dann die ſeufzende Bemerkung folgt: „es ſei ſchlimm, daß es ſo ſei, indeſſen ſei Leſſing doch zu alt, als daß man ihm dieſe ſeine ſchlimmen Seiten abgewöhnen könne, und man müſſe ſich alſo an die guten halten!" Und doch war gerade was die Ramler und Genoſſen ſeine ſchlimmen Seiten nannten, das Große und Edle in der Natur dieſes herrlichen Mannes, der wohl im perſönlichen Verkehre gemüthlich lebte und leben ließ, aber auf dem geiſtigen Gebiete ſelbſt den nächſten Freunden gegenüber der Sache der Wahrheit und Wiſſenſchaft keinen Strohhalm breit vergab.

Solche Bekehrungsverſuche und Aenderungszumuthungen mögen während ſeines Berliner Lebens vielfach an ihn herangetreten ſein, und Ramler ſelbſt konnte wiſſen, was es auf ſich habe, wenn ihm Leſſing in dem erſten Briefe, den er ihm von Breslau aus ſchrieb, ehrlich geſtand: „er habe Berlin ſatt gehabt und geglaubt, daß auch die Freunde ſeiner ſatt ſein müßten." [1])

Der zweite Umſtand, der ihn aus Berlin trieb, war von mehr äußerlicher Art. Er hatte das dreißigſte Jahr überſchritten und war noch immer, wie er ſich ausdrückt, „der alte Vogel auf dem Dache". Die neue Muſenhauptſtadt an der Spree hatte noch immer für ihn keine Stellung. Daß er trotz ſeiner Liebe zur Unabhängigkeit, trotz ſeiner Unluſt „der Sklave eines Amtes zu werden", doch eine geſicherte Stellung in Berlin gern angenommen hätte, geſtand er ſelbſt in einem Briefe an ſeinen Vater. Nur ſich darum ängſtlich

[1]) XII. 143.

zu bewerben widerstand seinem Selbstbewußtsein.[1]) Und doch fühlte er die Nothwendigkeit, sich mit Aufopferung einiger Jahre die Mittel zu freieren Studien zu verschaffen. Ein solcher Schritt lag seiner ganzen Sinnesart nahe. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte er sich die Nachricht von dem Leben des römischen Dichters Plautus, daß derselbe eine Zeit lang das Dichten aufgegeben und Handelsgeschäfte getrieben habe, eben so erklärt.[2]) Die Reise mit Winckler, welche ihm jene Freiheit zu gewähren versprach, hatte sich zerschlagen, und es lag ein bitterer Ernst in dem scherzenden Tone, mit dem er damals an Ramler schrieb: Er und der König von Preußen hätten eine große Rechnung mit einander abzumachen, da nur dieser allein Schuld habe, daß sein Plan die Welt zu sehen zerstört worden sei, und es sei deshalb wohl billig, daß ihm dafür der König eine Pension gebe, bei der er die Welt vergessen könnte. „Sie denken, das wird er fein bleiben lassen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünschen, daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden.“[3])

Er hatte nun wieder seit vier Jahren das alte bloß auf Bücher, Studien und Schriftstellerei beschränkte Literatenleben geführt und fühlte, daß ihm eine Pause nöthig und „daß es Zeit sei, wieder einmal mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben.“[4]) Auch seine Gesundheit hatte durch das anhaltende Studiren und stubensitzende Schriftstellerleben gelitten.[5]) Da seine Freunde nichts für ihn zu thun wußten, um ihm eine sorgenfreie Stellung zu verschaffen, so versuchte er sich selbst zu helfen. Er wollte Geld erwerben, um sich eine Bibliothek nach seinem Herzen anschaffen und einige Jahre in Ruhe arbeiten zu können. Gerüchte gingen, daß

[1]) XII. 140.
[2]) III. 3.
[3]) XII. 86
[4]) XII. 143.
[5]) Klose bei K. Lessing. I. 241.

er eine Regiments-Quartiermeiſterſtelle in dem Regimente ſeines Freundes Kleiſt angenommen habe, und in Leipzig hieß es ſogar einmal, daß er als Offizier in ein Freibataillon eingetreten ſei. Es iſt viel von Leſſing's Unruhe und Unbeſtändigkeit geredet worden, die es ihm unmöglich gemacht habe, an einem und demſelben Orte lange auszudauern. Sieht man aber genauer zu, ſo findet man, daß bis zu dem Augenblicke, wo man durch die Anſtellung in Wolfenbüttel den vierzigjährigen Mann feſſelte, nirgends auch nur ein Verſuch gemacht worden iſt, ihn durch eine ſeiner würdige Stellung feſtzuhalten, und daß dieſer Umſtand eben ſo ſehr wie ſeine angeborene Freiheitsliebe zu ſeinen vielfachen Ortswechſeln beigetragen hat, die ſämmtlich mehr oder weniger durch innere und äußere Nothwendigkeiten herbeigeführt wurden.

Leſſing hatte, als er mit Kleiſt in Leipzig lebte, bei dem letzteren den Oberſten Tauentzien kennen gelernt. Dieſer, der im Jahre 1760 als Gouverneur von Breslau zahlreiche Verwaltungsgeſchäfte und unter andern auch die verwickelten und mißlichen Münzoperationen König Friedrich's zu leiten hatte, bedurfte dazu eines geſchickten und verläßlichen Gehülfen. Er erinnerte ſich an Kleiſt's Freund, und trug Leſſing die Stelle eines Gouvernements-Secretairs bei ihm unter den günſtigſten äußeren Bedingungen an. Leſſing nahm keinen Anſtand darauf einzugehen. Ohne ſeinen Freunden ein Wort zu ſagen, verſchwand er auch diesmal aus Berlin, wo er ſelbſt nicht einmal ſeine Wohnung aufgekündigt hatte, und ging im November 1760 nach Breslau. „Ich will mich, ſo ſchrieb er damals in ſein Tagebuch, eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einſpinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können."

Fünftes Buch.

Kriegs- und Weltleben in Breslau.
1760—1765.

Minna von Barnhelm.

Erſtes Kapitel.

Aeußere Lebensverhältniſſe.

Es war gegen den Ausgang des Novembers 1760 als Leſſing in Breslau anlangte. Er hatte unterweges einen Tag in Frankfurt verweilt, um das Grab ſeines geliebten Kleiſt zu beſuchen. „Die Geſchichte dieſer Wallfahrt verdient einen eigenen Brief; Sie ſollen ſie eheſtens haben," ſchreibt er an Ramler in dem erſten Briefe, den er von Breslau aus an dieſen Freund richtete. Er hat dieſen Brief nicht geſchrieben! Ueberhaupt iſt die Correſpondenz Leſſing's mit ſeinen Freunden während dieſer fünf Breslauer Jahre äußerſt lückenhaft auf uns gekommen. Von ihm ſelbſt ſind nur neunzehn,[1]) von ſeinen Freunden ſogar nur acht Briefe, ſieben von Mendelsſohn und einer von Nicolai an ihn, aus dieſer Periode erhalten. Die Briefe Ramler's an ihn fehlen gänzlich, und dies iſt um ſo mehr zu bedauern, als Ramler gerade damals vorzugsweiſe Leſſing's Vertrauen beſaß, und die Spur einer perſönlichen Verwicklung des letzteren in ein Verhältniß zu einer Frau, welches durch ſeine Entfernung von Berlin gleichfalls zerriſſen wurde, eben wegen des Fehlens der Ramlerſchen Briefe nicht mehr aufzuhellen iſt.[2])

[1]) Sieben an Ramler, drei an M. Mendelsſohn, zwei an Nicolai, ſechs an Leſſing's Vater und einer an Heyne.

[2]) Vgl. XII. 147. 149.

Unmittelbar nach Lessing's Abreise meldete die Berliner Zeitung, daß die dortige Akademie der Wissenschaften neben mehreren anderen Gelehrten auch „Herrn Lessing, der sich durch seine Schriften bereits rühmlich bekannt gemacht", zu ihrem auswärtigen Mitgliede ernannt habe. Wenn aber schon Lessing's Freunde sich durch den unverschämten Zusatz der Bekanntmachung verletzt fühlten, daß diese Ehre allen Ernannten auf deren wiederholtes Ansuchen ertheilt worden sei, so kann man denken, wie Lessing selbst die Sache aufnahm, in welcher er jetzt vielmehr eine Beleidigung als eine Ehre erblicken mußte. Er unterließ es deshalb sogar, seinem alten Vater davon Nachricht zu geben, dem die Sache doch zur großen Freude gereicht hätte. Interessant ist es, daß ein aufgeklärter Theologe, der Probst Süßmilch, es war, welcher ihn in Vorschlag gebracht hatte, während der Aesthetiker Sulzer, der sich sonst so gern als Lessing's Gönner zu zeigen liebte, lebhaft gegen seine Aufnahme gesprochen hatte. Dienstfertige Freunde beeilten sich, Lessing von diesem Betragen des „falschen" Freundes sofort Nachricht zu geben. Seine Antwort war — eine Entschuldigung [illegible] letzteren, in welcher er nur als Inkonsequenz bezeichnete, was jene als Falschheit brandmarkten.[1])

Lessing's Chef, der General von Tauentzien, hatte sich kurz vor Lessing's Ankunft in Breslau durch seine heldenmüthige Vertheidigung der Hauptstadt Schlesiens gegen einen überlegenen Feind hohen Kriegsruhm und die dankbarste Anerkennung seines Königs erworben. Noch lebte in aller Munde die derb humoristische Antwort, die er dem Oestreichischen General Loudon gegeben, als dieser ihn unter der Androhung zur Uebergabe der Stadt aufgefordert hatte: daß im Falle der Weigerung das Kind im Mutterleibe nicht verschont werden solle! „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht!" hatte er dem Oestreicher erwidert, und

[1]) XII. 145.

zugleich mit seinem Offiziercorps sich feierlich das Wort gegeben, eher bis auf den letzten Mann zu Grunde zu gehen, als sich dem Feinde zu ergeben. Es war eine jener derben, tüchtigen Naturen, die ohne irgend welche wissenschaftliche Bildung doch die ihnen verwandte Tüchtigkeit des Charakters in andern instinktmäßig herauserkennen und respektiren, und Lessing war ganz der Mann dazu, auch seinerseits einen solchen heldenhaften Kriegsmann gebührend zu schätzen. Sein Verhältniß zu ihm war und blieb daher während ihres fünfjährigen Zusammenseins durchaus das beste, und noch mehr als zehn Jahre später gedachte er in einem Briefe an seinen Bruder mit Liebe „seines alten ehrlichen Tauentzens,“ [1]) dessen Anhänglichkeit an Friedrich den Großen er durch das bekannte Wort bezeichnete: „Wenn der König so unglücklich geworden wäre, seine ganze Armee unter einem Baume versammeln zu können, so würde Tauentzien gewiß darunter gestanden haben.“ König Friedrich hatte den tapferen General zur Belohnung seiner Verdienste zum Gouverneur der so heldenmüthig vertheidigten schlesischen Hauptstadt und zugleich zum Generalmünzdirektor ernannt. Was das letztere besagen wollte, weiß man, wenn man sich an die bewiesenen Münzverschlechterungen erinnert, zu welchen sich Friedrich der Große in der Noth des Krieges gezwungen sah. Durch die mehrmalige Wiederholung dieser verrufenen Operationen kam es dahin, daß das „gute Geld“ so ungeheuer im Preise stieg, daß ein Dukaten oft mit neun Thalern bezahlt wurde.[2]) Natürlich waren es nicht bloß die Juden Ephraim, Itzig u. a. durch welche Friedrich diese Operationen ausführen ließ, welche bei denselben gewannen; auch Christen versäumten nicht aus der Quelle zu schöpfen an der sie saßen, und sogar Tauentzien, der von Hause aus arm war, hatte, wie Friedrich der Große selbst bezeugt, ein Vermögen

[1]) XII. 493.
[2]) Preuß, a. a. O II. S. 391 ff.

von wenigstens hundertfunfzigtausend Thalern erworben.[1]) Nur Lessing, der doch in der ausgesprochenen Absicht, seine Umstände zu verbessern, sich in das von ihm so gefürchtete Joch der Abhängigkeit eines Amtes begeben hatte, und dem seine Stellung mehr als anderen Gelegenheit bot, sich ohne Unredlichkeit die Vortheile derselben zu Nutze zu machen, konnte es nicht über sich gewinnen, diese Gelegenheit zu benutzen. Da er als die rechte Hand Tauentzien's immer die erste Kunde von den neuen Münzoperationen hatte, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, durch sichere Spekulationen Tausende zu gewinnen, wenn er sich nur, wie sein Bruder schreibt, um die neuen Geldauflagen eben so viel, als um neue und alte Bücherauflagen bekümmert hätte. Er that es nicht, weil alle dergleichen Dinge seiner reinlichen Natur und peinlichen Ehrenhaftigkeit widerstrebten; und so kam es, daß er aus Verhältnissen, in denen ein Voltaire hunderttausende erworben haben würde, nach fünf Jahren so arm schied, wie er eingetreten war.

Der einzige Besitz von Erheblichkeit, den er in Breslau erwarb, war eine treffliche Büchersammlung, auf deren Anschaffung er einen großen Theil seines Einkommens verwendete. Es war, wie sein Bruder erzählt, Spekulation und Liebhaberei. „Die Bücher gingen damals in schlechtem Gelde fast wohlfeiler weg, als sonst in gutem, und er wußte, daß er Bücher besser verwahren konnte als Geld, das ihm der erste beste Dürftige abjammerte.“[2]) Was ihm sonst noch vielleicht an Gelderwerbnissen übrig geblieben wäre, verschlang die Familie. Lessing hat sein ganzes Leben lang unter dieser Last schwer gelitten, und niemals mehr, als wenn sein großmüthiges Herz sich genöthigt sah, den unaufhörlichen von Seiten seiner Eltern und Geschwister an ihn gestellten Forderungen Schranken setzen zu müssen. Seltsam genug war es gerade der Sohn, der am wenigsten

[1]) Preuß. III. 63.
[2]) Karl Lessing. I. 225.

mit seinem Lebensgange den Eltern entsprochen, und den sie oft genug als einen halbverlorenen betrachtet hatten, zu dem sie unaufhörlich in ihren materiellen Bedrängnissen ihre Zuflucht nahmen. Schon früher, als er selbst noch von der Hand in den Mund lebte, war dies geschehen, und er hatte, wie sein Bruder erzählt, oft genug selbst geborgt, um Eltern und Geschwistern helfen zu können. Jetzt, wo sie ihn für einen Krösus hielten, steigerten sich die Anforderungen in einem selbst für Lessing unerträglichen Maße. Seine Briefe zeigen, welche Anstrengungen er machte, welche Opfer er brachte, um denselben zu genügen. Aber seine Kräfte reichten nicht aus. Bald sollte er einen oder gar zwei Brüder zu sich nehmen, bald galt es die Studienkosten, bald die Universitätsschulden des einen oder des andern zu bezahlen, und ehe er sich's versah, kam ihm dann wohl ein jüngerer Bruder persönlich auf den Hals, um die erwünschten Unterstützungen desto sicherer flüssig zu machen. Die Eltern, denen er die reichlichsten Geldgeschenke spendete, bestürmten ihn immer von Neuem. Sie verlangten sogar von ihm, daß er um ihretwillen in seiner Stellung verharre, damit alle neun Söhne des Pastor primarius wo möglich auf seine Kosten „studiren" könnten, und es gehörte die Energie eines Lessing und das Bewußtsein seiner großen Lebensaufgabe dazu, um bei der Großmuth und Pietät seines Herzens wenigstens diesen Anforderungen einen festen Widerstand entgegenzusetzen. [1])

Auch die Berliner Freunde waren nicht mit ihm zufrieden. Sie hielten diese Hinwendung zu einem praktischen Berufsleben für bedauerlichen Zeitverderb, und Lessing's eigne Klagen, die er sich zuweilen in seinen Briefen gestattete, bestärkten sie darin. Auch er war nämlich anfangs oft in Verzweiflung über die ermüdende Geistlosigkeit seiner Beschäftigungen, über das zerstreuende Welt- und Kriegsleben, in das er sich versetzt, über den „Wirbel von

1) Vgl. XII. 158. 159. 162. 168. 170. 172., XIII. 655 ff.

leeren gesellschaftlichen Vergnügungen", in den er sich „hinein gezaubert" sah. „Ach liebster Freund", — schreibt er vier Monate nach seiner Ankunft in Breslau an Mendelssohn — „Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er selbst sich nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch — kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?" An solche einzelne Ausbrüche hielten sich die Berliner Freunde. Sie bedachten nicht, daß Lessing's sanguinische Natur sich dergleichen Ergüsse augenblicklicher Stimmungen wohl zuweilen zu seiner Erleichterung gestattete, ohne sich doch über das Wesen derselben selbst zu täuschen. So fügt er denn auch jenen klagenden Worten sogleich selbst das Correctiv hinzu: „Aber vielleicht habe ich heute nur so einen finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer." Gewiß ist, daß er, der die Reue für „die unnützeste aller unangenehmen Empfindungen" erklärte [1]), sich dieser Empfindung über den gethanen Schritt keineswegs dauernd überließ, und daß er dazu auch Alles in Allem genommen keine Ursache hatte.

Denn die fünf Jahre seines Breslauer Lebens waren, obschon er während derselben vom literarischen Schauplatze verschwunden schien, dennoch für seine ganze spätere Entwicklung von der folgenreichsten Wichtigkeit.

Schon daß er während derselben zum erstenmale, befreit von der Sorge für das tägliche Brod, im sichern Besitze eines hinreichenden Einkommens die Behaglichkeit genoß, die Mußestunden, welche ihm seine Amtsthätigkeit übrig ließ, in voller Freiheit und

[1]) XII. 143.

Ruhe den dichterischen Arbeiten und wissenschaftlichen Studien hingeben zu können, ohne wie bisher gezwungen zu sein, die Resultate derselben sofort für den Bedarf des Lebens auf den Markt bringen und verwerthen zu müssen, war ein unschätzbarer Vortheil für den Mann, der bis dahin sich einer solchen Freiheit niemals erfreut hatte. Die beiden Hauptwerke, welche er in dieser Periode seines Lebens schuf, der Laokoon und die Minna von Barnhelm, tragen unverkennbar den Ausdruck dieser heitern sorgenfreien Stimmung. Seine Berliner Freunde, denen das ausschließlich literarische Leben wie immer den Blick verengte, und die obenein jezuweilen seine Klagen über die Trennung von Berlin vernahmen, sahen nur die Außenseite des neuen Lebens, in das er sich — und obenein ohne sie um Rath zu fragen! — gestürzt hatte. Sie hörten, daß er in einem Strudel von gesellschaftlichen Zerstreuungen lebe, an manchem lustigen Gelage befreundeter Offiziere Theil nehme, seine Abende im Theater oder am Pharaotische verbringe. Sie empfanden es schwer, daß er die Theilnahme an den Literaturbriefen aufgab, die sie ohne ihn sich nicht fortzusetzen getrauten, und daß er sich überhaupt ihren literarischen Interessen völlig entfremdete. Sie sahen, daß er selbst den materiellen Zweck seiner neuen Laufbahn aus den Augen verlor, daß er wenigstens keine Schätze sammelte, obschon sich Ramler erbot, seinen „Treforier" zu machen. Sie sahen endlich, daß er statt dessen seine Geldmittel verschwenderisch auf Büchereinkäufe verwandte, zu denen sie ihm zum Theil selbst wider Willen behülflich sein mußten und wobei seine sorglose Zerstreutheit zuweilen die verdrießlichsten und kostspieligsten Verwicklungen herbeiführte wenn er z. B. bei Bücherauktionen zweien Freunden für ein und dasselbe Werk, ohne daß der eine vom anderen wußte, ungemessene Vollmacht ertheilte, dasselbe für ihn um jeden Preis zu erstehen.[1]) Sie erblickten ihn überhäuft mit Dienstgeschäften, verwickelt in die

[1]) XII. 153 und Nicolai's Anmerkung dazu.

militairischen und Verwaltungs-Angelegenheiten seines Chefs, in Kriegs- und Welthändel aller Art, und waren im Hinblick auf das Alles nur zu geneigt, ihn als verloren für seine eigentliche Lebensbestimmung zu betrachten. Es ging hier Lessing seinen Freunden gegenüber eben so wie es später Goethe im Betreff seines ersten zehnjährigen Welt-, Hof- und Geschäftslebens in Weimar ergangen ist. Die Vortheile seiner neuen Lage, der wichtige Einfluß derselben auf seine allseitige menschliche Ausbildung blieben ihnen eben so verborgen, wie die Resultate des stillen Fleißes, mit dem er trotz des Drucks der Verhältnisse und Geschäfte rastlos an der Erfüllung seines eigentlichen Berufes fortarbeitete.

Aber auch wir Späteren, die wir das abgeschlossene Dasein des großen Mannes überschauen, vermögen uns des Staunens nicht zu enthalten, wenn wir diese Resultate überblicken. Er selbst giebt sich das Zeugniß, daß er in den ersten vierthalb Jahren seines Breslauer Aufenthalts sich selbst an Fleiß des Arbeitens übertroffen habe.[1]) Und wir dürfen es ihm glauben. Denn mitten unter den Geschäften und Zerstreuungen dieses aufgeregten Kriegs- und Weltlebens versenkte er sich in das Studium Spinoza's und gewann er durch dasselbe die Vollreife seiner philosophischen Bildung; begann er das Studium der Kirchenväter zur wissenschaftlichen Erkenntniß der ältesten Entwickelungsgeschichte der christlichen Kirche, entwarf und vollendete er den Laokoon, den Stolz der ästhetischen Literatur Deutschlands, schuf er endlich das erste in seiner Art vollendete und noch heute unübertroffene Meisterwerk unserer neueren poetischen Nationalliteratur, das erste durch und durch deutsche Drama: Minna von Barnhelm.

Noch heute nennt man in Breslau die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder, wo er in heiteren Frühlingsmorgenstunden den Entwurf der Minna gedichtet. Auch andere äußerliche Tra-

[1]) XII. 166.

ditionen ſeines Aufenthalts haben ſich erhalten. Man kennt das Haus in der Junkerſtraße (Nr. 2.), in welchem als dem damaligen Gouvernementsgebäude Leſſing damals wohnte, ſowie ein anderes, zum Poſthorn genannt, an der Schuhbrücke, wo er viele ſeiner Abende in froher Geſellſchaft zubrachte. Man erzählt ſich, wie der Wirth eines andern Hauſes, in welchem Leſſing gleichfalls eine Zeit lang wohnte, ein Pfefferküchler ſeines Zeichens, der mit ſeines Miethsmannes häufigem nächtlichem Nachhauſekommen übel zufrieden war, ſeinem Zorne dadurch Luft machte, daß er unter ſeinen Waaren eine Pfefferkuchengeſtalt, die einen Nachtwächter vorſtellte, mit der Unterſchrift: Gotthold Ephraim Leſſing, anfertigte und verkaufte. Aber wir haben nicht zu melden, daß die Stadt, in welcher Leſſing ſeine Minna von Barnhelm ſchuf, ſich bisher durch irgend ein Denkmal oder auch nur durch eine Gedächtnißtafel der Ehre erinnert hätte, welche den Namen des großen Mannes mit dem ihrigen verbindet.

Man kennt das Urtheil, welches Goethe in Dichtung und Wahrheit über Leſſing's Breslauer Lebensperiode fällt. „Leſſing, ſagt er, der im Gegenſatze von Klopſtock und Gleim die perſönliche Würde gern wegwarf, weil er ſich zutraute, ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel ſich damals in einem zerſtreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen ſein mächtig arbeitendes Innere ſtets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und ſo hatte er ſich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben.“ Daß ſich Leſſing in einem ſolchen zerſtreuten Leben gefallen hätte, davon iſt in ſeiner Lebensgeſchichte nichts berichtet, wohl aber das Gegentheil in allen ſeinen Briefen zu leſen. Richtiger iſt es wohl, daß er im beſten Sinne aus der Noth eine Tugend zu machen verſtand, und daß ihm eben deshalb dies neue Leben, in das er ſich aus ſehr zwingenden äußerlichen Gründen geſtürzt hatte, und aus dem er ſich oft genug zu ſeinen

Studien zurückſehnte, zu weſentlicher Förderung ſeines ganzen Menſchen gereichte.

Er hatte ſchon von Leipzig her eine gewiſſe Vorliebe für den Umgang mit Offizieren gewonnen, und die ganz militairiſchen Kreiſe, in die er in Breslau eintrat, machten ihn nach und nach mit allen bedeutenden Männern der Armee Friedrichs des Großen bekannt. Als Vertrauter eines der tüchtigſten Generale, deſſen ganzen vielſeitigen Wirkungskreis er in ſeiner Stellung überſchaute, lernte er Welt- und Lebensverhältniſſe in ungleich großartigerem Maßſtabe kennen, als es ihm in ſeinem bisherigen Literatenleben möglich geweſen war. Sein des Zwanges ungewohnter Geiſt lernte ſich fügen in feſte Verhältniſſe, und das Bewußtſein, einer Geſchäftsthätigkeit die ſo weit von ſeinem bisherigen Leben ablag zu genügen, vermehrte in ihm das Selbſtvertrauen auf ſeine Kraft. Seine Neigung, Menſchen der verſchiedenſten Klaſſen und Berufsarten kennen zu lernen, die er hier im ausgedehnteſten Maße befriedigen konnte, ſchärfte ſeinen Blick und vermehrte ſeine Welt- und Menſchenkenntniß. So machte er die Studien zu Minna von Barnhelm, zur Hinüberführung der deutſchen Dichtung in die Wirklichkeit des Lebens.

Aber auch die Studien der Wiſſenſchaft wurden nicht vergeſſen. Zwei gelehrte Schulmänner, Arletius und Kloſe, waren in Breslau ſein wiſſenſchaftlicher Umgang. Mit dem letzteren wurden die Bibliotheken und Klöſter von Breslau fleißig durchforſcht, und wir ſahen ſchon, daß er ſelbſt auf die Anſchaffung einer werthvollen Bücherſammlung große Mittel verwandte. Auch mit dem Theater blieb er in ſtetem Zuſammenhange. Die volksthümlichen Burlesken und die mit Harlekin und Zubehör ausgeſtatteten Vorſtellungen der Franz Schuch'ſchen Schauſpielergeſellſchaft fanden in ihm einen fleißigen Beſucher, da er nach ſeinem eignen Geſtändniſſe lieber eine geſunde raſche Poſſe als ein lahmes oder krankes Trauerſpiel im Geſchmacke regelrechter Gottſched'ſcher Langweiligkeit ſehen mochte. Er war

in dieſer Hinſicht überhaupt nicht wähleriſch. „Der ſtrengſte Kenner, ſagt er einmal in ſeinen Kollektaneen (XI. 228), iſt unter der Menge nicht ſo ſtreng als allein. Denn wenn er ſieht, daß dies und jenes auf dieſen und jenen Eindruck macht, ſo vergißt er daß es nicht gefallen ſollte. Und wenn ihn nicht das Stück vergnügt, ſo vergnügt ihn zu ſehen, daß ſo viele aus einem mittelmäßigen Stücke Vergnügen ſchöpfen können. Mir wenigſtens iſt es mit hundert elenden Poſſenſpielen und ſehr mittelmäßigen Tragödien ſo gegangen“. Der Schauſpieler Brandes erhielt durch ihn vielfache Förderung, während ihn ſelbſt dieſer erneute Zuſammenhang mit der lebendigen Bühne wieder auf ſeine dramatiſchen Arbeiten hinlenkte. Außer Minna von Barnhelm beſchäftigte ihn hier, wie Kloſe erzählt, auch ſeine Fauſtdichtung und der Entwurf des Trauerſpiels Alcibiades [1]).

Seine Lebensweiſe in Breslau beſchreibt der zuvorgenannte Rektor Kloſe etwa folgendermaßen. Die Vormittagsſtunden waren ſeinen Amtsgeſchäften gewidmet, worauf er gewöhnlich bei ſeinem Chef zu Tiſche ſpeiſte. Nach Tiſche gegen vier Uhr ging er entweder in einen Buchladen oder in eine Auktion, meiſtentheils aber nach Hauſe, wo er in einer Sprechſtunde die zahlreichen perſönlichen Anliegen von Supplikanten aller Art erledigte, um dann den Reſt der Zeit ſeinen Studien oder literariſchen Geſprächen mit beſuchenden Freunden zu widmen. Gegen ſieben Uhr ging er häufig ins Theater und von da mehrentheils ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgeſellſchaft, von wo er ſpät nach Hauſe zurückkehrte.

Leſſing's Neigung für das Spiel, die hier zuerſt bei ihm auftritt, beunruhigte nicht nur ſeine Berliner Freunde, von denen ihn beſonders Mendelsſohn mit väterlichen Ermahnungen heimſuchte [2]). Auch ſein Chef, dem ſein hohes Pharaoſpiel zu Ohren kam, machte

[1]) K. Leſſing I. 243.
[2]) XIII. 126 u. 455. und K. Leſſing I. 232 ff.

ihm einmal darüber freundschaftliche Vorstellungen. Lessing erwiderte ihm: es sei einerlei ob man hoch oder niedrig spiele, ja das hohe Spiel habe den Vortheil, daß es die Aufmerksamkeit erhalte, während das kleine sehr leicht zerstreue. Hier mögen wir uns der Worte Goethe's erinnern, daß Lessing gegen sein unaufhörlich arbeitendes Innere ein starkes Gegengewicht brauchte. Das Spiel gab ihm dieses Gegengewicht. Es zog ihn vollständiger wie jedes andere Zerstreuungsmittel ab von seinen Gedanken, und gab ihm die Ruhe, deren er nach schwerer Arbeit des Geistes benöthigt war. Er betrachtete es selbst körperlich als eine Art von heilgymnastischer Kur. Er behauptete, die leidenschaftliche Anstrengung der Aufmerksamkeit, mit der man ihn buchstäblich im Schweiße seines Angesichts am Pharaotische, selbst wenn er gewann, spielen sah, setze seine stockende Maschine in Thätigkeit, bringe die Säfte in Umlauf, und befreie ihn von einer körperlichen Beklemmung, an der er zum öftern leide. „Wenn ich kaltblütig spielte, fügte er hinzu, so würde ich gar nicht spielen". Thatsache ist es, daß er dem Spiele bis zu seiner Wolfenbütteler Periode zugethan blieb, ja daß er sich namentlich in Hamburg mehr als seinen Finanzen zuträglich war demselben hingab. Später als er das Kartenspiel aufgegeben hatte, setzte er wenigstens das Lottospiel bis an seinen Tod fort.

Im Sommer und Herbste des Jahres 1762 begleitete er seinen General in das Feldlager von Schweidnitz. Aus dieser Zeit sind noch eine Reihe von kurzen Geschäftsbriefen erhalten, die über seine amtliche Thätigkeit interessante Aufschlüsse geben [1]), desgleichen einer der heitersten Briefe, die Lessing jemals geschrieben hat (XII 154). Die Belagerung der Festung, welche sich von Anfang Juli bis in den Oktober hinzog, endete am 9. Oktober mit der Uebergabe derselben. Fünf Monate später war es ihm beschieden, den

[1]) Sie sind erst neuerdings von Guhrauer entdeckt. Danzel, Guhr. II. S. 299—302.

zu Hubertsburg geſchloſſenen Frieden in ſeiner Eigenſchaft als Gouvernementsſecretair zu Breslau mit großer Feierlichkeit öffentlich als Friedensherold auszurufen. Im Sommer 1763 begleitete er ſeinen General nach Potsdam zum Könige, von wo aus er auf kurze Zeit ſeine Berliner Freunde beſuchte. Bei dieſem Aufenthalte in Potsdam wurde Tauentzien zum Gouverneur der geſammten Provinz Schleſien ernannt, und Leſſing kehrte mit ihm nach Breslau zurück, wo er erleichtert von manchen zeitraubenden Geſchäften ſeine eigenen Arbeiten ſo leidenſchaftlich fortſetzte, daß ihn die übergroße Anſtrengung im Sommer 1764 in eine lebensgefährliche Krankheit ſtürzte.

Es war ein hitziges Fieber das ſich ſchon längere Zeit vorher durch körperliche Beängſtigungen angekündigt hatte, und das als es überwunden war, eine bis dahin ungewohnte Spannung und Reizbarkeit ſeiner Nerven hinterließ. Er ſelbſt ſah dieſe erſte ſchwere Krankheit, die ſein bis dahin allen Anſtrengungen trotzbietender Körper zu beſtehen hatte, als einen Wendepunkt ſeines Lebens an. Während der Geneſung ſchrieb er an Ramler (5. Auguſt 1764), der wie ſeine übrigen Berliner Freunde, ihn faſt verloren gegeben hatte: „Tauſend Dank für ihre beſorgſame Freundſchaft! Krank will ich wohl einmal ſein, aber ſterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin ſo ziemlich wieder hergeſtellt, außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beſchwert bin. Ich hoffe, daß ſich auch dieſer bald verlieren ſoll, und alsdann werde ich wie neugeboren ſein. Alle Veränderungen unſeres Temperaments, glaube ich, ſind mit Handlungen unſerer animaliſchen Oekonomie verbunden. Die ernſtliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden und ſchmeichle mir, daß ich in dieſem hitzigen Fieber den letzten Reſt meiner jugendlichen Thorheiten verraſet habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünſcht mich geſund, aber ſollten ſich wohl Dichter eine athletiſche Geſundheit wünſchen? Sollte der Phantaſie, der Empfindung nicht ein gewiſſer Grad von Unpäßlichkeit weit

zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern; die gesunden Theophile [1]) und Lessinge werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, lieber Freund, aber wo möglich mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden läßt, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici wie Sophokles neunzig Jahr alt werden, aber wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele gemacht hat, und ich erst ein einziges! Neunzig Trauerspiele! auf einmal überfällt mich ein Schwindel!"

Wenn Lessing sich später in einer Stunde des Unmuths den Dichternamen absprach, so sehen wir, daß er hier wenigstens seinen Dichterberuf und namentlich seinen Beruf als dramatischer Dichter in den Vordergrund stellt. In der That war er gerade um diese Zeit im besten Zuge dramatischer Produktion, und die Nachwehen der Krankheit welche seine dichterische Thätigkeit unterbrochen hatte, waren ihm deshalb um so unangenehmer. „Dies Kränkeln, schreibt er in dem nächsten Briefe an Ramler, ist schlimmer als Krankheit. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist und vegetirt und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein. Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in welchem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen, und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn es nicht besser als alle meine übrigen Stücke wird, so bin ich entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben". Die genaue Selbstkritik, welche in der letztern Aeuße-

[1]) Es ist der Schauspieldirektor Theophilus Döbbelin gemeint.

rung liegt, iſt bezeichnend, für den neuen Standpunkt ſeiner dramatiſchen Einſicht.

Eine komiſche Rache des Zufalls wollte, daß der Arzt, welcher ihn in jener Krankheit behandelte, ein eifriger Verehrer Gottſcheds war, und ihn als ſolcher unaufhörlich mit Geſprächen über deſſen literariſche Verdienſte unterhielt, wodurch Leſſing, wie er ſpäter bekannte, ſich mehr als durch ſeine Fieberanfälle gequält fühlte. Intereſſanter aber iſt ein anderer Zug, der aus dieſer Krankheitszeit aufbehalten iſt. Als die Krankheit aufs Höchſte geſtiegen war, fand ihn der Arzt ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene daliegen. Dieſe fiel dem Freunde ſo auf, daß er ihn vertraulich fragte, was er denn jetzt denke? „Eben bin ich begierig zu erfahren, erwiderte der Kranke, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird". Da ihm nun der Arzt vorzuſtellen ſuchte, daß dies unmöglich ſei, ſo verſetzte er ganz abgebrochen: „Sie intriguiren mich!" Sehr ſchön bemerkt Danzel hierbei[1]): wie er auch im Angeſichte des Todes nicht aufhörte, dem Grundprinzipe ſeiner auf die Erforſchung des geiſtigen Thuns geſtellten Organiſation zufolge die geiſtige Thatſache zu belauſchen, ſo hat er auch das rauſchendſte Leben nicht nur ſchlechthin gelebt, ſondern es zugleich in einen goldenen Spiegel dichteriſcher Reflexion einzufangen gewußt. — Und das goldne Spiegelbild ſeines Breslauer Lebens iſt Minna von Barnhelm.

[1]) Danzel I. S. 470 vgl. S. 90.

Zweites Kapitel.

Minna von Barnhelm.

Man hat sehr viel von dem Einflusse gesprochen, den Diderot auf Lessing und seine Minna von Barnhelm ausgeübt. Das Richtige aber traf schon Frau von Stael mit ihrer Bemerkung: „Lessing dachte zwar im Allgemeinen über die dramatische Kunst wie Diderot, aber während dieser in seinen Stücken die Affektation des Natürlichen an die Stelle der konventionellen Affektation setzte, bewegt sich Lessing durchaus im Gebiete des Einfachen und Naturwahren selbst.“ Mit andern Worten: Lessing ist der vereinfachte Diderot, der, wie Hegel sich ausdrückt, mit voller Freiheit und Bildung der Beobachtung sich, im Gegensatze zu der konventionellen Rhetorik der Theatersprache und des Theatergefühls, der Seite der realen Natürlichkeit zuwandte, die später auch Goethe und Schiller in ihren dramatischen Erstlingswerken verfolgten. Die Rückkehr zur Natur, zur Sprache des Herzens war der schöpferische Gedanke der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, der den armen Schulmeister Winckelmann aus seiner märkischen Einöde in unaufhaltsamer Sehnsucht dem Anschauen südlicher Natur und antiker Schönheit zuführte, der Herdern begeisterte in der Einsamkeit seiner Rigaer Studirstube, und im Herzen des in Akten vergrabenen Westphälischen Rechtsgelehrten Möser sein Feuer entzündete. Und dieser selbe Gedanke war es, der sich in Lessing mitten im Gewirr eines kriegerischen Heerlagers, unter den Aufregungen des Pharaotisches, den Mühen des Herrendienstes und dem wüsten Aerger des Gelehrtengezänks seinen mächtigsten Propheten erweckte.[1])

Diderot hat zuerst darauf hingewiesen, daß die ernsten, wenn auch nicht tragischen Conflikte ehrenhafter Charaktere in den Ver-

[1]) Vergl. Justus Moeser, von F. Kreyssig. S. 145.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.

3-598-52308-6
FN. 11396/031

hältniſſen des bürgerlichen Lebens eine noch nicht benutzte reiche Fundgrube dramatiſcher Dichtung ſeien. Das Ehrenhafte „Honette“ das er den dramatiſchen Dichtern ſo angelegentlich zur Behandlung empfahl, weil es die Theilnahme des Leſers und Zuſchauers nicht minder, ja ſtärker als das Lächerliche ergreife, dies für uns unüberſetzbare Honeſtum des römiſchen Moraliſten iſt denn auch in der That der Lebenskern von Leſſing's neuer Dichtung. Aber während Diderot's ernſtes Luſtſpiel weſentlich pathetiſch iſt, giebt uns Leſſing's Minna von Barnhelm die freie einfach naturwahre Abſpiegelung des wirklichen Lebens. Mit dieſem Stücke empfing die deutſche Literatur ein völlig neues Genre, das ſich unter keine der bisherigen Kategorien dramatiſcher Dichtung einreihen ließ, weil es in der Mitte ſtehend zwiſchen Komödie und Tragödie von beiden gewiſſe Züge und Farben entlehnte. Die Zeitgenoſſen empfanden das ſehr wohl, als ſie dem Stücke den Titel „die Großmüthigen“ gaben, unter welchem Titel es ſogar, wiewohl verſtümmelt, in's Franzöſiſche überſetzt und wiederholt mit Beifall in Paris aufgeführt wurde, wo noch neuerdings George Sand mit ihrem Maitre Favilla als ein freilich ins franzöſiſch-romantiſche verzerrter Ausläufer dieſer Richtung aufgetreten iſt.[1]) In Deutſchland waren damals ohnehin Zeit und Stimmung ſolchen Motiven günſtig. Weiſſe fand ſogar in der Minna ſeines Freundes noch nicht genug Edelmuth, und machte Vorſchläge, wie dieſem Mangel abzuhelfen ſei! Intereſſant iſt es, daß das Stück in jener verſtümmelten franzöſiſchen Bearbeitung ſeinen Weg ſogar nach Deutſchland zurückfand, wo Leſſing's Bruder zu ſeinem Aerger „Les amans genereux de Mr. Lessing“ in Berlin aufführen ſah.[2])

Leſſing's Minna von Barnhelm iſt das erſte deutſche Nationalluſtſpiel, und wenn wir ehrlich ſein wollen, iſt es auch bis heute

[1]) Vergl. Stahr: Nach fünf Jahren. Th. I. S. 191—204.
[2]) XIII. 609.

das einzige geblieben. Denn wo ist in der ganzen deutschen Literatur nach Lessing bis auf den heutigen Tag ein solches Drama, das, nicht zurückgreifend in eine entfernte Vergangenheit, sondern anknüpfend an die unmittelbare Wirklichkeit des Lebens die den Dichter umgab, an das bedeutendste Ereigniß und den gefeiertsten Helden und Herrscher des Jahrhunderts, den spezifisch deutschen Nationalgehalt dieses Lebens mit solcher Klarheit und Einfachheit in so plastisch lebenswahren Gestalten widerspiegelte, und das, während es den großen Träger dieser Zeit in ehrerbietiger Ferne hielt, doch zugleich seine Größe und Bedeutung und die edelste seiner Eigenschaften, die Gerechtigkeit, so ungesucht verherrlichte? Goethe, neidlos wie alle größten Genien, hat für immer den Werth und die Bedeutung dieses Werks festgestellt, als „der ersten deutschen Geistesproduktion von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine unberechenbare Wirkung that." Nach diesem Stücke hatte er selbst seine ersten dramatischen Jugendversuche gearbeitet; an der unvergleichlichen Meisterschaft der Exposition hatte er sich bei jenen Anfängen geschult, und noch der Greis verweilte gern „bei der liebenswürdigen Naivetät und Heiterkeit, bei dem ächt deutschen Gemüth und der freien frischen Weltbildung, welche sich in diesem Stücke abspiegelten, das in jenen dunklen Zeiten, da es zuerst hervortrat, wie ein glänzendes Meteor erschien, und auf die strebsame Jugend jener Zeit eine unglaubliche Wirkung übte." Wenn Goethe einmal der „retardirenden" Auftritte im dritten Akte tadelnd zu gedenken scheint, wo der Wachtmeister und Franziska zu sehr vortreten, so entschuldigt er dieselben doch gleich wieder selbst durch die Bemerkung: daß Lessing eben Lust und Freude an diesen beiden Charakteren gewonnen und sie deshalb etwas weiter als gerade nöthig ausgeführt habe. Aber auf jenen retardirenden Scenen beruht gerade ein Theil der Volksthümlichkeit des Stückes und jener Popularität, die vor hundert Jahren ganz ohne Beispiel, auch heute noch nicht erloschen ist, und die auch, so lange deutsches Wesen

übrig ist, nie ganz erlöschen kann. Noch heute nach einem Jahrhunderte ungeheuerster Wandlungen im Leben des deutschen Volks, wirken Lessing's Charaktere durch ihre poetische Wahrheit, sprechen sie uns an als Zeugen und Mithandelnde einer bedeutenden, in ihrer Art einzigen Zeit.

Während aber von dem lächerlichen Riccaut und der bald kriechenden, bald anmaßlichen Verlumptheit dieses französischen Glücksritters bis zu dem rührenden Humor des großmüthigen Wachtmeisters und des pudeltreuen deutschen Bedienten Just, alle Figuren dem Komischen angehören, tritt uns nur in dem einen Tellheim, dem eigentlichen Träger des Ganzen, in den Lessing seine volle Seele gelegt hat, der zum Tragischen neigende Ernst der Lessingschen Muse und des Lessingschen Charakters entgegen. Denn Tellheim, nicht Minna, ist die Hauptperson dieses Stückes, dessen Motiv die Soldatenehre, die Ehre des Offizierstandes, himmelweit unterschieden ist von dem halbverrückten Ehrbegriffe der spanischen Kavaliere in Lope's und Calderon's Dramen. Auch der Konflikt zwischen Ehre und Liebe, in welchen Tellheim durch seinen Prozeß mit dem Staate und seine von der edelsten Handlungsweise herbeigeführte Verarmung geräth, ist unendlich berechtigter, und steht in gar keinem Vergleiche mit jener halb barbarischen, halb aberwitzigen Peinlichkeit der Ehrbegriffe, welche bei den spanischen Dichtern die dramatischen Konflikte erzeugt. Es ist der ideale Ehrbegriff des Offiziers und Edelmannes, wie er sich ausgebildet hat in dem Heere des unsterblichen Preußenkönigs, der Tellheim's Lebensprinzip bildet. Der Ehre muß Alles nachstehen, selbst die Liebe. Tellheim ist das Muster eines Offiziers, ein echt ritterlicher Charakter in der schönsten Bedeutung dieses viel mißbrauchten Worts. Ein vortrefflicher Herr und Vorgesetzter, angebetet von seinem Diener und von seinen Untergebenen wegen seiner milden Menschlichkeit, die selbst den erbärmlichen Philister von Wirth, dies Musterbild kriechender Bourgeoisie, anständig behan-

delt, statt ihn zu brutalisiren; ein treuer Freund, der tiefsten Liebe fähig, weil voll Ehrfurcht vor dem Weibe, voll einer Hochachtung, die es ihm selbst unerträglich erscheinen läßt, eine verlobte Braut an sein Schicksal und an seinen Namen zu knüpfen, wenn beide, und wäre es auch völlig unverdienterweise, Schaden gelitten — Schaden, der ihm unheilbar dünkt, weil er die Ehre betrifft. So steht er vor uns, so entwickelt er sich nach allen diesen Seiten hin, entwickelt er im Verlaufe der Handlung sich endlich in sich selbst bis zu der Höhe, wo das reine Naturgefühl edelster Menschlichkeit, das Gefühl der wahren Liebe und ihrer höchsten Pflicht den Sieg davontragen auch über Gefühl und Pflicht der konventionellen Standesehre. Der reichen, glücklichen, von vornehmen und stolzen Verwandten umgebenen Braut darf er, auch wenn sie selber in ihn dringt, die Treue nicht halten, die sie nach seinen Begriffen unglücklich macht, ja erniedrigt. Der Enterbten, Verstoßenen, um seinetwillen von den Ihren Aufgegebenen wirft er sich zu Füßen und beschwört sie um die Gunst, sich und sein Leben ihr weihen zu dürfen! Er ist stolz nur, wo er allein empfangen soll; er ist ganz Demuth und Hingebung, wo er die Aussicht hat, leisten zu dürfen. Und auf dieser Höhe, wo die Natur über die Konvention, die echte Menschlichkeit über das Vorurtheil der Satzung, die Liebe über die Standesehre triumphirt, auf dieser Höhe wird ihm am Schluß der höchste, der verdienteste, einzig seiner würdige und für ihn den höchsten Werth habende Lohn: die volle Anerkennung seiner makellosen Ehre durch die Gerechtigkeit seines erhabenen Königs und Kriegsherrn.

Die Ehre ist es, die der Liebe den Kranz flicht in diesem unvergleichlichen Werke, dem schönsten, das je ein Herz voll Liebe und Ehre gedichtet hat. Denn in dieser Minna von Barnhelm steckt nicht blos, wie Goethe einmal gesagt hat, Lessing's Verstand, sondern auch sein großes warmes edles Herz, sein Herz voll Ehre und Liebe, der ganze Lessing. Es war eine wunderliche Grille

Tieck's, für diesen Charakter eine Anknüpfung an irgend welches englische Vorbild herauswittern zu wollen. Lessing's Tellheim ist seinem Wesen nach Lessing selbst, und wir werden im weitern Verlaufe seines Lebensschicksals sehen, daß er sich in einer ähnlichen Lage, deren harte Prüfung er nicht ahnen mochte als er seine Minna dichtete, durch eine ähnliche übertriebene Delikatesse des Ehrgefühls in Geldsachen unsäglich viel Lebensleid bereitet und schöne Jahre verdorben hat.

„Welche Gerechtigkeit! — welche Gnade!“ ruft Tellheim aus, als er das königliche Handschreiben gelesen, das seine Ehre und sein Glück wieder herstellt. Aber die Gnade steht ihm nur in zweiter Linie; in erster die Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist es, welche dieser Tellheim-Lessing zur Verherrlichung jenes großen Herrschers benutzte, dessen Genie den Major des Stücks bestimmt hatte, Soldat zu werden, um ihm zu dienen; derselbe Wunsch war es, der den Dichter der Minna jahrelange Anstrengungen machen ließ, um ein Gleiches zu erreichen. Noch als er dieses Stück dichtete, harrte er auf die Erfüllung solchen Wunsches. Um so größer erscheint der Freimuth des Dichters in diesem Werke. Schon daß er es wagte, den König, wenn auch nicht in Person, so doch in seinen Handlungen und Regierungsmaßregeln auf das Theater, ja auf die Bühne seiner eigenen Hauptstadt zu bringen, war eine unerhörte Kühnheit, und selbst außerhalb Berlin, in Hamburg, ja selbst in Paris mußte preußische Entscheidung die Bedenken heben, welche man eine Zeitlang der Aufführung von Lessing's Dichtung entgegenstellte.

Aber noch unerhörter in der damaligen deutschen Literatur war eine Figur wie sein Tellheim. Dieser preußische Major von 1763, dieser Edelmann und Offizier voll strengsten soldatischen Ehrgefühls, aber eines Ehrgefühls, daß „für die Großen aus Neigung wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, sondern Alles der eignen Ehre wegen thut“, und dem deshalb auch „die Großen sehr ent-

behrlich sind", dieser Offizier, der keine Gnade braucht und will, sondern nur Gerechtigkeit, und der auch, als ihm Gerechtigkeit wird, jede Gnadenbezeugung ausschlägt, ist eine überaus merkwürdige Erscheinung. Selbst das Anerbieten weiter zu dienen lehnt er ab, er will frei bleiben, denn „die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten." Dieser Soldat ist soweit davon entfernt, sich auf sein bloßes Soldatenthum etwas einzubilden, daß er es höchstens, wie er sich ausdrückt, „nicht bereuen kann, Soldat gewesen zu sein." „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden tüchtigen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit Allem was Gefahr heißt vertraut zu machen und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen." Und gar Soldat sein bloß um sich zu schlagen, heute hier, morgen da dienen, das heißt ihm: „wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts!" Diese Grundsätze des Lessingschen Majors sind eben so revolutionair wie die des Schillerschen Majors in Kabale und Liebe, der zwanzig Jahre später auf die Worte: „Diesen Degen gab Ihnen der Fürst!" die bekannte Antwort giebt: „Der Staat gab ihn mir durch die Hand des Fürsten!" sie haben eine Tragweite von Jahrhunderten der Zukunft. —

Und wie liebevoll sind alle Nebenfiguren behandelt! Dieser pudeltreue, grundehrliche, derbwitzige Bediente Just, dieser biederherzige liebenswürdig großmüthige Wachtmeister, mit welcher feinsten Kenntniß des Herzens sind sie gezeichnet und ausgestattet. Lessing liebte das Volk, das er durch und durch kannte, darum ist auch sein Portrait so treffend. Die Romantiker, die Lessing nie recht leiden mochten, kannten und liebten es nicht, darum hat auch Keiner von ihnen eine Figur oder eine Scene aus dieser Sphäre

zu schaffen gewußt, selbst nicht der treffliche Immermann, dem sein Hofschulze und sein Patriotenkasper erst gelangen als er der Romantik den Abschied gab. Und wie leibt und lebt bei Lessing Alles: diese Kammerjungfer, die mit ihrem Wachtmeister eine Art komischer Entsprechung bildet zu Tellheim und Minna, dieser unsterbliche Riccaut, das Muster aller schwindlerischen Industrieritter und Spieler der Bühne. Und selbst der Schelm von Wirth, das Aergerniß des braven Just, für den er trotz aller gespendeten Schnäpse Danziger doch ein Lumpenhund bleibt — wie hat Lessing in ihm den richtigen deutschen Philister von damals abkonterfeit mit seiner Kriecherei vor den Reichen und Vornehmen, seiner kleinherzigen Gemeinheit gegen das Verdienst im Unglücke, seiner Begeisterung für die buchstäbliche Allwissenheit des Königs und der hohen Obrigkeit und Polizei, welcher Alles in die Schuhe geschoben und die für Alles verantwortlich gemacht werden. Eine ähnliche Plastik ist unter den späteren Dramatikern nur etwa Freytag in seinem Lustspiele „die Journalisten" mit der vortrefflichen Figur seines Piepenbrink gelungen. Unsere jungen Dramatiker von heute sollten Lessing's Minna alle Jahr ein paar Mal lesen; es würde ihnen nicht schaden!

Je mehr man das Stück durchdenkt und die Wirkungen, welche es übte, in's Auge faßt, um so mehr muß man den sichern Griff bewundern, mit welchem Lessing aus dem wirklichen Leben der Nation um ihn her gerade den einzigen dankbaren Stoff erfaßte, der seiner Dichtung die Sympathie der Volksgesinnung sichern konnte. Goethe, der sich und die deutschen Dichter beklagte, daß ihnen das Leben der Nation nichts entgegenbrachte, beklagte freilich in seinem Alter selbst bei Lessing, „daß dieser außerordentliche Mensch in einer so erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine bessern Stoffe gab, als in seinen Stücken verarbeitet sind, daß er in seiner Minna von Barnhelm an den Händeln der Sachsen und Preußen Theil nehmen

mußte, weil er nichts Besseres fand." [1]) Aber derselbe Goethe hat doch auch zugleich darauf hingewiesen, wie meisterhaft Lessing diesen Stoff zu benutzen wußte. „Die gehässige Spannung", sagt er in seiner Selbstbiographie, „in welcher Preußen und Sachsen sich während des Krieges befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der übermüthig gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte Lessing's Minna im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt." In der That waren und konnten beide Volksstämme mit dem Gedichte zufrieden sein, und der Beifall, den das Stück in Berlin davontrug, beeinträchtigte nicht die gute Aufnahme, die ihm in Leipzig zu Theil wurde. Lessing selbst aber sagte von sich, daß er freilich weder Sachse noch Preuße sein mußte, um das Stück zu schreiben.

[1]) Eckermann I. 340.

Sechstes Buch.

Vierter Aufenthalt in Berlin.
1765—1767.

Laokoon.

Erstes Kapitel.

Rückkehr nach Berlin. — Schluß der Literaturbriefe.

Nahezu fünf Jahre hatte Lessing in seinen Breslauer Verhältnissen gelebt, als er sich entschloß, seine dortige Stellung aufzugeben. Schon mit dem Friedensschlusse (1763) hatte der spannende Reiz des Kriegslebens und seiner wechselvollen Ereignisse für ihn aufgehört. Das Soldatenthum im Frieden, das Herumziehen mit seinem Chef von einer Revue zur andern war ihm langweilig. (XII. 165.) Die größere Muße, welche er in Folge seiner erleichterten Amtsgeschäfte genoß, verstattete ihm, sich auf sich selbst zu besinnen, und er fand, daß es hohe Zeit sei, „daß er wieder in sein Geleise komme."

Für seine Kamenzer Familie, die sich mehr und mehr gewöhnt hatte, in allen finanziellen Nöthen ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, war die Nachricht, daß er eine so einträgliche „Versorgung" aufgeben wolle, ein Donnerschlag, und Lessing sah sich trotz seiner Pietät genöthigt, den Seinen wiederholt brieflich anzudeuten, daß er denn doch noch eine andere Lebensaufgabe zu erfüllen habe als die, durch Tagelöhnerarbeit möglichst so viel Geld zu erwerben, daß alle seine Brüder Pastoren oder Conrectoren werden könnten. „Ich hoffe nicht," schrieb er dem Vater,[1]) „daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studiren an den Nagel gehängt und wollte

[1]) Brief vom 30. Nov. 1763. XII. 159.

mich bloß elenden Beschäftigungen des Broderwerbs widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drei Jahre verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruht und mir von dem wenigen, was ich habe ersparen können, eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will." Aber selbst solche Aeußerungen verfingen nichts, und der von der Familie immer wieder mit Vorstellungen und Abmahnungen bestürmte Sohn mußte wiederholt auf das Recht zurückkommen, sein Leben mit fünfunddreißig Jahren selbst bestimmen zu dürfen. „Ich bin, schreibt er in einem anderen Briefe,[1]) über die Hälfte meines Lebens hinaus, und ich wüßte nichts, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen." Er sei fest entschlossen, keine feste Anstellung mehr anzunehmen, als eine solche, „die ganz nach seinem Sinne sei." In der That lehnte er gerade damals einen Ruf nach Königsberg als Professor der Eloquenz, wie noch heute der alte Zopfstyl lautet, mit dem Bemerken gegen seine Freunde ab, daß es ihm unmöglich sei, alle Jahre einen Panegyrikus auf den jedesmaligen König zu halten, wozu er in solcher Stellung verpflichtet war. „Wie es weiter werden wird, fährt er fort, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten." Der Vater hatte ihm vorgestellt, was denn im Falle langwieriger Krankheiten und anderer Unglücksfälle, die ihn außer Stand setzen könnten, durch Arbeit seine Freiheit zu behaupten, aus ihm werden solle. Lessing erwidert nicht ohne eine gewisse verzeihliche Ironie: dergleichen zu befürchten zeige ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung. „Ich habe ein besseres, setzt er hinzu, und habe Freunde."

[1]) 13. Juni 1764. XII. 161.

Zu Anfange des Jahres 1765 legte Lessing seine Stelle nieder. Er war nun wieder „der alte Vogel auf dem Dache," und hatte die Wahl aber auch die Qual, wohin er seinen Flug nehmen sollte. Längere Zeit schwankte er zwischen Süden und Norden. Die Studien zum Laokoon, von dem er den größeren Theil bereits in Breslau ausgearbeitet hatte, zogen ihn nach dem Süden. Seit Jahren war es sein Lieblingsplan gewesen, über Wien, wo er die kaiserliche Bibliothek zu benutzen gedachte, nach Italien und Griechenland zu gehen, um dort in der Anschauung von Natur, Volk und Kunstwerken seine Erkenntniß des Lebens, der Poesie und Kunst der altklassischen Welt ausreifen zu lassen. Er hatte sich lange danach gesehnt, den Apoll von Belvedere und die Gruppe des Laokoon mit eigenen Augen zu sehen,[1]) und lange war er unschlüssig, ob er nicht gleich von Breslau aus die Reise antreten solle. Er stand an einem Scheidewege seines Lebens, und man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß es für sein individuelles Geschick sicherlich besser gewesen wäre, wenn er jenen Plan ausgeführt hätte. Jedenfalls wäre ihm die spätere so überaus traurige Erfüllung seines Wunsches Italien zu sehen und vielleicht sein ganzes späteres leidenvolles Lebensgeschick erspart geblieben! Aber freilich ist es gewiß, daß wir dann auch seine Dramaturgie, und mehr als wahrscheinlich, daß wir auch seinen Nathan hätten entbehren müssen.

Er ging nicht nach Italien, sondern reiste über Kamenz und Leipzig, wo er die Eltern und Freunde besuchte, nach Berlin, wohin ihn außer dem Verlangen die alten Freunde wiederzusehen, auch eine ganz bestimmte Vorliebe für diese lebhaft aufblühende Hauptstadt des eben jetzt zum Range einer Weltmacht emporgehobenen Preußens zog. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Gerade um die Zeit, in welcher Lessing Breslau zu verlassen sich anschickte,

[1]) XIII. 130.

schien sich in Berlin seinen Freunden eine Gelegenheit zu eröffnen, den ausgezeichneten Mann dauernd für Berlin durch eine Stellung zu gewinnen, welche in der That zu den wenigen gehörte, die, wie er es nannte, „nach seinem Geschmacke" waren. Wir werden auf diese Angelegenheit und ihren beklagenswerthen Verlauf weiter unten zurückkommen. Gewiß ist, daß Lessing von vorn herein seine Uebersiedelung nach Berlin nur als eine provisorische betrachtete, und daß er den Plan jener großen Reise keineswegs aufgegeben hatte, sondern denselben für den Fall eines Mißlingens der Bemühungen seiner Freunde festhielt.

Der erhaltene Briefwechsel Lessing's aus dieser letzten Periode seines zweijährigen Aufenthalts in Berlin ist sehr spärlich.[1]) Ausführlicher dagegen ist über diese Zeit der Bericht seines Bruders Karl, den er bald nach seiner Ankunft in Berlin zu sich genommen hatte, und der daher über des Bruders Leben und Treiben als Augenzeuge berichtet. Das von demselben entworfene Bild ist freilich nichts weniger als erfreulich zu nennen.

Bald nach seiner Ankunft in Berlin fand sich Lessing bei den unaufhörlichen Aderlässen, die sein Geldbeutel durch die Familie erfuhr, „wieder so reich, als vor fünf Jahren, da er es verlassen hatte." Er sah sich wieder durch die Noth an den Schreibtisch gefesselt und zu geistigen Anstrengungen gezwungen, die ihm in solchem Umfange fremd geworden waren. Die geistige Arbeit, die ihm in Breslau Erholung gewesen war, ward ihm hier oft drückende Last, weil sie wieder als harte Nothwendigkeit des Broderwerbes auftrat, während sein etwas stärker gewordener Körper, durch das Breslauer Leben an starke Bewegung gewöhnt, die sitzende Lebensart nur schwer ertrug. In Breslau, frei von Nahrungssorgen, hatte er sich an jene Freiheit in der Weise seines Studirens und wissenschaft-

[1]) An Lessing nur drei Briefe von Gleim, von Lessing in Allem nur sieben Briefe, drei an seinen Vater und Bruder, einer an Klotz und drei an Gleim.

lichen Arbeitens gewöhnt, die sein Bruder Karl, welchen er bei seiner Rückkehr nach Berlin zu sich genommen hatte, uns so reizend beschreibt, und eben diese Gewöhnung ward ihm jetzt in Berlin zur Qual, wo der Druckerbursche von Morgen bis Abend seine Thür um Manuskript belagerte. In solchen Augenblicken erschien ihm wohl, wie er warnend gegen seinen Bruder äußerte, „die Schriftstellerei als die widerwärtigste und abgeschmackteste Beschäftigung", und er machte Pläne über Pläne seine Lage zu verändern.

Inzwischen ward doch während dieses Berliner Aufenthalts Vieles gefördert. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er (im Juni und Juli 1765) den Schluß der Literaturbriefe, wie er sie sechs Jahre zuvor eingeleitet hatte. Es war eine Besprechung der Charakteristik der besten italienischen Dichter und ihrer Werke von Meinhard.[1]) Dieser vortreffliche Mann sollte das Lob Lessing's, das seinen Namen unsterblich gemacht hat, nicht lange überleben. Er starb schon zwei Jahre später auf der Durchreise in Berlin, wo ihn Lessing persönlich kennen lernte, der in ihm einen Geistverwandten und Mitstrebenden nach gleichen Zielen philosophisch-ästhetischer Forschung erfand, und durch das frühe Hinscheiden des in Rom und Italien im engsten Verkehr mit Winckelmann und Mengs gebildeten Mannes schmerzlich berührt wurde. Jener kleine Aufsatz aber ist nicht bloß deshalb wichtig und interessant, weil Lessing mit demselben für immer von aller Thätigkeit für ein gemeinsames journalistisches Wirken Abschied nahm, und sich von da ab ganz auf sich selbst zurückzog. Er ist es auch, und zwar in noch weit höherem Grade, durch die Stellung, welche Lessing der aufstrebenden deutschen Literatur, gegenüber den sogenannten Aufmunterungen durch den Schutz und die Förderung von Seiten der Großen und Mächtigen ein für allemal anwies. Diese Stellung ist eine entschieden demokratische, oder wenn man will republikanische. Meinhard hatte in Folge

[1]) VI. 276—281.

seiner kulturgeschichtlichen Studien auf die äußerst geringe Zahl guter Dichter Italiens hingewiesen, welche das Zeitalter der als Beschützer und Förderer der Kunst so berühmten Medizeer hervorgebracht habe, und dabei eine Bemerkung ausgesprochen, welche Lessing „ebenso scharfsinnig als wahr", und zugleich sehr anwendbar fand auf den äußerlichen Zustand der deutschen Literatur seiner Zeit, deren Vertreter „über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führten und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertrieben, daß man ihre eigennützige Absicht nur allzu deutlich merke."

Jene Ansicht, die Lessing vollkommen zu der seinigen machte, läßt sich in den einfachen Satz zusammendrängen: „daß Mäcene keine Genies hervorrufen, wohl aber allemal denen schaden, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzt". „Man irret sehr, hatte Meinhard gesagt, wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel an Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet gleich einem reißenden Strome sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse. Shakspeare, der zu einem Handwerk erzogen worden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja sogar, ohne es zu wissen." Dies hatte dann der Autor mit weiteren Beispielen belegt, und selbst in Betreff der damals noch so viel gerühmten Mäcenatenschaft des vierzehnten Ludwig darauf hingewiesen: daß alle die großen Genies, die seiner Regierung den höchsten Glanz verliehen, ohne seine Aufmunterung sich Bahn gebrochen. Ja ein Racine sei durch den Einfluß der Hofbegünstigung vielmehr von der ursprünglichen Natur und Wahrheit seiner Poesie abgeleitet, als auf dem richtigen Wege gefördert worden. Der wichtigste Nachtheil aber welchen der künstliche Schutz, den die Poesie und Kunst bei Regenten finde, für die Literatur nach sich ziehe, sei der, daß dadurch die Begierde zu schreiben unnatürlich ausgebreitet werde, und daß so viele Halbtalente sich an

Arbeiten wagen, die bloß dem Genie zukommen. Dieſe, welche die großen Züge der Natur nicht erreichen können, — denn dieſe trifft allein das Genie — ſuchen ſich durch neue Manieren, durch Affektationen zu unterſcheiden, oder führen das Publikum von der Natur zum Gekünſtelten, das ſei denn auch wohl die Urſache, daß allemal auf die Zeiten der großen „Beſchützer der Künſte", Zeiten des ſchlechten Geſchmacks und des falſchen Witzes gefolgt ſeien.

Leſſing unterſchrieb dieſe Anſichten durchaus. Und er that es in einer Zeit, wo die ſpätere Klage des Dichters, daß die deutſche Muſe, vertreten bereits durch einen Klopſtock, Wieland und Leſſing

Von dem größten deutſchen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne
Schutzlos ging und ungeehrt!

in aller Munde war, und wo Deutſchland die Erfahrung machen ſollte, daß von ſeinem größten Herrſcher ſelbſt einem Leſſing nicht einmal die Stätte gewährt werden mochte, wo dieſer Befreier des deutſchen Geiſtes feſten Stand hätte gewinnen können für das Werk ſeines Lebens.

Zweites Kapitel.

Leſſing und Friedrich der Große.

Nicht auf ein blindes Ungefähr war Leſſing diesmal nach Berlin gegangen. Ich habe ſchon oben angedeutet, daß es auf das Andringen ſeiner Freunde geſchah, denen ſich grade in dieſem Zeitpunkte eine günſtige Gelegenheit zu bieten ſchien, Leſſing in einer ihm gemäßen Stellung dauernd für Berlin und Preußen zu gewinnen. Sie wußten zugleich aus langer Erfahrung, wie völlig

unfähig er selbst dazu war, irgend etwas für sich zu thun, und verdoppelten deshalb ihre Anstrengungen.

Schon acht Jahre früher hatte, wie wir oben erzählt haben [1]), Lessing's Freund Kleist in Verbindung mit Gleim und Ramler Alles zu jenem Zwecke in Bewegung gesetzt, und aus einer brieflichen Aeußerung Lessing's gegen Ramler [2]) sehen wir, daß Lessing selbst damals eine Art von Hoffnung hegte, König Friedrich werde ihn zu verwerthen wissen. Aber diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt, und auch die gegenwärtige Aussicht seiner Freunde sollte sich nicht erfüllen. Durch Lessing's ganzes Leben zieht sich ein dämonisches Etwas, das sich in die kurzen Worte zusammenfassen läßt: er hatte kein Glück! Wer seine Briefe, die Hauptquelle für die Kenntniß seines äußeren Lebens und seines Charakters mit Aufmerksamkeit liest, wird mehr als einmal seiner Klage darüber wenn auch unter der Hülle jenes wunderbar ergreifenden Humors begegnen, mit dem sein starkes Herz sie zu bewältigen trachtete. Wir sind noch fern von jener Epoche seines Lebens, wo der Dämon dieses Mißgeschicks ihn an der einzigen Stelle tödtlich treffen sollte, an welcher die Energie dieses Riesen verwundbar war. Aber war es nicht auch jetzt schon ein Unglück im Leben dieses herrlichsten Mannes, daß der große König, der das unsterbliche Wort gesprochen hatte: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlicher Gesellschaft werthgehalten werden", den heldenhaftesten Wahrheitsfreund seines Jahrhunderts nicht kennen lernte und unerkannt von sich wies? daß der König im Reiche des freien Geistes und der Literatur, der über allem Volke seiner Zeit nicht blos um eines Hauptes Höhe emporragte, grade dem größten deutschen Könige seines und vieler Jahrhunderte, daß ein Lessing einem Friedrich sein Leben lang fern und fremd blieb, obschon er den

[1]) S. oben S. 153 ff.
[2]) XII. 85.

besten Theil seines Lebens in Preußens Hauptstadt zubrachte, und obschon viele Jahre lang für ihn diese Hauptstadt der Punkt blieb, wo festen Fuß zu fassen, er sehnlich wünschte, hoffte und hoffen durfte — um endlich diese Hoffnung mit einem Schlage und für immer scheitern zu sehen? Doch wir wollen unserer Erzählung nicht vorgreifen.

Der Zeitpunkt, in welchem Lessing sein Zelt in Breslau abbrach, traf zusammen mit einem Ereignisse, welches den Wünschen seiner Freunde für ihn nahe Erfüllung zu versprechen schien. Der Bibliothekar der Königlichen Bibliothek, ein Franzose Gautier de la Croze, war zu Anfange des Jahres 1765 gestorben. Durch seinen Tod war eine Stellung erledigt, wie sie dem Geschmacke und den Bedürfnissen Lessing's vorzugsweise entsprach. Mit derselben war nämlich zugleich die Aufsicht über das Königliche Münzkabinet und die Antikensammlung verbunden, und Lessing's Freunde zweifelten nicht, daß es gelingen werde, die Wahl des Königs bei der Wiederbesetzung dieser Stelle auf den einzigen ihrer würdigen Mann in Deutschland zu lenken. Nur noch Einen gab es in Europa, der Lessing den Rang hätte streitig machen können. Dieser eine war der berühmte Winckelmann, welcher damals in Rom lebte. In der That entschied sich der König für Winckelmann, auf welchen er grade zu dieser Zeit durch einen besonderen Umstand aufmerksam geworden war. Friedrich der Große hatte nämlich zu Anfange des Jahres 1765 die kostbare Gemmen- und Pastensammlung des Baron von Stosch angekauft, welche Winckelmann geordnet und mit einem trefflichen Kataloge versehen hatte [1]). Er trug sich überhaupt damals mit Plänen, etwas Bedeutendes für die Kunst in Berlin zu thun. Er wollte eine Malerakademie stiften, und hatte Verhandlungen angeknüpft, den bedeutendsten italienischen Maler jener Zeit,

[1]) Winckelmann's Briefe: Werke Th. II. S. 575. 577. 579 u. a. (Stuttg. Ausg. 1847.)

Pompeo Batteni, und als dieser seine Anträge ausschlug, Winckelmann's Freund Rafael Mengs nach Berlin zu ziehen.[1]) Winckelmann's Berufung wurde auch durch den Umstand begünstigt, daß der Oberstlieutenant Guichard, unter dem Namen Quintus Icilius als einer von König Friedrich's vertrautesten Umgangsgenossen bekannt und von demselben mit dem Vorschlage eines neuen Bibliothekars beauftragt, von Halle her, wo er Theologie studirt hatte, ein intimer Universitätsfreund des berühmten Alterthums- und Kunstforschers war.[2]) Dennoch hatte derselbe zuerst Lessing in Vorschlag gebracht, als aber der König denselben ablehnte, nannte er Winckelmanns Namen, und fand sofort bereitwillige Zustimmung. Einem Winckelmann nachzustehen, konnte für Lessing am wenigsten eine Kränkung sein, und auch Lessing's Freunde mußten eine solche Wahl in der Ordnung finden, da Winckelmann's Ansehen und Verdienste in dem Fache, um das es sich vorzugsweise handelte, damals ganz unbestreitbar die überlegenen waren. So trug denn auch Lessing's nächster Freund Nicolai kein Bedenken, im Auftrage Guichard's die Unterhandlungen mit Winckelmann einzuleiten, welcher seinerseits den ebenso ehrenvollen als einträglichen Ruf, den er am 29. August zu Rom erhielt, auf der Stelle annahm.[3]) Dennoch zerschlug sich die Sache — leider muß man es aussprechen: durch den launenhaften Geiz des großen Monarchen. Zwar hatte derselbe sich dazu verstanden, die Stelle, deren Besoldung ursprünglich, wie alle Gehalte seiner Beamten sehr gering war — sie betrug nur fünfhundert Thaler — für Winckelmann auf fünfzehnhundert und wenn es sein müsse, bis auf zweitausend Thaler zu erhöhen. Als aber dieser die letztere Summe beanspruchte, ließ ihm der König die Hälfte derselben anbieten! Der beleidigte Winckelmann trat zurück und schrieb seinen

[1]) Winckelmann a. a. O. S. 574. 579.
[2]) Winckelm. Werke II. S. 575 und 576.
[3]) Winckelm. Werke II. 581. 582. 583.

Freunden [1]): er könne dem Preußenkönige eine Antwort geben, wie jener Sänger, der demſelben in einem ähnlichen Falle erwiederte: Eh bene! faccia cantare il suo generale!

Winckelmann's Entſcheidung erfolgte ſchon im Oktober deſſelben Jahres und nun faßten Leſſing's Freunde und dieſer ſelbſt neue Hoffnung. Nicht ohne Urſache beeilte ſich Leſſing jetzt ſeinen Laokoon vorläufig abzuſchließen, den er ſchon im Mai des folgenden Jahres erſcheinen ließ. Es galt ſeine Berechtigung zu jener Stellung durch ein Werk darzuthun, das geeignet war den Beweis zu liefern, daß nur ein Leſſing der würdige Erſatz für einen Winckelmann ſein konnte.

In der That ſchien Alles für ihn zu ſprechen. Seit ſeinem neunzehnten Jahre hat er den größten Theil ſeines Lebens bis zu ſeinem reifen Mannesalter in Berlin zugebracht. Seine bedeutendſten ſchriftſtelleriſchen und dichteriſchen Arbeiten waren in dieſer Zeit entſtanden, ſeine intimſten Verbindungen hatte er in Berlin gefunden. Seine Vorliebe für Preußen hatte ſich bei ihm, dem gebornen Sachſen, trotz der für ſein Geburtsland ſo verhängnißvollen Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges nur beſtärkt, ſo weit ſein weltbürgerlich freier Sinn überhaupt nationaler Vorliebe fähig war. Er hatte ſogar in gewiſſer Weiſe als Gehülfe Tauenziens thätigen Antheil an den letzten Jahren jenes Krieges genommen, der über Preußens Zukunft als Europäiſche Großmacht und Hauptvertreter Deutſchlands in Deutſchland ſelbſt entſcheiden ſollte; und dieſe Theilnahme hatte hinwiederum jenes erſte klaſſiſche Werk der deutſchen dramatiſchen Poeſie, Minna von Barnhelm gezeitigt, deſſen ſpezifiſch norddeutſcher Nationalgehalt zum erſten Male der deutſchen Dichtung eine ganz neue Wirkung und Richtung verlieh. So durfte er ſich, obſchon er in erſter Linie ſich ſtets nur als Deutſcher fühlte, wohl als einen Angehörigen Preußens und ſeines großen Königs

[1]) a. a. O. S. 584 vrgl. S. 595 und 637.

betrachten. Jedenfalls hatte er ein Anrecht auf Berücksichtigung von Seiten des Staates und des Herrschers, die ihn nach der Minna von Barnhelm noch mit größerem Rechte als früher den ihrigen zu nennen sich rühmen durften. Um so trauriger ist es jetzt zu sehen, daß Lessing jenes letzte Werk in Berlin nur veröffentlichen sollte, um in allen seinen Hoffnungen getäuscht, mit demselben zugleich Preußen und Berlin auf ewig Lebewohl zu sagen.

König Friedrich hatte von Lessing's schriftstellerischen Leistungen bei seiner bekannten gänzlichen Nichtbeachtung der deutschen Literatur keine Notiz genommen. Allein noch schlimmer war es, daß ihm der Name Lessing trotzdem und auf eine Weise zu Ohren gekommen war, welche ihn ein für allemal gegen denselben eingenommen hatte. Wir müssen hier auf jenen Briefwechsel zwischen Voltaire und Lessing und auf den Vorfall, welcher denselben veranlaßte, zurückweisen. Zwar waren seitdem fast funfzehn Jahre vergangen, aber der König, der ein sehr treues Gedächtniß besaß, hatte in demselben den Namen Lessing's als eines Menschen von zweideutigem Charakter bewahrt, wie ihn Voltaire ohne Zweifel ihm bei jener Gelegenheit geschildert haben mochte. Als daher nach Winckelmann's Ablehnung der genannte Freund und Günstling des Königs noch einmal Lessing in Vorschlag brachte, kam es zwischen beiden zu einer leidenschaftlichen Scene. Der König erklärte nochmals, daß er Lessing nicht haben wollte. Vielleicht wäre indessen seine Abneigung durch ruhige Vorstellungen zu besiegen gewesen, aber Guichard's wohlgemeinter Eifer verdarb Alles. Er sprach lebhaft, ja leidenschaftlich für Lessing, den er einen der gelehrtesten Männer Europa's nannte, und bemerkte mit einem Seitenblicke auf des Königs Vorliebe für Franzosen: wenn er keinen Deutschen nehmen wolle, so werde er gar keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen, denn gründlich Gelehrte wie Lessing seien weder bei den Franzosen noch bei den anderen Nationen mehr zu finden. Der König, wie Nicolai, dem wir diese ausführliche Kunde verdanken, weiter er-

zählt,[1]) vertheidigte die Franzosen, setzte die Deutschen als Pedanten herab, berief sich hinsichtlich der Gelehrsamkeit auf die berühmten Benediktiner von St. Maur in Paris, und der Streit endete damit, daß er seinen Günstling mit den Worten verabschiedete: „er werde selbst nach Paris schreiben und sich auch ohne ihn und seine Deutschen einen gelehrten Bibliothekar zu verschaffen wissen."

Einen Bibliothekar erhielt er nun freilich, aber die vergeltende Nemesis bereitete dem eigenwilligen Monarchen, der einen Lessing zu gewinnen verschmähte, eine ganz eigene Züchtigung. Friedrich hatte von dem geistreich geschriebenen Werke eines zu Lyon lebenden französischen Kanonikus Jaques Pernety (Lettres philosophiques sur les physionomies) Kenntniß genommen, und beschloß diesen zu berufen. In dieser Absicht fragte er einen seiner französischen ihm von Helvetius empfohlenen Finanzbeamten Namens Pernety, ob der Schriftsteller Pernety mit ihm verwandt sei? Dieser erwiderte, es sei sein Bruder; und da dieser Bruder obenein ein Mönch des Benediktinerordens der gelehrten Congregation von St. Maur war, so zeigte sich der König um so leichter geneigt, demselben die Bibliothekarstelle zu verleihen, zumal da der schlaue Franzose von Berlin aus Mittel und Wege fand, für seinen Bruder eine Empfehlung d'Alembert's zu erwirken, der diesen unbedeutenden Mönch dem Könige als einen großen Gelehrten anpries. Erst als die Berufung erfolgt war, fand es sich, daß der Berufene nicht der bekannte Verfasser jenes dem Könige bekannten Werkes, sondern ein jüngerer Vetter jenes Autors, Namens Anton Joseph Pernety, Verfasser irgend welcher obscuren Schriften und Alles eher als ein Mann war, den ein König wie Friedrich II. in seine Nähe gezogen haben würde. Selbst als Bibliothekar war er völlig unbrauchbar, dabei aller Art von Aberglauben, sowie der Geisterseherei und Alchemie ergeben, wie er denn auch funfzehn Jahre später sein

[1]) Allgem. deutsche Bibliothek Th. 99. Abth. 2. S. 354.

Amt aufgab und Berlin verließ, weil er fest an die Prophezeihung eines halbverrückten Geistlichen Namens Ziehen glaubte, daß das Ende der Welt bevorstehe und der Untergang derselben mit der protestantischen Mark Brandenburg beginnen werde.[1]) Er ging deshalb (1783) nach Frankreich zurück, wo er wirklich noch lange genug lebte, um einen Weltuntergang, freilich einen anderen als den geweissagten, hereinbrechen zu sehen, denn der gute Pater starb erst als Achtzigjähriger im Jahre 1801 zu Avignon.

Das war der Mann, den Friedrich der Große mit einem für jene Zeiten höchst beträchtlichen Gehalte von tausend Thalern nach Berlin berief und dem ein Lessing weichen mußte! Freilich wiederholte Friedrich den hier begangenen Fehler noch einmal, als er im Jahre 1770 die Berufung Heyne's von Göttingen mit den Worten ablehnte, „daß er keinen Pedanten haben wolle!"

Nicht bloß Lessing's Freunde, Nicolai, Ramler, Mendelssohn, ja sogar der gute Gleim, der fast an seinem abgöttisch verehrten Könige irre wurde,[2]) waren von diesem Ausgange schwer betroffen; auch Lessing selbst empfand denselben tief und schmerzlich. Es war in der That ein lang gehegter Lebenswunsch, der ihm hier mit einem Schlage vernichtet ward. Er schrieb seinem alten Vater, den das Loos eines Sohnes bekümmerte, der nahe dem vierzigsten Jahre noch immer ein unstätes Literatenleben führte, von Hamburg aus: „Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das Einzige, worauf ich so lange gehofft und worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen!"[3]) Wie bitter mag seinem

[1]) Wilken, Geschichte der Berliner Bibliothek S. 104.

[2]) „Himmel und Hölle hätte ich bewegt, Sie bei uns zu behalten, wär ich wie mancher, wie z. B. Sulzer, in Berlin gewesen. Denn nicht dem, der wegen seiner französischen Erziehung gleichgültig gegen Alles was deutsch ist, geworden, sondern denen, die sich für deutsche Patrioten ausgeben und nicht alle Mühe angewendet, einen Lessing im Lande zu behalten, diesen leg ich es zur Last, daß wir ihn verlieren." Gleim an Lessing 28. März 1767. (W. XIII. 130.)

[3]) XII. 186.

stolzen Herzen dies Geständniß geworden sein! Seine damalige Lage schildert er selbst am Schlusse der Dramaturgie, wo er erzählt, wie er nach Hamburg gekommen: „Ich stand eben am Markte und war müßig. Niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel weil mich Niemand zu brauchen wußte als diese (Hamburger) Freunde.“ Er schrieb an Gleim: „Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. Was hatt' ich auch auf der verzweifelten Galeere zu suchen!“

Aber in seinem Innern sah es anders aus, als dieser männlich stolze Ton ironischen Humors der Welt verrieth. Unter seinen Papieren fand sich nach seinem Tode auch ein Blatt „an Mäcen“ überschrieben, ein Entwurf zu einem Klagegedichte, das man nicht ohne Rührung lesen kann. „Wer ist's“, heißt es dort, in unsern Tagen hier in unserm Lande dessen Einwohner noch immer die alten Barbaren sind, der einen Funken Deiner Menschenliebe von Deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu beschützen, in sich hegte! Wie habe ich mich nicht nach einem neuen schwachen Abdrucke von Dir umgesehen, umgesehen mit den Augen eines Bedürftigen! Was für scharfsichtige Augen! Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Affenkopien ein bittres Lachen ausschütten.“

Diese Elegie blieb Entwurf, aber das herbe Gefühl, dem sie Ausdruck geben sollte, ließ seinen Stachel zurück in der Seele des großen Mannes, den verkannt oder vielmehr nicht gekannt zu haben ein ewiger Vorwurf bleibt für seinen großen gekrönten Zeitgenossen. Friedrich's Adlerauge sah den einzigen Mann nicht, der seiner würdig war unter Deutschlands Denkern und Schriftstellern seiner Zeit, und in Lessing's Herzen wurzelte seitdem jene Abneigung gegen

Berlin und das Friedericianische Preußenthum, der wir öfters in seinen Briefen begegnen. Hatte ihm schon früher das dort wuchernde französische Literatenthum und die frivole Religionsspötterei, die sich für Philosophie ausgab, mißbehagt, so war es menschlich erklärlich, daß dies Gefühl sich steigerte durch die kränkende Zurücksetzung und persönliche Verkennung, welche er im Bewußtsein seines Werths und Anspruchs doppelt schmerzlich empfinden mußte. Er machte fortan keinen Versuch mehr, in Berlin sich eine Stätte zu gründen, und sah es fortan nur noch ein paar Mal als flüchtiger Besucher wieder. Heute fast ein Jahrhundert später zeigt Rauch's kolossales Denkmal des großen Friedrich unter den zeitgenössischen Größen, welche den Piedestalbau umgeben, auch Lessing's Gestalt! Sie wäre besser weggeblieben, denn sie ist für jeden Preußen und Deutschen nur eine Erinnerung an eine der größten Ungerechtigkeiten, welche der berühmte Preußenkönig gegen den Genius der deutschen Nation begangen hat.

Wir dürfen indeß von dem ersteren nicht scheiden, ohne ein Wort der Entschuldigung für den großen Herrscher hinzuzufügen, der in neuester Zeit so vielfach ungerecht, von Keinem aber unwürdiger als von dem berühmten englischen Geschichtschreiber unserer Tage beurtheilt worden ist. Es ist wahr, Friedrich der Große verachtete die deutsche Sprache und Literatur, aber es ist eben so wahr, daß er im eigentlichen Sinne des Worts die Sprache nicht kannte, die er der Geburt nach seine Muttersprache nannte. Seine Jugend war in eine Zeit gefallen, wo die Gelehrten in Deutschland Latein, und die Gebildeten Französisch sprachen, während das Deutsche dem geringeren Volke überlassen blieb. Voltaire konnte 1750 aus Potsdam seinen Freunden triumphirend nach Paris schreiben: Je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue. L'allemand est pour les soldats et pour les chevaux; il n'est necessaire que pour la route. Dieses Deutsche des gemeinen Volks war das einzige Deutsch was Friedrich der Große

kannte und sprach, und er selbst hat es in späteren Jahren mehr als einmal bedauert, daß es also war. Es ist nicht wahr, daß der große König nichts für die deutsche Sprache gethan, daß er sie sein Leben lang verachtet, daß er an keine Zukunft der Sprache und Literatur seines Volkes geglaubt habe. Er stiftete die deutsche Gesellschaft in Königsberg zum Zweck der Ausbildung der deutschen Sprache; er nahm diese Sprache in seine Akademie der Wissenschaften auf, und wollte das Deutsche in den Schulen gründlich gelehrt wissen. Er ließ sich in seinen älteren Tagen von Garve Cicero's Werk über die Pflichten in's Deutsche übersetzen, und belohnte den Uebersetzer, dessen Arbeit er vortrefflich fand, mit einer Pension. Das wenige Schätzenswerthe, was von deutscher Literatur an ihn herankam, wußte er zu würdigen, — er schätzte Gellert und Geßner, er lobte Moritz' Gedichte — aber er kannte eben nichts weiter, und Gottsched, in welchem er den bisherigen Vertreter und Altmeister der deutschen Literatur persönlich kennen lernte, war allerdings nicht der Mann, ihn von seinem Glauben abzubringen, daß die deutschen Gelehrten und Schriftsteller Pedanten seien. Aber wenn wir seine durch Erziehung und Zeitverhältnisse begründete und begünstigte Vorliebe für die französische Literatur bedauern und tadeln, so wollen wir nicht vergessen, daß er darum die Franzosen seiner Zeit im Allgemeinen durchaus nicht überschätzte, daß er sie vielmehr im Grunde seines Herzens verachtete, und daß er endlich seiner eigenen Nation und ihrer Literatur mit vorahnendem Geiste eine große Zukunft prophezeihte. Wir dürfen nicht vergessen, daß derselbe König, der sich einen Lessing entgehen, der einen Klopstock, Wieland, Herder und das Anbrechen einer neuen deutschen Kulturepoche mit Goethe an der Spitze unbeachtet ließ, die denkwürdigen Wort geschrieben hat: „Der deutschen Nation fehlt es nicht an Genie und Geist; allein sie ward aufgehalten durch Umstände, die sie verhinderten, sich zu gleicher Zeit mit ihren Nachbarn aufzuschwingen. Wir werden einst unsere klassi-

ſchen Schriftſteller haben, ein Jeder wird ſie leſen, um ſich daran zu bilden, unſere Nachbarn werden Deutſch lernen, an den Höfen wird man es mit Genuß ſprechen, und es kann geſchehen, daß unſere Sprache, wenn ſie vollkommen ausgebildet iſt, ſich von einem Ende Europa's zum andern verbreitet." —

Verlaſſen wir jetzt dieſe unerfreuliche Epiſode aus Leſſing's Leben, um einen Blick zu werfen auf dasjenige Werk, welches wenigſtens äußerlich mit jener Epiſode verknüpft, und deſſen Torſogeſtalt dem Ausgange derſelben entſprechend erſcheint, auf Leſſing's Laokoon.

Drittes Kapitel.

Laokoon.

„Seit wir Leſſing's Laokoon beſitzen, gehört der Satz, daß der Dichter nicht malen ſoll, in das ABC der Poeſie."

Als Leſſing auftrat, war das Gegentheil dieſes Satzes in ganz Europa die allgemein geltende Anſicht in Theorie und Praxis. Es herrſchte eine vollſtändige Vermiſchung der Gebiete der bildenden Kunſt und der Poeſie. Zumal in England hatten bedeutende Schriftſteller, Kritiker und Dichter auf dieſe Vermiſchung hingearbeitet. Aus England war die poetiſche Malerei, beſonders durch Thomſon's Jahreszeiten, nach Deutſchland gekommen, wo ſie in Brokes, Haller, Klopſtock und Leſſing's Freunde Kleiſt, dem Dichter des Frühlings, ihre eifrigen Nachahmer gefunden hatte. Ja Leſſing ſelbſt hatte in ſeiner Jugend dem Thomſon als dem größten maleriſchen Dichter aller Zeiten gehuldigt. [1]) Durch die Schweizer

[1]) V. S. 69. in der „Vorrede zu Jac. Thomſon's Trauerſpiele 1758".

Aeſthetiker war dann die malende Poeſie zum Syſtem erhoben worden, und ſelbſt Winckelmann hatte als Anhänger der Schweizer in ſeiner bekannten Erſtlingsſchrift „über die Nachahmung der griechiſchen Werke in Malerei und Bildhauerkunſt“ die Allegorie als höchſtes Ziel der Malerei und zugleich den Satz aufgeſtellt: „daß die Malerei eben ſo weite Grenzen haben könne als die Dichtkunſt, und daß der Maler ebenſowohl im Stande ſei dem Dichter zu folgen, als dies der Muſiker vermöge.“ In Frankreich endlich war der berühmte Alterthums- und Kunſtforſcher Graf Caylus noch einen Schritt weiter gegangen. Er hatte geradezu die Malbarkeit der Dichter als höchſten Maßſtab ihres äſthetiſchen Werthes aufgeſtellt, oder wie Leſſing es ausdrückt [1]), er hatte die Brauchbarkeit für den Maler zum Probirſtein der Dichter gemacht, und ihre Rangordnung beſtimmt nach der Anzahl der Gemälde, welche ſie dem Artiſten bieten.

Leſſing, deſſen innerſte Eigenthümlichkeit darauf gerichtet war, die Grenzen aneinander ſtoßender Geiſtesgebiete ſcharf zu ſondern, und der bereits in ſeiner Schrift „Pope, ein Metaphyſiker“ die Grenzen der Poeſie und Philoſophie, in ſeinen Unterſuchungen über die Fabel die Grenzen der verſchiedenen Dichtungsgattungen zu ziehen bemüht geweſen war, mußte ſich um ſo mehr angereizt fühlen, dieſe Sonderung und Grenzſcheidung auch für die Gebiete der bildenden und der dichtenden Kunſt vorzunehmen, als ihm die üblen Folgen der Vermiſchung beider gerade auf demjenigen Gebiete, das ihn in dieſer Periode am meiſten intereſſirte, auf dem Gebiete der deutſchen Dichtkunſt, ſchlagend entgegentraten. Die Verwirrung der Begriffe, oder vielmehr die vollſtändige Begriffloſigkeit auf dem äſthetiſchen Gebiete in jener Zeit iſt uns durch Goethe's Selbſtbekenntniſſe aus ſeiner Jugend hinreichend bekannt. Alle ſtrebenden Geiſter ſehnten ſich nach einem Leitſterne in dem chaotiſchen

[1]) VI. 460.

Dunkel vager Empfindung und schwankenden Geschmacks, und nicht am wenigsten Lessing selbst, der überhaupt der Kunst und ihren Werken gegenüber sich vorwiegend als Denker angeregt und zum Aufsuchen ihrer Grundgesetze angetrieben fühlte.

Schon im Jahre 1754, als Feuilletonist der Vossischen Zeitung, hatte er Hogarth's „Zergliederung der Schönheit" freudig begrüßt, weil ihm die Idee, daß alle körperliche Schönheit in der geschickten und mannigfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, den schwankenden Geschmack wenigstens „auf ein gewisses eingeschränkt, wenn auch noch nicht festgesetzt" zu haben schien. [1]) Schon damals sind es „die festen und sichern Begriffe" des Schönen, um welche es ihm zu thun ist, gegenüber dem vagen Empfinden und den schwankenden Urtheilen eines sogenannten Geschmacks, der sich statt aller Theorie bei dem „Pöbel wie bei den Gelehrten mit dem elenden Sprichworte begnüge, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe". Es ist rührend zu sehen, mit welcher Begeisterung der jugendliche Lessing hier ein Werk willkommen heißt, dem man, wie er sich ausdrückt, es zu danken haben werde, wenn man bei dem Worte schön, das man täglich tausend Dingen beilegt, künftig ebensoviel denken würde als man bisher nur empfunden habe", und wie er dann die feste Ueberzeugung ausspricht, „daß alle Künste und Wissenschaften, die sich mit dem Schönen der Form beschäftigen, der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Maler, der Bildhauer, der Tänzer, ja selbst „das Reich der Mode" von der neugefundenen Bestimmung des Schönen ihren Vortheil ziehen würden." Schon hier tritt neben dem rein theoretischen Interesse des Denkers und Philosophen in Lessing auch jene Richtung auf die praktische Wirklichkeit des Lebens hervor, die er bei allen seinen Bestrebungen nie aus den Augen ließ.

---

[1]) IV. S. 470—475 vergl. mit S. 103.

Seit dieser Zeit hielt Lessing unverwandt seine Aufmerksamkeit auf die festere Bestimmung der Begriffe des Schönen und der Kunst wie auf die Sonderung der verschiedenen Gebiete der einzelnen Kunstarten, wiewohl zunächst nur mit Rücksicht auf die Poesie gerichtet. Sein Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai aus den Jahren 1756 und 1757, als dessen Produkt die Abhandlung über das Trauerspiel hervorging, mit welcher die von Nicolai gegründete Bibliothek der schönen Wissenschaften eröffnet wurde, zeigt schon die ersten Ansätze der neuen Gedanken, als deren reife Frucht zehn Jahre später der Laokoon hervorgehen sollte; und ein späteres Wort Lessing's über Kleist: daß dieser sich auf seinen „Frühling" das wenigste eingebildet habe, beweist, daß Lessing schon damals mit diesem Freunde seine reformatorischen Gedanken über das große Stylprinzip der Dichtkunst verhandelt haben muß. Deutlich ausgesprochen findet sich das letztere, soweit es den Gegensatz zwischen Poesie und Malerei betrifft, in den Abhandlungen über die Fabel [1]), wo der Grund nachgewiesen wird, weshalb der Maler keine Fabel malen könne, die diesen Namen wirklich verdiene. Zu derselben Zeit vertiefte er sich durch das Studium des Homer und des Sophokles in die eigentlichen Lebensquellen der ewigen Schönheit und in die Erkenntniß ihrer höchsten Gesetze, und es ist nicht zuviel gesagt, daß aus dem Studium dieser beiden Dichter im Wesentlichen sein Laokoon hervorgegangen ist.

Denn der eigentliche Schwerpunkt dieses Werks liegt nicht nach der Seite der bildenden Kunst, für welche es Lessing damals durchaus an tieferer Vorbildung durch umfassende Anschauung von Kunstwerken gebrach. Was er davon besaß, beschränkte sich auf die Kenntniß von einigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen, und für die Kunst der antiken Plastik auf das wenige, was damals

[1]) Werke V. 370.

von dem jetzigen Dresdener Museum zugänglich war.[1]) Es ist zu bezweifeln, ob Lessing selbst von dem berühmten Werke, nach welchem sein Buch den Namen führt, auch nur einen vollständigen Gypsabguß in der Größe des Originals gesehen hatte. Befand sich doch ein solcher nicht einmal auf der Akademie in Leipzig, der Oeser vorstand, sondern nur ein Abguß des Laokoonkopfes.[2]) Das Gefühl solchen Mangels war es wohl vorzüglich, welches ihn, wie wir sahen, zu Ende seines Breslauer Aufenthalts, in dessen sorgenfreier Muse er den Laokoon ausgearbeitet hatte, so lebhaft nach Italien zog.

Vielmehr haben wir den Schwerpunkt des Lessingschen Werks auf Seiten der Poesie zu suchen. „Der leidenschaftlichen Begeisterung Winckelmann's und seines Kreises für die bildende Kunst sollte im Laokoon ein Gegengewicht entgegengestellt werden, damit die Poesie, nach oft einseitiger Vergleichung mit der Plastik und Malerei, zu ihrem vollen Rechte gelange." Diesen Gedanken bezeichnet Guhrauer[3]) mit Recht als den Grundgedanken der ganzen Composition. Dieselbe war angelegt auf eine Poetik im größten Style, mit Berücksichtigung der bildenden, ja aller übrigen Künste, auf eine Kunstlehre, in welcher, wie bei seinem Meister Aristoteles, das Drama als die höchste Spitze aller Kunst erschien. Das Ganze sollte drei Theile umfassen.[4]) Doch Lessing's Schicksal, das seinen Berliner Lebensplan scheitern ließ, brachte die Ausführung in's Stocken, und ließ den ersten Theil einen Torso bleiben, zu dessen Ergänzung die fragmentarischen Bemerkungen und Ansätze, die sich unter seinen hinterlassenen Papieren fanden[5]), nur ungenügende Andeutungen geben. Aber auch in dieser trümmerhaften Gestalt

---

[1]) Vergl. Winckelmann, Werke II. S. 231. (Stuttg. Ausg.)
[2]) Goethe, Werke XXVI. 84.
[3]) II. 1. S. 30.
[4]) XII. 226.
[5]) XI. 125—169.

ward das Werk zu einer wahrhaften Befreiungsthat für die ästhetische Kultur und Literatur unseres Volkes.

Mit jener Sicherheit, wie sie bei dem bildenden Künstler sich im Erfassen des fruchtbarsten Momentes bewährt, griff Lessing, der, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, immer gern „das Brett bohrte, wo es am dicksten ist", aus allen Zeitgenossen gerade denjenigen heraus, den er selbst wie seine ganze Zeit als Kenner des Schönen und der Kunst am höchsten schätzte, um an ihn seine Erörterungen über die Gesetze der Kunst anzuknüpfen. Und wiederum erfaßte er unter Winckelmann's Aussprüchen gerade den Satz, der für die Entwicklung seiner Ideenreihe der fruchtbarste war. Winckelmann hatte die Laokoonsgruppe mit der Virgilischen Schilderung verglichen und den Dichter hinter den Plastiker zurückgesetzt. Indem Lessing diese Vergleichung als Ausgangspunkt für seine Untersuchungen faßte, stellte er sich gerade in den Mittelpunkt, von welchem aus er nach allen Seiten des ästhetischen Kreises ausgreifen konnte. Dieser Mittelpunkt war die Vermischung der beiden Kunstgebiete der redenden und der bildenden Kunst; eine Vermischung, welche „in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machte, die sie dem einen oder dem andern zur Last legte, jenachdem der Vergleichende die eine oder die andere Kunst vorzog. [1]) Es schien ihm der Mühe zu verlohnen, nachdem so viel über die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der Poesie und Malerei geschrieben sei, „die Medaille auch einmal umzukehren und die Verschiedenheit beider zu untersuchen, um zu sehen, ob aus solcher Verschiedenheit nicht Gesetze folgen, die der einen und der anderen eigenthümlich sind, und die eine öfters nöthigen, einen ganz anderen Weg zu betreten als ihre Schwester betritt."

So ergiebt sich ihm denn aus dieser sondernden Vergleichung

[1]) VI. 374. XI. 140.

das große Stylgeſetz der Dichtkunſt durch Beantwortung der Frage: wie darf der Dichter allein malen? Die Antwort iſt: Nicht einzelne Züge ſo aufzählend, als verweilte der Zuhörer mit dem äußeren Auge vor einem wirklichen realen Bilde; ſondern nur ſo hat er das Sichtbare mit wenigen Zügen zu vergegenwärtigen, daß es in den Bewegungszug der Phantaſie aufgenommen wird. Mit einem Worte: die Aufgabe der Poeſie, Geſtalten zu geben, verbunden mit ihrer höchſten Beſtimmung, die innere Welt und ſchließlich Handlung darzuſtellen, führt zu dem Stylgeſetze, daß dieſe Kunſt Körper andeutungsweiſe durch Handlungen nachzuahmen hat.[1])

Der Gang der Unterſuchung im Laokoon iſt folgender:

Winckelmann hatte den Virgil getadelt, daß er in ſeiner Schilderung (Aeneide II. 199—224.) den Laokoon ſchreien laſſe, und den Künſtler der Gruppe gelobt, daß er den wilden gen Himmel dringenden Schmerzensſchrei zum Seufzer gemildert habe. Leſſing zeigt, daß beide, der Dichter wie der bildende Künſtler, jeder nur das ſeiner Kunſt Gemäße und daher Richtige gethan habe, und daß namentlich der Plaſtiker nicht durch das Streben nach dem Ausdrucke höheren ſittlichen Adels, wie Winckelmann meinte, ſondern lediglich durch die Rückſicht auf dasjenige Geſetz ſeiner Kunſt beſtimmt worden ſei, welches bei den Alten für die bildende Kunſt das Höchſte war: durch das Geſetz der Schönheit.[2])

Dieſes Geſetz machte es dem Künſtler zur Aufgabe: das Gewaltſame, Verzerrte, Häßliche, ſobald die Kunſt nicht umhinkonnte, es in ihren Bereich zu ziehen, ſo zu mildern, daß es eines Maßes von Schönheit fähig blieb; und ſo war denn auch der Meiſter des Laokoon, weil er „auf die höchſte Schönheit unter den angenom-

[1]) Fr. Viſcher, Aeſthetik III. S. 1200 ff.
[2]) VI. 383.

menen Umständen des körperlichen Schmerzes hinarbeitete, genöthigt, den letzteren in der Darstellung soweit zu mildern, daß sein Ausdruck noch schön blieb.

Aus der Vergleichung der Virgilschen Schilderung mit dem Kunstwerke des Bildners gewinnt nun Lessing für die Kunst des letzteren sofort noch ein weiteres Gesetz. Und zwar knüpft sich dasselbe an die Kategorie der Zeit, deren Schranke den bildenden Künstler mit seinem Nachahmen an den Augenblick bindet.

Dieser Augenblick „kann daher nicht fruchtbar genug gewählt werden." [1]) Der fruchtbarste Moment aber ist der, welcher der Einbildungskraft des Beschauers den freiesten Spielraum gewährt, ihr um so mehr zu denken übrig läßt, je mehr er ihr zu sehen giebt. Daher darf die Darstellung eines Affekts in der bildenden Kunst nie ein Letztes, Aeußerstes zeigen, über das die Phantasie nicht hinauskann.

Hier hatte Lessing das Richtige in der Seele, wenn er es gleich zu dem unrichtigen Satze formulirte: daß das absolut Momentane, Transitorische von der Bildkunst überhaupt nicht ausgedrückt werden dürfe, und auch von der alten Plastik niemals ausgedrückt worden sei. Von dem Letzteren liefern zahlreiche alte Kunstwerke, ja genau genommen die Laokoonsgruppe selbst den Gegenbeweis; Lessing aber verwechselte das Augenblickliche im Allgemeinen mit einem Augenblicklichen bestimmter Art. Denn nicht das Augenblickliche an sich ist dem Plastiker verboten, sondern nur ein solches Momentane, dessen Anblick selbst eben nur einen Augenblick erträglich ist, weil in ihm ein Häßliches zum Ausbruche kommt. [2])

Aus diesen für die bildende Kunst gewonnenen festen Bestimmungen bahnt sich nun Lessing den Uebergang zu den Gesetzen der Poesie.

[1]) Werke VI. 389.

[2]) Vischer, Aesthetik III. S. 402 und S. 1188.

Er zeigt, daß jenes obige Gesetz des fruchtbaren Moments für den Dichter nicht gilt, der vielmehr das zeitliche Nacheinander der Erscheinungen und Vorgänge zu seiner Domäne hat, in welchem auch das Gewaltsamste der Aeußerung seinen Platz finden kann, weil es entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet oder durch das Folgende so gemildert und vergütet wird, daß es seinen einzelnen Eindruck verliert, ja in solcher Verbindung die trefflichste Wirkung thut.[1]) Er zeigt ferner bei fortgesetzter Vergleichung der Laokoonsgruppe mit der Schilderung des Dichters, daß der letztere, weil seine Gebilde geistiger Natur sind und Bewegung haben, die den Werken des Plastikers mangelt, einen unendlich weitern Spielraum des für ihn Darstellbaren besitzt als der Plastiker. Virgil konnte den Laokoon bekleidet darstellen, denn „bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand, es verdeckt nichts", und seine Bilder haben überhaupt diese Eigenschaft, daß sie sich nicht decken. Der bildende Künstler dagegen durfte seinem Laokoon nicht einmal die das Haupt umgebende Priesterbinde lassen, weil sie die Stirn, den Sitz des Ausdrucks, verdeckt haben würde.[2])

Was folgt daraus? Dies, daß das vortrefflichste Gemälde des Dichters darum noch keineswegs in jedem seiner Züge brauchbar ist für den bildenden Künstler. Wohl aber wird umgekehrt das Meisterwerk des letzteren allemal und in jedem Zuge für den beschreibenden Dichter von gleich guter Wirkung sein. Und eben in diesem Betrachte ist es weit wahrscheinlicher, daß die Künstler der Laokoonsgruppe die Schilderung Virgil's, als daß Virgil bei seiner Schilderung die Laokoonsgruppe vor Augen hatte, da wir bei dem Dichter jede Anlehnung an das Werk des Plastikers vermissen.

Damit ist denn nicht nur das Urtheil gesprochen über die oben erwähnte Forderung des französischen Kunstgelehrten, daß der bil-

[1]) VI. S. 393. . — .

[2]) VI. 413. 415., Vischer III. S. 1173.

bende Künstler nach Homer bilden und malen müsse, sondern auch über das damals von England her in Schwung gekommene Streben, die alten Dichter durch die alten Bildwerke zu erklären, ohne dabei den geringsten Unterschied zwischen der verschiedenen Natur der beiden Künste zu machen, und vor Allem, ohne dabei auf den unendlich weiteren Umfang der Poesie irgend welche Rücksicht zu nehmen [1]). Zugleich wird nachgewiesen, daß die Anwendung der Allegorie durch Symbole für die bildende Kunst ein bloßer Nothbehelf sei, den der Dichter nicht brauche. Das war ein vernichtender Streich gegen alle die zahlreichen Dichter der damaligen Zeit, die in völliger Verkennung dieses Verhältnisses, „alle ihre Wesen der Einbildung in Masken gehen lassen, weil sie sich auf das Hauptwerk der Poesie, ihre Wesen handeln zu lassen und sie durch Handlungen zu charakterisiren, am wenigsten verstehen [2]). Die „Allegoristerei" der Zeit bekam hiermit ihren Todesstoß.

Immer näher rückt Lessing seinem Ziele, die höhere Stellung der Poesie über der bildenden, ja über aller andern Kunst darzuthun.

Die Poesie ist diejenige Kunst, die dem Gesetze: daß jedes Kunstwerk sich selbst erklären soll, am vollständigsten zu genügen vermag. Sie darf es daher auch wagen Stoffe, bei denen sie auf den Vortheil der Bekanntheit verzichten muß, zu behandeln, weil sie ihre Stoffe mit Worten exponirt. Der Dichter ist daher in weit höherem Grade erfindend als der bildende Künstler. Ja er vermag es, die ganze sichtbare Welt vor dem inneren Auge auszubreiten. Wenn daher Caylus mit verächtlichem Seitenblicke auf Milton den höhnischen Ausspruch gewagt hatte: die Blindheit dürfte vielleicht die einzige Aehnlichkeit sein, die dieser Dichter mit Homer gehabt habe, so durfte ihm Lessing das erhabene Wort entgegnen: „Frei-

[1]) VI. 430 ff.
[2]) VI. 443.

lich kann Milton keine Gallericen füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines inneren Auges sein, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, keinen großen Werth auf den Verlust des ersteren legen.

Von hier aus bahnt er sich den Uebergang zur Bestimmung des großen Stylgesetzes der Poesie in Bezug auf die Schilderung des Sichtbaren, der Körper.

Die Malerei hat bei der Darstellung des körperlich Sichtbaren ihre natürliche Grenze an der Zeit. „Sie muß der Zeit gänzlich entsagen"; sie kann also fortschreitende Handlungen als fortschreitende nicht darstellen, sondern sie muß sich begnügen mit Handlungen neben einander oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen lassen. Sie kann überhaupt Handlungen, d. h. Reihen von „Bewegungen, die auf einen Endzweck abzielen,"[1]) nur andeutungsweise nachahmen, durch Körper.

Die Poesie dagegen, deren Gebiet die Zeitfolge ist, wie der Raum das Gebiet des bildenden Künstlers und Malers, schildert zwar gleichfalls Körper, aber nur andeutungsweise, durch Handlungen[2]).

Die Malerei, an den Moment gebannt, muß daher „den prägnantesten" Augenblick, das heißt denjenigen wählen, „aus welchem das Vorhergehende und das Folgende am begreiflichsten wird. — Ebenso kann auch die Poesie in ihrer fortschreitenden Nachahmung nur eine einzige Eigenschaft der Körper nützen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnliche Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht." Daraus ergiebt sich die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und von der Spar-

[1]) XI. 144. (vrgl. mit VI. 464. und V. 370.)
[2]) VI. 464 und 476.

samkeit in den poetischen Schilderungen körperlicher Gegenstände. — Was sich so als theoretisches Resultat der denkenden Betrachtung ergeben hat, das wird dann an der Praxis des größten Dichters, an Homer positiv und an dem Verfahren neuerer Dichter negativ veranschaulicht und nachgewiesen.

Dabei macht Lessing aufmerksam auf den Unterschied der Poesie von der Prosa. Der Prosaiker will nur verständlich, klar und deutlich sein. Der Dichter hingegen will mehr als das; er „will die Ideen, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte bewußt zu sein aufhören." [1]) Er darf daher nicht durch verweilende Ausführlichkeit mit dem Maler auf einem Gebiete wetteifern wollen, wo ihm dieser durch die Schärfe, Deutlichkeit und geschlossene Objektivität, welche die bildende Kunst dem Sichtbaren zu geben vermag, von vorn herein unendlich überlegen ist. Denn überall wo die Poesie dergleichen versucht, „höre ich zwar in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernt zu sehen." Eine gemalte Blume von Hupfum schnellt alle dichterischen Beschreibungsversuche derselben in die Luft, denn „allen solchen wörtlichen Schilderungen der Körper gebricht das Täuschende, worauf die Poesie vorzüglich geht, und muß ihnen gebrechen, weil das Coexistirende des Körpers mit dem Consecutiven der Rede dabei in Collision kommt." Die Zergliederung des Ganzen in seine Theile wird zwar erleichtert, aber die Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze wird der Phantasie schwer, ja unmöglich. Wo daher die Poesie — Homer — wirklich ausführlich beschreibt, da bedient sie sich des „Kunstgriffs", daß sie das Coexistirende des Objekts in ein Consecutives verwandelt. [2]) Homer beschreibt nicht

[1]) VI. 471.
[2]) VI. 473—480.

den fertigen Schild des Achilleus, sondern er schildert, wie der göttliche Werkmeister ihn verfertigt, er läßt ihn vor unsern Augen entstehen.

Damit war der damaligen „Schilderungssucht" in der Poesie der Todesstreich versetzt, und das alte Horazische Verwerfungsurtheil über alle beschreibende Poesie erneuert.

Vor allem ist es die Darstellung körperlicher Schönheit, bei welcher das so gewonnene allgemeine Stylgesetz für die Darstellung des Sichtbaren seine entschiedenste Geltung findet. Denn diese fällt allein der bildenden Kunst zu, während der Dichter sich ihrer gänzlich zu enthalten gezwungen ist. Jeder Versuch des Dichters, und sei es auch ein Ariost, hier mit dem bildenden Künstler zu wetteifern, macht nach Lessing's trefflichem Bilde den Eindruck, „als sähe man Steine auf den Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen." [1])

„Aber, — wirft sich jetzt Lessing selbst ein, — verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will?" „Wer will ihr die nehmen?" antwortet er. „Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenkt, indem sie die Fußtapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie ängstlich herumirrt, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verschließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die bildende Kunst hinwiederum ihr nachsehen muß?"

Und nun zeigt er, daß Alles was die Poesie im Vergleich zu der letzteren aufzugeben genöthigt ist, überreichlich ersetzt wird durch das schlechthin Neue das mit ihr gewonnen ist, durch die unermeßlichen Vortheile, die sie vor allen andern Künsten voraus hat. Hier eröffnet sich denn in großartiger Perspektive der Blick auf das

[1]) VI. 492.

ganze weite Gebiet der Poesie, die nicht mehr blos „das ganze Reich der Vollkommenheit", wie es zu Anfang des Laokoon hieß, sondern das ganze unermeßliche Gebiet des Daseins und Lebens in sich begreift.

So vermag die Poesie auch die sichtbare Schönheit zu schildern, wenn auch auf eine andere, ihr eigenthümliche, Weise. Ja, sie vermag es stärker als alles was die bildende Kunst in dieser Hinsicht zu leisten im Stande ist, denn sie vermag es, die Schönheit zu schildern durch die Wirkung welche dieselbe ausübt, wie es Homer mit seiner Helena gethan; und sie vermag es, die Schönheit in Reiz, d. h. in Anmuth zu verwandeln, indem sie die Schönheit in Bewegung aufzeigt [1]). Die Bereicherung der Aesthetik durch diesen Begriff, den späterhin Schiller so fruchtbar ausführte, ist ein Verdienst, das Lessing mit dem englischen Philosophen Hume theilt [2]). Wenn der bildende Künstler seinerseits sich mit den Schöpfungen des Dichters befruchten will, so kann er es nicht anders, als es die alten Künstler mit dem Homer gethan. „Sie nährten sich mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen, sie sahen und empfanden wie er, und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Porträts zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zum Vater: ähnlich, aber verschieden!" [3]) Ein Zug bei Homer in seiner Schilderung Jupiters genügte einem Phidias, das ewige Urbild und Ideal des plastischen Jupiterhauptes zu schaffen.

Aber nicht nur die Schönheit, auch das Häßliche, ja selbst das Schreckliche und das Gräßliche, diese Verbindung des Schrecklichen mit dem Ekelerregenden zieht die Poesie in den Bereich ihrer Dar-

[1]) VI. 499.

[2]) Guhrauer, II. 1. 47. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrh. I. 419—420.

[3]) VI. 504.

ſtellung: denn das Häßliche iſt ſchließlich das Böſe in ſeiner Erſcheinung, und erſt die Poeſie iſt diejenige Kunſt, welche die innere ſittliche Welt wahrhaft enthüllt, die ohne die Contraſtwirkungen und das Ferment des Böſen gar nicht denkbar iſt. Durch die reichen Mittel des Dichters wird es nun in den tiefen geiſtigen Zuſammenhang geſetzt, der es gleichzeitig verſtärkt und mildert [1]). Dagegen iſt dem bildenden Künſtler der Ausdruck der Häßlichkeit, ſelbſt der bloßen Häßlichkeit der Formen verſagt, oder doch nur mit großen Einſchränkungen und unter beſtimmten Bedingungen geſtattet [2]), und einen Therſites, den ein Homer zu zeichnen ſich erlauben durfte, weil er ſeiner Häßlichkeit bedurfte, um ihn lächerlich zu machen, wird kein Maler oder Bildhauer zum Gegenſtande ſeiner Kunſt machen wollen, weil ſeine Kunſt nicht vermag, was der Dichter vermag: die Häßlichkeit nicht als Selbſtzweck, ſondern nur als Mittel zu einer andern Wirkung zu benutzen und damit gleichſam verſchwinden zu laſſen.

Viertes Kapitel.

Reſultate und Wirkungen.

Mit Leſſing's Laokoon war der Verirrung der Poeſie auf das Gebiet der bildenden Künſte zum erſtenmale eine feſte Schranke geſetzt. Mit Recht ſagt Viſcher: die deutſche Literatur dürfe ſtolz darauf ſein, durch Leſſing das große Grundgeſetz der Poeſie ein für allemal hingeſtellt zu haben, nach welchem der Dichter das

---

[1]) VI. 508 ff. Viſcher III. S. 1189 vrgl. 1175.
[2]) VI. 513—515.

Sichtbare mit wenigen Zügen nur so zu vergegenwärtigen hat, daß es in den Bewegungszug der Phantasie aufgenommen und andeutungsweise durch Handlungen dargestellt wird.

Schon dies Eine war ein Großes. Aber der Reichthum der neuen bahnbrechenden Gedanken, welche der Laokoon in einer Zeit erschloß, die von denselben keine Ahnung hatte, und wo ein Werk wie das Lessing'sche sich ein Publikum erst schaffen mußte [1]), geht noch weit darüber hinaus. Die Aufstellung der Schönheit als des höchsten Prinzips für die bildende Kunst der Alten; die scharfe Umgrenzung ihres Gebiets und der Nachweis, auf welche Weise allein der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern im Stande sei; die Stellung der Poesie über alle andern Künste; die Erweiterung ihres Bereichs über die ganze sichtbare und unsichtbare Welt des Daseins und Lebens; der Nachweis, daß Handlung die Seele der Poesie sei; die Hervorhebung Homers gegen Virgil, — dies Alles und wie vieles andere noch waren Gewinne von unschätzbarem Werthe, und wurden Fermente für die ästhetische Kultur der ganzen nachfolgenden Zeit. Sie wurden es bis auf die Gegenwart unserer Tage, wo man den allegorischen Verirrungen der Kunst, wie sie in großen monumentalen Kunstwerken derselben Hauptstadt Preußens, die vor fast hundert Jahren einen Lessing verstieß, in den Skulpturgruppen der Königsbrücke und noch weit schlimmer in den Wandmalereien des Museumperistyls zu Tage treten, nur Lessing's Laokoon entgegen zu halten hat, um sie als das was sie sind zu erkennen.

Die neue große Auffassung der Poesie in Lessing's Laokoon vernichtete zugleich mit einem Schlage das leere tändelnde Wesen der Lyrik jener Zeit, dem selbst ein Lessing in der Periode seines ersten Auftretens gehuldigt hatte. Schien es doch Herdern, als werde mit Lessing's Sätzen fast der ganze lyrische und epische Parnaß entvöl-

[1]) VIII. 190.

kert, ja die Lyrik überhaupt von demselben verbannt, — Befürchtungen, die freilich in diesem Umfange bei Lessing durch nichts gerechtfertigt waren, der vielmehr nur darauf ausging, den verschiedenen Gattungen ihre bestimmten Stellen in der allgemeinen Rangordnung anzuweisen, und die höheren von den niederen zu scheiden [1]). Allerdings ward seit dem Erscheinen des Laokoon „Handlung" das Feldgeschrei der jugendlichen Stürmer und Dränger, als deren kritisches Organ Goethe und seine Genossen die Frankfurter gelehrten Anzeigen hinstellten;[2]) und die Einwirkung von Lessings Grundsätzen auf unsere ganze nationale Dichtung ist in der Geschichte derselben auf jedem Blatte zu lesen.

Denn wenn Lessing mit seinem Laokoon bei den „Fertigen" unter seinen Zeitgenossen weder auf Verständniß noch auf Wirkung rechnen durfte, so war dagegen sein Einfluß auf die „Werdenden", auf die Träger der Zukunft unserer Literatur, denen er, auf der Grenze zweier Perioden stehend, mit seinem Werke die Fackel vortrug, um so größer und entscheidender. Selbst an der Schwelle des Greisenalters empfand Goethe [3]) noch einen Hauch jenes begeisterten Entzückens, mit welchem den achtzehnjährigen Jüngling Lessing's Laokoon erfüllt hatte, durch den er wie mit einem Zauberschlage das Dunkel erhellt sah, in welchem bis dahin die ästhetische Theorie umhertappte. Wieland, der damals grade seinen Agathon dichtete, ging seitdem aller Verführung zu malender Schilderung sorgsam aus dem Wege, „weil Lessing ihn am Ohre zupfe." [4]) Der fünfundzwanzigjährige Herder, im Innersten getroffen von der Bedeutungsschwere der Lessing'schen Sätze, verdiente mit seinem Versuche einer Beleuchtung derselben seine ersten kritischen Sporen, indem er zugleich den Laokoon in den Vordergrund des allgemeinen

[1]) XII. 224—226.
[2]) Gubrauer II. 1. 60.
[3]) G. Werke XXV. 161—163.
[4]) Gervinus IV. 342.

Intereſſes rückte. Herder wies auf den Mangel einer vergleichenden Zuſammenſtellung der Poeſie mit der Muſik hin; er wußte nicht, daß Leſſing dieſes Thema, wovon er ſpäter einen Punkt in der Dramaturgie ausführte, ſich für den zweiten Theil des Laokoon vorbehalten hatte [1]), und zwar in einer Tiefe und einem Umfange, den Herder nicht ahnte. Ueberhaupt konnte Leſſing noch drei Jahre nach dem Erſcheinen ſeines Werkes an Nicolai ſchreiben, daß noch keiner, auch nicht einmal Herder ſich träumen laſſen, wo er eigentlich mit dem Laokoon hinauswolle, [2]) obſchon Herder doch der einzige ſei, um deſſentwillen es ihm der Mühe lohne, mit ſeinem Krame ganz an den Tag zu kommen. Von der Anerkennung Möſers, des ihm in ſo vieler Hinſicht geiſtverwandten Mannes, der in ſeiner Abhandlung „Virgil und Tintoret" ſchlagend nachwies, wie beide, Dichter und Maler, vollkommen nach den von Leſſing entwickelten Grundſätzen ihrer Künſte gearbeitet, erfuhr Leſſing, der ihn überaus hochſchätzte, nichts [3]). Am meiſten zufrieden war er noch mit der Kritik, die ſein Werk durch den jungen Garve, Gellerts Schüler und Nachfolger in Leipzig, in der Allg. deutſchen Bibliothek (1769) erfuhr. Garve war der einzige, der der Reihe der Leſſing'ſchen Ideen Schritt vor Schritt nachzugehen und den philoſophiſchen Werth des Werks darzuſtellen unternahm, während er zugleich den Mangel an ſcharfer Sonderung der Gebiete der Plaſtik und der Malerei und die Berechtigung des Prinzips der modernen Lyrik gegen Leſſing's allzu antik einſeitige plaſtiſche Auffaſſung hervorhob. Garve's Kritik war es auch, die Leſſing veranlaßte, über das Ganze ſeiner Intentionen ſich ausführlicher zu erklären, aber freilich nur privatim in einem Briefe an ſeine Freunde Nicolai und Mendelsſohn. [4]) Oeffentlich antwortete er

[1]) XI. 151 ff. 344.
[2]) XII. 229.
[3]) Kreyſſig: Möſer S. 147. Vergl. Leſſ. Werke VII. 81.
[4]) XII. 224—226.

Keinem seiner Kritiker, „so viele Narren auch über den Laokoon herfielen.“ [1]) Ihre Namen sind jetzt vergessen, und nur Sulzer's, des alten schon bekannten Neiders von Lessing's Verdiensten, ist hier zu gedenken, dessen professorenstolzes Ignoriren Lessing's und des Laokoon von Goethe in den Frankfurter Anzeigen seine gebührende Züchtigung erhielt.[2]) Dagegen war es dem großen philosophischen Reformator der Aesthetik Immanuel Kant vorbehalten, in seiner Kritik der Urtheilskraft, die von Lessing nur angedeutete Trennung der Kunst von der Moral zu vollziehen, wie es Schiller aufbehalten war, den metaphysischen und moralischen Gegensatz von Freiheit und Natur aufzuheben, den Kant ungelöst gelassen hatte. Merkwürdig bleibt es dabei, daß weder Kant Lessing's erwähnt, noch dieser den tiefsten Denker unter seinen Zeitgenossen, der doch damals bereits als ästhetischer Philosoph mit seiner Schrift über das Schöne und Erhabene aufgetreten war, beachtet zu haben scheint.[3])

Anders war es mit dem Manne, von dessen Widerlegung Lessing im Laokoon ausging und mit dessen Verherrlichung er sein Werk vorläufig abschloß.

Winckelmann's Geschichte der Kunst war es, deren Erscheinen (1764) den Laokoon unterbrach. „Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben!“ ruft Lessing aus. „Blos aus allgemeinen Begriffen über Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet. Aber wo solch ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachfolgen.“ Nie hat ein Genius dem andern neidloser gehuldigt, als es hier Lessing gegen Winckelmann thut, von dessen großem Werke er urtheilt: „der Verfasser habe bei seiner unermeßlichen Belesen-

[1]) XII. 229.
[2]) Goethe W. XXXIII. S. 1–10.
[3]) Gubrauer. II. 1. S. 87.

heit und bei den ausgebreitetsten feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen er sich an sein Werk machte, mit der edlen Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die alle ihren Fleiß auf die Hauptsachen verwendeten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten oder gänzlich der ersten besten fremden Hand überließen." [1]) Lessing's Freunde und Bekannte hatten im Laokoon eine scharfe Polemik gegen Winckelmann erwartet. Sie waren nicht wenig erstaunt das Gegentheil zu finden und einer Verehrung zu begegnen, die sich selbst völlig in den Schatten stellte und sogar die einzelnen Mängel und Fehler des Winckelmannschen Werks nur hervorhob, um sie als ein Lob des Verfassers erscheinen zu lassen. Inzwischen war doch jenes obige Gerücht durch die literarische Klätscherei guter Freunde über die Alpen zu Winckelmann's Ohren gedrungen, der in seiner römischen Abgeschiedenheit und langjährigen Entfremdung vom Vaterlande bisher kaum Lessing's Namen gehört hatte. Wenigstens nahm Winckelmann die erste Nachricht, daß ein „junger Dichter", der Hofmeister, oder, wie er sich ausdrückte, „Bärenführer" eines hallescheu Studenten, es gewagt habe „sich in Sachen des ehrwürdigen Alterthums und der erhabenen Kunst", die einem solchen Menschen ewig „ein Geheimniß bleiben müsse," [2]) gegen ihn aufzutreten, mit der ganzen Verachtung eines Mannes auf, der sich im unangetasteten Alleinbesitze einer Einsicht weiß, wie sie allerdings damals auf diesem Gebiete keinem zweiten zu Gebote stand. Aber schon wenige Monate später nahm er seine Meinung vollständig zurück. Er hatte inzwischen den Laokoon selbst erhalten und gelesen, und war groß genug zu bekennen, daß sein früheres Urtheil nur aus dem Grunde Vergebung verdiene, weil er bisher „von diesem gelehrten Manne leider nichts gelesen," ja ihn überhaupt gar nicht gekannt habe. Lessing schreibe, wie man geschrieben haben wünschen möchte und

[1]) VI. 540.

[2]) Winckelmann's Werke II. S. 602. Stuttg. A.

sei ein Mann von dem selbst nur der Beurtheilung würdig geachtet zu werden rühmlich sei. Er beschloß, demselben „in der würdigsten Weise zu antworten," ja, er wollte selbst persönlich an ihn schreiben, und nur die Nachricht, daß Lessing Berlin verlassen und eine Reise angetreten habe, hinderte ihn daran.[1])

Lessing selbst erhielt erst ein Jahr nach dem frühen Tode des trefflichen Mannes, „dem er, wie er einem Freunde schrieb, mit Vergnügen ein Paar Jahre von seinem Leben geschenkt hätte,"[2]) Kenntniß von dieser ehrenden Anerkennung desselben durch Gleim, der ihm jene brieflichen Aeußerungen Winckelmann's abschriftlich mittheilte.[3]) Zu einer persönlichen Annäherung beider Männer, obschon eine solche durch Winckelmann's Berufung nach Berlin in so naher Aussicht stand, kam es nicht. Ueberhaupt geht aus späteren brieflichen Aeußerungen Winckelmann's hervor, daß es ihm, je tiefer er in den Laokoon eindrang, um so unheimlicher wurde vor dem Geiste Lessing's, wie es dem seherischen Enthusiasmus überall werden muß vor der spiegelklaren Schärfe des sondernd eindringenden Verstandes. Daher ist es mehr als fraglich, ob ein Zusammenwirken beider, wie Goethe es am Schlusse von „Winckelmann und sein Jahrhundert" ausmalt, zwischen zwei so grundverschiedenen Naturen, zwischen dem streng philosophischen Sonderer der Begriffe und dem schwärmerisch begeisterten Empfinder und Verkündiger des Schönen überhaupt möglich gewesen wäre, auch wenn das Geschick sie zusammengeführt hätte. Beider Interessen gegenüber der Kunst waren eben so verschieden, als ihre gesammte Bildung und ihr Charakter. Winckelmann stand hoch über Lessing an umfassender Kenntniß und Anschauung der Werke der alten Kunst; aber seine Gesammtbildung war einseitig und sein Standpunkt beschränkt zu nennen gegenüber der Universalität des Lessingschen Geistes, der den Zusammenhang

[1]) Winckelmann's Werke II. S. 606.
[2]) XII. 199.
[3]) XIII. 205.

alles Wiſſens und Könnens nie aus dem Auge verlor, und das geſammte Gebiet der Literatur Kunſt und Wiſſenſchaft gleichmäßig in ſein Intereſſe zog. Und vollends an Charakter überragte Leſſing's große freie Seele, bei aller Verwandtſchaft im Einzelnen, doch mit ihrer großartigen Selbſtloſigkeit und Freiheit von aller perſönlichen Eitelkeit und Herrſchſucht, mit ihrer ächt republikaniſchen Freiheitsliebe, die jedem gewährte, was er ſelbſt für ſich von jedem verlangte: unbeſchränkte Freiheit der Meinungsäußerung — Leſſing's Charakter, ſage ich, überragte nach allen dieſen Richtungen hin um eines Hauptes Höhe das Weſen und den Charakter ſeines großen Zeitgenoſſen, der, weil er ſich „als ein König auf ſeinem Gebiete empfand und empfinden durfte,“ [1]) entfernt von der geiſtigen Bewegung Deutſchlands, verwöhnt durch unbedingte Anerkennung und Verehrung, kaum einem Leſſing Widerſpruch ſelbſt gegen Einzelheiten geſtatten und nur mit innerem Widerſtreben ſich zeitweilig zu der Anerkennung eines ſolchen Geiſtes überwinden mochte, in welchem eine Natur wie die Leſſing's eine erfüllende Ergänzung der ihrigen freudig begrüßt haben würde.

Leſſing's ganze Stellung zu Winckelmann, ſein Selbſtgefühl bei aller Verehrung deſſelben ſprach ſich aus in der Art und Weiſe, wie er zwei Jahre nach dem Erſcheinen ſeines Laokoon, als er im Begriffe ſtand ſeine ſchon in Breslau projektirte Italieniſche Reiſe anzutreten, ſich über die Anſicht derjenigen äußerte, welche in dieſem Reiſeplane die Abſicht ſahen, in Rom die Stellung des kurz zuvor hingeſchiedenen Winckelmann einzunehmen. „Was hat Winckelmann, ſchrieb er an Ebert (18. Oct. 1768), und der Plan, den ſich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reiſe zu thun? Niemand kann den Mann höher ſchätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben ſo ungern Winckelmann ſein, als ich oft Leſſing bin!“ In dieſem Gefühle des eigenen Werths ward es ihm leicht, in den ihm

[1]) Guhrauer S. 97.

zur Redaction anvertrauten[1]) Briefen Winckelmann's an Stosch die bitteren Aeußerungen ruhig stehen zu lassen, mit welchen Winckelmann seinem Unmuthe gegen ihn Luft gemacht hatte. Ja er sah es sogar als eine Ehrenpflicht an, dem durch ein furchtbares Geschick vorzeitig von seinem großen Lebenswerke hinweggerissenen Manne durch eine neue verbesserte Ausgabe seiner Kunstgeschichte und seiner sämmtlichen anderen Schriften ein Denkmal zu setzen,[2]) an dessen Ausführung ihn nur sein eigener früher Tod verhindert hat. —

Ehe wir von Lessing's Laokoon Abschied nehmen und uns zur Erzählung der Umstände wenden, durch welche Lessing's Thätigkeit auf diesem Gebiete unterbrochen und in eine andere Bahn gelenkt wurde, können wir nicht umhin, noch mit einigen Worten des Zaubers zu gedenken, der über diesem Werke ausgebreitet liegt, und der selbst noch heute, wo die von ihm aufgestellten Prinzipien längst Eigenthum der allgemeinen Bildung geworden, seine Irrthümer und Einseitigkeiten wie seine Verkennung des modernen Kunstprinzips, seine ungenügende Würdigung der Landschafts-, Historien- und Portraitmalerei längst berichtigt und aufgehellt worden sind, den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt an sich fesselt.

Dieser Zauber liegt vor Allem in der ächt künstlerischen Weise der Behandlung seines Gegenstandes, in dem scheinbar durchaus Zufälligen des Ausgangs und des Fortschreitens. Lessing selbst vergleicht seine Methode einmal dem Schlendern eines Spaziergängers, der kaum einen Weg zu haben scheine,[3]) und nichts kann treffender sein, als dieser Vergleich. Statt der Eintönigkeit einer langweilig gradlinigten Pappelchaussee von Paragraphen, die auf dem kürzesten Wege abstrakter Begriffsentwickelung von dem festen Ausgangspunkte irgend eines fertigen Prinzips dem Ziele zuführt, folgen wir dem

[1]) XII. 473.
[2]) XII. 473. Guhrauer II. 1. 103 u. 309.
[3]) VI. 489.

Denker auf dem vielfach verschlungenen Wege, welchen er selbst bei der Arbeit seines Forschens und Nachsinnens gewandelt ist. Es ist dies jene Methode des Unterrichts, welche um so befruchtender wirkt, je mehr sie dem Lernenden statt der fertigen Resultate die Entstehungsgeschichte derselben, die „Geschichte der Meditation" des Lehrers giebt, in welcher der Weg selbst zum Ziele wird. Freilich scheint der uns führende Spaziergänger, um in Lessing's Bilde zu bleiben, kaum einen Weg zu haben. Aber der Gegend kundiger als der Wanderer auf der geraden Heerstraße, weiß er bei aller scheinbaren Zufälligkeit seines Ganges doch sehr genau, wohin, zu welchen höchsten und schönsten Aus- und Uebersichtspunkten er uns führen will, und die mäandrischen Umwege, auf denen er uns dahin geleitet, dienen nur dazu, um so gründlicher und tiefer die verborgensten Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, den ganzen Reichthum und den mannigfaltigen Charakter der Landschaft unseren Blicken zu erschließen. Mit anderen Worten: Lessing ist auch im Laokoon Kritiker im größten und umfassendsten Sinne des Worts, ein Kritiker, dessen Aufgabe es ist, „jede Verwirrung und Verdunkelung in wissenschaftlichen Begriffen zu entdecken, das Verschiedenartige zu sondern und dadurch für die Erkenntniß und Ausübung des Wahren und Schönen den Weg zu bahnen." [1]) Wenn bei seiner Methode die Gefahr nahe liegt, von systematischer Vollständigkeit fern zu bleiben — so entschädigt dafür in überreichem Maaße die Wirkung, welche sie auf alle diejenigen übt, die an dem Beispiele eines Meisters, der ihnen den Einblick in die Werkstatt seines Arbeitens und Schaffens verstattet, lernen wollen und können, wie man forschen muß.

Goethe hat es einmal ausgesprochen, daß über Kunst eigentlich nur den Kunstwerken gegenüber zu reden sei. Diesen Grundsatz befolgt Lessing im Laokoon durchaus, und die Art und Weise, wie

[1]) Guhrauer S. 22.

er nun aus den ewigen Urbildern des Schönen, aus Homer und Sophokles, jeden seiner Sätze entwickelt oder erläutert, wie der Leser überall sich von der konkreten Wirklichkeit und Gestaltung des Schönen umgeben sieht, trägt nicht minder wie seine Methode dazu bei, Interesse und Verständniß zu beleben und zu sichern. Dazu gesellt sich die heitere Ruhe, die von aller gereizten Polemik entfernt in milder Würde über dem Ganzen schwebt, und die ein Produkt war jener innerlich befriedeten und äußerlich sorgenfreien Stimmung, in welcher Lessing, fern von dem aufregenden Treiben des literarischen Marktes und den Händeln der Journalistik, in den weihevollen Mußestunden, die er einer ganz heterogenen Amtsthätigkeit abgewann, dies Werk erschuf. Außer einer gelegentlichen satirischen Anspielung auf einen alten Gegenstand seiner Abneigung, die in der Bezeichnung des geistreichen aber durch seine Habsucht im Alterthum berüchtigten Dichters Simonides als „des griechischen Voltaire“ liegt, finden wir ihn in diesem Werke mit der ganzen Literatur in Frieden und in einer Stimmung, die selbst geneigt war, einen Schriftsteller wie Klotz noch einer ehrenden Beachtung zu würdigen, die ihn freilich, wie wir später sehen werden, empfindlich gereuen sollte.

Fünftes Kapitel.

Ruf nach Hamburg.

Nach dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen hatte Lessing keine Ruhe mehr in Berlin. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er wollte fort, gleichviel wohin; denn Berlin und Preußen waren

ihm gründlich verleidet[1]), und er verlor seitdem die Abneigung gegen beide nie ganz aus der Seele.

Er hatte im Sommer 1766 in Gesellschaft eines ihm befreundeten reichen jungen Edelmanns, mit dem er damals als Gesellschafter in Berlin eine Zeit lang zusammenlebte, eine Reise nach Pyrmont gemacht. Auf dieser Reise besuchte er Göttingen und seinen alten literarischen Freund Michaelis, welchen er zu seiner deutschen Uebersetzung des alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte anregte. Auch seinen Leipziger Freund Kästner sah er dort wieder, und knüpfte mit dem gelehrten Kenner der romanischen Literatur, dem Göttinger Bibliothekar Dietze, ein Freundschaftsverhältniß und einen Briefwechsel an, von dem leider bis auf einen sämmtliche Briefe Lessing's verloren gegangen sind. In Halberstadt ließ er es sich einige Tage wohl sein bei seinem alten Gleim, der wie immer bereitwillig seiner Geldverlegenheit zu Hülfe kam, seiner begeisterten Freude am Laokoon in Gesprächen und Gedichten Worte gab, und vor allen Dingen ihm zuredete, in Berlin und Preußen zu bleiben, da der enthusiastische Verehrer Friedrich's II. es sich nicht möglich denken konnte, daß sein großer König den größten deutschen Schriftsteller nicht zu behalten wünschen sollte.

Lessing freilich wußte es besser. Bei seiner Rückkehr nach Berlin ward die Befürchtung, daß die lang erhoffte Stelle für ihn verloren sei, zur Gewißheit.

In dieser Lage, wo er „müßig am Markte stand und Niemand ihn dingen wollte," traf ihn im November 1766 die Nachricht, daß die Unternehmer des neuen Hamburger Theaters beschlossen hätten, ihn als Dramaturgen mit einem Gehalte von 800 Thalern nach Hamburg zu berufen.

Der Mann, dem die Ehre dieses Gedankens gebührte, durch welchen ein kurzdauerndes Theaterunternehmen unvergeßlich in der

[1]) XII. 176. 177. 195. 213. 233.

Geschichte der deutschen Literatur fortleben sollte, war Johann Friedrich Loewen, ein Hamburger Literat, mit Lessing in gleichem Alter, durch satirische und komische Gedichte, theatralische Versuche und mehr noch durch seine Romanzen damals in der Literatur nicht unvortheilhaft bekannt. Loewen war ein begeisterter Freund des Theaters, das damals in Hamburg seit einer Reihe von Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Er war verheirathet mit der Tochter des Theaterdirektors Schönemann, einer sehr talentvollen Schauspielerin, und sowohl dieser Umstand, als der intime Umgang mit den großen Künstlern Eckhoff, Ackermann, Brückner, Borchers und andern, welche seit 1756 die Hamburger Bühne zur ersten in Deutschland erhoben, beförderten seine theatralischen Neigungen, denen er als Theaterkritiker und Dramaturg, als Theaterdichter, Uebersetzer und Prologenverfasser bei den verschiedenen wandernden Gesellschaften, die sich damals auf der Hamburger Bühne ablösten,[1]) Genüge zu thun suchte. Angeregt durch Eckhof hatte er schon 1755 einen Grundriß der theatralischen Mimik geschrieben, den ersten Versuch dieser Art in der deutschen Literatur. Wichtiger noch ward seine „Geschichte des deutschen Theaters", die er eilf Jahre später als Einleitung zu seinen dramatischen Arbeiten herausgab. Denn diese Schrift enthielt das Programm zu einer durchgreifenden Reform der deutschen Theaterverhältnisse, welche Loewen in Hamburg beabsichtigte. Als Hauptziele derselben bezeichnete er die Gewinnung eines eignen deutschen Theaters, d. h. deutscher Originalstücke mit nationalem Gehalt und Charakter, statt der ewigen Uebersetzungen und französirenden Nachahmungen, und zweitens eine stehende Bühne als öffentliches, vom Staate unterstütztes Institut, statt der wandernden Prinzipalschaften und vagabondirenden Schauspielertruppen. Da-

[1]) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Th. II. S. 97 ff. 129 ff. 154 ff.

neben drang er auf geistige und sittliche Hebung des Schauspielerstandes durch Begründung von Schauspielerschulen und strenge Sittenzensur.

Es verringert das Verdienst des Mannes nicht, daß sein Vorschlag, die wandernden Prinzipalschaften durch stehende Theater zu ersetzen, bereits zwanzig Jahre früher durch den Dichter Johann Elias Schlegel zur Sprache gebracht worden war [1]), und es gereicht seiner Beurtheilung der deutschen Theaterzustände zur Ehre, daß er in derselben mit Männern wie Herder [2]) und Lessing zusammentraf. Loewen ist überhaupt von den neueren Kulturhistorikern dieser Zeit nicht völlig gerecht beurtheilt worden. Weder Gervinus noch Devrient erkennen es genugsam an, daß er es war, dem Deutschland Lessing's Dramaturgie verdankt. Lessing selbst gedenkt in der Dramaturgie seiner mit Achtung als eines feinen und geistreichen Kopfes, als eines Dichters, „der es mehr als irgend ein Anderer verstehe, tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben." Mochte er auch als dramatischer Dichter unbedeutend sein, immerhin war es ihm hoch anzurechnen, daß er sich auch als solcher mit seinen Versuchen an Lessing anschloß, und daß er in diesem, obschon Minna von Barnhelm damals noch nicht erschienen war, den ersten dramatischen Dichter Deutschlands erkannte. Seiner Einsicht als gebildeter und denkender Dramaturg und seinem redlichen Willen, der guten Sache zu nützen, läßt selbst sein Gegner Schröder Gerechtigkeit widerfahren. [3]) Es war ferner nichts Geringes, daß er, der in dramaturgischen Dingen bisher in Hamburg die erste Rolle gespielt hatte, die Selbstverleugnung bewies, einen Mann wie Lessing, dem er persönlich ganz fern stand und der ihn

[1]) Lessing, Werke VII. 2.
[2]) Guhrauer II. 113.
[3]) Schröder's Leben I. 180 ff.

ohne Frage völlig verdunkeln mußte, an die Spitze des von ihm angeregten Theaterunternehmens zu ziehen. Mit diesem letzteren verhielt es sich folgendermaßen.

Durch Loewen's unermüdliche Agitation für eine Theaterreform bewogen, hatten sich zwölf Hamburger Kaufleute und Bürger, an deren Spitze der Kaufmann Seyler stand, zur Begründung eines stehenden deutschen „National-Theaters" im Sinne von Loewen's Vorschlägen vereinigt. Man pachtete von dem damaligen Prinzipale der Hamburger Bühne, Ackermann, Theater, Dekorationen und Garderobe, und behielt ihn selbst mit seiner, durch längeres Beisammensein bedeutender Talente wohl eingeschulten, Gesellschaft für das neue Unternehmen bei. Außer der Stabilität des Theaters, ward verdienten Schauspielern Unterstützung im Alter verheißen, und zur Aufmunterung der vaterländischen dramatischen Produktion ein jährlicher Preis von je funfzig Dukaten für das beste deutsche Trauer- oder Lustspiel bestimmt. Das kostspielige Ballet wurde als Verderbniß des guten Geschmacks völlig von dem neuen Unternehmen ausgeschlossen, wodurch demselben freilich auch das große Talent des jungen Schröder verloren ging, der deshalb Hamburg verließ. Ein Ausschuß der Unternehmer, an dessen Spitze Seyler stand, übernahm die finanzielle Leitung, während Loewen das technische Direktorat erhielt. In dieser Eigenschaft ward er beauftragt, mit Lessing, dem man auf Loewen's Vorschlag die Stelle eines Dramaturgen und Konsulenten zugedacht hatte, in Unterhandlung zu treten. Er schrieb (4. November 1766) an Lessing's Freund Nicolai, dem er zugleich das von ihm verfaßte Programm des neuen Unternehmens zusandte, und bat ihn, Lessing zu sondiren. Die Folge davon war, daß sich Lessing entschloß, selbst nach Hamburg zu reisen, und sich die dortigen Dinge mit eignen Augen anzusehen. Er ging zu Anfang Dezember dorthin, und verweilte daselbst bis gegen Ende Januar des folgenden Jahres. Schon in den ersten Wochen seines Aufenthaltes schrieb er an seinen in Berlin zurückgebliebenen

Bruder Karl, „daß die Sache einen sehr guten Gang nehme, und daß es nur auf ihn ankomme, sie unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu schließen.“ „Allein Du kennst mich“, fährt er fort, „daß der klingende Vortheil bei mir eben nicht der vornehmste ist; und solchemnach äußern sich andere Bedenklichkeiten, derentwegen ich erst beruhigt sein muß, ehe ich mich völlig bestimme.“ [1]) Diese Bedenklichkeiten bezogen sich auf das Verlangen der Hamburger Direktion, ihn zur Lieferung einer Reihe von Originaldramen für die neue Bühne zu verpflichten. Lessing lehnte dies Ansinnen entschieden ab. Er fühlte sich nicht befähigt, wie er sagte, der Goldoni des neuen deutschen Nationaltheaters zu werden, und er würde, wie er später gestand, es nicht gewollt haben, auch wenn er es gekonnt hätte. [2]) Dagegen erklärte er sich bereit, dem Unternehmen als Kritiker seine Kräfte zu widmen, und man ging endlich auf dies Erbieten ein. Die Frucht desselben war — die Hamburgische Dramaturgie.

Sehr befriedigt kehrte Lessing nach Berlin zurück. Die Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft und auf eine ihm vorzugsweise behagende Thätigkeit versetzten ihn in die heiterste Stimmung, welche sich in dem ersten Briefe, den er nach seiner Rückkehr an den alten Freund Gleim richtete, unverkennbar ausspricht. „Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, schreibt er, so vielerlei habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich gewesen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen; wahrscheinlicher Weise, um auf immer da zu bleiben.“ Daß er eine Gelegenheit gefunden hatte, Berlin, wo man ihn so unwürdig behandelt, ehrenvoll zu verlassen, machte ihn vollends glücklich. „Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde

[1]) XII 176.
[2]) VII. 448—449.

bleiben; aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? — Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so viel als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen abschloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei:

Quod non dant proceres dabit histrio. [1])

„Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genie's würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben für den großen Haufen unserer Leser auch noch immer früh genug. Die Wenigen, die mich jetzt lesen, verstehen von der Sache eben so viel wie ich und mehr." — Wenn wir späterhin sehen werden, daß Lessing sich nach dem Scheitern der Hamburger Unternehmung in einem Augenblicke des Unmuths sogar den Dichternamen abzusprechen schien, so werden wir uns daran zu erinnern haben, daß er hier vielmehr seinen Beruf zum dramatischen Dichter als seinen eigentlichen Lebensberuf in den Vordergrund rückt.

[1]) Juven. Sat. VII. 90.: „Was die Großen nicht geben, wird der Schauspieler geben." Lessing spielt damit an auf Friedrichs des Großen Verhalten gegen ihn bei Gelegenheit der Bibliothekarstelle.

Da er sich übrigens die finanzielle Unsicherheit seiner neuen Stellung doch nicht ganz verhehlen konnte, so hatte er zu gleicher Zeit den Plan gefaßt, derselben durch ein auf eigene Hand zu begründendes industrielles Unternehmen abzuhelfen. Er hatte in Hamburg die Bekanntschaft Bode's gemacht, der ein geborener Braunschweiger, aber seit längerer Zeit als Literat, Zeitungsredakteur und Uebersetzer englischer Werke in Hamburg lebend, gerade damals durch eine reiche Heirath die Mittel erlangt hatte, eine Druckerei zu begründen, welche mit dem neuen Theaterunternehmen in Verbindung treten und durch dasselbe unterstützt werden sollte. Mit ihm beschloß Lessing gemeinschaftliche Sache zu machen, und die Druckerei zu einer Art von Verlagsgeschäft seiner eignen und der Werke seiner Freunde zu erweitern. Wir werden sehen, daß die Ausführung dieses Plans, weit entfernt den versprochenen Vortheil zu gewähren, seine Verlegenheiten nur noch steigern sollte.

Inzwischen beeilte er sich, seine Uebersiedelung nach Hamburg vorzubereiten. Er veranstaltete rasch eine Gesammtausgabe seiner Lustspiele in zwei Bänden (Berlin bei Voß, 1767), in welcher neben den Jugendarbeiten seiner ersten Periode auch Minna von Barnhelm zum erstenmale erschien. Diese Gesammtausgabe, welche die Nation an die dramatischen Verdienste des neuen Dramaturgen des ersten deutschen Nationaltheaters erinnerte, sollte ihm zugleich die nöthigen Geldmittel zum Antritt seiner neuen Stellung gewähren. Aber der Ertrag reichte dazu nicht aus, und er mußte sich entschließen, seine in Breslau zusammengesparte Bibliothek „springen zu lassen." Er behielt von den 6000 Bänden derselben nichts, als was er zu seinen gerade vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauchte. „Es geht mir nahe", schrieb er an Gleim, „daß ich mich ihrer entschlagen muß, und daß ich mich ihrer an einem Orte entschlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was ist zu thun?" Der wackere Gleim half so weit er konnte, und

war in Verzweiflung darüber, daß er dem Freunde nicht die ganze Bibliothek zu erhalten vermochte [1]), die für ein Spottgeld von wenigen hundert Thalern verschleudert werden mußte, um Schulden und Wohnungsmiethe zu bezahlen. Lessing selbst ließ sich alle diese Dinge nicht anfechten. Auch die Aussicht auf eine Anstellung als Professor der Archäologie und Inspektor der Kunstsammlungen in Kassel, welche ihm jetzt Freunde eröffneten, konnte ihn nicht bewegen, sein in Hamburg gegebenes Wort zurückzunehmen, obschon sich die Vortheile einer solchen gesicherten Stellung, wie sie Hagedorn ausdrücklich in einem Briefe an Nicolai hervorhob, nicht verkennen ließen. Er war zu voll von dem neuen Lebensumschwunge, den ihm das Hamburger Unternehmen darbot. Zu Illusionen geneigt wie er war, schien ihm die dortige freie, von keinem Fürsten abhängige Stellung dem Beamtenjoche weit vorzuziehen, und selbst ein Vorsichtigerer konnte wenigstens damals das überraschend schnelle Ende der Hamburger Unternehmung nicht voraussehen. Dazu kam endlich noch, daß das Theater vom Beginne seiner Laufbahn Herzenssache für Lessing gewesen war. „Keins seiner Ziele, sagt mit Recht von ihm der Geschichtschreiber des deutschen Theaters [2]), hat er mit so hingebender Nachhaltigkeit verfolgt, und nichts hatte er so vollständig zu seiner Lebensaufgabe gemacht, als das unablässige Bemühen: die nationale Schaubühne von Grund aus neu und selbstständig zu beleben.“ In Hamburg glaubte er für dieses Bemühen den festen Punkt zu finden, den er bis dahin so schmerzlich entbehrt hatte: ein stehendes Theater, ausgestattet mit den besten künstlerischen Kräften Deutschlands, gerichtet auf das gleiche Ziel, die Bühne zur edelsten Kunstblüthe des sozialen Geistes, zu einem würdigen Spiegelbilde des nationalen Lebens zu erheben; und für sich selbst Sporn und Muße zur Vollendung seiner zahlreichen dra-

[1]) XIII. 132, vgl. XII. 173.
[2]) Devrient II. S. 121.

matiſchen Entwürfe, und Gelegenheit, die Wirkung ſeiner dramatiſchen Arbeiten ſofort durch die lebendige Darſtellung zu erproben. Die heiter erregte Stimmung, in welche ihn dieſe Ausſichten verſetzten, wird noch durch eine Anekdote bezeugt, welche uns Karl Leſſing aufbehalten hat. In einer frohen Geſellſchaft guter Freunde, unter denen ſich auch Ramler befand, ſtritt man über die beſten dramatiſchen Stoffe. Leſſing, der es überhaupt in der Unterhaltung liebte Paradoxen aufzuſtellen und zu vertheidigen, behauptete, jeder Stoff genüge, wenn ihn nur der Dichter fruchtbar zu machen wiſſe, denn nicht der Stoff ſondern die Bearbeitung deſſelben ſei die Hauptſache. Die Freunde erhoben ſich lebhaft gegen eine Behauptung, die in der That nur das Erzeugniß einer übermüthigen Laune war, und mit Leſſing's wirklicher Anſicht über die große Bedeutung des glücklich gewählten Stoffes für den Dramatiker, wie wir ſie von ihm in der Dramaturgie ausgeſprochen finden [1]), im ſchlagendſten Gegenſatze ſtand. Ramler forderte ihn auf, ſeine Behauptung mit der That zu beweiſen, und ein Luſtſpiel zu machen, in welchem ein Schlaftrunk das Motiv bilde. Leſſing erklärte ſich bereit, und machte ſich ſofort an's Werk. So entſtand, ähnlich wie Goethe's Clavigo, ſein Luſtſpiel „der Schlaftrunk“ [2]), das jedoch, wie die meiſten dramatiſchen Arbeiten Leſſing's, Fragment blieb. Aeußere Urſachen hinderten die Vollendung des bereits im Druck begonnenen Stücks, und wenn wir aufrichtig ſein wollen, ging damit für die Literatur wenig verloren, da dieſer letzte Luſtſpielverſuch in jeder Beziehung gegen Minna von Barnhelm einen ſtarken Abfall zeigt. Er blieb der letzte für Leſſing. Sein Lebensſchickſal führte ihn von jetzt an einer Stimmung zu, welche weit ablag von der freien Heiterkeit und freudigen Lebensluſt, welcher ſeine Minna von Barnhelm das Daſein verdankte. Seine dramatiſche Produktion

[1]) VII. 111.
[2]) II. 526.

gerieth überhaupt auf längere Zeit in's Stocken, und als er sich nach fünf Jahren wieder zu einer solchen zusammenraffte, war es die Tragödie, waren es sein Faust und seine Emilie Galotti, mit denen er sich der höchsten Leistung aller Poesie zu nähern suchte.

In den ersten Tagen des April 1767 verließ Lessing Berlin, das er seitdem nur noch als Fremder wiedersehen sollte. Er verließ es, ohne selbst von seinem Bruder Karl Abschied nehmen zu können. Das Abschiednehmen war ihm überhaupt, wie er selbst gestand, eine Pein, der er sich soviel wie möglich zu entziehen liebte. „Du wirst von Herrn Ramler gehört haben", schrieb er dem Bruder nach seiner Ankunft in Hamburg, am Tage vor der Eröffnung des Theaters, „wie es gekommen, daß ich ohne Dich noch einmal zu sprechen, habe abreisen müssen. Alles was Brüder einander bei ihrem Abschiede zu sagen haben, versteht sich unter uns Beiden von selbst."

Siebentes Buch.

Lessing in Hamburg.
1767—1770.

Die Dramaturgie.

Erſtes Kapitel.

Das deutſche Nationaltheater in Hamburg.

Mit heitern Ausſichten und freudigen Erwartungen war Leſſing nach Hamburg gekommen. Denn noch nie war ihm eine Stellung zuſagender, eine Aufgabe erfreulicher geweſen, als die, welche ihn hier zu erwarten ſchienen.

Die friſche Zuverſicht, der freudige Muth die ihn beſeelten, ſprechen ſich aus in der „Ankündigung“, welche er am Tage der Eröffnung des Theaters, den 22. April, ſeiner Dramaturgie voraus ſchickte. Die ganze Charaktergröße des Mannes tritt uns in dieſer kurzen Ankündigung entgegen, die zugleich ein Meiſterſtück populärer Beredtſamkeit und umſichtiger Klugheit iſt. Sie bezeichnete das Unternehmen, dem er ſeine Kräfte widmen wollte, als ein nationales, das eben deshalb im deutſchen Vaterlande überall von den Beſten freudig begrüßt worden ſei, und auf die Förderung aller Guten gegründeten Anſpruch habe. Mit der ganzen Macht ſeines gefürchteten Worts ſchlug er die Stimmen der Neider und Feinde zu Boden, welche gegen das neue Unternehmen ſchon ehe es ins Leben trat, intriguirt hatten. Alle diejenigen, welche bei ähnlichen Gelegenheiten jedem Streben für das Allgemeine ſo gern in beliebter deutſcher Weiſe die Steine des Mißwollens und der Verdächtigung in den Weg werfen, können ſich Leſſing's brandmarkende

Worte gesagt sein lassen, wenn er solchen gegenüber ausruft: „Freilich giebt es immer und überall Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken. Man könnte ihnen diese Beruhigung ihrer selbst gern gönnen. Aber wenn die vermeinten Nebenabsichten sie gegen die Sache selbst aufbringen; wenn ihr hämischer Neid um jene zu vereiteln auch diese scheitern zu lassen bemüht ist: so müssen sie wissen, daß sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft sind!“ Mit einer feinen Wendung faßte er Hamburg bei seiner freistädtischen Ehre, indem er es glücklich pries als den Ort, „wo diese Elenden den Ton nicht angeben, wo die größere Anzahl wohlgesinnter Bürger sie in den Schranken der Ehrerbietung halte, und nicht verstatte, daß das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen und patriotische Absichten ein Gegenstand ihres spöttischen Aberwitzes werden.“ In schlagender Kürze zeigt er, welche Vortheile und Verbesserungen das deutsche Theater aus der neuen Unternehmung ziehen könne, wenn das Publikum ihr seine Theilnahme schenke. Im edelsten demokratischen Sinne fordert er dasselbe zur prüfenden und urtheilenden Betheiligung auf; seine Stimme solle nie geringschätzig überhört, sein Urtheil solle nie ohne Unterwerfung vernommen werden. „Nur, setzt er hinzu, daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Akteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat, aber oft ist man desto partheiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzückung erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann“.

Was seine Versprechungen anbetrifft, so ist in unserm Zeitalter der Reclame die Mäßigung und Bescheidenheit derselben kaum zu begreifen. Bei einem Unternehmen, das erste seiner Art, abzielend auf eine großartige Reform des deutschen Theaters, gestützt auf bedeutende Mittel, begünstigt durch das Zusammenwirken einer Gesellschaft von Schauspielern, wie sie Deutschland nie zuvor besessen, mit dem ersten deutschen Schriftsteller und Dichter als Dramaturgen an der Spitze, fordert oder vielmehr bittet er um nichts als um — Nachsicht und Geduld. Viel sei zu thun, denn der Stufen seien viele, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen habe, und noch ferner sei von dieser Höhe eine Bühne, die wie die deutsche, fast mehr eine verderbte als eine werdende zu nennen sei. Alles könne folglich nicht auf einmal geschehen. „Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herumirrt."

Diese Ankündigung erreichte wenigstens theilweise ihren Zweck. Die Feinde des neuen Unternehmens verstummten vor dem Acht- und Bannstrahle, den Lessing gegen sie schleuderte, und so lange er dem Hamburgischen Theater wirklich angehörte, ließen Freund und Feind ihm und seiner Dramaturgie das Wort fast allein. Die Hamburgischen Unterhaltungen, an denen außer Eschenburg und Loewen auch Boie, Eberling und Schiebler mitarbeiteten, enthielten sich jeder Besprechung des Theaters, indem sie ein für allemal auf Lessing's Dramaturgie als auf ein Werk hinwiesen, das alle übrigen Nachrichten und Kritiken überflüssig mache.[1]) Erst im folgenden Jahre, als Lessing seinen ursprünglichen Plan, die Vorstellungen des Theaters zu begleiten, aufgegeben hatte, verstand sich Loewen dazu, in dem zuvorgenannten Blatte die Berichte über das Hamburgische Theater zu schreiben. Sie waren freilich im ungeheuren

[1]) Guhrauer, II. 140—41.

Abstande gegen Lessing's Dramaturgie! Dafür gelang es ihnen aber auch, den Beifall eines Klotz zu erwerben, der sie in derselben Bibliothek der schönen Wissenschaften, in welcher gegen Lessing systematische Opposition gemacht wurde, auf das Beste herausstrich.[1])

Lessing versäumte nichts, um sich mit dem Publikum möglichst in gutes Einvernehmen zu setzen. Er bereitete es vor auf die Nothwendigkeit, ihm selbst mittelmäßige und schwache Stücke vorzuführen. Er wies darauf hin, daß Auswahl Menge voraussetze, und daß dieselbe daher bei der Armuth der deutschen dramatischen Literatur keine leichte Sache sei. Indeß sei schon das ein Gewinn, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben werde als es sei, und der unbefriedigte Zuschauer an demselben wenigstens urtheilen lerne. Brauche man doch einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man seinen Geschmack bilden wolle, nur auseinanderzusetzen, warum ihm etwas nicht gefallen habe. Wir wissen wie meisterhaft Lessing diesen Theil seiner Aufgabe in der Dramaturgie gelöst hat.

Gegenüber den leidenschaftlichen Anfeindungen, die das Theater damals noch, und grade am stärksten in Hamburg, von Seiten zelotischer Geistlichen zu erfahren hatte, gab er es gerne zu, daß die Bühne gleich bei der Eröffnung in dem von Loewen verfaßten[2]) Prologe und Epiloge als moralische Anstalt hingestellt und das Schauspiel „in seiner höchsten Würde als Supplement der Gesetze" betrachtet und gefeiert wurde. Ja er ergriff eifrig die Gelegenheit, welche ihm schon die erste Vorstellung bot, um der Geistlichkeit sein Kompliment zu machen, und ihr gleich in den ersten Blättern seiner Dramaturgie die erforderlichen sittenpolizeilichen Garantieen zu geben. In dem Eröffnungsstücke von Cronegk hatte der Vers:

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht!"

[1]) Briefe an Klotz. Th. II. S. 8.

[2]) Guhrauer, II. 140. nennt Dusch als Verfasser des Epilogs. Lessing dagegen schreibt beide Gedichte Loewen zu (VII. 27.)

bei dem versammelten Publikum ein Beifallsgemurmel hervorgerufen. Lessing mißbilligte dies durchaus. Er tadelte aber auch den Dichter, der doch mit diesem Verse nur einen Satz ausgesprochen hatte, der in dem gelobten Lande des Priesterthums noch heute als ein Axiom gilt,[1]) und dessen Wahrheit der herrliche Mann selbst wenige Jahre später an seinem eigenen Leben so bitter erfahren sollte! Es ist rührend zu lesen, wie angelegentlich er hier den angegriffenen Stand in Schutz nimmt. Nicht einmal das läßt er als Entschuldigung gelten, daß im Drama doch nicht der Dichter selbst spreche, sondern genöthigt sei, seine Personen ihrem Charakter gemäß sprechen zu lassen. Denn in keinem Falle dürfe sich die poetische Wahrheit, die freilich andere Gesetze habe als die absolute, von der letzteren so weit entfernen, daß der Dichter annehme, ein Mensch könne das Böse um des Bösen wegen wollen. „Wenn Ismenor ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein, daß von Priestern einer falschen Religion die Rede sei. So falsch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenschen sein müssen. Priester haben in den falschen Religionen, sowie in den wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die zum Behuf ihrer schlimmen Neigungen die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten. Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die gerade Heerstraße zur Hölle ausschreien?"

Das Letztere geschah nun trotz aller Vorsicht Lessing's, wie wir später sehen werden, in Hamburg dennoch. Aber er selbst blieb wenigstens von dem Eifer des fanatischen Zionswächters verschont, der ihm sogar die Ehre anthat, seine dramatischen Arbeiten neben denen Gellert's und Weisse's von dem allgemeinen Anathema,

---

[1]) S. Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien, III. S. 265.

welches er gegen die deutsche Bühne schleuderte, ausdrücklich auszunehmen, und der auch Lessing's dramaturgische Thätigkeit ungehudelt ließ, während der arme Loewen das Bad bezahlen mußte.[1])

Mit aufopfernder Thätigkeit ging Lessing an das neue Werk. Er brach sogar, wenigstens für die erste Zeit, fast seinen ganzen Briefwechsel mit seinen Berliner Freunden ab.[2]) Das Uebelste war, daß ihm die kaufmännische Verbindung, in welche er mit Bode getreten war, viel Sorge und Arbeit verursachte, während der äußerlich geschäftliche Theil seiner dramaturgischen Stellung, das Korrespondiren über Engagements und dergleichen, ebenfalls eine kostbare Zeit verschlang,[3]) und die drückende Sorge um die Seinen, die ihn immer auf's Neue bestürmten, dem geplagten und, wie er einmal an seinen Vater schreibt, von Sorgen, Arbeiten und Verwirrungen aller Art oft „an Leib und Seele erschöpften" Manne auch hier keine Ruhe ließ.[4]) Aber schlimmer als dies Alles war die Wirkung, welche die nur zu bald sich ihm aufdrängende Einsicht auf ihn üben mußte, daß er sich in seinen Hoffnungen auf diesen neuen Lebensplan getäuscht habe.

Große bahnbrechende Menschen kommen freilich immer zur rechten Zeit für die Menschheit, aber für ihr persönliches Glück meist eben deßhalb zu früh.

Dies war Lessing's Schicksal in mehr als einem Betrachte. Auch hier hatte er dasselbe Unglück, wie durch sein ganzes Leben, das für ihn selbst zu einer ununterbrochenen Kette von Täuschun-

---

[1]) Briefe an Klotz, II. S. 9—12.

[2]) XII. 132 vrgl. 190. Aus den neun Monaten des Jahres 1767 in Hamburg besitzen wir von Lessing nur vier Briefe, drei an seinen Bruder, einen an seinen Vater. Von Briefen an ihn nur einen (von Karl Lessing). — Doch sind mehrere von Lessing's Briefen wie die an Nicolai und Voß gerichteten verloren gegangen. S. XIII. 133.

[3]) XII. 182. 186. 187. 204.

[4]) XII. 184. 185—186. 193.

gen wurde, weil er immer und überall der Zeit und den Verhältnissen voraus war.

Schon vier Wochen nach der Eröffnung des neuen Theaters schrieb er seinem Bruder im engsten Vertrauen, daß er kaum recht wisse, was er ihm von seinen Umständen melden solle. „Es gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehen.“ Unter den leitenden Unternehmern herrsche Uneinigkeit, und Niemand wisse, wer Koch oder Kellner sei. Wenige Wochen später sah er sich von dem Hauptunternehmer gegenüber der Komödiantenempfindlichkeit einer Schauspielerin im Stiche gelassen und genöthigt, seine spezielle dramaturgische Thätigkeit für die Beurtheilung der Aufführungen und für die Förderung der dramatischen Darstellungskunst aufzugeben. Das hätte indessen noch hingehen mögen, da es im Ganzen genommen der wichtigsten Frucht von Lessing's Thätigkeit, seiner Dramaturgie, nicht wesentlich zum Nachtheil gedieh. Aber das Schlimmste war, daß das ganze mit so großen Hoffnungen begonnene Unternehmen des deutschen Nationaltheaters Schiffbruch litt, und zwar in kürzerer Frist, als selbst minder Hoffnungsreiche vorausgesehen hatten.

Wir können uns hier mit Aufzählung der einzelnen Ursachen dieses Scheiterns nicht aufhalten. Sie gehören in die spezielle Geschichte des deutschen Theaters. Die Hauptursache war nach Lessing's eignem Zeugniß der Mangel an Bildung, Theilnahme und Unterstützung von Seiten des Publikums, das, wie in solchen Fällen immer, zu spät einsah, was es durch seine Schuld verloren, und dessen Sinn erst in Folge der gescheiterten Bemühungen Lessing's und seiner Genossen gehörig vorbereitet wurde, um die spätere Blüthe des Schröderschen Theaters zehn Jahre später möglich zu machen. Vergeblich hatten Lessing und seine Genossen an den patriotischen Sinn für ein Unternehmen von nationaler Bedeutung appellirt. Der beschränkte Krämergeist der Hamburger Kaufleute hatte für solche Berufung keine Ohren; Hamburg war kein Athen, und sein Bürgermeister kein Perikles, nicht zu reden von dem

„Edlen“ Andreas von Stock, der als römisch kaiserlicher Bevollmächtigter dem Hamburgischen Magistrate sogar darüber einen Verweis ertheilte, daß derselbe sich unterfangen hatte, ein Bittgesuch Lessing's um Censurfreiheit überhaupt nur entgegen zu nehmen. Schon nach den ersten zwei Monaten spricht sich Lessing in der Dramaturgie über das Verhalten des Hamburger Publikums aus. Er, der eingefleischte Feind der Franzosen — Feind hauptsächlich darum, weil ihn die ausländernde deutsche Selbsterniedrigung empörte — fühlte sich zu einer Parallele gezwungen, in der, was gebildeten Patriotismus betrifft, die Deutschen den Franzosen gegenüber noch als Barbaren erschienen. Es war bei Gelegenheit von Du Belloy's Zelmire, daß Lessing seinem Herzen Luft machte. Der Name des Dichters, dessen Drama „die Belagerung von Calais“ zwei Jahre zuvor in Paris ja in ganz Frankreich einen Sturm patriotischen Beifalls erregt hatte, und auch in Deutschland mit großer Pracht gegeben wurde,[1]) war damals in aller Munde.[2]) „Wenn es dies Stück nicht verdiente, sagt Lessing, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die großen Thaten seiner Vorfahren ihren Eindruck nicht verloren haben, das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stück noch hinter den Franzosen! Es grade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer als unsere barbarischen Voreltern, denen ein Liederſänger ein sehr schätzbarer Mann war, und die, bei

[1]) Schröder's Leben I. 151.

[2]) Ueber Du Belloy s. Arnd: Geschichte der franzöſ. Nationalliteratur Th. II. S. 277—280.

aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künſte und Wiſſenſchaften, doch die Frage: ob ein Barde oder ein Mann, der mit Bärfellen und Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger wäre, ſicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! Ich mag mich in Deutſchland umſehen, wo ich will, die Stadt ſoll noch gebaut werden, von der ſich erwarten ließe, daß ſie nur den tauſendſten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutſchen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für franzöſiſche Eitelkeit! wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu ſo einer Eitelkeit fähig werden! Was Wunder auch? Unſere Gelehrten ſelbſt ſind klein genug, die Nation in der Geringſchätzung alles deſſen zu beſtärken, was nicht geradzu den Beutel füllt. Man ſpreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künſtler, man äußere den Wunſch, daß eine reiche blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geſchäfte haben wollen (das wird doch wenigſtens das Theater ſein?) durch ihre bloße Theilnahme aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich. „„Dem Himmel ſei Dank, ruft nicht bloß der Wucherer Albinus, daß unſere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!““ — Wichtigere? Einträglichere, das gebe ich zu! Einträglich iſt freilich unter uns nichts, was im Geringſten mit den freien Künſten in Verbindung ſteht. Aber,

— haec animos aerugo et cura peculi
Cum semel imbuerit —[1])

Doch ich vergeſſe mich, wie gehört das Alles zur Zelmire?“

Zur Zelmire gehörte das Alles freilich nicht, wohl aber zur Charakteriſtik des Verhaltens, welches das Hamburger Publikum

[1]) — — — Hat einmal der Roſt der Gewinnſucht
So um das Herz ſich gelegt, wie können Gedichte wir haben,
Würdig des Cedern-Oels und des glatten cypreſſenen Schrankes.
(Horat. Dichtkunſt 330—332.)

dem neuen patriotischen Unternehmen eines deutschen Nationaltheaters entgegenbrachte, das bereits wenige Monate nach seinem Beginnen dem Untergange zuzueilen begann. Schon im September war das Kapital der Unternehmer aufgezehrt, und diese sahen sich, da jede Unterstützung der Hamburger Krösusse ausblieb, zu den verzweifeltsten Mitteln genöthigt. Da die gebildeten Klassen sie bei ihren künstlerischen, auf die Hebung des Geschmacks und der Bildung gerichteten Bestrebungen im Stiche ließen, griff man zu der Sympathie der Massen als zu einem Rettungsanker im drohenden Schiffbruch. Man gab Harlekinaden, führte das Ballet wieder ein und ließ sogar Seiltänzer kommen. Lessing mußte es erleben, daß am Tage der Aufführung seiner Minna von Barnhelm nach beendeter Vorstellung Luftspringer die Bühne entweihten! Auch für den Dichter selbst lag die schmerzliche Parallele zwischen deutschen und französischen Bildungszuständen nahe genug, als er sie niederschrieb. Hatte man doch in Hamburg, während ganz Frankreich einem patriotischen Drama zujauchzte, so eben die Aufführung seiner Minna von Barnhelm, des ersten patriotisch deutschen Drama's verboten. Der Hamburger Magistrat wollte die Gefahr der Erlaubniß nicht übernehmen, da der preußische Resident ohne Autorisation von Berlin aus seine Genehmigung trotz Lessing's schriftlicher und mündlicher Vorstellungen verweigerte![1]) Erst nach vier Monaten ward endlich die Erlaubniß ertheilt.

Das deutsche Theater ging unterdessen mit raschen Schritten seiner Auflösung entgegen. Die wenigen Begünstiger desselben unter der Elite der Gebildeten, welche von dem übrigen Theile des Publikums dafür mit dem Spottnamen der „Kenner" belegt wurden, konnten es nicht halten. Und als endlich gar eine Truppe französischer

[1]) XII. 184—185. Sie wurde in Hamburg zuerst am 28. Sept. aufgeführt und in zehn Wochen „nur fünfmal" wiederholt, was, wie Schröder's Biograph bemerkt (I. 184.), nicht eben als eine Lobrede auf den Geschmack des Publikums gelten könne!

Schauspieler gegen das Ende des Jahres in Hamburg eintraf, und den Zulauf der guten Gesellschaft an sich riß, sahen die deutschen Unternehmer sich gezwungen, am 4. Dezember die Bühne zu schließen, worauf die Gesellschaft für den Winter nach Hannover übersiedelte, woselbst sie mit vielem Beifall spielte und in Schröder einen neuen wichtigen Zuwachs erhielt.

Lessing blieb natürlich in Hamburg zurück, an das er schon durch seine Verbindung mit Bode's Buchdruckerei gefesselt war. Seine Lage war in mehr als einer Rücksicht traurig zu nennen. Von einer Auszahlung des ihm zugesicherten Gehalts konnte bei den zerrütteten Finanzverhältnissen der Theaterunternehmer nicht die Rede sein. Den Rest des aus dem Verkaufe seiner Bibliothek gelösten Geldes hatte er „bis auf den letzten Heller" in das Druckereiunternehmen gesteckt und noch Geld auf Credit dazu erborgen müssen, dessen Rückzahlung ihn drückend belästigte.[1]) Er befand sich an einem fremden Orte, wo er, wie er den Seinen schrieb, kaum einen oder zwei und obenein nicht eben reiche Bekannte hatte, denen er sich vertrauen und deren Beistand er in Fällen äußerster Noth in Anspruch nehmen konnte.[2]) Dazu der Schmerz über den Verfall des Theaters, dessen Entfernung von Hamburg er noch im September so wenig für wahrscheinlich gehalten hatte, daß er sich grade damals eifrig mit der Vollendung seines Faust beschäftigte, um denselben im Winter dort aufführen zu lassen.[3]) Die Verstimmung über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen spricht sich selbst in dem Briefe an seinen Vater aus, dem er am Schlusse des Jahres zu seinem funfzigjährigen Amtsjubiläum gratulirte.

Inzwischen arbeitete er in Hamburg an seiner Dramaturgie weiter, mit der er bereits längere Zeit hinter den Aufführungen

[1]) XII. 186.
[2]) XII. 193.
[3]) XII. 185.

zurückgeblieben war. Er wollte wenigstens durch das Forterscheinen derselben den Hamburgern die Erinnerung an ihr Theater lebendig erhalten, bis die Gesellschaft am Ende des Winters wieder dorthin zurückkehren würde. Diese Rückkehr erfolgte zwar im Mai 1768, allein der Untergang des Unternehmens war nicht mehr aufzuhalten. Die wiederholten Anrufungen des Patriotismus von der Bühne herab in den Loewen'schen Prologen verhallten ungehört. Loewen legte seine Stellung nieder und zog sich nach Rostock zurück, wo er zwei Jahre darauf starb. Nur Lessing hielt bis zuletzt bei dem Theater aus, das schließlich noch durch den Streit der Hamburger Geistlichen und die fanatischen, in der unsläthigsten Sprache geführten Angriffe des Hauptpastor Götze gegen den Besuch des Schauspiels den letzten Stoß erhielt. Lessing's Stimmung drückt sich in den Worten aus, mit denen er seinen Freund Nicolai aufforderte, das dem Untergange geweihte Theater zu sehen. „Ich dächte, schrieb er Ende September 1764, Sie kämen nach Hamburg, um unser Theater zu sehen, welches zu Ostern gleichfalls auffliegt. Damit wäre es also auch vorbei!" — Am 25. November wurde das Theater mit einem Stück von Weisse geschlossen, ein halbes Jahr früher als Lessing es erwartet hatte.

So war er wieder um eine Illusion ärmer! — Transeat cum caeteris erroribus! (Vorbei wie die andern Täuschungen!) das war die kurze Leichenrede, die er dem Traume, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, in seinem Briefe an Ramler hielt. Den ganzen Jammer der Geschichte des Unternehmens mochte er freilich in der Dramaturgie nicht erzählen,[1]) aber das konnte er sich nicht versagen, am Schlusse derselben dem Hamburgischen Publikum und der deutschen Nation einige Wahrheiten zu sagen, die uns noch heute in den Ohren gellen. „Wenn das Publikum fragt, was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts! sich selbst antwortet, so frage ich wiederum:

---

[1]) XII. 213.

und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts! ja noch etwas Schlimmeres, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen! — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch nicht einmal eine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos[1]) von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles was uns von jenseit dem Rhein kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. — Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist verschwunden: und soviel ich diesen Ort habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird."

Aber wenn sich auch Lessing bei dem kläglichen Untergange eines so hoffnungsreich begonnenen Unternehmens einer Stimmung überlassen mochte, die auf das bekannte Goethesche

„Ein großer Aufwand, schmählich! ist verthan!"

hinauslief, so sollte doch die Folgezeit lehren, daß der Eindruck und die Nachwirkungen dieses ersten Versuchs, ein würdig befestigtes

[1]) Dies „blos" ist vielsagend.

Theater zu begründen, nicht resultatlos blieben. Der Gedanke, welcher demselben zum Grunde lag, forderte, wie der Geschichtschreiber des deutschen Theaters mit Recht bemerkt, nachdem er einmal in's Leben gerufen worden, auch nach dem Mißlingen desselben, wie alle Wahrheit, fort und fort seine Verwirklichung. „Die Schauspielkunst insbesondere hatte unzweifelhafte Vortheile dabei errungen. Lessing's Dramaturgie hatte dem nationalen Geiste der Hamburger Schule volle Zuversicht, Minna von Barnhelm ihr künstlerische Erfüllung gegeben, und so bezeichnet diese traurige Episode in Lessing's Leben dennoch einen der erfreulichsten Bildungsmomente der deutschen dramatischen Kunst." [1]) Denn obschon er gezwungen ward, allzufrüh „die Hand von diesem Pfluge abzuziehen", so war durch ihn doch ein für allemal das Theater in den Mittelpunkt des deutschen Literatur- und Kultur-Interesses gerückt und der treibende Anstoß für alle diejenigen Bemühungen gegeben worden, durch welche sich im Laufe der nächstfolgenden sechzig bis siebzig Jahre eine Reihe ausgezeichneter Geister unseres Volks, die Schiller, Goethe, Tieck und Immermann so fruchtbar für die Hebung der deutschen Bühne bethätigen sollten.

Zweites Kapitel.

Schicksal der Dramaturgie.

Vor Allem war es die Hamburgische Dramaturgie, die herrlichste Frucht der gescheiterten Unternehmung, welche als ein reiches Vermächtniß der Nation zurückblieb.

---

[1]) Devrient II. 139—190.

Zwar auch dies Werk Lessing's, wie der Laokoon, liegt als Torso vor uns, und hat wie der Laokoon seine Geschichte, die bereits durch den im vorigen Kapitel erzählten raschen Verfall und Untergang des ersten deutschen Nationaltheaters erklärt ist. Aber diese Erklärung ist unvollständig. Sie wird ergänzt durch das Verhältniß Lessing's zu den Schauspielern, das wir im folgenden Kapitel besprechen werden, und durch die deutschen Preßverhältnisse der damaligen Zeit. Es waren nämlich kaum die ersten dreißig Stücke der bogenweise ausgegebenen dramaturgischen Zeitschrift erschienen, als der freibeuternde Nachdruck über dieselbe als gute Prise herfiel. Nicht nur in Leipzig, sondern sogar in Hamburg selbst druckte man die Dramaturgie nach, und Lessing sah sich genöthigt, in der Hamburger Zeitung an das deutsche Ehrgefühl mit der Bemerkung zu appelliren, daß er dem Publikum zwar nicht verbieten könne, den Nachdruck zu favorisiren, ihm aber zu bedenken gebe, daß es sich nothwendig dadurch um das Werk selbst bringen müsse. Denn wenn die Anzahl von Exemplaren, die zur Bestreitung der Unkosten erforderlich sei, nicht abgesetzt werden könne, so werde es unfehlbar liegen bleiben."

Es ist beschämend für das deutsche Nationalgefühl, daß diese Bitte unberücksichtigt blieb! Wir haben darüber Lessing's bestimmte Erklärung. „Es ist die lautere Wahrheit", sagt er am Schlusse der Dramaturgie, „daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger hat machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat, und warum sie nun gänzlich liegen bleiben." Das Theater hatte die Unkosten zu dem Blatte hergegeben, in der Hoffnung, wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wiederzuerhalten. Aber selbst diese bescheidene Hoffnung schlug fehl. Das Publikum bewunderte das Werk, aber es kaufte den wohlfeilen Nachdruck. Mit bitterer Resignation erklärte Lessing: er sei gar nicht ungehalten darüber, daß er den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann brin-

gen könne. „Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern wieder ab, als ich sie anlegte. Klotz und Consorten wünschen ohnedem, daß ich sie nie angelegt hätte; — die Welt verliert nichts, daß ich anstatt fünf oder sechs Bände Dramaturgie nur zwei an das Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines besseren Schriftstellers eben so in's Stocken geriethe und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan dazu machten, daß auch das nützlichste unter solchen Umständen unternommene Werk verunglücken sollte und müßte." Nicht ohne Ursache erwähnte er dabei namentlich Klotz und Consorten, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß der unter der Firma Dodsley u. Comp. unternommene Nachdruck, sowie die von derselben veröffentlichte Aufforderung an die deutschen Buchhändler, dem Selbstverlage der Schriftsteller, wie ihn Lessing in gewisser Art begonnen hatte, durch Nachdruck ihrer Werke zu steuern, von Klotz und seiner Clique begünstigt wurde. Dafür zeugt die höhnische Art, wie Klotz in seiner deutschen Bibliothek diese Sache besprach [1]), der überhaupt den Nachdruck als etwas Gleichgültiges für die Schriftsteller darzustellen beflissen war.

Es ist begreiflich, daß Lessing es unter solchen Umständen aufgeben mußte, die Dramaturgie, wie es sein Plan war, bis zum Ende der Seylerschen Theaterunternehmung fortzuführen. Die vorhandenen zwei Bände enthalten nur die Besprechung der an den ersten 52 Abenden (vom 22. April bis zum 28. Juli 1767) aufgeführten Dramen. Die Kritik der Darstellungen sah er sich genöthigt aus Gründen, die wir später kennen lernen werden, schon nach den ersten Wochen abzubrechen. Nach dieser Zeit blieb er mit der Ausgabe der einzelnen Hefte fortwährend im Rückstande. Im Juni 1768 war die Dramaturgie erst bis zum 82. Stücke ge-

[1]) Deutsche Bibl. Bd. II. S. 60, vergl. Bd. IV. S. 346, wo absichtlich ein Nachdruck von Lessing's Gedichten angezeigt wird.

diehen [1]), der Reſt des zweiten Bandes ſollte in wenigen Wochen folgen [2]), verzögerte ſich aber faſt noch um zehn Monate, ſo daß, wie Leſſing geſtand, die letzten Bogen faſt ein Jahr ſpäter niedergeſchrieben wurden, als ihr Datum (der 19. April 1768) beſagt. Denn das Ende des zweiten Bandes erſchien erſt zu Oſtern des Jahres 1769, um welche Zeit Leſſing ſich bereits wieder, veranlaßt durch ſeinen Kampf gegen Klotz, in die ſeit dem Laokoon verlaſſenen antiquariſchen Studien vertieft hatte, und damit umging, Deutſchland auf lange Zeit zu verlaſſen, um ſeinen Plan einer Reiſe nach Italien und Griechenland auszuführen.

Das Abbrechen der Dramaturgie war in der That für die deutſche Literatur ein unerſetzlicher Verluſt. Selbſt Leſſing's perfide Gegner und ihr Bannerträger Klotz, welche ſich gegen dieſelbe die unwürdigſten Angriffe erlaubt und mit dazu beigetragen hatten, ihm ſeine Arbeit zu verleiden, konnten doch nicht umhin, dies anzuerkennen, und es auszuſprechen, daß alle die zahlreichen Nachahmungen der Dramaturgie, welche ſeit dem erſten Erſcheinen derſelben wie Pilze in Deutſchland aufgeſchoſſen waren, entfernt keine Entſchädigung für das Aufhören des Leſſingſchen Unternehmens zu bieten vermöchten. [3])

Soviel von der äußern Geſchichte der Leſſingſchen Dramaturgie. Ehe wir uns aber jetzt zu der Betrachtung und Hervorhebung ihres weſentlichen Kerngehaltes wenden, müſſen wir auf den ſpeziell die Kunſt der dramatiſchen Darſtellung betreffenden Theil derſelben einen Blick werfen. Denn das Schickſal, welches Leſſing's Beſtrebungen hier erfuhren, ward mitbeſtimmend für die Geſtalt, in welcher uns das Werk ſelbſt vorliegt.

---

[1]) XII. 197.
[2]) XII. 221, VII. 457.
[3]) Klotz, Deutſche Bibl. VI. S. 151.

Drittes Kapitel.

Lessing und die Schauspieler.

Lessing hatte sein Leben lang viel und gern mit Schauspielern verkehrt, aber er war bisher noch nie als öffentlicher Beurtheiler ihrer Leistungen aufgetreten. Um so bewundernswürdiger war die Klugheit, mit welcher er jetzt, wo seine Stellung ihm eine solche Thätigkeit zur Pflicht machte, bei diesem schwierigen Geschäfte zu Werke ging.

Die Dramaturgie sollte jeden Schritt begleiten, welchen die Kunst, sowohl des Dichters als des Schauspielers, auf dem neu begründeten deutschen Nationaltheater thun würde. Diese doppelte Aufgabe war um so schwieriger, als sich Lessing am allerwenigsten verhehlen konnte, daß die aufzuführenden Stücke, selbst bei dem besten Willen der Auswählenden, bei dem damaligen Zustande der deutschen Bühnenliteratur, den Darstellern meist sehr wenig dankbare Aufgaben zu gewähren vermochten. Auch die schlechten Uebersetzungen der zahlreichen französischen Stücke erschwerten den Schauspielern ihre Aufgabe unendlich; und schlecht waren fast alle, zumal die in Versen, weshalb Lessing lieber Prosa wünschte. Aber auch die damalige deutsche Prosa, selbst einer Uebersetzerin wie die Gottsched, die sicher noch als eine der besten gelten konnte, war elend genug, und verdarb selbst guten Schauspielern in guten Stücken die Hälfte der Wirkung.[1]) Er bezeichnete diese Klippe seiner dramaturgischen Wirksamkeit schon in der Ankündigung sehr genau, indem er es hervorhob: daß die größte Feinheit eines dramatischen Richters sich darin zeige, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterscheiden wisse, was und

[1]) VII. 86–87, 89–90.

wieviel davon auf Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei. Denn Einen um etwas tadeln, was der Andere versehen habe, heiße beide verderben. Jenem werde der Muth benommen, und dieser werde sicher gemacht. „Besonders", fährt er fort, „darf es der Schauspieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; sein Werk bleibt da und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauscht gleich schnell vorbei, und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers mehr Schuld als er selbst, warum das eine oder das andere einen lebhafteren Eindruck auf jenen gemacht hat."

In derselben Ankündigung stellte er zugleich die höchste Aufgabe des darstellenden Künstlers auf: überall mit dem Dichter zu denken, und nöthigenfalls auch für ihn zu denken. Auf die Bewährung dieser größten Eigenschaft des echten Schauspielers sollte also die Aufmerksamkeit des dramaturgischen Kritikers vorzugsweise gerichtet sein, und dieser Punkt ist es in der That, den Lessing in seiner Dramaturgie, so lange sie die Kritik der Vorstellungen in ihren Bereich zog, ganz besonders in's Auge faßte. Daß „eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Gang, ein lieblicher Ton Dinge seien, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen", wußte der Verfasser des Laokoon freilich nur allzugut. Doch ebensogut wußte er, daß den Schauspieler diese „schätzbaren Gaben der Natur, zu seinem Berufe sehr nöthig, aber noch lange nicht seinen Beruf erfüllend, weder die einzigen noch die größten Vollkommenheiten des Schauspielers sind." Und hier folgt denn die Bezeichnung des wahrhaft vollkommenen Schauspielers und seines wesentlichen Berufs mit den berühmten Worten: „Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken."

Lessing sagte nicht zu viel, wenn er hinzusetzte: man habe allen Grund, sich hiervon häufige Beispiele von den Schauspielern der neuen Bühne zu versprechen. Es war auf derselben eine Kunstgenossenschaft beisammen, wie sie Deutschland in solcher Vereinigung noch nicht gesehen hatte. An ihrer Spitze stand der Mann, dem die Geschichte seiner Kunst den Ehrennamen des Vaters der deutschen Schauspielkunst ertheilt hat, stand Konrad Eckhof, von seinen Zeitgenossen der deutsche Roscius genannt, von dem feinsinnigen Lichtenberg dem großen Garrick ebenbürtig an die Seite gesetzt; ein Künstler, der, verlassen von fast allen sogenannten schauspielerischen Mitteln, gewinnender Gestalt und anmuthiger Erscheinung, ja in seinem Aeußeren als ein ächtes Proletarierkind von der Natur höchst stiefmütterlich behandelt, und bei überwiegendem innern Drange zur darstellenden Kunst fast allein auf die Wirkung der geistigen Gewalt des Worts durch das Mittel einer unvergleichlichen Stimme auf Gemüth, Seele und Urtheilskraft des Hörers beschränkt, dennoch das Höchste in seiner Kunst erreicht hatte und grade damals auf der Höhe seiner Kraft und Leistung stand. Als Künstler wie als Mensch war er ganz der Mann nach dem Herzen Lessing's. Wie dieser sich keinen guten dramatischen Schriftsteller ohne sittliche Tüchtigkeit und Adel des Charakters denken konnte, und deßhalb seinem Bruder empfahl, „fleißig Moral zu studiren und seinen eignen Charakter zu verbessern", wenn er als dramatischer Dichter etwas leisten wolle,[1]) so war auch Eckhof's ganzes Streben vorzugsweise auf die sittlich-geistige Hebung seines Standes gerichtet. In dem Gemüthe dieses Mannes hatte die höhere Anschauung von seinem Berufe in der That, wie Devrient sagt, eine wahrhaft religiöse Begeisterung erweckt, und mehr als alle einzelnen künstlerischen Fortschritte, welche ihm die Schauspielkunst verdankt, waren es die vollendete Persönlichkeit, der

[1]) XII. 211.

treue Fleiß, das unausgesetzte Bildungsstreben, der Gemeinsinn für die Sache der Kunst, mit einem Worte der sittliche Adel des Charakters, zu denen er selbst sich erhob, und die er in seinem Stande auszubilden suchte, wodurch er der deutschen Bühnenkunst die Bahn der Vervollkommnung geöffnet hat.[1]) Lessing hatte ihn schon zehn Jahre früher auf jener verunglückten Reise nach England in Hamburg kennen gelernt,[2]) wo Eckhof damals als eine Art von Unterprinzipal die Schönemann'sche Gesellschaft leitete, und neben den Franzosen für die deutschen Originalproduktionen Boden zu schaffen suchte; vor allem für die Dramen Lessing's, dessen Miß Sara er dort zuerst aufführte. Eckhof hatte bei derselben Gesellschaft eine Akademie zum wissenschaftlichen Studium der Schauspielkunst gegründet, welche nach seinem Ausdrucke gleichsam die Grammatik dieser Kunst entwickeln und den Schauspielern „die Mittel zum Bewußtsein bringen sollte, durch welche sie zu der Fähigkeit gelangen möchten, nichts ohne hinlänglichen Grund zu thun, und den Namen eines Künstlers mit Recht zu verdienen." Dieser erste Versuch, die Schauspieler zu einem ernstlichen und gründlichen Studium ihrer Kunst zu bringen, wär freilich nur von kurzem Bestande gewesen; allein er hatte doch seine Früchte getragen, zumal da Eckhof auch nach dem Aufhören jener Akademie fest bei seinem Bestreben für das Allgemeine beharrte. Ein solcher Mann war ganz geschaffen für Lessing. Beide waren von derselben redlichen Wahrheitsliebe, von gleichem Eifer für Einführung volksthümlicher Natürlichkeit und Einfalt. Die Auffassung seiner Kunst, welche Eckhof in den berühmten Satz kleidete, daß der Mime um der Schöpfung des Dichters den vollen Schein der Wirklichkeit zu verleihen, „ihm in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften nachtauchen müsse, bis er ihn finde," war ganz im Geiste Lessing's.

---

[1]) Devrient II. 37.
[2]) S. oben S. 150.

Alles was dieser gedacht und gewollt trat in Eckhof — und nur in ihm — vollkommen in die künstlerische Erscheinung; durch ihn ward zuerst der in Deutschland eingedrungene französische Styl der Darstellung gestürzt, und die wahre individuelle Sprache und Tonleiter der Natur zum Gesetz erhoben.[1]) So stehen beide, Lessing und Eckhof ungetrennt im Geiste da als die Stifter der eigenthümlich deutschen Schule der Schauspielkunst.[2])

Hören wir jetzt Lessing selber reden über diesen großen Künstler. Gleich das erste Wort, das er von ihm sagt, bezeichnet den Meister, der um eines Hauptes Höhe über alle zeitgenössischen Künstler hervortragte. Eckhof hatte bei der ersten Vorstellung, mit welcher man die neue Bühne eröffnete, eine ganz unbedeutende Rolle übernommen. Wer die Schauspieler kennt, weiß, was dies sagen will. Sein Lohn war Lessing's Ausspruch: „Dieser Mann mag eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinsten noch immer als den ersten Akteur und bedauert, nicht zugleich auch alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können." Im Besondern rühmt Lessing dann Eckhof's Meisterschaft im Vortrage allgemeiner Betrachtungen, und die Bemerkungen, welche er bei dieser Gelegenheit macht, sind ebenso wie die feinsinnige Unterscheidung der originalen von der kopirten Empfindung des Schauspielers noch heute von vollendeter Gültigkeit.[3]) Ueberhaupt sind die ersten Stücke der Dramaturgie reich an solchen auf die Kunst des Schauspielers bezüglichen Winken, und man sieht, daß es Lessing auch mit diesem Theile seiner Aufgabe Ernst war. Er geht auf die den Vortrag begleitenden Handbewegungen ein, welche „als natürliche Zeichen der Dinge den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verschaffen helfen," und weist auch hier auf die Alten zurück. Er vergleicht die „stets bedeutenden" Arm- und Handbewegungen

[1]) Vischer, Aesthetik III. 3. S. 1453.
[2]) Devrient, II. S. 124. 179—180.
[3]) VII. 11—21.

derſelben mit der ſinnloſen Einförmigkeit der modernen Geſtikulation, deren Zerrbild, wie es Leſſing entwirft,[1] wir noch heute auf manchen großen Bühnen ſehen können! Er entwickelt die Nothwendigkeit und Bedeutung der individualiſirenden Geſten und verſpricht, bei ſpäterer Gelegenheit die Gradation von bedeutenden zu maleriſchen Geſten, ihren Unterſchied und ihren Gebrauch in Beiſpielen zu erläutern. Am Schluſſe dieſer dramaturgiſchen Abſchweifung über den Vortrag bekennt er, daß man alles Lehrreiche, was man darin finde, lediglich den Beiſpielen Eckhof's zu danken habe. „Ich habe nichts als von ihnen richtig zu abſtrahiren geſucht. Wie leicht, wie angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht blos gelingt, ſondern der es macht!"

Mit gleicher Bewunderung finden wir des großen Künſtlers an allen übrigen Stellen erwähnt, wo ſein Name genannt wird.[2] Ihm müſſen ſelbſt vom Dichter verfehlte Scenen Gelegenheit geben ſeine Kunſt zu beweiſen. Die Feinheit ſeiner Uebergänge vom Stolze zur Zärtlichkeit, von der Zärtlichkeit zur Erbitterung in der Rolle des Orosman (in Voltaire's Zaire) bringt Leſſing zu dem Ausrufe: „Alles was Raimond de Saint Albine in ſeinem Schauſpieler hierbei beobachtet wiſſen will, leiſtet Herr Eckhof auf eine ſo vollkommene Art, daß man glauben ſollte, er allein könne das Vorbild des Kunſtrichters geweſen ſein!" Mit den Ausdrücken reiner Begeiſterung feiert er die vollendete Kunſt der Auffaſſung in der Titelrolle von Greſſet's Sidney, die er eine der ſtärkſten Rollen Eckhof's nennt; und die Darſtellung einer andern Rolle in einem längſt vergeſſenen Stücke der Madame Graffigny reißt ihn zu dem Ausrufe hin: Tot linguae quot membra viro![3]

Ich kann mich hier nicht bei der Erörterung des abweichenden Urtheils aufhalten, durch welches ſpäter Eckhof's großer Nebenbuhler

[1] VII. 19.
[2] VII. 43. 75. 76. 91. 112.
[3] „Jedes Glied ſpricht an dem Mann!"

Schröder das dem ersteren von Lessing gespendete Lob hier und da zu ermäßigen suchte.[1]) Fest steht, daß der größte Schauspieler seiner Zeit des größten deutschen Dramaturgen würdig war, und daß Gotter die Wahrheit sprach, wenn er bei Eckhof's Tode (1778) an seinem Grabe den deutschen Schauspielern zurief:

Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron,
Und setzte Wahrheit an die Stelle.
Wißt: Er schuf Euch die Kunst und adelte den Stand,
Orakel Eures Spiels und Vorbild Eurer Sitten.

Wenn Lessing den großen Meister so vor den andern hervorhob, so vergaß er doch nicht auch diesen überall die gebührende Anerkennung zu zollen. Sein allgemeiner Kanon für die Aufführungen war: Man muß mit der Vorstellung eines Stücks zufrieden sein, wenn unter vier oder fünf Personen einige vortrefflich und die andern gut gespielt haben.[2]) Nach diesem Grundsatze verfuhr er durchaus. Er erwähnte der Darstellungen und Aufführungen immer nur da, wo er loben konnte.[3]) Als sich über ein Paar Verse in dem von Loewen für die Eröffnung der Bühne verfaßten Epiloge Unzufriedenheit regte, weil darin den Zuschauern zugerufen ward:

Bedenkt, daß unter uns die Kunst nur kaum beginnt,
In welcher tausend Quins für einen Garrick sind.

beeilte er sich, die Mißdeutung dieser Stelle durch eine Erklärung zu beseitigen, welche die mißvergnügten Schauspieler zufrieden stellen sollte. Und so sehen wir ihn überhaupt eifrig beflissen, das so überaus reizbare und empfindliche Völkchen der Schauspieler möglichst bei guter Laune zu erhalten, worauf für das Gelingen der Unternehmung so unendlich viel ankam. Er behandelte die bedeutenderen mit Achtung, die Schwächeren mit

[1]) Schröders Leben von Meyer, I. 129. 143 ff.
[2]) VII. 11.
[3]) VII. 42. 54. 55. 66.

aufmunternder Schonung. Während er einen Eckhof gebührend auszeichnete, vergaß er selbst die guten Darsteller kleiner Bedientenrollen und Nebenpersonen nicht, und die Mercky und Felbrich und wie sie weiter heißen, verdanken ihm nicht minder wie die bedeutenderen Künstlerinnen Hensel und Loewen eine ungeahnte Unsterblichkeit ihrer Namen.[1]) Es ist unmöglich die Feinheit von Lessing's dramaturgischen Bemerkungen über das Spiel der Madame Hensel, der wichtigsten Schauspielerin des Theaters, weil sie den Hauptunternehmer Seyler beherrschte, in der abgeschmackten Rolle der Clorinde in Cronegk's Olint und Sophronia zu übertreffen. Man muß aus eigner Erfahrung wissen, wie schwer es ist in ähnlichem Falle Kritik zu üben, um die Art und Weise völlig zu würdigen, in welcher sich Lessing die Möglichkeit zu sichern versteht, seine Ausstellungen vorzubringen, ohne zu verletzen, und um die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher er sogar den letzteren eine Färbung des Lobes zu geben weiß,[2]) oder da wo er eine direkte Mißbilligung des Spiels aussprechen muß, doch zugleich bestrebt ist, die gang und gäbe Ueberlieferung der Spielweise als Entschuldigung anzuführen.[3]) Daneben suchte er zugleich die bürgerliche Stellung des Standes und Berufes durch die nachdrückliche Erklärung zu heben, „daß das Talent desselben so schätzbar wie jedes andere, seine öffentliche Bethätigung für Niemand eine Schande sei."

Trotz alledem sollte Lessing die bittere Erfahrung machen, daß alle seine Vorsicht Milde und Schonung vergeblich war. Schon vor dem Erscheinen der Dramaturgie hatte eine der tüchtigsten Schauspielerinnen, die von Gotter hochgefeierte und auch von Les-

[1]) VII. 82. — Ueber die Hensel S. 21. 23. 25. 61. 90. 113. — Ueber die Loewen 37—38. 55. 61. 112. Außerdem erwähnt Lessing noch die Schauspieler: Ackermann S. 55. Bock, 66. Borchers, 88. Mad. Boeck, 91. Felbrich 47.

[2]) VII. 23. 25. 113.

[3]) VII. 79.

fing sehr geschätzte[1]) Madame Mécour es sich ausbedungen, in Lessing's Kritiken weder im Guten noch im Bösen erwähnt zu werden, und Lessing hatte der thörichten Frau, die sich mit solcher Laune um das beneidenswürdigste Zeugniß ihres großen Talents gebracht hat, diese Bedingung gern zugestanden. Aber er hatte seine Dramaturgie kaum über die ersten vier Wochen fortgeführt, als er mit dem fünfundzwanzigsten Stücke seine Kritik der Darstellungen und der Schauspieler ein für allemal abbrach.

Die jämmerliche Komödianteneitelkeit, welche ihn dazu veranlaßte, bleibt, wie Devrient mit Recht sagt, ein unauslöschlicher Schandfleck für den Schauspielerstand. Im zwanzigsten Stück der Dramaturgie bei der Beurtheilung der Cenie hatte Lessing von der Darstellerin der Titelrolle gesagt: „Cenie ist Madame Hensel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt hat sie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eignen Kopfe, aus ihrem eignen Herzen. Sie mag sprechen oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler, aber es ist ein sehr seltener Fehler, ein sehr beneidenswerther Fehler: die Aktrice ist für diese Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehr eines Cadets exerzirt. Ich möchte nicht Alles machen, was ich vortrefflich machen könnte." Vergebens hatte Lessing diesen leisen Tadel einer bei ausgezeichneten Schauspielern leider so häufigen Rollensucht in das feinste Lob gekleidet. Vergebens hatte er dieselbe Künstlerin früher als eine der ersten Aktricen bezeichnet, die das deutsche Theater jemals besessen. Die beleidigte Dame kündigte ihm die Freundschaft auf, und wußte es durch ihre Intriguen und Verhetzungen dahin zu bringen, daß Lessing diesen Theil seiner dramaturgischen Kritik völlig aufgab. Die Stimmung, in welcher er es that, erkennen wir aus den Worten, mit welchen er wenige Tage später seine letzte derartige

[1]) XII. 301.

Beurtheilung ſchloß, und die ſich ohne Zweifel auf jenen Vorfall bezogen. „Ich weiß einem Künſtler, er ſei von meinem oder dem andern Geſchlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und dieſe beſteht darin, daß ich annehme, er ſei von aller eitlen Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gehe bei ihm über Alles; er höre gern frei und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch, als ſeltener beurtheilt wiſſen. Wer dieſe Schmeichelei nicht verſteht, bei dem erkenne ich mich bald irre, und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudiren. Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir ſeine Vollkommenheiten einſehen und empfinden, wenn wir auch noch ſo viel Geſchrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwächen haben. Er ſpottet bei ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.“[1]) Stärker noch machte ſich Leſſing's Unmuth über ſeine theatraliſchen Erfahrungen am Schluſſe der Dramaturgie Luft. Hier läßt er ſich über die doppelte Urſache, aus welcher er der ſchauſpieleriſchen Kritik ſo bald überdrüſſig geworden ſei, alſo vernehmen. Zunächſt über den Mangel einer wirklichen Theorie der Schauſpielkunſt. „Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren; ſie muß ganz von Neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geſchwätz darüber hat man in verſchiedenen Sprachen genug: aber ſpezielle, von Jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präziſion abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheint, daß es eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine

[1]) VII. 113.

glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn hat tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler in Ansehung der Kritik in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit, Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Kunst abnimmt."

Es ist charakteristisch für Lessing, daß er mit diesen Bemerkungen, wie er sagt, nicht nur sich selbst, sondern auch die Schauspieler entschuldigen wollte, und daß er die Künstlerin, deren Eitelkeit und Intriguen ihm seine Aufgabe so wesentlich verleidet hatten, mehrere Jahre später gegen ihre Feinde in Wien lebhaft in Schutz nahm.[1]) Verleidet aber war ihm seitdem alle spezifisch dramaturgische Thätigkeit für immer, und nach dem fünfundzwanzigsten Stücke der Dramaturgie kommt er nur noch ein einziges Mal auf die Kunst des Schauspielers zurück, um die Schauspieler der Alten zu rühmen, die aus ihrem Geschäfte ein sehr ernstliches Studium machten, bei welcher Gelegenheit er die feinsten Bemerkungen über das Spiel in den Brüdern des Terenz anknüpft, und zugleich nachweist, daß noch im vierten nachchristlichen Jahrhundert die alten römischen Grammatiker wie Donat sich auf solche dramaturgische Feinheiten sehr wohl verstanden.[2])

Wenn man die Fülle und Tiefe dramaturgischer Einsicht in den Bemerkungen überschaut, welche Lessing in den wenigen Wochen seiner Thätigkeit zu offenbaren Gelegenheit fand, so ist es nicht genug zu beklagen, daß sich diese reiche Fundgrube, kaum aufgedeckt, mit allen ihren Schätzen vor der aberwitzigen Empfindlichkeit des Coulissenhochmuths für immer schloß.[3]) Zum ersten Male war

[1]) XIII. 659.
[2]) VII. 321—327.
[3]) Devrient. S. 174.

hier die deutsche Schauspielkunst auf den ewig wahren Kanon der Lehren hingewiesen worden, welche Shakspeare seinem Hamlet, der die Komödianten einschult, in den Mund legt, und die, wie Lessing sagt, „goldene Regeln sind für alle Schauspieler, denen an einem vernünftigen Beifalle etwas gelegen ist.“ [1]) Was er dabei über Shakspeare's Verhältniß zur Schauspielkunst bemerkt, „daß er vielleicht über diese Kunst um so viel tiefer nachgedacht, weil er so viel weniger Genie dazu hatte,“ trifft gleichfalls in das Herz der Sache, während er zugleich Lessing's eigenes Verhältniß zu der Kunst des Schauspielers ausspricht. Haben wir doch früher gesehen, daß Lessing sich von seinen Studentenjahren an sehr ernstlich mit dem Studium der Schauspielkunst beschäftigt, daß er Remond de Saint Albine's Werk über dieselbe im Auszuge übersetzt und bei dieser Gelegenheit eine eigene Schrift „über die körperliche Beredtsamkeit“ versprochen hatte, ja daß es eine Periode seines Lebens gab, wo er nicht übel Lust hatte, sich selbst als Schauspieler zu versuchen. Der Kern seiner Theorie liegt in den berühmten Worten, die er einst einem Schauspieler ins Stammbuch schrieb (I. 200):

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur!
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.“

Ein vortreffliches Kapitel bilden die Bemerkungen über das „Feuer“ des Schauspielers, die noch heute von jedem tüchtigen Regisseur seinen Schauspielern von Zeit zu Zeit vorgelesen zu werden verdienten.[2]) Die Stellung, welche er hier der Kunst des Schauspielers mitten inne zwischen den bildenden Künsten und der Poesie anweist, deutet hin auf die Resultate seines Laokoon, von dessen Gedanken er noch voll war, als er diese neue Thätigkeit

[1]) VII. 24.
[2]) VII. 25—27.

begann. Eben so werthvoll sind seine Bemerkungen über das „Mouvement in der Declamation," seine Warnungen gegen rohen Realismus in der Pantomime, sein Hinweis auf die Ausbeutung der Phantasie des Zuschauers, sein Dringen auf rasches Spiel, besonders in dem leichten Genre der possenhaften Komödie. Und wenn er an den Satz von der Wichtigkeit des Stoffes für den dramatischen, zumal den tragischen Dichter die Bemerkung knüpft, daß selbst die schwächsten und verwirrtesten Stücke noch immer eine Art von Glück machen, wenn der Dichter nur mit dem Stoffe einen glücklichen Griff gethan hat, so vergißt er dabei die zweite nicht, daß es wunderbarer Weise immer solche Stücke sind, in denen sich gute Akteurs am vortheilhaftesten zeigen. „Selten, sagt er, wird ein Meisterstück so meisterhaft dargestellt, als es geschrieben ist; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer besser. Vielleicht weil sie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können, vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerksam zu sein, vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorstechenden Personen beruht, anstatt, daß in einem vollkommneren Stücke öfters eine jede Person ein Hauptakteur sein müßte, und wenn sie es nicht ist, indem sie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft." [1]) Das Tiefsinnigste aber, was jemals über die Kunst des Schauspielers gesagt worden ist, findet sich in Lessing's Erörterungen über die Wechselwirkung und Harmonie zwischen Körper und Seele in Ausdruck und Gebärde, und über den wichtigen Grundsatz, daß die Kunst des Schauspielers von außen nach innen und nicht umgekehrt von innen nach außen wirken müsse, Erörterungen, zu denen ihn Eckhof's Spiel anregte, und die seitdem noch von keinem weiter verfolgt worden sind. [2])

---

[1]) VII. 37–38. 42. 44–45. 111.
[2]) Guhrauer. II. 153.

Wie ernſt es Leſſing mit ſeiner ſpezifiſch dramaturgiſchen Aufgabe gegenüber den Aufführungen ſelbſt zu nehmen geſonnen war, geht auch daraus hervor, daß er dem Orcheſter, „das bei unſern Schauſpielen gewiſſermaaßen die Stelle der alten Chöre vertritt," ſeine beſondere Aufmerkſamkeit widmete. Wir verdanken ihr das vortreffliche Kapitel über die Muſik in den Zwiſchenakten,[1]) das diejenigen ſchwerlich ohne Schamröthe leſen können — nur daß ſie es freilich nicht leſen! — die heutzutage an dem erſten Theater der Intelligenzhauptſtadt Deutſchlands aus der elendeſten Geldrückſicht die Barbarei begangen haben, dieſe Muſik völlig abzuſchaffen!

So viel über den ſpezifiſch theatraliſchen Theil der Leſſing'ſchen Dramaturgie.

Von den Klagen, welche ihrerſeits die Schauſpieler gegen Leſſing erhoben, hat ſich noch ein Nachklang erhalten in der Biographie Schröder's,[2]) deren Verfaſſer von Leſſing erzählt: daß er es nie über ſich zu gewinnen vermocht habe, einer ganzen Vorſtellung ſeine unausgeſetzte Aufmerkſamkeit zu erhalten. „Er ging ab und zu, ſprach mit Bekannten oder hing der Gedankenjagd nach und ſetzte aus Zügen, die ſein flüchtiges Gefallen erregt, ein Bild zuſammen, das mehr ſeiner Seele als der Wirklichkeit angehörte." Man kann die Wahrheit dieſer Schilderung zugeben — wie hätte auch ein Leſſing immer und überall bei dieſen Vorſtellungen aushalten ſollen, die ihm ſo oft durch Form und Inhalt der Stücke zu einer Marter werden mußten! — Aber man wird eben ſo ſehr Devrient Recht geben müſſen, daß trotz alledem doch Leſſing mit einem Blicke mehr ſah als Andere bei ſtundenlanger Aufmerkſamkeit, und daß ſeine Aperçus von einem Vollgehalte waren, der die längſten Abhandlungen überflüſſig machte. Auch das nahmen ſie ihm übel, daß er auf den lauten Applaus nichts gab, den er als

[1]) VII. 115—124.
[2]) I. 202.

eine entweihende Störung der Illusion betrachtete, und daß er daher niemals durch eigene Betheiligung das Zeichen zu einem solchen Beifall gab. Wer Schauspieler kennt, wird wissen, was ein solches Verhalten des offiziellen Kritikers ihrer Leistungen für sie heißen wollte. Aber Lessing's Widerwillen gegen alle solche Beförderungen der Eitelkeit war einmal so geartet, daß er es selbst von Voltaire unwürdig fand, sich von dem Publikum „herausrufen und wie ein Murmelthier begaffen und beklatschen zu lassen."

Was ihm schließlich auch noch die weitere Beschäftigung mit den Leistungen der Schauspieler verleiden mochte, war die Gemeinheit der deutschen journalistischen Klatschsucht, welche in dem um diese Zeit von Klotz gegründeten Journale der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften die Stammmutter aller späteren zahlreichen deutschen Klatschjournale ins Leben rief. In dieser Zeitschrift, deren Chorführer wir später genauer betrachten werden, stand es bald zu lesen, aus welchen geheimen persönlichen Motiven der Dramaturg des neuen Nationaltheaters der einen Schauspielerin eine sonore Stimme beigelegt und das Debüt einer anderen so sehr erhoben habe.[1]) Lessing mochte freilich darüber scherzen, aber die Art, wie er es thut, zeigt doch, daß ihn diese Gemeinheiten anwiderten, die doch wie immer bei dem großen Haufen des Publikums begierige Aufnahme fanden. In Bezug darauf bedauert er einmal in der Dramaturgie seine Leser ironisch wegen der Täuschung, die er selbst ihnen mit seinem Blatte bereitet habe, indem er gegen den Schluß der langen Abhandlung über Voltaire's Merope in die Worte ausbricht: „Aber noch immer Merope! —

---

[1]) Klotz, deutsche Bibliothek Bd. III. S. 59 vergl. mit Bd. IV. S. 171, wo der freche Klotzianer seine Bezugnahme auf solche Klatschgeschichten mit den Worten rechtfertigt: „Das Gerücht mag wahr oder falsch sein, ich mußte es anzeigen, um das übertriebene Lob dieser Schauspielerinnen nur einigermaßen zu erklären." — Dieser eine Zug reicht hin, Geist und Ton der Klotz'schen Clique und ihres Organs zu kennzeichnen.

Wahrlich ich bedauere meine Leſer, die ſich an dieſem Blatte eine theatraliſche Zeitung verſprochen haben, ſo mancherlei und bunt, ſo unterhaltend und ſchnurrig, als eine theatraliſche Zeitung nur ſein kann. Anſtatt des Inhalts der hier gangbaren Zeitung in kleine luſtige oder rührende Romane gebracht, anſtatt beiläufiger Lebensbeſchreibungen drolliger, ſonderbarer, närriſcher Geſchöpfe, wie die doch wohl ſein müſſen, die ſich mit Komödienſchreiben abgeben, anſtatt kurzweiliger auch wohl ein wenig ſkandalöſer Anekdoten von Schauſpielern und beſonders Schauſpielerinnen; anſtatt aller dieſer artigen Sächelchen, die ſie erwarteten, bekommen ſie lange, ernſthafte, trockene Kritiken über alte bekannte Stücke, ſchwerfällige Unterſuchungen über das, was in einer Tragödie ſein ſollte und nicht ſein ſollte, mitunter wohl gar Erklärungen des Ariſtoteles. Und das ſollen ſie leſen? Wie geſagt, ich bedauere ſie; ſie ſind gewaltig angeführt! Doch im Vertrauen: beſſer, daß ſie es ſind, als ich. Und ich würde es ſehr ſein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Geſetz machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen ſehr ſchwer zu erfüllen wären. Wirklich nicht! Ich würde ſie vielmehr ſehr bequem finden, „wenn ſie ſich mit meinen Abſichten nur beſſer vertragen wollten.“

Doch es iſt Zeit, daß wir jetzt die Dramaturgie ſelbſt ihrem weſentlichen Inhalte nach näher ins Auge faſſen.

Viertes Kapitel.

Die Dramaturgie und das deutsche Drama.

Die Dramaturgie war noch weit weniger als der Laokoon ein „systematisches Buch.“ Aber diese fliegenden Blätter, die der zufälligsten Anregung ihr Dasein und Inhalt verdankten, wurden zu einer Philosophie der dramatischen Poesie, weil sie aus einem Geiste hervorgingen, dessen Gedankenbildung von einem durchgehenden Prinzip beherrscht, in allen ihren Aeußerungen eben nur Radien eines sonnenhellen Mittelpunktes erscheinen ließ.

Drei Hauptgesichtspunkte sind es, unter welche sich der Inhalt der Lessingschen Dramaturgie bringen läßt: die Kritik der deutschen dramatischen Literatur seiner Zeit, die Beurtheilung ihrer Vorbilder, der Franzosen, und die Entwickelung des Begriffs der Tragödie als der höchsten Form der dramatischen und überhaupt aller Poesie.

Was den ersten Punkt betrifft, so hatte Lessing bereits in der Ankündigung sein Urtheil deutlich genug ausgesprochen. Er durfte den Beweis nicht schuldig bleiben, daß die deutsche Bühne kaum eine werdende, viel eher eine verderbte zu nennen sei, und er lieferte ihn in einer Weise, daß den deutschen Poeten und ihren Bewunderern die Augen übergingen. Anstatt in den üblichen Lobgesang des von ihnen Geleisteten einzustimmen und den Fortschritt der dramatischen Poesie in der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnde zu preisen, zeigte er auf die Irrwege hin, auf die sie sich verlaufen, und die Schritte, welche sie zurückgehen müsse, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen.[1]) Es galt seiner Nation die Wahrheit, die ganze ungeschminkte Wahrheit zu sagen, um sie zur Selbst-

[1]) VII. 452.

erkenntniß zu bringen, und aus dem Traume jener faulen Selbstbespiegelung aufzurütteln, zu welcher sie allezeit nur zu viele Neigung gehabt hat. Daß dabei auch die eignen Freunde des Kritikers nicht geschont werden durften, verstand sich für einen Lessing von selbst. Ja so sehr lag ihm die Förderung der Nation am Herzen, daß er, wie wir sehen werden, um sie zur Erreichung des höchsten Zieles anzuspornen, noch einen Schritt weiter ging, und seinen eignen Dichterruhm diesem Zwecke zum Opfer brachte.

Gleich bei dem ersten Stücke, mit welchem die Bühne eröffnet worden war, bei Cronegk's Olint und Sophronia hatte das deutsche Publikum es hören müssen, daß dieses viel bewunderte Trauerspiel des frühverstorbenen Dichters ein überaus schwaches Machwerk sei, daß es die Ehre, das neue deutsche Nationaltheater mit ihm einzuweihen, durch seinen inneren Werth wenig verdiene, und daß die Wahl demnach sehr zu tadeln wäre, „wenn sich nur zeigen ließe, daß man eine viel bessere hätte treffen können." Ein allgemeiner Unwille war die Folge dieses Urtheils, das Lessing in seiner ausführlichen Kritik des Stücks schlagend begründete. Wenn das am grünen Holze geschah, was sollte mit dem dürren werden! Cronegk's Trauerspiele standen damals mit Brawe's, Weiße's und Lessing's eignen Dramen im Urtheile des Publikums auf der ersten Linie. Cronegk's Codrus war neun Jahre zuvor von Lessing's eignen Freunden mit dem Preise gekrönt worden. Lessing that sehr betreten über diese Aufnahme seines ersten kritischen Messerschnitts, aber die humoristische Art, wie er sein Erstaunen ausdrückte, zeigte deutlich, daß es ihm mit diesem Gefühle kein Ernst war. „Ich bin sehr betroffen gewesen (schrieb er im siebenten Stück der Dramaturgie), als man mich versicherte, daß ich verschiedene von meinen Lesern durch mein unverholenes Urtheil unwillig gemacht hätte. Wenn ihnen bescheidene Freiheit, bei der sich durchaus keine Nebenabsichten denken lassen, mißfällt, so laufe ich Gefahr, — sie noch oft unwillig zu machen." Es fiel ihm nicht ein, sich

durch den allgemeinen Unwillen von seiner Aufgabe abschrecken zu lassen; und diese war zunächst keine andere, als zu zeigen, daß das scharfe Wort, mit welchem er die Krönung des Codrus von Cronegk durch die Herausgeber der Allgemeinen deutschen Bibliothek erklärte: „wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, der von ihnen zuerst an's Ziel kommt, doch noch ein Hinkender", — auf die ganze dramatische Literatur Deutschlands anzuwenden sei.

Die Dramaturgie umfaßt bekanntlich nur die Aufführungen des ersten Vierteljahres. In dieser kurzen Zeit wurden nicht weniger als einundfunfzig Stücke aufgeführt, von denen nur neunzehn, und unter diesen nur eins zweimal während dieses Zeitraumes wiederholt wurden, was beiläufig eine außerordentliche Anstrengung der Schauspieler vor Augen stellt. Unter diesen ein und funfzig Stücken waren nur sechzehn von deutschen, alle übrigen von französischen Verfassern, und unter den deutschen mußten neben Lessing die jetzt längst vergessenen Cronegk, Elias Schlegel, Weiße die Sterne erster Größe vertreten! Die deutschen Uebersetzungen der französischen Stücke waren fast durchweg erbärmlich, und die deutsche Farbe, das einheimische Aussehen, wie Lessing es nennt, fehlte im Lustspiele nicht nur den so übertragenen sondern auch den deutschen Originalwerken.[1]) Selbst das beste Stück des besten deutschen Lustspieldichters, Elias Schlegel's „Triumph der guten Frauen", litt an dem Kardinalfehler, daß die Charaktere an sich selbst nicht deutsche waren. „Wir sind aber in unsern Lustspielen, setzt Lessing hinzu, schon zu sehr an fremde und besonders an französische Sitten gewöhnt, als daß dieser Fehler des Stücks eine besonders üble Wirkung auf uns haben könnte." So schonend er sich auch über das deutsche Originallustspiel und die Leistungen seiner Hauptvertreter, der Weiße, Gellert, Hippel, Krüger, Heufeld Romanus ausdrückte, um nicht allzusehr bei seinem Publikum an-

[1]) VII. 77. 235.

zustoßen, und die Poeten nicht zu sehr niederzuschlagen: immer war es doch sichtbar genug, wie tief er sie gegenüber den Anforderungen des wirklichen Lustspiels stellte. In der Tragödie nun vollends schlug seine Kritik Weiße's, des damaligen deutschen Shakspeare, dem Fasse den Boden aus. Weiße hatte nach dem frühen Tode der Cronegk, Schlegel und Brawe gleichsam deren Erbfolge als tragischer Dichter angetreten. Er hatte, zur Zeit als Lessing die Dramaturgie begann, wie er sich einmal brieflich gegen Garve ausdrückte, bereits „fünf Bände voll Tragödien und Komödien geschmiert!" Unter den ersteren waren sein „Eduard III." und „Richard III.", sein „Calas", sein „Romeo und Julie", in welcher letztern Tragödie er die Shakspearesche Dichtung wesentlich verbessert und gereinigt zu haben sich berühmte, Lieblingsstücke des deutschen Theaterpublikums. Wie mußte es ihm in die Glieder fahren, als sein alter Universitätsfreund Lessing mit aller Höflichkeit seinen vielbewunderten Richard III. vornahm, und dies regelrechte Musterstück der Nachahmung des französischen Geschmacks und seiner tragischen Unnatur in seiner ganzen Nichtigkeit aufzeigte?[1]) Zwar versicherte er „seinem ersten und ältesten Freunde" brieflich, daß er nicht so kindisch sei, über die Kritik seiner „theatralischen Possen und Tändeleien" ungehalten zu sein; allein seine wahre Empfindung machte sich Luft in einem gleichzeitigen Briefe an Garve[2]), in welchem er Lessing's gesammte Kritik im höchsten Grade ungerecht fand, ihm Mangel an Rücksicht auf das Theatralisch-Wirksame vorwarf, und seine kritischen Zergliederungen „Stubenkritik" nannte, die zwar bei kalter Lektüre selbst das beste Stück wegsubtilisiren könne, aber jeder produktiven Einwirkung unfähig sei. „Ich denke jetzt mit Zittern daran, daß ich fünf Bände voll Tragödien und Komödien geschmiert (!) habe. Hätte Lessing bei meinem er-

[1]) VII. 329.
[2]) Bei Guhrauer II. 213 ff.

sten Versuche seine Geissel geschwungen, nimmermehr hätte ich eine Zeile drucken lassen, und beinahe ist mir, seit er Alles niederreißt, aller Muth zu weiteren Versuchen vergangen."

Wie dieses Urbild eines sächsischen Philisters gegenüber dem großen deutschen Literaturreformer, der ihm als ein „Alles niederreißender" Umsturzmann erschien, so empfanden dessen sämmtliche Brüder in Apollo ihre Existenz als dramatische Dichter bedroht. [1]) Auf Weiße selbst hatte indessen Lessing's Kritik doch die heilsame Wirkung, daß er seitdem keine weitern Trauerspiele mehr „schmierte", sondern sich auf das unschuldigere Gebiet der Opernterte und Kinderschriften zurückzog. Vergebens, daß ihn Klotz und die Seinen in ihrem Journale als einen der ersten dramatischen Dichter herausstrichen, ihn ein echtes dramatisches Genie, seinen Romeo eine der herrlichsten Tragödien nannten, und immer und immer wieder auf die von Lessing gegen ihn verübte Ungerechtigkeit verhetzend zurückkamen. [2]) Der Leipziger Kreissteuereinnehmer dichtete keine Tragödien mehr, obschon er in einem gewissen Kreise noch eine lange Zeit für einen großen Dramatiker galt, dem noch über ein Menschenalter später Iffland einen ihm zugedachten Lorbeerkranz aufsetzte. [3]) Die Art und Weise, wie die Klotzsche Literaturclique gegen den Stachel der Lessingschen Kritik zu lecken, und die deutschen Dramatiker als gemißhandelte Talente gegen den Hamburger Dramaturgen in Schutz zu nehmen versuchte, dessen Kritik dem Talente nur „Fesseln schmiede", während sie dem Theater „keinen praktischen Nutzen leiste", und dessen Sophisterei und Paradoriensucht, dessen gebieterischer Stolz und übermüthiger Eigendünkel vergesse, daß der Bühne nicht mit Regeln sondern nur mit Beispielen

---

[1]) XIII. 134.

[2]) Deutsche Bibliothek Bd. I. 4. S. 1—9. III 51. 163. 616. IV. 105. 498—499.

[3]) Danzel, Gottsched 269.

zu helfen sei, — das Alles kann man in der Klotzschen Bibliothek ausführlich lesen. [1])

Lessing jedoch verfolgte unbeirrt von diesen boshaften Schwätzern seinen Gang. Selbst ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, schien ihm zu viel. Er benutzte die schlechten deutschen Stücke, um, wie er in der Ankündigung gesagt hatte, sein Publikum wenigstens daran urtheilen zu lehren. Und während er theoretisch das Ziel hinstellte, nach welchem das deutsche Drama zu streben habe, um aus dem Zustande kindischer Unreife heraus zu kommen, wies er auch aus dem deutschen Leben selbst die Ursachen nach, welche diesen Zustand der Unreife, dies jugendliche, ja kindische Ansehen beförderten, welches unsere schöne Literatur nicht etwa blos gegen die schöne Literatur der Alten, sondern sogar gegen die aller neueren gebildeten Völker habe. „Das meiste, sagt er, was wir Deutsche noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke, allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit denen man sich höchstens bis in sein fünfundzwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, Etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann: ein hübsches Compendium aus den höheren Fakultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen. Daher hat denn auch unsere schöne Literatur so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand

[1]) Deutsche Bibliothek IV. 152 ff.

nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen ekelen Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will! Welche Nahrung kann so ein Mann z. E. wohl in unsern höchst trivialen Komödien finden?" In demselben Sinne gedenkt Lessing [1]) der Laufbahn eines damals berühmten französischen Dramendichters, Dubelloy, der als junger Mensch aus Liebe zum Theater die Jurisprudenz bei Seite warf, Komödiant wurde, und einige Zeit sogar mit einer wandernden Truppe in Deutschland herumzog, einige Stücke machte, dann in sein Vaterland zurückkehrte, „und sehr bald durch ein Paar Trauerspiele so glücklich und berühmt wurde, als ihn die Rechtsgelehrsamkeit nur immer hätte machen können. Wehe dem jungen deutschen Genie, ruft Lessing aus, das diesen Weg einschlagen wollte. Verachtung und Bettelei würde sein gewissestes Loos sein!" Er hatte Ursache so zu sprechen. Mußte er doch um dieselbe Zeit in der Klotz'schen Zeitschrift sich selbst wegen seiner unstäten Lebensweise als eine Art von vagabondirendem Literaten bezeichnen hören, der „an mehreren Orten herumgeschweift sei, als sonst Gelehrte zu thun pflegen!" [2])

Dieser hausbackne deutsche Philistersinn, der Poesie und Kunst, selbst wenn er sie ausübte, mit selbstgefälliger Nachahmung des civilisirten römischen Barbaren als „Possen" (nugae) und Tändeleien betrachtete, und von der Composition eines Trauerspiels mit dem Ausdrucke eines Stiefelputzers sprach, wir fanden ihn in seiner ganzen Glorie bei dem Verfasser des deutschen Romeo und Julie und Richard III., bei dem Leipziger Kreissteuereinnehmer Weiße. Es fehlte diesem philistrosen Sinne durchaus an ernster und würdiger Auffassung der Kunst und ihrer hohen Aufgabe, und eben deshalb auch an Fleiß und Anstrengung zur Ergründung ihres

---

[1]) VII. 83.

[2]) Deutsche allg. Bibliothek Bd. III. S 97.

und durch Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir, etwas zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. — Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich."

Was war die Absicht dieser wunderbaren Erklärung, mit welcher derselbe Mann, der in diesem Augenblicke unbestritten als der erste dramatische Dichter seiner Nation dastand, den Namen eines solchen von sich wies?

Wenn ein bildlicher Vergleich erlaubt ist, so möchten wir auf diese Frage durch das Bild des Feldherrn antworten, der die Fahne, die er hoch emporgehalten, im entscheidenden Augenblicke, um den Muth der Seinen noch höher zu entflammen, in die feindlichen Schanzen schleudert.

Lessing hatte in der Dramaturgie die deutsche dramatische Literatur seiner Zeit in ihrer Nichtigkeit aufgezeigt. Er hatte bewiesen, wie fern sie von ihrem Ziele, ja wie weit sie selbst noch von dem richtigen Wege zu demselben entfernt sei. Er hatte die falschen Götzen, die sie angebetet, zerschlagen, und auf den einzigen Dichter der neuen Zeit, der sie ersetzen könnte, auf Shakspeare hin-

gewiesen, der freilich studirt, nicht geplündert sein wolle, und der, wenn der deutschen Nation dramatisches Genie nicht versagt sei, „für uns das sein müsse, was für den Landschaftsmaler die Camera obscura ist, ein Mittel zu lernen, wie die Natur sich in allen Fällen auf eine Fläche projicire.“ Ueberzeugt, daß Besserung und Fortschritt nur von der klaren Einsicht in die Armseligkeit der gegenwärtigen Zustände kommen könne, hatte er mit schonungsloser Hand den Mangel an Ernst, Fleiß und Studium, die selbstzufriedene Nachlässigkeit und liederliche Leichtfertigkeit der deutschen dramatischen Produktion aufgezeigt, in welcher sich Schächer wie Weisse erlaubten, einen Richard III. zu dichten, ohne sich die Mühe zu nehmen, den Shakspear'schen Richard auch nur kennen zu lernen, und Romeo und Julie in Prosa zu einem verbesserten Rührspiele zu verarbeiten. Was ein Talent leisten könne, wenn es seine Aufgabe ernst nehme; wie nahe es sich mit seinen Produktionen dem Genie stellen könne, wenn es keine der Hülfsmittel verabsäume, welche Studium und Reflexion — von Lessing „Kritik“ genannt — seinem Streben darbieten, das glaubte er seiner Nation durch sein Beispiel gezeigt zu haben. Dies und nichts mehr nahm er für sich in Anspruch! Um so stärker aber durfte er darauf dringen, daß man es sich nicht leichter mache, als er es sich gemacht, daß man mit demselben künstlerischen Fleiße, mit demselben gründlichen Ernste, mit derselben Gewissenhaftigkeit arbeite, die er bewiesen. Indem er den Lorbeerkranz des Dichters, den Siegerpreis des Genies von sich wies, deutete er über sich selbst hinaus auf eine Zukunft des Genius, dem er die Pfade bereitet; und die Geschichte der deutschen Literatur zeigt, daß sein Vertrauen nicht unerfüllt geblieben ist.

Es ist vergeblich und unnütz, Lessing gegen sich selbst in Schutz zu nehmen, wo die Absicht, in welcher er jene Erklärung that, so klar vorliegt. Die Hand auch des Stärksten muß erlahmen, die es unternehmen wollte, von Lessing dem Dichter ein schärfer umrissenes und treffenderes Bild hinzustellen, als er selbst es mit je-

nem Bekenntniß gethan. Man hat über der Bescheidenheit derselben das stolze Selbstbewußtsein übersehen, welches zugleich in ihr enthalten, und in klaren Worten ausgesprochen ist. Wenn der Dichter der Minna von Barnhelm sich bewußt war, auf seinem durch das Vorherrschen der kritischen Reflexion vermittelten Wege des dichterischen Schaffens etwas hervorzubringen, „was dem Genie sehr nahe kommt", so konnte es ihm nicht einfallen, sich im Ernste dichterische Begabung und Beruf zum dramatischen Dichter abzusprechen. Dies ist an sich selbst einleuchtend, auch wenn wir nicht sein eignes Zeugniß dafür hätten, daß er sich diesen Beruf und diese Begabung in freieren und glücklicheren Momenten, als die waren, wo er seine Dramaturgie abschloß, ausdrücklich zuerkannte.[1]) Wohl aber mochte er im Hinblick auf seine Alten und auf Shakspeare die volle Ehre des Dichternamens dem Genius aufgespart wissen wollen, in welchem ureigne schöpferische Kraft in vollendeter Harmonie mit der Thätigkeit der verständigen Reflexion den vollendeten Dichter, das Künstlergenie darstellt, das, wie er an einer andern Stelle sagt, „zugleich geborner Kunstrichter die Probe aller Regeln in sich enthält, und nur die begreift, behält und befolgt, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken." Daß er selbst dieses vollendete dichterische Genie nicht sei, das empfand er umso klarer, je schärfer er sich von dem Prozesse seines eignen dichterischen Schaffens Rechenschaft zu geben vermochte. Und er sprach es aus mit jenem stolzen Freimuthe, der sich bewußt war, daß er nichts verlor, wenn er sich absprach, was er nicht besaß, und daß er selbst um so größer dastand, je höher der Maßstab war, den er seiner Nation mit jener Verzichtleistung in die Hand gab. Die ahnende Zuversicht dieser edelsten Resignation, und ihr glaubensvolles Hoffen auf den Genius des deutschen Volkes haben ihre Erfüllung gefunden, und diese Erfüllung heißt: Schiller und Goethe.

---

[1]) S. oben S. 151.

Oder vielmehr, sie heißt im höchsten und letzten Sinne, dessen was Lessing sich absprach, Goethe allein. Denn auch Schiller, der mit Bewunderung in dem Dichter Goethe den wahren und vollen Menschen erkannte, spricht in Bezug auf sich fast dieselbe Klage Lessing's aus, wenn er von sich sagt, daß Theorie und Kritik ihm die lebendige Gluth geraubt, und das mühelose Schaffen, das harmonische Zusammenwirken der bewußten und unbewußten Thätigkeit beeinträchtigt haben. Auch er gesteht in einem seiner letzten Periode angehörenden Briefe an Goethe,[1]) „er sehe sich jetzt erschaffen und bilden, er beobachte das Spiel der Begeisterung und seine Einbildungskraft betrage sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen wisse." Aber so wenig deßhalb es einem Menschen einfallen wird, einem Schiller den Dichternamen streitig zu machen, ebenso wenig wird die Resignation, mit welcher der Dichter der Minna, der Emilia Galotti und des Nathan diesen Namen von sich ablehnte, die deutsche Nachwelt davon abhalten können, diese Werke zu den Perlen ihrer dichterischen Nationalliteratur und ihren Schöpfer zu den Dichtern zu zählen, die auf der letzten Vorstufe der Vollendung stehend, sich auf derselben in zweiter Linie würdig den ersten Genien der Dichtkunst anreihen. Und so mag denn am Schlusse dieser Betrachtung das schöne Wort stehen, welches der greise Goethe gegen Eckermann[2]) aussprach: „Lessing wollte den Titel eines Genies ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber!"

[1]) Briefe 784.
[2]) Unterh. mit Goethe, III. 229.

Fünftes Kapitel.

Die Dramaturgie und das französische Drama.

Wenn Lessing mit strenger Gerechtigkeit seiner eignen Nation den wahren Zustand ihrer dramatischen Literatur zum Bewußtsein brachte; so war es ihm eine um so größere Genugthuung, ihr zugleich den Beweis zu liefern, daß die Muster, zu denen sie seit einem halben Jahrhundert verehrend emporgeblickt, nicht weniger weit von dem Ideale der Vollendung entfernt seien, und daß selbst die vielbewunderten Franzosen, wenn die Tragödie als die höchste Form der dramatischen Poesie zum Maßstabe genommen werde, „noch kein Theater haben.“ [1])

Der erste französische Dichter, an welchem Lessing dies nachwies, war der von seiner Zeit, von seinem Volke, von dem ganzen gebildeten Europa vergötterte Voltaire.

Wir haben gesehen, daß Lessing von dem persönlichen Charakter Voltaire's genug durch eigene Erfahrung und Beobachtung in nächster Nähe kennen gelernt hatte, um den Menschen Voltaire gründlich zu verachten. Diese Verachtung schärfte den Stachel von Lessing's Kritik, der ohnehin einen wahrhaft großen dramatischen Dichter ohne sittlichen Adel des Charakters für eine Unmöglichkeit hielt. [2]) Gleich die erste Erwähnung Voltaire's in der Dramaturgie ist eine Verspottung der lüsternen Frivolität, „mit der das weise Alter des göttlichen Voltaire“ die junge Welt durch „lehrreiche Märchen“ im Geschmack der neuen Agnese erfreute. Daran schließt sich unmittelbar die Kritik der Semiramis. Mit vernichtender Ironie züchtigt Lessing zunächst den Hochmuth Voltaire's gegenüber den Alten, und die Einfalt seiner verehrenden deutschen Nachbeter. Was hilft es,

[1]) VII. 359. 362—366. 454 ff.
[2]) XII. 211.

ruft er aus, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? „Er spricht, und man glaubt!“ [1]) Die Verachtung des Menschen bricht überall durch bei der Kritik des Schriftstellers und Dichters. Von einer wahrhaft furchtbaren Bitterkeit ist es, wenn Lessing in Bezug auf die Stelle eines Briefes von Voltaire an den englischen Uebersetzer seiner Zaire ausruft: „Es sind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieser Stelle, und das ist für Herrn von Voltaire eben nicht viel.“ Dieser schneidende Ton ist durchgehend in der Dramaturgie überall, wo von Voltaire die Rede ist. Seine Schwäche, für einen Historiker gelten zu wollen, [2]) seine stümperhafte Kenntniß des Alterthums, [3]) seine kindische Eitelkeit, [4]) seine sophistisch ungerechte, chikanirende Behandlung anderer Dramatiker, die groben Lügen, die hämischen Verfälschungen, die ganze freche Perfidie gegen den von ihm in seiner Merope von Anfang bis zu Ende bestohlenen italienischen Dichter Maffei [5]) werden mit schonungsloser Herbigkeit aufgedeckt. Aber auch dem Kritiker des Dichters fühlt man es nach, daß er mit einer gewissen Befriedigung seines von den übermüthigen Franzosen so tief gekränkten Nationalgefühls an dem größten und gefeiertsten Schriftsteller der stolzen Nation ein Exempel statuirt. Sein Gesammturtheil über denselben drängt er einmal in die Worte zusammen: es sei von ihm, auch aus seinen geringsten Anmerkungen immer etwas zu lernen; wenn auch nicht immer das, was er sage, doch wenigstens das, was er hätte sagen sollen. Primus sapientiae gradus est falsa intelligere (die erste Stufe zur Weisheit ist die Erkenntniß des Falschen) ruft er aus, „und ich wüßte keinen Schriftsteller, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe stehe, als an dem

[1]) VII. 46. 47—48.
[2]) VII. 100. 141.
[3]) VII. 175. 249. 318 ff.
[4]) VII. 162—264.
[5]) VII. 164. 185. 225—226.

Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen weniger behülflich sein könnte.[1]) Diese zweite Stufe ist die Erkenntniß der Wahrheit (secundus, vera cognoscere).

Nach diesem Satze ist die gesammte Kritik Voltaire's in der Dramaturgie bemessen, und eine große Anzahl der wichtigsten positiven Resultate für die Philosophie der dramatischen Kunst und der Tragödie sind die Frucht seiner Ausführung. Lessing selbst gesteht dies zu, wenn er im unmittelbaren Zusammenhange mit der zuletzt angeführten Stelle von seiner in der Dramaturgie angewandten Methode sagt, es sei die alte Aristotelische Weise, die zuerst und vor allen Dingen nur jemanden suche, mit dem der Kritiker streiten könne, dann komme er nach und nach in die Materie und das andere finde sich. „Hierzu habe ich selbst mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Schriftsteller vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Herrn von Voltaire."

Die Voltaire'sche Semiramis eröffnet den Reigen. Voltaire hatte nicht umsonst drei Jahre in England gelebt; er hatte Shakspeare und die Wirkung seiner Dramen auf dem Boden kennen gelernt, auf dem sie erwachsen, und war eifrig dahinter her, sich davon gewisse Effektmotive anzueignen. Er war der erste, der unter Berufung auf Shakspeare's Vorgang im Hamlet, eine Geistererscheinung auf die Bühne brachte. Lessing erörtert die von Voltaire mit gefälliger Oberflächlichkeit behandelte Theorie des Gespensterglaubens, indem er den Gegenstand von der historischen Realität auf das Gebiet der Poesie versetzt. Er zeigt die Bedeutung, die poetische Wirkung und Illusion, die Tiefe der Auffassung bei Shakspeare im Vergleich zu der lächerlichen, todten Maschinerie der Gespenstererscheinung bei Voltaire. Der französische Dichter hatte sich zur Entschuldigung seines Gespenstes auf die historische Wahrheit

[1]) VII. 317.

des Gespensterglaubens berufen; Lessing weist also schon bei dieser Gelegenheit hin auf das Verhältniß der historischen Wahrheit zur dramatischen Dichtung, für welche letztere die erstere nicht Zweck, sondern Mittel sei. Voltaire hatte die moralische Tendenz seines Stücks herausgestrichen, aus dem man lernen könne, daß die höchste Macht, um verborgene Verbrechen an's Licht zu ziehen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen mache. Lessing vergißt nicht dem „Philosophen" Voltaire einzureiben, daß diese Moral selbst jedenfalls sehr wenig erbaulich, und daß es unstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger sei, wenn es solcher außerordentlichen Wege nicht bedürfe, und wenn wir uns Belohnung und Bestrafung des Guten und Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten zu denken hätten. Vor allen Dingen aber benutzt er die Voltaire'sche Erklärung, um den ungeheuer folgenreichen Satz auszusprechen, daß die Poesie ihrem Wesen nach mit solcher direkten Moral gar nichts zu schaffen habe. „Ich will nicht sagen, ruft er aus, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist; daß es sehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maxime abzwecken; daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze blos um seinetwillen da wäre." Ist das nicht eine Bemerkung, die noch heutigen Tages, wenn man z. B. Gervinus berühmtes Erklärungswerk Shakspeare's liest, keineswegs veraltet erscheint! — Lessing hat wiederholt auf dies Verhältniß von Moral und Poesie einen so scharfen Nachdruck gelegt,[1]) daß es kaum zu

[1]) VII. 54. 148. 158 ff.

entschuldigen ist, wie man ihn noch heute des einseitigen Moralstandpunktes in der Poesie bezüchtigen mag.

Nach der Semiramis ist es die Zaire, Voltaire's bestes und berühmtestes Trauerspiel, das Lessing seiner Kritik unterwirft. Auch hier wieder hatte Voltaire sich an Shakspeare anzulehnen versucht, denn sein eifersüchtiger Orosman ist dem Othello Shakspeares nachgebildet. Aber aus dem flammenden Scheiterhaufen der Shakspeareschen Dichtung hat der französische Dichter sich nur eines einzelnen Brandes zu bemächtigen vermocht, und zwar eines solchen, der mehr dampft und qualmt als leuchtet und wärmt.[1]) Ein schmeichelnder französischer Kritiker hatte gerühmt, die Liebe selbst habe Voltaire die Zaire diktirt. „Richtiger, meint Lessing, hätte er gesagt die Galanterie." Und hier folgt dann jenes begeisterte Wort über die Shakspearesche Dichtung, das in seiner großartigen Einfachheit alle Kommentare der Welt aufwiegt. „Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst hat arbeiten helfen, und das ist Romeo und Julie von Shakspeare. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zaire ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken: aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird. Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistyl der Liebe vortrefflich; das ist diejenige Sprache, derjenige Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn sie sich auf das behutsamste und gemessenste ausdrücken will, wenn sie nichts sagen will, als was sie bei der spröden Sophisterei und bei dem kalten Kunstrichter verantworten kann. Aber der beste Kanzlist weiß von den Geheim-

[1]) VII. 68.

nissen der Regierung nicht immer das Meiste. Oder hat gleichwohl Voltaire in das Wesen der Liebe eben die tiefe Einsicht, die Shakspeare gehabt, so hat er sie wenigstens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht ist weit unter dem Dichter geblieben." Bei dieser Gelegenheit ist es, wo Lessing mit angelegentlicher Empfehlung die Deutschen auf Wieland's Uebersetzung des britischen Dichters hinweist, die trotz ihrer Mängel noch immer ein Werk liefere, „an dessen Schönheiten noch lange zu lernen sei, ehe die Flecken, mit denen es uns die Schönheiten des Dichters liefere, so beleidigen, daß wir nothwendig eine bessere Uebersetzung haben müßten."

Nach der Kritik der Voltaireschen Zaire, deren Schwächen er einen holländischen Kritiker aufdecken läßt, werden zwei französische Dichter Thomas Corneille und Dubelloy gegen Voltaire's Kritik vertheidigt und diese Gelegenheit benutzt, das Verhältniß der geschichtlichen Wirklichkeit zur Poesie festzustellen. Schon bei der Kritik der Semiramis hatte er es ausgesprochen, daß die historische Wahrheit für den dramatischen Dichter nicht Zweck sondern Mittel zu seinem Zwecke sei.[1]) Bei Dubelloy's Zelmire, die des Dichters freie Erfindung war, hatte ein französischer Kritiker diese Gattung selbsterfundener Dramen gegen die Dramen historischen Inhalts ungebührlich zurückgesetzt, und Voltaire hatte den jüngeren Corneille in seinem Eifer mit Chronologie und Geschichte chikanirt. Lessing nimmt Beide in Schutz. Hinsichtlich des Ersteren beruft er sich auf Aristoteles, der längst entschieden habe, wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter nämlich, als sie einer wohl eingerichteten Fabel ähnlich sei, mit der er seine Absichten verbinden könne. „Der tragische Dichter braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Findet er diese Schicklichkeit

[1]) VII. 50.

von ungefähr an einem wahren Falle, so ist ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wissen denn, was geschehen ist? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geschehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geschehen ist, was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geschehene Historie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was ist das erste, was uns eine Historie glaubwürdig macht? Ist es nicht ihre innere Wahrscheinlichkeit? Und ist es nicht einerlei, ob diese Wahrscheinlichkeit von gar keinen Zeugnissen und Ueberlieferungen bestätigt wird, oder von solchen, die zu unserer Wissenschaft noch nie gelangt sind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Bestimmung des Theaters mit sei, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür ist die Geschichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun werde. Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer, als die Absicht der Geschichte; und es heißt sie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht oder sie gar den Nationalstolz zu nähren mißbraucht."

Dasselbe Thema nun nimmt Lessing gegen Voltaire's Kritik der Rodogune des älteren und des Esser von dem jüngeren Corneille wieder auf, um es noch allseitiger durchzuführen. Voltaire hatte dem Dichter gewisse chronologische und historische Verstöße vorgerückt. Lessing zeigt ihm, daß er selbst dabei nicht geringere begangen und schließt mit den Worten: „Die ganze Tragödie des Corneille sei ein Roman: wenn er rührend ist (d. h. in Lessing's Sinne, wenn die dargestellte Handlung uns tragisch interessirt), wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter sich wahrer Namen bedient hat? Der ächte Dichter, fährt Lessing fort, wählt

hiſtoriſche Namen nicht um ſeine Charaktere aus ihnen zu nehmen, ſondern weil die Charaktere, welche ihnen die Geſchichte beilegt, mit denjenigen Charakteren, die er in Handlung zu zeigen ſich vorgenommen, mehr oder weniger übereinſtimmen. Nicht die bloßen Fakta, die Umſtände der Zeit und des Orts, ſondern die Charaktere der Perſonen, durch welche die Fakta wirklich geworden, ſind es, warum der Dichter lieber dieſe als eine andere Begebenheit wählt. Und hier ſtellt Leſſing zur Beantwortung der Frage: wie weit der Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abweichen dürfe, das große äſthetiſche Geſetz auf: „In Allem, was die Charaktere nicht betrifft, ſo weit er will. Nur die Charaktere ſind ihm heilig. Dieſe zu verſtärken, dieſe in ihrem beſten Lichte zu zeigen, iſt Alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringſte weſentliche Veränderung würde die Urſache aufheben, warum ſie dieſe und nicht andere Namen führen, und nichts iſt anſtößiger, als wenn wir uns keine Urſache geben können.“ Oder, wie er an einem andern Orte ſich ausdrückt: Die geringſte Veränderung der Charaktere hebt die Individualität auf und ſchiebt uns andere Perſonen unter, betrügeriſche Perſonen, die fremde Namen uſurpiren und ſich für etwas ausgeben, was ſie nicht ſind;[1]) —“ Man ſieht, Leſſing würde die Behandlung eines hiſtoriſchen Charakters, wie ſie ſich Goethe im Egmont erlaubte, eben ſo unbedingt wie Schiller verworfen haben und mit demſelben Rechte.

Leſſing kommt auf dieſes wichtige Thema mehrmals zurück und immer in demſelben Sinne höchſter Freiheit des Dichters in Allem, was nicht die hiſtoriſchen Charaktere ſelbſt, ſondern nur die „Fakta“ betrifft. Er begründet dieſe Freiheit durch die Bemerkung, daß wenn die Charaktere genau beobachtet ſind, die Fakta, inſofern ſie eine Folge der Charaktere ſind, von ſelbſt nicht viel anders ausfallen können, während umgekehrt einerlei Faktum ſich aus ganz

[1]) VII. 141 u. 150.

verschiedenen Charakteren herleiten läßt; und durch die zweite: daß das Lehrreiche nicht in den bloßen Faktis, sondern in der Erkenntniß bestehe, daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Fakta hervorzubringen pflegen. Die Fakta sind das Zufällige, das mehreren Personen gemein sein kann, die (historischen) Charaktere dagegen das Wesentliche und Eigenthümliche.[1]) Dabei vergißt er nicht, im Sinne des berühmten Aristotelischen Ausspruchs, daß die poetische Wahrheit der Tragödie viel höher stehe und viel gehaltvoller sei als die geschichtliche, den stärksten Nachdruck auf jene schöpferische Freiheit des Dichters zu legen, zufolge deren das Genie seine Schöpfungen zu einer eigenen Welt gestaltet, „einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben so genau verbunden sind als in der wirklichen, zu einer Welt, in welcher Ursachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken, kurz zu der Welt eines Genies, das, um die Gottheit selbst im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt versetzt, vertauscht, verringert, vermehrt, um ein eigenes Ganze daraus zu bilden, mit dem es seine eigenen Absichten verbindet.“[2]) Diese Tiefe der Auffassung der Poesie und ihres Verhältnisses zur historischen Wirklichkeit, zu welcher Lessing's Zeitgenossen nicht ohne Schwindel hinaufblicken mochten, krönt endlich der Ausspruch, daß nur die Poesie, nicht die Geschichte das Innerste des Herzens der Menschen kennen lehrt, und daß wir, wie Goethe von Shakspeare sagte, nur bei den tragischen Dichtern erfahren, wie den Menschen zu Muthe ist, daß daher aber auch der tragische Dichter die in der Geschichte sich widersprechend auftretenden Charaktere als solche nicht brauchen kann.[3]) — Wenn in unsern Tagen eine systematisch ausgebildete Aesthetik jene Frage über die objektive

[1]) VII. 149.
[2]) VII. 151—152.
[3]) VII. 155 u. 255.

Treue und ihre Grenze dahin beantwortet hat, daß der geschichtliche Stoff in der Hand des Dichters „sich jeder Erweiterung und Ausscheidung zu unterwerfen hat, so lange sie nicht seiner Gattung widerspricht",[1]) so sehen wir auch hier Lessing mit den Resultaten derselben in einem Einklange, dem wir im Folgenden noch öfter begegnen werden.

Für jetzt müssen wir indessen zu seiner Kritik Voltaire's zurückkehren, die wir über jenem wichtigen positiven Resultate, zu welchem sie Lessing zu führen wußte, fast aus den Augen verloren haben.

Von dem rührenden Lustspiel „Nanine", in welchem Voltaire die Geschichte der Richardsonschen Pamela dramatisirt hatte, und das zu den Lieblingsstücken des damaligen deutschen Geschmacks gehört haben muß, da es in sechs Wochen viermal wiederholt erscheint,[2]) wird später die Rede sein. Die letzte Tragödie Voltaire's, welche Lessing zergliederte, war Merope. Diese Zergliederung ist nach allen Seiten hin ein Meister- und Musterstück dramaturgischer Kritik, wie sie zugleich die ausführlichste aller Abhandlungen ist, welche die Dramaturgie enthält.[3]) Lessing erspart dem vergötterten Dichter keine Demüthigung. Mit unbarmherziger Schärfe deckt er alle seine poetischen und menschlichen Schwächen auf, die gerade bei diesem so hoch gefeierten Stücke in ihrem grellsten Lichte erschienen. Er zeigt, daß Voltaire selbst die Regeln nicht beachte, welche er und die Kunstrichter seines Volks als die wesentlichen hinstellen, und daß er, während er es meisterhaft verstehe sich die Fesseln der Kunst möglichst leicht und weit zu machen, sich dennoch meist so plump und schwerfällig und mit solchen Verdrehungen bewege, „daß man meinen sollte, jedes Glied von ihm sei an einen besonderen Klotz geschmiedet." Da dies gerade der Gesichtspunkt war,

[1]) Vischer, Aesthetik Bd. II. S. 363. 364 ff.
[2]) VII. 93. 124. 162. 327. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts I. 445.
[3]) VII. 162—233.

aus welchem die damalige Aesthetik die Tragödie hauptsächlich betrachtete, und auf welchem die Bewunderer des französischen Theaters das lauteste Geschrei erhoben, so überwindet sich Lessing dazu in dieser Beziehung an Voltaire's Merope ein Exempel zu statuiren. Er zeigt auf das Schlagendste, wie bequem es sich der Dichter mit den Einheiten des Orts und der Zeit gemacht, und wie er in dem kindischen Bemühen, die Worte der Regel zu erfüllen, unzählige Verstöße gegen den Geist derselben begangen hat [1]); wie er keinen Sinn für die Verbindung der Scenen, kein Gefühl für die richtige Motivirung derselben beweist, und wie er gleich allen andern Dichtern seiner Nation überall nur bestrebt ist sich äußerlich mit den Regeln abzufinden, statt sie wirklich im Sinne der Alten zu beobachten. Er entwickelt diesen wahren Sinn und diese wahre Bedeutung der Einheitsregeln bei den Alten in schlagender Kürze, und schließt die Erörterung mit den Worten, die für alle Bewunderer der französischen Aesthetik und Theorie des Drama ein Donnerschlag sein mußten: „doch — mir ekelt, mich bei diesen Elementen länger aufzuhalten. Möchte meinetwegen Voltaire's Merope acht Tage dauern und an sieben Orten in Griechenland spielen! Möchte sie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich diese Pedanterien vergessen machen!"

Aber eben diese Schönheiten fehlen ihr. „Die strengste Regelmäßigkeit kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen", und eben die Charaktere der Voltaireschen Tragödie sind es, deren Ungereimtheit, deren frostigen Wahnwitz und lächerliche Rodomontaden, deren raffinirten, für tragische Größe verkauften Kannibalismus er jetzt, neben der verstandlosen Composition der Handlung selbst, mit ihrem Zusammenhange von lauter „kleinen Kunstgriffen" schonungslos aufdeckt. Diese Kunstgriffe zielten bei Voltaire auf die Ueberraschung des Zuschauers ab. Das giebt

[1]) VII. 204. 207.

Leſſing Veranlaſſung, im Einklange mit Diderot den Unterſchied von Ueberraſchung und Spannung in's Licht zu ſetzen.[1]) Er nennt die erſtere ein armſeliges Vergnügen. „Was braucht der Dichter uns zu überraſchen? Er überraſche ſeine Perſonen ſo viel er will; wir werden unſer Theil ſchon davon zu nehmen wiſſen, wenn wir, was ſie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch ſo lange vorausgeſehen haben. Ja unſer Antheil wird um ſo lebhafter und ſtärker ſein, je länger und zuverläſſiger wir es vorausgeſehen haben.“ — Wer ſieht nicht, daß hiermit Leſſing in das Herz der alten tragiſchen zumal der Sophokleiſchen, auf Homer's gleiches pſychologiſches Verfahren begründeten Dichtung mitten hineintrifft? In der That macht er auch ſofort davon die Anwendung zu einer Rechtfertigung der Prologe, welche Euripides ſeinen Tragödien vorausſchickte, und die eben weil ſie gegen das ſtoffliche Intereſſe der Ueberraſchung *verſtießen, den damaligen Kritikern ſo ſehr mißfielen.*[2]) Ja er ſteht nicht an, gerade dieſe Eigenthümlichkeit, daß Euripides den Zuſchauern alle das Unglück, welches ſeine Perſonen überraſchen ſollte, lange vorher zeigte, als einen der Gründe anzuführen, weshalb Ariſtoteles ihn den tragiſchſten Dichter genannt habe. Ueberhaupt aber zeigt Leſſing, wie hohl und nichtig die Ueberſchätzung ſei, zufolge deren Voltaire den Euripides in ſeinem Stücke wo möglich übertroffen zu haben glaubte. Leſſing erkannte die Fehler des griechiſchen Dichters ſo gut wie diejenigen, die ſich ſpäter nach Schlegel's Vorgange an dieſem Genius verſündigt haben.[3]) Aber mit demſelben Scharfblicke, mit dem er in der Alceſte dieſes Dichters ſtatt einer Tragödie, vielmehr ein heiteres Satyrſpiel erblickte, lange ehe der Fund einer didaskaliſchen Notiz dieſe Anſicht zu thatſächlicher Gewißheit erhob, erkannte er auch die dichteriſche Tiefe

[1]) VII. 215 ff.
[2]) VII. 218—222.
[3]) XI. 691—694.

und tragiſche Erhabenheit des Mannes, den ein Sokrates zu ſeinen nächſten Freunden zählte; und er bewies dem eitlen Franzoſen, der auf Euripides herabſehen zu können meinte, „daß jeder Schritt, den er bei ſeiner Merope aus den Fußſtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt geworden.“ [1])

Aber ſelbſt gegen die Merope des von ihm ſo unverſchämt beſtohlenen italieniſchen Dichters gehalten, erſcheint Voltaire's Stück in vielen Punkten mangelhaft, und alle ſeine Veränderungen mit Ausnahme einer einzigen werden als ebenſo viel Verballhornungen nachgewieſen. Noch ſchlimmer ergeht es dem Weiſen von Ferney mit ſeinem Verſuche, den Ariſtoteles für ſich zu citiren, den er ſchwerlich anders als vom Hörenſagen kannte. Voltaire hatte behauptet, Ariſtoteles habe „in ſeiner unſterblichen Poetik“ die Erkennung der Merope und ihres Sohnes für den intereſſanteſten *Moment der ganzen griechiſchen Bühne* erklärt. Es war Leſſing leicht zu zeigen, daß von dieſer Behauptung kein Wort in der Poetik des alten Philoſophen ſtehe. Er knüpft dieſe Berichtigung an die vorausgeſchickte Erklärung eines Abſchnitts der Ariſtoteliſchen Poetik, welcher von der Zahl und Vollkommenheit tragiſcher Fabeln und von den tragiſchen Colliſionen handelt. Die franzöſiſchen Kritiker hatten den Ariſtoteles eines Widerſpruches mit ſich ſelbſt geziehen. Leſſing zeigte, daß ein ſolcher nicht vorhanden und Ariſtoteles im vollkommnen Einklange mit ſich ſelbſt ſei. [2]) Wir können hier ſeine Beweisführung nicht weiter verfolgen, aber es iſt auch nicht nöthig. Die Hauptſache war und blieb, daß Leſſing mit dieſer Kritik der Dramen Voltaire's, dem er übrigens im Einzelnen die Anerkennung ſeiner dichteriſchen und kritiſchen Fähigkeiten nicht verſagt [3]), den erſten Hauptſchlag gegen die äſthetiſche Autorität der

---

[1]) Bernhardy, Griech. Lit. II. 871.

[2]) VII. 168—177. Ed. Müller, Geſchichte der Theorie der Kunſt bei den Alten, II. 153—156. Viſcher, Aeſth. Bd. II. S. 313.

[3]) VII. 106. 223. 105.

großen Nation und ihres begabteſten Vertreters ſo ſiegreich geführt hatte, daß er dieſer Autorität bei uns für immer ein Ende machte.

Den zweiten entſcheidenden Streich gegen die klaſſiſche Tragödie der Franzoſen führte Leſſing mit ſeiner Kritik der Rodogune des großen Corneille. Der Dichter ſelbſt hatte dieſe Tragödie für ſein Meiſterſtück erklärt. Hundert Jahre lang war dieſelbe von Frankreich und Europa als ein ſolches bewundert worden, nur Voltaire hatte einige Zweifel an der Vortrefflichkeit dieſes Werkes zu äußern gewagt.[1]) Leſſing analyſirt zunächſt das Verfahren Corneille's bei der Bearbeitung des Stoffes. Er zeigt, wie ein wahrer Dichter denſelben behandelt haben würde, und wie Corneille ihn behandelt hat: denn „das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwicklung; — der natürliche Gang einer Handlung, der das Genie reizt, ſchreckt den Stümper ab.“ Die Anwendung dieſer Sätze auf Corneille macht ſich von ſelbſt. Das Genie, wenn es ſich mit hiſtoriſchen Stoffen befruchtet, „können nur Begebenheiten beſchäftigen, die in einander gegründet ſind, nur Ketten von Urſachen und Wirkungen.“ Dieſe auf jene zurückzuführen, jene gegen dieſe abzuwägen, überall das Ungefähr (den Zufall) auszuſchließen, Alles was geſchieht ſo geſchehen zu laſſen, daß es nicht anders geſchehen können: das, das iſt ſeine Sache. Der Witz hingegen (d. h. bei Leſſing immer der raffinirende Verſtand im Gegenſatze zu dem ſchöpferiſchen Genie) hält ſich bei Begebenheiten auf, die nichts weiter mit einander zu thun haben, als daß ſie zugleich geſchehen. Dieſe mit einander zu verbinden, ihre Fäden ſo durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere geſtürzt werden, das kann er, der Witz, und nur das. Das Produkt ſolcher dramatiſchen Poeſie des Nebeneinander vergleicht Leſſing mit treffendem Witze dem Changeant der Weberei, das je-

[1]) VII. 130. 144.

nachdem man es von dieser oder jener Seite betrachtet, in den verschiedensten Farben schillert. Ein solches Changeant geistiger Art ist die Composition von Corneille's Rodogune, ein Stück ohne alle Wahrheit, Natur und Möglichkeit in Motiven und Charakteren, aufgesteift durch eine Verwickelung der Intriguen, die bis zum Sinnverwirrenden geht. Aber die fabelhaften Produkte der Einbildungskraft des Dichters sind zwecklos, weil sie nicht das Geringste wahrscheinlicher machen. Denn „nicht das bloße Erdichten sondern das zweckmäßige Erdichten beweist einen schöpferischen Geist." [1]) Dieser wirkt tragisch durch die Kunst der Behandlung, durch die zwingende innere Nothwendigkeit seiner Motivirung, während Corneille zu demselben Zwecke vergebens Gräßlichkeit auf Gräßlichkeit häuft, und die Erhabenheit durch diese stoffliche Anhäufung des Unnatürlichen zu erreichen sucht. Nicht „den Großen" sollte man daher Corneille nennen sondern den Ungeheuerlichen; „denn nichts ist groß, was nicht wahr ist", und das abstrakte Laster, wie es Corneille zu malen liebt, ist das Unwahrste von Allem, und eben deshalb das Untragischste. Lessing's ästhetische Empörung über diese Verkennung des Tragischen macht sich hier zuweilen in Ausdrücken Luft, über die sich die Zeitgenossen entsetzen mochten, denen schon sein Gebrauch Lutherischer Kraftausdrücke, wie z. B. die Bezeichnung des Grausens, durch das Zubergeistehen der Haare zu stark war. [2]) So sagt er von der Heldin des Corneilleschen Trauerspiels einmal, sie sei nichts als ein häßliches abscheuliches Weib, das immer sprudelt und raset, und die erste Stelle im Tollhause verdiente.

Corneille ist der Schöpfer und das Muster der klassischen Tragödie Frankreichs. Lessing griff also dieselbe in ihrer Lebenswurzel an, wenn er nachwies, daß der größte tragische Dichter der

[1]) VII. 142.
[2]) Klotz, Deutsche Allg. Bibl. Bd. IV. 511—512.

Franzoſen die Tragödie auf ein durch und durch falſches Prinzip gebaut habe. Dies falſche Prinzip beruhte hauptſächlich auf der unrichtigen Auffaſſung der Lehre des Ariſtoteles von dem Weſen des Tragiſchen. Es mußte daher Leſſing's Aufgabe ſein, die Letztere, an deren Wahrheit er wie an die der Elemente des Euklid glaubte, in das richtige Licht zu ſetzen; und dieſe Unterſuchung bildet in der That den philoſophiſchen Kern der Hamburgiſchen Dramaturgie. Der Verſuch, denſelben in möglichſter Kürze heraus zu ſchälen, iſt lohnend, wenn auch die Aeſthetik unſrer Zeit mit Recht darauf hinweiſen darf, daß für ihre Wiſſenſchaft die Zeit der Autoritäten, ſelbſt der eines Ariſtoteles vorüber iſt [1]), und daß dieſe ganze Ariſtoteliſche Debatte für uns zum Theil nur noch ein geſchichtliches Intereſſe hat.

Sechstes Kapitel.

Ariſtoteles und das Prinzip der Tragödie.

Aus Ariſtoteles behaupteten die Franzoſen die Grundgeſetze ihrer klaſſiſchen Tragödie geſchöpft zu haben; aus Ariſtoteles bewies ihnen Leſſing, daß dieſe ihre Grundgeſetze falſch und eben deshalb ihre Tragödie keine Tragödie ſei.

Für Leſſing, deſſen geſammte Geiſtesthätigkeit überall auf die Alten zurückging und der an ihrer Grundlage gleichſam ſeine geiſtige Operationsbaſis beſaß, konnte nichts erwünſchter ſein, als daß die Gegner, die er bekämpfte, ſelbſt den Kampf auf ein Terrain geleitet hatten, das er mit der Meiſterſchaft durchdringender Ein-

[1]) Viſcher, Aeſthetik Bd. I. S. 328 ff.

ſicht und tiefſten Verſtändniſſes beherrſchte. Dazu kam noch ein zweiter Umſtand: Ariſtoteles' Poetik galt ihm in Betreff der Geſetze für die dramatiſche Poeſie und für die Tragödie insbeſondere als unumſtößlicher Kanon. Nicht zwar darum, weil es eben Ariſtoteles war, der dieſe Geſetze und Beſtimmungen des Weſens der dramatiſchen Dichtkunſt „aus den unzähligen Meiſterwerken der griechiſchen Bühne abſtrahirt hatte", — denn mit dem Anſehen des Ariſtoteles (ſagt er einmal) wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit ſeinen Gründen zu werden wüßte; — ſondern weil er durch die Beſtimmungen des alten Philoſophen überall die Reſultate ſeines eignen Denkens beſtätigt fand. [1])

Ariſtoteles' Definition der Tragödie lautet, wenn man wie Leſſing nur die weſentlichen Beſtimmungen hervorhebt, folgendermaßen: Die Tragödie iſt die nachahmende Darſtellung einer Handlung, die uns durch gegenwärtig vor unſern Augen handelnde Perſonen und nicht durch Erzählung vorgeführt wird, und durch Mitleid und Furcht die ethiſche Reinigung aller der mit dieſen Affekten zuſammengehörigen Leidenſchaften zu Wege bringt.

Die Franzoſen, Corneille und ſein Nachfolger Crébillon hatten zunächſt dieſe Definition, in welcher die negativen Grundgefühle des Tragiſchen mit unübertrefflicher Einfachheit und Schärfe ausgeſprochen ſind [2]), dadurch gefälſcht, daß ſie ſtatt des Begriffes der Furcht den Begriff des Schreckens untergeſchoben, und alſo eine beſtimmte Art der Furcht, die plötzliche überraſchende Furcht an die Stelle der von Ariſtoteles bezeichneten Empfindung geſetzt hatten. Dadurch war in der poetiſchen Praxis der Anwendung des Schrecklichen und Entſetzlichen in der Tragödie, der unbegreiflichen Miſſethaten, der vorſätzlichen Greuel, der abſoluten ihrer Verbrechen und Gräßlichkeiten ſich freuenden unmenſchlichen Bosheit Thür und Thor

[1]) VII. 453.
[2]) Viſcher, Aeſth. Bd. I. S. 329.

geöffnet worden.[1]) Führte doch der franzöſiſche Tragiker Crébillon ſogar den Beinamen „der Schreckliche“ als einen Ehrennamen; und berief man ſich doch bei dieſem Verfahren auf die unantaſtbare Autorität des Ariſtoteles, obſchon in Wahrheit dieſer Philoſoph grade ſolche Stoffe als abſolut untragiſche verworfen hatte. Die deutſche Tragödie hatte dieſe franzöſiſche Anſicht gehorſam adoptirt, und Leſſing's Freund Weiſſe dieſelbe in ſeinem Richard III. auf die Spitze getrieben. Das gräuelerfüllte Produkt dieſes ſanftmüthigen Leipziger Kinderfreundes iſt es denn auch, an welches Leſſing ſeine Widerlegung der falſchen Theorie anknüpft. Er zeigt zunächſt, daß die Franzoſen und ihre deutſchen Nachfahrer „gar nicht verſtanden haben, was für eine Furcht Ariſtoteles meine.“ Die Furcht die er meint iſt keine bloße Modifikation des Mitleids, iſt nicht der mitleidige Schrecken, welcher uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens überfällt, das einem Andern bevorſteht; ſondern es iſt die Furcht für uns ſelbſt, die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über die Perſonen in der tragiſchen Handlung verhängt ſehen, auch uns treffen können. Mit einem Worte: die Furcht, welche nach Ariſtoteles durch die Tragödie in uns wach gerufen wird, iſt „das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid.“[2]) Ebenſo iſt das Mitleid, welches Ariſtoteles als zweites Grundgefühl des Tragiſchen nennt, die Empfindung, welcher die Möglichkeit einer Furcht für uns ſelber zum Grunde liegt. Das tragiſche Mitleid ſchließt alſo die Furcht nothwendig ein, und beide ſind Momente eines Affekts.

Dieſe tiefſinnige Auffaſſung des alten Philoſophen zuerſt aufgehellt und für immer feſtgeſtellt zu haben, iſt Leſſing's großes Verdienſt. „Es beruht, ſagt er in ſeiner Ausführung,[3]) alles auf dem Begriffe, den ſich Ariſtoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenſtand unſers

[1]) VII. 332.
[2]) VII. 336.
[3]) VII. 337–340.

Mitleidens werden soll, nothwendig von der Beschaffenheit sein müsse, daß wir es auch für uns selbst oder für einen der Unsrigen zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sei, könne auch kein Mitleiden stattfinden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sehe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreifen könne, woher ihm ein Unglück zustoßen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erklärt daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eins durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde; und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstände. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, obschon er es sich durch irgend eine Schwachheit zugezogen: seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld sei für uns verloren, sei nicht vermögend unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich dann, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeinhin zu sein pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, wie wir in seiner Lage würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korn schildert. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen ebenso ähnlich werden könne, als wir ihm zu sein uns selbst fühlen, und diese Furcht sei es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe."

Also: die tragische Furcht wird Mitleid, wenn das befürchtete Uebel einschlägt; sie ist zukünftiges Mitleid, und hat nichts zu thun

mit der ſtoffartigen Furcht, welche Furcht bleibt, und wenn das befürchtete Uebel einſchlagend uns trifft, nicht in Mitleid, ſondern in Schrecken übergeht, der nur uns gilt; und umgekehrt: das tragiſche Mitleid, wovon bei Ariſtoteles die Rede iſt, iſt nicht das gemeine rohe Mitleid, ſondern es iſt das Ende einer Furcht, die ich theilte, ein Mitleid, das einen allgemeinen Grund hat, das tragiſche Gefühl des allgemeinen Menſchenloſes.[1])

Hat man dieſe Auseinanderſetzung begriffen, ſo ſieht man leicht, wie dadurch die verkehrte Theorie Corneille's, und die ganze darauf gebaute Muſtergültigkeit der franzöſiſchen Tragödie mit einem Schlage vernichtet wurden. Denn nicht genug, daß der eingeführte Begriff des Schreckens aus der Tragödie ein für allemal hinausgeworfen ward: auch die von Corneille und ſeinen Nachfolgern mit Berufung auf Ariſtoteles behauptete Trennung der beiden von dem Philoſophen genannten tragiſchen Empfindungen, der zufolge es Tragödien geben ſollte, die bloß Mitleid und andere, die bloß Furcht (oder vielmehr wie man ſich ausdrückte „Schrecken") erregten, dieſe Eintheilung erſchien in ihrer ganzen Widerſinnigkeit. Corneille ſtritt hier freilich für Haupt und Leben, denn er ſelbſt hatte in ſeinen Tragödien Märtyrer auf die Bühne gebracht, und ſie als die vollkommenſten untadelhafteſten Perſonen geſchildert; und wiederum hatte er in andern Stücken die abſcheulichſten Ungeheuer aufgeführt, während doch Ariſtoteles von beiden Gattungen behauptet hatte, daß ſie für die Tragödie unbrauchbar ſeien, weil beide weder Furcht noch Mitleid erregen könnten. Da er nun weder ſeine Trauerſpiele, noch die Autorität des Ariſtoteles aufopfern wollte, ſo hatte Corneille zu der Auskunft gegriffen, welche dem Ariſtoteles jene grundfalſche Anſicht unterſchob, daß auch eine der beiden tragiſchen Leidenſchaften zu einer Tragödie genüge![2]) Es

[1]) Viſcher a. a. O. I. S. 330.
[2]) VII. 339 ff.

war Leſſing leicht, die Abſurdität einer Behauptung zu zeigen, die trotz ihres auf der Hand liegenden Widerſpruchs ſelbſt gegen die klarſten Worte des Ariſtoteles dennoch bis dahin unbeſehen als Ariſtoteliſches Geſetz, und ſomit als unumſtößlicher Kanon in Frankreich und Deutſchland gegolten hatte.

Die zweite wichtige Beſtimmung in der Ariſtoteliſchen Definition der Tragödie iſt die „Reinigung der Leidenſchaften.“

Auch dieſe Beſtimmung war bisher ganz falſch verſtanden worden. Corneille hatte ſie ganz roh und materiell aufgefaßt im Sinne jener Theorie der moraliſchen Abſchreckung, welche die Furcht zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung aller möglichen in der Tragödie dargeſtellten Leidenſchaften des Zorns, des Haſſes, der Liebe, des Ehrgeizes u. ſ. w. im Zuſchauer bewirken ſollte. Leſſing zeigte, daß Ariſtoteles an eine ſolche Wirkung nicht von fern gedacht, daß er überhaupt unter den Leidenſchaften, welche durch Mitleid und Furcht der Tragödie gereinigt werden ſollten, keine anderen verſtanden habe, als „unſer Mitleid und unſere Furcht ſelbſt.“ [1]) Sie iſt eine Heilung des Gleichen durch das Gleiche, eine Art geiſtiger Homöopathie.

Die Ariſtoteliſche Reinigung dieſer unſerer Leidenſchaften der Furcht und des Mitleids geſchieht aber zunächſt dadurch, daß die in der Wirklichkeit mit ihnen verbundene Unluſt durch die Kunſt des tragiſchen Dichters in ein Gefühl der Luſt verwandelt wird. „Die Affekte werden dadurch gereinigt, daß ſie durch eine Handlung erregt werden, die nicht wirklich, ſondern nur dargeſtellt, aus der alſo das Stoffartige entfernt iſt.“ [2]) Sie geſchieht zweitens dadurch, daß der Zuſchauer zwar mit den dargeſtellten Perſonen, aber doch weſentlich nur in ihnen, durch geiſtiges Hineinverſetzen in ihre Lage fürchtet und leidet, daß alſo auch aus ſeiner Theilnahme das Stoff-

[1]) VII. 351.

[2]) Müller a. a. O. Th. II. S. 62. Viſcher, Th. I. S. 329.

artige entfernt ist. Mit eindringendem Scharfsinne wies Lessing nach, daß das Geheimniß des Aristotelischen Gedankens der Reinigung jener Affekte in dem gegenseitigen Einschließen und Uebergehen derselben in einander zu suchen sei, und daß wer seinen Sinn ganz erschöpfen wolle, nachweisen müsse: 1) wie das tragische Mitleid unser Mitleid, 2) wie die tragische Furcht unsere Furcht, 3) wie das tragische Mitleid unsere Furcht, und 4) wie die tragische Furcht unser Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Und zwar schließe jeder dieser vier Punkte wieder einen doppelten Fall ein. Denn da mit einem Worte diese Reinigung in nichts anderm beruhe, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber nach Aristoteles sich diesseits und jenseits ein Extrem finde, zwischen welchen sie inne stehe: so müsse die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremen des Mitleids und ebenso auch der Furcht zu reinigen vermögend sein. „Das tragische Mitleid muß nicht allein in Ansehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zuviel Mitleid fühlt, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein in Ansehung der Furcht die Seele desjenigen reinigen, welcher sich gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzt. Gleichfalls muß das tragische Mitleid in Ansehung der Furcht dem was zu viel und dem was zu wenig steuern; und so hinwiederum die tragische Furcht in Ansehung des Mitleids.“ [1])

Wohl darf man sagen, daß in der so gefaßten Aristotelischen Bestimmung eine Andeutung liege von jener sittlich erhebenden Wirkung, welche das Tragische auf das Menschengemüth ausübt. Die Aesthetik unserer Zeit hat darauf hingewiesen, daß hierbei der alte hellenische Denker auch auf den Gehalt der Tragödie einge-

[1]) VII. 352–353. vrgl. Müller, II. 68.

gangen ist, wenn er als Inhalt derselben das Leiden großer Menschen ohne entsprechende Schuld verlangt, weil erst dadurch der tragische Schmerz des Zuschauers groß, erhaben, allgemein wird, wenn er selbst die größten nicht ausgenommen sieht von dem allgemeinen Menschenschicksal. Aber hier liegt zugleich die Schranke der Aristotelischen Bestimmung: denn es fehlt ihr die Entwickelung des Begriffs der Schuld und damit auch der Begriff „der absoluten Gerechtigkeit, deren Anschauung erst Mitleid und Furcht in wesentlich andere Gefühle verwandelt." [1])

Doch kehren wir zu Lessing zurück. Welches ist das praktische Resultat, das er aus seiner Entwickelung des Wesens der Tragödie zieht? Kein anderes als dies: daß nicht nur die Deutschen, sondern auch die Franzosen, „welche sich seit hundert Jahren ein Theater, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben rühmen, noch kein Theater, d. h. noch keine wahre Tragödie haben," daß alle ihre Tragödien an den Maßstab der Aristotelischen Aesthetik gehalten keine Tragödien sind![2]) Und warum sind sie dies nicht? Weil die Wirkungen die sie hervorbringen alles andere sind, nur nicht diejenigen, die der Tragödie ihrem Wesen nach zukommen.[3])

Vor allen ist es Corneille, der, wie Lessing sagt, den meisten Schaden gestiftet und auf die französischen Tragiker den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt, Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich; den Nachweis für das letztere mag man bei Lessing selbst nachlesen. Er zeigt, wie Corneille die Bestimmungen des Aristoteles, „die alle auf die höchste Wirkung der Tragödie berechnet sind", falsch und schielend vorgetragen, und weil er sie noch viel zu strenge fand, so lange entkräftet und verstümmelt, gedeutelt und vereitelt hat, bis sie sich, wohl oder übel, mit seinen eigenen Tra-

[1]) Vischer a. a. O. I. 330.
[2]) VII. 359.
[3]) VII. 357. 365.

gödien im Einklange fanden. Dieſe Manier, „im Voraus ſeine eigene Sache zur Sache der Wahrheit zu machen,“ wird nun von Leſſing mit ſchneidender Schärfe gezüchtigt, und ihr Reſultat: die gänzliche Verkennung und Verkehrung des Tragiſchen ſelbſt in abſtrakte Unnatur und hohlen Schwulſt, an Corneille's eigenen Tragödien ſchlagend nachgewieſen.[1])

Dies aber war es grade: das bombaſtiſche Uebermaß, der Schwulſt, die Unnatur in Gehalt und Ausdrucksweiſe der Tragödie ſeiner Zeit, was Leſſing zur Natur und Wahrheit zurückgeführt wiſſen wollte. „Nichts iſt züchtiger und anſtändiger als die ſimple Natur. Grobheit und Wuſt iſt ebenſo weit von ihr entfernt, als Schwulſt und Bombaſt von dem Erhabenen. Das nämliche Gefühl, welches die Grenzſcheidung dort wahrnimmt, wird ſie auch hier bemerken. Der ſchwülſtige Dichter iſt daher in Wahrheit auch der pöbelhafteſte. Beide Fehler ſind unzertrennlich, und keine Gattung giebt mehr Gelegenheit in ſie zu verfallen, als die Tragödie.“[2])

Siebentes Kapitel.

Weitere Folgerungen.

Aus der Entwickelung und Begründung des Ariſtoteliſchen Prinzips der Tragödie gewann nun ferner Leſſing eine Reihe der wichtigſten Beſtimmungen, welche wir jetzt überſichtlich zuſammenſtellen wollen.

---

[1]) VII. 364—373.
[2]) VII. 266.

Zunächst die Beseitigung der sogenannten vollkommenen Charaktere aus der Tragödie. Schon auf den ersten Blättern der Dramaturgie hatte er sich gegen das spezifisch christliche Trauerspiel mit seinen durchaus schuldlosen Märtyrern als Helden erklärt.[1] In der Polemik gegen Corneille nimmt er denselben Gedanken wieder auf, und begründet ihn durch die Hinweisung auf die Aristotelische Bestimmung des „Gräßlichen“ *(μιαρόν)*, in einer Weise, welche diesen Punkt ein für allemal festgestellt und Lessing's Entscheidung zu einem Grundgesetze der Aesthetik gemacht hat.[2]

Dasselbe gilt von der Bestimmung des Bösen, dem er schon im Laokoon unter der Bezeichnung des Häßlichen seine Zulässigkeit im Reiche des Schönen unter der Bedingung angewiesen hatte, daß es furchtbar sei. Wenn er den Weisse'schen Richard III. verwarf, so verwarf er damit nicht den Richard Shakspeare's sondern nur das mit seiner Verworfenheit renommirende Ungeheuer, dem der deutsche Poet jeden menschlichen Zug, jede Zusammengehörigkeit mit der Gattung abgestreift, den Schreckenspopanz, in welchen hier die ungeheure Energie der Shakspeare'schen Gestalt verwandelt erschien. Es ist nicht daran zu denken, daß Lessing, wie Guhrauer annimmt,[3] mit seiner vernichtenden Kritik des ersteren auch die letztere einschloß, daß er auf Weisse loschlug und Shakspeare meinte, den er dem deutschen Dichter vielmehr als einen „Spiegel“ zur Erkenntniß der Fehler seines Werkes ausdrücklich vorhält. Allerdings hat Lessing es unterlassen, selbst die Parallele zwischen dem Weisse'schen und dem Shakspear'schen Richard auszuführen. Aber wir haben uns zu erinnern, daß die Dramaturgie ein Torso, und daß Lessing auch da vielsagend ist, wo er schweigt, oder zu schweigen scheint. Seinem scharfen Auge und seinem tiefen Gefühle war es keineswegs entgangen, daß bei Shakspeare das Urbild menschlicher

[1] VII. 10.
[2] Vischer, I. 274—75.
[3] II. 317.

Bosheit dennoch nicht aus dem Rahmen der Menschheit tritt, und daß mehr als eine Spur in seinem Richard auf die Zusammengehörigkeit mit derselben hinweist, daß schon „das tiefe Bedürfniß der Liebe, das Richard wie Macbeth vor seinem Untergange ausspricht, unsere innerste Theilnahme erregt, und daß wir, wie wir ihnen auch den Untergang gönnen, doch mit ihnen für uns selbst zittern, weil der Dämon, den hier die Nemesis erreicht, auch in uns schlummert.“ [1]) Streng genommen war also hier Lessing im Wesentlichen selbst mit seinem Aristoteles im Einklange, wenn auch dieser ganz im antiken republikanischen Geiste empfand, als er den „vollendet Schlechten“ und dessen Untergang von der Tragödie ausschloß, weil er in jenem nur den nichtswürdigen Taugenichts erblickte, dessen Vernichtung weder Mitleid noch Furcht erregen könne. [2]) Es ist dies die Seite, von welcher die Aristotelische Poetik auf einer zeitlichen, politisch bestimmten Grundlage ruht.

Eine dritte wichtige Bestimmung war die der dramatischen Charaktere und ihrer nothwendigen inneren Einheit. Diese letztere wird als ein absolutes Erforderniß der Kunst im Gegensatze gegen die Erscheinungen der alltäglichen Wirklichkeit hingestellt, welche in keinem Falle als maßgebend oder auch nur entschuldigend für den Dichter angesehen werden dürfe. [3]) Daran knüpft sich ferner der Unterschied der Charaktere und ihrer Bedeutung in der Komödie und in der Tragödie. In der ersteren sind sie die Hauptsache und die Situationen nur die Mittel, sie sich äußern zu lassen, während in der Tragödie die Situationen (die Handlung) das Wesentliche sind, weil aus ihnen das Wesentliche der Tragödie entspringt. „Aehnliche Situationen geben also ähnliche Tragödien, nicht ähnliche Komödien. Dagegen geben ähnliche Charaktere ähnliche Ko-

[1]) Vischer a. a. O. S. 306.
[2]) Vischer I. S. 307.
[3]) VII. 152 u. 153.

mödien, während sie in den Tragödien fast gar nicht in Erwägung kommen. [1])

Endlich glaubte Lessing aus der Aristotelischen Theorie der Tragödie selbst die dramatische Form derselben bestimmen zu können, indem er darauf hinwies, daß die dramatische Form diejenige sei, in welcher sich Mitleid und Furcht, die beiden großen Grundgefühle der Tragödie, entweder allein oder doch in höherem Maße als in jeder anderen erregen lassen. [2]) Allein bei diesem Versuche gerieth er, abgesehen davon, daß durch denselben die dramatische Form nur für die Tragödie nicht auch für die Komödie als nothwendig nachgewiesen wurde, in Widerspruch mit seinem Aristoteles. Denn während Lessing die „gegenwärtige Anschauung" als nothwendiges Moment zur Erregung von Furcht und Mitleid gefordert und die Erweckung dieser Gefühle durch die bloße Erzählung von Aristoteles geeignet glaubte, sagt der letztere vielmehr ausdrücklich das Gegentheil. [3]) —

Die Autorität der klassischen Tragödie der Franzosen zu stürzen war eine Hauptaufgabe für Lessing schon darum, weil dieselbe, während sie die einfache Größe und Erhabenheit der alten hellenischen Tragödie verdunkelt hatte, zugleich den Weg versperrte zu dem Genius Shakspeare's. Wenn er bei dem Niederreißen dieser hemmenden Schranken, wodurch er der Befreier der deutschen Tragödie und des deutschen Drama's wurde, mitunter ungerecht verfuhr in dem Kampfe gegen die französische Literatur, so war es, weil „Mäßigung erst nach dem Siege eintreten kann". Dieser Sieg aber war noch erst zu erfechten, um das stolze Wort Schiller's wahr zu machen, welches dieser große Dichter gleichsam als wohlverdienten Lorbeerzweig auf Lessing's Dramaturgie niederlegte, wenn er von dem deutschen Theater seiner Tage seinem Goethe zusang:

---

[1]) VII. 232 u. 233.
[2]) VII. 346 u. 347. 358.
[3]) Aristot. Poetik 14. § 1. p. 29. Ritter.

„Tinheim'ſcher Kunſt iſt dieſer Schauplatz eigen;
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient.
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutſchen Pindus ſelbſt gegrünt.
Selbſt in der Künſte Heiligthum zu ſteigen
Hat ſich der deutſche Genius erkühnt.
Und auf der Spur der Griechen und des Britten
Iſt er dem beſſeren Ruhme nachgeſchritten."

Daß dies geſchehen, daß der deutſche Genius auf der Spur der Griechen und des Briten dem beſſeren Ruhme nachſchreiten konnte, das iſt das Werk des Mannes, der ihm den Weg gebahnt, das Werk des Befreiers Leſſing und ſeiner Dramaturgie. Wie aber Schiller den Werth der letzteren gewürdigt, das beweiſt eine Stelle ſeines Briefwechſels mit Goethe, dem er im Jahre 1799 ſchrieb: „ich leſe jetzt Leſſing's Dramaturgie. Es iſt doch gar keine Frage, daß Leſſing unter allen Deutſchen ſeiner Zeit über das, was die Kunſt betrifft, am klarſten geweſen, am ſchärfſten und zugleich am liberalſten darüber gedacht, und das Weſentliche, worauf es ankommt, am unverrückteſten ins Auge gefaßt hat. Lieſt man nur ihn, ſo möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutſchen Geſchmacks ſchon vorbei ſei. Denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunſt gefällt werden, dürfen ſich an die ſeinigen ſtellen!" Schiller war es auch, der mit Leſſing in der Würdigung des Ariſtoteles übereinſtimmte, den er „einen Höllenrichter" ſowohl für alle diejenigen nannte, die an der äußern Form ſklaviſch hängen, als für die, welche ſich über alle Formen wegſetzten, da es ihm bei allen ſeinen Beſtimmungen ſichtbar weit mehr um das Weſen als um die Form zu thun ſei, während er doch wieder aus der Natur des Gedichts und beſonders des Trauerſpiels deſſen unverrückbare Form ableite.

Wenn wir bisher Leſſing die ganze Unerbittlichkeit ſeiner Kritik gegen die franzöſiſche Tragödie richten ſahen, um den Beweis zu führen, „daß keine Nation die Regeln des alten Drama mehr verkannt habe, als die Franzoſen," ſo finden wir in ihm dagegen den

bereitwilligſten Anerkenner deſſen, was dieſe Nation im Luſtſpiel und bürgerlichen Drama geleiſtet hatte. Nicht nur, daß Molière für ihn ſeinen Platz neben Shakſpeare hatte,[1]) daß er den großen franzöſiſchen Luſtſpieldichter gegen die Verkennung ſeines eigenen Landsmannes Voltaire und das Luſtſpiel ſelbſt gegen Rouſſeau's alberne Angriffe in Schutz nahm,[2]) — auch die ſpäteren franzöſiſchen Komödiendichter, die Deſtouches und Regnard, Quinoult und Marivaux erfahren bei aller Hindeutung auf ihre Fehler und Schwächen die gerechteſte Anerkennung; und hinſichtlich des ſogenannten rührenden Luſtſpiels, der comédie larmoyante, ließ er ſich bekanntlich im Gegenſatze zu ſeinem früheren ablehnenden Urtheile,[3]) ſogar durch ſeine Vorliebe für den Poeten Diderot zu einer Ueberſchätzung dieſer Gattung hinreißen, während er ſich von dem Anſehen des Kritikers Diderot, den er früher neben Ariſtoteles geſtellt hatte, völlig emanzipirt zeigt.

Ein völlig neues und unbekanntes Gebiet erſchloß endlich Leſſing ſeiner Nation durch ſeine Hinweiſung auf das ſpaniſche Drama, von deſſen Reichthum und Originalität damals Niemand in Deutſchland auch nur eine Ahnung beſaß. Als Leſſing die Dramaturgie ſchrieb, war noch kein einziges Drama dieſer Literatur überſetzt oder auch nur im Auszuge mitgetheilt.[4]) Leſſing, der ſchon ſeit ſeinem erſten Berliner Aufenthalte ſich mit dem Spaniſchen vertraut gemacht hatte, benutzte die günſtige Gelegenheit, welche ihm die reiche ſpaniſche Bücherſammlung eines befreundeten Hamburger Kaufmanns bot, um ſich dieſe unbekannten Schätze der dramatiſchen Literatur anzueignen. Er ſtudirte Calderon und Lope, er las die Komödien des Cervantes und gab bei der Kritik des Eſſex von Thomas Corneille eine ausführliche Zergliederung der gleichnamigen

[1]) X. 175.
[2]) VII. 240—241. vgl. 128—129.
[3]) IV. 151—155.
[4]) VII. 308.

ſpaniſchen Tragödie, deren Verfaſſer noch heute unbekannt iſt, um ſeiner Nation einen Begriff zu geben von einer ihnen völlig unbekannten, an eigenthümlichen Schönheiten reichen dramatiſchen Literatur. Aber dieſe Entdeckerfreude verleitete ihn ſo wenig zu einer — bei minder gefeſteten Geiſtern faſt unvermeidlichen — Ueberſchätzung ihres Werthes, daß vielmehr ſein Urtheil über die Schwächen wie über die Vorzüge des ſpaniſchen Drama's[1]) noch heute in Kraft bleibt. Er war geneigt, auf alle ſpaniſchen Dramen das Wort des alten helleniſchen Dichters anzuwenden, daß bei ihnen „die Hälfte größer ſei als das Ganze.“ Das einzige Stück, das er Luſt verſpürte, auf das deutſche Theater zu verpflanzen, war Calderon's Richter von Zalamea,[2]) und gerade dies Drama gilt auch heute noch als Calderon's vorzüglichſtes Werk und wurde ſpäter wirklich durch Schroeder wohl nicht ohne Anregung Leſſing's für die deutſche Bühne bearbeitet.

Die Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten des ſpaniſchen Dramas, namentlich ſeiner Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen war es zugleich, welche Leſſing auf das wichtige Thema von der Nachahmung der Natur durch die Kunſt führte.

Wieland hatte in ſeinem Romane Agathon, den Leſſing zuerſt ſeiner gleichgültigen Nation als ein Meiſterwerk in die Augen rückte,[3]) ganz wie der ſpaniſche Dichter Lope de Vega jene Vermiſchung durch das Vorbild der Natur und Wirklichkeit zu rechtfertigen verſucht. Leſſing zeigte den ungeheuren Irrthum, in welchen ſich beide verſtrickt hatten, und ſtellte zugleich die Lehre von der Naturnachahmung durch die Kunſt ein für allemal auf ihren richtigen Standpunkt. In der neueren Aeſthetik iſt jene Frage dahin erledigt, „daß die Kunſt eben die Erſcheinung, welche die Natur geſchaffen, aber im Gedränge des ſtörenden Zufalls Trübun-

[1]) VII 303—309.
[2]) XII. 494.
[3]) VII. 313—314.

gen jeder Art ausgeſetzt hat, auf ihre Reinheit zurückführt, und ſo gereinigt in einem idealen Scheinbilde wiederholt, während ſie in der Zurückführung ſelbſt das Vorbild mit der Beſtimmtheit ſeiner Formen und der Wärme ſeiner Lebendigkeit nacheifernd im Auge behält.“ [1])

Ganz in demſelben Gedanken bewegt ſich Leſſing's Entwicklung. „In der Natur, ſagt er, iſt alles mit allem verbunden, alles wechſelt mit allem, alles verändert ſich, eins ins andere. Aber nach dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit iſt ſie nur ein Schauſpiel für einen unendlichen Geiſt. Um endliche Geiſter an dem Genuſſe deſſelben Antheil nehmen zu laſſen, mußten dieſe das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die ſie nicht hat: das Vermögen abzuſondern und ihre Aufmerkſamkeit lenken zu können. Dieſes Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne daſſelbe würde es für uns gar kein Leben geben, wir würden vor allzuverſchiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beſtändiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes ſein, wir würden träumen ohne zu wiſſen, was wir träumten. Die Beſtimmung der Kunſt iſt, uns in dem Reiche des Schönen dieſer Abſonderung zu überheben, uns die Fixirung unſerer Aufmerkſamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenſtande oder einer Verbindung verſchiedener Gegenſtände, es ſei der Zeit oder dem Raume nach, in unſern Gedanken abſondern oder abſondern zu können wünſchen, ſondert ſie wirklich ab, und gewährt uns dieſen Gegenſtand oder dieſe Verbindung verſchiedener Gegenſtände ſo lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die ſie erregen ſollen, verſtattet.

„Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit ſind und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein, ſo ſuchen wir der Zerſtreuung, die dieſe uns droht, möglichſt auszuweichen. Wir abſtrahiren von ihr, und es muß uns noth-

[1]) Viſcher, Aeſth. 3. S. 84.

wendig widerwärtig ſein, in der Kunſt das wieder zu finden, was wir in der Natur wegwünſchen.“

Allein während Leſſing ſo den nothwendigen Abſonderungsprozeß, welchen die Kunſt bei ihrer Nachahmung zu vollziehen hat, „aus der Natur der menſchlichen Empfindungen und Seelenkräfte“ nachwies, entging es ihm nicht, daß das Kunſtwerk in ſeiner höchſten Vollendung, daß mit einem Worte die Tragödie, wie ſie ſich in Shakſpeare's Genius offenbart, ein Ausnahmerecht für ſich von ſeinem Satze beanſpruchen dürfe. Und ſo ſchließt er ſeine Entwicklung mit jenen denkwürdigen Worten, mit welchen er ſich vollkommen auf den Boden der romantiſchen Poeſie ſtellt: „Nur wenn ebendieſelbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Intereſſe annimmt und eine nicht bloß auf die andere folgt, ſondern ſo nothwendig aus der andern entſpringt; wenn der Ernſt das Lachen, die Traurigkeit die Freude oder umgekehrt ſo unmittelbar erzeugt, daß uns die Abſtraktion des einen oder des anderen unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir ſie auch in der Kunſt nicht, und die Kunſt weiß aus dieſer Unmöglichkeit ſelbſt Vortheil zu ziehen.“ — Was iſt dies anders als die Rechtfertigung Shakſpeare's und der romantiſchen Poeſie, deren Idee mit dem klaſſiſchen Begriffe des Schönen zu verſöhnen, wie Guhrauer mit Recht bemerkt, als Leſſings durchgehendes Streben in der Dramaturgie erſcheint!

Wir ſtehen am Ende unſeres Verſuchs, den unerſchöpflichen Reichthum von Leſſing's Dramaturgie und die Größe ſeiner Verdienſte um die Entwicklung unſerer poetiſchen Nationalliteratur andeutend zu vergegenwärtigen. Womit aber könnten wir denſelben würdiger beſchließen, als mit dem Hinweis auf die bahnbrechende Kraft, mit welcher Leſſing den vollen tiefen Strom der Shakſpeare'ſchen Poeſie befruchtend hinüberleitete auf die dürren Gefilde der deutſchen Dichtung und in die vertrockneten Lebensadern des deutſchen Geiſtes.

Was er vor nahezu einem Jahrzehend in den „Literaturbriefen“ angedeutet hatte, daß Shakspeare auch nach den Mustern der Alten beurtheilt ein weit größerer tragischer Dichter sei als die Corneille und Voltaire, das führte er in der Dramaturgie mit der Begeisterung tiefster Ueberzeugung und mit eindringendstem Verständnisse aus, während er zugleich mit den einfachen Worten: „Shakspeare will studirt nicht geplündert sein!“ aller künftigen Benutzung und Auffassung des großen Dichters den einzig richtigen Weg vorzeichnete. Es war nicht Lessing's Schuld, wenn die Stürmer und Dränger der nächsten Jahre Shakspeare als das Urbild und Muster des aller Gesetze und Regeln spottenden Genies auf ihre Fahne schrieben. Sie hätten aus Lessing, der dem Genie besser wie sie selbst sein volles Recht sehr wohl zu wahren wußte,[1]) lernen können, daß er Shakspeare's Dichtungen mit dem Wesen der griechischen Tragödie und mit den Aristotelischen Gesetzen im vollen Einklange fand. Das Stürmer- und Drängerthum der auf die Regellosigkeit pochenden Genies lag damals, als Lessing seine Dramaturgie abschloß, bereits in der Luft und veranlaßte ihn die Ursachen desselben mit schlagender Wahrheit zu zeichnen. Es war die Bekanntschaft mit dem englischen Theater, welche, wie er sich ausdrückt, die Deutschen die Entdeckung machen ließ, „daß die Tragödie noch einer ganz anderen Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahl der Wahrheit prallten wir gegen den Rand eines anderen Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses, daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse, ja daß diese Regeln wohl gar Schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche. Und das hätte noch hingehen mögen! Aber mit diesen Regeln fing

[1]) VII. 151. 428.

man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuſchreiben, was es thun und was es nicht thun müſſe. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verſcherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunſt aufs Neue für ſich erfinden ſolle." [1])

Dieſe „Gährung des Geſchmacks" zu hemmen war das Ziel, auf welches vorzugsweiſe hingearbeitet zu haben Leſſing am Schluſſe der Dramaturgie bekannte. Die Revolution, welche er unternahm, war eine weſentlich konſervative, und der große Agitator des achtzehnten Jahrhunderts erſcheint auch hier, — wie überall, zugleich als der treueſte Bewahrer aller wahrhaften Errungenſchaften der Vergangenheit des Menſchengeiſtes.

---

[1]) VII. 453 u. 454.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Ritterſtr. 9.

G. E. Leſſing.

Sein Leben und ſeine Werke.

Von

Adolf Stahr.

„Auf Leſſing zurückgehen heißt jetzt — fortſchreiten!“
H. G. Kühne.

Zweiter Theil.

Berlin 1859.
Verlag von J. Guttentag.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen hat der Verfaſſer ſich vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Zweiter Band.

Erstes Buch. Die Episode des Kampfes gegen Klotz.

Hamburg 1768–1769. Antiquarische Briefe.

	Seite
Erstes Kapitel. Klotz und die Seinen	3– 10
Zweites Kapitel. Der Beginn des Kampfes. — Die Antiquarischen Briefe	11– 26
Drittes Kapitel.	26– 30
Viertes Kapitel. Abgang von Hamburg. — Neue Lebenspläne	30– 41

Zweites Buch. Lessing's Lieben und Leiden.

1769–1776.

Erstes Kapitel	45– 71
Zweites Kapitel	71– 74
Drittes Kapitel	75– 84
Viertes Kapitel	84– 96
Fünftes Kapitel. Die italienische Reise	96–108
Sechstes Kapitel. Lessing's Heirath	108–112

Drittes Buch. Lessing's literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbüttler Leidensjahre.

1770—1775. Emilia Galotti.

Erstes Kapitel. Lessing's literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbüttler Leidensjahre. 1770–1775	115–124
Zweites Kapitel. Emilia Galotti	124–147
Drittes Kapitel. Lessing und Goethe	148–160

Viertes Buch. Lessing der Theologe. — Die Wolfenbüttler Fragmente und der Kampf gegen Goeze.

Erstes Kapitel. Lessing's theologische Vorstudien	163–169
Zweites Kapitel. Der Wolfenbüttler Fragmentist	169–175

Drittes Kapitel. Die Fragmente 175–179
Viertes Kapitel. Lessing's Stellung zu den Fragmenten . . . 179–186
Fünftes Kapitel. Der Kampf mit Goeze 186–212

Fünftes Buch. Nathan der Weise.

Erstes Kapitel. Ende Lessing's Tod 215–232
Zweites Kapitel. Entstehungsgeschichte Nathan's des Weisen . 232–243
Drittes Kapitel. Nathan der Weise 243–263
Viertes Kapitel 264–272

Sechstes Buch. Die Erziehung des Menschengeschlechts.
Ernst und Falk.

Erstes Kapitel. Lessing's Stellung zu den Aufklärern 275–281
Zweites Kapitel. Die Erziehung des Menschengeschlechts . . . 282–297
Drittes Kapitel. Lessing's Ideen über Nationalität, Staat und bürgerliche Gesellschaft 298–306
Viertes Kapitel 306–323
Fünftes Kapitel 323–332
Sechstes Kapitel 332–344
Siebentes Kapitel. Der Mensch unter Menschen 344–352
Schluß 353–358

Druckfehler.

S. 20 Note 4. letzte Zeile lies: Zeitschrift — statt: Zuschrift.
: 24 Z. 14 v. o. lies: feinere — statt: freiere.
: 35 : 3 v. u. lies: was ich zu sehen — statt: was ich je i.
: 158 : 6 v. o. : ist es, wo — statt: ist wo.
: 207 : 11 v. u. und das Komma hinter: „an" stehen.
: 247 : 9 v. u. lies: heilsam — statt: heilsamer.
: 255 : 3 v. o. : der Letzteren — statt: des Letzteren.
: 259 : 14 v. o. fehlt das Komma hinter: Zweifels.
: 262 : 6 v. u. fehlt ein Komma nach: auf.

Erſtes Buch.

Die Epiſode des Kampfes gegen Klotz.
Hamburg 1768—1769.

Antiquariſche Briefe.

Erſtes Kapitel.

Klotz und die Seinen.

Während Leſſing noch an dem zweiten Bande ſeiner Dramaturgie arbeitete, ſah er ſich durch die literariſchen Umtriebe ſeiner Feinde, als deren Haupt wir bereits mehrmals den durch ihn zu einer wenig beneidenswerthen Unſterblichkeit gelangten Halleſchen Profeſſor Klotz namhaft gemacht haben, in eine Fehde verwickelt, die ihn von ſeinem ruhmgekrönten äſthetiſchen Feldzuge ab- und auf das ſeit dem Laokoon verlaſſene Gebiet der antiquariſchen Studien zurücktrieb.

„Ich wollte nicht gern, daß man dieſe Unterſuchung nach ihrer Veranlaſſung ſchätzen möchte. Ihre Veranlaſſung iſt ſo verächtlich, daß nur die Art wie ich ſie genutzt habe, mich entſchuldigen kann, daß ich ſie überhaupt nutzen wollen."

Dieſe Aeußerung, mit welcher Leſſing die letzte der Schriften befürwortete, welche ſein Streit mit Klotz veranlaßte [1]), iſt in mehr als einer Hinſicht das würdigſte Motto, das wir unſerer Darſtellung dieſer Händel vorſetzen können.

Leſſing's Thätigkeit in dieſem Kampfe wider einen in keiner Hinſicht ſeiner würdigen Gegner iſt nur mit dem Verdienſte zu vergleichen, welches er ſich zehn Jahre früher durch ſeine Literatur-

[1]) „Wie die Alten den Tod gebildet", VII. 210.

briefe um die Reinigung der literarischen Atmosphäre Deutschlands erworben hatte. Wie er dort in das selbstgefällige schöngeistige Treiben der gedankenlosen Mittelmäßigkeit die Blitze seiner Kritik geschleudert hatte [1]), so entlud sich hier das Gewitter seines edlen Zornes reinigend und befreiend über den Häuptern einer literarischen Rotte, die geführt von einem in seiner Art überaus geschickten literarischen Condottiere, die gesammte Kritik und Journalistik Deutschlands zu vergiften, und zugleich gerade auf dem Gebiete, auf welchem durch einen Winckelmann und Lessing so eben die ersten großen Erfolge mühsam errungen worden waren, auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft in ihrer Anwendung auf die Befruchtung der deutschen ästhetischen Kultur, durch böswillige Verkleinerungssucht auf der einen und seichte Oberflächlichkeit auf der andern Seite unberechenbaren Schaden anzurichten drohten.

Während der letzten Jahre seines Breslauer Aufenthalts, in welchem Lessing gänzlich zurückgezogen von aller öffentlichen Thätigkeit für Journalistik und Literatur lebte und arbeitete, war in Deutschland ein junger Schriftsteller aufgetreten, der mit nicht geringen formellen Talenten und mit noch weit größerem Ehrgeize ausgestattet, durch eine literarische Vielgeschäftigkeit und journalistische Rührigkeit ohne Gleichen das von Lessing scheinbar aufgegebene Terrain einzunehmen sich gewillt zeigte. Christian Adolf Klotz, ein Lausitzer wie Lessing, geboren 1738, hatte zugleich äußerlich eine überaus rasche Carriere gemacht. Mit vierundzwanzig Jahren Professor an der Universität zu Göttingen, mit siebenundzwanzig als Professor der Beredtsamkeit nach Halle berufen, und bald darauf durch den Titel eines Geheimen Raths und durch eine ansehnliche Besoldung auch mit jenen äußerlichen Bedingungen selbstgewissen Auftretens versehen, welche auf das Publikum von damals noch mehr als auf das heutige ihres Eindrucks nicht verfehlten,

[1]) S. Bd. I. S. 168 ff.

gestachelt von brennendem Ehrgeize und wenig bedenklich in der Wahl der Mittel zu dessen Befriedigung, wär es ihm gelungen, sich binnen wenigen Jahren einen geachteten und noch mehr gefürchteten Namen zu machen. Vor allen waren es Winckelmann's und Lessing's Lorbeern, die ihn nicht schlafen ließen. Eine gewisse formelle ästhetische Kultur, die ihn dem Kreise der lyrischen Schöngeister Gleim, Jacobi u. a. m. zuführte, verbunden mit lebhafter Sinnlichkeit, die den Jüngling Bürger zu dessen Verderben an ihn fesselte, und ein richtiger Instinkt für das Zeitgemäße, wie er dem rührigen Ehrgeize selten mangelt, bestimmten seine Richtung und sein Streben, die Wissenschaft des Alterthums, seiner Kunst und Literatur durch geschmackvolle Popularisirung mit den ästhetischen und literarischen Bildungsbestrebungen der Zeit zu vermitteln. Eine solche Tendenz lag damals gleichsam in der Luft. Wir haben gesehen, wie um dieselbe Zeit der jugendliche Goethe kein höheres Ziel kannte, als unter Leitung eines Philologen wie Heyne, der, gleichfalls ein Landsmann Lessing's, seit 1763 für denselben Zweck als akademischer Lehrer in Göttingen wirkte, sich zu gleicher Thätigkeit geschickt zu machen. In der That gelang es Klotz sehr bald, sich als geschmackvoller und eleganter Antiquar, als feiner Kunstkenner und geistreicher Kritiker einen Namen zu erwerben, der in jenen Zeiten der Ueberschwänglichkeit, wie sie allen unreifen literarischen Jugendperioden eigen ist, ihn weit über sein Verdienst wie über seine Kraft und den Werth seiner Leistungen emportrug. Denn außer einer Ausgabe des griechischen Dichters Tyrtäus und einer Anzahl kleiner lateinisch geschriebener Abhandlungen hatte er eigentlich bis zu der Zeit, wo ihn seine Schrift über den Nutzen der geschnittenen Steine auch als deutschen Schriftsteller zu seinem Unglücke einführte, noch nichts geleistet. Als Universitätslehrer war er weniger als mittelmäßig. Seine Vorträge waren ungründlich und liederlich, da er jede Anstrengung und jedes ernste Studium für dieselben scheute, weshalb er auch nur selten ein Collegium zu

Stande brachte. Eine um so größere Thätigkeit hatte er dagegen als Journalist zu entfalten, und durch dieselbe sich einen Einfluß und eine Stellung zu schaffen gewußt, die ihn in der ganzen deutschen literarischen Welt gefürchtet machten.

Für uns, denen sein Andenken nur noch durch Lessing's vernichtende Kritik seiner Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit auf allen Gebieten, auf denen er sich versuchte, erhalten ist, erscheint das Ansehen, welches er vor seinem verhängnißvollen Streite mit Lessing bei den Besten seiner Zeit genoß, fast unglaublich. Nicht nur der Alles bewundernde Gleim stellte „seinen großen und gelehrten Klotz" geradezu neben Lessing, auch ein Wieland zählte ihn zu den „Zierden der Nation", und Herder setzte ihn den Heroen der Philologie, einem Geßner und Ernesti an die Seite. [1]) Ja, Lessing selbst ward in seiner Breslauer Abgeschiedenheit aufmerksam auf das neu hervortretende Talent, und aufmunternd wie er sich gegen alle jugendlichen Anfänger zu verhalten liebte, erwies er ihm die Ehre einer achtungsvollen Erwähnung in seinem Laokoon. [2]) Mit Nicolai, für dessen Journal er schrieb, stand Klotz in naher Verbindung, wie denn überhaupt wohl kaum ein Mann von literarischer Bedeutung in und außerhalb Deutschland war, an den er sich nicht heranzudrängen gewußt hätte. Nur bei einem Einzigen gelang es ihm nicht, und dieser Eine war gerade derjenige, um den es dem eitlen und ehrgeizigen jungen Manne am meisten zu thun war, Lessing. Die Bewunderung und Verehrung von Lessing's Genius, welche er in seiner Rezension von dessen Laokoon aussprach, war übrigens nicht erheuchelt, wenn sie gleich mit der deutlichen Absicht verbunden erschien, im Verein mit Lessing Opposition gegen Winckelmann zu machen, dessen Ruhm ihn drückte. [3]) Bei dieser Taktik war das

[1]) S. Briefe an Klotz, II. 94. 96. 97. 98., I. 107. 110. 143.
[2]) VI. 515.
[3]) Murr, Klotzens Denkmal S. 25. u. 41., Hauser S. 63.

alte divide et impera sein Leitstern. Wenn ihm das Entzweien gelang, glaubte er auf das Herrschen größere Aussicht zu haben. Aber gerade diese Taktik war es, die ihm bei dem Manne, den er gewinnen wollte, von vornherein sein Spiel verdarb. Die unterwürfige Dienstbeflissenheit, mit der er sich an Lessing drängte, indem er ihn wenige Tage nach dem Erscheinen des Laokoon brieflich um die Erlaubniß bat, seine abweichenden Ansichten öffentlich aussprechen zu dürfen, machte Lessing stutzig; und in der That war der Brief [1]) ein Gemisch von Schmeichelei und Anmaßung, durch welche das Bestreben des eitlen jungen Mannes, sich mit einem Lessing auf gleichen Fuß zu stellen, deutlich genug hervorleuchtete. Lessing beantwortete indessen diesen ersten Brief mit großer Höflichkeit, und nur die Bemerkung: „daß er seinem Laokoon wenig Leser und noch weniger gültige Richter verspreche", mochte für Klotz ein Wink sein, der ihn um so mehr verdroß, als er ihn auf seine Stellung zu Lessing aufmerksam machte. Im Uebrigen aber verräth Lessing's Brief [2]) keine Spur einer Eingenommenheit gegen Klotz, vielmehr zeigt sich in demselben eine gute Meinung von dessen Bestrebungen, welche Lessing sogar den Wunsch persönlicher Bekanntschaft äußern ließ. Das war sehr natürlich. Lessing war damals (1766) eben erst aus seiner Breslauer Einsamkeit in die literarische Welt zurückgekehrt. Er kannte von Klotz wenig mehr als dessen lateinisch geschriebene Briefe über Homer, die für jene Zeit mehr Geist in Behandlung der Alten verriethen, als man bei den damaligen Philologen zu finden gewohnt war, und der Charakter des Menschen war ihm vollends unbekannt. Er fand ihn in Verbindung mit seinen Berliner Freunden, und sah und hörte überall in mündlichen und journalistischen Aeußerungen das Lob des geistreichen, strebsamen und rührigen Mannes, der wie es

[1]) VIII. 187—188.
[2]) XII. 173—175.

schien, Interessen verfolgte, welche auch die seinen waren, und dessen eleganter lateinischer Styl in Prosa und Poesie alle Welt entzückte. Aber schon die Rezension des Laokoon, welche ihm Klotz fünf Monate später (Oktober 1766) mit einem zweiten ganz im Geiste des ersten geschriebenen Briefe [1]) zusandte, öffnete Lessing, der unterdessen Gelegenheit gefunden hatte, Klotzens Treiben etwas näher kennen zu lernen, die Augen über den wahren Gehalt des Mannes. Er ließ Brief und Recension unbeantwortet, und er wußte, warum er es that. [2]) Er erkannte in Klotz den Cliquenmacher, dessen Wahlspruch bei seiner Kritik auf das: „Wie Du mir so ich Dir" gegenseitiger Schmeichelei und Bewunderung hinauslief, während sein scharfer Blick zugleich in jener Rezension selbst die ungründliche Oberflächlichkeit und den Mangel selbstständiger Forschung und Studien durchschaute.

Lessing's Schweigen war für einen Mann von Klotzens Selbstüberhebung und Reizbarkeit eine tödtliche Beleidigung, um so mehr, da sogar manche Freunde Lessing's, wie Gleim, sich über dessen Verhalten erstaunt zeigten. Zum Ueberflusse erfuhr gerade um diese Zeit die Sammlung von Klotz lateinischen Schriften in Nicolai's Bibliothek eine etwas schärfere Kritik, als er bisher zu vernehmen gewohnt gewesen war. Maaßlos empfindlich, wie alle seines Gleichen, gegen das leiseste Wort öffentlichen Tadels, durch allzuleichte Erfolge und vorzeitige Berühmtheit über sich selbst und das Maaß seiner Begabung völlig verblendet, und in dieser Verblendung durch eine Schaar diensteifriger Jünger wie durch das furchtsame Verhalten aller älteren Männer von Namen und Geltung in der Wissenschaft und Literatur bestärkt, beschloß er um sich an Lessing zu rächen, einen Vernichtungskrieg gegen diesen und dessen Freunde, der mit seiner eignen Vernichtung enden sollte.

---

[1]) VIII. 191—193.
[2]) VIII. 193—197.

Geneigt wie alle auf den Schein gerichteten Cliquenmacher bei anderen die eigne Handlungsweise vorauszusetzen, galt es ihm als unzweifelhaft, daß Lessing an der Spitze einer eignen Berliner Literaturschule stehe, die es auf nichts Geringeres abgesehen habe, als durch das Organ der oft genannten Berliner Zeitschrift, der Allg. deutschen Bibliothek, einen kritischen Despotismus über ganz Deutschland auszuüben; und Klotz kam sich als ein Verfechter der guten Sache der Freiheit vor, indem er sich solchem Unwesen gegenüber, wie er sich ausdrückte, „an die Spitze der mit dem Berliner kritischen Despotismus Unzufriedenen" stellte. Nicht zufrieden mit den journalistischen Organen der „Hallischen gelehrten Zeitung" und der lateinisch geschriebenen „Acta Litteraria", in deren Besitze er sich bereits befand, gründete er jetzt für seine Opposition noch ein drittes, die „deutsche allgemeine Bibliothek der schönen Wissenschaften", welche zugleich der Nicolaischen Zeitschrift Concurrenz machen sollte, und in welcher, wie wir oben sahen, Lessing's dramaturgische Thätigkeit in Hamburg auf das Boshafteste angegriffen wurde. Auch dies schien ihm noch nicht genug. Sein Schüler und Freund, ihm gleich an Charakter und Tendenzen, wie an frühen Erfolgen in der Literatur, der durch seine Empfehlung mit sechsundzwanzig Jahren als Professor an die neuerrichtete Universität Erfurt berufene Riedel, hatte nichts Eiligeres zu thun als dort in der „Erfurtischen gelehrten Zeitung" ein weiteres Organ der Opposition gegen Lessing und seine vermeintliche Schule zu stiften, um welches er eine ganze Schaar von literarischen Klopffechtern versammelte. So ausgerüstet begannen Beide den Angriff, den sie durch das leichte Geschütz von einzelnen Pamphleten und Schmähschriften aller Art unterstützten, wobei sie es namentlich an der Hauptwürze für das große lesende Publikum, an boshaften Persönlichkeiten, Anekdoten, Klatschereien und Gerüchtsäereien nicht fehlen ließen. Mit vollen Backen ward, wie ein Zeitgenosse, Garve, schreibt, der Ruhm der Klotzschen Schule in Zeitungen und Jour-

nalen ausposaunt, und da das Publikum durch die Vielgeschäftigkeit der beiden Häupter fortwährend in Athem gehalten, und kein irgend genannter und berühmter Name ungehudelt gelassen wurde, so erreichten sie ihren Zweck, Aufsehen zu machen und Furcht zu verbreiten, in einem Grade, der für die damaligen literarischen Zustände und die charakterlose Schwäche der meisten Vertreter derselben ein trauriges Zeugniß abgiebt. Die Gelehrten und die Männer der Wissenschaft, ein Heyne, Reiske, Lippert u. a. zitterten vor ihm und beugten sich stillschweigend unter seiner journalistischen Peitsche, aus Furcht noch schlimmer behandelt zu werden, wenn sie offenen Widerstand wagten. [1]) Im Stillen tröstete sich ihre Feigheit mit der bekannten Entschuldigung, daß die Bekämpfung eines solchen Menschen unter ihrer Würde und ihre Zeit dafür zu kostbar sei, wie der gelehrte Reiske mit unschätzbarer Naivetät sich gegen Lessing selbst in demselben Briefe ausdrückte, in welchem er Jenem für die erfolgreiche Bekämpfung des „Erzfeindes" seinen gerührten Dank abstattete. Die übrigen Schriftsteller befanden sich theils in gleichem Falle, theils waren sie selbst von ihm in das Netz seiner Cotterie mit eingesponnen, das er mit außerordentlicher Geschicklichkeit über das ganze literarische Deutschland gespannt hatte. Wenn je einer, wie Hamann, gegen die Rottmeister und Kobolde der Kritik aufzutreten wagte, so geschah es unter dem Schutze der Anonymität, den auch Herder nicht verschmähte.

---

[1]) XIII. 145. 154. 164. 167. 191. 192. und Lessing's Brief an Kästner bei Guhrauer, II. 1. 328–29.

Zweites Kapitel.

Der Beginn des Kampfes. — Die Antiquarischen Briefe.

So ſtanden die Sachen, als Leſſing, der unterdeſſen durch die Berufung nach Hamburg ſeine antiquariſchen Studien und deren Gegner eine Zeitlang aus den Augen verloren hatte, im Anfange des Jahres 1768 auf das Klotziſche Treiben aufmerkſam zu werden begann. Das „Geſudel", welches Klotz und ſeine Spießgeſellen in ihrer neuen deutſch geſchriebenen Halliſchen Zeitſchrift trieben, die boshaften Angriffe, welche ſie gegen ſeine Freunde, gegen Männer wie Ramler, Gerſtenberg und Klopſtock richteten, ward ihm unleidlich, und es ſchien ihm Zeit, wieder einmal die alte in den Literaturbriefen ſo erfolgreich geſchwungene Geiſſel zur Hand zu nehmen. „Ich muß ſehen, ob ich nicht noch ein Literaturbriefchen machen kann", ſchrieb er an Nicolai, der nicht unterließ, ihn in ſeinem Vorſatze zu beſtärken.[1]) Dazwiſchen wandelte ihn einen Augenblick die Luſt an, bei Gelegenheit einer im Mai 1768 unternommenen Reiſe nach Leipzig, ſich den Mann in der Nähe zu beſehen, vielleicht um zu verſuchen, ob er nicht durch perſönlichen Einfluß auf beſſere Wege zu bringen ſein möchte. Doch ward dieſer Vorſatz ſehr bald aufgegeben, denn hier in Leipzig erfuhr er ſo viel von dem eigentlichen Weſen des Mannes, daß ihm jede Luſt zu perſönlicher Bekanntſchaft verging.[2]) Vielmehr kehrte er von Leipzig nach Hamburg mit dem feſten Vorſatze zurück, dem Klotziſchen Treiben gründlich zu Leibe zu gehen.

In Leipzig waren ihm die neueſten Klotziſchen Schriften in die Hände gerathen. Sie hatten ihm den letzten Reſt von guter

[1]) XII. 189. XIII. 138.
[2]) XII. 195—196. XIII. 143.

Meinung für den Gelehrten genommen. „Der Mann, schrieb Lessing an Nicolai, nimmt das Maul gar zu voll und möchte gern ein Orakel in diesen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissenderen armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Winckelmann und Lippert, die er öfters gar nicht verstanden hat und Alles was er von dem Seinigen dazu gethan, ist jämmerlich." Gerade in dieser, von allen Freunden Klotzens hoch gefeierten Schrift hatte Klotz seine ersten direkten Angriffe gegen Lessing gewagt. „Er hat mir, fährt Lessing fort [1]), die Ehre erzeigt, meiner in dem Büchelchen dreimal zu gedenken, und mich dreimal eines Besseren zu belehren. Aber alle dreimal hat er mich entweder aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden, oder aus Neckerei nicht verstehen wollen." Zu allem Unglücke für Klotz waren seine zahlreichen Freunde eifrig dahinterher, jenen vornehmen Zurechtweisungen Lessing's in Zeitschriften und Tagesblättern die gehörige Oeffentlichkeit zu geben, und Lessing sah sich bei seiner Rückkehr in Hamburg von einem Artikel der dortigen Zeitung (der Reichspostreuter) empfangen, in welcher ein anonymer Rezensent des Klotzschen Buchs dem Publikum triumphirend zu melden sich beeilte, daß in demselben der berühmte Kritiker Lessing „eines unverzeihlichen Fehlers" überwiesen worden sei. Es war, wie wir jetzt wissen [2]), kein anderer als Lessing's alter Feind Dusch in Altona, der die Literaturbriefe noch nicht verschmerzt hatte, und jetzt die Gelegenheit, sich an Lessing unter fremdem Schutze zu rächen, um so begieriger ergriff, als er der beifälligen Schadenfreude aller zahlreichen Feinde Lessing's von den Literaturbriefen her gewiß sein konnte.

---

[1]) XII. 196., vgl. VIII. 5.
[2]) Guhrauer, II. 1. 328.

Leſſing antwortete mit einem Briefe, den er in die Hamburgiſchen Zeitungen einrücken ließ, und dem bald eine Reihe anderer nachfolgten. Schon der erſte Brief war eine offene Kriegserklärung wider Klotz, wie er ſich gegen Nicolai ausdrückte,[1]) und Leſſing war nicht der Mann, der einen einmal aufgenommenen Kampf unentſchieden ließ, zumal mit einem Gegner, der, ſo ſehr er ihn auch verachtete, doch das Publikum entſchieden auf ſeiner Seite hatte, als derſelbe begann. Denn es war dem rührigen Journaliſten gelungen, ſich, wie Leſſing es ausdrückt, „einen großen Anhang zu erſchimpfen und einen noch größeren zu erloben.“ Darum warf Leſſing die Scheide weg als er das Schwert zog, und er beſchloß den frechen Angreifer dergeſtalt niederzulegen, daß ihm das Aufſtehen vergehen ſollte. „Da ich mich nun einmal mit ihm abgegeben habe,“ ſchrieb er im Verlauf des Streits an ſeinen alten Freund Käſtner in Göttingen, wo die zaghaften Gelehrten ſich jeder Parteinahme ängſtlich zu enthalten fortfuhren, „ſo muß ich ihn ſchon völlig zu Boden bringen.“

Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen folgt jetzt Angriff auf Angriff. In kaum vier Wochen waren bereits die erſten fünfundzwanzig „Briefe antiquariſchen Inhalts“ vollendet, nach acht weiteren erſchien der erſte Band derſelben bereits als Buch[2]), dem ſchon im folgenden Jahre ein zweiter Theil nachfolgte. Daneben hatte Leſſing eine zweite Streitſchrift in Angriff genommen, die jedoch ein Bruchſtück blieb. Es war die Abhandlung „über die Ahnenbilder der alten Römer,“ deren Anfang wir aus Leſſing's Nachlaſſe beſitzen. Sie war gegen Klotz's Behandlung deſſelben Gegenſtandes gerichtet, mit welcher Klotz, wie Leſſing einige Jahre ſpäter erfuhr, ein freches Plagiat aus den Heften von Chriſt's Vorleſungen über Archäologie begangen hatte. Seit dem Vademecum für den Paſtor Lange war kein ſolches Strafgericht abgehalten wor-

[1]) XII 193.
[2]) XII. 198—202.

den, wie es in den antiquarischen Briefen über Klotz erging. Seine Ansprüche auf wissenschaftliches Verdienst und auf eine Stellung als Gelehrter wurden völlig vernichtet, und die Oberflächlichkeit seiner Kenntnisse, die Nichtigkeit seiner Studien, die Hohlheit seines ganzen wissenschaftlichen Treibens ebenso wie die Kniffe und Ränke seiner Polemik überzeugend dargethan. Die Zeitgenossen erschraken vor dem Tone der unerbittlichen Schärfe, der offenen Verachtung, mit welchem es geschah, und alle die schwachherzigen Seelen, die kein Wort des Tadels zu äußern gewagt hatten über die Nichtswürdigkeiten der Klotz'schen Kritik und Polemik, und die infamirenden Persönlichkeiten, die er und seine Anhänger sich erlaubten, sie schüttelten die Köpfe, ja sie stimmten Klagelieder an, über den Verfall der guten Sitte und der Höflichkeit, den Lessing's Briefe ihnen in der deutschen Literatur herbeizuführen schienen. Sie fühlten nicht, daß dieser Ton eben auch ihrer eigenen Schwachherzigkeit galt, daß Lessing, indem er auf den Sack losschlug, zugleich den geduldigen Esel meinte, der ihn trug und — ertrug. Seine Streitschriften wider Klotz waren zugleich eine Anklage der deutschen Literatur- und Gelehrtenwelt, welche diesem alle seine Frechheiten stillschweigend durchgehen ließ.[1]) Ein leuchtendes Beispiel dieses feigen Gelehrtenhochmuths ist uns in einem Briefe des berühmten Philologen Reiske an Lessing aufbehalten. Reiske dankt dem „großen Lessing", daß er ihn selbst und so viele andere brave Leute, die wie er unschuldig von Klotz hätten leiden müssen, an dem gemeinschaftlichen höllischen Feinde gerächt, daß er dem unwissenden Spötter, dem unverschämten Prahler, dem boshaften Lästerer den Mund gestopft, und dem gelehrten Pöbel, der denselben verehre, gezeigt habe, welch ein Ignorant sein Baal sei. Er selbst, Reiske, habe dies Alles freilich auch thun können, aber — man höre: „meine Zeit ist mir zu edel, und ich dünke mich zu gut,

[1]) VIII. 202. 204.

meine Hände mit so unedlem Blute zu besudeln!“ Dieser hochmüthige Professor, der den Mann, welchem er den Namen des Großen giebt, mit diesen Worten so tief unter sich stellt, ist zugleich der richtige Germane, der festiglich der Hoffnung lebt: daß die Sache des Guten schon „von selbst“ siegen werde. Lessing verzieh dem professorischen Philister großmüthig die unfreiwillige Beleidigung. Aber er konnte doch nicht umhin, ihm wenigstens anzudeuten, was er über sein und seiner Collegen Verhalten denke. „Ich hatte lange gewartet, schrieb er ihm zurück, ob sich Niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philister machen wolle. Endlich konnte ich seinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein Paar Steine aus meiner Tasche an den Kopf zu werfen. — Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre stillschweigende Verachtung genug ist, das Publikum, welches er verwirrt, an ihm zu rächen. Einer sollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch so wenige auf meiner Seite zu sein öffentlich bezeugen, so fürchte ich, er hat mich, mit seinen in ganz Deutschland zerstreuten Spießgesellen in Kurzem wieder überschrieen.“ [1])

Freilich: der „große Lessing,“ der titellose Schriftsteller, der von seiner Feder lebende Literat, der nichts hatte als seinen literarischen Ruhm, — wie konnte man sich öffentlich für ihn erklären gegen einen ordentlichen Professor der Eloquenz, einen vom Staate approbirten und besoldeten p. p. ordinarius und Königlichen Geheimerath, dessen Einfluß Professuren und andere Stellen verschaffte! Wie konnte man sich erklären gegen das Haupt einer mächtigen Parteigenossenschaft, das über Lob und Tadel zahlreicher Zeitschriften verfügte, während ein Lessing jede Genossenschaft von sich wies, und seit fast einem Jahrzehnd nicht einmal mehr etwas für Journale schrieb, sondern einsam auf sich selbst allein gestellt, in

[1]) XII. 222. XIII. 167—68.

der Welt daſtand! Dafür konnte er freilich einem Klotz und Conſorten, die von alle dem ihm gegenüber das Gegentheil behaupteten und ihm die Rolle eines vielarmigen journaliſtiſchen Briareus andichteten, um ihre donquichoteſchen Lanzen gegen ihn einzulegen, von ſeiner einſamen Höhe herab das ſtolze Wort zurufen: „Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Rieſe. Da ſtehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu Niemanden und helfe Niemanden, und laſſe mir von Niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle ich es ab, es mag ſein mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde ſind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmoſphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als grade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur dieſen Umlauf laſſe man ihnen frei. Mücken können dazwiſchen hinſchwärmen: aber muthwillige Buben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft ſchleudern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben! Auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt.“ [1])

Für alle Zeiten gültig iſt die berühmte „Tonleiter,“ welche Leſſing am Schluſſe der antiquariſchen Briefe für den Kritiker aufſtellt. „Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getraute das Kunſtrichterſchild aushängen zu können, ſo würde meine Tonleiter dieſe ſein: Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger, mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter, abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper, höhniſch gegen den Prahler, und ſo bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.“ Leſſing hatte gegen Klotz und Riedel mit dem erſten Satze dieſer Tonleiter begonnen, zu der Zeit da er zuerſt auf ſie als auf viel-

[1]) VIII. 200.

versprechende Anfänger aufmerksam wurde; und eben weil er in der gern aufmunternden Milde seines Wesens den Ton vielleicht etwas zu stark angeschlagen hatte — denn in Lessing war ein enthusiastischer Zug, der ihn leicht zu Illusionen über Menschen und Dinge verleitete, wenn diese Illusionen auch vor seinem scharfen Blicke nie lange bestehen konnten — so konnte er am wenigsten geneigt sein, ihnen die letzten Stufen seiner Tonleiter zu ersparen als ihm seine Täuschung klar wurde. Mit ruhigstem Vorbedacht, mit langsamster Ueberlegung und mit kältestem Blute schleuderte er jedes seiner tödtlichen Geschosse auf die elenden Prahler und Kabalenmacher, die sich groß zu machen strebten, indem sie die Größen der Nation in den Staub zogen. Denn seine von sittlicher Empörung erzeugte Kritik ging weit hinaus über den antiquarischen Ausgangspunkt und Inhalt seiner Briefe. Die Materien, die er in denselben behandeln mußte, um die wissenschaftliche Blöße und Armseligkeit des Gegners aufzudecken, interessirten ihn unendlich weniger, als die eben erst im Werden begriffene Nationalliteratur und die Bildung seines Volks, die er durch das Treiben jener Menschen bedroht sah. Er mochte es hingehen lassen, daß sich Scribenten, „von denen keiner Professor, wenigstens nicht Professor der schönen Wissenschaften, die vielmehr Alle noch Studenten, fleißige bescheidene Studenten sein sollten," mit ihrem schaalen und platten kritischen Gewäsch an den zahlreichen untergeordneten Geistern ihrer eigenen Gattung versuchten — wiewohl auch dies ein ekler Anblick sei, wenn man eine Spinne die andere fressen sehe. „Aber wenn sie vollends an die wenigen Schriftsteller sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anschlag kommt," so erschien ihm das eine ebenso lächerliche als schädliche Vermessenheit. Solle Klopstock etwa von ihnen lernen, in seine Elegien mehr Fiktion zu bringen? oder Ramler in seine Oden weniger? „So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie doch gleichwohl in einem Publikum, das

sich zum größten Theil noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht erwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordoziren dürfen!"

„Unausgepfiffen!" das eben war es, was Lessing verdroß, ja empörte. Das allgemeine Schweigen der Feigheit und Schwäche gegenüber der frechen Anmaßung und Unsittlichkeit war es, was seinen Ton zu der höchsten Bitterkeit steigerte, wie sie keine andere seiner Schriften, selbst nicht die gegen Goetze aufzeigen. Um ihm gerecht zu werden, müssen wir aus der ruhigen Ferne der kühlen Gegenwart zurückgehen in die damalige Zeit, und die Verhältnisse in's Auge fassen, unter denen der Genius, zu dessen erzenem Ehrenstandbilde wir jetzt dankbar bewundernd hinaufschauen, lebte, stritt und litt, wenn wir nicht der schwächlichen Theilnahme verfallen wollen, wie sie sich neuerdings für den von Apollon-Lessing geschundenen Marsyas kundgegeben hat.[1]) Lessing sah sich im Stiche gelassen von seiner Zeit, in diesem Befreiungskampfe gegen die Gemeinheit und für die Reinigung der literarischen Atmosphäre seiner Nation. Winckelmann war todt und die philologischen und antiquarischen Fachmänner dachten wie Reiske, wenn sie nicht wie der charakterschwache gegen Lessing geradezu perfide Heyne eine stille Abneigung gegen den überragenden Geist des Mannes empfanden, in welchem sie, da er doch nicht angestellter Professor war, immer wie die Naturforscher aus gleichem Grunde in Goethe nur einen Dilettanten und Eindringling sahen. Zahlreiche andere wollten in ihrer Ruhe nicht gestört sein, und selbst Freunde und Wohlwollende, wie Mendelssohn, Nicolai und Hamann verdachten es Lessing, daß er seine Zeit in solchen Händeln verliere. Herder wagte zwar einen anonymen Angriff auf Klotz, aber den stärkeren gegen Riedel behielt er im Pulte zurück, als er seine Anonymität durch

[1]) So bei Guhrauer, II. 1. S. 231 ff., und im Brockh. Conversations-Lexikon u. d. Art. Klotz.

Klotz entdeckt sah. Er ging nach dem südlichen Frankreich und bedauerte in seinen Briefen, „daß Lessing sich mit einem Nest voll Horniſſen abgeben müsse.“

Klotz' Verhalten war übrigens ganz dazu angethan, das Publikum günstig für ihn zu stimmen. Gleich nach den ersten Briefen Lessing's nahm er dem heftigen Tone Lessing's gegenüber die Sprache überlegen ruhiger Bescheidenheit an, und suchte den Streit mit der Erklärung abzubrechen, „daß derselbe das Publikum zu wenig interessire.“ Als ihm Lessing diesen Weg sich aus dem Staube zu machen abschnitt,[1]) stellte er sich, als läse er selbst die Lessing'schen Briefe gar nicht weiter, und begnügte sich damit seine Kreaturen gegen ihn zu hetzen.[2]) Er schrieb an alle Welt, wie ungerecht ihn der von ihm so ehrend anerkannte Lessing behandle,[3]) während er in andern Briefen die Miene heiterer Ueberlegenheit annahm. Da ihm jedoch innerlich keineswegs wohl bei der Sache zu Muthe war, so versuchte er zu gleicher Zeit bei Nicolai, dem er im ersten Zorne die Freundschaft aufgekündigt hatte, Versöhnungsversuche zu machen, die Lessing verachtend abwies.[4]) Ueberhaupt war Klotz von seiner ganzen Partei vielleicht der Einzige, der innerlich von Lessing's sittlicher und geistiger Ueberlegenheit völlig durchdrungen war. Dieser merkwürdige Mensch, dessen Charakter ein interessantes psychologisches Problem bildet, hatte Augenblicke, in denen er vor der inneren Hohlheit und Unsittlichkeit seines Treibens erschrack, zumal seit ihm durch den von ihm gereizten Lessing die Folgen desselben fühlbar gemacht zu werden anfingen. Er wußte, daß seine und seiner Myrmidonen Behauptung: Lessing stehe als Haupt einer Berliner Schule an der Spitze der Berliner Allg. d. Bibliothek, eine Lüge war, und daß weder Lessing noch

[1]) VIII. 181.
[2]) XI. 408. Hauſen, Klotz Leben S. 36—41.
[3]) XIII. 147.
[4]) XIII. 154. 156. 157. 169. XII 216. Karl Leſſing, I. 288 ff.

Ramler für jene Berliner Zeitschrift arbeiteten.[1]) Er fühlte sich ihm in allen Stücken tief untergeordnet, so sehr sich auch seine Eitelkeit dagegen sträubte, dies laut einzugestehen. Er wagte daher auch keine Widerlegung der antiquarischen Briefe, obschon er eine solche ankündigte. Seine Hoffnung war die zu Ende des Jahres 1768 sich verbreitende Nachricht, daß Lessing im Begriff stehe, für lange Zeit Deutschland zu verlassen und nach Italien zu gehen. Diesen Zeitpunkt wollte er abwarten, um gegen den vom literarischen Kampfplatze entfernten Gegner mit größerer Sicherheit auftreten zu können.[2]) Aber Lessing blieb in Deutschland und so ward seine Hoffnung vernichtet. Er sah sich also genöthigt, mit den alten Praktiken weiter fortzufahren, bald den großmüthigen Beleidigten und Unterdrückten zu spielen, bald durch seine Anhänger in anonymen Schmähschriften und Recensionen Lessing und die Seinen anzugreifen. Selbst Lessing's jüngerer Bruder Karl ward der Gegenstand eines solchen ebenso boshaften als ungerechten Angriffs, und der Kummer darüber drang sogar bis in die stille Pfarrwohnung des alten Pastor primarius zu Camenz, was natürlich Lessing's Zorn noch verstärkte.[3]) Dazu kam, daß der eitle Klotz sich nicht entblödete, Lessing selbst den bürgerlichen Abstand zwischen dem Königlichen Geheimderathe und dem amt- und titellosen Magister fühlen zu lassen. Das schlug dem Fasse vollends den Boden aus.

Man hat es Lessing neuerdings verdacht, daß er sich dazu herabließ, diesen Bauernstolz zu züchtigen.[4]) Aber Lessing war ein Mensch und kein Gott. Er hatte so eben erst die Erfahrung

---

[1]) Brief an Murr, bei Murr Denkmal S. 30.

[2]) XIII. 161—162.

[3]) XIII. 188. u. 189. VIII. 197—198.

[4]) Guhrauer, II. 1. 249—50. Die Verspottung des „Geheimderaths" that übrigens Wirkung; Klotz ließ unmittelbar darauf auf dem Titelblatte seiner Zuschrift den „Geheimderath" fort.

machen müſſen, daß der Staat, der einen Klotz mit reichbeſoldeten Stellen und Auszeichnungen aller Art beehrte, für ihn, den erſten Schriftſteller, den berühmteſten Kritiker, den Mann gediegenen Wiſſens, den größten Dichter Deutſchlands, nicht den beſcheidenſten Platz übrig hatte. Zum erſten und einzigen Male gab er ſeinem Selbſtgefühle Worte, indem er es ausſprach, wie tief er Klotz und ſeinen ganzen literariſchen Anhang, trotz der Geheimrathstitel und der Profeſſuren, die ſie bekleideten, unter ſich erblickte, indem er ſie ſammt und ſonders noch auf die Studentenbank verwies. Er wußte ferner, wie viel Klotz, der „Geheimderath," — der ein Haus machte, zwei Livreebediente hielt, allen durchreiſenden Gelehrten gaſtfrei die Honneurs von Halle machte, ſeine literariſchen Myrmidonen mit Geld und Bürgſchaften unterſtützte, — bei ſeinen deutſchen Landsleuten ſeiner äußeren Stellung verdankte, deren Einfluß ihn zugleich in den Stand ſetzte, ſeinen Anhängern, wie Jacobi, Hauſen, Flögel u. a., Profeſſuren und Schulſtellen zu verſchaffen, Beförderungen zu erwirken und Verleger für ihre Schriften zu ermitteln.[1]) Dazu war Klotz befliſſen zahlreiche Nachrichten, wahre und erdichtete, von Rufen, die an ihn ergangen, von Ehrenauszeichnungen, die ihm widerfahren und zugedacht ſeien, öffentlich durch ſeine Jünger in ſeinen Journalen verbreiten zu laſſen. Sogar eine Erhebung in den Freiherrnſtand hatte er angeſtrebt und als nahe bevorſtehend verbreiten laſſen und ſelbſt verbreitet. „Wie glücklich wäre auch ich, ſchreibt ihm der alte Gleim (5. November 1767), wenn ein Klotz mein gnädiger Herr wäre! Wäre er aber dann auch noch mein Freund? Zweiunddreißig Ahnen ſind gefährlich!"[2])

Aber dieſe Eitelkeit hätte ihm Leſſing, der davon das ausgeſprochene Gegentheil war, vielleicht noch hingehen laſſen, wenn ihm

[1]) Die Beläge zu dem Allen bei Murr S. 32. 34. 50. Briefe an Klotz I. 140. Hauſen S. 17. Jacobi „über Hauſen's Leben Klotz's" S. 26 ff.

[2]) Briefe an Klotz I. 114.

nicht der ganze sittliche Charakter des „Kabalmachers“ und Heuchlers, dem selbst Lüge und Fälschung[1]) nicht zu schlecht waren, um sie als Mittel zu seinen Zwecken anzuwenden, jene Verachtung und sittliche Entrüstung eingeflößt hätte, die wir auch Voltaire gegenüber den Ton seiner Polemik verschärfen sahen. So war es ein gewöhnliches Manöver von Klotz, daß er sich beeilte an diejenigen seiner Freunde und Correspondenten, welche in seinen Zeitschriften angegriffen oder bitter beurtheilt worden waren, sofort zu schreiben und ihnen zu versichern, daß nicht er der Verfasser solcher Rezensionen sei, was ihm denn doch zuweilen bittere Entgegnungen eintrug.[2]) Von Liefland bis zur Schweiz hatte er seine correspondirenden Kundschafter, die ihm Persönlichkeiten aller Art berichten mußten; und welcher Art diese Correspondenten zuweilen waren, davon kann der Liefländische Pastor Harder ein Beispiel geben, der ihm triumphirend meldete, welche geschickte Schlinge er ihm zu Liebe seinem literarischen Wohlthäter und Gönner Herder gelegt habe, um dessen Schwäche in der Kenntniß des Griechischen ans Licht zu bringen![3]) Noch mehr! Derselbe Klotz, dessen eifrigstes Streben darauf gerichtet war, alle möglichen Persönlichkeiten zu wissen — („Sie kennen ja alle Kabinetsgeheimnisse,“ schreibt ihm einmal sein Busenfreund, der Canonicus Jacobi) — um sich ihrer gelegentlich als Angriffswaffen zu bedienen, zeigte sich stets in öffentlichen Erklärungen als abgesagter Feind aller und jeder persönlichen Ausfälle und wagte es, selbst einem Lessing dergleichen vorzuwerfen.[4]) Er, der sich, wie die Briefe seiner Correspondenten, selbst in der von dem Herausgeber, einem unbedingten Verehrer Klotz's, sorgfältig gesichteten Auswahl, bezeugen, fast allen zuerst aufdrang, wagte es, einem Lessing, dem zurückhaltendsten der Menschen, öffent-

[1]) XIII. 157. mit Nicolai's Anmerkung.
[2]) Briefe an Klotz II. 128. 129. vgl. S. 20—23. Lessing VIII. 203.
[3]) Briefe an Klotz II. 58 u. 59.
[4]) VIII. 207.

lich „Zudringlichkeit“ vorzuhalten![1]) Es lag in der Heuchlernatur dieses ächt Kotzebue'schen Charakters, der gelegentlich auch sentimental thun konnte, gerade seine eigenen inneren Hauptfehler und schlechten Neigungen zum Thema salbungsvoller Moralpredigten zu machen. Er, der nichts war als ein Journalist, er, dessen ganzes Leben darin bestand, immer neue kritische Journale zu gründen, und der kurz vor seinem Tode sich noch mit einem neuen Plane solcher Art beschäftigte, — er wurde nicht müde gegen das unheilvolle Ueberwuchern der kritisirenden Journalistik öffentlich zu eifern, und die schlimmen Folgen desselben mit einer Schärfe und Richtigkeit darzustellen, wie es der erbittertste Feind seines eigenen journalistischen Treibens nicht treffender und eindringlicher hätte thun können. Diese Masse kritischer Organe, klagt er[2]), ziehe vom Studium der Bücher selbst ab, verleite zu halber Kenntnißnahme von wichtigen literarischen Erscheinungen, zur Oberflächlichkeit und vorschnellem Aburtheilen, verleite die unreife Jugend (die er selbst massenhaft in die Journalistik zog!) zu eben so unreifer als leidenschaftlicher kritischer Thätigkeit, und bilde ein ganzes Heer von Kritikern, die, stets auf der Lauer liegend, jedes neue Werk als gute Beute betrachteten, wodurch viele tüchtige Leute von literarischer Production abgeschreckt würden — kurz es sei zu befürchten, daß Deutschland bald so viel Kritiker als Schriftsteller und die Literatur davon den größten Nachtheil haben werde! — Sollte man nicht glauben hier Lessing zu hören, wenn man dasjenige, wogegen dieser große Mann sich erhob, so treffend geschildert findet? Der geheimste Grund solcher Heuchelei war freilich das Bewußtsein der eigenen Schuld und Schwäche, das er durch solche Deklamationen sich selbst und der Welt zu verbergen trachtete, wenn er es nicht durch Frivolität übertäubte. Es ist bezeichnend, daß sein Lieblingsspruch,

---

[1]) VIII. 207.
[2]) Acta Literaria Vol. V. Praef.

den er reisenden Gelehrten ins Stammbuch schrieb, lautete: O vanitas vanitatum! Omnia vana sunt! und daß Agrippa's von Nettesheim berüchtigtes Werk de vanitate scientiarum sein Lieblingsbuch war.[1])

Das war der Mann, den Lessing von seiner Zeit als seines Gleichen behandelt und gegen den er sich von den meisten seiner Zeitgenossen im Stiche gelassen sah. Denn nicht nur die Wiener Literaten, die Sonnenfels, Mastalier und Denis, nicht nur die Dusch und Pastor Lange,[2]) auch Männer von berühmten Namen ergriffen heimlich und offen für Klotz Partei. Ein Flögel entblödete sich nicht die antiquarischen Briefe zur „Schandchronik" der Zeit zu rechnen, und die durch sie herbeigeführte „schmähliche Zerrüttung der deutschen Literatur" zu beklagen, als deren Retter er allein Klotz ansah, dem in diesem Streite „das freiere Publikum Beifall zuwinke."[3]) Gleim und Weisse stellten Klotz fast über Winckelmann,[4]) und Weisse, Lessing's ältester Freund, der freilich die Hamburgische Dramaturgie nicht verschmerzen konnte, betrug sich in der Sache des letzteren mit einer Feigheit, die selbst den geduldigen Lessing ihn für immer aufgeben ließ; Lippert, dessen Daktyliothek Klotz für sein Buch über die geschnittenen Steine das Meiste verdankte, stellte sich ganz auf seine Seite. Er behandelte in seinen Briefen an Klotz Herder und Lessing verächtlich, und rieth Klotz „den grammatikalischen Kläffer" (Lessing) laufen zu lassen. Oeffentlich nahmen für Lessing eigentlich nur Nicolai und Raspe Partei. Wie allgemein der Tadel war über Lessing's scharfen Ton, der Unwille über seine Verletzung der „Höflichkeit," die selbst Lessing's nächste Freunde mißbilligten, sehen wir am besten aus dem, was Lessing selbst dagegen wiederholt zu seiner Vertheidigung er-

[1]) Briefe II. 102. Mangelsdorf Vita Klotzii p. 79.
[2]) S. Lange's Brief an Klotz II. 175 ff.
[3]) Briefe an Klotz I. 146. 149 u. 150. 157.—159.
[4]) Ebend. I. S. 54. 62 u. 63. 121.

widerte.[1]) Sein scharfes und tiefes Eindringen, seine Genauigkeit und Gründlichkeit in Behandlung des Einzelnen wurden nicht bloß von Klotz und den Seinen als Pedanterei und Sophistik bezeichnet. Man war allgemein gewöhnt an jenen „schleichenden Komplimentirton einer Höflichkeit, die Allen Alles gab, um von Allen Alles wiederzuerhalten," und die deutsche Gemüthlichkeit ließ lieber perfide Verleumdung und gehässige Persönlichkeiten hingehen, als scharfe sachlich unerbittliche Polemik in einer Sprache, die jedes Ding beim rechten Namen nannte, und die bei aller ihrer Herbigkeit würdevoll und erhaben erscheint gegenüber der unfläthigen Gemeinheit, welcher wir in den Streitschriften der Klotzianer begegnen. Wer sich von dem Tone der letzteren eine Vorstellung machen will, der lese die von einem derselben veröffentlichte Vertheidigung Klotzen's gegen dessen Biographen und früheren Bundesgenossen, den Geschichtsprofessor Hausen, der, was auch Goethe sagen mag, als ein unparteiischer Zeuge gelten muß.[2]) Es ist ein Jammer, zu sehen, daß selbst Goethe bei einem späteren Rückblicke auf diese Epoche gewissermaßen gegen Lessing Partei nahm, und Lessing's Polemik gegen den elenden Klotz unter die Ursachen rechnete, die dazu gedient hätten, „die schöne Zeit der deutschen Literatur, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde," ihrem Ende zuzuführen! Und doch wußte Goethe so gut wie einer, daß, wer das Recht auf seiner Seite hat, derb auftreten muß, und daß bescheidenes Recht gar nichts heißen will.

Lessing handelte in diesem Gefühle und er erreichte schließlich seinen Zweck. Zwar gab es auch für ihn Augenblicke der Ermüdung und des Ekels, in welchen er im gerechten Verdrusse über

---

[1]) VIII. 1. u. 2. 208. 211.

[2]) Leben, Thaten und Charakter Herrn Carl Renatus Hausen, als nöthige Beilage zu dem Leben des Herrn Klotz von demselben Verfasser. Deutschland 1772. Vgl. Karl Lessing I. 258 ff. Goethe, Werke XXXIII. 117—119. XXV. 180.

seine Zeitgenossen, über die unwürdige Behandlung, die sein Laokoon erfuhr,[1]) Lust verspürte die deutsche Literatur, ja selbst die deutsche Sprache ganz aufzugeben und nur noch lateinisch oder französisch zu schreiben. Einer solchen Anwandlung verdankte der Anfang einer französischen Uebersetzung seines Laokoon sein Dasein, der sich unter seinen nachgelassenen Papieren vorfand.[2]) Aber er schüttelte diese Stimmung bald genug ab, und je mehr Klotz öffentlich erklärte, „daß er das Feld des Streites verlassen und seine Zeit künftig auf nützlichere Dinge wenden wolle," desto fester stand bei ihm der Entschluß, den Gegner zu Boden zu bringen.[3]) „Laßt ihn anfangen was er will, rief er seinen Freunden zu, da ich ihn einmal aufs Korn genommen, so folge ich ihm überall nach, und wenn es auch ins deutsche Staatsrecht wäre." Ein dritter Theil der antiquarischen Briefe ward vorbereitet, doch nicht vollendet. Dagegen ward die Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet", gleichfalls durch einen Angriff von Klotz hervorgerufen (1769), zu einer noch heute werthvollen Bereicherung unserer ästhetischen und kunsthistorischen Literatur, und der direkte Einfluß, den dieselbe auf die neuere bildende Kunst übte, war noch bedeutender als selbst der des Laokoon.

Drittes Kapitel.

In der Peterskirche zu Rom sieht man auf dem Grabdenkmale des Papstes Alexander VII. Chigi, einem Hauptwerke Bernini's, ein kolossales Gerippe von vergoldeter Bronze, das mit der einen

[1]) XII. 229. 235.
[2]) XI. 167—169.
[3]) XII. 208.

Knochenhand im Begriffe steht ein Stundenglas zu wenden. Diese Darstellung des Todes war zu Lessing's Zeit noch eben so allgemein, als die Verwechselung antiker und moderner Vorstellungsweisen, auf welcher sie beruhte. Sie hatte bei der ungenügenden Kenntniß des Alterthums und dem mangelhaften Verständniß seiner Werke die allgemein geltende Ansicht erzeugt: daß auch die Alten den Tod unter dem Bilde eines solchen Gerippscheusals gebildet hätten. Selbst ein Winckelmann war noch nicht frei von diesem Irrthume. Lessing hatte diesen Irrthum im Laokoon kurz angedeutet;[1]) Grund genug für Klotz, die alte Darstellung zu vertheidigen und Lessing hochmüthig eines Bessern zu belehren.

Lessing schleuderte in der angeführten Schrift zunächst den Gegner mit einem gerechten Fußtritte bei Seite und entwickelte dann in ungestörter Klarheit und Ruhe den streitigen Gegenstand. Er zeigte, daß die künstlerische Vorstellung des Todes bei den Alten eine verschiedene war, je nach der Auffassung des Todes selbst, entweder als des die Menschen hinraffenden Todesdämons oder als des ruhenden Zustandes des Gestorbenseins.[2]) Nur die Darstellung des Todes als der aktiven Todesgottheit war auch bei den Dichtern und Künstlern der Alten eine furchtbare, wie das Sterben selbst, der Todeskampf, meist ein Furchtbares ist. Die künstlerische Vorstellung des Gestorbenseins war eine freundliche von Homer an, der den Tod als Zwillingsbruder des Schlafs personifizirt, und deren Statuen Pausanias in Sparta nebeneinander stehen sah. Lessing's meisterhafte Abhandlung erhebt sich am Schlusse zu einer Gedankenperspektive, die als Summe und Kern des Ganzen anzusehen ist.

Die Vertheidiger der alten Ansicht hatten darauf hingewiesen, daß die Darstellung des Todes bei den Alten nothwendig habe schrecklich sein müssen, da ihre Vorstellungen vom Tode ihrer Religion

[1]) VI. 446.
[2]) VIII. 247.

zufolge „viel trauriger und finsterer“ gewesen als die der christlichen Welt. Lessing kehrt den Satz um. „Die Religion, sagt er, welche den Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, mußte vielmehr die Schrecken des Todes unendlich vermehren. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der seine gesunde Vernunft brauchte. Von dieser Seite war es also vielmehr unsre Religion, welche das alte heitre Bild des Todes aus der Kunst verdrängte. Da jedoch ebendieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wolle, da auch sie versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend sein könne, so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe aufzugeben und sich wieder in den Besitz jenes alten bessern Bildes zu setzen. Redet doch die Schrift selbst von einem Engel des Todes, und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen?

Sein Zuruf fand Gehör. Das „gräßliche Gerippe“ verschwand mehr und mehr aus der bildenden Kunst, um den Genius, der die Fackel senkt, an seine Stelle treten zu lassen. Aber weit über diesen praktischen Erfolg hinaus gingen die erhabenen Worte, mit denen der Vorläufer des Schönheitsmessias Goethe zuletzt die große, allen kommenden Geschlechtern verheißungsvolle Wahrheit auszusprechen wagte:

> „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt!“

Was den sachlichen Inhalt dieser antiquarischen Schriften betrifft, so tritt er für unsere Betrachtung und unsere Zeit zurück

gegenüber dem großen allgemeinen Zwecke, welchen Lessing mit dieser Polemik gegen dies damalige junge Deutschland verfolgte, und gegen die Meisterschaft, mit welcher er dieselbe handhabte. Sein eigenes Interesse an diesen antiquarischen Spezialitäten war im Grunde gering. Es fiel ihm nicht ein, sich weiter in dieselben einzulassen, als nöthig war, um die wissenschaftliche Nichtigkeit seiner Gegner darzuthun. „Ich schätze das antiquarische Studium, schrieb er an Mendelssohn, gerade so weit als es werth ist: ein Steckenpferd mehr sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man sobald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird." [1]) Er nannte es auch wohl selbst „ein armseliges Studium" wegen der großen Ungewißheit, die über so Vieles niemals sicheren Aufschluß möglich mache; und die geschnittenen Steine hielt er sogar der künstlerischen Uebung des Auges für nachtheilig, da die Schönheit sich in so kleinen Figuren nicht so deutlich empfinden lasse, daß sie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte. [2]) Aber gegenüber den Alterthumskrämern seiner Zeit wies er dem Alterthumsforscher in seinem Sinne eine würdigere Stelle an. „Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt: so war das! weiß dieser schon, ob es so sein können." [3])

Seinen Zweck erreichte er schließlich vollkommen. Seine antiquarischen Briefe und die sich ihnen anschließende Abhandlung über die Art, wie die Alten den Tod gebildet, waren in der That, wie Herder sich später ausdrückte, „zwei Bären, die den Hauptschreier zerrissen, und die Anhänger in ihre Winkel jagten." Was Klotzens

[1]) XIV. 212.
[2]) XI. 209 411. 419.
[3]) VIII. 243—44.

Freund v. Murr, der die Schriften des Ersteren zehnmal nützlicher als Lessing's Laokoon nannte, anklagend gegen Lessing sagte: „Klotz warf ihn mit einer Erbse und ward von ihm dafür mit einem Steinhaufen überschüttet“ [1]), erfüllte sich buchstäblich. Der übermüthige Angreifer ging zu Grunde an seiner Verwegenheit, er kam um in der Gefahr, in die ihn sein Muthwille gestürzt hatte. Klotz starb 1772, ein Zweiunddreißigjähriger, innerlich gebrochen und vernichtet durch das Bewußtsein, daß er sein Unglück selbst verschuldet und daß seine Rolle für immer ausgespielt sei. „Ich möchte gern über diesen Zufall lachen“, — schrieb Lessing, der sich gerade zu der Zeit, wo er die Todesnachricht erfuhr, einer neuen Arglist von ihm versah, an seine Freundin Eva König nach Wien — „aber er macht mich ernsthafter, als ich auch gedacht hätte.“ Diesem Eindrucke ist es mit zuzuschreiben, daß Lessing die antiquarischen Briefe, deren dritten Theil er bereits entworfen hatte, nicht fortsetzte und daß er das Schärfste, was er in der Schrift von den Ahnenbildern der alten Römer hätte gegen ihn sagen müssen, die Aufdeckung des von Klotz an Christ begangenen groben Plagiats, sammt der angefangenen Schrift im Pulte zurückbehielt.

Viertes Kapitel.

Abgang von Hamburg. — Neue Lebenspläne.

Wieder einmal sah sich Lessing in der Nothwendigkeit sein Zelt abzubrechen und auf's Neue in die Welt hinauszuwandern.

Es war nicht Unbeständigkeit, was den vierzigjährigen Mann zu dem Entschlusse bewog, Hamburg zu verlassen, das ihm in mehr als einem Betrachte lieb geworden war, wo er treffliche Freunde

---

[1]) v. Murr, Denkmal Klotzens, S. 66. 95—98.

gefunden, und zuletzt sogar ein inniges Herzensverhältniß geknüpft hatte. Seine Pläne und Versuche, sich dort endlich eine feste Stätte zu gründen, nachdem der Eigensinn des großen Preußenkönigs ihm Berlin unmöglich gemacht hatte, waren sämmtlich gescheitert. Das Nationaltheater war aufgeflogen. Die Gründung eines buchhändlerischen Geschäfts mit Bode war mißlungen, und durch beides ihm nicht nur der Aufenthalt in Hamburg verleidet sondern auch, was das Schlimmste war, seine geringen Geldmittel erschöpft. Er hatte in den letzten drei Jahren mit seinen Geistesarbeiten der Nation Schätze gespendet, an denen noch viele Menschenalter zehren mochten; aber er selbst war arm geblieben. Weder seine Minna noch die Dramaturgie hatten ihm etwas eingebracht. Die letztere hatte er, wie wir sahen, rein im Interesse des Theaterunternehmens ohne allen Gewinn für sich selbst herausgegeben, und die erstere ward zwar auf allen deutschen Theatern gespielt, und in Berlin, wie Ramler an Knebel schrieb [1]), Scenen aus derselben „in Kupfer gestochen und sogar auf Punschnäpfe gemalt". Aber während die Pariser Poeten, wie Ramler hinzusetzt, „von Einem solchen Stücke gespeist, getränkt, gekleidet und beherbergt werden", ging es Lessing wie Goethe, dem wenige Jahre später sein von Deutschland bewunderter Götz — Schulden eintrug, und der von seinem Werther sagen konnte:

„Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! — Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.

Wir haben Lessing's eignes Zeugniß dafür, daß dieser Umstand mit dazu beitrug, ihm das Arbeiten für die deutsche Bühne zu verleiden. „Daß ich wieder etwas für das Theater machen sollte, schrieb er im Jahre 1772 an seinen Bruder, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat: weder Geld, noch Ehre, noch

[1]) Knebel's literar. Nachlaß, II. 34.

Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammengerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, sechs Wochen auf die Folter spannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louisd'ors; und ein Schelm, der jemals wieder ein Stück macht, ohne diese zu bekommen. Du wirst sagen, daß dies sehr eigennützig gedacht sei, gesetzt daß meine Stücke auch soviel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künstler setzt sich seine Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'ors werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen; und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also, Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten."

Aber nicht genug, daß ihm seine dramatischen Dichtungen nichts eintrugen, ward ihm auch der spärliche Ertrag seiner andern schriftstellerischen Arbeiten durch den damals in Deutschland mit größter Frechheit betriebenen Nachdruck vielfach verkümmert. Sein Projekt, den ausgezeichnetsten deutschen Schriftstellern durch Association und durch eine Art Selbstverlag einen reichlicheren Ertrag ihrer Arbeiten zu sichern, scheiterte eben so wie seine Versuche zur Bekämpfung des Nachdrucks. Andeutungen von beiden enthält der fragmentarische Entwürf eines Aufsatzes „Leben und leben lassen",

der sich unter seinen nachgelassenen Papieren fand.[1]) Daß dem Nachdrucke nur durch ein positives allgemeines auf Grundsätze der natürlichen Billigkeit basirtes Gesetz gesteuert werden könne, war ihm um so unzweifelhafter, je weniger sein Scharfsinn es sich verhehlen konnte, daß von einem Eigenthume und Eigenthumsrechte des Autors und Verlegers im strengen Wortsinne bei schriftstellerischen Erzeugnissen nicht wohl die Rede sein könne. Aber hier war es, wo der politische Jammer des zerrissenen Deutschland ihm vor die Seele trat. „Freilich, ruft er aus, *wenn Deutschland unter Einem Herrn stünde*, welcher der natürlichen Billigkeit durch positive Gesetze zu Hülfe kommen könnte und wollte! Aber bei *dieser* Verbindung unter Deutschlands Provinzen, da die menschlichsten das Prinzip haben, des baaren Geldes so wenig als möglich aus ihren Grenzen zu lassen: wer wird ihren Finanzräthen begreiflich machen, daß man allein den Buchhandel unter dieses Prinzip nicht ziehen müßte?!“ — Man sieht, Lessing stand auch mit seiner nationalökonomischen Einsicht über seiner Zeit.

Zu diesen Enttäuschungen und Fehlschlägen gesellte sich endlich noch die Vereitelung der hochfliegenden Hoffnungen und Aussichten, welche Lessing damals im Verein mit Klopstock auf Wien und gewisse Plane Kaiser Joseph's zur Hebung der deutschen Literatur gesetzt hatte. Die nüchternen preußischen Freunde Lessing's, Gleim und Nicolai, welche in jener projektirten großartigen „Anstalt für Kunst und Wissenschaft“ nichts als eine österreichische Finanzspekulation sahen, mittelst deren man die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller nur darum nach Wien zu rufen beabsichtige, um durch den Verlag ihrer Werke große Summen in das Land zu ziehen, behielten Recht, und Klopstock's messianische Weissagungen von einer neuen Aera für Kultur und freie Wissenschaft, Kunst und Poesie unter dem Schutze des österreichischen Doppeladlers zerfielen in

[1]) XI. 178—183.

nichts. Lessing, der fast zwei Jahre lang hartnäckig an jenen Hoffnungen festgehalten hatte [1]), sah sich endlich doch selbst vollständig enttäuscht. Das Einzige, was dabei für ihn herauskam, war ein Ruf (April 1769) als Dramaturg und Theaterdichter an der Wiener Bühne, mit einem Gehalte von 3000 Gulden und der Verpflichtung, jährlich zwei Stücke für dieselbe zu schreiben. Aber gerade mit dem Theater wollte Lessing nach seinen Hamburger Erfahrungen nichts mehr zu thun haben [2]), am wenigsten unter solcher Bedingung; und so zerschlug sich die Sache nach kurzen Verhandlungen. [3])

Unmittelbar nach dem Scheitern der Hamburger Theaterunternehmung hatte Lessing seinen alten italienischen Reiseplan wieder aufgenommen. Seit Jahren zog es ihn zu dem Lande hin, in welchem Winckelmann's Geist sich zu seiner Blüthe entfaltet hatte und Goethe später seine dichterische Wiedergeburt erlebte. Seine Briefe vom Sommer 1768 bis zum Frühlinge des folgenden Jahres sind voll von diesem Vorsatze; und ein persönliches Herzensverhältniß in Hamburg, das wir weiterhin ausführlicher besprechen werden, bestärkte ihn eben so sehr in diesem Plane, als die aus demselben hervorgehende äußere wie innere Lage ihn dazu antrieb, ganz gegen seine Gewohnheit diesen neuen Lebensplan allen seinen Freunden möglichst eindringlich mitzutheilen. Der Verkauf seiner gesammten Bibliothek und sonstigen Habe sollte ihm die Mittel verschaffen, wenigstens so viel mit nach Rom zu bringen, um davon ein Jahr zu leben. [4]) Allein der Erfolg lehrte, daß ihm selbst die dazu nach seiner Meinung erforderliche geringe Summe von dreihundert Thalern nicht übrig blieb, wenn er auch nur die dringendsten seiner

---

[1]) XII. 209. und dazu Nicolai's Anmerkung. Vgl. XII. 234.

[2]) XII. 230., vgl 410–411. 428.

[3]) Ausführlicheres über das Wiener Projekt bei Gubrauer, II. 1. 268 bis 273.

[4]) XII. 202., vgl. 232. 248.

Schulden zuvor bezahlen wollte. Dazu kamen die Streithändel mit Klotz, die Nothwendigkeit, seine antiquarischen Briefe fortzusetzen, und der Wunsch, noch vor Antritt seiner Reise den Laokoon zu vollenden. Entscheidend aber blieb in letzter Instanz die Geldfrage. Das Gerücht wußte auch hier freilich Rath. Sogenannte gute Freunde verbreiteten durch die Zeitungen, daß Lessing auf fremde Kosten nach Italien gehe, daß er der Nachfolger des eben um diese Zeit ermordeten Winckelmann's zu werden beabsichtige, ja daß ihm die Stelle als päpstlicher Bibliothekar zugesagt sei, wenn er wie Winckelmann sich zu einer Religionsveränderung verstehen wolle. Man mag ermessen, welche Bestürzung und welchen Kummer solche Nachrichten im Hause des ehrwürdigen Pastor primarius zu Kamenz anrichteten, den Lessing's Bruder in einem eigenen Briefe darüber zu beruhigen suchte. Aber auch Lessing selbst war über dieses Geschwätz in hohem Grade erzürnt. „Ich will nach Italien, um da zu lernen, schrieb er an seinen Freund Ebert [1]), und hämische Narren kündigen mich als einen Mann an, der hinkommt, zu lehren!“ Nicht einmal Empfehlungen, wie sie ihm Winckelmann's Freund Muzel-Stosch angeboten hatte, gedachte er zu benutzen. „Ich mag keine Bekanntschaften in Rom als die ich rein zufälliger Weise selbst mache“, schrieb er an Nicolai. „Wenn Winckelmann nicht ein so besonderer Freund und Klient von Albani gewesen wäre, so glaube ich, wären seine Monumenti auch anders ausgefallen. Es ist eine Menge Schund darin, blos, weil er in der Villa Albani steht; von Seiten der Kunst taugt er nicht, und von Seiten der Gelehrsamkeit ist auch nicht mehr darin, als Winckelmann mit Gewalt hinein gepreßt hat. Was ich je sehe und wie ich auch zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle.“ [2])

[1]) XII. 219.
[2]) XII. 218.

Der größern Wohlfeilheit wegen, wollte er Anfangs die ganze Reise von Hamburg bis Livorno zur See machen. Später gab er diesen Plan auf, und gedachte zu Lande über Göttingen, Kassel und Nürnberg zu reisen, und während eines längeren Aufenthalts in den beiden ersteren Städten den Laokoon zu vollenden. Allein die Ausführung verzögerte sich von Monat zu Monat. Die Geldmittel waren nicht zu erschwingen, und endlich im Sommer 1769 trat plötzlich ein Umstand ein, der ihn den ganzen Plan auf unbestimmte Zeit vertagen und für's Erste noch über das Jahr hinaus in Hamburg bleiben ließ. Was es damit für eine Bewandniß hatte, werden wir weiterhin in dem Kapitel der leidensvollen Geschichte von Lessing's Liebe zu Frau Eva König ausführlich darstellen.

Das in dieser Zeit sich gestaltende innigere Verhältniß zu dieser ausgezeichneten Frau, und die wider alles Erwarten sich zeigende Möglichkeit einer dauernden Verbindung mit derselben waren die Ursachen, welche Lessing bewogen, sein nächstes Augenmerk auf die Gewinnung einer festen Stellung in Deutschland zu richten. Um so bereitwilliger ergriff er daher eine Gelegenheit zur Erfüllung seines Wunsches, die sich ihm im Oktober 1769 ganz unerwartet darbot. Es war der Ruf an die Bibliothek nach Wolfenbüttel, der durch seinen Freund Ebert von Braunschweig aus an ihn gelangte.

Johann Arnold Ebert, ein geborner Hamburger, sechs Jahre älter als Lessing, gehörte zu der Zahl namhafter Literaten, welche damals das kleine Braunschweig an sich zu ziehen gewußt hatte. Seit der von dem würdigen Abte Jerusalem veranlaßten Gründung des dortigen Collegium Carolinum hatte man nach und nach eine Reihe bedeutender Lehrer für dasselbe zu gewinnen gestrebt, unter denen hier, außer Jerusalem selbst, nur noch die Namen Gärtner, Zacharia, Ebert, Konrad Arnold Schmid, Lessing's ebenso treuer als gelehrter Freund, und später der um die deutsche

Literatur so hochverdiente Eschenburg genannt sein mögen.[1]) Der prachtliebende verschwenderische Herzog Karl (1735—1780) war nicht ohne Empfänglichkeit für Bildung und Wissenschaft, und seine Gemahlin, die schöne Philippine Charlotte, war auch geistig die würdige Mutter von Weimars berühmter Anna Amalie, der Schülerin Jerusalem's. Es war ein literarischer Zug und Hang an dem Braunschweiger Hofe, der selbst einen Gellert die Berufung dorthin wünschen ließ[2]), und wenn jener Hang auch mit einer großen Neigung zur Ostentation verbunden war, so trug er doch dazu bei, manches Gute für Bildung, Kunst und Wissenschaft zu fördern. Noch stärker trat dieselbe Tendenz hervor bei dem Nachfolger Herzog Karl's, dem damaligen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand (geb. 1735), dem späteren unglücklichen Feldherrn des Champagnefeldzugs und der Vernichtungsschlacht von Jena. Dieser Mann hat auf Lessing's letzte Lebensschicksale einen so verhängnißvollen Einfluß geübt, daß wir einen Augenblick bei seinem Charakterbilde verweilen müssen.

Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Zögling des mehrmals genannten Jerusalem, war eine Natur, in deren wunderbarer Mischung ein schrankenloser Ehrgeiz und eine auf glänzende äußerliche Erfolge gerichtete Eitelkeit Hand in Hand gingen mit jenen philosophisch humanitairen, schöngeistig wissenschaftlichen Bestrebungen, wie sie damals in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bei den meisten Fürsten im Schwange gingen. Zu gleicher Zeit trachtete er nach dem Ruhme des Feldherrn, nach der Auszeichnung des großen Politikers und nach dem Rufe des Mäcenatenthums. Das kleine ihm bestimmte Land genügte bei weitem nicht seinem auf große Herrschermacht und Welteinfluß gestellten Ehr-

[1]) Ausführlicheres in der Schrift: Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800 von Dr. Carl Schiller, 1845.

[2]) Schiller, a. a. O. S. 66.

geize und nach einander waren die Throne und Königskronen Englands, auf das er durch seine Verheirathung sich einen nahen Erbanspruch zu sichern gewußt hatte, so wie Frankreichs und Polens, das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche. Frühzeitiger Kriegsruhm, in einzelnen Treffen des siebenjährigen Krieges erworben, hatte dem fünfundzwanzigjährigen Fürsten eine hohe Meinung von seinem Feldherrntalente eingeflößt, große Reisen durch fast alle Länder Europa's seine Bildung erweitert. Er war in Rom (1766) der tägliche Begleiter Winckelmann's gewesen, und stand mit den bedeutendsten Männern, mit d'Alembert, Marmontel und Voltaire, wie mit Mendelssohn und Garve, Justus Möser, Pütter und andern deutschen Schriftstellern und Gelehrten in Briefwechsel. Daneben war er selbst dilettirender Poet in der Weise des großen Preußenkönigs, und wie dieser ein Virtuose in der Musik. An Bildung und Sitte trotz des scheinbaren Interesses für deutsche Schriftsteller durchaus französisch und voll Vorliebe für alles Franzosenthum, war er an Manieren ein vollendeter Weltmann, „höflich bis zur Affektation", wie Mirabeau ihn schildert, und bei aller gern zur Schau getragenen äußeren Liebenswürdigkeit des Benehmens im Innern herzlos, keiner Liebe fähig, ein raffinirter Egoist, vor Allem, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, niemals „ein Sklave seines Worts" — eine Charaktereigenthümlichkeit, die Niemand schwerer wie Lessing empfinden sollte. Der vierunddreißigjährige Erbprinz stand gerade zu der Zeit, in welcher Lessing seine Hamburger Existenz aufzugeben gezwungen war, auf der Höhe seines literarischen Mäcenatenthums. Sein früherer Lehrer Ebert, seit den letzten Jahren persönlich mit Lessing befreundet, sagte ihm, daß Lessing zu haben und wohlfeil zu haben sei. Der Gedanke, den ersten Schriftsteller Deutschlands für sein Land und seinen Dienst zu gewinnen, schmeichelte der fürstlichen Eitelkeit. Er ließ ihm durch Ebert die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel anbieten; zuvor jedoch wollte er ihn persönlich kennen lernen. Lessing kam Ende

November nach Braunschweig. Man gefiel sich gegenseitig. Der Erbprinz, der als ein „kluger Vogelsteller", wie ihn Goethe bezeichnet, sich auf sein Handwerk verstand, hatte schon dadurch Lessing's Herz gewonnen, daß er kurz zuvor dessen Freund Mendelssohn in Berlin aufgesucht und mit großer Auszeichnung behandelt, ja sogar den Wunsch ausgesprochen hatte, auch ihn nach Braunschweig zu ziehen.[1]) Fürsten haben es so leicht und wohlfeil zu gefallen, ja zu bezaubern! An feinen Schmeicheleien und lockenden Aussichten für die Zukunft fehlte es nicht, und der Handel war geschlossen. Lessing übersah das geringe Gehalt von nur 600 Thalern und die Einsamkeit des verödeten Wolfenbüttel. Er hoffte in Betreff des ersteren auf eine große Erleichterung seiner eigenen literarischen Bedürfnisse, aber er mußte später zu seinem Schrecken erfahren, daß die gesammte Summe, mit welcher die Bibliothek, die er verwalten sollte, ausgestattet war, sich — unglaublich zu sagen — auf nicht höher als jährlich 200 Thaler belief![2]) Zu den Bedingungen, welche Lessing stellte, gehörte die ausdrückliche Versicherung, daß seine italienische Reise durch seine Berufung nicht rückgängig gemacht, sondern nur so lange verschoben werden sollte, bis er sich in seiner Stellung etwas zurecht gefunden habe.[3]) Wir werden sehen, daß er sich auch hier verrechnet hatte.

Lessing's Freunde, die Nicolai, Mendelssohn, Gleim und Ramler, jubelten und ergossen sich in Lobpreisungen des edlen Fürsten, der dem Vaterlande so großmüthig seinen ersten Schriftsteller erhalten habe. Sie hatten gefürchtet, der italienische Reiseplan werde Lessing der Nation entziehen, er werde in Italien nichts Deutsches mehr schreiben; und sie vergaßen, daß Winckelmann recht eigentlich erst in Italien eine Zierde Deutschlands geworden war. Lessing selbst, dem jener Ruf aus einer großen augenblicklichen Verlegenheit half,

[1]) XIII. 198. XII. 238.
[2]) Westermann's Monatsschrift Decbr. 1856. Nr. 3. S. 251.
[3]) XII. 242.

war voll Dankgefühl gegen Ebert und den Erbprinzen. Daß der Letztere ihn nur haben wollte, um ihn zu haben, daß man sich mit dem Ruhme seines Namens aufputzen wollte, ohne sich weiter um sein Geschick zu bekümmern, fiel seiner arglosen Seele nicht ein. Um in einem Duodezstaate und an einem Hofe wie der Braunschweigsche sein Glück zu machen oder auch nur Etwas für sich zu erreichen, muß man alles andere eher sein, als ein Lessing, der von der hofmännischen Klugheit der Ebert und Jerusalem auch nicht die leiseste Ader in sich hatte. Es war ein Unglück für ihn, daß er seine stolze langbewahrte Unabhängigkeit aufgab, ein Unglück für ihn und für die Welt. Er selbst schien ein Vorgefühl davon zu haben, denn trotzdem daß er bei seiner Vorstellung in Braunschweig das Versprechen gegeben hatte in spätestens acht Wochen dahin zurückzukehren, zögerte er über vier Monate, ehe er sich entschließen konnte, dasselbe zu erfüllen. Je länger es dauerte, je schwerer ward es ihm Hamburg zu verlassen, an das überdies sein Herz durch die stärksten Bande geknüpft war. Man wurde in Braunschweig ungeduldig, und Lessing begann, noch ehe er in sein neues Verhältniß eintrat, zu empfinden, daß er einen Herrn habe. Sein Briefwechsel mit Ebert enthält dafür einige sprechende Züge. Der höfische Ebert meldete ihm, daß der Fürst seine Reise- und Aufenthaltskosten — mit beiläufig 44 Thalern und 16 Sgr. — vergütet habe und forderte ihn auf, demselben für diese Großmuth auf eine feine Weise schriftlich seinen Dank auszusprechen![1]) Lessing gestand, daß er sich dazu schlechterdings nicht überwinden könne, ja daß ihm die ganze Sache unangenehm sei.[2]) Ebert trieb und trieb, daß er sich beeilen möge zu kommen; alle fürstlichen Herrschaften, Prinzen und Prinzessinnen warteten sehnlich auf sein Erscheinen, und endlich „müsse er es doch nunmehr auch ein wenig

[1]) XIII. 207 u. 208.
[2]) XII. 244 u. 245.

fühlen, daß er ein Amt habe, so gut wie andere.“ Lessing's Antwort war die dringende Bitte, der Freund möge dahin wirken, daß er möglichst kurze Zeit in Braunschweig aufgehalten und seine „Abfertigung“ möglichst beschleunigt werde. Er wäre gern geraden Weges durch Braunschweig in sein einsames Wolfenbüttel gegangen. „Ich sehne mich, schrieb er so bezeichnend an Ebert, vors erste in Ruhe zu kommen, da ich doch einmal in Ruhe kommen soll! Des Sperlings Leben auf dem Dache ist nur recht gut, wenn man ihm kein Ende abzusehen braucht. Wenn es nicht immer dauern kann, dauert es jeden Tag zu lange.“ [1])

Endlich riß er sich los und ging — mit schwerem Herzen. Ein wunderliches Spiel des Zufalls wollte, daß er kurz zuvor noch die persönliche Bekanntschaft Herder's machen sollte, der so eben im Hinblick auf Lessing's ungebundene Freiheit des Lebens seine eigene feste Stellung in Riga aufgegeben hatte. „Ich beneide Lessing, schrieb Herder im Jahre 1769 an Nicolai, in mehr als einer Hinsicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage und immer noch mit ganzer junger unveralteter Seele wirft. Solch ein Mann kann Deutschland erleuchten!“ Und nun traf er denselben Mann in einem Augenblicke, wo derselbe im Begriffe stand, sich in die Bande des Herrendienstes zu begeben und in einen Winkel zu begraben, wo ein sechsjähriges Martyrium die besten Kräfte seines Geistes verzehren und ihn leiblich und geistig für immer knicken sollte.

---

[1]) XII. 245.

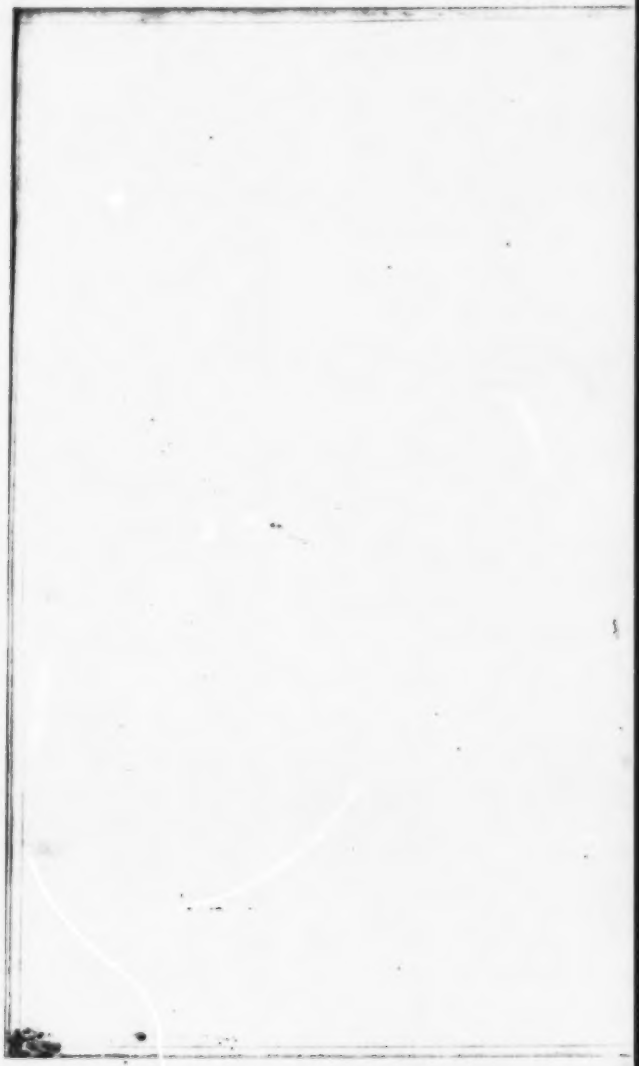

Zweites Buch.

Lessing's Lieben und Leiden.
1769 — 1776.

Erſtes Kapitel.

Leſſing iſt der einzige unter den Heroen unſerer klaſſiſchen Literatur, in deſſen Herzen die volle große Liebe erſt im reifen Mannesalter Eingang gefunden hat. Er war vierzig Jahre alt, als er in Eva König das Weib ſeines Herzens kennen lernte, und die Geſchichte ſeines Lebens weiß bis dahin von keiner einzigen irgendwie beglaubigten Leidenſchaft zu berichten.

Die Sage, daß er als neunzehnjähriger Leipziger Student der ſchönen Schauſpielerin Lorenz, als ſie im Jahre 1748 von der Truppe der Frau Neuberin nach Wien ging, dorthin nachgereiſt ſei, iſt eben nur eine Sage, der obenein Leſſing's eigenes Zeugniß widerſtreitet. Aber eine erſte Jugendneigung zu derſelben ſcheint allerdings vorhanden geweſen zu ſein. Er geſteht nämlich in einem Briefe vom 27. Juni 1772 an ſeine ſpätere Frau, welche in Wien die Bekanntſchaft der Künſtlerin gemacht hatte, daß er dieſelbe vor langen Jahren gleichfalls gekannt habe, und die Ausdrücke, in denen er es thut, ſo ablehnend ſie geſtellt ſind, klingen doch vielmehr wie eine Beſtätigung eines näheren Verhältniſſes. „Daß Sie die Bekanntſchaft von Madame Huber gemacht, ſchreibt er an Frau König, iſt mir ſehr angenehm. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon einmal erzählt habe, daß ich ſie als Mademoiſelle Lorenzen gekannt, ich weiß auch nicht, ob ſie ſelbſt ſich deſſen noch erinnert, wenigſtens

ſind es nahe an fünfundzwanzig Jahre, daß ich ſie zuletzt geſehen, und in einer ſolchen Zeit kann man, glaube ich, noch vertrautere Bekanntſchaften vergeſſen, als die unſrige geweſen. Sie kann gar wohl noch eine ganz gute Frau ſein, aber ſie muß auch dabei eine ſehr eiferſüchtige Actrice ſein, die keine neben ſich aufkommen laſſen will. Wenn ihre Verdienſte ihr dazu einiges Recht geben, ſo mag es noch hingehen; aber man ſagt, daß auch dieſe ſo bedeutend nicht ſein ſollen."

Wer das menſchliche Herz kennt, ſieht leicht, daß dies die Sprache eines Mannes iſt, der einer geliebten Frau gegenüber dem Gerüchte einer früheren Herzensneigung indirekt zu widerſprechen ſtrebt. Und doch wäre es ein Wunder, wenn der achtzehnjährige Jüngling, der damals ſeine Welt im Theater und ſeinen größten Genuß im Verkehr mit den Schauſpielern fand, gegen die Liebenswürdigkeit einer jugendlichen Künſtlerin gleichgültig geblieben wäre, die in Leipzig in Gellert's „zärtlichen Schweſtern" nicht ihn allein entzückte, und von der noch 25 Jahre ſpäter Frau König aus Wien ihrem Freunde ſchreiben konnte, daß ſie „in ihrem ganzen Leben nie eine Rolle ſo ausführen ſehen und bei keiner das empfunden habe, was ſie bei der Darſtellung der Mutter in Leſſing's Emilia Galotti durch die Huber empfunden habe (XIII. 406. vgl. XII. 387). Wir werden weiter hin ſehen, daß Eva König in der That eine kleine Regung von Eiferſucht empfand, als Leſſing in Wien ſeine Jugendbekanntſchaft erneuerte. Auch finden ſich unter den kleinen Liedern, die jener Leipziger Periode angehören, einige, die mir zu beweiſen ſcheinen, daß ſein Herz nicht ganz frei geblieben war. Schlußwendungen, wie die in dem Liede „die Namen" oder in dem an die ſchlafende Laura (Werke I. S. 41. 58.), haben einen andern Ton als die der konventionellen Anakreontik jener Zeit angehörigen ſonſtigen Liebeslieder Leſſing's; und zwei Gedichte glaube ich ſpeziell auf den kurzen Jugendtraum des Dichters und ſeinen Ausgang beziehen zu dürfen. Es ſind dies die Lieder „die Betrüb-

niß" und „der Verlust" (I. 42 u. 68.). Das erstere, ein Wechselgespräch zwischen dem Dichter und einem Freunde, lautet:

F.
Freund, welches Unglück, welche Reue
Macht Dir so bittern Schmerz?
D.
Ach, Freund, sie flieht, die Ungetreue,
Und sie besaß mein Herz.
F.
Um eine Falsche Dich betrüben?
Du bist ja klug genug!
D.
O schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug! —

Aber wenn dies reizende Gedicht, das, wie ich glaube, dem plötzlichen Fortgehen der schönen Lorenz von Leipzig nach Wien seine Entstehung verdankt, den Schmerz des jungen Herzens in der Weise ächter Empfindung ausspricht, so bekundet das zweite in gleicher Veranlassung entstandene:

Der Verlust.
Alles ging für mich verloren
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingst nicht mit verloren
Liebe, da ich sie verlor!

zugleich neben der Innigkeit der Empfindung die volle Gesundheit des Dichters, in dessen Seele zu keiner Zeit die schwächliche Sentimentalität eines Klopstock, Herder und anderer Zeitgenossen Raum und Boden finden mochte.

Von dieser Zeit an bis in Lessing's reifes Mannesalter hinein findet sich keine Andeutung, daß er je einer Frau seine Neigung zugewendet. Einer vorübergehenden Verirrung möchte vielleicht das Gedicht unter den Liedern seine Entstehung zu verdanken scheinen, das die Ueberschrift „der Genuß" führt, und in tief schmerzlicher Weise die Reue über eine Enttäuschung sinnlicher Leiden-

schaft ausdrückt, wenn es nicht vielmehr der rein objektive Ausdruck einer fremden Empfindung ist, in welche sich der Dichter eben nur als Dichter hineinversetzte. Denn Lessing war eine durch und durch keusche Natur, und wie er diese Eigenschaft bei allen ächten Dichtern vorauszusetzen geneigt war, so durfte er auch, er, der fünfundzwanzigjährige junge Mann, der in dem deutschen „kleinen Paris" und inmitten der Sittenfreiheit der Berliner Gesellschaft jener Zeit wo französische Frivolität den Ton angab, gelebt hatte, in seiner „Rettung des Horaz", mit welcher er den Dichter gegen gewisse Vorwürfe sinnlicher Ausschweifung in Schutz nahm, von sich sagen: „Ich verstehe eigentlich hiervon nichts; ganz und gar nichts!"

Lessing war achtunddreißig Jahre alt als er nach Hamburg kam, wo er die Frau finden sollte, die sein großes und starkes Herz für immer zu erfüllen und auf sein ganzes übriges Lebensgeschick den größten Einfluß zu üben bestimmt war.

Eva König, eine geborene Mainzerin, war die Gattin eines wohlhabenden Kaufherrn und Seidenfabrikanten, der nächst Reimarus, Busch und Bode zu dem intimeren Umgangskreise von Lessing in Hamburg gehörte und in dessen gastfreiem Hause Lessing bald als ein Familienglied angesehen wurde. Der Umgangs- und Bekanntenkreis dieses Hauses war auch der seine; er war der Taufpathe des jüngsten Knaben, den Eva König ihrem Gatten gebar, und der letztere selbst, ein wohlunterrichteter, gebildeter, strebsamer Mann, wird von Lessing, der mit dem Freundesnamen so sparsam war, in einem Empfehlungsbriefe vom September 1768 an Gleim als „sein spezieller Freund" bezeichnet. Die einzige Stelle aber, in welcher sich Eva König über ihren Gatten nach dessen Tode in ihren Briefen ausspricht (XIII. 256), beweist, daß er es verdiente, der Freund eines Lessing zu sein. „Sie glauben nicht, schreibt sie aus Wien (im November 1770) an Lessing, welch einen guten Namen er hier hinterlassen. Doch warum sollten Sie es nicht glauben? Sie haben ihn ja gekannt!" König war wie seine

Frau auch kein geborner Hamburger, ſondern ſtammte aus dem Bergiſchen. Er beſaß in Wien, wo er gleichfalls eingebürgert war, große Fabriken, die vielfache Reiſen dorthin und nach Oberitalien veranlaßten. Auf einer ſolchen Geſchäftsreiſe wurde er plötzlich im Jahre 1769 zu Venedig von einer Krankheit hingerafft, bei der die Zurückgelaſſenen anfangs eine Vergiftung argwöhnten, bis Leſſing ſelbſt ſechs Jahre ſpäter an Ort und Stelle Gelegenheit hatte, ſich von dem Ungrunde dieſer Befürchtung zu überzeugen. Auf ſeiner italieniſchen Reiſe ſchreibt er unter dem 2. Juni 1775 aus Venedig an Frau König, ſeine damalige Verlobte: „Einer von meinen erſten Gängen hier in Venedig iſt nach St. Chriſtoforo geweſen, um zu ſehen, wo unſer Freund ruht, und ſeinem Andenken auf ſeinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu ſchenken.“ Er ſuchte dann ferner den Mann auf, in deſſen Armen der Freund geſtorben war, und erfuhr von demſelben, „daß es mit Königs Tode ſehr natürlich zugegangen,“ ſo wie er auch Einleitungen für ein kleines Grabdenkmal traf.

Dieſer Tod ſeines Freundes war in mehr als einer Hinſicht bedeutungsvoll für Leſſing's ganzes weiteres Leben. Es ſcheint nämlich unzweifelhaft, daß Leſſing ſchon bei Lebzeiten desſelben eine tiefbegründete Neigung für Eva König gefaßt hatte, und daß dieſe Neigung, obſchon von ſeinem männlichen Geiſte niedergekämpft, doch nicht wenig dazu beitrug, ſeine Zuſtände in Hamburg für ihn unbehaglich, ja zuletzt unerträglich zu machen. Die berühmte Stelle in der Hamburgiſchen Dramaturgie über Shakſpeare's Romeo und Julie gewinnt durch dieſe Vorausſetzung auch ein biographiſches Intereſſe. Ein franzöſiſcher Kunſtrichter hatte nämlich behauptet: die Liebe ſelbſt habe Voltaire's Zaire diktirt. „Richtiger hätte er geſagt: die Galanterie!“ ſchrieb Leſſing am 19. Juni 1767. „Ich kenne nur eine Tragödie, fährt er fort, an der die Liebe ſelbſt mit gedichtet, und das iſt Romeo und Julie von Shakſpeare. Es iſt wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zaire

ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken. Aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird?" — Dies ist die Sprache eigenster lebendiger Erfahrung der Leidenschaft, von der sich der Schreibende selbst ergriffen fühlt, einer Leidenschaft, deren Qual durch ihre völlige Hoffnungslosigkeit noch gesteigert wurde. Wir sehen ihn denn auch zu Ende des Jahres 1768 entschlossen, nicht nur Hamburg, sondern auch Deutschland zu verlassen und nach Italien zu gehen. Er meldete diesen Vorsatz allen seinen Freunden, am ausführlichsten aber spricht er sich darüber in einem Briefe an Nicolai aus (vom 28. September 1768.) „Ich gehe, schreibt er, künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen? aber Sie können gewiß glauben, daß es geschieht. . . Was ich in Rom will, werde ich ihnen von Rom aus schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich in Rom wenigstens ebenso viel zu suchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Thaler leben, aber in Rom für 300 Thaler. Soviel kann ich ohngefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland." Seine sämmtlichen Unternehmungen in Hamburg waren gescheitert; von der Verbindung mit Bode hatte er sich gleichfalls losgesagt, und so, meint er, könne nichts in der Welt ihn hier länger halten. „Alle Umstände, setzt er hinzu, scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wieder kam." Aus allen

seinen in dieser Zeit geschriebenen Briefen klingt ein gewisser wilder ironischer Humor, hinter dem sich bei Lessing immer der tiefste Seelenschmerz zu verbergen pflegte. Er schreibt an Ramler (6. November 1768), der über Kränklichkeit geklagt hatte: „Kommen Sie geschwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe setzen und ein Paar Tausend Meilen in die Welt hinein schwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder als wir ausfahren, oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft." Auch die Geflissentlichkeit, mit der er das Vorhaben seiner Reise allen Freunden, seinem Bruder, Gleim, Ebert, Nicolai u. a. mittheilte, während er sonst sein Weggehen von einem Orte immer in tiefes Geheimniß zu hüllen pflegte, scheint dafür zu sprechen, daß er es in der Absicht that, sich selbst einen moralischen Zwang aufzuerlegen und etwaige Gerüchte über die Neigung die ihn an Hamburg fesselte thatsächlich zu widerlegen. Daß solche Gerüchte aber in Hamburg schon damals umliefen, geht aus einem Briefe von Ebert an Lessing vom Jahre 1768, sowie aus einem spätern Briefe von Eva König hervor.[1]) Seine Stimmung erscheint in den Briefen jener ersten Periode als die eines Menschen, der um jeden Preis so weit und so lange als möglich von dem Orte fort will, an welchem er eben lebt. „Ich denke nicht," heißt es in einem Schreiben an Ramler, „daß es mir in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin. Wenn wir einander über zwanzig Jahre wieder sehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!" Manchmal kam ihm sogar der Gedanke, sein Leben in Italien in der Abgeschiedenheit irgend eines gelehrten Klosters zu beschließen.[2]) Der italienische Reiseplan be-

[1]) W. XIII. 136—137. und 483.
[2]) W. XIII. 328.

schäftigte Lessing aber vom Ende des Sommers 1768 bis zum Sommer 1769, also grade bis zu der Zeit, wo die Nachricht in Hamburg anlangte, daß König in Venedig gestorben sei. Der scheidende Freund hatte ihm beim Abschiede ausdrücklich seine Familie empfohlen. Lessing erfüllte gegen dieselbe, was er zugesagt hatte. Die italienische Reise ward aufgegeben und er verblieb in Hamburg als treuer Freund und Berather der Verwaisten. Zum Erstenmale mochte jetzt vor seinen Augen die Möglichkeit erscheinen, „die einzige Frau in der Welt, mit welcher er sich — wie er später seinem Bruder schrieb — zu leben getraute," die Seine nennen zu dürfen. Er wußte, daß er ihr nicht gleichgültig war, und er glaubte hoffen zu dürfen, daß sie ihm, wenn es die Verhältnisse erlaubten, ihre Hand nicht verweigern würde. Die Aussicht auf ein solches Glück entschied denn auch bei ihm für die Annahme der Stelle in Wolfenbüttel, welche ihm eben damals durch Vermittelung seines Braunschweiger Freundes Ebert angeboten wurde. Er, dem Freiheit und Ungebundenheit des Lebens bisher das Höchste gewesen waren, der sich „als Sperling auf dem Dache" trotz aller Nothstände immer am glücklichsten gefühlt, und eben deshalb jede Amtsfessel vermieden hatte, er entschloß sich jetzt seine lang bewahrte Freiheit aufzugeben und eine Stelle anzunehmen, die nichts weniger als glänzend, ja zur Begründung eines eignen Heerdes nicht einmal ausreichend war. Auch so noch ward es ihm schwer, sich von Hamburg loszureißen, und sein Zaudern machte sogar seine Braunschweiger Freunde ungeduldig. „Mein hiesiges Verweilen," schreibt er (19. Februar 1770) an Ebert, „war und ist noch höchst nöthig, wie ich Ihnen einmal umständlich erklären will. Zum Theil bezieht es sich auf meine verlobte Braut selbst." Ebert hatte in seinem Briefe diese scherzhafte Bezeichnung für die ihm anvertraute Wolfenbüttler Bibliothek gebraucht und es ist charakteristisch für Lessing's Wesen, daß er, indem er auf diesen Scherz einging, zugleich damit auf eine dem Freunde unverständliche Art die wahre

Urſache bezeichnete, die ihn in Hamburg zurückhielt. Ebert faßte die Sache auch von dieſer Seite auf, wenn er ſein Antwortſchreiben vom 27. Februar mit den Worten beginnt: „Ich wollte daß eine von den Urſachen, die Sie noch zu Hamburg aufhalten, ſich mehr auf eine verlobte Braut im eigentlichen Verſtande, als auf die figürliche bezöge;“ und wenn er hinzuſetzt: „aber Sie ſind leider! vor dieſem Verdachte nur zu ſicher,“ ſo war dies mehr eine rückſichtsvolle Beſcheidenheit, als ein Mangel an Einſicht des ſcharfblickenden Freundes, der als geborner Hamburger dort viele Beziehungen beſaß und obenein Leſſing's Verhalten im Hauſe der Frau König ſelbſt zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Die Klatſchſucht der Menſchen hatte ſich, trotz des Geheimniſſes, mit dem Leſſing ſeine Neigung zu verhüllen bemüht geweſen war, doch jenes reinen und edlen Verhältniſſes bemächtigt, und Leſſing mußte mehrere Jahre ſpäter erfahren, daß man dabei ſogar ſeinen Charakter angetaſtet und ihm nachgeſagt: er ſei willens geweſen, die Frau König nach ihres Mannes Tode zu heirathen, ſei aber zurückgetreten als er geſehen, „daß ihre Vermögensverhältniſſe nicht ſo wären, wie er ſie ſich vorgeſtellt habe.“

Das Wahre an der Sache war der ſehr traurige Umſtand, daß die Vermögensverhältniſſe der Frau König bei dem Tode ihres Mannes ſich allerdings in einem verwickelten Zuſtande befanden, deſſen Verwirrung ſich in den nächſtfolgenden Jahren trotz aller Mühe und Arbeit der ebenſo einſichtsvollen als geſchäftstüchtigen Frau nur noch ſteigerte, und der die Vereinigung zweier der edelſten und ſeltenſten Menſchen auf eine lange Reihe von Jahren hinausſchob. Sechs Jahre voll Drangſal und Kummer, Sorge, Noth und Herzeleid aller Art, durch Krankheit beider noch vermehrt, und durch Unglücksfälle mannigfacher Art oft zu hoffnungsloſer Verzweiflung geſteigert, mußten durchlitten werden, ehe das erſehnte Ziel erreicht werden konnte. Und als es endlich erreicht war, als auf der Höhe des Lebens der wandermüde Odyſſeus ſein

Schiff im Hafen zu ſehen glaubte, da — doch wir dürfen dem Gange unſerer Erzählung nicht vorgreifen!

Leſſing verließ Hamburg am 18. April 1770. Einer der erſten Briefe, die er aus ſeiner Einſiedelei zu Wolfenbüttel ſchrieb, war an ſeine Freundin nach Hamburg gerichtet. Es iſt unmöglich in dieſem Briefe trotz aller Zurückhaltung den Ton inniger Herzensneigung und tiefer Traurigkeit über die Trennung zu verkennen. Ein Verwandter der Frau König hatte zuerſt an ihn geſchrieben und ihm ſein langes Schweigen vorgeworfen; die Freundin hatte dem Briefe eine Sendung von Lebensmitteln beigefügt. Leſſing entſchuldigt ſich in ſeinem Dankbriefe an die letztere wegen des Schweigens mit den Worten: „Sie am allerwenigſten meine liebe Freundin machen mir ein Verbrechen aus etwas, das ich Ihnen nur recht erklären dürfte, wenn Sie mir ſogar ein Verdienſt daraus machen ſollten.“ Die Erklärung iſt deutlich genug. „Ich bin den ganzen Tag unruhig, wenn ich nach Hamburg ſchreibe, und drei Tage vergehen, ehe mir hier wieder Alles ſo recht gefällt, als es mir gefallen ſoll. Sie dürfen zwar nicht meinen, als ob ich nicht vergnügt hier wäre. Nur wenn man ſich erinnert, daß man anderswo oft ſehr vergnügt geweſen, kann man ſich kaum überreden, daß man es noch iſt.“ — Er ſehnt ſich nach den Kindern, die er wie ſeine eignen liebte. „Was macht Malchen? und was macht mein Pathe? Es iſt alles jetzt ſo öde und weitläuftig um mich, daß ich zu mancher Stunde gern viel darum geben wollte, wenigſtens von meinen kleinen Geſellſchaftern in Hamburg etwas um mich zu haben.“ Aber noch mehr ſehnt er ſich nach der Gegenwart der geliebten Freundin, und ſein ſtarkes Herz vermag den Ausdruck dieſer Sehnſucht nicht zurückzuhalten: „Ich gehe nun ſchon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen ſpazieren; und wenn es wirklich geſchähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen! Ungefähr können Sie es errathen, und von einer ſo fertigen Briefſchreiberin als Sie ſind, kann ich es ſchon verlangen, daß

Sie mir ein Langes und Breites auf die errathenen Fragen antworten. Eine davon wäre auch diese: reisen Sie noch diesen Sommer? (Frau König beabsichtigte eine Geschäftsreise nach Wien). Ich käme Ihnen fünfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreisten und ich unglücklicherweise nicht hier wäre." Die Freundin antwortet umgehend. Aus ihrem Briefe klingt trotz eines gewissen Tones von anmaßiger Koketterie doch deutlich das Gefühl hindurch, daß auch sie sich nicht weniger nach dem Freunde sehnte. Sie gesteht, daß „sein erster Brief alles wieder gut gemacht habe." Sie meldet, daß sie mit ihrem Vetter nach Pirmont reisen müsse, um ihren dort erkrankten Bruder zu besuchen, und kleidet ihren Wunsch, den Freund wiederzusehen in die Worte: „Wollen Sie sehen, wie ausschweifend ich in der Freude bin, so begleiten Sie uns dahin, oder kommen Sie wenigstens nach Hannover. Wenn Sie erst da sind, will ich Sie wohl überreden, daß Ihnen der Brunnen gesund ist. — Daß das alte Wolfenbüttel auch just so aus dem Wege liegt! Wäre mein Glaube stark genug, daß ich Berge versetzen könnte, so wollte ich Ihrem verwünschten Schlosse bald eine andere Stelle anweisen." Sie glaubt es ihm nicht, daß er dort vergnügt sei, sie neckt ihn sogar wegen einer Schauspielerin von der Gesellschaft des bekannten Ackermann, der damals mit seiner Truppe in Braunschweig erwartet wurde, und von dem ihr Lessing geschrieben hatte, daß ihm an dem Kommen desselben gar nichts gelegen sei, durch die Frage: „Ist denn etwa Madame Schuch nicht mehr bei ihm?" Ja sie setzt diesen Scherz durch die Anzeige fort: daß unter der in Hamburg neu angekommenen italienischen Operngesellschaft sich ein „Tenorist" befinde, der „das Glück habe fast allen Damen zu gefallen," und in welchem, wie sie später schalkhaft hinzusetzt, „alle Damen, nur sie nicht, eine sprechende Aehnlichkeit mit einem andern Herrn finden wollten, der den Damen von Hamburg gleichfalls sehr gefallen habe."

Auf diese Briefe folgte das erste Wiedersehen im Juni des

Jahres 1770. Leſſing ſcheint nicht mit nach Pirmont gegangen zu ſein, hatte aber Gelegenheit der Freundin und dem Bruder auf der Durchreiſe allerlei Freundliches zu erweiſen, wofür Frau König unter dem 8. Auguſt aus Hamburg ihren eignen Dank mündlich abzuſtatten verſpricht, da ihre Reiſe nach Wien ſie über Braunſchweig und Wolfenbüttel führen werde. Diesmal kam ſie allein; aber auch dies Wiederſehen führte noch keine Erklärung herbei. Dieſe erfolgte erſt bei einer dritten Zuſammenkunft auf der Rückreiſe der Frau König nach Hamburg im Frühlinge des folgenden Jahres. Bis dahin lauten die Ueberſchriften der Briefe noch immer in den Formen der damaligen Courtoiſie: „meine liebſte Madam," und „mein lieber Herr Leſſing." Nur in den Briefen ſelbſt herrſcht ein traulicherer Ton, und wenn Leſſing einmal einen Brief mit den Worten ſchließt: „Leben Sie recht wohl, beſte Freundin, und denken Sie an mich, wenn Sie an einen Menſchen denken wollen, der Ihnen auf das aufrichtigſte ergeben iſt," ſo fühlen wir unwillkürlich, wie tief die Liebe zu der Freundin in ſeinem Herzen Wurzel geſchlagen hatte. Erſt nach dem Wiederſehen im April 1771 ändert ſich auch die Form der Anrede. Der „geliebte Freund" tritt an die Stelle des „Herrn", die „liebe Madam" weicht der „geliebten Freudin". Bei dieſem Wiederſehen verlangte Leſſing halb im Scherze halb im Ernſte, daß ihm die geliebte Frau, die jetzt nach Hamburg zurückkehrte, keine Briefe mehr ſchreiben ſolle, außer dem einen, in welchem ſie ihm anzeigte, daß ihrem beiderſeitigen Glücke ferner nichts mehr im Wege ſtehe. Sie nahm das in einem hypochondriſchen Augenblicke für baaren Ernſt, und fühlte ſich bald darauf gedemüthigt und beſchämt durch Leſſing's liebevolle Treue.[1]) Im Auguſt unternahm Leſſing, der durch die ungewohnte Lebensweiſe in ſeiner Einſamkeit zu Wolfenbüttel bald in Krankheit und hypochondriſche Verſtimmung gerieth, eine Reiſe nach Hamburg, wo er in „anderer

[1]) XIII 288 u. 290.

Gesellschaft und anderer Luft seine alte Laune wiederzufinden hoffte." Er logirte im Hause seiner Freundin, die sich dies ausdrücklich erbeten hatte, und hier erfolgte endlich, wiewohl im strengsten Geheimniß selbst vor den nächsten Verwandten, die förmliche Verlobung. Welchen Charakter tiefster Innigkeit jetzt das Verhältniß angenommen hatte, sehen wir aus dem ersten Briefe, den Lessing an seine Braut, nachdem er Hamburg wieder verlassen hatte, von Berlin aus richtet. Die Mutter der Frau König war indessen gestorben: „Das Herz blutet mir, schreibt er (29. September 1771), wenn ich bedenke, in welcher Betrübniß Sie Sich wegen des Absterbens Ihrer Mutter befinden, — aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Laufe der Dinge so gemäß — doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Betrachtungen trösten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem Allen noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über Alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte. Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen." Der Schluß des Briefes lautet: „Ich umarme und küsse Sie tausendmal, meine liebste, beste, einzige Freundin!"

Versuchen wir in wenigen Zügen das Bild der Frau zu entwerfen, die einem Lessing dieses Gefühl einzuflößen, die einen Lessing zu bewegen vermochte, sein ganzes äußeres Leben mit höchster Selbstverleugnung Jahre lang auf die endliche Erreichung ihres Besitzes einzurichten. Ihre Briefe an Lessing, acht und neunzig an der Zahl, verbunden mit den achtzig entsprechenden Briefen Lessing's, liefern uns für ihre Charakteristik ein reichliches Material. Ihr ganzer Briefwechsel umfaßt über sechs Jahre, vom Frühlinge

des Jahres 1770 bis zum Herbste 1776, wo Lessing seine Geliebte heimführte. Die Mitwelt wußte den Schatz dieses Briefwechsels, als derselbe zuerst wenige Jahre nach Lessing's Tode von seinem Bruder veröffentlicht wurde, keineswegs zu würdigen. Abgesehen davon, daß man an vielen mitgetheilten persönlichen Beziehungen, trotz der Verschweigung der Namen, Anstoß nahm, fand man denselben seinem Inhalte nach alltäglich, trocken und uninteressant.[1]) Dies Urtheil ist für uns Spätere, denen jetzt eine große Zahl gleichzeitiger Briefwechsel ähnlicher Art vorliegt, leicht erklärlich. Das war die Art nicht, in welcher sich damals Liebende schrieben, das war nicht die Sprache, welche man in jenen Zeiten in einem solchen Verhältnisse zu führen und zu vernehmen gewohnt war. Man braucht nur die um dieselbe Zeit 1771—74 zwischen Herder und seiner Braut geführte Correspondenz mit dieser Lessing'schen zu vergleichen, um sich sofort von dem schneidendsten Contraste berührt zu finden. In diesem Briefwechsel Lessing's und seiner Geliebten ist Nichts von jener thränenströmenden Weichlichkeit, von jener künstlich gesteigerten Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks und der Empfindungen, von jener Flucht vor der Wirklichkeit des Lebens in ein erträumtes poetisches Arkadien, von jener Scheu vor der Realität des Daseins, auf welche hochmüthig herabzublicken für Genialität galt, wie wir dem Allen in den Briefen Herder's und seiner Caroline Flachsland begegnen. Bei Lessing und Frau König findet sich keine gegenseitige Vergötterung, kein selbstgeschaffnes Leiden, keine unnützen Herzensquälereien, mit einem Worte Nichts von all' den Ungesundheiten der Wertherzeit, inmitten deren Lessing's Liebe zu seiner Eva König fiel. Die beiden von uns verglichenen Briefwechsel scheinen zwei ganz verschiedenen Welten anzugehören. Die Briefe Lessing's und seiner Geliebten sind von einer Einfachheit und Wahrheit der Empfindung, von einer Schlichtheit des Aus-

[1]) S. Lessing's Leben von K. G. Lessing, I. 310—311.

drucks, die uns immer auf's Neue entzücken. Es ist die volle Kraft der Neigung zweier vom Leben durchgeprüften und gereiften Menschen, das volle Bewußtsein der gegenseitigen Zusammengehörigkeit, die klare Uebereinstimmung in Denkart und Charakter, in Grundsätzen und Maximen, in Welt- und Menschenbetrachtung, das tiefe sichere Beruhen des Einen auf der Gediegenheit und Tüchtigkeit wie auf der Treue und Hingebung des Andern, welche diesen Briefwechsel zu dem schönsten Zeugnisse der würdigsten, reinsten und reifsten Liebe machen, die vielleicht jemals zwei bedeutende Menschen verbunden hat. Vieles mußte zusammenkommen, um das Resultat dieser Erscheinung hervorzubringen; vor Allem die Gleichheit der Lebensreife auf der Mittagshöhe des Lebensalters, und die wunderbare Uebereinstimmung in Charakter und Sinnesart, die den Einen fast als das Spiegelbild des Andern erscheinen läßt, und deren leise, nur durch den Unterschied des Geschlechts bestimmte Verschiedenheit doch wieder hinreichend ist, um eine Ergänzung des Einen durch den Andern möglich zu machen.

Von dem Augenblicke an, wo Eva ihm ihr Wort gegeben hatte, die Seinige zu werden, sobald ihre Geschäftsangelegenheiten geordnet sein würden, sehen wir Lessing nicht einen Augenblick an der Erfüllung seines Glückes zweifeln. Nachdem er sie Ende Oktober 1771 in Hamburg verlassen hatte, um über Braunschweig in „sein liebes einsames Wolfenbüttel" zurückzukehren, wo „immer sein dritter Gedanke nur Sie sein wird", schreibt er ihr (31. Oktober): „Ich sage Ihnen von unseren eigentlichen Angelegenheiten Nichts; und werde Ihnen auch in meinen folgenden Briefen nur wenig davon sagen. Sie glauben nicht, wie viel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort bei Ihnen auf immer gilt. Bleiben Sie dieses auch nur von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird sich endlich Alles nach unsern Wünschen bequemen."

Eva König sah sich nach dem plötzlichen Tode ihres ersten

Mannes mit einer Familie von vier Kindern und der Sorge für zahlreiche Angehörige ihres Mannes, an der Spitze eines weitverzweigten sehr verwickelten Fabrik- und Handelsgeschäfts. Ein drohender Bankerutt und der Ruin ihres eignen so wie des Vermögens ihrer Kinder war nur in dem Falle abzuwenden, wenn es ihr gelang, sich mit den Gläubigern ihres verstorbenen Gatten zu verständigen, und durch möglichst vortheilhafte Auflösung des Geschäfts, namentlich durch vortheilhaften Verkauf der großen Seidenfabriken und Waarenlager in Wien die Mittel zur Befriedigung der Gläubiger und zu einer theilweisen Rettung ihres Vermögens zu gewinnen. Die auf dieses Ziel gerichteten Anstrengungen verschlangen kostbare Jahre. Eva König hatte im Laufe dieser traurigen Zeit gar viele Stunden, in welchen ihre großmüthige Liebe es fast leidenschaftlich bereute, das Schicksal eines Mannes wie Lessing, dessen Bedeutung sie in seinem ganzen Umfange zu würdigen verstand, durch das Geständniß ihrer Gegenliebe an ihr Schicksal gefesselt zu haben, während Lessing seinerseits wieder es oft nicht verbergen konnte, daß nur allein die Furcht, „die einzige ernsthafte Hoffnung seines ganzen Lebens zu verscherzen", ihn in den unerträglichen Wolfenbütteler Verhältnissen ausharren ließ. [1]) Vereint mit der geliebten Frau würde er das Schwerste ertragen haben. Aber hier trat ihm der Charakter seines Tellheim in der Gestalt seiner Freundin entgegen. Sie, die jedes Opfers fähige, konnte es nicht über sich gewinnen, ein solches von dem geliebten Freunde anzunehmen. Lessing drang bald nach der Verlobung auf sofortige Verbindung, um so mehr, als die äußeren Verlegenheiten seiner Freundin sich steigerten. Sie hatte ihm von denselben (am 12. November 1771) mit dem Zusatze berichtet: „Ich wollte gern in dem elendesten Winkel der Welt Wasser und Brod essen, wenn ich nur einmal aus dem Labyrinthe heraus wäre!" Er antwortete ihr am 20. No-

[1]) Brief an Eva König v. 17. Septbr. 1773, Werke XI. 400

vember 1771: „Halten Sie Sich an Ihrem Worte, daß Sie an alle dem Unglück nicht schuld sind. Erhalten Sie Sich nur heiter, um Sich gesund zu erhalten. Verlieren Sie was Sie verlieren müssen; erhalten Sie für Ihre Kinder soviel, als Sie erhalten können; und überlassen Sie ruhig alles Uebrige der Vorsicht. — Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem anderen Orte zu leben, so ist auch mir Wien ein sehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weiteren Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Und alsdann, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brod leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brod, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen."

Ihre Antwort (vom 25. November 1771) läßt uns einen tiefen Blick in den Adel von Frau König's Gemüth thun, das von der liebevollen Hingebung des Freundes auf das Tiefste erschüttert wurde, ohne in seinen stolzen Grundsätzen wankend gemacht zu werden. „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens, schreibt sie, kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, wo ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine günstige Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Antheil an Allem genommen haben, was mir begegnet wäre; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eignen gemacht, wie Sie es jetzt thun, ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich: bin

ich unglücklich, so bleibe ich es allein und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie; noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu mißbilligen. Nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränkt. — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Falle nicht eben so handeln würde; und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe. Das Einzige, warum ich Sie bitten will, ist, daß Sie Sich durch mich in Ihrem Plane nicht irre machen lassen, sondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten."

Und diese Sprache des Tellheimschen Edelmuths war keine Phrase bei dieser Frau; sie kam aus ihrer innersten Ueberzeugung. Lessing wußte das, und machte keinen Versuch mehr, sie umzustimmen.

Mit jener großmüthigen Entsagungsfähigkeit, welche bei einer liebenden Frau doppelte Bewunderung verdient, verband Eva König alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, die einen Lessing unwiderstehlich anzuziehen und zu fesseln geeignet waren. Ihre Rechtschaffenheit — das schöne alte Wort jener Tage verdient wohl wieder eingebürgert zu werden in einer Zeit, in welcher man den Begriff desselben so vielfach vermißt, — ihre Rechtschaffenheit war von einer solchen Zartheit, daß selbst ein so fleckenlos rechtschaffner Charakter wie Lessing sich zuweilen veranlaßt fand, ihr in ihren geschäftlichen Verwicklungen etwas weniger Aufopferung für fremde Interessen und etwas weniger Peinlichkeit im Annehmen dargebotener Auskunftsmittel anzuempfehlen. „Ich wollte Ihnen, schreibt er einmal (XII. 326.), um Alles in der Welt nicht rathen, Sich eine unredliche oder auch nur zweideutige Handlung zu erlauben, wenn Sie auch, ich weiß nicht was, damit retten oder gewinnen könnten. Ich wäre es werth, mich um alle Achtung damit bei Ihnen zu bringen. Aber ich sorge nur, daß Sie Sich über Dinge

Bedenklichkeiten machen könnten, nicht weil Sie Ihnen unredlich, sondern weil Sie Ihnen nur nicht uneigennützig genug vorkommen." „Ich habe immer bemerkt, schreibt er ein andermal, daß Sie geneigter sind, Ihr Gewissen zu überspannen, als ihm viel nachzulassen." Gleich Lessing war sie daneben von der zärtlichsten Liebe und von hingebender Aufopferung für ihre Angehörigen, die sorgsamste Mutter ihrer Kinder, die treuste Schwester, die thätigste Freundin. Mit ihm theilte sie die Geringachtung des Reichthums, ja des Geldes überhaupt, neben dem bürgerlichen Sinne für bescheidene Unabhängigkeit, die auch ihr als das größte Gut erschien, und die republikanische Gleichgültigkeit gegen alle äußere Auszeichnung durch Titel, Rang und Würden. Als Lessing gezwungen den Hofrathstitel annahm, konnte er ihr die Meldung davon mit den Worten machen: „Worüber Sie Sich vielleicht am meisten wundern werden, ist dieses, daß ich nicht umhin gekonnt, den Hofrathstitel mit anzunehmen. Daß ich ihn nicht gesucht, sind Sie wohl von mir überzeugt; daß ich es sehr deutsch herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten (er meint den Herzog) zu beleidigen." [1]) Klingt es doch fast, als wolle er sich darüber gegen sie entschuldigen! Wie er selbst war sie eine Feindin aller Sentimentalität und empfindsamer Geschraubtheit, eine Feindin von jedem gemachten Interesse an Poesie und Literatur, wie an religiöser Empfindelei, dergleichen damals in ihrer nächsten Nähe in gewissen Kreisen Hamburgs im Schwange waren, wo Klopstock aus Neigung und aus Bedürfniß weiblicher Huldigung solches sentimental exaltirte Wesen bei dem weiblichen Geschlechte patronisirte. Lessing, dem diese pathetische Schönseligkeit und das daran sich knüpfende verlogene Blaustrumpfthum nicht minder wie Klopstock's hohenpriesterliches Behaben und sein überwiegender Aristokratismus

[1]) Werke XII. 457.

von Herzen zuwider waren, meldete seiner Freundin, die nach Wien gereist war, daß Klopstock, der schon das Schrittschuhlaufen unter dem schönen Geschlechte eingeführt, jetzt eine eigene Lesegesellschaft bei der Frau von W. gegründet habe, und fragt scherzend an, ob nicht bei ihrer Rückkehr nach Hamburg sie es ihr Erstes sein lassen werde, ein Mitglied dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden; er habe große Lust, ihr im Voraus das Patent nach Wien ausfertigen zu lassen." Eva König geht auf den Scherz mit Heiterkeit ein. „Die Klopstockschen Lesegesellschaften, schreibt sie in ihrer Antwort (16. März 1771), haben mich herzlich lachen gemacht. Meine Imagination stellte mir gleich den ganzen Kreis von Damen vor, und ihn mitten darinnen, voller Entzückung, indem er bei einer rührenden Stelle die Thränen von den Wangen seiner Zuhörerinnen herunterrollen sah. Was ich aber befürchtete", fährt sie sarkastisch fort, „war, daß er Einigen nach Hause folgen und da Entdeckungen machen möchte, die seine Zufriedenheit stören könnten. Was sagen Sie dazu, hatte ich Recht? Und habe ich Recht, wenn ich Sie bitte, Sich um kein Patent für mich zu bemühen? Es würde Sie viel kosten; denn Klopstock nimmt gewiß lauter hübsche Frauen auf, — und am Ende möchte ich doch nur eine schlechte Rolle unter ihnen spielen." [1]) So finden wir denn auch nicht einmal eine landschaftliche Schilderung oder eine Naturbewunderungsphrase in ihren Reisebriefen, die dagegen ein wahrer Schatz sachlicher und persönlicher Beobachtungen und Mittheilungen sind. Sie hat ein offnes Auge für die politischen und socialen Zustände der Länder und Städte, durch welche ihre Reise sie führt, und die gediegene Sachlichkeit ihrer Mittheilungen macht dieselben eben so lehrreich als interessant für die Kenntniß der damaligen deutschen Zustände. Einmal schreibt sie (im März 1771) von Augsburg: „Ich bin herzlich froh, daß ich aus Bayern bin. Dieses sonst so

[1]) Werke XIII. 285., vgl. 289. und XII. 297.

geſegnete Land zeigt einem nun nichts als Jammer und Noth. Auf einer Station von München auf hier ſchloſſen gewiß achtzig Bettler einen Kreis um mich, in dem ich vielleicht noch ſtände, wenn der Poſtillon nicht die Peitſche gezeigt hätte. Dies war auf einem elenden Dorfe, Sie können denken, wie es in den Städten iſt. In München laufen einem ganze Familien nach und ſchreien, man möchte ſie doch nicht verhungern laſſen." Es gemuthet uns in unſerem Zeitalter der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, wo trefflich unterhaltene Kunſtſtraßen ſelbſt die unbedeutendſten Orte leicht und ſicher verbinden, wie ein Märchen, wenn wir ſehen mit welchen lebensgefährlichen Beſchwerniſſen vor achtzig Jahren eine Reiſe auf den Straßen zwiſchen den Hauptorten von Deutſchland ſelbſt für ſolche Perſonen verbunden war, welche die Mittel beſaßen, die Koſten einer Extrapoſtfahrt im eignen Wagen zu bezahlen; wenn wir leſen, wie mitten im Sommer Frau König auf ihrer Reiſe nach Nürnberg grundloſe Wege fand und auf manchen Poſtſtationen wegen Mangel an Beförderung über vierundzwanzig Stunden, ja einmal ſogar in einem elenden Neſte zwei Meilen vor Bamberg volle fünf Tage liegen bleiben mußte, nachdem ſie „binnen der vorhergehenden 36 Stunden nur zwei neue Achſen und zwei Deichſeln am Reiſewagen gebrochen, zwei Pferde vor demſelben verloren und drei Gewäſſer überſchritten hatten, bei denen jedesmal das Waſſer in den Wagen drang, und der nächſte Tag dazu verwendet werden mußte, Kleidung und Gepäck der Reiſenden zu trocknen." Den Lobpreiſern der alten Zeit gemüthlichen Reiſens empfehlen wir die Lektüre dieſer Briefe, um ihre roſenfarbenen Anſchauungen der Zeit, in welcher es noch keine Chauſſeen und Eiſenbahnen gab, in etwas zu berichtigen. Sie ſelbſt aber, die feine zarte Frau von ſchwächlicher Geſundheit, mit Sorgen beladen, von Strapazen erſchöpft, gezwungen bei liegenbleibendem Wagen Stunden lang knietief durch Waſſer und Koth zu Fuß das nächſte Dorf zu erreichen, um dort in einer elenden Schenke kümmerliche Unterkunft zu ſuchen,

findet noch Zeit und Muth, eine faſt heitere Beſchreibung ſolcher Fährlichkeiten ihrem Freunde in ſeine Wolfenbüttler Einſamkeit zu ſenden. Die von ihr in dem Rattelsdorfer Briefe (XIII. 363—364) geſchilderte Scene des Poſtillons, der ſein gefallenes Pferd nicht verlaſſen will, ſich vier Stunden lang mit dem ſterbenden Thiere abquält, es hundertmal mit Lebensgefahr auf die Beine bringt, um es immer wieder auf's Neue zu Boden ſtürzen zu ſehen, und dabei in den ganzen vier Stunden nichts weiter ſagte als „o Gott! o Gott!" iſt nicht nur in der That, wie ſie bemerkt, Yorik's würdig, ſondern auch mit Sternſcher Meiſterſchaft erzählt; und daß ihr eben Yorik dabei einfiel, zeigt, daß ſie die empfindſame Reiſe des berühmten Autors zu ſchätzen wußte.

Sonſt iſt von Literatur in ihren Briefen ſelten die Rede, obgleich ſie, wo es geſchieht, ſich immer mit den damaligen Verhältniſſen derſelben vertraut zeigt und über ihre Produkte ein richtiges Urtheil beſitzt. Von einem Drama des Wiener Staatsraths von Gebler, deſſen Stücke ſich von Wien aus mit Beifall über ganz Deutſchland verbreiteten, ſchreibt ſie ihrem Freunde (15. Juni 1772): „Ich habe es nicht auslesen können und bedaure Sie im Voraus, daß Sie in die Nothwendigkeit geſetzt werden, ihm darüber ein Kompliment machen zu müſſen." Aber Gebler war ein einflußreicher Mann, deſſen Fürſprache ſie ſelbſt in ihren Angelegenheiten dringend bedurfte; er war ein Bewunderer Leſſing's, dem er durch ihre Vermittlung eben dieſe Dichtung zuſandte, und er war, wie alle ſeines Gleichen, ein überaus eitler Mann. „Alſo, fährt ſie fort, machen Sie ihm immerhin ein recht ſchönes (Kompliment): denn ich glaube, er verziehe einem eher, der an ſeinem Charakter etwas auszuſetzen fände, als an ſeinen Komödien. Auf der Seite macht ſich der Mann recht lächerlich. Es dauert mich, weil ſonſt die ganze Stadt ihm den Charakter eines rechtſchaffenen Mannes beilegt." Wie vollkommen richtig ſie urtheilte, geht aus Leſſing's Antwortsbriefen hervor. Auch aus ihren Berichten über

dramatiſche Aufführungen in Wien erſehen wir, wie hoch die gebildete Hamburgerin, die Freundin des Verfaſſers der Hamburgiſchen Dramaturgie, über dem theatraliſchen Geſchmack des gebildeten Wiener Publikums von damals ſtand, vor dem bei der Aufführung von Leſſing's Emilia Galotti der bekannte Stephanie den Prinzen „ſo abgeſchmackt als möglich" ſpielte. Sie meldet, daß er in der Scene an der Leiche der ermordeten Emilia behufs der mimiſchen Darſtellung ſeiner leidenſchaftlichen Liebe, mit „lang aus dem Munde hervorgeſtreckter Zunge das Blut von dem Dolche, mit dem Emilia erſtochen worden war, ableckte!" [1]) Sie nimmt den lebendigſten Antheil an den Arbeiten und Intereſſen ihres Freundes, an der Verbreitung ſeines Ruhmes, an dem Erfolge ſeiner dramatiſchen Werke, an ſeinen wechſelnden Plänen und Ausſichten, und für die letzteren ſind ihr Rath und ihre Auskunft, ſo oft ſie im Falle iſt ſolche zu ertheilen, ſtets von umſichtigſter Klugheit und zutreffender Richtigkeit. Sie verfolgte ſogar mit Theilnahme ſeine Streithändel mit Kloß, und ihre Bemerkung über des letzteren unerwarteten Tod iſt von epigrammatiſcher Schärfe.[2]) Wenn aber im Allgemeinen von literariſchen Dingen in ihren Briefen wie vorher bemerkt, ſeltener die Rede iſt, als man für jene Zeit erwarten ſollte, ſo muß man dabei bedenken, daß dieſe Briefe von einer Frau geſchrieben wurden, die gerade in dieſen Jahren, von beſchwerlichſten Arbeiten und Geſchäften faſt erdrückt, mit ausgebreiteter Correſpondenz belaſtet, von den allerwichtigſten realen Intereſſen täglich ja ſtündlich unter herzabdrückenden Sorgen aller Art in Anſpruch genommen, keine Zeit übrig hatte für dasjenige Gebiet des Lebens, auf welchem ſich der menſchliche Geiſt in Freiheit und Heiterkeit zu ſeinem Vergnügen ergeht. Hatte ſie doch nicht einmal Muße, ihrer Liebe und Sehnſucht nach dem theuren

[1]) XIII. 406—407.
[2]) XIII. 352.

Freunde ausführlich Worte zu geben, und wenn überhaupt schwärmende Gefühligkeit beider Sache nicht war, so drängte die Noth und Sorge des Lebens selbst dasjenige der Aeußerung und Herzensergießung in enge Schranken, was sonst wohl reicher wenn auch nicht tiefer hervorgetreten wäre. Zu Empfindungsergüssen und Herzensbeschäftigungen muß man vor allem Zeit haben. Ein Werther, der arbeiten, ums tägliche Brod für sich und die Seinen arbeiten muß, wird kein Ossianschwärmer. Aber grade durch ihre scheinbare Empfindungskargheit und Gefühlssparsamkeit haben diese Briefe Lessing's und seiner Geliebten für starke und kräftige Naturen einen unwiderstehlichen Reiz. Es ist eine bezaubernde Keuschheit in diesen Mittheilungen zweier Menschen, die sich so innig lieben und die doch über nichts wortkarger sind, als über ihre Liebe. Es charakterisirt sie beide, wenn Lessing einmal, drei Tage nachdem ihn die geliebte Frau nach kurzem Wiedersehen wieder verlassen hat, an sie schreibt:[1]) „Ich verfolge Sie in den dritten Tag unabläßig mit meinen Gedanken — aber es wäre noch zu zeitig, etwas von dem schriftlich zu wiederholen, was wir einander mündlich versichert haben. Ich rechne auf Ihr gutes Gedächtniß und weiß, daß das Gedächtniß noch einmal so gut ist, wenn ihm das Herz ein wenig einhilft." Wenn aber dennoch einmal ein Ausbruch der Sehnsucht aus dem starken Herzen sich hervordrängt, so bricht er ihn meist ab, ehe er zu Ende ist. In den seltenen Fällen, in welchen dies nicht geschieht, ist das ausgesprochene Wort immer von einer einfachen Größe, die das Herz erschüttert, wie wenn er einmal ausruft: „Behalten Sie mir nur Ihre Liebe, als woran ich nicht sowohl zweifle, als warum ich vielmehr nicht aufhören muß, Sie zu bitten, weil diese Ihre Liebe mein einziges Glück in der Welt machen kann!" Lessing's markiger Geist war so wenig lyrisch gestimmt, daß ihn die sechs langen

[1]) XII. 346.

Jahre ungestillter Sehnsucht nicht zu einem einzigen lyrischen Gedichte bewegen mochten.

In allen diesen Dingen ist Eva König das vollkommene Abbild ihres Freundes. Sie ist der inkarnirte helle klare Verstand, verbunden mit größter Herzensfeinheit. Es ist Lessingscher Geist, wenn sie dem Freunde, als er einmal befürchtet, daß sie ihre Wahl bereuen könne, zuruft: „Wer bereut eine Sache, die er mit Ueberlegung und von ganzem Herzen thut, der Ausgang sei dann auch welcher er wolle?“ Diese Aehnlichkeit zeigt sich selbst im Style ihrer Briefe, die durchaus ein Lessingsches Gepräge tragen. Bei der feinsten Rücksicht auf alle wahrhaft inhaltvollen Verhältnisse des Lebens, einer Rücksicht, die so weit geht, daß sie sich nicht entschließen kann, ihm von Hamburg aus Geld zu schicken, weil sie kein Mittel sieht es zu thun, ohne daß es bemerkt und beredet würde, ist doch ihre Ausdrucksweise wie ihr Empfinden frei von jeder ängstlichen Prüderie, zuweilen nicht ohne einen Anflug von Derbheit, immer aber grade und einfach und nicht selten von schlagender Kraft und witziger Bezeichnung. Dahin gehört es, wenn sie ihm einmal nach Lesung seiner Gedichte von Hamburg aus schreibt:[1]) „Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen und bin in meiner längst gehegten Meinung, Sie seien ein Erz-Weiberfeind, nun völlig bestärkt. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so heruntermachen? Sie müssen an verzweifelt böse Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig für alle Bosheit, die Sie an uns ausüben, noch gestraft werden! Das Mädchen, das Sie wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden!“ Wie epigram-

[1]) XIII. 311.

matisch reizend und anmuthig ist in dieser Drohung der unterstrichene Ausdruck.

Als Gebler, erschreckt durch die Herausgabe des Klotzschen Briefwechsels, den dessen Wittwe um des Geldes willen veröffentlicht hatte, von Lessing wie von seinen sämmtlichen Correspondenten seine Briefe zurückforderte, schrieb Eva König, die darin einen lächerlichen Zug würdeloser Furchtsamkeit erblickte: „Es ist eine Beleidigung für alle Weiber, an deren Männer er geschrieben. Wäre ich, was ich einzig und allein in der Welt zu sein wünschte, ich würde mir die Erlaubniß ausbitten, seinen Brief beantworten zu dürfen.“ Von Eifersucht ist keine Spur in beider Seele; und wenn eine Aeußerung dieser Art in Eva König's Briefen hervortritt, wenn sie z. B. während Lessing's italienischer Reise dessen Klagen über Augenschmerzen auf die schönen Augen der Italienerinnen zurückführt oder ihm ein andermal einen Gasthof in ihrer Nähe mit dem Zusatze empfiehlt: „es ist zwar etwas Gefahr für mich dabei, weil die Wirthin eine sehr schöne Frau ist, aber um so genauer kann ich Sie auch beobachten,“ [1]) so sind das eben nur harmlose Züge anmuthiger Koketterie, die ihrem von Natur zu heiterer Schalkheit geneigten Wesen wohl anstanden. Selbst bei der Erwähnung von Lessing's Jugendleidenschaft für die schöne Lorenz behält ihre Warnung, als Lessing die noch immer anmuthige Frau und begabte Künstlerin in den Jahren 1774 und 1775 in Wien sicher nicht ohne Bewegung wiedersah, denselben Charakter. „Erneuern Sie die Freundschaft mit Madame H(uber) nicht zu stark, schreibt sie (aus Heidelberg 22. Juli 1775), sonst giebt mir mein guter oder böser Geist ein, daß ich es nicht besser mache. Eben läßt sich ein Professor aus Holland bei mir melden, dem ich vor zwanzig Jahren eben nicht ganz gleichgültig war. Wenn ich ihn aber zu meiner Rache wählen sollte, so müßte sich mein Geschmack in dieser Zeit

[1]) XIII. 582. 567. u. ö. m.

ſehr verändert haben.“ [1]) Für Leſſing iſt es bezeichnend, daß er auf keine ſolche Aeußerung eingeht. Dem gediegenen Ernſte ſeines Empfindens widerſtand ſelbſt das Spiel mit dem Scheine einer ſo unſeligen Leidenſchaft, und er, der für Witz und Neckerei im perſönlichen Verkehr ſo empfänglich war, enthält ſich doch auf jenem Gebiete in ſeinen Briefen jedes ähnlichen Scherzes.

Zweites Kapitel.

Nie iſt ein Brautſtand äußerlich mehr von Unglück, Noth und Leiden aller Art heimgeſucht worden, als der Leſſing's. Es iſt ein Jammer zu ſehen, wie zwei ſo vorzügliche Menſchen ſechs Jahre lang durch die erbärmlichſte Miſere und Proſa des Lebens auseinandergehalten und verhindert werden, das heißerſehnte Ziel einer Vereinigung zu erreichen, die ihr einziges Glück ausmachte und zu deren Herbeiführung ſie jedes Opfer zu bringen bereit waren. Leſſing, wie kaum ein anderer auf großartigen Menſchen- und Weltverkehr geſtellt und von Jugend auf an ihn gewöhnt, erträgt um dieſer Ausſicht willen den Aufenthalt in dem kleinen menſchenöden Wolfenbüttel, immer auf eine Verbeſſerung ſeines armſeligen Gehaltes hoffend, die es ihm möglich machen ſoll, den eigenen Heerd für ſich und ſeine Freundin zu gründen, und immer auf's Neue getäuſcht in ſeinen beſcheidenſten Erwartungen. Eva König ihrerſeits, von ſteigenden Verwicklungen umdrängt, drei Jahre lang von ihren Kindern getrennt, unter Sorgen aller Art, fern von dem geliebten Manne in dem fremden Wien lebend, muß deſſen Kummer

[1]) XIII. 565.

und Verbitterung bis zu resignirender Verzweiflung sich steigern sehen, ohne helfen, ja oft ohne nur trösten zu können, während Beider Gesundheit allmälig untergraben wird durch die Dauer solcher Zustände. Ja sie hat zuletzt auch nicht einmal mehr den Trost, von ihrem Freunde Nachricht zu erhalten. Sie bleibt Monate, ja Vierteljahre lang ohne Briefe von ihm, während jener drei Jahre ihres Wiener Aufenthalts von 1772 bis 1775. Während des ganzen Jahres 1774 erhält sie von ihm nur einen Brief (v. 8. April 1774) und dann auf alle ihre Briefe keine Antwort neun lange Monate hindurch bis zum 10. Januar 1775, wo er ihr das herzzerreißende Geständniß seiner Lage mit den Worten ablegt: „Ja wohl, meine Liebe, würde ich selbst nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß ich in so langer Zeit nicht an Sie schreiben können, wenn ich nicht von einem Tage zum andern mich gar wohl zurückerinnern könnte, wie es unterblieben. Verigen ganzen Sommer habe ich mich mit dem Fieber geschleppt: aber doch hatte das Fieber nur wenig Schuld. Hätte ich Ihnen eine einzige kleine, eben nicht angenehme, nur nicht eben sehr unangenehme Nachricht von mir geben können: so würde ich grade während dem Fieber die beste Zeit gehabt haben, es zu thun. Aber Ihnen, meine Beste, den Kopf noch wüster zu machen, mit Dingen, die ich selbst gern aus meinem Kopfe hätte, und an die ich doch nothwendig denken muß, wenn ich an Sie denke: wenn ich das auch in der größten Hitze des Fiebers gekonnt hätte, ich würde mich selbst verachten. Wollte ich mich noch jetzt nur einigermaßen weiter darüber erklären, so käme sicherlich auch dieser Brief nicht zu Stande; und doch soll er zu Stande kommen. Gott sei Dank, daß ich Sie also allmälig auf dem Wege zur Ruhe weiß! Diese drei Jahre waren ein garstiger Traum für Sie. Aber wirklich, man muß selbst so gut sein, als Sie, und eben so guten Leuten angehören, wie Sie, — wenn das Schlimmste endlich doch nur ein Traum gewesen sein soll!“

Wohl waren dieſe Jahre „ein garſtiger Traum“ geweſen für ſie und nicht minder für ihn; und ſein altes Lieblingswort bei den vielen Widerwärtigkeiten ſeines Lebensganges [1]): „S'iſt doch ein hundsföttiſches Leben!“ hatte ſich ihm wohl öfter als jemals in dieſer traurigen Zeit über die zuſammengepreßten Lippen gedrängt. Aber auch Eva konnte ihm am Ende der drei Jahre ihre Wiederankunft in Hamburg mit den Worten melden: „die Stunde, da ich hier ankam — war eine von den wenigen frohen, die ich ſeit ſechs Jahren genoſſen! Sie glich der Stunde, wo mir Ihr Billet in Wien gebracht wurde, worin Sie mir Ihre Ankunft meldeten.“

Und noch war „der garſtige Traum“ nicht zu Ende. Leſſing hatte Wolfenbüttel verlaſſen und eine Reiſe angetreten, ohne eigentlich genau zu wiſſen wohin. Nur Wien und das Wiederſehn der drei Jahre lang entbehrten Freundin hatten ihm vor der Seele geſchwebt, als er aus dem Thore ſeines Gefängniſſes gefahren war. Er ſah ſie wieder, aber leider war dieſes Wiederſehn ein kurzes. Der Unſtern ſeines Lebens verwickelte ihn grade damals in die Nothwendigkeit, den Braunſchweigiſchen Prinzen Leopold nach Italien zu begleiten, und dieſe Reiſe, die ihm lange als ein erſehntes Lebensglück erſchienen war, ward ihm, zur Unzeit gewährt, eine Quelle neuer Bitterniſſe. Sie trennte ihn von der Geliebten in dem Augenblicke, wo die Ausſicht mit ihr vereint zu bleiben, näher war als je; und was das Schlimmſte war, ſchlechte Poſteinrichtungen und die Nachläſſigkeit dienſteifrig ſcheinender Freunde, ließen die Liebenden faſt während der ganzen Reiſezeit von dreiviertel Jahren ohne alle Briefe von einander! Was Beide dadurch litten, ſieht man an den Briefen Leſſing's [2]) und zumal aus dem tief ſchmerzlichen Briefe ſeiner Freundin vom 5. November 1775. Zum Erſtenmal in ſo langen Jahren drängt ſich ihr ein wirklicher Vor-

[1]) XIII. 472.
[2]) XII. 434. 435.

wurf aus dem gequälten Herzen. Sie glaubt sich von ihm aufgegeben, vergessen: „Warum schreiben Sie mir denn gar nicht? Haben alle die vortrefflichen Sachen die Sie gesehen, Ihre Seele so eingenommen, daß Sie mich gänzlich darüber vergessen haben? Ihre letzten Worte haben Sie sicherlich vergessen, wo Sie so heilig versprachen, mich durch öftere Briefe zu beruhigen. Sie wissen doch wohl, daß alles Leiden und Trübsal, das mir zustoßen kann, durch einige Zeilen von Ihnen gemildert werden kann. Warum vernachlässigen Sie mich denn so ganz und gar?“ — Ja endlich entfährt ihr das verzweiflungsvolle letzte Wort: „vielleicht denken Sie jetzt wieder so, wie Sie schon einmal gedacht haben. Wollte Gott, ich könnte dann auch so denken!“ Und wie rührend klingt dann in Beziehung hierauf in einem folgenden Briefe das Wort: „Alles Unglück wird der Himmel doch nicht über mich verhängt haben!“

Endlich kam er zurück. Der Freundin Angelegenheiten waren geordnet, und von ihrer Seite stand nun der Verbindung kein Hinderniß mehr entgegen. Sie hatte aus den Trümmern ihres Vermögens noch ein Kapital gerettet, das ihr jährlich etwa fünfhundert Thaler Renten sicherte.[1]) Aber Lessing's Verhältnisse hatten sich noch nicht geändert; die erhoffte Verbesserung seiner Stelle war ausgeblieben, er war von Schulden bedrängt, in die ihn zum Theil die Großmuth gegen die Seinen gestürzt hatte, und befand sich in schlimmerer Lage als zuvor.

Wir müssen hier einen Rückblick auf diese äußerlichen Verhältnisse Lessing's während der letzten sechs Jahre werfen, um zu erkennen, wie ihm auch hier die Liebe und die Klugheit der Freundin rathend und helfend zur Seite stand.

---

[1]) XIII. 548.

Drittes Kapitel.

Leſſing hatte die Wolfenbütteler Stelle angenommen, weil ihm der Wunſch, die Frau ſeines Herzens heimzuführen und eine Familie zu gründen, eine feſte bürgerliche Stellung nothwendig machte, und weil ihm auf eine baldige Verbeſſerung ſeiner unzureichenden Beſoldung Ausſicht gemacht worden war. Aber je weiter ſich beides hinauszögerte, um ſo unerträglicher wurde ihm ſeine Lage. Die kleine Stadt, eine verödete ehemalige Reſidenz, in einer niedrig-ſumpfigen ungeſunden Gegend, mit der Enge und Kümmerlichkeit ſolcher deutſchen Kleinſtädte, ohne geſelliges Leben, ohne anregenden Umgang preßte ihm, der bisher nur in großen Kulturmittelpunkten wie Leipzig und Berlin, Breslau und Hamburg gelebt hatte, das Herz zuſammen. Er kam grades Weges von Hamburg, wo er weite reichliche Lebenskreiſe, wo er einen Zirkel trefflicher Freunde, einen breiten Weltverkehr, ein rühriges See- und Handelsleben, wo er eine geliebte Frau und eine Familie, die an dem Kinderfreunde hing, verlaſſen hatte. Das Alles fehlte ihm in ſeinem „verwünſchten Schloſſe“ zu Wolfenbüttel doppelt und dreifach. Er hatte ſich gefaßt gemacht, ſeine Einſamkeit und die daran geknüpften Entbehrungen höchſtens Jahr und Tag ertragen zu müſſen, und mußte bald erkennen, daß er das Ende nicht abſehen könne. Das Wiederſehen der Freundin in Braunſchweig im Auguſt 1770 und 1771 und im Herbſte des letzteren Jahres in Hamburg gab nur augenblickliche Linderung, um dann ſeine Sehnſucht und das Unbefriedigende ſeiner Zuſtände noch zu ſteigern. Er hatte ſich vom erſten Augenblicke an in Wolfenbüttel unglücklich gefühlt. Es war ihm bei ſeinem Eintritt dort, als ginge er in ſein Grab, und ſo ſehr er dieſe Bezeichnung auch in dem erſten Briefe, den er von dort an Ebert ſchrieb, wegzuſcherzen, ſo ſorgſam er auch der Freundin anfangs ſeine Stimmung zu verbergen ſuchte, ſo reichte doch bald die „beſondere

Gabe", auf die er, wie er einmal sagt, stolzer war als auf alles was er sonst wisse und kann (XII. 263.), „die Gabe etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken," nicht mehr aus, um ihn mit seiner Lage zufrieden zu machen. Es ist rührend zu sehen, welche Anstrengungen er anwendet, um sich und die Freundin zu überreden, daß er vergnügt sei und sich wohl befinde. „Freilich, setzt er hinzu, kostet es Kunst sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist, aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr als in unserer Ueberredung!" Er hat es sich zum Gesetz gemacht vergnügt zu sein, wenn er auch noch so wenig Ursache dazu habe. „Und so wie ich hier lebe, fügt er hinzu, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme."

Und jetzt beginnt das Schauspiel eines Kampfes des Genius gegen die Misere des Lebens, wie es herzzerreißender vielleicht kaum die Geschichte des deutschen Genius aufzeigt! Die Zeugnisse desselben sind uns in Lessing's Briefen an seine Geliebte und an seinen Bruder aufbehalten. Sie sind eine schwere Anklage und ein unaustilgbarer Makel für den Fürsten, der eitel genug war, um stolz zu sein auf den Besitz des berühmtesten deutschen Dichters und Schriftstellers, und dennoch den Eingefangenen Jahre lang bis zur Verzweiflung in einer Nothlage verschmachten ließ, aus der ihn der hundertste Theil des Geldes hätte erlösen können, das Herzog Karl von Braunschweig an seine Maitressen im Laufe einer Regierung verschwendet hatte, deren Resultat eine Schuldenlast von nicht weniger als zwölf Millionen gewesen ist!

Lessing's Gehalt betrug nicht volle sechshundert Thaler nebst Holz und freier Wohnung, und dieses schmale Einkommen in einer Stellung die „vielfachen Aufwand" erforderte, wurde obenein noch durch starke Abzüge von Jahr zu Jahr verkürzt und verkümmert,[1])

[1]) XII. 253. 414.

während man ihn bei seiner Anstellung mit sichern Hoffnungen auf baldige Erhöhung seiner Besoldung geködert hatte. Er war mit einer Schuld von vielleicht tausend Thalern nach Wolfenbüttel gekommen, obschon er vorher zur Lösung seiner Verbindlichkeiten seine ganze Bibliothek verkauft hatte, und sah sich bald in die Nothwendigkeit gesetzt, sein Gehalt auf anderthalb Jahre vorweg aufzunehmen, „um nicht verklagt zu werden.“[1]) So ward der Freieste der Freien doppelt Sklave; Sklave des Amts, das ihn an der Kette hielt, und des Geldes, dessen Mangel es ihm unmöglich machte, die Kette zu sprengen. Dazu ruhte auf seinen Schultern zugleich die Nothwendigkeit der Unterstützung seiner Eltern und seiner Geschwister, die schon früh seiner großmüthigen Aufopferung gewohnt, ihn jetzt, wo sie ihn in glänzenden Umständen glaubten, doppelt in Anspruch nahmen. Im Juni 1770 mußte er seinem alten Vater in einem Briefe, den man nicht ohne tiefste Rührung lesen kann, gestehen, daß es ihm unmöglich sei, ihm jetzt mit einer Geldsumme zu Hülfe zu kommen. Sechs Wochen später erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters! Tieferschüttert übernahm er alle Schulden der Familie, nur solle man ihm Zeit lassen.[2]) Diese Last ward fast unerträglich durch die Bitterkeit einer Schwester, welche trotz aller seiner Aufopferung ihn fortwährend mit vorwurfsvollen Anforderungen bestürmte, und seine Geduld und brüderliche Liebe auf die härtesten Proben setzte,[3]) während er „von allen Menschen verlassen“ inmitten seiner „kümmerlichen und verwirrten Umstände“ in seiner Einsamkeit saß, gezwungen ums Brod zu schreiben, was sich eben ohne Heiterkeit des Geistes, ohne Frische der Stimmung schreiben ließ. Schon im ersten Jahre seines Aufenthalts in Wolfenbüttel klagt er seinem Bruder: „Ich habe es, weiß Gott, nie nöthiger gehabt, um Geld zu schreiben, als eben jetzt,

[1]) XII. 395.
[2]) XII. 257—58.
[3]) XII. 305. 316.

und dieſe Nothwendigkeit hat, natürlicher Weiſe, ſogar Einfluß auf die Materie, wovon ich ſchreibe. Was eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes, was eine beſondere Anſtrengung erfordert, was ich mehr aus mir ſelbſt ziehen muß als aus Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. — Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnſten iſt; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen.“ [1]) Dieſe Klage wiederholt ſich durch alle die nächſten Jahre. „Unter allen Elenden, ſchreibt er an ſeinen Bruder (26. Mai 1771) iſt, glaube ich, der Elendeſte, der mit ſeinem Kopf arbeiten ſoll, auch wenn er ſich keines Kopfes bewußt iſt. Doch was hilft alles Klagen?“ „Der Bücherſtaub,“ ſchreibt er bald darauf an Gleim, „fällt immer mehr auf meine Nerven, und bald werden ſie gewiſſer ſeiner Schwingungen gar nicht mehr fähig ſein.“ Dennoch will er nicht, „weil er ſelbſt ſtumpf geworden, gegen diejenigen ungerecht werden, die es nicht ſind, und keinen Sinn deshalb verachten, weil er ſelbſt ihn unglücklicherweiſe verloren habe. Aber, ſetzt er hinzu, ich will doch lieber geſtehen, daß ich nun einmal leider ſo weit heruntergekommen bin, daß ich an Dingen Luſt und Nahrung finde, die ein geſunder Magen für ſehr ſaftlos und unverdaulich erklärt.“ [2]) Er fühlte ſich unproduktiv zur Poeſie und ſogar ohne Stimmung für ihren Genuß, und da er nicht Lyriker und die Elegie nicht ſeine Sache war, ſo fehlte ihm ſelbſt das Mittel zur poetiſchen Befreiung. Wie es ihm aber bei ſeiner damaligen Beſchäftigung mit dem Berengarius, Scultetus und andern „theologiſchen Quisquilien und Ungereimtheiten“ um's Herz war, ſieht man aus dem Bekenntniſſe darüber gegen ſeinen Bruder und gegen ſeinen Freund Moſes Mendelsſohn. Dem Erſteren ſchreibt er (4. Juli 1771): „ich bin ſeit ich Dir das letztemal geſchrieben, auch nicht einmal im Stande geweſen, mich mit theo-

[1]) XII. 268—269.
[2]) XII. 303.

logiſchem Unſinn abzugeben, geſchweige daß ich fähig geweſen wäre, etwas Geſcheidteres vorzunehmen;" und den Letzteren bittet er um ein neues Werk des Engländers Ferguſon mit dem Zuſatze: „ich habe hier größtentheils nur ſolche Bücher, die über lang oder kurz den Verſtand ſowie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, ſo kann man am Ende nicht mehr denken!" Daran reiht ſich dann noch die ſchwermüthige Frage: „Iſt es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, ſich ernſtlich mit Wahrheiten zu beſchäftigen, in deren beſtändigen Widerſprüchen wir nun ſchon einmal leben, und zu unſerer Ruhe beſtändig fortleben müſſen?"

Die nächſte Hauptſache für ihn war jetzt: Geld zu verdienen. „Das Geld, ſchreibt er an ſeinen Bruder, iſt grade das, was mir fehlt, und was mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will ſchlechterdings in Jahr und Tag keinem Menſchen mehr etwas ſchuldig ſein, und dazu gehört ein beſſerer Gebrauch meiner Zeit als für das Theater." Da er nämlich ſeinem Bruder geſtanden hatte, daß er in der Arbeit allein zeitweiſe den Verdruß und Kummer ſeiner Lage vergeſſe, ſo hatte ihn dieſer, ſowie ſein Verleger aufgefordert, ſeine dramatiſchen Pläne wieder aufzunehmen, „da es ja gleichgültig ſei, was er arbeite." „Ihr irrt Euch ſehr," antwortet er, „wenn Ihr glaubt, daß es mir bei ſolchen Umſtänden gleichgültig ſein könne, was ich arbeite. Nichts weniger, weder in Anſehung der Arbeit, noch in Anſehung der vornehmſten Abſicht, warum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben ſchon in ſehr elenden Umſtänden geweſen, aber doch noch nie in ſolchen, wo ich im eigentlichen Verſtande um Brodt geſchrieben hätte. Ich habe meine Beiträge bloß darum angefangen, weil dieſe Arbeit fördert, indem ich nur einen Wiſch um den andern in die Druckerei ſchicken darf, und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben." Freilich nennt er in einem andern Briefe dieſe Arbeiten „Dinge, die auch ein größerer Stümper eben ſo gut machen könnte. Aber in einem

Seelenzustande wie der seine, sei grade solche trockene Bibliothekararbeit, die sich ohne alle Theilnahme, ohne die geringste Anstrengung des Geistes hinschreiben lasse, sehr erwünscht, denn er könne sich dabei zugleich noch immer mit dem Troste beruhigen, daß er seinem Amt Genüge thue, und manches dabei lerne, gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen werth sei, gelernt zu werden."

Wenn man diese Aeußerungen erwägt, so wird es erklärlich sein, wie der gedrückte Mann fortwährend seine Hoffnung auf das Lotto setzte, das in der Correspondenz mit seiner Freundin trotz alles gelegentlichen Moralisirens und Scherzens darüber, doch fortdauernd einen ganz ernsthaften Gegenstand bildet.[1]) Einmal will er freilich „alle weiteren Versuche aufgeben." „Ich soll durch Glücksfälle ebenso wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin; und wenn ich's recht überlege, so ist diese Art reich zu werden, auch weder Ihrer noch meiner würdig." Indessen, setzt er, seine augenblickliche Moralaufwallung ironisirend, hinzu, sei das doch eigentlich nur die Geschichte des Fuchses mit den Trauben! Lessing hat das Versuchen des Lottoglücks bis an das Ende seines Lebens nicht aufgegeben — er besetzte noch drei Nummern wenige Stunden vor seinem Tode — weil er fortwährend drückenden Mangel an Gelde litt.

Er war bis in sein vierzigstes Jahr ein kerngesunder Mann gewesen, der von Krankheit nie etwas gewußt hatte. In dem ungesunden Wolfenbüttel verlor er seine Gesundheit. Die üble Lage des Orts, die gänzlich veränderte Lebensweise, das fortwährende Stubensitzen, die Bibliothekluft und der Bücherstaub, verbunden mit Kummer und Sorgen, mit unbefriedigter Sehnsucht und nagendem Verdrusse über seine Knechtschaft, deren ungewohnte Fesseln ihn von Jahr zu Jahr drückender umschnürten, machten aus dem kräftigen Manne einen siechen Kränkling. Rheumatische Leiden aller

[1]) XII. 265. 272. 273—74. 284—85. 287. 290—91. 298. 311. 341. 350.

Art; Beklemmungen, Angſtſchweiße, Schwindel, Zahnſchmerzen, zuletzt auch ſchlimme Augen, die ihn Abends oft Monate lang am Leſen und Schreiben hinderten, wechſelten Jahr aus Jahr ein ab, und wichen nur auf kurze Zeit, wenn er ſich einmal durch einen Reiſeausflug Luft- und Lebensveränderung ſchaffte. (XII. 356). Alle ſeine Briefe ſind voll[1]) Klagen über ſeine Verlaſſenheit, es blieb ihm alſo nur das einige Stunden entfernte Braunſchweig als Aushülfsmittel. Aber die häufigen Touren dorthin, die oft zu Wochen- ja Monatlangen Aufenthalten führten, koſteten viel Zeit und Geld. Er konnte dort nichts arbeiten, kaum einen Brief ſchreiben, der Zudrang der Bekannten zerſtreute ihn, und nicht ſelten mußte er aus dieſen Gründen ſich ſolche Erheiterung verſagen, obſchon er ſeiner Freundin bekannte, daß es ihm ſchlechterdings Bedürfniß ſei, von Zeit zu Zeit unter Menſchen zu kommen, wenn er nicht zu Grunde gehen ſolle. „Sobald ich aus dem verwünſchten Schloſſe wieder unter Menſchen komme, geht es wieder eine Weile," ſchreibt er ihr einmal, und fügt dann hinzu: „Und dann ſage ich mir: Warum auch länger auf dieſem verwünſchten Schloſſe bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre ſchon hundertmal wieder fort!"

Die erſten anderthalb Jahre hatte er dies Leben ausgehalten, ohne der geliebten Frau, die zu entbehren ſeine Qualen ſteigerte, den vollen Einblick in ſeine Zuſtände und in ſeine Stimmung zu geſtatten. Erſt in dem Briefe vom 27. Juni 1772 entringt ſich ein heftiger Aufſchrei ſeiner ſtarken Bruſt. „Wer von uns beiden itzt am meiſten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch die Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie abſehen können auf eine oder die andere Weiſe. Mir aber iſt itzt nicht ſelten das ganze Leben ſo ekel — ſo ekel! Ich verträume meine Tage mehr als daß ich ſie verlebe. Eine anhaltende

[1]) XII. 304. 385 403. u. a. O.

Arbeit, die mich abmattet ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige liebe Einerlei — das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin." Dieser Brief verräth auch das innerste Geheimniß seiner Seele. Es war vor allem die in seinem öden Einerlei sich immer steigernde Sehnsucht nach der entfernten Geliebten seines Herzens und die Verzweiflung über die unabsehbare Dauer dieser Trennung, welche seinen Zustand unerträglich machten. Ihr Bildniß ist seine einzige Freude. „Empfangen Sie nochmals meinen zärtlichsten aufrichtigsten Dank für den zwar stummen und todten, aber für mich doch sehr unterhaltenden, besten, liebsten Gesellschafter in meiner Wolfenbüttelschen Einsamkeit! Ach wenn — — Sie wissen, was ich wünsche!" — In der unentweihten Brust dieses männlichen Mannes mußte das Gefühl einer so reifen und lebenausfüllenden Liebe sich aber um so mehr zum Schmerze der Sehnsucht steigern, je weiter er das Ziel der Vereinigung in ungewisse Ferne gerückt sah.

„Nur wer die Sehnsucht kennt
Weiß was ich leide,
Allein und abgetrennt
Von jeder Freude."

Je länger der Aufenthalt seiner Geliebten in Wien dauerte, desto mehr hatte es ihn zu ihr hin getrieben[1]), mochten doch die Menschen „davon denken was sie wollten." Er fühlte sich „schlimmer als krank"; „Ich bin mißvergnügt, ärgerlich, wild," schreibt er ihr am 26. October 1772, „wider mich und wider die Welt aufgebracht, Sie allein ausgenommen." Das waren die drei Monate,

[1]) XII. 369.

in welchen er eben dieſer Stimmung halber außer Stande geweſen war, ihr auch nur zu ſchreiben. Jetzt „wollte er ſein Herz wenigſtens gegen die einzige Perſon in der Welt, gegen die er es thun könnte, ganz ausſchütten," und er thut es in einer Weiſe, welche die ganze Unerträglichkeit ſeiner Zuſtände darlegt. Er hat und ſieht nur einen einzigen Weg zu ſeiner Rettung, und dieſer Weg iſt — zu ihr. „Sie wiſſen, meine Liebe, was ich Ihnen oft geſtanden habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einſamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tage dümmer und ſchlimmer. Ich muß wieder unter Menſchen, von denen ich hier ſo gut als gänzlich abgeſondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunſchweig dieſen und jenen beſuchen kann? Beſuche ſind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang, und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig ſind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben ſoll. Ohne Umgang ſchlafe ich ein, und erwache bloß dann und wann, um eine Sottiſe zu begehn. — Alſo hören Sie, meine Liebe, was ich mir für einen Plan gemacht habe, denn wie es mit Ihnen gehen dürfte, ſehe ich nun wohl. Sie werden entweder nie, oder ſobald nicht von Wien wegkommen. Wenn ich alſo hier bleiben und die Hände in den Schoß legen will, ſo wird aus Allem nichts, was ich mir in glücklichen Augenblicken manchmal ſo möglich und ſo leicht vorgeſtellt habe. Dieſes einzige folglich kann mich noch retten oder nichts." —

Dies einzige Rettungsmittel nun war der Plan ſeiner Reiſe nach Italien, die ihn natürlich zunächſt nach Wien zu der Freundin führen ſollte, von der er ſich dann ſicherlich nicht wieder zu trennen gedachte. Er wollte dort zugleich „mit eignen Augen ſehen, was in Wien für ihn zu thun ſei", da man ihm oftmals von Wien für ſeine Zukunft geſprochen hatte. „Finde ich es in Wien ſo, daß ich Wolfenbüttel darüber vergeſſen kann: deſto beſſer. Finde ich es nicht, ſo habe ich mich doch wieder mit Ihnen, meine Liebe, be-

ſprochen, und ich weiß woran ich bin.“ Nur dieſen Winter wollte er noch fleißig arbeiten; dann aber ſollte ihn nichts halten, zu ihr zu eilen. „Das Herz bricht mir,“ ſchreibt er, „wenn ich bedenke, wie wenig ruhige Stunden auch Sie haben mögen!“ – Er verzichtet ſogar auf die einzige Zerſtreuung, die ihm ſeine Ausflüge nach Braunſchweig gewähren, um nur jenen Plan zu ermöglichen. „Ich will mich gern,“ ſchreibt er in Bezug darauf an ſeinen Bruder, „noch weit mehr aller Geſellſchaft entziehen, um hier in der Einſamkeit zu kahlmäuſern und zu büffeln, wenn ich nur ſonſt von einer andern Seite meine Ruhe wieder gewinnen kann.“

Viertes Kapitel.

In dieſer Stimmung, „den Kopf voller Grillen, das Herz voller Galle,“ und zugleich in einem Zuſtande der Sehnſucht, wo ihn „jeder Brief den er an die Geliebte ſchreibt auf acht Tage unruhig und ihm all Arbeit ekel machte,“ [1]) fand ihn der Beginn des Jahres 1773, das für ihn das ſchrecklichſte ſeines Lebens werden ſollte.

Er war nach Braunſchweig gegangen, um einen Verſuch zu machen, ſich beim Hofe in Erinnerung zu bringen. Soweit hatte die Liebe ſeinen Stolz gebeugt. Er meldet es der Freundin mit den Worten: „Seit acht Tagen habe ich wohl müſſen unter Menſchen ſein. Ich bin zum neuen Jahre in Braunſchweig bei Hof geweſen, und habe mit andern gethan, was zwar nicht hilft, wenn man es thut, aber doch wohl ſchaden kann, wenn man es beſtändig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht und das Maul

[1]) XII. 387.

bewegt; — der einzige Wunſch, bei dem ich dieſe Zeit über an Etwas dachte, war — — ach Sie wiſſen ihn ja wohl, meine Liebe! Sollte denn kein glückliches Jahr mehr für mich kommen?“ —

Gerade dieſe Neujahrsaufwartung aber, die ſcheinbar ſofort den beſten Erfolg verſprach, ſollte Veranlaſſung zu einer langen Reihe neuer Leiden für ihn werden, und vor allen Dingen jenen von ihm zu ſeiner Rettung gefaßten Reiſeplan vereiteln! Er ſollte erfahren, was es heißt, „mit großen Herren zu thun zu haben,“[1]) und auf praktiſche Weiſe die Studien zu dem Bilde eines leichtſinnigen Fürſten machen, die er ſpäter in der Zeichnung ſeines Hettore Gonzaga verwerthen mochte!

Sein ganzes Geſchick war daran geknüpft, daß der Hof ihm in Betreff der verſprochenen Verbeſſerung ſeiner Lage Wort hielt, und ſich davon überzeugte, daß es denn doch, wie Leſſing ſich einmal ausdrückt, „nicht eben hübſch ſei, wenn Leute, die außer dem Lande den meiſten Ruf haben, in dem Lande das ſchlechteſte Brod eſſen.“ In der That hatte es den Anſchein, als ob ihm endlich geholfen werden ſolle. Kurze Zeit nach jener Hofcour nämlich ward Leſſing durch den Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand, den ſpätern unglücklichen Helden des Champagne-Feldzugs und der Schlacht von Jena, der damals bereits als Mitregent ſeines Vaters die Regierung leitete, nach Braunſchweig entboten. Hier eröffnete ihm derſelbe von freien Stücken: er ſei gewillt, ihm eine Stellung zu geben, die ſeinen Verdienſten entſpreche. Der Profeſſor Lichtenſtein in Helmſtedt, den der Herzog als ſpeciellen Berather in ſolchen Dienſten brauchte, welche die Geſchichte und Rechte des Regentenhauſes betrafen, war geſtorben. Der Erbprinz trug alſo Leſſing in der verbindlichſten Weiſe dieſe Stelle an. Er ſollte ſein Bibliothekariat daneben behalten und zugleich mit ſeinem

[1]) XII. 411.

Einkommen ſo geſtellt werden, daß er ſich mit vollkommenſter Zufriedenheit in Braunſchweig ſelbſt fixiren könnte. Nur müſſe er ſeine Projekte, den Braunſchweigiſchen Dienſt zu verlaſſen, von denen der Fürſt, wie es ſchien, Kunde erhalten hatte, aufgeben, und ſich entſchließen zu bleiben.

Wer war glücklicher als Leſſing, als er ſich ſo unvermuthet endlich am Ziele aller ſeiner Wünſche ſah! Er verhehlte nicht, „daß er es ohne eine baldige Verbeſſerung ſeiner Verhältniſſe nicht lange mehr ausgehalten haben würde,“ nahm aber die ihm gebotene Stelle an, um ſo mehr, als ihm der Fürſt vertraulich mittheilte, daß er durch dieſelbe „einen Fuß auf Alles erhalte,“ und daß es nur auf ihn ankomme, ſeine jetzige Carrière ſehr bald mit einer andern zu vertauſchen. Voller Freuden meldete Leſſing dieſe glückliche Wendung ſeines Schickſals der geliebten Freundin. In ſpäteſtens acht bis vierzehn Tagen, ſchrieb er derſelben, werde der Erbprinz von einer plötzlichen Reiſe nach Potsdam zurückerwartet, worauf dann ſofort die letztliche Entſcheidung ſeines Schickſals für immer erfolgen werde. Dieſer Brief war der Einzige von allen, die er bis dahin aus Wolfenbüttel geſchrieben, welcher ein reines Glücksgefühl athmet.[1]) Alle ſeine Braunſchweiger Freunde drängten ſich gratulirend zu ihm und voll froheſter Ausſichten kehrte er in die Einſamkeit nach Wolfenbüttel zurück. Er ſollte ſchrecklich enttäuſcht werden. Denn nun beginnt ein Schauſpiel empörendſter Art, ein Spiel fürſtlicher Herzloſigkeit mit dem Schickſale, dem Leben und Charakter des ausgezeichnetſten Mannes, den Deutſchland beſaß, ein Spiel, das zwei Jahre lang dieſen edelſten Charakter bis zu hoffnungsloſer Verzweiflung verbitterte, und ſeine leibliche und geiſtige Vollkraft für immer untergrub. In Leſſings Briefen aus dieſer Zeit ſind die Zeugniſſe enthalten für die Prometheusqualen, die eines Fürſten leichtſinnige Wortbrüchigkeit über ihn verhängte,

[1]) XIII. 391 u. 392.

und zugleich ein unaustilgbares Brandmal für das Andenken des Prinzen, der sein ganzes Leben lang beflissen war, den Schein eines hochgebildeten, humanen, Wissenschaft und Kunst schätzenden Fürsten durch geschickte Repräsentation um sich zu verbreiten, der mit einem Moses Mendelssohn über Philosophie gefühlvoll korrespondirte und sich den Anschein gab, denselben Lessing in seiner ganzen Bedeutung und Größe zu erkennen und zu würdigen, den er Jahre lang im Elende verschmachten ließ!

Lessing war, wie wir erzählt, nach Wolfenbüttel mit der festen Zuversicht zurückgekehrt, in spätestens acht bis vierzehn Tagen aller seiner Noth ein Ende gemacht zu sehn. Seine Ehre war bei der gewissenhaften Erfüllung des Fürstlichen Versprechens betheiligt, denn er hatte durch jene Meldung seiner verbesserten Lage den Verwandten seiner Verlobten, die nicht ohne Grund über sein langes Zögern befremdet waren, die vollständigste Beruhigung gegeben. Um so peinlicher war es ihm, als er statt jener kurzen Frist zwei Monate vergehen sah, ohne daß der Fürst etwas von sich hören ließ. „Ich möchte rasend werden!“ schreibt er am 3. April 1773 an seine Braut: „Was *werden* Sie von mir denken? Was *müssen* Sie von mir denken? Ich schrieb Ihnen vor länger als acht Wochen, daß allhier etwas für mich im Werke sei, was mein künftiges Schicksal auf einmal bestimmen werde, und hoffentlich so bestimmen werde, wie ich es wünsche. Wie ich es aber wünsche, weiß Niemand besser als Sie. Ich glaubte gewiß, daß keine acht, keine vierzehn Tage vergehen könnten, ohne daß ich Ihnen die völlige Gewißheit von der Sache schreiben konnte. Aber diese vierzehn Tage sind viermal vergangen, und Sie haben keine Zeile von mir gesehen. Und wenn ich Ihnen nicht eher wieder schreiben wollte, als bis ich es so kann, wie ich gern wollte: so könnten leicht noch einmal acht Wochen darüber hingehen; und wer weiß, ob ich Ihnen am Ende doch nicht schreiben müßte, daß ich betrogen worden! — Möchte ich nun nicht rasend werden! Ohne die geringste Veran-

laſſung von meiner Seite, läßt man mich ausdrücklich kommen, thut wer weiß wie ſchön mit mir, ſchmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von etwas die Rede geweſen wäre. Ich bin zweimal ſeitdem wieder in Braunſchweig geweſen, habe mich ſehen laſſen, und verlangt zu wiſſen woran ich wäre. Aber keine, oder doch ſo gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier, und habe es verſchworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunſchweig zu ſetzen, bis man eben ſo von freien Stücken die Sache zu Ende bringt als man ſie angefangen hat. Bringt man ſie aber nicht bald zu Ende, und läßt man mich erſt hier in der Bibliothek und mit gewiſſen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine daſelbſt zugebrachte Zeit verloren haben will: ſo ſoll mich ſodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend ſein. Ich denke überall ſo viel wieder zu finden als ich hier verlaſſe. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen, als ſo mit ſich handeln laſſen!“ In demſelben Sinne und faſt mit denſelben Worten meldet er wenige Tage darauf ſeinem Bruder: „In Jahr und Tag längſtens ſchreibe ich Dir aus einem andern Orte, als aus Wolfenbüttel. Es iſt ohnedies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu ſtudiren; aber ſich darin zu vergraben, iſt eine Raſerei. Ich merke es ſo gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich ſtumpf machen.“

Und wieder vergingen mehr als zwei Monate. Mehr als zwanzig Briefe hatte er an ſeine Braut, die ihn beſchworen hatte, Geduld zu haben und abzuwarten, angefangen, ohne ſie zu vollenden. Endlich ſchreibt er ihr (27. Juni 1773): „Nachdem ich drei Monate zu keinem Menſchen gekommen, und die ganze Zeit auf der Stube oder der Bibliothek zugebracht, wo ich mehr fleißig ſein wollen als fleißig geweſen, haben mich die Umſtände endlich wieder einmal nach Braunſchweig genöthigt. Ich habe mich ſechs

Tage da aufhalten müſſen und bin geſtern wiedergekommen. Heiterer ein wenig: aber um nichts gebeſſert. Können Sie glauben, daß ich noch immer nicht weiß, woran ich bin? Dies Verfahren iſt mir unerträglich; und nichts Geringeres als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbeſonnenen Schritt zu thun, den ich demohngeachtet doch noch alle Augenblicke in der Verſuchung bin zu thun. Werde ich ihn auch nicht endlich thun müſſen? Denn, bei Gott! ich kann es nicht länger ausſtehen. Es muß brechen oder biegen."

Und noch andere zwei Monate ſpäter ſtand Alles auf demſelben Punkte. Es war inzwiſchen der einzige Mann geſtorben, an deſſen „Trödelei" die Schuld der unverantwortlichen Hinzögerung gelegen haben ſollte, der allvermögende Miniſter von Schliefert. Aber ſein Tod, auf den Leſſing neue Hoffnung geſetzt hatte, änderte nichts für ihn, und er ſah ſich, wie er (17. September 1773) ſeiner Freundin berichtet: „in Gefahr, vor Bitterkeit und Unwillen toll zu werden." Dazu quälte ihn der Gedanke, daß ſeine Freundin, die er Monate lang ohne Briefe ließ, weil er ihr nur Widriges zu melden hatte, an ſeiner Liebe für ſie zweifeln könne [1]), und die Unmöglichkeit, zu thun was ihm ſein gerechter Mannesſtolz und ſein beleidigtes Selbſtgefühl als einzige Genugthuung zur Pflicht machten, den Dienſt des Herzogs aufzugeben, vermehrte die Qual ſeines Innern. „Sie allein, ſchreibt er ſeiner Braut, haben mich bisher abgehalten, und halten mich noch ab, den übereilten Schritt zu thun, von welchem ich die ſchlimmen Folgen alle vorausſehe, den ich aber doch ganz unfehlbar ſchon längſt würde gethan haben, wenn ich nicht auch zugleich die einzige ernſthafte Hoffnung dadurch zu verſcherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt. Sie wiſſen dieſe Hoffnung, meine Liebe, und wenn Sie jemals daran Theil genommen, ſo beſchwöre ich Sie: verbannen Sie

[1]) XII. 401.

jeden argwöhniſchen Gedanken, der ſich Ihnen von meiner Seite dagegen vorſtellen will." Aber noch war wenigſtens ſein Muth ungebrochen. Er meldet ſeinem Bruder, daß er auf zwei Vorſtellungen keine Antwort erhalten. Jetzt wolle er zum dritten Male einkommen, „wo dann der Fuchs nothwendig zum Loche heraus müſſe." „Zwingt man mich", fährt er fort, „meinen Abſchied zu fordern, ſo werde ich freilich für den erſten Augenblick ein wenig in Verlegenheit ſein, was ich mit mir anfangen ſoll; aber ich hoffe gewiß, auch nur für den erſten Augenblick." Allein je länger der Zuſtand währte, deſto mehr verlor ſein Selbſtvertrauen an Spannkraft. In den vier letzten Monaten des Jahres 1773 kam er faſt gar nicht mehr aus ſeinem „verwünſchten Schloſſe", wie er es immer wieder nennt, unter Menſchen. Die langen einſamen Winterabende, die er ſeiner Augen wegen nicht einmal zum Arbeiten benutzen, und auch durch Geſelligkeit nicht ausfüllen konnte, verdüſterten ſeine Stimmung immer tiefer. Er ſchrieb faſt an keinen Menſchen mehr, ſelbſt nicht an Mutter und Brüder, und hatte nicht übel Luſt, an ſeine vielen Bekannten ein Circular mit der Bitte zu erlaſſen, ihn für todt zu achten. Selbſt die Briefe an ſeine einzige Freundin liegen Vierteljahre auseinander, weil er zehn Briefe zerriß, ehe er einen abſendete.[1]) Ein tiefer Ingrimm gegen den Fürſten, der es gewagt hatte, ihn zu „narrführen", ſetzte ſich immer feſter in ſeinem Innern. „Ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergeſſen", ſchreibt er am 1. Dezember 1773 der Freundin. „Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den erſten Antrag eigenhändig that. So lange warte ich nur noch, um ihm alsdann meine Meinung ſo bitter zu ſchreiben, als ſie gewiß noch keinem Prinzen geſchrieben worden."

Wir haben ſchon früher geſehen, daß Eva König allen ſolchen Ausbrüchen des Zorns gegenüber diejenige war, die des gekränkten

[1]) XII. 404.

Mannes Ungeduld immer wieder auf einige Zeit durch liebevollen Zuſpruch zu beſchwichtigen wußte. Auch diesmal übte ſie ihr troſtſpendendes und beruhigendes Amt. Selbſt von Kummer und Sorgen bedrängt und niedergedrückt, antwortet ſie ihm auf jenen Brief mit den Worten: „Alles mein Unglück wollte ich gern ertragen, wenn nur Sie glücklich und zufrieden wären!“ Sie glaubt ihm nicht, daß er körperlich geſund ſei, weil er ſonſt die Kraft haben würde, „dem aufgebrachten Weſen, das ſich in jeder Zeile ſeines Briefes äußere, zu widerſtehen.“ „Es iſt wahr“, fügt ſie hinzu, „man hat Ihnen übel mitgeſpielt, oder vielmehr in der Art verfehlt, wie man einen Mann, wie Sie, behandeln ſollte. So lange aber die Stelle, die man Ihnen angeboten, nicht vergeben iſt, ſo lange haben Sie auch nicht Urſache, ſo entrüſtet zu ſein, als Sie ſind.“ Daß der Fürſt ſchon bei dem Antrage es nicht redlich gemeint habe, könne ſie nicht glauben, ſie müßte ihn denn zugleich für den Niederträchtigſten halten. Eher glaube ſie, daß andere Geſchäfte ihn die Sache vergeſſen laſſen, und daß Niemand ihn daran erinnere, da Leſſing ſelbſt es nicht thue. Dies ſei um ſo wahrſcheinlicher, da ſie Kunde habe, daß die finanzielle Zerrüttung, in welche der regierende alte Herzog durch ſeine Verſchwendung das Land geſtürzt, das Haus bereits einem Reichsbankerutte nahegebracht habe. Ihr Zureden bewirkte wenigſtens, daß Leſſing jenen Brief an den Erbprinzen *nicht* ſchrieb. Aber deſto ſchärfer zehrte der Geier des Unmuths an ſeinem Innern. Er ließ vier Monate vergehen, ehe er der Freundin Antwort gab: „Was könne er denn auch Beſſeres thun, als ſeine Raſerei nur in der Stille abwarten, um keinem anderen Menſchen damit beſchwerlich zu fallen.“ Wie unerträglich ihm ſeine Lage war, geht am beſten aus dem Umſtande hervor, daß er, der gegen alles „Profeſſoriren“ auf Univerſitäten die gründlichſte Abneigung hatte, doch ſofort ſich bereit zeigte, eine Profeſſorſtelle in Heidelberg anzunehmen, wenn er nur nicht nöthig hätte, ſich darum zu bewerben. Denn lieber wolle

er in den Tod gehen, als sich anbieten. „Ein Mensch, wie ich, wenn er sich anbietet, scheint überall sehr überflüssig zu sein; wenigstens mag man ihn nicht anders haben als so wohlfeil wie möglich.“ Freilich seinen Erbprinzen glaubte er jetzt hinlänglich zu kennen, „um sich als gewiß zu versprechen, daß derselbe, wenn er zur Regierung komme, lieber die ganze Bibliothek mitsammt dem Bibliothekar verkaufen als etwas für den letzteren thun werde.“

Man hat gesagt, Lessing sei zu stolz und feinfühlend gewesen, um seine bedrängte Lage dem Fürsten zu eröffnen, der ihm sonst gewiß geholfen haben würde. Aber auch diese Ausflucht der fürstlichen Lobredner ist nichtig. Wir wissen jetzt, daß Lessing jenen Schritt wirklich gethan hat. Es war zu Anfange des Jahres 1774, daß er sich durch das Anstürmen seiner Hamburger Gläubiger dazu genöthigt sah, in folgendem kurzen Briefe den Herzog um Hülfe anzugehen: „Ich unterstehe mich (schrieb er am 23. Januar 1774) zu Ew. Durchlaucht in einem geringen Anliegen meine Zuflucht zu nehmen. Ohne mein Verschulden befinde ich mich auf einmal in einer Verlegenheit, in der ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich Ew. Durchlaucht unterthänigst bitte, mir drei Quartale meiner Besoldung — vorausbezahlen zu lassen. Die Gewährung dieser Bitte werde ich als ein neues Merkmal der uneingeschränkten Gnade (!) meines Herrn lebenslang mit der innigsten Dankbarkeit erkennen.“ Sein Gesuch ward gewährt, aber weder der altersschwache Herzog noch der Erbprinz fanden sich veranlaßt, sich weiter um das Geschick des Mannes zu bekümmern, der ihnen seine höchste Noth so klar vor Augen gelegt hatte. [1])

Am 20. April 1774 schreibt er seinem Bruder: „Schlechterdings will ich in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr mehr aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbe-

[1]) Westermann's Monatsschrift, Dezember 1856 S. 230 ff.

ſtändigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beſchuldigen. Es iſt nie mein Wille geweſen, an einem Orte wie Wolfenbüttel, von allem Umgange wie ich ihn brauche entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das ſchon vier Jahre; und da ich es nur allzuſehr empfinde, wie viel trockner und ſtumpfer ich an Geiſt und Sinnen dieſe vier Jahre, trotz aller meiner ſonſt erweiterten hiſtoriſchen Kenntniß geworden bin, ſo möchte ich es um Alles in der Welt nicht noch andere vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich noch ſonſt etwas in der Welt thun will. Hier iſt es aus, hier kann ich nichts mehr thun. Du wirſt dieſe Meſſe auch nichts von mir leſen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin ſehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philoſophie, oder Poltronerie, zu Stande gebracht habe — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in dieſem edlen Werke weiter, welches wohl werth iſt, daß man alle Tage darum ißt und trinkt."

Aber ſchrecklicher noch als dieſer Ausbruch des gemarterten Mannes, der uns einen Einblick in die Tiefe des Abgrundes gewährt, an deſſen Rande er ſich in Folge ſeiner unglücklichen Lage befand, die, wie er ein halbes Jahr ſpäter an einen Freund ſchrieb, „wohl auch den beſten Menſchen als den nichtswürdigſten erſcheinen laſſen möchte" [1]), — ſchrecklicher als dieſer wilde Aufſchrei des Zorns und einer ſich zum letzten Entſchluſſe zuſammenraffenden Verzweiflung iſt doch die dumpfe Reſignation, mit der ſich der gefeſſelte Adler am Ende des Jahres 1774 in ſein Schickſal ergiebt. Vergebens ſucht er ſich durch Arbeit zu betäuben, indem er ſich „aus einer nichtswürdigen literariſchen Unterſuchung in die andere ſtürzt." Selbſt die hier gemeinten literariſchen Beiträge fürchtet er nicht lange mehr fortſetzen zu können. „Ich ſehe, ſchreibt er am 11. November ſeinem Bruder, „meinen Untergang hier

[1]) XII. 419—20.

vor Augen, und ergebe mich endlich darin.“ Noch rührender iſt ſeine frühere Klage gegen ſeinen alten Freund Ramler (12. November 1773): „Ich ſehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen! — Umſonſt erinnern Sie mich unſerer gemeinſamen Entſchlüſſe, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht ſein ſollen! Mit mir iſt es aus, und jeder dichteriſche Funken, deren ich ohnedies nicht viele hatte, iſt in mir erloſchen!“ Selbſt eine Erholungsreiſe nach Berlin zu unternehmen konnte er ſich nicht mehr entſchließen: „Ich, der ich die ganze Welt ausreiſen wollte, werde allem Anſcheine nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wiederſehen!“ An ſeine Freundin, die immer noch in Wien weilte, hatte er jetzt abermals ein volles halbes Jahr nicht mehr geſchrieben. Als er endlich ſein Schweigen brach, geſchah es in demſelben Gefühle hoffnungsloſer Reſignation. „Soweit bin ich ſchon (ſchreibt er am 10. Januar 1775), daß ich ſehe, all' mein Kummer, all' mein Mühen, mich aus den verwünſchten Umſtänden zu ſetzen, iſt vergebens. So geſchehe denn, was geſchehen ſoll!“ Der Gedanke, daß es mit ihm kein gutes Ende nehmen werde, zieht ſich wie ein finſtrer Schatten durch eine Stelle dieſes Briefes: „Ich ſcheine meinen Bekannten ſo vergnügt, ſchreibt er, als man nur ſein kann. Aber Gott gebe, daß ſie nicht einmal ſagen mögen: wir haben uns ſchrecklich mit ihm betrogen!“

Dieſe Lage Leſſing's erklärt es, wie wenig er geſtimmt ſein konnte, dem Helden der Dichtung gerecht zu werden, die damals alle Herzen und Köpfe erfüllte. Wie verächtlich mußte ihm der verzärtelte Lebensüberdruß eines liebeſiechen Werther vorkommen, ihm, der unter dem Druck und der Qual ganz anderer Lebenslaſten und Leiden Jahre lang auszuharren die Pflicht fühlte und die Kraft beſaß! Nur im Zuſammenhange mit Leſſing's damaligem Lebenszuſtande iſt daher ſein bekanntes hartes Urtheil über die Goetheſche

Wertherdichtung [1]) und über den Charakter ihres Helden richtig zu verſtehen.

Aber mitten in dieſer Reſignation raffte er ſich dann endlich wieder plötzlich zu einem gewaltſamen Entſchluſſe der Befreiung zuſammen. Er war unmittelbar nach Abſendung jenes letzten Briefes an ſeine Freundin nach Braunſchweig gegangen, um einen neuen Verſuch zu machen, ſeine Angelegenheit zu einem Abſchluſſe zu bringen. Dieſer Verſuch mißlang, und jetzt griff er zurück zu dem Entſchluſſe, den er vor zwei Jahren um jener Ausſicht willen, mit der ihn der Erbprinz gelödert, aufgegeben hatte. Er ſchrieb ſeinem Bruder (24. Januar 1775): „Ich befinde mich ſeit vierzehn Tagen in Braunſchweig, in einer höchſt unangenehmen Lage, ſo daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltſamen Schritt anderwärts Luft machen muß, wenn ich hier nicht im Schlamme erſticken ſoll. — Längſtens in vierzehn Tagen reiſe ich alſo von hier nach Leipzig, ob ich von da aus erſt nach Dresden gehe oder erſt nach Berlin komme, kann ich noch nicht ſagen.“ Er ging eben in die Welt ohne feſten Plan; aber die weite Welt war lange genug ſein Element geweſen, um ihm gleich nach den erſten Meilenſteinen wieder den Vollgenuß ſeines alten Kraft- und Freiheitsgefühls zu erneuern. Er ſelbſt nannte die Reiſe, zu welcher ihm ein Vorſchuß ſeines halbjährigen Gehalts die Mittel liefern mußte [2]), eine „abenteuerliche“, beruhigte aber die Freundin in Wien von Berlin aus durch die Mittheilung, daß er ſeine Schiffe nicht hinter ſich verbrannt, ſondern nur einen Urlaub für eine Reiſe nach Berlin genommen habe. Daß er nach Wien wollte, hatte er in Braunſchweig Niemandem mitgetheilt. Erſt von Dresden aus erbat er ſich Urlaub dorthin. In zwei Monaten dachte er wieder in Wolfenbüttel zu ſein. Jetzt aber zog es ihn vor Allem zu der Freun-

[1]) XII. 420.

[2]) Weſtermann's Monatsſchrift a. a. O. S. 251.

din seines Herzens. Aus jeder Zeile, die er unterwegs an sie schreibt, spricht die Sehnsucht nach ihr, der Geliebten, die er nun drei lange Jahre entbehrt hatte. „Wenn ich doch nur fliegen könnte!“ ruft er ihr von Dresden aus zu (24. März 1775). Selbst Prag, das er nie zuvor gesehen, hielt ihn nur einen Tag auf, und am 31. März genossen die beiden schwergeprüften trefflichen Menschen das unsagbare Glück jenes zuvor erwähnten kurzen Wiedersehens.

Fünftes Kapitel.

Die italienische Reise.

Lessing war nach Wien mit dem Vorsatze gekommen, die Rückreise in die Heimath gemeinsam mit seiner Freundin anzutreten, der es endlich gelungen war, ihre dortigen Geschäftsangelegenheiten so weit zu ordnen, daß ihrer Verbindung mit Lessing jetzt kein wesentliches Hinderniß mehr entgegenstand. Sie selbst war so freudig ergriffen von dieser Hoffnung, daß in dem kurzen Briefe, in welchem sie ihn bat, seine Reise nach Wien zu beschleunigen, die volle Gewalt ihrer Liebe unaufhaltbar hervorbrach. Der Gedanke an das Glück, ihn wieder zu sehen, mit ihm zusammen die Rückreise in die Heimath zu machen, überwältigte sie fast. „Gott! wenn mir dieser Wunsch gewährt würde!“ ruft sie aus. „Noch ist mir's wie ein Traum, daß ich das Vergnügen haben soll, Sie hier zu sehen. Ich umarme Sie indeß tausendmal in Gedanken.“ Sie wünscht nur, „daß seine Sehnsucht der ihrigen gleich sein möge.“ Sie malt es sich aus, wie sie auf dieser Rückreise mit ihm zusammen die Seinigen besuchen und den Segen seiner greisen Mutter sich für ihre Verbindung erbitten werde.

Aber kaum hatten ſie nach dieſer dreijährigen Trennung zehn kurze Tage lang das Glück des Wiederſehens genoſſen, als einer jener Zufälle, die wir ſo oft im Leben Leſſing's ſeine Plane und Ausſichten durchkreuzen ſehen, ihm zur ungelegenſten Zeit die Erfüllung eines langgehegten Wunſches darbot. Es war nämlich bald nach Leſſing's Ankunft in Wien auch der jüngſte Prinz des Braunſchweigiſchen Hauſes, der dreiundzwanzigjährige Prinz Leopold dort zum Beſuche bei ſeiner Verwandten, der Kaiſerin Maria Thereſia, eingetroffen. Der Prinz wünſchte von dort aus eine Reiſe nach Venedig und Oberitalien zu machen, und ſtellte an Leſſing das dringende Verlangen, ihn auf dieſer Reiſe zu begleiten. Leſſing gerieth dadurch ſeiner Verlobten und ſeinen eignen Wünſchen gegenüber in die peinlichſte Lage. Indeſſen hatte er gewichtige Gründe, dem Sohne ſeines fürſtlichen Herrn ſeinen Wunſch nicht abzuſchlagen. Der Prinz verbürgte ſich für die Genehmigung ſeines Vaters in Betreff des mangelnden Urlaubs. Die Ausſicht, durch ſolche aufopfernde Willfährigkeit ſeine Stellung in Wolfenbüttel zu verbeſſern, lag nahe. Die liebenswürdige Perſönlichkeit des gebildeten, aufgeweckten jungen Fürſtenſohnes verſtärkte das Gewicht von deſſen Bitten, die ſelbſt von Seiten der Kaiſerin Unterſtützung fanden. Und endlich geſellte ſich zu dem Allen Leſſing's alter Wunſch Italien zu ſehen, von dem er durch dieſe Reiſe, die anfänglich nur auf ſechs bis acht Wochen angelegt war, wenigſtens einen Vorſchmack zu bekommen hoffte.

Er befand ſich zudem nach Jahren tiefſter Niedergeſchlagenheit einmal wieder in einer gehobenen Stimmung. Die Reiſe nach Wien hatte ihn körperlich und geiſtig erfriſcht und gekräftigt. Herausgeriſſen aus der Beſchränktheit und herzabdrückenden Einſamkeit ſeines Wolfenbüttler Lebens hatte er im Verkehr mit Welt und Menſchen wieder Selbſtvertrauen und Hoffnung auf die Zukunft gewonnen. Ueberall waren ihm Verehrung und Liebe entgegengekommen. In Berlin arbeiteten Freunde und Gönner an dem

Plane, ihm dort durch eine angemessen besoldete Stellung eine Stätte zu bereiten. In Wien, wohin ihm der kaiserliche Gesandte am preußischen Hofe, Baron van Swieten, die nachdrücklichsten Empfehlungen mitgegeben, hatte er eine über sein Erwarten glänzende Aufnahme gefunden. Der Zauber seiner Persönlichkeit und ihrer edlen Einfachheit gewann ihm die Herzen Aller, die ihn kennen lernten. Schon in den ersten Tagen wurde er dem Kaiser und der Kaiserin auf deren ausdrücklichen Wunsch vorgestellt, und von Beiden überaus huldvoll aufgenommen. Man gab im kaiserlichen Theater ihm zu Ehren seine Emilia Galotti, und ein Lebehochruf des versammelten Publikums empfing den bei der Darstellung anwesenden Dichter. „Nie noch ist ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden, und das von unseren Souverains anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab" schrieb bald nach Lessing's Abreise der einflußreiche Staatsrath von Gebler an Nicolai nach Berlin, und setzte hinzu: daß er Alles aufbieten werde, um diesen großen und liebenswürdigen Gelehrten dauernd für Wien zu gewinnen. Die Kaiserin, bei der er vor seiner Abreise noch eine Audienz hatte, gab ihm als sie vernahm, daß er sich entschlossen habe, den Prinzen Leopold, den sie sehr liebte, auf seiner Reise zu begleiten, ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Statthalter der Lombardei, Grafen Firmian in Mailand, einen durch Gelehrsamkeit und Bildung gleich ausgezeichneten Staatsmann, mit. Man weiß, daß aus all' den damaligen glänzenden Projekten, Geschmack und Bildung in Wien und Oesterreich von oben herab durch Stiftung von Akademien und Herbeiziehung norddeutscher Gelehrten zu heben, nichts geworden ist. Aber es macht doch einen eigenen Eindruck, den Dichter der Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, den ein Friedrich der Große jahrelang in seiner Nähe gehabt hatte, ohne von ihm jemals Notiz zu nehmen, in Wien so gefeiert, eine Maria Theresia sich mit ihm über Wissenschaft und Kunst unterhalten und ihn um

ſein Urtheil über den Stand der Bildung und des Geſchmacks, der Gelehrſamkeit und Literatur, der öffentlichen Anſtalten und des Theaters befragen zu ſehen. Leſſing, der den Höchſten gegenüber ſtets ſeine vorſichtige Haltung und Würde bewahrte, gab ausweichende allgemeine Antworten, und entſchuldigte ſich mit ſeiner unzulänglichen Kenntniß der dortigen Zuſtände. Indeſſen die Kaiſerin fand den wahren Inhalt ſeiner Meinung richtig genug heraus. „Ich glaube Ihn zu verſtehen", ſagte ſie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geſchmacke bei uns nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe Alles gethan, was meine Einſichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich ſei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in ſolchen Dingen nicht viel ausrichten." —

Am 25. April trat Leſſing ſeine Reiſe mit dem Prinzen an. Der Abſchied von ſeiner Verlobten ward Beiden ſchwer, zumal der Zurückbleibenden, die alle ihre Hoffnung auf eine gemeinſame Rückreiſe vereitelt ſah. „Gott mag es Ihrem Prinzen verzeihen," ſchrieb ſie ihm wenige Tage nach der Trennung, „daß er mich um Ihre Geſellſchaft gebracht hat, ich verzeihe es ihm nimmermehr. Wien liegt mir auf dem Rücken, ſeitdem ich meinen beſten Freund darin vermiſſe. Ich kann wohl mit Wahrheit ſagen, die wenigen Tage, die ich mit Ihnen hier zugebracht, ſind darin die einzigen vergnügten geweſen." Indeſſen hoffte ſie immer noch, daß Leſſing zeitig genug mit dem Prinzen zurückkehren werde, um ſie wenigſtens von Heidelberg aus, wohin ſie von Wien ihre Reiſe richtete, in die Heimath nach Hamburg geleiten zu können. In Heidelberg erhielt ſie nach ſieben Wochen den erſten Brief ihres Verlobten aus Mailand, und war glücklich endlich wieder von ihm Kunde zu haben. Ein zweiter Brief aus Venedig, den ſie vier Wochen ſpäter empfing, nahm ihr aber alle Hoffnung auf das erſehnte Rendezvous in Heidelberg und die gemeinſame Rückreiſe. Betrübt trat ſie dieſelbe Ende Juli allein an, und ihre Betrübniß ſteigerte ſich

zu schwerstem Kummer, da seit jenem zweiten Briefe plötzlich alle Nachricht von dem theuren Manne aufhörte. In ihrem Briefe vom 3. August macht sie sich „tausend sorgenvolle Gedanken über seine Gesundheit," da er in Venedig sich unwohl gefühlt hatte; sie fürchtet, „daß er an irgend einem elenden Orte krank daniederliege." Von Woche zu Woche hofft sie vergeblich auf Nachricht, aber es vergehen vier, fünf, ja sechs Monate, und kein Brief kommt! Da, zum Erstenmale in der langen Prüfungszeit ihrer Liebe wird sie irre in ihrem Glauben an Herz und Charakter des Geliebten. Gerüchte dringen zu ihr, bald daß er in Korsika, bald daß er in Rom sei, und dort für immer zu bleiben gedenke. Endlich erfährt sie, daß man ihn aus Neapel in Braunschweig zurück erwarte; aber sie vermag dieser Nachricht kaum mehr Glauben zu schenken. Rührend ist die sanfte Weise, in welcher sie in ihrem Briefe vom 5. November ihrem Schmerze und ihren Klagen gegen ihn Worte giebt: „Warum schreiben Sie mir denn gar nicht? Haben alle die vortrefflichen Sachen, die Sie gesehen, Ihre Seele so eingenommen, daß Sie mich gänzlich darüber vergessen haben? Ihre letzten Worte haben Sie sicherlich vergessen, wo Sie so heilig versprachen, mich durch öftere Briefe zu beruhigen. Sie wissen doch wohl, daß alles Leiden und Trübsal, das mir zustoßen kann, durch einige Zeilen von Ihnen gemildert werden kann. Warum vernachlässigen Sie mich denn so ganz und gar? Vielleicht denken Sie jetzt wieder so, wie Sie schon einmal gedacht haben. — Wollte Gott ich könnte dann auch so denken." Die letzten Worte waren eine Anspielung an jene unselige Zeit Lessing's in Wolfenbüttel, wo er als seine Aussichten unerfüllt blieben, sich Tellheimisch entschlossen hatte, die Freundin nicht weiter an sein Geschick zu fesseln, und den Versuch zu machen, Sie zu vergessen! „Sie böser Mann," fährt sie in demselben Briefe fort, „zuletzt wird die ganze Welt über Sie schelten, und ich werde nicht schelten, aber weinen! Gewiß, wenn Sie wüßten, wie sehr Sie mich durch Ihr Stillschweigen quälen, Sie würden

ſich dem größten Vergnügen entziehen, um ſich mit mir zu unterhalten, und mich zu beruhigen. Das kann ja mit ſo wenig Worten geſchehen. Sagen Sie mir nur: „Ich bin geſund, und Ihr Freund," ſo bin ich zufrieden. Ich hoffe, daß Sie das gewiß bald thun werden." Aber es vergingen wieder zwei Monate, ohne daß dieſe Hoffnung ſich erfüllte. Erſt im Januar 1776 erhielt ſie endlich einen Brief von Leſſing, der deſſen Zurückkunft nach Wien meldete.

Während ſie nun ſo in dieſer Zeit alle Sorgen und Qualen eines liebenden Herzens durchlitten hatte, waren dieſelben ihrem Geliebten ebenſo wenig erſpart geblieben. Während ſie ihn krank oder ſich von ihm aufgegeben glaubte, aber doch wenigſtens hier und da durch die Zeitungen Nachrichten von ſeinem Leben und Wohlbefinden empfing, hatte Leſſing, der ſeit dem 29. April im Laufe ſeiner ganzen italieniſchen Reiſe außer ihrem erſten Briefe „keinen Buchſtaben von ihr geſehen hatte," ſich den ſchwärzeſten Befürchtungen hingegeben. „Was konnte ich, was durfte ich", ſchrieb er ſpäter aus Wien am 26. Dezember, „anders glauben, als daß Sie todt, oder doch wenigſtens ſo krank ſein müßten, daß Sie mir unmöglich einige Nachricht von Sich zukommen laſſen könnten?" „Mit dieſem ſchwarzen Gedanken" hatte er ſich die ganze Reiſe hindurch geſchleppt, bis er durch den Brief eines Braunſchweiger Freundes, den er in Bologna am 5. Dezember empfing, wenigſtens von dem Leben der Geliebten Kunde erhielt. Sofort eilte er nach Wien, wo er ihre ſämmtlichen Briefe, Dank der unverantwortlichen Nachläſſigkeit gewiſſenloſer Freunde, welche deren Beſorgung übernommen hatten, unabgeſendet vorfand! Er ſelbſt hatte, da alle ſeine erſten Briefe unbeantwortet blieben, das weitere Schreiben an die Freundin in ſeiner Verzweiflung ganz aufgegeben, und ſo hat auch uns die Gewiſſenloſigkeit jener Wiener guten Freunde um den Genuß gebracht, Leſſing's italieniſche Eindrücke in der Friſche vertrau-

lichſter brieflicher Mittheilung zu leſen, wofür ſein fragmentariſches Tagebuch nur einen ſehr unvollſtändigen Erſatz bildet.

Erſt das Jahr 1776 ſollte endlich die ſo ſchwer geprüften Liebenden an das Ziel der langerſehnten Vereinigung führen, doch nicht ohne vorher noch neue Hinderniſſe in ihren Weg zu werfen. Ehe wir indeſſen zu der Erzählung derſelben fortſchreiten, iſt es nothwendig, zuvor Leſſing auf ſeiner Reiſe durch Italien zu begleiten.

Das lang erwartete Tagebuch von Leſſing's italieniſcher Reiſe iſt jetzt endlich erſchienen.[1]) Aber die wenigen Blätter, gefüllt mit abgeriſſenen Notizen der allerverſchiedenſten Art, verdienen eigentlich dieſe Bezeichnung in keiner Weiſe. Sie ſind nichts als ein Notizbuch, in welches der Reiſende mit flüchtiger Hand dies und jenes ſtofflich ihm Bemerkenswerthe verzeichnet, um es dann in Briefen oder Tagebüchern genauer auszuführen, oder überhaupt nur gelegentlichem Gebrauche aufzubehalten. Auch iſt nur für den Turiner Aufenthalt von zwölf Tagen ein Datum regelmäßig und für den Aufenthalt in Rom ein ſolches hier und da vorgemerkt; die größere letztere Hälfte der Aufzeichnungen dagegen iſt ohne alle ſolche Angabe der Zeit und des Orts. Ueber die erſte Hälfte der Reiſe vom Anfange des Mai bis zum 24. Auguſt, wo die erſte Aufzeichnung beginnt, alſo über Leſſing's erſte italieniſche Eindrücke, über ſeinen Aufenthalt in Brescia, Mailand, Venedig, Florenz, Genua, Livorno und ſeine Reiſe nach Corſica findet ſich gar nichts vermerkt; und ſo ſind wir mit unſerer Kunde über dies bedeutende Lebensereigniß neben jenen ſpärlichen Aufzeichnungen auf die vier Briefe beſchränkt, welche Leſſing in den erſten zwei Monaten aus Italien ſchrieb.

Durch Leſſing's ganze letzte Lebensperiode zieht ſich eine ge-

[1]) In der neueſten Ausgabe ſeiner Werke von W. v. Maltzahn. XI. 2. S. 29—63.

wiſſe dämoniſche Ironie des Schickſals, das ihm jeden großen Lebenswunſch nur deshalb zu erfüllen ſchien, um ihm durch ſolche Gewährung neue Leiden und Bitterniſſe zu bereiten. Auch ſeine italieniſche Reiſe iſt davon ein ſprechender Beweis.

Was er lange Jahre hindurch erſtrebt hatte, das Glück, Italien zu ſehen, ſah er ſich in einem Augenblicke und unter Umſtänden gewährt, die dies Glück zu einem unvermeidlichen Uebel machten und den erwarteten Genuß in eine Kette von Widerwärtigkeiten verkehrten. Schon daß der Freieſte der Freien, daß ein Leſſing, der ſo ganz auf einſame Unabhängigkeit geſtellt war, daß er bei ſeinem früheren Reiſeprojekte ſelbſt alle und jede Empfehlungsbriefe ablehnte, jetzt ſich gezwungen ſah, die lang erſehnte Reiſe in das Land ſeiner Wünſche als abhängiger Begleiter eines Fürſten zu machen, kann wohl eine Ironie des neidiſchen Schickſals heißen. Noch ſchlimmer aber war es, daß dieſe ſeine Abhängigkeit ihn wider alles Erwarten zwang, in ziel- und planloſem Fluge ein Land zu durchſchweifen, das in geordneter Folge zu durchforſchen keiner wie er befähigt und vorbereitet war. Er hatte ſich mit ſchwerem Herzen entſchloſſen, den Prinzen, von deſſen Dankbarkeit er eine Aenderung ſeiner Wolfenbütteler Verhältniſſe erwarten durfte, auf acht Wochen zu begleiten; denn höchſtens auf einen ſolchen Zeitraum war urſprünglich die Reiſe angelegt,[1]) und ein ſolcher Ausflug nach Oberitalien verſprach ihm jedenfalls zum Erſatz für das doppelte Opfer welches er brachte, „einen Vorſchmack“ des Landes, in das ihn ſeit Jahren ſeine Sehnſucht zog. Dieſer Vorſchmack war allerdings von der erfreulichſten Art. Schon aus Mailand ſchrieb er ſeinem Bruder, alle ſeine Eindrücke ſeien der Art, „daß dadurch ſein alter Gedanke, in Italien zu leben und zu ſterben wieder ganz erneuert ſei.“[2]) Dennoch wünſchte er für jetzt ſehnlich die Rückreiſe herbei.

[1]) XII. 432. 434.
[2]) XII. 430.

Sein Herz blutete an der Trennung von der Geliebten. „Es geht keine Stunde hin, ſchrieb er ihr aus Mailand (8. Mai 1775), wo ich nicht einmal Gelegenheit finde es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen reiſe. Denn Nutzen werde ich nur ſehr wenig von meiner Reiſe haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und ſo alle meine Zeit mit Beſuchen und am Tiſche vergeht.“ Er war daher faſt in Verzweiflung, als er einen Monat ſpäter aus Venedig ihr melden mußte, daß die Rückreiſe ſich noch um einige Wochen verzögern werde, da perſönliche Rückſichten den Prinzen beſtimmten, nicht eher wieder nach Deutſchland zurückzukehren, bis ſeine Verhältniſſe geordnet ſein würden. „Das hat man nun davon,“ ſchreibt er an die Freundin, „daß man ſich mit Prinzen abgiebt! Man kann niemals auf etwas Gewiſſes mit ihnen rechnen; und wenn ſie einen einmal in ihren Klauen haben, ſo muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht.“ Die Ordnung jener Verhältniſſe verzögerte ſich aber von einem Zeitpunkte zum andern. Die acht Wochen der Reiſe wurden zu ebenſo vielen Monaten, während deren Leſſing, gezwungen die bunten Kreuz- und Querzüge des jungen Fürſten zu begleiten, deren Abbrechen jeden Tag zu erwarten ſtand, unfähig ſelbſt eine ſolche Flugreiſe gehörig zu benutzen, unfrei in ſeiner Zeit, ohne Vorbereitung, ohne Bücher und Hülfsmittel, die er ſtündlich entbehrte, noch obenein durch das gänzliche Ausbleiben aller Briefe aus der Heimath ſeine Verſtimmung bis zu düſterer Verzweiflung geſteigert ſah. Gewiß, dieſe italieniſche Reiſe iſt die unglücklichſte, die je ein Schriftſteller gemacht hat.

Die Reiſenden gingen von Venedig über Florenz nach Livorno. Von hier aus meldete Leſſing am 17. Juli ſeiner Braut zum dritten Male, daß auch jetzt der Prinz noch nicht zurückkehren könne, und deßhalb ein Ausflug nach Korſika beſchloſſen ſei. Sein Brief ging verloren, und von der Tour ſelbſt, welche etwa vierzehn Tage währte, iſt keine Notiz erhalten. Am 3. Auguſt war man in Genua,

wo die Rückreiſe nach Turin angetreten wurde. Allein da auch hier die Entſcheidung über des Prinzen Zukunft noch nicht eingetroffen war, ſo entſchloß ſich derſelbe nach etwa vierwöchentlichem vergeblichen Harren wieder umzukehren und in aller Eile noch Rom und Neapel zu ſehen. Man ging alſo von Turin am 9. September über Aleſſandria, Tortona, Voghera, Pavia, Parma, Reggio, Modena, Bologna, und Loretto nach Rom, wo die Reiſenden einſchließlich von drei in Frascati und Albano zugebrachten Tagen nur etwa vierzehn Tage verweilten, welche Zeit noch obenein durch Staatsbeſuche beim Papſte und den erſten Cardinälen, die Leſſing mitmachen mußte, verkürzt wurde. „Am 26. September mit Herrn Reiffenſtein (dem aus Goethe bekannten Fremdenführer) zu beſehen angefangen," lautet eine Bemerkung in Leſſing's Notizbuche.[1]) Von Rom ging man nach Neapel, und von dort nach Rom zurück, wo endlich der Prinz von ſeinem Vater durch einen Courier den Befehl zu ſchleunigſter Rückreiſe erhielt, die denn auch unverzüglich angetreten wurde. Zu Anfange des Dezember war Leſſing wieder in Deutſchland. In München trennte er ſich von dem Prinzen und ging über Wien, Dresden und Berlin nach Wolfenbüttel zurück.

Die erhaltenen Tagebuchblätter, ſo unvollſtändig und zerriſſen ſie auch vorliegen, geben dennoch von der Vielſeitigkeit des Intereſſes Kunde, welches Leſſing an Land und Volk Italiens nahm. Daß den Verfaſſer des Laokoon die Schätze alter und neuer Kunſt anzogen, daß den Antiquar die zahlloſen Denkmale der Vergangenheit feſſelten, und den gelehrten Literator die Bibliotheken und die geſammte alte und neuere Literatur des Landes in Anſpruch nahmen, und daß er endlich die Gelegenheit nicht von der Hand wies, mit den Celebritäten unter den Künſtlern, Gelehrten und Staatsmännern Italiens perſönliche Bekanntſchaft anzuknüpfen, würde ſich

[1]) Werke XI. 2. S. 41. Maltzahn.

von selbst verstehen, auch wenn sein Tagebuch es nicht ausdrücklich bekundete. Sein Name war berühmt genug, um selbst in Italien ehrenvoll bekannt zu sein. Der alte blinde Kardinal Albani, einst Winckelmann's Gönner, stellte ihn persönlich dem Papste Pius VI. vor, der Neapolitanische Staatsminister Marchese Tanucci, Neapel's berühmter Reformator, empfing ihn mit Auszeichnung, der Kardinal Herzog Braschi, der hochgebildete Neffe des Papstes, verehrte dem berühmtesten Schriftsteller Deutschlands ein prachtvolles mit antiken Kameen eingefaßtes Medaillon, und die ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller Italiens beeiferten sich, ihm freundlich entgegenzukommen. In Venedig fand er in einer Sammlung moderner ausländischer Dramen in italienischer Uebersetzung von Elisabetta Caminer auch seine Miß Sara Sampson;[1]) wie ihn denn überhaupt die Bemerkung erfreute, daß die Italiener anfingen, sich um die neuere deutsche Literatur zu bekümmern und Gellert, Geßner und Klopstock in ihre Sprache einzubürgern.

Aber auch die sozialen Verhältnisse, die politischen und bürgerlichen Zustände, das Volksleben und seine mannigfaltigen Aeußerungen, die verschiedenen Sprachdialekte, die Bildungsanstalten, das Theater, die Baukunst, die Lebensweise bis auf Speisen und Getränke, erscheinen in seinen Tagebuchnotizen als Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Besonders charakteristisch sind zwei Aeußerungen. Ein Piemontesischer Schriftsteller Joseph Baretti, der lange in England gelebt und ein Werk über Italien und die Italiener geschrieben hatte, in welchem er die in seinem Vaterlande Piemont herrschende Unwissenheit beklagte, war deshalb von einem patriotischen Landsmanne Giuseppe Vernazzo zurechtgewiesen worden, welcher jenen Vorwurf durch den Hinweis auf die große Zahl Piemontesischer Gelehrter abzulehnen suchte. Dazu bemerkt nun Les-

---

[1]) Werke XI. 2. S. 57. Maltzahn vergl. S. 47.

sing trocken: er glaube nicht, daß die Menge von Gelehrten hierbei in Betracht komme, da neben vielen Gelehrten das Volk doch sehr unwissend sein könne! Die zweite Bemerkung betrifft das kurz zuvor zwischen Sardinien und dem päpstlichen Stuhle, wie immer zum Nachtheile der weltlichen Regierung abgeschlossene Concordat. „Philosophische Rechtsgelehrte," bemerkt Lessing, „sind mit diesen Concordaten überhaupt nicht zufrieden, weil dadurch Mißbräuche und Eingriffe endlich in Gerechtsame verwandelt werden, zu welchen der Regent seine Einwilligung gegeben!"

Lessing hat die Eindrücke seiner Italienischen Reise nicht verwerthet. Sein Schicksal, das ihm die gehoffte Wiederholung derselben versagte, verhinderte ihn daran; und wenn wir in den Werken seiner letzten Lebensperiode uns nach irgendwelchen Spuren jener Eindrücke umsehen, so wüßte ich nur die Figur des Klosterbruders in seinem Nathan als eine solche zu nennen, zu welcher er die Studien in Italien gemacht hat.[1]) Daß aber die uns erhaltenen Tagebuchnotizen weit nicht Alles enthalten, was Lessing auf jener Reise aufgezeichnet hat, geht aus dem neuerdings bekannt gemachten Verzeichnisse seines gerichtlich aufgenommenen literarischen Nachlasses[2]) und aus einem Briefe des Jahres 1777 an Nicolai hervor,[3]) in welchem er dem Freunde schreibt, daß er, sobald er nur die „ekle undankbare Zeitversplitternde Arbeit" für seine Beiträge hinter sich habe, an bessere Dinge gehen wolle, zu denen er noch Kräfte zu haben glaube. Er rechne dazu allerdings verschiedene Anmerkungen, die er auf seiner Italienischen Reise gemacht zu ha-

[1]) Vergl. Stahr, Ein Jahr in Italien, II. S. 523—525.

[2]) S. Westermanns deutsche Monatsschrift Nr. 3. Decbr. 1856, wo zwei verschiedene Hefte aufgeführt werden, von denen das eine als: „Zur Beschreibung (von) Lessings Reise nach Italien," das andere „Manuscripte von Lessings Italienischer Reise" betitelt ist.

[3]) XII. 492.

ben glaube, und durch welche die Antiquariſchen Briefe noch erſt ein ordentliches Buch werden ſollten. Alle dieſe Aufzeichnungen aber ſind, wahrſcheinlich für immer, verloren. —

Sechstes Kapitel.

Leſſings Heirath.

Am 23. Februar 1776 traf Leſſing wieder in Braunſchweig ein, grade ein Jahr nachdem er von dort jenen improviſirten kurzen Ausflug unternommen hatte, der gegen alle Abſicht und Berechnung zu der größten und längſten Reiſe ſeines Lebens werden ſollte.

Er war in trüber Stimmung ſchon als er auf der Rückreiſe Wien erreicht hatte; und dieſe Stimmung verdüſterte ſich mehr und mehr, je weiter er nach Norden zurückkam. Seine Italieniſche Reiſe erſchien ihm als ein Fehlgriff. Er hatte ſich, in ſeinem Sinne unvorbereitet, ohne Plan und feſte Zwecke, auf dieſelbe eingelaſſen; Störniſſe aller Art, herbeigeführt durch die Abhängigkeit von ſeinem Fürſtlichen Begleiter, hatten ihn gehindert, ſelbſt aus dem was ſich ihm darbot den möglichen Vortheil zu ziehen. Dazu empfing ihn, wie er klagte, nach dem milden Himmel Italiens ein harter deutſcher Winter mit allen ſeinen Schreckniſſen, und vor ſich ſah er die alten noch immer nicht geänderten Verhältniſſe ſeiner Wolfenbüttler Stellung, deren Druck er ſich durch jene Fluchtreiſe vor einem Jahre zu entziehen gehofft hatte. Die Ausſichten für Wien waren mehr als ungewiß, und der Gedanke, auf dieſe Ausſichten ſeine Hoffnung zu bauen, ward ihm verleidet durch ſeine innere Abneigung gegen das dortige Leben und durch ſeine Verlobte, die in allen ihren Aeußerungen immer darauf zurückkam,[1])

[1]) XIII. S. 535. 541. 543.

daß Wolfenbüttel für ihren Leſſing, der nun einmal durchaus nicht für das Hofleben paſſe, wie für ihr beiderſeitiges Leben, doch immer noch der gemäßeſte Ort bleibe, wenn nur ſeine Stellung einigermaßen ſeinen Wünſchen entſprechend verbeſſert werde. Leſſing ſelbſt theilte dieſe Anſicht. Dennoch kam er zurück mit dem feſten Vorſatze, unter keinen Umſtänden in ſeinen alten Verhältniſſen auszuharren, wenn man ihm die ſeit ſo vielen Jahren verheißene Verbeſſerung nicht gewähre. Er wiederholte dies ſchon unterwegs in allen ſeinen Briefen an die Freundin,[1]) und ſo ſehr drängte es ihn, in Braunſchweig ſofort perſönlich ſich über ſeine Zukunft Gewißheit zu verſchaffen, daß er ſelbſt auf die Freude verzichtete, ſeine Verlobte, wie er verſprochen und dieſe dringend gebeten hatte, vorher in Hamburg wiederzuſehen. Er ging von Wien über Prag und Dresden, von wo aus er nach eilf Jahren einmal wieder ſeine alte Mutter beſuchte, nach Berlin. Seine Mittel waren übrigens ſo erſchöpft, daß er bei ſeinen Brüdern Anlehen machen mußte, um ſeine Reiſe nach Braunſchweig beſtreiten zu können.

Dort fand er — Alles beim Alten. In ſeiner Sache war noch immer nichts geſchehen!

Dieſe Nachläſſigkeit kränkte ihn im höchſten Grade. Er ſchrieb ſeiner Freundin drei Tage nach ſeiner Rückkehr: „Ich werde noch acht bis vierzehn Tage warten und ſodann dem Herzoge gerade heraus ſchreiben, daß mich das gänzliche Derangement meiner Affairen nöthige, eine Verbeſſerung zu ſuchen, und da ich dieſe in Braunſchweig nicht abzuſehen wiſſe, ich genöthigt ſei, um meinen Abſchied zu bitten. Will man etwas für mich thun, ſo wird man es auf dieſe Erklärung gewiß thun. Will man nicht — ja nun freilich, ſo werde ich meinen Abſchied bekommen. — Ja, meine Liebe, an dieſe Zukunft kann ich nicht denken, ohne die Feder wegzuwerfen.“

Hier nun bewährte ſich die liebevolle Klugheit und die ein-

[1]) XII. 436. 437. 439.

sichtige Energie seiner Verlobten in ihrer ganzen Größe. Freudig bereit, ihr Leben ganz nach den Bedürfnissen des geliebten Mannes einzurichten, beschwor sie ihn auf das Dringendste, keinen übereilten Schritt zu thun. „Nicht umsonst," schreibt sie ihm zurück, „habe ich mich vor Ihrem ersten Brief aus Braunschweig gefürchtet; er hat mir auch in der That Schrecken und Angst verursacht. Die Art wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen. Und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpige tausend Thaler Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt auszugeben. Das hieße, sich, nach meiner Meinung, wegwerfen, aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, hätten bisher immer das Ihrige zugesetzt, und fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung der Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten, so wie ich fast gewiß bin, daß wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte." Sie bittet ihn dem Erbprinzen, den er für seinen Gönner nicht halte, doch dnrch jenen übereilten Schritt keine Waffen gegen sich in die Hand zu geben. Sie stellt ihm vor, daß er, wenn man auf sein Abschiedsgesuch eingehe, keine Aussicht habe, in Dresden anzukommen, wo man ihm bei seiner letzten Anwesenheit auf Hagedorns Stelle als Direktor der Kunstanstalten Hoffnung gemacht hatte, da ja Hagedorn noch lebe (und in der That lebte derselbe noch über vier Jahre).

Dieser Brief verfehlte auf Lessing seinen Eindruck nicht. Nicht daß er den von seiner Freundin so sehr gefürchteten Schritt ganz unterlassen hätte. „Aber er that ihn mit mehr Behutsamkeit." Er schrieb zunächst an den Erbprinzen und stellte demselben das un-

würdige Verfahren, das man gegen ihn seit den letzten drei Jahren geübt, „so handgreiflich vor," daß es ihn, wie er sich ausdrückte, „äußerst piquiren mußte." „Aber es hat seine Wirkung gethan," schreibt er der Freundin. „Meine Aeußerung, daß ich bei dem regierenden Herzoge meinen Abschied fordern wolle, ist ihm (dem Erbprinzen) sehr unerwartet gewesen, und er scheint im Ernst Alles thun zu wollen, um es nicht dahin kommen zu lassen." Leider ist dieser Brief Lessings, den er seiner Verlobten nebst seiner Erwiderung auf die Antwort des Prinzen abschriftlich mittheilte, verloren! Sie müssen Meisterstücke edlen Freimuths und männlicher Gesinnung gewesen sein. Denn Eva König, die in ihren Ausdrücken stets so maßvolle Frau, schrieb ihm über dieselben: „Wenn ich Sie nicht schon vorher so sehr geschätzt und geliebt hätte, als man lieben kann, so würden Ihre Briefe an den Fürsten mich dahin gebracht haben. Bei der Durchlesung habe ich Sie hundertmal in Gedanken umarmt!"

Dennoch verzögerte sich die letzte Entscheidung noch bis zum Anfange des Sommers hin, und zwar durch die Schuld des Erbprinzen, der in diesem ganzen Handel fortdauernd in dem unvortheilhaftesten Lichte erscheint, und es sogar nicht unter seiner Würde hielt, Lessing in einem mit Absicht falsch datirten Briefe zu einer Audienz zu berufen, die derselbe eben deshalb nothwendig versäumen mußte![1]) Wohl war es eigne Erfahrung, die Lessing später seinem Nathan die berühmten Worte in den Mund legen ließ:

„— — Zu klein?
Was ist für einen Großen denn zu klein!"

Und was war es, um dessentwillen ein deutscher Fürst einen Lessing, den Stolz der deutschen Nation, sich Jahre lang in Sorge, Noth und Verzweiflung verzehren, seine Geisteskräfte untergraben oder in unwürdigen Arbeiten zur Gewinnung des täglichen Brodes ab-

[1]) XII. 446. XIII. 547.

ſtumpfen ließ? — Eine Gehaltserhöhung von — zweihundert Thalern!! denn nicht höher belief ſich die endlich nach ſechsjährigem Harren gewährte Zulage, die ſein Gehalt von ſechs- auf achthundert Thaler brachte! Als Wundpflaſter für alle die erlittenen Kränkungen verlieh man ihm den Hofrathstitel! bei einem Leſſing eine Ironie, wie ſie ſchärfer die deutſche Literaturgeſchichte nicht kennt. Wie Leſſing ſelbſt darüber dachte, wie gründlich er die Belehnung mit einem ſolchen Kinderſpielzeuge armſeliger Eitelkeit verachtete, haben wir bereits oben geſehen.

Am achten October 1776 wurde Leſſing endlich auf dem Landſitze einer befreundeten Hamburger Familie mit ſeiner geliebten Eva in aller Stille verbunden. Nur die nächſten Verwandten der Braut waren als Zeugen zugegen, da er ſich ausdrücklich jede größere Geſellſchaft verbeten hatte. Wenige Tage darauf führte er ſeine Gattin nach Wolfenbüttel heim. Von dort aus ſchrieb er ſeinem Bruder Karl, dem er erſt wenige Wochen vor der Trauung Kunde von ſeinem Verlöbniſſe gegeben hatte: „Von meiner Verheirathung hätte ich Dir viel zu ſagen und ſollte auch wohl. Meine Frau kennſt Du, obgleich Du Dich ihrer wohl ſchwerlich erinnern wirſt, weil ſie Dich nur ein einziges Mal geſehen. Wenn ich Dich verſichere, daß ich ſie immer für die einzige Frau gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, ſo wirſt Du wohl glauben, daß ſie Alles hat, was ich an einer Frau ſuche. Wenn ich alſo nicht glücklich mit ihr bin, ſo würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geweſen ſein. Kurz, komm' auf den Sommer zu uns, und ſieh!“ — An ſeine Schweſter aber, die ihm den Segenswunſch ſeiner Mutter berichtet hatte, ſchrieb er: „Dieſer Segen hoffe ich ſoll beglücken! denn meine Frau iſt in allen Stücken ſo wie ich ſie mir längſt gewünſcht habe, eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben.“

Drittes Buch.

Lessing's literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbüttler Leidensjahre.
1770—1775.

Emilia Galotti.

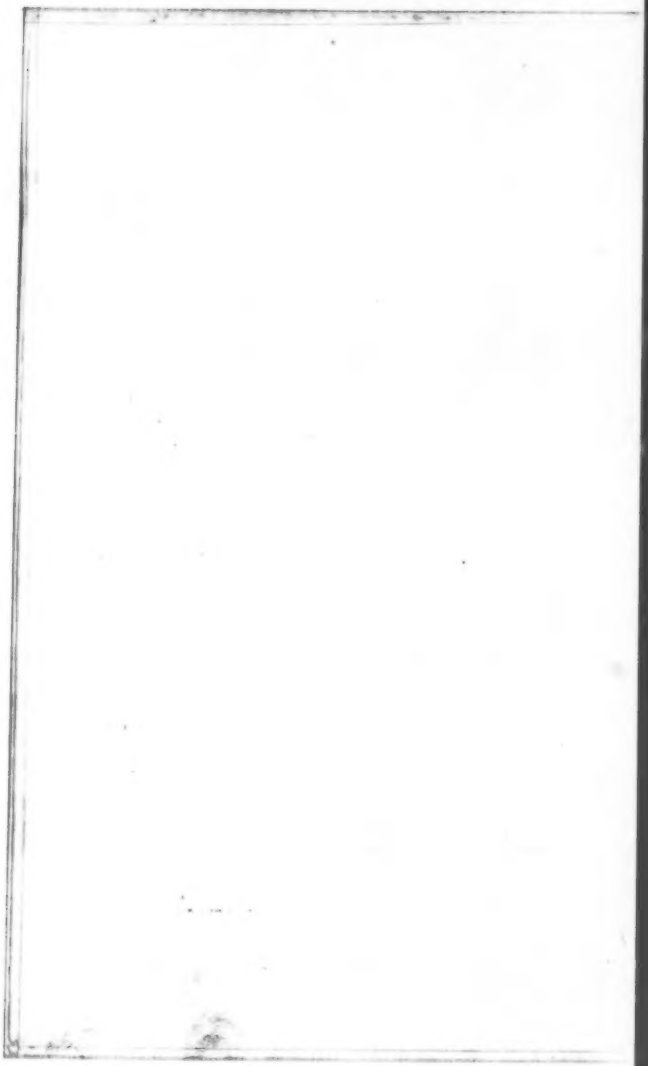

Erſtes Kapitel.

Leſſing's literariſche Thätigkeit während der ſechs erſten Wolfenbüttler Leidensjahre. 1770—1775.

Wir haben in den letzten Kapiteln den Gang der perſönlichen Lebensſchickſale des großen Mannes ohne Unterbrechung bis zu dem Punkte geführt, wo ſich für den ſchwergeprüften Dulder ein endlicher Abſchluß ſeiner Leiden in der glücklichen Vereinigung mit der Geliebten ſeines Herzens darzubieten ſchien. Wenn unſere Darſtellung zu dem Ende darauf verzichten mußte, ſeine literariſche Thätigkeit während dieſer ſechs Jahre der Erzählung einzuflechten, ſo gewährt ſie dem Leſer dafür den Vortheil, die Einwirkung der perſönlichen Zuſtände auf das geiſtige Thun und Treiben Leſſing's während dieſer unſeligen Periode ſeines Lebens überſehen und daraus den Aufſchluß gewinnen zu können für die vielfach zerſtückelte Art und Weiſe, in welcher ſeine Thätigkeit während dieſer Jahre erſcheint.

Denn wenn wir die Leſſing'ſchen Schriften dieſer Periode überblicken, ſo finden wir, mit einziger Ausnahme der übrigens ſchon früher entworfenen Emilia Galotti, nichts, das ſich auch nur von fern an die Schöpfungen der vorhergehenden ſechs Jahre, an Minna von Barnhelm und Laokoon, an die Dramaturgie oder ſelbſt nur an die antiquariſchen Briefe ſtellen könnte. Es ſind faſt lauter Kleinigkeiten von geringer Bedeutung, zerſtreute „Schnitzel", wie

er selbst sie nannte, die er während dieser Jahre zu Tage förderte. Inmitten der Vollkraft des Mannesalters fehlte ihm selbst der Trieb, auch nur eine Arbeit wie die Vollendung des Laokoon vorzunehmen, mit der er, als er im Jahre 1769 an der Schwelle seiner italienischen Reise stand, in wenigen Monaten fertig zu werden gedachte! Wie er selbst über jene Schnitzel urtheilte, wie gering und verächtlich er diese Produkte seiner literarischen Thätigkeit anschlug, haben wir bereits mehrfach von ihm selbst vernommen; und wenn es auch eine stehende Manier bei ihm war, von allen seinen Leistungen überhaupt in geringschätzenden Ausdrücken zu reden — diesmal kam es ihm leider von Herzen. Freilich war er wie jener König der alten Fabel, daß er Alles in Gold verwandelte, auch das Unscheinbarste, was seine Hand berührte; und so werden uns auch diese Splitter und Scherben seines Geistes in den Aufsätzen seiner bibliothekarischen Beiträge, die er zum Theil in dumpfer Geistesgedrücktheit um des täglichen Brodes willen auf das Papier warf, von hohem Interesse sein. Aber wir werden darum nicht weniger ein Geschick beklagen, das diesen Geist in der Fülle und Reife seiner Kraft zu solchem Thun verdammte, ein Geschick, das ihn und uns um unvergleichlich köstlichere Früchte seines Genius gebracht hat!

Zunächst freilich kam es ihm darauf an, der Welt zu zeigen, daß er nicht umsonst Bibliothekar heiße und daß er seinem Handwerke gewachsen sei.[1]) Wie er sich in Breslau als vollendeten Geschäfts- und Bureaumann bewährt hatte, so setzte er jetzt seine Ehre darin, eine gleiche Tüchtigkeit auch als Vorstand einer Bibliothek zu beweisen. Aus diesem Vorsatze entstanden die ersten drei Abtheilungen seiner „Beiträge zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ und seine Schrift über Berengar von Tours.

[1]) XII. 260. 261. 266. 267. 353.

Die Tellheimsche Peinlichkeit seines Ehrbegriffes ließ ihn in solchen bibliothekarischen Arbeiten eine nothwendige Pflichterfüllung erblicken gegen den Herrn, dessen Sold er angenommen, so schwer ihm dieselbe auch oft wurde. Als sich sein Verleger laut beklagte, daß darüber die neue Ausgabe seiner „Vermischten Schriften" in's Stocken gerieth — die in der That bis über Lessing's Tod hinaus liegen blieb, — schrieb er zurück: „Die Beiträge mußten schlechterdings gemacht sein, denn ich will auch nicht umsonst Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende sehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beschäftigte." [1]) Für „fremde Arbeiten" aber war er in seiner Gewissenhaftigkeit geneigt Alles zu halten, was nicht direkt mit seinem Amte in Verbindung stand. Wahrhaft rührend klingt es, wenn wir ihn sich sogar wegen seiner Emilia Galotti deshalb entschuldigen hören. Er bat Ebert das Werk dem Erbprinzen zu überreichen, da er „sich nicht unterstehe, demselben ein Paar Worte dazu zu schreiben." „Ich würde mich", fährt er fort, „gegen ihn wegen einer Arbeit entschuldigen müssen, die jetzt meine Arbeit nicht sein sollte; und ich entschuldige mich so ungern! Gelegentlich werden Sie ihm wohl sagen, daß es wirklich eine Arbeit ist, die schon vor einigen Jahren größtentheils gethan worden, und an die ich jetzt nur die letzte Hand gelegt." [2]) Wenn es noch eines Zeugnisses dafür bedürfte, wie wenig Lessing für dienende Abhängigkeit geschaffen war, und wie schwer er dieselbe sein Lebenlang empfand, so wäre es in diesen Worten gegeben, in denen sich Lessing's ganzer Charakterstolz offenbart.

Der Zufall begünstigte ihn übrigens bei seinem Vorhaben sich der Welt als Bibliothekar zu zeigen, indem er ihn gleich in den ersten Tagen seines Umherstöberns auf der Bibliothek ein für die Kirchengeschichte des Mittelalters höchst wichtiges Werk des be-

[1]) XII. 383.
[2]) XII. 351.

rühmten Scholastikers Berengar von Tours aus der Zeit des siebenten Gregor entdecken ließ.[1]) Es war die bisher unbekannte Widerlegungsschrift, mit welcher dieser berühmte Gelehrte und arg verfolgte Ketzer des elften Jahrhunderts die Anklageschrift seines Hauptgegners Lanfrancus beantwortet hatte; und das wesentliche Interesse, welches Lessing an seinem Funde nahm, war neben dem gelehrten vorzugsweise ein rein menschliches, ähnlich demjenigen, welches wir in seinen, einer früheren Periode angehörenden „Rettungen" hervortreten sahen. Es war der redliche Forscher, der Freund der Vernunft, der Denker, dem bei Erforschung der Wahrheit die Vernunft unendlich höher galt, als die Autorität, und der in der Verleugnung der ersteren eine Verleugnung der Menschenwürde sah, mit einem Worte der Mann von Lessingscher Denk- und Sinnesweise, der Lessing an diesem Berengar von Tours interessirte, um so mehr interessirte, da die Kirche sein Andenken als das eines Ketzers gebrandmarkt, die spätere Theologie ihn des Abfalls von der erkannten Wahrheit geziehen und seinen Charakter als Mensch und Forscher verunglimpft hatte. Die entdeckte Schrift gab Lessing das Mittel, ihn gegen alle diese Anklagen siegreich in Schutz zu nehmen, und diese Seite von Lessing's Abhandlung, deren dogmatischen Inhalt wir einer Geschichte der Theologie überlassen, ist es, welche wir kurz hervorheben wollen, weil sie eben zur Charakteristik Lessing's selbst gehört.

Die Kirche hatte den „gelehrten, scharfsinnigen und von Seiten seines Lebens selbst nach den Zeugnissen seiner Feinde untadelhaften Mann" als einen Ketzer gebrandmarkt. Aber was ist ein Ketzer? fragt Lessing. „Es ist ein Mensch, der mit seinen eignen Augen *wenigstens sehen wollen*. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen. Ja, in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die

[1]) VIII, 314 ff.

Nachwelt gebracht werden könne; noch größer als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mitunter." [1]) In einem solchen Jahrhunderte aber lebte Berengar, und die vorhergehende Charakteristik des „Ketzers" gewinnt ihr volles Schlaglicht durch eine zweite, mit welcher Lessing in einem Jugendfreunde desselben die große Masse der halbträumenden Beharrer auf der großen Heerstraße der Ueberlieferung schildert. Dieser Jugendfreund Berengar's war, sagt Lessing, „einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halboffenen Augen, wie im Traume, ihren Weg so fortschlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können, oder aus Kleinmuth nicht selbst denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn sie nur von Anderen nicht verlangen, mit Gutem und Bösem verlangen, daß sie ihrem Beispiele hierin folgen sollen." [2]) Noch bedeutsamer aber für Lessing's eigenes Wesen ist die Art und Weise, wie er den kühnen Forscher der Wahrheit gegen die Anschuldigung eines neueren Theologen, Mosheim, in Schutz nimmt, welcher demselben gefliſſentliche, durch die Furcht vor den Folgen motivirte Unklarheit und Zweideutigkeit im Ausdruck seiner Ansichten vorgeworfen hatte. In der Vertheidigung des ungerecht Angegriffenen gegen solchen Verdacht, die erkannte Wahrheit verleugnet zu haben, tritt der ganze Adel von Lessing's großer Natur hervor.

„Das sei fern!" ruft er aus. „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht: wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz, oder gar nicht zu lehren; sie

[1]) VIII. 318.
[2]) VIII. 318.

klar und rund, ohne Räthsel und Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren; und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder wenn er sie erworben nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfern halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist." Darum schien ihm nichts unwürdiger, als die Rolle eines solchen „Kupplers der Wahrheit", die man seinen Schützling spielen lassen wollte. „Weil Berengarius schwach war: muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen sein? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gerne ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen." — Darum aber, weil in Lessing's Augen es „kaum etwas Schlechteres gab als einen solchen Kuppler der Wahrheit", darum war es für ihn von um so größerem Interesse durch den glücklichen Fund jener Schrift Berengar's „den unwidersprechlichen Beweis" liefern zu können, daß jener berühmte Forscher der erkannten Wahrheit niemals untreu geworden sei, und sie stets klar und bündig bekannt und vertreten habe.

In dieselbe Kategorie der „Rettungen" gehört unter den vermischten Aufsätzen Lessing's aus dieser Periode auch der über Adam Neuser, einen unglücklichen lutherischen Geistlichen, den theologische Verfolgungssucht um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wegen seines Unglaubens an die Trinität aus Deutschland hinaus-

getrieben und zum Renegaten gemacht hatte. Man wird dieſe kleine Schrift, zu welcher die Auffindung eines handſchriftlichen Briefes veranlaßte, den der unglückliche Mann aus Conſtantinopel an einen deutſchen Freund geſchrieben hatte, nicht ohne Bewegung leſen. Leſſing nahm den Prozeß des Verfolgten, der ſich nur durch ſeine Flucht aus der Chriſtenheit dem Henkerbeile ſeiner fanatiſchen Glaubensrichter hatte entziehen können, wieder auf, und verſchaffte ihm bei der Nachwelt Gehör. Er wies hin auf die barbariſche Grauſamkeit ſeiner chriſtlichen Verfolger, der Theologen, deren Spruch gegen den Ketzer, der vergebens Reue zeigte und Beſſerung gelobte, auf die Pointe hinauslief: „Nur erſt den Kopf ab! mit der Beſſerung wird es ſich alsdann ſchon finden, wenn Gott will!“ „Welch ein Glück, ſetzt Leſſing hinzu, daß die Zeiten vorbei ſind, in welchen ſolche Geſinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! daß ſie wenigſtens unter dem Himmel vorbei ſind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß ſie auch unter dieſem Himmel einmal wieder kommen könnten!“ [1]) Wir werden weiterhin ſehen, daß Leſſing dieſe Schrift gleichſam als Vorläufer dem erſten der durch ihn veröffentlichten berühmten „Fragmente“ vorausſchickte.

Die übrigen Aufſätze dieſer Periode haben nur noch ein rein literariſches Intereſſe. Die höchſte Verehrung für Leſſing kann die traurige Thatſache nicht wegleugnen, daß er durch ſeine unglücklichen Verhältniſſe gezwungen, mit dieſen Dingen eine koſtbare Zeit verdarb. Es war ſeine volle Ueberzeugung, wenn er ſelbſt von der erſten und bedeutendſten dieſer Schriften an Gleim ſchrieb: „Iſt es nicht die größte Ungereimtheit, daß ich Ihnen beigehendes Buch (den „Berengar“) ſchicke? Nur die dürfte noch größer ſein, daß ich es geſchrieben habe. Gott wolle nicht, daß Sie das für Beſcheidenheit halten: denn wahrlich ich bin ſtolz genug, von mir

[1]) IX. 400.

ſelbſt zu glauben, daß ich mit eben der Zeit und eben dem Fleiße etwas weit Beſſeres hätte ſchreiben können.“ Ebert hatte Leſſing's Vielſeitigkeit in einer poetiſchen Epiſtel bewundert, in welcher unter anderen die Worte vorkommen:

So prangt der ſtarken Eiche Stamm
Für Kenner auch mit ſeinem Schwamm
Und dem von ihm genährten Mooſe.

Leſſing acceptirte die Benennung ſeiner bibliothekariſchen Arbeiten, indem er dem Freunde (1773) dieſelben mit den Worten überſchickte [1]): „Hier haben Sie einen ganzen Miſtwagen voll Moos und Schwämme!“ Aber dabei fällt ihm doch eine Frage ein, um deren gelegentliche Beantwortung er den Kenner bittet, die Frage: ob es die Eiche oder der Boden, worin die Eiche ſteht, ſei, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringt? — „Iſt es der Boden, was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Mooſes und der Schwämme ſo viel wird, daß ſie alle Nahrung an ſich ziehen, und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? Doch er verdorre immerhin! Die Eiche, ſo lange ſie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, ſondern durch ihre Wurzeln!“ Der glatte Hofmann erwiederte dieſe herzerſchütternde Klage des gerade damals im tiefſten Innern kranken Leſſing durch die Verſicherung, daß er kerngeſund ſei, wenn er es nur ſein wolle, und durch die Nachricht, daß der Erbprinz geäußert habe: „ein ſolcher tragiſcher Dichter, ein ſo witziger Kopf, ein ſo ſcharfſinniger Philoſoph und ein ſolcher Literator ſeien ſchwerlich jemals in Einer Perſon vereinigt geweſen!“ — Es war derſelbe Fürſt, der Leſſing — verſchmachten ließ!

Von allgemeinerem Intereſſe iſt unter den proſaiſchen Schriften dieſer Periode nur die Abhandlung über das Epigramm, dieſen „kleinen benannten Punkt in einer ganzen weiten Welt jener namen-

[1]) XII. 388. 402.

Univ. Bibl.

losen Dichtungen, die wir als Poesie des schönen Gedankens bezeichnen." [1]) Lessing schrieb diese „zerstreuten Anmerkungen", wie er bescheiden seine meisterhafte und bis heute noch unübertroffene Abhandlung betitelte, bei Gelegenheit der neuen Ausgabe seiner eigenen Sinngedichte, die er jetzt (1771) mit dem reizenden Schlußepigramme versah:

Wenn Du von alledem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden,
So sei mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt!

Es ist dies Epigramm zugleich ein Beleg zu Lessing's Definition des Epigramms, als dessen wesentliche Theile er übereinstimmend mit der heutigen Aesthetik [2]) Erwartung und Aufschluß nachweist. Wir sehen, daß Lessing von dem vollkommenen Epigramm wie von der vollkommenen Fabel die Analogie einer Handlung verlangt, die ihm für alle Dichtungsgattungen als Kern und Wesen derselben galt. [3]) Herder der so gern Lessing's „philosophisch aufräumenden Wegen" nachging, hat auch Lessing's Theorie des Epigramms zu ergänzen versucht, worüber man das Nähere bei Guhrauer finden kann. Hier stehe nur das Beispiel, mit welchem er die von Lessing verworfene Gattung der Aufschrift, das Epigramm im simpeln griechischen Verstande gegen Lessing in Schutz nahm, weil es zugleich die schönste Huldigung ist, welche ein verwandter Genius dem andern dargebracht hat:

„Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit also lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war —
Wer? — Lessing ist der Mann."

[1]) Vischer, Aesthetik III. 1374.
[2]) Vischer a. a. O. S. 1378.
[3]) Guhrauer II. 2. 30.

In der Periode, von welcher wir hier reden, finden wir Leſſing nur noch ſelten zu den geiſtreichen Spielen ſeiner Jugend zurückkehrend. Unter den wenigen Epigrammen aus der Wolfenbütteler Zeit ſind die meiſten von trüber Stimmung. Er hatte die große Welt kennen gelernt, als er das Epigramm dichtete:

Der Wage gleicht die große Welt:
Das Leichte ſteigt, das Schwere fällt.

Selbſt daß er wieder Epigramme dichte, erſchien ihm als ein Zeichen des nahenden Alters.

Daß ich mit Epigrammen wieder ſpiele,
Ich armer Willibald,
Das macht wie ich an Mehrem fühle,
Das macht, ich werde alt.

Und mitten in den Kämpfen ſeiner letzten Lebensjahre gegen die fanatiſchen Pfaffen, die ihm ſein Ende verbitterten, dichtete er (1779) in ein Stammbuch, in welchem die bereits Verſtorbenen mit einem Kreuze bezeichnet waren, das rührende Epigramm, das uns um ſo tiefer erſchüttert, wenn wir bedenken, daß in der That ſein Grab ohne Kreuz und Denkſtein bleiben ſollte:

„Hier will ich liegen! Denn hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenſtein, ein Kreuzchen noch!"

Zweites Kapitel.

Emilia Galotti.

Das einzige „Werk des Genies", zu deſſen Vollendung ſich Leſſing noch im Anfange dieſer unglückſeligſten Periode ſeines Lebens zuſammenraffte, war ſeine Emilia Galotti.

Vierzehn Jahre waren verfloſſen, ſeitdem er zuerſt nach ſeiner verunglückten großen Reiſe die Bearbeitung dieſes Stoffes unternommen.[1]) Zehn Jahre ſpäter hatte er in Hamburg jene Jugendarbeit wieder aufgenommen, um ſie in einer nur für die theatraliſche Aufführung, nicht für den Druck beſtimmten Geſtalt zu vollenden.[2]) Der Untergang des Hamburger Nationaltheaters ließ ihn auch dieſe zweite Bearbeitung bei Seite legen. Erſt im Herbſte des Jahres 1771 nahm er die Dichtung wieder auf. Eine Reiſe nach Hamburg und Berlin, in den Monaten September und Oktober unternommen, hatte ihn geſtärkt und erfriſcht. Er war mit erneuetem Lebensmuthe in ſeine Wolfenbüttler Einſamkeit zurückgekehrt, und ſchon acht Wochen ſpäter konnte er ſeinem Bruder die erſten drei Akte zum Drucke nach Berlin ſenden.[3]) Im Februar des folgenden Jahres war das Ganze beendigt.

Emilia Galotti iſt die Probe zu Leſſing's Hamburgiſcher Dramaturgie, ſofern dieſe weſentlich auf ſeine Theorie der Tragödie hinausläuft. Deutſchland beſaß kein Stück, welches der letzteren entſprochen hätte. Derſelbe Mann, der ſeine Nation theoretiſch von der Herrſchaft der franzöſiſchen Unnatur und des geſpreizten Pathos befreit hatte, ſollte dieſe Befreiung auch praktiſch vollziehen, indem er ein Werk ſchuf, das den weſentlichen Forderungen, die er an Inhalt und Form der Tragödie nach dem Vorgange des Ariſtoteles und mit Berufung auf Shakſpeare und die Alten geſtellt hatte, vollkommen Genüge leiſtete.

Und was für ein Werk iſt dieſe Emilia Galotti! Ein volles Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit Leſſing dieſe Schöpfung begann, mit der er den erſten granitnen Grundſtein legte, zu dem Baue eines eignen tragiſchen Drama's unſerer Nation, wie er derſelben in

---

[1]) S. oben I. S. 156.
[2]) XII. 345.
[3]) XII. 331. 338. XIII. 355—56. 358.

seiner Minna von Barnhelm das erste nationale Lustspiel gegeben hatte. Drei Menschenalter hat es sich seit seiner Vollendung auf der deutschen Bühne erhalten; nicht etwa sein Leben fristend von der Pietät einer dankbaren Nachwelt, welche darin das gnädige Geschick der deutschen tragischen Muse zu verehren hatte, „nach deren langem vieljährigen Ringen dieses Stück", wie Goethe bewundernd ausrief, „gleich der heiligen Insel Delos aus der Gottsched-Weisse-Gellertschen Wasserfluth emporstieg, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen!" Nein, seit drei Menschenaltern haben die größten Meister deutscher Schauspielkunst bis auf diesen Tag ihre besten Kräfte eingesetzt, und ihre glänzendsten Erfolge errungen in der Darstellung dieses Werks, das schon die Herzen unserer Urgroßväter zu einer Zeit erschütterte, wo der Jüngling Goethe nur noch seine ersten Rezensionsversuche schrieb, und außer sich darüber war, daß die Wiener Kritik nichts anderes über „ein solches Werk" zu sagen wußte, als ein mageres und plattes: „wen hat es nicht entzückt!" [1]) Welche Lebenskraft in einem Werke, das als das erste in der Literatur, der es angehört, entstanden hart an dem Anfange einer neuen revolutionären Epoche derselben, so viele Evolutionen des deutschen Geistes siegreich überdauert hat, während fast alle gleichzeitigen Produktionen, auch die von Lessing selbst anerkannten, wie die Tragödien von Gerstenberg und Leisewitz, und wie viele spätere Versuche der Sturm- und Dranzzeit und der folgenden Perioden in Vergessenheit gesunken und aus dem Gesichtskreise der Nation verschollen sind!

Dennoch ist die Kritik diesem Werke fast zu keiner Zeit ganz gerecht geworden. Von den Zeitgenossen, deren Stimmen wir später mittheilen werden, war dies kaum zu erwarten. Noch weniger von den späteren Romantikern, denen Lessing überhaupt ein Stein des Anstoßes war.

---

[1]) Goethe, Werke XXXIII. 70.

Aber auch Goethe empfand mehr respektvolle Verehrung als sympathische Bewunderung für diese Dichtung Lessing's, deren schneidend unerbittliche Tragik seiner conciliianten Natur innerlich widerstrebte, und in seinem Alter steigerte sich die letztere Empfindung zu völliger Verkennung. Schiller, der nach Goethe's Zeugniß Lessing's dramatische Arbeiten überhaupt nicht liebte, hegte gegen dessen Emilia Galotti sogar einen ausgesprochenen Widerwillen, der bei einem vergleichenden Hinblicke auf das Pathetisch-Prächtige und auf die breite Pinselführung in Schillers eigenen dramatischen Arbeiten im Gegensatze zu der auf die Spitze getriebenen Einfachheit, Strenge und Knappheit der Lessing'schen Dichtung sich gar wohl erklären läßt. Vollkommene Gerechtigkeit hat derselben vielleicht nur Gervinus widerfahren lassen, wenn er die Behauptung ausspricht, daß man das von so vielen Kritikern angefochtene Stück, unter gewissen Bedingungen, psychologisch und tragisch vor jeder Anfechtung sicher stellen könne.

Denn so ist es in der That. Die Bedingungen aber sind keine andern als solche, welche in dem unbestrittenen Satze liegen, daß jedes Kunstwerk vor allen Dingen aus sich selbst erklärt, und an ihm selber gemessen werden muß, zumal ein solches, das so vollständig und ganz auf sich selbst beruht, wie Lessing's Emilia Galotti.

Ich würde mich bei dem Schlegel'schen Vorwurfe, daß Lessing in derselben blos „eine alte berühmte unauslöschlich in die Weltgeschichte eingezeichnete That rauher Römertugend, die Ermordung der Virginia durch ihren Vater, unter erdichtetem Namen in neueuropäische Verhältnisse und Sitten verkleidet habe," nicht aufhalten, wenn nicht der erste deutsche Aesthetiker unserer Zeit denselben Vorwurf, nur mit andern Worten wiederholt hätte.

„Lessing, sagt Friedrich Vischer [1]), hat in Emilia Galotti aus purer Reflexion einen Stoff aus der römischen Geschichte gewählt,

[1]) Aesthetik II. 367.

um gegen die Natur desselben eine moderne, sociale und sittliche Frage hineinzulegen."

Nichts kann unbegründeter sein als diese Behauptung. Lessing hat seinen „Stoff" nicht aus der römischen Geschichte gewählt. Was er aus Livius bekannter Erzählung von der Virginia entnahm, war nichts anders, als die Thatsache, daß ein Vater seine Tochter umbrachte, um ihre Ehre vor der Vergewaltigung eines Tyrannen zu retten. Diese Thatsache, diese Situation war es, die ihn reizte, eine durchaus neue einer vollkommen andern Zeit und Welt angehörende Fabel zu erfinden, deren Umstände und Verlauf von der Art sind, daß ein Vater in die Lage versetzt wird, an seiner Tochter dasselbe zu thun, was der Römer an der seinen vor zweitausend Jahren gethan hat. Jene Thatsache war der unscheinbare Keim, aus dem sich in der Seele des Dichters der Baum seines Kunstwerks entfaltete. Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn man Emilia Galotti eine bürgerliche Virginia nennt. Lessing selbst hat es gethan in dem bereits angeführten Briefe [1]), wo er sich über die Wahl seines Sujets mit den Worten ausspricht: Das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, scheine ihm an und für sich tragisch genug und ausreichend die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Aber da die ganze Tragödie Lessing's schlechterdings auf einer frei erfundenen Fabel beruht, so hat die Kritik die Pflicht, von jeder Vergleichung mit jener alten römischen Geschichtserzählung vollständig ab- und die moderne Dichtung nur darauf anzusehen, ob und wie sie sich durch sich selber rechtfertigt. Es ist ganz richtig, daß in Fällen, wo, wie hier, dem dramatischen Dichter nur ein einzelnes Element, nicht eine ganze Fabel durch Anschauung, Geschichte und Sage dargeboten ist, die Gefahr nahe

[1]) S. oben I. S. 157.

liegt, daß in den Charakteren und einzelnen Zügen zwar Phantaſie, in der Fabel aber Willkür, bloße Combination, bloße Einbildungskraft thätig iſt.[1]) Sehen wir alſo zu, ob dieſer Vorwurf den Dichter trifft, und vor Allem ob die aufgenommene Kataſtrophe, welche allerdings bei ihm den Ausgangspunkt bildete, mit dem frei erfundenen Ganzen der Fabel in Harmonie ſteht.

Ein Grundgeſetz der Leſſingſchen Dramaturgie lautet: Furcht und Mitleid, die Grundgefühle der Tragödie, entſpringen vornehmlich aus den Situationen, nicht aus den Charakteren; ähnliche Situationen geben daher ähnliche Tragödien.[2])

Auf dieſen Satz fußte Leſſing als er auf dem rein Menſchlichen der Situation, welche er in der römiſchen Erzählung vorfand, ſein Werk aufbaute, und die Kataſtrophe eines hiſtoriſchen Conflikts politiſcher Partheikämpfe zur Kataſtrophe einer modernen bürgerlichen, aber darum des politiſchen Hintergrundes nicht weniger theilhaften Tragödie machte. Das altrömiſche Thema hatte ſchon vor ihm, beſonders bei den Franzoſen, zahlreiche Bearbeiter gefunden[3]). Ihn ſelbſt hatte in jüngeren Jahren die Virginia eines ſpaniſchen Dichters zu einem gleichen Verſuche veranlaßt, von dem noch ein Fragment vorliegt, welches trotz ſeiner Kürze deutlich genug zeigt, daß er den von der Geſchichte gegebenen Stoff in ſeiner ganzen hiſtoriſchen Größe zu behandeln Willens war. In dieſer alten Erzählung war der Vater der tragiſche Held. Daß Leſſing dagegen in ſeiner neu erfundenen Fabel die Tochter zur tragiſchen Figur machte, war, wie Gervinus es mit Recht nennt, ein Meiſtergriff. Der ungeheure Unterſchied, daß Leſſings Odoardo ſeine That nicht nur mit Zuſtimmung ſondern vielmehr auf die leidenſchaftliche Bitte der Tochter thut, während dieſe in der alten Fabel eben nur ein unſchul-

[1]) Viſcher, Aeſthetik, II. S. 342.

[2]) VII. 232—233.

[3]) Die Aufzählung derſelben, ſowie der ſpäteren Bearbeiter, bei Guhrauer II 2, 41.

diges Lamm ist, das der Vater auf dem Altare der Freiheit opfert, ist von Denjenigen, welche an der tragischen Katastrophe in Emilia Galotti gemäkelt haben, eben so wenig in Anschlag gebracht worden, als sie berücksichtigt haben, daß Emilia den Tod in diesem Augenblicke ebenso nothwendig wünschen, als der Vater ihr diesen Wunsch nothwendig gewähren muß. Mit dem Erweise dieser Nothwendigkeit steht und fällt die Dichtung Lessings. Dieser Punkt ist daher zunächst ins Auge zu fassen, denn gegen ihn hat sich von Mauvillon und Engel bis auf Goethe die ganze Kritik gerichtet, welche nicht aufgehört hat, grade über die tragische Katastrophe „mit dem rechnenden Dichter zu rechnen."

Sehen wir uns die Figur der Emilia genauer an, die von so Vielen, selbst von Goethe — dem alten, nicht dem jungen — unglaublich mißkannt worden ist. Goethe nannte es einen Hauptfehler in Lessings Tragödie, daß in derselben nirgends ausgesprochen, sondern nur „subintelligirt" (heimlich angenommen) sei daß Emilia den Prinzen liebe. Wenn Jenes wäre, meinte er, so wüßte man warum sie der Vater umbringt. „Die Liebe," fährt Goethe fort, „ist nur angedeutet, sowohl in der Art, wie sie den Prinzen anhört, wie sie nachher ins Zimmer stürzt, zuletzt sogar ausgesprochen, aber ungeschickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hause." Nichts kann falscher sein als diese Bemerkungen, mit denen Goethe obenein nur einen alten Vorwurf wiederholte, den schon beim Erscheinen des Stücks Mauvillons Freund Unzer[1]) erhoben hatte. Lessing hat an eine „Liebe" der Emilia zum Prinzen auch nicht im Traume gedacht, und am allerwenigsten ist bei ihm das Ahnen solcher Liebe das Motiv, aus welchem der Vater seine Tochter umbringt.

Emilia ist unter strengster Obhut herangewachsen, denn sie ist eine Italienerin, und das heißblütige Volk des heißen Südens,

[1]) Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter. S. 49.

dem ihre Eltern angehören, ist argwöhnisch auch gegen die besten Kinder. Ein einziges Mal ist sie unbegleitet ausgegangen; es ist am Morgen ihres Hochzeitstages, in die Messe, um die göttliche Gnade für diesen Tag zu erflehen. Aber selbst dies ist dem strengen Vater nicht recht. „Die wenigen Schritte!“ sagt die entschuldigende Mutter. „Einer ist genug zu einem Fehltritt!“ erwidert lakonisch der strenge Vater. Odoardo hat sich überhaupt nur schwer entschlossen, die Tochter mit der Mutter auf deren Bitte zu ihrer Ausbildung in die Stadt ziehen zu lassen. Er kennt seine Frau, und weiß, daß bei solchem Verlangen der Mutter auch ein gut Theil Ueberdruß an der Langenweile des Landlebens in Sabionetta und Sehnsucht nach dem Vergnügen des hauptstädtischen Hoflebens mitspielte. Er ist froh, daß „die Stadterziehung so gut abgelaufen,“ aber er nennt es ein Glück, nicht Folge der mütterlichen Weisheit; und als er erfährt, daß die Mutter das Haus der Grimaldi besucht, und der Fürst dort Emilien gesehn, gesprochen, ausgezeichnet hat, ist er nahe daran außer sich zu gerathen. Denn er kennt den Prinzen und er kennt die Frauen, die alle die Neigung haben, mit dem Feuer zu spielen. Welchen Eindruck die holdselige Schönheit Emilia's an diesem einzigen Abende auf den Prinzen gemacht hat, wissen wir. Das Sinnverwirrende, Herzbethörende dieses Eindrucks ihrer zauberhaften Jugendschönheit, ihres bescheidnen Liebreizes, ihrer holdseligen Anmuth und Unschuld spricht sich unübertrefflich in den Worten seines Selbstgesprächs in der fünften Scene des ersten Aktes dem Bilde gegenüber aus: „Dieses Auge voll Liebreiz und Bescheidenheit! dieser Mund! — und wenn er sich zum Reden öffnet! wenn er lächelt! dieser Mund!“

Die Mutter ist wie alle Mütter, stolz auf diese Eroberung ihrer Tochter, um so stolzer, da es ein Prinz, da es ihr Fürst und Herr ist, den ihre Tochter bezauberte. Ohne im Entferntesten eine Kupplerin zu sein, fühlt sich ihre mütterliche Eitelkeit geschmeichelt durch den Eindruck, welchen Emilia auf den Prinzen gemacht hat,

während sie zugleich auf diese Bewunderung des Prinzen für ihre Tochter die Hoffnung freundlicherer Annäherung desselben an ihren Gatten baut, auf dem die Ungnade des Fürsten lastet. In diesem Sinne hat sie selbst mit ihrer Tochter von jener Begegnung gesprochen.[1]) Zwischen dem ersten Zusammentreffen des Prinzen mit Emilia und dem Anfange des Stücks liegen nur einige Wochen. Im Laufe derselben hat er sie nur an heiligen Stätten gesehen, nur von ferne als schmachtender seufzender Liebhaber, ohne sich ihr zu nähern, ohne etwas zu thun die geknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen (I. 7). Dieser Gedanke seines allzulangen unthätigen Schmachtens ist es denn auch, der den heißblütigen Italiener außer sich bringt, als plötzlich die Kunde wie ein Blitzstrahl auf ihn niederzuckt, daß seine Liebe hoffnungslos, und daß er kostbare Zeit durch seine „zärtliche Unthätigkeit" verloren habe. Durch diesen seinen Zustand motivirt sich nicht nur seine unbedingte Hingabe an Marinelli, dem er im Voraus „alles genehmigt, was diesen Streich abwenden kann", sondern auch der unsinnige Schritt, zu dem er sich hinter dessen Rücken auf eigne Hand entschließt. Er will versuchen seine Sache selbst zu führen. Er hält seine Leidenschaft für unwiderstehlich. Es gelingt ihm Emilia in der Messe zu sehn, zu sprechen. Mit welchem Erfolge sagt uns der sechste Auftritt des zweiten Akts, dies unerreichte Muster psychologischer Tiefe und Wahrheit, sagt uns der Prinz selbst in der dritten Scene des folgenden Akts: „Mit allen Schmeicheleien und Betheuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hört. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit und schloß mit einer Bitte um Vergebung!"

Emilia's Verhalten, wie es der Prinz, wie sie selbst es schil-

---

[1]) Die Andeutung davon liegt in den zwei Worten Emiliens (II. 6): „Ihn selbst!"

dert, die Aufgeregtheit, mit der ſie aus der Meſſe kommend ihrer Mutter in die Arme ſtürzt, ſind vollkommen erklärlich. Sie iſt von ſtrengſter Frömmigkeit und gläubiger Unſchuld, aber ſie iſt jung und leidenſchaftlich, des Prinzen galante Huldigung in jener Abendgeſellſchaft hatte auf ihre Mädcheneitelkeit einen Eindruck gemacht, und grade ihre ſtrengfromme Tugend iſt es, die dieſen Eindruck ihr um ſo ſündhafter erſcheinen läßt. Sie fühlt das Bedürfniß ſich an dem Tage, der ſie mit ihrem geliebten Appiani vereinen ſoll, noch einmal mit ihrem Gotte zu verſöhnen, und grade in dieſem Augenblicke erhellt der Blitz der verbrecheriſchen Leidenſchaft des Prinzen ihr die ganze Tiefe des Abgrunds, an dem ſie geſtanden. Daß ſie in dieſem Augenblicke, wo ihr an heiliger Stätte die Sünde naht, dennoch ſich einer Regung des Antheils, des Mitleids für die Leidenſchaft, für die Verzweiflung des Prinzen nicht erwehren, daß ſie verzeihen konnte, was ſie verdammen mußte, — das iſt es, was ihr frommes Gemüth als Schuld, als Mitſchuld an ſeiner Sünde empfindet, was ihr einen Augenblick den Sinn verwirrt. Aber auch nur einen Augenblick. Denn kaum hat ſie ſich geſammelt, als ihr erſter Gedanke die Liebe zu ihrem Verlobten und die Pflicht gegen denſelben in ihr wachruft. Ihm will, ihm muß ſie das Vorgefallene entdecken. Daß die Mutter dies „verliebte Schwachheit“ nennt, daß ſie von dem Standpunkte ihrer Welterfahrung und Kenntniß der Männer aus Gründen der Klugheit davon abräth, iſt eben ſo natürlich. Beide Frauen empfinden verſchieden und beide gleich richtig; aber die Autorität der Mutter giebt den Ausſchlag, und Emilia ſchweigt um ſo lieber, als ſie damit zugleich den letzten Reſt des beſtehenden Eindrucks von ſich werfen kann. Sie kommt ſich nach den Vorſtellungen ihrer Mutter mit ihrer Furcht „faſt lächerlich“ vor, und die Worte: „Nun ſoll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani Er könnte mich leicht für *mehr eitel* als tugendhaft halten,“ geben ihr ſelbſt und uns den wahren Schlüſſel ihrer Empfindung.

Sie ſchämt ſich ihrer Unerfahrenheit, welche, wie die Mutter ihr ſagt, die Sprache der Galanterie überſchätzt hat, und der Gedanke, ihrem Geliebten als eitel zu erſcheinen, wird ihr jetzt unerträglich. Sie iſt in der nächſten Scene, Appiani gegenüber, wieder ganz das heitere, liebenswürdige, ganz ihrer Liebe, dem Gedanken an ihr Glück ſich hingebende Kind, — denn es iſt eine Eigenthümlichkeit dieſer wunderbaren Natur, daß bei ihr die Uebergänge aus einem Zuſtande in den andern ſich ſchnell und entſchieden vollziehen. Und ſelbſt der kleine Anflug von Koketterie erſcheint in ihrem aufgeregten Zuſtande, dem träumeriſch ſchwermüthigen Grafen gegenüber, dem die Nähe ſeines Glücks das Herz bedrückt, eben ſo liebenswürdig als natürlich und berechtigt.

Und nun geſchieht das Entſetzliche. Das Verbrechen, das ihr in der Stunde der Erfüllung ihres Lebensglückes, den Geliebten, den Gatten raubt, ihre Zukunft vernichtet, ihre Familie zu Boden ſchmettert, und in ſeinen Folgen ihre eigne und ihrer Eltern Ehre zu vernichten droht, — es ſteht mit allen ſeinen Motiven und Folgen in furchtbarer Klarheit vor ihr da. Und Sie? Auf der Höhe dieſer Situation bewährt ſie die Schilderung, welche ihre Mutter von ihr entworfen hat: „Sie iſt die Furchtſamſte und die Entſchloſſenſte ihres Geſchlechts. Ihrer erſten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringſten Ueberlegung in Alles ſich findend, auf Alles gefaßt.“ Sie ſieht, daß wer ſo weit gegangen iſt im Verbrechen, weiter gehen wird, weiter gehen muß. Dem Mädchen, das ſo eben den Geliebten, den Bräutigam und zukünftigen Lebensgefährten verloren hat, iſt in ſolchem exaltirten Zuſtande der Gedanke an den eignen Tod in dieſem Augenblicke geläufig, und viel weniger ſchrecklich, als im ruhigen Zuſtande. Der Prinz hat ſich um ſie beworben, ihr gehuldigt, und dieſe Huldigung hat ihr ſelbſt bei dem Leben ihres Bräutigams geſchmeichelt. Nun iſt er deſſen Mörder, der Mörder ihres Glücks. Der Gedanke, daß er ihr ſpäter dennoch gefährlich werden, der Gedanke an die Möglichkeit, daß

ſie dahin gebracht werden könne, endlich doch dem Mörder ihres Verlobten zum Opfer zu fallen, dieſer Gedanke, der auf Rechnung jener Ueberſpannung zu ſetzen iſt, die mit einer Art von Hellſehen in ſolchen Lagen alle Möglichkeiten auf einmal erfaßt, muß ſie mit Entſetzen erfüllen. Wer die Wahrheit dieſes Furchtgedankens in Emilias Bruſt anzweifelt, muß Shakſpeare's Richard III. vergeſſen haben. Selbſt der Trotz des Haſſes, der in den Worten liegt: „Reißt mich! bringt mich! will mich reißen; will mich bringen; will! will! Als ob wir keinen Willen hätten, mein Vater!“ — ſelbſt dieſer Trotz des Haſſes wirkt in ihr mit, ihren Tod zu wünſchen. Sie will ſterben, dem zum Trotze, der ihr den Geliebten ermordet, ſie will ſelbſt mit dem Opfer ihres Lebens ſich den Hoffnungen deſſen entziehen, der ihr ihr Lebensglück zerſtört hat. Es iſt gar kein ſo unerhörter Heroismus für ein Weib, den Tod zu wünſchen, wenn ihm eben der Geliebte geſtorben iſt; und das iſt nicht antikiſirend, ſondern die ganze Anſchauungs- und Empfindungsweiſe Emilia's iſt vielmehr durchaus romantiſch modern. Der abſtrakte Ehr- und Unſchuldbegriff iſt nur ein vereinzeltes Motiv neben den Motiven der exaltirten Liebe, des Trotzes und des Haſſes; und es iſt ſehr bezeichnend, daß dieſe Motive bei Emilia in erſter Linie erſcheinen, während jenes erſt zuletzt auftritt. Eben ſo charakteriſtiſch und wahrempfunden iſt es, daß ſie, um den Vater zu der einzig möglichen Rettungsthat zu bewegen, auf dies letzte Motiv das meiſte Gewicht legt, daß ſie ſelbſt ihre Anklägerin wird, und die zukünftige Gefahr für ihre Ehre und Unſchuld eben ſo übertreibt, wie die Anklage ihrer in Gedanken begangenen Sünde.

Und der Vater? Während Emilia mit einer Mark und Bein erſchütternden Ruhe und Klarheit der Verzweiflung denkt und handelt, iſt der ſtarre feſte Mann in den letzten Scenen ein Spielball ſeiner widerſtreitenden Empfindungen. Seine erſte Abſicht iſt gegen den Fürſten gerichtet (V. 5), als er das Spiel merkt, welches Marinelli wider die Freiheit ſeiner Tochter erſonnen hat. Aber eben

weil er, übermannt von dem Tone, mit welchem der Prinz die Worte: „Fassen Sie sich, lieber Galotti!“ zu ihm spricht, den schon heimlich ergriffenen Dolch aus der Hand sinken läßt, ist er nicht im Stande zum zweiten Male diese Absicht auszuführen. Auch dies ist ein Zug voll tiefster psychologischer Wahrheit. Es folgt Odoardo's Selbstgespräch (V. 6), das des Größten würdig, was Shakspeare gedichtet hat. Er hat den Prinzen entrinnen lassen, und dieser ist mit einem Ausbruch jener Sentimentalität von ihm geschieden, die einen so wesentlichen Zug dieses aus Widersprüchen zusammengesetzten Charakters ausmacht. Odoardo's halb wahnsinniges Hohngelächter gilt Beiden. „Das Spiel geht zu Ende! So oder so!“ Das erste „So“ gilt dem Prinzen, das zweite — der Tochter. Aber auch hier tritt der argwöhnische Italiener wieder vor: „Wenn sie sich mit ihm verstünde? Wenn es das alltägliche Possenspiel wäre? Wenn sie es nicht werth wäre, was ich für sie thun will?“ Und jetzt, da er die im dämmernden Gehirn gedachte That, wenn auch nur in halben Worten, ausspricht, jetzt erfaßt den Vater das Entsetzen des Gräßlichen, was er „für die Tochter thun will“; er schaudert zurück vor der That, die er in der Seele wälzt. Er will fort, will sie nicht sehen; „mag der Himmel sie retten, der sie in diesen Abgrund gestürzt hat!“ Da tritt Emilia ein, und — er sieht — wiederum ein Zug tiefster psychologischer Wahrheit, — darin den Wink des Himmels: „Zu spät! Er will meine Hand; er will sie!“ Und nun folgt jene letzte Scene zwischen Vater und Tochter, das unübertroffene Meisterstück von Lessing's dramatischer Poesie, folgt dieses erschütternde Auf und Ab der Empfindungen in der Brust eines Vaters, in welchem er selbst immer schwächer wird, je gefesteter und entschlossener ihm die Tochter entgegentritt, von deren Entschlossenheit er sich zu überzeugen vorgenommen hat, bis die letzte Appellation derselben an seine Römertugend, an seine Ehre ihn den Stahl in ihre Brust senken und das geliebte Kind vor der Sünde des Selbst-

mordes — denn das ist er für den gläubigen Katholiken — bewahren läßt.

Wer in dieser Katastrophe die zwingende Nothwendigkeit vermißt, für den — hat Lessing nicht gedichtet. Schlegel's Spott über die engen Grenzen des kleinen Fürstenthums, aus dem man sich so leicht „fortmachen" könne, wie man dadurch zugleich „den mühsam angelegten Voraussetzungen des Dichters entschlüpfe, worauf die ganze Katastrophe beruhe,"[1]) ist eine Albernheit, die auf ihn selber zurückfällt. Herr ist Herr; und der kleine Fürst von Guastalla ist in seinem Gebiete ein eben so unumschränkter Herr, wie sein Zeitgenosse, der vierzehnte Ludwig, es in dem großen Frankreich nur immer sein konnte. Odoardo Galotti weiß das so gut wie Marinelli es weiß (I. 6), und wie es Alle wissen, welche die politischen Zustände jener Zeiten kennen, die den gewitterdunklen Hintergrund dieser tragischsten aller deutschen Tragödien bilden. Schon Goethe hat auf die ungeheure politische Bedeutung des Werks hingewiesen, in welchem nach seiner Ansicht Lessing „durch die schneidend wahre und bittere Schilderung der Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse in den höheren Regionen, den entscheidenden Schritt that zur sittlich erregten Opposition gegen die tyrannische Willkürherrschaft." Aber selbst Lessings Zeitgenossen entging es nicht, daß derselbe Dichter, der in seiner Minna von Barnhelm noch eben erst die schönste Eigenschaft des größten aller unumschränkten Herrscher seines Jahrhunderts verherrlicht hatte, in dieser Emilia Galotti ein weit hin leuchtendes Mene Tekel für den Despotismus an die Wand schrieb. Denn Zustände und Bedingungen, welche in den Augen des Dichters und Hörers ein Geschick wie das Emilia's, eine That wie die Odoardo's möglich und nothwendig erscheinen ließen, waren der Zündstoff zu dem zwanzig Jahre später aufflammenden Weltbrande der Revolution, von der noch heute die Euro-

[1]) Dramat. Vorlesungen III. 392—393.

päiſche Erde bebt und in welcher „der höhere Richter", vor welchen Odoardo den irdiſchen Richter ſeiner That ladet, das Schwert der rächenden Vergeltung in die Hand nahm. Ein Erzittern des Grauens ergriff die Gemüther der Menſchen bei dem Anblick des „ſymboliſch prophetiſchen Hinweiſes auf die politiſche Sündenſchuld des Jahrhunderts in Leſſing's Dichtung, und in dieſem unheimlichen Gefühle war es, daß Ramler das Bibliſche: Et nunc reges intelligite, erudimini qui judicatis terram! und Herder das antike:

Discite justitiam moniti nec spernere divos!

als Motto dem Stücke vorgeſetzt wiſſen wollten. Man bewunderte die Kühnheit des Dichters, der es wagte, dieſen Hof- und Fürſtenſpiegel hinzuſtellen. „Er muß ein ganzer Mann ſein, das Stück für den Hof zu geben", ſchrieb Herder's nachmalige Gattin Caroline Flachsland an ihren Verlobten [1]), und auf manchen Hoftheatern wie in Gotha ward das neue Werk nicht zugelaſſen, weil in demſelben die Fürſten übel behandelt ſeien. In Braunſchweig ward es zwar aufgeführt, und der ſchlaue Erbprinz gab ſich ſogar den Anſchein, das Kunſtwerk höchlich zu bewundern; aber ſein Verhalten gegen Leſſing von dieſer Zeit an beweiſt uns deutlich genug, daß der Fürſt dem Menſchen und Unterthanen nie vergab, was der liberale ſchöne Geiſt der Welt gegenüber an dem Dichter zu bewundern für ſchicklich fand.

Ueber die Charaktere des Stücks dürfen wir uns kürzer faſſen, weil in der Bewunderung ihrer vollendeten Zeichnung allgemeine Uebereinſtimmung herrſcht. Sie ſind gleichſam die hellen vielgewundenen Linien auf dem dunkeln Grunde dieſes tragiſchen Damaſcenerſtahls. Der Prinz und ſein Marinelli bilden die erſte Gruppe, und der letztere iſt von jeher ein Lieblingsſtudium unſerer größten Bühnenkünſtler geweſen. Dies Meiſterbild eines gründlich korrumpirten, innerlich verlogenen Hofmannes iſt aber mit Richten

[1]) Herder's Briefwechſel mit ſeiner Braut. Th. 3. S. 285.

der eintönig ironiſche, alles überragende und beherrſchende, alles gering haltende, ſelbſt ſeinem Herrn ſich unendlich überlegen fühlende Mephiſtopheles im Kammerherrnfrack, als welchen man ihn hier und da in neuerer Zeit darſtellen ſieht. Er iſt vielmehr ein reiner Hofmann ohne Karrikatur, wie Goethe's Serlo ihn auffaßt. Der Prinz iſt jung; er auch, wenn auch natürlich um Vieles verderbter. Sein glattes einſchmeichelndes Weſen, ſeine bequeme Gewandtheit, ſeine Weltbekanntheit, und vor Allem eine unbegrenzte Ergebenheit gegen ſeinen Herrn haben ihn dieſem unentbehrlich gemacht, ohne daß er ihm ein tieferes Herzensbedürfniß wäre. In Momenten reinerer Empfindung tritt dies ſogar deutlich hervor, wie gleich in der fünften Scene des erſten Aktes in den Worten: „Ich höre kommen! es wird Marinelli ſein. Hätt' ich ihn doch nicht rufen laſſen! Was für einen Morgen könnte ich haben!" Marinelli iſt ein Emporkömmling, der die Gunſt und das Vertrauen des Fürſten nur ſeiner abſoluten Hingebung an jede Laune deſſelben verdankt. Dieſe Gunſt iſt eine rein perſönliche. Der Prinz hat zu ihm nur ein Umgangsverhältniß, begründet auf dem Bedürfniſſe der Ausfüllung ſeiner leichten müßigen Stunden, deren er freilich viele hat. Für das Edlere ſeiner Natur, für die gehaltvolleren Intereſſen ſeiner Bildung iſt ihm Marinelli, der in allen dieſen Beziehungen tief unter ihm ſteht, Nichts. Er iſt ſein Vermittler mit der Geſellſchaftswelt um ihn her, ſein allezeit bereiter Gehilfe bei ſeinen zahlreichen Liebesintriguen, ſein Zuträger von Neuigkeiten; — gleich das erſte Wort, das der Fürſt an ihn richtet: „Was haben wir Neues, Marinelli?" und deſſen Antwort darauf ſprechen das ganze Verhältniß ſchlagend aus. Marinelli iſt weder Beamter, noch Staatsmann, noch Diplomat; er iſt ein reiner Kammerherr, dazu ohne Vermögen, ohne Verbindungen, ohne Zukunft als die, welche ihm ſeine gegenwärtige Stellung zu dem Fürſten gewährt, die er deshalb auch mit aller Anſtrengung und mit allen Mitteln zu halten und zu befeſtigen gezwungen iſt,

und für die er sogar persönliche Beleidigungen von Seiten des Prinzen, wie das brutale: „Ich habe zu fragen Marinelli, nicht Er!“ und die noch stärkeren Ausdrücke in der ersten Scene des dritten Akts unterwürfig hinnehmen muß. Aber grade so wie er ist, ist er, der Hofmann, der Kammerherr wie er sein soll, der erwünschte, ja unentbehrliche Umgangsgenosse für einen Prinzen, der nebenbei in dem ganz von ihm abhängigen, ihm unbedingt ergebenen Vertrauten sein Geschöpf liebt. Es ist so bequem einen Menschen heute zum Vertrauten seiner geheimsten Wünsche zu machen, ihm als Freund sein Inneres erschließen, und morgen ihn so fremd behandeln zu können, als hätte man nie ein Wort mit ihm gewechselt! Marinelli ist ein solcher Mensch; er weiß, daß er es ist, und sein ganzer Ehrgeiz ist darauf gerichtet, dem Fürsten wenigstens unentbehrlich zu bleiben. Er ist durchaus kein raffinirter Böſewicht großen Styls, und er hat ebenso wenig große Zwecke. Er ist ein ganz gemeiner Böſewicht, boshaft wo er gereizt wird, und rachsüchtig wie ein Italiener, ohne Charakter und ohne Grundsätze, nicht ausgehöhlt durch das Leben, sondern hohl von Natur. Ihm fehlt selbst der konventionelle Muth des Kavaliers, und seine Feigheit wird nur von seiner Verlogenheit übertroffen, mit der er sie zu maskiren weiß. Er ist ebenso wenig ein ausgezeichneter Verstand. Seine gelegentlichen Maximen sind durchaus trivialer Art, gewöhnliche Roueric, und die einzigen Personen die über ihn urtheilen, behandeln ihn mit Verachtung. Appiani nennt ihn „einen hämischen Affen“, und Orsina ein „Gehirnchen“, ein „Hofgeschmeiß“, dessen ganze Virtuosität im Lügen bestehe. Ja selbst der Prinz kann es sich nicht versagen, ihm in der Schilderung Appiani's sein Gegenbild vorzuhalten. Der große Mime Schröder klagte deshalb sogar, daß er fast „allzu flach“ erscheine. Der Böſewicht, der in einer Stellung und Lage wie die Marinelli's reuſſiren will, muß wenigstens die Wirkung sittlicher Eigenschaften und Tugenden, die er selbst nicht besitzt, bei andern in seine Berechnung zu bringen verstehen.

Aber davon ist in Marinelli keine Spur. Der Fürst ist sein Gott, und die Fürstlichkeit und ihre Allmacht sein Kultus. Daß irgend Jemand nicht so empfinden, sich über Fürstengnade und Gunst wegsetzen, ihre Ehrentitel und Gunstbeweise verschmähen könne, ist ihm undenkbar. Beweis: sein Vorschlag, den Grafen am Hochzeitsmorgen als Gesandten wegzuschicken und seine Beurtheilung des alten Galotti in der ersten Scene des fünften Akts. Es ist für ihn gar kein Zweifel, daß der gekränkte Vater, sobald er nur das Angesicht des Fürsten erblickt, „der Durchlaucht ganz unterthänigst für den gnädigen Schutz danken werde, den seine Familie bei diesem traurigen Zufalle hier gefunden, daß er sich sammt seiner Tochter zu fernerer Gnade empfehlen, sie ruhig nach der Stadt bringen und es in tiefster Unterwerfung erwarten würde, welchen weiteren Antheil Durchlaucht an seinem unglücklichen lieben Mädchen zu nehmen geruhen wolle." Denn so würde er selbst handeln; und sein „Weh mir!" an der Leiche Emilia's, in welchem Lessing mit einem einzigen Ausrufe das Zusammenbrechen des innerlich schwachen Menschen vor der furchtbaren ungeahnten, weil ihm unbegreiflichen That Odeardo's ausgedrückt hat, ist ernsthaft gemeint; er ist wirklich verloren, und wenn auch sein Prinz nach dem fünften Akte schwerlich ein anderer werden wird, so fühlt er doch, daß seine Rolle bei demselben ausgespielt ist, schon darum ausgespielt ist, weil Fürsten es nicht lieben, Menschen um sich zu haben, die sie an eine Demüthigung erinnern, wie sie hier dem Prinzen widerfährt.

Der Prinz ist das Meisterstück Lessing'scher Charakterzeichnung, der erste moderne Fürst, den ein deutscher Bühnendichter zu schildern gewagt, wie er auch bis heute der letzte geblieben ist. Das korinthische Erz dieses Charakters ist schwer in seine Bestandtheile aufzulösen. Aber Lessing hat dafür gesorgt, mit den ersten Worten des Stücks den Grundzug seines Wesens herauszukehren. Wir sehen ihn arbeitend in seinem Berufe, und hören daß sein Beruf

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR;A.
3-598-52808-6
FN. I1397/032

und die Arbeit in demselben dieser durch und durch verweichlichten Natur eine Last sind, schon darum eine Last sind, weil sie ihn Schranken fühlen lassen. „Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften! — die traurigen Geschäfte! und man beneidet uns noch!“ Was würde man von einem Arzte sagen, der so von seinem Berufe dächte? — Auch sein sentimentales: „das glaub' ich, wenn wir allen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden!“ ist im Grunde nichts weiter als der prägnante Ausdruck jener vor dem Ernste des Berufs einen Widerwillen empfindenden Arbeitsscheu, die es freilich bequemer fände, Aladin's Zauberschätze zu besitzen, um sich mit einem einfachen „Gewährt“ über alle Sorge und Mühe hinwegzusetzen. Für eine solche arbeitscheue verweichlichte Natur sind Menschen gleich Marinelli wie geschaffen, weil sie ihrer Trägheit das Wort reden. Die einzige Bittschrift, die er durch Gewährung erledigte, verdankt diesen Vorzug dem Umstande, daß die Bittstellerin Emilia heißt. So ganz ist Alles bei ihm Laune, Stimmung, Emotion des Augenblicks, und es ist ein unübertrefflicher Meisterzug in Lessing's Zeichnung, daß er selbst diese Gewährung nachdem er sie gegeben, am Ende der Scene wenigstens halb und halb wieder zurück nimmt. Denn er selbst ist das Urbild der Halbheit, dieser fluchwürdigsten aller Eigenschaften bei einem Fürsten. Halb in jeder Tugend und in jedem Laster, ist er nur in Einem ganz: in dem unzerstörbaren sentimentalen Egoismus seines Fürstenbewußtseins. Er ist ein Mensch, mit dem es von vornherein die Natur gut gemeint hatte, sinnlich schwungvoll, geistreich und bildungsfähig, empfänglich für das Gute und Edle, voll Sinn für das Schöne, begeistert für die Kunst, ein weiches Wachs in der Hand eines charakterstarken Leiters. Als Privatmann wäre er wahrscheinlich, wenn arm, ein tüchtiger Künstler, wenn reich, ein geistvoller Dilettant geworden. Als Fürst geboren, von der Schmeichelei erzogen, von der Verweichlichung gewiegt, gewöhnt im Genusse die Aufgabe seines Daseins, in der Arbeit das Hinderniß des Genusses zu sehen, ohne Gefühl der

Pflicht, nur Rechte und Privilegien des Herrschers kennend, und einen Marinelli zur Seite, wird er was er ist: ein ästhetischer Gourmand des Genusses, ein sentimentaler Halbtyrann, gut und grausam aus ein und eben derselben Schwäche seines egoistischen Leichtsinns. Unfähig zu jeder ernsten Initiative, ist er um so froher, wenn ihn äußerlich irgend etwas dahin gebracht hat, eine Entscheidung auszusprechen, und sein: „dabei bleibt es! dabei bleibt es!“ dem alten Galotti gegenüber in der vierten Scene des letzten Aktes ist sprechender als eine seitenlange Charakteristik. Das ganze Elend aber dieser sittlich haltlosen Natur, die fleischgewordene Schauspielerei der sich selbst belügenden fürstlichen Schwäche hat Lessing in die Schlußworte des Stücks gelegt, wo dieser Fürst, der vor keinem Mittel zurückbebte, was dazu helfen konnte, die verlobte Braut eines andern, eines Mannes voll Ehre und Würdigkeit in seine Gewalt zu bringen, der Spießgesell des Intriguanten und Mörders Marinelli, er, dem „ein Graf mehr oder weniger in der Welt“ nichts ist gegen seine Leidenschaft, — jetzt, wo die ersehnte Frucht des Verbrechens ungenießbar geworden ist, im Angesichte Gottes die sentimentale Blasphemie zum Himmel ruft: „Ist es, zum Unglück so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“

Appiani und Orsina erscheinen nur in wenigen Scenen, und wie vollendet stehen ihre Gestalten vor uns da. Für Marinelli ist Appiani freilich ein empfindsamer Narr, den er sich bemüht haben würde zu verachten, wenn er ihn nicht zugleich hätte fürchten und hassen müssen. Appiani hat daran gedacht, Staats- und Hofdienste zu nehmen, aber Marinelli wußte es zu hintertreiben, weil er in ihm einen Nebenbuhler in der Gunst des Fürsten fürchtete, der den Unterschied zwischen einem Appiani und einem Marinelli in seinen guten Momenten wohl zu schätzen weiß, und nicht verfehlt, den letzteren gelegentlich mit beleidigender Ironie darauf hinzuweisen. In einem solchen guten Momente sehen wir den Prinzen in der

ersten Scene mit Marinelli, wo er dessen Spöttereien über den „empfindsamen" Grafen, die er sonst ohne Zweifel anders aufnahm, mit den Worten begegnet: „Bei alle dem ist Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können; ebensowenig als er Sie — bei alle dem ist er doch ein sehr würdiger junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte sehr gewünscht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken." Das aber eben ist es, was Marinelli fürchtete, daher sein Triumph, daß diese tugendhafte Velleität seines Fürsten und Herrn zu spät kommt, daß Appiani sich durch sein „Mißbündniß" und seinen Entschluß, das Land zu verlassen, allen Gunstbeweisen entzogen hat. Das ist auch der Grund, weshalb Marinelli seinem Herrn die Neuigkeit von der Verlobung des Grafen erst jetzt, am Hochzeitstage, mittheilt, wie es der Grund ist, weshalb er, als ihm plötzlich und unerwartet die Leidenschaft seines Gebieters für die Braut des Gehaßten entgegentritt, nur um so bereitwilliger ist, alle Segel aufzuspannen, um den Bruch zwischen Appiani und dem Fürsten unheilbar zu machen. Appiani ist eine melancholische Natur. Der Fürst hat ihn angezogen; aber seine nähere Kenntniß, die Einsicht in die Unheilbarkeit der Hofzustände hat ihn enttäuscht, und der alte Galotti hat das Seine dazu gethan, ihn in seinem Entschlusse zu bestärken, als sein eigener Herr zu leben, statt einem leichtsinnigverderbten Fürsten zu dienen. Er liebt Emilien, aber er betet den Vater an als das Muster aller männlichen Tugend. Die trübsinnige Stimmung, in der wir ihn auftreten sehen, ist eben so erklärlich als folgenschwer. Erklärlich: denn sie ist Folge seiner grübelnden Natur, die sich durch die Nähe des Glücks beängstigt fühlt, schon darum, weil zwischen Becher und Lippe der Weg noch weit ist; erklärlich, weil er am Scheidewege seiner früheren hochfliegenden Lebensentwürfe und seiner jetzt vor ihm liegenden bescheidenen Zukunft steht, welche ihm Freunde nicht ohne Eindruck auf ihn zu

machen vorgehalten haben.[1]) Folgenschwer: weil nur aus dieser Stimmung die beleidigende Schroffheit gegen Marinelli in der nächsten Scene hervorgehen kann, welche ihm sein Schicksal unwiderruflich bereitet, da der feige Marinelli jetzt aus dem Triebe der Selbsterhaltung zum Mörder werden muß. Auch dämmert in ihm eine dunkle Ahnung auf — vielleicht hervorgerufen durch eine Mittheilung Odoardo's, die man zwischen dem vierten und siebenten Auftritte des zweiten Akts zu denken hat — eine Ahnung von irgend welcher Intrigue gegen sein Glück durch den Fürsten; wenigstens scheint sein „Nach Massa freilich mag ich mich heute nicht schicken lassen" auf so etwas hinzudeuten. Aber charakteristisch für die Gesundheit seiner Natur ist es, daß der Conflict mit Marinelli, weil er entscheidend ist, und ihn der widerwärtigen Nothwendigkeit zum Prinzen zu gehen überhebt, seine ganze Stimmung verändert, und ihm die Energie und Spannung seines Wesens wiedergiebt.

Mit noch ungleich größerer Meisterschaft hat Lessing bei der Figur der Orsina die ganze Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser echten Fürstenmaitresse großen Styles, gegen die Schiller's Lady Milford weit zurückstehen muß, in dem engen Raume weniger Scenen mit wunderbarer Lebendigkeit vor uns hinzustellen gewußt. Dies Gemisch der entgegengesetztesten Eigenschaften, dies Weib, kleinlich und großherzig, berechnend und unvorsichtig, stolz und unterwürfig, rachsüchtig und sentimental, spitzfindig skeptisch wie Hamlet und sinnlich leidenschaftlich wie eine Mänade, kann nur lieben wenn es zugleich herrscht. Und sie hat den Prinzen beherrscht, er hat „ihre Fesseln getragen". Er hat sie geliebt, aber er hat gefühlt, daß sie ihn beherrschte, daß sie ihm geistig überlegen war, und dies Gefühl steigert sich durch seine neue Leidenschaft für ein Wesen, das in allen Stücken das Gegentheil von ihr ist, zu leidenschaftlicher Abneigung, deren Ausdruck zuletzt zu empörender

[1]) Dies ist Akt 2. Scene 5. angedeutet.

Härte wird. Zum Herrschen geboren, wie sie ist, verwöhnt durch die Allmacht, die sie über die Welt um sich her, ihre Welt, ausgeübt hat, bringt der Gedanke, die Gewißheit, daß sie die Herrschaft verloren, der sie Alles geopfert, was ein Weib opfern kann, sie hart an die Grenze des Wahnsinns, dem sie sicher verfallen wird, wenn sie in der Verwicklung der Geschicke um sie her ihr dämonisches Werk gethan hat. Gervinus nennt sie eine Figur, die auf eine vortreffliche und viel feinere Weise jene Wahrsager der antiken Tragödie darstelle, als die Margarete in Shakspeare's Richard. In der That ist sie es, die durch ihre Betrachtung über den Zufall das Unheil als nothwendiges Schicksal, als Gericht des allwaltenden Gottes verkündet, und Gervinus hat Recht, wenn er sagt, daß diese Anwendung der Schicksalsidee nach den christlichen Begriffen, nach denen sich hier die Menschen mit offenbaren Thaten ihre Geschicke selbst knüpfen, das Stück zum tragischsten aller deutschen Trauerspiele mache.

Die Wirkung des Stücks auf die Zeitgenossen war eine sehr verschiedene. Der enthusiastischen Bewunderung eines Ebert und Eschenburg, und des Göttinger Dichterkreises trat die kühle Theilnahme der Berliner Freunde, der Neid Weisse's, die Plattheit Engel's und die hochmüthige Unverschämtheit der Mauvillon-Unzerschen Kritik gegenüber. Lessing selbst erlebte wenig Freude an seiner langgepflegten Lieblingsdichtung, und sein Unmuth über die vielen Mißurtheile, die er zu hören bekam, spricht sich deutlich in der bekannten brieflichen Aeußerung gegen seinen Bruder aus, daß er sich alle Mühe gebe, das Stück zu vergessen.[1]) Er ging nicht einmal nach Braunschweig hinüber, um es aufführen zu sehen.

Vor allem fühlten sich die weichen sentimentalen Seelen von einer Dichtung abgestoßen, die in der edlen Einfachheit und gedankenschweren Kürze der Sprache, in der stählernen Festigkeit der

[1]) XII. 360.

Charaktere, in der straffen Knappheit der in den kurzen Zeitraum von zwölf Stunden zusammengedrängten Handlung, und endlich in der unerbittlichen Konsequenz der tragischen Leidenschaft nichts hatte, was den verwöhnten Herzen schmeicheln konnte. Herder's kürzlich herausgegebene Briefe an seine Braut sind dafür ein sprechender Beweis. Er fand allerdings in dem Stücke „sehr hübsche Scenen", aber der Gesammteindruck war ihm ein abstoßender. Der Witz in demselben schien ihm „eben so schwer verdaulich wie die Schwachheit (!), die der Dichter allen seinen Weibspersonen gebe". Daß in dem Stücke (schreibt er ein andermal) Alles nur gedacht sei, wolle er noch immer vergeben; vielleicht sei es in manchem Betrachte Tugend, wenn ein Au r für die Bühne auf gewisse Weise ein Schöpfer sei, der schaffe und nicht selbst empfinde. Nur freilich, Weiber würdig zu schildern, sei des „guten Mannes" Sache nicht. [1]) Wenn man in demselben Briefwechsel Herder's mit seiner Braut und in ähnlichen Dokumenten jener Zeit das sentimentale Ueberschwenglichkeitsgewimmer liest, so fühlt man es recht wie der scharfe Damascenerstahl Lessingscher Männlichkeit da durchschneiden mußte. Wir aber mögen wohl mit Goethe einstimmen, der noch als Sechzigjähriger Emilia Galotti ein vortreffliches Werk nannte, ein Stück voller Verstand, voll Weisheit, voll tiefer Blicke in die Welt, das überhaupt eine ungeheure Kultur ausspreche, „gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind", und das zu jeder Zeit als neu erscheinen müsse. [2])

---

[1]) Aus Herder's Nachlaß, III 223. 301.
[2]) Riemer, II. 664.

Drittes Kapitel.

Lessing und Goethe.

Schon am Schlusse der Dramaturgie im Jahre 1769 hatte sich Lessing, wie wir sahen, mit großer Entschiedenheit gegen die ersten Anfänge des regelstürmenden Geniewesens ausgesprochen. Sowohl in diesem Werke als im Laokoon war es eine seiner Hauptaufgaben gewesen: die Verbindung von Genie und Regel, von schöpferischer Freiheit und Gesetzlichkeit der Natur der Sache, zum höchsten Prinzip in aller Kunst zu machen, „und jeden Theil am rechten Orte zu betonen", um ihn vor den Uebergriffen des andern zu sichern. Wie er im Epos Homer und Milton in Parallele stellte, so hatte er in Shakspeare so gut wie in Sophokles das Wesen der griechischen Tragödie und die Uebereinstimmung mit den Grundgesetzen der Aristotelischen Poetik gefunden, und war damit zugleich dem sonst von ihm so hochgeschätzten Gerstenberg entgegengetreten, der eben erst in seinem Aufsatze über Shakspeare das Gegentheil verfochten hatte. Die hohlköpfigen Genieschreier der Klotzischen Schule hatte er mit einem Schlage beseitigt. Jetzt aber stand ein wirkliches Genie auf, das die revolutionären Ideen der regelstürmerischen Demagogen durch ein Werk zur That machte, wie die deutsche Literatur bisher noch keins aufzuweisen hatte.

Goethe war ein neunzehnjähriger Leipziger Student, als Lessing in Hamburg seine Dramaturgie schrieb. In seiner Selbstbiographie gedenkt er der versäumten Gelegenheit, Lessing persönlich kennen zu lernen, mit den Worten: „Lessing traf zu einer Zeit ein, wo wir ich weiß nicht was im Kopfe hatten; es beliebte uns ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu ver-

meiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir auf's Höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen." Dies war im Mai des Jahres 1768, wo Lessing von Hamburg aus in buchhändlerischen Geschäften eine kurze Reise nach Leipzig machte, ohne sich irgendwo aufzuhalten. [1]) Es ist Schade, daß der greise Goethe es vermieden hat, sich klar darüber auszusprechen, was ihm eigentlich damals gegen Lessing im Kopfe stecke. Denn gegen die „Albernheit", die er seinem Verhalten zum Grunde legt, möchten wir ihn gegen ihn selbst in Schutz nehmen. Wenn der Jüngling Goethe, dem doch erst kurz zuvor in Lessing's Laokoon ein neuer Leitstern aufgegangen war, und der die Wirkung der Minna von Barnhelm so tief empfunden hatte, jetzt eine Antipathie gegen denselben Mann in sich fühlte, in dem Momente, wo dieser in der Dramaturgie seine ersten Donnerschläge hatte über das französische und deutsche Theater hinrollen lassen, so wird die Vermuthung nicht allzu gewagt sein, daß diese Antipathie eben durch die Dramaturgie hervorgerufen worden war. Es ist bezeichnend, daß Goethe der letzteren in seiner Biographie nur ein einziges Mal, und dies eine Mal in einer Weise erwähnt, welche von den ungeheuren Wirkungen derselben nur zu sagen weiß, daß Lessing in seiner Dramaturgie eigentlich das erste Signal gegeben habe zu jener absurden Vergötterung der Shakspeare'schen Clownswitze, wie Goethe und seine Genossen sie in Straßburg übten. [2]) Mit einem Worte: Der Dichter der „Mitschuldigen" und

[1]) XII. 195. 197. Goethe, W. XXV. 179.
[2]) Goethe, W. XXVI. 78.

der „Laune des Verliebten“ war selbst noch zu befangen in französischen Sympathien, um nicht mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen durch Lessing's herbe Kritik der französischen Muster verletzt und verstimmt zu werden.

Wenige Jahre später, und das Blatt hatte sich gewendet. Die Dramaturgie hatte ihre Wirkung gehabt. Shakspeare war die Parole des Tages geworden, und das souveräne „Genie“ an die Stelle der französischen Regelherrschaft getreten. Als Goethe, der damals, wie er selbst gesteht, von einem Extrem in's andere übersprang, sich in Straßburg mit seinen Genossen der Shakspearemanie überließ, und in Wetzlar seinen Götz entwarf, als sein Freund Lenz in den „Anmerkungen über das Theater“ mit bachantischem Jauchzen die absolute Gesetzlosigkeit des genialen Individuums verkündete, und alle Theorie und alle Regeln des Aristoteles wie alten Trödelkram über Bord warf, da erschien diesen Stürmern und Drängern selbst Lessing bereits als ein Zurückgebliebener, und es fehlte nicht viel, daß er ihnen gegenüber jetzt dieselbe Stellung einzunehmen schien, in welcher sich Gottsched früher ihm selbst gegenüber befunden hatte.

Goethe's Götz von Berlichingen erschien zu Anfange des Jahres 1773. Lessing war damals in seiner Wolfenbüttler Einsamkeit, seit er Deutschland seine Emilia Galotti gegeben hatte, durch Stimmung und Verhältnisse so sehr aller poetischen und namentlich aller dramatischen Literatur entfremdet, daß beinah ein volles Jahr verging, ehe er das Goethesche Werk auch nur las. Wir wissen zufällig sogar den Tag, an welchem es geschah; denn in einem Briefe vom 2. Februar 1774 an seinen Bruder, gegen den er sich entschuldigt, daß er dessen ihm übersandte Dramen noch nicht zu lesen Zeit gefunden, setzt er hinzu: „Wenn Dich dieses zu sehr befremdet, so muß ich Dir sagen, daß ich den Götz von Berichingen auch nur erst seit gestern gelesen habe, und noch nicht

einmal ganz." Schon aus diesen Worten geht hervor, daß Lessing mit der neuen Tragödie keineswegs zufrieden war. Einige Monate später brachte Koch das Stück in Berlin zuerst auf die Bühne. Der geschickte Kupferstecher Meil hatte Kostüm und Dekorationen entworfen; denn Koch hatte die Unmöglichkeit eingesehen, diese Dichtung in dem bisherigen konventionellen Kostüm mit Puderfrisur und Galanteriedegen vorzuführen. [1]) Karl Lessing, der bei der Einrichtung für die Bühne thätig gewesen war, meldete seinem Bruder den Erfolg in einer etwas übertrieben enthusiastischen Weise, verschwieg jedoch nicht, daß Ramler den allgemeinen Beifall nicht zu theilen scheine, und daß das neue Werk allerdings Mangel an Einheit des Interesses zeige. [2]) Lessing erwiederte umgehend: „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet."

Aus der letzten Bemerkung sieht man, daß Lessing nicht Willens war, den Vertheidigern des französischen Geschmackes und der Batteux'schen Aesthetik irgend ein Angriffsrecht gegen die neue Dichtung einzuräumen. Eben so wenig verkannte er den neuen kraftvollen Geist, der sich in derselben kundgab, und die revolutionäre Gewaltwirkung, die dieser „geharnischte Erstling einer neuen großen Dichterperiode" ausüben mußte. Aber wenn Goethe selbst schon sieben Jahre später im Todesjahre Lessing's sein Werk „die Produktion eines freien ungezogenen Knaben" nannte, und weiterhin in seiner Biographie das Bekenntniß ablegte: daß er mit dieser „ohne allen

[1]) Devrient, II. 297.
[2]) XIII. 506—507.

und jeden Plan und Entwurf" hingeschleuderten Skizze nicht nur alle Theatergrenzen überschritten, sondern bei dem Versuche, die Fesseln der Einheit des Orts und der Zeit abzuwerfen, auch der höheren Einheit, die um so mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte [1]): so war ihm Lessing eben in der Erkenntniß dieser Fehler voraus, und diese Fehler erschienen in seinen Augen um so gefährlicher, je glänzender und verführerischer sich das gegebene Beispiel der Verachtung aller dramatischen Grundgesetze darstellte, die er so eben erst in der Hamburgischen Dramaturgie seiner Zeit zum Bewußtsein gebracht und in seiner Emilia Galotti zu verwirklichen gesucht hatte. Ihm schien es, wie er sich mündlich gegen Freunde äußerte [2]), eben nichts so Großes, daß ein begabter Dichter, der sich über alle Regeln hinwegsetze, eine Folge interessanter Scenen aneinanderreihe. Das wahre Genie des Dramatikers bewähre sich aber vielmehr durch einen vollendet angelegten Plan, durch die geschickte Herbeiführung der Situation und durch die richtige Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere. Nach allen diesen Seiten hin mußte er das Goethe'sche Drama entschieden verwerfen. Ja er hatte sogar einen Augenblick Lust, wie er an seinen Bruder schreibt, in seinem Aerger „über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an in dieses auszuarten), mit Göthen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden." [3]) „Allein davor bewahre mich der Himmel! setzt er hinzu. Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte." Er war eben damals in seiner unglücklichen Wolfenbütteler Lage, körperlich und geistig gebrochen, und in einer Stimmung, in welcher er, wie es in demselben Briefe heißt, seinem Untergange mit

[1]) Goethe, W. XXVI. 201.
[2]) Guhrauer, II. 2. 33.
[3]) XII. 421.

resignirender Verzweiflung entgegensah. Vor Allem empfand er gegen alles Theatralische in Erinnerung an seine Hamburger Leiden einen bis an Ekel grenzenden Widerwillen. Dennoch hat sich in seinem Nachlasse ein kurzes Fragment der „Komödie", die er mit Goethe aufzuführen Lust spürte, erhalten, das bisher nicht beachtet sein Urtheil über Goethe's Götz in wenige Worte zusammendrängt. „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke! Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Drama ausschreit?"

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese spottende Frage von Lessing bejahend gemeint und auf Goethe's Götz gemünzt war; und ebenso wenig, daß trotz der Herbheit seiner Fassung dies Urtheil genau den kranken Punkt der neuen Dichtung traf. In der That konnte Lessing seine ganze Arbeit für das deutsche Theater als verloren ansehen, wenn diese neue Richtung, die statt ebenmäßiger dramatischer Entwickelung der Charaktere und Leidenschaften das rein stoffliche Interesse wild bewegter Vorgänge, Scenen und Begebenheiten in den Vordergrund stellte, sich auf der deutschen Bühne die Herrschaft errang. Glücklicherweise geschah dies nicht. Das Goethe'sche Erstlingswerk, so bedeutungsvoll in seinen Wirkungen auf die Literatur vermochte sich auf der Bühne nicht zu behaupten. Goethe beklagte sich später in seiner Biographie über die „dumpfe Sinnesart", die selbst unterrichtete und gebildete Männer bei dem Erscheinen seines Götz in ihrer Kritik desselben an den Tag legten [1]); und in der That erklärte auch Lessing die hier von Goethe gemeinte Recension des Gießener Professor Schmidt

[1]) Goethe, Werke XXVI. 205. vgl. Ad. Stahr: Johann Heinrich Merk, ein Denkmal. S. 29—38.

in Wielands Merkur für oberflächliches Gerede [1]). Um so mehr war es zu bedauern, daß er selbst nicht Hand anlegte, um Dichter und Publikum über das Werk aufzuklären. Wir würden dann statt der bloß negativen Andeutungen auch sein Urtheil über die positiven Seiten der Dichtung erhalten haben, zu deren Würdigung keiner mehr als er berufen war. So aber vereinigten sich äußere Umstände, niedergedrückte Stimmung und Widerwille gegen alles Aesthetische ihn schweigen zu machen, so sehr auch das übermüthige Gebahren der Geniemänner in Goethe's Umgebung seinen Unwillen erregte. Als Wieland ihn um diese Zeit zu Beiträgen für seinen Merkur dringend einlud, schrieb er ihm ablehnend zurück: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen." That doch selbst Herder in seinem Aufsatze über Shakspeare (1773), als sei von ihm und seinen Freunden der große britische Dichter so gut wie neu entdeckt, und als sei eine Hamburgische Dramaturgie von Lessing in dieser Beziehung gar nicht vorhanden [2]).

Daß in Goethe's Götz, der von dem jungen Genie-Deutschland jener Tage so enthusiastisch als ein Drama im Style Shakspeare's ausposaunt und von dem gesammten damaligen Publikum als ein solches anerkannt wurde, keine Spur von dem dramatischen Style und der Kunst des britischen Dichters vorhanden ist, braucht man heutzutage nicht mehr zu beweisen [3]). Damals aber stand Lessing mit dieser Erkenntniß allein, wie er allein stand mit seiner Voraussicht des nachtheiligen Einflusses auf die deutsche Bühne, welchen

---

[1]) XII. 420.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz Shakspeare in Deutschland, in: Prutz, Literarhist. Taschenbuch I. 26 ff.

[3]) Vgl. Lewes, Goethe's Leben I. 137 ff.

das Goethe'sche Erstlingswerk durch die Erzeugung zahlloser Nachahmungen formloser historischer Ritterschauspiele bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein ausüben sollte.

Ungleich tiefer als der Götz erfaßte ihn dagegen Goethe's Werther, der ein halbes Jahr später in seine Hand gerieth. Eschenburg hatte ihm das Buch, das damals die ganze Nation elektrisirte, zugesendet, und dieser Dichtung gegenüber theilte Lessing die allgemeine Stimmung. „Haben Sie tausend Dank", schreibt er dem Freunde, „für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können". Nur Eins vermißte er, und dies Eine ist bezeichnend für die antik gesunde Sinnesart des Mannes, dem die moderne Hypostasirung der krankhaften und unmännlichen Liebessentimentalität in tiefster Seele zuwider war. „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll", fährt er fort, „meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja wenn unseres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein griechischer oder römischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen haben würde? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern, und zu Sokrates Zeiten würde man solche ἐξ ἔρωτος κατοχή (Liebeswahnsinn) welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν (zu einer unnatürlichen That) antreibt, kaum einem Mädel-

chen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser!"

Wir haben schon früher[1]) darauf hingewiesen, daß man um Lessing's ganzes Verhalten zum Werther richtig zu beurtheilen, auch seine damalige Lebenslage und Stimmung in Anschlag bringen müsse. Dazu aber ist jetzt noch zweierlei ins Auge zu fassen.

Zunächst der Umstand, daß Lessing, wie in so vielen Dingen, so auch in Betreff der Zeitstimmung und Zeitkrankheit, in deren innerstes Herz Goethe mit seiner Dichtung hineintraf, als eine Ausnahme unter seinen Zeitgenossen dastand. Er war so völlig frei von dieser Krankheit der weltschmerzlichen Unzufriedenheit und Verzweiflung, als deren Produkt das Gedicht auftrat, und die den Resonanzboden desselben in der damaligen Zeit bildete, daß er eben deshalb die Genesis des Werks nicht zu begreifen vermochte. Eben darum aber übersah er auch, daß nicht ein Uebermaß der Liebesleidenschaft, sondern die durch Selbstverzärtelung herangepflegte Krankhaftigkeit von Werthers sittlicher Natur die Katastrophe in der Dichtung hervorbringt, und daß in dieser Einsicht das Heilmittel, welches er vermißte, genau genommen schon enthalten war. Werther ist kein „Mann", sondern ein Weichling, der sein Herz verzärtelt hat. Darum konnte Goethe in dem Gedichte welches er 1775 der zweiten Ausgabe hinzufügte, seinen Lesern zurufen:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß vor der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann! und folge mir nicht nach!"

[1]) S. S. 94.

Aber die Zeit die den Werther zuerſt las, war weit entfernt von der Reife unſerer Einſicht in das eigentliche Weſen deſſelben; ja der Dichter ſelbſt ſtand als er jene moraliſche Nutzanwendung hinzufügte, noch lange nicht auf der reifen Höhe ſeiner autobiographiſchen Betrachtung des Werks, ſondern ſprach es in dem ſo eben angeführten Schlußgedichte noch ganz unbefangen aus, daß auch er das von Leſſing angegriffene Liebespathos für das Grundmotiv ſeiner Dichtung hielt:

„Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädchen ſo geliebt zu ſein;
Ach der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?"

War alſo von dieſer Seite Leſſing's Anſtoß durchaus gerechtfertigt, ſo war er es noch mehr von einer andern, welche er in jener hingeworfenen brieflichen Aeußerung — denn man merke wohl, daß Leſſing keine Kritik des Werther ſchrieb — gleichfalls andeutet. Goethe's Werther galt damals allgemein als das ächte Portrait des jungen Jeruſalem. Wir wiſſen das jetzt freilich längſt anders und beſſer. Aber wir haben kein Recht, dieſes unſer beſſeres hiſtoriſches Wiſſen um die wahre Entſtehung und den Inhalt der Dichtung, in welcher Goethe ſeine eigene Krankheitsgeſchichte niederlegte, und den Selbſtmord jenes unglücklichen jungen Mannes nur als Motiv für die Kataſtrophe benutzte, Leſſingen unterzuſchieben, der einen ſeinem Herzen nahe ſtehenden Freund durch jene Dichtung ebenſo verunglimpft ſah, wie ſich Keſtner mit vollem Rechte über ſeine Portraitirung als Albert und über ſonſtige Indiskretion gegen Goethe beſchwerte. Wer den Urtheilen der Zeitgenoſſen gerecht werden will, muß ſich vor allen Dingen auf ihren Boden ſtellen. Leſſing fand den Charakter des jungen Jeruſalem völlig verfehlt. Er fand ihn ungerecht behandelt, und hielt es für ſeine Pflicht, durch die Herausgabe von

dessen nachgelassenen Schriften der Welt zu beweisen, daß sein unglücklicher junger Freund „der empfindsame Narr nicht gewesen sei", den die Dichtung schildere. Die Vorrede, mit welcher Lessing jene Ausgabe der Jerusalem'schen Aufsätze begleitete, ist, wie Guhrauer mit Recht bemerkt, von Anfang bis zu Ende ein Protest gegen die Schilderung Goethe's. Lessing hatte mit dem jungen Manne, „dessen Laufbahn so kurz, und dessen Lauf so schnell war", ein volles Jahr (1771) in Wolfenbüttel zusammen gelebt, und hatte ihn tief in sein Herz geschlossen. „Ich wüßte nicht, sagt er, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn". Es war „die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, es war der Geist der kalten Betrachtung", verbunden mit tiefer innerer Wärme, was ihn zu dem jungen Manne zog, dessen früher Tod ihn so schmerzlich erschüttern sollte. „Doch lange leben ist nicht viel leben; und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig". Die ganze Vorrede [1]) ist in diesem Tone gehalten, und ein rührendes schönes Zeugniß für die Tiefe der Freundesliebe, deren Lessing's Herz fähig war.

Bei diesem Proteste gegen Goethe's Dichtung ließ er es bewenden. Auf Goethe selbst aber kam er nur noch einmal zurück, und zwar bei Gelegenheit von Leisewitz, dessen anonym erschienenes Trauerspiel „Julius von Tarent" er für ein Werk Goethe's hielt. Als er erfuhr, daß er sich geirrt habe, erwiderte er: „Desto besser, so giebt es außer Goethe noch ein Genie, das so etwas machen kann!" Bekanntlich blieb Julius von Tarent das einzige dramatische Werk des begabten jungen Dichters, in welchem Lessing allerdings Geist von seinem Geiste erkennen durfte. Von

[1]) X. 1—3.

Goethe erschienen bis zu Lessing's Tode nur noch Clavigo und Stella, und über beide findet sich bei Lessing keine Andeutung mehr. Doch erfüllte ihn das Gedicht Prometheus, das er, wie wir weiterhin sehen werden, durch Jacobi kennen lernte, mit Bewunderung des Goethe'schen Genius. Ueberhaupt aber zogen ihn seine äußeren Schicksale und das Ueberhandnehmen eines andern, des philosophisch-religiösen Interesses, verbunden mit den daraus für ihn entspringenden Folgen, in den letzten zehn Jahren seines Lebens völlig ab von der Theilnahme an ästhetischen Dingen, und von dem Interesse für die Bewegungen, welche grade in jenen Jahren einen so wichtigen Umschwung in unserer nationalen Literatur herbei führten.

Wir dürfen es nicht allzu sehr beklagen, daß es so geschah. Lessing's Mission nach dieser Seite hin war erfüllt. Seine starke Hand hatte die deutsche Literatur aus der Finsterniß der Geschmackverwirrung zur Klarheit des Urtheils geführt. Er hatte seinem Volke die wahren Muster gezeigt und die falschen Götzen zerschlagen; er hatte ihm die Ziele und Stoffe gegeben, die leitenden Grundsätze für alle Poesie aufgestellt, und der Nation eine Sprache geschaffen, die es mit jeder fremden aufnehmen konnte. Er hatte sie von dem Drucke des Vorurtheils und der Nachahmung durch originale Werke befreit, und ihr das Selbstgefühl erweckt, das für alles Wagniß selbstständiger Produktion Bedingung ist. Aber dem Befreier unserer nationalen Literatur war von seinem Genius auch noch die Erfüllung der großen Aufgabe vorbehalten: auf einem noch höheren und weiteren Gebiete, auf dem der Philosophie und Religion, den unerschütterlichen Grundstein zu legen für die Befreiung des deutschen Geistes aus der Dumpfheit und Enge zelotischer Orthodoxie, wie aus der voltairisirenden Frivolität seichter Aufklärerei zu der göttlichen Freiheit, Milde und Gerechtigkeit der wahren Religion des Geistes und der Humanität. Auf dieser

für ihn selber dornenvollen Bahn werden wir ihn in den folgenden Abschnitten bis dahin zu begleiten haben, wo es ihm gelang, mit Nathan dem Weisen die beiden Hauptbestrebungen seines Lebens für das Schöne und für das Gute durch ein Werk zu vereinen, welches den kühnen Bau seines Wirkens wie eine erhabene Kuppel krönend überwölbt. —

Goethe aber fühlte, je mehr er in Weimar über sich selbst zur Klarheit kam, das wachsende Verlangen, mit Lessing in persönliche Berührung zu treten. Doch grade in dem Augenblicke in welchem er den Entschluß zu einer Reise nach Wolfenbüttel faßte, erfuhr er den Tod des großen Mannes. „Keine Viertelstunde vorher eh die Nachricht kam," schreibt er an Frau von Stein, „machte ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben."

Viertes Buch.

Lessing der Theologe.

Die Wolfenbüttler Fragmente und der Kampf gegen Goeze.

„Jeder sage was ihn Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen."
Lessing an Reimarus d. J.

Erſtes Kapitel.

Leſſing's theologiſche Vorſtudien.

Leſſings Ueberſiedlung nach Wolfenbüttel bildet einen Wendepunkt in ſeinem ganzen Leben. Wenn man den ſchroffen Uebergang von den bisher vorzugsweiſe von ihm verfolgten Intereſſen der Literatur, Poeſie und Kunſt zu den religions-philoſophiſchen Forſchungen und theologiſchen Händeln betrachtet, welche dieſe letzte Periode ſeines Lebens faſt ausſchließlich erfüllen, ſo iſt man geneigt denſelben auf Rechnung derſelben Stimmung zu ſetzen, welche einer ſeiner alten Lieblingsdichter in ähnlicher Lage mit den Worten ausdrückt:

> Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono:
> Quid verum atque decens euro et rogo et omnis in hoc sum,
> Condo et compono, quae mox depromere possim [1])

Die Schroffheit jenes Ueberganges iſt indeſſen nur eine ſcheinbare für denjenigen, welcher dem Lebensgange des großen Mannes aufmerkſam gefolgt iſt. Nur das iſt zuzugeben, daß es überwiegend äußere Umſtände waren, welche in dieſer Periode jenen Uebergang herbeiführten und Intereſſen in den Vordergrund rückten, die er bis dahin nur im geheimſten Innern getragen hatte. Er ſelbſt

[1]) Alſo leg ich anjetzt Spielwerk und Lieder bei Seite:
Forſchen nach dem was wahr iſt und gut, darin leb' ich und web' ich,
Sammle mir Früchte, davon ich dereinſt zu zehren gedenke.
(Horaz. Epiſteln I. 1. 10—12.)

freilich hatte sein Leben nicht auf diesen Schluß angelegt. Nach dem Scheitern des Hamburger Unternehmens sahen wir ihn mit Plänen zu großartigen Reisen und zu Studien erfüllt, die weit ablagen von der Verfolgung religiöser Probleme und theologisch-dogmatischer Streithändel. Aber das alte fromme Wort: „Der Mensch denkt, Gott lenkt," sollte sich in mehr als einem Betrachte wunderbar an ihm bewähren. Denn derselbe Mann, der im Jahre 1768 an seinen Freund Ebert schrieb[1]): „Das pro und contra über die Religion habe ich Eines so satt wie das Andere; lieber schreibt von geschnittenen Steinen, Ihr werdet sicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böses stiften" — ahnte schwerlich, daß er selbst wenige Jahre später auf demselben Gebiete ein Feuer entzünden werde, das trotz aller Löschversuche gläubigen Eifers bis auf diesen Tag fortbrennt.

Wir haben gesehen, daß Lessing aus dem väterlichen Hause nicht nur einen tief religiösen Sinn, sondern auch ein sehr wesentliches theologisches Interesse mit in's Leben genommen hatte. Wenn er sich trotzdem nicht entschließen konnte, die Theologie zu seinem Berufsstudium zu machen, so galt seine Abneigung eben nur dem Stande und Berufe, nicht der Sache, der Religion, die für ihn sein ganzes Leben lang ein Gegenstand ernsten Nachdenkens und Forschens war. Schon der zwanzigjährige Jüngling hatte dem Vater geschrieben: die christliche Religion sei keine Sache, die man von seinen Vorfahren auf Treu und Glauben annehmen solle. Aber er durfte schon damals hinzusetzen: die Zeit solle lehren, ob der ein besserer Christ sei, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und oft ohne sie zu verstehen im Munde habe, in die Kirche gehe und alle Gebräuche, weil sie gewöhnlich sind, mitmache, oder der, der einmal klüglich gezweifelt habe, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung zu gelangen bestrebt

[1]) XII. 207.

sei.[1]) Jung, kühn, geist- und witzbegabt wie Wenige kam er in das voltairisirte Berlin. Aber statt sich an dem dort herrschenden Geiste frivoler Religionsspötterei zu betheiligen, sehen wir ihn vielmehr von demselben entschieden abgestoßen, sich nachdrücklich gegen die ganze französische Freigeisterei erklären. Wie seiner antiken Sinnesart in dem thätigen Leben die höchste Aufgabe des Menschen erscheint, so ist ihm die Religion die höhere Weihe dieses Lebens, und die Fähigkeit zu lieben, selbst den Feind zu lieben, das echte Kriterium der Religion. Seine Tendenzdramen „der Freigeist“ und „die Juden“ sind von diesen Grundsätzen ebenso erfüllt, wie seine Feuilletonartikel in der Berliner Zeitung.

In Wittenberg beschäftigte ihn die Reformationsgeschichte, aber nicht im einseitigen Partei-Interesse, sondern im Interesse der Wahrheit und Humanität. Er schreibt seine Rettungen des Lemnius, Cardanus u. a. und spricht darin das große Prinzip der freien Forschung in Sachen der Religion mit den berühmten Worten aus: „Was ist nöthiger als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher, als Ueberzeugung ohne vorhergegangene Prüfung?“ Selbst wer auf dem rechten Wege sei, habe die Pflicht, sich auch um die Irrwege zu bekümmern, denn „man lernt diese nicht durch jenen, sondern jenen durch diese kennen.“[2]) Der zweiundzwanzigjährige Jüngling stand schon damals auf einer Höhe, von welcher aus er die verschiedenen Religionen nur als verschiedene Formen der Religion, des religiösen Lebens überhaupt betrachtete, und die Grundgedanken des „Nathan“ und der „Erziehung des Menschengeschlechts“ treten uns schon hier entgegen. Schon in dieser Periode seiner Entwicklung sehen wir den späteren großen Regulator aller streitigen Grenzgebiete der Kunst und Wissenschaft jene entscheidende Sonderung zwischen Re-

[1]) XII. 13.
[2]) IV. 52.

ligion und Vernunft, Glauben und Wiſſen oder vielmehr Denken vollziehen, mit der er ſpäter der Vermiſchung Beider in der modernen Theologie ſo entſchieden entgegentrat. Und wie er überhaupt in dem Höchſten, was er in ſich trug, einſam daſtand in ſeiner ganzen Zeit, ſo bildete auch jene Sonderung eine unausfüllbare Kluft, die ihn innerlich ſelbſt von ſeinen nächſten Freunden trennte.

Bei dieſem Intereſſe für theologiſche Forſchungen kann es uns nicht befremden, daß wir ihn in den letzten Jahren ſeines Breslauer Aufenthalts, neben Minna von Barnhelm und den Arbeiten für ſeinen Laokoon, in das Studium der Kirchenväter verſenkt und beſtrebt finden, ſich über die Geſchichte der erſten chriſtlichen Jahrhunderte in's Klare zu ſetzen. Ein Zeugniß dieſer Studien iſt uns in dem Entwurfe „Von der Art und Weiſe der Fortpflanzung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion“[1]) erhalten. Nichts iſt bezeichnender für den tiefen ſittlichen Ernſt, mit dem er an dieſe Forſchungen ging, als der Selbſtzuruf, mit dem er ſich in der Einleitung zu dieſer Arbeit aufforderte: „Dieſer Unterſuchung, ſage ich zu mir ſelbſt, unterziehe Dich als ein ehrlicher Mann. Sieh überall mit Deinen eigenen Augen. Verunſtalte nichts: beſchönige nichts. Wie die Folgerungen fließen, ſo laß ſie fließen. Hemme ihren Strom nicht; lenke ihn nicht.“ Ueberhaupt belauſchen wir ihn in dieſem nicht für die Oeffentlichkeit, ja überhaupt für keines Menſchen Auge beſtimmten Entwurfe, gleichſam im Innerſten ſeines Denkens. So, wenn er von der Vernachläſſigung der philoſophiſchen und mathematiſchen Vorübungen in jenen Urzeiten des Chriſtenthums ſagt: dieſe Vorübungen überſpringen und bei dem anfangen, was die Spekulation Kühnes und Wunderbares hat, heiße den graden Weg zur Schwärmerei nehmen. Er führt als Beiſpiel den ſogenannten Märtyrer Juſtinus, den bekannten Zeitgenoſſen Ha-

[1]) XI. 64—81. Auch das Fragment „über die Elpiſtiker“ ſcheint hierher zu gehören. XI. 51—64.

drians an, der in seinen apologetischen Schriften Christenthum und Philosophie zu vermitteln, und das erstere gegen die Einwürfe der letzteren zu vertheidigen strebte, und sagt von ihm: „Seine Begierde, Gott zu kennen, war rühmlich. Aber wie sich Gott **nur durch seine Werke** den Menschen offenbart, so ist es nothwendig auch diese Werke zu studiren, und auf der Leiter der Wahrheiten, die man aus diesen Werken abstrahirt, zu den großen Wahrheiten von dem Dasein und den Eigenschaften Gottes hinaufzusteigen.“[1]) Auch der Schluß der Untersuchung ist wichtig und charakteristisch. Seine historischen Studien hatten ihm die Ueberzeugung gegeben, „daß die christliche Religion durch lauter ganz natürliche Mittel fortgepflanzt und ausgebreitet worden.“ Aus diesem Resultate aber sei keineswegs etwas für die christliche Religion Nachtheiliges zu folgern. Denn wenn die Theologen selbst zugestehen, daß Christus mit seinem Erscheinen die gelegenste Zeit abgewartet, und daß er das große Wunder seiner Erscheinung nicht blos durch lauter andre Wunder unterstützen, sondern dem natürlichen Laufe der Dinge unterwerfen wollen, warum wollen wir diesen natürlichen Lauf der Dinge bei der weitern Ausbreitung aus den Augen setzen?

Den Hauptantrieb zu der spätern Vertiefung seiner theologischen Forschungen sollte Lessing aber grade zu einer Zeit und unter Umständen erhalten, wo er denselben weiter als je zuvor entrückt schien. In dem Kampfe, welcher daraus entstand, sah die Welt mit Staunen den Mann, der bisher an der Theologie mit fast verächtlicher Gleichgültigkeit vorüber und allen theologischen Streithändeln geflissentlich aus dem Wege gegangen war, geharnischt vom Wirbel bis zur Zeh auf dem theologischen Kampfplatze stehen, an Wissen und Gelehrsamkeit den Ersten auf diesem Felde ebenbürtig, an Fähigkeit und Kunst der Anwendung und Verwer-

[1]) XI. 67.

thung beider allen ebenso überlegen wie an philosophischer Bildung und Mannesmuth der Wahrheit. Das Staunen war gerecht, denn Niemand wußte, daß er sich sein Leben hindurch im Stillen auf diesen Kampf vorbereitet hatte. —

Zu dieser Vorbereitung gehörte aber auch wesentlich seine Beschäftigung mit der Philosophie. Auch auf diesem Gebiete ist der große Agitator des achtzehnten Jahrhunderts in einem sehr wesentlichen Punkte ein Erwecker und Befreier gewesen. Denn zu derselben Zeit, wo er in Breslau die Kirchenväter las, begann er sein Studium des damals selbst bei den sogenannten Philosophen von Fach fast in Vergessenheit gesunkenen und bei dem Reste der Gebildeten, — von den Theologen gar nicht zu reden, — als Atheisten verschrienen Denkers der neueren Zeit: das Studium Spinoza's. Aus ihm gewann er die spekulativen Grundgedanken seines eignen Philosophirens, wie nach ihm Göthe und Herder aus derselben Quelle schöpften; und durch ihn gewann er das tiefere Verständniß der Leibnitzschen Philosophie, vermöge dessen er endlich zu seinen eigenthümlichen Ergebnissen in der Philosophie und deren Anwendung auf Religion und Theologie durchgedrungen ist.[1]) So war er im Ganzen und Großen über die höchsten Fragen des denkenden Menschen bereits in Hamburg zum festen Abschlusse mit sich selbst gelangt, als er an Mendelssohn zu Ende des Jahres 1768 die merkwürdigen Worte über seine antiquarischen Studien schrieb[2]): dieselben seien für ihn nichts weiter als ein Steckenpferd mehr sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Denn „mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird." Aber grade hier in Hamburg war es, wo er den Anstoß erhielt, den für sich abgeschlossenen Prozeß jener religions-philosophischen Studien auf's Neue für die Welt

[1]) Guhrauer II.-2. 114.
[2]) XII. 212.

in einer Weiſe aufzunehmen, welche für die ganze geiſtige Entwicklung der neuen Zeit von unberechenbaren Folgen werden ſollte.

Zweites Kapitel.

Der Wolfenbüttler Fragmentiſt.

Wenige Wochen zuvor, ehe Leſſing nach Hamburg überſiedelte, war daſelbſt ein Mann geſtorben, der ſeit einer langen Reihe von Jahren zu den erſten Zierden Hamburgs gezählt hatte. Dieſer Mann war Herman Samuel Reimarus (geb. 1694 † 1768), Profeſſor der orientaliſchen Sprachen am Hamburger akademiſchen Gymnaſium. An klaſſiſcher Gelehrſamkeit der würdige Nachfolger ſeines Schwiegervaters, des berühmten Philologen Johann Albert Fabricius, verband er mit derſelben Schärfe und Tiefe des philoſophiſchen Geiſtes und ſinnige Naturbeobachtung in einem nicht blos für jene Zeiten ſeltenen Grade und eine rege Theilnahme für die Entwickelung der vaterländiſchen Literatur. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Leſſing bei ſeinen früheren Aufenthalten in Hamburg in perſönliche Beziehung mit dem liebenswürdigen Greiſe getreten war, der wie er als Gelehrter Hamburgs größte Berühmtheit repräſentirte, zugleich als Menſch einer allſeitigen Verehrung genoß, und für deſſen Geiſtesfreiheit es kein geringes Zeugniß iſt, daß er, der hochberühmte Gelehrte und Denker es nicht unter ſeiner Würde hielt, mit einem Schauſpieler wie Eckhof freundſchaftlich zu verkehren und philoſophiſche Gegenſtände mit dem bildungsdürſtigen Künſtler zu durchſprechen. Jedenfalls finden wir Leſſing während ſeines Hamburger Aufenthalts als engbefreundeten Gaſt des Reimarusſchen Hauſes, das auch nach dem Tode des Vaters durch den würdigen Sohn deſſelben, den ausgezeichneten Arzt Johann Albert

Heinrich Reimarus und deſſen Schweſter Eliſe den Mittelpunkt aller wiſſenſchaftlich und literariſch bedeutenden Perſönlichkeiten Hamburgs zu bilden fortfuhr. Vor Allem war es Eliſe Reimarus, eine Frau von höchſtem Geiſtesadel, männlicher Einſicht und ſeltener Tiefe der Bildung, mit welcher Leſſing hier eine Freundſchaft ſchloß, die ſich bis zu ſeinem Tode bewährte, und als deren koſtbares Denkmal uns eine Reihe von Briefen erhalten iſt, unter denen leider die ihrigen verloren gegangen ſind.

Aus den Händen dieſer Frau, deren ganze Bedeutung wir jetzt nur noch aus der Verehrung ermeſſen können, welche ein Leſſing, Mendelsſohn und F. H. Jacobi ihr zollten, erhielt Leſſing die Abſchrift eines Werkes, welches, wie jetzt zweifellos feſtſteht, ihr verſtorbener Vater handſchriftlich hinterlaſſen hatte. Es führte den Titel einer „Apologie oder Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ und beſtand aus fünf Büchern, welche ſich ſämmtlich auf die Unterſuchung der geoffenbarten Religion und die Prüfung der bibliſchen Geſchichten bezogen.[1]) Reimarus hatte dieſes Werk als Funfzigjähriger begonnen, und über zwanzig Jahre lang an demſelben gearbeitet, ja zuletzt das Ganze vielfach umgearbeitet. Der gelehrte und ſcharfſinnige Mann hatte daſſelbe, wie er in der Vorrede bekannte, nur „zu ſeiner eignen Gemüthsberuhigung“ unternommen. Nur „um ſich ſelbſt und ſeinen entſtandenen Zweifeln Genüge zu thun“, hatte er ein Vierteljahrhundert hindurch es ſich zur Aufgabe gemacht, in aller Stille „den Glauben, der ihm ſo manche Anſtöße gemacht, von Grund aus zu unterſuchen, ob derſelbe mit den Regeln der Wahrheit beſtehen könne oder nicht.“ An eine dereinſtige Veröffentlichung ſeiner Forſchungen hatte er allerdings gedacht, ſie ſollte aber erſt nach ſeinem Tode und in aufgeklärteren Zeiten ſtattfinden. Bis dahin ſollte das Werk im Verborgenen, zum Gebrauche verſtändiger Freunde liegen bleiben, um

[1]) IX. 416.

nicht die Welt durch seine Einsichten irre zu machen oder Unruhen zu veranlassen. Lieber möge der gemeine Haufe noch eine Weile irren, der Weise sich des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als daß jener zu religiösem Fanatismus aufgestachelt, dieser sich und Andere durch vorzeitige Aeußerung unglücklich machen sollte. Denn die in dem Werke enthaltenen Sätze seien allerdings „nicht katechismusmäßig", sondern hielten sich in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Ausübung der Menschenliebe und Tugend.[1]) Reimarus selbst hatte sein Leben lang sich die Herrschaft des starren Hamburger Lutherthums, mit dessen mechanischem Formelwesen und der unduldsamen Pastorendespotie schweigend gefallen lassen müssen, und sie schien ihm furchtbar genug, um dafür zu sorgen, daß selbst nach seinem Tode noch seine Schrift für bessere Zeiten aufgespart bliebe. In der That ist die Absicht des Verfassers insofern erfüllt worden, als das Ganze des Werks mit Ausnahme der von Lessing veröffentlichten Fragmente, noch heute nur als Manuskript auf den Bibliotheken von Hamburg und Göttingen existirt.[2]) Aber trotzdem hat es seine Mission erfüllt.

Zu den Freunden, denen man Einsicht in das Manuskript verstattete, gehörte auch Lessing. Er las dasselbe vollständig im Hause der Familie Reimarus, und wurde von der Lektüre auf das Lebhafteste zu dem Wunsche angeregt, das Ganze zu veröffentlichen. Aber die Furchtsamkeit des jüngeren Reimarus konnte sich dazu nicht entschließen, obschon Lessing ihm „hoch und heilig versicherte, daß er alle Gefahr auf sich allein nehmen wolle."[3]) Nur soviel erlangte er, daß ihm seine Freundin Elise Reimarus, wie es scheint ohne Vorwissen ihres Bruders, bei seinem Abgange nach Wolfen-

[1]) X. 207.

[2]) Seit 1851 ist indessen die Herausgabe des Ganzen durch Dr. W. Klose in der Theolog. Zeitschrift von Riedner begonnen.

[3]) XII. 520—21.

büttel einen kleinen Theil des Werks, und auch diesen nur in einer Abschrift nach dem ersten Entwurfe des in seiner letzten Gestalt erst wenige Monate vor dem Tode des Verfassers neu abgeschlossenen Ganzen, zu freier Verfügung überließ. Die Wolfenbütteler Anstellung hatte mit einem Schlage alle nächsten Lebenspläne Lessings verändert. Sein neues Amt, die plötzliche Umwandlung aller seiner Lebensverhältnisse, die gelehrte Einsamkeit, zu der er sich jetzt verurtheilt sah, gaben ihm Anlaß, Stimmung und Neigung, sich in Studien auf's Neue zu vertiefen, die er wenige Jahre zuvor für immer abgeschlossen und bei Seite gelegt zu haben meinte. Er machte seinen Freund Mendelssohn, als dieser ihn 1770 in Wolfenbüttel besuchte, mit dem in seinen Händen befindlichen Manuskripte bekannt, und gab ihm dasselbe zu genauerem Studium nach Berlin mit. Als er selbst im folgenden Jahre nach Berlin kam, wollte er dort dasselbe als Ganzes drucken lassen. Allein dieser Plan scheiterte an Censurschwierigkeiten [1]), und Lessing nahm das Manuskript wieder mit nach Wolfenbüttel zurück, entschlossen es dort bruchstückweise in seinen „Bibliothekarischen Beiträgen" heraus zu geben, für welche er Censurfreiheit besaß. Ehe wir ihm jedoch zu der Ausführung dieses Vorsatzes folgen, müssen wir den Standpunkt klar machen, von welchem aus der Verfasser der so berühmt gewordenen „Fragmente" bei seiner Polemik gegen das biblisch-dogmatische Christenthum ausging.

Dieser Standpunkt war der Deismus der englischen Freidenker. Der Geist der freien Forschung, des von allen Glaubensrücksichten und aller Bibelautorität sich lossagenden freien Denkens über die höchsten Fragen religiöser Erkenntniß, von Locke angeregt, von Collins, Lyons, Toland u. a. gefördert, hatte zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur in England selbst entschiedenen Boden gefunden, sondern sich auch von dort nach Frankreich und

[1]) XIII. 257—58.

zuletzt nach Deutschland verbreitet. Hier fand er, gegenüber der französischen Frivolität, die sich zum nackten Materialismus und Atheismus steigerte, in dem deutschen Ernste seine wissenschaftliche Vertiefung. Unter den deutschen Deisten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. unter den Männern, welche die Erkenntniß aller religiösen Wahrheit rein auf die Vernunft stellten, die biblische Ueberlieferung als Menschenwerk der Kritik unterwarfen, und in den drei Ideen Gott, Tugend und Unsterblichkeit den alleinigen Inhalt aller Religion fanden, steht Hermann Samuel Reimarus, der Verfasser der Fragmente, als eine Epoche machende Erscheinung obenan. Er war in seinen früheren Schriften als ein entschiedener Gegner der leichtfertigen französischen Religionsspötterei öffentlich hervorgetreten [1]), und ein langes Leben und Wirken hatte die tiefe Religiosität seines Gemüths und die sittliche Reinheit seines Wandels eben so wie die Gründlichkeit und den Ernst seines wissenschaftlichen Strebens bewährt. Es ist Alles gesagt, wenn wir hinzufügen, daß Lessing ihm nach allen diesen Seiten hin seine höchste Verehrung zollt, und es unbedenklich ausspricht: er habe von der blos vernünftigen Religion bei keinem Schriftsteller der Welt so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden als bei ihm. Die Charakteristik, welche Lessing hier und anderwärts von dem Verfasser der Fragmente als Gelehrtem und Menschen giebt [2]), wird bestätigt und ergänzt durch das Zeugniß eines der edelsten Theologen unserer Zeit. Reimarus war, wie der Verfasser der Geschichte der Theologie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich ausdrückt [3]), in seiner ganzen sittlichen und wissenschaftlichen Haltung grundverschieden sowohl von der französirenden Frivolität des Mauvillon-Unzerschen Kreises, wie

[1]) Schwarz: Lessing als Theologe, S. 103.
[2]) IX. 416., X. 217.
[3]) Schwarz a. a. O. S. 104—105.

von der pöbelhaft gemeinen Marktschreierei und Abgeschmacktheit der Bibelerklärerei eines Bahrdt und Consorten. Er war nicht ein Naturalist im Sinne Voltaire's, sondern ein aufrichtiger Deist, ein warmer Verehrer der vernünftigen Religion. Ein gelehrter und genauer Kenner der Schrift, ein tüchtiger Orientalist und Archäologe, ein klarer, logisch geschulter Kopf, mißbrauchte er in seinem Werke, der Arbeit eines halben Lebens, die Bibel nicht zu geschmacklosen Travestirungen wie Bahrdt und profanirte sie nicht durch moderne Sentimentalitäten und freimaurerische Umtriebe wie Jener, sondern suchte sie aus sich selber zu erklären und durch genaue Vergleichung der widersprechenden Angaben ihren eigentlichen aber verhüllten Intentionen auf den Grund zu kommen. Freilich war seine Kritik der rücksichtslosesten Art: eine solche wie sie nur möglich ist für den, *welcher mit der Offenbarungs- und Inspirationsvorstellung d. h. mit der sogenannten positiven Religion völlig gebrochen hat.*

Auf diesem Standpunkte befand sich Reimarus. Er, der berühmteste Anhänger der Wolf'schen Philosophie, war der Erste, der die Wolf'sche Vernunftreligion und Vernunfttheologie, welche bis dahin sich der positiven Religion und Theologie untergeordnet, ja deren Glaubenswahrheiten beweisen zu müssen und beweisen zu können geglaubt hatte, zuerst in ihrer Reinheit und Selbstgenügsamkeit hinstellte, und die positive Religion nicht als eine Ergänzung und Befestigung der natürlichen sondern vielmehr als eine Trübung und Schwächung derselben nachwies. Reimarus war für die Wolf'sche Philosophie ganz dasselbe, was in unseren Tagen Strauß für die Philosophie Hegel's.[1] Seine Forschungen hatten ihn zu dem Resultate geführt, daß die Vernunftreligion unabhängig sei von der Offenbarungsurkunde der Bibel, daß es keine andere Offenbarung gebe als die der Vernunft, daß eine über die

[1] Schwarz a. a. O. S. 105.

Vernunft hinausgehende Offenbarung ebenso unmöglich als unnöthig sei. Diese Sätze nachzuweisen und dann im Einzelnen durch eine strenge Kritik der Offenbarungsurkunden selbst die Unabhängigkeit der Religion von diesen Schriften in's Licht zu setzen, das war die Aufgabe, die sich dieser „Heros des konsequenten Rationalismus" in seinem Werke gestellt hatte, und auf deren Lösung auch die sieben in Lessing's Händen befindlichen Fragmente desselben hinausliefen.

Drittes Kapitel.

Die Fragmente.

Eine kurze Uebersicht des Inhalts der Fragmente ist um so nothwendiger, als dieselben leider in den sämmtlichen Ausgaben der Lessingschen Werke fehlen, und daher unendlich weniger gekannt als genannt und verrufen sind.

Lessing ging bei der Bekanntmachung derselben eben so vorsichtig als methodisch zu Werke, indem er mit dem minder Anstoß Erregenden anfing, und so im Laufe von vier Jahren allmälig aufsteigend bis zu dem Kühnsten vorschritt. Er begann im Jahre 1774 mit dem ersten Schriftstücke, das den Titel: „Von Duldung der Deisten" führte, und knüpfte dasselbe an seine in demselben Hefte der „Beiträge" erscheinende Schrift über den von religiöser Intoleranz aus dem Christenthume hinausgetriebenen unglücklichen Adam Neuser, deren wesentlicher Inhalt von selbst auf das Thema jenes ersten Fragments hinwies. [1]) Der Fragmentist forderte in demselben für die Anhänger der Vernunftreligion wenigstens die Duldung, welche man Juden, Heiden und Türken nicht versage, während jetzt

[1]) S. oben S. 120.

die vernünftigen Verehrer Gottes, wenn sie nicht heucheln wollten, aller möglichen Verketzerung und Verfolgung ausgesetzt seien. Denn Priester und Regierungen ließen sich selbst den krassesten Aberglauben, der doch noch immer Glaube sei, lieber gefallen als den Trieb nach Vernunfterkenntniß, der immer und überall ihr Mißtrauen erwecke. „Am schlimmsten sei das Geschrei der Geistlichen auf den Kanzeln, die alle Anhänger vernünftiger Ueberzeugungen sogleich dem Pöbel als ruchlose Menschen, Religionsspötter und Gotteslästerer bezeichneten." — Das zweite Fragment, welches mit vier anderen erst im Jahre 1777 erschien, behandelte dasselbe Thema mit direktem Bezuge auf „die Verschreiung der Vernunft von der Kanzel" wie der Titel lautete. Der Fragmentist wies nach, daß das Eifern gegen die edelste menschliche Fähigkeit, die Vernunft, als eine schwache, verdorbene, blinde, verführerische Leiterin, ebenso wenig dem Geiste Christi und seiner Lehre gemäß sei, als das beliebte Zurückgehen auf den Sündenfall Adam's und Eva's und die daraus hervorgegangene Verderbniß, zur Beförderung des blinden Glaubens, der biblischen Ueberlieferung entspreche. Den vernunftverschreienden theologischen Kanzelhelden aber rief er zu: „Ihr macht Euch lächerlich durch den Widerspruch Eures Thuns, denn Ihr schmäht und lästert dieselbe Vernunft, deren Ihr selbst zu Euren Beweisen und Widerlegungen nicht entbehren könnt! Ihr verleidet Anderen den Gebrauch dessen was Ihr selbst für Euch in jedem Augenblicke anwendet, und seid damit um kein Haar besser wie die von Euch so verschrieenen katholischen Geistlichen, die den Laien das Lesen der Bibel untersagen, weil sie dieselbe allein lesen und nach ihrem Gefallen deuten wollen!"

Wenn so in den beiden ersten Fragmenten die Intoleranz und Vernunftverschreiung kritisirt wurden, so wendete sich der Fragmentist in den beiden folgenden gegen den letzten Grund jener Intoleranz, gegen die Offenbarungsvorstellung selbst. Die Unmöglichkeit einer Offenbarung d.-h. einer über die natürlichen Kräfte hinaus-

gehenden speciellen und direkten göttlichen Belehrung und Beseligung der Menschen ward ebensowohl als die Unzweckmäßigkeit derselben nachgewiesen. Der Mensch ist für eine solche Offenbarung gar nicht gemacht, und als der einzige Weg, auf welchem Erkenntniß allgemein werden kann, „bleibt die Sprache und das Buch der Natur, die Geschöpfe Gottes und die Spuren der göttlichen Vollkommenheiten, welche darin als in einem Spiegel allen Menschen, gelehrten und ungelehrten, Barbaren und Griechen, Juden und Christen, aller Orten und zu allen Zeiten sich deutlich darstellen." Das vierte Fragment richtet seine Kritik des Offenbarungsbegriffs speziell gegen die Bücher des Alten Testaments, und sucht den Beweis zu führen, daß dieselben nicht geschrieben seien, eine Religion zu offenbaren, und daß ihnen überhaupt der Charakter einer göttlichen, die Beseligung der Menschen bezweckenden Offenbarung fehle, was schon daraus hervorgehe, daß in ihnen weder die Lehre von der Unsterblichkeit noch die von der zukünftigen Belohnung und Bestrafung enthalten sei.

Diese ersten vier Fragmente enthielten die kritischen Grundprincipien des Verfassers. Die drei letzten beschäftigten sich mit deren spezieller Anwendung auf einzelne Partieen des alten und neuen Testaments. Das eine derselben zeigt die Unmöglichkeit des Herganges und die innern Widersprüche in der Erzählung des Durchgangs der Israeliten durch's rothe Meer, und die Mährchennatur anderer mosaischer Wunderberichte. Das zweite wendete sich gegen die neutestamentalische Auferstehungsgeschichte. Es zeigte die zahlreichen Widersprüche der verschiedenen Erzähler auf und gelangte zu dem Resultate: das Faktum der Auferstehung sei durchaus unglaubwürdig, und die historische Erklärung desselben liege in der Ansicht, welche der Evangelist Matthäus die Pharisäer aussprechen und nach welcher er sie handeln lasse.[1])

[1]) Evang. Matthäus XXVII. 62–66. u XXVIII. 11–15.

Aber „das Dreisteste und Stärkste" hatte Lessing sich zum Schlusse verspart. Diesen bildete das Fragment: „von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger", welches er zu Anfang des Jahres 1778 als ein selbstständiges Buch veröffentlichte. Gegen dieses wie gegen das vorhergehende Fragment, das nur ein Theil des letzten war, richteten sich daher vorzugsweise die Angriffe der aus ihrer Ruhe aufgestachelten Theologie. Der Grundgedanke desselben ist[1]) folgender: Das spätere Christenthum, das Christenthum der Apostel und Evangelisten ist ein anderes als die Lehre Christi selbst. Es ist gleichsam eine Ueberarbeitung, eine verfälschte durch die Noth der Umstände hervorgerufene Umgestaltung des ursprünglichen Zweckes Jesu, welcher noch ganz auf dem Boden des Judenthums, der jüdisch-sinnlichen Messiaserwartungen stand. Es ist ein Lehrsystem, entstanden aus Noth und getäuschter Hoffnung, und die Beweise welche für das umgestaltete und spiritualisirte Christenthum von den Evangelisten geführt werden, sind daher alle nicht stichhaltig. Die Auferstehungs- und Himmelfahrtserzählungen sind erfunden; die Prophetenstellen des A. T. welche auf den leidenden Messias, auf Tod und Auferstehung, auf ein geistiges universales Christenthum bezogen werden, passen nicht, und sind eben nur willkürliche Deutungen der Apostel, deren „verändertes System" solche Willkür der Deutung nöthig machte. Sie, die Apostel und Jünger Christi, waren bis zum Tode Jesu sämmtlich erfüllt von dem ursprünglichen Lehrsysteme Christi, das sich ganz innerhalb der national-jüdischen Hoffnungen und Vorstellungen hielt, die Erfüllung des messianischen Reichs im Sinne der Juden, d. h. eine Erlösung des jüdischen Volks aus der Knechtschaft und die Aufrichtung eines mächtigen theokratischen Reichs versprach, und nur den Glauben an ihn, als den erwarteten und verheißenen Helfer und Erwählten Gottes forderte. Erst der Ausgang seines Unternehmens durch seinen

[1]) Nach Schwarz a. a. O. 113.

Tod zerstörte ihre Hoffnung „auf den zwölf Stühlen Israels zu sitzen", und in Folge desselben sahen sie sich gezwungen, ihr ganzes System zu ändern, und statt des weltlichen sieggekrönten, den leidenden, auferstandenen und zum Gerichte wiederkehrenden Messias zu lehren, und nicht ihr neues System nach der Geschichte und den Thatsachen, sondern diese nach jenem zu gestalten und umzubilden. Die kritische Lectüre der Evangelien bestätige die Zwiespältigkeit zwischen der wirklichen nur noch schwach hindurchschimmernden Geschichte und der tendenziösen Ueberarbeitung. Hier sei das neue System von dem leidenden geistlichen Erlöser in Jesu eignen Worten klar und dürr vorgetragen, während von seiner ursprünglichen Absicht nur noch wenige und dunkle Spuren vorhanden seien.

Viertes Kapitel.

Lessings Stellung zu den Fragmenten.

Rücksichtslose Freiheit einer nur die Wahrheit im Auge haltenden Kritik, völliger Bruch mit den dogmatischen Vorstellungen von Inspiration und Offenbarung, gänzliche Hingebung an eine reine Vernunftreligion, als deren Trübung und Verunreinigung jede positive Religion erschien, und die vollständige Unabhängigkeit der ersteren von der biblischen Ueberlieferung — bildeten die Grundsteine des Standpunktes, auf welchem sich der Fragmentist befand; und diesen Standpunkt theilte Lessing durchaus. Auch die formale Tüchtigkeit des Fragmentisten zu seinem großen Werke, seine umfassende Gelehrsamkeit, seinen wissenschaftlichen und sittlichen Ernst der Wahrheitsforschung ehrte er durch die Anerkennung, daß unter all den zahlreichen Angreifern der positiven Religion, dieser dem

Ideale eines ächten Bestreiters derselben am nächsten gekommen, und nur zu wünschen sei, daß er auch bald einen Mann erwecke, der dem Ideale eines ächten Vertheidigers der Religion ebenso nahe komme.[1])

Anders dagegen stellte sich Lessing zu dem Inhalte der Fragmente selbst und zu den Folgerungen, welche der Fragmentist aus seinen Beweisführungen ziehen zu dürfen meinte. Die Anmerkungen und Zusätze freilich, mit denen er die Fragmente begleitete, und in denen er bald von dem allgemeinen christlichen Bewußtsein aus die Sache des Glaubens zu wahren, bald kritische Ausstellungen und Widerlegungen anzubringen und überhaupt auf mannigfache Weise „dem ersten panischen Schrecken kleinmüthiger Leser zu Hülfe zu kommen suchte", darf man nicht lesen und beurtheilen, ohne sich des Winkes zu erinnern, den er brieflich seinem Bruder gab: er möge bedenken, daß darin gar Vieles nicht als seine wirkliche abgeschlossene Ueberzeugung, sondern oft nur als eine gymnastische Geistesübung gesagt und anzusehen sei. Er will mit seinen Einwürfen nur neue Anregungen geben, zu weiterer Forschung aufstacheln, nicht eigne fest formulirte Ueberzeugungen hinstellen. In diesem Sinne sehen wir ihn scheinbar selbst für die gläubige Orthodoxie Partei nehmen, deren Konsequenz er überhaupt wohl zu schätzen wußte und der verächtlichen Halbheit der sogenannten aufgeklärten Theologie seiner Zeit bei Weitem vorzog. Wenn der Fragmentist die Göttlichkeit des alten Testaments durch die Unvollkommenheit ihres Inhalts erweisen zu können meinte, so stellte Lessing dagegen die Behauptung auf, daß dieser Schluß ein unrichtiger sei, und daß der göttliche Ursprung einer Schrift ebensowenig durch die Vollkommenheit der in ihr niedergelegten Lehren erwiesen, als durch ihre Unvollkommenheit widerlegt werde. Denn grade diese Unvollkommenheit könne ja eine von Gott ge-

[1]) X. 12.

wollte, von ihm zweckmäßig angeordnete sein, weil sie eben als dem Bildungszustande der Menschen entsprechend in den Erziehungsplan Gottes hineingehöre.[1]) Mit dieser Vertheidigung der Offenbarung unterbaute er dieselbe freilich in einer Weise, welche dem orthodoxen Begriffe derselben einen ganz andern, den Begriff einer Erziehung des Menschengeschlechts unterschob. Zu der Kritik ferner, welche der Fragmentist an den einzelnen Punkten der biblischen Ueberlieferung übte, verhielt sich Lessing überwiegend zustimmend, er setzte das Verfahren desselben hoch über die lächerlichen und unwürdigen Vereinigungsversuche, mit denen die Theologie eine Harmonie der augenfälligsten Widersprüche herzustellen unternahm; aber in der Anwendung jener kritischen Ergebnisse, in dem Schlusse, welchen der Fragmentist aus denselben zog, in der ganzen historischen Auffassung, welche für denselben daraus resultirte, wich Lessing weit von ihm ab. Dem Fragmentisten erschienen die Schriften der Evangelisten als bewußte Verfälschungen der geschichtlichen Wahrheit; für Lessing, der jene Betrugshypothese entschieden verwarf, und den Irrthum und den Begriff des Mythus an ihre Stelle setzte, enthielten sie, trotz aller Widersprüche, die er auf Rechnung einer den Begebenheiten selbst schon ferner stehenden Zeit der schriftlichen Aufzeichnung setzte, dennoch einen ächten, historischen Wahrheitskern. Für den Fragmentisten endlich fiel der Werth des Christenthums als positive Religion mit jenen Stützen seiner göttlichen Beglaubigung durch Wunder und erfüllte Weissagungen. Für Lessing dagegen folgte aus dem Zusammenbrechen jener Stützen nur, daß solche Stützen nicht die wahren, daß die orthodoxe Beweisführung für die Göttlichkeit des Christenthums nicht die rechte sei, und daß der Christ sich vielmehr an das ewig gegenwärtige Zeugniß der innern Wahrheit halten müsse, welche dem Christenthum inne wohne. Selbst wenn sich auf alle Einwürfe und

[1]) Schwarz a. a. O. S. 120. Lessing Werke X. 27—28.

Schwierigkeiten des Fragmentisten schlechterdings nichts antworten ließe, so möge das vielleicht den gelehrten Theologen in Verwirrung setzen, aber gewiß nicht den Christen. Denn „was gehen den Christen dieses Mannes Hypothesen, Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt! Wenn der Paralytische die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von Beiden Recht hat?“[1])

„Kurz,“ fährt Lessing fort: „der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.“

Dieser Satz führt uns in den Kernpunkt des Fragmentenstreits und der gesammten Lessingschen Theologie. Es ist das Verhältniß zwischen Bibel und Christenthum um das es sich vorzugsweise handelt. Dieses Verhältniß im Sinne jenes Satzes unwiderleglich nachgewiesen und für alle Zeiten festgestellt zu haben, ist Lessings, des Theologen, unsterbliches Verdienst. Er that es in der Schrift „Axiomata“,[2]) in welcher er seine Grundgedanken in zehn Sätze formulirt zusammenfaßte und begründete. Wir werden weiterhin auf dieselben zurückkommen. Er war selbst „der zuversichtliche Sieger,“ mit dem er den ächten Christen vergleicht, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt, während der Theologe, der furchtsame Soldat, sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt, und kaum das Land darüber zu sehen bekommt.[3]) Das Christenthum, die Religion Christi, ist das Land; die Einwürfe gegen die Bibel und ihre Wunder als vermeintliche Grundlage und Stütze dieser Religion sind die Festungen. Aber das

[1]) X. 9—10.
[2]) X. 133—165.
[3]) X. 150.

Christenthum ist vielmehr die Grundlage der Bibel, nicht umgekehrt die Bibel die Grundlage des Christenthums. Sie ist ein Volks- und Erziehungsbuch, ein Elementarbuch der Menschheit, eine Schrift für die Zeit, vielleicht für eine sehr lange, aber nicht für die Ewigkeit. Das Christenthum dagegen ist ein reiches, lebensvolles, universales Prinzip, und als solches der schöpferische Grund einer Fülle von Erscheinungen, nicht aber an irgend eine derselben als an seine Grundlage gebunden.[1]) Lessing bestreitet und leugnet daher auch nicht, wie der Fragmentist, die Wundererzählungen des neuen Testaments, sondern nur den Werth und die Beweiskraft derselben für uns. Er hielt es für unbillig und unklug „auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion zu gründen, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen." Er vindizirt der Kritik das volle Recht der Anwendung auf die Bibel, weil kein Resultat auch der rücksichtslosesten Kritik den Kern des Christenthums selbst zu berühren, dem Christenthum Gefahr zu bringen vermag. Denn dieser Kern des Christenthums ist ewiger Natur.[2]) „Das Christenthum," ruft er einmal aus, „geht seinen ewigen allmäligen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phasen desselben, die sich nicht anders erhalten können als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonne, Planet und Betrachter auf demselben Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung."

Indem Lessing so die bisherige protestantische Vorstellung von der Bibel als der alleinigen Grundlage des Christenthums unnachsichtlich als eine irrige erwies, weil alles Historische seiner Natur nach unsicher, und dem Zweifel, der Kritik unterworfen sei, und deshalb niemals Grundlage des Glaubens, der Beseligung, Ver-

[1]) Schwarz a. a. O. S. 146. 151.
[2]) XI. 512.

söhnung und Beruhigung des Innern sein könne, ward er der Befreier des Christenthums von der Geschichte sowohl, wie von der Kritik der geschichtlichen Grundlagen. Und indem er das innerliche Christenthum „die Religion Christi, die Religion, welche jeder mit ihm gemein haben kann", trennte von der „christlichen Religion", d. h. von der Religion, „die es für wahr annimmt, daß Christus mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht" [1]), wurde er der Befreier der ersteren von der letzteren, der Neubegründer der ewigen Religion der Liebe, des ethisch praktischen, allein auf das religiöse Gefühl begründeten Christenthums, das keine Kritik zu schädigen, kein Zweifel zu verkümmern vermag. Dieses Christenthum der Liebe, der Duldung, der Humanität, dessen einziges Evangelium das Testament des Apostels Johannes [2]) in jenem: „Kinder liebt Euch unter einander!" bildet, war das Christenthum seiner Jugend, zu welchem der gereifte Mann zurückkehrte, „das praktische, einfache, aufopfernde Christenthum des Herzens", das auszuüben freilich schwerer sei, als die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen. Die Bekenner dieses Christenthums haben mit den Theologen nichts zu schaffen. „Ich habe noch immer", ruft Lessing aus, „die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten". Diese Religion, die wir später als den Grundgedanken seines unsterblichen „Nathan" finden werden, hält sich an die Früchte, die das Christenthum getragen. „Soll ich mich, ruft er aus, an diesen Früchten nicht sättigen dürfen, weil ich alle die frommen Sagen, über die Art wie der Same ausgestreut, nicht eben leugne, sondern nur an ihren Ort gestellt sein lasse?" [3]) Die historischen Aeußerlichkeiten sind ihm das Vergängliche, der sittlich-religiöse Gehalt das Bleibende des Christenthums;

[1]) XI. 603.
[2]) X. 39.
[3]) X. 38.

jene bilden nur das zeitliche Baugerüſt für den ewigen Bau ſelbſt. „Den muß der Bau wenig intereſſiren, der ſeine Vortrefflichkeit nur aus dem abgeriſſenen Gerüſte beweiſen zu dürfen glaubte!“ Nach einem andern in der herrlichen Parabel von dem Palaſte [1]) ausgeführten Bilde iſt ihm die Bibel nur einer der alten Grundriſſe, dem Vieles in der Ausführung nicht mehr entſpricht, während ihn die zankenden Theologen für den Bau ſelbſt nehmen. Dieſe Parabel, die Leſſing ſelbſt zu dem Beſten zählte, was er geſchrieben [2]), war auf nichts Geringeres angelegt, als auf eine bildliche Darſtellung der ganzen Geſchichte der chriſtlichen Religion, gerichtet gegen die Verkehrtheit der bibliſchen Orthodoxie, die das Chriſtenthum in der Bibel eingeſchloſſen und mit ihr abgeſchloſſen erklärte und mit ihr ſtehen und fallen ließ, ſtatt in demſelben eine lebendige ewig fortſchreitende Geiſtesmacht, ein unendlicher Entwickelung fähiges Prinzip zu erkennen. Der Palaſt iſt das Chriſtenthum; die verſchiedenen Grundriſſe ſind die Kirchen und Sekten. Bei dem geringſten Lichtſcheine glauben die Wächter dieſer Grundriſſe den Palaſt in Gefahr; aber ſtatt zum Löſchen des vermeinten Brandes zu eilen, retten ſie nur ihr Koſtbarſtes, jeder ſeinen Grundriß; und über dem Zanke wo es eigentlich in dem Palaſte brenne, hätte dieſer wirklich abbrennen können, wenn nicht die erſchrockenen Wächter ein Nordlicht für eine Feuersbrunſt gehalten hätten.

Wenn Leſſing ſo dem theoretiſchen das praktiſche, dem äußerlichen das innerliche Chriſtenthum gegenüber ſtellte und in dem letzteren die höhere, über alle trennenden Sektenunterſchiede und theoretiſchen Streitigkeiten übergreifende Macht erkannte, ſo war ihm das Gefühl, auf das er ſein Chriſtenthum baſirte, eben nur die keiner äußerlichen Wahrheitsbeweiſe bedürfende unerſchütterliche Selbſtgewißheit des religiöſen Gewiſſens, der unzertrennliche Be-

[1]) X. 122—124.
[2]) X. 132.

gleiter der alles einzelne Thun adelnden Gesinnung, das keinen eignen Inhalt für sich hat, sondern nur dem religiös-sittlichen Inhalte die Form der Sicherheit, Festigkeit und Unumstößlichkeit verleiht[1]). Lessing's Religion, „die Theologie himmlischen Ursprungs", wie er sie nennt, war in den zwei Sätzen enthalten: die Religion liegt im Gefühl und offenbart sich in der Liebe. Und hier ist wo wir auf die von Lessing früher angedeutete[2]) innere Verwandtschaft der Religion mit dem Schönen, des religiösen mit dem Schönheitsgefühl zurückweisen dürfen, die er in dem erhabenen Satze aussprach: „Nur die mißverstandene Religion kann uns vom Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt!"

Fünftes Kapitel.

Der Kampf mit Goeze.

Die Absicht, welche Lessing zur Veröffentlichung der Fragmente bewogen hatte, ward erfüllt. Die Wirkung war ungeheuer. Seit den Zeiten der Reformation hatte kein theologischer Streit so allgemeine Theilnahme erregt, wie derjenige, welcher sich jetzt in der durch die Fragmente angeregten Erörterung der Grundfragen des Christenthums entspann und in einer Fluth von Streitschriften aller Art Luft machte. Die Aufregung gegen den Störer des faulen Friedens, in welchem sich die damalige Theologie aller Par-

[1]) Schwarz a. a. O. S. 160.
[2]) S. oben S. 28.

teien bisher gewiegt hatte, war maßlos. Wie der große Preußenkönig seiner Zeit stand Lessing in dem Kampfe, der sich wider ihn erhob, allein: ein einziger Mann gegen eine Welt in Waffen, nur mit dem Unterschiede, daß er nie geschlagen, immer Sieger war.

Wenig über ein einziges Jahr währte dieser Kampf; denn fast Alles, was Lessing für die Theologie erkämpft, oder als fruchtbaren Samen für folgende Jahrhunderte ausgestreut hat, liegt innerhalb des einen Jahres 1778. Aber der Ausgang war entscheidend für die Sache der Geistesfreiheit aller späteren Zeiten.

Der Mann aber, welchen er in den Mittelpunkt dieses Kampfes stellte, und dessen Namen er dadurch wie den des Halleschen Klotz unsterblich gemacht hat, war der Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze. Auf ihn entlud er, wie Schwarz sagt, die ganze Gewalt seines Wahrheitseifers, und erhob ihn für alle Zeiten zum Träger und Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft. „Lessing brauchte einen solchen Gegner, in welchem die theologische Verketzerungssucht, mit ihrer rohen Oberflächlichkeit, ihrer gewissenlosen Verdrehung, ihrer logischen Plumpheit, ihrer scheinheiligen Beseelsorgung gleichsam Fleisch und Blut geworden war. Er brauchte ihn, um die moralische Karrikatur eines solchen Wesens in voller dramatischer Lebendigkeit zu unvergeßlichem Andenken seiner Nation vorzuführen; und sein Scharfblick griff in der That aus dem Gewühl der Gegner gleich zu Anfang den rechten heraus" [1]).

Johann Melchior Goeze, geboren zu Halberstadt 1717, seit 1755 Hauptpastor an der Katharinenkirche zu Hamburg, war in der That ein Prachtexemplar seiner Gattung. Lessing hatte bereits in Hamburg zu einer Zeit wo ihm theologische Streitigkeiten ferner als Alles lagen, seine persönliche Bekanntschaft gemacht, ja sogar nicht ungern mit ihm verkehrt. Goeze war in seiner Beschränktheit

[1]) Schwarz S. 127.

wie in seiner starren Orthodoxie und seinem fanatischen Zelotismus, mit dem er alles verfolgte, was der altlutherischen Dogmatik widersprach, doch ein Mann aus einem Stück und Guſſe. Schon darum interessirte er Lessing, dem alle Halbheit zuwider, und dem strenge Konsequenz selbst bei Solchen ein Gegenstand der Achtung war, die von seinem eigenen Standpunkte durch eine Welt geschieden waren. Er scheint ihn mit demselben Interesse wie ein Naturforscher ein seltenes Exemplar einer gewissen Gattung studirt zu haben. Die persönliche Bekanntschaft Göze's war ihm merkwürdig genug, um den Tag derselben in seinem Tagebuche zu vermerken [1]). Er besuchte ihn am 24. Januar 1769 auf seine wiederholte Einladung und fand an ihm, wie er sich ausdrückt, „einen in seinem Betragen sehr natürlichen und in Betracht seiner literarisch bibliographischen Kenntnisse gar nicht unebenen Mann". Lessing war von Natur der leichtlebigste der Menschen und im gewöhnlichen Leben ein Virtuose im Verkehr mit Leuten des verschiedensten Schlages. Goeze seinerseits besaß, wo er nicht gereizt wurde, eine gewisse derbe Bonhommie, hatte nicht verächtliche bibliothekarische Spezialkenntnisse, die grade damals Lessingen, der so eben den Ruf nach Wolfenbüttel angenommen hatte, sehr interessirten, und führte gute Rheinweine, denen Lessing auch nicht abgeneigt war. Dazu kam, daß der Hamburger Hauptpastor den berühmten Schriftsteller als ein großes Genie und einen seltenen Gelehrten aufrichtig hochschätzte, und an dem Umgange mit dem zu bereitwilligster Mittheilung seiner ausgebreiteten Kenntnisse stets aufgelegten heiter bequemen Manne, der ihn in seinen Ansichten ohne Widerspruch gewähren ließ, großen Gefallen fand. In seiner fanatischen Schrift gegen das Theater und die Sittlichkeit des Schauspiels wider einen Pastor Schlosser, welcher es sich hatte beikommen lassen, Komödien zu schreiben, hatte Goeze (1769) Lessing nicht nur einen geschickten

[1]) XI. 302—304.

und edeldenkenden Mann genannt, sondern auch seine Dramen von dem allgemeinen Verdammungsurtheile ausdrücklich mit den Worten ausgenommen, daß hier das Werk den Meister lobe. Lessing hielt sich jenem pastoralen Theaterstreite fern. Er hatte das Interesse an der Sache verloren, seit das Hamburger Unternehmen so schmählich Schiffbruch gelitten. Seine Berliner Freunde sagten damals scherzhaft von seinem Verkehr mit dem grimmen Feinde des Theaterwesens: Goeze habe ihn bekehrt [1]), und Ehren Klotz ließ es sich nicht entgehen, seinen Feind über diese Freundschaft mit dem berüchtigten Hamburger Zeloten zu verlästern. Aber auch jener Streit: ob ein Prediger Komödien oder ein Komödiendichter Predigten machen dürfe, interessirte ihn nicht. Wir wissen, daß er die erste Frage durch ein: „Warum nicht? wenn er kann", und die zweite durch ein: „Warum nicht? wenn er will" beantwortete, als Goeze zehn Jahre später jenen Theaterstreit wieder auf's Tapet brachte [2]). Zudem war Goeze auf diesem Gebiete kein Gegner, mit welchem ein Lessing streiten mochte. Er war ihm in seinem fanatischen Zorne gegen das Theater vielmehr eine komische Figur, wie denn in der That Goeze's Feindschaft gegen das Schauspielwesen damals eine sehr komische Scene herbeiführen half. Ein fremder Offizier, welcher der Vorstellung der Lessing'schen Minna von Barnhelm in Hamburg beiwohnte, ward von dem Stücke so ergriffen, daß er den Wunsch aussprach, den Verfasser kennen zu lernen. Ein bekannter Hamburger Witzbold Drewer, von Loewen der deutsche Rochester genannt, bezeichnete dem Frager den Senior Goeze. Der Auftritt, welcher dadurch herbeigeführt wurde, daß dieser in demselben Augenblicke, wo er im vollen Kampfe gegen das Theaterwesen begriffen war, einen Huldigungsbesuch als Theaterdichter empfing, war eben so komisch, wie die Auflösung des Gan-

[1]) XIII. 196.
[2]) X. 175.

zen durch den Humor des Anstifters der Verwirrung, der, als er am andern Tage sich plötzlich von dem Offizier mit Stockschlägen angegriffen sah, im Triumphe über die gelungene Schelmerei blos ausrief: „Ah! Sie sind dageweſen! Sie sind dageweſen! das freut mich!“ —

Bei Lessing's Abgange von Hamburg schied das ungleiche Paar als gute Freunde. Lessing täuschte sich indeß nicht über die wahre Natur des Mannes, der fortwährend mit allen freieren Theologen in wüthendem Kampfe lag, und die Semmler, Wettstein, Teller, nicht minder wie die Basedow, Bahrdt und Dreier in zahlreichen Streitschriften seinen eifernden Zorn empfinden ließ. Er schrieb bald darauf über ihn in seinem Tagebuche die Bemerkung nieder: „daß Goeze für das Verbrennen der Ketzer und Heteroderen stimmen sollte, glaube ich nicht. Dazu ist er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf bestehen würde, daß Semmler, Basedow und Teller ein Reisbündel auf dem Rücken vor seiner Kanzel erscheinen und so widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt“ [1]). Diese Ueberzeugung war nur allzu begründet. Bald nach Lessing's Abgange hatte Goeze mit seinem Hamburger Amtsbruder Alberti, der das Verbrechen begangen hatte, aus dem Kirchengebete die Verfluchung der Heiden auszulassen, und in seiner Schrift über die Religion den Teufel nicht ausdrücklich anzuerkennen, eine Polemik begonnen, die er in der rohesten Art von der Kanzel herab so lange fortsetzte, bis er den würdigen Alberti in's Grab gezürnt hatte [2]). Ja er scheute sich nicht, an eben dieser Stelle den Pöbel gegen den Ketzer zu hetzen und noch am Begräbnißtage desselben seinem Grimme wider den Verstorbenen Luft zu machen. Nur Lessing erfreute sich fortwährend der Achtung und Zuneigung des gefürchteten Zeloten, der es ihm nicht vergessen hatte,

[1]) Karl Lessing I. S. 291.
[2]) X. 232.

daß Leſſing beim Beginne des Streits mit Alberti privatim ſeine Partei genommen hatte [1]), wenngleich dies in einem Sinne geſchehen war, den ein Goeze weit entfernt war auch nur faſſen zu können. Als Leſſing über die Entdeckung und Herausgabe des Berengar von allen Theologen „mit ihrem ſchaalen Lobe“ überſchüttet wurde, blieb Goeze nicht zurück mit ſeiner öffentlichen Anerkennung des „berühmten Mannes“, der hier „auf's neue bewieſen habe, daß ihm bei ſeiner ausgebreiteten Wiſſenſchaft und großem Genie alles was er vornehme wohl gerathe“. Er beſuchte ihn ſogar um dieſe Zeit in Wolfenbüttel, doch verfehlten ſie ſich gegenſeitig, da Leſſing an dem Tage ſich in Braunſchweig befand. Bald darauf aber änderte ſich dies Verhältniß. Goeze hatte ſich mit der Bitte um eine bibliothekariſche Gefälligkeit an Leſſing gewendet. Sein Brief traf dieſen am Sterbebette ſeiner Gattin und blieb deshalb unbeantwortet [2]). Goeze gerieth über eine ſolche Vernachläſſigung, deren Urſache er in die Ungefälligkeit und den Hochmuth des „Hofraths“ ſetzen zu müſſen glaubte, auf das äußerſte in Harniſch; und wenn es gleich gewiß iſt, daß er auch ohne dies die Veröffentlichung der Fragmente angegriffen haben würde, ſo ward doch die Heftigkeit mit welcher er es that, durch jene perſönliche Gereiztheit noch um Vieles verſtärkt. Schon aus der Art und Weiſe, wie der Hamburger Hauptpaſtor den Dichter des Werther angefaßt hatte, den er in den roheſten Ausdrücken als einen Sittenverderber und Jugendverführer denunzirte [3]), mochte Leſſing vorausſehen, was ſeiner wartete. Goeze ſah mit dem neuen Geiſte, der ſich damals in der ſchönen Literatur, wie in der Wiſſenſchaft zu regen begann, „ein neues Sodom und Gomorrha“ einbrechen, und war in dem Kampfe gegen jede Erſcheinung dieſes neuen Geiſtes

[1]) Man leſe die Erzählung von Nicolai in Leſſing's Werken VIII. 310.
[2]) Karl Leſſing, 401—403.
[3]) Johann Heinrich Merck. Ein Denkmal von Ad. Stahr, S. 50.

überall voran. Zwar hatte er die beiden ersten Fragmente ruhig vorübergehen lassen, dafür aber stürzte er sich über die im Jahre 1777 herausgegebenen Bruchstücke mit dem ganzen Fanatismus seines Zionseifers. Aber indem er den nur für die gelehrten Forscher bestimmten Prozeß vor das Forum des Volkes brachte, versetzte er Lessing in die Nothwendigkeit, auch seinerseits aus einer gelehrten Frage eine Sache des deutschen Volks und seiner Literatur zu machen, und zog die Blitze der Lessing'schen Polemik über sein Haupt, die ihn und seines Gleichen zerschmetterten, während sie zugleich das alte dogmatische Zion vollends in Flammen versetzten. —

Ehe er sich gegen Goeze wandte, hatte Lessing bereits zwei andere Angreifer des Wolfenbütteler Fragmentisten abgefertigt: zuerst den Hannoverschen Direktor Schumann durch die beiden Schriften: „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft", und „das Testament Johannes", und unmittelbar darauf den Wolfenbütteler Superintendenten Reß, „seinen Nachbar", wie er ihn nennt, in einer Gegenschrift, welche er „Duplik" nannte, weil er sich und die Apostel als den angegriffenen Theil darstellte [1]). In dieser letzteren Schrift war es, wo er gegenüber dem starren Glaubenszwange und dem Festhalten an überlieferten Wahrheiten, den Werth und das Wesen des denkenden Menschen als das ewige Forschen und Suchen der Wahrheit mit den begeisterten Worten proklamirte: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, welche er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle

[1]) X. 120.

Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke, und ſagte: „Vater gieb, die reine Wahrheit iſt ja doch nur für Dich allein!“ —

Leſſing war mit dem letztgenannten Gegner etwas hart verfahren. Aber abgeſehen davon, daß der alte ſchwache Mann gleich der überwiegenden Mehrzahl der anderen Angreifer dem Fragmentiſten geradezu abſichtliches und wiſſentliches Verkennen der Wahrheit vorgeworfen hatte, — ein Vorwurf, der auf Leſſing ſelbſt ſchwer zurückfiel [1]), — war auch die Art und Weiſe wie von einem Reſſ und den Theologen gleichen Schlages in dieſem Streite Vernunft und Schrift gemißhandelt wurden, von der Art, daß Leſſing am Schluſſe der Duplik gelobte: es ſich nie wieder auch nur vorzunehmen, ſolchem Verfahren gegenüber gleichgültig zu bleiben. Denn wenn in ſolchem Falle der Menſch nicht warm werden dürfe, ſo dürfe er es niemals. [2]) Dies Gelöbniß hielt er in dem jetzt folgenden Kampfe, zu dem ihn Göze herausforderte, und der jene unſterblichen Streitſchriften hervorrief, welche die ganze Kraft und Schönheit, deren die deutſche Sprache fähig iſt, verbunden zeigen mit dem Geſinnungsadel, der Schwungkraft und Geiſtesfülle des edelſten und größten Charakters, den die deutſche Nation hervorgebracht hat, und die eben deshalb dieſer Nation ein unvergängliches Beſitzthum bleiben werden, ſo lange noch Menſchengeſchlechter die Sprache reden, in welcher ſie geſchrieben ſind.

Daß Leſſing, der die Anonymität des Fragmentiſten gegen alle Zudringlichkeit der Goeze und Conſorten ſtreng aufrecht erhielt [3]), ſich genöthigt ſah moraliſch für ihn einzuſtehen, war natürlich. In

[1]) X. 60—61.
[2]) X. 121.
[3]) X. 219.

das Geheimniß der Autorschaft, das erst in unseren Tagen vollständig gelüftet worden ist, waren damals nur wenige Wissende, wie Hamann und Herder eingeweiht. Die Masse der Gegner aber dachte nicht von fern daran, daß Reimarus der Verfasser sei; ja sie protestirte ausdrücklich gegen den Verdacht, daß ein solcher Mann, von so unbezweifelter Reinheit und Würde des sittlichen Charakters und von einer so unbestrittenen Gelehrsamkeit, als Verfasser eines solchen Werks anzunehmen sein könne [1]); und insofern hätte sich allerdings Lessing seine Aufgabe durch eine Kundgebung des Namens beträchtlich erleichtern können. Aber da es doch wiederum gerade die ungeheure wissenschaftliche und gelehrte Ueberlegenheit des Fragmentisten war, welche die auf solche Angriffe des positiven Christenthums nicht gefaßten, für sie nicht gewaffneten theologischen Zeloten in Verzweiflung setzte, so war es ebenso natürlich, daß sie sich durch Schmähen und Schimpfen zu helfen suchten, wo die Mittel zu wissenschaftlicher Widerlegung nicht ausreichten. Und zwar richtete sich die Wuth ihres Zorns nicht blos gegen den Fragmentisten selbst sondern ebenso, ja in noch höherem Grade gegen dessen Herausgeber. Es half diesem nichts, daß er von vorn herein erklärte, daß er keineswegs die Sache des Fragmentisten in allen Stücken zu der seinigen mache, ja daß er ihn in mehreren Punkten direkt bestritt und widerlegte. Noch weniger vermochten sie anzuerkennen, daß er die Fragmente selbst nur im Interesse der wahren Religion und des echten Christenthums herausgegeben habe. Vielmehr erklärte Goeze geradezu das Gegentheil. „Er habe", sagte er, „Lessing's Einwürfe gegen den Fragmentisten mit viel größerer Betrübniß gelesen, als die Fragmente des gegen unsere allerheiligste Religion so feindlich gesinnten, so grob und frech lästernden Verfassers." Er forderte ihn auf, „seine Todesstunde zu bedenken", und sich den „Weg zur Buße" nicht zu

[1]) X. 222.

verſchließen, wegen des Giftes und der Aergerniſſe, die er in die Welt gebracht, kurz er behandelte Leſſing wie einen armen Sünder, den ein Seelſorger in die Kur nimmt, um ihm das Gewiſſen zu rühren, während er ſchließlich mit der Staatspolizei droht. — Goeze hatte die erſten ſeiner Angriffe in den berüchtigten Hamburger „Schwarzen Zeitungen“ direkt gegen ihn gerichtet. Er hatte dieſelben durch jenes Organ nicht nur in allen Dörfern und Schenken verbreitet, ſondern ſie auch geſammelt in einem eigenen Rundſchreiben als eine Art Hirtenbrief [1]) an alle gläubigen Chriſten ergehen laſſen.

Darauf konnte Leſſing nicht ſchweigen. Er nahm den ihm hingeworfenen Fehdehandſchuh auf, und antwortete zunächſt mit der ſchon oben erwähnten „Parabel“ und der „Bitte“ [2]), in welcher letzteren er ſeinem Gegner bewies, daß derſelbe ihm Unrecht gethan habe, und ihn aufforderte, dies Unrecht durch ein offenes Eingeſtändniß zurück zu nehmen. Allein während er noch mit dem Drucke dieſer beiden Schriftſtücke beſchäftigt war, die er wohl ihres verſöhnlichen Tones halber friedliche Blätter nennen durfte [3]) erreichten ihn die letzten Nummern der Goeze'ſchen Zeitung, in welchen der leidenſchaftliche Zelot jeden Gedanken an friedliche Ausgleichung weit von ſich weg geworfen hatte. Jetzt erließ Leſſing ſein „Abſagungsſchreiben“ [4]), in welchem der Geiſt ſeines gerechten Zornes zum vernichtenden Sturme anſchwoll. Nie, weder vorher noch nachher, hat die deutſche Sprache ein ähnliches Denkmal edelſter Leidenſchaft hervorgebracht, als dieſe „ritterliche Abſage“, in deren Flammenergüſſe die ganze Gluth ſeiner Seele dahinſtrömt. Nicht nur, daß er ſelbſt ſich auf den Standpunkt eines wahren

[1]) Unter dem Titel: Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Leſſing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion und die heilige Schrift, den einigen Lehrgrund derſelben. 1778.

[2]) X. 125—128.

[3]) X. 125.

[4]) X. 129—132.

Vertheidigers der Lutheriſchen Kirche ſtellte: er ſprach ſeinem Gegner, der ſich ihm und aller Welt gegenüber gern als einen Lutheriſchen Papſt gerirte, jeden Funken Lutheriſchen Geiſtes, jedes Verſtändniß des Lutheriſchen Syſtems ab. Wahrhaft erhaben iſt die Apoſtrophe, die er bei dieſer Gelegenheit an den großen Reformator ſelber richtet, „den er am liebſten zu ſeinem Richter haben möchte“: „Luther Du! Großer verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzſichtigen Starrköpfen, die, Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg ſchreiend aber gleichgültig, daher ſchlendern! Du haſt uns vom Joche der Tradition erlöſt: wer erlöſet uns von dem unerträglichen Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie Du es jetzt lehren würdeſt: wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!“ — „Bis dahin, ſo wendet er ſich wieder an ſeine Angreifer, — bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kommt, gewiß! gewiß!“ möchte er lieber den ganzen Streit ruhen laſſen, wenn das einem ſolchen Widerſacher gegenüber möglich wäre, deſſen Bild er in den folgenden zerſchmetternden Worten zeichnet: „Nicht daß ich Ihnen jede hämiſche Anſpielung, jeden wenn Gott will giftigen Biß, jeden komiſchen Ausbruch Ihres tragiſchen Mitleids, jeden kniriſchenden Seufzer, der es beſeufzet nur ein Seufzer zu ſein, jede pflichtſchuldige Paſtoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an ihre freiwilligen Beiträge ſpicken und würzen werden, aufmutzen, oder wenn ich auch könnte verwehren wollte! So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat.“ Nur eins will er nicht länger ertragen, den Stolz, welcher den Fragmentiſten wie einen unwiſſenden Schulbuben behandle, denn Mann gegen Mann — nicht Sache gegen Sache — zu ſchätzen, ſo war dieſer Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrſamkeit ſieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwiegen vermögend ſind.

Lessing war entschlossen, den Kampf, zu dem ihn Goeze provozirt, nicht eher zu beenden, bis er den Gegner für immer zu Boden gebracht habe. „Schreiben Sie Herr Pastor, — so schloß er seinen Absagebrief, — schreiben Sie und lassen Sie schreiben so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch! Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren!"

Und er hat Wort gehalten.

Die erste Streitschrift wider den Hamburger Zionswächter waren die dem Fehdebriefe auf dem Fuße folgenden „Axiomata", d. h. wie Lessing es erklärt, Sätze, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln [1]). Diese Sätze, zehn an der Zahl, welche Lessing gegen die Angriffe seines Gegners aufrecht erhielt, sind folgende: 1) Die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehört. — 2) Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sei. — 3. Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel nicht die Religion. — 4) Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion [2]). — 5. Auch war eine Religion ehe eine Bibel war. — 6. Das Christenthum war ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche ehe der ganze Kanon zu Stande kam. — 7. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen. — 8. War ein Zeitraum, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl

---

[1]) X. 133.

[2]) „Der geringste Fingerzeig, dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord." X. 135.

noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich sein, daß alles was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde. — 9. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. — 10. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat [1]).

Seinen persönlichen theologischen Standpunkt bezeichnet Lessing in dieser Schrift auf eine Weise, welche an seine berühmte Erklärung in Bezug auf seinen Dichterberuf erinnert. „Ich bin Liebhaber der Theologie und nicht Theologe. Ich habe auf kein bestimmtes theologisches System schwören müssen; mich bestimmt nichts, eine andere Sprache als die meinige zu reden, und ich bedaure alle ehrlichen Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Nur fügt er hinzu, müssen diese ehrlichen Männer andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit dem sie selbst an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts als sie verachten". Wahrhaft erhaben wird seine Sprache aber da, wo er bei der Vertheidigung des siebenten Satzes Goeze's zuversichtliche Frage beantwortet: ob wohl jemals ohne die neutestamentalischen Bücher eine Spur von dem was Christus gethan und gelehrt, übrig geblieben sein würde? „Gott behüte mich, ruft er aus [2]), jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage gradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorsagte; geschweige da es mir ein Lutherischer Pastor in den Mund

[1]) X. 136—165.
[2]) X. 147.

legen will. Alles, was in der Welt geſchieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob ſie der Menſch gleich nicht immer nachweiſen kann, und nur Deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die Du nicht aufzuſchreiben, die Du zu predigen befahleſt, wenn ſie auch nur wären gepredigt worden, ſollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen ließe? Deine Worte ſollten erſt, in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſein? Sind die Bücher der einzige Weg die Menſchen zu erleuchten und zu beſſern? Iſt mündliche Ueberlieferung nichts? und wenn mündliche Ueberlieferung tauſend vorſätzlichen und unvorſätzlichen Verfälſchungen unterworfen iſt, ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung ſeiner unmittelbaren Gewalt nicht ebenſowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälſchungen bewahren können, als wir ſagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger Deines Wortes ſein will, und ſo keck vorgiebt, daß Du Deine Abſicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den Du Dir gefallen laſſen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andere Wege, weil er ſie nicht ſieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde!" Mit dem ſchwungvoll erhabenen Ernſte ſolcher Stelle wechſelt dann wieder der heiterſte Humor, wie z. B. wenn er bei dem achten Satze der ſich fortwährend über ihn verwundernden Paſtoralweisheit mit den Worten begegnet: „So wenigſtens denke ich, unbekümmert wie ſehr ſich der Herr Paſtor darüber wundert. Ich wundere mich nicht einmal, daß er ſich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältniſſe, daß er ſich wundert und ich mich nicht!" [1]) Oder wenn er bei dem neunten Satze, zu höchſter dramatiſcher Lebendigkeit fortſchreitend, mit ſeinem Gegner

[1]) X. 153—54.

jenen unübertrefflichen „Kanzeldialog“ hält, deſſen Weſen darin beſteht, daß er den gegen ihn polemiſirenden Kanzelredner unterbricht, dieſer ſich aber nicht für unterbrochen hält, ſondern ohne ſich zu bekümmern, ob ihre beiderſeitigen Worte zuſammen klappen, fortredet, weil er einmal aufgezogen iſt und ablaufen muß [1]).

Dieſer ohne Frage ihrem Inhalte nach bedeutendſten aller theologiſchen Streitſchriften Leſſing's folgte die Reihe jener kleinen Flugblätter, „Antigoezen“ genannt, die er wie ebenſo viele tödtliche Geſchoſſe auf ſeinen Gegner ſchleuderte. Dieſe Flugblätter, meiſt nur einen halben Bogen ſtark, zeigen Leſſing auf dem Höhenpunkte ſeiner polemiſchen Meiſterſchaft. Und daß er dieſe Meiſterſchaft mit ihrem vernichtenden Witze, mit der ſtahlſcharfen Schneide ihres Verſtandes, mit der Erhabenheit ihrer ſittlichen Empörung, und der zerſchmetternden Kraft ihrer Sprache in der gerechteſten Sache, daß er ſie gegen einen Goeze verwandte, daß er in dieſem Manne die paſtorale Anmaßung und Heuchelei, die despotiſche Bevormundungsſucht, den kleinlichen Egoismus, die rohe Beſchränktheit mit ihrer fanatiſchen Verfolgungsſucht ein für allemal in der ganzen Nacktheit ihrer wahren Geſtalt der Nation vor die Augen ſtellte: das war es, was unwiderſtehlich einſchlug in die Herzen des Volks, das ſeitdem für immer zu wählen haben wird zwiſchen Goeze und Leſſing, zwiſchen Rohheit und Bildung, Sklaverei und Freiheit, Pfaffenthum und Humanität. Achtzig Jahre ſind vergangen, ſeit dieſe klingenden Pfeile dem Bogen des unſterblichen Helden entflogen, aber immer noch ſind ſie neu und glänzend ſcharf wie am erſten Tage, immer noch ſind ſie das Entzücken aller derer, die ſich zu ſeiner Fahne bekennen, wie ſie der Schrecken ſind für die in unſern Tagen ſo überaus zahlreich emporgewucherten Nachfahrer des Zionswächters von Hamburg. Ja Leſſing hat ſie gekannt und zu zeichnen verſtanden dieſe pfäffiſch eifernden Paſtoren, „die uns jede

[1]) X. 155—160.

zärtliche Empfindung für ihr einträgliches Paſtorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einſchwatzen möchten; dieſe heuchleriſchen Egoiſten, die ihre kleinliche Selbſtſucht hinter der Sorge für das Wohl und Seelenheil des Volkes verſtecken," und denen er zuruft [1]): „O ihr Thoren, die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felſigen Ufer zerſchmettert! O, ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um dieſe unglücklichen Schiffe iſt es euch zu thun, ihr hattet ſie denn verſichert: euch iſt lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böſe Sturmwind! da hat er euch ein Luſthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu ſehr geſchüttelt, da eure ganze koſtbare Orangerie, in ſieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Glück der Sturmwind ſonſt in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu ſchaden? Warum bläſet er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen mindſtens weniger voll, ſobald er an euren Grenzſteinen anlangt?" — Er hat ſie für immer gebrandmarkt dieſe lügneriſche Sanftmuth im Verdammen [2]), dieſe heuchleriſche Milde, welche fromme Thränen des Mitleids vergießt, während ſie das Feuer des Scheiterhaufens unter dem Verfolgten ſchürt. Er ruft dieſen Lutheriſchen Paſtoren, die ſo gern unſere Päpſte werden möchten, die warnenden Worte zu: Wenn dies gelinge, ſo ſei er der erſte, der die Päpſtchen wieder mit dem Papſte vertauſche, und er hoffe, daß viele ebenſo entſchloſſen denken würden wie er [3]). Der wahre Lutheraner wolle nicht bei Luther's Schriften ſondern bei Luther's Geiſte geſchützt ſein, und Luther's Geiſt erfordere ſchlechterdings, daß man keinen

[1]) X. 182.
[2]) X. 178.
[3]) X. 168.

Menſchen hindern dürfe, in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem Gutdünken fortzufahren. Aber man hindere Alle daran, wenn man es auch nur Einem verbiete, ſeinen Fortſchritt in der Erkenntniß andern mitzutheilen; denn ohne dieſe Mittheilung ſei kein Fortſchritt im Ganzen möglich. Wer wie Goeze das Prinzip der freien Forſchung antaſte, der ſpreche das Verdammungsurtheil über Luther ſelbſt, über die ganze Reformation.[1])

Aber freilich was kümmern ſolche Betrachtungen den theologiſchen Reaktionär in ſeinem Streben nach Herrſchaft! Luther hatte deutſch geſchrieben. Der Hamburger Hauptpaſtor dagegen verlangte, daß religiöſe Unterſuchungen nur lateiniſch geſchrieben werden ſollten, wie in den guten alten Zeiten. „O glückliche Zeiten, ruft Leſſing aus, da die Geiſtlichkeit noch Alles in Allem war, für uns dachte und für uns aß! wie gern brächte ſie auch der Herr Hauptpaſtor im Triumpfe wieder zurück. Wie gern möchte er, daß ſich Deutſchlands Regenten zu dieſer heilſamen Abſicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen ſüß und ſauer, er ſtellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn ſie nicht hören wollen, ſo mögen ſie fühlen. Witz und Landesſprache ſind die Miſtbeete, in denen der Same der Rebellion ſo gern und ſo geſchwind reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens ſind nicht in dem Beichtſtuhle, ſind auf dem Parnaſſe gebildet“ [2]). Wir erinnern uns hierbei an die Art und Weiſe, wie Goeze gegen Goethe's Werther aufgetreten war. Der Poebel iſt es, auf den ſich vor allem dieſe frommen Reaktionäre ſtützen. Mit ihm ſprach darum Goeze in ſeiner Verfolgung Leſſing's und des Fragmentiſten die Sprache des Pöbels. Mögen doch die Einſichtsvollen im Verborgenen glauben was ſie wollen, wenn nur der liebe Pöbel fein in dem Gleiſe bleibt, in welchem allein ihn die Geiſtlichen zu leiten

[1]) X. 167—168.
[2]) X. 190.

verſtehen.[1]) „Aber auch der geringſte Pöbel," ruft Leſſing ihnen warnend zu, „wenn er nur von ſeiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, geſitteter, beſſer, anſtatt es bei gewiſſen Predigern ein Grundgeſetz iſt, auf dem nehmlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig ſtehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren ſtanden. Sie reißen ſich nicht vom Pöbel, aber der Pöbel reißt ſich endlich von ihnen los!"[2])

Es iſt ſchwer von dieſer wundervollen Bilderreihe nicht noch mehr und immer mehr unſerer Zeit wieder vor die Augen zu ſtellen. Doch wollen wir uns mit folgenden einzelnen Zügen begnügen. Wie in der Sache, ſo iſt Leſſing auch in der Sprache gegen den Mann ſchonungslos. Und er hatte das Recht es zu ſein wider einen Zeloten, der ihn unmittelbarer feindſeliger Angriffe auf die chriſtliche Religion beſchuldigte; der in ſeiner blinden Wuth nie las was ſein Gegner geſchrieben, ſondern nur immer das, was er in deſſen Worten zu finden wünſchte;[3]) der in einem Athem dasjenige bei ſeinem Parteigenoſſen lobte, was er bei Leſſing und dem Fragmentiſten mit dem Anathem belegt hatte;[4]) der die Staats- und Polizeigewalt gegen ihn hetzte, und der endlich, wenn dieſer im gerechten Zorne über die infamirendſten Beſchuldigungen und Verläumdungen, ſich erlaubte, „ihm den Eimer faulen Waſſers, in welchem er ihn zu erſäufen gedachte, tropfenweiſe auf den entblößten Schädel fallen zu laſſen,"[5]) über Verletzung des Anſtandes und guten Tones ſein lautes Zetergeſchrei erhob. „Wie!" ruft Leſſing ihm zu, „Sie kommen mit dem Dolche von Beſchuldigun-

[1]) X. 208.
[2]) X. 196.
[3]) X. 221.
[4]) X. 170—171.
[5]) X. 177.

gen, die unmittelbaren Haß und Verfolgung nach ſich ziehen, auf mich eingerannt, und ich ſoll mich nicht anders als den Hut in der Hand gegen Sie vertheidigen können? ſoll ganz ruhig und bedächtig ſtehen bleiben, damit ja nicht Ihr ſchwarzer Rock beſtaubt werde? Soll jeden Athemzug ſo mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie ſchreien über den Hund: „er iſt toll!“ und der arme Hund ſoll gegen Sie nicht einmal blaffen! blaffend Sie nicht Lügen ſtrafen? Ihnen nicht die Zähne weiſen? — Anſtändigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unſers weibiſchen Zeitalters. Firniß ſeid ihr, und nichts weiter; aber eben ſo oft Firniß des Laſters als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darſtellungen dieſen Firniß haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erſt lange ſuchen ſoll.“— Auch über Leſſings Stil hatte ſich Goeze höhnende Bemerkungen erlaubt, und wir verdanken ihm daher die herrlichen Auslaſſungen des großen Meiſters über ſeinen Stil, der, wenn jemals, bei ihm, und im höchſten Grade bei dieſem Streite der Mann ſelbſt iſt. „Jeder Menſch,“ antwortet ihm Leſſing heiter,[1]) „hat ſeinen eignen Stil, ſo wie ſeine eigne Naſe, und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mann mit ſeiner Naſe zum Beſten zu haben, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen anderen Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Cascaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe.“ Goeze hatte von ſeinem blendenden Stil geſprochen, der ihm große Ueberlegen-

[1]) X. 173 u. 174

heit gewähre. „Es kommt wenig darauf an, wie wir ſchreiben, aber wie wir denken," entgegnet ihm Leſſing. „Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen ſondern dem blanken Schwerte zuzuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile deſſelben zuzuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. — Meinen Stil gebe ich aller Welt Preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, der ihn vor ſo manchem andern Stile auszeichnen ſoll: und alles was zu merklich auszeichnet iſt Fehler." Aber grade für dieſen einzigen möchte er die Kunſtrichter um Schonung anflehen, denn er ſei nicht ſein Fehler, ſondern ſeine Erbſünde. Nehmlich: er verweilt ſich bei ſeinen Metaphern, ſpinnt ſie häufig zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis (Vergleichungspunkte) verwickle. Er führt dann aus wie ſeine dramatiſchen Arbeiten dieſen Fehler verſtärkt und die Ausbildung einer ciceronianiſch ruhig fortſchreitenden Proſa verhindert haben dürften. Wenn ihm aber Goeze vorwerfe, daß er durch die Phantaſie auf den Verſtand ſeiner Leſer zu wirken ſuche, ſo gebe er dies zu, und halte es nicht nur für nützlich, ſondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anſpielungen zu bezeichnen. „Wer hiervon nichts weiß und verſteht, müßte ſchlechterdings kein Schriftſteller werden wollen; denn alle guten Schriftſteller ſind es nur auf dieſem Wege geworden. Der Begriff iſt der Mann, das ſinnliche Bild des Begriffes iſt das Weib, und die Worte ſind die Kinder, welche Beide hervorbringen." Goeze aber, der ſich ſtets nur mit den Worten und Bildern ſeines Gegners herum ſchlage, und immer thue, als ob er den

Begriff nicht sähe, gleiche dem Krieger, der den Männern des Landes aus dem Wege gehe, um die Weiber und Kinder desselben ungestraft würgen zu können.[1]) —

Es ist schon angedeutet worden, daß Goeze als würdiger Ahnherr seiner heutigen Nachkommen es nicht verabsäumte, den theologischen Streit auf das politische Gebiet hinüberzuspielen, und wider die freie wissenschaftliche Kritik den Arm der Staatspolizei um Hülfe anzurufen, wie er bereits früher die Poesie bei derselben pflichtschuldigst denunzirt hatte.

Nur Derjenige, hatte er gleich zu Anfange seiner Schrift gegen Lessing bemerkt, — nur Derjenige könne Unternehmungen wie die Fragmente und ihre Herausgabe als etwas Gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinnst, oder gar für einen schädlichen Aberglauben halte; der nicht einsehe oder nicht einsehen wolle: daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz des Verfassers einer Schrift, die er nicht näher bezeichnen wolle, zu dem seinigen mache: „Sobald ein Volk unter sich einig wird Republik sein zu wollen, so darf es"; und der folglich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irrthümer verwerfe. Lessing hat sich diesen Zug in seinem Nathan nicht entgehen lassen, wo Goeze's Ebenbild, der fromme Patriarch, seine bei Saladin anzubringende Denunziation des weisen Nathan mit den Worten motivirt:

> Auch mach ich ihm gar leicht begreiflich, wie
> Gefährlich selber für den Staat es ist,
> Nichts glauben! Alle bürgerlichen Bande
> Sind aufgelöset, sind zerrißen, wenn
> Der Mensch nicht glauben darf.[2])

---

[1]) X. 210. 212.
[2]) II. 304.

Aber Goeze hatte sich mit einer solchen allgemeinen Denunziation nicht begnügt. Er hatte auch die obrigkeitlichen Gewalten, die Consistorien, den Reichshofrath wider Lessing und die Fragmente angerufen — wie denn auch bereits die Mitarbeiter an dem Frankfurter Anzeiger, Goethe, Merck, Schlosser u. a., die Goeze's Zelotismus bespöttelt hatten, von dem Frankfurter Magistrate sehr ernst bedroht und zum Stillschweigen in theologischen Dingen verurtheilt worden waren.[1]) Er und die Seinen hatten öffentlich erklärt, daß Lessing „als einer der frechsten Störer des öffentlichen Friedens, der die Grundfesten des heiligen römischen Reichs wankend zu machen suche," die Ahndung des Reichshofrathstribunals verdiene, welches verbunden sei, „nicht allein die Urheber, Schreiber und Drucker von Schriften gegen die christliche Religion, sondern auch die Herausgeber und Verbreiter derselben nach Beschaffenheit der Umstände an Ehre, Leib, Gut und Blut unnachsichtlich zu bestrafen." Auch damit hatte Goeze sich noch nicht genug gethan. Je unfähiger er selbst sich fühlte, den Kampf gegen einen Lessing zu führen, desto eifriger war er in dem Geschäfte andere gegen ihn aufzuhetzen. Er trieb die Göttingensche Theologenfakultät an, sich gegen Lessing zu erheben, und wußte selbst einen Semmler dazu zu bewegen, gegen Lessing in einer Weise aufzutreten, die diesen mehr als Alles andere verletzte und empörte. Er versuchte unter der Hand auch in Preußen bei dem Minister von Zedlitz gegen Lessing zu machiniren. Aber dieser treffliche Mann, der als Minister sich Vorlesungen über Metaphysik halten ließ, war freilich nicht danach angethan, auf einen Goeze zu achten. Zuletzt entblödete sich dieser nicht, Lessing sogar direkt bei seinem Landesherrn als einen Menschen zu denunziren, dem derselbe seine Bibliothekarstelle nicht länger ohne Gefahr für sein fürstliches Haus lassen könne, „da ein

[1]) Schwarz 130.

Menſch, der ſich kein Gewiſſen daraus gemacht habe, eine ſo ärgerliche Schrift gegen die Religion ans Licht zu ziehen, auch eben ſo gut Papiere an den Tag bringen könne, die ſeine hohen Gerechtſame ſtreitig zu machen und die Ehre ſeiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären!“ [1])

Mit einem Fußtritte der Verachtung ſchleuderte Leſſing die in dieſer Denunziation liegende pfiffig giftige Anſchuldigung von ſich, während er die zugleich in derſelben enthaltene Beleidigung ſeines Fürſtenhauſes aufdeckte. Aber das Beſte war doch, daß den Denunzianten ſelber bald darauf eine tragikomiſche Nemeſis ereilte und ihn in dieſelbe Grube fallen ließ, die er einem Andern gegraben hatte. Denn während der Reichshofrath Leſſingen unangefochten ließ, ward umgekehrt Goeze in Folge einer ſeiner fanatiſchen Predigten von dem kaiſerlichen Reſidenten wegen Beleidigung der Katholiken bei dem Hamburger Magiſtrate verklagt. Zwar erließ man, wie es ſcheint, dem gedemüthigten Zeloten den öffentlichen Widerruf, wohl aber ward ihm in ſtrenger Verwarnung verboten, ſich Aehnliches wieder zu Schulden kommen zu laſſen.[2])

Leſſings Kampf gegen Goeze nahm indeß ein für Freund und Feind gleich unerwartetes Ende.

Goeze hatte erklärt, er ſei bereit, ſich auf den Hauptpunkt ihres Streites, auf den Satz: ob die chriſtliche Religion beſtehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge oder gar nicht geſchrieben worden wäre? ſofort gehörig einzulaſſen, ſobald ſein Gegner ſich darüber beſtimmt erklärt haben würde: „was für eine Religion er unter der chriſtlichen Religion verſtehe?“ — Mit dieſer Forderung glaubte er Leſſing vollſtändig aus dem Felde ge-

[1]) X. 179—180. 231.

[2]) Thieſſ' Leben Goeze's S. 44. Vergl. Leſſing, Werke XIII. 627. 634. XII. 540.

ſchlagen zu haben, da dieſer ſich, wie er triumphirend hinzuſetzte, „wohl gehütet haben würde, dieſen Streit anzufangen, wenn er hätte vorausſehen können, welchen Ausgang derſelbe durch dieſe Wendung nehmen, und wie er gezwungen ſein werde, die wahren Gedanken ſeines Herzens zu offenbaren.“ Aber grade mit dieſer unverſchämten Herausforderung lief er ſelbſt in die bereit gehaltene Klinge ſeines Gegners, dem dieſe Wendung ſehr erwünſcht kam. Leſſing beantwortete dieſe Frage in zwei neuen Schriften,[1]) deren ſtreng ernſt gehaltener Ton ſehr abſtach gegen den Stil der „Antigoezen“, der ſelbſt in Berlin nicht zenſirbar erſchien, mit der einfachen Erklärung: er *verſtehe* unter der chriſtlichen Religion in jenem von ihm aufgeſtellten Satze alle diejenigen Glaubenslehren, welche in der Symbolik der erſten vier Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche enthalten ſeien. Den Inbegriff dieſer Glaubensbekenntniſſe der älteſten Kirche, und ihr Verhältniß zur Bibel entwickelte er in einer Reihe von Sätzen, die er „aus eigner ſorgfältiger, mehrmaliger Leſung aller Kirchenväter der erſten vier Jahrhunderte“ gezogen, und über die er ſich mit dem gelehrteſten Patriſtiker in die ſchärfſte Prüfung einzulaſſen bereit erklärte. Mit dem vollen Selbſtgefühle ſeiner Sicherheit ſetzte er hinzu: „der Beleſenſte hatte in dieſer Sache nicht mehr Quellen als ich; der Beleſenſte kann alſo auch nicht mehr wiſſen als ich.“ Selbſt Goeze begriff, daß er Leſſing auf dieſem Gebiete nicht entfernt gewachſen, und daß es ihm unmöglich ſei, den Streit nach dieſer Erklärung weiter zu führen. Er, der bisher nie einem Gegner das letzte Wort gelaſſen, erſtaunte bis zum Verſtummen. Mit ihm ſeine Schildknappen. „Nirgends kein Laut mehr, und ſelbſt jeder Froſch in den Sümpfen „der freiwilligen Beiträge“ und des Poſtreuters war

[1]) Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage. X. 239—252.

mit ihm zugleich verstummt.“[1]) Die Niederlage des orthodoxen Lutherthums wie es Goeze vertrat war vollständig, und Lessing sah sich eines Gegners entledigt, an dem zwar keine Ehre zu erjagen war, der ihm aber doch durch die Polemik, zu welcher er ihn genöthigt, in seiner damaligen tiefen Trübsal, von der wir später reden werden, eine Erheiterung gewährt hatte, die er nach seinem eignen Geständnisse ungern vermißte.[2]) —

Das Wichtigste aber in diesem Kampfe ist der Umstand, daß Lessing in demselben seine Sache Goeze gegenüber, zur Sache der von seinem Gegner beleidigten katholischen Kirche machte, und schließlich gradezu auf die Nothwendigkeit einer Union zwischen Protestantismus und Katholizismus hinwies.

Goeze und die Seinen hatten mit ihren Behauptungen, daß nur der ein Christ sein könne, für den die Bibel der alleinige Lehrgrund der christlichen Religion sei, dem überwiegend größeren Theile der Christen die Berechtigung zu diesem Namen abgesprochen. Sie waren nach Lessings kräftigem Ausdruck „die Stänker, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem sie alles was katholisch ist, als unchristlich verdammen.“ Ihnen gegenüber stellte sich daher Lessing mit seinem großen Prinzipe, dessen Verwirklichung auch dem politischen Geschicke unserer Nation eine unberechenbare Wendung zu geben vermöchte. Dies Prinzip ist das der Union, als deren wesentliches Fundament er den Satz hinstellte: „Wie nur Dasjenige gegen das Christenthum gelten dürfe, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten wisse, so müsse auch nur das zum Christenthume gehören, was Katholiken und Pro-

[1]) XI. 563.
[2]) XII. 500. 501. 502. 503. 509. 516.

testanten gemein sei."[1]) Er sah in den beiden Kirchen, welche sich in die Christenheit theilen, keine so scharfen Gegensätze, daß sie nicht Beide seit ihrem Bestehen einem höheren Gesetze folgen müßten, welches eine beständige Ausgleichung und Wechselwirkung unter ihnen erhalte.[2]) Seine Vertheidigung des Katholizismus war freilich zugleich eine strategische Wendung, mit der er sich gegen die ihm von Goeze angedrohte Verfolgung von Seiten der deutschen Reichsbehörde zu sichern suchte. Aber sein Grundgedanke einer Union war darum nicht minder ernstlich gemeint. Je fester er selbst auf dem einzigen Fundamente des Protestantismus, der freien Kritik und Forschung stand, um so sicherer vermochte er vom historischen Standpunkte den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der heutige offizielle Protestantismus aber mag sich Lessing's Prophezeihung gesagt sein lassen, welche er in dem Fragmente „von den jetzigen Religionsbewegungen"[3]) ausspricht: „Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen, — ja wenn man der evangelischen Kirche verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken, und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Papstthum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen ist."

Wir Andern aber wollen uns getrost an jenes erhabene Wort des großen Mannes halten, der es mit edler Resignation der Zeit überließ, was seine aufrichtig gesagte Meinung wirken solle und könne. „Vielleicht soll nach den Gesetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange

[1]) X. 246.
[2]) Guhrauer II. 2. 180.
[3]) XI. 591.

gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können!"

Hier müssen wir für kurze Zeit den Gang unserer Darstellung unterbrechen, und, ehe wir dem großen Freiheitskämpfer weiter auf der glorreichen Siegeslaufbahn seiner letzten Lebensjahre folgen, einen Blick auf seine persönlichen Zustände und auf die bittern Leiden werfen, unter deren blutiger Dornenlast er seine letzten und größten Geisteshaten gethan hat.

Fünftes Buch.

Nathan der Weiſe.

„Hier iſt Alles Charakter und Geiſt und der ebelſte Menſchheit Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott".

Platen.

Erſtes Kapitel.

Eva Leſſing's Tod.

Wer ohne von Leſſing's Lebensſchickſalen Kunde zu haben die im vorigen Kapitel von uns behandelten Streitſchriften gegen Goeze, mit ihrer ſpiegelhellen Klarheit, ihrem ſprühenden, bald mit dem Gegner ſpielenden, bald ihn zerſchmetternden Witze, ihrem heiteren Humor und ihrer unverwüſtlichen guten Laune in die Hand nähme, der dürfte unwillkürlich zu dem Glauben verleitet werden, daß eine ſo vollkommene Beherrſchung aller geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten einen entſprechenden Zuſtand äußeren und inneren Behagens, kurz eine Gemüthslage des Verfaſſers vorausſetze, die nur das Reſultat befriedigten eigenen Glückes ſein könne.

Und dennoch werden wir ſehen, daß gerade in der Zeit, ja in demſelben Augenblicke, wo Leſſing die erſte Feder zu jenem Kampfe anſetzte, nach kurzem Glücke das ſchwerſte Unglück ſeines Lebens über ihn hereingebrochen war, und daß er, den eigenen Tod im Herzen, ein ſterbender Fechter, den letzten großen Freiheitskampf ſeines Lebens geführt hat.

Wir haben Leſſing im letzten Kapitel des zweiten Buchs am Ziele ſeiner langgehegten Wünſche für den Frieden häuslichen Glückes verlaſſen. Mit dem 8. Oktober des Jahres 1776 hatte nun für ihn in der That ein neues Dasein begonnen. Zum Erſtenmale in ſeinem Leben ſehen wir ihn befriedet und glücklich, an der Seite

der trefflichſten Frau im Kreiſe ihrer von ihm mit Vaterzärtlichkeit geliebten Kinder. Er ſah ſeine äußere Stellung geſichert, ſah ſich befreit von dem Drucke ſeiner Schulden, die obgleich kaum tauſend Thaler betragend, doch in ſeiner Lage und bei den Anforderungen, die ſeine dürftigen Anverwandten an ihn machten, Jahrelang wie ein Alp auf ihm gelaſtet hatten. Eine baldige Verbeſſerung ſeiner ganzen Stellung ſtand in naher Ausſicht und eine jährliche Ehrenpenſion von hundert Louisd'ors, die ihm der Kurfürſt von der Pfalz kurz zuvor von freien Stücken verliehen hatte — die aber freilich wie wir ſehen werden nie gezahlt wurde — ſchien ihn mit einem Male aller materiellen Sorgen, die ihn lebenslang verfolgt hatten, um ſo mehr zu entheben, als auch ſeine Frau von dem geretteten Reſte ihres Vermögens immer noch eine Jahresrente gleichen Betrages übrig behalten hatte. Alles was er jetzt wünſchte, war: für das Glück der geliebten Frau noch einige Jahre zu leben! Kurz vor der Hochzeit hatte er ihr in dieſem Sinne geſchrieben: „Meine Ausſichten ſind jetzt ſo, daß ich ruhig ſein kann, wenn ich noch ein Paar Jahre lebe. Ohne das würde ich Sie, meine Liebe, jetzt freilich in Unruhe und Koſten ſetzen, die Sie einmal bereuen müßten. Deswegen bin ich auch jetzt um ein Bischen längeres Leben ſo bekümmert, als ich es noch nie geweſen. Doch etwas muß man bei allen Unternehmungen in der Welt wagen." Er ahnte nicht, daß er ſein ſchwer errungenes Glück ſo bald überleben ſollte! — —

In allen während ſeiner Ehe geſchriebenen Briefen ſehen wir ſeine Zufriedenheit und ſein Glück ſich kundgeben. Er iſt voll heiterer Laune und guten Humors, und von ſeiner früheren Bitterkeit iſt keine Spur zu bemerken. Er beſtellt wiederholt bei dem Bruder in Berlin Putzſachen für Frau und Tochter [1]), rühmt die Ordnung ſeiner Verhältniſſe, und iſt ſicher „ein ordentlicher Haus-

[1]) XII. 478. 495.

vater zu werden", was wie er in einem Briefe an ſeinen Bruder hinzuſetzt, bei Leuten ihres Schlages doch nur dann möglich ſei, wenn ſie ſich einem Anderen zu Gefallen darauf verlegten. [1]) Er ladet nicht nur den Bruder in Berlin, der ſich gleichzeitig mit ihm verheirathet hatte, ſondern auch ſeine anderen Verwandten und Freunde auf das Dringendſte ein, ihn in ſeinem häuslichen Glücke zu beſuchen; und ſelbſt der Tod ſeiner Mutter, den er als liebender Sohn empfand, vermag eben ſo wenig wie die bald näher zu erzählende ſchlimme Erfahrung, die er bei Gelegenheit der Mannheimer Berufung machte, ſeine Stimmung nachhaltig zu verändern, ja vielmehr fühlt man in dem berühmten Briefe, den er an den Pfälziſchen Miniſter von Hompeſch und indirekt an deſſen fürſtlichen Herrn ſchrieb, die wiedergewonnene Elaſtizität ſeines Geiſtes und das erneuerte Selbſtbewußtſein ſeiner Kraft und ſeines Werths. Beides äußerte ſich auch in anderer Beziehung. Er fühlte ſich wieder produktiv, und fühlte jene Zeit für beſſere Arbeiten als ſeine bibliothekariſchen Beiträge gekommen, die er einſt ohne Hoffnung erſehnt hatte. Er wollte zunächſt ſeine antiquariſchen Briefe vornehmen, ſobald er „die ekle, undankbare, zeitverſplitternde Arbeit" jener Beiträge abgeſchloſſen haben würde, denn er fühlte, wie er an Nicolai im September 1777 ſchrieb, „jetzt noch Kräfte in ſich zu beſſeren Dingen." Dazu rechnete er vor Allem die Ausbeutung ſeiner italieniſchen Reiſeerinnerungen zur Vervollſtändigung ſeiner Kunſtforſchungen. Auch an perſönlichen Anregungen fehlte es nicht. Zu den letzteren gehörte der Beſuch eines geiſtreichen Franzoſen Cacault, der einen langen Aufenthalt in Wolfenbüttel machte, um unter Leſſing's Anleitung deutſche Literatur zu ſtudiren, und der daſelbſt ſogar Leſſing's Dramaturgie überſetzte, welche ſpäter Mercier herausgab. [2])

---

[1]) XII. 481.

[2]) XIII. 582. mit Nicolai's Anmerkung.

Alle seine Freunde nah und fern empfanden die wohlthätige Wirkung seiner neuen Zustände auf seine Stimmung und sein ganzes Wesen. Vor Allen der Freund, der seinem Herzen am nächsten stand, der liebenswürdige M. Mendelssohn, welcher sofort eine Geschäftsreise benutzte, um seinen Lessing wiederzusehen. Er hatte ihm kurz vor diesem Wiedersehen geschrieben: „Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche aber auch etwas bittre Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände, und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und Alles was ich von Ihnen höre und sehe bestärkt mich in diesem angenehmen Dünken, mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?"

Wie wir sehen, erscheint hier „die Frau" an erster Stelle, und sie verdiente es dieselbe einzunehmen. Das Bild ihrer liebenswürdigen, geistreich verständigen, lebensklugen und weltgewandten, und dabei doch so einfachen und schlichten Persönlichkeit, das wir im Verlaufe unserer Darstellung sich haben entwickeln sehen, wird auch noch vervollständigt durch die Schilderung, welche ein Augenzeuge von Lessing's Glück in einem gleichzeitig geschriebenen Briefe von der Begründerin desselben entworfen hat. Es ist dies der später so berühmte Geschichtsforscher Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler, der damals als junger Mann von fünfundzwanzig Jahren mehrere Wochen die Wolfenbüttler Bibliothek benutzte, und täglich ein gern gesehener Gast in Lessing's Hause war. Die Art, wie Lessing ihn brieflich seinem Bruder und seinen Berliner Freunden

empfahl, zeigt, daß er den trefflichen jungen Mann wahrhaft liebgewonnen hatte. Spittler selbst aber berichtet über seinen Aufenthalt bei Lessing in einem Briefe an Meusel folgendermaßen: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus, und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und, wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessing's Gattin. Eine solche Frau hoffte ich nimmermehr kennen zu lernen! Diese unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Das war die Frau, deren schwererrungener Besitz Lessing auf den Gipfel seines Lebensglücks heben sollte, um ihn nach kaum mehr als einem Jahre solchen Glücks durch ihren Verlust in den Abgrund hoffnungslosesten Leides zu stürzen, aus dessen Tiefen er sich nie mehr völlig emporgehoben hat! —

Zu Anfange des Jahres 1777 sah sich Lessing genöthigt, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen, um persönlich dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz seinen Dank abzustatten, der ihm im August des vorhergehenden Jahres das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der neuerrichteten Mannheimer Akademie der

Wissenschaften nebst der Zusicherung einer jährlichen Pension von hundert Louisd'ors durch den eigends dazu abgesendeten, aus Schiller's Leben bekannten Mannheimer Buchhändler Schwan hatte überreichen lassen. Zum Erstenmale sah sich Lessing von einer Anerkennung aufgesucht, die er um so freudiger annahm, als er sich dadurch mit einem Male in seinen beengten pekuniären Verhältnissen wesentlich erleichtert fand. Die einzige Bedingung, welche man dabei gestellt hatte, war, daß Lessing wenigstens alle zwei Jahre einmal den Sitzungen der Akademie persönlich, gegen Erstattung der Reisekosten, beiwohne und alljährlich eine Abhandlung für die Akademie schreibe.[1]) Das eigentliche Absehen des Kurfürsten, oder vielmehr seines Ministers Hompesch war aber auf etwas Anderes gerichtet. Man trug sich in Mannheim, bei dem löblichen Bestreben diese Stadt zu einem Mittelpunkte der Kunst und Wissenschaft am Niederrhein zu machen[2]), angeregt durch die in Hamburg und Wien für die Hebung des deutschen Theaters gemachten Versuche, mit dem Plane, ein deutsches „Nationaltheater" zu gründen, und dieser Plan war es eigentlich, für den man den berühmten Dramaturgen zu gewinnen trachtete. In der That ließ sich Lessing herbei, für die neue Theaterunternehmung einige Schauspieler zu engagiren, und zeigte sich auch sonst bereit, dem Unternehmen durch seinen Rath förderlich zu werden. Nur direkt und persönlich sich bei demselben zu betheiligen hatte er entschieden abgelehnt. Seine Hamburger Erfahrungen hatten ihm eine solche Thätigkeit für immer verleidet, und der persönliche Einblick, den er bei seiner Anwesenheit zu Mannheim in die Verhältnisse des dortigen von Maitresseneinfluß und Jesuitenintriguen beherrschten Hofes that, bestärkte ihn in seinem Vorsatze. Aber er selbst sollte die

---

[1]) XII. 462—463.

[2]) Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, III. 1. 274., III. 2. 249.

Erfahrung machen, was es heiße, ſich mit einem ſolchen Hofe einzulaſſen, und der von feilen Schmeichlern ſeiner Zeit als Mäcen deutſcher Kunſt und Literatur geprieſene Kurfürſt Karl Theodor ſollte ſich den beiden deutſchen Fürſten, die ſich an dem großen Manne verſündigt haben, als der „Dritte im Bunde“ zugeſellen. Denn nicht genug, daß man Leſſing, der ſich zu der Mannheimer Reiſe nur auf den ausdrücklichen Wunſch des Kurfürſten bequemt hatte, nach Wolfenbüttel zurückreiſen ließ, ohne ihm die Penſion auszuzahlen, auf deren Erhebung er ſicher gerechnet hatte [1]), erniedrigte ſich der kurfürſtliche Miniſter von Hompeſch auch ſo weit, daß er durch eine von Leſſing für immer gebrandmarkte Wendung demſelben die ihm freiwillig angetragene und von ihm ausdrücklich angenommene Penſion ſelbſt wieder entzog. Die Penſion war nur der Köder geweſen, den man ausgeworfen hatte um den berühmten Mann zu fangen, und den man zurückzuziehen wünſchte, da dies mißlungen war. Als nämlich Leſſing nach ſeiner Rückkehr die von ihm verlangten Vorſchläge für das Theater, zu denen auch die von ihm zuerſt angeregte Einrichtung einer Theaterſchule gehörte [2]), ſchriftlich einſandte, einen wiederholten Ruf nach Mannheim aber entſchieden ablehnte, ſchämte ſich der edle Freiherr, als würdiger Vorgänger Dalberg's in deſſen Verhalten gegen Schiller, nicht, dieſer Ablehnung die Wendung zu geben, als ob Leſſing damit zugleich auch die ihm früher angetragene Penſion abgewieſen habe, und beeilte ſich, dieſe Erklärung, an die Leſſing nicht von fern gedacht hatte, in einem äußerſt freundſchaftlichen Briefe [3]) zu „acceptiren“.

Aber Leſſing war nicht der Mann, der ſich ungeſtraft mißhandeln ließ, und ſeine Antwort auf den Brief des vornehmen

---

[1]) XII. 479.
[2]) Devrient, Geſchichte des deutſchen Theaters, II. 324—325.
[3]) Karl Leſſing, I. 375—377.

Herrn, „der von Anfang an gegen ihn wie ein kleiner kriechender Minister agirt hatte“ [1]), zeigte wie er mit solchen Leuten umzuspringen wußte. Es ist eine Freude zu sehen, mit welchem Fußtritte der Verachtung der freiheitsstolze Mann die kleinliche Intrigue eines Ministers erwiderte, zu einer Zeit, wo der deutsche Bürger vor allen Vornehmen und Großen noch in tiefster Demuth der Unterwürfigkeit sich beugte. Er wolle sich, schrieb er, nicht den Vorwurf zuziehen, daß er sich muthwillig durch Verspiegelung und Intrigue wie ein Kind behandeln lasse. „Denn nur einem Kinde (fährt er fort), dem man ein gethanes Versprechen nicht halten will, dreht man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen. Wenn mich denn aber nur Ew. Excellenz für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels Jemandem beschwerlich zu fallen. Nur Eins muß ich mir dabei vorbehalten. Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereiset. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich sagen? Ihm Schritt vor Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? ihm Schwan's, Ew. Excellenz und alle anderen gewechselten Briefe vorlegen, und ihn urtheilen lassen was er will? — Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein, und ich besorge ganz ein anderes. Da zur Zeit so Manches vom deutschen Theater geschrieben

[1]) Lessing's Worte in einem Briefe an den Schauspieler Johann Heinr. Friedr. Müller, in der neuen Maltzahn'schen Ausgabe von Lessing's Werken XII. 582.

wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Mannheimer Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden: so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte".

„Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen: ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Sylbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publikum Alles rein heraus".

„Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: „„daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde!"" Ich dränge mich zu Nichts, und mich Leuten, die, ohngeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein".

Dieser Ausbruch gerechtesten Unwillens über die gegen ihn begangene Perfidie änderte freilich in der Sache selber nichts. Der Minister und sein Herr steckten die Zurechtweisung ein und behielten ihr Geld in der Tasche. Die versprochene Pension ward nie gezahlt. Doch gelang es Lessing, wenigstens dem von ihm empfohlenen Schauspieldirektor Seyler, den man durch ein ähnliches Verfahren schwer geschädigt hatte, eine Schadloshaltung von tausend Thalern zu erwirken, die man aus Furcht vor Lessing's Feder zahlte. Er selbst erhielt als Gnadengeschenk vom Kurfürsten ein Etui mit dreißig — kupfernen Portraitmedaillen der Pfälzischen Herrscher! [1])

Was nun das damalige Mannheimer Theaterunternehmen selbst anlangt, so faßt Lessing den ganzen Nationaljammer unseres deut-

[1]) Karl Lessing, I. 390.

schen Partikularismus in die Worte zusammen, welche er bald darauf seinem Bruder schrieb: „daß man in Mannheim mit einem deutschen Nationaltheater nie einen andern Begriff verbunden habe, als den, daß es ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten!“ „Wie wohl ist mir, setzt er hinzu, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen lasse, so oft es mir gefällt!“ — Diese „ganz andere Komödie“ war aber eben das Schauspiel, welches er auf dem theologischen Gebiete aufzuführen, wie wir gesehen haben, grade um diese Zeit durch Bekanntmachung der „Fragmente“ im besten Zuge war, und dessen hohe Komik ihm, wie er sich ausdrückte, bald „alle andern theatralischen Arbeiten schaal und wässerig erscheinen ließ“ [1]).

Bei seinen Vorschlägen für die Hebung des deutschen Theaters waren es besonders zwei Punkte, auf welche Lessing nachdrücklich hingewiesen hatte. Er wollte das Theater als eine wichtige Bildungsanstalt des Volks in sittlicher wie in ästhetischer Hinsicht betrachtet, und deshalb mit der zu Mannheim errichteten deutschen Gesellschaft verbunden wissen. Diese letztere sollte durch einen Ausschuß aus ihrer Mitte die aufzuführenden neuen Stücke ihrer Prüfung unterwerfen, über die Sprache und Aussprache der Schauspieler wachen, und eine dramaturgische Kritik in's Leben rufen, welche Dichter, Schauspieler und Publikum zu fördern geeignet wäre. Der zweite Punkt war die Errichtung einer eigenen Theaterschule, zur gründlichen und vollständigen Ausbildung der Schauspieler in künstlerischer wie in sittlicher Beziehung. Eine solche „Theaterpflanzschule“ hielt Lessing in jeder Hinsicht für eine Nothwendigkeit, ja für die Grundbedingung der Möglichkeit einer wahrhaften Förderung der deutschen Bühne. Das Theater könne mehr sein und solle mehr sein als eine bloße Anstalt für das Vergnügen des Volks, und die Schaubühne habe einen höheren und edlern Zweck

[1]) XII. 501.

als dieſen, in ihrer ſittlichen und äſthetiſch bildenden Einwirkung auf die Volkserziehung; — wir wiſſen in wie engen Verband Leſſing das Schöne mit dem Guten, die Schönheit mit Religion und Sittlichkeit ſetzte. Aber, fügt er hinzu, wäre der Endzweck des Schauſpiels auch blos das Vergnügen des Volks, ſo ſei es ſchon aus dieſem Grunde wichtig, dem Volke ſeine Unterhaltung nicht durch Idioten und ſittenloſe Menſchen zu gewähren, für welche es, außer den Stunden der Erholung, keine Achtung haben könne. Man ſieht, das ſind tiefgreifende, im edelſten Sinne demokratiſche Bildungsgedanken, von deren Realiſirung unſere deutſchen Theater noch jetzt nach faſt achtzig Jahren weit entfernt, ja vielleicht weiter entfernt ſind als damals.

Ueberhaupt hatte Leſſing bei der Poeſie und Kunſt weſentlich das Volk im Auge. Als Gleim ſeine „Lieder fürs Volk" dichtete, in denen er ſich zu den Verhältniſſen des Volks herabzulaſſen verſuchte, ſchrieb ihm Leſſing über dieſen Begriff des Sichherablaſſens zum Volke einen Brief, in welchem wir den Begriff der wahren Popularität, der ächten Volksdichtung, ja des Volkes überhaupt zum Erſtenmale in unſerer Literatur hingeſtellt ſehen. Man habe geglaubt, dies Sichherablaſſen heiße gewiße Wahrheiten, und meiſtens Wahrheiten der Religion, ſo leicht und faßlich vortragen, daß ſie der Blödſinnigſte aus dem Volke verſtehe. Man habe alſo dieſe Herablaſſung lediglich auf den Verſtand bezogen, und darüber an keine weitere Herablaſſung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuſchenden Verſetzung in die mancherlei Umſtände des Volks beſtehe. Und doch ſei dieſe letztere Herablaſſung von der Beſchaffenheit, daß jene erſtere aus ihr von ſelbſt folge, während umgekehrt jene erſtere ohne dieſe letztere nichts als ein ſchales Gewäſch ſei, dem alle individuelle Applikation fehle. Die Dichter welche wie Gleim's Vorgänger in ihrer populären Dichtung, das Volk blos und allein als den ſchwachdenkendſten Theil der Menſchheit genommen, hätten deshalb für das vornehme und für das gemeine Volk geſungen. Leſ-

fing aber faßt „das Volk im eigentlichen Sinne“ als „den mit seinem Körper thätigen Theil, dem es nicht sowohl an Verstande als an der Gelegenheit ihn zu zeigen fehle“. Unter dieses Volk habe sich mit Recht der Dichter der Lieder für's Volk gemengt: nicht um es durch gewinnstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen, besonders jenes einst von den alten Weisen als so wünschenswerth und ehrenvoll gepriesene Bewußtsein und Gefühl der fröhlichen Armuth wieder zu erwecken, das sich täglich mehr und mehr aus der Welt zu verlieren scheine[1]).

Das klingt freilich sehr wenig romantisch, aber diese Ansichten sind darum nur um so erhabener und inhaltvoller, je tiefer sie in den sittlichen Kernpunkt der ächten Volkspoesie und Populardichtung dringen; und diese Auffassung des Volks und seiner Bedürfnisse, diese Aufforderung an den Dichter, sich in die Wahrheit und Realität seines Wesens und Lebens, seines Thuns und Treibens, seiner Leiden und Freuden bis zur Illusion zu vertiefen, könnte manchen unserer Volkspoeten und Dorfnovelliſten von heute einen belehrenden Fingerzeig geben und ihnen zeigen, daß ihre wahre Aufgabe darin besteht, die Wirklichkeit abzuklären und zu reinigen, nicht sie aufzuschminken oder zu entstellen. Das Geheimniß der Popularität von Lessing's Minna von Barnhelm und ihrer dem Volke angehörigen Figuren beruht mit auf der Virtuosität, mit welcher der Dichter es verstanden hat, „sich bis zur Täuschung in ihre mancherlei Umstände zu versetzen“. Auch das ächte Volkslied erfreute sich Lessing's warmer Theilnahme. Und als der täppische Aufklärer Nicolai es sich beikommen ließ, das neuerwachte Interesse für Volkslieder zu verspotten, verfehlte Lessing nicht, ihm für seine Ver-

[1]) XII. 351—352.

mengung des Pöbels und des Volks eine derbe Zurechtweiſung angedeihen zu laſſen [1]).

Kehren wir von dieſer Abſchweifung wieder zu Leſſing's häuslichen Zuſtänden zurück. Das Jahr 1777 verfloß ihm, abgeſehen von dem unerfreulichſten Ausgange jener Mannheimer Epiſode, als das glücklichſte ſeines Lebens. Auch das Glück, Vater zu ſein, ſollte ihm nicht verſagt werden, und am 12. Oktober konnte er ſeinem Bruder Karl die frohe Erwartung dieſes Glückes melden. Selbſt eine Ausſicht zur Erfüllung ſeines alten Wunſches in Berlin eine Stellung zu erhalten, ſchien ſich zu bieten. Es ging das Gerücht, daß Friedrich der Große, die Geldverlegenheit des Braunſchweigſchen Hofes benutzend, die Wolfenbütteler Bibliothek zu kaufen und nach Berlin zu verſetzen beabſichtige, um ſeine neue große „Bücherkommode", wie der Berliner Witz ſchon damals die neu erbaute Bibliothek getauft hatte, würdig zu füllen. Trotz des ſcherzenden Tones, in welchem Karl Leſſing dem Bruder das Projekt und die daran geknüpfte Verſetzung Leſſing's ausmalt, merkt man doch, daß er die Sache ernſt nahm. Indeſſen wurde aus derſelben nichts. Der verſchuldete Herzog zog es vor, ſeine Bibliothek zu behalten, und ſeiner durch üppige Verſchwendung herbeigeführten Finanznoth dadurch einigermaßen abzuhelfen, daß er nach dem Vorgange ſeiner Herren Brüder in Heſſen und Würtemberg viertauſend Landeskinder an England zu beliebiger Verwendung gegen die aufgeſtandenen Colonien von Nordamerika verkaufte! —

Leſſing ſelbſt ward durch die Vereitelung jener Hoffnungen ſeines Bruders wenig oder gar nicht berührt. Er fühlte ſich zufrieden mit ſeinem Schickſale, zufrieden in der laeta paupertas, der fröhlichen Armuth ſeiner Verhältniſſe, denen er nichts als Dauer wünſchte, um ſich alle Verlockungen in die Welt hinaus gleichgültig zu machen. Es waren Tage friedlichſten erfüllteſten Glücks, welche

[1]) XII. 491.

der vielgeprüfte Mann nach langer Odysseischer Lebensirrfahrt in seiner stillen jetzt ihm so erwünschten Wolfenbütteler Einsamkeit verlebte und er genoß sein Glück um so tiefer, je später es ihm zu erreichen gelungen war. —

„Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen."

Und ein solcher Blitz vom heiteren Himmel niederfahrend war es, der das Schifflein seines Glücks im Hafen selbst zerschmettern sollte.

Am Weihnachtsabende des Jahres 1777 gebar ihm die Gattin zu seiner unaussprechlichen Freude einen Sohn. Aber diese Freude war von kurzer Dauer. Die Entbindung war schwer und unglücklich gewesen, und schon nach vierundzwanzig Stunden war in Folge derselben das Kind eine Leiche und schwebte die Mutter in Todesgefahr. Neun bis zehn Tage lag sie ohne Besinnung da, und Lessing, der Tag und Nacht nicht von ihrem Lager wich, mußte wiederholt mit Gewalt von demselben entfernt werden, um der Sterbenden, die ihn allein bei ihrer Geistesabwesenheit erkannte, den Todeskampf nicht zu erschweren. Die kurzen Billete Lessing's an Eschenburg und an seinen Bruder Karl aus diesen Tagen sind vielleicht das Erschütterndste was jemals eine Menschenhand geschrieben. Ein furchtbares Verhängniß wollte, daß er selbst an seinem Beispiel bewahrheiten sollte, was er einst vor zwanzig Jahren über den Witz des Schmerzes ausgesprochen hatte [1]). Er schrieb an Eschenburg am 3. Januar des neuen Jahres. „Ich ergreife den Augenblick da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so

[1]) VI. 215–216.

einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß was ich ſage! War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen".

Von dieſem Tage an aber beſſerte ſich plötzlich der Zuſtand der Leidenden. Ein neuer Hoffnungsſtrahl ſchien dem unglücklichen Manne zu leuchten. Zwei Tage ſpäter ſchrieb er ſeinem Bruder: „Ich habe nun eben die traurigſten vierzehn Tage verlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verluſt mir den Reſt meines Lebens ſchwer verbittert haben würde; — ſeit drei Tagen habe ich die zuverläſſige Hoffnung, daß ich ſie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird". Noch fünf Tage zitterte in ſolchem Schwanken die Lebensflamme auf und ab, bis ſie am 10. Januar erloſch. Das Blatt, auf welchem an dieſem Tage Leſſing ſein Schickſal dem Freunde Eſchenburg in Braunſchweig meldete, enthält nichts als die Worte:

„Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können, zu machen; und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unſerer übrigen Freunde in Braunſchweig Beileides verſichert halten darf!

Wolfenb. Der Ihrige

10. Januar 1778. Leſſing".

In der Morgenfrühe des 12. Januar ſah er ſein Glück zu Grabe tragen. An demſelben Tage ſchrieb er ſeinem Bruder jenen herzzerreißenden Brief, in welchem ſeine Verzweiflung ſich in den

Worten zusammenkrampft: „daß er sein Glück unstreitig nicht verdient habe!“ und in welchem er all' seinen Schmerz um den erlittenen Verlust in den einzigen wiederholten Ausruf zusammenfaßt: „Wenn Du sie gekannt hätteſt! — Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. — Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. — Aber wenn Du sie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat, so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!“ — Und zwei Tage später schreibt er an Eschenburg: „Wenn ich noch mit der Einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen meinen Weg allein so fort zu duſeln. Ein guter Vorrath vom Laudanum literariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz leidlich überſtehen helfen“.

Die letztern Worte erhalten ihre Erklärung durch den Umstand, daß grade um diese Zeit der Sturm der theologiſchen Streitſchriften wider die Fragmente begann. Am Sterbebette seiner Frau erhielt Leſſing die ersten Angriffe Goeze's, und von ihrem Sarge sah er ſich auf einen Kampfplatz gerufen, auf dem zu erſcheinen ihm Pflicht und Ehre geboten! Um ſich ſelbſt zu erretten warf er ſich in dieſen Kampf mit allen Kräften ſeines Geiſtes, ſuchte er in dem „Laudanum“ der theologiſchen Studien Vergeſſenheit ſeines Schmerzes und ſeines Unglücks, deſſen ganze Tiefe nur eine einzige Seele ermaß, Eliſe Reimarus, die treue Hamburger Freundin, in deren verſchwiegenen Buſen er allein den ganzen Jammer ſeines Innern ausſchüttete, während er denſelben in ſeinen Briefen an alle andern Freunde ſtill in ſich verſchloß. Wohl Keiner derſelben mochte es ahnen, daß der Mann, an deſſen hellleuchtenden polemiſchen Geiſtesfeuerwerken in dem Kampfe gegen den Hamburger Zeloten ſie ſich erfreuten, zu derſelben Zeit, wo er oft die muthwilligſten

Stellen in seinen Schnurren in den trübsten Augenblicken schrieb [1]), von Lebensüberdruß gefoltert, mehr als einmal dem Gedanken nahe war, ein Dasein von sich zu werfen, das ihm nur noch als eine unerträgliche Last, als eine öde Reihe freud- und hoffnungsloser Tage erschien! Nur Elise Reimarus wußte wie es mit ihm stand, und ein Brief an sie läßt uns erkennen, daß sie es war, deren männlicher Geist ihn aufforderte auszuharren und weiter zu dulden. „Ich bin mir hier (schreibt er ihr aus Wolfenbüttel vom 9. August 1778) ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles, Alles aufopfern, um mich nicht einem Verdachte auszusetzen, der mir ganz unerträglich ist". Dies bezieht sich darauf, daß er sich auf's Neue in Schulden setzte, um das volle Vermögen seiner Frau für deren Kinder sicher zu stellen. „Wie oft, fährt er fort, möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollte als andere Menschen! — Sehen Sie meine Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche nur mit den Zähnen und lasse den Kahn treiben, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will". —

Und er trieb noch drei Jahre, Jahre voll tiefer Leiden und hoffnungsloser Resignation, und dennoch voll der herrlichsten Thaten

[1]) XII. 504.

für die Erleuchtung und Befreiung der Menſchheit. Denn obenan unter ihnen ſtehen: „Nathan der Weiſe“ und „die Erziehung des Menſchengeſchlechts“.

Zweites Kapitel.

Entſtehungsgeſchichte Nathan's des Weiſen.

Das Zetergeſchrei der Theologen über die Bekanntmachung der Fragmente und die geheimen Machinationen der Goeze und Conſorten für ein polizeiliches Einſchreiten gegen den Herausgeber derſelben hatten endlich die gewünſchte Wirkung. Sachſen, Leſſing's Vaterland, ging voran. Das Dresdener Conſiſtorium verbot bei funfzig Thalern Strafe nicht nur den Verkauf ſondern auch das Leſen der Leſſing'ſchen Schriften gegen Goeze. Braunſchweig folgte nach. Ein fürſtliches Reſcript, welches die dortigen Orthodoxen zu erſchleichen wußten [1]), forderte von Leſſing die Auslieferung der in ſeinen Händen befindlichen Handſchrift des Fragmentiſten, befahl die Konfiskation der Leſſing'ſchen Beiträge, welche die bekannt gemachten Fragmente des Reimarus'ſchen Werks enthielten, und entzog Leſſing die bisher genoſſene Cenſurfreiheit, weil er dieſelbe, wie es in dem Erlaſſe hieß, zur Beleidigung der Religion und guten Sitten höchſt muthwillig gemißbraucht habe.

Leſſing gehorchte der erſten Forderung, indem er das Manuſkript ablieferte und die Fortſetzung der Fragmente abbrach. Aber gegen die ihm gemachte Anſchuldigung verantwortete er ſich in

[1]) XII 507.

einer Weiſe und in einem Tone, bei welchem unſerer zahmen Zeit im Hinblick auf das Verhältniß eines angeſtellten Beamten zu ſeiner vorgeſetzten Behörde ein Schauder über die Haut laufen dürfte. Er erklärte dem hochwürdigen Conſiſtorium: daß er ſich bewußt ſei, durch die Herausgabe der Fragmente weit mehr Gutes als Böſes geſtiftet zu haben, und daß es ihm gleichgültig ſei, ob dies jetzt einige Braunſchweiger Theologen begriffen oder nicht. Zugleich aber gab er den Hochwürdigen zu bedenken, daß Er ſelbſt ſich außer Schuld erkläre, wenn, wie leicht möglich ſei, die unbedachtſam eingeleitete Konfiskation der Fragmente Veranlaſſung gäbe, daß das in mehreren Handſchriften exiſtirende und insgeheim von Hand zu Hand gehende Ganze des ſo anſtößig befundenen Werks jetzt irgendwo vollſtändig herausgegeben werden ſollte. Was die verhängte Konfiskation anlange, ſo erwarte er, daß man darunter nicht etwa ſeine „Antigoezſchen Blätter" mitbegreifen, ſondern ihm geſtatten werde, dieſelben nach wie vor ohne Cenſur drucken zu laſſen. Denn in dieſem Streite ſei er der angegriffene Theil, und das Bitterſte, was er bisher gegen Goeze vorgebracht, ſeien Höflichkeiten gegen die Beleidigungen, welche er von Jenem erfahren habe. [1])

Die Antwort des Konſiſtoriums auf dieſe Erklärung war eine Verſchärfung der früher gegen ihn erlaſſenen Verfügung durch das Verbot, irgend Etwas in Religionsſachen weder in Braunſchweig, noch im Auslande, weder mit, noch ohne ſeinen Namen, ohne Erlaubniß und Genehmigung des fürſtlichen Miniſteriums drucken zu laſſen.

Das Verbot und die Konfiskation machten freilich Leſſing wenig Sorge. Sie förderten ſogar ſeine Sache; denn alle Welt riß ſich jetzt um die Beiträge, welche die Fragmente enthielten. Dagegen war er feſt entſchloſſen, jenem Anſinnen, ſeine ganze lite-

[1]) Karl Leſſing, I. 393—398.

rarische Thätigkeit unter die Controle der Behörden zu stellen, keine Folge zu geben und seinen Kampf mit Goeze fortzusetzen, selbst wenn es ihm seine Stellung kosten sollte.[1]) Er ließ daher trotz jenes Verbots seine „Nöthige Antwort“ gegen Goeze in Hamburg drucken, und nur das Verstummen des Letzteren hinderte ihn, seine „Antigoeze“ fortzusetzen. Das Braunschweigische Konsistorium ließ das Erstere in der That ungerügt geschehen. Die geistlichen Herren mochten sich nicht ganz sicher fühlen, denn der an des altersschwachen Herzogs Stelle die Regierung leitende Erbprinz war zwar ein Feind alles theologischen Gezänks und im Stillen wenig zufrieden mit der Aufregung, welche Lessing hervorgerufen hatte; auch war er, für seine Person, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Politik entschieden dem alten Glaubenssysteme zugethan, und hätte es jedenfalls lieber gesehen, wenn die theologischen Händel lateinisch ausgefochten worden wären, um nicht in weiteren Kreisen Aergerniß zu verbreiten. Bei alledem war er jedoch schon als Nacheiferer des großen Friedrich und Gönner eines Mendelssohn zu sehr um den Ruf eines aufgeklärten und toleranten Fürsten besorgt, als daß er zu religionspolizeilichen Gewaltschritten gegen Lessing seine Zustimmung hätte geben sollen. In der That schämten sich selbst einige Mitglieder des Braunschweiger Konsistoriums des von demselben gegen den berühmten Schriftsteller beobachteten Verfahrens. Namentlich suchte sich der feine Hofmann Jerusalem den Schein zu bewahren, als ob er mit der polizeilichen Maßregelung keineswegs einverstanden sei, worüber denn Lessing einmal im Sinne jenes berühmten Schiller'schen Distichons scherzend an seinen Freund Ebert schrieb: „Einzeln wird es Keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß freilich längst, daß ein halb Dutzend vernünftiger Männer zusammen oft nicht mehr als ein altes Weib sind.“

[1]) XII. 509. 511.

Inzwiſchen hielt es Leſſing doch für nöthig, auch die Möglichkeit eines üblen Ausgangs der Sache in's Auge zu faſſen, und ſich für einen ſolchen Fall vorzubereiten. „Noch weiß ich nicht, ſchrieb er um dieſe Zeit an ſeinen Bruder [1]), was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf jeden gefaßt ſein. Du weißt wohl, daß man das nicht beſſer iſt, als wenn man Geld hat, ſo viel man braucht, und da habe ich dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen jetzigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moſes es für gut finden, ſo will ich das Ding auf Subſkription drucken laſſen." So ſchickte er denn auch dem Bruder den Entwurf einer Ankündigung [2]) und Einladung zur Subſkription mit der Bitte, denſelben ein Paar hundertmal auf einem Oktavblatte abdrucken und nach Kräften verbreiten zu laſſen. Von dem Thema verrieth er den Freunden nur ſo viel, daß es aus der Erzählung vom Juden Melchiſedek in Boccaccio's Decameron entnommen ſei, und daß er eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden habe. Alles ſolle ſich ſehr gut leſen laſſen, und er ſei gewiß, den Theologen damit „einen ärgern Poſſen zu ſpielen, als mit noch zehn Fragmenten".

Schon drei Jahre früher, bald nach ſeiner Rückkehr von der italieniſchen Reiſe hatte er das vor langer Zeit angelegte Stück, deſſen erſte Anfänge in Leſſing's früheſte Jugendperiode zurückreichen, vollends auf's Reine bringen und drucken laſſen wollen. [3]) Jetzt ſuchte er es wieder vor, einmal weil ihm die Subſkription die Geldmittel zur Behauptung ſeiner Freiheit verſchaffen ſollte,

---

[1]) XII. 509., vergl. 510.
[2]) Sie ſteht im Anhange zu Leſſing's Werken XIII. 653. Lachm.
[3]) XII. 514.

und weil er mit dieſer Dichtung „nach einigen kleinen Veränderungen des Plans dem Feinde, wie er ſich ausdrückte, auf einer anderen Seite in die Flanke zu fallen gedachte.“ Da man durchaus verlange, daß er von einer Arbeit feiern ſollte, die er ohne Zweifel nicht mit der dazu nöthigen frommen Verſchlagenheit betrieben habe, ſo müſſe er verſuchen, „ob man ihn, wie er an Eliſe Reimarus ſchrieb, wenigſtens auf ſeiner alten Kanzel, auf dem Theater, ungeſtört predigen laſſen wolle.“ [1]) Sein Bruder ergriff dieſe Idee mit Lebhaftigkeit und ſpornte ihn eifrig zur Ausführung dieſer „geiſtlichen Komödie“ an. Doch ſowohl er als Leſſing's andere Berliner Freunde hatten keine Ahnung von dem Ernſte der Dichtung, unter der ſie ſich vielmehr eine derbkomiſche Satire mit allerhand polemiſchen Angriffen und direkten Beziehungen auf die Gegenwart vorſtellen zu müſſen glaubten. [2]) Denn Leſſing ſelbſt hielt es bald darauf für nothwendig, ſeinem Bruder zu erklären, daß man ſich von ſeinem Stücke eine ganz falſche Vorſtellung mache. „Es wird, ſchreibt er ihm, nichts weniger als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen. Es wird ein ſo rührendes Stück als ich nur immer gemacht, und Moſes hat ganz recht geurtheilt, daß ſich Spott und Lachen zu dem Tone nicht ſchicken würde, den ich in meinem letzten Blatte (der „Nöthigen Antwort“ ꝛc.) angeſtimmt habe. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen, meint er, würden wohl innerlich auf das Werk ſchimpfen, aber es wohl bleiben laſſen, ſich öffentlich dagegen zu erklären.“ Uebrigens „hatte er ganz und gar keine Luſt“ ſeinen theologiſchen Kampf gegen Goeze und Conſorten fallen zu laſſen; und dieſer „dramatiſche Abſprung“ ſollte, ſo hoffte er, ſeiner eigenen Sache im geringſten nicht ſchaden, für die er gerade um dieſelbe Zeit mit ſeiner „Neuen Hypotheſe über die Evangeliſten als

[1]) XII. 510. 514.
[2]) XIII. 612.

blos menſchliche Schriftſteller betrachtet" [1]), nach den leichten Scharmützeln mit Goeze „das erſte Treffen ſeiner Hauptarmee" in den Kampf zu führen beſchäftigt war.

Zunächſt aber galt es Subſiſtenzmittel zu erwerben für den Fall eines Schlages der ihn um ſein Bibliothekariat bringen konnte. Deutſchland mag wohl erröthen, wenn es lieſt, daß ſein Leſſing, der Begründer einer neuen Ära des deutſchen Geiſtes, den er zuerſt wieder auf die eigenen Füße geſtellt hatte, Leſſing am Ende ſeiner thatenvollen Laufbahn, Leſſing als er ſich niederſetzte um ſeiner Nation den Nathan zu geben, nicht hatte und nicht wußte, wovon er leben ſollte während der vier bis fünf Monate, welche ihm die Vollendung dieſes Werks koſten würde! daß er ſeinen Bruder bitten mußte, mit der Subſkriptionsankündigung überall für ihn ſein Netz auszuſtellen! „Ich beſorge ſchon, fügt er hinzu, daß auch auf dieſem Wege, auf welchem ſo Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger ſind als ich ſelbſt. Aber wenn ſie es auch ſind: ſo iſt vielleicht das Pferd verhungert ehe der Hafer reif geworden." — O Deutſchland!

Und heute noch, — wie viele Deutſche, die ſich an Nathan dem Weiſen erquicken, wiſſen es denn daß Leſſing während er das erhabenſte Werk ſeines Genius ſchuf mit der drückendſten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brod zu kämpfen hatte? —

Seine Briefe aus dieſer Zeit enthalten darüber Aufſchlüſſe die uns das Herz verwunden. Um das Werk auszuarbeiten brauchte er, wie er ſeinem Bruder am 7. November 1778 ſchreibt, dreihundert Thaler; und dieſe zu erhalten war in dem Lande, welches

[1]) XI. 495–514. Dieſe unvollendete Schrift erſchien erſt nach ſeinem Tode Vergl. XII. 501.

die Ehre hatte, ihn zu besitzen, keine Aussicht. Auf Vorausbezahlung von Seiten der Subskribenten auf sein noch unvollendetes Werk wollte er sich nicht einlassen. „Denn wenn ich nun plötzlich stürbe, schrieb er dem Bruder, so bliebe ich vielleicht tausend Leuten, jedem einen Gulden schuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich schimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis Ostern brauche ich freilich; und die Sorge es anzuschaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen sein müßte. Aber wenn Du freilich meinst, daß Dein anderer Vorschlag thunlich sei, und sich wohl noch ein Freund finde, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinsen vorschösse, so würde ich diesen Vorschlag tausendmal annehmlicher finden. Ich brauche aber wenigstens dreihundert Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinsten Spuren von Zerstreuung so merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt geben kann: meinen Wechsel; und wenn ich plötzlich stürbe, würde doch wohl auch noch so viel übrig sein, daß dieser Wechsel bezahlt werden könnte."

Zum Glücke fand sich Jemand, der dem Dichter auf vier Monate die erforderliche Summe vorschoß. Der wackere Mann, dem Deutschland indirekt den Nathan verdankt, und dessen Name daher wohl in einer Biographie Lessing's einen Platz verdient, war ein jüdischer Kaufmann Namens Moses Wessely, ein guter Bekannter und Verehrer Lessing's aus der Zeit von dessen Aufenthalte zu Hamburg, ein Mann von Geist und feiner Bildung, der sogar über Lessing's Emilia Galotti anonyme Briefe veröffentlicht hatte, und für dessen Herzensfeinheit schon allein die Art und Weise spricht, wie er, obschon selbst nicht reich, dem Dichter freiwillig das Darlehn durch dessen Bruder anbieten ließ. Nur einen Brief wünschte er von Lessing zu haben. „Aber wenn er Ihnen nun nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" fragte Karl Lessing, der diese Verhandlung dem Bruder völlig dramatisch in einem Briefe

beschreibt. [1]) „Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden!“ erwiderte der brave Israelite. Lessing nahm das Anerbieten um so dankbarer an, je „unglaublich übler“ er, wie er hinzusetzt, ohne diese Hülfe daran gewesen wäre. [2]) Aber auch noch im Verlaufe seiner Arbeit machte ihm diese Geldaffaire die größten Sorgen, und während er den letzten Akt des Nathan dichtete, schrieb er seinem Bruder, daß er übel ankommen würde, wenn die Subskriptionen seines Buchhändlers jene Schuld nicht decken sollten, da er schlechterdings nicht wisse, wie er sonst den ihm über den Hals kommenden Wechsel bezahlen solle. „Du glaubst nicht“, schließt er, „wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe!“ [3])

Es ist wohl gut die Deutschen von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, unter welchen äußern Bedrängnissen ihre größten Geister die Meisterwerke schufen, denen Deutschland seinen welthistorischen Ruhm in der Kulturgeschichte verdankt, und auf die es zu Zeiten so stolz zu sein versteht. In welcher traurigen Lage sich aber Lessing damals befand, geht wohl, wenn es aus dem so eben Erzählten noch nicht klar genug sein sollte, aus einem gleichzeitigen Briefe des Dichters an seine ihn wie gewöhnlich mit Vorwürfen um Geld bestürmende Schwester hervor. „Wenn Du wüßtest, schrieb er ihr am 28. Dezember 1778, in welchen Sorgen ich seit dem Tode meiner Frau gelebt, und wie kümmerlich ich habe leben müssen, so würdest Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürfe machen!“ Dieser Brief war mit fünf Louisd'ors beschwert, die er sich zu einer Zeit abbrach, wo er selbst, um nur leben und arbeiten zu können, fremdes Geld aufborgen mußte!

---

[1]) XIII. 616—617.
[2]) XII. 519.
[3]) XII. 524.

Uebrigens mag Lessing's Beispiel auch zeigen, wie selbst bei den größten Geistern die Produktion von äußerlichen Vortheilen nicht so unabhängig ist, wie es so manche unserer lieben Landsleute sich vorspiegeln, die überall, wo es sich darum handelt, Genie und Talent in Literatur und Kunst mit dem Beutel zu fördern, ganz erstaunliche Idealisten sind, und noch immer die Meinung hegen, daß der Hunger auch hier der beste Koch sei. Bekanntlich wollte Lessing seinem Nathan eine Einleitung voranschicken und ein Nachspiel „Der Derwisch" folgen lassen, „wenn ich anders jetzt sehe, daß es sich der Mühe verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige Vortheile", setzt er in Bezug auf den geringen Ertrag des Nathan hinzu, „mache ich mich nie wieder auf fünf Monate zum Sklaven einer dramatischen Arbeit. Soviel Zeit leider habe ich mir mit dieser verdorben. Und wer weiß, wie sie noch aufgenommen wird." [1]) Aber sowohl jene „ziemlich starke Vorrede", welche unter Anderem auch die Grundsätze seiner neuen Interpunktion für Schauspieler enthalten und einer zweiten Ausgabe des Nathan — wenn er sie erlebte, — vorgesetzt werden sollte, noch jenes dramatische Nachspiel, der Derwisch, mit welchem er „auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stücks aufnehmen und zu Ende bringen wollte", sind ausgeführt worden. Durch Beides sollte eine zweite Ausgabe des Nathan „noch um die Hälfte stärker werden". „Doch ich weiß nicht", setzt er hinzu, „wie die erste Auflage aufgenommen wird, und denke schon an die zweite!" — Er lebte noch drei Jahre nach dem Erscheinen des Nathan, aber eine zweite Auflage erlebte er nicht!

Lessing kannte die Deutschen, die nach Goethe's bekanntem Worte „Zeit haben müssen um mit Dank zu erkennen." [2]) Er stand auf

[1]) XII. 526.

[2]) Niemand soll herein rennen
Mit seinen besten Gaben!
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So müssen sie Zeit haben.

dem Höhenpunkte seiner Meisterschaft, als er ihnen den Nathan gab, sein reichstes und vollendetstes Werk, ein Dichterwerk trotz den Nergeleien jener nihilistischen Kritik der Romantiker, die froh waren, an dem stolzbescheidenen Worte des großen Mannes, daß er kein Dichter sei, ein bequemes Stichwort zu haben, und sich beeilten es ihm überall nachzusprechen. Er wußte was er seiner Nation mit diesem Werke gab: das unerreichte Vorbild einer Tendenzdichtung, die zugleich volles inneres Leben und einen über alle Zeitschranken hinausreichenden ewigen Werth hat; eine Dichtung, die, wie nur eine, aus den Kämpfen ihrer Zeit erwachsen und mit dem eigenen Herzblute des Dichters genährt, dennoch zugleich allen zeitlichen Trübungen entrückt und auf den idealen Boden ewiger Poesie gestellt, von idealen Gestalten getragen, den Inhalt der beschränkten Gegenwart über vergangene und kommende Jahrhunderte und Jahrtausende ausdehnt. Er wußte das Alles, und er wußte auch, daß seine Verse „viel schlechter wären wenn sie viel besser wären", und daß Freund Ramler, dem er sie zur Nachfeile mittheilte, mit seiner Forderung von Anapästen oder antiken Trimetern eben so sehr auf dem Holzwege war, als andere Freunde, welche ungereimt genug für diese Dichtung gereimte Verse, oder andere, die gar Prosa verlangten.[1]) Er wußte das Alles, und dennoch täuschte er sich keineswegs über die nächste Aufnahme, welche sein Werk bei der Nation finden dürfte. „Ich will hoffen," schreibt er an Herder mitten heraus aus seiner Arbeit, „daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es ist ein Nathan, der beim Bocaz Melchisedek heißt, und dem ich den Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl, wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. Indeß kann ich sicher meinen Lesern: Introite

[1]) XII. 513. 515. 517.

et hic Dii sunt![1]) zurufen." — Aber eben dies Selbstgefühl bewog ihn auch wieder, den Bedenklichkeiten seines Verlegers gegenüber zu erklären, daß das Stück erscheinen solle, und wenn auch nicht zwanzig Personen darauf subskribirt hätten, ja wenn er es für sein eigenes Geld drucken lassen sollte.[2])

Bei seiner Arbeit selbst verlor er die Rücksicht auf die Bühne und die Aufführbarkeit des Stücks keinen Augenblick aus dem Gesichte. Die Selbstverleugnung, welche er hier, seinen tendenziösen Zwecken gegenüber, bewies, ist um so höher anzuschlagen, je weniger er selbst hoffte und hoffen durfte, eine solche Verleiblichung seines Werks und deren Wirkung auf seine Nation zu erleben. Denn er schrieb zwar seinem Bruder noch vor dem Drucke: „sein Stück habe mit den jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und er wolle ihm den Weg keineswegs selbst verhauen, endlich doch einmal auf das Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre."[3]) Allein schon unmittelbar nach der Vollendung des Druckes, als das Werk in seiner Gesammtheit vor ihm lag, schien ihm das überhaupt unmöglich. „Es kann wohl sein, schreibt er dem Bruder (18. April 1779), daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, *welches wohl nie geschehen wird*. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und wenn unter Tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und der Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt."

Lessing hatte im Herbste 1778 eine Reise nach Hamburg in Angelegenheiten seiner Stiefkinder unternommen. Ein fast sechswöchentlicher Aufenthalt in der ihm lieben Stadt, der anregende Verkehr mit den dortigen Freunden, unter denen Elise Reimarus

---

[1]) „Tretet ein, auch hier sind Götter!" — XII. 521.
[2]) XII. 514.
[3]) XII. 514.

obenan stand [1]), hatten ihm wohl gethan. Er fühlte sich erheitert und gestärkt, und in diesem Gefühl begann er bald nach seiner Rückkehr die Ausarbeitung des Werkes. Um die Mitte des November war dasselbe bereits in dem prosaischen Entwurfe beendet. Am 15. November begann er, wie eine Bemerkung auf dem noch erhaltenen Manuscripte des ersten Entwurfs [2]) besagt, die versifizirte Ausarbeitung und zu Anfang April des folgenden Jahres war das Ganze vollendet.

Drittes Kapitel.

Nathan der Weise.

Wir haben gesehen, daß die Idee und der Plan des Nathan dem Grundmotive nach in Lessing's früheste Jugend, in die Zeit seines ersten schriftstellerischen Auftretens fällt. So folgerecht war die Entwickelung dieses herrlichen Geistes, daß sein größtes Dichterwerk am Schlusse seines Lebens nur die vollgereifte Frucht aufzeigt von der Blüthenknospe seiner Jugend! Was der Jüngling in der Selbstvertheidigung gegen seine Eltern ausgesprochen: daß das wahre Kennzeichen des Christen in seinem Verhältnisse zu dem höchsten Gebote der christlichen Religion, zu dem Gebote jener werkthätigen Liebe beruhe, die sich selbst zur Erhabenheit der Feindesliebe emporschwingt; was er in seinen Jugenddramen, in den „Juden" und im „Freigeist" auszuführen versucht: daß diese höchste Tugend der werkthätigen Liebe unabhängig sei von dem positiven

[1]) XII. 510.
[2]) Man findet ihn abgedruckt bei Guhrauer, II. 2. Anhang S. 16—27.

Religionsbekenntnisse; die Erkenntniß endlich, daß die Religion allein in der höheren Weise des thätigen Lebens bestehe, weil der Mensch wesentlich zum Thun, nicht zum Vernünfteln geschaffen, und nur die Religion die wahre sein könne, welche dem Menschen diese seine wesentliche Bestimmung erreichen helfe [1]). — Dies Alles ist auch das Thema seiner vollendetsten und reifsten Dichtung. Nathan ist ganz Lessing, und der Dichter selbst hat es mit klaren Worten ausgesprochen: „daß Nathan's Gesinnung gegen alle positiven Religionen von jeher die seinige gewesen sei".

Im ersten Zusammenhange mit diesem Grundgedanken der Dichtung, der jedes Privilegium einer geoffenbarten Religion ausschließt und alle einzelnen Religionen und Bekenntnisse nur als Formen einer allgemeinen und natürlichen Religion erscheinen läßt, steht nun die Idee jener ächten Toleranz, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, nicht nur gegen die Zweifel des philosophischen Denkens, sondern auch gegen die Bedürfnisse und Traditionen des Volks; jene Toleranz, die nichts weiß vom Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender, weil sie auf der Ueberzeugung beruht: daß der ausschließliche Besitz der Wahrheit, daß die absolute Wahrheit als Besitz irgend eines Menschen gedacht — dieser Wahn, der allein die Quelle alles religiösen Fanatismus bildet — eine Unmöglichkeit sei.

Diese Toleranz, welche sich auf das Evangelium der Liebe gründet, diese Duldung, zu welcher die ächte werkthätige Religiosität hinführt, in ihrem Gegensatze zu zeigen zu der Intoleranz des auf seinen Alleinbesitz der Wahrheit pochenden religiösen Fanatismus, das ist die Aufgabe, deren dichterische Lösung sich Lessing's Nathan stellt, das ist das Thema, welches dieser Dichtung ihren welthistorischen Charakter verleiht. Diese Toleranz, dieses in der

[1]) XI. 23. Der Aufsatz: „Gedanken über die Herrnhuter" (XI. 22—30), welcher diesen Gedanken entwickelt, ist aus dem Jahre 1750.

leicht, um so eher entrathen zu können meint, je höher ihm das blos dogmatische Bekenntniß steht. Es ist kaum nöthig, Lessing gegen den bekannten Vorwurf zu vertheidigen, daß er das Christenthum unter die beiden andern Religionen gestellt habe, weil er nur aus den letzteren die idealen Vertreter der allgemeinen Religion der Sittlichkeit entnehme. Er selbst hat es zur Genüge gethan in der Stelle seiner Vorrede, wo er das Zurücktreten der christlichen Charaktere in der Oekonomie des Stücks gegen den Juden und den Mahomedaner aus historischen Gründen erklärt. Schon der Jude Mendelssohn hat vielmehr in dieser Dichtung die Verherrlichung des Christenthums erkannt, die schon allein in dem Umstande liege, daß nur aus einem christlichen Volke ein Mann wie Lessing und ein Werk wie der Nathan hervorgehen, daß nur in einem solchen Volke „sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser tiefen Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte". Und es ist ein tief ins Herz der Dichtung Lessing's und seiner Intention eindringender Gedanke, wenn ein von Lessing's Geiste erfüllter Theologe unserer Zeit es ausspricht: daß grade der paradoxen Gegenüberstellung von Christ und Jude oder Christ und Muselmann die stillschweigende Voraussetzung zum Grunde liege: das Christenthum als solches müsse auch eine reinere Sittlichkeit heraus gestalten, und bleibe nur dann hinter Judenthum und Islam zurück, wenn es nicht zu seinem Rechte komme, wenn es nicht ein lebendiges und praktisches, sondern nur ein dogmatisches sei [1]). Dieser Gedanke: daß das scheinbare Preisgeben des Christenthums im Nathan vielmehr auf einer höheren Werthschätzung desselben beruhe, und daß der Angriff grade deshalb auf den christlichen Religionsfanatismus gerichtet ist, weil ein solcher Fanatismus der Unduldsamkeit im Christenthum am wenigsten stattheben sollte, während er sich beim orthodoxen Juden und Moslem

[1]) Schwarz, Lessing als Theologe. S. 219.

von selbst verstehe [1]), ist durchaus dem Innersten von Lessing's Intention entnommen. Denn diese geht eben nur darauf hinaus, zu zeigen, daß unter gewissen gegebenen Bedingungen auch ein Mahomedaner oder Jude der bessere Mensch sein könne, und daß das religiöse Bekenntniß allein nicht über den sittlichen Werth des Bekenners entscheide. Wie die Boccazische Fabel von den drei Ringen der Keim war, aus welchem sich in Lessing's Geiste der Nathan entwickelt hat [2]), so hat der Dichter auch in diesem Meisterstücke der Erzählung den ganzen Kerngehalt seiner Dichtung zusammengedrängt. Es ist die Idee der Ausschließlichkeit, auf die sich alle geoffenbarten Religionen steifen, welche hier entschieden abgewiesen, es ist die gleiche Unerweisbarkeit der Echtheit, welche hier für alle ausgesprochen wird. Die gleiche Unerweisbarkeit wird aber zugleich zur vollen Gleichberechtigung des Anspruchs aller auf ihre Begründung:

Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? Nicht? —
Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als Du den Deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von Dir verlangen, daß Du Deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht?

Es ist die individuelle Pietät, die fromme Anhänglichkeit an dem individuell Ueberlieferten, die somit an die Stelle des Fana-

---

[1]) Schwarz a. a. O.
[2]) XI. 585.

tismus für ein Allgemeines, Allgemeingültiges, Ausschließliches gesetzt wird. Der Streit der Söhne bleibt unentschieden, und muß es bleiben, da der Vater selbst „nicht zur Stelle zu schaffen ist", der doch allein die entscheidende Lösung des Räthsels geben könnte, welche der bescheidene Richter von sich ablehnt. Aber die Entscheidung selbst in Lessing's Sinne ist darum nichts weniger als zweifelhaft. Was der Dichter in der poetischen Umhüllung der Fabel nur andeutet, hat er klar und bestimmt in dem Aufsatze „über die Entstehung der geoffenbarten Religion" [1]) ausgesprochen. Diese Entscheidung lautet: „die innere Wahrheit, d. h. die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staat und Volke nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit modifizirt wird, ist bei einer so groß wie bei der andern, und alle positiven Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch. Gleich wahr: insofern es überall nothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen. Gleich falsch: indem nicht sowohl das, worüber man sich verglichen, neben dem Wesentlichen besteht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt. Die beste positive Religion ist daher die, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, und die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt".

Aber unendlich wichtiger als diese philosophische Entscheidung ist jene poetische, welche ihren Spruch im Munde des bescheidenen Richters in die Form des Rathes kleidet. Der rechte Ring soll ja die Wunderkraft besitzen, vor Gott und Menschen beliebt und angenehm zu machen. So lange also, wie hier bei den drei Brüdern, die Ringe nur zurück und nicht nach außen wirken, so lange jeder von den Brüdern „nur sich selbst am meisten liebt", so lange

[1]) XI. 607—609.

sind sie „alle drei betrogene Betrüger, und ihre Ringe sind alle drei nicht echt"! —

Und also, fuhr der Richter fort, wenn Ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! Mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
[illegible] echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er Euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei Euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend, tausend Jahre,
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen! —

Und dieser „weisere Mann", das ist Lessings idealer Glaube — wird sagen: daß die ganze gegenwärtige Streitfrage erledigt sei, wenn die Voraussetzungen und Bedingungen, die der bescheidene Richter den um den Vorzug der Echtheit hadernden drei Brüder stellte, erfüllt, wenn die Brüder, die Menschen, erkannt haben werden, daß die wahre Religion kein bloßes Geschenk übernatürlicher Offenbarung ist, daß sie vielmehr errungen werden muß durch eigne Kraft werkthätiger Liebe. Diese unendlich tröstliche Ueberzeugung hat Lessing in den Worten seiner Ankündigung des Nathan ausgesprochen: „die Welt, wie ich sie mir denke, ist eine eben so natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein

liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist". Diese Welt der vollendeten, zur Humanität verklärten Toleranz, dieser erhabenste Gedanke, den eines Menschen Geist gedacht, ein Menschenherz erfaßt hat, diese Welt des ächten, zu seinem vollen Rechte gelangten Menschenthumes ist das diesseitige Jenseits, auf welches der Dichter des Nathan die Menschheit hingewiesen, zu dessen Verwirklichung er alle edeln Geister angespornt hat und anspornen wird, so lange die Sprache dauern mag, in welcher Nathan der Weise gedichtet ist. Nicht untergehen soll das Besondere, das Individuelle in diesem Kultus des Allgemeinmenschlichen, — wie hätte die energischste aller Individualitäten, wie hätte ein Lessing diese Forderung stellen mögen! — wohl aber soll es sich vereinen mit der Anerkennung der fremden Individualität, nicht zur unübersteiglichen Schranke erstarren im sittlichen Verkehr der Menschen unter einander. Ueberall soll, wie Schwarz es vortrefflich ausdrückt, die Idee der Menschheit, der höchste Gattungsbegriff, auch die bestimmende Gewalt des Handelns sein; alle Unterschiede des wirklichen Lebens, die socialen, die politischen, wie die religiösen, sollen gleichsam flüssig gemacht werden in dem heiligen Feuer der Menschenliebe, alle nichtigen Vorurtheile, alle angeblichen Vorzüge und Vorrechte der Stellung zusammenschmelzen in der reinen Gluth dieser Liebesflamme. Und diese Idee bricht nicht blos durch im Nathan, wie Schwarz meint, der dafür eigends die bekannten Worte Sittah's anführen zu müssen glaubt, mit dem sie ihrem Bruder Saladin zuruft:

> Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen!
> Ihr Stolz ist: Christen sein; nicht Menschen. Denn
> Selbst das, was noch von ihrem Stifter her,
> Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
> Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
> Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan.
> — — — — — — — —
> Seine Tugend nicht, sein Name
> Soll überall verbreitet werden.

Nein, diese Idee ist vielmehr die lebendige Seele des ganzen erhabenen Gedichts. So sehr ist sie es, daß die Personen desselben, wie Nathan, Saladin, Sittah, Recha, der Templer, selbst der Derwisch und der Klosterbruder Bonafides, dieses unsterbliche Musterbild frommer Einfalt, nicht zu vergessen, nichts anders sind als Mitglieder jener idealen Freimaurerei, die nach Lessing „immer war und sein wird." Das ist die nothwendige und unentbehrliche, von welcher Viele der Eingeweihten nichts wissen, und Viele nicht Eingeweihte wissen, „die auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister beruht", und in nichts Anderm besteht, als in der Ausbildung der Humanität, in der Bewahrung jener heiligen Flamme auf dem Altare der Menschheit. Allerdings hat Lessing den Grundgedanken des Humanismus dieser idealen Freimaurerei in seinen „Gesprächen über Freimaurerei" bestimmter ausgeführt, und wir können nirgends besser als an dieser Stelle dieser Ausführung gedenken, die wir mit Schwarz in die folgenden Sätze übersichtlich zusammendrängen[1]): „Die Unterschiede und Trennungen unter den Menschen bilden sich so leicht und von selbst, aber das Bewußtsein des Einheitsbandes welches alles umschlingt, des gemeinsamen Geschlechts der Brüderlichkeit, in welche die Natur Alle gestellt hat, — dies Bewußtsein ist vielfach verdunkelt und verkommen, und muß mit immer neuer Begeisterung angefacht und lebendig erhalten werden. Das will oder vielmehr das soll die Freimaurerei. Ihre Aufgabe ist, die sich im wirklichen Leben überall aufthürmenden Schranken, Vorurtheile und Vorrechte immer wieder niederzureißen; die große einander entfremdete und verfeindete Familie der Menschheit immer wieder mit dem Gefühle ihrer Einheit zu durchdringen. Lessing führt aus, wie vorzugsweise nach drei Seiten hin, nach der politischen, der religiösen und der socialen, sich die Schranken für die höhere Menschlichkeit erheben. Die

[1]) Schwarz a. a. O. S. 223—225.

Staaten, das Mittel die Menschen zu vereinen, trennen sie zugleich, bringen sie in ein fremdes, oft feindliches Verhältniß zu einander. Mit den besonderen Staaten ist auch ein besonderes Klima, sind besondere Bedürfnisse, verschiedene Gewohnheiten und Sitten gegeben. Damit ganz verschiedene Sittenlehren und folglich auch ganz verschiedene Religionen. Die Anhänger dieser verschiedenen positiven Religionen verhalten sich nicht als bloße Menschen gegen Menschen, sondern als Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten. Endlich, die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen aufzureißen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehn. Und wie schrecklich, wie unübersteiglich sind oft diese Klüfte und Scheidemauern! Nicht blos die zwischen den Völkern und den Religionen, auch die zwischen den verschiedenen Ständen. Welche Ungleichheiten! nicht blos in der Theilnahme an der Staatsverwaltung, in Macht, Rang und Einfluß, sondern auch im Vermögen! Und wie ist dem abzuhelfen? Soll die Trennung, sollen die Unterschiede überhaupt aufgehoben werden? Nimmermehr! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen. Und wer das Feuer genießen will, muß sich auch den Rauch gefallen lassen. Aber, weil der Rauch unvermeidlich, darf man darum keinen Rauchfang bilden? Weil Unterschiede sein müssen, sollen sie darum unübersteigliche Schranken sein? Also: das ist die Aufgabe, daß die Trennung nicht größer werde, als es unumgänglich nöthig ist, daß ihre Folgen so unschädlich gemacht werden, wie möglich. Der Staat kann dafür nichts thun, denn er selbst bildet eine Schranke, und seine bürgerlichen Gesetze erstrecken sich nur auf die Grenzen des Staates. Es muß sich eine freie Vereinigung der Weisesten und Besten in jedem Staate bilden. Sie müssen über die Vorurtheile der Völker hinausgehn, „genau wissen, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört." Ebenso über

das Vorurtheil der angebornen Religion; nicht glauben, daß Alles nothwendig, wahr und gut sein müsse, was diese dafür ausgiebt. Endlich über die Vorurtheile der bürgerlichen Unterschiede. — „Sie dürfen sich durch bürgerliche Hoheit nicht blenden, durch bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekeln lassen. Es ist nicht genug, daß die Weisesten und Besten der Menschheit in diesen Gesinnungen jeder für sich wirken. Sie dürfen nicht vereinzelt dastehn, nicht in unwirksamer und entmuthigender Zerstreuung untergehn. Sie müssen einen Bund schließen, zu gemeinsamem Wirken zusammenstehn. So nur wird es möglich, die Trennungen, welche die Menschen auseinander gerissen, wieder zusammen zu ziehen, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegenzuarbeiten." — Daß Lessing von diesem erhabenen Humanismus, von diesem idealen Bilde der Freimaurerei, die Wirklichkeit derselben weit entfernt fand, braucht wohl kaum erst gesagt zu werden. Als ihn nach seiner Aufnahme in den Orden zu Hamburg 1771 ein Mitglied fragte: ob er nun nicht zugeben müsse, daß er in demselben nichts gegen Religion und Staat gefunden? erwiderte Lessing dem Frager sarkastisch genug: „Wollte der Himmel ich hätte etwas dergleichen gefunden!"[1]) Aber dennoch hat die Freimaurerei als Trägerin eines großen Gedankens für Lessing ihren Werth, den er in die Worte zusammenfaßte: daß sich die Loge zur wahren Freimaurerei verhalte wie die Kirche zum Glauben. Der Großmeister aber dieser wahren Freimaurerei des Humanismus, dieser auf die reinste Selbstlosigkeit gegründeten Weltreligion der Liebe, die zugleich das Wesen der Religion Christi ausmacht, — das ist Nathan der Weise, ist Lessing selbst.

Nicht um seinen Freund Mendelssohn zu verherrlichen, nicht um christliche Bigotterie und Intoleranz durch das Gegenbild eines

[1]) So Bode. Etwas anders Lessings Bruder Karl I. S. 295: „Wollte der Himmel! ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas!"

Mitgliedes der verachtetsten Nation zu beschämen, machte Lessing im Nathan einen Juden zum Träger des großen Gedankens, daß das rein Menschliche über alle Vorurtheile religiöser Satzung, über alle Ausschließlichkeit positiver Glaubensbekenntnisse den Sieg davon tragen könne und müsse. Mögen solche Absichten nebenläufig gewesen sein; die Hauptsache, den wesentlichen Grund erschöpfen sie nicht. Rötscher hat diesen Grund in seinem Cyclus dramatischer Charaktere in seinem Sinne entwickelt, und in der Natur des Judenthums selbst aufgezeigt. Der Sieg eines Prinzips ist um so glänzender und vollständiger, wenn es sich aus seinem schärfsten Gegensatze zur Ueberwindung desselben erhebt. In diesem Verhältnisse steht Nathan und das Prinzip, welches er vertritt, zum Judenthume. Das Judenthum ist die exclusivste aller Religionen; es schließt alle übrigen aus, negirt sie, hält ihre Bekenner, sich, dem erwählten Volke Gottes gegenüber, für unrein. Der Fanatismus der Bekehrung ist darum dieser hochmüthigen Ausschließlichkeit ebenso fremd, wie die Universalität des Christenthums. Die Juden haben nie bekehrt, haben nie Proselyten gemacht, nicht aus Toleranz, sondern weil sie das Erbe göttlicher Verheißung nicht selbst vermindern wollten. Lessing hat diesen Vorwurf dem Judenthume nicht erspart. Es ist der Tempelherr — dem „die fromme Raserei den bessern Gott zu haben, diesen bessern der ganzen Welt als besten aufzudringen in ihrer schwärzesten Gestalt," in den Kreuzzügen erschienen ist, und ihm „die Schuppen von den Augen" genommen hat, — der Tempelherr ist es, welcher dem Duldung und Gleichberechtigung beanspruchenden Juden erwidert (II. 5):

Sehr wohl gesagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst getrieben?
Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte? —
Wie, wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten,
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,

Den es auf Chriſt und Muſelmann vererbte,
Nur ſein Gott ſei der rechte Gott! —

Aus dieſem Hochmuthe der Excluſivität, aus dieſer Starrheit und Beſchränktheit der kraſſeſten religiöſen Unduldſamkeit, die ſelbſt unter Schutt und Trümmern Jeruſalems und Judäas den alten Stolz bewahrte, läßt nun Leſſing den Nathan, dieſe reinſte Blüthe edelſter Menſchlichkeit, gleichſam wie eine Wunderblume aus Schutt und Moder das Haupt zum Himmel heben. Sein Nathan iſt ein Jude, denn nur ein Jude — das iſt der Sinn — konnte jenes Humanitätsprinzip zur reinſten Höhe des Sieges entfalten, weil nur ein ſolcher den Gegenſatz deſſelben in ſeiner mächtigſten Geſtalt und zwar in und an ſich ſelbſt zu bekämpfen hatte, um dahin zu gelangen. Die Kraft aber mißt man nur durch den Widerſtand, die Ehre des Siegers nur an der Stärke des Gegners. Wer ſo, wie Nathan, den Feind in der eigenen Bruſt beſiegt, ſo alle nationale Vorurtheile excluſiven Glaubens überwunden, alle Feſſeln des ſtarren Geſetzeszwanges im Leben abgeſtreift, wer ſo aus dem beſchränkteſten aller religiöſen Gebiete ſich durch eigne Kraft, durch die Macht des Geiſtes in den reinen Aether der Humanität erhoben hat, — der nur kann auch für Andere ein würdiger Prieſter ſeines neuen Glaubens ſein. „Darum," ſagt der vorgenannte Schriftſteller in ſeiner Charakteriſtik Nathans, „iſt er der bewußte geiſtesklare Träger des Prinzips, welches aller Glaubenstyrannei und jedem das Menſchliche verdrängenden religiöſen Hochmuthe den Krieg erklärt, und das menſchliche Bewußtſein aus ſolchen Feſſeln zu befreien ſtrebt. Darum iſt dies Prinzip bei Nathan ein Reſultat des Lebens, — darum kennt auch Nathan alle Bemühungen des Gegners, alle Wendungen des Feindes, weil er in alle ſelbſt hat eingehen müſſen, um ſich aus der Beſchränktheit des Volksgeiſtes, dem er durch Geburt und Erziehung angehört, zu befreien." Darum endlich darf er auch dem Templer auf jene vorwurfsvolle Frage zurufen:

— Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk?? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ah! wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen! —

Und ist es denn etwa ein anderer Grund, weshalb grade mitten im Schoße des Judenthums, der abgeschlossensten, exclusivsten Nationalreligion Christus und das Christenthum, die universalste aller Religionen, sie deren Prinzip selbst die Universalität ist, sich erheben mußte? Die „fromme Einfalt" ist es, die es bei Lessing ausspricht, daß am Ende doch „das ganze Christenthum aufs Judenthum gebaut sei"; sie ist es, welche bekennt, daß es ihr Thränen genug gekostet —

„Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
„Daß unser Herr ja selbst ein Jude war!"

Ist nicht in dem großen Drama der Menschheitgeschichte Christus, der Jude, selbst in seiner Stellung durch Nationalität und religiöse Lebensbedingtheit das ächte Verbild zu dem Nathan des Gedichts? Und diesen Nathan hinwiederum, diese göttliche Gestalt eines Propheten des reinen Menschenthums, diese Gestalt voll edelster Milde, reinster Liebe und höchsten Friedens der Seele schuf ein Mann, gegen den zu derselben Zeit der Fanatismus wüthender Zeloten, der Hochmuth und die Bosheit der gläubigen Unvernunft alle ihre Giftpfeile richteten, ein Mann, gegen den die Priester und Verkündiger der Lehre dessen, der nur die Liebe gebot, den Bann von ihren Kanzeln schleuderten, dessen Ehre und guten Namen, dessen bürgerliche Existenz sie zu untergraben suchten, der selbst während der wenigen Monate, in denen er dies Werk für seine Nation vollendete, vor den Angriffen der erbitterten Pfaffen keine Ruhe

hatte.[1]) Bietet ſich nicht auch hier eine Analogie zu dem im Vorhergehenden Geſagten? Tritt nicht auch hier gewiſſermaßen Leſſing ſelbſt in die Stelle ſeines Nathan, der gleichfalls das edelſte Tugendwerk ſeines gottergebnen Sinnes, jene Liebesthat von Darun, ſich inmitten der ſchwerſten Leidensprüfung ſeines Lebens abgewann, der ein hülflos verlaſſenes Chriſtenkind in demſelben Augenblicke an ſein Herz nahm, in welchem ihm der chriſtliche Fanatismus „ſein Weib und ſeine ſieben hoffnungsvollen Söhne" jammervoll ermordet hatte?[2]) Und wenn von ſolchem Sinne überwältigt die fromme Einfalt des Kloſterbruders in das Geſtändniß ausbricht:

Nathan! Nathan!
Ihr ſeid ein Chriſt! bei Gott, Ihr ſeid ein Chriſt!
Ein beſſrer Chriſt war nie! —

werden wir da nicht unwillkürlich an Leſſings Freunde erinnert, von denen gleichfalls keiner ihn ſolcher Selbſtüberwindung für fähig, keiner es für möglich gehalten hatte, daß die angekündigte religiöſe Tendenzdichtung ſo frei von aller direkten Feindſeligkeit und Polemik ſein, ſo ganz nur die beſeligte Ruhe und den erhabenen Frieden eines völlig mit ſich und der Welt in Einklang lebenden Geiſtes athmen, daß ein Werk der reinſten Milde, der religiöſeſten Geſinnung, eine Dichtung des vollendeten Friedens aus der kriegeriſchen Werkſtatt des Geiſtes hervorgehen werde, der ein Leben lang den Kampf der Humanität und Freiheit gegen die Barbarei der Intoleranz und Unfreiheit mit den ſchärfſten Waffen geführt hatte, und der, ehe er vom Siegen matt das Haupt ſenkte, in dieſem Gedichte ſeiner Nation, ja der Menſchheit ein ewig theures Vermächtniß hinterließ!

Allerdings kann man von dem Standpunkte der Aeſthetik und der Geſetze des Drama's gegen das Werk manche gegründete Aus-

[1]) XII. 530.
[2]) Nathan Akt 4, Sc. 7. (Werke II. 323—325.)

ſtellung machen. Die Hineinverlegung der Ideen von Toleranz, Aufklärung und Humanität in einen Stoff aus den Kreuzzügen, welche Viſcher als einen Widerſpruch gegen die Natur des Letzteren hervorhebt,[1]) enthält einen Vorwurf, den Leſſing ſelbſt bereits vorausſah, und gegen den er ſich mit nicht ganz zureichenden Gründen in der mehrerwähnten Vorrede zu vertheidigen verſuchte. Ebenſo iſt der Mangel an dramatiſcher Lebendigkeit und fortſchreitender Handlung zuzugeben, ſtatt deren die Situationen und das reflektirende Für und Wider der Diskuſſion vorherrſchen. Vor Allem zeigt ſich endlich die dramatiſche Schwäche des Werks in der Kataſtrophe, in der Löſung am Schluſſe des Ganzen. Hier iſt die Aeſthetik unabweislich im Rechte, wenn ſie geltend macht,[2]) daß zwar der freie, klare, harmoniſche Charakter des Nathan ganz eben ſo wie der Charakter der Iphigenie in Goethe's Dichtung ein poſitives Ende forderte, daß aber dennoch Leſſing im Nathan nicht genug beachtete, welchen ſchweren Conflikt zwiſchen dem Fanatismus des Chriſtenthums und der reinen Humanität er angelegt habe, und daß ebendeshalb der Schluß, den er der Handlung im Sinne des bürgerlichen Familienſchauſpiels gab, ein ungenügender war. „Der Patriarch, fährt der Aeſthetiker fort, mußte zum Aeußerſten ſchreiten, der Templer in einem ſpannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten, und dadurch ſeine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden. Dann mochte dieſes Drama immerhin glücklich ſchließen, nur nicht mit einer Erkennung, in welcher Liebende zu Geſchwiſtern werden müſſen."

Man kann, wie geſagt, dies Alles zugeſtehn, und den Tadlern die „ſchlechten Verſe" obenein in den Kauf geben. Aber trotz alledem bleibt es nicht minder wahr, daß dies Werk, das der beſcheidne Dichter „den Sohn ſeines Alters" nannte, den die Polemik

[1]) Viſcher, Aeſthetik, II. S. 367.
[2]) Viſcher a. a. O. III. S. 1429 u. 1430.

entbinden helfen,“[1]) in unſerer Literatur ſo einzig in ſeiner Art daſteht, wie Goethe's Fauſt, neben welchem ihn mit Recht der Geſchichtſchreiber unſerer poetiſchen Nationalliteratur, als dem eigenthümlichſten und deutſcheſten Werke, welches unſere Poeſie geſchaffen, ſeinen Ehrenplatz angewieſen hat. Als dramatiſch abgeſchloſſenes Kunſtwerk darf man es ſogar noch über die Goetheſche Dichtung ſetzen, ohne dadurch die Tiefe und Gewalt der Letzteren zu beeinträchtigen. Was in Leſſing's Schöpfung das Charakteriſtiſche ausmacht: der Friede und die Verſöhnung des mit Gott und ſich ſelbſt in Einklang befindlichen Denkens und Fühlens, dieſe Harmonie des Individuums mit Welt und Vorſehung, die ſich wie ein Regenbogen über das Univerſum ſpannt, — das muß nothwendig an ergreifender pathologiſcher Kraft hinter dem Gemälde der leidenvollen Leidenſchaft, des unverſöhnten Zweifels der gänzlichen inneren Zerfallenheit des Subjekts zurückſtehen. Hier trägt es die Tragödie Fauſt — denn eine Tragödie iſt der Fauſt, trotz des vom Dichter verſuchten poſitiven Abſchluſſes — über dem Schauſpiel Nathan davon, und die objective Schwäche offenbart ſich auch hier als die ſubjective, die poetiſche Stärke.

Richtiger aber und fruchtbarer ſcheint es, beide Werke als eine gegenſeitige Ergänzung, als eine Ergänzung zur Darſtellung des deutſchen Geiſtes in ſeiner Totalität zu faſſen. Von dieſer Seite betrachtet, bilden ſie eine Erſcheinung, die ohne Gleichen daſteht in der Literaturgeſchichte aller Zeiten und Völker. Wer noch einen Zweifel hegen könnte an der Erhabenheit der Aufgabe, welche ſich das Drama als ſittlich erziehendes Bildungsmittel zu ſtellen vermag, der muß ihn ſchwinden ſehen bei der Betrachtung, was Leſſing's Nathan ſeit mehr als einem halben Jahrhundert gewirkt hat, und fortwährend wirkt. Wenn wie in dieſem Werke der Genius einer Nation von der Bühne herab Ewigkeitsworte redet, und in der

[1]) Brief an Jacobi. Leſſing, Werke XII. S. 531.

Dichtung silberner Schale den Goldgehalt der tiefsten ächt menschlichen Wahrheiten den versammelten Hörern darbeut, dann weiht er die unscheinbaren Bretter zum heiligen Altare, das Haus des spielenden Genusses zum Tempel der ernsten Andacht des fühlenden und denkenden Geistes. Und wenn des Dichters Schöpfung prophetisch über die Kluft der Vergangenheit mitten in die Gegenwart und ihre Kämpfe sich hineinstellt, und unsern Blick über alle Wirrniß der Leidenschaft, über alle Wüstheit stürmischen Kampfes fest und sicher zu dem unwandelbaren Polarsterne göttlich-menschlicher Vernunft und Liebe leitet, dann fühlen wir in befreiter Brust aufs Neue mit unendlichem Entzücken die Ewigkeit wahrhaft göttlicher stets sich erneuernder Offenbarung, fühlen wir die Hoffnung, den Glauben, die Zuversicht auf den Sieg des Geistes, den Sieg des Lichts, den Sieg der Wahrheit und der Liebe gestärkt und gekräftigt. Ich rufe alle die zum Zeugniß auf, die jemals so glücklich gewesen, mit gesammeltem Geiste den Eindruck in sich aufzunehmen, den sie von einer würdigen Darstellung dieses Werkes empfingen, wenn Lessing's Genius in diesem größten seiner Werke sein Evangelium des Geistes der Liebe wie Lerchenjubel hoch über der schwülen Schwärze der Dunst- und Wetterwolken unserer Tage zu uns herniederklingen ließ; wenn die unsterbliche Gestalt seines Nathan, von einem Seydelmann oder Theodor Döring verleiblicht, in der Geschichte seiner Prüfung uns die Tiefe eines gottergebnen Menschenherzens oder in der Erzählung von den Ringen die beseligende Aussicht auf eine Zukunft voll erhabenen Trostes erschloß. In der That! dies Werk und diese Gesinnung sind ein Testament geworden, welches Lessing der Menschheit hinterlassen, und bei diesem Erbe wollen wir geschützt sein und uns, so Gott will, selber schützen gegen jede Verfinsterungs- und Glaubenstyrannei. Nathans Gesinnung, zu der sich Lessing bekannte, ist das Erbe von Tausenden und Abertausenden geworden, und ewig frisch und jung, ewig

neu und neues Leben erzeugend steht auch das Werk, das aus ihr hervorgegangen, vor uns da, als wäre es nicht durch mehr als zwei Menschenalter von uns geschieden, ein Aergerniß für die „Goeze" aller Zeiten, und ein Trost und eine freudige Verheißung für alle Jünger des Lessing'schen Geistes:

Will uns erneuter Wahn entsetzen,
Scheint längst Begrabnes wieder nah:
Getrost! und wimmelt's rings von „Götzen",
Für ewig ist ihr Lessing da!

„Wenn man sagen wird, daß ein Stück von so eigener Tendenz nicht reich genug an eigener Schönheit sei, so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, hinter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann." Mit diesen stolzbescheidenen Worten erklärte sich der Dichter des Nathan selbst über den dichterischen Werth seines Werkes.[1]) Wir brauchen hier die alte Streitfrage nicht zu erneuern, ob und in wie weit Lessing ein Dichter war. Sein Nathan ist ein Dichterwerk voll unvergänglicher Schönheit, ein Drama, dessen Menschen und Charaktere so ausgeprägt vor uns stehen, wie die Schöpfungen der größten Dramatiker aller Zeiten. Die einzige Figur des Nathan würde hinreichen, um ihm neben denselben seinen Platz anzuweisen. Lessing schritt auf seiner dramatischen Dichterlaufbahn in stets aufsteigender Linie der Vollendung zu, und war sein erstes Stück sein schlechtestes so ist sein letztes sein bestes. Er selbst hat das Verwiegen der Tendenz in demselben nie geleugnet. Aber er durfte sich sagen, daß er mit seinem Nathan ein Tendenzgedicht geschaffen, wie die Welt bisher keins gesehen hatte, und schwerlich sobald wieder sehen wird. Die Tiefe des Gehalts, in den er hier

[1]) XI. 536.

ſeine ganze Seele legt, das Bewußtſein, mit dieſer Dichtung dem Geiſtesdrange kommender Geſchlechter im Voraus den Ausdruck zu verleihen, erzeugten in ihm, als er den Nathan ſchuf, von ſelbſt jenen Schwung der Begeiſterung, den er ſonſt in ſeinem dichteriſchen Schaffen an ſich vermißte. Jeder begabte Menſch hat eine Seite ſeines Weſens, welche ihn zu dichteriſcher Produktion befähigt, ſo wie man wohl zu ſagen pflegt, daß jeder begabte Menſch zu irgend einer Zeit ſeines Lebens Dichter ſei. Gelingt es nun einem ſolchen, den gemäßeſten Ausdruck und die entſprechendſte Form für dieſen dichteriſchen Beſtandtheil ſeiner Natur im günſtigſten Momente für den richtigen Stoff zu finden, ſo entſteht ein Kunſtwerk, dem von ſeinem Werthe dadurch nichts entzogen wird, daß es vielleicht das einzige des dichtenden Individuums bleibt. So war es mit Leſſing und ſeinem Nathan. Minna von Barnhelm und Emilia Galotti ſind freilich ebenfalls mit künſtleriſcher Nothwendigkeit aus dem Geiſte des Dichters entſprungen; auch in ihnen ſpiegelt ſich das Leben und Intereſſe der Zeit des Dichters in gewiſſen Grundverhältniſſen. Aber die Seele des Poeten, der tiefſte Gehalt ſeines Weſens geht in dieſen Dichtungen nicht auf, und die Erregtheit der ſchaffenden Kraft wird nicht zur ſeheriſchen Begeiſterung. Der künſtleriſche Verſtand wiegt vor, das Herz tritt zurück, und der Künſtler ſteht neben und über dem Kunſtwerke.

Ganz anders im Nathan. Einſam gegenüber ſeiner Zeit, die ihn bald verkannte, bald verketzerte, richtet er ſich aus dem tiefſten zermalmenden Lebensſchmerze über den Verluſt eines, ſo eben erſt mühſam erbauten Erdenglückes, in dieſer Schöpfung auf an dem Grundgedanken ſeines Lebens und Weſens, indem er ihn dichteriſch zu geſtalten und zu verklären ſucht. In der Ferne entlegener Zeiten, in dem bedeutungsvollen Hintergrunde einer ungeheuren Weltbewegung, gewinnt er den Boden für die Geſtalten und Träger ſeiner Idee, und mit dem klarſten Bewußtſein über alle Vortheile,

welche ihm ſein Schauplatz bietet, weiß er dieſelben zu benutzen. Zum Erſtenmale verläßt er auch in der äußeren Darſtellungsform den Bereich der Proſa, auf dem er doch wie Keiner heimiſch war. Das Gewicht des geiſtigen Gehaltes nicht minder wie der Charakter morgenländiſcher Erhabenheit führen ihn auf die allein gemäße metriſche Form, und während er dieſelbe mit dieſem erſten Verſuche für die ganze Folgezeit des höheren Drama's feſtſtellt, bewältigt er ſie dergeſtalt, daß von dem unübertrefflichen individuellen dramatiſchen Leben ſeines proſaiſchen Dialogs Nichts verloren geht. Die Knappheit in dem Style der Minna, der Lakonismus der Emilia Galotti verſchwinden in dem volleren Strome, der aus des Dichters Herzen ſich ergießt, und laſſen jene heitere Naivetät hervortreten, die Goethe am Nathan ſo entzückte. Aus dem unſcheinbaren Kern einer alten Boccaziſchen Fabel entfaltet er, wie Shakſpeare, die lebendigſte Fülle plaſtiſch abgerundeter Charaktere und eine wie ein Ring ſich abſchließende, die wunderbarſten Begebenheiten zu ſchöner Harmonie vereinigende Handlung, geſtaltet er ein Kunſtwerk, in welchem von der urſprünglichen Intention nichts unausgeſprochen bleibt, ein Werk, das wie die Glocke des Dichters ſein feierlich erhebendes Friedensgeläute hoch oben herab aus dem reinen Äther himmelentſproſſener Liebe und Verſöhnung der Menſchen durch die Welt ertönen laſſen wird, ſo lange Menſchenzungen die Sprache reden, in welcher es gedichtet ward.

Viertes Kapitel.

Leſſing hatte ſeine Vorrede zum Nathan mit den bedeutungsvollen Worten geſchloſſen: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, wo das Stück ſchon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerſt aufgeführt wird!“

Noch ſind die „hundert Jahre“ lange nicht verfloſſen, nach welchen der große Mann im glücklichſten Falle die Möglichkeit einer ſolchen Aufführung ſeines Werks annehmen zu dürfen glaubte, und ſchon lange iſt wohl kaum eine deutſche Bühne, die ſich nicht immer und immer wieder mit dieſem Juwel ſchmückte, giebt es keinen großen Mimen unſeres Jahrhunderts, der nicht durch die Darſtellung Nathan's einen der ſchönſten Zweige zu dem Kranze ſeines Ruhmes zu fügen verſucht hätte! Auch hier zeigt ſich uns das Erhebende, welches in der Auffaſſung der geiſtigen Bewegung im Großen und Ganzen für den hiſtoriſchen Betrachter liegt. Denn nur durch eine ſolche können wir den Troſt ſchöpfen, den uns die unerfreuliche Detailanſchauung des Tagestreibens der Welt ſo oft rauben möchte, den Troſt, daß Welt und Menſchheit auch auf ihren vielgewundenen Wegen unaufhaltſam vorwärtsſchreiten.

Leſſing erlebte es allerdings nicht, ſein Werk auf der Schaubühne zu ſehen. Selbſt ſein begeiſterter Verehrer, der große Schröder, konnte ſich trotz der ergreifenden Wirkung, die eine von ihm veranſtaltete Probevorleſung hervorbrachte, nicht zu dem Wagniß entſchließen, das von ihm höchlich bewunderte Werk einem zweifelhaften Bühnenerfolge vor einem Publikum preiszugeben, das ihm, zumal in Hamburg, wo ein Goeze noch immer ſtarken Anhang beſaß, für den Gehalt deſſelben noch lange nicht reif erſchien.[1]) So geſchah es, daß die Ehre des erſten Verſuchs, das

[1]) Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt, II. 381.

Kunſtwerk mit dem Publikum durch die Bühne zu vermitteln, einem Manne anheimfiel, der wohl Dreiſtigkeit und guten Willen, aber keinesweges die den Erfolg ſichernde künſtleriſche Kraft der Ausführung beſaß. Der bekannte Schauſpieldirektor Döbbelin war es, der die letzten Lebensjahre des großen Friedrich benutzte, um der Hauptſtadt Preußens jenen Segen Leſſing's zuzuwenden. Am 14. April 1783, zwei Jahre nach Leſſing's Tode, erſchien Nathan der Weiſe dort zuerſt auf der Bühne. Aber das Werk des Dichters ſollte in Berlin eben ſo wenig Glück haben, als der Dichter ſelbſt bei ſeinem Leben dort gehabt hatte. Döbbelin, der die Hauptrolle übernommen hatte, war einer ſolchen Aufgabe nicht von fern gewachſen, und ebenſowenig reichten die übrigen Kräfte ſeiner Truppe zu, deren Mitglieder, wie die damaligen deutſchen Schauſpieler überhaupt, ſich zwar in heftigen Leidenſchaften oder im Starkkomiſchen noch ſo leidlich zu gebahren wußten, aber überall wo es wie hier „auf feines Räſonnement und gemäßigte Charaktere ankam, die vom erſten bis zum letzten Worte mit aller Feinheit ausgearbeitet waren", wie Leſſing's Bruder, der den ſchlechten Erfolg ſchon Jahre lang vorausſah, ſich ausdrückt, „ganz erbärmliche Helden" waren.[1]) Eine Anekdote charakteriſirt dies Verhältniß ſehr ſchlagend: „Wer ſpielt den Nathan?" fragte Engel, als ihm Döbbelin verkündete, daß er entſchloſſen ſei das Stück nächſtens aufzuführen. „Den Nathan? Nun, ich, ich ſelbſt!" rief der ſelbſtbewußte Schauſpieldirektor. „Gut, aber wer ſpielt den Weiſen? entgegnete ihm ſarkaſtiſch der Verfaſſer des „Philoſophen für die Welt", indem er damit zugleich das Schickſal der Aufführung

[1]) XIII. 624. Ueber Döbbelin's Spielweiſe, die ihn völlig unfähig machte, eine Rolle wie den Nathan zu ſpielen, und über ſeine maßloſe Selbſtverblendung leſe man die Schilderung Nicolai's in der Anmerkung, XIII. 456—457.

vorherſagte. Das Stück mußte, nachdem es dreimal hinter einander gegeben worden war, bei Seite gelegt werden, und erſt zwanzig Jahre ſpäter wurde es in Berlin durch Iffland dauernd eingebürgert, nachdem Goethe und Schiller in Weimar (28. Novbr. 1801) mit der von Schiller bearbeiteten Aufführung vorangegangen waren [1]). Dieſelbe hat lange Zeit für die erſte Darſtellung des Stücks gegolten, obſchon außer Döbbelin auch der Schauſpieldirektor Seipp ſchon im Jahre 1785 den Nathan, und zwar, was hiſtoriſch intereſſant iſt, zu Preßburg in den öſterreichiſchen Erblanden auf die Bühne gebracht hatte. Es iſt dies, wie Gubrauer bemerkt, derſelbe Theaterdirektor, der im Vertrauen auf das liberale Regiment Joſeph's II. auch den Molière'ſchen Tartüffe in Oeſterreich zuerſt aufzuführen gewagt hatte. [2])

In unſern Tagen hat ſich das Unglaubliche begeben, daß Leſſing's Nathan in griechiſcher Ueberſetzung unter dem Titel „der weiſe Judengreis" von griechiſchen Schauſpielern ſogar in Konſtantinopel auf die Bühne gebracht worden iſt. Am 26. März 1842 ward das Stück in der Ueberſetzung eines Neugriechen Kaliourchos, der in Deutſchland ſeine Studien gemacht hatte, dort wiederholt aufgeführt. „Bei der erſten Darſtellung, ſo lautet der Bericht [3]), waren nur wenige Türken, meiſt Polizeibeamte zugegen. Bei der Wiederholung des Stücks am folgenden Tage war hingegen das türkiſche Publikum das überwiegende. Ihre Aufmerkſamkeit und Spannung war außerordentlich. Manchmal ſchienen ſie zwar geneigt, den Freimuth Nathans vor dem Throne Saladins weniger großmüthig aufzunehmen, als dieſer Sultan ſelbſt; aber die Erzählung von den drei Ringen erregte einen beiſpielloſen

---

[1]) Goethe, Werke 45. 8., 31. 119.
[2]) Gubrauer, II. 2. 212.
[3]) Rodnagel, Leſſing's Dramen u. S. 295.

Enthusiasmus, und am Schlusse derselben brach ein Jubel aus, in den auch die schweigsamsten Moslemin begeistert einstimmten".

Von einer Aufführung des Nathan auf den Bühnen außerdeutscher christlicher Nationen ist dagegen, trotz mehrfacher Uebersetzungen des Stücks in Frankreich und England, nichts bekannt geworden. Wohl aber empfing man dasselbe sofort nach dem Erscheinen in Oesterreich mit einem Verbote. Auch Sachsen, Lessing's Vaterland, verdammte den Nathan zur Landesverweisung, und der alte Gleim, welcher seinem Freunde dies meldete, fügte hinzu, daß auch anderorten „sich Urtheile der Dummheit und Bosheit" gehörig breit machten [1]).

In Goethe's Nachlasse fanden sich die Reime:

„So mancher Mißwillige schnüffelt und wittert
Um das von der Muse verlieh'ne Gedicht.
Sie haben Lessing das Ende verbittert,
Mir sollen sie's nicht!"

Diese Verse sprechen die Wahrheit aus in Bezug auf das Schicksal, welches die Herausgabe des Nathan dem Dichter bereitete. Oeffentlich zwar schwiegen die Theologen, wie Lessing vorausgesagt hatte. Desto eifriger aber wußten sie sich heimlich zu rühren, um ihn, wie Mendelssohn sich ausdrückt, im Volke als einen Ungläubigen, einen Feind der christlichen Religion dem allgemeinen Hasse preiszugeben. Wir dürfen es dem Zeitgenossen und nächsten Freunde Lessing's schon glauben, wenn er berichtet, daß die Art und Weise, wie die Pfaffenzunft, „die alles breit ins Schlechte führende", den Nathan auszubeuten wußte, dem großen Manne sein Ende schwer verbittern half. Man braucht nur den Brief zu lesen, mit welchem sich einer von Lessing's wärmsten Verehrern, Campe in Braunschweig, darüber entschuldigte, daß er es aus Furcht mit dem Dich-

[1]) XIII. 627.

ter in gleiche Verdammniß zu gerathen, nicht gewagt habe, seine Begeisterung für den Nathan öffentlich auszusprechen, um Mendelssohn's Schilderung der allgemeinen Stimmung gegen Lessing richtig zu finden. Die Recension der Dichtung, welche Campe drucken zu lassen sich scheute, bestand nur in einer Verweisung auf die Worte des Buches der Weisheit 7, 22—23, welche im biblischen Texte also lauten:

„Denn es ist in ihr der Geist der verständig ist, heilig, einig, mannigfaltig, scharf, behend, beredt, rein, klar, sanft, freundlich, ernst, frei, wohlthätig, leutselig, fest, gewiß, sicher; vermag alles, siehet alles, und gehet durch alle Geister, wie verständig, lauter, scharf sie sind". —

So anerkennend äußerten sich privatim nur noch wenige andre Freunde, wie Mendelssohn und Gleim. Im Ganzen aber enthalten die Briefe aus den Jahren 1779—1781 nur sehr spärliche Andeutungen dieser Art, und ich habe nicht finden können, daß zu Lessing's Lebzeiten irgend eine Stimme des Beifalls sich öffentlich hervorgewagt hätte. Selbst ein Herder hielt es gerathen, seine Bewunderung nur in Privatbriefen an vertraute Freunde zu äußern. Daß Lessing keine zweite Ausgabe seines Nathan erlebte, ist schon gemeldet; wohl aber erschienen von dem gegen den Nathan gerichteten Schauspiele des Hofpredigers Pfranger zu Meiningen [1]) in vier Jahren (1782—86) drei Auflagen, und ein alter schwachsinniger Mann wie der Gottschedianer Tralles, ein seiner Zeit vielgenannter Arzt in Breslau, durfte ungeahndet in einem zweibändigen Buche sich auf die albernste Art an der Dichtung des großen Mannes versündigen, da dieser selbst es ihm seines Alters wegen hingehen

[1]) Ueber ihn und über die Wirkung, welche in den ersten achtziger Jahren Lessing's Nathan auf die strebsamen Männer unter den Geistlichen in Franken und Thüringen ausübte, vergl. man E. Palleske, Leben und Werke Schillers. I. 267.

ließ, daß er den Verfasser des Nathan für einen Mann erklärte, der weder ein Christ sei, noch richtig deutsch zu schreiben verstehe!

Und wie begierig und dankbar schlürfte er doch jene Tropfen Beifalls, welche die wenigen ausharrenden Freunde, die kleinen „Gemeinden" seiner Getreuen in Braunschweig und Hamburg seiner „jetzt der Aufmunterung so sehr bedürfenden Seele spendeten!" Auf einen Brief von wenigen Zeilen, in welchem sich Moses Mendelssohn für die vielen und zum Theil (!) so herrlichen Lebenszeichen bedankte, mit denen Lessing seine Freunde beschenke, schrieb er nach Verlauf fast eines Jahres: „Ich kaue und sauge noch an dem Briefchen, das mir Dr. Fließ von Ihnen mitbrachte. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwas bei dieser oder jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm. Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! — Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen" [1]. — Er hat ihn nicht mehr gesprochen. Acht Wochen später hatte das gebrochene Herz des großen Dulders zu schlagen aufgehört.

Noch sind wir indessen bei diesem befreienden Abschlusse in unserer Darstellung nicht angelangt. Wir haben ihn vielmehr noch

[1] XII. 550.

durch zwei Jahre ſeines bis zum Ende thatenvollen Lebens zu begleiten.

Zu den Erdichtungen, welche die geſchäftigen Feinde Leſſing's gegen ihn in Umlauf ſetzten, gehörte auch die in öffentlichen Blättern verbreitete Nachricht, daß die Amſterdamer Judenſchaft ihm für die Herausgabe der Fragmente ein Geſchenk von tauſend Dukaten gemacht habe. Dem Goeze'ſchen Kreiſe, von dem ſehr wahrſcheinlich dieſe Nachricht ausging, war es darum zu thun, ihn mit derſelben als einen zweiten Judas Iſcharioth darzuſtellen, und Leſſing fand ſich veranlaßt, eine Zurückweiſung dieſes Märchens durch ſeinen in Wien lebenden Stiefſohn zu veröffentlichen [1]). Aber auch ſonſt hatte er von der Beſchränktheit des zelotiſchen Lutherthums Beweiſe zu erfahren, die ihn in ſeinem letzten Briefe an Jacobi zu dem Ausrufe bewegten: „Gott! der Nichtswürdigen! Sie ſind es werth, daß ſie vom Papſtthum wieder unterdrückt und Sklaven einer grauſamen Inquiſition werden". Die Angriffe wegen der Fragmente dauerten fort. Noch während er am Schluſſe ſeines Nathan arbeitete, traf ihn ein ſolcher von einem Manne, auf deſſen Beiſtimmung er um ſo ſicherer gerechnet hatte, als grade dieſer Mann derjenige unter den proteſtantiſchen Theologen jener Zeit war, der in ſeinen Schriften bisher ganz im Geiſte des Fragmentiſten gewirkt und die hiſtoriſch kritiſche Methode auf die Schriftauslegung und Dogmatik im Sinne der freien Forſchung angewendet hatte. Es war dies der Halle'ſche Profeſſor der Theologie Johann Salomo Semmler, der jetzt, erſchreckt durch die Macht einer Bewegung, welche er ſelbſt hervorgerufen hatte, nicht nur mit einem ausführlichen Werke gegen den Fragmentiſten ſelbſt hervortrat, ſondern ſogar ſich nicht entblödete, in einem eigends dazu verfaßten ſatyriſchen Anhange den Herausgeber

[1]) X. 230–236.

der Fragmente als einen Menſchen darzuſtellen, der eigentlich in das Tollhaus gehöre. Leſſing war über die Gemeinheit dieſes Angriffs ſo erbittert, daß er ſich mehrere Tage lang zu aller geiſtigen Thätigkeit unfähig fühlte, und Gefahr lief, wie er an ſeine Freundin Eliſe Reimarus ſchrieb, „den ganzen Nathan darüber zu vergeſſen“ [1]). Zum Glück überwand er ſeinen gerechten Zorn, und entſchloß ſich erſt nach Vollendung des Nathan der „impertinenten Profeſſorengans“ die verdiente Züchtigung durch einen aus Bedlam datirten Brief angedeihen zu laſſen, von dem uns leider nur der Anfang unter den Leſſing'ſchen Fragmenten erhalten iſt, der an Hamlet's „die Welt iſt ein Gefängniß“ erinnert. „Ich bin, heißt es in demſelben, mit dem großen Tollhauſe, in welchem wir alle leben, zu wohl bekannt, als daß es mich beſonders befremden ſollte, wenn die Tollhäusler der mehreren Zahl mich gern in ein eigenes Tollhäuschen ſperren möchten“. Die Nemeſis blieb nicht aus, denn Semmler überlebte Leſſing lange genug, um unter dem Wöllner'ſchen Regimente durch eigene Verketzerung zu büßen, was er gegen den großen Mann geſündigt hatte. Was den weiteren Verlauf der von den Zionswächtern gegen Leſſing gerichteten Verfolgungen betrifft, die zuletzt ſogar Kaiſer und Reich wider ihn in Bewegung zu ſetzen verſuchten, ſo darf zur Ehre des Braunſchweigiſchen Herzogs nicht unerwähnt bleiben, daß er Leſſing zu ſich kommen ließ, und ihn für einen ſolchen Fall ſeines Schutzes verſicherte. Hier aber zeigte ſich der Mannesmuth und Mannesſtolz Leſſing's in ſeiner ganzen Größe. Er erwiderte jene Verſicherung fürſtlichen Gnadenſchutzes durch die freimüthige Erklärung: daß er nur auf der Gerechtigkeit ſeiner Sache ſtehen wolle, und daß er den Herzog bitten müſſe, ohne die geringſte Rückſicht auf ihn lediglich

[1]) XII. 530., vrgl. XII 528.
[2]) XI. 536.

nach seiner Pflicht als deutscher Reichsstand zu handeln! Und um dieselbe Zeit war es, wo er das feierliche Geständniß niederschrieb: „Ich muß es nun schon vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereut hat, die berufenen Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einsehe, wie ein solcher Augenblick noch kommen könne, wenn ich anders bei gesundem Verstande bleibe".

Sechstes Buch.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.
Ernst und Falk.

Erſtes Kapitel.

Leſſing's Stellung zu den Aufklärern.

Immer einſamer wurde es in den letzten Jahren um ihn her, und ſo allein und vereinſamt er ſich perſönlich in ſeiner Wolfenbütteler Abgeſchiedenheit fühlte, ſo allein und vereinſamt ſtand er zuletzt ſeiner ganzen Zeit gegenüber, mit deren ſämmtlichen Hauptrichtungen er allmälig in Widerſpruch gerathen war.

Von den Philoſophen ſeiner Zeit trennte ihn ſein Verhältniß zu Spinoza, deſſen Studium er bereits in Breslau begonnen, und aus dem er die Grundgedanken ſeines eignen Philoſophirens ebenſo gewonnen hatte, wie nach ihm Herder und Goethe die ihrigen aus derſelben Quelle ſchöpften. Er war der erſte, der in einer Zeit, wo die Philoſophie jenes tiefſinnigen Denkers allen frommen Seelen ein Gräuel des Aergerniſſes und ſelbſt den Philoſophen von Fach ſo gut wie unbekannt war[1]), durch die Anerkennung derſelben den großen Umſchwung vorbereiten half, welcher ſich wenige Dezennien ſpäter in der neueren deutſchen Philoſophie vollziehen ſollte. Mit Spinoza verband er das Studium der Leibnitz'ſchen Philoſophie, die er ſogar in einem eignen Werke darzuſtellen unternahm[2]),

[1]) Hegel, Geſch. der Philoſ 3, 532.
[2]) XI. 43—47.

deſſen Plan, wie ſo viele andere, durch die theologiſchen Händel zurückgedrängt wurde.

Noch wunderbarer aber war das Verhältniß, in welches der große Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts, der Mann, welcher die ganze humane und freie Bildung ſeiner Zeit in einem Brennpunkte verſammelt zeigt, zu denjenigen gerieth, welche, weil ſie ſich als die Aufklärer von Profeſſion anſahen, Leſſing zu den ihrigen zählen zu dürfen geglaubt hatten. Aber ſie hatten gar bald zu gewahren, daß Leſſing in dem großen Kampfe, welchen die Fragmente herbeiführten, ſtatt ſie zu ſeinen Bundesgenoſſen zu machen, ſich vielmehr gegen ſie richtete, und die von ihnen angegriffene Orthodoxie wiederholt in ſeinen Schutz nahm. Sie erſtaunten nicht wenig, als ſie hören mußten, daß er, ſtatt wie ſie ſelbſt, in dem alten Glaubensſyſteme ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen zu erblicken, den Spieß umkehrte, und dieſe Bezeichnung vielmehr auf dasjenige Religionsſyſtem anwandte, welches die modernen Aufklärer und die neumodiſchen Theologen an die Stelle der alten Orthodoxie ſetzen zu wollen ſich anmaßten [1]). Seine alten Berliner Freunde waren wie vom Donner gerührt, als ſie dieſe Verachtung ihrer neumodiſchen Vernunfttheologie und ihres Vernunftchriſtenthums, „bei dem man, wie Leſſing ſpöttiſch bemerkt, nicht abſehen könne, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Chriſtenthum eigentlich ſitze“ [2]), aus dem Munde deſſelben Mannes vernahmen, der ſoeben ſich anſchickte, mit ihren Gegnern, den Orthodoxen, einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.

Leſſing ſelbſt hat ſich über ſeine Stellung zu den beiden entgegengeſetzten Parteien wiederholt mit ſolcher Klarheit ausgeſprochen, daß es faſt unbegreiflich iſt, wie man über ſein wahres Verhältniß zu beiden noch bis auf die neueſte Zeit hier und da Zweifel und

[1]) XII. 409 ff.
[2]) IX. 421.

Ungewißheit hegen mochte. Schon 1774 hatte er an seinen Bruder, der an seinem Verhalten irre zu werden begann, jenen berühmten Brief geschrieben, der so oft angeführt und so oft falsch verstanden, doch den wahren Grund seiner Abneigung, ja Verachtung gegen die Halbheit der theologischen Aufklärerei deutlich ausspricht. „Ich sollte es, schreibt er, der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen". Nur seine eigene Art, wie er dieses thun zu müssen glaube, solle man ihm lassen, da sie so einfach sei. Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, wolle er beibehalten, er wolle es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man absehe, woher reineres zu nehmen. „Mit der Orthodoxie war man, Gottlob, so ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie — hier hat Lessing Leibnitz im Sinne — eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt die Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. — Meines Nachbars Haus droht ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen wie meines eigenen". Das unreine unbrauchbare Wasser, das den Einsturz drohende Haus, dessen einzige Restauration nur durch Abtragen möglich ist, sind Bilder, die für sich selbst sprechen. Aber dennoch zieht Lessing diese alte Orthodoxie der neueren vor, weil, „wenn einmal die Welt mit Unwahrheiten hingehalten werden soll, die alten gangbaren jedenfalls besser sind als die neuen", und weil

die alte Orthodoxie wenigstens ein ehrlicher Feind der Vernunft sei, indem sie „mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streite, während die neuere Theologie denselben lieber bestechen möchte —“; endlich weil er es vorziehe, „sich mit seinem offenbaren Feinde zu vertragen, um gegen den heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können“. In der That hatte er es an dem Verhalten der Hauptsäulen des aufgeklärten Vernunftchristenthums, an einem Semmler und Jerusalem, ebenso wie an seinem alten Freunde Nicolai zu erfahren, was der Spruch „Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen“, zu bedeuten habe. Diese Halbheitshelden, „welche die Vernunft erhoben, während sie sie einschläferten, diese aufgeklärten Theologen, die die Gegner der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschrieen“, sie verachtete Lessing weit mehr noch als die altorthodoxen Theologen, bei denen ihm wenigstens die Consequenz Achtung einflößte [1]), und denen er deshalb eine ungeheuchelte Anerkennung zollte. Denn „nicht die Orthodoxie, sondern eine gewisse hinkende, schielende, sich selbst ungleiche Orthodoxie sei ihm so ekel, so widerstrebend“, daß er ihrer Halbheit gegenüber sich noch eher mit den Goeze'n befreunden möchte. Die Philosophie, die sich in den Dienst der dogmatischen Theologie begab, verglich er einmal mit dem Bilde des Herkules am Spinnrocken der Omphale [2]).

Die Orthodoxie freilich täuschte sich nicht über den Werth dieser Anerkennung. Ihr Instinkt leitete sie richtiger, als die Aufklärer ihre gepriesene Klugheit. Sie sah ganz richtig, daß Lessing nur deshalb ihr System so unparteiisch gelten ließ, weil er mit demselben innerlich längst fertig war. Mochte er immerhin nachweisen, daß die Wolf'sche Philosophie in einem Irrthume befangen sei, wenn sie den christlichen Glauben beweisen zu können und beweisen zu

[1]) X. 25.
[2]) XI. 748.

müssen vermeinte; mochte er immerhin ihre Sache zu führen sich den Anschein geben, wenn er die Unabhängigkeit der Religion von der Philosophie, des Glaubens von der Vernunft aufzeigte, und nachwies, daß „aus menschlichen Gründen glauben eigentlich nicht glauben heiße"; mochte er endlich, wie Leibnitz, zu ihren Gunsten den Beweis führen, daß Dogmen, wie das von der Dreieinigkeit oder von der Ewigkeit der Höllenstrafen unantastbar und unwiderleglich gegen alle Anfälle der Sophisterei bestehen könnten, wenn sie sich nur in den Schranken eines Geheimnisses hielten; — die Orthodoxen ließen sich durch solche Künste nicht wie die Aufklärer irre machen. Sie trauten ihrem Freunde nicht, selbst wenn er scheinbar in ihrem Sinne den göttlichen Ursprung der Schrift gegen den Einwand der Unvollkommenheit derselben mit der Bemerkung vertrat: dieser Einwand beweise nichts, denn grade diese Unvollkommenheit könne ja eine von Gott gewollte zweckmäßig beabsichtigt sein, und in seinen Erziehungsplan der Menschheit hineingehören. Sie waren klug genug zu merken, daß sie mit der Annahme einer solchen Vertheidigung in eine Falle gingen, indem sie sich von Lessing seinen Begriff der Erziehung des Menschengeschlechts und die Auffassung der Offenbarung als eines Planes und Mittels zu solcher Erziehung unterschieben ließen. Sie waren zu argwöhnisch um nicht zu wittern, daß Lessing den alleinigen Grund und das alleinige Fundament ihrer Existenz, die orthodoxe Offenbarungstheorie, grade durch dasjenige vernichtete, womit er sie zu unterbauen schien, dadurch daß er eine stetig fortschreitende Offenbarung des göttlichen Geistes, d. h. eine unendlich fortschreitende Erkenntniß der Wahrheit an ihre Stelle setzte. Sie brauchten, um das eigentliche Verhältniß Lessing's zu ihrem dogmatischen System zu erkennen, nicht erst das berühmte Geständniß gelesen zu haben, welches Lessing seinem vertrautesten Freunde über diesen Punkt gethan hatte, als er an Mendelssohn, den Lavater in seinem zudringlichen Bekehrungseifer aufgefordert hatte, Christ zu werden, oder die Gründe

auszusprechen, weshalb er es nicht möge, die denkwürdigen Worte schrieb [1]): „Ich bitte Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein können und dürfen in dieſer Sache ſo ſchreiben, und ſind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

Es iſt uns kein Geheimniß mehr, wer die „anderen ehrlichen Leute" waren, deren Schickſal Leſſing hier gegenüber der freien Stellung ſeines jüdiſchen Freundes beklagte. Dieſe Worte werfen ein ſcharfes Schlaglicht auf den innerſten Kern und die letzte Intention von Leſſing's ganzer theologiſcher Thätigkeit. Sie zeigen, wie ſehr ſeine alten Freunde, die Berliner Aufklärer, im Irrthum waren, wie ſehr dieſelben ihn mißverſtanden, wenn ſie ihn des ortheboren Conſervatismus bezüchtigten, und ihm vorwarfen, daß er mit ſeiner Schrift über die Leibniz'ſche Ewigkeit der Höllenſtrafen den Orthodoxen habe „den Hof machen wollen". [2]) Auch Spätere, wie Gervinus, haben hier einſeitig nur den Conſervatismus Leſſing's betont, wenn ſie vorzugsweiſe ſeine Erklärung hervorhoben: „daß er das unreine Waſſer nicht eher weggießen wolle, als bis er wiſſe, woher reineres nehmen". Sie überſahen, daß er in derſelben Erklärung dieſes alte unreine Waſſer als ein „längſt nicht mehr brauchbares" bezeichnete. Sie überſahen, daß er die einzig wahrhafte Reſtauration des alten „den Einſturz drohenden Hauſes" nicht im Stützen und Unterbauen deſſelben, ſondern im gänzlichen Abtragen fand, und daß er ſich zwar ſehr gern an dem letztern, aber nicht an dem erſteren Werke betheiligen zu wollen erklärte. Sie überſahen mit einem Worte den gründlichen Radikalismus des

[1]) XII. 282.
[2]) XII. 395.

Mannes, mit welchem er den theologiſchen Aufklärern ſeiner und aller folgenden Zeit ſo unendlich überlegen war, dieſen Radikalismus, der das Recht der freien Prüfung durch Nichts, aber auch durch gar Nichts beſchränkt, keine Autorität irgend welcher Art als abſolut anerkannt wiſſen wollte, und der eben dadurch für alle Zeiten daſteht als der wahrhafte Heros der Aufklärung ſeines Jahrhunderts.

Das Große aber an dieſem Radikalismus Leſſing's war die bewundernswürdige Mäßigung ſeiner Praxis. Dadurch ſteht dieſer große Reformer ſo einzig da in der ganzen Kulturgeſchichte der modernen Zeit, daß er ſich ſelbſt nie zur Ueberſtürzung hinreißen ließ, daß er ſeiner eigenen Mahnung: „Hüte Dich Du fähigeres Individuum, der Du an dem letzten Blatte des Elementarbuches der Offenbarung ſtampfeſt und glüheſt, Deine ſchwächeren Mitſchüler merken zu laſſen, was Du zu ſehn beginnſt, — ſelbſt ſtets treu eingedenk verblieb; daß er niemals ſich auf das bloße Wegräumen beſchränkte, ſondern immer zugleich ein Poſitives an die Stelle des Aufgehobenen ſetzte, daß er, maßvoll in der Form, ſich akkommodirend an die vorhandenen Begriffe, ſie auflöſte, indem er ſie zu unterbauen ſchien, und daß er „die Theologie himmliſchen Urſprungs", die eigene Religion, auf die zwei einfachen Grundwahrheiten zurückführte: die Religion liegt im Gefühl und offenbart ſich in der thätigen Liebe.

Die Vermittelung aber zwiſchen Offenbarung und Vernunft fand er in einer ſchon den alten Kirchenvätern nicht fremden Idee, in der Idee von der Verwirklichung der Offenbarungswahrheiten durch ihre allmälige Verwandlung in Wahrheiten der Vernunft auf dem Wege einer göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Zweites Kapitel.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Die Schrift, welche diesen Titel führt, ist als das letzte Wort anzusehen, welches Lessing in der großen durch die Herausgabe der Reimarus'schen Fragmente angeregten Angelegenheit gesprochen hat. Mit ihr trat Lessing, wie er selbst ausspricht, dem Systeme des rationalen Deismus und seiner Anwendung auf die Kritik der christlichen Offenbarung direkt entgegen, indem er das letzte Ziel des Fragmentisten gänzlich verrückte. [1])

Man hat in neuerer Zeit, gestützt auf den Umstand, daß Lessing sich blos als Herausgeber derselben nannte, so wie auf eine mißverstandene Aeußerung in einem Briefe an seinen Bruder [2]), die gerade das Gegentheil außer Zweifel setzt, diese Schrift Lessing absprechen zu müssen geglaubt. Wir brauchen uns aber bei dieser Streitfrage um so weniger aufzuhalten, als dieselbe durch Guhrauer und Schwarz vollständig entschieden, und Lessing's Autorschaft bis zur unumstößlichen Evidenz erwiesen worden ist. [3])

Der Kerngehalt dieser Schrift, die man wohl das religiöse Testament des großen Mannes genannt hat, finden wir gleich in der Vorrede ausgesprochen, welche dasjenige, was in der Abhandlung selbst nur auf die geschichtliche Entwicklung des Judenthums und des Christenthums und ihre Offenbarungen beschränkt ist, über das ganze Menschengeschlecht mit den Worten ausdehnt: „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand

---

[1]) XII. 504.

[2]) XII. 539.

[3]) Guhrauer, II. 2. Anhang S. 29—33. Schwarz a. a. O. Seite 190—196.

jedes Orts einzig und allein entwickeln könne und entwickeln ſolle, als über eine derſelben entweder lächeln oder zürnen? Dieſen unſeren Hohn, dieſen unſeren Unwillen verdiente in der beſten Welt nichts, und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? Gott hätte ſeine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unſeren Irrthümern nicht?"

Das iſt der „Fingerzeig", den Leſſing von ſeiner einſamen Höhe und ihrer „unermeßlichen Ausſicht auf eine Ferne, die ein ſanftes Abendroth ſeinem Blicke weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte", ſeiner Zeit und der Menſchheit mitbrachte, „ohne zu verlangen, daß die Ausſicht die ihn entzückte auch jedes andere Auge entzücken müſſe", ja ohne auch nur „irgend einen eilfertigen Wanderer der nun das Nachtlager bald zu erreichen wünſcht, von ſeinem Pfade ab- und zu ſich hinaufrufen zu wollen! [1])

Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift nahm Leſſing aus dem Reimarus'ſchen Werke, an deſſen viertes Fragment er anknüpft. In demſelben hatte Reimarus den Satz ausgeführt: das alte Teſtament könne ſchon darum nicht für göttliche Offenbarung gelten, weil ihm die Lehre von der Unſterblichkeit mangle. Leſſing giebt die als Grund angeführte Thatſache zu, aber er leugnet ihre Beweiskraft, indem er zeigt, daß die theologiſche Auffaſſung der Offenbarung, welche auch der Fragmentiſt noch theilte, eine unrichtige ſei. Nach dieſer Auffaſſung war und iſt die Offenbarung etwas Feſtes, für alle Zeiten und Verhältniſſe Abgeſchloſſenes und Vollendetes, dem nichts ab- und nichts zuzuthun iſt. Leſſing zeigt, daß ſie vielmehr ein Flüſſiges, ewig Werdendes, eine unendliche Entwicklung, daß ſie mit einem Worte nichts anders ſei, als die Erziehungsmethode der Menſchheit. „Was die Erziehung bei dem einzelnen Menſchen, das iſt die Offenbarung bei dem ganzen Menſchengeſchlechte. Erziehung iſt Offenbarung die dem Einzelmenſchen

[1]) X. 306.

geschieht: Offenbarung ist Erziehung die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht." Die hundert Paragraphen der Lessing'schen Schrift, an deren Spitze diese beiden Sätze stehen, sind nichts als die Ausführung und Anwendung dieses Gedankens auf die beiden geoffenbarten Religionen, deren Beglaubigungsschriften, das alte wie das neue Testament, als Elementarbücher dieser allmäligen Erziehung und Bildung gefaßt werden. Indem sich Lessing auf die Seite der von dem Fragmentisten angegriffenen Offenbarung des Judenthums und des alten Testaments stellt, vollzieht er gerade durch die Art und Weise, wie er dieselbe zu unterbauen sucht, den Vernichtungsprozeß des erbederen Offenbarungsbegriffs so vollständig, wie es nie bisher geschehen war.

Der Gedankengang dieser kaum zwanzig Seiten füllenden und doch so grandiosen Philosophie der Religion und Weltgeschichte ist folgender. Wie die Erziehung dem Einzelmenschen nichts giebt, was er nicht aus sich selbst haben könnte, sondern ihm dies nur geschwinder und leichter giebt: also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch gekommen wäre, sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher. Dies wird zunächst an der Geschichte des jüdischen Volks nachgewiesen (§ 9—52.). Es wird gezeigt, wie roh und unvollkommen bei diesem von Gott auserwählten Volke anfangs selbst der Begriff des einigen Gottes, wie nothwendig es war, für die Erziehung desselben in seiner Kindheit die allein diesem Alter entsprechenden Erziehungsmittel der unmittelbaren sinnlichen Strafen und Belohnungen anzuwenden, und das Elementarbuch seines Unterrichts so einzurichten, daß es alle guten Eigenschaften eines Elementarbuchs für ein kindisches Volk in sich vereinigte. Dazu gehört vornehmlich, daß es keine Lehre enthalte, welche die Fassungskraft des Kindes übersteigt. Eine solche würde aber die Lehre von der Unsterblichkeit für das jüdische Volk auf seinem damaligen Standpunkte der Kind-

heit gewesen sein. Aber das Kind wird Knabe, wird Jüngling, das Elementarbuch wird erschöpft, und „es wird schädlich, das ihm entwachsene Kind länger als die Meinung gewesen dabei zu verweilen. Denn um dieses auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen als darin liegt, mehr hineintragen als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viele suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand, das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen das Faßliche und Leichte; — die nehmliche Weise wie die Rabbiner ihre heiligen Bücher behandelten! der nehmliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volkes dadurch ertheilten! Ein besserer Pädagog mußte kommen und das erschöpfte Lehrbuch dem Kinde aus den Händen reißen. — Christus kam."

Wieder ist es die Lehre von der Unsterblichkeit, welche Lessing hier bei der Entwickelung der Bedeutung dieser zweiten auf die Weitererziehung der Menschheit in ihrem Knaben- und Jünglingsalter gerichteten Offenbarung in den Vordergrund stellt. Christus ward der erste zuverlässige und praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Er lehrte die Menschen zuerst, nicht nur ihre äußeren Handlungen nach diesem Glauben einrichten, sondern auch die innere Reinigkeit des Herzens auf diese Aussicht eines andern Lebens beziehen. Wenn die Jünger Christi, die Fortpflanzer dieser einen großen Lehre, später dieselbe in dem von ihnen der Menschheit gegebenen zweiten besseren Elementarbuche noch mit anderen Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war, so haben sie dadurch der Sache der Menschheitserziehung nicht nur nicht geschadet, sondern derselben vielmehr wesentlich genützt, indem sie der menschlichen Vernunft einen neuen Richtungsstoß gaben. Hier folgt sodann die begeisterte Hervorhebung dieser Wirksamkeit des neuen Elementarbuches für die För-

derung der Menſchheitsbildung (§§ 64—67.). Die Anerkennung der Nothwendigkeit, daß dies neue Elementarbuch „wenigſtens eine Zeit lang von jedem Volke für das Non plus ultra ſeiner Erkenntniſſe angeſehen werden mußte, und die warnende Mahnung (§ 68.) an die Gegenwart und an diejenigen ihrer „fähigeren Individuen", die an dem letzten Blatte dieſes Elementarbuches ſtampfen und glühen: nicht verzeitig die ſchwächeren Mitſchüler an demſelben irre zu machen, ſondern abwartend bis ſie nach ſind lieber noch einmal ſelbſt zu demſelben zurückzukehren, und zu unterſuchen, ob nicht vielleicht in ſo manchen ſeiner ſcheinbaren Vernunftwidrigkeiten ein tieferer Gehalt verborgen liege?"

Wir übergehen die Erörterungen über die Dogmen von der Dreieinigkeit, von der Erbſünde, von der Genugthuung des Sohnes, welche Leſſing (§§ 72—75.) beiſpielsweiſe in dieſem Sinne betrachtet und in ihrem ſpekulativen Gehalte aufzeigt, um bei dem Satze wieder anzuknüpfen, den Leſſing ſelbſt aus dieſer Erörterung gewinnt, bei dem Satze: „daß die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ſchlechterdings nothwendig iſt, wenn dem menſchlichen Geſchlechte damit geholfen ſein ſoll." „Es iſt nicht wahr, daß Spekulationen über dieſe Dinge jemals Unheil geſtiftet, und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig geworden. Nicht den Spekulationen: dem Unſinn, der Tyrannei dieſen Spekulationen zu ſteuern, Menſchen die ihre eigenen Gedanken hatten nicht dieſe eigenen zu gönnen, iſt dieſer Vorwurf zu machen. Vielmehr ſind dergleichen Spekulationen, — mögen ſie doch im Einzelnen ausfallen wie ſie wollen — unſtreitig die ſchicklichſten Uebungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſo lange das menſchliche Herz überhaupt, höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben. Denn bei dieſer Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens, auch den Verſtand nur allein an dem üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrifft, würde ihn mehr

ſtumpfen als wetzen heißen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen Gegenſtänden geübt ſein, wenn er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, **die uns fähig macht: die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben.**" —

Höre es, du Zeitalter des materiellen Nutzens, das nur diejenigen Spekulationen preiſet und anerkennt, welche auf körperliche Bedürfniſſe gerichtet ſind! Höre es du Zeitalter dem man zu ſagen gewagt hat [1]), daß alle die großen Denker der Menſchheit, welche den Verſtand an rein geiſtigen Dingen übten, und üben lehrten, tief unter diejenigen zu ſtellen ſeien, deren ganze Philoſophie vor allem die Vermehrung des menſchlichen „Comforts" bezweckte! —

Aber weiter! „Soll, ſo fragt Leſſing, ſoll das menſchliche Geſchlecht auf dieſe höchſte Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Nie? Laß mich dieſe Läſterung nie denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geſchlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Die ſchmeichelnden Ausſichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlſtand, die man ihm vorſpiegelt: was ſind ſie mehr als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn dieſe Ausſichten der Ehre und des Wohlſtandes wegfallen, ſeine Pflicht zu thun vermögend ſei. Darauf zweckte die menſchliche Erziehung ab: und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunſt mit dem Einzelnen gelingt, ſollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen?" Leſſing nennt einen ſolchen Zweifel Läſterung. „Nein!" ruft er aus, — und hier erreicht ſein Ausdruck die Erhabenheit ſeheriſcher Begeiſterung, deren Blick von den Reſultaten der vergangenen auf die Erfolge kommender Jahrtauſende ſich hinüber wendet — „nein! ſie wird kom-

[1]) Macaulay: über Bacon.

men, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinem Handeln zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird."

Bleiben wir hier kurz vor dem Schlusse der Lessingschen Schrift einen Augenblick stehen, und sehen wir zu, welches eigentlich der Grundgedanke war, den Lessing in derselben auszusprechen beabsichtigte. Es ist schwer begreiflich, wie man darüber einen Augenblick im Zweifel sein, wie man sich streiten mochte: ob er unter seinem neuen Evangelium wirklich eine neue Religion und Offenbarung verstanden habe, durch welche die christliche eben so antiquirt werden müsse, wie das alte Testament durch das neue; oder ob er sich darunter nur eine höhere innere Entwicklung des Christenthums gedacht habe? Die, welche so fragten, haben den Wald vor Bäumen nicht gesehen. Sie haben nicht gesehen, daß Lessing den Inhalt des neuen ewigen Evangeliums in den zuletzt von uns angeführten Worten[1]) mit voller Klarheit ausgesprochen hat. Sie haben nicht gesehen, daß Lessing, dem das Handeln als höchste Aufgabe des Menschen erschien, und dem die ganze Religion in dem Testamente Johannis, in der Ausübung der selbstlosen werkthätigen Liebe aufging, Lessing, der selbst einem Goeze gegenüber seine sichere Zuversicht auf „ein Christenthum, wie Christus selbst es jetzt lehren würde,"[2]) nicht zurückhielt: den Kern dieses neuen Evan-

[1]) § 85. X. 327.
[2]) X. 131.

geliums einzig und allein in jene letzte ethische Steigerung und Reinigung, in jene höchste sittliche „Aufklärung der Menschheit“ gesetzt hat, welche ihm als die Vollendungsstufe dessen erschien, was er die Erziehung des Menschengeschlechts nannte. Alle Erziehung hat ihr Ziel, und dies Ziel der Menschheiterziehung ist für Lessing die Freiheit, die Ausbildung und Verwandlung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten, „die schlechterdings nothwendig ist, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll“; die Freiheit, die den Menschen ganz und gar auf sich selbst, auf seine Vernunft stellt: und die in der von allen äußern Geboten und Satzungen wie von allen selbstischen Rücksichten losgelösten Nothwendigkeit besteht: das Gute allein um des Guten willen zu thun. Dies ist das neue Evangelium, das, wie Lessing sagt, manche Schwärmer früherer Zeit geahnet, die nur darin gefehlt, daß sie die Erfüllung desselben nicht erwarten konnten und in der kurzen Zeitspanne des eignen Lebens bewerkstelligen zu können glaubten, „wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt.“ „Die Natur,“ sagt Lessing; aber unmittelbar darauf setzt er, getreu seiner Methode, immer nur mit allgemein geltenden Begriffen zu operiren, statt der Natur der Dinge „die ewige Vorsehung“, in der herrlichen Apostrophe, die er aus der Tiefe seines frommen Herzens an dieselbe richtet: „Geh Deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen. Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die grade ist. Du hast auf Deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun!“ —

Nicht ohne Absicht hat Lessing die Unsterblichkeitslehre zum Ausgangspunkte dieser Schrift genommen. Freilich war es ein Irrthum, wenn Guhrauer in der Idee der Seelenwanderung, die Lessing am Schlusse derselben hinwirft, den spekulativen Schlüssel des Ganzen gefunden zu haben glaubte. Vielmehr muß es aus-

gesprochen werden, daß Lessing nicht nur selbst über die ganze Unsterblichkeitsfrage völlig hinaus war, sondern daß ihm die christliche Unsterblichkeitslehre, mit ihrem durch Lohn und Strafe mit dem Diesseits in engster Verbindung stehenden Jenseits, als eine Lehre galt, welcher er nur auf einer gewissen Stufe der Menschheitsentwicklung eine pädagogische Berechtigung einräumte, und die er nur einer noch niedrigern Stufe gegenüber als etwas Höheres ansah, während er für einen weiter fortgeschrittenen Bildungszustand dieselbe vielmehr als ein Hemmniß auf der Bahn zum Ziele der Vollendung völlig beseitigt wissen wollte. Gegenüber der Rohheit, welche nur noch allein durch gegenwärtige Belohnung oder Bestrafung seines Thuns bestimmt werden kann, — das ist der Sinn von Lessings Meinung, — ist selbst diejenige Bildungsstufe, auf welcher die Motive des Handelns in ein zukünftiges Jenseits verlegt erscheinen, und das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben, ein großer und wichtiger Fortschritt. Das ist in Bezug auf die Unsterblichkeitslehre das Verhältniß des Judenthums zum Christenthume, des alten zum neuen Testamente. Aber dieser Fortschritt ist nicht der letzte. Der neugewonnene Standpunkt muß vielmehr aufgegeben und verlassen werden, denn er ist immer noch ein Standpunkt des Egoismus, „der Eigennützigkeit des menschlichen Herzens.“ Die diesem Eigennutze schmeichelnde Vorstellung einer persönlichen, bewußten ewigen Fortdauer in einem Auferstehungsjenseits mit Lohn und Strafe muß aufgehoben werden, wenn der Mensch das Ziel der Erziehung: die absolut selbstlose Tugendliebe und Tugendübung erreichen soll, deren alleinige Seeligkeit in dem Bewußtsein der Einheit des Menschen mit dem absoluten Urgrunde seines Wesens besteht. Daß dies geschehen, daß die Menschheit dies erhabne Ziel ihrer Entwicklung erreichen werde, das ist der beseligende Glaube Lessings und aller Derer, die sich die Seinen nennen. Für sich selbst hatte er den großen Befreiungs-

proceß bereits vollſtändig vollzogen. Wie Goethe erſchien ihm das Sichbekümmern um ein künftiges Leben als eine Thorheit. „Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige," ſagt er in dem berühmten Bruchſtücke jenes Aufſatzes, in welchem er das Thema behandelt: „daß man die Menſchen eben ſo von der Begierde ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen abhalten ſollte, als man ihnen abräth nach ihrem zukünftigen Schickſal in dieſem Leben zu forſchen. Ja, die Lehre und ſichere Verheißung der Unſterblichkeit mit der ſich die geoffenbarte Religion am meiſten wiſſe, war, wie er in einem zweiten Fragmente erklärt, grade das was ihm dieſe geoffenbarte Religion am verdächtigſten mache.[1]) Ihm erſchien dieſelbe in dieſer Beziehung durchaus auf derſelben Stufe mit der Aſtrologie. „Warum kann man," fragt er, „ein künftiges Leben nicht eben ſo ruhig abwarten als einen künftigen Tag? Dieſer Grund gegen die Aſtrologie iſt ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunſt gäbe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollten wir dieſe Kunſt lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, ſo ſollten wir lieber dieſer Religion kein Gehör geben."

Ich denke dies iſt deutlich. Wenn aber Leſſing über die erkannte Wahrheit einen Schleier warf, hinreichend das unvorbereitete Auge vor ihrem blendenden Lichte zu ſchützen, während dem vorbereiteten durch ſolche Umhüllung nichts verdeckt ward, ſo befolgte er damit nur jenes Verfahren eines weiſen Maaßhaltens, das wir ihn hier wie überall bei ſeinem kühnſten Vorſchreiten anwenden ſehen. Immer von dem Gegebenen und dem Bekannten ausgehend, die vorhandenen Vorſtellungen und Begriffe benutzend, um an ſie neue Entwicklungen anzuknüpfen, iſt er ſtets eben ſo konſervativ

[1]) XI. 611.

in der Form und im Ausdruck, als radikal in den letzten Zielen und Resultaten. Indem er der Unsterblichkeitslehre ihre historische Stellung und Berechtigung anweist, führt er uns über sie hinaus, wie er uns hinausführt über den orthodoxen Offenbarungsbegriff, den er aufhebt, indem er die ewige Gültigkeit der Offenbarung in eine zeitliche historische verwandelt. Und wenn er von der Unsterblichkeitslehre und der mit ihr zusammenhängenden Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben sich zu Anfange seiner Schrift nur die Möglichkeit der Annahme erlaubt, daß Beide nicht wahr seien; wenn er den Satz von der ewigen Fortdauer der Gattung neben dem Untergange jedes Einzelmenschen nur mit einem „vielleicht" einzuführen sich erlaubt:[1]) so zeigt er dafür durch die Wendung, welche er am Schlusse, nimmt sein eignes Verhältniß zu jener Annahme und zu diesem „vielleicht" im klarsten Lichte, indem er für die orthodoxe Unsterblichkeitslehre seinerseits die Idee einer Seelenwanderung substituirt.

Wir müssen bei dieser wunderbaren Hypothese einen Augenblick verweilen. Der Schlüssel zu derselben liegt in dem Lessingschen Fragmente, welches unter dem Titel „das Christenthum der Vernunft" die Grundzüge seiner Philosophie der Theologie enthält.[2]) Das Resultat derselben ist die Auffassung der Welt als einer Schöpfung Gottes „deren Wesen eine unendliche Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles Dasjenige enthält, was die untern Glieder enthalten, und dazu noch etwas mehr, welches etwas mehr aber nie die letzte Grenze erreicht. In diesem Sinne ist die Unendlichkeit der Welt unwidersprechlich." Eben so unwidersprechlich ist demgemäß auch die Unendlichkeit der Entwicklung für die Einzelwesen. „Gott schafft nichts als einfache Wesen, und das Zusammengesetzte ist nichts als Folge seiner Schöpfung. Da jedes von diesen einfachen

[1]) X. 313. § 22.
[2]) X. 604—607.

Weſen etwas hat, welches die andern haben, und keines etwas haben kann, was die andern nicht haben, ſo muß unter dieſen einfachen Weſen eine Harmonie ſein, aus welcher Harmonie Alles zu erklären iſt, was unter ihnen überhaupt, d. h. in der Welt vorgeht.“ Hier iſt es nun wo wir Leſſing, wie Guhrauer richtig bemerkt, das große Prinzip der neueren Naturbetrachtung in ſeiner Univerſalität mit ahnendem Geiſte vorwegnehmen und ihn mit kühner Hand die erhabene Idee von einer durch die ganze Natur gehenden Entwicklung ausſprechen ſehen, deren Beſtätigung durch die Naturforſchung er als unzweifelbar vorherſagt. „Bis hierher,“ ruft er aus, „wird einſt ein glücklicher Chriſt das Gebiet der Naturlehre erſtrecken, doch erſt nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erſcheinungen der Natur wird ergründet haben, ſo daß nichts mehr übrig iſt, als ſie auf ihre wahre Quelle zurückzuführen!“[1])

Dies Geſetz der Harmonie und der unendlichen Entwicklung in der Natur, begründet auf dem Verhältniſſe Gottes zur Welt, des Schöpfers zur Schöpfung, auf der nach dem Geſetze der Continuität geordneten unendlichen Reihe, führt Leſſing nun weiter aus in einem andern Fragmente, das mit jenem erſten in engem Zuſammenhange ſteht.[2]) „Die Seele,“ heißt es dort, „iſt ein einfaches Weſen, welches unendlicher Vorſtellungen fähig iſt. Aber ſie iſt zugleich ein endliches Weſen; ſie erlangt folglich dieſe unendlichen Vorſtellungen nur nach und nach in einer unendlichen Folge der Zeit. Das Maß und die Ordnung, in welcher ſie ihre Vorſtellungen allmälig erlangt, ſind die Sinne. Aber dieſe gegenwärtigen fünf Sinne der menſchlichen Seele ſind nicht das Maaß, mit welchem dieſelbe zuerſt Vorſtellungen zu haben angefangen hat, ſind nicht das Erſte. Denn die Natur thut nie und nirgends einen Sprung, und darum wird auch die Seele alle untern Staffeln durchgegan-

[1]) X. 606. § 21.

[2]) „Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſein können.“ X. 458 — 461.

gen ſein, ehe ſie auf die gekommen, auf welcher ſie ſich gegenwärtig befindet. — Die Sinne ſind Materie, denn ſie beſtimmen die Grenzen der Vorſtellungen. Sobald die Seele Vorſtellungen zu haben anfing, hatte ſie einen Sinn, war ſie folglich mit Materie verbunden, aber noch nicht ſofort mit einem organiſchen Körper; denn ein ſolcher iſt die Verbindung mehrerer Sinne. Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen; das iſt: die ganze materielle Welt iſt bis in ihre kleinſten Theile beſeelt.“[1]) Auf der Stufenleiter der Entwicklung von den erſten Urſtoffen zu organiſchen Weſen, als deren vollendetes gegenwärtig der Menſch erſcheint, gelangt nun Leſſing ganz folgerichtig zu dem Reſultate, daß mit dem gegenwärtigen menſchlichen Organismus die Kombination der möglichen Sinne, obſchon dieſelbe keine unendliche iſt,[2]) nicht erſchöpft ſein kann, daß die menſchliche Seele alſo auf dem Wege, den ſie in ihrer bisherigen Entwicklung zurücklegen müſſen, noch nicht an das Ziel dieſer Entwicklung angelangt iſt, und ſo kommt er ſchließlich zu der Annahme, „daß weit mehrere Sinne möglich, welche die Seele ſchon alle einzeln, ſchon alle nach ihren einfachen Verbindungen (d. h. jede zwei, jede drei, jede vier zuſammen) gehabt hat, ehe ſie zu dieſer jetzigen Verbindung von fünf Sinnen gelangt iſt. Wie z. B. dem Lichte der Sinn des Geſichts entſpricht, ſo können und werden gewiß z. B. der elektriſchen oder der magnetiſchen Materie ebenfalls beſondere Sinne entſprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob ſich die Körper in dem Stande der Elektrizität oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angeſtellten Verſuchen wiſſen können; und es wird auf einmal uns eine neue Welt, voll der herrlichſten Phänomene

[1]) Dies erinnert an Heraklit mit deſſen *πάντα ψυχῶν εἶναι πλήρη*. Vgl. Laſſalle Heraklit I. 275 ff. — Ueber die Lehre von der Wiederkehr. Laſſalle II. 186 ff.

[2]) X. 460. Z. 19 u. 20.

entſtehen, von denen wir uns jetzt eben ſo wenig einen Begriff machen können, als frühere Optiker ſich von Licht und Farben machen konnten.

Dies iſt der Gang ſeines ſyſtematiſchen Denkens, auf welchem Leſſing, wie er ſelbſt bekennt, ſich zurückgeleitet ſah zu jenem Syſteme der Uranfänge philoſophiſcher Spekulation, wie wir demſelben in der Lehre von der Präexiſtenz der Seele und von der Metempſychoſe, d. h. von dem Daſein der Seele vor ihrer Geburt und vor ihrer weiteren Wanderung durch immer neue Erſcheinungsformen bis zur allmäligen höchſten Reinigung und Vollendung, nicht nur bei Pythagoras und Plato, ſondern ſchon bei den Aegyptern, Chaldäern und Perſern begegnen. Und ſchon dieſer Umſtand, ſetzt Leſſing hinzu, müſſe als ein gutes Vorurtheil für ſein Syſtem gelten, denn die erſte und älteſte Meinung ſei in ſpekulativen Dingen immer die wahrſcheinlichſte, weil der geſunde Menſchenverſtand ſofort darauf verfiel.[1])

Aber nicht dieſe philoſophiſche Begründung deſſen, was er in der Erziehung des Menſchengeſchlechts nur noch als eine Hypotheſe bezeichnete, iſt für uns das Wichtigſte. Ungleich wichtiger iſt vielmehr das Verhältniß, in welchem Leſſing durch die Annahme dieſer Hypotheſe zu jener dogmatiſchen Fundamentallehre des Chriſtenthums erſcheint. Dies Verhältniß iſt ein durchaus radikales. So ſehr iſt Leſſing über jener Fundamentallehre der zweiten Stufe der Menſchheitsentwicklung, wie ſie das Chriſtenthum bildet, hinaus, daß er nur um den formalen Begriff der Unſterblichkeit zu retten, mit einer Hypotheſe ſchließt, welche den Inhalt derſelben thatſächlich aufhebt, weil der Vertreter dieſer Hypotheſe, die für ihn die einzig denkbar mögliche war, mit erhabner Reſignation ſelbſt den Gedanken einer perſönlich bewußten Wiedergeburt ablehnt. Hören wir ſein Bekenntniß darüber am Schluſſe der Erziehung

[1]) X. 461. Vergl. Erziehung des Menſchengeſchlechts § 95 und XI. 454 – 455.

des Menschengeschlechts, das in der That sein „letztes Wort", aber auch zugleich in ganz besonderem Sinne sein letztes Wort heißen muß. Denn von Sich Selbst spricht er im eigentlichsten Sinne des Worts, wenn er in jenen Schlußsätzen ausruft:

> „Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Bestrafungen und Belohnungen der Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?"

Niemand hat gesehen, daß mit diesen Worten Lessing sowohl die sittliche Basis des Judenthums als die des Christenthums bereits hinter sich zu haben erklärt, ja daß er die Ueberwindung beider Erziehungsstufen sogar in sein eignes früheres Dasein verlegt, und damit seinem frei gebornen Geiste ein Zeugniß ausstellt, das Keiner anfechten wird, der unserer Darstellung mit Verständniß gefolgt ist. Die Kühnheit dieses Selbstbewußtseins ist groß; aber sie ist nicht größer, als der Geist des Mannes selbst, der es in sich hegte. Er, der große Befreier — er durfte sich mit erhabenem Stolze einen Menschen der Zukunft, einen Bürger der Zeiten nennen, die da kommen werden, weil er selbst sie herbeiführen geholfen, und helfen wird, so lange die Menschheit dieser Hülfe bedürfen mag. Er selbst ist es, von dem das Wort seines Nathan gilt: „Der Mann steht seinem Ruhm, sein Ruhm ist blos sein Schatten."

Die Art und Weise, wie Lessing die große Frage zu lösen versuchte, war also, wie wir sahen, kein bloßer Einfall, keine willkürliche Hypothese, sondern die Konsequenz eines durchdachten Systems. Die logische Nothwendigkeit dieser Konsequenz vernichtete in seinem erhabenen Geiste jede Schreckniß, welche für Andere das Aufgeben der individuellen bewußten Persönlichkeit in einer solchen Weise der Fortdauer mit sich bringt. „Sollte ich," ruft er aus, „darum nicht wiederkommen wollen, weil ich es vergessen, daß ich

ſchen da geweſen? Wohl mir daß ich das vergeſſen! Die Erinnerung meiner vorigen Zuſtände würde mir nur einen ſchlechten Gebrauch der gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergeſſen muß, habe ich denn das auf ewig vergeſſen? Oder weil zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Das iſt dieſelbe Freudigkeit erhabenſter Reſignation, mit welcher auf einem andern Gedankengebiete der Freiſte der Freien, der ſeinem Nathan das „Kein Menſch muß müſſen!" in den Mund legte, und der es ausdrücklich ausgeſprochen hat, daß aller Fortſchritt der Menſchheit weſentlich mit vom Subjecte und ſeiner Freiheit ausgehe, — dennoch kein Bedenken trug, einer abſtrakten Freiheitslehre und ihrer Zufälligkeit, ihrem Indifferentismus gegenüber es auszuſprechen: „daß ihm, wenn er die Wahl haben ſollte zwiſchen Zwang und Nothwendigkeit auf der einen, und einer kahlen Vermögenheit, unter den nämlichen Umſtänden bald ſo bald anders zu handeln auf der andern Seite, die erſte unendlich willkommner ſei als die zweite." Darauf bezieht ſich das große vielfach mißverſtandene Wort: „Ich danke dem Schöpfer daß ich muß, das Beſte muß,"[1]) das einen Jacobi ſchwindeln machte, weil er die bedingende Vorausſetzung überſah, an welche Leſſing ſeine Erklärung knüpfte, und weil er, erſchreckt von dieſem Entweder — Oder, ſich eben ſo wenig zu jener großartigen Reſignation Leſſings, als zu der Erkenntniß der Verſöhnung jener Gegenſätze der Freiheit und Nothwendigkeit erheben konnte, welche in dem Gedankenſyſteme des großen Mannes enthalten war, ja die, wie Schwarz einleuchtend nachgewieſen hat, das Fundament bildet für Leſſings ganze Idee ſeiner Erziehung des Menſchengeſchlechts. —

---

[1]) X. 6. Vgl. die vortreffliche Ausführung bei Schwarz a. a. O. S. 79 ff.

Drittes Kapitel.

Leſſings Ideen über Nationalität, Staat und bürgerliche Geſellſchaft.

In die letzten Lebensjahre Leſſings fällt endlich auch diejenige Schrift, welche wir ſchon im vorigen Kapitel als eine Ergänzung der in der Erziehung des Menſchengeſchlechts niedergelegten Ideen erwähnt haben. Es ſind dies die fünf Geſpräche über Freimaurerei, von denen die drei erſten im Jahre 1778, die beiden letzten zwei Jahre ſpäter, kurz vor Leſſings Tode, mit der Vorrede eines Dritten erſchienen.

Die Schrift war bereits im Jahre 1777 vollendet, in welchem Leſſing das Manuſcript ſeinem Freunde Mendelsſohn mittheilte, der in ſeinem Briefe vom 11. November ihm darüber ſein Urtheil ſchrieb, und ihm kurze Zeit darauf die Handſchrift zurückſchickte.[1]) Im October des folgenden Jahres waren die drei erſten Geſpräche gedruckt, und Karl Leſſing meldete, daß nach Mendelsſohns Ausſage Stellen darin fehlten, welche Jener in der Handſchrift geleſen hatte.[2]) Leſſing hatte Rückſichten zu nehmen gehabt gegen den Herzog von Braunſchweig, dem er als dem Großmeiſter aller deutſchen Freimaurerlogen die drei erſten Geſpräche mit einer Widmung von vier Zeilen zugeſchrieben hatte, deren tiefe Ironie einem Karl Leſſing ſo ſehr entging, daß er ſeinem großen Bruder darüber als über eine unwürdige Schmeichelei den Text leſen zu müſſen glaubte. Dieſe Widmung lautete nämlich wie folgt: „Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte,

[1]) XIII. 594—595. 597.
[2]) XIII. 615.

noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange, und vergehet vor Durst!"

Er erhielt die erwartete Erlaubniß nicht. Der Liberalismus des Fürsten, der sich allenfalls auf dem theologischen Gebiete in der Rolle eines Beschützers der freien Forschung und Aufklärung gefallen mochte, zeigte sich nicht stichhaltig, als diese Aufklärung Miene machte, sich einem Gebiete zuzuwenden, wo die großen politischen und sozialen Fragen, wo die Fragen über die letzten Gründe von Staat und bürgerlicher Gesellschaft und das Verhältniß des Menschen zu Beiden, die damals die ganze geistige Atmosphäre Europa's zu durchziehen begannen, zur Sprache zu kommen schienen. Die bedeutungsvolle Mahnung: „das Volk lechzet schon lange, und vergehet vor Durst," erschreckte den spätern Heerführer der Coalition gegen die revolutionaire Bewegung Frankreichs. Er beeilte sich, Lessing das ausdrückliche Versprechen abzunehmen, die weiteren Gespräche ohne sein Vorwissen weder abschreiben noch drucken zu lassen, und Lessing ließ sich herbei ihm diese Zusage zu leisten.[1]) Es ist daher eine durchaus unbegründete, gegen Lessing selbst, der nie sein Wort brach, und gegen das eben so ausdrückliche Zeugniß Nicolai's streitende Annahme Guhrauers, daß Lessing selbst demungeachtet das vierte und fünfte Gespräch unter der Maske eines Dritten veröffentlicht habe. Schon ein Blick auf die Vorrede genügt für Jeden der Lessings Styl und Sprache kennt zu der Ueberzeugung, daß Lessing diese Vorrede eben so wenig geschrieben haben kann, als eine so offenbare Verletzung des gegebenen Worts mit seinem Charakter vereinbar ist. Wohl aber trug diese Veröffentlichung dazu bei, die geheime Abneigung des Herzogs gegen Lessing, die sich auch nach dessen Tode noch in der Weise bewährte wie er gegen Lessings Hinterbliebenen handelte, zu steigern.

Ehe wir jedoch auf den sozialpolitischen Ideengehalt dieser

[1]) XII. 526. 533.

Gespräche näher eingehen, ist es nöthig, einen Blick auf Lessings ganzes Verhalten und seine Stellung zur Politik und Nationalität jener Zeit zu werfen.[1])

Lessings Jugend fiel in die Zeit unserer tiefsten politischen Abgestorbenheit. Die Leipziger Universitätsbibliothek bewahrt den Briefwechsel, welchen der Hauptträger der deutschen Kultur jener Zeit, Gottsched, vierunddreißig Jahre hindurch mit der halben Welt geführt hat. Der Fleiß eines deutschen Gelehrten hat diesen handschriftlichen Briefwechsel, der in zweiundzwanzig Folianten viertausend siebenhundert Briefe aus den Jahren 1722—1756 umfaßt, vom ersten bis zum letzten durchgelesen und — „es ist unglaublich aber es ist wahr," ruft der vortreffliche Danzel aus, — in diesem bändereichen Briefwechsel kommen kaum ein oder zwei Aeußerungen politischer Art vor, obgleich Gottsched selbst seiner Zeit sogar einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage vertrat, von dem aber darin nichts anders verlautet, als daß er Geld bewilligt habe.[2]) Von Gottscheds eigner politischer Ansicht kann man sich einen Begriff machen, wenn man in seinen „Anfangsgründen der Weltweisheit" den einzigen Satz liest: „da die Nothdurft des ganzen Staates Niemand so bekannt sein kann, wie dem Regenten, so muß man es auch ihm überlassen, wieviel jeder Bürger an Steuern geben soll." Man sieht daß der preußische Erfinder des beschränkten Unterthanenverstandes in Gottsched einen literarischen Ahnherrn seiner Theorie hatte! Indessen dachte jene Zeit doch nicht überall ganz so knechtisch niederträchtig, als es nach jenem Satze des damaligen Leipziger Staatsphilosophen den Anschein haben möchte. Ein Korrespondent Gottscheds, ein Dr. Priber aus Zittau, erlaubte sich zu jenem Satze des deutschen Staatsrechtslehrers vom Jahre 1735 in aller Bescheidenheit brieflich zu bemerken, daß der hochverehrte Mann

[1]) Vergl. Weimar und Jena von Ad. Stahr II. S. 255 ff.
[2]) Danzel, Gottsched und seine Zeit. S. 279.

unter den Regenten doch wohl nur „weise, mühsame und tugendhafte“ verstanden wissen wolle, „da sonst nicht ohne Grund zu besorgen, als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt und Sklaverei Thor und Thür öffnen könnten.“ Derselbe wackere sächsische Magister weiß auch ferner, daß es ein Recht der Unterthanen und Völker gebe; daß es aber ein anderes sei, *ein bloßes Recht haben*, und ein anderes, *solches Recht auch wider anderen Willen behaupten* zu können,“ eine Weisheit, welche hundert Jahre später den Verfassern der Frankfurter Grundrechte gute Dienste gethan haben würde. Aber er wußte auch, wie er weiter an seinen verehrten Meister Gottsched schreibt: „daß allerdings sich zu diesem Allen die englische Preßfreiheit besser als unsere elende deutsche Censur schicket, und bei uns ein Autor mehr cum vulgo (d. h. der Gewalt zu Munde) reden muß, zumal wenn er sich erinnert, was jene Frau ihrem geistlichen Eheherrn ins Ohr zurief: „er solle *so* schreiben, daß er auch *bei der Pfarre* bleiben könne.“

In solche Zeit fiel Lessings Jugend, fiel sein Mannesalter. Wir werden später sehen, wie tief ihn die Kriecherei der deutschen Schriftsteller vor den Machthabern grade in Beziehung auf den hier in Frage kommenden Gegenstand anekelte, und wie ihn mehr als einmal die Lust angewandelt zu haben scheint, gegen dieselbe öffentlich hervorzutreten; wie er zu diesem Behufe sogar eigne Studien über die alte deutsche Verfassung machte, und sich Kollektanten zu einer Schrift über die „deutsche Freiheit“ anlegte. So viel aber leuchtet ein, daß eine solche Zeit nicht im Stande war, irgend einem in ihr Lebenden dasjenige Nationalgefühl zu geben, welches zu einer energischen Bethätigung desselben auf dem politischen Gebiete erforderlich ist. Die Möglichkeit eines Nationalgefühls wie es Engländer und Franzosen besitzen, beruht auf dem Grunde politischer Einheit, und Deutschland war in dreihundert und mehr Staaten gespalten, die sich zum Theil sogar feindlich gegenüber standen. Sie beruht in einem noch höheren Grade auf

einer Verfassung, welche berechtigte Staatsbürger anerkennt, und Deutschland kannte nur rechtlose Unterthanen und hörige Leute. Sie beruht endlich auf Ehre, Macht und Unabhängigkeit des Ganzen, und Deutschland als solches war verachtet und ohnmächtig nach Außen, und im Innern geknechtet von seinen zahlreichen einheimischen Dynasten. Ja die eigenen Despoten verachteten das Volk, das sie knechteten, seine Art, seine Sprache, seine Sitte, seine Literatur. Fürsten, Höfe, Adel, Alles was sich zu den höhern Ständen, zur Bildung rechnete, suchte sich französischen Zuschnitt zu geben. Selbst der loyale Goethe sah sich gedrungen, am Schlusse des Jahrhunderts, im Angesichte der französischen Revolution und ihres Wiederhalls in Deutschland den deutschen Fürsten schadenfroh zuzurufen:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was Ihr verlangtet geschieht!

Der Gegensatz des Nationalstolzes ist die Verleugnung der eigenen Nationalität. Ist jener in seinem ausschließenden Hochmuthe beleidigend, so ist diese in ihrer Selbstwegwerfung niederträchtig. Gegen diese Gesinnung seiner Zeit, die sich der eigenen Nationalität schämte, empörte sich schon das Herz des jugendlichen Lessing. Ihr gegenüber war dieser deutscheste unter Deutschlands großen Schriftstellern national, wie er und weil er ein Charakter war. Wenn er angreifend gegen fremde Nationalität, wie gegen die französische, verfuhr, so geschah es nicht aus beschränktem Nationalgefühle, sondern aus Zorn über die Schmach, in die er das Volk, dem er angehörte, durch eigne Schuld versunken sah, aus Zorn darüber, daß es sich wegwarf, daß es fremde „Eigenheiten" nachäffte statt seine selbsteignen „Eigenschaften" zu kultiviren, aus Zorn endlich darüber, daß die Götter, die es in Leben, Kunst und Philosophie verehrte, falsche Götzen waren. Der geschworne Geg-

ner Voltaire's neigte sein Haupt in Verehrung vor dem britischen Genius Shakspeare.

Dies bittere Gefühl, einem Volke anzugehören, das sich selbst mißachtete und wegwarf, sprach er schon in seinem Jugenddrama „die Juden" aus, in welchem der neunzehnjährige Lessing den groben Bedienten Christeph zu dem Kammermädchen Lisette ironisch sagen läßt: „Ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher!"

Lessing's Franzosenhaß — und man kann sagen, er hat sie als Nation sein Lebenlang nicht ausstehen können — hatte viel Aehnlichkeit mit dem Gefühle, das er in seiner reizenden Erzählung vom Korporal Trimm und dem französischen Bettler [1]) als Motiv für das „French dog!" des ersteren benutzte: er galt nicht dem Einzelnen, sondern dem Ganzen, nicht der Nationalität überhaupt sondern ihrer Ausartung, ihrem beleidigenden Hochmuthe, und daß die eigene Nation vor diesem Hochmuthe im Staube kroch; schürte seinen Haß nur um so stärker. Im Uebrigen wußte er die guten Seiten der Franzosen sehr wohl zu schätzen, ja wir haben gesehen, daß er sie in ihrer eifrigen Wahrnehmung ihres nationalen Ruhmes, in ihrem historischen Nationalgefühle, in ihrer verehrenden Hochschätzung der Größen ihrer Kunst und Literatur den Deutschen als Muster aufstellte. Derselbe Mann, der an Gleim schrieb: „das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerletzte wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte", derselbe Mann, welcher dem Sänger der preußischen Grenadierlieder gestand, daß er überhaupt von der Vaterlandsliebe nur den Begriff habe, daß sie „auf's Höchste eine heroische Schwachheit sei", die er gern entbehre; — eben derselbe Mann war der eifrigste Patriot, der bewußteste Vertreter und Erwecker jenes wahren Patriotismus,

[1]) VIII. 312.

und jenes wahrhaften Nationalgefühls, die auf Selbſtachtung und Achtungswürdigkeit beruhen. Dieſe in ſeinem Volke zu erwecken und zu begründen, daran hat er ſein ganzes Leben lang gearbeitet, und nicht ſein Volk allein weiß, mit welchem Erfolge. Zu dieſem Zwecke verſchmähte er ſelbſt die Waffe des bitterſten Spottes, des ſchneidendſten Hohnes nicht, wo ſie durch den Gegenſtand ſeines Angriffs herausgefordert und berechtigt wurde, und ſein Ricaut de la Marlinière in Minna von Barnhelm hat in dieſer Hinſicht tiefer in's Volk gegriffen und mehr gewirkt, als das ganze deutſchthümelnde gelehrte Bardenweſen Klopſtock's und ſeiner Genoſſen. Es war das Erſtemal, daß auf einer deutſchen Bühne einem Franzoſen auf ſein unverſchämtes: Mademoiselle parle français? Mais sans doute, telle que je la vois; la demande était bien impolie? zugerufen, von einer gebildeten und vornehmen deutſchen Jungfrau zugerufen wurde: „In Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen, aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verſtehen!“ Leſſing ſchlug den franzöſiſchen Windſack und meinte den deutſchen Eſel, der ihn trug. Selbſt ſeine erſten dramatiſchen Verſuche entſtanden aus dem Streben, ſeine Nation aus der ſklaviſchen Abhängigkeit ihrer komiſchen Bühne vom fremden Witze zu befreien. Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? fragt er in der Vorrede die er ſeinen erſten Dramen voraufſchickte; iſt es nicht lauter ausländiſcher Witz, der, ſo oft wir ihn bewundern, eine Satire über den unſrigen macht? [1]) Als ihm ſein Freund Gleim kurz vor der Schlacht von Roßbach meldet, daß er viele Franzoſen bei ſich ſehe, ſchreibt ihm Leſſing aus Leipzig einen eigenen Brief, in welchem er es für nothwendig hält, den Dichter Friedrichs des Großen, den Sänger der preußiſchen Heldenthaten zu beſchwören, nur ja die deutſche Nationalität auf geiſtigem Gebiete würdig gegen die hochmüthigen Franzoſen zu vertreten; er preiſt die letzteren

[1]) III. 4.

glücklich, daß ſie endlich einmal Gelegenheit haben, mit einem vernünftigen Deutſchen in Deutſchland ſelbſt zuſammen zu kommen und ſich zu überzeugen, „daß es eben nicht unſere größten Geiſter ſind, die nach Paris kommen.“ „Aber ich bitte Sie inſtändigſt“, fährt er fort, „zeigen Sie Sich ja als einen wahren Deutſchen!“ Und nachdem er ihm dazu die ausführlichſten Anweiſungen, mit Beiſpielen der Ausführung verſehen, an die Hand gegeben, fügt er ſchließlich hinzu: „Selbſt von Voltaire müſſen Sie thun, als ob Sie weiter nichts als ſeine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das ſoll wenigſtens meine Rolle ſein, die ich mit jedem nicht ganz unwiſſenden Franzoſen ſpielen will, der etwa nach Leipzig kommen ſollte!“

Dieſe Leſſing'ſche Nationalitätsbetonung war Nothwehr; Nothwehr aber entſchuldigt nach Leſſing ſogar Selbſtlob, um wieviel mehr in dieſem Falle das Streben eines kräftigen Geiſtes, ſeinem Volke das verlorene Selbſtgefühl, das Gefühl der Selbſtachtung wiederzugeben. Von dieſem Geſichtspunkte aus muß man Leſſing's Verhalten gegen die Franzoſen betrachten, um es begreiflich zu finden, daß er bis an ſein Lebensende die Abneigung gegen ſie nicht los wurde, daß er „ſelbſt im Scherze mit keinem Franzoſen etwas gemein haben wollte“ [1]), und daß er überglücklich war, „als er einmal einen Franzoſen, alſo wie man behauptet, einen gebornen witzigen Kopf“, auf einem groben Plagiate an einem deutſchen Dichter ertappen konnte.“ [2]) Es mag paradox klingen, aber es iſt darum nicht weniger wahr, daß ihnen gegenüber Leſſing national und patriotiſch war aus Haß gegen die excluſive Nationalität und den excluſiven Patriotismus. Die Worte, die er, im Begriffe von Holland aus nach England zu reiſen, im Jahre 1756 an einen Freund ſchrieb: „Vielleicht lerne ich da nichts, als daß man eine Nation

[1]) XII. 248.
[2]) III. 232.

bewundern und haſſen kann", ſind mehr als eine bloße Paraderie im Munde eines Leſſing, deſſen Nationalitätsſtreben nicht hinausging über die Forderung der Selbſtachtung und des Strebens nach Achtungswürdigkeit, die er an ſein Volk richtete, und deſſen Patriotismus nichts weiter war, als die Pflicht eines jeden Volksgenoſſen, dahin zu wirken, daß das Volk, zu dem er gehört, durch Kultivirung ſeiner Eigenſchaften ſich der Achtung anderer kultivirter Nationen würdig mache. Alles was darüber hinaus lag war vom Uebel für den „Weltbürger", der ebenein das Unglück hatte einem Volke anzugehören, das, wie er klagend ausrief, noch keine Nation war, und das bis auf den heutigen Tag noch nicht dahin gelangt iſt, Deutſchland aus einem „geographiſchen Begriffe" zu einer politiſch nationalen Wirklichkeit zu erheben.

Viertes Kapitel

Soviel von Leſſing dem Nationalen. Und der Politiker?

Eine deutſche Politik gab es damals ſo wenig wie es ein Deutſchland und eine deutſche Nation gab. Von Verfaſſung und Verfaſſungsformen, von politiſcher Bildung und politiſchem Freiſinn war und konnte keine Rede ſein in einem Volke, das von dreihundert und etlichen größeren und kleineren Territorialherren nach abſoluter Willkür regiert, oder vielmehr verwirthſchaftet wurde. Freilich gab es hier und da einzelne freie Menſchen — Deutſchland hat keinen freieren geſehen als Leſſing war. Aber er war es für ſich nicht in der Koinonie, wie die Griechen ſagen, nicht in der Gemeinſchaft, er war es durch ſich, durch die individuelle Größe

und Energie seines Charakters, nicht durch die bürgerlichen Zustände und Formen des Gemeinlebens, sondern trotz der Jämmerlichkeit beider. Er war es, weil der Despotismus damals noch naiv genug war, die einzelnen freien Geister leidlich gewähren zu lassen, und weil diese, wenn es ihnen in dem einen der dreihundert deutschen Vaterländer zu heiß wurde, ohne Paß und Heimathschein nur wenige Schritte zu gehen brauchten, um in einem andern unbelästigt und außer dem Bereiche etwaiger Verfolgung zu leben. Die polizeiliche Geisteseinheit Deutschlands war damals noch nicht erfunden, und selbst noch Schiller und Goethe konnten seufzend der Zeit vor 1789 gedenken, wo, in Norddeutschland zumal, allen denkenden Geistern immer noch ein ganz leidliches Maaß privater Freiheit gelassen wurde, indem man von oben her ihr Thun und Treiben ignorirte. Was damals in Deutschland Politik hieß, lief so ziemlich auf des ehrsamen Goethe'schen Bürgers Geständniß hinaus:

Nichts Bessres weiß ich doch an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei —

zumal wenn der Schauplatz hübsch weit ablag von Haus und Hof — es brauchte nicht gerade „hinten weit in der Türkei" zu sein, und wenn es nur „zu Hause" im Spezialvaterlande beim Alten blieb. Bekriegt, besiegt, vertrug man sich mit der Einquartierung, so gut es gehen mochte, wie Goethe's Norm zur Bürgerführung auch später noch verlangte.

Einen Geist wie Lessing konnte das damalige politische Kannegießern nur anwidern; und so sehen wir denn auch, daß in seinen sämmtlichen Briefen, die denn doch von 1749—1781 über ein Menschenalter umfassen, so gut wie gar nicht von Politik und politischen Dingen die Rede ist. Nur Struensee's Sturz in der Kopenhagener Palastrevolution scheint ihn um der Persönlichkeit des Mannes willen interessirt zu haben, denn er kommt in seinen Brie-

sen wiederholt auf diese Katastrophe zurück.[1]) Während des siebenjährigen Krieges suchen wir dagegen selbst in den Briefen, die er aus Tauentzien's Hauptquartier schrieb, vergebens nach einer Zeile über die strategischen, politischen und diplomatischen Züge in dem großen Schachspiele. Er verehrt in dem kriegerischen Preußenkönige das Genie, und nennt ihn einen großen Kriegshelden, aber die blutige Balgerei um Landbesitz flößt ihm kein Interesse ein. Er haßte „das unselige Ding, Krieg genannt“[2]), und suchte das furchtbare Elend, das er rund um sich her erblickte, lieber zu vergessen, indem er sich in seine Studien und Bücher vergrub. Und wie und wofür sollte sich in diesem Kriege um Schlesien, der für ihn „nichts als ein blutiger Prozeß zwischen gekrönten Häuptern“ war, der Dichter der Humanität begeistern? Etwa für das vaterländische Kriegsheer, das zum großen Theile aus gewerbenen Leuten aller Herren Länder, aus gewaltsam eingekleideten Sachsen, ja aus gefangenen Oesterreichern bestand? Konnte er dafür, daß ihm das spezifische Preußenthum Gleim's mit seinem überschwänglichen Patriotismus bei einem Kriege Deutscher gegen Deutsche von Herzen zuwider, daß er auch hier seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus, daß er in Wahrheit ein Deutscher war und als Deutscher fühlte und empfand, in einer Zeit, wo der nationale Begriff politisch und literarisch den Deutschen abhanden gekommen war! in einer Zeit, deren einziger großer König die Nation, der er angehörte, gering schätzte, und an ihrer Bildungsfähigkeit zweifelte, obschon ein Lessing unter seinen Augen lebte und schrieb? Zu Friedrich dem Großen als Herrscher hatte er überdies ein ganz eigenes Verhältniß. Die gekrönte Despotie imponirte ihm nicht, wohl aber die Energie des Charakters, das Genie des Feldherrn, die rastlose Thätigkeit im Gefühle einer ungeheuren Pflicht. Lessing

[1]) XII. 340. 350. 354. 360.
[2]) XII. 100.

war ein Sachse. Wer den fanatischen Sonderpatriotismus der Deutschen in jener Zeit kennt, muß es groß finden, daß Lessing schon 1757 den König von Preußen, den Feind Sachsens, bewunderte, und sich in Leipzig auf die Zeit freute, „wo er wieder in Berlin und nicht mehr genöthigt sein werde, es seinen Bekannten nur in's Ohr zu sagen, daß der König von Preußen doch ein großer König sei.“ [1]) Es sind ein Paar Gedichte erhalten, in denen Lessing, der Jüngling, als Feuilletonist der Berliner Zeitung pflichtmäßig am Jahreswechsel und Geburtstage dem Könige zu huldigen hatte. Aber wie frei und edel, wie fern von aller niedrigen Schmeichelei sind diese Huldigungen inmitten einer Zeit, in welcher ebenso geschmacklose als knechtisch kriechende Vergötterung der Großen an der Tagesordnung war. Sie gelten „dem Vater seines Volks“, dem „menschlichen Helden“, dem großen Regenten, „dem es ein Glück sein würde, wenn sein Volk seiner schon werth“, das heißt mit anderen Worten, wenn selbst ein so erleuchteter Despotismus für dasselbe entbehrlich wäre! „Wenn ich mich recht betrachte“, schrieb er später in sein Tagebuch, „so beneide ich alle jetzt regierenden Könige Europa's, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist: Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei.“ Wem fällt nicht als Kommentar zu beiden Aeußerungen das berühmte Wort des sterbenden Königs ein: „ich bin es müde über Sklaven zu herrschen.“

Aber die Anerkennung, welche der begeisterte Jüngling dem Kriegshelden, dem Regentengenie, dem freien Denker auf dem Throne [2]) zollte, „den die Natur auch zum Philosophen machen mußte, weil sie ihn zum Urbilde der Könige machen wollte“, sie verblendete den gereiften Mann nicht über die Natur der Willkürherrschaft, auch der genialsten. Unmittelbar neben jener letzten

[1]) XII. 82.
[2]) III. 285.

Aeußerung über den großen König findet sich in seinen nachgelassenen Papieren eine andere nicht minder wichtige: „Gott hat keinen Witz und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er einen ungerechten Ausspruch thut, blos weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann". Die von Nicolai und den Berliner Aufklärern so viel gepriesene Berlinische Freiheit zu reden und zu schreiben, sah er in einem andern Lichte, als jene, wenn er bemerkte: dieselbe reduzire sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man wolle. „Lassen Sie es doch aber einmal Einen in Berlin versuchen, schreibt er an Nicolai, über andere Dinge so frei zu schreiben — lassen Sie es ihn versuchen, dem vernehmen Hofpöbel die Wahrheit zu sagen, lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt doch sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist". Für Rechte des Volks mit eigner Gefahr zu reden und zu schreiben oder gar zu handeln, erschien in der That den Zeitgenossen Lessing's fast geradezu als Wahnsinn [1]), und wir werden sehen, wie tief der Letztere die sklavische Schmeichelei der deutschen Schriftsteller verachtete, die alle Versündigungen und Vergewaltigungen des Absolutismus gegen die alten Rechte und Verfassungen der deutschen Länder bereitwilligst zu vertheidigen sich beeilten.

Lessing ist nie als politischer Schriftsteller aufgetreten. Gewiß nicht deshalb, weil es ihm für eine solche publicistische Thätigkeit an Neigung oder Fähigkeit gemangelt hätte. „Man bewundert diesen gewaltigen Geist nicht genug, sagt ein geistesverwandter jüngerer Zeitgenosse, Leisewitz, in seinem ungedruckten Tagebuche, wenn

[1]) Schlosser, Achtzehntes Jahrh. III. 2, 273—74.

man bloß weiß, was er geworden ist; man muß wissen, daß Er Alles hätte werden können, aber ein menschliches Leben reichte nicht aus, um alle seine Talente auszubreiten". Für eine reformatorische Thätigkeit auf diesem Gebiete, wie ein Lessing sie hätte allein üben können, war damals in Deutschland die Zeit nirgends vorbereitet oder auch nur empfänglich; und Lessing's Größe bestand eben darin, daß er mit seiner Thätigkeit nie und nirgends über das Mögliche und Nächste, von dem Interesse der Zeit selbst Angeregte hinausging, daß dieser große Säemann den Samen seiner fruchtbaren Gedanken nur da ausstreute, wo er wenigstens nothdürftig vorbereiteten Boden fand, wenn es ihm auch gleichgültig war, daß dabei manches fruchtschwere Samenkern auf den Weg und unter die Dornen fiel. Aber wissentlich auf steinigen Boden zu säen, wo seine Gedanken keine Wurzelerde finden konnten, war seine Sache nicht. Wir haben gesehen, daß Lessing „Rechte der Unterthanen" kannte, und wir wissen, daß er sich über den Zustand der Knechtschaft und Willkür, der damals selbst in dem bestregierten deutschen Staate herrschte, ebenso wenig Illusionen machte, als über den Zustand der jammervollen Zerrissenheit Deutschlands und der sogenannten deutschen Nation, die weder sittlich noch politisch nach seinem Urtheile eine Nation heißen konnte. Als er in einem 1761 erschienenen französischen Werke[1]) die politischen Zustände Deutschlands mit den dunkelsten Farben geschildert, und alle deutschen Unterthanen als serfs bezeichnet fand, „die ihre Herren schinden könnten, wie sie wollten," schrieb er in sein literarisches Tagebuch, wie man wohl seine Kollektaneen nennen mag, die seufzenden Worte: „wenn der Verfasser von dem redet was geschieht, so dürfte er fast Recht haben!" Indessen, fügt er hinzu, sei dies die ursprüngliche Verfassung des deutschen Staates gar nicht. Der kleine Aufsatz, welchen Guhrauer zuerst aus der Originalhandschrift der Lessing'schen Kollektaneen

[1]) Testament politique du Duc de Belleisle, von Cherrier.

mitgetheilt hat [1], führt den bedeutungsvollen Titel „deutsche Freiheit", und ist wahrscheinlich in Lessing's Breslauer Lebensperiode geschrieben. Er weist nach, daß der Absolutismus die wahre Verfassung Deutschlands, die historisch begründeten Freiheiten und Gerechtsame des deutschen Volks allmälig vernichtet hat. Der Aufsatz ist in mehr als einer Hinsicht charakteristisch für die Stimmung der Zeit wie für Lessing's eigenes Verhältniß zu dem „sklavischen" Geiste derselben. Doch lassen wir ihn selber reden. Nachdem er durch eine Stelle aus dem Werke des berühmten Publizisten der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts J. P. v. Ludewig die früheren Rechte der deutschen Landstände und die Bedeutung der Landtagsabschiede in Erinnerung gebracht hat, fährt er fort:

„Daß in den ältesten Zeiten, von welchen Tacitus schreibt, die Könige und Herzoge der Deutschen ohne Zuziehung des Volkes nichts Wichtiges unternehmen durften, ist eine ausgemachte Sache. Ebenso ausgemacht ist es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen wurden, z. B. wenn neue Steuern aufgelegt oder Kriege beschlossen werden sollten. Dies hat Strube in seiner Abhandlung von den Landständen fast von allen Provinzen Deutschlands bewiesen und belegt. Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto sklavischer und schlechter. Denn warum sollten nicht auch noch heutiges Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor dreihundert oder vierhundert Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit dreihundert oder vierhundert Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Aber wenn das geschieht: sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen

[1] In den „Lessingiana". S. Blätter für liter. Unterhaltung, Jahrg. 1843. S. 986—987.

dieſe ungerechten Veränderungen proteſtiren, anſtatt durch ſchmeichelnde Nachſicht und Entſchuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht ſprechen?"

Und Leſſing wußte ſo gut wie Macaulay, wodurch es geſchehen ſei, daß das deutſche Volk ſeine alte Freiheit verloren, und daß die Rechte der Landſtände hintangeſetzt und beſeitigt worden. Die Möglichkeit, ſich gegen ungerechte Bedrückung zu empören, und die Furcht der Oberen vor einem ſolchen Widerſtande empörter, weil in ihren Rechten gekränkter Unterthanen, ſind und waren alle Zeit hier der Schutz der Freiheit und des Rechts, dort die Zügel der Herrſchbegier und Gewalt. „Beide ſind beſeitigt", fährt Leſſing fort, „da faſt überall geworbene, und der Landesherrſchaft allein zu Befehl ſtehende Soldaten unterhalten werden. Der Unterhalt ſolcher Mannſchaften erfordert zum Theil Reichs- und Kreisſchlüſſe, mithin können ihn die Landſtände nicht verweigern. In vielen Ländern hat man es aber dabei nicht gelaſſen, ſondern die Landſchaft hat in eine weit größere Kriegsverfaſſung gewilligt. Es iſt dadurch die ſchwere Laſt der Durchzüge und Winterquartiere gemindert, womit des Kaiſers und anderer kriegender Mächte Völker die unbewaffneten Stände vielfältig zu erſchöpfen pflegten. Man hat auch den auf Landtagen das Meiſte vermögenden Adel dadurch zur Einwilligung bewegt, daß ihm die alte Steuerfreiheit ſeiner Güter gelaſſen, er ſelbſt aber und die Seinigen mit Civil- und Militärämtern verſehen werden. Drittens endlich hat die verminderte Macht des Kaiſers viel dazu beigetragen, daß der deutſchen Landſtände Anſehen vermindert worden. Die alten Rechte mit der Fauſt zu behaupten war, dem Angeführten nach, unthunlich, und alſo nichts übrig als richterliche Hülfe zu ſuchen. Dieſe iſt auch den Unterthanen wider ſchwächere Reichsſtände vielfältig angediehen; wider die mächtigeren aber fehlte es daran. — —

„Aber ſind alle dieſe Urſachen nicht ſelbſt Mißbräuche oder ſchlimme Folgen einer ſonſt guten Einrichtung? Und gilt auch nicht

hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Uebung zum rechten Gebrauche wird?"

Kann man nach diesen Aeußerungen, welche ihrer Zeit fast um ein Jahrhundert voraus erscheinen, und deren Inhalt erst mehrere Menschenalter später in Deutschland zum Ausgangspunkte des großen Kampfes gegen den Absolutismus genommen wurde, einen Augenblick darüber in Zweifel sein, welchen Standpunkt Lessing eingenommen und welche Wirksamkeit er geübt haben würde, wenn das Geschick ihm Anlaß und Boden zum politischen Kampfe in derselben Weise gewährt hätte, wie es ihm beides für seine literarischen, humanistischen und theologischen Reformbestrebungen gewährte? Daß er auch in dieser fragmentarischen Spur seiner politischen Anschauungen von demselben historisch-konservativen Geiste beseelt erscheint, der ihn bei seinen ästhetischen und theologischen Reformen leitete, ist ein neuer glänzender Beweis für die Einheit seines ganzen Wesens. Aber neben diesem Konservatismus, mit welchem er für die praktische Wirksamkeit überall an den Bedingungen des historisch Gegebenen festhielt, und die Rücksicht auf die Wirklichkeit nie aus den Augen verlor, stand bei Lessing ein theoretischer Radikalismus, der eben weil er ohne alle und jede Schwärmerei und Selbsttäuschung über die nächsten Erfolge alles idealen Strebens war, seiner konservativ-reformatorischen Thätigkeit als Voraussetzung und Operationsbasis diente, und der ihm durch die erhebende Perspektive auf die Unendlichkeit des Strebens und Ziels jene besonnene Begeisterung verlieh, deren klares Auge uns aus allen seinen Schriften entgegenleuchtet. Dieser theoretische Radikalismus, der ebenso fern war von der Frivolität kleinlicher Selbstüberhebung, als von der Ungeduld des Schwärmers, „der in dem Augenblicke seines kurzen Daseins reifen sehen möchte, wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt", gelangt in den „Gesprächen für Freimaurer" auf dem Gebiete der sozialpolitischen Spekulation zu seinem vollen Rechte. Weder Karl Voigt noch Proudhon dürfen sich rühmen, das mo-

derne Evangelium von der „Anarchie", die gefürchtete Lehre von der Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft und von der Ordnung und Freiheit ohne Regierung erfunden zu haben. Wir treffen sie als theoretische Konsequenz schon bei Lessing mit sammt der Voigtschen Hinweisung auf das anarchische Treiben der Ameisen und Bienengesellschaft, „die auch Niemand unter sich haben, der sie zusammenhält und regiert", und aus deren Betrachtung Lessing's „Falk" in dem ersten Gespräche den Schluß zieht [1]): „Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können?" Worauf ihm „Ernst" erwidert: „Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?" „Ob es wohl auch, fragt Falk weiter, mit den Menschen dahin kommen wird?"

Ernst.

Wohl schwerlich!

Falk.

Schade!

Ernst.

Ja wohl!

So hat Lessing diese Doktrin von der goldenen Zeit der An-archie, d. h. der Regierungslosigkeit als einen idealen Traum, als einen „frommen Wunsch" des theoretischen Utopismus behandelt. Aber jenes von den beiden Freunden mit dem Unisono seufzenden Bedauerns begleitete „Wohl schwerlich!", ist eben so wenig eine absolute Verneinung, als der Gedanke an die Unendlichkeit der Ferne den auf das ideale Ziel gerichteten Denker abhalten darf, an dessen Verwirklichung durch seinen Antheil an der Erziehung des Menschengeschlechts zu arbeiten, die doch in nichts anderem bestehen kann, als in der unendlich fortschreitenden Fähigkeit des Individuums zur Regierung seiner selbst. Die Resultate derselben: Ordnung und Freiheit ohne den äußerlichen Zwang von Regierung und

[1]) X. 262.

Gesetz, sind also nach Lessing die in ihrer vollendeten Gestalt unerreichbaren aber dennoch immer näher anzustrebenden idealen Ziele der menschlichen Gesellschaftsformen in Staat und bürgerlicher Vereinigung. Aber diese Formen selbst sind Mittel, nicht Zweck. „Nicht die Menschen, sagt Falk, sind für die Staaten erschaffen, wie Einige zu glauben scheinen, sondern umgekehrt, Staat und bürgerliche Gesellschaft sind für die Menschen da. Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es keine. Jede andere Glückseligkeit, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei: anders nichts". Ernst „möchte das nicht so laut sagen, weil eine Wahrheit, die jeder nach seiner eigenen Lage beurtheilt, leicht gemißbraucht werden könne"; und Falk-Lessing stimmt ihm bei. Denn allerdings gebe es esoterische Wahrheiten, die der Weise, der sie erkennt, besser verschweigt, ja die er eben deshalb, weil er sie besser verschweigt, „gar nicht sagen kann". In diesem Satze, den sich die theoretischen Revolutionsschwärmer aller Zeiten merken können, — wenn sie es nicht etwa vorziehen sollten, den Tapfersten der Tapferen der Feigheit zu bezüchtigen — ist zugleich die Rechtfertigung des Geheimnisses bei den Freimaurern ausgesprochen, nicht der wirklichen natürlich, sondern jener idealen allgemeinen, auf welche Lessing das Wesen und den Grundgedanken derselben in diesen Gesprächen zurückführt.

Sind also Staat, Staatsverfassung und bürgerliche Gesellschaft nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit und zwar Mittel menschlicher Erfindung, so ist doch zu bedenken, daß die Natur selbst alles so eingerichtet hat, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen mußte. Daraus haben „Einige" — hier denkt Lessing an seinen Aristoteles — die Folgerung gezogen, die bürger-

liche Gesellschaft sei Zweck der Natur. „Weil Alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, Alles darauf führe, sei sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs, wie Staat, Vaterland und dergleichen sind, als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte! Aber eben weil Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, theilen sie auch das allgemeine Schicksal aller solchen, daß sie nicht unfehlbar sind, daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl grade das Gegentheil davon bewirken, grade wie „Schifffahrt und Schiffe Mittel sind, in entlegene Länder zu kommen, aber auch Ursache werden, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen". Auch die erdenklich beste Staatsverfassung kann von diesem Schicksale nicht ausgenommen sein, und selbst wenn diese beste Staatsverfassung die allgemeine auf Erden wäre, müßten aus ihr nothwendig noch immer „Dinge entspringen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch im Stande der Natur nichts gewußt hätte" [1]). Denn es würden durch diese allgemein herrschende beste Staatsverfassung weder die Nothwendigkeit der Existenz mehrerer einzelner Staaten, noch die Unterschiede der Nationalitäten, und die sich an beide knüpfende Verschiedenheit der Interessen und deren Rückwirkung auf die Nationalindividuen, noch die Unterschiede der Bedürfnisse und Befriedigungen, der Gewohnheiten und Sitten, der Sittenlehren und Religionen aufgehoben werden. Mit einem Worte: „das Mittel, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung ihres Glücks zu versichern, trennt zugleich die Menschen". Und diese Trennung der Menschen durch Staat und bürgerliche Gesellschaft in verschiedene Staaten, Völker und Reli-

[1]) X. 267.

gionsbekenntnisse setzt sich auch innerhalb der einzelnen Vereinigungen gleichsam bis ins Unendliche fort. Kein Staat, selbst nicht der vollkommenste, ist denkbar ohne Verschiedenheit der Stände, der Antheilsberechtigung an der Gesetzgebung, ohne Verschiedenheit des Besitzverhältnisses. Hier finden wir schon bei Lessing jene unwiderlegliche Zurückweisung des Communismus in den Worten: „Wenn Anfangs auch alle Besitzungen gleich unter die Staatsangehörigen vertheilt würden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben" [1]). Und doch ist es unbestreitbar, daß aus diesen Verschiedenheiten der Menschen zahllose Uebel in der Welt entspringen.

Statt aber aus diesen Sätzen die Rousseau'sche Verdammung von Staat und bürgerlicher Gesellschaft als Folgerung zu ziehen, und zu wünschen, „daß den Menschen der Gedanke sich in Staaten zu vereinigen nie möge gekommen sein", spricht es Lessing vielmehr aus, daß trotz alledem diese Vereinigung das größte Glück für die Menschen sei. „Wenn die bürgerliche Gesellschaft (sagt er) auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann, ich würde sie, auch bei weit größeren Uebeln noch segnen". Sie ist das dem Menschen nothwendige Feuer, das man nicht genießen kann, ohne sich den Rauch gefallen zu lassen. Aber freilich, setzt Lessing hinzu, „weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, dürfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen, werden jene Trennungen darum gut und heilig? Kann es darum verboten sein Hand an sie zu legen, in der Absicht sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit

[1]) XII. 270.

erfordert, und ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich? Gewiß nicht. Aber eben so wenig kann es durch bürgerliche Gesetze geboten sein; denn diese erstrecken sich nie über die Grenze ihres Staates; und dieses würde nun grade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. Es bleibt also nichts übrig, als daß sich in jedem Staate die Weisesten und Besten freiwillig der Aufgabe unterziehen; nicht auf die unmögliche absolute Aufhebung, wohl aber auf die mögliche Verminderung des Drückenden und Nachtheiligen hinzuwirken, was Staat und bürgerliche Gesellschaft nothwendig mit sich führen: daß Männer, welche über die Vorurtheile der Nationalität hinweg sind und erkannt haben wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört, die Vorurtheile der Nationalität zu beseitigen streben, daß Männer, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, die nicht glauben, daß Alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen, die Vorurtheile religiöser Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit zu mindern, daß endlich Männer, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, das Drückende der Standesunterschiede zwischen Hoch und Niedrig auszugleichen sich zur Aufgabe machen. In allen diesen Beziehungen „kann noch Vieles geschehen, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe nichts träumen lassen", zumal wenn solche Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten, sondern sich in freier Association zu solchen Zwecken verbrüderten. Lessing faßt die Freimaurerei als eine solche Verbrüderung, die möglicherweise „da herum arbeiten könnte"; er faßt die Freimaurer als Leute, „die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats, d. h. jeden Staats und jeder Staatsverfassung, nicht eines bestimmten, entgegenzuarbeiten"; und es war traurig genug, daß die meisten wirklichen Freimaurer ihn deshalb für einen Schwärmer erklärten, und daß außer einigen wenigen wie Herder, Hamann, Campe und Claudius,

ihn kaum Einer derselben in der großen und erhabenen Absicht, die er ihnen unterlegte, auch nur verstand [1]).

Desto besser verstanden ihn alle diejenigen, die ihr Interesse grade an die Aufrechthaltung und Verstärkung derjenigen „Scheidemauern und Klüfte" knüpften, deren allmälige Verminderung und Ausfüllung diese Lessing'sche Lehre von der Freimaurerei als wünschenswerth in Aussicht und als edelste Aufgabe hinstellte. Vergebens, daß er sich dabei von dem eigentlich politischen Bereiche sorgfältig entfernt zu halten, und sich nur auf das Gebiet des allgemein Menschlichen zu beschränken erklärte, daß er es wiederholt ausdrücklich aussprach [2]): wie er nur die unvermeidlichen Uebel des Staates, des Staates überhaupt, nicht dieses oder jenes Staates im Auge habe, „nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen", entgegen gewirkt wissen welle. „Mit diesen, fährt er fort, giebt sich der Freimaurer niemals ab, wenigstens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag"; und der sich, setzen wir hinzu, in vielen Fällen damit befassen muß, um die Wirksamkeit der idealen Freimaurerei auch nur möglich zu machen, um eine Verfassung herzustellen, in der es blos nicht als ein Verbrechen gilt, im Geiste Lessing'scher Freimaurerei thätig zu sein. Gewiß, Herzog Ferdinand hatte seine guten Gründe, weshalb er die Fortsetzung der Lessing'schen Gespräche verbot; in unserer Zeit würde er sie schlechtweg verboten haben!

Indessen mochte sich Lessing darüber trösten, daß sein Fürst in diesen „Gesprächen" revolutionäre Ideen witterte, wie er sich darüber trösten mochte, daß die wirkliche Freimaurerei, der er einen Spiegel

[1]) XII. 504., XIII. 637.
[2]) X. 265. 275.

vorhielt, ihr Bild in demſelben nicht erkannte. Die Freimaurerei, die Leſſing meinte, war eine ſolche, die eben ſo alt iſt wie die bürgerliche Geſellſchaft. „Beide konnten nicht anders als miteinander entſtehen, wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft ſelbſt nur ein Sprößling dieſer Freimaurer iſt. Dieſe Freimaurerei befand ſich aller Orten ebenſo wie ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, und umgekehrt. Es war immer das Zeichen einer geſunden Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; ſo wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines ſchwachen furchtſamen Staats iſt, wenn er das öffentlich nicht dulden will, was er im Geheimen doch dulden muß, er mag wollen oder nicht, denn ſie beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, welche ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, ſondern auf dem Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter, denen Niemand gebieten kann". —

Auch dieſe Leſſing'ſche Schrift iſt Fragment geblieben. Der Tod übereilte ihn ehe er die hier gegebenen Andeutungen weiter ausführen, ehe er die ſtehen gelaſſenen Verzahnungen zum weitern Ausbau ſeines großartigen Gedankengebäudes benutzen konnte. Gewiß, Leſſing war kein Revolutionär. Wollte er doch nicht einmal „denen, die von den Uebelſtänden des Staats noch gar keine Empfindung haben, dieſelben auch nur merklich gemacht wiſſen" [1]), und war er doch der tröſtlichen Ueberzeugung, „daß das tiefere Studium dieſer Uebelſtände und das reifliche Gegeneinanderabwägen ihrer Einflüſſe dem Forſcher Dinge aufſchließen werde, die in den Tagen der Schwermuth die niederſchlagendſten und unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſein ſcheinen". Damals als er dieſe Geſpräche niederſchrieb, ward in Amerika der große Freiheitskampf gefochten, von dem die Weltgeſchichte eine neue Aera datiren ſollte, und Leſſing ſah unter ſeinen Augen die deutſchen

[1]) X. 276.

Landeskinder abmarschiren, welche Deutschland's Fürsten, darunter auch sein Herzog, nach des großen Friedrich's Ausdruck „wie das Vieh“ an die Engländer verkauften, um die Freiheit in Amerika unterjochen zu helfen. Die amerikanische Sache war auch in Deutschland nicht ohne Anklang unter den Verfechtern des Humanismus, und die Freimaurerei jener Tage zählte gar manche Mitglieder, welche es sich, nach Lessing's Ausdruck, zur Aufgabe machten, „in Europa für die Amerikaner zu fechten“ [1]), und andere, die in allem Ernste den Kongreß für eine Lege hielten, deren Mitglieder das Reich der Freimaurerei mit gewaffneter Hand zu gründen beabsichtigten. Das Erstere schien Lessing nicht grade unvernünftig, wohl aber erklärt er sich wider die letztere Grille nachdrücklich. Der Freimaurer in seinem Sinne hofft nichts durch Ueberstürzung, durch Gewalt und Revolution. „Er erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, so lange sie können und wollen. Die Lichter auslöschen, und wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter anstecken muß [2]), das ist der Freimaurer Sache nicht. Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.“

Wie sich Lessing für seine Person von allen gewaltsamen Revolutionen als Mittel zur Verwirklichung der großen Menschheitsideale abwendet, und seine Hoffnung lediglich auf die fortschreitende Macht der Einsicht und auf die siegreiche Kraft des Geistes stellt, so erschien ihm auch die Freimaurerei in der Wirklichkeit des damaligen Logenwesens zur Erfüllung der Aufgabe, welche er in dieser Schrift einer idealen Freimaurerei stellt, nichts weniger als geeignet; ja, es will ihn bedünken, als sei sie bereits in das Gegentheil der Idee umgeschlagen, die doch ihr wahrhaftes Wesen ausmache, und als nahe sich das ganze jetzige Schema der Verwirk-

[1]) X. 297.
[2]) X. 294—297.

lichung jener Tage seinem Ende [1]). Daß Lessing die Entwicklung seiner großen Kultur- und Humanitätsgedanken an die Freimaurerei knüpfte, lag in den Verhältnissen seiner Zeit, in welcher die Logenverbindungen äußerlich sich auf der Höhe ihres Aufschwungs und ihres Machteinflusses befanden. Aber seine Prophezeihung, die grade darin den Anfang des Endes sah, ist wahr geworden, und die Zeit bereits längst gekommen, in welcher man nach seinem Worte „Freimaurer sein kann, ohne Freimaurer zu heißen".

Fünftes Kapitel.

Ich habe an einem andern Orte Lessing einen Republikaner genannt und muß diese Bezeichnung aufrecht erhalten gegen das Mißverständniß Guhrauer's, als ob damit eine direkt ausgesprochene Vorliebe für eine bestimmte Form der Staatsverfassung gemeint sei. Eine solche Erklärung findet sich freilich bei Lessing nirgends. Sie ist aber auch mit jener Bezeichnung nicht gemeint. Aber dennoch war Lessing ein Republikaner, der erste und zugleich der beste, den Deutschland bis auf diesen Tag gehabt hat. Ein theoretischer natürlich, insofern er keine revolutionären Umwälzungen erstrebte, wie er das Heil der Menschheit überhaupt nicht an bestimmte und feste politische Formen knüpfte; aber in seinen Maximen und Ansichten, in seiner freien Männlichkeit, in seinem unerschütterlichen Wahrheitsmuthe und seiner unabhängigen Lebensführung, in seiner Abneigung gegen Höfe und höfisches Wesen, seiner

[1]) Man vergleiche die Geschichte der drei französischen Revolutionen!

Verachtung aller Scheinehren von Titeln und Orden, seinem starken Gleichheitsgefühle, das einem Könige wohl zugestand, „über ihn zu herrschen und mächtiger zu sein, nicht aber sich besser zu dünken", war er ein sehr praktischer. Selbst das Beherrschtwerden verminderte er für seine Person bis auf den äußersten Grad, durch die segensreiche Unstätigkeit seines Lebens. Unabhängigkeit der äußeren Lage war sein stetes Ziel, weil sie ihm die Basis war für die Freiheit des Geistes; — und wenn es für einen Protestanten noch gelehrte Klöster gegeben hätte, deren Aufhebung er zuweilen ernstlich beklagte, — er würde keinen Anstand genommen haben, in einem solchen die Unabhängigkeit und Ruhe für seine Studien zu suchen. Wie lange sträubte er sich ehe er zuletzt an der Schwelle des Alters, gezwungen durch die Noth der Verhältnisse, und besiegt von der allmächtigen Liebe, sich dazu herbeiließ, in den Dienst eines Fürsten zu treten, und dem alten freien Leben „des Vogels auf dem Dache" zu entsagen! Und als er es that, war die Stellung eine solche, die ihn soweit als möglich an den äußersten Rand der großen Peripherie fürstlicher Dienstbarkeit brachte, und die ihm wenigstens in amtlicher Beziehung eine vollkommene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gewährte. Wie er über Fürsten und Höfe dachte, haben wir im Verlaufe seines Lebens wiederholt gesehen. Er sprach es in der Dramaturgie [1]) mit republikanischer Strenge aus, daß „die Ehrfurcht, welche die Großen verlangen, die Etikette, das Ceremoniell und alle die Gaukeleien, durch die man den größern Theil der Menschen bereden will, daß es einen kleineren gäbe, der von besserem Stoffe gemacht sei", seiner freien Seele ein Gräuel waren; und als er später bei diesen Gaukeleien selbst mitspielen, als er „Bücklinge und Redensarten machen" mußte, „ging er, wie er seiner Braut schrieb, zur Cour, als ob er dazu geprügelt würde" [2]). Er war sehr geneigt

[1]) VII. 309.
[2]) XII. 298. 335.

in den Fürsten und Großen „Tiger und Füchse" zu sehen, und wenn er sich dazu überwand, sie als Menschen wie andere gelten zu lassen, so war es ein Akt der Selbstüberwindung, der ihn bewog, das schöne Wort seines alten Gleim:

„Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund"

auch in Bezug auf sie anzuwenden. Er war kaum ein Jahr im Fürstendienste, als er an Wieland, bei Gelegenheit von dessen Berufung an den Hof nach Weimar schrieb: er wünsche nur, daß Wieland eben so gut dabei fahren möge, als der Prinz, zu dessen Erziehung jener berufen war [1]).

Wer solch' ein Bewußtsein in einem von hunderten absoluter Fürsten regierten Lande und unter einem an unterthänige Devotion gewöhnten Volke in sich trug, den kann man wohl einen Republikaner nennen. Und Lessing's ganzes Bewußtsein ist republikanisch in diesem Sinn. Selbst dem größten Könige seiner Zeit gegenüber empfindet er sich unbefangen als seines Gleichen, und zwar nicht etwa wie die Theologen sagen, vor Gott, sondern vor seinem eigenen Selbstgefühl. Dies stolze freie Selbstgefühl, das seine Größe ausmacht, und das er auch seinem Fürsten gegenüber niemals zu verleugnen vermochte, war es vorzüglich, was dem Herzog Ferdinand, wie selbst dessen Biograph Pockels zugesteht, jene heimliche Abneigung gegen Lessing einflößte, die er äußerlich unter freundlichen Formen zu verbergen wußte. Auch Mendelssohn nennt Lessing „unfähig mit Großen umzugehen". In der That war in ihm keine Faser von Goethe'scher Unterthänigkeit, und er ist auch gemüthlich der Republikaner, wie dieser der Monarchist unter den deutschen Klassikern. Wir haben die revolutionären Ideen kennen gelernt, welche in Minna von Barnhelm und Emilia Galotti durchblitzen, diese Dichtungen, die das Motto der Schiller'schen Räuber: in tyrannos! auch ungeschrieben sichtbar an der Stirn tragen. Es

[1]) XII. 372.

ist zu begreifen, warum Lessing den Plan zu einem „Masaniello“ aufgab, den er als einen ächten tragischen Helden erkannt hatte [1]), und warum er den angefangenen „Spartakus“ liegen ließ, den er in jungen Jahren entworfen hatte, und den er noch im Jahre 1776 wieder aufzunehmen versuchte. Der Stoff dieser seiner „antityrannischen Tragödie“, wie er selbst sie nannte, war zu verfänglich für jene Zeit, in der die aufziehenden Gewitterwolken des großen französischen Revolutionsdramas, dieses wilden Kampfes kettenbrechender Sklaven gegen ihre Zwingherrn schon die Atmosphäre schwül zu machen begannen. Aber die Wahl dieses Stoffes ist bedeutsam und Niemand wird die Bruchstücke ohne Interesse lesen. Spartakus, das rächende Genie der entwürdigtsten Menschenklasse welche die Kultur des Occidents gesehen, sagt am Schlusse zum römischen Konsul:

„Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen,
Die es verlangt, daß Menschen seine Sklaven sind?“

Der Konsul weiß auf diese Frage nur die höhnische Erwiederung:

„Ich höre, Du philosophirest, Spartakus!“

Das ist derselbe Hohn, mit dem das bewaffnete Privileg der Tyrannei noch immer den Vernunftgründen der Sachwalter für die unterdrückte Menschheit geantwortet hat. Der Lessing'sche Gladiatorenfeldherr empfindet das Gift dieses Hohnes, für den Menschenrechte nur Philosophenträume sind, in seinem tiefsten Innern:

„Was ist das? — „Du philosophirst?“
Doch ich erinnere mich. — Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können:
Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll —
Philosophiren! — es macht mich lachen! — Nun, wohlan!
Wir wollen fechten!“

[1]) XII. 398.

„Wenn du nicht willst, daß ich philosophiren soll, so wollen wir fechten!“ Das wird denn auch wohl das Ende vom Liede sein in dem Handel zwischen dem Spartakus und dem Konsul der Zukunft!

Wenn Lessing im Spartakus, wo er die Freiheit und das Recht des Menschen gegen die Unmenschlichkeit des Sklaventhums vertrat, keinen andern Ausweg sah, als den der Gewalt und des Schwerts, da man Ketten nicht mit Humanitätsgründen zerbricht, so feierte er dagegen in dem Trauerspiele Henzi, dem ersten bürgerlichen Trauerspiele im rechten Sinne des Worts, die Freiheit des Staatsbürgers, die ebenso gut, ja nach Lessing's Ansicht noch viel gründlicher, durch eine republikanische Aristokratie, als durch eine absolute Monarchie unterdrückt und vernichtet werden kann. Die demokratische Freiheit, welche nach dem Aristotelischen Ausspruche, den Lessing als Motto für seine Tragödie wählte, sich in die zwei Sätze zusammenfaßt: „daß hinsichtlich des Regiments alle Bürger wechselsweise ebensowohl gehorchen als herrschen, und daß jeder leben kann wie er will“ [1]). Diese Bestimmungen des alten griechischen Denkers, den Lessing als Staatsphilosophen nicht geringer denn als Aesthetiker schätzte, bilden den Grundton seiner politischen Dichtung. Samuel Henzi war ein Zeitgenosse Lessing's, ein edler freigebildeter Schweizer, Bürger der Republik Bern, der seinen Versuch dieselbe von der Tyrannei des patrizischen Raths zu befreien im Jahre 1749 auf dem Schaffotte büßte. Der kühne Lessing wagte, was Keiner vor ihm unternommen, einen gleichzeitigen historischen Stoff dramatisch zu behandeln. Die Berner Aristokratenregierung verbot auf die bloße Nachricht hin, daß in Deutschland ein Trauerspiel ihren politischen Mord behandeln werde, die Dichtung im Voraus. Um so lebhafter ging Lessing an's Werk. Das tragische Schicksal eines wahrhaften Patrioten und Republikaners hatte

---

[1]) *Ἐλευθερίας δὲ ἓν μὲν τὸ ἐν μέρει ἄρασθαι καὶ ἄρχειν. — ἓν δὲ τὸ ζῆν ὡς βούλεταί τις.* Arist. Polit. VI. cp. 1. § 6—7. ed. Stahr.

ihn auf das Tiefste ergriffen.[1]) Er zeigt uns in Henzi einen solchen, der, jeder eigennützigen Absicht fern, keinen anderen Zweck hat, als die Freiheit für Alle, einen Bürger, der nur im alleräußersten Falle zur Gewalt schreiten will, weil

„den Fleck des Bürgerbluts kein Schwert kann rühmlich tragen",

und der keinen sehnlicheren Wunsch hat, als daß der despotische Rath von Bern in der letzten Stunde noch Vernunft annehme und „das Joch des Volkes" lindere,

„Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König ziert,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regiert.
Dies macht Regenten groß; kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht."

Dieser Republikaner, der es nicht begreifen kann,

— — — — wie die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen",

dieser Henzi ist — Lessing selbst, der theoretische Republikaner, der jenes Trauerspiel dichtete fast drei Menschenalter früher, bevor der politische Grundgedanke desselben in seiner Nation Wurzel faßte. Lessing, den praktischen Republikaner, den Mann republikanischer Gesinnung in Deutschland mitten unter absoluten Regierungen und despotischen Herrschern, haben wir im Tellheim der Minna von Barnhelm kennen gelernt. Dort ist es auch, wo er den Begriff und die Bedeutung des „Vaterlandes" durch den Gedanken feststellt, daß das Vaterland und nur dieses, das alleinige Recht auf das Blut seiner Bürger habe; und die schwermüthige Selbstanklage Tellheim's: „Wie kam der Mohr in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er seinen Arm und sein Blut einem fremden Staate?" klingt bedeutungsschwer hinein in die Zeit des geworbenen Soldatenthums und der abenteuernden Kriegshandwerksgesellen.

[1]) III. 330.

Aber Lessing, der politische Denker, ist viel weiter gegangen. Er hat das in seiner Minna von Barnhelm angeschlagene Thema in der Stille seines Studirzimmers bis an die äußersten Konsequenzen verfolgt. Sein scharfes Auge sah sich um in der ihn umgebenden Welt und sah in derselben so weit sein Auge reichte den absoluten Staat und die absolute Kirche (gleichviel ob protestantische oder katholische Kirche) als die zwei großen Faktoren der modernen Welt und des in ihr herrschenden Despotismus über die Freiheit des menschlichen Geistes. Er wählte die Kirche aus, um gegen sie den Streich zu führen, und dichtete seinen Nathan. Er nannte es bescheiden „die Pfaffen ärgern", während er ein Werk schuf, dessen Grundgedanken eben so gewiß Eigenthum der ganzen Menschheit zu werden verdienen, als sie, wenn sie es geworden sind, die Existenz jeder herrschenden Kirche und jedes exclusiven übernatürlichen Dogmenglaubens, so wie jeden Unterschied zwischen Priestern und Laien von selbst aufheben müssen. Schon der ein und zwanzigjährige Lessing fand dies symbolisirt in dem Schicksale Dessen, der da lehrte: Gott ist ein Geist, Du sollst ihn im Geiste anbeten. „Welcher Satz", ruft er aus, „ist vermögender, alle Arten der Religion zu verbinden, als dieser? Aber eben diese Verbindung war es, welche Priester und Schriftgelehrte gegen ihn erbitterte!" [1])

Und derselbe Lessing, der den religiösen Nathan schuf, trug sich im Geiste auch mit den Keimen zu einem politischen Nathan gegen den absoluten Staat, die weltliche, politische Kirche. Er wußte zu gut, daß zwischen beiden das intimste Bündniß, die genauste Wechselbeziehung besteht. „Aufgebrachten Priestern", setzt er zu jenem obigen Ausspruch hinzu, „schlägt ein schlauer Pilatus nichts ab!" Kann man es schärfer ausdrücken, daß Priesterthum und Absolutismus,

[1]) XI. 25.

daß geistlicher und weltlicher Despotismus aus natürlichem Interesse Hand in Hand gehen?

Wir haben gesehen, wie Lessing den Untergang von Verfassung, Freiheit und Recht in Deutschland und das Emporkommen des absoluten Monarchenthums an ihrer Stelle auf die Organisation stehender Heere, auf die Schöpfung eines dem Landesherrn allein und unbeschränkt zu Gebote stehenden Soldatenthums zurückführte [1]), durch welches, da ihm gegenüber keine neuen Schutzwehren der öffentlichen Freiheit erfunden wurden, wie Macaulay sich ausdrückt, alle alten parlamentarischen Institutionen der ständischen Staaten Europa's allmälig zu vollständiger Nichtigkeit herabgebracht wurden.

Unter den Papieren in Lessing's Nachlasse fand sich ein Blatt, auf welchem er mit wenigen Lapidarzügen den Kerngedanken eines an diese Fundamental-Institution des weltlichen Absolutismus anknüpfenden politischen Nathan hingeworfen hat. Das Fragment, welches zwei fast gleichlautende Anfänge hat, ist überschrieben: „Gespräch über Mönche und Soldaten". Zwei Sprecher, A. und B., unterhalten sich, wie Ernst und Falk in den Gesprächen über Freimaurerei.

„Muß man nicht erschrecken", so beginnt der erstere, „wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?" — Es ist als ob man einen der gegen Mönchthum und Katholizismus eifernden Berliner Aufklärer jener Zeit, etwa Nicolai, diese Frage an Lessing richten hörte.

B. Du willst sagen, daß es mehr Soldaten giebt, als Mönche?

A. Nein, nein! mehr Mönche, als Soldaten.

B. Erschrecken? Warum nicht ebensowohl erschrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche. In dem und jenem Lande

[1]) S. oben S. 313 ff.

von Europa magst Du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? — Wenn der Landmann seine Saaten von *Schnecken* und *Mäusen* vernichtet sieht: *was* ist ihm dabei das Schreckliche? Daß der Schnecken *mehr* sind als der Mäuse? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuse *so viele* giebt?

A. Das versteh ich nicht.

B. Weil Du nicht verstehen willst. Was sind denn Soldaten?

A. Soldaten sind Beschützer des Staats.

B. Und Mönche sind Schützer der Kirche.

A. Mit Eurer Kirche!

B. Mit Eurem Staate!

A. Träumst Du? Der Staat, der Staat! Das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt.

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt.

A. Verheißt!

B. Gimpel!

Steckt nicht in diesen wenigen, wie in Marmor gehauenen Zeilen wirklich ein politischer Nathan und mit ihm eine Höhe politischer Weisheit, zu der selbst hundert Jahre später noch Viele mit schwindelndem Staunen hinaufblicken? Zunächst dieser prägnante Parallelismus der Mönche und Schnecken auf der einen, der Soldaten und Mäuse auf der anderen Seite: beide die Saaten des Landmannes vernichtend, beide zehrend an dem Marke und Wohlstande, an der Arbeit der Gesellschaft; Mönche die Stützen der Kirche, Soldaten die Stützen des Staats, beide Kirche und Staat in ihrem Wesen dasselbe: der Staat die politische Kirche, die Kirche der geistliche Staat. „Das Glück, das der Staat", der Staat des achtzehnten Jahrhunderts, wie wir ihn aus Schlosser kennen, „jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt", gerade

so real als „die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt“. Lessing nennt denjenigen einen „Gimpel“, der das nicht einsieht, oder nicht einsehen will, denn er hat seinen Unterredner stark in Verdacht, daß er sich dümmer stellt als er ist. Es wird erlaubt sein, in seinem Namen diese Bezeichnung für diejenigen zu wiederholen, die hundert Jahre nach ihm noch nicht begreifen, was Lessing gemeint hat.

Sechstes Kapitel.

Die Erziehung des Menschengeschlechts war der Schwanengesang Lessing's. „Das sanfte Abendroth, das seinem Blicke die Aussicht in die unermeßliche Ferne weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte“, war zugleich das Abendroth seines eignen Lebens, sein Ausschauen von der einsamen Höhe der letzte Blick in das Land der Verheißung, sein letztes Wort die rührende Bitte: „ihn stehen und staunen zu lassen, wo er stehet und staunt!“ Umflossen von dem Glorienscheine dieses himmlischen Abendroths der Verheißung eines neuen Weltmorgens, eines erfüllenden Sonnenaufgangs der Menschheitszukunft — so steht sein Bild für uns da am Ziele seines Lebens, so steht es da für alle kommenden Zeiten und Geschlechter.

Wir aber müssen von jener lichten Höhe niedersteigen in die Trübniß und Dunkelheit des Lebens und der Wirklichkeit, um den müden Kämpfer durch die letzten leidenvollen Tage zu begleiten, bis zu dem stillen Friedhofe, wo ein bald vergessenes Grab die Hülle dieses deutschen Riesengeistes aufnehmen sollte.

Wir haben Lessing an der rauchenden Brandstätte seines so mühsam erbauten häuslichen Glücks verlassen, das ein jähzlings nie-

derfahrender Blitzstrahl in Asche und Trümmer verwandelt hatte. Er war geistig aufrecht geblieben unter der Last seines Schmerzes und seiner Verzweiflung, aber sein Physisches war zerrüttet, sein Lebensmuth und seine Lebenslust für immer gebrochen. Immer und immer wieder erfaßte ihn das Bewußtsein seines Unglücks durch jenen unersetzlichen Verlust. Wie rührend klingt es, wenn er acht Monate nach demselben von dem Erstgeborenen seines Bruders wünscht: „er werde besser und glücklicher als alle seines Namens!“ und so tönt stets, so oft ihm sein Bruder ein ähnliches Familienereigniß meldet, in seiner Antwort der Schmerz um den eignen Verlust hindurch.[1]) Auch wissen wir durch seine älteste Stieftochter Amalie König, daß er seit dem Tode der geliebten Gattin immer nur in dem Zimmer arbeitete, wo dieselbe gestorben war. —

Eine Reise nach Hamburg, die er im Herbste desselben Jahres 1778 unternahm, und der Aufenthalt in dieser ihm vor allen werthen Stadt, wo ihm in Elise Reimarus die nächste Herzensfreundin lebte, übte einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Zustand. Freilich war auch in Hamburg für ihn gar Manches verändert. Das Reimarus'sche Haus war für ihn nicht mehr, was es ihm einst gewesen. Die Familie zürnte ihm wegen der Herausgabe der Fragmente, und ließ ihn diese Verstimmung bitter empfinden[2]); und so war er genöthigt, seine Besuche bei Elisen, die allein treu zu ihm hielt, „mehr nach der Klugheit als nach seiner Neigung einzurichten“. Und doch drängte es ihn zu der einzigen Freundin, gegen die er sein Herz ausschütten mochte, die sein ganzes Thun und Wirken mit dem innigsten Verständnisse begleitete, und deren Theilnahme an seinem Lebensschicksale ihn, wie er einmal schreibt, in so manchen Augenblicken wo er, inmitten des gegen ihn sich er-

[1]) XII. 511. 538.
[2]) XII. 536.

hebenden theologischen Sturmes und der zahllosen offenen und heimlichen Angriffe des Fanatismus und der Bosheit, es bereute, „mit so armseligen Schurken angebunden zu haben“, wieder beruhigte und aufheiterte.[1]) In der That kam er erheitert und gestärkt von dieser Reise zurück, und der Nathan ward die Frucht dieser gewonnenen Stärkung. Die Anfälle von Schlafsucht, welche sich nach dem Tode seiner Gattin bei ihm gezeigt und ihn anfangs auch in Hamburg oft mitten in einer Gesellschaft überwältigt hatten, schienen verschwunden. „Meine Schlafsucht“, schreibt er nach der Rückkehr scherzend an Elise, „hat sich ganz verloren, und wenn Sie dieselbe nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden, so habe ich von Glück zu sagen.“ Aber dennoch blieb das Gefühl in ihm vorherrschend, daß er an dem Markſteine seines Lebens stehe. Obschon er das funfzigste Jahr noch nicht erreicht hatte, klagte er doch wiederholt, daß er sich altgeworden fühle, und der Trost seines Bruders[2]), daß man dies seinem Nathan nicht ansehe, machte auf ihn keinen Eindruck. Er klagte gegen Herder über die mehr und mehr zunehmende Schwerfälligkeit seines Geistes, die ihn abhalte, neben seinen theologischen Händeln Herder's „Plastik“ zu lesen. „Die Versatilität des Geistes, schreibt er, verliert sich, wie ich glaube, von seinen Eigenschaften am ersten. Es kostet so viel Arbeit, mich umwälzen zu lassen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit wieder in der neuen Lage verweilen kann; und das kann ich jetzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologischen Händeln ziehen soll.“[3]) Er klagte gegen Elise Reimarus über sein „verduztes, unentschlossenes, selbstmißtrauisches Wesen in allem und jedem Stücke“, wie es sich in der That in jener Selbstunter-

[1]) XII. 508.
[2]) XII. 527, XIII. 623.
[3]) XII. 542. vom 25. Juni 1780.

schätzung zu erkennen giebt, mit der er sich sogar als künstlerischen Stylisten in Bezug auf seinen Dialog in dem Gespräche zwischen Ernst und Falk einem Campe unterordnet.[1]) Am schwersten drückte ihn seine überhandnehmende Augenschwäche, deren erste Spuren sich bereits zehn Jahre früher, in der letzten Zeit seines Hamburger Aufenthalts, zu zeigen begonnen hatten. Er fürchtete zuletzt sogar völligen Verlust der Sehkraft und war genöthigt, sich zum Schreiben und Lesen äußerst scharfer Brillen zu bedienen.[2])

Der leidliche Zustand, in welchem er von Hamburg am 18. Oktober nach Wolfenbüttel zurückgekehrt war, hielt nicht lange an. Bald nach der Vollendung des Nathan trafen ihn wiederholte Fieberanfälle, die ihm die Sommermonate verdarben. Noch schlimmer war für ihn der folgende Winter von 1779—1780. „Dieser Winter ist sehr traurig für mich", schreibt er seinem Bruder am 25. Februar 1780. „Ich falle aus einer Krankheit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauche meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letzte, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war, und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja! so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können!"[3]) Den folgenden Sommer quälte ihn ein Flußfieber, über das er seiner Freundin schreibt: „ich weiß nicht, welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich auch so nahe nicht angehen. Denn selbst bin ich doch eben auch nicht krank, sondern blos nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick ist es wieder da."

---

[1]) XII. 534.
[2]) XIII. 548. 551. 552.
[3]) XII. 538.

In diesem Zustande traf ihn ein Brief Jacobi's aus Pempelfort, der ihm seinen Besuch ansagte und ihn aufforderte, gemeinsam mit ihm nach Berlin zu reisen. Der Brief hatte beiläufig über zwölf Tage gebraucht, um vom Rheine nach Wolfenbüttel zu gelangen. Lessing nahm den Vorschlag dankbar an, wiewohl er nicht bestimmen konnte, ob es ihm möglich sein werde, die Reise mit ihm zu machen. Die Art, wie er sich darüber ausdrückt, läßt uns einen tiefen Blick thun in seine Stimmung und in die traurige Resignation, mit der er sich ein für alle Male als ein Stiefkind des Glückes betrachtete. „Mein Wunsch", schrieb er, „wäre es allerdings. Aber ich wünsche was ich einmal wünsche, mit soviel vorher empfindender Freude, daß meistentheils das Glück der Mühe überhoben zu sein glaubt, den Wunsch zu erfüllen." Jacobi, der uns diesen Besuch bei Lessing ausführlich geschildert hat, war pedantisch genug gewesen, im Voraus sogar die Punkte anzugeben, über welche er sich mit ihm zu besprechen wünschte. Wunderbarerweise war es Goethe's Gedicht „Prometheus", das Jacobi in der Handschrift mitbrachte, welches jene Erklärungen Lessing's über die wichtigsten Punkte des Denkens und Empfindens veranlaßte, durch welche, wie Goethe sich ausdrückt [1]), eine Explosion herbeigeführt ward, welche die geheimsten Verhältnisse langbefreundeter Männer zur Sprache brachte, und einen Riß verursachte, der einem derselben — Mendelssohn — das Herz brach. Jacobi hatte an dem Goethe'schen Gedichte Aergerniß genommen, und hoffte, daß auch Lessing solches daran nehmen werde. Wie erstaunte er daher, als dieser das Gedicht nicht nur als nach Form und Inhalt durchweht von dem echten lebendigen Geiste des Alterthums bewunderte, sondern auch hinzufügte, daß er den Grundgedanken desselben „schon lange aus der ersten Hand habe". Diese erste Hand war keine andere als Spinoza, das gefürchtete Schreckbild der Zeit, der

[1]) Goethe's Werke, XXVI. 315.

„Spinozismus Leſſing's", den Jacobi in dieſen Unterredungen entdeckt zu haben glaubte, führte zu jenem Streite zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn, in welchem der Letztere ſeinen verſtorbenen Freund gegen eine ſo ſchwere Beſchuldigung um ſo mehr in Schutz nehmen zu müſſen glaubte, als er behauptete: daß er ſelbſt, der doch ein ganzes Leben mit Leſſing gelebt, nie auch nur die geringſte Spur von irgend einer Hinneigung Leſſing's zum Spinozismus bemerkt habe! Die Art, wie Mendelsſohn dieſe Vertheidigung ſeines Freundes führte, bewies freilich, daß er weder von Spinoza's Syſtem einen klaren Begriff, noch in Leſſing's innerſtes Denken eine richtige Einſicht gehabt hatte. Wir können indeſſen den weiteren Verfolg dieſes ganzen Streites um ſo eher übergehen, als derſelbe über die Grenzen unſerer Biographie hinausfällt, und das Weſentliche deſſelben, Leſſing's wahres Verhältniß zu Spinoza, in neueſter Zeit gründlich und erſchöpfend von Schwarz[1]) dargelegt worden iſt.

Die gemeinſame Reiſe mit Jacobi nach Hamburg und Berlin wurde aufgegeben. Neben den Geſundheitsrückſichten mochten für Leſſing dabei auch noch andere Gründe ins Spiel kommen. Schon die Leidenſchaftlichkeit in dem Verhalten Jacobi's zu den Fragen, mit denen Leſſing für ſich ſelbſt längſt zum Abſchluſſe gelangt war, und die perſönliche Dringlichkeit deſſelben in allen ſolchen Angelegenheiten der Ueberzeugung, die ihn ſpäter ſelbſt Goethen entfremdete, waren Dinge, denen Leſſing, zumal bei ſeinem leidenden Zuſtande, gern aus dem Wege ging. Ebendeshalb lehnte er auch eine ſpätere Einladung Jacobi's zu einem längeren Aufenthalte bei ihm in Pempelfort ab, obſchon das Leben in dem einſamen Wolfenbüttel und in ſeiner feuchten, verbauten und unfreundlichen Amtswohnung ſeiner Geſundheit entſchieden ſchädlich war. Statt deſſen reiſte er im Herbſte des Jahres wieder nach Hamburg, wohin ihn Elise Reimarus immer von Neuem zog. Es iſt nicht unwahrſcheinlich,

[1]) Leſſing als Theologe S. 87—98.

daß er in manchen Augenblicken selbst an eine Eheverbindung mit dieser Freundin denken mochte, die ihm, nach Allem was wir von ihr wissen, so durchaus ebenbürtig war, und deren edle Gestalt sicher ihren Platz unter den deutschen Frauensternen erster Größe einnehmen wird, wenn die nach einer Andeutung[1]) noch vorhandenen Materialien ihres Briefwechsels und ihrer thätigen Theilnahme an dem Geistesleben jener Zeit von einer berufenen Hand zu einem Gesammtbilde verarbeitet sein werden. Elise Reimarus, geboren 1735, war damals fünfundvierzig Jahr alt; Lessing stand im zweiundfunfzigsten, aber er hatte das unabweisbare Gefühl, daß sein Lebensziel nahe sei. Vielleicht war es in diesem Gefühle, daß er den Gedanken einer Verbindung mit der Freundin und der Gründung eines neuen Familienlebens entsagte; ja vielleicht mochte er sich selbst auf mündliche dahin gerichtete Erklärungen beziehen, wenn er ihr nach jener letzten Reise schrieb: „Behalten Sie mir Ihre Freundschaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen oder höher zu stimmen versuchen werde."[2]) Jedenfalls ist diese Auffassung viel innerlich begründeter und würdiger als das Gespräch Jacobi's, der sich nicht entblödete, nach Lessing's Tode an Elise Reimarus zu schreiben[3]): daß Lessing ihn bei jenem Besuche in Wolfenbüttel von fern argwöhnen(!) lassen, seine verstorbene Frau habe ihm auf ihrem Sterbebette Vorwürfe gemacht, daß er sie mit unglücklichen Meinungen angesteckt habe, und diese entsetzliche Erinnerung verbiete ihm, an eine neue Ehe zu denken. Mochte immerhin ähnliches Altweibergeschwätz über Lessing im Schwange gehen und von seinen zahlreichen Feinden eifrig verbreitet werden, so ziemte es doch einem Jacobi ebensowenig es zu bestätigen, als es unserer Ehrfurcht vor Lessing geziemt, darüber weitere Worte zu verlieren.

[1]) Guhrauer II. 2. 305.
[2]) XII. 547.
[3]) Jacobi's auserl. Briefwechsel I. 318.

Der Ausflug nach Hamburg, welchen Leſſing im October 1780 unternahm, war ſeine letzte größere Reiſe. Auch diesmal ſchien der Aufenthalt unter den alten Lebensgenoſſen ſeine erfriſchende Kraft bei ihm zu äußern. Noch einmal entzückte er die Freunde durch den Schwung und die Spannkraft ſeines Weſens, das ſeinen ganzen bezaubernden Reiz, wie Zeitgenoſſen bezeugen, erſt im perſönlichen und mündlichen Verkehr entfaltete. „Leſſing iſt hier," ſchrieb Eliſe Reimarus am 9. October an Nicolai, „und ſei es, daß der Umgang mit lebendigen Freunden ihm doch beſſer bekommt, als der mit den Todten, oder ſelbſt der Streit mit Feinden, — er iſt faſt ganz der Alte. Was das ſagen will, brauche ich Ihnen nicht zu erklären." Man gab ſich der Hoffnung auf ſeine völlige Geneſung um ſo vertrauender hin, als er ſelbſt ſich ſogar für neue poetiſche Produktionen gekräftigt fühlte. Er hatte ſogar mit dem Hamburger Theater, das grade damals unter dem Zuſammentritt einer Aktiengeſellſchaft große Anſtrengungen machte, den früheren Plan eines Nationaltheaters wieder aufzunehmen,[1]) eine Art von Kontrakt geſchloſſen, durch welchen er ſich anheiſchig machte, demſelben jährlich zwei Stücke zu liefern, und jedes derſelben für den Preis von funfzig Louisd'or auf ſechs Monate zur alleinigen Benutzung zu überlaſſen. In der That war es Leſſing mit dieſem Verſprechen Ernſt, und er glaubte das erſte Stück, ein Luſtſpiel, bis Weihnachten vollenden zu können, wo er es ſelbſt nach Hamburg bringen wollte.[2]) Aber dies Kraftgefühl war das letzte Aufflackern der Lebensflamme vor dem Erlöſchen. Denn kaum war er in ſeine Wolfenbüttler Einſiedelei zurückgekehrt, als auch ſchon Trübſinn und Krankheitsgefühl wieder die Oberhand erhielten. Er hatte der Freundin verſprechen müſſen, ihr wöchentlich Nachricht von ſeinem Befinden zu geben. Der erſte Brief, welchen er gleich nach ſeiner Heimkehr an ſie richtete, war für dieſelbe eine ſchmerz-

[1]) Schroeder's Leben I. S. 335—336. Devrient III. 151. II. 373.
[2]) XII. 545.

liche Enttäuschung. Er ist in lauter einzelnen Absätzen geschrieben, deren jeder einem tiefschmerzlichen Klagerufe gleicht:

„So sehr ich nach Hause geeilt, so ungern bin ich angekommen. Denn das Erste was ich fand, war ich selbst.

Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen gesund zu sein und zu arbeiten?

„„Freilich!““ höre ich meine Freunde mir nachrufen, „„denn ein Mann wie Sie, kann Alles was er will!““

Aber, lieben Freunde, wenn das nur etwas anderes hieße, als, kann Alles, was er kann. Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde: das, das ist die Frage.

Was taugt zwar unversucht! Nun, meine liebe Freundin, weil Sie mir es auch rathen: so sei es!

Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht Tagen zu acht Tagen sehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das thue, nicht wahr, so ist mir schon halb geholfen?

Indeß empfehl ich mich allen den Ihrigen und dem gesammten Campeschen Hause bestens. —

Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft nur einen einzigen hier hätte!“

In dem nächstfolgenden Briefe äußert er die Befürchtung, daß mit seiner Krankheit eine Wandlung vorgegangen sei, durch welche der Krankheitsstoff „sich von dem Körper völlig auf die Seele geworfen habe.“ In einem dritten berichtet er, daß zwar keine besondere Krisis eingetreten sei, „doch was nicht ist das kann ja noch werden; und der Tod ist ja wohl auch eine Krisis der Krankheit.“ Dabei sah er sich aufs Neue in theologische Arbeiten durch den Herzog verwickelt, der von ihm einen Aufsatz über die Religionsbewegungen der Zeit verlangte, dessen Ausarbeitung ihm die Ausführung seines dramatischen Plans unmöglich machte. „Ich bedaure,“ schreibt er der Freundin, „daß meine Komödie darüber in die Brüche fallen wird. — Wenn die Direktion indeß mit aller

Gewalt ein Stück haben muß, ſo ſubſtituire ich Sie an meine Statt." Das war kein bloßer Scherz, ſondern wir ſehen aus dem was Leſſing weiter hinzufügt, daß Eliſe Reimarus wirklich mit einer dramatiſchen Arbeit beſchäftigt war, und mit ihrem Freunde über dieſelbe korreſpondirte.

Immer trauriger werden ſeine Briefe; immer mehr ſchwand ihm ſelbſt jede Hoffnung auf den Wiedergewinn der verlornen Geſundheit. Er fühlte ſich unfähig zu Allem, was die geringſte Anſtrengung erforderte, ja ſelbſt die kurzen Berichte über ſein Befinden, die er der Freundin ſenden mußte, koſteten ihm ganze Tage. „Ach lieber Freund," ſchrieb er in ſeinem letzten Briefe an Mendelsſohn (vom 19. Dezember 1780), „dieſe Scene iſt aus!" Das Einzige was er fürchtete war langes Siechthum und völlige Erblindung. Aber wenigſtens vor dieſer Steigerung ſeiner Leiden ſollte ihn das Geſchick, deſſen Gunſt er während ſeines Lebens ſo ſelten erfahren hatte, am Ausgange deſſelben bewahren.

Gegen den Anfang des Februar machte er einen kleinen Ausflug nach Braunſchweig, das er ſeit dem Tode ſeiner Frau wieder häufiger beſuchte, und wo er in dem Hauſe eines Kaufmanns Angott am Aegidienmarkte ein ſtehendes Abſteigequartier gemiethet hatte. Die dortigen Freunde fanden ſeinen Zuſtand auffallend verändert. Seine Engbrüſtigkeit hatte zugenommen, ſein Gang war ſchleppend und ſchwerfällig, der kleinſte Weg ihm beſchwerlich, das Feuer ſeiner Augen faſt erloſchen. Am Abend des 3. Februar aus einer Geſellſchaft nach Hauſe kommend ward er von einem leichten ſchlagartigen Anfalle betroffen. Dennoch verbot er ſeinem Bedienten einen Arzt zu rufen, und war nach einer ſehr ſchlechten Nacht am andern Morgen nur ſchwer davon abzuhalten, die Rückreiſe nach Wolfenbüttel anzutreten. Der herbeigerufene Leibarzt Bruckmann ſchaffte ihm durch einen Aderlaß Erleichterung, während andere Freunde ſeine älteſte zwanzigjährige Stieftochter Amalie König aus Wolfenbüttel herbeiriefen, um die Pflege des Kranken zu über-

wachen. Während ſeiner Krankheit, die nur zwölf Tage dauerte, war er, wie Leiſewitz berichtet, ſehr ruhig und gelaſſen, zuweilen lebhaft und munter genug, um oft und lange außer Bette zuzubringen, ſich vorleſen zu laſſen, und zahlreiche Beſuche ſeiner Freunde anzunehmen. Nur einen Geiſtlichen, den Abt Jeruſalem, wollte er anfangs nicht vorlaſſen, weil er ihn im geiſtlichen Ornate vermuthete, und von theologiſcher Zudringlichkeit beläſtigt zu werden fürchtete. Hatte er doch als man ihm erzählte, daß der Geiſtliche von St. Sulpiz den ſterbenden Voltaire in ſeiner Todesſtunde noch mit Ermahnungen heimgeſucht habe, zu einem Freunde halb ſcherzend halb ernſthaft geſagt: „Wenn Sie mich im Sterben ſehen, ſo rufen Sie mir den Notar herbei, damit ich erklären kann, daß ich in keiner der herrſchenden Religionen ſterbe.“ Sein Zuſtand ſchwankte auf und ab zwiſchen Hoffnung und Beſorgniß der Freunde, von denen indeſſen Keiner nahen Befürchtungen Raum gab. Nur er ſelbſt hoffte nicht mehr auf gänzliche Geneſung, und erklärte ſich auf Leben oder Tod gefaßt. Er hatte, erzählt Leiſewitz weiter, während ſeines ganzen Lebens einen ungemein folgſamen Schlaf, der ſogleich kam, wenn es ihm nur einfiel die Augen zu ſchließen, und verſicherte oft, nie geträumt zu haben. Dies Glück behielt er bis an ſein Ende und noch kurz vor demſelben ſagte er: „wenn er den ganzen Tag geſchlafen habe, freue er ſich doch auf die Nacht.“ Indeſſen vermehrten ſich die Anfälle der Engbrüſtigkeit in einem beunruhigenden Maaße. Erſt am 15. Februar, ſeinem Todestage, fühlte er ſich wieder ſo bedeutend erleichtert, daß er Beſuche anzunehmen, und mit ihnen und ſeinem Arzte ſogar heiter zu ſcherzen vermochte. Er war aufgeſtanden und hatte ſich ankleiden laſſen, es ſchien als wolle er wie jener römiſche Imperator ſtehend ſterben. Noch gegen Abend — ſo erzählt ſeine Tochter — als man ihm meldete, daß im Vorzimmer beſuchende Freunde ſeinen Anblick wünſchten, „öffnete ſich die Thüre und Leſſing trat herein, ein Bild des herzzerſchneidendſten Anblicks! Das edle Antlitz ſchon durch

hippokratiſche Züge markirt und vom Todesſchweiße befeuchtet leuchtete in himmliſcher Verklärung. Stumm und mit einem unausſprechlich ſeelenvollen Blicke drückte er der weinenden Tochter die Hand und verneigte ſich, das Haupt entblößend, freundlich gegen die übrigen Anweſenden. Aber die Füße verſagen den Dienſt; er wird zum Lager zurückgeführt und ein Schlagfluß endet unmittelbar darauf (in der neunten Abendſtunde des 15. Februar) unerwartet das thev- Leben."

Leſſing ſtarb ſo arm, daß der Braunſchweiger Herzog ihn auf Staatskoſten begraben laſſen mußte. Aber dies war auch das Einzige, was der geprieſene Fürſt für den Verſtorbenen that. Selbſt das Grab des Mannes, den er zu beſitzen das unverdiente Glück gehabt hatte, blieb ohne einen Denkſtein zur Bezeichnung der Stätte, wo dieſer größte Schriftſteller Deutſchlands ruhte; und in allen Todtenfeiern, welche hier und da von geiſtverwandten Kreiſen auf die Nachricht von Leſſing's Hinſcheiden begangen wurden, tönte die Klage wieder, welcher Engel in ſeinem Trauergeſange die Worte lieh:

„Wenn er ein Deutſcher nicht, wenn er ein Brite wäre,
Da ſchlöſſe ſeinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein,
Da würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ew'ges Denkmal weih'n!"

Als in unſern Tagen der begeiſterte Eifer eines trefflichen Mannes den Entſchluß faßte, Deutſchland an die Abtragung ſeiner Ehrenſchuld durch Errichtung eines würdigen Denkmals zu mahnen, war bereits in der Stadt, die jetzt dieſes Denkmal von Rietſchel's Meiſterhand beſitzt, jede Spur der Erinnerung an die Grabſtätte Leſſing's verſchwunden, und nur nach langem mühſamen Forſchen gelang es endlich dem Dr. Karl Schiller, den unter Unkraut und Geſtrüpp verſteckten verſunkenen Grabſtein aufzufinden, der von Moos und Erde gereinigt endlich den Namen Leſſing zeigte! Und als dann der von Karl Schiller geſtiftete Verein an ganz Deutſchland, beſonders aber an deſſen Fürſten die Aufforderung

und Bitte ergehen ließ, das Ehrendenkmal Leſſing's errichten zu helfen, da geſchah, was die deutſche Kulturgeſchichte errötheud in ihre Annalen mit ehernem Griffel verzeichnet hat: von vierundbreißig deutſchen Fürſten antworteten dreißig theils ablehnend, theils gar nicht, und nur vier, die Fürſten von Detmold, Schaumburg-Lippe und Liechtenſtein, und der Großherzog von Baden, zeigten durch ihre Beiträge und die begleitenden Antwortſchreiben, daß ſie die Ehre zu ſchätzen wußten, Volksgenoſſen eines Leſſing zu ſein.

Siebentes Kapitel.

Der Menſch unter Menſchen.

Leſſing's äußere Erſcheinung war die glücklichſte Entſprechung ſeines ganzen innern, auf harmoniſche Einheit angelegten Weſens. Wir verdanken die genaueren Notizen darüber demſelben trefflichen Manne, dem Deutſchland das Rietſchelſche Leſſingſtandbild verdankt, dem Dr. Karl Schiller, deſſen liebevolle Pietät die einzelnen Züge von Leſſing's äußerer Erſcheinung aus dem Munde von Leſſing's Stiefkindern ſammelte,[1]) um ſie dem Schöpfer jenes Denkmals zur Benutzung bei ſeiner Arbeit zu überliefern. Eine gedrungene, kräftige Geſtalt von mehr als gewöhnlicher Mittelgröße zeigte das ſchöne Ebenmaß eines durch Leibesübungen aller Art, durch Reiten, Tanzen, Fechten, zur Freiheit edler natürlicher Haltung entwickelten Gliederbaus, der ihn nicht blos in den Augen ſeiner Freundin Eva König als einen ſchönen Mann erſcheinen ließ. Das Haupt auf dem kräftigen Halſe grade und frei emporgerichtet, zeigte in

[1]) S. den Aufſatz: „Leſſings Perſönlichkeit" in der deutſchen Reichszeitung v. 30. December 1853. Beiblatt zu Nr. 229.

dem wohlgerundeten geistdurchleuchteten Antlitz von natürlich gesunder Gesichtsfarbe das offene, klare, tiefdunkelblaue Auge, dessen Blick nicht stechend oder herausfordernd, entschieden und unbefangen wie ein ungetrübter Spiegel erschien, der sein Objekt rein und klar auffaßt. „Rascher Gedankenflug, schalkhafte Grazie und ein herzgewinnendes Wohlwollen sprüheten aus seinem Blicke ihre siegreichen Geschosse, und dieses Auge war von um so gewaltigerer Wirkung, als dasselbe schon aus weiter Ferne seinen Gegenstand zu fixiren vermochte.“ Das volle lange Haar von schöner lichtbrauner Farbe war selbst in seinem letzten Lebensjahre, wie eine ihm auf dem Todtenbette abgeschnittene im Besitze Karl Schillers befindliche Locke zeigt, nur von einzelnen Silberfäden als Spuren der Leiden und Sorgen seiner letzten Lebensjahre durchmischt. Er trug es von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke aufgekräuselt und hinten in einem Haarbeutel endend, ohne Perrücke. Seine Tochter erzählte, daß er selbst in der engsten Häuslichkeit sich nie auch nur eine nachlässige Bequemlichkeit in seiner Haltung erlaubte; nur beim Schreiben und Meditiren pflegte er gekrümmt zu sitzen, was, wie bei Schiller, seine Brustkrankheit fördern half. Nichts in seiner äußern Erscheinung zeigte den stubensitzenden Gelehrten, sondern Alles, bis auf die sorgsam gewählte, überaus saubere Kleidung, die ihm bei seiner edlen Haltung und seiner wohlgebildeten Figur sehr gut stand, den lebenssichern, seiner selbst gewissen, harmonisch gebildeten Mann, dessen Auftreten überall, wo er sich zeigte, den angenehmsten und vortheilhaftesten Eindruck machte. Dieser Eindruck ward noch gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes und bei aller Entschiedenheit und Eigenartigkeit doch vollkommen anspruchloses Wesen, durch die anmuthige Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, und vor Allem durch den zum Herzen dringenden Ton einer klangvollen zwischen Bariton und Tenor schwebenden Stimme. So gehörte Lessing zu den wenigen großen Geistern,

welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Dem entsprechend ist, was Zeitgenossen und Freunde wie Mendelssohn uns von dem unwiderstehlichen Zauber seines persönlichen Verkehrs und von jener Meisterschaft berichten, mit welcher er im lebendigen Gespräche das Wort fast noch mehr als im schriftlichen Ausdrucke beherrschte. In seiner Individualität lag seine Größe.[1]) In ihr lag der Zauber seines Wesens, dem sich auch die verschiedenartigsten Naturen, selbst ein Charakter wie Goeze nicht zu entziehen vermochten. Seine Unterhaltung, sagt Mendelssohn, war eine unversiegende Quelle, aus der man unaufhörlich neue Ideen des Schönen und Guten schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte zuweilen in Gefahr das Verdienst zu verkennen, denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und seine geistige Mildthätigkeit war nie von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab.

Es ist ein rührend einfaches Bild, welches uns die oben angeführten Mittheilungen von dem großen Manne im Kreise seiner bescheidnen Wolfenbüttler Häuslichkeit vor die Augen führen, ein Bild ächt deutscher bürgerlicher Schlichtheit und begnügter Einfachheit. Lessing erscheint auch hier mit seinem Ordnungssinne und seiner pünktlichen Zeiteintheilung, seiner Gastlichkeit bei größter Frugalität und Beschränktheit an Mitteln, seiner Freude am Familienleben, seiner Sorge für Erziehung und Unterricht der Kinder, die er wie seine eignen liebte, mit seiner Theilnahme an ihren Spielen und Ergötzlichkeiten, seinem Eingehn auf ihre kleinen Geheimhändel als der Repräsentant aller guten Seiten des ächten deutschen Bürgerthums. Nur die gemüthliche Pfeife fehlt; denn Lessing hat wie

[1]) Friedrich Schlegel, Charakteristiken und Kritiken I. 193.

Goethe nie geraucht, außer, wie er zu erzählen pflegte, als Meißner Fürstenschüler, „weil es da verboten war.“ Seine Stieffinder hingen an ihm mit der innigsten Liebe, und seine Erziehungsmethode erlaubte sich körperliche Züchtigungen nur bei wenigen Kapitalsünden. Als solche erschienen ihm Lüge und Feigheit, und die beiden einzigen Ohrfeigen, die sein Stiefsohn von ihm erhalten zu haben sich erinnerte, waren ertheilt worden, weil er einmal dem Vater Unwahrheit berichtet, und ein andermal sich gegen die Angriffe eines bösen Buben nicht gewehrt hatte.

Als Sohn und Bruder haben wir seine zarte liebevolle Pietät und seine gränzenlose Aufopferungsfähigkeit im Verlaufe unserer Erzählung kennen gelernt. Sie sind schwerlich jemals übertroffen worden. Dieselbe edelmüthige Güte des Herzens bewies er in allen übrigen Verhältnissen. Selbst oft des Nöthigsten ermangelnd unterstützte er großmüthig Andere noch Aermere sogar in Zeiten eigner harter Bedrängniß,[1]) und Unglück war in seinen Augen ein Freibrief selbst für seine Feinde. Seine Mildthätigkeit war unbegrenzt. Die Antwort welche er gab, als Freunde ihm einmal vorstellten, daß ein Unglücklicher den er freigebig unterstützt hatte seinen Beistand nicht verdiene, lief fast wörtlich auf die Hamlets gegen Polonius hinaus: „Behandle jeden nach Verdienst und wer ist vor Schlägen sicher?“ Sein Haus ward daher auch in Wolfenbüttel fast nie leer von Hülfesuchenden, zumal wandernden Philosophen und Literaten, die er oft Monate lang erhielt und beherbergte. Zu diesen gehörte unter Andern ein Lessing ganz unbekannter Sonderling wunderlicher Art, Namens Könemann, den er sammt seinem großen schmutzigen Hunde fünf Monate in seinem Hause behielt, wo er ein philosophisches Werk vollenden wollte. Der Hund war in Lessings Augen „die Zierde“ dieses Philosophen, und als einmal ein besuchender Freund den Vierfüßler noch lästiger

[1]) XII. 181; 207—208; 218—219.

fand als deſſen Herrn, ſagte Leſſing lebhaft: „Den Hund hat der Philoſoph verſchmachtet auf der Landſtraße gefunden als er ſelbſt nur zwei Wecken (Semmeln) beſaß, und hat ihm die eine davon gegeben. Darum, ſo lange ich noch einen Wecken habe, ſoll der Philoſoph die Hälfte davon haben.“ Noch in ſeinem letzten Briefe an Mendelsſohn empfahl er dieſem einen andern ſeiner Schützlinge, den unglücklichen Juden Daveſen, einen Mann von Bildung und Kunſtkenntniß, den der Herzog Ferdinand ungerecht behandelt und eingekerkert, und den Leſſing ohne ſich an die möglichen Folgen eines ſolchen Schrittes zu kehren, lebhaft vertheidigt, ja ſogar in ſein Haus aufgenommen hatte.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſeine Güte und Großmuth vielfach gemißbraucht wurden. Beſonders hatte er mit ſeinen Bedienten Unglück, die ihn während ſeines langen Junggeſellenlebens faſt regelmäßig auf das Schmählichſte beſtahlen, und deren Einer ihm ſogar einmal einen Theil ſeiner koſtbaren Bibliothek entwendete und als Makulatur verkaufte.[1]) Dies war aber auch der einzige Fall, wo Leſſing den Dieb gerichtlich verfolgte, weil er nur dadurch die ihm werthen, und durch ſeine Randbemerkungen für ihn unerſetzlichen Bücher wieder zu erlangen hoffen durfte. In allen übrigen Fällen begnügte er ſich die Schelme einfach wegzujagen. Als es ſich einmal fand, daß eine koſtbare Gemmenſammlung, welche ihm in Rom geſchenkt worden war, und die ſein Diener entwendet hatte, von Jemandem angekauft worden war, der ſie ſofort zurückzugeben ſich bereit zeigte, bat er denſelben dringend ſie zu behalten, da Jener ja Geld dafür bezahlt, während ſie ihm ſelbſt nichts gekoſtet habe.

Man hat erzählt, daß Leſſing die Muſik nicht liebte. Das iſt unrichtig. Geübt hat er ſelbſt ſie freilich niemals, und auch ſeine Frau ſcheint nicht muſikaliſch geweſen zu ſein, denn in dem Ver-

[1]) XII. 179—180, 181-182, 183—184.

zeichniſſe des Hausraths [1]) fehlt das ſchon damals in einer deutſchen Hauseinrichtung unvermeidliche Klavier. Aber wir haben bei Gelegenheit der Hamburgiſchen Dramaturgie geſehen, daß und wie er die Bedeutung und das Weſen der Muſik zu ſchätzen verſtand. Nur von der modernen deutſchen Muſikſchwelgerei hatte er freilich keine Ader, und eine lange dauernde Muſik mit anhören zu müſſen, wirkte auf ihn abſpannend bis zu beklemmender Angſt. Noch fremder war ſeinem ganzen Weſen alle und jede Romantik der Naturempfindelei die ſich an ſchönen Gegenden und Landſchaften berauſcht. Leſſing empfand auch hier, wie in ſo Vielem, gleich den geſunden Alten. Ich wüßte in Allem was er geſchrieben nicht eine Stelle, wo er der landſchaftlichen Natur auch nur erwähnte; ſelbſt ſeine Briefe und Tagebuchsblätter aus Italien gedenken der italiſchen Naturſchönheiten mit keinem Worte. Als er einmal mit F. H. Jacobi durch eine ſchöne Harzgegend fahrend, von dieſem enthuſiaſtiſchen Naturbewunderer auf die einzelnen Schönheiten der Landſchaft hingewieſen, und wegen ſeiner mäßigen Theilnahme an den Gefühlen des Freundes getadelt wurde, erwiderte er: einen angenehmen ſinnlichen Eindruck empfinde ich allerdings; es iſt mir hier wohler als es mir auf der Lüneburger Haide ſein würde. Doch ſelbſt in der Lüneburger Haide hielt ich es noch eher aus, als in einem ſchiefgebauten Zimmer. In einem ſolchen könnte ich ſchlechterdings nicht leben". Gegen Jacobi's Schweſter bekannte er ſich auch zu dem Worte, das er einmal einem Bekannten, der in begeiſterten Worten ſein Entzücken über den nahenden Frühling ausſprach, erwiedert haben ſollte: „Ach! es iſt ſchon ſo oft grün geworden; ich wollte es würde einmal roth!" [2]) In ſeiner Aeſthetik ging aus dieſem Mangel ſogar eine ungerechte Schätzung der Landſchaftsmalerei

[1]) Mitgetheilt von Fr. Chryſander in Weſtermanns Monatsſchrift Decemberheft 1856. Nr. 3. S. 254—255.

[2]) Jacobi, Brief an Heinſe, Werke I. 343—344.

hervor, und es iſt bekannt, daß er die Frage: ob es ein Ideal in der Schönheit der Landſchaften gebe, gradezu verneinend beantwortete, und daß er ſich dabei auf die Griechen und Italiener berief, die auch keine Landſchaftsmalerei gehabt hätten [1]).

Sein tiefer Widerwille gegen alle Wortmacherei und heuchleriſche Verlogenheit reizte ihn oft, ſich wie Goethe es nennt, als einen umgekehrten Heuchler zu zeigen, und ſich ſelbſt und ſein Thun gegenüber der allgemeinen gegenſeitigen Leberei und Preiſerei der Cliquen, herabzuſetzen und geringſchätzig zu behandeln. Daher die verächtlichen Ausdrücke mit denen er faſt durchgehend ſeine eigenen Arbeiten, auch die ihm liebſten zu bezeichnen pflegt; daher oft ſein herber Lakonismus, ſein Widerwille gegen die excluſive ſogenannte gute Geſellſchaft, ſeine Verachtung ihres „guten Tons" und ihrer leeren Höflichkeitsformen, denen zum Trotz er ſich mitunter auch wohl einen derben Cynismus erlaubte. „Nur ſeine vertrauteſten Freunde (ſchrieb Mendelsſohn an Herder) kennen ihn als einen von den ſeltenen Menſchen die beſſer ſind als ſie ſcheinen wollen. Die Gleißnerei der Modeſitten und der ſogenannten guten Lebensart iſt ihnen ſo zum Ekel, daß ſie in ihren Aeußerungen lieber das Gegentheil davon annehmen und eine Art von Ungeſelligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindeſten Antheil hat". Wie er über die Excluſivität der guten Geſellſchaft dachte, welche er ſelbſt in der Freimaurerei ſeiner Zeit wieder fand, wie ſein Gefühl für jene menſchliche Gleichheit, der er wenigſtens in einem ſolchen Vereine eine Stätte geſichert wiſſen wollte, ſich beleidigt fand durch die Erfahrung, daß man ſelbſt hier beſtrebt war die bürgerlichen Schranken aufrecht zu erhalten, hat er ſelbſt in dem vierten Freimaurerdialoge ausgeſprochen [2]). Er, von dem mit voll-

[1]) XI. 127.

[2]) X. 294—295.

ſtem Rechte geſagt werden kann, was Goethe ſeinem Schiller nachrief, daß

„Hinter ihm im weſenloſen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!"

er, der große Befreier ſeiner Nation und ſeines Jahrhunderts, war auch im Leben, als Menſch unter Menſchen, der freieſte Bethätiger jener, nur auf das Weſen blickenden, von keinem äußern Scheine geblendeten menſchlichen Gleichheit. Die Einſicht des gereiften Alters wie die Irrthümer der ſtrebenden Jugend, das anerkannte Verdienſt wie das unbekannte Talent, fanden bei ihm hier bereitwilligſte Anerkennung und verehrende Bewunderung, dort liebevolle Nachſicht und eifrigſte Förderung. Der berühmte Spittler, der als junger Mann von einigen zwanzig Jahren Leſſing in Wolfenbüttel aufſuchte, ſchrieb von ihm an einen Freund: „Ich darf Sie verſichern, daß er der größte Menſchenfreund, der hilfreichſte und herablaſſendſte Gönner iſt. Man wird unvermerkt ſo vertraut mit ihm, daß man ſchlechterdings vergeſſen muß, mit welch großem Manne man umgeht, und die drei Wochen, da mir Leſſing einen völlig freien Zutritt in ſein Haus und einen ebenſo völlig ungehinderten Gebrauch ſeiner Bibliothek verſtattete, waren die glücklichſten und lehrreichſten meines Lebens". Jeder Glaube und jede Ueberzeugung, jeder Standpunkt und jedes Streben waren ſeiner Toleranz und Theilnahme ſicher, wenn ſie ſich als ächt und wahr erwieſen, und ſich ſelbſt von Verdammung und Verketzerung Andersglaubender und Andersdenkender frei hielten. Nur gegen die Lüge und gegen die Intoleranz kannte er keine Gnade, und die Klotz und Goeze hatten ſeinen ſchweren Arm zu fühlen. In ſolchen Fällen war er der Liktor der Wahrheit und Humanität, der die Frevler gegen beide mit den Ruthenhieben ſeines Witzes geißelte, ehe er den vernichtenden Streich gegen ſie führte. Aber nie überhob er ſich ſeines Sieges gegen einen überwundenen Feind, und ſelbſt ſeine Gegner waren vor ſeinen Angriffen ſicher, ſobald ſich die allgemeine

Stimme gegen sie wandte. „Wen alle angreifen, schreibt er einmal in einem solchen Falle, der hat vor mir Ruhe". Aber er ging noch weiter in seiner Großmuth, denn sie bewog ihn nicht selten auch da Partei für einen Angegriffenen zu nehmen, wo ihn eine solche Parteinahme für einen Gegner in den Augen seiner Freunde mit sich selbst in Widerspruch brachte. Seine Duldsamkeit war jedoch nie Indifferenz, sondern sie stammte aus der Einsicht in die vielfach verschlungenen Bedingtheiten des Menschenwesens überhaupt; und seine Humanität war nicht weichlich sentimentale Sympathie mit fremdem Elend, sondern die innige Freude und herzliche Theilnahme an der Freiheit und dem Verstande anderer und das unaufhörliche Streben beide möglichst fördern und entwickeln zu helfen. Daher seine aufopfernde Thätigkeit, die jedes ähnliche Streben seiner Freunde bereitwillig unterstützte, die Treue die er allen seinen Freunden — und wie tief untergeordnet waren sie ihm fast alle! wie sehr verkannten, wie oft verleugneten ihn ihre Schwäche und ihr Neid! — stets von Neuem bewies; diese Treue die keinen aufgab, der sich nicht selbst von ihm losſagte. Alles was als Mittel zur Erweiterung menschlicher Erkenntniß dienen konnte, war in seinen Augen ein geheiligtes Eigenthum der ganzen Menschheit. Daher der tugendhafte Haß der halben und ganzen Lüge, der knechtischen wie der herrschsüchtigen Geistesfaulheit und die ehrfurchtsvolle Scheu vor der geringsten Verletzung der Rechte und Freiheiten jedes Selbstdenkers und jedes eigenen Charakters [1]).

So stand in Lessing der Mensch auf gleicher Höhe mit dem Denker, Dichter und Schriftsteller. Sein Herz war so groß wie sein Verstand, und die Vereinigung beider erzeugte das Größte, was dem Menschen zu besitzen beschieden ist: den großen, in sich vollendeten Charakter.

[1]) F. Schlegel a. a. O. S. 179—180.

Schluß.

„Auf ſich ſelber ſteht er da, ganz allein!“

Wenn es unter den großen Menſchen unſres Volks Einen giebt von dem das ſtolze Dichterwort, das wir als Inſchrift für den Schluß unſres Werks gewählt haben, mit Recht geſagt werden kann, ſo iſt es der Mann von dem ein begeiſterter Schriftſteller Englands ausgeſprochen hat, daß er „faſt als ein Wunder daſtehe in ſeiner Nation“, ſo iſt es Gotthold Ephraim Leſſing.

Ja! wohl faſt als ein Wunder ſteht er da in ſeiner Nation, als ein Wunder, wie es ſelten einer Nation zu Theil wird. Wir kennen das Goetheſche Wort: „Leſſing wollte den Titel eines Genies ablehnen, aber ſeine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn ſelber.“ Derſelbe Goethe hat einmal, indem er Voltaire als den höchſten unter den Franzoſen denkbaren, der Nation gemäßeſten Schriftſteller bezeichnete, die Bemerkung ausgeſprochen: daß es in dieſer Beziehung mit Nationen wie mit Familien gehe, in denen, wenn ſie ſich lange erhalten, die Natur endlich ein Individuum hervorbringe, das die Eigenſchaften ſeiner ſämmtlichen Ahnherrn in ſich begreife, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpreche; ſo könne es auch das Glück wohl einmal fügen, daß die ſämmtlichen Verdienſte einer Nation in einem Individuum zur Erſcheinung kommen.

Ein ſolches Individuum iſt Leſſing für die deutſche Nation. Und wenn Goethe unter den zahlreichen Eigenſchaften, welche zu einer ſolchen in einem Individuum verkörperten nationalen Größe gehören dem berühmten Franzoſen die erſte und die letzte in der von ihm

aufgeſtellten Reihe: die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung abſprechen zu müſſen glaubte, ſo ſind es grade dieſe beiden Eigenſchaften, welche dem Deutſchen durch das einſtimmige Urtheil der Nachwelt geſichert ſind.

Ja, Leſſing iſt der grundächte Typus, das glänzende Urbild des deutſchen Nationalgeiſtes, der vollendetſte Vertreter aller herrlichen Eigenſchaften des deutſchen Volks. Der in alle Tiefen dringende kritiſche Geiſt dieſes Volkes — wo findet er einen vollendeteren Ausdruck, als in dem Manne, welchen der ſtolze Geſchichtſchreiber des ſtolzeſten Volks der Erde „den zweifellos größten Kritiker Europa's“ genannt hat? Die ruhige Größe, die edle Schlichtheit, welche Männerſtolz vor Königsthronen mit neidloſer Hingebung an alles Große, Gute und Schöne verbindet; die Leidenſchaft der Wahrheitsliebe und der Wahrheitsmuth, denen alles Scheinweſen ein Greuel und denen kein Opfer zu groß iſt für die Sache der Wahrheit und Geiſtesfreiheit; die treue Ausdauer endlich und das unwandelbare Feſthalten, welche die höchſte Bedingniß ſind für alle nachhaltige große Wirkung, alle dieſe Eigenſchaften — ſind ſie nicht in höchſter Vollendung zum zündenden Brennpunkte, zu dem, was wir Charakter nennen, vereinigt in dem Manne, von dem ein Goethe ausrief: „Ein Mann wie Leſſing thäte uns noth, denn wo iſt noch ein ſolcher Charakter!“

In dieſem Manne erſcheinen ſelbſt unſere nationalen Schwächen zu jenen Tugenden geſteigert, von denen es heißt, daß ſie die Tugenden unſerer Fehler ſind. Sogar die zaudernde Bedenklichkeit wird in ihm zum beſonnenen Maaße, das raſtlos aber ohne Haſt, den Fortſchritt nie zur Ueberſtürzung werden läßt, und bei der weiteſten Ferne ſeiner Perſpektive, bei der unendlichen Tragweite ſeiner Ideen ſich dennoch überall willig und beſcheiden auf das Nächſte und Erreichbare beſchränkt. Darum iſt es keine richtige Bezeichnung, wenn man Leſſing, wie Gervinus es thut, das Revolutionsgenie nennt. Denn nicht Revolution, nicht gewaltſame Umwälzung,

ſondern Evolution d. h. allmälige Entwicklung, nicht Niederreißen ſondern Aufbauen auf ſichern Fundamenten mit weiſeſter Berückſichtigung und Benutzung der gegebenen Verhältniſſe und Materialien, das war das Weſen ſeines Thuns.

Ueberſchauen wir mit einem raſchen Ueberblicke den thatenvollen Lebens- und Entwicklungsgang dieſes einzigen Mannes.

Er beginnt mit der poetiſchen Produktion, und gleich ſeine dichteriſchen Erſtlingswerke ſtellen den zwanzigjährigen Jüngling neben und über die gefeierten Größen ſeiner Zeit. Aber dieſer Erfolg verblendet ihn nicht über die eigene Schwäche ſeiner Leiſtung. Der Dramatiker, der Poet wird Kritiker. Die Praxis führt ihn zur Theorie auf dem allein naturgemäßen Wege, und eben dies Fundament der eignen Erfahrung und der eignen produktiven Verſuche giebt ſeiner Kritik jenes ſichere Urtheil über das Ausführbare und Wirkungsreiche, wodurch ſchon der jugendliche Berliner Feuilletoniſt als kritiſcher Führer an die Spitze der Theorie ſeiner Zeit tritt. —

Seine Abneigung gegen einen Fachberuf läßt ihn Kanzel und Katheder verſchmähen und zwingt ihm die Feder des Schriftſtellers in die Hand. Er wird ein Schriftſteller von Fach; und indem er ſich mit dem was er zu ſagen hat an die Geſammtheit der Nation wendet, durchbricht er die Schranken, welche die Schriftſtellerei der deutſchen Gelehrten vom Volke trennten und die deutſche Gelehrtenrepublik zu einem Staate im Staate, zu einem Volke im Volke machten, wird er der erſte nationale Schriftſteller ſeiner Nation, „ein Volksredner mit der Feder", der einem neuen Stande und Berufe Geltung erkämpft, indem er für denſelben die Würde beanſprucht und durch ſeine Perſönlichkeit erlangt, welche Klopſtock dem deutſchen Dichterthume zu erringen gewußt hatte. Von den ſichern Wegen der Alten ausgehend erſchließt er ſeiner Nation das Verſtändniß der griechiſchen und römiſchen Literatur und Poeſie, indem er ihren Zuſammenhang mit dem Leben aufzeigt.

In den Literaturbriefen, dem einzigen deutschen Schriftwerke aus jener Zeit, das noch heute gelesen wird, begründet er eine neue Art der Kritik, und während er die heutige Grundanschauung der deutschen Nationalliteratur feststellt, wird er zugleich der Schöpfer einer deutschen Prosa, die getränkt „aus dem ursprünglichen Lebensborne des deutschen Volkes", und durchdrungen von der Klarheit und Einfachheit eines großen Charakters, noch heute nur von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen ist.

Zurückkehrend zur Poesie giebt er den Boden des französischen Drama's auf, dem seine ersten Jugendversuche entsprossen waren, und schafft den Deutschen mit seiner Sara und seinem Philotas die ersten auf eignem Grunde ruhenden dramatischen Kunstwerke, zu einer Zeit, wo Schiller noch nicht geboren war, und Goethe noch im Knabenkleide seine Puppenspiele aufführte. Aber diesen Dichtungen fehlt noch die individuelle Lebenswahrheit der Gestalten. Es fehlt der „spezifisch nationale und temporäre Gehalt"; und das Anlehnen, hier an englische, dort an antike Vorbilder, beschränkt ihre Wirkung und ihre Dauer. Erst Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, die Früchte des eignen historischen Weltlebens und Zeitgefühls, der gereiften Menschenkenntniß und der tiefsten Erfassung des modernen dramatischen Prinzips, wie es ihm das Studium Shakspeare's erschloß, treffen mitten hinein in das vorgesteckte Ziel, und werden die bleibenden Grundpfeiler, über denen sich der stolze Bau einer neuen deutschen poetischen Nationalliteratur erhebt.

Und wiederum derselbe Mann, dessen schöpferische Kraft seiner Nation die ersten poetischen Nationalwerke in einer Zeit erschafft, in welcher die Gottsched und Weisse als ihre gefeierten Dichter galten, er wird zugleich der Schöpfer der ästhetischen Theorie, der Begründer der neuen Aesthetik, der kritische Gesetzgeber im Reiche des Schönen und der Kunst. Gleichzeitig mit Winckelmann, und ohne von demselben mehr als die ersten schwachen Versuche zu kennen, betritt er das Gebiet der bildenden Kunst, giebt er Deutsch-

land seinen Laokoon. Nicht wie Winckelmann in der geheiligten Stille von Roms antiker Kunstwelt, umgeben von der Fülle des Ueberflusses an Kunstschätzen, und getragen von der friedlichen Muße italienischen Lebens, sondern in den kargen Nebenstunden eines drangvollen Kriegs- und Lagerlebens, in der trommeldurchwirbelten verwüsteten Hauptstadt einer halbslavischen Provinz schafft er ein Werk, das auch als Torso ebenbürtig dasteht neben dem vollendeten Werke des Mannes, der sein ganzes Leben einer Aufgabe geweiht hatte, die Lessing nur vorübergehend in's Auge zu fassen beschieden war. Mit rascher Lebenswendung von dem Gebiete der bildenden zu dem der redenden Kunst zurückgehend, giebt er seinem Volke die Hamburgische Dramaturgie, mit welcher er die Zwingherrschaft französischer Regel für immer vernichtet, und durch den Hinweis auf Shakspeare und die Alten, auf die Verbindung des romantischen mit dem antiken Geiste und Prinzipe, die großen Ziele des dichterischen Strebens mit beispielloser Selbstverleugnung und Geringschätzung der eignen schöpferischen Leistung für die kommenden Jahrhunderte feststellt.

Zurückgeworfen durch ein widriges Geschick aus seinen bisher beschrittenen Bahnen wendet er sich am Schlusse eines durch Drangsal, Mißgeschick und Leiden aller Art heimgesuchten Lebens zu den höchsten Fragen der Menschheit. Der Reformator unserer nationalen Poesie und Literatur, der Schöpfer unserer Prosa, der Begründer unserer Bühne, der Gesetzgeber unserer Kritik und Aesthetik, allen Zeitgenossen in allen diesen Bereichen überlegen, wird der Reformator der deutschen Philosophie und Theologie, der Fortsetzer des großen Werks, das Luther begonnen, der Begründer der historischen Auffassung der Religion, der große Träger aller wahren Aufklärung seines Jahrhunderts. Kaum von wenigen Einzelnen begriffen, unverstanden selbst von Denen, die sich als seine Bundesgenossen und Mitarbeiter betrachteten, angefeindet und verketzert bis über das Grab hinaus von zahllosen Gegnern, allen die

Stirn bietend, allen gegenüber siegreich in einer Polemik, die noch heute das Entzücken aller edlen und freien Geister ist, giebt er endlich seinem Volke, nein, giebt er der ganzen Menschheit mit seinem Nathan und seiner Erziehung des Menschengeschlechts das Evangelium jener Humanität, deren Beispiel sein ganzes Leben gewesen war, hinterläßt er der Nachwelt ein Vermächtniß, in dessen vollen Besitz sich zu setzen die Aufgabe kommender Jahrhunderte und Jahrtausende erscheint.

So steht er vor uns da, dieser einzige Mann, seiner ganzen Zeit voraus in der Vereinigung von produktiver Unmittelbarkeit und verständiger Vermittlung, konservativ und revolutionär zugleich diese Gegensätze in sich zu höherer Einheit zusammenfassend auf allen Gebieten des Geistes. Der Verfechter des Genius und seines Rechts, und zugleich der energischste Vertreter der Regel und des Gesetzes; der ächteste Bekenner und Ausüber der Religion Christi, und zugleich der schärfste Untersucher des historischen Christenthums; der deutscheste Charakter und Schriftsteller, und zugleich der entschiedenste Gegner aller Beschränktheit des nationalen Patriotismus. An Wissen und Gelehrsamkeit den ersten seiner Zeitgenossen gleich, an Fähigkeit und Kunst sie zu verwerthen allen ein unerreichtes Muster, den Schwung der Begeisterung mit klarster Besonnenheit, edelstes Selbstgefühl verbindend mit ächtester Demuth und Bescheidenheit, durch Größe und Freiheit des Denkens und Handelns seiner Nation ein ewiges Vorbild, ein Held im Reiche des Wahren, Guten und Schönen, auf dessen Denkmal wir getrost das Wort des größten deutschen Dichters setzen dürfen:

Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Markstr. 9.

Ariſtoteles

und

die Wirkung der Tragödie.

Von

Adolf Stahr.

Πάντα γὰρ σχεδὸν εὕρηται μὲν, ἀλλα τὰ μὲν οὐ συνῆκται, τοῖς δ' οὐ χρῶνται γινώσκοντες.
(Erfunden iſt es ziemlich Alles, aber theils iſt es nicht über-dürftig zuſammengeſtellt, theils benutzt man es nicht obgleich man es kennt.) Ariſtoteles.

Berlin 1859.

Verlag von J. Guttentag.

August Böckh

dem Altmeister der Alterthumswissenschaft

verehrungsvoll gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

Die Aristotelische Lehre von dem Wesen und der Wirkung der Tragödie ist in der Entwickelungsgeschichte der modernen Literatur von der höchsten Wichtigkeit.

Denn der Umschwung der ganzen modernen Aesthetik knüpft sich an diese Lehre und an die Aufhellung derselben durch Lessing, der den Geist des alten Denkers aus der Versteinerung erlöste, in welche ihn die französische Betrachtungs- und Dichtweise gebannt hatte. Lessing brachte wieder lebendigen Fluß in die tiefen Gedankenbestimmungen des Stagiriten über das Wesen der Tragödie, in welcher er mit Recht die höchste Kunstform erblickte. Der einzige Punkt, an welchem er in seiner Auslegung des Aristoteles scheiterte, war die Lehre von der Wirkung der Tragödie, von der tragischen „Katharsis". Ein verderbener Text in der betreffenden Stelle der Aristotelischen Definition verbunden mit dem Mißverständnisse eines Aristotelischen Sprachgebrauchs verleitete ihn hier zu einer Erklärung, welche jetzt nicht mehr widerlegt zu werden braucht, zu der Auffassung nämlich: die Katharsis d. h. die sogenannte Reinigung der Leidenschaften, welche die Tragödie abschließlich bewirke, bestehe in der Verwandlung der menschlichen Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten. Es entging dem großen Manne, daß er durch solche Erklärung die Tragödie unter den Gesichtspunkt eines Mittels zu einem äußerlichen Zwecke rückte, während es sich bei Aristoteles um den Begriff und das Wesen (den ὅρος τῆς οὐσίας) der Tragödie handelte.

Herder, hier wie überall Lessing's Spuren nachgehend, aber ohne Lessing's Schärfe und Klarheit, adoptirte dessen Erklärung, während er sie fast in demselben Augenblick, ohne es zu wollen und zu wissen, durch eine zweite völlig entgegengesetzte umstieß. Am Anfange seines hierher gehörigen Aufsatzes (Herder's Werke zur Literatur und Kunst, XVII. S. 211—223) läßt er nämlich die Reinigung der Leidenschaften mit Aristoteles und Lessing in den Gemüthern der Zuschauer vorgehen, während er am Schlusse eben diese Reinigung in die Tragödie selbst verlegt, und sie an den Personen derselben vollzogen werden läßt, so daß es z. B. in Sophokles' Philoktet, dieser, der Held der Tragödie selbst ist, an dem die Reinigung der Leidenschaften Furcht und Mitleid vollendet wird.

So augenfällig nun auch diese letztere Erklärung gegen den klaren Sinn der Worte des Aristoteles streitet, und so unzweifelbar es ist, daß Aristoteles die Wirkung auf das Gemüth *des Zuschauers* im Auge gehabt hat, so nahm doch Goethe am Abend seines Lebens Herder's Erklärung wieder auf — ohne diesen zu nennen — und trat mit jener Auslegung des griechischen Aesthetikers an das Licht, die uns in seinem Aufsatze „Nachlese zu Aristoteles' Poetik" (Werke 46. S. 16—21) erhalten ist. — Obschon nun in derselben aus Unkenntniß des Griechischen den Worten des Aristoteles in mehrfacher Beziehung Gewalt angethan wird, so lag dennoch diesem Erklärungsversuche ein richtiger poetischer Instinkt des großen Dichters zum Grunde, der sich mit der Lessingschen Ansicht von der Verwandlung unsrer Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten durch die Tragödie unmöglich zu befreunden vermochte, weil ihm das Aeußerliche einer solchen Zweckbestimmung des Kunstwerks zuwider war, und weil er sich nicht denken konnte, daß Aristoteles in einer Definition des *Wesens* der Tragödie die *entfernte* Wirkung aufgenommen haben sollte, „welche die Tragödie auf den Zuschauer vielleicht machen könnte."

Erst der neuern Philosophie und im Besonderen den beiden

großen Begründern der Wissenschaft des Schönen und der Kunst war es vorbehalten, die wahre Bedeutung der Aristotelischen Lehre von der wesentlichen Wirkung der Tragödie als Darstellung eines Furcht und Mitleid erweckenden Verlaufs menschlicher That aufzuhellen.

Das so gewonnene Resultat näher zu begründen und dasselbe durch genaueres Eingehen in das Einzelne der Aristotelischen Auseinandersetzung gegen neuere Angriffe festzustellen, ist die Absicht dieser Schrift. Der Kernpunkt derselben liegt in der Auffassung eines einzelnen Ausdrucks der Aristotelischen Definition, in der Auffassung des Wortes *παθήματα*, dessen unrichtige Erklärung Lessing, der es, wie fast alle seine Nachfahrer, durch „Leidenschaften" übersetzte, in zahlreiche Verwicklungen gebracht und von dem richtigen Verständnisse der Aristotelischen Lehre über die Wirkung der Tragödie abgeführt hat. Denn nicht von einer Reinigung der Leidenschaften der Menschen im Allgemeinen, auch nicht von einer speziellen Reinigung der beiden Gemüthsaffektionen der Furcht und des Mitleids insbesondere hat Aristoteles in diesem Theile seiner Definition sprechen wollen; sondern von der Reinigung und Erleichterung der leidvollen Ereignisse und der ihnen entsprechenden leidvollen Eindrücke, welche die Tragödie durch ihre Darstellung furchtbarer und mitleidswerther Thaten und Geschicke, also durch die Hebel von Mitleid und Furcht, auf das Gemüth des Hörers und Zuschauers hervorbringt, und welche sie durch die Art und Weise ihrer künstlerischen Darstellung selbst zu einem reinigenden und läuternden Abschlusse führt.

Denn gerade das ist, wie ein tiefsinniger Alterthumsforscher (Ottfried Müller) so schön und wahr gesagt hat, „der Tragödie nach Ursprung und Ausbildung unter den Griechen das Wesentliche, daß in ihr Empfindungen geweckt werden, welche allerdings durch ihre Natur und ihre Stärke die Seele aus dem ruhigen Gleichmaaße herausziehen und in den Sturm entgegengesetzter Richtungen hineinwerfen, aber zugleich durch ihre Fortführung und Entwicke-

lung ſich an dem Werke des tragiſchen Dichters ſelbſt läutern und erheben, ſo daß ſie die Seele in einer höheren Gefaßtheit und veredelter Stimmung zurücklaſſen; während im epiſchen Gedichte das ruhige Walten im Gange gleichbleibender Empfindungen niemals aufgehoben wird, wo von unausgeſetztem Taktſchlage des majeſtätiſchen Hexameters ſchön bezeichnet eine Welle nach der anderen unmerklich ſtärker und ſchwächer an das Herz ſchlägt und die ganze Welt mit unparteiiſchem Gefallen umſpielt."

Mit einem Worte: der von Ariſtoteles in ſeiner Definition gebrauchte Ausdruck „Erleidniſſe" (παθήματα) hat eine doppelte Bedeutung, oder vielmehr eine doppelte Beziehung. Es ſind dieſe Pathemata zunächſt die der Helden der Tragödie, Erleidniſſe mitleidwürdiger und furchtbarer Art, wie ſie eben keiner Tragödie fehlen, keinem tragiſchen Helden erſpart werden können, ja wie ſie nach Ariſtoteles ſelbſt dem Epos in gewiſſer Beziehung weſentlich ſind (Poet. Kap. XVIII. § 1.). Zweitens aber bezeichnet das Wort die Eindrücke, mit welchen jene Erleidniſſe ſich in die Seele des Leſers oder des Zuſchauers der Tragödie reflektiren. Denn eben darin beſteht die Wirkung der Tragödie, daß ſich der Zuſchauer oder Leſer in gewiſſer Weiſe mit dem Helden und ſeinem Thun und Leiden identifizirt, und daß es, wenn nicht dem Helden ſelbſt, ſo doch dem Zuſchauer, der ihn leiden und „durch irgend einen Fehl aus Glück in Unglück ſtürzen" ſieht, durch die Kunſt des Dichters möglich gemacht wird, ſich die leiderfüllte und erſchütterte Seele durch die Einſicht in das Ehrfurcht gebietende abſolute Geſetz der ewigen Weltordnung zu erleichtern, und zu der Erkenntniß des großen gewaltigen Schickſals hindurchzudringen,

„Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt!"

Berlin, 6. Februar 1859.

Adolf Stahr.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel 1

Zweites Kapitel. Ariſtoteles über die Muſik als Bildungs- und Erziehungsmittel 5

Drittes Kapitel. Unrichtige Folgerungen des Herrn Bernays aus den Sätzen des Ariſtoteles 13

Viertes Kapitel Ariſtoteles und die muſikaliſche Katharſis 19

Fünftes Kapitel. Die tragiſche Katharſis des Herrn Bernays . . . 27

Sechstes Kapitel. Die Neuplatoniker und die Ariſtoteliſche Katharſis . 34

Siebentes Kapitel. Die tragiſche Katharſis des Ariſtoteles 42

Achtes Kapitel. Die Kunſt und die Moralität 56

Nachträgliches 61

Erſtes Kapitel.

Ueber die wenigen Zeilen, in welchen Ariſtoteles ſeine berühmte Definition der Tragödie ausgeſprochen hat, iſt im Laufe der letzten hundert Jahre, zumal ſeit Leſſing's Erklärung derſelben in der Hamburgiſchen Dramaturgie, eine Literatur erwachſen, welche zuſammengenommen den Umfang des ganzen Ariſtoteliſchen Traktats von der Dichtkunſt um mehr als das Zwanzig- und Dreißigfache überſteigt.

Dennoch war der weſentlichſte Punkt dieſer Definition, die Lehre von der Katharſis, d. h. von der Reinigung der Leidenſchaften des Mitleids und der Furcht, — obſchon von Leſſing bis auf Hegel und Viſcher, neben den gelehrteſten Philologen, auch die tiefſten Denker und größten Dichter unſerer Nation an der Erläuterung derſelben ihre Kraft verſucht hatten, — nach der Meinung des neuſten Erklärers, Herrn Jacob Bernays, ſo wenig einer genügenden Aufhellung zugeführt worden, daß ſich dieſer Gelehrte bewogen fand, in einer eigenen Abhandlung, welche ebenfalls allein ſchon umfangreicher iſt als die ganze Ariſtoteliſche Poetik, die Unterſuchung noch einmal wieder aufzunehmen, und den Beweis zu führen: „daß die Phraſe von der tragiſchen Reinigung der Leidenſchaften, freilich ganz ohne Schuld des Ariſtoteles, in die zahlreiche Klaſſe äſthetiſcher Prachtausdrücke

des landesüblichen Kunſtrichterjargons übergegangen ſei, die jedem Gebildeten geläufig und keinem Denkenden deutlich ſind.“ [1])

Das iſt ein hartes Urtheil, zumal wenn man erwägt, daß unter den „Denkenden“ hier die erſten Philoſophen und Aeſthetiker des Jahrhunderts mit inbegriffen ſind. Indeſſen: hart oder nicht! es kommt darauf an, ob das Urtheil richtig, und ob diejenige Erklärung, mit welcher Herr Jacob Bernays den wahren Sinn des Ariſtoteles endlich zu Tage gefördert zu haben glaubt, probehaltig iſt.

Nach reiflichſter Prüfung muß ich Beides verneinen. Die dankbare Anerkennung, welche dem ſpeziellen Verdienſte des gelehrten und ſcharfſinnigen Philologen um die Aufhellung der mediziniſchen Herkunft des von dem Stagiriten auf äſthetiſchem Gebiete gebrauchten und für alle Zeiten feſtgeſetzten Kunſtausdrucks der tragiſchen „Katharſis“ gebührt — ſie kann und darf uns nicht abhalten, die von Herrn Bernays zum erſtenmale in erwünſchter Vollſtändigkeit zuſammengebrachten Akten und ſein darauf gegen die moderne Aeſthetik gegründetes Prozeßverfahren einer neuen Reviſion zu unterziehen.

Die Ariſtoteliſche Definition der Tragödie lautet bekanntlich im ſechsten Kapitel ſeiner Poetik folgendergeſtalt: [2])

„Es iſt alſo Tragödie Nachahmung einer Handlung ernſtbedeutenden Inhalts und vollſtändig abgeſchloſſenen Verlaufs, von einem beſtimmten Umfange, in künſtleriſch gewürzter Sprache, deren Würzen jede für ſich in den verſchiedenen Theilen zur Anwendung kommen, vorgeführt von gegenwärtig handelnden Perſonen und nicht

---

[1]) Jacob Bernays: Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Ariſtoteles über Wirkung der Tragödie. (Breslau 1857. Abhandl. der hiſtor. philol. Geſellſchaft in Breslau Bd. I. S. 138.)

[2]) *Ἔστιν οὖν τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας, μέγεθος ἐχούσης, ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστῳ τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις, δρώντων καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίας, δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.*

durch berichtende Erzählung, durch Mitleid und Furcht die Katharsis der gedachten Erleidnisse (Pathemata) zu Wege bringend."

Das ist die „Bestimmung des Wesens" (der ὅρος τῆς οὐσίας), der Kunstform, die dem Griechen „Tragödie" hieß, wie sie sich dem Aristoteles aus dem, was er in den dieser Definition voraufgehenden fünf ersten Kapiteln seiner Poetik entwickelt hatte, nach seiner ausdrücklichen Bemerkung von selbst zu ergeben schien, und sich in der That auch, wenn wir den letzten Satz ausnehmen, vollständig ergiebt. Auch hat der Philosoph dafür gesorgt, daß selbst nach mehr als zweitausend Jahren keiner seiner Leser, der den seit Lessing's Zeiten von der Kritik gereinigten Text dieser Stelle vor sich hat, über das Verständniß der einzelnen Sätze seiner Definition im Unklaren bleiben kann. Denn er hat sich durch beigefügte Erklärungen jedes einzelnen Ausdrucks selbst zu dem schwächsten Schülerverständnisse herabgelassen, und wie Bernays das schön ausdrückt, durch diese Erklärungen „gleichsam die einzelnen Finger der zuerst in der Definition geschlossenen Hand der Reihe nach geöffnet, so daß nun Jeder sie leicht zu fassen vermag."

Nur für den letzten Satz der Definition, welcher die Lehre von der Wirkung der Tragödie, von der tragischen Katharsis enthält, fehlt uns seine Erklärung, fehlt sie uns, wie es scheint, durch die Schuld desjenigen, aus dessen Hand wir die Poetik in ihrer heutigen abgekürzten und verstümmelten Gestalt empfangen haben. Aristoteles selbst sagt es uns, daß seine Poetik — ursprünglich ein ausführliches Werk in zwei Büchern — einen eignen Abschnitt enthielt über Begriff und Wesen dessen, was er auf ästhetischem Gebiete mit dem von ihm für dasselbe eingeführten metaphorischen Ausdrucke „Katharsis" bezeichnet und verstanden wissen wollte. Er sagt es uns in einer Stelle seiner früher als die Poetik verfaßten Politik, und wir werden diese Stelle hier um so mehr ausführlich und im Zusammenhange betrachten müssen, weil Herr Bernays, der dieselbe zuerst von allen Erklärern der Aristotelischen Definition der Tragödie

für das Verständniß derselben gründlich herangezogen hat, auf diese Stelle seine ganze, völlig neue und von allen bisherigen durchaus abweichende Erklärung dessen begründet, was nach ihm Aristoteles unter der Katharsis in der Tragödie verstanden haben soll.

Sehen wir also genau zu, wie es mit diesem Fundamente beschaffen ist. Es schadet nichts, wenn diese Prüfung etwas viel Raum und Zeit in Anspruch nimmt. Der Raum wird nicht verschwendet und die Zeit nicht verloren sein, sobald das Resultat der Mühe lohnt und den Irrthum eines der scharfsinnigsten und gelehrtesten Philologen aufdeckt, die jemals sich an der Erklärung dieses interessantesten Problems alter und neuer Aesthetik versucht haben.

Zweites Kapitel.

Aristoteles über die Musik als Bildungs- und Erziehungsmittel.

Es ist wie gesagt eine Stelle der Aristotelischen Politik [1]), auf welche Herr Bernays seine neue alsbald mitzutheilende Erklärung der durch die Tragödie bewirkten Katharsis gründet. Diese Stelle ist aber wiederum gar nicht zu verstehen, wenn man sie nicht, was derselbe versäumt hat, im Zusammenhange mit der ganzen Aristotelischen Ansicht von dem Wesen der Musik und von der Wichtigkeit derselben für die Bildung des jungen hellenischen Staatsbürgers auffaßt, mit dessen Erziehung es der Philosoph im achten Buche der Politik zu thun hat.

Aristoteles hat zuvor von der Gymnastik unter diesem staatspädagogischen Gesichtspunkte, als Mittel zur Volkserziehung und Volksbildung, wie wir sagen würden, gesprochen, und wendet sich jetzt in gleicher Absicht zur Musik, die wie kein anderes Erziehungsmittel ihren bildenden und gestaltenden Einfluß auf das ganze hellenische Volksleben gewonnen hatte und denselben auch zu seiner Zeit noch fortwährend ausübte. [2]) Er widmet ihr daher eine sehr aus-

[1]) VIII. cp. 7. § 4—7. (p. 1341. B. 32 ff. Bekker).

[2]) Vergl. Aristoteles' Staatspädagogik von Alexander Kapp, S. 175 bis 182.

führliche, fast die ganze letzte Hälfte des letzten Buchs der Politik einnehmende Betrachtung. Zunächst und vor Allem weist er nach, daß die Musik ein Bildungsmittel sei, daß sie sittlich bildende und veredelnde Macht, daß sie, wie er sich ausdrückt, Einfluß auf die Tugend und Tüchtigkeit (ἀρετή) des Menschen habe und die Kraft besitze, so wie die Gymnastik den Körper ausbilde und veredle, so ihrerseits dem sittlichen Charakter (τὸ ἦθος) eine gewisse Beschaffenheit zu verleihen, schon indem sie den Menschen gewöhne, sich auf die rechte Art erfreuen zu können. Er beweist dies ausführlich in dem fünften Kapitel, in welchem er entwickelt, daß überhaupt von allem Sinnlich-Wahrnehmbaren nur, oder doch fast nur allein in dem Hörbaren ein sittliches Element, ein Aehnlichkeitsausdruck sittlicher Empfindungen (ὁμοίωμα τοῖς ἤθεσιν) liege [1]), und schließt seine Entwicklung mit den Worten: „Aus diesem Allem geht nun klar hervor, daß die Musik das Vermögen besitzt, der Seele eine gewisse sittliche Beschaffenheit zu geben. Wenn sie nun aber dies zu leisten vermag, so folgt daraus offenbar, daß man die Jugend zu ihr anleiten und in ihr ausbilden muß."

Also: weil es ausgemacht ist, daß die Musik sittlich bildende und veredelnde Kraft besitzt, darum ist sie ein nothwendiger Unterrichts- und Bildungsgegenstand für die Jugend, gehört sie in den Kreis der sittlichen Erziehungsmittel.

Aristoteles ist aber nicht so einseitig, daß er die Musik nur von dieser einen Seite betrachten sollte. Er sagt es ausdrücklich, daß das, was sie zu gewähren und zu leisten vermöge, ein Dreifaches sei; daß sie außer dem pädagogischen Gesichtspunkte der sittlichen Bildung (παιδεία), auch unter den Gesichtspunkten der spielenden Ergötzung (παιδιά) von Jung und Alt und der würdigen Ausfüllung der Muße des gereiften Mannes (διαγωγή) betrachtet werden, daß sie mit einem Worte alles Drei leisten könne: sitt-

[1]) Polit. VIII. 5. § 7.

liche Bildung, harmlose spielende Ergötzung, und höchsten Genuß im ausruhenden Empfinden des Schönen. Aber bei der Jugend kommt eben nur das erste Moment in Betracht, „denn", sagt er, „Lernen ist kein Spiel, und der Genuß des vollausgebildeten reifen Alters paßt nicht für das unreife." [1])

Die zweite Frage, welche Aristoteles beantwortet, ist die: ob der junge Staatsbürger die Musik zu jenem Zwecke sittlicher Bildung praktisch erlernen, d. h. ob er selbst singen und ein Instrument spielen lernen solle, oder ob er das nicht nöthig habe, und ob das bloße Anhören der Musik, welche Andere machen, ausreiche? Aristoteles entscheidet sich für das Erstere. „Zunächst, sagt er, ist es ein großer Unterschied in Bezug auf die Tüchtigkeit, welche Jemand in irgend etwas erlangen soll, ob er selbst die Sache durch eigene praktische Ausübung kennen lernt, oder nicht. Denn es ist ein Ding der Unmöglichkeit oder doch von großer Schwierigkeit, ein gründlicher Beurtheiler von Leistungen zu werden, auf deren Gebiete man sich nicht selbst praktisch versucht hat." — Ein goldner Spruch, den alle unsere Kunstkritiker über ihren Schreibtisch hängen sollten! — „Natürlich darf, setzt er hinzu, diese ausübende Beschäftigung mit der Musik nicht bis zum Virtuosenthum getrieben, der junge künftige Staatsbürger nicht mit virtuosistischen Gesangs- und Fingerübungen körperlich und geistig gemartert und handwerksmäßig verdummt werden. Dafür sind die Virtuosen von Fach da, aus deren halsbrecherischen und gaukelischen Kunststückchen sich freilich" — es ist als ob wir einen heutigen Erzieher reden hörten! — „die Sucht es ihnen gleich zu thun und die Abquälerei der Jugend mit virtuosistischen Uebungen vom Concertsaale in den Unterricht der Jugend eingedrängt hat. Bei dem letzteren soll aber im Betreff der Musik eben nur darauf hingewirkt werden, daß der Unterrichtete befähigt wird, das Schöne der Melodien und Rhythmen

[1]) Polit. VIII. op. 4. § 4., op. 5. § 1.

mit bewußter Empfindung zu genießen, und nicht nur von der Musik im Allgemeinen einen angenehmen Eindruck zu empfinden; denn einen solchen allgemeinen angenehmen Eindruck haben davon auch manche Thiere und die große Masse der Sklaven und kleinen Kinder."

Eine dritte Frage betrifft die Instrumente, welche zu jenem Zwecke sittlicher Bildung die Jugend spielen lernen soll. Hier spricht sich Aristoteles gegen alle Blasinstrumente aus, und will nur solche von ihm nicht näher bezeichnete Instrumente angewandt wissen, welche bei ihren Hörern entweder musikalische Bildung (im ethischen Sinne) oder Bildung des Geschmacks, des Schönen überhaupt befördern. Alle andere Instrumente sind dem musikalischen Virtuosenthum zu belassen. Das Blasinstrument schon darum „weil es nicht dazu angethan ist, eine sittliche Stimmung in der Seele hervorzubringen (ἔτι δὲ οὐκ ἔστιν ὁ αὐλὸς ἠθικόν), sondern vielmehr leidenschaftaufregender Natur ist, so daß seine Anwendung — (die Musik der Blasinstrumente) nur bei solchen Veranlassungen und Gelegenheiten zulässig ist, wo das Anhören der Musik (ἡ θεωρία) vielmehr Katharsis als geistigbildende Wirkung hervorzubringen im Stande ist. Setzen wir noch hinzu, fährt der Philosoph fort, daß ihrer Wirksamkeit für den Bildungsunterricht auch der Umstand entgegensteht, daß das Spielen eines Blasinstruments die begleitende Anwendung der Rede unmöglich macht. Unsere Vorfahren haben daher mit Recht das Spielen des Blasinstruments aus dem Kreise der Jugend und überhaupt der freien Staatsbürger verbannt, obschon es dort in früheren Zeiten üblich war."

Aristoteles legt auf diese Verwerfung, über deren Gründe er sich noch weiter ausläßt, um so mehr ein großes Gewicht, weil er von dem spezifischen Musikvirtuosenthum, dem er das Blasinstrument zuweist, als ächter Hellene äußerst gering denkt. „Der spezifische Virtuose, sagt er, dessen Schauplatz der Concertsaal ist, betreibt seine Kunst nicht um seiner eigenen geistigen und sittlichen

Vervollkommnung (ἀρετή) willen, ſondern um des Vergnügens der jedesmaligen Zuhörer willen, das obenein ein ſehr grob ſinnliches iſt. Solches Virtuoſenthum halten wir daher freien Männern nicht anſtändig, ſondern achten es als das Geſchäft eines Miethlings. Auch bekommen ja, wie die Erfahrung lehrt, alle Virtuoſen etwas gemein Handwerksmäßiges, ſchon weil der Maaßſtab, den ſie ſich für das Ziel ihrer Leiſtungen ſetzten, ein ſittlich ſchlechter (πανηρός) iſt. Dieſer Maaßſtab iſt ihr Hörerpublikum. Iſt dieſes überwiegend ein rohes und ungebildetes, ſo ändert es in der Regel auch die Muſik nach ſich um und zwar in dem Grade, daß es auch die Künſtler ſelbſt, die nach ſeinem Geſchmacke ihre Kunſtübungen einrichten, ſowohl geiſtig als körperlich korrumpirt." [1])

Jetzt erſt, nachdem alle dieſe für das Verſtändniß des Nächſtfolgenden unerläßlichen Erörterungen voraufgeſchickt ſind, wendet ſich Ariſtoteles zu dem letzten Punkte ſeiner Unterſuchung. Dieſen Punkt bezeichnet er ſelbſt in der von Bernays allein für ſeine Erklärung angezogenen und überſetzten Stelle [2]) mit den Worten:

„Endlich bleibt noch zu unterſuchen übrig die Frage über die Harmonien (Tonarten) und Rhythmen, erſtens, was den Geſichtspunkt der ſpielenden Ergötzung betrifft, ob man da alle Tonarten und alle Rhythmen, ſo viel ihrer ſind, anwenden darf, oder ob man einen Unterſchied machen muß. Zweitens: was die auf die Bildung der Jugend hinarbeitenden anbelangt, ob wir für dieſe denſelben Unterſchied feſtzuſetzen haben werden, oder ob wir noch einen dritten Geſichtspunkt aufſtellen müſſen, da doch, wie wir geſehen haben, die Muſik aus den zwei Grundelementen der Melodie und des Rhythmus beſteht, und wir nothwendig wiſſen müſſen, welche Wirkung jedes dieſer beiden Elemente für die Erziehung hat, und ob in dieſem Bezuge mehr die melodiſche Muſik oder die eurhythmiſche den Vorzug verdient."

[1]) Polit. VIII. 7. 1.
[2]) Ebendaſ. 7. 2.

Aristoteles behandelt diesen Punkt mit einer gewissen bescheidenen Zurückhaltung. „Es haben, sagt er, mehrere von den Musikern unserer Tage und auch mehrere Philosophen, welche gründliche musikalische Kenntnisse besitzen, diese Materie so vortrefflich behandelt, daß ich diejenigen, welche sich gründlich und speziell ausführlich darüber aufzuklären wünschen, nur auf sie verweisen kann. Ich selbst will hier nur im Allgemeinen meine Ansicht darüber mittheilen." — Diese seine Ansicht spricht er nun in folgenden Worten aus:

„Wir schließen uns der Eintheilung einiger Philosophen an, welche die Gesänge scheiden: erstens in ethische, zweitens in praktische, und drittens in enthusiastische [1]), und von den Harmonien (Tonarten) aussagen, daß ihre Natur in Bezug auf jede einzelne dieser Arten von Gesängen eigenthümlich verschieden sich verhalte. Da wir nun zugleich das festhalten, daß man die Musik nicht nur eines, sondern mehrerer nützlichen Zwecke wegen treiben soll, nämlich erstens der sittlichen Bildung wegen, zweitens wegen der Katharsis — was ich unter dieser Katharsis verstehe, will ich hier nur im Allgemeinen angedeutet haben, in der Poetik dagegen, wo ich darauf zurückkomme, werde ich es deutlicher entwickeln — und drittens zum würdigen ausruhenden Genusse des Schönen — so erhellt, daß man zwar wohl alle Harmonien anwenden, aber nicht alle auf dieselbe Art anwenden darf. Vielmehr zum erziehenden und bildenden Unterricht nur die vorzugsweise ethischen, zum bloßen Anhören des Vortrags Anderer dagegen auch die praktischen (die zum thätigen Handeln anregen [2]), und die Enthusiasmus hervorrufenden. Der Affekt nämlich, welcher in einigen Gemüthern heftig

---

[1]) Ethische = die eine stetige sittliche Stimmung, praktische = die eine zur That angeregte Stimmung, enthusiastische = die eine begeisterte, verzückte Stimmung bewirken.

[2]) Vgl. Problem. XIX. 49., wo das „praktisch" durch tauglich zu Marsch und Marsch gegen den Feind erklärt wird.

auftritt, der iſt von Natur in allen vorhanden, und nur das Mehr oder Minder macht einen Unterſchied; z. B. Mitleid und Furcht, und ebenſo Enthuſiasmus. Denn auch dieſer Bewegung ſind Manche in einem übermäßigen Grade unterworfen, und wir ſehen an den heiligen Geſängen, daß dieſe Menſchen, ſobald ſie die Geſänge, welche die Seele in Verzückung verſetzen [1]), auf ſich einwirken laſſen, wieder zur Ruhe kommen, gleichſam als ob ſie eine ärztliche Kur und Katharſis erfahren hätten. Die nämliche Wirkung müſſen nun auch diejenigen empfinden, welche zu den Affekten des Mitleids und der Furcht neigen, und alle, welche zu irgend einem Affekte beſonders disponirt ſind; die übrigen aber, inſoweit etwas von ſolchen Affekten auf eines jeden Theil kommt. Für Alle nämlich muß es eine gewiſſe Katharſis geben und ein mit Luſt verbundenes Erleichtertwerden. Dem entſprechend gewähren auch die Geſänge, welche kathartiſcher Natur ſind, den Menſchen [2]) eine unſchädliche Freude. Deshalb mag man die Beſtimmung treffen, auf ſolche Harmonien und ſolche Rhythmen diejenigen anzuweiſen, welche als öffentliche concertirende Virtuoſen die theatraliſche Muſik ausüben. Da nun aber das Publikum derſelben ein doppeltes iſt, einestheils ein freies und gebildetes, anderntheils ein rohes, das aus niederen Handwerkern, Tagelöhnern und anderen dergleichen Leuten beſteht: ſo muß man auch für die Letzteren zur Erholung muſikaliſche Aufführungen und Concerte verſtatten. Wie nun die Seelen dieſes Theils des Publikums ſelbſt ſich in einem aus der naturgemäßen Beſchaffenheit verſchrobenen Zuſtande befinden, ſo giebt es auch in den Harmonien Abſprünge und unter den Geſangmelodien die heftig

[1]) Bieſe (Philoſ. des Ariſtoteles, II. S. 569) und Kapp (Staatspädagogik des Ariſtoteles, S. 170) überſetzten ἐκφρατζουσιν falſch durch „aus der Begeiſterung ziehen“; welche falſche Uebertragungsweiſe auch in meiner eigenen Ausgabe der Ariſtot. Politik (S. 222) beibehalten iſt.

[2]) d. h. allen Menſchen, ſelbſt ſolchen, die eine ſolche kathartiſche Kur nicht nöthig haben.

erregten (ſyntoniſchen) und die überſtarkgefärbten. Vergnügen gewährt aber Jedem nur das, was ſeiner eigenen Natur entſprechend und verwandt iſt. Darum eben muß man den auftretenden Virtuoſen erlauben, vor einem Publikum ſolcher Art ſich auch irgend einer ſolchen Gattung von Muſik zu bedienen."

Was aber den Zweck des bildenden Jugendunterrichts anbetrifft, ſo muß man ſich dazu, wie geſagt, nur der ethiſchen Melodien und der ethiſchen Harmonien bedienen. Eine ſolche Harmonie iſt aber, wie wir bereits früher ſagten, die doriſche. Doch mag man auch dieſe und jene andere in den Jugendunterricht aufnehmen, welche uns die philoſophiſch Gebildeten und die Schriftſteller über muſikaliſche Erziehung mit guten Gründen anrathen."

Drittes Kapitel.

Unrichtige Folgerungen des Herrn Bernays aus den Sätzen des Aristoteles.

Wer dieser Aristotelischen Entwicklung mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird vor Allem zwei Dinge zugeben müssen. Erstens: daß es der Philosoph hier lediglich und allein mit der Musik zu thun hat, daß dagegen von der Poesie, von der Kunst des Wortes, vom Theater, von der Bühne als dem Schauplatze und Wirkungskreise der dramatischen Poesie und namentlich der Tragödie, mit keiner Sylbe die Rede ist, und daß also die Ausdrücke Katharsis und kathartisch sich hier schlechterdings nur auf die Musik und auf die musikalische Wirkung beziehen.

Zweitens: daß der metaphorische, von der Heilkunst entlehnte Ausdruck „Katharsis", den Aristoteles hier auf das ästhetische Gebiet überträgt, in der Politik eben so wenig seinem ganzen vielseitigen Umfange nach von dem Philosophen deutlich gemacht ist, als er von einem Späteren allein aus diesem Abschnitte der Politik gewonnen werden kann. Es ist Aristoteles selbst, der dies mit klaren Worten ausspricht. „Was ich, sagt er, unter dem Ausdruck Katharsis verstehe, davon will ich jetzt nur soviel sagen, daß ich die Metapher hier ganz einfach nehme" — (denn nur dies kann der Sinn seiner Worte νῦν μὲν ἁπλῶς sein) — „ich werde aber in den Vorträgen über Dichtkunst wieder darauf

zurückkommen und mich deutlicher darüber aussprechen." Aristoteles selbst also sagt es uns, daß wir über seine Auffassung des Ausdrucks Katharsis als eines ästhetischen Begriffs aus diesem Abschnitte der Politik nicht in's Klare kommen können, und daß es dazu einer deutlicheren Auseinandersetzung bedürfe.

Mit diesen beiden Sätzen, die, wenn irgend etwas, als feststehend erscheinen, befindet sich nun Herr Bernays im offenbarsten Widerspruche.

Er knüpft nämlich an die in der Uebersetzung mitgetheilte Stelle des siebenten Kapitels aus dem achten Buche der Aristotelischen Politik unmittelbar folgende Bemerkungen, die wir der Genauigkeit wegen mit seinen eignen Worten wiedergeben wollen. „Die Stelle, sagt er, mußte hier auch mit ihren letzten, nicht unmittelbar von Katharsis handelnden Sätzen vorgeführt werden, weil eben diese letzten Sätze den unwiderleglichen (?) Beweis liefern, wie durchaus fern dem Aristoteles der Gedanke des vorigen Jahrhunderts liegt, das Theater (?) zu einem Filial- und Rivalinstitut der Kirche, zu einer sittlichen Besserungsanstalt zu machen, wie rücksichtslos er vielmehr bemüht ist, ihm den Charakter eines Vergnügungsortes für die verschiedenen Klassen des Publikums zu wahren. Während Platon seinen ganzen Eifer aufbietet, um die neumodische, von der alten Einfachheit abweichende Musik als den Urquell aller Entsittlichung zu verpönen, will Aristoteles, daß man auch den Abarten der Musik ihren Spielraum lasse; weil es nun einmal ein verdorbenes Publikum giebt, das seiner Natur nach nur an verschnörkelter Musik Vergnügen findet, so soll man ihm da, wo es an seltenen Festen Vergnügen und Erholung sucht, auch solche minder gute Musik bieten, es nicht durch ganz gute Musik langweilen und bessern wollen. In dieser Ansicht über die Bestimmung des Theaters (?) ist die gebieterische Aufforderung gegeben, nun auch von der theatralischen [müßte heißen „tragischen"] Katharsis Alles fern zu halten, wodurch das etwa darin liegende moralische [soll heißen:

„sittliche"] Element ein Uebergewicht über das hedonische (vergnügliche) gewinne, sittliche Besserung als hauptsächlicher Zweck, Lust und Vergnügen nur als unentbehrliche Mittel erscheinen."

Man traut seinen Augen nicht!

Denn: wo ist in der ganzen, von uns noch ausführlicher mitgetheilten und in ihrem vollen Zusammenhange aufgezeigten Stelle der Politik ein einziges Wort zu finden, das, nicht etwa ausdrücklich sagte, — nein! aus dem auch nur mit einigem Scheine von Berechtigung gefolgert werden könnte, daß Aristoteles, der es ganz allein dort mit der Musik zu thun hat, vom Theater und von der Bühne, von der Bühnenpoesie, vom Drama und der Tragödie spreche? daß er auf diese beziehe, was er allein von der Musik sagt? Und zwar nicht etwa von der Musik überhaupt, nicht von aller und jeder Musik, nicht von der Musik in allem und jedem Betrachte, sondern lediglich von einer ganz bestimmt genannten Unterart derselben, von der Concertmusik des spezifischen von ihm äußerst gering geschätzten Virtuosenthums! Doch ich besinne mich! Aristoteles braucht allerdings ein Paarmal den Ausdruck „Zuschauer" (*θεατής*) für Zuhörer einer musikalischen Aufführung, aber er braucht ihn stets an Stellen, wo kein Mensch darüber zweifelhaft sein kann, daß dieser vom Zuschauen hergenommene Ausdruck lediglich das Publikum einer rein musikalischen Aufführung, eines musikalischen Agon, d. h. wörtlich, eines Concertes, bezeichnen könne. Ist doch auch die Bezeichnung der musikalischen Aufführung selbst durch das Wort „Theoria" (= Schauspiel *θεωρία*) eine gleiche Freiheit, welche sich Aristoteles dem Sprachgebrauche gemäß erlaubt. [1])

Aber nehmen wir einen Augenblick an, Herr Bernays hätte Recht mit seiner Auslegung, welche den Aristoteles an jener Stelle der Politik nicht blos von der Musik, sondern auch vom Theater und vom Drama sprechen läßt, und sehen wir zu, welche noth-

[1]) z. B. VIII. Polit. 6. § 5.

wendigen Konsequenzen sich in diesem Falle aus den oben angeführten Worten des Hrn. Bernays ergeben. Diese Konsequenzen sind einfach folgende. Aristoteles würde dann nach Herrn Bernays behaupten:

1) Die Bühne, oder vielmehr die Tragödie — denn um deren kathartische Wirkung handelt es sich — habe mit geistiger und sittlicher Bildung (mit παιδεία und μάθησις) der Zuhörer durchaus nichts zu thun.

2) Die Bühne, also auch das tragische Theater, sei nichts weiter als ein bloßer Vergnügungsort für die verschiedenen Klassen des Publikums, habe keine andere Bestimmung als diese, dem Publikum Vergnügen und zwar diejenige Art von Vergnügen zu verschaffen, welche dem Geschmacke des größern, also des rohern und ungebildetern Theils desselben, entspreche.

3) Da es nun einmal empirisch auch ein rohes und ungebildetes Publikum oder wie Aristoteles sich ausdrückt ein „unnatürlich verdrehtes" Publikum gebe, das seiner Natur nach eben nur an ähnlich verdrehter Poesie Vergnügen finde, so solle man ihm da, wo es an seltenen Festtagen Vergnügen und Erholung sucht, auch solche schlechte Poesie, solche schlechte Tragödien bieten, es nicht durch ganz gute langweilen und bessern wollen!

Man sieht, das sind Sätze, gegen welche sich jedes Haar auf dem Haupte eines Aristoteles und jedes alten Hellenischen Philosophen und Aesthetikers sträuben würde. Und doch haben wir nichts gethan, als die eignen Worte des Herrn Bernays wiedergegeben, nur daß wir, seiner Ansicht gemäß, Poesie und Tragödie an die Stelle der Musik gesetzt und so die Konsequenzen seiner Behauptungen gezogen haben! — Wer dagegen diese von ihm dem Aristoteles untergeschobenen Sätze mit beiden Händen acceptiren würde, das sind die Direktoren und Poeten der Pariser Boulevard-Theater jenes Schlages, welche mit ihren Scheuel- und Greuelstücken so vortrefflich auf die Rohheit des Publikums zu spekuliren verstehen;

oder die modernen Dramenfabrikanten schlechtester Art, deren Muse die Tantieme, deren Leitstern das ungebildete und verbildete Publikum mit den Launen seines naturwidrig verdrehten und verdorbenen Geschmacks ist, die Dichter der breiten Bettelsuppen der Gemeinheit, bei deren Stücken es im allerbesten Falle heißt:

„Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch!"

„Da es nun einmal auch ein rohes und verdrehtes Publikum giebt, welches seiner Natur nach auch nur an ähnlich roher und verschrobener Poesie Vergnügen und Gefallen finden kann, so soll man ihm an seinen Fest- und Feiertagen, wo es im Theater Vergnügen und Erholung sucht, auch schlechte, seinem Geschmacke angemessene Stücke bieten!" — Das soll Aristoteles lehren? Derselbe Aristoteles, der es in seiner Poetik so nachdrücklich hervorhebt, daß die ächte und wahre Tragödie auf den schlechten Geschmack des Publikums gar keine Rücksicht nehmen darf? Derselbe Aristoteles, der es dort mit klaren Worten ausgesprochen hat, daß sich der wahre tragische Dichter z. B. nicht darum zu kümmern habe, wenn ein schwächliches Publikum, — wie es zu seiner Zeit zuweilen der Fall war, und wie es heutzutage wieder der Fall ist, — in der Tragödie das Laster bestraft und die Guten belohnt sehen wollte, und denjenigen Stücken den Vorzug gab, in denen dies geschah, ohne zu beachten, daß solch ein Ausgang und Abschluß vielmehr, wie Aristoteles hinzufügt, in die Komödie gehöre, und nichts weniger als diejenige Art der sittlich ästhetischen Befriedigung sei, welche man von der Tragödie zu verlangen habe?[1])

Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß von Platon und Aristoteles bis auf Lessing, Goethe und Hegel, die großen Begründer der modernen Aesthetik, keinem einzigen Menschen eine

[1]) Aristot. Poet. cp. 13. *Ἔστι δὲ αὕτη διὰ τραγῳδίας ἡδονή, ἀλλὰ μᾶλλον τῆς κωμῳδίας οἰκεία.*

solche Auffassung der Bühne, und zwar der tragischen Bühne und der Tragödie, in den Sinn gekommen ist, wie sie Herr Bernays hier dem großen Denker unterlegt, in dessen Definition der Tragödie schon das eine einzige Wort: daß sie „Nachahmung einer sittlich ernsten (σπουδαίας) Handlung" sei, gegen die Zumuthung, daß nach seiner Ansicht das Vergnügen und gar das Vergnügen der ungebildeten und rohen Masse die „Bestimmung" der tragischen Bühne sei, den allerschlagendsten Protest erhebt.

Viertes Kapitel.

Aristoteles und die musikalische Katharsis.

Wir haben gesehen, daß der Grundirrthum des Herrn Bernays darin bestand, daß er dasjenige, was Aristoteles in der Politik lediglich von der Musik als solcher und zwar von einer gewissen Art der Musik und einer vom Gesetzgeber zu erlaubenden Anwendung derselben sagt, ganz allgemein auf das Theater, auf das redende Schauspiel übertragen, daß er den Concertsaal, das Odeum, — dessen äußere dem Theater nachgebildete Einrichtung allerdings wohl veranlassen konnte, das dort zum Hören versammelte Publikum mit dem Namen „Zuschauerpublikum" (ὁ θεατής) zu bezeichnen — mit der Bühne des redenden Schauspiels, des Drama's, der Tragödie, verwechselt hat.

Nachdem dies einmal geschehen war, sieht man allerdings leicht, wie unser Erklärer dazu kommen konnte, dasjenige, was Aristoteles ganz speziell gemeint hatte, zu generalisiren, und diejenige Wirkung, welche der Philosoph nur einer gewissen Art von Musik zuschreibt, nämlich die den Affekt entladende, und so den Hörer von einem Drucke entlastende, befreiende und erlösende Wirkung, die Wirkung von Musikaufführungen, welche, wie er sagt, „vielmehr auf Katharsis als auf geistige Bildung abzielen", als diejenige Wirkung aufzufassen, welche die alleinige sei nicht nur für alle musikalischen Kunstaufführungen, sondern auch für die Kunst der dramatischen Poesie

und der Tragödie in ihrem weitesten Umfange. Und doch sagt uns Aristoteles an der Stelle, wo er zuerst und ganz ohne weitere Bemerkung das Wort „Katharsis" braucht [1], mit klaren Worten, daß er diese Art von Wirkung der Musik nur als einen Theil, nur als eine Seite ihrer Leistungsfähigkeit auffaßt. Er sagt es mit den gar nicht zu mißverstehenden Worten: „In der Staatserziehung ist das Blasinstrument (ὁ αὐλός, d. h. alle unsern Klarinetten, Hoboen, Fagotten u. s. w. ähnlichen Instrumente), da sein Charakter kein sittenbildender (ethischer), sondern nur ein orgiastischer, stürmische Leidenschaft erregender ist, zu beschränken auf solche Fälle und Gelegenheiten, in welchen es die Erregung stürmischer Leidenschaft gilt, zu beschränken auf solche musikalische Exhibitionen, mit welchen für den Hörer vielmehr Katharsis als geistige Erhebung und Förderung bezweckt wird." [2] Solche Fälle, solche „Gelegenheiten" der Anwendung, wie Aristoteles sich ausdrückt, sind, um nur ein einziges naheliegendes Beispiel anzuführen, das Aristoteles an einem anderen Orte selbst braucht, Alarm und Kriegsmarsch [3], für welche, wie er hinzusetzt, die kräftige, zur That erweckende (πρακτική) hypophrygische Tonart und die in ihr komponirten Tonstücke sich am besten passen, und denen ihrerseits wieder das Blasinstrument am besten zum Ausdruck dient. Dieses Instrument, sein Ton und sein Spiel haben, wie Aristoteles wiederholt einschärft, auf das Gedankenmäßige, auf Erzeugung einer sittlichen Stimmung im Menschen gar keinen Einfluß, und das ist nach seiner Meinung auch die wahre Bedeutung der bekannten „sehr artigen Mythe", nach welcher „Athene als die Göttin der

---

[1]) Polit. VIII. 6. 5.

[2]) Polit. a. a. O. Ἔτι δὲ οὐκ ἔστιν ὁ αὐλὸς ἠθικὸν, ἀλλὰ μᾶλλον ὀργιαστικὸν, ὥστε πρὸς τοὺς τοιούτους αὐτῷ καιροὺς χρηστέον, ἐν οἷς ἡ θεωρία κάθαρσιν μᾶλλον δύναται ἢ μάθησιν.

[3]) Probl. XIX., ἐξέλιξις καὶ ἔξοδος.

Weisheit und Kunst, die von ihr gefundene Klarinettflöte sofort weggeworfen haben soll." [1])

Haben wir so den Grundirrthum des neuesten Auslegers der von Aristoteles in seiner Politik ausgesprochenen Ansichten über die Musik, wie es uns scheint, unwiderleglich nachgewiesen; haben wir gezeigt, daß dasjenige, was Aristoteles dort von der Musik aussagt, auf Poesie und Drama, auf die Bühne und Tragödie unmöglich bezogen werden kann, so liegt uns zunächst ob, selbst positiv anzugeben: was denn der alte Denker in der Politik eigentlich mit der Katharsis gemeint hat?

Die Antwort auf diese Frage ist nach dem Vorherentwickelten leicht zu geben.

Aristoteles sagt es uns selbst, daß er den Ausdruck Katharsis, den er zugleich als einen metaphorischen bezeichnet, hier, in der Politik, in seiner einfachsten und schlichtesten Bedeutung (*νῦν μὲν ἁπλῶς*) genommen habe. Diese einfachste und schlichteste Bedeutung ist nun eben diejenige, welche Herr Bernays zuerst mit gründlicher Gelehrsamkeit als eine rein pathologische und medizinische nachgewiesen hat. Das griechische Wort „Katharsis", sagt er [2]), bezeichnet eben nur eine besondere Art des allgemeinen und deshalb von Aristoteles auch an erster Stelle genannten Heilverfahrens, der medizinischen Kur (*ἰατρεία*) überhaupt. Es bedeutet, ohne Metapher gebraucht, jede Art von medizinischer Ableitung, Abführung, erleichternder Entladung, wie sie z. B. in der Medizin dem Patienten durch Abführungsmittel, Fontanelle und dergleichen gewährt wird. Der metapherische Gebrauch eines solchen Ausdrucks hat an und für sich durchaus nichts Anstößiges. Er hat es um so weniger bei Aristoteles, der als Sohn eines königlichen Leibarztes am Makedonischen Hofe, wahrscheinlich sogar selbst, wie Bernays

[1]) Polit. VIII. 6. 8.

[2]) Seite 143.

vortrefflich nachgewiesen hat [1]), die ärztliche Kunst in seiner Jugend zeitweilig ausübte, und in dessen Schriften wir deshalb gar nicht selten Ausdrücken und Bemerkungen begegnen, die an jene seine frühere ärztliche Beschäftigung erinnern. Herr Bernays führt davon aus der Physik des Philosophen ein sehr interessantes Beispiel an [2]), aber auch die Politik ist reich an solchen Zeugnissen, von denen wir in der Note einige bezeichnen wollen. [3])

Doch zurück zur musikalischen Katharsis, denn mit dieser, und mit dieser allein, hat es Aristoteles in der Politik zu thun. Wir haben schon gesehen, in welchem Zusammenhange der Philosoph diesen Ausdruck zuerst und ohne weitere Bemerkung braucht. Es ist an der Stelle, wo er von den Blasinstrumenten und von der Blasemusik spricht, die er vom staatspädagogischen Gesichtspunkt aus „auf solche Fälle und Gelegenheiten" beschränkt haben will, wo die Musik „nicht auf sittliche Wirkung, sondern vielmehr auf Katharsis ausgehe". Halten wir den medizinisch pathologischen Ursprung des Ausdrucks fest, so ergiebt sich die Bedeutung desselben in dieser Stelle von selbst. Es sind diejenigen „Fälle und Gelegenheiten" gemeint, wo das menschliche Gemüth einer erleichternden Befreiung, oder — um die von Herrn Bernays angewendete Uebersetzung des Worts beizubehalten — einer befreienden Entladung der in seinem Innern gewaltsam zusammengepreßten Empfindungen und Affekte bedarf. Diese befreiende Entladung bewirkt z. B. die kriegerische Musik, die den Krieger zum Kampfe ruft, der

[1]) Seite 144. 193—194.

[2]) Aristot. Phys. II. 8. extr.

[3]) So z. B. die interessante Stelle Polit. III. cp. 6. § 8., wo er nachweist, daß nicht allein der bloß praktische Arzt, der eine Krankheit zu kuriren versteht, über medizinische Kuren und Heilverfahren ein Urtheil habe, sondern auch der theoretische Mediziner, ja sogar der allgemein gebildete Laie. Ferner ebend. cp. 10. § 4. u. cp. 11. § 5—6. Vgl. VII. 2. 8., VII. 12. 1. Stellen, welche alle den ehemaligen praktischen Arzt zeigen, und die jeder gescheute Arzt auch jetzt noch mit großem Interesse lesen wird.

schmetternde Klang der Blasinstrumente in der Marschweise, die dem stürmischen Drange, dem begeisterten Muthe der glühenden Kampflust Ausdruck giebt. Dieselbe entladende, befreiende Wirkung der Musik, nur auf einem anderen Gebiete der Empfindung, hat Goethe gemeint, wenn er in dem herrlichen Schlußgedichte der Trilogie der Leidenschaft in einem Momente, wo der gepreßten Brust des Dichters selbst die Kraft gebricht, „zu sagen was er leide", wo die „Beklommenheit" des Herzens ihm unerträglich erscheint, die Musik befreiend zu Hülfe kommen läßt:

„— Da schwebt herab Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ewger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen."

„Das Auge netzt sich!" Die geistige Befreiung, welche dem „beklommenen", von dem Schmerz um seinen „allzugroßen" Verlust zusammengeschnürten Herzen durch die Musik, durch das Meisterspiel jener schönen Künstlerin zu Theil wird, deren rührende Töne seinem Empfinden den Ausdruck geben, den der Beklommene selbst seinem Schmerze nicht zu geben vermag, diese Gemüthsbefreiung stellt sich auch rein äußerlich dar in der erleichternden Thräne, die das Auge des Leidenden endlich wohlthuend netzt —

„Und so das Herz, erleichtert, merkt behende,
Daß es noch schlägt und ewig möchte schlagen;—"

Schöner ist die kathartische Wirkung der Musik, die homöopathische Kur, die dem Gemüthe durch sie widerfährt, schwerlich jemals ausgesprochen worden. Die homöopathische sage ich; denn sicherlich ist es in diesem Falle nicht „lustige Musik" gewesen, die dem traurigen Dichter das gepreßte Herz befreite, der sicherlich mit Shakspeare's melancholisch träumender Jessica sagen mochte:

I am never merry when I hear sweet music!

Also: wie die abführende Kurmethode in der Medizin dem an Ueberfüllung irgend welcher Art Leidenden durch Entladung, durch Katharsis, Erleichterung schafft, so die Musik dem übervollen Gemüthe des Menschen. Das ist heute noch so richtig und treffend, wie es vor mehr als zweitausend Jahren war. Der Glückliche möchte seinen Jubel hinaussjauchzen, der Tiefbetrübte seine Schmerzensklage hinausrufen in die ganze Welt. Doch er kann es nicht, und daß er es nicht kann, preßt ihm das Herz ab. Aber wie der Glückliche, der in dem endlich erhaltenen Jawort der Geliebten eine Welt empfangen zu haben meint, wie der feurige Krieger, der junge Held, dem am grauenden Schlachtmorgen die Kampfeslust bis zum Zerspringen die Brust schwellt, sich erleichtert und befreit fühlen, wenn die Melodie eines Jubelchors oder eines feurigen Triumphmarsches beider Gefühl auf ihre Schwingen nimmt, und aus der Enge der Brust in die Weite der Welt hinausführt: eben so fühlt der Verzweifelnde am Grabe eines geliebten Menschen, fühlt der auch nur vom mitleidenden Schmerze um den Verlust eines andern überwältigte Mensch sich das Herz entladen und erleichtert, wenn die Töne eines Requiems oder die herzerschütternde Grabesmelodie eines Chorals in die Tiefe seiner Brust dringen und ihm die Seele lösen, indem sie dem gepreßten Gefühl Aeußerung verleihen. Gewiß! so und nicht anders hat Aristoteles den Begriff der musikalischen Katharsis gefaßt. Wir befinden uns hier im vollen Einverständnisse mit Herrn Bernays, wenn derselbe darauf hinweist, daß „gleich das erste auf der allgemeinen griechischen Erfahrung über Verzückte beruhende thatsächliche Beispiel einer Katharsis, aus welchem der Philosoph dann auch für alle übrigen Gemüthsbewegungen die Möglichkeit einer ähnlichen kathartischen Behandlung folgert, ein pathologisches sei." [1]) Wir stimmen ihm aus voller Ueberzeugung bei in demjenigen, was er weiterhin [2]) über die homöopathische

[1]) Bernays, S. 131. [2]) Ebendas. S. 175 ff.

Heilung der Verzückten und Außerſichſeienden durch ſogenannte heilige Weiſen und Lieder im orientaliſchen und griechiſchen Alterthum erklärend beibringt. Es iſt eine Thatſache, „daß der öffentliche Kultus dem orgiaſtiſchen Taumel feſte Formen der Beſänftigung beſtimmte", und daß zu den prieſterlichen Mitteln für die Beruhigung der Ekſtaſe „auch ein Verfahren gehörte, welches Bewegung durch Bewegung, das lärmende Gemüth durch ein lärmendes Lied dämpfte"; und es iſt ebenſo unleugbar, daß Ariſtoteles „um die offenkundige, aber von der Menge unbegriffene und deshalb für heilig angeſtaunte Erſcheinung ſich philoſophiſch zurechtzulegen, dieſelbe ähnlichen mediziniſchen Erfahrungen vergleichend anreihte". Ebenſo hat Herr Bernays ganz vortrefflich nachgewieſen, wie Ariſtoteles dahin geführt worden iſt, das Phänomen dieſer ekſtatiſchen Katharſis erweiternd zu generaliſiren, das Heilverfahren, deſſen Wirkung ſich bei der objektloſen Ekſtaſe bewährt, auch auf das von beſtimmten Objekten angeſchürte Pathos zu übertragen. Denn alle Arten von Pathos ſind weſentlich ekſtatiſch, ſetzen den Menſchen mehr oder minder „außer ſich"; was ſich alſo dort als Mittel bewährt, muß ſich auch hier bewähren. „Jeder Affekt, ſagt Herr Bernays [1]), mag das ihn hervorrufende Objekt noch ſo ſinnvoll erſcheinen, enthält, weil ein ekſtatiſches, auch ein hedoniſches, ein Luſtelement, und eine Sollicitation des Affekts, welche ihm ſein Objekt ſo vorzuhalten verſteht, daß jene ekſtatiſche, von innen her die Perſönlichkeit erweiternde Luſt das Uebergewicht bekommt über die Gewalt des von außen her die Perſönlichkeit gleichſam zuſammendrückenden und daher mit Unluſt erfüllenden Objekts, wird den affizirten Menſchen „unter Luſtgefühl erleichtern [2]), d. h. ihm eine Katharſis gewähren."

Dies Alles iſt richtig. Richtig iſt auch die weitere Beſtim-

[1]) Seite 187.

[2]) κουφίζεσθαι μετ' ἡδονῆς. Ariſtot.

mung, daß die von Aristoteles in der Politik besprochene musikalische Katharsis ein technischer, vom Körperlichen auf Gemüthliches übertragener Ausdruck für solche Behandlung eines (gemüthlich) Beklommenen ist, welche das ihn beklemmende Element nicht zu verwandeln oder zurückzudrängen sucht, sondern es aufregen, hervortreiben und dadurch Erleichterung des Beklommenen bereiten will. [1])

Was aber folgert daraus Herr Bernays für die tragische Katharsis, für die Katharsis, welche nach der Aristotelischen Definition in der Poetik die Tragödie, die Schöpfung des Dichters hervorbringt? Wir wollen darauf in dem folgenden Kapitel die Antwort geben.

---

[1]) Bernays, S. 144.

Fünftes Kapitel.

Die tragiſche Katharſis des Herrn Bernays.

Daß Ariſtoteles, wie Herr Bernays ausführt, ſowohl in der Politik als in der Poetik den metaphoriſchen Ausdruck Katharſis auf den Hörer bezogen, daß er die Katharſis als einen Vorgang im Gemüth des Hörers und Zuſchauers aufgefaßt wiſſen will, darüber kann allerdings kein Zweifel obwalten.[1]) Auch wüßte ich Niemanden, der daran gezweifelt hätte, höchſtens etwa Goethe ausgenommen, deſſen Auslegung der Ariſtoteliſchen Definition man wohl als für immer beſeitigt anſehen kann, da ſie ebenſowohl dem wahren Gedankenzuſammenhange des Ariſtoteliſchen Philoſophirens als den einfachſten Geſetzen ſprachlicher Erklärung zuwiderläuft.

Herr Bernays geht aber weiter. Seine Erklärung der tragiſchen Katharſis iſt nämlich, um es kurz zu ſagen, in folgende Sätze zu faſſen:

1) Die Katharſis in der Ariſtoteliſchen Definition der Tragödie, alſo die Ariſtoteliſche Lehre von der Wirkung der Tragödie, bezieht ſich nicht auf die Zuhörer im Allgemeinen, ſondern nur auf ſolche Zuhörer, bei denen die Affekte Furcht und Mitleid als vorherrſchende, ſtets zum Ausbruche bereite, ihrer Perſönlichkeit inhärirende Gemüthsaffektionen (als *παθήματα*) vorhanden ſind. Darum

[1]) Bernays, S. 149.

eben hat Ariſtoteles in ſeiner Definition den Ausdruck παθήματα (nicht πάθη) gebraucht. Nur die mit dieſen Affektionen des Mitleids und der Furcht vorzugsweiſe gleichſam chroniſch und habituell behafteten, dieſem feſtgewurzelten Hange unterworfenen Individuen werden alſo durch die Tragödie von ihrer Beklemmung, und zwar eben auch nur vorübergehend, entladen und erleichtert. [1])

2) Dieſe Katharſis, dieſe Erleichterung der mit jenen beiden Gemüthsaffektionen „habituell und chroniſch" behafteten Individuen, geſchieht aber in der Tragödie auf keine andere Weiſe als dadurch, daß durch Erregung von Mitleid und Furcht in der vorgeſtellten Dichtung ihre eigenen im Uebermaß bei ihnen vorhandenen mitleidigen und furchtſamen Affektionen ſollicitirt, d. h. zum Ausbruche gereizt und ſo entladen werden! [2])

Alſo: die tragiſche Katharſis, die kathartiſche Wirkung der Tragödie iſt nach dieſer Erklärung ganz dieſelbe, und geſchieht ganz in derſelben Weiſe wie die Katharſis durch die kathartiſche Muſik. Die Menſchen, die das Unglück haben, allzuſehr den Affekten des Mitleids und der Furcht unterworfen zu ſein, werden geradeſo mit Tragödien behandelt, wie die Ekſtatiſchen und Verzückten mit Muſik. Sie erhalten durch die Tragödie Gelegenheit, ihre habituellen Leidenſchaften, ihre vorwaltenden Gemüthsaffektionen, die ſie in das Theater mitbringen, auszulaſſen, zu „entladen", und ſich dadurch für einige Zeit zu erleichtern. „Es wird, ſagt Herr Bernays, eine Entladung, eine Ableitung des Hanges zu Furcht und Mitleid bewirkt." Die Tragödie dient alſo als eine Art Abführungsmittel, als Ableitungsfontanelle zweier Gemüthsaffektionen!

Sollte man es glauben, daß eine ſolche Erklärung in dem Jahrhunderte Hegel's möglich ſei? Daß ein gelehrter und ſcharfſinniger Mann all ſeine Gelehrſamkeit und all ſeinen Scharfſinn

---

[1]) Bernays, S. 148—150.

[2]) Ebendaſ. S. 148.

darauf verwenden mochte, aus dem Aristoteles eine Ansicht herauszuinterpretiren, vor deren materialistischer Plattheit sich ein Nikolai entsetzen würde? Sollte man es glauben, daß ein solcher Mann so stolz auf diese seine, allerdings absolut neue und unerhörte Entdeckung des wahren Wesens, der wahren Wirkung der Tragödie — denn dafür gilt ihm diese Abführungstheorie — sein könnte, daß er „allen Erklärungen der Aristotelischen Definition, welche mit dem aus der Politik gewonnenen terminologischen Ergebnisse sich nicht reimen lassen, auch wenn sie noch so streng grammatisch sind und noch so friedlich sich mit moderner Aesthetik vertragen, selbst den Anspruch auch nur auf Gehörtwerden aberkennt?" „Denn sie sind, sagt er, eben nichts als grammatisch und modern ästhetisch, unmöglich aber können sie richtig d. h. Aristotelisch sein." [1]) — Wie aber, wenn die Erklärungen, welche die von Herrn Bernays überall mit einem gewissen verachtenden Seitenblick behandelte moderne Aesthetik von Aristoteles' Definition der Wirkung der Tragödie giebt, nicht nur mit Philosophie und Grammatik, sondern auch mit jenem aus der Politik gewonnenen terminologischen Ergebnisse im besten Einklange ständen? Wenn der Aesthetiker dem Philologen zurufen könnte: Mein Bester! es ist mir niemals eingefallen, den allergeringsten Zweifel daran zu hegen, daß der Ausdruck Katharsis in der Politik wie in der Poetik von Aristoteles als ein metaphorischer, von der Medizin entlehnter gebraucht, daß durch diesen vom Körperlichen auf das Gemüth übertragenen Ausdruck in beiden Schriften eine Erleichterung, eine Entlastung, oder meinetwegen eine „Entladung" des Hörers bezeichnet ist! So wenig bekannt auch die Reiz'sche Ausgabe der beiden letzten Bücher der Politik sein mag, so ist sie doch selbst mir, dem Aesthetiker nicht so unbekannt geblieben, daß ich seine dortige Erklärung von „Katharsis" nicht schon bereits vor länger als einem Menschenalter gelesen und

[1]) Bernays, S. 147.

ebenso wie Sie gefunden hätte, daß dieselbe ganz richtig, daß sie die allein richtige ist? Werden Sie uns anderen jetzt wenigstens Anspruch auf Gehör zuerkennen, wenn wir Ihnen sagen, daß wir die Metapher „Katharsis" gerade so wie Sie verstehen, daß wir deren Bedeutung gleichfalls als eine pathologische auffassen, daß wir endlich auch Ihre Erklärung der kathartischen Wirkung der Musik, d. h. freilich eben nur derjenigen Art von Musik, welche Aristoteles die zur Katharsis geeignete nennt, sehr gern billigen, während wir trotz alledem gegen Ihre absolut unberechtigte, unphilosophische, ja sogar theilweise sprachwidrige Uebertragung der nackten musikalischen Katharsis auf die poetische Katharsis der Tragödie im Namen der Philosophie und Aesthetik und was mehr sagen will im Namen des Aristoteles den allerstärksten Protest einlegen?"

Es ist aber dies kein Protest „voreiliger Zimpferlichkeit, welche über vermeintliches Herabziehen der Aesthetik in das medizinische Gebiet vornehm die Nase rümpft." [1]) Die moderne Philosophie ist keine „zimpferliche" nervenschwache Theeschwester; sie ist leidlich gesund und stark und kann, was man sagt, einen Puff vertragen, selbst einen solchen, wie ihn diese neuste Erklärung der Aristotelischen Lehre von der Wirkung der Tragödie ihr versetzen möchte. Ihr Protest beruht vielmehr auf sehr guten Gründen. Hier sind sie!

Erstens: Aristoteles selbst sagt in der Politik mit ganz unzweideutigen Worten, daß die Katharsis, von welcher er im Betreff der Musik rede, den Begriff dieses ästhetischen Terminus nicht erschöpfe, daß derselbe vielmehr einer weitläufigeren Erklärung bedürfe, die er später in der Poetik erhalten werde. Diese Erklärung fehlt uns in der heutigen Aristotelischen Poetik. Aber was uns nicht fehlt, ist die Gewißheit, daß nach Aristoteles' Ansicht die musikalische Katharsis und die Katharsis der Tragödie unmöglich ganz

[1]) Bernays, S. 143.

dieſelben Dinge ſind, daß ſie keineswegs in derſelben Weiſe geſchehen und auf daſſelbe Reſultat hinauslaufen. Denn

Zweitens: geſetzt dies wäre nach Ariſtoteles der Fall, wie es nach Herrn Bernays Erklärung der Fall iſt, wozu die Verweiſung auf die Poetik? wozu die Verweiſung auf eine Erläuterung, die doch nichts weiter beſagen könnte, als was jetzt Herr Bernays auch ohne ſie lehrt, nämlich dies: „Ganz ſo, wie die kathartiſche Muſik die Verzückten und Ekſtatiſchen dadurch beruhigt und zeitweilig kurirt, daß ſie den Zuſtand derſelben bis zur Entladung ſteigert, und ihnen dadurch Erleichterung ſchafft, ganz ebenſo wirkt die Tragödie auf die Mitleidigen und die Furchtſamen!“

Drittens: Die Erklärung des Herrn Bernays ſtützt ſich weſentlich auf ſeine Ueberſetzung des griechiſchen Worts Pathemata (*παθήματα*) in der Ariſtoteliſchen Definition. Er weiſt ganz richtig nach, daß Ariſtoteles, zumal in einer Definition, dieſes Wort nicht gleich *πάθη* gebraucht haben könne, daß beide Ausdrücke ſtreng genommen unterſchieden ſeien, wie vorübergehender, augenblicklicher und zufälliger Affekt von der dauernden, habituellen, dem Menſchen inhäritenden Affektion, und er hat eben ſo Recht, daß in einer ſo ſcharf und prägnant ausgedrückten Definition, wie die Ariſtoteliſche der Tragödie, jedes Wort ſtreng genommen und auf die Goldwage gelegt werden müſſe. Wie aber, wenn dies fragliche Wort noch eine dritte nicht minder ſprachgemäße Bedeutung hätte, und wenn dieſe dritte Bedeutung gerade diejenige wäre, in der es hier allein genommen werden kann? In der That, ſo iſt es. Das Wort *πάθημα* hat nämlich allerdings zunächſt die doppelte Bedeutung, daß es, im weitern Sinne genommen, einfach für *πάθος* ſteht, den Affekt als Zuſtand eines Leidenden, den unerwartet ausbrechenden und vorübergehenden Affekt, im engeren dagegen den Affekt als dauernde qualitative Affektion bezeichnet. Aber es hat auch noch eine dritte Bedeutung, die z. B. in dem Herodotiſchen

Sprüche[1]) *παθήματα μαθήματα*, d. h. Leiden sind Lehren oder durch Leiden lernen wir, ausgedrückt ist, und zufolge deren es ein einzelnes Erleidniß, einen erhaltenen Eindruck leidvoller Art ebenso bezeichnet wie *μάθημα* eine Erkenntniß, einen Eindruck auf unsern Verstand.[2]) Ist dies richtig — und ich denke es wird wohl richtig sein — so lautet die Aristotelische Definition von der Wirkung der Tragödie vielmehr folgendermaßen:

> Tragödie ist Nachahmung einer ernstbedeutenden, in sich abgeschlossenen, von gegenwärtig handelnden Personen uns vorgeführten Handlung, welche (d. h. welche Nachahmung) — — durch Mitleid und Furcht (die beiden nothwendigen Elemente jeder solchen Handlung, welche keiner tragischen Dichtung fehlen dürfen[3]) die reinigende Erleichterung von solchen Erleidnissen zu Wege bringt.

Und jetzt wollen wir sehen, ob diese Uebersetzung nicht einen unendlich würdigeren Sinn der Aristotelischen Definition giebt, ob die reinigende Erleichterung, welche der Zuschauer, — d. h. jeder gebildete Zuschauer, auf den eine Tragödie überhaupt wirken kann, nicht nur der krankhafte speziell an Uebermaß von Furcht und Mitleid leidende Zuschauer — empfängt, nicht eine unendlich großartigere, erhebendere ist, als die Bernays'sche Abführungstheorie.

Aber halt! würdiger und erhebender oder nicht, — es kommt

---

[1]) Herod. I. 207., *τὰ δέ μοι παθήματα, τὰ ἐόντα ἀχάριτα, μαθήματα γεγόνεε.* Vgl. Dionys. Halic. A. R. VIII. 3. Blomfield Glossar. zu Aeschyl. Agam. V. 170. Und endlich Aristoteles selbst in der Poetik XXIII. § 1.

[2]) Ebenso bedeutet das Abstraktum *πάθος* bei Aristoteles auch den konkreten Fall, wie z. B. Poet. XI. 6.: *πάθος δ' ἐστὶ πρᾶξις φθαρτικὴ ἢ ὀδυνηρά.* Poet. XIV. § 4. u. § 11.

[3]) Aristot. Poet. 9. § 10.: *ἐκεῖ δὲ οὐ μόνον τελείας πράξεως ἡ μίμησις ἀλλὰ καὶ φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν.* —

darauf an, daß unsere Erklärung nicht blos sprachlich richtig und mit der modernen Aesthetik im Einklange, sondern daß sie auch, und zwar vor Allem Aristotelisch sei. — Dies letztere also werden wir zunächst zu erweisen haben. Zuvor aber gilt es, erst noch einige Hülfstruppen aus dem Felde zu schlagen, welche Herr Bernays zur Verstärkung seines bisher nur noch, wie er selbst zugesteht, durch „Logik und Methode" aus der Aristotelischen Politik gewonnenen Resultats in's Feld geführt hat.

Sechstes Kapitel.

Die Neuplatoniker und die Aristotelische Katharsis.

Die verdeutlichende Auseinandersetzung und Erklärung, welche Aristoteles über das was er Katharsis nannte, in seiner Poetik zu geben für nothwendig erachtet hatte, ist verloren. „Aber, sagte sich Herr Bernays, wenn auch das betreffende ausführliche Kapitel, eben weil es so umfänglich und von rein philosophischen Erörterungen angefüllt war, von dem um reine Philosophie wenig bekümmerten Abkürzer der Aristotelischen Poetik unbarmherzig weggeschnitten worden ist [1]), so müssen diese Erörterungen doch darum noch nicht in allen ihren Theilen unwiderbringlich verloren sein." Er spähte also auf gut Glück in allen Winkeln der griechischen Literatur umher, und richtig gelang es ihm, aus ihren spätesten Erzeugnissen ein Paar interessante Stellen aufzufinden, in welchen seine Theorie von der Sollicitation der Affekte und ihre Anwendung auf dem Gebiete der Aesthetik für die Wirkung der Tragödie als ächt Aristotelisch bestätigt zu werden schien.

Betrachten wir diese Stellen genauer. Da ist zuerst ein Neuplatoniker des vierten nachchristlichen Jahrhunderts, der Syrer Jamblichos, der in einem Streithandel mit dem Tyrier Malchus (Porphyrius) über die Rechtfertigung gewisser heiligen Abscheulichkeiten

[1]) Bernays, S. 145—146, S. 154.

in gewissen heidnischen Kulten, die Wendung brauchte: „durch das Sehen und Hören solcher schmutzigen Dinge in den Tempelkulten befreiten die Andächtigen sich von dem Schaden, den die wirkliche Ausübung derselben mit sich bringen würde.“ Diese nach dem krassesten Jesuitismus schmeckende Apologetik leitet der genannte Schriftsteller mit folgender theoretischer Begründung ein: „Die Kräfte der menschlichen Leidenschaften in uns werden, wenn wir sie ganz und gar in Bande legen, nur um so gewaltsamer; wenn sie aber zeitweilig zu einer kurzen Aeußerung, die das Maaß nicht überschreitet, hervorgelassen werden, so haben sie einen mäßigen Genuß, thun sich ein Genüge und geben sich dann, eben weil sie erleichtert worden sind (*ἀποκαθαιρόμενα*), von selbst und ohne Gewalt zur Ruhe. Eben deshalb bringen wir in der Komödie und Tragödie durch Anschauen fremder Leidenschaften unsre eignen Leidenschaften zur Ruhe, machen sie mäßiger und erleichtern sie.“ [1]) Herr Bernays findet hierin den reinen Goldgehalt der ächt Aristotelischen Sollicitationstheorie, die ächte Aristotelische Lehre von der kathartischen Wirkung der Tragödie. Und ohne einen Anstoß daran zu nehmen, daß der Neuplatoniker Komödie und Tragödie in denselben Topf der Katharsis wirft, behauptet er: daß diese oben übersetzten Worte „keimkräftige Kerngedanken“ enthalten, wie sie nur aus Aristoteles selbst und zwar aus dessen vollständiger Poetik entnommen [2]), in keinem Falle aber von nacharistotelischen Peripatetikern hätten gefaßt und in Umlauf gesetzt werden können. Wir gestehen, daß wir unsrerseits aus jenen Worten nichts Aristotelisches

[1]) *Διὰ τοῦτο ἐντε κωμῳδίᾳ καὶ τραγῳδίᾳ ἀλλότρια πάθη θεωροῦντες ἴσταμεν τὰ οἰκεῖα πάθη, καὶ μετριώτερα ἀπεργαζόμεθα, καὶ ἀποκαθαίρομεν.*

[2]) Herr Bernays glaubt sogar (S. 162) in der ersten Hälfte des Jamblichschen Satzes „so ziemlich die eignen Worte des Aristoteles aus dem verlorenen Theile der Poetik zu erkennen“, und da ihm der Ausdruck *πάθη* in dem Jamblichschen Texte nicht paßt, so schlägt er vor, denselben in *παθήματα* (*τὰ οἰκεῖα παθήματα*) zu ändern.

weiter zu entnehmen vermögen, als die bekannte Lehre von dem mäßigen Spielraume, den die menschlichen Leidenschaften haben müssen, daß uns dagegen die Theorie von der Beruhigung unsrer eignen Leidenschaften durch Anschauen der Leidenschaften Anderer in Tragödie und Komödie auf die trivialste Moralwirkung hinauszulaufen scheint; ganz abgesehen davon, daß wir die schließliche Vergleichung dieser Moralwirkung der dramatischen Poesie mit der Wirkung des Anschauens der sittenlosen Kultdarstellungen als eine Ungereimtheit betrachten.

Den zweiten noch stärkeren Beweis dafür, daß Aristoteles in dem verlorenen Theile seiner Poetik wirklich über die Katharsis der Tragödie nichts anderes als die Bernaysche Sollicitationstheorie gelehrt, also die Wirkung der Tragödie lediglich darin gesetzt habe, daß sie für die krankhaften Zustände der von Mitleid und Furcht übermäßig und chronisch affizirten Zuschauer eine zeitweilige Ableitung gewähre, — diesen Beweis findet Herr Bernays in der Schrift eines andern jüngern Neuplatonikers, des Proklos, der anderthalb hundert Jahre nach Jamblichos das neuplatonische Katheder einnahm. Dieser beantwortet in einer erklärenden Schrift über Platon's Ansicht von der Dichtkunst folgende Frage: [1])

„Warum läßt wohl Platon die Tragödie und die komische (Poesie) nicht zu, obschon sie doch zur Abfindung der Leidenschaften dient, welche weder ganz zu beseitigen möglich, noch wiederum völlig zu befriedigen gerathen ist, die vielmehr einer gewissen rechtzeitigen Anregung bedürfen, welche, wenn sie bei dem Anhören jener Dichtungen gewährt wird, es bewirkt, daß wir von ihnen (den Leidenschaften) für die übrige Zeit nicht belästigt werden?"

[1]) Beiläufig bemerkt, in den Worten: *τί δήποτε — τὴν τραγῳδίαν καὶ τὴν κωμικὴν οὐ παραδέχεται καὶ ταῦτα συντελοῦσαν πρὸς ἀφοσίωσιν τῶν παθῶν* — finde ich in den Worten *καὶ τὴν κωμικὴν* eine in den Text gedrungene Randbemerkung. Der Singularis in *συντελοῦσαν* zeigt noch das ursprünglich Richtige. Auch in der zweiten von B. angeführten Stelle findet dasselbe statt.

Wenn nun ſchon in der ganzen Faſſung dieſer Frage dem Herrn Bernays wieder die reine Ariſtoteliſche Abfindungslehre entgegentritt, ſo wird jede Widerrede gegen dieſe Entdeckung nach ſeiner Meinung durch den Aufſchluß unmöglich gemacht, welchen Proklos ſelbſt da, wo er das angekündigte Problem zu löſen beginnt, uns gegeben hat. Die Worte des Proklos lauten nämlich dort alſo:

„Das zweite Problem war dieſes, daß es ungereimt ſei, die Tragödie und Komödie zu verbannen, da man ja durch dieſe Dichtungen die Affekte (τὰ πάθη) maßvoll befriedigen und nach ſolcher Befriedigung an ihnen künftige Mittel zur ſittlichen Bildung haben könne, nachdem das Beſchwerliche an ihnen geheilt worden iſt. Dieſen Punkt nun, welcher ſowohl dem Ariſtoteles vielen Anlaß zu Angriffen, als den Verfechtern jener Poeſieen zu ihren Schriften gegen Platon gegeben hat, wollen wir etwa folgendermaßen im Anſchluß an das Frühere zu erledigen ſuchen.“

Hier iſt allerdings Ariſtoteles ausdrücklich genannt, und es iſt möglich, daß Proklos, als er dies ſchrieb, neben den vielen Schriften anderer Philoſophen und Aeſthetiker gegen Platon's abſtrakten ſittlichen Radikalismus, mit dem dieſer wunderbare Fanatiker der Idee die dramatiſche Poeſie aus ſeinem Idealſtaate verbannte, auch die Ariſtoteliſche Poetik und zwar das uns jetzt fehlende Kapitel von der Wirkung der Tragödie, vor Augen gehabt hat. Aber was beſagen die angeführten Worte des Proklos eigentlich? Beſtätigen ſie die uns bekannte Bernays'ſche Anſicht von der nackten pathologiſchen Erleichterungskur der beiden Affektionen des Mitleids und der Furcht, die Lehre von der Sollicitation und von der „Entladung“ oder „Abfindung“ dieſer Affektionen, worin nach Herrn Bernays Ariſtoteles die ganze kathartiſche Wirkung der antiken Tragödie geſetzt haben ſoll? Nichts weniger als das! Wer die Stelle mit unbefangenen Augen lieſt, findet darin vielmehr das ſtärkſte Gegenargument gegen die Erklärung unſers Auslegers. Man ſehe

doch nur, was uns hier Proklos eigentlich sagt. Platon hatte die dramatische Poesie, Tragödie und Komödie aus seinem Staate verbannt, weil sie die Leidenschaften der Menschen aufregen, und weil jede Aufregung der Leidenschaften schädlich und verwerflich sei. Aristoteles und andere Vertheidiger des Dramas haben gegen diesen Rigorismus polemisirt. Sie haben demselben zunächst den (ächt aristotelischen) Satz entgegengestellt: die Leidenschaften sollen und dürfen nicht im Menschen unterdrückt werden, es soll und muß ihnen vielmehr ein mäßiger Spielraum, eine vernünftige Befriedigung gewährt werden, denn so behandelt haben wir an ihnen Förderungsmittel und Hebel zu unserer sittlichen Bildung. Dieser letztere Punkt war der Ausgangspunkt, die Operationsbasis gleichsam (ἀφορμή), von welcher aus Aristoteles seine Widerlegung gegen die Platonische Theorie von der Verwerflichkeit der Tragödie und Komödie richtete. Dieser Ausgangspunkt enthält aber zugleich den Zielpunkt des Aristotelischen Philosophirens, den höchsten Gesichtspunkt, unter welchem er schließlich die Tragödie, wie in der Politik die Musik, betrachtete. Es ist die παιδεία, die sittliche und geistige Kultur des Menschen überhaupt, die Veredlung des ganzen Menschen.

Das ist es, was wir Andern schon lange wußten, auch ohne Proklos wußten, wenn wir auch Herrn Bernays gern das Verdienst lassen wollen, daß er in dem Neuplatoniker des sechsten Jahrhunderts nach christlicher Zeit unfreiwillig einen Gewährsmann für eine alte Wahrheit nachgewiesen hat. Einen unfreiwilligen Gewährsmann, — denn Proklos selbst erkennt diese Wahrheit ebenso wenig an, wie Herr Bernays. Er verharrt vielmehr auf dem alten Platonischen Standpunkte, und verwirft die dramatische Poesie aus demselben Grunde wie Platon, weil sie die Leidenschaften aufrege. Sein Räsonnement darüber ist ganz das eines modern pietistischen Theologen. Es lautet nach Bernays' Mittheilung:

„Wir müssen uns hüten sowohl vor der Tragödie als vor der

Komödie, denn sie stellen Charaktere aller Art ohne Unterschied dar, und ihr Reiz, der das reizbare Gemüthselement zu Mitempfindung hinreißt, ist ganz dazu angethan, das Leben der jungen Leute mit den aus jener nachahmenden Darstellung entspringenden Uebeln zu erfüllen und statt eine mäßige Ableitung (ἀφοσίωσις) im Betreff der Leidenschaften zu gewähren, ihren Gemüthern eine schlimme und schwer auszutilgende Färbung zu geben, welche das Eine und Einfache verwischt und dafür das Entgegengesetzte von beidem in Folge der Neigung zu solchen dichterischen Gebilden aller möglichen Art ausprägt. Richten sich doch jene Dichtgattungen vornehmlich auf dasjenige Element der Seele, welches zumeist den Affekten bloßgestellt ist: die Komödie, indem sie das vergnügungssüchtige Gefühl stachelt und in unmäßiges Lachen ausbrechen läßt, die Tragödie, indem sie die Trauersucht großzieht und zu unedlen Jammerklagen hinreißt; beide nähren, jede an ihrem Theil, das den Affekten unterworfene Element in uns, und zwar je vollständiger sie ihrer dichterischen Aufgabe genügen, um so stärker. Freilich hat der Gesetzgeber, wie auch wir zugeben, die Pflicht, gewisse Ableitungen jener Affekte zu beschaffen [1]), aber nicht auf solche Art, daß dadurch der Hang zu ihnen noch verstärkt wird, sondern vielmehr so, daß er gezügelt und die Bewegungen derselben gehemmt werden. Was nun aber Tragödien und Komödien betrifft, die außer mit der Mannigfaltigkeit auch noch mit der Maaßlosigkeit in der Hervorlockung dieser Affekte behaftet sind, so glaube ich, daß sie nicht von fern zu einer beruhigenden Ableitung nützlich sind. Denn Ableitungen bestehen nicht in übermäßigen Steigerungen, sondern in gemäßigten Wirkungen, und haben nur eine geringe Aehnlichkeit mit dem, wovon sie Ableitungen sind."

[1]) „jener Affekte" (τῶν παθῶν τούτων) sagt Proklos, d. h. der oben genannten Affekte der Lustigkeit und der Traurigkeit (τὸ φιλῆδονον — τὸ φιλόλυπον); und Aristoteles bezeichnet als solche Ableitungen in der Politik (VIII. 6. § 5.) die Spektakelmusik der öffentlichen virtuosistischen Musikaufführungen.

Das Alles ist ganz in der Ordnung, und Proklos hat sogar Recht, nicht gegen Aristoteles und die Seinen, sondern gegen Herrn Bernays und seine Sollicitations- und Abfindungstheorie. Allerdings — das ist nach dieser Stelle des Proklos unleugbar — hat es Leute gegeben, welche schon anderthalb tausend Jahre vor Herrn Bernays die Tragödie, — und nicht nur diese, sondern auch die Komödie, also die Bühne überhaupt, — dadurch gegen Platon's Angriffe in Schutz nahmen, daß sie meinten, der Mensch müsse doch einen Ort haben, wo er seine Leidenschaften auslassen könne. Ein solcher Ort sei das Theater, und sei die Kirche, nämlich die heidnische mit ihren phallischen Kulten und Darstellungen. Aber was geht diese Trivialität den Aristoteles an? Proklos nennt freilich den Aristoteles. Aber Proklos spricht auch noch von „*vielen Anderen*", welche die tragische und komische Poesie gegen Platon in Schutz genommen und Platon's Aufstellungen bekämpft haben. Wenn er bei diesen, oder bei einigen von diesen, jene triviale Vertheidigung des Dramas als Fontanelle der Leidenschaften im Menschen fand, was berechtigt Herrn Bernays, diese seltsame Theorie gerade auf Aristoteles zurückzuführen?

Doch lassen wir das! Nehmen wir einmal an: Proklos und Jamblichos hätten gedacht wie Herr Bernays, hätten die Lehre des Aristoteles von der Wirkung der Tragödie eben so aufgefaßt wie der Zeitgenosse Hegel's, — was folgt daraus? Nichts, als daß der Irrthum des Herrn Bernays nicht einmal den Reiz der Neuheit hat. Oder sollen wir wirklich glauben, daß die *ganze* aristotelische Lehre von der Katharsis, die Aristoteles selbst für so wichtig und schwierig hielt, daß er ihrer ausführlicheren Erläuterung in der Poetik ein eignes Kapitel widmen zu müssen meinte, in diesen so eben betrachteten Stellen des Jamblichos und Proklos enthalten sei, während wir doch aus ihnen auf's Höchste nur das lernen, was wir bereits aus der Aristotelischen Politik wußten, dies nämlich: daß nach Aristoteles eine gewisse Ableitung der Leidenschaft

auch ein Gesichtspunkt sei, unter welchem Musik und Poesie betrachtet werden können? Gewiß nicht! — Ferner sehen wir, daß Jamblichos die Wirkung der Tragödie und Komödie durchaus als einen subjektiv moralischen Nutzen für die Zuschauer auffaßt, denn er sagt wörtlich: „Dadurch, daß wir in der Komödie (— er stellt diese voran! —) sowohl wie in der Tragödie fremde Leidenschaften (*πάθη*) anschauen, beruhigen wir die eignen Leidenschaften, machen sie mäßiger und reinigen sie (*ἀποκαθαίρομεν*)." Dieselbe Theorie von der moralischen Wirkung und dem moralischen Nutzen der Komödie und Tragödie hatte auch Proklos vor Augen, nur daß er sie nicht, wie Jamblichos accertirt, sondern bekämpft und leugnet, und zwar mit Gründen, die von seinem Standpunkte aus und einer solchen schaalen Besserungstheorie gegenüber, durchaus nicht verächtlich sind. Zumal da Proklos die Jugend als Zuschauer im Auge hat, deren Leidenschaften weder damals noch jetzt im Theater Beruhigung, Mäßigung und zweckmäßige Ableitung, sondern, wie Proklos sehr richtig bemerkt, vielmehr das Gegentheil davon erfahren haben und erfahren.

Und endlich! Beide Neuplatoniker, Jamblichos wie Proklos, sprechen nicht nur von der Tragödie, sondern auch von der Komödie; sie verbinden beide, ja sie stellen zum Theil die Komödie voran. Wenn nun nach der Bernaysschen Ansicht, Aristoteles die Tragödie die Ableitungsfontanelle für die Mitleidigen und Furchtsamen ist, welches sind dann die „Affektionen", welche durch die Komödie in gewissen Zuschauern durch „Sollicitation" entladen, abgeleitet und zeitweilig beruhigt werden? — Darauf ist Herr Bernays die Antwort schuldig geblieben; und doch mußte er sie geben, wenn er behauptet, daß Proklos und Jamblichos aus der vollständigen aristotelischen Poetik geschöpft, daß sie die vollständige aristotelische Lehre von der Katharsis in der Darstellung des Stagiriten selbst vor sich gehabt haben.

Siebentes Kapitel.

Die tragische Katharsis des Aristoteles.

Also aus Proklos und Jamblichos ist nichts zu lernen für die Aufhellung der Aristotelischen Definition, „deren abgerissene Räthselhaftigkeit, wie Herr Bernays sagt, selbst einem Lessing unzugänglich blieb.“ Gehen wir daher lieber wieder an die rechte Schmiede, zum Aristoteles selbst, und sehen wir zu, ob nicht in ihr der verlorene Schlüssel mit einiger Mühe und Anstrengung wieder zurechtgeschmiedet werden kann. Der ächte Schlüssel freilich, die ausführliche Aristotelische Entwicklung der Katharsis, des ästhetischen Begriffs, der sich, wie wir sahen, nicht nur auf die Tragödie allein, sondern jedenfalls auch auf die Musik erstreckte, ist durch Schuld des Verkürzers und Verstümmlers der Poetik verloren, der, wie Herr Bernays mit Recht bemerkt, alle die auf die Erklärung der Katharsis bezüglichen Ausführungen schwerlich aus einem anderen Grunde als eben weil sie so umfänglich und von rein philosophischen Erörterungen erfüllt waren, in seiner Unbekümmertheit um reine Philosophie unbarmherzig weggeschnitten hat.[1]) Aber vielleicht findet sich dennoch in dieser verstümmelten Poetik noch Material genug, um wenigstens für die Katharsis der Tragödie einen Nachschlüssel daraus zu machen.

[1]) Bernays, S. 145—146.

Sehen wir uns vor allen Dingen die ganze Definition der Tragödie noch einmal genauer an. Wir finden, daß alle einzelnen Stücke derselben, genau wie Aristoteles sagt, aus dem in den vorhergehenden Abschnitten der Poetik Entwickelten folgen. Die Tragödie ist nach der Aristotelischen Definition zunächst „Nachahmung", d. h. kunstmäßig schöpferische Darstellung (μίμησις). Dies hat sie mit aller Kunst nach Aristoteles (Poet. I.) gemein. Ihr Objekt, das was sie nachahmend darstellt, ist zweitens im Allgemeinen eine Handlung, deren ebenso abstrakt allgemeine Bestimmungen durch die Prädikate: „ernst bedeutend", „abgeschlossen" und „von einem bestimmten Umfange", ausgesprochen werden. Ernstbedeutend (σπουδαία) ist die Handlung der Tragödie im Gegensatze zu der Handlung der Komödie, weil sich in der Handlung der Tragödie substantielle Mächte offenbaren, in denen sich der Ernst des Lebens bewegt. Das Medium der Nachahmung drittens ist in der Tragödie wie in der Poesie überhaupt die Sprache, und zwar die durch die Kunstmittel des Metrums, des Rhythmus und Gesangs „gewürzte" d. h. verschönerte, idealisirte Sprache, wobei nur der Umstand für die Tragödie, im Unterschied zu Epos und Lyrik, eigenthümlich ist, daß diese Kunstmittel nicht alle zusammen, sondern jedes für sich in den verschiedenen Partien angewendet werden. Viertens bezeichnet der Philosoph den formellen Unterschied der „Nachahmung der Handlung" in der Tragödie von der im Epos durch die Worte: „vorgeführt von wirklich handelnden Personen und nicht durch berichtende Erzählung", und schließt dann seine Definition mit den — fast möchte man sagen — ebenso berüchtigten als berühmten Worten, mit deren Erklärung wir es hier zu thun haben, und die ich deshalb im Originalterte noch einmal hier herseßen will: δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.

Wir sehen, daß Aristoteles bis zu diesen lezten Worten nur lauter abstrakt allgemeine Bestimmungen der tragischen „Handlung"

angiebt, d. h. lauter solche, die sie mit der Handlung des Epos gemeinsam hat; denn auch die epische Handlung ist eine „ernsthedeutende", eine σπουδαία, auch sie muß „Anfang, Mitte und Ende", und „eine gewisse Größe" haben. Dagegen muß es auffallen, daß Aristoteles den wesentlichen Inhalt der tragischen Handlung, die Eigenschaft, wodurch sie sich von der epischen unterscheidet, mit keiner Sylbe erwähnt, oder vielmehr mit keiner Sylbe zu erwähnen scheint. Und doch mußte dies in einer Definition nothwendig geschehen, wenn sie vollständig und erschöpfend sein, und nicht vielmehr das Wesentlichste übergehen sollte. Welches ist nun diese wesentlichste Bestimmung der Handlung, deren Nachahmung der Tragödie gehört? Aristoteles selbst sagt es uns zu wiederholten Malen, ja es scheint, als ob er gerade diese Bestimmung nicht oft genug wiederholen könnte, so häufig kommt er auf sie zurück. — Gleich im neunten Kapitel der Poetik heißt es [1]): „Die tragische Darstellung hat es nicht nur mit einer Handlung zu thun, welche in sich abgeschlossen ist, sondern mit dem was furchtbar und mitleidswerth ist" (οὐ μόνον τελείας ἐστὶ πράξεως ἡ μίμησις ἀλλὰ καὶ φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν), das heißt wie er im eilften Kapitel erklärend sagt [2]): „Diejenigen Handlungen, mit welchen es nach unsrer Definition die Tragödie zu thun hat, sind solche, welche Mitleid und Furcht einflößen." „Nach unsrer Definition" — denn das ist der Sinn von ὑποκεῖται, was ich wohl nicht erst zu beweisen brauche. Aristoteles nennt also die Bestimmung, daß die tragische Handlung Mitleid und Furcht enthalten, daß sie geeignet sein müsse, diese beiden Empfindungen in dem Zuschauer und Hörer zu erwecken, eine Fundamentalbestimmung, die also in einer Definition nicht fehlen darf. Und sie fehlt auch nicht in der

[1]) Poet. cp. IX. § 11. Ritter.

[2]) Poet. cp. XI. § 4.: ἡ γὰρ τοιαύτη ἀναγνώρισις καὶ περιπέτεια ἢ ἔλεον ἕξει ἢ φόβον, οἵων πράξεων ἡ τραγῳδία μίμησις ὑποκεῖται.

richtig verstandenen Aristotelischen Definition. Denn die Worte „durch Mitleid und Furcht" in dem Satze: „die nachahmende Darstellung, welche Tragödie heißt — vollbringt durch Mitleid und Furcht die Katharsis der Pathemata dieser Art", können nichts anderes bedeuten als: Mitleid und Furcht sind die nothwendigen Elemente, welche die vom Dichter dargestellte tragische Handlung enthalten, sind die Hebel, welche der Dichter durch die vorgestellte Handlung in Bewegung setzen muß, um die spezifische Wirkung der Tragödie hervorzubringen. Wer das nicht glauben will, dem soll es Aristoteles selbst sagen, und zwar so deutlich, daß kein Mißverstehen möglich ist.

Im Anfange des dreizehnten Kapitels der Poetik sagt der Philosoph, daß er die Frage behandeln wolle: „welches die Quellen seien, aus denen die Wirkung der Tragödie, oder wie er sagt das Werk, welches die Tragödie zu vollbringen, das was sie zu leisten hat, entspringe." [1])

Hier oder nirgends muß also der Schlüssel sein zu der Katharsis, von welcher Aristoteles in der Definition sagt, daß die Tragödie sie „abschließlich vollbringe." Denn was ein Ding vollbringt, was es hervor- und zu Stande bringt, das ist eben sein *ἔργον*, seine zu erfüllende Aufgabe, seine eigenthümliche Leistung [2]) und Verrichtung. Als solche aber bezeichnet Aristoteles von der Tragödie in seiner Definition derselben die Katharsis der Pathemata.

Hören wir also, was Aristoteles lehrt über die Mittel und Wege, durch welche diese der Tragödie eigenthümliche Leistung bewirkt werden kann. „Wir haben gezeigt, sagt er, daß die Verknüpfung der Thatsachen, die Synthesis, die Komposition der Hand-

---

[1]) *πόθεν ἔσται τὸ τῆς τραγῳδίας ἔργον.*

[2]) So z. B. ist das *ἔργον* der Freiheit, daß sie dem Menschen gewährt nach seiner eigenen Willensbestimmung zu leben (*τὸ ζῆν ὡς βούλεταί τις*) Polit. VI. cp. 1. § 14. So hat der Mensch als Mensch ein *ἔργον* (Eth. Nic. I. 7. 10 ff.) Ebenso der Staat (Polit. VII. 4. 3.) u. s. w.

lung, in der ästhetisch vollendetsten Tragödie nicht einfach, sondern verwickelt sein muß, so wie, daß die letztere nachahmende Darstellung furchtbarer und mitleiderregender Vorfälle ist, denn — zum dritten Male schärft der Stagirit dies ein — „denn dies ist das Eigenthümliche dieser Kunstgattung. Aus diesen beiden Bestimmungen ergiebt sich nun zunächst, daß in der Tragödie weder abstrakt tugendhafte Männer [1]) aus Glück in Unglück gerathend vorgestellt werden dürfen, — denn das ist weder Furcht noch Mitleid zu wecken geeignet, — noch Nichtswürdige aus Unglück in Glück, — denn das ist das Alleruntragischste. Ein solcher Fall hat nämlich gar nichts von dem was ein tragischer Fall haben soll; denn er erregt weder unsere allgemein menschliche Theilnahme, noch unser Mitleid, noch unsere Furcht. Drittens darf auch nicht der absolut Schlechte aus Glück in Unglück gerathen, denn eine solche Komposition kann zwar wohl möglicherweise unsere allgemein menschliche Theilnahme in Anspruch nehmen, aber weder Furcht noch Mitleid erwecken. Denn unser Mitleid gilt dem unverdient Unglücklichen, unsere Furcht dem der Unsresgleichen ist; jener Gang der Handlung ist also weder mitleidswerth noch furchtbar. Es bleibt also nur noch (als tragischer Held) ein solcher übrig, der zwischen jenen beiden in der Mitte steht. Ein solcher aber ist derjenige, der während er einerseits weder durch Tugend und Gerechtigkeit vor allen andern Menschen hervorragt, doch andrerseits nicht durch Schlechtigkeit und verbrecherische Nichtswürdigkeit aus Glück in sein Unglück geräth, sondern durch irgend einen Fehltritt; und zwar Einer von denen, die in großem Ansehen und Glücke sich befinden, wie Oedipus und Thyestes und andere hervorragende Männer solcher vornehmen Geschlechter."

---

[1]) d. h. Aristoteles warnt vor abstrakt idealen Charakteren als Helden einer Tragödie, ganz wie Lessing sich gegen die abstrakt idealen Helden im spezifisch christlichen Trauerspiel erklärte.

Weiterhin bemerkt Aristoteles, daß der „Fehltritt" (ἁμαρτία), der die tragische Katastrophe herbeiführe, und den er vorher nur als „irgend einen" (τινά) bezeichnet hatte, jedenfalls nicht unbedeutend sein dürfe, daß er vielmehr stark in's Gewicht fallen müsse (δι' ἁμαρτίαν μεγάλην), daß aber der tragische Held, der sich solchen Fehler zu Schulden kommen lasse, doch in der Stufenleiter zwischen ausgezeichneter Vortrefflichkeit und überwiegender Schlechtigkeit eher höher als niedriger stehen müsse.

„Diese Art der Tragödie also, deren Komposition ich so eben beschrieben habe, fährt der Philosoph fort, „ist, mit dem Maaßstabe der tragischen Kunst gemessen (κατὰ τὴν τέχνην), die schönste." Er meint diejenige, in welcher der Held, ein Mensch wie er ihn zuvor beschrieben hat, aus Glück in Unglück geräth; und er knüpft an dieses Urtheil seine berühmte Würdigung des Euripides, die den Romantikern so viel zu schaffen gemacht hat, indem er fortfährt: „Darum sind die Kunstrichter, welche eben dies dem Euripides vorwerfen, daß er dies in seinen Tragödien thut, und daß dieselben in der Regel einen unglücklichen Ausgang haben, im Irrthume. Dafür giebt es einen höchst schlagenden Beweis. Auf den Bühnen nämlich und bei den Aufführungen erscheinen solche Tragödien, wenn sie gut dargestellt werden, als die am meisten tragischen, und Euripides, wenn auch im Uebrigen die Oekonomie seiner Stücke keineswegs zu loben ist, erscheint doch in dem, was das Spezifisch-Tragische anlangt, ohne Frage als der erste der Dichter." — Wir werden weiterhin sehen, wie sich dies Urtheil des Aristoteles über den großen Dichter zu seiner Lehre von der Wirkung der Tragödie verhält. Für jetzt folgen wir dem Philosophen weiter in seiner Entwicklung dessen, woraus diese Wirkung hervorgehen soll. Er verwirft zunächst jene zweite Art der tragischen Komposition, welcher andere Aesthetiker, wie er sagt, den ersten Rang anwiesen, die nämlich, welche so abschließt, daß die Guten aus Unglück in Glück, die Bösen aus Glück in Unglück gerathen, wie in der Odyssee ge-

ſchieht, die er ſehr paſſend als Beiſpiel anführt. Dieſe Kompoſitionsweiſe, ſagt er, gilt als die erſte wegen der Schwäche des Publikums, welcher ſich die Poeten akkommodiren. „Aber dieſe Luſt (d. h. dieſe Art von Befriedigung, welche wir empfinden, wenn wir die Guten ſchließlich für ihre Leiden belohnt und die Böſen für ihre Uebelthaten beſtraft ſehen) iſt nicht diejenige, welche die Tragödie gewähren ſoll, ſondern iſt vielmehr der Komödie eigen."

Welches iſt nun aber dieſe der Tragödie eigenthümliche Luſtempfindung, dieſe affirmative ἡδονὴ ἀπὸ τραγῳδίας, die allein von der Tragödie und von keiner andern Dichtung gewährt wird? Die poſitive Antwort hierauf muß entſcheidend ſein für die Ariſtoteliſche Anſicht von der Wirkung der Tragödie. Denn dieſe Luſtempfindung, dieſe Befriedigung, dieſe ἡδονή iſt das ἔργον, die Leiſtung, iſt das Weſen und das bewirkte Reſultat der Tragödie. — Ariſtoteles bleibt uns dieſe Antwort auch nicht ſchuldig. Er giebt ſie im vierzehnten Kapitel der Poetik, wo er ſich gegen diejenigen Poeten erklärt, welche Furcht und Mitleid in ihren Tragödien vorzugsweiſe durch äußerlich ſinnliche Mittel, durch Effekte, welche auf ſceniſche Darſtellung für das Auge berechnet ſind, hervorbringen, während der ächte und wahre Dichter dieſe Wirkung durch die rein geiſtige Verknüpfung der Thatſachen zu erzeugen verſtehe. „Solch ein wahrer Dichter, ſagt er, iſt Sophokles. Wer ſeinen Oedipus auch nur blos lieſt oder leſen hört, wird ſich von Schauer und Mitleid über die Vorgänge ergriffen fühlen, auch ohne daß er etwas vorgehen ſieht. Poeten aber, die gar in ihren Bühneneffekten fürs Auge es nicht auf das Furchtbare, ſondern lediglich auf das Monſtröſe, Wunderbare (τὸ τερατῶδες) abſehen, haben gar nichts mit der Tragödie zu ſchaffen. Denn, — und dies oder keine iſt die Antwort, welche wir ſuchen — „denn man darf nicht alle und jede Luſt von der Tragödie verlangen, ſondern nur die ihr eigenthümliche, nämlich die Luſt, welche aus Mitleid und Furcht durch das Mittel der dichteri-

ſchen Darſtellung entſpringt. Dieſe Luſt ſoll uns der Dichter ſchaffen, und eben deshalb muß er dies (die Fähigkeit, Mitleid und Furcht in der Bruſt des Hörers zu erregen) in die dargeſtellten Thatſachen hineindichten.“ [1])

Alſo: ein Luſtgefühl, ein Gefühl der Befriedigung als Reſultat entſpringend aus (*ἀπὸ*) den Empfindungen von Mitleid und Furcht, welche der Dichter durch ſeine Darſtellung der Leiden und des Unglücks der tragiſchen Helden (*διὰ μιμήσεως*) in uns erzeugt, — das iſt die Leiſtung, das „Werk“ (*ἔργον*) der Tragödie. Dieſes Gefühl der Befriedigung uns zu verſchaffen (*παρασκευάζειν*), das iſt nach Ariſtoteles die Pflicht, die Aufgabe des tragiſchen Dichters, — und die Löſung dieſer Aufgabe das iſt, ſagen wir es mit einem Worte, die Katharſis der leidvollen Empfindungen, welche nach Ariſtoteles' Definition die Tragödie zu Stande bringt, oder um das griechiſche, von Ariſtoteles gewiß mit beſtem Vorbedacht hier gebrauchte Zeitwort ganz genau zu überſetzen: welche die Tragödie als Endergebniß und Abſchluß zu Stande bringt. Wunderbar genug hat nur der einzige Goethe eine gleichſam inſtinktive Ahnung gehabt von der wahren Bedeutung dieſes Zeitworts, das klar und deutlich die Katharſis als ein abſchließendes Endergebniß der Dichtung des tragiſchen Dichters bezeichnet, während, ſo viel ich weiß, kein Philologe dieſe Grundbedeutung gehörig berückſichtigt und ihre Wichtigkeit für das Verſtändniß der Ariſtoteliſchen Definition erkannt hat.

Und wie genügt der wahre tragiſche Dichter dieſer Aufgabe? Wie bringt er durch ſeine Darſtellung von Leid und Unglück, durch einen Verlauf von Begebenheiten, welche durch die Kunſt eben

[1]) *Οὐ γὰρ πᾶσαν δεῖ ζητεῖν ἡδονὴν ἀπὸ τραγῳδίας, ἀλλὰ τὴν οἰκείαν· ἐπεὶ δὲ τὴν ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου διὰ μιμήσεως δεῖ ἡδονὴν παρασκευάζειν τὸν ποιητήν, φανερὸν ὡς τοῦτο ἐν τοῖς πράγμασι ἐμποιητέον.* Poet. XIV. 2—4.

dieſer ſeiner Darſtellung die Kraft haben, unſere Furcht und unſer Mitleid zu erregen, ſtatt Betrübniß und Schmerzempfindung (λύπη) vielmehr das Gegentheil, Luſtgefühl und Befriedigung (ἡδονή) in uns hervor?

Auch auf dieſes Wie? iſt uns Ariſtoteles die Antwort nicht ſchuldig geblieben. Sie ſteht deutlich in ſeiner Poetik zu leſen, ſo deutlich, daß man eben nur zu leſen braucht.

Erinnern wir uns zunächſt des berühmten Worts, das der größte Denker des Alterthums für alle Zeiten über das Verhältniß von Poeſie und Geſchichte geſprochen hat. Dies Wort lautet: die Poeſie iſt philoſophiſcher und gehaltvoller als die Geſchichte, denn ſie hat es mit dem Allgemeingültigen, Nothwendigen, Ewigen zu thun, während die Geſchichte an das Beſondere, Zufällige, Zeitliche gebunden iſt. [1])

„Was ſich nie und nimmer hat begeben,
Das allein veraltet nie."

Und was von der Poeſie im Allgemeinen gilt, das gilt nach Ariſtoteles, der dies Wort obenein in einer Abhandlung über die Tragödie geſprochen hat, ohne Frage auch, und zwar im höchſten Maaße, von der höchſten Form der Poeſie, von der Tragödie. Denn das höchſte Geſetz für dieſe Art poetiſcher Darſtellung iſt nach Ariſtoteles die innere Nothwendigkeit oder doch die innere Wahrſcheinlichkeit des Dargeſtellten. Dieſe fordert der Stagirit wie für die Charaktere ſo auch für die Verknüpfung der Thatſachen, für den Gang der tragiſchen Handlung. „In den Charakteren, ſagt er, muß ebenſo wie auch in der Verknüpfung der Thatſachen (in der Kompoſition der Handlung) der Dichter immer entweder auf das Nothwendige, oder auf das Wahrſcheinliche ausgehen; daß alſo ein gewiſſer Menſch gewiſſe Dinge ſagt oder thut, muß

[1]) Poet. IX. 2—4 ff. Vergl. Viſcher, Aeſthetik II. Seite 350—351. S. 364—365, IV. S. 1207.

entweder nothwendig oder wahrscheinlich sein, gleichwie nothwendig oder wahrscheinlich gerade diese Handlung auf diese Handlung folgen muß. Daraus leuchtet ein, daß auch die Lösung in der tragischen Fabel aus dieser Fabel selbst hervorgehen muß, nicht äußerlich herbeigeführt werden darf." [1]) Darum tritt als Hauptfrage die Frage nach der tragischen Schuld in den Vorgrund. Aristoteles erklärt sich zunächst gegen die Wahl abstrakt idealer Charaktere als solcher in der Tragödie, und zwar aus demselben Grunde, aus dem Lessing die durchaus schuldlosen Helden des spezifisch christlichen Trauerspiels verwarf. [2]) Die Ansicht, daß das Leiden des ganz Unschuldigen untragisch, daß eine solche Darstellung ein *μιαρόν*, das heißt ein frevelhaft gräßliches, eine Versündigung gegen die Gottheit sei, finden wir schon bei Platon ausgesprochen, wenn er verlangt, daß der tragische Dichter die Schicksale der Pelopiden oder der Niobe so darstellen müsse, daß die Gottheit Walten dabei immer gerecht und den Leidenden heilsam erscheine. [3]) Aristoteles verlangt, daß eine Schuld, ein Fehl, und zwar „ein großer", Ursache sei von dem Unglück des tragischen Helden, welches wir als ein nothwendiges begreifen sollen. Aber so streng er sich gegen die abstrakt ideale Tugend des Helden erklärt, so nachdrücklich er es betont, daß der Held der Tragödie nicht über alles Maaß der Menschlichkeit erhaben dastehen, daß er einen Zusammenhang mit uns als Mensch, als ein dem Irrthum und Fehltritt unterworfener Mensch haben müsse: eben so nachdrücklich verlangt er andererseits doch wieder ideale Haltung und Erhabenheit der tragischen Charaktere und Gestalten über das gemeine Maaß sittlicher Größe [4]). Denn „die sittliche Tüchtigkeit (*τὸ σπουδαίους εἶναι*) im Unglück

[1]) Poet. XV. 6—7. Vgl. IX. 1—6.

[2]) Stahr, Lessing I. S. 348.

[3]) Plat. Staat. II. p. 380 a—b.

[4]) Poet. XIII.: *ἢ βελτίονος μᾶλλον ἢ χείρονος.* Vgl. ep. XV. 1.

steigert mehr als alles Andere unser Mitgefühl (ἔλεος) [1]), während sie zugleich durch ihre Kraft erhebend auf unser Gemüth wirkt. [2])

An den Begriff der Nothwendigkeit einerseits und der Schuld andererseits knüpft sich aber drittens in der Aristotelischen Lehre von der Tragödie der Begriff der tragischen Gerechtigkeit. „Wenn der tapfere, heldenhafte aber ungerechte Mann trotz seiner Tapferkeit besiegt, wenn der Kluge aber Schlechte trotz aller Klugheit doch überlistet wird, das ist tragisch und erregt unsere menschliche Theilnahme." [3])

Beiläufig bemerkt, zeigt diese von den Aesthetikern bisher übersehene Stelle der Poetik, daß Aristoteles in seiner Theorie der Tragödie der Darstellung des Bösen in seiner Erhabenheit der Kraft, wie wir sie in Shakspeare's Richard III. finden, durchaus nicht so fern war, als die neuere Aesthetik gemeint hat, und daß Lessing wußte was er sagte, als er den kühnen Ausspruch that: er finde Shakspeare durchaus mit Aristoteles in Uebereinstimmung.

Dies Beides also: die Einsicht in die Nothwendigkeit der Folge von Ursach und Wirkung im Verlaufe der tragischen Handlung, die Erkenntniß der Schuld im Leiden und Unglück des Helden, dem wir doch unsere volle Theilnahme bewahren, weil wir uns ihm menschlich verwandt (ὁμοῖος) fühlen, und die aus beiden zusammen entspringende Ueberzeugung von der ewigen Gerechtigkeit, welche wir zwar nicht immer in der wirklichen Welt, wohl aber stets in der vom Künstler dargestellten Welt erkennen, dies ist es, wodurch in der Tragödie, trotzdem daß ihr Inhalt furchtbar und jammervoll ist, dennoch, statt Betrübniß und Schmerzempfindung (λύπη), vielmehr eine eigenthümliche Lustempfindung, ein Gefühl der Befrie-

---

[1]) Arist. Rhet. II. 8. extr. Vgl. Cic de Orat. II. § 211. ita quum singuli casus humanarum miseriarum gravitor accipiuntur, tum adflicta et prostrata virtus maxime luctuosa est.

[2]) Ethic, Nicom. I. 10. extr.

[3]) Poet. XVIII. 6.

digung (ἡδονή) hervorgebracht wird. Dies ist es, wodurch nach Aristoteles die schmerzvollen Eindrücke, die παθήματα, welche wir durch die tragische Handlung, die sich an unser Mitleid und an unsere Furcht wendet, empfangen, durch die Kunst des Dichters idealisirt werden, d. h. ihre Reinigung (κάθαρσιν) oder wenn wir bei der von Bernays nachgewiesenen pathologischen Metapher bleiben wollen, ihre erleichternde „Ableitung" erhalten. Wir sehen, „Ableitung" und ihre Wirkung, die Erleichterung der menschlichen Brust, ist auch hier im Spiele; aber in anderer Weise als bei der ekstatischen und orgiastischen Musik, von deren kathartischer Wirkung Aristoteles in der Politik redet. Und eben weil auf dem Gebiete der Poesie und durch deren höchste Leistung die Tragödie, die Katharsis in ganz anderer Weise sich vollbringt als dort — darum hielt es Aristoteles in der Politik für nöthig, seinen Lesern zu sagen: „Was ich unter Katharsis meine, ist hier, ist aus dieser Anwendung des Ausdrucks noch nicht zu verstehen, aber ich werde davon in der Poetik deutlicher sprechen."

So sehen wir also die Aristotelische Katharsis der Tragödie im innigsten Zusammenhange mit seinem berühmten Satze, daß die Poesie philosophischer (d. h. lehrreicher) und gehaltvoller sei als die Geschichte. Denn nur die Poesie gewährt in ihrer höchsten Form, in der Tragödie, was die Geschichte nie zu leisten vermag, die Erkenntniß und unmittelbare Anschauung der absoluten Vernünftigkeit durch die absolute Vernünftigkeit des tragischen Abschlusses. Von dieser Art des Abschlusses spricht Hegel, und zwar, wie wir sehen, im vollkommensten Einverständnisse mit Aristoteles, wenn er sagt: „Nur wenn man diese Einsicht festhält, läßt sich die alte Tragödie begreifen. Denn nur dann ist nicht das Unglück und Leiden" (inhaltlich wird hier von Hegel dasselbe, was in der Aristotelischen Definition formell, ausgedrückt) „sondern die Befreiung des Geistes" (die Katharsis) das Letzte, insofern am Ende die Nothwendigkeit dessen, was den Indi-

viduen geſchieht, als abſolute Vernünftigkeit erſcheinen kann, und das Gemüth wahrhaft ſittlich beruhigt iſt: erſchüttert durch das Loos der Helden (d. h. δι' ἐλέου καὶ φόβου), verſöhnt in der Sache." — Es darf wohl als ein Triumph der Philoſophie bezeichnet werden, wenn wir die beiden tiefſten Denker alter und neuer Zeit in einer der wichtigſten Fragen aller Aeſthetik ſo zuſammengehen ſehen! —

So haben wir Schritt vor Schritt die Lehre des Ariſtoteles von der Wirkung der Tragödie in ihrem Zuſammenhange nachgewieſen, und dürfen es jetzt getroſt dem Urtheil des Leſers überlaſſen, was von einer Auslegung zu halten ſei, welche wie die Bernaysſche von dem Philoſophen ausſagt: „Seine Forderung der Katharſis verlangt von der Tragödie nichts weiter, als daß ſie dem Zuſchauer einen Stoff biete, an dem er die Doppelempfindung von Mitleid und Furcht auslaſſen könne." [1]) Herr Bernays vergißt aber obenein hier, daß nach ſeiner früheren Erklärung nicht von jedem Zuſchauer, ſondern nur von dem vorzugsweiſe „furchtſamen" und „mitleidigen" die Rede ſein kann, daß es ſich nach ſeiner Deutung des Worts παθήματα nicht von Empfindungen ſchlechtweg, ſondern von krankhaften „chroniſchen Gemüthsaffektionen" handelt, und daß, nach ſeiner Auslegung des Ariſtoteles, nur auf ſolche „mit dieſen Affektionen habituell behaftete" Zuſchauer die kathartiſche Wirkung abzielt. Und wenn nach Herrn Bernays Ariſtoteles „in den Affekten von Mitleid und Furcht die zwei weitgeöffneten Thore" erkannt haben ſoll, „durch welche die Außenwelt auf die menſchliche Perſönlichkeit eindringt, und der unvertilgbare gegen die ebenmäßige Geſchloſſenheit anſtürmende Zug des pathologiſchen Gemüthselements ſich hervorſtürzt, um mit gleichempfindenden Menſchen zu leiden, und vor dem Wirbel der drohend fremden Dinge zu beben" — ſo glauben wir unſererſeits entſchieden nicht, daß

[1]) Bernays, S. 172.

Aristoteles den Menschen im Allgemeinen ein Uebermaß von Mitleid zugeschrieben hat. Eher vielleicht das Gegentheil.

Aber wir müssen uns, bevor wir schließen, noch mit einem andern wichtigen Punkte der Bernaysschen Erörterung beschäftigen. Es ist von seinem Standpunkte allerdings nur konsequent, daß er den Aristoteles der Tragödie jeden versittlichenden Einfluß absprechen läßt, und daß er seine Erklärung des Philosophen mit den Worten schließt: „Die Tragödie und das letzte Ziel, auf welches Alles in ihr hinblickt, die tragische vom Mitleid angefachte Furcht, d. h. die Empfindung, welche den Menschen durchbebt, wenn er sich seine Stellung zum All und dessen geheimnißvoll strafenden und lohnenden Gesetzen, ohne Rücksicht auf handelnde Thätigkeit oder begriffliche Erkenntniß, in der bloßen Anschauung vergegenwärtigt, — erschien dem Aristoteles zu moralischer Besserung oder intellektueller Aufklärung weder befähigt noch berufen; — er würde Wort für Wort dem beigestimmt haben, was ein Künstler wie Goethe zu bekennen aufrichtig genug war: „„Keine Kunst vermag auf Moralität zu wirken; Philosophie und Religion vermögen dies allein!““ —

Würde Aristoteles dies wirklich unterschrieben haben? — Wir wollen sehen.

Achtes Kapitel.

Die Kunst und die Moralität.

Der Goethische Satz heißt vollständig so: „Die Musik so wenig als irgend eine Kunst vermag auf Moralität zu wirken.“

Das sollte Aristoteles unterschreiben? Aristoteles, der dem versittlichenden Einflusse der Musik im achten Buche der Politik so große Macht beilegt? Aristoteles, nach dessen ächt antiker Anschauung jede Kunst durch ihre nachahmende Darstellung und Veräußerlichung eines Innerlichen einen entschiedenen Einfluß auf die sittliche Bildung und Erziehung des Menschen ausübt, und vor allen andern Künsten, die Künste des Gehörs, Musik und Poesie? Dieser selbe Aristoteles sollte sich zu der Theorie bekennen, welche in dem Goetheschen Ausspruche die höchste Spitze ihrer Abstraktion vom Leben und Wirklichkeit erreicht? — Nimmermehr!

Vielmehr ist ihm erhebende und versittlichende Wirkung auf den Menschen der wahre Zweck der Kunst, zumal der Kunst, welche nach seinem öfters angeführten Worte, philosophischer und gehaltvoller ist als die Darstellung der geschichtlichen Wirklichkeit, als die Geschichte, die doch auch das ganze Alterthum als sittliche Lehrerin der Menschen gefaßt hat. Nicht nur also vermag nach Aristoteles die Poesie dasselbe was die Geschichte, sondern sie vermag es sogar in weit höherem Grade; denn ihre Lehren sind tiefer und gehaltvoller. Damit wird aber noch keineswegs die Kunst in den

Dienſt der Moral und Beſſerung geſtellt. Denn auch Ariſtoteles betrachtet ſie als eine freie, dem Menſchengeiſte innewohnende ſelbſtändig bildende Kraft, welche ſich erhebend über das Sinnliche neue eigne Schöpfungen hervorruft, in denen ſich die Gegenſätze und Widerſprüche des endlichen Lebens in eine harmoniſche Einheit auflöſen, wodurch ein reinigender läuternder Einfluß auf das Gemüth ausgeübt wird." [1]) Jener Einfluß, jene Wirkung iſt nicht bewußter Zweck, nicht letzte direkte Abſicht des Künſtlers. Sein Werk, alſo in unſerm Falle die Tragödie, übt dieſe Wirkung eben nur inſofern ſie wirklich wahres Kunſtwerk iſt, und übt ſie in dieſem Falle allerdings ihrem Weſen, ihrer Natur nach. Es iſt in der That Zeit, daß man etwas zurückkomme von dem vornehmen Hochmuthe, mit dem man auf den äſthetiſchen Moralſtandpunkt eines Leſſing herabzuſehen ſich das Anſehen giebt, eines Leſſing, der ſo gut wie Einer die Kunſt als Selbſtzweck erkannte, und deſſen Nathan doch für die Verſittlichung und — ſcheuen wir das Wort nicht — für die Beſſerung der Menſchen mehr gewirkt hat als hundert philoſophiſche und religiöſe Werke, und der das eben gethan hat und noch thut, weil er ein ächtes poetiſches Kunſtwerk iſt. Was aber die Alten anlangt, ſo theilten ſie jene abſtrakt äſthetiſche Vornehmheit mit nichten. [2]) Ihnen war der Poet ein Lehrer und Beſſerer des Volks, und Ariſtophanes ſteht mitten auf dem Boden griechiſcher Anſchauung, wenn er in den Fröſchen ſeinen Euripides auf des Aeſchylus Frage:

„So ſag mir, was iſt's, weshalb man den Dichter bewundert?"

die Antwort geben läßt:

„Der gebildete Geiſt, die Belehrung iſt's,
und daß wir beſſern die Menſchen."

---

[1]) Vieſe, Philoſ. des Ariſt. II. 731.

[2]) Vgl. Köchly's meiſterhafte Abhandlung: Sokrates und ſein Volk (in Geſammelte Akad. Reden) S. 332.

Und Aeſchylus billigt dieſe Antwort beſtens, nur daß er gerade ſolches Verdienſt dem Euripides abſpricht. Die Belehrung, Beſſerung, Veredlung der Bürger, ſagt er, —

„Das iſt es wonach, wer Dichter ſich nennt, muß ſtreben!“ —

und es hilft dem Euripides nichts, wenn er ſich damit entſchuldigt, daß er ja die Sage von der Phädra „vorgefunden habe“. Denn Aeſchylus antwortet ihm ſogleich:

„Wohl fandſt Du ſie vor; doch das Schändliche ſoll ſorgfältig der Dichter verbergen,
Nicht ziehen hervor, noch der Bühne vertrauen? Denn ſo wie für die Knaben der Lehrer
Da iſt, zu erziehn ſie für Tugend und Recht, ſo für reiferes Alter der Dichter!“

Dieſen Wahrſpruch des Aeſchylus würde Ariſtoteles von Wort zu Wort unterſchrieben haben, oder vielmehr er hat es gethan in ſeiner ächt antiken Lehre von jener Erziehung des Staatsbürgers, die durch das ganze helleniſche Leben hindurchging. „Es iſt ohne Zweifel nicht genug, ſagt er, daß man nur in der Jugend eine gehörig ſorgfältige Erziehung erhalte, ſondern da offenbar der Staatsbürger als Mann dasjenige was ſeine Bildung fördert weiter treiben und ſich fortwährend damit in Gewohnheit erhalten ſoll, ſo bedarf es dafür Geſetze, wie überhaupt für das ganze Leben.“[1]) Ja, ſo wichtig iſt bei Ariſtoteles der Begriff des Sittlichen in der Kunſt, daß er auf die Begriffe von Gut und Schlecht (σπουδαῖος und φαῦλος) die ganze Gliederung aller Nachahmung d. i. aller Kunſt zurückführt, und daß er es in dieſer Beziehung mit dürren Worten ausſpricht: wie die Künſtler ſo die Kunſtwerke, welche ſie ſchaffen.[2]) Die ſittliche Wirkung der Kunſt, den verſittlichenden oder verſchlechternden Einfluß ihrer Schöpfungen auf die Menſchen zu leugnen iſt keinem Alten eingefallen. Und wie ſollte es ihnen

[1]) Vgl. Kayſer a. a. O. S. 82.
[2]) Poet. op. II. 1. u. IV. 7.

auch einfallen, ihnen, denen ihr Homer und ihre großen Tragiker die Bibel vertraten, und denen die ungeheure Wirkung beider im Leben vor Augen lag! Selbst Horaz steht noch auf solchem antik hellenischen Boden, wenn er in seiner Epistel an Lollius von Homer sagt, daß er „was gut und böse, was nützlich und schädlich sei, besser lehre, als alle Stoiker und Akademiker der Welt." Gewiß hat Schiller Recht, wenn er vom rein ästhetischen Standpunkt aus für das Kunstwerk die Freiheit beansprucht, daß es nur sich selbst d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben dürfe, und keiner andern Forderung unterworfen sei. Aristoteles würde dies ganz gewiß ebenfalls unterschrieben haben, zumal da Schiller hinzusetzt, daß nach seiner festen Ueberzeugung das Kunstwerk gerade auf diesem Wege alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen müsse, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen lasse, was der deutsche Aesthetiker einmal in den Satz formulirt hat: „Trachtet am ersten nach dem Schönen, so wird Euch das Gute von selbst zufallen." [1]) Ebenderselbe Aesthetiker fügt ganz richtig hinzu: „Nicht nur durch Nachwirken eines spezifisch sittlichen Gehalts wird das Schöne eine sittliche Gewalt; auch alle diejenigen Stufen der Idee, deren Gehalt nicht eigentlich als ethisch zu bezeichnen ist, bereiten jeder sittlichen Erhebung den Boden, und zwar aus dem Grunde, den Schiller ausgesprochen hat, und der mit dem objektiven Grunde zusammenfällt, daß die Idee als der sich verwirklichende sittliche Zweck, d. h. als das Gute gefaßt, das Schöne als seinem Gehalte nach einfach identisch mit dem Guten ergiebt. Denn wie von jeder Existenz eine Linie zu den höchsten, den sittlichen Sphären des Daseins führt, so führt jede Lösung des Zwiespalts im menschlichen Wesen zu der Entwicklung seiner bedeutendsten sittlichen Kräfte."

Von welcher Form des Schönen und der Kunst aber gilt dies

[1]) Vischer, Aesthetik I. 157. 198.

mehr als eben von ihrer höchſten Erſcheinung, von der Tragödie? Und wenn die ſchlichte Einfalt der Alten in den Dichtern die Lehrer und Beſſerer der Bürger ſah, wenn Ariſtoteles die ſittliche Erhebung des Zuhörers über den trüben Dunſtkreis des Lebens und die entladende Erleichterung von dem Drucke der verworrenen Wirklichkeit als Aufgabe und Endreſultat der Tragödie bezeichnete, ſteht es da Herrn Bernays zu, hierüber als über eine triviale Zweckttheorie der Beſſerung vornehm die Naſe zu rümpfen, ihm, der mit ſeiner pathologiſchen Entladungs- und Abführungslehre dem Ariſtoteles ſelbſt wieder eine Art von Beſſerungs- und Zweckttheorie nur eine noch viel äußerlichere und geiſtloſere als die Leſſing'ſche unterſchiebt? Oder thut er dies nicht, wenn er (S. 177) ſagt: „Je weniger Ariſtoteles von abtödtenden Radikalkuren der Affekte Heil erwartete, deſto größeres Zutrauen mußte er, eben ihrer palliativen Zeitweiligkeit wegen, zu der ableitenden pathologiſchen Katharſis faſſen?" Was heißt dies anders, als: die Tragödie bezweckt und bewirkt nach Ariſtoteles, d. h. nach der Bernays'ſchen Erklärung des alten Philoſophen, mediziniſche „Beſſerung" der an Mitleid und Furcht kranken Seelen unter den Zuſchauern? Dieſe ſollen jene übermäßigen Affekte im Theater auslaſſen, ſollen dieſelben an der Tragödie „entladen", — etwa damit ſie nicht Unheil im Leben und in der bürgerlichen Geſellſchaft anrichten?!

Wir ſind hiermit wieder auf die Katharſis des Herrn Bernays zurückgeführt worden, und wollen nun ſchließlich noch einige Bemerkungen [1]) über dieſelbe nachtragen, denen wir in den früheren Kapiteln, um die Unterſuchung nicht aufzuhalten, keinen Raum geben mochten.

---

[1]) Dieſelben ſind zum größten Theile einem Briefe des Darſtellers der Philoſophie des Herakleitos, Herrn F. Laſſalle, an den Verf. entnommen.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.
3-598-52808-6
FN. 1139/033

Nachträgliches.

Der mediziniſch ſinnliche Ausdruck Katharſis erſcheint in der Poetik von Ariſtoteles metaphoriſch auf ein anderes, geiſtiges Gebiet angewendet. Was nun aber im ſinnlichen Gebiete des Mediziniſchen (der *ἰατρεία*) „Entladung“ iſt, das iſt im Gebiete des ſittlichen Affekts Beruhigung und Verſöhnung. Der Ausdruck Katharſis aus der Medizin entlehnt, aber auf das Gebiet des Aeſthetiſchen übertragen muß eben deshalb eine äſthetiſche Kur und Heilung (*ἰατρεία*) bewirken. Dies iſt aber bei der Bernayſchen Auffaſſung nicht der Fall, nach welcher die kathartiſche Heilwirkung, die palliative Heilkur, wiederum eine bloß pathologiſche, dem Aeſthetiſchen ganz äußerliche iſt. Als eine ſolche, dem Begriffe des Aeſthetiſchen ſchlechthin äußerliche Wirkung, die demſelben aber gleichwohl nothwendig iſt, und als ein Letztes hervorgebracht werden ſoll, wird dieſe Wirkung, Kraft der Logik zum Zweck, zum endlichen, äußerlichen Zweck, und Ariſtoteles, der gerade in dieſem Theile ſeiner Definition, in dieſem: *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν*, das ſpezifiſch Eigenthümliche, das Weſen der Tragödie anzugeben hat, würde ſich ſtatt deſſen darauf beſchränkt haben, eine einzelne, noch dazu dem Aeſthetiſchen völlig äußerliche, ſeinem Begriffe fremde Wirkung anzugeben! Und dieſe Wirkung, welche Ariſtoteles der Tragödie als letzten Zweck vorſetzen

soll, ist nicht einmal empirisch richtig. Denn die Tragödie flößt Leidenschaften, heroische, ein, statt uns von denselben abzubringen.

Wir haben schon im Verlaufe unserer Entwickelung auf den Irrthum hingedeutet, welcher in der Bernays'schen Vorstellung liegt, daß der Zuschauer die Affekte von Mitleid und Furcht schon fertig in die Tragödie mitbringe. Dies ist ein begrifflicher Grundirrthum. Der Zuschauer bringt die Affekte, mit denen es die Tragödie zu thun hat, und welche sie nach Aristoteles durch die Darstellungskunst des Dichters in den Hörern hervorbringen, erwecken soll, gar nicht ins Theater mit, sondern nur die Fähigkeit zu denselben. Erst in und durch die Tragödie werden diese Affekte eingeflößt. Die Kunst hat es überhaupt nur mit solchen Affekten der Hörer zu thun, welche sie selbst erzeugt, die ihr eignes Produkt sind, nicht mit den natürlichen Trieben des sinnlich-wirklichen Menschen. Eine Kunst, die sich auf diese einläßt und sie zu ihrer Voraussetzung macht, wäre Rohheit und Bedürftigkeit, nicht Kunst. Die Furcht, das Mitleiden, welche in der alten Tragödie erregt werden, brachte schwerlich irgend ein Zeitgenoß des Aristoteles aus dem gewöhnlichen Leben in's Theater mit, wenn er es betrat, um eine Aeschyleische Orestie oder Promethie zu schauen. Denn die alten Tragödien beruhten auf schweren Gedankenkonflikten, von welchen auch die „heißblütigen Völker des Südens" im täglichen Leben keineswegs so affizirt und erfüllt zu sein pflegten, daß sie der Schröpfung durch das Theater bedurft hätten. Vielmehr bedurfte es der hohen Kunst der alten Meister, diese Gedankenkonflikte und das Interesse daran durch die Tragödie in den Zuschauer hineinzubringen.

Der Hauptirrthum aber, welchen Herr Bernays in seiner Erklärung begeht, liegt darin, daß er den Aristoteles über die Tragödie ganz eben so denken läßt, wie über die ekstatische Musik, welche ein Aeußern und Auslassen einer sinnlichen Stimmung ist. Und selbst bei dieser ist das „Auslassen" nur Nebensache, nur zufällige Folge. Die Hauptsache ist das „Aeußern" der Stimmung,

Darstellung eines Innern, was das Wesen der Kunst überhaupt ist. Dies geschieht auch in der ekstatischen Musik, und fällt freilich in ihr, als einer sinnlichen Stimmung, mit dem Nachlassen der Stimmung zusammen. Der Musizirende äußert seine Stimmung, und eben so, wenn Einer spielt und ein Anderer hört, wird die Stimmung des Hörenden als übereinstimmend mit der des Musizirenden gedacht. Hier kann und muß also Aeußern und Auslassen zusammenfallen. Wollte man aber dies Verhältniß auf die Tragödie übertragen, so müßten in ihr gleichfalls die Helden dieselbe Stimmung äußern, die der Zuschauer durch die Tragödie „auslassen" soll, d. h. also Mitleid und Furcht. Und doch erkennt Herr Bernays selbst an, daß diese Affekte nach Aristoteles durchaus nicht die der tragischen Personen sein sollen. Die tragischen Helden, die antiken zumal, sind auch viel zu grausam einseitig, um selbst Mitleid und Furcht zu haben. Wir sind es vielmehr, wir, die Zuschauer und Hörer, die diese für sie und statt ihrer empfinden. Weil also in der Tragödie das was geäußert wird und das was nach Bernays ausgelassen werden soll, nicht, wie in der Musik, zusammen, sondern auseinanderfällt, so ist es auch unthunlich, aus jenem Wesen der Musik und aus der Aristotelischen Behandlung desselben einen Scheingrund für die B.'sche Auffassung der Aristotelischen Definition der Tragödie zu machen.

Ein sprechender Beweis gegen diese Auffassung liegt ferner in demjenigen Bestandtheile der antiken Tragödie, welcher gleichsam dem Publikum selbst eine Stelle innerhalb derselben einräumt, im Chor. Auf diesen mußte daher vor allen Dingen jene Wirkung stattfinden, welche nach Herrn B. die Aufgabe, der Zweck der Tragödie sein soll. Der Chor ist in der That voll von Furcht und Mitleid. Aber erscheinen diese bei ihm als Affektionen, die er in krankhaftem Uebermaße fertig mitbringt, um sie an den Vorgängen der Tragödie loszuwerden, zu entladen? oder werden diese Empfindungen nicht vielmehr bei ihm wie bei jedem normalen Zuschauer

erst durch die Tragödie, durch die Dinge, welche er vorgehen sieht, innerlich erzeugt? Denkt und empfindet der Chor in der griechischen Tragödie nicht genau so, wie der Abschluß der Tragödie nach Aristoteles und Hegel den sinnigen Zuhörer und Zuschauer denken und empfinden läßt? —

Und nun noch ein Wort über Euripides.

Wie kommt Aristoteles dazu, ihn „den tragischsten der Dichter" zu nennen? ihn, von dem Herr Bernays mit Recht sagt: man denke über ihn wie man wolle, sittlichen oder künstlerischen Frieden wird man in ihm selbst so wenig wie in seinen Tragödien finden können. Vielmehr eine Wollust des Zerreißens und der Zerrissenheit, eine ekstatische Verzweiflung, ein aus allen Tiefen des Verstandes und des Herzens aufstöhnendes Mitleid mit der zusammenbrechenden alten Welt und eine im Schaudern schwelgende Furcht vor dem Eintritt der herannahenden neuen Zeit — diese Stimmungen sind es, welche aus der Persönlichkeit des Euripides in seine Dramen übergehen, und nun auch den Zuschauer zu ähnlichen Orgien des Mitleids und der Furcht hinreißen. Aber, fährt Herr Bernays fort, eben weil Euripides so wirkt, weil er diese Affekte so mächtig hervorlockt, eben deshalb ist Euripides der kathartischste Dichter; und weil in dieser sollicitirend entladenden Katharsis die nächste Wirkung der Tragödie bestehen soll, darf Aristoteles in einem Athem die sonstigen dichterischen Mängel des Euripides rügen und dennoch behaupten, daß er der „tragischste" unter den Dichtern sei."

Der „tragischste?" Ja! — der „kathartischste?" Nun und nimmermehr! Das Erste sagt Aristoteles selbst, das Zweite schiebt Herr Bernays dem Stagiriten unter, indem er kathartisch und tragisch vollkommen gleichsetzt, und dabei, was man ihm allerdings nicht verübeln kann, seine neue Auffassung der Katharsis zu Grunde legt. Aber sehen wir uns die Sache genauer an. Der Zusammenhang der Stelle, in welcher Aristoteles jenes berühmte und doch von ihm selbst so überaus scharf beschränkte Lob des Euripides

ausspricht, ergiebt unwidersprechlich, daß es sich dort um den richtigen Ausgang, um die wahrhaft kunstgemäße *μεταβολή* der Tragödie handelt. Diese ist nach Aristoteles eine solche, wo der Fehltritt, die Schuld, die *ἁμαρτία μεγάλη*, den Helden mit Nothwendigkeit aus Glück in Unglück stürzt. In Bezug hierauf, das heißt mit andern Worten, in Bezug auf die Tiefe und zerstörende Gewalt des tragischen Risses, nennt Aristoteles den Euripides den „tragischsten der Dichter", und fügt hinzu, daß das allgemeine Urtheil des Publikums hierbei auf seiner Seite sei.

Aber das Tragische eines Dichters besteht nach Aristoteles, und nicht nur nach ihm, sondern nach der Natur der Sache selbst, in zwei Dingen.

Erstens in der Tiefe und Gewalt der Konflikte, die dem Helden den Untergang bereiten und durch welche Mitleid und Furcht in dem Zuschauer erregt werden, also in der Kraft, mit welcher der Dichter die beiden großen Hebel des Tragischen (*δι' ἐλέου καὶ φόβου*) zu handhaben versteht.

Zweitens in der versöhnenden und befreienden Wirkung, die er durch die Art und Weise der Lösung, durch die weise Oekonomie seiner Dichtung, in dem Zuschauer hervorbringt.

Wenn in der letztern Eigenschaft Euripides seinen beiden großen Zeitgenossen Sophokles und Aeschylus ohne Frage weit nachstand — und Aristoteles selbst sagt dies von ihm aus, er sagt von ihm aus, daß er außer jener ersten Eigenschaft in allem Anderen keineswegs ein richtiges Verfahren bewähre (*εἰ καὶ τὰ ἄλλα μὴ εὖ οἰκονομεῖ*) — so war es doch nur ein Akt der Gerechtigkeit, wenn der Philosoph daneben dem Dichter der leidenvollen Leidenschaft im Bezug auf den ersteren Punkt die höchste Stelle unter den griechischen Tragikern einräumte. Denn allerdings in der Tiefe und Gewalt des tragischen Risses, in der Herbheit und Furchtbarkeit der tragischen Konflikte steht Euripides als der erste da unter den tragischen Dichtern der Hellenen, hat er vor ihnen vielleicht ebenso-

viel voraus, als sie vor ihm in der Katharsis, in der abschließenden Versöhnung. Denn Euripides ist der philosophischste unter den alten Dichtern, ein entwickelter Philosoph, in dessen Dramen bei weitem mehr spekulatives Element enthalten ist als bei seinen Vorgängern, und der schon darum geeigenschaftet war, das philosophische Interesse des Aristoteles zu fesseln, wenn auch der Kunstrichter sich über die Mängel des Dichters nicht verblenden konnte.

Hier schließen wir unsere Erläuterung der Aristotelischen Lehre von der Wirkung der griechischen Tragödie. Wenn in derselben wenig oder nichts schlechthin Neues gesagt, sondern nur Altes und längst Gefundenes richtiger zusammengestellt erscheinen sollte, so wollen wir dies gerne zugestehen, indem wir uns dabei mit dem alten Spruche des Aristoteles getrösten, den wir als Motto auf den Titel dieser Schrift gesetzt haben.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Alexstr. 9.

In demselben Verlage ist erschienen:

Braniß, C. J., Ueber die Würde der Philosophie und ihr Recht im Leben der Zeit. Rede beim Antritt des Rectorats. 1854. 5 Sgr.

Glaser, J. C., Die Metaphysik des Aristoteles, nach Composition, Inhalt und Methode dargestellt. 1841. 1 1/6 Thlr.

Guhl, Prof. Dr. **E. Die Frauen in der Kunstgeschichte.** 1858. 1 1/2 Thlr.

Durch den Gegenstand und dessen schöne Darstellung, wie auch durch die elegante Ausstattung, dürfte sich wohl zunächst der Frauenwelt das vorliegende Werk empfehlen, welches das weibliche Geschlecht in seinen künstlerischen Vertreterinnen verherrlicht, aber auch der wissenschaftliche Leser wird in demselben die Resultate tiefer Forschung sicherlich nicht verkennen.

— — **Künstler-Briefe.** 2 Bde. 1853—56. 4 Thlr. 27 1/2 Sgr.

Dieses von der Kritik einstimmig anerkannte und empfohlene Werk enthält in seinem ersten Bande eine reiche Auswahl von Briefen und Charakteristiken der berühmtesten italienischen Künstler des 15. und 16. Jahrhunderts. — Der zweite Band behandelt in ähnlicher Weise die hervorragendsten Künstler des 17ten Jahrhunderts, z. B. die Carracci, Guido Reni, Domenichino, Guercino, Albani, Rubens, Rembrandt, Salvator Rosa u. a. m., deren kunst- und kulturgeschichtliche Bedeutung sowohl in den Erläuterungen zu ihren Briefen, als auch in ausführlicheren Lebens- und Charakterbildern anschaulich geschildert wird.

Hanse, Prof. Dr. Fr., Lucubrationes Thucydidiae. 1841. 20 Sgr.

Hertz, M. T., Maccius Plautus oder M. Accius Plautus? Eine Abhandlung. 1854. 6 Sgr.

Jacobi, Prof. Dr. **Th.** Beiträge zur deutschen Grammatik. 1843. 1 Thlr. 3 3/4 Sgr.

— — Codex epistolaris Johannis regis Bohemiae. Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwandten und anderer Zeitgenossen, nebst Auszügen aus Urkunden desselben Königs, als einer Ergänzung zu Fr. Böhmer's Regesten. 1841. 1 1/2 Thlr.

Michelsen, Dr. **C., Philosophie der Grammatik.** Unter steter Leitung der Geschichte entworfen. Erster Band. Kasuslehre der lateinischen Sprache; vom kausal-lokalen Standpunkte aus. 1843. 1 1/6 Thlr.

Mosewius, Joh. Th. Johann Sebastian Bach in seinen Kirchen-Cantaten und Choralgesängen. Mit Noten-Beispielen. 1845. 1 Thlr.

— — **Johann Sebastian Bach's Matthäus-Passion** musikalisch-ästhetisch dargestellt. Mit Musikbeilagen. 1852. 1 1/6 Thlr.

Panofka, Theod., Griechinnen und Griechen, nach Antiken skizzirt. Mit 56 bildlichen Darstellungen. 1844. 1 Thlr.

Ritschl, Prof. Fr., Anthologiae latinae corollarium epigraphicum. 1853. 10 Sgr.

— — De fictilibus litteratis Latinorum antiquissimis. Quaestiones grammaticae. 1853. 25 Sgr.

— — Inscriptio quae fertur columnae rostratae Duellianae. 1852. 22 ½ Sgr.

— — Legis Rubriae pars superstes. 1851. 1 Thlr.

— — De sepulcro Furiorum Tusculano. Disputatio grammatica. 1853. 12 Sgr.

— — Titulus Mummianus. Ad fidem lapidis Vaticani exemplo lithographo expressus atque enarratus. 1852. 20 Sgr.

Stahr, Ad., G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. 2 Bde. 1859. 4 Thlr.

Lessing ist der Einzige unserer großen Geistesheroen, dessen Leben und Werke bisher unserer Nation noch durch keine Biographie, welche Gründlichkeit mit geschmackvoller und künstlerisch-populärer Darstellung verbindet, nahe gebracht worden sind. Das gelehrte, durch gründliche wissenschaftliche Forschung ausgezeichnete, umfangreiche Werk von Danzel und Guhrauer über Lessing kann und will keinen Anspruch darauf machen, auch nur von fern das Bedürfniß nach einer solchen Biographie Lessing's zu befriedigen, wie sie Schiller und Göthe durch die Darstellung von Hoffmeister und Lewes — um nur diese zu nennen — erhalten haben. Und doch! wer wäre würdiger unserm Volke auf's Neue in seiner ganzen Herrlichkeit vorgeführt zu werden, als der Begründer unserer großen Literatur- und Kulturperiode, der Dichter „Minna von Barnhelm's", „Emilia Galotti's" und „Nathan's des Weisen", der Verfasser des „Laokoon" und der „Hamburgischen Dramaturgie", Lessing, der große Vorkämpfer in dem Kampfe des Lichtes gegen die Finsterniß, der Bildung gegen die Barbarei, der Humanität gegen Unduldsamkeit und Geisteszwang?

Zumal in unsern Tagen ist eine wahrhaft populäre Biographie Lessing's, „des größten Charakters den die deutsche Nation hervorgebracht hat", von zahlreichen Stimmen längst als ein Bedürfniß allgemein bezeichnet worden. Denn in der That, wenn nach einem bekannten Worte, die Wissenschaft umkehren muß, so ist Lessing vor Allem der Mann, zu dem hin „um- und zurückkehren" jetzt Fortschreiten heißen darf.

Die Aufgabe einer solchen Lessing's Leben und Wirken darstellenden Biographie hat sich ein Schriftsteller erwählt, der seine Befähigung zur Lösung derselben durch eine Reihe von Schriften bewährt hat, welche als populär-wissenschaftliche im edelsten Sinne des Wortes allgemein anerkannt sind. Sein Buch darf im besten Sinne des Wortes ein Volksbuch heißen. Gestützt auf gründliche Forschung und vollkommene Beherrschung des Stoffes ist es doch vorzugsweise geschrieben für das große Publikum aller derer, die überhaupt Sinn für Bildung und das Streben haben, die großen Träger derselben kennen und verstehen zu lernen.

Die Darstellungsweise Adolf Stahr's ist bekannt. Klarheit, Einfachheit,

Wahrheit und schwungvolle Begeisterung für die edelsten Güter der Menschheit, getragen durch einen an den großen Mustern aller Zeiten zu scharfer Meisterschaft gebildeten Styl, Schärfe des kritischen Urtheils, Feinheit des Geschmacks und Wärme des Herzens, das sind die Eigenschaften, welche man in diesem seinem neuesten Werke in frischer und freudiger Kraft auch wieder bethätigt finden wird.

Lewald, Fanny, Die Reisegefährten. Roman in 2 Bänden. 1858. 4¾ Thlr.

Das neuste Werk der berühmten Dichterin der „Wandlungen" und des „Prinz Louis Ferdinand" ist eine Dichtung, in welcher alle Eigenschaften und Vorzüge, welche die früheren Arbeiten der Verfasserin als ächte Kunstwerke kennzeichnen, sich vereinigt finden.

An Feinheit der Menschenbeobachtung und Tiefe der Menschenkenntniß, an künstlerischer Komposition wie an spannendem und nachhaltig fesselndem Interesse der Handlung dürften ohne Frage die „Reisegefährten" als die gelungenste aller Romandichtungen einer Schriftstellerin gelten, die — ein seltenes Beispiel in unserer Zeit — seit ihrem ersten Auftreten dem kritischen Betrachter einen ununterbrochenen Fortschritt der Entwickelung aufzeigt, und deren Styl an durchgebildeter Schönheit der Form fraglos als klassisch gilt.

Der Roman, welchen wir hier dem Publikum bringen, hat sein Terrain in den Kreisen jener „großen Gesellschaft", wie wir sie in dem modernen Reiseleben in Italien, besonders in Rom treffen. Er spiegelt diese eigenthümliche Welt, wo alle Elemente des modernen Lebens, die edelsten und reinsten, wie die Gegensätze derselben sich zur Geltung bringen, wo die räthselhaftesten Charaktere, die abenteuerlichsten Erscheinungen, die wunderbar verwickeltsten Schicksale und Verhältnisse dem mit dieser Welt aus eigener Anschauung und gründlicher Kenntniß vertrauten Dichter sich darbieten.

Mit Meisterhand hat die Verfasserin in den „Reisegefährten" diese Elemente erfaßt und zu einem Gemälde gestaltet, das an Glanz und Kraft der Farbe, an Schärfe und Richtigkeit der Zeichnung, an Sicherheit der Charakteristik, wie an Tiefe und Feinheit der Seelenkunde nicht leicht erreicht, noch weniger von irgend einem unserer jetzt lebenden deutschen Romandichter übertroffen werden dürfte.

Sturm und Compaß. Roman in 2 Bänden. 2½ Thlr.

Dieser sicher Aufsehen machende Roman giebt eine Darstellung seelischer Zustände und den Entwickelungsgang begabter Naturen. Gegenüber den materialistischen Richtungen der Gegenwart sucht er darzuthun, daß der Kern des Lebens in der sittlichen Bildung des Einzelnen zu suchen sei. Der Verfasser steht in den Grundsätzen der Schopenhauer'schen Weltanschauung, die in wesentlichen Punkten mit der Ethik des Christenthums übereinstimmen, den Leitstern der Gegenwart. Diese Ansicht ist jedoch nicht doctrinär entwickelt — das gehört in ein Lehrbuch — sondern die einzelnen Figuren des Romans sind scharf charakterisirte, lebendige Menschen. Er spielt im Jahre 1848 in Bonn, Süddeutschland und Berlin.

Ferner sind in denselben Verlag folgende Werke übergegangen:

Aeschyli tragoediae. Ed. C. G. Schütz. 1832. 10 Sgr.

Apparatus criticus et exegeticus in Aeschyli tragoedias. 2 voll. 1832. 2¼ Thlr.

Vol. I. contin. Stanleii commentarium.

Auch unter dem Titel:

Stanleii, Th., commentarius in Aeschyli tragoedias ex schedis auctoris mss. multo auctior ab Samuele Butlero editus. Accedunt Caroli Reisigii emendationes in Prometheum.

Vol. II. contin. Abreschii animadversionum libros.

Auch unter dem Titel:

Abreschii, F. L., animadversionum ad Aeschylum libri tres.

(Diese Ausgabe ist vom Prof. Dr. Fr. Ritschl in Bonn besorgt.)

Böttticher, C. Der Poliastempel als Wohnhaus des Königs Erechtheus nach der Annahme von Fr. Thiersch. Beleuchtet und seinen Freunden in der archäologischen Gesellschaft zugeeignet. Nebst einem Grundriß dieses Gebäudes. 1851. 10 Sgr.

v. Cancrin, Fr. L., Abhandlungen von dem Wasserrechte, sowohl dem natürlichen, als positiven, vornehmlich aber dem deutschen. Mit Kupfern, 4 Bde. 1789—1800. 2¼ Thlr.

Der 3. u. 4. Bd. auch unter dem besonderen Titel: **Abhandl. v. d. Seerechte.** 1. u. 2. Band. 1⅛ Thlr.

Chasles, Geschichte der Geometrie, hauptsächlich mit Bezug auf die neueren Methoden. A. d. Französischen übertragen durch L. A. Sohncke. 1839. 3 Thlr.

Dicta probantia veteris et novi Testamenti, quae in singulis Institutionum theologiae christianae dogmaticae a Wegscheidero scriptarum paragraphis allegata sunt, secundum editionem earum sextam separatim typis expressa et latine conversa. 1831. 1 Thlr.

v. Eichmann, O. L., Sammlung kleiner Abhandlungen v. d Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie und Oekonomie. 1782. 26¼ Sgr.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Alexstr. 9.

Ariſtoteles' Politik

00142

überſetzt und erläutert

von

Dr. Carl Stahr

und

Dr. Adolf Stahr.

K. K. CONSERVATORIUM DER MUSIK

Stuttgart.
Krais & Hoffmann.
1860.

Bibliothek ... 1071 ...

Vorrede.

Diese neue Uebersetzung der Aristotelischen Politik, des für unsre Zeit wichtigsten aller Werke des großen alten Denkers ist nur insofern eine gemeinschaftliche Arbeit von mir und meinem Bruder, als bei derselben die von mir vor mehr als zwanzig Jahren veröffentlichte Uebersetzung und kritische Textausgabe zum Grunde gelegt, und das später von mir gesammelte Material an Hülfsmitteln und Nachbesserungen zu jenem ersten Versuche, benutzt worden ist. Im Uebrigen habe ich nichts weiter zu beanspruchen, als die hier und da nachbessernde oder ergänzende Redaktion des Ganzen einer Arbeit, welche mir liebevollem, jahrelangem Fleiße und feinsinniger Vertiefung in die Gedankenschätze des größten hellenischen Staatsphilosophen unternommen und zu Ende geführt, ihren Werth wie ihr Lob in sich selber trägt. Während ich daher für alles Mangelhafte und Irrthümliche die Verantwortlichkeit theile, habe ich

die Ehre und das Verdienst des Gelungenen in Uebersetzung und Erklärung des Werkes, sowie in den einleitenden Kapiteln, welche vollständiges Eigenthum meines Bruders sind, diesem meinem theuren Mitarbeiter ungetheilt zu überlassen.

Berlin, am 30. Juni 1860.

Adolf Stahr.

Einleitung.

Erſtes Kapitel.

Der Griechiſche Staat und die Ariſtoteliſche Politik.

I.

Die Politik des Ariſtoteles enthält die politiſche Praxis der Griechen. Sein Werk zeigt einen Reichthum und eine Tiefe des Verſtändniſſes, wie wir ſie bei keinem ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen, und bei keinem ſeiner Nachfolger finden. Unter den Letzteren ſteht in ihm der Geſchichtsſchreiber Polybius nahe, weil es demſelben vergönnt war, praktiſch in die Politik einzugreifen. Er iſt ihm an Geiſt ebenbürtig, und er beſitzt einen Reichthum von geſchichtlichem und anderem Wiſſen; aber ihm fehlt die Allgegenwart philoſophiſcher Bildung und die Univerſalität des Geiſtes, welche den Begründer der Europäiſchen Gelehrſamkeit und Bildung kennzeichnen. Und endlich: ſein politiſches Intereſſe iſt zwiſchen dem Griechiſchen und Römiſchen Staatsweſen, und zwar zu Gunſten des letzteren, getheilt.

Zur Zeit des Ariſtoteles war der Kreislauf der politiſchen Verfaſſungswandlungen in den Griechiſchen Staaten vollendet. Es war aber auch auf den übrigen Gebieten des Lebens: in der volksthümlichen Produktion und Kunſt, in

der Sphäre der das Leben schmückenden Erfindungen, in der Bildung der Sitten, in Konvenienz, Ausdruck und Sprache, in der Hervorbringung des Neuen in Geräthen und Trachten, überhaupt in jenem anscheinend nicht bedeutsamen, für unsere heutige Betrachtung aber sehr wichtigen Kleingehalt des Lebens, der dem Ganzen des Lebensbildes einer Nation Ton und Farbe verleiht, ein Stillstand eingetreten. Bald darauf kommt eine neue Zeit, da Philipp und Alexander ihren Einfluß auf Griechenland feststellen. Gleich darauf noch eine andere, in welcher die griechischen Staaten in die Kämpfe und die Politik der Diadochen, der Generale und Heerkönige Alexanders hineingezogen werden, und wo im Gefolge großartiger mechanischer Erfindungen und Militairreformen durch erstürmte Städte und Heereskämpfe sich die neuhellenische Monarchie aufrichtet. Noch bleiben in dieser Zeit die Griechischen Gemeinwesen äußerlich bestehen; aber es imponiren ihnen die neuen Gedanken und die großartigen materiellen Mittel des Königswesens. Sie müssen es in ihr Denken und ihr Handeln aufnehmen, und die Griechischen Volksstaaten hören allmälig auf, Ausschlag gebende Faktoren zu sein. Die Monarchie, die schon zu Aristoteles' Zeit, in den Tagen, da er, der Erzieher des ersten großen Hellenenkönigs, im Lykeion lehrte, durch bedeutungsvolle Zeichen ihren geräuschlosen Eintritt in die Geschichte verkündet hatte, richtet sich nun breiter ein. Die Hellenische Erde erdröhnt unter dem Tritte der gepanzerten Macedonischen Phalangen, die Buchten ihrer Küsten werden von Riesenflotten gefüllt, die Akropolen ihrer Städte nehmen die Besatzungen der Heerkönige auf: und wenn auch das äußerliche Bestehen der Volksstaaten durch den Kampf dieser ersten Könige untereinander selbst noch gesichert erscheint, — mit dem alten Griechischen Staatsleben ist es zu Ende. Vor dieser zweiten Epoche aber und eigentlich schon vor der ersten liegt jene vorhin angedeutete Zeit des Stillestandes und des Abschlusses, und in sie fällt das Werk der Aristotelischen Politik, begünstigt durch die immer mehr und mehr sich verlangsamende

Bewegung des politischen Lebens selbst, das nunmehr dem Beobachter einen festen Blick verstattet, und vorbereitet durch eine an philosophischen Systemen geübtere Reflexion, sowie durch den Eintritt der prosaischen Didaktik in die Litteratur. Sie war es, die schon vor Aristoteles' Geburt, in dem achten Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts vor der Geburt Christi sich über alle Richtungen des Griechischen Staatslebens verbreitet hatte, und die nun in dem Werke dieser Politik selbst zu ihrer Vollendung gelangt ist.

In unserer Zeit ist das Streben der Menschen darauf gerichtet, ihr Zusammenleben vernünftiger einzurichten. Dies ist das Ziel, auf welches alle Thätigkeit und Arbeit des sich abmühenden Geschlechts unwissentlich und wissentlich gerichtet ist. Wenn ein Mensch ziemlich lange gelebt, sich unterrichtet und in der Welt umgesehen hat, so wird es ihm begegnen, daß er manche Zwecke, deren Erreichung ihm nothwendig schien, über Bord wirft, und überhaupt die allgemeinen Angelegenheiten in ihrer theoretischen Würdigung, wie in ihrer praktischen Verfolgung auf ein erheblich kleineres Maaß zurückführt. Mag er nun in dieser Beschränkung so weit gehen als er will: eine große, wahrhaft allgemeine Angelegenheit wird er nicht beseitigen wollen, nämlich diese: daß sowohl die einzelnen Individuen, als die kollektiven Individuen, die Nationen und Völker, endlich einmal es als ihren letzten Zweck ansehen, an ihren guten Eigenschaften gegenseitig Freude zu haben, und sich dieselben gegenseitig zu Gute kommen zu lassen. Unter den vielen allgemeinen Ideen und Aufgaben, in deren Dienst die Menschen selbst gegen ihre Ueberzeugung und ihren Willen gezogen werden, nimmt diese wahrlich nicht die letzte Stelle ein. An der Erbitterung des Kampfes, an dem Aufwande von Kraft und Arbeit, den die Menschheit heute daran setzt, um die einem solchen Ziele im Wege liegenden Hindernisse wegzuschaffen, kann man erkennen, daß sie das Ziel im Auge hat, daß sie das Wesen und den Inhalt desselben ahnt oder

begreift, und daß die Erreichung desselben für sie von dem höchsten Werthe ist. Und mit Recht! Denn dies Ziel ist „ein würdiges und glückseliges Leben Aller", wie es Aristoteles als den Zweck des besten Staates hinstellt. Und wir haben seine Behauptung nur zu verallgemeinern, wir brauchen sie nur auf alle im Staate lebenden Kulturnationen zu übertragen, um sicher zu sein, daß wir in seinem Sinne und in dem Sinne der Wahrheit handeln. Wie er sich dies würdige und glückselige Leben nun denkt, durch welche Mittel er es herstellen will (denn er ist ein großer Freund des Möglichen, und ein noch größerer des Ausführbaren), das hat er in seinen acht Büchern der Politik, d. h. „der Wissenschaft vom Staate", ausführlich, geistreich, oft großartig entwickelt. Zwar geht diese Entwicklung auf der Grundlage der antiken und insbesondere der griechischen Welt vor sich, und beide sind im Laufe der Zeit vielfach verändert worden. Aber so wie es auf andern Gebieten des Lebens, wie in Wissenschaft und Kunst, ewige Wahrheiten giebt, die, obschon einer der Veränderung zugänglichen Grundlage entsteigend, dennoch auch bei völlig verändertem Welt- und Lebenszustande fort und fort wirksam sind, so haben die Griechen solche ewige Wahrheiten auch in der Betrachtung des Staatswesens ermittelt. Wir erkennen ja an, daß sie dieselben z. B. in der Architektur und Plastik fanden, und unsere Künstler setzen alle Kraft daran, sich ihrer zu bemächtigen und sie zu verwenden. Wir werden aber dies Verdienst der Griechen auch noch auf andern Gebieten anzuerkennen haben, und solch ein Gebiet ist das Staatsgebiet. Der Leser der Aristotelischen Politik, der, wie vorausgesetzt werden muß, mit Ehrfurcht an die Lesung dieser acht Bücher geht, wird auf Wahrheiten stoßen, bei welchen ihn das überraschende Gefühl überkommen wird, daß dort Dinge als Forderungen hingestellt sind, welche nach zweitausend Jahren sich endlich theilweise durchgesetzt haben. Und mit noch größerer Ueberraschung wird er inne werden, daß unter denselben auch solche sind, deren Rechtmäßigkeit

er vollkommen zugiebt, deren Begründetheit keinen Zweifel verſtattet, die in ihm ſelbſt leben und ihn in ſeinem Handeln beſtimmen, deren Verwirklichung aber gleichwohl noch immer nicht erreicht worden iſt. Wir ſind heute Alle „politiſche Weſen“ nach Ariſtoteles' berühmter Definition des Menſchen, wir mögen wollen oder nicht. Und es iſt wunderbar, daß jede politiſch erregte Zeit ſich veranlaßt gefühlt hat, auf das Werk des großen Philoſophen zurückzublicken, das der Britiſche Geſchichtsſchreiber Macaulay in ſeiner Geſchichte Englands das gehaltvollſte und lehrreichſte ſeiner Werke nennt.

Faſt alle politiſch bedeutenden Erſchütterungen, wie die drei letzten Franzöſiſchen Revolutionen, haben Ueberſetzungen oder Auslegungen dieſes Werkes hervorgerufen, und die Theilnahme an dieſem Werke iſt vollkommen berechtigt und erklärlich. Denn der Inhalt deſſelben leitet im Weſentlichen in alle politiſche Wahrheit. Die Wahrheit muß Theilnahme erregen, und ebenſo muß dazu gethan werden, daß dieſe Theilnahme ſo weit verbreitet werde, als möglich. Jeder Menſch, der ſich für das Allgemeine intereſſirt, d. h. jeder gebildete Menſch muß in den Stand geſetzt werden, ſich über dasjenige zu unterrichten, was der größte Denker aus dem gebildetſten Volke des Alterthums über den Staat, über das Zuſammenleben der Menſchen, über dieſe unſre eigene heutige große Angelegenheit gedacht hat. Die Unkenntniß der Urſprache und der Mangel an antiquariſchem Wiſſen dürfen keine unüberwindlichen Hinderniſſe dazu ſein, die hier gegebene Ueberſetzung und Erläuterung aber ſoll dieſe Hinderniſſe im Weſentlichen beſeitigen. Im Weſentlichen! Denn ganz und gar und überall iſt das auch der beſten Verdeutſchung und der ſorgfältigſten Erläuterung nicht möglich. Eine gewiſſe Vorbereitung wird immer nöthig ſein. Es kann Jemand mit Achtung und mit dem ernſtlichen Vorſatz an dies Werk gehen, ſich aus demſelben in einem Gebiete, das ihn höchlich intereſſirt, zu unterrichten, und er kann es unbefriedigt aus der Hand legen. Das würde aber geſchehen, wenn er mit der ganzen Fülle ſeines heutigen

Denkens, oder auch nur mit den Forderungen, welche die heutige Zeit an ihn stellt, unvorbereitet an die Lesung ginge. Wenn z. B. Jemand sich aus der Aristotelischen Politik darüber belehren wollte: wie weit der Staat die Freiheit des Einzelnen beschränken solle und dürfe, so wird er, wie im Verlauf dieser Einleitung gezeigt werden wird, darüber keine Auskunft erhalten, weil er überhaupt an den antiken Staat diese Frage nicht richten darf. Je weiter er lesen wird, desto unbehaglicher wird ihm zu Muthe werden, wenn er durch ernste Kenntnißnahme genöthigt sein wird, eine moderne Gedankenreihe nach der andern fahren zu lassen. Wir haben es ja Alle erfahren, daß, wenn wir uns in ein fremdes, großes Werk hineinlesen, unsere Vorurtheile und Meinungen sich an der mächtigen aber harten Bestimmtheit der fremden Gedanken zerstoßen, oder wie sie sich dann im günstigen Falle mehr oder minder empfindlich bei fortgesetztem Studium desselben von unserm Sinn ablösen. Um nun diesen Ablösungsproceß, der zugleich vermitteltes Verständniß ist, zu erleichtern, und den Leser in den Stand zu setzen, mit der Lectüre dieser Politik einen nicht ganz fremden Boden zu betreten, werden die folgenden Mittheilungen an ihrer Stelle sein.

II.

Der Griechische Staat geht nicht über den Begriff der Polis, d. i. der Stadtgemeinde (πόλις) hinaus. Der Staat ist die Stadt. Man muß daher bei der Betrachtung des Griechischen Staatswesens die Vorstellung der modernen Massenstaaten fahren lassen. Einen Staat von der Größe eines heutigen deutschen Mittelkönigreichs, wie Bayern, Württemberg, hatte Griechenland nicht aufzuweisen. Der größte Griechische Staat, der von Athen, der in gewissem Sinne auch der einheitlichste, der centralisirteste war, ist seinem Areal nach doch nur etwa mit dem Herzogthum Koburg zu vergleichen. In der vorgeschichtlichen Zeit, da Könige

an der Spitze der Regierung und Verwaltung ſtanden, waren die Staatsgebiete im Allgemeinen größer, als die der geſchichtlichen Städterepubliken. Es iſt natürlich, daß wir von dieſer vorgeſchichtlichen Zeit wenig wiſſen. Aber dieſe beiden Thatſachen, daß die Griechen überall das Königthum abſchafften und dafür kleinere Republiken einrichteten, d. h. die Regierung und Verwaltung ihrer Gemeinweſen in die Hände einer größeren oder kleineren Anzahl von Bürgern legten — und dann die zweite Thatſache, daß dieſe neuen Republiken ein kleineres Staatsgebiet umfaßten, ſind zwei ſehr bedeutende Züge. Die Griechen ſchafften das Königthum ab, weil dieſes dem am lebendigſten in ihnen wirkenden Triebe nach Individualiſirung, — einem Triebe, dem ſie alle ihre geſchichtlichen Ehren, wie ihre ganze für die geſammte Menſchheit ſo unendlich ſegensreiche, wenn auch nur kurze Zeit dauernde Entwicklungsblüte verdanken, — hinderlich war. In keinem Lande der Erde liegen die örtlichen Unterſchiede ſo unmittelbar, ſo hart neben einander, als in Griechenland. Und wenn es auch wahr iſt, daß in der Geſtalt und in der Geſammtphyſiognomie des klaſſiſchen Griechenlands die erſte Veranlaſſung zu jenem allgemeinen Hellenismus der Form und des Charakters zu finden iſt, der anderswo nicht ſo leicht einheimiſch werden dürfte, ſo iſt es auch ebenſo wahr, daß die außerordentlich großen und dabei auf einen kleinen Raum beſchränkten Unterſchiede des Bodens und Himmelsſtrichs dahin wirkten, daß die Staaten und Stämme ihr eigenes Leben und ihre energiſch beſtimmte Sondergeſtalt gewannen. Sie mußten ſich individualiſiren und Menſchen und Bürger ihres Himmels und ihrer Erde werden, auf welcher ſie ihre Gemeinweſen errichteten, ſo lange und ſo weit, als der Boden und der Himmel die Entwicklung eines und deſſelben Stammes- und Staatslebens zuließen. Darum ſchafften ſie das Königthum, welches generaliſirt und centraliſirt, ab, und richteten ihre Gemeinweſen in Städten und einem dazu gehörenden größeren oder kleineren Landgebiete ein. Die Griechen kannten

die Asiatischen Riesenstädte, wie Babylon, aber sie liebten sie nicht und hielten sie auch nicht für zweckmäßig. Ebenso ging auch die Größe des Landgebiets nicht über wenige Quadratmeilen hinaus. Die Stadt, ummauert und in vielen Fällen außerdem von einer hochgelegenen Burg beschützt, bildete den Mittelpunkt des Ganzen. Bei der Anlage von Hauptstädten, die in den frühesten Zeiten wegen Unsicherheit der Küsten mehr landeinwärts lagen — und es war dies wohl in der vorgeschichtlichen Königszeit öfter der Fall — die aber später, als die Küsten sicher wurden, in die vortheilhafte Nähe des Meeres verlegt wurden, verfuhr man nach Rücksichten der Gesundheit, Festigkeit und Wohlgelegenheit. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man für die erste und hauptsächlichste Rücksicht der Gesundheit die reichen Erfahrungen benützte, welche der berühmte und vielgereiste Arzt Hippokrates in seiner auch von Aristoteles benutzten Schrift über Luft, Wasser und Oertlichkeit niederlegte. Hippokrates fand den Gesundheitszustand der Griechischen Städte auffallend verschieden, je nachdem die Gründer die Himmelsgegend, die in einem Lande wie Hellas äußerst wichtige Natur der Winde und die Beschaffenheit des Wassers berücksichtigt hatten. Er beschreibt zuerst den allgemeinen Gesundheitszustand der Südstädte, das heißt derjenigen, die sich nach Südost, Süd und Südwest öffneten, und die den warmen Winden ausgesetzt seien, sodann den Gesundheitszustand der Städte von entgegengesetzter Lage, der Nordstädte, und giebt endlich denjenigen, welche zwischen Nordost und Südost gelegen, sich nach Osten hin öffneten, den Vorzug. „Diese," sagt er, „werden von der frischen Morgenluft angeweht und haben das gesündeste Wasser, besonders wenn dies aus der Höhe von Erdhügeln herabrinnt und nicht von Felsen, und wenn sich die Quellen ebenfalls nach Osten der reinigenden Morgensonne entgegen öffnen. Die nach Osten schauenden Städte," sagt der berühmte Arzt, „sind gesunder, als die nach Norden und Süden schauenden, und ein Stadium," meint er, „mache in der Anlage einen großen

Unterſchied. Die Menſchen in dieſen Städten," berichtet er weiter, „haben ſchöne Geſtalten, blühende Farben und einen helleren Sprachton als die der mitternächtlichen Städte, ihre Gefühle ſind lebhafter, ihr Verſtand iſt geweckter, und alle Erzeugniſſe der Natur gedeihen bei ihnen beſſer. Die Frauen ſind fruchtbar, der Krankheiten ſind wenige, und dieſe wenigen ſind leicht zu heilen. Ueberhaupt iſt eine ſo gelegene Stadt wegen der glücklichen Miſchung der Wärme und Kälte mit dem Frühling zu vergleichen." Es iſt ſchwer zu glauben, daß die Griechen ſolche auf einer reichen Erfahrung beruhenden Beobachtungen nicht benutzt haben ſollten. Sie kamen ziemlich häufig in den Fall, Städte anzulegen. Wir hören noch in ſpäter Zeit von Umbau und von Verlegung von Städten, und an dergleichen Verlegungen (Metanaſtaſen) knüpften ſich ſehr wichtige politiſche Veränderungen. Jedenfalls vermied man es, ſoweit es möglich war, die Stadt nach Norden zu richten. Denn das Volk der Griechen, wie es denn überhaupt nicht nach dieſer Himmelsgegend hin geſchichtlich wirkſam iſt und über die Ausläufer der Dinariſchen Alpen hinaus mit dem zahlreichen Volk der Illyrier in keinen Verkehr tritt, hat den Blick nach Süden hin, der Sonne entgegen gerichtet.

Die Stadt mußte ferner ſo liegen, daß die Erndte vom Lande und jedes für den Hauptgewerbetrieb derſelben erforderliche Erzeugniß möglichſt leicht hineingeſchafft werden konnte, überhaupt ſo, daß auf ſie als den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt der Landſchaft ſich Alles leicht bezog. Dabei ward natürlich der nur zu oft vorkommende Fall eines Krieges nicht außer Acht gelaſſen. Manche Landgebiete hatten nur wenige und enge Grenzen, und hier genügte es, die Päſſe zu beſetzen. War aber das Land offen, ſo gab es in näherer oder weiterer Entfernung von der Stadt doch immer einige befeſtigte Punkte, welche dem Feinde das Vorrücken erſchwerten. Auch in Friedenszeiten waren dieſe Punkte bei Tage und bei Nacht beſetzt, und die Wächter waren angewieſen, durch erhobene Signalzeichen bei Tage und durch

Feuersignale bei Nacht der Stadtwache auf der Mauer Nachricht zu geben, wenn sie etwas Verdächtiges bemerkten. Ueberhaupt hatten die fortwährenden Kriege die Bürger in den Städten hinreichend geübt, die Beschaffenheiten ihres Terrains, mochte es hüglicht oder eben, offen oder durchschnitten sein, auf das geschickteste zu ihrer Vertheidigung zu benutzen. Sie wußten die Zugänge zu versperren, die Flüsse unpassirbar zu machen, Hinderungen an den Landungsplätzen anzubringen, Häfen zu verschließen, die kostbaren Wasserschätze ihrer geliebten und sonst so schön umhegten Quellen ungenießbar zu machen. Sie waren Virtuosen in der Vertheidigung, und schon früh, selbst in der berühmten Marathonschlacht, bewährten sie dieses Talent und errangen nur dadurch einen glorreichen Erfolg gegen einen zehnfach überlegenen Feind. Ueberhaupt nun mußte das Landgebiet so groß sein, daß die Bürger sich noch kennen konnten, damit gegenseitige persönliche Kenntniß das Rechtsprechen in Proceßsachen erleichtern möchte, und daß es die wesentlichen Bedürfnisse der Bürger befriedigen konnte. In der kleinen aber energischen Welt dieser Staatsexistenzen fehlte der heutige Begriff der allgemeinen Vergesellschaftung, der sein lebendiges Dasein durch den großen Welthandel offenbart; es fehlte auch die erst spät gewonnene und noch heute nicht überall ins Leben eingeführte Ueberzeugung, daß alle wahrhaften Interessen der Völker und Nationen harmonisch sind. Und wenn auch die im Alterthum gewöhnliche Form des Handels, der Kleinhandel, zuweilen schon größere Dimensionen annimmt, wie in Athen und Korinth und später in Alexandrien, so ist dennoch der oberste Grundsatz der alten Politiker immer der: daß der Staat, was er braucht, zunächst bei sich selbst finden müsse, und daß in diesem Verhältnisse seine Ehrenhaftigkeit und Selbstständigkeit liege. Ein lebhafter großartiger See- und Handelsverkehr war, nach ihrer Ansicht, der Sittlichkeit nachtheilig, und der Festigkeit und Dauer der Republik ungünstig. War deshalb ein Landgebiet, wie bei manchen kleinen Insel-

Republiken, zu klein, als daß es das Auskömmliche hätte gewähren können, so ward der Staat bespöttelt; trieb er über das Auskömmliche hinaus nicht bloß Handel für sich, sondern, wie Aristoteles sagt, für Andere, d. h. machte er sich zu einem bedeutenden Speditionsort, so verdiente er verachtet zu werden. In dem Attischen Staate brachte freilich der Handel die prächtige, üppige, mit Magazinen, Schiffswerften, Waarenhallen, Theatern und Tempeln geschmückte Hafenstadt des Piräeus hervor. Aber Athen ist auch in vieler Beziehung eine Ausnahmestadt, eine Stadt, die fast allen anderen griechischen Städten weit vorausgeeilt ist, so schnell vorausgeeilt ist, daß in dieser Eile selbst ein Grund ihres baldigen Dahinwelkens gesucht werden muß; und dann war die Piräusstadt, wie Korinth und Naukratis wegen ihrer Unsittlichkeit, und zwar nicht blos bei den Philosophen und Politikern, auch so übel berüchtigt, daß eine Zeitlang einmal eine schwere Strafe darauf stand, wenn ein Athenischer Bürger der Altstadt die Nacht in der Hafenstadt zubrächte. Selbst der freie und tolerante Aristoteles gestattet zwar die Anlegung solcher Hafenstädte, aber zugleich will er auch, daß der gesellige Verkehr der Bewohner von beiden einer gewissen Beschränkung und Ueberwachung, ganz im Sinne der antiken Staatsidee, unterworfen werde [1]). Dagegen ist den alten Politikern der Ackerbau, und er hauptsächlich, die Grundlage des Staats. Der Ackerbau ist das wesentlich konservative Element für die Verfassung und für die Sitte. Diese Ueberzeugung hatte sich namentlich in Attika des Standes, welcher den Grund und Boden besaß, mit so großer Stärke bemächtigt, daß ohne den Zutritt des demokratischen Elements der Schiffahrt und des Handels Athen ein unberühmter Staat von Grundbesitzern und Junkern geblieben wäre. Mit Vorliebe pflegten denn auch die Grundbesitzer, als sie mit dem Element der Demokratie in den großen politischen Kampf geriethen, auf die Seg-

[1]) Politik VII, 5.

nungen des Ackerbaus hinzuweisen, weil sie darin auf eine in der älteren Zeit allgemein verbreitete Meinung stießen. Von der grundbesitzenden Aristokratie gingen auch unzweifelhaft die Sagen aus, die sich auf den Ackerbau beziehen, und die, wie alle Reste Attischer Sagen, eben nicht alt sind. Die Stadt Athen hatte mit gutem Grunde in dem Wettstreite zwischen dem Poseidon und der Athene um die Schutzherrschaft die Gaben des Meergottes verschmäht, und das Segen gewährende Gewächs der Erde, den Oelbaum, vorgezogen. Das Grundvermögen war daher auch zuerst im Vollbesitz der politischen Rechte; das bewegliche Vermögen fing erst mit dem Reformvorschlag des Aristides an, auch politisch etwas zu gelten. Hernach stieg sein faktischer Einfluß freilich sehr hoch, ohne jedoch den des Grundvermögens jemals ganz zu beseitigen.

Den Kern der Stadt bildeten der Markt, das Rathshaus und das Theater, welche ziemlich nahe an einander lagen. Der Markt diente zur Abhaltung der besonders in den demokratischen Staaten häufig und regelmäßig zusammenberufenen Volksversammlungen, wie zur Aufstellung von Chören; er war der Platz für den Handelsverkehr, wie für das öffentliche Leben überhaupt. Größere Städte hatten mehrere Märkte und unter diesen einen besonderen Handelsmarkt, in dessen Nähe auch die zu verzollenden Waaren aufgestellt wurden. Die Griechen brachten als Kinder des Südens längere Zeit im Freien zu, als dies den Neuern und überhaupt den Bewohnern in den kalten Klimaten der gemäßigten Zone vergönnt ist. In der Nähe dieses mit den Statuen der schützenden Götter und Staatsheroen geschmückten Marktes befanden sich die schattig luftigen Hallen zum Spaziergang, ferner die Geschäftslokale der Behörden und Beamten, die Unterhaltungshäuser (Leschen) für die Männer, das Staatshaus, in welchem die fremden Gesandten logirt und bewirthet und verdienstvolle Bürger auf Staatskosten gespeist wurden, das Prytaneum. Hier brannte auf dem Staatsherde das heilige Feuer, und der Herd erinnerte,

als heiliges Symbol der Familie, an die erste und wichtigste Grundlage der staatlichen Gemeinschaft. Von diesem Feuer nahmen denn auch diejenigen, welche in der Fremde Kolonieen gründeten, einen glimmenden Scheit mit, und unterhielten die Glut so lange, bis der Führer und das Haupt des die Gründung leitenden Geschlechtes (der Archeget) auf dem Herde der neuen Staatsheimath das Feuer anzündete. Außerdem befanden sich in jeder Stadt Uebungsplätze für die Jugend und für die Männer, und in einigen Staaten, wo die Sitte es mit sich brachte, und die politische Einrichtung das Zusammenspeisen erforderte, die Speiselokale für die Männer, die sogenannten „Syssitien". Alle öffentlichen Gebäude waren im Gegensatz zu den Privatwohnungen nicht bloß wie diese nur zweck- und bedürfnißentsprechend, sondern auch stattlich und prächtig gebaut, und diejenige Stelle wo das staatliche und religiöse Leben sich konzentrirte, da wo dem Staate das Herz schlug, machte sich auch äußerlich als die würdigste und schönste erkennbar. Ihre Pracht und noch mehr die Erhabenheit und reine Schönheit der auf ihr befindlichen Gebäude, Tempel und Kunstwerke zeigten von sich auf den inneren Geist hin, der in dem Gemeinwesen lebte, und der in der Freude an sich selbst und in dem Gefühle seiner Kraft auch nach außen hin ein Allen sichtbares Zeugniß ablegen und die Fremden zur Bewunderung und Ehrfurcht nöthigen sollte. Wenn ein Staat es versäumte, seiner innern Bedeutung und Kraft durch die schöne Kunst diesen würdigen Ausdruck zu geben, so ward das von denkenden Staatsmännern und Vaterlandsfreunden getadelt. Und ein Versäumniß dieser Art veranlaßte den Thebaner Epaminondas, der sein schwungloses Volk zu heben trachtete, zu dem Ausruf: „Bürger, ihr müßt die Thore der Propyläen von Athen ausheben, wenn ihr vorwärts kommen wollt, und müßt sie auf unsere Kadmeische Stadtburg hinauftragen!" Zu den schönsten Gebäuden gehörten aber die Tempel der Götter, und unter diesen war wieder der Tempel der schützenden Landesgottheit der

schönste. Gewöhnlich stand er auf einem höher gelegenen und, weil er nicht selten auch den Staatsschatz barg, auf einem befestigten oder leicht zu befestigenden Orte. Immer aber war er durch eine Mauerumfriedigung eingehegt, und aus der Mitte dieses heiligen schon an sich seine hohe Bestimmung kundgebenden Raumes ragte er, nicht auf dem gemeinen Boden, sondern auf einem ihn von demselben absondernden, dreifach abgestuften, marmornen Unterbau, mit seinem Adlerdach über die Stadt hinaus. In keiner griechischen Stadt hat ein solcher Tempel gefehlt, und wie wohl zur Genüge bekannt, ist der Griechische Tempel das Schönste, was Menschenhände geschaffen haben. Er ist überall nicht das Versammlungshaus der andächtigen Gemeinde, sondern das Wohnhaus des Gottes, dessen Bild er in seinem Kerne, der Cella, enthält, und dessen heilige Schätze und Weihegeschenke in ihm aufbewahrt werden. Dieser Gott ist ein Gott der Freude und des Lichts, und darum öffnet sich die Vorhalle zu Licht und Luft, und rings herum läuft ein Gang von feierlich und ruhig emporstrebenden Säulen, über welchen sich das Gebälk der Decke und zuletzt das befriedigend schwebende, nach beiden Seiten seine Flügel herabsenkende Dach lagert. Der Altar, auf welchem dem Gotte geopfert wird, steht nicht im Tempel, sondern im Freien; denn der Rauch muß frei zum Himmel emporsteigen, sowie denn auch der Grieche, wenn er betet, den Blick nicht wie der Römer zur Erde, sondern zum Himmel empor richtet. Der ganze Bau sprach aber vornehmlich dies aus, daß er der Wohnsitz des Gottes sei, und die Rücksichtnahme auf die praktischen Kultusbedürfnisse durfte diesen Haupteindruck nicht schwächen, sowie denn auch alle baulichen Erweiterungen und Veränderungen immer nur in dem Sinne getroffen wurden, ein Wohnhaus des Gottes herzustellen. Wenn daher der Apostel Paulus den Bürgern der mit prächtigen Tempeln geschmückten Stadt Korinth wiederholt erklärte, daß sie selbst der Tempel des lebendigen Gottes zu sein hätten, und daß sein Geist in ihnen zu wohnen habe, so war schon

in diesen Worten eine ungeheure Umwälzung ausgesprochen. In allen Staaten waren die Tempel von Stein gebaut; denn Griechenland hat einen Ueberfluß an edlem Bau-Gestein. Und wo es in einem Lande hierin wohl bestellt ist, da wird auch der Geist edler Gediegenheit sichtbar in den Bauwerken leben, und jener Ueberfluß wird überhaupt edlere Bauwerke hervorrufen, als in den Ländern, in welchen es an schönem Gestein fehlt. Die bei dem ersten Beschauen so sehr in's Auge fallende Hoheit der durch die Russischen Selbstherrscher errichteten großen Petersburger Bauten ist meistens doch nur eine Gyps- und Mörtelmajestät und verheißt keine sehr lange Dauer. Die Griechischen Steintempel dagegen konnten der Ewigkeit Trotz bieten und haben das auch gethan: kein einziger ist der Zeit, sie sind alle der äußeren Gewalt der Natur oder der Gewalt der Menschenhände erlegen. Im Gegensatz zu den öffentlichen Gebäuden waren die Privatwohnhäuser der Bürger einfach, die Straßen unregelmäßig und winklich, und wenn auch zur Zeit des Peloponnesischen Krieges in vielen Griechischen Städten die Straßen geradlinig und die freien Plätze regelmäßiger angelegt werden, wie dies in der Piräeusstadt und in Rhodos durch den sehr geschickten Baumeister Hippodamus aus Milet eingeführt ward, so zogen doch die Alten im Ganzen eine unregelmäßige Bauart der Straßen und Quartiere aus Gründen der Sicherheit vor, weil solche dem Feinde bei einem Ueberfall nicht so leicht Gelegenheit bot, durch Besetzung einzelner Centralpunkte das Ganze zu beherrschen, und weil die unregelmäßige Anlage der Stadtquartiere es demselben überhaupt schwerer machte, sich bei einem der so häufig versuchten nächtlichen Ueberfälle in der Stadt zurechtzufinden. Faßt man Alles zusammen, so bot eben wegen der auf alles Oeffentliche verwendeten Sorgfalt eine Griechische Stadt mit ihren Wasserleitungen, Spazierhallen, Gymnasien und Bädern, mit ihren durch die erhabenen Werke der bildenden Kunst geschmückten Plätzen, einen würdigen und schönen Aufenthaltsort für die in ihr lebenden Menschen dar. Und

wenn man die Fülle der Erfindungen und die großen Fortschritte der Mechanik erwägt, in deren Besitze sich die Menschheit des heutigen Kultureuropa's befindet, so ist im Hinblick auf die uns heute zu Gebote stehenden Mittel verhältnißmäßig noch weit nicht so Bedeutendes in dem Bau unserer Städte geleistet, und die Mehrzahl derselben hat nicht Ursache, mit Stolz auf eine Griechische Stadt herabzusehen. Hätten die Griechen z. B. über solchen Wasserüberfluß verfügen können, wie wir ihn haben, so würden sie in der Anlegung von Wasserleitungen und Bädern für das Volk noch viel großartiger verfahren sein, obschon sie es uns auch darin, wenn auch nicht in dem Grade wie die Römer, zuvorgethan haben. Denn noch fehlen bei uns die Wasserleitungen fast überall, die Bäder für das arme Volk sind in einem auch nur annähernd befriedigenden Zustande fast nirgends anzutreffen. Dagegen treffen wir in unsern Städten, trotz der bei uns überall reichlicher als bei den Griechen vorhandenen Wasserschätze, noch überall die offenen Straßenkanäle, welche, die reine Himmelsluft verpestend, den Sommeraufenthalt in unseren Städten zur Qual und zu einem Herde für Krankheiten machen. Die durch dergleichen Anlagen, wie Wasserleitungen, Kanäle mit fließendem Wasser, etwa wie sie jetzt die Stadt Paris aufweist, herbeizuführende Verbesserung des Gesundheitszustandes, die Anlage von Bädern, um von der Ausstattung durch den Schmuck der bildenden Kunst ganz zu schweigen — Alles dies wird noch lange bei uns auf sich warten lassen. Der Aufenthalt in den Städten und besonders in unsern alles Leben niederzwingenden und einschnürenden Festungsstädten wird noch lange gefährlich und qualvoll für die Menschen bleiben; denn die ungeheuren Summen, welche der Unterhalt der Europäischen Heere kostet, machen vorläufig eine durchgreifende Verbesserung der Gesundheit, Wohnlichkeit und vollends der menschenwürdigen Schönheit unserer Wohnungen unausführbar. Und dazu kommt, daß der in der Klause lebende Nordeuropäer, dem Oeffentlichen im Ganzen abgewandt, durch allerlei Mittel

und Mittelchen sich in seinen vier Wänden für das zu entschädigen sucht, welches in großartiger öffentlicher Weise Allen gewährt, das Leben Aller steigern und veredeln würde. So aber resignirt er, oder findet sich für seine Person durch irgend welche Auskunftsmittel ab, wenn er nicht durch die Gewöhnung an diesen im Allgemeinen elenden öffentlichen Zustand für eine Verbesserung überhaupt abgestumpft wird.

III.

Wie sich von selbst versteht, war die Stadt von einer hohen, starken und breiten Mauer umgeben. Die Ummauerung erst macht die Stadt zu dem, was sie ist, zu einem geschützten, seine Selbstständigkeit vertheidigenden Wohnort der Bürger, zum Sitz einer Staatsregierung. Nicht ummauerte Ortschaften, auch wenn sie ziemlich groß und umfangreich sind, sind keine Städte; und von einer Bevölkerung, welche ohne eine solche Stadt ist, wird gesagt, daß sie in Dörfern zerstreut lebe, wie dies z. B. mit der Bevölkerung der Arkader der Fall war. Selbst diejenigen kleinen Städte, welche in dem Landgebiete einer größeren gelegen, zu dieser in einem bundesgenossenschaftlichen oder Abhängigkeitsverhältniß standen, wie Hysiä, Eleutherä und Oropus zu Athen, waren im wohlbegriffenen Interesse des Ganzen nicht ohne Ummauerung, und das Städtchen Thorikos in Attika hatte sogar eine Akropolis. Die Stadtmauer war mit Thürmen und Wachthäusern versehen, und außerdem so eingerichtet, daß für den Fall eines eintretenden Bedürfnisses noch mehrere hölzerne Wachthäuser auf derselben eingerichtet werden konnten. Auf der Mauer war ein vollständiger Wachtdienst für die Tages- und Nachtzeit, ein geordnetes Patrullenwesen, Ablösungen der Wachen, Austheilung von Parole und Losung (Nebenparole) ebenso eingerichtet, wie in der Stadt. Alles dies natürlich strenger und stärker im Kriege, als im Frieden. Aber ganz ausgesetzt werden durfte der Wachtdienst auch nicht in Friedens-

zeiten. Einmal nämlich sollten die Bürger nicht aus der Uebung kommen, und dann mußte die bestehende Regierung die Partheien in der Stadt selbst und die Andersgesinnten im Zaume halten, und darüber wachen, daß sie nicht mit politischen Flüchtlingen draußen Einverständniß unterhielten, oder selbst die Mauer besetzten, oder endlich durch irgend welche List oder Verrath dem Feinde zur Ueberrumpelung der Thore oder zur Ersteigung der Mauer behülflich wären. Es sind uns zur Einsicht in diese Verhältnisse Nachrichten aufbewahrt worden, die auf diesen Theil des jetzt ganz entschwundenen und doch so energischen Einzellebens der kleinen Griechischen Staaten ein helles Streiflicht werfen. Man findet sie in der Schrift des wahrscheinlich einem Arkadischen Bergkantone angehörigen Aeneas von der Vertheidigung der Städte, die etwa zwischen 360 und 340 v. Chr. abgefaßt, eine Fülle von Vorschlägen zur Sicherung der Städte und sehr wichtige geschichtliche Thatsachen und Notizen enthält. Die ersten sind ebenso wichtig, als die zweiten; denn der Autor erfand sie nicht selbst, sondern hatte sich das, was ihm empfehlungswürdig schien, aus seiner eigenen Praxis und aus der Beobachtung und Erfahrung Anderer abgezogen. Dieser Aeneas berichtet nun einen Vorfall, welcher seinen Zeitgenossen die aus der Versäumung des Wachtdienstes für den Staat entstehende Gefahr recht vorstellig machen sollte. „Die Inselrepublik Chios hatte mit ihren Feinden Frieden geschlossen. Da überredete eine der Magistratspersonen, welche die Stadt den Feinden und der überwundenen politischen Parthei durch Verrath in die Hände spielen wollte, die Behörde, den Hafenbaum, da Friede sei, ans Land zu ziehen, die alten Schiffsgeräthe zu verkaufen, die baufälligen Werfte, die daran stoßende Spazierhalle und den an diesen stoßenden Thurm, in welchem, vermuthlich, weil er die Stadt beherrschte, die Behörden tagten, auszubessern. Er that dies in der Absicht, um dadurch die bei dem Ausbau nöthig werdenden Leitern denjenigen zu verschaffen, welche zu geeigneter Zeit die Schiffs-

werfte, die Halle und den Thurm überrumpeln sollten. Darauf überredete er seine Kollegen, die Soldaten der Stadtwache abzudanken, weil der Staat im Frieden die großen Unterhaltungskosten sparen könne. Als die Behörden unvorsichtig genug auf diese Vorschläge eingegangen waren, band er an die Zinnen der Stadtmauer Netze zur Hirsch- und Schweinsjagd, als wollte er sie trocknen, und ließ sie nach außen herabhängen. An andere Stellen derselben befestigte er Segel mit den Tauen nach außen. Beides ward aber als Handhabe von den Feinden benutzt, die daran hinaufstiegen und sich so der Stadt bemächtigten." Man gewinnt durch diesen Zug ein lebendiges Bild von gewissen Lebenszuständen einer Griechischen Stadt. Die scheinbar größeren, ja großartigeren Verhältnisse, welche uns die Geschichte von Sparta, Korinth und besonders von Athen erzählt, dürfen uns nicht irre machen. Diese Städte, die wichtigsten und größten in Griechenland, gehen allerdings über den bescheidenen Mittelzustand einer Griechischen Stadt hinaus, ja sie nähern sich bereits, wie Korinth und Athen, dem modernen Stadtleben; aber sie sind die Ausnahmen, und jenes bescheidene Mittelmaaß der räumlichen, sowie der social politischen Verhältnisse bildete, was bei dem Verluste von Einzelnachrichten über die übrigen Staaten zu wenig beachtet wird, die Regel. Hätten wir die Specialgeschichte der Griechischen Städte, wie sie Aristoteles in den Politieen beschrieb, oder die zuerst aus Urkunden geschöpfte Geschichte des Ephorus, oder die Werke des Demetrius Phalerius, so würden wir eine ganz andere Griechische Geschichte haben. — Die Umfangsmauer war geräumig genug, daß im Falle der Noth die gesammte bewaffnete Bürgerschaft dieselbe besteigen konnte. Von der innern Seite führten Mauertreppen hinauf, welche der Befehlshaber der bewaffneten Macht (der Stratege) unten am Aufgange besetzen ließ, damit nicht unzuverlässige Personen hinaufstiegen. Dies war besonders in den Zeiten nothwendig, wenn man sich politischer Umtriebe der Andersgesinnten in der Stadt

versah, und wenn zu befürchten stand, daß die Andersgesinnten mit den auf der Mauer aufgestellten Bundesgenossen oder Soldtruppen in Verkehr treten möchten. Auf dem Strategen lastete mithin eine sehr große Verantwortlichkeit, da er nicht nur für die Haltung der bewaffneten Bürger, sondern auch für die der erwähnten Bundesgenossen und Söldner einzustehen hatte. Der Fall, daß eine Stadt Truppen der Bundesgenossen zur Vertheidigung kommen ließ, gehörte nicht zu den seltenen; und als die meisten Griechischen Staaten zu Oligarchien zusammengeschrumpft waren, d. h. als die Regierung und Verwaltung in die Hände einer geringen Bürgerzahl übergegangen war, war natürlich das Halten von Soldtruppen besonders in späterer Zeit die Regel. In der guten Zeit wird dagegen immer empfohlen, nur soviel Bundesgenossen in die Stadt zu ziehen und nur soviel Söldner in Dienst zu nehmen, daß die Bürgerschaft beiden an Stärke überlegen sei, weil es nicht selten vorgekommen war, daß im entgegengesetzten Falle die Stadt ihre Selbständigkeit an die genannten Hülfstruppen verloren hatte. Der Stratege mußte daher ein der Regierung ganz ergebener Mann sein, er mußte wie der Befehlshaber der Thorwache (und auch dieser Zug kennzeichnet das Kleinleben dieser Städterepubliken) bei einem Umschwung der Dinge am meisten zu verlieren haben, und der eine wie der andere mußten entschlossene und umsichtige Männer sein. Denn auch des zweiten Befehlshabers Stellung war äußerst wichtig. Die Verschlagenheit und Kühnheit der Griechen im Ueberrumpeln von Städten war außerordentlich. Als die Zeit der Massenkämpfe, die Zeit der großen Unternehmungen zur See und zu Lande vorüber, die Kräfte der größten Staaten erschöpft waren und überhaupt eine Ermüdung über die Nation gekommen war, da blühete in später Zeit der kleine Krieg mit seinen Raubzügen, Streifereien, nächtlichen Ueberrumpelungen der Mauern und Akropolen erst recht auf. Die Nation hatte einen großen Theil ihrer großen Eigenschaften verloren und dafür die ihr

angeborne Anlage zu listigen und verschlagenen Unternehmungen zu einem hohen Grade entwickelt. Die Beispiele der nächtlichen Ueberfälle, überhaupt eines kühnen Räuber- und Klephtenwesens wurden zahlreicher, und der große Staatsmann und Feldherr Aratus von Sikyon war in dieser im Ganzen doch schon herabgekommenen und entarteten Weise der Meister. Daß der Stratege bei dieser großen Verantwortlichkeit seiner Stellung in besonders gefahrvollen Zeiten auch eine über den gewöhnlichen Umfang seiner Befugnisse hinausgehende Gewalt üben konnte, liegt in der Natur der Sache; ja es mußten sich die Bürger, wenn es nicht anders ging, einen förmlichen Belagerungszustand gefallen lassen. Es ist sehr interessant, zu erfahren, daß dies vielen der jetzt lebenden Menschen zugekommene Geschenk der Neuzeit schon im Alterthum Bestehen hatte, und es lohnt wohl der Mühe, dasselbe ein wenig näher anzusehen, zumal da hierdurch nebenher wieder ein helles Streiflicht auf das Leben in einem kleinen Griechischen Staat geworfen wird. Damals wie in unsern Tagen entsprang ein solcher Zustand vornehmlich aus den politischen Revolutionen im Innern, und die bestehende Regierung nahm zu demselben ihre Zuflucht, wenn sie des Ausbruchs der Revolution von Seiten der Andersgesinnten gewärtig war. Unter solchen Umständen wird nachstehendes Reglement empfohlen. Die freien Personen und die Feldfrüchte werden in die Stadt gebracht. Wer dies unterläßt, dessen Habe und Eigenthum ist draußen der ungestraften Plünderung und Wegführung unterworfen. Alle Feste vor der Stadt hören auf. Zusammenkünfte von Privatpersonen werden weder bei Nacht noch bei Tage geduldet, nur die Behörden versammeln sich im Prytaneum oder im Rathshause. Kein Weissager darf auf eigene Hand ohne Beisein der Behörde ein Opfer bringen, d. h. er wird verhindert, Mißliebiges aus den Eingeweiden des Opferthieres zu vermelden und die Religion zum Deckmantel politischer Zwecke zu gebrauchen, um die Menge aufzureizen. Niemand darf ferner einen Briefwechsel mit politischen

Flüchtlingen unterhalten, sowie denn auch alle abgehenden und ankommenden Briefe von der Behörde untersucht werden sollen. Wer mehr als eine Rüstung besitzt, muß sie angeben. Niemand darf Soldaten anwerben, oder sich selbst anwerben lassen, Niemand eine Waffe ausführen, oder als Pfand annehmen. Kein Bürger oder Schutzgenosse darf ohne Erlaubnißschein (Paß) zu Schiffe gehen. Die gemeinschaftlichen Mahle (Syssitien) fallen weg, ein jeder ißt zu Hause. Die ankommenden Fremden müssen ihre Waffen ablegen, und Niemand, auch die Gastwirthe nicht, sollen einen Fremden ohne Wissen der Behörden aufnehmen, welche genau verzeichnen, bei wem er einkehrt und wie lange er bleibt. Nachts werden die Wirthshäuser und zwar von außen verschlossen. Von denjenigen Personen, welche zu ihrer Bildung oder sonst zu ihrem Vergnügen als Fremde sich in der Stadt aufhalten, wird ein genaues Verzeichniß angefertigt. Dieselben halten sich in ihren Häusern, oder haben Alle an einem Orte sich während der ganzen Zeit dieses Ausnahmezustandes aufzuhalten. Auf ein gegebenes Zeichen werden in den Packhöfen und Kaufhäusern der Schutzgenossen die Lichter ausgelöscht, und dann darf überhaupt Niemand anders als mit einer Laterne über die Straße gehen. Aufwiegelung der Truppe wird sofort mit dem Tode bestraft. — Das sind einzelne Züge, aber sie sind sprechend, und mehr als dies geben sie einen ganz verständlichen Zusammenhang der Thätigkeiten und Kräfte, welche in sicheren und regelmäßigen Zeiten ungestört im Leben des Staats walten durften, die aber in kritischen Augenblicken zum Stillstand gebracht werden mußten. Doch sind wir mit diesen Mittheilungen schon über die äußere Wohnstätte des Griechischen Bürgers hinausgegangen. Es sind nur knappe Angaben, nur wenige, aber hoffentlich deutlich gezogene Umrisse; aber wie man aus dem Beschauen der Wohnung eines Menschen als der ausdrucksvollen Umgebung seiner Person einen richtigen Blick in sein inneres Wesen gewinnt, wie ein Einblick in das Arbeitszimmer eines Fürsten und

Staatsmannes oft mehr sagt, als eine in vieler Hinsicht zweifelhafte anderweitige Charakteristik, so verkündet auch die Griechische Stadt deutlich den Griechischen Bürger, und ist auch an ihrem Theile eine nicht zu verachtende Offenbarung ihrer Bewohner, die wir ebenfalls mit wenigen Zügen zeichnen wollen.

IV.

Wenn man den antiken und insbesondere den Griechischen Staat verstehen will, so muß man zweierlei in's Auge fassen, welches beides ihn von den modernen Staaten scharf unterscheidet. Der erste Unterschied ist ein allgemeiner und überaus wichtiger. Der alte Staat ist absolut, der Staat unserer Zeit ist es nicht. Der Staatsangehörige verlangt heute vom Staate nur Rechtsschutz, und damit kehrt er dem absoluten Staate schon den Rücken. Es handelt sich hierbei auch nicht um eine bestimmte Staatsform, wie wir etwa von absoluter Monarchie im Gegensatz zu der konstitutionellen reden, uns auch wohl die Republik als die freieste Staatsform, verglichen mit jenen, denken; sondern es handelt sich um das Wesen des Staates, gleichviel in welcher Form er erschien. Der Griechische Staat bestimmte den ganzen Menschen. Der Mensch war in der wahrhaft antiken Zeit ganz in den Bürger aufgegangen, das Leben war überhaupt für ihn nur lebenswerth, wenn er Mitglied einer bestimmten Staatsgemeinschaft, wenn er Bürger war. War er dies nicht, so konnten ihn keine Tugend, keine Schönheit, kein Reichthum, keine Bildung für diesen unglücklichen, und verlor er gar das Bürgerrecht, für diesen furchtbaren Verlust entschädigen. Der Verlust des Bürgerrechts war eine ganz andere Frage als der Verlust des Heimathsrechtes bei uns, der allerdings einem Individuum manche Verlegenheiten bereiten, oder das Entziehen der Nationalkokarde, welches Jemand um einen Theil seiner staatsbürgerlichen Rechte bringen kann. Wer bei uns nicht gerade sehr politisch disponirt ist, was fragt er viel nach

dem Bürgerrecht! Er kann sich durch eine seinen Neigungen entsprechende Thätigkeit auf anderen zahlreichen Lebensgebieten schadlos halten. Er kann, wenn er reich ist, in den schönsten Städten Europa's leben, er kann überall Vermögen erwerben, er kann sich der Wissenschaft, den schönen Künsten schaffend und genießend hingeben und kann sich zuweilen einer Lebenslage erfreuen, in welcher ihn der Staat mit seinen Anforderungen viel weniger behelligt, als den Bürger. Alles dies war in der charakteristisch-antiken Zeit nicht möglich. Wer nicht Bürger war, der war Fremder, Schutzgenosse, und konnte von Glück sagen, wenn er nicht durch den Mangel oder sonst durch eine andere Ursache dazu gebracht ward, ein Sklave zu werden. Nur in den allerseltensten Fällen öffneten sich für einen ausgezeichneten Mann die Reihen der Bürgerschaft in einer andern Stadt. Und wenn dies eintrat, so geschah es nur, um sich darauf noch fester zu verschließen. Ganz im Sinne seiner Zeit läßt daher Sophokles den auf Lemnos zurückgelassenen Helden Philoktetes klagen, daß er „ohne Freunde, verwaist, ohne Stadt, unter Lebenden ein Todter sei". Aber dies ist es nicht allein, und dies ist nicht Alles. Auch der freie Vollbürger des demokratischsten Staates genoß durchaus nicht das, was wir heute persönliche, individuelle Freiheit nennen. Vielmehr war er in seinem ganzen Thun und Treiben dergestalt an den Staat gebunden und durch den Zweck desselben so durchgreifend selbst in seinen Neigungen bestimmt, daß von dem Privatmenschen nur ein geringer Rest übrig blieb. Und auch dieser mußte sich die nicht selten recht strenge Kontrolle des Staats gefallen lassen, der hierin auch seinen größten Angehörigen, ja seinen verdienstvollsten Lenkern, wie dem fürstlichen Perikles, nichts nachsah. Man kann den Griechischen Staat, selbst den freisten, in dieser Hinsicht ganz passend mit den religiösen Orden, auch mit dem der Gesellschaft Jesu vergleichen, so sonderbar eine solche Zusammenstellung sich auf den ersten Blick auch ausnehmen mag. Denn hier wie dort ist es ein antiker Zug, daß der Einzelne in den Gesammt-

zweck vollständig und rückhaltslos aufgeht. Dagegen würde einem Liberalen und Demokraten unserer Zeit sehr übel zu Muthe werden, wenn er so ohne Weiteres in einen Griechischen und gerade in einen demokratischen Staat hineingestellt würde. Er könnte für dieses rücksichtslose Aufgehen seiner Person in den Staatszweck sich durch kein ihm sonst zusagendes Privatleben schadlos halten, es müßte denn sein, daß auch dieses ganz dem Charakter und den Forderungen des Staats entspräche. Im entgegengesetzten Falle würde er sich eine strenge und jedenfalls sehr lästige Beaufsichtigung gefallen lassen müssen. Die alten Politiker, und unter diesen auch Aristoteles [2]), machen darauf aufmerksam, wie schon durch die Lebensweise, die manche Privaten führten, Neuerungen im Staate hervorgebracht werden könnten. Aristoteles empfiehlt daher, eine Behörde einzusetzen, welche ein Auge auf diejenigen haben solle, deren Lebensweise den Staatsinteressen nachtheilig sei, die also z. B. in einem demokratischen Staate sich nicht mit dem Geiste der Demokratie, in einem oligarchischen sich nicht mit dem der Oligarchie im Einklang befinde. Nun muß freilich zugegeben werden (und der Vorschlag des Aristoteles selbst deutet es schon an), daß im Verlauf der Zeit und schon in der Zeit unseres Philosophen der Staatsabsolutismus viel von seiner Straffheit verloren hatte, daß sich ein genußreiches Privatleben zu bilden anfing, daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften und unter diesen mit der philosophischen Spekulation allgemeiner ward, den gelegentlichen Philosophenausweisungen zum Trotz. Aber an ein freies Leben des Individuums, in der heutigen Bedeutung und in dem von uns heute *geforderten* Umfange, war nicht zu denken. Dazu waren die Staaten zu klein, die Interessen der Bürger zu sehr in einander verflochten und ganz und gar an das Bestehen des Staates geknüpft. Wir, die wir heute in ganz andern räumlichen und social-politischen Zuständen leben, haben weder von der Kraft dieses

2) Politik V, 7.

Zusammenlebens noch von der zwingenden Gewalt dieser Solidarität eine ausreichende Vorstellung. Bei uns steht z. B. bei einem Kriege nicht gleich Alles auf dem Spiele. Leben wir in einer belagerten Festungsstadt, so kann allerdings wohl eine Bombe durch das Dach schlagen; im Uebrigen aber wird der Krieg durch die Heere zu Ende gekämpft, während die Thätigkeit in dem System der Bedürfnisse, wenn auch verlangsamt und hie und da aufgehoben, im Ganzen doch ihren gewöhnlichen Gang fortgeht, ja zuweilen gerade durch den Krieg gehoben und beschleunigt werden kann. Die zerstampften Grundtefelder, die eingeäscherten und verbrannten Häuser bezahlen die Versicherungsgesellschaften, ja es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß trotz des erbitterten Bürgerkrieges der Karlisten gegen die Christinos das nördliche Spanien gerade in dieser Zeit einen lebhaften Aufschwung genommen hat. Das war in den Griechischen kleinen Staaten ein Ding der Unmöglichkeit. Ein feindlicher Einfall in das Stadtgebiet zerstörte des Bürgers Kornfelder, Obst- und Weingärten, ohne daß sich ihm eine Aussicht auf Ersatz bot. Die Perserkriege hatten eine große Anzahl vermögender Athenischer Grundbesitzer völlig arm gemacht. Sie sanken in die niedrigste Censusklasse herab, und wären von den Ehrenrechten des Staatsbürgerthums ausgeschlossen worden, wenn nicht der Staatsmann Aristides das Gesetz durchgebracht hätte, daß von nun an die öffentlichen Aemter allen vier Klassen, und somit auch den Besitzern von beweglichem Vermögen zugänglich sein sollten. Er that das aus Mitleid mit seinen Standesgenossen. Denn wenn diese außer ihrem Vermögen auch noch den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erlitten, so hätte es fast den Anschein gewonnen, als wenn sie für ihre patriotische Hingebung noch hätten bestraft werden sollen. Jedenfalls mußten sie aber Alles daran setzen obzusiegen. Wenn der Krieg ausbrach, dann zog der Griechische Bürger in Person zu Felde; denn auf dem Spiele stand alsdann nicht mehr und nicht weniger als Alles. Ward dagegen Frieden geschlossen, dann eröffnete

ſich für ihn ſofort und unmittelbarer als heute bei uns die Ausſicht auf Sicherheit und Behaglichkeit, und dann ſangen die Dichter dem verſammelten Volk im Theater, wie ſchön es ſei, „wenn der Speer in der Ecke ſtehe, und die Spinnen ihre Fäden um ihn webten“, und „wie viel ſüßer es ſei, ſich durch den Ruf des Hahnes, als durch den der Trompete aus dem Schlafe wecken zu laſſen“. Hat der Staat eine Schlacht gewonnen, ſo kann ſich freilich die Zahl der Sklaven des Bürgers verdoppeln; geht ſie aber verloren, ſo kann er ſelbſt ein Sklave werden. Im erſten Fall gehen Tribute ein, die für jeden einzelnen Bürger beſſere Nahrung, feinere Kleidung, Vergnügen in Bädern und Theatern und zwar unmittelbar abwerfen; im andern Falle aber kann er auch ganz zu Grunde gehen. Kurz der Griechiſche Staat war abſolut und nahm den ganzen Menſchen, er nahm ihn mit Leib, Seele und Geiſt in Anſpruch. Alles dieß iſt für uns mitgeſchehen! Denn wie der Einzelne für die Familie und den Staat, ſo werden Völkerſchaften und Nationen für die ganze Menſchheit erzogen, und ſie iſt es, der es zu Gute kommen ſoll, daß das Griechenvolk in dieſen harten Dienſt des Allgemeinen genommen ward.

Nicht minder wichtig iſt der zweite Unterſchied. So ſprechende Kennzeichen nämlich auch die Stadt und das zu ihr gehörige Landgebiet für die Erſcheinung des Griechiſchen Staatsbürgers ſein mögen, ſo lag dennoch der Griechiſche Staat weder in dem Geſammtgebiet, das zu ihm gehörte, noch überhaupt in dem Grund und Boden, ſondern er lag in den Menſchen, in den Bürgern, wenn es auch einer langen Zeit und einer harten geſchichtlichen Arbeit bedurfte, ehe es zu einem Griechiſchen „Staatsbürger“ kam. Und zwar waren es nicht die einzelnen Individuen, welche den Staat bildeten, ſondern es war für jeden Einzelnen das Verhältniß und die Würdigung, welche er in den der alten Zeit und der alten Welt eigenthümlichen politiſchen Genoſſenſchaften einnahm, den ſogenannten Geſchlechtern, woraus ſich ſein Antheil am Staat beſtimmte. Die alte Zeit ſcheidet

nämlich streng zwischen Altbürgern oder Vollbürgern, und Neubürgern. Diejenigen Familienverbände, welche bei der Gründung einer Stadt oder später einer Kolonie sich durch Muth, Klugheit und äußere Mittel besonders thätig bewiesen hatten, bildeten die Geschlechter (gentes), und die Vereinigung mehrerer Geschlechter bildete die Stämme. In solche Geschlechterstämme zerfallen alle alten Staaten, der der Inder, der Juden, der Perser, der Römer. Es reicht diese eigenthümliche Art der Genossenschaft bis in das Mittelalter, ja bis in die Neuzeit hinein. Sie werden ebensowohl bei den Arabern angetroffen, als bei den Clans der Hochschotten, unter welchen fünf Tausend waffenfähige Campbells den Herzog von Argyle ihren Vetter nannten. Gleichwohl sind die Geschlechter nicht mit einander verwandt, sondern sie sind nur politisch zu einander gehörig. In den frühesten Zeiten erscheinen sie streng geschlossen. Niemand kann in sie hineinkommen; nur wer in einem Geschlechte geboren ist, der gehört zu ihm. Die strengste Form der Geschlechter und Stämme ist kastenartig: ihre Mitglieder haben dieselbe Lebensweise, es existirte ein Erbrecht unter ihnen, sie hatten innerhalb des Stammes sich zu verheirathen, und besaßen einen gemeinschaftlichen Begräbnißplatz. Sie hatten unter sich Versammlungen, Gerichte, sowie besonders gemeinschaftliche Heiligthümer. In der geschichtlichen Zeit erscheinen sie, trotzdem daß sie noch lange Zeit bestehen, schon gebrochen, ihre politische Bedeutung geht in der Entwicklung des Griechischen Staates, wie in der Kürze hier gezeigt werden soll, unter, so daß selbst Aristoteles wenig auf sie Rücksicht nahm. In der Zeit, da die Griechen sich selbst mit ihren Alterthümern beschäftigten, werden uns wohl zahlreiche Schriftsteller namhaft gemacht, die über Wesen und Bedeutung der Geschlechter und Stämme Forschungen angestellt hatten, aber ihre Schriften sind verloren gegangen. Unter diesen Umständen ist es als ein Glück anzusehen, daß in den italienischen und deutschen Städten und an andern Orten ähnliche Verhältnisse wiederkehrten, welche besonders

von dem großen Hiſtoriker Niebuhr beobachtet und zur Aufhellung der älteſten griechiſchen Geſchichte verwandt worden ſind.

Der Griechiſche Staat beſtand nun ſeit uralter Zeit aus einer Anzahl ſolcher Aſſociationen. Die Genoſſen dieſer Geſchlechter (patricii, — deutſch heißt ein dazu gehöriges Individuum „ein Geſchlechter“ — patricius) machten die ſouveraine Bürgerſchaft aus. Daneben aber befand ſich ebenfalls ſeit uralter Zeit, und zwar faſt in allen Griechiſchen Staaten, nach der ſchönen, aber lange nicht hinreichend genutzten Entdeckung Niebuhr's eine Verſammlung von eingebornen Freien mit bürgerlichem Rechte, aber nicht zu den Staatsämtern noch zur Verheirathung mit den Geſchlechtern berechtigt. Dies iſt die „Landſchaft“, von den Deutſchen „die Gemeinde“, von den Griechen „Demos“, von den Römern plebs genannt. Die „Gemeinde“, urſprünglich theils aus denjenigen zuſammengetreten, welche ſich bei der Gründung der Stadt oder ſpäter der Kolonie nur untergeordnet betheiligt hatten, oder gebildet aus der umwohnenden, von den Städtegründern unterworfenen und in Folge geſchloſſener Verträge in ihren Sitzen belaſſenen Bevölkerung, hatte ihre eigene Konſtitution, und gegen den von den ſouverainen Geſchlechterſtämmen gebildeten Staat wohl gewiſſe Verpflichtungen, aber keinen wirklichen Mitgenuß an demſelben. Der Staat konnte, ſo ſelten das auch vorkam, wohl Fremde in die Bürgerſchaft aufnehmen, aber dieſe Aufgenommenen, die Pfahlbürger (weil ſie within the pale, in der Nähe des Pfahlwerks an der Mauer wohnten, während die „Geſchlechter“ in der Stadt, und zwar meiſtens am Markte wohnten) erhielten vom Staate nur Civilbürgerrecht; denn ſie in die Geſchlechter und Stämme aufzunehmen, war ebenſo unmöglich, als die ein für alle Mal feſte Zahl dieſer Räume zu vermehren. Es fällt uns heute ſchwer, dieſe Vorſtellungen richtig zu faſſen. In Nordamerika z. B., wo es gar keine einheimiſche Bevölkerung giebt, iſt es mit Ausnahme der Wahl des Präſidenten gleich-

gültig, wie lange man im Lande ist. Es ist dort, wenn man gethan und gezahlt hat was zur Gewinnung des Bürgerrechts nöthig ist, kein Unterschied zwischen dem Abkömmling von den ältesten Kolonen und dem, der eben aus dem Schiffe gestiegen ist. Gleichwohl sind diese Begriffe bis in das 15. Jahrhundert hinein in Europa noch lebendig gewesen, und erst die französische Revolution hat die letzten Reste derselben mit ehernem Besen weggefegt, so daß ihre Erkenntniß Gegenstand der Gelehrsamkeit geworden ist.

Es ist einleuchtend, daß es weder in Italien noch in Griechenland zu einem ordentlichen Gemeinwesen gekommen wäre, wenn die „Geschlechter" und die „Gemeinde" in ihrer Abgeschlossenheit neben einander fort und fort geblieben wären. Sie lebten mit einander, verkehrten mit einander, sie berührten sich persönlich tausendfach. Aber da nur die Geschlechter den Staat und seine souveraine Bürgerschaft ausmachten, so blieben sie in Hinsicht auf den letzten Staatszweck sich einander fremd, und waren trotz der örtlichen Wohnungsnähe so von einander getrennt, als wenn das Meer zwischen ihnen strömte. Aber gerade der Widerspruch, welcher darin lag, daß die Mitglieder der Gemeinde, obwohl mit schlechterem Recht ausgestattet, dennoch wegen ihrer dem Staate zu leistenden Verpflichtungen Bürger hießen und dabei doch von dem eigentlichen Bürgerrecht, nämlich von der Regierung, ausgeschlossen waren — dieser Widerspruch brachte Leben und Bewegung hervor und erzeugte besonders in den Seestädten schließlich einen aus gleichberechtigten Vollbürgern bestehenden Gesammtstaat, in welchem, wie in der Demokratie, entweder alle Staatsangehörigen, oder, wie in den Oligarchieen der Kantone in den Ebenen und Bergen, eine mehr oder minder bedeutende Anzahl Staatsangehöriger Vollbürgerrecht erhielten. Denn um dies hier schon vorweg anzuführen: es gab Oligarchieen, welche eine so bedeutende Minderzahl von Vollbürgern hatten, und deren Gesetzgebung Regierung und Verwaltung wenigstens periodenweise so volksthümlich war, daß der Unterschied

zwischen einer solchen Oligarchie und einer wirklichen Demokratie bei den ungemein reichen Verfassungsunterschieden und Spielarten der griechischen Staaten kaum als ein wesentlicher angesehen werden kann, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß die Oligarchieen von vorne herein den Trieb hatten, immer mehr zusammenzuschrumpfen und sich schließlich als „dynasteutisches" Regiment, als das Regiment weniger bevorrechteter Familien, wie Aristoteles es nennt, und endlich als reines Dynastenregiment zu gestalten.

Der erste Umstand, welcher die Bildung des allgemeinen Staatsbürgers in den Griechischen Republiken begünstigte, war die Herrschaft der Tyrannen. Tyrannen sind Gleichmacher. Unter ihrem oft wohlthätigen Druck lernten „Geschlechter" und „Gemeinde" sich mit einander vertragen, und die zukünftige Gleichheit bereitete sich in der Stille vor, während der Staat von der Tyrannis nach außen hin gesichert, wie der junge Baumstamm durch das schützende Dornengeflecht, sich ruhig zur künftigen Freiheit entwickelte. Ganz anders aber gestaltete sich die Sache, als die Griechen durch die Perserkriege mit dem Orient genauer bekannt geworden waren, als sich ein ungewöhnlicher Wissensdrang der Nation bemächtigt hatte, als eine Menge nützlicher Kenntnisse die Gesellschaft umgestaltet hatte, als Gewerbthätigkeit, Schifffahrt und Handel zu blühen begannen, und in den Vermögensverhältnissen große Umwälzungen eingetreten waren. Der Besitz und das Vermögen haben zu allen Zeiten auch politische Macht gegeben; zuerst das Grundvermögen und dann das bewegliche, das Kapitalvermögen, und das ist auch in den Griechischen Republiken der Fall gewesen. Das abgeschlossene, nicht selten unruhige Nebeneinanderleben von Geschlechtern und Gemeinde konnte bei solchen Veränderungen der elementaren Lebensbedingungen nicht länger so weiter fortbestehen. Geschlechter und Gemeinde, früher durch den Hammer der Tyrannengewalt unvollkommen zusammen getrieben, begannen mit einander zu verschmelzen, die Geschlechterstämme wichen überall den dem Mechanismus der

Regierung zu Grunde liegenden örtlichen Stämmen („Phylen“, wie die ersten genannt), in welchen als in Verwaltungsdistrikten ohne Unterschied Geschlechter und Demos, Arme und Reiche Platz nahmen. Die Geschlechter mußten ihre politischen Vorrechte aufgeben, während man sie als Kultgenossenschaften noch fernerhin ungekränkt bestehen ließ.

So entstand der Gesammtstaat und in ihm der mit allen Andern gleichberechtigte Bürger, und die erste Organisation, welche den alten unvollkommenen Geschlechterstaat überall brach, war unzweifelhaft auf den Census gegründet, eine timokratische, obschon wir dies, was Griechenland betrifft, nur von einem einzigen, dem Attischen Staate, durch bestimmte Nachrichten wissen. — Diese große und heilsame Verschmelzung vollzog sich indessen in einem griechischen Staate, dem Spartanischen, niemals, weil die Spartaner, als ein eroberndes Herrschervolk, wie ein Kriegsheer inmitten einer zahlreicheren theils freien, theils unfreien Bevölkerung lebend, in diesem kriegerischen Ausnahmezustande verharrten. Sie entwickelten sich politisch anders als die übrigen Griechen, von welchen diejenigen, bei denen die Verschmelzung zur bürgerlichen Gleichheit mit den meisten Hindernissen zu kämpfen gehabt hatte, sich als Oligarchieen an sie anschlossen, während sie selbst die demokratische Staatenbildung fortwährend mit dem größten Mißtrauen betrachteten. Auch in den übrigen Staaten gelang jene Verschmelzung weder in derselben Weise, — denn sie gelang oft erst nach den heftigsten Kämpfen, nach Kämpfen auf Leben und Tod, in welche die Kämpfenden sich hinein begaben, nachdem sie die Vernichtung der Gegner mit den stärksten Eiden beschworen hatten [3]), — noch erzeugte sie dieselben Staatsverfassungen, noch fiel sie überall in dieselbe Zeit. Selbst im Peloponnesischen Kriege versteckte sie sich noch unter den sogenannten Prinzipienkampf der Demokratie mit der Oligarchie, und während der Krieg selbst äußerlich als ein Kampf zweier um die He-

[3]) Siehe über diese Eide Politik, Buch V, 7. Anmerk. 18.

gemonie ſtreitenden rivaliſirenden Staaten mit ihren Bundesgenoſſenſchaften erſcheint, wüthet der eigentliche innere Kampf am erbittertſten in jeder kleinen Stadt, nur daß die kämpfenden Partheien je nach der Lebhaftigkeit und Vollſtändigkeit der ihnen zu Theil gewordenen Entwicklung zum Gleichheits- und Geſammtſtaat, bald Oligarchen und Demokraten, bald Reiche und Arme, bald Geſchlechter und Gemeinden ſind. Wo dieſe letzteren die ausgleichende Umgeſtaltung zum Geſammtſtaat verſäumt hatten, da wurden ſie von dem treibenden Geiſte dieſes Krieges auf das Furchtbarſte erfaßt und in ſchreckliche Bürgerkriege hineingeriſſen. Dies beweiſt das Beiſpiel von Korcyra. Hier hatten bis zum Jahre 427 vor Chr. die korinthiſchen Geſchlechter ruhig neben der Gemeinde gelebt, welche aus Chalcidenſern und helleniſirten Illyriſchen Liburnern beſtand. Da kam der Krieg über ſie, die Gegenſätze hatten ſich nicht gemildert, und in dem ausbrechenden zweijährigen Bürgerkampfe wurden die edlen Geſchlechter alle erſchlagen.

V.

Als aber die Staatenbildung ſich überall in Griechenland vollzogen hatte, und die Verfaſſungen ſich zu Demokratieen und Oligarchieen der verſchiedenſten Art entwickelt hatten, lebte doch in allen Staaten eine größere oder kleinere Anzahl von Staatsangehörigen mit ſchlechterem Rechte, das ſie zum Theil durch förmliche Verträge oder ſonſt wie vom Staate erhalten konnten [1]). Daher konnte noch Ariſtoteles es zu ſeiner Zeit als eine ſchwierige Frage aufſtellen: wer in einem Staate Staatsbürger ſei und wer nicht. In der Beantwortung derſelben legt er, ſo wiſſenſchaftlich ſtreng er auch die übrigen Staatsformen und ſelbſt ihre Entartungen behandelt, ſtillſchweigend die Demokratie zu Grunde, und wir müſſen ihm darin folgen. Denn trotz

[1]) S. Politik, III. 1. und die betreffende Anmerkung.

der zusammengeschrumpften Oligarchieen, der Tyrannen- und Dynastenherrschaften, ist die Demokratie die wesentliche Staatsform der Hellenen, die sie angestrebt, und für deren Verwirklichung sie sich des Königthums entledigt haben, und auch bemüht gewesen sind das Adelswesen von sich abzuthun. In diesem griechischen Staate, komme er nun einer Demokratie mehr oder minder nahe, giebt es einen „Bürger" im weitern und im strengern Sinne. Wer einen selbstständigen Gerichtsstand in der Art hatte, daß er Recht geben und Recht nehmen konnte, ohne dabei eines Patron's zu bedürfen; wer das Recht hatte, Grundbesitz zu erwerben, sowie das Recht eine bürgerlich rechtsgültige Ehe zu schließen, der befand sich in den sozialen und privatrechtlichen Verhältnissen, die ihn noch zu einem Bürger im weiteren Sinne machten und ihn wenigstens von den Nichtbürger wesentlich unterschieden. Allein im strengsten Sinne war auch ein solcher noch nicht wirklicher Vollbürger. Das Hauptmerkmal eines solchen besteht darin, daß er Antheil hat an der Staatsregierung, daß auch an ihn die Reihe kommt zu herrschen, wenn er auch in der Zwischenzeit sich gefallen lassen muß beherrscht zu werden. Er läßt sich das aber um so eher gefallen, als die Herrschaft eine politische ist, d. i. eine Herrschaft von Gleichen über Gleiche, während er gegen eine Herrschaft von Ungleichen, oder gegen ein immerwährendes Beherrschtwerden eine tiefe sittliche Verachtung hegt, weil ein solches Verhältniß ihm nur als ein despotisches, hauswirthschaftliches, als das Regiment des Hausherrn über den Sklaven, oder als Tyrannenthum bekannt ist. Abwechselnd Herrschen und Beherrschtwerden ist daher der erste wesentliche Grundzug des Vollbürgers. Aber selbst in der Zwischenzeit wo er kein obrigkeitliches Amt bekleidet, ist er nicht ganz ohne Regierungsfunktion. Denn in zweiter Hinsicht wird sein Begriff durch nichts so wesentlich bestimmt, als dadurch daß er Antheil hat an der Berathung und Beschließung öffentlicher Angelegenheiten. Da er

in dieſer Lage, ſowie in der eines Richters, als bloßer Bürger auch ohne amtliche politiſche Stellung in das Leben und in die Politik des Staates unmittelbar eingreift, da er, in den beſten Zeiten wenigſtens, die Waffen führt, da in den Fragen der inneren wie der äußeren Politik die wichtigſten Entſcheidungen mit in ſeine Hände gelegt ſind, da er endlich, wo er ſteht und geht, auch ohne beſtimmte obrigkeitliche Gewalt, nach dem treffenden Ausdruck des Ariſtoteles wenigſtens immer „unbeſtimmte Obrigkeit“ genannt werden kann, ſo iſt er mit fürſtlichem Charakter bekleidet, und der griechiſche Staatsbürger iſt demnach, um es kurz zuſammen zu faſſen, eine fürſtenähnliche Exiſtenz.

Ein ſolcher Bürgerſtaat, ein ſolcher Staat von fürſtenähnlichen Männern und Bürgern bedurfte einer materiellen Grundlage, und dieſe bildeten die Handarbeiter und ganz beſonders die Sklaven. In den nicht demokratiſchen Staaten räumte man den erſtern in der Regel nicht das Vollbürgerrecht ein, und dieſe Verweigerung wird von den alten Politikern überhaupt aus mehreren, in der Ariſtoteliſchen Politik angeführten Gründen, im Allgemeinen gebilligt. Handarbeiter und Handwerker, meinten ſie, ſtänden im Dienſt des Publikums, und wären wegen der ihre ganze Thätigkeit in Anſpruch nehmenden Arbeit zur Verwaltung von Staatsämtern, ſowie zu Staatsgeſchäften nicht brauchbar. Sie arbeiteten für die gemeinen Bedürfniſſe des Lebens, und könnten daher die „architektoniſche Tugend“, die Einſicht des Regierenden nicht gewinnen. Da ſie aber perſönlich frei waren, und ihr Werth und ihre Bedeutung beſonders in den Gewerbe und Handel treibenden Seeſtädten Korinth, Athen, Epidamnus natürlich eine höhere Schätzung erfuhr, ſo war hier ihre geſellſchaftliche Stellung auch überhaupt ehrenvoller, während in den binnenländiſchen Ackerſtädten das Gegentheil ſtattfand.

Die wichtigſte Unterlage bildeten aber die Sklaven. Ueber ſie hat Ariſtoteles im zweiten Kapitel des erſten Bu-

ches das Nöthige mitgetheilt und hat dafür in alter und neuer Zeit als sogenannter Vertheidiger der Sklaverei die strengste Beurtheilung erfahren. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt dieses vortrefflichen Kapitels indessen läßt es als eine große Unvorsichtigkeit erscheinen, in den Chorus dieser auf den Voraussetzungen der modernsten Gedanken bastrenden Vorwürfe einzustimmen. Allerdings ist eins zuzugeben: Aristoteles hält den Zustand seiner Welt für einen vollendeten, für einen absoluten, und macht auf dieser Grundlage den Fehler, die Bestimmungen des Sklaven zu verallgemeinern und das Dasein desselben zu einer absoluten Nothwendigkeit zu erheben. Das ist ein Irrthum, und die Folgezeit hat darüber, wenn gleich noch nicht überall, entschieden. Aber legen wir die Hand auf's Herz und bekennen, daß von solchen Irrthümern auch unsere größten Denker nicht frei gewesen sind; denn wer hier streng sein wollte, der müßte eine Reihe der geistreichsten und inhaltvollsten Gedankenzusammenhänge bei Kant und bei Hegel geradezu durchstreichen. Abgesehen also hiervon sind gerade die Aristotelischen Bestimmungen über den Sklaven ganz vortrefflich, sind en bloc anzunehmen und verrathen eine für jene Zeiten erstaunliche Freisinnigkeit und edle Unpartheilichkeit des Urtheils, die sich sehr vortheilhaft unterscheidet von der bösartigen Spitzfindigkeit mancher heutigen positivistischen Staatssophisten, die sich ihre zur Unterstützung der Unfreiheit und Inhumanität aufgewandte Kunst vierteljährlich gut bezahlen lassen. Die Aristotelischen Sätze sind im Wesentlichen diese. So innig die Familie zum Staate gehört, so ist doch der Charakter der Familiengewalt und der Staatsgewalt verschieden. Aristoteles weist diese Verschiedenheit nach und gewinnt dadurch die richtige Umgrenzung der Politik. Die Familie wird durch die Hauswirthschaft oder Oekonomik, der Staat durch die Politik zusammengehalten. Die Familie, oder wie die Griechen sagen, „das Haus" ist eine ökonomische Monarchie, worin der Monarch der Hausherr, die Regierten: Frau, Kinder und Skla-

ven, also jenem natürlich ungleiche und untergeordnet. Der Staat dagegen zeigt eine Herrschaft über Freie und Gleiche. Hiermit ist nun auch die Umgränzung und Stellung des Sklaven gewonnen. Der Sklave gehört zur Familie, deren ökonomisches Moment er mit bildet, und die auf ihm ebenso ruht, wie die Familie unserer heutigen gebildeten Klassen auf dem Gesinde, den Dienstboten, ohne welche die Wirthschaft der Herren Gemahle, der Frauen Gemahlinnen, der Herren Söhne und Fräulein Töchter nicht einen Monat dauern würde. An dem Worte Sklaven muß man keinen Anstoß nehmen, und besonders den Gedanken an Neger- und Pflanzersklaverei ganz fahren lassen, die wenn auch von christlichen Priestern eifrig vertheidigt, etwas weit inhumaneres und von dem Dienstwesen der Griechischen Welt völlig verschiedenes ist. In den Griechischen Staaten gab es Staatssklaven und Hausssklaven. Die ersteren waren Gensdarmen, Polizeisoldaten, Ausrufer, Schreiber, Büttel, Gefangenwärter, Nachrichter u. a.: das heißt Staatssklaven waren alle untergeordnete, nicht obrigkeitliche, bezahlte Beamte, wogegen der mit obrigkeitlicher Befugniß ausgestattete Staatsbeamte nicht bezahlt ward. Mit dem Staatssklaven haben wir hier nichts zu thun, sondern nur mit dem Haussklaven, über welchen wir Aristoteles' vortreffliche Bestimmungen kurz zusammenfassen. Schon der Grundbegriff ist wahrhaft einzig, und man empfindet ein wirkliches Vergnügen an der Wahrnehmung, daß mit demselben allem Sklavenwesen bis auf diese Stunde herab der Nagel auf den Kopf getroffen ist. Der Sklave ist nach Aristoteles ein beseeltes, lebendiges Werkzeug. „Er ist ein von dem Herrn trennbares, aber ihm zugehöriges Besitzstück, das als Werkzeug operirt. Ein jeder ist dies von Natur, wenn er die sklavische Disposition hat, nach welcher er einem Andern angehören kann; denn alsdann ist er auch in der Regel eines Andern. Es kann Freundschaft und Wohlwollen zwischen ihm und dem Herrn stattfinden. Denn beide Herr und Sklave haben das gemeinsam, daß sie Menschen sind und bleiben. Das

Dienen und Beherrſchtwerden der Sklaven iſt in ſeinem und des geſammten Hauſes Intereſſe. Seine Stellung wird auch ſonſt in der Natur in entſprechend ähnlichen Verhältniſſen angetroffen. Ob die Sklaverei unbedingt nothwendig, oder nicht, iſt nicht ganz zweifellos. Eine große Vervollkommnung — und dies iſt eine merkwürdige Aeußerung — wonach ein unbeſeeltes Werkzeug die Dienſte eines beſeelten zu verrichten im Stande wäre, würde ihn überflüſſig machen.“ Dies ſind des Philoſophen Beſtimmungen des Sklaven in gedrängter Kürze, und mich dünkt es nicht wohl gethan, ihn darum einen Vertheidiger der Sklaverei zu nennen. Er hatte nichts zu vertheidigen. Die Sklaverei war ein allgemein anerkanntes, zu Recht beſtehendes Inſtitut der alten Geſellſchaft, und wenn auch der erhebliche Unterſchied zwiſchen ſonſt und jetzt allerdings der iſt, daß dies bei uns nicht mehr der Fall iſt, ſo hat ſich doch, was die wirkliche Lage der Sache angeht, bei uns noch nicht ſo gar viel geändert. Nur die bewußte Heuchelei, oder Unwiſſenheit und ein thörichter Optimismus können läugnen, daß unſere Geſellſchaft vielfach verſklavt iſt, daß es Haus-, Staats-, Fabrik- und andere Sklaven gibt, daß in manchen Staaten Tauſende noch an die Scholle gebunden ſind, und daß es den erſten wenig hilft, daß ſie das Recht der Freiheit haben. Zwar ſoll der große Fortſchritt nicht verkannt werden, der darin liegt, daß dieſe Staats-, Haus- oder Fabrikarbeiter perſonenrechtlich keine Sklaven mehr ſind; es ſoll auch auf das entſchiedenſte anerkannt werden, daß die Sklaverei dieſer Klaſſen vom ſittlichen Standpunkt nicht gerechtfertigt werden kann. Aber der Sinn der unbefangenen Wahrnehmung empört ſich gegen die Zumuthung, nach welcher uns angeſonnen wird, anzunehmen, als ſei die Sklaverei ihrem Weſen nach aus unſerer Geſellſchaft verſchwunden. Das iſt nicht der Fall. Noch immer bedarf die Geſellſchaft zu ihrem Beſtehen einer Klaſſe von Menſchen, die vorzugsweiſe auf niedre Arbeit angewieſen, es allein möglich macht, daß Andere ſolcher Arbeit überhoben ſich mit edleren Dingen be-

ſchäftigen können. Noch immer iſt unſer bezahltes Geſinde die materielle Grundlage der Familien der gebildeten Klaſſe, wie der geſellſchaftlichen Stellung des gebildeten Mittelſtandes überhaupt; und wenn auch der beträchtliche Theil jener männlichen und weiblichen Bevölkerung, der ſein Leben in Küchen, Kammern und Hängeböden zubringt, nicht mehr in eigentlicher Sklaverei iſt, ſo lebt er doch in der Regel fern von den Intereſſen der Familie, wo nicht gar denſelben feindlich, und thut die Dienſte „beſeelter, lebendiger Werkzeuge“. Es kann die Stellung dieſes Geſindes allerdings durch humane Behandlung gemildert werden; allein das war auch im Alterthum der Fall, und je mehr menſchlich ſanfte Geſittung und Bildung in einem Staate vorhanden war, deſto beſſer war in demſelben im Allgemeinen die Behandlung der Sklaven. Sie wurden z. B. in Athen beſſer als in Korinth, und hier beſſer als in Argos und Theben behandelt. —

VI.

Soviel von dem äußeren Weſen des Griechiſchen Staates im Allgemeinen. Sehen wir jetzt zu, worin die edelſten und gebildetſten Staatstheoretiker ſein inneres Weſen und ſeine Idee ſetzten. Hier können und müſſen wir uns vorzugsweiſe an Ariſtoteles um ſo eher halten, als der von ihm aufgeſtellte Staatsbegriff, der nun durch ihn Eigenthum der Menſchheit geworden, kein ſelbſtgeſchaffenes Ideal, ſondern aus der denkenden Geſammtbetrachtung der beſtehenden Staaten abgezogen iſt.

Der Staat iſt nach Ariſtoteles nicht bloß eine Anſtalt zur Rechtsſicherheit ſeiner Angehörigen, ſondern er iſt ein Verein, der die andern auf die Erlangung eines Guts gerichteten Vereine alle umfaßt. Er iſt der eigentliche Zweck der Natur des Menſchen, welcher nur in ihm und durch ihn das ihm gemäße Ziel eines edlen, würdigen und glückſeligen Lebens erreichen kann. Dies würdige und glückſelige

Leben besteht darin, daß der Mensch tragend und getragen, fördernd und gefördert in den tausendfachen Beziehungen des geordneten Zusammenlebens eine Fülle von guten und schönen Handlungen seiner Menschennatur abgewinne; „denn alle Glückseligkeit besteht, wie Aristoteles es so schön ausdrückt, nicht in dem müßigen Genuß, sondern in der That.“ Eine solche Fülle von schönen und guten Handlungen aus seinem Wesen hervorzubringen, sowohl zu seiner eigenen Förderung, als zu der Förderung Anderer, — das ist „Tugend,“ und zu einer solchen kann dem Menschen nur der Staatsverein verhelfen, der ihm außerdem auch noch die Mittel bietet, zu einer mäßigen Fülle äußerlicher Glücksgüter zu gelangen, damit dieser seiner Tugend die Vollbringung schöner und guter Handlungen ohne übertriebene und sein Wesen und seine Menschenwürde schädigende Anstrengungen und Entbehrungen möglich werde. Die innere Befähigung also wie die äußeren Bedingungen zur Erreichung seines letzten Lebenszweckes zu gewinnen, ist nur im Staate und außer dem Staate nirgends möglich. Kein Mensch kann anders als im Staate wahrhaft zum Menschen werden; denn ein vernünftiges und sittliches Handeln setzt der bürgerlichen Verein ebenso voraus, als derselbe seinerseits dem Einzelnen zur Gewinnung dieses ihn von allen anderen Wesen unterscheidenden Charakters behülflich ist. Es geschieht dies schon durch die in einander greifende Gesammtheit der politischen Institutionen, welche wie gesunde Luft und Nahrung den Leib gesund und schön machen, so den Bürger zu einem guten und gerechten erziehen und bilden, und nie aufhören diese ihre sittlich erziehende Kraft an ihm auszuüben. Daher ist denn auch das Entstehen des Staates, sowie der Eintritt in denselben gar nicht von der Willkühr des Einzelnen abhängig, eben so wenig als es von der Hand abhängt, ob sie in den übrigen leiblichen Organismus eintreten will oder nicht. Weder die Hand noch der einzelne Mensch sind zu irgend einer Zeit für sich oder um ihrer selbst willen, sondern zu aller

Zeit nur für die Verbindung mit allen übrigen Gliedern zum Ganzen und sonst für nichts geschaffen. Ja, wenn überhaupt die Frage nach der Zeit hier aufgeworfen werden soll, so muß vielmehr behauptet werden: Der Staat ist seinem innersten Wesen nach früher, als die Familie und jeder Einzelne von uns. Denn das Ganze muß nothwendig früher sein, als der Theil. Mit der Aufhebung des Ganzen nämlich, setzt Aristoteles erläuternd hinzu, würde ja auch Fuß und Hand wegfallen und nur etwa als Nennwort übrig bleiben, wie wenn man von einer steinernen Hand redete. Und eine solche würde etwas Unnatürliches sein. Denn die begriffsmäßige Bezeichnung aller Dinge hängt davon ab, d. h. man ist nur dann sicher, die Dinge begriffsmäßig zu bezeichnen wie man soll, wenn die in ihnen waltenden Eigenschaften noch leben, wenn ihr Vermögen noch wirksam ist. Ist das nicht mehr der Fall, so kann man auch nicht sagen, daß sie noch dieselben seien, sondern sie sind dies nur noch der Benennung nach." Man sieht, es sind vorzugsweise logische Hülfsmittel, deren sich der Philosoph bedient, um die Wahrheit seines großen Satzes eingänglich zu machen. Sollte Jemand sich nicht gleich in den Ausspruch finden können, der möge bedenken, daß es sich hier nicht von der sinnlichen Wahrnehmung in der Zeit handelt, in welcher es allerdings so aussieht, als ob die Theile als solche eher erschienen als das Ganze. Seinem Begriffe, das heißt der Vernunft und Wahrheit nach, ist das Ganze eher als der Theil, geht ihm als unerläßliche Bedingung in der Form unserer innerlichen Anschauung vorher, nach welcher der erscheinende Theil schon auf sein Ganzes hinweist und immer mehr zu ihm erwächst. Man trete in die Werkstatt eines Bildhauers und sehe die noch in Marmor schlafende Gestalt, und man wird das Verständniß haben. Dieser letzte Zweck des Menschen, entwickelt der Philosoph weiter, sowie seine eigentliche Natur, nach der er ein staatliches Wesen, ein „politisches Geschöpf" ist, erklärt auch bei ihm den lebhaften Trieb der Geselligkeit. Dieser Trieb ist ihm ein-

geboren, und er allein würde, auch wenn gar kein äußerlicher Grund, wie das Bedürfniß gegenseitiger Hülfsleistung vorhanden wäre, die Menschen schon unwiderstehlich zur Vereinigung mit ihres Gleichen und zur Bildung des Staats drängen, eben weil die Theile immer zu einer Verbindung zum Ganzen hinwollen, ohne welches sie nichts sind. Gäbe es Menschen, die an einer solchen Verbindung nicht Theil nehmen könnten, oder derselben aus Allgenügsamkeit nicht zu bedürfen meinten, so müßte man solche entweder unter oder über die menschliche Natur stellen, sie für Thiere oder für Götter erklären. —

Dies ist in den allgemeinsten Umrissen Aristoteles Ansicht vom Staat, und wer sie unbefangen betrachtet, der muß überrascht werden, daß so kleine Erscheinungen, wie die griechischen Staaten waren, so große Gedanken ihres Wesens erzeugen konnten. Daß ein so verstandener Staat absolut sein mußte, wird durch diese allgemeine Ansicht nun wohl noch erklärlicher. Man wird wohl nicht fehl greifen, wenn man in ihr die Ansicht der gebildeten Griechen überhaupt sieht. Schon daß der große Denker sie so aussprach und hinstellte, wie er es gethan, daß er sie als Grundlage für fernere Entwicklungen an vielen Stellen seines Werkes theils voraussetzt, theils mit weiteren und bedeutenden Zügen ausstattet, dies und noch Anderes berechtigt uns zu der Annahme, daß seine Zeit für sie vollkommen vorbereitet war, und daß er nur in der würdigsten und vollkommensten Form dasjenige aussprach, was mehr oder weniger entwickelt im Bewußtsein seiner Zeit vorhanden war. Für die große Masse des eigentlichen Volks war freilich der Staat ein segensreiches Geschenk der Götter, und weise Gesetzgeber und Heroen waren bei der Gründung gesellschaftlicher Ordnungen von den Göttern selbst und unmittelbar unterstützt worden. Aber dergleichen Auffassungen werden zu allen Zeiten als ein Eigenthum des weniger gebildeten Theils der Bevölkerungen angetroffen. Was hatten im

Alterthum die Götter nicht eingerichtet, und was iſt es, das in chriſtlichen Staaten nicht auf Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden zurückgeführt werden müßte? Aber wir werden auch hierbei nicht vergeſſen, uns daran zu erinnern, daß auch ſolche unwiſſenſchaftliche Faſſungen der Sache nur der religiös-theologiſche Ausdruck für die Vernunft und Nothwendigkeit derſelben ſind.

Zweites Kapitel.

I. Die Politien und die Politik.

Aristoteles ging an die Abfassung seiner Politik nicht ohne die gründlichsten und umfassendsten Vorstudien dazu gemacht zu haben. Er legte das Ergebniß derselben in einem Werke nieder, das schon im Alterthum hochgeschätzt und vielfältig benutzt uns noch heute in seinen trümmerhaften Ueberresten Bewunderung abnöthigt. Es war dies sein Politienwerk, eine Specialgeschichte von wenigstens hundert und acht und fünfzig griechischen Staaten mit besonderer Rücksicht auf deren Verfassung, und hieran schloß sich als Anhang ein Traktat über die Satzungen und Gebräuche der Barbaren- oder nichtgriechischen Staaten, von ihm in richtiger Scheidung zwischen Gesetz und Satzung „Barbarische Satzungen“ (νόμιμα βαρβαρικά) genannt, in welchem von dem Staatswesen der Makedonier, Thraker, Perser, Karthager, Tyrrhener, Iberer und anderer nicht griechischer Völker gehandelt ward. Wäre dies große Werk auf uns gekommen, so würden wir eine ganz andere Griechische Geschichte haben. Der Verlust desselben gehört zu den empfindlichsten, welche die historische Wissenschaft irgend erfahren hat.

Aus diesem Werke ist die uns erhaltene Politik des Aristoteles hervorgegangen; und so sehen wir also auch hier den großen Meister des Wissens — il maestro di color che sanno nach Dante's schönem Ausdruck, von dem Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigen, und auf der wohlgelegten Er-

fahrungsgrundlage das Gebäude der Doctrin aufrichten. Nur aus der Fülle dieses ungeheuren Politienmaterials ergaben sich ihm, der Gelehrter und Denker zugleich war, die großartigen Gesichtspunkte, die scharfen und geistreichen Unterscheidungen, sowie seine wohlwollende Würdigung des Bestehenden. Aus der geschichtlichen Forschung entnahm er, was die Natur sich vorsetzte, als sie diese mannigfaltigen Erscheinungen des griechischen Staatslebens hervorgebracht hatte. Die üppige Fülle derselben verwirrte ihn nicht, die Gegensätze die sich in diesem Leben hervorthaten, die einseitige Vortrefflichkeit einzelner Staatsformen leiteten sein Urtheil nicht nur nicht irre, sondern gerade im Gegentheil — er gelangte durch das Sichten und Zusammenfassen der Erfahrung zur Auswahl des Besten und zur Aufstellung des Allgemeinen und Bleibenden, und dies ist und wird immer Sache der Wissenschaft sein [1]). Aristoteles fand das für alle Zeiten bestimmte Wesen des Staates, den Unterschied zwischen den normalen und abnormen Verfassungen, den Politien und ihren „Parekbasen", die Sätze vom Bürger und von der besten Verfassung, die Lehre von dem was die Staaten erhält und von dem was sie dem Verfall aussetzt, selbst die der heutigen Staatswissenschaft so geläufige Lehre von den drei Gewalten, nur durch die vorhin angedeutete Methode, welche die Schulsprache richtig die Synthese der Empirie nennt. Sie ist noch heute die einzig richtige, vorausgesetzt, daß man für ihre Anwendung den richtigen Zeitpunkt wählt.

Aristoteles hatte, als er sein ungeheures Material zu sammeln unternahm, diesen richtigen Zeitpunkt getroffen. In dem grichischen Staatsleben war, wie schon in dem ersten Kapitel dieser Einleitung auseinander gesetzt ward, ein Abschluß eingetreten, den der Philosoph selbst empfand. Wenigstens können sehr merkwürdige Aeußerungen in der Politik nicht wohl anders als in diesem Sinne gedeutet wer-

[1]) Ethik. X. 9, §. 12.

den. Dahin gehört unter anderem die Aeußerung, daß zu seiner Zeit und Gegenwart sich ein genuß- und musevolles Privatleben gebildet hatte, dessen Reize so bedeutend waren, daß der Philosoph nicht umhin kann, zu untersuchen: ob das Leben in der Staatsthätigkeit und in den Geschäften, oder das beschauliche den Wissenschaften und Künsten huldigende Privatleben den Vorzug verdiene; bei welcher Gelegenheit er sich zwar für das erste entscheidet, aber dabei zu sehr merkwürdigen Gedanken kommt, indem er die Staatsthätigkeit nicht in dem Kriegs- und Gewaltwesen, nicht in einem Uebergewicht gegen Andere, sondern in einem innerlich tiefen Wirken und Schaffen sieht, das sich auf sich selbst zu beschränken habe, wodurch der Staat sich dem Wesen des Weltganzen und der Gottheit annähere. — Das sind Gedanken, die zutreffender und großartiger als die Elihu Burrits die Idee des ewigen Friedens und der Abschaffung des Kriegs schon leise anklingen lassen. Dahin gehört ferner die von ihm sehr lebhaft geschilderte Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen gegen jede Form des Staates. „Das Einzige," sagt er einmal, „wozu die Gegenwart noch Lust verspürt, ist die Ausübung der Herrschaft. Kann man aber nicht selbst herrschen, so kümmert man sich um nichts anders mehr und läßt sich die Herrschaft anderer, vorausgesetzt daß man nicht zu sehr gestört wird, willig gefallen." Der dritte Ausspruch aber ist der merkwürdigste von allen; denn er enthält den Gedanken des Abschlusses fast bis auf das Wort selbst. „Gefunden," sagt er, „ist so ziemlich Alles; *aber theils ist es nicht übersichtlich zusammengestellt*, theils benutzt man es nicht, obgleich man es kennt." (Politik II. 2, 10).

Das war der Zeitpunkt, welcher ein Werk wie die Politien, selbst umfassend und abschließend, naturgemäß hervorrufen mußte, zumal da manche politische Einrichtungen zu Alexanders Zeit im Untergange begriffen waren, und in dem unruhigen Zeitraum nach seinem Tode sich völlig verloren. Zu der Zeit, da Aristoteles sein Werk zusammentrug, nicht lange

vor der Abfassung der Nikomachischen Ethik, gab es wohl schon Gesetz- und Verfassungssammlungen (*νόμων καὶ πολιτειῶν συναγωγαί*)[2]), aber sie waren verglichen mit den Aristotel. Politien unbedeutend, und in Bezug auf die Gesetzgebung so mangelhaft, daß Aristoteles an derselben unten angeführten Stelle der Ethik sagen konnte: es sei dieser Punkt noch gar nicht erforscht worden. Gerade der Umstand nun, daß die politischen Zustände sich ausgelebt hatten, rief eine erschöpfende Darstellung hervor. Aus den Trümmern, die wir noch besitzen, vermögen wir den erstaunlichen Umfang, den Reichthum des Inhalts in diesem Politienwerk zu ermessen, dessen schönste Blüthe — außer einigen kleinen politischen Schriften, wie die Schrift „über den Adel", — die Ethik und besonders die Politik sind. Denn wie die Fülle von Geist in der Schrift von den Theilen der Thiere, auf der Thiergeschichte, wie die Rhetorik auf dem Studium der Redner und Dichter, so ruht die Politik auf der Grundlage der „Politeen".

Der einladende Zeitpunkt war indessen durchaus nicht der einzige Beweggrund für unseren Philosophen an die Abfassung dieses großen Sammelwerks zu gehen. Die herbe Willkühr, mit welcher Platon in der Aufstellung seines Staates verfuhr, die ganz absonderlichen, aller geschichtlichen Entwickelung widersprechenden Vorschläge, die er machte, das ganz Subjective zuweilen Fanatische seiner Forderungen, und das Alles in einer Sprache, die sein großer Gegner selbst eine prächtige und feierliche nennt, hatten Aristoteles' historischen Sinn auf das lebhafteste verstimmt. Er, der es am Schlusse der Ethik ausspricht, die Philosophie der menschlichen Dinge vollenden zu wollen, mußte durch ein Werk wie Platons Staat von dem tiefsten Mißbehagen erfüllt werden, und dies Werk, — das ist aus vielen Stellen der Politik deutlich zu erkennen, — hat durch den großen Einfluß, den es auf die Zeitgenossen übte, unsern Philosophen zu einer Anwendung seiner Methode im großartigsten Stile

[2]) Nikom. Ethik am Schluß und zu §. 20 die Bemerkung des Eustratius.

und damit zu der gründlichsten und objektivsten Widerlegung getrieben, die sich am vollkommensten immer durch selbstständige positive Schöpfungen vollzieht. Und auch da wo er sich in eine direkte Polemik gegen Platons wunderliche Vorschläge der Weiber-, Kinder- und Gütergemeinschaft und ähnliches der Art einläßt, wie im zweiten Buch der Politik, geschieht es mit einer Mäßigung, welche den aufgestellten Absonderlichkeiten gegenüber zu bewundern ist. Nur gegen Ende desselben Buches, wo er die hauptsächlichsten Verbesserungsvorschläge seiner Vorgänger in der Politik kurz erwähnt, hat er durch ein etwas brüsques und gesucht einfaches Zusammenstellen der Platonischen Reformvorschläge einen treffenden Spott nicht ganz verhehlt. Denn durch die ganz einfache Erwähnung springt bei den genannten Vorschlägen theils ihre Ungereimtheit, theils ihre Unbedeutendheit in die Augen, wie z. B. geschieht, wenn unter den wichtigsten politischen Reformen als eine platonische Erfindung die Syssitien der Weiber, das Gesetz über das Trinkkönigthum der Nüchternen, das Exercirreglement wonach mit der rechten und linken Hand exercirt werden soll, als bedeutende Dinge aufgeführt werden. Geister wie Platon und Aristoteles konnten sich nie begegnen. Während der eine, gereizt und verstimmt gegen das bestehende Staatsleben, aus diesem seinen Unmuth heraus dem Bestehenden nicht selten den Vernichtungskrieg erklärt, in welchem selbst die schönsten Erscheinungen des hellenischen Geistes, die Wissenschaft und die herrliche Kunst dem abstrakten Schematismus seiner subjektiven Forderungen und dem was ihm Religion und Staatszweck ist, zum Opfer fallen, während Platon mit dem, was Leben und Geschichte gegründet haben, ohngefähr so verfährt, wie unsere heutigen Theosophen des christlichen Staats mit den Erscheinungen des modernen Lebens verfahren, schlägt der andere den entgegengesetzten Weg der geschichtlichen Untersuchung ein. Er zeigt, was das jetzt Bestehende war, woraus es hervorgegangen, durch welches Gesetz oder durch welche Ursachen es sich in verschiedenen

Staaten, hier reiner dort unreiner, entwickelte; und unterstützt von einer reichen Kenntniß der verschiedenen Formen und Gestalten desselbigen Wesens konnte er durch die vorhin erklärte Synthese der Empirie höchst triftige Verbesserungsvorschläge machen, während Platon da, wo er mit praktischen Vorschlägen hervortrat, nicht selten lächerlich ward. Der eine zeigt sich fast immer als abstrakten Idealisten und Revolutionär, während der philosophische Beherrscher der Erfahrung fast niemals die gemeine Heerstraße des routinirten Positivismus betritt, sondern dem Bestehenden nur eine ebenso gerechtfertigte als wohlthuende Würdigung zu Theil werden läßt. Gibt es für die Verdeutlichung dieses Unterschiedes ein interessanteres Beispiel, als die Art, wie beide große Philosophen z. B. die Medicin geübt wissen wollen? Platon will den entschieden Kranken und besonders den hinsiechenden Leidenden, sowie den, der wegen seiner kränklichen Leibesbeschaffenheit zu einer großen und anhaltenden Vorsicht aufgefordert wird, ohne weiteres sterben lassen; Aristoteles dagegen dringt darauf, daß auch derjenige, der aufzugeben sei, nach allen Regeln der Arzeneiwissenschaft richtig behandelt werde. Die Platonische und die Aristotelische Behandlungsweise des Staats sind gerade so verschieden, wie die sozialistische und ökonomistische Behandlungsweise der Gesellschaft verschieden ist. Die Oekonomisten beobachten den Menschen, die Gesetze seiner Organisation, und suchen so die gesellschaftlichen Verhältnisse zu ermitteln, die aus diesen Gesetzen entspringen. Die Sozialisten entnehmen aus der Phantasie und aus dem Verlangen ein Bild der Gesellschaft und stellen dann an den Menschen dieser Gesellschaft die diesem Phantasiebilde gemäßen Forderungen.

Die Betrachtung des Aristotelischen Politienwerks führte von selbst zu den Mittheilungen über die Verschiedenheit der politischen Methode beider Philosophen. Es ist nun aber wohl der Mühe werth, die wichtigsten Nachrichten über dies große, für immer verloren gegangene Werk zum Nutzen des Lesers der Politik zusammenzustellen, und von dem Inhalt und der

Einrichtung deſſelben dasjenige anzugeben, was unzweifelhaft wahr oder doch ſehr wahrſcheinlich iſt. Zunächſt iſt die Anzahl der Staaten, deren Verfaſſung Ariſtoteles in dieſem Werke beſchrieb, von Intereſſe. Die Angaben ſchwanken hier erheblich. Diogenes von Laerte[3]) hat die wichtigſte in Worten ausgedrückte Zahlangabe von 158 Staaten, und ihm ſchließt ſich der anonyme von Menage herausgegebene Biograph des Ariſtoteles an. Die von dem ſogenannten Ammonius oder Philoponus verfaßte Lebensbeſchreibung giebt 255, eine andere von dem Spanier Nuñez herausgegebene 250 an, und nach einer Arabiſchen Nachricht[4]) hätte das Politienwerk die Beſchreibung von 191 Staaten enthalten. Mit Sicherheit laſſen ſich dieſe verſchiedenen Angaben nicht vereinigen; aber mehrere Gründe ſprechen dafür, daß man ſich an die des Diogenes und des Anonymus halte. Die andern Angaben ſind indeſſen nicht ohne Intereſſe, und ihr Abweichen von einander iſt nicht eben ſchwer zu erklären. Es gab in dem Werke Geſammtpolitien (κοιναὶ πολιτεῖαι), in welchen der Philoſph die Darſtellung der Geſchichte und Verfaſſung derjenigen Staaten zuſammenfaßte, welche in ihrem Verfaſſungsleben ohne erhebliche Unterſchiede eben darum eine näherere Verbindung eingegangen waren, oder ein „κοινὸν" ein Commune, hatten, gleichviel ob Staatenbund oder Bundesſtaat. Je nachdem nun dieſe Politien einmal als Geſammtpolitien, und das andere Mal, da ſie wieder einzelne Politien in ſich begriffen, in dieſer ihrer Vielheit erwähnt wurden, mußte auch die Geſammtzahl des ganzen Werks verſchieden ausfallen. Denn derjenige, welcher die einzelnen Politien einer Geſammtpolitie beſonders zählte, erhielt eine größere Zahl. Daß aber dieſe Geſammtpolitien einzelne Politien in ſich begriffen, die entweder Unterabtheilungen der erſten waren, oder doch von Einigen als ſolche betrachtet werden konnten, iſt ſicher. In den

[3]) Diogen. Laert. V. 27. Anonym-Menagii (p. 404 Westermann). Ammon. vit. Ar. p. 401. ebendaſelbſt. Nunnesii vita. p. 14.

[4]) Herbelot bibliothèque orientale. p. 971.

Bruchstücken des Werkes[5]) ist außer der Erwähnung einer Gesammtpolitie der Thessaler auch die der Arkader aufbewahrt, und gleichwohl wird eine besondere Politie der Tegeaten angeführt, und in dieser ist gerade von den ursprünglichen Einwohnern Arkadiens im Allgemeinen, in jener aber von dem großen Magistrat in Megalopolis, dem Synedrium aller Arkader, die Rede. Dies wäre also schon ein Grund, der die Verschiedenheit der Politienzahl erklärte. Dann aber gab es, und zwar ziemlich früh, auch unächte Politien. Der hohe Werth, welchen reiche Privatleute sowohl wie Könige, besonders die Ptolemäer und Attaler auf den vollständigen Besitz Aristotelischer Bücher legten, reizte zum Unterschieben unächter Bücher, unter welchen sich gleichwohl manche treffliche Politie dieses oder jenes Aristotelischen Schülers befinden konnte[5a]). Das ausdrückliche Erwähnen der ächten Politien des Aristoteles aber, wie wir es in einem gewichtigen Zeugniß des Alterthums, in der Einleitung des Simplicius zu der Kategorienschrift antreffen, setzt das Vorhandensein unächter Politien außer Zweifel. Man konnte ferner die in Anlage und Ausführung unzweifelhaft ähnliche Schrift der „barbarischen Satzungen" zu den Politien zählen, was nach der Art und Weise wie das Alterthum in Folge der eigenthümlichen Form seiner Bücher oft mit Büchern und Büchertiteln verfährt, durchaus nicht unwahrscheinlich ist, so wie denn überhaupt dem Alterthum, ja noch dem Mittelalter unsere philologische Genauigkeit und diplomatische Sorgfalt im Anführen von Büchern und Büchertiteln im Allgemeinen eben so fremd war, als in anderer Hinsicht ein Schriftsteller die Werke seiner Vorgänger ganz frei und rücksichtslos benutzte, und das oft in

[5]) Am besten gesammelt in der Didotschen Ausgabe. Cf. fragmenta hist. Graec. T. II. ed. Car. Müller. Paris 1848 p. 101—180, wo man die Belege im Einzelnen findet.

[5a]) Vgl. Aristotelia von Ad. Stahr. Th. II, S. 69—70. David Comment. ad Categ. p. 28. a, 14 Brandis.

einer Weiſe, welche bei uns als Plagiat gelten müßte. Endlich lag es in der ganzen Anlage des rieſigen Sammelwerks, ſchon durch den Raum den es einnahm und durch die Maſſe und die Menge Theile, die es enthielt, daß es der Trennung und Vereinzelung offen ſtand. Wer es vorzugsweiſe im Sinne hatte, die Politie der Athener zu ſtudiren, ſtand gewiß gern davon ab, die übrigen 157 Politien zu kaufen. Wer einen Theil leſen wollte, und etwa auf Reiſen war, der hatte dieſen Theil abgeſondert. Das Alterthum liebte ſolche Abſonderungen ſeiner Bücher; und wie hätten ſie hier nicht ſtattfinden ſollen, da ein Sammelwerk dieſer Art die Form des fortlaufenden Zuſammenhangs ohnehin ausſchloß. Von den Politien des berühmten Dikäarchus ſagt Cicero in einem Briefe an ſeinen Freund Atticus[6]): „Die Politie der Pellenäer hatte ich in Händen und ſteckte knietief im Dicäarchus. Es iſt ein gewaltiger Menſch, von dem man mehr als vom Procilius lernen kann. Die Politie der Korinther und die der Athener wird wohl in Rom geblieben ſein.“ Ein kurz hingeworfenes Wort; aber es erhellt wie ein ſcharfes Streiflicht dies von dem unſrigen ſo ganz abweichende Leſe- und Bücherleben! Im Uebrigen haben wir es als keinen großen Verluſt zu empfinden, daß wir die Geſammtzahl der Politien nicht mit völliger Beſtimmtheit angeben können. Wir wiſſen aus einer Angabe Cicero's[7]), daß Ariſtoteles faſt alle griechiſchen Staaten beſchrieb, d. h. daß in dieſem Werke die Geſchichte und Verfaſſungsdarſtellung aller derjenigen enthalten war, welche auf ein eigenes, ſelbſtſtändiges politiſches Leben Anſpruch machten. Dies lehrt ein Blick auf die vorhandenen Bruchſtücke, unter welchen man Theile der Politien ganz unbedeutender Städte und Inſelchen, wie z. B. Tenedos, Melos, Tenos, Oropos findet, und vielleicht iſt auch der aus ἑξήκοντα oder einem ähnlichen Worte verſchriebene Ausdruck „158

[6]) Cic. Epp. ad Attic. II. 2.
[7]) Cic. de fin. V, 2.

Verfaſſungen „idiotiſcher Städte“, der in dieſer Form ganz unverſtändlich iſt, und der ſich bei dem anonymen Biographen des Menage findet (πολιτείας πόλεων ἰδιωτικῶν) im Sinne von politiſch ſelbſtſtändigen Städten zu verſtehen. Uebrigens wird das Werk im Alterthum von allen denjenigen, die es citiren, höchſt ſelten mit ſeinem Geſammtnamen „Politien des Ariſtoteles,“ ſondern überwiegend nach den einzelnen Politien angeführt. „Ariſtoteles ſagt ꝛc. in der Politie der Akarnanen, der Tarentiner, der Athener“, — ſo oder ähnlich lautet die Citirweiſe. Nur der Geograph Strabon, einer der zuverläßigſten und ſchätzbarſten Schriftſteller des Alterthums, der das Politienwerk viel häufiger und durchgreifender benutzte als er angibt, braucht einmal den Ausdruck[9]): „Dies beweiſen die Politien des Ariſtoteles“, die er zu dem Zwecke ſeine Anſicht über das Lelegervolk zu begründen durchſucht und daſelbſt ſeine Anſicht in fünf Politien des Werkes beſtätigt gefunden hatte. Es iſt daher wohl anzunehmen, daß dasjenige, was ſchon bei weniger umfangreichen Schriften im Alterthum vorkommt, nämlich daß der Beſitzer nicht alle Theile oder Bücher derſelben beſitzt und gelegentlich einen Freund bittet, ihm mit dieſem oder jenem Buche derſelben auszuhelfen, — daß dies bei dieſem großen Sammelwerke ebenfalls der Fall war, in deſſen vollſtändigen Beſitz nur ſehr reiche Privatleute oder öffentliche und fürſtliche Bibliotheken gelangten. Sulla und Cicero beſaßen es gewiß vollſtändig, und Strabo, der unter Tiberius eine Studienreiſe nach Rom unternahm, konnte in den Römiſchen Bibliotheken dazu gelangen. Eben daher entnahm es auch wohl außer Julius Pollux, deſſen 8tes Buch nach Hemſterhuis Annahme aus den Politien ausgezogen iſt — jener Valerius Harpokration, der in ſeinem Lexikon der zehn Redner das Werk für den Zweck redneriſcher und geſchichtlicher Ausdrucksweiſen benutzte, und bei dem wir daher eine reiche Anzahl von Bruchſtücken beſonders aus der,

[9]) Cf. Strab. VIII. 321.

bei weitem am vollſtändigſten übrig gebliebenen „Athenerpolitie“ vorfinden. Auch ſcheint es, als ob dies Lexikon nicht in eine ſehr ſpäte Zeit zu ſetzen ſei, da es keinen Schriftſteller enthält, der nachweislich über Tiberius hinausginge. Ueber die Geſammtzahl der Politien aber muß uns Ciceros Zeugniß heute völlig genügen, der ſich in der angeführten Stelle ſo ausdrückt: „Wir haben durch Ariſtoteles Kenntniß gewonnen von den Sitten, Anordnungen und Staatseinrichtungen faſt aller Staaten nicht nur der griechiſchen, ſondern auch der nichtgriechiſchen Welt, und Theophraſtus hat auch noch die Geſetze hinzugefügt.“

Außer dieſem Zeugniß des Cicero gibt es aus dem Alterthum kein allgemeines Zeugniß über den Inhalt des Politienwerks. Wir müſſen uns daher lediglich an die übrig gebliebenen Bruchſtücke halten und nicht außer Acht laſſen, daß wir auf dieſem Wege immer nur eine beſchränkte Ueberſicht des Inhalts gewinnen können, welche indeſſen trotz ihrer Beſchränkung einen in Erſtaunen ſetzenden Reichthum verräth. Es iſt keine Uebertreibung, wenn Niebuhr[9]) behauptete, daß „dieſe Darſtellung der Geſchichte und Verfaſſung von mehr als hundert und fünfzig Staaten“ die nämlichen Vortrefflichkeiten gehabt, die Ariſtoteles' naturhiſtoriſche Schriften auszeichnen, denn dies gehe aus dem was daraus erhalten ſei, namentlich aus der am beſten erhaltenen Athenienſiſchen Politie hervor. „Es läßt ſich dies,“ fügt der große Gelehrte hinzu, „auch nach den Beurtheilungen verſchiedener Verfaſſungen — (der Kretiſchen, der Spartaniſchen und anderer) ermeſſen, welche die Politik enthält“; denn dieſe Urtheile werden auf Grund der überall durchſcheinenden, in das geringſte Detail [10]) herabſteigenden Kenntniß der Inſtitutionen und Bräuche jener Staaten gefällt. „Für den

---

9) Röm. Geſch. I. 14.

10) Ariſtoteles hatte ſogar Sammlungen darüber, in welchen Städten das frühe Heirathen geſtattet und üblich war, wie aus unſerer Politik (VIII, 14, 4) hervorgeht.

Meiſter der Gelehrten war das Kriminalrecht in dem oskiſch gewordenen Kuma, und eine mythiſche Sage von der Gründung einer Stadt, nicht weniger anziehend, als Spekulationen über die erſten Urſachen und die höchſten Zwecke, als Beobachtungen über das animaliſche Leben oder die Poeſie."

Aus einer Zuſammenſtellung der Fragmente ergibt ſich nun, daß der Philoſoph in jeder Politie zuerſt die geographiſche Lage und die mythiſche oder Urgeſchichte behandelte. Er berichtete die Sagen, welche über die Gründung der Stadt in Umlauf waren, und ſicher gab es ſeit der Wanderung der Herakliden keine irgendwo angelegte Stadt, mochte ſie auch unbedeutend ſein, von der Ariſtoteles nicht das Volk das ſie gebaut erwähnt, die Oekiſten und Geſchlechter welche die Völker hingeführt, genannt, und, wo er es vermochte auch den Zeitpunkt der Anlage angegeben hätte. Dieſer Theil des Werkes führte den Namen Gründungsgeſchichten (κτίσεις) und war kein beſonderes Werk, vielmehr ward in jeder einzelnen Politie von der Gründung der Stadt geredet, um ſo mehr, da die Nachkommen derjenigen, welche ſich bei der Anlage derſelben vorzugsweiſe betheiligt hatten, vorzugsweiſe das Vollbürgerrecht der „Geſchlechter" genoſſen. Wenn daher Plutarch [11]) von Gründungsgeſchichten und Politien des Ariſtoteles redet, ſo iſt unter den erſten kein beſonderes Werk zu verſtehen, ſondern dieſe Citirweiſe deutet nur an, daß die Gründungsgeſchichte einen erheblichen Theil der Politie ausmachte. Auch die geographiſche Lage war ein ſehr wichtiger Punkt. Es konnte dabei mancherlei in Betracht kommen, z. B. ob der ſchmale Meerſund, der zwei Stadttheile trennte, früher Feſtland geweſen, ob das ſpäter einſtrömende Meer dann zwei Stadttheile gebildet, die eine verſchiedene Lebensweiſe zu führen genöthigt, ſich dann zu zwei politiſch verſchieden fühlenden Elementen der Stadt entwickelt hatten, ähnlich wie in den Vorſtädten un-

[11]) Plut. non posse vivi suav. sec. Epicur. c. X. p. 1337. Didot.

serer großen europäischen Kapitalen, in dem Römischen Trastevere, in den Lastadien verschiedener norddeutschen Städte ein ganz anderer Menschenschlag wohnt, als in der Altstadt. Und diese Verschiedenheit bleibt, auch wenn der Sund oder der Fluß lange überbrückt sind. So war in der Politie der Klazomenier gemeldet, daß wegen der Oertlichkeit die ein einziges Gemeinwesen bildenden Bewohner von Chytron, [12]) dem Orte wo die Altstadt Klazomenä angelegt war, und die Bewohner der acht dazu gehörigen mit der Altstadt verbundenen Inseln in Streit geriethen, und daß in Kolophon die Hafenstadt Notion sich gegen die Oberstadt erhob. Der ultrademokratische Sinn der Bewohner der Athenischen Hafenstadt Piräens ist bekannt.

Wahrscheinlich im Anschluß hieran (denn über die Anordnung der Materien können wir nur Vermuthungen anstellen,) berichtete dann der Darsteller weiter die politischen Verhältnisse zu den Nachbarstaaten, erzählte er die Schicksale des Staates, und gab in einem Ueberblick über die Verfassungsveränderungen den geschichtlichen Akt an, der den Staat nach manchen Erschütterungen entweder in die Reihe der oligarchischen oder der demokratischen hatte eintreten lassen [13]), wobei er besonders beobachtete, was den Staat erhalten, oder was ihn in's Unglück gestürzt hatte. Er schilderte ferner die Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen, die Administration, die Finanzen, die Polizei bis auf die Brunnenmeister und Marktmeister herab, beschrieb ausführlich den Charakter und die Befugnisse der einzelnen Magistrate, und gab bei dieser Gelegenheit auch die Klagen an, die vor ihr Forum gehörten [14]). Hieran schlossen sich die Rechtsverhältnisse und die ganze Jurisdiction. An interessanten Bemerkungen über den Stand der wissenschaftlichen Kenntnisse, überhaupt dessen, was

[12]) S. Polit. V, 2, 12.

[13]) Eine kurze Uebersicht solcher Erschütterungen gibt z. B. Plutarch über Sikyon. Cf. Plut. vit. Arat. c. 2.

[14]) S. Meyer und Schömann, Attisch. Proceß S. 171.

wir allgemeine geiſtige Bildung nennen, an ähnlichen Angaben über die Inſtitute durch welche dieſe Bildung erworben ward, an Angaben über die dem Staate vorzugsweiſe eigenen Bräuche, Sitten und Feſte im Privat- und politiſchen Leben, über den religiöſen Kultus, über die den Staat auszeichnenden Erfindungen, ſowie an ehrenvoller Erwähnung der im Staatsdienſte, in Wiſſenſchaft und Kunſt namhaft gewordenen Perſonen hat es nicht gefehlt. Und wenn wir auf gewiſſe Andeutungen in den Fragmenten, ſowie auf den Umſtand, daß Grammatiker und Lexikographen dieſe Politien durchſuchten, nicht zuviel Gewicht legen, ſo behandelte der Geſchichtſchreiber auch dialektiſche Eigenthümlichkeiten und verweilte mit beſonderer Vorliebe bei den einer Oertlichkeit eigenen Sprichwörtern, die ſpäter aus dieſem Werke ausgezogen vielleicht mit Unrecht als ein eignes Werk des Philoſophen von Diogenes von Laerte [15]) angeführt werden. — Dies etwa iſt nach genauer Zuſammenſtellung der vorhandenen Bruchſtücke und deſſen was aus ihnen mit unabweislicher Nothwendigkeit gefolgert werden muß, der Hauptinhalt einer jeden Politie geweſen.

Die Darſtellung in dieſem Werke iſt gewiß eine geordnete und zuſammenhängende geweſen, und hat nicht den Charakter einer, wenn auch nach einem leitenden Grundprincip zuſammengetragenen, Kollektaneenſammlung gehabt. Ein ſehr anmuthig geſchriebenes Stück von ziemlicher Ausdehnung aus der Naxierpolitie [16]) liefert nebſt mehreren andern hierzu den Beweis. — Ueber die ſpezielle Anordnung der Materien iſt aus den übrig gebliebenen Bruchſtücken nur wenig zu entnehmen. Indeſſen haben wir doch ein paar Nachrichten, die wegen des großen Intereſſes das man an dieſem Werke genommen hat unſere Aufmerkſamkeit verdienen. Diogenes von Laerte ſagt nämlich in der oben angeführten Stelle, daß in dieſem Werke die demo-

[15]) Diog. Laërt. V. 26. cf. Menag. ad Diog. p. 197.
[16]) Bei Athenaeus VIII p. 348, A.

kratiſchen, ariſtokratiſchen und tyranniſchen Staaten beſonders behandelt wurden, und hierin hätten wir demnach den allgemeinen Umriß des geordneten Stoffes. Den Anfang des ganzen Werkes bildete die Beſchreibung des uralten Arkadervolkes, welches lange Zeit ohne den politiſchen Centralpunkt einer Stadt in Dörfern zerſtreut lebte und nach Namen und Race noch manche Züge des aus Griechenland verdrängten und untergegangenen Pelasgervolks, des Volks der Altgriechen, bewahrt hatte. Die Geſammtpolitie der Arkader machte alſo den paſſenden Anfang des Ganzen [17]). Desgleichen hat der Lexikograph Photius [18]) die freilich für unſern Zweck nicht ſehr ergiebige Nachricht aufbewahrt, daß die Politie der Ithaker die zwei und vierzigſte geweſen. Zwar hat die neuere Kritik es verſucht, auch dieſe Fingerzeige wegzudeuten; aber dies Verfahren iſt der einfachen Ueberlieferung gegenüber, die noch einmal ſehr nützlich werden kann, falls ſich die Nachrichten irgendwie noch vermehren, nicht zu billigen.

Nach dieſen Bemerkungen über den Inhalt und über die Anordnung des Werkes iſt die Frage wohl nicht abzuweiſen, wie es dem Ariſtoteles möglich geweſen, ein ſo reichliches Material zu ſammeln? Unmittelbares Entnehmen an Ort und Stelle, das wird man leicht begreifen, würde weit über die Kräfte eines einzigen Mannes hinausgegangen ſein, ſelbſt wenn dieſer ſeine Lebenszeit dazu hätte verdoppeln können. Ariſtoteles mußte alſo Hülfsmittel haben. Dieſe beſtanden einmal in einigen Vorarbeiten, welche zu ſeiner Zeit nach dem Zeugniß jener oben aus der Ethik angeführten Stelle ſchon vorhanden waren, und in politiſchen Schriften, die er in der Politik anführt und beurtheilt, z. B. des Phaleas aus Chalkedon, des Telekles aus Milet, des Thimbron aus Sparta, des Lykophron, des Hippodamus Eurypphons Sohn aus Milet, welcher letzte, einer

[17]) Harpocr. s. v. μέρισι.
[18]) Phot. lex. s. v. σκυτάλη.

der größten Lebemänner seiner Zeit, durch eitlen Luxus wie durch Aufführung schöner Bauwerke berühmt, der erste war, der über die beste Staatsverfassung schrieb, ohne daß er jemals praktisch in Staatsgeschäften thätig gewesen war. Was demnach vor ihm in dieser Art veröffentlicht worden war, das war also auch immer von praktischen Staatsmännern und wirklichen Gesetzgebern ausgegangen; und so viel oder so wenig es von ihnen oder nach ihnen schriftlich Verfaßtes geben mochte, es war, wie wir aus der Politik sehen, dem Aristoteles bekannt. Dahin gehören die Gesetze des Zaleukus für die Epizephyrischen Lokrer, die des Charondas von Katana, des Philolaus von Theben, des Drakon, des Pittakus, des Chalkidensischen Gesetzgebers Androdamas von Rhegium. Solon's Gesetze konnte Aristoteles entweder auf dem Archiv der Burg oder auf den prismatischen um eine Axe drehbaren Holztafeln auf dem Markte lesen, wenn wir nicht vielmehr annehmen wollen, daß zu Aristoteles' Zeit die Hauptmomente der Politik und Geschichte schon Eigenthum einer schriftlich vorhandenen Literatur waren. Indessen waren diese Hülfsmittel, die sich übrigens wohl noch vermehren ließen, keineswegs die einzigen, noch die wirksamsten für die Zusammenbringung des Politienmaterials. Aristoteles hat einen zweimaligen vieljährigen Aufenthalt in Athen genommen. Diese herrliche Stadt aber, „der Schmuck und das Auge Griechenlands, das Hellas in Hellas" war voll von Fremden, die für ihre Ausbildung, oder zu ihrem Vergnügen, besonders aber der Geschäfte und des Erwerbs willen hier einen zeitweiligen, oder wenn sie den zuletzt erwähnten Zweck verfolgten, einen andauernden Aufenthalt nahmen. Selbst die trübsten Zeiten des Peloponnesischen Krieges hatten hierin nichts geändert, und man kann vielleicht nur das Jahr der „Anarchie" ausnehmen. Das Leben in dieser wundervollen Stadt blieb von einer unverwüstlichen Heiterkeit. Das beweis't unter andern die Aufführung der heitern und anmuthigen Komödie der Aristophanischen Frösche in der harten Kriegsnoth; und die geschäftlichen Vortheile,

das Gewinnreiche eines Aufenthalts oder einer Niederlassung in Athen für den Erwerb von Vermögen blieben noch lange Zeit dieselben, so daß die Zahl der förmlich angesiedelten Fremden in guten Zeiten wohl 45000 betrug. Von diesen aus allen Städten Griechenlands, aus Asien, den Inseln des östlichen und westlichen Meeres in Athen versammelten Fremden, von denen die meisten schon dieser Uebersiedelung wegen im Besitz von Lebenserfahrung, Kenntnissen und von geweckterem Verstande sein mußten, und bei welchen im Einzelnen sogar Reichthum und nicht gewöhnliche Bildung nachzuweisen sind, konnte Aristoteles die Verfassungsverhältnisse ihrer Heimath sehr wohl erfahren. Denn im Alterthum, d. h. im griechischen Alterthum konnte aus tausend, das Wohl und Wehe jedes Einzelnen unmittelbar betreffenden Gründen, Niemand sich gestatten, in den Gesetzen und in der Verfassung seines Vaterlandes unwissend zu sein. Einen solchen traurigen Zustand kennt erst die römische Welt, als unter den Imperatoren der Bürger zum Privatmenschen herabsank, und da ist es, wo Tacitus zu Anfang seiner Historien von ihm, von dieser »inscitia reipublicae ut alienae,« von dieser Unkenntniß des Gemeinwesens, das man wie ein fremdes betrachtete, Akt nahm. Und so sind die Mittheilungen dieser Fremden, unter welchen sich mehrere seiner ausgezeichnetsten Schüler befanden [19]), gewiß eine Hauptquelle für Aristoteles gewesen. Von diesen Männern selbst aber, zum Theil seinen Schülern, die denselben Studiengang einschlugen und späterhin selbst als politische Schriftsteller sich einen Namen gemacht haben, konnte er die schätzbarsten Nachrichten erhalten. Die Namen der bedeutendsten unter ihnen, von denen wir wissen, daß sie mit ihrem berühmten Lehrer in näherem oder entfernterem Verkehr standen, waren Theophrastus und Phanias aus Lesbos, Eudemus und Hieronymus aus Rhodus, Eudemus aus Kyprus, Aristoxenus aus Tarent, Klearchus aus

[19]) S. Ad. Stahr Aristotelia I. 117. 184.

Soli, Heraklides aus dem Pontiſchen Heraklea, der aus ſeines Lehrers Werk die Wundergeſchichten auszog, Theodektes aus Phaſelis von der Kilikiſchen Grenze, Neleus aus Skepſis, Straton aus Lampſakus, Leon aus Byzanz, und Dicäarchus aus Sicilien. Dann aber muß man ſich den Verkehr der griechiſchen Städte unter einander als einen ziemlich lebhaften vorſtellen; ſo daß auch die entfernten nicht ohne einen Zuſammenhang waren, wenn gleich wir geneigt ſind bei dem Fehlen der heutigen großen Verkehrsanſtalten davon nur gering zu denken. Wenn Ariſtoteles den in Pharſalus vorgekommenen Scherz, wonach man dort eine Stute die „Gerechte“ genannt hatte, weil ſie wiedergab, was ſie empfangen hatte, d. h. weil ſie Füllen zur Welt brachte, die den zu ihr gelaſſenen Hengſten täuſchend ähnlich ſahen, bei ſeinen Hörern oder Leſern als ganz bekannt vorausſetzen durfte — und aus der Knappheit und Kürze der Anführung müſſen wir das annehmen —, ſo iſt das einer von den Zügen, die für unſer in dieſen Dingen heute ausgebildetes Gefühl beſtimmte Zeichen eines lebhaften Zuſammenhangs ſind. Den Philoſophen hatte dieſer Volkswitz intereſſirt, weil er ihm bewies, wie tief jene Vorſtellung von der Gerechtigkeit, nach welcher ſie vorzugsweiſe ein Wiedererſtatten deſſen ſein ſollte, was man empfangen hatte, in das Bewußtſein des Volks gedrungen war, das ja zu allen Zeiten ſelten einen Begriff ſeinem vollen Inhalt und Umfang nach, ſondern gewöhnlich nur ein hervorſtechendes Merkmal deſſelben im Bewußtſein hat. Dazu aber, daß ſolche Dinge überhaupt nur vorkommen können, gehört ein Lebenszuſammenhang und ein ausgebildeter und ausgedehnter Verkehr; und Pharſalus lag ziemlich entfernt von Athen.

Ariſtoteles erwähnt des Politienwerks in der Politik nirgends, obgleich er es an Verweiſungen auf ſeine andern Schriften nicht fehlen läßt. Dies könnte auffallen, wenn es nicht ein deutliches Zeichen wäre von dem engen Zuſammenhange, der gerade zwiſchen dieſen zwei Werken beſtand. Die Politik

iſt nämlich nicht nur in dem oben beſprochenen Sinne aus dem Politienwerk hervorgegangen, ſondern es ſind ganze Theile des letzteren in das erſte förmlich hineingearbeitet worden, und dies wiſſen wir aus dem Munde eines unverwerflichen Zeugen. Dieſer Zeuge iſt Ariſtoteles ſelbſt. Am Schluſſe ſeiner Ethik [29]) gibt er die vornehmſten Theile der an dies Werk ſich eng anſchließenden Politik an, und erklärt kritiſiren zu wollen, was ſeine Vorgänger in der politiſchen Literatur über das Verfaſſungsweſen brauchbares enthalten. Dann aber will er aus den „zuſammengebrachten Politeen“ (*ἐκ τῶν συνηγμένων πολιτειῶν*), wie wir ſagen würden nach dem Material der Politienſammlung — und der griechiſche Ausdruck deutet den im Alterthum üblichen Titel von Sammelwerken dieſer Art, Synagogen (*συναγωγαί*) ganz beſtimmt an — wiſſenſchaftlich betrachten, was die Staaten erhält und was ſie zu Grunde richtet. Er verſpricht daſſelbe in allen Verfaſſungen im Einzelnen nachzuweiſen und anzugeben, aus welchen Urſachen einige ſich eines geſunden Verfaſſungszuſtandes erfreuen, und warum es bei andern übel damit beſtellt ſei. Dies aber bildet genau den Inhalt des ganzen fünften und eines Theils des ſechsten Buches der Politik, welche Theile alſo nach dem klaren Wortlaut jener Stelle der Ethik aus den Politien unmittelbar hervorgegangen ſind; wie denn auch den Kenner der Politienfragmente bei dem Revolutions- und Tyrannenkapitel desſelben Buchs das Gefühl überkommt, daß Ariſtoteles hier Schritt für Schritt dem Material ſeiner Politien folgte, die, wie gerade aus der dunklen Kürze der thatſächlichen Angaben und faktiſchen Einzelnheiten in den übrigen Büchern der Politik gefolgert werden kann, ſich wahrſcheinlich bereits

---

[29]) Ethic. Nic. X. 9, 21. Schon Camerarius und Victorius verſtanden die Stelle richtig, und ihnen ſchloßen ſich Zell. Comment. ad Eth. Nic. p 478, und der treffliche Ebert, diss. Sic. p 12 not 68 an. Nur Schneider glaubte, geſtützt auf die alte, dem Andronicus v. Rhodus beigelegte Paraphraſe, ſie anders erklären zu müſſen.

in den Händen ſeiner Zuhörer befanden, als Ariſtoteles ſeine Lehrvorträge über Politik im Lyceum hielt.

II. Kompoſition und Darſtellung der Politik.

Die Ariſtoteliſche Politik iſt ein Werk von ſchöner Gliederung und trefflicher Kompoſition, das wie ein erhabener Bau auf großartiger Grundlage ruht, und deſſen Spitze weithin ſichtbar iſt. Nicht bloß aus dem, was der Denker ausſpricht, ſondern auch in der Art, wie die behandelten Gegenſtände neben einander aufgeſtellt ſind, oder ſich aufnehmen und aufeinander folgen, liegt ein Schatz von Weisheit; aber erſt einer erſchöpfenden und vollkommenen Kenntniß ſeiner geſammten Philoſophie wird es beſchieden ſein, dieſen Schatz ganz zu heben. Die Kompoſition ſeiner herrlichen Ethik und ſeiner Politik beweist, daß Ariſtoteles mit welchem die antike Wiſſenſchaft zum Abſchluß kommt, auch als der Schöpfer des in der modernen Zeit zu hoher Vollendung gelangten abhandelnden Stils angeſehen werden muß. Dieſer Stil, der ſelbſt der verarbeitete und vollendete Abſchluß der zu ihm gehörigen Elemente iſt, hat dem Alterthum gefehlt. Die Elemente dazu ſind wohl in der Darſtellung der Hiſtoriker, in den Dialogen Platons, ſowie in denen der Tragödie und Komödie, desgleichen in den herrlichen Reden der Attiſchen Redner vorhanden, und dieſe Elemente ſind zum Theil von hoher Vollkommenheit, gerade wie die in der Thierwelt auseinander liegenden körperlichen Eigenſchaften an ſich betrachtet in größerer Vollkommenheit angetroffen werden, als in dem zur Harmonie gemilderten menſchlichen Organismus. Aber zu dem Abſchluß des abhandelnden Stils ſind ſie nicht verarbeitet worden. Erſt Ariſtoteles iſt der Vater dieſes Stils, der bei ihm noch mit ſehr erheblichen Mängeln behaftet iſt; und in gewiſſem Sinne iſt er auch der Schöpfer der Kompoſition, der Schöpfer von Kunſtwerken im Gebiet des Gedankens.

In der Gliederung des Baues der Politik bemerken

wir drei deutlich in die Augen fallende Glieder. Sie erscheinen, wie das bei einem architektonischen Kunstwerk sich dem prüfenden Blick immer ergibt, Abschnitt bildend, auf ihre Fortsetzung hinweisend und dadurch ihre eigene und des Ganzen Bedeutung aussprechend. Diese Abschnitte sind erstens ein spekulativer Theil, der das erste, zweite und dritte Buch umfaßt; zweitens ein theoretisch-praktischer, bestehend aus dem vierten, fünften und sechsten Buche; und drittens ein konstruktiver Theil, der durchdas siebente und achte Buch gebildet, die beiden ersten Theile umschließt. Diese drei Hauptheile hatte Aristoteles am Schlusse seiner Ethik in unserem auf die Ethik folgenden Werke der Politik wissenschaftlich auszuführen versprochen, und er hat sein Versprechen gehalten.

Richten wir des leichteren Verständnisses wegen unsern Blick nicht auf die Folge, in welcher diese Theile sich einander aufnehmen, sondern zuerst auf den Anfang und auf das Ende, auf die Grundlage und auf den Schluß des herrlichen Baues. Diese Grundlage, auf deren granitner Dauerbarkeit das ganze Gebäude errichtet ist, ist der Aristotelische Staatsbegriff. Die in die Tiefe der menschichen Natur weit hineinreichende Wichtigkeit und fast unermeßliche Bedeutung dieses Begriffs, dessen Auseinandersetzung in dem sechsten Abschnitt des ersten Kapitels dieser Einleitung gegeben ist, ist fast allein schon genügend, den zweiten Abschnitt der Politik zu erklären und rechtfertigt den Schluß derselben. Erst dadurch, daß man lernt, ein wie unendlich bedeutendes Wesen der Staat ist, erhält auch die Frage ihre Bedeutung: welches ist die beste Verfassung eines Staats? Ihre Behandlung füllt den Schluß des ganzen Werks, das siebente und achte Buch aus. Betrachten wir diesen Theil näher.

Aristoteles ist kein Empiriker in dem gemeinen Sinne des Worts. Es ist nicht seine Absicht gewesen, sich für die beste der bestehenden Verfassungen, nach reiflicher Erwägung, zu entscheiden, sondern er hat im Sinne gehabt, eine ideale Verfassung, die aber möglich wäre, aufzustellen. Diese

Verfaſſung ſollte keine idealiſch-platoniſche ſein, keine unmögliche, mit den Ungereimtheiten der Güter- Kinder- und Weibergemeinſchaft, und mit den übrigen allem griechiſchen Leben widerſprechenden Forderungen, ſondern wie geſagt, eine möglichе, in welcher bei jedem Bürger die harmoniſche Bildung von Gemüth und Verſtand, oder wie es die Alten ausdrücken, die Vereinigung der ethiſchen und der dianoëtiſchen Tugend ſtattfände. In dieſer vollkommenſten Verfaſſung fallen der tugendhafte Mann und der tugendhafte Staatsbürger völlig zuſammen [1]). In ihr wird kein Bürger durch gemeine körperliche Arbeit und Noth behindert, ſich diejenige Tugend zu erwerben, welche in der „architektoniſchen", d. i. ſchaffendenden und Verhältniſſe bildenden Thätigkeit beſteht. In ihr iſt jeder Bürger „fähig zu regieren und regiert zu werden," fähig die ethiſchen Tugenden des Muthes, der Mäßigung und der Gerechtigkeit in Verbindung mit den dianoëtiſchen des Verſtandes und der Weisheit auszuüben, wodurch er des edelſten und glückſeligſten Lebens, das eigentlich nur in der That und näher in der Vollführung ſchöner und guter Handlungen beſteht, theilhaftig wird. Dies iſt Ariſtoteles' „beſte Verfaſſung" im eigentlichſten Sinne, und alle andern, auch die beſtehenden guten Verfaſſungen, ſind, gegen dieſe gehalten, aus der Art geſchlagen, ſind Parekbaſen. Dies Ideal der beſten Verfaſſung, deren Einrichtung der Philoſoph in den beiden letzten Büchern ausführlich angibt, iſt der Kraft des Menſchen erreichbar, und bildet noch heute das Ziel, nach dem die ſtaatlichen Ordnungen ſtreben. Die Bedingungen, die zu deſſen Erreichung nothwendig ſind, ſind Natur, Unterweiſung und Erziehung, und darum ſchließt das achte Buch, — in welchem Ariſtokratie, Politie und Vollkönigthum, dieſe beſten

[1]) In Sparta z. B. konnte jemand ein trefflicher Bürger ſein, aber von menſchlicher Trefflichkeit war er gleichwohl weit entfernt. Athen dagegen ſteht dadurch höher, daß hier die Vereinigung von menſchlicher und bürgerlicher Tugend im Allgemeinen in höherem Grade ſtattfand, als irgendwo in den andern griechiſchen Staaten.

existirenden Verfassungen nicht erwähnt werden können, — mit „der Erziehung“ das ganze Werk ab. Dies ist der dritte Theil; er wird durch die beiden ersten vorbereitet, die gewissermaßen zu ihm hinanstreben.

In dem ersten Theile nämlich, dem eigentlich spekulativen, handelt es sich, nachdem der Staatsbegriff entwickelt ist, darum, das eigentliche Gebiet der Politik zu finden. Dies geschieht durch scharfe Abgrenzung derselben von andern verwandten Gebieten. Der Staat ist der ideelle Grund des Familienverhältnisses und der Gemeinden, welchen er in der Priorität seines Begriffs vorausgeht, und aus deren noch unfreiem Leben er sich zu dem Dasein der vollkommenen Freiheit, Selbständigkeit und Sittlichkeit entwickelt. Die Politik ist daher zu scheiden von der Hauswirthschaft (Oekonomik), und die politische Gewalt ist eine wesentlich andere, als die monarchische des Hausherrn in der Familie; sie ist nämlich eine Herrschaft über Freie und Gleiche. Es ist eins der größten Verdienste des Aristoteles, daß er trotz des innigen Zusammenhangs zwischen Staat und Familie, in welcher letztern er ein Element des ersteren sehr wohl erkennt, die Scheidung des Staats- und Familiengebiets auf das schärfste vollzieht. Durch diese Scheidung gewinnt er für den Staat das in alles Heil führende Princip der Freiheit, welches diejenigen nicht finden können, die den Staat nur als erweiterte Familie ansehen. Wie richtig er hierin gedacht, das haben wir Deutsche in diesem Jahrhundert bei der versuchten Wiedereinführung patriarchalischer Einrichtungen in das Staatsleben erfahren. Die Freiheit der Bürger ruht aber auf der Unfreiheit der dienenden zum Staate nicht gehörenden Klasse — denn nicht Alles, was zum Bestehen eines Andern unentbehrlich ist, ist nach Aristoteles' wiederholt ausgesprochener Erinnerung, auch darum schon Element dieses Andern — und darum erörtet er ausführlich das rechtliche Verhältniß der Sklaven. Aber ein Element von Etwas ist der Sklave allerdings, und dieses Etwas ist das Haus; daher denn aus diesem Um-

ſtande die hierauf folgenden lehrreichen Unterſuchungen über die Oekonomik und die Erwerbskunſt hervorgehen, welche eine Menge der ſchönſten, ewig gültigen Beſtimmungen, — z. B. „Reichthum iſt eine Fülle von Werkzeugen“ — zieren.

Nachdem die Elemente des Staats gefunden und das Gebiet der Politik abgegrenzt iſt, erörtert Ariſtoteles im zweiten Buche, wie keine der beſtehenden Verfaſſungen der von ihm beabſichtigten Aufſtellung der beſten Verfaſſung entſpricht. Da aber Andere vor ihm dies ſchon gefunden und ſich in politiſchen Schriften um dieſe beſte Verfaſſung bemüht haben, ſo gibt er erſtlich eine Kritik der zu ſeiner Zeit für die beſten angeſehenen Verfaſſungen von Sparta, Kreta und Karthago, und läßt ſich zweitens auf die von ſeinen Vorgängern aufgeſtellten politiſchen Theorien ein und beurtheilt auch dieſe. Hierdurch hat er den Uebergang zum dritten Buche gewonnen; denn es handelt ſich nunmehr um den Staat, wie er erſcheint.

Die Fülle von Unterſuchungen, welche dies Buch enthält, gelten deßhalb alle dem Daſein des Staates, werden aber gleichwohl immer in Hinſicht auf die ideale Verfaſſung des ſiebenten und achten Buches behandelt. Dahin gehört die Unterſuchung über den Bürger und die mit dieſer Unterſuchung in Verbindung ſtehende zweite: ob die Tugend des Bürgers verſchieden ſei von der des Menſchen, oder nicht; denn hiedurch eröffnet ſich die Ausſicht auf den idealen Bürger. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch aus dieſen Unterſuchungen die gehaltreichſten Ergebniſſe gewonnen werden; doch iſt keines unter ihnen ſo wichtig, als der aus der Menge der beſtehenden Verfaſſungen gefundene Unterſchied zwiſchen Politien und Parekbaſen. Da es nämlich nur drei große Hauptarten von Regierungen geben kann: die Regierung eines Einzigen, die Regierung Mehrerer und die Regierung Aller, ſo ſind die richtigen und guten Formen der Verfaſſung dieſe drei: Königthum, Ariſtokratie und Republik (Politie). Dieſe drei werden von ihm in gewiſſer Weiſe wohl auch „beſte Politien“ genannt,

aber der Unterſchied zwiſchen ihnen und der abſolut beſten (ἡ κρατίστη ἁπλῶς) wird immer feſt gehalten [2]). Wenn dieſe Verfaſſungen aus der Art ſchlagen, ſo entſtehen ihre Parekbaſen. Die Parekbaſe des Königthums iſt die Tyrannis, die der Ariſtokratie die Oligarchie, die verſchlechterte Politie endlich iſt die Demokratie. — Hierauf zählt er die Arten eines Theils dieſer Verfaſſungen auf. Das beſte Königthum iſt das Vollkönigthum, in welchem der König wie ein göttlicher Mann allein die ethiſchen Tugenden im Verein mit den dianoëtiſchen beſitzt und mit jener oben erwähnten architektoniſchen Tugend, welche ſchöpferiſch wirkt und Verhältniſſe bildet, allein ausgeſtattet iſt. In der Ariſtokratie gibt es ſolcher Individuen, in denen die Tugend des Mannes mit der des Bürgers zuſammenfällt, ſchon mehr. Es iſt eben die Herrſchaft der Beſten, nicht etwa, wie der heutige Sprachgebrauch will, die Herrſchaft eines beſondern Standes. Wenn nun auch dieſe Beſten nicht alle zu gleicher Zeit regieren, ſo können ſie doch nacheinander regieren, und alsdann können auch die Regierten als Bürger die erwähnten Tugenden üben. Die „Politie“ endlich iſt eine glückliche Miſchung von oligarchiſchen und demokratiſchen Formen. Alle drei „richtigen“ Verfaſſungen ſind aber keine abſolut beſten. Das beſte hat ſich nicht der Geſamtheit ihrer Theile bemächtigt, ſie ſind nur theilweiſe die beſten, und ſtehen der abſolut beſten in der Art nach, wie der Theil dem Ganzen nachſteht. Das Daſein ſolcher guten Verfaſſungen kann wohl in einem einzelnen Falle konkrete Wirklichkeit gewinnen, und dann iſt es ein großes Glück, ſolchen Regierungen zu gehorchen; aber die innere Naturnothwendigkeit und die abſolute Vollkommenheit gehen ihnen ab. Denn es entbehren in ihnen zuviel Menſchen jene Vereinigung edler geiſtiger Thätigkeit mit der vollkommenen Tugend in einem vollkommenen Leben, welches das Ziel des beſten Staates iſt. Dies Ziel kann

[2]) Pol. IV, 1.

aber nur durch Erziehung und Unterricht erreicht werden. Dies iſt am Schluſſe des dritten Buchs ausgeſprochen, und ſo blickt denn auch dieſer Theil zu dem Gipfel des Ganzen hinauf.

Aber das Leben verlangt ſein Recht, und da auf der ganzen Breite deſſelben nicht immer die beſten Verfaſſungen, ſondern die nächſt beſten in erſter, zweiter, dritter Ordnung, und nicht ſelten auch die entarteten, die Parekbaſen, angetroffen werden, — die ihrentheils auch wieder nicht alle gleich ſchlecht ſind, — ſo iſt es nothwendig, auch dieſe zu betrachten. Und ſo werden denn im vierten Buche vorzugsweiſe Oligarchie und Demokratie und dann auch die Tyrannis behandelt, und die drei Staatsgewalten gefunden. Nach des Philoſophen gewiſſenhafter Würdigung des Beſtehenden widmet er dieſen Staaten der Wirklichkeit ſeine volle und ernſte Beachtung. Er weiſt nach, welchen Revolutionen ſie ausgeſetzt ſind, und gibt an, was ſie erhält, wie er in der Ethik verſprochen hat; und ſein Revolutions- und beſonders das Tyrannenkapitel (V. 9), an welchem letzteren ſich Machiavelli in ſeinem principe geſchult hat, gehören zu dem Intereſſanteſten, was aus dem Alterthum auf uns gekommen iſt. Dies bildet den Inhalt des fünften Buches, an welches ſich das ſechſte ganz naturgemäß anſchließt. Denn da die beſtehenden Staaten der Griechen ſich faſt alle zu mehr oder minder guten Oligarchien und Demokratien in der Wirklichkeit geſtaltet hatten, ſo beſchäftigt er ſich in dem ſechſten Buche vorzugsweiſe mit der Organiſation der Regierung in dieſen Verfaſſungen. Und erſt nachdem er ſo dem Beſtehenden die ausgedehnteſte Würdigung hat zu Theil werden laſſen, in welcher wiederum eine Fülle der geiſtreichſten Bemerkungen und Anregungen verbreitet iſt, erſt dann wendet er ſich ſeinem erhabenen Ziele, der „beſten Verfaſſung“ in den beiden letzten Büchern des Werks zu.

Dieß wären in großen Zügen die Umriſſe der Kompoſition. Sie kann es an Trefflichkeit mit jedem modernen Werk aufnehmen.

Dies Verdienst einer künstlerischen Komposition hat man jedoch bis auf die neueste Zeit dem Werke so wenig zuerkennen wollen, daß man sogar die Darstellung unzusammenhängend gefunden hat, und zu einer Umstellung und Versetzung der einzelnen Bücher vorgegangen ist. Es hat diese Angelegenheit eine solche Wichtigkeit gewonnen, daß eben deswegen, und weil durch die darüber angestellten Untersuchungen nicht unwesentliche Punkte der Aristotelischen Lehre Licht erhalten haben, es in der Ordnung ist, wenn den Lesern über die Sache einige kurze Mittheilungen gemacht werden. Die dieselbe behandelnden Schriften bilden schon eine kleine Litteratur [3]).

Der Punkt des Streites ist in der Kürze dieser. Aristoteles weist in einigen Stellen des vierten Buchs zurück auf die vorhergegangene Betrachtung der besten Verfassung und der Aristokratie. Diese Betrachtung, meinte man, ließe sich in den drei vorangegangenen Büchern nicht auffinden, und Schneider Gisanius und andere schloßen nun aus dem lückenhaften Ausgange des dritten Buchs, daß diese Abhandlung über die Aristokratie ausgefallen sei. Der Italiener Scaïno und der geistreiche französische Uebersetzer der Politik Barthélemy-St. Hilaire gingen noch einen Schritt weiter. Sie bemerkten, daß im siebenten und achten Buche von der besten Verfassung geredet werde, und wollen deßhalb diese Bücher dem vierten voranstellen, und Leonhard Spengel schließt sich in der unten angeführten Schrift ihnen im wesentlichen an. St. Hilaire ist in seinem

---

3) S. Conrings Ausgabe der Politik, die Ergebnisse der Schrift des Scaïno gibt Fabricius in der Bibl. Gr. an. Die Ansicht des französischen Gelehrten ist enthalten in dem appendice zu seiner Uebersetzung, la politique d'Aristote traduite en français p. J. Barthélemy-St. Hilaire 2. Ausg. Paris 1848. Vergl. F. Woltmann im Rhein. Museum, Jahrg. I. p. 321—354. L. Spengel in den Abhandlungen der Baierischen Akademie Bd. V, 1. Forchhammer über die Ordnung der Bücher der aristotel. Politik, Philologus IV, 50—68, und die Abhandlung von Bendixen ebend. XIII. p. 264—301.

der französischen Uebersetzung beigefügten appendice am weitesten gegangen, und wenn es wahr wäre, daß die Aristokratie mit der besten Verfassung der beiden letzten Bücher identisch sein könnte, — welchen von Forchhammer aufgedeckten Irrthum auch Spengel theilt, — wenn demnach der Inhalt des dritten mit dem Inhalt des siebenten Buchs wirklich intellectuellement und matériellement zusammenhinge, wie St. Hilaire meint, so müßte man seiner mit französischer Schlagfertigkeit, Präcision und Klarheit ausgeführten Darstellung unbedingt folgen. Er stellt demnach aus anscheinend klaren, aber auf Mißverständniß einzelner Stellen und besonders auf mangelhafter Kenntniß der gesammten Aristotelischen Lehre beruhenden Gründen folgende Anordnung der Bücher auf: I. II. III. VII. VIII. IV. VI. V. Das Willkührliche dieser Anordnung wies ein deutscher Gelehrter F. Woltmann in der unten erwähnten Abhandlung gründlich nach, meinte aber doch, das sechste Buch dem fünften voranstellen zu müssen. Es ist das Verdienst des deutschen Gelehrten Forchhammer diesem unerfreulichen und sogar zu Streichungen ganzer Stellen nöthigenden Herumarbeiten an den aristotelischen Büchern ein Ende gemacht zu haben. Das größte Mißverständniß beruhte aber auf der Verwechselung der Aristokratie mit der „besten Verfassung", welche im siebenten und achten Buche als die absolut beste gefaßt wird, obschon Aristoteles zuweilen auch die „richtigen" Verfassungen die besten nennt, und den Ausdruck „beste Verfassung" außerdem, wie Forchhammer scharfsinnig nachgewiesen hat[4]), in drei andern Bedeutungen: der relativ besten, d. i. nach der Verhältnisse der vorhandenen Elemente (des ὑποκείμενον) besten, der allgemein besten (ἡ μάλιστα πάσαις ταῖς πόλεσιν ἁρμόττουσα) und der bedingt besten, d. i. unter der Voraussetzung eines gewissen Zieles besten (ἡ ἐξ ὑποθέσεως, ἡ δοθεῖσα, die zur

[4]) Forchhammers Abhandl. in den Verhandlungen der Casseler Philologenversammlung 1843, S. 83.

Aufgabe geſtellte) gebraucht. Der Schluß des dritten Buchs iſt ferner nicht lückenhaft und ſeine Unverſehrtheit aus den zu ergänzenden Worten des vorletzten Satzes leicht zu beweiſen. Sodann aber hat Forchhammer auf das überzeugendſte dargethan: daß jene im vierten Buche vorkommenden Erwähnungen des Königthums und der Ariſtokratie ſich auf das ſiebente und achte Buch gar nicht beziehen können; daß Ariſtoteles ferner in der Parentheſe der Stelle von IV, 2 ausdrücklich ſelbſt die Erklärung beifügt, in welchem Sinne er behaupte, in den frühern auch ſchon von der Ariſtokratie gehandelt zu haben; und daß endlich des Königthums und auch der Ariſtokratie in dem vorangegangenen dritten Buche, (im vierzehnten, zehnten, zwölften, im dreizehnten bis achtzehnten Kapitel) oft genug Erwähnung geſchieht. Das weitere mag man in der Forchhammerſchen Schrift ſelbſt nachleſen. Wir ſchließen uns den Ergebniſſen derſelben mit voller Ueberzeugung an, und wünſchten nur, daß in der Ueberſetzung wie in den Anmerkungen dieſelben mehr ſichtbar geworden wären.

Daß aber ſo ſcharfſinnige und gründliche Gelehrte unter Italienern, Franzoſen und Deutſchen den Gedanken einer nothwendigen Umſtellung der Bücher der Politik mit ſolcher Ausdauer feſtgehalten haben, das erklärt ſich, abgeſehen von dem Grunde der nicht zureichenden Kenntniß des Ganzen der Ariſtoteliſchen Philoſophie, aus einer ſehr einfachen Urſache: aus der entſchiedenen Mangelhaftigkeit des Ariſtoteliſchen Stils und der Darſtellungsweiſe des Philoſophen. Denn um es einmal dreiſt auszuſprechen — es wäre für einen etwas geübten Stiliſten unſerer Zeit eine leichte Sache, politiſche Lehrſätze in einen ſolchen Zuſammenhang zu bringen, und in den Beziehungen auf die vorangegangene Erörterungen ſo deutlich zu ſein, daß Mißverſtändniß und Irrthum nicht vorkommen könnten. Daß dergleichen aber bei Ariſtoteles vorkommen kann, liegt, wenn auch die Möglichkeit der Verſchiebung einzelner Abſchnitte bei den merkwürdigen Schickſalen dieſes ſo alten Werks nicht ganz ab-

geläugnet werden soll, an der Darstellung in dieser Politik, über welche einige Andeutungen nöthig sind.

Die Darstellung der Politik ist ernst und würdig, aber sie hat erhebliche Mängel, unter welchen folgende am meisten in die Augen fallen. Während die Komposition des ganzen Werks trefflich ist, stellen sich die kleineren Abschnitte, diese kleineren Ganzen in dem großen, nicht immer deutlich heraus. Es fehlt der Erörterung nicht selten an Klarheit und Durchsichtigkeit. Die stilistische Bewegung ist kein ruhiges Fließen, sondern geht ruckweise und in Sprüngen vor sich. Statt ebenmäßig entwickelt und auseinander gebreitet zu sein, ist das Ergebniß mancher Untersuchungen wie in einen Knäuel zusammengeballt, und nicht selten wird in ihnen Widerlegung und Beweisführung durcheinandergeworfen. An andern Stellen gehört die ganze logische und ergänzende Kraft des Lesers dazu, unter den wichtigen, aber nur hart neben einander gestellten Behauptungen die einen von den andern abzuleiten, während an andern die leichtesten Dinge mit mühsamer Ausführlichkeit bewiesen werden. Im Gegensatz dazu wiederholt sich der Darsteller zu oft und erinnert wieder und immer wieder an Dinge, die der Leser erst vor kurzem vernommen hat und gar noch nicht vergessen haben kann. Für Lehrvorträge, an welche man bei dieser und bei andern Gelegenheiten unwillkührlich erinnert wird, ist das ein humanes und nützliches Verfahren; in dem abhandelnden Stil ist es ein Mangel. Aristoteles scheint übrigens selbst ein Bewußtsein davon gehabt zu haben, daß sein Stil manches vermissen lasse, denn er gesteht der Rede des Platon eine geistreiche Eleganz zu [5]). Er hat das Gefühl, daß ihm der Schwung seines großen Lehrers abgeht, aber er deutet an, daß er dafür dem Wesen und der Wahrheit der Sache näher stehe als jener. Durch die ganze Darstellung aber zieht sich ein Hauptmangel hindurch, und dieser ist am schwersten zu bezeichnen. Er besteht in einem den ganzen

[5]) Polit. II, 3.

Stil beherrſchenden, für den heutigen Leſer läſtigen Uebergewicht des formalen logiſchen Elements, das ſich auch da geltend macht, wo wir heute gar nicht mehr der Demonſtration bedürfen. Bei uns hat eine Bildung von vielen Jahrhunderten eine Fülle von Verſtandesbewegungen und die hauptſächlichſten Evolutionen der Logik allgemeines Eigenthum werden laſſen, ſo daß der abhandelnde Stil ſeinen Gegenſtand behandelt, formt und dehnt, ohne ihrer zu bedürfen, ohne ſich auf ſie zu ſtützen. Vielmehr wird aus der Art und Weiſe, wie der Stoff ſich unter dem Stil des Darſtellenden geſtaltet, die logiſche Bewegung ſofort miterkannt, und bedarf keiner beſondern Erwähnung, welche heute vielmehr den Pedanten und ſeine Langweiligkeit verräth. Aber bei dem Vater der abhandelnden Proſa ſind dieſe Verſtandesbewegungen noch neu; es iſt noch nicht lange her, daß ſie entdeckt wurden, und da die Dinge nicht gründlich genug bewieſen werden können, ſo ſind jene es, deren Schutz und Schirm ſich der Darſtellende nicht gern begibt. Daher ſind ſie denn in Fülle eingewebt, überwuchern den Gegenſtand und erzeugen eine Ueppigkeit, welche den Ueberſetzer oft in Verlegenheit ſetzt.

Bei allen dieſen Mängeln iſt aber Ariſtoteles' Schreibart doch nicht ohne Reize. Er hat oft ſehr geiſtreiche und energiſche Bezeichnungsweiſen. Zwar iſt die durch ſolche Worte erzeugte Wirkung nicht wie in unſerer heutigen darin bis zur Koketterie ausgebildeten Proſa künſtlich vorbereitet; aber dafür tritt das Wort oft plötzlich herein, wie ein Gaſt, den man nicht eingeladen hat, den aber, wenn er die Thüre öffnet, die ganze Geſellſchaft mit Händeklatſchen empfängt. Sodann ſieht man beim Leſen der Urſprache unter dem Gefühl, daß dieſer Mann in der Sprache und in den Begriffen *lebt*. Selbſt in der Auseinanderſetzung der gewöhnlichſten Dinge bemerkt man immer den Logiker, zuweilen auch den Grammatiker[6]). Daher die Schärfe in den Unterſchieden,

[6]) Polit. VII, 1. 8.

das Feſſelnde und Geiſtreiche in den Folgerungen. Wenn es irgend thunlich, ſo ſucht er bei wichtigen Fragen den fraglichen Gegenſtänden durch einen logiſchen Schluß beizukommen. Dieſer von ihm gezogene Schluß iſt für ihn entſcheidend. Hier iſt er der Syntheſe der Empirie oft nicht treu geblieben, iſt nicht ſpeculativ verfahren, ſondern iſt Theoretiker. Sehr natürlich bei dieſer Jugend der Theorie. In der Erörterung geht es oft recht lebendig zu. Es werden Fragen eingeſtreut wie bei Leſſing. Gilt es, eine unrichtige Anſicht des Gegners zu analyſiren, ſo wird die Unrichtigkeit gelaſſen aufgedeckt, die Folgerungen werden mit einer für den Gegner ſcheinbar vortheilhaften Unpartheilichkeit gezogen, es wird ſogar zu ſeinen Gunſten noch dieſe und jene Annahme, dieſes oder jenes Zugeſtändniß gemacht, — und plötzlich ſtehen wir dann doch vor einer Ungereimtheit, vor dem Rande einer ſich weit öffnenden Verkehrtheit ſtill. In dergleichen verfährt er ordentlich mit Behagen, benützt auch wohl die doppelte Bedeutung eines Ausdrucks im gemeinen Sprachgebrauch für ſeinen Beweis, wie das καλῶς πράττειν in der vorhin unten angeführten Stelle. Im Allgemeinen gibt ihm aber immer nur der logiſche Schritt ein Reſultat, den er mit Sicherheit thut. Uns erſcheint dies freilich gering. Wir möchten ſofort ein Mehreres in's Klare gebracht wünſchen; wir möchten die von einem geiſtreichen Scharfſinn, von einer umfaſſenden Erfahrungskenntniß erhobenen Einwände und Schwierigkeiten ſchneller erledigt ſehen. Die Humanität der alten Lehrweiſe aber und der maaßvolle ſymmetriſche Sinn des Alterthums iſt gegen jede Eile, gegen jedes ſtürmiſche Ausſchreiten. Derſelbe Bogen, den die Entwicklung beſchreibt, als ſie die Schwierigkeiten und Einwände auf die Anhöhe der betrachtenden Erwägung heraufzog, ganz derſelbe Bogen wird in der Erledigung derſelben gleichſam abwärts von dieſer Anhöhe wieder beſchrieben. Und iſt man in die ſichere Ebene des Reſultats hinabgelangt, ſo ſieht man für beide Theile der Darſtellung ein in der Regel gleichmäßig vertheiltes Ma-

terial. So hat aber der gute Lehrer zu verfahren! Er hat hier die Sprünge des Esprits auszuschließen. Auch in den häufig wiederkehrenden Resümés und Abschlüssen ist diese Humanität des Alterthums, die aber auch an das strenge Formenprincip der Alten erinnert, sichtbar.

Im Allgemeinen geht ein schlichter Ernst durch die ganze Darstellung, doch nicht in dem Maaße, daß nicht zuweilen das leichte Kräuseln eines Lächelns, eines kleinen Scherzes auf dieser ruhigen Fläche sichtbar würde. Dergleichen liegt theils in den eingestreuten sehr treffenden Beispielen, theils oft auch nur in einem „vielleicht", einem „etwa", einem „beim Zeus" (τάχα, ἴσως, μὰ Δία), und dann in der anmuthigen Art, wie er zum Beweise von tief begründetem Gedankeninhalt Dichterstellen anführt. Hier verfährt er wie die großen Philosophen der Neuzeit. Der Leser verfolgt mit Theilnahme die schwierige Entwicklung, die nur durch sorgfältige Anwendung der philosophischen Methode zu einem Ergebniß geführt hat, und ist dann angenehm überrascht, wenn er sieht, daß die philosophische Wahrheit in dem einfachen Gemüth des Dichters schon vorhanden war. —

Der Wiſſenſchaft vom Staate.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Da wir ſehen, daß jeder Staat eine Art von Verein iſt, jeder Verein aber um irgend ein Gut zu erlangen zuſammengetreten iſt — denn der Zweck, irgend etwas das ihnen für ein Gut gilt zu erlangen, beſtimmt alle Menſchen durchgreifend in all ihrem Thun — ſo iſt offenbar, daß zwar alle Vereine irgend ein Gut erlangen wollen; — aber nach dem höchſten Gute trachtet vorzugsweiſe der Verein, der der bedeutendſte iſt und die andern alle umfaßt. Es iſt dies aber der ſogenannte Staat oder der Staatsverein.

2. Wenn man nun meint, daß ein Staatsmann, König, Hausherr und Herr im Weſentlichen dieſelben Begriffe ſeien, ſo iſt das nicht richtig. Nach einem ſolchen Urtheil nämlich wird der Unterſchied nur in die Mehr- und Minderzahl der Beherrſchten und nicht in die Form der Herrſchaft geſetzt. Man meint, wer über wenige gebiete, ſei Herr; wer über mehrere, Hausherr; wer über noch mehrere, Staatsmann oder König, als ob ein großes Haus und ein kleiner Staat in nichts von einander verſchieden wären. Und zwiſchen dem Staatsmann und dem König macht man den Unterſchied, den welcher in perſönlicher Machtvollkommenheit an der Spitze ſtehe, König, denjenigen aber, der nach

den Grundſätzen der hierher gehörigen Wiſſenſchaft abwechſelnd befehle und gehorche, Staatsmann zu nennen.

3. Es iſt dies indeſſen nicht richtig, und der Grund für dieſe Behauptung wird ſich aus der von uns ſchon angewandten methodiſchen Betrachtung[1]) des Gegenſtandes ergeben. Wie man nämlich auch ſonſt bei andern Objekten ein Zuſammengeſetztes immer bis zum Einfachen hinab zertheilen muß — denn ſo gewinnt man die kleinſten Theile des Ganzen — ebenſo gewinnt man auch in der Scheidung der Beſtandtheile eines Staates einen ſchärferen Blick in das Weſen dieſer Theile und in ihren Unterſchied, und iſt möglicherweiſe im Stande, jeden der ermittelten Begriffe mit Hülfe der Wiſſenſchaft feſtzuſtellen. Man ſchlägt dazu am beſten den Weg ein, die Verhältniſſe von Hauſe aus in ihrem Entſtehungsproceſſe zu betrachten, durch welches Verfahren man wie bei andern Objekten ſo auch hier zur vortrefflichſten Einſicht gelangt. Kap. 2 Sekt.

4. Hiernach müſſen nun Weſen, die ohne einander nicht beſtehen können, ſich nothwendig paarweiſe einander zugeſellen, wie Männliches und Weibliches zum Zweck der Zeugung. Es geſchieht dies nicht etwa aus freier Wahl, ſondern nach dem auch den andern Geſchöpfen und Gewächſen von Natur inhaftenden Triebe, ein ihnen gleiches Weſen zu hinterlaſſen. Sodann geſellt ſich von Natur ebenſo Herrſchendes und Beherrſchtes zu einander, zum Zweck der Erhaltung. Dasjenige nämlich, was als intellektuelles Weſen der Vorausſicht fähig iſt, iſt von Natur zum Herrſchen und Gebieten, dasjenige aber was nur mit den Kräften des Leibes die ertheilten Befehle auszuführen vermag, iſt von Natur zum Gehorchen und zum Stand des Sklaven beſtimmt.

5. Deshalb haben Sklave und Herr ein und daſſelbe Intereſſe. Dagegen iſt die Beſtimmung des Weibes von der des Sklaven von Natur verſchieden; denn nirgends verfährt die Natur in ihren Schöpfungen ſo, wie die Eiſenſchmiede mit dem Delphiſchen Meſſer[2]),

---

[1]) D. i. nach der genetiſchen Methode ſ. Dieſe: die Philoſophie des Ariſtoteles Bd. II, S. 403.

[2]) Ueber das „Delphiſche Meſſer" fehlen uns beſtimmte Nachrichten, die wir indeſſen nicht vermiſſen? Aus dem Zuſammenhange ergiebt ſich deutlich.

ſie kargt nicht in dem Haushalt ihrer Zwecke, ſondern es hat ein jedes ihrer Weſen auch nur einen Zweck, und allerdings erhält dadurch ein jedes Werkzeug ſeine höchſte Vollendung, wenn es ſo eingerichtet iſt, daß es nicht zu mehreren, ſondern nur zu einem Zwecke dient. Dagegen haben bei den Barbaren Weib und Sklave dieſelbe Stellung, und das rührt daher, weil es ihnen an dem fehlt, das von Natur zum Herrſchen beſtimmt iſt, und die eheliche Vereinigung bei ihnen vielmehr nur die einer Sklavin mit einem Sklaven wird. Daher ſagen die Dichter:

Ueber die Barbaren herrſchen die Hellenen, nach dem Recht[3]).

in der Anſicht, daß Barbar und Sklave von Natur daſſelbe ſei.

6. Aus dieſen zwei Vereinigungen[4]) beſteht nun die erſte Familie; und mit Recht ſang Heſiodus:

Allererſt nun ein Haus und ein Weib und den pflügenden Stier dann![5])

---

daß in Delphi Meſſer gefertigt wurden, die zum Schneiden und außerdem noch zu anderem Gebrauch dienen konnten, und dieſe Induſtrie kommt bei den Griechen auch ſonſt ſchon vor. Sie hatten z. B. ein Inſtrument, deſſen Ariſtoteles ſelbſt an einem andern Orte gedenkt, einen Bratſpieß, der zugleich als Leuchterſtock diente, „Spießleuchter" genannt, kompendiariſch und klein zu dieſem doppelten Gebrauch angefertigt. Beide Eigenſchaften veranlaßen bei dem Philoſophen den Ausdruck „karg". Außerdem wird das ſogenannte „Schwertmeſſer" erwähnt, das wie das kurze Seitengewehr bei unſerer Infanterie, den Dienſt eines Schwertes und eines Meſſers leiſtete. In Delphi, der berühmten Orakelſtätte, war zugleich eine bedeutende Induſtrie. Beſonders ward viel Metall verarbeitet, die Bevölkerung lebte, wie in beſuchten heutigen Pilgerſtätten und Badeörtern von den Fremden, war leichtſinnig und wohlhabend: Umſtände welche die Anfertigung von allerlei Geräth und auch von unſolidem Fabrikat wohl erklären. S. Niebuhr Vorträge über alte Geſch. 2. 329.

[3]) Ein Vers aus der Iphigenie in Aulis von Euripides (V. 1410—1411). Dort heißt es:

Der Barbare dient dem Griechen, aber dem Barbaren nicht
Der Hellene, Mutter! Sklave iſt der Barbar, der Grieche frei.

Solche Citate aus Homer, Heſiod und den Tragödiendichtern zeigen an, daß es ſich um durchaus nationale Maximen handelt.

[4]) Aus der von Mann und Weib und der von Herr und Sklave.

[5]) Aus den „Werken und Tagen" des Heſiod, dem älteſten Denkmal der didaktiſchen und praktiſchen Dichtung, dem bei den Griechen in hohen Ehren ſtehenden Lehrbuche des Lebens und Haushalts.

Denn der Stier vertritt bei dem armen Manne die Stelle des Sklaven. So iſt denn alſo die für die ganze Lebensdauer zuſammengetretene Vereinigung dieſer Elemente naturgemäß die Familie, deren Glieder Charondas[6]) Tiſchgenoſſen, der Kreter Epimenides Heerdgenoſſen nennt.

7. Der erſte aus mehreren Familien beſtehende Verein, der zu dem Zwecke zuſammentrat, ein über den Tag hinausreichendes Bedürfniß zu befriedigen, war die Dorfgemeinde, und ganz naturgemäß erſcheint die Dorfgemeinde als Kolonie der Familie. Ihre Glieder nennen Einige Milchbrüder, Kinder und Kindeskinder. Solche Ortſchaften wurden auch zuerſt von Königen regiert, wie die barbariſchen Völkerſchaften auch noch jetzt regiert werden, denn ſie bildeten ſich aus ſolchen Perſonen, die einer königlichen Gewalt unterthan waren. Und in der That wird jede Familie von dem Aelteſten, als einem mit königlicher Macht bekleideten Mitgliede beherrſcht, mithin auch die Kolonien, wegen der Verwandtſchaft. Und das meint auch Homer, wenn er ſagt

— — — Ein jeglicher ordnet
Ueber Kinder und Weib[7]).

Denn die von ihm erwähnten Kyklopen lebten vereinzelt, wie denn die Menſchen in der Urzeit überhaupt ſo lebten. Auch die Götter ſind nach der allgemeinen Anſicht aus demſelben Grunde einem königlichen Regiment unterworfen, weil bei den Menſchen ein ſolches Regiment zum Theil auch noch heute beſteht, oder doch früher beſtand. Denn der Menſch formt die äußere Geſtalt, wie auch die Le-

---

[6]) Charondas aus Sicilien, Epimenides aus Kreta ſind helleniſche Staatsmänner und Geſetzgeber der älteren Zeit. Der letztere ſchlichtete als Staatsmann und Reinigungspriester einen erbitterten Streit zwiſchen Adel und Volk in Athen. Die Schriften beider benutzte Ariſtoteles bei der Abfaſſung ſeiner großen politiſchen Werke.

[7]) Aus Homers Odyſſee. 9, 114. Dort wird erzählt, daß das Leben der Sicilien bewohnenden Kyklopen noch nicht über die Familie hinausgehe, jeder rechte nach Willkühr über Weiber und Kinder allein. Der Griechiſche Leſer wußte, daß die Kyklopen gemeint waren, für den deutſchen war es hinzuzufügen.

bensverhältniſſe ſeiner Götter nach ſeinem eignen Bilde.

8. Der aus mehreren Dorfgemeinden gebildete letzte Verein iſt der Staat. Er hat in jeder Hinſicht das Endziel der genügenden Selbſtſtändigkeit, ſo zu ſagen, erreicht, indem er ausgehend von dem urſprünglichen Zwecke der Erhaltung des Lebens, nunmehr in Wirklichkeit zu der Exiſtenz eines Lebens in Ordnung und Schönheit angelangt iſt. Somit iſt der Staat ein Naturproduct, ganz wie die erſten Vereine es auch waren; denn er iſt der End-Zweck derſelben; der Endzweck aber iſt die eigentliche Natur der Sache. Denn in der Beſchaffenheit eines jeden Dinges, die es nach ſeinem vollendeten Entſtehungsproceſſe angenommen, ſehen wir ſeine Natur, wie beim Menſchen, beim Roſſe, bei einem Hauſe. Mit der Realiſirung des weshalb und des Endzwecks iſt die höchſte Vollkommenheit einer Sache erreicht, die genügende Selbſtſtändigkeit iſt daher hier dieſer Endzweck und dieſe höchſte Vollkommenheit.

9. Hieraus ergiebt ſich alſo klar, daß der Staat ein Naturprodukt, und daß der Menſch von Natur ein politiſches Weſen, und der von einer ſolchen Gemeinſchaft von Natur und nicht durch eine erlebte Erfahrung ausgeſchloſſene entweder tief unter dem Menſchen ſteht[8]), oder beſſer iſt als ein Menſch, wie denn auch Homer in der erſten Beziehung einen ſolchen Menſchen mit den Ausdrücken „ungeſellig", „geſetzlos", „heerdlos" zeichnet[9]); denn ein ſolcher iſt zugleich ſeiner Natur nach auch ſtets auf Krieg bedacht, weil er keine dauernde Verbindung eingeht, — wie die Raubvögel.

10. Warum nun der Menſch in höherem Sinne, als alle Bienen und ſonſtige in Heerden lebenden Geſchöpfe, ein politiſches Weſen iſt, iſt leicht einzuſehen. Denn nichts thut die Natur, wenn wir behaupten, abſichtslos. Nun hat aber der Menſch vor allen Thieren

[8]) Ueber die Bedeutung des hier von Ariſtoteles gebrauchten Ausdruckes (φρατρίας) vergleiche man die Anmerkung zu Ariſtoteles Poetik Kap. 2, S. 70 der überſ. v. Rd. Stahr. Ueber den Gedanken: Lassalle: Heraklit der Dunkle Th. 1, S. 344—346.

[9]) Mit dieſen Prädikaten belegt der ehrwürdige Neſtor in einer Stelle der Iliade einen Menſchen, der an dem Bürgerkriege, dem entſetzlichſten aller Uebel, ein Wohlgefallen empfände.

allein die Sprache, dem die Stimme, dieſe Manifeſtation von Luſt und Schmerz, beſitzen auch die übrigen Geſchöpfe; denn bis zu der Empfindung von Luſt und Schmerz, und bis zu der gegenſeitigen Andeutung dieſer Empfindungen durch die Stimme hat ſich ihre Natur entwickelt. Die Sprache aber iſt dazu da, das Nützliche und das Schädliche zu erkennen zu geben, und folglich auch das Gerechte und das Ungerechte.

11. Denn dies iſt das eigenthümlich Unterſcheidende des Menſchen von den andern Thieren, daß er allein ein Gefühl vom Guten und Schlechten, vom Recht und Unrecht, und was dem ähnlich iſt, in ſich trägt. Die Gemeinſchaftlichkeit dieſer Gefühle aber begründet Familie und Staat. Und in der That iſt der Staat ſeinem innerſten Weſen nach früher, als die Familie und jeder Einzelne von uns[10]). Denn das Ganze muß nothwendig früher ſein als der Theil. Mit der Aufhebung des Ganzen nämlich fällt auch Fuß und Hand fort, und bleibt nur etwa als Nennwort, wie wenn man von einer ſteinernen Hand redet, denn eine ſolche wird nur noch eine todte ſein. Die begriffsmäßige Bezeichnung aller Dinge hängt nämlich davon ab, ob die in ihnen lebende Beſtimmung und ihr Vermögen noch wirkſam ſind. Sind ſie nicht mehr ſo beſchaffen, ſo darf man auch nicht ſagen, daß ſie noch dieſelben ſeien; ſondern ſie ſind das nur noch der Benennung nach.

12. Es iſt alſo einleuchtend, daß der Staat einestheils Naturprodukt, anderntheils früher als der Einzelne iſt. Denn wenn der Einzelne in ſeiner Iſolirung ſich nicht ſelbſt genügen kann, ſo wird das Gefühl über ihn kommen, daß er, wie die andern Theile, zu einem Ganzen zu gehören habe. Wer aber nicht Glied eines Vereins ſein

---

10) Dieſer tiefe und wichtige Satz iſt nicht von der Zeit zu verſtehen, in der freilich die Theile, als ſolche, eher erſcheinen als das Ganze. Seinem Begriffe, d. h. der Vernunft und Wahrheit nach aber iſt das Ganze eher als der Theil, geht ihm noch nothwendigerer Form der innerlichen Anſchauung vorher, nach welcher der erſcheinende Theil ſchon ſein Ganzes ausſpricht, und immer mehr zu demſelben erwächſt. Nicht der Einzelne und ſein Recht, wie die moderne Vorſtellung wollte, wird vom Philoſophen zum Erſten gemacht, ſondern der Staat, als allgemeines Leben im Guten und Gerechten iſt das Erſte. S. Hegels Vorleſung über Gr. Philoſophie II. 398.

kann, oder, ſich ſelbſt genügend, deſſen nicht bedarf, iſt gar kein Element des Staats; alſo entweder ein Thier oder ein Gott. Von Natur nun lebt in Allen der Trieb, in einen ſolchen Verein zu treten, demjenigen aber, der ihn zuerſt gründete, verdanken wir die höchſten Güter. Denn ebenſo wie der Menſch in ſeiner vollendeten Entwicklung das edelſte Geſchöpf iſt, ebenſo iſt er, von Geſetz und Recht getrennt, das ſchlechteſte von allen. Denn das Furchtbarſte iſt Ungerechtigkeit, wenn ſie Waffen hat. Die natürlichen Waffen des Menſchen, welche der Vernunft und Tugend zu dienen beſtimmt ſind, ſind eben diejenigen, deren er ſich gerade recht zum Mißbrauch bedienen kann[11]). Daher iſt er ohne Tugend und Geſittung das ruchloſeſte und wildeſte Geſchöpf, und in Beziehung auf Geſchlechtsluſt und Gaumluſt das niedrigſte. Die Gerechtigkeit aber iſt ein Beſtandtheil des Staats, (denn die Rechtspflege iſt das Element der Ordnung im Staatsverein), ihre Beſtimmung aber iſt Ermittelung deſſen was gerecht iſt.

Zweites Kapitel.

Da nun einleuchtend iſt, aus welchen Elementen der Staat gebildet iſt, ſo müſſen wir nothwendig von der Familie vorher reden. Denn jeder Staat beſteht aus Familien. Theile einer Familie aber ſind die, aus denen wieder die Familie beſteht. Da nun die Unterſuchung eines jeden Objektes mit deſſen kleinſten Beſtandtheilen zuerſt beginnen muß, als erſte und einfachſte Theile der Familie aber Herr und Sklave, und Mann und Frau, und Vater und Kinder ſich ergeben: ſo iſt das Weſen und die nothwendige Beſchaffenheit dieſer drei Verhältniſſe einer Unterſuchung zu unterwerfen. Kap. 3 S. ff.

2. Dieſe Verhältniſſe nun ſind das herrſchaftliche und eheliche (denn ein den Charakter der Verbindung von Mann und

---

11) Man vergleiche über dieſe vielfach mißverſtandene Stelle die Schrift von Jacob Bernays über Ariſtoteles' Definition der Tragödie S. 200 bis 201. Die „Waffen" oder Werkzeuge (ὄπλα), mit denen die Natur den Menſchen ausgerüſtet hat, daß er ſie zur vernünftigen Einſicht und Tugend anwende, ſind: die Affekte.

Frau bezeichnender Ausdruck fehlt der Sprache[1]) und drittens das väterliche; auch hiersür fehlt nämlich eine eigenthümliche Benennung. Bleiben wir nun bei diesen angegebenen drei Verhältnissen stehen. Es giebt wohl noch einen Theil, welcher einigen als die Hauswirthschaft, andern als Haupttheil derselben erscheint. Auch wie sich's damit verhält, werden wir zu untersuchen haben: ich meine nämlich die sogenannte Erwerbskunst. Zuerst aber wollen wir vom Herrn und Sklaven reden, einmal um das zu erkennen, was zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse gehört, und dann um diesen Gegenstand über die jetzt gäng und gäben Meinungen hinaus wo möglich mehr wissenschaftlich zu begründen[2]).

3. Den Einen erscheint nämlich die Herrschaft des Herrn über seinen Sklaven als eine Wissenschaft, und Hausverwaltung und Herrschaft, Regierung durch Staatsmann und König als im wesentlichen dasselbe, wie wir das zu Anfange bemerkten. Den Andern erscheint das Herrschen über Sklaven wider die Natur; denn durch Satzung sei der eine Sklav, der andere frei, von Natur aber kein Unterschied, es sei daher auch kein gerechtes Verhältniß, weil es ein gewaltsames sei.

Kap. 4 Sekt. 4. Da nun der Besitz ein Theil des Hauswesens, und die Besitzkunst ein Theil der Hauswirthschaft ist (denn ohne das Nothwendigste ist leben und wohl leben unmöglich) so dürfen, gerade so wie die Künste mit bestimmtem Werk und Zweck der angemessenen Werkzeuge bedürfen, wenn anders ihr Werk vollendet werden soll,

---

[1]) Der Ausdruck, den die Griechen für die Verbindung von Mann und Frau hatten, γάμος, Hochzeit, Heirath, Beiwohnung, bezeichnet eben nur den Akt, nach welchem diese zwei Individuen zur Gründung einer Familie zusammentreten, enthält aber nichts weiter zur Bezeichnung der Natur und des Wesens und der gegenseitigen sittlichen Verhältnisse in einer solchen Verbindung. Für das erste Verhältniß, das zwischen Herrn und Sklaven, hatten die Griechen das Wort Despotik, und dies war bezeichnend. Für die beiden andern Verhältnisse fehlte der griechischen Sprache der analoge und angemessene Ausdruck. Daher bildete Aristoteles die Wörter, die im Griechischen „Gamik" und „Teknopoetik" lauten. Dichter und Philosophen haben als vornehmste Offenbarer des Wesens der Welt das erste Anrecht, die Sprache durch solche Wortbildungen zu erweitern.

[2]) Er will zuerst vom Herrn und Sklaven reden. Die Untersuchung soll einen doppelten Zweck haben, einen praktischen und einen theoretischen.

ebenſo auch dem Hauswirthſchaftswesen die ihm angemeſſenen Werkzeuge nicht fehlen. Nun giebt es theils unbeſeelte, theils beſeelte Werkzeuge, wie für den Steuermann das Steuerruder ein unbeſeeltes, der Unterſteuermann ein beſeeltes Werkzeug iſt. Denn der Handlanger vertritt die Stelle eines Werkzeugs in den Künſten. Grade ſo iſt nun auch ein Stück, das man beſitzt, ein Werkzeug zum Leben, der Beſitz eine Fülle von Werkzeugen, und der Sklave eine Art von beſeeltem Beſitzſtück, und überhaupt jeder Diener ein Werkzeug ſtatt vieler.

5. Freilich wenn ein jedes Werkzeug aufs Geheiß, oder gar daſſelbe im voraus errathend ſein Werk verrichten könnte, wie das die Statuen des Daidalus, ſagt man, thaten, oder die Dreifüße des Hephäſtus, von denen der Dichter [3]) ſingt, daß ſie „ganz von ſelbſt in die Verſammlung der Götter rollten“ — wenn ſo auch die Webeſchiffe ſelbſt webten, und die Citherſchlägel die Cither ſchlügen, dann freilich brauchten die Baumeiſter weder Handlanger, noch die Herren Sklaven. Die eigentlich ſo genannten Werkzeuge ſind nun Werkzeuge zum Hervorbringen und Produciren, das Beſitzſtück aber iſt ein praktiſches, zu einem Gebrauch verwendbares Werkzeug. Denn von dem Webeſchiff wird mir noch etwas Anderes außer ſeinem Gebrauche, von dem Kleide aber und dem Bette nur der Gebrauch allein.

6. Da nun Produktion und Gebrauchsverwendung ſpecifiſch verſchieden ſind und beide gleichwohl Werkzeuge bedürfen, ſo muß auch bei dieſen dieſelbe Verſchiedenheit ſtattfinden. Leben [4]) aber heißt brauchen und verwenden, nicht produciren; folglich iſt auch der Sklave ein Handlanger in den Dingen, die zu einem Gebrauch verwandt werden. Das Beſitzſtück ſteht nun in demſelben logiſchen Verhältniß, wie der Begriff „Theil“ [5]). Denn er iſt nicht nur Theil von etwas Anderm, ſondern auch ſchlechthin abhängig von dieſem Andern, und

---

[3]) Von dieſen auf Räderrollen ſtehenden wunderbaren Dreifüßen des Hephäſtos erzählt „der Dichter“ (ſo ſchlechtweg heißt Homer immer) in der Ilias XVIII, S. 373—376. Einen Theil des hier von Ariſtoteles als unmöglichen Wunſch ausgeſprochenen, beginnt jetzt die Dampfkraft zu erfüllen. So ſind die Märchenwünſche der Menſchheit Andeutungen einſtiger Erfüllung!

[4]) Im Sinne der Subſiſtenz.

[5]) Der Sklave iſt nach Ariſtoteles ein beſeelter, aber trennbarer Theil vom Herrn.

ebenſo iſt es mit dem Beſitzſtück. Deshalb iſt der Herr auch bloß des Sklaven Herr, aber er gehört ihm nicht an; der Sklave aber iſt nicht nur des Herrn Sklave, ſondern ihm auch überhaupt angehörig.

Kap. 5 Beſt. 7. Aus der vorangegangenen Entwicklung nun hat ſich Weſen und Bedeutung des Sklaven wohl deutlich herausgeſtellt. Wer nämlich von Natur nicht ſich ſelbſt, ſondern einem Andern angehört, dabei jedoch ein Menſch iſt, der iſt von Natur Sklave. Es gehört aber dann ein Menſch einem Andern an, wenn er, obſchon ein Menſch, ein Beſitzſtück iſt. Ein Beſitzſtück aber iſt ein zu einem Gebrauch verwendbares, ein (von dem der es verwendet) trennbares Werkzeug. Ob aber die Natur ein derartiges Weſen haben will, oder nicht, ob Intereſſe und Gerechtigkeit bei jemand den Sklavenſtand rechtfertigt oder nicht, und nicht vielmehr alle Sklaverei etwas Widernatürliches iſt, das iſt hiernach zu unterſuchen.

8. Ueber dieſe Fragen wird man indeſſen ſowohl durch wiſſenſchaftliche Unterſuchung als durch Erfahrung ohne Mühe aufgeklärt. Das Herrſchen und Beherrſchtwerden iſt nämlich nicht nur nothwendig, ſondern auch nützlich, und gleich von dem Augenblick ihrer Entſtehung an vollzieht ſich bei einigen Weſen die Scheidung, die das eine zum Beherrſchtwerden, das andere zum Herrſchen beſtimmt. Die Arten von beiden ſind zahlreich, und jedesmal iſt diejenige Herrſchaft die beſſere, wo die ihr Unterworfenen vollkommnere Weſen ſind; wie z. B. die Herrſchaft über einen Menſchen beſſer iſt, als die Herrſchaft über ein Thier. Denn das von vollkommneren Weſen ausgeführte Werk iſt auch das vollkommnere; um ein beſtimmtes Werk aber handelt es ſich für beide da, wo eins herrſcht und das andere beherrſcht wird.

9. Und in der That in Allem, was aus mehreren Theilen beſtehend ſich zu einem einheitlichen Ganzen geſtaltet — beſtehe es nun aus zuſammenhängenden oder getrennten Theilen — wird ein Herrſchendes und ein Beherrſchtes angetroffen, und dies iſt von der geſammten Natur vorzugsweiſe bei den beſeelten Weſen der Fall, ja es findet ſich gewiſſermaßen auch da, wo eigentlich kein Leben iſt, eine Art Herrſchaft, wie z. B. in der Harmonie [6]). Indeſſen liegt eine Unterſuchung hierüber unſerm Gegenſtande wohl zu fern.

6) Die Vereinigung der Töne in der Harmonie erſcheint dem Philoſophen als eine Herrſchaft über dieſelben.

10. Das lebende Geſchöpf nun beſteht zunächſt aus Seele und Leib, von denen das eine von Natur das Herrſchende, das andere das Beherrſchte iſt. Es verſteht ſich dabei, daß, wenn von der Angabe der natürlichen Beſchaffenheit die Rede iſt, die Dinge in ihrem Normalzuſtande angeſehen werden müſſen, und nicht in ihrer Abnormität. Ein an Leib und Seele vollkommen geſunder Menſch muß daher Gegenſtand der Betrachtung ſein, und bei dieſem trifft unſere Behauptung zu, wogegen bei verdorbenen oder verkümmerten Menſchen der Leib oft über die Seele zu herrſchen ſcheint, weil ſie in einem kranken und naturwidrigen Zuſtande ſind.

11. Man kann alſo, wie geſagt, zunächſt in dem lebenden Geſchöpf eine despotiſche und eine politiſche Herrſchaft wahrnehmen, denn die Seele übt über den Leib eine despotiſche, die Vernunft aber über die Leidenſchaft die Herrſchaft des Staatsmanns und Regenten [7]); wobei einleuchtend, daß der Gehorſam, den der Leib der Seele, und den der affektvolle Theil der Vernunft dem verſtändigen Theile leiſtet, naturgemäß und im Intereſſe beider, getheilte Herrſchaft aber, oder gar Umkehrung des ganzen Verhältniſſes für alle ſchädlich iſt.

12. Es waltet übrigens beim Menſchen in dieſer Hinſicht daſſelbe Verhältniß ob, wie auch ſonſt bei den Thieren. Die zahmen Thiere ſind hinſichtlich ihrer Natur beſſer als die wilden, und es iſt ihnen allen vortheilhaft in den Dienſt des Menſchen zu treten, weil ihnen ſo Erhaltung zu Theil wird. Ferner hat das männliche Geſchlecht eine natürliche Ueberlegenheit, gegen das ſchwächere weibliche gehalten: das eine herrſcht, das andere dient, ein Verhältniß, das ſich nothwendig bei dem ganzen menſchlichen Geſchlechte ſo vorfindet.

13. Alle Weſen nun, die ſo weit von einander ſtehen, wie die Seele vom Leibe und der Menſch vom Thier (in dieſer Lage aber befinden ſich alle, deren Beſtimmung der Gebrauch ihrer körperlichen Kräfte, und deren beſte Leiſtung eben nur dieſer Gebrauch iſt) — alle dieſe ſind von Natur Sklaven, und die über ſie, wie vorhin angegeben, ausgeübte Herrſchaft liegt vorwiegend in ihrem Intereſſe, ganz

[7]) Vergleiche hierüber die oben erwähnte Abhandlung von Bernays S. 177.

wie bei den oben erwähnten Dingen[8]). Denn von Natur Sklave iſt der, der eines Andern ſein kann[9]) — darum iſt er auch eines Andern — und der an der Vernunft nur ſo viel Antheil hat, um ihre Stimme vernehmen zu können, ohne ſie zu beſitzen. Die übrigen lebenden Geſchöpfe vernehmen dieſe Stimme nicht, ſondern ſind ſinnlichen Trieben unterthan.

14. Auch leiſten uns beide faſt dieſelben Dienſte; die Sklaven nämlich ebenſowohl wie die zahmen Hausthiere verhelfen uns mit ihrem Körper zur Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe. Nun beabſichtigt zwar die Natur, auch die Leiber der Freien und Sklaven verſchieden zu bilden, die letzteren kräftig, ihrer Beſtimmung für Beſchaffung des Nothwendigen entſprechend, die erſten hochaufgerichtet und unbrauchbar für derartige Körperarbeiten, aber brauchbar für das ſtaatsbürgerliche Leben mit ſeinen beiden wichtigen Zweigen, der kriegeriſchen und friedlichen Thätigkeit. Indeſſen kommt doch oft auch das Umgekehrte vor, daß die Einen nur die Körper, die Andern nur die Seelen freier Menſchen haben.

15. Denn das iſt jedenfalls einleuchtend, daß, wenn auch nur der rein körperliche Unterſchied zwiſchen ihnen ſo bedeutend wäre, wie zwiſchen der Menſchengeſtalt und den Götterſtatuen, alle ſagen würden, jene zurückſtehenden hätten dieſen von Rechtswegen zu dienen. Wenn dies nun ſchon in Hinſicht auf den Körper wahr iſt, ſo iſt mit noch viel größerem Rechte dieſe Scheidung in Hinſicht auf die Seele zu behaupten, obgleich die Schönheit der Seele bedeutend weniger

---

[8]) Beim Körper, der von der Seele, beim weiblichen Geſchöpfe, das vom männlichen beherrſcht wird, bei den Thieren, die von den Menſchen beherrſcht werden.

[9]) Es kommt dem Philoſophen darauf an das Daſein und die Erſcheinung der Sklaverei aus ihrem Weſen abzuleiten. Die ſklaviſche Dispoſition, dieſe Möglichkeit iſt die allgemeine Erklärung für die Wirklichkeit der Sache. Das erſte bezeichnet Ariſtoteles in ſeinen logiſchen Schriften mit dem Ausdruck „Können“ und „Vermögen“. Dieſen Ausdruck, der ſo viel bedeutet als Möglichkeit (nicht eine unbeſtimmte Möglichkeit oder Anlage, ſteht der Andere, die Wirklichkeit, von ihm Energie genannt, gegenüber. Es ſind dies zwei ſehr weit greifende Beſtimmungen, die er auch in ſeine konſtruktiven Schriften herübernimmt.

leicht zu erkennen iſt, als die körperliche Schönheit. — Erwieſen alſo iſt der Satz: Es giebt Menſchen, die von Natur frei, und andere, die von Natur Sklaven ſind, bei denen Intereſſe und Gerechtigkeit dieſen Sklavenſtand rechtfertigt.

16. Daß indeſſen auch die Vertheidiger des Gegentheils in gewiſſer Hinſicht das Richtige treffen, iſt leicht einzuſehen. Es kommen nämlich die Ausdrücke Sklave ſein und Sklave in doppelter Bedeutung vor. Es iſt jemand nämlich auch Sklave nach dem Geſetz und dient als ſolcher. Näher iſt dies Geſetz eine Art Uebereinkunft, nach welcher das im Kriege Ueberwundene Eigenthum des Ueberwinders ſein ſoll. Gegen dies ſolcher Geſtalt erwachſene Recht aber erheben nun viele Rechtsphiloſophen jene Anklage der Geſetzesübertretung[10], wie man ſie gegen einen Redner erhebt, weil es doch ſchrecklich ſei, wenn dem, der zu überwältigen fähig und der dem Kraftvermögen nach der Stärkere ſei, das Ueberwältigte als Sklave und Unterthan anheimfallen ſolle. Und dieſe Verſchiedenheit der Meinungen findet ſich ſelbſt unter den Philoſophen. Kap. 5 Beff.

17—18. Der Grund dieſes Zwieſpalts und dieſer Abweichung der Anſichten liegt darin, daß eine Tüchtigkeit, wenn ſie ſich mit Mitteln zum Erfolg ausrüſten kann, in gewiſſer Hinſicht auch vorzugsweiſe zu überwältigen im Stande iſt, und ſich an das ſiegende Element auch immer ein Ueberſchuß von Trefflichkeit knüpft, wonach ſich alſo zu ergeben ſcheint, daß die Gewalt nicht ohne eine Tugend ſei, mithin der Streit vielmehr nur den Rechtspunkt betreffe. Denn deshalb eben halten die Einen das Gerechte für ein Wohlwollen[11],

---

[10]) D. h. Sie halten es im tiefſten Grunde für ein Unrecht. In dieſer geiſtreichen Stilwendung hat Ariſtoteles ein Verfahren in dem Attiſchen Staatsleben im Sinne, nach welchem ein jeder Athener befugt war, die ſogenannte „Klage der Verfaſſungsverletzung“ gegen jeden anzuſtellen, der eine Maßregel oder einen Vorſchlag empfahl, der gegen irgend ein beſtehendes Geſetz oder Recht verſtieß. Der Gefahr dieſer ſchweren Anklage zu verfallen waren beſonders die Redner ausgeſetzt.

[11]) Ein ganz genaues Verſtändniß dieſer Stelle wird vielleicht nie gefunden werden. Die ſcharfe philologiſche Analyſe ergiebt, daß anſtatt des Wortes „Wohlwollen“ urſprünglich etwas anders (wie Regierendes oder Herrſchendes) geſtanden haben muß. Alle drei Ethiken behandeln ausführlich das Wohl-

während die Andern das Weſen deſſelben grade darin ſetzen, daß der Stärkere herrſche, da bei einem entſchiedenen Auseinanderhalten dieſer beiden Begriffe[12]) die Anſicht ihrer Gegner[13]) zur Geltung komme: das an Tugend Beſſere müſſe nicht Kraft ſeiner Tüchtigkeit regieren und herrſchen, ein Satz, der offenbar alles Haltes und aller überzeugenden Kraft entbehre. Schließlich erklären einige, in der Meinung an einer poſitiven Rechtsbeſtimmung feſtzuhalten, (denn das Geſetz iſt eine poſitive Rechtsbeſtimmung) die Sklaverei durch Krieg für gerecht, zugleich aber widerſprechen ſie ſich. Denn die Urſache der Kriege kann möglicherweiſe eine ungerechte ſein, und dann wird doch wohl nimmermehr einer behaupten wollen, daß der, der es nicht verdient Sklave zu ſein, Sklave ſei. Denn ſonſt wird die Folge ſein, daß Menſchen von anerkannt edelſter Abkunft für Sklaven und Sklavenabkömmlinge gelten, wenn es ſich zufällig trifft, daß ſie gefangen und verkauft werden. Dies iſt der Grund, weshalb die Hellenen ſich ſelbſt nicht, ſondern nur die Barbaren Sklaven nennen wollen. Und doch läuft dies ihr Verfahren auf nichts Anderes hinaus, als auf die Unterſuchung deſſen, was von Natur Sklave iſt, wovon wir zu Anfang redeten. Denn man muß nothwendig eingeſtehn, daß es Menſchen giebt, von denen einige überall, andere nirgends Sklaven ſind.

19. Ebenſo verhält es ſich auch mit dem Geburtsadel. Sich

---

wollen, ſtellen es aber nie mit dem Gerechten zuſammen. Es kann mit ihm nicht ſachlich aber noch weit weniger in der Weiſe des Textes formell mit ihm zuſammengeſtellt werden. Nach der ausführlichen Lehre in den Ariſtoteliſchen Topiken und Elenchen müſſen bei ſolchen Zuſammenſtellungen die Geſtaltungen einſtimmig ſein. Es kann der Wohlwollende mit dem Gerechten, das W mit dem G, Wohlwollen und Gerechtigkeit; aber nimmermehr das Wohlwollende und die Gerechtigkeit, oder das Wohlwollen und das Gerechte zuſammengeſtellt werden; eine Lehre, die wahrſcheinlich auch der gründlichſte der Herausgeber, Schneider, im Sinne gehabt hat, als er an der unſchicklichen Verbindung Anſtoß nahm.

12) Von Macht und Recht.

13) Im Texte ſteht der Plural: die Reden deren Inhalt iſt. Er war dadurch veranlaßt, daß dem Gedanken, das an „Tugend" Beſſere habe nicht zu herrſchen, der eine dieſe, der andre jene Geſtaltung gab. Das Formenprinzip herrſcht in der Sprache der Griechen mit Energie, ebenſo wie in ihrer Plaſtik.

Gewalt geworden ſind, das Gegentheil. Auch iſt aus den bisherigen Mittheilungen ſchon einleuchtend, daß die Gewalt des Herrn im Hauſe und des Herrſchers im Staate nicht eins und daſſelbe iſt, daß auch die Regierungen ſelbſt nicht alle einander gleich ſind, wie Einige behaupten, denn die eine gehört ſich für von Natur freie Menſchen, die andere für Sklaven. Ferner iſt die Thätigkeit, die hauswirthſchaftlich ordnend waltet, eine monarchiſche (denn jede Familie wird monarchiſch regiert), die Thätigkeit des Staatsmanns aber iſt die Herrſchaft über Freie und Gleiche.

22. Die Benennung Herr geht alſo nicht aus einer Wiſſenſchaft, ſondern aus einem beſtimmten Zuſtande hervor, und ebenſo die Benennung Freier und Sklave. Es kann indeſſen eine Wiſſenſchaft über das Herren- und Sklavenweſen ſehr wohl geben, wie z. B. in letzterer Hinſicht ein Lehrer in Syrakus Leute für den Dienſt ausbildete. Dort lehrte nämlich jemand für Honorar die Sklaven den geſammten Kreis ihrer Dienſtverrichtungen[15]). Ja, es kann ein derartiger Unterricht noch mehr Objekte in ſeinen Bereich ziehen, z. B. die Kochkunſt und andere ähnliche Zweige des Dienſtes im Hauſe, deren Leiſtungen ſich untereinander je nach Werthſchätzung und Unentbehrlichkeit den Rang ſtreitig machen, wie das Sprüchwort ſagt:

Und Sklav und Sklav, und Herr und Herr ſind zweierlei[16]).

23. Alles dies ſind Wiſſenſchaften für Sklaven, während die Wiſſenſchaft für den Herrn darin beſteht, daß er die Sklaven zu benutzen wiſſe; denn nicht das Erwerben ſondern das Benutzen der Sklaven kennzeichnet das Weſen des Herrn. Es iſt aber mit dieſer Wiſſenſchaft nicht ſo etwas Großes und Würdiges, ſondern nur einfach dies: alles was der Sklave zu verrichten verſtehen muß, das muß

---

[15]) Eine ganz vortreffliche, bisher in unſerm bürgerlichen Leben zum Nachtheil der dienenden Klaſſe ebenſo wie ihrer Herrſchaften allmählich verabſäumte Einrichtung.

[16]) D. h. es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Sklav und Sklav. Luxusſklaven, gelehrte Sklaven, Neger mit glänzend ſchwarzer Haut, zum Prunk verwandt, „treue" Eunuchen wurden natürlich höher geſchätzt und theurer bezahlt, als Sklaven für das bloß Nothwendige; „denn wer giebt gern Geld für das Nothwendige"?

jener verſtehen zu befehlen. Wer daher in der Lage iſt, daß er ſich damit nicht ſelbſt zu behelligen braucht, überläßt einem Intendanten[17]) dieſe Ehre, er ſelbſt treibt Staatsgeſchäfte oder Philoſophie. Die Kunſt des Erwerbs aber iſt von dieſen beiden verſchieden, und iſt, ſofern ſie gerecht und natürlich, mit den Thätigkeiten des Krieges und der Jagd verwandt. Soviel vom Sklaven und Herrn.

Drittes Kapitel.

Gehen wir jetzt zu einer allgemeinen Betrachtung des geſammten Kap. 8 Beſitzes und der Vermögenerwerbung über. Wir verfahren dabei unſerm oben[1]) angegebenen Plane gemäß, inſofern ſich die Unterſuchung an den Sklaven anſchließt, der uns ja auch als ein Theil des Beſitzes erſchien. Da könnte man nun zunächſt die Frage aufwerfen: iſt die Kunſt Vermögen zu erwerben identiſch mit der Lehre von der Hauswirthſchaft, oder iſt ſie ein Theil von ihr, oder iſt ſie eine Hülfskunſt? Und wenn ſie eine Hülfskunſt iſt, ſo fragt man weiter, ob ſie zur Hauswirthſchaft in daſſelbe Verhältniß tritt, wie die Kunſt Webeſchiffe zu fertigen zur Weberei, oder in dasjenige, das zwiſchen der

[17]) In dieſen Haushaltungen der Griechen, an welche der Haushalt unſeres begüterten Mittelſtandes nicht ganz heranreicht, kommt der Herr mit dem Sklaven in keine, oder ſpärliche Berührung. Der Intendant, der das ganze Syſtem der Bedürfniſſe des Herrn ſtudirt hat, beſchäftigt den Sklaven. Er kommt in der Römiſchen Komödie, welche griechiſche Stoffe verarbeitete, öfters vor. Der Intendant iſt ſelbſt ein Sklave, und heißt bald „Aufſeher", bald „Schaffner", bald „Hausmeiſter". Auch Sklavinnen wurden zu dieſem Amt gebraucht, und die Hausfrau in den bemittelten Ständen ſomit der Verwaltung des Hausweſens überhoben. Die Intendanten geben von den Vorräthen heraus, was nöthig iſt, und halten das übrige unter Verſchluß, führen auch wohl, als Vollmacht gebend, den Siegelring des Herrn. Sie waren wichtige Perſonen, die mitunter auch wohl den Herrn ſelbſt geniren konnten. So ſagt ein Athener in den „Rittern" des Ariſtophanes, daß er es nicht leiden könne, warten zu müſſen, bis der Intendant das Frühſtück vorzuſetzen befehle.

[1]) Die wiſſenſchaftliche Behandlung dieſes Gegenſtandes ward zu Anfang des 1ten Kapitels verheißen.

Kupferbereitung[2]) und der Bildgießerei obwaltet. Denn beide beiſen nicht in derſelben Weiſe, indem die eine die Werkzeuge, die andere den Stoff liefert. Unter Stoff verſtehe ich die Subſtanz, aus welcher ein Werk zu Stande gebracht wird, wie z. B. für den Weber Wolle, für den Bildgießer Kupfer.

2. Die Hauswirthſchaftslehre iſt nun offenbar nicht identiſch mit der Lehre von der Vermögen erwerbenden Thätigkeit; denn dieſe hat es mit dem Herbeiſchaffen von Mitteln, jene mit dem Gebrauch derſelben zu thun; und was ſonſt für eine Kunſt außer der Hauswirthſchaft ſollte ſich denn auch mit der Verwendung der einem Hauſe zu Gebote ſtehenden Mittel befaſſen? Aber iſt nun die Thätigkeit, die Vermögen erwirbt, ein Theil der andern, oder iſt ſie eine von ihr durchaus verſchiedene Thätigkeit? — Das iſt die Frage. Denn wenn derjenige, der ſich mit dem Vermögenerwerb befaßt, darauf zu ſehen hat, woher Geld und Beſitz einkommen, ſo muß, da der Beſitz wie der Reichthum ſich auf viele Objekte erſtrecken, zunächſt ausgemacht werden, ob z. B. die Landwirthſchaft[3]) ein Theil iſt von der Kunſt des Vermögenerwerbs, oder ob ſie eine davon verſchiedene Art iſt; und überhaupt iſt bei der geſammten Beſchaffung der Nahrung und dem Erwerb dieſe Frage aufzuwerfen. — 3. Nun giebt es aber freilich viele Arten der Nahrung und deshalb auch vielerlei Lebensweiſen ſowohl unter Menſchen als Thieren — die ja alle ohne Nahrung nicht leben können — und in Folge deſſen hat die Verſchiedenheit in der

---

[2]) Eigentlich der Erzbereitung. Der vorherrſchende Stoff der Bildgießerei war nur urſprünglich Kupfer. Da nämlich im Alterthum weit mehr gegoſſen, als in Marmor gearbeitet wurde, und die Zahl der Bronzeſtatuen nach Plinius und Pauſanias die der Marmorbilder bei weitem übertraf, ſo war das Bereiten und das Präpariren des Materials eine hochwichtige Kunſt. Es kam auf die Miſchungen von Kupfer, Zinn, Blei und Zink an, die bald zuſammen, bald einzeln, bald in geringerem bald in größerem Verhältniß verbunden waren. Hieraus entſtanden die Erzarten mit ihren oft ſehr fein nüancirten Farbentönen, von denen uns die Alten ſo Wunderbares zu berichten wiſſen.

[3]) Der Ackerbau, oder die Landwirthſchaft wird hier nicht zufällig in die Betrachtung hineingezogen, ſondern liegt nach der Sinnes- und Anſchauungsweiſe der Alten der Exiſtenz des Hauſes recht eigentlich zum Grunde. Seine fremdwörtliche Bezeichnung bei uns, Oekonomie, iſt dafür ein bedeutungsvolles Zeichen; denn dies Wort bedeutet eigentlich Hausverwaltung.

Ernährung auch eine Verſchiedenheit in die Lebensweiſen der lebendigen Geſchöpfe gebracht. So leben von den wilden Thieren einige in Heerden, andere vereinzelt, je nachdem es für ihre Ernährung paßt, da einige Fleiſchfreſſer ſind, andere ſich von Früchten nähren, noch andere alles ohne Unterſchied verzehren. Und ſo hat die Natur zur leichteren Gewinnung ihrer Nahrung, ſo wie der getroffenen Wahl derſelben gemäß, ihre Lebensweiſen geſondert. Nun liebt auch von Natur nicht jedes Geſchöpf dieſelbe Nahrung, ſondern es zieht das eine dieſe, das andre jene vor, wodurch natürlich eine Verſchiedenheit in die Lebensweiſen der Fleiſch freſſenden und Vegetabilien freſſenden auch untereinander kommt.

4. Mit den Menſchen iſt es nicht anders: auch ihre Lebensweiſen ſind überaus verſchieden. Die trägſten ſind Nomaden, die ihren Unterhalt von den zahmen Thieren ohne Arbeit in Gemächlichkeit entnehmen, und die, ſobald es wegen der Weide ihren Heerden Noth thut den Ort zu wechſeln, alsdann mit ihnen zu ziehen genöthigt ſind, und ſo an ihnen gleichſam ein bewegliches Ackerfeld haben. Andere leben von der Jagd, und zwar in ſehr verſchiedener Weiſe, die Einen z. B. vom Seeraub, die Andern vom Fiſchfang, ſo viel ihrer an Seen, Sümpfen und Flüſſen, oder an dazu geeigneten Seeküſten wohnen; noch andere von der Jagd der Vögel oder der wilden Thiere. Der größte Theil der Menſchen aber lebt vom Ackerbau und von veredelten Früchten. — 5. Dies ſind nun etwa die Lebensweiſen derjenigen, die von den unmittelbaren Erzeugniſſen der Natur ſich ihre Nahrung erarbeiten, und nicht durch Tauſch und Handelsverkehr ſich die Mittel zum Unterhalt verſchaffen: Nomadenleben, Ackerbau, Seeraub, Fiſchfang, Jagd. Auch verbinden einige zum Zweck eines angenehmen Lebens dieſe Erwerbszweige, und verſtehen dem entſchieden hervortretenden Mangel, da wo es grade an der Auskömmlichkeit fehlt, durch Ergänzung abzuhelfen, wie z. B. einige Nomadenleben mit Seeraub, andere Ackerbau mit Jagd verbinden. Und ſo iſt's auch mit den andern Lebensweiſen, welche, je nachdem das Bedürfniß es erheiſcht, von den Menſchen gewählt werden.

6. Hier haben wir nun eine Art von Erwerb, die als ein Geſchenk der Natur allen Geſchöpfen verliehen zu ſein ſcheint, nicht nur von dem erſten Augenblick nach ihrer Entſtehung, ſondern auch nach

erlangter vollkommener Ausbildung. Denn gleich mit dem erſten Augenblick der Geburt bringen einige Thiere gleich ſo viel Nahrung mit hervor, als da ausreicht, bis das Erzeugte im Stande iſt, ſich ſolche ſelbſt zu verſchaffen, und das iſt der Fall bei allen denen, welche Würmer[4]) oder Eier gebären. Aber alle Thiere, welche lebendige Junge zur Welt bringen, dieſe haben für dieſelben Nahrung in ſich bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt, die ſogenannte Milchſubſtanz.

7. Man iſt hiernach befugt, die für beide Fälle richtige Behauptung aufzuſtellen, einmal daß für das weitere Leben die Vegetabilien der Thiere wegen, ſodann daß die übrigen Thiere der Menſchen wegen da ſind. Die zahmen dienen ihnen zum Nutzen und zur Nahrung, die wilden gewähren, wenn nicht alle, doch zum größten Theile, Nahrung und ſonſtige Hülfe zur Beſchaffung von Kleidung und für andere aus ihnen zu entnehmende Geräthſchaften. Iſt es nun wahr, daß die Natur nichts zwecklos noch vergeblich thut, ſo muß ſie dies alles des Menſchen wegen geſchaffen haben. 8. Darum iſt auch die Kriegskunſt gewiſſermaßen eine Kunſt, die ſich mit dem Erwerb befaßt; denn es gehört zu ihr die Kunſt der Jagd als ein Theil, von der man ſowohl gegen die wilden Thiere als gegen diejenigen Menſchen Gebrauch zu machen berechtigt iſt, welche ſich ihrer natürlichen Beſtimmung, wonach ſie zu dienen haben, nicht unterwerfen wollen; und hieraus entſprang der erſte Krieg, den in dieſem Falle die Natur ſelbſt für gerecht erklärte. Es ergiebt ſich alſo eine Art von Erwerbskunſt naturgemäß als ein Theil der Hauswirthſchaftsthätigkeit[5]). Sie muß in dieſer Eigenſchaft von Hauſe aus entweder als Grundlage vorhanden ſein, oder es muß die hauswirthſchaftliche Thätigkeit die zum Leben nothwendigen, und für die Gemeinſchaft des Staates oder Hauſes

---

[4]) Nach Schneiders Bemerkung läßt Ariſtoteles die Inſekten aus Würmern entſtehen, obſchon ihm bei einigen die Entſtehung aus dem Ei bekannt iſt. Auch iſt die Eierbildung nicht ſelten ſo klein und verſteckt, daß man ſie ſchwer erkennt. Dazu kommt, daß bei einigen Inſekten der Akt der Brütung inwendig vorgeht, und ſie ſonach lebendige Junge als Würmer hervorzubringen ſcheinen.

[5]) Hiermit iſt alſo die zu Anfang des Kap. aufgeworfene Frage zum Theil beantwortet.

nützlichen Besitzgegenstände, deren Einsammlung möglich ist, als diese unerläßliche Grundlage beschaffen.

9. Auch scheint allerdings der wahre Reichthum in diesen Dingen zu bestehen. Denn das zu einem angenehmen Leben genügende Maaß dieser Art von Besitz ist nicht unbegränzt, wie Solon in seiner Dichtung meint, wenn er sagt:

Reichthum hat kein Ziel, das sicher den Menschen gesetzt sei —

sondern es giebt hier wohl ein solches, so gut wie in den übrigen Thätigkeiten, bei denen nirgends ein Werkzeug an Zahl oder Größe unendlich ist. Der Reichthum aber ist eine Fülle solcher ökonomischen und politischen Werkzeuge. Daß also für den Verwalter des Hauses, so wie für den Staatsmann eine Art von naturgemäßer Erwerbskunst existirt, und warum, ist erwiesen.

10. Aber es giebt noch eine Art von Erwerbskunst, welche man vorzugsweise, und zwar mit Recht, die Kunst Kapitalvermögen zu erwerben heißt. Sie ist es, durch welche die Grenzen von Reichthum und Besitz anscheinend in eine unendliche Ferne gerückt werden, und die wegen ihrer nahen Stellung zu der besprochenen nach einer von Vielen getheilten Ansicht für ein und dieselbe gilt mit jener. Sie ist aber weder eins mit der genannten, noch auch sehr fern von ihr. Die eine von ihnen ist von der Natur hervorgebracht, die andre hingegen nicht, sondern vielmehr Produkt einer gewissen Routine und Geschicklichkeit.

11. Wir wollen für ihre Betrachtung von folgendem Standpunkt ausgehen. Die Benutzung eines jeden Besitzgegenstandes ist nämlich eine doppelte. In beiden wird das Ding als solches benutzt, aber nicht in derselben Weise als solches. Der erste Gebrauch ist der direkte, dem Dinge eigenthümliche, der andre dagegen nicht und der Natur des Dinges fremd, wie man z. B. einen Schuh zum Anziehen und zum Tauschmittel brauchen kann. In beiden Fällen wird der Schuh benutzt. Denn wer an einen andern, welcher der Schuhe bedarf, diese für Geld oder Lebensmittel zum Tausch hingiebt, benutzt zwar den Schuh als Schuh [6]), aber nicht in der ihm eigenthümlichen

[6]) Da er ihn läßt, wie er ist. Würde er ihn zerschneiden und das Leder verkaufen, so würde er nicht mehr als Schuh benutzt.

Weiſe, weil er nicht des Umtauſches wegen gemacht iſt. Daſſelbe Verhältniß findet bei allen andern Beſitzgegenſtänden Statt, ſie können alle umgetauſcht werden, ein Verfahren, das in ſeinem Urſprung vollkommen naturgemäß iſt, da die Menſchen bald weniger, bald mehr von dem haben, deſſen ſie bedürfen.

12. Es iſt hieraus auch erſichtlich, daß der Kleinhandel von Natur nichts mit dem Erwerb von Kapitalvermögen zu thun hat, weil man zuerſt nur ſo weit tauſchte, als zur Befriedigung der eigenen nothwendigen Bedürfniſſe erforderlich war. In dem erſten Vereine, d. h. in der Familie, war er offenbar entbehrlich, und er trat erſt dann ein, als die Glieder dieſes Vereins zahlreicher wurden. Dort nun hatten alle dieſelben Gegenſtände zum gemeinſamen Gebrauch; hier hingegen traten nach geſchehener Trennung an die Stelle der aufgegebenen wieder viele und neue Gegenſtände, und hieraus entſprang zwiſchen beiden das Bedürfniß der gegenſeitigen Mittheilung in der Weiſe des Umtauſches [7]), wie wir das noch heute bei vielen barbariſchen Völkerſchaften ſehen, welche die Verbrauchsgegenſtände ſelbſt, und weiter nichts, umtauſchen, und z. B. Wein geben, und dafür Getraide empfangen, und ſo weiter im Uebrigen. 13. Eine ſolche Weiſe des Tauſchhandels iſt nun weder gegen die Natur, noch bildet ſie irgend einen Theil der Thätigkeit, die Kapitalvermögen erwirbt; denn ſie diente dazu, die Auskömmlichkeit herzuſtellen, welche die Natur verlangt. Indeſſen iſt aus ihr jene andere nachweislich entſtanden. Da nämlich die Aushülfe immer weitläuftiger wurde, indem eingeführt ward, woran man Mangel, und ausgeführt ward, woran man Ueberfluß hatte, ſo wurde man nothwendig auf den Gebrauch des Geldes geführt, zumal da ſich nicht jedes Naturalbedürfniß leicht transportiren läßt.

14. Man kam daher für den Tauſchhandel darin mit einander überein, aus dem Gebiet der auch an ſich nützlich verwendbaren Dinge etwas zu geben und anzunehmen, das den Vortheil eines leichthand-

---

[7]) Da die Familie zu zahlreich wird, ſo trennt ſie ſich. Es wird aber vorausgeſetzt, daß die getrennten Theile mit einander in Verkehr bleiben, wodurch in ihnen das Verlangen entſteht, ihre Mittel gegenſeitig umzutauſchen.

lichen Gebrauchs für das Leben hätte, wie Silber und Eisen und anderes der Art mehr, bei dem man zuerst einfach Größe und Gewicht bestimmte, und es zuletzt auch mit einem Prägezeichen versah, damit man sich das Abwägen ersparte; denn das Prägezeichen sollte die bestimmte Quantität angeben. 15. Sobald nun die Nothwendigkeit des Tauschhandels das Geld geschaffen hatte, so entstand hieraus eine neue Art von Vermögenerwerb, der Kleinhandel, der zuerst wohl nur ganz einfach, später bei vermehrter Erfahrung schon künstlicher betrieben wurde, mit Rücksicht darauf, woher und wie der Umsatz am meisten Gewinn bringen würde. Dieser Umstand ist es, der den Vermögenerwerb hauptsächlich mit dem Gelde in Verbindung zu bringen scheint. Der Hauptzweck dieser Thätigkeit scheint in dem Vermögen der Spekulation zu bestehn, die ausfindig macht, woraus sich viel Geld machen lasse; denn sie gilt für die Erzeugerin des Reichthums und des Vermögens. — 16. Auch setzt man häufig den Reichthum in die Fülle von baarem Gelde, weil die Thätigkeit des Vermögenserwerbs und des Kleinhandels grade hierauf gerichtet ist. Dann aber heißt es wieder: mit dem Gelde sei es ein eitles Gerede, und sein Werth sei überall nur ein konventioneller, ohne natürliche Werthgrundlage, weil, wenn die, welche es gebrauchten, eine Aenderung damit vornähmen, es nichts mehr werth und für die Beschaffung eines Bedürfnißgegenstandes nicht mehr verwendbar sei, und man nicht selten trotz des Ueberflusses an baarem Gelde doch an dem Nothdürftigsten Mangel leiden könne. Und es sei doch widersinnig das für Reichthum zu halten, in dessen Vollbesitz einer Hungers sterben könne, wie das nach der Sage jenem Midas widerfuhr, dem zur Strafe für seiner Wünsche Unersättlichkeit alles, was ihm vorgesetzt wurde, zu Golde ward [8]).

17. Deshalb war man bemüht, den Reichthum und die Thätigkeit die Vermögen schafft anders zu definiren, und that Recht daran. Es ist nämlich jene Thätigkeit von dem Erwerb des natürlichen Reichthums verschieden. Dieser letzte gehört der Hauswirthschaft an, jene dagegen ist Handel und schafft Geld und zwar nie anders als durch Geldumsatz. Ihr kommt es lediglich auf baares Geld an, baares Geld

[8]) Diese Midassage erzählt Ovid in seinen Metamorphosen XI. 146 ff.

iſt Anfang und Ende des Umſatzes, und dieſer aus einem ſolchen Geldmachen entſpringende Reichthum hat in der That keine Grenze. Denn wie z. B. die Heilkunſt das unendliche Ziel, einen abſoluten Geſundheitszuſtand in der Welt herzuſtellen, als ihr Ideal verfolgt, und wie ſo eine jede Kunſt nach einem unendlichen Ziele als Ideal hinſtrebt und in dieſem Streben alle Kräfte aufbietet, dagegen was auf dem Wege zu dieſem Ziele hin liegt, als ein nicht unendliches, gar wohl erreicht — denn ein beſtimmtes endliches Ziel zu erreichen iſt der Zweck aller Kunſtthätigkeiten — ebenſo kommt auch dieſes Gelderwerbswesen nie an das Ende ſeines Ziels; denn das Ziel iſt wieder dieſe Art Reichthum und das Geldmachen.

18. Die Thätigkeit der Hauswirthſchaft dagegen hat jene Begränzung, welche der Thätigkeit des Erwerbens von Kapitalvermögen abgeht, weil ihr Geſchäft ein anderes iſt, als das genannte. Und in Hinſicht auf die Hauswirthſchaft ſcheint es, daß überhaupt aller Reichthum eine Grenze haben müſſe. Aber die Erfahrung lehrt das Gegentheil; denn alle im Geldgeſchäft thätigen vermehren ihr baares Geld ins Unendliche. Daran iſt aber die nahe Verwandtſchaft von hauswirthſchaftlicher Thätigkeit und von Gelderwerb ſchuld, indem beide Erwerbsthätigkeiten über dieſelben Mittel verfügend in der Praxis in einander hinüberſpielen. Beide verfügen über denſelben Beſitz, aber nicht in gleicher Weiſe, ſondern der Zweck der einen iſt ein von dem Gegenſtande verſchiedener, der Zweck der andern iſt die Vermehrung deſſelben, ein Zweck den Einige deshalb für das Endziel der Hauswirthſchaft erklären und dabei bleiben, daß man die Geldmaſſe entweder erhalten, oder ins Unendliche vermehren müſſe.

19. Ein ſolches Verhalten entſpringt aus dem ängſtlichen Eifer, der mehr auf das Leben als auf den wahren Lebensgenuß gerichtet iſt. Es ſteigert ſich jenes Begehren auf das Unendliche hinaus, und daher trachtet es auch nach der Unendlichkeit der Mittel, um ihm Genüge zu thun; und ſelbſt diejenigen, welche den wahren Lebensgenuß wollen, ſtreben doch nach dem, was ihnen zu ſinnlichen Genüſſen verhilft; und da auch hierzu die Mittel in dem Erwerb zu liegen ſcheinen, ſo jagen ſie durchweg dem Gelderwerb nach, und hieraus iſt die zweite Art jener Thätigkeit des Vermögenserwerbs entſtanden. Im Ueberfluß beſteht nämlich der Sinnengenuß, und daher trachtet man auch nach

den Mitteln zu einem üppigen Sinnengenuß, und kann man ſich dieſelben nicht durch den Gelderwerb verſchaffen, ſo verſucht man es auf anderem Wege und verwendet wider die Natur jede Fähigkeit dazu.

20. So ſoll z. B. die Tapferkeit nicht Geld ſchaffen, ſondern Muth; ebenſowenig ſoll es die Kunſt des Feldherrn oder des Arztes, ſondern die eine Sieg, die andre Geſundheit. Jene Leute aber ziehen alle Fähigkeiten in den Dienſt des Gelderwerbs, weil dies der Zweck ſei und auf den Zweck doch alles bezogen werden müſſe.

So weit meine Auseinanderſetzung über die Vermögenerwerbsthätigkeit, die nicht nothwendig, über ihr Weſen, über die Urſache, aus der ſie bei uns geübt wird; ſoviel ferner von der nothwendigen, die, von jener verſchieden, in ihrem auf den Unterhalt gerichteten Zweck naturgemäß zur Hauswirthſchaft gehörte, auch nicht wie die erſte umbegränzt war, ſondern ein Ziel hatte.

21. Auch das zu Anfange aufgeworfene Bedenken erledigt ſich, Kap. 10 Sett. ob die Thätigkeit des Gelderwerbs in den Wirkungskreis des Hausverwalters und Staatsverwalters gehöre, oder ob nicht vielmehr der Unterhalt von vorn herein gegeben ſein müſſe. Hier erwäge man, daß die Staatskunſt nicht Menſchen ſchafft, ſondern ſie von der Natur als zu behandelnden Stoff empfängt: grade ſo muß nun auch die Natur, ſei es Erde, ſei es Meer, oder ſonſt was, den Unterhalt hergeben, über welchen zu verfügen demnächſt Sache des Hausverwalters iſt. Auch die Webekunſt hat keine Wolle zu ſchaffen, ſondern ſie zu verarbeiten, ſo wie auch ſich auf die Güte und Tauglichkeit, oder auf die geringe Güte und Untauglichkeit der Sorten zu verſtehen.

22. Man könnte freilich noch die Frage aufwerfen, warum die Kunſt die Vermögen erwirbt ein Theil der Hauswirthſchaft ſein ſolle, die Heilkunſt aber nicht, da doch die Hausgenoſſen der Geſundheit eben ſo ſehr als des Lebens, oder ſonſt eines Nothwendigen bedürfen. Allerdings haben in gewiſſer Hinſicht Hausverwalter und Obrigkeit auf die Geſundheit zu ſehen, in andrer Hinſicht aber nicht, ſondern es tritt da der Arzt ein. Ebenſo ſieht der Hausverwalter in gewiſſer Hinſicht auf den Gelderwerb, in andrer aber nicht, ſondern überläßt ihn der Hülfskunſt. Vor allen Dingen aber, wie zuvor bemerkt iſt, muß der nothwendige Unterhalt von der Natur gegeben ſein, die nach ihrem Geſetz den Weſen, die ſie ſchuf, Unterhalt gewährt, indem ein jedes

Geſchöpf von dem Weſen dem es ſeine Entſtehung verdankt die Nahrung als Nachlaß miterhält. Es iſt daher das allgemeine Beſtreben ſich von den Früchten der Erde und von der Thierwelt Reichthümer zu verſchaffen eine naturgemäße Thätigkeit.

23. Nach unſerer obigen Bemerkung hatte nun dieſe Thätigkeit zwei Zweige: einmal war ſie Handel, und dann Hauswirthſchaft, und in dieſer letztern Hinſicht nothwendig und in Ehren gehalten. Jene dagegen erfährt eine gerechte Mißbilligung, weil ſie unnatürlich und auf gegenſeitige Uebervortheilung gegründet iſt. Und aus dieſem Grunde iſt mit vollſtem Rechte das Wucherhandwerk verhaßt, weil hier aus dem Gelde ſelbſt der Erwerb gezogen, und daſſelbe ſeiner Beſtimmung, als Mittel, entfremdet wird. Denn es ward zur Erleichterung des Waarenumſatzes erfunden, der Zins aber vermehrt es, woher auch dieſer ſeine Benennung erhalten hat [9]); denn die Kinder ſchlachten den Eltern nach, ſind ſelbſt das was jene, und der Zins iſt Geld vom Gelde, und daher auch dieſer Erwerbszweig im höchſten Grade unnatürlich [10]).

---

[9]) Für Zins haben die Griechen auch noch heute den Ausdruck τοκος (τόκος), der ſoviel als das Gebären und das Geborene bedeutet.

[10]) Dies alſo die Meinung des Philoſophen in dieſem Kapitel, welches der unſcheinbare Keim iſt, aus welchem nach Jahrtauſenden die Geſellſchaftswiſſenſchaft erwuchs. Wir haben dem Philoſophen ſeine Meinung nicht zu verübeln, wir haben vielmehr mit Theilnahme anzuerkennen, wie tief ſein Blick ſchon in ſo früher Zeit geweſen iſt, und wie bis zum Abſchluß fertig manche von ſeinen Beſtimmungen gediehen ſind. Wenn er den Beſitz z. B. für eine Fülle von Werkzeugen erklärt, ſo ſteht er auf demſelben Standpunkte, wie der berühmte Verfaſſer der harmonies économiques; und auch Baſtiat mußte die „légitimité de l'intérêt“ ſelbſt für unſere Zeit in einem eigenen Kapital (dem cap. VII: capital) beweiſen, und dazu ſeinen ganzen Scharfſinn aufbieten. Die Rechtmäßigkeit und vernunftgemäße Nothwendigkeit des Zinſes iſt erſt dann klar geworden, als das Kapital ſelbſt ſeine völlige Ausbildung erlangte. Es iſt das aber erſt in neuerer Zeit geſchehen. Die Geſchichte des Kapitals erzählt die ungeheuren Anſtrengungen die zu machen, die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, ehe es ſich bilden konnte. Der hohe Zinsfuß des Alterthums iſt, vom univerſalgeſchichtlichen Standpunkt aus, vielleicht ein günſtiges Mittel dazu geweſen, von deſſen unmittelbarer Wirkung jedoch, im Verein mit einer grauſamen Schuldgeſetzgebung ſittliche Naturen ſehr widerwärtig berührt wurden, was ſie dann veranlaßte, ſich über den Zins überhaupt entſchieden verwerfend zu äußern.

Viertes Kapitel.

Nachdem ſo in den vorangegangenen Beſtimmungen dem Theo- Kap. II Sect.
retiſchen Genüge gethan iſt, wollen wir jetzt auch das Praktiſche der Sache in Kürze abhandeln. Auf dieſem ganzen Gebiet hat freilich die Theorie freies Spiel, während die Praxis an nothwendige Bedingungen gebunden iſt. Zu den praktiſchen Theilen der Kunſt, die Vermögen erwirbt, gehört zuerſt eine Kenntniß der Beſitzgegenſtände, die ermittelt hat, welche Gegenſtände den meiſten Gewinn abwerfen, und wie und wo ein ſolcher erzielt wird. Sie hat z. B. den Viehſtand bei Pferden, Rindern, Schaafen und ſo fort bei den übrigen Thieren nach ſeiner Einträglichkeit zu beſtimmen, ſie muß nach vorangegangener Vergleichung aller ihrer Vortheile unter einander, den einträglichſten Zweig ausfindig machen, und ermitteln, wie und wo mit demſelben dieſer größte Vortheil zu gewinnen iſt. Denn die gute Qualität des Viehs iſt nach dem Charakter der Oertlichkeiten eine verſchiedene. Hierzu tritt die Kenntniß der Ackerbeſtellung, und zwar ſowohl der ſchlechtweg ſo genannten, als auch der mit Anpflanzung verbundenen, ferner der Bienenzucht, ſowie die Kenntniß der Ertragsfähigkeit der andern Thiere, Fiſche oder Geflügel, von denen ſich irgend ein Vortheil ziehen läßt.

2. Dies ſind die erſten und wichtigſten Seiten des Vermögenerwerbs im eigentlichen Sinne, während beim Tauſchgeſchäft die vornehmſte der Handel iſt. Er zerfällt in die drei Theile, Seehandel, Binnenhandel, Detailhandel durch Feilhaltung, welche ſich von einander theils durch größere Sicherheit theils durch größere Einträglichkeit unterſcheiden. — Den zweiten Theil des Vermögenerwerbs bildet der Geldhandel, den dritten das Arbeiten um Tagelohn, das theils bei den niedrigen Thätigkeiten, theils bei den aller Kunſt entbehrenden und durch bloße Körperkraft nützlich betriebenen ſeine Stelle findet. Die dritte Art der Vermögenerwerbsthätigkeit liegt zwiſchen dieſer und der erſten mitten inne; denn ſie enthält einen Theil der regelmäßigen Erwerbsthätigkeit, und einen andern von der, die auf dem Umſatz beruht; und zu ihr gehört alles was die Erde hergiebt, oder was aus

ihrem Schooße zu Tage gefördert wird, und was, ohne eigentlich Frucht zu ſein, gleichwohl Nutzen bringt, wie z. B. Holznutzung und der geſammte Bergbau. Dieſer letztere umfaßt ſelbſt wieder viele Arten, denn die durch Bergbau zu Tage geförderten Mineralien ſind vielfacher Art.

3. So viel ſei über alle dieſe Erwerbszweige im Allgemeinen bemerkt; ein genaueres Eingehen auf das Einzelne würde dem praktiſchen Betriebe zwar förderlich ſein, aber es wäre ungehörig ſich hier länger dabei aufzuhalten. Von dieſen Betriebsthätigkeiten ſind die kunſtgemäßeſten die, wo der Zufall am wenigſten Spielraum hat, die niedrigſten die, wo der Körper am ſtärkſten mitgenommen wird, die ſklaviſchſten die, wo der Körper am meiſten benutzt wird, die verächtlichſten endlich die, wozu es der geringſten geiſtigen Tüchtigkeit bedarf. 4. Es ſind über dieſe Gegenſtände auch Schriftwerke verfaßt worden, wie z. B. vom Chares aus Paros und vom Apollodor aus Lemnos[1]) über den eigentlichen Ackerbau und den mit Anpflanzung verbundenen, und ebenſo giebt es Schriften von andern über andere hier einſchlagende Zweige, ſo daß, wer ein Intereſſe daran hat, ſich aus dieſen belehren kann. Auch wird er wohl thun, die zerſtreuten Erzählungen über die Mittel, wodurch manche im Erwerbgeſchäft ihr Glück gemacht haben, zu ſammeln; denn all dergleichen iſt für Verehrer des Kapitalthums nützlich. — 5. Hierher gehört z. B. die Anekdote von dem Verfahren des Thales aus Milet. Es liegt in dieſem Verfahren eine die Einträglichkeit berechnende Spekulation, und es wird dem Thales wohl nur ſeiner bekannten Weisheit wegen zugeſchrieben, enthält indeſſen doch eine Art allgemeiner Regel. Als man ihm nämlich wegen ſeiner Armuth vorwarf, wie unnützlich die Philoſophie ſei, ſo ſoll er, mittelſt der Aſtrologie eine ergiebige Olivenärndte vorausſehend, noch vor Ablauf des Winters, als er grade einiges Geld hatte, auf alle Oelpreſſen in Milet und Chios Handgeld gegeben haben. Er pachtete ſie nun um ein Geringes, da Niemand ihn überbot. Als aber der rechte Zeitpunkt eingetreten war, da kam

[1]) Der Lemnier Apollodoros wird auch von Varro in ſeinem Werke „über den Landbau“ citirt; doch iſt ſo wenig [illegible] als von Chares' Schriften etwas vorhanden.

auf ein Mal und plötzlich eine ſtarke Nachfrage, in Folge deren er ſie zu einem Preiſe, den er beliebig ſtellte, wieder verpachtete, und ſo durch Einziehung eines bedeutenden Gewinns den Beweis führte, daß auch Philoſophen, wenn ſie wollen, ſich mit leichter Mühe bereichern können, nur ſei der Reichthum nicht das Ziel ihrer geiſtigen Beſtrebungen.

6. Thales gab nun nach der Sage auf dieſe Art eine vortreffliche Probe von ſeinem Wiſſen; indeſſen gehört, wie geſagt, ein derartiger Fall überhaupt zur Spekulation, wenn jemand ſich das Monopol von etwas zu verſchaffen vermag. Daher verſchaffen ſich auch manche Staaten, wenn ſie in Geldverlegenheit ſind, Einkünfte auf dieſem Wege und eignen ſich den Alleinverkauf aller Waaren an.

7. In Sicilien kaufte einmal ein Mann, bei dem Gelder niedergelegt waren, alles Eiſen aus den Eiſenhütten auf; und als nun aus den Handelsplätzen die Käufer zu ihm kamen, verkaufte er allein mit einer unbedeutenden Preiserhöhung. Gleichwohl gewann er auf funfzig Talente hundert.

8. Als dies Dionyſius erfuhr, ließ er ihn zwar ſein Vermögen mit hinwegnehmen, verbot ihm aber den ferneren Aufenthalt in Syrakus, da er ſich Einkünfte verſchafft habe, die ſich mit ſeinen Verhältniſſen nicht vertrügen. Die Spekulation des Thales und dieſe letztere ſind ganz daſſelbe, beide verſchafften ſich durch ihre Klugheit den Alleinverkauf. Auch für Staatsmänner iſt die Kenntniß dieſer Verhältniſſe nützlich; denn viele Staaten ſind auf die Spekulation und auf derartige Hülfsquellen, ebenſo wie die Familie, und in noch höherem Grade als dieſe, angewieſen, daher denn auch die Thätigkeit mancher Staatsverwalter hierauf ausſchließlich gerichtet iſt.

Fünftes Kapitel.

Kap. 12. Beſt.

Es ergaben ſich uns in dem Weſen und dem Walten der Familie drei Verhältniſſe. Das erſte war das dienſtherrliche, von welchem oben geredet worden [1]), das zweite das väterliche, das dritte

[1]) Vgl. den Anfang von Kap. 7.

das eheliche Verhältniß. Und in der That herrscht der Mann über Weib und Kinder, als über freie Wesen, aber nicht in derselben Weise; vielmehr hat seine Gewalt über die erste den Charakter der politisch-bürgerlichen, und über die Kinder den Charakter einer königlichen Gewalt. Das Vernunftgemäße beider Gewalten hat die Natur selbst ausgesprochen, die, wenn nicht etwa einmal eine Abweichung vom Normalzustande Statt gefunden [2]), das Wesen des Mannes zum Regimente geschickter machte, als das Wesen des Weibes, und die dem Alter und der Reife die Herrschaft über Jugend und Unentwickelt-heit bestimmte.

2. Nun sind die meisten freien Staaten so eingerichtet, daß in ihnen die obrigkeitliche Gewalt zwischen Regierenden und Regierten abwechselt, denn beide haben das Streben nach Gleichheit und vollkommener Unterschiedslosigkeit, die der Begriff des Bürgers verlangt, in sich. Indessen sucht man doch dem thatsächlich eingetretenen Unterschiede für die Dauer seines Bestehens in Repräsentation, Rede und Ehrenbezeugungen einen Ausdruck zu geben, und dies hatte auch Amasis mit seiner Erzählung von dem Fußbadebecken im Sinne [3]). Das Verhältniß aber zwischen Mann und Weib zeigt einen solchen Wechsel der Herrschaft nicht, und über die Kinder herrscht das Familienhaupt in der Weise einer königlichen Gewalt. Hier wird dem Vater die Herrschaft durch die Liebe und durch die Reife der Lebensjahre übertragen, und diese Elemente bilden auch die Form der königlichen

---

[2]) Man sieht, Aristoteles nimmt überall vorsichtig auf das Erfahrungsmäßige der Wirklichkeit historisch Bedacht.

[3]) Herodot erzählt: Auf König Apries folgte Amasis, den die Egypter wegen seiner niedrigen Abkunft verachteten. Aber Amasis hatte Geist, und verschaffte sich Achtung. Er ließ ein goldenes Becken, in welchem er mit seinen Gästen sich die Füße wusch, einschmelzen, eine Götterstatue daraus machen, und dieselbe öffentlich aufstellen. Als nun die Egypter dem Bilde ihre Verehrung bezeigten, berief er eine Versammlung und sprach: Echt, dies Bild war einst ein Becken, in das man spie und urinirte, und in dem man sich die Füße wusch, jetzt aber erweist man seinem Stoff göttliche Ehre. Ebenso nun ist es mir gegangen, der ich aus einem schlichten Bürger Euer König geworden bin. Früher war ich eures Gleichen, jetzt aber habe ich Anspruch auf königliche Ehre.

Herrſchaft. Deshalb hat auch Homer dem Zeus den ſchönen Beinamen gegeben:

„Vater der Götter und Menſchen."

und bezeichnet ihn damit als König aller dieſer Weſen. Denn ein König muß von der Natur unbeſtreitbare Vorzüge beſitzen, obſchon er von demſelben Stamme iſt wie ſeine Untergebenen, und in demſelben Verhältniß befindet ſich das Alter zur Jugend und der Vater zu dem Kinde.

3. Es iſt nun offenbar das thätige Streben der Hauswirthſchaft mehr auf die Menſchen, als auf den lebloſen Beſitz, und mehr auf die Trefflichkeit der erſten, als auf die Fülle des letzten, die wir Reichthum nennen, und mehr auf die Trefflichkeit der Freien, als auf die der Sklaven gerichtet. Und da ſtellt ſich bei den Sklaven zunächſt das Bedenken ein, ob ein Sklave, außer ſeiner Brauchbarkeit als Werkzeug und Diener, noch andere, edlere Eigenſchaften, wie Maaß, Tapferkeit und Gerechtigkeit und andere derartige Eigenſchaften haben könne, oder ob er außer ſeiner Brauchbarkeit für perſönliche Dienſtleiſtungen weiter keine Tugend beſitze. Die Antwort hierauf iſt auf beiden Seiten nicht ohne Bedenken. Denn im Falle der Bejahung entſteht die Frage, wodurch ſich der Sklave denn noch von dem Freien unterſcheiden wird? giebt man aber eine verneinende Antwort, ſo erſcheint dieſelbe, in Erwägung daß die Sklaven doch Menſchen ſind und an der Vernunft Antheil haben, widerſinnig. 4. Faſt dieſelbe Schwierigkeit erhebt ſich bei Frau und Kind in der Frage, ob auch dieſe Tugenden beſitzen, und ob die Frau mäßig, tapfer und gerecht ſein müſſe[1]), und ob ein Knabe ebenſowohl unbändig als geſittet ſei, oder nicht. Kurz es kommt überhaupt darauf an zu unterſuchen: haben die von Natur Herrſchenden dieſelben oder andere Tugenden, als die welche von Natur im Stande der Gehorchenden ſind? Denn wenn vollendete ſittliche Bildung beiden zufallen ſoll, warum ſoll dann nur der eine ein für alle Mal herrſchen, der andre aber nicht? Auch läuft doch der Unterſchied zwiſchen beiden nicht auf ein Mehr oder Weniger hinaus; denn zwiſchen Herrſchen und Gehorchen iſt

[1]) D. h. ob die Erwerbung dieſer Tugenden Aufgabe (Ziel) für ſie iſt.

der Unterschied ein qualitativer nicht ein quantitativer. 5. Ist aber jene sittliche Vollkommenheit nur von dem Einen und nicht auch von dem Andern zu erreichen, so wäre das wieder wunderbar. Denn wenn der Herrscher nun nicht mäßig und gerecht sein wird, wie wird er da gut herrschen? und wenn es der Gehorchende nicht ist, wie wird er ein guter Unterthan sein? Denn ist er zügellos[5]) und ohne Kraft, so wird er nichts von dem was ihm obliegt thun. Hieraus ergiebt sich klar, daß zwar beide an der Tugend Theil haben, daß aber ihre Tugend[6]) verschieden ist, wie die Träger derselben, die von Natur Herrschenden verschieden sind von den von Natur Gehorchenden. Es leitet uns dies Verhältniß auch unmittelbar zur Betrachtung der Seele: auch in ihr giebt es ein von Natur herrschendes und dienendes Element, beide haben eine nach unserem Erachten verschiedene Tugend, das Vernünftige sowohl wie das Unvernünftige. 6. Demnach ist klar, daß ganz dasselbe Verhältniß auch bei den andern Wesen obwaltet, und das überwiegende Vorkommen dieser Zweitheilung von Herrschenden und Gehorchenden erscheint somit durch die Natur gerechtfertigt. Doch ist die Art und Weise, wie der freie Mann über den Sklaven, der Mann über das Weib, der Vater über den Sohn gebietet, verschieden. In ihnen allen wohnen die Theile der Seele, aber sie wohnen in ihnen auf verschiedene Weise. Dem Sklaven fehlt die Kraft zur Ueberlegung durchaus, das Weib hat sie zwar, aber ohne nachhaltige Festigkeit, auch der Knabe besitzt sie, aber unentwickelt.

7. Aehnlich muß es sich nun auch mit den ethischen Tugenden verhalten. Es ist nämlich anzunehmen, daß zwar Alle daran Antheil haben müssen, aber nicht Alle in derselben Weise, sondern je nach der Aufgabe, die ein jeder zu erfüllen hat. Der Herrscher hat daher die ethische Tugend in ihrer vollendetsten Entwicklung zu besitzen, (denn seine Aufgabe ist einfach die des Baumeisters, und die

---

5) D. h. ohne sittlichen Halt.

6) Die Uebertragung setzt den Begriff dessen voraus, was Aristoteles und das Hellenenthum unter „Tugend" (ἀρετή) verstand. Es ist der vollendete Zustand dessen Etwas ein Ding und Wesen fähig ist. (Vergl. Diese a. a. O. S. 239.) Daß hier an Ethisches nicht zu denken sei lehrt das Folgende (§. 6).

Vernunft ist hier der Baumeister) die andern Wesen alle nur insoweit, als es ihre Bestimmung mit sich bringt.

8. Hieraus erhellt, daß zwar alle hier genannten Personen eine ethische Tugend besitzen, daß aber weder die Besonnenheit, noch die Tapferkeit noch die Gerechtigkeit beim Manne und beim Weibe, wie Sokrates meinte [7]), dieselben Tugenden sind; sondern in jenem ist Tapferkeit des Herrschers, in dieser Tapferkeit des dienenden Wesens. Und ähnlich ist es mit den übrigen Tugenden beschaffen. Es ergiebt sich das auch aus einer mehr ins Einzelne gehenden Betrachtung. Denn es täuschen sich diejenigen selbst, die nach einer allgemeinen Bestimmung die Tugend in den schönen Zustand der Seele, oder in das Rechtthun, oder in etwas Aehnliches setzen; viel besser als das Aufstellen solcher allgemeinen Bestimmungen ist das Verfahren derjenigen, welche, wie Gorgias, die Tugenden nach einander aufzählen [8]). Was daher der Dichter [9]) als des Weibes eigenthümliche Tugend pries, in den Worten:

„Des Weibes Schmuck ist Schweigen,"

eben darin liegt, daß alle andern Personen auch ihre eigene Tugend besitzen, während diese Tugend des Weibes bei dem Manne keine Tugend mehr ist. 9. Ferner bei der Unentwickeltheit des Knaben ist von einer absoluten, selbsteignen Tugend nicht die Rede, sondern von einer relativen, die sich auf seine weitere Entwicklung bezieht, und auf die Person dessen, der ihn erzieht und leitet. Ebenso ists mit der Tugend des Sklaven, die auf den Herrn bezogen werden muß. Nach unserer Bestimmung war der Sklave nun brauchbar für das Nothwendige: folglich bedarf er offenbar auch nur einer geringen Tugend, und auch davon gerade so viel, als hinreicht, daß er nicht aus Lüderlichkeit oder Schwäche seine Arbeit vernachlässige.

10. Die Wahrheit der vorhin behaupteten Sätze aber zugegeben, könnte man indessen doch die Frage aufwerfen, ob denn auch die

---

[7]) Aristoteles tritt hier und anderwärts als Gegner Platonischer Ansichten auf. Plato behauptet nämlich in seinem Staate, daß auch die Frauen als „Wächter" in den Staat aufzunehmen seien.

[8]) D. h. einzeln betrachten, individualisiren. Vgl. Platon Men. p. 71, e.

[9]) Sophokles im Aias. V. 293. Herm.

freien Arbeiter Tugend beſitzen müſſen. Denn es kommt oft vor, daß ſie aus Liederlichkeit ihre Arbeiten vernachläſſigen. Oder haben wir hier einen ganz verſchiedenen Fall? Nun lebt der Sklave in ſteter Gemeinſchaft mit ſeinem Herrn, der Arbeiter aber ſteht ihm ferner, und ſeine Tugend richtet ſich nach ſeinem Abhängigkeitsverhältniß. Denn der niedere Arbeiter iſt nur in einem beſchränkteren Sinne ein Sklave zu nennen. Auch iſt der Sklave ein Geſchöpf der Natur, ein Schuhſter aber durchaus nicht, noch ſonſt irgend ein Handwerker [10]).

11. Hieraus erhellt, daß es der Herr iſt, welcher in dem Sklaven die für ihn gehörige Tugend weckt, ohne daß er nöthig hat ihn zu ſeinen Verrichtungen ſyſtematiſch zu unterrichten. Es iſt daher ein Irrthum, wenn man dem Sklaven die vernünftige Zurechtweiſung entziehen und nur den Befehl angewandt wiſſen will. Der Sklave bedarf vielmehr der vernünftigen Zurechtweiſung mehr als die Kinder. Doch möge es bei dieſen Erörterungen ſein Bewenden haben.

Das Verhältniß aber von Mann und Frau, vom Vater und den Kindern, die Ermittlung der Tugend eines jeden, ihr gegenſeitiger Verkehr, das Schöne und Unſchöne in dieſen Verhältniſſen, und die Mittel die man anwendet, um dem einen nachzutrachten, und das andere zu meiden, — dies alles gehört in die Unterſuchung über die Staatsverfaſſungen, woſelbſt wir werden darauf zurückkommen müſſen [11]).

12. Denn da die geſammte Familie Theil des Staats iſt, die genannten Perſonen aber die Theile der Familie bilden, da ferner die Güte des Theils ſich nach der Güte des Ganzen richten muß, ſo muß die Erziehung der Frauen und Kinder in ſtetem Hinblick auf die eigenthümliche Form des Staats betrieben werden, wenn anders tüchtige Kinder und Frauen ein wichtiges Moment für die Tüchtigkeit des Staats ſind. Sie ſind das aber ganz nothwendig; denn die Frauen bilden die Hälfte der freien Menſchen, und die Kinder nehmen einmal Theil an der Regierung.

---

10) Im Texte ſteht „Künſtler", weil die griechiſche Sprache für Kunſt und Handwerk nur ein und denſelben bezeichnenden Ausdruck hat.

11) In den uns erhaltenen Schriften kommt Ar. nicht auf dieſen Gegenſtand zurück. Die Bücher, in welchen er ihn ausführte, ſind verloren.

Nachdem wir hiermit die wesentlichsten Grundsätze über diese Dinge aufgestellt haben, so wird in Hinsicht auf das was noch übrig ist, davon an einem andern Ort die Rede sein. Wir wollen daher die gegenwärtigen Untersuchungen, als zu einem Abschluß gediehen, fallen lassen, und einen neuen Abschnitt anfangen, in welchem wir zunächst die Ansichten derjenigen prüfen wollen, die über die beste Staatsverfassung geschrieben haben.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Da wir Willens sind zu untersuchen, welcher von allen Staatsvereinen der beste ist, für Menschen, die möglichst nach Wunsch leben können, so müssen wir auch die andern Staatsverfassungen in Betracht ziehen. Dahin gehören einmal diejenigen, welche in einigen Staaten, die im Rufe wohlgeordneter Gesetzlichkeit stehen, wirklich eingeführt sind, und dann einige andere Verfassungen, die von einigen Männern in Vorschlag gebracht und beifällig aufgenommen worden sind. Bei diesem Verfahren leitet uns die Absicht, sowohl das Richtige und Nützliche in ihnen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, als auch unsern Versuch, wonach wir etwas Neues aufstellen, vor der Auffassung, die in einem solchen nur eine geistreiche Klügelei sehen möchte, sicher zu stellen. Vielmehr war das Ungenügende aller dieser Verfassungen der Grund der uns bewog, die gegenwärtige Untersuchung aufzunehmen.

2. Hier haben wir zunächst von dem in der Natur der Sache liegenden Ausgangspunkte auszugehen[1]). Entweder nämlich muß unter den Staatsbürgern Alles gemein sein, oder Nichts; oder es muß nur Einiges unter ihnen gemein sein, Anderes nicht. Daß gar nichts

[1]) Nämlich von der Untersuchung über das Wesen der Staatsgemeinschaft und ihrer Grenzen.

unter ihnen gemein ſein ſolle, iſt offenbar unmöglich; denn der Staat iſt eine Art von Gemeinſchaft, zu deſſen Weſen zunächſt die Gemeinſchaft des Orts nothwendig gehört. Denn die Einheit des Orts bedingt die Einheit der Stadt, und die Bürger der Stadt ſind eben diejenigen, welche gemeinſchaftlich ein und dieſelbe Stadt bewohnen. Aber es fragt ſich, ob es im Intereſſe eines Staates, der nach einer guten Verfaſſung ſtrebt, liegen kann, daß unter ſeinen Bürgern Alles gemein ſei, was möglicherweiſe gemein ſein kann, oder ob dieſe Gemeinſchaft ſich beſſer nur auf einige Dinge zu erſtrecken habe, auf andere dagegen nicht. Möglich nämlich iſt ſelbſt die Gemeinſchaft der Kinder, der Weiber und des Beſitzes für die Bürger untereinander, wie in Platons Staate. Denn dort behauptet Sokrates: es müßten Weiber, Kinder und Beſitzthum gemeinſam ſein[2]). Verdient nun hierin die gegenwärtig beſtehende Ordnung der Dinge, oder das in Platons „Staate“ aufgeſtellte Geſetz den Vorzug?

3. Es führt nun aber die durchgängige Gemeinſchaft der Frauen überhaupt viele Uebelſtände mit ſich, und dann ſcheint auch der Grund, um deſſentwillen Sokrates dieſe Einrichtung für nothwendig erklärt, ſich aus ſeinen Entwicklungen nicht zu ergeben. Auch iſt ſie, mit dem von ihm für nothwendig befundenen Endzweck des Staates ſo wie ſie jetzt ausgeſprochen iſt durchaus unverträglich, wie dies aber auszugleichen ſei iſt nirgends beſtimmt. Jener Endzweck nämlich ſollte die möglichſt weit durchgeführte Einheit des ganzen Staates, als in deſſen größtem Intereſſe liegend, ſein: von dieſer Annahme geht Sokrates aus. — 4. Und doch iſt es augenſcheinlich, daß der Staat in dem weiteren Fortgange und der fortgeſetzten Geſtaltung zur Einheit nicht einmal mehr ein Staat bleiben wird. Denn er iſt ſeiner Natur nach eine Vielheit, und geht er weiter zur Einheit fort, ſo wird aus dem Staate die Familie und aus der Familie das Individuum werden. In der Familie nämlich wird jeder ſagen, ſei die Einheit mehr repräſentirt als im Staate, und im Individuum mehr als in der Familie, ſo daß, ſelbſt die Möglichkeit den Staat ſo umzugeſtalten für jemand zugegeben, man von ſolchem Thun doch Abſtand nehmen müßte, denn man würde dadurch den Staat aufheben.

Cap. 2 Sekt.

[2]) Vgl. Platons Staat p. 462. c. Bieſe II, S. 429 ff.

Es beſteht nun aber der Staat auch nicht nur aus mehreren, ſondern auch aus verſchiedenartigen Individuen; denn aus ganz gleichen Menſchen kann nie ein Staat entſtehn. Der Staat iſt keine Allianz mehrerer Völker für den Krieg[3]), deren Nützlichkeit in der Anzahl beſteht, und bei der die Einerleiheit der konföderirten Glieder nichts ausmacht. Denn eine ſolche Allianz hat ihrer Beſtimmung nach Hülfe zu leiſten, und das ſchwerſte Gewicht wird da die Wagſchaale am meiſten herunterziehen. — 5. Daſſelbe Moment bildet auch den Unterſchied zwiſchen einem Staate und einer Völkerſchaft, wenn nämlich die geſammte Menge nicht in Dörfern zerſtreut lebt, ſondern [einen Centralpunkt hat] wie die Arkader[4]). Alles aber, was ſich zur Einheit geſtalten ſoll, enthält den ſpecifiſchen Unterſchied in ſich, und tritt daher die Gleichheit nur als Gegenſeitigkeit der Leiſtungen und Abwechslung im Genuß der Rechte und dann als erhaltendes Moment der Staaten auf, wie früher in der Ethik geſagt worden iſt[5]). Selbſt unter Freien und Gleichen muß eine ſolche Gegenſeitig-

---

3) Die Griechen haben hierfür den Ausdruck Symmachie, d. h. Kampf- oder Eidgenoſſenſchaft. Da ihr Zweck in Angriff und Abwehr beſteht, ſo kommt es nicht darauf an, daß ihre Glieder ungleichartig ſeien. Sie wirkt wie ein Heer durch numeriſche Ueberlegenheit.

4) Die „Völkerſchaft" lebt ohne Staatsverband in Städtchen und Dörfern zerſtreut. Die Abweſenheit des einenden Verbandes begünſtigt bei ihr Aehnlichkeit und Gleichheit der Individuen, die ſofort ein Ende hat, wenn ein geringer Staat entſteht, in welchem die Individuen je nach Mitteln und Befähigung zum Staatsleben wieder Unterſchiede einlaſſen. Auch die Arkader exiſtirten zuerſt als Völkerſchaft, nachher traten ſie in einen Bundesſtaat zuſammen und hatten eine gemeinſchaftliche Verfaſſung, die Ariſtoteles in ſeinem berühmten, aber verloren gegangenen Werke der „Staatsverfaſſungen" beſchrieben hatte.

5) Unter dem Ausdruck „das Gleiche" verſtehen die Griechen was wir heute Rechtsgleichheit nennen. Sie beſteht vorzugsweiſe darin, daß die Bürger gleichen Antheil an den Regierungsrechten haben. Auch dieſe Gleichheit iſt unvermögend, die für einen Staat nothwendige Verſchiedenheit ſeiner Glieder zu vermiſchen, weil ſie nur in der Weiſe beſteht, daß die Regierung von den einen auf die andern übergeht. Dieſen Verhältnißwechſel und dieſe Reciprocität nennt Ar. ein erhaltendes Element im Staate, ohne ſich die Vortheile zu verhehlen, die es haben würde, wenn die Regierung immer denſelben Perſonen verbliebe. In der Ethik (V. 8) ſpricht Ar. nur von der Wohlthätigkeit des Talions- oder Vergeltungsrechts im Verkehr des Lebens, ſo daß die Stelle nur als eine geiſtreiche Parallele herangezogen ſcheint.

teilt und Abwechslung ſtattfinden, weil ſie alle mit einem Male nicht regieren können, ſondern entweder ein Jahr ums andere, oder nach ſonſt einer andern Ordnung und Zeitbeſtimmung. In dieſer Weiſe der Abwechslung kommen alle zum Regiment, wie wenn etwa die Schuhmacher und Zimmerleute mit ihrem Beruf wechſelten und nicht immerfort dieſelben Leute Schuhmacher und Zimmerleute wären.

6. Da dies aber doch beſſer ſo iſt, wie es heute einmal iſt, ſo wird es auch wohl für den Staatsverein beſſer ſein, wenn die Regierung wo möglich immer in denſelben Händen bleibt. Wo das aber wegen der von Natur gleichen Berechtigung Aller zum Regiment nicht angeht, und mithin die Theilnahme Aller an demſelben, ſei ſie ein Gut oder ein Uebel, nur gerecht iſt, da iſt es beſſer die Einrichtung zu treffen, daß ihrerſeits die gleichberechtigten, wenn ſie die Reihe trifft abzutreten, ſich den mit der Regierung betrauten unterordnen. So regieren beide abwechſelnd, und werden ebenſo regiert, und werden gleichſam Andere. Auch unter den Regierenden ſelbſt bringt die Verſchiedenheit der von ihnen abwechſelnd bekleideten Aemter wieder Unterſchiede hervor.

7. Aus dieſen Erörterungen iſt nun wohl erſichtlich, daß eine Einheit in dem Sinne wie Einige meinen, nicht in dem natürlichen Weſen des Staats liegt, und daß dasjenige was für die Staaten als das höchſte Gut ausgegeben wird, dieſelben aufhebt. Und doch ſoll das, was ein Gut für etwas iſt, grade deſſen Wohlfahrt fördern. Es iſt aber auch noch auf einem andern Wege erweislich, daß das Beſtreben eine allzu ſtraffe Einheit in den Staat zu bringen, nicht viel werth iſt. Eine Familie nämlich kann alles das was ſie braucht eher haben, als ein Individuum, und ein Staat eher als eine Familie; ja es wird der Staat dann erſt Staat ſein, wenn der Verein ſeiner Mitglieder durch ſich und in ſich alles zur Exiſtenz Nöthige hinreichend hat. Iſt nun ein ſolcher Zuſtand, indem man alles was man braucht durch ſich ſelbſt vollſtändig hat, der vorzüglichere, ſo iſt auch die Einheit im geringeren Grade der Einheit in höherem Grade vorzuziehen. — 8. Aber ſelbſt zugegeben, daß der möglichſt hohe Grad von Einheit das Beſte für einen Staat ſei, ſo ſcheint ein ſolches Verhältniß doch nicht angemeſſen durch den Satz ausgedrückt, wonach alle zugleich etwa ſagen: „dies iſt mein,“ und „dies iſt nicht mein,“ denn

darin sieht Sokrates das Zeichen der bis zum höchsten Grade gediehenen Einheit des Staates. Das Wort Alle hat nämlich eine doppelte Bedeutung. Faßt man es als jeder Einzelne, so möchte sich das was Sokrates will vielleicht noch eher ergeben; denn jeder Einzelne wird von einem bestimmten Knaben sagen: dies ist mein Sohn, und von einer bestimmten Frau: dies ist mein Weib, ohne sich in den Personen zu irren, und in eben derselben Weise wird er sein Vermögen, und was überhaupt sonst seine Person berührt, als das Seine bezeichnen.

9. Nun aber werden diejenigen, welche die Frauen und Kinder gemeinschaftlich haben, sich nicht in dieser Weise ausdrücken, sondern es werden zwar Alle sagen: „dies gehört uns," aber nicht jeder Einzelne von ihnen wird sagen: „dies gehört mir." Ebenso werden Alle sprechen: „dies Vermögen gehört uns," aber kein Einzelner von ihnen: „es gehört mir." Es ist also in dem Satze mit dem Subjekt Alle offenbar eine zu trügerischen Schlüssen verleitende Zweideutigkeit enthalten. Denn die Begriffe Alle und Beides und grade und ungrade Zahl können vermöge ihres doppelten Sinnes kollektiv und distributiv genommen werden, und erzeugen daher in der Dialektik Trugschlüsse. Es ist daher der Satz, wonach alle dasselbe von etwas sagen, recht schön, enthält aber, das Alle in der ersten Bedeutung gefaßt, eine Unmöglichkeit, und faßt man es in der zweiten, so wird durch ihn die Einmüthigkeit im Staate gar nicht gefördert.

10. Außerdem liegt aber in jenem Satze noch ein anderer Uebelstand. Man verwendet nämlich auf das, was möglichst vielen gehört, grade die geringste Sorgfalt. Dagegen bekümmert sich der Mensch sehr genau um das was ihm gehört; um das Gemeingut schon weniger, oder nur in soweit als es ihn, als Einzelnen berührt. Denn abgesehen von andern Gründen versäumt er es auch deshalb, weil er denkt, ein anderer werde sich schon darum bekümmern; grade wie bei der Aufwartung durch die Dienerschaft man von vielen Dienern zuweilen schlechter bedient wird, als von wenigen. 11. Nun bekömmt aber jeder Bürger an die tausend Söhne, die aber nicht ihm, dem Individuum als solchem gehören; sondern jeder gehört ebenso jedem, wie es grade kommt, und die Folge ist nun, daß sie sich alle gleich wenig um sie kümmern werden. Ferner geht so der Satz: „jeder ist mein," auf

jedes Mitglied des Staats, befinde es ſich im Glück oder im Unglück, ohne Rückſicht darauf, der wievielte damit genannt wird. Man ſagt z. B. „dieſer iſt mein, oder der und der", und bezeichnet ſo jeden einzelnen der tauſend, oder wieviel Bürger die Stadt zählen mag, und zwar beſtändig zweifelnd [6]). Denn es iſt nicht auszumachen, wem ein Kind geboren ward, und ob es nach der Geburt am Leben blieb.

12. Braucht man nun füglicher den Ausdruck mein ſo von jedem, indem man damit in derſelben Art zweitauſend oder zehntauſend bezeichnet, oder iſt die gegenwärtig in den Staaten übliche Anwendung des Ausdrucks mein vorzuziehen? Denn hier nennt der eine eine beſtimmte Perſon ſeinen Sohn, der andere dieſelbe ſeinen Bruder, der dritte eine ſolche ſeinen Vetter oder ſonſt ihm verwandt, entweder nach Blutsverwandtſchaft oder der Freundſchaft und Verſchwägerung gemäß zunächſt mit ſich, oder mit den Seinen! dann aber in andrer Beziehung nennt Einer jemand ſeinen Geſchlechts- oder Stammgenoſſen [7]). Und es möchte denn doch beſſer ſein, ein wirklicher Vetter, als auf jene Art Sohn zu ſein [8]).

---

[6]) Die ganze Stelle iſt durchaus verdorben. Der Sinn in der Ueberſetzung iſt daher nur als eine Vermuthung anzuſehen.

[7]) Dieſe Begriffe ſind durch die Franzöſiſche Revolution vermiſcht und heute Gegenſtand der Gelehrſamkeit. Den antiken Staaten und in dem Deutſchland des Mittelalters, auch ſonſt noch, iſt die Eintheilung in Stämme und Geſchlechter durchaus weſentlich. In Attika beſtanden ſeit den älteſten Zeiten her vier Stämme, die vier Ständen entſprachen. Dieſe zerfielen in Vereine von Genoſſenſchaften, in Athen Phratrien genannt, und den Curien in Rom, den Ordnungen in Köln, den Klaſſen in den Lombardiſchen Städten entſprechend. Die Phratrien zerfielen in kleinere Genoſſenſchaften, urſprünglich für politiſche Zwecke gebildet, nachher nur noch Cultuszwecke allein erfüllend; ſie heißen „Geſchlechter", und ihre Mitglieder ſind nicht blutsverwandt. Auch in Deutſchland haben ſie lange beſtanden, und es hieß das Mitglied eines ſolchen Geſchlechtsverbandes „ein Geſchlechter", ein Ausdruck, mit welchem in alten deutſchen Wörterbüchern das Wort patricius überſetzt wird. Den Stämmen, Phratrien und Geſchlechtern ſteht die Gemeinde ſtreng gegenüber. Die Verbindung von Geſchlechtern und Gemeinde heißt in Griechenland Politie, im Italieniſchen popolo, nicht il commune, welcher Ausdruck nur die Gemeinde nicht die Vereinigung mit den Geſchlechtern bedeutet. Die Griechiſche Gemeinde heißt eigentlich Demos.

[8]) Ein Zug heiterer Ironie gegen Platon, wie er dem ernſten Ariſtoteles ſo wohl ſteht.

13. Und doch wird es sicherlich auch in solchem Staate nicht zu vermeiden sein, daß nicht einige ihre Brüder und Kinder, Väter und Mütter errathen sollten; denn die zwischen Kindern und Eltern naturgemäß bestehende Aehnlichkeit wird ihnen gegenseitig dazu die sichern Beweismittel bieten. Daß sich dies wirklich ereignet, wird in einigen Schriften über Länder- und Völkerkunde bestimmt berichtet[9]). Es heißt darin: bei einigen Völkerschaften Oberlibyens bestehe zwar Frauengemeinschaft, doch wüßte man bei der Geburt die Kinder an der Aehnlichkeit herauszufinden. Auch sind sonst bei den Thieren, z. B. bei Pferden und Rindern die Weibchen entschieden so geartet, daß die von ihnen zur Welt gebrachten Jungen ihren Erzeugern ähnlich sehen. Eine solche war z. B. die Stute von Pharsalus, die man Dikaia (die gerechte) hieß[10]).

Kap. 4 Lett. 14. Ferner sind auch in einer Gemeinschaft solcher Art folgende Uebelstände schwer zu vermeiden, als da sind: beschimpfende Mißhandlungen, freiwilliger und unvorsätzlicher Mord, Hader und Schimpfreden, — alles Vergehungen, welche die Ehrfurcht in dem Verhältniß zu Vater und Mutter, zu nahen wie zu entfernten Verwandten in hohem Grade verletzen. Gleichwohl werden solche Vorfälle häufiger sein, wenn man sich nicht kennt, als wenn man sich kennt. Und ereignen sie sich hier, so können bei Personen, die sich kennen, die landesüblichen Sühnungen[11]) angewendet werden, dort aber nicht. 15. Es ist auch

---

9) Es werden von den Geographen und Geschichtschreibern des Alterthums ziemlich häufig Beispiele der Frauengemeinschaft angeführt. Die Völker indessen, bei welchen diese Einrichtung bestand, die Garamanten im obern Afrika, die Troglodyten am Arabischen Meerbusen, die Auser am Triton-See in Afrika, die Scythischen Agathyrsen u. a. sind alle ohne geschichtl. Bedeutung und standen auf der untersten Stufe der Kultur.

10) Weil sie wiedergab, was sie empfangen hatte. In der Thiergeschichte (VII. 6) erzählt Aristoteles: einige Weibchen brächten Junge zur Welt, die ihnen selbst, andere solche, die dem Erzeuger ähnlich seien, wie z. B. die Stute von Pharsalus, die man die Gerechte geheißen. Aristoteles betrachtet die Geschichte als allgemein — und nicht blos in hippologischen Kreisen bekannt; sie war in Pharsalus so gut bekannt wie in Athen, ein Beweis der lebendigen Verbindung unter den griechischen Städten.

11) Es gab viele Fälle, in welchen jemand, der „unrein" geworden, gereinigt und gesühnt werden mußte. Der am häufigsten vorkommende Fall war

widerſinnig, wenn man die Gemeinſchaft der Kinder aufſtellt, den Liebenden bloß das Beiwohnen zu verbieten, das Liebesverhältniß aber wie die übrigen Vertraulichkeiten, die zwiſchen Vater und Sohn und zwiſchen Geſchwiſtern im höchſten Grade unſchicklich ſind, wie ſchon das bloße Liebesverhältniß ſelbſt, zu geſtatten. Es iſt widerſinnig das Aeußerſte des Liebesumgangs lediglich aus dem Grunde abzuſchneiden, weil dadurch die Luſt allzu heftig werde, dagegen es für gleichgültig zu erachten, daß die hierbei Betheiligten einander Vater, Sohn oder Geſchwiſter ſind. Auch ſcheint die Frauen- und Kindergemeinſchaft mit größerem Nutzen mehr bei den Ackersleuten eingeführt werden zu können, als bei den Aufſehern des Staates[12]). Denn wo Frauen und Kinder gemein ſind, da wird ſich unter den Individuen weniger freundſchaftliche Zuneigung[13]) entwickeln; ſolche Unterthanen aber ſind nöthig, wenn ſie willigen Gehorſam leiſten und nicht revolutioniren ſollen.

16. Ueberhaupt muß bei dieſer Einrichtung nothwendig das Gegentheil von dem herauskommen, was ein zweckmäßig eingerichteter geſetzlicher Zuſtand bewirken ſoll, und dies auch um des Grundes willen, der dem Sokrates bei dieſer Anordnung der Verhältniſſe der Kinder und Frauen maaßgebend war. Auch wir halten ein liebendes Wohlwollen für eine der größten Segnungen in den Städten, ein Element, wodurch bürgerliche Umwälzungen am wenigſten aufkommen können, grade wie Sokrates vorzugsweiſe auf Einheit im Staate dringt, die nach einer allgemeinen und von ihm getheilten Anſicht eine Wirkung des liebenden Wohlwollens iſt, wie wir denn den Ausſpruch

---

der Todtſchlag. Hier ward der Thäter angeſehen als mit einer Blutſchuld behaftet und befleckt. Er muß das Land verlaſſen und ſich in der Fremde von einem geachteten und angeſehenen Manne reinigen und ſühnen laſſen. Dieſer läßt ihn ſich die Hände mit Quellwaſſer waſchen, opfert, und beſtreicht ihn mit dem Blute des Opferthiers. Dann verträgt er ſich mit den Verwandten des Erſchlagenen und ſteht ſo lange unter dem Schutz des „ſühnenden Zeus". Das Ritual der Sühnungen war ſehr mannigfach.

12) Bei den ſogenannten „Wächtern" des Platoniſchen Staates.

13) Der griechiſche Ausdruck enthält auch den Begriff der Freundſchaft ganz ſpeciell. Auch auf ſie findet das was Ariſtoteles ſagt ſeine Anwendung. In Platons Gaſtmahl heißt es, daß die enge Freundſchaft zwiſchen Harmodius und Ariſtogiton eine politiſche Revolution hervorbrachte.

des Ariſtophanes in dem Geſpräch über die Liebe[14]) kennen, daß in gewaltiger Sehnſucht die Liebenden in einander überzugehen und aus zwei Weſen beide eins zu werden wünſchen. 17. Dabei müſſen freilich entweder beide, oder das eine zu Grunde gehen. Im Staate aber muß wegen einer derartigen Gemeinſchaft das liebende Wohlwollen wäſſerig ausfallen, und ſchwerlich wird ein Vater ſprechen: „mein Sohn", oder ein Sohn: „mein Vater". Denn wie ein wenig Süßigkeit in viel Waſſer gethan die Miſchung für den Geſchmack nicht bemerkbar macht, ebenſo wird auch von dem Gefühl der gegenſeitigen Anhänglichkeit, das von ſolchen Namen ausgeht, nur wenig zu bemerken ſein, da in einem ſolchen Staate am allerwenigſten ſich jemand als Vater von Söhnen, oder als Sohn eines Vaters oder in der Gegenſeitigkeit geſchwiſterlicher Liebe fühlen kann. Denn zwei Dinge ſind es, welche am meiſten in dem Menſchenherzen Intereſſe und Wohlwollen erwecken: das Eigenthum und die Liebe, wovon keines bei den in einer ſolchen Verfaſſung lebenden ſtattfinden kann.

18. Aber auch jenes Verfahren, wonach die gebornen Kinder von Ackersleuten und Handwerkern in die Klaſſe der Wächter, und die Kinder von dieſen in die Klaſſe jener verſetzt werden, hat in ſeiner Ausführung eine erhebliche Verwirrung zur Folge. Und da müſſen die abgebenden und übertragenden Perſonen doch wohl wiſſen, wen ſie abgeben, und an wen! Dazu werden ſich hier die oben erwähnten Mißverhältniſſe in noch verſtärkterem Grade einfinden, wie Mißhandlungen, Unzucht, Mord. Denn nun werden weder die aus der Wächterklaſſe zu den andern Bürgern hingegebenen die obern Stände mehr ihre Brüder, Kinder, Väter und Mütter nennen, noch die in die Wächterklaſſe verſetzten die niedern Stände ihre Mitbürger, ſo daß das Hinderniß, welches die Verwandtſchaft ſonſt ſolchen Verbrechen in

---

14) In dem herrlichen Platoniſchen Gaſtmahle erzählt der Dichter Ariſtophanes das urſprünglich außer Männern und Frauen es noch Androgynen (Mannfrauen) gegeben habe, Geſtalten, die mit 4 Armen und 4 Füßen verſehen ihr Geſchlecht zu einem Körper vereinten. Sie hatten ein Haupt auf rundem Nacken, bewegten ſich ſchnell, und waren von gewaltiger Kraft, ſo daß ſie ſich den Göttern gleich dünkten. Da trennte ſie Zeus durch einen Schnitt, und ſeit der Zeit ſucht jedes ſo getrennte ſich mit ſeiner Hälfte wieder zu vereinigen.

den Weg lezt, jezt wegfällt. So viel von der Gemeinſchaft der Frauen und Kinder.

Zweites Kapitel.

Kap. 5 Beſt. Hieran ſchließt ſich die Unterſuchung, wie in einem Staate von der beſten Verfaſſung der Beſitz einzurichten iſt, und da fragt ſich: ſoll der Beſitz gemein ſein, oder nicht? Man kann dieſe Frage von dem, was die Geſetzgebung über das Verhältniß der Frauen und Kinder anordnet, ganz trennen und für ſich betrachten. Läßt man alſo bei Frauen und Kindern das Verhältniß der Nichtgemeinſamkeit, wie es jezt überall der Fall iſt, beſtehen, ſo wäre zu unterſuchen, ob es beſſer iſt, daß Beſitzungen und Nutznießungen gemeinſam ſeien, und wären näher folgende Fälle in Betracht zu ziehen: ſollen die Grundſtücke beſonderes Eigenthum ſein, der Ertrag aber als Gemeingut zuſammengethan und verzehrt werden (wie das einige Völkerſtämme thun)? oder ſoll umgekehrt Grund und Boden Gemeingut ſein und deſſen Beſtellung gemeinſam betrieben, der Ertrag aber nach dem individuellen Bedürfniß vertheilt werden — auch dieſe Art von Gemeinſchaft findet ſich bei einigen Barbarenvölkern? oder endlich: ſoll beides, Grundſtücke ſo gut wie Ertrag, Gemeingut ſein?[1])

2. Nähme man nun an, daß diejenigen welche die Felder beſtellten, dem Staatsverbande fremd wären, ſo ließe ſich ein anderer und leichter zu ordnender Zuſtand der Dinge herſtellen. Wenn ſie aber für ſich ſelbſt arbeiten, dann dürften die Beſitzverhältniſſe größere Schwierigkeiten machen. Denn da eine vollkommen gleiche Theilung von Arbeit und Genuß unter alle unmöglich iſt, ſo werden von Seiten derjenigen, die weniger empfangen und mehr thun, Klagen erhoben werden gegen diejenigen, die zwar viel genießen oder empfangen, aber wenig thun.

3. Ueberhaupt iſt das Zuſammenleben, wenn dabei alles was die Menſchen brauchen gemeinſam ſein ſoll, ſehr ſchwer, und beſonders wenn die Gemeinſamkeit ſolche Dinge betrifft. Man ſieht dies an den Geſellſchaften für Reiſen in die Fremde, wo faſt alle Mitglie-

[1]) Vgl. Briefe die Philoſophie des Ariſtoteles Th. II, S. 431 ff.

der über ganz gewöhnliche und nichtige Dinge in Streit gerathen und sich mit einander erzürnen. Auch haben wir mit denjenigen unserer Diener den meisten Aerger, deren wir für die regelmäßigen häuslichen Dienstleistungen am meisten bedürfen. Diese und andere ähnliche Uebelstände entstehen also aus der Gemeinsamkeit des Besitzes. 4. Dagegen dürfte der jetzt bestehende Zustand, verschönt durch die Sitte und geregelt durch gesunde Gesetze, seine sehr erheblichen Vorzüge haben; denn er wird das Gute von beiden Systemen, nämlich das des Gemeinbesitzes und das des individuellen Eigenthums in sich vereinen. In einem gewissen Sinne nämlich hat allerdings der Besitz Gemeingut zu sein, dagegen ist er im Ganzen als Eigenthum festzuhalten. Jetzt nämlich werden, da jeder für das Seine sorgt, die gegenseitigen Beschwerden wegfallen, und man wird mehr vor sich bringen, da jeder für seinen eigenen Nutzen arbeitet. Der Mitgenuß aber wird durch eine edle Gesinnung unter den Bürgern nach dem Sprichwort bestimmt werden: „Unter Freunden ist Alles gemein." 5. Es ist aber auch schon jetzt in einigen Staaten ein solches Verfahren im Umriß vorhanden, zum Beweise, daß es nicht unmöglich ist, und besonders in wohlgeordneten Staaten ist Einiges schon in's Leben getreten, Anderes steht seiner Verwirklichung entgegen. Denn indem jeder sein Eigenthum hat, gestattet er seinen Freunden in einigen Stücken den Mitgenuß, während er selbst anderes als Gemeingut mitgenießt, wie z. B. in Lakedämon sich einer der Sklaven des andern gradezu wie seiner eignen bedient, desgleichen der Pferde und Hunde, und wenn das Bedürfniß es erfordert auch der Mundvorräthe auf den Feldern im Lande. Es ist also offenbar besser, den Besitz getrennt zu lassen, dagegen ihn durch den Nießbrauch gemeinsam zu machen. Dazu aber die Bürger heranzubilden, ist recht eigentlich Sache des Gesetzgebers.

6. Endlich ist hier auch das Gefühl jener unaussprechlichen Befriedigung in Anschlag zu bringen, das darin liegt, wenn jemand etwas sein Eigenthum nennt. Denn die Liebe, die ein jeder gegen sich selbst hegt, ist kein zufälliges, sondern ein von Natur in ihn gepflanztes Gefühl. Der Egoismus dagegen unterliegt gerechtem Tadel, aber er ist auch nicht dasselbe mit der Selbstliebe, sondern er ist eine über das Maaß hinaus gesteigerte Selbstliebe. Ebenso wird auch der

Habſüchtigt getadelt, während doch genau genommen ein jeder nach den Gegenſtänden eines ſolchen Verlangens trachtet. Auf der andern Seite liegt auch darin ein hoher Genuß, wenn man ſich gegen geliebte Perſonen, Gaſtfreunde und Genoſſen gefällig und hülfreich erweiſen kann; auch dieſer entſpringt aus dem Privateigenthum.

7. Dieſe beiden Vortheile fallen nun bei einer überſpannten ſtaatlichen Einheitsmacherei weg, und außerdem begeben ſich diejenigen, welche den Staat ſo eingerichtet haben wollen, augenſcheinlich der Ausübung von zwei Tugenden, einmal der Zurückhaltung gegen die Frauen, (denn ſich der Frau eines andern aus geſittigter Mäßigung zu enthalten iſt edel) und dann der Freigebigkeit[2]) in der Verfügung über den Beſitz. Denn es wird dieſe Tugend ſich weder bei jemand bemerklich machen, noch wird es überhaupt zu einem Akt der Freigebigkeit bei ihm kommen, weil ſie eben auf der Fähigkeit beruht, über ſein Eigenthum verfügen zu können.

8. Freilich hat ein ſo eingerichteter Staat[3]) ein ſehr hübſches und menſchenfreundliches Anſehn, und wer davon hört, läßt ſich ihn gern gefallen, und denkt, daß in ihm eine wundervolle Liebe Aller gegen Alle eintreten werde, zumal wenn dabei die Anſchuldigung erheben wird, daß die gegenwärtig in dem Staatsleben vorkommenden Uebelſtände aus der Nichtgütergemeinſchaft entſtänden, wie die Prozeſſe wegen Schuldforderungen, die Klagen wegen falſchen Zeugniſſes, die Kriechereien gegen die Reichen — Uebel die ſämmtlich nicht davon herrühren, daß die Gütergemeinſchaft fehlt, ſondern von ſittlicher Verdorbenheit.

9. Auch ſehen wir ja, daß Perſonen die etwas gemeinſam beſitzen und nutzen, weit mehr mit einander in Streit liegen, als die Beſitzer von Privateigenthum; aber wir halten die Zahl der ſich aus der Gütergemeinſchaft erhebenden Streitigkeiten für gering, weil dieſe ſelbſt nicht ſo häufig iſt, und die daraus erwachſenden Prozeſſe ſich in der zahlreichen Menge der Händel um das Mein und Dein bei getrenn-

---

2) Dem von Ariſtoteles hier gebrauchten Worte entſpricht vielleicht noch mehr das in unſerer Sprache heimiſch gewordene Fremdwort Liberalität.

3) Der Staat mit Platoniſcher Gütergemeinſchaft, der Vater des modernen Communiſtenſtaats.

tem Beſitz verlieren. Ferner verlangt die Gerechtigkeit, daß bei dem Staate der Gütergemeinſchaft auch nicht bloß die Nachtheile angegeben werden, denen wir entgehen würden, ſondern daß auch die Vortheile erwähnt werden, um die wir gebracht werden. Es ſcheint aber überhaupt ganz unmöglich, in einem ſolchen Staate zu leben, und Sokrates' Mißgriff kam offenbar von einer falſchen Vorausſetzung her. Denn in gewiſſer Hinſicht muß allerdings wie die Familie ſo auch der Staat eine Einheit ſein, aber nur nicht durchaus; ſonſt wird er in weiterem Fortgang nach jener Einheit hin nicht mehr Staat ſein, und wenn er es noch iſt, ſo wird er, da er nahe daran iſt dem Begriff eines Staats nicht mehr zu entſprechen, ein ſchlechterer Staat ſein, wie das eintreten würde, wenn man die Symphonie zur Monotonie, oder den Tanz zum Schritt vereinfachen wollte.

10. Vielmehr muß man ihn, da er, wie oben bemerkt ward, eine Vielheit iſt, durch Erziehung zur Gemeinſamkeit und Einheit geſtalten. Und da iſt es ungereimt, daß ein Mann, der ein Erziehungsſyſtem einführen will und ſich von demſelben die Trefflichkeit des Staats als Wirkung verſpricht, ihn durch dergleichen Einrichtungen in die Höhe zu bringen meint, und nicht vielmehr durch die Sitten die Philoſophie und die Geſetze, etwa in der Art, wie der Geſetzgeber in Lacedämon und Kreta den Beſitz durch die Einrichtung der gemeinſchaftlichen Mahlzeiten gemeinſam machte. Auch darf man hierbei nicht verſäumen, die Länge der Zeit und die lange Reihe der Jahre zu erwägen, innerhalb welcher dieſe Einrichtungen doch wohl Gelegenheit gehabt hätten ſich in ihrer Vortrefflichkeit bemerklich zu machen. Denn erfunden iſt wohl ſo ziemlich alles, nur iſt es theils nicht überſichtlich zuſammengeſtellt, theils kennt man es, ohne es anzuwenden.

11. Am vollkommenſten aber würde man ſich von der Wahrheit der hier aufgeſtellten Anſichten überzeugen, wenn man einen ſo beſchaffenen Staat in der Wirklichkeit errichten ſähe. Da würde ſich's denn zeigen, daß man ohne Gliederung und Sonderung jener Elemente, theils in Tiſchgenoſſenſchaften, theils in Geſchlechterverbände und Stämme, mit der Errichtung des Staates gar nicht zu Stande kommen kann, daß mithin von Sokrates' Verfaſſungseinrichtung nichts übrig bleiben wird, als daß die Staatsaufſeher nicht Ackerbau

treiben, was auch jetzt die Lacedämonier bei sich einführen wollen. Aber auch über die Gestaltung des gesammten Staatslebens bei diesem Zustande der Gemeinschaft hat Sokrates keine Auskunft gegeben, und sie ist auch schwer zu ertheilen, und doch wird grade die Masse des Staates aus der Masse der übrigen Bürger gebildet, über deren Organisation nichts bestimmt ist, so daß wir nicht erfahren, ob auch bei den Ackersleuten Gütergemeinschaft, oder getrenntes Eigenthum bestehen soll, und ob sie Frauen und Kinder eigen oder gemeinsam haben sollen.

12. Denn wenn in derselben Weise Allen Alles gemeinsam sein soll, worin werden sich diese von jenen, den Staatsaufsehern, unterscheiden? oder welchen Vortheil werden sie davon haben, sich die Oberherrschaft derselben gefallen zu lassen? oder aus welchem Interesse wird ihnen das fernere Verharren in diesem Verhältniß auch nur wünschenswerth scheinen, wenn nicht ein derartiges Auskunftsmittel ergriffen wird wie es die Kreter in Anwendung gebracht haben, die ihren Sklaven alles Uebrige einräumten und ihnen nur den Besuch der Gymnasien und den Besitz der Waffen verboten?[4]) Sollen aber diese Verhältnisse, so wie sie sonst in den Staaten bestehen, auch hier eingerichtet sein, wie wird sich dann die Gemeinschaft des Ganzen ausnehmen? Denn es werden sich nothwendig in einem Staate zwei Staaten herausstellen, die noch dazu mit einander auf gespanntem Fuße stehen, da unser Philosoph die Staatsaufseher zu einer Art von Besatzung macht, und die Ackersleute, die Handwerker und die andern Bewohner die Bürgerschaft bilden läßt. — 13. Beschwerden aber und Processe, und alle Uebel, die er sonst in den Staaten findet, werden auch hier nicht ausbleiben. Freilich sagt Sokrates[5]), es werde die Erziehung das Aufstellen von vielen gesetzlichen Bestimmungen entbehrlich machen, z. B. solcher die die Stadtpolizei und Marktaufsicht betreffen; aber er vergißt dabei, daß nur seine Staatsaufseher Erziehung erhalten. Ferner läßt er auch den Ackersleuten freie

[4]) Vergl. Ottfried Müller: Dorer II, S. 24. Höck Kreta III, S. 23 A.

[5]) Vgl. Platon: Staat IV, p. 464, e.

Verfügung über ihr Eigenthum gegen Entrichtung einer Abgabe, obſchon es auf der Hand liegt, daß dieſe ſich viel ſchwieriger zeigen und dünkelvoller ſein werden, als hier und da Heloten, Penesten und Sklaven.

14. Aber auch darüber, ob dieſe Einrichtungen gleichmäßig eine nothwendige Folge aus ſeinem Syſtem ſind oder nicht, iſt nichts beſtimmt, ebenſowenig über das, was damit zuſammenhängt: welche Verfaſſung dieſe Menſchenklaſſe haben, welche Erziehung ſie erhalten, nach welchen Geſetzen ſie leben ſoll. Es iſt dies aber ebenſo wenig leicht ausfindig zu machen, als es einen unweſentlichen Unterſchied ausmacht, wie dieſe Leute beſchaffen ſind, wenn die Gemeinſchaft mit den Staatsaufſehern dabei beſtehen ſoll. Und wenn der Geſetzgeber auch hier Frauengemeinſchaft neben getrenntem Eigenthum einführt, wer wird die Wirthſchaft im Hauſe führen, wie die Männer die ihrige auf den Feldern? Und wird bei den Ackersleuten Frauen- und Gütergemeinſchaft eingeführt, dann iſt die Schwierigkeit dieſelbe.

15. Es iſt ferner auch ungereimt aus einem Vergleich mit dem Thierleben zu folgern, daß Frauen und Männern dieſelben Verrichtungen oblägen, da doch bei den Thieren gar keine Hauswirthſchaft beſteht. Auch die Anordnung der Obrigkeiten bei Sokrates hat ihre ſehr bedenklichen Seiten. Es ſoll nach ihm die Regierung immer in denſelben Händen liegen [6]). Darin liegt aber der Keim zur Revolution ſelbſt bei Leuten, die gar kein Selbſtgefühl beſitzen, geſchweige denn bei kühngeſinnten und kriegeriſchen Männern. Er kann freilich nicht anders, als denſelben Perſonen immerfort die Regierung laſſen; denn „das von der Gottheit ſtammende Gold“ [7]) iſt nicht abwechſelnd bald dieſen bald jenen in die Seele gelegt, ſondern immer denſelben. Nach ihm nämlich erhalten gleich bei der Geburt die einen Gold die andern Silber zugemiſcht, Erz und Eiſen aber die dereinſtigen Handwerker und Ackersleute.

---

[6]) Die Philoſophen ſollen regieren. S. Platon: Staat VI, zu Anf. und VII, p. 520.

[7]) Wiederholung eines Platoniſchen Ausdrucks in Platon's Staat III, p. 415, wo der Mythus von dieſer Art der Menſchenbildung mit verſchiedenem Metallzuſatze erzählt wird.

16. Weiter aber ſagt er, der Geſetzgeber habe den ganzen Staat glücklich zu machen, während er doch ſeinen Staatsaufſehern Lebensgenuß und Glück entzieht. Unmöglich aber kann der ganze Staat glücklich ſein, wenn das Glück nicht den meiſten, oder allen, oder doch einigen ſeiner Glieder zu Theil wird. Denn mit der Glückſeligkeit iſts nicht ſo, wie mit den graden Zahlen. Eine Summe kann als Ganzes eine grade Zahl ausmachen, während alle Theile derſelben ungrade Zahlen ſind, aber bei der Glückſeligkeit iſt ein ſolches Verhältniß unmöglich. Aber wahrlich wenn die Staatsaufſeher nicht glücklich ſind, wer ſoll es ſonſt ſein? Doch wohl nicht die Handwerker und die Maſſe der niederen Arbeiter? — Dieſe Bedenklichkeiten hat die von Sokrates aufgeſtellte Staatsverfaſſung, und außerdem andere, die nicht geringer ſind. —

Drittes Kapitel.

Kap. 6 Beck.

Faſt ähnlichen Inhalts iſt das ſpäter von ihm geſchriebene Werk über die Geſetze[1]); es iſt deshalb angemeſſen, auch die dort aufgeſtellte Verfaſſung einer kurzen Unterſuchung zu unterwerfen, zumal da Sokrates in ſeinem Werke vom Staat im Ganzen nur weniges beſtimmt hat, wie z. B. die erforderliche Einrichtung der Frauen- und Kindergemeinſchaft, die Beſitzverhältniſſe, und die innere Ordnung des Staates. Er zertheilt dort nämlich die Maſſe der Einwohner in zwei Theile, in den Nährſtand und in den Wehrſtand; ein dritter Theil wird aus dieſen zweien genommen, und iſt der berathende Träger der Macht im Staat. Ob nun die Ackersleute und Handwerker keinen, oder wenigen Antheil an der Regierung haben, ob ſie ferner Waffen führen und mit zu Felde ziehen ſollen oder nicht, darüber hat Sokrates nichts beſtimmt; aber die Frauen ſollen zu Felde ziehen und dieſelbe Erziehung wie die Staatsaufſeher genießen. Im Uebrigen hat

[1]) Die ſo lebhaft gegen Platons Staat eröffnete Polemik wird fortgeſetzt, und iſt jetzt ſpeciell gegen das Platoniſche Werk „von den Geſetzen" gerichtet.

er ſelbſt die Unterſuchung über die für die Staatsaufſeher erforderliche Erziehung mit Nebendingen ausgefüllt, die nicht zur Sache gehören.

2. Das Werk von den Geſetzen enthält zum größten Theil wirklich Geſetze, wogegen über die Staatsverfaſſung nur wenig geſagt iſt. Und in dem Beſtreben, ſeinen Gedanken hierüber einen allgemeinen Eingang bei den Staaten zu verſchaffen, kommt er nach einem kurzen Umweg wieder auf ſeinen alten Verfaſſungsplan zurück. Denn die Frauen- und Gütergemeinſchaft ausgenommen, giebt er im Uebrigen beiden Staaten dieſelben Einrichtungen: er giebt beiden dieſelbe Erziehung, macht das Leben der Bürger frei von der gemeinen der Nothdurft dienenden Arbeit, und verordnet über die gemeinſamen öffentlichen Mahle [2]) daſſelbe; nur daß er dieſe hier auch für die Frauen fordert [3]), und dort tauſend, hier aber fünftauſend Mann die Waffen führen läßt [4]).

3. Allerdings herrſcht in allen Entwicklungen des Sokrates eine nachtwolle Sprache, die Gedanken ſind originell und zum Forſchen anregend, daß ſie aber in Allem das Richtige träfen, wäre wohl zu viel verlangt. So darf gleich bei der eben angegebenen Anzahl von Bewaffneten nicht außer Acht gelaſſen werden, daß für eine ſolche Menge ein Stadtgebiet, wie das von Babylon, oder ſonſt einer ungeheuren Stadt [5]) erforderlich ſein wird, um vermittelſt derſelben fünftauſend Nichtsthuer nebſt dem zu ihnen gehörigen zahlreichen Troß von Frauen und Dienern ernähren zu können. Freilich darf man ſich in ſeinen Vorausſetzungen nach Wunſch bewegen, aber das Unmögliche darf man ſich doch nicht geſtatten.

4. Es heißt ferner: der Geſetzgeber ſolle bei der Geſetzgebung zwei Punkte ins Auge faſſen, das Land und ſeine Bewohner. Es iſt wohl angemeſſen noch hinzuzuſetzen: auch die benachbarten Oertlichkeiten, wenn der Staat eine politiſche Exiſtenz haben ſoll. Denn er muß ſich im Kriege nicht nur ſolcher Waffen bedienen, deren Führung

---

2) D. h. die ſogenannten Syſſitien.
3) S. Plato: Geſetze VI. p. 781.
4) Ebendaſelbſt V, p. 737. e.
5) Stadt und Staat ſind bei Ariſtoteles und den alten hellenischen Politikern immer identiſch gefaßt. S. die Einleitung.

ihm den Erfolg im eigenen Lande ſichert, ſondern auch ſolcher, die im fremden Gebiete brauchbar ſind. Und verwirft man auch dieſe kriegeriſche Lebensweiſe, ſowohl für den Einzelnen als für den Staat im Ganzen, ſo müſſen gleichwohl doch die Bürger den Feinden furchtbar ſein, nicht nur wenn dieſe ins Land einfallen, ſondern auch, wenn ſie aus demſelben abziehen.

5. Auch hinſichtlich des Beſitzmaßes ließe ſich wohl durch einen genaueren Ausdruck eine beſſere Beſtimmung gewinnen. Der Beſitz ſoll nach ihm ſo groß ſein, daß man „mäßig davon leben kann“ [6]), was ſo viel iſt, als wenn Jemand ſagte, daß man gut davon leben kann; denn das iſt noch allgemeiner, und ſchließt wenigſtens ein armſeliges Leben, das bei dem mäßigen Leben möglich iſt, aus. Eine beſſere Beſtimmung hingegen wäre: mäßig und dabei freigebig. Denn wenn jedes für ſich allein gewonnen wird, ſo kann die letztere Eigenſchaft ſehr wohl mit Schwelgerei, die erſte mit Kümmerlichkeit verbunden gedacht werden. Mäßigkeit aber und Freigebigkeit, dieſe Tugenden in Hinſicht auf den Gebrauch des Vermögens die beiden einzigen ſind Verhaltungsweiſen; denn z. B. ſanftmüthig oder tapfer kann man ſein Vermögen nicht verwenden, wohl aber mäßig und freigebig, ſo daß ſich alſo dieſe Tugenden auch recht eigentlich auf die Verwendung des Vermögens beziehen.

6. Ferner iſt auch das verkehrt, daß, während er den Beſitz gleich macht, hinſichtlich der Menge der Bürger nichts beſtimmt und die Kindererzeugung unbeſchränkt gelaſſen wird, in der Meinung, es werde die beliebige Anzahl von Geburten durch die vorkommenden Fälle der Kinderloſigkeit ſchon ausgeglichen und die Zahl der Bevölkerung auf derſelben Höhe erhalten werden, wie das ja auch jetzt in den Staaten der Fall ſei [7]). Es dürfte indeſſen das Verhältniß in einem Staate, wie er ihn will, und in einem ſolchen, wie er jetzt beſteht, nicht ganz daſſelbe ſein. Denn jetzt leidet Niemand Noth, weil die Vermögen unter eine beliebig große Menge vertheilt werden. Dort aber wo ſie untheilbar ſind, werden die Ueberzähligen nothwendig nichts haben, ihre Anzahl mag ſo klein oder ſo groß ſein, als ſie will.

---

6) Platon: Geſetze V, p. 737. d.
7) Platon: Geſetze V, p. 740.

7. Viel dringender aber als beim Vermögen möchte ſich die Annahme von beſchränkenden Beſtimmungen bei der Kindererzeugung empfehlen, wonach die Geburten eine beſtimmte Zahl nicht überſchreiten dürften. Bei der Feſtſetzung dieſer Zahl aber wäre auf die Eventualitäten der theils bei einigen Geburten eintreffenden Todesfälle, theils der Kinderloſigkeit mancher Ehen Rückſicht zu nehmen. Zieht man aber, wie in den meiſten Staaten geſchieht, hier keine Schranke, ſo wird dadurch nothwendig der Keim zur Verarmung der Bürger und mit dieſer zu Aufruhr und Verbrechen gelegt. Deßhalb war Pheidon von Korinth[8]), der doch einer der älteſten Geſetzgeber iſt, der Meinung, es müſſe die Zahl der Familien und die Menge der Bürger immer die nämliche bleiben, auch wenn alle von Hauſe aus an Größe ungleiche Erbgüter hätten; in dieſen (Platoniſchen) „Geſetzen" aber wird das Gegentheil aufgeſtellt. Davon nun, wie nach unſerer Meinung dieſe Verhältniſſe beſſer einzurichten wären, wird weiter unten die Rede ſein.

8. Es fehlt auch in dieſen Geſetzen eine genügende Beſtimmung, die den Unterſchied zwiſchen Regierenden und Regierten feſtſtellt. Denn es heißt dort[9]) nur, daß „wie zum Aufzug andere Wolle genommen werde, als zum Einſchlag, ebenſo das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten ſein müſſe." — Da er ferner die Vermehrung des geſammten Vermögens bis zum Fünffachen verſtattet[10]), warum ſoll dies nicht bis zu einem gewiſſen Maaße auch beim Grund und Boden erlaubt ſein? Auch die Vertheilung der Feuerſtellen kann der Hauswirthſchaft nicht förderlich ſein; denn er hat jedem zwei abgeſonderte Feuerſtellen angewieſen[11]), und doch iſt es ſchwer zwei Wirthſchaften zu führen.

9. Sein ganzes Verfaſſungsgebäude will nun weder Demokratie noch Oligarchie ſein, ſondern ein zwiſchen beiden in der Mitte ſtehender Staat, ſchlechthin Freiſtaat (Politeia) genannt, weil er aus Schwerbewaffneten beſteht. Will er nun dieſe Form, als am

8) Von dieſem ältern korinthiſchen Geſetzgeber wiſſen wir weiter nichts Näheres.
9) Platon: Geſetze V, p. 734. e.
10) Ebendaſ. V, p. 744. e.
11) Ebendaſ. p. 745. e. VIII, p. 848. u. Ariſtot. Politik VII, 9, §. 7.

meiſten von allen ſich den beſtehenden Staatsformen annähernd, aufgeſtellt wiſſen, ſo hat er vielleicht Recht. Soll ſie aber die beſte ſein nach jener zuerſt von ihm aufgeſtellten Verfaſſung, dann iſt er im Irrthum; denn leicht möchte alsdann die der Lakonen, oder eine noch ariſtokratiſchere größeren Beifall finden.

10. Nach einer ziemlich verbreiteten Anſicht nämlich ſoll die Verfaſſung die beſte ſein, die aus allen Verfaſſungen Beſtandtheile enthalte, und deshalb lobt man auch die der Lakedämonier. In dieſer nämlich finden Einige oligarchiſche, monarchiſche und demokratiſche Beſtandtheile, indem das Königthum die Monarchie, das Amt der Geronten die Oligarchie vorſtelle, das Element der Demokratie aber in dem Ephorenamte liege, da die Ephoren aus dem Volke erwählt würden. Andere hingegen betrachten die Ephorie als Tyrannis und ſehen das demokratiſche Element in den Tiſchgenoſſenſchaften und in den übrigen Einrichtungen des täglichen Lebens.

11. In dieſen „Geſetzen" aber heißt es: es müſſe die beſte Verfaſſung aus Demokratie und Tyrannis zuſammengeſetzt ſein[12]), Formen, die kaum jemand überhaupt für Verfaſſungen, oder höchſtens als die ſchlechteſten von allen anſehen wird. Richtiger iſt das Urtheil derer, welche mehrere Formen mit einander verbinden wollen. Denn die aus mehreren Elementen zuſammengeſetzte Verfaſſung iſt auch beſſer. Und dann hat Platon's Verfaſſung offenbar gar nichts monarchiſches, ſondern nur oligarchiſche und demokratiſche Beſtandtheile, und zeigt eine ſtarke Hinneigung zur Oligarchie. Dies erhellt aus der Art und Weiſe, wie die obrigkeitlichen Beamten angeordnet werden;

---

12) Platon: Geſetze IV. p. 710. e. Danach ſteht die jetzige franzöſiſche Verfaſſung mit dem undemokratiſchen allgemeinen Stimmrechte und ihrem Tyrannen an der Spitze ganz auf Platoniſchem Grund und Boden, und es iſt herzerfreuend zu ſehen, wie der Erzieher Alexanders des Großen über dieſes Gemiſch der nach Platon und Louis Bonaparte „beſten Verfaſſung" urtheilt. Die einſichtsloſen Vergötterer Platons haben freilich die Sache kurz abgemacht, und das ganze Platoniſche Werk der „Geſetze" ein untergeſchobenes genannt, obſchon der gewichtigſte aller Zeugen, der Zeitgenoſſe und Schüler Platons, Ariſtoteles ſelbſt es, wie wir ſahen, ausdrücklich als eine Platoniſche Schrift bezeichnet. Das Höchſte in dieſer Art von Verwegenheit leiſtet Aſt in ſeinem bekannten Buche: Platons Leben und Schriften S. 390.

denn daß unter den durch Händeaufheben Gewählten das Loos entscheidet, iſt ein der Demokratie wie der Oligarchie gemeinſamer Modus; der Zwang aber der auf den Wohlhabenderen laſtet, den Volksverſammlungen beizuwohnen und die Wahl der Obrigkeiten oder andere Staatsgeſchäfte vornehmen zu müſſen, während die andern Bürger davon entbunden ſind, iſt reine Oligarchie, ebenſo wie das Beſtreben die Mehrzahl der Obrigkeiten aus den Wohlhabenden zu nehmen und die wichtigſten Aemter an Perſonen aus den höchſten Vermögensklaſſen zu vergeben. — 12. Auch die Wahl des Raths iſt oligarchiſch eingerichtet[15]). Es ſind nämlich Alle zur Wahl von neunzig Rathsmitgliedern aus der erſten Vermögensklaſſe verpflichtet, ebenſo zu der Wahl einer gleichen Anzahl aus der zweiten und dritten Klaſſe. Zu der letzten Wahl ſind jedoch nicht Alle, ſondern nur die Perſonen aus den drei erſten Klaſſen verpflichtet; und an der Wahl der Rathsmitglieder aus der vierten Klaſſe hat ſich pflichtgemäß nur die erſte und zweite Klaſſe zu betheiligen. Endlich will er aus allen dieſen eine gleiche Anzahl aus jeder Klaſſe ernannt wiſſen. Da werden denn offenbar die Wähler aus den höchſten Vermögensklaſſen die Mehrzahl bilden und ſtärker ſein, weil manche Perſonen aus den niedern Klaſſen nicht mitwählen werden, da ſie nicht dazu verpflichtet ſind.

13. Daß nun eine ſo beſchaffene Verfaſſung nicht aus Demokratie und Monarchie zuſammengeſetzt ſein darf, ergiebt ſich aus dem Obigen, und wird im weiteren Verfolg der Auseinanderſetzung, wenn eine derartige Verfaſſung unterſucht werden wird, noch klarer hervortreten. Es hat aber auch bei der Beamtenwahl das Auswählen aus Erwählten ſeine Gefahr. Denn wenn dafür einige auch nur in mäßiger Anzahl zum gemeinſchaftlichen Wirken zuſammentreten wollen, ſo werden die Wahlen immer nach ihrem Willen ausfallen. — So alſo iſt die Verfaſſung in jener Schrift von den Geſetzen beſchaffen.

Viertes Kapitel.

Kap. 7 Beſt. Außerdem ſind noch einige andere Entwürfe zu Staatsverfaſſungen theils von Privatmännern, theils von Philoſophen und Staatsmännern ausgegangen, welche den beſtehenden und das Staats-

[15]) Vgl. Göttling zur Ariſtot. Politik S. 321.

leben heute beſtimmenden Verfaſſungen ſämmtlich näher ſtehen, als die beiden obigen. Denn keiner hat Neuerungen, wie die Frauen- und Kindergemeinſchaft, oder die Tiſchgenoſſenſchaften für Frauen eingeführt, ſondern ſie ziehen es vor, von den nothwendigen Dingen auszugehen. Einigen ſcheint nun die zweckmäßige Anordnung der Vermögensverhältniſſe das wichtigſte zu ſein; denn um derentwillen, ſagen ſie, entſtänden durchgängig die bürgerlichen Unruhen. Deshalb machte Phaleas aus Chalkedon[1]) zuerſt ausdrücklich den Vorſchlag, daß die Beſitzungen der Bürger gleich ſein ſollten. 2. Nach ſeiner Meinung hat eine ſolche Einrichtung, wenn ſie gleich bei der Gründung der Staaten getroffen wird, keine Schwierigkeiten; mehr Mühe erfordern ſie bei bereits gegründeten; gleichwohl würde alles ſehr bald ausgeglichen werden, wenn die Reichen allein ihre Töchter auszuſtatten aber kein Heirathsgut zu nehmen, die Armen dagegen keins zu geben, wohl aber zu empfangen hätten. Platon aber glaubte, als er ſeine Geſetze ſchrieb, die Vergrößerung des Beſitzes bis zu einem gewiſſen Grade verſtatten zu dürfen, doch ſollte es keinem Bürger erlaubt ſein, mehr als das Fünffache des niedrigſten Beſitzes zu erwerben, wie auch ſchon früher bemerkt ward[2]). 3. Es ſollte nun aber ein Geſetzgeber, der ſolche geſetzlichen Einrichtungen trifft, auch das wohl beachten, was er heute nicht beachtet, daß er nämlich bei Aufſtellung eines Vermögensmaaßes auch für die Menge der Kinder ein ſolches aufzuſtellen hat. Denn wenn die Zahl der Kinder für das Vermögen zu groß iſt, ſo wird ſchon die Aufhebung des Geſetzes die nothwendige Folge ſein, und abgeſehen von dieſer Aufhebung iſt die zahlreiche Verarmung von reichen Leuten ein weiterer Uebelſtand, weil es faſt gar nicht zu verhindern iſt, daß ſolche Leute Unruheſtifter werden. 4. Daß nun die Gleichheit des Vermögens in der That einen gewiſſen Einfluß auf die bürgerliche Geſellſchaft im Staat ausübe, ſcheinen auch einige alte

---

1) Ueber dieſen Vater des Kommunismus im Alterthume fehlen uns weitere Nachrichten. Seine Vaterſtadt war eine Gründung der Megarer um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung, und lag Byzanz gegenüber auf dem aſiatiſchen Ufer. Man ſieht aus dieſen und ähnlichen Anführungen welch ein überaus reiches Material für ſeine politiſchen Studien und Schriften Ariſtoteles zuſammengebracht hatte.

2) S. oben S. 126 ff.

Geſetzgeber wohl erkannt zu haben, wie z. B. Solon verordnete und auch bei Andern ein Geſetz beſteht, welches verbietet, daß jemand ſo viel Grundbeſitz erwerbe, als er will. Faſt eben dahin zielen die Geſetze, welche den Bürgern den Verkauf ihres Eigenthums verbieten, wie z. B. bei den Lokrern ein Geſetz den Verkauf unterſagt, wenn einer nicht nachweiſt, daß ihn ein offenbarer Unglücksfall betroffen habe, und ein anderes, welches die alten Ackerloose fort und fort zu erhalten vorſchreibt. Und grade die Aufhebung dieſes Geſetzes zu Leukas[3]) war es, die auch hier die Verfaſſung allzu demokratiſch machte. Denn der früher für den Antritt von Aemtern erforderliche Cenſus war nun nicht mehr aufrecht zu erhalten.

5. Es kann nun allerdings zwar Vermögensgleichheit in einem Staate ſtattfinden, aber der Betrag des Vermögens kann zu groß ſein, und dann hat er ein üppiges Leben, oder er kann zu klein ſein, und dann hat er ein kümmerliches Leben zur Folge. Hieraus erhellt, daß der Geſetzgeber ſich nicht damit zu begnügen hat, die Vermögen gleich zu machen, ſondern daß er auch ein Mittelmaaß zu erzielen hat. Und hat man ferner ein Durchſchnittsmaaß des Vermögens für Alle angeſetzt, ſo iſt auch damit noch nichts gewonnen; denn es thut viel mehr Noth in die Begierden als in das Vermögen das ausgleichende Maaß zu bringen, und das kann nicht anders geſchehen, als wenn die ſittliche Bildung des Volks durch die Geſetze eine genügende Höhe erreicht hat.

6. Hierauf möchte Phaleas vielleicht erwiedern, daß grade dies auch ſeine Meinung ſei; denn nach ſeiner Anſicht ſoll in dieſen beiden Dingen, in Beſitz und Erziehung, Gleichheit in den Staaten herrſchen. Aber er hätte dann die Erziehung näher beſtimmen und ſich nicht mit der unerſprießlichen Angabe, daß ſie eine und dieſelbe ſein müſſe, begnügen ſollen. Denn ſie kann eine und dieſelbe, aber dabei ſo beſchaffen ſein, daß aus ihr vorzugsweiſe das Beſtreben entſpringt, es Andern in Reichthum oder in Ehre, oder in beiden zuſammen zuvorzuthun.

---

[3]) Leukas und Leukadia, eine Inſel an der Weſtküſte von Akarnanien im Joniſchen Meere, die von ihrem weißen Kalkboden den Namen (der Weißſchimmernde) führte.

7. Ferner treibt nicht bloß die Ungleichheit des Beſitzes, ſondern auch die ungleichmäßige Verleihung von Ehrenauszeichnungen die Menſchen zur Empörung und Revolution, wo freilich in beiden Fällen der Hergang ein ganz entgegengeſetzter iſt. Der große Haufe nämlich wird unruhig wegen der Ungleichheit des Beſitzes, die Gebildeten [4]) dagegen um der Ehrenauszeichnungen willen, wenn ſie Allen gleichmäßig zu Theil werden; daher jene Klage:

„Gleicher Ehre genießt bei ihm der Tapfre und Feigling“ [5]).

Es bringt auch nicht bloß der Mangel am Nothwendigen die Menſchen zum Unrecht thun, — wofür der Geſetzgeber mit ſeinem Mittel der Vermögensgleichheit Abhülfe zu ſchaffen meint, ſo daß Niemand mehr wegen Kälte und Hunger auf Diebſtahl und Raub ausgehen würde, — ſondern auch die Abſicht das Leben zu genießen, und nicht von der heftigen Begierde nach den Gütern deſſelben gequält zu werden. Denn wenn die letztere über das Nothwendige hinausgeht, ſo wird die Befriedigung derſelben die Menſchen Verbrechen begehen laſſen. Ja, und auch nicht bloß aus dieſem Grunde, ſondern ſie werden auch das Verlangen haben, das Leben ohne Begleitung ſchmerzhafter Empfindungen zu genießen.

8. Wie kann nun dieſen Dreien geholfen werden? Man verſchaffe den erſten einen mäßigen Beſitz und Beſchäftigung, empfehle den zweiten Mäßigkeit, und wenn die dritten ſich zur wirklichen Steigerung ihres Daſeins entſchließen könnten, ſo würden ſie ſich wohl nirgendwo anders als bei der Philoſophie nach Hülfe umſehen; denn die übrigen Mittel bedürfen der Mitwirkung der Menſchen. Gerade die größten Verbrechen der Menſchen entſpringen aus ihren ausſchweifenden Gelüſten, und nicht aus dem Mangel am Nothwendigen, wie z. B. Niemand ſich zum Tyrannen einſetzt, um ſich vor Kälte zu ſchützen, woher denn auch größere Ehren dem zu Theil werden, der einen Tyrannen, als dem, der einen Dieb erſchlägt. Somit

---

4) Eine der zahlreichen Bezeichnungen für die Optimaten und Ariſtokraten. (Vgl. Kortüm: „Zur Geſchichte Helleniſcher Staatsverfaſſungen S. 14 bis 15.) Unter andern nannten ſie ſich auch gern „die Gebildeten“, die „Feinen und Reichen“, die „Wohlgeſitteten“, die „Guten“ u. ſ. w. Ganz wie noch heute!

5) Homer Ilias IX. 319. im Munde Achill's.

gewährt die Staatseinrichtung des Phaleas nur gegen die kleinen Ungerechtigkeiten Abhülfe.

9. Ueberdies will er mit den meisten seiner Anordnungen nur die innern Verhältnisse der Bürger unter einander zweckmäßig einrichten, es war dies aber auch für die Verhältnisse zu den Nachbarn und zu allen Staaten des Auslands von Nöthen. Es mußte demnach bei der Einrichtung der Verfassung auch auf die Kriegstüchtigkeit Rücksicht genommen werden, worüber jener Gesetzgeber nichts gesagt hat. Ebenso war diese Rücksicht auch bei der Besitzfrage nicht außer Acht zu lassen; denn es müssen nicht nur für den Staatsbedarf, sondern auch für die von außen her drohenden Gefahren genügende Mittel vorhanden sein. Daher darf der Besitz nicht eine solche Fülle erreichen, daß er die Begehrlichkeit stärkerer Nachbarn reize und den Besitzern die Kraft zur Abwehr des Angriffs benehme, noch so unbedeutend, daß sie nicht im Stande wären einen Krieg gegen Staaten auszuhalten, die über dieselben oder über ähnliche Mittel als sie selbst verfügen.

10. Ueber alles dies hat nun Phaleas nichts bestimmt. Doch darf auch das nicht unbeachtet bleiben, wie groß der Besitz sein darf, damit er dem Staate nütze. Hier möchte nun vielleicht das beste Maaß dann getroffen sein, wenn der durch die Besitzfülle zum Kriege verlockte Feind von dem Siege dennoch keinen Vortheil hat, sondern nur so viel für ihn dabei herauskommt, als wenn er gegen einen minder begüterten Staat Krieg geführt hätte. So forderte Eubulus den Autophradates, der Atarneus belagern wollte, auf, zu erwägen, in wie viel Zeit er den Platz einnehmen, und wie hoch sich in dieser Zeit der Kostenaufwand belaufen würde. Er wolle dann für eine geringere Summe, als der Betrag der Kosten sei, Atarneus sofort räumen. Dieser Vorschlag veranlaßte den Autophradates sich diese Sache zu überlegen und die Belagerung einzustellen [b]).

---

b) Das hier angeführte interessante Faktum ist aus der eigenen Lebensgeschichte und Erfahrung des Aristoteles entnommen, der längere Zeit selbst in der Stadt Atarneus an der äolisch-mysischen Küste von Kleinasien gelebt hat. S. Ad. Stahr Aristotelia Th. I, S. 74 f.). Eubulus, von Geburt ein Bithyner, war ein sehr reicher und dabei auch philosophisch gebildeter Mann, der in einer Zeit, in welcher die Persische Macht durch Aufstände in und außer Kleinasien in Anspruch genommen und geschwächt war, den kühnen Plan faßte

11. Es nützt nun die Vermögensgleichheit unter den Bürgern allerdings etwas dazu, daß sie unter einander Ruhe halten, doch ist der Nutzen, kurz herausgesagt, wirklich sehr unbedeutend. Leute von Talent und Bildung werden nämlich eine solche Gleichheit, als ihrer unwürdig, mit Unwillen ertragen, weshalb sie auch häufig in der Erfahrung als Aufrührer und Empörer erscheinen. Aber auch abgesehen hiervon ist auch die Unersättlichkeit der schlechten Natur der Menschen eigenthümlich. Zunächst genügt nun wohl der Zweiobolensatz [7]), wenn er aber erst herkömmlich geworden ist, wollen sie [8]) immer mehr, und steigern zuletzt ihre Forderungen bis ins Unendliche; denn die Natur der Begierde kennt kein Ende, und in ihrer Befriedigung besteht das Leben des großen Haufens.

12. Bei so bewandten Umständen ist ein Prinzip von durchgreifenderem Erfolge nöthig, als die Ausgleichung des Vermögens: Man suche die edlen Naturen dahin zu bringen, daß sie nichts voraus haben *wollen*, und die gemeinen in eine solche Lage zu versetzen, daß sie nichts voraus haben *können*. Und dies geschieht dann, wenn sie an Zahl geringer sind und man ihnen kein Unrecht thut. Aber auch nicht einmal die Gleichheit des Vermögens selbst hat Phaleas richtig angegeben; denn er macht nur den Grundbesitz gleich. Nun besteht aber der Reichthum doch auch in Sklaven und Heerden, im Gelde und in dem zahlreichen Geräth des Mobiliarvermögens. Entweder muß

---

einem Theil der Hellenischen Landschaften an der Asiatischen Küste von den Persern loszureißen. In der That machte er sich zum Beherrscher der festen Städte und Handelsplätze Atarneus und Assos und ihrer Umgegend. Der hier von Aristoteles erzählte Zug läßt den kalkulirenden Bankier in Eubulos wieder erkennen. Der Nachfolger desselben war Aristoteles' Freund und Mitschüler bei Platon, Hermias von Atarneus (1853) p. 3—6.

[7]) Aristoteles spielt hier auf Verhältnisse und Einrichtungen an, die seinen Lesern ohne Weiteres bekannt und verständlich waren. Diese „Diobolie", d. h. die Auszahlung von zwei Obolen (zu Zeiten auch mehr) an die ärmeren Bürger Athens aus Staatsmitteln zur Zahlung des Eintrittsgeldes in das Theater, war eine demagogische Maßregel des großen Perikles (s. Plutarch Perikles Kap. 9.), der durch solche Festspenden (Theorika) das Volk zu gewinnen trachtete. (Vergl. Böckh Staatshaushalt der Athener I, 196 f.) Unter den folgenden Demagogen entstand daraus eine förmliche Verschleuderung des Staatsvermögens.

[8]) D. h. das arme Volk, der große Haufe.

nun versucht werden, auch in allen diesen Dingen die Gleichheit einzuführen, oder einen Durchschnittssatz, oder man muß Alles lassen.

13. Auch erhellt aus seiner Gesetzgebung, daß er nur die Gründung eines kleinen Staates im Auge hat, wenn wirklich die Handwerker sämmtlich Staatssklaven sein und keinen wesentlich den Staat mitbildenden Bestandtheil ausmachen sollen. Wenn aber alle diejenigen, welche Handwerksarbeiten für Staatszwecke herstellen, Staatssklaven sein sollen, so muß es in der Art sein, wie in Epidamnos[9]), oder wie in Athen Diophantos[10]) diese Einrichtung anordnen wollte. — Aus diesen Mittheilungen möchte sich wohl schon hinlänglich ersehen lassen, worin Phaleas in seiner Verfassung etwa das Richtige getroffen und worin er geirrt hat.

Fünftes Kapitel.

Kap. 8 Bekk. Hippodamos, der Sohn des Euryphon aus Milet, (derselbe welcher auch die Abtheilung der Städte nach Straßen und Quartieren erfand, und durch Anlegung grader Straßen und Plätze den Peiraeeus abtheilte, ein Mann, der aus Ehrgeiz auch sonst im Leben der Uebertreibung huldigte, so daß er wegen der Pflege seines vollen Haarwuchses und dessen kostbarer Verzierung, sowie dadurch, daß er in Winter- und Sommerzeit zwar einfache aber warme Kleidung trug, bei einigen in den Ruf einer übertriebenen Eleganz kam, und der dabei für einen tiefen Naturphilosophen gelten wollte) — dieser war der erste Privatmann, der es unternahm, etwas über die beste Staatsverfassung zu sagen.

2. Er gab seinem Staate zehntausend Bürger, und theilte ihn in drei Theile. Den ersten bildeten die Handwerker, den zweiten die Ackersleute, der dritte hatte das Land zu vertheidigen und führte die Waffen. Auch das Landgebiet theilte er dreifach, so daß ein Theil für

---

9) Stadt auf einer Landzunge der Küste von Illyrien.

10) Diophantos athenischer Staatsmann und Redner vielleicht aus der Zeit des Philipp von Makedonien. Von seinem hier erwähnten Gesetzvorschlage wissen wir nichts Weiteres.

Religion und Kultus, der zweite für öffentliche Zwecke, der dritte zum Privateigenthum bestimmt war. Der erste war der geweihte, aus welchem die Ausgaben für den landesüblichen Gottesdienst bestritten werden sollten; der zweite war gemeinsames Staatseigenthum, von dem sollten die Vertheidiger unterhalten werden; der dritte sollte den Ackersleuten gehören und Privateigenthum sein. Auch nahm er nur drei Arten von Gesetzen an, denn es gäbe nur folgende drei Gegenstände gerichtlicher Verhandlung: Beschimpfung, Schädigung, Todtschlag. — 3. Er wollte ferner auch einen einzigen höchsten Gerichtshof eingerichtet wissen, vor welchen alle Rechtssachen, die nicht gut entschieden zu sein schienen, gebracht werden sollten, und verordnete auserwählte Aelteste in ihm zu Richtern. In den Gerichten sollten die Entscheidungen nicht durch Abstimmung mit Stimmsteinen gewonnen werden, sondern jeder Richter sollte ein Täfelchen führen und darauf das Urtheil hinschreiben, wenn er unbedingt verurtheile, es leer lassen, wenn er unbedingt freisprechе, dagegen bei bedingter Verurtheilung oder Freisprechung sein Urtheil ausführlich motiviren. Denn die jetzige, von ihm für fehlerhaft gehaltene Einrichtung zwinge die Richter gegen ihren Eid zu handeln, wenn sie nur zwischen dem ersten und dem zweiten Fall zu wählen hätten.

4. Auch stellte er ein Gesetz auf, nach welchem die Erfinder von etwas, das dem Staate nütze, geehrt, und die Kinder der im Kriege Gebliebenen auf Staatskosten erzogen werden sollten, als ob eine solche Einrichtung sonst nirgendwo bestände. (Es besteht aber dieses Gesetz jetzt sowohl in Athen, als in manchen andern Staaten). Ferner sollten alle Obrigkeiten vom Volk durch Wahl erlesen werden, das heißt von jenen oben erwähnten drei Abtheilungen, und die Gewählten sollen die innern Angelegenheiten der Gesammtheit, sowie die Verhältnisse der Nichtbürger und Waisen anordnen. — Hiermit sind die meisten und wichtigsten Bestimmungen aus der Verfassung des Hippodamos angegeben.

5. Hier kann man nun zunächst an jener Eintheilung der Gesammtmasse der Bürger Anstoß nehmen. Es sollen nämlich die Handwerker, wie die Ackersleute und die Krieger, die einen wie die andern, Staatsbürger sein, die Ackersleute ohne Waffen, die Handwerker ohne Land und Waffen. Da werden sie denn nahezu Sklaven derer,

die die Waffen führen. Denn unmöglich können sie an allen Ehren Antheil haben, weil die Oberfeldherrn und Schirmherrn des Staats und kurz die wichtigsten Obrigkeiten nothwendig aus der Klasse der Bewaffneten werden genommen werden. Wenn sie aber so von aller Theilnahme an den Staatsehren ausgeschlossen sind, wie ist es da möglich, daß sie Anhänglichkeit an die Verfassung gewinnen können?

6. Aber auch stärker, als die beiden andern Abtheilungen, muß die Klasse der Bewaffneten sein, und das kann sie nicht leicht anders, als wenn sie zahlreich ist. Dann aber begreift man nicht die Nothwendigkeit, nach welcher der Rest gleichen Antheil an den Regierungsrechten haben und mit der Machtbefugniß, die Obrigkeiten zu bestellen, bekleidet sein soll. Wozu sind die Ackersleute dem Staate weiter nütze? Handwerker freilich muß er haben, denn die kann kein Staat entbehren, und sie können sich, wie in den andern Staaten, ihr Brod durch ihre Arbeit verdienen, aber die Ackersleute würden nur dann mit gutem Grund als ein Theil des Staats angesehen werden können, wenn sie dazu da wären, den Bewaffneten den Unterhalt zu schaffen. Jetzt haben sie aber ihr Land zu eigen für sich, und sollen es für sich bestellen.

7. Soll nun aber das für den Unterhalt der Vertheidiger bestimmte Staatsland auch von diesen bestellt werden, so wird der die Waffen führende Theil der Bevölkerung nicht verschieden sein von dem Ackerbau treibenden; und das will doch der Gesetzgeber. Sollen dies aber andere thun als die Landeigenthümer und die Vertheidiger, dann müssen diese wieder eine vierte Klasse im Staat bilden, die an Nichts Theil hat, also eigentlich auch gar nicht zum Staate gehört. Und gesetzt auch, man wollte die freien Eigenthümer der Privatländereien mit der Bestellung des Staatslandes beauftragen, so sieht man einestheils nicht, wie für jeden der Fruchtertrag hinreichen soll, um davon zwei Haushaltungen zu bestreiten, und warum ihnen nicht gleich der ganze Grund und Boden zugewiesen wird, um aus seinem Ertrage sich selbst sowohl als die Bewaffneten zu unterhalten. Es bringt dies alles in der That vielfache Verwirrung hervor.

8. Nicht besser steht es um das Gesetz von der richterlichen Entscheidung. Hier soll ein Richter, trotz dem daß das Urtheil einfach vorgeschrieben ist, die Partheien durch ein motivirtes Urtheil ausein-

anderſetzen und ſo aus einem Richter ein Schiedsmann werden. Das geht wohl an in einem Schiedsgericht, und überhaupt da wo ihrer mehrere ſind, — denn da beſprechen ſie ſich gemeinſam über die Entſcheidung, — aber nicht in den Gerichtshöfen, wo die meiſten Geſetzgeber grade im Gegentheil hiermit verordnen, daß die Richter ſich nicht gemeinſam untereinander beſprechen ſollen.

9. Welche Verwirrung wird ferner beim Urtheilsſpruch zu Tage kommen, wenn der Richter zwar glaubt, der Beklagte habe zu zahlen, aber nicht ſo viel als der Kläger behauptet? Dieſer fordert z. B. zwanzig Minen, der Richter aber erkennt auf zehn, oder der Eine mehr, der Andere weniger, ein Andrer auf fünf, noch Einer auf vier, und ſo werden ſie offenbar weiter theilen, einige werden zur Zahlung der ganzen Summe verurtheilen, andere zu gar nichts. Wie ſoll es nun bei der Abzählung der Stimmen gehalten werden? Uebrigens zwingt auch Niemand den Richter zum Meineid, wenn er einfach freiſpricht oder einfach verurtheilt, wofern nur die Klage in beſtimmten Ausdrücken richtig abgefaßt iſt. Sein Urtheil iſt von Rechts wegen. Denn wenn er freiſpricht, ſo erkennt er nicht, daß der Verklagte Nichts ſchulde, ſondern nur, daß er die zwanzig Minen nicht ſchulde. Wohl aber iſt der Richter meineidig, welcher verurtheilt, obſchon er nicht glaubt, daß jener die zwanzig Minen ſchulde.

10. Was nun den Vorſchlag anlangt, den Erfindern von etwas das dem Staate nützt beſondere Ehren zu verleihen, ſo läßt ſich da nicht mit Sicherheit ein Geſetz geben, ſondern es iſt mehr blendend, wenn man es ſo hört. Denn es führt zu Schikanen, und wenn es das Unglück will, zu Erſchütterungen der Verfaſſung. Zugleich berührt es aber ein neues Problem, und erfordert eine zweite Unterſuchung. Es herrſcht nämlich vielfach Zweifel darüber, ob es ſchädlich oder nützlich für die Staaten ſei, an den althergebrachten Geſetzen zu rühren, wenn ſich ein anderes beſſeres darbietet. Deshalb iſt es nicht leicht jenem Vorſchlage ſofort beizutreten, wenn das Andere an den Geſetzen überhaupt nicht zuträglich iſt; denn möglicherweiſe kann man auch im Intereſſe des Geſammtwohls die Abſchaffung der Geſetze oder der Verfaſſung in Vorſchlag bringen.

11. Und da wir der Sache einmal Erwähnung gethan haben, ſo wollen wir ſie auch in der Kürze erörtern; denn ſie iſt, wie geſagt,

zweifelhaft, und das Aendern ſcheint doch nach der allgemeinen Meinung der Menſchen beſſer zu ſein. Bei den andern Wiſſenſchaften wenigſtens, wie bei der Heilkunſt, der Gymnaſtik und überhaupt bei allen Künſten und Fertigkeiten iſt das Verlaſſen der altgewohnten Bahnen von Nutzen geweſen, und da zu dieſen Wiſſenſchaften auch die Staatskunſt gehört, ſo ſcheint ein ähnliches Verfahren nothwendig auch bei ihr anwendbar zu ſein. Als einen thatſächlichen Beweis könnte man dafür auch die Unentwickeltheit und Rohheit der alten Inſtitutionen anführen, denn es gab eine Zeit, in welcher die Hellenen einſt bewaffnet einhergingen und ihre Weiber von einander kauften.

12. Auch iſt, was von dergleichen alten Satzungen ſich noch irgendwo erhalten hat, durchaus abgeſchmackt, wie z. B. das Geſetz über den Todtſchlag in Kumä[1]), wonach der Angeklagte, wenn der Kläger eine Anzahl Zeugen aus dem Kreiſe ſeiner Verwandten ſtellen kann, für des Mordes ſchuldig gelten ſoll. Auch trachten die Menſchen ſamt und ſonders überhaupt nicht ſowohl nach dem Althergebrachten als nach dem Guten; und da die erſten Menſchen, mögen ſie nun aus der Erde gewachſen oder einer großen Erdumwälzung entronnen ſein, wahrſcheinlich ganz gewöhnliche und unwiſſende Leute waren, wie man das auch von den „Erdgebornen“ ſagt, ſo wäre es thöricht, bei ihren Anſichten zu verharren. Aber auch die wirklich aufgeſchriebenen Geſetze unverrückt in derſelben Faſſung ſtehen zu laſſen möchte nicht räthlich ſein, denn ebenſo wie in den andern Wiſſenſchaften kann auch in einer Staatskonſtitution unmöglich alles Einzelne ſeinen genauen ſchriftlichen Ausdruck erhalten. Die Abfaſſung muß allgemein gehalten werden, während die Wirklichkeit es mit Einzelnheiten zu thun hat. 13. Hieraus ergiebt ſich klar, daß gewiſſe Geſetze zu gewiſſen Zeiten geändert werden müſſen. Wird die Sache aber von einer andern Seite betrachtet, ſo möchte viel Vorſicht dabei nöthig ſcheinen. Denn ſobald der aus der Veränderung zu gewinnende Nutzen nur gering iſt, ſo thut man, bei dem großen Schaden den es bringt, wenn man die Bürger an ein leichtes Aufheben der Geſetze gewöhnt, beſſer daran, einige Fehler in der Geſetzgebung und Regierung beſtehen

[1]) Stadt in Kampanien, die älteſte aller helleniſchen Niederlaſſungen in Italien.

zu laſſen, weil die Geſellſchaft aus der Veränderung nicht ſo viel Gewinn ziehen wird, als die Gewöhnung an Ungehorſam gegen die Regierung ihr Schaden bringt. — 14. Auch iſt das von den Wiſſenſchaften zum Vergleich herangezogene Beiſpiel trügeriſch; denn es iſt nicht daſſelbe, an einer Wiſſenſchaft und an einem Geſetz zu ändern. Das Geſetz hat ganz und gar keine andere Macht, ſich Gehorſam zu verſchaffen, als die Gewohnheit, zu deren Bildung eine Maſſe von Zeit nöthig iſt. Es muß daher die ſchnelle Veränderung der beſtehenden Geſetze in andere und neue die Kraft des Geſetzes überhaupt ſchwächen. Und geſetzt, ſie müſſen geändert werden, ſoll die Aenderung ſich auf alle erſtrecken, und ſoll ſie in jeder Verfaſſung vorgenommen werden dürfen, oder nicht? Soll ſie dem erſten beſten geſtattet ſein, oder beſtimmten Perſonen? Denn das macht einen großen Unterſchied. Wir wollen deshalb dieſe Unterſuchung für jetzt fallen laſſen, da ſie an einen andern Ort hingehört.

Sechstes Kapitel.

In der Verfaſſung der Lacedämonier und in der Kretiſchen und eigentlich auch in den andern Verfaſſungen ſind zwei Punkte zu unterſuchen: einmal, ob in Hinſicht auf die beſte Verfaſſung die geſetzlichen Beſtimmungen richtig getroffen ſind, oder nicht, und dann ob in ihnen etwas mit dem von dem Geſetzgeber gewollten Zweck und der Form der Verfaſſung ſelbſt in Widerſpruch ſteht. — 2. Es iſt nun eine anerkannte Wahrheit, daß ein Staat, der gut eingerichtet ſein will, der Sorgen um das Nothwendige enthoben ſein muß; auf welche Weiſe dies aber bewerkſtelligt werden ſoll, iſt nicht ſo leicht anzugeben. Denn das zu dieſem Zwecke bei den Theſſalern beſtehende Peneſtenverhältniß[1]) war der Heerd von häufigen Empörungen gegen die Theſſaler, und ähnlich iſt das Verhältniß der Heloten zu den Lakonen[2]), weil Kap. 9 Bekk.

[1]) Die hörigen Leute (Peneſten genannt) d. h. die alten von den theſſaliſchen Rittern unterjochten Bewohner des Landes, wurden ſehr hart gehalten. S. Duncker Geſchichte des Alterthums Th. 3, S. 316 ff.

[2]) Vgl. darüber Duncker a. a. O. 3, S. 377 ff. Die Heloten waren die zu Leibeigenen gemachten Bauern der Rittergüter des ſpartaniſchen Adels und der Staatsdomänen.

jene, ſo zu ſagen, immer auf der Lauer liegen, um ſich etwaige Unglücksfälle zu Nutze zu machen. — 3. Bei den Kretern dagegen iſt etwas der Art noch nicht vorgekommen, und das rührt wohl daher, daß die Nachbarſtädte, wenn ſie auch mit einander in Krieg liegen, doch den Empörern in keinem Falle Beiſtand leiſten, weil dies, da ſie ebenfalls unterthänige Leute beſitzen, ihre eignen Intereſſen gefährden würde, wogegen die Lakonen mit allen ihren Nachbarn, den Argivern, Meſſeniern und Arkadern verfeindet waren. Und grade deshalb fielen die hörigen Leute anfänglich auch von den Theſſalern ab, weil dieſe noch mit ihren Grenznachbarn, den Achäern, Perrhäbern und Magneten zu kämpfen hatten.

4. Aber abgeſehen von allem andern entſpringt aus der über ſie zu führenden Aufſicht die mühevolle Schwierigkeit, wie man ſie richtig behandeln ſoll. Durch zu ſchlaffe Zucht werden ſie übermüthig und erheben für ſich gleiche Anſprüche mit den Herren; und hält man ſie in zu gedrückter Lage, ſo erzeugt man bei ihnen Meuterei und Haß, und wo ſolche Erfahrungen bei dem Heloten verhältniß zum Vorſchein kommen, da iſt ſicherlich die richtige Art ſie zu behandeln verfehlt worden.

5. Ein anderer Punkt iſt die Beeinträchtigung des Staatszwecks und ſeiner geſetzlichen Ordnung durch die zu ſchlaffe Zucht in Betreff der Frauen. Denn wie Mann und Frau die Beſtandtheile der Familie bilden, ebenſo hat man offenbar auch den Staat einer ähnlichen Zweitheilung unterliegend anzuſehen, nach welcher er in die männliche und weibliche Bevölkerung zerfällt. In allen denjenigen Staatsverfaſſungen alſo, wo die Verhältniſſe der Frauen übel geordnet ſind, da fehlt eben der Hälfte des Staates, nach einer nothwendigen Betrachtung, die geſetzliche Ordnung überhaupt. Und das hat ſich in Sparta ergeben. Denn hier ſieht man, wie der Geſetzgeber ſeinen für den ganzen Staat beſtimmten Grundſatz der Mäßigkeit und Ausdauer zwar bei der männlichen Bevölkerung durchſetzte, bei der weiblichen aber hierin nachläſſig verfuhr, da die Frauen dort [3]) ein in jeder Art zügelloſes

[3]) Dieſe Ueppigkeit und Zuchtloſigkeit der Frauen in dem Junkerſtaate Sparta erſcheint ſchon zur Zeit des Alkibiades, der davon zu profitiren wußte, auf einer bedeutenden Höhe, und Plato gedenkt der ungezügelten Freiheit, de-

und üppiges Leben führen. — 6. Es muß daher bei einer derartigen Staatsverfaſſung unter den Bürgern eine große Schätzung des Reichthums nothwendig aufkommen, zumal wenn ſie unter Weiberregiment gerathen, wie das bei den meiſten ſtreitbaren und kriegeriſchen Völkerſtämmen der Fall iſt, mit Ausnahme der Kelten und etwa ſonſt derjenigen, bei denen die Männerliebe entſchieden Sitte iſt. Daher verfuhr der Dichter, der zuerſt den Mythus von der Liebesvereinigung des Ares und der Aphrodite dichtete nicht ohne guten Grund, da alle dergleichen Völkerſtämme zur Männer- oder Frauenliebe einen großen Hang zeigen. — 7. Eben dies fand nun auch bei den Lakonen ſtatt, und zur Zeit ihrer Hegemonie ward vieles durch die Weiber zu Stande gebracht [4]). Und wodurch iſt im Grunde Weiberregiment von der Herrſchaft der Weiber über die Regierenden verſchieden, wenn die Folgen doch dieſelben ſind? Jene unweibliche Keckheit, die im geregelten Lauf des Lebens zu gar nichts, oder höchſtens für den Krieg nützlich iſt, erwies ſich grade hierin bei den Lakoniſchen Frauen im höchſten Grade ſchädlich. Es trat das bei dem Einfall der Thebaner [5]) zu Tage, wo ſie, ebenſo wie in den andern Staaten, zu nichts zu gebrauchen waren, dagegen eine größere Verwirrung anrichteten, als der Feind.

8. In den älteſten Zeiten mag freilich dieſe Erſcheinung der Ungebundenheit der Frauen bei den Lakonen ihren guten Grund gehabt haben. Da nämlich ihre Feldzüge die Männer fern von der

---

ren ſie im Leben genoſſen, an mehreren Stellen ſeiner „Geſetze". (In Athen überwachte eine eigene Polizeibehörde, die „Gynaikonomen" die Zucht der Frauen im Kleiderluxus und ſonſtigem Betragen.) Vgl. Herrmann Lehrb. der Griech. Alterthümer §. 48. und Plutarch, im Leben des Agis Kap. 7.

4) Vgl. Plutarch: Agis Kap. 7, 3. und daſelbſt Schoemann. Bieſe.

5) Nach der Schlacht von Leuctra fielen Pelopidas und Epaminondas an der Spitze eines Thebaniſchen Heeres in den Peloponnes und in das Spartaniſche Gebiet ein, und die thebaniſchen Reiter drangen bis in den Hippodrom und den Poſeidonstempel an der Südſeite von Sparta vor, 369 v. Chr. (Vgl. Plutarchs Ageſilaos Kap. 31. Xenoph. Hellenika VI, 5, 28.) Plutarch erwähnt ausdrücklich des Jammergeſchreis und Spektakels, den die Spartaniſchen Weiber damals verführten, die vor Angſt von Sinnen und nur noch dazu tüchtig waren, durch Vorwürfe ihren Männern die Köpfe noch heißer zu machen, als ſie es ohne dies ſchon waren.

Heimath hielten, so wurden sie derselben durch die langwierigen Kriege mit den Argivern und dann durch die mit den Arkadern und Messeniern geführten entfremdet. Nachdem Ruhe eingetreten, waren sie ihrerseits für den Gesetzgeber wegen des Lebens im Felde, das gar manche Tugenden zur Uebung und Entwicklung bringt allerdings gut vorbereitet; aber der Versuch des Lykurgus, auch die Frauen den Gesetzen zu unterwerfen, soll an ihrem lebhaften Widerstande gescheitert sein, so daß er von seinem Vorhaben abstand [6]). 9. Sie waren mithin an dem, was sich damals zutrug, schuld, und ebenso ist ihnen auch der gegenwärtig bestehende schlimme Zustand zur Last zu legen. Aber es handelt sich hier nicht darum, zu ermitteln, wer Verzeihung verdiene, und wer nicht, sondern um die richtige oder fehlerhafte Anordnung der Verhältnisse; und diese mangelhafte Einrichtung der Frauenverhältnisse scheint, wie schon früher bemerkt ward, nicht nur ein häßlicher Fleck schlechthin in der Staatsverfassung zu sein, sondern auch die Geldgier bedeutend zu fördern.

10. Nächst dem, was hier bemerkt worden ist, unterliegt auch wohl das **Mißverhältniß im Besitz** [7]) dem Tadel. Ein Theil der Bürger hat ein sehr großes Vermögen in Besitz bekommen, ein anderer ein ganz geringes, daher denn der Grund und Boden nur einer kleinen Zahl gehört. Aber auch hierüber sind die gesetzlichen Bestimmungen schlecht; denn während der Gesetzgeber den Kauf oder Verkauf von Erbgrundbesitz mit Recht mit einem Makel belegt, verstattet er jedem nach Belieben denselben zu verschenken oder zu vermachen, da doch auf diesem wie auf jenem Wege das Ergebniß nothwendig dasselbe ist. — 11. So besitzen denn auch die Frauen von dem gesammten Grundbesitz beinahe zwei Fünftel, einmal wegen der vermehrten Anzahl von Erbtöchtern, sodann wegen der Sitte große Aussteuern zu geben. Und doch wäre die Bestimmung besser gewesen, wonach entweder gar keine, oder eine geringe, oder eine mäßige zu

---

6) **Plutarch** (im Leben des Lykurg Kap. 14.) zieht den Aristoteles in dieser Behauptung des Irrthums, aber ohne zu erkennen, worauf Aristoteles hier eigentlich zielt.

7) Bei den Spartanern. Man vgl. Hermann a. a. O. §. 47 und Lachmann's Spartan. Verfassung p. 171 und p. 300. (Bieſe.)

geben war. Jetzt aber kann einmal der Vater die Erbtochter geben wem er will, und stirbt er ohne darüber testamentlich verfügt zu haben, so giebt sie der, den er als den nächst Erbberechtigten hinterläßt, wem er will. Während also der Grund und Boden funfzehnhundert Reiter und dreißigtausend Schwerbewaffnete ernähren kann, konnte das Land nicht einmal tausend aufbringen. — 12. Die Fehlerhaftigkeit dieser Einrichtungen ist auch durch die Thatsachen selbst klar zu Tage gekommen: der Staat konnte einen einzigen Schlag nicht aushalten, sondern ging aus Mangel an Menschen zu Grunde. Nun soll zwar unter den früheren Königen Verleihung des Bürgerrechts an Fremde vorgekommen sein [8]), so daß damals trotz langwieriger Kriege kein Menschenmangel eingetreten sei, und die Bevölkerung sich einmal auf zehntausend Spartiaten belaufen habe —; aber, mag dies nun wahr sein, oder nicht, es ist jedenfalls besser, wenn der Staat durch die Gleichheit des Besitzes reich bevölkert ist. 13. Desgleichen ist diesem Mittel den Staat zu heben auch das Gesetz über die Kindererzeugung hinderlich. Denn der Gesetzgeber, der die Absicht verfolgt, die Zahl der Spartiaten möglichst hoch zu bringen [9]), sucht die Bürger zu bewegen, daß sie möglichst viel Kinder zeugen, indem nach einem bei ihnen bestehenden Gesetze der Vater von drei Söhnen vom Kriegsdienst, und wer deren vier hat, von allen Leistungen frei sein solle. Und doch springt es in die Augen, daß bei wachsender Bevölkerung und bei solcher Vertheilung des Grundbesitzes nothwendig viele Arme entstehen müssen.

14. Aber auch mit der Ephorie steht es schlecht. Grade diese Magistratur nämlich hat bei ihnen die Gewalt, über die wichtigsten Angelegenheiten zu entscheiden; die Mitglieder werden aber alle aus dem Volk gewählt, und die Folge davon ist, daß oft sehr arme Leute, die wegen ihrer Dürftigkeit käuflich waren, in dies Amt hineinkommen, wie denn diese Käuflichkeit sowohl früher zum öfteren, als auch neulich erst bei den Andriern [10]) vorgekommen ist, wo einige, die durch

---

[8]) Vgl. Hermann a. a. O. §. 23. Lachmann p. 295. ff.

[9]) Vgl. die Ausleger zu Aelian Var. Histor. VI, 6.

[10]) Andros ist eine der Cykladischen Inseln, mit einer gleichnamigen Stadt. Das Nähere über die hier angeführte Thatsache wissen wir nicht; aber

Geld beſtochen waren, vorſätzlich und mit aller Kraft den ganzen Staat zu Grunde richteten. Und da dieſe Magiſtratur gar zu gewaltig und von gleicher Macht mit der Tyrannis war, ſo waren ſelbſt die Könige genöthigt, ſich mit demagogiſchen Mitteln um ihre Gunſt zu bewerben, wodurch ſie auch auf dieſem Wege die Verfaſſung mitherunterbrachten, indem aus Ariſtokratie Demokratie entſtand.

15. Freilich hält dieſe Magiſtratur die Staatsverfaſſung zuſammen. Denn das Volk verhält ſich ruhig, weil es an dem höchſten Staatsamt Theil hat, ſo daß dies, mag es nun der Geſetzgeber veranſtaltet, oder mag es ſich durch den Zufall ſo gefügt haben, dem Allgemeinen förderlich iſt. Denn eine Staatsverfaſſung, die ſich erhalten will, muß darauf ausgehen, daß alle Theile des Staats dieſelben ſeien und bleiben. Die Könige nun entſprechen dieſer Forderung wegen der Ehre, die ſie genießen, die Optimaten wegen der Einrichtung des Raths der Alten, — eine ſolche Rathsſtelle iſt nämlich die Belohnung des individuellen Verdienſtes, — das Volk endlich wegen der Ephorie, zu welchem Amte alle ohne Unterſchied gelangen können. 16. Allerdings mußten nun zwar die Mitglieder der Ephorie aus Allen gewählt werden können, jedoch nicht in der jetzt beſtehenden Weiſe, denn dieſe iſt gar zu kindiſch. Dazu liegen auch die wichtigſten gerichtlichen Entſcheidungen in den Händen dieſer aufs Gerathewohl aus der Maſſe genommenen Leute, weshalb es beſſer wäre, wenn ſie nicht nach ihrer Ueberzeugung ſondern nach dem Buchſtaben des Geſetzes zu entſcheiden hätten. Auch die Lebensweiſe der Ephoren ſtimmt nicht zu dem Geiſte der in dem Staate wohnen ſoll, denn ſie iſt ſehr zwanglos, während für die Uebrigen eine übertriebene Strenge gefordert wird, ſo daß ſie wegen der Unmöglichkeit ein ſolches Leben zu ertragen das Geſetz umgehen und ſich heimlich den ſinnlichen Genüſſen hingeben.

17. Auch das Inſtitut des Raths der Alten hat ſeine erheblichen Mängel. Sind ſeine Mitglieder rechtſchaffene Männer, ſind ſie durch Erziehung zu einer genügenden Höhe moraliſcher und politiſcher Tüchtigkeit gelangt, ſo wird man das Inſtitut ohne viel Bedenken für ein dem Staate nützliches halten, wenn ſchon die auf Lebens-

die Stadt auf jener Inſel iſt gemeint, und auf ſie bezieht ſich der Ausdruck „der ganze Staat", nicht auf den Staat der Lakonen.

zeit den Mitgliedern ertheilte Gewalt der Entscheidung in den wichtigsten Sachen ihr Bedenkliches hat, denn ebensowohl wie der Körper fällt auch die Einsicht der Altersschwäche anheim. Ist ihre sittliche Bildung aber so beschaffen, daß den Gesetzgeber selbst ein Mißtrauen in Betreff ihrer Tüchtigkeit anwandelt, dann ist die ganze Einrichtung nicht ohne Gefahr für den Staat. — 18. Und so treffen wir denn bei Mitgliedern dieser Behörde Bestechlichkeit an, und nehmen wahr, wie sie viele öffentlichen Angelegenheiten nach Gunst verwalten. Deshalb wäre es besser, wenn sie nicht unverantwortlich wären; gegenwärtig aber sind sie es. Zwar kann man sagen, daß die Ephorenbehörde die Kontrolle über alle Behörden ausübe; aber damit ist wieder der Ephorie eine zu große Machtbefugniß eingeräumt, und die Art und Weise, wie ihr Rechenschaft abgelegt werden muß, ist nach unserm Dafürhalten nicht die richtige. Ferner ist auch die Wahl zu einem Mitgliede dieses Senats wegen der Art und Weise, wie die Entscheidung getroffen wird[11]), kindisch, so wie es auch eine fehlerhafte Einrichtung ist, daß der, welcher der Mitgliedschaft würdig befunden werden soll, selbst darum anhalte; denn wer eines solchen Amtes würdig ist, der muß dazu bestellt werden, er mag wollen oder nicht. — 19. Jetzt aber sehen wir den Gesetzgeber hier ebenso verfahren, wie auch sonst in den andern Theilen der Verfassung. Er sucht nämlich allen Bürgern Ehrgeiz einzupflanzen, und rechnet auf die Wirkungen dieser Leidenschaft auch bei den Rathswahlen, weil ohne

---

11) Die Art der Wahl bezeichnet Plato in den „Gesetzen" als einer Loosung ähnlich. Genauer Plutarch im Leben des Lykurg Kap. 26, der den Modus ausführlich also beschreibt: „die Wahl geschah in folgender Weise. Wenn das Volk versammelt war, so verschloß man einige dazu gewählte Männer in ein benachbartes Haus, wo sie Nichts sahen noch gesehen wurden, und nur das Geschrei des versammelten Volkes vernahmen, das, wie in andern Fällen auch bei dieser Wahl, seinen Willen durch Geschrei zu erkennen gab. Die Bewerber wurden nicht alle zusammen, sondern jeder einzeln nach dem Loose eingeführt, und gingen schweigend durch die Versammlung. Die Eingeschlossenen hatten Schreibtafeln, auf welche sie bei Jedem den Grad des Geschreis bezeichneten, ohne zu wissen, wem es gelte, außer daß er als Erster, Zweiter, Dritter u. s. f. herein geführt worden. Wem das meiste und stärkste Geschrei erscholl, den riefen sie zum Rathsherrn aus. Mit einem Kranze auf dem Haupte hielt er dann den Umgang in alle Tempel" u. s. w.

Ehrgeiz zu beſitzen ſich wohl niemand um eine ſolche Stelle bewerben würde; und doch erweiſen ſich Ehrgeiz und Habſucht grade als die Triebfedern zu den meiſten vorſätzlich begangenen Ungerechtigkeiten.

20. Von dem Königthum, ob deſſen Einrichtung für die Staaten unvortheilhaft oder vortheilhaft ſei, ſoll ſpäter geſprochen werden. Jedenfalls aber wäre es beſſer, wenn jeder der Könige[12]) nicht ſo wie es jetzt geſchieht, ſondern nach dem Werth gewählt würde, der ſich durch ſein eignes Leben herausgeſtellt hat. Auch hat ſich der Geſetzgeber offenbar ſelbſt nicht zugetraut, ſie zu guten und edlen Männern machen zu können, wenigſtens hat er das Mißtrauen, dieſe Eigenſchaften in einem nicht genügenden Grade bei ihnen vorauszuſetzen, woraus ſich die Einrichtung erklärt, ihnen auf Geſandtſchaftsreiſen ihre perſönlichen Feinde als Kommiſſarien mitzugeben, ſowie die Anſicht, Zwietracht unter den Königen zum guten Beſtehen des Staats für nothwendig zu erachten.

21. Auch hinſichtlich der Tiſchgenoſſenſchaften[13]), der ſogenannten Phiditien, ſind bei der erſten Einrichtung die richtigen Beſtimmungen nicht getroffen. Denn es mußten vielmehr die Beiträge aus dem öffentlichen Schatze, wie in Kreta, geliefert werden. Bei den Lakonen aber ſind die Einzelnen zum Beitrag verpflichtet, obgleich einige wegen großer Armuth dieſen Aufwand nicht beſtreiten können, ſo daß grade das Gegentheil von dem entſteht, was der Geſetzgeber beabſichtigte. Denn nach ſeiner Abſicht ſollte das Inſtitut der Tiſchgenoſſenſchaften ein demokratiſches ſein, während es nach dieſer Ein-

---

12) Nämlich: bei den Spartanern. Ueber die Stellung derſelben ſiehe Duncker Geſchichte des Alterthums IV, S. 357—372.

13) Die „Syſſitien". Sie hießen urſprünglich „Andreia", d. i. Männermahle, denn die Frauen ſpeiſten zu Hauſe und die Knaben und Jünglinge bis zum zwanzigſten Jahre in ihren Abtheilungen, doch durften ſie als Zuſchauer bei den Männermahlen zugegen ſein. Die ſchwarze Blutſuppe war ein Hauptbeſtandtheil des Mahles der Männer, Wildpret, Geflügel, Weizenbrot, Wein und Feigen lieferten die Theilnehmer. Die einzelnen Tiſchgenoſſenſchaften (je 15 ſaßen an einem Tiſche) waren kameradſchaftliche Verbindungen, die der militäriſchen Abtheilung zu Grunde lagen, und in die durch Ballotement neue Mitglieder gewählt wurden. Vgl. Pauly's Realencyclop. VI, 1, S. 1344. und VI, 2, S. 1550—51.

richtung nichts weniger als demokratiſch wird, da ſehr arme Leute nicht leicht daran Theil nehmen können, die alsdann ihr Bürgerrecht verlieren, weil nach einer altherkömmlichen Beſtimmung jeder davon ausgeſchloſſen wird, der dieſen Beitrag nicht aufbringen kann.

22. Das Geſetz in Betreff der Flottenführer ferner haben auch ſchon andre und zwar mit Recht getadelt, denn es iſt eine Quelle des inneren Zwiſtes. Neben den Königen nämlich, die auf Lebenszeit zu Feldherrn beſtellt ſind, beſteht die Flottenführung beinahe als ein zweites Königthum[14]). Und endlich trifft die ganze Abſicht des Geſetzgebers der Tadel, den auch ſchon Platon in den „Geſetzen“[15]) dagegen erhob, daß die geſammte geſetzliche Ordnung nur für einen Theil der Tugend, für die zum Siege verhelfende Kriegstüchtigkeit berechnet iſt. In Folge deſſen hielten ſich denn auch die Spartaner, ſo lange ſie Krieg führten; als ſie aber die Herrſchaft erlangt hatten, gingen ſie zu Grunde, weil ſie es nicht verſtanden in Muße zu leben und keine andere höhere Kunſt als die Kriegskunſt geübt hatten. — 23. Es ſteht hiermit ein anderer, nicht minder erheblicher Irrthum in Verbindung. Nach ihrer Meinung nämlich fallen die Güter, um welche der Menſch ſich müht, ihm mehr durch die Tugend als durch die Untüchtigkeit zu, und darin haben ſie Recht; daß ſie aber dieſe Güter höher als die Tugend ſelbſt achten, das iſt ein Irrthum. Auch mit dem öffentlichen Schatze ſteht es ſchlecht bei den Spartiaten. Denn wenn ſie in die Nothwendigkeit gerathen, ſchwere Kriege zu führen, dann iſt nichts in der Staatskaſſe, und die Beiträge gehen ſchlecht ein[16]). Da nämlich der meiſte Grund und Boden in den Händen der Spartiaten iſt, ſo nehmen ſie es mit den Beiſteuern unter

---

[14]) Seitdem die Spartaner Seekriege führten, hatten ſie Flottenbefehlshaber, „Nauarchen“, welche von der Volksverſammlung oder von den durch dieſe bevollmächtigten Ephoren ernannt wurden. Wenn es ſich, wie wohl einmal vorkam, ſo traf, daß Flotte und Landheer demſelben Führer anvertraut ward, der nicht König war, ſo war dies allerdings eine dem Königthum gefährliche Amtsmacht. (Vgl. Hermann §. 46.)

[15]) Platon Geſetze I, p. 625 d. 631 ff. Staat III, p. 410. d. und an andern Stellen. Vgl. unten Arist. Polit. VII, 2, 5.

[16]) Siehe Thucydides I, 80. und daſelbſt die Anmerkungen der Ausleger.

einander nicht genau, und es ergab sich das Gegentheil des von dem Gesetzgeber beabsichtigten Nutzens: er machte den Staat arm, und die Einzelnen geldsüchtig.

So weit meine Bemerkungen über die Lacedämonische Verfassung, die wohl alles das berühren, woran man am meisten Anstoß nehmen kann.

Siebentes Kapitel.

Kap. 10 Beff. Die Kretische Verfassung kommt der vorigen sehr nahe, ist auch in einigen unerheblichen Stücken nicht schlechter, aber in den meisten weniger ausgebildet. Nach innerer Wahrscheinlichkeit und nach äußeren Berichten ist nämlich die Verfassung der Spartaner größtentheils der Kretischen nachgebildet, und alte Einrichtungen sind gewöhnlich stets weniger organisch entwickelt als neuere. Es heißt nämlich, daß Lykurg, als er nach Niederlegung der Vormundschaft über den König Charilaos sich in die Fremde begeben, damals den größten Theil der Zeit sich in Kreta aufgehalten habe, da er dort stammverwandte Einwohner fand; denn die Lyktier[1]) waren Kolonisten der Lakonen. Es nahmen aber die zur Gründung der Kolonie ausgesandten die bei den damaligen Bewohnern bestehende politische Ordnung an, weshalb auch noch heute die abhängigen Bewohner des platten Landes in derselben Weise darnach leben, da Minos die Ordnung der Gesetze zuerst eingerichtet habe.

2. Es scheint die Insel zur Herrschaft über Griechenland wie geschaffen und trefflich gelegen zu sein; denn sie liegt im Mittelpunkte des ganzen Meeres hingestreckt, in dessen Umkreis die Hellenen fast alle ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben[2]). Dazu ist sie auf der einen Seite nur wenig vom Peloponnes, auf der andern gegen Asien hin

---

[1]) Bewohner der alten Stadt Lyktos auf Kreta, wo sich die Verfassung am reinsten erhielt.

[2]) Kreta ist eins der größten Inseln des Mittelmeers (gegen 190 Quadratmeilen umfassend und 34 Meilen lang) und in ziemlich gleicher Entfernung von den drei Welttheilen, welche dies große Wasserbeim einschließen, jedoch stets zu Europa gerechnet, dessen südlichsten Punkt sie bildet.

ebenſo nur wenig vom Triopiſchen Gebiet und von Rhodus entfernt. Deshalb beherrſchte Minos auch das Meer, und eroberte oder koloniſirte die Inſeln, bis er letztlich auf der Unternehmung gegen Sicilien dort bei Kamikus ſeinen Tod fand.

3. Die Kretiſche Einrichtung iſt nun der Lakoniſchen entſprechend. Für dieſe[3]) beſtellen das Feld die Heloten, für die Kreter die Periöken; auch Tiſchgenoſſenſchaften ſind bei beiden. Und in alten Zeiten wenigſtens nannten die Lakonen dieſe nicht „Sitzungen" (Phiditia), ſondern „Männermahle", wie die Kreter, woher denn auch erſichtlich iſt, daß die Einrichtung von dorther ſtammt. Dazu kommt das ganze Verfaſſungsſyſtem. Denn die Ephoren haben dieſelbe Gewalt, wie in Kreta die ſogenannten Kosmen, nur daß der Ephoren fünf, der Kosmen zehn ſind. Der Rath der Alten, von den Kretern eigends „Rath" genannt, iſt bei beiden derſelbe. Auch das Königthum beſtand, wenigſtens in früherer Zeit, dann ſchafften es die Kreter ab, und die Oberleitung im Kriege haben die Kosmen. — 4. An der Volksverſammlung aber haben alle Theil, doch hat ſie über nichts zu entſcheiden, ſondern nur ſich über die von dem Rathe der Alten oder von den Kosmen gefaßten Beſchlüſſe gutachtlich zu äußern. Die Tiſchgenoſſenſchaften ſind bei den Kretern beſſer eingerichtet, als bei den Lakonen. In Lacedämon nämlich liefert jeder, Kopf für Kopf, den feſtgeſetzten Beitrag dazu, und vermag er das nicht, ſo ſchließt ihn, wie auch ſchon vorhin erwähnt iſt[4]), das Geſetz vom Bürgerrecht aus. In Kreta iſt alles mehr auf gemeinſchaftliche Koſten eingerichtet. Denn von dem geſammten Ertrage aus Früchten und Heerden und von den Staatseinnahmen und Tributen, welche die hörigen Leute zu zinſen haben, iſt ein Theil für den Kultus und für die Staatsausgaben, der andre für die Tiſchgenoſſenſchaften beſtimmt, ſo daß alle auf gemeinſchaftliche Koſten ernährt werden, Frauen, Kinder und Männer.

5. Um Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, die er für ſehr nützlich hält, einzuführen, hat dort der Geſetzgeber mehrere weiſe Einrichtungen erſonnen, desgleichen andere, welche die Entfernung der Männer von

---

[3]) Für die Lakonen.

[4]) S. das vorige Kapitel §. 21.

den Frauen bezwecken, damit diese nicht so viel Kinder gebären. Er gestattete deßhalb den Umgang mit dem männlichen Geschlecht [5]), eine Einrichtung, deren Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit zu einer gelegenen Zeit ausführlich untersucht werden soll. Daß nun die Tischgenossenschaften bei den Kretern besser als bei den Lakonen eingerichtet sind, leidet gar keinen Zweifel, dagegen ist das Institut der Kosmen noch schlechter, als das der Ephoren. Denn alles was die Magistratur der Ephoren Uebles hat, das ist auch hier vorhanden; man nimmt dazu nämlich die ersten besten. Der Nutzen aber, der daraus der dortigen Konstitution erwächst, fällt hier weg. Dort nämlich ist das Volk, weil aus allen gewählt wird, wegen der Betheiligung an der höchsten Magistratur, bei der unveränderten Fortdauer der Verfassung interessirt. Hier aber (in Kreta) werden die Kosmen nicht aus allen gewählt, sondern aus einigen Geschlechtern [6]), und die Mitglieder des Raths der Alten (Geronten) aus den gewesenen Kosmen. — 6. Uebrigens sind an dem Institut dieselben Ausstellungen zu machen, wie an dem in Lakedämon. Denn die Unverantwortlichkeit und Lebenslänglichkeit ist eine zu hohe amtliche Auszeichnung, und es werden damit die Verdienste der Individuen zu hoch belohnt, und die Befugniß derselben, nicht nach geschriebenen Bestimmungen sondern nach eigenem Ermessen zu regieren, ist gefährlich. Wenn nun auch das von der Theilnahme an dieser Stellung ausgeschlossene Volk ruhig bleibt, so spricht das noch nicht für die Zweckmäßigkeit der Einrichtung; denn es fehlt den Kosmen an der Gelegenheit, wie sie die Ephoren haben, sich durch Geld gewinnen zu lassen, da sie auf einer Insel zu entfernt

---

5) Vergleiche Wachsmuth Hellen. Alterthumskunde II, 1, S. 42. II, 2, S. 48—49.

6) Die Zahl der Geschlechter, aus denen sie gewählt werden konnten, hatte sich zu Aristoteles Zeit sehr zusammengezogen. Die Gewalt der Kosmen hatte ein tyrannisches Ansehn bekommen, und die einzelnen großen Familien hatten unmittelbaren Einfluß auf die Staatsleitung, so daß ihre Zwiste Partheiungen für das Ganze wurden. Es war daher die Verfassung in eine Geschlechtsoligarchie ausgeartet, wogegen das demokratische Element, bei seiner Schwäche, nicht aufkommen konnte, zumal da es an geschriebenen Gesetzen mangelte. Hiernach ist das aufzufassen, was Aristoteles von der Ungereimtheit des Mittels gegen den Fehler in der Verfassung sagt. Vergleiche Müller Dorier 2, S. 133.

wohnen von denen, die sie bestechen könnten. Das Mittel aber, das sie gegen diesen Verfassungsfehler [7]) anwenden, ist ungereimt und erinnert weniger an Staats- als an Dynastenwesen [8]).

7. Nicht selten nämlich treten einige von ihren Kollegen oder auch von Privaten zusammen und setzen die Kosmen ab, welche übrigens auch mitten in ihrer Amtszeit ihre Stelle niederlegen dürfen. Alles dies mußte nun eher nach einer gesetzlichen Ordnung als nach Willkühr der Menschen vor sich gehen, denn die ist keine sichere Richtschnur. Das Allerschlimmste aber ist die Suspension des ganzen Kosmats durch mächtige Familien, welche diese zum öftern veranstalten, wenn sie keine Lust haben, sich dem Ausgange eines Rechtsstreits zu fügen. Hieraus ergiebt sich deutlich, daß der dortige Zustand der Dinge wohl nach einer Verfassung aussieht, aber eigentlich keine Verfassung ist, sondern eher eine Geschlechterherrschaft. Auch ist es üblich, daß mächtige Familien vermittelst eines aus dem Volke und aus ihrer Parthei gebildeten Anhangs Monarchie einführen, und sich gegen einander in Aufruhr und Kampf befinden.

8. Und was ist dies anders als ein zeitweiliges Aufhören des Staats überhaupt, der so kein Staat mehr ist, sondern ein Zustand der Auflösung des bürgerlichen Vereins? In einem solchen aber läuft derselbe Gefahr, jedem, der ihn angreifen will und kann, zur Beute zu werden; indessen wird er, wie schon gesagt, durch seine Lage geschützt, die hier so viel wirkt wie sonst das Mittel der Fremdenausweisung. Daher bleiben auch die Verhältnisse der hörigen Leute auf dem platten Lande bei den Kretern ungestört, während die Heloten oft abfallen. Denn erstlich gehören die Kreter zu keiner auswärtigen Macht, und dann hat sich erst neuerlich der Fremdenkrieg [9]) auf die Insel herübergezogen, durch welchen dann die Schwäche der dortigen Gesetze an den Tag gekommen ist. So viel über diese Verfassung.

---

[7]) D. h. gegen die Unverantwortlichkeit, Lebenslänglichkeit und die zu hohe Machtbefugniß des Kosmenamts.

[8]) Herrschaft weniger großer Familien.

[9]) Diesen Krieg bezieht Hlach (Kreta III, 48) auf die Expedition des phokischen Tempelräubers Phalâkos, der sich zuletzt mit seinen Söldnern nach Kreta wandte und in den Dienst der kretischen Stadt Knossos trat. Die Geschichte dieses militärischen Abenteurers spielte zur Zeit Philipps von Macedonien, an dessen Hofe Aristoteles damals lebte.

Achtes Kapitel.

Kap. 11 Verf. Es heißt allgemein, daß auch die Karthager eine gute Verfassung[1]) und in vielen Stücken von den andern Völkern etwas voraus haben, und besonders soll ihr Verfassungszustand dem der Lakonen ähnlich sein. Diese drei Verfassungen nämlich stehen sich gewissermaßen einander ebenso nahe, als sie sich von den andern wesentlich unterscheiden, die Kretische, die Lakonische, und drittens dazu die der Karthager. Und allerdings besitzt dies Volk manche trefflichen Einrichtungen. Man kann den Beweis für die gute Organisation ihrer Verfassung in dem Umstande finden, daß das in ihr vorhandene demokratische Element der Volksgemeinde gleichwohl ihren Bau nicht stört, und daß weder irgend ein erheblicher Aufstand sich erhoben hat, noch ein Tyrann. — 2. Aehnlich den gemeinschaftlichen Mahlen (Phiditien) in der Lakonischen Verfassung sind hier erstlich die Tischgenossenschaften gewisser Gesellschaften, sodann entspricht den Ephoren die Magistratur der Hundert und Vier, nur daß, während jene aus allen und jeden genommen werden, die Wahl zu dieser Behörde nicht übel nur aus den edelsten Geschlechtern getroffen wird. Die Könige und der Rath der Alten sind den dortigen analog, doch findet sich in Karthago der Vorzug, daß die Könige weder aus einem und demselben Geschlechte, noch aus jedem beliebigen genommen werden, und daß, wenn ein ausgezeichnetes vorhanden ist, man unter den Gliedern desselben lieber eine Wahl trifft, als daß man die Könige nach dem Alter nimmt. Denn bei der Machtvollkommenheit, womit sie in wichtigen Dingen ausgerüstet sind, richten sie, wenn sie untüchtig sind, großen Schaden an, und haben ihn im Staate der Lakedämonier schon angerichtet.

3. Die drei genannten Staatsverfassungen haben nun alle den größten Theil der Mängel, welche von einer Entartung der Verfassung

---

[1]) Ueber die Karthagische Verfassung handelt ausführlich Mommsen Röm. Gesch. I, S. 468 f. (1te Ausg.), und Kluge in der Schrift: Aristoteles de Politia Carthaginiensium (Breslau 1824). Aristoteles und hier und da Polybius sind fast die einzigen Quellen.

herkommend zu tadeln waren, mit einander gemein. Diejenigen Einrichtungen aber, welche auf das Ziel der Aristokratie und des eigentlichen Verfassungsstaates gerichtet sind, neigen sich indessen theils mehr zur Demokratie, theils mehr zur Oligarchie hin. So sind, um eine Sache vor das Volk zu bringen oder auch nicht vorzubringen, die Könige mit dem Rath der Alten ermächtigt, wenn alle übereinstimmen. Ist das aber nicht der Fall, so ist der Wille des Volks auch darüber entscheidend. Was jene aber vor das Volk bringen, ist für dasselbe nicht bloß eine zur Kenntnißnahme ergangene Mittheilung obrigkeitlicher Beschlüsse, sondern das Volk ist befugt zu prüfen und zu entscheiden, und einem jeden, der Lust hat, steht es frei, die mitgetheilten Vorschläge zu bekämpfen, was in den andern Verfassungen nicht stattfindet. 4. Daß aber die Fünfer-Kollegien (Pentarchien) bei so ausgedehnter und großer Machtbefugniß sich selbst und den Rath der Hundert, diese wichtigste Behörde wählen, daß sie ferner längere Zeit als die andern Behörden regieren (denn sie sind in einer amtlichen Stellung sowohl nach ihrem Austritt als vor dem Eintritt in ihr Ministerium) — das ist oligarchisch; daß sie unbesoldet und nicht durch das Loos bestellt sind, ist dagegen, so wie manches andere der Art, für aristokratisch anzusehen, desgleichen die Einrichtung, daß die Processe insgesammt von den vereinigten Verwaltungsbehörden entschieden werden, und nicht von verschiedenen Behörden je nach ihren verschiedenen Geschäftskreisen, wie in Lacedämon [2]).

5. Aus diesem ihrem aristokratischen Charakter artet aber die Verfassung der Karthager in Oligarchie aus, zufolge einer Ansicht, die bei sehr vielen Beifall findet. Nach ihrer Meinung nämlich sind die Magistrate nicht allein nach der Tüchtigkeit des Geschlechts, sondern auch nach dem Reichthum zu wählen; denn der unbemittelte Mann könne unmöglich sein Amt gut verwalten und sich dazu die gehörige Zeit nehmen. Ist nun der Gesichtspunkt des Vermögens bei der Wahl ein oligarchischer, die Rücksicht auf die Tüchtigkeit dagegen ein aristokratischer, so hätten wir in dieser hier eine dritte Einrichtung

[2]) So faßt den Sinn der sehr schwierigen Stelle Müller in den Doriern II. 118.

anzuerkennen, nach welcher eben bei den Karthagern das öffentliche Weſen geordnet iſt. Denn nach dieſen beiden Rückſichten wählen ſie, und zwar grade die wichtigſten Magiſtrate, die Könige und die Feldherrn. — 6. Man hat aber eine ſolche Entartung der Ariſtokratie als einen Fehler des Geſetzgebers anzuſehen. Denn es iſt von Hauſe aus durchaus nothwendig darauf zu ſehen, daß die Beſten freie Zeit haben und ſich nicht in unwürdiger Lage befinden, gleichviel ob ſie Beamtete ſind oder nicht. Und will man auch die Rückſicht auf Vermögen und Mittel zum Behuf der freien Zeit gelten laſſen, ſo iſt es doch ein Uebelſtand, daß die höchſten Magiſtrate, die Königs- und die Feldherrnwürde, käuflich ſind. Ein ſolches Geſetz bringt den Reichthum zu höheren Ehren als die Tüchtigkeit, und erzeugt den Geiſt der Habſucht in dem ganzen Staate. — 7. Denn nach dem, was der Obrigkeit als werthvoll und ehrenhaft gilt, richtet ſich nothwendig hinterher auch das Urtheil der übrigen Bürger. Wo aber die Tugend nicht am höchſten geachtet wird, da kann die Verfaſſung unmöglich auf die Dauer eine ariſtokratiſche ſein. Auch muß natürlich bei den Käufern, wenn ſie mit großem Koſtenaufwand ins Amt gelangen, die Gewohnheit aufkommen, ihren Gewinn herauszuziehen; denn es iſt undenkbar, daß während ein armer, aber rechtſchaffener Mann dabei ſeinen Vortheil ſuchen wird, ein ſchlechterer, der noch dazu Koſtenaufwand gehabt hat, ihn nicht ſuchen ſollte. Folglich müſſen diejenigen regieren, welche am beſten zu regieren befähigt ſind. Und wenn der Geſetzgeber auch die rechtſchaffenen Leute ihrer Mittelloſigkeit überließ, ſo wäre es doch jedenfalls beſſer geweſen ihnen, wenn ſie ein obrigkeitliches Amt bekleiden, eine ſorgenfreie Lage zu verſchaffen.

8. Auch das ſcheint ein Uebelſtand zu ſein, daß ein Mann gleichzeitig mehrere Aemter bekleidet, eine bei den Karthagern ſehr beliebte Einrichtung: denn ein Werk wird auch nur von Einem, der ſich ihm ganz hingiebt, am beſten ausgerichtet. Dieſen Grundſatz muß der Geſetzgeber vor Augen haben, und nicht verordnen, daß derſelbe Mann Flötenſpieler und Schuſter ſei, wonach alſo da, wo der Staat nicht klein iſt, es der Natur einer Verfaſſung mehr gemäß und volksthümlicher iſt, wenn mehrere zu den Staatsämtern gelaſſen werden. Denn da wird, wie geſagt, ein jedes Geſchäft mehr im Intereſſe des Allgemeinen und beſſer und ſchneller erledigt, als wenn es immer von

denſelben Perſonen abgemacht wird. Man ſieht das recht beim Kriegs- und Seeweſen, in welchen beiden Zweigen das Befehlen und das Gehorchen, ſo zu ſagen, durch das ganze Perſonal hindurchgeht [3]).

9. Den mißlichen Folgen einer ſolchen oligarchiſchen Verfaſſung entgehen die Karthager hauptſächlich dadurch, daß ſie immer von Zeit zu Zeit einen Theil der Volksmaſſe durch Ausſendung in die (unterworfenen) Städte zu Wohlſtand kommen laſſen; denn dadurch heilen ſie die Uebelſtände und bewirken die Dauer der Verfaſſung. Aber dies Auskunftsmittel iſt ein reiner Zufall, und ſie müßten vor inneren Unruhen vielmehr durch den Geſetzgeber geſichert ſein, während jetzt, wenn irgend ein Unglück geſchieht und die Maſſe der Unterthanen abfällt, in den Geſetzen kein Mittel zur Herſtellung der Ruhe zu finden iſt. — So nun ſind die mit Recht berühmten Verfaſſungen der Lakedämonier, der Kreter und der Karthager beſchaffen.

Neuntes Kapitel.

Von den Schriftſtellern über Verfaſſung haben einige ſich gar nicht mit Staatsgeſchäften befaßt, ſondern ſind ihr Lebelang Privatleute geblieben, und ihre irgendwie bedeutenden Anſichten ſind faſt ſämmtlich erwähnt worden. Andere ſind Geſetzgeber geweſen, theils in ihrer Heimath, theils in einigen fremden Staaten, und haben zugleich Staatsämter verwaltet. Von dieſen letzteren waren die Einen nur Verfaſſer von Geſetzen. Die Andern ſtellten auch eine Verfaſſung auf, wie Lykurg und Solon, welche Männer beides, ſowohl Geſetze wie Verfaſſungen gegründet haben. Der Verfaſſung der Lakedämonier iſt nur Erwähnung geſchehen. Kap. 12 Anf.

2. Was aber den Solon angeht, ſo wird dieſer von einigen für

[3]) Ganz oben und ganz unten wird nur befohlen und nur gehorcht; in der Mitte und zu beiden Seiten derſelben hinaus bis an die Enden vereinigt ſich in der Mehrzahl der Perſonen beides, Gehorchen wie Befehlen.

einen trefflichen Gesetzgeber gehalten. Denn er habe die zu ausschließliche Oligarchie abgeschafft, das Volk aus seiner Sklaverei befreit und durch eine geschickte Mischung der Elemente die althergebrachte Demokratie wiederhergestellt. Der Rath des Areopag nämlich sei ein oligarchisches, die Wählbarkeit der Magistrate ein aristokratisches, die Einrichtung der Volksgerichtshöfe ein demokratisches Element. Wahrscheinlich aber ließ Solon jene von ihm vorgefundenen Einrichtungen, den Rath und das Recht die Beamten zu wählen, nur fortbestehen, schuf aber die Demokratie dadurch, daß er Gerichtshöfe einrichtete, die von allen Ständen besetzt wurden. — 3. Deshalb erfährt er auch von einigen Seiten den Tadel, als habe er die eine dieser Gewalten abgeschwächt und die souveräne Gewalt in das durch's Loos zusammentretende Volksgericht verlegt. Denn mit der steigenden Bedeutung dieses Instituts machte man dem Volke wie einem Tyrannen den Hof, und die Verfassung gestaltete sich zu der gegenwärtigen Demokratie. Den Rath des Areopag aber schwächten Ephialtes [1]) und Perikles, die Besoldung der Richter ordnete Perikles an, und in dieser Weise fuhr jeder Demagoge fort die Machtbefugniß des Volks zu erweitern und die Verfassung dem Zustande der heutigen Demokratie entgegenzuführen. — 4. Eine solche Entwicklung der Verhältnisse scheint aber nicht in Solons Plan gelegen zu haben, sondern hat sich mehr durch ein Zusammentreffen äußerer Umstände gemacht. Die Perserkriege nämlich veranlaßten das Volk eine Seemacht zu werden, wodurch es Muth und Selbstgefühl bekam und des politischen Widerstandes der edlen Patrioten ungeachtet schlechten Demagogen in die Hände gerieth, während Solon eigentlich dem Volk nur die allernothwendigste Macht zutheilt, sich seine Beamten zu wählen und sie zur Rechenschaft zu ziehen. Denn wenn das Volk auch das nicht einmal könnte, so wäre es so gut wie ein Sklave oder wie ein Feind. Uebrigens besetzte Solon die Obrigkeiten sämmtlich aus vornehmen und wohlhabenden Leuten

---

[1]) Athenischer Staatsmann und politischer Gehülfe des Perikles. Er ward von seinen Gegnern ermordet. Ueber seine Thätigkeit zur Beseitigung des Areopags, der hauptsächlichsten Schranke, welche der Entfesselung der Demokratie im Wege stand, vergl. Diodor 11, c. 77. und Plutarch im Leben des Cimon c. 15.

aus den Vermögensklassen der Pentakosiomedimnen, der Zeugiten und des sogenannten Ritterstandes. Aus der vierten Klasse der Lohnarbeiter konnte Niemand ein Staatsamt bekleiden.

5. Gesetzgeber ferner waren auch Zaleukos[2]) für die Epizephyrischen Lokrer, und Charondas[3]) der Katanäer für seine Mitbürger und für die andern Chalkidischen Städte in Italien und Sicilien. Einige versuchen auch den Onomakritos[4]), als einen Mann, der zuerst in der Gesetzgebung bedeutend geworden, mit hierher zu ziehen. Dieser habe sich, obschon ein Lokrer, in Kreta ausgebildet und sich als Fremder dort aufgehalten, um die Seherkunst zu lernen. Sein Freund sei Thales gewesen, des Thales Schüler aber Lykurgus und Zaleukus, Zaleukus Schüler aber Charondas; doch verstoßen diese Angaben gegen die Chronologie.

6. Ein anderer Gesetzgeber ist der Korinther Philolaos[5]) für die Thebaner. Dieser Philolaus stammte aus dem Geschlecht der Bakchiaden und hatte ein Verhältniß der Liebe und Freundschaft mit dem Diokles, dem Sieger in den Olympischen Spielen geknüpft. Als dieser nun aus Abscheu gegen die frevle Liebe seiner Mutter Halkyone die Stadt verließ, zog er nach Theben, wo beide ihr Leben beschlossen. Noch heute zeigt man ihre Grabhügel, die zwar einer von dem andern aus recht gut gesehen werden können, dagegen nach dem Korinthischen Gebiet zu ist das eine sichtbar, das andere nicht. — 7. Zu-

---

2) Gesetzgeber der Epizephyrischen Lokrer von ungewisser Zeit. Der Beiname dieser Lokrer rührt vom Kap Zephyrium, heute Burzano an der Spitze Süditaliens her. Die Bruchstücke von Zaleukos Gesetzen hat Heyne aus Rohannis und Diodor hergestellt. Cf. Heyn. opusc. academ. II. Müller Dorier II, 227.

3) Vergleiche oben Politik I, 1. Anmerk. zu §. 6.

4) Nicht zu verwechseln mit dem Athenienſischen Dichter bei Herodot VII, 6.

5) Um die dreizehnte Olympiade, 730 v. Chr. Vergl. Müller Orchomenos S. 407, 408. Kortüm zur Geschichte Hellen. Staatsverfassungen S. 120. Dieser Philolaus arbeitete als konservativer Staatsmann dahin, die Herrschaft der Geschlechter durch Gesetze über die Unveräußerlichkeit des Grundbesitzes zu befestigen.

folge einer Sage nämlich hatten ſie dieſe Art der Beſtattung ſelbſt angeordnet: und zwar habe Diokles aus Haß wegen des erlittenen Kummers ſo liegen wollen, daß das Land Korinth von ſeinem Grabhügel aus nicht geſehen werden könnte, Philolaus aber ſo, daß man es ſehen könnte. Aus dieſem Grunde alſo lebten ſie bei den Thebanern, und Philolaus gab ihnen Geſetze, wonach außer andern Verhältniſſen auch die Kinderzeugung und Adoption geordnet wurden, welche Geſetze ſie dort „Adoptionsgeſetze" nennen. Dieſe Geſetzesbeſtimmungen ſind von ihm eigends zu dem Zwecke getroffen worden, damit die Anzahl der Ackerloose unverändert erhalten würde.

8. Charondas hat außer den Klagen wegen falſchen Zeugniſſes (deſſen gerichtliche Verfolgung er zuerſt anordnete) nichts Eigenthümliches, aber in der genauen Faſſung der Geſetze zeigt er mehr Gewandtheit, als ſelbſt die heutigen Geſetzgeber. Dem Phaleas iſt das Geſetz von der Wiederausgleichung[6]) des Beſitzes eigenthümlich; dem Platon die Weiber-, Kinder- und Gütergemeinſchaft und die Tiſchgenoſſenſchaften der Frauen, ferner das Geſetz über die Trunkenheit, wonach die Nüchternen bei den Gelagen den Vorſitz haben ſollen, dazu die Beſtimmung in den kriegeriſchen Uebungen die Leute rechts und links einzuexerciren, weil es nicht angehe, daß die eine Hand eingeübt ſei, die andere nicht[7]).

9. Von Drakon ſind Geſetze vorhanden, aber er gab ſie für eine ſchon beſtehende Verfaſſung. Als eigenthümlich iſt von ſeinen Geſetzen nichts zu erwähnen, als die Härte der auf die Verbrechen geſetzten Strafen. Auch Pittakos ward der Schöpfer von Geſetzen, aber nicht von einer Verfaſſung. Ihm iſt das Geſetz eigenthümlich, wonach die Betrunkenen, wenn ſie jemand geſchlagen haben, ſtrenger beſtraft werden ſollen, als die Nüchternen. Denn da Ruchloſigkeiten häufiger von Betrunkenen verübt werden, als von Nüchternen, ſo wollte er die Rückſicht auf den Zuſtand der Trunkenheit als Entſchuldigungsgrund weniger gelten laſſen, als den Nutzen, der

---

[6]) So Müller Dor. II. 290.

[7]) Alle dieſe Dinge erſcheinen in dieſer drolligen Zuſammenſtellung nur um ſo mehr als Nichtigkeiten.

in der Vorbeugung der Exceſſe liege. Endlich iſt noch Androdamas aus Rhegium als Geſetzgeber für die Chalcidenſer in Thracien anzuführen, von dem es Geſetze über Mord und Todtſchlag und über die Erbtöchter giebt; doch iſt von ihm nichts Eigenthümliches zu erwähnen. Soweit nun die Unterſuchungen, die über die theils wirklich beſtehenden theils von Einigen in Vorſchlag gebrachten Verfaſſungen anzuſtellen waren.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

In der Betrachtung über das Wesen und die Beschaffenheit einer einzelnen Staatsverfassung hat man eigentlich von der Untersuchung über den Staat auszugehen und zu sehen, was denn der Staat ist. Denn heute herrscht darüber Zweifel, wenn z. B. die Einen behaupten: der Staat hat die That gethan, die Andern: nicht der Staat, sondern die Oligarchie, oder der Tyrann. Nun bezieht sich aber, wie wir sehen, des Staatsmanns und des Gesetzgebers ganze Thätigkeit auf den Staat, dessen Verfassung eine gewisse Gliederung derer ist, die in ihm wohnen. 2. Da nun der Staat ein Zusammengesetztes ist, wie jedes andere aus vielen Theilen bestehende Ganze, so ist zuvor der Begriff des Bürgers zu suchen, weil der Staat aus einer gewissen Anzahl von Bürgern besteht. Also ist die Frage diese: wen muß man einen Bürger nennen, und wer ist ein Bürger? Denn auch über den Begriff des Bürgers herrscht nichts weniger als Uebereinstimmung, da nicht alle denselben übereinstimmend so nennen, und mancher in einer Demokratie Bürger ist, der es in einer Oligarchie oft nicht sein würde.

3. Diejenigen nun, die zufällig nur so heißen, z. B. die mit dem Bürgerrecht beschenkten[1]), lassen wir bei Seite. Der wirkliche

[1]) Das Alterthum scheidet streng zwischen Altbürgern und den mit dem Bürgerrecht beschenkten, den Eingebürgerten oder Neubürgern. In

Bürger aber iſt Bürger nicht dadurch, daß er irgendwo wohnt, denn den Wohnſitz theilen mit ihm auch Schutzverwandte[2]) und Sklaven. Auch diejenigen ſind noch keine Bürger, welche einen ſelbſtſtändigen Gerichtsſtand in der Art haben, daß ſie Recht geben und Recht nehmen können[3]), — denn das ſteht auf den Grund abgeſchloſſener Verträge auch Fremden zu[4]) — und an vielen Orten genießen die Schutzverwandten nicht einmal dieſes Rechts im vollen Umfange, ſondern müſſen ſich einen Patron (als Vermittler zwiſchen ihnen und dem Staat) zuweiſen laſſen, wodurch alſo ihre Theilnahme an einer derartigen Vertragsverbindung etwas beſchränkt iſt.

4. Vielmehr ſind jene[5]), gleichwie Kinder, die wegen ihrer Jugend noch nicht in die Bürgerliſten eingetragen ſind, und wie die ihrer Bürgerpflichten entbundenen Greiſe, zwar in gewiſſer Hinſicht Bürger zu nennen, aber nicht einfach und abſolut, ſondern die einen mit dem Zuſatz „noch unvollkommen", die andern „emeritirte", oder wie man will; denn darauf kommt nichts an, da das was wir ſagen deutlich

---

ihren beſten Zeiten ſind die Staaten des Alterthums ſehr ſparſam in der Ertheilung des Bürgerrechts. Das Recht der Neubürger iſt in einigen Stücken geringer, als das der Altbürger.

[2]) Schutzverwandte (Metöken) ſind in Attika freie, im Lande anſäſſige Nichtbürger. Sie trieben in Athen Handel und Gewerbe, durften aber kein Grundeigenthum erwerben, und keine rechtsgültigen Ehen mit Bürgerinnen eingehen. Zum Behuf der Kontrolle mußten ſie ſich als Vermittler zwiſchen ihnen und dem Staat einen Patron wählen, der ſie vor Gericht vertrat. Sie waren zur Zahlung eines Schutzgeldes und zu einigen andern öffentlichen Leiſtungen verpflichtet.

[3]) Im allerſtrengſten Sinne ſind ſolche noch nicht Bürger. Doch iſt der ſelbſtſtändige Gerichtsſtand, neben dem Recht des Grundbeſitzes und der Theilnahme an gewiſſen Kulten, ſowie das Recht Ehen ſchließen zu können, eins jener privatrechtlichen und ſozialen Verhältniſſe, wodurch jemand noch Bürger heißt, und ſich wenigſtens vom Nichtbürger ſehr weſentlich unterſcheidet.

[4]) Die Athener befolgten nicht nur die weiſe Politik, ausländiſche Kaufleute geſetzlich vor Gericht zu begünſtigen, ſondern ſie ſchloſſen auch förmliche Traktate mit andern Staaten, wonach den beiderſeitigen Bürgern rechtlicher Schutz in Handel und Wandel zugeſichert ward, und worin die Normen zur Schlichtung vorkommender Rechtsſtreite feſtgeſetzt wurden, beſonders mit den Bundesgenoſſen.

[5]) Die Inhaber eines ſelbſtſtändigen Gerichtsſtandes.

iſt. Wir ſuchen hier nämlich den Bürger ſchlechtweg, an dem man keine ſolche, einer Nachhülfe bedürfende Ausſtellung zu machen hat; denn ſonſt würden auch die Beſcholtenen[6]) und die Verbannten hierher gezogen werden können, bei welchen eben dieſelben Fragen aufzuwerfen und zu beantworten ſind. Der Begriff des Staatsbürgers im vollen Sinn des Worts aber wird durch nichts ſo weſentlich beſtimmt, als dadurch daß er Antheil hat an der Berathung und Beſchließung öffentlicher Angelegenheiten[7]) und an der Staatsregierung. Hier ſind nun einige Staatsämter nach der Zeitdauer beſtimmt, ſo daß manche überhaupt gar nicht zweimal von derſelben Perſon verwaltet werden können, oder doch erſt nach Ablauf beſtimmter Friſten; bei andern iſt die Zeit unbeſtimmt, wie z. B. bei der Funktion des Richters und bei dem, der in der Volksverſammlung mitſpricht und mitſtimmt. — 5. Dieſe Art Perſonen möchte man nun vielleicht nicht Obrigkeiten nennen und ihnen wegen dieſer Funktionen allein keinen Antheil an der Regierung zuerkennen wollen; und doch wäre es lächerlich, dieſen Charakter Leuten abzuſprechen, die zur Entſcheidung der wichtigſten Dinge mitwirken. Doch ſoll es darauf, da es ſich bloß um einen Namen handelt, nicht ankommen. Und da es für den Richter und für den Stimmgeber an einer gemeinſchaftlichen Bezeichnung in der Sprache fehlt[8]), womit dieſe beiden Funktionen zu benennen wären, ſo wollen wir ſie denn der Unterſcheidung zu Liebe unbeſtimmte Obrigkeit nennen, und ſtellen alſo feſt, daß diejenigen Bürger ſind, welche an dieſen beiden Funktionen Theil haben. Und hiermit hätten wir nun

[6]) Sie hießen „Ehrloſe"; doch entſpricht „beſcholten" beſſer dem Sinne des Ausdrucks. Dem Bürger, der ſich im öffentlichen Leben Vergehungen zu Schulden kommen ließ, der z. B. geſetzwidrige Anträge ſtellte, dem Staate eine Schuld nicht pünktlich abbezahlte u. ſ. f. wurden die ſtaatsbürgerlichen Rechte je nach der Schwere des Vergehens entweder ganz, oder zum Theil, für einſtweilen, oder für immer entzogen. Es hieß dies „Ehrloſigkeit", Atimie. Schömann Griech. Alterthümer I, 361.

[7]) Man muß ſich hüten, den Ausdruck im Texte κρίσις nur auf Rechtſprechen zu beziehen. Das Wort bedeutet das in der Ueberſetzung ausgedrückte. So Schömann Griech. Alterthümer 104.

[8]) Die ihr Verhältniß zu Regierung und Obrigkeit ausdrückte.

etwa diejenige Definition eines Bürgers, die am meiſten auf alle diejenigen paßt, welche man Bürger nennt. — 6. Denn es iſt wohl zu beachten, daß in den Materien, deren zugehörige Subjecte der Art nach verſchieden ſind, ſo daß das eine von ihnen das vornehmſte, das andre das nächſtbeſte und ſo fort iſt, ſich entweder gar kein gemeinſchaftliches Merkmal, wodurch die Dinge eben dieſer Art Subjecte ſind, findet, oder dies doch nur ſpärlich [9]). Nun ſehen wir aber, daß die Staatsverfaſſungen der Art nach von einander verſchieden ſind, und daß einige in zweiter, andere in erſter Linie ſtehen; denn die fehlerhaften und entarteten müſſen nothwendig den fehlerloſen nachſtehen (was ich aber unter den entarteten verſtehe, wird ſpäter deutlich werden). Daher muß auch der Bürger ein verſchiedener ſein je nach der einzelnen Verfaſſung, und iſt alſo der von uns beſtimmte Bürger dies vornehmlich in der Verfaſſung der Demokratie.

7. Auch in den andern Verfaſſungen kann unſere Beſtimmung möglicherweiſe zutreffen; aber nothwendig iſt es nicht. Denn in einigen giebt es gar keine Volksgemeinde, und Volksverſammlung iſt nicht gebräuchlich, ſondern dafür giebt es außerordentliche Verſammlungen, und die Rechtshändel entſcheiden verſchiedene Behörden, wie z. B. in Lakedämon alle aus kontraktlichen Verhältniſſen erwachſenden Prozeſſe zur Jurisdiktion der einzelnen Ephoren je nach ihren Verwaltungszweigen gehören. Zu der der Geronten [10]) gehören die peinlichen Sachen, und ſo vielleicht andere zu der einer andern Behörde. Ebenſo auch in Karthago; denn gewiſſe Behörden richten dort alle Rechtsſachen.

8. Allerdings aber iſt eine Verbeſſerung in unſerer Beſtimmung des Bürgers möglich. In den andern Verfaſſungen nämlich werden nicht die Perſonen jener unbeſtimmten Obrigkeit zu Stimmgebern in der Volksverſammlung und zu Richtern genommen, ſondern man nimmt dazu einen beſtimmten Magiſtrat, aus dem entweder alle Mitglieder zum Berathen und Richten beſtellt ſind, oder nur einige

---

[9]) Oft nicht mehr als die Benennung. Die Logiker pflegen dieſen Fall zu verdeutlichen durch das Beiſpiel vom Hunde, dem Landthiere, vom Hunde, dem Seethiere, und dem Hunde, dem Geſtirn am Himmel.

[10]) Geronten, d. i. „Rath der Alten".

bestimmte, und zwar über alle Angelegenheiten oder über einige bestimmte. Hiernach ist ersichtlich, wer hier der Bürger ist. Denn wer in solchen berathenden oder beschließenden Magistrat eintreten darf, denn nenne ich ohne weiteres Bürger eines solchen Staates, und Staat, um es einfach zu sagen, eine Anzahl solcher Bürger, die sich alles zum Leben erforderliche zur Genüge verschaffen kann.

Kap. 2 Beil. 9. Nun bestimmt man aber auch im praktischen Leben den Bürger als solchen, der von beiden Seiten von Bürgern stammt, und nicht bloß von einer Seite, als von Vater- oder von Mutterseite. Andere gehen hierin noch weiter und verlangen z. B. den Nachweis, daß die Großältern zweiten oder dritten Gliedes und noch weiter hinauf Bürger gewesen sind. Bei dieser rein praktischen und oberflächlichen Bestimmung fragen nun einige verlegen, wie denn bei jenen Ahnen des dritten oder vierten Gliedes das Bürgerthum konstatirt werden solle? Freilich gab der Leontiner Gorgias[11]), der einerseits diese Schwierigkeit wohl sehen mochte, andrerseits sich darüber lustig machte, die Auskunft, „wie das Mörser seien, die von Mörserarbeitern gemacht wären, so seien auch Larissäer die von den Demiurgen gemachten; denn es gebe ja Larissenmacher[12])." Die Sache aber ist einfach. Hatten sie nämlich nach der angegebenen Bestimmung Antheil an der Staatsregierung, so waren sie Bürger. Und endlich kann ja unmöglich die Bestimmung, wonach Vater und Mutter Bürger gewesen sein müssen, auf die ersten Bewohner und Gründer einer Stadt Anwendung finden.

10. Eine größere Schwierigkeit aber erhebt sich vielleicht bei denjenigen, welche in Folge einer Staatsumwälzung das Bürgerrecht

---

[11]) Der aus Platon bekannte berühmte Redner und Sophist. Er lehrte auch in Thessalien, und hatte hier die Aleuaden, das Königsgeschlecht in Thessalien, den Jason von Pherä u. a. zu seinen Zuhörern. Wahrscheinlich hat er sich auch in Larissa selbst aufgehalten, das wie Pharsalus, der bekanntere Aufenthaltsort des Gorgias, in Thessalien liegt.

[12]) Ein Wortwitz. Larissäer heißen die Einwohner von Larissa, und denselben Namen führte eine besondere Art eigenthümlich konstruirter Koch-Kessel, die in Larissa erfunden waren. Demiurg bedeutet einen Dorischen Magistrat, und daneben auch einen Arbeiter und Handwerker. Der neueste Uebersetzer, Lindau, zieht passend das Wort „Pariser" hierher, welches die Einwohner von Paris und Socken bedeutet.

erhielten, was z. B. Kliſthenes in Athen nach der Vertreibung der Tyrannen veranſtaltete, indem er viele Fremde und in das Schutzverwandtenverhältniß übergegangene Freigelaſſene[13]) in die Stämme einſchrieb. Aber hier iſt nicht der Fragepunkt, wer Bürger iſt, ſondern ob einer es mit Recht oder mit Unrecht iſt, wiewohl man auch dazu noch die Frage aufwerfen möchte, ob jemand, der mit Unrecht Bürger iſt, nun überhaupt nicht Bürger ſei, da „unrechtmäßig“ und „fälſchlich“ im Grunde daſſelbe bedeuten. Allein wir ſehen, daß auch einige Kap. 3 unrechtmäßigerweiſe Magiſtrate ſind, von denen wir gleichwohl ſagen, Beſt. ſie regieren, nur nicht rechtmäßigerweiſe; nun iſt aber der Bürger in ſeiner Beſtimmtheit dies durch eine Magiſtratur, (denn durch ſeine Theilnahme an einer beſtimmten Magiſtratur, iſt er, wie wir oben ſagten[14]), Bürger); daher müſſen offenbar auch dieſe Bürger heißen; die Frage aber, ob mit Recht oder mit Unrecht hängt mit dem vorhin angeregten Zweifel zuſammen. Es fragen nämlich manche verlegen, wann etwas als Handlung des Staats anzuſehen ſei und wann nicht als Handlung des Staats, wie das z. B. vorkommt, wenn aus Oligarchie oder Tyrannis Demokratie geworden iſt. Denn in einem ſolchen Falle wollen manche weder ihren kontraktlichen Verpflichtungen nachkommen, weil ſie ja nicht an den Staat ſondern an den Tyrannen zu zahlen gehabt hätten, noch haben ſie Luſt anderes der Art abzumachen. Dies Verfahren nimmt alſo Verfaſſungen an, deren Princip die Gewalt und nicht das allgemeine Wohl iſt.

11. Allein geſetzt, auch eine Demokratie wäre ebenſo beſchaffen, ſo hätte man doch gleichwohl die Handlungen in einer ſolchen Verfaſſung ebenſogut für Handlungen dieſes Staats anzuſehen, als die von der Oligarchie und Tyrannis ausgehenden. Der eigentliche Fragepunkt in dieſer Schwierigkeit ſcheint ſo gefaßt werden zu müſſen: wann ſoll man ſagen, daß der Staat noch derſelbe

---

[13]) Nur ſo iſt wohl der Ausdruck Sklaven hier zu nehmen. Die Freigelaſſenen wurden auch noch hernach öfter Sklaven genannt, wie dies Athenäus (VI, 267.) bezeugt. Freigelaſſene aber traten in das Verhältniß der Schutzgenoſſen. Die Aufnahme von Sklaven in die Bürgerſchaft iſt zu Kliſthenes Zeit ſehr unwahrſcheinlich. S. Schömann a. a. O. 338.

[14]) Nämlich §. 8 dieſes Kapitels.

ist, und wann nicht mehr derselbe, sondern ein anderer? Die oberflächlichste Untersuchung bleibt hier bei dem Ort und bei seinen Bewohnern stehen; denn der Ort kann von seinen Bewohnern getrennt werden, und von ihnen können einige hier, andere anderswo ihren Wohnsitz nehmen. Indessen ist diese Schwierigkeit nicht für besonders erheblich zu achten, da durch die mannigfache Bedeutung des Wortes „Stadt" die Schwierigkeit in der Lösung dieser Frage gewissermaßen selbst erleichtert wird. 12. Aehnlich aber ist auch in dem Falle, wenn Menschen einen und denselben Ort bewohnen und gefragt wird, wann man dies für einen Staat ansehen dürfe. Offenbar kommt es doch hier nicht auf die umschließenden Mauern an; denn es ließe sich auch um den ganzen Peloponnes eine Mauer ziehen. Der Art ist etwa auch Babylon, und jeder Ort, der mehr den Umfang einer Nation hat als einer Stadt; denn jene war, wie berichtet wird, schon drei Tage in der Hand des Feindes, während ein Theil der Stadt noch nichts davon wußte[15]). Indessen über diese Schwierigkeit handeln wir besser bei einer andern Gelegenheit; denn allerdings darf einem Staatsmann in Betreff der Größe einer Stadt, ihrer Einwohnerzahl, und darüber ob sie besser eine Völkerschaft oder mehrere umfaßt[16]), das nöthige Wissen nicht fehlen[17]).

13. Hier aber ist die Frage: soll man, wenn dieselben Menschen

---

15) Ueber Babylon vergl. man Duncker Geschichte des Alterth. I, S. 121—122. 284. Die Königsburg dieser Riesenstadt hatte eine anderthalb Meilen lange Umfangsmauer, und der Gesammtumfang der Stadt betrug neun (nach andern 12) Meilen. Vgl. Herodot I. 187 ff.

16) Auch hier ist darum, weil mehrere Völkerschaften genannt werden, nicht an ein Territorialgebiet zu denken, wie in unsern Massenstaaten, sondern eben nur an eine Stadt. Denn auch diese konnte mehrere Völkerstämme in sich fassen und gleichwohl einen Staat, oder nur eine Stadt bilden. So bestand die Bevölkerung in der Stadt Korkyra aus den herrschenden Korinthischen Geschlechtern, aus kolonisirten Freitiern und hellenisirten Liburnern. Diese drei Theile waren durch die Verfassung nicht zu einer Einheit verschmolzen. Es hatte sich unter ihnen eine verschiedene Gesittung und Lebensweise entwickelt, die zu einem furchtbaren Vernichtungskriege führte, in welchem die Geschlechter ausgerottet wurden. Diese und andere ähnliche Vorgänge waren dem Aristoteles unzweifelhaft gegenwärtig.

17) Vergleiche Buch VII. Kap. 4 und 5.

denſelben Ort bewohnen, auch den Staat für den nämlichen anſehen, ſo lange das Geſchlecht ſeiner Bewohner daſſelbe bleibt, mag auch immer eine Generation ſterben und eine andre geboren werden — ſowie wir die Ströme und die Quellen dieſelben zu nennen pflegen, trotzdem daß immer eine Waſſermaſſe zufließt und die andre abfließt, — oder ſollen wir aus einem derartigen Grunde zwar die Menſchen immer für dieſelben anſehen, den Staat aber für einen andern? Wir antworten: wenn der Staat ein Verein iſt, — und er iſt in der That ein Verein der Bürger unter einer Verfaſſung — ſo darf, wenn dieſe der Art nach eine andere und verſchieden wird, auch der Staat nicht mehr für denſelben gelten, grade wie wir auch den Chor nicht denſelben, ſondern bald einen komiſchen, bald einen tragiſchen nennen, obgleich die Perſonen oft dieſelben ſind. — 14. Aehnlich nennen wir jede andere Verbindung und Zuſammenſetzung mit einem andern Namen, wenn die Art der Zuſammenſetzung ſich ändert, wie wir z. B. eine Harmonie, trotzdem daß ſie dieſelben Töne enthält, bald eine Doriſche, bald eine Phrygiſche nennen. Verhält ſich dies nun ſo, ſo hat man offenbar die Identität eines Staats lediglich nach der Identität der Verfaſſung zu bemeſſen. Benennen aber mögen wir ihn immerhin mit einem andern, oder mit demſelben Namen, gleichviel ob ihn dieſelben, oder ganz andere Menſchen bewohnen. Ob aber, wenn ein Verfaſſungswechſel eingetreten, die vorher eingegangenen Verträge gehalten werden müſſen, oder nicht, das iſt eine andere Frage.

Zweites Kapitel.

An das hier Abgehandelte ſchließt ſich die Unterſuchung an: hat Kap. 4 Bekk. man die Tugend eines guten Menſchen und eines tüchtigen Bürgers für ein und dieſelbe anzuſehen, oder nicht? Soll dies nun richtig ermittelt werden, ſo muß zuerſt die Tugend des Bürgers in gewiſſen Grundzügen dargeſtellt werden. Wie nun am Bord des Schiffs der Schiffer ein Glied einer Gemeinſchaft iſt, ſo auch der Bürger. Da nun die Schiffer nach dem was ſie zu leiſten verſtehen, verſchieden ſind (denn der eine iſt Ruderer, der andere Steuermann, der dritte

Unterſteuermann, ein vierter hat eine andere Benennung der Art), ſo iſt zwar offenbar der genaueſte Begriff jedes Einzelnen der, welcher ſeine beſondere Tüchtigkeit anzeigt, jedoch wird ihnen allen ebenſo gut auch eine gemeinſame Beſtimmung zukommen. Dieſe iſt die Sicherung der Fahrt, an der ſie alle arbeiten, ein Ziel, auf welches hin das Streben jedes Einzelnen unter ihnen gerichtet iſt. — 2. Ebenſo nun arbeiten auch die Bürger, obſchon ſie ungleich ſind, an der Sicherung ihres Gemeinweſens, dies aber iſt die Verfaſſung; es muß daher die Tugend des Bürgers ſich nothwendig auf die Verfaſſung beziehen. Wenn es nun mehrere Arten der Verfaſſung giebt, ſo kann bei dem tüchtigen Bürger unmöglich von ein und derſelben ſchlechthin vollkommenen Tugend die Rede ſein, wogegen wir den guten Menſchen gerade in Hinſicht auf dieſe vollkommene Tugend ſo beſtimmen. Es leuchtet daher ein, daß jemand ein guter Bürger ſein kann, ohne die Tugend zu beſitzen, die den guten Menſchen ausmacht.

3. Man kann jedoch auch noch auf einem andern Wege, nämlich in der Unterſuchung über die beſte Staatsverfaſſung, zu demſelben Satze kommen. Denn wenn ein Staat unmöglich aus lauter guten Menſchen beſtehen kann, jeder Einzelne aber gleichwohl die ihm obliegende Bürgerpflicht pünktlich erfüllen muß, und zwar in Folge einer Tugend, ſo kann, bei der unmöglichen Gleichheit aller Bürger in einem ſolchen Staate, die Tugend eines guten Bürgers und eines guten Menſchen nicht wohl ein und dieſelbe ſei. Denn die Tugend des guten Bürgers müſſen Alle beſitzen, (denn dies wird zum Weſen des beſten Staats durchaus erfordert), die des guten Menſchen dagegen können unmöglich Alle beſitzen, wofern man nicht annehmen will, daß alle Bürger eines guten Staates nothwendig auch gute Menſchen ſein müßten[1]). — 4. Ein Staat beſteht ferner aus ungleichen Beſtandtheilen, wie das Thier vor allem aus Leib und Seele,

---

[1]) Der einfache Bau des etwas verſchränkt geſtellten Schluſſes iſt dieſer: Oberſatz: In dem beſten Staate ſind nicht alle Bürger menſchlich-tugendhaft. Unterſatz: In dem beſten Staate ſind nicht alle Bürger bürgerlich-tugendhaft. Schluß: In dem beſten Staate ſind alſo nicht alle bürgerlich-tugendhaften auch menſchlich-tugendhaft; und folglich iſt ein Unterſchied zwiſchen bürgerlicher und menſchlicher Tugend.

die Seele aus Verſtand und Willen, die Familie aus Mann und Weib, der Beſitz aus Herr und Sklave. Alle dieſe ungleichartigen Beſtandtheile insgeſammt und noch andre dazu enthält auch der Staat: es kann daher die Tugend aller ſeiner Bürger nothwendig nicht eine ſein, ebenſo wenig wie auch in dem Perſonal des Chors die Tüchtigkeit der beſten Sänger in den vorderen Gliedern dieſelbe iſt mit der der Statiſten in den hinteren Gliedern [2]). Hieraus ergiebt ſich alſo, daß dieſe Tugend ſchlechthin nicht etwas einfaches iſt.

5. Aber vielleicht wird die Tugend des guten Bürgers und des guten Menſchen in einem beſtimmten Individuum zuſammenfallen? Wir ſagen ja doch, daß ein tüchtiger Regent Güte und Einſicht beſitze, welche letztere wir von dem Staatsmann nothwendig verlangen. Deshalb nehmen Einige für den Regenten von Hauſe aus auch eine eigene Erziehung in Anſpruch, wie ja auch die in der ritterlichen und in der Kriegskunſt gebildeten Königskinder eine ſolche zu genießen ſcheinen, und wie auch Euripides andeutet in dem Verſe:

Nicht Glanz und Flitter! ſondern was der Staat bedarf —[3])

womit er andeutet, daß es eine beſondere Regentenerziehung giebt. — 6. Wenn nun die Tugend eines guten Regenten und eines guten Menſchen dieſelbe iſt, ein Bürger aber auch derjenige iſt, welcher regiert wird, ſo fällt die Tugend des Menſchen mit der des Bürgers ſchlechthin — nicht zuſammen, wohl aber mit der eines beſtimmten Bürgers: denn der Herrſcher und der Bürger ſchlechthin haben nicht dieſelbe Tugend, was vielleicht den Jaſon zu der Aeußerung veran-

[2]) Das Perſonal des Chors (12 oder 15 Perſonen) zieht durch den Weſteingang des Theaters in der Form eines Rechtecks feierlich ein. Es ſetzt der Chor den feierlichen Marſchſchritt ſo lange fort, bis er in der Mitte der Orcheſtra zu ſtehen kommt. Hier ſtellt er ſich um den Thymele-Altar, etwas näher der Bühne als dem Theater zu, auf. Die Glieder der „Linksgeſtellten" nun, und unter ihnen der dritte von den fünf, der auf der Thymele zu ſtehen kam, waren als die den Blicken des Publikums am meiſten ausgeſetzten, die ſchönſten Männer und die beſten Sänger, wogegen die rechtsgeſtellten, die von der Bühne aus geſehenen, die am wenigſten geſchickten waren. Sie waren Statiſten.

[3]) Aus Euripides' verloren gegangener Tragödie „Aeolus".

faßte [a]): „er müsse hungern, sobald er nicht regiere," womit er sagen wollte, daß er es nicht verstehe, Privatmann zu sein. 7. Nun aber gilt es gerade für etwas Lobenswerthes, wenn man regieren und gehorchen kann, und des bewährten Bürgers Tugend soll ja eben darin bestehen, daß er gut zu regieren und gut zu gehorchen vermag. Setzen wir nun die Tugend des guten Menschen als Herrschertugend, die des Bürgers als beides, die Tugend des Herrschers und die des Beherrschten, in sich begreifend, so dürften beide Tugenden nicht gleich lobenswerth sein. Da nun aber einmal beide dafür gelten, und da der Regierende und der Beherrschte nicht dasselbe lernen sollen, der Bürger aber beide Tugenden verstehen und üben soll, so werden diese Sätze in dem Folgenden ihr Verständniß finden.

8. Es giebt nämlich eine despotische Herrschaft [b]). Diese, behaupten wir, bezieht sich auf die nothwendigen Dienstleistungen, deren Verrichtung der Herrschende nicht zu verstehen, sondern die er nur zu benutzen braucht; vielmehr würde jenes ihn wie einen Sklaven erscheinen lassen: — ich meine unter „jenem", wenn er selbst sich auf jene Dienstverrichtungen verstände und wirklich leistete. Die Sklaven aber zerfallen, nach unserer Erörterung, in mehrere Arten, je nach ihren Dienstverrichtungen. Einen Theil bilden die Handarbeiter, und das sind, wie schon ihr Name andeutet, diejenigen die von ihrer Hände Arbeit leben, zu welchen der gemeine Handwerker überhaupt gehört. Deshalb wurden auch früher die Handwerker nicht zu Obrigkeiten

---

[a]) Jason, Tyrann von Pherä, in Thessalien, der Stadt des alten Admet und der Alkeste. Dieser Herrscher war eine sehr tüchtige Erscheinung in der spätern griechischen Zeit. Von schöner Gestalt, ausgerüstet mit kriegerischer und staatsmännischer Bildung, unterwarf er die oligarchischen Dynastien in den einzelnen Städten, brachte das der Dynastie müde Thessalien unter einen Scepter, und ward von den Landschaften zum Tagos (König) von Thessalien erwählt. Um das Jahr 377, vor der Leuktraschlacht, faßte er den Plan, ganz Griechenland unter die Herrschaft von Thessalien zu bringen, und hatte überhaupt die kühnsten und weitgreifendsten Pläne. Er erlag durch Meuchelmord. Aristoteles' Anekdote wirft ein helles Streiflicht auf ihn. Sie erinnert an das Wort eines großen Staatsmanns neuerer Zeit, des Diktators von Venedig Daniele Manin, der ebenfalls in diesem Sinne von sich zu sagen pflegte: „Ich verstehe nichts als Regieren!"

[b]) Ihr Wesen ist im zweiten Kapitel des ersten Buchs erörtert.

beſtellt, bevor nicht die Demokratie ſich zu ihrer vollen Höhe entwickelt hatte. — 9. Die Verrichtungen nun der in dieſer Weiſe beherrſchten, ſoll nun weder der gute Menſch, noch der gute Staatsmann, noch der gute Bürger lernen, außer in der zwingenden Lage ſich damit einmal ſelbſt einen Dienſt zu erweiſen, in welchem Fall die Zweitheilung von Herr und Sklave wegfällt. Aber es giebt eine Herrſchaft, zufolge welcher einer über Seinesgleichen und über Freie herrſcht. Dieſe eben nennen wir die politiſche Herrſchaft, die der Herrſchende dadurch daß er beherrſcht wird, lernen muß, wie ein Reiteroberſter unter einem Reiteroberſten, und ein Feldherr unter einem Feldherrn gedient haben, und Zug- und Rottenführer geweſen ſein muß. Daher ſagt man auch, und zwar mit Recht: Niemand könne gut befehlen, der nicht zuvor gehorchen gelernt habe. — 10. Allerdings iſt die Tugend beider eine verſchiedene; aber der gute Bürger muß theoretiſch wie praktiſch zu gehorchen und zu regieren verſtehen, und des Bürgers Tugend iſt eben dieſe, daß er das Regiment über freie Menſchen nach dieſen beiden Geſichtspunkten begreift [6]). Auch des guten Menſchen Tugend begreift natürlich Beides, wenn gleich Gerechtigkeit und Mäßigkeit als Herrſchertugenden von anderer Art ſind. Denn die Tugend eines beherrſchten, dabei aber freien Mannes fällt offenbar nicht mit der des guten Menſchen zuſammen, ſondern ſie tritt, wie z. B. die Gerechtigkeit, in andern Formen auf, je nachdem ſie als Tugend des Herrſchers oder des Beherrſchten erſcheint [7]), wie ja auch beim Manne und Weibe Mäßigkeit und Muth verſchieden ſind. Denn der würde noch für einen feigen Mann gelten, der nur in der Weiſe muthig wäre, wie eine Frau

[6]) Als Obrigkeit muß er verſtehen, was er zu befehlen hat, und da er auch ſeinerſeits gehorchender Bürger geweſen iſt, ſo weiß er nun, wie weit er von dem freien Manne Gehorſam verlangen kann.

[7]) Hier iſt die Stelle, wo die Verworrenheit und Dunkelheit dieſes Abſchnitts ihren höchſten Grad erreicht. Entweder fehlen in ihm einzelne Partien, oder ſie ſind verſchoben, oder verdorben, und vielleicht iſt alles dreies der Fall. Man hatte feſt, daß „der gute Menſch“ und der Herrſcher zuſammenfallen, und daß die Tugend des Bürgers in ſo weit eins iſt mit der des guten Menſchen, als der Bürger Obrigkeit, herrſchender Bürger iſt. Wird er beherrſcht, ſo iſt auch ſeine Tugend (die bei ihm auf eigne Zwecke gerichtete Tüchtigkeit ſeines Weſens) eine andre. — Der Ueberſetzer entſchloß ſich zuletzt, des Aretinus Handſchrift zu folgen.

muthig iſt, und diejenige Frau wäre noch vorlaut, die nur ſo zurückhaltend wäre, wie ein tüchtiger Mann es ſein muß. Iſt doch ſelbſt die ökonomiſche Tugend bei Mann und Frau verſchieden: der Mann hat zu erwerben, die Frau zu erhalten.

11. Die Einſicht aber iſt die Tugend, die dem Regierenden allein zukommt, während die übrigen den Regierten wie den Regierenden gemeinſam ſein müſſen. Den Regierten kommt dieſe Tugend der Einſicht[b]) nicht zu, ſondern dafür richtige Meinung und Ueberzeugung; denn er iſt wie der Flötenmacher, der Herrſcher aber wie der Flötenſpieler, der die Flöte braucht. Ob nun alſo die Tugend des guten Menſchen und des tüchtigen Bürgers dieſelbe, oder eine verſchiedene, und in wiefern ſie dieſelbe und wiefern ſie verſchieden iſt, erhellt aus dieſen Betrachtungen.

Drittes Kapitel.

Kap. 3 Beſt. Ueber den Begriff des Bürgers iſt nun noch eine Schwierigkeit zu erledigen; nämlich: iſt im eigentlichen Sinne der ein Bürger, der zur Theilnahme an den Regierungsrechten befugt iſt, oder ſollen wir auch die Handwerker für Bürger halten? Müſſen wir nun auch diejenigen dafür halten, die nicht an den Regierungsrechten theilhaben, ſo kann eine darauf bezügliche Tugend unmöglich das für alle nothwendige Merkmal für den Begriff des Bürgers abgeben; denn hier haben wir einen Bürger, der einer ſolchen Tugend nicht bedarf. Iſt aber keiner von dieſer Art Leuten Bürger, wozu ſoll alsdann ein jeder von ihnen gerechnet werden? Denn er iſt doch weder Schutzgenoſſe noch Fremder. Oder ſollen wir ſagen, aus dieſem Grunde ſolge wenigſtens

---

[b]) Das Nähere ſetzt Ariſtoteles hier aus der Ethik voraus. Die Einſicht iſt die „architektoniſche“ (leitende Verhältniſſe bildende) Tugend für die Zwecke im Großen und Allgemeinen. Die richtige Meinung bezieht ſich nur auf das Einzelne, kann, wie Ilo im Wallenſtein, „das Nächſte mit dem Nächſten klug verknüpfen“. Das erſte ſchafft der Regent, denn die vorſchriftsmäßige Anwendung auf das Beſondere iſt Sache des geſetzgebenden Bürgers, der mit ſeiner „richtigen Meinung“ zunächſt den Befehl des Regierenden aufzufaſſen hat.

noch nichts Abſurdes, da ja die Sklaven und die Freigelaſſenen auch nichts von dem Genannten ſind?

2. So viel nämlich iſt gewiß, daß man nicht alle diejenigen für Bürger halten darf, ohne die ein Staat nicht ſein könnte. Sind ja doch auch die Kinder nicht in derſelben Weiſe Bürger, wie die Männer; ſondern die Einen ſind es ſchlechthin, die Andern ſollen es nach der Annahme einmal werden; denn obwohl ſie es ſind, ſo ſind ſie es doch noch nicht vollſtändig. In allen Zeiten nun ward der Handwerkerſtand bei Einigen zum Stand der Sklaven oder der Fremden gerechnet, weshalb ſich auch heute noch die meiſten Leute der Art in dieſer Lage befinden. Ein Staat von beſter Verfaſſung wird aber den Handwerker nicht zum Bürger machen; iſt aber auch ein ſolcher ein Bürger, nun ſo müſſen wir ſagen, die von uns angegebene Tugend des Bürgers paſſe nicht auf alle, auch nicht auf den bloß Freien, ſondern nur auf diejenigen, welche der Arbeit für die nothwendigen Bedürfniſſe enthoben ſind. — 3. Wer nun dieſer Art Arbeit für Einen verrichtet, iſt Sklave, wer für das geſammte Publikum, Handwerker und Tagelöhner. Von dieſem Punkte aus genügt eine kurze Betrachtung ihr Verhältniß in's Klare zu bringen, und dadurch wird auch was oben geſagt ward deutlich werden. Da es nämlich mehrere Staatsverfaſſungen giebt, ſo muß es auch mehrere Arten von Bürgern geben, und beſonders von gehorchenden[1]) Bürgern. Folglich kann es wohl geſchehen, daß in einem Staate der Handwerker und Tagelöhner zu den Bürgern gezählt werden muß, in andern, wie z. B. in einer Ariſtokratie (wenn wir eine ſolche annehmen dürfen, in der die Ehrenämter nach der Tugend und der innern Würdigkeit vertheilt werden) wird das unmöglich ſein; denn kein Menſch, der das Leben eines Handwerkers oder Tagelöhners führt, kann das üben, was zu einer ſolchen Tugend gehört. 4. Dagegen kann in Oligarchien ein Tagelöhner zwar nicht Bürger ſein, — denn die Theilnahme an den Regierungsrechten hängt hier von einem hohen Cenſus ab — aber ein Handwerker kann es, da die meiſten Gewerbtreibenden viel Geld verdienen. In Theben beſtand ein Geſetz, daß wer ſich nicht zehn Jahre lang jedes Marktgeſchäfts enthalten hatte,

[1]) D. h. von bloß gehorchenden, zu den Regierungsrechten nicht befugten.

kein Staatsamt bekleiden ſollte. Dagegen verſtattet in vielen Verfaſſungen das Geſetz auch dem Fremden den Eintritt in die Bürgerſchaft, denn der Sohn eines Nichtbürgers und einer Bürgerin iſt in einigen [2]) Demokratien Bürger. — 5. Ebenſo ſind auch die Verhältniſſe hinſichtlich der außer der rechtsgültigen Ehe geborenen Kinder [3]) in vielen Staaten geordnet. Allein während ſie aus Mangel an ächten Bürgern ſolche zu Bürgern machen (denn der Menſchenmangel veranlaßt dieſe geſetzlichen Beſtimmungen), ſchließen ſie, ſobald die Bevölkerung wieder angewachſen iſt, zuerſt die von einem Sklaven [4]) oder einer Sklavin Erzeugten allmählig wieder aus, ſodann die bloß von einer freien Mutter geborenen, und zuletzt wird nur denen, die von beiden Seiten von bürgerlichen ortsangehörigen Eltern ſtammen [5]), der Eintritt in die Bürgerſchaft geſtattet.

6. Hieraus ergiebt ſich alſo, daß es mehrere Arten von Bürgern giebt, und daß im eigentlichſten Sinne der ein Bürger heißt, der an den Ehrenämtern Theil hat, wie auch Homer andeutete, wenn er ſagt:

„— — wie einen ehrloſen Fremdling“ [6]).

---

[2]) Für gewöhnlich iſt er es nicht; denn für die Regel ſpricht auch dieſe Stelle. Die Kinder ſolcher Ehe hatten ſchlechteres Recht, und folgten dem Stande des Vaters.

[3]) Uneheliche Kinder (νόθοι) ſind die von einem bürgerlichen Vater, aber von einer Mutter ſtammten, die als Fremde keine rechtsgültige Ehe mit einem Bürger eingehen konnte. Die Kinder aus einer ſolchen Verbindung waren vom Bürgerrecht in Athen ausgeſchloſſen. Uneheliche Kinder waren auch diejenigen, die von einem bürgerlichen Vater und einer bürgerlichen Mutter geboren waren, die aber in nicht vollkommener, durch vollzogenen Ehekontrakt ganz rechtsgültiger, Ehe lebten. Die Kinder aus dieſer Verbindung waren alle Zeit Bürger, allein ohne Familienerbrecht. Beide Arten konnten jedoch durch Legitimation in die Rechte ehelich geborener eingeſetzt werden.

[4]) Es kam alſo auch der Fall vor, daß eine Bürgerin ſich mit einem Sklaven eingelaſſen hatte. Der Regel nach wurden in dieſem Falle die Kinder wohl Sklaven.

[5]) „Nur in dringenden Fällen können ſich im Alterthum die Reihen der Bürgerſchaft, um ſich dann nachher wieder um ſo feſter zu verſchließen.“ Niebuhr.

[6]) Homers Ilias 9, 644. — Achill ſagt dort, Agamemnon behandele ihn, wie einen ehrloſen Liederſänger vom Ausland.

denn einem von auswärts angeſiedelten Schutzgenoſſen zu vergleichen iſt derjenige, der von den Ehrenämtern ausgeſchloſſen iſt. Wo aber dergleichen Verhältniſſe in verſteckter Unbeſtimmtheit gelaſſen ſind, da geſchieht das, um die Miteinwohner zu täuſchen [7]). — Ob man nun alſo die Tugend, zufolge deren Einer ein guter Menſch und ein tüchtiger Bürger iſt, für verſchieden oder für einerlei anzuſehen hat, darauf ergiebt ſich aus der vorſtehenden Erörterung der Beſcheid, daß in dem einen Staate Beide gleich, daß ſie in einem andern verſchieden ſind, und daß auch dort nicht jeder Bürger zugleich ein guter Menſch iſt, ſondern der Staatsbürger und der, welcher die öffentlichen Angelegenheiten allein oder mit andern entweder leitet, oder zu leiten befugt iſt.

Viertes Kapitel.

An dieſe Beſtimmungen ſchließt ſich unmittelbar die Unterſuchung Kap. 6 Beſt. an, ob man nur eine Staatsverfaſſung anzunehmen hat, oder mehrere, und wenn mehrere, welches dieſe und wie viele, und welches ihre Unterſchiede ſind. Eine Staatsverfaſſung iſt die Ordnung, nach welcher die Gewalten überhaupt, und ganz beſonders die ſouveraine Gewalt eingerichtet iſt. Dieſe ſouveraine Gewalt ſtellt ſich allenthalben als das verfaſſungsgemäße Regiment eines Staats heraus, und beſtimmt weſentlich den Charakter einer Verfaſſung. So iſt z. B. das Volk in den demokratiſchen Staaten im Beſitz der oberſten Gewalt, in den Oligarchien dagegen eine beſchränkte Anzahl von Perſonen; wir halten daher hier auch die Verfaſſung für eine andere. Nach demſelben Geſichtspunkt urtheilen wir nun auch über die andern.

2. *Als nöthige Grundlage geben wir zuerſt den Endzweck an,* um deſſentwillen ein Staat zuſammentritt, und beſtimmen, nach wie

---

[7]) Sie werden dann von auswärts eher angelockt, in einem Staat ſich niederzulaſſen, der ihnen anſcheinend Bürgerrecht in Ausſicht ſtellt. Alle dieſe Verhältniſſe ſind dem Alterthum geläufig. Tarquinius Priscus kommt nach Rom, weil er in Erfahrung gebracht hat, daß man hier ohne Weiteres edles Vollbürgerthum erwerben könne (repentina nobilitas).

vielen Arten der Mensch und die menschliche Gesellschaft regiert wird. Und da ist in den ersten Untersuchungen, in welchen die Hauswirthschaft und das Herrenverhältniß bestimmt wurde, bereits gesagt worden[1]), daß der Mensch von Natur ein politisches Wesen sei, weshalb ihn ein natürlicher Trieb, auch ohne das Bedürfniß gegenseitiger Hülfeleistung, nichts desto weniger zu der Gemeinschaft mit seines Gleichen hindrängt. — 3. Allerdings läßt nun aber auch der gemeinsame Nutzen die Menschen zusammentreten, insofern ein glückliches und würdiges Leben im Interesse eines jeden Einzelnen ist. Und dies ist nun ganz vorzüglich der Zweck, sowohl für alle insgesamt, als auch für jeden Einzelnen. Ja es treten die Menschen auch um des bloßen Lebens selbst willen zusammen, — denn in ihm liegt doch wohl auch ein Element zu dem würdigen und glücklichen Leben — und halten am Staatsverein fest in Hinsicht auf die bloße äußerliche Existenz, sobald die Lasten desselben für das Leben nur nicht zu drückend sind. Auch lehrt die Erfahrung, daß die meisten Menschen vieles Ungemach aus Liebe zum Leben ertragen, da in demselben für sie eine Art Genuß und eine natürliche Süßigkeit liegt.

4. Aber auch der Unterschied der gewöhnlich aufgeführten Arten der Herrschaft ist leicht aufzustellen, — Unterschiede, auf die wir in den exoterischen[2]) Lehrvorträgen zum öftern zu sprechen kommen. So bezweckt das Herrenverhältniß (Despotie), — obgleich genau genommen derjenige, der von Natur Sklave, und derjenige, der von Natur Herr ist, dasselbe Interesse haben — doch nur den Nutzen des Herrn, den des Sklaven aber nur bedingterweise, indem, wenn der Sklave zu Grunde geht, das Herrenverhältniß nicht bestehen kann. 5. Die

---

[1]) S. oben I, Kap. 1. §. 9. und vergl. Ethik an Nikomach. VIII, Kap. 14. Eudem. VII, 10.

[2]) Vorträge und Schriften, in welchen Ar. dieselbe Materie gelegentlich besprach, nennt er exoterische. Sie sind denen entgegengesetzt, in welchen sie den wesentlichen Stoff der Untersuchung aufmachte. Dann aber sind exoterische Schriften solche, die nicht einen wesentlichen Theil der Schriften des Systems bilden, als Gelegenheitsschriften und Dialoge für ein größeres Publikum. So hierüber Ad. Stahr. Aristotelia II. 275 fgd. Diese Philos. d. Arist. II, S. 566 und die Zusätze am Ende des ersten Bandes.

Herrſchaft ferner über Weib und Kinder und über das ganze Haus, welche wir die wirthſchaftliche (ökonomiſche) nannten, bezweckt entweder das Wohl der beherrſchten Glieder, oder das gemeinſchaftliche von Beiden [3]), und zwar an und für ſich nur das der Beherrſchten, wie wir das auch in den Kreiſen andrer Thätigkeiten, der Heilkunſt und der Gymnaſtik wahrnehmen, bedingungsweiſe aber auch wohl das der in dieſer Beſchäftigung thätigen Individuen ſelbſt. Denn es ſteht dem nichts im Wege, daß der Lehrer der Gymnaſtik ſich zuweilen ſelbſt mit übt, wie ja auch der Steuermann immer mit zur Schiffsgeſellſchaft gehört. Der gymnaſtiſche Lehrer bezweckt nun wie der Steuermann das Wohl der ihm untergebenen; ſowie ſie aber ſich mit dieſen in gleichem Fall befinden, genießen ſie bedingungsweiſe die Vortheile derſelben mit. Der eine iſt Schiffer, der andere geſellt ſich unter die Zahl der ſich übenden, obſchon er der Lehrer iſt.

6. Gehen wir auf das Gebiet der politiſchen Herrſchaft über. Iſt hier ein Staat nach dem Princip der völligen politiſchen Rechtsgleichheit ſeiner Bürger zuſammengetreten, ſo wird verlangt, daß die Inhaber der Regierungsgewalt abwechſeln. Und zwar verlangte man das in früherer Zeit aus dem natürlichen Grunde, damit jeder abwechſelnd eine Zeit die Laſt des Staatsdienſtes trüge und dann auch wieder ſein eignes Wohl beſorgen könne, wie er ſelbſt vorher in ſeiner Eigenſchaft als Regierender das Wohl der Andern beſorgt hatte. Heute aber möchte man um der Vortheile willen, die aus der Leitung des Gemeinweſens hervorgehen, und die aus dem Staatsamte zu ziehen ſind, immerfort regieren, gerade als wenn ein Staatsamt auf die Zeit ſeiner Dauer kränkelnden Menſchen Geſundheit geben könnte. Und man würde, wenn das der Fall wäre, kaum mit größerem Eifer den Staatsämtern nachjagen können, als es jetzt geſchieht.

7. Hieraus erhellt: alle diejenigen Staatsverfaſſungen, die das allgemeine Wohl bezwecken, dieſe ſind nach dem in ihnen liegenden Princip abſoluter Gerechtigkeit normale; diejenigen aber, welche bloß das eigene der Regierenden bezwecken, ſind verfehlte, und ſämmtlich Ausartungen der normalen Staatsverfaſſungen; denn ſie ſind deſpo-

[3]) Vom Herrn und von dem übrigen Hausſtand.

tisch und dem Wesen des Staates, der ein Verein freier Menschen ist,
Kap. 7 Bekk. zuwiderlaufend.

Die Aufstellung dieser Bestimmungen eröffnet uns den Weg zur Betrachtung der besondern Staatsverfassungen, ihrer Zahl und ihrer Beschaffenheit, und zwar zunächst der normalen. Sind diese bestimmt, so werden wir auch eine klare Einsicht in das Wesen der Ausartungen gewinnen.

Fünftes Kapitel.

Die Ausdrücke Verfassung und Staatsgewalt bedeuten eigentlich dasselbe. Die Staatsgewalt ist das, was die souveraine Gewalt in den Staaten bildet, und es muß daher nothwendig entweder Einer oder eine Minderzahl oder die Mehrzahl der Souverain sein. Wenn nun dieser Eine, oder diese Minderzahl, oder diese Mehrzahl bei ihrer Regierung das allgemeine Wohl im Auge haben, dann sind diese Staatsverfassungen wesentlich normale; wenn aber die Regierung nur den eignen Vortheil jenes Einen oder jener Minder- oder Mehrzahl bezweckt, dann sind es Entartungen. Denn entweder darf man die Staatsangehörigen gar nicht Bürger nennen, oder man muß ihnen auch den Mitgenuß der Vortheile eines Staatsverbandes zugestehen.

2. Wir pflegen nun diejenige monarchische Verfassung, welche auf das Allgemeinwohl gerichtet ist, Königthum, die Herrschaft einer Minderzahl, die aber doch über Eins hinausgeht, Aristokratie[1]), oder Herrschaft der Besten zu nennen, entweder darum weil die Besten regieren, oder weil die Regierung hier das Beste des Staats und seiner Angehörigen bezweckt. Derjenige Staat aber, der so geordnet ist, daß in ihm die Menge das Allgemeinwohl besorgt, führt den im weiteren Sinne eigentlich allen zukommenden Namen Verfassungsstaat, oder Politie.

---

[1]) Diese Bestimmungen sind als genau von der Wirklichkeit abgeschrieben anzusehen. Daher ist von der Bedeutung, welche die Ausdrücke Königthum, oder Aristokratie — und besonders diese — heute haben, ganz abzusehen.

3. Dies Verfahren hat aber ſeinen guten Grund. Denn Einer oder wenige können recht wohl als die Beſten hervortreten, wogegen es bei mehreren ſchon ſchwer fällt, ihr Verhältniß zur geſammten Tugend treffend zu bezeichnen; es geht am meiſten noch bei der kriegeriſchen, weil dieſe ſich in der Menge entwickelt. Daher iſt auch in einer ſolchen [2]) Staatsverfaſſung die ſouveraine Gewalt vorzugsweiſe in den Händen der wehrhaften Bevölkerung, und Vollbürger ſind in ihm diejenigen, welche die Waffen führen.

4. Ausartungen dieſer genannten regelmäßigen Formen aber ſind dieſe: von dem Königthum Tyrannenherrſchaft, von der Ariſtokratie Oligarchie, vom Verfaſſungsſtaat (Politie) Demokratie. Die Tyrannis iſt Monarchie zum Nutzen des Monarchen, die Oligarchie iſt eine Regierungsform, die den Vortheil der Reichen, die Demokratie eine ſolche, die den Vortheil der Armen bezweckt, das Wohl der Allgemeinheit dagegen bezweckt keine von ihnen.

Kap. 8 Anf.

Ich muß indeſſen das Weſen einer jeden dieſer Staatsverfaſſungen etwas ausführlicher erörtern, einmal wegen der dabei vorkommenden Schwierigkeiten, und dann weil es jeder Forſchung die es auf Wiſſenſchaft und nicht bloß auf das Praktiſche abgeſehen hat, gemäß iſt, nichts zu überſehen und nichts liegen zu laſſen, ſondern die Wahrheit über ein Jedes an's Licht zu fördern. — 5. So iſt denn, wie geſagt ward, Tyrannis eine despotiſche [3]) Alleinherrſchaft über einen Staatsverein. Oligarchie findet ſtatt, wenn die höchſte Gewalt im Staate in den Händen derer iſt, welche Vermögen beſitzen, und umgekehrt Demokratie, wenn die nicht Vermögen beſitzenden ſondern vielmehr Armen der Souverain ſind. Da betrifft nun die erſte Schwierigkeit die Eintheilung. Geſetzt nämlich, die zugleich reiche Mehrheit hätte die oberſte Gewalt im Staat in Händen, — (Demokratie iſt nach unſerer Beſtimmung da, wo die Menge der Souverain iſt) — und ähnlich wenn es ſich wieder ſo träfe, daß irgendwo der Armen weniger wären als der Reichen, ihnen aber ihre überwiegende Kraft

---

[2]) Wo kriegeriſche Tugend das Gemeinwohl ſchafft und erhält.

[3]) Auch bei dieſem Ausdruck hat man ſich an die frühere Beſtimmung des Ariſtoteles über „despotiſch" und „Despotie" zu halten. Vgl. I, Kap. 2, §. 2–3 ff.

die Staatsgewalt in die Hände gegeben hätte, — (Oligarchie aber ſoll nach unſerer Beſtimmung da ſein, wo eine Minderzahl der Souverain iſt) ſo würde man ſagen können, unſere Eintheilung der Staatsverfaſſungen ſei nicht richtig getroffen.

6. Aber wenn man nun auch wirklich immer Reichthum und Minderzahl, und Armuth und Mehrzahl verbinden und hienach die Verfaſſungen benennen, und Oligarchie die Verfaſſung heißen wollte, in der die reiche Minderzahl die Staatsgewalt hat, und Demokratie die, wo die die Mehrzahl bildenden Armen regieren: ſo hat das eine andere Schwierigkeit. Denn wofür werden wir die eben erwähnten Formen zu halten haben, nämlich die, in der die reiche Mehrzahl, und die, in der die arme Minderzahl ſouverain iſt, wenn es außer den oben erwähnten keine andere Verfaſſung mehr giebt?

7. Folglich ergiebt ſich wohl aus der Unterſuchung deutlich dies, daß die geringere oder größere Zahl derjenigen, die die oberſte Gewalt in Händen haben, ſowohl in den Oligarchien, als in den Demokratien ein zufälliger Umſtand [4]) iſt, weil überall der Reichen wenige, der Armen viele ſind, und daher kommt es auch nicht vor, daß die erwähnten Urſachen neue Verfaſſungsunterſchiede entſtehen laſſen, ſondern das, worin Demokratie und Oligarchie von einander unterſchieden ſind, iſt Armuth und Reichthum. Und wo der Reichthum, ſei es einer Minder- oder einer Mehrzahl die höchſte Gewalt in die Hand giebt, da iſt nothwendig Oligarchie, und wo die Armen regieren, Demokratie. Aber es iſt, wie bemerkt, ein Accidens, daß dort immer wenige,

---

[4]) Ariſtoteles braucht den Ausdruck „Accidens" (συμβεβηκός), den Ausdruck der ſtrengeren Schulſprache. In ſeinem logiſchen Werke erklärt er dies, als zufällige Eigenſchaft, die ohne weſentliche Alterirung anweſend und abweſend iſt vom Subjecte, und von ihm trennbar und unabtrennbar iſt. Z. B. Schlafen iſt ein trennbares, die ſchwarze Farbe ein unabtrennbares Accidens beim Raben und bei dem Aethiopier. Man kann ſich aber einen weißen Raben vorſtellen und einen Aethiopier, der die Farbe verloren, ohne weſentliche Beeinträchtigung des Subjects. Man beſtimmt es auch ſo: Accidens iſt, was an demſelben Dinge ſein und nicht ſein kann, und (wohin der Fall im Text gehört) was weder Gattung, noch Art, noch Eigenthümlichkeit iſt, aber immer an dem Subjecte haftet, wiewohl ohne die Kraft eines Arten bildenden Unterſchieds. Dieſe logiſchen Beſtimmungen ſind auch in den konſtruktiven Schriften des Philoſophen immerfort thätig.

hier immer viele ſind; denn reich ſind wenige, an der Freiheit aber betheiligen ſich alle, und aus dieſen Gründen machen ſie ſich gegenſeitig die Leitung des Staates ſtreitig.

Kap. 9 Sect.

8. Wir haben nun zunächſt auf die über Oligarchie und Demokratie gemeinhin aufgeſtellten Principien einzugehen und zuzuſehen, wie ſich das Gerechte[5]) vom oligarchiſchen und demokratiſchen Standpunkte betrachtet ausnimmt. Denn in gewiſſer Hinſicht nähern ſich alle dieſe Formen der Gerechtigkeit, aber ſie gehen in dieſer Bewegung nur bis zu einem gewiſſen Punkte vor und faſſen das eigentlich Gerechte nicht in ſeiner Ganzheit. So gilt z. B. die Gleichheit für das Gerechte, und ſie iſt es auch, aber nicht für Alle, ſondern für die Ungleichen. Aber dieſe Beſchränkung, nämlich die Beziehung auf die Beſchaffenheit der Perſonen, laſſen die Menſchen bei der Definition aus und urtheilen falſch; und das rührt daher, weil das Urtheil ſie ſelbſt betrifft. Faſt alle Menſchen aber ſind ſchlechte Richter in eigner Sache. — 9. Alſo während das Gerechte relativ, und ebenſowohl nach Beſchaffenheit der Gegenſtände und Perſonen verſchieden iſt, wie das früher in der Ethik entwickelt, iſt man zwar über den ſachlichen Inhalt[6]) der Gleichheit einverſtanden; aber man ſtreitet darüber, wer gleich ſein ſoll, und das hauptſächlich aus dem ſo eben angeführten Grunde, weil die Menſchen ſchlechte Richter in eigner Sache ſind, und dann auch deshalb, weil das in ihrer Behauptung theilweis liegende Recht ſie zu glauben verleitet, ſie hätten abſolut Recht. Die Einen nämlich meinen, wenn Andre ihnen in einem Stücke z. B. in Reichthum nicht gleich ſind, daß ſie nun deshalb ihnen in allen Stücken ungleich zu ſein hätten; die Andern dagegen beanſpruchen wieder, wenn ſie jenen in einem Stücke gleich ſind, z. B. in der Frei-

---

[5]) Das „Gerechte" und das „Gleiche" ſind politiſche Begriffe. Die Gerechtigkeit iſt nach Buch I. Kap. 1. dieſes Werk ein Beſtandtheil des Staats. Ueber das „Gleiche" ſehe man B. 2, Kap. 1. und das in Anmerk. 3. geſagte.

[6]) Ariſtoteles ſagt in der Nikomachiſchen Ethik 5. 4: „Alle ſtimmen darin überein, die Vertheilungen der Genüſſe mußten nach Würdigkeit der Perſonen ſtattfinden, das ſei das Gerechte; aber worin dieſe Würdigkeit beſtehen ſoll, darüber iſt der Streit. Die Demokraten nennen die Freiheit, die Oligarchen Reichthum oder edle Geburt, die Anhänger der Ariſtokratie die Tugend."

heit, daß sie ihnen in allen Stücken gleich zu sein hätten. — 10. Aber die Hauptsache [7]) beachten sie nicht. Hätten sie nämlich nur um Geschäfte zu machen [8]) sich zum Leben im Staatsverein zusammengethan, so wäre es natürlich, daß ein jeder nur nach Verhältniß seines Vermögens Antheil am Staate hätte, und das Princip der Oligarchen wäre mithin überwiegend richtig. Denn diese behaupten eben, es sei ungerecht, wenn bei hundert Minen Grundkapital und den daraus erwachsenen Zinsen, derjenige der nur eine Mine eingeschossen, in der Dividende gleich betheiligt würde mit dem, der den ganzen übrigen Betrag eingezahlt hätte. Traten sie aber in einen solchen Verein, nicht bloß um zu leben, sondern vielmehr um glücklich und würdig zu leben (denn sonst würden ja auch Sklaven und andere Geschöpfe einen Staat bilden, was wegen ihres Ausschlusses von würdiger Glückseligkeit und einem Leben nach Selbstbestimmung nicht angeht), ist ferner ein solcher Verein nicht ein bloßes Schutz- und Trutzbündniß, errichtet zur Abwehr gegen irgendwelche Beeinträchtigung, ist er auch nicht zum Behuf des Handels und Tausches und des gegenseitigen Verkehrs geschlossen, [so ergiebt sich ein ganz anderes Antheils-Verhältniß des Einzelnen zum Staate] [9]). Im letzten Falle nämlich wären ja auch Tyrrhener und Karthager, und alle, zwischen denen gegenseitige Verträge für Handel und Verkehr bestehen, als Bürger eines Staates anzusehen. — 11. Wenigstens bestehen zwischen ihnen Vereinbarungen über Einfuhrartikel und Verträge zur Abwendung gegenseitiger Beeinträchtigung, und schriftliche Bestimmungen über gegenseitigen Beistand zu Schutz und Trutz. Aber es bestehen darum und dazu weder Allen gemeinsame Obrigkeiten, — vielmehr bei beiden eigene — noch sorgen sie gegenseitig um ihre leibliche und geistige Beschaffenheit, oder

---

7) Daß die Gleichheit oder Ungleichheit der Bürger nicht nach einer zufälligen, sondern nach einer für den Zweck des Staats wesentlichen Eigenschaft beurtheilt werden muß. Es wird dieser Punkt im 7ten Kapitel entwickelt, das sich überhaupt so eng hier an das 5te schließt, ohne irgend eine Erwähnung desselben, daß man an eine Verschiebung der Abschnitte denken muß.

8) Im Texte wörtlich: „des Eigenthums willen."

9) Diese Worte stehen nicht im Text, dessen Satz hier ganz zerrüttet ist. Sie haben aber unzweifelhaft so gelautet, und finden sich in der gegen Ende des Kap. gezogenen Summe wieder.

dafür, daß keiner von denen, die ein ſolcher Vertrag bindet, ungerecht ſei, oder ſich ſonſt irgendwie ſittlich verſchlechtere, ſondern einzig dafür, daß ſie ſich einander kein Unrecht thun. Aber nicht dies, ſondern die Sittlichkeit oder Unſittlichkeit der Bürger haben diejenigen im Auge, die einen vollkommen geſetzlichen Zuſtand ſchaffen wollen, und dieſe Thatſache macht es klar, daß ein Staat, der dieſen Namen in Wahrheit führt, mit der Sorge für die Tugend vollkommen Ernſt machen muß; denn ſonſt wird aus dem Staatsverein ein Schutz- und Trutzbündniß [9]), das ſich von andern ſeiner Art, die mit entfernten Bundesgenoſſen geſchloſſen werden, nur durch die Oertlichkeit unterſcheidet, und aus dem Geſetz wird eine Vereinbarung, und, wie der Sophiſt Lykophron ſich ausdrückte, „ein Bürge gegenſeitiger Gerechtſame“ [10]), aber ohne Kraft die Bürger gut und gerecht zu machen.

12. Wir haben hier offenbar das wahre Weſen des Staats berührt. Denn wenn man auch die räumlich getrennten Orte auf einen Fleck zuſammenbringen wollte, ſo daß die Städte Megara und Korinth ſich mit den Mauern berührten, ſo wäre das gleichwohl noch nicht eine Stadt. Selbſt dann nicht, wenn ſie untereinander das Recht Ehen zu ſchließen [11]) aufgerichtet hätten, obſchon dies eins von den Elementen iſt, die die Staaten weſentlich verbinden. Ebenſo ferner, wenn eine Anzahl Menſchen getrennt von einander wohnte, doch nicht ſo weit auseinander, daß kein Verkehr unter ihnen möglich wäre, wenn ſie vielmehr Geſetze hätten, ſich in ihrem Verkehr einander kein Unrecht zu thun, z. B. der eine wäre Zimmermann, der andere Ackerbauer,

---

9) S. Buch 2, Kap. 1, Anm. zu §. 4, wo die Vorſtellung, der Staat ſei eine Symmachie, zurückgewieſen iſt.

10) Der Ausdruck gewinnt einen faſt komiſchen Anſtrich dadurch, daß dieſer Sophiſt ſonſt durch das Froſtige und Schwülſtige in ſeinem Stil bekannt war. S. die Ausleger zu Ariſtoteles Rhetorik 3, 2. Ueber die Auffaſſung des Geſetzes vgl. Hegel Rechtsphiloſophie §. 258.

11) Vergl. die Anmerkung zu Buch 3, Kap. 1. §. 3. Eherecht giebt einen weſentlichen Theil des „Platzbürgerrechts“ (Civilbürgerrechts) ab. Das erſte heißt griechiſch Epigamie, das zweite Iſopolitie. Durch Gewährung der Epigamie (lat. connubium) verſchmolz ja auch der zweite Stand, die Plebs in Rom, mit dem erſten mit zu einem Staate.

der dritte Schuhſter, der vierte etwas anderes der Art[12]), ſie würden aber weiter durch kein gemeinſames Band als durch das angeführte, wie Allianz- und Handelsvertrag mit einander verbunden, — ſelbſt dann wäre das noch kein Staat. — 13. Und warum denn nicht? Doch wohl nicht darum, weil ihrer Vereinigung die örtliche Nähe fehlte? Denn wenn ſie auch in dieſer Art der Vereinigung ganz nahe zuſammenrückten, jeder dabei aber ſein eignes Haus wie einen eignen Staat betrachtete[13]), und ſie ſich ſelbſt als Glieder eines Schutzbündniſſes, aufgerichtet lediglich gegen die, welche ihnen Unrecht thun wollten, ſo würde auch dies in den Augen eines gründlichen Betrachters noch für keinen Staat gelten, falls ihr Verkehr bei örtlicher Vereinigung derſelbe bliebe, der er bei getrennten Wohnorten war. Hieraus iſt alſo erſichtlich, daß der Staat nicht die Gemeinſchaft des Orts, und keine Sicherheitsanſtalt für Gewährung von Rechtsſchutz gegen Unrecht im gegenſeitigen Verkehr iſt. Es müſſen dieſe Dinge freilich auch vorhanden ſein, wenn ein Staat beſtehen ſoll; aber das Vorhandenſein aller dieſer Dinge mit einander macht noch keinen Staat, ſondern dazu gehört, daß das vereinende Band eines glücklichen und würdigen Daſeins ſowohl Familien als Geſchlechter zu dem Zwecke eines vollkommenen und ſelbſtgenügenden Lebens umſchlinge. — 14. Freilich wird das den Menſchen nicht erreichbar ſein, wenn ſie nicht einen und denſelben Ort bewohnen und unter einander Ehen eingehen. Daher entſtanden in den Staaten verwandtſchaftliche Verbindungen durch Heirathen, und Kultusvereine[14]) (Phratrien) und Opfergenoſſenſchaften ſowie Vereine für den Zweck heiterer Geſelligkeit. Hierin zeigt ſich als wirkendes Element die Freundſchaft; denn der überlegte Entſchluß zuſammen zu leben iſt Freundſchaft.

Mithin iſt der Zweck des Staats ein glückliches und würdiges Daſein, jenes aber ſind die Mittel zum Zweck.

---

12) Aus der Anführung dieſer Thätigkeiten ſoll eben folgen, wie ſehr ſie im Uebrigen einander bedürfen würden.

13) Dies darum, weil er von den eigentlich ſittlichen Mächten des Staats in ſeinem Leben nicht berührt wird, und ſeinen Nachbar nur als ſeinen Alliirten gegen den Feind betrachtet.

14) Vergl. die Anmerk. zu Buch 2, Kap. 1. §.

Staat iſt die Vereinigung von Geſchlechtern und Ortſchaften zu einem vollkommenen und ſelbſtgenügenden Leben, und darunter verſtehen wir ein Leben in Glückſeligkeit und Schönheit[15]). Gute und ſchöne Handlungen ſind alſo als der Zweck des Staatsvereins zu ſetzen, und nicht das Zuſammenleben.

15. Folglich haben alle die, welche das Meiſte zu der beſtimmten Vereinigung beitragen, mehr Antheil am Staate, als die, welche zwar an freier und edler Geburt ihnen gleich oder ſelbſt überlegen, an Bürgertugend dagegen ihnen nicht gleich ſind; oder auch mehr Antheil als diejenigen, welche an Reichthum vor-, an Tugend aber nachſtehen. Daß endlich alle, welche in ihren Anſichten über die Staatsverfaſſungen von einander abweichen, das Gerechte zum Theil treffen, ergiebt ſich aus dieſer Entwicklung.

Sechstes Kapitel.

Es iſt ſehr ſchwer zu beſtimmen, wer der Souverain ſein ſoll. Kap. 10 Vers.
Hier bleibt in der That nur die Wahl zwiſchen der Menge, den Reichen, den Vornehmen, zwiſchen Einem und zwar dem Beſten unter Allen, und dem Tyrannen. Aber alle dieſe Fälle ſcheinen ihr Mißliches zu haben. Wir wollen ſehen! Geſetzt, es theilen ſich die Armen, weil ſie in der Mehrzahl ſind, in die Güter der Reichen, ſo iſt das nicht ungerecht; hat es doch, beim Zeus, die Staatsgewalt für gerecht befunden![1]) Wie ſoll man nun aber da die äußerſte Ungerechtigkeit nennen? Und wieder: nimmt man zum Souverain alle, ſie mögen ſein wer ſie

---

15) Die grandioſe Energie und Zuverſicht, die ſolche Bedingungen für den Staat aufſtellt, kann natürlich nicht auf den Einfall kommen, ein ſolches Leben in das Jenſeits zu verlegen. Er war der Muthloſigkeit und Gebrochenheit eines andern Weltzuſtandes vorbehalten.

1) Der im Texte gebrauchte Ausdruck erinnert lebhaft an die Form der Volksbeſchlüſſe, die ſo anfingen: „Rath und Volk u. ſ. f.“

wollen [2]), und die Mehrzahl von ihnen theilt ſich in die Güter der Minderzahl, ſo richten ſie den Staat offenbar zu Grunde. Nun aber iſt das ſicherlich nicht Tugend [3]), was einen damit behafteten Gegenſtand zu Grunde richtet, noch iſt die Gerechtigkeit ein Staaten zerſtörendes Element. Es kann alſo auch eine ſolche Anordnung unmöglich gerecht ſein. — 2. Ferner wären dann auch alle Handlungen, welche der Tyrann verübt, nothwendig gerecht. Denn in der Gewalt, die er übt, weil er der ſtärkere iſt, verfährt er ebenſo, wie die Menge gegen die Reichen. So müßten nun wohl die Minderzahl und die Reichen herrſchen? Wenn nun aber auch dieſe ebenſo verfahren, und rauben, und der Menge ihr Eigenthum nehmen, iſt das gerecht? Dann wäre es ja auch das Erſte! Folglich liegt die Verkehrtheit und Ungerechtigkeit in allen dieſen Verhältniſſen auf der Hand.

3. Alſo ſollen die Vornehmen regieren und die höchſte Staatsgewalt in Händen haben? Demnach werden nothwendig die Uebrigen insgeſammt „Ehrloſe“ ſein; denn ſie ſind von den Ehren, die die Staatsämter verleihen, ausgeſchloſſen, von den Ehrenbeweiſen, die nach der allgemeinen Meinung mit den Staatsämtern zuſammenfallen. Wenn aber immer dieſelben regieren, ſo ſind die Andern nothwendig davon ausgeſchloſſene Ehrloſe [4]). Nun, ſo wird es wohl beſſer ſein, wenn Einer, und zwar der Vortrefflichſte herrſcht? Aber das iſt ja noch oligarchiſcher; denn dann werden derer, die ohne politiſche Ehren ſind, noch mehr! Alſo möchte man vielleicht meinen, es ſei überhaupt verkehrt, wenn nicht das Geſetz, ſondern ein Menſch, deſſen Seele der Anwandlung der gewöhnlichen Leidenſchaften unterliege, der Souverain ſei. Aber angenommen, das Geſetz ſei es, aber ein oligarchiſches oder demokratiſches, was wird das hinſichtlich jener Uebelſtände

---

[2]) Zum Unterſchiede von dem erſten Fall, der die Mehrzahl als Arme beſtimmte.

[3]) Ethik I, 11: „Nirgends in menſchlichen Dingen iſt eine größere Dauerhaftigkeit anzutreffen, als in den Dingen, welche die Tugend ſchafft und wirkt. Sie ſcheinen ſogar länger Beſtand zu haben, als ſelbſt die Wiſſenſchaften.“

[4]) Der griechiſche Ausdruck läßt die Ungerechtigkeit noch ſchroffer hervortreten. Ariſtoteles operirt mit dem Ausdruck „Ehrloſe“ (ἄτιμοι) und braucht ihn allgemeiner, während er, als ein beſtimmter politiſcher Begriff immer an eine Strafe erinnert. Vergl. oben die Anmerkung zu III, 1, §. 2.

für einen Unterſchied machen? die vorhin erwähnten Ungerechtigkeiten werden ja dann ebenſogut eintreten.

4. Von den übrigen Punkten ſoll nun ein andermal geredet Kap. 11 Beil. werden. Die Anſicht aber, wonach die Staatsgewalt beſſer durch die Menge gebildet wird, als durch die Beſten, aber an Zahl geringen, ſcheint zu einem Abſchluß gebracht werden zu können, und neben einem gewiſſen Bedenken doch vielleicht auch eine Wahrheit zu enthalten. Es iſt nämlich möglich, daß die Vielen, von denen jeder Einzelne kein vorzüglicher Mann iſt, wenn ſie zuſammenkommen, beſſer ſind als jene, zwar nicht als Einzelne, ſondern in der Geſammtheit, ebenſo wie Mahle, zu deren Ausrüſtung Viele beiſteuern, beſſer ſein können, als ſolche, die auf Koſten eines Einzigen ausgerüſtet werden. Denn wenn eine Menge zuſammenkommt, ſo hat jeder einen Theil von Tugend und Einſicht, und alle werden gleichſam dadurch zu einem kollektiven Individuum, mit vielen Händen, vielen Füßen, vielen Sinnen, und ebenſo hinſichtlich der Geſinnung und Einſicht. Daher fällt auch die Menge ein beſſeres Urtheil ſelbſt über die Werke der Muſik und Dichtung; der Eine erfaßt in ſeinem Urtheil dieſe, der Andere jene Seite, Alle zuſammen aber das Ganze.

5. Aber dadurch unterſcheiden ſich die vorzüglichen Menſchen von jedem Individuum der Menge, daß, gerade ſo wie die Schönen ſich von den nicht Schönen, und die Gebilde der Kunſt des Malers ſich von denen der Natur unterſcheiden, hier die verſchiedentlich zerſtreuten Eigenſchaften in Eins vereinigt ſind [5]). Sind ſie getrennt, ſo iſt es freilich wohl möglich, daß hier ein Menſch ein ſchöneres Auge, ein anderer ſonſt etwas ſchöner habe, als im Bilde des Malers. Ob nun in jedem Volke und in jeder Menge dies Verhältniß der Vielen zu den wenigen Vorzüglichen obwalte, iſt nicht ausgemacht; vielmehr dürfte es, beim Zeus, wohl ausgemacht ſein, daß es bei Einigen nicht ſtattfinden kann. Denn derſelbe Satz ließe ſich auch auf die Thiere anwenden, und — wie wenig unterſcheiden ſich Manche im Ganzen genommen von den Thieren? Aber bei einer gewiſſen Menge mag das Geſagte immerhin wahr ſein.

---

[5]) Vgl. Xenoph. Memorabil. III, 10, 2.

6. Auf dieſem Wege wäre alſo die vorhin erwähnte Schwierigkeit zu erledigen, und im Anſchluß hieran auch die folgende, die in der Frage liegt, über welche Dinge ſich die ſouveraine Gewalt der freien Geſammtmenge der Bürger erſtrecken müſſe. Dazu gehören aber alle, die ſich weder durch Reichthum noch durch irgendwelchen Tugendwerth auszeichnen. Solch einen Antheil an den höchſten Staatsämtern zu geſtatten, iſt bedenklich (denn ihr Mangel an Rechtsgefühl und ihre Unbildung würde ſie theils Unrecht theils Fehler begehen laſſen); ſie aber davon auszuſchließen und ohne Antheil zu laſſen, muß Beſorgniß erwecken. Denn ſobald es ſolcher Individuen ohne politiſche Ehren und ohne Beſitz viele in einem Staate giebt, ſo iſt ein ſolcher nothwendig voller Feinde. Es bleibt alſo nur der Ausweg übrig, ſie am Berathen und Richten [6]) Theil nehmen zu laſſen. — 7. Deshalb legen dann auch Solon und einige andere Geſetzgeber die Wahlen der Beamten und die Rechenſchaftsabnahme derſelben in ihre Hand, laſſen ſie aber einzeln kein Staatsamt bekleiden. Denn wenn ſie alle zuſammen ſind, haben ſie wohl hinreichenden Verſtand, und befördern, mit den Beſſeren vermiſcht, das Wohl der Staaten, — gleichwie die nicht den reinen Nahrungsſtoff enthaltende Speiſe mit der, die ihn rein enthält, verbunden, ein zuträglicheres Nahrungsmittel iſt, als die geringere Maſſe, die ihn konzentrirt enthält; jeder dagegen für ſich allein betrachtet hat nur ein ganz beſchränktes Urtheil.

8. Es hat aber eine ſolche Anordnung der Staatsverfaſſung zunächſt dieſe Schwierigkeit: die Entſcheidung nämlich darüber, wer richtig kurirt habe, ſcheint es, ſteht nur dem zu, der auch ſelbſt jemand ärztlich behandelt und einen Kranken von der in Rede ſtehenden Krankheit geſund gemacht hat. Das iſt aber der Arzt; und daſſelbe gilt auch von den andern Fertigkeiten und Künſten, und wie der Arzt vor Aerzten, ſo haben auch die Uebrigen vor Ihresgleichen Rede zu ſtehen [7]). Arzt aber iſt einmal der Praktiker für einzelne Fälle [8]), zweitens

---

[6]) An der Volksverſammlung, und an den Gerichten als Richter.

[7]) Hiermit hat Ariſtoteles die Verantwortlichkeit (Rechenſchaftsablegung) der Staatsbeamten vor dem Volk als Parallele im Sinne.

[8]) Nach Plato (Laches Kap. 8) gab es Aerzte, die nur Augen-, andere, die nur Ohrenleiden heilten u. ſ. f. ſich auf ihre Spezialität beſchränkten, und es

der, welcher das ganze Gebiet der Heilkunde beherrſcht[9]), und drittens der Kenner, oder der gebildete Dilettant; denn dergleichen Leute giebt es überhaupt in allen Künſten, und wir geſtehen dieſen allgemein Gebildeten ein Urtheil ebenſogut zu, als den Sachverſtändigen. — 9. Demnach ſollte man meinen, daß es nun auch ebenſo ſich mit der Wahl der Magiſtrate verhalte; denn das richtige Wählen iſt auch Sache der Sachverſtändigen, wie z. B. nur Geometriker den Geometer, die Schifffahrtskundigen den Steuermann richtig wählen können. Allerdings können zwar in wenigen Verrichtungen und Künſten auch manche Leute, die nicht vom Fach ſind, ein richtiges Urtheil haben, aber wenigſtens nicht in einem höheren Grade als die Leute vom Fach. Aus dieſem Grunde hätte man alſo der Menge die Gewalt, welche die Obrigkeiten wählt und ſie zur Rechenſchaft zieht, wohl nicht anzuvertrauen. — 10. Indeſſen ſind vielleicht die hier vorgetragenen Bedenken nicht durchgängig ſtichhaltig, einmal aus dem vorhin angegebenen Grunde, vorausgeſetzt, daß man es nicht mit einer allzu verknechteten Menge zu thun hat. Denn einzeln genommen wird zwar ein jeder ein ſchlechteres Urtheil haben, als die Sachverſtändigen, alle zuſammen aber vereinigt, ein beſſeres, oder doch nicht ſchlechteres. Zweitens iſt in einigen Dingen der verfertigende Künſtler weder der alleinige noch der beſte Richter in allen denjenigen Stücken, worüber ein Urtheil auch den nicht Sachverſtändigen anheimfällt. So hat z. B. ein Haus nicht bloß der zu beurtheilen, der es gebaut hat, ſondern noch beſſer wird es der beurtheilen, der es braucht[10]), und das iſt der Hausherr. Desgleichen wird ein Steuerruder der Steuermann beſſer beurtheilen,

---

war dies ausgedehnter der Fall, als bei uns, wo nur der Augenarzt, der Zahnarzt und einigermaßen auch der Wundarzt als Spezialärzte heraustreten.

[9]) Ihn nennt Ariſtoteles ſehr ſchön den „Architektoniker", weil er die geſammte Wiſſenſchaft ſo überſieht, wie der Baumeiſter die Theile des Gebäudes. Auch die weitumfaſſenden Vermögen, Tugenden und Wiſſenſchaften, z. B. die Wiſſenſchaft vom Staate, nennt er die architektoniſchen, die umfaſſenden, leitenden, Verhältniſſe geſtaltenden. S. Ethik I, 1.

[10]) Unſere Kämpfe mit den Schuhmachern und Kleidermachern ermahnen uns noch heute, an dieſem von Ariſtoteles uns zugeſprochenen Rechte feſtzuhalten, nach welchem über den Stiefel und Schuh nicht bloß der zu urtheilen berechtigt iſt, der ihn macht, ſondern auch der, der ihn trägt. — Die Anwendung auf das Politiſche iſt leicht gemacht.

als der Schiffszimmermann, und ein Essen der Gast und nicht der Koch. Diese Schwierigkeit scheint somit wohl hinreichend beseitigt zu sein. Aber es hängt mit ihr noch eine andere zusammen.

11. Es scheint nämlich widersinnig zu sein, wenn dem gemeinen Mann vor den anständigen und gebildeten Leuten die Gewalt in den wichtigeren Angelegenheiten in die Hände gelegt wird; und zu den wichtigsten Angelegenheiten gehört doch die Rechenschaftsabnahme und die Wahl der Staatsbeamten, Befugnisse, die in einigen Verfassungen, wie erwähnt, den Volksgemeinden übertragen sind; denn die Volksversammlung hat über Alles der Art zu beschließen. Und doch befähigt zur Theilnahme an der Volksversammlung, zu einer Rathsstelle und zum Richteramt schon ein geringer Census und ein beliebiges Alter, während zur Verwaltung eines Finanz- und Feldherrnamtes und zur Verwaltung der höchsten Aemter ein hoher Census erfordert wird. — 12. Doch wird sich diese Schwierigkeit wohl in ähnlicher Weise wie oben erledigen lassen, denn es ist ein solcher Zustand vielleicht der richtige. Nicht das einzelne Mitglied nämlich des Gerichts, oder des Raths, oder der Volksversammlung bildet die Obrigkeit, sondern der Gerichtshof, der Rath und die Volksgemeinde, zu welchen dreien jeder Einzelne, ein Glied abgebend, so das Rathsmitglied, den Stimmgeber in der Versammlung und den Richter bildet, weshalb denn auch die Menge mit Recht über die wichtigeren Angelegenheiten Gewalt hat; denn Volk, Rath und Gericht bestehen aus Vielen. Und auch der Census aller dieser zusammen ist höher, als der von Einem oder von Wenigen, die die großen Staatsämter verwalten, erhobene. Auf diese Weise wäre also die Sache zu entscheiden.

13. Aus jener zuerst erwähnten Einwendung aber geht nichts so einleuchtend hervor, als dies: daß die Gesetze, und zwar weise abgefaßte Gesetze, herrschen müssen, und daß die Regierung, mag sie aus Einem oder aus Mehreren bestehen, nur über die Dinge entscheiden darf, die das Gesetz genau zu bestimmen darum nicht vermag, weil es nicht leicht ist, durch allgemeine Bestimmungen alle besondern Fälle zu umfassen. Was das freilich für Gesetze sein müssen, die „weise abgefaßt“ sind, das ist nun noch nicht ausgemacht, sondern

es bleibt da noch immer die alte Schwierigkeit[1]). Aber ſo viel iſt einleuchtend, daß ſie im engſten Anſchluß an die jedesmalige Verfaſſung gut oder ſchlecht, gerecht oder ungerecht ſein müſſen, denn nach der Form des Staats haben ſie ſich zu richten. Und daraus folgt wieder mit vollkommener Klarheit, daß ſie in den normalen Verfaſſungen nothwendig gerecht, in den entarteten aber nicht gerecht ſein werden.

Siebentes Kapitel.

In jeder Wiſſenſchaft und Kunſt iſt der Zweck die Erlangung eines Guten[1]). Es liegt mithin das höchſte Gut auch vorzugsweiſe in der vornehmſten unter allen, in der Kunſt des Staatsmanns[2]), und das Gute im Staate iſt die Gerechtigkeit, d. h. das für Alle Zuträgliche. Nach einer allgemein verbreiteten Vorſtellung denkt man ſich das Gerechte nun als eine Art von Gleichheit und ſtimmt inſofern bis auf einen gewiſſen Punkt mit den ethiſchen Begriffsbeſtimmungen in unſern philoſophiſchen Unterſuchungen überein. Denn man giebt zu, daß dabei ein Bezug auf Sache und Perſon ſtattfinde, und will, daß es für die Gleichen ein Gleiches ſein müſſe[3]). Wir müſſen daher darüber in's Klare kommen, worin die Gleichheit und worin die Ungleichheit

Kap. 12 Beſt.

---

1) Die zu Anfang des Kapitels aufgeworfene, nachdem das Mißliche in allen Formen der Souveränetät gezeigt war.

1) Dieſer Satz iſt zu Anfang der Ariſtoteliſchen Ethik tief und großartig entwickelt.

2) Ethik, Buch 1 zu Anfang: „Giebt es in allem Thun einen Endzweck, den man um ſeiner ſelbſt willen erreichen will, und um deſſentwillen der übrigen Zwecke Erreichung erſt Werth hat, und verfolgt man nicht in einem unfruchtbaren Streben immer nur das Eine um des Andern willen (wobei man nie zur Ruhe kommt) ſo iſt dieſer letzte Endzweck das Gute. Dies im Umriß zu beſtimmen iſt der Mühe werth, und nachzuweiſen, welcher Wiſſenſchaft oder Kunſt es angehört. Es gehört aber der vornehmſten und der vorzugsweiſe „architektoniſchen" Wiſſenſchaft des Staatsmanns an. Dieſe beſtimmt, welche Wiſſenſchaften im Staate ſein ſollen, und welche und wie weit ein jeder ſie zu lernen hat. Thätigkeiten, an welche ſich die höchſten Ehren knüpfen, ſind ihr untergeordnet.

3) Vergl. oben Kap. 3. dieſes Buchs.

bei den Perſonen beſteht. Denn dies iſt ſchwierig und gehört in das Gebiet der politiſchen Philoſophie.

2. Hier möchte nun Jemand vielleicht den Grundſatz aufſtellen, es müßte ſchon das Voraushaben irgend eines beliebigen Guts die Berechtigung gewähren zu einer ungleichen Vertheilung der Staatsämter, wenn in allen übrigen Stücken kein Unterſchied, ſondern völlige Gleichheit vorhanden wäre; denn ein ſolcher perſönlicher Werthunterſchied bedinge auch für die mit demſelben behafteten ein anderes Recht und eine andere Würdigkeit. Aber in der That, wenn das wahr iſt, dann wird auch die Farbe[4]), die Größe oder ſonſt irgend ein anderer Vorzug den damit zu ihrem Vortheil ausgeſtatteten Individuen, die Befugniß zum Genuß größerer politiſcher Rechte verleihen. Hier liegt die Unwahrheit doch wohl auf der Hand! und es iſt das auch aus der Betrachtung der andern Wiſſenſchaften und Talente zu erſehen. Wenn mehrere Flötenſpieler gleich gut Flöte blaſen, ſo wird man doch denen unter ihnen, die von edlerer Abſtammung ſind, darum nicht die beſten Flöten geben wollen (denn ſie werden deshalb nicht beſſer ſpielen[5])), ſondern es muß derjenige, der in ſeinen Leiſtungen die andern übertrifft, auch hinſichts des Inſtruments vor ihnen den Vorzug haben. 3. Sollte dieſe Behauptung noch nicht hinlänglich erwieſen ſcheinen, ſo wird eine weitere Ausführung ſie deutlich machen. Geſetzt die Leiſtungen eines Individuums im Flötenſpiel wären überwiegend trefflich, es ſtände aber einem andern an Adel und Schönheit weit nach, ſo würde man dennoch, wenn auch jede der genannten Eigenſchaften, — nämlich Adel und Schönheit, — für ſich ſchon ein werthvolleres Gut iſt als ein treffliches Flötenſpiel, und der Vorzug beider vor dem Flötenſpiel nach Verhältniß größer iſt, als der Vorſprung, den jener als Flötenbläſer hat, — gleichwohl dieſem letztern die beſſern Flöten geben müſſen; wo nicht, ſo müßte man annehmen, daß der Vorzug den Reichthum und Adel gewähren, fördernden Ein-

---

[4]) Ariſtoteles iſt ſehr zurück hinter der chriſtlichen Zeit und Bildung, welche es wirklich dahin gebracht hat, auch die Hautfarbe zu einem Grunde politiſcher Bevorrechtung zu machen!

[5]) Zu dieſer einfachen Wahrheit hat ſich der moderne Feudalſtaat noch nicht erhoben!

fluß auf die Kunſtleiſtung haben müſſe; allein den haben ſie durchaus nicht.

4. Ferner wäre ja auch, nach jenem Satze [6]), jedes Gut mit jedem andern vergleichbar. Denn wenn eine beſtimmte Körpergröße für irgend etwas höheren Werth verliehe, und gegen Reichthum und Freiheit in die Schranken treten könnte, ſo mußte ja auch die Körpergröße überhaupt ſich mit jenen beiden Eigenſchaften meſſen dürfen. Es wäre alſo, wenn der Vorzug, den A an Körpergröße hat, höher ſtehen darf, als der Vorzug, den B an Tugend hat, und wenn überhaupt Körpergröße einen größeren Vorzug geben kann, als Tugend, ſomit alles vergleichbar. Denn wenn eine beſtimmte Quantität von einer Sache mehr Werth hat, als eine beſtimmte Quantität von einer andern, ſo muß es eine beſtimmte Quantität bei beiden geben, wonach ihr Werth gleich iſt [7]).

5. Solche Vergleichungen ſind nun unmöglich, und daher wird auch vernünftigerweiſe in politiſchen Verhältniſſen nicht auf Grund jeder perſönlichen Ungleichheit ein Vorzug bei der Bewerbung um Staatsämter beanſprucht. Denn wenn die Einen langſam, die Andern ſchnell zu Fuße ſind, ſo liegt darin noch kein Grund, dieſen politiſche Vorzüge vor jenen einzuräumen, ſondern die gymniſchen Kampfſpiele ſind das Feld, auf welchem ihrem Vorzuge die gebührende Ehre zu Theil wird. Hier hingegen [8]) dürfen nur ſolche Vorzüge gegen einander in die Schranken treten, welche, den Elementen des Staatsvereins entſprechend, deſſen weſentliche Bedürfniſſe befriedigen zu können behaupten. Mit gutem Grunde erheben daher die Edlen, die Freien und die Reichen Anſpruch auf den Vorrang der Ehre. Denn Freigeborne einerſeits und Steuerzahler andrerſeits muß es im Staate geben, welcher aus lauter Mittelloſen ebenſowenig beſtehen kann, wie aus lauter Sklaven.

6. Sind aber freie Geburt und Vermögen nothwendig, ſo ſind

---

[6]) Dem ganz zu Anfange aufgeſtellten.

[7]) Es müßte demnach einen Grad körperlicher Größe geben, der mit einem beſtimmten Grade der Tugend gleichen Werth hätte.

[8]) In dem Anſpruch, wegen irgend eines Vorzugs in der Bewerbung um ein Staatsamt beſonders berückſichtigt zu werden.

es in der That auch Gerechtigkeit und kriegeriſche Tugend, ohne welche kein Staat Beſtand haben kann; nur iſt dabei der Unterſchied, daß jene erſten Eigenſchaften die unentbehrlichen materiellen Elemente ſeines Beſtehens, dieſe die ſittlichen Elemente zu ſeiner geordneten Einrichtung bilden. Kap. 13 Zur Befriedigung der Bedürfniſſe ſeiner bloßen Exiſtenz können nun entweder alle oder einige jener Eigenſchaften mit Recht um den Vorrang ſtreiten; dagegen werden für die Verwirklichung eines würdigen und glücklichen Lebens ſich mit dem vollkommenſten Recht nur geiſtige und ſittliche Bildung den Vorrang ſtreitig machen dürfen, wie auch vorhin ſchon geſagt worden iſt[9]).

7. Da nun diejenigen, welche allen andern nur in einem Stücke gleich ſind[10]), nicht in allen Stücken mit ihnen zu gleichen Theilen geben dürfen, und da ebenſo diejenigen, welche mit den Andern allen verglichen, nur in einem Stücke ungleich ſind[11]), nicht in allen Stücken ungleich bedacht zu werden beanſpruchen können, ſo ſind nothwendig alle Verfaſſungen, in welchen das geſchieht, Entartungen[12]) Nun iſt auch ſchon früher geſagt worden, daß in gewiſſer Hinſicht Alle mit ihren Anſprüchen im Rechte ſind, im abſoluten Rechte aber nicht Alle. So können die Reichen geltend machen, daß ſie den meiſten Grund und Boden beſitzen, der als ein gemeinſchaftliches Gut des ganzen Staats anzuſehen iſt; ferner daß ſie in eingegangenen Geſchäftsverbindlichkeiten größtentheils zuverläſſiger ſind. Die Freien und die Edelgebornen, die ſich einander nahe ſtehen, können für ſich anführen, daß Leute von edler Abkunft in höherem Grade Bürger ſind, als Niedriggeborne; denn edle Abkunft genießt daheim bei ſich immer einer gewiſſen Ehre. Ferner auch noch aus der Rückſicht, weil die von beſſeren Eltern ſtammenden auch in der Regel beſſer ſind; denn Adel iſt die ſich fortpflanzende Tüchtigkeit eines Geſchlechts[13]).

---

9) Am Schluß des 9ten Kapitels.

10) Z. B. in der Freiheit.

11) Z. B. reicher oder ärmer als die Andern ſind.

12) „Parekbaſen", Ausſchreitungen und Abweichungen von den normalen Politien.

13) S. L. F. Hermann a. a. O. §. 37, Anm. 4.

8. In ähnlicher Weiſe werden wir auch die Anſprüche der Tugend auf Vorrechte als gerecht anſehen müſſen. Denn nach unſerer Beſtimmung iſt die Gerechtigkeit die den geſellſchaftlichen Verein weſentlich fördernde Tugend, an welche ſich alle übrigen nothwendig anſchließen. Aber ebenſo kann auch die Mehrzahl gegen die Minderzahl einen Vorrechtsanſpruch erheben; denn ſie iſt zuſammengenommen gegen die Minderzahl ſtärker, reicher und beſſer. Geſetzt nun, es wären alle dieſe Elemente in einem und demſelben Staate vorhanden, ich meine Leute von ſittlicher Trefflichkeit und Güte, und Reiche und Edelgeborne und dazu noch die Maſſe der übrigen Bürger, wird da noch ein Streit darüber ſtattfinden, wer herrſchen ſoll, oder wird ein ſolcher nicht ſtattfinden?

9. Für jede einzelne der oben erwähnten Verfaſſungsformen iſt freilich die Entſcheidung darüber, wer herrſchen ſoll, keinem Zweifel unterworfen; denn ſie unterſcheiden ſich ja eben von einander durch die Form des Regiments, das hier in den Reichen, dort in den mit perſönlichen Vorzügen ausgeſtatteten ſeinen Ausdruck findet, und ſo fort auch bei den übrigen. Aber wir haben hier den Fall zu unterſuchen, wie die Entſcheidung ausfallen wird, wenn alle dieſe Elemente zu gleicher Zeit in einem Staate vorhanden ſind. — 10. Geſetzt alſo, der ſittlich Trefflichen wären nur ſehr wenige, wie ſoll da entſchieden werden? Soll ihre geringe Anzahl nur aus dem Geſichtspunkt ihrer Beſtimmung betrachtet werden, ob ihrer genug ſind, um den Staat zu verwalten, oder muß ihre Anzahl ſo groß ſein, daß ſie ſelbſt einen Staat bilden können? Und hier giebt es einen Einwand, der gegen alle, welche vorzugsweiſe den Genuß der politiſchen Ehren beanſpruchen erhoben werden kann. Derſelbe iſt mächtig genug, um ſowohl diejenigen zu widerlegen, welche ihr Recht zu herrſchen auf den Reichthum, als auch jene, welche es auf den Adel gründen wollen. Denn wenn unter ihnen wieder Einer reicher iſt, als ſie Alle, ſo wird aus demſelben Rechtsgrunde offenbar dieſer über Alle herrſchen müſſen; und ebenſo: iſt Einer von beſonders edler Abſtammung, ſo wird er unter allen, die ihr Recht auf die freie Geburt gründen, wieder vorzugsweiſe als Herrſcher angeſehen werden müſſen. — 11. Ganz daſſelbe dürfte auch in Ariſtokratien hinſichtlich der perſönlichen Tüchtigkeit zutreffen. Geſetzt Einer ſei unter den tüchtigen Männern, die das Regiment in

Händen haben, der beſſere Mann, ſo wird er aus demſelben Rechtsgrunde der beſſere Souverain ſein müſſen. Und wiederum, ſoll die Menge der Souverain ſein, weil ſie ſtärker iſt, als die Wenigen, ſo folgt ebenſo, daß wenn Einer oder Mehrere, die indeſſen doch nur einen Bruchtheil der Menge bilden, ſtärker ſind als die Andern, dieſe eher zur Herrſchaft berufen ſind, als die Menge.

12. Hieraus ergiebt ſich nun, daß keiner von den Rechtsgründen, kraft deren jede dieſer Klaſſen ſich zur Herrſchaft berufen und von allen Andern Gehorſam verlangen zu können meint, richtig iſt. Denn auch ſelbſt gegen diejenigen, welche den Anſpruch auf die höchſte Gewalt durch perſönliche Tüchtigkeit, ſowie gegen die, welche ihn durch Reichthum begründen wollen, könnten die Maſſen einen gerechten Einwand erheben. Denn es kann ſehr wohl geſchehen, daß auch die Maſſe einmal beſſer iſt, als die Wenigen, und auch reicher, nicht einzeln, ſondern zuſammengenommen.

13. Wir ſind hier auf ein Verhältniß gekommen, von welchem aus wir auch eine andere von Einigen unterſuchte und als Problem hingeſtellte Frage löſen können. Man iſt nämlich darüber verlegen, wie der Geſetzgeber, der die wichtigſten Geſetze geben will, zu verfahren habe, wenn jener vorhin erwähnte Fall eingetreten iſt[14]). Soll er in der Geſetzgebung auf das Intereſſe der Beſſeren, oder auf das der Mehrzahl ſehen? Hier iſt zunächſt der Ausdruck „richtig“ als gleichmäßig zu faſſen. Das Richtige aber in ſeiner Gleichmäßigkeit bezweckt den Nutzen des geſammten Staates, und den gemeinſamen aller ſeiner Bürger. Der Bürger alſo iſt im Allgemeinen das Individuum, das berechtigt iſt zu regieren und zu gehorchen; ſein Weſen iſt nach der Form des Staats verſchieden; nach der beſten Staatsverfaſſung aber iſt der ein Bürger, der das

---

[14]) Wenn alle die Elemente in einem Staate angetroffen werden, die aus einem theilweiſe gerechten Grunde die oberſte Gewalt beanſpruchten. Die Frage, wie bei dem Vorhandenſein aller jener Elemente die Geſetzgebung eingerichtet werden ſolle, iſt ähnlich beantwortet, wie jene, wer der Souverain ſein müſſe. Geiſtige und ſittliche Bildung ſoll herrſchen; und das was den großen Zweck des vollkommenen und ſelbſtgenügenden Lebens in Würdigkeit und Schönheit (vgl. Kap. 5.) im Staate gleichmäßig befördert, ſoll Geſetz ſein.

Vermögen und den Willen hat zu gehorchen und zu regieren zum Zwecke eines Lebens in ſittlicher Vollkommenheit.

Achtes Kapitel.

Geſetzt aber es giebt im Staate einen Menſchen von ſo überragender Tugend, oder ihrer mehrere, deren Anzahl jedoch einen Staat nicht auszufüllen vermöchte, daß die Tugend und das politiſche Vermögen aller Andern mit denſelben Eigenſchaften jener Mehreren oder jenes Einen überhaupt gar nicht zu vergleichen wären, ſo ſind ſolche Menſchen nicht mehr als ein Theil des Staats anzuſehen. Ihnen würde Unrecht geſchehen, wenn man ihnen gleiche Rechte wie den Uebrigen zuertheilte, während ſie dieſen an Tugend und politiſcher Größe ſo ungleich ſind; vielmehr wäre ein ſolcher Mann wie ein Gott unter den Menſchen zu betrachten [1]).

2. Es liegt hierin ein neuer Beweis, daß bei der Geſetzgebung Individuen von gleicher Abkunft und gleichem Talent nothwendig vorausgeſetzt werden. Für Menſchen der obigen Art aber giebt es kein Geſetz; denn ſie ſelbſt ſind das Geſetz. Ja, wer für ſie Geſetze geben wollte, würde ſich lächerlich machen, und ſie würden einem Solchen wahrſcheinlich ſo antworten, wie beim Antiſthenes [2]) die Löwen, als

---

1) „Hier, wie in dem Satz zu Ende des Kapitels, ſchwebte dem Ariſtoteles ohne Zweifel ſein Alexander vor, der einem Gotte gleich herrſchen muß, über den Niemand herrſchen kann, nicht einmal das Geſetz. Für ihn, ſagt der Philoſoph, iſt kein Geſetz, da er ſich ſelber das Geſetz iſt. Man könnte ihn etwa aus dem Staat werfen, aber über ihn regieren nicht, ſo wenig als über den Jupiter. Es bleibt nichts übrig als einem Solchen gerne zu gehorchen." Hegel, Geſch. d. Phil. Bd. 2, S. 401. Zu Ar. Zeit trug eine Perſönlichkeit wie die Alexanders und der Verfall, in die Verſunkenheit der Demokratien viel dazu bei, den Gedanken der Maſſenſtaaten und des Königthums aufzubringen, und wir ſehen, welche Fortſchritte derſelbe in der Zeit der Diadochen gemacht hat. Man vergleiche die ſchöne Stelle bei Plutarch im Leben des Demetrius Kap. 13.

2) Ein Schüler des Sokrates. — Bei Aeſop antworten die Löwen: die Forderung ſei angemeſſen, wenn ſie durch Krallen und Zähne, wie ſie Löwen beſitzen, unterſtützt werden könnte.

in der Thierverſammlung die Haſen auftraten, und für Alle gleichen Antheil forderten. Auf eine ſolche Unverhältnißmäßigkeit gründet ſich auch das Inſtitut des Oſtracismus in den demokratiſchen Staaten, die weil ſie am meiſten unter allen nach der Gleichheit trachten, deshalb ſolche Bürger, welche wegen Reichthums, oder Popularität oder wegen eines andern politiſchen Machtgewichts überwiegendes politiſches Vermögen zu haben ſchienen, durch das Scherbengericht verbannten und auf beſtimmte Zeit aus dem Staate verwieſen. — 3. So ließen auch nach der Sage die Argonauten den Herkules um einer ähnlichen Urſache willen zurück. Er habe nämlich nicht mit den Andern die Argo rudern wollen, weil er den Fahrtgenoſſen bei weitem überlegen war. Deshalb kann man auch ſo ohne weiteres das Verfahren der Tyrannen und den vom Periander dem Thraſybulus ertheilten Rath nicht tadeln. Man erzählt nämlich, Periander habe dem um ſeinen Rath einzuholen abgeſchickten Boten gar nichts geſagt, ſondern ſich begnügt, eine Strecke Kornfeld dadurch gleich zu machen, daß er die hervorragenden Aehren abſchlug [3]). Der Bote habe freilich den Grund dieſes Vorgangs nicht verſtanden, aber Thraſybulus habe aus dem Bericht deſſelben die Einſicht gewonnen, daß er die bedeutenden Männer aus dem Wege räumen müſſe. — 4. Ueberhaupt iſt dieſe ganze Maßregel nicht bloß im Intereſſe der Tyrannen, wird auch nicht von den Tyrannen allein ergriffen, ſondern kommt ebenſo auch in Oligarchien und Demokratien vor. Denn der Oſtracismus übt hier gewiſſermaßen dieſelbe Gewalt, wie das Verfahren, das die Macht der hervorragenden Individuen bricht und ſie verbannt. Ganz daſſelbe geſchieht auch gegen Staaten und Völkerſchaften von den Machthabern; wie z. B. die Athener ähnlich mit den Samiern, Chiern und Lesbiern verfuhren, die ſie ſofort nach Befeſtigung ihrer Macht gegen den Sinn der Verträge demüthigten. Und der Perſerkönig ließ die Meder, die Babylonier, und andere Völkerſchaften, welche die Erinnerung an die einſt beſeſſene Herrſchaft mit Selbſtgefühl erfüllte, wiederholentlich ſeine ſchwere Hand fühlen. — 5. Ueberhaupt iſt die Anwendung der in Rede ſtehenden Maßregel der Natur aller Staatsformen angemeſſen, auch der der normalen. Die entarteten haben dabei freilich ein

[3]) Vergleiche Duncker: Geſchichte des Alterthums Th. IV, S. 18.

Sonderintereſſe im Auge, aber auch da, wo das allgemeine Beſte der Zweck iſt, verfährt man nicht anders, und es mag ein aus dem Gebiete der andern Künſte und Wiſſenſchaften entnommenes Beiſpiel zur Erläuterung dienen. Es wird nämlich weder der Maler einen Fuß, der das Verhältniß überſchreitet, an der dargeſtellten Figur ſtehen laſſen, wäre er auch noch ſo ſchön, noch der Schiffbauer einen Schiffsſpiegel oder einen andern Theil ſeines Schiffs. Ebenſo wenig wird auch der Dirigent des Chors eine Stimme, die an Kraft und Schönheit den ganzen Chor übertrifft, im Chore mitſingen laſſen. — 6. Hiernach ſteht alſo dem nichts im Wege, daß das Verfahren der Monarchen mit dem der Freiſtaaten ſich in Uebereinſtimmung befinde, vorausgeſetzt daß ſie zu der Maßregel nur dann greifen, wenn die Behauptung ihrer Macht im Intereſſe ihres eigenen Staats liegt. Es hat mithin die Idee des Oſtracismus als Mittel gegen die anerkannt überragenden Elemente im Staat eine gewiſſe politiſche Berechtigung. Beſſer iſt es freilich, wenn der Geſetzgeber die Verfaſſung von vornherein ſo einrichtet, daß ſie eines ſolchen Heilmittels nicht bedarf. Trifft ſich's aber ſo, daß er das Steuer des Staats ſchon in zweiter Hand führt, ſo mag er immerhin verſuchen, mit einem ſolchen Mittel Verbeſſerungen herbeizuführen. In dieſem Sinne aber wird das Inſtitut in den Staaten nicht gehandhabt: man ſah nicht eigentlich auf das Beſte der Verfaſſung, ſondern bediente ſich des Oſtracismus als eines politiſchen Parteimittels. Es leuchtet alſo ein, daß der Oſtracismus in den entarteten Staatsformen, als das Selbſtintereſſe derſelben fördernd, gerecht iſt; und ebenſo einleuchtend iſt vielleicht auch, daß er nicht abſolut gerecht iſt[1]). — 7. Allein in der beſten Staatsverfaſ-

[1]) Es war lange Zeit üblich, das Inſtitut des Oſtracismus als einen unwiderleglichen Beweis leichtſinniger demokratiſcher Thorheit anzuſehen. Aber in der That exiſtirt es in allen Staatsformen. Der Tyrann räumt ſeinen Gegner aus dem Wege, die Oligarchie denjenigen, welcher die Oligarchenwirthſchaft bedroht. In der Demokratie iſt das Verfahren wenigſtens öffentlich, die betreffende gefährliche Perſon entfernt ein Majoritätsbeſchluß des Volks, alſo auch ſchonender, zumal da die Entfernung auch eine nur zeitweilige ſein kann. Heute ſchaffen den Oſtracismus die Verhältniſſe: das Individuum wird Flüchtling, und es hängt in den meiſten Fällen von der Flüchtlingspolitik ab, ob die Verbannten ihr Brod der Verbannung in Ruhe eſſen können, oder nicht. Vergleiche Schömann: Griech. Alterthümer I, S. 483.

ſung beſteht die große Schwierigkeit darin, was man thun ſoll, wenn bei einem Individuum nicht jene Ueberlegenheit äußerer Vorzüge, in Macht, Reichthum und großem Anhang angetroffen wird, wohl aber eine Ueberlegenheit an geiſtig-ſittlicher Trefflichkeit. Denn einen ſolchen wird man doch darum nicht vertreiben und entfernen wollen? Ebenſo wenig aber kann man verlangen, über ihn zu herrſchen; denn das wäre faſt ebenſo, als wenn man in der Theilung der Herrſchermacht über den Jupiter herrſchen wollte. Es bleibt daher nichts übrig, als, was auch wohl in der Natur der Sache liegt, daß Alle einem ſolchen Manne gern gehorchen, und dadurch zu erkennen geben, daß er wie ſeines Gleichen ewige [5]) Könige in den Staaten ſind.

Neuntes Kapitel.

Kap. 14 Seit. Nach den vorangegangenen Entwicklungen iſt es vielleicht angemeſſen, nun zur Betrachtung des Königthums überzugehen, in welchem wir eine der normalen Staatsformen ſahen. Hier unterſuchen wir, ob für eine Stadt oder für ein Land, das gut verwaltet werden will, die königliche Regierung eine gute Form iſt, oder nicht; oder aber, ob eine andere Staatsform dieſen Zweck beſſer erfüllt; oder endlich, ob das Königthum für einige Staaten zweckdienlich iſt, für andere nicht. Doch hat allem dieſen zunächſt die Unterſuchung voranzugehen, ob es nur eine Art von Königthum giebt, oder verſchiedene Formen deſſelben. — 2. Nun iſt ſoviel leicht einzuſehen, daß es ſowohl mehrere Arten umfaßt, als daß die Art und Weiſe der Herrſchaft nicht überall dieſelbe iſt. So iſt das Königthum in der Spartaniſchen Verfaſſung eine durchaus auf geſetzlichem Boden ruhende

---

5) D. h. an und für ſich, wie Hegel treffend erklärt. Der Ausdruck „ewig" (ἀΐδιος) läßt am beſten den feierlichen Schwung dieſes Schlußſatzes erkennen. Man erklärte dieſen Ausdruck im Alterthum ſelbſt als die Eigenſchaft „der da war, iſt und ſein wird, und verband ihn mit den Ausdrücken, „unſterblich" und „göttlich", um das vernünftig Nothwendige zu bezeichnen. Der Sinn iſt einfach: die Beſten werden immer herrſchen, man mag es machen, wie man will.

Einrichtung, hat aber doch nicht die höchſte Gewalt über Alles; ſondern der König hat nur, wenn er außer Land zu Felde zieht, den Oberbefehl und die Leitung der Angelegenheiten des Krieges, und außerdem ſind ihm noch die Angelegenheiten des Kultus anvertraut. Dies Königthum iſt alſo ohngefähr ein mit ſelbſtherrlicher Machtbefugniß ausgeſtattetes lebenslängliches Feldherrnamt, ohne Macht nämlich über Leben und Tod, außer im dringenden Falle der Feigheit[1]) bei kriegeriſchen Unternehmungen, wo der König, wie in alter Zeit auch geſchah, Standrecht übt. Das bezeugt Homer. Denn ſein Agamemnon läßt ſich zwar alle Schmähreden in den Verſammlungen geduldig gefallen, war das Heer aber gegen den Feind ausgerückt, dann hatte er Macht ſelbſt über Leben und Tod. Und ſo läßt der Dichter ihn denn auch ſagen:

> Treffe ich einen entfernt von der Schlacht — ſo ſoll er
> Sicherlich nicht dem Fraße der Hunde und Geier entgehen!
> Denn ich bin Herr über Leben und Tod[2]).

3. Dies iſt alſo die eine Art des Königthums: ein lebenslängliches Feldherrnamt. Es iſt theils erbliches, theils Wahlkönigthum. Neben dieſem giebt es aber noch eine andere Art Alleinherrſchaft in der Weiſe, wie das Königthum bei einigen barbariſchen Völkern beſteht. Dies hat überall eine der Tyrannis ähnliche Gewalt, beruht aber gleichwohl auf Geſetz und Herkommen. Denn die Natur gab den Barbaren eine mehr ſklaviſche Sinnesart als den Hellenen, und dem Aſiaten überhaupt mehr, als dem Europäer, und daher ertragen ſie die Herrſchaft des Despoten ohne Unbehagen. Aus dem angegebenen Grunde alſo iſt das Königthum dort eine tyranniſche Herrſchaft, aber ſie iſt ſicher[3]), weil ſie auf Herkommen und Geſetz beruht. —

---

[1]) Hier iſt durch Lindaus Verbeſſerung (ἐν τινι ζώς θειλίας für ἐν τινι βασιλείᾳ) der Text ſinnreich und glücklich hergeſtellt.

[2]) Siehe Homers Ilias 2, 391, wo jedoch die letzten, auch der Form nach den Satz der Philoſophen beweiſenden Worte fehlen.

[3]) Schon bei der alten griechiſchen Tyrannis, dieſem Abglanz des heroiſchen Königthums, dem die Nation viel zu danken hatte, war beſonders der Mangel an Sicherheit der ſchwache Punkt. Noch mehr war dies der Fall bei der ſpäteren, entarteten Tyrannis nach Alexanders Zeit.

4. Ebendeshalb iſt dort auch die Leibwache von der Art, wie ſie ein König um ſich hat, und etwas ganz Anderes als die Trabantenſchaar eines Tyrannen. Dort ſind es die Bürger, welche bewaffnet ihre Könige ſchützen, hier iſt es ein Söldnerhaufen, der den Tyrannen deckt. Denn weil jene geſetzliche Herren über Menſchen ſind, die ſich die Herrſchaft gefallen laſſen, dieſe aber über Widerſtrebende herrſchen, ſo geſchieht es, daß die Einen ihre Leibwache von den Bürgern erhalten, die Andern ſie gegen die Bürger halten.

5. An dieſe zwei Arten der Alleinherrſchaft ſchließt ſich eine dritte an, die bei den alten Hellenen die der Aeſymneten[4]) heißt. Dies iſt im Allgemeinen eine Tyrannis, die ſich das Volk erwählt hat, und die ſich von dem barbariſchen Königthum nicht durch Ungeſetzlichkeit ſondern nur dadurch unterſcheidet, daß ſie gegen das Herkommen iſt. Einige Aeſymneten blieben zeitlebens in dieſer Machtſtellung, andere nur auf beſtimmte Zeit, oder für die Erledigung gewiſſer Angelegenheiten. So wählten die Mitylenäer einſt den Pittakus[5]) zu ihrem Haupt gegen die Gefahren, die ihnen von der vertriebenen politiſchen Parthei drohten, an deren Spitze Antimenides und der Dichter Alkäos ſtanden. — 6. In einem ſeiner Tiſchlieder bezeugt es Alkäos ſelbſt, daß Pittakus zum Tyrannen erwählt ward; denn er wirft darin ſeinen Mitbürgern vor, daß ſie „den Vaterlandsverräther

---

[4]) Eine Joniſche Benennung, nach Bindar von dem Cypriſchen Aeſymnaim d. i. die Zetten, abzuleiten. Ihre Gewalt wird mit der Königswürde und der Tyrannis verglichen. Das Wichtigſte iſt daß den Aeſymneten wohl ſelten die Gewalt auf Lebenszeit, ſondern auf beſtimmte Zeit und für beſtimmte Angelegenheiten wie die Diktatur in Rom, unbeſchränkt übertragen wird. Auch Beamte führten dieſen Titel, wie in Kyme und Teos. S. Tittmanns gr. Staatsverfaſſungen S. 77. Pauly Realencyclop. I. 194 ff.

[5]) **Pittakus**, Herrſcher in Mitylene auf Lesbos, einer von den ſieben Weiſen um 600. **Alkäus**, der Repräſentant ritterlich-feuriger lyriſcher Dichtung ſchuf ſeine Dichtungen als Verbannter in der Fremde, nachdem er im tapferen Kampfe um die oligarchiſchen Intereſſen hatte flüchtig werden müſſen. Seine Dichtungen wurden im Alterthum ſehr hoch geſchätzt. In dem folgenden Tiſchlieds will Niebuhr den Ausdruck κακόναρχος für „unedel, bauernhaft, aus der Landſchaft“ verſtanden wiſſen. S. Vorträge über alte Geſch. I. S. 333. Vergl. Duncker a. a. O. IV. 80—84. und über Alkäos ebend. S. 76. 130—132.

Pittakus der friedlichen, ſchwer heimgeſuchten Stadt zum Tyrannen geſetzt mit vollem Beifallsjubel.“ — Dieſe monarchiſchen Regierungsformen nun waren und ſind wegen ihres tyranniſchen Charakters despotiſche, aber wegen ihres Urſprungs aus freier Wahl königliche Formen.

7. Eine vierte Art der königlichen Alleinherrſchaft aber bildet das aus der Zuſtimmung der Beherrſchten hervorgegangene landesübliche und geſetzlich-erbliche Königthum der heroiſchen Zeit[6]). Weil hier die Herrſcher die erſten Wohlthäter der Menge in den Thätigkeiten des Friedens und des Krieges geweſen waren, oder weil ſie ein Zuſammenleben herſtellten, oder ein Landgebiet erwarben, ſo machte man ſie dafür freiwillig zu Königen, und ihre Nachkommen zu rechtlichen Erbnehmern ihrer Gewalt. Ihre Macht beſtand in dem Oberbefehl im Kriege, ſie hatten das Opferrecht[7]), ſo weit die Opfer nicht prieſterlich waren, und demnächſt ſprachen ſie Recht. In letzterer Funktion leiſteten einige zuvor einen Eid, andere nicht. Der Eid beſtand in der Emporſtreckung des Scepters. — 9. Dieſe Könige der Heroenzeit nun verwalteten fortdauernd die Angelegenheiten der Stadt, und die einheimiſchen und auswärtigen Angelegenheiten. Später aber gaben ſie ſelbſt manches auf, anderes wurde ihnen von den Völkern entzogen, und ſo blieben ihnen meiſt nur die Opferverrichtungen. Wo aber ein noch der Rede werthes Königthum beſtand, da hatten ſie von den auswärtigen Angelegenheiten nur noch den Oberbefehl im Kriege.

---

6) Dies iſt das Königthum bei Homer.

7) Die Könige brachten die Staatsopfer, bei der Erndte, bei Abſchließung von Verträgen, vor dem Beginn der erſten Schlacht, und ſonſt. Hier opfern ſie nicht als Hausherrn in der Familie, ſondern für den ganzen Staat. Das prieſterliche Opfer iſt an ein beſtimmtes Heiligthum geknüpft, dem der Prieſter vorſteht. S. Schömann a. a. O.

Zehntes Kapitel.

Dies ſind alſo die Arten des Königthums, der Zahl nach vier. Erſtens das der heroiſchen Zeit, hervorgegangen aus dem Willen der Beherrſchten, und auf gewiſſe Funktionen beſchränkt; denn der König war Oberfeldherr, Richter und verrichtete die Staatsopfer. Zweitens das Königthum der Nichthellenen, eine in Geſchlechtsfolge fortgeſetzte, geſetzlich despotiſche Herrſchaft; drittens die ſogenannte Aeſymnetie, eine aus Wahl hervorgegangene Tyrannis; viertens das Spartaniſche, ſeinem allgemeinen Weſen nach ein im Geſchlecht erbliches, lebenslängliches Feldherrnamt. Hiermit ſind nun die Unterſchiede dieſer vier Formen feſtgeſtellt.

2. Eine fünfte Art aber iſt das Königthum, in welchem ein Einziger über Alles volle Gewalt hat, grade ſo wie ſonſt jedes Volk und jede Stadt über ihr Gemeinweſen. Dies Königthum entſpricht der Hauswirthſchaft. Wie dieſe eine Art von Königthum in der Familie zeigt, ſo iſt dies Königthum eine Hauswirthſchaft über eine Stadt und über ein Volk, oder mehrere. Wir haben alſo eigentlich nur zwei Arten des Königthums zu betrachten: dies letztere und das Spartaniſche. Von den andern liegen die meiſten zwiſchen dieſen; denn ihr Machtgebiet iſt kleiner als das des unbeſchränkten Königthums, und größer als das des Spartaniſchen. Mithin können wir uns eigentlich auch auf die Unterſuchung folgender zwei Fragen beſchränken: erſtens, liegt es im Intereſſe der Staaten einen lebenslänglichen Feldherrn, ſei es mit Geſchlechtserbfolge oder durch Wahl, zu beſtellen, oder liegt es nicht in ihrem Intereſſe? Zweitens, iſt es zuträglich, daß ein Einziger über Alles volle Gewalt hat, oder iſt es nicht zuträglich?

Kap. 15. Bekk.

3. Die Unterſuchung über ein ſo beſchaffenes Feldherrnamt iſt eigentlich etwas, das mehr in das Gebiet der Geſetze als der Verfaſſung gehört; denn es kann möglicherweiſe in allen Verfaſſungen vorkommen, daher laſſen wir es zunächſt bei Seite. Das Königthum dagegen, das für unſere Betrachtung übrig bleibt, iſt eine Verfaſſungsform, mithin haben wir es zu betrachten und die bei ihm ſich darbietenden ſchwierigen Punkte durchzugehen. Wir beginnen aber die

Unterſuchung mit der Erörterung der Frage: iſt es zuträglicher von dem beſten Menſchen beherrſcht zu werden, oder von den beſten Geſetzen?

4. Hier wird nun von Seiten derer, die ein königliches Regiment für zuträglicher halten, geltend gemacht: die Geſetze ſprächen nur das Allgemeine aus, gäben aber keine beſtimmte Anweiſung für die einzelnen Fälle, es ſei daher hier, wie in jeder andern Kunſt thöricht, ſich an den todten Buchſtaben der Vorſchrift ſklaviſch halten zu wollen. Und wirklich darf ſelbſt in Aegypten[1]) der Arzt, wenn vier Tage verſtrichen, von demſelben abweichen; geſchieht es früher, ſo thut er es auf ſeine eigene Gefahr. Eine Verfaſſung alſo, die ſich ſtreng nur an den Buchſtaben des Geſetzes bindet, iſt offenbar nicht die beſte. Allein es müſſen doch auch jene allgemeinen Beſtimmungen für die Herrſchenden ſelbſt wieder vorhanden ſein, und da verdient doch das Element, das keine Leidenſchaft als Zugabe enthält, den Vorzug vor dem, zu deſſen Natur die Leidenſchaft gehört. Nun iſt aber das Geſetz ohne Leidenſchaft, während jede Menſchenſeele damit nothwendig behaftet iſt.

5. Aber, wird man vielleicht ſagen, dafür wird der Monarch die Einzelfälle beſſer berathen. Hieraus ergiebt ſich offenbar als Reſultat, daß er Geſetzgeber zu ſein hat, und daß es daneben geſetzliche Beſtimmungen geben wird, aber nicht mit abſolut bindender Kraft da wo ſie ſich von dem allgemeinen Geiſt der Geſetzgebung entfernen, während ſie ſonſt überall bindende Kraft haben müſſen. Soll man nun in allen den Fällen, wo das Geſetz ſich entweder gar nicht, oder nicht gut ausſpricht, die Entſcheidung dieſem Einen, der der Beſte iſt, anheimgeben, oder Allen? und in der That tritt denn auch heutzutage das Volk in Maſſe zum Sprechen von Urtheilen, zu Berathungen, und zum Faſſen von Beſchlüſſen zuſammen, und ſeine Entſcheidungen gelten insgeſammt dem einzelnen Fall. Nimmt man aus dieſer Maſſe den Einzelnen heraus, ſo iſt jeder vielleicht weniger werth, als der beſte Monarch; aber der Staat, als Inbegriff einer Vielheit, übertrifft ihn dennoch, wie ein aus Beiträgen veranſtalteter Schmaus beſſer iſt, als der, zu dem ein Einziger die Koſten hergegeben hat.

[1]) Dem Lande des ſtrengſten Konſervatismus in jeder Beziehung.

Und darum hat auch die Maſſe über viele Dinge ein beſſeres Urtheil, als Einer, er mag ſein, wer er wolle. — 6. Ferner iſt auch eine große Quantität weniger der Verderbniß ausgeſetzt. Und wie ein großes Quantum Waſſer, ebenſo iſt auch die Menge nicht ſo leicht zu verderben, als Wenige. Wird aber jener Eine von Zorn, oder von einer andern ähnlichen Leidenſchaft überwältigt, ſo wird ſein Urtheil nothwendig getrübt werden, wogegen es dort doch ſchwer werden würde, daß Alle zugleich ſich ereiferten und fehlgriffen. Wir ſetzen dabei freilich voraus, daß die Menge aus freien und demgemäß gebildeten Menſchen beſtehe, die ſich nicht von dem Wege des Geſetzes entfernen, außer in dem zwingenden Falle, daß das Geſetz einen offenbaren Mangel enthält. Iſt nun auch eine ſolche Verfaſſung und Haltung bei einer Menge nicht leicht anzutreffen, ſo iſt dagegen die Annahme von mehreren Individuen, die als Menſchen und als Bürger trefflich ſind, nicht ſo unwahrſcheinlich; und fragt man nun hier, wer der Verderbniß weniger unterworfen ſei, der Eine, oder jene mehreren ſämmtlich guten Individuen, ſo wird doch die Antwort wohl offenbar zum Vortheil der Mehreren ausfallen. Aber, wird man einwenden, bei dieſen ſind Partheiſpaltungen möglich, bei dem Einen nicht. Indeß darauf läßt ſich wohl entgegnen, daß nach unſerer Annahme jene ebenſo tüchtigen und verſtändigen Geiſtes ſein ſollen, als dieſer Eine.

7. Hat man nun die Herrſchaft mehrerer aber insgeſammt guter Männer für Ariſtokratie, die eines Einzigen für Königthum anzuſehen, ſo wäre für die Staaten Ariſtokratie dem Königthum vorzuziehen, mag die Herrſchaft der erſten mit einer vollziehenden Gewalt ausgeſtattet ſein oder nicht, vorausgeſetzt daß es möglich iſt, eine Anzahl ſolcher gleich tüchtigen Männer dazu zu nehmen. Und vielleicht eben darum, weil das ſeine Schwierigkeiten hat, ließ man ſich früher die Königsherrſchaft gefallen; denn eine größere Anzahl an Tugend entſchieden ausgezeichneter Männer war, beſonders bei der damaligen Kleinheit der Staaten, ſelten zu finden. Ferner beſtellte man zu Königen diejenigen, die ſich als Wohlthäter des Volks erwieſen hatten, eine Wirkſamkeit, die vorzugsweiſe von edlen Menſchen geübt wird. — Als es aber dahin kam, daß an geiſtig-ſittlicher Trefflichkeit ſich viele zu ihres Gleichen herangebildet hatten, ſo ließen

ſich dieſe eine ſolche Herrſchaft nicht mehr gefallen, ſondern verlangten ein Gemeinweſen und ſtifteten eine Republik. — 8. Da ſie aber ausarteten und ſich aus den Mitteln des Gemeinweſens bereicherten, ſo entſtanden hieraus natürlich die Oligarchien, in denen ja der Reichthum die politiſche Ehrenſtellung beſtimmt. Von hier aus war die nächſte Umwandlung die Herrſchaft der Tyrannen, und auf dieſe folgte Demokratie. Denn indem die Machtinhaber aus ſchmählicher Habſucht ſich auf eine immer kleinere Anzahl zu beſchränken trachteten, verſtärkten ſie die Maſſen, ſo daß ſich dieſe endlich erhoben und es zur Errichtung von Demokratien kam. Und da nun die Staaten auch größer geworden ſind, ſo wird ſich wohl nicht leicht außer der Demokratie noch weiter eine neue Verfaſſungsform entwickeln[2]).

9. Wenn man nun auch für die Staaten Königsherrſchaft als das Zuträglichſte erachtet, wie ſoll es mit den Kindern der Könige gehalten werden? Soll die Würde im Geſchlecht forterben? Allein das iſt ja, bei der Verſchlechterung der Nachkommen, wie ſie ſchon vorgekommen iſt, ſchädlich. „Aber ſolchen Kindern wird ja ein König, da er die Macht dazu hat, die Herrſchaft nicht übergeben!“ Es iſt nicht leicht, hieran zu glauben; denn ein ſolches Verfahren[3]) fällt ſehr ſchwer, und erfordert ein Maaß von Tugend, das weit über die menſchliche Natur hinausgeht. — 10. Auch in Hinſicht auf die vollziehende Gewalt entſteht die Frage, ob der zur Regierung beſtellte König eine Macht um ſich haben ſoll, durch die er ſich den nöthigen Gehorſam bei den Widerſtrebenden mit Gewalt erzwingt, oder welches ſonſt die Mittel ſein ſollten, die ſeine Regierung möglich machen. Denn ſelbſt ſeine Eigenſchaft als geſetzliches Staatsoberhaupt, und ein überall ſtreng geſetzliches und die Willkühr ausſchließendes Verfahren, machen

---

2) Dieſe inhaltſchweren Zeilen ſind ein Umriß der politiſchen Geſchichte Griechenlands, ein ſicheres Fundament der Geſchichte dieſes Volks. Auch der Schluſſatz, der gewiſſermaßen prophetiſch iſt, hat ſich bewahrheitet, und wird durch Erſcheinungen wie die des Aetoliſchen und Achäiſchen Bundes nicht widerlegt. Die Demokratie iſt der letzte Ring in der Entwicklungskette der griechiſchen Staatsformen. Auf ſie folgen trübe, einen andern Geſellſchafts- und Staatszuſtand vorbereitende Formen.

3) Nämlich die eigenen Kinder von der Regierungsnachfolge zum Beſten des Staatsganzen auszuſchließen.

gleichwohl nicht entbehrlich, daß ihm eine Macht zur Verfügung stehe, mit der er die Gesetze zur nachdrücklichen Geltung bringen kann. Indessen bei einem Könige, wie wir ihn hier denken, ist das wohl leicht entschieden. Eine Macht muß er haben, und diese muß so groß sein, daß sie zwar jedem Einzelnen und auch der Verbindung mehrerer überlegen ist, aber doch schwächer ist als die Gesammtmasse des Volks, gerade wie die Alten bei der Verleihung von Leibwachen verfuhren, wenn sie einem sogenannten Aesymneten oder Tyrannen die Herrschergewalt übertrugen, und wie man auch dem Dionysios, der eine Leibwache verlangte, auf den Rath eines Bürgers in Syrakus dieselbe eben nur von solcher Stärke bewilligte.

Eilftes Kapitel.

Kap. 10. Beff. Unsere Entwicklung ist nun an das Königthum herangetreten, in welchem der Herrscher Alles nach seinem Willen ausführt. Wir wollen es daher untersuchen. Denn das durch das Gesetz bestellte Königthum bildet, wie schon erwähnt, keine besondere Staatsform. In allen Verfassungen, in der Demokratie so gut wie in der Aristokratie, kann z. B. ein lebenslängliches Feldherrnamt vorkommen, und auch die innere Staatsverwaltung wird häufig Einem anvertraut. Eine derartige Obrigkeit besteht in Epidamnus, so wie auch in Opus, nur etwas beschränkter. — 2. Ein anderes ist das sogenannte Vollkönigthum[1]), in welchem der König in allen Dingen nach seinem Willen regiert. Hier scheint es nun Einigen sogar widernatürlich, wenn ein einziger Mensch da über alle Bürger Gewalt hat, wo der Staat aus Gleichen besteht. Menschen die von Natur gleich wären, müßten naturgemäß auch dasselbe Recht haben, und dieselben Ansprüche erheben dürfen. Und ebenso wie es dem Körper schädlich sei, wenn Menschen von ungleicher Leibesbeschaffenheit in Kost und Kleidung gleich gehalten würden, ganz ebenso schädlich sei es, wenn Gleiche darin ungleich gehalten würden. Und hieraus folge dasselbe auch in Hinsicht der politischen Ehren. — 3. Deshalb sei es gerecht, wenn

[1]) Vergl. Hermann a. a. O. §. 56.

dieſe ebenſowohl herrſchten als gehorchten, und ebenſo gerecht ſei es, daß dies abwechſelnd geſchehe. Mit dieſer Ordnung ſind wir aber ſchon beim Geſetz angekommen; denn die beſtimmte Ordnung iſt Geſetz. Alſo das Geſetz vielmehr iſt es, das herrſchen ſoll, und nicht ein einzelner Bürger. Und ſelbſt wenn die Herrſchaft von Mehreren im vorwiegenden Intereſſe wäre, auch dann müßten dieſe zu Wächtern und Dienern des Geſetzes beſtellt werden, [und nicht Einer]; denn wenn auch die Exiſtenz gewiſſer Magiſtraten unerläßlich, ſo iſt es doch nicht gerecht, ſagt man, daß ſie Einer alle in ſich vereinige, wenn Alle gleich ſind.

4. Auf den Einwurf aber [2]), daß das Geſetz doch nicht Alles ſcheine beſtimmen zu können, iſt zu entgegnen, daß darüber auch ein Menſch nichts erkennen könne. Indeſſen hat das Geſetz auch in ſeiner unbeſtimmten Allgemeinheit eine hinreichende bildende Kraft, welche die Regierenden dahin führt, alles Uebrige nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu entſcheiden und auszurichten. Ja es befähigt ſelbſt dazu, das ſich erfahrungsmäßig als beſſer Erweiſende an die Stelle des Beſtehenden zu ſetzen [3]). Wer alſo verlangt, daß das Geſetz herrſche, der ſcheint zu verlangen, daß die Gottheit und die Vernunft herrſche; wer aber verlangt, daß der Menſch, der ſetzt auch noch das Thier hinzu; denn etwas derartiges iſt die Begierde, und in einer hohen politiſchen Stellung verwirrt die Leidenſchaft ſelbſt die beſten Männer, wogegen das Geſetz die Vernunft der Sache iſt ohne weiteres Begehren. 5. Das aus dem Gebiet der Künſte entnommene Beiſpiel aber, wonach ein Heilverfahren nach dem Buchſtaben der Vorſchrift ſchlecht, und das zu Rathe ziehen der kunſtverſtändigen Perſonen vielmehr vorzuziehen ſei, ſcheint falſch. Denn die Aerzte kommen nicht in den Fall, aus Partheilichkeit ein unvernünftiges Verfahren anzuwenden, ſondern ſie empfangen ihren Lohn, wenn ſie ihre Kranken hergeſtellt haben, während es bei den Staatsmännern ſehr gewöhnlich iſt, daß

---

2) Von Seiten derer, die die Herrſchaft eines Einzigen vorziehen, und die abſolute Monarchie damit vertheidigen.

3) Die größere Trefflichkeit deſſen, was die Erfahrung bietet, wird ja eben nur durch die Vergleichung deſſelben mit dem geſetzlich Beſtehenden erkannt. Nur das Gute des Geſetzes verhilft zu dem Beſſeren der Erfahrung.

ſie nach Abneigung und Gunſt handeln. Und wenn man argwöhnen müßte, daß ein Arzt im Intereſſe des Feindes aus ſchnödem Geldgewinn uns verderben wollte, ſo würde man es in dieſem Falle weit vorziehen, ſich nach dem Buchſtaben der Vorſchrift behandeln zu laſſen. — 6. Ja, es ziehen in der That die Aerzte, wenn ſie ſelbſt krank ſind, andre Aerzte zu Rathe, und die Turnlehrer, wenn ſie ſich üben wollen, andre Turnlehrer, in dem Bewußtſein, daß ſie nicht im Stande ſind, das Richtige zu beurtheilen, weil ſie hier Richter in eigner Sache und zwar im Zuſtande der Leidenſchaft ſind. Offenbar alſo ſucht der, welcher das Gerechte ſucht, ein Vermittelndes, und dies Vermittelnde iſt das Geſetz. Dazu kommt, daß wichtiger noch als die geſchriebenen Geſetze, und wichtigeren Inhalts die auf die Sitte begründeten Geſetze ſind. Und wenn man ſich auf die Entſcheidung eines Menſchen als Herrſcher auch wohl mehr verlaſſen kann, als auf die der geſchriebenen Geſetze, ſo iſt das doch bei den auf die Sitte beruhenden Geſetzen nicht der Fall.

7. Man erwäge ferner auch die große Schwierigkeit, die darin liegt, daß ein Einziger Vieles beaufſichtige. Er wird alſo mehrerer von ihm ſelbſt eingeſetzter Magiſtrate bedürfen; und was macht es alsdann für einen Unterſchied, ob dies gleich von vorn herein geſchieht, oder ob es der Eine ſo einrichtet? Dazu kommt, wie ſchon früher bemerkt, dies: ſoll der tüchtige Mann wegen ſeiner überwiegenden Trefflichkeit mit Recht herrſchen, ſo werden doch zwei Tüchtige noch beſſer ſein als einer; denn das iſt der Sinn von Homers Worten [4]):

„Zwei mit einander vereint —“

und von Agamemnons Wunſch [5]):

„Hätt' ich ſolcher Berather nur zehn!“ —

Nun giebt es auch heute noch Magiſtrate, die wie der Richter, da eine entſcheidende Stimmung zu geben befugt ſind, wo das Geſetz zu beſtimmen unvermögend iſt; denn überall ſonſt, wo das möglich iſt, da iſt gar kein Bedenken, daß das Gebot und die Entſcheidung des Geſetzes nicht die beſte ſein ſollte. — 8. Aber gerade der Umſtand, daß

[4]) Homer Ilias X, 224.
[5]) Homer Ilias II, 371.

Einiges durch die Geſetze beſtimmbar iſt, Anderes nicht, der iſt es, welcher die Unterſuchung und die Frage aufwerfen heißt, ob die Herrſchaft des beſten Geſetzes vorzuziehen iſt, oder des beſten Menſchen. Ueberall da nämlich, wo die Sache noch einer beſondern Berathung unterliegt, da iſt ſie eben durch keine Geſetzesbeſtimmung zu entſcheiden, und hier erhebt man alſo nicht dagegen Einſpruch, daß dergleichen ein Menſch entſcheiden ſolle, ſondern eben nur dagegen, daß Einer und nicht Viele die Entſcheidung treffen, da ein jeder von ihnen, wenn er durch das Geſetz gebildet iſt, die Fähigkeit beſitzt, ein gutes Urtheil abzugeben.

9. Es wäre indeſſen doch wohl ungereimt anzunehmen, es ſähe Jemand beſſer mit zwei Augen, hörte beſſer mit zwei Ohren, käme mehr vorwärts mit zwei Händen und Füßen, als Viele mit vielen, während doch ſelbſt heutzutage die Monarchen befliſſen ſind, ſich viele Augen, Ohren, Hände und Füße zuzulegen. Und das thut ein jeder, der die ſeinem Regierungsſyſtem und ſeiner Perſon befreundeten an der Regierung theilnehmen läßt. Sind ſie dies nicht, ſo werden ſie auch nicht in des Monarchen Sinne handeln; ſind ſie aber ſeiner Perſon und ſeinem Syſtem ergeben, ſo ſind ſie ja dadurch ſeines Gleichen und Aehnliche wie er ſelbſt. Meint er alſo, daß dieſe regieren müſſen, ſo meint er damit ebenſogut auch, daß Menſchen, die einander gleich und ähnlich ſind, regieren müſſen. Hierin beſtehen etwa die gegen das Königthum erhobenen Bedenken.

10. Sie ſind vielleicht in gewiſſer Beziehung ſtatthaft, in anderer nicht. Man erwäge, daß ein Theil der Menſchen von Natur für ein ſklaviſches, ein anderer für ein königliches, noch ein anderer für ein freies Verfaſſungsregiment disponirt iſt, und daß ebenſo für alle drei Verhältniſſe das Gerechte und das Zuträgliche ein Anderes iſt [6]); nur das Tyrannenregiment iſt nicht naturgemäß, ebenſowenig als die andern entarteten Verfaſſungsformen, weil ſie naturwidrige Bildungen ſind. Gleichwohl [7]) iſt aus dem vorangegangenen Erörterweg doch ſo viel erſichtlich, daß unter Aehnlichen und Gleichen die abſolute Kap. 17 Sekt.

[6]) Wie im erſten Buche bei dem Verhältniß des Sklaven zu ſeinem Herrn entwickelt iſt.

[7]) D. h. trotz des naturgemäßen Beſtehens jener drei Dispoſitionen.

Macht eines Einzigen weder gerecht, noch zuträglich iſt, mag er in Abweſenheit von Geſetzen ſelber die Stelle von Geſetzen vertreten, oder mögen Geſetze vorhanden ſein; mögen die von ihm Beherrſchten ebenſo trefflich, oder ſittlich ſchlecht ſein, als er; mag er endlich ſie auch an Tugend übertreffen. Nur bildet ein Fall eine Ausnahme, und ihn haben wir zu beſtimmen, obſchon wir ſeiner auch wohl ſchon oben gedacht haben.

11. Zunächſt aber iſt zu beſtimmen, was man unter der Dispoſition der Menſchen für ein königliches, ariſtokratiſches und verfaſſungsſtaatliches Regiment [8]) zu verſtehen hat. Dem Königthum gemäß iſt eine Volksmenge, die ihrer Natur nach ſich von einer in Herrſchertüchtigkeit ausgezeichneten Familie regieren laſſen mag; der Ariſtokratie gemäß eine ſolche, die von Natur ſich eine Herrſchaft, wie man ſie über Freie übt, von denen gefallen läßt, die ihrer Tugend nach zur politiſchen Herrſchaft [9]) vorzugsweiſe berufen ſind; dem Verfaſſungsſtaat (Politie) gemäß iſt aber eine Volksmenge, in der naturgemäß eine zahlreiche durch und durch [10]) mit politiſcher Befähigung ausgeſtattete Bevölkerung erwächſt, die ſowohl zu gehorchen als zu regieren verſteht nach dem Geſetze, das die Staatsämter nach Verdienſt den Armen wie den Reichen zutheilt.

12. Kommt es nun vor, daß ein ganzes Geſchlecht, oder ein Einziger aus der Maſſe ſo hervorragt, daß die Trefflichkeit ſeiner Natur die der Andern alle zuſammen übertrifft, dann iſt es gerecht, daß dies Geſchlecht königlich und mächtig über Alle, und jener Eine König ſei [11]). Denn wie ſchon früher geſagt worden, entſpricht dies nicht nur demjenigen Begriff des Gerechten, welchen die Begründer ariſtokratiſcher, oligarchiſcher und auch demokratiſcher Verfaſſungen aufzuſtellen pflegen, und die ſämmtlich ein politiſches Vorrecht aus einem Vorzuge, aber nicht aus demſelben Vorzuge ableiten, ſondern

---

8) Letzteres oben (III, 5, §. 2) Politie genannt.

9) Sie ward im 2ten Kapitel dieſes Buchs erwähnt.

10) Die von den Herausgebern eingeklammerten Wörter καὶ ἐν ſind für den Sinn weſentlich, und auch ſonſt handſchriftl. völlig ſicher geſtellt. Eher dürfte πολεμικὸν aus πολιτικὸν verſchrieben ſein.

11) Alſo der politiſche Genius bildet die Ausnahme. Dies iſt durchgehender Grundgedanke in der Ariſtoteliſchen Politik.

es entspricht auch dem früher[12]) von uns entwickelten Begriff des Gerechten.

13. Denn es würde sich doch wohl nicht schicken, einen solchen Mann zu tödten oder in die Verbannung zu treiben, oder durch das Scherbengericht zu entfernen, und eben so wenig wird man verlangen, daß er sich seinerseits beherrschen lasse. Denn der Theil soll sich nicht über das Ganze erheben; das geschieht aber, wenn dergleichen dem widerfährt, der eine so außergewöhnliche Ueberlegenheit besitzt. Es bleibt daher nur übrig, daß man ihm gehorche, und in ihm nicht den zeitweiligen, sondern den beständigen Herrscher erkennen. — So viel sei vom Königthum, seinen Unterschieden, und ob es den Staaten zuträglich oder nicht, und bei welchen Staaten, und auf welche Weise dies der Fall sein kann, hiermit abgehandelt.

Zwölftes Kapitel.

Unter den drei von uns aufgestellten normalen Verfassungen[1]) muß diejenige die beste sein, welche die von den Besten verwaltete ist. Das ist nun die, in der es sich trifft, daß entweder Einer von Allen zusammen, oder ein ganzes Geschlecht, oder die Menge vorzugsweise tüchtig ist, wo zum Zwecke des würdigsten Lebens die Einen sich beherrschen zu lassen und die Andern zu herrschen vermögen. Nun ist in den ersten Untersuchungen gezeigt worden, daß die Tugend des Menschen mit der Tugend des Bürgers in dem besten Staate nothwendig zusammenfällt, und daraus ergiebt sich klar, daß man auf dieselbe Weise und durch dieselben Mittel, durch die man einen tugendhaften Menschen hervorbringt, auch einen ganzen Staat, mit aristokratischer oder königlicher Regierung herstellen kann. 2. Somit werden auch Erziehung und Sitten ziemlich dieselben sein, welche hier einen tugendhaften Mann, und dort einen Staatsbürger und König Kap. 18 Heft.

12) Im 5ten Kapitel dieses Buchs. Vergleiche dort die Anmerkung zu §. 9.

1) Königthum, Aristokratie, Politie.

bilden [2]). Nach dieſen Erörterungen haben wir nunmehr von der beſten Staatsverfaſſung zu reden und die Art ihrer Entſtehung und Einrichtung anzugeben. Will man nun dieſen Gegenſtand ſo unterſuchen, wie ſich's gehört, ſo muß ..... [3])

[2]) In dieſen Worten liegt eine Hindeutung auf den pädagogiſchen Abſchnitt, der das ganze Werk ſchließt.

[3]) Der Schluß fehlt. Er enthielt den Gedanken, der zu Anfang des 7ten Buchs zu leſen iſt, daß der Unterſuchung über die beſte Verfaſſung die über das wünſchenswertheſte Leben vorangehen müſſe. Daneben noch Anderes, was den Uebergang zum vierten Buch vermittelte, wenn anders die Reihenfolge der Bücher richtig iſt.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

In allen Künſten und Wiſſenſchaften, die ſich nicht bloß auf einen Theil ihres Gegenſtandes beſchränken, ſondern denſelben erſchöpfend behandeln, hat eine jede alles das zu erforſchen, was zu ihrem Gegenſtande gehört. So hat z. B. die Wiſſenſchaft der Gymnaſtik anzugeben, welche Leibesübung dem Körper nützt, und wie der Körper zu ſein hat, dem ſie nützt; ferner welches die beſte iſt, (denn dem durch Natur und Pflege am ſchönſten ausgeſtatteten muß grade die beſte gemäß ſein), und welche für die Meiſten durchſchnittlich am beſten paßt: alles dies ſind Fragen, deren Beantwortung der Gymnaſtik anheimfällt. Ja, ſelbſt wenn Jemand kein Verlangen trüge, die für die Künſte des Wettkampfs erforderliche Geſchicklichkeit und Kenntniß zu erreichen, ſo iſt es nichts deſto weniger Aufgabe des Turnlehrers und Gymnaſtikers, auch unter ſolchen Bedingungen der vorhandenen Anlage die nöthige Ausbildung zu verſchaffen [1]).

2. Aehnlich ſehen wir dies beim Arzte, Schiffbauer, Schneider und in jeder andern Kunſt eintreten. Es muß daher ebenſo auch die Sache ein und derſelben beſtimmten Wiſſenſchaft ſein, zu ermitteln,

---

[1]) Weder mangelnde Neigung noch mangelnde Anlagen entbinden die Wiſſenſchaft von der Pflicht, auch unter dieſen Umſtänden die zweckmäßigſte Weiſe anzugeben, ebenſo wie die Arzneiwiſſenſchaft auch den Kranken gut und richtig behandeln muß, der nicht mehr wiederherzuſtellen iſt, wie Ariſtot. ſelbſt in der Rhetorik I, Kap. 1. ſagt.

welches die beſte Staatsverfaſſung iſt, und wie beſchaffen die ſein müßte, welche — falls kein äußerliches Hinderniß eintritt, — die am meiſten wünſchenswerthe ſein dürfte. Sie hat ferner anzugeben, welche Verfaſſung für ein beſtimmtes Volk paßt, und welche nicht; denn Vielen iſt die Erreichung der abſolut beſten wohl gradezu unmöglich. Der tüchtige Geſetzgeber und der wahre Staatsmann muß daher ebenſowohl die abſolut vorzüglichſte, als die nach den vorliegenden Umſtänden relativ beſte genau kennen, und weiter muß er im Stande ſein, die Idee einer dritten zu faſſen, zu der ihm nach einer gewiſſen Annahme die Daten gegeben werden. Denn auch bei einer gegebenen Verfaſſung muß er zu erforſchen wiſſen, wie ſie wohl in's Leben treten, und wodurch ſie, wenn das geſchehen iſt, die längſte Dauer erhalten kann. Dieſer Fall kommt z. B. in Betracht, wenn eine Stadt weder überhaupt die beſte Verfaſſung beſitzt, und dabei die zu ihrem Beſtehen nothwendigen Elemente nicht ausreichend vorhanden ſind, noch ſelbſt nur eine ſo gute, als ſie auf die Grundlage der gegebenen Bedingungen möglich wäre, ſondern eine ſchlechtere.

3. Außerdem aber muß er ermitteln können, welche Verfaſſung für alle verſchiedene Staaten einem jeden am beſten paßt. Denn hier ſind die Schriftſteller über Politik, wenn ſie auch im Uebrigen viel Gutes ſagen, in der Angabe des praktiſch Brauchbaren fehl gegangen. Nicht bloß auf die beſte Verfaſſung nämlich hat man den Blick zu richten, ſondern auch auf die mögliche, imgleichen auf eine ſolche die ſich überall leichter einführen und allgemeiner anwenden läßt. Unſere heutigen Politiker aber ſuchen entweder die höchſte Spitze einer Verfaſſung[1]), die zu ihrer Vollkommenheit einer großen Maſſe von äußeren Begünſtigungen bedarf, oder ſie ſtellen eine mehr praktiſche auf, und dann preiſen ſie, mit Verwerfung der übrigen beſtehenden Verfaſſungen, die Lakoniſche oder ſonſt eine. — 4. Es iſt aber vielmehr die Aufgabe, eine ſolche politiſche Ordnung einzuführen,

---

[1]) Der Ausdruck: „die höchſte Spitze einer Verfaſſung" giebt das Ariſtoteliſche τὴν ἀκροτάτην nicht ganz genau wieder. Es iſt „die auf der ſchwindelnden Höhe der Abſtraktion ſtehende Verfaſſung" gemeint, mit der wie Ariſtoteles mit feinem Spotte ſagt, es meiſt die politiſirenden Philoſophen ſeiner Zeit zu thun haben.

deren Annahme ſich auf dem Grunde der beſtehenden Verhältniſſe ſofort empfiehlt, und für die ſich die Theilnahme aller als leicht zu gewinnen herausſtellt; denn es iſt kein weniger ſchwieriges Stück Arbeit eine Verfaſſung zu verbeſſern, als eine ſolche von vorn herab aufzuſtellen, wie ja auch das Umlernen nicht minder ſchwierig iſt, als das erſte Lernen. Es kommt alſo zu den an den Staatsmann zu machenden Forderungen, wie ſie vorhin erhoben wurden, noch die hinzu, daß er den beſtehenden Verfaſſungen aufzuhelfen wiſſe. Dies aber iſt unmöglich, wenn er nicht weiß, wie viele Arten von Verfaſſung es giebt. Heute aber meinen Manche, es gäbe nur eine Demokratie, und eine Oligarchie, was durchaus unrichtig iſt.

5. Ebenſo wie nun der Politiker mit dem verſchiedenen Charakter der Verfaſſungen und mit der Zahl ihrer Kombinationen bekannt ſein muß, ſo muß auch eine gleiche Einſicht ihn die beſten Geſetze erkennen laſſen, und diejenigen, welche einer jeden Verfaſſung gemäß ſind. Denn nach den Verfaſſungen müſſen ſich die Geſetze richten, und richten ſich auch insgemein darnach, nicht aber die Verfaſſungen nach den Geſetzen. Denn die Verfaſſung beſtimmt in einem Staate die obrigkeitliche Gewalt, die Art ihrer Vertheilung, die Souverainetät, ſo wie den Zweck, auf den ein jeder Staatsverein hinausläuft und den er verwirklichen will [1]). Die Geſetze dagegen ſind von den Beſtimmungen, welche den Charakter einer Verfaſſung angeben, wohl zu unterſcheiden; ſie ſind Beſtimmungen, nach welcher die Obrigkeiten regieren und die Uebertreter derſelben im Zaume halten ſollen [2]). 6. Aus dieſem Verhältniſſe zwiſchen beiden folgt aber

---

[1]) Kurz zuſammengefaßt heißt es in Ariſt. Rhetorik I, 8: Es darf aber das Ziel (Zweck) einer „Verfaſſung nicht unbeachtet bleiben; denn man wählt immer das, was zum Ziele führt. So iſt denn das Ziel der Demokratie Freiheit, der Oligarchie Reichthum, der Ariſtokratie was zur Bildung und Geſetzlichkeit gehört, der Tyrannis Bewahrung der eigenen Macht.

[2]) Der Unterſchied zwiſchen Konſtitution und dem Komplex der Geſetze, die das allgemeine Civilrecht bilden, iſt wichtig. Er wäre heute allen denen zu empfehlen, welche Gründe haben mögen, ihn nicht gelten zu laſſen, und die deshalb nicht oft genug, ſtatt von einer Konſtitution, von einem „Verfaſſungsgeſetz“ reden, das ein Geſetz ſei, wie jedes andere auch.

auch, daß man bei der Geſetzgebung die Anzahl und die Unterſchiede der Verfaſſungen innehaben muß, weil dieſelben Geſetze unmöglich allen Oligarchien, oder allen Demokratien förderlich ſein können, ſobald es nämlich in der That feſtſteht, daß es mehrere Arten und nicht blos eine Demokratie oder eine Oligarchie giebt.

Zweites Kapitel.

Kap. 2 Beſt. Wir unterſchieden zu Anfang der Unterſuchung von den Verfaſſungen drei normale Verfaſſungen, Königthum, Ariſtokratie und republikaniſche Verfaſſung, und drei Ausartungen derſelben: Tyrannis aus Königthum, Oligarchie aus Ariſtokratie, Demokratie aus republikaniſcher Verfaſſung (Politie). Von Ariſtokratie und Königthum haben wir bereits geſprochen; denn die beſte Verfaſſung zum Gegenſtand der Unterſuchung machen heißt ſo viel, als dieſe beide Formen zugleich mitbehandeln, da jede von beiden zu ihrem Beſtehen Tugend verlangt die zugleich mit äußern Hülfsmitteln ausgeſtattet iſt. Auch über den Unterſchied von Ariſtokratie und Königthum haben wir uns ausgeſprochen, und angegeben, wann eine Verfaſſung für Königthum gehalten werden müſſe. So bleibt uns denn nur noch die Entwicklung des Verfaſſungsſtaats im eigentlichſten Sinne, der den allgemeinen Namen Politie[1]) führt, allein übrig, und von den andern Verfaſſungen die Beſprechung der Oligarchie, der Demokratie und der Tyrannis.

2. Es fällt nun auch bei dieſen Entartungen leicht in die Augen, welche die ſchlimmſte und welche die nächſt ſchlimmſte iſt. Der ſchlimmſte Grad der Entartung nämlich muß ſich nothwendig in der erſten und göttlichſten der guten Verfaſſungen zeigen, im Königthum. Das Königthum, ſoll es nicht ein leerer Name ohne alle Realität ſein, beruht auf der überwiegenden Ueberlegenheit der königlichen Perſon[2]). Mithin iſt die Tyrannis eine Entartung im höchſten Grad

---

1) Republik, Freiſtaat.

2) Dies iſt die Anſicht des Ariſtoteles und des Alterthums über das Königthum. Es macht nicht, wie in den germaniſchen Staaten, den Anſpruch

und am weiteſten von dem Weſen der Verfaſſung entfernt. An ſie ſchließt ſich zunächſt die Oligarchie (denn die Ariſtokratie iſt von dieſer Verfaſſung ſehr weit entfern); die erträglichſte unter den entarteten Verfaſſungen iſt noch die Demokratie.

3. Ebenſo hat ſich darüber auch ſchon einer meiner Vorgänger [3]) ausgeſprochen, obgleich er dabei einen andern Geſichtspunkt im Auge hatte. Er urtheilte nämlich: unter allen guten Verfaſſungen, einer guten Oligarchie u. ſ. w. ſei die Demokratie die ſchlechteſte, und unter allen ſchlechten die beſte. 4. Dagegen erklären wir dieſe Verfaſſungen überhaupt für ſchlecht; und man kann nicht wohl ſagen, eine Oligarchie ſei beſſer, als eine andere, ſondern nur ſie ſei weniger ſchlecht. Wir laſſen indeſſen dieſe Kritik für jetzt bei Seite, indem wir zunächſt unſre Aufgabe darin ſehen, zu beſtimmen, wie groß bei der Annahme von mehreren Arten von Demokratie und Oligarchie die Zahl der daraus ſich herleitenden verſchiedenen Verfaſſungen iſt; wir beſtimmen zweitens: welche iſt die allgemein anwendbarſte und beſte nach der vollkommenſten; und wenn es irgend ſonſt eine ariſtokratiſche und wohl geordnete geben ſollte, die indeſſen für die Mehrzahl der Staaten nicht [4]) paßte, ſo wollen wir auch dieſe unterſuchen. Hierauf ermitteln wir die relative Brauchbarkeit der andern Verfaſſungsformen für dieſen oder für jenen Staat; denn es iſt doch wohl für den einen die Demokratie mehr die nothwendige Staatsform als die Oligarchie, und für den andern umgekehrt.

5. Hieran ſchließt ſich ſodann die Frage, wie man es, wenn man ſich für dieſe Verfaſſungen, z. B. für Demokratie oder Oligarchie mit ihren bezüglichen Spielarten entſchieden hat, mit der praktiſchen Einführung derſelben zu halten habe; und wenn endlich alle dieſe Fragen in Kürze ihre möglichſt gute Erledigung gefunden haben, ſo muß noch verſucht werden, nachzuweiſen, worin für dieſe Verfaſſungen, im Allgemeinen ſo gut als im Beſondern, die zerſtörenden und die erhaltenden Elemente liegen, und welche Urſachen vorzugsweiſe die einen oder die andern hervorbringen.

als ein in dem Organismus des Staates geforderter Stand aufzutreten, ſondern es beruht auf der Perſönlichkeit des Regenten.

3) Platon im „Staatsmann" (p. 303. a).

4) So nach Koraïs Verbeſſerung.

Drittes Kapitel.

Kap. 3 Anfg. Die Urſache der Mehrheit der Verfaſſungen liegt in der Mehrheit der einen jeden Staat bildenden Elemente. Zuerſt beſteht nämlich, wie wir ſehen, jeder Staat aus Familien, ſodann iſt von dieſer Maſſe nothwendig wieder ein Theil reich, ein anderer arm, ein dritter hält das Mittel. Von den Reichen und Armen bildet ein Theil das ſchwerbewaffnete Fußvolk, der andre hat keine Waffen. Das niedere Volk, ſehen wir, zerfällt in Ackerbauer, Handelsleute und Handarbeiter. Unter den Vornehmen bringen Reichthum und Größe des Beſitzes ebenfalls Unterſchiede hervor, wie z. B. das Halten von Pferden einen ſolchen kundgiebt; denn damit können ſich nicht leicht Leute ohne Vermögen befaſſen. — 2. Daher beſtanden in alten Zeiten in allen Staaten, deren Stärke in der Reiterei lag, oligarchiſche Verfaſſungen. Dieſer Waffe nämlich bediente man ſich in den Kriegen gegen die Nachbarn, wie das die Eretrier, Chalkidenſer und Magneten am Mäander[1]) und viele andere Staaten in Aſien thaten. Zu den vom Reichthum hervorgebrachten Unterſchieden geſellen ſich nun auch noch andere, die durch Abkunft, oder durch geiſtige Tüchtigkeit oder durch die übrigen bei Gelegenheit des ariſtokratiſchen Staates erwähnten[2]) Elemente erzeugt werden. Denn dort zählten wir die nothwendigen Beſtandtheile jedes Staats auf, weil dieſe entweder alle, oder in geringerer oder größerer Anzahl an den Regierungsrechten Antheil haben. — 3. Hieraus geht nun mit Nothwendigkeit das Vorhandenſein mehrerer der Art nach von einander verſchiedener Verfaſſungen hervor,

---

[1]) Ein Fluß in Großphrygien und Karien, der bei Milet in's Ikariſche Meer fließt. Er iſt berühmt wegen ſeiner vielen Krümmungen.

[2]) Im 3ten Buch. Denn dort philoſophirt Ariſtoteles über den beſten Staat, alſo auch über die Ariſtokratie, wie er ſie verſteht. Es fehlt im 3ten Buch nichts, was das Weſen der Ariſtokratie beſtimmt. Beſonders zieht dahin der dort gegebene Begriff des Bürgers, wie dieſer ſich in ſeiner höchſten Form für den Staat ausſpricht. Das vierte Buch nimmt daher ſeine richtige Stelle in dem ganzen Werke ein. S. Woltmann im Rhein. Muſeum, Erſter Jahrgang 1842. S. 345.

da ja auch dieſe Beſtandtheile der Art nach von einander verſchieden ſind. — Verfaſſung iſt nämlich die Anordnung der Regierungsgewalten. In dieſe theilen ſich alle Theilnehmer, entweder nach dem Vermögen, oder nach einem Gleichheitsprincipe welches gebildet wird aus dem, was die Armen gemeinſam oder was die Reichen gemeinſam haben, oder auch nach dem, was beiden gemein iſt [3]). Nothwendig giebt es alſo ſo viel Verfaſſungen, als nach Vorzügen und Unterſchieden der Staatsbeſtandtheile Anordnungen der Regierungsgewalt möglich ſind.

4. Hauptſächlich aber nimmt man zwei an, wie man zwei Hauptwinde, Nord- und Südwind annimmt, und die übrigen als Abweichungen von dieſen anſieht. Hier ſind das die zwei Verfaſſungen: Demokratie und Oligarchie; denn die Ariſtokratie hält man für eine Art Oligarchie, als ihr der Form nach verwandt, und den ſogenannten Verfaſſungsſtaat (Politie, Republik) für Demokratie, wie man den Weſtwind zum Nordwinde und den Oſtwind zum Südwinde rechnet. Ebenſo verhält ſich's auch mit den Harmonien, wie Einige behaupten. Auch hier ſpricht man von zwei Hauptarten, der Doriſchen und der Phrygiſchen, während die übrigen Kombinationen theils zu der einen, theils zu der andern Art gerechnet werden. 5. Vor dieſer gäng und gäben Eintheilung der Staatsverfaſſungen empfiehlt ſich nun die von uns gegebene durch Wahrheit und Zweckmäßigkeit, wonach nur zwei oder eine Verfaſſungen einer ſchönen Ordnung, die übrigen Entartungen ſind, im Gebiet der Harmonien Entartungen der ſchön gemiſchten Harmonie, — im Gebiet der Politik Entartungen der beſten Verfaſſung; und oligarchiſch ſind ſie bei einer konzentrirten und deſpotiſchen, demokratiſch bei einer ſchlaffen und unkräftigen Staatsgewalt.

6. Man darf aber nicht, wie Einige zu thun pflegen, Demokratie ſchlechtweg als die Staatsform definiren, wo die Menge der Souverain iſt — denn auch in Oligarchien, wie überall, iſt das der größere Theil — und ebenſowenig Oligarchie als die Staatsform, wo Wenige der Souverain ſind. Denn geſetzt, ein Staat beſtände in allem aus dreizehnhundert, und tauſend von dieſen wären reich, und Kap. 1 Lehr.

[3]) Wie z. B. die Freiheit.

gäben den dreihundert armen aber freigebornen keinen Antheil an der Regierung, so dürfte doch Niemand behaupten, diese lebten in einer Demokratie. Ebenso, wenn die Minderzahl arm wäre, aber die Obermacht hätte über die die Mehrzahl bildenden Reichen, so würde auch einen solchen Zustand Niemand Oligarchie nennen, wenn die Uebrigen, welche reich sind, von der Ehre der Regierungsrechte ausgeschlossen wären.

7. Es muß also vielmehr heißen: Demokratie ist, wenn die Freien der Souverain sind, Oligarchie, wenn die Reichen. Der zufällige Umstand freilich, nach welchem es sich in der Regel so trifft, daß der Freien viele, der Reichen wenige sind, berührt nicht die Nothwendigkeit der Sache. Denn wenn man, wie nach einigen Nachrichten in Aethiopien geschehen soll [4]), die Staatsämter nach der Leibesgröße verliehe, oder nach der Schönheit, so würde das auch Oligarchie sein; denn die Zahl der Schönen, wie der Großen ist gering.

8. Aber auch mit diesen Bestimmungen ist das Wesen dieser beiden Staatsformen nicht ausreichend bezeichnet. Vielmehr hat man, bei dem Vorhandensein mehrerer Bestandtheile in Demokratie wie in Oligarchie dann keine Demokratie anzunehmen, wenn eine Minderzahl von Freien über eine Mehrzahl von Unfreien, wie das in Apollonia [5]) am Jonischen Meer und in Thera [6]) der Fall ist, herrscht. In diesen beiden Staaten nämlich waren die Aemter in den Händen der durch edle Abkunft ausgezeichnetern Personen und der ersten Gründer der Kolonien, welche bei weitem die Minderzahl bildeten. Zweitens ist auch da keine Demokratie, wo die Reichen kraft ihrer Mehrzahl herrschen, wie vor Alters in Kolophon [7]), wo die Mehrzahl der Bürger

---

[4]) Nach Herodot wird bei den Aethiopiern der größte und stärkste Mann zum König gewählt. S. Herod. Buch 3, Kap. 20.

[5]) Kolonie am Adriatischen Meer, gegründet von zweihundert Korinthern, also mit Dorischer Verfassung. Apollonia behielt die ursprüngliche Kolonialverfassung am längsten bei, d. h. die Regierung blieb in den Händen der edlen Geschlechter und Nachkommen der ersten Kolonisten, die alle große Grundbesitzer waren.

[6]) Thera gehört zur Cycladengruppe. Die Insel hatte dorische Bevölkerung und Verfassung.

[7]) An der Westküste von Kleinasien, drei Stunden von Ephesus, Geburts-

vor dem Ausbruch des Krieges mit den Lydern große Vermögen erworben hatte. Sondern Demokratie iſt, wo die die Mehrzahl bildenden Freien und Armen, und Oligarchie, wo die die Minderzahl bildenden Reichen und Edlen der Souverain ſind.

9. Hiermit iſt nun das Vorhandenſein mehrerer Verfaſſungen, ſowie der Grund einer ſolchen Erſcheinung nachgewieſen. Da es aber ihrer mehrere giebt, als ich genannt habe, ſo will ich angeben, welche und warum, und dabei von dem vorhin erwähnten Ausgangspunkte ausgehen. Feſt ſteht, daß jeder Staat nicht aus einem, ſondern aus mehreren Beſtandtheilen beſteht. Wollten wir nun z. B. eine Klaſſifikation des Thierreichs aufſtellen, ſo würden wir zuerſt die für das Daſein eines jeden Thieres unentbehrlichen Organe, wie einige Sinneswerkzeuge, das Organ zur Aufnahme und Verarbeitung der Speiſe, Mund und Bauch, dazu die einem jeden angehörigen Fortbewegungsorgane ausſcheiden. — 10. Geſetzt nun, daß dies ſämmtliche Organe wären, unter ihnen aber Verſchiedenheiten vorkämen, z. B. mehre Gattungen von Mund, Bauch und weiter von Sinnes- und Bewegungswerkzeugen, ſo würden aus der Zahl ihrer verſchiedenen Verbindungen mit Nothwendigkeit mehrere Arten von Thieren hervorgehen, — denn es iſt unmöglich, daß ein und daſſelbe Thier eine mehrfach verſchiedene Mund- oder Ohrenform hat. Rechnet man nun alle möglichen Verbindungen dieſer Theile zuſammen, ſo hat man die Arten des Thierreichs, und zwar ſo viele, als eben Verbindungen der nothwendigen Glieder möglich ſind. — 11. Ganz ebenſo ſteht es mit den erwähnten Verfaſſungen. Denn auch die Staaten werden nicht durch einen, ſondern durch mehrere Beſtandtheile gebildet, wie es bereits oft geſagt worden iſt. Einer von dieſen producirt die Lebensmittel, das ſind die Landbauer; der zweite iſt die Handwerkerklaſſe, Thätigkeiten obliegend, ohne die kein Staat beſtehen kann, Thätigkeiten, die theils abſolut nothwendig ſind, theils auch dem Luxus und der Verſchönerung des Lebens dienen; der dritte iſt der Handelsſtand, das heißt die ganze Maſſe derjenigen, die ſich mit Kauf und Verkauf, mit

ort des Dichters Mimnermus und des Eleatiſchen Philoſophen Xenophanes. Die Stadt hatte eine große Seemacht und treffliche Reiterei. Sie kam nach 716 v. Chr. unter lydiſche Herrſchaft.

Groß- und Kleinhandel abgeben; der vierte iſt der der Taglöhner; den fünften bildet der Soldatenſtand, deſſen Daſein ebenſo nothwendig iſt als das der andern, wenn man nicht dem erſten beſten Angreifer als Knecht verfallen will. Denn es iſt doch wohl ein unmöglich Ding, einem Staate, der ſich von Natur zur Knechtſchaft eignete, die ehrende Benennung Staat zukommen zu laſſen [8]). Der Staat iſt ſich ſelbſt genügend, der Knecht nicht.

12. Von Sokrates [9]) iſt dieſer Gegenſtand in ſeinem „Staat" recht artig aber nicht befriedigend behandelt. Er behauptet dort, ein Staat beſtehe aus vier ganz nothwendigen Beſtandtheilen, und nennt als ſolche den Weber, den Landbauer, den Lederarbeiter und den Baumeiſter. Geleitet von dem Gefühl, daß dieſe nicht hinreichen, fügt er den Metallarbeiter, die Hirten für die nothwendigen Viehheerden und weiter den Groß- und Kleinhändler hinzu, und läßt durch dieſe alle die Lücken ſeines erſten Staates ausfüllen, als wenn überhaupt der Zweck eines jeden Staats nur die Befriedigung der nothwendigen Bedürfniſſe wäre, und nicht vielmehr das Schöne, und derſelbe der Lederarbeiter und Ackerbauer gleich ſehr bedürftig wäre; den die Waffen führenden Theil aber verleiht er ſeinem Staate nicht eher, als bis dieſer durch Ausdehnung ſeines Gebiets und durch Berührung des Nachbarlandes mit dieſem in Krieg geräth.

13. Aber ſelbſt wenn die vier, oder wenn ſonſt eine beliebige Zahl von Genoſſen zum Staatsverband zuſammentreten, ſo muß doch Jemand da ſein, der Jedem ſein Recht zuſpricht und das Richteramt übt. Wenn nun bei einem beſeelten Weſen die Seele als ein edlerer Beſtandtheil betrachtet werden muß als der Leib, ſo hat auch in den Staaten ein derſelben entſprechendes Element für etwas höheres zu gelten, als dasjenige, was nur zur Befriedigung der bloßen Nothdurft

---

[8]) Zu Ariſtoteles' Zeit war in den Griechiſchen Staaten bei vielen gebildeten Menſchen ſchon eine große Gleichgültigkeit gegen Unabhängigkeit und Freiheit des Staats zu finden. Wenn ſie ſelbſt nicht herrſchen konnten, war ihnen jeder Herr recht. Es war das eine ähnliche als die Freihandelspartei unſerer Tage, der auch die Herrſchaft der Knute nicht ſchrecklich iſt, wofern man ſie nur Geld genug erwerben läßt, um erforderlichen Falls den Zuchtmeiſter beſtechen zu können.

[9]) Platons Staat, Buch II, p. 370.

des Lebens dient; und das iſt hier der Theil, der die Waffen führt und der die Gerechtigkeit als Richter verſieht, und dazu gehören außerdem die Berather der höchſten Staatsintereſſen, deren Wirkſamkeit recht eigentlich der Ausdruck des politiſchen Verſtandes iſt. Es iſt dabei für die Sache gleichgültig, ob dieſe Funktionen an einzelnen Perſonen geſondert vertheilt, oder ob ſie in einer und derſelben vereinigt ſind, wie ja auch Kriegsdienſt und Ackerbau oft in denſelben Perſonen vereinigt gefunden werden. — 14. Hat man alſo dieſe wie jene als Beſtandtheile eines Staates anzuſehen, ſo iſt ein ſolcher auch der Kriegerſtand mit einleuchtender Nothwendigkeit. — Die ſiebente Klaſſe iſt die, welche mit ihrem Vermögen Staatsleiſtungen übernimmt[10]); dieſe nennen wir die Wohlhabenden. Die achte bilden die höchſten Staatsbeamten, und die Männer, welche ihre Zeit und Kräfte unentgeltlich der Verwaltung opfern, da ein Staat ohne Obrigkeiten nicht beſtehen kann. Es müſſen alſo Perſonen da ſein, welche obrigkeitliche Aemter zu verwalten im Stande ſind, und dieſe Leiſtung zum Beſten des Staats entweder anhaltend oder abwechſelnd übernehmen können. Endlich ſind noch die ſo eben näher beſtimmten Klaſſen übrig, welche die allgemeinen Angelegenheiten berathen, und zwiſchen den Partheien über die Rechtsverhältniſſe entſcheiden. Sollen nun alle dieſe Elemente im Staate vorhanden und in guter und gehöriger Beſchaffenheit vorhanden ſein, ſo iſt dazu auch das Daſein von Perſonen, welche die Tugend wahrer Staatsmänner beſitzen, unerläßlich.

15. Nun können zwar, nach einer allgemeinen Anſicht, die übrigen Fähigkeiten in denſelben Perſonen vereint ſein; es können z. B. Soldat, Landbauer, Handwerker in einer Perſon vereint ſein, die Berather und Richter desgleichen, wie denn auch alle auf politiſche Tüchtigkeit Anſpruch machen, und meinen, ſie könnten die meiſten Aemter verwalten. Nur Reichthum und Armuth können nicht in denſelben Perſonen beiſammen ſein, und deshalb gelten die Reichen und die Armen für Hauptbeſtandtheile eines Staats. Und weil in der Regel die Einen die Minder-, die Andern die Mehrzahl bilden, ſo ſtellen ſie ſich anſcheinend als zwei einander entgegengeſetzte politiſche Elemente

[10]) Ariſtoteles hat im Folgenden Veranlaſſung ſie von den Magiſtraten zu trennen.

heraus, weshalb man nach dem Uebergewicht der Einen oder der Andern die Staatsverfassungen aufstellt, die somit auf zwei Formen, Demokratie und Oligarchie, beschränkt zu sein scheinen. Daß es nun mehrere Staatsverfassungen giebt, und warum, ist oben gesagt worden; jetzt wollen wir zeigen, daß es auch von Demokratie und Oligarchie mehrere Arten gibt.

Viertes Kapitel.

Kap. 5 Volk. Es geht dies eigentlich schon aus unserer obigen Mittheilung hervor, insofern das niedere Volk und die sogenannten Vornehmen *) verschiedene Bestandtheile enthalten. Dergleichen sind z. B. im Volk: die Landbauer, ein zweiter die Handwerker, ein dritter die Handelsklasse, die sich mit Kauf und Verkauf abgiebt, ein andrer die Seeleute, sei es daß sie die Kriegsmarine bilden, oder Kauffahrer, Rheder oder Fischer sind. (An vielen Orten ist nämlich die eine oder die andre dieser Klassen sehr zahlreich, wie die Fischer in Tarent und Byzanz [1]), die Kriegsmatrosen in Athen, die Kauffahrteischiffer in Aegina und Chios, die Transportschiffer [2]) in Tenedos.) Dazu kommen die Handarbeiter für Lohn, die wegen ihrer dürftigen Mittel nicht stille sitzen dürfen, dann diejenigen Freien, deren Eltern nicht beide Bürger waren, und weiter dem ähnliche Spielarten der großen Masse. Die vornehme Klasse scheidet sich in ähnlicher Weise nach Reichthum, Geburtsadel, Tüchtigkeit und Bildung.

---

*) Der Aristotelische Textausdruck (οἱ γνώριμοι) bedeutet wörtlich: „die Bekannten", die welche jeder kennt, und entspricht somit unserem Ausdrucke: „die Angesehenen".

[1]) Tarent, dorische Kolonie in Süditalien; Byzanz das nachmalige Konstantinopel. Aegina Insel im Busen von Aegina. Chios Insel im Aegäischen Meer.

[2]) Der Ausdruck des Originals berechtigt auch zu der Annahme, daß Rheder und Lootsen mitgemeint seien. Lootsen waren für die Einfahrt in die Meerenge von Gallipoli (Hellespont) von Tenedos (Baktscha-Adassi) aus wohl zu gebrauchen.

2. Demokratie heißt nun zuerſt die vorzugsweiſe auf Gleichheit begründete Staatsform. Die Gleichheit beſteht nach dem Grundgeſetz dieſer Demokratie darin, daß die Armen nicht ausgedehntere Regierungsrechte haben als die Reichen, daß auch keiner von beiden Theilen der vorzugsweiſe Souverain iſt, ſondern beide gleichmäßig. Wenn ſich nun Freiheit und Gleichheit, wie Einige annehmen, vorzugsweiſe in der Demokratie finden ſoll, ſo kann dies hauptſächlich nur dadurch geſchehen, daß die politiſchen Rechte aller Staatsmitglieder völlig gleich ſind. Da aber das Volk die Mehrzahl ausmacht, und die Beſchlüſſe der Mehrzahl entſcheidend ſind, ſo muß dieſe Form nothwendig Demokratie ſein. Hier haben wir alſo eine Art der Demokratie.

3. Eine andere iſt die, in der die Gelangung zu Staatsämtern von einem Cenſus abhängt, der aber niedrig iſt. Jeder, der das gehörige Vermögen erwirbt, muß zu denſelben gelangen können, und wer ſein Vermögen verloren, davon ausgeſchloſſen ſein. Nach einer dritten Art der Demokratie haben alle Bürger, ſofern ſie unbeſcholten ſind, jene Befähigung; übrigens aber herrſcht das Geſetz. Nach einer vierten gelangen Alle, wofern ſie nur Bürger ſind, dazu; im Uebrigen herrſcht das Geſetz. Die fünfte Art gleicht in allen Stücken der vorigen, nur iſt in ihr die Maſſe der Souverain und nicht das Geſetz.

4. Dieſer Fall aber tritt dann ein, wenn die jedesmaligen Volksbeſchlüſſe entſcheidend ſind, und nicht das Geſetz. Hier nun zeigt ſich die Wirkſamkeit der Demagogen. In Demokratieen, wo das Geſetz entſcheidet, kann kein Demagoge aufkommen, ſondern die Tüchtigſten unter den Bürgern ſind die Stimmführer[3]). Wo aber das Geſetz nicht der Souverain iſt, da treten Demagogen auf. Dann nämlich wird das Volk Monarch, als kollektives Individuum, inſofern die Vielen die höchſte Gewalt haben, nicht als Einzelne für ſich, ſondern zuſammengenommen. Welche Art von „Vielherrſchaft" übrigens Homer im Sinn gehabt hat, wenn er dieſelbe „nicht gut" nennt[4]), ob

[3]) Nämlich wie Vorſitzer und Vorſtände, deren Wort die jedesmaligen Verſammlungen leitet. Lindau.

[4]) Homer läßt den Odyſſeus die berühmten Verſe ausrufen: „Nimmer

dieſe, oder jene, wo aus einer Menge jeder Einzelne für ſich Herrſchermacht übt, iſt nicht klar.

5. Ein ſolches Volk nun ſucht in ſeiner Eigenſchaft als Monarch, weil es nicht vom Geſetz beherrſcht wird, auch monarchiſch zu regieren, und wird despotiſch, ſo daß bei ihm die Schmeichler zu Ehren kommen. Eine ſolche Volksherrſchaft entſpricht unter den Monarchieen der Tyrannis. Darum iſt auch der Charakter derſelbe, und beide unterdrücken despotiſch alle Beſſeren; die Volksbeſchlüſſe ſind hier, was dort die Ordonnanzen, und der Demagog iſt vollkommen daſſelbe was der Schmeichler, daher beide hier wie dort den meiſten Einfluß haben, die Schmeichler bei dem Tyrannen, die Demagogen bei einem ſolchen Volke. — 6. Ja, ſie zumeiſt ſind Schuld daran, daß die Volksbeſchlüſſe und nicht die Geſetze entſcheiden, dadurch daß ſie Alles vor das Volk ziehen. Sie werden nämlich dadurch ſelbſt mächtig, daß das Volk unbeſchränkte Macht über Alles übt, ſie aber wieder über deſſen Meinung, welche ſie durch ihre Beredſamkeit zu lenken wiſſen. Ferner ermangeln auch diejenigen, welche die Magiſtraten anklagen, nicht, Alles ausſchließlich dem Richterſpruch des Volks anheim zu ſtellen. Dieſes geht natürlich auf den Vorſchlag zu einer außerordentlichen Entſcheidung gerne ein, und ſo verlieren alle Magiſtraturen vollends Halt und Würde. — 7. Mit Recht dürfte man daher dieſer Demokratie den Vorwurf machen, ſie ſei keine Verfaſſung. Denn wo nicht das Geſetz herrſcht, da ſei keine Verfaſſung. Das Geſetz muß in ſeiner allgemeinen Herrſchaft ſich über Alles erſtrecken, während über die Einzelfälle den Obrigkeiten und der Verfaſſung die Entſcheidung zuſteht. Soll mithin der Demokratie auch wirklich ein Platz unter den Verfaſſungen gebühren, ſo iſt doch offenbar ein ſolcher Zuſtand, wo Alles durch Volksbeſchlüſſe geſchieht, auch nicht einmal Demokratie im eigentlichen Verſtande zu nennen, weil kein Dekret etwas Allgemei-

---

Gedeihen bringt Vielherrſchaft, nur einer ſei Herrſcher." Il. 2, 204. Man ſieht aus dieſer Stelle, wie Homer bei den Griechen faſt ganz die Stelle der Bibel einnimmt. Anſprüche die dem engſten Zuſammenhang des Gedichts angehören, müſſen ſich dazu bequemen durch Deutung zu Beweiſen für die naheliegendſten Verhältniſſe verwandt zu werden. Ariſtoteles jedoch erſcheint hier, wie auch ſonſt, durchaus frei von dem herrſchenden Autoritätsglauben.

nes ſein kann [5]). Hiermit wären nun die Arten von Demokratie unterſchieden und feſtgeſtellt.

Fünftes Kapitel.

Das unterſcheidende Merkmal einer erſten Art von Oligarchie beſteht darin, daß die Gelangung zu obrigkeitlichen Aemtern von einem ſo hohen Cenſus abhängig iſt, daß er die die Mehrzahl ausmachenden Armen von der Regierung ausſchließt, die nur denen zugänglich iſt, welche das geſetzlich verordnete Vermögen erwerben. In einer zweiten Art berechtigt ebenfalls ein hoher Cenſus zu Staatsämtern, aber man ergänzt ſich, wo der berechtigten Individuen nicht genug vorhanden ſind, durch Kooptation. Berückſichtigt man dabei Alle [1]), ſo iſt dies mehr ariſtokratiſch, beſchränkt man ſich auf eine beſtimmte Zahl, oligarchiſch. Eine dritte Form iſt die, wo der Sohn dem Vater im Amt folgt. Die vierte Art endlich verbindet die erwähnte Erblichkeit der Aemter mit der an die Stelle des Geſetzes tretenden Herrſchaft der Magiſtrate, und dieſe Form iſt unter den Oligarchieen ein Seitenſtück deſſen, was Tyrannis unter den Monarchien, und die zuletzt beſprochene Demokratie unter den Demokratieen iſt. Daher giebt man denn auch einer derartigen Oligarchie die Benennung Dynaſtenregiment.

2. Dies ſind die verſchiedenen Arten von Oligarchie und Demokratie. Dabei darf man aber eine ſich an vielen Orten darbietende Erſcheinung nicht überſehen, daß mancher Staat, ohne eigentlich demokratiſche Verfaſſung zu haben, dennoch in Folge der herrſchenden Sitte und Lebensweiſe volksthümlich verwaltet wird [2]), und daß ebenſo umgekehrt mancher Staat von einer geſetzlich mehr demokrati-

---

5) Wie das Geſetz es iſt.

1) Und nicht blos die Begüterten.

2) Grade ſo wie heute auch der Selbſtherrſcher in einigen Ländern der äußern Form nach mit Hülfe der Truppen unumſchränkt zu herrſchen ſcheint, die demokratiſchen Formen in Sitte und Leben aber nicht brechen kann, vielmehr die „öffentliche Meinung" über ſich erkennen muß, mit der es denn freilich im Grunde nicht allzuviel auf ſich hat, da es der Tyrannei nicht an Mitteln fehlt öffentliche Meinung zu machen.

ſchen Verfaſſung wegen der Lebensweiſe und Geſittung eine mehr oligarchiſche Verwaltung zeigt. Dieſer Fall tritt beſonders nach Staatsumwälzungen ein: man vermeidet da die ſchroffen Uebergänge, die Partheien begnügen ſich vielmehr zu Anfang damit, kleine Vortheile einander abzugewinnen, ſo daß die früheren Geſetze wohl bleiben, dabei aber die Parthei das Uebergewicht hat, von der die Umwälzung ausgeht.

Kap. 6 Sekt. 3. Die aufgeſtellte Anzahl von Demokratien und Oligarchien geht nun aus unſerer gegebenen Entwicklung klar hervor; denn es müſſen nothwendig entweder alle jene aufgezählten Beſtandtheile des Volks Antheil an den Regierungsrechten haben, oder es haben ihn einige, und die andern ſind ausgeſchloſſen. Wenn nun die Klaſſe der ackerbauenden und mäßig begüterten Bevölkerung der Souverain iſt, ſo iſt das eine geſetzliche Verfaſſung; denn die Bevölkerung hat zu leben, wenn ſie arbeitet, kann aber nicht müßig gehen, und daron iſt die Folge, daß ſie mit dem Geſetz an der Spitze ſich begnügend, Volksverſammlungen nur in nothwendigen Fällen hält. Den übrigen Bürgern fällt der Antheil an den Regierungsrechten mit dem Beſitz des durch das Geſetz verordneten Cenſus zu, ſo daß kein Beſitzender ausgeſchloſſen iſt; es würde Oligarchie ſein, die ſo angegebene Befugniß nicht ganz allgemein gelten zu laſſen, und zum Müßiggang kann ſie unmöglich Jemand einladen, wenn er keine feſten Einkünfte hat. Aus dieſen Urſachen alſo entſteht eine Art Demokratie.

4. Eine zweite Art ergiebt ſich aus dem damit verbundenen Wahlmodus. Hier ſteht geſetzlich allen Perſonen von makelloſer Abkunft Antheil an den Regierungsrechten zu, aber faktiſch treten in den Genuß derſelben nur diejenigen, welche müßig ſein können. In einer ſolchen Demokratie herrſchen die Geſetze, denn der Mangel an hinreichenden Einkünften hält vom Politiſiren[3]) ab. In einer dritten ſind alle freien Leute geſetzlich Vollbürger, faktiſch aber nicht alle, wegen der eben erwähnten Urſachen, daher denn auch hier das Geſetz herrſcht. — 5. Die vierte Art der Demokratie iſt endlich die, welche ſich der Zeit nach zuletzt in den Staaten gebildet hat. Weil nämlich die Staaten ſich weit über ihren anfänglichen Zuſtand hinaus vergrößert

3) D. h. von dem Betreiben von Staatsgeſchäften.

und reiche Einkünfte gewonnen haben, ſo haben Alle Antheil an der Staatsregierung, eben wegen des Uebergewichts, das die Maſſen erlangt haben. Vermöge der gewonnenen Muße aber befaſſen ſie ſich auch wirklich mit Regierung und Verwaltung, wozu nun auch die Unbemittelten wegen der aus Staatsmitteln ihnen zufließenden Beſoldungen befähigt ſind. Ja, es hat dieſe Maſſe alsdann die meiſte Muße; denn die Sorge um ihre Angelegenheiten behindert ſie nicht, während dieſelbe gerade die Reichen behindert, und ihnen öfters die Theilnahme an Volksverſammlungen oder Gerichten unmöglich macht. So geht die oberſte Gewalt im Staat von den Geſetzen an die Maſſe des armen Volks über. — Dies ſind alſo die verſchiedenen Arten der Demokratie und dies ihre Urſachen.

6. Wir gehen zur Oligarchie über. Die erſte Form derſelben findet ſich da, wo die Mehrzahl Vermögen, aber ein mäßiges und nicht gar großes beſitzt, welches alsdann den Beſitzer zur Theilnahme an den Regierungsrechten befähigt. Und gerade wegen der großen Anzahl der auf dieſe Weiſe zur politiſchen Gewalt Berechtigten liegt die höchſte Staatsgewalt nothwendig nicht in den Händen der Menſchen, ſondern ruht beim Geſetz. Je weiter ihre große Anzahl ſie von einer monarchiſchen Einheit entfernt, je weniger ein nur mäßiges Vermögen ihnen die Hingabe an ſorgloſe Muße verſtattet, wobei ſie jedoch bemittelt genug ſind, um des Unterhalts aus Staatsmitteln nicht zu bedürfen, um ſo mehr werden ſie geneigt ſein, die Herrſchaft des Geſetzes der Herrſchaft ihres Gleichen über ſie vorzuziehen.

7. Sind hingegen der Begüterten weniger, als in der eben aufgeſtellten Art, ihr Vermögen aber größer, ſo entſteht die zweite Form der Oligarchie. Hier nämlich erzeugt der Beſitz größerer Machtmittel auch größere Anſprüche; die Reichen wählen daher aus der Zahl der übrigen Bürger die in die Staatsverwaltung Eintretenden. Weil ihre Macht aber noch nicht ſo groß iſt, daß ſie ohne Geſetz herrſchen könnten, ſo geben ſie Geſetze, welche für dieſen Zuſtand paſſen. — 8. Steigert ſich aber intenſiv ihre Macht dadurch, daß ihre Anzahl noch geringer, ihr Vermögen noch größer wird, ſo entſteht die dritte Stufe der Oligarchie, in der ſie, freilich nach einem Geſetze, kraft deſſen nach ihrem Tode ihre Söhne ihnen im Amte

nachfolgen, im ausschließlichen Besitz der Staatsämter sind. Erreicht aber endlich ihre Macht durch Reichthum und Anhang den höchsten Grad, so nähert sich eine solche Dynastenherrschaft der Monarchie, und die höchste Gewalt geht vom Gesetz auf die Menschen über. Dies ist die vierte Form der Oligarchie, und sie bildet ein Seitenstück zu der letzten Form der Demokratie.

Kap. 7 Beil. 9. Außer Demokratie und Oligarchie giebt es nun noch zwei Staatsformen, deren eine von allen Staatsrechtslehrern und auch von uns zu den bekannten vier Verfassungsformen gerechnet wird. Diese vier heißen Monarchie, Oligarchie, Demokratie, und viertens die sogenannte Aristokratie. Eine fünfte aber ist die, welche den allen gemeinsamen Namen führt und schlechtweg Politie (Verfassungs- und Freistaat) heißt. Da sie aber nicht häufig vorkommt, so wird sie von denen, welche die Verfassungsformen aufzuzählen versuchen, übersehen, und sie bleiben bei den vieren stehen, wie Platon in seinen Büchern vom Staat.

10. Aristokratie nennt man nun mit vollem Recht die in den ersten Untersuchungen [4]) von uns besprochene Verfassung; denn eine Verfassung, mit Männern an der Spitze, die in Hinsicht auf sittlichen Werth die absolut besten sind, und nicht bloß gute Männer im Sinne irgend einer beschränkenden Voraussetzung heißen, verdient allein den Namen Aristokratie zu führen. In ihr allein fällt schlechthin der gute Mensch mit dem guten Bürger zusammen, während in den andern der Begriff des guten Bürgers relativ ist und von der jedesmaligen Verfassung bestimmt wird. Allerdings aber giebt es noch einige Formen, welche von den oligarchisch verwalteten, wie von dem sogenannten Verfassungsstaat verschieden, auch Aristokratien heißen; und das sind diejenigen, in welchen man die Magistrate nicht allein nach dem Reichthum, sondern auch nach der sittlichen Tüchtigkeit wählt. — 11. Diese Staatsform ist von Oligarchie und Verfassungsstaat verschieden, und heißt aristokratisch. Denn auch da, wo die Ausbildung des Geistes und Herzens nicht Gegenstand der gemeinsamen Sorge des Staats ist, giebt es gleichwohl Männer von anerkannter Achtung und Tugend. Wo also in einer Verfassung Reichthum, sittlicher Werth und

[4]) S. oben Buch III. Kap. 2, Anmerkung zu §. 10.

Volksſtimme zu Regierungselementen genommen werden, wie in Karthago [5]), da iſt dieſe ariſtokratiſch. Auch da iſt ſie es, wo wie in Lakedämon auf die beiden letzteren Elemente allein, auf den ſittlichen Werth und auf den Geiſt des Volks Rückſicht genommen wird, und Demokratie und Tugend eine Miſchung eingehen. So hat alſo die Ariſtokratie neben ihrer erſten und vollkommenſten Form noch dieſe zwei erwähnten Formen; und eine dritte bilden alle diejenigen Verfaſſungen, welche von dem vorzugsweiſe ſo genannten Verfaſſungsſtaate mehr und mehr zur Oligarchie hinneigen.

Sechstes Kapitel.

Es iſt uns nun noch übrig von dem ſogenannten republikaniſchen Verfaſſungsſtaat, oder von der Politie [1]) zu reden und von der Tyrannis. Dem erſteren habe ich hier ſeine Stelle angewieſen, obſchon dieſe Form ebenſo wenig für eine Ausartung gilt als die eben beſprochenen Ariſtokratieen, weil im Sinne der Wahrheit eigentlich alle Verfaſſungen Abweichungen von der beſten ſind. Dann aber zählt man ſie unter jenen Ariſtokratieen mit auf, und von beiden giebt es Entartungen, wie wir das zu Anfang geſagt haben. Der Tyrannis aber wird mit Recht darin zuletzt gedacht, weil ſie von allen am wenigſten dem Weſen einer Verfaſſung entſpricht, wir aber es gerade hier mit Verfaſſung zu thun haben. So viel von dem Grunde dieſer Anordnung; wenden wir uns jetzt zum republikaniſchen Verfaſſungsſtaat, zu der Politie. Kap. 6 Bekk.

---

[5]) Das griechiſche Alterthum rühmt die Verfaſſung von Karthago, wie denn die Karthager in Hinſicht der Künſte, der Bildung, des geſellſchaftlichen Lebens im Ganzen den Griechen nicht nachſtanden. In dem Entſcheidungskrieg zwiſchen Karthago und Rom ſtanden die Sympathieen der Griechiſchen Welt auf Karthagiſcher Seite. Wie tief Griechiſche Bildung in Karthago eingedrungen war, beweiſt das Verbot der griechiſchen Litteratur in Karthago, das aber nicht lange beſtand. Auch Polybius, durchdrungen von dem Werthe der Römiſchen Verfaſſung, ſtellt doch die Karthagiſche dieſer völlig gleich.

[1]) S. Buch III. Kap. 5.

2. Nach den über Oligarchie und Demokratie aufgeſtellten Beſtimmungen erſcheint das Weſen einer ſolchen Verfaſſung ſchon viel klarer. Sie iſt, um es einfach zu ſagen, eine Miſchung von Oligarchie und Demokratie, nur daß man gewöhnlich die zur Demokratie hinneigenden, Republiken, die zur Oligarchie, lieber Ariſtokratieen nennt, weil mit größerem Reichthum auch eher Bildung und Adel verbunden zu ſein pflegt, und weil der Reichthum, um deſſen Erlangung ſo viel Ungerechtigkeit begangen wird, wegen ſeines feſten Beſitzes hier zu dergleichen nicht mehr zu verleiten ſcheint, daher man denn auch Leute dieſer Art „Ehrenmänner“ und „Angeſehene“ nennt.

3. Da nun die Ariſtokratie das Streben zeigt, den beſten Bürgern im Staat das Uebergewicht zu geben, ſo behauptet man auch wohl von den Oligarchieen, daß ſie aus überwiegend edlen und tugendhaften Männern beſtehen. Nun ſcheint es durchaus unmöglich, ſich einen ariſtokratiſch regierten Staat nicht zugleich als geſetzlich wohl geordnet vorzuſtellen, ſondern vielmehr einen von ſchlechten Menſchen regierten, und ebenſo unmöglich ſcheint es, ſich einen geſetzlich nicht wohl geordneten Staat als ariſtokratiſch zu denken. Dieſe Wohlgeſetzlichkeit beſteht aber nicht bloß in der Güte und Trefflichkeit der verfaßten Geſetze, ſondern es gehört dazu auch der Gehorſam gegen dieſelben. Daher iſt die Wohlgeſetzlichkeit doppelt zu faſſen, einmal als Gehorſam gegen die beſtehenden Geſetze, und dann als die Vortrefflichkeit dieſer Geſetze ſelbſt, die für die Staatsangehörigen bindende Kraft haben; denn man kann auch ſchlechten Geſetzen gehorſam ſein. — Hier nun ſind wieder zwei Fälle möglich: entweder die „guten Geſetze ſind die möglichſt beſten, die die Umſtände geſtatten, oder ſie ſind die unbedingt beſten.

4. Für die Ariſtokratie gilt als charakteriſtiſches Merkmal, daß die Tugend Bedingung iſt, Staatsämter zu erlangen. Denn der Charakter der Ariſtokratie iſt Tugend, der der Oligarchie Reichthum, der der Demokratie freie Geburt. Die Mehrheit der Stimmen beim Beſchlüſſefaſſen liegt allen zum Grunde; denn was in Oligarchie, Ariſtokratie und in Demokratieen die Mehrheit derer die die Regierung führen beſchloſſen hat, das hat geſetzliche Kraft. In den meiſten Staaten nun liegt ſchon die Form des Verfaſſungsſtaats (Politie) verborgen, weil man in ihnen lediglich nur auf die Vereinigung von Reichen und

Armen, von Reichthum und Freiheit ſieht. [Der ſittliche Werth kommt nicht in Betracht;] denn faſt überall gelten die Wohlhabenden zugleich für die gebildetere und ſittlich höhere Klaſſe.

5. Da nun drei Elemente es ſind, die ſich die Gleichheit der Regierungsrechte ſtreitig machen, freie Geburt, Reichthum, Tugend (denn ein vierter, der Adel iſt in jener beiden Gefolge, weil Adel langererbter Reichthum und Tugend[2]) iſt) ſo muß man offenbar die Miſchung jener beiden Elemente, der Reichen und der Armen Politie nennen; den Staat dagegen, in welchem alle drei eine Miſchung eingehen, eher als jeden andern, Ariſtokratie heißen, mit Ausnahme jener wahren erſten Demokratie[3]).

Wir haben alſo dargethan, daß es noch andere Staatsformen giebt, als Monarchie, Demokratie und Oligarchie. Wir haben ihr Weſen, die Unterſchiede der Ariſtokratieen unter einander, ſowie den Unterſchied der Verfaſſungsſtaaten von der Ariſtokratie zu zeigen und auch deutlich zu machen verſucht, daß ſie nicht eben weit auseinander liegen.

Siebentes Kapitel.

Kap. 9 Bekk.

Auf die vorſtehende Entwicklung wollen wir nun die Unterſuchung folgen laſſen, wie außer und neben Demokratie und Oligarchie die ſogenannte Politie entſtehe, und wie ſie einzurichten ſei. Dabei werden zugleich die die Demokratie und Oligarchie trennenden Unterſchiede zum Vorſchein kommen. Mit der Zerſetzung dieſer beiden Formen hat man nämlich anzufangen, worauf man alsdann aus jeder von Beiden gleichſam einen neuen Beitrag zu der neuen Zuſammenſetzung entnehmen muß.

2. Es iſt eine dreifache Weiſe der Zuſammenſchmelzung und Vereinigung von Demokratie und Oligarchie möglich. Man wirft nämlich die legislativen Beſtimmungen beider Verfaſſungen über einen

[2]) In einem Geſchlecht. So lautete Ariſtoteles Definition in der Schrift „vom Adel".

[3]) S. oben Buch III, Kap. 5.

Gegenſtand, z. B. über die Rechtspflege, zuſammen. Wenn in den Oligarchieen die Reichen, welche ſich dem Richteramt entziehen, Geldſtrafe zahlen müſſen, während die dabei fungirenden Armen nicht Entſchädigungsgelder[1]) erhalten, wenn dagegen in den Demokratieen zwar den Armen dieſe Gelder gezahlt werden, den Reichen aber keine Strafe auferlegt wird, ſo nehme man das gemeinſchaftliche Mittel aus Beiden[1a]), und man hat eine republikaniſche, weil aus beiden Verfaſſungen gemiſchte, Inſtitution. Dies wäre eine Art der Verſchmelzung.

3. Eine zweite Art würde darin beſtehen, daß man zwiſchen den geſetzlichen Verordnungen Beider einen Mittelweg träfe. Z. B. wenn in der Demokratie zur Theilnahme an den Volksverſammlungen entweder gar kein Cenſus, oder doch nur ein höchſt geringer berechtigt, dort aber ein hoher, ſo nimmt man in Ermangelung eines Mittels das beiden gemein wäre, keinen dieſer beiden Sätze, ſondern einen mittleren Vermögensſatz zwiſchen beiden. In einer dritten Art entnimmt man, bei zwei geſetzlichen Beſtimmungen, einen Theil aus dem oligarchiſchen, den andern aus dem demokratiſchen Geſetze. Ich meine ſo. Es gilt z. B. für demokratiſch, daß die Staatsämter durchs Loos, für oligarchiſch, daß ſie durch Wahl beſetzt werden, und wieder für demokratiſch, daß dabei nicht der Cenſus, für oligarchiſch, daß der Cenſus berückſichtigt wird. Folglich entnimmt man im Sinne eines ariſtokratiſchen und republikaniſchen Inſtituts das Eine aus dieſer, das Andere aus jener Form: aus der Oligarchie die Beſetzung der Staatsämter durch Wahl, aus der Demokratie den hierbei verordneten Ausſchluß des Cenſus. So verbindet man Beides.

4. Die Probe einer gut getroffenen Miſchung von Demokratie und Oligarchie würde nun dieſe ſein, wenn es möglich wäre, einen und denſelben Staat ebenſo gut Demokratie, wie Oligarchie zu nennen. Gerade die gute Miſchung wird hier bei Allen ein Schwanken in der Benennung hervorbringen, wie das denn bei dem Mittelweg überhaupt zutrifft, in welchem, wie in der Verfaſſung der Lakedämonier

---

[1]) Dies iſt der Grundbegriff deſſen, was die Alten „Beſoldungen" heißen.

[1a]) Nämlich Strafgelder der Reichen und Entſchädigung der Armen.

geſchieht, jedes der beiden Extreme zur Erſcheinung kommt. — 5. So gilt die genannte Verfaſſung bei Vielen für eine Demokratie, weil ſie viele demokratiſche Einrichtungen hat, wie z. B. gleich die Kindererziehung. Es werden nämlich dort die Kinder der Reichen ganz ſo erzogen, wie die der Armen, und die Bildung, welche den erſteren zu Theil wird, können die Kinder der Armen auch erlangen. Daſſelbe findet in der nächſtfolgenden Altersſtufe und nach dem Eintritt in die Mannesjahre ſtatt, und nichts zeichnet da den Reichen vor dem Armen aus. Ebenſo iſt die Koſt für alle dieſelbe in den gemeinſchaftlichen Mahlzeiten [2]), und des Reichen Kleidung [3]) iſt der Art, daß ſie ſich jeder Arme auch verſchaffen kann. Demokratiſch iſt ferner die Einrichtung, daß das Volk die eine der höchſten Magiſtraturen durch ſeine Wahl beſetzt, und daß Leute aus der Gemeinde zu der andern ſelbſt wählbar ſind. Das Volk wählt nämlich den Rath der Alten (Geronten), während das Ephorenamt Leute aus dem Volk ſelbſt bekleiden können. Nach der Anſicht Anderer gilt dagegen dieſe Verfaſſung für eine Oligarchie, wegen ihrer zahlreichen oligarchiſchen Beſtandtheile, als da ſind: die Beſtellung zu allen Aemtern durch Wahl, der hierbei gebotene gänzliche Ausſchluß des Looſes, die nur in wenigen Händen liegende Befugniß, Todesſtrafe und Verbannung zu verhängen, und andere Elemente der Art.

6. Der durch eine gelungene Miſchung erwachſene Verfaſſungsſtaat muß nun ganz ſo ausſehen wie Oligarchie und wie Demokratie, und nicht nur wie *eine* dieſer beiden Formen. Er muß ſich ferner

---

[2]) Als einſt König Agis, vom Kriege gegen Athen zurückgekehrt, begehrte, daß man ihm ſeine Portion von der Gemeindemahlzeit in's Haus ſchicken möchte, weil er dort mit ſeiner Frau zu ſpeiſen wünſchte, ward ihm dies nicht gewährt. Plutarch im Leben des Lykurg 12. Der Beitrag zu den Mahlen betrug monatlich für jeden Speiſegaſt einen Scheffel Gerſtengraupe, 8 Kannen Wein, eine ziemliche Menge Käſe (als vorzugsweiſe nährend) dritthalb Pfund Feigen, und eine Kleinigkeit an Geld. Wer dieſen Beitrag nicht aufbrachte, ward aus der Zahl der Vollbürger geſtrichen. S. oben II, 6, 21.

[3]) Sie war ein mantelförmiger Ueberwurf von grobem Tuch und knappem Maaß. Dazu ein Unterkleid aus grobem Wollenzeug, wie ein Männerhemd geformt, bis an's Knie reichend, ohne Aermel. Die Fußbekleidung iſt eine einfache Lederſohle für Männer, mit Befeſtigungsriemen. Jeder Mann trug einen tüchtigen Stock.

durch die Kraft ſeines eigenen Weſens aufrecht erhalten, nicht aber durch Unterſtützung vom Auslande her, etwa dadurch daß der größere Theil ſeiner Nachbarn ſich für ſein Beſtehen intereſſirte (denn ein ſolches Intereſſe könnte auch dem Beſtehen einer ſchlechten Verfaſſung gelten [4]), ſondern dadurch daß er, die Wünſche aller ſeiner Angehörigen vollkommen befriedigend, den Wunſch nach einer Veränderung der Staatsform bei ihnen nicht aufkommen läßt. — Soviel über die Art und Weiſe, wie man einen Verfaſſungsſtaat, und wie man die ſogenannten Ariſtokratieen einzurichten hat.

Achtes Kapitel.

Kap. 10 Beſt. So hätten wir denn nur von der Tyrannis noch zu ſprechen, nicht als ob darüber viel zu ſagen wäre, ſondern damit auch ſie ihre Stelle in der Unterſuchung erhalte, da wir ja auch ſie theilweiſe als eine Verfaſſung anſehen. Ueber das Königthum haben wir in den früheren Vorträgen gehandelt [1]), und daſelbſt das vorzugsweiſe ſo genannte Königthum erörtert, ſowie den Nutzen oder Schaden deſſelben für die Staaten, und wen und woher man den König zu wählen und wie man das Königthum einzurichten habe, dort auseinandergeſetzt.

2. In dem Verlaufe dieſer unſerer Erörterungen über das Königthum ſtellen wir zwei Arten von Tyrannenherrſchaft auf, die wegen der ihnen gemeinſchaftlichen geſetzlichen Grundlage, beide eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Königthum haben. Denn wie bei manchen Barbaren unumſchränkte Monarchen gewählt werden, ſo wurden vor Zeiten auch bei den alten Hellenen dergleichen Alleinherrſcher gewählt, welche Aeſymneten hießen [2]). Die Herrſchaft derſelben war, trotz einiger zwiſchen ihnen vorkommender Unterſchiede, wegen ihrer geſetzlichen Grundlage, auf der ihnen ein freiwilliger Gehorſam

---

[4]) Die heutigen „Kongreßſtaaten" des modernen Europa's liefern die Belege für dieſe Behauptung des alten Philoſophen.

[1]) Im dritten Buch Kap. 9.

[2]) Siehe Buch III. Kap. 9.

geleistet ward, dem Königthum verwandt, während sie, despotisch und willkührlich ihre Macht übend, ein tyrannisches Element enthielten. Die dritte Form der Tyrannenherrschaft gilt für eine solche im eigentlichsten Sinne, und ist ein Seitenstück zum Vollkönigthum [3]). Diese Tyrannis ist nothwendig eine Alleinherrschaft, die ohne Verantwortlichkeit über die Gleichen und Besseren insgesamt regiert, und zwar zum eignen Vortheil des Machthabers, und nicht zu dem der Unterthanen. Darum ist sie auch eine aufgezwungene; denn freiwillig erträgt solche Herrschaft kein freier Mann. Soviel von der Tyrannis, von der Zahl ihrer Formen und den Ursachen derselben.

Neuntes Kapitel.

Welches ist nun aber die beste Verfassung, und welches das beste Leben für die Mehrzahl der Staaten und die Mehrzahl der Menschen? Kap. 11 Bekk. Die Entscheidung ist hier nicht zu treffen, dadurch daß man dabei den Maaßstab einer Tugend anlegt, von der der gemeine Mann keinen Begriff hat: oder den einer Bildung, die Naturanlagen und Mittel erfordert, wie sie das Glück gewährt: oder den Maaßstab einer Verfassung, die das Ideal unserer Wünsche ist; sondern dadurch, daß man ein Leben im Auge behält, wie es die Mehrzahl der Menschen führen kann, und eine Verfassung, deren Anwendbarkeit für die meisten Staaten im Bereiche des Möglichen liegt.

2. Die sogenannten Aristokratieen, von denen wir kurz zuvor sprachen, sind nämlich für die meisten Staaten theils weniger anwendbar, theils grenzen sie nahe an den sogenannten Verfassungsstaat, daher über beide Formen wie über Eine zu sprechen ist, und die Grundsätze, nach welchen sie alle beurtheilt werden müssen, auf den nämlichen Elementen beruhen. Ist nun in der Ethik das glückselige Leben richtig bestimmt als das in der Ausübung der Tugend unbehinderte, und die Tugend als ein Mittelmaaß zwischen zwei Extremen, so muß auch das Leben innerhalb eines solchen Mittelmaaßes das beste sein, und zwar eines Mittelmaaßes, das für jedes Individuum zu

3) Siehe Buch III, Kap. 14.

erreichen iſt. — 3. Ganz dieſelben Beſtimmungen entſcheiden nun aber auch über den Werth und die Untauglichkeit eines Staats oder einer Verfaſſung; denn die Verfaſſung iſt gewiſſermaßen das Leben des Staats.

In allen Staaten findet man drei Klaſſen von Bürgern: ſehr Reiche, ſehr Arme, und drittens mäßig Begüterte zwiſchen beiden in der Mitte. Iſt nun die Mitte zwiſchen zwei Extremen nach einer allgemeinen Meinung das beſte Verhältniß, ſo iſt offenbar auch von den Glücksverhältniſſen ein die Mitte haltender Beſitz das allerbeſte; denn ein ſolcher Vermögensſtand gehorcht am leichteſten der vernünftigen Einſicht. — 4. Dagegen hält es ſchwer, daß der übermäßig Schöne, Starke, Edle, Reiche, und auf der entgegengeſetzten Seite der übermäßig Bettelhafte, Schwache und Niedrige der Vernunft Gehör leihe. Die erſteren verfallen in Uebermuth und werden eher Verbrecher im Großen, die andern werden Böſewichter und ſchlimme Schelme im Kleinen. Alle Verbrechen aber entſtehen entweder aus Uebermuth, oder aus Bosheit. Dazu kommt, daß ſich bei dieſen beiden Klaſſen von Menſchen auch eine überaus geringe Neigung zur Erfüllung ihrer Staatspflichten in Amt und Rath findet; und das iſt Beides den Staaten ſchädlich. — 5. Außerdem haben die in der Ueberfülle der Glücksgüter, der Kraft, des Reichthums, der Verbindungen und anderer Vortheile der Art Lebenden weder Luſt noch Sinn, ſich der Obrigkeit unterzuordnen, und bringen eine ſolche Geſinnung ſchon in den Kinderjahren aus dem elterlichen Hauſe mit: denn verzärtelt, wie ſie ſind, können ſie ſich auch ſelbſt in der Schule nicht an Gehorſam gewöhnen[1]). Dagegen ſind die überaus Dürftigen wieder allzu unterwürfig, woraus ſich denn ergiebt, daß die Einen, unfähig zum Gebieten, nur eine knechtiſche Unterwürfigkeit zeigen; die Andern ſich gar keiner Regierung zu fügen verſtehen, oder nur wie Despoten zu herrſchen wiſſen. — 6. Das giebt nun keinen Staat von freien Männern, ſondern von Sklaven und Herren, von denen die Einen mit Neid, die Andern mit Verachtung auf ihre Mitbürger ſehen, und ſolche Gefühle ſind ſehr weit entfernt von Freundſchaft und ſtaatlicher

[1]) Quelle des ächten erblichen übermüthigen Junkerthums, das allerdings nur „Despot zu ſein“ verſteht.

Vergesellschaftung, die mit zum Wesen der Freundschaft gehört; denn mit seinem Feinde mag man ja nicht einmal die Landstraße theilen. Gerade ein Staat aber bedarf so viel als möglich der Gleichheit und Aehnlichkeit seiner Angehörigen, und diese Bedingung erfüllt am meisten der Mittelstand. Daher ist nothwendig derjenige Staat in der besten Verfassung, der aus solchen Elementen besteht, in denen wir seine naturgemäße Grundlage erblicken.

7. Auch ist in allen Staaten die Existenz dieser Bürgerklasse am meisten gesichert. Sie begehren weder, wie die Armen, fremden Gutes, noch begehren Andere des ihrigen, wie die Armen nach dem Vermögen der Reichen lüstern sind; und indem sie Niemand angreifen und von Niemand angegriffen werden, verleben sie ihre Tage ohne Gefahr. Daher hatte Phokylides[2]) Recht mit seinem Wunsche:

Ich lobe mir den Mittelstand,
Zu ihm möcht' ich im Staat gehören.

8. Offenbar ist also auch die bürgerliche Gesellschaft die beste, welche der Mittelstand bildet, und es können solche Staaten am ersten eine gute Verwaltung genießen, in denen eben der Mittelstand zahlreich und stärker, wo möglich, als beide, oder doch stärker als eine der beiden andern Klassen ist. Denn alsdann giebt er durch seinen Beitritt den Ausschlag und verhindert das Entstehen der Uebermacht auf einer oder der andern Seite. Es ist daher das größte Glück, wenn die Bürger eines Staates ein die Mitte haltendes aber ausreichendes Vermögen besitzen. Wo hingegen die Einen in der Fülle des Ueberflusses, die Andern im äußersten Mangel leben, da entsteht entweder eine zügellose Demokratie, oder eine ungemäßigte Oligarchie und Tyrannenherrschaft, weil das Maaß auf beiden Seiten fehlte. Die Tyrannis aber entsteht ebensogut aus der zügellosesten Demokratie, als aus der Oligarchie; wo es aber einen Mittelstand und mit ihm eine

---

2) Phokylides gehört zu den ältesten Griechischen Dichtern von Sitten- und Sinngedichten, sogenannten Gnomen; daher ihr Name, gnomische Dichter. Die Form dieser Gnomen war die elegische. Der genannte Dichter selbst war aus Milet und lebte um die Mitte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts. Ueber ihn s. Duncker Gesch. d. Alterth. IV. S. 97.

gegenseitige Annäherung der Bürger giebt, weit weniger. Die Ursache davon werden wir später angeben, wenn wir auf die Revolutionen zu sprechen kommen.

9. Ein Staat aus solchen Mittelexistenzen bietet außerdem den einleuchtenden Vortheil, daß er allein dem Aufruhr nicht unterworfen ist. Wo der Mittelstand nämlich zahlreich vertreten ist, da finden Aufstände und politische Partheiungen am wenigsten statt. Auch sind die großen Städte, als Sitz eines zahlreichen Mittelstandes, aus diesem Grunde innern Unruhen weniger ausgesetzt, als die kleinen. In diesen tritt die Gesammtheit der Angehörigen leicht in zwei Partheien auseinander, so daß bei dem Ausfallen des Mittelstandes sich fast nur Arme und Reiche gegenüberstehen. Eben derselbe Mittelstand macht auch die Demokratieen sicherer und dauerhafter als die Oligarchieen, weil er in den Demokratieen zahlreicher ist und mehr Antheil an den Staatsämtern hat, als in den Oligarchieen. Fällt der Mittelstand weg, so bekommen die Armen durch ihre Masse das Uebergewicht; es reißt dann eine schlechte Wirthschaft ein, die einen schnellen Untergang nach sich zieht.

10. Man darf es wohl für bezeichnend halten, daß auch die besten Gesetzgeber aus dem bürgerlichen Mittelstande waren. Solon gehörte demselben an (seine Dichtung verräth es [3]), desgleichen Lykurg (denn er war nicht König) und Charondas, und so fast die andern alle. Hieraus erhellt auch, warum die meisten Staaten entweder Demokratieen, oder Oligarchieen sind. Denn weil in ihnen der Mittelstand nicht selten unbedeutend ist, so geräth die Staatsgewalt, mögen die großen Vermögen die Oberhand gewinnen oder das Volk, immer in die selbstischer Hände einer die Mitte nicht haltenden Parthei, und es entsteht daher entweder Demokratie oder Oligarchie. — 11. Dazu kommt, daß in Folge der innern Stürme und Kämpfe zwischen Volk und Reichen, die Parthei, welche das Glück hat ihre Gegner zu überwältigen, nun auch nicht eine neue, auf Gemeinschaftlichkeit

---

[3] Nicht einzelne Stellen derselben, der ganze Charakter verrieth den Mittelstand des Dichters. Die Dichtung ward im Alterthum bereits tiefer gefaßt, als im Mittelalter und geraume Zeit in der Neuzeit. War doch lange im Romanischen Mittelalter die Dichtung nur broderie savante.

und Gleichheit der Rechte beruhende Verfassung aufrichtet, sondern ihr Uebergewicht im Staate als Siegspreis an sich nimmt, und deshalb hier Demokratie, dort Oligarchie macht. Ebenso richteten auch die Staaten, welche die Hegemonie in Griechenland behaupteten, beide [4]) mit Rücksicht auf ihre eigne Verfassung, entweder Demokratieen oder Oligarchieen in den Staaten ein, wobei sie nicht das Beste der Staaten, sondern ihr eignes im Auge hatten. — 12. Aus diesen Ursachen erklärt es sich, warum eine Mittelverfassung entweder gar nicht, oder selten, und in sehr wenigen Staaten zu Stande kommt. Hat sich doch von den frühern Staatsoberhäuptern nur ein einziger Mann [5]) dazu entschlossen, in seinem Vaterlande eine solche Verfassung wieder einzuführen. Ja, es ist bei den Bürgern in den Staaten bereits Sitte geworden, die Gleichheit gar nicht mehr zu wollen, sondern entweder selbst nach der Herrschaft zu streben, oder, im Falle des Unterliegens, sich geduldig zu unterwerfen. — Welches also die beste Verfassung, und warum sie es sei, erhellt aus diesen Mittheilungen.

13. Welche Verfassung aber von den übrigen (wir zeigten oben, daß es mehrere Demokratieen und Oligarchieen gebe) den ersten Rang einnimmt, und welche den zweiten und so fort den folgenden, ist eine Frage nach der relativen Güte oder Mangelhaftigkeit derselben, und diese Frage ist jetzt, nach Ermittelung der vollkommensten nicht schwer zu beantworten. Mit Nothwendigkeit nämlich ist diejenige die beste, welche dieser am nächsten kommt, und diejenige die schlechtere, die sich mehr von der rechten Mittelverfassung entfernt; ausgenommen den Fall, daß man die Frage bloß nach den Umständen beurtheilen wollte. Das „nach den Umständen" will ich auf die nicht selten eintretenden Fälle bezogen wissen, in welchen anstatt einer an

[4]) Athen und Sparta.

[5]) Pittakus aus Mitylene, einer der sieben Weisen. Durch bürgerliche Unruhen ward die Stadt mehreren Tyrannen unterthan. Pittakus war selbst unter den Machthabern; aber es gelang ihm, die andern Machthaber zu stürzen, und er war so edel, alsdann der Stadt ihre Selbstständigkeit zurückzugeben. Siehe Strabon XIII. 617, und Duncker Geschichte des Alterth. IV, S. 81—84.

ſich beſſeren Verfaſſung dieſem oder jenem Staate gleichwohl eine weniger gute nützlicher iſt.

Zehntes Kapitel.

Kap. 10 Vorl. In engem Zuſammenhange ſchließt ſich an die im Vorigen beſprochenen Fragen jetzt dieſe an: welches und wie beſchaffen eine Verfaſſung ſein muß, um für einen beſtimmten Staat zu paſſen[1]). Hierbei iſt zunächſt der für alle gültige allgemeine Satz feſtzuhalten: **Es muß in einem Staate die Zahl der Verfaſſungsfreundlichen, die den Beſtand der Verfaſſung wollen, ſtärker ſein als die Zahl der Verfaſſungsfeindlichen, die ihn nicht wollen.** Nun kommen bei jedem Staate die Kategorien der Qualität und Quantität in Betracht: die Qualität als Freiheit, Reichthum, Bildung, edle Geburt; die Quantität als das Ueberwiegen der Menge. — 2. Es kann nun die Qualität in einem der zu einem Staate gehörigen Beſtandtheile befindlich ſein, und die Quantität in einem andern: es kann z. B. die Zahl der geringen Leute größer ſein als die der Edlen, die der Armen größer als die der Reichen, jedoch nicht in der Höhe, daß ihre numeriſche Ueberlegenheit ihren qualitativen Unterſchied ausgleichen könnte. Es ſind daher dieſe beiden Verhältniſſe gegen einander abzuwägen und mit einander zu verbinden. Wo nun die Maſſe der Armen nach dem eben angegebenen Verhältniſſe das Uebergewicht hat, da entſteht naturgemäß **Demokratie**, und zwar in allen ihren Arten, je nach dem Ueberwiegen dieſer oder jener durch ihre Lebensweiſe beſtimmten Volksklaſſe. Ueberwiegt z. B. eine Maſſe der Bevölkerung die Ackerbau treibt, ſo giebt das die erſte Art der Demokratie; überwiegt dagegen eine Maſſe von Handarbeitern und Taglöhnern, ſo iſt die Anlage zum Entſtehen der ſchlechteſten vorhanden. Ebenſo würden die Mittelarten der Demokratie entſtehen, je nach der Lebensweiſe der zwiſchen dieſen in der Mitte liegenden Volksklaſſen.

---

[1]) Siehe den Anfang des Buchs.

3. Wo aber die Klaſſe der Reichen und Angeſehenen an Qualität ein größeres Uebergewicht hat, als ſie an Quantität zurückſteht, da bildet ſich naturgemäß Oligarchie, und zwar ebenſo jede Art von Oligarchie [2]), je nach der größern oder geringern Zahl der Oligarchen. Immer aber muß der Geſetzgeber die Mittelvermögen in ſeine Verfaſſung hineinnehmen: macht er die Geſetze oligarchiſch, ſo muß er ſie im Auge haben, macht er ſie demokratiſch, ſo muß er dieſe dafür zu gewinnen ſuchen.

4. Wo aber die Maſſe des Mittelſtandes über beide Extreme, oder auch nur über das eine von beiden das Uebergewicht hat, da kann die Verfaſſung ſehr wohl von Dauer ſein. Denn das iſt gar nicht zu befürchten, daß ſich die Reichen mit den Armen gegen ihn zuſammenthun ſollten, weil keiner von beiden Ständen jemals Luſt haben wird, der Sklave des andern zu ſein; und geſetzt, ſie ſtrebten nach einer Verfaſſung, welche die Intereſſen Aller noch allgemeiner verträte, ſo würden ſie doch keine beſſere finden, als die Herrſchaft des Mittelſtandes. In eine abwechſelnde Herrſchaft aber werden ſie wegen ihres gegenwärtigen Mißtrauens nicht leicht willigen, während ein Schiedsrichter das größte Vertrauen genießt, und dieſer Schiedsrichter iſt der Mittelſtand. Man kann daher wohl behaupten, daß die Dauerhaftigkeit einer Verfaſſung von der Trefflichkeit der Miſchung der Staatselemente abhängt.

5. Viele Geſetzgeber, darunter auch ſolche, welche ariſtokratiſche Verfaſſungen zu errichten beabſichtigen, verſehen es nicht nur darin, daß ſie den Reichen zu viel einräumen, ſondern auch darin, daß ſie das Volk übervortheilen. Denn nothwendig muß mit der Zeit einmal aus dem Scheinguten ein wirkliches Uebel hervorgehen [3]); und in der That führen Selbſtſucht und Habſucht der Reichen den Staat ſchneller ins Verderben, als die gleichen Eigenſchaften beim Volk.

6. Der ſcheinbar günſtigen Anordnungen, mit denen man bei Verfaſſungen das Volk berückt, ſind fünf: ſie betreffen die Volksver- Kap. 13 Bekk.

---

[2]) Hier und vorhin bei der Demokratie bezieht ſich Ariſtoteles auf die von ihm früher angegebenen Unterarten beider Staatsformen.

[3]) Nicht beachtet von dem „pays légal" und ſeinem Schöpfer.

ſammlung, die Magiſtraturen, die Gerichte, die Bewaffnung und die Leibesübung. Was die Volksverſammlung betrifft, ſo wird verordnet, daß Alle die Befugniß haben an derſelben Theil zu nehmen; nur ſollen die Reichen Strafe zahlen, wenn ſie nicht erſcheinen, und zwar trifft ſie die Strafe allein, oder ſie ſind gehalten, ein viel höheres Strafgeld zu zahlen als die Andern. In Betreff der Magiſtraturen liegt die Illuſion in der Einrichtung, nach welcher diejenigen, welche den gehörigen Vermögenscenſus haben, die Staatsämter nicht ablehnen dürfen [4]), wohl aber die Armen. Hinſichtlich der Gerichte in der Einrichtung, daß für die Reichen Strafe darauf ſteht, wenn ſie ſich dem Richteramt entziehen, die Armen dagegen ſtraflos ſind, oder, wie es in Charondas' Geſetzen beſtimmt iſt, nur eine geringe, jene hingegen eine erhebliche Strafe erlegen.

7. An manchen Orten hat Jeder, der ſeinen Namen in eine Liſte einſchreiben läßt, das Recht an Volksverſammlung und Gerichten Theil zu nehmen. Wenn er aber nach ſo geſchehener Einſchreibung weder in der Volksverſammlung noch im Gericht erſcheint, ſo hat er ſchwere Strafen zu gewärtigen. Die Abſicht geht hier dahin, durch die Strafe von der Anmeldung abzuſchrecken, durch die Nichtanmeldung mithin von der Theilnahme an Volksverſammlung und Gericht auszuſchließen [5]). In Betreff der Waffenführung und Leibesübung verfolgt die Geſetzgebung daſſelbe Ziel: die Armen ſollen nicht gehalten ſein, Waffen zu beſitzen, für die Reichen aber ſteht Strafe darauf, wenn ſie keine beſitzen. Desgleichen trifft bei Vernachläſſigung der Leibesübung die Einen keine Strafe, während die Reichen dafür beſtraft werden, wobei die Abſicht iſt, dieſe durch die Strafe zur Gymnaſtik anzuhalten, jene durch die Strafloſigkeit davon abzuhalten. Dies ſind nun die oligarchiſchen Kunſtgriffe in der Geſetzgebung.

---

[4]) D. h. es ſoll ihnen nicht erlaubt ſein, etwa zu erklären, daß ſie an der Uebernahme eines Amts verhindert ſind, durch Krankheit oder ſonſtige Umſtände.

[5]) Alle dieſe Einrichtungen zielen dahin, die Armen zu veranlaſſen, ſich der Theilnahme an der Regierung, Verwaltung, an den Gerichten von ſelbſt zu entziehen.

8. Die Demokratieen nun haben auch Seitenstücke zu diesen Kunstgriffen aufzuweisen. Hier bekommen nämlich die Armen für ihre Theilnahme an Volksversammlungen und Gerichtssitzungen Entschädigungsgelder[6]; die Reichen haben, wenn sie wegbleiben, keine Strafe zu gewärtigen. Wer hier die richtige Mischung treffen will, hat beide Einrichtungen zu vereinen, und demnach Entschädigungsgelder für die Einen, und Strafe für die Andern zu verordnen; denn nur so wird eine allgemeine Theilnahme ermöglicht, während auf jene Art die Gewalt im Staat der einen Parthei ausschließlich überwiesen wird. Allerdings sollen nun die Staatsgewalt nur diejenigen bilden, welche die Waffen führen[7]; indessen läßt sich, wenn die Zahl solcher Vollbürger nach einem Census festgestellt werden soll, die Höhe desselben nicht so absolut bestimmen, sondern man muß hier erwägen, wie hoch sich der äußerste Satz beläuft, bei dem noch die Zahl derer, welche Theil am Vollbürgerthum haben, größer ist, als die Zahl derer, die davon ausgeschlossen werden, und diesen muß man ansetzen[8]. Die ganz Armen nämlich[9], halten, auch wenn sie an den Staatsehren keinen Antheil haben, gern Ruhe, wenn man sie nur nicht übermüthig behandelt, oder ihnen ihr Eigenthum schmälert.

9. Allein es ist nicht so leicht, eine solche Billigkeit gegen die Armen einzuhalten. Denn nicht immer sind die, welche am Ruder sind, Leute von menschenfreundlicher Rücksicht. Und so ist es denn ganz gewöhnlich, daß beim Ausbruch eines Krieges der arme Mann verdrossen zu Felde zieht, wenn ihm trotz seiner Armuth kein Unterhalt gereicht wird; erhält er ihn aber, so geht er gern in den Krieg. In

---

6) Die Einrichtung der Entschädigungsgelder, des Soldes, wie die Alten sich ausdrücken, beruht darauf, daß der arme Mann wegen der Volksversammlungen und der Gerichte, seine Geschäfte und seinen Erwerb versäumt. Für diesen unverschuldeten Verlust sollte ihn das „Volksversammlungsgeld" und das „Gerichtsgeld" entschädigen.

7) Der Waffendienst als Schwerbewaffneter ist ein Hauptkennzeichen des hellenischen Vollbürgers.

8) Also einen nicht hohen, sondern einen solchen, der eine „breite Grundlage" des Vollbürgerthums ermöglicht. Dieser heißt hier im Original „der sich am weitesten erstreckende".

9) Die noch unter diesem Census stehen.

einigen Staaten sind auch nicht bloß diejenigen Vollbürger, welche den Dienst als Schwerbewaffnete[10]) thun, sondern auch diejenigen, welche einen solchen Dienst gethan haben. So war es bei den Maliern[11]), während zu Obrigkeiten bei ihnen die im aktiven Kriegsdienst stehenden bestellt wurden. Ja, es bildete sich bei den Hellenen nach Abschaffung des Königthums, der erste Stand aus Kriegern, und zwar waren es anfänglich solche, die zu Roß dienten, — denn Kraft und Uebermacht verlieh im Kriege die Reiterei, während bei dem damaligen Mangel an Taktik das schwere Fußvolk zu nichts nütze war; die hierauf bezüglichen Kenntnisse und taktischen Regeln aber hatten die Alten nicht, und daher lag ihre Hauptstärke in der Reiterei. Als aber mit dem Wachsthum der Staaten auch das schwerbewaffnete Fußvolk mehr Bedeutung gewann, da stieg auch die Zahl der Vollbürger, und daher erklärt es sich, warum die Alten, das was wir jetzt Republiken nennen, Demokratien nannten. — 10. Daß aber die alten Staaten Oligarchien und Königsstaaten waren, ist ganz natürlich. Die Bevölkerung war gering, ein zahlreicher Mittelstand also nicht vorhanden, und so ließ sie sich, unbedeutend als Volksmasse, und wenig geschützt in ihrer militärischen Organisation, die Beherrschung von ihren Oberen ruhig gefallen. — So viel über die Ursache, warum es mehrere Verfassungen giebt, warum mehrere derselben vorhanden sind als es Namen von ihnen giebt (denn es giebt nicht bloß eine einzige Demokratie u. s. f.); so viel ferner über die Unterschiede, und warum sie eintreten, sowie über die im Ganzen genommen beste Verfassung, wonach wir schließlich auch noch bestimmten, welche Verfassungen sonst mit Rücksicht auf diejenigen, die unter ihnen leben sollten, für die brauchbarsten zu halten waren.

---

[10]) Die Bewaffnung derselben besteht in Schild, Helm, Brustpanzer, Beinschienen, Schwerdt und Lanze.

[11]) Am Oeta, und im Flußthal des Helleda (Sperchius). Müller Dorier I, 43.

Eilftes Kapitel.

Die Beſprechung der jetzt folgenden Materien erfordert eine nochmalige allgemeine und in's Einzelne gehende Erörterung einer jeden Verfaſſung, nachdem dafür zuvor der paſſende Ausgangspunkt gewonnen worden iſt. Kap. 14 Beſt.

Drei Stücke ſind es nämlich in allen Verfaſſungen, die ein weiſer Geſetzgeber zur Förderung einer jeden wohl in Erwägung zu ziehen hat, weil von ihrer Wohlgeordnetheit das Wohl des Staats abhängt, und weil der Unterſchied in dieſen drei Stücken zugleich den Unterſchied der Verfaſſungen ſelbſt beſtimmt. Dieſe drei Stücke ſind erſtens, der über die öffentlichen Angelegenheiten berathende Theil; der zweite das Obrigkeitsweſen, wobei die Beſchaffenheit der Aemter, ihre Machtbefugniß, und die Art ihrer Wahl in Betracht kommt; der dritte iſt die richterliche Gewalt[1]). Die höchſte Staatsgewalt aber liegt in den Händen desjenigen Theils, welcher über Krieg und Frieden, über Schließung und Aufhebung eines Bündniſſes, über Geſetze, über Todesſtrafe, Verbannung, Vermögenseinziehung und über Rechenſchaftsablegung[2]) berathſchlagt.

2. Die Entſcheidung über alle dieſe Dinge kann nun entweder allen Bürgern anvertraut ſein, oder nur einigen (wie z. B. einer oder mehreren Magiſtraturen, oder einigen dieſes, anderen jenes); oder es kann die Entſcheidung einiger Angelegenheiten in die Hand Aller gelegt ſein, und die Entſcheidung anderer in die einer Minderzahl. Entſcheiden Alle über Alles, ſo iſt das demokratiſch; denn nach einer Gleichheit dieſer Art ſtrebt die Demokratie.

3. Iſt die Entſcheidung über die öffentlichen Angelegenheiten allen Bürgern anvertraut, ſo kann das in mehreren Formen geſchehen.

---

[1]) Gemeint ſind die ſogenannten drei Gewalten, wie ſie ſich in den modernen Staaten, als die geſetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt herausſtellen.

[2]) Dem alſo gewiſſe Mächte im Staat verantwortlich ſind.

Einmal Sectionsweise und nicht von der Masse in voller Versammlung, eine Form, wie sie der Milesier Telekles [3]) in seiner Verfassung empfiehlt; — und so treten denn auch in den andern Verfassungen die sämmtlichen Magistrate zu einem berathenden Kollegium zusammen; allein in die Magistraturen gelangen alle Bürger nach einander aus den Stämmen und aus den allerkleinsten Abtheilungen, bis die Reihe an jeden durchweg gekommen ist. — Zur vollen Versammlung aber treten in dieser ersten Form Alle nur dann zusammen, wenn Gesetze zu geben, oder Veränderungen in der Verfassung vorzunehmen, oder die Edikte der Magistraten zu vernehmen sind.

4. Nach einer zweiten Form liegt die Entscheidung in der Hand der in voller Versammlung erschienenen Masse. Diese tritt aber nur dann zusammen, wenn Magistrate zu wählen, Gesetze zu geben, über Krieg und Frieden zu entscheiden und Rechenschaftsabnahmen [4]) zu halten sind. Ueber alle übrigen Gegenstände bestimmen die dazu besonders verordneten, und entweder durch Wahl oder durchs Los aus der Gesammtheit der Bürger bestellten Behörden. Nach einer dritten Form treten wieder alle Bürger zu voller Versammlung zusammen, wählen in derselben ihre Magistraten, lassen sich Rechnung und Rechenschaft ablegen, berathen sich über Krieg und Allianzen, während das Uebrige die Magistraten besorgen, nur daß diese, so weit es möglich, durch Wahl bestellt sein müssen, was besonders in den Stellen nothwendig ist, die Geschäftskenntnisse erfordern. — 5. Die vierte Form besteht darin, daß alle Bürger in der Volksversammlung vereint über Alles berathen, die Magistrate aber über nichts zu entscheiden haben, sondern nur vorher ein Gutachten abgeben. Dies ist die Art und Weise, wie heute in der äußersten

---

3) Ein politischer Schriftsteller und von Aristoteles benutzt. Die Litteratur der geistig beweglichen Kolonien in Klein-Asien durchlief alle ihre Kreise schneller als die des Mutterlandes.

4) Fast alle hellenischen Beamten waren nach Ablauf ihrer Amtszeit rechenschaftspflichtig, besonders diejenigen, welche öffentliche Gelder in Händen hatten. Abgehende Beamte dürfen vor abgelegter Rechenschaft nicht aus dem Lande gehen, es durfte ihnen keine Belohnung vom Staate zuerkannt, und kein anderes Amt übertragen werden. Ja, sie dürfen vor der Ablegung nicht einmal etwas von ihrem eignen Vermögen veräußern.

Demokratie verfahren wird, welche nach unserer Meinung der dynastischen Oligarchie und der tyrannischen Monarchie ähnlich ist. Dies sind nun alles demokratische Formen.

6. Ist die Entscheidung über alle Angelegenheiten nur Einigen anvertraut, so ist das Oligarchie. Auch von ihr giebt es mehrere Formen. Geht die Wahl dieser Personen nach einem mäßigen Census vor sich, der eben wegen seiner geringen Höhe den Eintritt einer größeren Anzahl von Individuen in diese Stellung gestattet, erlaubt sich die Regierung keine Uebertretung der gesetzlichen Vorschriften, hält sie sich vielmehr an das Gesetz, und giebt sodann die Erwerbung des Census ein Anrecht zur Theilnahme an der Staatsverwaltung, so ist das zwar Oligarchie, aber sie hat den Charakter eines Verfassungsstaates, weil sie das Maaß beobachtet. Wenn dagegen nicht alle Bürger an der Berathung Theil haben, sondern nur Auserwählte, übrigens aber ihre Herrschaft in den Schranken des Gesetzes bleibt, so ist die Regierungsform in der Weise wie zuvor oligarchisch. Kommt hierzu nun dies, daß die Inhaber der Staatsgewalt sich durch Wahl aus sich selbst ergänzen, und der Sohn in die Stelle des Vaters einrückt, und die Regierung über dem Gesetze steht, so ist eine solche Verfassung recht eigentlich Oligarchie.

7. Wenn dagegen die Entscheidung über gewisse Angelegenheiten einer bestimmten Anzahl gewisser Personen anheimfällt, wenn z. B., während über Krieg und Frieden und über Rechenschaftsabnahme Alle zu entscheiden haben, das Uebrige in die Hand von Magistraten, sein sie durch Wahl oder durchs Loos bestellt, gegeben ist, so ist diese Verfassung Aristokratie. Wenn ferner über einige Angelegenheiten erwählte, über andre erlooste Magistrate berathen, — und erlooset können sie sein entweder aus Allen ohne Unterschied, oder aus solchen die vorher dazu in Vorschlag gebracht sind — oder wenn erwählte und erlooste gemeinschaftlich berathen, so giebt das eine Verfassung, die zum Theil aus Republik und Aristokratie gemischt, zum Theil reine Republik ist. Dies sind also die Formen des berathenden Theils nach den verschiedenen Verfassungen, und nach ihnen richtet sich jede Verfassung gemäß dem angegebenen Unterschiede ein.

8. Es würde aber der Demokratie, und zwar der Form derselben, die heute vorzugsweise dafür gilt (ich meine die, in welcher das

Volk ſelbſt über dem Geſetze ſteht) ſehr zuträglich ſein, wenn ſie, um ihren Berathungen mehr Halt zu geben, eine Einrichtung der Oligarchie einführte, wie dieſe ſie bei ihren Gerichten hat. Hier werden nämlich diejenigen, die man zu Richtern haben will [5]), durch angeſetzte Strafen vermocht, ſich dieſer Funktion nicht zu entziehen, während in den Demokratien den Armen dafür Entſchädigungsgelder gezahlt werden. Eine gemeinſchaftliche Berathung aber, in der das Volk auf die Gebildeten, und dieſe auf die Maſſe hören [6]), würde dadurch mehr gewinnen. Vortheilhaft wäre es auch, die Berathenden aus allen Klaſſen des Staats ohne Unterſchied entweder zu wählen oder zu erloſen. Vortheilhaft endlich wäre es, wenn bei einem entſchiedenen Uebergewicht der gemeinen Volksmaſſe über die Männer von politiſcher Fähigkeit, nicht Allen Entſchädigungsgelder gezahlt würden, ſondern nur einer der Gebildeten entſprechenden Anzahl, oder wenn die Ueberzahl durchs Loos ausgeſchieden würde.

9. In den Oligarchieen dagegen wird es ſehr erſprießlich ſein, entweder aus dem Volk Einige auszuwählen, oder eine Behörde nach Art der in einigen Staaten unter dem Namen von Geſetzeswächtern und Vorberathungskommiſſionen beſtehenden Kollegien einzuführen, und dann in der Geſammtberathung nur das zu erledigen, worüber von dieſen ein Vorbeſchluß zu Stande gekommen iſt. So wird dem Volke ſein Antheil an der Berathung, ohne daß es die Macht hat, etwas an den Grundbeſtimmungen der Verfaſſung zu ändern [7]). Das Volk macht dann entweder den Vorbeſchluß zu dem ſeinen, oder es beſchließt jedenfalls nichts, was den eingebrachten Vorſchlägen entgegen iſt; man kann aber auch dem Volke die Mitberathung freigeben, die Entſcheidung aber den Magiſtraten allein überlaſſen.

10. Auch muß man gerade das Gegentheil von dem Verfahren befolgen, was jetzt in den Republiken üblich iſt: das Volk muß näm-

---

[5]) Die man vorzugsweiſe dazu für befähigt hält.

[6]) Dies iſt keine Tautologie. Ariſtoteles deutet hiermit an, daß alsdann dem Volke die Einſicht der Gebildeten zu Gute kommen würde, während dieſe den die Maſſen oft richtig leitenden Inſtinkt vernehmen könnten.

[7]) Dieſe Gefahr war bei den großen Volksverſammlungen dann oft zu befürchten, wenn die Sache nicht von einer Kommiſſion zuvor berathen ward.

lich zwar das Recht haben verwerfen zu können, aber nicht das Recht bestimmen zu können, sondern im ersten Falle muß die Sache wieder an die Behörden zurückgeben. In den Republiken aber verfährt man gerade umgekehrt. Eine kleine Anzahl hat hier das Recht zu verwerfen, nicht aber das Recht die Sache endgültig festzusetzen, sondern diese wird immer wieder vor die Menge gebracht. So viel über den berathenden Theil, den eigentlichen Träger der Staatsgewalt.

Zwölftes Kapitel.

Kap. 15 Litt.

Hieran schließt sich zunächst die Untersuchung über die obrigkeitlichen Aemter. Auch dieser Theil der Verfassung giebt zu manchen Fragen Anlaß, als da sind die Zahl der Aemter, ihr Geschäftskreis, die Amtsdauer, wie lange sie für jede Magistratur anzusetzen; — denn hier wählt man die Magistraten auf sechs Monate, dort auf noch kürzere Zeit, hier auf ein Jahr, dort auf noch längere Zeit. Es fragt sich weiter: sollen die Aemter auf Lebenslänge oder nur auf lange Zeit vergeben werden, oder soll keines von beiden stattfinden, dagegen dieselben Personen mehrmals dazu erwählt werden können, oder soll endlich dieselbe Person nicht zweimal ein Amt bekleiden dürfen, sondern nur einmal?

2. In der eigentlichen Bestellung der Obrigkeiten kommt dann weiter zur Frage, wer gewählt werden, wer wählen, und wie bei der Wahl verfahren werden soll. Zur Erledigung aller dieser Punkte sind alle dabei möglichen Modifikationen durchzugehen, und dann für jeden Staat die ihm gemäße herauszusuchen. Die erste Schwierigkeit bietet schon die Bestimmung des Begriffs Magistratur, und die Frage, was man eigentlich so zu nennen habe. Denn unter den mancherlei Vorständen, deren ein Staatsverein bedarf, verdienen nicht alle, weder die durch Wahl noch die durchs Loos ernannten, zu Magistraten oder Obrigkeiten gerechnet zu werden, wie z. B. gleich die Priester, bei welchen die sie von einer staatlichen Obrigkeit trennende Verschieden-

heit sogleich klar ist, ferner die Choregen[1]), die Herolde und die Gesandten, die ja auch gewählt werden.

3. Nun haben einige öffentliche Verrichtungen eine politische Bedeutung und machen ihre Autorität in einem bestimmten Kreise entweder über alle Bürger geltend, wie z. B. der Feldherr über jeden Einzelnen im Heer, oder über einen Theil, wie die Aufseher über die Lebensweise und Zucht der Frauen[2]) und Kinder. Andere sind ökonomischer Art, wie z. B. die an vielen Orten durch Wahl bestellten Marktmeister[3]), noch andere bestehen lediglich in gewissen Dienstverrichtungen, wofür man, wenn man die Mittel dazu hat, sich einen Sklaven hält. Unter Magistraturen im eigentlichsten Sinne hat man daher ganz allgemein solche Aemter zu verstehen, deren Inhaber mit der Befugniß ausgestattet sind, über gewisse Gegenstände zu berathen, zu entscheiden, und Befehle auszugeben zu lassen; ganz besonders aber dies letzte, weil der Befehl ein wesentliches Kennzeichen der Obrigkeit ist. Freilich kommen diese genauen Begriffsbestimmungen in der Wirklichkeit nicht eben in Betracht, — denn der Zweifel in Hinsicht der Benennung hat wohl noch nie Veranlassung zum Streit gegeben, — allein sie haben doch ihr eigenes Interesse für den Gedanken.

4. Dagegen dürfte in höherem Grade die Frage: welche und wie viele Magistraturen ein Staat zu seinem Bestehen bedarf, und welche, ohne grade unentbehrlich zu sein, gleichwohl zu einem gut

---

[1]) Choregen (Chorführer) hießen diejenigen, welche die zur Ausrüstung des Chors in der Tragödie erforderlichen Kosten zu tragen hatten. Es gehörte diese Leistung zu den „Liturgien", d. h. zu den persönlichen Verpflichtungen der Reichen, die unter anderm auch die Ausstattung und Verherrlichung des religiösen Kultus zu besorgen hatten. Auch für die Tänze hat der Choregc den Chor zu stellen.

[2]) Sie heißen Gynäkonomen. Sie wachten darüber, daß die Frauen sich keinen Ausschweifungen hingaben und den Luxus nicht zu hoch trieben. Sie sahen z. B. darauf, daß bei Gastereien der Aufwand und die Zahl der Gäste die gesetzliche Bestimmung nicht übertrat. Ihre Wirksamkeit ist in Athen besonders in der späteren Zeit der Aufwandsgesetze unter Demetrius Regierung sichtbar.

[3]) Diese als „Agoranomen", „Astynomen", Kornmesser angestellten Beamten überwachten Maaß und Gewicht, und untersuchten die auf den Markt gebrachten Lebensmittel.

organisirten Staat gehören, mit Recht bei jedem Staat und besonders auch bei den kleinen Staaten wichtig sein. In den großen Staaten nämlich *kann* und *muß* die Einrichtung getroffen werden, daß jede Obrigkeit auch nur für *einen* streng umschriebenen Geschäftszweig bestellt wird. Die große Zahl der Bürger gestattet es, daß viele in die obrigkeitlichen Aemter eintreten können, so daß denn ein und dasselbe Amt entweder erst nach langer Zeit wieder, oder überhaupt nur einmal an dieselbe Person kommt [4]). Auch wird ein jeder Zweig besser verwaltet, wenn der mit der Verwaltung beauftragte nur Eins zu besorgen hat und nicht durch vielerlei Anderes zerstreut wird.

5. In kleinen Staaten dagegen sieht man sich genöthigt, viele Aemter auf eine geringe Anzahl von Personen zu häufen, da es bei der geringen Anzahl von Bürgern nicht wohl angeht, daß viele in obrigkeitlichen Aemtern sind. Denn wo soll man Nachfolger für sie hernehmen? Die kleinen Staaten bedürfen nun zuweilen derselben Obrigkeits- und Gesetzesanordnungen wie die großen, nur daß dort das Amt oft wieder in dieselben Hände kommen muß, während dieser Fall hier nur nach geraumer Zeit einmal vorkommt. Es steht daher nichts im Wege dieselbe Person mit der Verwaltung mehrerer Geschäftszweige zugleich zu beauftragen, die sich denn auch einander keinen Eintrag thun werden. Die geringe Bürgerzahl nöthigt ohnehin dazu die Obrigkeiten kompendiarisch jenen Geräthen gemäß einzurichten, die zugleich als Leuchter und Bratspieß dienen [5]).

6. Sind wir also nur erst im Stande zu bestimmen, wie viele Obrigkeiten jeder Staat nothwendig haben muß, und wie viele zwar nicht nothwendig aber doch nöthig sind, so wird auf Grund dieser Einsicht sich ohne Schwierigkeit angeben lassen, welche Aemter man passend in eins zusammenziehen kann. Auch darf man füglich die Frage nicht übergehen, was für Behörden der Eigenthümlichkeit des Orts gemäß Vieles verwalten dürfen, und was für Angelegenheiten

---

[4]) In diesen Worten ist in Kürze der Beweis für die *Möglichkeit* und *Nothwendigkeit* jener Einrichtung im demokratischen Sinne enthalten.

[5]) Siehe die Anmerkung zu Buch I. Kap. I. §. 5. Das hier erwähnte Geräth ward besonders von den Soldaten gebraucht.

überall nur ein Magistrat darf verwalten können, z. B. ob für gute Ordnung auf dem Markte der Marktmeister, für einen andern Ort aber ein anderer da sein muß, oder überall derselbe. Ferner fragt sich: sollen die Aemter geschieden werden nach den zu ihrer Aufsicht gehörenden Gegenständen, oder in derselben Hinsicht nach den Menschen? Ich meine: Soll ein Beamter dasein für gute Zucht im Allgemeinen, oder für Kinder und Weiber verschiedene?

7. Berücksichtigt man die Verschiedenheit der Verfassungen, so fragt es sich wieder, ob in einer jeden auch das Wesen der Obrigkeit verschieden ist oder nicht, d. h. ob in einer Demokratie, Oligarchie, Aristokratie und Monarchie dieselben Obrigkeiten im Besitz der höchsten Staatsgewalt sind, oder nicht. (Es kommt hierbei nicht darauf an, daß sie mit gleichen Personen, oder aus ähnlichen Klassen besetzt werden, sondern das kann in dem einen Staate so, in dem andern anders geschehen, wie ja auch z. B. die Aristokratieen die Gebildeten, die Oligarchieen die Reichen, die Demokratieen die Freien in die Aemter nehmen.) Aber das ist die Frage, ob nicht aus der Verschiedenheit der Verfassungen einige Obrigkeiten selbst als verschiedene hervorgehen. Denn in der Wirklichkeit trifft es sich, daß dieselben Obrigkeiten hier nicht verschieden, dort aber verschieden sind, da es für diesen Staat ersprießlich sein kann, derselben Stellung eine große Bedeutung beizulegen, während jener es für angemessen hält, sie mit einer nur unbedeutenden Macht zu versehen.

8. So viel ist gewiß: man stößt auf einige Magistraturen, die nur an ein bestimmtes politisches System gebunden sind. Eine solche ist z. B. die der vorberathenden Behörden, ein der Demokratie fremdes Institut, die dafür den Rath hat. Denn eine Behörde der Art ist unerläßlich nothwendig, und es liegt ihr ob, die Sachen, ehe sie vor das Volk kommen, vorher zu berathen, damit das Volk nicht so viel Zeit verliere. Ist die Zahl dieser Vorberather gering, so ist das Institut oligarchisch. Nun liegt aber diese ihre geringe Anzahl eben im Wesen des Instituts selbst; folglich muß es an Oligarchie gebunden sein. Wo aber beide Institute vorhanden sind, da kontroliren die Vorberather gewissermaßen den Volksrath, und üben diese Funktion als ein oligarchisches Institut aus, einem demokratischen Institute gegenüber. 9. Die Macht dieses Volksraths wird auch selbst in solchen

Demokratieen gebrochen, wo das Volk selbst in seinen großen Versammlungen über alle Angelegenheiten verhandelt. Es pflegt dies dann zu geschehen, wenn entweder ein gewisser Wohlstand sich über die ganze Bevölkerung verbreitet hat, oder wenn die in der Volksversammlung zusammentretenden Bürger Entschädigungsgelder erhalten. Dann braucht das Volk nämlich nicht sehr zu arbeiten, versammelt sich häufig und nimmt die Entscheidung über Alles selbst in die Hand. — Aufseher über die Zucht der Knaben und Weiber und andere mit einer ähnlichen Aufsicht beauftragte Magistrate entsprechen der Aristokratie, und nicht der Demokratie. Denn wie könnte man hier den Weibern der Armen das Ausgehen verbieten? Auch oligarchisch sind solche Institute nicht; denn die Weiber der Oligarchen leben in Ueppigkeit. Doch mögen hier diese Andeutungen genügen.

10. Ich gehe jetzt dazu über, die Anstellung der Obrigkeiten ausführlich zu behandeln. Die Unterschiede in der Art und Weise die Beamten anzustellen beruhen auf drei Gesichtspunkten, aus deren Zusammenstellung sich sämmtliche Wahlmodi ergeben. Diese drei Punkte sind: erstens, welches sind die Anstellenden? zweitens wer sind die, aus welchen angestellt wird? Drittens, welches ist der Modus? Jeder dieser drei Punkte enthält drei verschiedene Fälle. Entweder ernennen alle Bürger die Obrigkeiten, oder nur einige — und zwar entweder aus allen Bürgern, oder nur aus einer bestimmten Anzahl, die dafür durch ihren Census, oder durch ihre Abstammung, oder durch persönlichen Werth oder sonst durch eine derartige Auszeichnung bevorrechtet ist. So ward in Megara z. B. aus der Zahl derer eine Ernennung getroffen, die mit aus der Verbannung zurückgekehrt waren und gegen die Demokratie mitgefochten hatten. — Die zwei verschiedenen Fälle des dritten Punktes bilden die Ernennung durch Wahl und durchs Loos. — Aus der Kombination der beiden ersten der für jeden der drei Gesichtspunkte aufgestellten Fälle geht der dritte Fall hervor. Ich meine: für den ersten Gesichtspunkt ergiebt sich als dritter Fall der, daß einen Theil der Obrigkeiten Einige, den andern Alle ernennen. Für den zweiten Gesichtspunkt gewinnen wir als dritten Fall den: für einige Obrigkeiten sind Alle wählbar, für andere nur einige Bürger. Für den dritten Gesichtspunkt

haben wir als dritten Fall in derſelben Weiſe den, nach welchem der Anſtellungsmodus in einigen Aemtern die Wahl, in andern das Loos iſt.

Aus jedem Fall der drei Geſichtspunkte ergeben ſich nun wieder vier neue Fälle. Entweder nämlich ernennen Alle aus Allen durch Wahl, oder zweitens Alle aus Allen durchs Loos; und wenn aus Allen, entweder je nach der Eintheilung des Volks in Stämmen, Volksgemeinden, und Geſchlechterverbände, bis die Reihe durch alle Bürger hindurchgegangen iſt, oder jederzeit aus der Geſammtmaſſe ohne Rückſicht auf dieſe Eintheilung [6]); oder auch es werden einige Obrigkeiten auf dieſe, andere auf jene Weiſe ernannt.

Wieder, wenn nur Einige die Wähler ſind, ſo iſt der erſte Fall: Einige ernennen aus Allen durch Wahl; der zweite: Einige ernennen aus Allen durchs Loos; der dritte: Einige ernennen aus Einigen durch Wahl; der vierte: Einige ernennen aus Einigen durchs Loos; oder auch ſie ernennen die Einen auf dieſe, die Andern auf jene Art, d. h. aus Allen Einige durch Wahl, Andere durch's Loos. Somit ergeben ſich alſo zwölf Fälle, mit Ausſchluß derjenigen, die durch Vereinigung der verſchiedenen Ernennungsweiſen [7]) hervorgingen.

12. Von dieſen Anſtellungsweiſen ſind nur zwei demokratiſch, die Beſetzung aller Obrigkeiten aus Allen durch Wahl, durch's Loos, oder durch beides zugleich. Wenn aber nicht alle Bürger auf ein Mal die Beſetzung vornehmen, wohl aber entweder aus Allen oder aus Einigen, durch Loos oder Wahl oder durch beides zugleich; oder ferner, wo man gewiſſe Obrigkeiten aus Allen, und andere nur aus einer beſtimmten Bürgerklaſſe auf beide Weiſe (d. h. die Einen durch's

---

[6]) Die dritte Modifikation: „alle Bürger ernennen aus gewiſſen dafür bevorrechteten Klaſſen durch Wahl," und die vierte: „alle Bürger ernennen aus denſelben Klaſſen die Beamten durch's Loos" — hat Ar. nicht aufgeführt. Der Text zeigt entweder eine Lücke, oder der Verfaſſer überließ dem Leſer die leichte Vervollſtändigung.

[7]) Hier iſt der griechiſche Text durchaus fehlerhaft. Er ſagt: „mit Ausſchluß der beiden Kombinationen". Der Kombinationen aber waren drei, nicht zwei; denn drei Mal waren der erſte und zweite Fall eines jeden Geſichtspunkts zu kombiniren, um den dritten Fall zu gewinnen. Die Ueberſetzung hat einen andern Weg verſucht.

Loos, die Andern durch Wahl) bestellt, da ist das ein republikanischer Modus. Wenn ferner bestimmte Personen allein gewisse Aemter durch Wahl, und andere durch's Loos besetzen, oder durch Wahl und Loos zugleich, so ist das ein oligarchischer Modus, und zwar ist der kombinirte dies in noch höherem Grade [8]).

13. Das Verfahren, nach welchem alle Bürger für einige Aemter, dagegen nur einige Bürger für gewisse bestimmte Aemter wählbar sind, oder wo einige Stellen durch Wahl, andere durch's Loos besetzt werden, ist der aristokratisch-republikanischen Verfassung eigenthümlich. Dagegen ist das einer Minorität allein überwiesene Recht zu wählen und gewählt zu werden oligarchisch, mag dabei das Loos angewandt werden, oder nicht, oder mag auch beides zusammen, Wahl und Loos, dabei in Anwendung kommen. Wenn aber eine Minorität von Wählern aus Allen insgesammt ernennt, so ist das nicht oligarchisch. Sind aber alle Bürger Wähler, die ihre Obrigkeiten aus Einigen durch Wahl bestellen, so ist das aristokratisch.

Dies ist also die Zahl der Kombinationen bei der Bestellung der Obrigkeiten, und so scheiden sie sich je nach den Verfassungen. Welche nun für eine jede passen, und welches der richtige Ernennungsmodus sowie der Machtkreis einer Obrigkeit und welches ihr Begriff ist, wird nun wohl klar sein. Unter „Machtkreis" verstehe ich z. B. die Amtsgewalt, kraft der eine Behörde über die Einkünfte verfügen, und welche eine andere zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit anwenden kann. Der Gegenstand der Amtsgewalt ist verschieden; ein anderer beim Oberfeldherrn, ein anderer bei der Behörde über Markt- und Handelswesen [9]).

---

[8]) Die Oligarchen suchen zuerst die ihrem System befreundeten Personen durch Wahl aus. Sind diese einmal zusammen, so genügt ihre oligarchische Gesinnung vollkommen dazu, sie für völlig einander gleich zu achten. Auf die sonstigen Unterschiede, z. B. die Tüchtigkeit, kommt es bei „Gesinnungsrichtigen" nicht an. Man schreitet dann zur Auslosung für die Stelle.

[9]) Es ist nicht zu bezweifeln, daß die hier aufgezählten Arten der Aemterbesetzung bei der reichen Mannigfaltigkeit der griechischen Verfassungen wirklich bestanden. Aristoteles beschrieb in seinem verloren gegangenen Werke der „Politien" die Verfassungen von 158, nach anderen Zeugnissen die von 250 Städten. Diese Politien waren die empirische Grundlage, auf welcher er die

Dreizehntes Kapitel.

Kap. 16 Beff. Wir haben nun noch von dem dritten Stücke [1]) zu handeln, oder von der richterlichen Gewalt, und werden ihre verschiedenen

Entwicklungen in unserem vorliegenden Werk anführte, und aus welchem er für einzelne Behauptungen so trefflich erläuternde Belege entnahm. Aus den Politeen war ganz gewiß der Umstand entnommen, welchen der Philosoph von den Megarern anführt, daß nur die aus der Verbannung zurückgekehrten Gegner der Demokratie wählbar gewesen. Statt nun aber die verschiedenen Arten der Aemterbesetzung nach einander aufzuzählen, mochte es dem Philosophen würdiger und der Methode im gegenwärtigen Werke angemessener erscheinen, sie auseinander abzuleiten. Daher hat diese schwierige, durch gedrängte Kürze des Ausdrucks und durch Unrichtigkeiten im Texte vielfach verwirrte Abhandlung mehr den Charakter einer arithmetischen Berechnung, als den einer politischen Betrachtung. Zur Erläuterung diene das folgende Schema:

I. Die drei Gesichtspunkte mit ihren drei Fällen.

A. Die Wähler:	B. Die Wählbaren:	C. der Wahlmodus: (Wahl, Ernennung, Besetzung).
a) Alle.	a 1) Alle.	a) Wahl.
b) Einige.	b 1) Einige.	b) Loos.
c) Theils Alle, theils Einige je nach den Aemtern.	c 1) wie c.	c) Theils Wahl, theils Loos je nach den Aemtern.

II. Die 12 Fälle aus den dreimal 4 Fällen von A.

Die 4 aus a.	Die 4 aus b.	Die 4 aus c.
1) Alle ernennen aus Allen durch Wahl.	5) Einige ernennen aus Allen durch Wahl.	9) Alle und einige ernennen (je nach den Aemtern) aus Allen durch Wahl.
2) Alle ꝛc. durch's Loos.	6) Einige ꝛc. durch's Loos.	10) Alle und Einige ꝛc. durch's Loos.
3) Alle ernennen aus Einigen durch Wahl.	7) Einige ernennen aus Einigen durch Wahl.	11) Alle und Einige ernennen je nach den Aemtern aus Einigen durch Wahl.
4) Alle ꝛc. durch's Loos.	8) Einige ꝛc. durch's Loos.	12) Alle und Einige ꝛc. durch's Loos.
Außerdem: Kombinirtes Verfahren.	Außerdem: Kombinirtes Verfahren.	Außerdem: Kombinirtes Verfahren.

In ähnlicher Weise sind die 4 Mal 3 Fälle aus B und die gleichen von C aufzuführen.

[1]) Siehe oben den Anfang des ersten Kapitels.

Gestaltungen auf demselben Wege ermitteln. Die Verschiedenheit der Gerichte beruht auf drei Punkten: wer sollen die Richter sein? worüber? und wie sollen sie gewählt werden? Der erste Punkt enthält die Frage: ob sie aus Allen oder aus Einigen bestellt werden; der zweite fordert auf zu untersuchen, wie viel Arten von Gerichtshöfen es geben soll; der dritte will die Art und Weise entschieden wissen, wie das Richterpersonal zu bestellen ist, ob durch Wahl, oder durch's Loos.

Wir behandeln den zweiten Punkt, wie viel Arten von Gerichtshöfen es giebt, zuerst. Da finden wir denn ihrer acht vor: den ersten für die Rechenschaftsablegung der Staatsbeamten; den zweiten für Schäden, die das Gemeinwohl durch jemand erlitten; den dritten für Attentate gegen die Verfassung; den vierten für Händel zwischen Magistraten und Privaten über willkührlich auferlegte Strafen; den fünften für Civilprocesse über Kontrakte und Verträge von einer gewissen Bedeutung; und außer diesen die übrigen Gerichtshöfe für Mord und Todtschlag und über die Rechtshändel der Fremden.

2. Die verschiedenen Arten der Blutgerichte, mögen nun die Richter dieselben Personen sein oder nicht, sind folgende: über vorsätzlichen und über unvorsätzlichen Todtschlag; über die Fälle, wo der Angeklagte zwar eingesteht, aber gezweifelt werden kann [2]), ob seine That gesetzlich straflos und erlaubt war; viertens für alle Mordanklagen gegen Verbannte, wenn bei ihrer Rückkehr neue Anschuldigungen gegen sie erhoben werden, von welcher Art zu Athen der Gerichtshof in Phreatto sein soll [3]). Indessen kommen dergleichen Fälle auch in

---

[2]) Diese Fälle wurden in Athen, das Aristoteles bei dieser Aufzählung im Auge hat, vor dem Gerichtshofe im Delphinium, einem Heiligthum des Apoll im südöstlichen Theile der Stadt verhandelt.

[3]) In Phreatto im Piräeus, in der Nähe des kleinen Getraidehafens Zea, wurden die Fälle verhandelt, wenn Jemand, der wegen unvorsätzlichen Todtschlags das Land hatte meiden müssen, vor dem gesetzlichen Termin seiner Rückkehr eines andern und zwar absichtlichen Mordes angeklagt ward. Die Lage des Lokals erklärt sich daraus, daß ein solcher den Boden des Vaterlandes nicht betreten durfte. Das Gesetz verordnete daher, er solle auf einem Schiffe so nahe an die Gerichtsstätte heranfahren, daß er hören und gehört werden konnte. S. Schömann a. a. O.

großen Staaten selten vor. Der Gerichtshof für Rechtshändel der Fremden ist ein doppelter; der eine entscheidet über Rechtshändel der Fremden unter sich, der andere über die zwischen Fremden und Einheimischen. Endlich besteht neben allen diesen noch ein Bagatellgericht zur Erledigung von Sachen zum Belauf einer Drachme oder fünf Drachmen oder nicht viel darüber; denn auch diese müssen ordnungsmäßig abgeurtheilt werden, wenn gleich dazu kein zahlreiches Richterkollegium nothwendig ist.

3. Wir lassen indessen die Blutgerichte und Fremdengerichte auf sich beruhen und sprechen von den Gerichten über Staats- und öffentliche Sachen [4]), deren schlechte Einrichtung leicht innere Unruhen und Umsturz der Verfassungen verursacht. Richter sind hier nur nothwendigerweise entweder Alle für alle jene von uns angegebenen Sachen, und sie werden Alle entweder durch Wahl oder durch's Loos ernannt; — oder Alle für Alle so, daß ein Theil von ihnen durch Wahl, der andere durch's Loos bestellt wird; oder endlich, es richten über einige Sachen theils durch's Loos theils durch Wahl bestellte Richter. Das sind also vier Arten; und ebenso viele ergeben sich, wenn nicht Alle die Wahlfähigkeit zum Richteramt haben. Denn dann werden wiederum die Richter für alle Sachen aus Einigen entweder durch Wahl, oder aus Einigen für alle Sachen durch's Loos ernannt; oder für einige Sachen durch Wahl, für andere durch's Loos, oder es richten in einigen Gerichtshöfen über dieselben Sachen erloosete und gewählte Mitglieder zusammen. — 4. Hiermit sind nun die Arten der Besetzung der Gerichte, unserer Aufzählung gemäß, angegeben, und mit ihnen das kombinirte Verfahren. Ich meine so: einige Gerichtshöfe können aus Allen, andere aus Einigen besetzt werden, andere aus beiden Arten von Richtern zugleich, so daß z. B. in demselben Gerichtshof ein Theil der Richter aus Allen gezogen ist, der andere aus Einigen, und zwar entweder durch's Loos oder durch Wahl oder durch Beides.

---

[4]) Die vor die Blutgerichte gebrachten Klagen gehören eigentlich nicht zu den öffentlichen Sachen. Zu einer solchen gehört nach Attischem Recht dies, daß jeder unbescholtene Bürger als Kläger auftreten kann, während vor jenen Gerichten nur die Verletzten selbst, oder die Anverwandten des Getödteten klagen konnten. Schömann a. a. O.

Auf so viel Arten ist es also möglich die Gerichtshöfe zu besetzen. Von diesen sind die ersten demokratisch, d. h. alle die, wo die Richter aus Allen und für alle Sachen genommen werden; die zweiten oligarchisch, d. h. alle die, wo die Richter für alle Sachen aus Einigen bestellt werden; die letzten sind aristokratisch-republikanisch, d. h. alle diejenigen, wo für einige Sachen die Richter aus allen Bürgern, für andere nur aus einer Minderzahl erwählt werden.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Diejenigen Gegenſtände, welche wir zu unterſuchen beabſichtigten, ſind nun faſt ſämmtlich beſprochen. Es ſcheint daher angemeſſen, hieran die Unterſuchung über die Urſachen der Revolutionen anzuſchließen, wobei die Anzahl und Natur dieſer Urſachen, die nach dem Charakter der Verfaſſung ſich verſchieden geſtaltenden Umwälzungen, das Verhältniß der neuen Verfaſſungszuſtände zu den früheren, aus welchen ſie in der Regel hervorgegangen, die Erhaltungsmittel der Verfaſſungen für alle überhaupt und für jede einzelne im Beſondern, Gegenſtände unſerer Betrachtung ſein werden.

2. Hier hat man ſich zunächſt an den ſchon früher ausgeſprochenen Satz zu erinnern, daß bei der Einrichtung vieler Verfaſſungen die Schöpfer derſelben zwar alle darin einig waren, den Gedanken der Gerechtigkeit und verhältnißmäßigen Gleichheit für alle Staatsangehörigen zum Grunde zu legen, daß ſie aber in der Ausführung deſſelben fehlgingen. So entſtand Demokratie aus der Meinung, es berechtige die Gleichheit in irgend einem beliebigen Stücke zur Gleichheit ſchlechthin, (wie z. B. einige aus dem Umſtande, daß Alle von gleich freier Geburt ſind, die abſolute Gleichheit Aller untereinander beanſpruchen). So entſtand Oligarchie aus der Meinung, als folge aus der in einem Stück bei Einigen thatſächlich exiſtirenden Ungleichheit, daß dieſe nun in allen Stücken den Andern nicht gleich zu ſein hätten,

wie denn die Ungleichheit des Vermögens hier die Meinung von dem Gelten einer abſoluten Ungleichheit hervorbrachte.

3. Demgemäß verlangen nun die Einen, auf ihre Gleichheit fußend, einen gleichen Antheil an allen Regierungsrechten; die Andern gehen von ihrer Ungleichheit aus und wollen etwas voraushaben, denn wer mehr ſei, müſſe auch mehr haben. In gewiſſer Beziehung haben nun alle aus ſolchen Auffaſſungen hervorgegangenen Staatsformen ſich dem Gedanken der Gerechtigkeit genähert, aber dadurch daß ſie ihre Weiſe für abſolut nahmen, haben ſie ſich wieder von ihm entfernt. Und wenn nun die Einen oder die Andern nicht den Antheil am Staat erhalten, der ihnen nach ihrer Meinung gebührt, ſo ſehen ſie hierin einen Grund zur Empörung. Wäre dieſer Grund triftig, ſo würden diejenigen am meiſten zur Empörung berechtigt ſein, die eine ſolche gerade am wenigſten anſtiften, nämlich die an Vorzügen des Geiſtes Ausgezeichneten; denn ſie allein möchten vernünftigerweiſe eine abſolute Ungleichheit mit allen andern in Anſpruch nehmen können. Daneben wollen freilich Einige wegen des Vorzugs einer edlen Abkunft gerade in Hinſicht auf dieſe Ungleichheit nicht in eine allgemeine Gleichheit mit den Andern treten; denn für edel gelten diejenigen, welche Tugend und Reichthum der Ahnen bei ſich aufweiſen können.

4. Hiermit ſind nun in der Kürze die Anfänge und Quellen angegeben, aus welchen die bürgerlichen Unruhen entſtehen, und es gehen daher auch die Umwälzungen auf zwiefache Art vor ſich. In dem einen Falle iſt die Umwälzung gegen die Verfaſſung gerichtet, um an die Stelle der beſtehenden eine andere zu ſetzen, z. B. Oligarchie an die Stelle der Demokratie oder umgekehrt, oder Republik und Ariſtokratie an die Stelle der Oligarchie und Demokratie, oder umgekehrt. In dem andern Fall gilt die Empörung nicht der beſtehenden Verfaſſung, ſondern die unzufriedene Parthei will dieſelbe beibehalten, will aber ſelbſt an's Ruder kommen, ein Fall der z. B. bei Oligarchieen und Monarchieen vorkommt.

7. Ferner bezweckt eine Revolution das Weſen einer Verfaſſung zu ſtärken oder zu ſchwächen, ſie beabſichtigt z. B. eine oligarchiſche

Verfaſſung noch oligarchiſcher oder weniger oligarchiſch zu machen, und eine Demokratie noch demokratiſcher oder weniger demokratiſch, und ſo will ſie auf gleiche Weiſe die übrigen Staatsformen in ihrem Principe ſtärken oder abſchwächen. Manchmal iſt es ihr auch nur um die Abänderung eines Theils der Verfaſſung zu thun, z. B. eine beſtimmte Magiſtratur einzuſetzen oder abzuſchaffen; wie nach einigen Hiſtorikern zu Lacedämon Lyſander[1]) das Königthum, und der König Pauſanias das Ephorat abzuſchaffen verſuchte[2]). Auch in Epidamnos erlitt die Verfaſſung eine ſolche theilweiſe Veränderung, indem man an die Stelle der Stammbäurter (Phylarchen) einen demokratiſchen Rath einſetzte. Aber in das große Volksgericht (Heliäa), deſſen Mitglieder die Vollbürger ſind, ſind die Magiſtrate als Mitglieder einzutreten noch beſonders verpflichtet, ſobald ein neuer Magiſtrat ge-

---

1) Dieſer Lyſander, der in der griechiſchen Geſchichte eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, war letztlich der Beſieger Athens, deſſen Mauern er unter Flötenſchall niederreißen ließ, am Tage der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.). Lyſander war einer der am härteſten gearteten Staatsmänner des Alterthums, — „ein gewaltiger Revolutionsmann, der die Beſtrebungen zahlloſer oligarchiſcher Kluburſten in ſich vereinigend, durch die ſtrenge Konſequenz ſeiner Grundſätze und die Schlauheit in der Ausführung Griechenlands Schickſale eine geraume Zeit beherrſchte; bis Ageſilaus, den er unvorſichtiger Weiſe ſelbſt auf den Thron gehoben, an die Stelle ſeiner uſurpirten wieder die legitime Macht Heraklidiſcher Fürſten ſetzte; was denn beſonders in Lyſander den Plan, die königliche Verfaſſung umzuſtürzen erzeugt hatte". Müller Dorier II, 409. Als Lyſander den Ageſilaus nach Aſien begleitete, wußte dieſer ihn dadurch zu ruiniren, daß er ihm eine ganz untergeordnete Stellung, die eines Intendanten des Hauptquartiers gab, wobei er ſich gegen ſeine Freunde über Lyſander ſo äußerte: „ich will doch ſehen, ob ihm nun noch Jemand den Hof machen wird."

2) Pauſanias nimmt gegen Sparta und Griechenland dieſelbe Stelle ein, wie Wallenſtein zu Kaiſer und Reich. Er wollte um den Preis der Tyrannis Griechenland an die Perſer verrathen, und trat mit ihnen in Unterhandlungen. Nach der Entdeckung des Verraths flüchtete er in ein Aſyl, in den Tempel der Athene zu Sparta. Das Thor ward vermauert, und er ſtarb im Tempel den Hungertod, oder vielmehr das heuchleriſch kaiſerliche Volk bewachte ihn, bis er am Verſcheiden war, und zog ihn dann ſterbend heraus, damit er im Freien und nicht im Tempel ſtürbe. 477 v. Chr. Was er verſuchte, durch Vernichtung des Ephorats das Königthum abſolut zu machen, führte ſpäter Kleomenes III. durch.

wählt werden ſoll [3]). Oligarchiſch ferner iſt auch die Exiſtenz eines einzigen Archonten, der in dieſer ſo umgeſtalteten Verfaſſung immer

[3]) Ueber den Sinn dieſer äußerſt dunkeln Stelle haben ſich die bedeutendſten Ausleger und Alterthumsforſcher nicht einigen können. Ariſtoteles hatte den Vorgang in ſeinem berühmten Werke der Staatsverfaſſungen in der Politie der Epidamnier ausführlich erörtert, und begnügt ſich im Hinblick auf das dort erzählte hier mit einer ſo kargen Andeutung, daß es unmöglich iſt, über den Sinn unſerer Stelle zu einer überzeugenden Gewißheit zu kommen. Epidamnus, an der Illyriſchen Küſte von den Römern erſt Dyrrachium, ſpäter aber mit dem Griechiſchen Namen genannt, war von Korinthern und Korcyräern gegründet, ein ariſtokratiſcher Staat. Kurz vor dem Peloponneſiſchen Kriege entſtand hier der Kampf der demokratiſchen, im Lauf der Zeit erſtarkten Gemeinde, gegen die edlen Geſchlechter. Denn die Stadt war ein Meſſeplatz für alle Völker des Adriatiſchen Meeres, die Verfaſſung daher allmählig hier immer demokratiſcher geworden, und hatte ſich nach dem Vorbilde Athens geſtaltet, das in den Gewäſſern des Jonichen Meeres über Sparta die Oberhand behielt. Die Oligarchen unterlagen hier ſo gut als in Korcyra, welches Staates Schickſale Epidamnus wohl immer getheilt hat. An die Stelle eines engern Rathskollegiums der Geſchlechter trat nun ein demokratiſcher Rath, der immer Bule (βουλὴ) heißt. Wo alſo der die Verwaltung leitende Rath dieſen Namen führt, da iſt von einem Staate mit überwiegend demokratiſcher Verfaſſungsform die Rede. Vergl. oben Buch VI, Kap. 1. Ariſtoteles erwähnt alſo mit dem Zuge, daß man anſtatt der Penlarchien eine Bule eingeſetzt, die theilweiſe Umwandlung der Verfaſſung von Epidamnus in Demokratie, und will im Folgenden noch das angeben, was ſich in der Verfaſſung als ein Reſt der Oligarchie erhalten hat. Nun iſt es nicht möglich zu erkennen, was in Epidamnus die Hetiäa geweſen. Die Bule dafür zu nehmen iſt durchaus unthunlich; denn die Worte des Textes (εἰς δὲ τὴν ἑλλειαν) ſprechen es aus, daß von einem andern Staatskörper geredet werden ſoll. Ariſtoteles, der in Bezeichnungen dieſer Art ſo genau iſt, daß er es ausdrücklich erwähnt, daß die Kreter ihren Rath der Alten (Gerufia) mit der unrigentlichen Bezeichnung Bule benannt haben (ſ. Buch II, Kap. 7), würde auf die leichteſte Weiſe dies durch den Ausdruck haben andeuten können: „und in dieſen Hetiäa genannten Rath“ u. ſ. f. Sodann aber iſt ſchwer zu glauben, daß im Alterthum jemals ein Rath oder Volksausſchuß ſollte Hetiäa genannt worden ſein, weil ſich an dieſes Wort immer der Begriff einer größeren Verſammlung, oder wie in Athen des Lokals für eine größere Verſammlung knüpft. Man könnte es nun für die Volksverſammlung nehmen, die in den dorichen Staaten den Namen Halia führt. Aber dann würde Ariſtoteles den dorichen Ausdruck mit dem bei ihm üblichen Zuſatz, der „ſogenannten“ ſelbſt gebraucht haben, und außerdem ſpricht der Ausdruck „eintreten“ (ἐπελθεῖν) dagegen, welcher vom Amtsantritt und überhaupt da gebraucht wird, wo es ſich von einem Eintritt in die Staats-

blieb. Ueberall aber (ich wiederhole es) iſt Ungleichheit Urſache bürgerlicher Unruhen, da wo die unter der Ungleichheit leidenden nicht verhältnißmäßig entſchädigt werden. So iſt ein lebenslängliches Königthum, wenn es unter Gleichen beſteht, eine Ungleichheit. Hier haben Alle überhaupt das Streben, die Gleichheit herzuſtellen, und deshalb empören ſie ſich.

7. Es giebt eine zwiefache Gleichheit, nach der Zahl und nach dem Werthe. Die erſte findet da ſtatt, wo Eins an Menge oder Größe daſſelbe und gleich iſt mit einem Andern; die zweite iſt die proportionale. Z. B. numeriſch iſt der Unterſchied zwiſchen drei und zwei, und

---

gewalt handelt. Vergl. Buch IV, Kap. 5. Es bleibt daher die Vermuthung offen, daß das ſich demokratiſch, alſo nach Athenienſiſchem Muſter umgeſtaltende Epidamnus ſein großes Volksgericht wie in Athen Heliäa nannte, daß dieſe Heliäa in gewiſſen Fällen die Funktionen der Volksverſammlung etwa bei einem kleinen Staate ohnehin denkbar iſt, beſonders ſobald darin irgend ein ſtreitiger Gegenſtand vorkam, ausübte, wie denn Volksverſammlung und Heliäa auch ſonſt in ganz naher Verwandtſchaft ſtehen. (Vgl. Hermann Darſtellung der griech Staatsverfaſſungen S. 216.) Folglich iſt das Sachverhältniß vermuthlich dies: Wenn ein neuer Magiſtrat gewählt werden ſollte, ſo waren die Vollbürger, falls aus irgend einem Grunde die Wahl ſtreitig war, berechtigt in das große Volksgericht als Mitglieder einzutreten, in welchem die Sache zur Entſcheidung kommen mußte; die Magiſtrate aber waren zu dem Eintritt nicht nur berechtigt, ſondern auch verpflichtet, und zwar bei Strafe verpflichtet. Und bei dieſem oligarchiſchen Verfahren erinnere ſich der Leſer an das, was unſer Politiker über die Kunſtgriffe der Oligarchie geſagt hat, durch die eine volksthümliche Verfaſſung illuſoriſch gemacht wird, wenn z. B. das Staatsgrundgeſetz verordnete, daß alle Bürger an der Volksverſammlung theilnehmen, und ein Richteramt bekleiden *können*, die Reichen aber an der erſteren theilnehmen *müſſen*, und das letztere nicht ablehnen *dürfen*, und anderes der Art. (Vgl. das 10. Kapitel dieſes Buchs.) Wir führen noch Ottfried Müllers Auffaſſung der ſehr ſchwierigen Stelle an, nicht weil ſie dem Wortſinne ſich mehr anbequemte, als die im Texte ſtehende Ueberſetzung, ſondern weil es möglich iſt, daß dieſer gründlichſte Kenner des doriſch-helleniſchen Stamm- und Staatslebens aus dieſer ſeiner Kenntniß heraus das Richtige getroffen hat. Siehe Dorier II, 156, woſelbſt er folgende Auslegung giebt: „In einer zweiten Epoche der (Epidamniſchen) Verfaſſung trat an die Stelle der Phylarchen eine demokratiſch gewählte βουλή: dagegen blieben als Reſte der früheren Verfaſſung, daß alle Magiſtrate, die aus den ältern Bürgern (dem eigentlichen πολίτευμα) gewählt waren, in der Volksverſammlung zugegen ſein mußten, wenn ein Magiſtrat es forderte, und dann daß es nur einen Archen gab."

zwei und eins gleich, proportional dagegen iſt es der zwiſchen vier und zwei, und zwiſchen zwei und eins; denn zwei iſt derſelbe Theil von vier, wie eins von zwei, da beides Hälften ſind. Trotz ihrer Uebereinſtimmung nun, daß die Gerechtigkeit als Gleichheit im Allgemeinen ſtattzufinden habe, gehen die Anſichten der Menſchen in Betreff der Gleichheit nach dem Werthe auseinander, wie früher bemerkt worden. Die Einen verlangen, wenn ſie den Andern in einem Stücke gleich ſind, eine durchgängige Gleichheit mit den Andern in allen Stücken; die Andern, wenn ſie ungleich [4]) in einem Betracht ſind, halten ſich in jeder Hinſicht zu größeren Anſprüchen berechtigt [5]).

8. Daher findet man auch in der Wirklichkeit vorzugsweiſe nur zwei Verfaſſungen, Demokratie und Oligarchie; denn edle Abkunft und Tugend [6]) findet ſich nur bei wenigen, während die Ele-

---

[4]) Das heißt in Wirklichkeit überlegen. Man erinnere ſich der Entwicklung im fünften Kapitel des dritten Buchs. Sehr häufig wird zu dem Ausdruck Ungleichheit, dem ſtrengeren in der politiſchen Terminologie, der Ausdruck Bevorzugung oder Ueberlegenheit ὑπεροχή als Erklärung hinzugefügt.

[5]) Das Gleiche iſt in der politiſchen Terminologie der Hellenen der Ausdruck, welcher den gleichen Anſpruch der Bürger an den Regierungsrechten bezeichnet. Er iſt beſtimmter als die egalité der Franzoſen. Aus „Gleichen und Aehnlichen“ beſtand die Bürgerſchaft der Athenienſiſchen Demokratie, aus Aehnlichen (Homoen) die doriſche Bürgerſchaft Sparta's. Der Unterſchied zwiſchen numeriſcher Gleichheit und der Gleichheit nach dem Werthe (Aeſtimmte) war für die Politik ſehr wichtig, und iſt es noch. Ariſtoteles führt die letztere auf die proportionale zurück, und wäre noch deutlicher geweſen, wenn er durch Sachen und nicht durch Zahlen erklärt hätte. Solon gab den Bürgern Athens die Gleichheit, aber die proportionale, indem der Antheil der Bürger an den Regierungsrechten nach dem Vermögen abgeſtuft war, ſo daß kein Bürger der vierten Klaſſe behaupten konnte, ſein Antheil ſei kleiner, als der eines Bürgers der erſten. Das Streben der ſich immer mehr und mehr demokratiſirenden Bürger ging nun dahin, aus der proportionalen Gleichheit eine numeriſche zu machen, und mit dieſem Satze iſt eigentlich die Entſtehung, die Entwicklung und die Entartung der Demokratie in einer allgemeinen Formel ausgedrückt. Solon war übrigens von der Reinheit dieſes Verhältniſſes in ſeiner Volkseintheilung ſo befriedigt, daß er ſich in einem uns erhaltenen Gedichte ſo darüber ausſprach:

Ich ertheilte dem Volke an Macht ſo viel, als genug war,
Nicht der Ehre zu viel gab ich, zu wenig ihm nicht.

[6]) Hiermit ſind die Elemente zur Ariſtokratie im alten Sinn, zum

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAAR,A.

3-598-52808-6
FN. 11399/034

mente dieſer beiden Verfaſſungen der Mehrzahl angehören. Nirgends finden ſich der Edelgebornen und dabei vorzüglichen Bürger hundert in einer Stadt, Reiche und Arme dagegen giebt es überall in Menge. Es iſt daher ein großer Fehler, die eine oder die andere Art der Gleichheit überall abſolut durchführen zu wollen, und die Beweiſe dafür liefert die Geſchichte. Keine auf ſolchen Grundlagen errichtete Verfaſſung iſt von Beſtand, weil es natürlich unmöglich iſt, daß ein zu Anfang und im Princip begangener Fehler in weiterem Fortgange ein anderes Ende hat, als ein unglückliches. Daher muß man in einigen Stücken die Verhältniſſe nach der numeriſchen, in andern nach der Gleichheit, wie ſie aus dem Verdienſte hervorgeht, ordnen.

9. Sicherer indeſſen und gegen Revolutionen geſchützter als die Oligarchie iſt die Demokratie. Im Schooß der Oligarchieen ruhen von Hauſe aus die Keime einer zwiefachen Revolution, der einen, welche die Oligarchen gegen einander, der zweiten, die ſie gegen das Volk machen, während in den Demokratieen das Volk ſich nur gegen die oligarchiſche Parthei erhebt. Gegen ſich ſelbſt ſteht das Volk nicht auf; es fehlt an dem dazu treibenden Elemente, wenigſtens ſind die derartigen bürgerlichen Unruhen ganz unbedeutend. Dazu kommt, daß die Verfaſſung desjenigen Staates, in welchem der Mittelſtand das Uebergewicht hat, bekanntlich die dauerhafteſte unter allen dieſen Verfaſſungen, der Demokratie näher ſteht als der Oligarchie.

Staate der Edelſten und Beſten angedeutet. Nicht vollendet in ihrem Weſen und von nur kurzer Dauer hat dieſe Staatsform gleichwohl das Weſen der Hellenen befeſtigt und ihre ſittlichen Begriffe vertieft. Die Erinnerung an ihr Verdienſt erhielt ſich mehr oder weniger bei allen ſpätern Politikern des Alterthums. Die Darſtellung der Griechiſchen Ariſtokratie gehört zu den ſchönſten Parthien von Dunckers Geſchichte des Alterthums. Man vergl. Band III, S. 582 fgd.

Zweites Kapitel.

Da wir ermitteln wollen, woher die Aufstände und Revolutionen in den Verfassungen entstehen, so sind die Anfänge und Ursachen derselben zuerst im Allgemeinen zu betrachten. Ihrer sind, um es in Kürze zu sagen, etwa drei an der Zahl, und wir wollen sie einzeln in einem allgemeinen Umriß zunächst zeichnen. Wir müssen demnach unter den Ursachen der Revolutionen in's Auge fassen die sittlichen Zustände und die Zwecke, und drittens die Veranlassungen, welche die bürgerlichen Unruhen und innerlichen Zwiste zum Ausbruch bringen.

Unter den Ursachen nun, welche die Bürger zu einer Umwälzung überhaupt geneigt machen, nimmt jene, die wir bereits besprochen, die erste Stelle ein. Getrieben die Gleichheit durchzusetzen, empören sich die Einen, wenn sie sich zurückgesetzt glauben, während sie sich doch den Bevorzugten gleich achten; trachtend nach Ungleichheit und Bevorzugung erheben sich die Andern, wenn sie bei ihrer vermeintlichen Ueberlegenheit dennoch nicht größere Rechte haben als die Andern, sondern nur gleiche oder gar geringere. — 2. Diese Ansprüche können bei Beiden in gewissen Fällen gerecht, in andern dagegen ungerecht sein. Denn es finden Empörungen Statt, wenn diejenigen, welche zurückgesetzt sind, die Gleichheit durchsetzen, und ebenso wenn diejenigen, welche den Andern gleich sind, größere Rechte erlangen wollen, und diese Angaben mögen zur Bezeichnung der Zustände, die sie zur Empörung treiben, genügen. Die Dinge aber, um die es sich bei Revolutionen handelt, sind Vortheil und Ehre, oder das Vermeiden ihrer Gegentheile; denn das Bestreben den Verlust der bürgerlichen Ehre (Atimie)[1]), oder eine Strafe von sich oder von seinen Freunden abzuwenden, bringt die Partheien in den Staaten ebenfalls zur Revolution.

3. Jetzt zu den Einzelursachen und Veranlassungen der Bewegungen, aus denen die bezeichnete Neigung der Bürger zum Aufstand

[1]) Wenn der Bürger mit der „Atimie" belegt ward, so waren alle seine Vortheile, Rechte und Freiheiten, die er eben als Bürger genoß, für ihn verloren.

entſteht, und die das Verlangen nach den eben genannten Dingen in ihnen hervorrufen. Es ſind ihrer, wenn man will, ſieben an der Zahl, doch kann es deren auch noch mehr geben. Zwei derſelben ſind mit den zuvor genannten identiſch, erſcheinen aber hier als Faktoren mit anderer Wirkung als vorhin. Es kann nämlich vorkommen, daß Vortheil und Ehre die Gemüther gegen einander aufreizen; aber der Zweck der Aufſtändiſchen geht dann nicht dahin, ſich ſelbſt in den Beſitz derſelben zu ſetzen, wie vorhin geſagt ward, ſondern die Erbitterung entſteht dadurch, daß man Andere bald verdienter bald unverdienter Weiſe an beiden bevorzugt ſieht. Die übrigen Veranlaſſungen ſind frevelhafter Uebermuth, Furcht, Machtübergewicht, Sorgloſigkeit[2]), unverhältnißmäßiges Emporwachſen gewiſſer Elemente des Staats. Dazu kommen noch in anderer Weiſe Amtserſchleichung durch Wahlumtriebe, Nachläſſigkeit bei Beſetzung der Aemter, Geringſchätzung kleiner Momente, Geſinnungs- und Bildungsunterſchiede.

Kap. 3 Text. 4. Welche Wirkung nun von dieſen Veranlaſſungen frevelhafter Uebermuth und Streben nach Vortheil ausüben und wiefern ſie politiſche Unruhen erregen, darüber bedarf es wohl keiner Erklärung. Sind die Männer, denen die obrigkeitliche Gewalt anvertraut iſt, übermüthig und habſüchtig, ſo empört ſich das Volk ſowohl gegen ihre Perſonen, als auch gegen die Verfaſſung, welche ihnen die Gewalt zu ſolchen Ausſchreitungen verleiht, mögen ſie nun an dem Vermögen der Privaten oder an dem Gemeingut ihrer Habſucht fröhnen. Ebenſo klar iſt auch der Einfluß der Ehre auf die Gemüther, und wie dieſelbe Urſache zum Aufſtande wird. Denn es empören ſich die Bürger, wenn ſie ſich ſelbſt von den Staatsehrenäm-

---

[2]) Die ſich darin zeigt, daß gewiſſe anſcheinend unbedeutende Elemente im Staate nicht in ihrer Bedeutung gewürdigt werden; z. B. der Umſtand, daß eine Ackerſtadt Fabrikſtadt wird, oder daß eines angeſehenen Bürgers Haus auf einer Stelle ſteht, die militäriſch eine die Stadt beherrſchende Poſition werden kann. Wie dieſe Veranlaſſung und die bald darauf erwähnte, ſehr ähnliche, die Geringſchätzung kleiner Momente zum völligen politiſchen Untergange einer Stadt führen konnte, iſt von dem Griechen Aeneas in einer ſehr lehrreichen Schrift (Ueberſetzung von Köſtlin und Kübler) „von der Vertheidigung der Städte“ bei mehreren Gelegenheiten entwickelt worden.

tern ausgeschlossen und Andere in demselben sich vorgezogen sehen. Und Ungerechtigkeit entsteht hierin immer da, wo jene Bevorzugung oder Zurücksetzung gegen Würde und Verdienst geschieht, wogegen Gerechtigkeit nur da geübt wird, wo man hierin nach dem Verdienst verfährt.

Ebenso ist Uebergewicht an Macht eine Quelle bürgerlicher Unruhen, wenn ein Individuum oder mehrere eine größere Macht an sich reißen, als sich mit dem Staate und der Macht, die die Staatsgewalt giebt, verträgt; denn daraus pflegt Monarchie oder Dynastenherrschaft [3]) zu entstehen. Man pflegt daher dergleichen Personen an einigen Orten, wie in Argos und Athen, durch das Scherbengericht (Ostracismus) zu beseitigen, obschon es besser wäre, wenn man von Hause aus darauf sähe, einer solchen Machtstellung den Weg zu verlegen, als sie gewähren zu lassen und hinterher erst ein solches Heilmittel anzuwenden [4]).

5. Furcht wird dann Ursache zur Revolution, wenn Staatsverbrecher fürchten der Strafe anheimzufallen und deshalb sich empören, ingleichen wenn diejenigen, welche sich einer ungerechten Behandlung versehen, solchem Beginnen zuvorkommen wollen, wie in Rhodus die Vornehmen gegen das Volk zusammentraten, um sich den Entscheidungen der fortwährend gegen sie erhobenen Processe zu entziehen [5]).

---

3) Wenn die Gewalt der edlen Geschlechter in oligarchischen Staaten zuletzt nur bei einigen Familien oder bei einer einzigen bleibt, so entsteht Dynastenherrschaft nach der Terminologie der Griechen. Diese ist daher eine Parekbase (Entartung) der Oligarchie.

4) Man vergleiche das 8. Kapitel des 3. Buches und die Bemerkung über den Ostracismus.

5) Um die 92. Olympiade kam in Rhodus die Macht wieder an die Oligarchen, die besonders dadurch gegen das Volk zusammenzutreten genöthigt wurden, weil die Demagogen, während sie die Massen mit Lohn jeder Art köderten, den Ausrüstern der Staatsgaleeren die gebührenden Summen nicht verabfolgt hatten und sie zugleich durch fortwährende Processe quälten. So sind nach Müller (Dorier II, 149) die hier und gleich weiter von Aristoteles gegebenen Nachrichten zusammen zu lassen, obgleich das eine Mal die Furcht, das andere Mal Verachtung als Motiv zur Revolution angegeben wird. Es können aber zu einer und derselben Revolution mehrere Motive zusammen gewirkt haben.

6. Auch Verachtung bewirkt Aufstände und revolutionäre Erhebungen, wenn, wie z. B. in den Oligarchieen der Fall ist, die von der Staatsverwaltung ausgeschlossenen die Mehrzahl bilden und sich nun ihrer Ueberlegenheit bewußt werden; ferner, wenn in den Demokratieen die Reichen aus Veranlassung der herrschenden Unordnung und Anarchie die Verfassung umstoßen. So ward auch in Theben nach der Schlacht bei Oenophyta [6]) die Demokratie wegen der schlechten öffentlichen Verwaltung gestürzt, ebenso unterlag in Megara das Volk wegen der dort herrschenden Unordnung und Anarchie [7]). Dasselbe trat in Syrakus [8]) vor Gelons Tyrannis ein, und auf

---

[6]) Am 62. Tage nach ihrer Niederlage bei Tanagra 456 v. Chr. unternahmen die Athener wieder ihren Angriffszug gegen Böotien und siegten unter Myronides gegen das gesammte Thebanisch-Böotische Heer. Der Zweck der Unternehmung war: die böotischen Städte der oligarchischen Vorortschaft Thebens zu entziehen, die ersteren demokratisch einzurichten, und der letzteren die Demokratie aufzuzwingen, zu welchem Plane die hier, wie in allen Städten vorhandene demokratische Parthie benützt wurde. Die Athener dachten nicht daran mit den so gewonnenen Städten Sympolitie zu errichten; die Demokraten trieben es arg, und so ging die Demokratie und mit ihr der Besitz dieser Städte für Athen verloren.

[7]) In Megara folgte auf die Oligarchie die Tyrannis des Theagenes, die als durch Mithülfe des Volks gegründet, schon den Einfluß der Volksgewalt zeigt. Nach seinem Sturze erstreuten sich die Megarenser eine Zeit lang einer guten Verfassung, bis etwa zur Zeit der Perserkriege die Demokratie überhand nahm. Noch später ward es durch die immer mehr um sich greifende Demagogie so arg, daß das Volk von den geliehenen Kapitalien keine Zinsen mehr zahlte, sogar die bezahlten wieder zurückforderte, die Tempel und die Häuser der Reichen plünderte, und viele Edle verbannte, um ihr Vermögen zu confisciren. Als es dem Adel gelang zurückzukehren, wurde eine harte Oligarchie eingerichtet, in der die öffentlichen Aemter eine Zeit lang nur aus solchen besetzt wurden, welche gegen das Volk mitgefochten hatten. Vergl. Müller, Dorier II, 167.

[8]) In Syrakus, der Korinthischen Kolonie auf Sicilien, herrschten zuerst die edlen Geschlechter, die Eigenthümer von Grund und Boden. Gegen diese erhob sich das Volk, das sich mit den Frohnknechten der Edlen verbunden hatte, und richtete Demokratie ein um 493 v. Chr. Aber die Demokratie war so ungeordnet, daß sich das Volk dem Gelon in die Hände gab (485 v. Chr.), der die adligen Grundbesitzer zurückführte, aber sich selbst zum Alleinherrscher machte. Müller a. a. O. 158. In Rhodus erfolgte nach Wiederherstellung der Oligarchie die Zusammenführung eines großen Theils

Rhodus vor der Verlegung und dem Zusammenhang der drei Städte in eine.

7. Auch das unverhältnißmäßige Emporwachsen einzelner Theile führt zu Staatsumwälzungen. Es ist damit, wie mit dem menschlichen Leibe. Wie dieser aus Gliedern besteht, die nach ihrem Verhältniß wachsen müssen, damit das Ganze in Symmetrie bleibe, während derselbe im entgegengesetzten Falle untergeht (wenn z. B. der Fuß vier Ellen, der übrige Körper dagegen nur zwei Spannen lang wäre), oder wohl gar in die Gestalt eines andern Thiers übergehen würde, wenn er nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ [9]) so unverhältnißmäßig wüchse: so besteht auch der Staat aus Theilen, deren einige oft unvermerkt so anwachsen, wie die Menge der Armen in den Demokratieen und Republiken.

8. Zuweilen führen zufällige Umstände ein solches Ergebniß herbei. So ging in Tarent, als ein großer Theil des Adels im Kampfe gegen die Iapyger [10]) besiegt und gefallen war, die Republik kurz nach den Perserkriegen in Demokratie über; und in Argos sah man sich, nach der Vernichtung der Blüthe der Bürgerschaft in dem Haine Hebdome [11]) genöthigt, eine Anzahl umwohnender Unterthanen (Perioken)

---

der edlen Geschlechter aus den Städten Lindus, Jalysus und Kamirus in eine Stadt Rhodus, wodurch die Oligarchie nun befestigt werden sollte, um 420 v. Chr. S. Müller ꝛc. S. 149, der dem Worte des Textes wohl die richtigste Auslegung giebt (ἀνάστασις ἐπὶ μίαν Ῥόδον).

9) Qualitativ, d. h. durch Zunahme der eigentlich konstitutiven Theile, wodurch das Ganze, wie auch wir uns ausdrücken, aus der Art schlägt.

10) Das Volk auf dem Südende der Halbinsel heißt bei den Römern Apuler, und war das den Tarentinern benachbarte alteinheimische Volk. Die Schlacht fällt in das Jahr 473 v. Chr., sechs Jahr von der nach Platää. Der Uebergang von der ohnehin gemäßigten oligarchischen Verfassung zur Demokratie ward ohne heftige Bewegung durch einige Institute eingeleitet, in denen die Aristokratie sich den Forderungen des Volks nachgiebig zeigte. Sie gewährte demselben die freie Benutzung des Gemeindelandes, es wurden ferner alle obrigkeitlichen Aemter zwei Mal besetzt, einmal durch Wahl, und dann durch's Loos, damit der gemeine Mann auch dazu gelangen könnte. In dieser Periode bildete Tarent unter der Leitung eines Archytas, und erst später rieß Ueppigkeit Pöbelregiment ein. S. Müller a. a. O. 175.

11) Im Jahre 520 v. Chr. wurden die Argiver in einer mörderischen Schlacht am Haine Argos von den Lacedämoniern (die dadurch die Gebieter im

in die Bürgerschaft aufzunehmen. Auch in Athen ward der Adel nach den unglücklichen Landkriegen an Zahl schwächer, weil er um die Zeit des Peloponnesischen Krieges sich die regelmäßige Aushebung nach den Listen gefallen lassen mußte[12]). Auch die Demokratieen sind von solchen Umwandlungen nicht frei, wenn schon sie hier seltener vorkommen. Denn wenn die Zahl der Reichen sich vergrößert, oder die Vermögen sehr anwachsen, so gehen die Demokratieen in Oligarchieen oder Dynastenregiment[13]) über.

9. Es treten aber Verfassungsveränderungen auch ohne gewaltsame Umwälzungen ein, einmal durch Wahlumtriebe, wie in Heräa[14]), wo man statt der Wahl das Loos einführte, weil die Wahl fortwährend zu Gunsten der Intriguanten ausfiel; sodann durch Nachlässigkeit,

---

Peloponnes wurden) unter König Kleomenes I. geschlagen. Das ganze Geschlecht des dorischen Adels blieb auf dem Platze. Sechstausend hatten sich in den heiligen Hain geflüchtet und suchten von dort aus zu kapituliren. Kleomenes sagte den Männern das Leben zu und ließ sie einzeln aus dem Walde heraus treten und hinterlistig nach einander niederhauen. Als die noch Uebrigen den Verrath merkten und den schützenden Wald nicht verließen, ließ ihn Kleomenes von allen Seiten anzünden, so daß alle darin ihren Tod fanden. Darauf rückte der König vor die wehrlose Stadt. Diese aber ward durch die heldenmüthige Dichterin Telesilla mit Hülfe der Frauen, Kinder und Greise so gut vertheidigt, daß der König einen ferneren Angriff für wenig Ehre bringend hielt und abzog. Nach dieser Schlacht führten eine Zeit lang die Leibeignen das Regiment in der von Freien entblößten Stadt, bis die inzwischen herangewachsene adlige Jugend sie wieder vertrieb, und darauf zu ihrer Ergänzung und Vermehrung die Periöken oder Orneaten näher an die Stadt heranzog, ihnen (die ohnehin persönlich frei waren) Bürgerrecht gab und ihre Städte eingehen ließ. Ob die Hebdome ein Hain, eine Stadt, oder der siebente Tag des argivischen Monats Hermaios gewesen, ist nicht zu ermitteln. E. Müller: Dorier I, 173 und II, 56. Plutarch in den Laconica spricht von einem siebentägigen Waffenstillstande, den Kleomenes den Argivern bewilligt habe. In der Nacht des dritten Tages habe er die Argiver überfallen und sie niedergemacht, da der Waffenstillstand blos von Tagen und nicht von Nächten zu verstehen sei.

12) Diese Listen, Kataloge genannt, sind für das Fußvolk erwähnt bei Thucydides VI, 31: Für die Expedition nach Sicilien wurden zum Fußvolk nur die Leute genommen, die in den Listen als *ausgesuchte* bezeichnet waren.

13) Dann also herrschen nur die *großen* Vermögen.

14) Stadt zwischen dem engen Gebirgslande Arkadiens und der offnen Landschaft der Eleischen Küste, im Alpheiosthal gelegen. E. Curtius Peloponnes I, 363.

wenn man erklärte Feinde der Verfassung zu den höchsten Staatsämtern gelangen läßt, wie in Oreos[15]) die Oligarchie abgeschafft wurde, als Herakleodorus Mitglied des Archontenkollegiums geworden war, welcher die Oligarchie in Republik und Demokratie umwandelte. Eine andere Ursache liegt in den Kleinigkeiten, die nichts ausmachen sollen. Ich verstehe darunter nur die unmerklichen Unterschiede, aus deren Vernachlässigung, ohne daß man sich's versieht, eine große Veränderung des Verfassungslebens entsteht, eben weil man den unbedeutenden Unterschied übersieht. Das geschah in Ambrakia[16]), wo der Census für die Magistrate gering war; zuletzt schaffte man ihn ganz ab, in der Meinung, daß zwischen einem geringen Census und gar keinem Census auch nur ein geringer oder gar kein Unterschied sei.

10. Auch die Stammesverschiedenheit der Einwohner bringt Umwälzungen hervor, so lange sie nicht vollständig verschmolzen sind. Denn so wie ein Staat nicht durch den Zusammentritt einer beliebigen Masse entsteht, ebenso bedarf er auch zu seinem Werden einer bestimmten Zeit. Daher hat fast überall die Aufnahme von Fremden in die Bürgerschaft, mochte sie während der Gründung des Staats oder nach derselben geschehen, innere Unruhen veranlaßt. Als z. B. Trözenier und Achäer gemeinschaftlich Sybaris gegründet hatten, wurden nachher die Achäer stärker und vertrieben die Trözenier. Deshalb lastete eine Blutschuld auf Sybaris. Auch in Thurii[17]) wurden die Altsybariten von ihren Miteinwohnern vertrieben, weil sie als ursprüngliche Besitzer des Landes übermäßige Ansprüche erhoben. — 11. In Byzanz[18]) wurden die spätern Ansiedler nach Entdeckung eines Anschlags gegen die Altbürger von diesen nach einer Schlacht aus der Stadt gejagt; die Bürger von Antissa[19]) mußten die von ihnen aufgenommenen Verbannten von Chios mit gewaffneter Hand wieder vertreiben,

---

15) Kolonie der Athener in Euböa, früher Histiäa geheißen.

16) Stadt am Meerbusen desselben Namens, von Korinth gegründet. Die Verfassung der Ambrakioten war in dem Politienwerk ausführlich beschrieben. S. Steph. Byz. unter *Ἀξιόπολις*.

17) Ueber Sybaris in Unteritalien siehe Diodor von Sicilien XII. 9 fgde.

18) Müller, Dorier II, 169.

19) Strabo I, p. 55. Antissa war erst eine Insel, und später durch ein Erdbeben ein Theil der Insel Lesbos.

und die Bürger von Zankle [20]), welche die Samier bei sich aufgenommen hatten, wurden von diesen selbst verjagt. Apollonia am Pontus Euxinus sah in Folge der Aufnahme späterer Ansiedler eine Revolution bei sich ausbrechen; die Syrakusaner hatten nach dem Sturz ihres Tyrannenregiments die Fremden und Söldnertruppen zu Bürgern gemacht; darauf brach die Revolution aus und es kam zum Kampf [21]). Die Bürger von Amphipolis [22]), welche Chalcidensische Kolonisten aufgenommen, wurden von diesen zum größten Theile vertrieben.

In den Oligarchieen nun ist es das Volk, das zur Revolution aufsteht, weil es sich durch Ungleichheit im Genuß politischer Rechte für verletzt hält, während es doch gleich sei, wie schon oben gesagt ward; in den Demokratieen dagegen geht die Revolution von den Vornehmen aus, weil sie trotz ihrer Ueberlegenheit nur gleiche Rechte mit den andern haben sollen.

12. Zuweilen sind rein örtliche Verhältnisse die Ursachen bürgerlicher Unruhen, wenn z. B. die natürliche Beschaffenheit der Gegend die Einheit zu einer Stadt nicht recht aufkommen läßt [23]). So erhoben sich in Klazomene [24]) die auf Chytrum gegen die Inselbewohner, und ebenso haderte in Kolophon die Oberstadt mit den Bewohnern der Hafenstadt Notium [25]). Auch Athen ist nicht ohne

---

[20]) Der frühere Name von Messina. Vergl. Herodot VI. 23. Apollonia ist eine Kolonie der Joner.

[21]) Müller ꝛc. II, 158; um 462 v. Chr.

[22]) Stadt am Strymonischen Meerbusen, die vor diesem Ereigniß oligarchische Verfassung hatte.

[23]) Dies ist auch heute noch ein beachtungswerther Punkt. Die Trastevериner sind von anderer Art als die Römer. Fließt ein Fluß durch die Stadt, so wird hüben und drüben oft eine ganz verschiedene politische Haltung und Gesinnung angetroffen. Es ist das z. B. der Fall in den „Kastadien" einiger norddeutschen Städte. Die Gesittung und politische Haltung einiger durch die Oertlichkeit mitbestimmten Vorstädte der großen Europäischen Kapitalen gehört ebenfalls hierher, z. B. Faubourg St. Antoine in Paris.

[24]) Der alte Bauplatz der Stadt, Chytrum, lag auf dem Festlande, die Stadt Klazomene ward darauf auf einer Insel angelegt. Zu der Stadt gehörten überhaupt acht kleine, zum Ackerbau geeignete Inseln, und diese sind's, welche sich gegen einen Theil der Altstadt erheben. Strabon XIV. 645.

[25]) Notium war die Unterstadt von Kolophon, am Aegeischen Meer.

eine ſolche politiſche Verſchiedenheit ſeiner Einwohner, denn die Bewohner des Piräeus ſind viel demokratiſcher als die der Stadt. Denn ebenſo wie im Kriege ein Uebergang auch über die kleinſten Gräben die geſchloſſenen Kolonnen auseinanderreißt, ſo ſcheint überhaupt die Hervorbringung einer Spaltung im Weſen jedes Unterſchiedes zu liegen. Die tiefſte Spaltung aber wird wohl unter allen von Tugend und Laſter und demnächſt von Reichthum und Armuth bewirkt, dazu kommen dann die andern mehr oder minder wichtigen Urſachen, zu welchen denn auch die ſo eben erwähnte gehört.

Drittes Kapitel.

Kap. 3 Bekk.

Es entſtehen alſo die Revolutionen nicht um Kleinigkeiten, wohl aber aus Kleinigkeiten, die Gegenſtände des Kampfes aber ſind immer wichtig. Ganz beſondere Bedeutung aber erhalten ſelbſt kleine Zwiſtigkeiten zwiſchen hochgeſtellten Perſonen, wofür ein Beiſpiel ſein mag, was ſich in alten Zeiten in Syrakus zutrug. Hier führte der Zwieſpalt in einer Liebesgelegenheit zwiſchen zwei jungen Leuten, welche obrigkeitliche Aemter hatten, zu einer Veränderung der Verfaſſung. Denn als der Eine außer Landes gereiſt war, zog der Andere deſſen Geliebten an ſich, wofür jener erzürnt wieder das Weib des Andern verführte. Es gelang ihnen die regierenden Familien in dieſen Streit hineinzuziehen, und ſo verurſachten ſie einen allgemeinen Zwieſpalt [1]).

2. Man hat daher gerade die Anfänge von dergleichen Streitigkeiten ſorgfältig zu beachten, und thut gut den Zwiſt der Herrſchenden und Mächtigen zu verſöhnen. Denn im Anfang liegt der Fehler, und der Anfang heißt nach dem Sprüchwort „die Hälfte des Ganzen," daher ein auch nur kleiner Fehler in ihm zu den Fehlern in den andern Theilen in demſelben Verhältniß ſteht [2]). Ueberhaupt

---

[1]) Einen ausführlicheren Bericht findet man bei Plutarch in der Schrift: Anweiſungen zur Regierung eines Staats.

[2]) Sinn: Wenn im Anfange auch nur ein kleiner Fehler gemacht wird,

bekommt die Streitigkeiten der Mächtigen auch immer der ganze Staat mit zu genießen, wie das in Hestiäa [3]) geschah nach den Perserkriegen, als sich zwei Brüder um die Theilung ihres Vatererbes entzweiten. Der Aeltere behauptete, sein Bruder habe das Vermögen und den von dem Vater gefundenen Schatz nicht richtig angegeben und brachte deshalb die Demokraten, der Andere aber, da er ein großes Vermögen besaß, die Reichen auf seine Seite.

3. Auch in Delphi ward ein aus einer Heirathsangelegenheit entspringender Zwist Ursache aller nachher erfolgenden bürgerlichen Unruhen. Der Bräutigam nämlich, dem auf seinem Gange zur Braut ein unheilkündendes Zeichen geworden war, kehrte um und führte sie nicht heim. Da steckten die über diesen Schimpf erbitterten Verwandten einige Tempelkleinodien, während er opferte, in seine Opferkörbe, und tödteten ihn darauf als einen Tempelräuber [4]). In Mitylene ward

---

so ist das Ganze dadurch schon halb verfehlt, weil eben der Anfang die Hälfte des Ganzen ist.

[3]) Auf Euböa. S. Diodor XV. 349.

[4]) Auch diese Erzählung liefert einen Beitrag zu dem Stande der Gesittung in Delphi, worüber im ersten Kapitel des ersten Buchs dieses Werks in der Anmerkung berichtet worden. Plutarch erzählt in der angeführten Schrift die Geschichte ausführlich, und wie mir nicht zweifelhaft ist, aus Aristoteles Politien. Bei dem Berichte, erzählt Plutarch, sprang der Becher von selbst auseinander. Dies sah der Bräutigam Orsilaus für eine böse Vorbedeutung an, und ging mit seinem Vater nach Hause. Der Brautvater Krates steckte dafür aus Rache etwas von dem Tempelschatze in den Korb des Orsilaus, in welchem der Weihrauch und die Opferkuchen lagen, und ermordete dann Vater und Sohn als Tempelräuber, nachdem das Volk nach einer spätern Nachricht bei Heliodor. Aeth. IV, 19 noch in derselben Nacht durch Trompetenschall zu einer außerordentlichen Versammlung berufen worden war. Als hinterher der Verrath des Krates bekannt geworden, erhoben sich die Unruhen. Als ein merkwürdiges Beispiel, von der Aehnlichkeit des Italienischen Städtelebens im Mittelalter mit den politischen Zuständen des Alterthums, mag die Geschichte erzählt werden, in welcher Machiavelli in den storie Fiorentine (Buch II) den ersten Grund der politischen Spaltung in Florenz erkennt. Eine Wittwe aus der edlen Familie der Donati hatte ihre schöne Tochter dem Chef der Familie Buondelmonte bestimmt, da sie es unterlassen hatte, sich zur rechten Zeit gegen den jungen Ritter über ihre Absichten zu erklären, so verlobte sich dieser mit einem Mädchen aus dem vornehmen Hause der Amidei. Da mußte jene es so einzurichten, daß sie eines Tages ihm ihre Tochter in ihrer vollen Schönheit

ein um Erbtöchter ausgebrochener Streit die Urſache großen Unglücks und des Kriegs mit den Athenern, in welchem Paches die Stadt eroberte. Es hatte nämlich einer von den Reichen des Landes, Timophanes, zwei Töchter hinterlaſſen, und da nun Dorander in ſeiner Bewerbung um dieſelben für ſeine Söhne abſchläglich beſchieden ward, ſo fing er an Revolution zu machen und reizte die Athener auf, deren Intereſſen er als Prorenos (Konſul) dort vertrat [5]).

4. So entſtand in Phocis [6]) um eine Erbtochter politiſcher

---

zeigte, und ihre lang gehegte Abſicht dem jungen Mann erklärte, der von dem Adel, der Schönheit, der Mitgift hingeriſſen, das eingegangene Verlöbniß aufhob und die Donati heirathete. Gleich darauf ward Buondelmonte von Mitgliedern der Amidei und Uberti erſchlagen. Der ganze Adel ward nun in den Streit der Buondelmonti und Uberti hineingezogen. Die Stadt theilte ſich in zwei Hälften, und es entſpann ſich ein blutiger Bürgerkrieg, den erſt Kaiſer Friedrich II. dadurch beendigte, daß er auf die Seite der Uberti trat, worauf es dieſen gelang die ſtarken Häuſer und Thüren der Buondelmonti zu brechen und ſie aus der Stadt zu vertreiben. Die wichtigen politiſchen Folgen faßt Machiavelli in die Worte zuſammen: e così la nostra città ancora, come tutta Italia più tempo era divisa, in Guelfi e Ghibellini si divise.

[5]) Vgl. Thucydides III, 2. Er erzählt das Hiſtoriſche. Ein ſpäter Anthologiſt Agathias hat die Namen der Erbtöchter in einem Epigramm aufbewahrt, Lamaris und Hellanis, und giebt an, daß der Athenieſche Feldherr ſie ſelbſt hinweggeführt habe. Er tödtete ihre Gemahle, und ward nachher von den Mädchen ſelbſt erſchlagen. Ein vereinzelter Zug, der uns ahnen läßt, welche Leidenſchaften in dieſem Peloponneſiſchen Kriege ihr Weſen getrieben. Thucydides unſterbliches Werk iſt doch nur eine Darſtellung vom militäriſch-politiſchen Standpunkt, und das Material, wonach dieſer für die Geſchichte der Menſchheit wichtigſte Krieg ſeine umfaſſende Darſtellung für uns gewinnen könnte, iſt zu zerſplittert, wenn ſich auch Jemand fände, der kühn genug wäre, eine Beſchreibung deſſelben nach dem Werk des Atheners zu wagen. — Athen ernannte an gewiſſen Orten des Auslandes Konſuln „Prorenen" genannt, die das Intereſſe des Staats daſelbſt zu wahren hatten. Dieſe προξενοι haben Aehnlichkeit mit unſern Handels-Konſuln. Sie genoßen Staatsgaſtfreundſchaft in Athen, das ihnen alle Privilegien gab, welche ein Ausländer in Athen, ohne Bürger zu ſein beſitzen konnte. S. Hermann Staatsalterthümer S. 249. Böckh Staatshaushaltung der Athener I, 55.

[6]) Der heilige Krieg, der Philipp die Macht gab, Griechenland zu zähmen, brach aus 355 v. Chr. Die hier vom Ariſtoteles gegebene Notiz über die Urſache des Krieges iſt von den Darſtellern der griechiſchen Geſchichte noch nicht benutzt. Vielleicht wird durch ſie die Dunkelheit aufgehellt, die über den

Partheikampf zwiſchen Mnaſeas, dem Vater Mneſons, und Euthykrates dem Vater des Onomarchus, und dieſer Kampf war der Anfang des heiligen Krieges für die Phocenſer. Auch in Epidamnus führten Heirathsbändel den Umſturz der Verfaſſung herbei. Dort hatte Jemand ſeine Tochter an einen Jüngling verlobt. Als ihm nun deſſen Vater, der Mitglied der Regierung geworden, einmal eine Buße auferlegte, ſo verband ſich der dadurch gekränkte Mann mit den vom Vollbürgerthum ausgeſchloſſenen Staatsangehörigen zum Sturze der Verfaſſung.

5. Umänderungen der Verfaſſung in Oligarchie, Demokratie und Republik kommen auch davon her, daß irgend Etwas im Staate, ſei es eine Behörde oder ſonſt ein Glied des Staats, an Achtung und Macht wächſt. So ſchien z. B. der um die Zeit der Perſerkriege in Achtung ſtehende Rath des Areopag der Regierung größere Stärke zu verleihen, wogegen der gemeine Mann, der den Seedienſt verſah, als er Urheber des Siegs bei Salamis und dadurch der Hegemonie Athens geworden war, durch die Macht zur See die Demokratie verſtärkte. Auch in Argos hatten die Vornehmen durch den bei Mantinea [7]) über die Lacedämonier erfochtenen Sieg an Machtbedeutung gewonnen, und im Vertrauen darauf unternahmen ſie es die Demokratie aufzuheben.

6. So veränderte zu Syrakus [8]) das Volk, als es durch ſeinen Arm den Krieg mit den Athenienſern ſiegreich beendigt hatte, die Republik in Demokratie, und in Chalcis [9]) machte ſich das Volk, nachdem es mit Hülfe der Vornehmen den Tyrannen Phoxus aus dem Wege geſchafft hatte, zum Herrn der Staatsgewalt, und in Ambracia

---

gewöhnlich angegebenen Urſachen dieſes Krieges liegt. Der Krieg ſoll daher entſtanden ſein, daß die Phocenſer eine Strecke heiligen Tempellandes unter den Pflug genommen hatten, während dieſelbe eigentlich hätte wüſt liegen ſollen. Vgl. Niebuhr Vorträge über alte Geſchichte 3, 329.

[7]) Im Jahr 419 v. Chr. wie von einem Siege hier die Rede ſein kann, erhellt aus Thucydides V, 65, und Diodor XII, 334.

[8]) Im Jahr 412 v. Chr. Denn die Flotte hatte den Sieg entſchieden, der gemeine Mann verlangte nun mit Selbſtgefühl eben das in Syrakus, was er zu Athen nach dem Sieg bei Salamis verlangte.

[9]) Auf Euböa.

verjagte es ebenſo wieder den Tyrannen Periander mitſamt denen, welche ſich gegen ihn verſchworen hatten, und riß die Staatsgewalt an ſich [10]).

7. Man darf ſich überhaupt die Wahrheit nicht verhehlen, daß diejenigen, welche in einem Staat die Urſache eines Machtzuwachſes geworden ſind, mögen es nun Privat- oder obrigkeitliche Perſonen, Stämme, oder ein beliebiger anderer Theil oder Maſſe des Volks ſein, auch die ſind, welche Unruhen erregen. Denn entweder fangen diejenigen, welche jenen die ehrenvolle Stellung beneiden, den Aufſtand an, oder es wollen ſich jene, geſtützt auf ihr Uebergewicht, hinfort nicht mehr mit gleichen Rechten begnügen. Verfaſſungskämpfe entſtehen ferner auch dann, wenn die anerkannt gegneriſchen Partheien im Staate, z. B. die Reichen und das Volk, ſich das Gleichgewicht halten, und der Mittelſtand unbedeutend oder ſo gut wie gar nicht vertreten iſt. Hat nämlich die eine oder die andre dieſer Partheien ein ganz offen zu Tage tretendes entſchiedenes Uebergewicht, ſo wird die andere nicht Luſt haben, einen Kampf zu wagen. Und hierin liegt auch der Grund, daß die Edelſten und Beſten in der Regel keine Revolutionsmänner ſind; denn ihrer ſind immer nur wenige gegen Viele [11]). Dies wären im Allgemeinen für alle Staatsverfaſſungen die Urſachen und Veranlaſſungen zu Revolutionen und Umwälzungen.

8. Als Mittel zu dieſen Umwälzungen dient bald Gewalt, bald Liſt; Gewalt, indem man entweder gleich von vorn herein oder hinterher Zwang anwendet. Auch die Liſt iſt eine doppelte. Entweder nämlich weiß die umwälzende Parthei das Volk durch lügneriſche Verſprechungen dahin zu bringen, daß es in Uebereinſtimmung mit

---

[10]) Aus dem Umſtande, daß die Revolution in Ambracien der in Chalcis gleich geſetzt wird, geht hervor, daß das Volk die Vornehmen hier ebenfalls vertrieb, nachdem es ſich vorher im Bunde mit denſelben des Tyrannen entledigt hatte. Göttling erklärt demnach μετὰ mit Recht für „mit Hülfe". Für den Kenner des politiſchen Lebens der Griechen folgt es ſchon aus dem Umſtande, daß das Volk Demokratie einrichtet, was nur nach einem Kampfe mit den Oligarchen geſchehen konnte.

[11]) Der Philoſoph meint alſo, wenn ſie ſich in der Majorität und Ueberlegenheit befänden, ſo würden ſie ſich erheben. Die „Edlen" unſerer Tage ſcheinen dieſe Maxime adoptirt zu haben.

ihr die Verfaſſung ändert, hernach aber behauptet ſie ſich gegen den Willen deſſelben mit Gewalt im Beſitz der Macht[12]) — ſo betrog man z. B. zur Zeit der Vierhundert das Volk mit der Vorſpiegelung, der Perſerkönig werde Subſidien zum Kriege gegen die Lacedämonier hergeben, hinterher aber, als die Lüge an den Tag gekommen, ſuchte man ſich mit Gewalt im Beſitz der Macht zu halten —; oder aber die umwälzende Parthei ſetzt ihre Zwecke gleich anfangs durch Ueberredung durch, und behauptet ihre Herrſchaft auch nachher durch Anwendung deſſelben Mittels, ſo daß ſich die Andern gutwillig fügen[13]). Im Allgemeinen ſind alſo dies für ſämmtliche Staatsverfaſſungen die Urſachen der Staatsumwälzungen.

Viertes Kapitel.

Kap. 5 Beſt. Wir betrachten nun den Charakter der Revolutionen in ihrer Erſcheinung, wie ſich derſelbe je nach den einzelnen Verfaſſungsformen geſtaltet, und beginnen mit den Demokratieen. Hier entſtehen die Umwälzungen am gewöhnlichſten durch die Wühlereien der Demagogen, welche die vermögenden Leute theils einzeln in hinterliſtige Prozeſſe verwickeln, und ſie dadurch nöthigen zuſammenzutreten, (denn gemeinſame Furcht bringt ſelbſt die erbittertſten Feinde zuſammen) theils ihnen allen insgeſamt die Volksmaſſe auf den Hals hetzen. Beide Vorgänge können durch zahlreiche Beiſpiele belegt werden.

---

12) Die Beiſpiele dieſer Art ließen ſich jetzt wohl in recht erheblicher Anzahl anführen. Die hier gemeinte bekannte Begebenheit fällt in's Jahr 411. Den Rath der Vierhundert nennt Niebuhr ſehr ſchön „den Traum der Alten". Er hatte bis auf Kliſthenes Zeit aus 400 beſtanden. Man ſehnte ſich zu jener Zeit nach einer Reaktion in Athen, und glaubte mit den 400 die alte goldene Zeit wieder zu haben.

13) So lange wie es geht. Unter Ueberredung verſtehe man dieſe ſelbſt und ihre Entartung in Sophiſtik. Wenn das politiſche Leben in ſeinen Thatſachen den Ueberredungskünſten des Anfangs immer weniger entſpricht, ſo tritt eine rabuliſtiſche Sophiſtik an ihre Stelle. In Frankreich ward von 1830 bis 1848 immer fort behauptet, die Charte ſei eine Wahrheit geworden. In einem andern Lande giebt es einen Stahl und Konſorten.

2. Als in Kos [1]) schlechte Demagogen ihr Wesen trieben, ward die Demokratie gestürzt, denn die Vornehmen traten zusammen; und in Rhodus geschah dasselbe. Hier brachten die Demagogen eine Vertheilung der öffentlichen Gelder in Gang, während sie die Auszahlung der schuldigen Summen an die Ausrüster der Staatsgaleeren [2]) verhinderten. Nun wurden diese Leute wegen der von ihren Gläubigern gegen sie anhängig gemachten Processe gezwungen zusammenzutreten und die Demokratie abzuschaffen. So ward auch in Heraklea [3]) gleich nach der Gründung der Kolonie durch die Schuld der Demagogen die Demokratie gestürzt, die von ihnen fortwährend gequälten Vornehmen gingen in die Verbannung, sammelten sich hier, kehrten zurück und hoben die Demokratie auf.

3. Einen ähnlichen Untergang der Demokratie finden wir in Megara. Hier vertrieben die Demagogen, nach Vermögenskonfiskationen lüstern, viele Vornehme, bis der Verbannten so viele wurden, daß sie zurückkehrten, in ordentlicher Schlacht das Volk besiegten und Oligarchie einrichteten [4]). Dasselbe Schicksal erfuhr die Demokratie in Kyme [5]), die Thrasymachus umstürzte, und so wird man bei näherer Betrachtung finden, daß in fast allen andern Staaten die Umwälzungen der Verfassungen in dieser Weise vor sich gingen. Entweder nämlich kränken die Demagogen, um sich beim Volk beliebt zu machen, die Vornehmen, indem sie ihr Vermögen durch Konfiskation, oder ihre Einkünfte durch Abgaben für Staatsleistungen erschöpfen, und trei-

---

[1]) Insel im Ikarischen Meer, von Dorern kolonisirt, das Vaterland des berühmten Arztes Hippokrates. Eine Uebersicht über den Wechsel der Verfassung giebt Müller. Dorier II, 146.

[2]) Sie heißen Triearchen, weil sie die Trieren, die Staatsgaleeren auszurüsten haben. Diese Ausrüstung gehörte in Athen zu den regelmäßigen Staatsleistungen. Der Triearch, meist ein vermögender Mann, rüstete dort das Schiff auf eigene Kosten aus und hielt es in gutem Stand. Der Staat gab nur das leere Schiff und den Sold für die Mannschaft.

[3]) Heraklea, eine Kolonie von Megara, lag am Pontus. S. Müller a. a. O. II, 171. Die hier erwähnte Revolution brach wahrscheinlich im Jahr 304 v. Chr. aus. Die reiche Stadt lag am Saum der Persischen Herrschaft, und hielt, wie manche andere Kolonieen, die umwohnenden Barbaren die Mariandyner in Unterthänigkeit.

[4]) Vergl. Kap. 2.

den sie so zum Aufstand, oder sie verklagen sie beim Volk, um die Besitzungen der Reichen einziehen zu können.

4. In der alten Zeit dagegen, als der Demagog noch zugleich Feldherr war, pflegte die Demokratie in Tyrannis überzugehen, und so sind denn auch die alten Tyrannen meist aus Demagogen hervorgegangen. Der Grund davon, daß das damals geschah, jetzt aber nicht mehr, liegt darin, daß die Demagogen von damals aus den Reihen der Feldherrn hervorgingen [6]), — denn in der Beredsamkeit waren sie eben noch nicht stark, jetzt aber demagogiren zwar, bei den großen Fortschritten der Redekunst, wohl die Redner, aber da sie vom Kriegshandwerk nichts verstehen, so wagen sie nicht die Usurpation, und wenn ein Fall der Art auch irgendwo vorgekommen ist, so hat ein solches Regiment doch keine Dauer gehabt. — 5. Das häufigere Vorkommen von Tyrannenherrschaften in früherer Zeit kam auch davon her, daß man zuweilen große Machtbefugniß in einer Magistratur konzentrirte. So ging in Milet aus der Prytanenwürde [7]) Tyrannis hervor, weil der Prytane die entscheidende Gewalt in den meisten und wichtigsten Angelegenheiten besaß. Ein anderer Grund derselben Erscheinung liegt in dem noch nicht großen Umfange der damaligen Städte. Das Volk lebte auf seinen ländlichen Grundstücken und betrieb eifrig seine Arbeit, und so konnten die Volksvorsteher bei krie-

---

[6]) Kolonie in Aetolis, auf Kleinasiens Westküste.

[6]) Cromwell und Napoleon dienen für die neuere Zeit als Beweis für die Wichtigkeit militärischer Talente, wenn diese zu politischer Bedeutung hinzukommen.

[7]) Prytanis ist ein in vielen Griechischen Staaten nach Abschaffung des Königthums vorkommender Titel des Staatsoberhauptes, und gleichbedeutend mit Fürst, Oberster, Erster. Der Machtumfang der Prytanis ist in verschiedenen Staaten verschieden, doch ist im Ganzen seine Stellung immer bedeutend. Der König Hiero selbst wird von Pindar mit dem Titel Prytanis angeredet. Wenn die Verfassungen demokratischer werden, führt ein Kollegium den Namen Prytanen, der sich in den Jonischen Städten bis in die Römischen Zeiten erhielt. Ueberall, wo die Prytanen Magistrate waren, hatten sie die sacralen Funktionen des früheren Königthums zu besorgen, wenn man dafür nicht einen besondern Beamten mit dem Königstitel, wie in Delphi, bestehen ließ. S. Schömann a. a. O. 144. Bei Homer findet sich (Ilias V, 678) der Name Prytanis als Eigenname.

gerischen Talenten in der Stadt sich leicht zu Tyrannen aufwerfen [8]). Alle aber, welche dies thaten, hatten sich dazu das Vertrauen des Volks erworben, und das Mittel dies Vertrauen zu gewinnen bestand darin, daß man sich für einen Feind der Reichen erklärte. So ward Pisistratus Tyrann von Athen, indem er einen Aufstand gegen die Bewohner der Getreideebenen (Pediäer) erregte [9]). Theagenes ward es in Megara dadurch, daß er die Heerden der Reichen schlachten ließ, die er am Flußufer weidend gefunden hatte, und Dionysius ward wegen seiner Anklage des Daphnäus [10]) und der Reichen der Herrschaft würdig befunden, da man ihm wegen seiner Feindschaft gegen die Reichen als einem ächten Volksfreunde Vertrauen schenkte.

6. Auch Umwandlungen der alten mäßigen Demokratie in die extreme der neusten Zeiten kommen vor. Denn wo die Staatsämter durch Wahl besetzt werden, ohne daß dabei auf den Census Rücksicht genommen wird, und wo das Volk selbst wählt, da bringen es durch demagogische Umtriebe die nach Aemtern Begierigen dahin, daß sie das Volk selbst über die Gesetze stellen. Ein Mittel diesem Uebelstande ganz oder doch theilweise vorzubeugen, ist hier, daß man die Beamten

---

8) Auch Kylon von Athen (612 v. Chr.) ward in seinem Plane, sich zum Tyrannen von Athen zu machen, durch den Umstand unterstützt, daß die adligen Grundbesitzer auf ihren Gütern auf dem Lande lebten. Kylons Schwiegervater war der in diesem Kapitel erwähnte Tyrann Theagenes von Megara.

9) Ihm gelang was Kylon vergebens erstrebt hatte. Vgl. Duncker Gesch. d. Alterthums IV, S. 302—304. Mit den Pediäern sind die adligen grundbesitzenden Geschlechter gemeint, gegen welche Pisistratus die armen Zehnter und demokratischen Bergbewohner sich erheben ließ. Vgl. Herodot I, 59. Plutarch im Leben Solons Kap. 13.

10) Ein Feldherr der Syrakuser, den Dionysios stürzte und aus dem Wege räumte. Vgl. Diodor 13, 96, der, wahrscheinlich aus den Politien des Aristoteles oder aus Philistus den Vorgang ausführlich erzählt, wie Dionysius aus einem niedrig geborenen Schreiber und Sohne eines Eselstreibers Tyrann der mächtigsten und schönsten Hellenischen Stadt ward, und seine Herrschaft achtunddreißig Jahre bis an sein Lebensende behauptete. Er ist eine der interessantesten und wunderbarsten Gestalten in der griechischen Geschichte, großer Freund der Philosophie, Litteratur und Poesie, und selbst leidenschaftlicher Poet, wie er denn zahlreiche Tragödien dichtete, wobei er sich durch die Schreibtafel des Aeschylos begeisterte, die er sich zu verschaffen gewußt hatte.

vom Volk ſo wählen läßt, daß dabei nach Stämmen und nicht von der Maſſe nach Körſen geſtimmt wird. Dies ſind nun ohngefähr die Urſachen aller Verfaſſungsumwandlungen in den Demokratieen.

Fünftes Kapitel.

Kap. 6 Diſt. Die Oligarchieen werden aus folgenden zwei am meiſten augenfälligen Urſachen umgewändelt: einmal durch die von den Oligarchen gegen die Menge ausgeübte Bedrückung; denn in dieſem Falle genügt der erſte beſte Volksvorſteher ſie zu ſtürzen, zumal dann, wenn dieſer Führer ſelbſt der Oligarchie angehört, wie Lygdamis zu Naxus, der ſpäter auch Herrſcher der Naxier ward [1]).

---

[1]) Naxos iſt die bedeutendſte unter den Cykladeninſeln. Der Tyrann Lygdamis ward von den Spartanern um 516 oder 540 geſtürzt. Es iſt uns übrigens die Stelle aus dem großen Politienwerk des Ariſtoteles bei einem ſpäteren Schriftſteller, einem beſeſenen Kurioſitätenſammler Athenäus (S. 348) aus der Politie der Naxier erhalten worden, in welcher erzählt wird, wie Lygdamis zur Tyrannis gelangte. Man lernt aus ihr, wie knapp und kurz hier die Bezugnahme iſt, und welches reiche Material in dem Politienwerk zuſammengetragen war. Die Erzählung iſt dieſe: die Naxiſchen Reichen wohnten theils in der Stadt, theils zerſtreut auf dem Lande. Unter den letzteren war ein gewiſſer Teleſtagoras beſonders beliebt beim Volk, weil er ſich edel und freigebig gegen jedermann erwies. Das Volk ehrte ihn deshalb, und er erhielt in faſt täglichen Geſchenken zahlreiche Beweiſe des ihn ehrenden Volks. Wenn nun die Landleute, die die Lebensmittel in die Stadt brachten, auf knickernde Käufer ſtießen, ſo war es faſt zu einer ſtehenden Redensart geworden, daß die Verkäufer ſagten, lieber wollten ſie dem Teleſtagoras die Waare ſchenken, als ſich dieſelbe ſo ſchlecht bezahlen laſſen. Dieſelbe Rede erhielten zwei junge Edle bei dem Kauf eines großen Fiſches vom Fiſcher zu hören, und beſchloſſen nun in übermüthigem Zorne den Teleſtagoras ſeine Popularität entgelten zu laſſen. Sie gingen auf ſeinen Landſitz, vergriffen ſich an ihm, der ſie freundlich aufnahm, und entehrten ſeine beiden bereits verlobten Töchter. Das empörte Volk griff zu den Waffen, die Empörung richtete ſich gegen den übermüthigen Adel überhaupt; und da der Feldherr des Staats, Lygdamis, mit der Revolution ging, ſo ward das Regiment der Oligarchen geſtürzt, und der Feldherr ſchwang ſich zum Tyrannen auf, wobei ihm Piſiſtratus behülflich war, nach Herodot I, 64.

2. Es gehen aber auch noch aus andern Ursachen die Anfänge zu Revolutionen hervor, die verschiedene Erscheinungen bieten. Der Umsturz geht da bei den Reichen selbst aus, nämlich von denen, die nicht in der Regierung sind, wenn die Anzahl der Inhaber der Staatsgewalt gar zu klein ist, wie das in Massilia [2]), in Istrus [3]), in Heraklea [4]) und in andern Staaten der Fall war. Hier wühlten die von den Staatsämtern Ausgeschlossenen so lange, bis sie und zwar die älteren Brüder zuerst, sodann auch die jüngeren ihrerseits Antheil erhielten. In einigen Staaten nämlich darf der Vater nicht zugleich mit dem Sohn, in andern der ältere Bruder nicht mit dem jüngern ein Staatsamt bekleiden. Dadurch näherte sich nun in Massilien die Oligarchie mehr einer Republik, in Istrus ging sie dagegen schließlich in Demokratie über, und in Heraklea gelangte die Regierung aus den Händen Weniger in die von sechshundert Männern.

3. Auch in Knidus [5]) ward die Oligarchie gestürzt, indem die Vornehmen sich gegen einander selbst erhoben, weil nur so Wenige an der Macht Antheil hatten, und weil, wie schon gesagt ist, nicht der Sohn mit dem Vater zugleich, und von mehreren Brüdern nur der älteste regieren durfte. Während sie sich nun so bekämpften, trat das Volk dazu, und ging, da es aus den Reihen der Vornehmen selbst einen Führer erhielt, als Sieger aus dem Aufstande hervor; denn Uneinigkeit macht immer schwach. — 4. Ebenso stürzte auch zu Erythrä [6]) vor Alters unter dem oligarchischen Regiment der

---

[2]) Aristoteles beschrieb die Verfassung der Massilienser ausführlich in seinen Politieen. Die ebenfalls ausführlichen Mittheilungen des Geographen Strabo (unter Tiberius) sind aus dieser Quelle gezogen. Vgl. Strabo IV, 271. Massilia (Marseille) ist eine Pflanzstadt der Phokäer. An der Spitze der Regierung stand dort ein Ausschuß von fünfzehn Männern aus einem Rath von sechshundert.

[3]) Istrus, Kolonie der Milesier an der Donaumündung, eine in älteren Zeiten bedeutende Stadt.

[4]) Heraklea am Pontus.

[5]) In dieser Dorischen Kolonie auf der in's Meer hinaustretenden Karischen Westspitze herrschte eine strenge Aristokratie. Ein unverantwortlicher Rath der Alten hatte die Regierung. S. Müller II, 172.

[6]) Jonische Kolonie in Kleinasien. „Bakchiden" war der Name der oligarchischen Geschlechtsgenossen nach der Aufhebung des Königthums. Vergl. Athenäus VI. 259 mit Strabo XIV. 633.

Baſilden, obgleich ſie ſich die gute Führung deſſelben ſehr angelegen ſein ließen, das Volk dennoch die Verfaſſung, weil es unwillig war, ſich von ſo Wenigen beherrſcht zu ſehen.

5. Es wird aber die Oligarchie auch durch die Oligarchen ſelbſt geſtürzt, wenn dieſe aus gegenſeitiger Eiferſucht Demagogen werden. Hier iſt die Demagogie eine doppelte. Einmal nämlich bleibt ihr Spielraum im Kreiſe der Oligarchen ſelbſt; denn ſo gering auch deren Zahl ſein mag, ſo findet ſich doch immer ein Demagog darunter, wie z. B. unter den Dreißig zu Athen Charikles [7]) und ſein Anhang durch demagogiſche Künſte Alles bei ihnen durchſetzte, und ebenſo Phrynichus und Genoſſen unter den Vierhundert; oder es machen die Mitglieder der Oligarchie die Demagogen beim gemeinen Volk, wie z. B. zu Lariſſa [8]) die ſogenannten Bürgerwächter, weil ſie vom Volk erwählt wurden, die Demagogen des großen Haufens machten. Und überall wo in Oligarchieen nicht auch zugleich das Wahlrecht der politiſchen Körperſchaft zuſteht, aus welcher die Regierenden genommen werden, ſondern wo die Wahl von den Schwerbewaffneten oder vom Volk geſchieht, da tritt Daſſelbe ein, ſelbſt wenn die Beſetzung der Aemter an einen hohen Cenſus gebunden, oder Privilegium gewiſſer politiſcher Genoſſenſchaften (Hetärien) iſt, wie das in Abydus [9]) der Fall war. Dieſelbe Gefahr droht der Oligarchie, wenn die Gerichte nicht zugleich von der regierenden Klaſſe beſetzt werden. Denn die Wichtigkeit richterlicher Entſcheidungen führt zur Demagogie und zum Umſturz der Verfaſſung, wie in dem Pontiſchen Heraklea der Fall war. — 6. Ein anderer Fall tritt dann ein, wenn einige Oligarchen die Staatsgewalt in den Händen von noch Wenigeren konzentriren wollen. Dann nämlich werden diejenigen, welche die alte Gleichheit zu erhalten trachten, genöthigt ſein, das Volk zur Hülfe zu rufen. Auch die Verſchwendung des Privatvermögens durch ein üppiges Leben ſeitens der Oligarchen kann zur Revolution führen [10]). Die Ver-

---

[7]) Vergleiche Xenophon Gr. Geſch. II, 3. und Memorab. I, 2. — Ueber Phrynichus ſ. Thukyd. VIII, 67 und 90.

[8]) In Theſſalien.

[9]) Kolonie am Hellespont, von Miet gegründet.

[10]) Man erwäge Mirabeau's Stellung zur franzöſiſchen Revolution.

ſchwender ſuchen dann Neuerungen anzuſtiften, und verſuchen entweder ſelbſt ſich als Tyrannen einzuſetzen, oder einem Andern dazu zu verhelfen, wie Hipparinus[11]) in Syrakus dem Dionyſius. So führte in Amphipolis ein Menſch mit Namen Kleotimus Chalcidenſiſche Koloniſten in die Stadt, und brachte ſie nachher zum Aufſtand gegen die Reichen. Auch jener Aeginete, welcher die bekannte Unterhandlung mit Chares[12]) führte, verſuchte aus derſelben Urſache in Aegina die Verfaſſung umzuſtürzen. — 7. Die ruinirten Oligarchen ſind demnach theils politiſche Wühler, theils Räuber des öffentlichen Vermögens, und dann erhebt ſich der Aufruhr entweder in ihren eigenen Reihen, oder es kommt zum Kampf gegen die Räuber von Seiten der Bürger, die ſich widerſetzen, von welcher Art die Revolution in dem Pontiſchen Apollonia ein Beiſpiel iſt. Iſt aber eine Oligarchie einig in ſich, ſo geht ſie von ſich ſelbſt nicht ſo leicht zu Grunde. Das beweiſt die Verfaſſung von Pharſalus[13]), wo eine kleine Anzahl Oligarchen eine ſtarke Bevölkerung regiert, weil die Regierenden unter einander gut zuſammenhalten.

8. Geſtürzt wird ferner eine Oligarchie auch dann, wenn ſich in ihrer Mitte eine zweite Oligarchie bildet. Das geſchieht aber da, wo bei einer geringen Anzahl der geſammten regierenden Körperſchaft, nicht einmal dieſe Wenigen alle in die höchſten Staatsämter kommen, wie dies einmal in Elis[14]) der Fall war. Hier lag die Regierung ohnehin in den Händen von Wenigen, und von dieſen gelangten nur ſehr Wenige in den Rath der Alten, da derſelbe nur aus neunzig Mitgliedern beſtand, welche ihre Stellen auf Lebenszeit hatten, und da ferner die Wahl ſich auf wenige Familien beſchränkte, ähnlich der Wahl der Geronten in Lacedämon.

---

[11]) Diodor XVI, 435. Plutarch im Leben des Dion 3. Hipparinus war Schwiegervater des Dionys.

[12]) Feldherr der Athener. Die Thatſache iſt nicht weiter bekannt.

[13]) Und in ſpätern Zeiten die Oligarchie der Bevorzugten, welche ein Jahrtauſend lang beſtand, und ſelbſt in ihrer Verrottung doch zuletzt nur durch Gewalt von Außen, durch Bonaparte's Einbruch, zu Grunde ging. — Ueber Pharſalus Xenoph. Gr. Geſch. VI, 1.

[14]) Hauptſtadt der Weſtlandſchaft des Peloponnes Elis. S. Müller II, 96 und Thucyd. V, 47.

9. Ein Umsturz der Oligarchie ist sowohl im Kriege als im Frieden möglich. Im Kriege ist die Regierung aus Mißtrauen gegen das Volk genöthigt Miethstruppen anzunehmen, und da wird derjenige, dem sie den Oberbefehl in die Hände giebt, oft Tyrann, wie in Korinth Timophanes[15]; nehmen die Oligarchen aber mehrere zu Anführern, so verschaffen sich diese eine Dynastenherrschaft[16]. Manchmal aber geben sie auch wohl aus Furcht vor solchen Folgen dem Volke Antheil an der Regierung, weil sie seine Hülfe durchaus nicht entbehren können. Im Frieden dagegen begeben sie sich aus gegenseitigem Mißtrauen in den Schutz von Miethstruppen und eines vermittelnden Archonten, der sich zuweilen zum Herrn über beide Partheien macht, wie das in Larissa unter der Herrschaft der Aleuaden mit Simus und seinem Anhang, und in Abydus unter der Herrschaft der politischen Klubs eintrat, von denen einer der des Ixhiades war.

10. Eine andere Ursache der Revolution in Oligarchieen besteht darin, daß sich die Inhaber der Macht einander verdrängen, und sich in Heirathshändeln und Processen gegenseitig übervortheilen. Beispiele für den Fall der Heirathshändel sind früher angeführt worden, und so stürzte auch Diagoras die Oligarchie der Ritter[17] in Eretria, weil er in einer solchen Angelegenheit gekränkt worden war. Wegen einer Gerichtsentscheidung aber kam es zu dem bekannten Aufstande in Heraklea und in Theben, weil in Heraklea Eurytion und in Theben Archias zwar mit Recht wegen Ehebruchs bestraft wurden, die Strafe aber mit gehässiger Partheileidenschaft vollzogen ward. Die

---

[15] Bruder Timoleons, der ihn hinrichten ließ. Müller II, 162. Plut. Leben Timoleons 4. und Dions 53.

[16] An dieser Stelle tritt der Begriff des Dynastenregiments besonders klar hervor. Es ist in der politischen Terminologie des Aristoteles dasjenige, das von mehreren Familien geübt wird, d. h. von noch wenigeren, als in der Oligarchie. So heißt kurz vorher die Wahl der Geronten in Elis und Lacedämon eine Dynastenwahl, an welchem Ausdruck der gründliche Schneider mit Unrecht Anstoß nahm.

[17] Ritter hießen zu Eretria auf der Insel Euböa die Oligarchen. Sie hatten Gestüte, als reiche Grund- und Weideländbesitzer. Ueberhaupt war das Regiment auf Euböa oligarchisch. Vgl. Koch: Gesch. der Hellen. Staatsverfassungen S. 116.

Feinde der Verurtheilten nämlich trieben ihren Partheihaß ſo weit, daß ſie ſie auf offenem Markte an den Schändpfahl binden ließen.

11. Viele Oligarchieen ſind auch wegen eines allzu deſpotiſchen Regiments der Oligarchen von Mißvergnügten aus der Vollbürgerſchaft ſelbſt geſtürzt worden, wie die zu Knidus und Chios [17a]). Oft bringt auch ein bloßer Zufall die Revolution in der eigentlichen Republik und in den Oligarchieen hervor, in welchen die Bekleidung einer Raths- oder Richterſtelle oder eines andern Amtes an einen gewiſſen Cenſus geknüpft iſt. Oft nun war der Cenſus zuerſt den damaligen Zeitumſtänden gemäß richtig angeſetzt, ſo daß nach ihm in der Oligarchie Wenige, in der Republik der Mittelſtand Antheil an der Regierung erhielt. Dann aber traf es ſich, daß in Folge eines langen Friedens, oder ſonſt durch gute Zeiten der Wohlſtand ſo zunahm, daß dieſelben Beſitzungen im Werth viel höher ſtiegen, und die Folge war dann, daß alle Bürger in den Beſitz des geſetzmäßigen Vermögens und mit dieſem zum Antheil an der Regierung gelangten, eine Umwandlung, die ſich bald allmählig, langſam und geräuſchlos, bald aber auch ſchneller vollzieht.

12. Dies ſind alſo die Urſachen der Revolutionen und Umwälzungen in den Oligarchieen, wobei im Allgemeinen noch zu bemerken iſt, daß Demokratieen und Oligarchieen zuweilen nicht in die entgegengeſetzten, ſondern in gleichartige Verfaſſungsformen übergehen, alſo z. B. aus geſetzlich geordneten Demokratieen und Oligarchieen deſpotiſch willkührliche werden und umgekehrt.

Sechstes Kapitel.

In den Ariſtokratieen dagegen entſtehen Revolutionen eines Kap. 7 Theils dadurch, daß nur Wenige im Beſitz der Ehrenämter ſind, was Beil. als ein Beweggrund zu Revolutionen in Oligarchieen ſchon angeführt iſt. Denn die Ariſtokratie iſt in gewiſſem Betracht auch als eine Oligarchie anzuſehen, da in beiden Verfaſſungsformen nur Wenige regie-

[17a]) Vgl. Koraïs a. a. O. S. 104 und 113.

ren, wenn ſchon aus einem verſchiedenen Principe; indeſſen iſt dieſer eine Umſtand gewichtig genug geweſen, die allgemeine Meinung zu verbreiten, als ſei die Ariſtokratie eine Oligarchie. Es kommt dies mit Nothwendigkeit beſonders in dem Falle vor, wenn die Menge aus Leuten von Selbſtgefühl beſteht, die ſich an Tugend jenen Wenigen gleich ſtellen. Dies thaten in Lacedämon die ſogenannten Parthenier, im Vertrauen auf ihre Abſtammung von dem Stande der Homöen (d. i. der Gleichen, der Spartiatiſchen Vollbürger), die man, weil man ſie über Anſchlägen gegen die Verfaſſung ertappte, aus dem Lande ſchickte und die Kolonie Tarent gründen ließ*).

2. Ein fernerer Grund zur Revolution liegt darin, wenn bedeutende und an Tüchtigkeit Andern in nichts nachſtehende Männer von Leuten, die in höheren Staatsämtern ſtehen, in ihrer Ehre gekränkt werden, wie z. B. Lyſander von den Königen. Oder wenn ein tapferer Mann ſich von den Ehrenämtern ausgeſchloſſen ſieht, wie Kinadon[1]), der zur Zeit des Ageſilaus eine Verſchwörung gegen die Spartiaten anſtiftete. Sie entſteht ferner aus der zu großen Armuth der Einen und dem zu großen Reichthum der Andern, ein Mißverhältniß das beſonders in Kriegszeiten entſteht, und namentlich zu Lacedämon zur Zeit des Meſſeniſchen Krieges eintrat, wie aus dem Gedicht des Tyrtäus, das „Eunomia" heißt, hervorgeht[2]). Durch dieſen

*) Ueber die Parthenier ſiehe Duncker Geſchichte des Alterthums III, S. 419.

[1]) Die Verſchwörung des Kinadon wird ausführlich erzählt von Xenophon, Griech. Geſchichte III, 3. Kinadon war ein edler Jüngling, aber gehörte nicht zu den Homöen, zu den Spartiaten im ſtrengen Sinne des Wortes. Sein Beiſpiel zeigt die Gefahr, die der Spartaniſche Staat dadurch lief, daß er bei dem überhand nehmenden Beſtreben ſich zu oligarchiſiren, nicht der Bürgerſchaft von Zeit zu Zeit durch Aufnahme der beſſern Elemente aus den Periöken ſtärkte. Als Agis und Kleomenes III. dies nachher verſuchten, war es zu ſpät. Der Staat war moraliſch verkommen, phyſiſch entartet. Als die Ephoren den Kinadon fragten, warum er die Verſchwörung angeſtiftet, gab er die Antwort: weil ich Keinem in Lacedämon nachſtehen wollte.

[2]) Die an der Grenze von Meſſenien und Lakonien liegenden Aecker waren mehrmals von den Meſſeniern geplündert worden. Daher erließen die Lacedämonier, um nicht für die in Ecra (die Meſſenier) zu ſäen, das Geſetz, daß ſo lange der Krieg dauere, der ganze Grenzſtrich unbeſtellt bleiben ſollte,

Krieg waren nämlich Einige in Noth gekommen und verlangten nun eine neue Vertheilung der Aecker. — Die Revolution entsteht ferner, wenn ein Einzelner sehr mächtig ist, und es noch weit mehr werden kann, so daß er sich zum Alleinherrscher aufzuwerfen vermag; in solcher Stellung erscheint in Lacedämon Pausanias, der Feldherr im Perserkriege, und in Karthago Hanno [3]).

3. Die Hauptursache der Auflösung der republikanischen Verfassungen wie der Aristokratieen ist die Verletzung des Gerechtigkeitsprincips in der Verfassung selbst. Die Wurzel des Uebels liegt nämlich darin, daß in der Republik das demokratische und das oligarchische Element, in der Aristokratie diese beiden und die Tugend, besonders aber die zwei ersten nicht wohl gemischt sind [4]). Diese zwei, d. h. das demokratische und das oligarchische Element, trachten sowohl die Republiken als auch die Mehrzahl der sogenannten Aristokratieen in sich zu vereinigen; — 4. und gerade die Art, in der die Mischung vollzogen ward, giebt den Punkt ab, in welchem sich die sogenannten Republiken von den Aristokratieen unterscheiden, ebenso wie von dem Mischungsverhältniß die längere oder kürzere Dauer der Aristokratieen selbst abhängt. Neigen sie sich mehr zur Oligarchie hin, so nennt man sie eben Aristokratieen, neigen sie dagegen zur Massenregierung, so heißen sie Republiken (Politien). Und deßwegen haben die letzteren mehr Festigkeit, als jene, weil die Majorität die Macht hat, und das Volk den Zustand der Gleichheit liebt [5]), während da wo die Verfas-

---

Die hierdurch brodlos gewordenen Besitzer mochten in ihren Entschädigungsansprüchen zu weit gehen, und darüber brach eine Revolution aus, die der Sänger Tyrtäus beschwichtigte. Vgl. Pausanias IV, 18. Das Gedicht „Eunomia" ist verloren, bis auf wenige Ueberbleibsel.

[3]) Ueber Hanno's Verschwörung berichtet ausführlich Justin. 21, 4. Für den Fall, den Aristoteles hier im Auge hat, ist bei Justin besonders die Bemerkung wichtig, Hanno's Mittel wären bedeutender gewesen, als die des Staats. Seine Umtriebe fallen in die Mitte des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, und endeten mit seiner Hinrichtung.

[4]) Wenn nämlich in der Mischung zu wenig auf den persönlichen Werth der Bürger geachtet ist.

[5]) Die dem Xenophon beigelegte merkwürdige Schrift „von dem Staat der Athener" kann als eine Ausführung dieses Satzes angesehen werden.

sung das politische Machtübergewicht in die großen Vermögen legt, die Besitzer derselben in Uebermuth und Ehrgeiz verfallen.

5. Nach welcher von beiden Richtungen überhaupt nun auch eine Verfassung hinneigt, diese Richtung bestimmt ihre schließliche Umwandlung, indem jede Parthei ihr Machtgebiet erweitert: d. h. die Republik wird Demokratie, und die Aristokratie wird Oligarchie. Oder die Umwandlung geschieht in der entgegengesetzten Richtung, d. h. die Aristokratie geht in Demokratie über, indem die beeinträchtigten Armen den Staat in die entgegengesetzte Form hinüberziehen, die Republiken aber in Oligarchie. Denn fest allein steht nur diejenige Verfassung, welche Gleichheit der Rechte nach Verhältniß der Würdigkeit gewährt, und in welcher Jeder hat was ihm gebührt.

6. Das was hier gesagt ist traf in Thurii ein. Hier führte der für die Staatsämter zu hoch angesetzte Census zu einer Herabsetzung desselben und zur Vervielfachung der Magistratenkollegien. Und weil nun zweitens die Optimaten den ganzen Grundbesitz widergesetzlich an sich gebracht hatten (welches eigennützige Verfahren die allzu oligarchische Form der Verfassung ermöglichte), so ruhte das Volk, das in dem Kriege seine Kraft gestärkt und die Soldtruppen der Regierung besiegt hatte, nicht eher, bis diejenigen, welche mehr Land besaßen (als das Gesetz erlaubte) es herausgaben[a]).

7. Weil ferner alle aristokratischen Verfassungen in Oligarchieen übergegangen sind, so begünstigt dies ganz besonders bei den Optimaten das Streben nach Bereicherung, wie denn auch in Lacedämon jetzt die Vermögen immer mehr in wenige Hände kommen, und gerade die Optimaten thun können, was sie wollen, und ihre Töchter verheirathen können, mit wem sie wollen[b]). Deshalb ging auch der Staat

---

a) Ueber die Schicksale der Verfassung von Thurii in Unteritalien vergl. Kortüm a. a. O. S. 151—152 und Schneider zu unserer Stelle.

b) In Sparta befand sich der ganze Grundbesitz um die Stadt vor Agis in den Händen von hundert Männern. Die Verheirathung der Töchter und namentlich der Erbtöchter war in den Zeiten, da die Spartanische Verfassung noch nicht zu einer Oligarchie im schlimmsten Sinne zusammengeschrumpft war, fast eine Staatsaktion. Es ward bei diesen Verheirathungen streng darauf gehalten, daß der Besitz Einzelner sich nicht übermäßig erweiterte.

der Lokrer zu Grunde, weil man dem Dionysius gestattete, sich mit einer Bürgerin desselben zu verheirathen [7]), was in einer Demokratie, oder in einer gut gemischten Aristokratie wohl nicht geschehen sein würde. Am meisten aber sind die Aristokratieen der unmerklichen Umwandlung durch allmählige Auflösung unterworfen, und ich erinnere hierbei an die schon oben*) über alle Verfassungen gemachte Bemerkung, daß eben auch die Kleinigkeiten Ursachen der Staatsveränderungen sind. Denn sobald man erst irgend einen Theil der Verfassung auflockern läßt, so versucht die Bewegungspartei mit leichterer Mühe auch an einem andern etwas wichtigeren zu rütteln, bis sie die ganze Ordnung wankend gemacht hat.

8. Auch dies trat in der Verfassung von Thurii ein. Hier bestand ein Gesetz, daß ein Feldherr erst nach fünf Jahren wieder erwählt werden dürfe. Da versuchten einige, durch kriegerische Verdienste ausgezeichnete und bei der Masse der Soldtruppen beliebte junge Männer, die Inhaber der Regierungsgewalt verachtend und auf leichte Durchführung ihres Planes bauend, zuerst dies Gesetz aufzuheben und es durchzusetzen, daß dieselben Personen das Feldherrnamt für immer bekleiden könnten, wobei sie voraussahen, daß das Volk sie gern dazu erwählen würde. Die sogenannten Symbulen [8]), oder die zur Aufrechterhaltung der Gesetze angeordnete Behörde, erhoben sich zwar anfänglich zum Widerstande, ließen sich dann aber zum Nachgeben bewegen, in dem Wahne, daß Jene mit der Abschaffung dieses Gesetzes zufrieden gestellt die Verfassung im Uebrigen unangefochten lassen würden. Als sie aber den weiter erfolgenden Angriffen auf

---

[7]) Vergl. Diodor. Sic. XIV, 677. Strabo VI. 397, Athen. XII, 541.

*) Buch V, Kap. 3 zu Ende.

[8]) In andern Staaten Nomophylakes (νομοφύλακες), d. h. Gesetzeswächter genannt. — Der Vorfall fand wahrscheinlich nach der Niederlage der Athener in Sicilien statt, in deren Folge die Attisch Gesinnten, und mit ihnen der Redner Lysias, aus Thurii vertrieben wurden. Nach einigen Angaben bei Strabo VI, 405, Polyaen. II, womit Plutarch vit Pericl. zu vergleichen, läßt sich schließen, daß der Haupturheber der Revolution der Spartaner Kleandridas war, der mit seinen Genossen und mit Hülfe der Soldtruppen die Verfassung in Thurii umstürzte.

andere Einrichtungen entgegentreten wollten, richteten sie nichts mehr aus, sondern die ganze Form der Verfassung ward zum Dynastenregiment Derer, welche die Neuerungen angefangen hatten.

9. Alle Verfassungen aber gehen theils aus inneren theils aus äußern Ursachen zu Grunde, sobald ein Staat von entgegengesetzter Verfassung sich entweder in ihrer unmittelbaren Nähe befindet, oder wenn auch fern gelegen, doch einen mächtigen Einfluß ausübt[9]). Dies war der Fall bei den Athenern und Lakedämoniern. Die Athener haben überall die Oligarchieen, die Lakedämonier die Demokratieen auf. Hiermit sind nun wohl die Ursachen der Revolutionen und Verfassungsunruhen ziemlich erschöpfend angegeben.

Siebentes Kapitel.

Kap. 8 Bekk. Hieran schließt sich die Erörterung über die Maßregeln, durch welche die Verfassungen im Allgemeinen, und im Besonderen jede einzelne, erhalten wird. Zuerst kann man nun selbst aus den Ursachen des Umsturzes der Verfassungen auch die Mittel zu ihrer Erhaltung abnehmen. Denn der Gegensatz ruft immer den Gegensatz hervor, und Untergang und Erhaltung sind solche Gegensätze.

2. Zunächst muß in wohl gemischten Verfassungen jede Abweichung vom Gesetz vermieden und besonders über jede kleine Uebertretung gewacht werden. Denn die Uebertretung untergräbt ganz unvermerkt den Staat, grade wie die kleinen sich oft wiederholenden Ausgaben die Vermögen aufzehren[1]). Den Uebergang aber bemerkt

---

[9]) Wie einflußreich die nachbarlichen Beziehungen für Politik, Verwaltung und Haushalt sich äußern können, und wie sehr sie gewürdigt werden, tritt heute zum Beispiel in den Vereinigten Staaten in der Frage hervor, ob Kansas ein Sklavenstaat werden soll, oder nicht.

[1]) Hegel sagt bei Gelegenheit der bekannten Trugschlüsse in den Problemen: macht ein Korn einen Haufen, oder macht ein Haar weniger einen Kahlkopf? „Wir trennen Qualität und Quantität immer von einander. Das Viele ist ein quantitativer Unterschied; aber dieser gleichgültige Unterschied der Menge und Größe schlägt hier endlich um in einen quantitativen Unterschied. Diese Bestimmung ist von der größten Wichtigkeit, die jedoch unserem Bewußt-

man nicht, weil die Veränderungen nicht in Masse geschehen; und der Verstand wird dadurch berückt, und stellt sich in der Weise jenes Trugschlusses vor, wenn jeder Einzelne klein sei, so seien es auch alle Einzelnen zusammen. Freilich ist das in gewisser Hinsicht richtig, in anderer aber nicht; denn das Ganze und die Gesammtheit ist nicht klein, sondern besteht aus Kleinem. Man hat daher gegen einen Anfang dieser Art überall auf der Hut zu sein. Zweitens muß man den Kunstgriffen nicht trauen, deren man sich zur Berückung des Volks bedient; denn ihre wahre Bedeutung ist durch Thatsachen der Erfahrung ermittelt. Ueber diese Verfassungskunstgriffe ist aber oben schon das Nöthige mitgetheilt worden [2]).

3. Man kann ferner auch die Erfahrung machen, daß nicht nur manche Aristokratieen, sondern auch Oligarchieen sich lange halten, nicht darum weil die Verfassungen dauerhaft sind, sondern darum, weil die Inhaber der Staatsgewalt sowohl die von den Regierungsrechten Ausgeschlossenen gut behandeln, als auch die Klasse der Vollbürger: jene, indem sie dieselben nicht kränken, und diejenigen, welche Talent zur Regierung verrathen, in die Bürgerschaft hinübernehmen, den Ehrgeizigen unter ihnen nicht in ihrer Ehre, der Menge nicht in ihrem materiellen Interesse zu nahe treten; unter sich selbst aber und mit der regierenden Klasse auf dem Fuße demokratischer Gleichheit verkehren. Denn die Gleichheit, welche die Demokraten für die Menge haben wollen, ist unter den Gleichen in einem aristokratischen Staate nicht nur gerecht, sondern bringt auch Nutzen [3]).

4. Daher erweisen sich, wenn die regierende Klasse zahlreich ist, manche demokratische Einrichtungen als nützlich, wie z. B. die halbjährige Dauer der Staatsämter, damit alle „Homöen" an die Reihe kommen. Denn die Homöen bilden auch wieder eine Art Volks-

---

sein nicht immer unmittelbar vorliegt. Z. B. Ein Groschen, ein Thaler, sagt man, macht nichts aus; mit allem dem Nichts-Ausmachen wird der Beutel leer — macht was aus — ein sehr qualitativer Unterschied." S. Hegel Gesch. der Philosophie Bd. II, S. 140.

[2]) Vergl. Buch IV, Kap. 10.

[3]) Mit dem Ausdruck „die Gleichen" (Homöen) hat Aristoteles die regierenden Klassen in den Dorischen Staaten im Sinne. — Uebrigens beruhte die lange Dauer der oligarchischen Verfassung in Venedig auf ähnlicher Politik.

körperschaft, in der sogar die Demagogen nicht fehlen, wie früher gesagt ist [4]). Diese kurze Dauer der Staatsämter läßt auch die Oligarchieen wie die Aristokratieen nicht so leicht in ein Dynastenregiment hineingerathen; denn Einer, der nur kurze Zeit im Amte ist, kann nicht so leicht üble Absichten ausführen wie der, welcher die Macht auf lange Zeit besitzt. Gerade die zu lange Dauer der Staatsämter aber ist der Grund der Entstehung von Tyrannenherrschaften in Oligarchieen und Demokratieen. Denn in beiden trachten nach der Tyrannis entweder die Mächtigsten — und das sind hier die Demagogen, dort die Häupter mächtiger Familien — oder die Inhaber der höchsten Staatsämter, wenn sie lange im Amte sind.

5. Zur Erhaltung der Verfassung trägt aber nicht allein die Entfernung von den zerstörenden Elementen bei, sondern es thut das zuweilen auch die drohende Nähe derselben. Diese erzeugt Furcht, welche auf die sorgfältige Erhaltung der bestehenden Zustände nun um so mehr bedacht ist. Es müssen daher diejenigen, welchen die Verfassung am Herzen liegt, dergleichen Besorgnisse aufregen, damit die Bürger auf ihrer Hut sind, und die Bewachung der Verfassung, wie eine nächtliche Sicherheitswache [5]), nie einstellen; ja, sie müssen die entfernten Besorgnisse als nahe schildern. Ferner muß den Rivalitäten und Zwistigkeiten der Vornehmen theils durch gesetzliche Mittel vorgebeugt werden, theils muß auf die bei diesen Zwistigkeiten nicht Betheiligten gesehen werden, ehe auch sie hineingerathen, — eine Sorgfalt, die sich dadurch rechtfertigt, daß grade *das Uebel in seinem Anfang zu erkennen* nicht Sache des Ersten Besten ist, sondern dazu ein erfahrner Staatsmann gehört.

6. Gegen die Verfassungsveränderung, die in Oligarchieen und Republiken dadurch eintreten kann, wenn die Censusklassen immer dieselben bleiben, während der Geldreichthum im Staate wächst [6]),

---

[4]) Charikles unter den Dreißig, Phrynichus unter den Vierhundert in Athen.

[5]) Wie sorgfältig und nach welchem feinersonnenen Kontrollmechanismus der Wachtdienst zur Nacht in den griechischen Städten versehen ward, lehrt Aeneas in seiner Schrift von der Vertheidigung der Städte Kap. 21. — Vgl. die Einleitung.

[6]) Wenn also die Vermögenssumme, die zu Aemtern befähigt, immer

erweist es sich als ein gutes Mittel, die Masse des gesammten Steuerkapitals mit der der früheren Zeit zu vergleichen, und man kann dies in den Staaten, wo die Bürger jährlich geschätzt werden, alle Jahre thun, in den größeren alle drei oder alle fünf Jahre. Und ergiebt es sich dann, daß das Steuerkapital vielfach größer oder vielfach kleiner ist, als das der früheren Zeit, da die Censusbestimmungen der Verfassung aufgestellt wurden, so muß es Gesetz sein, daß auch die Sätze der Censusklassen höher oder niedriger angesetzt werden: höher, wenn der Reichthum des Landes gestiegen ist, wobei man als Maßstab für die Erhöhung das Vielfache nimmt, um das sich das Steuerkapital vermehrt hat, — nachgelassen und niedriger angesetzt, wenn es geringer geworden ist. — 7. Unterläßt man dies Verfahren, so kann einmal die Republik in Oligarchie, und ein ander Mal die Oligarchie in Dynastenregiment umschlagen, oder es kann im andern Fall die Republik in Demokratie, die Oligarchie in Republik oder Demokratie übergehen.

Als eine gemeinsame Maßregel für Demokratie und Oligarchie wie für jede Verfassung ist ferner dies festzuhalten, daß man die Macht keines Bürgers über das Verhältniß hinaus wachsen lassen darf. Man muß den Bürgern vielmehr Aemter zu geben versuchen, die mit kleinen Befugnissen und langer Amtsdauer ausgestattet sind, als sogleich große (denn das verdirbt die Menschen, und „Glück zu ertragen ist nicht Jedermann geschickt!“ Will man dies aber nicht, so verleihe man sie wenigstens nicht auf ein Mal, und entziehe sie auch nicht wieder auf ein Mal, sondern thue beides nach und nach. Auch muß man versuchen, durch gesetzliche Bestimmungen die Zustände so zu gestalten, daß dieselben Niemand ein erhebliches Machtübergewicht, sei es an Freunden oder an Vermögen, gestatten; hat man aber dies einmal nicht verhindern können, so muß man dergleichen Leute durch Entfernung ins Ausland beseitigen.

---

dieselbe bleibt, aber wegen des wachsenden Geldreichthums doch Mehrere den Zutritt zu Aemtern erlangen können, als früher. Dieser Fall ist schon im 5. Kapitel angedeutet, und auf die Gefahr für Oligarchieen und Republiken in Demokratie umzuschlagen aufmerksam gemacht worden.

8. Da aber auch schon durch die Lebensweise, wie sie einige Privaten führen, Neuerungen im Staate angestiftet werden können, so ist eine Obrigkeit einzusetzen, welche ein Auge auf diejenigen hat, deren Lebensweise den Staatsinteressen nachtheilig ist, in einem demokratischen Staate also sich nicht mit dem Geist der Demokratie, in einem oligarchischen sich nicht mit dem der Oligarchie in Einklang befindet. Und das geht so durch alle Verfassungen durch [7]). Aus denselben Ursachen muß man auch den theilweisen Aufschwung einiger Elemente im Staate überwachen, und den aus einem steigenden Wohlstande derselben etwa entstehenden Gefahren durch das Mittel begegnen, daß man den Klassen des Staats, die sich entgegenstehen, die Geschäfte und die Aemter anvertraut. Ich verstehe unter solchen sich entgegenstehenden Klassen die Vornehmen und die Menge, die Armen und die Reichen. Ein anderes Mittel besteht in dem Versuch entweder die Massen der Armen und Reichen zu vermischen oder den Mittelstand zu heben; denn dies löst die aus der Ungleichheit hervorkommenden Keime der Revolutionen auf [8]).

---

[7]) Es ist dies nicht blos ein in Vorschlag gebrachtes Theorem, sondern eine Praxis, die wirklich bestand, und deren Beraltgemeinung von Aristoteles empfohlen wird. Das antike Staatsprincip bestimmte den ganzen Menschen, und ein Ultraliberaler unserer Zeit hat in der Regel keine Ahnung davon, wie entsetzlich er in seinem Privatleben selbst in dem demokratischsten Staate des Alterthums sich genirt fühlen würde. In der alten Zeit der Griechischen Staaten machte sich die Kontrole ganz von selbst. Wenn Aristoteles aber die Einsetzung einer eigenen Obrigkeit empfiehlt, so kommt das daher, weil zu seiner Zeit die Menschen ihre Interessen schon mehr aus dem Staatsleben herauszogen, und das Privatleben, besonders durch die Philosophen und den Einfluß der Dichter nach dem Vorgang des Euripides, — sich zu bilden begann. Schon vor Aristoteles Zeit begann etwas dem Kosmopolitismus Aehnliches sich in Griechenland zu regen. Dichtete doch schon Euripides:

„Der ganze Luftkreis ist des Adlers weite Bahn,
Und Wackern ist die ganze Welt ihr Vaterland."

Desgleichen rief derselbe in der Tragödie Phrixus seinen Zeitgenossen zu:

„Die Menschen, nicht die nackten Mauern, nenn' ich Stadt,"

was denn von dem Neueren: ubi bene ibi patria! nicht allzu weit entfernt ist.

[8]) Das Emporkommen des Mittelstandes ließ ja auch in allen Europäischen Staaten diese in eine neue Phase der Entwicklung eintreten, wie die Beispiele Englands, Frankreichs und Deutschlands zeigen. Heute geht die Politik des Europäischen Staatensystems entschieden einer weiteren Vereinfachung da-

9. Eine Hauptſache aber in jeder Verfaſſung iſt, daß durch die Geſetze wie durch die geſammte innere Verwaltung eine Ordnung der Dinge hervorgeſtellt iſt, in welcher es den Inhabern der Staatsämter unmöglich wird, ſich dadurch zu bereichern. Vorzüglich hat man hierüber in Oligarchieen zu wachen. Denn die Menge grämt ſich gar nicht ſo ſehr darum, daß ihr der Weg zur Staatsgewalt verſperrt iſt, ja ſie hat es recht gern, wenn man ſie ruhig ihren Geſchäften nachgehen läßt, nur muß ſie nicht glauben, daß ſich die Machthaber an dem gemeinen Gut vergreifen. Iſt dies aber der Fall, dann wird die Kränkung, als Ausſchluß von Ehre und Gewinn, auch doppelt empfunden. — 10. Dieſe Einrichtung einer ehrlichen Verwaltung iſt auch das einzige Mittel, die Vereinigung von Demokratie und Ariſtokratie in einem Staate zu ermöglichen; denn es wird dadurch eben möglich, daß Beide, die Vornehmen ſo gut als die Menge, das haben, was ſie wollen. Die Befugniß nämlich, daß Alle Antheil an der Regierung haben gehört zum Weſen der Demokratie, die faktiſche Beſetzung der Staatsämter durch die Vornehmen zu dem der Ariſtokratie. Die Vereinigung beider Elemente tritt dann ein, ſobald die Beſetzung der Staatsämter nicht mit Gewinn verbunden iſt. Die Armen werden keine Luſt haben dergleichen zu verwalten, da dabei nichts zu gewinnen iſt, ſondern lieber ihren eigenen Geſchäften nachgehen; die Reichen dagegen werden es können, weil ſie bei ihrem Vermögen eines Gewinnſtes vom Gemeingut nicht bedürfen; und hiervon wird die Folge die ſein, daß die Armen wohlhabend werden, weil ſie bei ihren Geſchäften bleiben, und daß die Vornehmen es nicht nöthig haben, ſich von Leuten aus dem niedrigen Volke beherrſchen zu laſſen.

11. Um nun zu verhüten, daß die Staatsgelder entwendet werden, ſo muß die Uebergabe derſelben in Gegenwart aller Bürger geſchehen, und müſſen Rechnungsabſchriften bei den Geſchlechterverbänden, den Aushebungs- und Verwaltungsdiſtrikten [9]) niedergelegt

durch entgegen, daß auch in der Oſthälfte Europa's, in Rußland, die Schranken niedergeworfen werden, welche in dieſem weiten Reiche bisher der Bildung eines Tiers-etat entgegenſtanden.

[9]) In Athen waren die zehn Verwaltungsdiſtrikte (Phylen) auch der Aus-

werden, ferner muß das Gesetz für diejenigen, welche sich den Ruhm uneigennütziger Amtsführung erworben haben, Ehrenauszeichnungen anordnen. In den Demokratieen sind die Reichen zu schonen, und es muß weder ihr Besitz noch der Ertrag desselben einer Theilung unterworfen werden, ein Verfahren, das wirklich in einigen Verfassungen unmerklich einreißt. Besser ist es vielmehr, selbst ihrer Bereitwilligkeit zur Uebernahme kostspieliger und dabei nutzloser Staatsleistungen[10]), wie der Stellung von Chören zu musischen Festen, Fackelaufzüge[11]) und dergleichen mehr, keine Folge zu geben.

---

hebung und Eintheilung des Heeres zu Grunde gelegt. Der Distriktsvorsteher (Phylarch) hatte die Namen aller Dienstpflichtigen in seine Rolle einzutragen. Ueber die Rechenschaftsablegung der Staatsgelder vergleiche Böckh Staatshaushaltung der Athener II.

[10]) Der Staat zu Athen forderte von seinen Bürgern öffentliche Leistungen, durch die ihm, wenn ihm dadurch auch keine Einnahme erwuchs, doch eine Ausgabe erspart ward. Dies sind die „Liturgieen". Die kostspieligste Liturgie war die „Chorregie", d. h. die Stellung eines Chors zu musischen Agonen an Festen, die mit Aufführung von scenischen Darstellungen, Tragödien, Satyrdramen, Komödien, Dithyramben, oder mit tonkünstlerischen Leistungen von Cither- und Flötenspielern oder mit Tänzen gefeiert wurden. Diese Chöre waren sehr kostspielig, besonders die für die Tragödie. Die Tänzer, Sänger, Wettläufer mußten sehr gut bezahlt werden, und außerdem kosteten Einübung, Beköstigung, Schmuck und Kleidung große Summen. Vergl. Böckh a. a. O. III, 22.

[11]) Der Fackellauf zu Fuß war eine gewöhnliche Feierlichkeit in Athen. Zu Pferde ward er zu Sokrates Zeit in Athen zum ersten Male gehalten. Die Kunst bestand darin, daß man am schnellsten lief oder ritt, und die Fackel nicht verlöschen ließ. Die Kämpfer trugen dazu nicht Pechfackeln, wie bei uns, die leicht verlöschen, sondern kerzenähnliche Wachsfackeln, aufgesteckt auf einem mit einem Schilde versehenen Lichtträger, bei denen das Erlöschen nicht so leicht war. Da der Wettkampf bei Nacht abgehalten ward, so war dazu wohl die Erleuchtung des Kampfplatzes nothwendig. Die ganze Feier war zur Ehre der Götter des wohlthätigen Feuers eingesetzt, des Hephästus, des Prometheus, der Athene (die als Göttin der Künste zugleich Feuergöttin ist), der Artemis als Mondgöttin, und des Feuergottes Pan. Böckh a. a. O. III, 23. Der praktische Philosoph nennt diese kostspieligen Festlichkeiten nutzlos, und hat von dem Standpunkt des Politikers und Staatsökonomen seiner Zeit wohl nicht Unrecht. Im Ganzen lag aber doch auch in diesen Agonen eine heitre Darstellung schönen Menschenwesens, geknüpft an die beseligenden Gaben der Gottheit, wogegen die öde, verschwenderische und geistig-leere Pracht unserer feuerwerkenden Pyrotechnik nicht eben vortheilhaft erscheint.

12. In einer Oligarchie dagegen muß man besonders für die Armen bedacht sein, die mit einem Einkommen verbundenen Aemter ihnen zutheilen, und eine von einem Reichen ihnen zugefügte Kränkung strenger ahnden, als eine die ihnen von Angehörigen ihres eignen Standes widerfährt. Das Familiengut muß nicht beliebig durch Schenkung, sondern nach der natürlichen Geschlechtserbfolge vermacht werden, sowie auch nie mehr als ein Erbgut auf den nämlichen Erben fallen darf. Hierdurch erzielt man eine größere Vermögensgleichheit, und bewirkt, daß mehr Arme in Wohlstand versetzt werden.

13. Eine für Demokratie wie für Oligarchie gleich nützliche Maßregel besteht ferner darin, diejenigen Bürger, welche weniger Antheil an den Regierungsrechten haben, in allen übrigen Dingen[12]) entweder gleichmäßig oder vorzugsweise zu berücksichtigen. Es findet dies in der Demokratie seine Anwendung auf die Reichen, in der Oligarchie auf die Armen[13]). Dagegen sind diejenigen Aemter,

---

[12]) Z. B. bei Ertheilung von weniger wichtigeren Aemtern, Ehrenbezeugungen, Gratulationsgesandtschaften und anderer Dinge, die jedes Staatsthum in Fülle aufzuweisen hat. Sie befriedigen die Eitelkeit der Einzelnen, werden Gegenstand des Strebens, und sind den Machthabern nicht nur nicht gefährlich, sondern auch nützlich.

[13]) Es ist hier nicht von Rechtszuständen, sondern von faktischen Zuständen die Rede. Es sollten in der Demokratie die Armen de jure eigentlich nicht herrschen, wie in Buch VI, Kap. 1 ausdrücklich hervorgehoben wird, aber sie herrschten de facto. Ebenso sollten in der Oligarchie staatsrechtlich nicht die Reichen regieren, aber sie regierten thatsächlich. Und vollends war zur Zeit des Aristoteles die Oligarchie zu einer solchen Unrechtmäßigkeit zusammengeschrumpft, wie sich andererseits die Demokratie zu einer solchen Ungeheuerlichkeit, als ein Regiment der Armen ist, ausgedehnt hatte. Nun aber gilt es für den Staatsphilosophen, die Mittel zu finden, welche diese für eine einfache Auffassung allerdings abnormen Zustände der Verfassungen erhalten; und in diesem Falle macht der antike Verstand dieselben mit nüchterner Strenge ausfindig. Schon vor Aristoteles waren die Verfassungen in ihrer Entartung Gegenstand solcher einfachen Betrachtungen, und ein Xenophon oder wer sonst der Verfasser sein mag, nimmt in der merkwürdigen Schrift über den Staat der Athener die Demokratie Athens zu seiner Zeit für Demokratie schlechthin. Er verachtet und verurtheilt sie, aber er erkennt an, daß die Art und Weise ihrer Einrichtung trefflich geeignet sei, sie vor Veränderung, auch vor der, die in seinem Sinne eine Verbesserung wäre,

welche der eigentliche Ausdruck der Staatsgewalt und des Verfassungszustandes sind, den Vollbürgern entweder allein oder doch vorzugsweise anzuvertrauen.

Kap. 9 Pekt. 14. Drei Eigenschaften sind es, deren Besitz für diejenigen, welche die höchsten Staatsämter bekleiden sollen, unerläßlich ist; zuerst die Liebe zu der bestehenden Verfassung, sodann die größte Fähigkeit für die Geschäfte ihres Amts, drittens Tugend und Gerechtigkeit in der bestimmten Weise, die einer jeden Verfassung angemessen ist[14]). Denn eben daraus, daß die Gerechtigkeit nicht in allen Staatsverfassungen dieselbe ist, ergeben sich mit Nothwendigkeit auch die Unterschiede derselben. Nun entsteht die Schwierigkeit, wenn es sich so trifft, daß diese drei Eigenschaften nicht in einer Person vereinigt sind, wie man alsdann die Auswahl treffen soll. Man setze z. B. den Fall, es sei Jemand ein guter Feldherr, dabei aber ein schlechter Mensch und kein Freund der Verfassung, sein Mitbewerber aber bloß ein rechtschaffener und von Liebe zur Verfassung erfüllter Mann, wie soll man alsdann die Wahl treffen?

15. Hier hat man, wie mir scheint, auf zwei Dinge zu sehen: welche Eigenschaft in höherem und welche in geringerem Grade Eigenthum aller Menschen insgesamt ist. Demnach ist bei der Wahl eines

---

zu schützen. Hat man sich mit dieser Fassung der Sache vertraut gemacht, so wird man leicht inne werden, woran sich Machiavelli in seinem Buche „vom Fürsten" geschult hat. Diese tüchtige Energie, welche die Sachlage so acceptirt, auch wenn sie ihren inneren Gehalt verwerfen muß, dabei aber das logisch Nothwendige thut, damit sich dieselbe durchsetze, geht unter den heutigen Völkern besonders den Deutschen ab, wogegen sie den Franzosen, Italienern und Engländern nicht fehlt.

[14]) Denn die Tugend des Bürgers ist keine absolute, sie hat sich vielmehr nach dem Charakter der Verfassung zu richten, welcher der Bürger angehört. Vor allem ist es dies Theorem, welches den tiefsten Blick in das antike Staatsthum gewährt, in welchem selbst auch die sittliche Natur des Menschen einem Partikularismus unterliegt. Geschichtlich tritt diesem Staatsthum zuerst der Kosmopolitismus gegenüber, der auch noch heute von den Anhängern des Staatsthums als die ärgste Staatsketzerei angesehen wird. Und doch hat er keinen Inhalt, sondern er bringt nur Gleichgültigkeit gegen den bestimmten Staat sowie den individuellen Egoismus in die Höhe. Sodann aber kommt der große Satz des Christenthums: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst". Dieser ist inhaltsvoll und jenem antiken Staate positiv verderblich.

Feldherrn mehr auf seine Kenntniß als auf seinen sittlichen Werth zu achten; denn Feldherrntalent ist seltener als Rechtlichkeit. Bei der Aufsicht über die Gesetze und den Staatsschatz dagegen ist die Sache umgekehrt; denn zu einer solchen Stellung ist eine größere Tugend erforderlich, als man bei der großen Menge der Menschen antrifft, während das dafür erforderliche Wissen von Allen erworben werden kann. Nun könnte man noch fragen: wenn Fähigkeit zum Amte und Liebe zur Verfassung vorhanden sind, wozu bedarf es dann noch der Tugend? Werden nicht diese beiden Eigenschaften alles für den Staat Ersprießliche schon allein bewirken? Es scheint nicht. Denn es könnte wohl sein, daß den mit diesen beiden Eigenschaften ausgerüsteten Personen die Selbstbeherrschung fehlte, und wie sie alsdann selbst ihre eigenen Interessen trotz aller Sachkenntniß und Selbstliebe nicht zu fördern verstehen, ebenso könnte es manchen unter ihnen dann auch in der Verwaltung des Gemeinwesens ergehen.

16. Ganz allgemein gefaßt aber, gehört alles das, was durch die Gesetze als eine der Verfassung nützliche Bestimmung ausgesprochen ist, zugleich auch zu den Momenten, die eine Verfassung *erhalten*. Dahin gehört auch der oft erwähnte Hauptsatz, nach welchem man darauf zu achten hat, daß die Masse der Staatsangehörigen, welche die Verfassung *will*, stärker sei als die, welche sie *nicht* will [15]). Neben diesem Allen aber darf ein Punkt nicht unbeachtet

---

[15]) Dieser Grundsatz hatte bei den Griechen eine so allgemeine Gültigkeit, daß seine Befolgung selbst in den allerspeciellsten Sachlagen anempfohlen wird. Der öfter genannte Aeneas (zwischen 360 und 356 v. Chr. lebend) sagt: wenn der Stadt Gefahr droht, der Feind in Nähe ist, so muß zum Behuf der Gliederung der Mannschaft eine Auswahl der Verständigsten und Kriegserfahrensten getroffen werden. Diese müssen zur Disposition des Befehlshabers stehen, sie sind zu Ausfällen, Patrullen, Reserven zu verwenden. *Sie müssen gut gesinnt und mit der bestehenden Ordnung der Dinge zufrieden sein, um die Umtriebe der Unzufriedenen und Andersgesinnten im Zaum zu halten.* Die Führung sei in den Händen eines umsichtigen und energischen Mannes, der besonders bei einem Umschwunge der Dinge am meisten zu verlieren hat." Aeneas von der Vertheidigung der Städte Kap. 1. — Die politischen Differenzen wirkten in den kleinen Staatsorganismen der Griechen ungleich drastischer. Es stand dabei gleich Alles auf dem Spiele.

bleiben, der heute der Aufmerksamkeit der ausgearteten Verfassungen entgeht, die Innehaltung eines Mittelmaaßes in der Einrichtung der Staatsverhältnisse. Viele für demokratisch geltende Einrichtungen lösen die Demokratieen auf, und viele dergleichen oligarchische die Oligarchie. Und wenn nun Staatsmänner in einer solchen Abweichung vom Maaße die einzige Tugend sehen und so das Princip der Verfassung auf die Spitze treiben, so bedenken sie dabei nicht, daß es damit ist, wie mit einer Nase, die, wenn sie gleich von der schönsten Gradlinigkeit zur Habichts- oder zur Stumpfnase abweicht, doch immer noch schön und dem Auge wohlgefällig sein kann. Wollte nun aber ein Künstler mit dieser Abweichung bis zur Uebertreibung fortfahren, so würde zunächst das Maaßverhältniß des Glieds verloren gehen, und dann würde es zuletzt dahin kommen, daß dasselbe gar nicht mehr als eine Nase erschiene, wegen des Uebermaaßes in dem einen und wegen des Mangels in dem andern der Gegensätze[16]). Und ebenso verhält es sich auch mit den andern Gliedern.

18. Ebendasselbe tritt bei allen Verfassungen überhaupt ein[17]). Eine Demokratie und Oligarchie kann immer noch leidlich beschaffen sein, wenn sie auch von der besten Ordnung abgewichen ist. Wird aber mit dieser Abweichung in beiden Formen weiter fortgefahren, so wird zuerst die Verfassung verschlechtert und zuletzt bleibt sie gar keine Verfassung mehr. Es darf daher dem Gesetzgeber und dem Staatsmann nicht entgehen, zu wissen, welche demokratische Einrichtungen die Demokratie erhalten, und welche sie zerstören, und welche oligarchische Einrichtungen die Oligarchie fördern, und welche sie untergraben. Keine von beiden Verfassungen kann existiren oder Dauer haben, wenn sie nicht die beiden Elemente, eine Körperschaft der Reichen und eine Volksmasse enthält; sondern sobald Gleichheit des Vermögens

---

16) Der abnorme konvexe Bogen der Habichtsnase erscheint als ein unförmliches Hinausgehen über, und der abnorme Konkavbogen der Stumpfnase als ein unförmliches Zurückbleiben unter der geraden Linie. Das Erste nennt der Philosoph Uebermaaß, das Zweite Mangel, der den beiden Gegensätzen, d. i. den beiden Nasenformen anhaftet. Die fast grade Nasenlinie dagegen ist die Mitte, und es ist ein bekannter, in der Ethik entwickelter Satz des Aristoteles, daß das Vortreffliche in der Mitte der Extreme liege.

17) Und nicht bloß bei der überhaupt besten.

eintritt, so wird nothwendig aus ihnen eine andere Verfassung, und hieraus folgt überhaupt, daß ein so verderbliches Bestreben übertriebene Gesetze aufzustellen, die Verfassungen selbst zu Grunde richtet.

19. Die erwähnten Fehler werden nun sowohl in den Demokratieen als in den Oligarchieen gemacht. In den Demokratieen, wo das souveraine Volk die Gesetze macht, begehen sie die Demagogen, indem sie durch den gegen die Reichen unterhaltenen Kampf den Staat immer in zwei Theile spalten. Grade im Gegentheil aber müßten sie sich den Anschein geben, als sprächen sie für die Reichen, und dasselbe müßten in den Oligarchieen die Oligarchen für das Volk thun, und ihrem Oligarcheneide vielmehr eine der heutigen entgegengesetzte Form geben. Denn heute lautet der Eid in einigen Staaten so: — „und ich will dem Volke feindlich gesinnt sein und ihm durch meinen Rath nach Kräften schaden“[18]). Anstatt dessen

[18]) Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Eide wirklich geschworen worden sind. Die Demokratie war in ihrer Entartung bis zum Kriege gegen die Reichen vorgegangen, die es bei ihren Mitteln und ihrer Bildung als eine schimpfliche und unerträgliche Last empfanden, sich von der Masse beherrschen zu lassen. Wir erinnern uns, daß in Megara, als die Oligarchen zurückkehrten, nach dem Wortlaut des Gesetzes Niemand ein obrigkeitliches Amt bekleiden sollte, der nicht gegen das Volk gekämpft hatte. So war denn in den Republiken Griechenlands aus der staatlichen Entwicklung der Klassenhaß der Armen und Reichen hervorgegangen, und hatte sich in den Staatsformen selbst einen Ausdruck gegeben. In Rom finden wir dieselbe Erscheinung, wenn gleich mit einigen Modifikationen. Die Monarchie beseitigt alsdann den freien Staat und erstickt den Klassenhaß, der fortan, nachdem ihm die Möglichkeit entzogen sich einen staatlichen Ausdruck zu geben, in dem Proletariat als ein Ausdruck der Gesellschaft auftritt, und sich gegen diese, nicht gegen eine bestimmte Staatsform wendet. Das Proletariat ist ein durchaus unantikes Element, und war streng genommen auch in denjenigen Griechischen Staaten nicht zu finden, welche zum größten Theil aus Armen bestanden, weil sie, auch wenn sie nur allein aus Armen bestanden hätten, immer als Gemeinwesen organisirt waren, in welchem das Vergnügen, das auskömmliche Leben und das Regiment der Armuth den Inhalt der allgemeinen Angelegenheiten bildeten. Das Proletariat dagegen beginnt mit dem ersten modernen Staat, mit dem monarchischen Rom. — Die Masken und Rollen, welche der Philosoph hier als Ablenkungs- und Beschwichtigungsmittel den Machthabern in den alten Demokratieen und Oligarchieen anempfiehlt, sind von denen der modernen Staaten in gebührendem Umfang der Aufmerksamkeit gewürdigt worden, wenn auch nicht ausschließlich in Form der Eide.

ſollte man lieber die entgegengeſetzte Faſſung und Rolle annehmen und ſchwören: ich will dem Volke niemals Unrecht thun.

20. Das wichtigſte aller konſervativen Verfaſſungselemente, die beſprochen ſind, iſt aber die heute überall vernachläſſigte Erziehung der Jugend im Sinne und Geiſt der Verfaſſung. Die heilſamſten Geſetze, hervorgegangen aus der einmüthigſten Billigung aller Staatsangehörigen nützen gar nichts, wenn die Bürger nicht im Geiſte der Verfaſſung an dieſelben gewöhnt und gebildet wurden, und zwar in demokratiſcher Weiſe, wenn die Geſetze demokratiſch, in oligarchiſcher wenn ſie oligarchiſch ſind*). Ohne Erziehung fällt der Einzelne, aber ebenſowohl auch der Staat, der Zügelloſigkeit anheim. — 21. Die nächſten Aeußerungen einer ſolchen Erziehung im Geiſt der Verfaſſung beſtehen aber nicht darin, daß man ſo handelt, wie es die Oligarchen oder die Freunde der Demokratie gerne ſehen, ſondern darin, daß man zu Demjenigen fähig iſt, wodurch man ſich auf der einen Seite als Oligarch, auf der andern als Bürger in einer Demokratie behaupten kann. Heute aber werden in den Oligarchieen die Söhne der Regierenden in weichlicher Ueppigkeit erzogen, während die der Armen durch Leibesübung und Arbeit abgehärtete Menſchen werden, und daraus folgt, daß ſie Kraft und Luſt haben Neuerungen anzufangen.

22. Dagegen hat in den demokratiſchen Staaten, die als vorzugsweiſe demokratiſch gelten, ein Verfahren Platz gegriffen, das dem Staatsintereſſe ſchnurſtracks zuwiderläuft. Die Urſache deſſelben iſt die falſche Faſſung des Begriffs der Freiheit. Zwei Momente nämlich ſollen das Weſen der Demokratie beſtimmen, Herrſchaft der Mehrzahl und Freiheit. Nun werden Gerechtigkeit und Gleichheit zuſammengeworfen, die letztere wird darin geſetzt, daß dasjenige was die Menge will, für Jeden bindend ſei, Freiheit und Gleichheit aber ſoll darin beſtehen, daß Jeder thun kann was er will, und ſo lebt denn in ſolchen Demokratieen Jeder wie er will, oder „nach ſeines Herzens Gelüſt," wie Euripides ſagt[19]). Aber dies iſt verkehrt. Man ſoll

*) Und wir mögen hinzuſetzen: „in monarchiſcher, wenn der Staat monarchiſch iſt."

19) Es iſt hier kein beſtimmtes Citat gegeben (obſchon ſich Eurip. Iphig.

ein der Verfaſſung gemäßes Leben nicht für Sklaverei halten, ſondern als Mittel das den Staat erhält. Dies wäre im Allgemeinen von den Urſachen der Veränderungen und des Verfalls der Verfaſſungen[28]), und den Mitteln ihrer Erhaltung und Dauer zu ſagen.

Achtes Kapitel.

Kap. 10 Beſt.

Es iſt nun noch übrig zu unterſuchen, was die Monarchie verderben und was ſie erhalten kann. Im Ganzen genommen haben die Schickſale des Königthums und der Tyrannis Aehnlichkeit mit dem was in Betreff der Freiſtaaten geſagt worden iſt. Das Königthum nähert ſich der Ariſtokratie, die Tyrannis geht aus einer Vereinigung der extremſten Oligarchie und Demokratie hervor, und iſt deshalb auch, als die aus zwei Uebeln zuſammengeſetzte und die Entartungen und Fehler beider Verfaſſungen enthaltende Staatsform, für die Unterthanen die ſchlimmſte.

2. Schon die Entſtehung beider Arten von Monarchie führt auf entſchiedene Gegenſätze. Das Königthum ward in der Abſicht gegründet die rechtlichen Leute[*]) gegen das Volk zu ſchützen, und aus der Mitte der erſten wird der König eingeſetzt wegen ſeiner Ueberlegenheit an Tugend oder an Thaten zu welchen ihn die Tugend befähigte, oder weil er den Vorzug hatte, aus einem ſolchen Geſchlechte abzuſtammen. Der Tyrann wird aus dem Volk und der Maſſe gegen die Vornehmen eingeſetzt, um das Volk vor ungerechter Behandlung

---

Antid. V, 1017 vergleichen läßt), ſondern der Philoſoph erinnert zur Erheiterung der Hörer an eine von jenem Dichter häufig gebrauchte Ausdrucksweiſe. Euripides repräſentirt auf lange Zeit das Maaß der allgemeinen Bildung bei den Griechen, wie er denn auch am weiteſten gekannt war.

28) Unter den Urſachen der Verfaſſungsumwälzungen fehlt bei unſerm Autor, der Ruin der Finanzen, dies wichtige Motiv für Revolutionen der neueren Staaten. Der Grund liegt darin, daß zur Zeit der griechiſchen Geſchichte das Kreditſyſtem noch nicht entwickelt war.

*) Im politiſchen Sinne zu faſſen: les honnêtes gens, die vermögenden begüterten Leute. Vgl. unten §. 6 dieſes Kapitels.

von ihrer Seite zu schützen. Dies erhellt aus der Geschichte. Die meisten Tyrannen sind, um es kurz zu sagen, aus Demagogen hervorgegangen, die durch Verläumdung der Vornehmen das Vertrauen des Volks gewannen. Auf diese Art bildeten sich einige Tyrannenherrschaften, als die Staaten schon mächtig geworden waren, während andere Tyrannen älterer Zeit aus Königen hervorgingen, welche die vaterländischen Satzungen übertretend nach einer mehr despotischen Macht strebten; noch andere sind aus den zu den höchsten Obrigkeiten Gewählten entstanden, da in allen Zeiten die Volksgemeinden ihre politischen und priesterlichen Beamten[1]) auf lange Zeit wählten. Endlich gingen noch Tyrannen aus Oligarchieen hervor, in welchen man Einen mit großer Machtvollkommenheit zu den höchsten Aemtern erwählte. — 4. In allen diesen Fällen war nun der letzte Schritt leicht gethan, und hing nur von ihrem Willen ab, da sie vorher schon theils eine königliche Herrschaft, theils eine hohe Ehrenstellung inne hatten. So erhoben sich Pheidon[2]) in Argos und Andere aus königlicher Herrschaft zur Tyrannis; dagegen die Jonischen Tyrannen und Phalaris hatten vorher eine hohe Ehrenstellung gehabt: Panätius zu Leontini, Kypselus in Korinth*), Pisistratus in Athen, und Dionysius in Syrakus und Andere mehr wurden in derselben Weise Tyrannen aus Demagogen.

---

[1]) Die im Texte stehenden Ausdrücke „Demiurgieen" und „Theorien" sind die ältesten griechischen Ausdrücke für das, was wir weltliche und geistliche Behörden nennen. Die Ausdrücke haben eine altehrwürdige poetische Färbung und gehen hauptsächlich auf Dorische Staaten, die berühmtesten in der Geschichte von Alt-Hellas. Die Theoren waren stehende Magistrate, Kollegien, welche an Orakelstätten wie Pytho, und Feststädten wie Olympia, die Staatsopfer in der Festzeit brachten, oder die Orakel einholten. Solche Kollegien gab es in Aegina, Mantinea, Messenien, Trözene, Thasos. Sie synsesten zusammen. Die Pythier der Spartaner gehören ebenfalls hierher. Diese hatten die Orakel des Delphischen Gottes, der immer die Oberaufsicht über die Spartanische Verfassung führen sollte, treu den Königen des Landes zu überbringen. Auch in Athen gab es in den älteren Zeiten ein Kollegium, welches außer häuslichen Sühnungen die Auslegung der Orakelsprüche in seiner Hand hatte; aber es ging ein, und an die Stelle dieser „Pythochresten" traten periodische Festgesandtschaften (Theorieen).

[2]) S. Müllers Dorier I, 135. II, 163.

*) Kypselus in Korinth um 658 v. Chr.

5. Wie ich nun eben gesagt, stellt sich das Königthum neben die Aristokratie. Denn es ist ein Regiment der Würdigkeit, mag nun diese auf dem persönlichen Werth des Herrschers, oder dem seines Geschlechts, oder auf Wohlthaten die er erwiesen, oder auf diesen Dingen und die Macht dazu beruhen. Denn alle diejenigen, welche diese Würde erlangten, hatten entweder ihren Städten oder Stämmen Wohlthaten erzeigt, oder besaßen dazu die Macht; so hatten die Einen im Kriege ihr Vaterland vor Sklaverei gerettet, wie Kodrus, die Andern es aus derselben befreit, wie Cyrus, noch Andere eine Stadt gegründet oder ein Landgebiet gewonnen, wie die Könige der Lakedämonier, Makedonier und Molosser.

6. Seiner Bestimmung nach soll der König ein Wächter sein darüber, daß den Besitzern von Vermögen keine Ungerechtigkeit widerfahre, das Volk aber nicht übermüthig behandelt werde. Die Tyrannenherrschaft dagegen, verfolgt, wie oft gesagt ist, gar keinen gemeinnützigen Zweck, ausgenommen die Fälle, wo der eigene Vortheil es erfordert. Der Lebenszweck des Tyrannen ist der sinnliche Genuß, der des Königs der sittliche Adel*), daher trachtet auch der Tyrann vorzugsweise nach Geld, der König vielmehr nach Ehre. Die Leibwache des Königs sind Bürger, die des Tyrannen sind fremde Söldner**).

7. Daß aber die Tyrannis die Uebel der Demokratie und der Oligarchie vereint in sich enthält, ist leicht zu begreifen. Wie in der letzteren so ist auch in ihr der Hauptzweck auf den Reichthum gerichtet, denn ganz nothwendig kann nur durch ihn das stehende Heer und das üppige Leben unterhalten werden; ferner haben beide das Mißtrauen gegen die Volksmasse mit einander gemein, deren Entwaffnung darum auch eine gewöhnliche Maßregel ist. Beide ferner, Oligarchie wie Tyrannis drücken das niedere Volk, weisen es aus der Stadt und lassen es zerstreut sich an verschiedenen Orten ansiedeln[3]). Von der

*) Im Texte heißt es „das Schöne (τὸ καλόν), d. i. das sittlich Gute.

**) Wie schon oben bemerkt. S. Buch III, Kap. 9. §. 4.

[3]) Alle diese Maßregeln traf Pisistratus in Athen, vornehmlich die Ent-

Demokratie hat die Tyrannenherrschaft den fortwährenden Kriegszustand gegen die Vornehmen, die öffentlich oder heimlich betriebene Vernichtung und Verbannung derselben, weil sie in ihnen ihre Nebenbuhler und das Hinderniß für ihr Regiment sieht. Und in der That gehen von dieser Klasse auch die Umtriebe (gegen die Tyrannen) aus, da sie eines Theils selbst herrschen, anderen Theils wenigstens nicht geknechtet sein will. Aus diesem Verhältniß entsprang daher auch der dem Thrasybulus vom Periander ertheilte Rath, die hervorragenden Aehren abzuschlagen, womit er andeuten wollte, daß man immer die hervorragenden Bürger aus dem Wege räumen müsse*).

8. Wie nun schon angedeutet worden**), so wiederholen sich die Ursachen der Revolutionen in den freien Verfassungen auch in den Monarchieen. Erlittenes Unrecht, Furcht und Verachtung sind die Triebfedern, welche viele Unterthanen zum Aufstande gegen die Monarchieen bringen. Am meisten empört sie das Unrecht einer gewaltsamschimpflichen Behandlung, zuweilen auch die Beraubung ihres Eigenthums. Auch die Zwecke der Revolutionen sind beim Tyrannen- und Königthum dieselben wie dort. Es gilt sich in den Besitz des großen Reichthums und der Ehre der Monarchen zu setzen, und das sind Dinge, nach welchen Alle trachten. — 9. Die Angriffe selbst aber sind theils gegen Leib und Leben, theils gegen die Herrschaft der Regierenden gerichtet. War Beschimpfung die Ursache, so wenden sich die Angriffe gegen die Person des Monarchen. Eine gewaltsamschimpfliche Behandlung kann sich in mancherlei Weise äußern, und eine jede wird dann Ursache zur Rache; und wenn die mit diesem Gefühl erfüllten sich erheben, so wollen sie meistens nur Rache nehmen, nicht selbst Machthaber werden. Den Angriff gegen die Pisistratiden

---

waffnung des niedern Volks und seine Anweisung aus der Stadt, sowie seine Ansiedlung hier und dort zerstreut auf dem platten Lande. Die berüchtigste Oligarchie der Dreißig in Athen verfuhr ebenso, aber mit noch viel grausamerer Strenge. Sie entwaffnete fast das ganze Volk und jagte es in Masse aus der Stadt. Sie entwarf einen Katalog derjenigen, die in derselben bleiben sollten, und vertrieb und tödtete die Andern, „um die Stadt von schlechten Menschen zu reinigen."

*) Vgl. oben Buch III, Kap. 8, §. 3.

**) S. oben Buch V, Kap. 2 f.

veranlaßte die Beſchimpfung der Schweſter des Harmodius, welche auch eine Drohung gegen den Bruder ſelbſt enthielt. Harmodius wollte die Schweſter, Ariſtogiton den Harmodius rächen. Gegen Periander den Tyrannen von Ambracia ward eine Verſchwörung angeſtiftet, weil er im trunkenen Muthe ſeinen Liebling gefragt hatte, ob er ſchon von ihm ſchwanger ſei. — 10. So fiel Philippus durch Pauſanias, weil er ihn von Attalus und ſeinem Anhang hatte ungeſtraft beſchimpfen laſſen; ſo Amyntas der Kleine durch Derdas, weil er ſich des Genuſſes ſeiner Jugend gerühmt hatte. Einen gleichen Grund hatte die Verſchwörung des bekannten Eunuchen gegen Evagoras von Cypruſ, den jener umbrachte, weil er ſich durch die Entführung ſeiner Frau von deſſen Sohne beſchimpft fühlte[1]).

11. Manche Verſchwörungen ſind ferner durch den Frevel ſinnlicher am Leibe verübter Unzucht von Seiten der Monarchen gegen ſie veranlaßt worden, dahin gehört z. B. die Verſchwörung des Kratäus gegen Archelaus. Schon immer war ihm der Umgang mit dem Könige widerwärtig geweſen, ſo daß endlich ein geringer Vorwand ſeinen Entſchluß zur Reife brachte. Archelaus hatte ihm eine ſeiner Töchter verſprochen und ward wortbrüchig, indem er beide an Andere verheirathend, und gedrängt durch den Krieg mit Sirras und Arrabanus, die ältere dem Könige von Elimea, die jüngere ſeinem Sohne Amyntas vermählte, wodurch er die Mißhelligkeiten zwiſchen jenem und ſeinem mit der Kleopatra erzeugten Sohne zu beſeitigen glaubte; aber die Haupturſache der Feindſchaft war doch der Unwille über den unnatürlichen Umgang. — 12. Dieſer Verſchwörung hatte ſich aus demſelben Grunde der Lariſſäer Hellenokrates angeſchloſſen. Auch

---

[1]) Philippš Ermordung fällt in das Jahr 336. Dies iſt das jüngſte Ereigniß in der Ariſtoteliſchen Politik. Vgl. über das Einzelne des Ereigniſſes Diodor XVI, 491. und Machiavelli in den discorsi über Livius II, 28. Ueber Nikokles den Eunuchen ſ. Diodor XVI, 363. Evagoras von Cypern fiel durch Meuchelmord 374 v. Chr. Ueber die Makedoniſchen Verhältniſſe war Ariſtoteles gewiß ſehr gut unterrichtet. Wenn uns ſein Wiſſen darüber erhalten wäre, ſo würde dem tragiſchen Untergange dieſer Königsfamilie auch der Dichter nicht gefehlt haben; denn in dieſer Geſchichte lag der Stoff zu den gewaltigſten Tragödien. Vergleiche den Artikel „Olympias“ von Ad. Stahr in der Encyclopädie von Erſch und Gruber.

seine Jugend hatte der König genossen, ihm aber dabei das Versprechen ihn aus dem Exil in seine Heimath zurückzuführen nicht gehalten. Und so glaubte jener, der König habe nicht aus Liebeslust, sondern zu seiner Schmach mit ihm Umgang gepflogen. Parron und Heraklides[5]), beide aus Annos, tödteten den Kotys, um ihren Vater zu rächen, und Adamas fiel vom Kotys ab wegen der Beschimpfung, daß ihn jener als Knabe hatte entmannen lassen.

13. Viele verschworen sich auch aus Zorn über erlittene körperliche Mißhandlung durch Schläge, und tödteten ihre Dränger oder versuchten im Gefühl ihrer Schmach Hand an sie zu legen. Und das thaten selbst hohe Gewaltige und Personen aus königlichen Geschlechtern, wie z. B. Megakles sich mit seinen Freunden gegen die Penthaliden[6]) in Mitylene, welche in der Stadt umher zu gehen und die Begegnenden mit Knitteln zu schlagen pflegten, verschwor und sie tödtete. Und später brachte Smerdis den Penthilus um, weil er von ihm geschlagen und von seiner Frau aus dem Hause herausgeschleift worden war. Das Haupt der Verschwörung gegen Archelaus aber war Dekamnichus, der zuerst die Theilnehmer aufreizte, und der Grund seiner Erbitterung war kein anderer, als daß ihn der König dem Dichter Euripides, um ihn auspeitschen zu lassen, übergeben hatte, weil dieser wegen einer Aeußerung, daß er einen übel riechenden Athem habe, einen Groll gegen ihn hegte[7]). — 14. Und so sind um solcher Ursachen willen noch viele andere Herrscher theils dem Schwerdte theils den Verschwörungen erlegen. Aber auch die Furcht bewirkte dergleichen. Sie ist als ein Motiv für Umwälzungen in freien Staaten schon angeführt[8]), und wirkt ebenso in Monarchieen.

---

[5]) S. Diogen. Laert. III, 46. Plutarch adv. Colot. t. X. p. 679. de aud. lande VIII. 146. — Annos lag in Thrakien.

[6]) Wahrscheinlich sind hiermit die Penthiliden, übermüthige Nachkommen des Penthilus gemeint, der eine Kolonie nach Lesbos überführte. Noch zu Pittakus Zeiten lebten Penthilitden in Mitylene; die Tochter des einen von ihnen heirathete Pittakus. S. Diog. Laert. I, 81.

[7]) Nach Suidaeus Verm. XXXIX entgegnete Euripides: „Es mag wohl sein, daß mein Athem übel riecht; denn in meinem Munde verwest sehr vieles, was ich nicht sagen kann."

[8]) Im zweiten Kapitel dieses Buchs.

Ein Beispiel liefert Artazanes, der eine Verschwörung gegen Xerxes anstiftete, weil er seinen Zorn wegen des Darius fürchtete, den er ohne bestimmten Befehl des Xerxes hatte hängen lassen. Artazanes hatte nämlich zuerst gehofft, der König werde die That gut heißen, weil er sich, da die Sache bei Tafel besprochen worden war, des Hergangs der Sache nicht mehr erinnern würde[9]). Andere Herrscher erlagen der Verachtung, wie Sardanapal, den jemand gesehen hatte, wie er unter seinen Weibern saß und spann — wenn anders die Sage wahr ist[10]). Ist das indessen in diesem Falle auch Erdichtung, so möchte es doch in einem andern allerdings zutreffen; denn gegen den zweiten Dionysius empörte sich Dion, weil er ihn verachtete, und weil er seine Mitbürger dies Gefühl theilen und den Tyrannen selbst beständig betrunken sah[11]).

15. Dergleichen verderbliche Anschläge werden aus Verachtung auch von den Freunden des Herrschers selbst unternommen. Das Vertrauen, das er ihnen schenkt, nährt diese Verachtung und läßt sie hoffen, daß ihre Anschläge unentdeckt bleiben. Auch bei denjenigen, welche die Ueberzeugung haben, die Herrschaft selbst behaupten zu können, ist gewissermaßen Verachtung als das Motiv zur Empörung anzusehen. Denn im Gefühl ihrer Macht und wegen dieses Gefühls die Gefahr verachtend, schreiten sie ohne weiteres zur Ausführung der That. In diesem Falle befinden sich z. B. die Heeresanführer ihren Monarchen gegenüber. Cyrus stürzte den Astyages, dessen Privatleben und Macht er verachtete: die Macht, weil das Kriegsheer in Schlaffheit, ihn selbst, weil er in Schlemmerei versunken war. Der Thracier Seuthes[12]) stürzte den Amadokus, dessen Feldherr er war.

---

[9]) 465 v. Chr. Siehe Ctesias Persic. 29. bei Phot. Diodor. XI, 69. Justin III, 1. Uebrigens ist Artaxerxes gemeint, der häufig auch Xerxes genannt wird.

[10]) So hat also schon Aristoteles an der herkömmlichen Tradition, nach welcher Sardanapal durchaus der Inbegriff aller Feigheit und Wollust sein sollte, gezweifelt. Die kritische Behandlung der Sardanapalsage bildet einen schönen Abschnitt in Dunckers Geschichte des Alterthums. Vergl. Band I, 494.

[11]) Dions Unternehmung fällt in das Jahr 357 v. Chr.

[12]) S. Xen. Anab. VII, 2. und Hellen. IV. 8.

Bei manchen dieſer Empörer wirken mehrere dieſer bewegenden Urſachen, z. B. Verachtung und Habſucht zuſammen, wie bei der Empörung des Mithridates*) gegen den Ariobarzanes. Motive dieſer Art erweiſen ſich ganz beſonders wirkſam bei Männern von kühnem Sinn, die eine hohe militäriſche Stellung bei ihrem Monarchen einnehmen; denn Tapferkeit, welche Macht beſitzt, giebt Unternehmungsgeiſt; — und da der Beſitz beider ihnen einen leichten Erfolg verſpricht, ſo ſchreiten ſie zur That.

16. Ganz verſchiedener Natur von den im Vorigen aufgeſtellten Fällen ſind diejenigen, wo Ehrgeiz die Triebfeder zur Empörung iſt, und hat es damit noch eine eigene Bewandniß. Denn nicht Alle unter denen, die der Ehrgeiz zur Empörung gegen die Tyrannen treibt, laſſen ſich leiten von den in Einigen wirkenden Motiven der Reichthümer und Ehren, in deren Beſitz ſie den Herrſcher erblicken, ſondern im Gegentheil zu ſolchen, welche durch die erwähnte Urſache getrieben das Wagſtück unternehmen, greifen ſie den Herrſcher an, grade ſo wie ſie jede andere außerordentliche That in Angriff nehmen würden, die ihnen einen Namen und Ruhm in der Welt verſpricht, nicht um der Alleinherrſchaft ſondern um der Ehre willen. — 17. Allerdings iſt die Zahl derer, die ſich aus dieſem Grunde an die That machen, ſehr klein. Denn es wird dabei vorausgeſetzt, daß ein ſolcher ſein Leben völlig in die Schanze ſchlagen muß, wenn ihm die Ausführung der That mißlingt**). Solche Leute müſſen eine Feſtigkeit des Entſchluſſes haben wie Dion, und die haben nicht Viele. Denn als dieſer mit nur einer Hand voll Menſchen gegen Dionyſius zu Felde zog, erklärte er, daß, der Erfolg möge ſich geſtalten wie er wolle, es ihm eine Genugthuung ſei, die That unternommen zu haben, und daß demnach, wenn ihm beſtimmt ſein ſollte gleich nach Betretung des feindlichen Bodens zu fallen, dies ein ſchöner Tod für ihn ſein würde.

18. Die Tyrannenherrſchaft wird einerſeits wie jede andere

---

*) Ueber Mithridates vgl. Xenoph. Cyropädie VIII, 8.

**) Schon Ariſtoteles ſah alſo ſehr richtig die Urſache, weßhalb ſo viel Attentate gegen Tyrannen mißlingen. Denn nur wer ſein Leben vollkommen verloren giebt, wird Herr über das Leben eines andern.

Verfassung von außen her gestürzt, wenn sie mit einem Staate von entgegengesetzter Verfassung, der zugleich mächtiger ist, in Berührung kommt. Denn der Wille dazu ist eben wegen der Entgegengesetztheit des Staatsprincips schon vorauszusetzen, und der Wille gestaltet sich, wenn die Macht dazu kommt, bei Allen zur That. Beispiele von Verfassungen die auf entgegengesetztem Princip beruhen sind Demokratie und Tyrannis, die sich einander zuwider sind, wie nach Hesiodus „ein Töpfer dem andern“*), weil freilich die extreme Demokratie auch eine Art Tyrannis ist, und Königthum und Aristokratie wegen des Gegensatzes ihrer Verfassung. Daher haben die Lacedämonier die meisten Tyrannen gestürzt, so wie die Syracuser in den Tagen ihrer freien Verfassung. — 19. Andrerseits kommt für die Tyrannis das Verderben von innen heraus, wenn die Machthaber unter sich in Zwiespalt gerathen. So ward die Herrschaft der Familie Gelon's[13]) gestürzt, und neuerdings die des Dionysius, die erstere dadurch, daß Thrasybulus, Hieron's Bruder, den Sohn des Gelon bestrickte und ihn anreizte sich in Ausschweifungen zu stürzen, damit er selbst herrschen möchte. Als hiergegen nun die Angehörigen zusammentraten, um wenn auch mit Aufopferung des Thrasybulus die Auflösung der Tyrannis zu verhindern, so nahmen einige ihrer mitaufgestandenen Genossen die Gelegenheit wahr, und vertrieben sie Alle samt und sonders. Den Dionysius aber vertrieb an der Spitze einer bewaffneten Schaar und mit Hülfe des Volks sein eigener Schwager Dion, der darauf selbst um's Leben kam.

20. Von jenen zwei den Sturz der Tyrannis gemeinhin herbeiführenden Ursachen, ist die eine, der Haß, freilich der nothwendige Begleiter der Tyrannen, indessen bringt doch auch die Verachtung, welche sie einflößen, häufig ihren Sturz hervor. Dafür spricht Folgendes. Diejenigen welche die Herrschaft sich erwarben, haben dieselbe auch meist bis an ihr Ende behauptet, wogegen ihre Erbnehmer dieselbe in der Regel sofort verlieren, weil sie sich durch ihr ausschweifendes Leben verächtlich machen, und so ihren Widersachern viele Handhaben und Gelegenheiten darbieten sie zu verderben.

*) Hesiod. Haushehre V, 25. Vgl. Aristot. Rhetor. II, Kap. 4.
[13]) Er regierte um 484 v. Chr.

21. Als eine Art von Haß hat man auch den Zorn anzusehen, da er gewissermaßen zu denselben Thaten treibt. Ja, er ist oft noch unternehmender als der Haß, und entwickelt, da Leidenschaft sich auf keine Ueberlegung einläßt, in seinem Angriff eine größere Energie. Seinen Aufwallungen verfallen die Menschen am meisten wegen erlittener Beschimpfung und dies veranlaßte den Sturz der Herrschaft der Pisistratiden und vieler anderen. Der Haß dagegen reflektirt mehr, bei ihm wird die Ueberlegung durch das Gefühl des Schmerzes das den Zorn begleitet nicht leicht gestört, weil er ohne ein solches Schmerzgefühl ist [14]). Wir ziehen demnach die Summe und behaupten: Alles was wir als Ursachen für den Sturz der strengsten und äußersten Oligarchie und der auf die Spitze getriebenen Demokratie aufgeführt haben, dies Alles ist auch als Ursache für den Untergang von Tyrannenherrschaften anzunehmen; denn die genannten Verfassungen sind ja eben auch Tyrannien mit vielen Tyrannen.

22. Das Königthum erliegt am wenigsten den von außen her an dasselbe kommenden Ursachen, hält sich daher lange Zeit; dagegen erwächst ihm das Verderben meistentheils von innen heraus. Sein Untergang erfolgt in zwei Fällen: einmal wenn die Mitglieder der königlichen Familie selbst untereinander in Zwist gerathen, und dann durch eine mehr despotische Tendenz der Regierung, die sich dadurch kundgiebt, daß der König seine Machtbefugniß in Widerspruch mit dem Gesetz erweitern will. In unsern Tagen werden keine Königthümer mehr gebildet, sondern was der Art etwa entsteht, sind vielmehr Monarchieen und Tyranneien. Denn das Königthum ist einerseits eine von den Beherrschten freiwillig angenommene, andererseits eine mit größeren Machtbefugnissen [15]) ausgestattete Herrschaft. Jetzt aber giebt es sehr viele Gleiche, und Keinen, der sich vor den Uebrigen dergestalt auszeichnete, daß er auf eine so hohe Stellung im Staate Anspruch erheben könnte. Hierin liegt der Grund, warum die Menschen sich eine solche Herrschaft aus freien Stücken nicht mehr gefallen

---

[14]) Für die Einfachheit des antiken Bewußtseins allerdings; nicht so für uns.

[15]) Größeren, als man, meint der Philosoph, heute bei der politischen Entwicklung der Menschen seiner Zeit den Regierenden einräumt.

lassen. Erhebt sich aber Jemand durch List oder Gewalt zur Herrschaft, so wird das eben als Tyrannenherrschaft angesehen.

23. In dem erblichen Königthum sind zu den erwähnten Ursachen des Untergangs noch die zwei hinzuzufügen, daß erstlich auf diesem Wege viele verächtliche Subjekte auf den Thron gelangen, und zweitens daß solche mit freylem Uebermuth regieren, ohne doch als Könige die Machtmittel eines Tyrannen zu ihrer Verfügung zu haben. In solchen Fällen war ihr Sturz leicht. Denn von dem Augenblicke an, da ihn sein Volk nicht mehr will, giebt es keinen König mehr*); der Tyrann dagegen behauptet sich, auch wenn ihn sein Volk nicht will. Diese und ähnliche Ursachen also sind es, welche den Untergang der Monarchieen herbeiführen.

Neuntes Kapitel.

Erhalten werden monarchische Staaten im Allgemeinen natürlich durch die Gegentheile jener Ursachen, und das Königthum im Besondern dadurch, daß man seine Machtvollkommenheit ermäßigt*). Je weniger weit nämlich diese reicht, desto dauernder muß überhaupt die Herrschaft derselben sein. Die Herrscher selbst werden dann auch weniger despotisch, leben auf gleichem Fuße mit den Beherrschten und sind ihrem Neide weniger ausgesetzt. Aus diesem Grunde hielt sich auch bei den Molottern[1]) das Königthum so lange, Kap. 11 Bekk.

*) Wunderbar genug ist es in unsern Tagen grade derjenige Gewaltherrscher, dessen Herrschaft dem antiken Begriffe des Tyrannenthums, wie ihn Aristoteles faßt, am genauesten entspricht, welcher diesen in seiner nackten Einfachheit so großartig hingestellten Satz für die Europäische Menschheit zur Wahrheit machen muß. Denn was sind die heutigen Volksabstimmungen in den Italischen Monarchien anders als die Bewahrheitung des Aristotelischen Satzes: „Von dem Augenblicke an, wo ihn sein Volk nicht mehr will, ist der König nicht mehr König.“

*) Vergl. das Wort des spanischen Staatsmannes Antonio Perez gegen König Philipp II, in Humboldt's Briefen an Varnhagen S. 180—182.

[1]) Die Könige der Molotter schwuren alljährlich bei einem feierlichen Staatsopfer, daß sie den Gesetzen gemäß regieren wollten, und forderten die

und bei Lakedämoniern dadurch, daß von Anfang an die Herrschaft in zwei Theile getheilt worden war, wozu dann auch noch die Ermäßigungen kamen, durch welche Theopompus die Regierungsmacht theils durch Gründung anderer Institutionen, so wie auch dadurch beschränkte, daß er die Ephorengewalt den Königen zur Seite setzte. Denn gerade durch diese Beschränkung der Königsmacht verlängerte er ihre Dauer; und machte sie deshalb gewissermaßen stärker und nicht schwächer. Dieser Gedanke lag auch in der Antwort, welche er einst seiner Frau gegeben haben soll, als diese ihn fragte, ob er sich denn nicht schäme, seinen Söhnen die Königsherrschaft geringer zu übergeben, als er sie von seinem Vater überkommen habe? „Mit nichten," habe er erwiedert, „denn ich übergebe sie ihnen dauerhafter."

2. Tyrannenherrschaften halten sich auf zwei durchaus entgegengesetzte Weisen. Die eine derselben ist die hergebrachte, nach welcher die meisten Tyrannen eben regieren. Einen großen Theil der hierher gehörenden Verhaltungsregeln führt man auf den Korinthier Periander zurück; vieles Andere der Art kann man auch aus der Persischen Regierungsart entnehmen. Es bestehen nun die auch schon früher erwähnten Mittel, die Tyrannis, soweit das überhaupt möglich ist, zu halten, darin, daß man die Hervorragenden bricht, die Männer von Muth und Selbstgefühl aus dem Wege räumt, daß man keine Tischgenossenschaften, keine politischen Klubbs, keine öffentliche Erziehung, überhaupt nichts der Art duldet, sondern überhaupt auf alles dasjenige scharf achtet, woraus zwei Dinge zu entstehen pflegen, Selbstgefühl und gegenseitiges Vertrauen; daß man ferner die Bildung von geselligen Vereinen, oder sonstige Zusammenkünfte zu Gespräch und Unterhaltung verhindert, kurz Alles aufbietet, um die Bürger in möglichster Unbekanntschaft mit einander zu erhalten; denn die Bekanntschaft erhöht das gegenseitige Vertrauen.

Moleser dann auf, das Königthum in den verfassungsmäßigen Rechten zu belassen. Plut Pyrrh. 5.

*) Man denke an das Verbot von Gelehrtenversammlungen und ähnlichen in den italienischen Tyrannenstaaten unseres Jahrhunderts, und vgl. Korüm a. a. O. S. 24.

3. Dazu gehört ferner, daß die Vornehmen, welche sich in der Stadt aufhalten, immer sichtbar sind und häufig im Vorzimmer des Tyrannen gesehen werden. Auf diese Art wird ihr Thun und Treiben am wenigsten unbeobachtet bleiben, und ihr Geist wird durch den fortwährenden Dienst allmählig herunterkommen*). Es ließen sich hieran noch andere Maßregeln ähnlicher Art nach der Manier der Perser und Barbaren anschließen, die alle auf dasselbe hinauslaufen. Ferner muß der Tyrann Veranstaltungen treffen, daß ihm nichts entgeht, was die Unterthanen sprechen oder thun; er muß vielmehr Spione halten, wie in Syrakus die sogenannten „Zuträgerinnen“ [2]) waren und die „Horcher“, welche Hieron ausschickte, wenn irgendwo eine Gesellschaft oder ein Verein stattfand. Durch die Furcht vor solchen Subjecten wird einerseits der freie Gedankenaustausch gedämpft, und wenn dennoch ein freies Wort fällt, so kommt es um so sicherer zur Kunde des Tyrannen.

4. Ferner muß er seine Unterthanen gegen einander verhetzen und verfeinden, Freunde gegen Freunde, das Volk gegen die Vornehmen, die Reichen unter sich; er muß einer andern Tyrannenmaßregel zufolge die Unterthanen arm machen, damit er einerseits seine Leibwache unterhalten kann, und andrerseits Jene vor der Sorge um das tägliche Brod keine Zeit zu gefährlichen Anschlägen haben. Zu Belegen können hiefür die Pyramiden Aegyptens, die heiligen Denkmäler der Kypseliden, die Erbauung des Olympischen Tempels durch die Pisistratiden und die Werke des Polykrates in Samos dienen. Denn alle diese Bauten bewirken dasselbe, Beschäftigung und Verarmung der Unterthanen [3]). — 5. Hieran schließt sich im Steuersystem die

---

*) Die Politik Ludwigs XIV. gegen den hohen Adel Frankreichs ist hier schon von Aristoteles vorgezeichnet.

[2]) Hiermit fängt also im Alterthum die diplomatische Laufbahn der Frauen an. Es leuchtet ein, daß sie zu dem genannten Geschäft brauchbar sein mochten. Wo es deren in unsern Tagen giebt, da ist ihr Geschäft im Wesentlichen dasselbe. — Ueber die Lesart des Textes s. Ad. Stahr in den krit. Anmerk. zu der griechisch-deutschen Ausgabe der Politik S. 150–151.

[3]) Wollte heute der Geschichtsschreiber des Alterthums über diese Bauten in diesem Sinne urtheilen, so würde man ihn einen „flachen Liberalen“ heißen. Und doch urtheilt ein Aristoteles so, der nichts weniger als flach war, und

Einrichtung einer Vermögenssteuer, wie sie in Syrakus stattfand, wo in fünf Jahren unter Dionysius Regierung der Fall eintrat, daß das gesammte Vermögen verabgabt worden war. **Auch Kriege muß der Tyrann anstiften, damit die Unterthanen zu thun und immerfort einen Anführer nöthig haben.** Und während im Königthum sich der Herrscher durch seine Freunde erhält, hat der Tyrann dagegen diesen am meisten zu mißtrauen, weil er sehr wohl weiß, daß zwar Alle ihn zu stürzen den Willen, diese aber am meisten die Macht dazu haben.

6. Zustände des Lebens, wie sie die extreme Demokratie aufweist, kehren in der Tyrannis alle wieder. Dahin gehört Weiberregiment in den Familien, durch welches die Geheimnisse der Männer verrathen werden sollen, und schlaffe Zucht der Sklaven aus demselben Grunde. Sklaven und Weiber verschwören sich nicht gegen die Tyrannen, ja sie müssen vielmehr, wenn sie so gute Tage haben, den Tyranniceen und Demokratieen, diesen Verfassungen, wo das Volk der

---

urtheilt so mit der ruhigsten Gelassenheit. Will die Darstellung der griechischen Geschichte nicht in geistreichen aber unerwiesenen Konstruktionen zu Schaden kommen, so muß Aristoteles Politik, mehr als es bis jetzt geschehen, zu Grunde gelegt werden. In neuester Zeit werden in Paris die Anweisungen des Aristoteles in Bauunternehmungen und Finanzmaßregeln ebenso befolgt, wie die weiterhin folgenden über die Nothwendigkeit steter Kriegführung. Ueber die Denkmäler der Kypseliden vergl. Müller, Dorier I, 166. Den Olympischen Tempel erwähnt Vitruv und beschreibt Pausanias in den Attica. Von diesem prachtvollen Tempel, den Pisistratus anfing und Kaiser Hadrian vollendete, stehen noch heute 16 prächtige Säulen von Pentelischem Marmor, korinthischer Ordnung, siebenthalb Fuß im Durchmesser haltend und über 60 Fuß hoch. Sie stehen am südöstlichen Ende der Stadt in der Nähe des Ilissus. Das ganze Werk hatte ungeheure Dimensionen. Die Cella war von einem Peristil umgeben, das 10 Säulen in der Fronte und 20 auf den Seiten hatte. Das Peristil war auf den Seiten doppelt, an der vordern und hintern Seite vierfach; es bestand also zusammen aus 120 Säulen. Die ganze Länge des Gebäudes betrug 354, die Breite 171 Fuß. Es war der größeste und prächtigste Tempel, den die Alten errichtet, und blieb der enormen Kosten wegen auch in den blühendsten Zeiten der Republik unvollendet. Die Vollendung fand, nachdem mancher Herrscher sich daran versucht, erst 650 Jahre nach Pisistratus Grundsteinlegung durch Hadrian statt. Mehr bei Leake, Topographie Athens, übersetzt von Rienäcker S. 415 und Ad. Stahr: Torso II, 375 ff.

Monarch sein will, wohlgeneigt sein. Weiter gehört hierher das hohe Ansehen, in welchem der Schmeichler in beiden Staatsformen steht. In der Demokratie treffen wir hier den Demagogen (diesen Schmeichler des Volks), bei den Tyrannen jene unterthänigen Gesellschafter; denn sich von dem Andern Erniedrigungen gefallen zu lassen ist das Geschäft der Schmeichelei. Und gerade deshalb liebt das Tyrannenthum das Schlechte am Menschen, weil es an der Schmeichelei seine Freude hat. Dazu giebt sich aber kein Mensch von freier Denkungsart her, sondern der brave Mann kann nur Freund sein, aber er schmeichelt nicht. Die Schlechten aber sind dem Tyrannen wieder Werkzeuge zur Ausführung des Schlechten, denn „ein Keil treibt den andern", wie das Sprichwort sagt [b]).

7. Der Tyrann hat keine Freude an einem würdevollen und freimüthigen Charakter. Diese Eigenschaften beansprucht der Tyrann nur für sich allein. Tritt ihm nun Jemand mit einer würdevollen und freimüthigen Haltung gegenüber, so schmälert er ihm seine Ueberlegenheit und das Herrscheransehn seiner Tyrannenwürde, und der Tyrann haßt ihn als

---

[b]) Die herrliche Darstellung geht systematisch und gleichsam schrittweise vor sich. Wir wissen nun auch, welchen Platz im politischen System wir den Kamarilla anzuweisen haben. Es werden sich überhaupt für das was jetzt folgt die Vergleichungen der alten mit unsern modernen Zuständen in überraschende Fülle aufdrängen. Es ist angemessen, daß der aufmerksame Leser diese Parallelen selbst ziehe, nicht sie sich ziehen lasse. Das eine aber mag noch gesagt werden, wie man mit Entsetzen wahrnimmt, wie genau die abgefeimte Herrschsucht überhaupt das Alterthum studirt hat. — Der ganze Abschnitt des Aristoteles enthält einen Schatz von Erfahrung. Er hätte denselben nicht so darlegen können, wie er es gethan, wenn er nicht an den Politieen eine riesige Vorarbeit gehabt hätte; daß aber das Politienwerk, sowie das damit verbundene der „Satzungen der Barbarenstaaten" über die Tyrannis reicher Material erhielt, kann man aus vielen Stellen der Politik selbst ersehen. Für unser Werk benutzte Aristoteles die „Satzungen" gleichfalls, wie man aus den Stellen abnehmen kann, in welchen über orientalische Herrscher und Staaten gesprochen wird. Hier und da sieht man noch, daß er ganze Stellen aus seinen Vorarbeiten in die Politik hinübernahm. Das Sprichwort „ein Keil treibt den andern" fand noch der Erklärer des Homer Eustathius in den Politieen (siehe ad Iliad. p. 126) und es war also das unersetzliche Werk zu seiner Zeit (1160 n. Chr.) noch vorhanden.

den Zerſtörer ſeiner Herrſchaft. Desgleichen zieht er zu ſeiner Tafel und zu dem Kreiſe ſeiner täglichen Geſellſchaft lieber Fremde als Einheimiſche; denn dieſe betrachtet er wie ſeine Feinde, während jene keinen Grund haben ihm entgegen zu treten. Dies und noch anderes der Art ſind die Mittel des Tyrannen, mit ihnen erhält er ſein Regiment; aber alle ſind tief unſittlich.

8. Es läßt ſich nun alles was bisher über dieſen Gegenſtand mitgetheilt iſt in Kürze unter drei Geſichtspunkte bringen. Drei Dinge nämlich ſtrebt die Tyrannis zu bewirken, erſtens: kleinmüthige Geſinnung der Unterthanen (denn ein Kleinmüthiger wagt keine Empörung) zweitens: gegenſeitiges Mißtrauen; denn ſo lange als es nicht Menſchen giebt die ſich einander trauen, iſt die Tyrannei ſicher. Daher ſind denn auch die Tyrannen gegen jeden rechtſchaffenen Mann als einen Feind der Regierung auf dem Kriegsfuße, nicht bloß darum, weil ſich ſolche nicht deſpotiſch beherrſchen laſſen wollen, ſondern auch darum, weil ſie unter ſich und gegen Andere auf Treu und Glauben halten, und ebenſowenig einander als überhaupt Jemand verrathen. Drittens: Ohnmacht der Mittel; denn kein Menſch unternimmt etwas zu deſſen Ausführung er ſich ohnmächtig fühlt, alſo auch nicht den Sturz einer Tyrannis, wenn ihm die Macht dazu fehlt*).

9. Auf dieſe drei Punkte nun laſſen ſich die Abſichten des Tyrannen zurückführen, und wird der angeſtellte Verſuch das geſammte Thun deſſelben nach gewiſſen Hauptideen zu gruppiren immer die Zwecke ermitteln, deren erſter gegenſeitiges Mißtrauen, der zweite Ohnmacht, der dritte endlich Kleinmuth bewirken ſoll.

10. Dies iſt alſo die eine Art; wie ſich die Tyrannen halten. Nach einer andern ſchlägt der Tyrann einen dem obigen gewiſſermaßen ganz entgegengeſetzten Weg ein. Man erlangt von dieſem eine Vorſtellung, wenn man ſich erinnert, durch welche Urſachen das Königthum zu Grunde ging. Wie hier nämlich ein Grund ſeines Verderbens darin beſtand, daß der König ſeine Herrſchaft zu einer mehr tyranni-

*) Dieſen kleinen Abſchnitt hat Montesquieu zu einem ganzen Kapitel verarbeitet. Sein Hauptſatz iſt: die Furcht iſt das Princip der deſpotiſchen Regierung. S. Esprit des lois III, 9.

ſchen machen wollte, ebenſo wird der Tyrann die ſeinige erhalten, wenn er ſie dem Königthum annähert. Nur muß er hierbei eins, die Macht, feſt in Händen halten, damit er nicht nur mit, ſondern auch gegen den Willen ſeiner Unterthanen die Herrſchaft behaupten kann; denn läßt er die Macht fahren, ſo giebt er auch ſein Tyrannenregiment aus den Händen*).

11. Vorausgeſetzt alſo, daß dieſe Macht ſeine Grundlage bleibt, mag er alles Uebrige wie ein wirklicher König ausführen, oder als geſchickter Darſteller der Königsrolle auszuführen ſcheinen. So hat er ſich zunächſt den Anſchein zu geben, als gehe er gewiſſenhaft mit dem Staatsvermögen um, und wird demnach vermeiden es in ſolchen Geſchenken zu verſchwenden, welche die Maſſen erbittern, wenn ſie ſehen, wenn das, was man ihrem ſauren Arbeitsſchweiß und ihrem kümmerlichen Leben weggenommen hat, an Maitreſſen, Fremde und Künſtler verſchwenderiſch verſchenkt wird. Sodann wird er wohl thun, Rechnung über Ausgabe und Einnahme zu legen, wie das wirklich ſchon manche Tyrannen gethan haben; denn bei einer ſolchen Verwaltung wird er mehr als ein Haushalter erſcheinen, denn als ein Tyrann. Und dabei hat er gar nicht zu fürchten, daß er in Geldverlegenheit kommen werde, ſo lange er unumſchränkter Herr über das Vermögen des Staats iſt[5]).

12. Ja, in den Fällen, wo ſich die Tyrannen von ihrem eigenen Gebiet außer Landes begeben, iſt eine ſolche finanzielle Stellung für ſie weit vortheilhafter, als wenn ſie eigene angehäufte Schätze zurücklaſſen, weil dann die mit der Behütung ihrer Intereſſen inzwiſchen beauftragten Perſonen weit weniger in den Fall kommen, ſich zu empören. Dieſe Wächter ſind aber für die ſich außer Landes begebenden Tyrannen weit gefährlicher, als die Bürger; denn dieſe begleiten ſie[6]), während jene zurückbleiben. Weiter muß er die Einkommen-

*) In dieſem und den folgenden Paragraphen haben wir das getreueſte Portrait des modernſten Tyrannenthums.

[5]) Durch die leichte Veränderung von κύριος ὢν τῆν πόλεως in κύριος ἐῶν τῆν πόλεως wird die Schwierigkeit des Ausdrucks gehoben, und im Folgenden erſt verſtändlich, was mit den Worten — „iſt dies für ſie ſogar nützlicher" — gemeint iſt.

[6]) Die Angeſehenſten nämlich. Man vergeſſe nicht, daß es ſich um die

steuern und die Kosten für den Dienst des Allgemeinen lediglich im Interesse des Staatshaushalts oder für den möglichen Fall gegen kriegerische Umstände dadurch gerüstet zu sein, einzufordern scheinen, und sich überhaupt als Hüter und Verwalter von Staats-, nicht von Privatvermögen zeigen.

13. In seiner äußeren Erscheinung zeige sich ferner der Tyrann nicht abstoßend sondern voll Würde, und überhaupt so, daß diejenigen welche in seine Nähe kommen nicht Furcht, sondern vielmehr Ehrfurcht empfinden. Es ist das freilich für ihn, der der Verachtung so sehr ausgesetzt ist, nicht leicht zu erreichen; aber eben deshalb muß er, wenn er auch sonst jedes tüchtige Streben verabsäumt, doch ein tüchtiger Staatsmann sein wollen, und in dieser Hinsicht seinen Unterthanen eine hohe Meinung von seinem Werth einflößen. Ferner muß weder er selbst noch irgend Jemand aus seiner Umgebung sich freventliche Verletzung der Unterthanen, gleichviel ob gegen Jüngling oder Mädchen, zu Schulden kommen lassen, und zu einem ähnlichen Betragen gegen die andern auch seine eigenen Frauen anhalten, denn auch durch den Uebermuth ihrer Weiber ist schon mancher Tyrannen Herrschaft zu Grunde gegangen.

14. Hinsichtlich der sinnlichen Genüsse thue der Tyrann das Gegentheil von dem, was heutzutage manche seines Gleichen thun. Sie überlassen sich nämlich denselben nicht nur vom frühen Morgen an, ja viele Tage lang hintereinander, sondern sie tragen dies Genußleben auch recht absichtlich zur Schau, um als herrlich und in Freuden lebend bewundert zu werden. Aber gerade in diesen Dingen thäten sie am besten Maaß zu halten, oder doch wenigstens den Schein desselben zu beobachten, dadurch daß sie ihre Ausschweifungen den Augen der Welt entziehen. Denn zu Empörung und Verachtung reizt nicht der Nüchterne, sondern der Trunkene, nicht der Wachsame, sondern der Verschlafene. — 15. Mit einem Wort: er muß fort von allen oben erwähnten Stücken das Gegentheil thun. So baue er die Stadt aus und verschönere sie, als wäre er ihr Verwalter und nicht ihr Tyrann.

Tyrannis einer Stadt handelt, nicht um einen großen Staat im modernen Sinne eines Länderkomplexes.

Dann aber muß er sich beständig den Schein geben, als nähme er es mit der Religion ungemein ernst [7]). Denn von Solchen besorgen einerseits die Unterthanen weniger eine ungesetzliche Behandlung, wenn sie den Wandel des Herrschers für gottesfürchtig und fromm zu erkennen glauben, und andrerseits unternehmen sie nicht leicht etwas gegen ihn, da er ja die Götter zum Beistand habe. Dabei darf er aber nicht lächerlich abergläubisch erscheinen. — Personen, die sich in irgend einer Sache auszeichnen, muß er so ehren, daß sie nicht hoffen können, von ihren Mitbürgern bei freier Verfassung jemals größere

[7]) Wem ist bei der Lesung dieses Abschnitts nicht die Aehnlichkeit desselben mit Machiavelli's „Principe" aufgefallen! Schlosser hat in seiner Uebersetzung die wichtigsten Parallelstellen aus dem Buch des großen Florentiners zu den Stellen des Aristoteles ausgezogen. Der Gewinn, der auf diesem Wege erlangt wird, ist nicht so groß, als derjenige, den man erhält, wenn man nach diesem Tyrannenkapitel den Principe in einem Zuge durchliest. Machiavelli's Werk ist die große Ausführung dieser Aristotelischen Skizze, an der er sich für seinen Gegenstand geschult hat. Die ganze Darstellung ist nicht antikisirend, sondern durch und durch antik, was Schlossern verleitete, dem Italiener den Vorwurf der „Indiscretion" zu machen. Nach Macaulay's Essay aber wissen wir nunmehr, wie wir mit diesem Buche daran sind. Vergl. als Machtmittel der Regierungen die discorsi I, cap. 11, 12 u. fgde. Im principe heißt es cap. 18; „Da es zwei Kampfmittel giebt, das durch Unterhandlungen und das der Gewalt, von denen das erste dem Menschen, das zweite der Bestie eigenthümlich ist, so muß der Fürst, da das erste Mittel nicht immer ausreicht, eine Doppelnatur haben. Das wußten schon die Alten, welche den Achill von dem Centauren Chiron erziehen lassen. Aber diese Doppelnatur muß der Fürst verstecken. Er muß die guten menschlichen Eigenschaften haben, oder noch besser, zu haben scheinen (che ognuno vede quel che tu pari, pochi sentono quel che tu sei), er muß besonders ganz Frömmigkeit, ganz Religion (tutto pietà, tutto religione) scheinen. Wenn auch Einige ihn durchschauen, so schweigen sie doch still; denn die Staatsmajestät schützt den Fürsten, der dann vermöge dieses Schutzes, wenn es sein Vortheil erheischt, die gegentheiligen Seiten herauskehren kann. Das Gros der Unterthanen wird ihn, weil er bei vielen Gelegenheiten, da es ihm nichts verschlug, Gottesfurcht zeigte, immer für einen „ehrenwerthen Mann" halten, auch da wo er gegen Treu und Glauben und gegen die Religion handelte (In mezzi seranno sempre giudicati onorevoli e da ciascuno lodati; perchè il volgo ne va sempre preso — con lo evento della cosa.) Im Uebrigen soll der Fürst (cf. die discorsi a. a. O.) Kultus und Kirchenthum ganz besonders pflegen.

Ehre zu erlangen. Und dieſe Ehrenauszeichnungen verleihe er ſelbſt, und laſſe die Strafen dagegen durch andere obrigkeitliche Perſonen und durch Gerichte vollſtrecken.

16. Jede monarchiſche Regierung ſchützt ſich, wenn ſie folgende allgemeine Regel befolgt: keinen Einzelnen groß zu machen, ſondern wenn überhaupt, lieber Mehrere, weil ſich dann dieſe Mehreren unter einander beobachten werden. Kann aber der Herrſcher nicht umhin, einen Einzelnen groß zu machen, ſo ſei es wenigſtens kein kühner Charakter; denn ein ſolcher iſt zu jeder gewaltſamen Unternehmung am allereheſten fähig. Scheint es nöthig, Einem die ihm verliehene Macht zu entziehen, ſo thue er es nach und nach, und gehe nicht ſogleich damit vor, ihm alle Gewalt auf einmal wegzunehmen.

17. Der Tyrann muß ſich ferner aller beſchimpfenden Gewaltthätigkeit enthalten und beſonders zwei Arten derſelben auszuüben vermeiden: körperliche Mißhandlung und Mißbrauch jugendlicher Schönheit. Vorzüglich aber hat er hier bei ehrliebenden Perſonen Vorſicht nöthig, weil tugendhafte und auf ihre Ehre etwas haltende Männer eine Ehrenkränkung ebenſo ſchmerzlich empfinden, als die Geldliebenden eine Schmälerung ihres Vermögens. Daher enthalte ſich der Herrſcher dieſer Dinge entweder ganz, oder er gebe ſich den Schein, daß wenn er züchtigt, er dies in väterlicher Abſicht und nicht aus Geringſchätzung thue. In ſeinen Liebesverhältniſſen zur Jugend ſcheine er nur der Liebesleidenſchaft Raum zu geben, und verfahre nicht als Gebieter, und ſuche überhaupt Alles, was als Ehrenkränkung angeſehen werden kann, durch Verleihung größerer Ehren aufzuwiegen.

18. Unter denen, die dem Tyrannen an's Leben wollten, ſind diejenigen am furchtbarſten und erheiſchen ganz beſondere Ueberwachung, welche ſich aus ihrem Leben gar nichts machen, wenn nur der Tyrann das ſeine laſſen muß. Er muß daher am meiſten vor Solchen auf der Hut ſein, welche entweder ſich ſelbſt oder die ihnen am Herzen Liegenden für ſchimpflich beleidigt achten. Denn wer ſich aus Leidenſchaft empört, der ſchont ſich ſelbſt nicht, wie das auch Heraklitus mit den Worten ausdrückt: der Kampf gegen

die Leidenſchaft iſt ſchwer, denn ſie ſetzt das Leben ein.

19. Weil die Staaten aus zwei Klaſſen von Menſchen beſtehen, aus den Armen und den Reichen, ſo thut er zwar überhaupt wohl daran, beide in der Anſicht zu erhalten, als ſei ihre Wohlfahrt unzertrennlich mit ſeiner Herrſchaft verknüpft; indeſſen hat er doch den ſtärkeren Theil von beiden vorzugsweiſe in ſein Herrſchaftsintereſſe zu ziehen. Denn wenn ſeine Regierung dieſe Stütze gewonnen hat, ſo braucht der Tyrann nicht Befreiung der Sklaven oder Entwaffnung der Bürger zu dekretiren, da der Beitritt des einen von beiden Theilen zu ſeiner Macht hinreicht, ihm den Sieg gegen die Aufſtändiſchen zu verſchaffen.

20. Es würde überflüſſig ſein, alle dieſe Verhältniſſe einzeln zu entwickeln. Der Zweck aller dieſer Maßregeln liegt klar vor Augen, und läuft darauf hinaus, daß der Tyrann in den Augen ſeiner Unterthanen nicht als ein ſolcher, ſondern als Haushalter und König, nicht als ein Verzehrer, ſondern als ein Verwalter ihres Hab und Guts erſcheine, daß er im Leben das Maaß, nicht das Uebermaaß ſich zur Richtſchnur nehme, daß er ferner die Vornehmen durch die Künſte eines freundlichen Umgangs, die Menge durch die eines Demagogen an ſich ziehe. Denn davon iſt die nothwendige Folge, daß ſeine Herrſchaft nicht nur ſchöner und beneidenswerther iſt, ſofern er über beſſere und nicht niedergedrückte Menſchen herrſcht, und ſein Leben nicht immerfort ausgeſetzt der Furcht und dem Haſſe verſtreicht, ſondern daß dieſe ſeine Herrſchaft auch dauerhafter iſt; und endlich daß er hinſichts ſeiner Sinnesart entweder wirklich zur Tugend hinneige, oder doch halbgut, und nicht laſterhaft, ſondern nur halblaſterhaft ſei[8]).

---

[8]) Machiavelli iſt entſchieden dafür, daß der principe ganz böſe ſei. Vergl. den Schluß des genannten Werks in cap. 18. Die discorsi enthalten ein ganzes Kapitel (I, 27) über die Elendigkeit jener Halbheit, die den der ſie zeige nur verächtlich mache. Und es iſt wahr, daß man eine ganze und in ſich vollendet zum Abſchluß gebrachte Tyrannennatur eher ertragen kann, als eine elende, feigherzige, zuweilen von guten Anfällen launenhaft geſtörte Halbheit derſelben. Vergl. Machiavelli's Discorsi II, 23.

Kap. 12 B. 21. Trotz aller dieser Maßregeln ist von allen Staatszuständen keiner von geringerer Dauer als Oligarchie und Tyrannis. Die Tyrannis, welche noch am längsten währte, war die des Orthagoras und der Orthagoriden zu Sikyon*), und diese dauerte hundert Jahre. Das kam daher, weil die Herrscher mit ihren Unterthanen mild umgingen, und sich in vielen Stücken dem Gesetz unterwarfen, weil ferner Klisthenes, der sich Kriegsruhm erwarb, nicht der Mann war, dem die Verachtung sich so leicht hätte nahen können, und weil sie endlich das Volk vielfach durch ein sorgfältiges Wahrnehmen seiner Interessen zu gewinnen verstanden. Soll doch Klisthenes den Kampfrichter, welcher ihm den Sieg absprach, mit einem Kranze beschenkt haben, ja nach Einigen[9]) trägt die auf dem Markte befindliche Bildsäule in sitzender Stellung die Gesichtszüge dieses unparteiischen Richters. So erzählt man auch vom Pisistratus, daß er einer Vorladung vor den Areopag Folge leistete[10]).

22. Die zweite ist die Herrschaft der Kypseliden über Korinth, die auch drei und siebenzig Jahre und sechs Monate dauerte. Kypselus nämlich regierte dreißig Jahre, Periander vier und vierzig, Psammetichus, des Gordias Sohn, drei Jahre. Auch hier bestand die Herrschaft aus denselben Ursachen so lange. Denn Kypselus that freundlich mit dem Volk und führte seine ganze Regierung ohne Leibwache, während Periander zwar wirklich Tyrann, aber dabei kriegerisch war.

23. Die dritte ist die der Pisistratiden zu Athen; sie war indessen nicht ohne Unterbrechung. Denn Pisistratus war während seiner Tyrannis zweimal zur Flucht genöthigt, so daß von drei und dreißig Jahren nur siebenzehn auf seine Regierung kommen. Seine Söhne

*) Duncker Gesch. d. Alterth. IV, 35—53.

9) Also auch hierüber hat unser Autor Specialnachrichten gehabt und dieselben wohl dem Politicumwerk einverleibt, was für eine ohngefähre Bestimmung des Umfangs dieses Werkes wieder ein Zug mehr und deßhalb von Interesse ist.

10) Und von Napoleon III., daß er als Kaiser den Offizier belobte, der ihn, als er noch Prätendent war, bei seiner Boulogner Expedition festgenommen hatte.

regierten achtzehn Jahre, ſo daß in Allem fünf und dreißig Jahre herauskommen. Von den übrigen iſt etwa noch die Tyrannis Hiero's und Gelo's über Syrakus zu nennen. Doch auch dieſe währte nicht viele Jahre, ſondern Alles in Allem achtzehn. Gelo nämlich regierte ſieben Jahre und ſtarb im achten, Hiero zehn, und Thraſydulus ward im eilften Monat vertrieben. Die Mehrzahl der Tyrannenherrſchaften iſt überhaupt durchgängig von nur kurzer Dauer geweſen.

Und hiermit wäre denn nun wohl ziemlich alles erſchöpft, was ſich über die Urſachen des Untergangs und über die Mittel zur Erhaltung der freien und der monarchiſchen Staatsverfaſſungen ſagen läßt.

Zehntes Kapitel.

Auch Sokrates berührt in dem (Platoniſchen) „Staat“ die Veränderungen der Verfaſſungen, was er aber darüber ſagt iſt durchaus nicht befriedigend. So wird von ihm die Urſache, um derentwillen die beſte und erſte Staatsverfaſſung der Veränderung unterliege, in ihrer Specialität nicht angegeben. Denn er ſagt bloß, nichts ſei bleibend, ſondern es verändere ſich innerhalb einer gewiſſen Periode, das Grundprincip dieſer Veränderungen aber ſeien Verhältniſſe von Zahlen, „deren vierdrittiges Grundverhältniß mit einer Fünfzahl multiplicirt zwei harmoniſche Verhältniſſe gäbe, das heißt wenn die Zahl der Figur zum Kubus erhoben werde“ [1]), wobei ihn die Anſicht

[1]) Ariſtoteles bezieht ſich hier auf die berühmte Stelle aus Platons Staat von der ſogenannten „Platoniſchen Zahl“ im Buch VIII. S. 546, eine Stelle, die ſo große Schwierigkeiten enthält, daß der Ausdruck, Platoniſche Zahl, ſprichwörtlich geworden iſt für die Bezeichnung eines unlösbaren Räthſels. An Erklärungsverſuchen hat es freilich nicht gefehlt, und man muß zugeben, daß an dieſe Stelle mühſeliger Scharfſinn und glänzende Gelehrſamkeit verwendet und verſchwendet worden ſind; und unwillkührlich wird man dabei an Hegels Ausſpruch erinnert, daß man da am gelehrteſten ſein könne, wo man

leitet, daß die Natur zu gewissen Zeiten ganz schlechte und aller Erziehung trotzende Menschen hervorbringe, worin er vielleicht nicht so

---

am wenigsten wisse. Auch Schleiermacher's uneigennützige, strenge, mit äußerster Vorsicht zu Werke gehende Untersuchung schließt in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung (Platons Werke von Schleiermacher dritten Theiles erster Band S. 586 bis 596, wo die Akten über die ganze Sache eingesehen werden können) mit dem Geständniß der Unlösbarkeit derselben ab. Glücklicherweise ist das, was wir hier wahrscheinlich nicht mehr wissen können, nicht von großem Interesse. Denn niemals ist eine für das Geschlecht der Menschen tief eingreifende Wahrheit verloren gegangen, wenn sie einmal klar ausgesprochen war. Die Energie einer solchen ist so groß, ihre Wirkungen sind so unmittelbar, so nothwendig, von so undurchdringlicher unzerstörbarer Kontinuität, daß von einem Verlorengehen, veranlaßt durch irgend eine Aeußerlichkeit, nicht die Rede sein kann. Ist der Ausspruch der Wahrheit aber dunkel bis zur Unverständlichkeit, so ist das ein sicheres Zeichen, daß wir es nur mit einem Versuch, mit einem in der Tiefe arbeitenden Hervorwollen, das bei großen Wahrheiten von dem Ohr des Geistes manches Mal freilich wie ferner unterirdischer Donner gehört wird, daß wir es, im günstigsten Falle, dabei nur mit dem Johanneischen „Vorläufer" zu thun, die Messiastage der vollen Wahrheit also noch zu erwarten haben. Was wir aber von der Platonischen Stelle, zu der die Wörter der Aristotelischen Politik eine wenig erklärende Erklärung abgeben, noch verstehen können, ist nicht ohne Interesse. Wir wollen demnach dem Leser in der Kürze mittheilen, um welche Sache es sich handelt, was wir von denselben aufgeben müssen, und was wir von ihr noch entnehmen können, womit dann dasjenige, was zur Aufhellung des Aristotelischen Textes geschehen kann, sich im Wesentlichen erledigt.

Nachdem Platon den besten Staat und den Bürger des besten Staates entwickelt hat, stellt er sich die Aufgabe, die von der Natur des besten Staates, der eigentlichen Aristokratie, immer mehr und mehr abweichenden Verfassungsformen zu beschreiben. Es ergiebt sich, daß auf die erste und beste, die Aristokratie, nun folgen: Timokratie, Oligarchie, Demokratie und zuletzt Tyrannis. Und wie er zuerst bei der Untersuchung über das Wesen der Gerechtigkeit es aufgegeben hat, sie im Individuum zu suchen, vielmehr sie im Staate betrachten will, „weil die größere Schrift lesbarer sei", so schlägt er jetzt den umgekehrten Weg ein, und ermittelt das Individuum, welches der einer jeden Staatsform gemäßeste Ausdruck ist, das Individuum, in welchem eine jede dieser Staatsformen persönlich wird. Für die Aristokratie war nun der gute und gerechte Mann gefunden worden, und ebenso ergiebt sich für die Timokratie, die schon eine Entartung ist, der Ehrgeizige, für die Oligarchie, in der der Reichthum regiert, der Habsüchtige, für die Demokratie der Mann der maaß- und regellosen Begierde, über dessen Leben keine Ordnung und Nothwendigkeit schaltet, für die Tyrannis endlich der Tyrann. Die so

ganz Unrecht hat, denn es kann solche Naturen geben, die durch Erziehung zu bilden und zu tüchtigen Männern zu machen ein Ding der

---

gefundenen Individuen sind aber nicht die ersten besten, sondern die jedes Mal Regierenden: denn es muß eben so viel Arten von Menschen geben als Arten von Verfassungen, und die steigende Entartung der Herrscherindividuen zieht offenbar die immer mehr zunehmende Entartung der Verfassung nach sich. „Die Verfassungen, sagt Sokrates, entstehen nicht von der Eiche oder vom Felsen, sondern aus den Sitten derer, die im Staate den Ausschlag geben. Wie sich nun der Ehrgeizige allmählig zum Habsüchtigen umformen können, und dieser in den Mann der maaß- und regellosen Begierde u. s. f. ist nicht schwer nachzuweisen. Aber das bietet eine Schwierigkeit, wie die Veränderung in die beste und erste Verfassung eindringen soll. Ist der „herrschende Theil in sich einig, bleibt er, wie klein er auch sei, ohne Zwietracht" (bleibt das sittlich-substantielle Wesen des den Ausschlag gebenden herrschenden Theils in seiner vollkommenen Integrität), wie soll aus Aristokratie dann Timokratie werden?

Bei dieser Untersuchung verläßt nun Platon den Weg der Anführung von Specialgründen, die ihm das vorliegende Objekt nicht bietet, und sucht die Frage so zu beantworten, daß er sagt, alles menschlich Erzeugte, wie alles was in der Erde wachse, also alles animalische und vegetabilische Leben sei nach einem allgemeinen großen Gesetze dem Wechsel unterthan, und zwar so, daß eine bestimmte Periode die Gedeihlichkeit umfasse, während nach derselben die etwas kürzere Periode des Mißwachses und der Entartung eintrete. Werden nun in dieser letzteren, die den Mißwachs beherrscht, den „Wächtern des Staates" „Bräute zugesellt aus Unkenntniß zur Unzeit, so wird das Kinder geben, die weder wohlgeartet sind noch wohlbeglückt. Zwar wird man von diesen zuerst noch die Besten an die Spitze stellen; aber bald werden sie, nachdem sie in die Würden ihrer Väter eingetreten, da sie selbst unwürdiger sind, die schöne Ordnung vernachlässigen und die Jugend unmusischer und ungymnastischer machen. Und bald werden aus ihnen Herrscher hervorgehen, die nicht mehr die Eigenschaften von Staatswächtern haben."

Mit andern Worten: Platon wagt den Versuch, das Menschengeschlecht mit seinen geistigen und sittlichen Anlagen, der Veränderung und Entartung derselben, sowie ihrer dann endlich wiedereintretenden Erneuerung, unter das Gesetz einer physischen Periodik zu stellen. Die Länge dieser Perioden ist je nach der Lebenslänge der Wesen verschieden, die Zwischenräume zwischen den termini fatales sind bald länger bald kürzer, z. B. bei Eichen und Elephanten länger als bei den Menschen. Aber alles kreatürliche Leben ist nach Platon einem solchen Umlauf verfallen, jedes Einzelne und das Weltganze, das sich, wenn es Gott auf seiner Bahn losläßt, sofort nach der entgegengesetzten Seite dreht. Mit dem Eintreten und Ablassen der göttlichen Leitung werden nun die Perioden der Gedeihlichkeit und der Entartung mit ihrem allmählig Stei-

Unmöglichkeit iſt. Aber warum ſollte denn dies nur die Umwandlung der von ihm angegebenen beſten Staatsverfaſſung, und nicht ebenſo

---

gen und Sinken hervorgebracht, bis nach dem Ablauf der den Mißwachs beherrſchenden Periode Erfriſchung und Erneuerung der Kreatur wieder eintritt. Dies iſt im Allgemeinen der Sinn der Platoniſchen Stelle, und dies Allgemeine iſt die Hauptſache, die von Ariſtoteles auch wohl verſtanden ward; denn das geht beſonders daraus hervor, daß ſeine erklärenden Worte: „wobei ihn (den Platon) die Anſicht leitet, daß die Natur zu gewiſſen Zeiten ganz ſchlechte und aller Erziehung trotzende Menſchen hervorbringe" u. dieſer Hauptſache allein gelten. Allein Ariſtoteles verſtand auch das, was wir in der Platoniſchen Stelle nicht mehr verſtehen. Und hiermit ſteht es ſo:

Weil Platon mit der Aufſtellung jenes großen Geſetzes das Gefühl hat einen Verſuch zu wagen, ſo läßt er die Muſe ſelbſt reden, und ihre Rede iſt feierlich, faſt myſtiſch-prophetiſch, aber ebendeshalb ſowie wegen unſerer mangelhaften Kenntniß des mathematiſchen Sprachgebrauchs der Alten für uns unverſtändlich. Er ſucht nämlich das Geſetz der phyſiſchen Periodik im Anſchluß an die Pythagoräiſche Zahlenphiloſophie, in einen Zahlenausdruck, ja geradezu in eine algebraiſche Formel zu bringen, und dieſe verſtehen wir nicht mehr, während Ariſtoteles ſie verſtand. Daß Platon durch die Pythagoräiſche Philoſophie auf den Gedanken kam, das Geſetz ſo zu formuliren, iſt wohl nicht zweifelhaft; denn den Pythagoräern war die Zahl nicht nur das Weſen aller Dinge, ſondern es war auch die Organiſation des Univerſums überhaupt in ſeinen Beſtimmungen ein harmoniſches Syſtem (der Ausdruck Harmonie ſteht auch in der Platoniſchen Stelle) von Zahlen und deren Verhältniſſen. (Vgl. Ariſtot. Metaphyſ. I, 5.) Jene algebraiſche Formel nun iſt bekannt unter dem Namen der Platoniſchen Zahl, die nach der Unterſuchung von Friese (die Platon. Zahl, eine Vermuthung, Heidelberg 1823) 5040 ſein ſoll, eine geometriſche Zahl, die durch dreimalige Multiplication ſo gewonnen wird, daß aus vier einfachen Faktoren Quadratzahlen entſtehen: $5040 = 3,3 \times 4 . 4 \times 5 . 7$) Gewonnen würden dieſe Faktoren aus dem Verhältniß der Seiten eines rechtwinklichen Dreiecks und zweien dieſen Seiten eigenen harmoniſchen Verhältniſſen. Das Verhältniß der Seiten in einem ſolchen Dreieck ſei, 3, 4, 5 deſſen Kathetenquadrate $3^2 = 9$; $4^2 = 16$ gleich dem Hypotenusenquadrate $5^2 = 25$ ſei: $9 + 16 = 25$. Das andere harmoniſche Verhältniß walte ob zwiſchen den Seiten des Kubus zu ſeinen Diagonalen, und ſei das erſtere 5 . 7 u. ſ. f. Wir laſſen dieſe Ausführung ganz dahingeſtellt ſein, zumal da ſie für das Weſentliche der Sache ohne Intereſſe iſt, und ſchließen mit folgenden Bemerkungen:

1) Ariſtoteles verſtand die ganze Platoniſche Stelle, und in ſeinem Citat werden wir durch nichts daran erinnert, daß er ſie nicht verſtand.

2) Er hält den Hauptgedanken, der den Platon bei der Aufſtellung geleitet habe, für richtig.

gut auch die Urſache der Umwandlung aller übrigen Staatsformen, wie überhaupt aller Dinge ſein?

2. Ferner müſſen ſich innerhalb des Zeitraums, den er als die Urſache aller Veränderungen ſetzt, alle Dinge zuſammen mit einander umwandeln, ſei es, daß ſie zugleich mit einander entſtanden, oder nicht; ſo daß z. B. wenn etwas den Tag vor dem Eintritt der den Wendepunkt bezeichnenden Periode entſtand, dies zugleich mit allem Uebrigen in die Veränderung hineingezogen wird [2]). Warum ſoll

---

3) Er beurtheilt ihn etwas pedantiſch und verräth beſonders dadurch ſeine lebhafte Abneigung gegen die Denkart ſeines großen Zeitgenoſſen, daß er gerade die dunkelſte Stelle aus der poetiſch-feierlichen Rede der Muſe mit einer übelwollenden Gelaſſenheit ſo bräſt in den klaren proſaiſchen Zuſammenhang ſeiner eigenen Gedanken, wie zum abſichtlichen Kontraſt hineinſtellt, weil dadurch, wie er gewiß weiß, bei ſeinen Zuhörern oder Leſern das Gefühl des Unmuths oder der Lächerlichkeit erzeugt wird, und ſie gewiß bei ſich denken werden, wie doch Platon's Löſungen ſo ganz unpraktiſch ſeien. Man kann hierbei kaum umhin, an gewiſſe Praktiken neuerer Katheder-größen zu denken. In ähnlicher Weiſe verfährt Ariſtoteles mit Platon auch am Schluß des zweiten Buchs der Politik. Hier giebt er ein kurzes Reſumé von den Einrichtungen, die jedem der erwähnten politiſchen Schriftſteller eigenthümlich ſeien, und was er da aus Platons beiden erhabenen Werken, dieſen ſchönſten Denkmalen aus dem Paradieſe des Geiſtes in ſcurriler Kürze und ſpöttiſcher Trockenheit anführt, nämlich Gemeinſchaft der Weiber, Kinder und Güter, die Tiſchgenoſſenſchaften der Frauen, das Tiſch-Präſidium der Nüchternen über die Trunkenen, das Exercitium auf links und rechts zum Behuf der gleichmäßigen Einübung beider Hände, — iſt offenbar nur angeführt, um Lachen zu erregen. Aber wie oft haben ſich große Zeitgenoſſen mißverſtanden! — Bielowski (Ueber d. Ariſt. II, S. 522) citirt eine Schrift von Rettig: de numero Platonis. Bern 1835.

2) Platons Meinung geht nicht dahin, daß bei dem Eintritt der großen Periode die Entartung oder Veränderung alle Dinge, alſo auch die eben erſt entſtandenen ſofort ergreife, ſondern er bezeichnet, in etwas myſtiſcher Weiſe freilich, nur ein Kennzeichen, aus dem man abnehmen könne, wann der in allen Dingen liegende Keim des Verderbens ſich zu entwickeln anfange. „Auch der gleich folgende Einwand (ſiehe Schleiermacher a. a. O.) daß die Staaten häufig in einer ganz andern Ordnung als der hier angegebenen ihre Form wechſeln, iſt ſehr pedantiſch für die großartige Rede der Muſe, die es leicht würde zugegeben haben, daß, wenn einmal der Verfall im Gange, auch ſolche Reaktionen vorkommen können." Plato hatte gar nicht die Abſicht, ſeine Auf-

ferner dieſe (beſte Verfaſſung) gerade in die Lakoniſche übergehen? Es gehen ja die Verfaſſungen durchgängig häufiger in die ihnen entgegengeſetzten über, als in die ihnen zunächſt liegenden, und dasſelbe gilt von allen Veränderungen überhaupt. Die Lakoniſche, ſagt er, geht über in Oligarchie, dieſe in Demokratie, die Demokratie aber in Tyrannenherrſchaft. Aber ſie verwandeln ſich auch oft ganz umgekehrt, z. B. aus Demokratie wird Oligarchie, noch eher als Monarchie.

3. Und von der Tyrannenherrſchaft ferner hören wir nicht, ob ſie eine Umwandlung erleidet, oder nicht; und wenn ſie ſich verändert, ſo erfahren wir nicht, aus welcher Urſache und in welche Verfaſſung ſie umgewandelt wird. Das kommt aber daher, daß ihm die Angabe der Urſache wohl ſelbſt nicht leicht geweſen ſein würde; denn der Fall entzieht ſich jeder Beſtimmbarkeit. Nach ſeiner Anſicht muß die Tyrannis in die beſte und erſte Verfaſſung übergehen, denn erſt ſo würde der zuſammenhängende Kreislauf der Entwicklungsphaſen zu Ende gebracht werden. Nun geht aber die Tyrannis auch in Tyrannis über, wie aus der des Myron zu Sikyon die des Kliſthenes entſtand, bald in Oligarchie, wie in Chalkis die des Antileon, bald in Demokratie, wie die Gelo's in Syrakus, bald in Ariſtokratie, wie die des Charilaus in Lakedämon und ebenſo in Karthago [b]).

4. Ferner kann eine Oligarchie in Tyrannis übergehen, wie in Sicilien faſt bei allen älteren Tyrannenherrſchaften der Fall war, ſo in Leontini bei der Tyrannis des Panätius, in Gela bei der des Kleander, in Rhegium bei der des Anaxilas, und ſo fort in vielen andern Städten. Wenn er ferner meint, der Uebergang in die Oligarchie rühre daher, daß die Obrigkeiten Geldleute wür-

---

einanderfolge der Verfaſſungsveränderungen als die einzige und nothwendige Ordnung hinzuſtellen.

[b]) Wahrſcheinlich iſt hier Chalkedon zu ſetzen, das mit Karchedon (Karthago) oft verwechſelt iſt. Denn was Karthago anlangt, ſo widerſpräche ſich Ariſtoteles ſelbſt. Vergl. oben II. c. 8. Selbſt in dieſem Kapitel wird Karthago ein demokratiſcher Staat genannt.

den und Wucher trieben, so ist diese Ansicht unstatthaft, da zu dieser Veränderung die Meinung der überwiegend reichen Leute, als sei es ungerecht, daß die Besitzenden mit den nichts Besitzenden gleichen Antheil an den Regierungsrechten haben sollen, weit mehr die Veranlassung abgiebt. Ja, in manchen Oligarchieen sind Geldgeschäfte gar nicht einmal erlaubt, sondern durch das Gesetz verboten, während in dem demokratischen Karthago diese Geschäfte gemacht werden, ohne daß bis auf diesen Augenblick die Verfassung sich verändert hätte.

5. Ebenso unstatthaft ist auch seine Behauptung: ein oligarchischer Staat bestehe eigentlich aus zwei Staaten, dem der Reichen und dem der Armen. Warum soll das vorzugsweise in einer solchen Verfassung der Fall sein, und nicht auch ebenso gut in der Lakonischen und in jeder andern, in der nicht alle Staatsangehörigen gleich viel Vermögen besitzen, oder gleich tüchtige Männer sind? Und doch geht, auch ohne daß ein Einziger ärmer geworden ist als früher, gleichwohl die Oligarchie in Demokratie über, sobald die Armen die Mehrzahl bilden, und die Demokratie in Oligarchie, sobald die begüterte Klasse die Uebermacht über das Volk gewinnt und die Einen ihre Interessen vernachlässigen, während die Andern sie eifrig wahrnehmen. Und während doch der Ursachen, durch welche Verfassungsumwälzungen herbeigeführt werden, so zahlreiche sind, macht er nun eine einzige namhaft, nämlich die, daß die Begüterten durch üppiges Leben und fortwährendes Schuldenmachen verarmten, gerade als ob von Hause aus Alle oder doch die Meisten reich wären. — 5. Dies ist aber ganz falsch, und die Sache ist vielmehr diese: gehören diejenigen, welche ihr Vermögen verloren haben, der regierenden Klasse an, dann versuchen sie Neuerungen; sind es aber Andere, so entsteht daraus nichts Bedeutendes. Auch ist es nirgends wahr, daß bei solchen Revolutionen die Staatsformen eher in Demokratie als in jede andere Form übergehen. Der Ausschluß von den Ehrenämtern, ungerechte oder schimpfliche Behandlung ferner sind allein schon genügende Ursachen, sie zur Revolution und zum Umsturz der bestehenden Verfassung zu vermögen, wenn sie auch nicht in Folge der

ihnen gestatteten Freiheit des Thuns und Lassens ihr Vermögen verschwendet haben, oder, wie er selbst sagt, wegen übermäßiger Freiheit. Ueberhaupt redet Sokrates, während es doch mehrere Arten von Oligarchie und Demokratie giebt, von den Verfassungsveränderungen so, als wenn es von jeder von beiden nur eine Art gäbe. —

Sechstes Buch*).

Erstes Kapitel.

Wir haben im Vorigen von den verschiedenen Formen der berathenden und entscheidenden Staatsgewalt, der Einrichtung der Staatsverwaltungsämter und zwar von beiden mit Rücksicht auf ihre Anzahl und Art, und von den Gerichtshöfen geredet. Wir haben erörtert, welche von diesen Instituten der einen oder der andern Verfassung gemäß sind, und haben sodann die Ursprünge und Ursachen des Verderbens und der Erhaltung der Staatsverfassungen angeführt.

Da es aber mehrere Arten der Demokratie und ebenso der anderen Verfassungen giebt, so erscheint es nicht unangemessen, auf etwanige Rückstände in jenen hier nachträglich einen Blick zu werfen, sodann die einer jeden eigenthümliche und ersprießliche Einrichtungsart zu bestimmen. In Hinsicht auf die besprochenen Gegenstände selbst wäre ferner zu betrachten, welche Verbindungen alle diese Gestaltungen eingehen, indem eine Kombination derselben ein Hinübergreifen der einen Verfassung in eine andere zur Folge hat, so daß dadurch Aristokratieen eine mehr oligarchische, und Republiken eine mehr demokratische Form annehmen.

*) Der Verfasser entwickelt, wie die verschiedenen Arten von Demokratieen und Oligarchieen einzurichten sind.

2. Unter den Kombinationen, die betrachtet werden müssen, die aber jetzt noch nicht betrachtet worden sind, verstehe ich dies: es sei z. B. die berathende Gewalt und die Wahl der Magistrate auf oligarchische Art geordnet, und daneben beständen aristokratisch eingerichtete Gerichtshöfe; oder: es seien diese und die berathende Behörde oligarchisch, dabei aber die Magistratenwahl aristokratisch; oder welche andere Gestaltung man sonst setzen will, in der nicht alle Elemente dem Wesen des Staates selbst eigenthümlich sind.

3. Im Vorigen ist angegeben: welche Staaten sich für Demokratie passen, welche Bevölkerung Oligarchie erträgt, und welche von den andern Staatsformen ihren Bürgern zuträglich, und wie diese dabei beschaffen sein müssen, wenn sie dies sein sollen. Indessen reicht es nicht hin, daß man weiß, welche von diesen Verfassungen für die Staaten die beste ist, sondern man muß auch wissen, wie man sowohl diese als die andere einzurichten hat; und dies wollen wir daher in der Kürze betrachten. Wir machen dabei mit der Demokratie den Anfang, weil wir dadurch zugleich über die ihr entgegengesetzte Verfassung ins Klare kommen, welche Einige mit dem Namen der Oligarchie benennen.

4. Bei dieser Untersuchung haben wir alle volksthümlichen Einrichtungen, und alles dasjenige, was nach allgemeiner Meinung im Gefolge von Demokratieen anzutreffen ist, zusammenzufassen; denn aus der Verbindung dieser Elemente entspringen die Arten der Demokratie, ebenso wie aus ihr erst klar wird, daß es mehr als eine Form derselben giebt, sowie daß diese Formen von einander abweichen. Diese Vielheit der Formen der Demokratie hat nämlich zwei Ursachen, erstens die schon früher angeführte, daß das was in der Demokratie Volk heißt, ein verschiedenes ist, insofern die Bevölkerung sich dem Ackerbau, oder dem Handwerk, oder der Taglöhnerei zuwendet. Kommt nun in einer Demokratie zu der ersten Art der Bevölkerung die zweite, und zu der zweiten die dritte hinzu, so entscheidet das nicht bloß über ihre größere oder geringere Güte, sondern läßt sie überhaupt nicht so, wie sie war.

5. Die zweite Ursache ist die, woron wir jetzt sprechen. Nämlich die mit der Demokratie zusammengehenden und zum Wesen dieser Verfassung gehörig erachteten Einrichtungen machen je nach ihrer

Zuſammenſetzung die Demokratieen zu anderen, je nachdem wenige oder mehrere oder alle dieſe Elemente in einer ſolchen vereinigt ſind. Nun iſt es nützlich eine jede dieſer Geſtaltungen zu kennen, damit der Geſetzgeber wiſſe, wie er bei der Einrichtung der Verfaſſung, die er herſtellen will, und ſodann, wie er bei der Abſtellung ihrer Mängel zu verfahren habe. Die Gründer von Verfaſſungen bemühen ſich nun, alle Theile der Verfaſſung dem allgemeinen Principe derſelben gemäß vollſtändig zu organiſiren; aber gerade dies Verfahren iſt ein irriges, wie in den Unterſuchungen über das Verderben und die Erhaltung der Verfaſſungen früher geſagt worden iſt[2]).

Erörtern wir jetzt die Grundlagen der verſchiedenen Verfaſſungsgeſtaltungen, ihren Charakter, und den Zweck, den ſie erreichen wollen.

6. Das Princip der demokratiſchen Verfaſſung iſt nun die Freiheit, und es iſt eine ganz gewöhnliche Behauptung, daß nur die Bürger einer ſolchen Verfaſſung die Freiheit wirklich genöſſen, und nach ihr eine jede Demokratie ſtrebe. Eine Beſtimmung der Kap. 2 Beſt.

---

2) Das waren eben jene Uebertreibungen, die ſich die Staatsmänner zu Schulden kommen laſſen, wenn ſie darauf ausgehen, auch die geringſten Dinge ſo anzuordnen, daß die Anordnung dem Hauptprincip des Ganzen entſpreche, während es gerade umgekehrt zur Erhaltung der Staaten beitrug, wenn in dieſen Dingen nicht peinlich ſtreng verfahren wurde, wenn in der Demokratie z. B. den Reichen unweſentliche Ehrenverhältniſſe, z. B. Gratulationsgeſandtſchaften u. ſ. f. überwiegend zufielen. Dieſe Lehre iſt auch heute noch zu erwägen. So wird z. B. das monarchiſche Regiment durch Uniformen, zu einem prägnanten Ausdruck gebracht — wird geſtärkt. Wie das Kleid, wenn es ſich ſeinem Begriff die analoge Umgebung des Menſchen zu ſein, nur einigermaßen annähert, oder ſich wenigſtens nicht allzuweit von demſelben entfernt, immer „den Mann macht", ſo macht der Dienſtrock des Beamten auch den Dienſtmann. Aber wenn z. B. mehr Beamtete uniformirt werden als nöthig, wenn die Pfleger der friedfertigſten Beſchäftigungen im Syſtem der bürgerlichen Geſellſchaft um des abſtrakten Princip's willen mit der Waffe an der Seite erſcheinen, oder auch nur im Uniformrock, ſo iſt das Uebertreibung, die wegen ihrer Nutzloſigkeit, wegen ihres übertriebenen Eifers das Princip an unberechtigter Stelle angenehm zu machen, Erbitterung und Verachtung erzeugt und das monarchiſche Princip ſchwächt. Ariſtoteles aber hält dieſen Punkt für ſo wichtig, daß er dreimal darauf zu ſprechen kommt. Vergl. unten Kap. 3 dieſes Buchs, §. 1.

Freiheit ist nun der Wechsel von Gehorchen und Herrschen, und grade darin besteht nach demokratischer Fassung das Recht, daß Gleichheit stattfinde nach der Zahl und nicht nach dem Werthe. Wird der Begriff des Rechts so gefaßt, so muß nothwendig die Menge der Souverain sein, was die Mehrheit beschließt muß letztlich auch als Gesetz und dies als Recht gelten: ein Ergebniß das dem allgemeinen Principe von der Gleichheit der Bürger entspricht. Hieraus erklärt sich der Umstand, daß in den Demokratieen die Armen mächtiger sind als die Reichen, denn sie sind die Mehrzahl, und eben was diese will, das hat entscheidende Macht.

7. Das wäre also das eine charakteristische Kennzeichen der von allen Demokraten als Staatsdefinition aufgestellten Freiheit. Das zweite ist: leben zu können wie man will; denn dies, sagt man, sei der Freiheit eigenthümlich, wenn anders das Gegentheil seine Richtigkeit habe, nach welchem ein Sklave so lebt, wie er nicht will. Hier haben wir nun die zweite Bestimmung der demokratischen Freiheit. Aus dieser entwickelte sich das Bestreben gar nicht und am liebsten von Niemand beherrscht zu werden, wenn dies aber nicht angehe, sich das Wechselverhältniß von Gehorchen und Herrschen gefallen zu lassen, worin diese zweite Bestimmung der Freiheit mit jener ersten, welche die Gleichheit zum Inhalte hatte, zusammentrifft.

8. Nach diesen Grundgedanken und nach diesem Principe ergeben sich folgende als demokratische Institutionen:

Alle Magistrate werden aus Allen gewählt.

Alle herrschen über Jeden, und Jeder wieder abwechselnd über Alle.

Die Staatsämter werden durchs Loos besetzt, entweder alle, oder doch diejenigen, bei denen es keiner besonderen Kenntniß und Geschicklichkeit bedarf.

Die Staatsämter sind ohne allen Census zugänglich, oder wenigstens unter einem ganz niedrigen.

Niemand darf zwei Mal dasselbe Amt bekleiden, oder selten, oder es darf das nur bei wenigen Aemtern mit Ausnahme der Kriegsämter vorkommen.

Die Amtszeit muß von kurzer Dauer sein, entweder in allen Aemtern, oder bei allen denjenigen, wo es angeht.

Richter ſind Alle, und Alle dazu wahlfähig. Ihre Kompetenz erſtreckt ſich über alle, oder über die meiſten, die wichtigſten und entſcheidendſten Verhältniſſe, z. B. über Rechenſchaftsablegungen, mögen die Fälle Staats- oder Privatkontrakte betreffen.

Die Volksverſammlung iſt der eigentliche Souverain entweder in allen Angelegenheiten, (eine einzelne Behörde darf dies in keiner oder nur in den allerwenigſten ſein) oder doch in den wichtigſten.

9. Von allen Behörden iſt am meiſten im Sinne der Demokratie der Volksrath [2]); vorausgeſetzt, daß nicht allen Bürgern (für ihre Theilnahme an den Volksverſammlungen) freigebig Sold gezahlt wird. Denn wo dies geſchieht, da entzieht das Volk gar bald auch dieſer Behörde ihre Macht, indem es wegen des reichlichen Soldes (für den Beſuch der Volksverſammlungen) die Entſcheidungen über alle Dinge an ſich reißt, wie das in der vorangehenden Unterſuchung früher geſagt worden iſt [3]).

Eine zweite charakteriſtiſch-demokratiſche Einrichtung iſt die der Beſoldungen [4]). Dieſe müſſen wo möglich Alle erhalten, Volksverſammlungen, Gerichtshöfe, Magiſtrate; wo das nicht angeht, doch wenigſtens die wichtigſten Magiſtraten und Gerichtshöfe, der Volksrath und die regelmäßigen Volksverſammlungen [5]), aber von den Magiſtraten etwa die, welche zuſammen ſpeiſen müſſen. Wenn ferner die Oligarchie beſtimmt wird durch edle Geburt, Reichthum und Bildung, ſo ſcheint das demokratiſche Weſen von allem dieſem das Gegentheil zu ſein, gemeine Geburt, Armuth und Rohheit. Was die Staatsäm-

---

[2]) Die Buleé. Man vergleiche Buch V, Kap. 1 Anmerkung zu §. 5.

[3]) Vergl. Buch IV, Kap. 4.

[4]) Vergl. über ſie Buch IV, Kap. 7, Anmerkung zu §. 2. Ihr weſentlicher Charakter iſt dort wie hier der von Entſchädigungsgeldern für die Thätigkeiten des Volks in den Volksverſammlungen, Gerichten, Aemtern. Vergl. noch IV, 10, Anm. zu §. 8.

[5]) In Athen wurden wenigſtens 40 regelmäßige Volksverſammlungen (κυρίαι ἐκκλησίαι) jährlich gehalten. Das Entſchädigungsgeld betrug zur Zeit der geſteigerten Demokratie 3 Oboten für den Mann. Rechnet man für jede Verſammlung 6000 Empfänger, ſo macht das eine jährliche Staatsausgabe von 30 Talenten, oder 30.000 Thalern, und eben ſo viel betrug das Geld für den Volksrath. E. Schömann a. a. O. Th. I. S. 440.

ter anbetrifft, so darf in der Demokratie kein einziges lebenslänglich sein; hat sich aber ein solches noch aus einer früheren Verfassungsperiode erhalten, so muß die Gewalt desselben geschwächt, und darf es nicht durch Wahl, sondern durch's Loos besetzt werden.

10. Dies wären also die allen Demokratieen gemeinsamen Einrichtungen. Aus dem Princip des Rechts, wie es vom demokratischen Standpunkt aus feststeht, das heißt aus der Gleichheit der Rechte für Alle nach dem numerischen Verhältniß erwächst nun auch die Demokratie und die demokratische Gemeinde, die am meisten als solche gelten. Dieser Gleichheit der Rechte zufolge sollen die Armen nicht mehr Gewalt haben als die Reichen, und soll kein Theil allein die Souverainetät haben, sondern dieselbe in dem Besitz Aller nach dem numerischen Verhältniß sein. Denn so, meinen die Demokraten, besitze der Staat Gleichheit und Freiheit.

Kap. 3 Beff. 11. Die nächste Frage ist nun: wie wird man diese Gleichheit erreichen? Soll man z. B. wenn Fünfhundert so viel Steuerkapital besitzen als Tausend [6]), beide auf die Art gleich stellen, daß diese Tausend so viel politische Macht haben, als die Fünfhundert? oder soll man die Gleichheit nach diesem Modus so nicht feststellen, sondern zwar wohl Abtheilungen nach dem Steuerkapital machen, dann aber aus der Klasse jener Fünfhundert und aus der von Tausend eine gleiche Anzahl herausnehmen, um beiden die höchste Gewalt bei den Staatsverhandlungen und den Gerichten zu übertragen? Es fragt sich also: ob diese Verfassung die gerechteste nach dem demokratischen Rechtsbegriff ist, oder vielmehr die, in der die große Masse die Gewalt hat, Denn die Demokraten behaupten doch: gerecht sei, was die Mehrzahl, die Oligarchen dagegen, was das größere Vermögen beschließe, das nach ihnen immer die Entscheidung geben soll.

12. In beiden Weisen aber ist Ungleichheit und Ungerechtigkeit. Das oligarchische Princip führt zur Tyrannenherrschaft (denn sobald auch nur Einer mehr Vermögen besitzt als die übrigen Reichen

---

[6]) Der Philosoph theilt die Bürger mit diesem Beispiel in zwei Theile, den der Bemittelten, und den der Unbemittelten, doch so, daß trotz ihres Vermögensunterschiedes die Summen ihrer Steuerkapitale gleich sind. Nichts anders, scheint mir, bedeuten die Fünfhundert den Tausend gegenüber.

zusammen, so ist er nach dem oligarchischen Rechtsbegriff zur Alleinherrschaft berechtigt); das demokratisch-numerische Mehrheitsprincip dagegen führt mit einer ähnlichen Berechtigung [7]) zur Aneignung des Vermögens der sich in der Minderzahl befindenden Reichen, wie das früher gesagt worden ist.

13. Welche Bestimmung der Gleichheit aber sich beide Partheien gefallen lassen würden, wird daraus ersehen, wie beide den Begriff der Gerechtigkeit fassen. Beide sagen: was die Mehrzahl der Bürger beschließt, das muß Gesetz sein. Wir nehmen diesen Grundsatz an, aber nicht in seiner ganzen Ausdehnung. Der Staat besteht einmal aus zwei Theilen, Reichen und Armen; mag demnach was beide zusammen oder die Mehrzahl von beiden will Gesetz, und wenn die Meinungen entgegengesetzt sind, die Meinung der Mehrzahl, auf deren Seite zugleich das größere Steuerkapital ist, Gesetz sein. Z. B. der Reichen sind zehn, der Armen zwanzig. Die eine Meinung vertreten sechs Reiche, die andre fünfzehn Arme. Den Armen haben sich vier Reiche, den Reichen fünf Arme angeschlossen. Auf welcher von beiden Seiten nun nach geschehener Zusammenrechnung das größere Steuerkapital sich befindet, deren Meinung wird Gesetz.

14. Sollte dasselbe aber auf beiden Seiten gleich sein, dann ist die in diesem Falle eintretende Schwierigkeit nicht ungewöhnlicher, als wenn heute in den Voten einer Volksversammlung oder eines Gerichtshofs sich Stimmengleichheit findet: es entscheidet dann entweder das Loos, oder man trifft ein anderes derartiges Auskunftsmittel. Allein ob es gleich schon schwer genug ist, in Betreff Dessen was gleich und gerecht sei, die Wahrheit zu finden, so ist dies dennoch leichter zu erreichen, als diejenigen, welche die Gewalt um ihren Vortheil durchzusetzen in Händen haben, zu bewegen der Wahr-

[7]) Im Texte fehlt οὐκ ἀδικήσουσι; es darf aber nach der ganzen Logik des Satzes und nach dem, was Buch III. Kap. 6. §. 1 gesagt ist, hier nicht fehlen, zumal da sich Aristoteles auf diese Stelle beruft. Dort hieß es: „wenn sich die Armen, weil sie in der Mehrzahl sind, (und diese bestimmt was Gesetz ist) in die Güter der Reichen theilen, so ist das nicht ungerecht, hat es doch, beim Zeus, die Staatsgewalt für gut befunden."

heit Gehör zu geben. Denn immer verlangen nach Gleichheit und Gerechtigkeit die Schwächern, die Starken machen sich gar nichts daraus*).

Zweites Kapitel.

Von den vier Demokratieen, welche es giebt, ist, wie wir in den früheren Untersuchungen gesagt haben*), diejenige die beste, welche in unserer Aufstellung der verschiedenen Arten derselben die erste war, auch ist sie von allen die älteste. Ich nenne sie die erste in dem Sinne, wie man auch unter den verschiedenen Arten der Bevölkerung, die eine Gemeinde bildet, eine die erste nennen kann. Eine solche ist die ackerbautreibende; daher denn auch überall eine Demokratie zu gründen möglich ist, wo die Menge von Ackerbau oder Viehzucht lebt. Ein solches Volk hat, weil es kein großes Vermögen besitzt, keine Zeit zu häufigen Volksversammlungen. In seiner Sorge sich das Nothwendige zu erarbeiten, ist es eifrig hinter seinem Tagewerke her, kümmert sich nicht gern um fremde Angelegenheiten, und hat größere Lust an seiner Arbeit, als an Staatsangelegenheiten und Regierung, wofern nicht die Staatsämter etwa großen Gewinn bringen, nach welchem die große Masse der Menschen mehr trachtet als nach Ehre. Aus diesem Grunde ließen sie sich die alten Tyrannenherrschaften ebenso gefallen, wie sie heute die Oligarchieen ertragen, wenn man sie nur ungestört ihrem Geschäft nachgehen und ihr Eigenthum ungeschmälert läßt; denn unter diesen Bedingungen wird ein Theil von ihnen bald reich, und der andere arbeitet sich aus dem Mangel heraus.

---

*) Vortrefflich wird das Bewußtsein durch die Verse Goethe's gekennzeichnet:

„Gewalt und Geld, Geld und Gewalt, daran kann ich mich freuen;
Gerecht- und Ungerechtigkeit, das sind nur Lumpereien!"

*) Vergl. oben Buch IV, Kap. 4 und 7.

2. Dazu kommt, daß, falls sie einigen politischen Ehrgeiz haben, dieser durch das Recht, ihre Obrigkeiten zu wählen und zur Rechenschaft zu ziehen, vollkommen befriedigt wird, zumal da die Menge in einigen Staaten, — selbst wenn nicht Alle Antheil an der Wahl der Obrigkeiten haben, sondern nur einige abwechselnd von allen Bürgern durch Wahl bestellt werden, wie in Mantinea, und nur das Recht der Berathung allen gemeinsam ist, — sich hierbei vollkommen beruhigt. Und doch hat man auch dies für eine Form der Demokratie anzusehen, wie sie denn in Mantinea einst wirklich bestand[1]).

3. Für diese oben bezeichnete Demokratie ist es nun eine einerseits ebenso nützliche als andrerseits durch Gewohnheit übliche Einrichtung, daß das ganze Volk das Recht hat, sich seine Obrigkeiten zu wählen, über ihre Amtsführung sich Rechenschaft ablegen zu lassen, und in den Gerichten zu sitzen. Dagegen müssen die höchsten Staatsämter nur durch Wahl besetzt werden, und zwar nach der Höhe des steuerbaren Vermögens, entweder so daß die höheren Aemter den mehr Vermögenden zufallen, oder daß ohne Rücksicht auf das Vermögen durchweg nur auf die Fähigkeit gesehen wird, die jedes Amt fordert. Ein Staat, der so verwaltet wird, muß nothwendig gut verwaltet werden — denn die Aemter werden immer in den Händen der Besten sein, weil das Volk die Gebildeten ohne allen Neid gegen sie zu seinen Obrigkeiten haben will — die Gebildeten und Vornehmen aber werden mit einer Ordnung der Dinge zufrieden sein, in Folge deren sie nicht von Leuten, die schlechter sind als sie, beherrscht werden. Auch werden sie ihre Aemter gerecht verwalten, weil Andere befugt sind, sie zur Rechenschaft zu ziehen.

---

[1]) Aus diesen Angaben folgt: In Mantinea bestand in älterer Zeit Demokratie. An der Berathschlagung über bürgerliche Angelegenheiten hatte jeder Bürger Antheil; aber die Wahl der Beamten geschah nur von einer Anzahl Bürger, doch so daß wechselnd Alle die Reihe traf, ihr Wahlrecht auszuüben. — Agesilaus zerstörte den Sitz der Centralregierung, Mantinea im Jahre 387, und zerstreute die Einwohner in Dörfern, und hieß sie leben, wie in den ältesten Zeiten, wodurch die Verfassung aristokratisch ward. Die weiteren Schicksale Mantinea's in dem von Epaminondas nach der Lenktrischen Schlacht errichteten Arkadischen Bundesstaate sind bekannt.

4. Diese Abhängigkeit von Andern und dies Verhältniß, nach welchem man nicht in allen Stücken thun darf, was Einem beliebt, ist sehr heilsam; denn die Freiheit zu thun was man will ist nicht geeignet, das in jedem Menschen befindliche Böse in Schranken zu halten. Und somit erwächst denn aus jener Einrichtung der für die Staaten heilsamste Zustand der Dinge, daß die Tüchtigsten regieren, ohne sich Ungerechtigkeiten zu erlauben, während das Volk in Nichts geschmälert wird. — Daß dies also die beste Demokratie sei, ist einleuchtend, so wie auch warum sie es ist, nämlich darum weil das Volk in ihr gerade diese Beschaffenheit hat.

5. Auf diesen nützlichen Zweck, eine solche ackerbautreibende Bevölkerung zu schaffen, haben in alten Zeiten manche Gesetze in vielen Staaten sämmtlich hingearbeitet: man verbot entweder überhaupt den Besitz von Land über ein gewisses Maaß hinaus, oder beschränkte ihn auf eine gewisse Entfernung von der mit Mauern umgebenen Altstadt und Burg. Auch bestand vor Alters in vielen Staaten ein Gesetz, welches den Verkauf der Stammgrundstücke verbot. Eben dahin zielt auch das dem Oxylus*) zugeschriebene Gesetz, wonach ein Theil jedes Familiengrundstücks schuldenfrei zu bleiben hatte.

6. Auch heute noch ließen sich viele Mißbräuche dadurch heben, wenn man das Gesetz der Aphytäer zur Hülfe nähme, welches für den von uns angegebenen Zweck ebenfalls heilsam ist. Diese besitzen nämlich bei großer Bürgerzahl nur wenig Land, und treiben dennoch alle Ackerbau; denn sie werden nicht nach ihren gesammten Besitzungen geschätzt, sondern durchschnittlich nach so kleinen Portionen, daß die Möglichkeit gegeben ist, daß auch die Armen an Schatzung politisch das Uebergewicht haben [2]).

7. Nächst der aus einer ackerbautreibenden Bevölkerung bestehenden Gemeinde ist die beste da vorhanden, wo die Leute als Hirten

*) S. Müller Dorier I, 61.

2) Aphytis, Stadt auf der Thrazischen Halbinsel Pallene. Wenn also hier der Bürger gesetzlich drei Morgen besaß, so betrug sein Census eben so viel als der des Inhabers von sechs Morgen. Wenn also der Reiche durch weitere Feldmarken immerhin auch größerer Vortheile genoß, so stand er doch staatsrechtlich nicht über dem Armen, sondern war ihm in dem für Staatsämter befähigten Census nur gleich.

von der Viehzucht leben. Diese Lebensweise hat viel Aehnlichkeit mit dem Ackerbau, und für den Kriegsdienst sind eben diese Leute durch ihre Lebensgewohnheiten vorzüglich geübt, ihre Leibesbeschaffenheit ist passend dazu, und im Stande jeder Witterung Trotz zu bieten. Die andern Arten von Volksmassen, aus denen die übrigen Demokratieen bestehen, sind fast alle mit einander viel schlechter, als die genannten. Denn ihre Lebensweise ist schlecht, und keine der Beschäftigungen, welche die Masse der niedern Handwerker, Krämer oder Tagelöhner treibt, erfordert oder weckt sittliche Kraft. Dazu kommt, daß so zu sagen diese Menschenklasse überall, weil sie sich beständig auf dem Markte und in der Stadt umhertreibt, gleich mit Volksversammlungen bei der Hand ist, während die Ackerbautreibenden, weil sie auf dem Lande zerstreut sind, so nicht zusammenkommen, noch in gleichem Grade solcher Versammlungen bedürfen.

8. Wo nun überdies die Lage des Landes eine solche ist, daß das bebaute Land weit ab von der Stadt liegt, da kann man ebenso leicht eine gute Demokratie als selbst Republik schaffen. Hier nämlich ist das Volk gezwungen, sich auf den Ländereien selbst anzusiedeln; man muß also, selbst wenn ein zahlreicher Stadtpöbel vorhanden ist, in Demokratieen keine Volksversammlungen ohne Zuziehung der auf dem Lande wohnenden Volksmenge abhalten.

Nach diesen Auseinandersetzungen über die Art und Weise, wie man die beste und erste Demokratie einzurichten hat, ergiebt sich die Art der Einrichtung bei den andern von selbst. Man ist nämlich genöthigt in der Folge immer mehr vom besten Wege abzuweichen und der immer schlechteren Masse Raum zu geben.

9. Was nun aber die letzte Art der Demokratie betrifft, so kann diese, weil Alle an der Regierung Antheil haben, weder jeder beliebige Staat ertragen, noch wird es ihr leicht, sich auf die Dauer zu halten, wenn sie nicht durch gute Gesetze und gute Sitten unterstützt wird. Von den Ursachen aber, welche das Verderben sowohl dieser als der übrigen Staatsverfassungen herbeiführen, ist oben ziemlich ausführlich die Rede gewesen*). Um diese Demokratie herzustellen, pfle-

*) Vgl. Buch V. Kap. 7.

gen die Häupter der Volkspartei das Volk dadurch zu stärken, daß sie möglichst Viele in die Bürgerschaft aufnehmen, und zwar nicht bloß die ehelich gebornen, sondern auch die unehelichen Kinder und die, welche nur von einer Seite, nämlich entweder nur von Vater- oder von Mutterseite bürgerlicher Abkunft sind [3]). Denn alle diese Elemente sind für eine solche Demokratie mehr geeignet.

10. So pflegen nun also die Demagogen zu verfahren. Man darf es indessen mit der Aufnahme nicht weiter treiben, als bis das Uebergewicht der Masse über die Vornehmen und den Mittelstand erreicht ist. Weiter darf man alsdann nicht gehen. Wird das Maaß überschritten, so steigert es die Unordnung im Staate, und treibt die Vornehmen, welche die Last einer solchen Demokratie ohnehin schon schwer ertragen, zur Erbitterung, und wird, wie in Kyrene [4]) der Fall war, die Ursache zur Revolution. Denn ein kleines Uebel wird wohl übersehen, wird es aber groß, so fällt es um so mehr in die Augen. — 11. Ferner sind für eine solche Demokratie auch derartige Veranstaltungen nützlich, wie sie

---

[3]) In den alten Zeiten hatte in Athen nur Anspruch auf das Bürgerrecht, wer von Vater- und von Mutterseite bürgerlicher Abkunft war. Die Verleihung des Bürgerrechts an Fremde war nicht unmöglich, geschah aber selten. Später öffneten sich die Reihen der Bürgerschaft aus politischen Gründen etwas leichter, aber immer noch schwerer, als es unsern heutigen Vorstellungen gemäß ist, und ward das Bürgerrecht an Schutzverwandte (Metöken), theils freigebornen theils freigelassenen, zuweilen, wie als verdiente Belohnung, selbst an Sklaven (z. B. nach der Schlacht bei den Arginusen) gegeben. Stammte Jemand von einem bürgerlichen Vater, und war seine Mutter eine Ausländerin aus einem Staate, der kein Heirathsrecht mit Mitgliedern des Staates besaß, dem ihr Gatte angehörte, so war in Athen die Praxis zu verschiedenen Zeiten verschieden. Nach einem von Perikles 460 erneuerten Gesetze Solons waren solche Kinder von nichtbürgerlichen Müttern vom Bürgerrecht ausgeschlossen. Zu andern Zeiten waren sie es nicht, wie eben die wiederholten Ausschlußgesetze, mit ihrem theils strengeren theils milderen Verfahren, beweisen. Unehelich geborene Kinder konnten durch Legitimation die Rechte ehelich geborener erwerben, wozu aber, wenn sie eine nichtbürgerliche Mutter hatten, die Genehmigung des Volks erforderlich war. Kinder von einer bürgerlichen Mutter und einem nichtbürgerlichen Vater oder gar Sklaven wurden wohl niemals Bürger. Mehr bei Schömann a. a. O. I. 359 fg.

[4]) Kyrene in Afrika, in der 26. Olympiade von einer Kolonie aus Thera

Kliſthenes[5]) zur Stärkung der Demokratie in Athen anwandte und die Gründer der Demokratie in Kyrene. Es gilt nämlich einerſeits, andere Phylen und Phratrien und zwar in größerer Zahl einzuſetzen, und andrerſeits die Privatkultvereine und Feſte auf wenige und allgemeine zu beſchränken, und überhaupt Alles aufzubieten, um alle Stände möglichſt untereinander zu vermiſchen und die früheren alten Genoſſenſchaften aufzulöſen.

12. Endlich ſind auch die früher beſprochenen tyranniſchen Inſtitute insgeſamt für dieſe Art der Demokratie geeignet, ſo z. B. die freiere Stellung der Sklaven, — welche bis auf einen gewiſſen Grad nützlich ſein dürfte, ſowie der Frauen und Kinder, und die Nachſicht, die jedem ſtillſchweigend geſtattet, zu leben wie er will. Denn durch dies Alles wird eine ſolche Verfaſſung mächtig unterſtützt, weil dem großen Haufen ein unordentliches Leben viel lieber iſt, als ein der Zucht unterworfenes*).

---

gegründet. Die Verfaſſung von Kyrene war von Ariſtoteles in ſeinem Politieenwerk beſchrieben, und wir haben noch einige Fragmente aus dieſer Politie, in welchen von dem Kyreniſchen Zeus, von den in Kyrene geſchlagenen Geldmünzen, von der koſtbaren Silphiumpflanze und von der Gründung der Stadt durch Battus geredet wird.

[5]) Kliſthenes beſiegte nach dem Sturze der Piſiſtratiden die ſich wieder erhebende Adelspartei in Athen, und traf dann ſeine Einrichtungen, der Demokratie den Sieg zu ſichern. Er ſchaffte die vier alten Geſchlechterſtämme, die bisher die Grundlage der Verwaltung geweſen, ab, und richtete dafür zehn neue Verwaltungsbezirke ein, die ebenfalls Phylen hießen. Dieſe zehn waren einerſeits groß genug, um die Anzahl der von ihm in die Bürgerſchaft Neuaufgenommenen faſſen zu können, andrerſeits ward dadurch ein neuer Organismus der Verwaltung geſchaffen, welcher den Einfluß des Adels, den dieſer in den vier alten Diſtrikten gebt hatte, brach. Die Bevölkerung ward unter einander gemiſcht, und ſo ein Theil derſelben den altgewohnten Gefühlen der Anhänglichkeit und Unterordnung unter die edlen Geſchlechter, in deren Nähe ſie lebten, entzogen. Dies letztere hat Ariſtoteles mit dem Ausdruck „Zuſammenleben" (συνηθεια) im Sinne. Im Uebrigen iſt es wohl zu erwägen, daß man nach dieſer Stelle doch ſchwer umhin kann, anzunehmen, daß Kliſthenes außer den Phylen auch neue Geſchlechterverbände für die vielen neuaufgenommenen Bürger eingerichtet habe.

*) Ariſtoteles hat hier immer die empiriſche Wirklichkeit mit im Auge. Man muß ſich alſo hüten ſolche Urtheile wie das hier ausgeſprochene abſolut zu nehmen.

Drittes Kapitel.

Kap. 5 Beff. Für den Gesetzgeber wie für diejenigen, welche eine derartige Verfassung schaffen wollen, besteht die größte und einzige Schwierigkeit nicht darin sie einzurichten, sondern mehr darin ihr Bestand zu verschaffen. Einen, oder zwei bis drei Tage freilich kann sich jede Verfassung halten, sie mag eingerichtet sein, wie sie will. Man versuche deshalb aus den obigen Untersuchungen über die erhaltenden und zerstörenden Elemente der Verfassungen, die zur Erhaltung dienlichen Maaßregeln in's Leben treten zu lassen, vermeide die verderblichen Elemente, und führe Gesetze, geschriebene oder ungeschriebene, von der Art ein, daß sie hauptsächlich die konservativen Elemente des Staats umfassen, und glaube ja nicht, es sei das im Interesse der Demokratie oder Oligarchie, was dem Staat ein so recht demokratisches oder oligarchisches äußeres Gepräge verleiht [1]), sondern er sehe vielmehr darauf, was ihm die längste Dauer sichert.

2. Die heutigen Demagogen veranlassen, um sich die Gunst des Volks zu erwerben, viele Vermögenskonfiskationen durch die Gerichte. Diejenigen, welchen die Erhaltung der Verfassung am Herzen liegt, müssen daher diesem Unwesen dadurch steuern, daß sie gesetzlich bestimmen, daß das Vermögen der Verurtheilten, oder das an den Staatsschatz zu zahlende Strafgeld durchaus nicht unter das Volk vertheilt, sondern für religiöse Zwecke bestimmt werde. So werden sich einerseits die Menschen in Acht nehmen Verbrechen zu begehen (denn ihre Strafe wird dieselbe bleiben), und andererseits wird das gemeine Volk weniger geneigt sein, die seinem Gericht Unterworfenen zu verurtheilen, da es nichts dabei gewinnen wird. Auch muß man die

[1]) Es bezieht sich diese Bemerkung wieder auf die Uebertreibungen der fanatischen Staatskunst, die nach abstraktem Schema das ganze Leben des Staates so konstruiren will, daß auch die kleinsten Existenzen dem abstrakten Prinzip gemäß gestaltet werden. Es ist das dritte Mal, daß Aristoteles diese Warnung ertheilt. Vgl. oben Kap. 1, §. 5 und die Anmerkung.

Zahl der Staatsprozesse so viel als möglich zu verringern suchen, dadurch daß man durch Ansetzung schwerer Strafen von Erhebung unbegründeter Anklagen abschreckt. Denn gewöhnlich sind es nicht Leute aus dem Volk, sondern Vornehme, gegen welche solche Anklagen erhoben werden; es ist aber durchaus nothwendig, daß wo möglich alle Bürger der Verfassung ihres Staates zugethan sind, wenigstens muß man verhüten, daß diejenigen, welche die höchste Macht in Händen haben, wie Feinde angesehen werden.

3. Da die extremen Demokratieen eine starke Bevölkerung haben, so können die Volksversammlungen ohne Entschädigungsgelder für die, welche in denselben erscheinen, nicht gut abgehalten werden. Da wo der Staat nun keine hinreichenden Einkünfte hat, ist das für die Wohlhabenden ein äußerst lästiger Umstand [2]), weil die erforderlichen Mittel nöthigenfalls durch eine Steuerumlage auf das Vermögen, durch Konfiskationen, durch die Erkenntnisse schlechter Gerichte aufgebracht werden müssen; und das hat schon manche Demokratieen umgestürzt. Hat also ein Staat nicht hinreichende Einkünfte, so halte man wenige Volksversammlungen ab, und setze Gerichtshöfe mit zahlreichem Personal, aber nur für wenige Tage ein. Dies bringt einmal den Vortheil, daß die Reichen den Aufwand nicht zu fürchten haben, wenn schon nicht sie sondern nur die Armen Entschädigungsgelder für ihre Anwesenheit als Beisitzer erhalten, zweitens aber auch den, daß die Rechtspflege selbst eine viel bessere sein wird. Denn viele Tage lang ihre eigenen Geschäfte zu versäumen sind die Wohlhabenden nicht gern geneigt, wohl aber thun sie es auf eine kurze Zeit ganz gern.

4. Wo aber genügende Staatseinkünfte vorhanden sind, da hüte sich der Staat wohl, es so zu machen wie die heutigen Demagogen, die die Ueberschüsse in den Staatskassen vertheilen. Nun bekommt das Volk heute das Geld, und ist morgen wieder in derselben bedürftigen Lage; denn diese Art von Unterstützung der Armen erinnert an

---

2) Denn sie sind es, welche die Entschädigungsgelder für die Armen unter sich aufbringen müssen.

das bekannte „durchlöcherte Faß[3])." Allerdings muß der wahre Volksfreund darauf sehen, daß die Masse nicht gar zu arm sei, denn darin liegt die Ursache, daß die Demokratie herunterkommt. Er hat demnach die Mittel ausfindig zu machen, welche einen dauernden Wohlstand hervorrufen. Und da dies auch im Interesse der Reichen ist, so lasse man die Ueberschüsse der Einkünfte zu einer erklecklichen Summe anwachsen und vertheile dann alles auf ein Mal unter die Armen, und wo möglich erst dann, wenn die auf Jeden fallende Summe zur Erwerbung eines kleinen Grundstücks, oder wenn dies nicht angeht, doch zur Anlegung eines Handels oder einer Pachtwirthschaft hinreicht. Und können nicht Alle auf einmal bedacht werden, so muß man die Vertheilung nach Distrikten oder sonst einer Abtheilung umgehen lassen. Dabei mögen denn das für die Abhaltung der Volksversammlungen nöthige Entschädigungsgeld die Reichen zusammenbringen, wofür man sie von den nutzlosen und überflüssigen Staatsleistungen*) zu befreien hat.

5. Durch ein staatskluges Verfahren ähnlicher Art haben sich die Karthager das gemeine Volk zum Freunde gemacht. Sie schicken immer einige Leute aus demselben in die umliegenden Städte ihres Gebiets und machen sie dadurch wohlhabend[4]). Es ist auch von Seiten der Vornehmen ebenso menschenfreundlich als klug gehandelt, wenn Jeder eine bestimmte Anzahl von Armen mit den ersten nothwendigen Erfordernissen ein Geschäft anzufangen versieht. Auch der Tarentiner[5]) Beispiel wäre wohl der Nachahmung werth. Diese lassen

---

[3]) Der Danaiden. Schon bei den alten Griechen sprichwörtlich.

*) Von den kostspieligen und schon früher von unserm Philosophen als unnütze Verschwendung bezeichneten „Liturgien" s. Buch V. Kap. 7. Anmerk. zu §. 11.

[4]) Die Karthager betrachteten sich als Eigenthümer des Bodens der libyschen Städte, und die Ureinwohner nur als Nutznießer. Für die in die umliegenden Städte geschickten Bürger waren also die Bereicherungsmittel hier in Fülle zur Hand. Auch Hamilkar Barkas dachte neben der Gründung eines karthagischen Reiches in Spanien daran, hier seiner Familie ein bleibendes Besitzthum zu schaffen. Vgl. oben Buch II, Kap. 8.

[5]) Die Verfassung der Tarentiner war von Aristoteles in den Politiken beschrieben; wir haben ebenfalls noch einige Ueberbleibsel dieser Politie. Was hier in der Politik nur kurz erwähnt ist, stand ausführlicher in dem Politieen-

nämlich den Armen den Niesbrauch ihrer Besitzungen mit zu Gute kommen und erwerben sich so die Zuneigung der Masse. Ferner richteten sie zwiefache Aemter ein, bestellten die eine Hälfte durch Wahl, die andere durchs Loos, Letzteres um auch dem gemeinen Mann den Zutritt zu denselben zu gestatten, Ersteres für das Interesse einer guten Staatsverwaltung überhaupt. Dies Verfahren läßt sich selbst bei einem und demselben Amte anwenden, wenn man die Eintheilung trifft, die Einen durchs Loos, die Andern durch Wahl dazu zu nehmen. So viel von der Einrichtung der Demokratieen.

Viertes Kapitel.

Kap. 6 Beck.

Hieraus ergiebt sich nun auch ziemlich deutlich, wie man die Oligarchieen einzurichten hat. Man nehme nämlich zur Einrichtung einer jeden Oligarchie solche Bestandtheile, welche sich zu der ihr entgegenstehenden Demokratie in analogem Verhältniß befinden. Die vorzugsweise wohl gemischte Oligarchie sei auch hier der Ordnung nach die erste, eine Verfassung, die der sogenannten Republik sehr nahe kommt. Man führe hier einen zwiefachen Census ein, einen niederen und einen höheren: der niedrigere gebe die Befähigung zu den geringerern nöthigen Staatsämtern, der höhere das Anrecht zur Theilnahme an den wichtigeren. Jeder der den gesetzlichen Census besitzt, hat die Rechte eines Vollbürgers zu genießen, und aus der Gemeinde wird immer eine so große Menge vermittelst des Census zum Vollbürgerthum zugelassen, daß sie den davon Ausgeschlossenen überlegen ist.

---

werk. Es ist mir mehr als wahrscheinlich, daß dies Aristotelische Werk in den Händen seiner Schüler war, die aus demselben eine Art Vorbereitung für diese politischen Lehrvorträge gewannen, weil sonst Aristoteles in Bezug auf so vieles Faktische unmöglich hätte von so gedrängter und dunkler Kürze sein können, als er es eben ist. Von selbst aber konnten die Hörer Verhältnisse oft der minutiösesten und komplizirtesten Art unmöglich wissen, weil Aristoteles etwas nicht würde so mühsam zusammengetragen haben, wenn die Kenntniß davon allgemein gewesen wäre.

Doch sind diese Theilnehmer an den Regierungsrechten immer aus den besseren Elementen der Volksgemeinde zu nehmen.

2. Auf ähnliche Weise richte man die nächstfolgende Oligarchie ein, und lasse dabei eine gelinde Steigerung obwalten. Diejenige Oligarchie aber, die ein Seitenstück zu der extremsten Demokratie abgiebt, bedarf, als der vollkommenste Ausdruck des Dynasten- und Tyrannenregiments unter den Oligarchieen, in dem Maaße als sie die schlechteste ist, auch der sorgfältigsten Verwahrungsmittel. Denn sowie gesunde Leibeskonstitutionen und tüchtig gebaute und wohl bemannte Schiffe manchen Stoß ertragen können, ohne dadurch zu Grunde zu gehen, während kränkliche Körper und baufällige, mit schlechter Mannschaft versehene Schiffe selbst die kleinsten Unfälle nicht auszuhalten vermögen, so müssen auch die schlechten Verfassungen am sorgfältigsten behütet werden.

3. In den Demokratieen war im Allgemeinen in der starken Bevölkerung ein konservirendes Element gegeben. Das Recht nach der Zahl ist hier der Gegensatz zu dem Recht nach Verdienst. Gilt es daher die Oligarchie zu erhalten so kann das im Gegensatz zur Demokratie nur durch die gute Ordnung ihrer Bestandtheile geschehen.

Kap. 7 Beil. Die Masse einer Bevölkerung zerfällt in der Regel in vier Klassen: Ackersleute, Handwerker, Krämer und Tagelöhner, desgleichen giebt es vier zum Kriege brauchbare Waffengattungen, Reiterei, schweres Fußvolk, leichtes Fußvolk und Seesoldaten. Wo sich nun die Oertlichkeit zum reiten eignet, da ist ein sehr günstiger Boden zur Gründung einer dauerhaften Oligarchie; denn einmal erblicken die Einwohner in einer solchen Truppe das Mittel zu ihrer eigenen Sicherheit, und andrerseits ist das Unterhalten von Pferden eben nur Leuten von großem Vermögen möglich. Hingegen wo schweres Fußvolk sich entwickeln kann, da ist der Ort für die nächstfolgende Oligarchie, und der Dienst als Schwerbewaffneter ist ebenfalls mehr Sache des Bemittelten als des Unbemittelten. Leichtbewaffnetes Fußvolk aber und Schiffsvolk sind durchaus demokratische Waffengattungen. — 4. Wo heutzutage die letztere Masse zahlreich ist, da ziehen, bei einem

ausbrechenden Bürgerkriege, die Oligarchen im Kampfe oft den kürzern. Sie müssen daher gegen dieses Uebel kriegserfahrene Feldherrn anwenden, welche mit der Truppe der Reiter und Schwerbewaffneten immer eine angemessene Zahl leichten Fußvolks verbinden [1]). Diese leichte Truppe ist es nämlich, welche im Bürgerkriege dem Volke gegen die Reichen die Obermacht giebt, weil sie in ihrem Dienst geübt den Kampf mit der Reiterei und dem schweren Fußvolk aufnimmt [2]). — 5. Aus dem gemeinen Volke also eine solche Truppe aufstellen, heißt (für die Oligarchen) sie gegen sich selbst aufstellen. Sie müssen daher mit Benutzung der Altersunterschiede, wonach ein Theil ihrer Jugend zu den älteren ein anderer zu den jüngeren Leuten gehört, ihre eigenen Söhne, so lange sie jung sind, in den unbeschwerlichen Handgriffen des leichten Fußexercitiums unterweisen, und diese müssen dann, sobald sie aus dem Knabenalter getreten sind, diesen Dienst im Felde als tüchtige Kämpfer selbst versehen.

Die Theilnahme an der Regierung gewähre die Oligarchie der Masse entweder nach der Bedingung, daß der dazu Berechtigte den legalen Census besitzen muß, wie oben gesagt ward, oder man bewil-

---

[1]) Etwa in der Art, wie dies Cäsar von den Germanen erzählt; vergl. Gall. Krieg I, 48.“ Es waren, heißt es dort, 6000 Reiter und eben so viele besonders behende und tapfere Fußsoldaten, von denen jeder Reiter seinen Mann aus der ganzen Masse zu seiner besondern Unterstützung gewählt hatte. Diese Fußsoldaten begleiteten ihre Reiter in's Gefecht. Auf sie zogen sich die Reiter zurück; kam es zu einem harten Kampfe, so schaarten sie sich zusammen; sie eilten herbei, wenn einer schwer verwundet vom Pferde stürzte; sie waren so gut zu Fuß, und so wohl eingeübt, daß bei einem weiteren Vorgehen, oder schnellern Rückzug sie sich an den Mähnen der Pferde und mit den Reitern gleichen Schritt hielten. Vgl. Xenoph. Hellen. VII. 5, 23.

[2]) Besonders wenn, wie zahlreiche Beispiele beweisen, der Kampf in der Stadt selbst gekämpft wird. Dagegen haben im Mittelalter die bewaffneten Gemeinen zu Fuß den Rittern und berittenen Edlen lange unterlegen, bis sie endlich die Oberhand erhielten. Wie wichtig übrigens die Gliederung der Mannschaft bei der Belagerung einer Stadt war, und wie die Vertheidigung selbst die politische Gesinnung der Bewaffneten zu berücksichtigen hatte, geht aus mehreren Abschnitten der Schrift des Aeneas über die Vertheidigung der Städte klar hervor. Vgl. Aeneas 2, 3, 5 und 10.

lige sie, wie in Theben [3]) denjenigen, welche sich eine bestimmte Zeit lang von jedem niedern Gewerbe fern gehalten haben, oder wie in Massilien einem Ausschuß, der aus einer Auswahl der Würdigsten aus den bevorrechtigten Regierungsklassen und den außerhalb dieser Klassen stehenden Individuen hervorgegangen ist.

6. Ferner müssen mit den wichtigsten Staatsämtern, die in den Händen der politisch bevorrechteten Klasse bleiben sollen, Leistungen für die Allgemeinheit [4]) verbunden sein, damit der gemeine Mann froh ist, nichts damit zu thun zu haben, und die Inhaber der Aemter nicht beneidet werden, da sie ja ihre Regierungsgewalt theuer genug bezahlen. Ebenso wird es gut passen, wenn sie bei ihrem Amtsantritt prächtige Opfer veranstalten und irgend eine gemeinnützige Anlage machen, damit der gemeine Mann, wenn er an den Opferschmäusen Theil nimmt, und seine Vaterstadt durch Denkmäler zu Ehren der Gottheiten und durch Bauten verschönert sieht, das Fortbestehen der Verfassung von Herzen gern wünsche. Auch für die Vornehmen wird es ein Vortheil sein, bleibende Denkmäler ihres Aufwandes hinterlassen zu können [5]). Aber darauf sind die Oligarchen der heutigen

---

[3]) Vergl. über Theben oben III, 3., über Massilien V, 5 und die Anmerk.

[4]) Die mehrerwähnten kostspieligen „Liturgieen".

[5]) Aristoteles ist noch antik genug, um mit diesem Zuge jenes schönsten Ausdrucks des Ehrgeizes bei den Alten zu gedenken, nach welchem es fast eine göttergleiche Ehre war, seinen Namen als den des Gründers eines öffentlichen Kunstwerks auf demselben eingegraben zu sehen. Diese Inschriften auf öffentlichen Kunstdenkmälern, Weihgeschenken der verschiedensten Art werden von den Berichterstattern immer erwähnt; es wird die Ehre hervorgehoben, die auf den eingegrabenen Namen haftet, oder sie werden auch lebhaft kritisirt, wenn sie von Seiten des Gründers oder der Gründer das Selbstgefühl der Allgemeinheit verletzen. Es können Klagen, oft gegen Leib und Leben darüber erhoben werden, sowie über die bildlichen Darstellungen, die Reliefs u. s. w. an den Werken selbst. Als das Volk zu Athen die Kosten der Werke des Perikles ungeheuer fand und murrte, ward es wie durch einen Zauberschlag durch die Erklärung des klugen Staatsmanns beschwichtigt: er wolle die Kosten allein tragen, aber dann auf die Werke auch seinen Namen setzen; worauf das Volk ihn unter stürmischem Zuruf ermächtigte, die Geldmittel aus dem Staatsschatze zu nehmen, und die nöthigen Steuern zu erheben. Der mächtige Eroberer Alexander wußte die Lakedämonier, die ihm nicht Heeresfolge geleistet, nicht

Zeit nicht bedacht, ſondern auf das Gegentheil; denn ſie trachten ebenſoſehr nach Einkünften als nach Ehren, daher man ſolche Oligarchieen ganz wohl kleine Demokratieen nennen kann. Soviel von der Einrichtung der Demokratieen und Oligarchieen.

Fünftes Kapitel.

Der ſachliche Zuſammenhang mit dem, was wir beſprochen haben, veranlaßt uns zu einer gründlichen Unterſuchung der obrigkeitlichen Aemter, deren Zahl, Beſchaffenheit und Wirkungskreis jetzt zu beſtimmen iſt, ein Gegenſtand, von welchem ſchon früher die Rede war[1]). Denn erſtlich kann ohne die nothwendigen Magiſtraturen kein Staat beſtehen, und eben ſo wenig kann er gut beſtehen ohne Behörden, welche für gute Ordnung und Regel ſorgen. Dazu kommt, daß in kleineren Staaten der Aemter weniger, in den großen ihrer mehr ſein müſſen, wie das ſchon früher geſagt iſt[2]); auch darf es nicht unbemerkt bleiben, welche Aemter man zuſammenziehen und welche man geſondert laſſen muß. Kap. 8 Beil.

2. Obenan unter den nothwendigen Aemtern ſteht die Ueberwachung der Marktbedürfniſſe. Hierzu muß eine Behörde zur Stelle ſein, welche den Handel und Wandel und die äußere Ordnung beaufſichtigt. Denn es bedarf wohl jede Stadt, zur gegenſeitigen Befriedi-

---

empfindlicher zu ſtrafen, als dadurch, daß er auf die Tripoden aus der Perſiſchen Beute, die in Delphi's Heiligthum aufgeſtellt werden ſollten, die Inſchrift anbringen ließ: Dieſe Beuteſtücke ſeien den Barbaren von den Hellenen, mit Ausnahme der Lakedämonier, abgenommen worden. — Ein letzter Reſt dieſer ſehr ſchönen Sitte, daß die Vermögenden und Reichen nur Ehre darin ſehen, einen Theil ihres Geldes auf den Schmuck ihrer Vaterſtadt und ihres Vaterlandes durch Denkmäler zu verwenden, deren Inſchriften zugleich ihren Namen tragen, hat ſich noch in Italien erhalten, während bei uns davon kaum die Rede iſt. Vgl. Ad. Stahr Herbſtmonate in Oberitalien S. 87–91. S. 129.

[1]) Vergl. oben Buch IV. Kap. 12.

[2]) Buch IV, Kap. 12, §. 8.

gung der unentbehrlichſten Bedürfniſſe, des Handels in Kauf und Verkauf. In dieſer freien Bewegung liegt das erſte Mittel zur Gewinnung jener ſelbſtſtändigen Exiſtenz *), um derentwillen ſich die Menſchen zu einer bürgerlichen Geſellſchaft vereinigen.

3. Zuſammenhängend und verwandt mit dieſer Behörde iſt eine zweite, welche die Aufſicht über die öffentlichen und Privatgebäude der Stadt führt, für Regelmäßigkeit und Ordnung ſorgt, verfallende Gebäude und Straßen in gutem Stand erhält und herſtellt, die gegenſeitigen Eigenthumsgrenzen unverrückt erhält, damit keine Streitigkeiten darüber entſtehen, und die endlich beaufſichtigt, was noch ſonſt in den Bereich einer ſolchen Aufſicht gehört. In den meiſten griechiſchen Staaten heißt dieſe Behörde das Stadtbauamt (Aſtynomie), und ſie beſteht aus mehreren Abtheilungen, für welche man auch in den volkreicheren Städten je einzelne Beamte einſetzt, als da ſind Aufſeher über die Stadtmauern, Brunnenmeiſter und Hafeninſpektoren.

4. Eine andere ebenfalls nothwendige Behörde iſt der genannten ähnlich. Zu ihrem Wirkungskreiſe gehören dieſelben Gegenſtände; aber der Ort ihrer Thätigkeit iſt das Land und die Umgebungen der Stadt. Dieſe Beamten heißen bald Feldaufſeher bald Forſtaufſeher. Zu dieſen drei Behörden kommt eine vierte, an welche die öffentlichen Einkünfte gezahlt, und aus deren Händen ſie unter die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung vertheilt werden. Dieſe nennt man Einnehmer und Schatzmeiſter. Weiter giebt es eine Behörde, bei welcher die Privatkontrakte und die Erkenntniſſe der Gerichtshöfe ſchriftlich niedergelegt werden müſſen. Bei ihr ſind auch die Klagen ſchriftlich einzureichen, und ſie hat die erſten Schritte zur Einleitung des gerichtlichen Verfahrens zu thun [2]). An manchen Orten hat man auch zu dieſen Geſchäften mehrere Behörden, jedoch ſteht immer eine von ihnen an der Spitze. Die Namen dieſer Beamten ſind Hieromnemonen, Exiſtaten, Mnemonen oder ähnliche [3]).

---

*) Zur „Autarkie" (d. h. Selbſtgenügſamkeit), wie Ariſtoteles ſagt.

2) Die Klage ward auf einer Tafel dann bei dem Amtslokale öffentlich ausgehängt, damit jeder, der etwa bei der Sache intereſſirt ſein mochte, Kunde daron erhielte. S. Schömann a. a. O. I, 487.

3) Zu vergleichen mit unſern Regiſtratur- und Archivräthen, Kanzleirä-

5. Hieran schließt sich eine Behörde, deren Amt ebenso nothwendig als überaus beschwerlich ist, welche es mit der Vollstreckung der den Verurtheilten zuerkannten Strafen, mit Eintreibung der auferlegten Strafgelder[4]), und mit der Bewachung der Verhafteten zu thun hat. Beschwerlich ist dies Amt wegen der dasselbe begleitenden Verhaftheit, so daß an Orten, wo nicht ein großes Einkommen damit verbunden ist, man es entweder gar nicht übernehmen mag, oder wenn man es thut, doch nicht eben geneigt ist, in der Amtsführung nach der

---

then, Registratoren; zu diesem Dienste gaben sich bei den Griechen nur die Bürger der ärmeren Klassen her, weil sie vom Staat für die Dienste, welche sie den höheren Beamten leisteten, bezahlt wurden. Es werden „Hieromnemonen", als Abgeordnete einzelner Städte, und als ständige Beamte an dem Amphiktyonenbunde in Delphi, neben den eigentlichen Repräsentanten der Bundesstimmen genannt, den mit entscheidender Stimme betrauten Pylagoren erwähnt. Sie hatten, wie aus einigen Dekreten in Böckh's großer Inschriftensammlung erhellt, das Interesse einzelner Städte am Bunde zu wahren, die Beschlüsse des Bundes zu exekutiren, und die Berathungen vorzubereiten, wobei auch hier ein Verhältniß vorausgesetzt werden muß, nach welchem sie das Material der Berathung schriftlich zu ordnen hatten. In Athen ist ein Epistates der Präsident der als Ausschuß tagenden Sektion des Raths. Er führte die Schlüssel zum Schatz und zu dem Archive auf der Burg. Beide Angaben werfen jedoch nur wenig Licht auf das, was Aristoteles hier ganz im Allgemeinen von diesen Beamten sagt. Ueberhaupt kann man, wenn ein Beamter nach seiner Amtsbenennung in irgend einem Staate genannt wird, daraus nicht mit Sicherheit schließen, daß derselbe Name in einem andern Staate einen Beamten desselben Wirkungskreises bezeichne. Hieromnemonen, oder wie sie öfter genannt werden, Hieromnamonen und Mnamonen sind, wie der feierliche etwas altväterische Name andeutet, wohl besonders als Beamte Dorischer Staaten anzusehen, denen nach Aristoteles' allgemeiner Bemerkung das Urkundenwesen anvertraut ist. Ihr Amtsname erinnert an den Zug der jugendlichen Menschheit, wonach die Schrift überhaupt für etwas Heiliges und Göttliches gilt, wie sie denn auch in Aegypten wirklich göttlicher Verehrung genoß, weil die schriftliche Kunde nicht irre und der Vergänglichkeit nicht ausgesetzt sei.

[4]) Im Texte ist noch angedeutet, daß die Namen der Staatsschuldner an den Thüren des Schatzhauses auf der Burg ausgehängt waren, so daß jeder Bürger davon Notiz nehmen konnte. Entging daher ein Schuldner auch der Strafe der Behörde, so konnte jeder andere Bürger gegen ihn klagbar werden. Auch konnte ein solcher Schuldner, bevor er nicht gezahlt hatte, kein Amt bekleiden.

Strenge der Gesetze zu verfahren. Nothwendig aber ist dasselbe, weil es sonst unnütz wäre Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden, wenn die Entscheidungen nicht vollzogen würden. Ist also ohne Gericht und Richter eine bürgerliche Gesellschaft unmöglich, so ist sie es auch, wenn die Urtheile nicht vollstreckt werden.

6. Zweckmäßiger ist es daher, daß diese Behörde nicht eine sei, sondern für die verschiedenen Gerichtshöfe je eine besondere [5]), auch die den Verurtheilten auferlegten Geldstrafen sollten nicht immer dieselben Leute eintreiben. Ferner mögen manche Executionen von der Behörde vollzogen werden, die mit der gerichtlichen Verurtheilung nichts zu thun hatte, und bei neuen Fällen lieber neue Magistraten dazu beauftragt werden, bei herkömmlichen aber möge die von der einen Behörde ausgesprochene Verurtheilung von einer andern vollzogen werden, also z. B. die Sprüche der Marktpolizei vom Stadtbauamt, und die des letzteren von andern Beamten. Denn je geringere Verhaßtheit die Vollstrecker trifft, desto besser wird die Vollstreckung der Urtheile von Statten gehen. Wenn aber dieselben, welche verurtheilt haben, auch das Urtheil vollstrecken, so führt das eine doppelte Verhaßtheit mit sich, und wenn gar ein und dieselben Personen alle Strafurtheile vollziehen, so sind diese die Feinde aller Welt.

7. Vielerorten besteht eine Behörde, welche die Gefangenen bewacht, getrennt von derjenigen welche das Urtheil vollstreckt, und eine solche besteht z. B. in Athen in dem Kollegium der sogenannten Eilfmänner [6]). Die Trennung dieser beiden Behörden ist ein Vorzug, und es ist gerathen, Mittel ausfindig zu machen, durch welche die Gefängnißbehörde von dem auf ihr lastenden Hasse befreit wird. Denn nothwendig ist sie in eben so hohem Grade wie die erstere. Nun ist es eine ganz gewöhnliche Thatsache, daß anständige Leute sich dem ersten Amte möglichst entziehen, schlechten Subjecten aber hier die Amtsgewalt in die Hände zu geben ist unsicher, weil diese selbst der Bewachung mehr bedürfen, als sie Andere zu bewachen im Stande sind. Es müßte daher für diesen Zweck keine ein für alle Mal verordnete Behörde

---

[5]) Jedes Gericht soll seine eigene Exekutionsbehörde haben, damit nicht der ganze Haß auf dieselben Leute fällt.

[6]) Vergleiche Schömann a. a. O. I, 416.

beſtehen, noch müßten dieſelben Perſonen dieſelben Geſchäfte fortwährend beſorgen, ſondern man nehme von den jungen Leuten diejenigen dazu, die im Corps organiſirt den Wachtdienſt im Lande thun oder die Leute aus der Stadtbeſatzungstruppe [7]), wo dergleichen exiſtirt; und in der Aufſicht müſſen die Behörden mit einander abwechſeln.

8. Dieſe Magiſtraturen ſind als die nothwendigſten zuerſt zu beſtellen. Nach ihnen ſchreite man zur Anordnung der andern, die zwar nicht minder nothwendig als die erſten ſind, aber im Range höher ſtehen, weil zu ihnen Sachkenntniß und Vertrauen in hohem Maaße erfordert werden. Dahin gehören diejenigen, welche es mit der Beſchützung der Stadt zu thun haben, und überhaupt alle Kriegsämter. Denn in Friedens- ſogut wie in Kriegszeiten müſſen Perſonen daſein, welche für die Bewachung der Thore und Mauern ſorgen, Muſterung halten und die Bürger in Heeresabtheilungen vertheilen [8]).

---

[7]) In den freien Staaten von mehr demokratiſchem Charakter übernahmen die jungen Bürgerſöhne, wenn ſie den Bürgereid abgelegt hatten, den Wachtdienſt des Landes, in Attika Peripolendienſt genannt. Peripolien oder Wachthäuſer waren über das ganze Land verbreitet, und bildeten die Stationen für die Patrouillen. Strenge Oligarchieen hingegen halten ſich Miethstruppen, weil die Waffen in den Händen der von der Regierung ausgeſchloſſenen Staatsangehörigen den Oligarchen gefährlich ſchienen.

[8]) Man leſe, was über die Gliederung der Mannſchaft einer Bürgerwehr, über die Führung und Verwaltung dabei in einer Griechiſchen Stadt von dem Griechen Aeneas beigebracht iſt. Das erſte Kapitel ſeines Buchs von der Städtevertheidigung iſt hierüber ebenſo intereſſant als lehrreich. Vergl. noch Kap. 3 über denſelben Gegenſtand, ſowie über Thor- und Tagwachen Kap. 5 und 6, und 22 und 28. Bei der größeren Räumlichkeit und Weite unſeres Staatslebens hatten wir alle dieſe Dinge für mehr oder weniger ſubalterne; in dem Griechiſchen Städteleben dagegen iſt eine ſolche Behörde weſentlich politiſcher Natur. An der Spitze der Stadtwache konnte nur ein Mann ſtehen, der umſichtig und energiſch war, und der bei einem Umſchwung der Dinge am meiſten zu verlieren hatte. Ueberrumpelung oder Verrath einer Stadtburg gehört daher in der Griechiſchen Geſchichte zu den Ereigniſſen von ſcharf einſchneidender politiſcher Wichtigkeit, wie der Vorfall auf der Thebiſchen Kadmea, die Beſetzungen von Panaktum und Phyle durch die Macedoniſchen Könige, wie die Schickſale von Akrokorinth und Meſſene zeigen. Der lebendige Antheil, mit welchem dieſe Dinge von den Alten erzählt werden (ich erinnere nur an die Ueberrumpelung von Sicyon und der Burg von Korinth, die Plutarch im Leben des Aratus ſo ſchön erzählt) iſt dem Leſer erſt dann völlig

9. An manchem Orte sind nun freilich für alles dieses mehrere Behörden, am anderen weniger, wie denn in den kleinen Staaten eine Behörde für dies Alles ausreicht. Diese Beamten heißen Strategen und Polemarchen. Hält der Staat Reiterei, leichte Truppen, Bogenschützen oder eine Marine, so haben manchmal alle diese Waffengattungen ihre besonderen Befehlshaber, welche Nauarchen, Hipparchen, Taxiarchen heißen, wie hinwieder die ihnen untergebenen, Trierarchen, Lochagen, Phylarchen, und so fort. Im Ganzen gehört dies Alles zusammen unter die eine Kategorie der Aufsicht über das Kriegswesen. Soviel von dieser Behörde.

10. Weil nun einige Behörden, und man könnte fast sagen beinahe alle, viel vom Staatsgut unter ihren Händen haben, so muß nothwendig eine andere da sein, welche Rechnung abnimmt und die Verwendung untersucht, selbst aber mit nichts weiter zu thun hat. Diese Beamten führen bald den Nahmen Euthynen, bald Logisten, oder man nennt sie auch Exetasten oder Synegoren[b]). Ueber allen diesen Behörden besteht aber eine von der allerhöchsten politischen Bedeutung, weil in ihren Händen der Ausgang der Dinge gleichwie der Vortrag ruht. Diese Behörde tritt vor der Volksversammlung zur Sitzung zusammen, in Staaten wo das Volk der Souverain ist, und eine solche die souveraine Gewalt zusammenrufende Behörde darf in keinem Staate fehlen. Sie führt an einigen Orten den Nahmen Probulen, weil sie die Vorberathung anstellt und den Vorbeschluß faßt, in Demokratieen heißt sie vielmehr Volksrath. Dies sind ohngefähr die sämmtlichen politischen Behörden.

11. Ein anderer Verwaltungszweig betrifft den Gottesdienst. Hierher gehören die Priester und Aufseher über die Heiligthümer,

---

verständlich, wenn er erwägt, daß es sich dabei nicht bloß um einen militärischen Handstreich handelt, oder um die Kraft und List, wie sie auch wohl heute von einer Schmugglerschaar geübt wird, sondern von einer That, in der überall politische Verhältnisse energisch-lebendig sind, und vorzugsweise dadurch, daß der Chef der ausführenden Truppe nicht ein bloßes Werkzeug, sondern eine Person von ehrgeizigem Charakter ist.

[b]) Auch „Nomophylakes", d. h. Gesetzeswächter, wie in Corcyra. Nach Böckh's Inschriftensammlung II, 1845. Bei Schömann a. a. O. I, 147.

welche für die Erhaltung der bestehenden und die Wiederherstellung der verfallenden Gebäude und für andere zum Kultus verordnete Dinge sorgen. An manchen Orten sind diese Geschäfte in einem Amte vereint, wie z. B. in den kleinen Städten; an manchen bestehen viele und von einander getrennte Kultusämter, als da sind Opferdiener, Tempelaufseher, Tempelschatzmeister. Hierauf folgt eine besondere Behörde, welche die sämmtlichen Staatsopfer vollzieht, welche das Gesetz nicht den Priestern zutheilt, sondern die vielmehr wegen ihrer allgemeinen und nationalen Bedeutung in hoher Ehre stehen [10]). Diese Magistrate heißen bald Archonten, bald Könige, bald Prytanen.

12. Die nothwendigen Aemter also beziehen sich, um das Gesagte kurz zusammenzufassen, auf folgende Gegenstände: auf das Kultus- und Kriegswesen, auf Einkünfte und Ausgaben, auf Markt-, Stadt-, Hafen- und Feldpolizei, ferner auf Gerichtshöfe, Eintragung der Kontrakte und Schuldverschreibungen, Vollziehung der Urtheile, öffentlichen Gewahrsam, Rechnungskontrolle, Rechenschaftsabnahme der Beamten, und den Beschluß machen die Aemter, welche die Berathschlagung über die öffentlichen Angelegenheiten leiten.

13. Staaten aber, welche Ruhe und Wohlstand in höherem Grade genießen und dazu auf Ordnung und Sittlichkeit besondere Sorgfalt wenden, bestellen vorzugsweise Behörden für Weiberzucht, Aufrechthaltung der Gesetze, Kinderzucht, Beaufsichtigung der Gymnasien, ferner für Aufsicht über die gymnischen und dionysischen Festspiele und andere öffentliche Schauspiele der Art. Einige dieser Behörden verrathen nun offenbar keinen demokratischen Charakter, wie die zur Beaufsichtigung der Weiber und Kinderzucht angeordnete; denn der arme Mann ist gezwungen Frau und Kinder als Diener zu

---

[10]) Sie werden im Prytaneum, dem gemeinschaftlichen, in höchster Ehre stehenden Heerde der Gesammtheit, der Staatsgottheit, als der Urheberin des Volkes, der Vertreterin seines sittlichen Wesens dargebracht. In Sparta von den Königen, in Athen von dem zweiten Archon, welcher König hieß. Auf diesem Heerde brannte das heilige Feuer, von welchem die Gründer von Kolonieen den glimmenden Brand in die neue Heimath zum Zeichen der Verbindung mit dem Mutterlande hinübernahmen. Im Texte heißt es wörtlich: „Opfer, welche von dem gemeinsamen Staatsheerde ihre Ehre haben."

gebrauchen, weil er keine Sklaven halten kann [11]). Von den drei Behörden aber [12]), nach welchen sich in manchen Staaten die Wahl der obersten Magistraturen richtet, den Gesetzeswächtern, den Vorberathern (Probulen) und dem Volksrathe sind die Gesetzeswächter ein aristokratisches, die Probulen ein oligarchisches und der Volksrath ein demokratisches Institut. Soviel im Allgemeinen von den sämmtlichen Staatsbehörden. —

---

[11]) Diese Stelle ist deßhalb wichtig, weil aus ihr hervorgeht, daß die Behörde zur Beaufsichtigung der Frauen (wie eine solche Demetrius der Phalerer in Athen einsetzte) die Gynäkonomen, nicht immer eine Behörde zur Steuerung des Luxus und der Verschwendung gewesen ist. Sie hatte also von Oberaufsichtswegen dahin zu sehen, daß die Frauen in Feld- und Fabrikarbeit nicht überbürdet wurden, und desgleichen die Kinder. Es mochte mancher arme Bürger Frau und Kinder in den Fabriken arbeiten laßen, wenn er keine Sklaven dahin schicken konnte, und mochte auf diese Art etwas erwerben. Um hier dem Mißbrauch vorzubeugen, erwähnt Aristoteles Gynäkonomie und Pädonomie als eingesetzte Behörden.

[12]) Die Präposition ist im Texte gesichert. Aristoteles hat mit diesen Worten einen sehr wichtigen politischen Grundsatz leider nur angedeutet. Denn wir wißen nicht, in wiefern der Charakter dieser drei Behörden für die Wahl der höchsten Beamten maßgebend gewesen ist. Eben diese Schwierigkeit veranlaßte die Ausleger die Präposition zu streichen, wodurch wenig gewonnen wird, und eine werthvolle Andeutung, die vielleicht noch vollkommen verstanden werden kann, verloren geht. Vielleicht ist der Sinn der Andeutung dieser: die Thätigkeit der Gesetzeswächter, der Probulen und des Volksraths ist mehr kontrollirend und vorbereitend als entscheidend. Je mehr aber die Thätigkeit derselben sich einer entscheidenden nähert, um so größer ist der Kreis der Exekution bei den vornehmsten Magistraten, denen für die von ihnen endgültig angeordneten Dinge zur Vollziehung überwiesen.

Siebentes Buch.

Erſtes Kapitel.

Wenn die Frage nach der beſten Staatsverfaſſung mit der ihr gebührenden Sorgfalt behandelt werden ſoll, ſo hat ihr zuerſt die Beſtimmung voranzugehen, welches das wünſchenswertheſte Leben ſei. Denn ſo lange dies letztere noch unausgemacht iſt, ſo lange wird auch die Frage nach der beſten Staatsverfaſſung nothwendig ungelöſt bleiben. Ein höchſt glückliches Leben iſt die naturgemäße Folge der glücklichſten Verfaſſungszuſtände, als Ergebniß der in dieſer liegenden Vortheile, falls nicht Umſtände eintreten, die außer aller Berechnung liegen. Man hat ſich alſo zuerſt darüber zu vereinigen, welches im Allgemeinen für Alle das wünſchenswertheſte Leben ſei, ſodann darüber, ob dieſes Leben für die zum Staate vereinigte Geſammtheit der Menſchen und für den Einzelnen ein und daſſelbe ſei, oder ein verſchiedenes.

2. Da wir nun glauben, daß über das glücklichſte Leben in unſeren andern nicht in den vorliegenden Gegenſtand einſchlagenden Unterſuchungen [1]) mit genügender Ausführlichkeit gehandelt wird, ſo können wir von dem was dort aufgeſtellt iſt auch hier Gebrauch machen. Und in der That dürfte wohl ſchon nach der dort getroffenen Eintei-

[1]) Im Texte: „in den exoterischen Vorträgen (λόγοις)."

lung allein Niemand bezweifeln, daß die drei Arten von Gütern, welche es giebt, äußere, körperliche und geistige, der Glückselige alle zusammen in sich vereinigen müsse. Denn kein Mensch würde wohl denjenigen glückselig nennen, der kein Theilchen Muthes, Mäßigung, Gerechtigkeit und Einsicht besäße, der sich vielmehr vor den vorbeisummenden Fliegen fürchtete, der sich bei aufsteigender Freß- und Saufluft keiner Sache, und wäre sie auch die widerwärtigste, enthalten könnte, der um einen Vierling seine liebsten Freunde verriethe, und ebenso am Verstand so schwach und groben Täuschungen unterworfen wäre, wie ein Kind oder ein Wahnwitziger.

3. Allein während über diese Dinge, sobald sie ausgesprochen werden, Alle einer Meinung sind, so weichen sie doch darin von einander ab, wie viel von diesen Dingen zur Glückseligkeit erforderlich sei, und welchem Gute der höhere Werth zukomme. An Tugend meint ein jeder ein hinlänglich großes Theil zu besitzen, wenn er auch noch so wenig hat, dagegen ist er bemüht, seine Ueberlegenheit an Reichthum und Vermögen, an Macht und Ruhm und dergleichen mehr ins Unendliche zu vermehren. Dieser Klasse von Menschen wollen wir indessen bemerken, daß sie sich hierüber mit leichter Mühe schon durch die Thatsachen vergewissern und mit ihren sichtlichen Augen davon überzeugen können, daß die Tugenden nicht durch die äußeren Güter, sondern die letzteren durch die ersteren erworben und erhalten werden, und daß die Glückseligkeit des Lebens, setze sie der Mensch nun in den Genuß oder in die Tugend oder in beides zugleich, weit mehr Solchen zu Theil wird, welche sich durch Bildung des Geistes und Herzens auszeichnen, während sie mit äußeren Gütern nur mäßig ausgestattet sind, als Solchen, welche von diesen letzteren zwar mehr als nützlich besitzen, an jenen aber Mangel leiden.

4. Aber auch die theoretische Betrachtung der Sache führt mit Leichtigkeit zu derselben Wahrheit. Die äußeren Güter haben eine Grenze, wie jedes andere Werkzeug, und es liegt in der Natur einer jeden nützlichen Sache, daß ein Uebermaaß derselben ihrem Besitzer entweder schaden muß, oder ihm wenigstens keinen Nutzen gewährt. Dagegen liegt es in der Art aller geistigen Güter, daß, jemehr sie gesteigert werden, sie um so nützlicher sind — wenn es hier überhaupt zulässig ist, diese Güter des Geistes, die im Grunde nur schön und

herrlich ſind, auch noch nützlich zu nennen. Ueberhaupt iſt klar, daß, wenn wir zwei Dinge in ihrer vollkommenſten Verfaſſung mit einander vergleichen wollen, um dadurch die Ueberlegenheit des einen gegen das andere zu erkennen, das Urtheil ſich unmittelbar nach dem Werth der verglichenen Dinge an ſich richten wird, denen wir jene Eigenſchaften ſelbſt beilegten. Mithin, wenn die Seele ſowohl an ſich als für uns etwas Höheres iſt als äußerer Beſitz und als der Körper, ſo muß auch zwiſchen der vollkommenſten Verfaſſung eines jeden dieſer Dinge daſſelbe Verhältniß ſtattfinden. Ferner ſind alle ſolche äußeren Güter dem Naturgeſetz zufolge nur im Intereſſe der Seele wünſchenswerth, und nur in dieſer Hinſicht ſollen vernünftige Menſchen darnach trachten, nicht umgekehrt.

5. Daß nun alſo einem Jeden von der Glückſeligkeit nur ſo viel zufällt, als ihm Tugend und Einſicht und ein dieſen beiden Eigenſchaften gemäßes Handeln zukommt, das ſei für uns völlig ausgemacht, und wir wollen für dieſe Wahrheit zum Zeugen die Gottheit nehmen, welche gewiß glücklich und glückſelig iſt, aber dies durch kein äußeres Gut, ſondern rein durch ſich ſelbſt und durch die Beſchaffenheit ihres Weſens. Und hierin liegt der Grund des nothwendigen Unterſchiedes zwiſchen Glück und Glückſeligkeit. Die Güter, welche außerhalb der Seele liegen, fallen uns nemlich durch Ungefähr und Zufall zu, aber gerecht und ſich ſelbſt beherrſchend iſt Niemand vom Zufall oder durch Zufall. Hieran ſchließt ſich der auf denſelben Gründen beruhende Satz: daß auch der vollkommenſte Staat derjenige iſt, welcher glückſelig iſt und dem es wohl ergeht. *Gut gehen aber kann es durchaus Niemand, der nicht das Gute thut.* Ein gutes (ſchönes) Werk verrichtet aber weder ein Menſch noch ein Staat ohne Tugend und Einſicht, zumal da Muth, Gerechtigkeit und Einſicht beim Staate ganz dieſelbe Form und Bedeutung haben, wie bei jedem Einzelnen, welchem der Beſitz dieſer Tugenden das Prädikat eines gerechten, einſichtsvollen und ſich beherrſchenden Menſchen giebt.

6. So viel ſei als Vorwort zu unſerer Unterſuchung vorausgeſchickt. Denn dieſe Sätze ganz unerwähnt zu laſſen, ging eben ſo wenig an, als ſie nach allen Seiten hin ausführlich zu behandeln, weil das in einen andern Vortrag gehört. Hier ſtehe uns nur ſo viel feſt: *das beſte Leben ſowohl für das Individuum im Beſon-*

dern, als für die Staaten im Allgemeinen iſt dasjenige, in welchem die Tugend auch mit äußern Gütern ſo weit ausgeſtattet iſt, daß dadurch eine thätige Theilnahme an ſchönen und guten Handlungen möglich wird*). Einwendungen hiergegen zu beleuchten, müſſen wir bei der gegenwärtigen Unterſuchung unterlaſſen und uns auf eine andere Gelegenheit vorbehalten, wenn Jemand von dem Geſagten noch nicht überzeugt ſein ſollte.

Zweites Kapitel.

1. Iſt die Glückſeligkeit jedes einzelnen Menſchen und die eines Staates ein und dieſelbe oder nicht? Dieſe Frage wäre nun zu unterſuchen. Auch hier iſt die Antwort klar; denn von allen Seiten dürfte man ſich poſitiv dafür erklären, daß ſie dieſelbe ſei. Wer das Glücklichleben des Einzelnen in den Reichthum ſetzt, der wird auch den ganzen Staat, wenn er reich iſt, glücklich preiſen; wem der Machtbeſitz eines Tyrannen als das Höchſte gilt, wird auch den Staat den glückſeligſten heißen, der über die meiſten Unterthanen herrſcht; wer endlich den Einzelnen wegen ſeiner Tugend gelten läßt, der wird auch einen Staat für um ſo glückſeliger achten, jemehr Tüchtigkeit in demſelben iſt.

2. Aber hier tauchen eben zwei Fragen auf, die zu unterſuchen ſind. Die erſte iſt: Verdient das Leben als Bürger und Mitglied des Staatsverbandes, oder das Leben als Fremder, das Leben des vom Staatsbande umſchlungenen Einzelnen den Vorzug? Zweitens fragt ſich: Welche Verfaſſung und Staatsordnung, möge nun die Theilnahme an ihr Allen erwünſcht ſein, oder mit Ausſchluß Einiger doch den Meiſten, iſt die beſte? Nur dies Letztere gehört eigentlich in den Be-

*) Vergleiche unten Kap. 12, §. 2. Man denke an das Goethe'ſche Wort:

Nachdem einer ringt,
Alſo ihm gelingt,
Wenn Manneskraft und Hab'
Ihm Gott zum Wollen gab.

reich der politiſchen Forſchung und Betrachtung, nicht aber dasjenige, was der Einzelne für ſich für erwünſcht halten mag. Und da wir es hier mit der erſten Frage zu thun haben, ſo bleibe jene ein Nebenpunkt, und dieſe ein Hauptpunkt unſerer gegenwärtigen Unterſuchung.

3. Daß nun nothwendig die beſte Verfaſſung die ſein muß, deren Einrichtung zufolge jeder Menſch ſich wohl befindet und glücklich lebt, leuchtet ein; ſtreitig dagegen iſt ſelbſt unter denen, welche darin übereinſtimmen, daß ein Leben mit Tugend das wünſchenswertheſte ſei, ob das politiſche und praktiſch thätige Leben den Vorzug verdiene, oder vielmehr das von allem Aeußerlichen abgezogen, gleichſam innerlich beſchauliche, welches Einige für das allein philoſophiſche halten[1]). In dieſe beiden Lebensrichtungen theilen ſich wie es ſcheint, die am eifrigſten nach Tugend ſtrebenden Menſchen der Vor- und der Jetztzeit, ich meine, in das politiſche und das philoſophiſche Leben.

4. Es iſt nun aber von nicht geringer Wichtigkeit, auf welcher Seite hier die Wahrheit iſt. Denn nothwendig wird der richtige Sinn ſich dem für beſſer erkannten Ziele gemäß machen, der einzelne Menſch ebenſowohl als der Staat in ſeiner Geſammtheit. Nun ſagen Einige: Seine Umgebung zu beherrſchen ſei, wenn es despotiſch geſchehe, die höchſte Ungerechtigkeit; geſchehe es im Geiſte einer freien bürgerlichen Ordnung, ſo ſei es zwar nicht ungerecht, hindere aber den Herrſcher an ſeiner eigenen glücklichen Ruhe. In ſchroffen Gegenſatz hierzu tritt die Meinung Anderer: Das praktiſch thätige und politiſche Leben ſei allein das eines Mannes würdige, weil in jeder Tugend und Tüchtigkeit ſich der größere Spielraum der Thätigkeit nicht dem Privatmann, ſondern demjenigen eröffne, der in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten und in Staatsgeſchäften thätig ſei.

5. Neben dieſe Meinungen tritt die Anſicht derjenigen, welche eine despotiſche und tyranniſche Weiſe des Staatslebens für die allein glückſelige erklären, und allerdings iſt in manchen Staaten Zweck und Bedeutung der Geſetze ganz darauf gerichtet, die Nachbarn unter Herrenregiment zu bringen. Hiermit hängt auch die Wahrnehmung zu-

---

[1]) Anſpielung auf Platon und die Platoniker. Vergleiche Ariſtoteles Ethik an Nikomachus VI, Kap. 7. und Dieſe Philoſophie des Ariſtoteles II, 274.

ihnen selbſt ſoll gerechte Herrſchaft walten, betrifft es aber Andere, ſo wird nach dem Recht nicht viel gefragt *).

9. [Die Ungereimtheit dieſes Zwecks der rückſichtsloſen Unterdrückung ſpringt in die Augen, wenn man erwägt, daß die Natur hier ſelbſt das Richtige gezeigt hat] [2]). Sie ſelbſt nemlich ſcheidet Herren- und Sklavennaturen. Iſt dieſe Scheidung nun naturgemäß, ſo darf man auch nicht alle Menſchen despotiſch beherrſchen wollen, ſondern nur die dazu beſtimmten, wie man auch zum Behuf eines Schmauſes oder Opfers nicht auf Menſchen Jagd machen ſoll, ſondern auf das hierfür zur Jagd Geſchaffene, und das iſt hier jedes wilde und dabei eßbare Thier. Es kann im Gegentheil ſelbſt ein ganz iſolirter Staat glückſelig ſein, falls er nemlich gut eingerichtet iſt [3]). Vorausgeſetzt wird dabei freilich die Möglichkeit, daß es einen ſolchen iſolirten, mit guten Geſetzen ausgeſtatteten Staat irgendwo geben könne. Ein ſolcher wird alsdann in der Anordnung ſeiner Verfaſſung weder auf Krieg noch auf Obergewalt gerichtet ſein, da nach unſerer Annahme dazu gar kein Grund vorhanden iſt.

10. Man kann daher alle jene für die Kriegsbereitſchaft mit Fürſorge getroffenen Anſtalten für gut und nützlich halten, darf aber doch nicht den höchſten Endzweck des Staates in ihnen ſehen, ſondern hat ſie nur als das Mittel für jenen zu betrachten. Der gute Geſetzgeber aber wird es ſich zur Aufgabe ſtellen, dahin zu ſehen, wie der Staat und die ihn bildende Art Menſchen, und jeder andere Verein, eines guten Lebens und der für ſie möglichen Glückſeligkeit theilhaftig werden. Freilich wird er in der Anordnung geſetzlicher Beſtimmungen manchmal verſchieden verfahren müſſen. Es hat die Kunſt der Geſetzgebung auch das ins Auge zu faſſen, wie die Nachbarſtaaten, wenn ſolche vorhanden, je nach ihrer verſchiedenen Beſchaffenheit zu behan-

*) In dieſer Auffaſſung excelliren vornemlich die praktiſchen Politiker Frankreichs.

[2]) Der Ausdruck des Textes leidet an dieſer Stelle, wie Schneider bemerkte, an einer gewiſſen Anakoluthie. Es ſind einige Worte ausgefallen; aber es leidet keinen Zweifel, daß es etwa diejenigen waren, welche die Ueberſetzung giebt.

[3]) Z. B. die heutige republikaniſche Schweiz.

deln und wie Recht und Pflichten gegen sie wahrzunehmen sind. Doch dieser Punkt wird später[4]) die angemessene Berücksichtigung finden, wenn untersucht wird, auf welches Ziel die beste Verfassung gerichtet sein müsse.

Drittes Kapitel.

Eingehend auf die Ansicht derjenigen, welche darin mit einander einig waren, das tugendhafte Leben für das vorzüglichste zu halten, aber darin auseinander gingen, welches in der Anwendung die Zwecke eines solchen Lebens seien, wollen wir nun Beiden Antwort geben. Man erinnert sich, daß die Einen alle Thätigkeit in Staatsämtern verwarfen[1]), in der Meinung, das Leben eines freien Mannes sei von dem eines Staatsmanns verschieden und von allen das vorzüglichste, während die Andern dies von dem letzteren aussagen; denn unmöglich könne wer nichts thue, in seinem Thun glücklich sein, da glückliche Wirksamkeit dasselbe sei als Glückseligkeit. Beide treffen in gewisser Beziehung das Richtige, in anderer aber nicht. Es ist wahr, daß das Leben eines freien Mannes besser ist, als das eines despotischen Herrschers; denn daß man einen Sklaven wie einen Sklaven gebraucht, darin liegt nichts Großes, ebenso wie der Befehl in Bezug auf das Nothwendige[2]) nichts Schönes enthält.

2. Unrichtig aber ist es zu glauben, ein jedes Regiment sei Despotie. Der Unterschied zwischen einer Herrschaft über freie Menschen und einer solchen über Sklaven ist nicht geringer, als der zwischen dem von Natur freien und dem von Natur sklavischen Wesen selbst, — Verhältnisse, welche in den früheren Untersuchungen genügend bestimmt worden sind. Dagegen ist es gleichfalls unrichtig, das unthätige Leben über das thätige zu stellen; denn die Glückseligkeit besteht

---

[4]) Vgl. unten Kap. 13 dieses Buchs.

[1]) S. oben Kap. 2, §. 3.

[2]) Unter dem Nothwendigen ist das ökonomisch Nothwendige, sind die Bedürfnisse in Haus und Wirthschaft gemeint.

im Handeln, wozu kommt, daß die Thaten gerechter und weiser Menſchen eine Fülle des Guten und Schönen als ihr Ziel enthalten [3]).

3. Nach dieſen Beſtimmungen aber könnte man nun vielleicht meinen, Herr über Alle zu ſein ſei das Beſte, weil man in dieſer Stellung auch Herr zu den meiſten und ſchönſten Handlungen werde, ſo daß alſo Jemand, der die Herrſchaft zu führen vermöge, dieſe nicht ſeinem Nachbar zu überlaſſen, ſondern ſie ihm eher vorwegzunehmen habe, wobei weder der Vater auf die Kinder, noch dieſe auf jenen, noch irgend ein Freund gegen den Freund die mindeſte Rückſicht und Bezugnahme walten laſſen dürfe. Denn das Beſte muß ja Jeder vor allen Dingen erſtreben, dieſes Beſte aber iſt eben eine ſchöne Wirkſamkeit.

4. Wer ſo meint, hätte vielleicht Recht, wenn es in der Natur der Dinge läge, daß dem Menſchen durch Raub und Gewaltthat der höchſte Preis des Lebens zufallen könnte [4]). Aber das iſt unmöglich, und in dieſer Vorausſetzung liegt der Irrthum. Um große und edle Thaten zu thun, muß man eine geiſtige und ſittliche Ueberlegenheit über ſeines Gleichen haben, und iſt dieſe nicht ſo bedeutend wie die des Mannes über das Weib, des Vaters über die Kinder, des Herrn über die Sklaven, ſo ſind dergleichen Thaten unmöglich. Wer daher gleich

---

[3]) Das heißt: die Einzelhandlungen des gerechten Menſchen ſind außer auf das Erreichen der beſondern Zwecke auch noch darauf gerichtet, das Gute und Schöne überhaupt zu verwirklichen. Die Kraft ein ſolches Ziel zu erreichen, liegt in ihrer eigenen Natur, ohne daß es dazu immer des Wiſſens und der Abſicht des Handelnden bedarf. Goethe:

„Ein geiſtreich aufgeſchloſſnes Wort
Wirkt für die Ewigkeit!"

[4]) Die erhabene Welttragödie des Shakſpear'ſchen „Macbeth" iſt eine Ausführung dieſes Satzes. Auch verfällt der Held dieſer Tragödie des Verbrechens keineswegs in den von Ariſtoteles bezeichneten Irrthum. Als ſich die Verſucherinnen ihm genaht haben, als ihn in den noch guten Stunden die Luſt zur Gewaltthat überkommt, glaubt er den Ausweg in dem gefunden zu haben, was er wie tröſtend zu ſich ſelbſt ſpricht: „wenn mich der Zufall zum König haben will, nun, ſo mag mich auch der Zufall krönen." Es iſt ſehr bezeichnend für das erweiterte moderne Bewußtſein, daß der große Dichter ſeinen Helden nicht aus einem ſolchen, von Ariſtoteles als Irrthum bezeichneten Motive heraus wirken läßt. Es iſt in der ganzen Tragödie keine Spur davon zu entdecken, obſchon ein König wie Duncan wohl dazu verleiten konnte.

zu Anfang den Weg des Guten verließ, der kann durch all' sein späteres Thun das Unheil aus der früheren Uebertretung nicht wieder gut machen [5]). Er entzog seines Gleichen den ihnen so gut als ihm gebührenden Antheil an schönen und gerechten Handlungen und zerstörte das die Gleichheit und Parität ausmachende Verhältniß der Gegenseitigkeit, er trat zu seines Gleichen in das Verhältniß der Ungleichheit, und stellte sich Wesen die ihm ähnlich sind als ein Unähnliches wider die Natur gegenüber; Nichts aber, was wider die Natur ist, ist schön [6]). Aber freilich wenn ein Mann auftritt, der an Tugend und Thatkraft den Besten überlegen ist, dann ist es etwas Schönes einem solchen sich unterzuordnen, und Recht ihm zu gehorchen.

---

[5]) Nach diesem Satze und seiner Ausführung wäre über die eid- und wortbrüchigen Usurpatoren und Staatsretter in der Geschichte, auch dann wenn es ihnen gelungen, durch wohlthätige Anwendung der unrechtmäßig und verbrecherisch an sich gerissenen Gewalt den Ursprung derselben bei Vielen vergessen zu machen, der Stab gebrochen. Doch wird das Urtheil hier wesentlich verschieden ausfallen, je nachdem die Denkweise einer Zeit mehr republikanisch oder mehr monarchisch ist. Der gleich folgende Satz, und ähnliche in andern Stellen dieses Werks verrathen den geräuschlosen Eintritt des Gedankens der Monarchie in die Geschichte, wenn gleich der Monarch nach griechischer Auffassung vorerst noch immer ein persönlich ausgezeichneter Mensch sein muß.

[6]) Im Original stehen hier die Sätze in abstrakter Allgemeinheit neben einander, und wollte man sie, was sehr leicht ist, wörtlich wiedergeben, so würden sie unverständlich sein. Dies freilich nicht an sich, wohl aber als Beweismittel des Satzes, um welchen es dem Philosophen zu thun ist, daß derjenige, der um Gelegenheit zu den meisten edlen Thaten zu haben, sich rücksichtslos der Herrschaft über Andere bemächtigt, eben wegen dieses räuberischen und gewaltsamen Thuns der Natur der Sache nach nie zu seinem Ziel gelangen könne. Die von uns gegebene Uebersetzung trifft den wahren Sinn des Aristotelischen Gedankens besser, als eine Uebersetzung von Wort zu Wort. Hier, wie an vielen Stellen, muß bei Aristoteles die Uebersetzung mit auslegen helfen, und es muß sogar das was die abstrakt allgemeinen Sätze im Wege anregender Ausführung erweitert in sich enthalten in den Text genommen werden. Der Mangel „methodischer Darstellung", ein Vorwurf, der den Alten überhaupt, und dem Aristoteles insbesondere gemacht wird, setzte scharf denkende Leser und Hörer voraus, und ist, da er uns den richtigen Gedanken mit Mühe finden läßt, für uns eine Quelle bedeutender Anregung. Man muß den Muth haben in solchen Fällen, wie der vorliegende, die originale Form ganz fallen zu lassen.

Nur muß ein ſolcher Mann nicht bloß Tugend beſitzen, ſondern auch diejenige Macht, in Folge deren er nach außen hin wirkſam ſein kann.

5. Allein wenn dies richtig und die Glückſeligkeit erfolgreiche Thätigkeit iſt, dann iſt im Allgemeinen für jeden Staat und für den Einzelnen das beſte Leben das thätige. Aber es iſt nicht nothwendig, daß das thätige Leben bloß darin geſetzt werde, Andere zu beſtimmen, wie Einige meinen, auch ſind keineswegs bloß diejenigen Gedanken praktiſch, die auf die Erzielung äußerlicher aus dem Handeln hervorgehender Erfolge gerichtet werden, ſondern in weit höherem Grade ſind es diejenigen Forſchungen und Betrachtungen, welche ihren Zweck in ſich ſelbſt tragen und um ihrer ſelbſt willen angeſtellt werden [7]). Denn auch hier iſt erfolgreiche Thätigkeit Zweck, ſomit auch That überhaupt, und der herrſchende Sprachgebrauch, der auch bei den nach außen gehenden Handlungen die That recht eigentlich dem geiſtigen Urheber beilegt, iſt in ſeinem Rechte.

6. Eben ſo wenig dürfen aber auch ſolche Staaten, die ſich zu iſoliren und ein dieſer Abgeſchloſſenheit angemeſſenes Leben zu führen vorgezogen haben, für unthätige gelten. Denn auch in ihnen kann dieſe innere Thätigkeit ſich aller Theile bemächtigen, bei dem Reichthum der gegenſeitigen Beziehungen und Verbindungen, welche die Theile eines Staates mit einander eingehen, ähnlich wie auch bei jedem einzelnen Menſchen daſſelbe der Fall iſt [8]). Auch ſtünde es ſonſt ſchlimm um die Gottheit und um das Weltganze, die doch außer ihrer eigenen in ihnen ruhenden, keine nach außen gehenden Thätigkeiten haben.

Daß alſo das beſte Leben ſowohl für jeden einzelnen Menſchen als auch für die Staaten und die Menſchen im Verein ein und daſſelbe ſein müſſe, iſt einleuchtend.

---

[7]) Die Erhabenheit und einfache Größe dieſes Gedankens erhebt ſich hoch über das Bewußtſein der modernen „Praktiker", denen das Erreichen des Einzelnerfolgs Alles, die Beſchäftigung mit dem Allgemeinen unpraktiſch, d. h. Nichts iſt. Der größte Denker des Realen iſt dagegen anderer Meinung, und zeigt in dieſem ſeinem Denken die Tiefe und Friſche eines wahrhaft ſtärkenden Idealismus.

[8]) Wir haben hier denſelben Gedanken, deſſen ſchönſte Form zu finden erſt dem Dichter vorbehalten war in dem wundervollen:

„Wie Alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!"

Viertes Kapitel.

Nachdem wir dies als Einleitung vorausgeschickt und über die andern Verfassungen oben gehandelt haben, beginnen wir die Untersuchung der übrigen Fragen zuerst damit, daß wir erklären, welche Erfordernisse für einen Staat, dessen Zustand nach Wunsch sein soll, vorausgesetzt werden müssen. Denn unmöglich kann die beste Verfassung verwirklicht werden ohne angemessene äußere Ausstattung. Wir sind daher befugt als Wünschende eine Menge von Voraussetzungen zu machen, doch darf sich darunter nichts Unmögliches befinden. Solche Voraussetzungen sind z. B. eine gewisse Menge Bürger und ein Landgebiet von gewissem Umfange.

Diese sind das Material, und wie dies den Werkleuten überhaupt, z. B. dem Weber, dem Schiffbauer in angemessener Beschaffenheit für seine Arbeit vorliegen muß, — und je besser die Qualität desselben ist, um so vollkommener muß das Erzeugniß ihrer Kunstfertigkeit gerathen — so darf auch dem Staatsmann und dem Gesetzgeber das nothwendige Material in seiner angemessenen Qualität nicht fehlen. Zur stofflichen Ausstattung eines Staats gehört aber die Menschenmasse, und es fragt sich: wie groß soll ihre Zahl sein, und welche Eigenschaften sollen ihnen von Natur zukommen, und ebenso in Betreff des Landgebiets, wie groß und wie beschaffen soll es sein?

3. Die Meisten glauben nun, der glückselige Staat müsse groß sein. Ist diese Meinung richtig, so verräth sie die Unkenntniß darüber, welcher Staat für groß, und welcher für klein zu halten ist. Man setzt da in seinem Urtheil den großen in die numerisch große Zahl seiner Bewohner, während man nicht auf die Zahl sondern auf die innere Kraft derselben sehen sollte. Denn auch der Staat hat eine Aufgabe zu erledigen, und man hat daher denjenigen für den größten zu halten, welcher diese Aufgabe am vollkommensten zu lösen vermögend ist, gerade so wie wir Hippokrates den Arzt und nicht den Menschen größer nennen werden als ein Individuum, das sich durch seine Körperlänge auszeichnet.

4. Allein selbst zugegeben, daß das numerische Verhältniß das

Urtheil hier zu bestimmen habe, so kann doch keineswegs die zufällige Menge zur Richtschnur desselben dienen — denn es könnten ja Staaten eine große Anzahl Sklaven, Schutzgenossen und Fremder zu enthalten vielleicht gezwungen sein; sondern nur die Menge derjenigen, welche einen Theil des Staats bilden, und aus welchen er als aus seinen wesentlichen Gliedern besteht. Die überwiegende Anzahl dieser ist das Merkmal eines großen Staates, während der Staat, welcher eine große Anzahl Lohnarbeiter aber wenige Schwerbewaffnete zu stellen vermag, unmöglich ein großer sein kann; denn ein großer Staat und ein volkreicher sind nicht Eins und Dasselbe.

5. Aber auch das erweisen die Thatsachen der Erfahrung klar, daß es schwer, vielleicht unmöglich ist, daß ein zu volkreicher Staat sich eines guten gesetzlichen Zustandes erfreue. Wenigstens sehen wir, daß kein Staat, der im Rufe eines trefflichen Verfassungslebens steht, das ziellose Anwachsen seiner Volksmasse gestattet hat. Selbst der Ausdruck Wohlgesetzlichkeit führt als ein zuverlässiger Führer zu derselben Wahrheit. Denn das Gesetz ist eine gewisse Ordnung; und Wohlgesetzlichkeit ist nothwendig Wohlgeordnetheit, eine übermäßig große Anzahl aber erlaubt keine Ordnung. Nur die Kraft der Gottheit allein, welche ja auch dieses All zusammenhält, tritt ordnend und bildend in ungemessener Ausdehnung auf, in welcher das Schöne sich in Menge und Größe alltäglich offenbart [1]). Daher muß auch ein Staat, dem neben der Bestimmung der Größe auch noch die angegebene zukommt, in diesem Falle der schönste sein.

6. Aber es giebt in der That auch für die Staaten ein gewisses Maaß der Größe, so gut wie für alle andere Dinge, für Thiere, Pflanzen, Werkzeuge. Keins von diesen wird bei übermäßiger Kleinheit oder bei übermäßiger Größe die Fähigkeit besitzen, seiner Bestimmung zu entsprechen, sondern es wird seine Natur in dem einen Falle gänzlich einbüßen, und in dem andern schlecht bestellt sein. Ein spannenlanges Fahrzeug z. B. wird gar kein Fahrzeug mehr sein, eben so wenig eins, was zwei Stadien lang wäre, während dagegen ein anderes Größen-

[1]) In diesem Sinne scheint der hier verdorbene Text wieder hergestellt werden zu müssen.

verhältniß ein Fahrzeug entweder durch seine Kleinheit oder durch seine übermäßige Größe zu einer guten Fahrt untauglich machen wird.

7. Aehnlich ist es mit dem Staate. Besteht er aus zu wenigen Bewohnern, so ist er nicht selbstständig, und das soll er doch sein; besteht er aus zu vielen, so besitzt er diese Selbstständigkeit in Bezug auf das Nothwendige wohl als Völkerschaft, aber nicht als Staat; denn von einer Verfassung würde da wohl nicht gut die Rede sein können. Wer sollte eine so ungeheure Masse als Feldherr befehligen? wer Ausrufer sein, ohne eine Stimme wie Stentor zu haben? Ein wirklicher Staat bildet sich daher erst von dem Augenblick an, da die Anzahl der Einwohner diejenige Größe erreicht, in welcher sie ohne weiteren Zuwachses zu bedürfen, selbstständig wird, um ein glückliches Leben im bürgerlichen Verein zu führen. Es kann auch einen Staat geben, der diesen an Anzahl der Bewohner übertreffend, als größerer Staat besteht; aber dieses Steigen geht, wie gesagt, nicht ins Grenzenlose fort, sondern hat seine Schranke, und wo diese zu setzen sei, wird durch die Betrachtung der Aufgaben eines Staats ohne Schwierigkeit erkannt. In ihm ist die Thätigkeit zwischen Herrschenden und Beherrschten getheilt, und den Ersten fällt dabei das Anordnen und Entscheiden zu. Zu der Entscheidung der Rechtsverhältnisse aber, sowie zu einer nach Würdigkeit anzuordneten Vertheilung der Staatsämter ist eine gegenseitige Kenntniß der Bürger untereinander unerläßlich; denn wo das nicht der Fall ist, da muß es um die Verwaltung und um das Recht schlecht bestellt sein, da in beiden Zweigen ein unvorsichtig willkürliches Verfahren, wie es bei einer allzu großen Volksmenge offen zu Tage liegt, das Recht verletzt.

8. Hier wird es auch Fremden und Schutzgenossen leichter, sich in die Bürgerschaft einzudrängen, weil bei der übermäßigen Volksmasse eine Einschwärzung keine Schwierigkeit hat. Wir ziehen also den Schluß und behaupten: Die beste Begrenzung eines Staats enthält eine Bevölkerung, welche bei möglichster Größe für den Zweck der Selbstständigkeit zugleich leicht übersehbar ist. Soviel von der Bestimmung der Größe eines Staats.

Fünftes Kapitel.

Aehnlich verhält es sich nun auch mit dem Landgebiet. Was die allgemeine Beschaffenheit desselben anlangt, so wird ein Jeder dasjenige für gut finden, welches dem Staate die vollkommenste Selbstständigkeit in der Befriedigung seiner Bedürfnisse gewährt. In dieser Eigenschaft muß es Alles produciren; denn die Selbstständigkeit ist eben dieß, daß Alles vorhanden sei und nichts fehle. Näher muß die Fruchtbarkeit und Ausdehnung des Gebietes seinen Bewohnern das Leben einer freien durch Mäßigkeit geregelten Muße gewähren können. Ob nun diese Bestimmung richtig getroffen ist, wird eine später des genaueren anzustellende Untersuchung lehren, in deren Verlauf über den Besitz überhaupt, sowie über den Vermögensreichthum gehandelt und dabei ermittelt werden wird, wie und auf welche Weise sich derselbe zum Gebrauch selbst zu verhalten habe[1]) — eine Untersuchung, die reich an strittigen Punkten ist, weil die Menschen ihr Leben nach der einen oder der andern Seite ins Extrem hineinziehen, und entweder in Knickerei oder Verschwendung verfallen.

2. Die Gestalt des Landgebietes ist nicht schwer anzugeben. Man hat hier in einigen Stücken auch auf den Rath sachverständiger Strategen zu achten, wonach es den Feinden der Einfall schwer, den Bewohnern den Ausgang leicht machen müsse*). Ferner darf die schon bei der Bewohneranzahl erforderte Eigenschaft der Uebersichtlichkeit auch dem Landgebiete nicht fehlen, und Uebersichtlichkeit heißt hier so viel als leichte Vertheidigungsfähigkeit. Will man überhaupt die Stadt so legen, wie man es nur immer wünschen kann, so muß sie nach der See und nach dem Lande hin gleich wohl gelegen sein, wohl-

---

1) Aristoteles verweist hier auf die Schrift Oekonomikus, d. h. auf seine Hauswirthschaftslehre, von der wir ein Bruchstück besitzen. Das erste Buch ist unzweifelhaft, wenn nicht von ihm, doch aus seinem Werke ausgezogen.

*) Man denke an Napoleons III. neueste Gränzregulirungspolitik gegen Piemont und ihre Motive.

gelegen nach der einen bereits angegebenen Bestimmung, daß sie, um überall hin Hülfe schicken zu können, der Centralpunkt sei, auf den sich alle mit ihm in Verbindung stehende Oertlichkeiten beziehen. Eine andere Bestimmung betrifft die Zufuhr der Feldfrüchte, ferner den Transport des Holzbedarfs, oder welcher Artikel sonst für den Arbeitsbetrieb in einer Stadt erforderlich ist — Alles dies muß leicht zur Stelle geschafft werden können.

Kap. 6 Sect. 3. Ob für gesetzlich wohlgeordnete Städte die Verbindung mit der See nützlich oder schädlich sei, darüber wird häufig Zweifel erhoben. Nach einigen Stimmen ist die fortwährende Anwesenheit von Fremden, die unter andern Gesetzen erzogen sind, der gesetzlichen Ordnung nicht zuträglich, eben so wenig als die große Menschenmenge, denn eine solche entstehe aus dem Seeverkehr einer Masse ins Ausland reisender und vom Auslande herbeiströmender Kaufleute, sei jedoch einer guten stattlichen Ordnung entgegen.

4. Sieht man von dem Eintreten dieser Uebelstände ab, so möchte allerdings die Verbindung einer Stadt und ihres Gebiets mit der See sowohl für die Sicherheit als für ihre reichliche Versorgung mit den Lebensbedürfnissen unzweifelhafte Vorzüge darbieten. Denn wenn dem angreifenden Feinde mit Erfolg begegnet werden soll, so muß denjenigen, welchen geholfen werden soll, die Hülfe auf beiden Wegen, zu Lande und zur See, leicht geleistet werden können; und wenn es darauf ankommt, die Gegner selbst zu schädigen, so wird, wenn dies auf beiden Wegen zugleich nicht möglich, doch auf dem einen oder dem andern derjenige Staat dies eher thun können, dem beide Wege offen stehen. Ebenso gehört es zu den Nothwendigkeiten, daß ein Staat sich die bei ihm nicht vorhandenen Produkte durch Einfuhr verschaffe, und daß er sich seines Ueberflusses durch Ausfuhr entledige; für sich nämlich und nicht für die Andere, soll der Staat handeltreibend sein.

5. Wo man dagegen Allen einen Markt bei sich eröffnet, da thut man es, um die Staatseinkünfte zu steigern; wenn aber ein Staat auf solchen Gewinn nicht ausgehen soll, so darf er einen solchen Stapelplatz auch nicht besitzen. Und so sehen wir denn auch heute in der Wirklichkeit, daß viele Landgebiete und Städte Ankerplätze und Häfen von einer für die Stadt so eigenthümlich günstigen Lage besitzen, daß sie

weder eins mit der Stadt, noch auch allzuweit von ihr entfernt ſind, ſondern durch Mauern und dergleichen andere Befeſtigungswerke begrenzt werden. Es liegt zu Tage, daß jeder aus einer ſolchen Verbindung etwa entſtehende Vortheil auch der Stadt zu Gute kommen wird, ſowie daß ein etwaiger Nachtheil durch Geſetze leicht abgewendet werden kann, welche angeben und beſtimmen, welchen Bürgern ein gegenſeitiger Verkehr zu geſtatten ſei, und welchen nicht [2]).

6. Was die Seemacht betrifft, ſo iſt der Beſitz einer ſolchen bis zu einer gewiſſen Höhe offenbar im höchſten Grade nützlich. Ein Staat muß nicht nur für ſich ſelbſt ſondern auch für manche ſeiner Nachbarn furchtgebietend und helfend auftreten können, zu Lande wie zur See. Wie weit aber die Stärke und Größe einer ſolchen Seemacht zu gehen habe, muß nach dem Leben des betreffenden Staats bemeſſen werden. Soll derſelbe die Führung übernehmen und lebhaft in die Politik eingreifen, ſo iſt eine dieſem Wirkungskreiſe angemeſſene Höhe der Seemacht für ihn eine Nothwendigkeit.

7. Dagegen iſt jene Volksmenge, wie ſie aus dem Schifferpöbel erwächſt, für die Staaten nicht nothwendig, und dürfen dieſe Leute keinen Theil der Bürgerſchaft ausmachen. Ich rede nicht von den Seeſoldaten, welche ohnehin als freie Leute auch zum Landheer zu Fuß gehören, und im Seedienſt Oberbefehl und Leitung haben, ſondern von den Matroſen, welche dem Staate, wenn er eine Menge von Hörigen und den Acker beſtellenden Leuten beſitzt, dann aus dieſen auch in Fülle zu Gebote ſtehen. So ſehen wir dies heute auch in einigen Städten, z. B. in der der Heraklecten [3]) wirklich beſtehen.

[2]) Ariſtoteles hat hier den Piräus im Sinne, welcher von der mit ihm durch Mauern verbundenen Stadt anderthalb Stunden entfernt war. Dieſer Hafenort hatte aber auch ſeine eigenen Feſtungswerke und Mauern, und war die eigentliche Hafen- und Schifferſtadt. Die Piräusſtadt ward mit der Zeit immer regelmäßiger gebaut, hatte ſchöne Straßen, war aber der Sitz des pöbelhaften Schifferlebens, ſo daß den Bürgern aus der Stadt das Bleiben im Piräus über Nacht bei Todesſtrafe eine Zeit lang verboten war. Die Hafenſtadt hatte eine Waarenhalle, Kornmagazine, ein Zeughaus, Theater, Tempel, Säulenhallen und Bäder. Die koloſſalen Befeſtigungen laſſen ſich in den Umfangsmauern noch jetzt nachweiſen.

[3]) Es iſt die Stadt Heraklea am Pontus gemeint, deren Ariſtoteles ſcho

Sie bemannt viele Galeeren, obſchon ihre Stadt im Vergleich zu andern von nur mäßiger Größe iſt.

Soweit dieſe Beſtimmungen über Landgebiet, Häfen, Lage der Städte und ihre Beziehungen zum Meer, und über Seemacht.

Sechstes Kapitel.

Kap. 7 Beſt. Die Frage über die numeriſche Grenze einer politiſchen Körperſchaft iſt oben erledigt worden, wir wollen daher jetzt angeben, welches der natürliche Charakter der Mitglieder derſelben ſein muß. Man wird ſich davon ſchon ſo ziemlich eine Vorſtellung machen können, wenn man einen Blick auf die berühmten Städte der Hellenen, ſowie auf die verſchiedenen Völkerſchaften wirft, welche ſich in den Beſitz der geſammten bewohnten Erde theilen. Die Völkerſchaften nemlich, welche in den kalten Gegenden, und namentlich in denen Europa's wohnen, ſind zwar voll Muth, ſind aber mit Verſtand und Kunſtvermögen in geringerem Grade verſehen. Sie behaupten ſich daher wohl länger in ihrer Freiheit, ſind aber zur Bildung eines ſtaatlichen Vereins untüchtig und ihre Nachbarn zu beherrſchen unfähig. Die Völker Aſiens dagegen ſind wohl intelligent und beſitzen künſtleriſche Anlagen, aber es fehlt ihnen an Muth; daher leben ſie in Unterwürfigkeit und Sklaverei. Das Geſchlecht der Hellenen aber, wie es hinſichtlich ſeiner Wohnſitze die Mitte hält, vereint auch die Naturanlagen beider, iſt muthvoll und intelligent, und deßhalb behauptet es ſich ebenſowohl in ſeiner Freiheit, als ſeine ſtaatlichen Einrichtungen die Beſten ſind; und es würde alle Nationen beherrſchen können, wenn es in einen Staat vereinigt wäre *).

2. Vergleicht man nun die Helleniſchen Stämme mit einander ſo tritt auch hier wieder derſelbe Unterſchied hervor. Manche haben

---

oben (Buch V, Kap. 5, §. 5) Erwähnung gethan hat. Näheres über ihre Verfaſſungszuſtände findet man bei Kortüm a. a. O. S. 144—146. Strabon XII, 3, §. 6.

*) Ein Stoßſeufzer des alten helleniſchen Politikers, den wir deutſche Leſer vollkommen in ſeiner Bedeutung zu empfinden in der Lage ſind!

eine nur einſeitige Naturanlage, während andere jene beiden Vermögen in ſchöner Vereinigung beſitzen. Intelligenz und Muth müſſen daher als Naturanlagen offenbar diejenigen beſitzen, welche der Geſetzgeber ohne Schwierigkeit zur Tugend hinleiten ſoll. Wenn daher einige Philoſophen [1]) von den „Wächtern“ verlangen, daß ſie liebreich gegen Bekannte, wild gegen Unbekannte zu ſein hätten, ſo iſt es eben der Muth [2]), der dieſer Anforderung genügt; denn er erzeugt die Liebe und iſt die Seelenkraft, durch welche wir lieben.

3. Wie richtig dies iſt, ſieht man an der Erſcheinung, daß ein Herz das ſich vernachläſſigt glaubt, ſich ſtärker gegen Vertraute und Freunde empört, als gegen Unbekannte; und Archilochus*) ſpricht daher, in ſeiner Unſchuldigung gegen ſeine Freunde ganz angemeſſen zu ſeinem Muthe:

Und haben nicht die eignen Freunde dich getrübet?

Aus eben dieſer Seelenkraft wird dem Menſchen auch das zu Theil, was ihn zum Herrſcher und zum Freien macht. Denn der

---

[1]) Bezieht ſich auf Platons Staat, 2, 243, nur iſt der Ausdruck nicht wörtlich angeführt. Platon ſpricht von freundlicher Milde der „Wächter“ gegen Bekannte, und verlangt daß ſie ſich gegen Unbekannte „ſchwierig“ benehmen. Hier iſt der Ausdruck wild eine Steigerung von ſchwierig, welches Ariſtoteles aber bald darauf an die Stelle des erſten ſetzt, ſo daß von einer wortverdrehenden, unlautern Polemik unſeres Philoſophen gegen Platon nicht die Rede ſein kann. Noch weniger falſcher Auffaſſung! Von ſolchem Vorwurfe ſagt der große Hegel ſehr richtig (Geſchichte der Philoſophie I, 189): „wenn der geiſtvoll ſein wollende Scharfſinn gegen Ariſtoteles ſpricht und behauptet, daß derſelbe den Platon nicht richtig aufgefaßt habe, ſo iſt zu entgegnen, daß, da er mit Platon ſelbſt umgegangen iſt, bei ſeinem tiefen und gründlichen Geiſte ihn vielleicht Niemand beſſer kennt.“

[2]) Wir würden ſagen: das Herz. Die Uebertragung kann nicht umhin zwiſchen Muth und Herz zu wechſeln; denn θυμός bedeutet beides und enthält beides, da in der Bezeichnung der ſeeliſchen Elemente bei den Griechen andere Miſchungsverhältniſſe obwalten als bei uns. Wäre im Neuhochdeutſchen der Muth noch daſſelbe, was dieſes Wort in der mittelhochdeutſchen Dichtung iſt, ſo hätte man nicht nöthig zu wechſeln.

*) Hymnenſänger von der Inſel Paros um die Mitte des achten vorchriſtlichen Jahrhunderts, Dichter der Leidenſchaft, ihrer Leiden und ihrer Kämpfe gegen andere. Vergl. über ihn Duncker's Geſchichte des Alterthums Bd. 3, S. 475–480.

Muth will herrſchen und mag ſich nicht unterwerfen. Jene Forderung aber, wonach verlangt wird, „gegen Unbekannte ein ſchwieriges Benehmen einzuhalten“ iſt nicht ſchön; denn ſo ſoll man ſich zu Niemand ſtellen. Auch ſind großherzige Menſchen von Natur nicht hart, ausgenommen gegen diejenigen, von welchen ſie Unrecht erfahren; und in dieſem Falle ſind ſie es, wie vorher bemerkt iſt, in noch höherem Grade gegen ihre Freunde.

4. Ein ſolches Benehmen iſt auch ganz vernunftgemäß; denn da ſind es gerade diejenigen, von denen ſie ſich der Gutthaten verſehen zu dürfen glauben, die ſie ſchädigen und außerdem auch noch den Verluſt jener erleiden laſſen. Daher heißt es:

„Beſonders ſchlimm iſt Bruderzwiſt!“

und:

„Die einſt unmäßig liebten ſich, nun ohne Maaß ſich haſſen[1].“

Dies etwa ſind über die Anzahl und den natürlichen Charakter der Staatsangehörigen, ſowie über die Größe und Beſchaffenheit des Landgebietes die allgemeinen Beſtimmungen. Denn in rein theoretiſchen Angaben darf man nicht dieſelbe ins Einzelne gehende Genauigkeit verlangen, die in der Beobachtung von thatſächlichen Verhältniſſen, die in die Sinne fallen, an ihrem Orte iſt.

---

[1] Beide Verſe ſind aus verloren gegangenen Stücken des Euripides.

Siebentes Kapitel [1]).

Kap. 6 Beſt.

Ebenſo wie in den zuſammengeſetzten Bildungen der Natur überhaupt, nicht alle diejenigen für weſentliche Beſtandtheile der ganzen Zuſammenſetzung gelten können, ohne die das Ganze nicht beſtehen würde [2]), ebenſo darf man auch als Beſtandtheile eines Staats nicht alles dasjenige anſetzen, was die Staaten nothwendig haben müſſen. Es darf das überhaupt bei keinem Verein geſchehen, der ſich zu einem einheitlichen Ganzen der Gattung nach geſtalten ſoll [3]).

Ein Etwas freilich muß da ſein, was für die Vereinsmitglieder gemeinſam und eines und daſſelbe iſt, mögen ſie nun daran zu gleichen oder zu ungleichen Theilen betheiligt ſein, wie z. B. die Nahrung, oder eine gewiſſe Maſſe Grundbeſitz, oder etwas anderes der Art.

2. Iſt aber von zwei Dingen das eine Mittel, das andere

---

[1]) Dies Kapitel enthält die philoſophiſche Beſtimmung des griechiſchen Bürgers im engſten Sinn. In dem beſten Staat iſt nur der Vollbürger, der die Waffen führt und derjenige, der das Allgemeine berathen hilft, organiſcher Theil des Staats. Alle übrigen Exiſtenzen ſind der Tugend, durch welche der Staatszweck des glücklichſten Lebens verwirklicht wird, nicht in dem genügenden Maaße fähig. Sie ſind allerdings dem Staate nothwendig bis zur Unentbehrlichkeit, genießen auch Einiges mit den erſten gemeinſchaftlich; allein ſie ſind nur Mittel, und können nicht darauf Anſpruch machen organiſche Glieder der Staatsbildung zu ſein. Denn nicht Alles, was nothwendig in einem Ganzen, zu dem Beſtehen deſſelben, vorhanden ſein muß, iſt darum auch organiſcher Theil dieſes Ganzen.

[2]) Nicht Alles was ein Ganzes bilden hilft, iſt Grundbeſtandtheil des Ganzen, wie nothwendig, ja wie unentbehrlich es auch für die Zuſammenſetzung und Erhaltung deſſelben ſein mag. Nichts iſt dem Menſchen ſo nothwendig als die Nahrung. Er kann ohne ſie nicht beſtehen; aber ſie iſt kein weſentlicher Beſtandtheil des Menſchen. Lorenz.

[3]) Ein ſolcher Verein iſt z. B. das Gaſtmahl, von den Alten Sympoſion, d. h. „das Trinken im Verein" (συμπόσιον) genannt. Weſentliche Beſtandtheile ſind hier die Sympoten, die Gäſte. Sie ſind durch die Gattung das einheitliche Ganze, das aus dem Verein hervorgegangen. Auch hier giebts manche dem Verein nothwendige Exiſtenzen, Aufwärter, Speiſen, Getränke ꝛc., die aber nicht beanſpruchen können deshalb zu den Sympoten zu gehören.

Zweck, so besteht zwischen ihnen weiter nichts Gemeinsames, als daß das eine wirkt und das andere empfängt. Dies ist z. B. das Verhältniß eines Werkzeugs zu dem Werke das geschaffen wird, und zu dem Werkmeister der es schafft. Zwischen dem Hause und dem Baumeister besteht nichts was für sie ein Gemeinsames werden könnte, sondern des Baumeisters Kunst ist das Mittel für den Zweck, und der Zweck ist das Haus. Ebenso braucht der Staat Besitz [4]), aber der Besitz ist durchaus kein Theil des Staats, ebensowenig wie die beseelten Theile die in Menge in ihm angetroffen werden [5]). Der Staat aber ist ein Verein von Gleichen zu dem Zwecke des möglichst besten Lebens.

3. Da nun die Glückseligkeit das höchste Gut ist, diese aber in der vollendeten Thätigkeit und Anwendung der Tugend besteht, und da ferner nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge einige Menschen zur Tugend befähigt, andere dies nur wenig oder gar nicht sind, so liegt hierin die Ursache, weshalb der Staat Arten und Unterschiede zu sich einließ, und mehrere Verfassungen hervorgingen. Denn der eigenthümliche Weg den ein jedes Volk einschlug, um der Glückseligkeit und Tugend nachzujagen, führte zu verschiedenen Gestaltungen in Leben und Verfassung. Werfen wir also einen Blick auf die Zahl der einem Staate unentbehrlichen Elemente; in ihnen werden wir das, was wir seine Bestandtheile nennen, finden müssen [6]).

4. Wir ermitteln demgemäß die Anzahl der Verrichtungen, wie sie im bürgerlichen Leben vorkommen, denn daraus wird die Sache klar werden. Das erste Erforderniß ist Nahrung; das zweite sind die Künste (denn zum Leben gehört eine Fülle von Werkzeugen); das dritte sind die Waffen (denn ihrer bedürfen die Mitglieder des

---

[4]) Man erinnere sich, daß der Besitz von Aristoteles als eine „Fülle von Werkzeugen" gefaßt wird. Der Uebergang mit „ebenso" ist deshalb kein zufälliger und lockerer, sondern ein strenger.

[5]) Die Sklaven, wie aus der Entwicklung im ersten Buche erhellt. Der Text sagt, daß der Besitz auch viele beseelte Theile enthalte, aber dies wird nur darum bemerkt, weil auch diese nun nicht Anspruch haben, für Staatstheile zu gelten. Der Sklave war „ein lebendiges, beseeltes Besitzstück".

[6]) Die „unentbehrlichen Elemente" sind nicht diese Bestandtheile; aber diese werden in jenen angetroffen.

Vereins ebensowohl zur Aufrechterhaltung der Autorität gegen den Ungehorsam im Innern, als zur Abwehr ungerechter Angriffe von Außen); ferner ein gewisser Vorrath von Geldmitteln, zur Bestreitung der inneren und der Kriegsbedürfnisse; ein fünftes und sehr wesentliches die Besorgung des Gottesdienstes, des sogenannten Kultus; das sechste und allernothwendigste ist das Verhandeln über die allgemeinen Staatsinteressen und die Rechtsverhältnisse der Bürger unter einander.

5. Dieses sind die Verrichtungen, deren im wesentlichen jeder Staat bedarf. Er ist ja keine zufällige Masse, sondern eine Menschenmenge, die den bestimmten Zweck zu einem sich selbst genügenden Leben, wie wir es ausdrücken, verfolgt. Fehlt eins von diesen Stücken, so ist es eine einfache Unmöglichkeit, daß ein so beschaffener Verein sich selbst genüge. Ein Staat braucht mithin zu seinem Bestehen nothwendig alle diese Funktionen, also eine Masse von Ackerbauern, die ihn mit Nahrung versorgen, ferner Künstler, eine Streitmacht, reiche Bürger, Priester, Berather und Richter der Interessen und Rechte seiner Angehörigen.

Achtes Kapitel.

Kap. 8 Beh.

Nach dieser Bestimmung der staatlichen Funktionen bleibt noch übrig zu betrachten: sollen alle Bürger sich an der Ausübung derselben zu betheiligen haben (denn es ist möglich, daß dieselben Menschen alle Ackerbauer, Künstler, Berathende und Richter sein können); oder soll jede der genannten Funktionen besonderen Leuten zur Ausübung überwiesen werden; oder sind einige derselben von einer eigenen Klasse von Bürgern, andere dagegen von der Gesammtheit nothwendig auszuüben? Dies letzte aber kommt nicht in jeder Verfassung vor; denn, wie wir gesagt haben, es ist möglich, daß Alle an Allem Theil haben, und ebenso möglich, daß nicht Alle an Allem Theil haben, und ebenso möglich, daß nicht Alle an Allem ein solche Betheiligung üben, sondern die Einen an Diesem, die Andern an Jenem. Gerade das bringt die verschiedenen Formen der Verfassungen hervor, daß hierin eine verschiedene Praxis befolgt wird, in Folge deren z. B.

in der Demokratie Alle an Allem Theil haben, während in den Oligarchieen das Entgegengesetzte stattfindet.

2. Wir aber befinden uns eben in der Untersuchung über die beste Staatsverfassung. Wir erinnern uns, daß das diejenige war, welche dem Staat die höchste Glückseligkeit sicherte. Die Glückseligkeit aber war, wie oben gesagt ist, ohne Tugend unmöglich. Solche Bestimmungen setzen das Leben der Bürger in ein helles Licht, und verbieten in dem bestkonstituirten Staate, welcher rechtschaffene Männer besitzt, die dies absolut und nicht bloß nach einem gegebenen Staatssystem sind, alle gemeine Arbeit und krämerhafte Thätigkeit im Leben des Bürgers. Denn ein solches Leben ist ohne Adel und der Tugend im Stillen entgegen. Auch der Ackerbauer taugt zum Staatsbürger im wahren Sinne des Worts nichts, da ein solcher zur Entwicklung der Geistestugend sowie zu seiner politischen Thätigkeit der Muße bedarf.

3. Somit bleiben als wesentliche und weitaus wichtigste Bestandtheile des Staats die bewaffnete Macht, der die allgemeinen Interessen berathende, und der die Rechtsangelegenheiten entscheidende Körper. Auch hier ist die Frage, ob man auch diese Verrichtungen von einander zu sondern, oder sie beide denselben Händen anzuvertrauen habe, nicht schwer zu entscheiden. In gewisser Hinsicht nemlich findet offenbar das Letzte, in anderer das Erste seine Stelle. Denn insofern jede der beiden Funktionen eine verschiedene Altersstufe erfordert, und zu der einen Verstand, zu der andern Kraft gehört, sind sie Verschiedenen zu überweisen; insofern aber Menschen mit dem Vermögen Gewalt und Widerstand auszuüben sich unmöglich zu fortwährender Unterwürfigkeit bequemen werden, — insofern sind sie denselben zu überweisen. Denn die Bürger, welche die Waffen führen, haben mit dieser auch das Bestehen und Nichtbestehen der Verfassung in ihren Händen.

4. Es bleibt daher nichts übrig, als diese Funktionen des Staats den nämlichen Männern zu übergeben, aber nicht zu gleicher Zeit, sondern, wie naturgemäß die Kraft der Jugend, die Einsicht dem Alter beschieden ist, so ist auch eine demgemäße Vertheilung der Aemter unter die Männer beider Altersepochen nützlich und billig; denn bei dieser Theilung erhält Jeder das, was ihm gebührt.

5. Auch der Grundbesitz muß in den Händen dieser beiden Klassen sein; denn die Bürger müssen im Wohlstande leben, und Bürger sind diese. Wer gemeine Arbeit treibt, der gehört nicht zur Bürgerschaft, sowie überhaupt keine Menschenklasse, deren Berufsarbeit nicht darin besteht, die geistige Tüchtigkeit auszubilden. Auch dies ist nur eine Folge aus unserer Annahme, nach welcher der Zustand der Glückseligkeit mit der Tüchtigkeit des Geistes in nothwendiger Verbindung stand. Kein Staat aber darf glückselig heißen mit Rücksicht bloß auf einen Theil desselben, sondern mit Rücksicht auf Alles, was in einem solchen Staate Bürger ist. Kommt für ihn nun noch die Nothwendigkeit hinzu, daß die Bestellung des Ackers von Sklaven, Barbaren oder Frohnbauern betrieben wird [1]), so liegt es am Tage, warum auch unter diesen Umständen jene beiden Klassen im Besitz der liegenden Gründe sein müssen [2]).

6. Die Stellung endlich der letzten der drei aufgezählten Klassen, der Priester, ist im Staate klar. Zum Priester wird man weder einen Landbauer noch einen Handwerker bestellen; denn es geziemt sich, daß es die Bürger sind, von denen die Götter ihre Verehrung empfangen [3]). Da nun die Bürgerschaft in zwei Theile zerfällt, den die Waffen führenden und den Berathenden, und da es sich geziemt, daß man einerseits den Göttern die gebührende Verehrung erweise, und daß diejenigen, welche im Dienste des Staats sich mit der Zeit müde

---

[1]) Von Sklaven z. B. in Sparta, von Barbaren in Heraklea, dessen Ländereien die barbarischen Mariandynen bestellten; von Frohnbauern (Περίοικοι) in Kreta.

[2]) Im Uebrigen (vergl. Buch 6) hält der Philosoph die Ackerleute in Ehren. Die Bevölkerung dieser Art (ἄγροικος) nannte er „die beste in den Staaten, wie sie bestehen."

[3]) Man hatte fest, daß es sich um Staatsopfer handelt, die in den antiken Staaten in den Händen der Staatsbürger liegen müssen. In Rom mußten in dem großen Kampfe um das Vollbürgerthum die Plebejer deshalb auch darauf dringen, daß ihnen auch das letzte Vorrecht der Patrizier, die Priesterämter, eingeräumt wurden; erst mit dem Durchgehen des Ogulnischen Gesetzes (300 v. Chr.) hatten die Plebejer das ganze Vollbürgerthum errungen. Th. Mommsen: Römische Geschichte Th. I, S. 271—272.

gearbeitet haben, ſich ausruhen können, ſo mag man dieſen die Beſorgung des Gottesdienſtes übertragen.

Hiermit ſind nun die für das Beſtehen eines Staates unentbehrlichen ſowie ſeine weſentlichen Beſtandtheile angegeben. Landbauer, Künſtler, Handarbeiter aller Art müſſen in den Staaten vorhanden ſein; aber organiſche Beſtandtheile derſelben ſind der die Waffen führende und der berathende Körper. Und jeder dieſer beiden iſt geſondert, theils für immer, theils wechſelnd.

Neuntes Kapitel.

Kap. 10 Beſt. Es iſt keine Entdeckung der Staatsphiloſophen von heute oder von geſtern, daß der Staat in Klaſſen geſchieden und der die Waffen führende Theil von dem das Land beſtellenden getrennt ſein muß. In Aegypten[1]) beſteht dieſe Einrichtung bis auf den heutigen Tag, ebenſo in Kreta; in Aegypten ward ſie, wie es heißt, durch Seſoſtris[2]), in Kreta von Minos durch einen Act der Geſetzgebung ſo begründet.

2. Alt ſcheint ferner auch die Einrichtung der Tiſchgenoſſenſchaften, die in Kreta um die Zeit von Minos Regierung entſtand und in Italien noch auf weit ältere Zeiten zurückzuführen iſt. Die Geſchichtskundigen[3]) der dortigen Landesbewohner erwähnen einen alten König von Oenotrien Italus, nach welchem die Bewohner ihren Namen Oenotrer mit dem der Italer vertauſcht hätten, und dieſer

---

1) Dem nach der Meinung der Alten älteſten Staate.

2) Dieſe Stelle iſt bei Duncker, wo er von der Kaſteneinrichtung der Aegypter handelt (Geſch. des Alterth. I, 49 folg.), nicht in Betracht gezogen. Sie dient vielleicht dazu, die abweichenden Berichte Herodots und Diodors über die Kaſten zu vereinigen. Wenn Ariſtoteles von ſeiner Zeit redend von Aegypten ſagt, daß der den Acker bebauende und der die Waffen führende Theil der Bevölkerung getrennt ſeien, ſo müſſen wir ihm das glauben.

3) Ariſtoteles ſchöpfte ſeine Nachrichten hier wohl aus Antiochus von Syrakus, der um Ol. 90 lebte und eine Geſchichte von Italien und Sicilien ſchrieb. Ueber Ariſtoteles Benutzung des Antiochus vgl. Niebuhr: Röm. Geſch. I, 27, 40, 41, 131.

Küſtenſtrich von Europa, ſoweit er ſich zwiſchen dem Skylletiſchen und Lametiſchen Meerbuſen erſtreckt[4]), den Namen Italien erhalten habe. Die beiden Buſen ſind nur eine halbe Tagereiſe von einander entfernt.

3. Dieſer Italus alſo, erzählen ſie, habe die Oenotrer[5]) aus Nomaden zu Ackerbauern gemacht, einen geſetzlichen Zuſtand bei ihnen überhaupt gegründet, und die Tiſchgenoſſenſchaften zuerſt eingerichtet. Selbſt heute noch beſtehen deßhalb bei einigen ſeiner Nachkommen die Tiſchgeſellſchaften und einige ſeiner Geſetze. Es bewohnten aber den Strich gegen das Tyrrheniſche Meer hin die Opiker, welche wie früher ſo auch jetzt noch den Beinamen Auſoner haben, die gegen das Japygiſche und Joniſche aber die Choner, die ſogenannte Syrte. Auch die Choner waren von Oenotriſcher Abſtammung.

4. Von daher alſo iſt die Einrichtung der Tiſchgenoſſenſchaften urſprünglich ausgegangen, die Abſonderung der politiſchen Körperſchaft aber in Klaſſen kommt aus Aegypten. [Sie iſt hier von älterem Datum als in Kreta][6]); denn die Regierung des Seſoſtris reicht weit über die des Minos in der Zeitrechnung hinauf. Ueberhaupt hat man dafür zu halten, daß auch die übrigen Inſtitutionen im Lauf der Jahrhunderte oftmals, oder beſſer unzählige Male erfunden worden ſind. Das Bedürfniß ſelbſt giebt die Mittel an die Hand, durch welche man zu den nothwendigſten Einrichtungen kommt, und ſind dieſe erſt zur Stelle, ſo entwickeln ſie ſich naturgemäß weiter zur Verſchönerung und Behaglichkeit des Lebens. Auch den Entwicklungsgang der bürgerlichen Einrichtungen hat man ſich in derſelben Weiſe zu denken.

5. Den Beweis dafür, daß ſie alle von hohem Alter ſind, liefert unſere Kenntniß der ägyptiſchen Dinge. Die Aegypter gelten für das älteſte Volk, und haben nie ohne Geſetze und politiſche Ordnung gelebt. Hinreichender Grund für uns, das Gute bei unſern Vorgängern zu benutzen, und wo ſie etwas überſehen haben, Ergänzungs-

---

[4]) Den heutigen Buſen von Squillace und S. Eufemia.

[5]) Vergl. Niebuhr R. G. I, 27 fg., der die älteſte Geſchichte aller Italiſchen Urvölker kritiſch behandelt hat.

[6]) Das Eingeklammerte iſt nothwendiger Zuſatz der Ueberſetzung, um das folgende „denn" zu motiviren.

versuche zu machen. Der Hauptinhalt der bisherigen Erörterung ist also der, daß der Grund und Boden denen gehören muß, welche die Waffen führen und Vollbürger sind. Zugleich ist der Grund angegeben, weßhalb diejenigen, welche den Acker bestellen, eine gesonderte Klasse bilden, und außerdem ward die Größe und die Beschaffenheit des Landgebiets bestimmt.

6. Hiernächst werden einige Worte über die Vertheilung desselben und über den Charakter der das Feld bestellenden Bevölkerung an ihrer Stelle sein. Wir erklärten uns bereits dagegen, daß der Grund und Boden Gemeingut sei, wie Einige vorgeschlagen haben, vielmehr sollte er in der Weise einer freund-nachbarlichen mit Wohlwollen geübten Benützung Gemeingut werden, auch sollte kein Bürger an dem, was zu seinem Unterhalt gehört, Mangel leiden. Die Tischgenossenschaften gelten nun allgemein für eine dem Wesen gut eingerichteter Staaten zweckmäßig entsprechende Einrichtung, und wir werden uns später darüber erklären, weßhalb diese Ansicht auch die unsrige ist. An ihnen müssen alle Bürger Theil nehmen; aber es ist für die Unbemittelten keine leichte Sache, zu derselben aus eigenen Mitteln die festgesetzte Portion beizusteuern und daneben die Bedürfnisse für den übrigen Haushalt zu bestreiten.

7. Kommt hierzu nun noch die Nothwendigkeit der Aufbringung der Kosten des Kultus durch den ganzen Staat, so sieht man wohl, daß der Grund und Boden in zwei Theile getheilt werden muß, von denen der eine gemeinschaftliches, der andere Eigenthum der Privaten zu sein hat. Jeder von diesen Theilen muß wieder in zwei Theile zerfallen, in einen für die Bestreitung der Kultusbedürfnisse, und in einen andern für die Aufbringung der Kosten des gemeinschaftlichen Tisches, während das Land der Privaten in Grenzländereien und in Grundstücken in der Nähe der Stadt bestehen muß. Hat somit jedes Individuum einen Theil seines Landbesitzes an der Grenze und den andern in der Nähe der Stadt, so wird gerade durch eine solche Vertheilung ein gemeinsames solidarisches Interesse hervorgebracht.

8. Einmal nämlich ist diese Vertheilung eine gleiche und gerechte, und sodann befördert sie die Einigkeit der Gesinnung bei Kriegen gegen die Nachbarstaaten. Jede andere Einrichtung erzeugt bei den Einen Gleichgültigkeit gegen die Feindseligkeiten der Grenznachbarn,

und bei den Andern ein überwiegendes, nicht anſtändiges Intereſſe für den gefährdeten Beſitz[7]). Daher beſteht in manchen Staaten ein Geſetz, nach welchem die Grenzbewohner nicht zur Berathung der Kriege gegen die Grenznachbarn zugezogen werden, weil ihr einſeitiges Intereſſe ſie zur erſprießlichen Theilnahme an einer ſolchen Berathung ungeeignet mache. Auf dieſe Weiſe alſo muß, aus den angeführten Urſachen, der Landbeſitz eingetheilt ſein.

9. Zur Beſtellung der Ackerfelder nimmt man, wenn man überhaupt die Wahl hat, am beſten Sklaven. Doch müſſen dieſe nicht alle von einem Volksſtamm, auch nicht Menſchen von Muth und Selbſtgefühl ſein; dann ſind ſie ſowohl brauchbar zur Arbeit, als auch Empörungen von ihnen nicht zu beſorgen. Das nächſt beſte ſind Frohnbauern aus dem Auslande von ähnlicher Beſchaffenheit wie die Erſten. Von dieſen müſſen die auf Privatgrundſtücken lebenden, Privatſklaven, die auf dem Gemeindelande, Staatsſklaven ſein. Wie man aber die Sklaven zu brauchen habe, und weshalb es beſſer ſei, daß allen Sklaven als Lohn ihres Wohlverhaltens die Ausſicht auf die Freiheit eröffnet ſei, werden wir ſpäter ſagen[8]).

Zehntes Kapitel.

Daß eine Stadt zugleich mit dem Feſtlande und mit der See und ebenſo mit ihrem geſammten Gebiete in möglichſt guter Verbindung ſtehen müſſe, iſt oben geſagt worden[9]). Will man ihr aber an

Kap. 11 Beſt.

---

[7]) Die Spartiaten hatten etwas Aehnliches im Sinne, wenn ſie denjenigen ihrer Perioken, die ſie am meiſten ehrten, die Grenzlandſchaft Skiritis (zwiſchen dem oberen Eurotas und dem Oenusthal) zum Wohnſitz anwieſen. Sie ſollten das Land gegen die Arkader vertheidigen, und die Päſſe nach Arkadien und Argos bewachen. Dafür hatten ſie die Ehre im Heer mitzuziehen, deſſen linken Flügel ſie bildeten. S. Müller: Dorier II, 242 fgde.

[8]) Dies iſt entwickelt in den Oeconomicis I. 5. Ariſtoteles iſt kein blinder Verfechter der Sklaverei. Eine beſtimmte Dienſtzeit und Ausſicht auf endliche Freiheit ſoll dem Sklaven Luſt zur Arbeit geben. Es ſoll das Menſchliche in ihm geachtet werden.

[9]) S. Kap. 5. §. 2 ff. dieſes Buchs.

und für sich die beste Lage wünschen, so kommen dabei vier Punkte in Betracht. Der erste und nothwendigste betrifft die Gesundheit. Und da sind die auf östlichen Bergabhängen liegenden und den Strömungen der von Sonnenaufgang wehenden Winde ausgesetzten die gesünderen, demnächst die an Südabhängen gebauten; denn sie genießen einen milderen Winter[1]).

2. In anderer Beziehung muß die Lage der Stadt für die Thätigkeit der Bürger im Innern und für die kriegerische Thätigkeit gut gewählt sein. Im Fall des Krieges muß sie den Bürgern leichten Auszug gewähren, dagegen muß dem Feinde der Zugang und die Einschließung schwer fallen. Brunnen und fließendes Wasser müssen in genügender Menge in der Stadt selbst vorhanden sein. Fehlt es hieran, so gelangt man dazu durch Anlegung einer guten Zahl von großen Cisternen zur Aufnahme des Regenwassers, so daß im Fall der abgeschnittenen Verbindung mit der Umgegend die Bürger nie Wassermangel leiden.

---

[1]) Dies Kapitel zeigt Spuren, daß Aristoteles in der kurzen Skizze der elementaren Bedingungen zu der guten Lage einer Stadt die Schrift des berühmten Arztes Hippokrates, eines Zeitgenossen des Perikles, „über die Luft, das Wasser und die örtliche Lage" (de aëre, aquis, locis) kannte. Hippokrates hat den Gegenstand vom ärztlichen Standpunkte aus geistvoll und ausführlich behandelt. Er handelt zuerst von den Städten, die den warmen Winden ausgesetzt lägen, d. i. von allen denen, welche ihre offene Seite, so zu sagen ihr Gesicht, gegen Südost, Süd und Südwest gerichtet hatten, beschreibt die Beschaffenheit ihres Wassers und ihren Gesundheitszustand. Dann geht er zum Gegentheil über, zu den Städten, die den kalten Winden ausgesetzt seien, zu den gegen Nordwest, Nord und Nordost gelegenen, und verfährt hier ebenso. Einen dritten Abschnitt widmet er den zwischen Nord-Ost und Süd-Ost, und den zwischen Nord-West und Süd-West gelegenen und hat es auch hier vorzüglich mit dem Wasser und dem Gesundheitszustande zu thun. Auf das Erste kommt er wiederholt zurück. Das Wasser, das aus der Höhe von Erdhügeln herabkommt, und nicht von Felsen, ist das beste, besonders wenn sich die Quellen nach Osten hin öffnen, der Morgensonne entgegen, oder noch besser nach Nord-Osten. Die gesundeste Lage haben nach Hippokrates die nach Osten hin gerichteten Städte und ein Stadium mache in der Anlage, sagt er, einen großen Unterschied. Die Autorität eines solchen Mannes ist bei der Anlage von Städten gewiß berücksichtigt worden. Aristoteles erwähnte seiner schon oben (VII, 4, § 3) als des „großen" Arztes par excellence. Ueber die Oertlichkeit baulicher Anlagen vergleiche Xenophon: Memorabil. III, 8, § 9.

3. Nach der nöthigen Sorge für die Geſundheit der Bewohner, welche weſentlich von der dieſem Zweck entſprechenden Lage der Oertlichkeit abhängt, iſt der Gebrauch guten und geſunden Waſſers ein zweiter Punkt, der eigends eine ernſte Aufmerkſamkeit verdient. Denn die Dinge, die wir in größter Menge und regelmäßig für unſere Körper brauchen, üben auch den größten Einfluß auf unſere Geſundheit, und von der Art eben iſt die Wirkung des Waſſers und der Luft. Daher muß in Städten, die bedachtſam verfahren, wenn nicht alles fließende Waſſer gleich gut oder nicht in Fülle vorhanden iſt, das Trinkwaſſer geſchieden werden von dem zu anderweitigem Gebrauch beſtimmten *).

4. Was die befeſtigten Plätze anlangt, ſo iſt die Einerleiheit ihrer Anlage bei allen Staatsformen nicht in gleichem Intereſſe. Eine Hochſtadt **) z. B. paßt für einen oligarchiſchen und monarchiſchen Staat, die Demokratie zieht eine gleichmäßige Befeſtigung des Ganzen vor, für die Ariſtokratie paßt keins von beiden, ſondern eher mehrere feſte Plätze. In der Anlage von Privathäuſern gilt es für geſchmackvoller und in Betreff des Verkehrs überhaupt für zweckmäßiger, durch gute Paſſagen und Durchſchnitte eine lebhafte Verbindung der Straßen herzuſtellen, nach Art der neueren und der Hippodamiſchen [2]) Bauart. Für die Sicherheit in Kriegsfällen wird dagegen die entgegengeſetzte empfohlen, in der in alter Zeit die Städte gebaut waren. Sie bewirkt, daß fremde Truppen ſich ſchwer herausfinden, und der Feind bei einem Ueberfall ſich in dem Häuſerwirrwarr nicht zurecht finden kann [3]). —

*) Auch in dieſer Beziehung ſtehen wir Modernen noch hinter den Alten faſt als Barbaren zurück.

**) Akropolis; „hochgelegene" Stadtburg, wie ſie Athen u. a. helleniſche Städte beſaßen.

2) Hippodamos aus Milet ward im zweiten Buch als der Baumeiſter erwähnt, der den Piräus regelmäßig angelegt habe. Der Markt hieß dem Meiſter zu Ehren dort der Hippodamiſche.

3) Ein Beiſpiel hiervon erzählt Thucydides II, 3. Vor dem Anfange des Peloponneſiſchen Krieges überfielen die Thebaner in der Nacht die Stadt Platanne, und beſetzten den Markt. Da durchbrachen die Platäer die Zwiſchenwände ihrer Häuſer und verbarrikadirten die Straßenausgänge. In der Morgendämmerung kam es zum Straßenkampf; die Thebaner nahmen wohl einige

5. Man muß daher in der Bauart der Städte beide Syſteme mit einander verbinden. Und das geht auch ſehr wohl an, wenn man die Sache ſo einrichtet, wie die Landleute mit der Aufſtellung der Weinpfähle verfahren, die ſie in ſogenannten Kreuzreihen aufſtellen [4]). Auch muß nicht die ganze Stadt regelmäßig durchſchnitten ſein, ſondern nur die einzelnen Quartiere und Regionen; denn ſo wird ſie Sicherheit mit Schönheit verbinden. Was die Stadtmauern anbetrifft, ſo iſt die Meinung derjenigen, welche behaupten, eine Stadt die auf Tapferkeit Anſpruch mache, müſſe dergleichen nicht haben, doch ein zu altväteriſches Vorurtheil, zumal wenn man ſieht, daß ſolche Großſprechereien [5]) durch die Wirklichkeit widerlegt worden ſind. — 6. Hat man es freilich mit einem ohngefähr gleich ſtarken und an Zahl nur wenig überlegenen Feinde zu thun, ſo iſt der Verſuch, ſich gegen einen ſolchen durch die Feſtigkeit der Mauern zu ſchützen, eben nichts ehrenvolles. Allein da der Fall vorkommt und durchaus möglich iſt, daß eine unverhältnißmäßige Ueberzahl der Angreifer der Tapferkeit weniger, ja jeder menſchlichen Tapferkeit ſpottet, ſo muß man, wenn man überhaupt ſich retten und vor ſchimpflicher und ſchmachvoller Behandlung bewahren will, die höchſtmöglichſte Feſtigkeit der Mauern für ein durchaus vernünftiges militäriſches Mittel anſehen; und das gilt zumal für unſere Tage, wo in der Erfindung der Wurfgeſchoſſe und Belagerungsmaſchinen ſo große Fortſchritte gemacht worden ſind.

7. Das Verlangen, keine Mauern um die Städte aufzuführen, wäre nämlich ebenſo ſinnlos, als wenn man ein für feindliche Einfälle

---

Barrikaden, mußten aber dennoch auf Flucht denken, und wurden, da ſie ſich in den Straßen nicht zurecht finden konnten, größten Theils erſchlagen. Die Paſſagen hießen Durchgänge (διόδοι).

[4]) D. h. in folgender Ordnung bei den Römern Quincunx genannt:

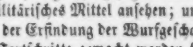

[5]) Die hier mit dieſem Tadel belegten Spartaner hatten im Kriege mit Epaminondas die Abweſenheit von Mauern ebenſo bitter zu empfinden gehabt, als es andererſeits bekannt war, daß ſie auf Iſthmen und in der Befeſtigung von Zugängen und Päſſen mit der Aufführung von Mauern gleich bei der Hand waren. Die Stadt Sparta ummauerten ſie nicht, weil die Natur ſelbſt hohe Berge als Mauern um ihre Stadt gethürmt hatte.

recht offenes Landgebiet wählen und die schützenden Höhen ringsherum abtragen wollte. Ebenso müßte man alsdann auch die Privatwohnungen nicht mit Hofmauern umgeben, weil diese die Bewohner feige machen könnten. Außerdem beachte man wohl, daß eine mit Mauern umgebene Stadt es ja ganz in ihrer Gewalt hat, ob sie von diesem Schutzmittel Gebrauch machen will oder nicht, dagegen eine offene Stadt eine solche Wahl nicht hat. — 8. Liegt aber die Sache so, so ist mit der bloßen Ummauerung noch nicht alles gethan. Man muß vielmehr auch dafür sorgen, daß die Mauer eine Zierde der Stadt sei, und daß sie andrerseits Sicherheit gegen alle Arten feindlicher Angriffe und namentlich Sicherheit gegen die in dieser Beziehung gemachten neuen Erfindungen gewähre. Denn sowie der Angriffskrieg unablässig in der Auffindung von Mitteln zum Erfolg bemüht ist, so müssen auch außer den schon vorhandenen Vertheidigungsmitteln noch manche aufgefunden und dazu ersonnen werden [6]). Auch greift man überhaupt nicht gern Leute an, welche sich in guten Vertheidigungszustand gesetzt haben.

Da die Bürger für den gemeinschaftlichen Tisch in Sectionen vertheilt sein, und andrerseits die Befestigungsmauern an passenden Stellen mit Wachthäusern und Thürmen versehen sein müssen, so ruft das von selbst die Einrichtung hervor, zu einigen dieser Speiselokale grade diese Wachthäuser anzuwenden. Dies wäre demnach die Art, wie sich diese Dinge einrichten ließen. — Kap. 12 Sekt.

Eilftes Kapitel.

Die für den Kultus bestimmten Gebäude und die Haupt-Speiselokale*) der Behörden liegen am schicklichsten auf einem und demselben passenden Platze. Abgesondert mögen hiervon nur diejenigen Heiligthümer liegen, bei welchen das Gesetz oder sonst irgend ein Orakelgebot

---

[6]) Dieser Rath des Aristoteles ist in der Zeit des Demetrius des Städtebelagerers befolgt worden; am besten von den Rhodiern.

*) Im Texte die „obersten Syssitien" genannt.

eine ſolche Abſonderung verlangt. Der Platz ſelbſt müßte ſo beſchaffen ſein, daß ſein Anblick die Beſtimmung ſeiner erhabenen Würde genügend verriethe und er vor den benachbarten Theilen der Stadt größere Feſtigkeit voraus hätte. 2. Etwas niedriger lege man daneben ſchicklich einen ſolchen Marktplatz an, wie ihn die Theſſaler unter dem Namen freier Marktplatz haben[1]). Dieſer muß von aller Handelswaare rein ſein, und weder Handwerker noch Bauern oder ſonſt Leute dieſer Art müſſen ihn ohne Aufforderung der Magiſtrate betreten. Es würde zur Anmuth dieſes Orts beitragen, wenn hierher auch die gymnaſtiſchen Uebungen der Erwachſenen verlegt würden; denn die Abſonderung dieſer Anſtalten nach den verſchiedenen Lebensaltern iſt ebenſo ſchicklich, als die Einrichtung, nach welcher auf dem Uebungsplatze der Jugend einige Magiſtratsperſonen anweſend ſind, wogegen der der Männer in der Nähe der Magiſtratur zu liegen hat. Sich ſo unmittelbar unter dem Auge der Obrigkeit zu wiſſen, flößt wahre Schamhaftigkeit und diejenige Furcht ein, welchen freien Menſchen wohl anſteht. Der Handelsmarkt dagegen muß einen Platz für ſich und entfernt von dem erſten haben, der ſo liegt, daß alle Waarenſendungen, kommen ſie von der See oder vom Binnenlande, leicht dahin zuſammengebracht werden können.

3. Da nächſt den Obrigkeiten den zweiten beſondern Stand die Prieſter bilden, ſo müſſen auch deren Speiſelokale in der Nähe der heiligen Gebäude eingerichtet werden. Die Amtsgebäude für die Behörden, welchen die Verhandlungen über Kauf- und Kontraktſachen, die Annahme der Klagen, die Vorladung der Beklagten und andere dergleichen Geſchäfte obliegen, die Lokale der Markt- und der ſogenannten Stadtpolizei[2]) müſſen nahe am Markte und an einem öffentlichen

---

[1]) In der Cyropädie I, 2, 3. erwähnt Xenophon eines freien Marktes der Perſer, auf welchem der Königspallaſt und die Regierungsgebäude lagen, und von welchem aller Marktlärm und alle Waare ferngehalten wurde. Hierfür war der Handelsmarkt beſtimmt, wogegen auf dem erſten vier abgeſonderte Quartiere für die Knaben, die Jünglinge, die Erwachſenen und dienſtunfähigen Alten beſtanden.

[2]) Der griechiſche Ausdruck „Aſtynomie" hatte in der Zeit der entwickelten Proſa etwas Alt-Feierliches und Dichteriſches, was zu dem Geſchäft dieſer Art Leute nicht ſonderlich paßte. Gleichwohl erhielt ſich der Ausdruck „Aſty-

und belebten Platze liegen. Ein ſolcher Ort iſt der Markt der Bedürfniſſe. Denn jenen oberen Verſammlungsplatz wollten wir von allem geräuſchvollen Treiben frei wiſſen, dieſer dagegen ſoll den nothwendigen Geſchäften gewidmet ſein.

4. Die gedachte Anordnung hat ſich nun auch in dem Landgebiet zu wiederholen. Auch hier müſſen die Obrigkeiten, mit ihren verſchiedenen Namen von Waldaufſehern, Feldaufſehern, Wachthäuſer und dabei Speiſelokale behufs der Aufſicht haben; und die theils den Göttern, theils den Heroen geweihten Heiligthümer müſſen hier und dort auf dem Lande vertheilt ſein. Es iſt unnöthig ſich bei dieſen Dingen dadurch lange aufzuhalten, daß man in ein ausführliches Detail eingeht. Man kann das alles ſich recht gut ausdenken, aber nicht ebenſo leicht ausführen. Beim Denken läßt man ſeinen Wünſchen freien Lauf; Ausführung und Erfolg aber hängen vom Zufall ab. Wir ſtehen daher von einer weiteren Ausführung dieſer Dinge für jetzt ab. —

Zwölftes Kapitel.

Wir wenden uns zur Staatsverfaſſung ſelbſt und müſſen angeben, welches und wie beſchaffen die Glieder eines Staats ſein müſſen, wenn dieſer glückſelig ſein und wohl verwaltet werden will. Man erwäge hier, daß das „Glück“ überall auf zwei Bedingungen beruht, einmal darauf, daß das Ziel und der Zweck der Handlungen richtig beſtimmt ſei, und dann, daß man diejenigen Handlungen, welche zum Zwecke führen, finde. Es iſt ſehr möglich, daß beide Bedingungen mit einander in Uebereinſtimmung, und möglich, daß ſie mit einander in Widerſpruch ſtehen. Manchmal iſt das Ziel ganz gut geſteckt, aber man vergreift ſich in den Mitteln, um es zu erreichen; und ein andermal greift man in den zum Ziele führenden Mitteln ganz und gar nicht fehl, aber man hat ſich ein falſches Ziel geſteckt. Zuweilen ſind Zweck und Mittel gleich falſch, wie es denn z. B. in der Medicin vor- Kap. 13 Verf.

nom", auch wenn der Beamte mit der Aufſicht etwa über die Straßenreinigung u. dgl. betraut war.

kommt, daß der Arzt von dem Normalzuſtande, zu dem er den Kranken wieder herſtellen will, zuweilen eine unrichtige Vorſtellung hat, während er ſich ein andermal bei richtig vorliegendem Ziele in den dazu führenden Mitteln vergreift [1]). Man muß daher in den Künſten und Wiſſenſchaften dieſer beiden mächtig ſein: des Zwecks und der zweckmäßigſten Mittel.

2. Es iſt ausgemacht, daß alle Menſchen ein gutes Leben in Glückſeligkeit führen wollen. Aber nur Einigen iſt es vergönnt zu dieſem Zweck zu kommen, während Andere, durch zufällige Umſtände oder durch die Natur verhindert, nicht dazu gelangen. Denn zu einem glücklichen Leben gehört unter anderem auch eine gewiſſe unterſtützende Ausſtattung in äußeren Dingen*), für beſſer geartete Naturen freilich in geringerem, für die weniger edlen in höherem Maaße; und manche, denen alle äußeren Mittel zu Gebote ſtehen, ſuchen von vorn herein das Glück auf einem falſchen Wege. Da nun unſere Unterſuchungen der Staatsverfaſſung gelten, einer Verfaſſung, nach welcher der Staat am beſten verwaltet wird, und dies wieder in der Art, daß ihn dieſe Verwaltung der möglichſt hohen Glückſeligkeit entgegen führt, ſo iſt es klar, daß wir eine Begriffsbeſtimmung der Glückſeligkeit hierbei nicht entbehren können.

3. Schon in der Ethik [2]), wenn anders die dortigen Unterſuchungen einigen Werth haben, beſtimmten wir die Glückſeligkeit als

---

[1]) Wir haben geſehen, daß Ariſtoteles in ſeinen Gleichniſſen und auch ſonſt in der Politik mit Vorliebe auf Aerzte und Arzneiwiſſenſchaft Bezug nimmt. (Man vergl. Polit. III, 6, §. 8. III, 11, §. 6. VII, 2, 8). Das kam daher, weil er, der Sohn eines königlichen Leibarztes, ſelbſt die ärztliche Praxis eine Zeit lang betrieben hat, woraus ihm ſpäter ſeine Feinde und die müſſigen Anekdotenkrämer der ſpäteren griechiſchen Literatur einen Vorwurf der „Quackſalberei" gemacht haben Vergl. Ad. Stahr Ariſtotelia Th. I. S. 38 bis 40. Appulejus Apolog. p. 510—511 Oudendorp. (p. 44—46 Bip.), und neuerdings die Anmerkung von Bernays in ſeiner Schrift über Ariſtoteles Poetik S. 193 ff.

*) Vgl. oben Kap. 1. §. 6 und dort die Anmerkung.

[2]) Nikomach. Ethik I 13. p. 1101 Bekk. Vgl. Große Ethik I, 5. Der beſcheidene Zuſatz „wenn anders die derartigen Unterſuchungen einigen Werth haben", iſt nicht ohne eine leiſe Ironie, in welcher ich eine Andeutung davon finde, daß die „Ethik" von gewiſſen Gegnern und Zeitgenoſſen des Philoſophen ſcharf kritiſirt und wenig Gutes daran gelaſſen worden war.

eine vollkommene Wirksamkeit und Ausübung der Tugend, und zwar nicht abhängig von gewissen Umständen, sondern absolut. Unter den Umständen verstehe ich den Zwang, unter dem Absoluten, die ausschließliche Beziehung der Thätigkeit auf das Edle und Schöne, und erkläre mich in einem Beispiel deutlicher. In der Sphäre des Rechts gehen die gerechten Strafen und Züchtigungen wohl von der Tugend aus, aber als Handlungen der Nothwendigkeit enthalten sie das Edle und Gute doch nur in der Weise des Zwanges in sich; — denn es wäre bei weitem vorzuziehen, wenn dergleichen Thätigkeiten überhaupt nicht nöthig und für den einzelnen Menschen, wie für den Staat entbehrlich wären. Dagegen sind auf Ehre und Wohlfahrt bezogenen Handlungen absolut vortreffliche. Denn die ersten sind nur eine Wegschaffung eines Uebels, wogegen die zweiten die wirklichen Güter des Lebens bereiten und hervorbringen. — 4. Zwar [3]) vermag der tugendhafte Mann seine geistige Tüchtigkeit auch in Armuth, Krankheit und sonstigem Misgeschick wohl zu bewähren, allein das ist nicht Glückseligkeit, da diese vielmehr in einer entgegengesetzten Lage zu suchen ist [4]). Denn auch dies ist in den ethischen Untersuchungen bestimmt worden, daß der Tugendhafte ein solcher ist, dem wegen seiner Tugend das Gute das absolut Gute ist, woraus denn wieder folgte, daß die mannigfache Anwendung dieser Güter [5]) tugendhaft und schön im absoluten Sinne war. Da meinen denn die Menschen, die Ursachen der Glückseligkeit seien die äußeren Güter, grade so, als wenn man das reine, schöne Citherspiel mehr auf Rechnung der Lyra als der Kunstfertigkeit des Spiels setzen wollte.

---

[3]) Der Fortgang hat zum Zweck zu zeigen, daß zur Glückseligkeit jene oben ausgesprochene vollkommene Wirksamkeit und Ausübung nöthig sei, und daß eine durch Aeußerlichkeiten gestörte nicht ausreiche.

[4]) Die Tugend allein hat nicht die Macht glücklich zu machen. Wem die äußern Umstände ungünstig sind, der ist eben in der Energie und Thätigkeit der Tugend behindert, muß, wenn er arm ist, um Lohn dienen; geräth, wenn er krank wird, in Abhängigkeit u. s. f. Auch der größte Künstler kommt nicht zu seiner Kunst Glückseligkeit, wenn er ein schlechtes Instrument hat.

[5]) Die Ausbreitung und Verwirklichung einer solchen Tugend zu wirklichen Zuständen des Glücks, das Wohlergehen, der guten Erfolge aller Art, die bei dem minder tief blickenden sich so ausnehmen, als wären sie nur äußerlich an den Glückseligen herangebracht und wären nur Folgen äußerer Glücksgüter.

5. Nach dem hier Entwickelten muß also der Gesetzgeber gewisse Dinge vorfinden, andere muß er sich schaffen. Alle diejenigen Elemente nun, worüber das Glück verfügt (und daß es darüber verfügt, ist ausgemacht), gehören in den Bereich der Wünsche und Voraussetzungen, die wir uns zum Bestehen des Staats zu machen schon gestatten müssen. Aber darüber, daß der Staat tugendhaft sei, verfügt nicht mehr das Glück, sondern das ist das Werk der Einsicht und des Willens. Der tugendhafte Staat tritt als solcher in die Erscheinung dadurch, daß seine Bürger, diese Glieder seines Vereins, tugendhaft sind; nach unserer Ansicht aber war jeder Bürger ein Glied desselben, und somit fragt sich: wie wird ein Mann tugendhaft? Denn gesetzt den Fall, daß die Gesammtheit tugendhaft wäre, aber nicht jeder Bürger einzeln genommen, so würde doch dies Letztere vorzuziehen sein, denn aus der Tugend der Einzelnen folgt auch die der Gesammtheit.

6. Gut und tugendhaft werden nun aber die Menschen durch drei Dinge; diese drei Dinge sind: Natur, Gewöhnung, Vernunft. Zuerst muß man als Mensch geboren werden und keiner andern Gattung von Geschöpfen angehören; hieran schließt sich als weitere Bedingung der Besitz gewisser leiblicher und seelischer Eigenschaften. Auch reicht in einigen Stücken die bloße natürliche Mitgift nicht aus, insofern als einige solcher Eigenschaften durch Gewöhnung einer Veränderung unterliegen. Es giebt manche natürliche Anlagen, die eines Umschlagens nach zwei Seiten fähig, sich zum Schlechteren und zum Besseren hin entwickeln können. — 7. Während nun die übrigen Thiere meist nach ihrer Naturbestimmtheit leben, einige aber in wenigen Stücken auch nach der Gewohnheit, so wird dagegen das Leben des Menschen außerdem auch noch durch die Vernunft bestimmt; denn er allein hat Vernunft. Es bedarf daher sein Leben einer Harmonie dieser drei Gesetze, die sein Leben leiten. Denn der Mensch thut Vieles gegen seine Gewöhnungen und gegen die Natur auf Antrieb der Vernunft, wenn er sich überzeugt hat, daß es so besser sei. Wie nun die von der Natur gegebenen Anlagen der Menschen beschaffen sein müssen, damit sie sich für den Gesetzgeber als leicht zu behandelnder Stoff darbieten, das haben wir oben bestimmt [6]). Das Uebrige ist jetzt Werk der Er-

[6]) Im sechsten Kapitel dieses Buchs.

ziehung, kraft welcher der Mensch theils durch Gewöhnung, theils durch Unterricht das Erforderliche lernt.

Dreizehntes Kapitel.

Kap. 14 Bekk.

Da jede politische Gemeinschaft aus Herrschenden und Beherrschten besteht, so haben wir jetzt zu sehen, ob die Herrschenden und Beherrschten abwechseln oder lebenslänglich dieselben sein sollen. Denn je nachdem man dieses oder jenes annimmt, wird auch die Erziehung offenbar anders ausfallen. Wenn nun einige Menschen vor den andern so bedeutend hervorragten, wie nach dem allgemeinen Glauben die Heroen durch eine weit überwiegende Größe zuerst des Leibes und dann der Seele die Menschen übertreffen, so daß diese Ueberlegenheit der Herrschenden den Beherrschten selbst unzweifelhaft und augenscheinlich wäre, dann wäre kein Zweifel, daß man dem Verhältniß den Vorzug geben müßte, wornach die Einen ein für allemal herrschten, die Andern aber ihnen ebenso untergeben zu sein hätten*).

2. Da aber dies nicht leicht anzunehmen, und die Sache so nicht liegt, wie sie Skylax [1]) von der Königen der Inder erzählt, die ihre Unterthanen so weit überragen sollen, so leuchtet aus vielen Gründen die Nothwendigkeit ein, Allen in gleicher Weise das Recht des abwechselnden Herrschens und Beherrschtwerdens als ein gemeinsames Recht einzuräumen. Denn hierin eben besteht die wesentliche Rechtsgleichheit für die Gleichen, und schwerlich kann eine Verfassung Bestand haben, die gegen dieses Recht aufgerichtet ist. Denn da werden im ganzen Staatsgebiet alle diejenigen, welche Neuerungen wollen, als natürliche Verbündete auf Seiten der Beherrschten stehen, während es ein Ding der Unmöglichkeit ist, daß diejenigen die am Ruder sitzen, den andern allen auch numerisch überlegen sind.

*) Diesen Gedanken hat Aristoteles schon im ersten Buche ausgesprochen. Vgl. I, 2, §. 15.

[1]) Griechischer Geograph und Seefahrer um die Mitte des 3ten Jahrhunderts v. Chr. Der Bericht wird von dem kritischen Forscher mit leiser Ironie erwähnt.

3. Unzweifelhaft müſſen die Herrſchenden vor den Beherrſchten einige Vorzüge haben. In welchen Einrichtungen dieſe ins Leben treten, und in welcher Weiſe die Betheiligung an der Staatsgewalt ſtattfindet, dies anzuordnen iſt Sache des Geſetzgebers. Es war davon ſchon früher die Rede [2]). Die Natur hat nämlich ſelbſt die Entſcheidung getroffen. Sie verlieh dem Weſen einer und derſelben Gattung zwei Lebensalter, das der Jugend und das des Alters, und ordnete für die Jugend das Beherrſcht werden, für das Alter das Herrſchen als ſchicklich an. Niemand nimmt ein Aergerniß daran, wenn er ſich nun, wie es ſein Alter mit ſich bringt, beherrſcht ſieht, zumal da er die Ausſicht hat, nach dem Eintritt in das dazu gehörige Alter, auch ſeinerſeits denſelben Ehrenvorzug zu erlangen. — 4. Es liegt alſo die Sache ſo, daß man behaupten kann, daß in einer Hinſicht immer dieſelben herrſchen und beherrſcht werden, in anderer, daß es nicht dieſelben ſind; und hieraus folgt, daß auch die Erziehung in gewiſſem Sinne gleich, in einem andern eine verſchiedene iſt. Wer gut befehlen ſoll, muß, wie es im Sprichwort heißt [3]), zuvor gehorchen gelernt haben. Nun regiert der Herrſchende, wie in den erſten Unterſuchungen geſagt ward [4]), entweder in ſeinem Intereſſe, oder in dem der Beherrſchten. Jenes war die Herrſchaft des Despoten, dieſes die Herrſchaft über freie Männer.

5. In manchen Dingen, die befohlen werden, iſt es nun nicht ſo ſehr die Natur der gebotenen Verrichtung, als der Zweck und das Motiv des Befehls, das den Unterſchied macht. So ſind manche Verrichtungen, die für einen Diener zu gehören ſcheinen, auch für freigeborne Jünglinge auszuführen anſtändig; denn in Bezug auf anſtändig und nicht anſtändig kommt es nicht ſo ſehr auf die Handlungen an und für ſich ſelbſt —, als auf den Zweck, auf das um weſſentwillen an. Da wir nun den Satz aufgeſtellt haben [5]), daß die Tugend des

---

[2]) Vgl. Kap. 8 dieſes Buchs.

[3]) Ariſtoteles nimmt gern und häufig Bezug auf die Volksweisheit, die ſich im Sprichwort kund giebt, und es läßt ſich aus ſeinen Schriften eine ſehr reiche Sammlung griechiſcher Sprichwörter ziehen.

[4]) Vgl. I, 2; und III, 4.

[5]) Vgl. III, 2.

Bürgers, der regiert, identiſch ſei mit der des tugendhafteſten Menſchen, da ferner derſelbe Mann erſt gehorchen lernen muß, und dann herrſchen, ſo beſteht des Geſetzgebers Aufgabe darin, zu ermitteln, wie ein Menſch tugendhaft werde, welche Wiſſenſchaften und Beſchäftigungen ihm dazu verhelfen, und worin der Zweck des tugendhafteſten Lebens zu ſetzen iſt.

6. Die Seele des Menſchen [die hier beſonders in Betracht kommt], ſcheidet ſich in zwei Theile. Der eine hat die Vernunft an ſich, der andere hat ſie zwar nicht an ſich, iſt aber fähig ihre Stimmen zu vernehmen. Beiden Theilen ſchreiben wir die Tugenden zu, in Folge denen etwa ein Menſch gut genannt wird. Jeder, der mit dieſer unſerer Theilung der Seelenvermögen einverſtanden iſt, wird nun unſchwer erkennen, welcher von beiden Theilen das Ziel enthält, das der Menſch zu verfolgen hat. Denn jedes weniger Gute iſt um des Beſſeren willen da, und das iſt einleuchtend ſowohl in den Werken der Kunſt der Fall, als in denen der Natur. Das Beſſere aber iſt das, was Vernunft hat.

7. Die Eintheilung iſt nach unſerer gewohnten Weiſe eine doppelte, die eine iſt die praktiſche die andere die theoretiſche Vernunft. Ebenſo [wie der erſte] muß alſo auch offenbar dieſer zweite Theil der Seele [d. i. der welcher die Vernunft nicht hat, eben fähig iſt ihr Folge zu leiſten] durch Zweitheilung unterſchieden werden, und ſo werden wir denn auch ſagen, daß auch die Handlungen [dieſes Theils der Seele] zu einander in einem analogen Verhältniß ſtehen, wie die Handlungen des erſten Theils. Wir werden daher den aus dem von Natur beſſeren Theile hervorgehenden den Vorzug einräumen müſſen, ſei es, daß man entweder aller Seelenhandlungen, oder nur jener zwei fähig iſt. Denn Jedermann giebt immer demjenigen den Vorzug, deſſen Erreichung für ihn das Höchſte iſt [5]).

---

[5]) Ariſtoteles iſt hier wegen ſeiner gedrängten Kürze ſchwer zu verſtehen. Der Sinn der oft willkührlich gedeuteten Stelle iſt dieſer. Die Worte „dieſer Theil" (τοῦτο τὸ μέρος) gehen auf den zweiten Theil der Seele, „welcher die Vernunft an ſich nicht hat, aber fähig iſt, ihre Stimme zu hören." Dieſer letztere zerfällt in zwei Theile, welche den zwei Theilen des erſten Theils,

8. Nun iſt ferner auch das Leben überall zwiſchen Arbeit und Muße, zwiſchen Krieg und Frieden getheilt; und ebenſo ſind die Thätigkeiten theils auf das Nothwendige und das Nützliche, theils auf das Schöne gerichtet. Die Wahl wird hier ebenſo ausfallen müſſen, wie bei den Theilen der Seele und den aus ihnen hervorgehenden Handlungen: man wird ſich für den Krieg entſcheiden um des Friedens willen, für die Arbeit um der Muße willen, für das Nothwendige und Nützliche des Schönen wegen.

9. Auf dies alles hat der Staatsmann zu achten, und ſeine Geſetzgebung ſowohl den Theilen der Seele, als auch den daraus ent-

---

der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft, entſprechen; d. h. er zerfällt in den phantaſtiſchen und den leidenſchaftlich-begehrenden (epithymetiſchen) Theil. Da der Philoſoph in der Anwendung ſeiner Termini nicht immer ſtrict iſt, ſo mag er auch bei dem zweiten Theile die Unterabtheilungen den theoretiſchen und praktiſchen Theil genannt haben. Somit ergiebt ſich folgendes Schema:

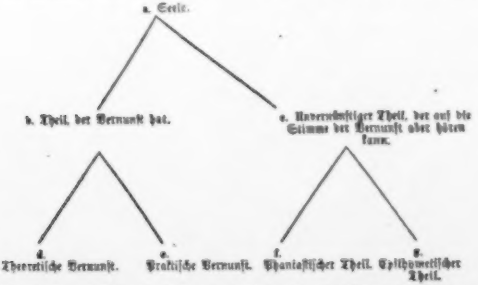

Sowohl f als g können der Vernunft Gehör geben, und ihnen ihr nicht Gehör geben. Somit ergeben ſich in Allem (πάσαι πράξεις) 6 Handlungen: aus d, aus e, zwei aus f, und zwei aus g. Dieſe hat Ariſtoteles im Sinne, wenn er von „allen Handlungen“ ſpricht. Unter dem Ausdruck „jene zwei“ verſteht er die Handlungen aus d und e, und rechnet vom f und g diejenigen dazu, welche, obſchon phantaſtiſche und leidenſchaftliche Handlungen, dennoch von der Vernunft beeinflußt worden ſind.

ſpringenden Handlungen gemäß einzurichten; im höheren Grade aber hat er dabei die Verwirklichung der edleren und der höchſten Zwecke zu berückſichtigen. In derſelben Weiſe hat er in der Anordnung der Lebensweiſen und Beſchäftigungen zu verfahren. So müſſen zum Beiſpiel ſeine Bürger zwar im Stande ſein ihren Geſchäften obzuliegen und Krieg zu führen, aber ſie müſſen noch mehr verſtehen im Frieden zu leben und ſeine Muße zu genießen. Sie müſſen das Nothwendige und Nützliche thun können, aber noch viel mehr das Schöne [6]). Das ſind die leitenden Geſichtspunkte, und nach ihnen müſſen alſo die Bürger in der Jugend und in jedem der Erziehung bedürfenden Lebensalter erzogen werden.

10. Dagegen ſcheinen diejenigen Helleniſchen Staatsverfaſſungen, die heute für die beſten gelten, und die Geſetzgeber welche ſie gründeten, in ihren politiſchen Anordnungen weder den höheren Zweck im Auge gehabt zu haben, noch ſind die Geſetze und die Erziehung darauf berechnet, alle Tugenden zu entwickeln. Vielmehr fielen ſie plump vom Ziele ab, und ſuchten bloß diejenigen hervorzubringen, welche Nutzen und Vortheil zu verſprechen ſchienen. In ähnlichem Sinne wie ſie haben auch einige ſpätere Schriftſteller dieſelbe Anſicht ausgeſprochen. Denn das von ihnen der Verfaſſung der Lacedämonier geſpendete Lob wird zu einer Bewunderung des Endzwecks des Geſetzgebers, der alles auf das Obſiegen und auf den Krieg berechnet habe [7]).

11. Solche Grundſätze ſind ebenſowohl durch die Vernunft leicht zu widerlegen, als ſie heutzutage durch die Erfahrung auch thatſäch-

[6]) Der Uebergang von der Eintheilung der Seele und den aus den Theilen der Seele hervorgehenden Handlungen auf die Beſchäftigungen und die Anwendung der Kräfte zu verſchiedenen Thätigkeiten iſt nicht ganz klar vermittelt. Die Vermittlung iſt dieſe: Alle Arbeit des Menſchen, wie der Krieg, das Ringen nach Erwerb, die Anſtrengung die nothwendigen Bedürfniſſe zu befriedigen vollzieht ſich in Handlungen, die aus dem Theile der Seele hervorgehen, der der Stimme der Vernunft Gehör geben kann — aus dem zweiten Theile der Seele, der die Leidenſchaft und das Begehren enthält, wie Platon es ausdrückt. Aber alle dieſe Handlungen haben wieder den höheren Zwecken der Handlungen des erſten Theils dienſtbar zu ſein.

[7]) Gemeint ſind mit dieſem tadelnden Seitenblicke Platon und Xenophon, beide Bewunderer der Spartaniſchen Verfaſſung.

lich widerlegt sind. In Uebereinstimmung mit der großen Masse der Menschen, welchen eine recht ausgebreitete Herrschaft die Aussicht auf eine Fülle äußerer Glücksgüter eröffnet, scheint auch Thimbron ein Bewunderer des Gesetzgebers der Lakonen, und das sind mit ihm alle, welche über ihre Verfassung geschrieben haben, weil sie*), im Bestehen von Gefahren geübt, eine ausgebreitete Herrschaft erworben hätten.

12. Aber mit der Herrschaft der Lakonen ist es heute vorbei; sie sind also offenbar nicht glückselig und ihr Gesetzgeber ist kein guter. Und doch wäre es lächerlich anzunehmen, daß sie, obgleich bei seinen Gesetzen beharrend und durch nichts in der Befolgung derselben gehindert, gleichwohl das glückliche Leben so ganz verloren haben sollten. Auch in der gänz und gäben Ansicht von der Natur der Herrschaft, welche der Gesetzgeber durchaus zu Ehren bringen solle, liegt ein Irrthum. Denn über freie Männer zu herrschen, ist edler und mehr mit Ausübung von Tugend verbunden, als über Sklaven ein Herrenregiment auszuüben.

13. Noch ein anderer Grund verbietet uns, denjenigen Staat für glückselig zu halten und den Gesetzgeber zu rühmen, der die Bürger waffenstark zur Herrschaft über die Nachbarn machte, weil nämlich hieraus ein großer Uebelstand erwächst. Diesem Grundsatze gemäß müßte ja auch jeder Bürger, der es vermöchte, den Versuch machen, ob er nicht über sein eigenes Vaterland herrschen könne: ein Versuch, den doch die Lakonen dem Könige Pausanias sehr übel ausgelegt haben, obschon er in so hohen Ehren stand. Also ist von diesen Grundsätzen und Gesetzen keins weder staatsklug, noch nützlich, noch wahr; vielmehr hat der Gesetzgeber die Aufgabe, den Gemüthern der Menschen nur diejenigen Grundsätze einzupflanzen, die sich in ihren Folgen für Staatsbürger wie für Private als gleich segensreich erweisen.

14. So soll ferner die Uebung zum Kriege nicht zu dem Zwecke betrieben werden, um Andere, die ein solches Loos nicht verdienen, zu unterjochen; sondern der Zweck soll erstlich der sein, eine solche Knechtung durch Andere von sich selber abzuhalten, und dann um die Hegemonie zum Besten der Beherrschten zu gewinnen, und nicht um Alle

*) Nämlich die Lakedämonier.

zu unterjochen. Der dritte Zweck endlich ist das Gewinnen eines Herrenregiments über diejenigen, welche es verdienen Sklaven zu sein.

15. Weit überwiegend hat aber der Gesetzgeber die auf das Kriegswesen bezügliche, sowie die gesammte übrige Gesetzgebung im Interesse der Muße und des Friedens einzurichten; und die Thatsachen der Erfahrung ebensowohl wie die Vernunftgründe bezeugen die Richtigkeit dieser Forderung. Denn die Geschichte zeigt, daß die meisten derartigen Staaten sich halten, so lange sie Krieg führen, daß sie aber, wenn sie die Herrschaft erlangt haben, zu Grunde gehen. Sie verlieren, wie der Stahl, die Schärfe, wenn sie Frieden haben, und das verschuldet der Gesetzgeber, der sie nicht zu der Fähigkeit heranbildete in Muße leben zu können.

16. Scheint sonach der Mensch im Staatsverein wie einzeln Kap. 15 Dekr. dasselbe Ziel des Lebens zu verfolgen, und ist die Bestimmung, welcher der beste Mensch und der beste Staat folgt, durchaus ein und dieselbe, so ist einleuchtend, daß die zur Muße erforderlichen Tugenden im Staate vorhanden sein müssen; denn, wie schon oft gesagt ist: der Zweck des Krieges ist der Friede, der Zweck der Unruhe ist die Ruhe.

17. Zu den für Muße und gebildeten Lebenzenuß erforderlichen Tugenden gehören sowohl diejenigen, deren Wirksamkeit in ruhigen Zuständen erlangt wird, als auch diejenigen, die man in der Unruhe des geschäftlichen Lebens zu üben hat. Denn erst muß vieles Nothwendige beschafft sein, damit man sich der Muße hingeben kann. Daher muß der Staat weise Genügsamkeit, Muth und ausdauernde Tapferkeit haben; denn „für Sklaven", sagt das Sprichwort, „giebt es keine Muße", und wer der Gefahr nicht muthig wie ein Mann zu stehen vermag, ist ein Sklave jedes Angreifers.

18. Muth also und ausdauernde Tapferkeit sind nöthig für das Leben der That, Philosophie für das Leben in Muße; weiser Mäßigung und Gerechtigkeit aber bedarf man in beiden Zuständen, und kann man dieser Eigenschaften besonders in dem Leben des Friedens und der Muße erst recht nicht entbehren. Denn der Krieg zwingt schon zur Gerechtigkeit und Mäßigung; aber der Genuß des Wohlstandes und die vom Frieden begleitete Muße machen die Menschen eher zu übermüthigen Gesellen. — 19. So bedürfen denn also diejenigen, welche man für die Glücklichsten hält, und welche alles das, was man

zur Glückſeligkeit rechnet, genießen, gar ſehr der Gerechtigkeit und der weiſen Mäßigung, z. B. auch ſolche Leute, die nach der Ausſage der Dichter, wenn es wahr iſt [8]), auf den Inſeln der Seligen leben. Sie werden Philoſophie, weiſer Mäßigung und Gerechtigkeit ganz beſonders bedürfen, jemehr ſie in der Fülle ſolcher Güter mühelos dahinleben. Es dürfte daher auch wohl einleuchten, daß auch der Staat dieſer Tugenden zu ſeinem Glücke und ſeiner Tüchtigkeit nicht wird entbehren können. Iſt es ſchon unwürdig, wenn man von ſeinem Glück nicht den richtigen Gebrauch zu machen verſteht, ſo iſt ein ſolcher Mangel zur Zeit der Muße noch viel unwürdiger, und es iſt eine Rohheit, ſich bloß in der Unruhe des geſchäftlichen Lebens und im Kriege als tüchtig zu zeigen, in Frieden und Ruhe dagegen wie ein Sklave zu erſcheinen.

20. Man darf daher die Uebung der Tugend nicht ſo auffaſſen, wie der Staat der Lakedämonier. Zwar hat dieſer Staat unter den höchſten Gütern keine andern verſtanden, als die alle Welt dafür hält, aber er hat gemeint, ſich durch eine ſpecielle Tugend in den Beſitz derſelben ſetzen zu können. Da es aber höhere Güter giebt, als diejenigen welche der Krieg gewähren kann, ſo ſteht auch der Genuß der erſten höher, als der Genuß der aus der kriegeriſchen Tugend erwachſenden Güter, was hiernach wohl deutlich iſt.

21. Wie aber und wodurch gelangt man dazu? Dies wäre nun zu betrachten. Wir haben ſchon vorhin [9]) drei weſentliche Bedingungen dazu auseinandergeſetzt, Natur, Gewöhnung, Vernunft. Was die

---

[8]) In der leichten Ironie dieſes Scherzes tritt der Philoſoph am entſchiedſten der Anſicht entgegen, als ob das Glück nur in dem äußerlichen Genuſſe beſtehe, einer Anſicht, die zu allen Zeiten in dem gemeinen Bewußtſein Platz genommen hat. Er macht es auf das Nachdrücklichſte geltend, daß der Muße und dem Lebensgenuſſe die innere Bildung des Herzens vorangegangen hat. Ohne Gerechtigkeit und weiſes Maaß ſich ſittlich erworben zu haben, kann Niemand es wagen, ſelbſt im „Paradieſe" einen dauernden Aufenthalt zu nehmen. Mußte doch ſelbſt Goethe es ausſprechen:

„Es iſt nichts ſchwerer zu ertragen,
Als eine Reihe von guten Tagen."

[9]) S. Kap. 12.

Natur am Menschen gethan haben muß, ist früher bestimmt worden. Es bleibt daher nur noch zu untersuchen, ob die Erziehung mit der Vernunft oder mit der Gewohnheit zu beginnen hat. Denn diese drei Bedingungen müssen in der allerschönsten Harmonie mit einander stehen, weil es sehr möglich ist, daß die ausschließliche Entwicklung der Vernunft den besten Zweck verfehlt, und daß ebenso eine bloße Bildung der Sitte auf Irrwege führt.

22. Nun ist doch zunächst soviel klar, daß wie überall, die Entstehung von einem Anfang anhebt, und daß der Zweck dieser Entstehung wieder der Anfang eines andern Zwecks ist. Für uns Menschen aber ist die Vernunft und der Verstand der Zweck, zu dem unsere Natur hinstrebt und für den sie angelegt ist. Wir haben mithin das Werden des Menschen und die Bildung seiner Sitten diesem seinem Ziele, das in Vernunft und Verstand besteht, gemäß einzurichten. — 23. Ferner wie Seele und Leib zwei verschiedene Wesen sind, so sehen wir auch in der Seele ein zweitheiliges Wesen, dessen einer Theil die Vernunft nicht hat, während der andere vernunftbegabt ist, und wobei der eine in der Eigenschaft der Sinnlichkeit, der andere in der des Verstandes erscheint. Wie nun der Leib eher entsteht als die Seele, ebenso geht auch die Bildung des vernunftlosen Theils in ihr der Bildung des vernunftbegabten voraus. Dies leidet keinen Zweifel. Leidenschaft und Wollen, ja auch Begehrungsvermögen findet sich schon bei Kindern selbst gleich nach der Geburt, während Nachdenken und Verstand sich naturgemäß erst bei fortschreitendem Alter in ihnen entwickeln. Deshalb hat sich die Erziehung zuerst auf den Körper und dann auf die Seele zu richten. Hierauf muß die Sinnlichkeit geregelt werden, wobei man in der Erziehung und Regelung der Sinnlichkeit als Zweck die Ausbildung des Verstandes im Auge behält, und die Erziehung und Bildung des Leibes im Interesse der Seele unternimmt.

Vierzehntes Kapitel.

Sofern nun der Gesetzgeber von vorn herein darauf sehen soll, daß die Körper der zu Erziehenden möglichst vollkommen werden, so hat er sich zunächst um die Ehe zu bekümmern; er hat den Zeitpunkt zu bestimmen, wann sie zu schließen, sowie die Eigenschaften, nach welchen den Personen das Eingehen einer ehelichen Verbindung zu gestatten ist. Er hat hierbei einmal die Personen selbst und dann die muthmaßliche Dauer ihrer Verbindung zu berücksichtigen, damit sie in einem gleichmäßigen Ablauf ihrer Jahre auch zusammen alt werden, und in Hinsicht auf ihre Kräfte kein Mißverhältniß eintrete, so daß etwa, während der Mann noch zu zeugen fähig ist, die Frau es nicht mehr ist, oder umgekehrt. Denn so etwas verursacht Zwistigkeiten und Mißhelligkeiten unter ihnen.

2. Zweitens berücksichtige er den Zeitpunkt, in welchem die Kinder die Eltern ablösen. Es ist nicht heilsam, wenn der Unterschied zwischen dem Lebensalter der Väter und der Kinder allzu groß ist (denn dann genießen weder die Aeltern den Dank von ihren Kindern, noch diese der rechten Unterstützung von jenen), und ebensowenig dürfen ihre Lebensalter sich zu nahe stehen. Bei den Kindern ist in diesem Falle die Ehrfurcht geringer, wenn sie fast Altersgenossen sind, und es kommt dann in der häuslichen Oekonomie leicht zu gegenseitigen Anschuldigungen. Und drittens, um auf den Punkt zurückzukommen, von welchem wir ausgingen, ist eine Hauptrücksicht die, daß die erzeugten Kinder von einer Körperbeschaffenheit seien, wie sie der Absicht des Gesetzgebers entspricht. — 3. Alles dies läßt sich nun so ziemlich durch eine einzige Vorkehrung erreichen. Da die Natur als letzten Termin der Zeugungskraft für die Männer im Durchschnitt das siebenzigste Lebensjahr, für die Frauen das fünfzigste gesetzt hat, so muß der Anfang der ehelichen Verbindung hinsichtlich der beiderseitigen Altersstufe, diesen Zeitpunkten entsprechend auslaufen.

4. Aus zu frühen Verheirathungen gehen keine guten Kinder hervor; denn bei allen Thieren sind die Jungen von zu jungen Eltern

schwächlich, meist Weibchen und von kleiner Gestalt; wir sehen hierin ein Naturgesetz, dem auch das Menschengeschlecht unterworfen sein muß. Der Beweis dafür ist, daß in allen Städten, wo es Sitte ist die Kinder sehr jung zusammen zu geben, eine schwächliche und kleine Race angetroffen wird. Endlich werden den jungen Müttern die Geburten schwerer und geht ihrer eine größere Anzahl dabei zu Grunde. Auf diesen Umstand wollen Einige auch den den Troezeniern gewordenen Orakelspruch beziehen, der auf die vielen aus zu früher Verheirathung vorgekommenen Unglücksfälle gehe, und nicht von der Einsammlung der Früchte zu verstehen sei*). Auch für die Züchtigkeit ist es vortheilhaft, wenn man die Mädchen erst im reiferen Alter heirathen läßt. Denn ein zu früher Liebesgenuß verstärkt bei ihnen die Triebe übermäßig, ebenso wie es ausgemacht ist, daß geschlechtlicher Umgang bei Männern, wenn der Körper noch im Wachsen begriffen ist, das Wachsthum hindert. Denn auch das hat seine bestimmte Zeit, und über diese hinaus findet kein Wachsthum mehr statt.

6. Man verheirathet deshalb angemessen die Mädchen etwa mit achtzehn Jahren, die jungen Männer mit siebenunddreißig, oder etwas mehr oder weniger. Bei diesem Lebensalter werden die Körper bei der ehelichen Verbindung in voller Kraft und Blüthe stehen, und bei beiden Gatten wird die Zeit, wo ihnen die Natur ein weiteres Hervorbringen von Kindern versagt, richtig zusammentreffen. Auch wird dann der Zeitpunkt, in welchem die Kinder die Eltern ablösen, richtig getroffen, indem die Kinder dann in die Zeit der Blüthe eintreten (vorausgesetzt, daß die Ehe sogleich nach der gewöhnlichen Rechnung eine fruchtbare war), während bei den Eltern das schon schwindende Lebensalter sich den siebenzig zuneigt. — 7. Dies wäre nun also, was wir von der Zeit der Eheschließung zu sagen hätten. Hinsichtlich der passenden Jahreszeit folge man der auch jetzt noch bewährten allgemeinen Sitte, welche bestimmt, zur Winterszeit das Beilager zu veranstalten. Auch müssen die Vermählten selbst bei der Kindererzeu-

*) Ausführlich ist der Gegenstand in der Thiergeschichte zu Anfang des 7ten Buchs entwickelt. Eine Pariser Handschrift hat einen Theil des nicht näher bekannten Orakelspruchs erhalten. Er lautete: „Du sollst keine Furche in zu jungem Boden ziehen!“

gung die Aussprüche der Aerzte und Physiker in Erwägung nehmen. Die Aerzte geben genügende Auskunft über die günstigen Zeitpunkte der Körper, die Physiker über die dabei abzuwartenden Winde, von welchen sie die Nordwinde mehr empfehlen als die Südwinde [2]).

8. Welche Leibesbeschaffenheit der Eltern aber für die Kindererzeugung am meisten nützlich sein dürfte, davon gehört das Ausführliche in die Abhandlungen über Pädonomie (Kinderzucht); hier genügen einige allgemeine Andeutungen. Zur Existenz eines guten Bürgers, zu einem Leben in Gesundheit, sowie zur Kindererzeugung gehört weder die Beschaffenheit eines Athleten, noch ein Leibeszustand, der allzusehr auf sich achthaben muß und keine Anstrengungen ertragen kann, sondern ein zwischen diesen die Mitte haltender. Ausgearbeitet soll freilich die Körperbeschaffenheit sein, aber dies nicht durch gewaltsame, lediglich auf ein Ziel gerichtete Anstrengungen, wie sie den Athleten machen, sondern durch Anstrengungen, welche auf die Beschäftigungen eines freien Mannes vorbereiten. Und zwar muß dies der Fall sein bei Männern wie bei Frauen.

9. Schwangere Frauen müssen ihren Körper in Acht nehmen, und sich weder einer trägen Ruhe überlassen, noch magere Kost genießen. Dies kann der Gesetzgeber leicht bewirken, wenn er ihnen vorschreibt, täglich einen Gang zur Vollziehung irgend einer gottesdienstlichen Verehrung der Gottheiten zu machen, unter deren Schutze die Geburt steht. Dagegen ist es freilich zweckmäßig, daß sie in einem ruhigen Gemüthszustande bleiben; denn die Leibesfrucht wird von Allem, was die Mutter trifft, mitafficirt, und ist von dieser abhängig wie die Pflanze von ihrem Boden.

10. Hinsichtlich der Aussetzung und Auferziehung der Gebornen gelte das Gesetz: daß keine verkrüppelte Geburt auferzogen werde [3]).

---

[2]) Ausführlicher wird hierüber in des Aristoteles Schrift von der Erzeugung der Thiere und in der Thiergeschichte selbst gehandelt. Vergleiche von der ersten das 4te Buch, Kap. 2, wo gesagt ist, daß das Wehen der Nordwinde mehr männliche Geburten hervorbringt.

[3]) Dies war nicht nur in Sparta, sondern auch in andern Staaten Griechenlands allgemeiner und von Platon (Staat V, 460 C.) wie von Aristoteles gebilligter Brauch. Vergleiche Kapp: Aristoteles Staatspädagogik S. 257.

Wenn aber Gesetz und Sitte gegen jede Aussetzung von einmal gebornen Kindern sind, dann muß wenigstens gesetzlich festgestellt sein [9], wie viele Kinder gezeugt werden dürfen. Kommt es alsdann vor, daß sich Eheleute über diese Zahl hinaus noch mit Erfolg beiwohnen, so ist, noch ehe die Frucht Leben und Empfindung erhält, die Abtreibung anzuwenden [*]. Schuld und Strafbarkeit liegt bei diesem Verfahren lediglich in dem Umstande, daß die Frucht schon Leben und Empfindung zeigen sollte.

11. So wie nun aber für Mann und Weib der Anfangspunkt des Alters bestimmt ist, wo sie zur Ehe schreiten sollen, so soll auch bestimmt sein, wie lange sie dem Kinderzeugen obzuliegen haben. Denn die Sprößlinge von zu Bejahrten werden, wie die von zu jungen Eltern, unvollkommen, und die von Greisen schwächlich. Man nehme daher als Grenze den Zeitpunkt, da das geistige Vermögen seine höchste Entwicklungsstufe betreten hat, was bei der Mehrzahl der Menschen, nach der Angabe einiger Dichter, die das Leben nach der Siebenzahl messen, in der Periode der fünfziger Jahre zu geschehen pflegt. Wer also vier oder fünf Jahre über diese Lebensstufe hinaus ist, der muß sich der Zeugung öffentlich anzuerkennender Kinder enthalten und fernerhin nur noch um der Gesundheit oder sonst einer ähnlichen Ursache willen ehelichen Umgang pflegen. — 12. Was aber den vertrauten Umgang mit einer Andern oder mit einem Andern [**] betrifft, so haben dergleichen Verhältnisse nie und nirgends für anständig zu gelten, so lange man Gatte ist und heißt; und kommt es heraus, daß Jemand sogar während der zur Kindererzeugung festgesetzten Periode so etwas verübt, so treffe ihn die Strafe der bürgerlichen Ehrlosigkeit, und zwar in dem Grade, der diesem Vergehen angemessen ist [3].

---

9) Nach einem Verbesserungsvorschlag von Schömann, in den Griech. Alterthümern I, 502, 3. κηρίδιον γε δεῖ.

*) Auch hierin stimmen Platon und Aristoteles überein. Vergl. Kapp. a. a. O.

**) Vergl. Kapp a. a. O. S. 38 und 69. Aristot. Polit. II, 7, §. 5 vgl. mit Ethik. Nikom. VII. Kap. 5.

3) Der Philosoph will für das Verbrechen der Untreue das höchste Strafmaaß der „Atimie" verhängen, also lebenslänglichen und gänzlichen Verlust der bürgerlichen Rechte.

Fünfzehntes Kapitel.

Sind die Kinder geboren, so macht für die Kraftentwicklung der Körper die Art der Ernährung einen großen Unterschied. Eine in dieser Hinsicht angestellte Beobachtung der Thiere, sowie derjenigen Völker, welche sich die Erwerbung der Kriegstüchtigkeit zum Ziel setzen, lehrt, daß eine reichliche Ernährung durch Milch dem Körper am besten bekömmt, und daß der Wein*), wegen der Krankheiten, die er erzeugt, fast ganz wegzufallen hat. — 2. Auch körperliche Bewegungen, so weit ein so zartes Alter sie vorzunehmen gestattet, sind nützlich. Um zu verhüten, daß die weichen Glieder nicht verdreht werden, gebrauchen einige Völker auch noch in der heutigen Zeit gewisse künstliche Maschienen, welche die Körper der Kleinen vor Verrenkung bewahren. Es ist auch nützlich, sie von klein auf an Kälte zu gewöhnen, wodurch ihre Gesundheit ebensowohl als ihre Kriegstüchtigkeit gefördert wird. Viele Völker des Auslands pflegen deshalb die Kinder gleich nach der Geburt in kaltes Flußwasser zu tauchen, andere, wie die Kelten, sie nur mit einer leichten Hülle zu bekleiden. — 3. Denn an Alles, woran sich zu gewöhnen möglich ist, gewöhnt man sich am besten gleich von Anfang an, und läßt dann in der Gewöhnung einen allmäligen Fortschritt eintreten. Auch begünstigt die natürliche Wärme der Kinder diese Abhärtung gegen Kälte. In dieser oder einer ähnlichen Weise hat man des frühesten Kindesalters zu warten **).

4. Dem darauffolgenden Alter bis zum fünften Jahre, das vom Lernen sowie von ernsten Anstrengungen besser noch ausgeschlossen bleibt, damit der Wachsthum nicht gehindert wird — diesem Alter verstatte man nur soviel Bewegung, als dienlich ist, damit der Körper

*) Man bedenke daß man hier einen Südländer vor sich hat, wo noch heute die Kinder sehr früh an den Wein gewöhnt werden.

**) Zu diesem und dem folgenden Kapitein vergl. die oben angeführte Schrift von Alexander Kapp: „Aristoteles Staatspädagogik" Hamm 1837.

nicht in Trägheit verfalle. Zu der nöthigen Bewegung bietet hier neben andern Beschäftigungen das Spiel ein gutes Mittel dar; doch dürfen auch die Spiele nicht Freigebornen unanständig, nicht anstrengend, aber auch nicht zu leicht sein.

5. Auch die Erzählungen und Sagen*) mögen die für die Kindererziehung verordneten sogenannten „Pädonomen" wohl überwachen, und alles Unanständige von dem Ohr dieser zarten Jugend fern halten, sowie denn überhaupt dieser gesammte Zustand eine Vorbereitung für die späteren Lebensbeschäftigungen zu sein hat. Woran das Kind sich spielend versucht, das muß so oft wie möglich ein Bild desjenigen sein, was später der Mann im Ernst durchzuführen bestrebt ist.

6. Den Kindern das laute Schreien und Weinen zu untersagen, ist ein ganz unstatthaftes Verbot einiger Pädagogen [1]); denn diese Akte sind dem Wachsthum förderlich. Es wird das nämlich zu einer Art Uebung für den Körper, und grade wie bei schwerer Arbeit ein tiefes Athemholen dem Arbeiter Kraft giebt, ebenso ist's mit den Kindern, wenn sie ihre Stimme anstrengen. Die Aufseher der Kinder, welche die ihrer Zucht anbefohlenen überhaupt überwachen, müssen auch darauf sehen, daß die Kinder so wenig als möglich unter Sklaven sind**); denn in diesem Alter und bis zum siebenten Jahre müssen die Kinder im elterlichen Hause auferzogen werden.

7. Es ist daher vernunftgemäß, daß von dem Auge und dem Ohr der Jugend schon im zartesten Alter Alles fern gehalten werde, was eines freien Menschen unwürdig ist; und wenn irgend etwas, so sollte der Gesetzgeber überhaupt alles schändliche Reden aus der Stadt verbannen; denn aus der Leichtfertigkeit der schändlichen Rede entspringt in nachbarlicher Nähe auch die unsittliche That, und besonders in dem Kreise der Jugend, die deshalb dergleichen weder sagen noch hören sollte. Wenn sich daher jemand eine Unsittlichkeit in Worten

*) Vgl. Beckers Charikles I, S. 36.
[1]) Bezieht sich auf Platon. Siehe dessen Gesetze VII. p. 331.
**) Bei uns: unter Dienstboten.

oder Thaten erlaubt, und zwar einer, dem obschon er ein Freier, die Theilnahme an den gemeinsamen Mahlen noch nicht gestattet ist, so treffe ihn bürgerliche Ehrenstrafe und körperliche Züchtigung: ist er aber vorgerückteren Alters, so erleide er Ehrenstrafen, wie ein Unfreier; denn er hat sich wie ein Sklave betragen.

8. Wenn wir das unzüchtige Reden verbannen, so muß dasselbe natürlich auch mit dem Anschauen der unanständigen Gemälde und Darstellungen der Fall sein. Es sehe daher die Obrigkeit darauf, daß dergleichen Handlungen in keinem Bildwerke oder Gemälde dargestellt werden, ausgenommen etwa bei den Festen einiger Gottheiten dieser Art, wo das Gesetz auch indecente Scherze gestattet. An diesen [2]) erlaubt das Gesetz auch nur denen, die das gehörige Alter haben, sowohl für sich selbst, als für Weib und Kind Theil zu nehmen.

9. Ferner soll das Gesetz jüngere Leute weder bei Spottspielen noch bei Komödien als Zuschauer zulassen, bevor sie das Alter erreicht haben, in welchem ihnen gestattet ist, bei dem gemeinschaftlichen Mahl ihren ordentlichen Platz einzunehmen [3]) und ungemischten Wein mitzutrinken. Denn man kann annehmen, daß die inzwischen genossene Erziehung sie vor den aus solchen Darstellungen entstehenden Nachtheilen gesichert haben wird. Jetzt haben wir diesen Gegenstand nur

---

[2]) Dergleichen waren nicht Staatskulte, wie die der Venus und des Bacchus, sondern entweder Kulte einzelner Distrikte, oder häusliche und sonstige Localkulte. Priapus und ähnliche Gottheiten, Pan, Konisalus, Lordon, Orthanes und Kybdasus hatten in Attika ihre Tempel, in welchen sich unzüchtige Darstellungen in Statuen und Bildern befanden. Männer und Frauen, deren Ehen unfruchtbar blieben, beteten hier zu den Göttern um Nachkommenschaft, oder um Heilung von Krankheit und geschlechtlichem Unvermögen, so wie denn auch die Namen der genannten Dämonen vorzugsweise an den geschlechtlichen Umgang erinnern. Der Staat übte hier bloß eine polizeiliche Ueberwachung und ließ den Aberglauben gewähren, verhütete aber Ausschreitungen desselben. Vergleiche die treffliche Behandlung dieses Gegenstandes (der fälschlich so genannten „Pornographie") von Letronne im Appendix zu seinem Werke de la peinture murale.

[3]) Bekanntlich lagen die Alten bei Tische und saßen nicht wie bei uns. Dagegen standen die Kinder um den Speisetisch, und mußten, wenn zum Dessert der ungemischte Wein aufgesetzt ward, sich entfernen.

im Vorbeigehen berührt, später [4]) werden wir länger bei ihm verweilen, und in einer Untersuchung schärfer bestimmen, ob der Besuch des Theaters der Jugend überhaupt nicht gestattet sein soll, oder welche Einrichtungen zu treffen sind, wenn man ihr denselben gestattet. Erwähnt haben wir den Gegenstand für jetzt insofern, als seine Betrachtung nicht abzuweisen war.

10. Uebrigens hatte der tragische Schauspieler Theodorus [5]) vielleicht nicht so Unrecht, wenn er keinen, auch nicht den unbedeutendsten Schauspieler vor ihm auf die Bühne treten lassen wollte, weil sich die Zuschauer mit dem, was sie zuerst hörten befreundeten. Ganz dasselbe ist nun auch der Fall in dem Verkehr mit Menschen und Dingen: wir haben Alle eine Vorliebe für unsere ersten Eindrücke. Es muß daher für die Jugend alles Schlechte in eine unbekannte Ferne gerückt werden, besonders alles dasjenige, was lasterhaft macht und das Gemüth mit Böswilligkeit erfüllt.

Sind die ersten fünf Jahre zurückgelegt, so müssen sie zwei Jahre hindurch bis zum siebenten schon bei dem Unterricht derjenigen Lehrgegenstände Zuhörer sein, welche sie später lernen sollen. — 11. Es ist übrigens der Unterricht nach zwei Altersstufen zu scheiden: die eine geht vom siebenten Jahre bis zur Mannbarkeit, die andere von der Mannbarkeit bis zum einundzwanzigsten Jahre. Das gewöhnliche Verfahren die Lebensalter nach der Siebenzahl zu scheiden, empfiehlt sich aber nicht; man muß vielmehr da scheiden, wo die Natur in der

---

[4]) Der Autor kommt in diesem Werk nicht auf den Gegenstand zurück. Das Werk, in welchem er ihn behandelte, ist wahrscheinlich verloren gegangen.

[5]) Berühmter Schauspieler, Zeitgenosse des Aristoteles und Polus. Seines schönen Organs gedenkt Aristoteles in mehreren Stellen seiner Rhetorik. Dieser Theodorus trat also, wenn er auch die Hauptrolle spielte, immer zuerst auf, und übernahm mithin wenigstens für den Anfang die Rolle des Schauspielers, der zuerst zu sprechen hatte, damit die ersten Eindrücke, die das Publikum erhielt, in Spiel und Deklamation auch die edelsten wären. Die Zuhörer sollten die erste Frische ihrer Theilnahme nicht an das unbedeutendere Spiel verschwenden. Es kam übrigens vor, daß ein Schauspieler zwei Rollen spielte. Siehe Blomfield zu den Persern des Aeschylus, Vorrede p. XIII.

Scheidung vorangegangen ist. Alle Kunst und Bildung will ja nur die von ihr gelassenen Lücken ausfüllen, und so wollen wir denn zuerst untersuchen, ob es überhaupt eine geregelte Jugenderziehung geben soll; sodann: ob dieselbe besser der Sorgfalt des Staates, oder (wie dies heute in den meisten Staaten der Fall ist) der Einzelnen anheim zu geben ist, und drittens, wie diese Erziehung beschaffen sein muß. —

Achtes Buch.

Von der Erziehung*).

Erstes Kapitel.

Daß die Jugenderziehung eine Hauptangelegenheit für den Gesetzgeber sein müsse, darüber ist gar kein Zweifel, und die Verfassungen empfinden die Vernachläßigung derselben zu ihrem Schaden. Denn jede Verfassung muß auf das sittliche Leben ihrer Bürger zurückwirken. Jede hat ihre eigenen Sitten, und diese sichern ebenso ihren Bestand, als sie sie andrerseits auch hervorbringen; demokratische Sitten schaffen und erhalten die Demokratie, oligarchische die Oligarchie. Immer aber ist der beste sittliche Charakter auch Ursache einer besseren Verfassung.

2. Alle Geschicklichkeiten und Kunstfertigkeiten bedürfen einer gewissen Vorbildung und vorbereitenden Gewöhnung zu ihrem Betriebe, also offenbar auch die Handlungen der Tugend. Da der gesamnte Staat nur einen Zweck hat, so muß es für alle seine Mitglieder auch nur eine und dieselbe Erziehung geben, und die Sorge für diese muß eine Staats- und nicht eine Privatangelegenheit sein, wie heute, wo ein jeder die Erziehung seiner Kinder selbst besorgt, und

*) Zu diesem Buche vergleiche man den Artikel educatio von Krause in Pauly's Realencyclop. Th. III, S. 24—56.

ihnen einen besondern Unterricht, der ihm eben gut dünkt, ertheilen läßt. Was aber zur Gemeinschaft gehört, muß auch in Gemeinschaft geübt werden, und es liegt ein großer Irrthum in der Vorstellung, daß jeder Bürger nur sich selbst angehöre[1]); vielmehr gehören sie alle dem Staate an, dessen wesentliche Theile sie sind, und die auf jeden Theil verwendete Sorgfalt soll naturgemäß die Sorgfalt für das Ganze bezwecken.

3. Auch in diesem Punkte verdienen die Lakedämonier alles Lob. Die Jugend wird bei ihnen auf das sorgfältigste erzogen, und die Erziehung ist eine allgemeine Angelegenheit. Daß also die Jugenderziehung ein Gegenstand der Gesetzgebung, und daß sie gemeinsam sein müsse, leuchtet ein.

Kap. 9 Beil.

Was ist nun die Jugenderziehung, und wie muß erzogen werden? Darüber muß Klarheit herrschen; denn in unsern Tagen ist man uneins über die Gegenstände. Man ist verschiedener Meinung darüber, was die Jugend zu lernen habe, sei nun Tugend oder das beste Leben der Zweck des Lebens. Ebensowenig ist klar, ob die Erziehung vorzugsweise auf die Bildung des Verstandes oder auf das Sittliche der Seele hinzuwirken habe.

4. Die gegenwärtig übliche Erziehungsweise trägt viel dazu bei, die Lösung der Frage zu erschweren. Man weiß durchaus nicht, ob man die Kinder in dem unterrichten soll, was sie für das praktische Leben brauchen; oder in dem was sie zur Tugend hinleitet, oder endlich, ob man sie darüber hinaus auch in den höheren spekulativen Wissenschaften unterrichten lassen soll. Jede dieser Ansichten hat ihre Vertheidiger gefunden. Ebenso herrscht über die Objecte, die zur Tugend führen, keine Uebereinstimmung, weil von vorne herein nicht jeder in der Tugend dieselbe Eigenschaft verehrt, so daß natürlich auch über dasjenige, was zu ihrer Vorübung dienen soll, die Meinungen verschieden sein müssen.

[1]) Diese ganz moderne Vorstellung von der staatlichen Ablösung des Individuums zur Eigengehörigkeit, hatte also schon zu Aristoteles Zeit im hellenischen Leben sich aufzuthun begonnen.

Zweites Kapitel.

Hier ist nun soviel gewiß, daß unter den nützlichen Dingen diejenigen gelehrt werden müssen, welche nothwendig sind, aber auch diese nicht alle ohne Ausnahme. Da die Beschäftigungen zerfallen in solche, die einem Freien wohl anstehen, und in gemeine Arbeit, so wird die Jugend aus dem Gesammtgebiet nützlicher Thätigkeit nur diejenige üben, die sie nicht herabwürdigt. Für herabwürdigend aber ist jede Thätigkeit, Kunst und Wissenschaft zu achten, welche den Leib, die Seele, oder den Verstand freier Menschen zur Anwendung und Ausübung der Tugend untüchtig macht. Deshalb nennen wir auch alle dergleichen Kunstthätigkeiten, welche den Körperzustand verschlechtern „gemeine" (banausische), sowie alle Lohnarbeit, denn sie erzeugt eine ruhelose und niedrige Sinnesart.

2. Auch von den freien Künsten und Wissenschaften gilt dasselbe. Werden einige derselben bis auf einen gewissen Punkt betrieben, so ist das eines Freigebornen nicht unwürdig; allzu emsig aber sich darauf zu legen, um es darin zur Meisterschaft zu bringen, führt die erwähnten Nachtheile mit sich. Einen großen Unterschied macht es ferner auch, zu welchem Zwecke Jemand etwas thut oder lernt. Treibt er es um seiner selbst, oder um der Freunde willen, oder hat er sonst einen der Tugend gemäßen Zweck dabei im Auge, so ist seine Thätigkeit eines Freien nicht unwürdig; thut er dagegen dieselbe Arbeit für Fremde, so dürfte seine Thätigkeit oft für die eines Lohnarbeiters und Sklaven angesehen werden. Die jetzt gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände nun haben, wie früher bemerkt ward, einen zweifelhaften Charakter und entscheiden die vorliegende Frage nicht.

3. Der heutige Jugendunterricht umfaßt etwa folgende vier Gegenstände: Grammatik, Gymnastik, Musik, und hie und da auch Zeichnen; die Grammatik und das Zeichnen als nützlich für das Leben und vielfach zur Anwendung kommend, die Gymnastik als geeignet den männlichen Muth auszubilden. Was die Musik anlangt, so werden über ihre Nützlichkeit schon Zweifel erhoben; denn die Meisten treiben sie heute nur zum Vergnügen. Die Alten hingegen rechneten sie zur Kap. 3 Bekk.

Erziehung, weil die menſchliche Natur, wie ſchon oft geſagt, nicht bloß auf eine richtige Anwendung unſerer Thätigkeit, ſondern auch auf eine ſchöne Ausfüllung unſerer Muße Bedacht nimmt. Iſt doch dieſe Muße, wie ſchon oft geſagt, Grund und Ziel aller Geſchäftigkeit [1]).

4. Wenn nun beide, Geſchäftigkeit ſowohl wie Muße, nothwendig ſind, die letztere aber der erſteren weit vorzuziehen iſt, ſo entſteht gar ſehr die Frage, womit man die Muße ausfüllen ſoll. Das Spiel kann es offenbar nicht ſein; denn ſonſt wäre ja das Spiel nothwendig der letzte Lebenszweck für uns [2]). Wenn das aber unmöglich iſt, ſo iſt das Spiel vielmehr in der Arbeit ſelbſt und nicht in der Muße vorzunehmen; denn der Arbeitende bedarf der Erholung, und das Spiel iſt der Erholung wegen da, da mit der Arbeit Mühe und Anſtrengung verbunden iſt. Man muß daher, wenn man ein Spiel vornimmt, die richtigen Zeitpunkte der Anwendung wohl abpaſſen und es ſo anwenden, wie man eine Arzenei nimmt. Eine derartige Bewegung der Seele iſt Losſpannung und wegen des damit verbundenen Vergnügens Erholung.

5. Die Muße dagegen enthält bekanntlich ſchon an ſich das Vergnügen, die Glückſeligkeit und den Genuß eines ſeligen Lebens, alſo Genüſſe, die nicht den Beſchäftigten, ſondern den in der Muße Lebenden zufallen. Der Beſchäftigte iſt geſchäftig für ein gewiſſes Ziel, das er noch nicht erreicht hat. Die Glückſeligkeit aber iſt ein Ziel, welches ein Jeder nicht mit Unluſt, ſondern mit Luſt verbunden denkt. Freilich iſt dieſe Luſt nicht für Alle ein und dieſelbe, ſondern es wählt ſich Jeder ſeine Freuden nach ſeiner Individualität und Beſchaffenheit verſchieden; aber der beſte Menſch wählt die beſten und trachtet nach denjenigen, welche aus der reinſten und edelſten Quelle fließen. Aus dieſem Unterſchiede erhellt die Nothwendigkeit jener Forderung, daß man auch für den Genuß der Muße manches zu lernen habe, daß für ihn eine gewiſſe Bildung erforderlich iſt, und man begreift ebenſo leicht, daß die hierher gehörenden Bildungsmittel mitſamt dem Unterricht ſich ſelbſt Zweck ſind, während die zur Geſchäftsthätigkeit vorbereitenden als nothwendige anderen Zwecken dienen.

---

[1]) Vgl. Dieſe Philoſoph. des Ariſtoteles Th. I, S. 549–551.
[2]) Vgl. Ethic. Nicom. X, 6.

6. Und so zogen denn auch unsere Vorfahren die Musik in den Kreis der Erziehungsgegenstände. Sie diente ihrer Meinung nach nicht der Nothdurft (denn sie hat nichts damit zu schaffen), auch nicht dem Nutzen, wie etwa Sprachkenntniß zu Geldgeschäften, zur Hauswirthschaft, zur Wissenschaft und zu Staatsgeschäften vielfach nützlich, und das Zeichnen als erforderlich gilt zu einer richtigeren Beurtheilung von Kunstwerken, oder wie endlich die Gymnastik Stärke und Gesundheit giebt; denn aus der Musik sehen wir keines dieser beiden Dinge hervorgehen. So bleibt denn nur noch übrig, daß sie bestimmt sei zu einer edlen Ausfüllung der Muße, wozu man sie denn auch in der That angewendet zu haben scheint. Denn wenn irgend etwas die Muße eines Freien auszufüllen würdig ist, so war es nach dem Urtheil Aller die Musik. So singt denn auch Homer:

„Sondern den sich geziemet zum reichlichen Mahle zu laden."

Er spricht dann ebenso noch von einigen Andern, die man auch einlade, und fährt darauf fort:

„Welche den Sänger laden, der Alle zusammen ergötze."

Und an einer Stelle sagt Odysseus, das sei die schönste Unterhaltung, wenn unter fröhlichen Menschen:

Sitzet die schmausende Schaar in der Halle und lauschet dem Sänger
Dicht in Reihen geschaart[1]).

---

[1]) Der erste Vers ist in unsern Ausgaben des Homer nicht mehr anzutreffen. Der zweite ist aus dem Gedächtniß citirt und steht mit einer geringen Abweichung in Odyss. XVII. 385. Der dritte ebendaselbst IX. 7. Bei uns würde man citiren Schiller:

Nur den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
der mit süßem Gesang mir erhebe die Brust
und mit göttlich erhabenen Lehren u. s. f.

Drittes Kapitel.

Man wird also wohl anerkennen, daß es eine Jugendbildung giebt, die man seinen Kindern angedeihen läßt, nicht weil sie nützlich oder nothwendig, sondern weil sie eines Freien würdig und etwas Schönes ist. Ob zu derselben der Unterricht in einem Gegenstande oder in mehreren gehöre, und welches diese seien, dies soll, sowie die Lehrmethode seine Erwähnung später finden. Jetzt ist aus dem, was wir vorläufig beigebracht, schon der Vortheil erwachsen, daß wir für die hervorgebrachten Unterrichtsgegenstände auch bei den Alten schon ein Zeugniß haben; die Musik nämlich ist ein Beleg dazu. Wir fügen hinzu, daß, wenn man den Kindern auch nützliche Kenntnisse beibringen soll, dies bei einigen, wie z. B. Lesen und Schreiben, doch keineswegs ihres speciellen Nutzens halber zu geschehen hat, sondern auch weil durch sie das Erwerben vieler andern Wissenschaften möglich wird. — 2. Dasselbe gilt vom Zeichnen. Man erlernt es nicht sowohl deshalb, um bei eigenen Käufen keine Fehler zu begehen und sich beim Kauf und Verkauf von Geräthen und Kunstsachen nicht betrügen zu lassen, als vielmehr deshalb, weil diese Kunst den Blick für körperliche Schönheit schärft[1]). Ueberall aber nach dem Nutzen zu fragen, geziemt am wenigsten hochsinnigen und freien Menschen[2]).

Es ist einleuchtend, daß in der Erziehung die Unterweisung durch Gewöhnung das erste ist, worauf die Unterweisung durch Lehren erst folgt; desgleichen muß erst der Körper und dann der Verstand gebildet werden. Hieraus folgt, daß man die Kinder zunächst der Gymnastik

---

[1]) Vgl. Alex. Kapp, a. a. O. S. 187 ff. Dieser Unterricht im Zeichnen für die freigeborne Jugend war erst kurze Zeit vor Aristoteles aufgekommen, wie es scheint zuerst in der berühmten Kunststadt Sikyon durch den höchst gebildeten Maler Pamphilos.

[2]) Diese ernste, gegen das gemeine Nützlichkeitsprincip gerichtete Erklärung ist hinreichend, den Aristoteles vor dem Vorwurf zu schützen, als sei er einem Platon gegenüber doch nur ein Utilitarier und scharfsinniger Positivist.

und der Ringekunst zu übergeben hat; jene giebt dem Körper eine gewisse Haltung, diese macht ihn geschickt zu bürgerlichen und kriegerischen Verrichtungen.

3. Unter den Staaten, die heute vorzugsweise in dem Rufe stehen, sich eifrig um die Jugenderziehung zu bekümmern, suchen einige [3]) die Jugend zu Athleten zu bilden, und schaden dadurch der Gestalt und dem Wachsthum der Körper. Die Lakonen dagegen verfallen zwar nicht in diesen Fehler [4]), machen aber die jungen Leute fast zu wilden Thieren durch die schweren Arbeiten, als wenn dies der beste Weg zur Tapferkeit wäre. Aber es soll, wie schon oft gesagt ist, die Erziehung überhaupt nicht einseitig bloß auf einen einzigen, und auch nicht auf diesen Zweck allein gerichtet sein. Und wenn man ihn auch zugeben wollte, so wird er dadurch doch nicht einmal erreicht. Denn weder bei den Thieren, noch bei den Völkern sehen wir die Tapferkeit im Gefolge der wildesten, sondern sie findet sich mehr bei den ruhigen und löwenartigen Charakteren. Kap. 4 Beil.

4. Auch giebt es viele Völker, die zum Morden und Menschenfressen leicht bei der Hand sind, wie die Achäer und Heniochen [5]) am Pontus und andere im Binnenlande Vorderasiens wohnende Völker-

---

[3]) Die Böotier.

[4]) Sie schlossen den Faustkampf und den das Ringen und den Faustkampf verbindenden Gesammtkampf (Pankration) von den körperlichen Uebungen aus, als nur für Athleten von Profession und nicht für künftige Krieger passend.

[5]) Die Heniochen und ihre Nachbarn die Achäer wohnten in Kolchis an der Mündung des Phasis, und da wo der Kaukasus unmittelbar an's Meer tritt. Sie waren, entfernt von aller hellenischen Kultur, die unversöhnlichsten Feinde der Hellenen, und als wilde Strandräuber und Korsaren verrufen. Die Namen Achäer und Heniochen sind hellenisirt. (S. Müller Orchomenos S. 282.) Der Geograph Strabon erzählt (XI. p. 495) von diesen Völkern: ihr Land sei hafenlos und gebirgig. „Sie leben von Seeraub, wozu sie dünne, schmale und leichte Boote haben, die etwa 25, selten im Ganzen dreißig Menschen fassen können, und welche von den Griechen „Kamarai" (Deckboote) genannt werden. Damit überfallen sie in Flotten vereint bald Frachtschiffe, bald eine Landschaft oder Stadt, als gefürchtete Meerbeherrscher, die überall an der Küste ihre Schlupfwinkel und Raubhehler hatten." Selbst die Römer konnten dies unbändig wilde und grausame Gesindel nicht zur Ordnung bringen, das zu Aristoteles Zeit noch Menschenfresserei übte. Vgl. Al. Kapp a. a. O.

ſchaften theils in noch höherem Grade. Dieſe ſind freilich wilde Räuber, aber Tapferkeit beſitzen ſie nicht.

Dazu wiſſen wir auch von den Lakonen ſelbſt, daß ſolange ſie ſich eifrig übten, ſchwere Anſtrengungen auszuhalten, ſie es den Uebrigen zuvorthaten, jetzt aber in den Leibesübungen wie in den kriegeriſchen Wettkämpfen Andern nachſtehen. Denn nicht dadurch, daß ſie ihre Jugend in jener Weiſe übten, erhielten ſie das Uebergewicht, ſondern allein dadurch, daß ſie ſich gegen ſolche übten, welche dieſe Uebung vernachläſſigten.

5. Alſo dem Schönen, nicht dem thieriſch Wilden gebührt der erſte Rang. Kein Wolf oder ſonſt ein wildes Thier mag einen ſchönen Kampf beſtehen*); das vermag vielmehr nur der muthige Mann. Diejenigen aber, welche in der Erziehung der Kinder hierin übertreiben und ſie darüber in den nothwendigen Dingen ungebildet laſſen, richten ſie in Wahrheit zu handwerksmäßigen Menſchen ab. Sie machen ſie nur zu einer ſtaatsbürgerlichen Verrichtung brauchbar, in welcher noch dazu, wie wir geſtehen mußten, ſie es Andern nicht einmal gleichthun. Ein Urtheil aber in dieſen Dingen muß ſich nicht nach dem richten, was ein Volk früher that, ſondern nach dem was es jetzt vermag. Die Lakonen haben jetzt Gegner die auch eine Erziehung erhalten haben, früher hatten ſie ſolche nicht.

Viertes Kapitel.

Wir kommen alſo darin überein, daß gymnaſtiſche Uebungen nothwendig, ſowie daß ſie auf ein gewiſſes Maaß zu beſchränken ſind. Bis zum Alter der Mannbarkeit ſind bloß leichtere Uebungen vorzunehmen und Zwangsdiät[1]) und Zwangsanſtrengungen fernzuhalten, damit das Wachsthum nicht gehindert werde. Für den Schaden, welchen vorzeitige Anſtrengungen dem Organismus zufügen können, legt der Um-

*) Ebenſo Platon im „Laches".

1) Sie war beſonders für die Athleten und Fechter verordnet und hatte oft ſehr ſchlimme Folgen. Näheres bei Kapp a. a. O. S. 140 ff.

ſtand ein merkwürdiges Zeugniß ab, daß man in den Verzeichniſſen der Olympiſchen Sieger [2]) kaum zwei oder drei Namen findet von ſolchen, die als Knaben [3]) und ſpäter auch als Männer geſiegt haben; die Leibeskraft war durch gewaltſam übertriebene Leibesübungen in der Jugend verloren gegangen. Wenn aber nach der Mannbarkeit drei Jahre auf die übrigen Unterrichtsgegenſtände verwendet ſind, dann geht es wohl an, das folgende Alter auch zu ſchwereren Anſtrengungen anzuhalten und es jener Zwangsdiät zu unterwerfen. Denn zu gleicher Zeit mit dem Verſtande und dem Körper angeſtrengt arbeiten taugt nicht. Beide Arten von Arbeiten bringen ihrer Natur nach eine entgegengeſetzte Wirkung hervor: die körperliche behindert den Geiſt, die geiſtige den Körper.

3. Ueber die Muſik*) haben wir zwar ſchon vorhin einige zweifelhafte Punkte erörtert, indeſſen können wir hier ſehr wohl die Unterſuchung wieder aufnehmen und weiterführen. Die Ergebniſſe mögen eine Art Grundlage für denjenigen bilden, welcher den Gegenſtand erſchöpfend und klar behandeln will [4]). Denn es iſt weder leicht, Kap. 5 Beik.

---

[2]) Den Olympioniken. Dies war der Name einer hiſtoriſch-chronographiſchen Schrift des Ariſtoteles. Sie enthielt das Verzeichniß der Sieger in dem Olympiſchen Agon, und war in vieler Hinſicht wichtig. Es knüpften ſich nicht ſelten wichtige Lebensſchickſale an die Perſonen dieſer Sieger, und dann gewährten dieſe Verzeichniſſe eine gewiſſe ſtatiſtiſche Einſicht in den Kraft- und Geſundheitsſtand der Jugend in den griechiſchen Staaten. Die Griechiſchen Gelehrten, ein Eratoſthenes und Apollodorus benutzten die Schrift des Ariſtoteles für ihre chronologiſchen und hiſtoriſchen Werke. S. Adolf Stahr Ariſtotelia II, 106. Die Namen der Sieger wurden ſchon in Olympia in Verzeichniſſe gebracht und auf Säulen eingegraben, und von dieſen konnten die erſten wiſſenſchaftlichen Verzeichniſſe genommen werden, d. h. ſolche die mit hiſtoriſchen, chronologiſchen und antiquariſchen Bemerkungen ausgeſtattet wurden.

[3]) Auch Knaben kämpften zu Olympia in den heiligen Spielen, beſonders im Wettlauf und Ringen.

*) Vgl. Kapp Ariſtot. Staatspädagogik S. 148 ff.

[4]) Dies iſt eine von den Stellen, welche eine Art direkter Aufforderung des Philoſophen an ſeine Schüler und Zuhörer enthalten, ſelbſtändig weiter zu forſchen. Die vielen mit den Titeln Ariſtoteliſcher Bücher verſehenen Schriften der Peripatetiker zeigen, daß die Schüler der Aufforderung des Lehrers nachgekommen ſind.

auseinanderzusetzen, welche Kraft die Musik hat, noch zu welchem Zwecke man sie eigentlich treiben soll: ob des Vergnügens und der Erholung willen, wie Schlafen und Trinken; denn diese beiden Dinge haben zwar an sich selbst keinen ernsten Zweck, sind aber doch „angenehm und wiegen die Sorge in Schlummer", wie Euripides[5]) sagt. Man stellt daher die Musik mit ihnen auf gleiche Linie, und genießt so dies Alles, Schlaf, Wein und Musik zu gleichem Zwecke, und nimmt auch noch das Tanzen dazu.

4. Oder soll man vielmehr annehmen, die Musik trage auch etwas zur sittlichen Bildung bei, indem, wie die Gymnastik dem Körper eine gewisse Beschaffenheit gebe, so auch die Musik die Kraft habe, dem Charakter eine gewisse Beschaffenheit zu verleihen, dadurch, daß sie den Menschen gewöhnt, sich auf die rechte Weise freuen zu können? Oder, und dies wäre der dritte Fragepunkt, trägt sie vielleicht etwas bei zum sinnvollen Genusse der Muße? — Soviel ist jedenfalls klar, daß man aus dem den Kindern zu ertheilenden Unterricht kein Spiel machen soll; denn das Lernen ist kein Spiel für sie, sondern Lernen ist mit Mühe und Anstrengung[6]) verbunden. Aber gewiß ist es ebensowenig passend, Knaben und überhaupt dem jugendlichen Alter jenen, nur Männern geziemenden, Genuß zur Muße zu überweisen; denn dem Unreifen kommt der letzte Zweck nicht zu[7]).

5. Aber man könnte vielleicht meinen, was die Knaben ernstlich treiben, habe den Zweck, ihnen im gereiften Mannesalter zum Spiel zu dienen. Allein ist dem so, warum sollen sie es dann selbst lernen, und nicht lieber, wie die Persischen und Medischen Könige, sich durch andere ausübende Künstler Genuß und Kennerschaft verschaffen? zumal da ja auch die Ausübung nothwendig denen besser gelingen muß, welche sich daraus eine Hauptbeschäftigung und Kunst gemacht haben, als denjenigen, welche eben nur soviel Zeit darauf verwenden, als nöthig ist die Musik kennen zu lernen. Sollen sie aber selbst gründliche

---

[5]) In seinen Bacchantinnen V. 378—384.

[6]) Wörtlich „mit Unlust" (μετὰ λύπης).

[7]) Das im Letzte befindliche Wortspiel, welches darin liegt, daß die Worte „unreif" (ἀτελής) und „Zweck" (τέλος) demselben Wortstamm angehören ist unübersetzlich.

Studien darin machen, so müßten sie das in der Kochkunst auch thun, und das wäre doch ungereimt.

6. Dasselbe Bedenken stellt sich ein, wenn man annimmt, die Musik vermöge den Charakter zu veredeln. Warum sollen sie denn die Knaben selbst lernen, und warum nicht durch Anhören Anderer, dahin gelangen, sich auf die rechte Weise zu freuen und ihr musikalisches Urtheil zu bilden? — wie ja die Lakonen, ohne Musik zu lernen, gleichwohl, wie sie behaupten, ein richtiges Urtheil über gute und schlechte Lieder zu fällen vermögen. Derselbe Einwand kehrt wieder, wenn sie zur Erheiterung des Daseins und zu einer edlen Unterhaltung dienen soll. Wozu sie selbst lernen und nicht lieber die Kunst Anderer, die sie ausüben, genießen?

7. Man erwäge nur einmal die Vorstellung, welche wir von den Göttern haben. Zeus singt ja nicht selbst, spielt auch nicht selbst die Cither bei den Dichtern; ja wir rechnen sogar Solche*) (die daraus ein Fach machen), zu den Handwerkern, und halten die eigene Ausübung nicht geziemend für einen Mann, es sei denn beim Wein oder im Scherze. Aber wir kommen wohl später hierauf noch einmal zurück[8]).

---

*) D. i. Gesang- und Instrumentalvirtuosen.

[8]) Im sechsten Kapitel dieses Buchs. Aus dem was hier im 3ten Abschnitt gesagt ist, wird das Folgende verstanden. Man thut daher gut, das Ergebniß noch einmal zusammen zu fassen. Die Musik kann zu drei Zwecken dienen: zum gewöhnlichen Vergnügen, zur Veredlung der Sitten, zum sinnvollen Genusse der Muße eines gereiften Mannes. In allen diesen Wirkungen wird ihr Einfluß auf die Erziehung erörtert, und zuerst der Einwurf erwogen: ob es nöthig, daß die Jugend die Musik selbst treibe, da man doch aller dieser Wirkungen auch durch das bloße Anhören theilhaftig werden könne. Schlosser.

Fünftes Kapitel.

Die erste Frage ist nun diese: soll die Musik ein Zweig der Jugendbildung sein oder nicht, und welches von den drei in Frage kommenden Stücken vermag sie zu gewähren, Bildung, Spiel oder edle Unterhaltung? Am vernünftigsten ist es, sie zu allen zu rechnen; auch scheint sie an allen Theil zu haben; denn das Spiel dient zur Erholung, die Erholung aber ist nothwendig angenehm, — sie ist nämlich eine Art von Arzenei gegen das durch die Anstrengungen erzeugte üble Befinden —; die Unterhaltung in der Muße endlich muß, wie jeder eingesteht, nicht allein das Schöne sondern auch das Vergnügen enthalten, und erst in der Vereinigung dieser beiden besteht die Glückseligkeit. Nun aber halten wir alle die Musik für ein sehr großes Vergnügen, Instrumentalmusik sogut wie Vokalmusik.

2. Sagt ja doch auch Musäus[a]), es sei:

„Gesang der Sterblichen süßestes Labsal."

Daher ruft man sie denn auch in geselligen Kreisen und Unterhaltungen mit Recht herbei, weil sie das Herz erfreut. Schon von dieser Seite aus betrachtet, dürfte man behaupten, daß die Jugend darin unterrichtet werden müsse; denn alle unschädlichen Vergnügungen sind nicht bloß dem Zweck des menschlichen Lebens angemessen, sondern gewähren auch Erholung. Da es nun dem Menschen nur selten zu Theil wird, den höchsten Zweck seines Daseins zu erfüllen[1]), er dagegen oft der Erholung bedarf, und zum Spiele greift, nicht um eines darüber hinausliegenden Zweckes, sondern eben um des bloßen Vergnügens

---

[a]) Uralt athenischer Hymnendichter und Schüler des Orpheus genannt, dessen Grab man in Athen auf dem Musenhügel am Ilissos zeigte. Siehe Pausan. S. 19, 6. Seine Hymnen sang man zu Athen an Festen der Demeter.

[1]) Welches dieser eigentliche und höchste Endzweck (τέλος) sei lehrt Aristoteles in den von Diese (Philos. des Aris. Th. I, S. 449 ff.) zusammengetragenen Stellen. Es ist der höchste Genuß im reinen Aether des Vernunftlebens.

willen, so dürfte es ganz wohlgethan sein, wenn er sich seine Erholung in den aus der Musik hervorgehenden Genüssen sucht.

3. Es begegnet aber den Menschen, daß sie sich das Spiel zum Lebenszweck machen. Freilich liegt ein Vergnügen darin, wenn der Mensch seines Lebens Zweck erreicht; aber dies Vergnügen ist nicht das nach welchem ein Mensch greift, wenn es ihm auf seinem Wege begegnet, d. h. nicht das erste beste. Indem nun die Menschen nach dem ersten suchen, so greifen sie fehl und nehmen statt des ersteren das letztere, weil es mit dem Zwecke menschlicher Handlungen eine gewisse Aehnlichkeit hat. Denn wie der Zweck des Menschenlebens nicht Mittelzweck irgend eines darüber hinausliegenden Zweckes ist, so soll auch diese Art von Vergnügen über sich hinaus nichts weiter geben, sondern nur von rückwärts liegender Anstrengungen und Unlust Erholung gewähren. Hierin also ist mit Recht der Grund zu suchen, weshalb die Menschen ihr Glück in derartigen Vergnügungen zu finden meinen.

4. Man treibt nun aber Musik nicht aus diesem Grunde [4]) allein, sondern auch deshalb, weil sie, wie es scheint, dazu nützt, Erholung von vorangegangener Anstrengung zu gewähren. Allein dies möchte doch nur ein gelegentlicher Nutzen der Musik sein, es könnte wohl sein, daß ein edlerer Gehalt ihres Wesens über den gedachten Gebrauch weit hinausginge, und da entstände dann die Frage, ob sie nicht außer dem gewöhnlichen Vergnügen, das Alle empfinden — (denn in der Musik wohnt ein Vergnügen physischer Art, weshalb jedes Alter und jede Sinnesart sich mit ihrem Genusse befreundet) — nach einem edleren Zwecke diene, nämlich dem: auf die Sittlichkeit und die Seele zu wirken. Dies dürfte unleugbar sein, wenn es wahr wäre, daß wir durch sie zu einer gewissen sittlichen Beschaffenheit gelangen.

5. Daß dies nun aber in der That geschieht, zeigen außer manchen andern ganz besonders die Gesänge des Olympus [5]), welche nach

---

[4]) Dem eines zufälligen Vergnügens.

[5]) Ein Hauptvertreter der alten Musik. Plutarch in seiner Schrift über die Musik giebt zwei Musiker dieses Namens an, einen älteren, des Marsyas Sohn aus Phrygien und einen jüngeren, den Zeitgenossen des Terpander. Man erkennt aus dieser Stelle der Politik und aus Platos Minos

dem Eingeſtändniß Aller die Seele mit Begeiſterung erfüllen. Die Begeiſterung aber iſt ein Affekt des Sittlichen in der Seele. Ja, ſchon das bloße Vernehmen nachahmender Darſtellung auf der Bühne ohne Rhythmen und Muſikbegleitung erzeugt ein gleichſtimmiges Gefühl in Aller Herzen*). Da es nun eine accidentelle Eigenſchaft der Muſik iſt, zu den Annehmlichkeiten zu gehören, die Tugend aber darin beſteht, ſich auf die rechte Art zu freuen, zu lieben und zu haſſen, ſo muß man offenbar nichts ſo eifrig durch Unterricht und Gewöhnung ausbilden, als das richtige Urtheil über und die Freude an guten Sitten und ſchönen Handlungen.

6. Nun liegen aber in den Rhythmen und Melodien Aehnlichkeitsausdrücke, welche dem wahren Weſen menſchlicher Gefühle und Eigenſchaften ganz nahe kommen, und ſomit dem Zorne, der Sanftmuth, ſowie der Tapferkeit und Beſonnenheit, wie ihren Gegentheilen nebſt den andern ethiſchen Eigenſchaften entſprechen. Dies bezeugen die Thatſachen. Wir hören dieſe Lieder und erleiden eine Veränderung unſerer Gemüthsſtimmung. Die Gewöhnung aber ſich an den muſikaliſchen Abbildern der Wirklichkeiten zu erfreuen oder zu betrüben wird bei der nahen Verwandtſchaft von Abbild und Wirklichkeit uns beſtimmen, auch bei Anlaſſen, welche ſich wirklich ereignen, gleiche Empfindungen zu haben. Wer z. B. bei dem Anblick des Bildes einer Perſon ſich lediglich an der ſchönen Geſtalt erfreute, dem wird auch der Anblick der Perſon ſelbſt, deren Bild er betrachtete, angenehm ſein [6]).

---

p. 318. B, daß noch einige Bruchſtücke von Liedern unter dem Namen des Olympus mit ihren durchaus orgiaſtiſchen alten Melodien bekannt waren. Es waren wohl die einzigen Ueberreſte der alten Muſik in jener Zeit. S. Volkmann zu Plut. de Musica p. 83 und 84 und die Anmerkungen zu Platons Gaſtmahl p. 215.

*) Anſpielung auf den Vortrag epiſcher Dichtungen durch Rhapſoden ohne Muſikbegleitung. Vgl. Ed. Müller: Geſchichte der Theorie der Kunſt bei den Alten Th. 2, S. 346 ff. Dieſe II. 563.

[6]) In dieſem Umſtande liegt nach Ariſtoteles das Bildende und Läuternde der Muſik und der andern Künſte. Die in uns liegende ſittliche Kraft bedarf der Uebung. Dieſe Uebung geht nicht ſo gut vor ſich, wenn wir ſie an den Vorkommenheiten der Wirklichkeit vornehmen; denn dieſe ſind theils ſelten,

7. Dazu kommt noch ein Umſtand. In den übrigen Gegenſtänden unſerer ſinnlichen Wahrnehmung, z. B. in dem was man fühlen und ſchmecken kann, ſind dergleichen Aehnlichkeiten mit dem Sittlichen nicht enthalten, und ſelbſt in dem durch das Geſicht Wahrnehmbaren ſind ſie es nur wenig. Denn das ſind Geſtalten, und als ſolche ſind ſie nur in geringem Grade und nicht bei Allen Gegenſtand ſittlichen Empfindens. Auch ſind das nicht wirkliche Darſtellungen der ſittlichen Zuſtände, ſondern die ſich bildenden Geſtalten und Farben ſind vielmehr nur Zeichen des Sittlichen, wie ſie auch allerdings äußerlich am Leibe im Zuſtande des Affekts angetroffen werden. Indeſſen kommt hier doch viel auf den Gegenſtand an, der zur Anſchauung vorgeführt wird. Die Jugend darf nicht die Werke eines Pauſon anſchauen, ſondern die des Polygnotos [7]), oder ſonſt eines Malers und Bildhauers, der ſeinen Charakteren einen ſittlichen Zug zu geben verſteht.

8. Dagegen ſind in den Melodieen ſelbſt ſchon Nachahmungen des Sittlichen enthalten. Und dies iſt einleuchtend. Denn ſchon die Natur der Tonarten iſt ſo verſchieden, daß man beim Anhören verſchieden geſtimmt wird, und uns bei der einen nicht ſo zu Muthe iſt, wie bei der andern; ſondern bei einigen, wie bei der mixolydiſchen befinden wir uns mehr in einer traurigen und gepreßten, bei den andern mehr in einer weichen und aufgelöſten Stimmung, wie z. B. bei den üppigen Tonarten, während eine andere uns vorzugsweiſe in eine

---

theils getrübt. Die Kunſt iſt aber immer zur Stelle und ihr Weſen iſt rein. Sie iſt daher die beſte Uebungsvorſchule für unſere ſittliche Bildung und Läuterung. Man ſieht hier in Ariſtoteles den Vorläufer unſres Schiller, ohne daß dieſer die Politik des Stagiriten je geleſen hätte.

7) Die berühmten Maler Pauſon von Epheſus und Polygnotos von Thaſos blühten kurz vor Ariſtoteles Zeit. In der Poetik unſeres Autors Cap. 2 wird der Charakter ihrer Darſtellungen in der Kürze ſo bezeichnet: Polygnotos bildet Ideale, Pauſon Karrikaturen, Dionyſius Portraits. (Vergl. die Anmerkungen von Ad. Stahr zur Ueberſetzung der Ariſtotel. Poetik S. 71 u. Kapp a. a. O. S. 187—190). Ariſtoteles konnte als Staatspädagog der Jugend nur die Anſchauung ſolcher Werke geſtatten, welche die Formen der Wirklichkeit idealiſirt wieder geben und daher nicht falſch aufgefaßt werden können.

gemäßigte, ernstgefaßte Stimmung versetzt, welches von allen Tonarten bekanntlich allein die dorische[8]) bewirkt, wogegen die phrygische zur Begeisterung stimmt.

9. Dies sind nämlich alles ganz richtige Bestimmungen Derjenigen, welche diesen Theil der Erziehung wissenschaftlich behandelt haben; denn die Thatsachen der Erfahrung leisten ihnen für die Richtigkeit derselben Gewähr. Ebenso verhält es sich auch mit den Rhythmen. Die einen haben mehr den Charakter der Ruhe, die andern den der Beweglichkeit, und von den letzteren haben wieder die Bewegungen mancher etwas Roh-Uebertriebenes, andere etwas Edelanständiges. Aus Allem diesen ergiebt sich nun, daß die Musik das Vermögen besitzt, der Seele eine gewisse sittliche Beschaffenheit zu geben. Vermag sie dies aber, so ist klar, daß man die Jugend zu ihr anleiten und sie darin unterrichten muß.

10. Es paßt aber der Unterricht in der Musik auch für die Natur dieser Altersstufe. Denn die Jugend hat, eben wegen ihrer Altersstufe, freiwillig bei nichts Reizlosem Ausdauer, die Musik aber gehört ihrer Natur nach zu dem Reizvollen. Ueberhaupt scheint eine Art Verwandtschaft zwischen der Seele und den Harmonien[9]) und Rhyth-

---

[8]) Ueber den schwierigen Gegenstand der Tonarten der alten Musik handelt ausführlich Böckh in seinen Bemerkungen zum Pindar Bd. I, p. 203 — 269; über die Dorische Tonart Müller: Dorier II, 318 fgd. Die letztere erhielt ihren Namen von ihrer Ausbildung in den alten Dorischen Landen, die zugleich die alten Wohnstätten der Musik waren, in Kreta, Sparta, Sikyon, Delphi. Hier sei aus dem genannten Schriftsteller noch die betreffende Bemerkung mitgetheilt, daß die Alten das Ethische in der Musik unendlich bestimmter zu fassen verstanden, als es unserer ins Unendliche und Formlose verschwimmenden Tonkunst möglich ist. Sie maßen der Dorischen Tonart z. B. etwas Festes, Ernstes und Männliches bei, geeignet Ausdauer zu geben zur Bestehung großer Gefahren und Mühseligkeiten, zugleich das Gemüth zu stählen und zu stärken gegen innerlichen Sturm; sie fanden in ihr feierliche Hoheit und einfache Großartigkeit, sich hinneigend nach der Seite des Strengen und Harten, und entgegenstehend dem Unstäten, Leidenschaftlichen, Schwärmerischen: alles Ausdrücke, die fast ebensogut der Religion, die Kunst, die Sitte der Dorier zu bezeichnen gebraucht werden können.

[9]) D. i. Tonarten.

men ſtattzufinden; weshalb viele Philoſophen behaupten, die Seele ſei eine Harmonie, andere, ſie enthalte eine ſolche in ſich [10]).

Sechstes Kapitel.

Ob aber die Jugend die Muſik durch Selbſtübung im Geſange und in Behandlung der muſikaliſchen Inſtrumente erlernen ſoll, über dieſen oben berührten Fragepunkt iſt jetzt zu ſprechen. Man ſieht nun leicht daß es, wenn man ſich in einer Sache irgendwie ausbilden will, einen großen Unterſchied macht, ob man ſelbſt ſich mit der Ausübung befaßt, oder nicht. Denn es iſt ein Ding der Unmöglichkeit, oder doch höchſt ſchwierig, ein gründlicher Beurtheiler deſſen zu werden, was man nicht ſelbſt getrieben hat [9]). Und dann müſſen gerade die Kinder eine unterhaltende Beſchäftigung haben, wie denn auch die Kinderklapper des Archytas [1]) für keine üble Erfindung zu achten iſt, die man den Kindern giebt, damit ſie, während ſie damit ſpielen, nichts im Hauſe zerbrechen; denn das Kind kann nicht ſtill ſitzen. Wie dieſes Spiel-

[10]) In ſeiner Schrift von der Seele widerlegt aber der Philoſoph dieſe Anſichten ausführlich. Vergleiche Ariſtoteles von der Seele I, Kap. 4 mit Trendelenburg's Anmerkungen p. 265 ff. Ariſtoteles Zeit war reich an gediegenen und feinen Schriften über die Muſik. Die Theorie derſelben war eine Specialität eines Theils der Peripatetiſchen Schule.

[9]) Ganz ſo Leſſing: den Ariſtoteliſchen Satz ſollten ſich unſere Kunſt- und Poeſiekritiker merken.

[1]) Pythagoräiſcher Philoſoph aus Tarent, Aſtronom und Geometer, Zeitgenoſſe Platons, der nach einer in dem bekannten Horaziſchen Gedicht „Archytas" uns erhaltenen Sage der Tarentiner bei einem Schiffbruch umkam. Seine mathematiſchen Schriften und ſeine Erfindungen in der Mechanik hatten ihm im Alterthum einen berühmten Namen gemacht. Die Alten erzählen rührende Züge von der Charakterliebenswürdigkeit dieſes großen Pythagoräers, von ſeiner Milde gegen ſeine Sklaven, deren Kinder er ſogar ſelbſt unterrichtete. Und iſt es nicht ein wahrhaft liebenswürdiger Zug, daß der Philoſoph und Mathematiker wie als Staatsmann und Feldherr von den Alten hochgefeierte Mann ſeinen Namen zugleich an das von ihm erfundene Kinderſpielzeug knüpfte?

zeug für die Kleinen paßt, so ist der Unterricht in der Musik eine Klapper für den größeren Knaben, und die Nothwendigkeit eines mit praktischer Ausübung verbundenen Musikunterrichts ist hiermit wohl genügend dargethan.

2. Was sich nun für jedes Alter hier schicke und nicht schicke, ist leicht zu bestimmen, und ebenso leicht wird auch der Einwurf derjenigen beseitigt, welche meinen, diese praktische Ausübung sei etwas Handwerksmäßiges. Denn erstens, da man zur Ausbildung des Urtheils die Kunst selbst praktisch ausüben muß, so mag man in der Jugend die Musik selbst praktisch treiben, im vorgerückten Alter aber die eigene Ausübung aufgeben und sich mit der durch den Jugendunterricht gewonnenen Befähigung begnügen, das Schöne darin richtig zu würdigen und zu genießen.

3. Jener Vorwurf aber, welcher der Musik von manchen Seiten gemacht wird, daß sie denjenigen, der sie treibe, zum gemeinen Fachvirtuosen mache, ist unschwer wegzuräumen. Man muß eben nur ermitteln, wie weit die sich zur politischen Tugend Bildenden, sich mit der praktischen Ausübung befassen, welche Melodien und welche Rhythmen sie lernen, und endlich welche Instrumente sie spielen lernen sollen; denn auch dies macht natürlich einen Unterschied. Auf der Feststellung dieser drei Gesichtspunkte beruht die Zurückweisung jenes Vorwurfs; denn man kann nicht läugnen, daß gewisse Arten der Musik allerdings die erwähnte nachtheilige Wirkung haben.

4. So viel ist nun klar: die Erlernung der Musik darf weder ein Hinderniß für die künftige Thätigkeit sein, noch darf sie den Leib verbilden und den Zögling für seine Thätigkeit als Krieger und Staatsbürger unbrauchbar machen. Sie muß ihn nicht hindern in der praktischen Ausübung dieser Thätigkeiten, die für ihn das Erste ist, auch nicht in der Erwerbung tiefer gehender Kenntnisse in denselben, die darauf folgt [1]).

Dieser Zweck dürfte erreicht werden, wenn die Zöglinge im Un-

---

[1]) Die Stelle ist nicht verdorben. Die Verbesserungsvorschläge der Herausgeber würden den in derselben enthaltenen würdigen Grundsatz zerstören, daß man in dem erwählten Lebensberufe erst praktisch und dann theoretisch zu arbeiten habe. Bei uns ist es leider! vielfach umgekehrt.

terricht nicht mit demjenigen gequält werden, was zur Erringung eines Preises in den Kunstwettstreiten fähig macht, noch auch mit den Wunderdingen und Kunststücken in der Ausführung, welche sich heute in die Wettstreite und von da aus in den Unterricht eingeschlichen haben*). Vielmehr hat man sich auf diese Dinge nur so weit einzulassen, als erforderlich ist, sich an den Schönheiten der Melodien und Rhythmen mit Verständniß zu erfreuen, und sich somit über das bloße allgemeine Behagen**) an der Musik zu erheben, das sich auch sonst bei einigen Thieren und häufig auch bei Sklaven und Kindern vorfindet.

5. Hieraus werden sich nun auch die Grundsätze für die Wahl der Instrumente ergeben. Man darf für den Unterricht weder die Flöte [3]) zulassen, noch sonst irgend ein Instrument des Künstlerwettstreits, wie z. B. die Cither, noch irgend ein anderes der Art, sondern nur diejenigen, welche bei den Hörern entweder musikalische Bildung [4]) oder Geschmacksbildung überhaupt befördern. Die Flöte ist nicht angethan eine sittliche Stimmung in der Seele hervorzubringen, sie ist vielmehr leidenschaftaufregender Natur, und ihre Anwendung daher nur bei solchen Gelegenheiten zulässig, in welchen bei dem Hörer mehr auf eine Entlastung der zusammengepreßten Empfindung [5]) als auf geistige Hebung und Förderung hingewirkt wird. Setzen wir noch hinzu, daß ihrer Wirksamkeit für erziehenden Unterricht auch noch der Umstand im Wege steht, daß das Spielen des Blasinstruments die begleitende Anwendung der Rede unmöglich macht. Unsere Vorfahren haben daher mit Recht das Spielen des Blasinstruments

*) Goldene Worte gegen die heutige Leib und Geist tödtende Pianofortespielquälerei der Jugend. Vgl. weiterhin §. 7.

**) Vgl. Kapp a. a. O. S. 161 und Reiz p. 94.

3) Das Blasinstrument überhaupt.

4) Im ethischen Sinne.

5) Im Original Reinigung, Katharsis (κάθαρσις), Befreiung. Ueber den merkwürdigen und berühmt gewordenen Ausdruck weiter unten. Gemeint ist die befreiende Entladung der gepreßten Empfindung, welche z. B. die kriegerische Musik, die Trommel, die Pfeife vor Anfang der Schlacht bewirkt. Vgl. Arist. probl. XIX.

aus dem Kreise der Jugend und überhaupt der freien Staatsbürger verbannt, obschon es dort in früheren Zeiten üblich war.

6. Als sie nämlich durch den steigenden Wohlstand mehr Muße gewannen und ein höherer Schwung des Geistes in ihnen eine stärkere sittliche Kraft erzeugte, als ferner theils besonders nach den Perserkriegen das Gefühl ihrer Thaten sie mit Hochsinn erfüllte, warfen sie sich mit einer fast alle Wahl ausschließenden Lernbegier auf jede Wissenschaft, und zogen daher auch das Spielen der Blasinstrumente in den Kreis der Unterrichtsgegenstände. Begleitete doch auch in Lakedämon Jemand als Chorag [6]) den Chor einmal selbst mit der Flöte, und in Athen ward sie so einheimisch, daß fast jeder Freigeborne sie spielen konnte. Dies erhellt aus dem Gemälde, welches Thrasippus weihte, als er dem Ekphantides [7]) den Chor geliefert hatte. — 7. Später aber ward sie auf Grund der gemachten Erfahrung selbst verworfen, als man besser hatte beurtheilen lernen, was die sittliche Bildung fördere, und was nicht. Ebenso wurden auch viele andere alte Instrumente abgeschafft, wie die Hirtenflöten (Plektiden), die vielsaitigen Lyren (Barbitoi) und alle diejenigen, welche zur Erregung der Sinnenlust in den Hörern dienen, wie die Heptagonen, Trigonen, Sambyken [8]) und alle die, welche eine bedeutende Fingerfertigkeit erfordern.

8. Recht sinnvoll ist auch das, was von den Alten über die Flöte in einem Mythus erzählt wird. Athene, heißt es, erfand sie und warf sie weg, und das aus dem artigen Grunde, weil es sie verdroß, daß sie das Gesicht entstellte. Der richtigere Grund ist indessen wohl der, daß der Unterricht im Flötenspiel der Geistesbildung nichts die-

---

[6]) Der Chorag rüstete nicht nur den Chor aus, sondern führte ihn auch. Der Aufstellungsplatz für den aus Knaben oder aus Männern bestehenden Chor war in Laconien der Markt, der deshalb selbst Chorus heißt. Müller Dor. II, 328 fgd.

[7]) Einer der Ältesten Attischen Komödiendichter. Kratinus, der Athener, verspottet ihn als roh und ungebildet, während Ekphantides selbst in einem erhaltenen Fragment andeutet, daß er der Komödie zuerst Attische Urbanität verliehen habe. Müller Dor. II, 350.

[8]) Alles vielsaitige und vielstimmige Instrumente, die auch Plato verwirft, de rep. III, 288.

tet; Athene aber iſt für uns das Symbol der Wiſſenſchaft und Kunſt.

Siebentes Kapitel.

Wir verwerfen alſo in der Erziehung denjenigen Unterricht auf den Inſtrumenten und in ihrer Handhabung, der den Virtuoſen bildet, und weiſen die Fertigkeit des Virtuoſen den Kunſtwettſtreiten zu. Ein ſo gebildeter Künſtler betreibt ſeine Kunſt nicht um ſeiner geiſtig-ſittlichen Vervollkommnung willen; ſondern ſein Zweck iſt das Vergnügen ſeiner jedesmaligen Zuhörer, das obenein ein grobſinnliches iſt. Wir erklären deshalb eine derartige Ausübung für unter der Würde freier Männer, und erachten ſein Geſchäft eher für das eines Miethlings. Auch lehrt die Erfahrung, daß alle Virtuoſen etwas Handwerksmäßiges annehmen, ſchon darum weil der Zweck, den ſie ſich zum Ziele ſetzen, ein ſittlich ſchlechter iſt. In ihrem dienſtwilligen Verhalten zum Hörerpublikum begegnet es ihnen dann ganz gewöhnlich, daß die rohen und ungebildeten Zuhörer die Muſik nach ſich umändern, und die nach ihren Launen ſich eifrig richtenden Virtuoſen ſowohl geiſtig korrumpirt, als auch in Folge der zu machenden Anſtrengungen körperlich zu Grunde gerichtet werden[1]).

2. Es bleibt nun noch zu unterſuchen übrig die Frage über die Harmonien (Tonarten) und Rhythmen. Darf man, was den Geſichtspunkt der ſpielenden Ergötzung betrifft, alle Tonarten anwenden, ſo viel ihrer ſind, und alle Rhythmen, oder muß man einen Unterſchied machen? Zweitens: ſollen wir für Diejenigen, welche ſich mit der Mühe des Jugendunterrichts befaſſen, dieſelbe Scheidung feſtſetzen, oder werden wir noch einen dritten Geſichtspunkt aufzuſtellen haben, Cap. 6 Beil.

[1]) Nimmt man Lindaus artige Vermuthung πτολους τενας für ποιους τινας in den Text auf, ſo iſt der Sinn: Der das Unerhörte fordernde Zuhörer macht den ſich auf ſeinem Inſtrumente zerquälenden Virtuoſen, der es ihm recht machen will, zu einer wahren Scheuche, zu einem Gebilde des Schreckens und der Angſt, wovon unſere heutigen Virtuoſen oft augenfällige Beiſpiele liefern.

da ja die Musik, wie wir sehen, aus den zwei Grundelementen der Melodie und des Rhythmus besteht, und wir nothwendig wissen müssen, welche Wirkung jedes dieser beiden Elemente ausübt, und ob in diesem Bezuge die melodische Musik oder die eurhythmische mehr den Vorzug verdient.

3. Nach unserer Meinung haben mehrere heutige Musiker und solche Philosophen die mit gründlichen Kenntnissen ausgestattet Musikunterricht zu ertheilen verstehen, diese Materie großentheils so vortrefflich behandelt, daß ich Diejenigen, welche sich gründlich und im Einzelnen ausführlich darüber aufzuklären wünschen, nur auf sie verweisen kann. Ich selbst will hier nur im Allgemeinen meine Ansicht darüber mittheilen und nur die Umrisse dieser Materie angeben.

4. Ich erkläre daher, daß ich mich der von einigen Philosophen gemachten Eintheilung anschließe, welche die Gesänge scheiden: in ethische[2]), zweitens in praktische und drittens in enthusiastische. Dieselben Philosophen bestimmen ferner den Charakter der einzelnen Harmonien (Tonarten) jeder einzelnen dieser Gesangsgattungen gemäß. Wir halten zugleich fest, daß man die Musik nicht nur eines, sondern mehrerer nützlicher Zwecke wegen treiben soll, nämlich erstens der sittlichen Bildung und jener erleichternden Befreiung der Gemüthsaffekte wegen, die ich Katharsis nenne — (was ich unter dieser Katharsis verstehe, will ich nur im Allgemeinen angedeutet haben, in der Poetik dagegen, wo ich darauf zurückkomme, werde ich es deutlicher entwickeln) — zweitens soll man sie zum Behuf eines sinnvollen Genusses der Muße und drittens zur Abspannung und Erholung von angespannter Thätigkeit treiben[3]). Hieraus erhellet, daß man

---

[2]) Ethische = die eine stete sittliche Stimmung, praktische = die eine zur That angeregte Stimmung, enthusiastische = die eine begeisterte, verzückte Stimmung bewirken. Vergl. A. Stahr, Aristoteles und die Wirkung der Tragödie Berl. 1859. S. 10, 1.

[3]) Die Uebersetzung ist der leichten, von Spengel vorgeschlagenen, Umstellung gefolgt. Die drei Zwecke treten nun nicht in Widerspruch mit der Aufstellung in Kap. 5. Wir haben die obige Eintheilung wieder: „die Katharsis tritt nicht als neuer besonderer Zweck auf, sondern steht mit der „Bildung" im Zusammenhang und wird aus ihr herausgenommen." Auch ist die Anwendung der ethischen, praktischen und enthusiastischen Gesänge nicht mehr

zwar wohl alle Harmonien anwenden, aber nicht alle auf dieselbe Art anwenden darf. Vielmehr zum erziehenden und bildenden Unterricht nur die vorzugsweise ethischen, zum bloßen Anhören des Vortrags Anderer dagegen auch die praktischen[4]) und die Enthusiasmus hervorrufenden. Der Affect nämlich, der in einigen Gemüthern mit großer Gewalt auftritt, der ist von Natur in allen Gemüthern vorhanden, und nur das Mehr oder Minder macht einen Unterschied, z. B. in Mitleid, Furcht und ebenso Enthusiasmus. — 4. Denn auch dieser Bewegung sind Manche in einem übermäßigen Grade unterworfen, und lassen solche Menschen nun die Gewalt jener heiligen Gesänge, welche die Seele in Verzückung setzen, auf sich einwirken, so haben wir den Anblick von Personen, die sich gleichsam einer ärztlichen Kur und Katharsis[5]) unterzogen haben und dadurch in den Normalzustand zurückversetzt worden sind. — 6. Die nämliche Wirkung müssen nun auch

---

so auffallend. S. Leonhard Spengel, ein Beitrag zur Poetik des Aristoteles. Aus den Abhandlungen der K. Bayr. Akademie d. W. ICL. IX. Bd. 1. Abth. München 1859.

[4]) Zum thätlichen Handeln anregenden. In den Problem. XIX, 49 heißt „praktisch" so viel als tauglich zu Alarm und Marsch gegen den Feind.

[5]) Der Ausdruck Katharsis (κάθαρσις) Reinigung ist hier wie vorhin nur allgemein bestimmt, und in der betreffenden berühmten Stelle der Poetik ist die versprochene nähere Erklärung, wohl durch die Schuld der Herausgeber des Werks, ausgefallen. Der Ausdruck Katharsis hat zunächst eine rein medicinische und pathologische Bedeutung, und besagt so viel als medicinische Ableitung, erleichternde Entladung, wie durch Abführungsmittel, Fontanelle u. dgl. Er hat auch im Munde des Aristoteles, der als Sohn des Leibarztes am Macedonischen Hofe, in seiner Jugend wahrscheinlich die Heilkunst zeitweilig selbst ausübte, nichts Befremdendes. Des Philosophen Vertrautheit aber mit der praktischen Heilkunst wird durch manche Stellen und Ausdrücke in seinen Schriften (Pol. III. 6. 10. 11. VII, 2. 12; Physik II, 8) angedeutet. Zudem bezeichnet der Ausdruck „kathartische Mittel", (καθαρτικά) alle abführenden Speisen und Medicinen, und diese Kathartika sind den Durchschlagenden, den Diakretischen (διακριτικά) Mitteln synonym, wie man sich aus der Schrift des Arztes Hippokrates über die Diät II, 7. selbst überzeugen kann. Aristoteles hat nun den Ausdruck Katharsis von dem medicinischen Gebiete auf das ästhetische übertragen und zu einem eignen ästhetischen Kunstausdruck gestempelt.

diejenigen empfinden, welche zu den Affecten des Mitleids und der Furcht neigen, und ferner ebenso Alle, welche zu irgend einem Affecte besonders disponirt sind, die übrigen aber, insoweit etwas von solchen

---

Diese Entdeckung verdankt die Wissenschaft dem gelehrten Philosophen J. Bernays. Derselbe ließ sich nun aber, obschon durch die geistvollsten und gelehrtesten Vorgänger gewarnt, zu dem Irrthum verleiten, diese Stelle der Politik der Erklärung jener berühmtesten in der Politik, wo Aristoteles die Definition der Tragödie giebt, zu Grunde zu legen. Er beging den Irrthum, den hier nur einer bestimmten, einzelnen Art von Musik beigegebenen Wirkungsausdruck Katharsis zu generalisiren, ihn auf die Wirkung auch der dramatischen Dichtung, der Tragödie zu übertragen, und so der Wirkung der Tragödie, die nach Aristoteles oft und klar ausgesprochenen Absicht von der erhabenen, sittlichen Art sein soll, nur jene in der Politik erwähnte Katharsis zuzuerkennen. (Vgl. Jacob Bernays: Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie. Breslau 1857.) Danach wäre nun der Sinn jener ewig denkwürdigen Stelle der Poetik dieser: die Menschen, welche das Unglück haben, allzusehr den Affekten des Mitleids und der Furcht unterworfen zu sein, werden gerade so mit Tragödien behandelt, wie die Ekstatischen mit Musik. Sie erhalten durch die Tragödie Gelegenheit ihre habituellen Leidenschaften, ihre vorwaltenden Gemüthsaffectionen, die sie in das Theater mitbringen, auszulassen, zu „entladen", um sich dadurch zu erleichtern. Es wird ihnen eine Ableitung des Hanges zu Furcht und Mitleid zu Theil. H. Bernays glaubt durch diese nicht würdige und nicht wahre Erklärung die „unklare sogenannte Reinigung der Leidenschaften durch die Tragödie für immer beseitigt" und den Aristoteles von dem Irrthum der modernen Aesthetik befreit zu haben, die in seiner berühmten Definition der Tragödie eine hohe sittliche Wirkung, im Anschluß freilich an das ganze Alterthum, immer erkannt hat. Bernays ist durch die vorhin genannten Schriften von A. Stahr und L. Spengel gründlich widerlegt worden. Den Sinn jener berühmten Definition in der Politik aber, mit welcher sich die edelsten Denker und Dichter unserer Nation beschäftigt haben, und die wie ein der ganzen Menschheit angehöriges unzerstörbares Denkmal in alle Zukunft hinaustragen wird, ist dieser: Aristoteles schreibt der Tragödie eine kathartische Wirkung zu. Sie läuft schließlich darauf hinaus, daß der zu bildende Mensch, wie der griechische Denker sich in seiner erhabenen Einfalt ausdrückt, durch die Tragödie, d. h. durch das fort und fort wiederholte Anschauen derselben (durch die Gewöhnung) zu dem Vermögen geführt wird, ὀρθῶς ἥδεσθαι καὶ ὀρθῶς φοβεῖσθαι, d. h. nur das wahrhaft Furchtbare zu fürchten und nur dem wahrhaft Thränenwerthen sein Mitleid zu schenken.

Affecten auf eines jeden Theil kommt: für Alle muß es eine gewisse Katharsis geben und ein mit Lust verbundenes Erleichtertwerden.

Dem entsprechend gewähren auch die Gesänge, welche kathartischer Natur sind, den Menschen [6]) eine unschädliche Freude. Deshalb mag man die Bestimmung treffen, auf solche Harmonie und solche Rhythmen diejenigen anzuweisen, welche als öffentliche konzentrirende Virtuosen im Theater Preismusiken aufführen [7]).

7. Da nun aber das Publikum derselben ein doppeltes ist, einestheils ein freies und gebildetes, anderntheils ein rohes, das aus niederen Handwerkern, Arbeitern und andern dergleichen Leuten besteht, so muß man auch für die Erholung dieser letzteren musikalische Aufführungen und Konzerte verstatten. Der unnatürlichen Verschrobenheit der Seelen dieses Theils des Publikums entsprechend, giebt es nun auch in den Harmonien Absprünge und Gesangmelodien von einem stark ins Ohr fallenden und überstark gefärbten Charakter. Vergnügen gewährt aber Jedem nur das, was seiner eigenen Natur entsprechend und verwandt ist. Man gestatte daher den auftretenden Virtuosen, vor einem Publikum solcher Art auch irgend solche Art von Musik zu machen.

8. Was aber den Zweck des bildenden Jugendunterrichts anbetrifft, so muß man sich dazu, wie erwähnt, nur der ethischen Melodien und der ethischen Harmonien bedienen. Eine solche aber ist, wie wir bereits früher sagten [*]), die dorische. Doch mag man auch daneben noch diese oder jene andere in den Jugendunterricht aufnehmen, wenn Männer, die philosophisch gebildet sind und zugleich den Musikunterricht verstehen, sich aus guten Gründen dafür entscheiden. So-

---

Der Schlüssel zu dieser Erklärung steckt in der Stelle der Politik VIII, 5 und in den Worten des Dichters, in welchen es heißt: „der Mensch ist niemals besser und mächtiger als in jenen Augenblicken innerer Erhebung, in denen er — weil er selber groß und wahr empfindet, — den Sieg und die Herrschaft des Wahren als unleugbar erkennt."

[6]) D. h. allen Menschen, selbst denen, die eine solche kathartische Kur nicht nöthig haben. S. A. Stahr. a. a. O. S. 11.

[7]) Unter den musikalischen Kunstwettstreiten („Agonen") sind Konzerte im Theater gemeint. Daher heißt das Konzertpublikum öfters die „Zuschauer", und die Aufführung selbst „Theorie" d. h. Schauspiel.

[*]) S. oben Kap. . . § . .

krates aber in Platon's Staat**) irrt, wenn er neben der phrygischen nur noch die dorische beibehalten wissen will, um so mehr da er unter den Instrumenten das Blasinstrument verworfen hat. Die Wirkung der phrygischen Harmonie ist ja unter den Harmonien dasselbe was unter den Instrumenten das Blasinstrument ist. Beide sind wildaufregender, leidenschaftlicher Natur.

9. Dies beweist auch die Poesie. Alle Bakchische Poesie und alle derartige poetische Bewegung verlangt vorzugsweise das Blasinstrument als Begleitung, und unter den Harmonien wählt sie sich zum angemessenen Ausdruck die phrygischen Weisen, wie denn der Dithyrambus anerkannt als phrygisch gilt. Und hierzu führen die Männer vom Fach viele Belege an, unter andern auch den, daß Philoxenus, als er es unternahm, einen Dithyrambus, Die Myser *), in der dorischen Harmonie zu komponiren, damit nicht zu Stande kam, sondern unwillkürlich wieder heraus und in die phrygische als die entsprechende Harmonie zurückfiel.

10. Von der dorischen aber urtheilt man einstimmig, daß sie am meisten den Charakter der Ruhe und der sittlichen Männerwürde besitze. Als erklärte Anhänger und Durchführer jenes Princips, welches die Mitte zwischen den Extremen hält, werden wir, da die dorische Harmonie diese Stellung zu den übrigen Harmonien hat, natürlich auch die dorischen Melodien als vorzugsweise geeignet für den Unterricht der Jugend erkennen. Wir fassen hier zwei Gesichtspunkte ins Auge, das Mögliche und das Schickliche, welche einen jeden Einzelnen zu dem was er treiben soll vorwiegend bestimmen müssen, und dazu kommt für das Eine wie für das Andere noch ein drittes bestimmendes Element, die Altersstufen. So z. B. fällt es den vom Alter Angegriffenen nicht leicht, die starktönigen Harmonien zu singen, sondern die Natur weist solche Personen auf Harmonien sanfteren Gesanges hin. Es haben daher einige Musikverständige dem Sokrates auch mit Recht

*) Dithyramben waren Lieder vorzugsweise zu Ehren des Bachus. Sie gehörten zu der freisten und kühnsten Gattung lyrischer Poesie, und bedurften dazu der Phrygischen Begleitung. Der des Philoxenus hieß nach Schneiders Verbesserung „die Myser." Philoxenus selbst war ein berühmter Dithyrambendichter, gebürtig von der Insel Kythere, Zeitgenosse des Platon.

den Vorwurf gemacht, daß er die ſanfteren Harmonien für den Unterricht verwarf, weil ſie nach ſeiner Meinung die Seele in Trunkenheit wiegten, womit er nicht die eigentliche Wirkung der Trunkenheit [9]) (welche eher leidenſchaftlich aufgeregt macht) bezeichnen will, ſondern das Abgeſpannte und Matte in dieſer Muſik. Man hat alſo für die künftige höhere Altersſtufe auch ſolche Harmonien und Melodien kennen zu lernen. Desgleichen auch diejenige, welche für die Altersſtufe des Knaben paßt, weil ſie Sinn für das Anſtändige verleiht und zugleich Bildung zu geben vermag, eine Eigenſchaft, welche die lydiſche Harmonie vorzugsweiſe zu enthalten ſcheint. Hieraus ergeben ſich folgende drei Hauptbeſtimmungen der muſikaliſchen Erziehung: die richtige Mitte, das Mögliche und das Gemäße [10]). —

---

[9]) S. Platons Staat III. 398, welche Stelle Ariſtoteles ganz richtig gewürdigt hat.

[10]) Hier bricht das Ariſtoteliſche Werk ab. Daß die Abſchnitte über Erziehung nicht vollſtändig erhalten ſind, ſah ſchon der älteſte lateiniſche Ueberſetzer ſ. die Ausgabe von Ad. Stahr p. 223.) Auch hatten wir bereits früher zu bemerken, daß Ariſtoteles ſelbſt auf Auseinanderſetzungen in ſeinem Werke hinweiſt, welche jetzt fehlen z. B. 7, 5. 5. und VII, 15, 9.

[10a]) Platons Staat p. 399. a. Ed. Müller a. a. O. p. 244. Kapp S. 181 fgd.

Ueber die Knabenliebe.

Vgl. Pol. II, 7, 5 und VII, 14.

Ariſtoteles ſpricht hier ſehr ruhig von der Knabenliebe, wie von jeder andern Wirklichkeit. Es iſt dies einmal ſeine Weiſe, und dann war die Knabenliebe bei den Kretern ein zu Recht beſtehendes Inſtitut, über welches Ephorus bei Strabon X. 489 folgd. ausführliche Auskunft giebt. In Kreta iſt das Inſtitut in allen ſeinen Hergängen geordnet. Der Liebhaber überredet nicht, ſondern er raubt nach ſeiner drei Tage vorher den Anverwandten verkündeten Abſicht, den Knaben, gerade wie in Sparta die Bräute geraubt worden. Die Anverwandten widerſetzen ſich nur zum Schein, der Liebhaber bringt den Knaben in ſein Männergemach (Andreion), nimmt ihn auf ſeine Güter, oder zur Jagd ins Gebirge, ſchenkt ihm ein Kriegskleid, ein Trinkgefäß und einen Stier. Dies waren die vom Geſetze beſtimmten Geſchenke; aber viele Liebhaber gingen darüber hinaus und ſchenkten ſich arm. Es galt für einen ſchönen Knaben aus guter Familie ſchimpflich, keinen Liebhaber zu finden. Das ſchöne Verhältniß artete aber hier ſo furchtbar aus, daß Ariſtoteles dem Geſetzgeber die Abſicht unterlegen konnte, als habe er dadurch die Vermehrung der Population aufhalten wollen. So ſehr dieſe Anſicht unſer Gefühl verletzt, ſo iſt ſie doch ganz im Geiſte der doriſchen Verfaſſung. Dieſe war aus allen Kräften beſtrebt, das Gleichgewicht zwiſchen Bevölkerung und Eigenthum, zwiſchen der Zahl der Familien (οἶκοι) und der Landloose (κλῆροι) auf jede ſelbſt die gewaltſamſte Weiſe zu erhalten.

Die Knabenliebe, heute ein Laſter übertriebener Civiliſation, wird bei allen alten Völkern angetroffen. Aber nur bei den Griechen allein iſt ſie ein Inſtitut der Erziehung, genießt die Achtung des Staats und der Geſetzgebung, wird als ein anerkanntes Erziehungs-

mittel benutzt, und durch Poesie und Kunst idealisirt und verklärt. Nirgends wird die reine Knabenliebe so gepriesen, nirgends die unreine so verachtet und so streng bestraft als bei den Griechen.

Aber auch in ihrer reinsten Form war dieser Liebe doch immer Sinnlichkeit beigemischt, und trotz der strengsten Strafen artete sie in allen griechischen Staaten aus, und die mit dieser Ausartung verbundenen Verbrechen wurden mit einer unser Gefühl verletzenden Nachsicht beurtheilt. Die späteren Griechen haben vieles aus ihrem Vater Homer in die Wirklichkeit eingeführt, aber auch manches, was dort als leuchtendes Vorbild aufgestellt ist, nicht erreicht, und darunter befindet sich das schöne eheliche Leben des Odysseus und der Penelope. Sie ließen in der historischen Zeit, wie noch viele Jahrhunderte nach ihnen, und wie zum Theil noch bis auf den heutigen Tag geschieht, dem Weibe nicht die ihm gebührende Würdigung wiederfahren. Aus der Gehalt- und Reizlosigkeit der Ehe, aus dem in allen griechischen Staaten mangelhaften Familienleben, in welchem oft nicht einmal derselbe Tisch Vater, Mutter und Kinder vereint, und besonders aus der sehr übertriebenen Bevorzugung des männlichen Geschlechts, des Jünglings, des Mannes vor dem Weibe ging die Entartung der Knabenliebe mit Nothwendigkeit hervor. Und doch dürfen wir sie nicht zu hart beurtheilen: war doch diese Knabenliebe, die ganz in den Formen der modernen heutigen Geschlechterliebe unser Gefühl verletzend auftritt, das ursprüngliche ewige Gefühl der Liebe, das von seiner rechtmäßigen Stelle gleichsam vertrieben, sich der Menschennatur an unrechter Stelle bemächtigte.

Sie war ein Staatsinstitut und verschwand daher mit dem Verfall des alten Staates, um schon bei den Griechen der Frauenliebe den Platz zu räumen. Die neuere Komödie schweigt vollständig über sie. Sie war ein Irrthum in der sonst so klaren Menschennatur der Griechen und wurde bei ihnen mit ebenso geringem Abscheu betrachtet, als leider von uns unser Prostitutionswesen noch immer betrachtet wird.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Fichte,

der Held unter den deutſchen Denkern.

Fichte,

der Held unter den deutschen Denkern.

Ein Lebensbild.

Zur Säcularfeier seines Geburtstages

(am 19. Mai 1862)

von

Adolf Stahr.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Dem

Deutschen Nationalvereine

und

seinen Begründern

gewidmet.

Die am 3. März d. J. zu Berlin versammelten Mitglieder des deutschen Nationalvereins haben auf Antrag Dr. Wilhelm Loewe's von Calbe beschlossen: den hundertjährigen Geburtstag Fichte's als einen Nationalfesttag von Seiten des Nationalvereins feierlich zu begehen. Der letzte Präsident des ersten Parlamente der großen deutschen Nation, — die nimmermehr gestatten wird, daß jenes erste Parlament ihr letztes bleibe — hat seinen Antrag mit dem Gedanken begründet, daß die zum deutschen Nationalvereine zusammengetretenen Männer auf dem Boden derjenigen politischen Ueberzeugung stehen, in der **Fichte** gelebt hat und mit der er gestorben ist, auf dem Boden der Ueberzeugung:

„daß die Unabhängigkeit Deutschlands nur erhalten werden könne durch die Einheit Deutsch-

lands, und daß die Einheit Deutschlands nur erlangt werden könne durch die Freiheit."

Wem könnte ich daher die folgenden Blätter, welche bestimmt sind, dem deutschen Volke das Bild Fichte's in's Gedächtniß zurückzurufen, mit besserem Fuge widmen, als dem deutschen Nationalvereine und seinen Gründern, die sich laut bekennen als „Nachfolger und Jünger dieses Fichte'schen Geistes."

Fichte hat es ausgesprochen, daß die Deutschen berufen sind, ein Deutschland, das jetzt nur noch als eine Forderung vorhanden ist, ein einheitliches Reich deutscher Nation, einen „innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staat" darzustellen, gegründet auf Freiheit und Rechtsgleichheit aller seiner Bürger.

Er hat es ausgesprochen: daß für diesen letzten großen Zweck die Deutschen „in den einzelnen Staaten, in die sie dermalen zerfallen sind", sich vor- und auszubilden haben, daß aber schließlich diese einzelnen Staaten „als bloßes Mittel zu höherem Zwecke wegfallen müssen."

Er hat es endlich mit seherischem Geiste ausgesprochen, daß unter diesen Staaten es der Preußische ist, dem von der Geschichte die Aufgabe gestellt und die Pflicht auferlegt sei, diese Umbildung

Deutschlands zu einem einigen Reiche deutscher Nation herbeizuführen. Hier seine Worte über Preußens Beruf und Zukunft:

„Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es, fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reiche. Nur so kann es fortexistiren. **Sonst geht es zu Grunde!**"

I.

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae!
Horat.

Wer war Fichte?

Schlimm genug, wenn manche Leser dieser Blätter so fragen und manche Deutsche sich verwundern sollten, wie man dazu komme, den hundertjährigen Geburtstag eines Mannes, von dem sie kaum des Namens sich erinnern, als einen deutschen Feier- und Ehrentag aus der Masse der gleichgültig dahinfließenden Tage hervorzuheben!

Und doch ist es so. Die Menschen vergessen schnell, und wir Deutsche nicht am wenigsten. Da ist es denn gut und heilsam, wenn eine äußere Veranlassung, wie diese Säkularfeier des 19ten

Mai des Jahres 1762 das Gedächtniß auffrischt, und Gelegenheit giebt, uns zu erinnern, was Deutschland an dem Manne gehabt hat, und heute noch hat, der an diesem Tage vor hundert Jahren in der niedern Hütte eines kleinen sächsischen Dorfes unserm Volke geboren ward.

Wer von diesem Manne nichts weiter weiß, als daß er ein Philosoph war, der ein wunderbar kühnes System der Wissenschaft des Gedankens aufgestellt und dasselbe an zwei deutschen Universitäten als berühmter Professor gelehrt hat, der weiß nichts von demjenigen, um dessentwillen Fichte in den Herzen der Besten seines Volkes lebt und zu leben verdient, nichts von dem, was diesen Mann würdig macht, von seiner ganzen Nation unter ihre Zierden gestellt und im dankbaren Gedächtnisse als Muster und Vorbild verehrt zu werden, nichts endlich von demjenigen, um dessentwillen dieser Aufsatz geschrieben ist, von der wahren und eigentlichen Größe des Mannes. Diese Größe ist die sittliche Erhabenheit und Stärke seines Charakters.

Fichte war ein „Charakter" im höchsten Sinne des Wortes. Man kann sagen: er war der verkörperte Charakter. In dieser Eigenschaft war er unter

allen großen Geistern unseres Volks der alleinige Erbe Lessings. Der Charakter ist das Freimachende; er giebt dem Menschen die innerliche Freiheit, die sein Leben und Handeln der Willkür entzieht, indem er beides unter das Gesetz des Müssens, unter die zwingende Nothwendigkeit des erkannten Guten stellt. Lessings Wort: „ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß!" ist der Wahlspruch des Charakters. Die Erhabenheit des Charakters auf der vollen Höhe seiner Ausbildung in jenem „Strome der Welt", dessen wirbelnde Fluth die Schwachen unwiderstehlich mit sich fortreißt, bezeichnet das unsterbliche Wort des alten römischen Dichters von dem „festen und gerechten Manne", das wir als Motto an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt haben:

Bräch' über ihm der Weltenbau zusammen,
Ein unerschrocknes Herz wird er begraben!

Ein solcher Mann, ein solcher Charakter war Fichte. Er hat einen Weltumsturz erlebt, und sein Herz ist unerschrocken, ist muthig und hoffnungsreich geblieben, als alles um ihn her verzagte. Er hat sich nicht gebeugt vor dem gewaltigen Dämon der Zerstörung, als alle

Welt vor dem Gewaltigen im Staube kroch. Und als die Heereskraft des Vaterlandes gebrochen war, als Deutschlands letzter Hort, das Preußen des großen Friedrich, niedergeworfen dalag: da hat Er den Kampf aufgenommen gegen den Unterdrücker des Vaterlandes, gegen den großen Verräther der Freiheit, Er, ein einzelner Mann; und sein Wort und sein Muth haben inmitten der sternenlosen Nacht der Knechtschaft in tausend und abertausend Herzen wieder das Licht der Hoffnung entzündet auf den endlichen Sieg der Freiheit. Als aber endlich die Zeit erfüllet und die Stunde gekommen war, — da hat Er auf's Neue gezeigt, was des Wortes Kraft, getragen von einem großen Charakter, vermag, Er, der Heerredner, der Kriegsapostel des großen Befreiungskampfes, der die Scheide wegwerfen hieß von dem gezogenen Schwerte, und in dem drangvollsten Augenblicke seiner Nation zurief: „Ein frisches Herz und keinen Frieden vor dem vollen Siege!" Er, der dem deutschen Volke mit voller Klarheit die Ziele gezeigt hat, die wahren Endziele seines Kampfes, die ächten Preise seiner ungeheuren Opfer, — Preise, die leider! noch heute nicht gewonnen sind, die wir aber sicherlich gewinnen werden, wenn wir selbst, und nach uns unsere

Söhne es uns zum Ziele setzen, dem erhabenen Charakter eines Fichte nachzustreben und nachzuhandeln.

Also nicht Fichte der Philosoph ist es, mit dem sich die nachfolgenden Blätter beschäftigen sollen. Die Erinnerung an die Verdienste eines der tiefsten Denker aller Zeiten bleibe billig den Philosophen überlassen. Fichte, der freie deutsche Mann, der erhabene, thatkräftige, unbeugsame Charakter, der deutsche Patriot, der Vorkämpfer für Deutschlands Ehre, Freiheit und Selbstständigkeit — Fichte, der „Demokrat", wie ihn schon seine Zeitgenossen nannten, der ist es, dessen Bild wir an seinem hundertjährigen Geburtstage unserm Volke auffrischen wollen.

Johann Gottlieb Fichte, geboren den 19ten Mai 1762 in dem Dorfe Rammenau, wenige Stunden von Camenz, dem Geburtsorte Lessings, ist wie dieser und fast alle unsere großen Geisteshelden, ein Kind des Volks. Wie bei Arndt und Immermann nennt die Familientradition als Stammherrn seines Geschlechts und Namens einen Schwedenwachtmeister des dreißigjährigen Krieges, der in Deutschland zurückgeblieben und seßhaft geworden. Von ihm stammte der kindergesegnete Dorfweber Christian Fichte, der Vater

Johann Gottliebs. Ein uralter Großoheim der Mutter, der bei der Familie und im Dorfe das Ansehen eines Propheten genoß, weissagte in knieendem Gebete an der Wiege des Täuflings: dies Kind werde dereinst der Stolz und die Freude des Namens werden. Wenige Stunden darauf starb der Greis, und dieser Umstand erhöhte den Glauben an seine Prophezeihung, obschon sich vor der Hand nur sehr wenig Aussicht zur Erfüllung derselben zeigte. Ein Gutes aber hatte sie dennoch: der Vater ließ den stillen, sanften, träumerischen Knaben, der früh sich abzusondern und in die Ferne starrend in der Natureinsamkeit zu weilen liebte, mehr als seine andern Kinder gewähren, und statt ihn in die Dorfschule zu schicken, lehrte er selbst ihn in den Stunden, in welchen das Handwerk ruhte, das Wenige, was er selber wußte. Das höchste Ziel im Sinne des Vaters war, seinen Sohn dereinst auf der Kanzel zu sehen, und sobald derselbe lesen konnte, mußte er denn auch das Amt übernehmen, im Vaterhause den Morgen- und Abendsegen vorzulesen. Scharfe Fassungskraft und bewundernswürdiges Gedächtniß zeigten sich früh. Mit sieben bis acht Jahren war er im Stande, die gehörten Predigten des Dorfpfarrers in allen ihren Hauptwendungen treu wiederzugeben. Der

Geistliche nahm sich des fähigen Knaben an; durch seine Vermittelung geschah es, daß ein frommer Edelmann, der Baron von Miltitz, den neunjährigen Knaben zu sich zu nehmen und erziehen zu lassen beschloß. Die Eltern willigten ein, und so ward der junge Fichte, nachdem er zuvor die Stadtschule zu Meißen besucht hatte, in die Fürstenschule zu Schulpforte aufgenommen.

Aus seiner im Vaterhause verlebten Jugend ist ein Zug aufbehalten, der als bedeutungsvoll für die spätere Charakterentwickelung des Mannes gelten darf. Der Vater hatte ihm einst, zur Belohnung seines Fleißes, die Volkshistorie vom „hörnernen Siegfried" aus der Stadt mitgebracht. Dies Buch, — das erste, welches er außer Bibel und Katechismus in die Hände bekam, — fesselte all seine Aufmerksamkeit dergestalt, daß er in allen andern Lektionen des Vaters saumselig und nachlässig wurde. Da faßte er den für einen kaum achtjährigen Knaben in der That wunderbaren Entschluß: das Buch von sich zu thun. Er warf es in den Dorfbach. Als er aber das geliebte Buch langsam untersinken sah, verließ ihn die Kraft der Selbstüberwindung und er brach in bittere Thränen aus. So fand ihn der Vater, dem er

in seinem Schmerze nur die That, nicht das Motiv derselben anzugeben vermochte, und der ihn deshalb natürlich derb abstrafte. Als der Vater ihm aber später den Verlust durch ein anderes ähnliches Buch ersetzen wollte, bat ihn der Knabe, das neue Buch, weil er von demselben ähnliche Versuchung befürchtete, lieber seinen Geschwistern zu schenken.

Die Selbstüberwindung und das strenge Pflichtgefühl des Mannes erscheinen in diesem Verhalten des Kindes vorgebildet, und wie bei dem Knaben, so wurde auch in dem späteren Schicksal Fichte's gerade dasjenige, was er aus innerster Pflichtüberzeugung gethan, von den Menschen wegen mangelnder Kenntniß der Motive am meisten verkannt und mißdeutet und bereitete ihm die herbsten Bitternisse seines Lebens.

Dreizehnjährig trat Fichte in die Schulpforte ein. Schon hier begann sein Kampf mit dem Leben. Das Alleinstehen, die Entfernung von der Familie, das klösterlich Düstere des Hauses drückten ihm fast das Herz ab. Die Tyrannei des Pennalismus, die der scheue, stille Knabe in unzähligen Mißhandlungen zu erdulden hatte, brachte ihn zu dem verzweifelten Ent-

ſchluſſe, ſich derſelben durch Flucht zu entziehen. In der Art, wie er ſich dabei benahm, ſehen wir wieder den ganzen ſpäteren Fichte. Er kündigte ſeinem „Obergeſellen“, ſeinem Hauptpeiniger, an, daß er davongehen werde, wenn derſelbe fortfahre, ihn zu tyranniſiren. Die Antwort kann man ſich denken. Fichte ging wirklich davon, aber noch ehe er eine Meile weit gekommen war, bewog ihn der Gedanke an ſeine Eltern zu freiwilliger Rückkehr und zum Bekenntniß ſeines Vorſatzes gegen den Rektor, der ſich in Folge deſſelben, ſeiner perſönlich annahm und ihn zunächſt von ſeinem Peiniger befreite.

Im Ganzen erinnerte ſich Fichte ſpäter nicht gern an die Schulpforte. Vor allem empfand Er, deſſen Grundzug ſtrengſte Wahrhaftigkeit war, es als Mann noch ſchmerzlich, daß ihn die Art und das Weſen des dortigen Jugendlebens und Treibens, trotz ſeines Widerſtrebens, oft zum Eingehen auf Täuſchung und Unwahrheit gezwungen habe. Die Anſtalt hielt ſtreng auf das, was man „klaſſiſche Bildung“ nannte, und die Lehrer, zumal die älteren, ſuchten ihre Zöglinge ängſtlich vor jedem Windzuge des modernen Geiſtes zu bewahren, der gerade damals in der letzten Halb-

ſcheid der ſiebziger Jahre durch Deutſchland zu wehen begann. Wieland, Leſſing, Goethe waren ſtreng verbotene Früchte; ebenſo alles, was Aufkläreriſches von Berlin ausging. Selbſt Klopſtock und Gellert waren nicht ganz von dieſem Verbote ausgenommen. Aber der Geiſt läßt ſich eben nicht bannen! er bahnte ſich ſeinen Weg durch die klöſterlich verſchloſſenen Mauern in die feſte Burg des lateiniſchen Zopfthums, denn im Innern der Schule ſelbſt lebte ein Verräther. Es war einer der jüngeren Lehrer, der ſeinem Lieblingsſchüler Fichte die erſten Blätter von Leſſing mittheilte, und zwar die Streitſchriften wider Götze, die man bogenweiſe, wie ſie erſchienen, einſchmuggelte. Fichte las ſie, bis er ſie auswendig wußte. Es waren Blitze, die ſein Innerſtes entzündeten. Der Trieb nach unbedingter Freiheit des Forſchens ward in ihm geweckt, um nie wieder zu erlöſchen. Leſſing ward und blieb lange ſein Vorbild. Ihn von Angeſicht zu ſehen, ward der heißeſte Wunſch ſeines Herzens, und er zählte die Tage, an deren Ende es ihm vergönnt ſein würde, zu dem hochverehrten Meiſter zu pilgern. Dies Glück ward ihm jedoch nicht vergönnt. Als der Augenblick gekommen war, in welchem Fichte ſeinen Entſchluß aus-

führen wollte, starb Lessing, — genau in demselben Alter, das auch der ihm geistesverwandte Fichte nicht überschreiten sollte.*)

*) Lessing starb (1781 den 15. Februar) 52 Jahre alt; Fichte war, als er starb, der Vollendung des zweiundfunfzigsten Jahres nahe.

II.

Von Fichte's Universitätsleben wissen wir wenig mehr, als daß es ein fortgesetzter Kampf mit Noth und Entbehrung gewesen ist. Das alte Wort des römischen Dichters:

Schwer nur ringt sich empor das Talent, dem schon an der Wiege
Armuth hemmte den Weg!

bewährte sich auch an ihm. Sein Wohlthäter starb, die kärgliche Unterstützung stockte und blieb endlich ganz aus; vom Hause der Eltern, wo noch sieben jüngere Geschwister lebten, konnte kein Ersatz kommen, selbst wenn Fichte sich hätte entschließen können, den Vater um Hülfe anzugehen. Mit schlechtbezahltem Un-

terricht und mit Korrekturarbeit fristete er sich in Jena ein Paar Jahre lang hungernd und darbend hin; doch konnte er trotzalledem die erwählte Brodwissenschaft, die Theologie, nicht zu Ende studiren. In einer rührenden Bittschrift, die er sieben Jahre später (1787) an den damaligen Chef des Sächsischen Konsistoriums, einen Herrn von Burgsdorf, richtete, sehen wir ihn, nachdem er sich bereits mehrere Jahre mit Hauslehrerei ernährt hatte, um die Mittel bitten, seine theologischen Studien ordnungsmäßig beenden zu können. Was er erbat war nichts als — ein Stipendium für ein halbes oder Vierteljahr! Eine solche kleine Unterstützung, schrieb er, werde hinreichen bei seinem Fleiße, das ohne seine Schuld Versäumte binnen hier und Ostern nachzuholen und ein Examen mit Ehren bestehen zu können. Es war die erste Bitte, die er in sieben Jahren that, wie jenes Gesuch selbst das einzige Aktenstück ist, welches wir über diese sieben Jahre von ihm besitzen. Um so wichtiger ist es für uns zur Kenntniß seines Charakters. „In meinen akademischen Jahren — heißt es darin, drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als — ich wage mich Ew. Hochgeboren mit allen meinen Fehlern zu zeigen — ich

mich deſſen bitterlich ſchämte." Er beruft ſich mit Beſcheidenheit auf die Zeugniſſe ſeines Fleißes und ſittlichen Wohlverhaltens, und ſagt von ſeinen Studien nur: „von dem Einfluſſe, den die klaſſiſchen Studien auf die ganze Wendung des Geiſtes haben, iſt mir vielleicht Etwas übrig geblieben; das eigentliche gelehrte Studium derſelben habe ich aber nicht fortſetzen können, weil ich den größten Theil meiner Zeit anderen Geſchäften ſchuldig war, und einen gänzlichen Mangel an eigenen Büchern hatte. Doch habe ich ſeit der Zeit viel franzöſiſche und deutſche Schriften geleſen, meinen Styl ſorgfältig geübt, und mir durch Umgang die Leichtigkeit meine Gedanken zu entwickeln und diejenige Welt- und Menſchenkenntniß zu erwerben geſucht, deren gänzlicher Mangel ein Unglück über meine erſten (akademiſchen) Jahre verbreitete, deſſen traurige Folgen wohl nie ganz aufhören werden." Er erklärt, daß er „über die meiſten Gegenſtände der Theologie gedacht, geredet und gearbeitet", geſteht aber, daß er „in einzelnen hiſtoriſchen Zweigen und im Hebräiſchen, Lücken habe." Ein einziges ſorgenfreies Halbjahr jedoch werde hinreichen dieſelben auszufüllen. Er habe nie einen Freitiſch, nie ein Stipendium, nie eine ſtaatliche Unter-

ſtützung irgend einer Art genoſſen, obſchon, ſetzt er hinzu, „meine Armuth klar zu erweiſen iſt.“ Er legt ſeinem Geſuche eine Predigt bei, mit dem rührenden Zuſatze: „Wenn Ew. Hochgeboren ſo gnädig geweſen ſind, bis hierher zu leſen, ſo wage ich es Sie zu bitten, beifolgende Predigt durchzuſehen. Die Predigt ſelbſt halte ich nur für ſehr mittelmäßig, aber ich kann ſie vor der Hand nicht beſſer machen. Ich habe es durch einige Uebungen darin nicht weiter gebracht, als zu ſehen, was und wie viel mir noch fehlt und wie viel zu einer guten Predigt gehört, — das Ziel dunkel ſchimmern zu ſehen, deſſen Erreichung meine Kräfte oder meine Lage mir wohl nie erlauben werden.“ Ueberdies, fügt er ſehr bezeichnend für ſeine tiefe Einſicht in das Weſen öffentlicher Rede hinzu, ſei dieſe Predigt nicht wirklich gehalten worden, und es fehle ihr daher ein gewiſſes Leben, das er ihr erſt nach gehaltenem Vortrage geben könne.

Es werden unter den zahlreichen Suppliken theologiſcher „Candidaten“ ſicherlich wenige von dieſer Bildung, dieſem Geiſtesadel und dieſer rührenden Beſcheidenheit bei einem Hochwürdigen Sächſiſchen Konſiſtorio jener Zeit eingelaufen ſein! Und dennoch — blieb ſie unberückſichtigt.

Sieben lange Jahre des Kampfes waren verflossen. Sie hatten Fichte's Charakter gestählt, und den Jüngling zum Mann geschmiedet; denn die Nothwendigkeit, der Welt um sich her Alles abzuringen, bringt starke Naturen zum Vollbewußtsein ihrer Kraft. Aber auch die stärkste Tragkraft hat ihr Maaß, und Fichte war der Grenze desselben nahe. Alle Aussichten, auf die er gehofft, hatten sich als trügerisch erwiesen, und der Ausweg, den so viele unter ähnlichen Verhältnissen einschlugen: Schriftstellerei und Journalistik zu treiben, widerstand dem eigenartigen Geiste, der es für schmählich hielt lehrend aufzutreten, ehe er selbst gründlich gelernt habe. Freunden und Gönnern seine gänzliche Hülflosigkeit zu entdecken, verhinderte ihn jenes stolze Ehrgefühl, das sich an unverdientem Unglück bei starken Naturen steigert. Lieber das Leben von sich werfen, das ihn zurückstieß, — das war der düstere Gedanke, der sich am Vorabende seines sechsundzwanzigsten Geburtstags der Seele des Verlassenen bemächtigte! Da, im letzten, entscheidenden Augenblicke, kam unerwartete Hülfe. In demselben Momente, wo er, fest entschlossen, seine Ehre vor Selbsterniedrigung zu wahren, „seinen letzten Geburtstag zu erleben glaubte", brachte ihm sein Freund

Christian Felix Weiße, einen Antrag zu einer Stelle als Erzieher in einer Züricher Bürgerfamilie.

Jetzt erst, im Innersten erschüttert, offenbart er dem wohlwollenden Gönner das ganze Elend seiner Lage und den Abgrund, an dessen Rande er gestanden! Weiße half mit Rath und That, und von ihm unterstützt trat er drei Monate später die Reise nach Zürich, seine erste Reise außerhalb der sächsischen Heimath, an. Zu Fuße natürlich! denn nur zu einer solchen Fußreise reichten die spärlichen Mittel.

Mit dieser Reise beginnt sein Wanderleben, das er von da ab eigentlich bis zu seinem Tode geführt hat.

In der Schweiz blieb Fichte etwa zwei Jahre, an deren Ende er seine Hauslehrerstelle aufgab. Wie so viele Erzieher machte auch er die Erfahrung, daß in den meisten Fällen eigentlich die Erziehung der Kinder mit der der Eltern beginnen müßte, und daß der Goethe'sche Spruch:

„Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern selbst erzogen wären!"

eine Wahrheit sei. Doch ward der Züricher Aufenthalt wichtig für seine Zukunft. Er lernte bedeutende Menschen, Lavater, Hottinger, Pestalozzi und andere

kennen, und fand in dem Hause eines wohlhabenden und gebildeten Kaufherrn, Namens Rahn, an dessen Tochter das Weib seines Herzens. Rahn war ein intimer Freund Klopstocks, den er als junger Mann in der großartigsten Weise unterstützt und dessen Schwester er geheiratet hatte. Eine Existenz, wie die Klopstocks, welche Muße zu wissenschaftlichen Studien mit der Möglichkeit thätigen Wirkens nach Außen verbände, gewährt durch irgend einen fürstlichen Mäcen, dem er als Lektor und Reisebegleiter dienen wollte, schien für Fichte wünschenswerth und mit Hülfe eines Lavater und vor Allen Klopstocks selbst, nicht allzuschwer erreichbar. Auch Weimar und Gotha lockten ihn, vor Allem aber beseelte ihn der Drang, eine Stellung zu finden, in welcher er handelnd wirken könne. Jedenfalls wollte er die Geliebte nicht eher heimführen, bis er sich eine Stellung errungen oder einen Namen gemacht hätte. Voll von Hoffnungen und Aussichten trat er im Frühlinge 1790 die Rückreise nach Deutschland an. Sie scheiterten alle.

In Weimar, wohin ihn Lavater warm empfohlen, fand er Herder krank und nicht zu sprechen, Goethe nach Venedig verreist. Die Empfehlungen an die Mäcene nach Darmstadt und Kopenhagen blieben ohne

Erfolg, und bald sah er sich in Leipzig wieder in der alten Noth und Verlassenheit, angewiesen auf Unterrichtgeben und literarische Handarbeit. Zu wissenschaftlichen Versuchen fand er keinen Verleger: eben so wenig für eine Monatsschrift, eine Art literarischer Revue, deren Plan sich noch erhalten hat, und mit der er eine weitgreifende Wirksamkeit auf das große lesende Publikum durch Warnung vor schlechter und Empfehlung guter Lektüre zu üben gedachte. Man wollte nur Belletristisches bezahlen, und die Noth trieb ihn ein Trauerspiel zu beginnen und Novellen zu versuchen! Es müßte interessant sein, diese belletristischen Anfänge und Versuche des großen Philosophen zu kennen. Seine Bedrängniß stieg inzwischen immer höher, alle Aussichten die sich ihm boten, erschienen nur um wieder zu verschwinden. Er war bereit nach Wien, nach Rußland, ja nach Spanien zu gehen, selbst ein Predigtamt zu übernehmen. Nichts von dem Allen schlug ihm ein, und er konnte bald der Geliebten schreiben: „ich habe fast Alles verloren, außer den Muth!“

Die Quelle, aus welcher er die Stärkung dieses seines tapferen Muthes trank, ward ihm das Studium der Kantischen Philosophie, in das er sich während

dieſes Leidensjahres ganz zu verſenken begann. Hier fand er den Schwerpunkt ſeines Weſens, und damit den feſten Halt ſeines Lebens, den er bisher entbehrt hatte. Es ward ihm klar, daß die Philoſophie der eigentliche Beruf ſeines Lebens ſei. Er arbeitete ſeine Schrift über Kant's Kritik der Urtheilskraft aus, mit der er den Zuſammenhang des ganzen Syſtems darſtellen wollte. Aber auch dieſe Schrift blieb ungedruckt, ſei es daß er keinen Verleger fand, oder daß er ſich nicht entſchließen konnte, ein Werk, das ihn ſelbſt noch nicht völlig befriedigte, zu veröffentlichen. Einen Aufſatz über Klopſtocks Meſſias wieſen die beiden damals bedeutendſten Journale zurück, weil er dem Sänger der Meſſiade zu nahe zu treten ſchien. Fichte ließ ſich nichts anfechten. Er hungerte — aber er war glücklich in dem Studium einer Philoſophie, in der er, wie er einem Freunde ſchrieb, das Gegenmittel wider alles Unglück und Freude genug fand. „Da ich das Äußer mir nicht ändern konnte", fügt er hinzu, ſo beſchloß ich „das In mir zu ändern."

Daneben las er fleißig die Alten, ſtudirte Rouſſeau und Montaigne, und vertiefte ſich in Leſſing und Goethe. Von den Werken des letzteren

ſchrieb er damals (1790): „ich leſe ſie wieder und wieder, und kann ſie nicht genug leſen.“ Bei derſelben Gelegenheit fällt er ein ſehr bedeutungsvolles Urtheil über unſere Literatur. Ihr „goldenes Zeitalter“, das man damals bereits erreicht glaubte, ſei, meinte er, „erſt im Werden“; aber es werde dauerhaft ſein und vielleicht die glänzendſten Epochen aller andern Völker übertreffen. Was Leſſing in den Literaturbriefen und in der Dramaturgie ausgeſtreut, fange jetzt erſt an Früchte zu tragen. Goethe's Iphigenie erſchien ihm dafür als der ſtärkſte Beweis. Von Schiller ſpricht er das prophetiſche Wort: „der, welcher im zwanzigſten Jahre die Räuber ſchrieb, werde über kurz oder lang denſelben Weg betreten und im vierzigſten unſer Sophokles ſein.“ Auch die Ueberſetzungen des Homer und Virgil von Voß und die Uebertragung des Sophokles von Stollberg begrüßt er mit Freuden als Befreier „von der Nachahmung der Franzoſen, denen wir noch länger huldigen, als wir Wort haben wollen.“

In Leipzig konnte er ſich indeſſen nicht länger halten, und eben war er in Begriff, den Vorſchlag des Vaters ſeiner Braut anzunehmen, und nach Zürich zurückzukehren, um ſich zu verheiraten, und

in der Muße, welche der wohlbegüterte Schwiegervater ihm bieten konnte, ſeine ſchriftſtelleriſchen Pläne auszuführen, als auf's Neue das Unglück dazwiſchen trat. Der Bankerott eines großen Handelshauſes entriß dem Vater ſeiner Braut faſt ſein ganzes Vermögen und häufte auf Fichte, neben der Noth um die eigene Exiſtenz, auch noch den Kummer und die Sorge um das Schickſal der ihm liebſten Menſchen. Neunundzwanzig Jahre alt, war er noch immer nur ein alter Candidatus Theologiä, gezwungen, ſich um's Brot durch's Leben zu hofmeiſtern, und mußte es als ein Glück anſehen, daß ihm gerade jetzt eine Hofmeiſterſtelle in einem gräflichen Hauſe zu Warſchau angeboten wurde. Theils zu Fuß, theils rückkehrende Frachtwagen benutzend, pilgerte er dorthin. Unterwegs ſah er auf einige Stunden ſeinen Vater wieder, den er über Alles liebte. „Der gute, brave, herzliche Vater!“ ruft er in einem Briefe an ſeine Braut aus, „mache mich, Gott, zu einem ſo guten, ehrlichen, rechtſchaffenen Manne, und nimm mir alle Weisheit, und ich habe immer gewonnen!“ Das iſt ein Ausruf, durch den wir in Fichte's innerſtes Herz ſchauen. Es iſt darin dieſelbe Geſinnung, die ſich in den ſpäteren Worten des großen Philoſophen offenbart: „was für eine

Philoſophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Menſch iſt!“

Aber noch hatte ſich ſein Mißgeſchick nicht erſchöpft. In Warſchau angekommen löſte ſich das neue Verhältniß, von dem er einige ſorgenfreie Jahre erwartet, faſt ehe es begonnen hatte. Mit Mühe und Noth erzwang er von der ſtelzen Gräfin, der ſein franzöſiſcher Accent und ſeine ſelbſtbewußte Haltung gleich wenig zuſagten, einen Theil der ihm zugeſagten ſchmalen Entſchädigungsſumme, der eben hinreichte, ihm auf zwei Monate knappen Unterhalt zu gewähren. Er beſchloß, dieſelbe dazu anzuwenden, den von ihm hochverehrten Königsberger Weiſen Immanuel Kant von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, und zugleich zu verſuchen, ob es ihm vielleicht durch deſſen Förderung gelänge, ſich in Königsberg eine Stätte zu bereiten.

Neue Enttäuſchung. Der große Königsberger Philoſoph nahm ihn bei dem erſten Beſuche ſehr kühl auf. Wie ſollte er ſich auch für einen faſt dreißigjährigen vagabundirenden Kandidaten der Theologie, dergleichen ihn oft genug in ſeiner Arbeit ſtören mochten, intereſſiren, für einen namenloſen Menſchen, der mit neunundzwanzig Jahren noch nichts Gedrucktes als

Zeugniß seiner Fähigkeiten aufweisen konnte, und der ihm schüchtern eine Bewunderung entgegentrug, an die der Greis mehr als gewöhnt war? Und doch wollte und mußte Fichte ihm zeigen, daß er kein gewöhnlicher Aufdringling sei.

Er setzt sich hin und schreibt in vier Tagen in dem öden Dachstübchen des Gasthauses seine „Kritik aller Offenbarungen", und schickt sie dem verehrten Meister. Drei Tage später geht er selbst hin, wird sehr auszeichnend aufgenommen, seine Schrift sehr gelobt, er selbst zu Tische geladen. Weiteres aber erfolgt nicht. Er macht sich daran, seine Schrift neu zu bearbeiten, Kant empfiehlt einen Verleger; der Verleger ist abwesend, ein zweiter, an den er sich wendet, lehnt ab. Sein Geld geht auf die Neige. Allein in der fremden Stadt, ohne Bekannte und Freunde, hundert Meilen von der Heimath, sieht er nur noch auf acht Tage Subsistenzmittel vor sich! Er kann nicht mehr arbeiten, weil ihm die Angst um seine Noth, von der Niemand etwas ahnt, keine Ruhe läßt. Endlich gewinnt er es über sich, seine Lage brieflich Kant zu entdecken. Der Brief, in welchem er es that, ist erhalten, er ist ein Meisterstück rührender Beredtsamkeit und edelster Gesinnung. Er bittet um ein Darlehn

des Reisegeldes zur Rückkehr in die Heimath, wo er wenigstens in seinem Vaterhause eine Stätte finden könne, um seine schriftstellerischen Pläne auszuführen, ohne zu verhungern. Kant, vielleicht selbst bedrängt, schlägt ihm seine Bitte ab, und so schien wieder einmal jede Hülfe abgeschnitten, und zum ersten Male verließ ihn auf einen Augenblick sein starker Muth. Die letzten Worte seines Königsberger Tagebuchs — das er für seine Braut führte, die zweihundert Meilen weit von ihm entfernt am Siechbette des durch jenen Schicksalsschlag auf den Tod erkrankten Vaters saß — sind erschütternd: „heute wollte ich arbeiten und thue nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heut über acht Tage um mich stehen? Da ist mein Geld rein aufgezehrt!“ —

III.

Und wieder einmal war in dem Momente der größten Noth die Hülfe am nächsten. Sie kam, als er eben jene Zeilen niedergeschrieben hatte. Eine Hauslehrerstelle in der Familie des Grafen Krokow auf einem Edelsitze bei Danzig, durch Kants Empfehlung vermittelt, bot ihm ein Asyl, in welchem er zum Erstenmale unter den angenehmsten Verhältnissen fast zwei Jahre lang vom Sommer 1791 bis zum Frühlinge 1793 verweilte.

Der Graf und besonders die Gräfin waren fein gebildete Menschen, die den von Kant Empfohlenen als einen Freund behandelten. Hier in der besten Gesellschaft geistvoller Personen lebend, mit Kant in fortdauerndem brieflichen Verkehre, gefördert durch erweiterten Einblick in Welt- und Menschenverhältnisse,

gehoben durch unerwarteten literarischen Erfolg, entfaltete sein Geist zum Erstenmale frei die Kraft seiner Schwingen. Seine Schrift über die „Kritik aller Offenbarung", welche im Jahre 1792 erschien, machte ihn mit einem Schlage in der deutschen literarischen Welt zu einem berühmten Manne. Ein Zufall kam ihm dabei zu Hülfe: sein Name war durch irgend ein Versehen nicht auf dem Titel genannt worden. Das gab Grund, daß die gewichtigsten Journale Deutschlands keinen geringeren als den großen Königsberger Philosophen, als Kant selbst, für den Verfasser des gediegenen Werkes erklärten, dessen Lob jetzt die Kritiker mit Ueberschwänglichkeit der Welt verkündeten. Wie erstaunten sie, als Kant bald darauf die öffentliche Erklärung abgab: „daß er an dieser Schrift nicht den mindesten Antheil habe, daß er es daher für Pflicht halte, die Ehre derselben dem, welchem sie gebühre, ungeschmälert zu lassen," und daß der von ihnen so hoch Erhobene ein simpler Hauslehrer und Candidat der Theologie, „ein Herr Fichte" sei, von dessen Existenz die Herren Professoren der Philosophie, welche seine Erstlingsschrift für ein Werk des weltberühmten Meisters gehalten, bisher nichts gewußt hatten.

Kaum eins der ſpäteren Werke Fichte's übte eine gleich weitgreifende Wirkung. Man disputirte öffentlich zu Jena über die Schrift, man ſchrieb Streitſchriften für und wider; ſchon im nächſten Jahre erſchien eine zweite verbeſſerte Ausgabe, und der Name des Verfaſſers ward in allen literariſchen Zeitſchriften genannt und durch ganz Deutſchland, ja über deſſen Grenzen hinaus bekannt.

Ein ſolcher Erfolg ſtärkte Fichte's Selbſtgefühl und hob ſeinen Muth. Eine Laufbahn voll Ehre und Unabhängigkeit, voll Wirkſamkeit auf ſein Zeitalter, eröffnete ſich ihm. „Ich habe große, glühende Projekte," ſchrieb er ſeiner Braut, doch nicht für mich. Mein Ehrgeiz (Stolz wäre richtiger) iſt der, meinen Platz in der Menſchheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Exiſtenz für die Ewigkeit hinaus für die Menſchheit Folgen zu knüpfen; ob ich's that, braucht Keiner zu wiſſen, wenn es nur geſchieht!"

Kein Unglück, ſagt das Sprichwort, kommt allein, aber auch kein Glück. Fichte's Lebenslage ſchien mit dieſem einen Erfolge wie umgewandelt. In einem halben Jahre ſah er ſich mit Anträgen und vortheilhaften Anerbietungen von verſchiedenen Seiten aufgeſucht. Er zog es vor, für's Erſte unabhängig zu

bleiben. „Ich will für jetzt nichts sein als Fichte," schrieb er seiner Braut, „nicht einmal Magister bin ich! Ich werde vielleicht nach einigen Jahren ein Amt wünschen, und hoffe, es wird mir nicht entgehen. Bis dahin kann ich durch meine Feder haben, was ich haben muß." Inzwischen hatten sich auch die Umstände des Vaters seiner Braut wieder so weit gebessert, daß seiner Verbindung mit der Geliebten jetzt nichts mehr im Wege stand. Er kehrte also im Jahre 1793 nach der Schweiz zurück, wo er am 22. Oktober seine Johanna Maria heim führte.

Die beiden Jahre, welche er jetzt in Zürich verlebte, gehören zu den glücklichsten seines Lebens. In den erwünschtesten äußeren Verhältnissen, sorgenfrei, an der Seite einer trefflichen Gattin, im Hause eines Schwiegervaters, der trotz seines vorgerückten Alters mit jugendlicher Frische Theil nahm an allen Erscheinungen und Bestrebungen einer im Innersten erregten Zeit, Fichte selbst in der Blüthe des jugendlichen Mannesalters, gehoben durch unerwarteten Ruhm, begeistert durch die Aussicht auf neue Erfolge, gefestigt in der Gewißheit über seinen Lebensberuf, dazu der Verkehr mit geistreichen Freunden, wie Lavater, Fer-

now, Baggesen, Pestalozzi, das Leben in schönster Natur und in einem, gegen Deutschland gehalten, freien Lande, — das Alles konnte nicht verfehlen, ihn zu lebendigster Entfaltung seiner Kräfte anzuregen. Er hielt Vorlesungen über die Kantische Philosophie, in denen er vor einer erlesenen Zuhörerschaft der bedeutendsten Männer sein System entwickelte. Er vollendete sein schon im Hause des Grafen Krokow begonnenes treffliches Werk über die französische Revolution, mit welchem er „die Urtheile des Publikums" über diese gewaltige Erscheinung zu berichtigen unternahm. Er forderte in einer andern Schrift von den Fürsten Europa's die von ihnen unterdrückte „Denkfreiheit" zurück. Schon damals erhielt er von den Dunkelmännern jener Tage den denunzirenden Beinamen des „Demokraten", der ihm später theuer zu stehen kommen sollte. Und doch bestand sein Demokratismus nur darin, daß er allerdings, wie er einmal sagt, „lieber gar nicht sein möchte, als der Willkür unterworfen sein und nicht dem Gesetze."

Es ist die unsterbliche Ehre des Mannes, daß er von dieser Gesinnung niemals aus irgend einer Rücksicht auf persönliche Gefahr und Schädigung um eines

Haares Breite abgewichen, daß er ihr überall treu geblieben iſt bis zum letzten Athemzuge ſeines mühevollen Kämpferlebens.

Wohl war es daher, in der damaligen Zeit und unter ſolchen Umſtänden, wie Goethe ſich ausdrückt, ein „kühnes, ja verwegenes Unternehmen", daß Karl Auguſt von Weimar, raſtlos bemüht, den Flor ſeiner Univerſität Jena zu heben, den bereits als „Demokraten" verſchrienen freien Denker an die Stelle Reinhold's auf den philoſophiſchen Lehrſtuhl Jena's berief. Aber es war eine Kühnheit, wie ſie einem Herzoge des Geiſtes geziemte. Fichte, überraſcht und erfreut durch einen ſo ehrenvollen Ruf, bat doch in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit anfangs um ein Jahr Aufſchub, weil er mit ſeinem Syſteme noch nicht völlig im Reinen ſei. Doch gab er zuletzt dem wiederholten Andringen, ſofort ſeine Wirkſamkeit zu beginnen, nach, zumal da auch Goethe ſich lebhaft für ſein Kommen intereſſirte. Auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland beſuchte er Schiller, der damals gleichfalls als Profeſſor in Jena angeſtellt, zum Beſuche ſeiner ſchwäbiſchen Heimath in Tübingen weilte, und fand bei demſelben die herzlichſte Aufnahme.

In Weimar und Jena angelangt, ward Fichte von

allen Seiten auf's Beſte empfangen, und bald erkannte man dort, daß man ſich zu der Gewinnung des trefflichen Mannes für die Univerſität Glück zu wünſchen hatte. Der Eindruck ſeiner Vorleſungen auf die Studenten war gleich bei ſeinem erſten Auftreten ein außerordentlicher, und nur Schillers erſtes Auftreten hatte fünf Jahre früher ein ähnliches Schauſpiel allgemeiner Begeiſterung geboten. Das größte Auditorium konnte die Zahl ſeiner Zuhörer nicht faſſen. Er ſelbſt war in der heiterſten hoffnungsreichſten Stimmung. Im Beſitze vollkommener Lehrfreiheit, geachtet und ausgezeichnet von ſeinem Fürſten und von den bedeutendſten Geiſtern Deutſchlands, voll Zuverſicht auf eine folgenreiche Wirkſamkeit, an einer Bildungsanſtalt von Europäiſchem Rufe, die damals in höchſter Blüthe ſtand, im Bewußtſein der edelſten Ziele und Zwecke, getragen von dem Beifall und der Liebe einer begeiſterten Jugend, ſchien ihm nichts zu ſeinem Glücke zu fehlen. Es war ihm tiefer Ernſt, durch ſeine Philoſophie auf die Welt zu wirken, das Denken und die Wiſſenſchaft zu einer Vorſchule des Handelns und der That zu machen, und es gelang ihm gleich anfangs bei der ſtudirenden Jugend in einem bis dahin auf deutſchen Univerſitäten kaum erhörten

Grade. Aber eben in diesem großen und bedeutenden Erfolge lag der erste Keim des Anstoßes, der sein Verhältniß als Universitäts-Lehrer in Jena trüben und zuletzt zerstören sollte.

IV.

Wir haben noch in den Briefen eines jüngeren Zeit- und Lebensgenossen Fichte's eine Schilderung des Eindrucks, den seine Lehre und sein Auftreten als Charakter auf die studirende Jugend machte. „Grundzug von Fichte's Charakter", heißt es in dieser Schilderung, sei „höchste Ehrlichkeit." In seinen Schriften wie in seinen Vorträgen habe sein Trefflichstes immer den Charakter der Größe und Stärke. „Auch spricht er nicht schön, aber alle seine Worte haben Gewicht und Schwere. Sein Geist ist ein unruhiger Geist, er dürstet nach Gelegenheit, viel in der Welt zu handeln. Sein Vortrag rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Er rührt nicht, aber er erhebt die Seele. Sein Auge ist strafend, sein Gang trotzig." Und weiter

heißt es von ſeiner Philoſophie: „Fichte will durch ſeine Philoſophie den Geiſt ſeines Zeitalters leiten; er kennt deſſen ſchwache Seiten, und darum faßt er ihn von der Seite der Politik. Seine Phantaſie iſt nicht blühend, aber energiſch und mächtig. Seine Bilder ſind nicht reizend, aber ſie ſind kühn und groß. Er dringt in die innerſten Tiefen ſeines Gegenſtandes ein und ſchaltet im Reiche der Begriffe mit einer Ueberlegenheit, welche verräth, daß er in dieſem unſichtbaren Lande nicht nur wohnt, ſondern herrſcht."

Das Erhabene dieſer Herrſchernatur und die abſolute Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ſeines Charakters waren es vor Allem, was die Jugend zu ihm hinzog. In Jena herrſchte damals unter den Studenten das ſogenannte Ordenswesen mit all der Rohheit und Verwilderung, welche die Studentenverbindungen ähnlicher Art ſtets begleiteten. Dieſe von keiner höheren Idee getragenen, lediglich auf „commentmäßiges Leben" geſtellten Verbindungen, welche Stadt und Univerſität terroriſirten und die Sittlichkeit untergruben, beſtanden allen Geſetzen und Verboten zum Trotz, da die Schwäche der Behörden heimlich duldete, was man öffentlich als ſtrafbar anerkannte. Gelegentliche Verfolgungen hatten nur dazu gedient, das Uebel zu ver-

stärken. Fichte entschloß sich, dasselbe an seiner Wurzel anzugreifen. Er wandte sich an den freien Willen und die vernünftige Einsicht der Jugend selbst, und nicht vergebens. In eigenen öffentlichen Vorlesungen sprach er sich aus gegen die Unsittlichkeit aller geheimen Verbindungen, und forderte seine Zuhörer auf, ihn, wenn sie könnten, zu widerlegen. Und so gewaltig war die Macht seines Wortes, daß ihm, dem einzelnen Manne, gelang, was allen Anstrengungen der Behörden mißlungen war. Sämmtliche damals in Jena bestehenden drei Orden erklärten ihm durch Abgeordnete, daß sie bereit seien, ihre Verbindungen aufzugeben. Sie lieferten ihm sogar ihre Statuten und Ordensbücher aus, und baten ihn, ihren Entsagungseid anzunehmen. Fichte, der keinen Anstoß bei den Behörden geben wollte, verwies sie an die gesetzliche Autorität; und diese — brachte es, — statt rasch die gute Stimmung einer lebhaft erregten Jugend zu benutzen, — im Wege des schleppenden Geschäftsgangs und durch ungeschickte und zweideutige Maßnahmen dahin, daß die so glücklich eingeleitete wichtige Reform des akademischen Lebens scheiterte! Einer der drei Orden trat zurück, und Fichte selbst wurde jetzt Gegenstand des Hasses und der Verfolgung der Mitglieder

deſſelben, gegen deren brutale Rohheit er vergebens den Schutz der Behörden anrief. Er ſollte lernen, was es heiße, allein und unaufgefordert in Deutſchland alte Uebel anzugreifen! Seine Schrift über dieſe Vorfälle bildet einen wichtigen Beitrag zur deutſchen Kulturgeſchichte jener Zeit, und die in derſelben aufgedeckten Schäden des deutſchen Univerſitätslebens ſind zum Theil heute noch hier und da vorhanden.

Im Laufe deſſelben Jahres hatte er noch eine andere widerwärtige Erfahrung zu machen. Er hatte jene öffentlichen Vorleſungen,*) durch welche er einen „Verein zur Beförderung der Moralität unter den Studirenden" zu begründen dachte, und zu denen ſich alles drängte, was Jena an gebildeter und ſtrebſamer Jugend in ſich ſchloß, auf den Sonntag verlegt, um ſämmtlichen Studirenden die Möglichkeit zu geben, ſich an denſelben zu betheiligen.

„Doch Pfaffen wußten ſich zu rühren
Die Alles breit in's Schlechte führen!"

Sie denuncirten ihn in Zeitſchriften und in einer Eingabe, als ſchuldig „eines förmlichen Angriffs auf

*) Es waren die berühmten „Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten.

den christlichen Gottesdienst", und die Weimarische Regierung war schwach genug, die Sonntagsvorlesungen als etwas „Ungewöhnliches", zu verbieten, obschon sie dabei zugleich erklärte, daß die Anklage selbst durchaus unbegründet sei!

Dies Alles waren jedoch nur Vorspiele des Hauptangriffs, den die Partei der reaktionairen Dunkelmänner gegen Fichte und seine Wirksamkeit beschlossen hatte. In ihren Augen galt der freie und muthige Forscher der Wahrheit, der edelstolze auf sich beruhende Charakter, der auch die Jugend seines Volks zu gleicher sittlicher Tüchtigkeit hinzuführen als seine Lebensaufgabe ansah, ohne Weiteres für einen Demagogen und Jakobiner. Die Gelegenheit zum Angriffe fand sich bald. Ein Aufsatz eines jüngeren Freundes, den Fichte in dem von ihm gegründeten philosophischen Journale aufgenommen hatte, bewog das Churſächsische Konsistorium, nicht nur die Zeitschrift zu konfisziren, sondern auch bei der Weimarschen Regierung auf ernstliche Bestrafung Fichte's anzutragen, der geradezu des „Atheismus" angeklagt und beschuldigt wurde, „nicht nur die christliche, sondern auch die natürliche Religion angegriffen zu haben." Dies geschah 1798. Natürlich war der Atheismus,

wie Fichte einem Freunde ſchrieb, nur ein Vorwand. „Sie verfolgen in mir den freien Denker, der anfängt ſich verſtändlich zu machen; ſie verfolgen den Demokraten! Es erſchreckt ſie wie ein Geſpenſt die Selbſtſtändigkeit, die, wie ſie dunkel ahnen, meine Philoſophie weckt.“ — —

Weimar, d. h. Karl Auguſt und Goethe geriethen in große Verlegenheit. Innerlich überzeugt von dem völligen Ungrunde, ja dem Unſinn einer ſolchen pfäffiſchen Anklage, ſahen ſie andrerſeits die Univerſität, ihr Schooßkind, von Churſachſen mit einem Verbote des Beſuchs bedroht. Goethe's Darſtellung in ſeinen biographiſchen Heften*) giebt ein Bild der Lage, in welcher man ſich befand. Auf der einen Seite „eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten die man je geſehen, und an deren Geſinnungen in höherem Betrachte nichts auszuſetzen war“; auf der andern Unannehmlichkeiten mit den anklagenden verſchiedenen Sächſiſchen Höfen, welche einen Mann „nachdrücklich beſtraft“ wiſſen wollten, der doch ſelbſt nach Goethe's Anſicht weiter nichts verbrochen hatte, als daß er „ſich über Gott und göttliche Dinge, über die man beſſer (!) ein

*) Siehe Goethe's Werke. Bd. XXXI.

tiefes Stillschweigen bewahre, in einer Weise auszusprechen gewagt, welche den hergebrachten (!) Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien!" Weder Goethe noch sein Karl August benahmen sich aber in dieser Sache ihrer würdig. Fichte wollte einen reinen Rechtsspruch auf Schuldig oder Unschuldig, und in diesem Sinne führte er seine Vertheidigung. Sie wollten vertuschen, vermitteln, den ungerecht Verklagten schonen und doch die pfäffischen Ankläger zufrieden stellen, und kamen schließlich auf den Ausweg, den Philosophen, — dem sie innerlich Recht gaben — öffentlich mit einem Verweise zu bestrafen. Und als Fichte im Gefühle seiner Würde und seines Rechts, im Voraus erklärte, daß er in solchem Falle nicht öffentlicher Lehrer bleiben könne, da — gab man ihm seine Entlassung.

Damit sah Fichte sich auf's Neue amt- und brotlos. Aber nie bereute er den gethanen Schritt, und selbst später in bedrängter Lage erklärte er, „daß er in gleichem Falle stets dasselbe thun würde." In Jena konnte er nicht bleiben. Seine Kollegen, die ihm anfangs versprochen hatten, sein Schicksal zu theilen, ließen ihn natürlich im Stiche. Ein Asyl, das er in Rudolstadt suchte, ward ihm auf Betrieb der Weimari-

ſchen Regierung abgeſchlagen. Er fürchtete heimatlos zu werden, Rouſſeau's Beiſpiel fiel ihm ein. Da entſchloß er ſich, mit Zurücklaſſung ſeiner Familie, nach Berlin zu gehen, und zu verſuchen, ob man ihm vergönnen würde, dort unangefochten zu leben.

Es gereicht dem dritten Friedrich Wilhelm zu unvergeßlicher Ehre, daß er das Vertrauen des Philoſophen nicht täuſchte. Seine Entſcheidung nach erhaltenem Vortrage lautete: „Iſt Fichte ein ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und ſo entfernt von gefährlichen Verbindungen, ſo kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig geſtattet werden. Iſt es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindſeligkeiten begriffen iſt, ſo mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts."

So wurde Fichte ein Preuße, und er hat dem Preußiſchen Staate die empfangene Wohlthat reichlich und überreichlich vergolten!

In der That, Fichte war nicht für einen kleinen Staat und für das Leben in einem kleinen Orte gemacht. Es ward ihm freier zu Sinne und er athmete auf, als er aus der quetſchenden Enge der kleinen Jenaer Verhältniſſe nach Berlin kam. Klima und Menſchen ſagten ihm zu, und für ſeine Zukunft vertraute er

ſeiner Kraft. Wir ſehen ihn in den Briefen, die er in dieſer Zeit an ſeine Gattin ſchrieb, voll freudigen Muthes und ſelbſtbewußter Zuverſicht, das Geſchwätz der Menſchen und die Verläumdungen der Mißwollenden gering achtend, im feſten Vertrauen, daß er das Alles durch ſein Thun beſiegen werde. „Sie werden es müde werden", ſchrieb er heiter der verzogten Frau, — „und ich wette mit dir: in zehn Jahren bin ich ein im ganzen deutſchen Publikum durchgängig geſchätzter und verehrter Mann!" — Er irrte ſich; doch nur in der Zeit. Denn ſeine Prophezeihung ſollte ſchon früher in Erfüllung gehen!

Seine Geſinnung war ſtets eine tiefreligiöſe geweſen, und dieſe Geſinnung befeſtigte und vertiefte ſich innerlich nur noch mehr durch ſein äußerliches Mißgeſchick. Ja er mochte eben deshalb die erlittene Gewaltthätigkeit und Mißhandlung kaum ungeſchehen wünſchen, wie er denn auch das gegen ihn in Weimar beobachtete Verfahren nach kurzer Zeit ſchon mit unparteilicher Milde beurtheilte.

V.

In Berlin, wo er sich bald, ohne angestellt zu sein, einen Schülerkreis bildete, zu welchem selbst Staatsmänner und Minister wie Beyme, Schrötter und Altenstein gehörten, und wo sich in seinem Hörsaale die bedeutendsten Männer, wie Schlegel, Woltmann, Tieck, Bernhardi u. A. zusammenfanden, lebte er, in seine Studien versenkt, ein Leben voll Freiheit und Unabhängigkeit, dessen Bedürfnisse seine schriftstellerischen Arbeiten ziemlich ausreichend deckten. Denn das Interesse an der Philosophie war neu und bedeutend genug, um philosophischen Werken eines Denkers wie Fichte gute Honorare zu sichern. Auch an lockenden Anträgen fehlte es nicht. Rußland wollte ihn für die Universität Charkow, Baiern für Landshut gewinnen, und F. H. Jacobi sprach es offen aus:

daß für eine Reform der deutschen Universitäten, „die überall noch ein ungereimtes Gemisch von Kultur und Barbarei seien, in Europa kein Mann geeigneter sei als Fichte.“ Beide Anträge aber blieben erfolglos, da Fichte es vorzog, eine Professur in Erlangen anzunehmen, bei welcher ihm verstattet ward, den Winter in Berlin zuzubringen.

Dabei blieb sein Blick stets auf die Weltereignisse gerichtet. Ein scharfer und tiefdringender Beobachter der Menschen und Dinge, sah er mit Schmerz und Unwillen den inneren und äußeren Verfall seiner Nation. Er sah die Wurzel all des Uebels in dem auf's Höchste gesteigerten Egoismus der Menschen, und fand das Heilmittel allein in der Umkehr der Gesinnung zum Wirken in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft, in der Gewöhnung zum Leben und Streben für die großen sittlichen Ideen der Menschheit. Hierzu nach Kräften anzufeuern ward jetzt auf's Neue die Aufgabe seines Lebens; und wieder trat er, was er von jeher für seinen höchsten Beruf erkannt hatte, als Volksredner im erhabensten Sinne auf. Er erneuerte jetzt in Erlangen seine schon in Jena gehaltenen Vorträge „über die Bestimmung des Gelehrten“, d. h. des von der Idee in irgend einer ihrer

Gestaltungen ergriffenen Menschen, der da berufen sei, dieselbe entweder als Lehrer theoretisch darzustellen, oder sie als Bürger, Staatsmann, Gesetzgeber, Regent, im Leben praktisch zu verwirklichen.

Nach Berlin 1806 zurückgekehrt, entrollt er vor einer bedeutenden Zuhörerschaft dem Zeitalter das Bild und den Abdruck seiner wahren Gestalt und seines tiefen Verfalles. „Ein erhabener Bußprediger, spricht er zu einem sich vortrefflich dünkenden Geschlechte unerschrockenen Muthes, wie Nathan zu David: Du bist der Mann!" Das Rad des Verhängnisses rollt näher und näher heran an Preußen, das kraftlos zaudernd und schwankend, endlich in der elften Stunde sich schwerfällig aufraffend, seinem Geschicke entgegentaumelt.

Fichte sah in dem Staate des großen Friedrich den letzten Hort der Kultur und Geistesfreiheit. Er nahm den feurigsten Antheil an einem Kampfe, dessen Ausgange er mit banger Sorge entgegensah. Er will als Heerredner das preußische Kriegsheer begleiten; es wird abgelehnt. Er sammelt freiwillige Gaben für die ausrückenden Krieger — denen sogar die nothwendigste Winterkleidung fehlte! — und bringt einen beträchtlichen Theil der eigenen Habe als patriotisches Opfer dar.

Er ruft den Kämpfern zu: „Die deutsche Nation hat durch eigene Schuld, von der sich Wenige freisprechen dürfen, das Schicksal sich zugezogen, daß Euch jetzt die Waffen in die Hand gegeben, und hat leider verdient, was hoffentlich Euere Siege abwenden werden. Schlaffheit, Feigheit, Unfähigkeit Opfer zu bringen, zu wagen, Gut und Leben an die Ehre zu setzen, lieber dulden und langsam in immer tiefere Schmach sich stürzen lassen, als auffspringen zum entscheidenden Entschlusse, Alles daran zu setzen — dies ist das Hängen am Staube, das jede Erhebung darüber für Exaltation hält und lächerlich findet!"

Aber das unerbittliche Schicksal sollte den Urtheilsspruch des großen deutschen Denkers und Patrioten mit furchtbarer Schnelligkeit erfüllen. Preußen fiel und begrub in seinem schmählichen Falle auf einen Augenblick die letzte Hoffnung Fichte's für die deutsche Nation. „Ich glaubte," so schrieb er seinem Weibe, „die deutsche Nation müsse erhalten werden, aber siehe, sie ist ausgelöscht!" Unfähig, den Gedanken zu ertragen, sich dem Sieger beugen, vielleicht gar dessen beschimpfende Ehrenbezeugungen annehmen zu müssen, wie sie später wirklich seinen in Berlin zurückbleibenden Freunden Johannes Müller und Humboldt von dem

ſchlauen Sieger aufgenöthigt wurden, verließ er zum zweiten Male Weib und Kind, um ſein Schickſal an das ſeines Preußiſchen Vaterlandes zu knüpfen. Er ging nach Königsberg und von dort nach Kopenhagen, feſt entſchloſſen, nicht eher zurückzukehren, bis der Friede geſchloſſen und Preußen irgendwie hergeſtellt ſei. „Ich bin entſchloſſen, ſchrieb er, frei zu athmen, zu denken, zu reden und nie meinen Nacken unter das Joch des Treibers zu beugen.“ Und er blieb ſeinem Entſchluſſe treu, trotz aller Bitten der Seinen und trotz der dringenden Einladungen der Freunde. Faſt ein Jahr währte dies freiwillige Exil. Er lernte während deſſelben die Elendigkeit, den Leichtſinn, die Herz- und Kopfloſigkeit und die Niedertracht der Menſchen jener Zeit in ihrem vollen Umfange kennen. Aber das beſtärkte ihn nur in ſeinem Entſchluſſe, mit aller Kraft an der Wiedergeburt ſeines Volkes zu arbeiten. War das Verbrechen, das dem Vaterlande den Untergang bereitet, Schwäche und Halbheit geweſen, ſo müſſe Kraft und Entſchiedenheit in Wort und That den Samen zu einem neuen Leben ſtreuen, das den Waffen des Feindes unzerſtörbar ſei.

Das niedergeworfene Preußen beginnt ſich aufzuraffen an der ſtarken Hand Steins und Hardenbergs.

Fichte kehrt nach Berlin zurück, und hier, umgeben von Muthlosigkeit und dumpfer Verzagtheit, bedroht von den Netzen des Verraths, hält er im Akademiegebäude, umdröhnt von französischen Trommeln, im Winter 1807 bis 1808 seine „Reden an die deutsche Nation", in denen er seinem Volke, neben dem Bilde seiner Entwürdigung, das einzige Rettungsmittel zeigt, das ihm helfen könne.

Dieses Rettungsmittel ist: innere durchgreifende Umgestaltung und Herstellung der Volksgesinnung durch Erziehung. Die alte Zeit hat sich selbst zerstört durch ihre Selbstsucht. Die Selbstsucht ist es daher, welche durch Erziehung zu bekämpfen, an deren Stelle die Liebe zur Idee, die Hingabe an das Allgemeine, an das Vaterland, die wahre Bürgertugend zu setzen ist. Die Erziehung soll in dem Menschen den Willen zum Wollen des sittlich Nothwendigen bilden und so den Charakter schaffen, der sich dadurch bewährt, daß er sich klar wird und unverrückbar befestigt in den Gedanken über die Lage der Zeit und was sie erfordert zu ihrer Besserung. — Er tröstet die Nation durch den Hinweis auf ihren hohen Beruf, auf ihre Sprache, die als eine Ursprache dafür bürge, daß das deutsche Volk vor allem berufen sei, ein

wahrhaftes Volk und Reich zu werden. Er tröstet sie durch die Erinnerung an all das Große, was das deutsche Volk mit dieser Sprache in der Reformation, in der Philosophie, in der Geschichte geleistet und wie alles Erhebende und Gewaltige nur von dem Volke und seiner ewig jungen Urkraft ausgegangen sei. Er entwickelt die Methode der Erziehung und des Unterrichts und bezeichnet die Grundsätze und Gegenstände beider. Nicht von der Kirche und für den Himmel, sondern für das Leben und von Lehrern der Methode des großen Schweizer Unterrichtsreformators Pestalozzi sollen Erziehung und Unterricht des Volkes geleitet werden. Er wagt es, — Er, der einzelne Mann, der einsame deutsche Denker, im offenen Kampfe dem Gebieter Europa's entgegenzutreten, indem er seiner Nation Lehren predigt, deren innerster Gehalt im feindlichsten Gegensatze steht mit den Interessen, den Gedanken und Planen ihres Unterjochers, indem er die Deutschen zur Einigkeit aufruft, und sie warnt vor Vergötterung der Gewaltgröße ihres Besiegers, der, wenn er wirklich groß sei, die Schmeichelreden nur tiefer verachten müsse.

Wohl kam dem kühnen Manne der Gedanke, daß er mit diesen Reden sein Leben wage, und es fehlte

nicht an Aengſtlichen und Feigen, die ihre eigene Furcht in die Sprache ſolcher Beſorgniß für ihn kleideten. Ihnen antwortet er in den Reden ſelbſt: „Soll denn nun wirklich, Einem zu gefallen, dem damit gedient iſt, das Menſchengeſchlecht herabgewürdigt werden und verſinken? Kennen ſolche Warner etwas Höheres als den Tod? Dieſer erwartet uns ohnehin alle, und es haben von Anbeginn der Menſchheit an Edle um geringerer Angelegenheiten willen — denn wo gab es jemals eine höhere als die gegenwärtige? — der Gefahr getrotzt."

Dieſe Reden ſind der vollendetſte Ausdruck der Erhebung des Geiſtes, welchen ſie in Preußen bewirken halfen. An dieſen Ideen zuerſt, die gleichzeitig in Druck erſchienen, haben ſich Tauſende zu neuem Muthe aufgerichtet, aus ihnen zogen Tauſende die ſittliche Stärkung und Begeiſterung, deren es bedurfte zu einer großen Reinigung des deutſchen Geiſtes. Es war Fichtes Glück, daß die Napoleoniſche Tyrannei weder die Erhabenheit dieſer Gedanken noch ihre zeugende Kraft zu begreifen fähig war. Der kühne Redner blieb unangefochten. Er konnte zu ſeinem Gegner ſprechen: „Du gleichſt dem Geiſt, den Du begreifſt, nicht mir!" Wohl aber hat Keiner vor und nach

Fichte ſo tief als er das eigentliche Weſen des großen Welttyrannen begriffen. Ihn, in deſſen rieſiger Geſtalt er die Willkür und Selbſtſucht der Zeit gleichſam verkörpert erblickte, behielt er ſeitdem fortdauernd im Auge. Jeder Sieg Napoleons war für Fichte, weit entfernt, ſeinen hoffenden Muth zu ſchwächen, ein Schritt näher zum endlichen Untergange des Eroberers und dieſer Untergang erſchien ihm gewiß, als der Zug gegen Rußland begann. Vergebens mahnten den patriotiſchen Denker auch jetzt Wohlunterrichtete, ſich durch Flucht der ihm drohenden Gefahr zu entziehen. — „Meine Flucht, erwiederte er, kann dem Vaterlande nichts nützen, wohl aber mein Bleiben. Werde ich dadurch zum Märtyrer, ſo ſei es. Beſſer könnte ich mein Leben nicht verwenden!“

VI.

Da kam die Stunde der Vergeltung, furchtbarer und ſchneller als ſelbſt die Hoffnungsreichſten es gehofft. Der Zauberbann der Unfehlbarkeit und Unbeſiegbarkeit des Welttyrannen ward in Rußland vernichtet. Preußen regt ſich, der König entweicht nach Breslau und ruft am 3. Januar 1813 ſein Volk zu den Waffen, noch ungewiß, gegen wen? Denn eine mächtige Junkerpartei rieth bei dem franzöſiſchen Bündniſſe zu verharren. Aber das preußiſche Volk und Fichte mit ihm, dachten anders.

Am 19. Februar berief Fichte ſeine Zuhörer, und erklärte ihnen in einer Rede, daß er und warum er ſeine Vorleſungen ſchließe. Es war eine Entlaſſung der Jugend zu den Waffen. Während Berlin ſelbſt noch in den Händen des Feindes, von ſeinen Truppen erfüllt, die Ent-

ſcheidung des Königs noch nicht getroffen war, ſprach Er es aus: „ihm ſcheine gefordert, daß Jeder jetzt, mit Beiſeitſetzung aller andern Zwecke, alle ſeine Kräfte dem dargebotenen großen Momente widme, zu dem widme, wozu ſie in dieſem Momente am tauglichſten ſind.“ —

Endlich erfolgt die Entſcheidung, der Krieg wird erklärt. Wiederum will Fichte als Kriegsredner das Heer begleiten, er will als Heerredner das Feuer der Begeiſterung, die Kraft ſeiner erhabenen Gedanken in die Seele „der in letzter Inſtanz Beſchließenden und Handelnden“ gießen. Da es abgelehnt wird, ergreift er ſelbſt die Waffen und tritt in den aufgebotenen Landſturm ein; mit ihm faſt alle Lehrer der von ihm mitbegründeten Univerſität, unter ihnen die berühmteſten Namen. Sie verbinden ſich feierlich untereinander, daß die Ueberlebenden Sorge tragen werden für die Weiber und Kinder derjenigen unter ihnen, welche in dem Kampfe fallen ſollten.*)

Aber das Alles genügt ihm noch nicht! Kann er nicht als Heerredner mit dem Heere ziehn, ſo will er wenigſtens dem Heere und Volke ſagen, von welcher

*) Das ſchriftliche Aktenſtück findet man in Fichte's Biographie von ſeinem Sohne. (1830.) Th. II, S. 153—154.

Art der Krieg, und welches die Güter seien, für die das deutsche Volk jetzt zu streiten hat. So hält er im Mai des Jahres 1813 seine drei Reden „über den Begriff des wahrhaften Krieges."

Diese Reden sind das Erhabenste, was jemals über die letzten Ziele eines ächten Volkskrieges, eines Krieges nicht der Herrscherfamilie um ihren Machtbesitz und Vortheil, sondern eines Krieges für die Freiheit und Selbstständigkeit einer Nation gesagt worden ist. Sie könnten heute noch wiedergehalten werden, und sie werden wieder gehalten werden müssen, wenn die Zeit abermals erfüllt sein wird. Er nimmt die Fürsten, die damals in ihren Aufrufen ganz in seinem Sinne redeten, beim Worte. Er nimmt ihre Versprechungen im vollen feierlichen Ernste, und fordert alle Sinnesgenossen auf das Gleiche zu thun. Wenn in diesen Aufrufen noch von „Unterthanen" gesprochen werde, da doch kein einzelner Mensch den Glauben hegen dürfe, andere, ihm gleiche, müßten unterthan sein seinem persönlichen Willen — und wenn in dem Motto: „mit Gott für König und Vaterland" der Herrscher vor dem Vaterlande gesetzt werde, als ob er selbst keins hätte, so müsse man „solche Widersprüche als alte schlimme Angewöhnungen übersehen."

Wir wiſſen freilich, daß auch ihn in ſeinem geheimſten Innern der prophetiſche Argwohn beſchlich: es möchte nur der Drang der Noth ſein, der jetzt, „nachdem die alten Mittel vergeblich geweſen", die Herrſcher bewogen habe, den Feldruf der „Freiheit und Selbſtſtändigkeit" zu erheben, um dann, wenn das Mittel ſeinen Dienſt gethan und zur Vertheidigung der alten „Herrſchermacht im falſchen Begriffe" geholfen habe, „es wieder bei Seite zu ſtellen und Alles wieder in die gewohnte Lage einzuführen!" Aber in dieſen Reden wirft er dieſen Argwohn als gefährlich zurück. „Denn ſolcher Argwohn könnte machen, daß es geſchähe." Er ſetzt ſeine Hoffnung nicht auf die Großen und Alten, ſondern auf das Volk und auf die Jugend. Denn „in der Regel ſei in dieſer Zeit der Menſch, je vornehmer und je älter, deſto ſchlechter; das Gute noch bei gemeinen und jüngern." Ihnen daher gießt er den feurigen Strom ſeiner Lehren in's Herz: daß das Leben nur in Freiheit ein lebenswürdiges, die Gewinnung und Erhaltung der Freiheit höchſter Lebenszweck ſei, daß auf dieſe Freiheit alle gleiche Anſprüche haben, über die hinaus nichts gelte; daß darum Alle gleich im wahren Staate des Rechts, „nicht zwei Stände, ſondern einer", und daß es, da das Vernunft-

geſetz nicht verjährt, keine Verjährung giebt von Vorrechten, die der Freiheit aller widerſprechen. Dieſe Sätze beſtimmen den Charakter des gegenwärtigen Kriegs, ſie machen ihn zu einem wahren Kriege, zu einem Volkskriege, zu einem Kampfe um die höchſten Lebensgüter, zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Denn „wer ſterben kann, wer will den zwingen?“ — „Kein Friede, kein Vergleich“, ruft er aus, auch nicht, falls der zeitige Herrſcher ſich unterwürfe und den Frieden ſchlöſſe. Ich wenigſtens, — ſetzt er hinzu, und hier erhebt ſich des Mannes Selbſtgefühl zur höchſten Erhabenheit — ich habe den Krieg erklärt und bei mir beſchloſſen, nicht für ſeine (des Herrſchers) Angelegenheit, ſondern für die meinige, meine Freiheit: giebt Er mir mein Wort zurück, ſo kann Ich es mir doch nicht ſelbſt zurückgeben. In ſolchem Falle ſind der Herrſcher, und die, welche bei ihm bleiben, als Staat, als möglicher Entwicklungspunkt eines Reiches des Rechts, geſtorben. Was ſoll den, der friſches Leben in ſich fühlt, bewegen, innerhalb der Verweſung zu beharren?“

So, verlangt er, ſoll jeder Einzelne denken und handeln, denn nicht faules Gottvertrauen, ſondern nur die eigene That könne der Nation helfen; „Gott ſelbſt kann

nicht das Gute, das wir gern möchten, uns geben, außer durch unſere Freiheit! Wir ſollen nicht erwarten, wie Gott nach ſeinen geheimen Wegen alles zum Beſten wenden werde, — ſondern wir ſelbſt ſollen die Dinge nach unſeren eigenen klaren Begriffen zum Beſten kehren."

Und nun wendet er ſich in der dritten Rede zur Betrachtung des Gegners, und entwirft jenes Bild deſſelben, das kein Späterer je wieder erreicht hat. Er zeigt ihn ausgeſtattet „mit jenen Beſtandtheilen der Menſchengröße: ruhiger Klarheit und feſtem Willen, durch die er der Wohlthäter und Befreier der Menſchheit hätte werden können, wenn auch nur eine leiſe Ahnung der ſittlichen Beſtimmung des Menſchengeſchlechts in ſeinen Geiſt gefallen wäre." Er zeigt ihn hocherhaben über alle damaligen Fürſten Europa's in Kühnheit und Gewaltigkeit ſeiner Denkart, mit der er bereit iſt alle Mittel an ſeinen, wenn gleich falſchen Zweck, an den Zweck ſeiner perſönlichen Weltherrſchaft zu ſetzen. „In dieſer Klarheit und in dieſer Feſtigkeit" — ruft er aus — „beruht ſeine Stärke. In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft iſt ſein, alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden ſeine Stärke. Wie der Geier ſchwebt über den niederen Lüften und

umherſchaut nach Beute, ſo ſchwebt er über dem betäubten Europa, lauſchend auf alle falſchen Maßregeln und alle Schwäche, um flugſchnell herabzuſtürzen und ſie ſich zu Nutze zu machen. In der Feſtigkeit: die andern Fürſten wollen auch wohl herrſchen; aber ſie wollen noch ſo vieles andere nebenbei, und das erſte nur, wenn ſie es neben dieſem anderen führen können; ſie wollen ihr Leben, ihre Geſundheit, ihren Herrſcherplatz nicht aufopfern. — Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an: ſein Leben und alle Bequemlichkeiten deſſelben ſetzt er daran, der Hitze, dem Froſte, dem Kugelregen ſetzt er ſich aus, das hat er gezeigt. Auf beſchränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er ſich nicht ein, ruhiger Beherrſcher von Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht ſein, ſondern ruhiger Herrſcher der Welt will er ſein, und, falls er das nicht kann, gar nicht ſein. So iſt unſer Gegner. Er iſt begeiſtert und hat einen abſoluten Willen. Er iſt zu beſiegen auch nur durch Begeiſterung, und zwar durch die ſtärkere, nicht für eine Grille, ſondern für die Freiheit." — Die Fürſten hatten es Napoleon für ein Verdienſt, — das einzige in ihren Augen — angerechnet, daß er die Revolution niedergeworfen, und die Franzöſiſche Nation

um den Preis ihrer Opfer, um die Freiheit betrogen. Fichte ſieht in dieſer That des Mannes Hauptverbrechen, den Hauptbeweis ſeiner gänzlichen Blindheit für die ſittliche Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, ein Verbrechen, gegen welches gehalten ſeine vielverſchrieene Ermordung Enghien's „in Nichts verſchwinde.“ „Wäre ein Funke von Verſtändniß für das, was die Nation und die Zeit erſtrebte, in ihm geweſen, ſo hätte er den Zweck der Revolution nicht aufgegeben, wohl aber das Mittel geſucht. Es hätte ſich ihm nicht verbergen, daß dieſes ſei: eine vielleicht mehrere Menſchenalter dauernde regelmäßige Erziehung der franzöſiſchen Nation zur Freiheit. An die Spitze dieſer Nationalerziehung hätte er ſich ſetzen, der Freiheit des Menſchengeſchlechts hätte er ſich aufopfern ſollen, und uns alle mit ſich; und dann müßte Jeder, der die Welt ſieht, wie ich ſie ſehe, freudig ſich ihm nachſtürzen in die heilige Opferflamme.“

Und endlich: welches iſt das letzte Ziel, das der erhabene deutſche Volksredner ſeiner Nation hinſtellt für den Kampf auf Leben und Tod, zu welchem er ſie befeuert?

Sie ſoll ein Volk werden, ſtatt vieler Völker, in die ſie zerfallen, und zum Beſten „einer gewiſſen

Anzahl von Familien als deren Erbbesitz" auseinander getheilt worden ist. Als allgemeines Postulat, als Forderung, sagt er, hat sich der Einheitsbegriff, eines deutschen Volkes trotz alledem immerfort lebendig erhalten. „Dieses Postulat nun von einer Reichseinheit aller Deutschen, eines wirklich organisch durchaus verschmolzenen Staates darzustellen, sind die Deutschen berufen. In ihnen soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen, individuellen Freiheit: von der Persönlichkeit gebildet für's erste, vor allem Staate vorher, gebildet sodann in den einzelnen Staaten, in die sie dermalen zerfallen sind, und welche als bloßes Mittel zum höheren Zwecke sodann wegfallen müssen!"

Was will gegen diese erhabene Prophezeihung des edelsten deutschen Sehers die kindische Zuversicht besagen, mit welcher heute dynastische Blindheit sich vermißt, daß sie selber bleiben werde, „bis an's Ende aller Tage!!"

„Und so wird," — also schließt der Redner seine begeisterte Verkündigung, in die auch wir gläubig einstimmen — „und so wird von den Deutschen erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist: alle die

Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten, Freiheit gegründet auf Rechts-Gleichheit alles dessen, was Menschen angesicht trägt. Nur von den Deutschen, meint er, wird dieses Reich dargestellt werden, die für diesen großen Zweck seit Jahrtausenden da sind und langsam demselben entgegenreifen."

VII.

Diese Reden und das in ihnen verkündete Evangelium, die wahrhafte „frohe Botschaft" von der einstigen Erlösung und Erhebung unsres Volkes und Vaterlandes, waren der Schwanengesang des großen Mannes. Er erlebte noch die ersten glänzenden Siege der deutschen Waffen; er sah noch die Macht des Tyrannen auf Leipzigs Ebenen zerschmettert und ihn selbst und die Trümmer seiner stolzen Gewalthaufen vom Boden des Vaterlandes hinweggefegt und über den Rhein geworfen. Mitten in der Freudigkeit des Sieges, den sein Geist mit erfechten geholfen, trat der Tod ihn an. Sein geliebtes Weib erkrankte tödtlich am Nervenfieber, das sie, erfüllt von seiner Gesinnung, die wunden Kämpfer pflegend, sich in den Spitälern geholt. Es war im Anfange des

Januar 1814. Am Tage der schwersten Gefahr nahm er, der sie selbst gepflegt hatte, Abends von der schon bewußtlosen Geliebten den letzten Abschied, um, vom Sterbebette der Gattin kommend, seiner Pflicht getreu seine angekündigten Vorträge zu beginnen. Als er heimkehrte, fand er sie in Folge einer plötzlich eingetretenen wohlthätigen Krise so gut wie gerettet. Aber fast in demselben Augenblicke, wo er sich über ihr Lager beugend die ihm neu Geschenkte entzückt mit seinen Armen umfing, ward der Keim derselben Krankheit in ihn selbst gesenkt. Elf Tage nach dem Ausbruche der Krankheit, am 27. Januar 1814, war er nicht mehr.

Fichte's Tod war ein schwerer Verlust für die deutsche Nation, aber er war ein Glück für ihn selbst. Er kam zu ihm als Befreier, als ein Erretter und Bewahrer vor unsagbarem Schmerze. Denn es erfüllte sich, was seine Seele gefürchtet! Jener Argwohn, den sein edler Sinn gewaltsam von sich gewiesen, jener Argwohn, daß die deutsche Nation um den Preis ihres Opfermuthes betrogen werden, daß alles theure Blut vergebens vergossen sein werde, er ward zur vollen schrecklichen Wahrheit!

Er selbst hatte es in jenen letzten Reden ausge-

sprochen, was in solchem Falle sein Schicksal sein würde. „Wenn sich nun hinterher doch zeigte, daß es nicht Ernst gewesen wäre, wenn nach Errettung im Kampfe abermals die Selbstständigkeit der Nation dem Vortheile der Herrscherfamilie aufgeopfert würde, wenn sich zeigte, daß der Herrscher zwar wollte, daß für seine Herrschaft das edelste Blut seines Volkes flösse, er dagegen für die Selbstständigkeit desselben seine Herrschaft nicht wagen wolle: so könnte unter einem solchen der Vernünftige durchaus nicht bleiben." — Es ward ihm erspart, solchen „Zustand der Verstockung" zu erleben, aus dem, nach seiner Ansicht, der Edle sein unsterblich Theil nur retten könne, indem er ihn flieht." Es ward ihm erspart, die Periode der wahren „tiefsten Erniedrigung" des deutschen Volkes zu erleben, in welcher die „Reden an die deutsche Nation" von den Schergen der wiederhergestellten Fürstengewalt als staatsgefährliche Verbrechen bezeichnet und der Kampfgenosse der Stein und Arndt als Verführer und Irrlehrer der Jugend gebrandmarkt werden durfte. Fürwahr, sein früher Tod war der Kranz, den das Schicksal als Lohn für sein edles Leben dem Geisteshelden auf die Stirne drückte:

Zu edel war Er für die Zeit der Schmach,
Drum retteten vor ihr Ihn gnäd'ge Götter!

Fichte's hundertjährige Geburtstagsfeier naht. Fast ein halbes Jahrhundert ist seit seinem Tode dahingegangen, und noch hat die Stadt, in der er gelebt, hat das Vaterland, für das er mit todverachtendem Muthe seinen Weckerruf erhoben, dessen Männer und Jünglinge sein Wort zum Kampfe begeistert hat, nicht daran gedacht, dem Helden unter Deutschlands Denkern die Ehrenschuld des Dankes abzutragen.

Fichte's Standbild fehlt noch unter den Erinnerungsstandbildern von Preußens größter Zeit!

Will das preußische, das deutsche Volk, minder als Könige gegen die Diener ihres Willens, dankbar sein gegen den deutschen Geisteshelden, der es in seiner tiefsten Noth getröstet und erhoben, der es zu seinem glorreichsten Kampfe für Freiheit und Selbstständigkeit begeistert und kühnen Muthes auf das Endziel seiner erhabenen Bestimmung hingewiesen hat?

Es wäre eine würdige Aufgabe für den deutschen Nationalverein und die deutsche Fortschrittspartei, dafür zu sorgen, daß am hundertjährigen Geburtstage des Redners der deutschen Nation der Grundstein zu

seinem Ehrendenkmale in der Hauptstadt Preußens gelegt werde, deren Bürger bei dieser Gelegenheit sich erinnern mögen, daß ihr Mitbürger Fichte einst. mals ihre Stadt durch seine Entschlossenheit vor schwerem Schicksale bewahrt hat.*)

Aber unendlich wichtiger als die Aufrichtung seiner vergänglichen äußerlichen Gestalt in einem Denkmale von Stein und Erz ist die Aufrichtung und Erweckung seines manneskühnen tapferen und patriotischen Sinnes in unserm eigenen Herzen, ist die Erhebung unserer Gemüther zu dem festen Entschlusse: mit Seinem alle Gefahr gering achtenden Muthe und mit Seiner Beharrlichkeit zu wirken und zu streben für das große Ziel, das Er, der Held unter Deutschlands Denkern, Seinem Volke unverrückbar vorgezeichnet hat, für

das einige und freie Reich deutscher Nation!

*) S. d. Anhang.

Anhang.

Fichte als Retter Berlins möchte den meiſten Zeitgenoſſen unbekannt ſein, und doch iſt ſein Verdienſt um die Bewahrung der preußiſchen Hauptſtadt vor dem ſchrecklichen Schickſal der Verwüſtung und Plünderung eine Thatſache.

Es war in den letzten acht Tagen des Februar 1813. Berlin war noch in den Händen der Franzoſen, die es mit etwa fünf- bis ſechstauſend Mann beſetzt hielten. Noch war Preußen mit Napoleon verbündet, der König unentſchloſſen, aber die Volksſtimmung auf das Aeußerſte erregt. Schon hatte Oberſt Tettenborn es gewagt, mit einem Koſackenhaufen in Berlin einzudringen und das Volk hatte ihm Beifall zugejubelt, und ſich zu einem Losbrechen geneigt bewieſen, wenn ſich ein Führer fände, der ein ſolches zu organiſiren den Muth hätte. Ein ſolcher fand ſich

denn auch. Es war (so erzählt Fichte's Sohn in der Biographie seines Vaters Th. I., S. 567) ein Mann voll Muth und Vaterlandsliebe, der zugleich einen großen Anhang und mancherlei Verbindungen unter den Jünglingen hatte, die leicht erregbar, nicht früh genug ihren Eifer wie ihren Haß an den Tag legen konnten. Mit ihnen entwarf er den Plan, die französische Besatzung Nachts in den Häusern zu überfallen und niederzumachen, und ihre Magazine anzuzünden. Man hoffte durch eine solche kühne That nicht nur den Muth des Volkes zu allgemeinem Aufstande zu entflammen, sondern auch, was noch wichtiger war, durch eine solche entscheidende That die zaudernde Regierung zu kräftiger Entscheidung fortzureißen. Alles war verabredet und die Ausführung auf eine der nächsten Nächte festgesetzt. Nur ein Theilnehmer an der Verschwörung fühlte sich von Gewissensscrupeln über den Meuchelmord gequält: es war ein Jüngling, der sich später im ehrlichen Kampfe das eiserne Kreuz erwarb, ein Schüler und begeisterter Anhänger Fichte's. Er beschloß, den hochverehrten Lehrer über die Zulässigkeit solcher That zu befragen. Am nächsten Morgen eilt er zu ihm und entdeckt ihm, auf Fichte's Andringen, den ganzen Plan.

Fichte, entsetzt über einen so nutzlosen Frevel, weiß ihn bald nicht nur von dem Thörichten und Unerlaubten eines solchen Anschlags zu überzeugen, sondern eilt auch sofort zu dem damaligen Chef der Polizei Berlins, um demselben die nöthigen Mittheilungen zu machen. Es gelang, die Hauptleiter des Anschlags aus Berlin zu entfernen und die Ausführung einer That zu verhindern, welche selbst im Falle des Gelingens die furchtbarste Rache des Feindes über Berlin heraufbeschworen haben würde. Denn noch stand der Vicekönig Eugen mit einem französischen Armeecorps an der Oder, der nicht gesäumt haben würde, sich mit demselben auf Berlin zu werfen und an der Hauptstadt die blutigste und gerechteste Rache zu nehmen.

So ward es denn Fichte vergönnt, die Stadt, die einst den Vertriebenen gastlich aufgenommen, vor einem unheilvollen Schicksal, ja vielleicht vor der Vernichtung zu bewahren. Da der treffliche Verfasser der neuesten Geschichte des Befreiungskrieges diesen Vorfall nicht erwähnt hat, so ist es wohl an der Zeit, auch dies Verdienst Fichte's um Berlin und Preußen bei Gelegenheit seines hundertjährigen Geburtstages den Mitlebenden in Erinnerung zu bringen.

Ein Stück Leben.

Gedichte

von

Adolf Stahr.

Berlin.
J. Guttentag.
1869.

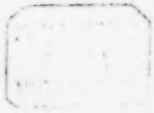

Inhalts-Verzeichniß.

Buch der Liebe.

	Seite
I. **Römischer Liebesfrühling (1846)**	5—44
Römischer Frühling	5
Frühlingsbesorgniß	7
Die Sibylle von Trevi	8
Im Giardino Colonna	10
Santa Balbina	11
Gute Nacht (Ständchen)	13
Unter ihrem Fenster (Ständchen)	14
An der Navicella	15
Die aufgeküßte Rose	16
Nachtgesang	17
Der Wanderer und die Schifferin	18
Mit meinem lang gebrauchten Siegel	20
Böhmisches Tanzlied	21
Auf das Haus in Via due Macelli 64	22

Römische Epigramme.

I. Lange erwart ich den Schlaf	23
II. Tramontana	24
III. Leuchtkäferchen	25
IV. Civis Romanus	26
V. Bettler in Rom	27
VI. „Meine Welt“	28

Seite

VII. Verwandlung 29
VIII. Chi è? 30
IX. Oeffentliches Geflüsterium 31
X. Pontifex maximus 31
XI. Bekehrung 32
XII. Jupiter Pluvius in Rom 34
XIII. Blind oder stumm 35
XIV. Campagnafabel nach Gastell Giubile 36
XV. Unter den Wasserleitungen der Campagna . . 38
XVI. Nero's Schatten 39
XVII. Sant Antonio delle Bestie 40
XVIII. Michel Angelo's Mosis 41
XIX. Die Baumgänge von Aricia 41
XX. Flammen und Thränen 42
XXI. Letzter Blick auf Rom 43
XXII. Abschied von Rom 44

II. **Erste Trennung** (1846) . . . . . 46—57
Kämpferschicksal 47
Gebet 48
Abschied 50
Nachgefühl 51
Es regnet 52
Die stürzenden Wasser 53
Der neue Adam 54
Ewiges Eigenthum 56
„Was soll auf das leere Blatt?“ 57

III. **Aus der Trennungszeit** . . . . . 60—97

Neue Römische Epigramme.

I. Ein römischer Morgen 61
II. Der 23. November 1845 63
III. Mit einer kleinen Standuhr 64
IV. Eins dem andern die Welt 64
V. Vedi Napoli e poi mori 65
VI. Pyrrhus Gebet 66
VII. Nemo contra Deum nisi Deus ipse 67

Seite

Wie lange noch? 68
Die Lilie und die Sonne 68
Erste Silberfäden 69
In ein Gedichtheft 70
Räthsel 71
Mit den ersten Veilchen 72
Zum Christabend 73
Getrennt beisammen 74
Kämpfermuth 75
Auf Helgeland . . . . . 76—78
Man denkt wie man küßt 79
Mein Liebster ist alleine 80
Dorn und Spern 81
Seufzer 82
Trost 82
Hinaus! 83
Ach Leben heißt Beisammensein 84
Frühlingshoffnung 85
Sommerregen 86
Sonntagsgruß 86
Traumwunsch 87
Zum 24. März 1852 88
Die Anemone im Briefblatt 89
Epigrammenkranz . . . . . 90—92
Vergefühl 93
Sonnenschein 93
An die Nacht 94
Die Blume und das Mädchen 95
Erika 96
Frühlingstrost 97

IV. Beisammen (1855—1869) . . . . . 100—134
Der erste Geburtstag in Rom 101
Morpheus 103
Nächtliche Wacht 103
Beim Erwachen 104
Ruhig bei Dir 104

Seite

Kaminlieder 105
Beisammen 107
Zum 24. März 1857 108
Kürze des Lebens 109
Mein und Dein 110
Unter ein Portrait 111
Das lichtlose Zimmer 111
Märchenküche 112
Mit einer Weihnachtsdecke 113
Meinem Licht 114
Inschrift in ein Buch 114
An Fanny's Schreibtische 115
Die Hausfrau 116
Mit einer Shawlnadel 117
Sommerreise 118
Vereintes Wiedersehen Italien's 119
Mit einem Buche 120
Mit meinem römischen Portrait 121
Unter ein Portrait Fanny Lewald's 122
Fanny's Lebensgeschichte 122
Widmungszeilen. 1—5 123
Gebet des Kranken 124
Meiner Einzigen 125
Der erste Schnee 126
Aphrodite Ambologera 127
„Ich hab' Dich ausgelesen" 128
„Von Geschlecht zu Geschlecht" 129
Mit einem Pelzkragen zu Weihnacht 130
Zum 24. März 1868 131
Zeitlose Zeit 132
Zu unserem Hochzeitstage (1869) 133
Im braunen wie im weißen Haar 134

Seite

Buch der Freundschaft.

Gelegenheitsgedichte an Personen . . . . . 135—177
An Adolf Jerichau und Elisabeth Baumann . . 137
An Ernst Meier, Genremaler in Rom. 139
An Frau Alexandrine Hummel. 140
An Frau Oberst Mosle 141
An Thereie und Heinrich von Lützow 143
Das Lied von Robert Blum 144
An Karl Schurz, den Erretter Kinkele 146
An die Sängerin Frl. Katharina Baum 148
An Hans Frank und Anna Heikens 149
An Otto Lewald 150
Bei Max Waldau's Todeskunde 151
Auf den Tod eines Kindes. 153
An Margarethe K . . . (1—3) . . . . . 154—156
Vergänglichkeit. An A. L.. 157
An den Geiger Ed. Rémenyi. 158
Rother Mohn (an Frau Louise Marr-H.) 159
Zitherklänge (an Bar. Eman. v. Korff) 160
An Frau Marie Marchand. 161
An " . . . . . 162—163
An Theodor Döring 164
An Alexander Gentz (1—2) . . . . . 165—166
An Fr. A. v. Hennig 167
An Marie Lewald 168
An Frau Louise Löwe 169
An Anton Dohrn 170
An Gustav Hansemann 171
An Dr. Johann Jacoby 172
Meiner ältesten Tochter Anna Stahr 173
Meinem ältesten Sohne. 174
Demselben 175

Seite

Demſelben. Trinkſpruch zum Hochzeitfeſte 176
Demſelben zum 12. September 1868 177

Vermiſchte Gedichte.

Lang iſt's her 181
Nicht daheim 182
Am Meere:
1. Seeſchwalbe 183
2. Sonnenuntergang 184
3. Meeresbrücke 185
4. Auf dem Fiſchfang 185
5. Am Bollwerk 187
6. Wolken und Wellen 188
Das Grab des Fremdenlegionärs 189
Hafis und der Schüler 191
Beim Scheidetrunk 192
Leſſing:
1. Unter ſein Bildniß 193
2. Troſt 193
3. An M. L. 193
Das Goethefeſt in Helgoland 194
Zur Säkularfeier Schiller's 195
Die abgetretenen Miniſter 196
Der Polniſche Geizer 197
Geſtändniß der Liebenden 199

Ueberſetzungen.

Aus einem Carnevalsliede von Lorenzo dei Medici . . 201
Auf Michel Angelo's Nacht 202

Seite

Antike Grabeinschrift 203
Lysipp's Herkules Epitrapezios 205
Der Borghesische Fechter 206
Der Raub des Hylas 207
Rom's Sängamme 209
Griechenland's Künstler 209
Apelles Venus von Kos 210
Myron's Wettläufer 210
Die schlafende Ariadne 210
Saurektones 210
Trinklied (nach Horaz) 211
Dichter's Gebetwunsch 211
Roma unica 212
Praxiteles und Phryne 213

Armenische Volkslieder.

1. Gedenkt der Heimath! 214
2. Klage der geraubten Fürstentochter 216
3. Heimathsehnsucht des Gefangenen 218
4. Kinderlieder (1—2) . . . . . 220—222
5. Der Jüngling und das Wasser 223

Xenien.

(Nach Motiven aus Aristoteles.)

1. Stoßseufzer 225
2. Insgeheim und öffentlich 225
3. Hauptneider 226
4. Eine mit dem andern 226
5. Probierstein 226

Seite

6. Warnung 227
7. Rath und That 227
8. Dilemma 228
9. Der Glückspilz 228
10. Troſt 228

Buch der Liebe.

„Gehe zu Ihr
Klein und gedrängt!
Ach, was an Dir
Für Erinnerung hängt!"
(Goethe.)

I.

Römiſcher Liebesfrühling.

(1846.)

„Ach warum, ihr Götter, iſt unendlich
Alles, endlich unſer Glück nur!“
(Goethe.)

Römiſcher Frühling.

Seeliger hat nie Italien's
Himmelsluft und Himmelsbläue
Mir das Herz berauſcht im Buſen,
Als am Morgen, wo ich langſam
Von dem ſtolzen Laterane,
Zwiſchen Villen voll Orangen,
Frühlingsluftberauſcht hernieder
Nach Maria Maggiore
Träumend meine Schritte lenkte.
Und ich ſprach in meinem Herzen:
„Holder Italien'ſcher Frühling
Wie ſo ungerecht doch haben
Dich verleumdet die Barbaren,
Jene Deutſch-Sentimentalen!
Hört ich immer doch und immer-
Fort das alte Lied ertönen:
Vieles mag uns wohl gewähren
Dieſes göttliche Heſperien
Doch des Frühlings Wiederkehren
Und das ahnungsreiche Wehen
Seiner linden, leiſen Lüfte,
Seiner wunderſamen Düfte,
Wenn Natur mit Freudenthränen
Sucht ihr ſtummes Liebesſehnen
In das Menſchenherz zu gießen —
Dies kann man nur in Kimmerien,
Nur in Deutſchland recht genießen!"

Schöner alter Götterhimmel,
Der Du einst herabgeblauet
Lächelnd auf das seel'ge Leben
Jener Jugendwelt der Menschheit —
Wie so frühlingswonnetrunken
Streckten selbst die starren Bäume
Ihre nackten schwarzen Aeste
Sehnsuchtsvoll zu Dir empor,
Als Du heut die ersten Wellen
Deiner süßen Frühlingslüfte
Aus dem endlos blauen Meere
Ließest hin zur Erde schwellen!
Selbst die dürren todten Blätter
Zitterten, als ob sie lebten,
Da geküßt vom Frühlingshauche
Sich der Saft der Zweige regte.
Ach! ich selber sollt' empfinden,
Daß der Frühling von Italien
Wunderthätig, zaubermächtig
Wie im Lande der Gefühle,
Wie im blonden Deutschland sei!
Hat nicht auch sein erstes Weben
Mir in zitterndem Erbeben
Dieses starre Herz erregt,
Das, im Winterschlaf so eben
Noch umeiset und gefangen —
Mit unendlichem Erbangen
Wie mit Frühlings jungem Leben
Pochend an die Brust mir schlägt?

Rom, 3. Febr. 1846.

Frühlingsbesorgniß.

Die himmelsseelige Frühlingsluft,
Die sonnenjubelnde Bläue,
Das Rieseln, das Rauschen, das Grünen, der Duft —
Ich fühle sie wieder auf's Neue.

Und dann, ach! Abends der Mondenschein,
Der alte Verführer der Bleiche! —
Ich fürchte, Du thörichtes Herze mein,
Du machst noch thörichte Streiche!

Neuw. 4. Febr. 1846.

Die Sibylle von Trevi.

(An Frau Sibylle M. S.)

Die weiche linde Frühlingsnacht
Sank leise zur Erde nieder,
Vom Leid ermattet, überwacht,
Schloß ich die Augenlieder.

Und sieh', in sternenhehem Saal
Fand ich mich eingeschlossen;
Vom sanften, dämmernden Mondesstrahl
War Alles übergossen.

Und unten im tiefen, tiefen Thal,
Da hört' ich die Wasser brausen,
Als ob vorbei am Lorleifels
Die Wellen des Rheinstrom's sausen.

Doch oben auf dem Felsenthron
Der alten Loreleie,
Entlockt der gold'nen Harfe Ton
Sibylle von Trevi, die neue.

Ich sah die Töne herniederzieh'n,
Wie goldene Mondesstrahlen,
Mit ihnen an mir vorüberflieh'n
Vergangene Freuden und Qualen.

Unsägliches Weh und unendliche Lust,
Verzweifeln und seeliges Hoffen —
Es lag vor mir in meiner Brust
Mein ganzes Herze offen.

Der ersten Liebe Veilchenduft
Thät kosend und sanft mich umfließen,
Und seine frische Frühlingsluft
Mir durch die Brust erziehen.

Die Sommergluth der Leidenschaft,
So voll von Ungewittern,
Ließ aus der dunkeln Nelke Kelch
Die heißen Düfte zittern. —

Das war in junger Frühlingsnacht,
Bei Deinem Spiele mein Träumen;
Und daß ich noch immer nicht ganz erwacht,
Das siehst Du an diesen Reimen.

Rom. Abends 6. Febr.

Im Giardino Colonna.

Zwei saßen dort zusammen
In mährchenhafter Ruh,
Die Vöglein in den Zweigen,
Lauschten so freundlich zu;

Sie ließen nicht mehr hören
Den hellen Frühlingsang,
Als wollten sie nicht stören,
Was uns im Herzen klang.

Rom. 9. Febr. 1846.

Santa Balbina.

Auf Sankt Balbina's luft'ger Höh'
Da rauschen süße Frühlingswinde;
Auf Sankt Balbina's luft'ger Höh'
Saß ich mit dem geliebten Kinde.

Wohl keine stolze Königin
Saß je auf einem schönern Throne;
Der Goldlack reicht die Blüten hin
Zur duftig gold'nen Königskrone.

Als Sitz ein Marmortrümmer dient,
Mit Inschrift, die wir nimmer lasen;
Und statt des sammt'nen Teppichs grünt
Zu Füßen ihr der weiche Rasen.

Tief unten lag das stolze Rom
Weit hingestreckt zu ihren Füßen;
Titus Coloss und Petri Dom
Aus zweien Welten huld'gend grüßen.

Hoch über ihr als Baldachin
Spannt sich des Himmels gold'ne Bläue;
Zu Füßen seiner Königin
Saß der Geliebte ihr, der treue. —

Was ist das in der Frühlingsluft
Für ein allmächtig süßes Regen?
Was zuckt in Licht und Glanz und Duft
Ein zitternd bangendes Bewegen?

Ist es das junge Sommerkind,
Das in des Frühlings Schooß sich dehnet,
Aus seinem Knospentraume lind
Als Rose zu ersteh'n sich sehnet?

Ach, oder ist'e in eigener Brust
Geheimnißvoll ein bang' Erzittern,
Als sei die Liebefrühlingsluft
Schon schwül von Sommergewittern!

Rom, 1846.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
STAHR,A.
3-598-52808-6
FN. I1400/035

Gute Nacht.

(Ständchen.)

Kühlst Du noch die heißen Wangen
Mit der Händchen weichem Flaum?
Oder hält Dich schon umfangen
Von dem fernen Freund ein Traum?
Hast Du seiner noch gedacht,
Eh' der Schlaf Dein sinnend Denken
Mocht in seine Nacht versenken,
Hast Du meiner wohl gedacht,
Wohl gedacht zur Gutenacht?
Gute Nacht!

Rom. 1846.

Unter ihrem Fenster.

(Ständchen.)

Hell durch das Fenster blitzt
Der Kerze Schein;
Beim Kerzenscheine sitzt
Die Liebste mein.

Sie schreibt ein Brieflein mir
In tiefer Nacht, —
Weiß nicht, daß an der Thür
Der Liebste wacht.

Neue. 1846.

An der Navicella.

Stolz wie das Volk, nach dem sie heißt seit Jahren,
Behaglich wie der Schlummer, dessen Frieden
Auf ihren Stufen täglich wird beschieden
Des Bettlervolkes buntgemischten Schaaren,

Erhebt die Span'sche Treppe sich im klaren
Vollmondscheinglanz der Nacht; und die gemieden
Wie Tag's, wenn Sonnenbrand das Blut macht sieden,
Mit Zauber lockt sie Nacht's, mit wunderbarem.

Dort unten, tief im Schattendunkel, tauschen
Zwei Liebende des eig'nen Herzens Schlägen,
Bei der Fontana nächtlich stillem Rauschen:

„Wie viele Herzen mit einander tauschen
Sah diese Fluth ihr innerstes Bewegen!
Wie vielen Herzen wird die Fluth noch rauschen!"

Rom, 1846.

Die aufgeküßte Rose.

Die Knospe, die ich Dir geschenkt,
Hast Du zur Rose aufgeküßt,
Den süßen Hauch in sie versenkt,
Mit holdem Lächeln sie begrüßt.

Und als aus ihrer Traumesnacht
Zum Lichte kaum sie aufgeblickt,
Da hast Du ihrer Blätter Pracht
Zum Spiel den Winden schon zerpflückt.

Die Ros' ist meines Herzens Bild,
Das auch Dein Mund, so rosenroth,
Mit Liebesleben kaum erfüllt,
Als ihm Dein Scheiden gab den Tod.

Frascati, 1846.

Nachtgesang.

Es zittert der Mandoline Klang
Leis hin durch die römische Nacht;
Ich wandle die schweigenden Straßen entlang
Zu Häupten des Mondes Pracht.
Von Deinen Küssen gluthberauscht.
Als wie von Feuerwein,
Da Seel' um Seele wir getauscht —
O Liebste, denkst Du mein?

Frascati, 1846.

Der Wanderer und die Schifferin.

(Nach einem Bilde von Reinhart.)

1.

Der Tag war heiß, die Luft so schwül,
Ein Wandrer, still und müd',
Zieht hin des Wegs am Strom, der kühl
Vorüber rauschend fließt.

„Du wiegst den Kahn in müß'ger Ruh',
O schöne Schifferin,
Der Strom eilt meiner Heimath zu,
Komm, laß mich mit Dir zieh'n!"

Sie lenkt mit leisem Ruderstrich
Den schwanken Kahn zu Land.
Er setzt an ihre Seite sich.
Sie stoßen ab vom Strand.

2.

Seliges Versinken.

Wie ist die Ruhe so labend
  Hier in dem gleitenden Kahn!
Spielende Lüftchen am Abend
  Schmeichelnd die Beiden umfahn.

Golden an Waldeszipfeln
  Schimmert der letzte Schein;
Vöglein in Baumeswipfeln
  Singen zur Ruh' sich ein.

Tiefer der Himmel sich röthet,
  Schweigen all' überall;
Nur sie alleine noch flötet
  Sehnsucht, die Nachtigall. —

Dort treibt ein Ruder! — entsunken
  Ist es der leitenden Hand;
Liebe- und Sehnsuchtstrunken
  Halten sich Beide umspannt.

Längst ging die Sonne nieder,
  Hell glänzt der Sterne Licht,
Der Kahn fliegt der Heimath vorüber,
  Die Beiden, sie achten es nicht.

Hört ihr es fernher hallen,
  Dumpf, mit dröhnendem Schall?
Seht ihr es schäumen und wallen?
  Das ist des Stromes Fall!

Rom, 1846.

Mit meinem lang gebrauchten Siegel

zum 24. März 1846.

Wie manchem Brief, den ich geschlossen,
Und ihm dies Siegel aufgedrückt,
Hab' ich unmuthig und verdrossen
Auf seiner Wand'rung nachgeblickt.

Erscheint mir jetzt dasselbe Zeichen,
So ist es Deine liebe Hand
Die, mir der Liebe Gruß zu reichen,
Es in die Ferne ausgesandt.

Dann zaubert mir sein hold Erscheinen
Vergang'ne Seeligkeit zurück,
Und manche Thräne werd' ich weinen,
Begegnet wieder es dem Blick.

Rom, 24. März 1846.

In Chopin's böhmischem Tanzliede.

Geigen- und Pfeifenschall wirbelnd erklingt,
Herz sich am Herzen im Reigensaal schwingt.

Sie.

Ach Du mein einzig Herz, muß es denn sein!
Bin ich mit meinem Schmerz morgen allein?

Er.

Morgen ist Morgen, doch Heut ist noch Heut;
Heut fröhlich Jauchzen und Morgen das Leid!

Sie.

Weit über Bergeshöh'n, weit über's Meer,
Ach Herz, wer bringt von Dir Kunde daher?

Er.

Zieh'n doch der Wolken viel hoch über mir,
Allen wohl trag' ich auf Grüße zu Dir!

Sie.

Weit über Bergeshöh'n, weit über's Meer,
Herz, Deine Küsse, wer bringt sie mir her?

Er.

Denk', jedes Lüftlein, das weich Dich umspielt,
Hat mir das sehnende Antlitz gekühlt.

Sie.

Wolken und Winde, sie ziehen vorbei;
Ach Du mein einzig Herz, bleibst Du mir treu?

Er.

So lang' die Wasser bergniederwärts geh'n
Sollst Du den Liebsten treueigen Dir seh'n.

Pfeifen- und Geigenschall lustig erklingt,
Herz sich am Herzen im Reigensaal schwingt.

Rom, 23 März 1846.

Auf das Haus in Via due Macelli 64.

Den höchsten Seegen auf dies kleine Haus!
Denn hier ging höchste Liebe ein und aus,
Hier ward zwei Herzen reinstes Glück gewährt,
Die Leidenschaft im Flammentod verklärt.

Rom, 28. April 1846.

Römiſche Epigramme.

I.

Lange erwart' ich den Schlaf, den holden Gefährten der Nächte,
Aber noch immer von mir hält der erſehnte ſich fern.
Denn zu Häupten des Bett's, des einſamen, treibt unabläſſig
Amor, der ſchelmiſche Gott, neckend ſein neckiſches Spiel.
Schmetterlinge und Mücken, und kleine geflügelte Grillen
Läßt aus dem Köcher hervor ſchwirren er mir um das Haupt.
Was nur beginnen, ich Aermſter? — Ich haſche ſie ein, und die Nadel
Spießet die Störer, gelingt's, als Epigramme an's Blatt.

Rom, 7. Febr. 1846.

II.

Tramontana.

Holder, lieblicher Lenz! noch kaum geboren, ſo hat ſchon
Die uns von Deutſchland beſucht, Dich Tramontana verſcheucht.
Rauh durchfeget der Wind die römiſchen Straßen, und grauer
Sah ich den Himmel noch nie über der ewigen Stadt.
Ach das kimmeriſche Land, das nordiſche Stieffind des Himmels
Neidet uns, die ihm entflohn, ſchon den ſo kurzen Genuß;
Neidet uns Armen die Luft, den milden duftigen Aether,
Leben und Liebe und Luft unter dem ſonnigen Blau.
Und ſo ſendet es denn von Zeit zu Zeit, als: Memento
Mori, ein: „Denke nach Haus!“ über die Alpen uns zu.

9. Febr. 1846.

III.

Leuchtkäferchen.

Wem vergleich' ich Dich nur, wenn Du mir das nächtliche Dunkel,
Jenes geselligen Nichts, das man Gesellschaft benennt,
Freundlich und lieblich erhellst? — Jetzt weiß ich's, denn ich gedenke
Wie gen Arricia ich sonst zog durch die waldige Nacht,
Einsam einsamen Pfad durch sommernächtiges Dunkel,
Daß sich das tastende Aug' sehnte nach göttlichem Licht.
Sieh, und da blinkte es auf! Im Dunkel der Lorbeergebüsche
Leuchtend von Zweige zu Zweig', schwebt's als geflügelter Stern.
Ihm verglich ich Anmuthige Dich, als gestern mein Auge,
Lieblich geflügelter Stern, Dich in dem Dunkel erblickt.

9. Febr. 1846.

IV.

Civis Romanus.

Hab' ich doch völlig vergessen daß einst ein Fremder, befremdet
Porta di Popolo ich und die Dogana geschaut;
Daß mein zitterndes Herz, bei jedem zaudernden Schritte
Weiter in's ewige Rom, stürmisch im Busen gepocht;
Daß mir das Sprachengewirr entlegenster Zeit und Geschichte
Tausendstimmigen Laut's fast die Besinnung geraubt;
Völlig vergaß ich es längst. Ich scheine in Rom mir geboren,
Nimmer, als ächter Quirit, hab' ich von ihm mich entfernt.
Sage mein Herz mir: seit wann erfuhrst Du solche Verwandlung?
War es vielleicht, seit zuerst Amor in Rom Dir erschien? —
Wie! Du verstummst und schweigst? Du willst Dich nicht selber verrathen?
Thörichtes Herz, und vergißt, daß Dich Dein Schweigen verräth.

11. Febr. 1846.

V.

Bettler in Rom.

„Wie zudringlich beschwert das Bettlergesindel in Rom uns!
Da qualche cosa, Signor! tönt überall in das Ohr."
Also der Forestiere, der nimmer — (aus Grundsatz, so prahlt er)
Eines Bajocco Geschenk je einem Armen gewährt.
Stumpfer Barbare, doch Du und Deinesgleichen was seid Ihr
Anders als Bettler denn selbst hier in der ewigen Stadt?
Kam nicht jeder von Euch, sich was ihm fehlte zu holen?
Trieb nicht jeden von Euch Armuthbedürfniß nach Rom?
Bettler seid Ihr, und kommt Almosen zu suchen, Verarmte
Ihr an Seele und Leib über die Alpen daher.
Und sie gewähret Euch freundlich und giebt mit reichlichen Händen
Jedem soviel, wie er selbst nehmend zu fassen vermag;
Stillt nach Erkenntniß den Durst, entzückt Euer Auge mit Schönheit,
Während vom Himmel herab Sonne und Luft Euch erquickt!
Ja, mir gab sie noch mehr, verlieh mir die trauteste Freundinn,
Krönte der Schönheit Genuß mir durch der Liebe Geschenk.
Dankbar erweis' ich mich gern, Ihr römischen Bettler; denn selber,
Der ich so reich jetzt beschenkt, kam als ein Bettler nach Rom.

12. Febr. 1846.

VI.

„Meine Welt!“

Rund ist die Welt, und es führt von allen Pfaden ein jeder,
Wenn Du ihn rastlos verfolgst, Dich zu dem Ausgang zurück.
Darum, o Liebste, nenn' ich so gern: „meine Welt“ Dich; — denn alle
Wege von Dir zu entfliehen, führen zurück mich zu Dir.

10. Febr. 1846.

VII.

Verwandlung.

„Bester, wie scheinst Du mir doch so ganz im Wesen verändert,
Kaum noch erkenn' ich in Dir Spuren des früheren Sinn's!
Schrittest Du sonst entlang die Straße der due Macelli,
Wo von Loyola die Brut riesig die Burg sich erbaut,
O wie ergrimmte da lodernder Zorn! Wie faßte der Menschheit
Blindheitsjammer sogleich Dir in dem Busen das Herz!
Ganz absonderlich schalt Dein philanthropisches Zürnen
Dort jene Kasten von Holz, wehrend dem himmlischen Licht,
Daß nicht sein schmeichelnder Strahl den Schüler den „Jesugeweihten"
Locke aus düsterer Zell' freundlich hinaus in die Welt.
Also hört' ich Dich sonst, und ging's, so vermied'st Du die Straße,
Wo der verhaßteste Bau stets Dir erneute den Zorn.
Aber begegn' ich Dir jetzt, ist's Via de' due Macelli.
Welche Dein schweifender Fuß kommend und gehend betritt.
Heiter leuchtet Dein Blick, und wenig fehlet, so scheint mir
Selber die Feinde des Lichts schaue er jetzo versöhnt." —
Also der neckende Freund; und wahrlich, daß ich's gestehe,
Nicht mit dem scherzenden Wort hat er die Wahrheit verfehlt.
Denn was kümmern mich jetzt Jesuiten und was Propaganda,
Seit gegenüber mir dort wohnt das geliebteste Herz;
Seit mein Auge gebannt vom Zauber der Liebe nach ihren
Kleinen Fensterchen nur forschenden Blicks sich erhebt,
Spähend, ob die Orangen am Fenster droben mir künden,
Daß die Geliebte daheim, daß sie erwarte den Freund.
Ach, und sitzen wir dann im traulichen Stübchen beisammen,
Arm in Arme verschränkt, Lippe an Lippe gepreßt, —
O wie freut es mich dann, daß jedem Späher von drüben
Pfäffische Strenge der Zucht sorglich die Fenster verschloß.

Rom, 13. Februar 1846.

VIII.

Chi è?

Oftmals beläſtigt' es mich, wenn an der verſchloſſenen Thüre
Mir das verwünſchte: Chi è? zögernd den Eintritt verſchob.
Aber heute, wo Arm wir in Arm die Frage vernahmen,
Ach wie ſo fröhlich erſcholl da ein: amici! zurück.

16. Febr. 1846.

IX.

Oeffentliches Conſiſtorium.

Immer noch flieht Ihr zu Gott nur: daß er der Könige Herzen
Lenke, Sein Werk zu vollzieh'n, wie's ſeinen Prieſtern gefällt.
Kenntet Ihr beſſer das Heut, Ihr nenntet die Herzen der Völker,
Aber Ihr kanntet von je immer nur: Thron und Altar!

X.

Pontifex maximus.*)

Pontifex maximus heißt, wie bekannt, der römiſche Papſt, d'rum
Giebt's auch im römiſchen Staat prächtiger Brücken ſo viel.
Loben muß ich das Ding, und löblich nenn' ich auch dieſes:
Daß auf den Brücken den Zoll nirgend ein Zöllner erhebt,
Ausgenommen auf Einer. Doch dieſe Eine ſie bringet
Reichlich dem Pontifex ein, was er bei jenen verſchmäht.
Denn dieſe Brücke, ſie führt ſeine Schäflein über den Abgrund,
Welcher das irdiſche „Hier" trennt von dem himmliſchen „Dort."
Frei paſſirt man die irdiſchen zwar; doch von dieſer erheben
Zöllner in jedem Moment, zahlloſe Paſſen den Zoll.

Rom, Febr. 1846.

*) Zu Deutſch: „Oberſter Brückenmacher."

XI.

Bekehrung.

Rastlos hatt' ich bisher Gallerien und Museen durchwandert,
Wie sie die ewige Stadt zahlreich den Reisenden beut,
Hatte mit emsigem Fleiß in den dumpfen eisigen Sälen
Kennerschaft plastischer Kunst mir und den Schnupfen geholt,
Selbst das Lebend'ge versäumt in stetem Bemüh'n um das Todte,
Bis mich der lieblichste Mund endlich des Bess'rn belehrt.
Denn so schalt sie mich aus, die Geliebteste, jüngst, als am Abend
Vom Vatikane zu ihr müd' und durchfroren ich kam:
„Sage mir, Thörichter, nur was den klugen Sinn Dir berücket,
Welchen Zaubers Gewalt blendet Dir Auge und Herz?
Täglich marterst Du Dich mit der Kunst, und Schnupfen und Husten
Giebt Dir zum Lohn Capitol, giebt Vatikan Dir zum Lohn.
Warum wanderst Du auch zu den feuchtdurchkälteten Sälen,
Während im kleinen Gemach traulich die Flamme Dir glüht,
Die Dir im hellen Kamin Dein Liebchen selber gezündet,
Weil Tramontana die Stadt winterlich kältend durchsaust?
Zitternd stehst Du vor Frost am Caldaro dort des Custoden,
Frierend bewunderst Du dort frierendes Marmorgebild,
Schauernd vor Kälte studiert der thörichte Winkelmannsjünger,
Fuß und Hand ob sie alt, oder von neuerer Kunst;
Ob der verstümmelte Arm Aphrodite's so oder so sich
Einst im zierlichen Schwung hob über Busen und Leib! —
Aber schlang sich Dir denn, von Deinen Blicken begeistert,
Um den Nacken Dir je liebend ein marmorner Arm?

Gab wohl ein einziges Mal nur eine der marmornen Schönen
Blick Dir und Lächeln der Huld liebebeseligt zurück?
Zauberte je Dein schlagendes Herz ihre marmorne Starrheit
Freudigen Schwunges zu Dir vom Postamente herab?
Nein! Sie stehen in marmorner Ruh', so wie sie gestanden,
Schon Jahrtausende lang, ehe Dein Blick sie geschaut.
Und so werden sie stehen, wenn längst schon unsere Schatten
Hermes mit goldenem Stab führte zum Orkus hinab!" —
Weiter noch schmollte der lieblichste Zorn, indeß ich mit Küssen
Hemmte des scheltenden Wort's gärnend begeisterten Fluß. —
Ach nur allzugelehrig seitdem verträum' ich die Tage
Ferne von Wissen und Kunst, herzigstes Mädchen, bei Dir.
Nicht Vatikan und nicht Capitol, nicht Villa Albani
Ziehen den Glücklichen mehr ab von dem Wege zu Dir.
Auch mein Winkelmann ruht, es ruh'n die gelehrtesten Pläne,
Auf dem bestaubeten Pult trocknet die Dinte mir ein.
Freilich, der Schnupfen verließ mich schon längst, und keine Erkältung
Dräut an der Liebsten Kamin jetzt meinem Leben Gefahr.
Aber, ich Armer, dafür durchlodert mit heißeren Gluten
Amor's Fieber mir jetzt täglich das Herz in der Brust.

4. März 1846.

XII.

Jupiter Pluvius in Rom.

Oftmals hab' ich auf Dich, o Jupiter Pluvius, gescholten,
Sandtest Du Tage voll Guß strömend auf Roma herab,
Unerträglich erschienen sie mir, und in bleierner Schwere
Senkte der Himmel sich mir nieder auf Geist und Gemüth.
Nicht Museen und nicht Gallerien, nicht Gärten und Villen,
Nicht die Campagna von Rom, — nichts war dem Armen gegönnt.
Ja im Zimmer sogar daheim entsank mir die Feder,
Sank aus den Händen das Buch, das die Verzweiflung ergriff.
O wie verwünscht' ich sie da, die Tage des römischen Regens,
Die ich Glückseliger jetzt segne mit Herzen und Mund.
Denn sie halten daheim mir die liebste Freundin, und wehren —
Sitzen wir traulich vereint — fern uns der Störer Besuch.
Eine der seeligen Inseln, umfluthet vom einsamen Weltmeer,
Scheint bei dem stürzenden Guß dann mir das kleine Gemach.
Ja ich segne sogar das schmetternde Tropfengerassel,
Das mir wie süße Musik Gassen und Plätze durchhallt,
Weil sein tönender Schall vor jedem lauschenden Ohre
Unsere Küsse getreu wahret vor bösem Verrath. —
Ströme gelassen nur fort, o Jupiter Pluvius! es gehen,
Deckst Du die Sonne mir zu, schönere Sterne mir auf.

10. März 1846.

XIII.

Blind oder stumm.

Blind sei Eros! so wollt' es die Kunst und gab ihm die Binde,
Welche dem schelmischen Gott hüllend die Augen bedeckt.
Ständ' es bei mir, ich löste sie ihm und gäbe den Blicken
Volle Freiheit. Dafür macht ich die Lippen ihm stumm.

19. März 1846.

XIV.

Campagnafahrt nach Caſtell Giubileo.

Aus dem Salariſchen Thor rollt luſtig der Wagen, es leuchtet
Blauend im friſchеſten Duft ſchon das Sabinergebirg.
Schimmernd wie Silber erglänzt dort Tivoli, Rocca Priora
Dräuet, dem Horſte des Aars gleichend, vom Felſen herab.
Tiefer ſenkt ſich der Weg, der Campagna welllige Hügel
Wie ein verſteinertes Meer wehren den weiteren Blick;
Aber die Enge belebt ſich. Es ſteigen der Vorzeit Geſtalten
Uns in der Nähe empor aus der Vergangenheit Nacht.
„Dort auf dem Hügel erhob ſich das hochgethürmte Antemnä,
Das ſich als erſten Gewinn Romulus einſt unterwarf;
Doch als ſein Rom im Laufe der Zeit ſich den Erdkreis bezwungen,
Stand auf demſelbigen Platz Alarich's Siegergezelt,
Und es ertönte dem Flehen der Friedensgeſandten: „„Was bleibt uns
Wenn Du uns Alles geraubt?““ höhnend: „Das Leben!“ zurück.
Ueber den ſteinernen Bau, der im Bogenſchwunge den Anio
Decket, — es treibt dort der Hirt eben die Heerde ihm zu,
Zog Held Totila einſt mit ſeinen ſiegenden Schaaren
Er, der Barbare, als Herr ein in die Herrin der Welt.
Serpentara di Spada im Oelbaumhain dort erzählt uns,
Wie einſt Nero geſpielt grauſer Tragödie Schluß.
Als der Beherrſcher der Welt, der letzte der Aeneaden,
Hier verzweifelnd den Dolch ſich in die Kehle geſenkt.“ —
Alſo lehrte der Freund, und vieles Andere erzählte
Noch uns der Gute darauf dort von Fidenä, der Stadt,

Wie sie von ihrem Felsen herab Rom's Wiege gesehn und
Mit dem Romulischen Volk lang um die Herrschaft gekämpft.
Aber mein Auge indeß, seitab von dem Archäologen,
Spähete suchenden Blicks weit in die Ferne hinaus,
Wo sich Castell Gindileo auf einsamer Höhe des Hügels
Nahe des Tevere Fluth menschenverlassen erhebt:
Einst dem Hirten ein Schutz und dem Landmann, wenn die Verwüstung
Feindlicher Horden das Thal plündernd und mordend durchzog,
Jetzt nur den Weihen ein Hort und dem braungefiederten Falken,
Der in den Spalten des Thurms ätzet die schreiende Brut.
Dorthin spähet mein Blick; und sieh! vom verfallenen Söller
Wehet mit silbernem Glanz winkend ein Schleier herab!
Ja, Sie ist es! Vergessen sind über dem Zeichen des Friedens
Krieg und Schlachtengewirr, über dem Heute das Einst.
Jetzt erst leuchten die Berge mit unaussprechlichem Glanze,
Jetzt erst strahlet der Fluß feurig im goldenen Schein,
Da ich, der Liebsten gesellt, an ihrer Seite mit tiefen,
Vollen Zügen Genuß trink' in gemeinsamen Schau'n.
Falken im schwebenden Flug, sie wiegen die ruhenden Schwingen
Freudigen Lebensgefühls hoch in dem sonnigen Blau:
Also seelig und still in ruhendem Selbergenießen
Wiegen in süßestem Traum unsere Herzen sich ein.
Mag die Geschichte der Welt Euch aus der Campagna die Roma
Sprechen, uns kündet sie nur unserer Liebe Gedicht.

März 1846.

XV.

Unter den Wasserleitungsbogen der Campagna.

„Anémolo.“

Bogen an Bogen gereiht, ein versteinerter Zug Karavanen,
Streckt es sich durch das Gefild über die Thäler und Höh'n.
Wo sind, die ihr getränkt, die Millionen? Sie schlummern
Unter den Hügeln, und längst ward zu Atomen ihr Staub.
Aber ihr fröhliches Sein blüht tausendfarbig in bunten
Anemonen, die uns schmücken den Teppich zur Rast.
Laß uns, Geliebte, uns freuen der flüchtigen Blüten, so lang' noch
Liebe und Jugendgenuß zaudernd die Parze vergönnt.
Einst auch unserem Staub entlockt, für neue Geschlechter,
Ladend zu Liebe und Lust Blumen die ew'ge Natur.

Rom 1846.

XVI.

Nero's Schatten.

„Torr' die Nerone" benennet das Volk den riesigen Thurmbau,
Welchen am Hügel Quirin's wilde Barone gethürmt.
„Nero's Condotti" so heißt ihm der Zug der gigantischen Bogen,
Welche die Quellen zur Stadt führten von Alba's Gebirg.
Dort an dem Cassischen Weg der verwitternde einsame Denkstein
Immer noch nennt ihn „das Grab Nero's" der schweifende Hirt.
Seine Catonen und Brutus vergaß der Quirite von heute, —
Nero's graue Gestalt lebet unsterblich ihm fort.

März 1845.

XVII.

Sant Antonio drile brstie.

Sankt Antonius Abbas, so heißet der Bestienheil'ge,
Welchem der Glaube zu Rom jegliches Hausthier befiehlt.
Pferde und Mäuler und selbst das struppige Eselchen siehst Du,
Festlich mit Bändern geputzt hin zur Kapelle geführt,
Daß an Sankt Anton's Feste einmal im Jahre der Pfaffe
Sie mit geweihetem Naß, segnend, die Armen, besprengt.
Wahrlich, sie haben es Noth hier im Lande die Bestien, daß sich
Ihrer der Himmel erbarmt, weil es die Menschheit vergißt.

April 1846.

XVIII.

Michel Angelo's Moſes

in der Kirche S. Pietro in vincoli zu Rom.

Wunderbarer Kontraſt! Hier pranget im chriſtlichen Tempel
Moſes Titanengeſtalt, Buonarotti's Gebild.
Aber das gläubig verharrt bei Moſes Geſetze, ſein Volk darf,
Schimpflich in's Ghetto gebannt, nimmer den Herrlichen ſchau'n.

XIX.

Die Baumgänge von Ariccia und Albano.

Gallerien benennt euch der Italiener mit Recht, denn
Bilder zu Tauſenden hier findet noch täglich die Kunſt.

April 1846.

XX.

Flammen und Thränen.

Denkst Du des Abends in Rom? Wir saßen am Fenster beisammen,
Du mir zu Füßen, das Haupt leis' an das Knie mir gelehnt,
Heiliger Glorienschein vom dunklen Himmel hernieder,
Wob um Dein liebes Gesicht zitternden Glanzes der Mond.
Seelige Stille ringsum. Da, horch, ein knisterndes Tönen
Klinget mit seltsamen Laut leis vom Kamine daher.
„Hörst Du es," sprach ich, „Geliebte? Das sind die Thränen, die sterbend
In die verzehrende Glut weinet das grüne Gezweig.
Sieh', auch unsere Herzen verzehrt die lodernde Flamme,
Und die Thränen gewiß lockt sie den Scheidenden bald!"
Also sprach ich. Du hobst das leuchtende Auge — da glänzten
Schon, wie Perlen so klar, Thränen des Schmerzes mich an.

Frascati 1846.

XXI.

Letzter Blick auf Rom.

Was wir verſteh'n, das wird uns Beſitz! Ich hab' es empfunden,
Als mit dem letzteſten Blick von des Janikulus Höh'n —
Wo fünfſtrömig hervor aus der Pracht der Marmorarkaden
Stürzet der Paola Fluth nieder in's Becken mit Macht —
Scheidend mein ſchwimmendes Auge die ewige Roma beſchaute,
Während mit flammendem Kuß ſinkend ſie Helios umfing.
Tauſende ſtanden hier ſchon vor mir der ſcheidenden Waller,
Tauſende werden nach mir ſcheidender Pilger noch ſteh'n:
Aber mir war's, als fühlt' ich allein die Schmerzen des Todes,
Welche der Abſchied von Rom jenen wie dieſen erpreßt.
Denn dies Alles, was jetzt mein Blick im letzten Umfaſſen
Grüßte, war — ach es war! — Menden, wie viele ſchon, mein!
Einen Schmerz, ſo ſagt man, den höchſten giebt's: nur ein König
Fühlt ihn, muß er hinab ſteigen vom Throne der Macht.
König fühlt' ich in dir mich, mein Rom; des Janikulus Stufen
Niederſteigend empfand ich dem enthronten mich gleich.

Rom, 28. April 1846.

XXII.

Abſchied von Rom.

Sterbend vom Leben zu ſcheiden mir dünket es leicht, da ich dieſes Scheiden zugleich von Dir, Roma, ertrug und — von Ihr.

Civita Caſtellana, 29. April 1846.

II.

Erste Trennung.

(1846.)

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst der Götter Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseel'gen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde."

(Goethe.)

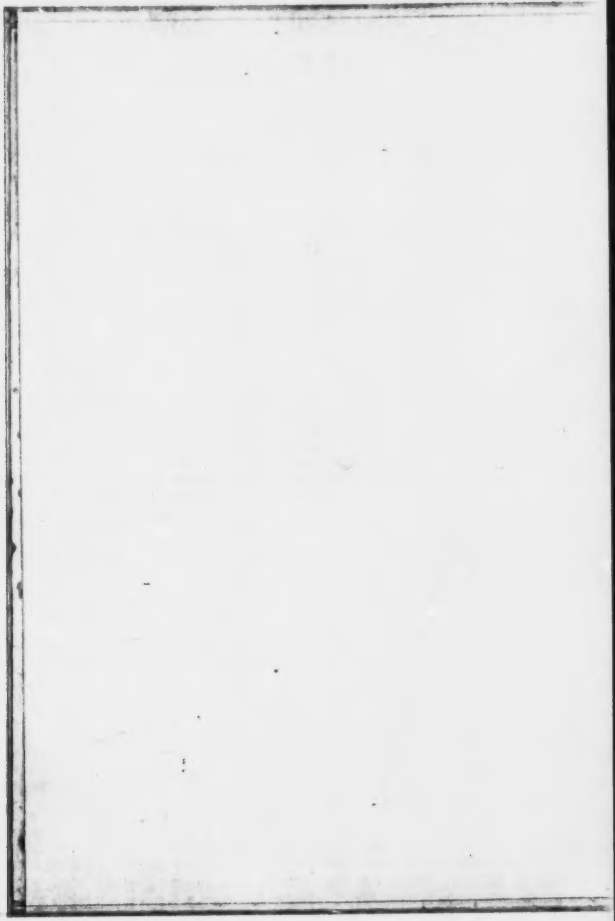

Kämpferschicksal.

Glückselig wer im Kampfesfeld
In heller Kampfeslust
Und sei's auch als Besiegter fällt,
Die Wunden auf der Brust.

Sein Kriegsrock ist sein Todtenkleid,
Sein Schmuck der Wunden Pracht;
Es trägt um ihn die Liebste Leid
In Thränen Tag und Nacht.

Ihm gönnt der Feind ein Soldatengrab —
D'rin liegt's sich still und kühl, —
Und senkt zur Seite ihm hinab,
Den Sieger, der mit ihm fiel.

Doch wehe, wer vom Feld der Schlacht,
Zu langer Siechenqual,
Als wunder Krüppel wird gebracht
In's Leidenshospital!

Arezzo, 1846.

Gebet.

Dem Schwimmer gleich,
Der auf der weiten wilden Waſſerwüſte
Schiffbrüchig treibt,
So treibt mein Geiſt
Auf den empörten Fluthen der Gedanken.

Und wie die Wellen dort
Den Kämpfenden, Unſeligen,
Mordgier'gen Ungeheuern gleich
Heulend umſpringen:
So ſtürzen unaufhörlich über mich
Mit ſtets erneutem Anfall die Gedanken.
Stark iſt des Schwimmers Arm,
Beherzt ſein Muth,
Ein Meiſter iſt er in des Schwimmens Kunſt.
Doch Rettung nicht,
Verläng'rung nur
Der Todesqual
Bringt ihm des Armes Kraft und Kunſt;
Und Tod und Leben ſchleudern höhnend
Einander ihn ſich zu
Wie einen Spielball.

Ihr Ewigen dort droben,
Ihr immer lächelnden, leichtlebenden
Auf des Olympos gold'nen Höhen,
Laßt ihn nicht tausendfachen Tod
Erleiden, den Unseligen!

Du Vater Zeus,
Der Du in Donnerwolken ruhig thronst,
Dein Blitz zerschmetterte
Des Armen reich beladnes Schiff, darin
Er ruhig lag zur Nacht in süßen Träumen.
Umschlungen schon sich wähnend von der Liebsten Arm
Daheim.
Wohlan denn, willst Du nicht dem Armen
Die Göttin senden,
Die einst dem Dulder Odysseus
Den Rettungsschleier reichte —
So sende Deinen Blitz
Erbarmend nieder auf sein Haupt,
Und ende seine Qualen.

Bologna, 1846.

Abschied.

Was der Nacht die goldnen Sterne,
Und dem Tag die Strahlensonne,
Was dem Frühling Duft und Blumen,
Was dem Leben ist die Jugend —
Ach dies Alles, Du Geliebte,
Ach dies Alles warst Du mir!
Darum jetzt von Dir geschieden,
Leuchten mir nicht mehr die Sterne,
Strahlt nicht mehr die goldne Sonne,
Schwand dem Frühling Duft und Blüte,
Schwand der letzte Rosenschimmer
Meiner Jugend mir dahin.

Belluno, 1846.

Nachgefühl.

Von Deinem Arm umfangen
Wie war mein Glück so groß!
An Deinem Mund zu hangen,
Ach welch ein selig Loos!
Vergessen und versunken
Die Welt vor unserm Glück,
Seele von Seele trunken,
Und Blick berauscht von Blick;
Kein Denken, kein Erinnern,
Moment uns Ewigkeit —
So lebt sie mir im Innern
Die Zeit der Seeligkeit.

Venedig. 1846.

Es regnet.

Der Regen rieselt den ganzen Tag vom grauen Himmel hernieder;
Die holde Zeit, die goldne Zeit, wann kehrt sie je uns wieder,
Die Zeit, da mich an der Liebsten Brust, von ihrem Arm umfangen,
In selig wachen Liebestraum die fallenden Tropfen fangen.

Ach süßer Schwermuth Melodie rauscht wieder in diesem Klingen!
Mir ist so weh, als müßte dabei mein Herz vor Leid zerspringen.
Die Tropfen, sie rauschen wie einst sie gerauscht vom grauen Himmel hernieder —
Die seligen Küsse, die wir getauscht, wann tauschen wir je sie wieder!

Tyrol, 1846.

Die ſtürzenden Waſſer.

Es ſtürzen die Waſſer zu Thale hernieder,
Ihr Rauſchen und Brauſen ſchallt donnernd hinwieder.
Das ſtürzende Waſſer find't wohl ſeine Ruh, —
Doch Du arme Seele, wo findeſt ſie Du?

Das ſtürzende Waſſer es brauſet entgegen
Der fernen Geliebten durch Sturmnacht und Regen,
Das Meer iſt die Liebſte, der eilet es zu —
Doch Du, arme Seele, wo findeſt ſie Du?

Tyrol. auf dem Ziel 1846.

Der neue Adam.

Auf den Bergen liegt der Himmel
Grau und bleiern unerträglich;
Auf dem Herzen liegt mir Deutschland
Drückend, lastend ganz unsäglich.

Hinter mir die goldenen Thore
Schlossen sich des Paradieses,
Vor mir gähnen auf die Pforten
Meines nordischen Verließes.

Ur-Ahn Adam, wie so herzlich
Hab' ich allzeit Dich bedauert,
Wenn ich las, wie Dich die Schlange
Um das Paradies belauert;

Wie Kraft göttlichen Gerichtes
Du verließest Eden's Auen,
Um im Schweiß des Angesichtes
Selbst Dir Deinen Kohl zu bauen. —

Grausam war's von Dir, Jehovah,
Daß Du, alter Heidenwürger,
Einen Paradiesgeschaffnen
Degradirt zum Ackerbürger!

Eins doch ließest Du dem Armen,
Mochtest einen Trost ihm gönnen:
Wolltest nicht den Ausgestoßnen
Auch von seiner Eva trennen.

Härter ist mein Loos gefallen,
Guter Adam, als das deine!
Zeugen seid ihr, bittre Thränen,
Die ich täglich darob weine.

Denn aus meinem Paradiese
Bin ich ganz allein vertrieben,
Und die holdeste der Even —
Ach, sie ist zurückgeblieben.

Tirol, 1846.

Ewiges Eigenthum.

Ich liebe Dich! so bist Du mein, mein Eigen.
Denn was man liebt wird unser, wird Besitz —
Der einzige, der unverlierbar bleibt,
Weil selbst der eigne Wille nicht vermag
Dem zu entsagen, was er nicht erworben.

„Was soll auf das leere Blatt?“

Tausend liebe Herzensgrüße,
Tausend arme Schattenküsse;
Tausend Seufzer, deren Sehnen
Lösen möchte sich in Thränen;
Tausend liebender Gedanken
Sehnend Aufundniederschwanken;
Goldner Tage, die gesunken
Letzte lichte Sonnenfunken,
Und die stille Sternenpracht
Mancher röm'schen Zaubernacht.
Liebeheißen Herzens Schläge
Von der Liebsten nur belauscht;
All' die Pfade all' die Wege,
Die gewallt wir glückberauscht;
All' das Rauschen der Fontainen,
Dem wir lauschten still vereint,
All' die Tausend heißen Thränen,
Die in sel'gem Schmerz geweint.

III.

Aus der Trennungszeit.

Dulden, Darren, Hoffen, Lieben —
Lieb' iſt Siegerin geblieben.

„Das Wiederſeh'n iſt froh, das Scheiden ſchwer,
Das Wieder-Wiederſeh'n begluckt noch mehr,
Und Jahre ſind im Augenblick erſetzt;
Doch tückiſch harrt das Lebewohl zuletzt."
(Goethe.)

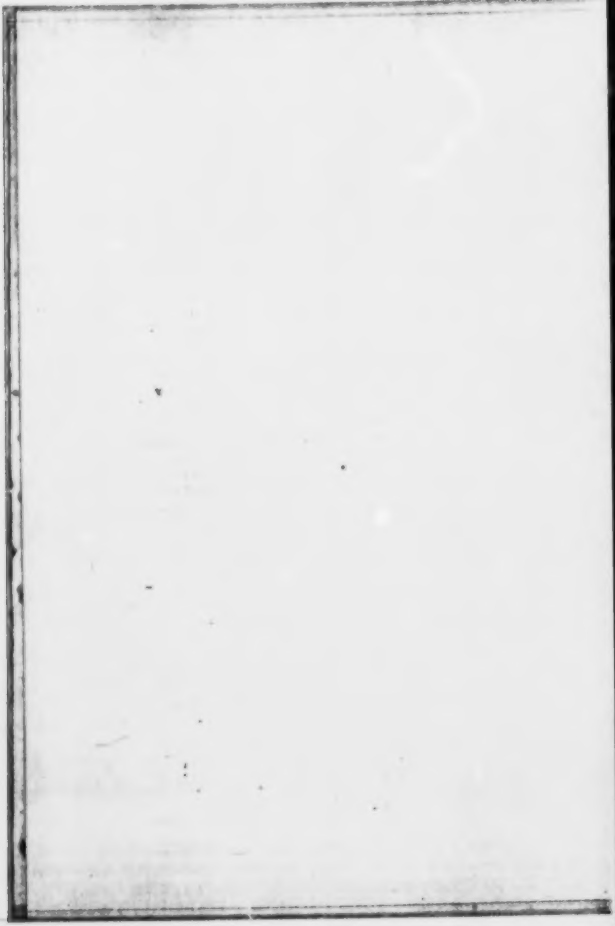

Neue römische Epigramme.

I.

Ein römischer Morgen.

„Trostlos ist sein (d. Liebenden) der schönste Trost."
(Goethe.)

Wieder bin ich in Rom! Ich höre das Glöckchen ertönen,
Das in der Frühe des Tags Kunde der Liebsten verheißt.
Sieh, Gaetana, die treue, sie bringt den Brief der Geliebten,
Nimmt dann lächelnden Blicks hastige Zeilen zurück.
Aber eh' kaum noch die Hand der Liebsten das Siegel gelöset,
Folgt dem geschriebenen Blatt eilend der Schreiber schon nach;
Und dieweil sie noch liest: „Du mein holdestes Leben, ich komme!"
Fühlt sie umfangen sich schon fest von des Liebenden Arm. —
Wie ist so goldig der Morgen! wie funkelt auf Monte Cavallo
Hell der demantene Strahl zu den Kolossen empor!
Selber am Forum August's die schwärzliche riesige Steinwand
Scheint uns vom regsamen Licht, das sie umstrahlet, verjüngt.
Dann am Tempel Faustinens die heilige Straße hinabwärts
Ueber das Forum hinweg wandeln wir selig allein.
Heilig wird sie auf's Neue, die „heilige Straße", denn nimmer
Wandelten Sterbliche sie heiligern Herzens denn wir.
Venus und Roma's Tempel, des Zwillingspaares, empfänget
Opfergaben von uns, wie sie ihm Liebende weih'n.

Andere Götter verdrängten Euch längſt, doch in unſeren Herzen
Bleibt Euch Beiden geweiht ewig ein Opferaltar.
Bogen auf Bogen gethürmt umgiebt uns die rieſige Runde,
Still auf gewohntem Sitz halten wir trauliche Raſt,
Herz an Herze gedrückt. — Die Morgenlüfte, ſie ſäuſeln
Droben in Buſch und Gezweig leis ihr „Willkommen!“ uns zu.
Traulich nicken die Ranken, es duftet Grüße der Goldlack,
Lächelnd durch Wölbung und Spalt ſtrahlt uns das himmliſche Blau;
Ueber dem düſtern Kreuz hoch oben im Aether ſich wiegend
Grüßet mit ſchmetterndem Lied jubelnd die Lerche herab. — —
War es ein Traum, das Glück, warum erwachen, damit mir
Bliebe der traurige Troſt: „Armer, Du haſt es geliebt!“

1847.

II.

Der 23. November 1845.

Denkst Du des Tage, wo ich einst, drei Jahre sind's heute, zuerst Dich
Dort in dem hohen Palast, holde Geliebte, erblickt!
Festlich erglänzten die Kerzen im Saal, die Wasser der Trevi
Rauschten von felsiger Höh' nieder in's Riesenbassin;
Tramontana durchschnob mit kältendem Hauche die Gassen
Rom's, und hin zum Kamin drängte mich Kranken der Frost.
Sinnend stand ich allein im Gewühl; da nahte mir lächelnd
Amor der listige Gott, doch ich erkannte ihn nicht.
„Armer, wie dauerst Du mich," so sprach er, „daß Du vergebens
Hier an verlöschender Glut labende Wärme Dir suchst.
Folge mir, thörichter Mann! dort drüben ist helleres Feuer,
Das mit erquickender Glut Leib Dir und Seele erwärmt."
Und ich folgte ihm still, nichts Arges denkend. Da traf mich
Deiner Sonnen ein Strahl tief in's erschauernde Herz.
Seitdem lechzt — o wie lang schon! — vergebens die Seele nach Kühlung,
Ach die ersehnte, sie wird kaum auf Momente gewährt.

23. Nov. 1847.

III.

Mit einer kleinen Standuhr
zum 24. März 1849.

Ticke nur, ticke nur zu! des rastlos fliehenden Lebens
Eilige Künderin Du, die ich der Liebsten geschenkt.
Sag' ihr, wenn ich ihr fern bin: daß also des treuesten Herzens
Jeglicher Schlag nur für Sie klopft in des Einsamen Brust.

IV.

Eins dem andern die Welt.

Rom's Colosseum sah sie erstieb'n; und „Rom's Colosseum
Stürzt nur zusammen mit Rom, aber mit Roma die Welt!"
Also lautet der Spruch. Auch unsere Liebe ist ewig
Wie, — die Du fandest in mir, die ich in Dir fand — die Welt.

V.

Vedi Napoli e poi muori!

„Sieh Neapel und ſtirb!“ Oft hört' ich die Worte, doch niemals
Fühlt ich des Sinnes Gewalt, wie ich ihn heute empfand.
Leiſe im tönenden Flug entführte des Marinaro
Liebeklagendes Lied mich über Länder und Meer,
Hin zu des Pauſilipp's hellſtrahlenden rebenumkränzten
Höh'n, wo den felſigen Fuß küſſet die zärtliche Fluth.
Heller ertönt der Geſang, dumpf rauſcht die Guitarre, die wilde
Tarantella erbrauſt wieder in bachiſcher Luſt;
Kaſtagnetten, ſie knattern in zierlich gehobenen Händen,
Während beflügelt der Fuß ſchwebet im Takte dahin.
Ja, ſchon grüß ich Dich wieder und Deine unendliche Bläue,
Heiliges Meer, das den Golf wölbt um Parthenope's Stadt.
Selige Sinne, ihr athmet ſie wieder, die balſamerfüllte
Luft! ihr Augen, auf's Neu trinket das ſonnige Blau
Dieſes kryſtallenen Himmelsgewölb's, das höhere Schönheit
Wohl auf dem irdiſchen Rund nimmer und nirgend umſchließt.
Sieh, dort blinken ſie fern die weißen Segel der Barken,
Wo das grüne Sorrent winket und ladet den Freund
Hin zu der gaſtlichen Höh', umkränzt von fruchtbeladnen
Hainen, wo goldner Pracht ſtolz die Orange Dir lacht.
Hoch auf ſchäumet der Wein, es ſchäumet die Freude, die Jugend
Glüht in den Adern, ein Gott fühl' ich, der Sterbliche mich. — —
Ach, ein Traum nur war es, den tief im eiſigen Norden
Ueber das Herz mir der Klang ſüdlichen Liedes geſandt!
Herzabdrückender Jammer umſchnüret das Herz mir! — Neapel,
Warum, nachdem ich Dich ſah, blieb ich zu leben verdammt! —

Winter 1846.

VI.

Pyrrhus' Gebet.

Pyrrhus, der reiſige Held, der Römerbeſieger, — ein zweiter
Alexander genannt, weil er als Krieger ihm gleich, —
Weiſer war er als Philipp's Sohn, als der Perſerbezwinger,
Welcher die ſtaunende Welt, doch nicht ſich ſelber bezwang.
Denn er erkannte das höchſte der Güter, welches dem Menſchen
Gnädige Götter verleihn, während es Jener verdarb.
Ein alleinig Gebet — ſo oft am Altare der Götter
Opferſpendend er ſtand — bracht' er den Himmliſchen dar:
„Nicht erfleh' ich von Euch den menſchenerſehneten Reichthum,
Nicht den Lorbeer des Siegs, treff' ich den dräuenden Feind,
Nicht den Verkünder der Thaten, der Sterblichgeborne unſterblich
Macht für der Enkel Geſchlecht ſpäteſter Zeiten, den Ruhm;
Eins nur erfleh' ich, ihr Götter, von Euch: verleiht mir Geſundheit
Pyrrhus, gewährt Ihr ihm dies, ſchafft ſich das Andere ſelbſt.

VII.

Nemo contra Deum nisi Deus ipse.

Dreimal gesegnetes Rom, Paradies Du meiner Erinn'rung,
Wie nach dem Hafen das Schiff strebt aus der stürmenden See,
Also strebet nach Dir, entrinnend dem unwirthbaren
Meere des traurigen Jetzt sehnsuchtgetrieben mein Herz.
Abgetrennet von Dir und der Liebsten, die Du mir schenktest,
Ruf ich mir wachenden Traum's Tage des Glückes zurück,
Weckend aus lähmendem Schlafe die Geister der goldenen Stunden,
Die, ach zu schnell! uns dahin unwiederbringlich entfloh'n. —
Schaudernd im tiefsten Gemüth empfind' ich es wieder das erste
Nahen des Gottes, der uns traf mit dem goldenen Pfeil.
Hörst Du ihn klingen, Geliebte, wie damals in römischer Mondnacht,
Wo sich der duftige Lenz schmeichelte tief in das Herz?
Schimmernd im goldenen Licht hoch auf zu dem sternebesäten
Himmelsgewölbe empor stieg der Fontaine Krystall,
Rauschend sank sie herab die klingende Säule, und ferner
Mandoline Getön klagte mit ihr durch die Nacht,
Klagte die schwindende Zeit, die Vergänglichkeit irdischer Schönheit,
Klagte um Leben und Glück, die die Minute entführt.
Und ich umfaßte Dich still, und zog Dich an's Herz. Und für ewig
Fühlt' ich, Geliebte, mich Dein, fühltest Du Gute Dich mein.
Herrlich hat sich's erfüllt, und dankbar selbst in der Trennung
Leiden preis' ich mein Loos, das Ihr mir, Himmlische, gabt.
„Wider den Gott", so lautet der Spruch, „kann ein Gott nur im
Kampf steh'n".
Muth d'rum, Geliebte! Der Mensch, kennend sein Ziel, ist ein Gott.
Noch schwebt über dem Scheitel der Kranz des Ziel's, das die Götter,
Neidend vollendetes Glück uns zu erreichen verwehrt.
„Wider den Gott", so lautet der Spruch, „kann ein Gott nur im
Kampf steh'n".
Muth, o Geliebte! Der Mensch, wollend sein Ziel, ist ein Gott.

1851.

Wie lange noch?

Mein Herz ist bei Dir alle Stund'
Stets zu Dir hingewendet;
Wann ruht mein Mund auf Deinem Mund?
Wann ist die Qual geendet,
Die ewig neue Todesqual,
Die nun schon so viel hundertmal
Des Trennungsblitzes Todesstrahl
Auf unser Herz gesendet!

Die Lilie und die Sonne.

Die Lilie und die Sonne
Sie küssen sich vor Schlafengeh'n.
Ich hab' meine Herzenswonne
So lang' nicht mehr geseh'n.

Erste Silberfäden.

Silberfäden lichten Scheines
Zieh'n ſich durch der Liebſten Haare!
Heißgeliebtes Herz, Du meines,
Hier von mir den Grund erfahre:

Meiner Seele ſchmerzlich Sehnen
Weint' ich auf Dein Haupt darnieder
Und es ſchimmern meine Thränen
Jetzt aus Deinen Locken wieder.

In ein Gedichtheft.

Süße, laß bei allen Zeilen
Zu dem fernen Liebsten hin
Liebend Dein Gedenken eilen,
Bis die Veilchen wieder blüh'n;
Bis zurückgekehrt er wieder
Weinend an das Herz Dir sinkt,
Und die süßesten der Lieder
Dir von Deinen Lippen trinkt.

1850.

Räthſel.

Sieh, das ganze Wort hat nur zwei Sylben!
Wenn die erſte ſcherzend Du verdoppelſt,
Iſt es ein franzöſiſch Liebeswörtchen;
Wenn die zweite, wird's alsbald ein deutſches.
Jenes paßt für alle; doch für Eine,
Meine einzig Eine nur, das zweite;
Und dies zweite liebe Liebeswörtchen
Nennt mit ſüßem Liebeswort das Ganze.

Mit den erſten Veilchen.

So ſanften Duft wie ſie haucht Dein Gemüth,
So golden wie ihr Herz erglänzt Dein Augenſtrahl,
So blau, wie ſie, umſpannet Berg und Thal
Der Himmel, unter dem die Goldorange glüht,
Zu dem uns ewig unſre Sehnſucht zieht,
Weil ſeiner Frühlingsſonne holder Strahl
Mit Blum' und Blüt' zumal,
Auch unſ'rer Liebe Blüte aufgeglüht.

Zum Christabend.

Zu des Weihnachtsabends Feier,
Ach wie zündete so gern
Dir, Geliebte, Dein Getreuer
Christbaumlichtlein, Stern an Stern.

Aber hart zu dieser Stunde
Hält die Ferne ihn gebannt,
Trennt ihn vom geliebten Munde
Thal und Hügel, Strom und Land.

Darum ruf' Dir im Gemüthe
Jedes sonnenhelle Glück,
Jeder Stunde Liebesblüte,
Dir noch einmal heut' zurück;

All' die sel'gen Liebesschmerzen,
All' der schönsten Stunden Traum:
Und von hundert hellen Kerzen
Glänzt und strahlt Dein Weihnachtsbaum.

Getrennt beiſammen.

Nun denkſt Du mein zu dieſer Stunde,
Wo meine Seele bei Dir weilt,
Wo hin zu Deinem ſüßen Munde
Zu Deiner Bruſt mein Sehnen eilt.

Zu Häupten hoch die Pracht der Sterne
Es ſchaut ſie Deiner Augen Licht.
Wir ſind uns nah' wenn noch ſo ferne!
D'rum, Herz, mein Herz verzage nicht.

Kämpfermuth.

Und ist ein ew'ger Kampf das Leben,
Unzähmbar uns'res Gegners Macht,
Ein tap'res Herz bleibt d'rauf bedacht:
Den Sieg nur um den höchsten Preis hinwegzugeben.

Auf Helgoland.

1.

Ueber des Meeres nächtige Pracht
Strahlet der Mond die goldene Brücke;
Golden leuchtet mir durch die Nacht
Liebender Strahl aus der Liebsten Blicke.

Heilige Vollmondsommernacht,
Einsam Eiland, Meeresrauschen
Ist wohl Schöneres je gedacht,
Lieb' um Liebe dabei zu tauschen?

1849.

2.

Am blauen Himmelsbogen
Zieht langſam der Mond daher
Hoch über den murmelnden Wogen,
Hoch über dem ſchäumenden Meer.

Sein bleiches Antlitz glühet
Wie goldner Flammenſchein,
Weil Herz an Herz er ſiehet
Zwei Menſchen ſelig allein,

Zwei ſelige Menſchenherzen
In ſtiller Sommernacht,
Vergeſſend all' der Schmerzen,
Die ihnen das Leben gebracht.

1849.

3.

Wie oft hab' ich die Mondennacht
Auf dieſem Meeresfels belauſcht;
Wie oft hat mir in ihrer Pracht
Das Meer ſein ew'ges Lied geraunſcht!

Was ich geliebt, geſehnt, gedacht,
An Leid und Freuden eingetauſcht,
Was ich geweinet und gelacht,
Mir alles heut vorüberrauſcht.

Vorüber rauſcht's mit Wind und Fluth,
Ein langer, langer Schatten-Zug!
Ich ſeh ihm nach mit kühlem Muth,
So ruhig wie der Möven Flug.

Das heil'ge Meer ſpült Alles rein,
Und macht die Seele ſtill und weit.
Es fühlt der Menſch ſein kurzes Sein
Als Tropfen der Unendlichkeit.

Man denkt wie man küßt.

Küssen und Denken
Nehmendes Schenken,
Grundlos Ergründen,
Verlierendes Finden,
Verschwendend Erwerben,
Belebendes Sterben!
Denken und Küssen
Freiwilliges Müssen.

Mein Liebſtes iſt alleine!

Wie ſchlummert ſüß die Maiennacht,
Geküßt vom Vollmondſcheine,
Von Blütenbäumen überdacht
Von tauſend Sternen treu bewacht —
Mein Liebſtes iſt alleine!

Sehnſüchtig lockt die Nachtigall
Dort im Gebüſch am Raine!
Und ihres Schluchzens ſüßer Schall
Ruft wach den fernen Wiederhall —
Mein Liebſtes iſt alleine!

Dorn und Sporn.

Iſt unſ're Liebe auch „ein ſcharfer Dorn“,
Doch iſt die Deine mir ein ſteter Sporn
Dem Edlen, Guten, Schönen nachzuringen,
Die Leidenſchaft mit Sanftmuth zu bezwingen,
Und all mein Sehnen, Streben, Fühlen, Denken
In's Anſchau'n Deiner Schöne zu verſenken,
Die tröſtend wie das liebe Sonnenlicht
Aus jedem Deiner Worte zu mir ſpricht.
In dieſem Strome Deiner Lieb' und Huld
Kühl ich des Herzens Ungeſtüm zur Stille,
Aus ſeiner göttlich reinen Liebesfülle
Trinkt meine Seele Hoffnung und Geduld.

Seufzer.

Der Tag iſt hin, die Nacht beginnt!
Ach wie viel Stunden werden ſchlagen, —
Indeß mein Lebensſand verrinnt —
Eh' uns vereint, geliebtes Kind,
Wird der Erfüllung Morgen tagen!

Troſt.

Meine Seel' iſt bei Dir allezeit
Mein Herz bei Dir allſtund;
Und ſelbſt das bitt're Trennungsleid
Macht nur, ſo oft ſich's auch erneut
Neu unſ're Liebe kund.

Hinaus.

Nun geht es in die weite Welt
Hinaus aus enger Klauſe.
Soweit ſich ſpannt das Himmelszelt —
  Die weite Welt,
Die große, lichte, weite Welt
In ihr ſind wir zu Hauſe.

O horch, wie hell die Lerche ſingt
Aus blauen Frühlingslüften!
Und all' die Vöglein leicht beſchwingt,
  Ein jedes ſingt,
Es ſingt und ſchmettert, daß es klingt
Bis zu den tiefſten Grüften:

„Heraus, heraus ihr Armen all',
Die ihr ſo lang gefangen!"
Da treibt mich fort der Jubelſchall
  Ueber Berg und Thal,
Im Morgenſchimmer, im Abendſtrahl,
An ihrer Bruſt zu hangen.

Ach, Leben heißt Beisammensein.

Fort ist sie! fort zum Inselland,
Ich bin zurückgeblieben,
Zurück in meine Haft gebannt,
Aus meinem Glück vertrieben.

Der Himmel selbst von grauer Höh'
Scheint über uns zu trauern,
Und läßt durch Maienblütenschnee
Die Regentropfen schauern.

Ach, Leben heißt Beisammensein!
Und alles Wiedersehen
Dient nur, die herbe Trennungspein
Erneuernd zu erhöhen.

Noch halt' ich Dich, noch hältst Du mich,
Noch sind wir Eins selbander:
Ein schriller Schrei, ein Todesstich,
Er reißt uns von einander.

Ach Leben heißt Mitsammensein!
Ach, Leben heißt: sich haben!
Von Dir entfernt, mit mir allein
Bin lebend ich begraben.

Aachen, 16. Mai 1850.

Frühlingshoffnung.

1.

Der Schnee wird ſchmelzen, der Winter vergeh'n,
Und treue Liebe ſich wiederſeh'n,
Wenn Nachtigallſang
Vom Bergeshang
Jubelt und ſchluchzet das Thal entlang.

Die Sonne geht unter, die Sonne geht auf
In des Daſeins ewig hinkreiſendem Lauf,
Durch ihre Macht
Zum Leben erwacht
Mein Herz an dem Deinen aus Winter und Nacht.

2.

Der Frühling naht heran!
Laß friſch das Herz geſunden
Wie wir's in beſten Stunden
Viel hundertmal gethan.
Wer ſich wie wir gefunden,
Bleibt ewiglich verbunden;
Und aus der Flucht der Stunden
In Schmerzen hingeſchwunden
Bricht endlich doch des Glückes Morgen an.

Sommerregen.

In ſtrömender Fülle der Sommerregen
Auf durſt'ge Felder labend niederfließt, —
So fühl' ich, wie ſich über mir ergießt
Der fernen Liebſten voller Liebesſegen.

Sonntagsgruß.

Ein Sonntagsgruß! ach, ich vermag
Ihn Dir nicht ſelbſt zu bringen,
Du meines Lebens Sonnentag,
Dem all' meine Lieder klingen;
Deß Liebesſonne mich erhellt,
Mein Lebensodem, meine Welt, —
Das Herz will mir zerſpringen!

Traumrausch.

Wenn Dich der Tag mir hüllet,
Dich, meiner Seele Licht,
Kein Bild die Sehnsucht stillet
Nach Deinem Angesicht:
Dann bei der Sterne Leuchten
Erscheine meinem Traum,
Und küsse mir der feuchten
Verweinten Lider Saum.

Zum 24. März 1852.

Mein erstes Wort sei Dein an diesem Tage,
Der Dich zum Licht gebar, Du meiner Wonnen
Ewig erneuter unerschöpfter Bronnen,
Aus dem mir Labung quillt in Noth und Plage.

Was frommt es nur, daß stets auf's Neu' ich sage,
Womit seit Jahren jeder Tag begonnen, —
Soviel seitdem der Tage auch verronnen —
Daß ich nur Dich allein im Herzen trage,

Daß meine Welt Du, meiner Seele Leben,
Mein Licht und Trost, mein Heil und Lebensport —
Ach, was auch stammeln mag das arme Wort,
Befriedigung vermag mir's nicht zu geben.

Und doch erneut sich's stets, und immer wieder
Hörst auch Geliebte, Du das Alte gern, —
Du meines Lebens einziger Hoffnungsstern —
Und schaust gerührt auch auf dies Blatt hernieder.

Die Anemone im Briefblatt.

(Die Liebste spricht:)

Nimm, o Geliebter, sie hin, die Blume, welche die Liebste
Fern in der Einsamkeit Deiner gedenkend gepflückt:
Aber küsse sie nicht, denn es birgt ein gefährliches Gift sich,
Sagt man, unter dem Schein lieblichster Farbe in ihr.
Dennoch wählt ich sie Dir, als Sinnbild unserer Sehnsucht,
Welche so schmeichelnd uns naht, bergend das tödlichste Gift.

Epigrammenkranz.

I.

Immer empfinde von Dir ich die Nähe und nimmer verläßt mich,
Holde Geliebteste Du, Deines Gedenkens Geleit.
Menſchen und Dinge der Welt und jegliches Schickſal ermeſſ' ich
Legend als meſſenden Stab an ſie der Theuerſten Bild.
Nicht verdunkelt erſcheint durch Deine Liebe die Welt mir,
Sondern von ſtrahlendem Licht glänzender ſcheint ſie erhellt,
Daß mein ſpähender Blick, mühlos in die Tiefe der Herzen
Dringend, ihr Sinnen und Thun, Treiben und Wünſchen erkennt.
Und ich beſchau' es gelaſſen und gönn' einem jeglichen gerne
Was er begehrend erſtrebt, was ihm das Schickſal gewährt.
Denn armſelig und klein erſcheinet mir Alles, vergleich ich's
Deiner Liebe Beſitz, den mir die Götter geſchenkt.

II.

Für Sie leb' ich allein! O gönnt mir, gnädige Götter,
Daß ich, erhört ihr mein Fleh'n, lebe allein nur mit Ihr!

III.

Dieſe billigen mich, die Andern verdammen. Ich ſelber
Fühle bei Allem nur Eins: daß ich Dich liebe, in mir.

IV.

Als mich, nach seligstem Glück des Wiedersehn's der Geliebten,
Von ihr geschieden, zuerst wieder die Züge der Schrift,
Die mir die Liebste gesandt, im ersten Briefe begrüßten,
Ach, wie so traurig und kalt schauten den Leser sie an.
Kalt erschien mir das Wort, das geschriebne, der heißesten Liebe,
Weil mir im Ohr noch der Laut lieblichster Rede erklang.
Doch jetzt trinket mein Aug' selbst aus stummen Lettern Erquickung,
Wie des Verlechzenden Gaum auch an dem Tropfen sich labt.

V.

Mühvoll ist er und heiß, der Arbeitstag, doch wie gerne
Trüg' ich die doppelte Last, brächte der Abend mir Dich!

VI.

Millionen, sie suchen ihn dort in unendlicher Ferne
Jenen Himmel, den ich hier schon gefunden in Dir.

VII.

Einſamkeit giebt Ruhe! ſo ſprechen die thörichten Menſchen.
Einſam bin ich; warum bleibet die Ruhe mir fern?
Weil ſie den Suchenden flieht, und nur den, der gefunden, beglücket;
Ach, und mein Einſamſein — ewig nur ſucht es nach Dir!

VIII.

Nur zwei Dinge verehr' ich von Dir getrennet: das eine
Iſt die Erinn'rung an Dich, Holde, das andre — der Schlaf!
Denn ſie heilen an mir, was immer der Tag nur verwüſtet,
Tränken mit nährendem Oel neu den verglimmenden Docht
Dieſes mühſeligen Lebens, das ſich in der Flamme der Sehnſucht
Nach dem geliebteſten Glück täglich und ſtündlich verzehrt.
Doppelt ſchwer empfind ich es d'rum, wenn die eine den andern,
Wenn mir Erinnerung den Schlaf raubet in quälendem Traum.
Gnädig ſei mir, Oneiros, du mächtiger Traumgott, und führe,
Wenn Du mir nahe'ſt, ihr Bild nur als ein freundliches zu.

IX.

Da Du mir fehlſt, mein einziges Gut, was bleibt an Beſitz mir?
Und doch: denk' ich Dich mein, hab' ich die Schätze der Welt. —

Vorgefühl.

Wenn Deine Gegenwart die Welt mir leuchtend ſchmückt,
Durchſchauert es mich oft mit heimlichem Entſetzen,
Daß, wenn Du in die Ferne mir entrückt,
Der Sonne hellſter Strahl Dein Licht nicht kann erſetzen.

Sonnenſchein.

Was ſoll mir der Sonnenſchein
Heut am ſchönſten Herbſttestag,
Wenn die Allerliebſte mein
Ihn nicht mit mir theilen mag!
Wenn der goldne Sonnenſtrahl,
Der die Welt ringsum verklärt,
Nur nach ihrem lieben Thal
Meine tiefe Sehnſucht mehrt.

An die Nacht.

O wär' ſie mein, die heilige Nacht,
O wär' ſie mein und Dein!
Wie gerne, wenn die Welt erwacht,
Wär' ich in ihr allein!
Du biſt mein Tag, du heil'ge Nacht,
Mein Leben lebt in Dir;
Denn was ein Leben werthvoll macht
Dem Menſchen, gabſt Du mir.

Die Blume und das Mädchen.

„So freundlich fiel auf uns Dein Blick!
Was iſt Dir nur geſcheh'n,
Daß Dir im nächſten Augenblick
Voll Waſſer die Augen ſteh'n?"

Ihr Blümchen hier am ſtillen Rain,
Mir fiel's aufs Herz ſo ſchwer,
Daß Euch für mich der Liebſte mein
Zum Strauß pflückt nimmermehr.

Erika.

Erika, das Haidekind,
Grüßt Dich, Liebste, herzlich,
Sagt: wie ich Dir treugesinnt;
Sagt und klagt Dir schmerzlich:

Wie ich oft voll Todesgram
Fuhr durch moorige Haiden,
Wenn ich von der Liebsten kam,
Sie, ach! lange zu meiden;

Und wie dann dies Blümlein roth
Auf der öden Haide
Mich begrüßt in meiner Noth,
Trost mir gab im Leide.

Denn so sprach sein rother Mund:
Wolle nicht verzagen!
Sieh, selbst armer Meeresgrund
Kann noch Blümlein tragen.

November 1852.

Frühlingstroſt.

Der Frühlingsſonne goldner Strahl
Hier über meinem ſtillen Thal
Umgoldet auch mein Träumen,
Von Dir, Du Liebſte, deren Geiſt,
Mich, wo ich weile, lieb umkreiſt,
In dieſen grünen Räumen.

Laß ſcheinen Dir in's Herz hinein
Auch meiner Liebe Sonnenſchein
Es milde zu erwarmen.
Die Frühlingsblüten ſind dahin —
„Auf Blüthe Frucht!“ Dein Fruchtgewinn
Liegt bald Dir in den Armen!

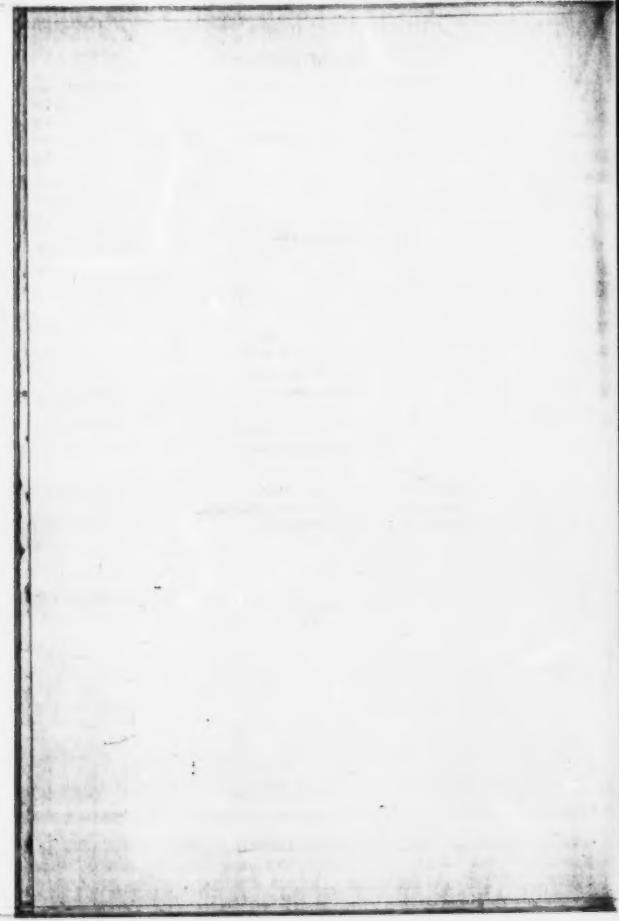

IV.

Beiſammen.

(1855—1869.)

„Und iſt auch Alles fern,
Wir ſind beiſammen.“

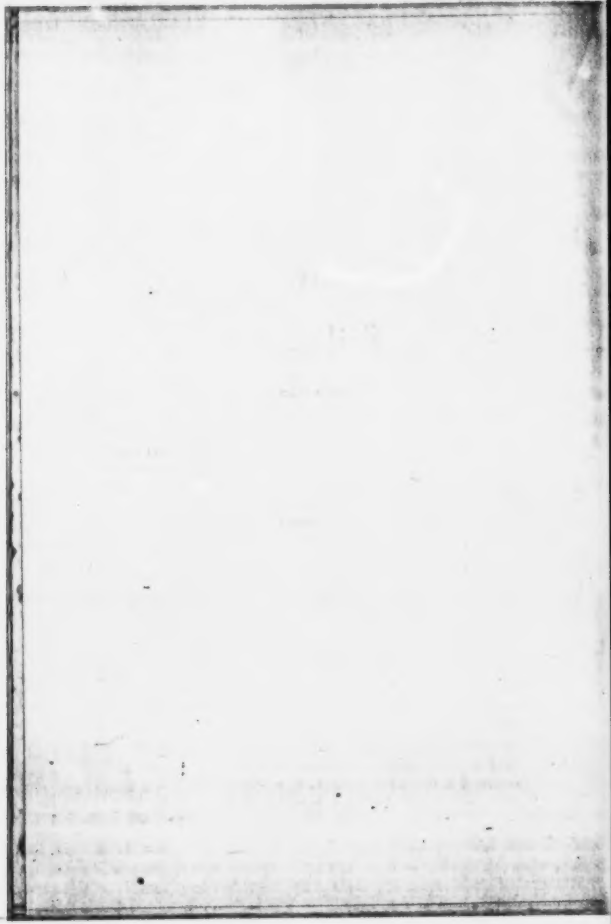

Der erſte Geburtstag in Rom.

(Rom, 24. März 1846.)

Weißt Du's, Geliebteſte, noch? In Rom, unſ'rer Liebe Geburtsſtadt,
War's, wo zuerſt ich den Tag, der Dich geboren, beging.
Wunderſames Geſchick! Von all' den römiſchen Tagen —
Selige Tage, wann führt je euch ein Gott uns zurück! —
Zeigte mir keiner ſo arm ſich an Freude und reicher an Kummer,
Da ich doch eben auf ihn herzlich ſo lang' mich gefreut!
Sorgſam hatt' ich ſie Dir die Gaben der Liebe erwählet,
Wie man zum feſtlichen Tag gern der Geliebten ſie beut:
Duftiger Veilchen die Fülle und andere Kinder des Frühlings,
Roſen, den heitern, geſellt ernſterer Myrte Gezweig;
Aber der Trennung gedenkend, der drohend nahenden, die uns
Statt des lebendigen Worts bald nur geſchriebenes verhieß,
Fügt ich zum Strauße das Siegel, das eigene, lange geführte,
D'rauf von helleniſcher Kunſt trauernd Ariadne erſchien,
Daß mich ſein Anblick grüße, wenn herzzerſchneidender Trennung
Elend jegliches Glück mir mit dem einen geraubt. —
Tückiſcher Zufall! So treu war die Hand des Boten, doch nimmer
Fand mir der zierliche Stein hin zur Geliebten den Weg;
Fort und verloren ſchien er und blieb trotz unendlichen Suchens,
Größer als je ich's geglaubt, war, der mich faßte, der Schmerz.
Denn mich erſchreckte das Zeichen; ein unheilkündendes Omen
Sah mein verſtörtes Gemüth mir von den Göttern geſandt.
Reichlich floß mir herab die Thräne — nicht hehl' ich die Schwäche —
Gänzlich zerſtöret erſchien jegliche Freude des Tags.

Siehe, da tröſtete mich Dein freundliches Wort; denn voll Eifers
Nahmeſt Du ſelbſt das Geſchick, das uns betroffen, in Schutz:
„War's doch", ſprachſt Du, „das Bild Ariadne's, jener Unſel'gen,
Welche der treuloſe Gott einſt, die Geliebte, verließ!
Sieh, Dich ſtraften die Götter, daß Du dies Zeichen erwählteſt.
Beſſerten gnädig den Fehl, den Du bedachtlos begingſt.
Schenkte ein Liebender je der Geliebten ein Zeichen wie dieſes,
Das ſtatt Freude und Glück, Kummer und Unglück verheißt?
Darum danke vielmehr den gnädigen Göttern, ſie wehrten
Unglückkündendes nur Deiner Geliebten zu nah'n."
Alſo ſprachſt Du. Ich ſchloß Dich an's Herz, und betete leiſe:
„Möge der Gabe Verluſt glückliches Zeichen uns ſein!"
Herrlich hat ſich's erfüllt! — Wohl oft verließ ich ſeitdem Dich,
Doch niemals wie der Gott ſeine Ariadne verließ.
Nein! es ſchmiedeten nur die Schmerzen jeglicher Trennung
Unauflöslicher uns Eins an das Andere feſt,
Bis ſie uns endlich genaht, die herrliche Zeit der Erfüllung,
Wo auf das Wiederſeh'n nimmer ein Scheiden mehr folgt.

31. März 1855.

Morpheus.

Süß iſt's, in ſchweigender Nacht am Buſen der Liebſten gebettet,
Wiegen des träumenden Haupts Sinnen und Sorgen zur Rub'.
Doch viel ſüßer noch iſt's, das ſinkende Haupt der Geliebten,
Wenn es dem Schlummer ſich neigt, ſtützen mit liebendem Arm.
Schien ſie doch holder mir nie, die Liebliche, als, da am Abend
Geſtern, ſchon träumend, ihr Blick, kindlicher Unſchuld ein Bild,
Dankend hinauf zu dem Freunde die ſüßen Sterne gewendet,
Weil er den heiligen Schlaf ihr, den erſehnten, bewacht;
Weil kein Wort und kein Kuß, kein Sehnſuchtsverlangen der Liebe
Scheuchte den nahenden Gott von der Geliebten zurück.
O wie bezwang ich da gern des Herzens heftiges Klopfen,
Daß nicht ſein wilderer Schlag ſtöre die friedliche Rub'.
Morpheus, Dir nur allein von den hohen Olympiern allen
Brachte zum Opferaltar willig mein Sehnen ich dar.
Sicher belohnſt Du den Frommen; es giebt die Geliebte das Opfer,
Zehnfach, wenn ſie erwacht, liebend dem Freunde zurück.

Nächtliche Wacht.

Einſam iſt nimmer Dein Lager, es halten die Geiſter der Küſſe,
Die wir geküßt, bei Dir treulich die nächtliche Wacht.

Sonſt und Jetzt.

1. Beim Erwachen.

Sonſt wenn ein Traum Dein Bild mir zugetragen
Umſonſt am Morgen ſuchte Dich mein Blick.
Jetzt brauch' ich nur die Augen aufzuſchlagen,
Und mein iſt all' mein Glück!

---

2. Ruhig bei Dir.

Ruhig bei Dir! welch ein Glück,
Denk ich an die Zeit zurück.
Wo ſo oft an Deinem Herzen,
Wenn ich liebend Dich umfing,
Schon das Schwert der Trennungsſchmerzen
Schneidend durch das Herz mir ging!
Ruhig bei Dir! welch ein Glück,
Denk' ich an die Zeit zurück!

1855.

Kaminlieder.

(October 1855.)

1.

Alles still', nur im Kamin
Luftig Feuer sprüht und prasselt,
Und von Zeit zu Zeit ein Windstoß
An den Fensterscheiben rasselt.

Alles still! kein Menschenlärm,
Seit wir Ninive verlassen
Sammt den stolzen Boulevards
Und den volksgedrängten Gassen.

So in Stille, still beglückt
Schau'n wir zu den Flammenfunken.
Nur von Zeit zu Zeit an's Herz
Sind wir selig uns gesunken.

2.

Wie die Flamme sprüht und lodert,
Ach, wie schaut sich's lieblich zu,
Wenn man weiß: ihr letztes Glühen
Ladet ein zu schönster Ruh;

Ladet zu des Lagers Feier,
Das daneben traulich lauscht,
Während wonnevoll die Seele
Sich im Ahnungsglück berauscht.

Sprüht, ihr Funken, lodert Flammen
Nur soviel bewahrt an Licht,
Das beseligt mag erblicken
Eins des andern Angesicht.

3.

Und wie die helle Flammenglut
Sinkt im Kamin zusammen,
Entzünden sich in uns'rer Brust
Der Liebessehnsucht Flammen.

Hell lodern sie auf und lustig sprüh'n
Die Küsse, die flammenden Funken.
In abgrundtiefe Seeligkeit
Sind Beide wir seelig versunken.

Noch lange glüh'n durch die Nacht im Kamin
Der Kohlen rothe Kerzen;
Ihr summender Schein, er singet von Zwei'n,
Entschlummert Herz an Herzen.

Beiſammen.

Aller Tage liebend Sorgen,
Aller Nächte ſtilles Glück,
Glücklich führt es jeder Morgen,
Jeder Abend uns zurück.

Denn gemeinſam iſt das Leben,
Jedes Leid und jedes Glück.
Mein und Dein jedwedes Streben
Jeder Daſeinsaugenblick.

So vereint und ſo verbunden
Wird zur Ewigkeit die Zeit,
Und der flücht'ge Lauf der Stunden
Bietet uns Unendlichkeit.

Zum 24. März 1837.

Feiernd will ich ihn erheben,
Den Geburtstag meines Glücks,
Der mir schuf des Lebens Leben
Jedes einz'gen Augenblicks.
Der das Beste mir gegeben,
Und das Schönste mir verlieh'n:
Tiefstes Ineinanderleben,
Reinstes Füreinanderglüh'n.

Doch ein Schönes darzubringen,
Würd'ge Gabe Dir zu weih'n,
Kann mir einzig nur gelingen,
Liebstes Weib, durch Dich allein.
Was allein ich Dir mag schenken,
Ist und war ja längst schon Dein:
Höchsten Glücks dankbar Gedenken!
Und so soll es ewig sein.

„Das Leben ist so kurz!"

„Das Leben ist so kurz!" — Was folgt daraus?
Daß wir es lang zu dichten uns bestreben.
Unendlich in der Endlichkeit zu leben
Vermag allein wer, ganz in ihr zu Haus,
Liebe erwerben, Liebe wiedergeben
Als höchstes Ziel sich setzt von allem Streben.

Mein und Dein.

Weihnacht 1855.

„Alle Tage, alle Nächte
Rühm ich so des Menschen Los!"

Und wieder ist die Weihnacht kommen
Mit ihrem hellen Freudenschein,
Und was die Jahre auch genommen,
Die Gegenwart ist mein und Dein.

Mein ist und Dein das volle Leben
Im unzertrennlichen Verein;
Das Sorgen, Mühen, Schaffen, Streben,
Genießen, Leiden — Dein und mein.

Für solchen Lebens würd'ge Gäste
Erglänzt des Daseins volle Pracht,
Wird jeder Tag zum Weihefeste
Und jede Nacht zur Weihenacht.

Unterschrift unter ein Portrait.

Wer viel gelebt, hat viel gelitten,
Und viel geklimpft, wer viel gestrebt;
Denn nie blieb Streben unbestritten,
Und nur wer Todesschmerz gelitten,
Der hat geliebt, gestrebt, gelebt.

1855.

Das lichtlose Zimmer.

Was kümmert's mich, Du Herzgeliebte Meine,
Wenn mir kein Sonnenstrahl in's Zimmer scheint!
Bin ich mit Dir, mein Leben, doch vereint,
Und sonne mich in Deiner Liebe Scheine.

1855.

Märchenküche.

(In Fanny Lewald's Märchen-Manufactur.)

Blumenwerk und Pfeilerschilf,
Leicht belebt von Elf und Sylf;
Bunte Vöglein, die in Ranken
Schaukelnd auf und nieder schwanken;
Frucht und Blüte, bunt gemengt,
Dicht an Zweig und Strauch gehängt;
Schlanke Bogen,
Hoch gezogen,
Von Feeten überflogen;
Schlanke Säulen, lastlos ragend,
Vögel nur und Blumen tragend;
Pflanzen, Menich- und Thiergebild
Immer heiter, spielend mild;
Wirklichkeit des Stoffs Gehalt,
Dichterlaune die Gestalt:
Arabesken sind's, Ihr wißt, —
Wißt auch, was ein Märchen ist.

Mit einer Weihnachtsdecke.

Würde diese weiße Decke
Auch vergrößert hundertmal,
Fürcht' ich doch, daß sie nicht decke
Meiner Fehler große Zahl.
Doch wie sehr mich's oft betrübte
Find' ich doch in Einem Ruh':
Deine Liebe, Du Geliebte,
Deckt sie alle liebend zu!

Meinem Licht.

(Weihnachtsabend 186⁰)

Licht meines Lebens Du, die Du all' meine Tage erleuchtest,
Nimm für das himmlische hier freundlich das irdische an!
Leuchte denn beides uns hell durch all' die kommenden Stunden,
Die uns in Liebe vereint gnädig das Schicksal vergönnt!

In ein Exemplar meiner übersetzten Poetik des Aristoteles.

Was über Dichtkunst einst in fernen Griechenzeiten
Tiefsinnig Aristoteles gelehrt,
Nicht soll es Dich belehrend leiten;
Was Er gelehrt hast schaffend Du bewährt!
Treu wandeltest Du stets auf seiner Spur,
Du Dichterin der Wahrheit und Natur.

An Fanny's Schreibtische.

(Beim Einblick in das Manuscript ihrer „Jugenderinnerungen".)

Hier sitz' ich auf dem lieben Plätzchen
Wo mit der feinen Meisterhand
Das anmuthvolle Bild mein Schätzchen
Entwirft von seiner Kindheit Land.

Und jeder Zug, den ich erblicke,
Mir seine Schönheit neu erhellt;
Und jeder Blick so weit zurücke
Mein Glück mir neu vor Augen stellt:

Das Glück, dies Wesen mein zu nennen,
Die Edelste von allen Frau'n,
Sie, deren vollen Werth erkennen,
Heißt selbst erneut sich auferbau'n.

Und dies mein unvollkommnes Stammeln
Zeugt von des Herzens heißerm Schlag,
Das vor Bewegung kaum sich sammeln
Zu fassen kaum sein Glück vermag,

Das Glück, das diese Hehre, Reine,
Gab Göttergunst zum Weibe mir.
Was kann ich lieben als das Eine:
Du Gute, Holde, bleibe mir!

12. März 1859.

Die Hausfrau.

Sparsam, geizig sogar, wo es gilt das eigene Bedürfen,
Aber Verschwenderin gleich, wo es die Anderen gilt:
Siehe, dies ist die Regel und Norm der vortrefflichsten Hausfrau,
Aber schwerlich hat je Eine wie Du sie erfüllt.

Mit einer Shawlnadel in Form eines Pfeils.

Den Pfeil, der einst vor langen Jahren
Von Deinem Aug' in's Herz mir drang,
Durch todesschmerzliche Gefahren
Den Weg zu meinem Glück mich zwang:

Ihn geb' ich heut im Bild zurücke,
Da seine Wunde längst geheilt,
Seitdem nach seligstem Geschicke
Mein Herz an Deinem Herzen weilt.

1860.

Sommerreise.

O wie lieblich ist's zu reisen
Mit der allerliebsten Frau,
Wenn die Vöglein luftig kreisen
Unterm lichten Himmelsblau.

Fröhlich fällt auf ferne Wälder
Grüne Felder unser Blick;
Und die Felder und die Wälder
Leuchten unser Glück zurück!

Mit meiner Schrift:
„Aristoteles und die Wirkung der Tragödie".

Dir, Du Geliebte, ward gegeben
Die leidenvolle Leidenschaft,
So in der Dichtung wie im Leben
Zu reinigen und zu erheben
Durch edlen Maaßes milde Kraft!
Daß unser Leben schön gestaltet,
Ihm ferne jenes Schicksal blieb,
Das tragisch über Menschen waltet
Irrthum zum Untergang gestaltet
Ist Dein Verdienst, geliebtes Lieb.

1859.

Der Meinen.

(Mit meinem römischen Portrait, zum 24. März 1861.)

So schaut ich aus vor jenen Jahren,
  So blickt' ich in Dein Angesicht,
Als ich, was Liebe sei, erfahren,
  Aufschauend bin zu meinem Licht,
Zu meines Lebens ew'gem Sterne,
  Zu Dir mein allerhöchstes Glück.
Wie scheint die Zeit mir schon so ferne,
  Auf ich sie sinnend heut zurück!

So fern mit ihren seel'gen Leiden
  Mit ihrer schmerzenreichen Lust!
Das ist vorbei! Wie still uns Beiden
  Schlägt heut das Herz in ruh'ger Brust!
Wie friedenvoll sind jetzt die Stunden,
  Wie süß die Ruh' nach stürm'scher Fahrt!
Das Glück, nach heißem Müh'n gefunden,
  O bleib' es lang noch uns bewahrt.

Unter ein Aquarellportrait Fanny Lewald's,

von Michel Stedl.

Die Locken Silber, die Seele Gold,
Das Herz ein Demant fest und klar,
Ihr Aug' ein Spiegel rein und hold —
Das ist sie! — Fanny Lewald Stahr.

Herbst 1861.

Auf das Manuscript der „Lebensgeschichte".

1.

Schreibe Dein liebes Leben getrost, Du Herzensgeliebte,
Reiner und schöner als dies ward kaum ein Leben gelebt!

2.

Auf dasselbe nach der Vollendung.

Rein und klar, so wie es gelebt, so ist es geschrieben,
Einfach und schlicht, daß die Kunst wieder Natur uns erscheint,
Dieses so einfache Leben der Jugend, doch so bedeutend,
Weil die Entwickelung hielt, was uns die Knospe versprach.
Wahrhaft hast Du gelebt, d'rum schmückt als Krone das Werk hier,
Das Dein Leben uns beut, Wahrheit der edelste Schmuck.

26. April 1861.

An Fanny Lewald.

(Mit meinem „Ein Jahr in Italien“ in verschiedenen Auflagen)
(1847—1863)

1.

Von Allem, was hienieden
Mein Herz je hat gesucht, —
Vom Baum der Hesperiden
Warst Du die gold'ne Frucht!

2.

Zwar Italiens's Himmel, er fehlt dem Buche; doch scheinen
Deine Augen darauf, strahlt es im goldenen Licht.

3.

Selber Italien, wie wir es gesch'n, ward schon zur Ruine!
Schlinge Dir, Liebste, dies Buch freundlichen Epheu um sie!

4.

Flüchtig und kurz ist das Leben wie seine Krone, die Schönheit;
Daß sie so schnell uns entflieh'n, klagt Dir, Geliebte, dies Buch.

5.

Widmung des Werks.

Du warst des schönsten Jahres Hochgewinn,
D'rum geh's zu Dir, der Besten, Liebsten hin!

Gebet des Kranken an Fanny.

Vom Vater hast Du oftmals mir erzählt
Und dem Gebet, das er sich auserwählt:
„Verlaß mich, Herr, nicht, wenn die Kräfte schwinden!"
Ich habe keinen „Herrn" als Dich,
Und dennoch trau ich festiglich:
Auch mein Gebet,
Das Gleiches fleht,
Wird liebende Erhörung finden.

Weihnacht 1861.

Meiner Einzigen.

(Weihnacht 1863.)

Am ersten Weihnacht in der ew'gen Stadt,
In der ich Dich, Geliebteste, gefunden,
Lag ich am Festesabend krank und matt,
Du weiltest fröhlich unter den Gesunden.

Da mochtest Du von Deinem Weihnachtsbaum
Dem kranken Freunde goldne Früchte senden,
In meines Fiebers heißen wirren Traum
Mir Labung und ein freundlich Wörtlein spenden.

Seitdem! — wie oft sah'n wir das Kerzenlicht
Der heil'gen Nacht uns hell in's Leben leuchten!
Wie oft mit trüb verweintem Angesicht,
Und dann: — wie oft mit freudenthränenfeuchten!

Heut bist Du krank, Du meines Lebens Licht!
Doch, leuchten heut auch keine Weihnachtsflammen,
Ist unsrer Augen Strahl doch Weihnachtslicht,
Und ist auch Alles fern — Wir sind beisammen!

Der erste Schnee.

Der erste Schnee, der erste Schnee!
Wie wirbeln die Flocken
Ohne Rasten und Stocken,
Hernieder von graulicher Himmelshöh'!

Der erste Schnee, der erste Schnee,
Wie stäubt es hernieder
Das weiße Gefieder.
„Es schütten die Bettchen die Englein der Höh!"

Der erste Schnee, das erste Eis!
Wie jauchzen die Kleinen,
Denn mit ihm erscheinen
Ja Aepfel gebraten, so duftig und heiß!

Doch ach! im Alter der erste Schnee,
Der Schnee in den Haaren,
Die dunkel einst waren,
Der füllet das Herz uns mit heimlichem Weh.

Doch laß sie nur wirbeln von graulicher Höh'
Ohne Rasten und Stocken
Die schneeigen Flocken —
Trifft doch unsre Herzen kein Flöckchen Schnee.

22. Decbr. 1863.

Aphrodite Ambologera.

(Ἐν θεῶν ὕμνοις ἔλεγον· Ἀνάβαλε τὸ γῆρας ἔνω ὦ καλὴ Ἀφροδίτη!
Plut. Q. Symp. III, 6.)

„O ferne mir weit das Alter hinaus,
Holdseelige Aphrodite!“
So klang in der Göttin Tempelhaus
Des frommen Hellenen Bitte.

Und was der Einzelne erbat,
Für Alle ward es gewähret;
Denn ewig jung in Kunst und That
Lebt Hellas' Volk verkläret.

O heilige Schaumgeborene,
Ich bin ein Hellene geblieben;
D'rum laß mich, Du Auserkorene,
Nur leben so lang als lieben!

„Ich hab' dich ausgelesen!"

Ganz, wie ein Buch, hab' ich Dich ausgelesen,
Dich aller Bücher liebstes mir, mein Lieb!
„Was also ist es, das Dir übrig blieb?"
So zürnteſt Du mir, Du geliebtes Weſen.

Verzeih' den Scherz! in ihm iſt tiefe Wahrheit:
Wird doch der ſchönſten Dichtung voller Werth
Erſt dann erkannt und ganz nach Werth geehrt,
Wenn immer neu entzückt uns ihre Klarheit.

1864.

Meiner Fanny.

(Am Tage der Vollendung ihrer Dichtung „Von Geschlecht zu Geschlecht".)

Ein Denkmal haſt Du ſelber Dir erbaut
In dieſem Werk, nach Jahren heut beendet,
Auf das die Mitwelt anerkennend ſchaut,
Die längſt ſich Dir verehrend zugewendet.
Stets haſt Du treu dem Genius vertraut,
Und was er gab, mit Künſtlerfleiß vollendet.
Dein Buch voll Wahrheit, Schönheit, Freiheit, Recht,
Wird leben von Geſchlechte zu Geſchlecht.

5. Mai 1865.

Meiner Fanny.

(Mit einem Veilchenstrauß, nachdem sie den siebenten Band ihrer Lebensgeschichte für mich geschrieben.)

Weihnacht 1865.

Unsern Frühling hast Du, Geliebteste, heut mir erneuert,
Herrlich mit Blüten geschmückt unserer Liebe Gedicht.
Unser „seeliges Leid", von Dir geschildert, erblüht mir
Heut in flammender Pracht neu in der Seele empor.
Welch' ein Weihnachtsgeschenk! Nie hat ein Liebender jemals
Wohl ein köstlicheres, nimmer ein schön'res empfahn!
Frühling spendest Du mir zur Weihnacht heut, wie Du immer
Meinem Leben der Lenz, Blüte ihm wareſt und Frucht.
Und da steh' ich, der Winter, mit meiner Gabe des Winters!
Aber Du, wie Du mich einſt, nimmſt mich auch heut an Dein Herz.

Am 24. März 1868.

Denkst Du, Geliebteste, noch der Zeit, wo jeglichen Tag fast
Sehnende Liebe zu Dir brachte Dir Reim und Gedicht?
Längst schon ist sie dahin; und jetzt, wie scheint' ich verändert,
Da selbst der festlichste Tag kaum mir ein Verschen entlockt!
Selber mir scheint es ein Räthsel; und doch, wenn recht ich's bedenke,
Zeigt sich die Lösung leicht, die mein Verstummen erklärt.
Denn seitdem ich Dich ganz in der unerschöpflichen Fülle
Deines unendlichen Werth's tief im Gemüthe erkannt:
Ach wie vermöcht' ich da wohl, in gemessenen Worten und Zeilen
Auszusprechen mein Glück, das unermeßliche, Dir! —
Ueber den Fluß wohl trägt von einem zum sichtbaren andern
Ufer den Schwimmer der Arm über die Breite der Fluth;
Doch das unendliche Meer, das unabsehbar sich ausdehnt,
Lähmt durch den Anblick allein selbst des Versuches Entschluß.

Mentreur 1868.

Zeitlose Zeit.

Wie oft, wenn wir beisammen
Still Herz an Herz geruht,
Gekühlt die heißen Flammen,
Gestillt der Sehnsucht Glut, —

Umwebt vom tiefsten Frieden
Gewiegt in seel'ge Ruh',
Sanken die schlummermüden
Trunkenen Augen zu.

Kein Abschied ward genommen,
Kein Kuß der „Guten-Nacht!"
In Eins sind uns verschwommen
Der Morgen und die Nacht.

Ein ewig wachend Leben,
Kein Ende und kein Schluß;
Ein ewig nehmend Geben,
Eins letzt' und erster Kuß.

Und wenn auch unterdessen
Sich Jahr an Jahr gereiht; —
Für Glück so unermessen
Ist zeitlos selbst die Zeit.

Zu unserm Hochzeitstage.

Die Ehe sei der Liebe Grab!
So hört man oftmals sagen,
Und über Täuschung „schönen Wahns"
Sich bitterlich beklagen.
Wir haben anders es erprobt,
Seit uns ihr heilig Band umschlossen.
Denn größres Glück, als sie uns gab,
Hat nimmer noch ein Menschenpaar genossen.
Viel Jahre sind dahin, doch jedes Jahr
Nur schöner stets als das vergangne war.

6. Februar 1862.

Im braunen wie im weißen Haar.

Nein, keine Hoffnung iſt zerronnen
Erfüllt iſt jede ganz und gar.
Im braunen hab' ich Dich gewonnen,
Wie lieb' ich Dich im weißen Haar!

6. Februar 1869.

Buch der Freundschaft.

Gelegenheitsgedichte an Personen.

Schied auch mancher hin der Lieben,
Sind doch Manche übrig blieben.

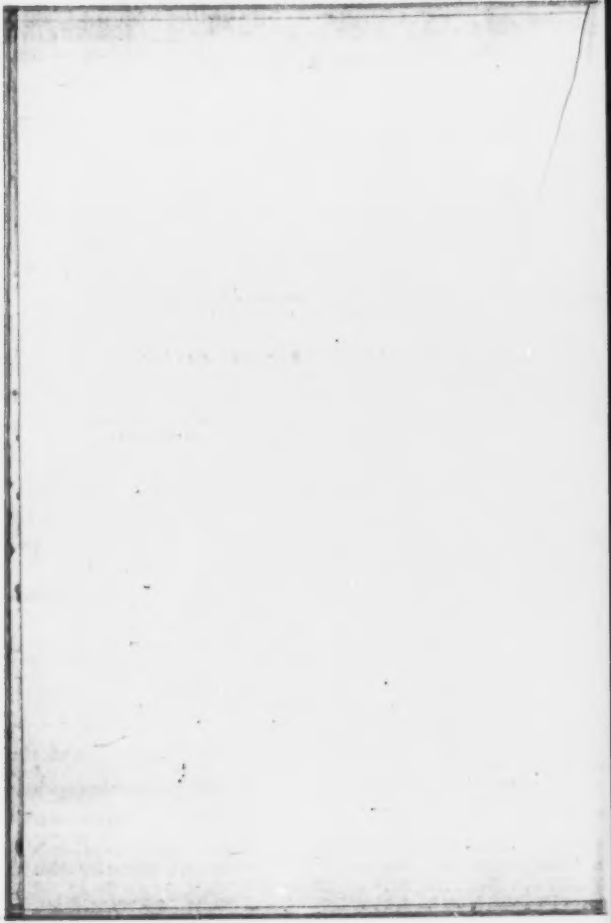

An Adolf Jerichau und Elisabeth Baumann.

(Rom 1846.)

Viel des Schönen hab' ich geseh'n, seitdem ich Italiens
Boden mit pochender Brust, ihn, den ersehnten, betrat.
Was sich der Knabe geträumt im Märchentraume der Kindheit,
Was dem Jünglinge dann höher den Busen geschwellt,
Was der reifende Mann als Krone des irdischen Daseins
Oft in stillem Gebet heiß von den Göttern erfleht —
Endlich ward es gewährt: mit dürstenden Augen zu schauen
Himmel und Erde und Meer, die sich die Schönheit geweiht,
Seit aus der purpurnen Nacht der küstenumarmenden Fluthen
Einst Cytherea empor stieg zu dem rosigen Licht.
So aus kimmerischer Nacht des gestalt- und farblosen Nordens
Hob sich der Schönheit Land leuchtend dem Blick mir empor.
Dies ist dasselbige Meer, das der herrliche Dulder Odysseus
Heimathsuchend, im Kampf gegen die Götter durchirrt.
Sieh', und die Götter, sie leben noch jetzt in marmorner Schöne,
Wie sie der bildende Geist göttlicher Menschen erschuf.
Ist das nicht Jupiter's Haupt, des gewaltigen Wolkenversammlers,
Dessen gewährendem Wink einst der Olympos gebebt?
Juno blickt sie nicht noch, die Herrscherin einst des Olympos,
Wie sie von himmlischen Höh'n streng auf Aeneas geschaut?
Artemis schweift durch's Gebirg und der Fernhintreffer Apollon
Scheucht mit dem mächtigen Arm dräuend die Furien hinweg!
Venus entsteiget dem Meer, noch triefen vom Schaume die Locken,
Und schon regt Dir die Gluth flammender Liebe das Herz.

Ist das nicht Niobe dort, die unglückseligste Mutter,
Weil sie die glücklichste sich gegen die Götter gerühmt?
Dann von dem Marmorsarge des schönen hellenischen Daseins
Schweifte der trunkene Blick hin zu der Blüthe der Kunst,
Die sich seit Golgatha's Kreuz in farbigem Leben entfaltet,
Bis sie durch Rafaels Geist voll sich zur Schönheit verklärt. —
Ueber Jahrhunderten, so in denkendem Schauen durchwandert,
Ruhte mir endlich der Geist, still in die Klage versenkt:
„Ach, daß der Schönheit Tag so kurzer und flüchtiger Dauer!
„Daß uns die Sonne der Kunst tiefer und tiefer versank!"
Aber siehe, sie lebt! in unvergänglicher Schöne
Leuchtet ihr rosiger Strahl morgenverkündend empor.
Jerichau's Herkules ruht von der Mühe der irdischen Arbeit,
Hebe, die göttliche, reicht liebend den Nektar ihm dar.
Und die Göttergestalt und den Adel homerischer Menschheit
Zeigt uns Elisabeth hier, wo sie das Urbild geschaut.
Schönes hab' ich geseh'n, seitdem ich Italiens Boden,
Innigen Sehnsucht Ziel, klopfenden Herzens betrat —
Aber des Schönen Schönstes verlieh mir die Gnade der Götter:
Keimen und Wachsen und Blüh'n Eurer Liebe zu seh'n;
Euch, die Ihr einig in Kunst, im Reiche der ewigen Schönheit,
Einig im kindlichen Sinn, — Eins auch in Liebe zu schau'n.
Tief in der Feier der Nacht, die vom alten Jahre das neue
Scheidet, ruhet um mich Roms, die ewige Stadt.
Aber ich hebe die Hände empor zu dem Vater der Götter,
Dessen unsterbliches Haupt leuchtend die Kerze bestrahlt:
Vater Zeus, Kronide, Beherrscher der Götter und Menschen,
Kröne den Bund, der den Freund liebend der Freundin vereint.
Laß, Altmenen's Söhne an Kraft und Muthe vergleichbar,
Ihn zum Olympus der Kunst wandeln die mühvolle Bahn;
Aber wenn heiß ihm die Stirn von der Arbeit Perlen bethauet,
Reiche ihm Hebe schon hier liebend den labenden Trank.

An Ernst Meier, Genre-Maler in Rom.

Was mich in Deiner Kunst entzückt,
Was in den farbigen Gestalten
Das Auge wie das Herz erquickt:
Das ist das reine klare Walten
Der Liebe, die in treuer Meinung
Die ganze Menschenwelt umschlingt
Und durch das Trübe der Erscheinung
Zum reinen Kern des Wesens dringt.

Wie Gottes Sonne gnädig milde
Den Guten wie den Bösen scheint,
So in des echten Künstlers Bilde
Im gleichen Licht die Welt erscheint.
Und zieht das Falsche, das Verkehrte
Er heiter an das Licht hervor,
Die Liebe war's, die es verklärte,
Im Zauberbade — im Humor.

Rom, 1846.

An Frau Alexandrine Hummel.

1.

Wie so gern im Carnevale
Leicht ich Dir Dein Lichtelein,
Daß von Deiner Augen Strahle
Heller fiel auf mich der Schein.

Diese holden Augensterne
Nimmermehr vergeß ich sie!
Klagend ruf' ich's in die Ferne
Rom ist — senza moccoli!

Rom. Moccoli-Abend 1846.

2.

Wie soll uns noch der Frühling freuen
Mit all' den Blumen, die er bringt,
Da er den schönsten Schmuck des Maien,
Uns unser „Maienglöckchen" nimmt!

Rom, März 1846.

An Frau Obriß Mosle.

Den 21. October 1846.

Gern gedenk' ich des Tages, ein Jahr ist's heut', daß er hinschwand,
Wo von Neapel gekehrt heim zu dem heimischen Rom,
Einsam einsamen Pfad's zu des Forums heil'gen Ruinen,
Die ich so lange entbehrt, wieder den Schritt ich gelenkt.
Vom Palatinus herab, wo auf Trümmern der Kaiserpaläste
Jetzt der moderne Quirit Kohl sich und Broccoli baut,
Schaut' ich von luftiger Höh' auf die Stadt der unsterblichen Todten,
Welche der purpurne Glanz scheidender Sonne umfloß.
Bogen auf Bogen gethürmt hinan zur Bläue des Himmels
Ragte der riesige Bau, dem sich kein andrer vergleicht.
Sinnbild der ewigen Stadt, Rom's Colosseum, denn „fallen"
Heißt es, „wird's nur mit Rom, aber mit Rom dann die Welt."
Still in besänftigter Nacht erglänzten die marmornen Bogen,
Zeugen von Constantin's, Zeugen von Titus Triumph.
Dort die einsamen Säulen, der Rest unzähliger Tempel,
Heben so zierlichen Schwungs strahlend das marmorne Haupt
Zum Kapitole hinauf, wo des großen Donnerers Wohnsitz
Jetzt der Büßergesang plärrender Pfaffen entweiht.
Feierlich war es und still; des Oktobers bacchische Festlust,
Die nach heidnischem Brauch heut noch den Römer erfreut,
Klang aus der lebenden Stadt nur leis' in verschwindenden Tönen,
Fernem Meeresgeräusch gleichend, an's lauschende Ohr.
Sieh, da schweifte mein Blick zu des Nordens Saume, wo einsam
Hob der Soracte sein Haupt leuchtend zum Himmel empor.

Und ich gedachte der Heimath, und all' der Guten, die meiner
Liebend am morgenden Tag dächten mit freundlichem Wunsch.
Auch der Freundin gedacht' ich und Ihres Tags, den dem meinen
Einst ein freundlicher Gott nachbarlich nahe gesellt,
Jenes Tags, den so oft mir im zierlich gegründeten Hause
Heiter am gastlichen Heerd' mit Euch zu feiern vergönnt.
Und aus dem Marmorschmuck der tausendjährigen Trümmer
Wählt ich als Zeugen mir aus, diesen unscheinbaren Stein,
Daß er, kehrt' ich zurück, am Tag des erneueten Festes
Künde, wie einst ich in Rom Deiner verehrend gedacht.

An Therese und Heinrich von Lützow in Java.

Wär' ich ein frommer Heide, der Alten einer, ich brächte
Spenden und Opfergelübd' allen Olympischen dar.
Daß sie Euch Liebsten mir durch des Ozean's pfadlose Wüste
Gnädig gewährten die Huld göttlichen Schirms und Geleits.
Doch entgöttert ist längst der Olymp und ewige Nacht hält
Längst die olympische Schaar menschlicher Götter bedeckt.
Sie, die Unsterblichen selber, sie sterben, wo sie geliebt einst,
Denn in der menschlichen Brust lebet allein selbst der Gott.
Eine dennoch, sie lacht; von allen geglaubt und verehret,
Waltet sie mächtig, wie einst, über der Sterblichen Loos:
Ja, Fortuna, Du lebst, Du wahrhaft Unsterbliche! Niemand
Unter der Menschen Geschlecht, wagt Dir zu weigern den Zoll.
Dir, die auf rollender Kugel mit schwebendem Fuße dahin fährt,
Göttin des Glückes, Dir sei d'rum mein Gelübde geweiht!
Selten flieht' ich zu Dir, noch selt'ner für mich, d'rum erhöre
Heute mein Flehen und gieb, gieb uns die Liebsten zurück!
Was Du mir selber versagt, ich will es im Leben mit Freuden
Missen für immer, beschirmst Du uns der Freunde Geschick.*)

*) Als Antwort auf dies am 21. Juli nach Java abgesendete Gedicht brachten die Zeitungen am 10. November die Nachricht, daß Therese (von Bacherach) Lützow am 16. September auf Java, fern von Mann und Kind, auf einer Reise durch das Innere von der indischen Ruhr dahingerafft sei!

Das Lied von Robert Blum.

Was zieht dort zur Brigittenau
Im blut'gen Morgenroth?
Das sind die kroatischen Jäger,
Sie führen den Fahnenträger
Der Freiheit hin zum Tod.

Sie haben ihn gefangen
Trotz Recht und Reichsgesetz:
Es hat ihm das Urtheil gesprochen,
Es hat ihm den Stab gebrochen
Der Richter Windischgrätz!

Zum Richtplatz sie ihn führen,
Ihn schreckt nicht Tod noch Grab!
Doch als er gedenket der Lieben,
Die ihm daheim geblieben,
Rollt still eine Thräne herab.

„Die Thräne für Weib und Kinder
„Entehret keinen Mann!
„Lebet wohl! Jetzt gilt es zu sterben,
„Für die Freiheit mit Blute zu werben,
„Ihr Jäger, wohlauf! schlagt an!"

Er ſchlinget ſelbſt die Binde,
Sich um der Augen Licht:
„O! mein Deutſchland, für das ich geſtritten,
„Für das ich im Leben gelitten,
„Verlaß die Freiheit nicht!“ —

Es krachen die Gewehre,
Im Blute liegt der Held.
Es haben die Büchſen der Jäger
Der Freiheit Fahnenträger
Den Robert Blum gefällt!

Der Fähnrich iſt erſchlagen,
Es fiel der Robert Blum:
Auf, Brüder, die Fahne zu retten,
Die Freiheit — aus Banden und Ketten
Zu Deutſchland's Eigenthum!

1848 geſungen bei der Todtenfeier in Bremen.

An Karl Schurz,
den Erretter Kinkel's.
(November 1850.)

Und wenn die Noth am größten ist,
Dann ist die Hülfe nah!
Wenn Leid nicht mehr zu trösten ist,
Kein Blick mehr Rettung sah,
Wenn thränenlos das Auge stiert,
Verzweiflung wilden Rath gebiert,
Dann ist die Rettung da.

Du treuer Mann, der Du's vollbracht
Du Freund in höchster Noth,
Dein Werk erglänzt in unsre Nacht
Als erstes Morgenroth;
Ob Lüge, Treubruch und Verrath
Auch Deutschlands Ehre niedertrat
Ob letzte Schmach auch droht; —

Dein Heldenwerk, Dein Heldenthum,
In Noth und Tod bewährt,
Es hat auf's Neu mit altem Ruhm
Das Vaterland geehrt,
Das arme, das zertretne Land
Noch blutend unter blut'ger Hand
In Dir steht es verklärt.

Was Du vollbracht, wie Du's vollbracht,
Du Deutscher Jugend Preis,
Entzündet hat's mit heil'ger Macht
So dürr als grünes Reis.
Erretter wardst Du einem Mann,
Du zeigtest uns, was Einer kann,
Der auszuharren weiß.

Nicht Einen nur hast Du befreit,
Nein frei hast Du gemacht
Viel tausend Herzen, und erneut
Des alten Wortes Macht:
„Was Einer kann, für Einen kann,
Für's Vaterland kann's jeder Mann,
Der Noth und Tod nicht scheut."

Ein Funke wird zur Gluth entfacht,
Die auf zum Himmel lebt;
Ein Schneekorn die Lawine macht,
Die stürzend niederdroht.
Lawine hier! das Feuer dort!
Und unser wird Dein Losungswort:
„Die Freiheit oder Tod!"

An die Sängerin Frl. Katharina Baum.

Musik, der ew'ge Jugendbrunnen,
Kredenzt durch Dich uns seinen Trunk;
Die Jahre schwinden, die verronnen,
Und alle seel'gen Schmerzenswonnen,
Der Jugend werden wieder jung.

Es fühlt sich frei von Noth und Fehle
Das Herz bei Deiner Stimme Klang;
Denn Dein Gesang ist lauter Seele,
Du sangesreiche Philomele,
Und Deine Seele ist Gesang.

Dem greisen Helgolander Paare
Hans Frank und Anna Heikens*)
zum achtundfunfzigsten Hochzeittage.

Dem werthen hochehrwürd'gen Paar,
Das heut vor achtundfunfzig Jahren
In Hymens Hafen eingefahren,
Bringt Freundschaft diesen Glückwunsch dar:
Mögt Ihr im Schutz der höchsten Gnade,
Die es mit Euch so wohl gemeint,
Auch ferner lieb'n des Lebens Pfade,
Bis an das Ende treu vereint.
Geehrt von Allen, die Euch kennen,
Mit Achtung Eure Namen nennen:
Hans Frank und Anna im Verband
Die Zier und Ehr von Helgoland!

Helgoland, 9. August 1869.

*) Näheres über Hans Frank Heikens findet man in meinem Buche: Helgoland und die Helgolander. Memorabilien des alten Helgolander Schiffskapitains H. Frank Heikens (Oldenburg 1844).

Otto Lewald

zum silbernen Amtsjubiläum 12. November 1859.

(Mit einer silbernen Tischglocke.)

So oft in Deiner Hand die Glocke
Mit Silberton erklingen mag,
Erinnere sie in grauer Locke
Dich an den braunen Ehrentag,
An dem vor fünfundzwanzig Jahren
Begonnen Du Dein Lebensamt:
Das Recht zu schirmen und zu wahren,
Das heil'ge, das vom Himmel stammt.
Du hast es treu und fromm geführet,
Hast Recht zu Unrecht nie gebeugt;
Von keiner Menschenfurcht berühret
Als Rechts-Anwalt Dich stets bezeugt.
D'rum bringt am Schluß des Schillerfestes,
Deß Feier Dir gelang so wohl*),
Die Liebe Dir des Dichters bestes
Gedicht — im silbernen Symbol.

*) Das würdige Zustandekommen des Berliner Schillerfestes im November 1859 war zu einem nicht geringen Theile das Verdienst des K. K. O. Lewald.

Bei Max Waldau's Todeskunde*).

Wer tiefste Liebe hat auf sich genommen,
Hat tiefstem Schmerze auch sein Herz geweiht.
Das Glück ist da; das Leid wird sicher kommen,
Denn ewig Alles wandelnd kreist die Zeit.
Der Rose Blühn, es giebt uns sich're Kunde,
Daß mit dem Blühn das Welken eng im Bunde.

Den treusten Freund hab' ich in Dir besessen,
Den mir ein Gott in trüber Zeit geschickt.
Du bist dahin! Nie werd' ich Dein vergessen,
Obschon mein Auge nimmer Dich erblickt.
Und täglich wird die Klage neu geboren:
„Ein Theil von meinem Selbst ist mir verloren!"

Du solltest mir den letzten Nachruf zollen;
So hofft' ich es, so wollt' es die Natur.
Jetzt hör' ich in Dein Grab die Schollen rollen,
Und höhnend starrt mich an die eis'ge Flur.
Verklungen kaum sind Deine Frühlingslieder,
Da sinkt der Schnee schon auf Dein Grab hernieder.

23. Januar 1855.

*) Georg Stiller von Hanenschild (als Dichter genannt Max Waldau) Dichter der „Blätter im Winde" (1847), der „Canzonen" (1848 und 1850), der „Cordula" (2. Auflage 1852), und der Romane „Nach der Natur" und „Aus der Junkerwelt", feinsinniger Kritiker und Literaturforscher, geboren den 24. März 1822, gestorben den 20. Januar 1855 auf seinem Stammgute Tscheidt bei Bauerwitz in Oberschlesien.

An Georg Büchner von Hauenschild.

So lang ich Deiner denken kann,
Werd' ich um Dich, Du Theurer, klagen.
Du warst ein Freund, Du warst ein Mann —
Und das ist viel in unsern Tagen!

23. Januar 1835.

Auf den Tod eines Kindes*).

In jedes Frühlings Erstlingsrose,
In jeder Blume, die er bringt,
In Dir, Du zarte Herbstzeitlose,
In Dir, Du Vöglein leicht beschwingt;

In jedem Lüftchen, das sich fächelnd
Mir um die heiße Stirne schmiegt,
Im Sonnenstrahle, der sich lächelnd
Auf sanfter Wellen Kräuseln wiegt;

In jedem Stern, der, wenn befeuchtet
Zu ihm das Aug' sich hebt, mir lind
In's Herz mit Deinem Auge leuchtet,
Lebst Du mir fort, geliebtes Kind.

*) Das älteste, schönste und begabteste Kind meines Bruders Karl Aarb plötzlich an einer Gehirnentzündung.

An Margarethe K.

1.

Ich sah Dich einst in jener nicht'gen Leere,
Wo Kerzenglanz um bunte Larven strahlte,
Und roth geschminkte Wangen röther malte,
Und Geistesöde herrscht' mit Centnerschwere.

Da war es mir, als ob die goldne, hehre
Göttin der Schönheit, die einst auferstrahlte
Aus jener Fluth, drin sich der Himmel malte, —
Aus Hellas' lichtdurchblitztem blauen Meere —

Empor sich höbe aus dem schilf'gen Teiche,
Wo ihre Heimath nur behaglich haben
Der Fisch, der kalte Frosch, die trüben Unken.

„Des Lebens Göttin in dem Todtenreiche
Geistleerer Schatten, die da längst begraben!"
Die Sonne selbst ward hier zum schwachen Funken.

2.

Im stillen Thal, umkränzt von Waldesschöne,
Durchrauscht vom Strudelquell, der nimmer rastet,
Fühlt' ich mein Sein von allem Schmerz entlastet,
Und blieb gedankenvoll tiefathmend stehen.

Da hört ich durch den Wald ein Klingen gehen,
Wie wenn ein Geisterhauch das Laub durchschauert,
Das regungslos in sanfter Schwermuth trauert,
Und — welch ein Wunder sah ich vor mir stehen!

Ein Götterbild, in Marmor einst gebauen
Von Griechenhand, die hehre Aphrodite,
Venus von Milos, Krone alles Schönen,

In voller Majestät war sie zu schauen
Als Lebensprühende schöne Menschenblüte, —
Der Fleisch gewordne Marmor des Hellenen.

Schlangenbad, 27. August 1863.

3.

Um Dauer fleht der Sterbliche vergebens
  Für Alles was ihm ward aus Himmels Höh'n.
Der ſchöne Menſch, die Krone allen Lebens,
  Ach, einen Augenblick nur iſt er ſchön!

Und Du biſt ſchön, ein Wunder faſt zu ſchauen,
  Ein Augentroſt, nur ſelten uns beſcheert.
Doch Schönheit, die Dich ſchmückt vor allen Frauen
  Sie iſt Geſchenk, das Glück hat ſie gewährt.

Sie iſt nicht Dein, Du haſt ſie nicht errungen,
  Und bleibend iſt nur, was der Menſch erringt.
Das Bleibende in Dir ſei einſt beſungen,
  Das zu erwerben nur Dir ſelbſt gelingt.

K., 14. April 1864.

Vergänglichkeit.

(An A. L. bei dem Tode ihres Verlobten.)

Jede Luſt iſt ein verhülltes Leid,
Jedes Leben birgt den Tod im Herzen,
Jedes Glück iſt eng verknüpft mit Schmerzen
Und der einzge Troſt, der dar ſich beut
Dem zu Tod getroffnen Menſchenherzen,
Er iſt ſelbſt ein Schmerz — Vergänglichkeit.

Dem Geiger Eduard Rémenyi aus Ungarn.

(Nach einer Matinée bei Hans v. Bülow.)

Singen des Sturmes über die Haide,
Sausender brausender Sturmesgesang;
Klingen des Windes in trauernder Weide,
Klagender, zagender, wimmernder Klang;
Singen des Hirten, das einsam verhallende,
Singen des Schlachtsturms, das weithin erschallende;
Säuseln der Blätter,
Drommetengeschmetter,
Schnauben der Rosse und Heerdengeläut;
Leben und Tod mit einander verbunden,
Blühende Rosen und blutige Wunden,
Alles was menschliches fühlen und beut
Hab ich im Sang Deiner Geige gefunden.
Hab ich durchlebt in den flüchtigen Stunden,
Wird in mir leben ewig wie heut!

30. März 1862.

Rother Mohn.

(An Frau Louise M.-H.)

Ich ging den Weg nach Kessenichs Höh'n
Im Herbstessonnenscheine;
Da hab' ich ein liebliches Bild geseh'n
Dort eben am grünenden Raine:

Von rothem Mohn wohl ein ganzes Meer,
Das blühte so für sich alleine.
Ein leuchtendes fröhliches Elfenheer
Der Blumenkinder am Raine.

Ich ging hinab von Kessenichs Höh'n
Im Abendsonnenscheine;
Da hab' ich ein liebliches Bild geseh'n
Unweit von dem grünenden Raine.

Vier blühende Kinder in leuchtendem Roth,
Die blühende Mutter in Mitten.
Die kamen im sinkenden Abendroth
Durch's Feld daher geschritten.

Das Bild, es that mir wunderbar
Das Herz im Innersten rühren:
Als führte die Mutter des rothen Mohns
Ihre schönsten Kinder spazieren.

Bonn, 1863.

Zitherklänge.

(An E. E. v. K.)

In Mondesnacht,
Wenn rings Natur dem eig'nen Herzensschlage
In athemloser Stille lauscht:
Des Menschen Seele nach dem lauten Tage
Still mit sich selbst Erinnerungen tauscht;
In Mondesnacht,
Wenn aller Erdenkräfte leises Klingen
Das träumend wache Herz durchtönt,
Ein geisterhaftes Sphärenklingen
Uns mit dem ew'gen All' versöhnt;
In solcher Nacht
Voll Mondespracht
Ist mir in allerschönsten Stunden
Musik, wie ich sie nie empfunden,
Im Liede, das Du gestern sangst, ertönt.

An Frau Marie Marchand.

In der milden Maiennacht
Glänzten sanft die Sterne
Zu uns her in ihrer Pracht
Aus der Himmelsferne.

Lockend rief die Nachtigall
Aus den Blütenbäumen,
Unsers Herzens Wiederhall
Auf zu stillen Träumen.

Aber mehr als Nachtigall
In der Maienblüte
Rührte Deiner Stimme Schall
Tief mich im Gemüthe,

Da Du sangst das süße Lied:
„Lieb' im Kinderkleidchen",
Das zurück die Seele zieht
Zu dem „ersten Bräutchen."

1860.

An ••

(Unter eine Anſicht des Rigi Vaudois.)

Der hohe Söller, das freundliche Haus,
Darin wir gegangen ein und aus
So oft in friedlichen Stunden;
Der Abendſonne glühende Pracht,
Die goldenhelle Vollmondnacht,
Der ſtille blaue Alpenſee,
In deſſen Anſchaun ſo manches Weh
Der Herzens Ruhe gefunden;
Die Berge, die Wälder, das grünende Thal,
Sie grüßen mit uns Dich vieltauſendmal.

Olten, 28. September 1842.

An ...

Rings Nebel und Schnee
Auf Bergeshöh',
Im tiefen Thal!
Schon Tage und Tage kein Sonnenstrahl! —
Der hellgeaugte blaue See,
Von Nebeln umflort in der Wiege von Schnee,
Er blinzelt bleigrau, finster drein
Bei hungriger Möven heiserem Schrein; —
Ach Alles, Alles verschwunden,
Was jüngst noch so hell in's Herz uns gelacht:
Die sommersonnige Tagespracht,
Die Zauber der monddurchflimmerten Nacht,
Herangewacht
Dort eben in glücklichen Stunden!

Da kam eine Kunde von Lieb' und von Treu,
Und sieh, auf's Neu,
Ist Alles wiedergefunden.
Denn heller strahlet der Sonne Licht
Am Himmelsfirmamente nicht
Als der Freude Stern, der durch Wolken bricht,
Wenn Liebe, die schien verschwunden,
Zu Liebe sich wiedergefunden.

Monteur. 9. Januar 1868.

An Theodor Döring

zum 9. Januar 1858.

Daß Du geboren, deß freuen ſich heut' die liebenden Deinen,
Freuen die Freunde ſich heut', denen das Schickſal Dich gab.
Aber ſie treten beſcheiden zurück vor den hehren Geſtalten,
Welche zu feiern den Tag heute im Chore ſich nahn.
Nathan führet ihn, der Weiſe, den uns der unſterbliche Leſſing
Scheidend in männlicher Kraft, ließ als Vermächtniß zurück.
Ihn den Weiſen der Weiſen, den herzgewinnenden Redner,
Haben die Andern zumal heut ſich zum Sprecher erwählt:
Lear, der unſelige König, und Shylock, der grimmige Rächer,
Falſtaff, der Fürſt des Humors, dem ſich Malvolio geſellt,
Dicht gefolgt von dem greiſen Polonius, der nur mit Mühe,
Heute zu Nathan's Gunſt hemmt den redſeligen Mund —
Doch wer zählte ſie alle, die Geiſter dramatiſcher Dichtung,
Welche am heutigen Tag ihrem Bekeber ſich nah'n?
„Sei uns feſtlich gegrüßt!“ (ſo redet Nathan der Weiſe
Freundlich milde Dich an) „feſtlich uns Allen gegrüßt!
„Gottesgabe“, ſo nannten Dich, Theodor, liebende Eltern,
Wahrlich mit Recht, denn es gab Uns Dich ein freundlicher Gott.
Leben ſchufeſt Du uns, wie oft! zur Freude der Menſchen,
Du, dem Schöpfergewalt weihend der Genius gab,
Daß wir in ächter Geſtalt, treu, wie uns die Dichter geſchaffen,
Wandelten hehr durch die Welt künſtleriſch göttlichen Scheins!“
Alſo ſpricht er, und ſieh, auf das Haupt des erſchütterten Künſtlers
Senkt ſich aus Nathan's Hand krönend das Lorbeer-Geflecht! —
Trag ihn noch lange den Kranz, den wohlverdienten, und füge
Auch in dem folgenden Jahr friſche Blätter ihm zu.

An den Schöpfer von Gentrode,
Alexander Gent.

1.

Wer Gutes ſchafft muß viele Plagen
Von allen Seiten her ertragen. —
Auch dem, der hier den wüſten Sand
Der Kahlenberg' in urbar Land
Verwandelt hat mit Müh und Fleiß,
Ihm machte man ſein Streben heiß.
In Neid mit Unverſtand verbunden
Hat ſchwere Hemmniß er gefunden.
Philiſterrede, Spott und Hohn
War anfangs ſeiner Müben Lohn;
Gefahr und Plagen aller Art
Sah' oftmals er um ſich geſchaart.
Zuletzt des Waldbrands grimme Noth
Hat Untergang ihm faſt gedroht.
Doch hat er all' die Noth und Plagen
Mit zähem deutſchen Muth ertragen;
Er dacht': „Wem Großes ſoll gedeih'n,
Muß keine Noth und Mühſal ſcheu'n,
Muß rüſtig brauchen Kopf und Hände:
Dann führt er's doch zum guten Ende!"

2.

Inschrift auf den Ruhburgsberg von Genthode.

Hier war die Stätte, wo vor Jahren
Den Bürger man von Neu-Ruppin,
Um Frucht und Heerden zu bewahren,
Sah Wall und Graben mühsam zieh'n,
Zu schützen seines Fleißes Lohn
Vor ritterlicher Räuber Griffen,
Die gegen Bürgerfleiß voll Hohn
Die adeligen Schwerter schliffen.
Die Herr'n von Wunsch und Lüderitz,
Die Winterfeld und Watesleben
Sah hier man oft von hohem Sitz
Zu Raub und Mord die Lanzen heben. —
Gottlob, die Zeiten sind vorbei
Mit ihren ritterlichen Dieben.
Stadt, Land und Bürger können frei
Die Kraft in fleiß'ger Arbeit üben.
So hat dies öde Sandgelände,
Das einst nur sah Gewalt und Blut,
Ein Bürger durch den Fleiß der Hände
Verwandelt in ein fruchtbar Gut.
In Arbeit setzt er seine Ehren;
Mög' jeder seines Stamms sie mehren.

Sankt Martins Vogel.

An Frau Antonie v. Hennig.

(Mit einer Federzeichnung.)

Der Vogel, der in alter Römerzeit
Durch treue Wacht das Kapitel errettet,
Auf dessen weichen Federn weit und breit
Die arbeitsmüde Menschheit gern sich bettet;
Mit dessen Kiel das schnell verklungne Wort
Gefestet worden ist durch manch' Jahrhundert,
Geschrieben ward in jedem Land und Ort
Des Dichters Werk, das heut die Welt bewundert;
Der Vogel, der dem großen Mann geweiht,
Den wir als unsern Heiligen verehren,
Martinus Luther's Vogel, den zur Zeit
Wir gerne am Sankt Martinstag verehren —
Er kam in seiner Schönheit feinstem Glanz
Durch Dich von Pleuchert's Flur zu uns geflogen.
Mit seinem Kiel sei d'rum ein Lorbeerkranz
Um Deinen Namen dankbar hier gezogen.

26. März 1859.

An Marie Lewald.

(Mit Johann Jacoby's Reliefportrait 12. Januar 1865.)

Nimm den Treuſten hier der Treuen,
Sage er Dir jeden Tag:
Alles kann der Menſch erneuen,
Alle Wolken kann zerſtreuen,
Sich und andre kann befreien,
Wer zu lieben recht vermag.

An Frau Louise Löwe.

(Zum 4. April.)

Du Kind des wetterwendischen April,
Das Wetterwenden viel erprobt im Leben,
Sei Dir fortan bis an Dein Lebensziel
Beständig Glück dafür zum Lohn gegeben!

Zuspruch.

An Anton Bohrn.

Was Du fehltest ist gefehlt!
Wiederkäuen täglich
Was verwirrt Dich und gequält,
Nutzlos ist's und kläglich.

Brust heraus und Kopf empor,
Frischen Muth genommen!
Warst Du doch Dein eigner Thor, —
Und so soll Dir's frommen.

Rom, Febr. 1853.

An Guſtav Hanſemann.

(Zum 22. Juni 1868.)

Geſegnet der Tag, da zuerſt Du erblickt zu der Deinen Freude und Wonne,
Du geliebteſter Freund das Licht dieſer Welt, das Licht der belebenden Sonne!
Auf der Höhe ſtand ihr ſtrahlender Schein, d'rum leuchtet auf Deinem Geſichte
Ein herzerfreuender Widerſchein von dem heitern ſonnigen Lichte.
Es reichte dem jungen Sommer den Kuß ſein Vater, der Frühling, bei'm Scheiden
Und es galt des ſcheidenden Frühlings Gruß Euch neugeborenen Beiden.
Heut ſtehſt Du inmitten der Sommerzeit des Lebens, d'rum ſei Dir beſchieden
Nach des Sommers Schwüle ein Herbſt voll Frucht und ein abendſonniger Frieden.

Montreux, 20. Juni 1868.

An Dr. Johann Jacoby.

(Zum 1. Mai.)

Was soll ich wünschen Dir, dem Weisen,
Am Tage, der Dich rief in's Leben?
Laß unser Glück mich lieber preisen,
Das Dich der Welt und uns gegeben.

Nichts braucht vom Glück der Edle, Weise,
Der in Sich alles Glück vereint!
Doch wir, wir beten heute leise:
Erhalt' uns, Glück, den treusten Freund.

Monterey, 1849.

Meiner geliebten älteſten Tochter Anna Stahr

zum dreiunddreißigſten Geburtstage, 14. Februar 1868.

Wohl ſagt man „Drei ſind aller guten Ding!“
Und 3 mit 3 zuſammen hier gekoppelt
An Deines Lebens Baum' ein neuer Ring
Bedeuten alſo gutes Ding verdoppelt!

Und das mit Recht! denn als die erſte Drei
In Deines Lebens Jahren war erſchienen,
War Annchen „Virtuos“ nur im Geſchrei,
Im Weinen und in ſauertöpfſchen Mienen.

Dreizehn, paſſabel! — dreiundzwanzig, — nun
Es war, wie Mädchen ſind von dreiundzwanzig
Mein Annchen auch; das Herz kann da nicht rub'n,
Und Grund zur Unruh war erwünſcht und fand ſich.

Doch ſeit die reif'ren Jahre ſie erreicht,
Und heute, wo erfüllt die 33,
Da weiß ich keine, der mein Annchen weicht,
Das treue Kind, ſo ernſt, ſo eiferfleißig,

So ganz erfüllt von ihrer edlen Kunſt
Und ihres Lehrberufes freud'gem Streben;
Und dankbar preiſ' ich des Geſchickes Gunſt,
Die mich die 33 ließ erleben.

Komm an mein Herz, Du mein geliebtes Kind,
Du Kinderherz mit dreiunddreißig Jahren;
Denn wer wie Du, treu ſeiner Kunſt geſinnt,
Bleibt immer jung, ſelbſt noch in weißen Haaren.

Neutreut, 1868.

Meinem Sohne Alwin.

(In mein Buch „Ein Jahr in Italien".)

Beſchränkt iſt alles Menſchenleben,
Und kurzgemeſſen ſeine Zeit;
Doch wirkt ein treuliches Beſtreben
Weit über ſeine Endlichkeit.

D'rum was ſich Schönes mir erſchloſſen
In eines Jahres kurzer Friſt, —
Von Dir, mein Sohn, wird's noch genoſſen,
Wenn längſt Dein Vater nicht mehr iſt.

12. September 1853.

Zum Verlobungsfeste von Alwin und Marie.

(Weihnacht 1864.)

Das iſt die wahre Weihenacht,
Wo uns der Liebe Stern erſcheint
Und ſeine heil'ge Feierpracht
Ein Herz dem andern feſt vereint.

Euch giebt die heil'ge Weihenacht
Der Liebe höchſtes Chriſtgeſchenk.
Bewahrt es fromm, und ſeid bedacht,
Daß Ihr deß ewig eingedenk;

Daß Euer ganzes Leben ſei
Ein heil'ges Liebesweihnachtfeſt,
Und immer neu die Liebestreu,
Die nimmer von einander läßt.

Trinkſpruch
am Hochzeitstage meines Sohnes
Alwin Stahr mit Marie Gerſon.
(2. April 1865.)

An Tagen wie der heut'ge kehrt zurück
In längſt vergangne Zeit des Vaters Blick.
Er ſieht ſich ſelbſt gerührt und froh bewegt,
Wie man den Säugling ihm entgegenträgt;
Er hört des Kindes erſten Stammellaut,
Deß erſtes Lächeln er mit Luſt erſchaut;
Den Knaben dann, der manchen Streich vollbracht,
Ob dem der Vater ſtrafend heimlich lacht, —
Er ſieht ihn in die fremde Welt hinaus
Mit Thränen ziehn aus liebem Vaterhaus.
Er ſieht den Jüngling, wie er ſtrebend ringt,
Ihm Manches fehlſchlägt, Manches doch gelingt,
Und der, wenn auch getrennt durch Meer und Land,
Geeint ihm bleibt im innigſten Verband,
Der Kind ihm bleibt, ward er gleich ſchon ein Mann! —
Doch endlich naht die Stunde ſich heran,
Wo er ſich abtrennt mit dem großen Schnitt
Vom Stamm, der mit ihm lebte, fühlte, litt,
Wo er, ſelbſt Stamm, die eignen Wurzeln ſchlägt,
Und ſelber Aeſte, Zweige, Früchte trägt!
Die Stunde — jüngſt, wie ſchien ſie noch ſo weit!
Jetzt iſt ſie da; erfüllet iſt die Zeit.
Doch was der Vater ſchwinden ſieht dem Blick
Giebt heut dafür der Sohn ihm voll zurück:
Der Sohn, der Mann, bringt ihm die Tochter neu,
Der er geſellt ſich für das Leben treu.
In Beiden ſieht er jetzt, der alte Stahr,
Sich neu erſtehn. D'rum: „Hoch das junge Paar!“

An Alwin Mahr.

Zum 12. September 1868.

(Mit einem Führer durch Rom.)

Wenig zu wünschen nur hab' ich, mein Sohn, zu dem heutigen Tage
Dir, der fast Alles besitzt, was des Besitzens verlohnt.
Denn Dein sind ein liebendes Weib, sind liebliche Kinder,
Brüder und Schwestern, mit Dir strebend und liebend vereint,
Eltern endlich, die Dir Dein Glück im freudigen Spiegel
Ihres betrachtenden Blicks geben verdoppelt zurück.
Auch das Gute zum Schönen es fehlt nicht: leidlich gefüllt sind
Kisten und Kasten mit Gut, leidlich der Beutel mit Geld,
Er, der Wehrer der Sorge, der herzbeklemmenden Göttin,
Welche den tapfersten Mann oftmals im Kampfe bezwingt.
Dauer allein ist's darum was heute für Dich ich erflehe,
Ist noch übrig ein Wunsch, sei's für den Vater, für mich:
Daß mir die Götter vergönnen, was lange Jahre mein Sehnen
War, — Dir Führer zu sein einst in dem ewigen Rom.
Doch versagen sie mir, dem Alternden, seine Erfüllung,
Führt mich selber zuvor Hermes zum Hades hinab,
Dann — dann sei Dir dies Buch, wie einst mir, ein treuer Begleiter,
Während des Vaters Geist überall dort Dich umschwebt.

Lille, im Sednedraue 11. September 1868.

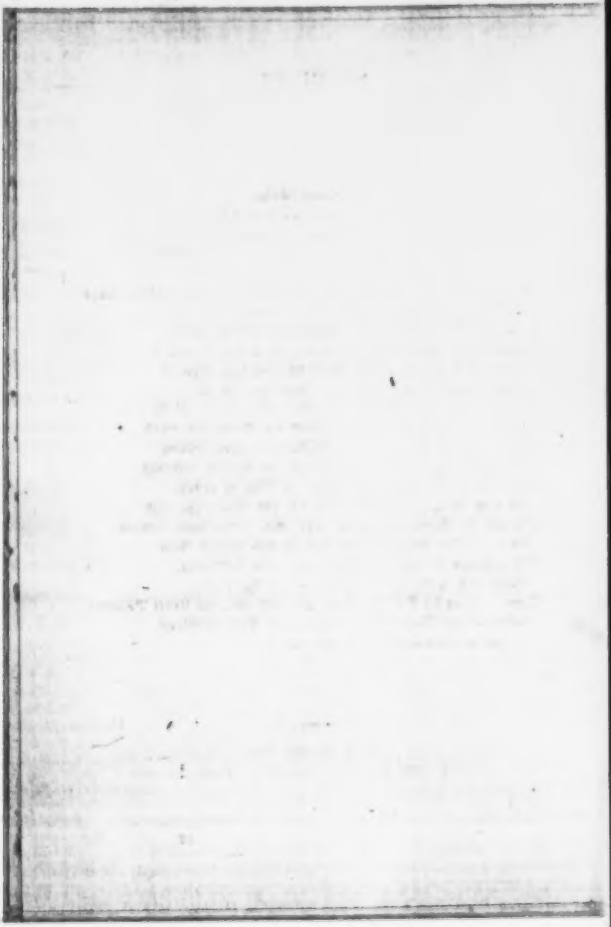

Vermischte Gedichte.

Lang iſt's her!

Längſt nicht mehr berühret von meiner Hand
Hängt die Leier ſtumm an beſtaubter Wand.
Sinnend denk' ich der Zeit, da der letzte Ton
Ihren rauſchenden Saiten einſt entflohn.

Horch! ein Klingen über die Saiten ſchwirrt,
Wie wenn Herbſtwind klagend den Wald durchirrt!
Ach! vom welken Kranze, der ſie umſchlingt,
Wieder ein dürres Blatt zur Erde ſinkt.

Nicht daheim.

Nicht daheim! Wo mag Sie sein?
Fort zu jenen dunklen Linden,
Dort vielleicht mag ich Sie finden;
Ja da ist Sie! Nein, ach nein!
Mich betrog der Dämmerschein.

Nicht daheim! Wo mag Sie sein?
Sicher dort im stillen Garten
Wird Sie ihres Freundes warten.
Seh ich recht! — Sie ist's! — Ach nein,
Mich betrog der Dämmerschein.

Nicht daheim! Wo mag Sie sein?
Hin zum stillen Laubengange
Lenk den Schritt ich lauschend bange,
Horch, es rauscht ihr Tritt! Ach nein,
Wieder trog mich falscher Schein.

Nicht daheim! Wo kann Sie sein?
Nicht im Garten, bei den Linden,
Nicht im Laubengang zu finden;
Stets geneckt vom falschen Schein
Bin allein ich — ach, — allein!

Am Meere.

1.

Seeſchwalbe.

Seeſchwalbe, kleine, ſchlanke,
So ſchnell wie der Gedanke,
Mit blitzgezacktem Flug,
Dein ſchrilles banges Schreien
Senkt meines Rohres Dräuen,
Das Deinen Tod verborgen trug.

Am Dünenhügel nieder
Streck ich die müden Glieder
Auf weichen Uferſand;
Und die Gedanken tragen
Auf ihrem luftigen Wagen
Mich weit hinaus in fernes Land.

Wohl hin zu ihren Füßen,
Zu ihr, der Holden, Süßen,
Wohl hin zu ihrer Bruſt.
Sie beugt zu mir ſich nieder:
„Hab ich Dich Liebſter wieder,
Dich meines Lebens Herzensluſt!“

Seeſchwalbe, kleine, ſchlanke,
So ſchnell wie der Gedanke,
Mein Rohr erſchreck Dich nicht!
Wie könnte Tod Dir ſenden,
Den ſie mit weichen Händen
Die Liebſte eng in Banden flicht!

2.

Sonnenuntergang.

Meeresspiegel, glatte Fläche,
Dehnt sich endlos in die Ferne,
Und auf dunklem Wolkenwegen
Roth durchpurpurt, goldbeflammet,
Zittert dort am fernsten Saume
Glühendroth die Abendsonne
In des Meeres Schooß hinab.
Wie der Geliebte wonneschauernd, trunken
Die Braut mit starkem Arm umschlingt,
Die wonnezitternd schwach und schwächer ringt
Bis sie mit ihm im Meer der Lust versunken,
So schauerte das Meer. Es bebt
Die Spiegelfläche, Well' auf Welle bebt
Zum wilden Tanz, zum kosenden Umschlingen
Sich hoch empor, und bald erscholl der Strand
Am weißen, weitgestreckten Dünensand
Von ihrer Donnerlieder Jubelsingen.

3.

Die Meeresbrücke.

Das Mondlicht zittert auf dem Meer,
Die Wellen ſie rauſchen am Strande.
Eine goldne Brücke ſchimmert her
Zum Authumrauſchten Lande.

O Mond, was magſt Du über die Fluth
Die goldne Brücke ſchlagen!
Kannſt nimmer doch meines Herzens Gluth
Zur fernen Geliebten tragen.

Doch Nachts im Traume, da führeſt Du
Auf Deinem Steze, dem ſchwanken,
Weit über das Meer der Liebſten zu
All' meines Herzens Gedanken.

4.

Auf dem Fiſchfang.

Auf den grünen Meereswellen
Wiegt ſich ſchaukelnd unſer Kahn,
Lachend ſchicken die Geſellen
Sich zum Angelwerfen an.
Schnüre ſinken ſchnell hinunter
Mit dem Haken, ſcharf gefpizt,
Dran für Fiſchlein, flink und munter,
Trügeriſche Lockung ſizt.

Welch ein Jubeln, welche Freude,
Wenn die Schnur sich zuckend regt,
Und ein schneller Ruck die Beute
Aus dem Schooß des Meeres trägt!
Wie sie zappeln, die Betrognen,
Krümmen sich in Todesnoth!
Den Bethörten, den Verwognen
Ward die Lust zum bittern Tod.

Nur an meiner Angel Ecken
Will kein lüstern Fischlein nah'n. —
Herz und Pulse fühl' ich stocken
Auf der tiefen Wasserbahn;
Denn aus den krystallnen Fluthen
Schaut auf mich im Dämmerlicht,
Bei der Scheidesenne Gluten
Mild ein liebes Angesicht.

Ohne Fang und ohne Beute
Kehr am Abend ich nach Haus.
Die Gesellen, kluge Leute,
Lachen den Betrognen aus.
Unter Necken, unter Scherzen
Stößt an's Ufer unser Kahn.
Doch ich weiß im stillen Herzen
Wer den besten Fang gethan.

5.

Am Gollwerk.

Durch das Bollwerk mit Gebraus
Schaumbekrönte Wellen schwanken,
Wie zum Käfig streckt hinaus
Wild ein Raubthier seine Pranken.

Schauernd unter meinem Fuß
Dumpf des Pfahlwerks Balken stöhnen,
Dran mit stets erneutem Gruß
Wilder Brandung Fluthen dröhnen.

Hoch und höher steigt die Fluth
Auf zum schwach geschützten Lande;
Was in dunkler Tiefe ruht
Rollt sie schäumend auf zum Strande.

Löst der Muscheln bunte Pracht,
Riesig schlanke Meerespflanzen,
Aus der feuchten Tiefe Nacht
Wirbelnd hin zum Ufer tanzen. —

Jeder Welle dumpfen Schall
Fühl ich an das Herz mir schlagen,
Und es weckt der Brandung Schwall
Bilder aus vergangnen Tagen;

Leidenvolle Leidenschaft
Wühlt hervor in wildem Schwanken
Rastlos mit erneuter Kraft
Tief begrabene Gedanken.

6.

Wolken und Wellen.

Die Wolken kommen gezogen
Am Abendhimmel daher;
Es rollet Wogen auf Wogen
Zum Strande das rauschende Meer.

Die Sehnsucht kommt gezogen
Mit ihnen zum Herzen hinan.
Ihr ziehenden Wolken und Wogen
Ihr habt's mir angethan.

Ihr öffnet wieder die Quellen
Der Lieder in tiefster Brust.
Ihr schenkt mir, ihr Wolken und Wellen
Wieder der Thränen Lust.

Das Grab des Fremdenlegionairs.

(Auf einen in Algier gefallenen Freund.)

„And if you fall, though distant and unwept by those that love you, the most precious tears are those with which Heaven bedews the unburied head of a soldier.
(Goldsmith.)

Wo des Atlas Kamm in die Wolken ragt,
In dem heißen Wüstenlande,
Da haben sie Dir Dein Grab gemacht
In Afrika's brennendem Sande.

Kein Hügel deckt es, kein Zeichen sagt,
Wem hier die Ruhe beschieden.
Kein thränend' Auge hat um Dich geklagt;
Kein Gebet für der Seele Frieden.

Der brechenden Stimme letztes Wort,
Gestammelt im Todeskampfe —
Wer hört es? — Der fünf're Spanier dort
Geschwärzt vom Pulverdampfe.

Wohl war er Dein treuer Kamerad
In heißen Kampfestagen,
Wohl hätt' er gern zur Heimathstadt
Deine letzten Grüße getragen;

Doch horcht er vergebens dem fremden Ton
Des sterbenden Kameraden:
„Leb' wohl, o Marie!“ — Und die Seel' ist entflohn,
Dieweil er die Büchse geladen.

Da wirbeln die Trommeln, der Hornruf schallt
Aufprengen im wildesten Jagen
Die Kinder der Wüste, mit Sturmesgewalt
Den schäumenden Rossen getragen. —

Nun Stille rings, und Grabesruh
Liegt lauschend über der Wüste;
Die Sonne sinkt dem Meere zu
An Afrika's fernster Küste.

Der Nachtthau fällt, er funkelt klar
Wie Perlen in Gräsern und Halmen;
Es bringt seine Thränen der Himmel dar
Dem Schläfer unter den Palmen.

Hafis und der Schüler.

Schüler.

Hafis, meiner Seele Stern,
Hören möcht' ich gar zu gern
Aus dem eignen Mund des Weisen,
Dessen Glück die Lieder preisen:
Wie bewahrteſt Du der Liebe
In dem traurigen Getriebe
Dieſer Welt voll Haß Dein Herz!
Wie bewahrteſt Du die Seele,
In der Welt voll Schuld und Fehle,
Vor der Täuſchung bitterm Schmerz?

Hafis.

So höre denn mein Sohn! Ich habe nie
Mich über's Dumme, Häßliche und Schlechte
Wo ich's auch fand im Menſchenthum, verwundert,
Denn aus geringem Lehme formt uns Gott.
Doch wo mein Aug', dem ſchlechten Steg zum Spott,
Erſchaute unter Menſchen ein Genie,
Und wo ich ſah das Gute, Schöne, Rechte —
Da hab' ich's dankbar liebevoll bewundert.

Beim Scheidetrunk.

Wenn bei Becherklang
Und bei frohem Sang
Liebe Freunde sitzen froh vereint;
Heitre Rede fließt,
Sich das Herz ergießt,
Jeder treu es mit dem Andern meint,
Giebt's ein trauriz Wort:
„Morgen muß ich fort!“
Ob das Aug' auch lacht, das Herz doch weint!

Und so sitzen wir,
Und so geht es mir,
Und auch mir thut es im Herzen weh!
Funkelt hell der Wein,
Muß es dennoch sein,
Daß ich Euch, Ihr Lieben, sag' Ade!
S'ist ein trauriz Wort:
„Morgen muß ich fort!“
Lebet wohl, bis ich Euch wiederseh'!

Neuteck, Juli 1855.

Leſſing.

1. Unter ſein Bildniß.

Das echte Abbild von der Menſchheit Adel,
Der treuſte Ritter aller Geiſteswahrheit,
Ihr Spiegelbild er ſelbſt in Sonnenklarheit
Der Freiheitskämpfer ohne Furcht und Tadel

2. Troſt.

Will uns erneuter Wahn entſetzen,
Scheint längſt begrabnes wieder nah,
Getroſt! und wimmelt's rings von „Götzen“,
Für ewig iſt ihr Leſſing da!

3. An M. L.

(Mit meinem „Leben Leſſing's“.)

Laß Dir die trüben Wintertage
Durch Leſſing's lichten Geiſt erhellen;
Und drückt Dich hart des Lebens Plage,
Und drängt zur Lippe ſich die Klage:
„Warum das mir?“ — An ſolchem Tage
Magſt Du Dich neben Leſſing ſtellen,
Der mehr gelitten und getragen,
Als Menſchenwort vermag zu ſagen.

Das Götheſeſt in Helgoland.

(1849.)

Vom rothen Felſeneiland
Erſchallt der Kanonen Gruß,
Es feiert den Schönheits-Heiland
Der Deutſche mit Tafelgenuß.

Britanniens Flagge webet
Zu Göthes Wiegenfeſt!
Die Deutſchland heiß erflehet,
Seine Farben es verläßt.

Ich kann nicht mit Euch feiern,
Nicht ſchmieden hohlen Toaſt,
Nicht ſchlechte Verſe leiern
Zu unſerer Schande Troſt!

Der blutig ſchweren Schande,
Die alle Meeresflut
Nicht wäſcht vom deutſchen Lande —
Nur Ströme von deutſchem Blut:

Der Schande, daß der Deutſche
Noch immer als Knecht verharrt,
Dem ſchon vor hundert Jahren
Ein Göthe geboren ward.

Zur Säkularfeier von Schiller's Geburtstage.

(10. November 1859.)

Ein ganzes Volk von vierzig Millionen
Hebt Händ' und Herzen feiernd heut empor;
In Hütten und auf stolzen Fürstenthronen
Drängt ein Gefühl erhebend sich hervor.
Wo Deutsche auf dem weiten Erdball wohnen,
Schallt: „Er war unser!" heut im Jubelchor.
Verstummen muß der Frevelmund des Spottes,
Denn solche Volksstimm' ist Stimme Gottes!*)

*) Motto zu der im Auftrage des Festcomité's von mir verfaßten und in sechzigtausend Exemplaren gedruckten Biographie Schiller's für die Schulen Berlin's, von der ein Exemplar mit in den Grundstein des Berliner Schillerdenkmals versenkt wurde.

Die abgetretenen Miniſter.

(Der König ſpricht:)

Endlich bin Ich ſie los, die Halben, die Fahlen, die Lauen,
Sie, die nicht kalt und nicht warm, längſt ſchon Mir waren ein Gräul!
Feſt anklebten ſie Mir, wie Koth an der Sohle des Wandrers,
Der durch die lehmige Mark ziehet die Straße dahin.
Nimmer wollten von ſelbſt abtreten, die klebenden Tröpfe,
Darum mit raſchem Entſchluß trat Ich ſie Selber mir ab.

Der Polniſche Geiger.

(Zu einem Bilde von Gallait.)

„Mein Vater liegt erſchlagen
Im Kampf für's Vaterland
Ich bin in jungen Tagen
Vertrieben und verbannt.

„Der Mutter brach das Herze,
Sie ſank in's Grab hinein,
Und ließ mit meinem Schmerze
Mich in der Fremd' allein;

„Allein mit einem Freunde,
Dem einz'gen in der Noth,
Mit meiner treuen Geige, —
Die Troſt mir giebt und Brot.

„Ihr darf ich anvertrauen,
Was mir im Herzen wühlt:
Die Sehnſucht nach den Auen,
Wo ich als Kind geſpielt;

„Das Leid um unſ're Todten,
Den Schmerz um's Vaterland,
Und gegen die Despoten
Der Rache heißen Brand!

„Maria, Schmerzensherbe,
Zu Dir heb' ich mein Fleh'n:
Laß mich, bevor ich sterbe,
Die Heimath wiederseh'n!

„Aus meiner Geige Klingen
Ist Dir mein Fleh'n bekannt:
Gieb, daß mein Arm mag schwingen
Ein Schwert für's Vaterland!“ —

Die Zeit, sie ist gekommen,
Die Geige liegt zerschellt:
Das Schwert hat er genommen,
Der Geiger ward ein Held.

Ein Held ist er gestorben,
Das Schwert noch in der Hand,
Ein Grab hat er erworben,
Im heil'gen Vaterland.

Geſtändniß der Liebenden.

„Nun iſt's vorbei! nun darf ich's ſagen,
Was tief bisher die Bruſt verſchloß:
Daß ich in dieſes Lenzes Tagen
Ein allerreinſtes Glück genoß;
Daß ich ein Schönſtes voll empfunden
Den heilig reinſten Dienſt geübt —
Daß ich in allerſchönſten Stunden
Ein Schönſtes gränzenlos geliebt.

Jetzt, wo des tiefen Meeres Wogen,
Das zwiſchen zweien Welten rollt,
Ihn unſern Blicken längſt entzogen
Jetzt zeig ich Euch das reine Gold,
Das reine Gold der heil'gen Liebe,
Die in des Herzens tiefſten Schacht
Gehütet ich, damit mir bliebe
Ihr tröſtend Licht in tiefer Nacht.

Euch ſei vertraut, was ich den Blicken
Der Welt, und — ſeinen ſelbſt, verbarg,
Und was mit ſchmerzlichem Entzücken
Ich bettete im ſtillen Sarg,
In meines Herzens tiefſter Tiefe,
Als wie in einem heil'gen Schrein,
Daß es dort ſtill für ewig ſchliefe,
Doch ewig ſollte mit mir ſein.

Was kümmert's mich, daß ich alleine
Dies höchste Liebesglück empfand!
Es bleibt das Edle, Hehre, Reine,
Darum nicht wen'ger mein genannt.
Ich hab's geschaut, ich hab's empfunden,
Ich hab's geliebt, weil ich's erkannt.
D'rum bleibt es ewig mir verbunden,
Denn ewig bindet solch ein Band."

Ueberſetzungen.

Aus einem Carnevalsliede von Lorenzo dei Medici.

Quanto è bella giovinezza
Che si fugge tutta via!
Chi vuol esser lieto, sia; —
Di doman' non c'è certezza.

O wie ſchön iſt Jugendſchimmer,
Der da flieht ſo windesſchnelle!
Willſt Du froh ſein, ſei's zur Stelle;
Morgen — es gehört Dir nimmer.

Auf Michel Angelo's Nacht.

1.

La notte, che tu vedi in si dolce atti
Dormire, fu da un angelo scolpita
In questo sasso, e perchè dorme ha vita.
Destala, se nól credi, et parlarati.

(Giovanbatista Strozzi 1535.)

Die Nacht, die Du ſo reizend hingegeben
Dem Schlafe, ſiehſt, ein Engel hat in Stein
Gemeißelt ſie. Der Schlaf muß Leben ſein!
Weck', Zweifler, ſie, und ſie wird Antwort geben.

2.

Michel Angelo's Antwort:

Grato m'è 'l sonno, e piu l'esser di sasso;
Mentre ch' el danno e la vergogna dura
Non veder non sentir m'è gran ventura.
Però non mi destar! Deh, parla basso!

Lieb iſt der Schlaf mir, lieber daß ich Stein;
Es mag, ſo lange Schmach und Schande währen
Nicht ſehn, nicht fühlen einzig Troſt gewähren,
Drum weck mich nicht, laß leiſ' Dein Reden ſein!

Antike Grabinschrift.

Gattin und Gatte.

Du, der Du heitern Sinn's vorbeizieht, Wandrer, ein Weilchen
Hemme den Schritt, und lies wenige Worte des Stein's:
„Mich, die ich einst im Kranze der strahlenden Jungfrau'n die erste,
Mich, Hemenaea, bedeckt hier dieses einfache Grab.
Ich, deren schöne Gestalt die Charitinnen geziert,
Und die Pallas voll Huld all' ihre Künste gelehrt —
Noch nicht zweimal zehn der Jahre sah ich entschwinden,
Als mich das Todesgeschick faßte mit neidischer Hand.
Doch nicht für mich beklag' ich mein Loos; weit mehr als der Tod selbst
Kümmert Atimatus' Leid mir, meines Gatten, das Herz."

Der Gatte spricht:

Sei Dir die Erde leicht, Du Geliebteste, würdig vor allen
Du des Lebens und was Gutes das Leben Dir bot!
Gönnte das harte Geschick, für Leben Leben zu geben,
Kaufte der eigene Tod Leben des Andern zurück:
Ach, wie so gern wohl hätt' ich, Geliebte, die Spanne des Daseins,
Die mir beschieden noch ist, freudig zum Opfer gebracht!
Doch jetzt bleibet mir nichts, als daß ich das Licht und die Götter
Fliehe, zu folgen Dir bald über den Stygischen Fluß.

Die Gattin antwortet:

„Nein, o geliebtester Mann, nicht stürme mit jammernder Klage
Ueber mein Scheiden so wild ein auf der Jugend Genuß!
Thränen fließen umsonst, unerbittlich bleibet das Schicksal,
Jeglicher Sterblichen Bahn schließt das: „Wir haben gelebt!
Schone Dein Leben, so wahr Dich nimmer ein ähnlicher Schmerz mehr
Treffe, und jeglichen Wunsch kröne ein günstiger Gott.
Und so möge, was mir der Tod an Jugend entrissen,
So Du zu leben gedenkst, Dir er an Jahren verleih'n!"

Rom. 1846. (Von einem Grabstein des Kapitol-Museums.)

Lyſippos Herkules Epitrapezios.

(Terſe II. S. 21.)

Siehe da ſtand auch gebildet der Tafel heiterer Schutzgott,
Herkules' Göttergeſtalt, und erfüllte mit Wonne das Herz mir,
Daß ich beim langen Schaun nicht ſatt mir ſchaute die Augen.
Alſo herrlich erſchien ſie, in ſo ganz kleinſter Geſtaltung,
Majeſtätiſch und hehr! Als Gott, ja als Gott, o Lyſippos
Hat er begnadigt Dich, Dir ſelbſt zu erſcheinen; dem Anblick
Klein, doch dem fühlenden Sinn ein Koloß. Kaum fußgroßer Höhe
Scheinet die Wundergeſtalt, und doch — wer riefe nicht ſtaunend,
Gleitet ſein Blick von Gliede zu Glied: „An dieſer gewölbten
Bruſt verathmete Nemea's Leu! Die Arme, ſie ſchwangen
Tödtlich der Keule Wucht und zerbrachen die Ruder der Argo!“
Welch ein täuſchender Schein von Größe in kleinſter Geſtaltung!
Welch ein Zauber beſeelte die Hand, wie tief die Erkenntniß,
Die ſolch' Werk zum zierlichen Schmuck der Tafel erſann, und
Mit demſelbigen Geiſte die Rieſenkoloſſe erdachte! —
Freundlich und mild iſt der Blick, als mahne aus innerſter Seele
Er zum Genuß die Genoſſen des Mahls. In der Rechten erhoben
Hält er den vollen Pokal, die Linke geſtützt auf die Keule,
Und das Nemäiſche Fell als Teppich dient es dem Felſitz.

(Nach Straluf.)